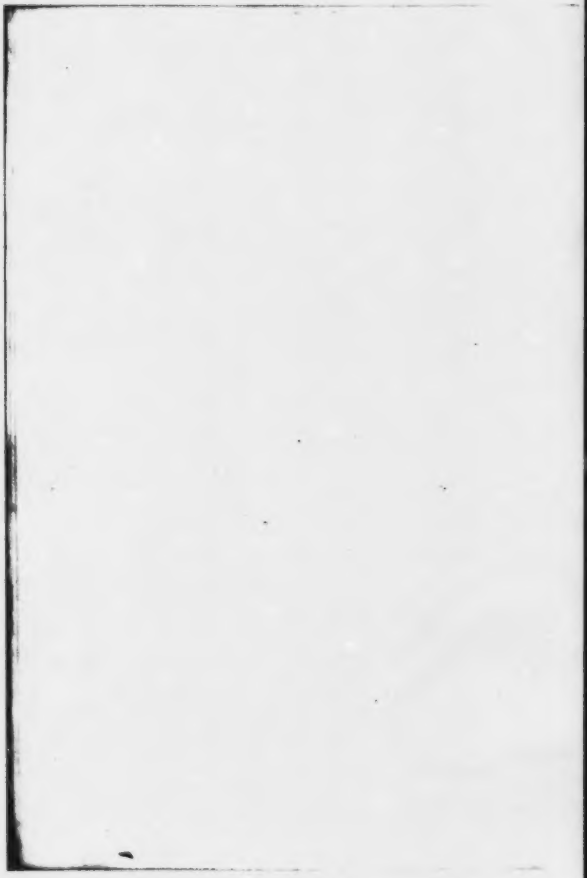
Nun will ich Ihnen gerne gestehen, daß das religiöse Gefühl bei mir sehr selten ist. Ich habe viel Respect vor Gott, und bete viel öfter als Viele denken das sie thun, besonders wenn ich gezwungen bin in Gesellschaft zu gehen. Ob das auf einen Ursachen kann? oder ob ich zu ernst und viel über das Leben nachdenke? Das ist ja ein unglaublich verwickelt, aber sie wissen es bei mir nicht viel Zeit und ihnen ein flüchtiges Andenken. Aber darin bin ich vollkommen von Ihnen, daß bei mir das religiöse so ganz anders und besonders Form fasst als das Leben in Gott, und dieses Leben durch mich und andern viel Erhebliches darstellen, und das nicht durch besondere Gesellschaften Messen zu Sonntag als Standen neben durch das Leben selbst.

27 Octobre 1820.

Carl Steffens.



Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Erster Band.

Berlin, 1856.

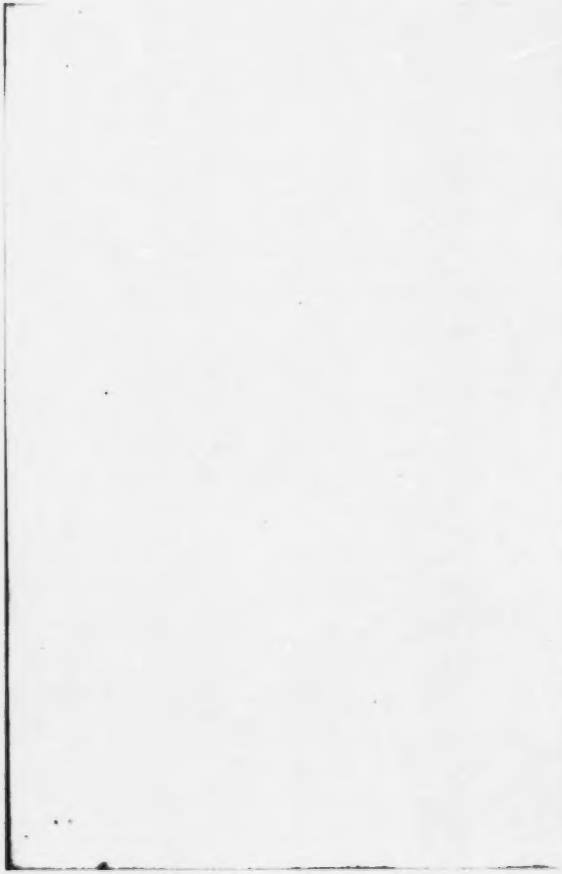
Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Bauernspiegel

oder

Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf.



Vorwort

zur

zweiten (ſchweizeriſchen) Auflage.

Grüß Gott Euch wieder, liebe Leute, und dank Euch Gott! Meine treuherzige Gabe habt Ihr treuherzig auf- und zu Herzen genommen; ich weiß, daß ſie ſchon manchem armen Kind Segen gebracht hat. Viele haben mir einen freundlichen Dank geboten, daß ich ſie der Mühe werth geachtet, den Spiegel ihnen vorzuhalten, und daß ich den Glauben gehabt, dieſes Vorhalten führe zur Beſſerung, und nicht zu eitlem Zorn. Das war mir ein gut Zeugniß, daß ich Euch, Ihr lieben Leute, beſſer kenne, als viele andere Leute Hätte ich guten Freunden mein Büchlein vor dem Druck gezeigt, ſie hätten es verbrannt, und vielleicht mich damit, nur damit ich nicht von Euch todtgeſchlagen würde. Und als dasſelbe gedruckt

war unvermuthet, da hatten meine Freunde große Angſt um mich, und fragten bekümmert an jedem Schauſaaltag: ob man mich nicht mit abgeſchlagenem Kopf in die Inſel (Name des Cantons-Spital) gebracht, damit man mir ihn wieder zurecht- und beſſer aufſetze? Aber ich wanderte wohlgemuth und wohlbehalten unter Euch herum, und wer weiß, ob nicht freundliche Blicke von Marcilene und Aennelene mich begleiteten.

Einige ärgerte der Titel; das Buch hätte man aller Leute Spiegel heißen ſollen, und nicht Bauernſpiegel, denn es kämen ja Leute aller Art darin vor, meinten ſie. Aber bedenket, das Bauernleben bildet doch eigentlich den Grund und Boden des Buches, aus andern Ständen wandeln nur einige Geſtalten flüchtig über dieſen Boden. Auch will ich Euch jetzt, da Ihr mich ſo vernünftig aufgenommen, aufrichtig berichten, daß dieſer Titel ein Lockvogel war. Hitzig auf dem Leſen ſeid Ihr eben nicht, wenn Ihr etwas leſen ſollt, ſo muß man es Euch aparti beitzen, und dieſe Beitze lag im Wort Bauernſpiegel. Jetzt kann ich den Titel nicht mehr ändern, ſonſt kennt man das Buch nicht mehr.

Einige meinten: den Herren, die doch immer die Naſe zuvorderſt hätten, hätte auch die Ehre eines Her-

renſpiegels zuerſt gebührt: oder werden nun böſe, daß er noch nicht nachgeliefert wurde. Aber bedenket, wenn man nur einen Herrenſpiegel machen, wenn man alle ihre Verkehrtheiten, Thorheiten, Narrheiten beſchreiben wollte, ſo müßte man ein Buch machen, ſo groß wie eine Zehntſcheuer. Zudem gibt es freilich reiche und arme, brave und ſchlechte Bauern, aber alle machen doch nur Einen Stand aus: aber wie vielerlei Herrenſtände, die in ihrer Lebensweiſe durchaus verſchieden ſind, gibt es nicht, und wie ließen ſich wohl alle in ein Buch zuſammenbringen, da man ſie nirgends zuſammen findet? Wo ſieht man z. B. alte und neue Herren beiſammen? Vielleicht am Maskenball. Aber wer will da erkennen: ob unter der Harlekinsmaske ein alter oder neuer Narr ſteckt? Wer will Advokaten und Pfarrer unter Einen Hut bringen? Redet man einem Advokaten von einem Pfarrer, ſo kömmt es ihm in die Luftröhre, er huſtet, daß ihm der Bauch gnappet. Redet man einem Pfarrer von einem Advokaten, ſo kömmt es dem Pfarrer in die Naſe, und er muß nieſen, daß es ihm weh thut in allen Seiten. Treffen ſie ſich wunderſamer Weiſe in einem Stübli oder Futtergang, ſo gramſelt es ihnen krebsartig in den Beinen, und ſie gehen hinter ſich, ſo ſtreng ſie mögen. Wirthe,

Kaufleute, Kuderhändler, Aerzte sind freilich anderer Art; die findet man zwischen aller Leute Beinen. Aber diese Herren würden sich denn doch ärgern, nur so zwischen fremden Beinen dargestellt zu werden so nebenbei. Es wäre auch zum Theil ungerecht. Es gibt unter ihnen Leute, die aufrecht stehen, accurat wie die respektabelsten Männer, und bekanntlich kann man zwischen fremden Beinen nur tief gebückt existiren. Dann gibt es aber Herren, die sich stellen, als ob sie anderen Menschen auf den Köpfen stünden, die, wenn sie beim Bären oder Löwen oder irgend bei einem andern Thier hinter einem Gütterli sitzen, von dem man nicht weiß, soll es einen Schoppen oder eine Halbe vorstellen, sich geberden, als ob sie Napoleon und seine alte Garde im Maul und Talleyrand und Metternich hinter den Ohren hätten. So müßte, wenn keine Herren-Sorte übergangen werden sollte, man wenigstens sieben Herrenspiegel hinter einander reihen; und vor so einer weitläufigen Geschichte grauset es mir, da von Natur Niemand ungerner sitzt und schreibt als ich. Zudem sind die Herren gar aufbegehrischer Art, die Alten und die Neuen, und die Letztern fast noch mehr als die Erstern, wie Kinder auch kitzliger sind als Greise.

Zudem sind die Herren b'sinnte Köpfe, die Jahre

lang es nicht vergeſſen, wenn man ihnen den Hut nicht abgezogen oder anderer Meinung geweſen iſt, als ſie; würden ſie mir es je vergeſſen, wenn ich mich unterſtünde, ihre Majeſtät im Hausrock zum Vorſchein zu bringen? Doch kömmt Zeit kömmt Rath, und was ſonſt noch Alles kömmt, weiß Niemand.

Vor allem aus muß ich nur dafür ſorgen helfen, daß dieſes Büchlein etwas reputierlicher unter die Leute kömmt, und das gibt mir bei der wenigen Zeit, die ich übrig habe, viel zu thun. Man wird es dem Buch nicht anſehen, aber dem Ungeübten rauben auch Kleinigkeiten viele Zeit. Hauptveränderungen ſind keine gemacht worden, ſelbſt die Recenſenten veranlaßten mich nicht dazu; ſie gingen wider ihre Gewohnheit über Verdienen mild und ſchonend mit mir um.

Ein bedeutender Theil des Publikums dagegen hat den Stab gebrochen über den zweiten ſogenannten politiſchen Theil; gar nicht hierher gehöre er, meinte man, daß gar zu viel geſchwatzt werde, tadelte man. Aber gab es nicht eine Zeit, wo bei dem einen Theil des Volkes das Leben einen politiſchen Aufflug nahm und dem andern Theil Politik einzutrichtern verſucht wurde? Soll dann in dieſer Schilderung des Volkslebens dieſe Seite

deſſelben nicht dargeſtellt werden dürfen, ja nicht vielmehr dargeſtellt werden müſſen? Was kann ich dafür, daß man den Leuten die Politik ſo erleidete, daß jetzt niemand mehr etwas davon hören mag? Und daß in dieſem Theil viel geſchwatzt wird, was kann ich dafür? Wie tritt ſeit 1832 bei vielen Leuten die Politik hervor in That oder Geſchwätz! und iſt dieſes Geſchwätz kurz oder breit? Auch taucht wieder bei den jetzigen Leuten ein Glaube auf, der bei den ehemaligen Leuten gegolten: Wer nicht Großrath ſei oder irgend ein Bein von einem Großrath, den gehe die ganze Geſchichte nichts an. Dieſe Neugläubigen will ich freundlich bitten, meine Liebe zu meinem Ländchen mir zu verzeihen. Ja, mein Ländchen liebe ich, und dieſe Liebe iſt's, die mich ſtark gemacht — ein Schwacher hätte den Bauernſpiegel nicht geſchrieben. Und um dieſer Liebe willen habe ich den zweiten Theil nicht umgeſchaffen, ſondern ihn noch mit Zuſätzen vermehrt. Was kann ich dafür, daß es in mir ſprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieſes Ländchens durch ſelbſtſüchtige Leidenſchaften niedergetreten, durch Frechheit zerſtört, durch Laſter aufgezehrt, durch ſchnöde Geldſucht ausgebeutet, durch Unbedachtſamkeit, Rechthaberei oder Leichtſinn untergraben ſehe. Verzeiht mir nun, wenn es

auch überkocht. Bin ich doch ein im Lande gebornes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter ſeit einer ſchönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchem fremden beſternten oder verlöcherten Buben das große Wort zu führen über unſeres Hauſes heiligſte Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Worts ſollte unſere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht vertheidigen dürfen mit der Schärfe des freien Worts! Und findet man dennoch mein Beginnen Unrecht, ſo verzeihe man mir um meiner Liebe willen, die mich zum Reden zwang. Man verzeihe mir auch, wenn jemand unſchuldig ſich getroffen glaubt, ich wollte es nicht; und die ſchuldig Getroffenen mögen glauben, daß ich nicht um ihretwillen die freie Rede mir erlaubt, ſondern aus Liebe zum theuren Vaterland. Wer aber dieſe Liebe mir verübeln will, dem will ich verzeihen.

Nun lebt wohl, liebe Leute, für dies Mal und zürnet nüt!

Lebe aber auch du wohl, mein lieb Büchlein, mein Erſtgeborenes! Du ſollſt wandern gehen in fremder Herren Länder, ſollſt an fremde Thüren klopfen, ſollſt um freundliche Herberge bitten! Zage nicht! gute Leute gibt es auch dort. Sprichſt du auch in fremder Mund-

art, ſieht man dich anfangs auch mit mißtrauiſchen Augen an für einen verdächtigen Wältſch, ſo gedulde dich nur, man wird bald den ehrlichen Schweizer in dir erkennen, der wohl etwas wunderlich redet, aber doch gar treu es meint. Und wenn du ihnen treue Kunde bringſt von dem leider viel bereisten aber wenig bekannten Lande, denn eines Volkes Sinn und Sitte liegen nicht auf der Heerſtraße, finden ſich nicht in den zur Unnatur verzerrten Mimeligeſtalten, ſo werden ſie dir ſicher freundliche Herberge geben als einem nicht unwillkommenen Gaſte. Und wo du freundliche Geſichter findeſt, mein lieb Büchlein, da theile freundliche Grüße aus von denen, die hinter den Bergen wohnen.

Jeremias Gotthelf.

Inhalt.

		Seite
1.	Meine Kindheit	1
2.	Wie ein Vater Kinder preßt	17
3	Das Leben	32
4.	Der Großvater stirbt. — Eine Theilung	44
5.	Der Vater stirbt	50
6.	Wie man, ohne zu erben, kann helfen theilen	53
7.	Die Bettlergemeinde	63
8.	Der Güterbub als Kindsmetzgi	67
9.	Der Güterbub wird ein Gassenbub	88
10.	Die christlichen Zigeuner	98
11.	Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall	114
12.	Wie es mir unter braven Leuten übel geht	117
13.	Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäurin aussehen	135
14.	Von einem berühmten Schulmeister und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweisen, und wie?	144
15.	Wie ich ein Knecht ward	158
16.	Fürio! das Haus brennt	166
18.	Fürio! es brennt auch im Herzen	172
19.	Wie man lieben und arbeiten kann	182
20.	Wie böser Wein Hochzeit macht	187
21.	Wie ein Pfarrer Einen kann aus dem Himmel fallen lassen	193
22.	Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen	197
23.	Wie ich und Aenneli rechnen	205

			Seite
Kapitel	24.	Wie Gott mir Kenneli nimmt	209
—	25.	Wie ich an den Menschen mich zu rächen suche	215
—	26.	Die Rache und ihre Folgen	220
—	27.	Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. — Mein Aufenthalt in französischen Diensten	225
—	28.	Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde	234
—	29.	Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied giebt	252
—	30.	Meine Heimkunft	257
—	31.	Meine Krankheit und dem Spital seine	263
—	32.	Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, fast zu einer Weltsche kam	270
—	33.	Mein Aemtlihunger, und wie ich abgespiesen werde	277
—	34.	Der gute Rath	303
—	35.	Der schöne Tag	312
—	36.	Wie ich suche und finde, aber nicht das Rechte	318
—	37.	Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei	324
—	38.	Wie ich eine bleibende Stätte finde	338
—	39.	Poz Wetter, Weiberlärm!	352
—	40.	Wie meine Bauern kannegießern	360
—	41.	Zwei lustige Vögel, und wie meine Bauern sie fliegen lehren	375
—	42.	Von vielen wüsten Vögeln und ihrem wüsten Treiben	381

Erſtes Kapitel.

Meine Kindheit.

Ich bin geboren in der Gemeinde Unverſtand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Chriſtus. Mein Vater war der älteſte Sohn eines Bauern, der einen ziemlich großen Hof beſaß, und noch vier Söhne und drei Töchter hatte. Großvater und Großmutter waren von altem Schrot und Korn; beide viereckigt und rüſtig früh und ſpät. Er war Meiſter in Feld und Stall. Das Erſtere bebaute er mit großem Fleiße, aber nach alter Mode, nahm lieber ein Klafter Naturgras, deſſen Same ihn nichts koſtete, als drei Klafter Pflanzengras, zu dem er den Samen hätte kaufen müſſen. Aus dem Stalle zog er die Zinſe der ſchuldigen Kapitale. Er mäſtete alle Jahre etwas, aber dazu brauchte er lieber das Korn aus dem Speicher, als daß er mehr Erdäpfel gepflanzt hätte als ſein Vater. Im Hauſe ſchaltete und rumorte die Großmutter, und Alles mußte ſich da vor ihr ducken, auch der Großvater. Sie kochte alles ſelbſt für die Menſchen und die Schweine, beſorgte den Garten und die Pflanzplätze ſo viel möglich allein und ſpann dabei Kuder faſt zu Tode. Das Geld hatten ſie im Genterli und die Großmutter immer ſo viel Recht dazu als der Großvater. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß, als einmal der Großvater ſehr munter von einem Märit heim kam, ich die Großmutter in der Nacht aufſtehen, dem Großvater die Hoſen erleſen und das Geld zählen ſah und ſie brummeln hörte: dä het aſe g'hudlet, es hätt es ſchöns Säuli gä, was er

versoffe het; dem will ih mern es Kapitel lese. Richtig waren sie am Morgen über eine Stunde lang im Stübli. Niemand wußte, was sie verhandelt hatten, aber der Großvater kam nie mehr so lustig heim. Beide konnten Gedrucktes lesen und besonders der Großvater las oft laut aus dem Schatzkästlein und dem wahren Christenthum; schreiben und Geschriebenes lesen konnten sie nicht, auch nicht rechnen; doch machte der Großvater wackere Bauernfünfe, und kein Anken-, kein Garnhändler, obgleich die Letztern besonders durchtriebene Schälke sind, konnte die Großmutter um einen Pfennig beluren. Daher hielten beide auf dem Lernen eben nicht viel; wenn eins ihrer Kinder nur nothdürftig lesen und beten konnte, so glaubten sie es überflüssig geschickt. Nur der jüngste Sohn, der nicht gern arbeitete und doch der Augapfel war, konnte ein wenig schreiben und rechnen. Mein Vater schien von allen das vernachlässigste Kind zu sein. Er konnte dem Großvater am frühesten in der Arbeit helfen und wurde nun fast von der ersten Jugend an als Knecht gebraucht, wie ich ihn oft klagen hörte. Füttern, handeln, Pflug halten und säen that der Großvater selbst, aber bei jeder wüsten und schweren Arbeit mußte mein Vater an der Spitze sein, und was die andern Brüder nicht thun mochten, das kam an ihn, und wenn etwas mißlang oder krumm gemacht wurde, so ging es über ihn aus. Als Beispiel erzählte er manchmal, wenn Steuerholz zu fällen gewesen sei, bei schlechtem Wetter oder an wüsten Orten, so hätte er der erste und letzte dabei sein müssen, an die Fuhrungen seien dann seine Brüder gefahren. Ich erinnere mich noch wohl, daß sie gewöhnlich bei ihrer Heimkunft nicht stehen konnten und lebendige Feuerspritzen vorstellten. Darüber schmähte der Großvater niemals; es ging nicht aus seinem Gelde, und er hielt es für Gewohnheit und Recht, daß bei solchen Gelegenheiten jeder so viel zu sich nehme, als er vermöge; ja ich glaube, er hätte sie ausgelacht oder ihnen gar abgeputzt, wenn sie anders heimgekommen wären. Man kann sich bei solcher Erziehung und solchen Verhältnissen meinen

Vater leicht vorstellen. Er war ein guter Arbeiter, dem aber befohlen werden mußte; er war roh, aber nicht ohne Gefühl; er sprach nicht viel, nur im Zorn, der aber selten ausbrach, konnte er nicht schweigen, sondern tobte fürchterlich. Ich glaube, er habe seine Hintansetzung gefühlt, sich aber damit getröstet, daß der Großvater für seine viele Arbeit ihm später ein Einkommen thun werde. Uebrigens war er nicht gewohnt zu denken, auch nicht an die Zukunft, er ließ die Dinge gehen, wie sie mochten, und nahm sie wie sie kamen. So kam er auch zu einer Frau, aber wie viele Andere, ohne recht zu wissen wie, und ohne bestimmt ohne eigentlich eine Frau zu wollen. Meinen Großeltern soll die Heirath gar nicht recht gewesen sein; nicht daß sie den Vater nicht gerne beirathen gesehen hätten; zu essen hatten sie vollauf, aber nie genug Hände zur Arbeit, nur die Person war ihnen nicht recht. Meine Mutter war eine Krämerstochter, sie soll hübsch, aber auch gefallsüchtig gewesen sein, in der Haushaltung und auf dem Felde nichts gethan, sondern dem Laden abgewartet und auf der Bank vor demselben gethan haben, als ob sie nähe oder stricke, was sie leider bös genug konnte. Niemand konnte begreifen, wie mein Vater und sie zusammen kamen; aber Wein und Tanz, Nacht und Lust wirken unbegreifliche Dinge. Meinen Großeltern hatte sie viel zu glatt gestrählte Haare, und that viel zu zimpfer, nach Art einiger Krämertöchter, unter denen es aber auch ganz charmante Kinder giebt. Sie wollten sie nicht ins Haus, ein unehlich Großkind wollten sie aber auch nicht. Darum drangen sie auf die Heirath, zu welcher weder Vater noch Mutter von Herzensgrund Lust hatten, wie sie sich oft genug vorhielten, wenn die Noth sie gegenseitig offenherzig machte. Das Geld zu dieser Hochzeit gab der Krämer, meine Großeltern nahmen Schneider und Schuster auf die Stör, ließen die Hochzeitkleider dem Sohn machen, ob er aber auch Geld habe, darum kümmerten sie sich nicht, und Geld zu fordern ließ sich nicht leicht aus ihrer Kinder einfallen. Hie und da gab es ein Trinkgeld

von einem Stück Vieh oder einer Fuhr, oder sie konnten sich zuweilen einen kleinen Vortheil machen; allein das ging natürlich schnell darauf. Meine Tanten sollen z. B., wenn sie auf einen Märit gingen, immer ein Stück Brod und einige dürre Birnen im Sack gehabt haben, damit, wenn sie niemand zu Gast hielt, sie nicht Hungers sterben müßten. Die aßen sie dann freilich nicht in der Tanzstube.

Diese Tanten (ich sage dieses hier, weil später nichts mehr von ihnen vorkömmt) wurden alle noch schlechtere Hausmütter als meines Vaters Frau, obgleich meine Großmutter nicht Rühmens genug machen konnte, wie sie dieselben wachen lasse. Ja! dreinschlagen und spinnen mußten sie tüchtig, auch fegen und putzen Haus und Stube; aber von der Haushaltung lernten sie nichts, die machte die Großmutter und begehrte auf, wenn sich eins ihrer Meitschenen in der Küche aufhalten wollte. Ob sie gewaschen seien? gab niemand acht, und wenn Eine mehr als einmal in der Woche strählen wollte, so machte Großmutter die Faust und nahm die Zäpfen selbst in die Hand. Es ging bei ihnen wie in einem Taubenhaus, denn die Großmutter war berühmt und ihr Rühmen machte, daß man meinte, welche Wunderwerke sie aus ihren Töchtern erziehe. Alle drei erhielten Bauernsöhne, wurden aber die unverständigsten und unsäuberlichsten, und bei allem Geiz die kostbarsten Hausfrauen, weil sie nichts zu Ehren ziehen konnten. Der Mann der Aeltesten schlug von Haus, wurde ein Trunkenbold und fiel im Rausche todt. Der Mann der Zweiten starb vor Verdruß, als er einst den ganzen Fleischvorrath wegen Mangel Salzens und Räucherns von den Würmern zerfressen sah. Die Dritte starb glücklicherweise schon in dem ersten Kindbette, weil sie in dummem Stolz, um zu zeigen, wie sie Eine sei, gleich am zweiten Tage mit ihrem Volk Erdäpfelstock und saures Mues aß. Die meisten Leute konnten dieses nicht begreifen; ich habe es aber seitdem oft erlebt, daß die berühmtesten Weiber die Töchter am schlechtesten erziehen, eben darum, weil sie allein berühmt sein

und nichts an die Töchter lassen wollen, diese bloß für Maschinen gebrauchen, und sie nie zu der wichtigen Haushaltungskunst vernünftig anleiten.

Meine Mutter blieb also in ihrem elterlichen Hause, der Vater in dem seinigen; denn der Großvater hätte ihn ungern verloren, und meinem Vater kam es nicht in den Sinn, etwas für sich anzufangen. Freilich erhielt er noch immer keinen Lohn, und mußte von meiner Mutter später oft Vorwürfe hören, wie wenig er ihr und den Kindern gekramt, und daß er in drei Jahren zwei einzige Male mit ihr im Wirthshaus gewesen. Alles, was die Großeltern thaten, [illegible] für ihre Sohnsfrau in die Kindbette jedes Mal ein Mahl [illegible] halten, worüber aber die Großmutter jedes Mal dem [illegible] ger geklagt haben soll, wenn sie ihm nicht die gehörige Portion abliefern konnte. Meine Mutter hatte bereits drei Kinder, als ihr Vater starb und die Herrlichkeit zu Ende ging. Ihr Vater war früher Schuhmacher oder Schneider gewesen, ich erinnere mich nicht mehr welches, und hatte sich ein hübsches Stück Geld erworben. Nun fuhr der Hoffahrtsteufel ihm in den Leib, er schämte sich zu Fuß zu gehen, stellte ein Bernerwägeli, dann ein Sitzwägeli und endlich einen Charabanc an. Sein Häuschen war ihm zu schlecht, er baute ein großes schönes Haus; Weib und Kind wurden auch angesteckt, schämten sich der Arbeit, wollten alles am schönsten haben. Die Frau that es den Bäurinnen zuvor und wollte die beste Frau in der ganzen Gemeinde sein, und das kostet auf dem Lande viel. Die Kinder suchten in Pracht und Großthun alle Andern zu übertreffen. Jedes nahm Geld aus der Losung so viel ihm beliebte, ordentliche Buchhaltung wurde keine geführt, kein Inventari gemacht. So minderte sich das baare Geld immer mehr, verlegene Waaren waren ganze Haufen da, daher auch zunehmende Verlegenheit, wenn etwas bezahlt werden sollte. Nun nahm der Kredit ab, die Waaren mußten theuer gekauft werden, und als endlich der

Krämer, wahrscheinlich aus innerm Gram, der ihn in der letzten Zeit noch zum Trinken brachte, starb, war viel zu wenig da, und nun Noth und Elend, wo früher Uebermuth und Ueberfluß gewesen.

Jetzt wäre der Zeitpunkt da gewesen, wo mein Vater noch etwas für sich mit Nutzen hätte anfangen und seine erschrockene und lind gewordene Frau zur Arbeit und zur Haushaltung gewöhnen können: aber er hätte darüber sinnen müssen, und dieses war ihm, als ob man ihm Feuer unter die Nase hielt. Er wußte daher nichts anzufangen, als Frau und Kinder zu sich zu nehmen, und dieses that er auch erst am Tage, als sie ihr Haus räumen mußten. Es war ihm zuwider, die Großeltern um ein leeres Stübchen im Küherstöckli [illegible] fragen, sie gönnten ihm auch das Wort nicht, und wer weiß, wie es gegangen wäre, wenn nicht mein Großvater dem Vater einen Trämel hätte müssen zur Sage führen helfen. Nach vollbrachtem Werk tranken sie unterwegs eine Halbe und dann noch eine, weil der aufgestellte Wein meinen Großvater gar gut dünkte. Der Wein that ihnen die Herzen und auch die Mäuler auf. Sie hatten einander lange nie so lieb gehabt; wer zuerst von dem Stübli zu reden anfing, weiß ich nicht, aber als sie nach Hause kamen, war die Sache abgemacht. Den folgenden Tag zog meine Mutter ein, und obgleich es im Säet war, hatte doch der Großvater ein Pferd erlaubt, um ihren Grümpel zu führen. Natürlich ward nicht doppelte Haushaltung gemacht, dazu hatte der Vater kein Geld, meine Mutter und die Kinder mußten hinüber ins große Haus zum Essen. Wie es hierbei meiner Mutter zu Muthe war, kann man sich leicht vorstellen, und ebenso, welche Augen ihr von der ganzen übrigen Familie gemacht wurden. Als sie noch im Flor war, kam sie ein oder zwei Mal zu Großvaters im höchsten Staat. Meines Vaters Brüder und Schwestern sahen sie scheu und neidisch von der Seite an, sie war eben auch nicht am freundlichsten mit ihnen, und Keins kam ins

Hinterstübli, wohin die Großmutter den Kaffee getragen hatte, so oft man ihnen rief, und Keins hätte je in ihrem Krämerladen etwas gekauft.

Man kann sich nun die Schadenfreude denken, mit welcher sie ihre Schwäger und Schwägerinnen ansahen, nachdem ihr Vater gestaget hatte; sie hatten immer etwas zu zäpfen beim Essen und bei der Arbeit. Großvaters waren nach ihrer Art nicht böse mit ihr, allein sie konnten sich, und besonders die Großmutter, nicht enthalten, ihr alle Augenblicke zu sagen: es wird dih ungwohnt düeche; dann folgte gern eine Nutzanwendung, daß man es nicht besser vermöge, wenn man bei Ehre und Gut bleiben wolle. Allerdings that meiner Mutter Essen und Arbeit sehr ungewohnt. Es wollte sie fast zerreißen, daß sie in der Küche nicht mehr bröseln konnte, wenn sie wollte; daß Erdäpfelsuppe und schlecht gekochter Kaffee am Morgen den Kaffee ersetzen sollten; daß manches Kaffee getrunken wurde, von dem sie nichts bekam. Sie brachte es nie dahin, Erdäpfel und Milch zusammen zu essen, ohne zu verschütten, besonders seit sie merkte, daß man ihr aufpaße um sie auszulachen. Im Stöckli schickte es sich nicht wohl, etwas besonders zu machen, man hätte es gemerkt, wenn sie gefeuert hätte. Doch die Noth macht erfinderisch. Im Winter wurde manches Kaffee beim Heizen gemacht, und die Milch, welche die Mutter für die Kinder erhielt, dazu gebraucht, und im Sommer soll sie, wie man ihr nachredet, um Mitternacht aufgestanden sein, um etwas für den Tag z'weg z'mache, in der Hoffnung, man merke um diese Zeit das Feuer nicht. An Geld fehlte es der Mutter lange nicht, sie hatte sich Sackgeld gemacht und später viel überflüssigen Flitterstaat verkauft.

Bei der Arbeit auf dem Felde ging es ihr nicht besser, sie konnte dieselbe kaum aushalten, bei aller Mühe arbeitete sie immer weniger und schlechter als die Andern; je mehr sie schwitzte, desto mehr sah sie die Andern sich Blicke zuwerfen und spotten.

Sie mußte alle Tage hören: das ſei was angers als vor em Lade hocke und g'fätterle. Meine Mutter war im Grunde nicht böſe, und wenn man ſie mit Liebe und Nachſicht behandelt hätte, ſo wäre ſie verſtändig genug geweſen, ſich nach und nach in ihre Lage zu ſchicken, und ganz ſicher eine beſſere Hausfrau geworden, als ihre Schwägerinnen alle, denn ſie war weit geſcheidter als dieſe. Auf dieſe Weiſe wurde ſie muthlos und bitter, ſie bemühte ſich nicht mehr die Sachen beſſer zu machen, ſondern ihre Zunge kam auch in Gang und wurde ſo ſcharf und ſchneidend, daß die Uebrigen am Ende froh waren zu ſchweigen. Zu dieſem allem ſagte mein Vater wenig oder nichts, er wußte nie recht, mit wem er es eigentlich halten ſollte. Am Tage ſchämte er ſich ſeiner Frau bei der Arbeit, beim Eſſen ärgerte ſie ihn, und er nahm ſich vor, ihr Nachts hinter dem Umhang abzukapiteln, aber dazu kam es nie. Hinter dem Umhang fing dann die Frau an zu jammern und zu ſchimpfen über das Betragen ſeiner Verwandten und wußte es in ein ſolches Licht zu ſtellen, daß der Vater ſich feſt vornahm, es nicht mehr zu dulden, ſondern gleich am folgenden Tag mit Eltern, Brüdern und Schweſtern tüchtig aufzubegehren; aber dazu kam es wieder nie. Sobald es Tag war, hielt er es im Herzen wieder mit ſeinen Verwandten, des Nachts dann wieder mit ſeiner Frau. Das ging ſo lange, bis man ſich trennte.

Nachdem meine Mutter ungefähr ein Jahr in dieſer Lage geweſen war, wurde ich geboren. Nun wird ſich Mancher wundern, woher ich das alles wiſſen könne, was ich bis dahin erzählt, da ich doch nicht dabei geweſen? Nur Geduld, er wird es ſchon erfahren! aber wundern wird man ſich nicht, daß meine Mutter in ihrer Gemüthsbeſchaffenheit in der Kindbette ernſtlich krank wurde, ſo daß ſie nicht im Stande war, mich zu ſäugen und zu beſorgen.

Die Großmutter hätte es nie zugelaſſen, eine Hebamme zu rufen, ſie glaubte noch einmal ſo geſchickt als eine ſolche zu

ſein. Sie ſtund meiner Mutter in der ſchweren Stunde getreulich bei, und förderte mich glücklich ans Licht der Welt, welches ich mit ungewöhnlichem Klaggeſchrei erblickt haben ſoll. Sie nahm mich, als ſie die Schwäche meiner Mutter ſah, ſofort zu ſich, machte dem Korbe, worin ich lag, Platz auf dem Ofentritt in ihrem Stübli und betrachtete mich nicht nur als ihr Kind, ſondern erwies mir auch mehr Zärtlichkeit als früher ihren acht Kindern zuſammen genommen. Während den erſten Tagen meines Lebens glaubte man, ich würde ſterben. Die gute Großmutter wird mich wahrſcheinlich ſchon von Anfang an mit lauter Nidle getränkt und dieſe mein Magen nicht vertragen haben. So lange ich im großelterlichen Hauſe war, hatte ich immer mein beſonderes Näpfchen bei Tiſche, worein Großmutter aus den großen Kachlen, welche für die Uebrigen hingeſtellt waren, das Beſſere obenab geblaſen hatte. Meine Kränklichkeit erregte große Angſt, ich möchte vor der Taufe ſterben, dann wären die Eltern ſchuld, wenn mir durch dieſe Verſäumniß die Seligkeit fehlen würde. Im ganzen Hauſe hingen Alle feſt an dem Vorurtheil, ohne Taufe könne man nicht ſelig werden: dabei glaubten ſie doch an einen gütigen Gott, an einen Vater im Himmel. Aber in unſerm Hauſe war es halt auch ſo wie in hundert andern, man glaubte gar Vieles, aber zweierlei that man nicht. Man unterſuchte erſtlich nicht, woher man das hätte, was man glaubte, ob es in der Bibel ſeinen Grund hätte, oder ob es käme, ohne daß man wußte woher, wie die Schaben ins wollene Zeug. Daher kam es, daß man die Leidensgeſchichte Jeſu und ſeine Auferſtehung gleich feſt glaubte, wie irgend eine erlogene Teufelserſcheinung oder eine Hexengeſchichte, und auch gleich als ungläubig den verdammte, der an der evangeliſchen Wahrheit, und den, der an den dummen Mährlein und elenden Hexengeſchichten zweifelte. Zweitens ſtellte man dasjenige, was man von allen vier Winden her glaubte, nie zuſammen, unterſuchte nie, ob es auch zuſammen paſſe. So glaubte man an Gottes All-

macht, und doch, daß ein altes Weib das Vieh verhexen und Kapuziner sogar Menschen tödten könnten mit bloßem Worte, gerade wie Gott die Welt, Adam und Eva geschaffen. Der Großvater konnte gar trostlich beim Schlafengeben das Unser Vater, und Vater vergieb mir meine Schulden, wie ich meinen Schuldnern auch vergebe, beten, und Handkehrum zu der Großmutter sagen: ih hoffe doch, daß Niggis Joggi einist e fürige Ma werdi, wenn e gerechte Gott im Himmel isch; kä donners Schelm het mer hüt wieder e ganzi Furen abg'fahre, u der Marchstei int ganz blutt und krumm. Daß ich getauft werde alsbald, darüber war man also einig, auch darüber, daß Großvater und Vater Göttene, Großmutter Gotte sein sollten; dem Vater war das Tschämele zuwider, er war nie ein großer Redner und bei solcher Gelegenheit vollends nicht, und die früheren Male soll er immer in seiner Herzensangst seinen Hut ganz zerdrückt und verdreht haben; auch konnte man so das Kindbettmahl ersparen, und das zürnte niemand, als vielleicht meine Mutter, welche im Herzen schon lange auf die Züpfen der Gevattersleute gerechnet hatte. Ueber meinen Namen aber entstund ein gewaltiger Streit. Meine Mutter hätte gern einen hoffährtigen gehabt und Fritz gefiel ihr gar wohl, vielleicht daß ein alter Schatz so geheißen. Meine Großeltern wollten von diesem nichts hören, der sei ihnen zu herrschelig; sie bestanden auf Christi, das sei ein Name, der im Leben und im Sterben etwas zu bedeuten habe. Allen zum Erstaunen hatte hier mein Vater eine eigne Meinung, er verwarf die beiden vorgeschlagenen Namen und beharrte auf Jeremias. Gründe für eine Sache konnte mein Vater nie angeben, also auch hier nicht, um so hartnäckiger blieb er bei seiner Meinung. Das habe ich in meinem Leben immer gesehen, daß Leute von der Bildung oder vielmehr Unbildung meines Vaters um so eigensinniger bei ihrem Willen beharren, jeweniger sie dafür zu sagen wissen. Entweder hatten ihn meine Klagelieder, die ich bei meinem Eintritte in die

Welt sang oder brüllte, oder eine unerklärliche Ahnung meiner traurigen Schicksale zu diesem Namen bestimmt. Zuerst gab ihm meine Mutter nach, weil Jeremias doch vornehmer klang als Christi und nicht jeder Bettelbube so hieß; dann auch die Großeltern, weil Jeremias ein biblischer Prophetenname sei und sie keinen Jeremias kannten, der bei Spiel und Tanz der erste war, wie es wohl irgend ein Fritz sein mochte, den sie kannten.

Es soll furchtbar gewittert, die Großmutter die Schuhe mehr als einmal verloren und ihren Hochzeitkittel übel zugerichtet haben, als man mich zur Taufe trug. Doch schlug es mir nicht übel, sondern gut zu, wegegen sicher manches Kind an dem zu frühen unvernünftigen Taufgang sterben mag. Wahrscheinlich hatten die raschen Bewegungen der Großmutter, die mich absolut tragen wollte, und doch immer mit ihren Schuhen zu thun hatte, meinem Magen die Nidle verdauen helfen, oder er war derselben mehr gewohnt geworden; kurz, ich wurde gesund. Daß aber dieses Gesundwerden nicht natürlichen Ursachen, sondern der wunderbaren Kraft der Taufe zugeschrieben, die Vorurtheile vermehrt und verstärkt wurden, kann man sich leicht denken. Die Taufe eines Enkels, welcher der Großvater zum ersten Male beiwohnte, stimmte ihn weich, und gutmüthiger als vernünftig kramte er der Mutter allerlei. Dieses schmeckte ihr natürlich besser als das Defterzeug, und beförderte ihre Genesung nicht. Es ist merkwürdig, daß die Menschen nie am rechten Ort und in der rechten Zeit entweder vernünftig oder gutmüthig sein können; bald sind sie zu verständig, bald zu gutmüthig, noch mehr aber weder das Eine noch das Andere.

Ich war also ein sehr wertbes Kind, und wurde natürlich ein sehr fettes, denn darin zeigt sich bei gar vielen Leuten, die nicht gelernt, wann sie gutmüthig, wann sie vernünftig sein sollen, die Liebe, daß sie den Kindern so viele und so gute Speise einschoppen, als zum Mund hinein mag; an die Fol-

gen denken sie nicht. Es war früher der Großmutter Stolz gewesen, im Sommer ihre Pflanz- und Flachsplätze, im Winter ihre Schweine und ihren Kuder an der Stange zeigen zu können und rühmen zu hören; jetzt mußte ich gezeigt und gerühmt sein Sommer und Winter. Wer etwas von ihr wollte, der mußte mir nur recht flattiren, dann konnte er der Gewährung seiner Bitte sicher sein. Sie ferggete mich überall mit sich herum, in der Küche, in dem Garten, und wenn sie spann, so trieb der eine Fuß das Rad, der andere die Wiege. Der Großvater hatte mich fast eben so lieb, obgleich ihm anfangs das Geschrei des Nachts zuwider gewesen war. Als ich mich nach und nach entwickelte und das innere Leben durch Zeichen und Töne kund geben konnte, da soll der Großvater nie vom Felde oder einem Gange heimgekommen sein, ohne zuerst nach mir zu sehen. Großmutter behauptete steif und fest, es gebe nicht nur kein so schweres, sondern auch kein so witziges und frommes Kind, als ihren Miaßli; ich könne schon beten, behauptete sie, als ich kaum ein halb Jahr alt war, weil ich zuweilen zufällig die Händchen zusammen legte.

Man sollte diesem nach glauben, ich sei den anderen Hausgenossen um so unwerther geworden, je werther mich die Großeltern hielten, denn man sieht sonst meist, daß, wenn Menschen oder Thiere von den Einen mit besonderer Liebe behandelt werden, die Andern sie hassen und insgeheim verfolgen. Es ist auch natürlich, indem die meisten Menschen nur ein bestimmtes Maaß von Liebe haben. Erhalten die Einen zu viel davon, so zieht es den Andern zu wenig. Auch müssen gar oft unter der Meisterlosigkeit eines Hausgenossen, eines Kindes oder einer Katze, Alle leiden und Verdruß ausstehen; das macht nicht gutes Blut, und die Meisterlosigen müssen es entgelten, wenn sie sich schon dessen nichts vermögen, wenn an ihrer Meisterlosigkeit Andere schuld sind. Ueberhaupt sind die Menschen zum Neid geneigt, und wenn einer geliebt wird, so hassen ihn viele schon deswegen, auch wenn er ihnen nie in den

Weg gekommen. Schlug ja doch Kain den Abel aus Neid todt, obgleich Abel nichts dafür konnte, daß des Kains Opfer Gott nicht angenehm war. So ging es aber nicht. Ich war nicht nur Allen lieb, sondern zum Theil Ursache, daß sich die Einen auch mehr liebten, und oft den Andern ein Ableiter großelterlicher Scheltungen. Ich war gar ein freundliches Kind, neugierig, fragte viel, und hieß daher gar kurzweilig. Meines Vaters Brüder waren sonst die unfreundlichsten Menschen und gaben um einen Kreuzer, so nöthig sie ihn hatten, kein gutes Wort, mir aber konnten sie nicht widerstehen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, den Großeltern zu lieb, mir zu flattiren; dazu waren sie zu holzböckisch. Sie waren überhaupt nicht gewohnt, jemanden Liebe zu zeigen oder etwas zu lieb zu thun. Man war in unserm Hause nicht gewohnt zu zanken, aber gute Worte gab man sich eben auch nicht. Die Großeltern hatten ein rauhes Aeußere, liebten zwar ihre Kinder, aber hatten weder Zeit noch Geschick, es ihnen zu zeigen. So waren meine Onkel und Tanten allesammt sauertöpfig geworden, und wenn man aus sauern Gesichtern Essig ziehen könnte, so hätten wir nie Essig zu kaufen gebraucht. Mir aber lachten sie von weitem entgegen, jeder wollte mich haben, und welchen ich beim Bein nahm, der hub mich auf den Arm und trug mich in den Stall zu den Pferden und Kühen. Die Großmutter wunderte sich oft darüber, daß sie mit mir so freundlich seien, sie wußte nicht, daß eigentlich jeder Mensch Liebe in der Brust hat, auch wenn sie hart wie Felsen scheint; daß in der That viele Menschen die Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil sie in der Jugend zurückgedrängt worden. Niemand aber kann Liebe nach Außen ziehen und sie hervorlocken, wie ein unschuldig Kind.

Meine Tanten durften sich zuweilen mit mir versäumen, dafür erhielt ich von ihnen als Kram immer alle Birnenschnitze, die ihnen an den Märiten übrig blieben. Am glücklichsten wurden durch mich meine Geschwister, zwei Mädchen und ein Knabe. Bis dahin hätten sie nirgends sein sollen, sie waren

allenthalben im Wege, am Tisch, im Haus und um's Haus. Alles fuhr über die Bursche aus: war etwas zerbrochen, sie hatten es gethan; verloren, sie hatten es verschleipft; zertreten, sie hatten da gespielt. Jedes klagte, sie seien Einem immer unter den Füßen und doch zu nichts zu brauchen, und wie viel Haarrüpfe, Stöße, Ohreten es da absetzte, kann niemand abzählen. Natürlich wurden sie auf diese Weise nicht die Besten und weil sie doch alles gethan haben sollten, so thaten sie was sie konnten; und weil sie niemand liebte, so liebten sie wieder niemanden. Mein Vater nahm sie so wenig in Schutz, als er meine Mutter beschirmte. Er hatte es ungern, wenn es um ihretwillen Verdruß gab, und glaubte daher immer die Kinder im Fehler; zwar prügelte und schimpfte er sie selten aus, aber gute Worte gab er ihnen eben so wenig. Meine Mutter nahm sich ihrer oft an, allein nicht aus eigentlicher Theilnahme und Mitleiden, sondern aus Widerspruchsgeist, und weil sie nicht dulden wollte, daß man ihnen befehle, weil es ihre Kinder seien. Sie war ihnen daneben aber nichts weniger als eine zärtliche Mutter, dafür war ihre Selbstsucht zu groß; sie machten ihr zu wenig und gaben ihr zu viel zu thun, und wenn sie zu keiner Arbeit zur rechten Zeit kam, so sollten immer die Kinder schuld sein. Es giebt gar viele Leute dieser Art, die ihre Obliegenheiten nicht erfüllen mögen, und die Ursache davon nie bei sich selbst, sondern bei Andern suchen und es diese entgelten lassen. Die Kinder waren immer schlecht gekleidet. Die Großeltern nahmen zwei Mal im Jahr Schneider und Schuhmacher, und im Herbst eine Lismerin auf die Stör, so erhielten die Geschwister an Kleidern und Schuhen auch ihren Theil. Ihre alten Kleider aber wollte die Großmutter nicht durch den Schneider plätzen lassen, das solle die Mutter thun, sie verrichte sonst nicht viel, und ihr bischen Nähen trage nichts ab. Die Mutter erhielt auch die Wolle zu den Winterstrümpfen für ihren Mann und die Kinder; man konnte aber darauf zählen, daß diese Strümpfe um Weihnacht nie fertig waren, und die Kinder entweder mit blauen,

Beinen herumliefen, oder die Fetzen der letztjährigen ihnen zu den Schuhen heraushingen. Die Großeltern konnten sich dann nicht enthalten, nach den Strümpfen zu fragen und zu sticheln, und jedes Mal wenn die Mutter um ihrer Saumseligkeit willen, oder weil sie sich lieber eine neue Blegi an ein altes Gloschli nähte, als für die Kinder lismete, einen Stich erhalten, fand sie eine Ursache, die Kinder zu prügeln.

So wie ich heranwuchs, änderte sich das Verhältniß meiner Geschwister zum Hause. Kinder werden immer zu Kindern hingezogen, denn in ihnen liegt ja auch der Trieb, sich mitzutheilen, sich anzuschließen; so hing ich mit Leib und Seele an meinem Bruder und meinen Schwestern. Je seltener ich anfänglich zu ihnen kommen konnte, desto stärker wurde diese Liebe, desto glücklicher war ich, wenn ich einmal eine Stunde mit ihnen g'fätterlen konnte. Meine Geschwister kamen nämlich, außer um zu essen, selten in's großväterliche Haus, man duldete sie ungern und sie kamen ungern, weil sie entweder auf Schläge oder auf Tadel zählen konnten. So wie ich Eines ansichtig wurde, ruhete ich nicht, bis es bei mir war, und so lange es bei mir war, durfte ihm niemand etwas thun. Was ich hatte, jeden Leckerbissen, theilte ich mit ihnen. Die Großmutter machte in ihrer Schwäche gegen mich den Großvater manchmal lachen, und doch war er nicht stärker. Im Speicher waren die Vorräthe von dürrem Zeug: Aepfel, Birnen, Kirschen und Zwetschen lagen da ganze Kasten voll; in den Speicher zu kommen war meine Seligkeit, denn alle Mal trug ich alle Säcke voll hinaus. Nun war es recht lächerlich, wie die Großmutter, wenn sie in den Speicher gehen wollte, nicht ruhte, bis ich es bemerkte, oder, wenn ich nicht in der Stube war, mit dem Speicherschlüssel im ganzen Hause herumlief, bis sie mich ansichtig wurde und ich den Speicherschlüssel sah. Natürlich hängte ich mich alsobald an ihre Schürze und wollte mit. Sie aber stellte sich dann immer, als wollte sie mich durchaus nicht mitlassen, schalt mich aus, daß ich alles

sehen müsse, was ich nicht solle; drohte, sie wolle mich dem Großvater verklagen, der gewöhnlich aus irgend einem Stalle dem Spiel lachend zusah. Nach und nach erlaubte sie mir mitzugehen, aber versicherte bestimmt, sie werde mir durchaus nichts geben, und das Ende vom Liede war immer, daß ich mit gefüllten Säcken unter vielem Balgen der Großmutter herauskam, die aber doch, wenn ich einen Sack zu füllen vergessen hätte, mich selbst darauf aufmerksam gemacht hätte. Mit den eroberten Schätzen eilte ich zu meinen Geschwistern, theilte redlich mit ihnen und machte dadurch auch sie, die nie zu dergleichen Herrlichkeiten gekommen waren, glücklich. Daher liebten sie mich und trugen alle mögliche Sorgfalt für mich, und wenn sie in Feld oder Wald etwas fanden, von dem sie glaubten, es freue mich so brachten sie es mir. So wurden meine Geschwister dem ganzen Hause befreundeter, den Großeltern lieber, und als Folge davon zeigten sie sich gefälliger, betrugen sich besser und wurden ihres Lebens ordentlich froh, weil sie allenthalben sein durften, ohne verschüpft und mit Schlägen bedroht zu werden. Selbst meine Mutter hatte die Liebe der Andern zu mir zu genießen, wurde als meine Mutter mehr als Sohnesfrau gehalten und darauf gesehen, daß ihr das Nöthige nicht fehle. Ich glaube zwar, sie habe mich beneidet, obgleich sie mich an sich zu locken suchte, wahrscheinlich um mich auszufragen, was im Hause getrieben, was, besonders über sie, geredet werde? Ich hatte sie auch lieb, doch war ich nicht gern bei ihr in ihrer Stube, es war mir zu enge dort. Die Mutter war, was hoffährtigen Mädchen gerne geschieht, eine Hotsch geworden; das Stübchen lüftete sie nicht, räumte nicht auf, sie selbst war entweder unvernünftig geputzt oder eine Schlampe, das erstere immer seltener, das letztere alle Tage.

Man kann sich denken, wie glücklich mir auf diese Weise die ersten Tage meines Lebens verflossen! Ich war der Mittelpunkt einer großen Haushaltung und nicht nur ein gesegnetes

Kind, ſondern auch der Segen Anderer, denn von mir aus kam die Liebe in die verſchiedenen Glieder und ein heiteres Lebensloos ſchien mir beſtimmt. Aber der Vater im Himmel hatte es anders beſchloſſen.

Zweites Kapitel.

Wie ein Vater Kinder preßt.

So war ich über fünf Jahre alt geworden, als wir einmal an einem Sonntage Dorf bekamen, was eine ſehr ſeltene Sache in unſerm Hauſe war. Auf einem Wägeli kam ein großer dicker Bauer und ein mächtiges vierſchrötiges Mädchen mit plumpen Geſichtszügen, kleinen Augen und gewaltigen Händen. Ihr Staat zeugte von Reichthum, aber ſie hatte ihn angezogen, als ob ein Küherknecht ihre Kammerjungfer geweſen wäre (ſo äußerte ſich meine Mutter); ihr ganzes Betragen trug das Gepräge bäuriſchen Stolzes und Hochmuthes. Der jüngſte Sohn nahm das Roß ab, das einen halbcentnerſchweren Kommet an hatte und in demſelben daher trampelte, faſt wie die Tochter in ihrem Putz. Die Großeltern empfingen die Gäſte mit ſichtbarer Freude; auf meine übrigen Onkel und Tanten hingegen wirkte die Erſcheinung dieſer Leute, wie das Erblicken eines Habichts auf eine Truppe Tauben, ſie ſcheuten nach allen vier Winden hin. Einige Zeit lang ſah man noch bald das Eine, bald das Andere hinter einer Ecke oder aus einem Thürſpalt hervorgucken; bald aber verſchwanden ſie Alle und Keines zeigte ſich mehr bis am ſpäten Abend, ja zwei der Onkel kamen erſt am Morgen wieder zum Vorſchein. Die Gäſte wurden in die Hinterſtube geführt, welche in jedem Bauernhauſe eine ſehr wichtige Rolle ſpielt und noch oft vorkommen wird. Die Großmutter ging alſobald wieder in die Küche, nachdem ſie mit der Schürze die weißgefegten Bänke abgewiſcht

hatte, ich, an ihrem Kittel hängend, natürlich mit. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brod gehörte dazu, nachher aber mit allem, was Sitte ist. Nun war viel zu thun: Kaffee mußte geröstet, gemahlen, Brod, Wein geholt, Nidle gewellt, Fleisch herabgeschnitten, Aepfelschnitze gewaschen, Küchliteig angemacht, und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblasen und unterhalten werden. Sie war eine rüstige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Hände hatte sie doch nicht, sie rief daher: Stüdeli, Lisebethli, Bäbeli, dann: Stüdi, Lisebeth, Bäbi! aber niemand gab Bescheid; sie rief: Hansli, Joggeli, Christi, Peterli, und wieder: Hans, Joggi, Christen, Peter! aber niemand kam. Man kann sich denken, welchen Zorn die gute Großmutter verwerchete, sogar ich bekam einen Mupf, dazu durfte sie ihn nicht laut werden lassen und alles mußte doch gemacht werden, wenn sie nicht mit Schanden bestehen sollte, ob welchem Gedanken es ihr fast g'schmuechten wollte. Trotz meinem erhaltenem Mupf tröstete ich die Großmutter und versicherte sie: ich und meine Geschwister wollten ihr so gut und besser helfen als die Andern; und so geschah es auch. Wir vier armen Kinder halfen mit Jubel und Lust die Mahlzeit bereiten, die uns aus dem Hause in die Wüste, in's Elend trieb. Kätheli holte das Brod und wusch die Schnitze, Benzli holte den Wein und Anneli röstete, mahlte, erwellte, und Alle machten der Großmutter es zum Dank, vor Allen ich, der zum Feuer sah und ihr das Leiterli hielt, als sie Speck und Fleisch herunterschnitt. Der Kaffee war bald gemacht, und, nachdem ein schön gelöchert Tischlachen ausgebreitet war, aufgetragen, aus dem Buffert mit Glasfenstern die geblümten Kacheli herausgenommen, mit der Schürze der Staub ausgewischt und eingeschenkt. Was beim Kaffee weiter vorging, weiß ich nicht, ich mußte heraus zu meinem Feuer, dorthin vergaß Großmutter nicht, mir meinen Theil zu bringen.

Nachdem Großmutter den Nidlehafen noch einmal zuge-

füllt hatte, denn sie machte heute den Kaffee recht weiß, und die Gäste ihre Kacheli umgestürzt ins Blättli gestellt und das Meitschi betheuert hatte: es müßt si S..l oben abe gä, wenn es noch mehr nähme, führte der Großvater die Gäste hinaus, ihnen seine Herrlichkeit zu zeigen. Sami, der jüngste Sohn, stolperte einige Schritte hintendrein, kam aber nicht recht mit Reden z'weg und blieb im Stall beim Roß zurück und musterte das Pferdgeschirr, als ob er ein Sattler werden wollte. Wenn ich Scheiter holte, so sah ich den Großvater, wie er neben dem Bauer her wanderte durch Wald und Felder, sah hintendrein die Tochter marschiren und dachte dabei nichts Anderes, als es geschähe darum, damit die Großmutter, die ärger schwitzte als eine arme Seele im Fegefeuer, mit allen ihren Gerichten fertig werden könnte. Großvater stand oft stille und verwarf die Hände, dann verwarf sie der Bauer auch, und die Tochter glaubte ich einige Male sogar zu hören. Unterdessen war das Fleisch lind geworden, die Küchli standen an der Wärme, ein Theil des Weines bereits in einer schönen Flasche auf dem Tische, da mußte Sami die Spazierenden rufen, welche endlich so langsam daher kamen als möglich, damit man ja nicht glaube, sie hätten etwa Lust zu Speis und Trank. Meine Geschwister wurden, jedes mit einer Küchelschnitte, fortgeschickt, ich durfte mit der Großmutter in die Stube, wohin man endlich gelangte, nachdem sie unzählige Male „göht doch vche" hatte sagen müssen. In meinem Leben kamen mir nicht viele Dinge wieder so wunderlich und seltsam vor, als dieses Essen, und was sich dabei zutrug. Ich war gewohnt, daß man beim Essen sonst nicht viel sprach; jedes aß wacker und ohne Unterbrechung fort, sei es Erdäpfel oder Kraut, bis es fertig war; dann wischte es den Mund mit dem Aermel, den Löffel mit dem Tischtuch ab, pflanzte die Ellbogen auf den Tisch, hielt die Kappe vors Gesicht und ging dann seiner Wege. Hie und da gab der Vater einem Sohne einen Schnauz oder klagte über ein Miß-

geſchick oder die ſchlechten Zeiten ꝛc., oder die Großmutter ſprach zu einem der Kinder: heſt noh nit gnue? es düecht mih, du chönntiſch's afe mache.

Wie ging das jetzt anders zu! Da bot die Großmutter die Schüſſeln herum und legte den Gäſten gar noch aufs Teller, als ob ſie keine Arme hätten; ſie ſagte in Einem fort: näht doch! äßit doch! Dann entſchuldigte ſie ſich, daß man es ſo ſchlecht bei ihnen habe, daß ſie nicht beſſer aufwarten könne, und rief dann wieder: Sami, ſchäich doch y, u mach G'ſundheit! Obgleich alles gut war, aßen der Bauer und ſeine Tochter doch, als ob ihnen das Eſſen zuwider ſei, ſie gabelten auf dem Teller herum, als ob ſie Spreuer auf denſelben hätten, und doch rühmten ſie die Großmutter und ihr Eſſen; mit dem Trinken machten ſie es ebenſo, nur der Bauer nahm zuweilen im Vergeß einen großen Schluck. Zwiſchendurch wurde viel geredet und gerühmt, ich kannte den Großvater gar nicht wieder ob dem Gerühmſel, das er anbrachte über ſeine Habe und über ſeine Kinder. Daß die Großmutter eine Welle Tuch nach der andern zu zeigen brachte, und nicht ruhte, bis ſie das Breneli, ſo hieß nämlich das große Menſch, in den Speicher geführt und ihm dort ihre Schätze gezeigt hatte, wunderte mich weniger. Hinwiederum rühmten auch der Bauer und ſeine Tochter ſo viel ſie z'Platz kommen konnten. Der Erſtere, wie viel Heu er dem Küher gebe, wie viel Korngarben er gemacht, und von Ausgeliehenem ließ er mehr als ein Wort fallen. Die Letztere, wie frühe ſie aufſtehe, für wie viel Schweine und wie viele Menſchen ſie koche, wie viel ſie zwiſchendurch ſpinne ꝛc. Das Reden ſchien ihnen Hunger zu machen, je länger ſie aßen und tranken, deſto geſchwinder wurden ſie mit ihren Gläſern fertig und deſto geſchwinder räumten ſie ihre Teller ab. Ja, als es zu dunkeln anfing und von der Heimreiſe die Rede war, konnte Sami mit Einſchenken nicht fertig werden, ſo daß es der Großmutter Angſt machte, ſie hätte nicht Wein genug holen laſſen, und ſie nach und nach mit Preſſiren nachließ; aber ſie

nahmen unpressirt; es war jetzt, als ob sie alles reue, was sie übrig lassen müßten. Ich saß da ganz voll Verwunderung, hatte längst genug und konnte mich endlich nicht enthalten zu sagen: Großmutter, es düecht mih, si chönntis afe mache! Ich erhielt die erste Ohrfeige in meinem Leben, ohne zu wissen, was ich eigentlich gefehlt, und wurde zur Stube hinausgeschickt. Diese Behandlung schmerzte mich tief, ich weinte bitterlich, bis Sami das Roß einspannte, die Gäste aufbrachen und auffaßen unter vielen Dankſagungen und Entschuldigungen von allen Seiten. Großvater hieß den Sami mitgehen, weil es bös sei durch den Wald zu fahren, wenn man nicht recht bekannt sei. Sami ging und kam den Abend nicht wieder. Es war ein trauriger Abend, nichts als Schelten und Brummen im Hause. Die weggelaufenen Söhne und Töchter stellten sich nach und nach wieder ein, wurden furchtbar ausgescholten, und wenn nicht allzu viel Versäumtes nachzuholen gewesen wäre, so daß die Großmutter keine Zeit zum Prügeln hatte, die Töchter keine, sich prügeln zu lassen, sie hätte eine nach der andern in die Finger genommen. Unter all dem Lärmen schlief ich betrübt ein und erwachte erst am andern Morgen wieder, als die Großmutter mit der alten Liebe mich aufweckte und ich wie gewohnt zum Großvater ins Bett konnte.

Alles sah am Morgen noch verstört aus; wo man hinsah, steckten Einige die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Ich glaubte, sie klagten sich ihre gestern erhaltenen Scheltungen, bis ich von der Mutter die Wahrheit vernahm. Sie lockte mich beiseits um mich auszufragen, wie in der Stube alles zu- und hergegangen, was geredet, was gegessen worden und wie man einander angesehen u. s. w. Hier hörte ich, die Gäste seien der reiche Bauer Niegenug zu Unsegen sammt seiner Tochter gewesen, welche der Onkel Sami heirathen solle. Nun zog die Mutter los, zuerst über den Bauer und seine Tochter, dann über Großvaters. Ueber die ersten wußte sie hundert Geschichten von ihrem Geiz und Stolz und dem ge-

wöhnlich damit verbundenen Unverstand. So behauptete sie, der Bauer stehle seinen Knechten die Knöpfe von den Kleidern; von seiner Frau und Tochter, daß sie immer beim Spinnen auf dem bloßen Hemde säßen, um die Kittel nicht zu verribsen, und ihre Erdäpfelröfti thäten sie auf die Fenstersimse an die Sonne, um sie zu wärmen und Holz zu sparen. Großvaters seien aber um nichts besser, sonst würden sie einen solchen Geizhund nicht ins Haus begehren, aber es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Großmutter heiratheten, sobald sie nur goldene Hörner und einen silbernen Schwanz hätte u. s. w. Die Heirath war allerdings richtig geworden, das vernahmen die Hausgenossen, aber erst dadurch, daß zu ungewohnter Zeit Schneider und Schuhmacher, sogar eine Nähterin auf die Stör kamen, um an der Ausstattung von Sami zu arbeiten, bei welcher die Großeltern ungewohnte Freigebigkeit zeigten. Der Großvater hatte zur Kleidung Tuch erlaubt, welches einen Thaler die Elle kostete, die Großmutter gab vom schönsten flächsenen Tuch für zwei Hemder her: nur der Schuster konnte lange nicht zur Arbeit kommen, weil Sami Stiefel wollte, der Großvater aber nur Schuhe bewilligte, doch gab er am Ende auch nach. Daß dieses den Neid der Uebrigen erweckte, kann man sich leicht denken, daß niemand dem Sami das Pferd füttern und anspannen wollte am Hochzeittag, ebenfalls, doch ließ man sich weiter keine grauen Haare wachsen, man hatte keine Ahnung von dem, was nachkam. Daß am Abend die junge Frau heim kam, fiel noch nicht auf, aber allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter den jungen Leuten, als am andern Morgen ein Knabe mit einer großen aber magern Kuh anlangte, welche einen Meyen aufgebunden hatte, als der Kuh zwei mächtige Schweine folgten und diesen endlich ein Wagen mit Schaft, Trögli, Bett, Spinnrad, Wiegle u. s. w.

Nun erst erfuhr man, daß die junge Frau bei uns, statt, wie man erwartet hatte, bei ihren Eltern bleiben solle. Das erschreckte Alle, erstlich weil sie nicht gefiel und man so viel

Böſes von ihr gehört hatte, und weil man überhaupt nicht gern den gewohnten Trapp durch eine Fremde mochte unterbrochen ſehen. Doch fand man bald Urſache zum Lachen und vergaß für den Augenblick die Beſtürzung. Als der Troſſel abgepackt werden ſollte, fand man Trog und Schaft ſehr ſchwer und fürchtete ſie zu verletzen; daher packte man ſie auf dem Wagen aus. Zum Vorſchein kam nun das ſämmtliche Zeug der jungen Frau, aber alles ungewaſchen. Wahrſcheinlich hatte ſie zu Hauſe die Seife gereut und das Holz, und ſie fand, Großvaters könnten wohl beides liefern. Stück für Stück wurde nun herausgenommen, denn nichts war ordentlich eingepackt, und Alle, die damit zu thun hatten, ſorgten dafür, daß kein Fleck, kein Schmutz unbemerkt blieb; Alles ließ man, wie Fahnen, im Winde flattern. Und merkwürdig war's, wie die junge Frau mit der größten Schamloſigkeit zuſah und mit aller Gleichgültigkeit dieſe Lüfteten geſchehen ließ.

Den folgenden Tag ſtand die junge Frau in der Küche herum, wenn die Großmutter in derſelben wirthſchaftete, beguckte alles, und ſprach zuerſt davon, wie ſie es zu Hauſe gemacht; dann hatte ſie nach und nach an dem, was die Großmutter machte, etwas auszuſetzen, fand zu viel Anken in der Pfanne, als dieſe die Suppe machte, und blies noch mehr von den Milchkacheln, welche die Großmutter auf den Tiſch ſtellen wollte, oben ab in den Nidelkübel. Ueberall war ich ihr im Wege. Sie hatte meinen Ausruf noch nicht vergeſſen; hatte immer ein böſes Wort für mich, und nur, daß ich mich feſt an der Großmutter hielt, ſicherte mich vor Mißhandlungen. Meine Geſchwiſter jagte ſie, ſo oft ſie ſich blicken ließen, zur Küche hinaus.

Am zweiten Tag griff ſie ſchon mehr ein, und ſo alle Tage mehr, bis ſie die Großmutter ganz aus ihrem Regiment verdrängt hatte. Man fühlte auch alſobald die Aenderung. Das Eſſen wurde ſpärlicher, ſchlechter. Alle murrten, meine Mutter ſtichelte: es ſcheine, man fange an, den Schweinen zu

geben, was den Menſchen gehöre, und den Menſchen, was den Schweinen zukommen ſollte. Sie erhielt aber alſobald die Antwort: für eine verhungerte Krämerstochter ſei das noch lange viel zu gut. Niemand konnte das Benehmen der Großmutter ſich erklären. Sie, die ſonſt ſo reſolute Frau, ließ ſich alles gefallen; nur hie und da hörte man einen Seufzer von ihr, wenn ſie noch fleißiger, als früher, hinter ihrem Kuder ſaß. Man vergaß, daß die Großmutter auf Erden Reichthum am höchſten hielt, daß ſie alſo auch vor reichen Leuten den größten Reſpekt haben mußte. Sie war es gewohnt, alle Leute, die minder reich waren, als ſie, nach ihrer Weiſe von oben herab zu behandeln; ſelbſt den Pfarrer, auf dem ſie übrigens viel hielt, ließ ſie es immer fühlen, daß er keinen Hof habe, wie ſie; dagegen ſah ſie jedem Reichern mit ordentlicher Andacht nach. Nun war ihre Schwiegertochter reich, daher hatte ſie Reſpekt vor ihr, und durfte ihr Recht gegen ſie nicht behaupten. Noch lag eine andere Urſache ihres Benehmens im Hintergrunde, die niemand kannte, die aber bald auf eine furchtbare Weiſe an den Tag kommen ſollte.

An einem Samſtag vor einem heiligen Sonntag ging mein Großvater fort an das Gericht zu Unverſtand, denn er war Gerichtſäß. Man pflegt an vielen Orten Gemeinden, Gerichte, Steigerungen an einem Samſtage abzuhalten. Solche Verſammlungen ſind Gelegenheiten, wo man ein Gläschen über den Durſt trinken und einige Stunden in die Nacht hinein verweilen kann, ohne daß die Weiber darüber räſonniren dürfen, die, beiläufig geſagt, auf die Titel ihrer Männer ſich viel einbilden, den Geſchäften aber, die mit dem Titel zuſammenhängen, nichts nachfragen, und über jede Stunde branzen, die der Mann bei denſelben zubringen muß. Auf den Samstag folgt dann kein Werktag, ſondern der Sonntag; an dieſem kann man, ohne etwas zu verſäumen, ordentlich ausſchlafen, und ein ſchwerer Kopf hindert an keiner Arbeit. Ob aber der liebe Gott an ſeinem Tage an ſolchen ſchweren Köpfen

ein besonderes Wohlgefallen habe, daran denkt man nicht; und ob solche schwere Köpfe an den lieben Gott und ihre unsterbliche Seele ordentlich denken können, darum bekümmert man sich wieder nicht, und doch bin ich überzeugt, sind die Meisten, die also thun, nicht gottlos, aber sie denken halt zuerst an ihren Nutzen, dann an ihre Bequemlichkeit, dann an ihre Weiber, und erst, wenn sie nichts mehr Anderes zu denken wissen, an den lieben Gott. Daß also mein Großvater an das Gericht ging, den ganzen Tag wegblieb, fiel niemand auf; eben so nicht, daß die Großmutter den Sami am Abend fortsandte, mit dem Bedeuten: er solle den Großvater heimbegleiten, weil es gar finster werde und der Alte nicht mehr so viel ertragen möge. Spät kamen sie zusammen heim, niemand achtete sich ihrer. Am Sonntag war es schön Wetter. Viele aus unserm Hause gingen zur Kirche, auch mein Vater, nur meine Mutter nicht. Seit ihrem Unglück mußte man sie fast zwingen, in den Gottesdienst zu gehen, und später, als die Kleider ihr zu fehlen anfingen, ging sie gar nicht mehr hin.

Nach und nach kamen Alle zurück, bis an meinen Vater, den niemand seit der Kirche gesehen haben wollte. Man setzte sich zu Tische, ärgerte sich über das schmutzige Tischtuch, die schlechte verdünnte Suppe und brummte über die kleinen Stücke Fleisch, aber aufreden durfte doch niemand. Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen mein Vater stürzte herein mit rollenden Augen, wie ihn niemand noch gesehen hatte, auf den Großvater zu und brüllte: Ist's wahr, hest de dem donners Schnudertbub da d'r Hof ums halb Geld verkauft?

Und eine Stille ward, als ob der Donner eingeschlagen hätte; mehrere Minuten lang sprach niemand ein Wort. Meinen Vater hatten Wuth und Haß sprachlos gemacht. Großvaters und die jungen Eheleute waren erschrocken über den so schnell an den Tag gekommenen Kauf, der ein Geheimniß bleiben sollte noch eine Zeitlang, theils, weil man die andern Brüder noch zu Gunsten Sami's als Knechte ohne Lohn be-

nutzen, theils, weil man das Unangenehme, welches natürlich das Ruchtbarwerden dieſer unväterlichen Handlung nach ſich ziehen mußte, verſchieben wollte. Großvater hatte ſich bei der Fertigung einige Maaß Wein mehr nicht reuen laſſen, um ſich bei ſeinen Kollegen Stillſchweigen zu erkaufen, und einen ganzen Kloben an den Schreiber, daß er ſpät Abends die Fertigung noch vornehme, nachdem alle Leute verlaufen waren, und am folgenden Morgen wußten die Kirchenleute alles. Wie war das möglich? Das hätte der gute Großvater gar gut wiſſen können; allein die Menſchen wiſſen oft gar nicht, was ſie ſelbſt thun, und können es ſich daher nicht erklären, wenn Andere das Gleiche thun. Wenn Hausväter um Mitternacht, oder erſt gegen Morgen nach Hauſe kommen, ſo ſagt ihnen ihr Gewiſſen, daß ſie gefehlt, ihre Erfahrung, daß die Weiber ſie tüchtig abputzen, oder mit ihnen kupen werden. Nun ſinnen die Männer, auf welche Weiſe ſie das Wetter abwenden können: die Einen kramen Wein, ein weißes Brödtli, die Meiſten aber, inſtinktmäßig die ſchwache Seite der Weiber auffindend, bringen ihnen nicht etwas für den Hunger oder den Durſt, ſondern etwas für den G'wunder nach Hauſe. Sie wiſſen, daß, ſobald ſie eine ordentliche Neuigkeit vorwerfen können, die Frau die Sünden des Mannes vergißt und ſich feſt beißt in die Sünden des Nachbars.

Gar manche Frau branzt auch mit dem Manne gar nicht, weil er ſpät heimkommt, ſondern nur, um Neuigkeiten und Geheimniſſe herauszupreſſen, wie man einen Schwamm drückt, damit das Waſſer heraus läuft. So geht es in manchem Hauſe, ſo ging es bei Großvater und ſo auch bei andern Gerichtſäßen; und ſicher nicht nur zu Unverſtand, ſondern an andern Orten mehr, und ſicher nicht nur bei den Gerichtſäßen, ſondern auch bei den Sittenrichtern. Ja, man ſagt, dieſe erwarteten nicht einmal die Nacht, um zu plaudern, ſondern ſchon des Mittags bei der Fleiſchſuppe fingen ſie an, und ehe man mit dem Fleiſche fertig ſei, wiſſe man über den Tiſch weg die

ganze Verhandlung, von welcher ſie eben kommen. So war es diesmal gegangen, wie andere Male, und doch konnte es der Großvater nicht begreifen und behauptete ſteif und feſt, es müſſe jemand unter dem Bett verſteckt oder am offenen Fenſter geweſen ſein. Des Vaters Brüder waren verſtummt; an ſo etwas hatten ſie nie gedacht, überhaupt nie daran gedacht, daß das beſtehende Verhältniß ändern könnte; ſie brauchten lange Zeit, die Sache zu faſſen, und dann noch längere Zeit, bis die bei ihnen von unten auf kochende Wuth Worte gebildet und zum Mund hinausgetrieben hatte. Es lohnte ſich wohl der Mühe, in Zorn zu kommen über dieſen Kauf. Der Großvater hatte den Hof von ſeinem Vater gekauft, und zwar um die gleiche Summe, welche jetzt Sami zahlen ſollte: allein die Kaufſumme war wohl gleich, nur der Preis nicht. Der Großvater hatte den Hof 6000 Pfd. theuer übernommen, als er gefergget wurde vor Gericht. Dieſe 6000 Pfd. betrugen ſein Weibergut, welches er gleich baar an den Hof zahlte, ohne daß deſſen im Kaufbrief erwähnt wurde, um von ſo viel tauſend Pfund die Staatsgebühren zu erſparen, den Staat drum zu beluxen. Ein Kniff, den nicht nur Gerichtſäße, ſondern noch ganz andere Leute treiben. Dann war noch eine bedeutende Matte gekauft, der Hof durch beſſere Bearbeitung gar ſehr verbeſſert worden, und doch gab er alles das dem Sami um den Kaufſchilling, den er bezahlt hatte.

War Großvater ein ſo ſchlechter Mann, daß er ſeine ſieben übrigen Kinder auf eine ſo ſchändliche Weiſe betrog? O nein, er war nur wie hundert andere Bauern! Sein Lebtag hatte er wenig Anderes geſinnet und getrachtet, als einen großen Haufen zuſammen zu bringen; ſeine Kinder ſah er wie Ameiſen an, welche zu dieſem Haufen immer noch mehr zuſammenkräzen ſollten. Daß dieſer zuſammengeſcharrte Haufen zuſammenbleibe auch nach ſeinem Tode, das war ſein Lieblingsgedanke; ob darüber ſeine andern Kinder Bettler würden, daran dachte er gar nicht, oder dachte vielleicht, es wäre am beſten,

wenn Keines heirathete, sondern Alle die unbezahlten Leibeigenen ihres Bruders blieben. Zu solcher grenzenlosen Herzlosigkeit und unnatürlichen Härte wird der Mensch gebracht, wenn er im Leben und im Tode Abgötterei treibt mit Geld und Gut.

Ein Unbefangener hatte füglich Zeit, diese Betrachtungen zu machen, während sie Alle sich stumm, aber auf der einen Seite mit wachsender Wuth, auf der andern mit steigender Verlegenheit gegenüber standen. Auf der sündigen Partei war allein Sami's Frau nicht verlegen; die hatte kein Gefühl für Recht und Unrecht. Sie brach daher auch zuerst das Stillschweigen und sagte meinem Vater, das gehe ihn am allerwenigsten an; er selbst sei nichts werth, und seine Schlampe und vier andern Freßmäuler habe man ihm lange genug umsonst gefüttert. Wie oft ein Kanonenschuß das Zeichen der Schlacht ist, und, wenn er nach langer Stille abgefeuert wird, auf einmal alle Kanonen brüllen, das Gewehrfeuer dazwischen prasselt und das friedliche Feld zum Schlachtfeld wird, so war hier die Rede Breni's der Kanonenschuß, der alle Mäuler öffnete und die Fäuste ballte. Alles brach los, meine Mutter vor Allen mit schneidenden Worten, die Tanten schimpften und die Onkel brüllten gerade heraus. Als Großvater und Großmutter schlichten wollten, erhielten sie auch ihren Theil. Man stand auf, man trat einander näher, hielt sich die Fäuste vor's Gesicht, die Kinder schrien, eine allgemeine Prügelei drohte. Mein Vater hatte bereits den Sami in eine Ecke geschleudert, wollte Breni beim Göller nehmen, die warf ihm eine Kachle Milch in's Gesicht, daß er schnobsen mußte. Andere Hände streckten nach Breni sich aus, Sami drängte sich wieder hinzu, Großvater wollte auch fassen, da fuhr auf einmal unser Ringgi, der gewöhnlich meinen Vater begleitete, dem Breni an die Beine, weil es sich an meinem Vater vergriffen hatte, und biß tüchtig zu. Ueber diesen neuen Feind brüllte es laut auf, wehrte sich mit Händen und Füßen, aber Ringgi wurde immer wilder, riß ihm das Fürtuch vom Leibe, den halben

Kittel, biß auch Sami, der helfen wollte. Man ſah deutlich, daß der Ringgi einen eigenen Trieb hatte, an Vreni ſich zu rächen, das ihm weit ſchlechter und weniger zu freſſen gab, als früher die Großmutter. Die Andern zogen ihre ausgeſtreckten Hände zurück, machten dem Ringgi Platz, der für ſie Alle den Streit übernommen und vielleicht auch den Großvater vor Schlägen gerettet hatte, jubelten, brüllten bei jedem neuen Fetzen, der davon flog. Als es endlich der Großmutter gelang, den Ringgi aus der Stube zu bringen, da hatten ſie ob der Schadenfreude und der wilden Luſt den Handel und den Hof faſt vergeſſen und konnten nicht ſatt werden, zu erzählen, wie wüthend und zerriſſen Vreni das Schlachtfeld hätte verlaſſen müſſen. Nur mein Vater vergaß den Handel nicht. Er hatte Weib und Kinder, und um ſeiner treuen Arbeit und vielleicht auch um meinetwillen wahrſcheinlich Theil am Hof zu erhalten gehofft. Er war nun 45 Jahre alt, hatte keine 10 Batzen Geld im Sack, nichts angeſchafft, keine Eheſteuer, keinen Troſſel erhalten; nichts beſaß er, als die Kleider und ein wenig Hausrath, den ſeine Frau aus ihrem Schiffbruch gerettet. Das rüttelte ſein ganzes Weſen auf; er verſchwor ſich, keinen Streich mehr auf dieſem Hofe zu arbeiten, und verſchwand einige Tage ganz, ohne daß man wußte, wohin er gegangen.

Das waren traurige Tage, denn aller Friede war gewichen. Keins gab dem Andern ein gutes Wort; nur wenn ich an der Schürze der Großmutter hing, war ich vor Schlägen ſicher, aber nirgends vor böſen Worten. Großvaters waren ſtill und mürriſch; wahrſcheinlich ſchlug das begangene Unrecht ihr Gewiſſen, und ſie fingen an, zu fühlen, was ihrer warte, wenn Vreni vollends Meiſterfrau geworden ſei. Auch machte ihnen das Ausbleiben meines Vaters Angſt; ſie fürchteten nach und nach, er möchte ſich ein Leid angethan haben. Das wäre das Schrecklichſte geweſen, was ihnen hätte widerfahren können; nicht bloß, weil ſie ſich als die Urſache ſeiner Verzweiflung

hätten betrachten müssen, sondern wegen der Schande, die dadurch über ihre ehrbare Familie kam, und weil sie ganz bestimmt glaubten, er müsse als Gespenst wieder kommen, hätte keine Ruhe und ließe auch Andern keine. Schon durfte des Nachts Großmutter nicht mehr allein ums Haus, und wenn Abends jemand an der Thüre klopfte, so hätte sie um keinen Preis mehr geöffnet oder gefragt: Wer ist da? aus Furcht, den Benz zu sehen oder zu hören.

Meine Mutter kannte die Ursache der Abwesenheit des Vaters, aber sie war boshaft genug, sie nicht nur nicht merken zu lassen, sondern noch durch versteckte Betrübniß und Stichelreden über beraubte und getödtete Kinder die Herzensangst zu vergrößern und sogar Vreni zum Schweigen zu bringen. Diese hätte meinem Vater den Tod herzlich gegönnt und der Mutter dazu, aber das Wiederkommen desselben fürchtete sie gerade am meisten, weil zu erwarten war, das Gespenst werde sich am meisten an ihr vergreifen.

Endlich, am Morgen des sechsten Tages nach jenem Auftritt, erschien mein Vater mit Roß und Wagen vor dem Stöckli und befahl der Mutter, alsobald die wenigen Habseligkeiten aufzupacken, und mich holen zu lassen; er wolle weder dem Pferde eine Hand voll Heu hier geben, noch einen einzigen Bissen hier essen. Meine Mutter gehorchte mit großer Freude und sandte alsobald hin, mich zu holen; Großmutter ließ erwiedern: ich sei ihr Kind, sie lasse mich nicht. Einer erneuerten Botschaft gab sie gleichen Bescheid. Da erschien mein Vater selbst, drang in die Stube, wo Großvaters waren, riß mich auf den Arm und wollte, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus. Doch die Großmutter stellte sich ihm in den Weg und sprach: Benz, thu doch nicht so, wo willst du hin mit dem Miaßli, den lasse ich dir nicht! Nun folgte ein erschütternder Auftritt, der mein Lebtag mir vor Augen sein wird. Die frühere Angst um den Sohn war noch in Großvaters, sein wildes Aussehen ließ sie glauben, daß er zu allem

fähig sei, selbst zum Mord seiner Kinder. Ihr Gewissen fing nicht nur an zu erwachen, sondern sie begannen schon zu fühlen, daß sie den Löffel aus der Hand gegeben, ehe sie genug gegessen, daß Undank ihr Lohn sei; sie waren schon beiden, Sami und Vreni, im Wege, und was ihnen gegeben werden sollte, erhielten sie entweder gar nicht, oder schlecht. Beide waren weich gestimmt und wollten den Benz so nicht fortlassen, die Großmutter nahm ihn bei der Hand und machte ihn sitzen; er mußte endlich, so sehr er sich weigern mochte, von dem aufgestellten Brönz trinken, nur essen wollte er nicht, das hatte er verschworen. Sie baten ihn, nicht so wüst zu thun, mich ihnen zu lassen; wenn sie das Leben hätten, so würden sie sorgen, daß er nicht zu kurz komme. Endlich wurde mein Vater auch weich, zählte alles her, was er gethan, welchen Lohn er erhalten, wie ihm zu Muthe gewesen sei, was er erst Furchtbares im Sinn gehabt, und alle drei weinten mit einander, und ich natürlich auch mit. Da ließ meine Mutter fragen: warum sie so lange warten müsse? Nun erst mußte Vater Bescheid geben, wohin er wolle. Man erfuhr, daß er mehrere Stunden von da einen Hof empfangen habe; Großvater schüttelte den Kopf, ging aber über das Genterli und drückte dem Vater Geld in die Hand. Die Großmutter hatte wieder Hoffnung gefaßt, mich behalten zu können. Allein mein Vater war unerbittlich; er behauptete, keins seiner Kinder hätte Triftig in der Nähe des Geizhundes, sie wäre im Stand, ihnen ein Leid anzuthun, und er hätte es verschworen, keins eine Stunde länger im Hause zu lassen, sobald er ein ander Obdach für sie gefunden. Da weinte die Großmutter wieder bitterlich; mit von Thränen dunkeln Augen packte sie meine Kleidchen zusammen. Sie fühlte wohl, daß Benz Recht hatte und daß die Trennung von mir eine gerechte strafende Folge ihrer Handlung sein müsse. Zum letzten Male nahm sie den Spycherschlüssel zur Hand, doch mich ließ sie nicht mit, und brachte ein ganzes Fürtuch voll dürres Zeug zurück, womit sie mir alle Säcke vollstopfte und

dem Vater noch den Reſt einſteckte. Der Vater preſſirte, aber die Großmutter konnte nicht aufhören, mich zu küſſen und mir zu ſagen: ich ſolle ſie nicht vergeſſen, im Frühjahre wolle ſie zu uns kommen. Der Großvater nahm mich auf die Arme, er hatte ganz naſſe Backen. Als ich endlich mit zur Stube hinaus mußte, trug mich die Großmutter bis zum Wagen, gab mir noch alles Geld, was ſie in den Säcken hatte, bat auf das rührendſte: man ſolle ihnen doch nicht zürnen, konnte mich gar nicht loslaſſen, und als endlich die Pferde anzogen, ſie mich laſſen mußte, ſetzte ſie ſich auf einen Baumſtamm, hielt das Fürtuch vor das Geſicht und weinte, daß es ſie über und über ſchüttelte. Ich ſchrie, ſo laut ich konnte: Großmutterli, Großmutterli, ich will nicht fort, will dich nicht verlaſſen! Allein umſonſt, die Pferde zogen an, fort ging's. Bald ſah ich die weinende Großmutter nicht mehr, ſah ihr Haus nicht mehr und am Ende gar nichts mehr; in lautem Weinen fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine glückliche Zeit war dahin; ſie hatte etwas mehr als fünf Jahre gedauert.

Drittes Kapitel.

Das Leben.

Am folgenden Morgen erſt erwachte ich. Mein Erſtes war, die Großmutter zu rufen. Sie antwortete nicht; ich rief: Großvater! erhielt keine Antwort. Ich ſah auf; mein Bruder lag neben mir, die Stube war mir fremd; nirgends ein Großvater, nirgends eine Großmutter! Ach, da wollte mein junges Herz brechen in namenloſem Schmerz; ſelbſt die Schnitze, die ich in meinen Säcken vorfand, tröſteten mich nicht. Erſt als nach dem Morgeneſſen der Vater mich mit hinausnahm in den Stall und mir verſprach, eine Kuh und ein Roß ſollten mein ſein und alle Schafe, vergaß ich mein Elend,

das ſich aber noch manchen Morgen und manchen Abend erneuerte.

Ich fing an mich umzuſehen, und fand uns in einem großen alten Hauſe auf einem Berge wieder. Neben dem Hauſe ſtand ein Stöcklein; rings um daſſelbe ein großer Obſtwachs, und in weiterem Kreiſe, größtentheils in ſteilen Halden beſtehend, dehnte ſich ein bedeutendes Heimweſen aus. Nur unterhalb des Hauſes war ein Stück, das durch den Brunnen gewäſſert werden konnte, und ganz im Boden eine Liſchenmatte.

Das Lehen hatte mein Vater von dem alten Bauern empfangen, der im Stöcklein wohnte. Zugleich gab ihm dieſer Vieh, Haus- und Feldgeräth in die Schatzung, welche ſogenannte achtbare Männer machten, aber ſie waren mit dem Bauer am gleichen Orte Burger.

Als mein Vater im Zorn fortgelaufen war, wollte er nicht eher zurück, als bis er etwas empfangen hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Laufens wurde er immer hitziger, bis er endlich dieſen Hof fand. Das viele Land gefiel ihm, der Zins ſchien ihm klein dagegen. Er bedachte nicht, daß zwiſchen einem Bergheimweſen und einem Hof auf ebenem Boden ein großer Unterſchied iſt. Zudem war der Bauer ein alter Fuchs, der dem Vater den Mund recht wäſſrig zu machen wußte nach den Herrlichkeiten, die droben ihm warteten. In ſeinem Unmuthe über die eigenen Leute hielt er alle Andern für ehrlicher und beſſere Freunde. Er gab daher gerne zu, daß zwei Vorgeſetzte der Gemeinde, in welcher der Hof lag, die Schatzung machen ſollten als unparteiiſche Männer. Er glaubte, ein Statthalter und ein Gemeindevorſteher würden ſich nicht dafür halten, jemand zu betrügen. Er hatte noch nicht erfahren, daß einem zu lieb reden nicht betrügen heißt.

Im Anfang war der Himmel voller Geigen. Der Mutter that es bis in die Fußſohlen wohl, ſelbſt Meiſterfrau zu ſein und nicht bloß im Küherſtöckli, ſondern im großen Hauſe wohnen und mit Milch ꝛc. ſchalten und walten zu können nach Belie-

den. Die Bäuerin kam fleißig zu ihr herüber und that wie die Liebe selbst. Meine Mutter nahm das alles für baares Geld und merkte nicht, daß die Alte nur kam, um ihr recht auf die Eisen zu sehen und zu vernehmen, was alles vorging. Eben so machte es der Bauer. Er trappete meinem Vater überall nach, war beim Heurüsten, beim Füttern, schien lauter Holdseligkeit zu sein, wußte aber nebenbei das Wasser auf seine Mühle zu reisen. So überredete er z. B. gleich in den ersten Tagen meinen Vater, sein Holz im wüstesten Graben zu schlagen, wo man kaum mit ihm fortkonnte, und wußte dem Vater das Stöcken so leicht und lieblich darzustellen, daß er einen schönen Haufen ausmachte, ehe die Feldarbeit anging. Ob diesen Dingen litten Wagen und Werkzeuge bedeutenden Schaden, aber was fragte der Bauer diesem nach, ging es ja über meines Vaters Buckel aus! Gegen das Frühjahr stellten sich ein Knecht und eine Magd ein, weil meine Eltern einsahen, daß sie den Hof nicht allein bearbeiten konnten. Noch ging zwar alles gut, die Mutter brauchte noch nicht recht frühe aufzustehen, hatte für wenig Leute und keine Schweine zu sorgen, und ob sie nebenbei viel oder wenig mache, sah ihr niemand nach. Die Kinder überließ sie freilich sich selbst, bekümmerte sich wenig darum, ob sie gewaschen und gestrählt seien oder nicht.

Nun kam das Frühjahr mit allen seinen Arbeiten: Mist führen, Land rüsten für Haber, Flachs, Bäunde ꝛc. Am Morgen mußte früh aufgestanden werden, das that meiner Mutter weh, das Frühstück war nie zu rechter Zeit fertig. Die Magd sollte ihr helfen, wie sie meinte; und der Vater meinte nicht nur, die Magd solle ihr nicht helfen, sondern sie selbst solle machen, daß sie so früh als möglich zum Hause heraus auf's Land komme. Allenthalben fehlte es ihm an Händen, da das meiste Land steil war, Erde hinaufgeführt und der Mist in Bäunen am Seil gezogen werden mußte, was viel mehr Zeit braucht, als man im ebenen Lande denkt. Zudem war auch der Zug schlecht, den er übernommen hatte. Alle benachbarten Leute,

der Arbeit gewohnter, mit Leuten beſſer verſehen, kamen dem Vater vor, erſt um eine Woche, dann um zwei; endlich trampelte der Bauer heran und ſagte: Benz, du mußt Leut' anſtellen, ſo geht das nicht. Und Benz ſtellte in der That Leute an, der Hausbrauch vermehrte ſich dadurch, die Magd mußte nun doch der Mutter helfen, wenn man Vormittag z'Morge, vor Abend z'Mittag, vor Mitternacht z'Nachteſſen bekommen wollte; den Leuten mußte der Taglohn bezahlt werden, und auf das alles hatte Benz nicht gerechnet!

Ja, Benz hatte noch auf gar viel nicht gerechnet. Benz hatte nur an den Zins gedacht, aber nicht an die Haus- und Arbeitskoſten; hatte gedacht, aus dem Stall viel zu löſen, und nicht, daß er auch koſten könne; hatte nur an gute Jahre gedacht, nicht an mittelmäßige, noch viel weniger an ſchlechte. Das Geld, welches ihm der Großvater gegeben hatte, war im Genterli in einem Körbchen, und er und die Mutter nahmen daraus, wann ſie nöthig hatten. Das erhaltene Geld hatte ihnen unerſchöpflich geſchienen, ſein Lebtag hatte der Vater noch nie ſo viel beiſammen gehabt; wie erſchrack er daher, als er eines Tages Geld nehmen wollte, mit der Hand lange im Körbchen herumtappte, ehe er welches fand, und beim Herabnehmen ſah, daß faſt keins mehr darinnen war. Er ſtund da, wie vom Himmel herabgefallen; er war außer Stand, zuſammen zu rechnen, was er ausgegeben, beſonders nicht, was er Schmied und Wagner gegeben. Der alte Fuchs hatte es ſo eingerichtet, daß meinem Vater gleich anfangs eine Menge Reparaturen auffielen; dieſer konnte nicht rechnen, wie viele Kleinigkeiten in's Haus angeſchafft worden, konnte an der ganzen Sache nichts begreifen, bis ihm endlich in Sinn kam, die Mutter müſſe unvernünftig viel daraus genommen haben und nichts darein geliefert. Wahr war es, daß meine Mutter aus Hochmuth manches angeſchafft hatte, was hätte unterbleiben können; wahr war es, daß ſie den Kaffee lieber ohne Schiggere trank, lieber ſtark, als ſchwach; wahr war es, daß ſie den Anken

lieber ſelbſt brauchte, als verkaufte, und nur dann eine Ankenballe zum Verkauf rüſtete, wenn ſie ſelbſt damit z'Märit gehen konnte. Sie bewies meinem Vater immer, daß es vortheilhafter ſei, ſelbſt auf den Märit zu gehen, als den Anken dem Träger bei Hauſe zu verkaufen, denn ſie löſe immer wenigſtens einen Kreuzer mehr; daß aber der Schoppen oder die Halbe, ein Bratwürſtli, das weiße Brödchen, das man nach Hauſe brachte, etwas koſteten, daran dachte man wieder nicht.

Nun gab es einen tüchtigen Lärm. Die Mutter ſollte ſagen, was ſie mit dem Gelde angefangen; ſie wollte nichts apartes wiſſen, mein Vater es nicht glauben, mußte aber am Ende ſchweigen; denn der Mutter Zunge war weit geläufiger, als die ſeine. Damit kam das Geld nicht wieder, kam auch die Klugheit nicht, die Ausgaben, wenn auch nur obenhin, aufzuzeichnen. Es kam aber die Ernte, freilich keine reichliche, denn der Bauer hatte den Samen geſpart gehabt, aber man konnte dreſchen und einige Mütt Korn verkaufen, alſo auch die Arbeiter bezahlen. Dieſes Dreſchen zur Unzeit verſäumte wieder. Den gehäuften Arbeiten konnte man nur durch Anſtellung mehrerer Leute begegnen. Nun der Benz rechnete wieder auf ſchönen Erlös von Geſpinnſt und Obſt, welche beide wohl zu gerathen ſchienen. Vom Obſt hatte er das Aufgeleſene und die Hälfte des Geſchüttelten oder Abgenommenen. Er arbeitete alſo getroſt darauf los, ſtellte Leute an und rechnete, er könne alle Jahre ſeine Kinder mehr gebrauchen.

Wir fingen an Obſt aufzuleſen, hatten aber damit wenig zu thun. Wenn an einem Morgen ein halb Dutzend Aepfel unter einem Baume lagen, ſo trappete der Bauer heran und ſtellte auf Nachmittag das Schütteln an, weil er fürchtete, wir könnten zu viel bekommen. Ob die Aepfel reif ſeien, ob wir Zeit hätten, darum kümmerte er ſich gar nicht. Mein Vater hatte nicht Zeit, ſich deſſen zu achten, die Mutter verſtand es nicht; uns Kindern blieb es überlaſſen, das halbreife Obſt in den Keller zu ſchleppen und aufzuſchütten. Wie es da zuging,

kann man sich denken! Süßes und Saures kam unter einander; das Spätobst wurde eingekellert, ehe man das frühere weggeräumt hatte. Die Mutter kam mit der Haushaltung nicht zurecht, geschweige, daß sie noch um das Obsterlesen im Keller sich viel hätte bekümmern können. Zwar rüstete man auch, kam aber mit dem Dörren auf den Oefen nirgends hin, weil man noch nicht heizte und einen einzigen Kunstofen hatte, und wenn man zuweilen auch eine Dörrete für den Backofen gerüstet und am Morgen der Vater einheizen wollte, so fand er Schnitze vom Bauer darin, der nichts Anderes zu thun hatte, als Aepfel zu rüsten, und das Holz nicht sparte, weil der Vater es ihm rüsten mußte. So faulte eine unendliche Menge Obst. Man suchte einzubeizen, dazu hatte man aber nur wenig Geschirr. Man gab den Schweinen so viel, daß sie endlich nichts Anderes fressen wollten und auch nicht ausfielen, wie sie sollten. Verkaufen konnte man fast keins, wenn ein Käufer in den Keller kam, so verging ihm alle Lust. So schrumpfte der ganze geträumte Gewinn aus dem Obst zusammen auf einige Batzen, die man vom Brenner löste, einige Maaß Bätziwasser und einige dürre Schnitze, von denen aber fast die Hälfte verbrannt war.

Flachs und Werch hatten wir viel gemacht; allein der Flachs hatte auf der Rooßi viel gelitten. Ob dem zu viel zu thun, kam man zu den meisten Sachen nie zu rechter Zeit; so war das Kehren und Aufnehmen auch versäumt worden. Der Bauer merkte das alles, aber statt mit seinem Aepfelabnehmen inne zu halten oder zur Zeit zu mahnen, kam er, wenn der Schaden geschehen war, lächelte auf den Stockzähnen und sagte etwa: Benz, du heft wohl lang g'wartet, oder: es wäri vor acht Tage gut g'sy. Die Mutter stellte eine gewaltige Brechete an, und es that ihr wohl bis in die Schuhe hinab, die Meisterfrau zu spielen; sie wollte gerühmt werden, that zu viel an die Sache und bedachte nicht, daß man eben am meisten ausgeführt wird, wenn man sich groß machen will, ohne es zu vermögen.

Den Hechler hatte man auch nicht umsonst; nur für diese Auslagen zu decken, mußte man manches Pfund verkaufen. Als nun alles fertig war und man nachsah, was zu verkaufen sei, so fanden sich Hemden nöthig bei uns allen; Anzüge hatte man auch zu wenig, eben so Tisch- und Bettücher; ja wenn man hätte wollen machen lassen, was die Mutter nöthig glaubte, man hätte noch viel dazu kaufen müssen. Das that man freilich nicht, sondern, um die Hauptausgaben zu decken, sollte eine Portion verhandelt werden. Unter mehreren Malen schleppte die Mutter diese auf den Markt, und wenn man das Geld zusammengethan hätte, was sie heimbrachte, es würde keinen großen Haufen gegeben haben. Das Zurückbehaltene mußte gesponnen werden, aber wer sollte das thun? Die Mutter spann nur, wenn Besuch da war, sonst hatte sie mit der Haushaltung zu thun oder schnurpfte etwas. Die Magd mußte der Mutter helfen, oder dem Knecht, kam nicht viel zum Spinnen. Meine Schwestern hätten Altershalb gar gut spinnen können, aber niemand führte sie ordentlich dazu an; beim besten Willen verrichteten sie nicht viel. Es mußte also eine Spinnerin angestellt, dieser der Lohn gegeben werden; das waren wieder Kosten, auf die man nicht gerechnet hatte. Die Eltern trösteten sich mit dem Erlös aus dem Getreide. Ueber Hals und Kopf wurde gedroschen. Haber und Korn gaben, den Garben nach, wohl aus. Als man aber dem Bauer das Vorbehaltene ausgerichtet, dem Müller das Vorgegessene zurückgegeben, bei Seite gethan hatte, was man bis zur nächsten Ernte für den Hausbedarf bedurfte, blieb so viel nicht übrig. Als der Vater dem Knecht und der Magd ihren Lohn bezahlt, verschiedene Ansprachen des Gerbers und Schneiders berichtiget hatte, hatte er noch etwas, jedoch so wenig, daß er, der nun an die Hauskosten denken gelernt hatte, wohl einsah, daß davon für den Zins durchaus nichts bleibe. Man verkaufte noch Schweine, aber auch dieses Geld reichte nur dazu, den Vater in Stand zu setzen, den Stall ein wenig besser zu besetzen. Der

Bauer hatte ihm vier Kühe und zwei Pferde in die Schatzung gegeben. Von den vier Kühen war eine einzige etwas werth; es war schlechte Waare, die schlechte Nutzung gab. Der Vater wollte mit dem Bauer brummen, allein dieser wußte dem Vater alles von der besten Seite darzustellen und behauptete, er habe deswegen immer altes Vieh gehabt, weil es weit bessern Mist gebe, als das junge. So hatte der alte Kauz für Dünger sorgen wollen, aber ein ordentliches Mistloch machen zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen. Um nun nicht gar viel an den Thieren zu verlieren, suchte mein Vater einige zu mästen. Zu diesem Zweck mußte er besser füttern, mußte allerlei beisetzen: Erdäpfel, Korn ꝛc., hatte dazu wenig oder keine Nutzung, und wenn er am Ende auch einige Franken mehr löste, als die Schatzung betragen hatte, so war er doch, wenn er Alles rechnen wollte, in bedeutendem Verlust. Ein Lehenmann muß aber Alles rechnen, muß aus allen Dingen einen Kreuzer zu lösen suchen, und nichts ist thörichter, als wenn er viele Dinge braucht, die viel Franken gelten, um eine Sache einige Batzen theurer verkaufen zu können. Aber ein Lehenmann, der fast Tag und Nacht arbeiten muß, hat nicht viel Zeit zum Nachsinnen, besonders wenn er des Sinnens so ungewohnt ist und es ihm so schwer geht, wie meinem Vater. Der, welcher den Hof verleiht, der wenig oder nichts zu thun hat, der hat alle Zeit zum Nachsinnen, wie er das Wasser auf seine Mühle reisen, wie er den Lehenmann aussaugen will, wie der ihm den Hof verbessern müsse, damit wenn das Lehen zu Ende gegangen, er ihn noch besser verleihen, neue Vortheile erlistelen und einen andern armen Teufel zu Grunde richten könne.

So ging das Lehensjahr zu Ende, hatte viel Arbeit und Sorge gebracht, aber keinen Lohn dafür. Als man das Geld überzählte, fand es sich, daß nicht mehr so viel da war, als der Großvater beim Abschiede mitgegeben hatte, und doch war kein Kreuzer am Lehenzins bezahlt. Freilich waren viel außerordentliche Ausgaben da gewesen, die hoffentlich sich nicht wie-

derholten, freilich war der Stall etwas beſſer beſetzt, allein ein ganzer Lehenszins war zu bezahlen, und woher im folgenden Jahre zwei Zinſe nehmen, da man im vergangenen, welches doch keins der ſchlechteſten geweſen, nicht einen aufbringen konnte? Vater und Mutter begannen, als ſie den Schaden einſahen, einander die Schuld gegenſeitig zuzumeſſen. Der Vater hielt der Mutter vor: Sie ſei nicht die Großmutter, verſtehe nichts, brauche viel und thue wenig. Die Mutter gebrauchte gewöhnlich nur einen Vorwurf, der g'ſchweiggete aber den Vater. Sie hielt ihm nur ſeine Dummheit vor, welche ihn dieſen Hof empfangen und ſich ſo anführen ließ. Durch dieſe gegenſeitigen Vorwürfe machten ſie ſich die Sache immer ſchwerer, die Lage immer drückender, ihre Herzen bitterer. Wo immer Keines an dem Unglück Schuld ſein will, ſondern es dem Andern aufbürdet, da kann man keine gemeinſame Maßregeln treffen, um dem Schaden abzuhelfen, derſelbe wird immer größer. O, wenn die Leute wüßten, wie leicht ſich Alles machen, Alles ertragen ließe, wenn man einig bliebe, wenn jeder auf die eigenen Fehler merkte, die der Andern mit Liebe bedeckte, oder mit Sanftmuth verbeſſerte, ſie würden das leidige Verweiſen und Vorhalten fahren laſſen, wobei nichts herauskömmt, als Bitterkeit, Muthloſigkeit und größere Noth.

Alle dieſe Vorwürfe halfen alſo nichts, als daß ſie den Vater in der Ueberzeugung beſtärkten, daß er nicht nur die faulſte, ſondern auch die böſeſte Frau habe; daß die Mutter auf ihrer Seite nie an ihre Fehler glaubte, ſondern den Vater und ſeine Beſchränktheit als die Urſache alles Uebels anſah.

Der Bauer mahnte nicht ans Zinſen, aber er wußte aus der Schuld tüchtige Zinſen zu ziehen. Die Frau deſſelben brachte einen größeren Hafen für die ausbedungene Milch, als ſie ſollte; er mußte gefüllt werden. Was ſollte man machen? Hätte man ſich geweigert, ſo hätte das alte Ehepaar den Lehenzins eingefordert, den man ja nicht zahlen konnte. Der Bauer pflanzte mehr als er ſollte, wollte große

Hanf- und Flachsplätze haben; den besten Mist, die beste Zeit mußte man für ihn gebrauchen; wollte Land zu Erdäpfeln, obgleich keins im Akkord ausbedungen war. Der Aerger verzehrte die Eltern fast, allein sie durften nichts sagen, aus Furcht vor dem Zins. Der Bauer brauchte, ohne viel zu fragen, die Pferde des Vaters, besonders um z'Märit zu fahren; ja er führte sogar auch Sachen um's Geld, führte dem Vater Pferde und Wagen ab, die er vergüten, von denen er den Zins zahlen mußte. Derselbe mischte sich immer mehr in alle Dinge hinein, und fing an zu befehlen, als ob wir nicht Lehnsleute, sondern Knechte wären. Wennn sie irgendwo hin zu schicken hatten, so mußte Eins von uns laufen. Im Anfang gab es hie und da einen Batzen, seit aber der Vater ihnen schuldig war, sagten sie nicht einmal: vergelts Gott!

Mit welcher Freude ein Lehenmann bei solchen Umständen arbeitet und mit welchen Augen er seinen Blutsanger, der ihm immer auf den Fersen ist, betrachtet, kann man sich leicht denken. Wer will den richten, der allen Muth verliert und am Ende sein Elend in Schnaps zu vergessen sucht? Das that doch mein Vater nicht, er war zu sehr an Arbeit und Mäßigkeit von Jugend auf gewöhnt, als daß er durch seine Lage hätte anders gemacht werden können. Er war wie eine Uhr, die man am Morgen aufzieht und die am Abend abläuft. Der Sommer kam wieder und mit ihm wieder das alte Lied. Immer war und blieb man im Hinterlig, immer hatte man sich verrechnet. Bei jeder neuen Arbeit oder jedem Werch rechnete mein Vater dieses mit wenig oder keinen fremden Menschen machen zu können; war man nun mitten darin, so sah man, daß es nicht gehe, daß man durchaus noch mehr Leute anstellen müsse. Nun mußte man links und rechts ausspringen, um Menschen zusammenzutreiben, versäumte damit auch viel Zeit, und fand, wie der Knecht im Evangelium, nur Krüppel; denn die guten Arbeiter warten nicht bis mitten in ein Werch, um sich anstellen zu lassen. Am Ende

blieb man doch im Hinterlig und hatte mit vielen Leuten wenig ausgerichtet. Wenn die Noth am größten war, ſo humpelte der Bauer mit ſeinem Pfeifchen im Munde irgend einem Wirthshauſe zu, ſeinen gewohnten Schoppen zu trinken, und richtete es ſo ein, daß er bei den Arbeitern vorbei kam, um ihnen mit ſchadenfrohem Geſicht irgend etwas Spöttiſches ſagen zu können. Der Bauer wußte im Voraus, daß mein Vater nicht beſtehen konnte, aber er hatte ſeine größte Freude daran, ihn ſo langſam nach und nach auszuſaugen und verderben zu ſehen. Ob wohl der Teufel an der Freude des Bauern auch ſeine Freude gehabt?

So waren die Koſten nicht geringer geworden, wohl aber der Ertrag im Vergleich mit dem früheru. Es war ein ſehr trockenes Jahr geweſen, natürlich alſo an den trockenen Seiten die Heuernte ſchlecht, und nicht nur ſchlecht, ſondern auch bedeutend dadurch verringert, daß man große Stücke eingraſen mußte, welche man ſonſt geheuet hatte. Im Allgemeinen war es wohl ein gutes Kornjahr, doch nicht für uns. Mein Vater hatte wenig Pflug gehalten und geſäet; das waren Arbeiten geweſen, welche der Großvater meiſt noch ſelbſt verrichtete, und wenn auch zuweilen dieſes an meinen Vater kam, ſo war es im ebenen Lande in fruchtbarem Boden. Hier auf der Höhe verſtund er weder den Boden zu rüſten noch zu beſäen. Zum Rüſten des Bodens brauchte es viele Zeit, zum Säen auf bergigtem magerm Lande viel Samen, und beides, Zeit und Samen, hatte mein Vater zu wenig. Er wollte mit beiden hauſen, ſchadete ſich aber dadurch gar ſehr, denn natürlich wurde die Ernte um ein Bedeutendes geringer, als man an Samen und Zeit erſpart hatte. So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft, ſie wollen oder müſſen am unrechten Ort ſparen und verlieren dabei Alles. Obſt gab es keines, der Flachs war mißrathen, zu verkaufen war nichts als Korn, dabei aber vorauszuſehen, daß man im Frühjahr entweder Vieh abſchaffen oder Futter kaufen müſſe. Die Dien-

ſten- und Taglöhne mußten beſtritten werden, die Hauskoſten liefen fort. Woher nun einen Zins, woher zwei nehmen, da man vorausſah, daß aller Erlös nicht einmal zu den laufenden Ausgaben hinreiche?

Unſere Lage wurde ſo immer trübſeliger, und die Eltern immer erbitterter gegen einander. Es verging kaum ein Tag, an dem ſie nicht gezankt und aus dem hinterſten Winkel Dinge hervorgeriſſen hätten, um ſich dieſelben vorzuhalten, und das ohne alle Scheu vor den Kindern. Da war es, wo ich alles vernommen, was ich bis dahin erzählt habe. Ich habe es auch behalten, weil das, was Eltern einander ſagen, einen weit tiefern Eindruck macht auf Kinder, als die Eltern ſich vorſtellen. Doch war ich noch zu klein und auch zu gutmüthig, um nach dem, was die Eltern einander gegenſeitig vorhielten, ſie zu beurtheilen, und dadurch Achtung und Liebe gegen ſie zu verlieren. Meine Geſchwiſter dagegen waren alt genug, hängten Vater und Mutter ein böſes Maul an, wo ſie nur konnten, und wenn ſie allein waren, repetirten ſie zuſammen, was ſie gehört hatten, und fügten dann noch bei, was ihnen in Sinn kam und hechelten oft die Eltern ärger durch, als ihre größten Feinde es hätten thun können. Während ſo die Eltern gegen einander und mit ihrer Lage kämpften, verloren ſie uns aus den Augen, und wir konnten thun, was wir wollten; hie und da fiel eine Ohrfeige, gar oft aber ohne Erklärung, ſo daß man nicht wußte, warum man ſie bekam. Der Vater hatte im Kopf, was er der Mutter, was ſie ihm geſagt, was er ihr ferner ſagen wolle; die Mutter trug das Gleiche mit ſich herum. Zwiſchendurch ſannen ſie vielleicht noch den zwei ſchuldigen Lehenzinſen und dem faſt leeren Körbchen im Genterli nach, wie hätten ſie da an ihre Kinder denken, auf ihr Betragen aufmerkſam ſein ſollen? Sie bekümmerten ſich nicht, ob wir zur Schule gingen, was daher auch nicht geſchah. Daß der Vater mich aber noch immer liebte, ſah ich zuweilen. Während er fütterte des Abends, ſaß er meiſt auf einem

Bänkli vor dem Futtergang, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in beiden Händen. Wenn ich nun da vorbei lief, so nahm er mich zwischen seine Knie, betrachtete mich und seufzte schwer auf, und wenn ich ihm flattirte und mit meinen Händchen seine Backen strich, war es, als ob seine Augen naß würden, er stund auf und ging in die Ställe. So kam, so verstrich der Winter, und während desselben war immer das alte Lied: Zank, Noth und steigende Verlegenheit, woher man nun bald zwei Zinse nehmen wolle.

Viertes Kapitel.

Der Großvater stirbt. — Eine Theilung.

Da klopfte es einst, als wir am Mittagessen saßen, und die Mutter stichelte: wie viel dem Vater seine reichen Verwandten helfen; und der Vater immer röther wurde und zum Ausbruch einen Anlauf nahm, an die Thüre. Die Mutter rief: Herein! Da trat ein Mädchen ein mit schwarzem Fürtuch und aufgebundenen Zipfen und brachte die Nachricht, daß der Großvater gestern gestorben sei, und wir übermorgen mit ihm z'Kilche kommen sollten. Die Nachricht kam so unerwartet, denn wir vernahmen nichts, was in unserer alten Heimath vorging, sie paßte auch so merkwürdig ins Gespräch, denn nun konnte der Vater erben, weil nach unserer Landessitte nach dem Tode des Mannes das Vermögen unter Kinder und Wittwe getheilt wurde zu gleichen Theilen, daß wir Alle verstummten. Endlich fing ich an zu weinen, die Mutter hieß die Botin miteſſen, und allmählig ging das Fragen an.

Der Großvater war an einem Schlagflusse plötzlich gestorben. Man rede allerlei, setzte die Botin hinzu, was die Ursache dazu gewesen, wollte aber, so lange der Knecht und die Magd da waren, nicht recht mit der Sprache heraus.

Als dieſe endlich abgegeſſen und die Mutter noch Schnaps und weißes Brod extra aufgeſtellt hatte, denn ſie wußte wohl, wie man die Leute redſelig machen kann, da vernahm ſie alles, was ſie wollte. Das Mädchen berichtete, ſeine Mutter ſei alle Tage in Großvaters oder vielmehr in Sami's Hauſe und die beſte Freundin von deſſen Frau. Zum Beweis dieſer Freundſchaft erzählte es alles Böſe, was ſich nur von einer böſen Frau erzählen läßt, über Sami's Frau, dem Elende der Großeltern, dem Zorne des Großvaters, an dem er erſtickt, als ſeine Schwiegertochter ſeiner Frau ihr ſchlechtes Haushalten und ihr gegenwärtiges Nichtsthun vorhielt, ſie thäte nichts und freſſe ſie noch von Haus und Hof, wenn ſie lange leben ſollte ꝛc. Solches ſprach die Tochter der beſten Freundin einer böſen Frau, die Freundin ſelbſt hätte vielleicht noch mehr ausgekramt bei gutem Schnaps. Solche Freunde haben böſe Leute, ſie verdienen aber auch keine beſſern. Aber merkwürdig iſt es, daß gar viele Weiber, die nicht ſchlecht ſind, keine andere Freundinnen kennen, als ſolche, die um einen Schnaps alles ſagen, was man gerne hört, und um ein Kacheli Kaffee noch einmal ſo viel, als ſie wiſſen. Die Thörinnen denken nicht, daß die gleiche Waare um den gleichen Preis allenthalben feil ſei; daß die nämlichen Leute um einige Schlücke ihren ärgſten Feinden alles dankbar ausbriefen werden über die, die früher von ihnen in den dritten Himmel erhoben worden.

Meine Mutter hatte ihrer Lebtage keinem Pfarrer mit ſo großer Andacht zugehört, wie dieſem Mädchen. Als daſſelbe aufbrechen wollte, machte ſie ihm noch ein Kaffee, in der Hoffnung, von ihm in der alten Heimath recht gerühmt zu werden, wie ſie eine ganz Andere ſei, als des Sami's Frau. Die gute Mutter dachte nicht daran, daß es ihr gar nicht beſſer ergehen werde als Sami's Frau, und daß eine böſe Zunge immer zuerſt den verläumdet, bei dem ſie zuletzt gegeſſen. Aber die wenigſten Menſchen ſind ſo klug, zu denken, ein Dieb ſei allenthalben ein Dieb, ein Verläumder ſei überall ein Ver-

läumder, ein Jeglicher hätte das Gleiche von ihm zu erwarten. Mit einigen Schmeicheleien und Augendienereien sind die Meisten zu bestechen, und glauben, der Verläumder werde sie nicht verläumden, der Dieb ihnen nicht stehlen; ja am Ende glauben sie, er sei kein Verläumder, kein Dieb, müssen es erst zu ihrem größten Schaden erfahren, und werden doch nie klug.

Meine Mutter hatte über der Schadenfreunde wegen Sami's Frau selbst das Erbe vergessen, und dachte erst wieder daran, als das Mädchen fort war. Die Hausbäurin hatte das Mädchen auch gesehen, denn es konnte niemand zum Hause kommen, den sie nicht sah, hatte es nicht erkannt, und war g'wundrig, für wessen Leiche es gebeten. Um es zu vernehmen, kam sie die Milch zu holen, welche man ihr am Morgen ausgerichtet, hoffend, ein Wort werde das andere geben. Kaum sah meine Mutter sie, so fiel ihr das Erbe ein, und der große Milchhafen und die tausend Plackereien, welche man sich wegen dem schuldigen Lehenzins mußte gefallen lassen, und wie sie das dachte, sagte sie auch der Bäurin: Eisi, bring doch das andermal wieder den alten Hafen zum Ausrichten, ich will Schweine kaufen, und vermag es dann nicht an der Milch, dir alle Tage d'r Gottswillen eine Halbe zu viel zu geben.

Natürlich ging auf diese Rede hin das Feuer auf und Eisi sagte: Du hast mir noch nichts d'r Gottswillen gegeben, gieb du zuerst die Zinse, die ihr schuldig seid. Meine Mutter blieb nichts schuldig, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Weiber ihre Herzen von Grund aus leerten, und die Bäurin merkte, meine Eltern müßten Geld erhalten oder zu erwarten haben. Kaum hatte die Bäurin unsere Küche verlassen, als unsere Mutter uns schon unterrichtete, was wir ihr zu leid thun, ihr verderben müßten, ihr im Vorbeigehen zu sagen hätten. Zweimal ließen wir es uns nicht sagen, kein Tag verging, daß wir nicht irgend eine Bosheit an ihr verübt hätten, allemal zur größten Freude der Mutter. Nachdem diese ein so löblich Werk vollbracht, ging sie an das Mustern

der Kleider, die sie übermorgen anziehen wollte. Da fand sie zu ihrem hellen Schrecken ihre schwarze Kleidung verdorben, die einen Stücke grau und schimmligt, die andern von Schaben zerfressen. Sie war, seit wir da oben waren, nie zum Nachtmahl gewesen, hatte die Kleider nie gelüftet, daher nun die Bescherung. Der Magd ihre Kleider waren ihr zu gering, neue machen zu lassen war keine Zeit, zu der Bäurin durfte sie jetzt nicht gehen, um zu leihen, sie mußte sich entschließen, daheim zu bleiben und den Vater und mich allein gehen zu lassen. Die ganze Sehnsucht nach der Großmutter, die ich seither nie gesehen, erwachte. Die ganze Nacht konnte ich wenig schlafen, fragte alle Augenblicke, ob es nicht bald Zeit sei, aufzubrechen? und saß schon lange im Wägeli, als der Vater das Roß einspannte. Es war ein schöner Morgen und ich war lauter Freude. Das Kind giebt sich dem stärkern Eindruck hin, dieser war für mich das Wiedersehen der Großmutter, der Tod des Großvaters war vergessen, weil ich im Grunde wenig wußte, was todt sein bedeute.

Schon stunden Menschen mit Mänteln unter dem Arm um das Haus herum, als wir ankamen; doch sah ich mich nicht lange unter ihnen um, sondern lief auf das Stübchen der Großmutter zu, riß es auf und rief: Großmütti, Großmütti! Und Großmütti war da, aber ich kannte es anfangs gar nicht. Aus der stattlichen resoluten Frau war ein zusammengefallenes, gebücktes Mütterchen geworden, das mühselig mir entgegenkam, freilich mich herzlich liebkoste, aber gleich wieder anfing: o Aetti, warum hest mih verlah, o könnt ih d'r doch nah, aber ih maches nit meh lang; ih cha, wills Gott, bald o sterbe. Und wenn ich dann fragte: Aber Großmütti, wo wottst hi, was ist d's Sterbe? so sagte sie: Furt, furt us d'r böse Welt, da hi, wo niemer eim d's Esse vergönnt, wo keine böse Lüt meh sy. So jammerte sie ohne Unterbrechung, ich weinte mit, aber es ärgerte mich doch, daß sie mehr um den Aetti weinte, als sich über mich freute, daß sie

nicht alsobald in den Spycher ging; überhaupt schien sie mir nicht mehr das Großmütti zu sein, das ich verlassen hatte, und es ward mir unheimelig im Stübchen. Recht froh war ich, als jemand rief: Wir sollten doch hinauskommen, der Schulmeister fange schon an zu beten. Von diesem Beten weiß ich nur so viel, daß der Großvater brav gerühmt wurde, aber noch mehr die Hinterlassenen; ganz besonders Sami und seine Frau, denen aller mögliche Segen gewünscht wurde in Haus und Hof. Gar schön, hieß es auch, sei es zu sterben, wenn man so treu für seine Kinder gesorgt habe und ihnen so viel hinterlasse; es solle nur jedermann ein Beispiel nehmen und es auch so machen. Die Leute hörten recht andächtig zu und meinten nachher: Dä chönns, er syg doch e Meister.

Man trug den Großvater zu Grabe, senkte ihn in die kühle Erde und niemand weinte um ihn, als die Großmutter aus Herzeleid, und ich, weil die Großmutter weinte. Hätte er sein Gut verhudelt gehabt, acht Kinder hätten an seinem Grabe geweint, d. h. sie hätten geweint, daß der gestorbene Mann ihr schönes Gut verhudelt; um das Gut also, nicht um den Mann hätten sie geweint. Nun hatte er es nicht verhudelt, sondern sie konnten erben. Warum da weinen? Der Großvater hatte nichts Edleres auf Erden gekannt, als „Husen", nichts Köstlicheres als Reichthum; dem gemäß hatte er seine Kinder behandelt und erzogen, den gleichen Glauben ihnen eingebläut, ihre Liebe dahin gerichtet, wo die seine war: nach Geld und Gut. Ihre Liebe war also nicht beim Großvater, sondern bei seinem Gelde; warum nun weinen, wenn man es nicht verliert, sondern gewinnt? Man spricht oft von lachenden Erben, aber daran denkt man nicht, daß tausend Eltern ihre Kinder zu lachenden Erben erziehen, die ihnen am Ende für nichts danken, als für ihren Tod.

Großmutter wollte anfangs nicht 'ans Leichenmahl, bis Sami ihr sagte: Es wäre eine Schande für das ganze Haus, wenn sie nicht mit ins Wirthshaus käme. Sie, die sonst so

reſolute Frau, die Alles regiert hatte, ſie wußte jetzt nichts anders, als folgen, ſetzte ſich jedoch mit mir ſo weit als möglich weg von Vreni. Dieſer ſah man die Schuld an Großvaters Tod nicht an; jetzt erſt machte ſie ſich breit, räſonnirte, rühmte, regierte mit einer Rohheit, als ob ſie an einer Hochzeit wäre und nicht an einer Gräbd. Die Brüder meines Vaters machten es wie ſonſt an den Fuhrungen: ſie aßen und tranken bis es obenaus guckte, und verſäumten keine Zeit mit Reden. Auch der Großmutter that das lang entbehrte beſſere Eſſen wohl, die Thränen verſiegten, und ſie fand wieder Theilnahme für das, was außer ihr vorging.

Nun hätte ich gar zu gerne gehabt, wenn die Großmutter ſich mit mir allein abgegeben. Sie that es auch zuerſt, und fragte gar vieles, aber ſie mußte auch Andern Beſcheid geben. Der G'wunder erwachte, ſie vernahm dies und das, von dem ſie noch nichts gehört, vergaß mich darüber, bis ich ungeduldig an ihr zupfte, was ich aber ſo oft wiederholen mußte, daß ich am Ende Langeweile bekam, die Großmutter auch nicht mehr recht liebte, den Vater ſuchte und heim wollte. Nachdem dieſer noch den Tag der Theilung abgeredet hatte, brach er mit mir auf. Freilich war der Abſchied von der Großmutter wieder zärtlich, ſie ſagte manchmal: Miaßli, du g'ſehſt mih nit meh, und drückte mir noch einige ihrer wenigen Batzen in die Hand. Gerne hätte ſie mir noch vom Tiſche etwas eingeſteckt, aber Vreni ſah uns ſo ſcharf zu, daß ſie es nicht wagte. Ich ſah ſie nicht mehr, die gute Großmutter. Sie ſtarb, als ich ſchon ein Güterbub geworden; ich vernahm es nicht einmal, denn einen Güterbuben heißt man nicht z'Gräbd kommen, nicht einmal mit der Großmutter. Ich ſah überhaupt meine Verwandten nicht mehr, ausgenommen Sami zuweilen, wenn ich auf ein Gut vertheilt oder verdinget wurde an den Mindeſtbietenden; da that er, als ob ich ihn nichts anginge. Seine Brüder heiratheten alle nicht, blieben ſeine Knechte, und er erbte ſie alle.

Auf der Heimreise hatte ich meinen Vater gar viel zu fragen, ganz besonders wollte ich von ihm wissen, was denn das Sterben sei, und wo man da hingehe. Sterben ist, wenn man stirbt, sagte er mir, und da muß man alles verlassen, was man hat, Haus und Hof, und da thut man Einen ins Grab, wie du gesehen hast. So hatte ich meinen Bescheid, mit dem ich aber nicht viel zu machen wußte, als daß man beim Sterben weggehen und alles verlassen müsse, was man habe. So viel begriff ich aus Großmutters und Vaters Reden, daß man gerne sterbe, wenn man es bös, aber ungern, wenn man geerbt oder sonst gut es habe. So wär ich später auch gern oder ungern gestorben, je nachdem ich es gut oder bös hatte. Geht wohl bei vielen Leuten ihre Religion weiter?

Die Theilung ging vor sich und brachte circa 4000 Pfd. (2000 Gulden) Geld ins Haus, aber nicht Frieden. Die Zwietracht hatte einmal Wurzel geschlagen, und da zanken sich die Menschen, wenn Geld da ist, über das Geld und, wenn keins da, über den Mangel desselben. Nur dann wurde Friede, wenn wir Kinder dem Bauern einen tüchtigen Streich gespielt, oder die Mutter ein scharfes Wort ihm angeworfen hatte: dann lachte der Vater, und die Mutter konnte einen ganzen Tag machen, was sie wollte, sogar Geld nehmen; denn der Vater hatte des Bauern Kniffe und Schadenfreude nicht vergessen, wenn er selbst schon wenig sagte.

Fünftes Kapitel.

Der Vater stirbt.

Dieses Jahr und ein Theil des Winters verstrich ungefähr wie die frühern. Zu Ende März ging das Lehen aus, und mein Vater suchte ein neues. Etwas Eigenes vermochte er nicht mehr. Das Lehen hatte ihn bereits fast zwei Drittel seines Erbtheils gekostet.

Im Winter mußte er dem Hausbauer noch sein Holz rüsten, und dieser bestand aus Bosheit darauf, daß eine große Buche an einem steilen Abhang gefällt werde.

Es war kalt und hart gefroren, als mein Vater nach dem z'Morgeneſſen ſich rüſtete, mit dem Knecht in den Wald ans Holzen zu gehen. Die Mutter ſagte noch: Benz, ih wett nit gah, dä alt Schelm wird wohl warten. Der Vater achtete auf dieſe Rede nicht, nahm noch etwas Werkzeug mit, und machte ſich fort.

Es war noch nicht Mittag, als der Knecht athemlos daher gelaufen kam, dem Stalle zuſtürzte, im Vorbeigehen uns zurief: Es ſolle Eins zum Doktor laufen, der Vater habe beide Beine gebrochen. Als ſie die gefällte Buche ſchneiteten, war ſie auf dem glatten Boden nicht genug verſtellt, und ſo wie mein Vater einen Aſt abhieb, ſchoß ſie den Berg ab, drehte ſich an einem Stock und ergriff den Vater, ihm beide Beine zermalmend. Ach, ich ſehe ihn noch, wie man ihn auf dem Schlitten daher brachte, blutig über und über und ſchmerzlich wimmernd, wir Alle laut ſchreiend und kaum im Stande, ihn in die Stube auf's Bett zu tragen, während der Bauer, dem er die Buche gefällt, tubackend aus dem Läuſterli g'wunderte. Ohnmächtig brachten wir ihn auf's Bett und wußten nichts anders zu machen, als ihn einzudecken, damit er erwarme. Dort kam er endlich zu ſich und ſagte leiſe: Trinken! Die Mutter brachte, was ſie hatte, und wir freuten uns ſchon, es beſſere, ſagten es ihm auch, wollten ihn tröſten: der Doktor werde bald da ſein und ihn ganz geſund machen. Allein er ſchüttelte den Kopf, ſtöhnte wieder, daß es uns durch Mark und Beine ging und ich es in der Stube vor Angſt nicht mehr aushalten konnte. Ich ſtieg auf einen Haufen Holz, um zu ſehen, ob der Doktor nicht kommen wolle; allein ich ſah niemand. Es ging lange, unendlich lange, es kam niemand; ich erſtarrte, ich merkte es nicht. Endlich, endlich kam meine Schweſter daher allein und berichtete: der Doktor werde bald

da ſein, er ſei nur noch da unten am Berge ins Wirthshaus gegangen, ſagend: er hätte da etwas zu thun; wahrſcheinlich werde er noch einen Schoppen trinken. — Herrgott, einen Schoppen trinken, und ein Mann hat beide Beine gebrochen! Endlich, nach einer Ewigkeit, kam der Doktor; er ſchnitt dem Vater die Hoſen vom Leibe und fand die Knochen faſt bis an die Hüften zerſplittert. Es ſchien ihm ein Wunder, daß der Mann jetzt noch lebe, und er prophezeite ſeinen baldigen Tod. O, wie wir da Alle ſchrien und jammerten, und die Mutter am meiſten! Sie fühlte vielleicht, daß ſie nicht geweſen war, wie ſie hätte ſein ſollen, ſie jammerte immerfort: Ach Benz, Benz, ſtirb nit, du darfſt nicht ſterben, denk o an dini Ching; o Benz, Benz, ih will ganz e Anderi werde, ih will dr kei Verdruß meh mache! Ach, zu ſpät! Benz hatte den Ausſpruch des Doktors wohl vernommen, er ſah uns wehmüthig an und ſtreckte der Mutter die Hand dar. Wir alle faßten ſie und wimmerten: O Aetti, ſtirb nit, o Aetti, du darfſt nit ſterbe! Aber der Aetti hörte uns ſchon nicht mehr; Gott im Himmel hatte ſich ſeiner Leiden erbarmt und ihn fortgenommen.

Nun war ein Herzeleid, das ich nicht beſchreiben kann. Der Vater war, bei allen ſeinen Schwächen, uns doch lieb geweſen, beſonders mir, und ſein Tod war ſo unerwartet, ſo ſchrecklich! Wie der Tag verging, weiß ich nicht, und was in den darauf folgenden ſich zutrug, weiß ich auch nicht. Nur das weiß ich, daß ich mich immer ins Stübchen ſchlich, wo er lag, und dann von neuem zu weinen anfing, ſo daß mich niemand beſänftigen konnte. Am vierten Tage wurde er begraben; von ſeinen Geſchwiſtern begleitete ihn nur der dümmſte der Brüder, und auch der Bauer, der bis dahin kein Lebenszeichen gegeben, ging mit, nachdem er tüchtig Käſe, Brod und Wein, welches die Mutter aufgeſtellt, zu ſich genommen hatte. So begrub man den Vater; wir waren nun Waiſen und ſollten es erfahren.

Sechstes Kapitel.

Wie man, ohne zu erben, kann helfen theilen.

Einige Tage nach des Vaters Begräbniß kamen viele Männer ins Haus. Einer hatte immer eine Feder hinter dem Ohr und eine in der Hand; man sagte ihm „der Schreiber". Ein Anderer war ein dicker Mann mit einem Maul, in welchem man einen vierspännigen Wagen hätte kehren können, ohne ihn hinten herum zu heben, und Zähnen, welche gewiß die härteste Nuß aufbeißen konnten; er hieß „der Gemeindsausgeschossene". Dieser Mann soll etwas Merkwürdiges an sich gehabt haben; sein Magen und sein Gewissen sollen nämlich eins und im Stande gewesen sein, Alles ohne Magenweh zu verdauen, was zum Maul einmochte, und was die Zähne zerbeißen konnten. Man denke, wie kommod! Noch Andere waren da, den Einen sagte man „Schätzer"; es waren die Nämlichen, welche geschätzt, was Vater sel. übernommen hatte; den Andern sagte man, ich weiß nicht wie.

Diese brachen nun die angelegten Siegel auf, nisteten in Allem herum, und ich dachte bei mir selbst: Das müßten aparti g'wundrig Leute sein, daß sie alles in die Hände nahmen, aufschrieben und gar noch sagten, was jedes Stücklein werth sei. Der Mutter kam es nicht so wunderlich vor, nur disputirte sie immer mit den Männern: die Sachen seien mehr werth, als sie aufschrieben. Dann sagte der Mann mit dem zusammengewachsenen Magen und Gewissen: Frauell, häb du nume nit Kummer, ih will scho zu dr luege, es kostet dih nume minger. Das konnte ich damals wieder nicht begreifen, daß diese Sachen alle noch etwas kosten sollten; waren sie doch die unserigen, und von manchem Stück hatte ich gesehen, wie es der Vater bezahlt hatte.

Die Mutter kochte ihnen ein gutes Mittagessen und sparte dabei Fleisch nicht. Die Mannen ließen es sich auch gut schmecken,

und als die Mutter Alles aufgetragen hatte, fragte sie die Schätzer: wie sie den Tod ihres Mannes so schnell vernommen, daß sie schon eine Stunde nachher zum Versiegeln da gewesen? Der Bauer sei gekommen und hätte sie geschickt, antworteten sie. Ein Vater war von vier Kindern weggestorben, der Bauer war zum Theil schuld an seinem Tode, sah ihn blutend, bewußtlos ins Haus tragen, und woran dachte er? An den bald verfallenen Lehenzins, an möglichen Verlust oder Vortheil, der aus diesem Tod ihm werden könnte. Hatte der Mann wohl ein Herz im Leibe, oder keins?

Endlich mahnte der Schreiber wieder an die Arbeit zu gehen, der Ausgeschossene meinte aber: Si welle emel noh näh, dr Tag sig noh läng und was me hüt nit machi, chönn me morn mache; und mit aller möglichen Behaglichkeit zermalmte er ein Stück Fleisch nach dem andern. Das gefiel der Mutter schon nicht, und als der Bauer des Nachmittags sich auch herzuließ unter dem Vorwande, er müsse doch zusehen, daß man seine Sachen nicht auch schätze, und mit dem Ausgeschossenen besonders freundlich that, gefiel es ihr noch weniger; sie wurde mißtrauisch. Als es nachtete, brach man mit Schätzen ab, der Schreiber ging seiner Wege. Die Andern hieß der Bauer in seinen Stock hinüber kommen, vorgebend ihnen den Lehenbrief zu zeigen und das Verzeichniß der in Schatzung gegebenen Dinge, das nur in einem Doppel ausgefertigt war, welches der Bauer hinter sich hatte, weil der Vater sel. es halt nicht besser verstund. Als der Mann mit den guten Zähnen lange nicht wieder kommen wollte, das Kaffee zu nehmen, das ihm die Mutter gerüstet hatte, schöpfte sie Verdacht und schickte eines der Kinder vor das Fenster, zu guggen, was man in der Stube mache? Es berichtete, man habe Papier auf dem Tische liegen, Hamme, Käs, eine große Strohflasche und Brod, neben dem Bauer liege auch ein Säckli, was man aber rede, könne es nicht verstehn. Das eben hätte die Mutter gerne gewußt, konnte es auch von dem Ausgeschossenen nicht vernehmen, so

ſein ſie that. Der war beſonders freundlich, faſt wie eine Katze, ehe ſie die Kräuel einhängt, trank Kaffee, als ob er den ganzen Tag nichts gehabt, trank noch einen guten Schnaps vor dem z'Bettgah und am Morgen mußte man lange auf ihn warten, um an die Arbeit gehen zu können. Als man endlich mit unſerer Sach fertig war, forderte der Bauer, daß man zugleich auch die Abſchatzung der Sachen vornehme, die ihm gehörten. Er brachte das Verzeichniß zur Hand. Stück für Stück wurde viſitirt, und Stück für Stück in Abgang gefunden, ſogar Wägen, an welche der Vater ſel. vier neue Räder hatte machen laſſen. Da fieng meine Mutter doch an zu räſonniren und begehrte verzweifelt auf, aber der Ausgeſchoſſene ſagte: Fraueli, das verſtahſt du nit, da dem Statthalter und dem Vorſteher muß me glaube, es iſch ſih an er e Frau nüt g'achte. Dann fehlten eine Menge Sachen, die auf dem Verzeichniß ſtanden, beſonders am Ende deſſelben. Von den Einen behauptete der Knecht, ſie nie geſehen zu haben, von den Andern, der Bauer hätte ſie ſelbſt weggenommen, er ſei immer da geweſen und hätte genommen ohne zu fragen, was ihm beliebte, es weiter geliehen und nur wieder gebracht, was er wollte. Da ſagten die Mannen: Bürſchli, nimm dih in Acht, was d'redſt, chaſch 's bewyſe? Und das Bürſchli erſchrack, und ſchwieg. So wurde die Abſchatzung gemacht, und vom Ausgeſchoſſenen gutgeheißen. Als endlich alles fertig war, und die Mannen fortwollten, forderte meine Mutter in verbiſſener Wuth noch Geld, um die Haushaltung zu führen. Der ganze Reſt der Erbſchaft war noch vorhanden geweſen, denn der Vater dachte nicht ans Anlegen, und dieſen hatte der Ausgeſchoſſene zu Handen genommen. Man ſpöttelte erſt: Sie werde wohl noch Geld haben. Die Mutter verſtand zwar damals nicht, was ſie damit meinten, allein ſie begehrte ſo tüchtig auf, und ſagte ihnen ſo derbe Wahrheiten ins Geſicht, daß man, um ſie zu g'ſchweiggen, ihr einige Neuthaler gab.

Dagegen schickte ihnen die Mutter Wünsche auf den Weg nach, die ich nicht nachsagen will.

Nun regierte die Mutter einige Wochen das Haus, das Leben war in 14 Tagen zu Ende. Niemand sagte uns etwas, wir wußten nicht, was anfangen, denn ob dem Streit hatte man jegliche Abrede vergessen. Da kamen eines Morgens wieder Mannen, wieder Einer mit einer Feder hinter dem Ohr und einer in der Hand, wieder der Ausgeschossene und Andere mit ihnen, und dann noch einige Leute, aber nicht viele. Wir wußten nicht, was es geben sollte, und vernahmen endlich, es werde eine Versteigerung abgehalten, über etwas Feldgeräthe, Schafe, Schweine, ein Kalb und eine Kuh, welche uns gehörten.

Daß die Sachen versteigert wurden, war ganz recht, allein man hätte es uns doch kund thun und dafür sorgen können, daß die Steigerung bekannt würde, aber man that absichtlich das Gegentheil. Die Mutter machte ihre Bemerkungen, allein sie erhielt zur Antwort: Man könne nicht einen Expressen für sie auf der Straße haben, wäre sie übrigens gestern in der Kirche gewesen, so hätte sie es vernommen.

Was sollte man dagegen sagen? Man mußte es sich gefallen lassen, unsere Sachen unter die wenigen Leute, ich mag fast nicht sagen, versteigern, sondern vertheilen zu lassen. Dem Ausgeschossenen fiel die Kuh und das Kalb zu, der Bauer erhielt das meiste Feldgeräth u. s. w. Mutter sagte ihnen nun, sie merke wohl, warum sie wohlfeil geschätziget, allein was half es? ein guter Magen verdauet eben Alles. Als die Steigerung aus war, wurde die Mutter angewiesen, auf einen bestimmten Tag vor dem Gemeindrath zu erscheinen, um den Erfolg des Beneficiums zu vernehmen, und was mit ihr und den Kindern vorzunehmen sei? Mein Lebtag werde ich nie vergessen, in welchem Zustande die Mutter heim kam. Wuth, Betrübniß wechselten mit einander ab, bald fluchte, bald weinte sie und rief dann dazwischen: O Benz, das ha nig a dir verdienet. Endlich am andern Morgen konnten wir erst vernehmen, wie

es ihr ergangen. Zuerst habe man da abgelesen, was für Schulden und was für Vermögen die Schreiberei aufgemacht. Es sei ihr fast g'schmuechtet, als sie gehört, was der Bauer ferderte an Abschatzung, dann noch für das nicht vollendete Holzen, an welchem der Vater gestorben, und endlich noch den ganzen letzten Lehenzins, da sie doch bestimmt wisse, daß Benz 100 Thaler auf Rechnung daran bezahlt, jedoch sich nichts Schriftliches habe geben lassen. Aber zernig sei sie erst geworden, als sie die Kostensnote des Ausgeschossenen hätte ablesen hören, für Läuf und Gäng und ausgegebenes Geld gerade so viel, als Kuh und Kalb gekostet, ja auf der Kostensnote hätte er noch angesetzt gehabt 4 Franken, die versteigerte Kuh und das Kalb heimzutreiben. Doch hätte sie alles ablesen lassen bis ans Ende, wo es sich gefunden, daß nach dieser Rechnungsweise die Schulden das Vermögen um einige 20 Kronen überstiegen.

Nun hätte man sie gefragt: ob sie Geld habe, den Ueberschuß gut zu machen, sonst müsse man den Geldstag anrufen? Sie habe darauf gesagt: Das sei eine Lumpe-Rechnig. Erstlich habe der Bauer keine Abschatzig und nicht den ganzen Lehenzins zu fordern, sondern 100 Thaler weniger; zweitens sei es mit der Steigerig auch nicht recht zugegangen; und sie wisse gar nicht, was der Ausgeschossene denke, so viel anzusetzen; was er bei ihr gefressen und gesoffen, das müßte sie ihm jetzt noch dreifach bezahlen, und zwar hab er g'fresse, daß er es wohl acht Tage habe machen können. Aber sie merke gar wohl, er und der Hausbauer seien einig zusammen geworden und hätten eine Theilig verabredet, als die Hamme auf dem Tisch gestanden und das Säckli neben dem Bauern. Sie habe kein Geld, wolle aber auch keinen Geldstag, die ehrenden Gemeindsväter sollten die Rechnig besser untersuchen und daraus thun, was erlogen sei oder übertrieben; dem Ausgeschossenen wolle sie gerne einen Strick bezahlen, und Einen, der ihn daran führe, aber Kuh und Kalb wolle sie ihm nicht auf ihre

Kosten in den Stall liefern. Auch seien die vorhandenen Vorräthe und Effekten weit mehr werth, als da geschrieben stehe, allein man werde wieder theilen wollen an einer zweiten Steigerig. Sie habe wohl gemerkt, setzte sie hinzu, daß es Viele g'lächeret habe und man dem Ausgeschossenen ihre Sticheleien gegönnt, aber man habe ihr doch gesagt: Frau, du hast ein böses Maul, das sehen wir jetzt und haben schon lange davon gehört. Du willst jetzt Andere hineinstoßen, und wirst selbst Schuld sein, daß zu wenig Geld da ist. Die 100 Thaler hast wohl du geschwind auf die Seite gemacht und nicht der Bauer. Herr Jesus, jetzt erst merkte ich, daß ich verläumdet worden war, als hätte ich zwischen dem Tod meines Mannes und dem Versiegeln Geld auf die Seite gemacht. Da wurde ich erst recht böse. Wenn Einer von Euch einen guten Blutstropfen im Leibe hätte, sagte ich, so würde er mir so was nicht zumuthen; wenn einer Frau der Mann von vier Kindern wegstirbt, so sinnet sie nicht an solche Sachen, wenn ihr das Herz brechen will vor Jammer und Elend. Ich hätte noch viel mehr gesagt, aber man hieß mich schweigen und abtreten. Als ich wieder hineinkam, wurde mir eröffnet: Die Gemeinde müsse den Geldstag anrufen, die Gemeinde könne nicht prozediren, wenn niemand das Fehlende oder den Prozeß übernehmen wolle, oder die Gläubiger mit ihren Forderungen nachließen. Das Letztere werde nicht der Fall sein, ergänzte der Ausgeschossene, er habe zu viel versäumt zu Hause und noch großer Schaden; der Bauer werde auch nicht wollen, wir hätten ihm den ganzen Hof verderbt, und die Schreiberei habe ihr Bestimmtes. Dann, fuhr man fort, solle ich sagen, wo ich hin wolle, und wie die Kinder unterzubringen seien; fänden sie keinen Platz, so könne ich einstweilen in den Spital, die Kinder wolle man auf die Güter thun. Ich sagte ihnen, sie sollten nur machen, was sie vor Gott verantworten können, kurz ich sagte so viel, daß ich nicht mehr alles weiß. Ich sah wohl, daß ich Einige erbarmte und daß sie merkten, die Sache sei

nicht richtig, allein sie hatten es wie es im Sprichwort heißt: Was dich nicht beißt, das kratze nicht; was dich nicht brennt, das blase nicht.

So erzählte die Mutter; wir hörten und weinten; von Allem begriffen wir wenig, als daß wir auseinander zu fremden Leuten sollten; darüber konnten wir uns fast nicht trösten. Wir machten allerlei kindische Anschläge, um beisammen bleiben zu können, allein wir hatten nicht die Kräfte zur Ausführung, und die Mutter war nicht die Frau dazu.

Die Mutter machte sich darauf auf die Beine, und lief zum Landvogt, ihm ihr Elend zu klagen. Sie schimpfte zuerst über den Bauer, über den Ausgeschossenen, über den Gemeinderath, in ihrem Eifer dann über das Beneficium, über das Aufschreibamt, das alles sei nur ersonnen, um arme Wittwiber zu cujiniren und um ihre Sache zu bringen. Der Landvogt war kein böser Mann, aber wer etwas über die Regierung sagte — und dazu rechnete er auch den Tadel irgend eines Gesetzes oder einer Verfügung — der hatte es bei ihm verspielt, den nannte er einen übeldenkenden Menschen, der keine Religion habe, denn göttliche und oberkeitliche Gebote schienen ihm gleich wichtig. Er hatte auch den Verstand nicht, zu unscheiden, daß ein Weib in vielen Dingen Recht haben, in andern im Eifer zu weit geführt werden könne, weil es sich darauf nicht versteht, ohne geradezu ein schlechtes Mensch zu sein. Uebrigens wußte eigentlich jedermann, daß man diesen Verstand dem Landvogt nicht zumuthen dürfe, allein was vergißt ein zornig Weib nicht Alles? Nun mein Landvogt, der anfangs hören zu wollen schien, fuhr tüchtig z'weg, als das Weib so redete: Wenn es nicht plötzlich schweige, so lasse er es acht Tage bei Wasser und Brod an Schatten thun; er wolle es lehren, so von seinen gnädigen Herren und Oberen zu sprechen, daraus sehe er am besten, daß alle ihre Reden nur Verläumdungen seien. Auch kenne er die Vorgesetzten gar wohl, das seien lauter gutgesinnte Leute und meiner gnädigen Herren

getreue Unterthanen, er wett wohl gern, es wären alle Leute so gutdenkend, wie der Ausgeschossene, dann wäre mehr Religion und Respekt gegen die hohe Obrigkeit in der Welt. Wenn sie sich noch einmal unterstehe, ins Schloß zu kommen, so lasse er sie mit dem Landjäger der Gemeinde zuführen. Und jetzt pack dih! waren seine letzten gnädigen Worte.

Mutter machte sich wohl fort, aber nicht erschrocken, sondern vollends ertaubet. Schnurstracks lief sie zu einem Rechts-Agenten, erzählte ihm ihre Noth, und wollte von ihm, daß er die Schelmen alle, die unter einer Decke lägen, verklage. Der Agent hörte aufmerksam zu, fragte nach vielen Dingen, nach den Schriften z. B., endlich so ganz nebenbei, sie werde Geld haben, um den Handel zu treiben? Die Mutter meinte, Schriften brauche sie keine, die werden schon zum Vorschein kommen, er solle nur klagen, wegen dem Gelde solle er ganz unbesorgt sein, sie werde ihn bezahlen, sobald der Handel gewonnen sei. Der Agent sagte nicht viel darauf, als sie solle in einigen Tagen wieder kommen, er werde die Sache genauer untersuchen. Als die Mutter wieder kam, putzte er ihr tüchtig ab, daß sie mit Lügen zur Annahme eines Lumpenhandels ihn habe verführen wollen, die Sache sei keinen faulen Rappen werth. Da strich sich die Mutter ganz niedergeschlagen fort, und glaubte die ganze Welt gegen sich verschworen. Als sie weinend ihrer Wege gieng, traf sie eine alte Bekannte, diese fragte nach ihrem Elend. Mutter leerte ihr das Herz und erzählte, was ihr jetzt der Agent gesagt, der ihre letzte Hoffnung gewesen sei. Ja, sagte die, da kann ich dir wohl sagen, warum dä so gegen dich aufbegehrt. Ich war am letzten ..... Wochenmarkt und hatte in .... Stübli für einen Batzen Suppen und einen halben Schoppen; dort waren der Bauer und der Ausgeschossene und hatten eine Halbe. Da kam der Agent auch, sie brachten es ihm und er mußte zu ihnen sitzen. Sie redeten viel mit einander, aber süferli, ich konnte nichts verstehen, und ließen noch mehr Wein

kommen, auch Essen auftragen und der Agent aß und trank mit ihnen. Ich mußte nun fort und als ich bei ihnen vorbeigieng, hörte ich, daß der Bauer sagte: He, uf e nes paar Neuthaler chunts de notti nit a. Damals hatte ich nicht gewußt, was das zu bedeuten habe, jetzt kommts mir z'Sinn, sie haben den Agent g'spickt, daß er dich abputzen solle und fortjagen. Wenn ich dir guts Raths bin, so gieb die Sach' auf; es ist ein Donners-Schelm wie der Andere, und es kratzet keine Krähe der andern die Augen aus. Such du Platz für dich und deine Kinder zur rechten Zeit, das ist das Beste, was du machen kannst. Komm, wir wollen da noch eine Halbe trinken, du vergissest dein Elend vielleicht darob und kannst dih öppe tröste.

Bei der Halbi schwatzten die Weiber, wie Weiber bei einer Halbi schwatzen, d. h. noch einmal so viel als sonst. Die Freundin erzählte der Mutter, was der Ausgeschossene eigentlich sei, wie er seine eigenen Geschwister bestohlen, als ihr Vater gestorben, wie er sich auf das Bestechen gut verstehe, wie er bei dieser Gelegenheit es bewiesen u. s. w. Da wollte meine Mutter über den Gemeindrath ausfahren, als ob derselbe mit den Andern gemeine Sache mache. Nein, da mußt du nicht ungerecht sein, sagte die Freundin, am Gemeindrath sitzen meist brave Männer, ich will zwar nicht sagen, daß nicht auch drinn sitzen, die machen, was sie können, wenn es sich ihnen schickt. Aber der Gemeindrath hat gar viel zu thun und große Verantwortung, und ein Jeder sieht doch dann am Ende zu sich selbst, denn die Meisten müssen ihre Weiber daheim ein wenig fürchten, und da machen sie vor allem aus, daß sie ungeschlagen daraus kommen. Am meisten fehlen sie freilich darin, daß sie solche Leute zu Ausgeschossenen machen, aber Wenige von ihnen thun es gerne, sie haben Schaden dabei, weil sie sich schämen, unverschant aufzumachen, da schießen sie oft die aus, welche es nicht ungern machen, weil sie einen Profit darin sehen. Freilich wissen sie wohl, daß nicht alles mit rechten

Dingen zugeht, allein es ſcheut ſich doch jeder von ihnen, öffentlich aufzutreten. Du weißt, man macht ſich nicht gerne unwerth. Verſchmerz jetzt die Sache und gieb den Mannen gute Worte in der Gemeindſtube, und wenn du Einen allein ſiehſt von den Beſſern, ſo erzähle ihm die Sache, du wirſt ſehen, er giebt dir Recht, und redet dir ein andermal, wenn du etwas willſt, z'beſt.

Die Mutter befolgte zum Theil die guten Räthe. Sie fand für ſich ſelbſt Platz bei einem Bruder, der auch wieder Krämer war und ſeine Frau verloren hatte. Meine Geſchwiſter wurden von Göttene genommen, mich allein wollte niemand. Ich hatte keine Götti mehr, Großvater und Vater waren geſtorben. Meine Großmutter war ihrer Sohnsfrau ſelbſt im Wege, geſchweige, daß ſie mich hätte nehmen dürfen. Es blieb alſo der Mutter nichts übrig, als wieder in die Gemeinde zu gehen, und anzuhalten, daß man mich übernehmen möchte. Es ging ihr auch, wie die Freundin vorausgeſagt hatte. Man erkannte das vielfache Unrecht, das ſie erlitten, insgeheim an, gab ihr gute Worte und verſprach mich bis zur nächſten Bettlergemeinde gut zu verſorgen.

Nun ging die Sache ihren raſchen Lauf. Der Geldstag wurde angerufen, eine zweite Steigerung gehalten. Mit Angſt und Noth rettete die Mutter ein Bett, das ſie in ihrer ledigen Zeit hatte machen laſſen. Eine arme Familie war mehr in der Welt, die Großkinder eines reichen Bauern waren Bettler und warteten auf die Bettlergemeinde, um verſorgt zu werden. Wer trägt die Schuld, daß ſie Bettler wurden? Sind eigentlich die Armen allein Schuld, daß ſo viele Arme ſind? Woher die wachſende Zahl der Armen kommt, iſt den meiſten Menſchen ein Räthſel. Haben denn die Menſchen noch immer Augen und ſehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verſtand ſchwer zum Begreifen?

Die Stunde der Trennung ſchlug. Wir Geſchwiſter hatten einander geliebt; was wir fühlten, wie wir weinten, kann

jeder denken, der ſelbſt fühlen und weinen kann, ſchreiben will ich es nicht. So wurde ich ein Güterbub und war acht Jahre alt.

Siebentes Kapitel.

Die Bettlergemeinde.

Man würde mir Unrecht thun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Kapitels den Schluß ziehen wollte, ich glaube, es ſeien keine Arme an ihrer Armuth Schuld. Ich weiß gar wohl, daß ein bedeutender Theil der Armen ihre Armuth ſelbſt verſchuldet, und muthwillig die Kinder in ihrem Elend behaltet; ich wollte nur ſagen, daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armuth bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, ſondern auch deswegen, weil man gar nicht daran denkt, ſie ſo zu ziehen, daß ſie ſich in der Welt mit Ehren forthelfen können.

Meine Mutter hatte bei ihrem Bruder die Gunſt ausgewirkt, mich bei ihr behalten zu dürfen bis zur Bettlergemeinde, welche in wenigen Wochen ſtatt finden ſollte. Es war ein ſchöner Maimorgen, als wir uns aufmachten nach unſerem Heimathsort an dieſe ſogenannte Bettlergemeinde. Schön blau war der Himmel, ſchön warm ſchien die Sonne, ſchön grün waren die Matten, die Bäume blühten ſchön, und die Vögelein ſangen ſo luſtig und ſpielten ſo frei und froh mit einander in den Bäumen und Zäunen, daß es eine Herzensluſt war.

Und während die fröhlichen Vögelein ſo luſtig ſangen, ſo frei ſich luſtig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit ſchweren Herzen und trüben Geſichtern der Bettlergemeinde zu; ſie fühlten die warme Sonne nicht, ſie ſahen den blauen Himmel

nicht, ihnen wars wie den Vögelein, die man im luſtigen Mai in die Kräze thut, in die Stube hängt und in einem Trögelein das Freſſen ihnen ſorgſam zumißt, welches ſie früher unter Luſt und Jubel nach Belieben ſelbſt geſucht.

Mir freilich war ſo trübe nicht zu Muth, eher fröhlich. Die Mutter trug einen großen Bündel Zeug, hatte mir ein neues ſchönes Halstuch umgebunden und erzählte gar viel, wie ich es gut haben, wieder zu Kühen und Pferden kommen werde u. ſ. w. So wars mir leicht ums Herz, faſt wie den Vögelein ringsum, und wohlgemuth kam ich am Orte unſerer Beſtimmung an.

Dort waren bereits viele Leute verſammelt. Leute, welche Kinder brachten, Leute, die Kinder an Koſt nehmen, Eltern, welche ihre Kinder der Gemeinde auf den Hals werfen wollten, denen man die heimliche Freude anſah, ihrem eigenen Fleiſch und Blut bald los werden zu können. In einer Ecke ſaß ein Weib, zwei ſchöne Mädchen neben ſich; alle drei weinten bitterlich und hielten einander immer wieder um den Hals. Es war eine Wittwe, welche vor die Gemeinde mußte, um entſcheiden zu laſſen, ob man ihr lieber die Kinder verdingen oder den Hauszins geben wolle? Sie war verläumdet worden von einer guten Freundin, welche ein Klappermaul und Zutritt in viele Häuſer hatte, eben ihres Maules wegen. Eine Frau Gemeindräthin hatte dieſe böſe Nachrede aufgefaßt, ſie ihrem Mann hinterbracht, dieſer das arme Weib gar übel angefahren und ihr alle Hoffnung abgeſprochen, die Kinder behalten zu dürfen. Zum Glück war er dießmal nicht allein Meiſter; der ſo deutlich an den Tag tretende Mutterliebe trug den Sieg davon, und die zwei ſchönen Mädchen blieben am Herzen der Mutter. Es war faſt wie an einem Markttag. Man ging herum, betrachtete die Kinder von oben bis unten, die weinend oder verblüfft daſtanden, betrachtete ihre Bündelchen und öffnete ſie wohl auch und betaſtete die Kleidchen, Stück für Stück; fragte nach, pries an, gerade wie an einem Markt. Ein Vater,

der vier Kinder brachte, rief dieſelben aus und jeden Vorübergehenden herzu, um ihm Eines oder das Andere aufzudringen, er machte es ärger, als die Weckenfrau an ihrem Korbe mit ihrer Waare. Am meiſten Menſchen verſammelten ſich um einen brüllenden, fluchenden Mann, und ein Kind, das herzzerreiſſend ſchrie. Es war ein Vater und ſein Kind. Die Gemeinde hatte es verdinget, der Vater wollte es behalten, und das Kind ſchrie immer: Ach der tuſig Gotts Wille nume nit zum Vater, er ſchlat mih alle Tag halb z'todt und git m'r nüt z'eſſe! Und der Vater fluchte dann ſeinem Kinde, wollte es ſchlagen, das Kind verbarg ſich zwiſchen den Beinen der Umſtehenden vor ſeinem Vater. Auch hier war die Gemeinde barmherzig — und der Vater verließ wie ein brüllend Thier den Ort, und auf dieſen Vater ſchien auch Gottes liebe Sonne, aber er ſchämte ſich vor der Sonne nicht. Der Unglückliche wußte nicht, daß ſie Gottes Auge iſt.

Die Steigerung ging langſam vor ſich, die Erſten auf dem Rodel kamen zuerſt, die, welche neu zu verdingen waren, zuletzt. Der Mittag kam, die Sonne brannte heiß, die Kinder wurden hungrig, die kleinen beſonders durſtig, den Einen wurde etwas gekauft, das machte die Andern noch hungriger und durſtiger, ſo daß nach und nach vor Weinen und Schreien man kaum ſein eigenes Wort verſtand, bis endlich ein guter Mann der Armen ſich erbarmte und mit einigen Batzen den Jammer ſtillte. Mir hatte die Mutter einen batzigen Wecken gekauft, dieſen in der Hand ſtand ich nahe bei der Wittfrau und ihren beiden Mädchen, denn ſie gefielen mir gar wohl.

Ihre Mutter hatte beiden zuſammen auch einen halbbatzigen Wecken gekauft, ſie ſelbſt aß nichts davon, ſie freute ſich über die Freude der Kinder und ſättigte ſich an dieſer. Allein die Freude war kurz, der Wecken bald gegeſſen, der Hunger noch da, da ſahen die Mädchen gar bittlich um noch einen in das Mutterauge, aber die arme Mutter hatte für die armen Kinder keinen Halbbatzen mehr. Das griff mir ans

Herz, ich brach Stücke von meinem Wecken ab und streckte sie den Mädchen dar. Schüchtern sahen sie mich an und zärtlich meinen Wecken, aber keines rührte die Hand. Als ich aber gar freundlich sie nöthigte, wagte es endlich das Jüngere, dann aber auch bebend das Aeltere, mir Wecken abzunehmen. Nun war Freude in meinem Herzen und in ihren, diese Freude schloß einen innigen Freundschaftsbund, wir aßen, plauderten, g'fätterleten zusammen, vergaßen Alles darüber, waren glücklich eine Stunde lang, dann ward der Bund zerrissen. Die Wittwe und ihre Kinder wurden weggerufen. Nach ihnen, die mit freudestrahlenden Augen zurückkehrten, kamen wir vor. La g'seh, wer wott dä Bub, er ist gar e tolle u ne muntere, un' ist gut kleidet, er isch e halbe Knecht oder e ganzes Kingemeitschi! so wurde ich ausgerufen. Ich wurde betrachtet, für und wider geredet, ein zerlumpter Mensch bot endlich auf mich, d. h. er erklärte für einige Thaler mich nehmen zu wollen.

Wahrscheinlich rechnete er darauf, mit meinen Kleidern, seine eigenen zerlumpten Kinder zu bekleiden. Diesem jedoch wollte man mich nicht geben, man bot mich wieder an und strich mich aus. Ich war allerdings ein wackerer Bube, groß, breit gewachsen, nur etwas blaß, und hatte viele Kleider, was nicht vergessen wurde. Man beschaute mich von neuem, redete hin und her, Einer nach dem Andern trat an mich heran; mir wurde bange, ich fing an zu weinen, hängte mich an die Mutter und wollte fort. Endlich beredete man einen ziemlich guten Bauer, mich zu nehmen, um bei ihm Kindemeitschi zu werden, da er ja eines nöthig hätte, weil das frühere ihm abgehandelt worden sei. Er ließ sich dazu verstehen, nahm mich um zehn Thaler jährlich. Mit einer Mahnung, mich gut zu halten, weil man mich jetzt so gut angebracht, wurden wir entlassen.

Um meinem neuen Meister gutes Blut zu machen, zahlte die Mutter ihm noch eine Halbe Wein, und er rühmte, wie ich es gut bei ihm haben werde, wenn ich folgen wolle; dann

kam er überhaupt ins Rühmen hinein, und ſtrich alles, was ihm angehörte, heraus, von ihm ſelbſt weg, bis auf den ſchwarzen Hund, der ihm zwiſchen den Beinen ſaß; ſo daß ich voll guter Dinge mit ihm aufbrach und beim Abſchied von der Mutter nicht beſonders mich härmte.

Achtes Kapitel.

Der Güterbub als Kindemeitſchi.

Mein Meiſter gehörte zu jener Klaſſe, die zu arbeiten und zu eſſen hat, aber Allem aufbieten muß, um den Schulden zu begegnen, und nur in beſonders günſtigen Jahren einen Ruck vorwärts kömmt. Sein Hof war groß, aber mager, ihm viel Aufzug zu geben oder ihn mit größeren Koſten zu bearbeiten vermochte er nicht; daher verbeſſerte der Hof ſich auch nicht. Seine Frau verſtand das Haushalten recht gut, und war emſig früh bis ſpät; viele Leute wollten behaupten, ſie habe eigentlich die Hoſen angehabt, doch gar ſichtbar wurde es nicht. Sie hatten fünf Kinder, von denen das älteſte ein Knabe und ein Jahr älter als ich, das jüngſte, zu dem ich eigentlich ſehen ſollte, ein Jahr alt war. Die erſten Tage ließ man mich ſo ziemlich machen, was ich wollte, um mich an's Haus zu gewöhnen und das Heimweh zu verhüten, auch war mir recht wohl. Ich freute mich im Stall an Kühen und Roſſen, nur eines ärgerte mich, daß man mir nämlich nie den Taufnamen gab, ſondern nur dr Bub hieß. Später erſt merkte ich, daß ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen, d. h. um ein Menſch zu werden, der niemanden mehr auf der ganzen Welt angehört, als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird. Solche Dinge ſcheinen den meiſten Menſchen Kleinigkeiten, allein ſie haben eine weit tiefere Bedeutung, als die Menge

glaubt. Fragt nur euch ſelbſt: Was klingt lieblicher und Zutrauen erweckender, Johannesli, Peterli, Chriſteli oder Bub? Beim Spielen mit den Kindern mußte ich faſt immer nachgeben; allein ich war gutmüthig, und that es gerne, freute es mich ja zu ſehr, bei Kindern zu ſein und ſpielen zu können. Doch am dritten Abend wurde mir eine Wunde ins Herz geſchlagen, die, immer wieder aufgeriſſen, nie vernarbte und mich zu einem ganz eigenen Menſchen machte. Schon war ich ganz einheimiſch und wohlauf, als ich eben am dritten Abend den Bauer vor dem Stalle ſitzen ſah, gerade wie der Vater es auch zu thun pflegte; ich ſpielte nicht weit davon und der nächſteſte Knabe ſtand beim Vater. Der Anblick heimelte mich, ein unwillkürlicher Zug riß mich zum Bauer hin, ich kletterte auf ſeine Knie und fragte ihn: Aetti! heſch mih o lieb? Ehe dieſer noch antworten konnte, riß mich der Knabe herunter, ſtieß mich weg und ſagte: Das iſt nit dy Aetti, du biſt nume d'r Bub! und die andern Kinder kamen auch herbei, ſtießen mich weg, wiederholten: Du biſch nume d'r Bub, das iſch nit dy Aetti, du heſch kei Aetti! — Und der Bauer lachte herzlich über ſeine Kinder, die ihn ſo lieb hätten, daß er nicht auch mein Aetti ſein ſollte; er ſah nicht, wie mein ganzes Weſen ſich erſchütterte und große Thränen die Backen herabſtrömten.

Das iſch nit dy Aetti, du heſch kei Aetti, du biſch nume d'r Bub! Dieſe Worte tönten in meinem Herzen fort und fort, zerriſſen es, und riſſen einen Vorhang von meinen Augen weg; nun kam mir zum Bewußtſein, daß ich hier keinen Aetti habe, kein Kind, ſondern nume d'r Bub ſei. Ich hatte ein Herz voll Liebe, hätte ſo gerne Alle geliebt, aber meine Liebe wollte man nicht, Liebe gab man mir nicht, glaubte mehr als genug zu thun, wenn man mir zu eſſen gab. Dieſe Liebe, die niemand wollte, ſchloß ſich ein in das Herz und verſchloß es, ich fühlte mich allein auf der Welt, wurde ernſt, bitter, dachte über alles für mich ſelbſt nach, ſchien unfreundlich, mürriſch;

aber niemand sah, wie oft, wenn ich allein war, eine Wehmuth über mich kam, die in einen Thränenstrom sich auflöste, der fast nicht versiegen wollte. O die Menschen wissen nicht, wie schön es in Kinderherzen aussieht, in denen die Liebe aufblüht; sie wissen aber auch nicht, wie zart die Pflanze ist in ihrem Frühling, und wie leicht ein Frost sie lähmt oder tödtet. Mit eisiger Hand, frostig durch und durch, wühlen die meisten Menschen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erstarrt der schöne Frühling, die Pflanzen der Liebe sterben, und kühle kalte selbstsüchtige Menschheit nistet sich ein als tausendarmiges Unkraut in der Liebe verödetem Garten, und da wo man der süßen Liebe süße Früchte hätte pflücken können, findet man nur die bittern Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit.

Ich wußte also, daß ich auf dem Gut der Bub war und nicht das Kind, und das sollte ich alle Tage fühlen. Nicht daß meine Meisterleute böse gewesen wären im eigentlichen Sinne; wenn sie keine Kinder gehabt hätten, so wäre mir recht wohl bei ihnen gewesen; ich hätte arbeiten müssen, aber unvernünftig wären sie mit mir nicht umgegangen. Sie gehörten aber zu den Eltern, die an ihren Kindern in der Jugend gar nichts sehen, sie alles zwingen lassen aus dem Grundsatze: Was well me, es isch ume es King! und die meinen, wenn der Verstand komme, so kommen alle Tugenden von selbst. Sie gehörten also auch unter die Eltern, bei denen die Kinder gegen andere Leute immer Recht haben, immer andere Leute schuld sein müssen, wenn die Kinder etwas Dummes machen, immer Lügner sein müssen, wenn ihre Aussagen mit denen der Kinder nicht übereinstimmen, also zu den Eltern, die nie glauben wollen, daß ihre Kinder lügen, wenn diese es auch hundertmal in einem Tage thun.

Aus dieser Quelle entstanden meine Leiden. Ich sollte also Kindemeitschi sein, das jüngste Kind war ein, ein anderes drei Jahre alt, beide gewohnt zu thun was sie wollten, bei

jedem Anlaß gerade aus zu brüllen und mit dieſem Gebrüll alles zu erzwingen. Ich war noch nie Kindemeitſchi, ſondern ſelbſt das jüngſte Kind geweſen, und alſo gar nicht gewöhnt, kleine Kinder zu gaumen; ſie waren mir freilich recht lieb, aber ich wußte nicht viel mit ihnen anzufangen. Nun mag es oft geſchehen ſein, daß ich nicht alle meine Aufmerkſamkeit den Kleinen zuwandte, und in ein dumpfes Hinbrüten verſank, ſo daß ſie Langeweile hatten, aber zu leid that ich ihnen doch nichts, that für ſie, was in meinen Kräften ſtand. Sie aber waren, als ob ſie es ordentlich darauf anlegten, meine Quälgeiſter zu ſein. Wenn ſie wußten, daß die Eltern nicht in der Nähe ſeien, ſo ging es noch an, ſie fielen und ſtanden auf, ſpielten mit mir ohne Geſchrei. Sobald ſie aber wußten, daß Vater und Mutter ſie hören konnten, ſo ſchrien ſie beim kleinſten Anlaß, und auch ohne denſelben, fürchterlich. Dann kam die Stimme der Alten über uns: Bub, was machſt d'King aber z'brülle, we ſi nit bald ſchwyge, ſo will ders cho zeige. Natürlich ſchwiegen die Kinder nicht, ich mochte thun, was ich wollte, bis eins der Alten herkam, das Schreiende auf die Arme nahm, und den wüſten Buben mit einer Ohrfeige oder einem Scheltworte traktirte. Fiel gar Eines, dann ſchrie es, wie wenn ich es am Meſſer hielte, bis in Schrecken und Angſt eins der Alten herlief, glaubend, wenigſtens ein Hals und zwei Beine ſeien gebrochen. Ob nun ein Schaden oder keiner entſtanden, ſo erhielt ich Wir von der Frau, ehe ſie nach dem Kinde umſah, vom Mann nachher, und obendrauf wurde immer die Drohung geſetzt: Das nächſte Mal ſchlage man mich halb todt.

So ging es den lieben langen Tag; bis ſie eingeſchlafen waren, hörten die Quälereien nicht auf. Mit dem dreijährigen Meitſchi ſollte ich im Bett noch beten, gewöhnlich wollte es nicht, ich hielt ihm an, allein es ſchrie bis die Mutter kam, den wüſten Buben fortjagte und dem Meitſchi flattirte und über den Buben ſchimpfte, bis es betete. Natürlich fühlte ich die ungerechte Behandlung tief und dachte ſcharf darüber nach:

woher es komme, daß die Kinder so bös und zwängisch seien, und ob, wenn die Eltern anders wären, die Kinder nicht auch anders sein würden? Ich dachte, wenn sie die Prügel erhielten, welche ich abthun müßte, sie würden bei ihnen besser anschlagen, als bei mir. Ich versuchte daher das Prügeln an ihnen, dadurch wurde das Zetergeschrei noch größer und allemal hieß es: du Donnersbub, du sotsch m'r mini King nit schlah! Allein wenn es sich mir schickte, so that ich es doch, kam es im Grunde auf Eines heraus, geprügelt oder ausgeschimpft wurde ich allweg; es brachte nach und nach den Kindern eine Art Respekt vor mir bei, der sie mich weniger quälen ließ, weil sie wußten, früher oder später gäbe ich ihnen auch einen Theil von dem ab, was sie mir zugezogen.

Gleich geartet und gleich gezogen waren die älteren Kinder. Wurde einem dieser Kinder etwas befohlen, so antwortete es, wenn ich irgend in der Nähe war: D'r Bub chas mache! Bub, wotsch enanderenah gah oder nit? befahlen dann die Alten. Der älteste Knabe betete sonst vor Tisch. Ich war noch nicht lange da, so kam es ihm einmal, da wir böse über einander waren, in Sinn, das sei auch eine Bürde, die er auf mich abladen könne, und als der Vater sagte, Johannesli bet! sagte Johannesli: der Bub cha bete! Bub bet! hieß es. Das ärgerte mich nun, daß er mich mit dem Beten sollte strafen können, ich betete nicht. Da hieß es lauter: Bub wotsch bete oder nit? aber der Bub betete nicht. Du Donnersbub, wotsch jetzt bete? schrie der Alte und faßte mich beim Haar. Unter Heulen betete ich und Johannesli sagte spöttisch: Gäll du besch müsse?

Ob wohl über dieses Beten die Erbauung im Himmel tief, auf dem Tisch der Segen des gütigen himmlischen Vaters groß gewesen sei, wer sagt mir das?

Dieser Johannesli und ich lebten überhaupt zusammen wie Hund und Katze. Er war älter und größer als ich, und glaubte sich auch stärker; im Anfang zwang er mich richtig mit

der Faust nach seinem Willen, und alle Augenblicke, besonders wenn der Vater es sah, sollte ich mit ihm niedermachen; der Alte hatte dann eine kindische Freude, wenn sein Büchen mich überschlug und im Gras oder Koth herumtröhlte.

Allein das Blatt wandte sich. Ich erwachte am Ende und lernte das Niedermachen durch das Niedergemachtwerden. Ich war stärker als der Johannesli, auch gelenkiger, und als ich aus Aerger den Muth erhielt, mich recht zu wehren, so kam ich meist oben auf und Johannesli lag im Koth oder im Grase. Das ärgerte den Johannesli, viel mehr noch den Vater, der es gar nicht ertragen mochte, daß der Bub stärker sein sollte als das Söhnchen. Jetzt sah der Vater, wo Koth oder Gras war, wenn sein Sohn darin lag, jetzt wußte er, daß Koth die Kleider verderbe, jetzt mußte ich am Niedermachen schuld sein, jetzt war ich der unerchantisch von Allen, jetzt hieß es schnell, so lang er mich im Vortheil sah: Wotsch ne lah gah oder nit! während früher und noch immer, wenn das Söhnchen zufällig die Oberhand erhielt, dieses mich nie lange genug im Koth herumdrückte.

Unter diesen Geschichten kam allmählig der Winter heran, die Abende wurden länger, man mußte öfters in der Stube sein. Machten nun die Kinder der Mutter zu viel Lärm, so hieß es: Syt still, susch müßt d'r z'Schul, und wenn sie dieses ungefähr dreimal gesagt hatte, so besserte es sicher. So wurde das Schulgehen einige Wochen lang als ein recht wirksamer Böllima gebraucht; endlich sagte eines Abends der Bauer: Es wird doch müsse sy, m'r werde d'King müsse i d'Schul schicke, fisch wegem Verdruß, d'r Pfarrer, dä Schultüfel, kusinirt is susch.

Und die Mutter sagte: Dä het is nüt z'bisehle, dä cha mr blase, wo nih schön bi, dä het is nüt a Hof zahlt, u zahlt is nüt a de Zeyse. Zuletzt wurde man räthig: man wolle die Kinder diese Woche noch nicht schicken, es sei ja nicht mehr d'r werth, es sei ja schon Dienstag, die andere Woche, da wolle man anfangen. Ich freute mich auf die Schule, nicht des

Lernens wegen, an das dachte ich gar nicht, sondern nur auf so lange des Kinderhütens los zu sein. Ich wußte auch eigentlich nicht, wie es in einer Schule zuging, weil ich kaum ein dutzend Mal in einer gewesen war. Das Wenige, was ich konnte, hatte ich größtentheils noch bei der Großmutter gelernt; sie hatte eine gar große Meinung von meiner Gelehrsamkeit gehabt, als sie mich zum Buchstabiren aus dem Namenbuch ins Fragenbuch brachte. Weiter hatte ich es bei meinen Eltern nicht gebracht, sie hatten an andere Dinge zu denken, als ihre Kinder lesen zu lehren; so fanden sich auch unter meinen mitgebrachten Sachen keine Bücher, weil die Mutter keinen Werth darauf setzte.

In Mitte Dezembers an einem kalten Morgen brachen nun unser drei nach der Schule auf. Ich bekam ein versudeltes Fragenbuch vom Johannesli, dem dafür ein gar schönes mit goldenen Thieren gekauft wurde, um welches ich ihn nicht wenig beneidete. Zugleich mußte ich das Säcklein tragen mit Speise, worin Milch, Brod und Aepfel waren, zu unserem Mittagessen, denn wir hatten eine halbe Stunde weit zum Schulhaus und sollten über Mittag dort bleiben. Ihre eigenen Säcke hatten die beiden Andern noch mit Aepfeln gefüllt und zwar hatten sie dafür die Aepfel, welche die Mutter aus dem Keller heraufbrachte, erlesen, die schönsten für sich behalten, die schlechtern ins allgemeine Säcklein gethan. Ich hatte auch zugreifen wollen, allein die Mutter meinte: Sie wüßte gar nicht, warum ich noch apart Aepfel in Sack haben müsse, ich werde es noch manchmal machen müssen ohne Aepfel, man könne nicht immer alles haben, was Andere hätten.

Frischer Schnee war gefallen und eine lange Strecke keine Bahn. Ich mit dem Säcklein und mit dem versudelten Fragenbuch mußte vorangehen, die Andern konnten dann in meinen Tritten bequemer fortkommen; so wandelten wir zur Schule fort, wo wir nach 9 Uhr Morgens ankamen. Der Schulmeister, mit einer Brille auf der Nase, las eben das Namensverzeichniß

ab, als wir kamen, in das ich denn auch geziemend eingetragen und alsobald unter die sogenannten Fragenbüchler gesetzt wurde, während meine beiden Gefährten ihre Füße auf dem Ofen trockneten, die kaum so naß waren als die meinigen. Nachdem abgelesen war, rief der Schulmeister: Lehrit! nahm eine starke Ruthe unter den Arm und spazierte in der Stube herum, hie und da stille stehend. Und wie er stille stand, erhoben sich eines oder mehrere Kinder und steckten Aepfel an die Spitze seiner Ruthe, und wie er merkte, daß es geschehen war, kehrte er sich um und fragte: Wele tusigs Büntel het mer das chönne mache? wenn ihs wüßt, ih wett ihm! Ueber diesen Zorn lachte man, und der Thäter auf eine Weise, daß er kenntlich wurde; dann hieß es: Für einist will dr's schäiche, aber d's anger Mal sotschs erfahre! Die Aepfel wurden abgenommen und in ein Schäftchen in der Stube gelegt, dann steckte er die Ruthe wieder unter den Arm und schrie: Lehrit! spazierte wieder und erhielt zu allgemeinem Jubel wieder Aepfel, und wie glücklich waren die, welche Aepfel hatten an die Ruthe zu stecken! Ich aber hatte keine, und hätte doch auch so gerne gegeben, ohne noch zu wissen, was für Nutzen es brachte. Ach geben können ist gar schön, die meisten Menschen wissen nicht wie schön, ein Kind aber fühlt es. Natürlich sah von den Kindern keines ins Buch, sondern sie hatten sämmtlich ihre Lust am Spectakel und paßten begierig auf, wo der Schulmeister stille stehe, und wer noch Aepfel habe um die Lust zu verlängern. Nach und nach nahm der Aepfelvorrath ab, so wie das Schäftchen sich anfüllte, und wie der Schulmeister zweimal stille gestanden war, ohne etwas an die Ruthe zu bekommen, so hieß es: Jetzt müßt ihr uffäge.

Die, welche Fragen gelernt hatten, mußten sie auffagen, uns Kleinen wurde von Zeit zu Zeit, wenn das Geräusch zu stark wurde, zugerufen: Lehrit! Beim Auffagen spielte die Ruthe eine andere Rolle; Einige wurden tüchtig mit derselben getroffen, entweder auffagende, oder solche, die Lärm gemacht haben sollten. Es wurde nämlich bei allzustarkem Lärm immer

Eines dafür geprügelt, aber ohne langwierige Unterſuchung, ob daſſelbe wirklich das Schuldige ſei. So erhielt auch ich am erſten Tag meine Tracht Schläge, ohne Mucks gemacht zu haben. Als ich darüber weinte, ſagte mir Eins: Warum haſt du keine Aepfel an die Ruthe geſteckt? wer keine anſteckt, der kriegt ſie. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, aber woher Aepfel nehmen? Entbehrungen und Liſten brachten mir zuweilen welche, aber das hatten des Meiſters Kinder nicht gerne: ſie hatten ihre beſondere Luſt daran, wenn der Schulmeiſter mich prügelte. Hatte ich durch Aepfel das Unwetter abgewendet, ſo war ihnen der Spaß verdorben; aber ſie verklagten mich nun, wenn es irgend thunlich war, daß ich irgendwo Aepfel geſtohlen und dem Schulmeiſter gegeben. Wehe mir, wenn ich nicht nachweiſen konnte, daß ich ſie geſchenkt erhalten oder gefunden. So war ich übel daran, ich mochte es machen wie ich wollte, ich war überhaupt in der Schule noch übler daran als zu Hauſe, aus mehreren Gründen. Vor allem aus hatte ich furchtbar Langeweile. Ich hatte den ganzen Tag das Fragenbuch vor mir, nicht um auswendig zu lernen, ſondern um einige Zeilen durchzubuchſtabiren, dieſe dann einmal des Tages dem Schulmeiſter geläufig herſtottern zu können; ſah ich vom Fragenbuch weg und hatte ich keine Aepfel, ſo erhielt ich Schläge, oder hörte wenigſtens: lehrit, lehrit!

Wie kann nun ein neunjähriger Knabe eine Stunde lang an einen Ort hinſehen und ſtille ſitzen und noch dazu an einen Ort, wo er nichts Luſtiges ſieht, und nichts das er verſteht, nur dumme Buchſtaben und Worte, die für ihn keinen Sinn haben? Mir thaten die Augen weh, es krabbelte mich in Händen und Füßen, es biß mich am Kopf, ich hatte beſtändig zu kratzen, konnte gar nicht ſtille ſitzen aus der fürchterlichſten Langeweile; hätte es den Kopf gekoſtet, ich mußte zuweilen aufſehen, dem Nachbar etwas ſagen, oder jemand beim Haar nehmen, oder am Kleid zupfen; wenn ich auch ins Buch ſah, ſo war es mir unmöglich, mehr als ein Wort zu buchſtabiren

für mich ſelbſt, ich wußte nicht, ob es recht geweſen, ſo wie ich es geſagt, wußte nicht, was es bedeute. Es flimmerte mir bald vor den Augen, ich ſah weder Buchſtaben noch Worte mehr, guckte verſtohlen herum, ſeufzte nach dem Ende der Schule oder gar nach dem Aufſagen; kriegte ich auch bisweilen Schläge dabei, ſo war es doch kurzweiliger. Im ganzen Fragenbuch war eine einzige Stelle, die mich anzog, aber mir auch oft Schläge zuzog, weil ich die Blätter umſchlug, um zu ihr zu kommen, und dann nicht fortfahren konnte, wo mein Vordermann geblieben. Es war das zweite Gebot, wo es heißt: Du ſollſt dir kein gegraben noch geſchnitzt Bild machen, ja gar kein Bildniß noch Gleichniß, weder der Dinge, die im Himmel droben, noch deren, die unten auf Erden, noch deren, die unter der Erden in Waſſern ſind. Was das für Dinge ſein mochten, da unten und da oben? Das beſchäftigte mich gewaltig, und alle Mal, wenn ich dieſe Stelle durchbuchſtabirte, kam eine Art Schauer über mich und ich verlor mich in tiefes Staunen. Ich hatte einmal ein lebendig Kameel geſehen, eine furchtbare Kreatur für mich, und da oben und da unten, was mußte nun erſt da ſein? Aber das ſagte mir niemand und wenn ich auch fragte, ſo hieß es: Bub, lehr du, das gaht dih nüt ah.

War endlich der Mittag da, ſo fing für mich eine andere Plage an. Johannesli nahm das Säckli und theilte das Eſſen aus; daß ich zu kurz kam, war natürlich; aber das ärgerte mich doch am meiſten, daß er mir das weiche Brod herauskratzte und hinwarf, den Rauft für ſich behielt. Früher machte ich zwiſchen beiden keinen Unterſchied, ſeit ich aber das Weiche eſſen mußte, den Rauft man mir vorenthielt, hatte ich einen ordentlichen Ekel vor dem erſten, Rauft aber kam mir ſüßer vor, als Baslerleckerli. So wurde Meiſterloſigkeit und Lüſternheit gepflanzt: konnte ich einmal ein ordentliches Stück Brod aus der Tiſchdrucke erwiſchen, ſo kriegten Hund oder Katze den weichen Theil und ich erlabete mich an dem harten. Prügeln konnte ich mich mit dem Johannesli in der Schule nicht, er

war ein Bauernsohn und ich nur e Bub; er hatte Vettern und Nachbarn da, die ihn nicht in Stich gelassen hätten. Einmal versuchte ich es, aber ich kam übel an, und durch den Lärm geweckt, kam endlich auch noch der Schulmeister dazu und ich erhielt meine Heiligen aufgezählt, als Sündenbock für Alle. In der langen Zwischenzeit von 11—1 Uhr hätte ich so gerne mitgespielt und mitgehalten. Es waren Kinder da, die mir überaus wohl gefielen, zu denen es mich hinzog; aber entweder stieß man mich weg, oder wenn man mich mitmachen ließ, so war es eben, um der Sündenbock zu sein. Das that mir weh, machte mich nur verschlossener und bitterer, ich zog mich zurück; neckte man mich, so wehrte ich mich so tüchtig in verbissenem Zorn, daß man mich allmählig ruhig ließ, und eine Art Respekt vor mir bekam. Mir that eine solche Prügelei allemal wohl, und ich fühlte mich nachher ordentlich erleichtert, doch suchte ich sie nicht. Der Nachmittag verstrich in der Schule wie der Morgen. Mit Beten wurde angefangen, dann folgte der Aepfel-Spectakel, dann das Auffagen und nachher wieder das Beten. Mit dem Beten ging es fast wie mit dem Lehre, ich konnte nicht stille halten während demselben, denn es währte gar lang, bis die gewöhnlichen drei Gebete hintereinander hergesagt waren, fast eine halbe Viertelstunde; auch verstund ich von dem Allem gar nichts, und weiß nichts mehr davon, als folgenden Reim: Höllenpein, schreien in den Himmel 'nein. Bald hätte ich vergessen, daß Einige in der Woche noch zweimal schrieben. Der Schulmeister hielt gar nicht darauf, er sagte: Pfarrer werde keiner werden, und Agenten habe man schon viel zu viel, das seien nur Leutverderber und Atheisten, von denen glaub keiner nüt, bis si einist der Tüfel bi de Hörnere heig. Es nähme ihn aber das nit wunder, d' Agente lehre's von den Affikaten, die säge eim grad use, sie heige nüt uf der Religion und nüt uf de Pfaffen; dafür aber syge das alles o Lüt, wie wenn sie d'm Tüfel abem Karre g'heit wäre, und si meine, si hätte d'Wysheit alli allei g'fresse, und wenn

Eine e anderi Meynig heig, als fi, so schnautze si ne ab, daß es kei Gattig heig, und er söll i kei Schuh ine guet sy. Si syge noh viel chutzliger als e Landvogt, und das well viel säge; aber jeder von ihnen glaub o, er sei nit nume d'r Papst, sondern d'r Herrgott selber. So räsonirte der gute Schulmeister allemal, wenn das Rechnen oder Schreiben angieng; er soll aus zwei Ursachen also geschimpft haben, wie ich später vernahm. (Es ist aber doch merkwürdig, wie ich so viel besser behielt, was geschimpft als was gebetet wurde.) In frühern Zeiten war er prozedierisch und viel bei Advokaten. Er prozedirte unglücklich, und mag auch nach Erscheinungen beim Weine gesehen haben, wie vielleicht ein Afflikat im behaglichen Glauben, der Gescheidteste zu sein unter den Umsitzenden, mit Unglauben groß gethan und mit leichtfertigem Spott um sich geworfen.

Der gute Afflikate merkte nicht, wie nur die untergebenen Agenten seine Rede für Weisheit nahmen, die Andern aber insgeheim das Kreuz davor machten, wenn sie auch keine Einrede sich erlaubten, vielleicht gar noch einstimmten. Weil der Schulmeister einen oder zwei ungeschickte Afflikaten als gemeine Spötter kannte, schimpfte er über alle, als wäre keiner von ihnen gut genug für Futtertuch in des Teufels Pantoffel. Das war nun ungerecht, aber er that nur, was viele Afflikaten auch thun; man wird oft mit dem gestraft, mit welchem man sündigt. Absprechen über ganze Menschenklassen, zeuget entweder von groben Vorurtheilen oder grobem Selbstdünkel; von beiden war mein Schulmeister nicht frei; denn er räsonirte eigentlich deswegen über Schreiben und Rechnen, weil er es gar nicht konnte, wie Viele behaupteten. So schimpft eben Mancher über Dinge, und spottet darüber, weil er zu dumm ist, sie zu fassen, zu hölzig, um Sinn dafür zu haben. Wir in der Schule kamen natürlich nicht darüber, am wenigsten ich als Bub, denn seit Noahs Zeiten hatte niemand daran gedacht, einen Bub schreiben und rechnen zu lehren; allein auch

Andere kamen nicht darüber. Er gab Vorschriften und gab Rechnungen aus einem Buche an und balgete zuweilen über krumme Buchstaben, er selbst aber machte nie einen; er sagte: ob die Rechnungen gut seien, aber er machte wieder keine. Es war immer ein Schüler da, der anderswo etwas gelernt, oder ein Schüler, der es dem ersten abgesehen hatte, die konntens den andern zeigen, wenn sie wollten, er bekümmerte sich um nichts, als die Rechnung anzugeben; wie sie gemacht würde konnten die Schüler zusehen.

War endlich das Beten zu Ende und die Schule aus, so kann man sich denken, mit welcher Hast wir aus dem Zwinger stürzten, und in welcher Wildheit die so lang geschnürte jugendliche Lebhaftigkeit sich ergoß. Zwei Stunden waren wir geistig todt, körperlich gefesselt gewesen, eine Ewigkeit für ein Kind! Nun strömte das gehemmte Leben wieder in alle Glieder, und wie die Thüren sich öffneten, erscholl durch dieselben ein weit hintönender Lärm; wie die wilde Jagd stürzte und purzelte man hinaus, selten ging es ohne einige geschundene Kniee ab, und draußen, da mußte etwas herhalten, etwas mußte getrieben werden, je ärger je besser. Alle, besonders schwächere Leute gingen uns schon von weitem aus dem Wege; und wenn das Tosen der ausgelassenen Schule heranscholl, trat mancher Hausvater vor die Thüre, um seine Habe zu sichern und die Schüler vom Hause abzuhalten.

Das waren noch die guten alten Zeiten, wo man in der Schule Religion lernte und nur Religion, und man vor lauter Religion nicht wußte, was Religion war, wo man vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, wo man die Kinder mit dem Heidelberger und der Ruthe einbalsamirte, so lange sie in der Schule waren, überzeugt, daß ihnen dann der Teufel nichts anhaben könne außer der Schule, sie mochten vornehmen und treiben, was sie wollten! Ach, das war eine fromme Zeit, wo man besonders Güterbuben und solche, die keine Aepfel hatten, mit der Ruthe durch und durch einsegnete, um sie zu

woher es käm. Ja das ist mir nit z'Sinn cho, sagte der Alte in den Haaren kratzend. Hesch de nit g'wüßt wie's d'r Schache-Hans d'm Büzi-Bur macht? Nc. Du weißt, wie er ein Abergläubischer ist, immer glaubt, es sei ihm alles verhext, und für selligs Narrewerk jährlich vielleicht tufig Pfund braucht. Der hat zwei Doktoren an der Hand, die mit ihm umzuspringen wissen. Der Eine hatte ihm im vergangenen Winter, als es am kältesten war, und sein ganzes Haus verhext sein sollte, angegeben: Er müsse um Mitternacht splitternackt auf seine Hausfirst herauf und dort einen Schuß in die Luft los lassen, dann höre das Hexenwerk auf. Er rühmt ja noch allenthalben wie das ihm geholfen, aber verflümeret kalt sei es gewesen, vergißt er selten hinzuzusetzen. Der Andere gab ihm Zeug für sein Zülli; nach acht Tagen kam er wieder und rühmte, daß dem Zülli ganz geholfen sei, aber nun habe es seine Frau auch accurat so, er solle ihm doch vom gleichen Zeug noch einmal geben; es werde ihr wohl auch eben so gut zuschlagen. Aber beide Doktoren können ihm manchmal nicht helfen, dann müssen die Kapuziner ans Brett. Er geht nicht selbst zu ihnen, sondern zu Schachen-Hans, der giebt ihm, was er will, und lügt ihm, es komme von den Kapuzinern, er sei expreß seinetwegen bei ihnen gewesen. Das glaubt der Löhl und brachte letzthin dem Hans ein schön Stück Halblein für die Kapuziner. Aber Hans ist nicht ein Narr wie du, es hat ihm eine schöne Kutte gegeben, er hat sie vor acht Tagen, wo er hat Götti sein müssen, angehabt, und sie ist ihm wohl angestanden. Wenn ich ein Löhl gewesen wäre wie du, ich hätte auch nicht vier schöne neue Fünfbätzler im Sack.

Sie sei mit ihren Hofmannstropfen zu der alten Weibli A. gekommen, erzählte die Alte, die hätte ihr ins Stübli gerufen und geklagt: ihr Mann gehe immer andern Weibern nach, sie sei ihm nicht mehr gut genug, sie habe das schon lange gemerkt, und allemal, wenn er nach Hause gekommen, ihn tüchtig ausgeschimpft; aber er habe sich nicht gebessert, im

behüten vor allem Bösen! Ach ja! das waren gottſelige Zeiten, wo die Alten mit der Ruthe zur Schule prügelten, mit der Ruthe der Schulmeiſter empfing, wo man Hexen hatte ſtatt Engel, in der Nacht vor Geſpenſtern bebte und vor dem Teufel zehnmal mehr Reſpekt hatte, als vor Gott, wo man entweder ſelbſt zitterte, oder Andere zittern machte.

So zogen wir von der Schule aus, wie das wüthende Heer, kamen aber nicht geſchwinder nach Hauſe, bei jedem Scheidewege hatte man ſich wenigſtens zu necken, wenn nicht zu prügeln. War Einer ordentlich abgewalkt worden, ſo war es nicht ſelten, daß er den andern Tag ſeinen Vater beſtellt hatte, um die, welche ihn geprügelt, wieder zu prügeln. Sah man einen ſolchen, dann gab Alles Auszug ſo gut möglich, und wer die ſchlechteſten Schuhe hatte, die bei jedem Tritt die Ferſe zeigten, oder ſtecken bleiben wollten, der kriegte für die Anderen die Schläge. Verſtändlich kam auch da die Reihe oft an mich, herzuhalten. Kamen wir endlich heim, ſo mußte ich die Kinder wieder nehmen, ſie zu Bette bringen und ſie in der Wiege herumtreiben, bis ſie endlich ſchliefen, nachdem ſie mich auf ihre Weiſe noch gequält hatten. Nachher mußte ich rüſten helfen, wenn etwas für den folgenden Tag zu rüſten war, was ich recht gerne that; aber dann ſollte ich wieder lernen, ſollte wieder mein Qualbuch vor mich nehmen und da eine oder zwei Stunden bis zum Bettgehen Worte buchſtabiren oder leſen, von denen ich nichts verſtand. Bald ſchlief ich darüber ein, bald buchſtabirte ich darauf los, wie es mir in Sinn kam, ohne viel auf die Buchſtaben zu achten, las eben ſo; ſelten achtete jemand, ob ich die Worte richtig ausſpreche; ſo lernte ich falſch leſen, und dieſe Lehrſtunden ſchadeten mir weit mehr, als ſie nützten. Zudem ſah ich nicht einmal recht, was ich vor mir hatte. Zunächſt dem Lichte ſaßen die Spinnenden, dann die Kinder; war auch noch der Bauer am Tiſch und nicht auf dem Ofen, ſo kam ich ſo weit vom Lichte ab, daß es auf meinem Buche ganz dunkel war. Klagte ich dar-

über, so hieß es: Meinst du, du g'höriſt ohe a Tiſch, oder me ſöll für dih es aparti Liecht ha? M'r wei nit geltstage wie dy Vater ꝛc. Konnten wir endlich zu Bette gehen, ſo zankten Johannesli und ich zuerſt um die Decke, die er mir gewöhnlich faſt ganz nahm oder weil er in der Mitte des Bettes liegen wollte, und erſt, wenn der Streit gewöhnlich zu meinen Ungunſten durch Vater oder Mutter geſchlichtet war, kam der Schlaf, der mich den trübſeligen Tag vergeſſen ließ. So ging ein Tag wie der andere hin, ich lernte gar nichts, wurde immer unwerther, machte mir auch immer weniger daraus, je mehr ich fühlte, daß man mir Unrecht that. Die Luſt an der Schule verging mir durchaus, beſonders ſeit der Schulmeiſter bei uns an der Metzgete geweſen, wo man mich bei ihm tüchtig verklagt und zu beſonderer Zucht empfohlen hatte. Dieſer Mahnung, ohne ihre Richtigkeit zu unterſuchen, kam er getreulich nach, und das war ein glücklicher Tag, an welchem er mich nur einmal prügelte. Kein Gefühl iſt aber in Kindern lebendiger, als das Gerechtigkeitsgefühl, und nichts macht ſie verſtockter, böſer, unverbeſſerlicher, als wiederholte verſtockte Ungerechtigkeit. Strafe man ſie dann auch gerecht wegen offenbaren Fehlern, es nützt nichts, ſie beſſern ſich nicht, weil ſie zum Strafenden das Zutrauen verloren haben, daß er gerecht ſei. Nichts iſt aber leichter, als gegen Kinder ungerecht zu ſein, weil ſelten ein erwachſener Menſch mehr weiß, wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen ausſieht; weil ſelten ein erwachſener Menſch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen, ſondern ſie von vorn herein der Bosheit und Böſeartigkeit zuſchreibt; weil ſelten ein erwachſener Menſch aus Liebe ſtraft, um zu beſſern, ſondern im Zorn, um Rache zu nehmen für gehabten Verdruß.

So verſtrich mir der Winter. Er war hart und kalt geweſen, aber gegen das Ende des Märzes wurde es milde, die Erde thante auf, Märzenglöcklein blühten, die Bachlein wuchſen wunderſchnell empor. O wie freute ich mich darüber, bald kam

Ostern, da hoffte ich auf Eier, hoffte sie recht schön zu sieden mit Brasilienholz, Bachtelnkraut und Zwiebelhülsen darum zu binden, daß sie geflammt würden und schöne weiße Kreuze erhielten. Ostereier waren im ganzen Jahr immer meine größte Freude gewesen; Wochen lang vor Ostern konnte ich an nichts Anderes sinnen, als an das halb Dutzend Eier, welche ich erhielt, und wenn ein Huhn gaggelte, gaggelte ich jubelnd mit. Wie wohlfeil ist doch Kinderfreude und wie schön, und wie traurig, daß selten alte Leute sich recht mehr freuen können, höchstens noch mit den Kindern; aber trauriger noch ist es, auch mit Kindern sich nicht mehr freuen zu können, an ihren Freuden sich zu ärgern, und die unschuldigste zu verbittern. Doch das Allertraurigste ist, wenn man diese Herzensbitterkeit, diese Freudlosigkeit für Gottseligkeit des Alters ausgiebt, welche über die Welt und die Gottlosigkeit der Jugend seufzt. Das ist wahrlich eine finstere Gottseligkeit, welche nicht für den heitern Himmel paßt, in welchem der liebe Heiland seinen Kindern Wohnung bereiten will.

Die Bäurin hatte viel Eier bekommen, die vollen Kräuten betrachtete ich mit großem Respekt und dann Ei um Ei, welches wohl das stärkste sein möchte. Am Ostersamstag machte man Vorbereitungen zum Sieden, die Kinder jubelten und brachten, was sie um die Eier gebunden wünschten. Ich dachte nicht anders, als auch welche zu erhalten. Sobald ich vom Kinderhüten entrinnen konnte, eilte ich auch und pflückte im grünenden Baumgarten, was mir schön schien, und, über manchen Fund ganz glücklich, brachte ich eine Hand voll Blümchen und Kräuter aller Art der Bäurin in die Küche.

Verwundert fragte die, was ich damit wolle? und als sie meine Meinung hörte, sagte sie: was bildist dir y, myni Hühner legge o für dih? o hä, das wär e neui Mode, em Bub noh gah Eier z'siede, u b'sonder ame fettige, dä King geng z'brülle macht, nit lehrt, nit folget, u i dr Schul alli Tag Schläg übercho het! Nei Bub, sövli dumm sy m'r notti nit,

und fetig Flause bild d'r nit y. Da war mir, als ob ich aus dem Himmel gefallen wäre: Keine Eier an der Ostern, das war mir fast, wie kein Aetti mehr; für Vorwürfe, Schläge war ich sonst ziemlich unempfindlich geworden, aber das griff tief ein. Ostern und keine Eier, das wollte mir fast das Herz brechen. Anhalten konnte und mochte ich nicht, ich war nicht mehr gewohnt zu flattiren; ich wurde auch nicht sowohl wehmüthig als zornig, heulte mehr als ich weinte, und nach und nach bildete sich die Ueberzeugung in mir, daß ich Eier haben müsse in jedem Fall.

Nach langem Sinnen fiel mir endlich ein, daß ich noch einen neuen schönen Batzen hätte vom Examen her; an demselben hatte ich sonst meine große Freude gehabt, ein eigenes Säckeli für ihn gemacht und ihn oft betrachtet, wenn ich allein war; aber Eier waren mir doch noch lieber. Den holte ich, lief damit zu unserer G'husmanns Frau, und bat sie, mir um den Batzen Eier zu geben. Ich war glühend roth vor Zorn, konnte kaum reden und die Thränen liefen mir noch immer über die Backen herunter, so daß die Frau wohl merkte, daß es etwas besonderes gegeben haben müsse. Sie fragte mich, ich erzählte ihr mein Elend, wie es mir ergangen, wie ich jetzt Eier haben müsse und gerne den Batzen dafür gebe, wie lieb er mir auch wäre. Da sagte die gute Frau: los Miaßli, b'halt du dy Batze, Eier verkauf ih d'r keine, aber chum i d'Stube, m'r wei luege. In der Stube erzählte sie ihren zwei Kindern, der Miaßli bekomme drüben keine Eier und hätte doch so gerne welche, er sei es arms Bubli, aber er habe ihnen doch nie etwas zu leid gethan, im Gegentheil sie manchmal gegen den Johannesli in Schutz genommen; ob nun jedes ihm ein Ei geben wolle, Eins behielte doch immer noch drei? Die gute Mutter hatte noch nicht ausgeredet, als ihre guten Kinder auf mich zu sprangen und mir Eier gaben; nur das Eine von ihnen fragte: Gäll Mütti, ds schönste bruch ig ihm doch nit z'gäh? und doch nach einigem

Kampf gab es mir das, welches ihm am beſten gefiel. Da ward mir wohl, und ich konnte wieder jemand freundlich anſehen, was lange nicht geſchehen war, und recht von Herzen glücklich machten mich die Eier. Als der erſte Eindruck vorüber war, fiel mir plötzlich ein, der Bäurin nun zu zeigen, daß ich Eier bekommen auch ohne ſie. Ich theilte meinen Einfall und meine Schadenfreude der Frau mit, und wollte fort, die ſagte aber: los Miaßli, mach nit dir un üs Verdruß; wenn die Frau weiß, daß m'r d'r Eier gäh hei, ſo nimmt ſi d'r ſe, un ergryft mih z'Haß; nei, das wei m': nit mache. Verſteck ſe wohl, oder wenn das nit haſt, ſo la ſe da, u chum morn einiſch mit mine Ching cho düpfe und g'fätterle, de heſch notti Frend und machſt niemer höhn. Die gute Frau hatte mehr als Recht. Den ganzen Abend konnte ich daheim in ſtiller Freude dem Lärm der Kinder mit ihren Eiern zuſehen. Ich hatte wieder Alle lieb, hatte mich doch auch jemand lieb gehabt, gab über alles guten Beſcheid und flattirte den kleinen mir Uebergebenen ſo von Herzen, daß ſelbſt die Bäurin, die meiner ſonſt nur achtete, wenn ihre Kinder über mich brüllten, aufmerkſam wurde, mir ein Ei brachte und ſagte: Lue da heſt o eis, we d'ß ganz Jahr ſo wäriſch, ſu wärſt eim o lieber, u überchämiſt o meh. Die Frau wußte auch nicht, daß ein Kind faſt iſt wie eine Orgel, und die Töne hören läßt, welche man auf ihm anſchlägt. Der Menſch kennt alle Dinge der Erde, aber den Menſchen kennt er nicht, da ſcheint er aus lauter Dummheit zuſammengeſetzt zu ſein. Was meint man, wenn Einer in Holzſchuhen mit Roßnägeln beſchlagen auf einer Orgel herumtrampeln, und dann dieſelbe, wenn ſie erbärmlich quickte und quackte, ſchlagen wollte, weil ſie aus Bosheit kein ſchönes Lied ſpielen wolle, würde man dieſen Menſchen nicht einen Schöps heißen und in den Kalender thun?

Wollte man aber die Menſchen in Kalender thun, die mit Holzſchuhen und Roßnägeln auf Menſchenherzen herumſtolpern, und zürnen und prügeln, wenn dieſe Herzen nicht voll Later

Luft, Freude und Liebe sein wollen, so müßte man den lieben Gott bitten, daß er noch einen Platz an unsere Erde setzen möchte, damit der Kalender Platz auf ihr hätte.

Das ging nun einige Tage recht ordentlich, und weil gerade in diese Zeit die Bettlergemeinde fiel, so entschloß der Meister sich, mich zu behalten, und nahm mich an dieselbe nicht mit. Er werde dort sagen müssen, wie bös und verdorben ich zu ihm gekommen sei, daß er mich aber rangirt habe, bis ich mich gebessert; er verstehe es aber auch, und ich sei nicht der Erste, den er z'weg gebracht, meinte er. Voll guter Meinung von sich ging er hin, mag dort auch also geredet haben, und viele Jahre lang galt sein Haus für das beste, um verdorbene Kinder z'weg zu bringen. So wohlfeil und so begründet kommt Mancher zu Ehren und Ruhm, aber nicht nur zu Unverstand, sondern am meisten in den Hauptstädten, und nicht nur ehemals, sondern auch jetzt.

Bald war alles wieder im Alten und eine neue Sache kam noch dazu, die am Ende mich hier forttrieb. Des G'husmes Frau und ihre Kinder waren mir begreiflich sehr lieb geworden, von ihnen bekam ich immer ein freundliches Wort, daher war ich auch gar gerne bei ihnen. Nun aber hatte meine Meisterfrau die Hausfrau auf der Mugge, aus mehreren Gründen. Sie kam nicht viel herüber, und rühmte auch nicht viel; daher hieß sie hochmüthig. Sie war sehr reinlich und an ihren Kindern sah man keine Löcher, weil sie behauptete, es sei viel wohlfeiler, Löcher zu rechter Zeit zu flicken, als die Kleider verhudeln zu lassen; so weit rechnen konnte die Meisterfrau nicht, daher nannte sie die Hausfrau hoffärtig. Wiederum manchmal, wenn die Meisterfrau über andere Weiber loszog, wollte die Hausfrau abbrechen und z'best rede; daher hieß es: sie meine es nicht gut, und halte es mit Andern. Kurz, eine gewisse Ueberlegenheit der Andern erbitterte die Meisterfrau, kein Weib hat eine solche gerne; zudem waren jene nur Hausleute und sie die Bauern; u wersch anters chas doch g'wüß

nüt gä, as wenn d's G'husmes Frau g'ſchyder ſy wott as d's Bure Frau.

Es ging daher allemal übel an, wenn man mich mit jenen zuſammenſah. Du wirſt aber ſy ga kläffele, was gang hie? hieß es, und alle Mal fand man, daß ich etwas verſäumt habe, oder einem Kind etwas zugeſtoßen ſei, während ich dort war, und man ſagte mir: we m'r dih noh einiſt dert g'ſeh, u gä m'r d'r Eini zum Gring, daß d'noh mordriſch ſturm biſch. Solche Drohungen fürchtete ich nicht, ſie kamen gegen mich und nun bereits auch gegen ihre Kinder, ſo wie ſie größer, ungehorſamer, ungezeimter wurden, und das den Eltern läſtig auffiel, alle Tage zu Hunderten vor, ohne daß von zehn eine ausgeführt wurde.

Aber eines Tages, anfangs Winters war es, küchelte die Meiſterfrau, und der Anken lief ihr ins Feuer, was ihr unbegreiflich vorkam, es war ihr ſonſt noch nicht begegnet. Glücklicherweiſe konnte ſie ſchnell die Pfanne decken, ſo daß kein Unglück entſtund; unglücklicherweiſe aber gieng in ſelbem Augenblick die Hausfrau vorbei, und fragte: Trini, was machſt, ſoll d'r helfe? Es iſt guet, chunſt grad, du Donners Her, jetzt weiß ih, wer mr d's Für i Anke g'hexet het! ſcholl die Antwort aus der Küche, aber ih will d'r d's Hexe vertrybe! und mit der Küchengabel wollte ſie auf die Hausfrau los, ſtolperte aber in der Wuth über die Säumelchtern, und als ſie aufgeſtanden, ſah ſie die Hausfrau nirgends mehr.

Man kann ſich nicht vorſtellen, wie die Frau in der Küche turnirte, wie ſie die Küchlein herumſchlug und über die Hexe fluchte, die ihr den Streich gemacht. Daß ſie ſelbſt ſchuld an der Sache ſei, konnte ſie ſich nicht vorſtellen. Das ſei ja der deutlichſte Beweis, daß die Hausfrau eine Hexe ſei und ihr den Teig verhexet habe, weil ſie gerade dazu gekommen, wie hätte ſie es ſonſt gewußt, oder wie hätte es ſich ungefähr ſo treffen können, urtheilte ſie. Gegen dieſen bündigen Schluß war im ganzen Hauſe niemand im Stande etwas einzuwenden.

Man ſtaunte, daß man die Hexe ſo lange nicht gemerkt, und pries die Geſchicklichkeit der Bäuerin hoch, daß ſie geſchwind die Pfanne gedeckt, denn die Hexe hätte ſicher das Haus verbrennen wollen; daß es noch ſtehe, habe man nur ihr zu verdanken. So wurde nun auch ſie ganz ſtolz: was ſie ſonſt keinem Menſchen geſagt hätte, daß ihr der Anken ins Feuer gelaufen ſei, das erzählte ſie nun ſo lange ſie lebte, gewöhnlich alle Tage zweimal und extra einem Jeden, der den Fuß über die Schwelle ſetzte, um ſagen zu können: die Hausfrau ſei eine Hexe, ſie aber habe geſchwind den Deckel auf die Pfanne gethan, und daß das Haus noch ſtehe, habe man ihr zu verdanken.

Nun aber wurde das Verbot, mit dieſen Leuten keinen Umgang zu haben, ſo lange man ſie noch da haben müſſe, ſehr ernſt. Den Kindern ſagte man, ſie könnten von ihr verhext werden, daher ſollten ſie der Frau bei Leibe nicht zu nahe kommen, von weitem könnten ſie ihr Hex, Hex! ſchreien, ſo viel ſie wollten; mir aber wurde geſagt, wenn ich ein einzig Wort mit ihr oder den Kindern rede, ſo ſchlage man mir beide Beine ab und alle Zähne in den Hals. Das fruchtete alles nicht, ich mußte hinüber, und in meiner kindiſchen Unbefangenheit dachte ich nichts Arges dabei, alles wieder zu erzählen, was man über ſie geredet hatte. Diesmal hörte die Hausfrau zu, ein andermal aber ſagte ſie: Los Miaßli, ſchwog lieber, ih begehre nit z'wüße, was ſie däne ſäge, es treit nüt ab, als mih taub z'mache. Es konnte nicht fehlen, daß man meinen Umgang merkte, wenn ich ihn auch noch ſo heimlich halten wollte, denn die Kinder lauerten mir auf, da gab es immer tüchtigere Schläge, immer gehäſſigere Worte; denn über wen die Meiſterfrau böſe war, den ſollte die ganze Welt haſſen, und wer mit einem ſolchen redete, der war um nichts beſſer als der Andere. Wenn ſie mit der Magd ausgeſchirrt hatte oder mit dem Knecht tubelte, und der Mann gab zufällig dem Einen oder dem Andern ein gutes Wort, ſo hatte er das Wetter auf

den Hals, und sie wurde nicht zufrieden, bis er sich bequemte, auch auszug'schirren oder zu tubeln. Die Hausfrau bat mich endlich um meinetwillen, nicht mehr zu kommen, aber ein ungewohntes gutes Wort that mir viel wehler, als die gewohnten Schläge weh; so schlich ich um ihr Häuschen, bis ich von ihr oder den Kindern ein gutes Wort weg hatte. Ich hatte es aber nun alle Tage böser und die Mitterfrau verfluchte sich, daß ich aus dem Hause müßte, so bald als möglich, daß sie mich nicht mehr vor Augen haben könne, sie dürfe mir kein Kind anvertrauen, aus Furcht, ich thue ihm etwas an, das mir die Hausfrau angegeben. Natürlich mußte der Bauer diesen Willen erfüllen. Ich wurde alle Tage unwirscher und stöckischer, so daß ich ganz sicher viele Ursachen zu Klagen gegeben haben mag. Dies Haus verließ ich gerne, nur that es mir weh um meine guten Leute in dem kleinen Häuschen. Ich weinte bitterlich, als ich von ihnen Abschied nahm, und die Hausfrau in meinen Vorschlag nicht eintrat, an die Bettlergemeinde zu kommen und mich zu verdingen. Wenn ich dann bei ihr wäre, so wollte ich dem Johannesli und den andern das Her schreien schon verleiden und sie alle Tage prügeln nach Herzenslust, hatte ich ihr doch versprochen.

Neuntes Kapitel.

Der Güterbub wird ein Gassenbub.

Dießmal mußte ich an die Bettlergemeinde mein Bündelchen selbst tragen. Es wurde mir auch nicht schwer, es war bedeutend kleiner geworden; man hatte mir nichts neues angeschafft, manches war abgegangen, was ich hatte, war großentheils verwachsen. Ich wußte nun schon, was „verdingen" heiße, und erwartete düster das Schicksal, das mir werden sollte.

Als meine Reihe kam, sagte der Bauer: es cha ne e An-

gere näh, u o probiere, was das für Eine isch. Kein Zureden konnte ihn andern Sinnes machen, er wußte wohl warum, er hatte auch eine Frau daheim, die etwas Meister war, es schickte sich ihm aber nicht, das zu sagen. Nun sprach man auch mir zu, und das eben nicht auf die lieblichste Weise, und fragte mich endlich, ob ich mich gar nicht bessern wolle? Erbittert, daß ich alle Schuld tragen solle, antwortete ich: ih ha nüt schlechts g'macht, mi het mih o nüt genz z'prügle g'ha. Da g'höret d'rs, wie ner Eine isch, sagte der Bauer; was brauchen wir weiter Zeugniß? dachten die Andern. Auf diese Verdammung hin, wobei sie jedoch ihre Kleider nicht zerrissen, wollte mich niemand freiwillig auf das Gut nehmen, und ich wurde zu denen gestellt, die ebenfalls niemand nehmen wollte, um dann auf die Güter verlooset zu werden. Endlich gegen Abend, ganz erschöpft von Hunger und Durst, denn man hatte mir nichts mitgegeben, und während dem ganzen Tag mir niemand etwas angeboten, fiel ich einem alten Bauer zu, der mich sehr unwillig mit sich nach Hause nahm und mir beim Heimgehen unfreundlich erklärte: er werde mich nicht behalten, sondern weiter verdingen, so Einen könne er nicht brauchen. Am andern Morgen ging er fort, um Platz zu suchen, und brachte am Abend die Nachricht, es werde am nächsten Morgen jemand mich abholen. Es war mir leid, bei ihm hatte es mir gefallen, und ich hätte gerne alles Gute versprochen, aber niemand machte durch freundliches Benehmen mir Muth dazu und mir war es einmal nicht mehr gegeben, mich von der bessern Seite zu zeigen, ich war verschüchtert und hartnäckig geworden; der Brunnen der Liebe war nicht mehr fließend, er war zurückgetreten, man mußte nachgraben, wenn man ihn finden wollte.

Am andern Morgen kam richtig ein alter schlecht gekleideter Mann, und holte mich ab. Wir gingen über Berge, durch Thäler, mehrere Stunden weit in eine mir ganz unbekannte Gegend. Unterwegs fragte mich der Mann über alle meine

Verhältniſſe aus und über die Leute, bei denen ich geweſen war; ließ mich ordentlich reden, fuhr mir nie über das Maul; durch Zwiſchenfragen brachte er noch mehr hervor, wenn ich ſchweigen wollte, ſo daß ich auf dem Wege recht kurze Zeit hatte, und ordentlich zutraulich wurde. Endlich kamen wir in ein kleines Thal im ebenen Lande, durch welches ein ſtattlicher Bach floß. Ueber dem Thale auf der Abendſeite lag ein großes, ſchönes Dorf, auf der Morgenſeite ein mächtiger Eichenwald und an der Spitze desſelben, etwa hundert Schritte vom Bache, war eine kleine verfallene Hütte, mit zerbrochenen trüben Fenſtern und unordentlichen, kothigen Umgebungen. Rings ums Haus lag der Miſt von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demſelben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln und einige Spähne, welche den ganzen Holzvorrath ausmachten. Unter der kleinen rauchigten Hausthüre mit der ausgetretenen Schwelle ſtand eine alte ſchmutzige Frau mit einer großen, irdenen Kaffeekanne in der Hand, an welcher oben ein Stück ausgeſchlagen war, und ſagte uns: wir hätten Zeit zu kommen, ſie hätte ſonſt allein z'Nacht g'freſſe und wir hätten dann ſehen können, was wir bekommen.

In der Stube ſah es nicht ſchöner aus als um das Haus. In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unſauberer Tiſch, in der dritten ein vielfach geſpaltener Ofen und in der vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder, auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum und auf dem Tiſch ſaß eine Katze. Mir wurde unheimelig zu Muthe. Doch als die Alte den Kaffee brachte und den Tiſch unterſtellte, damit er nicht zu ſehr wackele, als ein mächtiger Giertätſch dazu kam und gutes Brod, da vergaß ich meine Umgebung, denn ich war hungrig und müde. Als wir gegeſſen hatten und ich einnicken wollte, ſchüttelte die Alte einen Laubſack auf dem Ofen zurecht, hieß mich darauf liegen, deckte mich mit Hudeln zu und hieß mich wohl ſchlafen. Das war mein neues Bett. Ich hätte faſt darüber geweint,

allein der Eiertätsch war gut gewesen, der Schlaf gar mächtig, er ließ die Betrübniß nicht aufkommen, nahm mich in seine Arme und hielt mich umfangen, bis am späten Morgen ein Huhn mich weckte, das auf mir herumspazierte.

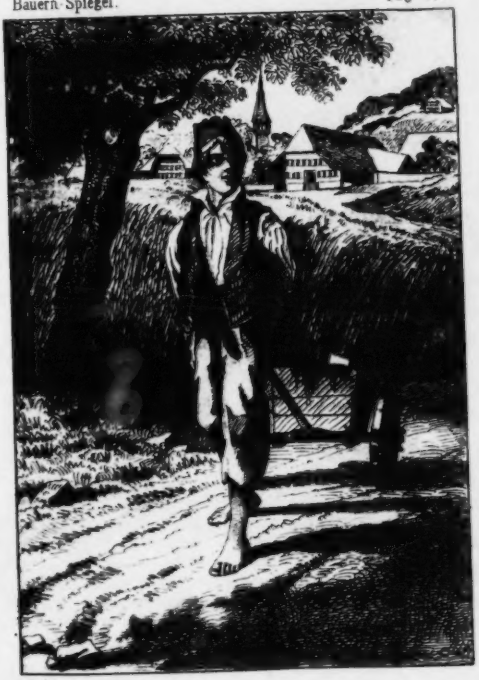
Nun wurde ich in meinen neuen Wirkungskreis eingesetzt. Daß ich keine Kinder zu hüten hatte, nahm mir eine schwere Bürde ab dem Herzen, denn das war mir verleidet; ich sollte für die Ziege köhlen, den Hühnern nachsehen, daß sie die Eier nicht verlegten, zwischendurch Mist und Holz auflesen, und herzutragen, was sie allfällig nicht herbeibringen konnten. Das alles behagte mir so übel nicht; ein dunkles Gefühl versprach mir bei dieser Lebensweise eine Freiheit, welche für jedes Kind etwas unendlich Anziehendes hat. Wie gerne möchte manches geputzte Kind, das beständig unter Aufsicht an eine Beschäftigung gestellt ist, tauschen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu essen hat, aber laufen kann, wohin es will und wie es will? O es war zu schön, wenn ich ausziehen konnte in den Wald, um Futter zu suchen, mein Bündelchen bald gebunden war, und ich dann Stecken suchen und hauen konnte, einen schöner als den andern, oder Beeren suchen, zuerst Erdbeeren, dann Heiti, später Himbeeren und endlich Brombeeren; wenn ich immer schönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle essen konnte, sondern Schalen von Rinden machte, sie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darüber goß und sogenannten Erdbeeristurm machte, o das war denn eine Herrlichkeit! Und wie prächtig war es erst, die Ziege weiden zu können unten am Bach in den Stauden. Dort band ich sie an und saß dann ans Wasser und sah den Fischlein zu, wie sie auf und ab fuhren auf dem hellen Grunde, das dunkle Kraut suchend, darein sich zu bergen, wie sie wieder heraufschossen wie Blitze und richtig eine Mücke oder einen Heustüffel erhaschten.

Manchen Heustüffel band ich an langen Faden und ließ ihn im Wasser schwimmen. Ein Fischlein hätte ich gar zu gerne gehabt, und ein Jubel ohne Ende ward, wenn zuweilen der

Heuſtüffel mir abgebiſſen wurde, und Alle mußten den Faden ſehen, und hören, wie ich einen großen, großen Fiſch faſt gehabt und das nächſtemal ihn gewiß erwiſchen wolle. Wenn ich dann heim kam vom Bache, ſtrich ich meinen Hühnern nach und den mir gezeigten Neſtern, nahm die Eier aus, und als ich einmal ein unbekanntes Neſt fand in dicker Haſelſtaude und den Alten einen ganzen Kratten voll einliefern konnte, und ich geſtreichelt und gerühmt wurde, und noch einmal ſo viel Eiertätſch erhielt beim Abendeſſen, da war ich ſo ſtolz, wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Mich drückte, daß ich meiſt ganze Tage allein ſein mußte. Wenn gut Wetter war, ſo zogen am frühen Morgen Mann und Frau aus, zu hauſiren; ſie mit einer Flaſche Hofmannstropfen oder mit Naſtüchern oder mit irgend einem andern Plunder; er mit einem Korbe oder Steinkratten oder irgend einer Schnefelarbeit, und kamen meiſt erſt heim, wenn es dunkelte. Da wurde mir der Tag gar lang, und das trockene Brod oder das Eſſen, das man mir für den Mittag anwies, genügte mir auch nicht recht, wenn ich ſchon wußte, daß es am Abend etwas Gutes abſetzen würde, was die Mutter oder der Vater heimbrachten. Es wunderte mich oft, wie viel Geld ſie löſten aus den mitgenommenen Kleinigkeiten, und wie aus dieſen die Leckerbiſſen angeſchafft werden konnten, welche ſie aus fernen Dörfern heimbrachten; denn in dem nahen Dorfe, wo ſie daheim waren und wo die Gemeinde ihnen den Hauszins zahlte, da wurde gar nichts gekauft.

Da gab es Speck, Würſte, Braten, ſelbſt kleine Hammen, weißes Brod, Wein, Schnaps aller Art; es war ein Herrenleben gewöhnlich am Abend bei uns.

Ich klagte den Alten einmal meine Langeweile und bat ſie, ſie möchten doch zu Hauſe bleiben oder mich mitnehmen. Sie lachten mich aus und ſagten, ich ſei ſelbſt ſchuld daran, warum ich mit meinem Miſtkänneli bloß um das Haus herumfahre und nicht auf die Landſtraße, hinüber ins Dorf, da hätte ich für einen ganzen Tag kurzi Zyti genug, wo Herre und



Könige sechsspännig führen. Das schlug ein bei mir, den ganzen Tag hatte ich keine Ruhe, das kam mir vor als ein Ausflug in die Welt, wichtiger, als Manchem eine Reise nach Amerika. Ich rüstete meine Bänne und die bessern Schuhe, dachte über alles, was mir begegnen würde, was ich sehen, wie ich mich benehmen könnte, und mochte den Abend und mochte den Morgen nicht erwarten; ich sah lauter Könige mit Kronen auf den Köpfen und schöne Königinnen in ganz güldenen Röcken. Mit klopfenden Herzen trat ich am andern Morgen meinen Ausflug an. Lebe wohl, du dunkler, schöner Wald, b'hüt di Gott, du lieber klarer Bach, lebt wohl, ihr unschuldigen Freuden, die ihr botet; euch ergeht es nun auch wie vielen guten Freunden, die man vergißt im Treiben der Welt und ihren Genüssen! Ich fuhr durchs Thälchen, die Höhe hinauf und war bald auf der mächtigen Heerstraße, an deren beiden Seiten das schöne Dorf lang sich hinstreckte.

Mit einem Auge sah ich nach Mist mich um, mit dem andern nach den Königen und Königinnen, ihren güldenen Kronen und güldenen Röcken. Mist fand ich wohl, aber die Könige sah ich nicht, es wollte keiner kommen; statt deren aber kamen zwei verlumpete Buben, ebenfalls mit Mistbännen, und frugen mich: wer ich sei, was ich da mache, wer mir das Recht gegeben habe, hier Mist aufzulesen; ich solle auf der Stelle nach Hause fahren und mich hier nicht mehr blicken lassen, sonst würde ich wüst abkommen.

Anfangs war ich verblüfft und in der fremden Umgebung schüchtern, und Mancher ist unter seinem Dache ein Held, einige hundert Schritte davon würde er vor jedem Hasen davonlaufen; allein ich hatte an so vielen Orten mich schon prügeln müssen, daß diese Verblüfftheit nicht lange währte. Drei Tage hintereinander prügelten wir uns mit den nöthigen Unterbrechungen, am vierten machten wir ein Bündniß zusammen; wir drei wollten den Mist auf der Straße durch das Dorf allein sammeln, und wenn jemand anders in unser erprügeltes Recht

eingriffe, ihn ſchlagen, bis ihm die Luſt dazu verginge; und wir behaupteten dieſes Recht, ſo lange ich da war. Später erklärte man mir, wie man dieſes Recht in der Kunſtſprache heiße.

Nun ging erſt ein luſtiges Leben für mich an, und ich wäre unglücklich geweſen, wenn ich einen Tag nicht auf der Landſtraße hätte ſein können. Unſere Arbeit ließen wir uns nicht ſauer werden und waren gar nicht der Meinung, daß wir den ganzen Tag unabläßig dem Miſt nachlaufen müßten. Jeder machte ſeinen beſtimmten Kehr, Einer wartete oben an dem Stutz, um zu ſpannen, und manchmal waren wir Alle da, trieben Muthwillen und redeten Streiche ab. Ich ſtund beſonders gerne vor dem Wirthshaus, und ſah da den Fremden zu. Freilich ſah ich keine Könige aber doch ſchöne geputzte Herren und Frauen und ſchöne Kutſchen, und malte mir dabei aus, wie es ſo herrlich ſein müßte, in einer ſolchen zu fahren, und machte mancherlei Pläne, dazu zu kommen; dachte dann auch an meine Hühner und an den Haber, den die Pferde fraßen, und wenn ich eine Hand voll einſtecken konnte in Augenblicken, wo niemand um die Pferde war, ſo fühlte ich mich überglücklich. Niemand hatte mich über die Pflichten gegen das Eigenthum belehrt, ich hatte bis dahin aber nicht Anlaß, ſie zu übertreten, der Trieb war nicht geweckt worden; er erwachte und wurde genährt.

Die Alten waren ſehr zufrieden mit mir geworden, denn mein Gewerbe brachten ihnen Geld ein. Den Miſt begehrten ſie nicht, ſie ſagten: Miaßli, d'r Miſt bruche m'r nüt, m'r wette Narre ſy öppis z'pflanze, und d'Müh ha, d'Bure chen für is ſchwitze, u ſi vermöge ſauft, is z'erhalte, verkauf du ne wie d' chaſt. Die beiden andern Buben hatten den gleichen Befehl von Haus aus, wir verkauften ihn ſo gut wir konnten, und löſten je nachdem wir Käufer hatten. Konnten wir z. B. den Miſt dem alten Pfarrer bringen, ſo waren wir z'weg, er zahlte einen Batzen für einen Kratten, und wir machten ihn

immer aparti för ihn z'weg. Er sah nicht mehr ganz gut, so mischte man dann Sand, Koth und Staub darunter und hatte im Schwik einen Kratten voll; und in der ganzen Gemeinde sahen Alle vom Statthalter bis zum Säuhirten dem Spiel lachend zu und hatten ihre Freude daran; da gab es gute Losig an solchen Lieferungstagen. Das Spannen trug auch etwas ab, jedoch kam es auf das G'fell an; es gab Tage wo Einer von uns nichts erhielt, ein Anderer viel. Da versuchten wir eine gemeinschaftliche Kasse, welche aber nicht lange bestand, da Keiner ehrlich sein und gehörig abliefern wollte. Lange wurde ich betrogen, merkte es endlich, betrog auch; sobald die Andern es merkten, fanden sie keinen Vortheil mehr bei einer gemeinschaftlichen Kasse, und sie wurde aufgehoben. Etwas Gemeines besteht nur durch Gewalt oder durch Ehrlichkeit, die letztere hatten wir nicht, die erstere nur in unsern auswärtigen Angelegenheiten. Ein dritter Erwerbszweig war das Betteln. Wir liefen keinem Bauernwägeli nach, wir fürchteten die Peitsche; wenn aber eine fremde Herrschaft durchs Dorf rasselte und beim Wirthshause hielt (denn im Fahren erhielten wir nichts, besonders wenn es Engländer waren), versuchten wir ihnen beizukommen, nur mußte es der Wirth nicht sehen, der gönnte uns nichts, er wollte alles allein für sich ausbeuten. Am liebsten liefen wir Chaisen nach, in denen ein junger Herr und eine junge Frau oder Tochter saßen, die gaben fast alle Mal, und jedes wollte es z'wänge, um zuerst zu sein, und manchmal gaben deswegen beide. Wo aber alte Weiber saßen und Herren mit Perrücken oder Schnäuzen, da gaben wir uns keine Mühe. Eine vierte Quelle hätten wir noch sehr gerne aufgethan. Einer meiner Kameraden kam aus dem Lande her, wo es mehr Gänse und Schweine giebt als ordentliche Menschen, und erzählte uns, dort sei vor jedem Hause ein Thürli, bei welchem viel zu verdienen sei, viel mehr als beim Spannen. Nun hatten wir lange Berathungen, wie ein solches zu errichten wäre. Wir versuchten den Bauern einzuschwatzen, ein Thürli

machen zu laſſen, wir konnten ihnen aber den Nutzen davon nicht einleuchtend darſtellen. Der Frau Ammännin waren eines Morgens alle ihre Gänſe geſtohlen worden. Da ordneten wir Einen von uns ab, der ihr vorzuſtellen hatte, dieſer Diebſtahl wäre nicht geſchehen, wenn ein Thürli geweſen wäre, ein ſolches würden die Diebe ſcheuen. Sie glaubte es, gab dem Abgeordneten ein Stück Brod und die Sache kam vor den Gemeinderath, doch umſonſt; die Mehrzahl meinte: Diebe würden durch ein Thürli noch weniger abgehalten als ehrliche Leute. Endlich beſchloſſen wir eins auf unſere Koſten errichten zu laſſen; wir laſen den Platz aus und beſtellten einen Zimmermann um es aufzurichten. Dieſer glaubte aber, wir wollten ihn für einen Narren halten, und prügelte den, den er erwiſchen konnte, ordentlich durch. So mußten wir unſer Finanzprojekt mit Weinen und Heulen fahren laſſen; deſſen ungeachtet verdienten wir des Tages manchmal nur zwei, aber auch zehn Batzen. Daraus mußten wir uns aber beköſtigen, denn meine Alten gaben mir nichts mit. Ich kaufte gewöhnlich weißes Brod und Käſe, meine Kameraden aber Lebkuchen, Zuckerkandel, Süßholzſaft, Bärendreck und ſolche Dinge bei einer Krämerin, welche von vielen Bettlern, aber auch von vielen Bauernweibern den Zulauf hatte, weil ſie mit ihnen Tauſchhandel führte. Den Bettlern kaufte ſie gegen Schleckereien um einen Spottpreis ab, was ſie erbettelt, den Bauernweibern um ähnliche Waare, was ſie ihren Männern verſtökt hatten. Die Leute wollen reich werden, und die da reich werden wollen, verfallen in Verſuchungen und Stricke. Zu dem Gekauften verſchafften wir uns aus den Baumgärten der Bauern und den Kirſchbäumen an der Straße überflüßiges Obſt. Wir kannten in jedem Hauſe an der Straße die Hausordnung; wußten, wenn man in jedem aß, ungefähr wie lange, kannten das Geräuſch der Thüre ꝛc.; nach dieſem allem richteten wir uns, und kamen meiſt ungeſtraft davon. Wenn man uns ſchon von einem andern Haus aus ſah, ſo hatten wir doch nichts zu beſorgen; ſobald es nicht

über die eigene Sache ausging, rührte ſich kein Bauer vom Eſſen, ſondern ſah recht tröſtlich zu, wie wir ſeinem Nachbar und deſſen Kirſchen-zuſprachen. Mein übriges Geld lieferte ich ordentlich zu Hauſe ab, und erntete allemal Lob und Preis; und wenn ich ſchon einmal wenig oder nichts brachte, gab man mir auch gute Worte und den Troſt auf beſſere Tage. Damit lachten mich meine Bundesgenoſſen aus und meinten, ich ſolle einen Mutech machen, wie ſie auch thäten; ſie verführten mich dazu, ich machte einige Batzen auf die Seite. So bald ſie dieſes merkten, mußte ich mit ihnen etwas g'werbe, oder mit andern Worten, ſpielen, entweder ſtöckeln oder Kreuz und Bär machen; einmal brachte einer ſogar ein altes Spiel mit, und wir ſpielten nach ſeiner Anweiſung, Gott weiß was. Richtig verlor ich all mein Geld an ſie, mein Hinterhalten brachte mir nur Verdruß, ich ließ es alſo bleiben. Nur hie und da behielt ich Einiges zu einem Meſſer oder etwas Anderm, um damit zu händelen; denn wenn wir einen andern Buben zwiſchen uns bekommen konnten, ſo ſuchten wir ihn zum Händelen zu bringen, entweder ſollte er uns etwas abkaufen oder verkaufen, und wollte er nicht, ſo wurde er gewöhnlich geprügelt oder wenigſtens ausgeſchimpft.

Als ich nun noch gar den Hühnern Hafer heimbrachte, gieng den Alten ein neues Licht auf, ſie lobten mich gar ſehr, und auch die Hühner liefen mir das nächſte Mal entgegen und umgaggerten mich; das dünkte mich gar luſtig, und es mußte nicht zu machen ſein, oder ich brachte ihnen Hafer mit. Allein der Stallknecht war auch nicht blind und nicht alle Tage fraßen Pferde vor dem Wirthshaus oder im Stalle, während niemand darin war; als ich deswegen traurig heim kam, ſagten mir die Alten: aber Miaßli, bis doch nicht ſo dumm, d's Korn iſt ja rpf und bald d'r Hafer o, wed übers Feld geiſt, ſo ſtreif ume ab, es merkts niemer, und wed d'Bure afa dröſche, u wenn ſie z'Imiß eſſe, ſu ſy g'ſchwind es paar Hampfele aus em Tenn g'no. Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen, und

brachte faſt alle Abende reichliche Beute für meine Hühner nach Hauſe, ſo daß ich einen ziemlichen Vorrath ſammelte für den Winter, und wir auch mehr Eiertätſch zu eſſen hatten, als in keinem Herrenhauſe.

Zehntes Kapitel.

Die chriſtlichen Zigeuner.

Ich erlangte die volle Gunſt der Alten, ihr ganzes Zutrauen, ſie hatten ferner kein Hehl mehr vor mir mit dem, was ſie eigentlich trieben. Ihr Handel mit dem Plunder, den Tropfen, Krätten und Körben war nur Nebenſache und Vorwand, um in die Häuſer zu kommen. Dort machten ſie ſich in weiter Runde umher mit allen Verhältniſſen, allen Schwächen, allen Leidenſchaften der Menſchen bekannt, und beuteten dieſe aus. Sie kannten alle eiferſüchtigen Weiber, alle heirathsluſtigen Mädchen, alle Weiber, die, um irgend ein Bedürfniß zu befriedigen, hinter dem Rücken der Männer Geld haben mußten, Mädchen-Liebſchaften, alle in fremde Gehege gehenden Männer, alle nach reichen Frauen lüſternen Knaben, alle geiſtlichen, alle abergläubiſchen Leute, alle Freundſchaften und Feindſchaften, alle Knechte und Mägde, die mit ihren Meiſterleuten unzufrieden waren und andere Plätze ſuchten, alle Kühe und Pferde im Revier; dieſe Kenntniß war ihnen die unerſchöpfliche Fundgrube reichen Erwerbs. Sie trugen Nachrichten und Beſtellungen hin und her, halfen verflöken und Sachen einſchwärzen, rühmten und ſchimpften, kurirten, ſagten wahr; nebenbei ließen ſie alles mitlaufen, was ſich ihnen ſchickte, oder merkten ſich Dinge, um bei der Nacht ſie abzuholen, doch dieſes letztere nur mit der größten Behutſamkeit, um ihren Kredit damit nicht auf das Spiel zu ſetzen, denn das Stehlen trug ihnen weit weniger ab, als das Reden. Um dieſes recht anſchaulich

zu machen, will ich einige ihrer Tagwerke, wie ſie ſie ſelbſt erzählten, anführen.

Wer Abends zuerſt heim kam, beſorgte die häuslichen Geſchäfte, molk die Ziege, machte Feuer an, bereitete den Kaffee, machte einen Eiertätſch oder Eierbrod, wenn Sachen dazu da waren, und wartete dann bis das Zweite nach Hauſe kam. Dieſe warteten dem Dritten nicht lange, ſondern ließen ſich wohl ſein, denn gar oft kam Eins gar nicht nach Hauſe; am Zuletztkommenden war aber immer der erſte Bericht. La g'ſeh Alte, warum chunſt hüt ſo ſpat? hieß es eines Abends, als der Mann erſt nach eingebrochener Nacht erſchien. Der preſſirte ſich aber nicht mit Reden, nahm ein Kacheli und ein tüchtig Stück zu eſſen, und erſt dann fing er alsgemach, von beſtändigem Kauen unterbrochen, zu erzählen an. Heute habe ich einen mühſeligen Tag gehabt. Als ich durch den Wald ging, nachdenkend wo ich einkehren ſollte, traf ich den R.... an, deſſen Lehenleute dieſes Jahr plötzlich fortgezogen, weil der Lehenmann nicht alles mit ihm g'meinen wollte; der fragte mich, ob ich ihm für einen halben Gulden etwas verrichten wolle? Ich that nöthlich, ſprach von vielen Beſtellungen, da gab er mir zehn Batzen, wenn ich nach R. gehen und ſeines alt-Lehenmanns Frau ſagen wolle, er komme nächſten Markt nach S., und ſie wollten ſich am Morgen um zehn in S. Stübli finden, da hätte man ſich gar nicht zu ſcheuchen, und könnte apart ſein. Unterwegs geſellte ſich eine Zeit lang der von Geiz und Dummheit halb verrückte Wagner G. mir bei, der ſeine Kinder vor Hunger faſt verrebeln läßt, und erzählte mir ein Langes und Breites von einem Feinde, den er habe, der ihn plage auf alle Weiſe; tödten wolle er ihn nun nicht ſelbſt, aber wenn er machen könnte, daß er ſonſt abweg käme, ſo ſollte ihn etwas Schönes nicht reuen. Ich ließ mich ein mit ihm und verſprach endlich Ruſtig zu erhalten von den Kapuzinern in Solothurn, aber er müſſe mir vier Franken mitgeben, weil ich nicht Geld bei mir habe. Er gab mir ſie recht

gerne, lieber als Einem, der ihm sein krankes Kind gesund gemacht hätte. Ich brachte zuerst dem Weibe meine Botschaft, konnte alles gut verrichten, da es allein zu Hause kochte. Es wurde ganz roth, weil es nicht recht traute; als es aber sah, daß es Ernst war, versprach es zu kommen, hieß mich aber schnell fortgehen und steckte mir ein halbes Brod zu, das gut für die Geiß ist, denn wir essen es doch nicht, es ist alt und schwarz. Von da ging ich zu den Kapuzinern und trug ihnen mein Anliegen vor. Sie hatten große Freude daran und sagten: Gällit ihr Ketzere, ihr said äißter froh über eus, warum göht ihr nit zu eue Pfarrherre? aber gällit, die cheu äißter nüt als Wyber näh, es gait aber nit lang meh, so said d'r wieder Alle katholisch. Darauf gaben sie mir zwei kleine Fläschchen, deren Inhalt solle man auf zwei Reisigbündeln verbrennen, da werde ein Gestank entstehen, als ob ihn der Teufel selbst hinterlassen hätte, und der Gehaßte werde seinen Tod in der Luft einnehmen, krank werden und sterben. Mit allem Respekt nahm ich die zwei Fläschchen, zahlte zwei Franken dafür und bat obendrein um ein eingenähtes Bündelchen; sie behielten sich noch eine schöne Ankenballe vor, sonst könne der Wagner sich selbst in Acht nehmen. Ich kenne die Schälke wohl, stinken wird ihre Sache gewiß wie Teufelsdreck, die zwei Franken werden sie verthun und uns auslachen; aber ich kann so gut lachen als sie, ich habe ob dem Handel auch zwei Franken gewonnen. Nun findest du in meinem Säcklein weißes Brod, ein Stück Käse und noch eine Flasche Bätziwasser, welches mir der Wagner als Lohn gegeben, da ich behauptete, der Dreck habe vier Franken gekostet, und hier, Alte, hast du den Resten Geld, der ist für morgen gut, aber jetzt erzähle auch.

Du alts Kalb, wirst du de nie witzig? schnurrte ihn die Alte an, daß ihm ein großes Stück in den lezen Hals kam. Was ha n'ih de g'fehlt, daß du aber z'brülle hesch? Daß de ne Löhl bisch, de Kapuzinere gah 2 Franken z'gä, hättisch em Wagner ja öppis vo dir us bringe könne, er hätt viel g'wüßt,

Gegentheil, er sei nur mehr fortgegangen und später heimgekommen. Doch das sei noch alles nichts gewesen, aber jetzt sei eine Frau in ihre Nähe gezogen, von der man wohl wisse, wie anlätzig sie sei, und daß sie etwas in ihrem Schnupf habe, womit sie es allen Menschen anthun könne; mit dieser Frau habe nun ihr Mann gestern auch geredet und gar freundlich, wie sie es wohl abgegugget, und da brach ihr nun fast das Herz über diese Mistmore und ihren Mann. Ich tröstete sie nun gründlich, indem ich ihr ein Mittel versprach, welches alle Mannen, denen man es eingebe, ihren Weibern auf immer treu mache. Man müsse nämlich Nachtmahlbrod nehmen, das eingesegnet worden sei in der Kirche, und wenn man machen könne, daß ein Mann von diesem Brod im Kaffee esse, so könne er mit keiner Andern mehr was zu thun haben. Des Pfarrers Köchin von S. sei meine beste Freundin, und um ein gut Trinkgeld gebe sie mir gewiß einige Stängelchen, von diesen solle sie unter einem schicklichen Vorwand dem Manne einbrocken, und all ihrem Elend werde abgeholfen sein. Sie war ganz glücklich über mein Mittel, gab mir einen Schnaps und vier neue Fünfbätzler für mich und die Köchin, welche aber nichts davon erhalten wird, ich bin kein so dummer Hung, wie du; das Brod, welches du gebracht hast, thut den Dienst auch. Als ich fortging, wartete mir hinter dem Hause die Sohnsfrau, klagte, wie man so wüst gegen sie sei. Obschon kaum dreiwöchige Kindbetterin, gebe man ihr nichts Apartiges, seit acht Tagen habe sie keinen Wein gesehen. Sie gab mir einen Kloben Rosten und ein seidenes Halstuch, dafür solle ich ihr ein Maß rothen Wein bringen, den Ueberschuß für mich behalten.

Den ganzen Morgen schaffete ich nichts mehr, als ich aber gegen L. kam, war Stockburs Trini im Bohnenplätz und winkte mir. Wir stunden in die Bohnen hinein und da fing sie an zu weinen und sagte: sie glaube schwanger zu sein, es sei ihr so und so, ob ich es nicht auch glaube? Da ich es bestätigen

mußte, so klagte sie, der Vater sei 's Müllers Sohn zu B., er hätte ihr alles Gute versprochen, und bei allem Hohen betheuert, er lasse sie nicht stecken. Nun sei er aber schon zwei Monate nicht mehr gekommen, sie habe Nachricht, er gehe zu einer Andern. Den Eltern dürfe sie es nicht sagen, die hätten ihr den Burschen immer gewehrt und vorausgesagt, er mache es ihr so. Ich solle doch zu ihm hingehen, bat sie, und ihn dort und dort hin bestellen, wenn er nicht zu ihr kommen wolle; aber reden müsse sie allweg mit ihm, es drücke ihr sonst das Herz ab. Obgleich Trini mir nichts geben konnte, sondern nur gute Belohnung versprach, so gieng ich doch hin, sie erbarmte mich. Auf dem Wege kam ich bei der reichen Bäurin auf dem Hoger vorbei, die so lästerlich trinkt. Diese gab mir eine große Flasche, welche ich ihr solle füllen lassen und dann zu der Eiche stellen im Haselhag; denn wenn ich zurückkomme, werde ihr Mann wieder daheim sein, und wenn er mich antreffe oder etwas merke, so prügle er entweder sie oder mich, welche ihm zuerst in die Hände komme. Für meine Mühe gab sie mir sechs Kreuzer, einen Schluck aus der Flasche nahm ich ungeheißen. Den Müllers-Sohn fand ich im Mühlistübli allein. Anfangs wollte er mit mir aufbegehren und mich fortjagen, allein ich erschrecke nicht vor jedem Müller. Ich sagte ihm, ich wolle es seinem Alten sagen; da wurde er zahm. Dann rühmte ich Trini und sprach von Erbschaften, die sie machen würde, und wie sie die tölpischi Müllere würde, früh und spät sei und Schweine mästen könne, trotz einer Luzerner Säumutter. Er hörte mir immer andächtiger zu, und ich merkte wohl, daß ihm Trini noch lieb sei, und wenn er nicht schon eine andere Kochete über habe, er Trini nehmen würde. Ich wußte wohl, wohin er seither gegangen war. Dieses Mädchen fing ich an auszuführen und wußte noch von Manchem zu erzählen, der zu ihr gehe, und wie sie an der letzten Musterung mit einem Offizier auf dem Läubli angetroffen worden sei. Das wirkte. Er versprach wieder zu Trini gehen, gleich diese

Nacht, und gab mir dieſes Säckli Mehl mit, und im andern Säckli habe ich eine Halbe Rothen und hier noch eine Magenwurſt, und wenn du nicht ſo müd wäreſt, ſo wüßte ich noch im Wald ein ſchönes Stück Holz, aber du kannſt das die andere Nacht holen, ſie werden es morgen nicht fortführen.

Bei der Halbi Rothen erzählte ich noch meine Geſchichte. Dann ſchliefen wir alle Drei herrlich im ſchlechten Bett und auf dem Laubſack unter den Hudeln.

Ein andermal erzählte die Alte, ſie ſei nicht weit geweſen, da ſei ihr der Strubpeter begegnet uf ſym Bigger, wie ne Schnyder, hätte angehalten und ihr geſagt: Du weißt, Babeli, daß die Leute mich in's Geſchrei bringen mit dere obem Kreuzweg, daß meine Frau ſchrecklich ſchalus iſt und ich deſſetwegen es großes Lyde ha. Gehe nun zu ihr und ſage ihr, wie ſie im Geſchrei ſei mit irgend einem Nachbar, mit welchem du willſt, und wie alle Leute davon ſagen; da wird ſie dann grüslich mache, denn die thut wüſt, wenn ſie abkömmt; und ich will es einrichten, daß ich dazu komme, will ſie fragen, was ſie habe, und wenn ſie es mir ſagt, ſo will ich antworten: Siehſt du jetzt, was die Leute können; wenn ich jetzt auch alles glauben wollte, was glaubſt du, wie führe ich mit dir aus? Aber nein Fraueli, ich weiß, was die Leute können, aber denke du auch daran und quäle mich nicht mehr ſo. So will ich reden; gehe jetzt zu ihr, du mußt ein gutes Trinkgeld haben. Ich ging zu der Frau, ſie ſchnauzte mich anfangs an. Sie und das ganze Haus ſahen ſo ſtraub aus, daß ich jetzt wohl weiß, warum man ihnen Strubpeters ſagt. Aber ich fing an, ihre Meyen zu rühmen, ihre Kinder und ihre magere Katze, bis ſie mir immer mehr zuhörte; dann fing ich an ſo nach und nach über die Welt zu ſeufzen, wie ſie immer ſchlechter werde, und es albez nit ſo gange, wie keinem Menſchen mehr zu trauen ſei, auch dem beſten Freund nicht, die Leute ließen niemand mehr rühyig. Wenn ich auf dieſer Saite ſpiele, ſo ſind von hundert Weibern nicht zwei, welche nicht darnach tan-

zen. Sie tanzte auch, und nach mancher andern Geschichte, die ich nicht erzählen will, sagte ich: wenn ich dir aber erst sagen wollte, was die Leute über dich sagen, da erst wüßtest du, wie schlecht sie sind, aber das sage ich dir nicht. Natürlich wollte sie es wissen, sie mußte mir zuerst versprechen, nicht böhn zu werden, und es niemanden zu sagen, dann richtete ich meinen Auftrag aus. Nun hättet ihr sehen sollen, wie das Weib zu heulen und zu wüthen anfing: ihr Lebtag, seit sie verheurathet sei, habe sie mik keinem zu thun gehabt, als mit ihrem Manne, und jetzt gehe es ihr so! Als sie am besten daran war, kam ihr Mann, wie abgeredet, und das Ende vom Lied war lauter Eintracht und das Versprechen der Frau, nun keinem Menschen mehr zu glauben, was man über ihren Mann sage, und der Mann mußte das Gleiche versprechen — er that es nicht ungern. — Von da kam ich in ein Haus, wo eine schöne Tochter ist, die gerne einen reichen Mann hätte, und an allen Märiten im höchsten Staat aufzieht, mit guldige Gufe, silbrige Hafte fast wie eine Hand so groß, Ringen an den halbgewaschenen Fingern und Kruselhaar an der Stirn, das sie eine halbe Nacht drehen muß, damit es krusiet werde, und zweien Naselümpe, einen für die Hand und einen für die Nase, und einer gelben seidenen Scheube, die rauschet und glitzeret, daß man sie eine halbe Stunde weit merkt, und seidene Halstüchli und siebe Mänteli übereinander ufg'hogeret bis an das Kinn und kurzum Narrenwerch d's ringistum und obe und unte. Am letzten B. Märit stund Alles still, wenn sie o vorbei gnepfte und rauschte. Am Mittag war ich unter der Thüre und sah sie essen, da that sie so zimperlich, sie büschelte das Maul, daß es war wie ein Spatzenschnabel, und redete so leisli, daß man nicht recht wußte, war es deutsch oder welsch; nachher beim Tanzen schüttelte sie den Kopf wie ein Kutschenroß im Winter, wenn es Schellen an hat, und that ganz herrschelig. Ihr hättet hören sollen, wie die Buben sie ausgelacht und verspottet, und einer sagte: e fettige Narr paßt gerade

auf einen Bauernhof, wie ein Gugger auf ein Nest voll Eier zum Brüten. So viel ich weiß, ist Keiner mit ihr heimgegangen, Einer oder Zwei wollten mit ihr, aber Keiner war ihr gut genug. Sie ließ den Alten allein heimfahren und wartete lange, lange auf Reichere oder Vornehmere, aber umsonst. Um Mitternacht mußte sie endlich bloß mit der Jungfer und einer langen Nase heim. Nun sagte ich ihr nicht was ich gehört und gesehen, sondern gerade das Gegentheil: wie alle Leute auf sie gesehen und gesagt hätten, das sei die Schönste auf dem ganzen Märit und geb die töllste Bäurin; und wie die Herre gesagt, sie sei viel zu schön für einen Bauern, und wie Alles gefraget, wie sie heiße und wo sie wohne, ob seither noch niemand gekommen sei, nicht etwa der und der? d's Bure Sohn im Katzelöchli habe besonders nach ihr gefraget und auf sie g'lueget. Sie hörte das so andächtig, und wenn ich schon dreimal das Gleiche sagte, sie hörte es alle Mal lieber, aber ich habe mich nicht länger wollen säumen und pressirte fort. Da gab sie mir den Auftrag, doch zu dem im Katzenlöchli zu gehen und ihm zu sagen, so von ungefähr, wenn er mich etwa nach ihr frage, sie werde den nächsten Sonntag in dem und dem Bade sein, wo man tanze. Geld gab sie mir nicht, sie hat nie viel, weil sie zu viel braucht, aber ein Rüppstücki hat sie mir ins Säckli gethan. Ich will es auch ausrichten, er geht sicher hin, um sie so recht für ne Narr z'ha.

Auf dem Heimweg kehrte ich noch bei der geistlichen Frau ein, unten am Stein, wo in alli Versammlige'lauft und in allen Kinderlehren seufzet und pläret; sie hatte auch wieder pläret; aber nicht wegen geistlichen Sachen. Ihr Hans sollte Eysi heuratben, dem ihr Mann Vogt ist, das fünftausend Pfund verfallenes Gut hat, und noch erben kann, wenn einist seine Mutter todt ist. Hans ging eine Zeit lang zu Eysi, jetzt geht er zu Bändelstädli Tochter, ein braves Meitschi, halt o nit rych, aber doch auch nicht ganz blutt; und Eysi hat auch einen Andern, der ihr besser gefällt, als Hans, der nicht

e Lüftige ist und nicht gut tanzen kann. Das macht nun der Mutter grausamen Verdruß. Mit dem Geld hätten sie die Schulden zahlen können, welche sie noch auf dem Hof haben, dann hätten sie es können gut haben und desto besser den Versammlige nachlaufen. Sie schimpfte gar jämmerlich über Bändelistüdis Tochter und fragte mich: ob ich nicht auch viel Schlechtes über sie gehört? Als ich es verneinte, sagte sie mir, sie aber habe das und das gehört, gar gräßliche Dinge, welche sie bestimmt selbst ersinnet. Aber sie möge sagen was sie wolle, fuhr sie fort, der Sohn glaube ihr nicht, sie habe schon manchmal darüber vor Gott geseufzt und geklagt. Ich solle daher jetzt zu Hansen gehen, er verleg den Mist, und ihm alles sagen, und ihm sagen, es redeten das, was man ihm gesagt habe, all Lüt, d'Kilchelüt und d'Märitlüt; und von da solle ich zu Eysi gehen und dieser sagen, wie ihr neuer Liebhaber einer sei, wie er spiele und saufe und Schulden habe, und die Leut auf ihr Geld vertröste und sich rühme, er chönn mit Eysi mache, was er wolle. Sie könne mir jetzt nichts geben, der Mann habe den Schlüssel zum Gelde, er sei der wüstisch Hund gegen sie, wo nur sein könne, er habe ihr gesagt, es sei geistlicher Zinse zu geben, als den verloffene Lumpenhunde alles azhänche; aber sie wollte zu Gott beten, daß er mir ein so gutes Werk vergelten möge. Aber auf diesen Lohn hin gieng ich nicht zu Haus und nicht zu Eysi. Wenn unser ein auch nicht geistlich ist, so ist er doch auch kein Heid nicht, und hat auch einen Glauben. Hätte nicht der erbetene Lohn darin bestehen können, daß ich auf diesem Gang die Beine gebrochen? und diese brauche ich zu viel. Die Menschen kann ich für Narren haben um ihr Geld, aber mit Dem da oben probire ich es nicht gerne.

Der Mann hatte Anderes zu berichten. Lange war ich nicht, sagte er, bei den vornehmen Leuten da äne, wo der Himmel ist für alle Bettler. Das sind Leute, die sind nicht Vogel nicht Fisch, nicht Herre nicht Bure, nicht ganz dumm, aber nicht halb gescheidt, nicht glücklich, nicht unglücklich, halb geist-

lich, halb weltlich, so hochmüthig im Herzen und so demüthig in der Stimme. Ich war lang nicht dort, das letzte Mal ward ich böse. Da war der alte Adam auch dort, der Speisläufer mit der rothen Nase, der unter seinem geistlichen Mantel alles macht, was er kann, und weit und breit den reichen Weibern nachläuft, um mit ihnen zu seufzen und für sich zu fressen; dem erwiesen sie alle Ehre und sprachen mit ihm von dem Verderben der Welt und dem Ende derselben u. s. w. Es machte mir Langeweile, ich fieng an vom Heirathen zu reden, da putzte mir der Sohn ab, man müsse nicht immer so an weltliche Dinge denken; und doch ist er der Erste, der nach allen reichen Töchtern frägt im Oberland und im Aargau, und frägt, wie manches Kind sei und wie viel die Eltern vermögen, und ob man nicht wüßte, ob sie noch mehr Kinder bekämen oder nicht? Er sinnet Tage lang, wie er zu einer Reichen kommen könne, und vergißt dabei alle Geistlichkeit. Das machte mich böse, und ich packte bald auf. Die Frau kam mir noch nach und sagte, ich solle doch recht mit zürne und bald wieder kommen; aber ich habe es ihnen geretset, sie haben mir zweimal müssen sagen lassen, warum ich nicht komme? Sie sterben fast vor Langeweile, vor lauter Müßiggang, und Bücher machen ihnen auch längi Zyt: da buchstabiere sie halbe Tage in alte Zytige und denke all Augeblick: ob d'Mutter ihnen nicht bald etwas zu essen bringe, oder ob nicht bald ein Bettler kommen wolle, mit dem sie reden könnten? Sie führen eine Lebtig, daß ich um all ihr Gut nicht mit ihnen tauschen möchte. Sie bilden sich ein, auf der ganzen Welt habe es niemand wie sie, und doch ist es ihnen unter den Menschen nie wohl, sie leben immer in tausend Aengsten, sich zu verfehlen, und wenn ein Bettler in den nächsten acht Tagen nicht wieder kömmt, so kratzen sie sich fast die Ohren ab, um zu ergründen, wie sie sich etwa gegen ihn verfehlt haben könnten.

Heute nun gieng ich wieder hin, kehrte unterwegs aber noch ein im Wirthshaus an der neuen Straße. Es hatte mir

Einer ein schön Trinkgeld versprochen, wenn ich machen könne, daß er dort Stallknecht werde. Der Wirth hat zwar einen guten und ist mit ihm zufrieden, aber es ist nichts leichteres als einen Meister und einen Knecht von einander zu bringen. Man braucht nur den Knecht recht zu rühmen und zu sagen: Hans oder Benz, es isch ke settige wie du, du verdienteſt e größere Lohn, e beſſere Platz; aber es düecht mih, dy Meiſter müß nit was er a dr heiz; ſo wird er prüßisch und ufbegehrisch. Wenn man dann dem Meiſter ſagt: es düecht mih, dy Knecht ſyg nümme, was er g'ſy iſt; aber ſo geits, we Eine z'lang ame Ort isch, es wird ihm nume z'wohl, und er wott alles Meiſter ſy; e wenig angers Brod eſſe, ſchadti dem o nüt; ſo iſt die Sache richtig. Der Meiſter wird nichts ſagen, als: es ſy All e ſo, ſisch kene beſſer als d'r anger; aber eine Floh hinter dem Ohr hat er doch, und wenn der Knecht prüßisch wird, ſo wird der Meiſter pukt; und es geht nicht lang, ſo kommt der Meiſter und fragt, ob ich ihm keinen Andern wiſſe, der ſei ihm erleidet, und dann auch der Knecht, ich ſolle ihm Platz ſuchen, der Meiſter müß erfahre, was für Einen er gehabt habe; dann erhalte ich von drei Seiten mein gut Trinkgeld. So machte ich dort Verarbeit bei Wirth und Knecht; an beiden Orten hat es eingeſchlagen und mein Löhnli wird mir nicht fehlen. Unſerem Bach nach gieng ich weiter hinauf bei Plauderfridis Hans vorbei, und kam endlich an, wo ich wollte. Dort hatte man eben z'Morge geſſe, als es bald Mittag läutete, und that gar freundlich. Man gab mir nicht bloß Kaffee, ſondern ein anderes braunes ſchmutziges Waſſer, das aber ſüß war und mir gar wohl machte; ſie ſagten ihm Gaggeladig.

Nachher führte mich der Sohn in den Stock und klagte mir, er ſei krank und habe grauſame G'ſüchti. Es ſei ſein Plüſier geweſen, in der Erndte dem Garbenwagen nachzugehen, und ſich allemal, wenn er ſtille gehalten, in deſſen Schatten zu ſetzen, das habe ihm gar wohl gefallen; allein eb dem habe

er sich in dem kühlen Schatten des Wagens wahrscheinlich erkältet und jetzt gar grausam Rückenweh. Ich versprach ihm Heilung, gab ihm eins der von den Kapuzinern erhaltenen Bündelchen; dieses solle er unter Ausrufung der drei höchsten Namen ihrem schönsten Braunen unter den Stiel binden, dort es drei Nächte lassen, und alle drei Nächte, ehe er ins Bett gehe, dreimal das Unser Vater beten, und nach jedem Unser Vater ein Glas warmen rothen Wein trinken, dann werde es sicher schon bessern. Nachdem ich so seinen Leib getröstet, klagte er mir sein Seelenleiden. Er hätte fast gar geheirathet, eine einzige Tochter, und in den nächsten Sonntagen hätte er wollen verkünden lassen; da hätte er vernommen, sie hätte noch einen Bruder erhalten, und sei jetzt nicht mehr halb so reich; so wäre er fast unglücklich geworden, wenn er einige Sonntage früher sich hätte verkünden lassen, nun sei es glücklicherweise noch Zeit gewesen, sich von der Tochter, die nun nicht mehr b'sunderbar reich gewesen, wegzumachen. Sein guter Freund habe ihm letzthin die reichsten und schönsten Mädchen in der ganzen Gegend nach W. ins Wirthshaus entboten; sie seien alle gekommen, acht an Zahl. Es seien schöne Meitschi gewesen, aber reich genug seien sie ihm doch nicht; keins hätte verfallene Mittel, von keinem wisse man bestimmt, wie viel es bekomme; bei den Einen wären mehrere Geschwister, bei den Andern trinke der Vater, und der Vater eines Andern sei Wittwer und man könne nicht wissen, was den noch ankomme? Er habe ihnen gar schön aufwarten lassen, und sie hätten sich gar lustig gemacht; er sei geng z'ringetum hinter ihre Seßle durchgegangen, und habe einer Jeden ein Kompliment gemacht, und ihre Sache gerühmt, und nach den Eltern gefragt; wo es dunkelt habe, seien sie fortgegangen; er habe drei Thaler zahlen können, und das habe ihn auch gereut, da er doch keine möge von denen.

Jetzt sei letzthin eine Frau gekommen, und habe ihm eine angegeben, da weit inne, es solle eine gar Hübsche und Reiche sein. Es sei ihm aber erleidet, im ganze Land ume z'fahre,

er sei schon im Oberland und im Aargau gewesen, im Seeland und am Berg äne, und das koste Geld, und in ein Wirthshaus hätte er sie nicht mögen kommen lassen, es gebe gleich viel Gered unter den Leuten und noch dazu eine Uerti, die er wieder bezahlen müßte; da hätte er sie heißen zu ihnen hinauf kommen, vielleicht komme sie gerade diesen Nachmittag. Es machte mich böse, daß hier ein Weib mir ins Handwerk pfuschen wollte, und ich redete dem Meitschi z'böst, wie ich nur konnte, auch noch während dem Essen. Und gerade als wir fertig waren, siehe da kam das Mädchen, geputzt wie ein Pfau und Backe, so roth und glatt gerieben, wie ein Karfunkelstein, und hatte einen Zuckerstock im Säckli und zwei Pfund Kaffee zum Kram, die es gleich auspackte, als man es hieß hereinkommen. Man war verblüfft, und niemand redete viel mit ihm, auch führte man es nicht einmal in den Stock, wohin sonst jeder kommt, auf dem man etwas hält; man zeigte ihm nur die Kühe und die Chaise, und es merkte gleich, daß es nicht werth gekommen sei, und hat fast pläret. Am Ende dauerte es mich doch, aber ich lasse mir mein Handwerk nicht verpfuschen. Ich glaube, Dere sei das Nachlaufe für einist verleidet, und sie werde die ersten Tage nicht mehr auf G'schaui gah; aber ganz geheilet ist sie doch nicht, sie müßte kein Meitschi sein. Es steckt Einem wie dem Andern das Heirathen im Kopf und Alle geben auf einen Mann aus; die Einen stellen es etwas feiner an, als die Andern, und könnens besser verbergen; aber das sind nicht allemal die Reichsten und die Vornehmsten, gerade die thun manchmal am nöthlichsten, daß man sich fast für sie schämen möchte, und gehen einem Jedem, wohin er sie bestellt, wenn sie ihn schon nicht begehren und einen Andern im Aug haben. Aber es giebt alleweile vergebe z'esse und z'trinke, und vielleicht einen andern guten Schick. Ja, das ist mir es Volk!

Nachdem die G'schauere fort war, ganz kaput, erhielt ich meine Aufträge. Dem Sohn sollt ich eine recht Reiche suchen,

wo die Eltern keine Kinder mehr bekämen, und von der ich glaube, sie bekomme auch nicht mehr als eins oder höchstens zwei; den Alten sollte ich mich nach einigen Kühen umsehen und einige Fläschchen Schmöckwasser bringen. Voll gegessen, ein Trinkgeld im Sack, und mit Ermahnungen, nicht mehr so lange zu warten, kam ich endlich fort. Auf dem Heimwege gab mir noch der dicke Wittlig im Guggersnest den Auftrag, seiner Magd einen Mann zu suchen, sie vermöge zweihundert Kronen, aber es pressire.

Nun liefen aber auch viele Tage ab, wo es nicht so wohl ausgab, wo man nichts verdiente als das Essen, einige Stücke Brod und seine Kundschaft sich erhielt. Wußte man, daß die Leute, in deren Haus man war, das Nachbarhaus haßten, so wußte man, daß eine Tochter darin schwanger sei und die Söhne da und dort nicht mehr eingelassen werden. Den Leuten aber sagte man, wie allenthalben ihre Töchtern gerühmt werden, und wie man auf diesem und jenem Hofe immer nach ihren Söhnen früge, und wo sie hingingen.

Zuweilen kamen Leute zu uns, die unserer Küche auch wohlthaten, nämlich Leute, um sich wahrsagen zu lassen. Die Alte kannte alle Verhältnisse, so wußte sie gleich was man eigentlich wissen wollte: daß die Frau vernehmen möchte, ob ihr Mann noch lange leben werde, oder ob sie bald zu einem andern kommen könne, wußte, auf wen sie ihr Auge schon geworfen, wußte die Liebesangelegenheiten der jungen Mädchen, die neugierig waren zu vernehmen, was sie zuerst kriegen würden: ein Kind oder einen Mann? Da ward ihr das Wahrsagen leicht; sie hatte dabei großen Ruhm und guten Verdienst, doch klagte sie, es nehme bedeutend ab, — soll jedoch wieder sehr gebessert haben seither.

Dann kamen, wenn sie sich einen lustigen Abend machen wollten, Leute, welche gewöhnlich nicht in Wirthshäusern übernachten, sondern bei den Bauern im Stall. Es waren Herumstreicher, welche die Polizei fürchten mußten; sie brachten aller-

hand gute Sachen mit, und dann ließ man es sich recht wohl sein. Auch sie erzählten ihre Streiche, schimpften aber vor allem auf die Polizei, vor welcher kein ehrlicher Mensch sicher sei. Die Landjäger, sagten sie, hätten den Teufel im Leibe, man sollte immer ein Unser Vater beten, wenn man einen von weitem sehe, es sei ihnen nur um den Lohn zu thun, wenn man ihnen etwas stecken wollte, so wäre man schon sicherer. Aber da wollte man wohl Narren sein! Es seien die meisten Landvögte gar gute Leute, wenn man recht nöthlich thun könne, so ließen sie Einen nicht nur wieder gehen, sondern sie schenkten Einem noch das Nachtquartier und die Suppe, und der Landjäger erhalte wohl noch gar einen Schnauz, besonders wenn er den Herrn an seinem Schläfchen oder in seinem Spielchen gestört.

Alle Winter einmal oder zweimal, wenn das Laufen ohnehin nicht lustig war, lag das Eine oder das Andere im Bett und stellte sich krank. Das Gesunde ging dann hinüber ins Dorf, jammerte über ihr Elend, über ihr Leid, die Gemeinde plagen zu müssen, streute unter dem Jammer allerlei interessante Nachrichten aus, um die Herzen zu gewinnen; und schlug auf alle Fälle den Hauszins heraus, manchmal sogar eine Extrasteuer. Im ersten Winter ging ich nie in die Schule, im zweiten wurde der Alte daran gemahnt; er jammerte über seine Armuth, sein Unvermögen, mich zu kleiden, er habe mich d'r Gottswille, weil ich seiner Frau weitläufig verwandt sei ꝛc. Man glaubte es ihm und entließ ihn mit einer Mahnung, die nicht viel zu bedeuten hatte.

Eilftes Kapitel.

Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall.

So wäre ich noch lange geblieben, wenn nicht zufällig mein früherer Meister durchs Dorf gefahren wäre, mich erkannt und zur Rede gestellt hätte, was ich da mache? In meiner Straßenmajestät gab ich ihm trotzigen Bescheid: ich sei jetzt nicht mehr sein Kindermeitschi, mich prügle niemand mehr alle Tage, das Uebrige ginge ihn nichts an.

Der Mann hielt im Wirthshause still, erkundigte sich dort nach mir und meinem Treiben. Der Wirth, dem ich schon lange ein Dorn im Auge war, mag mir nicht das beste Lob gegeben, der Meister das Vernommene nicht verkleinert in der Gemeinde berichtet haben; kurz, es kam der Befehl, daß ich mich an der bald darauf stattfindenden Bettlergemeinde einzustellen und alle meine Sachen mitzubringen habe. In der Gemeinde hatte man sich zwei Jahre lang nicht um mich bekümmert, niemand den Bauer, der mich haben sollte, nach mir gefragt, dieser war auch nicht g'wundrig gewesen über mein Schicksal. Die Gemeinde glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie das versprochene Kostgeld richtig bezahlte; der Bauer, wenn er es annähme und darauf thue oder das Ueberschießende in Sacke stecke (ich glaube immer, er habe noch Profit gemacht, und weniger für mich bezahlt, als er erhalten). Niemanden war ich zur Aufsicht empfohlen, nachzusehen, daß ich als ein Christenkind christlich erzogen werde. Als ich später darüber klagte, sagte mir Einer, der ein böses Maul hatte: das sei eben das beste Zeichen, daß meine Gemeinde eine recht fromme sei, indem sie auf Gott vertraut und ihm mich überlassen, im Glauben, es sei genug, wenn er zu mir sehe. Ja, ja, wenn es mit diesem Glauben gemacht wäre, es wäre noch manche Gemeinde fromm. Aber warum heißt es, daß Gott

durch der Eltern oder Pflegeeltern Hand die Kinder regieren will? Wo die Regierung ſchlecht iſt, wird auch ſchlecht regiert, und wo ſchlecht regiert wird, geht viel zu Schanden: manches Kind. Ob aber dieſe ſchlechten Regierungen über die verwahrloſten Kinder nicht Rechenſchaft geben müſſen Dem, der ſie ihnen anvertraut?

Der liebe Gott ſieht auch zum Vieh. Aber wenn ein Meiſter einem ſchlechten Knecht ſein Vieh anvertraut, nicht aufpaßt, und das Vieh verdirbt, ſo gibt kein Menſch den lieben Gott Schuld, ſondern den ſchlechten Meiſter. Wenn ein Bauer ſeine Kuh auf den Berg thut, ſo weiß er auf welchen Berg, und macht ihr im Sommer eine Viſite; aber wo ein armes Kind iſt, weiß manche Gemeinde nicht, geſchweige dann, daß ſie ihm Viſiten macht. Es ſoll zwar in der Gemeinde ein Reglement geweſen ſein über ſolche Dinge, aber es iſt an manchem Ort ein ſchönes Reglement, wenn es nur jemand handhabte, und nicht jedermann taub würde, wenn man etwas davon ſagt.

Man wird vielleicht meinen, ich hätte eine Mutter gehabt, und die hätte zu mir ſehen ſollen; wird mich fragen, warum ich nichts von ihr ſage? Aber mein Gott, das iſt eine dumme Rede und eine dumme Frage; weiß doch jedes Kind, daß von zehn Wittwybern neun halbe oder ganze Narren werden, und ſturm an der Lebere, bis ſie wieder einen Mann haben, und daß ſie dümmer thun, als junge Meitſchi. An den jungen Wittwen kann man es noch begreifen, man weiß, was ſie wollen, aber da heißt es wohl, Alter ſchützt vor Thorheit nicht, und die älteſten thun am narrechtigſten. Wer kennt nicht die alte reiche geizige Wittwe, die, ſo lange ihr Mann lebte, nie ins Wirthshaus ging, nie ganze Milch brauchte, und die jetzt Abendſitz hat, jungen Buben Brönz und Brod giebt, bis ſie ſelbſt keins mehr hat, jüngſt noch gar ins Wirthshaus ging, mit dem lahmen Schuhmacher tanzte, bis ſie über einander pürzelten (der gute Kerli behauptete, er habe zwei gute Beine);

und einem andern jungen Lappi an der Hand hing und d'r tufig Gottswille anhielt, er solle doch nicht in die Fremde gehen, sie könne es nicht machen ohne ihn. Und das Fraueli, wer kennt das nicht, das schon lange Großmutter ist, fast nicht mehr hört, bei einem Wittwer früher schon eine Probezeit von drei Tagen gemacht und letzthin seine letzten zehn Kreuzer dem Geiger gegeben hat?

Und meine Mutter, eine junge glustige Wittwe, hätte an mich denken sollen! Ich dachte an sie, und auch meine Alten. Die schickten mich einmal an einem Sonntag hin zu ihr, in der Hoffnung, ich bekomme vielleicht etwas von Kleidern. Ich kam nicht werth; sie war schon aufgezäumt, als ich ankam, und hatte wahrscheinlich eine Bestellung. Sie mochte nicht warten, bis ich etwas gegessen, und sie mich wieder schicken konnte, aber ohne Gabe, sie hatte es für sich selbst zu brauchen. Bald darauf heirathete sie wieder und kam, ehe ich erzogen war, im Elend um, ohne daß ich etwas von ihr oder sie etwas von mir gehört hatte; denn ich vergaß sie nun auch, nachdem ich den ersten Schmerz überwunden, daß sie mich nicht lieber gesehen, und um keinen Lohn der Welt hätte man mich dahin gebracht, sie wieder zu besuchen.

Daß ich von meinen Alten fort sollte, zerriß mich fast. Sie hatten mich liebreich behandelt, denn ich war ihnen nicht zum Schaden; ich hatte es gut, wenn ich auch auf einem Laubsack schlafen mußte; endlich bedeutete ich auf der Straße oben im Dorfe etwas, hatte dort bestimmte Rechte, und bewegte mich mit dem Selbstgefühl des Eigenthümers die Straße auf und ab. Sicher reiste mancher König nicht mit behaglicherem Gefühl in seinen Landen, als ich meine Mistbenne von einem Ende des Dorfes zum andern zog, oder gar oben am Stutz auf der Leubank saß. Diesen Zustand der Freiheit, wo ich über meine Zeit und meine Person fast unbeschränkt verfügen konnte, sollte ich nun wieder hingeben, an einen Hof mich ketten und der Willkür des Besitzers preisgeben lassen? Was

meiner wartete, nahm ich aus dem ab, was ich früher erlebt, und war zu jung, zu bedenken, daß ich als Gassenjunge an Leib und Seele verwahrlost werde, nicht arbeiten, nicht beten lerne. Ich wollte anfänglich nicht hingehen, mich krank stellen oder fortlaufen, allein meine Alten waren kluge Leute, sie vermieden alles Aufsehen, alles was Nachforschungen herbeiführen konnte. So leid es ihnen that, mich zu verlieren, predigten sie mir doch Gehorsam und überredeten mich, an der Bettlergemeinde mich einzustellen. Dort putzte man mir vor allem tüchtig ab, stellte mir vor, welch Schlingel ich geworden sei ꝛc. Mit trotzigem Wesen hörte ich das alles an, weinte nicht, und sagte nichts, wollte auch nichts Besseres versprechen. Ich wußte nicht, was ich gefehlt haben sollte, und mein Gerechtigkeitsgefühl sagte mir: man hätte gar kein Recht, mir abzuputzen, denn ich sei ja nicht freiwillig dorthin gegangen, und hätte nichts gemacht, was mir verboten worden. Obgleich ich ein gesunder starker Bursche war, so fanden sich doch keine Bauern, die mich wollten. Arme Leute hätten mich wohl verdinget, allein ich sollte auf einen Hof, um arbeiten zu lernen; denn wenn ich einmal gut thäte, so gebe ich ein toller Knecht, hieß es. Endlich bewog man einen stattlichen alten Mann, mich mit ihm zu nehmen, und versprach ihm, mich für zwei anzurechnen, oder daß ein Jahr für zwei zählen solle; also wurde ich wieder köstlicher untergebracht, als es sonst meinem Alter nach bräuchlich war. Man verwahrloste mich, dafür sagte man mir wüst, deswegen wurde meine Rechnung um so größer. So übt man Gerechtigkeit.

Zwölftes Kapitel.

Wie es mir unter braven Leuten übel geht.

Der Mann führte mich das Thal hinauf, an der Thalwand empor durch Weiden, Haberäcker der Egg zu. Er fragte

mich ernst, aber nicht böse, nach meinem frühern Leben, versprach mir gute Tage, wenn ich folgsam sei und arbeitsam; und auf dem Wege noch klopfte er an einem Hause an, und hieß den Schneider kommen, denn so verhudelt wolle er niemand im Hause haben. Auf der Egg stunden zwei mächtige Bauernhäuser, umgeben von kleinern Gebäuden. Beide blank gewaschen, umgürtet mit sorgfältig geschichteten Scheiterbogen, gewaltigen Einfahrten, aber kleinen Gärten, Gärten mit engen Beglein von großem Buchs eingefaßt, in welchen Kraut die Menge, auch einige Rosenstöcke und Pfingstnägeli waren; auf der Ladenwand, einer Bank und unter einem der obern Fenster stunden Meyenstöcke, wo der beliebte Rosmarin, die bedeutungsvolle Myrthe nicht fehlten. Unter dem weitausreichenden Dache sprudelte der reiche Brunnen und im reinlichen Troge warf das Wasser seine Bläschen, Bürgen seiner Güte. In den vielen Fenstern spiegelte sich golden die Abendsonne, und vor den Häusern saßen Weiber, Kraut rüstend, und Mannen, das Pfeiflein rauchend; auf der Terrasse spielten Kinder und zum Brunnen gingen schwere Kühe, zuweilen einen schwerfälligen Satz versuchend, und wiehernde Rosse bäumten sich am Zügel. An dem ersten der Häuser schritten wir mit kaltem: Guten Abend, vorbei, dem zweiten zu, das etwa zweihundert Schritte davon lag. Beide hoch auf der Egg, überschauend die beiden Seiten des Berges und das an denselben in sanftem Abhang weithin sich dehnende Land, überschauend das schöne Thal und über demselben die weißen Berge mit den rothen Backen in der Abendröthe, und auf der andern Seite hinaus sehend in weite Ebenen, durch welche im weißen Bett ein trügerischer Strom sich schlängelt, bis an den blauen Berg hin, hinter welchem die wüsten Leute wohnen, die nie zufrieden sind und immer Alles regieren wollen. Von dem zweiten Hause her sprangen Kinder uns entgegen, rufend: Guten Abe Großätti, wo best d'r Chram? und der Großätti packte aus, Weggen und Lebkuchen, und die Kinder jubelten und betrachteten mich mit gro-

ßen Augen, bis wir am Hause waren. Dort saß auf der Bank die muntere dicke Großmutter, die schönen runden Arme, die im Handgelenk in einer tiefen Falte endigten, über einandergeschlagen, zwei große schlanke Meitscheni wie Milch und Blut neben ihr, beschäftigt, und wünschten guten Abend, und die Großmutter sagte: Chum beck Aetti und zell ihe, wies hüt gange isch, u was da für ne Bub heft, ih ha gmeint, du wellist keue meh?

Aber aus der Hausthür, hinter welcher die weite Küche sich öffnete mit zwei großen Feuerplatten zu beiden Seiten der Heli, in welcher sechs lange und breite Speckseiten, Würste, Fleisch; Hamme freundlich saftig lächelten, klang eine helle klare Stimme: D'r Großätti soll z'erst yche cho, ih ha nihm d's Kaffee dänne deckt! und der Stimme nach guckte ein längliches schönes Gesicht mit heitern braunen Augen, es folgte eine schlanke Gestalt, wie alle Andern reinlich angezogen, mit blendend weißem Hemde und reinen Händen, die den Aetti willkommen hießen. Und der Großvater folgte gerne dem Söhniswyb in die große reinliche Stube, vergaß aber doch den armen Buben nicht, sondern sagte: Mareili, heft dem Bub nit o öppis z'esse, er ist hungrig und het hüt noh nüt g'ha. Wohl fryli, Großätti, sagte Mareili, aber chum u nimm du afe. Und emsig schenkte sie ihm ein, und blies ihm vom geblümten Milchhafen das Dicke oben ab in sein Chacheli, that ihm Zucker hinein, wie er auch einredete, sie mache es ihm zu süß, stellte das kernichte Brod aus der Tischdrucke vor ihn und neben dasselbe gelben Emmenthalerkäs mit den großen wässerigen Augen, wartete ihm dann ab, gieng, und kam immer zur rechten Zeit, daß Großväter auf nichts warten und nie selbst einschenken mußte. Und als er fertig war, rief sie: chum Bub und nimm o! Ich erhielt nun auch meinen reichlichen Theil und zuweilen die Ermahnung, nimm bis gnue besch! Als ich fertig war, mußte ich vor das Haus und der Großmutter erzählen, wo ich gewesen, was ich getrieben, ob ich in die Schule gegangen, was ich arbeiten

könne? Mareili fragte mich nur eine Sache: ob ich etwa Läuse habe?

Es war ein großes Bauernwesen, das mich umfing, wie man keines ausser der Schweiz und außer dem Kanton Bern selten eines sieht; ein Bauernwesen, in dem es nobler und reicher zugieng, als auf manchem Edelsitz. Der Großvater und seine Frau waren ein schönes altes Paar, die Töchter schöne Mädchen, der Sohn kränklich, nicht rüstig, seine drei Kinder aber Ebenbilder ihrer Mutter, und diese war die Seele des Hauses, und diese Seele wohnte in einem anmuthigen kräftigen Körper, der in jedem Gelenke eine Springfeder zu haben schien; vier Knechte und zwei Mägde bildeten das Gesinde, und von Taglöhnern und Handwerksleuten ward das Haus nie leer. Den Schneider löste der Schuhmacher ab, diesen der Sattler, nach diesem kam der herumziehende Schmied, der Korber, und die Nähterin wurde fast nie fertig. Im Stalle wieherten wenigstens 6 Pferde, brüllten 8 bis 10 Kühe, und wenn der Küher kam, ein halbes Hundert und mehr. Das Gut war sehr groß, sein Ertrag bedeutend, und doch würde ohne Gülten der Bauer nicht habe bestehen können, oder hätte den Ruhm seines Hauses einbüßen müssen. Geld wurde aus nichts gezogen als aus Korn, Futter und etwas aus dem Stall; Gespinnst, Anken, Milch wurde nicht verkauft. Der Hausbrauch war ungeheuer. Bettler um Bettler klopften an ihre Thüre und jeder erhielt seine Gabe. Zur Zeit der ländlichen Feste, Sichleten, Fasnacht, kamen sie nicht einzeln, sondern in Schaaren, Küchli zu betteln. Als einmal eine vorwitzige Magd fragte: ob nicht das ganze Dorf ausgezogen sei, denn sie möge fragen wen sie wolle, woher er komme, so heiße es immer von —bach; so antwortete ihr der Bettler: Alle bis an den Pfarrer und den Statthalter, die kämen aber morgen, heute hätten sie noch die Schuhe plätzen müssen. Mit einer eigenen Maschine wurde einen ganzen Tag lang gekächelt, mächtige Ankenhafen wurden leer, und fast unter den Händen schwand den Schwitzenden die

Frucht ihres Schweißes, und bis alle Hausbewohner ſich ſatt gegeſſen, bis jeder Tauner noch etwas eingebunden hatte, um es heim zu tragen, ſchwanden Berge der braunen duftenden Küchlein. Faſt alle Nächte waren Bettler da über Nacht, oder Hauſirer; alle Sonntage kamen, durch den Fleiſchgeruch gelockt, Arme, und aßen da zu Mittag; Kranken und Kindbetterinnen ſchickte man ins Haus; und ſelten eine Woche verging, daß nicht ein ſchlotternder Kindbettimann erſchien, mit ſtammelndem Munde zu Gevatter zu bitten, und nie wurde die Bitte abgeſchlagen. Wenn dann das Neujahr kam, ſo brauchte es ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Pathen zu genügen. So war es geweſen in dieſem Hauſe durch manches Geſchlecht, und dieſen Ruhm wollte das gegenwärtige nicht verlieren. Aber wenn die Rede war, dem Schulmeiſter den Lohn zu verbeſſern, ſo konnte man nicht begreifen, warum er ſich nicht mit dem begnügen könne, was ſchon Vater und Großvater ihm gegeben. Es war allemal eine Freude, wenn er hinauf kam, und wenigſtens ein Brod trug er allemal heim, aber zur Erhöhung ſeines Lohnes hätte man im Hauſe nie geſtimmt. Kam man zu bitten um irgend eine gemeinnützige Sache, fand man nicht geneigtes Gehör. Man könne nicht für alles geben, hieß es, man ſei Einem ohnehin alle Tage vor der Thüre und man müſſe die Hand immer im Sack haben. Nur wenn der andere Bauer bereits gegeben oder unterſchrieben hatte, ſagte man nicht ab, denn von dieſem wollte man ſich nicht übertreffen laſſen. Dieſe Nachbarſchaft war der Wermuth in den Becher ihres Glückes, es beſtand eine Nebenbuhlerſchaft, welche manchen Tag vergiftete. Brav war man an beiden Orten, reich auch, und offenen Streit gab es nie, man war einander ſogar behülflich und die Weiber brachten einander in allen Kindbettene Kram. Allein jedes Haus wollte das berühmtere ſein, und jede Frau die beſſere Bäurin, die tüchtigere Hausfrau. Es war recht luſtig zu ſehen, wie zuweilen an einem recht heißen Nachmittag das eine der dicken alten Weiber hinaus aufs Feld ging an

irgend eine ſchwere Arbeit, und da hyſtete und herzete, nur um der Nachbürin zu zeigen, daß es die rüſtigere ſei und nit ſo ne fule Hung; wie die Andere das zu Hauſe merkend, brummte, ſelbſt fluchte über dieſen Streich, ſagend, ſie ſei nicht ſo ne Donners Narr! und wie ſie dann einige Tage darauf etwas Aehnliches machte, und an die Andere das Brummen und Fluchen kam.

Gar mancher Bettler ſtund unten am Berge, verlegen, ſtill, verweiſend, in welchem Hauſe er übernachten ſolle? Er fürchtete, die Uebergangenen würden böſe, nicht ſowohl, weil er nicht zu ihnen gekommen, als weil er zu den Andern gegangen; ſo ging es manchem Hauſierer und Manchem, der zu Gevatter bitten wollte. Die Dienſtboten beiderſeitig konnten ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht bei einander ſich ſtellten oder gar mit den Meiſterleuten redend geſehen wurden. Es wurde als ein ordentlich unglückliches Ereigniß betrachtet, wenn eine Magd oder ein Knecht den Dienſt verließ, um in das Nachbarhaus überzugehen.

Hier nun ſollte ich wohnen, zum Knecht mich bilden. Ich war ſtark genug dazu, wohlgewachſen und arbeitete mit Luſt; denn ich war ehrgeizig und trachtete nach dem Lob meiner Meiſterleute. Sie hatten mich ſogleich doppelt kleiden laſſen, gaben mir gut zu eſſen und redeten wohlwollend mit mir; der Großvater ſagte manchmal: ſtell dih recht, ſo gisch wieder e Bur. Auch lernen mußte ich. Sie hatten mit Schrecken bemerkt, daß ich kaum noch buchſtabiren konnte, und nun mußte ich, wenn es thunlich war, des Morgens und Abends ein Buch nehmen und lernen. Bald das Eine, bald das Andere war mein Lehrmeiſter, am liebſten hatte ich dabei Mareili, die Sohnsfrau. Sonſt hielt man auch hier nicht viel auf großer Gelehrſamkeit. Je gelehrter deſto verkehrter, ſagte man oft, wenn von Verbeſſerung der Schulen die Rede war; aber Leſen, das hielten ſie doch für nothwendig, und für eine Schande, einen ſo großen Buben im Hauſe zu haben, der es nicht konnte.

Ich lernte auch mehr als früher. Ich war älter und wollte nun lesen lernen, zudem war gewöhnlich jemand da, der mich abhörte und verbesserte, das schützte mich vor Langeweile.

Sobald das Dreschen vorbei war, mußte ich in die Schule. In derselben ging es nun freilich etwas anders zu als in der frühern; Apfelgeschichten gab es keine, aber gar viel lernte man doch nicht. Der Schulmeister war Gemeindschreiber, und fast alle Tage wurde er mehrere Male aus der Schule gerufen, oder mußte ganze Tage ausbleiben; er war der Allesmacher in der Gemeinde. In seiner Abwesenheit hielt sein dreizehnjähriger Bub Schule, der sich mehr einbildete als ein Königssohn, und wie ein türkischer Sultan nach Willkür regieren wollte mit seiner langen Ruthe. Die ältern Kinder gehorchten aber nicht, sondern machten was sie wollten, und weil er da nichts abbringen konnte, wandte er sich mit doppeltem Grimme an die Kleinen, und tyrannisirte die, daß immer einige mit einander heulten. Da ich auch unter ihnen saß, und nur ein Bub war, so ließ er sich auch an mich, dafür prügelte ich ihn einmal tüchtig durch. Das klagte das geprügelte Söhnlein, und dessen Vater prügelte mich nun wieder unter Schein Rechtens, und machte mir daheim auch nicht gut Spiel, da er bei jeder Gelegenheit anbrachte: ich sei ein böser hartnäckiger Bub, so ne herte fyg ihm nit bald i d'Finger cho, er chönn nüt mit mr mache, wenn er scho der Finger ob mer zerschlöyh, ih plär nit. Er hielt Rechnen und Schreiben für gar hohe Künste, denen nur ein Genie gewachsen sei. Von den Mädchen wurde selten eins in dieselben eingeweiht; etwa wenn der Ammann ein Töchterlein hatte oder der Statthalter, so kamen sie an den Schreibtisch.

Sobald Eins die Buchstaben kannte und machen konnte, so schrieben es ab aus der Kinderbibel; und wenn der Schulmeister es gar gut meinte, so diktirte er ihm aus einem kleinen von Fliegen punktirten Heftchen etwas über die Sprache. Alle halbe Stunden kam man eine Zeile weit, denn das erste und

zweite Mal, wenn er etwas vorſagte, hörten die Buben gar nicht zu; dann ſchrieb keiner mehr als einen Buchſtaben auf einmal, und ſteckte den Kopf auf die Tafel ſeiner Nachbarn, zu ſehen was die gemacht, und dieſe ſahen wieder auf die der Andern; ob dieſem Kopfzuſammenſtecken hatte man wieder vergeſſen, was man eigentlich ſchreiben ſollte, und mußte wieder ſagen: Schulmeiſter, lies noh einiſch! War man endlich von einem Punkt zum andern gekommen, ſo wurde korrigirt. Entweder gab der Schulmeiſter ihnen das Büchlein in die Hände, um ſelbſt zu korrigiren, oder ſie mußten die Tafeln wechſeln; der Schulmeiſter oder ein Knabe buchſtabirte Wort für Wort vor, nach dieſem Buchſtabiren ſollte jeder ſeine Fehler verbeſſern, und angenommen war, es geſchehe alſo; denn es wurde nie nachgeſehen, ob denn wirklich alles verbeſſert ſei oder nicht. Das nahm einen halben Tag ein; den andern Nachmittag hieß es: ſchrybit das Thema i eni Schrift! und das brauchte wieder einen halben Tag. Mit dem Rechnen ging es ungefähr auch ſo. Der Schulmeiſter machte eine Rechnung vor, die Schüler machten ſie nach, etwa vier oder fünf von der gleichen Sorte, bis ſie das Nachmachen in Griff bekamen; das Zahlenſyſtem kannte Keins. Kein Kind wäre im Stande geweſen, ohne zehnmal abzuſetzen, ohne mit allen Andern den Kopf zuſammen zu ſtecken, die kleinſte Rechnung zu machen; und doch rechneten ſie an den Examen Brüche und Heuſtöcke wie Schnupf. Alle Winter mußte man von vornen anfangen, und wenn man am Hinterſten war, ſo wußte man das Vordere nicht mehr; ein Jahr nach dem Austritt aus der Schule war das Meiſte ganz vergeſſen. Daher hieß es allgemein: Schreiben und Rechnen trage dem Bauer nichts ab, er vergeſſe es doch wieder, da ihm ſolche Dinge zu wenig zu Händen kämen. Und der Schulmeiſter beſtätigte die Meinung mit großem Ernſt und Nachdruck, er wußte wohl warum. Es iſt nicht unvortheilhaft, in einer Gemeinde einzig rechnen und ſchreiben zu können, da fließt gar mancher Batzen und mancher Schoppen wird bezahlt.

Ich kam natürlich nicht zu Schreiben und Rechnen, das waren für Aermere verbotene Künste, beſonders für Güterbuben; aber ich lernte doch leſen, und kam noch vor Ende des Winters in die Kinderbibel, von der ich wenig begriff. Mir kam es gar nicht mehr in Sinn, daß die Worte einen Sinn hatten, daß man etwas dabei denken könne, ſondern ich meinte, ſie ſtünden nur da, um buchſtabirt, geleſen oder ausgeſprochen zu werden; daher wußte ich nie, was ich geleſen, und der Schulmeiſter fragte auch nicht darnach. So las ich die Kinderbibel manchmal durch und wußte doch von Jeſu gar nichts, und nichts nahm mich wunder. Ungern gieng ich nicht in die Schule, ich erwarb mir unter den Kameraden ein gewiſſes Anſehen, und die als Miſtjunge erworbene Unerſchrockenheit machte mich zum Anführer in vielen Streichen. Beſonders hatte ich meine Luſt an meinem z'Imißſäckli. Mareili füllte es reichlich mit Milch, Brod und Aepfeln, ich wurde um dasſelbe von Bauernkindern beneidet, und konnte gar oft noch andern, ärmern, die kein Brod hatten, mittheilen; das that mir gar wohl.

Aus dieſem Allem wird man ſchließen wollen, ich ſei endlich doch an ein recht gutes Ort gekommen, werde es da recht gut gehabt und eine brave Erziehung erhalten haben, ſo daß ich nicht Urſache hätte, mit dem Verdingen oder Vertheilen ſo unzufrieden zu ſein. Wartet nur, ihr guten Leute, es wird ſchon anders kommen. Habt ihr denn ſchon vergeſſen, daß vier Knechte und zwei Jungfern und manchmal gar noch zwei Spinnerinnen im Hauſe waren; wiſſet ihr nicht, daß viel Dienſten viel Leiden den Meiſterleuten bringen, und was glaubet ihr, wird der Bub nicht noch viel mehr leiden müſſen?

Wenn zuweilen ein Roman in ein Bauernhaus ſich verirrt, der Sohn oder die Tochter ihn hinunterſchlingen und dann der Mutter erzählen von einem Königshof, dem König und der Königin und den Figuren allen vom Miniſter und den Hofmarſchällen bis zu dem Ofenheizer und dem Hühnermädchen, wie das alles ſo ſchlechte Leute ſeien, wie ſie den König und

die Königin betrügen, jedes das andere auszubeiſſen ſuche, und ſie einander von oben bis unten die erbärmlichſten Streiche ſpielen und der Schlauſte und Schlechteſte gewöhnlich oben an komme, ſo ſperrt die gute Bäurin Mund und Naſe tennsthorweit auf, über den breiten Rücken läuft ihr ein ordentlicher Schauder auf, und ſie ſeufzt andächtig: Gottlob, ſo iſts doch bei uns nicht, da ſy mr doch ganz angeri Lüt. Würde die gute Frau, ſtatt die Naſe aufzuſperren, ſie in ihr eigenes Hausweſen ſtecken, ſo würde ſie mit noch größerem Erſtaunen ſehen, daß es in demſelben accurat gleich hergeht im Kleinen, wie dort im Großen, und daß da accurat die gleichen Leute ſeien, nur mit dem Unterſchied, daß ſie dort Sterne auf der Bruſt und Diamanten auf den ſeidenen Kleidern haben, hier aber auf der Bruſt ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an den Zwilchhoſen Kühdreck. So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt, als die, in welcher ſie leben, dann kennen ſie jene und dieſe nicht, ſeufzen über jene und verbeſſern ihre eigene nicht, die nicht beſſer iſt, kennen die Schliche an einem Königshof, aber die im eigenen Hauſe nicht; denn ſelbſt ſehen und erkennen können die meiſten Menſchen nicht, ſie ſind blind geboren, den Staar muß man ihnen ſtechen. Viele im Unrath geborne merken ihn nicht, bis man ihnen die Naſe darauf ſtößt und ihnen ſagt: das ſtinkt; dann ſagt nur noch die Hälfte nach, ja das ſtinkt; ein Viertel ſagt, ich rieche nichts, und der andere Viertel behauptet gar: du lügſt, das riecht wohl. So geht es in der Welt. Aber jetzt will ich wieder von den vier Knechten und den zwei Mägden und den Tagelöhnern allen reden, unter denen ich auf jenem, nicht Königshof, ſondern Bauernhof lebte. Ihr werdet, wenn ihr nicht zu den zwei letzten Vierteln gehört, wohl merken, daß es auf den beiden Arten von Höfen nicht gar ſo verſchieden zugeht, wie ihr glaubet.

Der Dienſt auf unſerm Hof war gut und geſucht, das Eſſen gut, die Arbeit nicht übertrieben, die Behandlung ver-

nünftig, und in Krankheiten wurde keines zum Hause hinausgestoßen, sondern ihm getreulich abgewartet. Das Betragen der Meisterleute war ernst und gesetzt, daher wurde ihnen auch die gebührende Achtung erwiesen und man war nie im Zweifel, welches Meister oder Knecht sei. Die Diensten wurden nie in die Geheimnisse des Hauses eingeweiht, nie geschah es, daß die Glieder der Familie vor den Diensten haderten, geschweige daß sie vor den Diensten über einander geklagt, sie zu Vertrauten gemacht hätten (wie es an Orten, wo dieses geschieht, zugeht, könnte ich auch erzählen). Trotz diesem Allem, trotz dem Respekt, den man den Meisterleuten äußerlich erwies, waren doch die sämmtlichen Diensten ei..e Bande Verbündete gegen die Meisterleute, und dennoch wieder unter sich selbst in beständigem Streit, in nie ruhendem Krieg begriffen, und dieses alles meist so heimlich, daß die Meisterleute es selten oder nie merkten. Arbeiteten die Diensten alleine, so wurden vor allem die Meisterleute verhandelt, die Schwächen eines jeden hervorgerupft, besonders mußte Mareili, welches die Haushaltung führte, herhalten. Bald sollte es das Brod in der Suppe, bald den Schmutz im Kraut gespart haben; unter der alten Frau habe man es viel besser gehabt, aber die dürfe nichts mehr sagen, Mareili gelte jetzt beim Alten mehr als die eigene Frau, sie flattire ihm aber auch darnach. Ein Herrenfressen für die ganze Dienerschaft war, wenn man irgend einen kleinen Zwist unter der Familie bemerkte, da steckte man die Köpfe zusammen und fragte einander: hesch o g'hört, hesch o g'seh? Wollte Eins etwas mehr thun als gewöhnlich, besonders Fleiß anwenden zu einer Sache, so putzten ihm die Andern ab, und hielten ihm vor, es wolle sich nur werth machen auf Kosten der Andern. Am meisten schimpften sie über die große Wohlthätigkeit, weil sie wähnten, es gebe ihnen deswegen ab, und so viel Küchelschnitte die Bettler bekämen, so viel weniger erhielten sie. Daher aßen sie auch gewöhnlich an Fleischtagen auf den Geiz hin, daß ihnen fast die Bäuche zersprangen, und rühmten dann: sie

heiges em Mareili g'[illegible]et, es heig nit d's dennersviel chönne i Kuchischaft trage.

Auch wurde den Töchtern regelmäßig aufgepaßt, was für Kilter sie hätten, und diese dann verhandelt; oder waren die Töchtern mit bei der Arbeit, so wurden zweideutige Reden geführt, welche die Mädchen nicht ungerner hörten, als Andere. War man auch einig gegen die Meisterleute, so war man wieder um so uneiniger unter sich. Erst glaubte ein jedes, ihm werde zu viel aufgeladen, die Andern hätten gut, es allein bös; Jedem traute man zu, es suche den Meisterleuten sich besonders werth zu machen, was nach ihrem Glauben die größte Sünde war; und hatte man gar Ursache zu glauben, Eins verrätsche die Andern, so hatte es Ursache genug zum Beten. Endlich waren noch Alle liebesüchtig und eifersüchtig. Die Meisterleute hatten die Liebschaften unter den Diensten nicht gerne, um so geheimer trieb man sie, und da sie nicht spionirten, so blieb ihnen Manches geheim, was sonst allgemein bekannt war. Die Mägde glaubten, die Knechte seien für sie da, und wurden bitterböse, wenn sie weiter gingen, die Knechte duldeten nicht gerne fremde Kilter; aber wiederum wurden die Mägde unter sich uneinig, weil jede den haben wollte, der zu der andern ging, und fast so die Knechte. Am meisten beneidet von allen war die Meisterjungfer, welche in der Küche helfen und, besonders des Morgens, für das Volk kochen mußte. Man mißgönnte ihr den Schatten der Küche, wenn die Andern an der Sonne sein mußten, und die Brosamen aus dem Kuchischaft, die ihr zufielen; deßwegen suchten sie wieder die Knechte, weil sie solche Brosamen zuweilen als Lockvögel für ihre Kilter aufsparte und die Glücklichen mit einem Stück kalten Speck, einem Zopfen Wurst oder einem alten Küchli regalirte. Weil sie am Morgen am spätesten herauskam, so hatte man die beste Gelegenheit, sie auszumachen. Da hieß es: Mareili werd ihr wohl noh es Kacheli Kaffee gä, man nähm o noh eis, d'Erdöpfelbitzli, wo sie hüt em Morge kochet heig, heige kühdreckelet,

daß es eim ganz erſchüttet heig, me heigs vo witem g'ſchmöckt, daß der Melcher bi're gſyn ſyg. Alle dieſe Reden vernahm die Meiſterjungfer wieder, denn eben um einen Zopfen Wurſt oder ein altes Küchlein gab es immer Verräther. Am böſeſten über ſie war natürlich die andere Magd, welche nicht ſolche Herrlichkeiten zu vertheilen hatte, und nur mit den Kiltern vorlieb nehmen mußte, welche die andere nicht wollte. Si kaufte, wenn ihre Verzweiflung am höchſten ſtieg, wohl zuweilen einen Schoppen oder eine Halbe Branntwein, um der eigenen Liebenswürdigkeit nachzuhelfen; und das Mittel half richtig, ſo lange der Branntwein währte. Mit welcher Schlauheit die, welche es mit einander hielten, ſich zu treffen wußten, um ein vertrautes Wort zu reden oder eine Abrede zu nehmen, bald beim Heurüſten, oder bei den Schweinſtällen, oder beim Betten in dem Knechtenſtüblein, davon will ich nicht reden, ich würde zu weitläufig werden. An allem dieſem nahmen mehr oder weniger die Taglöhner Theil, und ſpielten die Mittelsperſonen; doch ſuchten die meiſten einen Mittelweg, um es mit niemand zu verderben. Regelmäßig wurde im Laufe des Jahres Einer zum Sündenbock erwählet, manchmal hatte man deren auch zwei. Auf dieſe wurde alle Schuld geſchoben, an ihnen rieb ſich ein Jedes, mit ihnen hatte man immer zu zanken, und doch an allem Zank ſollten ſie ſchuld ſein. Durch alle möglichen Kunſtgriffe, mehr als durch beſtimmte Worte, lenkte man die Aufmerkſamkeit der Meiſterleute auf ſie, brachte ſie um deren Gunſt, bis ſie entlaſſen wurden, um Friede im Hauſe zu haben. Die Annahme neuer Dienſten war für die Bleibenden ein neuer Spielraum neuen Treibens, und ein Jedes hatte jemand im Auge, den es gerne hergebracht hätte. Vetter und Baſen wurden aufgeſtiefelt, ſich zu melden, und gelegentlich ſie angerühmt, aber auch Bekannte von den Tanzböden her, geheime Liebchen ſuchte man einzuſchwärzen. Wider eine ſich meldende hübſche Nebenmagd wußte die Bleibende hunderterlei vorzubringen, und die Knechte machten auch das Mögliche, um keinen herein zu

laſſen, der ſie ausſtechen konnte, und manch Trinkgeld wurde deshalb geſpendet; das alles geſchah mit einer Schlauheit, daß die Meiſterleute es ſelten merkten.

Unter dieſen Dienſtboten ſollte ich nun arbeiten lernen, um einmal wieder ein Bauer zu werden. Ich arbeitete gerne, ich war über mein Alter ſtark und anſchlägig und wollte gerne den Meiſterleuten gefallen. Daneben mußte ich poſten, wenn es etwas zu poſten gab, und nicht etwa eines der Meiſterleute zufällig oder gerne ins Dorf ging. Ich hatte eine Art Selbſtſtändigkeit, die ſich nicht von jedem hudeln ließ, ſondern Trotz entgegenſetzte unverdienter und unbefugter Behandlung, und, eingeſchüchtert an meinem erſten Verdingort, konnte ich es nicht mehr zeigen, am allerwenigſten ſagen, wie lieb mir Menſchen waren. Das iſt für jeden Menſchen ein großes Unglück, beſonders wenn er es recht gut ſagen und zeigen kann, wenn er zornig iſt und haßt. Aber das iſt eine Merkwürdigkeit, daß ächter Haß ſich weit leichter zeigt als ächte Liebe (ich rede hier nicht von unverdorbenen Kindern). Der Liebe ſchämt man ſich, des Haſſes nicht, eben kein Beweis für chriſtliche Geſinnung. Nun ſollte ich der Diener von allen ſechs Dienſtboten ſein. Dem Melcher ſollte ich helfen beim Futterrüſten, graſen, melken, dem Karrer beim Striegeln und Miſten, den beiden Andern beim Holzen oder Schnefeln, der Meiſterjungfer ſollte ich Waſſer tragen und den Schweinen miſten, der andern B'ſchütti in den Garten ſtoßen, jäten und wiſchen. Ich hätte faſt wie der liebe Gott allgegenwärtig ſein ſollen; denn half ich dem Einen, ſo rief mich der Andere, kam ich nicht, ſo ward der Eine böſe, gieng ich, der Andere. Poſtete ich für die Meiſterleute, ſo hatte jedes der Dienſten auch etwas zu verrichten. Die Meiſterjungfer wollte Hofmannstropfen, von denen ſie eine große Liebhaberin war, die Andere, wie geſagt, manchmal einen Schoppen Branntwein, der Melker Tabak und der Karrer Schuhnägel ꝛc. Das Meiſte ſollte ich bringen, daß es niemand merke, oft konnte ich es nicht im Vorbeigang nehmen, ſondern

mußte einen Umweg machen oder warten, verſpätete mich ſo, und wurde gefragt, warum ich ſo lange wegbleibe?

Natürlich wollte ich die Schuld nicht über mich allein nehmen, ſondern ſagte den Meiſterleuten geradezu: Ich mußte dem Stüdi Hofmannstropfen bringen, dem Liſi einen Schoppen Branntwein. Dieſe Entſchuldigung rechtfertigte mich bei den Meiſterleuten, erbitterte aber die Dienſten; ſie meinten, ich hätte alle Schuld auf mich nehmen und ſchweigen ſollen. Oft ſandten ſie mich für ſich weg. Fand man mich denn lange nicht, und ſtellte mich zur Rede, wo ich herumgelaufen, ſo ſagte ich wieder die Wahrheit, wie ſehr es mir verboten war; ich wußte nicht, warum ich um Melkers und Karrers willen die Gunſt der Meiſterleute verlieren ſollte. Wie geſagt, waren beſtändige Parteiungen in unſerm kleinen Hofſtaate, Faktionen wie in einem großen Reiche, die beſtändig wechſelten. Die gegenſeitige Rache ließ ſich am meiſten dadurch aus, daß man einander Sachen ausbrachte und vorhielt, die man lieber geheim gehalten hätte, und, wenn man recht böſe war, ſo ſuchte man dieſe Dinge bis vor die Ohren der Familie zu bringen. Nun ſagten die Dienſten einander dieſe Dinge nicht gerne eigenmündig, aus Furcht, man halte ihnen Gegenrecht; da ſollte ich dann alles vorbringen, was vorgebracht werden ſollte, da lief mir Eins hier nach, das Andere dort. Die Meiſterjungfer wollte, ich ſolle über Tiſch dem Karrer vorhalten, er ſei erſt am Morgen um 5 Uhr heimgekommen ꝛc. Anfangs that ich es auch, erhielt aber Prügel zum Lohn, und zu gleicher Zeit hielten ſie dafür, ich hinterbringe Alles von freien Stücken den Meiſterleuten, ſo daß ſie mich plagten, wo ſie nur konnten. Das hatte die Folge, daß ich nichts mehr von ihnen annehmen wollte. Ich ſagte ihnen alles Poſten geradezu ab, es ſei denn, die Meiſterleute hätten es ihnen erlaubt; ich ſprang nicht von Einem zum Andern, und wenn ich an einer Arbeit war, konnte man mir lange rufen, ich ſah mich nicht um; ich ſagte jedem, was ich für gut fand, aber nicht mehr auf fremde Eingebung.

Sie wollten mich dreſſiren mit Schlägen und Schimpfen, allein umſonſt. Mit aller Störrigkeit meines Charakters hielt ich ihnen entgegen, gegen Schläge wehrte ich mich, Schimpfen vergalt ich; ſie vermochten nichts bei mir abzubringen, während ich gegen jedes Glied der Familie die Dienſtfertigkeit ſelber war. Da wandte ſich der ungetheilte Haß der ganzen Kuppele mir zu, ſie hielten mich für einen Augendiener, für den Judas im Hauſe, ich war ihnen überall im Wege und untauglich für die Stelle eines Buben in einem ſolchen Hauſe, der Allen Alles ſein ſoll. Ich wurde der allgemeine Sündenbock, an allem ſollte ich ſchuld ſein, nicht nur an allem Streit, ſondern war eine Arbeit nicht fertig, ſo hatte ich nichts gethan; war eine Kuh lahm, ſo hatte ich ſie beim Brunnen mit der Gabel geſtochen; hatte die Untermagd Meyenzeug im Garten für Unkraut angeſehen und ausgerauft, ſo ſollte ich es gethan haben: hatte die Meiſterjungfer angebräntet, ſo ſollte ich in ihrer Abweſenheit geſchaltet, neues Holz angelegt, ein zu ſtarkes Feuer gemacht haben. So war kein Tag Friede, und ſo oft der Großvater heim kam, hörte er Klagen über mich. Und wenn er dann ſagte, er könne das nicht begreifen, ſo oft er oder eins der Seinigen dabei ſei, mache ich meine Sache recht gut; ſo hieß es, daß ſei eben das Böſe, daß ich ein ſolcher Augendiener, Heuchler ſei; ſobald mich niemand von ihnen ſehe, ſei ich ein ganz Anderer, thue nichts, ſtelle nichts als Streit an, weiſe Alle gegen einander auf, und habe beſtändig über die Meiſterleute zu räſoniren und ſie auszuführen. Alles glaubte man nicht, allein etwas blieb immer haften und das unaufhörliche Klagen machte am Ende doch maßleidig. Es iſt für einen Meiſter nichts Unluſtigeres, wenn er Abends müde nach Hauſe kömmt, als ein Gefähr zu finden, kommt es nun von Weib, Kindern oder Dienſten. Zudem war mein Unglück, daß ich den Meiſterleuten nicht zeigen und ſagen konnte, wie lieb ſie mir ſeien, daß meine Dienſtfertigkeit nicht komme aus Augendienerei, ſondern aus wahrer Liebe, was ein himmelwei-

ter Unterschied ist, aber von Vielen nicht kann unterschieden werden, indem man auf Worte allzuviel hält und allzuviel hört, und nicht Verstand genug hat, Werke zu deuten, d. h. zu begreifen, aus welcher Quelle sie hervorgehen. Mareili einzig ahnte den richtigen Zusammenhang und nahm mich in Schutz, so viel sie konnte; vielleicht hätte sie mich da erhalten, obgleich die Andern oft sagten, das beständige Zanken sei ihnen erleidet und ich müsse fort, damit man Ruhe habe, wenn nicht eine Begebenheit den Ausschlag gegeben hätte.

Mareili hatte ein Kind erhalten, an dem ich große Freude hatte, aber noch größere, als Mareili zum erstenmale wieder in die Küche kam und ich ihr „guten Tag" sagen konnte. Die Taufmahlzeit wurde im Hause gehalten, und alle Hausgenossen erhielten ihren Theil davon und waren lustig. Eine der Töchter und Mareili's Bruder waren zu Gevatter gestanden; wir vermutheten, er werde nach ländlicher Sitte bei ihr schlafen; zu ihrer Stube ging eine etwas steile Treppe außerhalb des Hauses hinauf. Es war in den kurzen Tagen; wir wußten, der Gevattersmann wolle früh fort, und mußten sein Roß füttern. Man hatte eine allgemeine Neugierde gezeigt, wo er liegen werde, und geäußert, daß sei leicht zu erfahren, wenn man zugge, ob er die Stege herab komme? Ich schrieb mir dieses hinter das Ohr, und strich am Morgen um die Treppe herum. Die Thür ging auf, ein Mensch kam heraus, die Tochter blieb unter der Thüre: wie jener auf die Stege trat, fiel er mit großem Gepolter um und herunter. Nach allgemeinem Brauch lachte ich laut auf, schwieg aber sogleich, als der unten Liegende nicht aufstand, sondern schmerzlich stöhnte. Das Meitschi kam herab, ich lief herzu und es fand sich, daß der Gefallene einen Fuß verstaucht und sonst mehrere Quetschungen davon getragen hatte. Das ganze Haus kam auf die Beine, man trug ihn hinein, und jeder fragte: Wie ist das o gange? Er behauptete, man habe ihm auf die Stege runde Hölzer gebeizt, als er auf sie getreten, sei er mit ihnen

herunter gerollt, und habe sich nicht mehr halten können. Man sah nach und fand allerdings noch zwei Mäßbstrohe, die wahrscheinlich dazu gedient hatten.

Böseliche Absicht lag also am Tage, und als man verweisete über den Thäter, erinnerte sich das Meitschi, daß es mich lachen gehört. In der ersten Hitze schien schon alles bewiesen. Ich wurde beschieden, und als ich gerufen wurde, zäpfelten die Knechte und Mägde mit einander. Meine Schandthat wurde mir vorgehalten, aber lange begriff ich nicht, was man eigentlich von mir wolle; als ich es endlich merkte, bekannte ich unverhohlen, was ich gewollt und gethan, von Weiterem aber wollte ich nichts wissen. Die frühern beständigen Anklagen, die gegenwärtigen Verdachtsgründe machten mir böses Spiel. An manchem Ort hätte man mich geschlagen, bis ich zur Rettung des Rückens mich unschuldig als Thäter bekannt, hier that man es nicht, man sagte nur, man habe endlich genug und kenne meine Verstocktheit. Mein Gott, auf den Knien hätte ich bekannt, wenn ich es gethan hätte! Mareili's Augen, welche dem Bruder Ueberschläge machte, und die von Zeit zu Zeit wehmüthig zu mir redeten: hab' ich das um dich verdient? zerfleischten mir nicht nur den Rücken, sondern auch das Herz. Sie sprach kein Wort zu mir; hätte sie es gethan, ich hätte ihr auf eine Weise meine Unschuld betheuert, daß sie mir gewiß geglaubt; zu den Andern aber sprach bei mir nicht die Liebe, sondern das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl, das bittere Gefühl des Verkanntseins, und sie glaubten mir nicht und nahmen für Trotz, was gekränkte Unschuld war. Als ich aus dem Verhör kam, nahmen mich die Diensten in Empfang und behandelten mich mit mancher Sticheltede als den Thäter, sie, von denen Eines es selbst gethan, entweder aus Bosheit, um Mareili zu kränken, oder bestochen von einem Nebenbuhler.

Es war also beschlossen, um Fried und Ruhs willen an der nächsten Bettlergemeinde mich wieder abzuliefern. Ich litt schwer in mir. Ich meinte es doch so gut, und niemand

wollte es glauben; ich liebte so gerne und man haßte mich, über mein Herz ging Frost um Frost, sie tödteten die Liebe nicht, aber ihre Blüthen, die offene muntere Freundlichkeit, und Sauersehen war meine Freundlichkeit, ein größeres Unglück für die Sauersehenden, als die Meisten begreifen. In stillem finstern Ingrimm verstrich die Zeit meines Dortseins, und mancher Mitschüler mußte meine innere Bitterkeit durch tüchtige Schläge büßen.

Nur am Morgen meines Abgehens thaute mein Herz auf, Man hatte mich noch brav kleiden lassen, denn das erforderte die Ehre des Hauses, und es rührte mich auch nicht, als ich den tüchtigen Bündel schnürte; ihn auf dem Rücken, trat ich in die Wohnstube, um den Großvater abzuholen, und sagte ein kaltes: B'hütech Gott! nicht einmal vergelt's Gott. Da kam Mareili aus der Nebenstube. Plötzlich übermannte mich eine innere Wallung, aus den Augen stürzten Bäche von Thränen, schluchzend ergriff ich seine Hand und stammelte: Zürn doch recht nüt! aber mehr konnte ich nicht sagen; weinend aus Herzensgrund strauchelte ich fort.

Und meine Erschütterung hielt man für Bekenntniß!

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäurin aussehen.

So stand ich nun zum vierten Male vor der Bettlergemeinde, wieder gut gekleidet, wieder trotzig, als ein kräftiger Bursche, dem man es ansah, daß er mehr als ein halber Knecht zu rechnen sei. Der gute alte Bauer verklagte mich nicht hart. Er gab mir das Zeugniß, daß ich gut arbeiten könne, sie selbst über mich nichts zu klagen hätten, aber der beständigen Händel mit dem Gesinde müde seien, mit dem ich mich nicht ver-

tragen, nichts von ihm annehmen könne. Ein 14 Jahr alter, doppelt gekleideter, ſtarker Burſche, dem man keinen Lohn zu geben braucht, ſondern für den man noch erhält, wenn man es ſchlau anzufangen weiß, iſt ein Schleck, nach dem Vielen der Mund wäſſert. Man beobachtet denn doch eine gewiſſe Zurückhaltung und Manierlichkeit, man thut gar nicht, als ob Einem viel daran gelegen wäre; man beobachtet eine gewiſſe Reihenfolge im Vertheilen ſolcher wohlfeilen Knechte, nach dem Sprichwort: Heute mir, morgen dir. Freilich erſtreckt ſich dieſe Reihenfolge nicht durch die ganze Gemeinde, ſondern es giebt da auch eine Art Vorrechtler, die entweder am Gemeindrath ſelbſt ſitzen, oder treue Klienten oder Verwandte ſind. Ein ſolcher treuer Anhänger erhielt mich jetzt, und behielt ſich noch ordentlich Lohn vor, weil er mich in die Schule ſchicken müſſe, wie es üblich und gebräuchlich ſei, und dann noch in die Unterweiſung. Auf den Weg mit gab man mir recht ſchöne Ermahnungen; mein früherer Meiſter drückte mir noch einige Batzen in die Hand. Ich hätte wieder weinen mögen, allein ich überwand mich und mit verbiſſenem Trotz, bewußt, daß ich mich gegen Ungebühr zu wehren wiſſe, trat ich den Weg nach meinem neuen Dienſthauſe an.

Daſſelbe lag in einem fruchtbaren Boden, etwa eine halbe Stunde von der Kirche, und war ein ſogenanntes altes und doch neues Haus. Der Bauer hatte nämlich das Recht, zu allen Reparaturen aus einem obrigkeitlichen Wald das Holz zu nehmen; nun baute er in einem Jahre das Stubenwerk neu, in andern das Stallwerk, das hieß dann repariren. Ein Baumeiſter wäre nur ein Narr gegen den Bauer geweſen, wenn es darauf ankommen ſollte, aus einem alten Ofenhaus ein neues Wohnhaus zu bauen, und doch den Schein bloßer Reparatur zu behalten.

Ueberhaupt war er ein gar pfiffiger Kerl. Er wußte das Waſſer auf ſeine Mühle zu reiſen und doch den Schein der Ehrlichkeit zu bewahren; mit keinem Menſchen meinte er es

gut, als mit sich selbst, und doch hielt man ihn für einen aufrichtigen guten Mann; er wußte, wie Keiner, Würste nach Speckseiten zu werfen, und selten mißlang ihm ein Wurf. Er widersprach selten oder niemals, sagte überall Ja, rühmte Alles so weit er konnte, sogar Bettelbuben auf den Straßen; so machte er sich nirgends unwerth, und der Landvogt und der Pfarrer hielten große Stücke auf ihm. Wem er am meisten scharwenzelt hatte, den konnte er dann auch zu Hause am besten ausführen und durchhecheln. Er flattirte z. B. dem Schulmeister ganz besonders, schickte ihm manche Flasche Milch, die aber immer halb abgenommen war, und ermahnte ihn: seine Kinder ja recht scharf zu halten, ihnen nicht zu bergen. Daheim führte er den Schulmeister aus vor den Kindern, und wenn eins in der Schule geschlagen worden war, so begehrte er auf und polterte, wie er es dem Schulmeister sagen wolle. So erleidete er den Kindern Schulmeister und Schule, daß sie fast nicht hinzubringen waren, sie daher auch sehr selten besuchten und zu Hause arbeiteten. Ihm wurde die Schuld nie beigemessen, sondern z'best geredet, weil er der Kindern Unfleiß gar wehmüthig zu bedauern und einer eigenthümlichen Verstecktheit zuzuschreiben wußte vor dem Schulmeister, und ihn noch mehr zur Schärfe ermahnte. Vor dem Pfarrer redete er anders. Freilich nicht gerade aus, aber verblümt gab er zu verstehen, wie der Schulmeister allzuscharf sei und er trotz alles Zusprechens seine Kinder nicht in die Schule bringen könne.

Seine Frau schickte sich ganz besonders gut zu ihm. Sie war geizig und selbstsüchtig wie er, sie konnte vorwärts schmeicheln und lächeln und hinterrücks den Tatzen geben wie er; nur war sie heftiger, ließ sich zuweilen vom Zorn hinreißen und brachte sich selbst in diesem Zustande manches aus, was sie später nicht gerne hatte. Sie wollte nicht die sein, welche ihren Leuten das Essen nicht gönne, und doch that ihr jeder Bissen weh, den man aß. Brod war immer für jedermann in der Tischdrucke, allein es war meist steinhart oder grau,

denn man backte auf's kürzeste all: drei Wochen, und obgleich es auf dem Tische lag, wußte doch jedermann, daß man keines nehmen solle, besonders wenn Erdäpfel da waren. Darum sagte sie einmal, als die Schneider auf der Stör bei uns waren: Schnyder näht Bred, mir näd kes, we mr Herdöpfel hei. Am lustigsten trieb sie es mit dem Fleisch, welches sie selbst besonders gerne aß; sie hatte zwei Manieren, es zu sparen, und wechselte damit ab, damit man keine merke.

Den einen Sonntag, wenn Alles aus der Kirche zurück und ordentlich hungrig war, so rief man zum Essen und stellte die Suppe auf den Tisch. War die gegessen, so mußte man ein wenig warten, dann kam das Gemüse. Man fieng ganz hübschli an, zuzugreifen, aß ein paar Gableten, das Fleisch kam noch nicht, man aß noch ein Paar, bis die Meisterfrau glaubte, man habe fast genug: dann kam eine ganze Bygete Fleisch und man konnte nehmen so viel man nur mochte, ja sie sagte manchmal noch: Nähd doch, es isch gnue da; allein man brachte nicht viel mehr ab, weil man sich auch nicht dafür hielt, nur bloßes Fleisch zu essen, damit es Einem nicht gehe wie jenem Tanner, der sich allein an Speck und Fleisch hielt, und dem der Meister endlich vor Zorn halb laut zurief: Ueli, Ueli, Krut o! Krut o!

Den andern Sonntag kam es alsobald mit dem Gemüse auf den Tisch; allein es war nur halb gekocht und so hart, daß man einander hätte Löcher in den Kopf schlagen können damit. Natürlich wurde man müde mit Kauen und griff zu dem, was leichter zu schlucken war, und das Meiste blieb übrig. Nachmittags, wenn die Jungfer irgend einem Schatz nachlief, that die Meisterin Alles wieder in den Hafen und kochte es, bis es lind genug war. Das aß sie die Woche durch versteckt selbst, denn auch ihr Mann erhielt wenig davon, so daß es bei uns war fast wie bei jener Wittwe, welche zwei Schweine schlachtete, und mit welcher ihre fünf Kinder theilen wollten: Sie, die Wittwe, solle ein ganzes Schwein für sich behalten,

das zweite aber gemeinſam mit den Kindern eſſen, die aber nicht eintreten wollte in dieſen Vorſchlag, weil er ſie verkürze. Ja ſelber eſſen macht fett, doch das finden nicht nur die Weiber, ſondern auch die Männer, z. B. auch jener kinderloſe Kauz, der die meiſten Würſte und viel Fleiſch auf die Seite packte und verſchloß, und wenn es ihm gefiel, Würſte oder Fleiſch in den Hafen auf's Gemüſe legte, auch in Papier gewickelt auf dem Säuhafen kochen ließ und wegnahm, ohne ſeiner Frau je einen Mundvoll davon anzubieten. Unſere Meiſterfrau gönnte von Natur niemand was, als ſich ſelbſt, alſo auch ihrem Manne nicht; denn zwei ſelbſtſüchtige Leute werden nie Eins unter ſich, gegen Andere wohl, der Pfarrer mag ſie zuſammengeben, wie er will. Uebrigens glaubte ſie volles Recht auf das Fleiſch im Hauſe zu haben, weil der Mann außer dem Hauſe ſo oft nicht nur zu Fleiſch, ſondern auch zu Wein kam. Nicht daß er viel verthat aus ſeinem Sack, allein er kam als Schätzer und auch als Ausgeſchoſſener öfters dazu. Es wollte der Frau oft das Herz abdrücken und niemand konnte es vor Häſſigi um ſie ertragen, wenn ſie wußte, ihr Mann ſitze nun hintern Tiſche und könne ſich bei Voreſſe und Datere wohl ſein laſſen, da war ihr einziger Troſt eine tüchtige Hammeſchnitte und ein braver Schluck Bätziwaſſer. Solche Mähler, von denen ſie nichts erhielt, mußte er oft ſich vorhalten hören; er ließ es ſich dafür aber auch wohl ſein dabei, und war im Stande, von Mittags zwölf bis Abends ſpät immer zu eſſen, freilich nur langſam, aber ohne Unterbrechung. Der Wirth ſah ihn daher ungern bei Mählern, wo er um ſeinetwillen nicht mehr fordern durfte, und, wenn es vom Wirthe abgehangen hätte, mein Meiſter wäre noch nicht Gerichtſäß geworden; aber glücklicherweiſe war der Wirth nicht Landvogt. Eſſen war dem Meiſter die Hauptſache, den Wein nahm er nur, um deſto mehr eſſen zu können; auch mußte er ſich vor einem Stüber hüten, denn wenn er einen heimbrachte, ſo mißgönnte ihm ſeine Frau dieſen, und hätte ihn lieber ſelbſt gehabt. Einmal vergaß er ſich,

oder der Wirth ſpielte ihm einen Poſſen und that ihm Branntwein in den Wein, kurz, er lud über Ort, kam gar lange nicht heim und die Frau ſandte mich, nachzuſehen, wo er bleibe. Große Waſſerpfützen waren auf dem Wege, aber die Sterne ſchienen. Auf dem halben Wege ſah ich etwas am Boden, vor dem ich mich faſt gefürchtetet hätte; bald lag es ganz am Boden, bald hob es ſich auf und wimmerte auf das Kläglichſte. Ich ging endlich näher und fand meinen Meiſter in einer Pfütze kratzen, dann auf die Knie ſich heben, und der tufig Gotts Wille bete: Der liebe Gott ſöll ne doch nit da verem Himmel la hange, ſondern ihm z'vollmig neche helfe. Er konnte nicht mehr gehen, ſah in den Pfützen die Sterne ganz nahe vor Augen, glaubte nun da vor dem Himmel zu hangen, und doch nicht hinein zu können. Ich führte ihn heim, da vertrieb ihm die Frau die Himmelsgedanken.

Als er endlich Gerichtſäß worden war, kam er am Abend ſeiner Wahl ſpät heim; wir erwarteten ein Wetter, und horchten. Die Frau lag im Bette und rührte ſich nicht; er legte ſich auch hin und ſtille war es einige Zeit. Da fieng er von der Gemeind, von dieſem und jenem an, keine Antwort; endlich ſagte er: Mädeli, wüßteſch du, nebe wem du lyſt? — Das weiß ih öppe nume z'gut, du Hudelhund, nebe wem ih ligge; ſchämſt dih nit, gah z'verſuffe, was ih erhuſe; wenn der Tüfel öppis nutz wär, er hätt dih ſcho längſte gnoh! — He, he, Mädi, ume hübſchli, du weiſcht nit, zu wem de ſo redſt? — Zu mym Ehalli red ih ſo, mit dem mih üſe Herrgott g'ſtraft het! — Nei, mit e mene Gerichtſäß redſch ſo, mit e mene Huupt vo dr Gmend. — We dy es Huupt vo d'r Gmend biſch, in nähms mih de Bunger, es F. die dervo z'g'ſeh, das müßt es arigs Ding ſy? antwortete die neue Frau Gerichtſäßi. — Allmählig legte ſich der Sturm. Doch wie die Meereswellen ſich nicht auf einmal legen und der Spiegel ſich glättet, ſo auch des Weibes Zunge nicht. Noch manche Spitzrede rollte über ihren Zungenſpitz, bis das Ehepaar ſich gemeinſam der

Ehre freute, ſich beſonders freute, wie Dieſer und Dieſe ſchalus ſein, und am nächſten heiligen Sonntag die Leute guggen würden, wenn er im Chor ſitze und den Mantel trage. Da meinte die Frau, ſie wolle auch einmal wieder zum Nachtmahl gehen, um dieſes zu ſehen, aber der Schneider müſſe zuerſt kommen, der Mann müſſe neu gekleidet ſein, und ſie wolle auch einen neuen Kittel machen laſſen und ein neu ſeiden Fürtuch kaufen, auch wolle ſie ihre Göllerketteli zum Gürtler tragen, um ſie ausputzen zu laſſen. Nun wurde eine lange Berathung angeſtellt, ob er ſich in Halblein oder Guttuch aufputzen ſolle? Für einen Gerichtſäß, meinten endlich beide, wäre Halblein noch gut genug, aber man wiſſe denn doch nicht, was kommen könne? Der Statthalter ſei alt und mache es nicht lange mehr, und der Statthalter habe noch die Salzbütte, beides trage auch gar ſchön ein; und wenn er einiſch Statthalter werden könnte und Salzausmäger, ſo komme er viel zu den Herren, und werde da gut bekannt mit ihnen und da könne ihm nicht fehlen, Amtsrichter zu werden, das trage noch viel mehr ein. Er könne freilich nicht recht G'ſchriebnigs leſe, aber ſeinen Namen könne er gut ſchreiben, der Landvogt kenne auch nichts von der Sache; das mache aber alles nichts, dem Junker Landvogt ſein Schreiber ſei gar gruſam e G'ſchickte, der mach Alles. Die Hauptſache von der Sache ſei doch immer die, daß man den Lohn bekomme; das Andere gebe ſich von ſelbſten und gang niemer nüt a. Und am Ende gehörten ihm die Stellen, und es wäre verflucht ſchlecht, wenn er ſie nicht erhielte. Er ſei doch der Regierung immer treu geweſen, er habe dem Landvogt manche Anzeige gemacht, an welcher dieſer Freude gehabt; und dem Pfarrer gebe er auch immer z'Predig, obgleich es ihm verflucht Langeweile mache. Das Ehepaar ſah ſich ſchon als Amtsrichter und als Amtsrichterin, gedachte endlich auch ſeiner Kinder, und der Mann meinte: D'Meitſcheni ſeü o nit meh e niedere yche lah, es werde jetzt ſcho Fürnemmi gnue cho. Nachdem ſie alſo ſchön elterlich für die Gegenwart und Zukunft

geſorgt, ſchliefen beide ſchön einig ein und träumten von nahem Glück.

Mein Meiſter war eigentlich noch nicht Meiſter, ſein Vater lebte noch und war rechtmäßiger Beſitzer des Hofes; aber der hatte nichts mehr zu befehlen, über nichts zu ſchalten, das Heft war ihm durchaus aus den Händen gewunden. Er hatte kein Geld, worüber er verfügen konnte, und mußte durchaus vorlieb nehmen mit dem, was ſeine Kinder, wie aus Gnaden, ihm zukommen ließen. Höchſtens erhielt er fünf Batzen auf einmal, woraus er aber fünf Wochen lang den Barbier bezahlen mußte. Wann und wie er ſo um all ſeine Sachen gekommen, das wußte er nicht zu ſagen, aber beklagte es oft. Er dauerte mich am meiſten an den Sonntagen, wo das harte Fleiſch aufgeſtellt wurde. Er hatte keine Zähne mehr und hätte ſo gerne ein Bischen Fleiſch gegeſſen, aber ſeine alten Kinnbacken ermatteten am erſten Biſſen. Sagen durfte er nichts darüber, höchſtens ſeufzen; und von dem Fleiſch der Meiſterin, das ſie für ſich lind gemacht, ſah er nie etwas.

Einmal bat er ſeine Sohnsfrau um einen Tropfen gute Milch, ſeine Alte hätte ihm früher alle Tage in einem Kacheli bei Seite geſtellt. Aber die Sohnsfrau ſagte, ſie müſſe die gute Milch denen geben, die arbeiteten, er mache nichts mehr; abgenommene thue es ihm auch und ſei ihm noch geſünder.

Ein ander Mal bat er ſeinen Sohn, er möchte ihm doch einmal eine Halbe Wein heimbringen, er komme jetzt ſo oft zum Wein. Aber der Sohn ſagte dem übelhörenden Vater laut: der Wein ſei ihm nicht geſund, er mache ihn nur zu huſten, und leiſer fügte er noch bei, der Alte habe lang genug geſoffen und ihm auch keinen heim gebracht, er wüßte nicht, warum er ihm jetzt heimbringen ſollte? Nebenbei ſollte er denn doch arbeiten, und bald dieſes bald jenes muthete man ihm zu; das aber, was er am liebſten machte, das Wäſſern hatte der Sohn übernommen, und wenn einmal der Vater

ſich vom alten Gelüſten übernehmen ließ und mit der Wäſſerſchaufel wieder handthierte, ſo gab es Händel.

Endlich ſtarb der Alte und der Gerichtſäß ſpeiste ſeiner verſtorbenen Schweſter Kinder mit dem ab, was ſein guter Wille war. Von dem Vermögen, das er Jahrelang in Händen gehabt und genutzet hatte, gab er keine Rechnung, und niemand forderte ſie; mit dem Vermögen, welches er zeigen wollte, war man zufrieden, um Waiſen willen mochte eben niemand ſich unwerth machen.

Mir war es ſo unwohl dort nicht. Der Bauer war eben ein liſtiger Kautz und verſtand ſich auf alle Vörtel. Er hatte gewöhnlich einen Knecht und einen Güterbub von etwa vierzehn Jahren; den Güterbub rühmte er nun ganz beſonders und ſagte, derſelbe mache ſo viel oder mehr als der Knecht. So reizte er auf der einen Seite den Knaben zu übertriebener Arbeit, und erhielt zugleich Anlaß, dem Knecht ſo wenig als möglich zu geben, weil er nicht viel mehr mache als der Bub. Das war auch ſo eine Wurſt, die er nach einer Speckſeite benggelte.

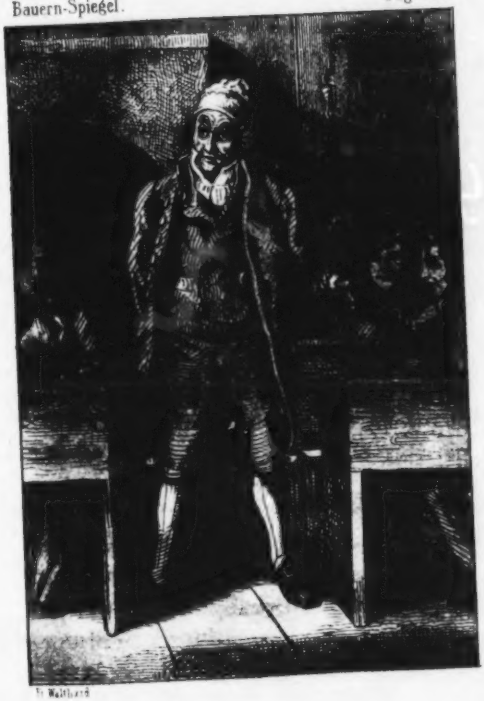
Man kann ſich leicht denken, daß ich nach vorhergegangenen Geſchichten beim frühern Meiſter eben nicht der größte Freund von Knechten und Mägden war, daß es mir daher ganz beſonders wohlthat, bei jeder Gelegenheit mich auf Koſten des Knechts rühmen zu hören, daß es mich auch zu einem Fleiße trieb, der über meine Jahre hinausging. So ſtund ich des Morgens ungeweckt und meiſt vor dem Knecht auf, weil ich es einmal an einem Sonntage, wo der Knecht die Nacht durch geſchwärmt hatte, gethan und dafür gerühmt worden war. Ich gab mich beſonders gerne mit den Thieren, mit Futtern, Fahren ab. Da mir die Thiere lieb waren, ſo vertraute der Meiſter ſie mir auch immer mehr an, und lehrte mich melken. Der Knecht war natürlich mit dem allem nicht zufrieden, ſah mich ſcheel an und hätte mich gerne wieder heruntergebracht, in dem Maaße als der Meiſter mich erhob. Allein er war zu ſchwach

dazu und ich zu ſtark. Er verſuchte es nur einmal mich zu prügeln, weil ich auf ſeine Koſten gerühmt worden war; da leiſtete ich ihm ſo kräftigen Widerſtand, erwiederte ſeine Ohrfeigen ſo munter, daß er froh war, von mir abzulaſſen, und nachher den Verſuch nie mehr wiederholte.

Vierzehntes Kapitel.

Von einem berühmten Schulmeiſter und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweiſen, und wie?

Ich mußte mich nun in die Unterweiſung einſchreiben laſſen und auch die Kinderlehren beſuchen, welche im Sommer vom Pfarrer, im Winter vom Schulmeiſter gehalten wurden. Der Letztere war berühmt für das Kinderlehrhalten und weit und breit ſtrömten ihm die Menſchen zu, beſonders das Weibervolk, und das aus zweien Gründen. Er war noch ledig und hatte vierzig Kronen Lohn; gar manches Mädchen wäre gerne Frau Schulmeiſterin geworden, und träumte bei ihm ein Leben voller Leberwürſte; und ſie meinten ihm den Hof zu machen, wenn ſie z'Kinderlehr gingen. Nach der Kinderlehr orgelte er dann noch ſo ſchön, und die Mädchen ſtanden ſo eng um ihn herum, und mit dem Kopfe nickte er den Takt ſo bedächtlich, und die Mädchen guckten ihm auf den Kopf ſo andächtig, und die Arme ſtreckte er ſo lang, ſchön und ſteif vom Leibe weg, und die Mädchen ſtreckten ihre Hälſe ſo hoch und ſchön empor, eins über das andere weg, daß es recht rührſam anzuſchauen war. O das ſind die goldenen Zeiten für einen jungen Schulmeiſter, wenn ſo Kopf an Kopf ſich um ihn reiht, und Dutzende von Augen ihm zuflüſtern: Du, du! weißt du, wo mein Gaden iſt, üſe Ringgi bellet nit! Aber dieſe Zeiten ſchwinden gerne mit einer Frau, und noch manches Andere mit, wenn Einer noch Eines nicht verſteht: auf eine rührhafte Weiſe



die Herzen der Weiber anzurühren. Das verſtand unſer Schulmeiſter aber trefflich. Er jammerte ſo herzbrechend über die Sündhaftigkeit, hatte aber dann auch wieder ſo viel Gnade und Vergebung zu verheißen, wußte vom Himmel und beſonders von der Hölle ſo viel, als ob er in beiden z'Koſt gegangen wäre, weit mehr als Chriſtus, daß die Weiblein gar nicht aufhören konnten zu weinen, erſt aus Schrecken und Erbarmen, dann aus Freude und Wonne. O man glaubt gar nicht, wie wohl ſolche Thränen einer muntern Bäurin des Sonntags Nachmittags thun, wenn ſie ein Pfund Fleiſch und anderthalb Pfund Speck im Leibe und Langeweile in den Gliedern hat. Das geht über ſchwarzen Kaffee! Katechiſiren konnte er auch gar ſchön, das ging an einem fort wie gepfiffen; man brauchte nicht lange zu warten, bis die Kinder antworten konnten. Er fragte ſie entweder ſo, daß ſie Ja oder Nein antworten mußten, und dann ſagte er noch: Ja oder Nei; oder wenn es zur Seltenheit andere Worte waren, welche er zur Antwort wollte, z. B. Seligkeit oder Gott, ſo ſagte er Selig! Seligk! Seligkei! dann war das mangelnde t nicht ſchwer zu finden, oder Go! Go! Got! wo ebenfalls das zweite t Einem in den Mund fallen mußte.

Er war aber auch weit und breit berühmt, daß er ſo geſchickte Kinder hätte, die ihm keine Antwort ſchuldig blieben. Wir gingen nicht ungerne zu ihm in die Kinderlehre, wir brauchten unſere Köpfe nicht beſonders anzuſtrengen, konnten friſch weg antworten, wenn die Reihe an uns kam, und nebenbei dann denken oder machen, faſt was wir wollten.

Der Pfarrer war ein ſtrenger Herr im beſten Alter, bei dem alles am Schnürchen gehen mußte, eine Woche wie die andere. Seine Predigten waren alle auf die Minute gleich lang und alle in drei Theile getheilt, waren furchtbar ſtreng, dem Teufel und dem Ungtauben und der Aufklärung ging er ſchauerhaft zu Leibe und dann auch zuweilen den Sünden, beſonders der Hurerei und Abgötterei. Und ſeine Predigten

thaten ſeinen Bauern gar unſäglich wohl, wohl bis in die Schuhe hinunter; ſie waren ihnen eigentliche Abwaſchungen ihrer Sünden, und ihnen ward es gerade, wenn ſie aus der Kirche kamen, wie den Türken, wenn ſie tüchtig gerieben, gebürſtet, gewalket, aber auch neu belebt aus dem Bade treten. Er predigte mit gewaltiger Stimme, und Alles was er ihnen ſagte, klang bekannt und heimelig; wenn ſie ſchon mitunter einnickten, ſo wußten ſie beim Erwachen doch gleich wieder, woran der Herr jetzt war. Sie hielten daher große Stücke auf ihm als Prediger, und ſchlugen in allen Wirthshäuſern auf den Tiſch, und begehrten auf: Wie üſe Herr chas bim Donner kene! In den Unterweiſungen und Kinderlehren war er ebenfalls ein ſtrenger Herr; doch konnten wir machen was wir wollten. Wenn ein Kind nicht anworten konnte, oder wenn es nicht wußte, wo man war, oder wenn es zu ſpät kam, putzte er ihm wüthend ab. Aber das Antworten war eben nicht ſchwer und das Wiſſen, wo man war, auch nicht. Er fragte immer der Reihe nach, immer vier in einer Stunde, und wenn das zuerſt Gefragte in der folgenden Unterweiſung nur die letzte Erklärung wußte aus der vorhergehenden, ſo wußte es genug; um das Frühere, den Zuſammenhang, bekümmerte man ſich durchaus nicht weiter. Alle Erklärungen, kurz die ganze Unterweiſung, waren Jahr für Jahr durchaus gleich, gleich viel Stunden und gleich viel Worte; Jahr für Jahr die gleichen gleichgeſtellten Fragen wollten buchſtäblich die gleichen Antworten. Wenn z. B. Einer ſagte: Die Allmacht iſt diejenige Eigenſchaft Gottes, mit welcher er Alles machen kann; ſo erregte das ſehr große Unzufriedenheit und dem Kinde wurde über ſeine Ungeſchicklichkeit tüchtig der Kopf gewaſchen, es hätte ſagen ſollen: Die Allmacht iſt diejenige Eigenſchaft in Gott, durch welche er Alles ſchaffen kann, was er will. Man hätte glauben ſollen, das wäre furchtbar ſchwer geweſen, vom Kinde herauszubringen, denn wie kann man aus einem Kinde, das keine Sprachkenntniß hat, ſolche Stämpeneien

herauskatechisiren? Und der Pfarrer sagte die Antwort nicht vor bis an den letzten Buchstaben, sondern fragte kurzweg. Allerdings mag es, das erste und zweite Jahr, nachdem der Pfarrer in die Gemeinde gezogen war, schwer zugegangen sein, allein nachher wurde die Sache sehr leicht, eben weil er sich so buchstäblich gleich blieb. Aeltere Geschwister konnten den jüngern sagen, was sie noch wußten, und wer etwas wußte, konnte es dem Andern stismen, chüschele, flüstern; hier half auch der Schulmeister treulich mit, der gewöhnlich zugegen war, und in den Kinderlehren half die ganze Gemeinde ein; man meinte sich gar sehr mit seiner Geschicklichkeit, wenn man den Kindern einhelfen und zeigen konnte, wie man fast so geschickt sei, als der Pfarrer selbst.

So konnte es Kinder, und deren recht viele, geben, die am Ende sagen durften, sie hätten dem Pfarrer Alles antworten können. Von diesem Geflüster merkte der Pfarrer nichts, sobald man es trieb, während er selbsten sprach; denn wenn er redete, so sah er nicht und hörte er nicht. Auf diese Weise kam er selten in den Fall, Kinder zurückstellen zu müssen. Er hatte meist sehr geschickte Kinder, die antworten konnten wie auf der Geisle klepft; und doch wußten sie eigentlich nicht was sie sagten, sie begriffen ihre Antworten so wenig als das Fragenbuch selbst. Wenn sie z. B. das Reich Gottes in das Reich der Gnade und das Reich der Natur theilen mußten, so sagte ihnen kein Mensch, was Reich, Gnade, Natur bedeuten; so wie diese Wörter jedermann bekannt schienen, so setzte man voraus, jedes Kind kenne ihre Bedeutung. So bekamen die Kinder eine Menge Formeln in die Köpfe, aber keine richtige Vorstellungen, und ihre Herzen wurden nie erwärmt. Man kann einen ganzen Haufen Scheiter in einen Ofen thun, sie machen denselben nicht warm, die Scheiter bleiben Scheiter und der Ofen bleibt kalt. Man muß Feuer anmachen unter die Scheiter und dieselben müssen aufgehen in Flammen, müssen leuchten und spretzeln nach allen Seiten, dann giebt

für den Abgebrannten, ich half abladen, die Rosse halten; es kam Eßwaare aller Art, es kamen Kleider für die Töchter, Einladungen, Kinder nahm man in den leeren Wagen weg; aber niemand sah den geschwärzten Knecht ohne Schuhe und ohne Kutte.

Ja Miaß, es isch m'r viel z'übel gange, n noh dr Kleb verbrunne, hescht dä de nit chönne use bringe? war alles, was mir der Meister sagte. Als ich auf dem heißen Schutt endlich nicht mehr gehen konnte mit meinen verbrannten und wunden Füßen, da brachte mir ein armer Knecht aus der Nachbarschaft ein Paar alte Holzschuhe. Mit diesen setzte ich mein Tagwerk fort, half dem Bauer seine Geschenke an Scherm bringen. Da kam der Wirth und der Müller, dann mein Onkel Sami, aber nicht aus Gutherzigkeit, sondern aus Hochmuth; für den armen Knecht, der zwar nur seines Bruders Sohn, während der Bauer ihm nichts verwandt, sondern nur wie er Gerichtsäß war, hatte er nichts. Ich dachte damals nicht daran, was mir geschah, gar nicht an die Ungerechtigkeit der Welt. Gedachte nicht, daß ich dem Bauer viel mehr gerettet, als ich verloren, ich daher billig Ersatz von ihm zu erwarten hätte, daß er sehr viel gerettet, und ich gar nichts, daß es mir am übelsten gegangen, daß meine Mitchristen mich zuerst zu bedenken hätten für meine Nothdurft, ehe sie dem Bauer für seinen Ueberfluß sorgen hülfen. Gedachte nicht daran, wie in solchen Fällen für treue Dienstboten gesorget sei, nämlich so, daß sie allemal, wenn sie für den Meister gesorgt, und nicht für sich, reuig werden mußten. Damals waren noch keine Mobiliarassekuranzen, sonst hätte ich sicher auch nicht daran gedacht, wie unklug es von den Meisterleuten sei, ihrer Dienstboten Armseligkeiten nicht auch in ihre Versicherungen aufzunehmen und die Kleinigkeit für sie zu bezahlen; damit die Diensten, die Ersten in solchen Fällen, die günstigsten Augenblicke zum allgemeinen Besten verwenden, und nicht ein Jedes zuerst nach seinen Hüdlene laufen möchte. An dieses alles

es einen warmen Ofen. Daß iſt eine Gleichnißrede, deutet mir ſie!

Der Pfarrer predigte und kinderlehrte aber nicht bloß, er führte ſonſt noch das große Wort in der Gemeinde. Man brauchte ihn viel, und darum regierte er auch viel, und wenn er einmal geſagt hatte: Ohä, d'Sach iſt die; ſo hätte ich niemand rathen wollen, eine andere Meinung zu haben. Aber eigentlich regierte doch nicht er ſelbſt. Einige pfiffige Käuze in der Gemeinde kamen öfters zu ihm, und wußten das, was ſie wollten, ihm ſo fein unter den Fuß zu geben, daß er glaubte, es ſei ſeine eigene Meinung oder Erfindung, und ſie durchſetzte. Er hielt viel auf Achtung und Reſpekt, und nach dem Sprüchwort: Was du willſt, daß dir die Menſchen thun, das thue du auch ihnen, zog er vor dem Landvogt gar tief den Hut und ſagte nie zu viel: Hochgeachteter Junker Landvogt; aber ſeine Bauern mußten ihm dann ihre Bücklinge auch machen, und mancher vernahm: Zieh den Pflegel ab! Das ſchadete ihm aber bei der Bauerſami nichts; weil er viel bei dem Landvogt galt, ſo galt er bei den Bauern deſto mehr; denn ein Wort von ihm konnte gut oder bös Wetter machen. Wer ihm widerſprach, den hielt er für einen böſen unruhigen Kopf. Er liebte das Ja Ja ſagen und merkte nie die Schalkheit, die Ja Ja ſagte, und hinterwärts das Gegentheil; er hatte überhaupt keinen Gedanken, daß man ihn zum Beſten haben könne, ſondern nahm Alles, jedes Kompliment ꝛc. als baar Geld auf. So wurde er z. B. oft eingeladen, mit ſeiner Familie z'Dorf zu kommen. Keiner oder die wenigſten thaten es im Ernſt, ſein und ſeiner Familie Beſuch war ihnen läſtig; höchſtens war es ihnen nicht recht, wenn der Pfarrer zu Andern ging und nicht zu ihnen auch, weil ſie ſich dadurch unter dieſe herabgeſetzt glaubten. Der Pfarrer aber glaubte, er erweiſe mit ſeinem Beſuch eine Ehre, ſeine Frau war natürlich ſeiner Meinung, und die Kinder, an denen die Eltern blind waren (der Pfarrer glaubte, alles ſei gut, was von ihm käme), aßen gar

zu gern Küchli; er nahm daher ſolche Einladungen oft an, und zottelte an ſchönen, beſonders Sonntagsnachmittagen, irgend einem Hofe zu.

Seitdem nun mein Bauer Statthalter, Salzauswäger und Amtsrichter werden wollte, fand das Ehepaar auch nothwendig, den Pfarrer dringend einzuladen (ſie hatten bis dahin nicht zu den Auserwählten gehört). Die Frau tröſtete ſich damit, er komme nicht, es ſei ihm zu weit und etwas Neues.

An einem ſchönen Sonntag Nachmittags war es, und ich lag am Schatten im Baumgarten, da ſah ich oben aus dem Hölzchen, das am Rande des Hügels lag, und aus welchem ein Fußweg zu uns hinunter ſich ſchlängelte, einen Knaben und zwei Mädchen hervorſpringen, mitten durch jungen Klee und über eine Spreiti Flachs weg. Ich dachte bei mir ſelbſt, es nähme mich doch wunder, wer die ſeien, daß ſie nicht wüßten, die Wege ſeien da zum Laufen, den Klee vertrappe, den Flachs verbürſche man nicht. Das hatte ich noch nicht ausgedacht, ſo kam die rundliche Geſtalt des Herrn Pfarrers hintendrein und hinter ihm die etwas ſpitznaſige Frau Pfarrerin, und Alles wälzte ſich allmählig unſerm Hauſe zu. Ich merkte gleich, die vor uns verhandelte Einladung ſei für Ernſt aufgenommen worden, und der Beſuch gelte uns, lief hinein in's Haus und ſchrie aus Leibeskräften: d's Pfarrers, d's Pfarrers. Die Frau ſtreckte den Kopf zur Stubenthüre heraus und fragte: Was beſch z'brüllle, Bub? He, d's Pfarrers kömme! Das wär d'r Tüfel! Herr Jeies, Ma ſtang uf, du donners Kalb, du wirſt z'nöthli tha ha, du Lümmel! leg d'Schuh a, g'hörſt, ſi dopple ſcho, luc, da ſy ihre Burſch ſcho uf der Schyterbige, und luege zum Fäiſter iche; un, biſch nit bald fertig, du Dreyhung, haſt Kappe morn alege, muſt je doch ab ha vor em Predikant. Endlich ſtolperte der Gerichtſäß hinaus zum Empfang der werthen Gäſte. M'r hei g'meint, es ſyg niemer daheim, m'r hei ſche zweimal klopfet, ſagte der ungeduldige Pfarrer. Das

ſei ihm doch leid, meinte der Gerichtſäß, der ſich vollkommen erholt hatte, ſie ſeien in der Hinterſtube geweſen, beige zäme betet, da ſehe und höre man nichts; aber der Herr Pfarrer hätte auch nicht brauchen zu klopfen in ſeinem Hauſe, ſondern nur gerade herein kommen ſollen, ſie ſollten gleich inne für cho i d'Stube und cho abhocke. Das wollten nun der Pfarrer und ſeine Frau nicht, ſie wären daheim genug in der Stube, und es ſei viel hübſcher und kühler da auf der Laube. Das ließ ſich der Bauer nach einigem Sträuben gefallen; denn ſeine Frau hatte drinnen vielleicht noch nicht abgeräumt, hatte allweg noch kein Fürtuch umgebunden und die rechte Kappe nicht auf dem Kopfe. Dieſe hauſirte drinnen etwas unſäuberlich, gab mir Geld, um eine Maß Wein zu holen, jagte ihre Töchter auf die Beine und fluchte dazwiſchen gar jämmerlich auf das hungrig Predikantenpack, das an allen Orten ſeine Naſe haben müſſe, wo es etwas z'freſſe ſchmöcki. Da ich mich anders anziehen mußte, um den Wein zu holen, ſo ſah ich ſie noch hinausgehen, gar freundlich thun, und die Hand geben, und ſagen, wie ſie ſich freue, daß d's Herr Pfarrers ihnen auch einmal die Ehre gegönnt hätten und zu ihnen gekommen wären. Und des Herr Pfarrers verſicherten, das wäre ſchon längſt geſchehen, wenn es nicht ſo weit wäre; übrigens hätten ſie es ſchon lange im Sinne gehabt, aber es ſei ihnen immer etwas dazwiſchen gekommen. Die Frau Pfarrerin verſicherte abſonderlich, ihr Mann hätte gar viel zu thun, er wiſſe oft nicht wo ihm der Kopf ſtehe, und daß ſie nicht begreife, wie er alles machen könne; und die Bäurin verſicherte, er ſei aber auch ein Herr wie es im Kanton keinen gebe, ſie und ihr Mann ſagten das alle Tage zu einander.

Als ich wieder heim kam, war neuer Lärm in der Küche und in der Stube, und ein halbleiſes Fluchen in allen Ecken. D's Pfarrers wollten durchaus draußen z'Abetrinken und nicht in die Stube hinein, und merkten nicht, daß es auf der einen Seite Geringſchätzung war, nicht in's Haus gehen zu wollen,

auf der andern Seite aber gegen alle Bauernſitte, vor dem Hauſe aufzuwarten mit Kaffee, Küchlene, Zimmetthee und Wein. Sie wußten nicht, daß man ſolche Dinge gewöhnlich nur im Hinterſtübli in aller Stille zu ſich nimmt, höchſtens in der Stube; vor dem Hauſe, wo jeder Bettler, der vorbei ging, ſehen konnte, was auf dem Tiſche ſtund, und es weiter erzählen, war es eine unerhörte Sache, aber nun auch eine unabänderliche, der Pfarrer hatte es einmal geſagt, und ſomit hatte ſie ihren Weg.

Es war recht drollig, wie die Meiſterfrau ein beſonderes Geſicht machte vor dem Hauſe und im Hauſe. Draußen war lauter: Näht doch! näht doch! d'r näht nüt! und drinne dann: E Predikante-Sack het ke Bode, die Freßhüng! ſie thüe wie we ſie e Woche lang nüt gha hätte!

Nach dem langen z'Abetrinke gingen die Weiber noch in die Plätze und endlich nahm man Abſchied. Die Bäurin dankte für den Beſuch, bat gar dringend nüt zu zürnen, wenn ſie etwa gefehlt, und daß ſie ſo ſchlecht aufgewartet hätte, doch recht bald wieder zu kommen, ſie wolle es dannzumal beſſer machen; und der Pfarrer verſicherte, ſie habe gar nicht zu danken, er ſei gar gerne einmal gekommen, und die Frau Pfarrerin lud die Bäurin ein, auch einmal zu kommen; und endlich gab man ſich die Hände. Der Meiſter ging aber noch mit der Kappe in der Hand ein Stück Wegs mit. Als er heim kam, zog er den Athem tief herauf und ſeufzte: Ja, Speckſüti ſi m'r doch lieber als Viſiti!

Nun ging es in Wechſelrede los über die Viſite! Das ſeien die uverſchanteſte Lüt, wo man nur ſehen könne, ſie hätten da gegeſſen, getrunken und zugegriffen, als ob es ihre Sache geweſen wäre. Die Kinder hätten zuerſt Aepfel von einem Baume geſchlagen, ſeien im Gras herum gelaufen, und niemand habe ihnen abgewehrt; ſie ſeien ungeheißen zum Tiſch geſeſſen und hätten genommen, was ihnen anſtändig geweſen wäre; und bald der Pfarrer bald die Frau hätten geſagt:

wetſch nit noh meh, nimm nume, we d' noh meh maſch: und der Pfarrer hätte ihnen noch Wein eingeſchenkt und geſagt: trinket nume, we d'r möget. Wenn das nicht „unverſchant" ſei, ſo verſtehe man ſich auf nichts mehr. Die Kinder hätten getroffen, es nähme ſie nicht wunder, wenn ſie die ganze Nacht „kotze" müßten. D's Pfarrers hätten ſie auch geheißen zu ihnen zu kommen, aber das ſei ihnen nur der Verſtand gemacht, daß ſie ihnen etwas brächten, wohl gar eine Hamme, aber da könnten ſie lange warten. Nicht einmal die Plätze hätte die Frau gerühmt, und doch ſeien weit und breit keine ſolchen, ſondern ſie hätte immer nur von den ihrigen geredet, und geſagt, was ſie Alles habe; aber was ſollte ein ſolcher Stadttetſch für Plätze haben? Der Pfarrer trinke den Wein auch gerne, wenn er nichts koſte, er wäre ſonſt nicht hinter dem Tiſche ſitzen geblieben, er habe nur gefürchtet, es entrinne ihm ein Schluck; es wäre ihm auch wohl angeſtanden ums Haus herum zu gehen und zu ſehen was in den Ställen ſei. Das Alles wurde vor mir verhandelt, der ich in die Unterweiſung ging; das machte eben nicht großen Reſpekt. Ueberhaupt wurde mir die Unterweiſung erleidet dadurch, daß mir der Bauer immer den Mund wäßrig machte, welchen Lohn ich verdienen könnte, wenn ich nicht gehen müßte. Iſt die Donners Unterwiſig ſcho wieder da, hieß es, wenn ich am Morgen von der Arbeit gehen mußte.

Ich konnte mir kein größeres Glück denken, als einmal frei zu ſein, und machen zu können, was mir beliebte; denn unter Erlaubniß verſtund ich eben nichts anders, als los zu ſein vom Pfarrer und Schulmeiſter und ungeſtört verdienen zu können, ohne verdinget zu ſein. Der Bauer brauchte mich gar nicht zu ermahnen, zu machen, daß ich die Erlaubniß erhalte, es war mir ſelbſt alles daran gelegen, dem Pfarrer aus den Händen zu kommen. Ich konnte gar nicht begreifen, was die Unterweiſungen aparti nützen ſollten, ob ich das alles wüßte, was man da lernte oder nicht, ſchien mir durchaus gleichgültig.

Ich wußte nichts anzufangen mit den paar Wörtern, die mir blieben und die ich so wenig begriff, als das Fragenbuch; ich hielt dafür, das Unterwisiggeben sei eine alte Uebig, die nichts abtrage, welche von der Regierung dem Pfarrer zu lieb eingesetzt worden sei. Ich glaubte daher, meine ganze Aufgabe bestehe darin, den Pfarrer nicht böse zu machen, darum gab ich auch Achtung, wenn die Reihe an mich kam, daß ich die bekannten Antworten versagen konnte. In der Zwischenzeit bekümmerte ich mich um das, was katechisirt wurde, nichts, geschweige daß ich zu Hause oder auf dem Wege an etwas zur Unterweisung Gehörendes gedacht hätte. Man trieb während den Unterweisungen, um die Langeweile zu vertreiben, allerlei. Man kneipte sich, rupfte sich an den Röcken, an den Haaren, band den Mädchen die Haarschnüre zusammen, that ihnen die Zöpfe auf und steckte Knebel hinein. Der größte Spaß bestund darin, daß Keines aufschreien oder auffallend unruhig werden durfte, so daß es der Pfarrer gemerkt hätte, es wäre von allen Andern verfolgt worden. Auf dem Wege zur Unterweisung und zurück waren wir wie eine losgelassene Heerde muthwilliges junges Vieh.

Kein Begegnender kam ohne Schlämpertig durch, kein Hund ungeneckt, und hatten wir niemand sonst, so plagten, warfen, prügelten wir uns untereinander, oder die Meitschene mußten umeha. Alle schmutzigen Reden, die man von Eltern, Knechten oder Mägden gehört, wurden da gewechselt, und den Mädchen die abscheulichsten Dinge vorgehalten, von denen wir oft selbst nicht wußten, was sie bedeuteten. Einige antworteten tapfer und blieben nichts schuldig, Andere weinten oder drohten es dem Pfarrer zu sagen, was aber die Sache nur ärger machte, denn wir wußten wohl, daß dieses nicht geschah. Nur ein Mädchen antwortete nicht mit gleicher Rede und weinte doch auch nicht, es war eine gewaltige handfeste Kühverstechter. Sobald Einer ihr etwas sagte, so suchte sie seiner habhaft zu werden und prügelte ihn weidlich durch, ja sie prügelte drei bis vier auf

einmal. Ich prügelte mich mit ihr nur einmal. An Kraft war ich ihr wohl überlegen, denn ich war der Stärkste in der ganzen Unterweisung, aber eine gewisse Scham hinderte mich, alle meine Kraft gegen ein Mädchen zu gebrauchen; sie aber schlug nur um so entschlossener auf mich los, so daß ich ausgelacht und zerzaust aus dem Kampfe kam, mich schämte und künftig Respekt vor dem Mädchen hatte. Am meisten Schläge von ihm, ohne sich dadurch bessern zu lassen, erhielt ein nichtsnutziger Bube, der in Bern erzogen und von der Gemeinde dort weggenommen worden war, um zur Arbeit angehalten zu werden. In Frechheit, Schamlosigkeit fand er keinen Seinesgleichen. Thierquälereien waren seine größte Freude, Unfläthigkeiten brachte er vor, von denen wir nie etwas gehört, Streiche führte er aus, vor denen wir uns schämten, und sie ihm abstecken, was doch viel gesagt ist. Er lachte uns nur aus, sagte, wir seien dumme Dorfteufel, in Bern gehe das ganz anders zu. Er erzählte dann, was sie getrieben hätten auf der Schützenmatt, besonders aber im Bremgartenwald beim Holzauflesen, wo ganze Truppele Mädchen und Knaben Tage lang unbeaufsichtigt im bequemen Waldesdunkel umherziehen, was sie getrieben in den Häusern, daß uns die Haare zu Berge stunden. Er erzählte uns, wie lustig es darum in Bern sei, wie man da gut leben könne, ohne viel zu arbeiten. Da esse man nicht so schwarzes altes Brod wie auf dem Lande, sondern lauter frisches weißes. Habe man nichts, so finde man Leute genug, die Einem geben, Geld, Kleider, Essen. Am besten komme man fort, wenn die Mutter die Fromme mache und vor dummen Weibern den Kopf schiere, dann habe man was man wolle. In die Schule zu gehen brauche man noch viel weniger als hier, die Herren hätten da nicht Zeit nachzusehen, und begehre auch ein Fürwitziger einmal auf, so jammere man über Noth und Elend, bettle Unterstützung; da helfe man Einem zuerst und lasse Einen dann hinten drein machen was man wolle. Auch vor den Alten habe man sich nicht zu fürchten, da gehe jedes

seiner Wege, und Tage lang könne man sich lustig machen wie man wolle, ohne daß Vater und Mutter es wüßten. Nebenbei erzählte er uns, wie er seinen Bauern plage, in's Bett, in die Hosen mache, und nichts Sehnlicheres wünsche, als daß er ihn fortjage, damit er von dem verfluchten Bauernvolke wieder wegkomme, wo man von nichts als von Prügeln und Arbeiten wisse. Er brachte es auch richtig dahin. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß auch die schlechtesten Kerls in unserm Regimente in Bern aufgewachsen waren. Es muß dort unter diesen Menschen furchtbar aussehen und niemand in der Ordnung zusehen.

Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte; es entstund ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken: Was ihm wohl Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eigenes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieses und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümmernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen theilten wir einander mit, und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr, und sich in demselben einnisten wollte. Alle Tage brachten Einige die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beschlossen und bei welchem Krämer sie das Beschlossene zu nehmen gedächten; dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer gesagt, was man wußte, und manches von schlechter Elle, dunklem Laden, hohen Preisen gemunkelt, und in stiller Hoffnung, noch etwas Besseres und von einem noch bessern Krämer zu erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten. Aber um so größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wissen,

woran sie seien, und geradezu oder hintenum suchten sie es zu vernehmen. Und als es endlich Alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen den Schneidern an, und bei den Mädchen auch die noch wegen den Räberinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer schlaflos hingebracht, der Schneider möchte nach seiner gewohnten Art nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging alles recht gut, wir schlüpften durch, und wie viele Zentnersteine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Flecken bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschirten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen sein Nastuch nahm und schluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber thaten eben so, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger, und die Herzen pochten heftiger, und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, die Posaunenengel brachten die Posaunen zum Munde näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich Alles verschlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen; und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber beten einander ihre Schnupftrucken mit Behaglichkeit und sprachen: Das war doch schön, ha das!

Mir stirrte und sumste es mächtig um die Ohren, und noch Tage lang war es mir, als ob es in den Bäumen sause

hoch oben; aber nicht tiefer hinein, nicht einmal in die Augen drang es mir.

Ich hatte einen ſchwarzen Wollhut, den Gegenſtand meines tiefſten Sehnens, erhalten, und konnte nicht ſatt werden ihn zu betrachten, ſtund ſogar des Nachts auf, um ihn zu probiren, und konnte den Tag nicht erwarten, an welchem ich meinen Kopf zur Kirche tragen konnte; zu dem hatte ich noch ein ganz neues Gilet mit gelben Knöpfen und ein rothes ſeidenes Halstuch. Aus den Sonntagskleidern ihres verſtorbenen Vaters hatte man mir, wie ich meinte, und wie man mir ſagte, recht ſchöne Hoſen und Rock machen laſſen. Der Bauer und ſeine Frau unterließen nicht, ihre Freigebigkeit zu preiſen, und ich war ihnen nicht wenig dankbar. Eines plagte mich noch, wie alle Andern: Wir möchten vielleicht etwas unrecht machen, entweder zu früh oder zu ſpät aus dem Stuhle zum Tiſche des Herrn gehen, oder den Hut unter den unrechten Arm nehmen, oder das Brod zu eſſen vergeſſen, und wir repetirten alles unzählige Male; glücklicherweiſe ging auch dieſes recht gut, ich vergaß nichts, ſtolperte nirgends, und beim ſchönen Wetter brachte ich meinen ſchönen Wollhut wieder unverſehrt in den Schaft. Am Nachmittag lag ich im Baumgarten im grünen Graſe, mit einem Glück in der Bruſt, das ich nicht beſchreiben kann. Ich glaubte mich frei, die Welt ſtund mir offen, Kraft brauste in meinen Gliedern, Selbſtgefühl blitzte aus meinen Augen, Muth ſchwellte das Herz; als ob ich an einem hellen Maitag mein Lebensſchifflein vom Ufer ſtieße und ein nahes Geſtade, glühend in ſchöner Gottes Pracht, mir würde, war's mir im Gemüthe. Ach, ich kannte trügeriſche Schiffe nicht, wußte nichts von verborgenen Klippen, und was Schiffbruch ſei, ahnte ich nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie ich ein Knecht ward.

So war nun zu Ende meine Verdingzeit, die Zeit meiner ägyptiſchen Dienſtbarkeit, und, wenn ich gerecht ſein will, ſo hatte ich es während derſelben beſſer gehabt, als hundert Andere. Am ſchlimmſten ging es mir beim erſten Meiſter, als ſogenanntes Kindemeitſchi, doch hatte ich zu eſſen genug. Recht luſtig hatte ich es bei den Alten am Bach, ein freies Leben, wie ich es nur wünſchen konnte, und faſt Fiſcheli z'Morgen und Krebſeli z'Nacht. Bei dem ſtattlichen Bauer hoch oben auf dem Berge wurde ich freilich von den Dienſten gequält und mußte der Sündenbock ſein, aber das ging doch ſo übel nicht, weil die Meiſterleute vernünftig waren. Beim letzten Meiſter behagte es mir. Ich wurde gerühmt, man ſchien etwas auf mir zu halten, ich konnte fahren und melken, ſo daß es mir wohl zu Muthe war. Ja, wenn ich ſeitdem Andere erzählen hörte, wie es ihnen ergangen, ſo muß ich dem lieben Gott danken, daß er mich nicht ſo bittere Wege geführt. Ich glaubte manchmal viel ausgeſtanden zu haben, und war von Herzen unglücklich, ſo ganz verlaſſen mich fühlend; eine Art Heimweh zerriß mir faſt das Herz, und Heimweh und keine Heimath, iſt das nicht traurig? Freilich war mein Herz verhärtet worden, und der Knabe war ich nicht mehr, dem die Liebe zu den Augen ausſah, und der deßhalb allenthalben geliebt wurde. Die Liebe war zurückgetreten, und zurückgetretene Liebe erzeugt einen wüſten Ausſchlag, Bitterkeit und Trotz, unwirſches Weſen; aber die Liebe war nicht getödtet, empfänglich blieb ich für Alles, was wie Liebe ausſah, nur vermochte ich einfältiger Bube nicht zu unterſcheiden die eigennützige von der reinen, und nahm die falſche Münze meiner gegenwärtigen Meiſterleute für ächt an. Das iſt aber einem einfältigen Buben nicht zu verargen, können doch dieſes die wenigſten Leute, wenige

Mädchen, die nach einem Bräutigam fischen gehen, und je älter, um so weniger, noch weniger grauhaarige Wittwer und Wittwen, die ihre schletternden Hände nach jungen warmen Herzen ausstrecken, am allerwenigsten aber ein lediger Schulmeister, ein Pfarrer, der beim Landvogt z'best reden, ein Landvogt, der Statthalter, Salzausmäger, Amtsrichter machen kann, und am allerwenigsten eine Betschwester, die Fleisch im Kemi, Wein im Keller, Schnaps im Genterli, und Geld im Trögli hat.

Gelernt hatte ich in der Schule so viel als nichts. Lesen konnte ich, aber was ich gelesen, schwatzte ich nie aus, denn ich verstund es nicht. Wenn man recht nachsinnet, so ist das doch eine der größten Merkwürdigkeiten in der Welt, daß man Tausende und Tausende quält Jahre lang mit Erkennen und Zusammensetzen der Zeichen, durch welche die Menschen ihre Gedanken ausdrücken; aber in den Zeichen die Gedanken dann auch finden, das lehrt man nicht. Man lehrt Millionen die Zeichen selbst machen, aber wieder nicht in die Zeichen hinein die eigenen Gedanken legen; so kennen wir Zeichen, vermögen aber weder etwas aus ihnen heraus, noch etwas in sie hinein zu bringen. Beim sichtbaren Zeichen bleiben wir stehen, es ist uns Alles in Allem, bei ihm steht unser Verstand still, wie ein Ochse am Berge; das Unsichtbare im Zeichen, der Gedanke, findet kein Auge in uns, das ihn sieht, keine Kraft, die ihn erkennt, auffaßt und lebendig wieder gibt. Wer wundert sich dann noch, wenn wir die eigene Seele nicht erkennen im eigenen Leibe, und Gott nicht in seinem Weltenkleide; wenn wir weder in Worten noch in Thaten Geist zu legen vermögen, nicht zu finden vermögen in jedem sichtbaren Begebniß die unsichtbare waltende Liebe? Wer wundert sich dann noch, wenn wir in der Bibel nur Buchstaben finden, aber nicht Gott, im Fragenbuch nur lange Fragen, aber keine Erkenntniß, in der Kirche einen Pfarrer, aber keine Erweckung, in geistlichen Versammlungen viel Leibliches, aber nichts Geistliches, viel Unsinn, aber keinen Sinn?

Wer will sich wundern, daß auch ich Einfältiger den höchsten Gedanken im Buchstaben nicht faßte, daß Worte und Erklärungen unverdaut in mir lagen, kein religiöses Gefühl in mir erzeugten; daß ich wohl die Gebote kannte: nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, aber von einem freudigen Dienste in der Liebe nichts wußte; daß ich wohl den sichtbaren Landvogt vor Augen hatte, aber nicht den unsichtbaren Gott?

Uebrigens muß ich doch sagen, daß ich kein böser Bube war, sondern treu, redlich, unverdorben, und wenn ich zuweilen einen Fluch oder ein schmutziges Wort fahren ließ, was aber nicht oft geschah, da ich überhaupt nicht viel redete, so wußte ich selten, was ich sagte.

So frei und froh ich mich nun nach erhaltener Erlaubniß auch fühlte, so seit ich im Sinne hatte, wieder ein Bauer zu werden, so fiel mir doch nicht ein, Anstalten dazu zu treffen. Es lag mir eine gewisse Unbehülflichkeit in allen Gliedern; ich ließ es gehen, wie es ging, als ob ein Bauernhof eine gebratene Taube wäre, und ich im Schlaraffenland, wo dieselben Einem mir nichts dir nichts in den Mund fliegen, wenn man denselben nämlich zur rechten Zeit offen hat. Dieser Mangel an Rührsamkeit und Selbstbestimmung, dieses Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu stehen kommt, dann aber auch die Klugheit, Anschlägigkeit, Ausdauer auf diesem Punkte, der ein Grundton im Charakter des Bernervolks ist, kann in einem Volke, dessen Glieder geistig geläutert und gekräftigt werden, der Grundpfeiler eines soliden Glückes werden.

Ein Handwerk zu lernen, daran dachte ich gar nicht; ich glaube, wenn es mir vorgeschlagen worden wäre, ich hätte gefunden, man wolle meinen Ehren Abbruch thun. Ich war gewohnt, die Handwerker als eine untere Klasse Menschen anzusehen, zu sehen, wie jeder Bauernknecht auf den Handwerksmann von oben herab sah, sich besser dünkte, und ihm befahl, wo es sich nur thun ließ. Ich sah keinen Bauernsohn, und

wenn ihrer ſieben auf einem magern Hofe waren, ein Handwerk lernen, viel lieber als Lehnsleute oder ſonſt ſich ſchinden laſſen. Ich ſah, wie jeder Handwerker, ſobald er zu einem Kreuzer Geld kam, ſich Land kaufte, ein Bauer zu werden ſtrebte und das Handwerk an den Nagel hängte. Ich ſah eine Menge verlumpter Handwerksleute: Schuhmacher, die nicht für ſechs Kreuzer Leder kaufen konnten, Schneider im Spital oder auf der Gemeinde, Schmiede im Umgang, Schloſſer als Diebsgeſindel, Tiſchmacher ohne Arbeit, Maurer in Hudeln, Wagner die Schrecken aller Bauern, die ein ſchönes Oeſchli oder ein gerades Buchli hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit rothen Naſen, Weber mit hungrigen Augen und kurzem Athem; daß die Schuld von allem dem nicht an den Handwerken, ſondern ganz anderswo liege, das ging über meinen Verſtand.

Ich blieb alſo bei dem Bauer, ein anderer Güterbub trat ein, und ich wurde Knecht, ohne daß wir um einen beſtimmten Lohn einig geworden wären. Er ſagte mir, erſtlich hätte er viel Koſten wegen meiner Kleidung gehabt, da ſei's doch nur billig, wenn ich das abverdiene; das fand ich auch. Ferner ſagte er mir, er wolle mir noch mehr Kleider machen laſſen, und mir dann ſo viel Lohn geben, als ich verdiene, und bis ich zufrieden ſei; übrigens ſo bald ich etwas Geld nothwendig habe, ſo ſolle ich es ihm nur ſagen, er wolle mir auf Rechnung geben. Das glaubte ich alles; und da er mir nach einem Jahr noch ein Schaf zu halten erlaubte, ſich nur die Wolle vorbehielt, ſah ich in Gedanken ſchon einen Stall voll Kühe und Roſſe als mein Eigenthum, und war überglücklich.

Ich lebte und webte in meinem Dienſte, und mein Meiſter, der Fuchs, ließ mich machen und lähmte mich nicht dadurch, daß er mir nichts überließ. Mir ward der Stall übergeben, und wenn der Meiſter nicht zu Hauſe war, ſo konnte ich befehlen. Ohne es zu wiſſen bildete ſich bei mir im Fut-

terrüſten, beim Futtern, bei der Behandlung des Viehs ein beſtimmter Gang aus, von dem ich nur in der höchſten Noth abwich; daher konnte es mir auch niemand recht machen; daher verſäumte ich auch nie eine Futterungszeit, weder des Morgens noch des Abends; daher war mein Vieh auch ſchön, ſelten eine Krankheit im Stall, und alle Augenblicke etwas für den Metzger z'weg. Und wenn ich dann ein Trinkgeldlein bekam, und ein Metzger, auf Antrieb des Meiſters wahrſcheinlich, mich rühmte, ſo ward ich ſtolzer als Hans oben im Dorfe. Meinen Pferden borgete ich mehr als mir ſelbſt, und oft zankte ich mit dem Meiſter, wenn er überladen wollte; ich fuhr lieber zweimal, als daß ich das Schinden der Thiere zugab.

Während dieſer Zeit war ich nicht nur recht glücklich, ſondern ich führte mich auch ſehr brav auf. Ich lief lieber Kühen als Mädchen nach, miſtete lieber, als daß ich tanzte, tränkte lieber, als daß ich ſoff, ſchüttelte lieber Heu, als daß ich Karten miſchelte, ſtriegelte lieber ein Pferd, als einen Menſchen. Ich weiß nicht, was man mir hätte geben müſſen, um eine Nacht außer dem Hauſe zuzubringen; hätte ja eine Kuh abkommen, ein Pferd ſich verwickeln, großen Schaden anrichten können, wenn niemand es gehört; und wer anders ſollte es hören, als gerade ich, dem ſie anvertraut waren, und der ſie lieb hatte? Ich hätte auch gar nicht gewußt, warum ich Sachen treiben ſollte, zu denen mich nichts zog, und Anderes darüber vernachläßigen, an dem ich Freude hatte. Ein Intereſſe füllte meine Seele, und für mehrere hat ſelten eine Menſchenſeele Platz. Kameraden lachten und ſpotteten mich aus, daß ich nicht mitmachen wolle; fragten mich oft, ob ich fromm geworden ſei, daß ich keine Freude haben möge? Die Narren wußten nicht, daß man an gar vielen Dingen, und nicht nur an einem Freude haben kann. Freude iſt Freude, aber es ſind gar viele Gegenſtände, durch die ſie erzeugt wird. Nun iſt es aber doch die ſchönſte Sache, wenn man Freude hat an dem,

was man eigentlich thun ſoll in der Welt. Nun leben wir leider in einer verkehrten Welt, die leider Gottes aus Bauern und Herren, aus Aettene und Papas, Müettene und Mamas, aus Primar- und Sekundarlehrern, aus Pfarrern und Wirthen, aus Frommen und Gottloſen beſteht, und dieſe verkehrte Welt ſorgt recht abſichtlich dafür, daß es die ihnen Anvertrauten bei allen Haaren hinzieht, dahin, wo ſie nichts als Schaden haben, daß ſie nur da ihre Freude finden, wo ſie ſich hinſtehlen müſſen, daß das ihnen eine unerträgliche Laſt wird, was ihre tägliche Beſchäftigung ſein ſoll. So verderben Knechte und Mägde, weil ſie kein Intereſſe an ihrem Dienſte finden, ſo verſinken Bauernſöhne und Töchter in's Luderleben, weil in ihren Köpfen Anderes ſteckt, als Freude an der Arbeit, ſo gibt es beim Studiren mehr Tagediebe, als Gelehrte, aus Herrenſöhnchen gibt es Sündenſöhnchen, aus Schreibern Schlingel und am Ende was giebt es aus Allen? Eins von Beiden, entweder mißvergnügte ſtättige Baſtefel oder Schweine, die in jedem Kothe ſich wälzen; auf alle Fälle nicht munter fröhliche Chriſten, deren Geſichter und Leben freudige Loblieder Gottes ſind. Nehmt die Hüte ab, ihr Gelehrten, vor meinem Bauer, den brachte ſein Eigennutz viel weiter, als euch eure Kunſt; ſeid ihr nicht zu vornehm, ſo lernet Eines: In jedem Menſchen iſt ein Trieb zu irgend einer Arbeit zu erwecken auf verſchiedene Weiſe, ohne dieſen Trieb iſt jede Arbeit eine Bürde, der man ſich zu entziehen ſucht; dieſen Trieb erwecket, die ihm entſprechende Arbeit oder Beſchäftigung ſuchet auf, ſonſt wachſen als Unkraut andere Triebe, und werden die Tyrannen des Menſchen. Doch ich verſteige mich und verdiene darum billig ausgelacht zu werden, als ein Schuſter, der über ſeinen Leiſten will. Lachet nur, aber verzeibt mir, wenn ich in meiner Einfalt über die Schnur haue und von Dingen rede, die ich nicht verſtehe. Ich bin ja weder ein Landvogt noch ein Großrath, die das Recht dazu haben, ich bin auch kein Regierungsrath, der in ſeinem Kopf eine eigene Bernergeſchichte erfinden, und

damit den großen Rath unterhalten und belehren darf, ſondern nur ein armer Teufel; aber ich rede denn doch nicht für meinen Sack, ſondern aus einem warmen guten Herzen, und möchte gar zu gerne jedem das Gute gönnen, das mir ward, und ihn vor jedem Böſen ſicher ſtellen, welches ich erfuhr.

Ich trank wohl auch zuweilen einen Schoppen Wein Sonntags, und wenn ich mit einem Stück Vieh auf den Markt gefahren war, ein Trinkgeld erhalten hatte, ſteckte ich die Naſe in den Tanzſaal und g'wunderte; war aber um vier oder höchſtens fünf Uhr beſtimmt daheim, und mir war viel heimeliger im Stall als dort, woher ich kam. So war ich über vier Jahre Knecht, und hatte noch wenig eigentlichen Lohn eingezogen; die Trinkgelder und mein Schafhandel hatten mir für meine wenigen Bedürfniſſe das Meiſte geliefert, nur an eine Uhr mußte mir der Meiſter ſteuern. An dieſer hatte ich noch größere Freude als an dem Wollhut, und wie manchmal des Tages ich ſie herauszog, hätte niemand zählen können. Kleiden ließ mich der Meiſter, und das recht brav, und wenn ich in meiner neuen halbleinenen Kleidung einherſchritt, ſo war ich der ſtattlichſten Burſche einer. Ich maß über ſechs Schuh Bernermaß, war breit in den Achſeln und ſtark gebaut; ich leerte ein Mäß Roggen über die Hand aus, nahm einen Sack Roggen vom Boden auf u. ſ. w.

Von mehreren Seiten her wollte man mich bei meinem Meiſter weglocken. Wenn unſer Wirth in den Stall kam, ſo ſprach er oft ein verlornes Wort zu mir, das der Meiſter nicht hören ſollte. Kam ich zufällig in's Wirthshaus, ſo war auch ſeine Frau beſonders freundlich mit mir, und frug mich aus, wie viel Lohn ich habe, und ob ich nicht einmal fort wolle? man müſſe doch nicht immer an einem Orte bleiben, man lerne nichts. Sie war eine gar g'wundrige Frau und kannte den Grundſatz nicht: Was du willſt, daß dir die Leute thun, das thue auch ihnen; ſo konnte ſie Dienſten den Kopf groß machen meiſterlich, und wer zu den ihrigen nur ein

Wort ſagte, dem bekam es übel. Sie machte, was ihr durch den Kopf fuhr, ſprach was ihr in den Mund kam, trug nach keinem Menſchen etwas, niemand war ihr zu lieb für etwas, und doch war ſie beſonders empfindlich, und forderte für ſich alle möglichen Rückſichten; man hatte gegen ſie gefehlt, man wußte nicht wie, und dann gnade Gott Einem. Auch unſeres Müllers Sohn flattirte mir, und ſtrich um mich herum, er war auch ein feiner Kauz, und ein ganzer Müller in allen Theilen.

Alle wollten mich auf eine verblümte Weiſe aufweiſen, mein Meiſter werde mich übervortheilen, allein ich ließ mich nicht mit ihnen ein. Ich hatte keine Urſache, dem Meiſter zu mißtrauen. Ich wußte gar wohl, daß er an niemand ſonſt treu war, daß er betrog, ſobald er konnte; allein ich dachte nicht von ferne daran, daß er an mir nicht treu ſein würde, er gab mir immer ſo gute Worte. Ich wußte damals noch nicht, daß ein eigennütziger hundshääriger Bauer keinen Unterſchied macht, und zum Uebervortheilen ihm niemand zu gut iſt, am allerwenigſten ein Knechtlein, das auf Erden ſo wenig zu bedeuten hat; daß kein Menſch einem Betrüger trauen kann, zeige er ſich auch als der beſte Freund. Darum traute ich meinem Meiſter, er werde mich nicht zu kurz kommen laſſen, und mir, ſo bald ich es bedürfe, mein Geld geben. An Zinſe dacht ich nicht, und Sparkaſſen waren damals noch nicht. Gerne freilich hätte ich mein Geld einmal beiſammen geſehen und in den Händen gehabt; aber dann dachte ich wieder, es könnte mir wohl geſtohlen werden, was ich dann davon hätte? Oft rechnete ich nach, wie hoch mein Vermögen ſich belaufen möchte, und was ſich damit anfangen ließe. Für das erſte Jahr erwartete ich nicht viel, wegen der Admiſſionskleidung, dem zweiten Jahr rechnete ich doch wenigſtens fünfzehn Thaler. Es ſchien mir wohl zuweilen etwas viel, allein dafür war ich dann auch ein Knecht, der oft für zwei arbeitete, dem der Meiſter getroſt die Aufſicht überlaſſen konnte, und

der dem Meiſter im Stalle allein mehr verdiente, als der Lohn betrug. Mit dem Meiſter redete ich nicht darüber er aber ſagte mir von Zeit zu Zeit: Miaß, du muſt z'friede mit m'r ſy. Wenn ich noch zehn Jahre diente, und mir der Meiſter, wie billig, fünfundzwanzig Kronen gebe jährlich, dann hätte ich tauſend Pfund, und ſomit den Satz, etwas Eigenes anzufangen, und wieder ein Bauer zu werden — ſo rechnete ich — aber der Menſch denkt — und Gott lenkt.

Sechszehntes Kapitel.

Fürio! das Haus brennt.

Einmal, im Emdet war es, hatte ich mich ſpät und müde zu Bette gelegt. Lange war unbeſtändig Wetter geweſen, viel Emd war abgemäht, und als die Sonne wieder warm ſchien, hatten wir alle Hände voll zu thun gehabt, und am letzten Tage heimgeführt, ſo lange es heiter war; alle Wagen ſtunden unabgeladen unter der Einfahrt und vor derſelben. Als Alle in's Bett gingen, hatte ich noch meine Pferde zu beſorgen; nachdem ſie über Nacht erhalten hatten, legte ich mich endlich auch nieder.

Wie lange ich geſchlafen, weiß ich nicht, als es wie Feuer in meine Augen drang, das Haus erbebte, und ein Getöſe, als ob man einige tauſend Körbe mit Glasſcherben über das Dach ausleere, mir alle Nerven erſchütterte. Ich fuhr auf, aus ſchwarzer Nacht war blutrother Tag geworden; ich fuhr nach meinen Kleidern, fand mit Mühe die Hoſen, die Schuhe aber nirgends, ſprang hinunter, und ſah das ganze Scheuerwerk unſeres Hauſes bereits in hellen Flammen. In den Ställen brüllte das Vieh, dorthin ſtürzte ich, meine Sachen ganz vergeſſend, nur an meine lieben Roſſe, an meine lieben Kühe denkend. Ich ſprengte in der Angſt, da ich das Schloß nicht

fand, die Thüre mit einem Tritt, und ſchnitt die Halftern durch, lockte, trieb in wilder Angſt die Thiere zur Thüre, und brachte glücklich alle heraus, bis an ein Pferd, das wir erſt gekauft, und eine Kuh, deren Kalb noch im Stalle ſtand, und die kein Bein machen wollte. Das treue Thier wollte ſein Junges nicht verlaſſen, und fand in ſeiner Mutterliebe den Tod. Ich beinahe damit. Ueber meinem Zerren vergaß ich, daß ich in einem hölzernen Hauſe war, bis plötzlich das Feuer in den Stall brach, auf allen Seiten es krachte, die Wagen auf der Einfahrt in's Tenn ſtürzten; da trieb mich Feuer und Rauch hinaus, und durch wallende Glut und unter ſtürzenden Balken weg ſprang ich in's Freie. Nun im Hauſe vornen Geſchrei, und ein wirres Austragen deſſen, was man in der Angſt ergriff. Der Meiſter rief um Hülfe, um ſein Bureau zum Fenſter hinauszuheben, und meine Kraft trug die ſchwere Bürde federleicht hinaus in die dunkle Hofſtatt. Aber auch das Vorderhaus mußte verlaſſen werden; nun erſt dachte man an die Rettung der nahe herumliegenden Nebengebäude, beſonders des Spychers und des Steckes.

Die Flammen wirbelten in wildem Feuer weit hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe, in weitem Kreiſe fiel nieder der Feuerregen, und bedeckte die Dächer der Gebäude, aber auch der Regen ſchlug praſſelnd nieder und hinderte ein ſchnelles Feuerfaſſen. Aber die wachſende Hitze trocknete mehr, als der Regen netzte, hie und da fieng eine Ecke an zu rauchen, niederfallende Schindeln und Holzſplitter glimmten auf den Dächern.

Wir verſuchten zu löſchen, ſo gut wir konnten, aber betäubt vom Schrecken faßten wir alles verkehrt an, fanden nichts, was wir bedurften. Niemand kam uns zu Hülfe, und doch donnerte es nicht mehr, das Gewitter ſchien in einem Schlag ſich entladen zu haben. Eine unendliche Zeit, ja Stunden ſchienen zu verſchleichen, bis Schritte durch die Nacht hallten, bis eine Rundelle ſich zeigte, bis das ſchauerliche Raſſeln einer Spritze vernehmbar ward, und doch war innerhalb zwan-

zig Minuten die erſte auf der Stelle. Niemand weiß, als wer es ſelbſt erfahren, wie in ſolchen Augenblicken Minuten zu Stunden werden. Endlich mehrten ſich die helfenden Hände. Die Stimmen kundiger Führer ertönten, der wilden Naturgewalt ſetzte ſich die umſichtige Kraft der Menſchen entgegen; da ſchien zorniger die Glut zu ziſchen, und gewaltiger wälzten ſich die Feuergarben zum Himmel, als ſie des Feindes naſſes Nahen fühlten. Aber der Menſch bebte nicht, auf den Dächern ringsum ſetzte er ſich feſt und ſchirmte mit naſſen Tüchern; kühne Rohrführer drangen ein zwiſchen den Brand und die zu ſchirmenden Gebäude; die Spritzenmeiſter reihten die verworrene Menge, durch ihre Hände flog der Eimer; es hoben und ſenkten raſch die Spritzen ihre Arme, und in hohen Bogen ſtürzten Waſſerwogen auf die Dächer nieder, aber an die Wände prätſchten gradlinicht die nächſten Röhren ihre blinkenden Waſſerſtrahlen, wie von des Bogens ſtraffer Sehne zum nahen Ziele der Pfeil fliegt. Und wie die Ordnung geſchaffen und ein geregelter Widerſtand eingerichtet war, da erwachte das Bewußtſein überlegener Kraft, und mit demſelben trat Ruhe unter die Kämpfenden und beinahe ſtille ward es unter ihnen; nur hie und da erſcholl der Ruf der Leitenden, nur hie und da wurde eine übermüthige, unnütze Schneiderſeele laut, die lieber regieren als arbeiten wollte, aber kräftige Fäuſte ſchoben ſie bald wieder dahin, wohin ſie gehörte. Wohl raſſelten von allen Seiten Spritzen heran, und die Menge der Helfenden ſtrömte herbei, aber ſie traten ein in die Ordnung, und der Geiſt derſelben kam alsbald auch über ſie. Nur ſchüchtern ſah man herumſchleichen oder an Bäumen ſtehen ein vornehmes Bauernſöhnchen, das nicht arbeiten wollte, oder ein Schreiberlein, das ſeine Höschen ſchonen mußte. Zurückgedrängt in ſich ſelbſt, wurde das losgebundene Element immer wüthender, wirbelte ſich aus den Heu- und Garbenſtöcken immer gewaltiger herauf, und jede einſtürzende Wand oder Diele erzeugte neuen Ausfall, neue Feuerſtröme auf Menſchen und Häuſer.

Aber die Menſchen wankten nicht, Tücher deckten die Kühnſten; es ſtürzten die Garben und Heuſtöcke herunter, ein Flammenmeer bedeckte Alles; aber die Menſchen wankten nicht, gegen des Elementes Wuth ſetzten ſie des Menſchen Ruhe, und des Elementes Wuth verzehrte um ſo ſchneller ſeine Nahrung, und ſchwächer ſchlugen ſeine Flammen auf, und kürzer wurden ſeine feurigen Zungen, und matter leckten ſie an den ſchwarzen Hölzern hinauf. Da nun drangen die Menſchen, die vorher dem ungeſtümen Feinde nur das Weiterdringen gewehrt hatten, auf den Ermattenden ein zu ſeiner Vertilgung. Die Waſſerzüge wurden länger, die Spritzen rückten vor, die Röhren wurden gewendet; ziſchend griffen die Waſſerſtröme das Feuer über ſeiner Beute an, und muntere Burſche drangen nach, bewaffnet mit ihren tüchtigen Haken, und riſſen dem Feuer aus den Zähnen ſeinen Fraß, und ſchleppten ihn aus deſſen Bereich. Ohnmächtiger wurde es immer mehr, aber darum auch liſtiger; es barg ſich unter die Trümmer, verſteckte ſich in die Tiefen des Heues und hoffte auf die Schwäche des Siegers, der ſich in der Siegesfreude berauſcht und die Wachſamkeit vergißt, ehe die Niederlage vollendet iſt, doch umſonſt.

Nach alter ſchöner Sitte, als die Macht des Feuers gebrochen war, ſtattete der Pfarrer der nun überflüſſigen Menge den gebührenden Dank ab, nur merkte man ihm ſichtbarlich die Verlegenheit an, wie lange er dieſe Abdankung machen ſolle? denn er hatte noch keine gehalten. Er ſchien ſich für eine halbe Stunde entſchieden zu haben, aber ein erneuerter Regenguß kürzte den dritten Theil bedeutend ab. Er hatte nämlich glücklich dieſe drei gefunden. 1) Vom Feuer überhaupt, und vom Blitz insbeſondere. 2) Vom Schaden und Nutzen des Feuers und Blitzes. 3) Vom Dank gegen Gott, daß er Menſchenleben behütet, und vom Dank gegen die Menſchen, daß ſie ihren Brüdern geholfen. Nach ihm bat der Statthalter um Dableiben der nächſten Spritzen und Mannſchaft, wies auf Brodwagen hin, welche vernünftige Nachbarn herbeigeführt,

den Hunger der Arbeitenden zu ſtillen. Während die Menge ſich verlief, ordneten ſich die Zurückgebliebenen zu neuer Arbeit, und wo das Feuer auch nur mit einem Auge guckte, praſſelten ihm Waſſerſtrahlen entgegen. Da wurde es helle über der Brandſtätte. Den Wechſel der Feuershelle mit der Tageshelle hatte man nicht bemerkt, bis auf einmal die Sonne über die Hügel ſich hob, und ihr gold'nes Auge durch dunkle Wolken niederſah auf die ſchwarze Brandſtätte. Da erſt kam man wieder zum Bewußtſein. Die ganze Nacht hatte ich gearbeitet, wo es am härteſten zuging, war im Feuer und Waſſer geweſen, und hatte weder an mich noch Andere gedacht. Nun ſah ich auch den Meiſter wieder, wie er ſchluchzend bei dem Einen und dem Andern ſtand, und ſeinen Verluſt beſchrieb, wie er bei jedem Theile ſeines Hauſes in neue Thränen ausbrach, an eine andere Einbuße ſich erinnernd; ſah die Frau heulend auf der Spycherlaube ſich wälzen, keines vernünftigen Wortes mächtig; ſah die Töchter über die Fetzen ihrer Kittel jammern und nach ihren Göllerketteli ſchreien; und ich ſtand barfuß in Hemd und Hoſen an der Brandſtätte, all meine andere Habe war verbrannt; aber ich weinte nicht über mein ſauer Verdientes, ich weinte erſt, als man neben dem Kalbe meinen ſchönen Kleb fand, der den Tod der Treue geſtorben.

Nun ſuchte ich auch das gerettete Vieh wieder zuſammen, machte in einem Schopfe Platz, ſo gut ich konnte, melk in Eimer die Kühe aus, und brachte die Milch der Meiſterfrau. Sie fing neu an zu heulen, heulte mich an: Was ſie doch mit der Milch machen ſolle? Indeſſen behielt ſie ſie, trank davon, gab ihren Töchtern, ob ich auch gehabt, darnach fragte niemand. Ich hatte nicht daran gedacht, und erſt als ich Andere trinken ſah, dünkte es mich, ich hätte die Kühe gerettet, gemelken und auch Milch trinken mögen. Ich arbeitete wieder beim Schuttabräumen und Löſchen, barfuß im Hemd und Hoſen, und aß ein Stück Brod, das mir ein Bekannter reichte. Es kamen nach und nach Wägeli mit Betten und Hausrath

dachte ich nicht, aber ich war ſo von ganzem Herzen unglücklich, wie ſeit langem nicht. Mein Körper war ermüdet, voll Schlaf, nicht gehörig genährt, in die ſchlechte Nahrung waren einige Gläschen Branntwein gegoſſen, vernachläßigt von Allen, bei allen meinen Anſtrengungen unbemerkt, bei meinem Verluſte unbeklagt, bei meiner Treue unbelobt, kam ein Gefühl der Verlaſſenheit, des Alleinſeins über mich, das mir das Herz zuſammen ſchnürte.

Achtzehntes Kapitel.

Fürio! Es brennt auch im Herzen.

Endlich kam der Abend. Mir ſchien, als ob ſeit geſtern ein ganzes Jahr verlaufen ſei, eine unendliche Kluft dehnte ſich mir zwiſchen geſtern und heute. Als ich fertig war mit Füttern, und ein Lager mir bereitet hatte zwiſchen meinen Thieren, lehnte ich mich traurigen ſchweren Gemüthes an einen Baum, und blickte hin auf das öde Grab ſo vieler Dinge. Ich war nicht nur einſam hier im dunkeln Abend, ſondern ich fühlte mich allein auf der Welt. Niemand hatte ſich um mich bekümmert, als ein armer Knecht und einige Neugierige, die wiſſen wollten, wie es zu- und hergegangen. Meine nächſten Verwandten hatten mich verläugnet, mein Meiſter vom Eigennutz überwältigt, nur an ſich denkend, hatte ſeine Rolle gegen mich vergeſſen, mich überſehen, nicht erkannt, was ich für ihn gethan; Manches, das ich lieb hatte, war dahin, mein Hut, meine Uhr, meine Hemder und meine Kleider, ein Büſcheli Geld lag in der Aſche. Niemand hatte mich darum bedauert, mit mir mein Leid getheilt, oder mir guten Muth gemacht. Das Alles dachte ich nicht, aber ich fühlte deſſen Wirkung. Matt und muthlos an Vater und Großmutter denkend, die unter der Erde lagen, mit denen ich hätte reden, denen ich

hätte klagen mögen, versank ich in stummes Sinnen, und merkte nicht, daß es Nacht um mich ward, und ein kühler Wind durch das Hemd mir strich. Da legte sich von hinten eine Hand mir auf die Schulter, eine Stimme sprach: Miaß, sü da héft neuis! Ein Mädchen drückte mir etwas in die Hand und sprang durch die Bäume hin. Also jemand hatte doch an mich gedacht, und das war des Nachbars Jungfrau, das Aenneli, etwa einen Scheibenschuß von uns. Es war kein Mädchen, um das man sich riß, um das die Buben kutterten. Groß war es wohl, aber nicht vierschrötig, hatte auch keinen Kopf wie eine rothangestrichene Kegelkugel, sondern ein längliches, schmales Gesicht; es machte keinen Staat, lief weder den Tanzplätzen noch den Märkten nach, und galt für dumm, d. h. es hatte kein schlimmes Maul, d. h. auf unzüchtige Reden und Neckereien wußte es nicht zu antworten, sondern wurde roth.

Ich hatte das Mädchen viel gesehen, aber nicht viel anders mit ihm geredet, als ihm die Zeit gewünscht, mich seiner nicht besonders geachtet, wie ich überhaupt um Mädchen mich nicht viel bekümmerte. Nun hatte ich von Aenneli ein seidenes Tuch in der Hand, und in eine Ecke desselben waren zehn Batzen gebunden. Ich kann nicht sagen, es sei mir gewesen, als ob ein zweiter Blitz bei mir eingeschlagen, ein elektrischer Schlag mich durchzuckt hätte. Aber wissen möchte ich, wie es der Erde zu Muthe ist, wenn in ihren winterkalten Schoos der erste Frühlingsregen fällt, der erste Thau sie tränket; wenn da die Würzlein alle sich regen zum freudigen Leben, und die Blümlein gebären, die Augenweide der Menschen. So, denke ich, sei mir zu Muthe geworden. Eine sanfte Wärme glomm in mir auf, ein süßer Schauer rieselte mir aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Brust, ein immer wachsendes Sehnen wurde geboren, dem Mädchen zu danken, bei dem Mädchen zu sein; wonnige Gefühle, deren Namen ich nicht kenne, knospeten in mir, und die Knospen hoben leise ihre

Köpfchen auf aus dem kalten Sarge des Herzens, in dem ſo Manches ſchon begraben, wo nur Moder, Verweſung und ſtarre Todtengebeine waren, und die Knoſpen blühten ſchüchtern auf, und Blümlein hold und lieblich ohne Zahl wärmten ſich im Sonnenlicht aufgehender Liebe, verſchämt noch die Geſichtchen in roſigem Thaue verſchleiert; aus dem Sarge war ein blühend Brautbett geworden. Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menſchenherz, wenn die Stunde günſtig iſt, in Augenblicken. Lange ſtund ich ſtill am Baume, das Tuch betrachtend in der Hand; und immer dunkler wurde es um mich her, aber immer heller und heiterer in mir. Die Troſtloſigkeit war geſchwunden. Die Wehmuth, das Sehnen nach denen im Grabe war fort, Heiterkeit, Freude, Luſt woben ſich in mir raſch durch einander, und aus dieſem Chaos trat immer deutlicher und immer lieblicher die Geſtalt Aennelis hervor mit ſeinen verſchämten Augen; ich fühlte ordentlich warm auf der Schulter ſeine Hand, und wie Orgelton klang es mir immerfort: Miaß, ſä da hesch neuis! Und ich hatte ihm nicht gedankt. Da ergeß es ſich brennend über mein Geſicht, ich hätte mich verbergen mögen in der Erde tiefſte Gründe, und ſchalt mich mit allen möglichen Namen. –

Und hin wollte ich, das Verſäumte gut zu machen, aber der aufgehobene Fuß wurde durch manche Bedenklichkeit wieder niedergezogen: Wo war es jetzt, war es nicht böſe, durfte ich von meinem Vieh weg, was ſollte ich ihm eigentlich ſagen? Dann trieb es mich doch wieder hin, ſehen wollte ich es wenigſtens, in ſeiner Nähe einen Augenblick ſein, mich auf irgend eine Weiſe fünden. Endlich zog es mich noch widerſtrebend fort; bald ſchlich, bald lief ich dem Nachbarhauſe zu, je nachdem ein Gefühl mich bewegte. Vorſichtig umſtrich ich das Haus, hoffend Aenneli noch beim Brunnen zu ſehen; aber alles war ſtille, und ſchien zu Bette. Ich wußte nicht was anfangen, bis mir einfiel, der Hausmeiſter und ſein Knecht hülfen an der Brandſtätte wachen, Aenneli ſei gewiß in ſeinem

Gaden, und niemand werde mich ſtören, wenn ih mich vor's Fenſter ſchleiche. Leiſe ſtieg ich hinauf, aber eben durfte ich nichts ſagen, nicht klopfen, wind und bange wurde mir, viel hätte ich gegeben, wenn ich wieder herunter geweſen wäre; da mußte ich plötzlich niesen, ein, zwei, drei Mal, über mir öffnete ſich das Fenſterlein, und Aenneli's Stimme ſagte: Wer iſch da?

Daß auch das Mädchen in banger Unruhe war, bald ſich Vorwürfe machte, ſich verbiet: was ich von ihm denken müßte? dann aber doch ſich freute, und leiſe hoffte, ich werde noch kommen, oder doch ſeiner gedenken, vernahm ich erſt nachher. Erſchrocken ſagte ich: Nume ih, und ſtotterte verlegen meinen Dank und die Verſicherung, ich wollte ihm ſeine Gutthat mein Lebtag nicht vergeſſen. Aenneli meinte, ich hätte ihm gar nichts zu danken, und es hätte gerne mehr gegeben, wenn es mehr gehabt, ich hätte ihm ja einſt auch gegeben, als ich mehr gehabt als es.

Ich wußte gar nicht was Aenneli damit meinte, und behauptete ihm nie etwas gegeben zu haben, und mir wurde faſt angſt, es hätte einmal einen Andern für mich genommen. Aenneli ſagte: Eh Miaß, chennſt mih de wäger nit ume? es het mih ſcho lang duret, daß nüt zu m'r g'ſeit beſch, als gute Tag u gute Nacht; ih ha g'meint, du ſigiſch z'hochmüthig. Beſinnſt di de nüt meh, vor zwölf Jahre a d'r Bettlerg'meind beſch m'r Wegge gäh, wo m'r bei briegget us Hunger? u das ha ni d'r nie vergeſſe, nu ih ha großi Freud g'ha, we ni di wieder g'ſeh ha, i ha dih grad ume kennt, nu i ha mi g'freut, daß m'r ſe nach bi nenangere ſyge, aber du beſch mi nit welle chenne, u das het mi mengiſch duret.

Das konnte ich nun nicht begreifen. Ich hatte die ganze Geſchichte, geſchweige denn des kleinen Mädchens Geſichtszüge, rein vergeſſen; ich wußte nicht, daß in einer Art von Mädchenherzen eine eigene Kraft herrſcht, feſt zu halten, was je einen Eindruck auf ſie gemacht, je reichere Herzen, deſto tiefern Eindruck, beſonders die Eindrücke der Liebe und Anhäng-

lichkeit. Aber auch Mädchen mit reichen Herzen, um die Reichthum oder Schönheit sich schlingen, oder die im Taumel der Welt sich baden, können die Tiefen eines armen Mädchenherzens nicht ergründen, das in armseliger Einsamkeit hinter dem Spinnrade oder in harten, dienstbaren Verhältnissen lebt, das vielleicht nur einmal in seinem Leben Zeichen der Liebe, wenn auch nur der Gutherzigkeit empfangen; können nicht begreifen, wie tief diese Zeichen sich eingraben, weil sie in so manchen trüben Stunden der einzige Balsam für das verlassene, sehnende oder verwundete Herz werden müssen. Wie mich dieses Erkennen freute, kann ich niemand sagen; hatte ich doch nicht geglaubt, daß jemand auf der Welt meiner gedächte, und ein dankbar erkenntlich Herz war mir so nahe! Ich versprach mich über mein Vergessen so gut mir möglich, versicherte, daß ich es nicht mehr vergessen wolle. Unser Gespräch fing bald an zu stocken, mich frer es entsetzlich in meinem lustigen Kleid, Aenneli wurde ängstlich, die Meisterfrau könnte unser Geplauder hören. Ich wäre so gerne im Baden gewesen, um noch manches zu sagen, für das ich nicht Worte finden konnte, und Aenneli hätte mich so gerne hinein gehabt aus Erbarmen mit meinem Schlottern, und weil auch es gerne länger bei mir gewesen wäre; allein ich durfte nicht darum fragen, meinte, es sollte mich hinein kommen heißen, und Aenneli hielt sich nicht dafür, mir es anzubieten, weil es sich ohnehin schämte und fürchtete, ich möchte es für anläßig halten. Darüber wird nun vielleicht manche Bauerntochter lachen, und manches Knechtlein sich aufblähen und meinen: so dumm wie ich sei er doch nicht; und mancher Erfahrne wird glauben, ich lüge, das sei alles nicht so gegangen, indem ja der Brauch allgemein sei, daß wo die Buben den Verstand nicht hätten, die Mädchen ihnen denselben machten.

Aber lacht nur, meinet nur, es ist doch so. Ich weiß gar wohl, daß es Schnuderbuben gibt, die noch während der Unterweisung oder gleich nach derselben, wenn sie vielleicht

noch nicht ſechs Kreuzer verdienen oder nicht über drei Mäß Krüſch wegſehen können, in allen Gaden herumſchnauſen, ſich den Eingang erzwingen durch wüſtes Thun, das Mädchen mag ſie wollen oder nicht, ſich überall bläben, wie Kröten auf den Dünkeln. Ich weiß es gar wohl, daß es Mädchen gibt, die keine Schamhaftigkeit kennen, die nicht geſchwind genug das Fenſter öffnen können, die nur auf dem Ellenbogen ſchlafen, damit ja kein Geräuſch ihnen entgehe; Mädchen, die hineinkommen heißen, ehe man ſie darum frägt, die an Märkten und Tanzeten bitten und betteln, ja ſich förmlich an die Kuttenſecken hängen, damit man mit ihnen heim komme; daß es Bauerntöchter gibt, welche die Knechte lecken, wenn ſie nichts Beſſeres kriegen können. Das alles weiß ich gar wohl, aber ſolcher Art waren weder ich noch Aenneli.

Freilich ging ich zweifſpältigen Herzens fort, warf mir vor, daß ich nicht gefragt um's Hineingehen, und war wieder froh darüber, weil ich gar zu ungerne gehabt, wenn es mir abgeſchlagen worden wäre. Die erſchöpfte Natur machte jedoch dieſen Gedanken bald ein Ende, und ich erwachte erſt, als meine hungrigen Kühe mich aus ſüßen Träumen brüllten. Auch träumeriſch verrichtete ich mein Tagewerk. Bald vergaß ich, was ich machen wollte, ſtaunte lange, hörte nicht, wenn man mich rief, lächelte wieder für mich ſelbſt, lief in den Schopf, um mein Halstuch zu betrachten, das ich dort verborgen hatte. Ohne Neid konnte ich ſehen, wie reichlich man meinem Meiſter Steuern brachte, und nicht einmal recht dankbar freute ich mich, als ich von einem alten ehrlichen Bauer eine Kleidung und zwei faſt neue Hemden erhielt. Was war dies gegen das Halstuch! Mehr und mehr erwachte in mir die Längizyti nach Aenneli, alle Augenblicke meinte ich, es müſſe aus dem Hölzli hervorkommen, und als ſeine Meiſterfrau ſelbſt ihrem Manne das Eſſen brachte, zürnte ich recht über Aenneli, daß es nicht auf irgend eine Weiſe ſeiner Frau den Auftrag abgeſchwatzt. Aber je näher der Abend kam, deſto ge-

linder wurde mein Zürnen, desto fester mein Entschluß, im Dunkel der Nacht Annneli zu besuchen, sein Stimmchen zu hören, sein Gesichtchen zu sehen. Dieser Entschluß erhob mich. Rasch förderte ich meine Abendgeschäfte, und schon glaubte ich gehen zu können, als es eine Kuh blähte; nun war meine Freude aus. Die Blähung war hartnäckig, sie hielt uns einen großen Theil der Nacht hin, ich mußte mich auf den folgenden Abend trösten. Nach einem langen langen Tage kam wieder der Abend, und die ungeduldige Freude zappelte mir in allen Gliedern. Da fing es an zu blitzen, schwarze Wolken stiegen rings um uns empor; uns Alle faßte ein tiefer Schrecken, jedes Rollen des Donners ließ uns erbeben bis in's tiefste Mark hinein. Lange schien es, als sei das Gewitter über unser Haupt gebannt, und wolle betrachten, was seine Macht zerstört. Als es vorbei gezogen war und wir wieder Athem schöpften, und ein Gottlob nach dem andern von unsern Lippen kam, eilte es mit erneuerter Gewalt auf wechselndem Winde zurück, als ob ihm eingefallen wäre, noch zu zerstören, was der Menschen Anstrengung ihm entrissen. Doch unsere Angst fand droben Erbarmen, und eine mächtigere Hand bannte den zuckenden Strahl in den Wolken. Aber es dämmerte bereits der Morgen, und Annneli hatte ich nicht gesehen, und der Kummer: Was wird Annneli sagen, was wird es von dir denken, daß du nicht kömmst, dich nicht zeigst? quälte mein Herz. Sollte vielleicht ein vornehm Herrlein oder Fräulein in einer langweiligen Stunde sich herablassen, dieses zu lesen, so werden auch sie ungläubig spotten und sagen, das hätte ich in einem Romane gelesen, denn so etwas erlebe und fühle ein Bauernknecht nicht. Und warum denn nicht? Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz, in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden empfänglich.

Der Königssohn und das Bettlerkind haben das gleiche Herz für Liebessehnen und Liebesbangen, und wie oft die Sonne

untergeht in grauſige Wolken, ſo geht beiden meiſt die Liebe unter in wüſter Sinnlichkeit, es giebt darin keine Unterſchiede. Unter Seiden und Zwilchen ſtürmen die Wogen der Liebe, und ihre Stürme brauſen in den Herzen in ähnlichen Akkorden; aber im Seidenkleide weiß man ſchön darüber zu reden, läßt Thränen funkeln, Seufzer knallen, Schwüre rollen, im Zwilchenkleide bleibt man ſtumm, und ſtreicht ſtill und wild durch's Feld. Aber das iſt eben das Unglück, daß man Allen, die unter Einem ſind, keine Gefühle zutraut, alſo auch keine Gefühle berückſichtigt, ſondern auf ihnen herumtrampelt, wie eine Heerde Elephanten auf einem Reisfelde; daß man glaubt, der Knecht ſei nur eben Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer bloß Bauer, der Bürger Bürger; daß man nicht aus jeglichem Kleide den Menſchen herauszuwickeln verſteht, und nach der Liebe Geſetz ihn betrachtet, behandelt; ja daß man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menſchenklaſſe einen beſonderen Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren.

Am dritten Abend endlich hielt weder etwas auf Erden noch etwas am Himmel mich ab; lange noch ehe das Licht erloſch, ſtrich ich um des Nachbars Haus herum; der Bauer, der noch in den Stall zündete, ſchien mir nicht heraus zu wollen, und als endlich alles ſtill ward, wagte ich mich noch lange nicht vor das Gaden, aus Furcht, mich merke jemand. Doch die letzte Gewitternacht gab Allen einen geſunden Schlaf, auch Aenneli. Ich klopfte mehrere Male umſonſt; glaubend, es wolle mich nicht hören, war ich im Begriff, betrübt zu gehen, als es unter's Fenſter kam, und überraſcht fragte: Miaß, biſch du's, was wetſcht? Wetſch mih nit e wenig yche lah? fragte ich endlich ſtotternd und zagend. Aenneli ſagte nichts, öffnete ſchweigend das Fenſter, und zum erſten Male in meinem Leben war ich allein mit einem Mädchen in dunkler Kammer. Lange fand ich Worte nicht. Am Ende fing ich an, ihm noch einmal zu danken, fing allgemach an erzählen zu können, wie ſeine

Gabe mich gefreut, weil ich mich von aller Welt verlaſſen geglaubt, niemand an meine Noth gedacht, wie ich Aengſten gehabt, bis ich ihm das ſagen konnte, aber daran gehindert worden wäre, und nun faſt gefürchtet, es möchte böſe über mich ſein. Aenneli freute ſich, daß ich ſeiner gedacht, es hätte ſich faſt geſchämt, und geglaubt, ich müßte es für eins jener Meitſchene halten, die den Buben Wein zahlen und Kram bringen, und doch ſei das wahrhaftig nicht der Fall, es hätte mit keinem Buben etwas. Als es mich aber nach der Brunſt ſo entblößt geſehen, und gehört, daß mir Alles verbrannt, hätte es weinen müſſen, ſei nach Hauſe gegangen, brütend, wie es mir etwas geben könne. Endlich ſei ihm das Halstuch, das ihm früher eine Gotte gegeben, in die Hände gefallen, als das einzige unter ſeinen Kleidungsſtücken, das ich brauchen konnte; das ſei auch gar zu wenig geweſen, darum habe es noch Geld eingebunden, damit ich mir ſelbſt etwas kaufen könne. Als es mir die Sachen gegeben, ſei ihms plötzlich eine Angſt angekommen, daß es habe davon laufen müſſen; es hätte mich ſchon damals fragen wollen: ob ich es nicht kenne? Ein Wort gab das andere, eine Offenherzigkeit kam über mich, die ich nicht mehr kannte. In herzlicher Traulichkeit erzählten wir zwei Waiſen einander unſere Schickſale. Aenneli hatte viel mehr gelitten als ich, da ihm ſeine Mutter, bald nachdem ich es geſehen, geſtorben. Verwandte und Meiſterleute hatten es vielfach mißhandelt, bei aller Arbeitſamkeit konnte es ihnen nicht genug machen; hatte noch andere Sachen auszuſtehen gehabt, Nachſtellungen des Meiſters, eiferſüchtige Mißhandlungen der Frau, und nirgends Schutz, nirgends Troſt, und nicht den Trotz in der Bruſt, der mir durchhalf. Wenn es nicht hätte beten können und auf den lieben Gott vertrauen, es würde ſein Leid nicht ausgehalten haben, aber ſeine Mutter habe es an Gott gewieſen, der werde es nicht verlaſſen, ſo lange es brav und fromm ſei, und hier habe es ſeine Kraft gefunden. Ich begriff das Letztere nicht recht, denn bei Gott Troſt und Kraft

ſuchen, hatte ich nicht gelernt, wohl hatte man mich zuweilen zum Beten gehalten, aber daß dies das Gleiche ſei, wußte ich nicht: ich meinte, beten ſei halt beten, und weiter dachte ich mir nichts darunter.

Mit Aenneli hatte ich ein inniges Erbarmen, fühlte heftigen Zorn über Alle, welche ihm wehe gethan. In den Fäuſten juckte es mich, jenen begehrlichen Meiſter abzubläuen; ſchnell frug ich, ob ſein gegenwärtiger Meiſter oder der Knecht Aehnliches ſich zu Sinne ſteigen ließen? und auf die Verſicherung, daß dies nicht geſchehe, mußte es mir verſprechen, es mir alſobald zu ſagen, wenn es ſich Einer einfallen ließe, damit ich dem D.... die Beine abſchlagen könne. Unter ſolchen Geſprächen verſtrich die Nacht wie ein Augenblick, und Aenneli mahnte mich an's Weggehen, bittend, ich ſolle doch ja hübſcheli machen, es hätte gar zu ungerne, wenn man wüßte, daß es einen Kilter gehabt. Ich ging ungern; verſicherte ihns noch, mein Lebtag werde ich es nicht vergeſſen, und wenn ich ihm etwas thun könne, Tag oder Nacht, ſo werde es meine größte Freude ſein. Ich frug noch um's Wiederkommen, und Aenneli erlaubte es mir; doch bat es mich, nicht mehr als einmal in der Woche zu kommen, damit die Leute es nicht merkten und uns ausführten. Das ſchien mir gar lange, ich wäre gerne ſchon morgen wieder da geweſen, allein Aenneli war vernünftiger als ich. Es ſtellte mir frei, in der Woche zu kommen, welche Nacht ich wolle, denn ich würde nie einen Andern antreffen, allein mehr wolle es nicht; übrigens gebe es immer Anlaß die Woche durch, daß man ſich ſehen und ein Wort mit einander wechſeln könne, ſchon wenn man ſich nur guten Tag ſagen könne, thue es Einem wohl. Wir hatten nichts von Heirath, nichts von Liebe geſprochen, nicht ein unzüchtig Wort, nicht einen unzüchtigen Gedanken gehabt, nicht einmal einen Kuß gewechſelt, aber unſere Herzen lagen offen vor einander; und ob wir es gleich nicht wußten, daß wir es waren, nahmen wir doch Abrede, gerade wie zwei Verliebte. Ich habe ſeither

erzählen hören, es habe Menschen gegeben, die in großer Herzensangst in einer Nacht grau geworden. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, allein daß in kurzer Zeit eine große Veränderung mit Einem vorgehen kann, das habe ich erfahren. Stolz schritt ich heim, ich war mir bewußt, nicht mehr allein auf der Welt zu sein, Aenneli konnte ich vielleicht helfen, wenn es gequält wurde, konnte jemand unter meinen Schutz nehmen, konnte wieder zu Aenneli gehen, wenn ich Längizyti hatte, konnte ihm wenigstens, wenn ich es traf, ansehen an seinen lieben Augen, daß es mich keine; das Alles machte sich mir nicht klar im Kopfe, aber das Gefühl davon hob meine Brust, strömte Freude in mein Herz, strahlte mir aus den Augen. Ich trat viel männlicher einher als früher, hatte eine innere Lustigkeit, die manchmal ausbrach, zu großer Verwunderung derer, die dies sonst nicht an mir gewohnt waren; doch war ich am liebsten allein, pfiff ein Liedchen und sann an Aenneli.

Neunzehntes Kapitel.

Wie man lieben und arbeiten kann.

Es kam nun für mich eine gar strenge Zeit, denn unser Haus sollte noch vor Winter wieder aufgerichet werden. Da waren die Arbeiten auf dem Lande zu besorgen, auf dem Bauplatz immer zu thun, eine Menge Steine sollten geführt werden. Freilich waren die Leute mehr als gut, Holz brachten sie genug und unentgeltlich zur Stelle, wer einen Tag entübrigen konnte, half Mist oder Steine führen und z'Acker fahren u. s. w. Allein am Ende blieb uns doch viel übrig allein zu schaffen. Das Mühseligste von Allem war, daß uns alles Schiff und G'schirr verbrannt war; von Allem, was wir brauchen wollten, hatten wir nichts und mußten erst hier aus und dort aus springen, um es zu entlehnen. Wollte ich Steine

führen, so fehlten mir Ketten, Schleifträge, Knittel; wollte ich Mist führen, so hatte ich weder Mistbretter, noch Haken. Mein Bauer war nicht dumm, er hütete sich wohl, das Erforderliche gleich anzuschaffen; er rechnete, beim Bauen gehe dem Werkzeug am meisten ab, gehe viel davon verloren, beim Bauen unter diesen Umständen leihe ihm jeder Nachbar gerne das Nöthige; dem Werkzeug des Nachbars gehe es also ab, dieses gehe verloren, bleibe vielleicht bei ihm vergessen; was er dann endlich anschaffen müsse, das habe er nach vollendetem Bau noch neu und gut. Mir war die Sache freilig am lästigsten, sobald ich listig wurde (und durch die Liebe wird man es), am Ende aber auch am liebsten. Ich mußte fast alle Tage um etwas aus, oder etwas zurückbringen; da nun kam kein Nachbar so oft an die Reihe als Aenneli's Meister, und wenn es sich thun ließ, brachte ich alle Abende das Geliehene zurück, während das der andern Nachbarsleute ruhig Tage und Wochen lang herumliegen konnte.

Aenneli's Meister rühmte mich dann, wie ich ein Exakter sei, und hieß mich wiederkommen, so oft ich etwas nöthig hätte, er sehe, ich trüge ihm Sorge zu seiner Sache; er hieß mich auch oft in die Stube kommen, und ich mußte erzählen, was ich treibe, und er rühmte mich wieder, wie ich für so 'ne Junge e Tolle sei. Aber deswegen kam ich nicht, sondern wegen Aenneli, das ich fast allemal bald in der Stube, bald in der Küche oder beim Brunnen sah. Wir sprachen nie lange mit einander, aber unsere Augen verstunden sich, und sagten sich Alles; und wenn ich seinen Kittel streifen konnte oder zufällig, wenn es mir etwas abnahm, seine Hand berühren, so drang durch mich ein gar wonnigliches Gefühl, und ich ging überselig heim. Kein Mensch merkte von weitem, daß Aenneli und ich näher mit einander bekannt waren; wir hüteten unser Geheimniß mit der größten Sorgfalt, und waren um so glücklicher dabei. Erst jetzt merkte ich, wie klug Aenneli gewesen war, mir nicht mehr als eine Nacht in der Woche zu erlauben, welche

ich manchmal gar nicht oder nur zu einer Stunde benutzen konnte, wenn ich ein treuer Knecht ſein wollte. Alle Tage waren meine Roſſe im Kommet früh und ſpät; des Morgens um vier mußte ich fort und kam Abends um acht oder neun heim. Sollten nun die Thiere nicht abfallen zum Erbarmen, ſo mußte ich ihrer warten, mußte ihnen Zeit laſſen zum Freſſen, mußte abpaſſen und da ſein, damit ſie es mit aller Muße thun konnten. Ich mußte ganze Nächte meiſt wachend zubringen, in andern nachſchlafen, wenn ich tauglich zur Arbeit, oder ein wachſamer Fuhrmann bleiben wollte. So erzwang ich es, daß meine Thiere munter blieben, alle Menſchen über ihr Ausſehen ſich verwunderten, und mir nie ein Unglück widerfuhr, z. B. im Schlafe nebenaus zu fahren ꝛc. Es gibt aber auch nichts Schändlicheres, als Fuhrleute, welche Stunden lang in Wirthshäuſern liegen, und ihre armen Roſſe den Fliegen preis geben oder der Kälte; nichts Schändlicheres als Karrer, welche ihre Roſſe, wenn ſie heim kommen, in Stall ſtellen, tränken, Futter aufſchütten, dann einem Meitſchi nachlaufen, dort bleiben, bis ſie bald anſpannen ſollten, dann die noch von geſtern hungrigen Roſſe wieder nur halb abfüttern in aller Eile, nun auf dem Wagen ſchlafen, die Roſſe herumplampen, Blätter von allen Bäumen reiſſen laſſen, endlich auffahren, mit der Peitſche auf die armen Thiere einhauen, und in ſchnellem Trott das Verſäumte nachholen wollen. Solche Karrer gibt es viele, man ſieht es den Roſſen an; ſolche Schlingel ſind ärger als ein Thier, und ſie verdienten, daß der liebe Gott ſie auch in ein Thier verwandeln und einige Jahre einem Thierſchinder in die Hände und unter die Peitſche geben würde.

Aenneli freute ſich, daß ſein Meiſter mich ſo rühmte, denn es lebte nur in mir. Ich hatte mich neu kleiden laſſen, und Aenneli machte mir Vorwürfe, daß ich ſo ſchlechtes Zeug genommen; das gebe nicht warm und halte nicht dar, ſagte es; wenn ich nicht Lohn gehabt zum Einziehen, ſo hätte ich es ihm ſagen ſollen, ſein Meiſter ſei ihm noch den letzten

Lohn ganz schuldig. Da wurde ich fast böse, daß Aenneli meinte, ich zöge so vorweg ein, und verhudle mein Geld. Ich erzählte ihm, was ich bei meinem Meister zu gut zu haben glaube, aber er habe, wie er sage, mir jetzt nicht mehr geben können, weil er so viel anschaffen müsse und Geld ihm mit verbrannt sei. Das gefiel Aenneli gar nicht, daß ich mit meinem Meister nicht Lohn ausgemacht; so sei man immer betrogen, meinte es, es habe es erfahren. Zwei Jahre hätte es gedient unter lauter schönen Versprechungen, und von Zeit zu Zeit ein Nastuch oder ein Mänteli auf Abschlag erhalten, oder ein paar Batzen zum Schuhflicken. Als der Platz aus mehreren Gründen ihm nicht mehr anständig gewesen, es ihn aufgesagt und seinen Lohn gewollt, da hätte man ihm alle Versprechungen abgelängnet, alles Gegebene hoch angeschlagen noch viel dazu gelogen, seine Arbeit klein gemacht; und unter lauter Streit und Zank hätte es ein Almosen bekommen, und nicht einen Lohn.

Aenneli meinte, mein Bauer sei der Rechte, es auch so zu machen, er habe in der Gemeinde nicht das beste Lob, ich solle daher mit ihm rechnen so bald als möglich, und einen festen Lohn bestimmen; so bös wie ich es habe, schienen ihm dreißig Thaler nicht zu viel, bei weniger Arbeit könnte ich an andern Orten vierzig bekommen. Daß mein Bauer so schlecht sein könnte, das glaubte ich nicht, er wußte ja, was er mir gesagt und was ich ihm verdienet; auch fand ich es nicht recht, wenn ich in diesem Augenblick, wo er schon Schaden genug hatte, ihm noch mit dem Lohn aufschlagen, ihn drücken würde. Aber gerne hätte ich gewußt, wie viel ich bei ihm zu gut, und wie viel ich in Zukunft bestimmt zu erwarten hätte. Als ich ihm einmal Geld forderte, um Winterstrümpfe zu kaufen, und er mich abschnauzte: Er habe sein Geld nicht bloß für mich; so sagte ich ihm, in diesem Fall sei es besser, wir hätten unser Geld besonders, somit wollten wir mit einander rechnen, damit ich wisse, was mein Geld sei, denn von

seinem Geld brauchte ich nichts. Verblüfft sah er mich an, konnte nicht begreifen, was in mich gefahren, und wer da aus mir rede; aber wie gesagt, er war ein schlauer Fuchs, daher faßte er sich bald und sagte mit aller Freundlichkeit: Miaß, es isch nit so bös g'meint, het d'r neuer d'r Gring große g'macht? Ih will scho mit d'r rechne, sobald ih d'r Zit ha, und d'Kalender g'funge, wo nih nüt'schribe ha, was ih d'r gä ha. Aber du mußt nit grad usbigehre, we n'ih allbeneinisch nwirsche bi, we du se viel z'sinne hättest, du wärisch e. Du hesch nüt Kummer g'ha, für sövli bi nih notti geng gut gnue, u du weisch wohl, was ih d'r mengisch g'seit ha, u wed Geld manglisch, su chum ume ung'schoche, we nih ha, so mueich o ha. Was sollte ich machen? Ich wußte darauf nichts zu antworten, und ließ mich begütigen. Aenneli war nicht mit dem Meister zufrieden, nicht mit mir: Miaß, du bisch viel zu ne ufrichtige, du wirsch g'seh, wie's d'r gaht, warnte es, und es hatte Recht; aber das war nicht recht, daß es meine Schuld büßen mußte.

Doch ich will niemand Langeweile machen, indem ich unsern Liebeshandel weiter beschreibe, will auch alte Wunden mir nicht aufreissen dadurch, daß ich zu lange bei jener glücklichen Zeit verweile. Nur das will ich sagen, daß unsere Liebe züchtig blieb, und immer inniger wurde. Wir sprachen freilich nicht von Liebe oder Freundschaft, nicht von Teufelnehmen, erschießen, in's Wasser springen, nicht von Königin des Herzens und Licht der Seele, aber wir fühlten, daß Eins dem Andern Alles war, und jede Falte des Herzens öffneten wir uns, und jeder Gedanke war Gemeingut, und jedes fand sein Glück darin, daß es nicht mehr allein stund auf Erden. Wir liefen auch nicht mit einander im Lande herum, bestellten uns nicht auf alle Tanzplätze und Märkte. Ich bat zwar Aenneli mehrere Male, mit mir zum Wein zu kommen; es hätte mich gar zu prächtig gedünkt, mit ihm vor der Welt zu erscheinen und an seiner Seite zu stehen oder zu sitzen. Aber

Aenneli wollte nicht, es ſagte, das trage gar nichts ab, wir ſeien beide arm, müßten unſer Geld ſauer verdienen; da ſolle man es nicht ſo leichtſinnig ausgeben und an einem Sonntag verthun, für was man eine ganze Woche geſchwitzt, ohne daß man am Montag etwas anders davon hätte, als einen ſturmen Kopf und Unluſt zur Arbeit. Ferner würden dadurch die Leute aufmerkſam auf uns beide, hätten zu räſonniren, ließen uns nicht mehr ruhig, ſondern würden Eins gegen das Andere aufreizen und uns auf alle Weiſe Verdruß machen. Ich gab nach, wiewohl ungern, und ein Jahr verſtrich im ſtillen Glück; da wurde es anders, und durch meine Schuld.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie böſer Wein Hochzeit macht.

Ich mußte eine Kuh zu Markte führen, dann lange warten, bis ich ſie abgeben konnte. Hungrig und durſtig ging ich mit meinem Meiſter einen Schoppen zu trinken, und fand am gleichen Orte Aenneli mit ſeiner Meiſterfrau, die Garn und Anken zu Markte getragen hatten.

Mein Meiſter meinte, ich ſolle auch einmal einem Meitſchi eine Halbe zahlen und eine mit ihm ha, es thue m'r's wohl; und die Meiſterin ſagte: Aenneli hätte es auch verdient, es hätte gar manchmal das Werkzeug noch putzen müſſen, das ich zurückgebracht. Das war mir angenehm; Aenneli wehrte ſich, wurde ausgelacht, und mußte endlich, da ich anfieng böſe zu werden, nachgeben. Der Meiſter rief mir noch nach, als wir in den Tanzſaal gingen, ich brauche nicht zu preſſiren, er wolle dießmal ſchon füttern. Ich hatte noch nie getanzt, und ſtolperte ungeſchickt genug im Saale herum, ſo daß es mir bald erleidete und ich mit Aenneli zu Tiſche ging. Wir ſaßen in einer dunkeln Ecke und plauderten trau-

lich mit einander, nachdem die erſten Vorwürfe, daß ich auf den Meiſter und nicht auf ihns gehört, vorbei waren. Eine Halbe zog die zweite nach, und wir redeten ſchon von Heimgehen, als ein übermüthiger Burſche Aenneli zum Tanz einlud. Aenneli ſchlug es ab, er fing an zu zerren an Arm und Fürtuch; da trieb mir der ungewohnte Wein das Blut in Kopf, ich ſtieß ihn weg und ſagte: ich wolle ſelbſten tanzen. Tanzete ich vorher tölpiſch, ſcheß an alle Ecken an, an alle tanzenden Paare, ſo geſchah es nun noch mehr. Aenneli ſchämte ſich, wollte aufhören, bat mich heimzukommen, es gebe ſonſt noch Streit, und wie es das ſagte, wurde ihm der Fuß vorgehalten, daß wir beide beinahe umfielen. Jetzt ſchlug bei mir das Feuer zum Dach aus; vom Wein halb, vom Tanz halb, alſo ganz berauſcht, ließ ich das Mädchen fahren, ergriff den Fußſteller bei der Bruſt, warf ihn, wie wenn er aus einer Kanone abgeſchoſſen worden wäre, durch einen Ring von Leuten durch an die Wand. Das war das Zeichen zu einer furchtbaren Prügelei. Die Stuhlbeine krachten, Gläſer, Flaſchen flogen, die Mädchen ſprangen auf die Tiſche, die Lichter wurden bald ausgelöſcht, bald angezündet. Auf mich hatten ſich alle Bekannten jenes an der Wand Klebenden geworfen, aber wie ein wüthend Thier ſchlug ich rings um mich, fühlte am Kopf zerſplitternde Flaſchen nicht, zerſchlagene Stuhlbeine nicht, fühlte Aenneli nicht, das mich am Rocke hielt und aus dem Getümmel reiſſen wollte, trieb vor mir her und warf unter mich, was mir widerſtand, kämpfte, ohne zu wiſſen wo ich war, mich zur Thüre hinaus im Gang herum; da gelang es endlich Aenneli, das mich nicht laſſen wollte, mich feſtzuhalten und in einen Winkel zu ziehen. Nun rang ich mit ihm, und war auf dem Punkte, meine erregte Wuth gegen ihns zu kehren, als ein Lichtſchein auf ſein Geſicht fiel, das weinend und ängſtlich zu mir auf ſah. Der Anblick lähmte mich, es gelang ihm, mich aus dem Hauſe herauszubringen, aber nicht ohne alle zehn Schritte erneuerten Kampf, denn ich wollte im-

mer wieder umkehren und meine Wunden rächen; damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die Einem auf dem Kopfe todt geschlagen wurde, zum Richter. Das Blut lief mir stromweis herunter, kühlte aber meine Hitze nicht. Aenneli wusch mich, so gut es konnte, verband mich, wollte mich besänftigen, aber alles umsonst. Ich zankte, fluchte fort und fort, warf ihm immer vor, daß es mich verleitet, unehrlich aus dem Streite zu gehen, gehindert, Diesem oder Jenem erhaltene Schläge wieder zu geben. Beim Scheidewege gegen unsere Häuser wollte es mich heimsenden, damit unsere gegenseitigen Meisterleute nichts merkten, wie es sagte, vorzüglich aber weil ein geheimes Gefühl ihm vor meinem Zustand bange machte. Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Aennelis; und — am Morgen weinte Aenneli, und unzufrieden, betrübt schlich ich nach Hause.

Es folgten trübe Tage, denn ich schämte mich hinzugehen, Aenneli zu sehen; zudem wurde ich nicht auf die zarteste Weise von meinen Hausgenossen geneckt. Natürlich hatte mein Meister erzählt, wo er mich gelassen, natürlich wurde mir aufgepaßt: ob ich heim komme, natürlich war ich nun wegen meinem, wie sie meinten, ersten Kiltgang, der Gegenstand handgreiflicher Neckereien tagelang. In unserem Hause waren solche Gespräche an der Tagesordnung. Bis dahin mußten sonst die Töchter herhalten oder die Magd, und der Bauer selbst sprach je wüster je lieber, ungescheut vor allen seinen Kindern. Er erzählte Geschichten aus seiner Jugendzeit, von seinen Kiltgängen, daß Einem die Haare zu Berge stunden.

An Aenneli durfte und mochte ich fast nicht denken, und wurde doch alle Augenblicke daran erinnert, bald durch mein Gewissen, bald durch andere Leute. Ich ging mehrere Tage nicht hin, und zweimal kehrte ich auf halbem Wege um. Ich wußte nicht, was ihm sagen, durfte nicht denken, was es mir sagen werde. Endlich siegte doch mein Sehnen nach ihm,

Ich ging, kündete mich auf die gewohnte Art, Aenneli zögerte nicht, fieng aber gleich an zu weinen und sagte: gäll du verachtisch mih, d'rum bisch so lang nüt cho, du hesch recht, ih bi es schlechts Meitli worde, es g'scheht m'r recht, warum ha nih dih lah mit cho, wo d'voll Wy u voll Zorn g'sy bisch? Das gute Mädchen warf keine Schuld auf mich, klagte nur sich an, während doch ich allein Vorwürfe verdiente. Dieses rührte mich unendlich; es ist aber auch so etwas Seltenes, jemand zu hören, der den Splitter im eigenen Auge findet, und nicht den Balken im Auge der Andern, daß es um so tiefern Eindruck macht.

Ich weinte mit Aenneli, tröstete es und versprach Treue im Leben und Tod, und dieses Aussprechen dessen, was eigentlich schon lange unter uns bestund, dieses Aussprechen, daß wir uns für immer angehören wollten, gab uns Trost. Doch jammerte Aenneli noch lange, es habe seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, brav zu sein, und habe es nun vergessen, das bringe keinen Segen und es möge nun kommen wie es wolle, so komme es nicht gut. Eine trübe Ahnung wollte es nicht verlassen, und wenn es schon meiner Treuherzigkeit sich freute, so überschattete doch die Wolke eines geheimen Schmerzes bald wieder sein liebes Gesicht. Aenneli hatte in einer andern Sache auch Recht gehabt. Nun fing man an uns aufzulauern, wir wurden geneckt; ich hatte Prügelten, Aenneli zerbrochene Fenster, zerschlagene Thüren; bald hie bald da schlich sich eine giftige Schlange zu und suchte Zwietracht auszustreuen zwischen uns. Mir sprach man bald vom Knecht, bald vom Meister, welche Aenneli lieber sähen als nöthig wäre, ihm sprach man von des Meisters Töchtern, und von noch allerlei Anderem.

Unterdessen kränkelte Aenneli, wurde blässer, wechselte öfters die Farbe, und klagte mir endlich, es glaube sich in andern Umständen. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich war anfangs ganz verdutzt, und gab dem armen Mädchen Grund

zu glauben, ich ſuche Ausflüchte und möchte es vielleicht im Stiche laſſen. Das war aber gar nicht ſo; ſobald ich von meiner Ueberraſchung zu mir ſelbſt kam, entſtund eine unbändige Freude in mir. Mir leuchtete plötzlich ein, ich müſſe nun Aenneli heirathen, Aenneli alſobald meine Frau werden, dann brauchten wir uns nicht mehr über einander zu ſchämen, uns verſtohlen zu beſuchen, uns necken zu laſſen. Aenneli war mein und ich ſein, wir waren nicht mehr Waiſen, ſondern Mann und Frau. Das kam mir ganz prächtig vor. Freilich ging es anders, als ich gedacht, aber was machte das? Konnte ich doch gut verdienen, hatte ſtehenden Lohn, Aenneli war geſchickt, reinlich, haushälteriſch, frumm; da machte mir unſer Fortkommen mit keinem Gedanken bange. Aenneli war ſorgenvoller für die Zukunft, jedoch beruhigt über meine Denkungsart, und konnte ſich mit mir herzlich freuen über unſere Vereinigung: Miaß, es iſch mr ke Mönſch ſo lieb g'ſy uf der Welt wie du, nit e mal my Mutter, u du biſch m'r geng im Sinn g'ſy, we dih ſcho nume e Augenblick u du zwölf Jahr lang nüt g'ſeh ha; u nih ha nit dörfe dra däyche, daß du einiſch my Ma werdiſch. Ach es iſt doch e ſchöni Sach, we me Neuerem ag'hört! Iy wett gern diene, d'Arbeit macht mr nüt, aber Niemerem ſy, Niemer ha, der ein lieb het, dem me ufrichtig chlage cha, das iſch e herti Sach. Witziger wär's, m'r chönnte noh zehe Jahr warte, aber m'r müſſe üſi Süng büße u jitz deſto böſer ha, wenn is der lieb Gott g'ſung lat, ſu macht das nüt. Es iſt beſſer hie büße weder im Himmel obe. — Wir hatten ſo viel zu reden, daß eine Nacht in der Woche nicht mehr genügte. Vor allem aus überſchlugen wir unſer muthmaßliches Vermögen, und Aenneli drang in mich, unverzüglich mit meinem Meiſter zu rechnen, damit wir wüßten, woran wir wären; dann wollten wir uns alſobald verkünden laſſen. Allein mein Meiſter hatte allerlei Ausflüchte, bald nicht Zeit, bald die Papiere nicht bei der Hand, ſo daß ich ihm endlich erklären mußte: Nächſten Sonntag werde ich

mich mit Aenneli verkünden lassen, und da müsse dann doch gerechnet sein, ich wolle wissen, woran ich wäre. Da gab es große Augen: Du wirsch doch nit e Narr sy, Miaß, meinte der Bauer.

Er wollte mir die Sache auf alle Weise ausschwatzen, Aenneli verdächtigen, andeuten, ich müßte für einen Andern ausfressen, ich sollte es zum Eid kommen lassen, oder wenn Eines sein müsse, nur das Kind nehmen, Aenneli sei umme so ne Spinnele, es Wespi, aus dem gebe es nie eine gute Frau. Seine Frau, seine Töchter wußten nun auf einmal Sachen von meinem Meitschi, daß ich, wenn ich nur den geringsten Anlaß zum Verdacht je hätte haben können, unfehlbar aufgewiesen und von seiner Schlechtigkeit überzeugt worden wäre; nun aber war ihre Mühe umsonst. Eines Freitags Abends bei einbrechender Dunkelheit bestellten wir uns hinter des Pfarrers Scheune, gingen beide dann mit klopfendem Herzen an die Thüre zum Pfarrhause zu pochen. Aenneli stund hinter mir, so daß des Pfarrers Magd, so sehr sie mit dem Licht herumfuhr, denn d'Pfarrersmägde sind gar g'wundriß, sie nicht sehen konnte. Die Antwort kam: der Pfarrer studire jetzt, man dürfe uns ihm nicht anmelden, wenn unsere Sache aber pressire, so könne es die Frau vielleicht auch machen. Wir liefen nicht gerne mehrere Male herum, hatten auch nicht wohl Zeit dazu, und ließen uns daher zu der Frau führen. Da erhielt nun die Magd endlich Gelegenheit, uns beide ordentlich zu sehen, und während die Frau Pfarrerin uns fragte, in Alles einzureden, uns zu necken, zu thun, als ob sie in diese Stube und zu diesem Geschäft gehöre; so daß meinem Mädchen ganz bang und angst wurde, und es froh war, als die etwas unbehülfliche Frau Pfarrerin endlich zu Ende kam, und die Magd (sie hieß auch Aenni und war wüst) uns hinauszündete.

Wir hatten beide eine kindische Freude, zu denken, was die Leute sagen würden, wenn sie des Sonntags uns von der Kanzel herab trohlen hörten? Wir bildeten uns ein, das werde

gar großes Aufſehen machen, und der ganzen Welt zu reden geben. Es iſt merkwürdig, welche Wichtigkeit auch der unbedeutendſte Menſch zu haben glaubt, wie jener neu angeſtellte Stallknecht, der glaubte, jeder Engländer werde in England von ihm reden, und jeden zurückkehrenden Kutſcher frug: was die Herrſchaft über ihn geſagt habe.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Pfarrer Einen kann aus dem Himmel fallen laſſen.

Wir waren fröhlich und guter Dinge; da hieß es eines Abends, ich ſolle morgen zum Pfarrer gehen. Ich dachte nichts Böſes dabei, ſondern meinte, die Frau hätte etwas Unrechtes aufgeſchrieben, und ich wolle jetzt beſſere Auskunft. Nachdem Feierabend gemacht war, ging ich hin. Als ich in die Nähe des Pfarrhauſes kam, ſah ich, daß der Herr Pfarrer zwei Herren, wahrſcheinlich auch Pfarrer, vom Hauſe wegbegleitete. Auf dem ſchmalen Wege ging er voran, achtete ſich nicht genug und ſah hinter ſich, ſtolperte, ſtürchlete lang, und fiel endlich zu Boden, Hut und Tabackspfeife, hier hin, dort hin rollend. Die hintern Herren wollten ſich faſt todtlachen, aber nur ganz leiſe, da ſie ihn ſtolpern und fallen ſahen; dann eilten ſie mit gar bedauerlichen Mienen herbei, halfen ihm auf die Füße, und putzten hinten und vornen an ihm ab, recht rührend.

Ich mußte warten. Endlich kam der Herr, und ich ſagte ihm gar ſchön: Guten Abend, Herr Kammerer (er hatte es ungern und wurde häſſig, wenn man ihm nicht Herr Kammerer ſagte). Mein Herr Kammerer putzte mir vor allem aus ab, daß wir ſchon an's Heirathen dächten, und kaum unterwieſen ſeien; aber das ſei heut zu Tage ſo, die Einen ſeien

zu faul zu dienen, die Andern dünkten ſich zu vornehm dazu, da wolle jeder für ſich ſelbſten ſein, und jede Magd ſage: das Dienen ſei ihr erleidet, und ſuche einen Mann zu kriegen: ſie meine es beſſer zu machen und mache es zehnmal ſchlechter und komme in die bitterſte Armuth. Früher habe ſie ungeſorget Brod gehabt, nun müſſe ſie für einen Haufen Kinder ſorgen, die ſich mehrten wie die Küngeli, und wüßte nicht, wo nehmen, als am Ende zu ſtehlen oder zu betteln. Ja, ja, der Herr Pfarrer hatte, ſo wie er die Sache anſah, ganz Recht darin, daß auf dieſe Weiſe durch ein unbeſonnenes Heirathen eine Menge Menſchen Bettler oder Schelmen werden; allein der Herr Pfarrer konnte ſich nicht an dieſer Leute Platz ſtellen, und darum mußte ſein Urtheil über ſie ein ungerechtes ſein. Stelle man ſich aber an Platz eines armen Jungfräuli bei einer böſen Meiſterfrau, oder nur bei einer etwas ſcharfen, wo es hie und da einen Schnauz erhält, und das Mädchen hat weiter niemand auf der Welt, auf den es ſich verlaſſen kann, der im Fall der Noth ſich ſeiner annimmt; und, wenn es am Abend ſich zu Bette legt, am Morgen aufſteht, niemand, an den es mit Freuden denken kann, nicht einmal an Gott, weil man ihm denſelben nicht in ſeiner holdſeligen Lieblichkeit gezeigt. Und wenn man nun ſo recht an dieſen Platz ſich geſetzt, ſo lege man ſein Ohr an des Mädchens Herz, und lauſche, was ſich da unwillkürlich aus der Tiefe der von dem Schöpfer gebauten Natur zu regen beginnt? Es iſt das Gefühl des Verlaſſenſeins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in fremder Welt, in dunklem Walde, bei einbrechender Nacht allein ſich ſieht. Schaurig wird es ihm zu Mutbe; wäre nur ein Hund bei ihm, Lieb und Leid zu theilen, ihm würde wohler ſein; ein Sehnen nach dem Ende ſeiner Einſamkeit überwältigt ihn. Ein düſter Lichtlein, das ihm durch die Nacht winkt, wird ihm zur Sonne, die gebrechlichſte Hütte, die ihn aufnimmt, ein Pallaſt, ein runzlich Geſicht, das ihn freundlich empfängt, freut ihn beſſer, als das ſchönſte an

einer Kilbi, und schlechtes Brod schmeckt ihm besser, als Küchli und Bratis im Märitgewimmel. So kommt ein Blangen über viele arme Mädchenherzen, dem sie keine Worte geben können, von dem die meisten Menschen keinen Begriff haben, welches sich nicht legt, bis sie ihr Herz an ein anderes gelegt, an welchem sie Schutz und Schirm, Liebe und Trost, in diesem Augenblick den Himmel zu finden hoffen.

Und wer will nun den Stein aufheben und ihn werfen auf das arme Mädchen, in dem von Jugend auf die Schamhaftigkeit erstickt wurde, das in jüngern Jahren bei ältern Mädchen lag, und in alle Geheimnisse des Kiltgangs eingeweiht wurde, das an seines Herrn Tische alle Tage die nützigsten Reden hört, das Kilter zu haben manchmal fast gezwungen wird; wer will ihn werfen auf das Mädchen, wenn mit diesem Blangen auch die Sinnlichkeit sich paart, die Seele eine Beute böser Lust, der Leib ein Werkzeug der Sünde wird, und Zeugen seiner Schande gebiert? Oder wenn das Mädchen, in reinerer Jugend erwachsen, bei der Gott versuchenden Sitte des Kiltganges, in Liebe und Angst fremder Sinnlichkeit und Bestialität unterliegt, wer will da den ersten Stein werfen, ich frage noch einmal? Bewahret junge Herzen vor dem giftigen Mehlthau der Lust, erwecket in jeder Brust das Gefühl der Menschenwürde, verletzet weder Augen noch Ohren der Reinen, behandelt jeden Menschen mit der Bruderliebe, die nicht nur nicht schlägt und beißt, sondern die mitfühlt jede Lage, jede innere Regung, daß unter euch Keiner sich verlassen glaubt; machet eure Häuser nicht zu Höhlen, in welcher der Versucher alle Nächte umgeht; und dann, wenn das alles geschehen ist, dann richtet über gefallene Mädchen, wenn ihr nicht vorzieht, Gott das Gericht zu überlassen. Mein Pfarrer nun stund nicht auf diesem Standpunkte, sondern er pülverte tüchtig über die jetzige Jugend, ihren Leichtsinn, und wie sie der Gemeinde Lasten aufbürde, die unerschwinglich seien, und kaum habe die Gemeinde jemand erzogen, und er sei aus den Kosten,

ſo mache er Kinder, welche der Gemeinde wieder auffielen. Gerade ſo thäten auch wir, aber noch ſei die Frage, ob wir heirathen könnten? ich ſei der Gemeinde viel ſchuldig, und das müſſe wieder bezahlt ſein, ehe er mich ausverkünden könne.

Ja da war ich wie vom Himmel gefallen, und konnte den Herrn lange nicht begreifen, daß ich aparti etwas ſchuldig ſei, und noch weniger, daß ich etwas wiedergeben ſolle. Daß ich vom achten Jahre weg durch die Gemeinde auferzogen worden ſei, daß ſie für mich bezahlt habe, das wußte ich wohl; aber daß ich das wiederzugeben hätte und wie hoch meine Schuld ſich belaufe, das hatte kein Menſch mir geſagt, und ſo etwas erträumt Einem nicht. Hätte man mir was geſagt, mir die Summe genannt, ſo würde ich ganz ſicher für die Abbezahlung der Schuld geſorgt haben. Allein mein Meiſter wußte wohl, warum er mich nicht aufmerkſam machte auf meine Schuld, und auch die Gemeinde that es nicht, denn die beſteht eben aus lauter Meiſtern. Natürlich hätte ich nach Lohn geſtrebt, er hätte mir einen beſtimmten verheißen, ausbezahlen müſſen, oder ich wäre weiter einem ſicheren und größeren nachgegangen, darum hütete der alte Schelm ſich wohl, mir etwas davon merken zu laſſen. Das alles ſtieg mir zu Kopf, und ich ſagte dem Pfarrer etwas grob: das ſei doch keine Manier, daß niemand die armen Buben auf dieſe Schuld aufmerkſam mache, bis ſie entweder heirathen oder ein unehlich Kind haben müßten, allweg ihr Geld ſonſt zu brauchen hätten; ich hätte Luſt gar nichts zu zahlen, und zwingen werde man mich kaum können. Ich ſagte ihm noch mehr, was mir mein heißes Blut eingab, und polterte beſonders über meinen Meiſter, der es mir hätte ſagen können. Der Pfarrer ließ mich aber nicht lange reden. Mein Bauer ſei ein braver Männ, hieß es, man hätte viel zu thun, wenn man jedem Hudelbuben mit einer Rechnung nachlaufen wollte, und nützen würde es doch nichts. Art laſſe nicht von Art, an's Zahlen dächten die Wenigſten, ſondern nur an's Saufen und Huren. Ich werde auch

nicht einer der Besten sein, räsoniren könne ich, werde einen bösen Kopf haben, was er schon lange geglaubt, darum solle ich machen, daß ich fortkomme und bezahle, sonst kriege ich den Verkündschein nicht. Trotzig frug ich noch, ehe ich zahlen könne, müßte ich doch wissen, wie viel ich schuldig sei. Der Pfarrer sagte mir aber, daß sei seine Sache nicht, der Gemeindschreiber werde es mir sagen, wenn ich zahlen wolle.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen.

In aller Hitze lief ich zu dem Gemeindschreiber. Derselbe suchte mühselig in manchem Buche herum, fand etwas, wie er sagte, aber nicht alles, unter anderem aber doch den Wellhut, mit dem der Meister als ein Zeichen seiner Freigebigkeit so groß gethan, und da es spät war, hieß er mich am Morgen wiederkommen. Nun wollte ich dem Meister über den Hals, und zuerst mit ihm ausg'schirren, dann mit ihm rechnen; der war aber schon zu Bette, und gab mir auf mein Rufen keinen Bescheid. Mit der quälenden Ungewißheit im Herzen: was ich zu zahlen, wie viel zu ziehen hätte? mußte ich zu Aenneli, lud dort meinen Zorn ab, und sprach den Vorsatz aus: morgen keinen Streich zu arbeiten, bis alles im Reinen sei. Aenneli weinte aber und sagte: das komme ganz anders, als ich glaube, Lohn werde ich wenig oder gar keinen erhalten, meine Schuld größer sein, als ich denke, und heirathen würden wir uns nicht können, es müsse ein unehlich Kind haben, die Schande ertragen; das habe es aber verdient an seiner Mutter. Es drücke ihm fast das Herz ab, um seines Kindes willen, das nun die Schuld seiner Mutter mittragen müsse. Das gute Aenneli klagte mich nie mit einem Worte an, ob-

gleich ich an allem ſchuld war. Ich wollte anfangs gar nicht glauben, daß es alſo gehen werde, allein es behauptete die Welt beſſer zu kennen, als ich, und ſchon lange gefürchtet zu haben, was geſchehen werde. Auf alle Fälle erklärte ich, nicht von ihm laſſen zu wollen; könne ich jetzt auch nicht alles zahlen, das Geld werde wohl zu leihen ſein, meinte ich. Auch das widerlegte mir Aenneli. Niemand würde uns trauen, indem es allerdings viele ſchlechte Leute gebe, die Geliehenes nie wiederzugeben begehren, und dadurch dem Redlichern böſes Spiel machen.

Und wenn die ganze Welt uns verlaſſe, erklärte ich, ſo wollte ich Aenneli doch nicht verlaſſen, und wenn wir die Heirath auch nicht zu Stande brächten, ſo wolle ich Tag und Nacht arbeiten, wie ein Roß, bis ich das Nöthige herausgeſchlagen. Das Bewußtſein gegenſeitiger Treue gab uns Troſt, und ziemlich gefaßt konnte ich am Morgen meinem Meiſter ſagen, mit mir in ſein Stüblein zu kommen, ich hätte mit ihm zu reden. Er wollte erſt nicht Zeit dazu machen, ſondern Ausflüchte, als er aber hörte, daß ich keinen Streich arbeiten werde, bequemte er ſich. Ich warf ihm vor, daß er mich auf meine Schuld nicht aufmerkſam gemacht, und wollte wiſſen, wie viel ich für fünf Jahre Dienſt bei ihm zu gut habe? Er wollte mich wieder auftagen, indem er noch nicht alles zuſammengetragen; er wollte mich nicht als Knecht verlieren, und wollte mir doch nichts geben. So ein Stockbauer ließe ſich eher ſchinden, als daß er einem Knecht einen ordentlichen Lohn geben würde, er hat lieber das ſchlechteſte Geſindel; denn ein ſolcher Stockbauer kennt nur den Unterſchied zwiſchen zehn und zwanzig Kronen, aber nicht den Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen, und wenn er ſchon die beſſere Arbeit des beſſern Knechtes gerne hätte, ſo bringt er es doch nicht über ſeine hundshäärige Natur, ſie zu bezahlen. Endlich ſagte er, wenn ich es zwängen wolle, ſo werde die Rechnung bald gemacht ſein. Die erſten vier Jahre ſei ich noch ein Bube geweſen,

der nicht viel Anders verdient als Kleider und Speise; er aber habe mir noch viel Geld zwischen durch gegeben, einmal drei Neuthaler für eine Sackuhr auf einmal, er habe mir alle Trinkgelder zukommen lassen, welche eigentlich seinen Kindern gehört, somit glaube er, für diese vier Jahre habe ich nur zu viel erhalten, übrigens könne er mir alles zeigen, er habe es aufgeschrieben. Was half mir aber das, konnte ich es doch nicht lesen. Was das letzte Jahr anbetreffe, da habe ich mich gut gestellt, und er wolle mir für dasselbe achtzehn Kronen geben, daran habe ich nun bereits zwölf Kronen empfangen, so daß er mir noch sechs Kronen schuldig sei, die könne ich haben, wann ich wolle, ich werde aber nicht weit damit springen.

So hatte ich mir die Sache denn doch nicht gedacht, mir nicht vorgestellt, daß er mich so scham- und herzlos behandeln würde. Ich begehrte auf, erinnerte ihn an meine Dienste, an seine Worte. Und der Bauer verläugnete den Fuchs nicht, sondern gab mir gute Worte, erinnerte an sein Brandunglück, an die übliche Sitte, daß Güterbuben noch einige Jahre auf den Höfen blieben, auf denen sie erzogen worden, versprach für die Zukunft viel, nur solle ich das Mensch fahren lassen, das habe mir einen bösen Kopf gemacht, mich hineingesprengt, sei nichts werth, und verderbe noch mich.

Er hatte aber damit das unrechte Trom ergriffen, denn in bitterstem Zorn loderte ich auf. Er und seine Frau, die dazu kam, mußten Dinge hören, wie sie mir in den Mund kamen, und wenig fehlte, ich hätte mich damals an ihm vergriffen oder an seinem schäumenden Weibe, das auch nicht ungerne seine Nägel an mir versucht hätte. Ich packte auf der Stelle meine Kleider zusammen, und ging hinüber zu Aennelis Meister, noch zitternd und kochend in aufgeregter Wuth. Derselbe hörte mit Schadenfreude meine Erzählung. Er wußte mir eine Menge Aehnliches zu erzählen, von der Verdrehtheit des saubern Gerichtsätzen, und hieß mich da essen. Nach dem Essen sagte er mir alsobald, nun solle ich um einen Platz aus-

gehen, er könne und wolle mich nicht behalten, mein alter Meister würde es an ihm sonst zürnen, und er möchte es nicht mit ihm verderben; er sei sein nächster Nachbar, und er möchte nicht, daß er etwas gegen ihn zu zürnen hätte. So geht es, um eines Knechtleins willen, das Unrecht leidet, verderbt ein Bauer es nicht gerne mit dem andern, es sei denn, er hätte seinen baaren Nutzen davon; und wie die Bauern sind, sind auch viele Herren. Ich ging zum Müller und suchte Platz. Der that nicht halb so nöthlich mit mir, entweder meinte er, weil ich diesen Augenblick keinen Meister habe, so müßte ich mich drehen lassen, oder er wollte es mit meinem alten Meister nur in dem Fall verderben, wenn er mich um den halben Lohn haben könnte; so konnte ich nichts mit ihm machen, denn ich wollte großen Lohn haben. Gerade so ging es mir auch bei dem Wirthe, es war, wie wenn sie es mit einander abgeredet hätten. Ich wollte nicht anbeißen, und wurde böse, holte bei dem Gemeindschreiber noch meine Rechnung, die sich auf 60 Kronen belief, während andere Kinder in der gleichen Zeit nicht die Hälfte gekostet hatten. Bei meinem ersten Kostmeister mußte man zehn Kronen geben, weil mich sonst niemand wollte. Dieser verleidete mich so, daß man beim gleichen Lohn bleiben mußte. Bei meinem dritten Herrn kostete ich ein Unbedeutendes, nur eine kleine Entschädigung für die ersten mir angeschafften Kleider; hingegen bei dem letzten war die Summe fast so groß, wie im Anfang. Er hatte es einzurichten gewußt, daß er Geld für die Nachtmahlskleider bekam. Dann hatte er noch Lohn, und drittens waren Arzneikosten, und zwar ordentlich viel, für mich bezahlt worden. Ich konnte gar nicht begreifen, für was, denn ich war nie krank gewesen. Endlich erinnerte ich mich, daß wenn Eins von der Familie einen Trank trinken mußte, ich den Rest davon bekam oder den zweiten Aufguß, es mochte nun eine Purgaz oder eine Laxierig, ich gesund oder krank sein; aber man wußte mir dieses Schlucken so schön vorzustellen, daß ich

mich gern dazu verstehen ließ, denn ich erhielt immer Birnenschnitze oder dürre Kirschen dazu. Wahrscheinlich gingen alle diese Tränker auf meine Rechnung, und damit man doch behaupten konnte, ich hätte sie genommen, kriegte ich den Rest. Der Dokter, dem dieses hätte auffallen sollen, indem er mich immer kerngesund sah, fragte diesem wenig nach, so bald er nur etwas brauchen konnte; und, wer weiß, ob er's nicht auch gewußt, er wäre gewissenlos genug gewesen, solche Streiche zu Gunsten eines reichen Bauern auf Kosten eines armen Kindes zu machen.

Man kann sich denken, mit welcher Erbitterung ich den Gemeindschreiber verließ. Ich wußte nicht, ging ich über die Bäume oder unter dem Boden weg. Ich hatte geglaubt, wenigstens fünfzig Kronen ausstehenden Lohn zu besitzen, und nun war mein Glaube ein Traum; dagegen wies man mir eine Schuld von sechzig Kronen, von welchen ich nichts gewußt, und diese Schuld war kein Traum. Sollte ich sie ganz bezahlen und noch dazu Aenneli mit einem Kinde erhalten, so konnte es Jahre gehen, ehe wir Zwei Eheleute wurden. Da wallte es wieder in mir auf, wie aus einer siedenden Quelle ein heißer Brunnen, ich sah nichts mehr als den, der mich um fünf Jahre meines Lebens betrogen hatte, und meine Hände griffen aus, als wollten sie seine Gurgel packen, und wahrscheinlich sprach ich noch laut dazu, da redete mich eine bekannte liebliche Stimme an: Miaß, was isch d'r, chennst mih nümme? Herr Jeses wie g'sesch us, und was wosch gah mache? Ich brauchte lange, bis ich wußte, wo ich war, und wer vor mir stand. Endlich erkannte ich Marcili, die mir so lieb gewesene Schwiegertochter auf jenem Hofe, mit welcher ich seither nie geredet, wohl aber sie in der Kirche gesehen hatte.

Sie drang in mich, zu sagen, was es sei, das mich so aus dem Häusli herausbringe, daß ich thue, als wolle ich jemand ermorden. Ehe sie mich erkannt, hätte sie geglaubt, es gelte ihr, nun wisse sie wohl, werde ich ihr nichts thun, obgleich ich ihr früher auch nicht geborget hätte; aber sie habe

mich anreden müſſen, weil ſie fürchte, ich mache ein Unglück, und wolle jetzt wiſſen, was ich habe. Ich ſchnauzte ſie an, wenn ſie noch glaube und glauben könne, daß ich jenen Streich begangen, ſo brauche ſie auch nicht zu wiſſen, was ich habe. Sie wäre mir vor Allen lieb geweſen, und das habe mich am meiſten gedauert, daß auch ſie mir ihn zugetrauet, das ſei nicht recht von ihr geweſen, ſie hätte doch ſehen ſollen, daß ich ihr alles gethan, was ich ihr an den Augen abgeſehen.

Auf mehrere Hin- und Herreden verſicherte ſie, mich für unſchuldig zu halten, aber ich ſolle jetzt reden, ſie könnte nicht den ganzen Abend bei mir ſtehen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang der Geſchichte, und erweckte wirklich ihr ganzes Mitleiden, und ſie ſagte mir: Miaß, chum mern zu nis, u ſäg ne de, du heigiſch äys nit g'macht, u bät em Großvater a, er muß d'r helfe. — Nei nadiſch Mareili, zu nech chumen ih nit, u d'm Großvater häben ih nit a, ih wott nit noh einiſch gah ane kneue, wer weiß, ob's öppis hulf, u ſi mih nit notti fur aluegte. Es meynts Niemere gut mit mir, als Aenneli und vielleicht du, ſuſch iſch Alles unter eir Dechi, und eis D... Pack, der Pfarrer, d'Vorg'ſetzte u die angere Bure, u ke Schelm verklagt dr anger, u ke Kräye chratzet der angere d'Auge us. — Mareili bat vergebens, ſagte endlich, ich habe noch immer den gleichen böſen Kopf, wie vorhin, der werde mich nicht weit bringen; hätte ſie Zeit, ſo wollte ſie noch mit Aenneli reden, die müßte mich anders brichten, aber mit dem Großvater wolle ſie doch reden, daß mir geſchenket werde, und wenn ich einen guten Platz welle, ſo ſolle ich nur zu ihres Vaters Bruder nach B gehen und ſagen, ſie hätte mich geſchickt, und wenn ich dann eine Gotte mangle, ſo ſolle ich nur zu ihr kommen, ſie ſage es mir nicht ab, wenn ich nämlich nicht zu hochmüthig dazu ſei.

Mareili's Güte hatte mich gerührt und erweicht. Alſo einen guten Menſchen hatte ich doch noch auf der Welt! Dieſe Botſchaft verſüßte auch Aenneli das Bittere des Andern. Aen-

neli war nicht ganz mit mir zufrieden, daß ich Mareilis Einladung ausgeschlagen, sie meinte, daß sei noch lange nicht ane kneuet, wenn man den Sachverhalt erzähle; einmal seien die Menschen da, um einander zu helfen, und wenn man eines Menschen Hülfe in rechten Dingen nöthig habe, so müsse man ihn dafür ansprechen, das sei der Weltbrauch, und heiße noch lange nicht betteln. Die Menschen seien gar selten, welche Freundschaftsdienste aufrichtig anerbieten, wie Mareili es gethan. Nun Aenneli hatte Recht, aber überzeugen ließ ich mich doch nicht. Möglich, daß der wackere Alte sich für mich verbürget hätte oder mir Geld vorgeschossen, wenn ich meine Sache ordentlich vorgebracht, aber das, was ich eigentlich wünschte, hätte er nicht gethan. Er hätte meinem Meister seine Schlechtigkeit nicht vorgehalten, hätte der Gemeinde ihr eigen Unrecht nicht dargestellt, und das Uebertriebene der Rechnung. Man sieht das Unrecht wohl ein, aber wenn es von einem angesehenen Menschen gegen einen unangesehenen begangen wird, so muckelt man davon im Stillen und im Rücken, aber öffentlich in's Gesicht und am rechten Orte rügt es selten Einer. Ihr Herren und Bauern, solche Muckelmeister sind zu Stadt und Land, schämt euch dessen und bessert euch. Wohl gibt es hie und da einen Menschen, der eure Schande nicht theilen, kein Muckelmeister sein will, sondern am rechten Orte, auf den grünen oder hölzernen Bänken, seine Sache vorbringt, der dem Unrecht Unrecht sagt, wo er es findet im engen oder weitern Kreise, bei den von der Gemeinde Besteuerten oder den die Gemeinde Regierenden. Aber es steht dieser Mensch allein, es verläßt ihn die Feigheit, es finden ihn lästig die Männchen mit den breiten Rücken voll Rücksichten, es belächelt ihn spießbürgerlich die Alltäglichkeit, es verfolgt ihn die Schlechtigkeit. Er steht allein — und die ihm gegenüber stehende Masse drückt dem Verlassenen das Herz ab!

Auch begehrte ich, nachdem ich einmal wußte, daß die Auferziehungskosten erstattet werden müßten, gar nicht, daß

mit mir eine Ausnahme gemacht werde; aber das drückte mich ganz beſonders, daß mich niemand auf meine Schuld aufmerkſam gemacht, niemand mich zu rechter Zeit an das Abzahlen gemahnt. Im Allgemeinen zwar finde ich es nicht unrecht, daß denen, die aus ihren Säcken zur Erziehung eines fremden Kindes Geld zuſammen legen, dieſes Geld zurückerſtattet werde, wenn es möglich wird, und das Kind zu einigem Vermögen gelangt; unrecht finde ich es hingegen, wenn in Städten wie Bern, Burgdorf, Büren, Biel, ein aus Armengütern erzogenes armes Kind das Empfangene zurückerſtatten ſoll, während die Erwachſenen, Arme und Reiche, aus dem Stadtgut alle Jahre einſeckeln. Da iſt die Gewalt Meiſter, und nicht das Recht. In einigen dieſer Städte fängt die Verpflichtung zur Rückgabe freilich erſt nach der Admiſſion an, aber doch noch ehe das Kind etwas gelernt hat.

Aber wo die Gemeinde aus ihrem Sack fremde Kinder erhält, mit dem Rechte, die Schuld einſt zurückzufordern, da ſollte denn doch Gewiſſenhaftigkeit bei ihr wohnen; ſie ſollte bedenken, daß ſie einem Kinde eine Schuld entſtehen läßt, von welcher es nichts weiß, daß ſie alſo die doppelte Pflicht hat, jeden Kreuzer, um den ſie deſſen Schuld vergrößert, auf das gewiſſenhafteſte zu verwenden, ſo anzulegen, daß er dem Kinde Zinſe trägt, mit welchen es die Schuld leicht zu bezahlen im Stande iſt, und keinen Kreuzer auf Rechnung zu bringen, bei welchem nicht genau unterſucht worden, ob er hieher gehöre, und keinen leichtfertig auszugeben. Und der Staat ſollte das Recht haben, jede Anforderung einer Gemeinde niederzuſchlagen, wenn die Erziehung eines Kindes körperlich oder geiſtig vernachläſſigt worden; wenn erweislich wäre, daß man nur Koſtgelder erkennt, ausgerichtet, aufgeſchrieben hätte, ohne um das Kind ſich weiter zu bekümmern. Das würde mancher Gemeinde Verſtand machen, die bis dahin keinen hat, wenigſtens gegen arme Kinder nicht.

Obgleich ich nun nicht hinaufgeben wollte, hielt doch

Mareili Wort, und ich vernahm, daß auf ihres Schwähers Verwendung mir ein Drittheil geschenkt worden sei. Freilich war dieses das Gewöhnliche, welches denen, die darum baten, geschenkt wurde; allein darum war es viel für mich, weil mich niemand dazu gebracht hätte, die Gemeinde darum zu bitten. Es war auch besser so, denn einige Witzbeutel, vielleicht gar mein alter Meister, hätten sich nicht enthalten können, mir Lehren, Ermahnungen, Stichwörter zu geben; da wäre sicherlich ein Wetter ausgebrochen, das vielleicht mit zerschlagenen Köpfen geendet; und es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß man sich an einer Gemeinde geprügelt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich und Aenneli rechnen.

Aenneli und ich faßten frischen Trost, wir sahen das Ende unserer Trennung näher, als wir anfangs gefürchtet, und bekamen dadurch frischen Muth, sie zu ertragen. Wir legten unser Geld zusammen; ich besaß acht, es zwölf Kronen, zusammen also zwanzig Kronen. Es konnte sein Jahr noch gut ausmachen, vielleicht noch länger dienen, denn wir hatten nicht gewartet, die Hochzeit anzugeben, bis Aenneli seine Füße nicht mehr sehen konnte, und sein Jahrlohn machte auch achtzehn Kronen. Ich hoffte durch Mareilis Verwendung auch etwas zu verdienen und bequeme Zeit zu finden, mich nach einem guten Platz umzusehen. Freilich brauchte die Kindbette wieder Geld. Wir rechneten, Aenneli brauche, um sich ein Vierteljahr lang zu verdingen mit dem Kinde, wohl zwölf Kronen; einige Anschaffungen, Windeln und dergleichen, berechneten wir auf drei Kronen; das Kindbettimahl auf sechzig Batzen wenigstens. Was ich Aenneli über die Kindbetti kramen wollte an Brod, Wein, Fleisch, Lebkuchen, rechnete ich nicht, sondern gedachte es

aus meinem Verdienste anzuschaffen, so daß wir bei zwanzig Kronen übrig zu behalten hofften zum ersten Jahreslohn für das Kind. Im Laufe desselben Jahres glaubten Aenneli und ich von unsern Löhnen, wenn wir beide gesund blieben, so viel entübrigen zu können, um die Gemeinde zu befriedigen. Dann wollten wir glücklich sein, wenn wir schon nichts hätten, als uns, und zwischen uns unser Kind. Und in Gedanken an die Zukunft waren wir bereits glücklich. Die geschlagenen Wunden schmerzten weniger, vor uns schwebte eine neue glückliche Zeit; sie fesselte nicht unsere Gedanken nur, sondern beherrschte auch unsere Empfindung.

Ich suchte den mir angewiesenen Platz, und fand dort eine vorbereitete Aufnahme, fand viel Arbeit, aber einen schönen Lohn von zweiunddreißig Kronen, fand gute, billige Meisterleute, die mir mit Zutrauen entgegen kamen. Darum arbeitete ich auch mit Lust, schaffte für zwei, und mein neuer Meister, ein Greis, hatte seine kindliche Freude daran, wie in kurzer Zeit Pferde und Kühe spiegelhell und klar wurden, einige wie Hündchen mir nachliefen, und die Ställe sauberer waren als manche Bauernstuben.

Die ganze Woche wartete ich treulich meines Dienstes, bei aller Längizyti; aber des Sonntags hätte mich niemand halten können, weder Wetter noch Meister, die zwei Stunden zu Aenneli zu machen. Es wurde alle Tage runder, und man sah ihm deutlich an, daß das Gehen ihm Beschwerde mache; allein es überwand sich, that nicht nur seinen Dienst wie sonst, sondern des Abends spät, des Morgens früh, und des Sonntags arbeitete es für die Zukunft.

Ich machte ihm oft Vorwürfe darüber, und wünschte, daß es den Dienst verlassen, wenigstens nicht so viel nebenbei machen möchte. Allein es rühmte seine Meistersfrau gar sehr, die ihm borge, wie sie könne, und machte mir Vorwürfe, daß ich es nur wünschen könne, weil dadurch die Zeit unserer Vereinigung verzögert würde. Es hatte eine rechte kindliche

Freude daran, als es mir eines Sonntags drei kleine Kinderkäppli zeigen konnte, die es aus einer alten Scheuben gemacht, und wie sie so gut gefürmt seien, und sicher dem Kleinen gut stehen müßten. Wie aber eine häßliche neidische Näherin, welche es um ein Muster gebeten, es hätte anführen wollen, erzählte es mir auch, wie diese ihm ein alt schlecht Muster gegeben, welches aber glücklicherweise die Meisterfrau gesehen, und ihm ein besseres verschafft. Kann wohl etwas trauriger sein, als solcher Neid, besonders wenn man mit demselben einer werdenden Mutter ihre arme Freude verderbt?

Ein anderesmal führte es mich geheimnißvoll in sein Kämmerlein, schloß sein Schäftchen auf, zeigte mir ein Bygleln weißes Zeug und sagte: Miaß, weisch was das isch? aber Miaß wußte es nicht. Es waren acht Windeln, deren Aenneli gar sehr sich freute; sie waren aus einem alten Lylachen und alten Hemden gemacht, welche die Meisterfrau ihm geschenkt. Ein altes Tschöpli zeigte es mir noch, das sollte zwei Nachtärmeli geben; dann habe es alles, was nöthig sei, mehr als manche Bäurin, die nur vier Windeln besitze. Ein großer Theil der drei Kronen war also erspart. Wir betrachteten mit einer ganz eigen sich regenden Freude unsern kleinen Schatz, und gewiß manche Mutter, die ganze Schubladen voll Sachen hat von Seide, und lauter ganze Sachen, nicht aus alten Lylachen und Scheuben gemachte, hatte nicht so innige Freude dabei als wir. Ach ihr reichen Leute, ihr seid wohl reicher an Geld, aber deswegen nicht reicher an Freuden! Reich sein an Freuden, hängt nicht von Reichthum, nicht von Armuth ab, sondern von einem genügsamen, zufriedenen Herzen erstlich, und zweitens freuen Sachen, die man mit sauter Mühe sich errungen, die man gleichsam aus den Steinen herausgeschlagen, auf alle Fälle mehr, als die, zu welchen man mit Geld auf die leichteste Weise gekommen ist.

Und ein andermal kam Aenneli mir weit entgegen, hatte sehnlichst mich erwartet, mochte nicht erwarten, bis es mich im

Kämmerlein hatte; und da lagen auf dem Tische, schön ausgebreitet, wieder Windeln, wieder Kärpeli, wieder Tschöpeli, aber viel schöner als Aenneli sie bereitet hatte. Aenneli gab mir ein Stück nach dem andern in die Hand, und rühmte Stück für Stück, und auf seinem Gesichte glänzte die innigste Freude, und in seinem ganzen Wesen sprach sich das Bewußtsein aus: reich zu sein, viel zu besitzen, das reinste Gefühl der Befriedigung. Jetzt wachte doch der G'wunder in mir auf, zu wissen, woher das Alles gekommen sei? Aenneli, gegen seine gewohnte Weise, neckte mich erst lange; ich sollte rathen, gab mir falsche Geber an, bis es endlich mit den Andeutungen näher und näher rückte, daß ich Mareili rathen müßte. Mareili war selbst da gewesen und hatte die Sachen gebracht. Sie hätte gedacht, sagte sie, wir würden dafür Geld ausgeben, was wir so nöthig hätten, dergleichen Dinge besäße sie aber im Ueberfluß, und sie verschlügen ihr nur Platz, darum sie recht froh wäre, ihrer auf so gute Weise los zu werden. Mareili hatte aber auch Aenneli examinirt, und war, wie es schien, recht zufrieden mit ihm fortgegangen, indem sie alle Hülfe für die Zukunft versprochen. Mareili hatte nicht gewartet um zu geben, bis man bettelte, sondern mit Nachdenken und Umsicht gegeben, hatte den Weg nicht gescheut; ist das nicht eine so seltene Sache, daß Viele glauben werden, ich lüge? Aenneli war wider seine Gewohnheit recht muthwillig, schraubte mich mit Mareili, ließ sich merken, daß es gar allerlei von mir vernommen, stellte sich dann wieder, als ob es auf Mareili schalus sei. Als ich dann eine Halbe Wein herauszog, die ich gekramt, schmollte Aenneli wieder, daß ich so unnütz Geld ausgebe, dankte mir aber bald für meine Liebe, ward nach und nach muthwilliger, und wir verbrachten in fröhlicher Traulichkeit den schönsten Nachmittag, dessen Andenken mir noch immer Wasser zieht in den Augen, und Heimweh nach Aenneli im Herzen.

Aennelis Stunde nahte. Wir hatten Platz gesucht bei

einer braven Wittfrau, die etwas näher bei mir wohnte, doch immer noch über anderthalb Stunden. Aenneli verließ den Dienſt, richtete ſich in dem kleinen Häuschen ein, machte ſeine Kleider zurecht, bereitete einen Korb, füllte ihn mit einem Spreuerſäcklein — das kleine Deckbett lieh ihr die Wittwe — und erwartete ſo getroſt, was der Herr über ſie verhängen werde.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Gott mir Aenneli nimmt.

Spät kam ich einmal aus dem Walde heim und fand die Botſchaft vor: ſobald als möglich zu Aenneli zu gehen. Natürlich eilte ich ſo ſehr ich konnte, mußte vorerſt aber noch ausſchirren, füttern ꝛc. Als ich hinkam, fand ich es in gar ſchweren Leiden, doch mein Kommen freute es, und es meinte, alles werde nun ſchon gut gehen. Aber die Frau ſchüttelte den Kopf und ſagte, das währe ſchon gar zu lang, das ſei nicht alles gut, es wäre am beſten, wenn man ſo geſchwind als möglich den Doktor holen würde. Ich wollte gehen, aber Aenneli ſagte: blyb by m'r Miaß, ih lah dih nit furt, es iſch m'r e Troſt, we dih nume cha aluege, m'r chen ja dä Bub ſchicke, wo d'rs iſch cho ſäge. Der lief, und wie wir auf ihn und den Doktor blangten, kann ich niemand ſagen; o ſo ein Warten iſt eine der erſchrecklichſten Sachen im Leben! Endlich kam der Bube zurück, aber ohne Doktor; der ließ ſagen: er komme nicht, er wiſſe nicht, wer ihn da zahlen würde, wir würden es wohl machen können, ohne ihn. Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der nächſte war, ſagen ließ: das ſei nicht ſein Haus, ſie ſollten jetzt auch den rufen, den ſie gewöhnlich brauchten. Der Knabe, der nur

wenige Minuten im Waſſer gelegen, blieb todt. In meiner Seelenangſt wurde ich nicht einmal zornig, ſondern dachte nur daran, den Doktor zu verſichern, daß er bezahlt werden ſolle. Ich verließ Aenneli, das mir gar wehmüthig nachſah in ſeinen Schmerzen, fand den Doktor, ſprach gut; und als er mir endlich glaubte, daß ich zahlen könne und wolle, begleitete er mich, lief mir aber zu langſam und ſagte alle Augenblicke: He, das wird öppe nit ſövli preſſire.

Ueber das, was jetzt kam, muß ich ſchweigen. Endlich ſank Aenneli verblutet zurück; ſeine Hand hatte die meine krampfhaft noch gefaßt, und ſeines brechenden Auges letzter Strahl leuchtete in unausſprechlicher Liebe in mein Auge. Einige Worte wollte es noch ſagen, aber ſie wurden nur zu ſeines Leibes letztem Hauche, auf dem ſeine reine Seele ſich emporſchwang, dahin wo die reinen Geiſter wohnen, und ſeinen Mund umzog ein Lächeln, als ob der ihm nun erſcheine, der geſagt hat: kommt her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid. Verſunken in Jammer und Elend ſtund ich zu ſeinen Häupten, glaubte nicht an ſein Sterben, rief: Aenneli, Aenneli! Aber Aenneli anwortete nicht mehr. Aennelis Mund blieb ſtumm. Da ſagte der Doktor: was witt doch? Das iſt jetzt todt, es iſch ihm wohl gange u dir o, u we d'r G'ſchicktiſch vo Bärn cho wär, er hätt ihm nit chönne helfe, da iſch alles ine angere iche verlyret gſy. Aber ih wott furt, wed mih jetzt zahle witt, ſu chaſt, ih will d'r ume e Dublone heuſche, e n'Angere müßt ſechs Neuthaler gäh. Ich weiß nicht, ob es Sitte iſt, daß man die Schinder noch im Angeſichte ihrer Henkerarbeit zahlt, ich wenigſtens konnte es nicht; aber ich wurde nicht in Ruhe gelaſſen, bis ich das Verſprechen mehr als einmal abgelegt, ſobald ich zum Pfarrer gang, 's gah agäh, das Geld zu bringen. Ach ich kann nicht beſchreiben, wie es mir zu Muthe war, daß ich Aenneli nicht mehr haben, daß ich wieder alleine auf Erden, daß ich wieder niemerem ſein ſollte. Alle meine Pläne, alle meine Träume über die Zukunft,

alle meine gehofften Freuden ſanken mit Aenneli in's Grab; es war der Mittelpunkt von allem geweſen, es war hinausgeriſſen, mit ihm alles zerſtört. Es war mir, als ob ein weiter, ſchwarzer, unergründlicher Abgrund ſich vor mir öffne, in den ich mich durchaus ſtürzen müßte; es war mir, als locke und ziehe es mich aus dieſem Leben hinein in den bodenloſen Todesſchlund.

Ich erfuhr es da, wie der Menſch nicht in der Gegenwart lebt, oder, um es beſſer zu ſagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebenſache, das Leben, das er in Zukunft hofft, die Hauptſache iſt. Nun baut ein jeglicher Menſch ſich ein Leben in die Zukunft hinaus auf luftigem Gerüſte, und immer weiter und weiter hinaus, je jünger er iſt. Und was ihm im Leben das Liebſte iſt, das wird ihm zum Hauptpfeiler dieſes Gerüſtes, zum Mittelpunkte dieſes Lebens: an das und um das reiht alles Andere ſich. Wenn nun ſchon nach und nach, aber in raſtloſem Fluge, ein Tag um den andern anders kömmt, als man ihn erwartet, ſo merkt man es entweder nicht, oder hofft auf den folgenden, und gewöhnlich erſt, wenn unſere Augen vor ſich in Zukunft kein Leben mehr ſehen können, ſondern nur den Tod, wenn ſie, um Leben zu ſehen, rückwärts ſchauen müſſen auf das Vergangene, erſt dann ſehen wir, daß unſere Träume eitel waren, und das Leben freilich auch ein Traum, aber ein ganz anderer, als wir geträumt. Aber das ermattete Herz ſchickt ſich hinein mit einem Seufzer, ſchließt die Augen und wirft ſich, wieder hoffend, in die Arme deſſen, der jenſeits des Todes ewiges Leben giebt. Aber wie anders wird es einem, wenn eine höhere Gewalt den Hauptpfeiler unſeres zukünftigen irdiſchen Lebens zertrümmert, wenn mit ihm das ganze geträumte Leben auf einmal zertrümmert zuſammenſinkt, die ganze von Träumen angebaute Zukunft vor unſern Augen bis dicht zu unſern Füßen verſchlungen wird? Dann gebt uns ein Leben unter und wir leben doch, aber unſer Leben iſt dann nichts Anderes, als das

Bewußtsein, daß unser eigentliches Leben dahin sei. Als schwarzer, schauerlicher Abgrund gähnt die Zukunft uns an, den mit fortdauerndem Bewußtsein zu betreten, unser ganzes Wesen sich empört. Wohl uns, wenn der Rest unserer Kraft noch so groß ist, die eigene Hand zu hemmen, die so gerne in solchen Augenblicken auch das Bewußtsein zerstört, und diesem Schlunde nur seinen Leichnam hinwirft. Wohl uns, wenn wir es vermögen. Der Schlund wird allmählig das Schauerliche verlieren, aus ihm taucht wieder auf ein neues Feld, vielleicht wachsen auch auf diesem einige Blümlein, aber die alte Kraft, die dieses Feld bebaute, ist dahin, und die erste Frische und Schönheit erhält es nimmer. Nun tröstet ihr guten Leute mit allem eurem geistlichen und leiblichen Troste, so lange ihr keine blühende, dem Gemüthe befreundete Zukunft heraufzaubern könnet, ist all euer Trösten eitel.

Wohl aber dem, der seinem Leben einen Hauptpfeiler setzet, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann!

Ach mein Gott, ich hatte mich oft bedauert, wenn ich als Knecht nie Zeit hatte, krank zu sein; wenn ich mit einem fürchterlichen Husten beim Rönnle sein oder gar die Ryttere ziehen, im Fieberfrost in tiefem Schnee Holz führen, und in dünnen Zwilchhosen vom Byluft mich durchziehen lassen mußte; hatte oft gedacht, wie schön es wäre, zu Hause zu bleiben, auf dem warmen Ofen, im weichen Bette, um sich däfelen zu können.

An meines Aennelis Leiche saß ich, hielt seine Hand, sah auf sein Auge, hoffend, es werde noch einmal sich öffnen; mein Herz siedete mir Ströme heißer Thränen, die nur in einzelnen Tropfen den verfallenen Weg zu meinem Auge fanden. So hätte ich bleiben mögen, hätte mich dann mit Aenneli mögen hinaustragen lassen, im dunkeln Hause, in's dunkle Grab; aber nur nicht von Aenneli weg, nur nicht unter Menschen, die nicht mit mir um Aenneli weinten. Aber da mahnte

mich die Wittwe, ich müſſe zum Tiſchmacher, zum Schulmeiſter, zum Pfarrer, da kamen Boten vom Meiſter, ich möchte doch heimkommen, da kamen g'wundrige Weiber, die wiſſen wollten, wie es zugegangen, wo jedes eine eigene Meinung hatte, wie es hätte gehen ſollen, jedes einen Troſt, der mir faſt das Herz abdrückte, wenn ich zufällig darauf hörte. Man ſtörte mich bei Aenneli, man trieb mich von ihm fort; was war Schnee, Bysluft bei Fieberfroſt gegen dieſe Marter?

Der Tiſchmacher fragte mich: wer ihn bezahle? Der Schulmeiſter meinte: es ſei nur ein unehelich Kind weniger. Der Pfarrer las mir ein Kapitel über die zeitlichen Strafen der Sünde. Niemand begriff meinen Schmerz, niemand theilte ihn, ein Jeder vergrößerte ihn mit tölpiſcher Hand. O ich litt ſchwer, um ſo ſchwerer, da das tiefe Leid ſich noch nicht auf meine ſtarre Oberfläche herausringen, da verdünſten konnte, ſondern in mir verſchloſſen wühlte und kochte. Ich litt ſchwer, aber noch ſchwerer ward mir, als zum erſten Gefühl des Verluſtes ſich allmählig auch das Gefühl meiner Schuld geſellte; als ich mich erinnerte des Vergangenen, wie oft Aenneli in düſterer Ahnung ein trauriges Ende vorausgeſehen, wie oft es ſich, aber nie mich, angeklagt, der doch allein die Schuld trug. Und als die Anklage meines Gewiſſens ſo recht deutlich vor mir ſtund: du haſt Aenneli getödtet, da hätte ich ſagen mögen: ihr Berge fallet über mich zuſammen, ihr Hügel decket mich; da wachten Skorpionen und Schlangen in mir auf, und wie glühende Feuerbrände brannte es mir im Herzen, und über mir hätten zuſammengeſchlagen die Fluthen der Verzweiflung, wäre mir nicht in meinen Augen haften geblieben Aennelis ſcheidender Liebesblick. In ihm lag Vergebung, in ihm mein Troſt, in ihm die Kraft, nicht dahin fahren zu wollen, von wo aus keine Brücke zu Aenneli führte. Ich ſchwankte umher wie eine Pappel von heftigem Winde bewegt, ich hatte nirgends Ruhe, als an Aennelis Seite, meinen Kopf auf ſeinem Kiſſen. Als aber der Todtenbaum kam, Aenneli darein gelegt wurde,

der Deckel mir ſeinen Anblick nahm, Nägel hart den Sarg verſchloſſen; da ward mir ſchwarz vor den Augen, und was der Schulmeiſter in ſeiner kurzen Leichenrede (es waren zu wenig Leute da, um ſich zu einer langen die Mühe zu geben) ſagte, und wie ich auf den Kirchhof kam, das wußte ich nicht.

Aber als der Sarg dumpf am Boden wieder ſtieß, als die Erde niederraſſelte auf den wiederhallenden Deckel, als nun die Zwiſchenwand ſich erhob zwiſchen der beſſeren Hälfte meiner ſelbſt und mir, die Zwiſchenwand, die nur Gottes Hand nach dem Tode einzureißen vermag: da durchſchauerte es meinen ganzen Körper, und die Wellen meines Schmerzes erhoben ſich, ſchlugen über das Ufer und ergoſſen ſich in Fluthen über mein Geſicht. Da erſt begriffen die wenigen Menſchen, die ſich die Mühe genommen, ein armes Mägdlein zur Kirche zu begleiten, daß dasſelbe mir ſo recht lieb geweſen; denn das Plären iſt das Barometer, nach welchem man an Leichenzügen die begleitende Liebe mißt. Eine alte Frau meinte: er iſch doch e brave Burſch und het Aenneli lieb g'ha, meh weder Mänge ſy Frau; emel Myne pläreti nit halb e ſo, we ner mih ſcho hüt ungere thue müeßt. Es war mir, als ob ich nicht vom Kirchhof könnte, und als ob ich, wenn ich einmal ginge, dann für immer von Aenneli getrennt ſein würde. Und doch mußte ich gehen. Ich mußte den Begleitenden noch einige Flaſchen Wein zahlen, mußte dem Doktor ſeine Dublone bringen, dem Tiſchmacher ſeinen Lohn, mußte noch manchem dummen Fragenden Rede ſtehen. Endlich konnte ich mich bergen in meine Kammer, konnte meinen Schmerz ungeſehen und ungeſtört ſtrömen laſſen. Aber damit beſſerte es mir doch nicht; ich hatte es nicht wie viele Weiber, denen eine tüchtige Plärete viel beſſer thut, als eine Purzirig, und ſollte ſie ſelbſt vom Seppli ſein. Verſunken war der Liebesgarten den Aennelis Liebe in meinem Herzen hervorgelockt und erhalten hatte; er war erdrückt vom Gewichte des Schmerzes, verſchwunden war er mit ſeiner Schöpferin. Nachdem ich ſattſam mich ſelbſt angeklagt, da fing eine Stimme in mir an

zu fragen: Ist denn an dem allem niemand schuld als du? An Gott frevelte ich nicht, aber ich vermochte doch auch nicht zu denken: daß ohne seine Hand kein Haar von unserem Haupte falle, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit gereichen müßten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich an den Menschen mich zu rächen suche.

Aber Menschen suchte ich auf, auf sie einen Theil dieser Schuld zu wälzen. Ich fand den Arzt zunächst, der nicht dem Rufe alsobald gefolgt war, der sich dann geberdet hatte wie ein Metzger, und nicht wie ein Arzt. Dann glaubte ich wieder den Bauer an allem schuld; hätte er mich nicht um meinen verdienten Lohn betrogen, so würden wir Eheleute und ich näher bei der Hand gewesen sein. Und wieder warf ich der Gemeinde die Schuld zu, die mich an meine Schuld nicht gemahnt, die da auf Kosten eines armen Kindes habe aufmachen lassen, was jedem gefallen. Und am Ende dachte ich noch an die Regierung, warum die so schlechte Aerzte nicht nur dulde, sondern sogar bestelle, die einen um Geld und Leben brächten, und warum sie die Gemeinden also es treiben ließe. Und eine unendliche Bitterkeit quoll in mir auf, und eine Rachsucht glühte in meinen Adern, die mir keine Ruhe ließ. Hatte ich den Arzt im Auge, so wollte ich ihm einmal alle Knochen entzwei schlagen und ihm mit seiner Zange auch abreißen an seinem Leibe, was lassen wollte. Dem Bauer, der nun wirklich Statthalter geworden, wollte ich öffentlich vorhalten, welch Duckenmäuser und Schelm er sei, ihm das Haus abbrennen, ihm Hanf und Flachs abmähen. Der Gemeinde wollte ich anthun was ich konnte, sann darüber nach, wie ich mich aufzuführen hätte, daß ich sie in viele Schande und Kosten brächte;

wurde, und mehr lernte, als alle Tage meines Lebens vorher. Und der Alte hatte immer größere Freude an mir und verdoppelte seine Anstrengung. So wie meine Gesundheit es erlaubte, begann er den Fechtunterricht mit hölzernen Säbeln; er erstaunte über meine natürliche Fertigkeit dazu, trotz meiner gegenwärtigen Schwäche, und konnte nicht warten, bis sie an mir den alten Bonjour fühlen würden. Er war unstreitig der beste Fechter im ganzen Regiment, und behauptete immer, nur Einer, der seiner Waffe Meister sei, sei ein rechter Soldat, alle Andern seien nur Lückenbüßer und Pulverfutter, und nur der, welcher auf den Säbel in seiner Faust trauen könne, habe Muth und verdiene befördert zu werden, und wenn auch das nicht geschehe, so hänge doch davon der Respekt ab, den jeder genieße. Ein Offizier, der nicht fechten könne, mahne ihn gerade an eine Frau, die nicht kochen, ein Mädchen, das nicht tanzen könne. Um so verwunderter war ich, als er einmal an einem stürmischen Tag, nachdem er vernommen hatte, daß ich nicht schreiben und nicht rechnen könne, mit Schreibzeug heranrückte und mich dahinter pflanzen wollte. Ich weigerte mich, behauptete, ich sei zu alt dazu, werde es mein Lebtag nicht brauchen und wolle bei der Klinge bleiben. Aber mein Alter wurde böse und meinte: zu etwas Gutem sei es nie zu spät, er wäre noch älter gewesen, als er es gelernt, und wenn ich es im Dienste wohin bringen wolle, so müßte ich schreiben und rechnen können. Ich machte wieder Einwendungen und meinte, es im Dienste nicht weiter bringen zu können und zu wollen, als die Hiebe wieder auszutheilen, die ich empfangen, und das könne füglich in den Monaten noch geschehen, die ich laut Kapitulation noch zu dienen hätte. Was ich noch werden könne und würde, das wisse er nicht, sagte er, aber das sei des Mannes Pflicht, sich tauglich zu machen zu allem Nützlichen, damit wenn er nichts werde, nie er selbst, sondern nur unser Herrgott schuld sei daran. Ich käme ihm wie ein schlechter Kerl vor, wenn ich den Dienst verlassen wollte, in dem ich nur der

namentlich schien mir recht gut, wenn ich ihr eine Menge unehlicher Kinder aufladen würde, die sie dann zu erhalten hätte. Der Regierung wollte ich nicht gehorsam sein, aber ich sann umsonst über Streiche, die ich ihr spielen könnte; der wußte ich nicht recht beizukommen. Solche Gedanken brütend, strich ich umher des Nachts, und ohne daß ich daran dachte, führten mich alle Wege auf Aennelis Grab. Dort lag ich Stunden lang in Liebe und Zorn, und allgemein ging das Gerücht, es sei wieder ung'hürig auf dem Kirchhof, und niemand hätte ihn nach zehn Uhr betreten, auch nicht der Pfarrer.

Als Knecht war ich immer weniger werth. Nicht mein Dienst nahm nun meine Seele ein, sondern mein Schmerz und meine Rache; und das ist ein himmelweiter Unterschied, ob man bei etwas nur mit dem Leibe oder auch mit der Seele ist. Da liegt der Grund der Ueberzahl schlechter Arbeiter, der Welt voll Pfuscharbeit vom Niedrigsten bis zum Höchsten, von der vollwangigen Kühmagd bis zum ordentlichen Professor oder gar bis zum erblichen König; von einem Gartenbeet, einer Kochete Sauerkabis, einem Paar Schuhe bis zu einem Chuchbüchli (Lautirbüchlein), einem Polizeiministerium oder gar einer Zeitungsredaktion. Wären die Leute mehr mit ihrem Geiste bei der Arbeit, so wäre auch mehr Geist in der Arbeit, und mehr Leben, denn im Geiste ist das Leben. Freilich haben viele Menschen wenig Geist, nur aus überflüssigen Abschnitzeln Anderer besteht er, aber wenn sie noch den brauchten, den sie hätten, so wäre es besser, als gar keinen. Darum lehret von Jugend auf die Menschen mit ganzer Seele und von ganzem Gemüthe bei dem sein, was sie machen, dann kriegt ihr ganz andere Menschen: andere Wäscherweiber, andere Professoren, andere Kindermädchen und andere Stallknechte, andere Zeitungsredakteren und andere Pädagöglein. Eine gute Pfeife Tabak biete ich dem, der hier den Vergleichungspunkt zwischen den verschiedenen Gliedern findet. Wohlverstanden, von Baumeistern, Forstmeistern und andern Meistern, die weder mit

dem Leibe noch mit der Seele bei ihrer Arbeit sind, rede ich gar nicht.

Ich vergaß mein Vorhaben unter den Händen, ließ manche Arbeit halb gemacht liegen, lief davon weg; sah nicht mehr, was zu machen war, sah kein Werkzeug mehr, das am Wetter lag, hörte nicht, wenn man mich rief; ich schien den ganzen Tag zu machen und machte doch nur halb so viel als sonst. Mein Meister hatte Geduld mit mir und Erbarmen, und wenn ich bei dem leisesten Vorwurf auffuhr, so schwieg er. Immer mehr brütete ich über meine Rache, sie wurde mir zum festen Vorsatze; immer wilder sah es aus in meinem Gemüthe, und immer zornigere sahen meine Augen auf alle Menschen.

Es ist merkwürdig, wie viel Unglück, wie viele Uebelthaten der liebe Gott verhütet. Die Menschen jammern über viele Unglücksfälle, über viele böse Thaten, sie wissen nicht, was sie thun; sie wissen nicht (sie würden erstaunen, wenn sie es wüßten), wie viele böse Folgen menschlicher Leichtsinn haben könnte, wenn Gott sie nicht verhütete. Wenn alle verleichtsinnigten Häuser abbrennen würden, die Sturmglocken würden nie schweigen. Strohhütten hätten wir bald keine mehr im Lande und der Statthalter F., der herumgeht oder herumliegt wie ein brüllender Löwe, der seine Besoldung zieht, den Eid geschworen hat, und doch mit Aufruhr droht, wenn das Gesetz über die Dachungen auch auf seine Verwandten soll ausgedehnt werden, würde die Pfeife einziehen. Wenn sie wüßten, wie viele Vorsätze keimen in der Menschenbrust, die nie zur That werden, wie viele böse Anschläge böser Menschen gegen Leben und Eigenthum ihrer Brüder nie zur Ausführung kommen, weil der sie verhütet, der nie schläft, sie würden des Morgens inbrünstiger beten und mehr Vertrauen zu dem lieben Vater im Himmel haben.

Diese Wahrheit gibt sich mir kund, wenn ich nachdenke, wie viele böse Vorsätze ich in jener traurigen Zeit faßte, sie aber nie zur Ausführung bringen konnte. Wenn ich dem Dok-

tor auflauerte, Wuth und Rache voll, und ihn nicht geſchont hätte, ſo kam er nicht des Weges, oder jemand anders war bei ihm; und wenn ich ein andermal ihm begegnete, ſo ſchickte es ſich mir nicht, oder meine Seele hatte in dieſem Augenblicke nicht die gehörige Spannung, die That zu vollbringen.

Wenn ich dem Bauer zu ſchaden ging, ſo wurde ich entweder nicht einig in mir, auf welche Weiſe es geſchehen ſolle, oder ich ſah Licht im Hauſe, oder ich wollte warten das Haus abzubrennen, bis es mit Früchten angefüllt ſei, den Flachs ſchöner werden laſſen, um die Kränkung zu verſtärken; ſo war immer etwas, das mir im Wege ſtund, gerade wie man von Geſpenſtern faſelt, die Reitern, welche ihrem Unglück entgegenreiten, mitten auf den Weg ſich ſtellen und ſie nicht durchlaſſen. Und wenn ich ausging, die Gemeinde zu kränken, wenn ich Mädchen verführen, unſchuldige Kinder in die Welt bringen wollte, damit ſie als Plagegeiſter, verwünſcht von der Geburt an, der Gemeinde auf dem Halſe lägen, wenn ich damit das furchtbarſte Verbrechen begehen wollte, das der Menſch gegen den Menſchen vollbringen kann; ſo trug mein Fuß mich nie zu einer Gadenthüre, auf Aennelis Grab fand ich mich wieder, von dort trieben die Geiſter des Morgens mich nach Hauſe. Auch in's Wirthshaus ging ich, um da Bekanntſchaft zu machen, und am Tage anzubahnen oder zu vollbringen, was ich des Nachts nicht vermochte. Aber wie viele der Mädchen auch waren, wie lockend ſie nach mir hinſahen, wie nahe ſie an mir vorbeiſtrichen, wie holdſelig ſie mir untere guckten und liebliche Reden führten mit zärtlichen Augen in deutlicher Manier, wie anzüglich ich ihnen auch antworten wollte: es war etwas im Halſe, das mir die Stimme brach und die Worte verhauchte. Und wenn ich ſchon nach ihnen die Hand ausſtrecken wollte, zwiſchen mir nyd ihnen war etwas, durch das ich nicht kommen konnte; und dann fing es mir an zu grauen, von den Mädchen floh ich weg, floh, wenn die Wehmuth Meiſter wurde, weit weg, wo Menſchen mich nicht ſtörten. Wallte aber die

Bitterkeit oben auf, dann konnte ich die Menſchen nicht verlaſſen, denen ich Böſes mit Böſem vergelten wollte. Hinter eine Flaſche Wein pflanzte ich mich und ſah mit giftigen Augen in's Menſchengewühl, ſehnte mich nach einer Gelegenheit den innern Groll loszulaſſen von ſeinen Feſſeln, Lärm und Unglück anzuſtellen, Köpfe zu zerſchlagen. Wo mir dann nur ein uneben Wort fiel, mich Einer nur anſah, daß es mir nicht gefiel, da hatte ich Streit und Kampf. Weil ich nun keine Kameradſchaft hatte, hingegen nach und nach viel Feindſchaft, ſo ſtund ich gewöhnlich einzig, und wenn ich auch nur mit Einem anfing, ſo hatte der gleich Viele, die ihm halfen. So gab es richtig eine Schlägerei, beſonders wenn ein gewiſſer Landjäger da war, der ſolche an allen Orten einzurichten wußte, um klagen, Buße ziehen zu können. Sobald Schläge fielen, war's mir weit um's Herz und wohl, geprügelt wurde ich allemal tüchtig, blutete, wurde aber doch nie beſiegt, räumte oft in der ganzen Stube auf. Als bekannter Händelmacher hatten mich die Landjäger nicht beſonders auf der Mugge, ich wurde daher von ihnen nie ſo verklagt, daß ich entfernt worden wäre; und weil ich meiſt gegen einen ganzen Haufen ſtritt, ſo ſchämten ſich meine Gegner, mich zu verklagen; und wenn ſie auch klagten, ſo hatte ich mehr Wunden aufzuweiſen, als ein Einzelner von ihnen, erſchien ſomit als die unterliegende Partei und kam meiſt vor dem Richter faſt ungeſchlagen durch, ſchlief aber nie wohler, als mit einem halben Dutzend Löcher im Kopfe, wie ein Vollblütiger nach einem Aderlaſſe.

Mein Meiſter hatte zum Theil Freude daran, einen ſo ſtarken Knecht zu haben, aber doch Erfahrung genug zu wiſſen, daß das nicht immer ſo ablaufen werde. Er warnte mich öfters; doch umſonſt. Er reiſete Mareili, als es einmal z'Dorf kam, hinter mich, und Mareili war ſo theilnehmend und freundlich! wäre ich bei ihnen geweſen, es hätte mich gebeilt; allein trotz mehreren Anerbieten, trotz dem, daß es mich hinzog, zog doch der Trotz vor, und ich ging nicht. Es war als fürchtete

ich ordentlich, aus meinem heillosen Zustande gezogen zu werden, als wären Haß, Bitterkeit, Gram, Rache, Zorn lauter wohlthätige Gefühle, ein wahres Seelenglück. Wenn sie auch abnehmen wollten, so steifte ich sie auf's neu wieder.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Rache und ihre Folgen.

An einem Schnittersonntag war es, als ich wieder auf solche Weise hinter meiner Flasche saß, heiß von Wein und Wuth. Durch die Nebenthüre sah ich die Tanzenden und unter ihnen auch meines alten Meisters, des Statthalters, Töchter, wie sie gar schön aufgeputzt daher rauschten, und wenn sie keine vornehmen Tänzer fanden, auch mit andern vorlieb nahmen. Männer hätten sie wohl schon haben können, allein die Einen waren ihnen nicht reich oder vornehm genug, und den Andern wollte der Statthalter zu wenig Ehesteuer geben, so daß sie des Handels nicht einig wurden. Natürlich richtete sich mein Groll nun auf einen bestimmten Gegenstand, und ich konnte den Augenblick nicht erwarten, bis ihre Tänzer sie zum Weine brachten, um erst mit den Töchtern einen Wortwechsel anzufangen, und dann mit ihren Burschen eine Prügelei. Sobald sie da waren, fing ich an zu fragen: wie manchem Knecht ihr Alter seither den Lohn abgeläugnet hätte. So Einer gehörte an einen andern Ort, als in's Oberland, und verdiente nicht einen Mantel, sondern eine apartige Kutte; es sei aber auch eine Regierung, zu welcher ein solcher Statthalter sich gar wohl schicke. Dann frug ich, wie man jetzt das Fleisch bei ihnen koche, und auf den Tisch gebe, und ich wolle wetten, wenn einist ihre Mutter gestorben sei, so werde es ung'hürig im Hause; die müsse alle Nächte wieder kommen, um Fleisch zu kochen und anzurichten. Sie sollten machen, daß sie vorher

Männer kriegten, ehe ihre Mutter stürbe, man habe sich vor ihr bei lebendigem Leibe gefürchtet, wenn sie dann gar ein Gspenst sei, so komme kein Kitter mehr, nicht einmal solche Meerkälber, wie da zwei neben ihnen sätzen. Die Töchter hatten mir lange die Stange gehalten, die ganze Stube uns zugehört, und das Feuer immer frisch angeblasen, ihre Begleiter auch darein geredet und gedroht; waren aber doch hübsch sitzen geblieben. Auf das Letzte hin fing eine der Töchter zu weinen an, die Leute lachten laut auf, und die Bursche konnten nichts machen, als die gesuchten Händel anfangen. Ich schlug sie tüchtig ab, wobei des Statthalters Töchter auch noch einige blaue Mosen bekamen, prügelte noch manch Andern dazu, erhielt auch meine Wackern wieder, sang im Heimgehen ein lustig Lied, wie seit langem nie, und schlief so fest und wohl, daß der Meister mich wecken mußte. Bald nach ihm erschien ein Landjäger und beschied mich nach dem Schlosse. Ich frug, welchen Tag ich erscheinen solle, glaubend, es gehe wie andere Male; aber der Landjäger verdeutete mir, ich hätte gleich mit ihm zu kommen. Das verwunderte mich gar sehr, war doch die Prügelte nicht halb so arg gewesen, wie manch früher Mal. Ich wußte damals noch nicht, daß alle Vergehen wegen irgend etwas, das zur Regierung gehörte, nicht nur doppelt und dreifach, sondern auch von Amtswegen ohne bestimmte Kläger gezüchtigt würden; ich wußte nicht, daß zu diesen Menschen, für die das Gesetz von Rechtswegen, während es für Andere nur aus Gnaden da war, nicht nur der Statthalter, sondern auch seine Töchter, und nicht nur diese, sondern auch ihre Kitter gehörten; ich wußte nicht, daß es an den Hals ging, wenn man solche Begünstigte nur mit einem Finger berührte, und man den Rücken darhalten müsse, wenn man Einem vonihnen nur in seinen Schatten trappe. Aber sobald ich in die Audienzstube trat, sah ich, daß da ander Wetter sei, als sonst. Wie gewohnt saß die Frau Landvögtin mit der Lismete da; aber diesmal lismete sie nicht, sondern hörte mit angestrengter Aufmerksamkeit zu. Der Herr fuhr mich zornig an, kam aber

im Reden gar nicht fort, man konnte nicht verſtehen, was er meinte. Endlich winkte die Frau dem Landjäger, der führte mich in die Wartſtube, bis wieder geklingelt wurde. Der Herr hatte ſich gefaßt, und fing ein zwar langſames, aber verſtändliches Verhör an. Die Prügelte war nur die Nebenſache, meine Reden die Hauptſache.

Ich ſollte Rede ſtehen: was ich geſtern über die Regierung geſagt habe; über die Scheltungen, die ich gegen den Statthalter ausgeſtoßen. Ich wollte nun erzählen, wie der Statthalter mich behandelt, um meine Reden zu erläutern gegen denſelben. Aber die Frau winkte mit dem Finger, und ich wurde abgeführt, bis es klingelte. Nun legte der Herr mir beſtimmte Fragen vor: ob ich nicht geſagt, die Regierung beſtehe aus lauter ſchlechten Leuten, ſie verdienten Alle apartige Kutten zu tragen u. ſ. w. Als ich einige beantwortet hatte, aber nicht wie man wollte, ſo winkte ſie abermals, aus meinen Worten zog die Frau neue Fragen, und diktirte ſie dem Herrn; ſo bis die Köchin kam und ſagte: d's Herr Landvogts chönni cho eſſe, d'Suppe ſyg uf em Tiſch. Ich wurde in's Gefängniß geführt, mit dem Bedeuten: daß ich Nachmittags beſſer die Wahrheit ſagen ſolle; erhielt aber doch ordentlich zu eſſen. Nachmittags die gleiche Geſchichte. Neue Beſchuldigungen kamen zum Vorſchein, allgemeine, und gegen den Statthalter insbeſondere. Lange dauerte diesmal das Verhör, ohne Unterbrechung. Während dem Eſſen hatte die geſtrenge Frau Zeit gehabt, den Herrn Gemahl gehörig zu inſtruiren. Endlich wurde zwiſchen den zwei Ehehälften und dem Schreiber eine lange Unterhaltung gepflogen, deren Reſultat war, daß man mir ankündigte: man werde am Morgen Zeugen gegen mich aufführen und abhören, und wenn ich dann nicht eingeſtehen wolle meine Läſterungen gegen die gnädigen Herren und ihre getreuen Beamteten, ſo habe man Haſelſtöcke genug im Schloß, um mir das Maul aufzuthun; das ſei ſchlecht von mir, von der Regierung, welcher ich ſo viele Wohlthaten zu ver-

danken hätte, so zu reden, und ihr nicht einmal Treu und Wahrheit zu leisten, wie es in der heiligen Schrift geboten sei. Worin die erhaltenen Wohlthaten, die man mir vorhielt, bestanden, sagte man mir nicht, und ich hatte nicht Zeit, darnach zu fragen; der Landjäger, der wahrscheinlich durstig war, pressirte, mich abzuführen. Hätte ich fragen können, so hätte ich wahrscheinlich vernommen, ich sei ein unverschante Kerli, und man werde mir das Räsoniren schon vertreiben.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie eine gewisse Klasse Berner sich das Wort „Wohlthaten" angewöhnt hat, und es sich noch jetzt nicht abgewöhnen kann, und es jetzt besonders im Zunftwesen gebraucht: aus den Zunftgütern für sich braucht so viel sie will, von Rechtswegen, und was sie Andern zukommen läßt, Wohlthat heißt. Nichts Lächerlicheres giebt es aber, als wenn ein ehrlicher Zopfbürger, den man in der Stadt zu etwas gemacht, die Sprache führt, wie ein Landesfürst oder ein Erzengel.

Des andern Morgens sah ich eine Menge Leute nach dem Schlosse kommen: des Statthalters Töchter, ihre Kilter, der Wirth, Geprügelte und Ungeprügelte durcheinander; und als ich endlich in die Audienzstube geführt wurde, fand ich dieselbe halb voll sogenannter Zeugen aller Art, die Frau Landvögtin aber nicht darin. In der Nebenstube hinter der Thüre saß sie und lismete, und dort hin ging der Herr zuweilen, Athem oder Rath zu schöpfen, ich weiß nicht welches. Diese Zwischenthüre soll noch heut zu Tage sehr kommod sein. Der Herr begann nun sein Verhör, ohne irgend jemand abtreten zu lassen, und billigermaßen mit den Töchtern, die zu hinterst am Schwanze der Familien hingen, deren Landgut das ganze Land war. Es handelte sich von meinen Verbrechen gegen die Regierung und ihre Beamtete, und da sollten nun Alle als Zeugen aufgeführt werden, die anwesend gewesen. Die erste Tochter wurde gefragt: was ich denn gegen die gnädigen Herren gesprochen. Sie antwortete: ich hätte ihr viel wüste Sachen

vorgehalten, und am Ende sie noch gar geschlagen, sie hätte noch jetzt große Mosen, und wolle sie dem Junker Landvogt gerne zeigen, er könne daran sehen, was ich für Einer sei. Der gute Herr kam in Verlegenheit, seine Frau hinter der Thüre verstund nicht Spaß; da ihm aber in der Verlegenheit das Reden schwer war, so gelang es ihm fast gar nicht, nicht sehen zu müssen, was er nicht sehen sollte, und durchaus nicht, das Mädchen von seinen Mosen auf das andere Kapitel zu bringen. Die andere Tochter merkte, daß das nicht recht sei, wußte aber auch das Rechte nicht zu fassen, sondern meinte: ich hätte gesagt, ihr Vater hätte mich um den Lohn betrogen, und die Regierung verdiene einen solchen Schelmen, ihre Mutter sei eine Hexe und werde einist ein Gespenst, weil sie niemerem Fleisch gönni; aber das wisse doch die Frau Junker Landvögtin wohl, daß das nicht wahr sei, und auch der Schreiber könne es sagen, daß sie andern Leuten etwas gönnten, sie hätte ihm erst gestern so gute Nidle gebracht, die er so gerne schlecke.

Da hustete es sehr laut in der Nebenstube, und ich vernahm, daß die Junker Landvögtin ihrem Herrn, der nicht ganz leicht hörte, sagte: das chunt nüt nutz, du nuzst Gis nahm Andere näh! Das geschah nun, aber das Verhör ging verzweifelt lang, wurde unterbrochen durch die Köchin und fortgesetzt, ohne daß der Herr auf dem Ohr gewesen wäre. Am Abend endlich ging der letzte Zeuge fort, ich wurde hineingerufen. Der Herr Landvogt wollte mir nun das Verhör ablesen, und das meinige beginnen; allein der Schreiber bemerkte: es sei dazu doch wohl zu spät, man solle mir nur zu bedenken geben, daß ich morgen bei jeder Frage, die ich nicht bejahe, Prügel erhalten würde, denn alles sei bewiesen. Das sollte also ein noch weit bequemeres Verhör geben, als das jenes Junkers, dem sein Schreiber (nicht die Frau) ein Verhör aufgesetzt, mit der Bemerkung unter jeder Frage: antwortet Delinquent das, so wird so gefragt, antwortet er aber so, das.

Der Junker las nun ohne Unterbrechung die ganze Geſchichte, Frage und Antwort, dem armen Sünder ab, und wollte ſie von ihm beſtätigt wiſſen; dieſer weigerte ſich; da ſagte der geſtrenge Tropf: da g'ſeht d'r, Herr Amtſchryber, wie das Eine iſch; Landjäger! thu m'r dä Säubub hintere.

In meinem Gefängniſſe überlegte ich das Verhör und die Prügel; was ich nicht geſagt, wollte ich nicht eingeſtehen, Prügel wollte ich auch nicht. Ich merkte wohl, daß der Statthalter, der Fuchs, meiner gern los ſein wollte; und daß er mich, um dieſes deſto leichter zu bewerkſtelligen, als einen unzufriedenen, aufrühreriſchen Kopf recht ſchwarz angemalt hatte, und daß eine ſolche Geſchichte für den Junker Landvogt ein ſeltenes Herrenfreſſen ſei, an dem er ſich ſelbſt erlaben und höhern Orts, mit Hülfe ſeiner Frau, wichtig und berühmt machen wolle. Ich gedachte, es ſei ſchon Mancher aus ſeinem Gefängniß entronnen, brauchte Liſt und Kraft, und obgleich kein Maurer von Profeſſion, befand ich mich doch in wenig Stunden im Freien und lachte über die langen Naſen, die man morgen im Schloſſe haben werde.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. Mein Aufenthalt in franzöſiſchen Dienſten.

Nur daran hatte ich gedacht, den Prügeln zu entkommen, einen weiteren Plan nicht entworfen. So viel war mir klar, daß man mich zuerſt bei meinem Meiſter ſuchen, dieſen zur Rede ſtellen werde: wo ich ſei und wohin ich mich gewendet. Ich ſchlug daher den entgegengeſetzten Weg ein, ohne zu bedenken, wohin er führe. Es ward Tag, ich mäßigte meinen Schritt, zog meine Gedanken ab von meiner Schadenfreude:

wie ſie luegen würden, wenn ſie das Neſt leer fänden, und begann mich umzuſehen, wohin mein Weg mich bringen und was ich vorzunehmen hätte. Da trat aus einem Wirthshauſe am Wege ein Mann heraus, geſellte ſich zu mir und betrachtete mich von oben bis unten.

Das kam mir verdächtig vor, zudem hatte er etwas in Poſtur und Kleidung, das einem verkleideten Landjäger ähnelte. Auf ſeine üblichen Fragen, woher und wohin, gab ich daher ausweichenden Beſcheid oder gar keinen, denn im Erſinnen von Lügen war ich nicht bewandert. Der Mann, welcher in der Welt herumgekommen, merkte bald, daß bei mir etwas nicht richtig ſeie, daß ich etwas zu verhehlen hatte, was aber doch nicht gar zu arg ſein müſſe, da ich am hellen Tage auf der Landſtraße mich zeigte. Gerade dieſe Gemüthsſtimmung war ihm die rechte, um meines Körpers ſich zu bemächtigen, den er immer ſehr wohlgefällig betrachtete.

Er gab ſich als Werber in franzöſiſchen Dienſten zu erkennen, erzählte von dem Wohlſein der Soldaten, und wie ſie in Paris ein luſtiges Leben hätten, und wie man dort von dummen Bauern nicht mehr geplagt werde um einen elenden Lohn. Da könne man leben wie ein Herr, ſein Glück machen, ja Oberſt werden; ſie hätten Einen bei ihrem Regimente, der ſei auch nur als gemeiner Soldat eingetreten, und jetzt ſei er Oberſt und habe einen Schnauz, den er unter dem Kinn knüpfen könne. Ich fing an zu horchen, es öffnete ſich da eine Ausſicht, an die ich gar nicht gedacht. So mit einem Schnauz und einem großen Dreizink zurückkehren und dann in einem andern Ton mit den Leuten ſprechen zu können, das ſchien mir gar zu prächtig. Ich frug nach Mehrerem, zeigte immer mehr Intereſſe; der Werber merkte, daß ich angebiſſen, und wie ein guter Angler zog er nicht plötzlich an, ſondern ſo nach und nach, daß ich nicht weiß, wer eigentlich mit klaren Worten zuerſt hervorrückte.

Er ſagte mir nun, wir gingen jetzt gerade auf Bern in's Werbbureau, dort werde meine Kapitulation ausgefertigt und das Handgeld mir ausbezahlt werden. Das hatte ich gar nicht gedacht, ſondern geglaubt, wir beide marſchirten jetzt fußwarm nach Frankreich hin. Ich trug ihm meine Geſchichte vor und meinte, gar nicht nach Bern gehen zu dürfen, weil mein Landvogt mich der Polizei übergeben, und dieſe mich in Bern am geſchwindeſten finden werde, da dort ſo viele Landjäger ſein ſollen als Abweisſteine. Lieber, erklärte ich, als daß ich nach Bern gehe, gebe ich den Handel mit ihm auf, er ſolle ſeiner Wege gehen, und ich wolle ſchon einen Ort finden, wo der Landvogt nicht hin ſchmöcke.

Da ſagte er lachend, ich ſei auch ſo ein dummer Bauernkerl, der gar nicht wiſſe, wie es in der Welt zugehe. Ein Landvogt ſei ein Herrgott in ſeinem Amte, da könne er regieren und kujoniren, ſo viel die Bauern erleiden möchten, aber in Bern, da habe er gar nichts zu befehlen, da ſei ein Schreiber und ein Lieutenant in der Stadt mehr als ein Landvogt auf dem Lande; und wenn Einer von ihnen in die Stadt komme, der auf ſeinem Neſt Keinem für einen Gruß danke, ſo ziehe er den Hut ab und bücke ſich vor jedem Sekretär und thue mit eines jeden Rathsherrn Jean wie ein alter Bekannter. So bald wir nach Bern kämen wollten wir zu ſeinem Lieutenant, deſſen Vater ſei Seckelmeiſter, und wenn der Landvogt nur ein Wort ſage, ſo kriege er einen tüchtigen Abputzer für die ganze dumme Geſchichte. Es komme da immer darauf an, wer den erſten Bericht mache und wer einer Sache ſich annehme. Ueberhaupt ſei man ein ganz anderer Menſch, wenn man in Städten wohne, ſtatt auf dem Lande. Man fühle das auch gleich, und man ſei kaum ein Jahr in einer Stadt, ſei man nun wer man wolle, Junker oder Burger, Schreiber oder Pfarrer, Stallknecht oder Stubenmagd, Laufbub oder Kirchenrath, ſo begreife man erſt recht, wer man eigentlich ſei, und müſſe alle Andern für nicht viel beſſer als Eſel, Kälber

und Kühe anſehen, man möge wollen oder nicht. Das kam mir damals unbegreiflich vor; ich hatte aber bald Gelegenheit die Wahrheit eines Theils dieſer Behauptung zu erfahren; und die Wahrheit des letzten Theils: daß, wer in die Stadt ziehe, in Jahresfriſt ſeine frühern Kameraden mit ganz andern Augen anſehe und ein ganz Anderer ſei, und daß, wenn man von ihm wolle angeſehen werden, man eine ganz beſondere Ehrerbietung an den Tag legen müſſe, und daß, wer dieſes nicht thue, mit entfernender Kälte behandelt oder als böſer Kopf, ehedem als Liberaler, jetzt als Ariſtokrat, oder von dem Einen ſo, dem Andern anders, kurz, als ein dummer Menſch, der weder faſſen noch urtheilen könne, vermoleſtirt und abgefertigt werde, wer hat ehedem und dermalen dies nicht erfahren? Indeſſen ging es gerade ſo, wie mein Werber geſagt hatte. Der Herr Lieutenant nahm mich in Gnaden an, hatte unbändige Freude an dem Prachtkerl, verſprach vollkommenen Schutz und lachte über den Landvogt nicht wenig. Ich hatte damals meine ſehr große Freude daran, daß ſo ein franzöſiſcher Lieutenant in Bern mehr zu bedeuten habe, als ein Landvogt; ich wußte damals auch noch nicht, daß es auch darauf ankomme, von welcher Familie der Lieutenant oder der Landvogt ſei, oder wer mehr Freunde oder Verwandte da Rath hatte.

Nun war ich alſo ſchweizeriſcher Soldat in Dienſten der franzöſiſchen Majeſtät. Es kann nicht meine Abſicht ſein, alles zu erzählen, was mir während meiner langen Dienſtzeit begegnet iſt. Ich merke bereits, daß es mir gegangen iſt, wie es ungelehrten Leuten gewöhnlich geſchieht, je ſeltener ſie zum Dampfen Zeit haben, deſto weniger können ſie aufhören, wenn ſie einmal ſich warm geſchwatzt. Wenn ich alle meine Erfahrungen erzählen wollte, ſo gäbe es ein dickes Buch, wie die Bibel, und da würde es dieſem Buche auch gehen wie der Bibel, ſelten jemand würde es leſen; und doch ſchreibe ich es gerade deswegen, daß die Leute es leſen möchten, denn es ſoll ein Spiegel für Viele

ſein. Meine Abſicht iſt, aufzuſchreiben, was im Vaterlande mir begegnete, damit dabei etwas lernen könne, wer dieſes lieſt. Von meinem Soldatenleben will ich nur erzählen, was jeder Schweizer davon wiſſen ſollte, und was zur Erklärung meines endlichen Schickſals durchaus nothwendig iſt.

Eine neue Zeit ſollte nun wieder in Frankreich beginnen, und fünfundzwanzig vergangene Jahre der Vergeſſenheit übergeben, ausgekratzt werden die Züge, welche ſie der Erde und den Menſchen eingegraben. Wie Krähen bei einer Metzgete flatterten von allen Seiten Leute herbei, die nichts gelernt, nichts vergeſſen hatten. Von den alten, im Feuer und Waſſer Erprobten behielt man nur ſo viele bei, als nothwendig waren, die Maſchine gehen zu machen, oder die, welche ſich zu ſtellen vermochten, als hätten ſie ſich bis dahin verſtellt und wären eigentlich immer geweſen Leute von ſogenannter guter Geſinnung, alſo gutgeſinnte Leute, das heißt Leute, welche von Grund ihres Herzens überzeugt ſeien: es gebe zweierlei Menſchen, die Einen mit Sporen an den Füßen geboren, die Andern mit Sätteln auf den Rücken, die Einen vom Schöpfer zum Reiten, und die Andern um geritten zu werden ausſtaffirt. Und wie es jetzt in allen Aemtern geſchah, alſo geſchah es auch in den Schweizerregimentern. Die alten Helden von der Bereſina und die wackern Helden auf dem Marsfelde wurden, wenn die Gnade groß war, in Linienregimenter geſteckt; ſehr Viele aber, beſonders die, welche zu vornehmen Schlechtigkeiten nicht ſchweigen wollten, mit Kopfnicken zur Ruhe geſetzt; und, wie Mäuſe aus ihren Löchern, ſo krochen und hüpften, nachdem der Pulverdampf ſich verzogen hatte, eine Menge Jünkerlein, die höchſtens einmal einen Feuerteufel gerochen oder auf dem väterlichen Miſthaufen einen Spatz geſchoſſen hatten, herbei und füllten die Garderegimenter. O das war ein ganz eigener Anblick, ein Regiment zuſammengeſetzt aus den Männern der Kaiſerzeit und den Leutchen der alten oder neuen Zeit, wie man will. Wie ſie vor der Fronte ſtunden die gebräunten Männer mit dem

sichern Blick, dem eisernen Tritt, verschwistert Säbel und Arm, das Bewußtsein der Beresina in jedem Wort, jeder Bewegung; und unter ihnen dann die blanken Gesichter mit den dummen hochmüthigen Augen, das Kinn hinaufgeschraubt zu höchst möglicher Keckheit, mit dem stolpernden Hahnenschritt, dem verlegenen Säbel, den verlegenen Händen, der schrillenden Stimme und dem suchenden Blick, der etwas finden wollte und doch nichts sah — wer erinnert sich nicht dieses Anblicks? Und wie sich die Leute Augen machten, wie die Einen glühten im kaiserlichen Zorn und tiefer Verachtung, und wie die Andern starrten in aristokratischem Hohn und Uebermuth, und wie diese so oft vornehm auf die Seite und Manches mit hoher Nase übersahen, was nicht nur den Säbel, sondern auch das Herz in Verlegenheit gesetzt hätte, wer erinnert sich nicht noch dessen? Aber es ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen.

Von oben herab wehte scharf der Wind, und immer schärfer gegen jede kaiserliche Erinnerung. Die gebräunten Männer wurden immer seltener vor der Fronte; und an einem schönen Morgen sah man Marschälle und Obersten, deren Schwerter auf hundert Schlachtfeldern im Siege gefunkelt, deren Adleraugen eben so oft im Siege geblitzt hatten, mit Wachskerzen in den Händen, gesenkten Hauptes, schleppenden Schrittes durch die Straßen ziehen; da senkte sich manches andere Haupt, und dem Auge entquoll eine Thräne schmerzlicher Erinnerung. Die alten Soldaten sahen mit einem eigenen Gefühl die neuen Offiziere; ihnen waren alle Träume von Epauletten mit Offiziers-, Hauptmanns-, Obersten-Zeichen verschwunden; sie mußten sich von Menschen befehlen lassen, die weniger wußten, als sie, mußten sich oft der Unkunde ihrer Offiziere wegen von ihren Kameraden auslachen lassen. Sie mußten sich nun auf einmal das Benehmen der Offiziere in Friedenszeiten, verbunden mit junkerlicher Kühle und Schroffheit, gefallen lassen. Im Felde, wo man zum Leben und Tode gesellt ist, wo das Leben der Offiziere in der Soldaten Händen ist, wo im Gewühle

der Schlacht der Schuß eines Kujonirten unbemerkt tödten, der Schluck aus einer Feldflasche retten kann, da schließt unwillkürlich der Offizier dem Soldaten sich an, und bei aller Disciplin bildet sich ein kameradschaftliches Leben; aus einem Kessel ißt man, an einem Feuer liegt man. Von diesem Leben wußten aber die, welche nur auf dem Depot ihre Lorbeeren erworben hatten, oder die, welche ihre Stiefel noch frisch gewichst aus Berns Lauben brachten, nichts. Ohnedem entfremdet der Garnisonsdienst, wo das Leben so scharf sich trennt, kein Lieb und Leid zu theilen ist, fast unwillkürlich Soldaten und ihre Obern, und dem besten Offizier wird es ordentlich schwer, sich im rechten Verhältnisse zu bewahren. Und wenn so ein aufgeschraubter, frisch gewichster Lieutenant oder Hauptmann einen ansah, so kam einem unwillkürlich ein soutue bête zwischen die Zähne. Dies that besonders den alten Unteroffizieren weh, und ihnen geschah am meisten, daß sie zuweilen gegen solche Puppen den schuldigen Respekt vergaßen, obschon sie eingewohnt waren in die eiserne kaiserliche Disciplin. Es waren meist nur kleine Verstöße, im Unmuthe entfahren, die aber doch gewöhnlich das Verlieren der Schnüre zur Folge hatten.

Nach und nach verschwanden bei der Garde auch mehr und mehr die alten Unteroffiziere, und die, welche blieben, fügten sich in die neuen Menschen, wurden schmiegsam, warteten auf und rapportirten so viel sie konnten und entluden einen großen Theil der Herrlein aller fernern Sorge um ihre Leute, damit sie Zeit übrig behielten für ihre Figur und andere Figuren auf Kanapees und Spielkarten. Dort waren ihre Schlachtfelder, dort holten sie ihre Wunden.

So etwas wirkte natürlich nicht am besten auf die Soldaten ein, die keine Kriegsehre im Leibe hatten, sondern nur den Kamaschendienst vor sich; auf alle Fälle verlor sich Scham und Scheu vor etwas, dessen man sich im Vaterlande auf das höchste schämt. Aber etwas Anderes wirkte noch viel verderblicher, das war die Geringschätzung der Offiziere gegen unsern

Gottesdienst. Sie legten es deutlich an den Tag, daß Feldprediger, Religion, Gottesdienst sie eigentlich nichts angingen, sondern nur für uns da seien, damit wir sogenannte Habersackpredigten zu hören bekämen und im Gehorsam gehalten werden könnten. Von ihnen kam nur, wer mußte, während wir hineingetrieben wurden; wer von ihnen kam, schlief oder hörte sonst nichts oder that nichts als aufpassen, wer sich etwa rege, warf sich in die nachlässigste Stellung, je nach der persönlichen Eigenthümlichkeit; und am Ende äußerte er sich vielleicht noch: das wäre aber eine Predigt gewesen, welche keine Sau gefressen hätte. Was mußten da wohl für Gedanken und Gefühle bei uns erwachen? Wenigstens keine religiösen.

Wenn wir dann Spaliere bildeten bei königlichen Prozessionen oder die Begleitung bei königlichen Messen, da sahen wir unsere Offiziere alle, sahen sie in größter Aufmerksamkeit, ja Andacht, sahen sie der größten Ehrerbietung sich befleißen, sahen sie also ganz anders in fremdem Gottesdienst, als im eigenen. Was meint man wohl, was wirkte das, und dazu auf Menschen, die mehr oder minder roh waren und daher in keiner Meinung, in keinem Glauben selbstständig, ohne innere Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit, die so gerne alle Schranken durchbricht? So wurden wir unwillkürlich der Herrschaft unsers großen Herrgottes entzogen, aber dem frugen unsers kleinen Herrlein wenig nach. Vielleicht sahen Einige es gar nicht einmal ungerne; theilt doch so ein kleines usurpirtes Menschlein seine erhaltene Macht nicht gerne mit jemand, am wenigsten mit dem großen Gott, könnte ihm da ja gar nichts übrig bleiben! Und doch fühlten sie nicht Kraft genug in ihren wattirten Herzen und den selbstgemachten Gesetzen, uns ohne Gott in Reih' und Glied zu behalten. Daß unser einer auch eine Seele hätte, daran hatten viele ihrer Väter schon mehrere hundert Jahre lang kaum mehr gedacht, warum sollte es gerade jetzt den dummen Enkeln beifallen? Was aus uns würde, was wir heim brächten in's Vaterland, haben das die je be-

dacht, welche Schweizerblut verkauften, Sold für die eigene verfallene Haushaltung, Brod für die verwahrlosten Söhne fuchten? Gerade dieſes Reislaufen unter obrigkeitlichem Schutz und obrigkeitlicher Garantie brach den ächten Schweizerſinn; da wurden die Freien dreſſirt, bis ſie Knechte wurden, bis ſie ſchmeicheln, Stellen nachjagen konnten, da wurden ſie entnervt durch fremdes Geld und fremde Laſter, die Einen reich die Andern deſto ärmer. Aus den ſtehenden Heeren trug ſich allmählig die Ordnung über in alle Verhältniſſe des Vaterlandes, und wer unberufen das Maul aufthat, kriegte Stockſchläge, wie der Soldat in Reih' und Glied, der räſonirte.

Und in den reformirten Kantonen wirkte es aus oben angeführten Gründen noch viel ſchädlicher, als in den katholiſchen.

Ich bin weit entfernt zu tadeln, daß die Schweizer, wenn ſie keine eigenen Kriege hatten, ſich ſchlugen in den Kriegen Anderer; lag es doch einerſeits in den Sitten der Zeit, und haben die Schweizer ein eigenes kampfluſtiges Gemüth und eine eigene Hand, in die nicht nur der Pflug, ſondern auch das Schwert paßt. Aber das verdamme ich, daß das angewohnte Reislaufen, welches die Obrigkeit, wenn es am gefährlichſten war, nie zu hemmen vermochte (höchſtens die kleinen Diebe hängte ſie, die großen ließ ſie immer laufen), gedreht und förmlich organiſirt wurde, daß es ward ein Brodkorb gewiſſer Familien, eine Pflanzſchule von Herren und Knechten, ein Grab vaterländiſcher Tugend, ein fruchtbarer Schoos fremder Laſter, eine Werkſtätte ruchloſer Gemüther, die nichts Heiliges mehr kannten. Das verdamme ich, daß an dieſen organiſirten fremden Dienſt das Penſionsweſen ſich knüpfte, das unter verſchiedenen Geſtalten fortdauerte bis auf die neueſte Zeit; daß um eine Lieutenants- oder Hauptmannsſtelle beeidigte Väter des Landes in den vaterländiſchen Rathsſälen ihre Stimmen und des Vaterlandes Söhne verkauften. Iſt dies nicht, ſo iſt fremder Kriegsdienſt den Schweizern heilſam, ſie

müſſen auswandern, haben im engen Lande nicht Platz, und für böſes Blut iſt Kriegsdienſt die kräftigſte Badekur. So hatten wir beim Regiment nichts Anderes, als das Vorſpiel des ariſtokratiſchen Lebens zu Hauſe. Von den Herren ſelbſt hatten wir direkt wenig zu leiden, die meiſten bekümmerten ſich nicht um uns, einige ſogenannte Regimentsbüffel (man nannte ſie ſo, weil die meiſten derſelben kurze Hälſe hatten) ausgenommen. Die ſchnurrten jeden an, um ſich wichtig zu machen. Um die Offiziere aber ſtunden in dreifacher Kette die Reihe der Unteroffiziere und Inſtruktoren als Brillen und Eſelsbrücken.

Um die her in weiterm Kreiſe ihre Günſtlinge, Nachwuchs in ihre Reihen, dann die tributpflichtige, zu hudelnde Menge der Unbedeutenden, auf die man nicht viel Rückſicht nahm, die aber viel Rückſicht zu nehmen hatten. Aus ihr tauchte hie und da Einer auf, der ſich nicht alles wollte gefallen laſſen, der räſonirte, klagte u. ſ. w. Aber es war gewöhnlich nur hie und da Einer (das Zuſammentreten Mehrerer wäre als Aufruhr angeſehen worden), von ſeinen Kameraden wurde er, wenn es auffällig zum Reden kam, nicht unterſtützt, er erhielt ſeine Nüſſe vor den Kopf, richtete nichts aus, wurde auf die Mugge genommen, bis er zahm war oder ſich entfernte.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde.

In ein ſolches Regiment trat ich ein. O ſo ein Rekrut iſt ein armſelig Ding! So lange man auf dem Wege zum Depot iſt, geht es, wenn man etwas Geld hat und ſich nicht mit der magern Koſt, bei welcher zu Gunſten der Obern der Brodkorb hoch gehängt iſt, begnügen muß. Sobald man aber unter die Hände der Inſtruktoren fällt, geht der Tanz an. Alle

möglichen Ehrentitel, unter denen Bauernlümmel der reputirlichſte iſt, muß man hören vom Morgen bis an den Abend; und wer vorher nicht exerziren konnte, der wird herumgeſtoßen, das Gewehr ihm in den Armen herumgeriſſen, daß er ringer ſeine zwanzig auf den H..... nehmen würde. Iſt er mit dem Exerziren fertig, ſo fallen die über ihn her, welche früher als er da waren und einen Theil der Schule durchgemacht haben: wer nur eine Woche früher eingerückt iſt, glaubt ſchon das Recht zu haben, auf den Ankömmling mit Stolz herabzuſehen, ſich ſeiner zu ſeinem Vortheil zu bedienen. Auf das Rupfen iſt es natürlich abgeſehen bei Allen, und wer mit den Inſtruktoren und Kameraden in Wein und Schnaps ſich abfinden kann und will, der kauft ſich von mancher Plage los.

Das wollte ich nun aber nicht. Gleich am erſten Tage erbitterten mich die Schimpfwörter, das Stoßen der Befehlenden, das Betragen der Kameraden; jemanden, der mich böſe gemacht, dem zahlte ich keinen Wein, das wäre mir durchaus unmöglich geweſen, ich hätte mich eher zu Kraut und Rüben verhacken laſſen. Am folgenden Morgen ging es noch ärger, und ich wurde noch böſer, wurde auch in der Erbitterung ungeſchickter, was das Uebel nur vermehrte. Ich räſonirte, man hieß mich einen böſen Kopf, une mauvaise tête, den man ringgeln müſſe; ich verging mich, wurde geſtraft, konnte längere Zeit nicht in die Kompagnie treten, und als ich es endlich konnte, ward ich dort tüchtig empfohlen auf der einen Seite und wirklich ſtörriſch im höchſten Grade auf der andern, ſo daß es nicht anders als böſe gehen konnte. Beim Exerziren bekam ich immer Tadel oder Strafe. Ich war groß und fiel in die Augen, auch wenn man kein beſonderes Auge auf mich gehabt hätte. Niemand machte mich mit den kleinen Vortheilen beim Putzen der Montur und Armatur bekannt, Alle hatten ihre Freude, wenn ich am meiſten dabei ſchwitzte, am längſten daran machte, und doch am Ende alles am ſchlechteſten hatte. Auf dem Fechtboden ſtieß und ſchlug

der Fechtmeiſter mich tüchtig, lehrte mich nichts, ſtellte mich immer heraus als Einen, mit dem nichts anzufangen ſei, weil ich ihm weder eine Flaſche zahlte, noch einen Franken in die Hand drückte; und doch wurde ich nun auch vor die Klinge genommen. Ich wollte gegen einen Neckenden einſt meine Fauſt brauchen, da bedeutete man mir, es ſei hier eine andere Mode, ich müßte heraus. Mein Gegner war kein geübter Fechter, auch nicht ſtark, glaubte aber ſich ſicher und mir weit überlegen. Mir klopfte das Herz vor dem blanken Eiſen doch ein wenig, als ich es aber einmal in der Hand hatte, da ſchien ein eigener Geiſt in daſſelbe zu fahren, es war, als würde es lebendig in meiner Fauſt. Ungewohnte Hiebe und Stöße, ein eiſerner Arm, der jede Parade durch gehauen hätte, wenn die Streiche nicht meiſt flach gefallen wären, brachten meinen Gegner außer Faſſung, und bald hatte er Eins über den Arm erhalten, an dem er einſtweilen genug hatte. Nun wurde ich froh und ſtolz und meinte, beim Regiment die gleichen Siege zu erfechten mit der Klinge, wie zu Hauſe mit der Fauſt; aber ich täuſchte mich. Man ließ mir nicht lange Zeit zum Stolz; beſſere Fechter verbanden ſich, den Bauernlümmel zu züchtigen, ich mußte wieder auf's Terrain, erhielt eine Schlappe und dann wieder eine und wieder eine. So führte ich ein wahres Höllenleben und fühlte auch eine wahre Hölle in mir. Mit kaum vernarbten Wunden auf der Bruſt beging ich einen Inſubordinationsfehler gegen einen Unteroffizier im Dienſt; ich wurde krumm geſchloſſen. Hätte ich den Zuſtand meiner Bruſt gezeigt, es wäre kaum geſchehen; allein man hätte mir eher die Zunge ausreißen können, ehe ich mit einem Wort je einen Grund zum Nachlaß von Strafen vorgebracht hätte. In dieſer Stellung brachen meine Wunden auf, entzündeten ſich, und eines Morgens fand der Wärter mich im heftigen Fieber. Man ſchloß mich auf, fand bald die Urſache des Uebels und brachte mich in's Spital. Lange lag ich dort zwiſchen Tod und Leben, endlich kam ich wieder zum Bewußtſein, aber lange

nicht zur Kraft. In meinen Träumen hatte ich oft eine große Gestalt an meinem Lager gesehen und sie herausgefordert oder mich herausgefordert geglaubt, ihr Erscheinen machte mich allemal unruhiger. Nun beim Bewußtsein sah ich sie wieder vor mir stehen, mit großen, ernsten Augen, einem grauenden Schnurrbart, einem Munde, der nur Patronen beißen zu können schien, einen Mann mit einem wahren Schlachtengesicht und einer Haltung, als ob er vor seinem Kaiser präsentire

Nun, Kamerad, sagte er, dießmal kömmt es noch nicht an dich, es hat geheißen: Rund vorbei! Aber sage mir, was hat dich so wild gemacht in deinen Träumereien, was hast du da immer zu schlagen und zu fluchen gehabt? Es ging lange, bis er ordentlich Antwort bekam; aber meine Krankheit hatte mich weich gemacht, und zu dem sah aus dem schwarzbraunen Gesichte eine solche Gutmüthigkeit mich an, sie war mir so seltsam und that mir so wohl, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich erzählte ihm nach und nach meine Lage, so weit ich sie übersah. Als ich fertig war, brach er aus: tonnerre de dieu, ja, das sind ganz die Lumpenkerls, die Pflastertreter, die noch nie die Lunte gerochen; ehemals ging es anders: Foudre, du wärest Korporal, Gotthelf, wenn ein Anderer noch beföhle; aber du bist auch ein Lümmel, hast ihnen das Heft in die Hand gegeben, kannst scheints nichts, hast nichts gelernt? Ich entschuldigte mich, daß mich niemand etwas gelehrt, niemand mich hätte brichten wollen. Bist doch ein Lümmel, sagte er: hast du jemand bestochen, daß er dich brichte? Auf mein Nein, sagte er: da siehst du den dummen Kerl; beim Regiment, so wie es jetzt ist, muß man sich einkaufen, erst mit Geld, dann wenn es sein muß mit der Klinge. Ehemals da kaufte man sich vor einer Zwölfpfünder Batterie ein oder in einem Schanzgraben, mais aujourd'hui! In jedem Regiment sind ein Paar, die davon leben, Anfänger für ihr Geld einzureiten, für ein paar Francs wärest du dem allem los gewesen. Mais diable, ich hätte es auch so gemacht und die Fuchs-

ſchwänze nicht mit Geld geſchmiert, ces misérables! Aber ich will dich brichten ohne Geld, und du mußt ein ganzer Pickel werden, du gefällſt mir, gerade ſo Einer war ich auch. Attendez seulement! Dafür mußt du alles beſſer wiſſen und beſſer können als ſie Alle, und das alles kann dich niemand beſſer lehren, als der alte Bonjour, der im Lager von Boulogne dem Kaiſer das Pferd hielt, und bei der Bereſina lange von ihm angeſehen wurde. Ja, wir kannten uns, ich und er!

Auch er war im Spital an aufgebrochenen Wunden, die ihn jedoch nicht im Bette hielten und an keiner Bewegung hinderten; ich ſah, daß man allenthalben mit einer Art Reſpekt ihn behandelte und ihm aus dem Wege ging, daß er ungeſcheut redete, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sobald ich nur in etwas mich erholt hatte, fing er ſeinen Unterricht bei mir an theoretiſch und praktiſch; den letztern begann er beim Knöpfeputzen. In wenigen Tagen wußte ich mehr, als ich während drei Jahren, die ich beim Regiment geweſen, gelernt hatte. Bald konnte ich in ſeiner Begleitung an die friſche Luft. Ich konnte mich nicht ſatt hören, wenn er zu erzählen anfing von allen den Feldzügen, denen er beigewohnt, von allem ausgeſtandenen Wunderbaren, von großen und kleinen Kugeln, die wie Spreu die Soldaten umflogen, von Sonnenglut, in der ſie zerſchmolzen, von des Winters Kälte, in der ſie erſtarrt; alles das ausgemalt in die Einzelnheiten hinein, wie nur ein Augenzeuge ſie auffaßt. Und über alles ſprach er, nicht nur wie Einer, der dabei geweſen, ſondern auch wie Einer der darüber zu Rathe geſeſſen; er konnte alle Warum löſen, und zeichnete in den Sand alles ſo lebendig ab, was ſein Mund erzählte, daß ich glaubte, ſelbſt dabei zu ſein. Er ſprach von Dingen, von denen ich nie etwas gehört, von Ländern und ihrer Lage, von denen ich nichts geahnet; er ſprach von Länge- und Breitegraden, nach welchen man die Stelle der Länder auf der Weltkugel beſtimmt, und erklärte mir das ſo faßlich, daß ich darüber erſtaunte und alle Tage wißbegieriger

Lümmel geweſen, jetzt, nachdem er mich zu etwas Rechtem gemacht; wenn ich ſchon nicht avancire, ſo würde ich jetzt ganz andere Zeiten haben als früher, und wo er mir helfen könne, da ſei er da; übrigens wiſſe Keiner, was es noch geben könne. Sobald ein ſchöner Nachmittag ſei, wollten wir in's Freie, und er werde mir dann etwas erzählen, nach welchem ich nicht Luſt haben werde, auszutreten und ein Lümmel zu bleiben mein Leben lang.

Das Wetter wurde wieder hell, und wir ſetzten uns in's Freie hinter eine Flaſche. Recht bequem hatte es ſich der Alte gemacht, und nachdem er alles hatte, was er bedurfte, und ſo geſtellt, wie es ihm am beſten zur Hand war, begann er mir zu erzählen, was ich nur in aller Kürze wieder geben will.

„Ich war ein wilder gottloſer Bube, war aber auch gottlos erzogen und gottlos geprügelt worden. Sobald ich zu Kräften kam, prügelte ich wieder, und als einſt meine Stiefmutter halb todt am Boden lag, lief ich fort, ich glaubte ſie todt. Ich konnte weder leſen noch ſchreiben, wußte lange nicht was anfangen, war ein Strolch, und als ich vor Hunger faſt darauf ging und zum Stehlen zu dumm war, da lief ich endlich der Trommel nach und ward Soldat. Ich war wild und ſtettig wie du, allein wir lagen nicht in Garniſon, ſondern im Felde, da geht es ganz anders. Ich war verwegen, voran bei jedem kühnen Streich, aber auch bei jedem ſchlechten. Brennen und rauben und noch Anderes, was ich nicht ſagen mag, war meine Burgerluſt; je größer das Wehegeſchrei um mich her, deſto mehr lachte mir das Herz im Leibe, hatte ich doch auch oft ſo geſchrien und rings um mich Alle gelacht. Zudem war unſer Regiment durch einige hinterliſtige Mordthaten erbittert, und überhaupt iſt der Schweizer, wenn er einmal losgelaſſen iſt, ein ung'hürigs Thier. So trieb ich es lange und ſtund bei den Kameraden in gewiſſem Anſehen, denn in der Noth konnte jeder auf mich zählen; Einigen ſchien vor mir zu grauen, aber ich ſpottete ihrer. In Kalabrien war es, daß wir einmal

ein Städtchen, und mit demſelben einige Nonnen- und andere Klöſter, mit dem Säbel in der Hand, einnahmen. Wir thaten wie gewohnt, und ein herzzerreiſſendes Geſchrei erſchütterte in einem Nonnenkloſter die Mauern, wo wir eben unſere Teufelsluſt hatten.

Auf einmal ſchlug eine gewaltige Stimme ſcheltend auf uns ein, es war unſer Hauptmann, der vor nicht langem zu uns verſetzt worden und von ſeinem Muthe uns heute die erſte Probe abgelegt hatte. Wir waren des Abwehrens nicht gewohnt, achteten nicht auf ihn. Er gebot noch einmal, wir gehorchten nicht; nun ſchlug er auf uns ein mit flacher Klinge, daß mir noch jetzt die Ohren ſurren. Ich wollte mich wehren; da traf er mich über dem Handgelenk, daß ich glaubte, mit dem Säbel entfalle mir auch die Hand, und in wenig Augenblicken war die ſtille Behauſung von uns Unholden geräumt. Während wir ſo ſchnöden Muthwillen trieben und uns zerſtreut hatten, kehrte der Feind mit Verſtärkung zurück, überraſchte uns. Nun natürlich ein Gewirre, das nur der begreift, der es erlebt hat. Der Feind war mitten in der Stadt, ehe man ihn bemerkt hatte, in allen Häuſern unſere Soldaten vereinzelt, nirgends ein kompakter Widerſtand. Voll Schrecken ergriffen Viele die Flucht, Andere mit ſich fortreiſſend, den Glauben an die Möglichkeit eines Widerſtandes verlierend; und wo der aufgegeben iſt, iſt alles verloren. Da erſchien mein Hauptmann wieder und ſtemmte der Flucht ſich entgegen, doch umſonſt; er war noch nicht eine bekannte Erſcheinung unter uns, die im Felde faſt unwillkürlich wirkt. Da ſchritt er durch die Flüchtlinge dem Feinde entgegen, hieb dem vorderſten der Feinde eine Wunde quer durch's Geſicht, und mit einer aufgegriffenen Flinte wehrte er ſich gegen die Nachdringenden. Flüchtlinge eilten an ihm vorbei, da kam auch ich, eine koſtbare Monſtranz in den Händen, und wollte dem andern Thore zu. Als ich den Kämpfenden ſah, fiel mir auf einmal ein: man könnte ſich doch alſo noch wehren, noch ſei nicht alles verloren; ich ſprang ihm bei, das

Vorige ganz vergessend, mir zeigten Andere, das Gleiche denkend. Wir hielten den Feind auf, die Ueberraschung verflog, die Flucht stand, die Flüchtlinge erhielten wieder Besonnenheit, mit dieser ihre alte Ueberlegenheit, bald war die Stadt wieder unser. Das ist, was der alte Krieger vor dem jungen voraus hat, nicht den Muth, nicht das Feuer, nicht die Einfälle, sondern die unerschütterliche Fassung, die nie vergißt, was noch möglich ist. Als wir uns am Abend auf dem Markte zum Appell aufstellten, kam der Hauptmann die Fronte hinunter und sagte laut zu mir: Bonjour, heute hast du ein braves Stücklein gemacht, es ist aber auch das erste von dir, das ich gesehen habe, komm nachher zu mir, ich habe mit dir zu reden. Mit Worten, die schärfer waren als sein Säbel, sagte er, wie ihm alles mißfallen, was er bisher von mir gesehen, wie ich ihm als ein grundschlechter, gottloser Bursche vorgekommen; daß ich ihm aber nach erhaltener Züchtigung zu Hülfe gekommen, sei ein Zeichen, daß ich besser sei, als ich scheine, daß sich noch etwas aus mir machen lasse. Er sei mir Dank schuldig, und wenn ich glaube gehorchen zu können, so wolle er versuchen, mich zu einem rechten Menschen und wahren Soldaten zu machen, bis dahin sei ich nur ein Räuber und Mordbrenner gewesen. Es regte sich in mir gar seltsam und wunderlich; so hatte noch niemand zu mir gesprochen, und ein unbekanntes Etwas in mir machte mir eng und heiß. Der Hauptmann sah, daß der Brand in meinem Gesicht erglühe aus tiefer Scham, und nahm mich zu seinem Burschen an. Mein Hauptmann war ein eigener Mann. Von der Pike auf hatte er gedient, eine Heldenthat unter den Augen der Kommandirenden hatte ihn zum Offizier gemacht, später war er zum Hauptmann aufgerückt. Als er meine Unwissenheit, meine Gottlosigkeit merkte, kam er auch einmal, als wir ruhig lagen, mit Tintenfaß und Feder angerückt sammt einem Buche; ich machte es wie du. Da kapitelte er mir tüchtig ab und meinte: das sei eben die niederträchtigste Geschichte in der Welt, daß die wenigsten Menschen dafür

ſorgten, tüchtig zu ſein für das, wozu ſie nicht bloß berufen würden, ſondern wozu ſie ſich drängten oder was ſie doch wenigſtens wünſchten. Jeder lebe ſeiner Bequemlichkeit, Luſt, Trägheit, und werde er etwas und könne nichts, ſo ſchäme er ſich nicht einmal, ſchiebe erſt die Schuld und dann die Arbeit auf Andere und nehme getroſt Ehre und Geld für ſich; und wenn Einer etwas nicht werden könne, weil er nicht das Nöthigſte wiſſe (was aber glücklicherweiſe für die Meiſten ſelten unterſucht werde), ſo fange er ein Zetergeſchrei an über Unrecht, das von Anfang der Welt an an ihm begangen worden. Unteroffizier werde ich doch zu werden wünſchen und vielleicht noch mehr, denn das ſei kein braver Soldat, der nicht ein höheres Ziel im Auge habe; aber nie könnte ich mit Ehren etwas werden, ohne etwas zu können. Viel leichter würde ich in ſolchem Zuſtande Offizier, als Unteroffizier, ſo wie man unwiſſend durch und durch, zu Hauſe auch eher Landvogt werde als Schreiber, eher Rathsherr als Weibel. Allerdings gebe es manchen Hauptmann im Regiment, der keine Kompagnie-Rechnung machen, ſie auch nicht prüfen, von dem man nichts wiſſe, als daß er ſeinen Namen ſchreiben könne. Er ſelbſt hätte bei ſeinem Avancement ſeinen Namen auch nicht ſchreiben können, ſich aber da gar bitter geſchämt und tief gefühlt, was ihm alles fehle. Sein Stolz ſei erwacht, er hätte nicht mit ſeinen Eltern, den ſchlechten Schulen ſich entſchuldigen mögen; denn das hätte in ſeinen Augen ihn nie entſchuldigt, eine Stelle zu bekleiden, für die er unfähig geweſen, und ein rechter Offizier müſſe mehr können als Gewehr beim Fuß kommandiren und im Nothfall den eigenen Degen brauchen; auch hätte er es nicht ertragen können, daß man ihn ausgelacht oder bemitleidet.

Da hätte er in ſeinem Geiſte ſich aufgemacht und an manchem ſtillen Abend, in mancher ſtillen Nacht, wenn die Kameraden ſchliefen oder ſchwärmten, und mitten im Feldlager das Verſäumte nachgeholt. Da frug ich ihn, wenn er alles nachgeholt, warum er dann noch immer ſo fleißig ſtudire und

zeichne. Bonjour, sagte er: ich werde wohl nie General, aber wenn ich es werden sollte, so will ich vorher tüchtig dazu sein, ich könnte dann vielleicht weder Zeit noch Kraft mehr haben, es nachzuholen: sorgt man in der Zeit, so hat man in der Noth. Das brachte mich zur Arbeit und in Kurzem weiter, als ich je gedacht, und seither habe ich oft gedacht, wie Schade es sei, daß mein Hauptmann dieses nur mir und nicht auch Andern gesagt. Aber nicht nur meine Unwissenheit, sondern auch meine Gottlosigkeit ärgerte ihn. Höre, Bonjour, sagte er, ein Soldat ohne Religion ist ein wildes Thier und ein unglückliches Thier. Ich war auch nicht viel besser als du, erzählte er mir dann, ich meinte, das point d'honneur sei des Soldaten Religion. Nicht lange war ich Offizier, als wir eine heiße Schlacht schlugen in weitem Felde, an dessen Grenzen Graben und Hecken sich hinzogen. Ich stund auf dem rechten Flügel, unter den Voltigeurs. Wir hatten harten Stand, besonders gegen Artillerie und Reiterei, die uns in die Flanke nehmen wollten. Wir stunden wie Schweizer. Da drang das Centrum vor, durchbrach das feindliche; wir wollten auch vorwärts, wollten den siegenden Freunden nach. Die Massen drangen vor, die Jäger schwärmten aus; da gerieth ich zwei Husaren unter die Klinge und sank mit vier schweren Wunden bewußtlos hin. Nacht war's, als das Bewußtsein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinliche Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her, Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weit hin tönend, zu gewaltig für die Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entschwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anstrengung. Da blitzte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weit hin unter

den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfeld, sie, die Schakals und Hyänen Europas, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs.

Und näher schwärmten sie zu mir heran, und deutlicher sah ich ihr ruchlos Treiben; über sie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber sie hörten ihn nicht. Aber auf mich sank das furchtbarste Entsetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menschen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängstlich sah das Auge die nahenden Gestalten und hemmte den Ruf. Rettung wünschte ich, nur von Menschen hoffte ich sie, aber die Einzigen, die ich sah, brachten den Tod. Zwischen den Donnerschlägen hörte ich schon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenschen, sah im Blitz bittende Hände emporgehoben, sah diese Hände verstümmeln um des blinkenden Geldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengesehen, aber nie in dieser Gestalt mit ihn gedacht. Die entsetzlichste Angst klemmte mir das Herz zusammen, sie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht, die Angst wurde immer tödtender; seufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch diese Tiger kamen nicht zu mir, sie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern stockte, dann schien ein gewisses Etwas zwischen mir und ihnen zu sein, und weiter in's tiefe Feld hinein verloren sie sich. Es hatte des Herrn Hand zwischen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So ist des Herrn Hand oft rettend zwischen dem Menschen und seinem Verderben, und der Mensch sieht seinen Retter nicht. Und einsam war ich wieder, aber nun traten die Schrecken der öden Einsamkeit, die Qualen des Verschmachtens ein. O sie sind furchtbar, diese Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten

der Blitze über die Todten hin, und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdische Gewimmer. Da rauschte es über mir, neben mir, kühle schwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein schöner Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden gesehen, er netzte seinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchschauerte mich. Es war nicht bloß der Leib, der in süßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht bloß die Bande des Schreckens, des Entsetzens, die sprangen und frei die Seele gaben, nein: in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe. Das waren unbeschreibliche Augenblicke, das Herz sprang mir auf und legte sich offen vor Gottes Angesicht, und Gott wandte sich seither nicht wieder von ihm ab. Ich wurde ein anderer Mann und auch ein besserer Soldat; denn der rechten Christenkraft, in Liebe, Vertrauen und Geduld ist keine andere gleich. —

So sprach mein Hauptmann. Sein Wort, sein Beispiel machten mich ebenfalls zum Christen, und Gottlob, ich bin es geblieben. Das Christenthum allein hat mich aushalten lassen, was ich ausgestanden. Ich schloß an meinen Hauptmann mich immer inniger an, er ward mir alles auf Erden; für ihn zitterte ich im Kugelregen, im Getümmel des Gefechtes, nie für mich, seinen Federbusch hielt ich im Auge, er war meine Fahne. Mehrere Male verwundet kamen wir doch glücklich aus Spanien, und ich als Unteroffizier. Es ging nach Rußland hin. Wir glaubten uns glücklich, der Glut, dem Gifte, den Dolchen Spaniens entronnen zu sein, wir gedachten der Schrecknisse nicht, die unser warteten. Sie brachen über uns ein wie Zorngerichte Gottes, die fürchterliche Kälte, der fürchterliche Hunger, die fürchterlichen Bauernsensen, die fürchterlichen Kosackenlanzen. An der Beresina standen wir im Feuer zweier Armeen, verloren alles dort und viele Todte; aber die Schweizerehre brachten wir gerettet und neu bewährt über den

mordenden Fluß. In unſäglichem Jammer ſchleppten wir uns Wilna zu.

Fürchterlich getäuſcht mußten wir dort, ohne uns nur ordentlich erwärmt zu haben, weiter. Mein Hauptmann hatte alles für die Seinigen gethan, für ſie gewacht, gearbeitet in unerſchütterlicher Faſſung, aber er wurde immer ſchwächer, alle meine Kräfte reichten kaum hin, ihn zu unterſtützen. Er wollte mich fortſenden, wollte, daß ich mich rette, aber lieber das Leben ließ ich als den Hauptmann. Endlich brachte ich ihn halbtodt nach Königsberg, doch nur, damit er ruhig in einem Bette ſterben könnte, vom Fieber ergriffen. Mich ſetzte er zum Erben ſeines kleinen Vermögens ein, aber im Schmerz über ſeinen Verluſt fühlte ich dieſe Wohlthat nicht. Ich fand mich wieder ein beim Regiment, ſah den Kaiſer untergehen, ſah ihn wieder kommen, ſah ihn zum zweiten Mal, verließ den Dienſt nicht, ich wollte dem Hauptmann Ehre machen als ſein würdiger Zögling, und nach Hauſe zog mich nichts. Ich kam in die Garde, verlor dort die Schnüre wegen Mangel an Reſpekt vor einem Blanchec und verließ doch den Dienſt nicht, denn ich weiß, was ich weiß.

Ich ſah den Alten fragend an, da beugte er ſich zu mir über und fuhr leiſe fort: Ich will noch Kapitain werden, und du ſollſt mein Sergeant werden, denn ich weiß, was ich weiß. Ich weiß, daß der Kleine wieder kömmt, er iſt zweimal gekommen, das dritte Mal darf er nicht fehlen. Er iſt nicht todt, er hat ſich nur verborgen, weil die Engländer ihn vergiften wollten, aber er wird kommen, wenn die rechte Stunde ſchlägt. Und wenn er wieder kömmt, muß ich auch da ſein; da wird er zu mir ſagen: Bonjour, Kapitän Benjeur. Und da werden die großen Tage wieder kommen von Marengo und Auſterlitz, und wer weiß, ob ich nicht an einem derſelben an der Spitze des Regimentes ſterbe? Und dann wird er ſagen: es iſt Schade um den Oberſt Benjeur, ich hätte ihn zum General gemacht. Siehe, darum bleibe ich und habe alles erfra-

gen, habe fort und fort gelernt, was ich nur konnte in den wenig ruhigen Stunden, die wir haben, damit ich auf dem Platze sei, wenn er kömmt, damit ich der rechte sei, wenn er mich brauchen will. Siehe, darum mußt auch du bleiben, mußt auch du etwas lernen, damit du zu Schanden machen kannst, die dich hassen, damit du in dir selber das Gefühl hast, mehr zu sein, als man dich gelten läßt, und daß, wenn die rechte Zeit kommt, du bereitet bist. Was der Hauptmann an mir gethan, das will ich an dir auch thun, will dich zu einem Kerl machen, wie im ganzen Regiment keiner mehr ist, und dann wird der Kleine sagen: Colonel Bonjour, das hast du brav gemacht. — So plauderte der Alte noch lange fort, erzählte immer geheimnißvoller von den besondern Träumen, die er gehabt, von Ahnungen und Erscheinungen, und redete immer begeisterter von den kommenden Herrlichkeiten, die er sich für ihn und mich versprach, wenn all das Lumpenpack zum Teufel gejagt sei. Mich riß er fort auf den Schwingen seiner Träume; ich glaubte an ihre Erfüllung, ich versprach Fleiß und Gehorsam und habe das Versprechen gehalten. Er hatte mir eine Aussicht eröffnet, an der ich mich labte, die mir Kraft gab, Vieles zu erlernen, was man sonst in meinem Alter unmöglich glaubt. Die Träume blieben Träume, aber doch haben sie mich zu einem Mann gemacht, der seinem Schöpfer keine Schande macht. Darum träumt nur, liebe Leute, aber ob dem Träumen verträumt das Leben nicht, sondern ob dem Träumen lernet ringen nach einem hohen schönen Ziele, nach der Vervollkommnung eurer selbst.

Nach einem Vierteljahr kam ich aus dem Lazareth, ein ganz anderer Mensch. Muth und Selbstbewußtsein hatte ich wieder erhalten, eine sichere Haltung, ein gemessenes Betragen angenommen. Meine Hasser fanden die alten Blößen nicht. Im Dienst war ich ohne Tadel, außer dem Dienst fand man aber doch die alten Gelegenheiten, mich zu necken; aber ich war eben nicht mehr der Alte, sondern theilte nun aus, was

ich empfangen hatte, und mein Alter hatte Mühe zu verhüten, daß ich nicht ein Händelsucher wurde. Er sagte mir oft: es sei niemand verächtlicher, als der, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt, Schwächere quälen wolle, solche hätte sein Hauptmann nicht in der Kompagnie gelitten. Der Soldat müsse sich vor keiner blanken Waffe fürchten, aber auch nie dieselbe ohne Noth gegen Kameraden ziehen. Des Schwächern sich anzunehmen sei Pflicht, und das das schönste Vorrecht für einen guten Fechter, wenn er Andere schirmen könne, das erwerbe auch den schönsten Respekt. Es geschah, daß ich mehrere Male mit Franzosen mich schlug, meist mit den langen gewaltigen Grenadieren zu Pferde, mit denen wir lebten wie Hund und Katze. Es war eine Freude zu sehen, den Schweizer mit dem kurzen Briquet, dem Franzosen mit der langen Latte (so nannte man ihre langen Säbel) gegenüber, wie rasch die Sache gewöhnlich sich ausmachte, und wie lang hin der Franzose fiel, oft auf den Tod verwundet; denn die Streite zwischen Franzosen und Schweizer waren meist giftiger Natur. Es war eine Freude, mit dem kurzen Säbel, in welchem die ganze Kraft des Arms bis an dessen Spitze lag, zu fechten gegen so lange Ungethüme, welche auch der stärkste Arm nicht sicher und schnell genug regieren kann. Die langen Säbel scheinen großen Vortheil zu versprechen, scheinen den Körper zu schirmen und hinter diesem Schirm um so sicherer weit hinaus Wunden schlagen zu können. Aber der Schweizer hat einen eigenen Instinkt, auf den Leib dem Feinde zu rücken, an ihn anzudringen; ist einmal der erste Ausbieb ausgehalten mit Kaltblütigkeit, was hilft dann der lange Säbel gegen den kurzen, der auf den Leib will?

So zogen die Franzosen gegen die Schweizer gewöhnlich den Kürzern und werden ihn immer ziehen, wenn man den Schweizer auf den Leib rücken läßt, wohin es ihn treibt. Es trugen auch die Schweizer ihre Briquets mit einer Keckheit durch die Straßen von Paris und vor den Barrieren herum,

die nur aus dem Bewußtsein, seiner Waffe Meister zu sein, entspringen kann. Ein Regiment Soldaten, zusammengesetzt aus lauter Einzelnen, von denen jeder seiner Waffe vertrauen darf, jeder Einzelne ein ganzer Mann für sich ist, ein solches Regiment ist unüberwindlich. Das machte die alten Schweizer unüberwindlich! Warum vernachlässigt man diesen Satz aber, und besonders in der Schweiz, übt die Soldaten meist nur als Theile des großen Ganzen; warum, frage ich, wirkt man nicht mit allen Mitteln, namentlich durch Musterungen dahin, daß auch der Einzelne als Mann selbstständig gebildet wird, für sich allein stehen, allein hervortreten kann im Nothfalle? Warum wirkt man nicht dahin, daß er Freude hat an seiner Waffe, daß sie sich ihm zu jeglichem Dienste in die Hand schickt und im Augenblicke der Gefahr ein zuverlässiger treuer Freund bleibt? Aber dafür müssen auch die Offiziere etwas anders mit ihren Degen anzufangen wissen, als sie mit der einen Hand am Griff, mit der andern an der Spitze zu halten, mit krummen Ellbogen und krummen Knien vor ihren Zügen her stolpernd. —

Der Alte hatte alle Tage größere Freude an mir und schloß sich an mich, wie der Vater an den Sohn. Durch mancherlei Künste brachte er es dahin, daß ich bei meiner erneuerten Kapitulation in seine Kompagnie kam. Weil wir hier zu gleicher Zeit Dienst zu thun und zu ruhen hatten, so wurden wir um so unzertrennlicher, unsere Zeit um so besser angewendet. Er wurde an mir zum förmlichen Schulmeister. Schreiben, Rechnen wurden allmählig absolvirt, da ich so viel konnte als er selbst; dann theilte er mir mit, was er von der Mathematik, Geographie, Geschichte verstund; wir lasen Bücher zusammen, die er irgendwo aufgetrieben hatte, oft das wunderlichste Zeug. Am liebsten war es mir, wenn er in stillen Stunden, manchmal auf der Wache, wenn Alle schliefen, oder an einem Sonntag Nachmittag irgendwo im Freien sein Herz aufschloß und mich zu Gott hinführte, den er kindlich verehrte, nicht mit der Zunge, sondern von ganzem Herzen und ganzem

Gemüthe. Wie er dann beredt wurde, wenn er ſich all der wunderbaren Führungen und Bewahrungen Gottes erinnerte, erinnerte, wie manches Menſchen er ſich um Gottes willen erbarmet, wie oft nur das Vertrauen auf Gott ihn muthig und gefaßt erhalten, und wie ganz anders die Welt und all ihr Treiben in ihm ſich abſpiegle, ſeit ſein Hauptmann ihn zu einem Chriſten gemacht, wie ganz anders, als da er noch mit ſinnlichen Augen aus einer heidniſchen Seele ſchaute. Aber am merkwürdigſten war, wie er ſeinen irdiſchen Gott und ſeinen himmliſchen, den Allvater und den großen Kaiſer, in Verbindung brachte, beide Hand in Hand ſchlagen ließ, von dem Einen ſein irdiſch, von dem Andern ſein ewig Heil erwartete. Das waren glückliche Stunden für mich, die ein neues Leben in mir ſchufen, fortführten, was Aenneli angefangen, und mir wieder eine Ausſicht zeigten hier und dort. Dieſes Aneinanderſchließens, unſerer einſamen Gänge und der Geſpräche wegen, die niemand begriff, wurden wir mit mißtrauiſchen Augen angeſehen. Man wollte wittern, wir brüteten ob geheimen Plänen, gehörten einer geheimen Geſellſchaft an; da man aber trotz allem Spähen auf nichts kommen konnte, ſo begnügte man ſich, uns genau zu beobachten. Vielleicht hätte man uns verabſchiedet, aber wir beide waren die Zierde unſerer Kompagnie und ohne Tadel in unſerer Aufführung. Mancher franzöſiſch: Stabsoffizier ſtund vor uns ſtill und ſagte: bougre, quels beaux soldats! Bei den Kameraden ſtunden wir in einer Art ſcheuer Achtung. Mancher Ankömmling hatte uns Ruhe zu verdanken, wenn wir bei Quälereien gegen ihn ſtille ſtunden und ernſt darein ſchauten; ſie wußten, in ſolchen Dingen verſtund ich keinen Spaß, und die beſten Fechtmeiſter ſcheuten mein Briquet und den Arm, der es führte. Und wenn unſere Suppe zuweilen zu ſchlecht wurde, ſo brauchte ich nur zu ſagen: ich werde, wenn das nächſte Mal ſie nicht beſſer ſei, ſelbſt eine einſchneiden, ſo wurde es beſſer.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied gibt.

So verstrichen uns Jahre nicht unangenehm und mir sehr nützlich, denn je mehr ich lernte, desto durstiger wurde ich nach mehrerem; wo mein Alter nicht aushelfen konnte, da half ich mir selbst weiter. In unerschütterlichem Glauben warteten wir Jahr um Jahr, wie die Juden auf den Meßias, auf den großen Todten von St. Helena.

So gut wir konnten, spähten wir aus, was in der hohen Welt verging, und setzten die erhaltenen Nachrichten nach unserer Art zusammen und glaubten bald hier bald dort die sichtbar werdende Hand des Erscheinenden wahrzunehmen. Doch immer wurden wir getäuscht, aber nimmer müde, von vornen anzufangen. Da war es eines Morgens, als wäre ganz Paris von einem elektrischen Schlag getroffen aus dem Bett gefahren und zwirble noch sturm und betäubt herum. Es schrie Alles auf den Straßen, vor den Kaffeehäusern drängten sich Massen, um die Anschlagszettel stund, Kopf an Kopf gepreßt, eine undurchdringliche Menge. Aber sprechen hörte man wenig, nur die Augen brannten dunkler, und Jeder sah dem Andern in seine tiefer hinein, als ob er durch diese wunderlichen Fenster hindurchschauen wollte in des Andern Seele hinab. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hätte, kamen endlich zum Lesen dessen, was Alle lesen wollten; es waren die berüchtigten Ordonnanzen von Karl X. Blätter flogen durch die Menge, die Aufregung nahm zu, drohende Worte fielen, und Patrouillen fingen an durch die Straßen zu ziehen, doch ohne irgend Widerstand zu finden. Wir gingen in unsere Kaserne. Niemand dachte etwas Weiteres, keine Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, keine Truppen zusammengezogen, und nicht einmal die anwesenden bereit gehalten. Aber der Lärm nahm zu von

Stunde zu Stunde, ein Volksmeer wogte durch die Straßen, unbewaffnet, wenn man die Blitze nicht rechnet, welche ihre Augen auf die aufgestellten Truppen schleuderten. Uns fing das Herz an zu klopfen, wir ahneten eine große Stunde; und wer anders konnte in dieser großen Stunde erscheinen, als unser große Kaiser? Gottheif, sagte mein Alter, laß' uns unsere Pflicht thun, wie wir geschworen haben, es wird sich schon machen, daß alles gut kommt.

Den 27. Juli 1830 Mittags rückten wir aus. Ganz eigen schlug mein Herz, aber an die Gefahren, die einbrechen würden, dachte niemand. Unsere Offiziere waren noch ganz guten Muthes, sie sahen nur eine Volkshetze in der Geschichte, und munter ließen sie uns die Menge mit den Kolben aus dem Palais royal jagen. Den Kolben wurden zuerst Steine und Stöcke entgegengesetzt, es gab leicht Verwundete. Dies reizte die Menge. Studenten, Bürger erschienen bewaffnet in der Masse. Diese brach ein bei Waffenschmieden und wo sie Waffen zu finden hoffte; ihr Widerstand wurde heftiger, zur Schutzwehr rissen die Leute das Pflaster auf, machten aus demselben und allem, was ihnen in die Hände fiel, quer über die Straßen eine Art von Schanzen, Barrikaden genannt. Noch blieben die Soldaten Meister, ihr Feuer streckte ganze Reihen nieder; der Kampf war nicht zu Ende, aber doch konnten wir gegen Mitternacht wieder in unsere Kaserne ziehen, hoffend, die Linie werde bis am Morgen fertig machen. Doch vergebliche Hoffnung; am Morgen mußten wir wieder hinaus. Paris schien zum Schlachtfeld geworden, ganz andere Menschen, ganz anders bewaffnet traten uns gegenüber, ganz andere Schutz- und Trutzmittel besaßen sie. Die Straßen waren verrammelt, die Häuser besetzt, Steine und Kugeln regneten von ihnen in die Straße herab. Eine eigene Schlachtenfreudigkeit, die dem Schweizer eigen ist, hatte anfangs die meisten Gesichter überzogen, nur einige Offiziere waren bleich geworden, und ein Hauptmann besonders suchte mit der erdenklichsten Sorgfalt

ſich immer in Sicherheit zu bringen. Aber es wurde ein immer furchtbareres, ein immer endloſeres Fechten; wir erſtürmten Barrikaden um Barrikaden, aber immer neue ſtunden vor uns; wir drangen von Straße zu Straße, aber in jeder neuen fanden wir größern, nachhaltendern Widerſtand.

Eingekeilt in enge Straßen konnte man nicht vorwärts, konnte man ſich kaum rühren, konnte dem aus tauſendfachem Hinterhalt fechtenden Feinde nicht auf den Leib. Es war ein traurig Fechten gegen Knaben und Mädchen, ſchmählich für den alten Soldaten, wenn ſeine Kugel, die einem wüthenden Volksführer galt, in die Bruſt eines Weibes ſchlug. Ein gewiſſer Inſtinkt, daß wir nicht für die rechte Sache ſtritten, ſondern um eines Eides willen, lähmte uns mehr und mehr; die Kampfesfreudigkeit wich von uns, wir thaten nur noch unſere Pflicht, und die richtete in ſolchem Streite nichts aus. Wir fühlten uns verwaiſt, wir fühlten kein Auge, das über uns wachte, keinen Geiſt, der über Paris ſchwebte und das Ganze überſchaute, lenkte; nichts nimmt dem Soldaten ſo ſehr die Zuverſicht, als der Glaube, es ſei kein Führer da, der die Reſultate des Kampfes zu verbinden, zu benutzen verſtehe. Zudem quälte uns Hunger und Durſt, und ein Mann mit leerem Magen iſt nur ein halber Mann: während wir hungerten, ſahen wir Schaaren Weiber mitten im Feuer Hunger und Durſt ihrer Männer und Kinder ſtillen. Anderthalb Tage wogte der Kampf auf und ab, Generale ſahen wir durch unſere dünner werdenden Reihen eilen, ſahen den alten Marmont, der der Kopf des Ganzen ſein ſollte und den eigenen verloren hatte, ſahen, daß Wenige wußten, was ſie ſagten, noch weniger, was vorzukehren ſei. Auf der andern Seite ſah man keine Generale, kein beſterntes Oberhaupt; Knaben, unbärtige Jugend, wagten ſich an die Spitze der einzelnen Volksſäulen, und doch ſchien alles von einem Geiſte geleitet zu ſein, ein Geiſt die wilde Maſſe zu vereinigen, zu beleben, zu lenken. Dieſen Geiſt ſahen wir nicht, aber Bonjour ſah mich manchmal durch

den Pulverdampf bedeutend an, als wollte er ſagen: er iſt da, der Kleine, deſſen Geiſt eine halbe Million erfüllen, begeiſtern, wie einen Körper bewegen konnte. Wir kannten den Volksgeiſt nicht, der in gewiſſen Stunden über Millionen kommen kann, darum erkannten wir hier ſein Walten nicht.

Die Linie wankte, legte die Waffen nieder. Noch ſchlug ſich die Garde unwillig aber feſt im Louvre, in den Tuilerien. Am erſten Orte erhielt ich einen Schuß durch den linken Arm, der mich kampfunfähig machte, doch nicht bewußtlos. Bonjour verband mich flüchtig, gebot mir, mich an ihn zu halten und nicht zurückzubleiben: wir wußten nicht, ob an uns wieder geſchehen ſollte, was vor bald vierzig Jahren an der alten Garde des ſechszehnten Ludwigs. Die beiden Schlöſſer wurden gegen Mittag des 29. genommen, den kleinen Teufeln von Studenten mußten wir weichen und zogen uns entkräftet St. Cloud zu.

Wir waren beſiegt. Wer hat dieſes Gefühl lebendig je empfunden? Von wem? das wußten wir eben nicht. Es ſchien uns nach und nach immer deutlicher, daß ein unſichtbarer Feind unſer Sieger ſei. Die Sorge für die Waffen, für den Widerſtand verſchwand mehr und mehr, die Obern ſtunden zuſammen, bekümmerten ſich wenig um die Ordnung der Soldaten, um eine feſte, gedeckte Stellung gar nicht. Die Erſten der Armee zeigten ſich nicht. Die Couriere, hohe und niedere, gingen nicht nach den Sammelplätzen der Truppen, ſondern nach Schlöſſern und erleuchteten Sälen. Bonjour wurde, trotz allem Aerger, daß wir vor einer ſo ungeregelten Maſſe gewichen, immer fröhlicher. Er behauptete: da ſei etwas Großes im Werke, gerade ſo ſei es gegangen, als der Kleine das erſte Mal abgedankt, nun komme die Reihe an einen Andern. Er reinigte ſich von Blut und Staub, wichſte den Schnurrbart friſch, bürſtete ſo weit er kommen konnte und ſorgte zugleich für mich wie ein Vater. Bei jedem Geräuſch fuhr er auf und meinte, nun komme der ſchöne Schimmel,

und auf dem schönen Schimmel der kleine Hut, und unter dem kleinen Hut der große unsichtbare Geist, der uns geschlagen. Da ritt es endlich an uns heran, aber der Schimmel und der Hut waren nicht dabei, auch nicht der Geist. Wir vernahmen, daß Karl abgesetzt sei, daß das Volk Louis Philipp zum König erwählet, daß die Franzosen den Eid der Treue zu schwören, wir aber die Waffen zu strecken und nach Hause zurückzukehren hätten. Von Napoleon kein Wort.

Wir streckten die Waffen, wir zogen die grauen Kaputröcke an und empfingen von der ganzen Nation, von Station zu Station Blicke stolzer Verachtung, demüthigenden Mitleids. Traurig ist's, Kriegsgefangener zu sein, von einem Mächtigern besiegt wandern zu müssen in fremdes Land, vielleicht in enge Haft, begrüßt vom Haß der Bewohner. Doch der Kriegsgefangene tröstet sich mit dem wechselnden Geschick, mit dem Gefühl, daß er für sein Land, seinen angebornen Herrn es geworden. Aber wer beschreibt die entsetzliche Empfindung für brave Soldatenherzen, wenn sie trotz mit Blut besiegelter Treue wie Bettler von Schub zu Schub in die Heimath abgeliefert werden, wenn sie heimgetrieben werden wie vermiethetes Vieh; nichts gilt, was sie gethan, nur Vorwürfe sie treffen über das Geschehene? Wer beschreibt die entsetzliche Empfindung, wenn in der Heimath die gleichen Blicke sie empfangen, die gleiche Geltung ihnen wird? Wenn der Glaube offen an den Tag gelegt wird, nun seien sie neu zu vermiethendes Vieh; und wenn die sogenannten Landesväter dieses Vieh nun selbst miethen wollen, um es gegen seine Väter und Brüder zu gebrauchen, Bruderblut zu vergießen, Väter dem Henker zu überliefern? Wer will die Empfindung des Einzelnen beschreiben, wenn er sieht, daß die Meisten der Kameraden in langer Gewohnheit alles vergessen haben, nur nicht die Gewohnheit, Miethlinge zu sein, wenn er sie erkaufen sieht um einen halben Gulden täglich, nicht nur zu schlechten Streichen, sondern zu Vater- und Brudermord? Wer will seinen Schmerz beschreiben, wenn er

theilen muß die Verachtung, die mit Recht die Unglücklichen trifft, das nie aufhörende Mißtrauen, das die durch ihr Leben begleitet, welche die rothe Kutte getragen, und ganz beſonders die, welche die wenigſte Schuld tragen, die Gemeinen meine ich.

Dreißigſtes Kapitel.

Meine Heimkunft.

Ich hatte die trübſelige Kolonne nicht verlaſſen, freilich nicht zum Vortheil meiner ernſthafter gewordenen Wunde. Ich war auf einem requirirten Wägelein nachgeführt worden, hatte aber öfter Maroden Platz gemacht und ſo mich über Vermögen angeſtrengt. Zu dieſem kam noch eine unglückliche Gemüthsſtimmung. Unſere Träume, was waren ſie? Schaum. Von Napoleon nirgends die Rede. Von Nachtlager zu Nachtlager hofften wir auf Nachrichten, aber umſonſt. Anfangs glaubten wir, er ſei etwas zu weit weg geweſen, um erſcheinen zu können; aber da hätten doch ſeine Anhänger für ihn geredet, für ihn ſich geſammelt; und davon keine Spur.

Wie wir uns drehen und winden mochten, den Glauben an ſein Leben, ſein Wiederkommen mußten wir nach und nach fahren laſſen und mit ihm all unſer Hoffen. So war wieder mein Traumbild für die Zukunft zerfallen, eine ſchwere Gegenwart drückte mich, eine öde Zukunft gähnte mich an. Mein armer Alter litt noch mehr als ich, ſeine ganze Kraft ſchien ihn zu verlaſſen; ſchwere Seufzer waren Zeugen ſeiner traurigen Gefühle, und manche Thräne ſah man ſtecken in den Furchen ſeiner dunkeln Backen.

So lange wir in Frankreich waren, hatten wir nichts über unſere Zukunft geſprochen, immer noch Hoffnung hegend. Als wir aber unſere Gränzen überſchritten hatten, da mußten wir ausmachen, was nun geſchehen ſolle. Wir beſchloſſen, jeder

ſolle nach ſeiner Heimath ziehen, nachzuſehen, ob ſich dort nicht irgendwo eine Anſtellung für ihn finde, welche es möglich mache, daß der Andere zu ihm ziehen könnte. Bonjour hatte ſein kleines Vermögen, das zum Theil in ſeiner Heimath angelegt war, zu ordnen, zudem mußte jeder zu Schriften kommen, um allenthalben ſich aufhalten zu können. Noch hing es von dem Zuſtand meiner Wunde ab, ob ich in Bern in den Spital müſſe oder heimgehen könne. In Bern, nach einigen Tagen Raſt, fand der Wundarzt dieſelbe nicht bedenklich, und bei Befolgung ſeiner Anordnungen glaubte er ſie bald geheilt, ohne Lähmung oder merkliche Schwäche. Es war ein traurig Scheiden von Bonjour, ob es gleich kein langes ſein ſollte. Wir waren Jahre lang zuſammen geweſen, er mein Vater, ich ſein Sohn geworden, hatten in der Gegenwart zuſammengehalten und eine gemeinſame Zukunft uns auferbaut, darum that das Scheiden ſo weh. So oft ſchon getäuſcht, war es, als ob wir es ahnten, daß die Hoffnung baldigen Wiederſehens auch eine Täuſchung ſein ſollte.

An einem ſchönen Herbſttage, am wolkenleeren Himmel die milde Sonne, auf den Weiden die läutenden Kühe, wanderte ich langſam meiner Heimath zu. Mir war weich aber wohl um's Herz; die liebliche Luft, das unausſprechliche Heimelige, das aus jedem Zaune, aus jedem Hügel mich anlächelte, goſſen einen ſtillen Frieden über mich aus, eine vertrauungsvolle Ruhe erfüllte mich.

Ich trug freilich nicht Epauletten, keine Ehrenzeichen, aber ich war doch nicht mehr der Gleiche, der die Heimath verließ. Ich war nicht mehr der unwiſſende rohe Burſche, der nicht wußte, wie das Land heiße, in welchem er wohnte, der weder ſeinen Namen ſchreiben, noch ſagen konnte, wie viel ſieben Mal ſieben ſei. Ich war mir bewußt, über den Meiſten in meiner Gemeinde zu ſtehen und mehr zu wiſſen als alle Schullehrer, die mich unterrichtet hatten. Jahre waren über mich gegangen, ich war nicht mehr der brauſende, ſprudelnde Jüngling, ich

war ein Mann geworden. So hoffte ich durch mich ſelbſt, nicht durch Orden, langen Säbel und glänzende Uniform in meiner Heimath Geltung zu finden; träumte, bald meinem zweiten Vater ſchreiben, ein ruhig Plätzchen, ein lieblich ſonnig-warm Gärtchen zum Ruheplatz ſeines Alters ihm anbieten zu können. Ich kam auch nicht ohne Geld heim. So wie mein Alter den Grundſatz von ſeinem Hauptmann hatte, daß man lernen ſolle, wenn man auch noch nicht wiſſe wofür, ſo hatte er auch einen zweiten: zu ſparen, wenn man auch nicht wiſſe für was, für wen. Er meinte, zum Offizier brauche es Geld, und ſo viel als möglich müſſe man vermeiden mit Schulden anzufangen, erzälkte, wie tauſend Burſchen gedankenlos in der Jugend ein Geld verthäten, mit welchem ſie ſpäter in der Welt ſich hätten forthelfen, etwas anfangen, ein ſorgenfreies Alter ſich bereiten können. Die Meiſten derſelben gingen ſpäter in Noth und Elend zu Grunde, und manche lange Nacht müßten ſie auf ihrem Strohlager unter ihren Hudeln ſchlaflos ſich wälzen und an die ſchönen Batzen alle denken, die ſie leichtſinnig und üppig verſchwendet. Darum mußte ich auch ſparen, und wenn wir hier und da eine Flaſche tranken, ſo zahlte er ſie.

Einige Bankſcheine, die faſt ausſahen wie Lotteriebillets, ließen mich einige Zeit ſorgenfrei. In Gedanken war ich fortgegangen, ergrübeln wollte ich, was für ein Geſchick mir endlich werden würde. Ein friſcher Luftzug weckte mich, ich ſah auf und fand mich auf der Ecke des Berges, wo er in's Thal hinab ſich ſenkt. Vor mir lag meine Heimath, am grünen Abhang das ehrwürdige Kirchlein, vor ihm der alte immer gleiche Fluß mit ſeinen guten und böſen Launen, um das Kirchlein her die wohlbekannten Häuſer, ob wohl noch mit den wohlbekannten Menſchen? Tief unten im Thale glänzte in der abendlichen Sonne die Wetterſtange auf meines ſeligen Großvaters Hauſe; ich ſah das ſtolze Bauernhaus auf der Thalwand oben mit ſeinen glitzernden Fenſtern, und vor demſelben die Elephanten der Schweiz, die ſtattlichen Kühe auf der Herbſt-

weide. Ich ſah gegen zwei der Schulhäuſer hin, wo der Schulbub und der Schulmeiſter bald in heißem vergeblichem Schweiß über einander geſchwitzt, bald, und das oft nicht umſonſt, über einander gegähnt hatten. Da fielen meine Augen in's Thal hinauf, dort war das Haus, wo des Herrn Stimme mich aus dem Schlafe geweckt, und das ich neu erbauen geholfen, und daſelbſt faſt verſteckt das alternde Haus, wo Aenneli, wo meine Liebe geweilt, meine Sehnſucht mich hinzog, der Stern meines Lebens auf- und untergegangen. Ich ſah Aenneli wieder, und die geſchwundenen Jahre waren vergeſſen, ich fühlte neu die alte Liebe, ich erlebte neu die alten Geſchichten, mich brannten wieder die alten Leiden, ich begleitete Aenneli zum Grabe, und es brach wieder auf die verharſchte Wunde, die ſein Tod mir geſchlagen. Meine Augen brachten ſeinem Andenken wieder das heilige Opfer des trauernden Herzens, die Thränen, alle aus einer Quelle entſpringend und denn doch Kinder der verſchiedenartigſten Empfindungen. Eines aber erwachte in mir nicht, nicht der alte Haß gegen die, welche ich ſchuldig an ſeinem und meinem Schickſal glaubte, ich ballte nicht die Fauſt, fluchte ihnen nicht. Mich ergriff ein ſüßes Sehnen nach dem verlornen Glück, nach dem lieblichen guten Mädchen bei dem guten Vater droben. Mir entwickelte ſich das Bewußtſein, daß der Allgütige ſein liebes Kind nach kurzem Leiden hinaufgenommen als ſeine gereinigte Magd, mich aber einen rauhern, längern Weg geführt zu meiner Reinigung, aber auch an Vaterhand. Ich erkannte in mir die Zeichen ſeiner Vergebung darin, daß ſeine Schickungen zu meiner Seligkeit gedient. Ich ergab mich ihm auf's neue und ſprach: Vater, nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Wie hätte ich da zürnen, fluchen ſollen denen, die mir Uebels gethan, da der mir vergeben hatte, an dem auch ich ſchwer geſündigt? Ich begriff, daß ſie nicht gewußt, was ſie an mir gethan, daß ihnen das Gefühl gefehlt für die Wunden, die ſie mir ſchlugen, die Erkenntniß der Sünden, die ſie an mir begangen. Ich nahm mir vor, verſöhnt ihnen entgegen

zu treten und die Hand zum Frieden zu bieten. Mein Herz war weit und offen, Alle da unten im heimiſchen Thale hätte es umfaſſen mögen, und mir ward, als ob Gott mit Wohlgefallen mir zuſehe, als ob er aus ſeinem ſichtbaren Auge, der untergehenden Sonne, mir blicke und nicke. Da machte ich mich auf, und bei jedem Schritte pochte mir das Herz in ungeduldiger Erwartung, daß ein bekanntes Geſicht ſich mir zeigen, eine bekannte Stimme mir einen freundlichen Gruß bringen möchte. Knaben trieben die ſatten Kühe heim, ich kannte keinen. Von den Feldern mit Kärſten, Karren, Wagen zogen die Erdäpfelgraber heim zu ihrem gewohnten Erdäpfelſchmaus, bedächtigen Schrittes, manches Scherzwort wechſelnd, aber ich kannte niemand. Junges Volk war es meiſt, das mich verwundert anſah, mir manchmal bekannt ausſah, aber nicht heimgewieſen werden konnte.

Zuweilen war es mir, als ob ich ein alterndes Mütterchen als eine ſtattliche Frau gekannt hätte, als ob ich einem rundlichten Weibe den Namen zu geben wüßte, wenn es ein ſchlankes Mädchen geweſen wäre. Ich hatte die entſchwundenen Jahren vergeſſen und ihre Macht über das Menſchengeſchlecht. Vor den Häuſern hin und wieder erkannte ich einen Mann, deſſen feſtere Geſtalt dem Wechſel der Jahre widerſtanden hatte. Wie freundlich ich ſo Einem einen guten Abend bot, wie kalt er mir dankte; denn Keiner erkannte mich! Endlich trat ich in's Wirthshaus, wo ich ſo manchen Klapf gegeben, ſo manchen erhalten hatte. Jedes Stuhlbein heimelete mich an, ein wohlthätiges Gefühl kam über mich, daß jene Zeit, wo ich mit den Stuhlbeinen eine ſo gute Bekanntſchaft hatte, dahin ſei; doch ſchenkte der Mann jenen Zeiten und dem damaligen Jüngling freundlich wehmüthige Blicke. Auch der Wirth und ſeine Frau waren alt geworden und kannten mich nicht, ſo wie keiner der wenigen Gäſte. Ich mußte ihnen erzählen von Paris und dem Kampfe daſelbſt; andächtig hörten ſie zu, bis der Wirth mich endlich fragte: wohin ich wolle und wie ich

heiße, weil er es aufschreiben müsse. Mir klopfte das Herz, als ich meinen Namen nannte, es klopfte in banger Erwartung, ob freundliche Gesichter mich willkommen heißen würden. Aber fast erschrocken sahen mich die Menschen an: an dich habe ich nicht gesinnet, es hat niemand geglaubt, daß du wieder kommest, hieß es von allen Seiten. Einer nach dem Andern schlich sich fort, aus Furcht, ich möchte ihn für etwas, vielleicht für ein Nachtlager ansprechen, Jeder schien schon zu berechnen, daß die Gemeinde einen Tagdieb mehr werde zu erhalten haben. Der Wirth war bald mit mir allein, er wies mich nicht fort, fragte mich nicht nach Geld, aber auf seinem Gesichte war die Angst zu lesen, ich möchte ihm einstweilen allein zur Last fallen. Liebe Leute, ihr wißt alle, was das Heimkommen jedem Menschen, der nicht ganz fühllos ist, für eine Bedeutung hat. Wenn ein Hausvater, der Weib und Kind hat, einen einzigen Tag fort ist, was wünscht er zu Hause zu finden, was zieht ihn heim, wenn er weiß, daß er es findet; was zieht ihn Stunden früher heim und beschleunigt seine Schritte mehr und mehr, je näher er dem Hause kommt? Ist's nicht freundlicher Empfang, sind es nicht freundliche Gesichter? Was versüßt ihm Hitze und Mühe und läßt ihn die Ermüdung vergessen? Freundliche Gesichter! Was macht manchen Menschen unglücklich und stürzt ihn auf immer in's Verderben? Unfreundliche Gesichter, Streit und Schelten wenn er heimkömmt. Nach der Heimath zieht es Alle, und je mehr es einen dahin zieht, desto unglücklicher wird man, wenn man es einem dort nicht heimelig, sondern unheimelig macht. Nun war ich Jahre fort, war wieder in der Heimath, deren Anblick mich heute so glücklich gemacht hatte, fand keinen Aetti, fand kein Müetti, keine Frau, kein Kind, kein einzig freundlich Gesicht, kein herzliches Willkommen, sondern allenthalben den Ausdruck, daß ich unwerth heimgekommen. Das that mir weh, das brannte mir tief in's Herz hinein. Als ich auf meinem Lager war, übermannte mich der Schmerz, ich weinte bittere

Thränen, daß in der Heimath mir nur Eisig und Wermuth bereitet sei.

Mir wollte das Herz wieder in Zorn aufwallen, böse Vorsätze wollten aufkeimen in mir, Mißmuth mit meinem Loos mich übermannen, ich fühlte mich verlassener als je. Da fing leise eine andere Kraft in mir sich zu regen an, die Kraft des Selbstbewußtseins, das Gefühl des eigenen Werthes; das Vertrauen, von Gott nicht verlassen zu sein, vereinigte sich damit. Beide erhoben mich allmählig über meinen Schmerz. Ich verzog zum Eigennutz erzogenen Menschen eigennützige Gedanken, verzog den Vielbeladenen ihre durch Andere erzeugten Aengsten, begriff, daß ich in der letzten Zeit eben nicht den besten Ruf hinterlassen haben müsse, fieng an mich zu freuen, nun als ein anderer Mensch erscheinen, sie Alle beschämen, ihnen nützlich sein zu können. Ich empfahl meine Wege dem, in dessen Wegen ich wandeln wollte, und fand endlich Ruhe.

Einunddreißigstes Kapitel.

Meine Krankheit und dem Spital seine.

Die gestrige Tagreise, die gehabten Gemüthsbewegungen, verbunden mit allen frühern, ließen mich am folgenden Morgen unwohl erwachen. Meine Wunde war wieder entzündeter, es fröstelte mich über und über, und heftiges Kopfweh lastete centnerschwer über meinen Augen. Ich stund dennoch auf, glaubend, frische Morgenluft werde mir wohl thun. Zu Aennelis Grab wollte ich, wollte es wieder grüßen, wollte es bitten, mein Schutzgeist zu bleiben, bis der gütige Vater uns zusammenführe. Mühsam trugen mich meine Schritte hin auf die mir wohlbekannte Stätte. Dort sank ich in's feuchte Gras und dachte unserer Scheidestunde, seines letzten Blickes, und immer dunkler wurden mir meine Gedanken; aber immer hel-

lere Bilder drängten ſich an meinen Augen vorüber, ich glaubte Aenneli zu ſehen, mein Kind, Marcili, Bonjour, Napoleon und noch manche andere Geſtalt, und dieſe Alle vereinigten ſich, ſtoben dann wieder auseinander auf die wunderlichſte Weiſe.

Ich konnte die Bilder immer weniger feſthalten, ſie verfloſſen immer wilder in einander, wurden immer dunkler und dunkler, bis endlich ſchwarze Nacht über mich einbrach und jegliches Bewußtſein ſchwand. Doch ſtiegen dann zuweilen auch in dieſer Nacht Gewitter auf, und mir war's, als ſehe ich den ganzen Himmel in einem flammenden Blitze, und dieſe Blitze entlüden ſich alle auf meinem Kopfe und erfüllten ihn mit einem entſetzlich brennenden Feuer. Und wieder war mir, als ſtünde ich im Gefechte und alle Kugeln ſchlügen mir in meinen Arm, und obgleich ſchon hundertfach zerſplittert, kamen immer neue Kugeln und fanden immer noch etwas zum Zerſplittern. Da kam wieder die Nacht, in der ich nichts ſah, nichts fühlte.

Endlich erwachte ich von einem hellen Schein, der mir in die Augen drang. Ich ſchlug die Augen auf, meine Weckerin war die Morgenſonne, die durch enge Fenſter hineinguckte an mein Bette. Ich war nicht mehr auf Aennelis Grab und konnte nicht begreifen, wo ich war, wie ich hierher gekommen. Am Fenſter ſaß ein altes Mütterchen, huſtete und ſpann Kuder, in zweien andern Betten berzete und ſtöhnte es, im dritten lag ich, unendlich matt, nur Augenblicke konnte ich die Augen offen halten, die Stimme fand ich gar nicht, der Kopf war mir ſo blöde, aus den Gliedern war alle Kraft weg, ich konnte mich nicht rühren, lange lange nicht. Endlich vermochte ich ein Geräuſch zu machen, die Alte brachte mir zu trinken und erſchrack um Umfallen, als ich durch den Trunk geſtärkt, ſie fragte: wo bin ich? Sie glaubte, ein Geiſt rede aus mir, denn niemand hatte daran gedacht, daß ich wieder zurecht komme. Ich vernahm nun, daß ich im Spital der Gemeinde ſei, vom Kirchhof weg hierher gebracht, und viele Wochen lang hier im Fie-

ber liege, und daß der Doktor gesagt, es sei nichts mit mir zu machen, ich stürbe auf jeden Fall. Doch hätte man mir noch alleweil zu trinken gegeben, wenn ich meine Zunge fast schwarz vor Brand herausgestreckt.

Ich hatte Mühe dieses zu fassen. Endlich ordentlich zu mir selbst gekommen, fühlte ich besondern Schmerz im Arm, fühlte, daß er vernachlässigt worden war, indem ich ihn nicht mehr bewegen konnte. Ich verlangte nach dem Arzt, die Alte ging, sagte es dem Spitalknecht und brachte seine Antwort: das werde nicht halb so pressiren, am Abend müsse jemand in's Dorf, um Salz zu holen, da werde es lange frühe genug sein. Ich wollte mir das nicht gefallen lassen, allein die Alte meinte, da sei nichts zu machen, und nahe an mein Bett tretend, flüsterte sie: der Knecht sei gar e wüste und unerchante. Wie man mich am Montag in den Spital gebracht, habe er es erst am Mittwoch dem Doktor sagen lassen, und gemeint, um dä wäre es nicht schade, wenn er schon verrecke. Aber ich solle sie um Gotteswillen nicht verrathen; wenn er es wieder vernehme, was sie mir gesagt, so ginge es ihr viel zu bös, sie käme gewiß in den Schwingstuhl oder an das Block. An eine solche Ordnung war ich nicht gewohnt aus den französischen Spitälern; ich wußte, was dort die kleinste Vernachläßigung eines Kranken nach sich zieht, und hatte gar keinen Begriff davon, wie weit die Rohheit eines Spitalknechtes getrieben werden kann, wie weit eine Kommission den brutalen Grundsatz, daß sie nur da sei zur Unterstützung des Knechtes und nicht auch zur Sicherstellung und Bewahrung der Armen, ausdehnen kann; ich hatte keinen Begriff davon, wie hoch man Despotie und Zwang in einem solchen Hause schrauben kann, so weit z. B., daß man den Leuten daselbst das Kirchengehen verbietet, aus Furcht, sie möchten erzählen, wie sie behandelt werden.

Ich schickte sie noch einmal hin: da kam etwas herangepoltert in Holzschuhen (die Holzschuhe und noch andere rasselten oft bis nach Mitternacht in dem hölzernen Hause, auf

den Köpfen der Kranken herum, daß es mir in meinem angegriffenen Kopfe faſt unerträglich wurde) und ſchnauzte mich an: ich werde h. D. nicht wollen regieren, er müſſe verantwortlich ſein, er hätte h. D. viel zu thun, wenn er allemal aparti zum Doktor ſchicken wollte, wenn es Einem in Sinn käme; hätte ich ſo lange da gelegen, ſo werde das nicht alles zwänge, wenn ich ſchon bis am Abend warte. Ich frug nach meinem Habersack, in dem ich Mehreres für meinen Arm von unſerem Wundarzt hatte, er wollte nichts von ihm wiſſen. Ich frug nach meinen Kleidern, es hieß, die hingen draußen im Spycher, man hätte nicht daran gedacht, daß ich ſie noch einmal brauche. Ich forderte ſie; die hätte ich gar nicht nöthig, ich werde ſie nicht anziehen wollen, und man hätte nicht Zeit, für mich ume und ane zu ſpringen; ich ſollte nicht meinen, daß ich hier nur befehlen könne. Ich verlor im Aerger wieder mein Bewußtſein, aus welchem Zuſtande mich der Arzt weckte, der nun, da ich noch nicht ſterben wollte, es wieder für thunlich hielt, mit meinem Arm ſich zu beſchäftigen. Derſelbe war fürchterlich vernachläßigt, einige Zeit glaubte man ihn abnehmen zu müſſen. Wenn man nicht immer noch gehofft, ich ſtürbe, ſo hätte man mich wahrſcheinlich nach Bern geführt, ſo aber fand man es nicht der Mühe werth. Er wurde endlich gerettet, allein er wird mir ſteif bleiben.

Da die rohe, brutale Behandlung die gleiche blieb, und ich eben glaubte, die Behörde ſei für beide Theile da, ſo begehrte ich einmal der verſammelten Kommiſſion etwas vorzubringen. Ein Mitglied kam und auch der Knecht. Ich wurde gefragt, was ich wieder zu räſoniren hätte, und der Knecht meinte, ich ſolle meine Sache jetzt nur ſagen. Und ehe ich noch etwas ſagte, meinte das Mitglied: man kenne ſellig Kunde wohl, ſellige ſyg niene wohl, wenn ſie amene rechte Ort hätte chönne ſy, ſu wäre ſi nit unter die Rothe gloſe. B'hütis, ih chenne diy gar wohl, du biſch geng vo de Ungattlichſte eine g'ſy und wirſt jetzt unger dene Hudle alle e ganze Kerli worde

ſy. Aber du mueſch nit meine, du beigiſch meh Recht als en Angere, u diſ förchte mr nit; we me e Sellige förchte wett, me wär bös zweg. Nun verſuchte ich auch etwas zu ſagen, was Manier ſei und nicht. Aber da hieß es plötzlich wieder: du biſch jetzt uit d's Paris, du biſch jetzt i üſem Spitel, wäriſch dert bliebe. B'hütis, mir bei diſ gar nit ume bizehrt. Iſ g'ſeh jetzt ſcho, wer Recht het, du biſch eine vo de Mehdeſſere, häb dä nume i dr Kur, dä manglets. Das war mein Verhör, das ſeine Frucht. Ich ſah, daß unter ſolchem Regiment gar nichts zu machen und Schweigen das Beſte ſei. Dieſes wurde mir am ſchwerſten, wenn ich alte, zitternde Leute mit Worten und Werken mißhandeln ſah, oder wenn die Frau des Knechts, die ein Geſicht hatte wie eine Stande voll Sauerkraut, ihr böſes Maul handthieren ließ unter den Leuten. Meine Geneſung ging ſehr langſam vor ſich unter ſolchen Umſtänden, man kann es ſich denken. Erſt als das Frühjahr ſchon hoch am Himmel ſtand, konnte ich zum erſten Mal die Stube verlaſſen und an die Sonne mich ſetzen. Ich ſah erbärmlich aus und fühlte auf der Bruſt und in allen Gliedern eine unbegreifliche Schwäche. Doch war einmal der erſte Schritt gethan, ich hoffte, bald mehrere zu thun, bald dieſen Ort verlaſſen zu können.

Zwei Sachen plagten mich. Erſtlich das Habhaftwerden meiner Effekten, über die man mir nicht Auskunft geben konnte oder wollte, und dann die Sehnſucht nach Bonjour. Ich konnte nicht begreifen, warum er nicht geſchrieben, und wollte ihm ſchreiben, ſobald es mir möglich war. Endlich glaubte ich den Weg nach dem Dorfe unternehmen zu können und fragte um Erlaubniß. Ich mußte ſagen, was ich unten machen wolle. Nach Briefen ſehen, war meine Antwort. Dafür brauchſt du nicht hinunter zu gehen, hieß es, es liegen zwei für dich ſchon lange da. Ich wollte aufbegehren, daß man mir ſie nicht übergeben, allein es hieß: man hätte noch an andere Sachen zu ſinnen, als an meine Briefe. Dieſelben waren offen, wahrſchein-

lich weil man nicht dachte, daß ich ſie je leſen werde, und waren allerdings von meinem Alten. Derſelbe ſchrieb mir im erſten: er hätte weder nahe Verwandte noch gute Bekannte angetroffen, ſcheine auch unwerth gekommen zu ſein, er wolle nur noch den Leſet (Weinleſe) abwarten und einen Brief von mir, dann werde er wohl zu mir kommen. In einem zweiten beklagte er ſich über mein Stillſchweigen und über ein angreifendes Unwohlſein, das ihn zwar nicht in's Bett geworfen, aber doch vom Reiſen abhalte, deßwegen ſolle ich ſobald als möglich ihn beſuchen. Der letztere war ſchon drei Monate alt, franzöſiſch geſchrieben, und man hatte nicht der Mühe werth gefunden, ihn mir zu übergeben. Man kann ſich meinen Unwillen und meine Unruhe denken. Der erſtere ſtieg noch, als der Lümmel mich jetzt nicht in's Dorf laſſen wollte und meinte, ich wollte nur hinuntergehen, um die paar Batzen, die ich noch hätte, zu verſaufen und ihn zu verbrüllen. Nun erwachte aber die ganze Ueberlegenheit des Mannes in mir. Mit wenig Worten erklärte ich ihm, daß er mich verklagen, aber an meinem Gang nicht hindern könne, und durch das Hinterhalten der Briefe hätte er ein Unglück angeſtellt, das er vor dem Richter zu verantworten hätte. Der Mann war verblüfft, aber nach Art ſolcher Lümmel verbarg er ſeine Verlegenheit hinter deſto lauterem Brüllen: ich könne ſeinethalben laufen wohin ich wolle, aber er wolle ſehen wer Meiſter ſei, ob ich oder er, es werde wohl ein Block da ſein für mich, ſchwer genug, ihn nicht in's Dorf zu ſchleppen. Doch ließ er mich fort.

Mein erſter Gang war in's Wirthshaus, um meine Effekten zu ſuchen. Glücklicherweiſe traf ich den Wirth und gleich die rechte Saite. Ich entſchuldigte mich, daß ich ſo lange ſein Schuldner geblieben ſei, und frug nach meiner letzten Uerti. Er meinte, das hätte nicht preſſirt, aber es ſei brav von mir, daß ich zu zahlen begehre. Er fand, daß ich gar leid ausſehe, und gab mir eine gute Fleiſchſuppe, die mir wohlthätig in alle Glieder drang. Ich wollte ſchon zutraulich

werden und zu klagen anfangen über den Spital und dessen Vorstand; da sah er sich um, ob das jemand gehört, und meinte: man könne es nicht allenthalben haben, wie man wolle, es seien auch gar allerlei Leute in einem solchen Spitale, er hätte schon Manches gehört, allein man rede heut zu Tage gar viel. Uebrigens gehe ihn die ganze Sache nichts an, und was ihn nichts angehe, darein mische er sich nicht. So ging es mir später noch an mehreren Orten. Die Leute erschracken ordentlich, wenn ich vom Spital zu reden anfing, sahen sich um, ob auf hundert Schritte jemand in der Nähe sei, und wenn sie keinen Menschen sahen, so redeten sie doch leiser, so leise als möglich, wahrscheinlich aus Furcht, der liebe Gott möchte es hören. Ich stelle mir vor, gerade so hätten vor der Revolution die Franzosen es mit der Bastille gehabt. Es kam mir aber sehr merkwürdig vor, was man auf dem Lande, und noch dazu in einem freien Lande, mit einer tüchtigen Portion Unverschämtheit, unterstützt von eigennützigen und herrschsüchtigen Menschen, für einen Zwang ausüben, die Menschen in Angst und Schrecken jagen und auf der einen und auf der andern Seite eine Art Respekt einflößen kann, in welchem man alles Gethane und Gesprochene recht gut und schön finden zu müssen glaubt. Ich sah das aber später noch viel schöner. Ich sah, wie Gemeindsbeamtete, z. B. Gemeindsschreiber, mit diesem unverschämten, hochfahrenden Wesen ganzen Gemeinden imponirten, sie verstummen ließen. Ich sah, wie die ehrsame Bauersame am Kreuzer hängt mit Leib und Seele, und doch solche Beamtete Geld hinter sich zogen, keine Rechnung gaben, mit dem Gelde wirthschafteten, daß es eine Burgerlust war. Ich sah wie die ganze Bauersame Stück um Stück in's Geheim einem in's Ohr sagte: das komme nicht gut, da werde die Gemeinde einisch e donners Täsche use nähl Ich hörte, wie selbst höhere Regierungsbeamtete, die doch auch von Amts wegen etwas zu thun haben werden, trotz ihren geheimen Instruktionen, mit denen sie sich zuweilen bemänteln, Aehnliches

meinten: und doch ſah ich vor hochgetragener Unverſchämtheit alles beben, und Keiner durfte das Maul aufthun, um zu ſagen, was Recht und Pflicht war, wozu das Geſetz verpflichtete. Es iſt aber eben eine merkwürdige Sache um das Menſchenherz, und ſehr merkwürdig zu ſehen, für den, der Augen dazu hat, wie ſich in demſelben Eigennutz, Menſchenfurcht, Neid, Bosheit, Heuchelei und Schmeichelei zu einem grauſen Knäuel geballt, herumbalgen, und bald das eine, bald das andere Ungethüm obſiegt. Endlich frug ich meinen Wirth nach meinem Habersack; derſelbe, meinte er, werde noch oben liegen, und glücklicherweiſe fand er ſich noch vor.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, und faſt zu einer Weibſche kam.

In demſelben fand ich meine Bankſcheine wieder, wußte aber nicht, ob ſie noch gültig ſeien, ich wußte, wie es in der frühern Revolution mit dem Papiergeld gegangen war. Der Wirth konnte mir nichts von dem Zuſtande Frankreichs ſagen; er leſe keine Zytig, meinte er, und man hätte ſchon zu viel an dem, was hier vorgehe, als daß man ſich noch darum bekümmern ſollte, was dort vorgehe, wo es einen nichts angehe. Ich frug nach jemandem, der mir Auskunft geben könne.

Er wies mich zu Einem, der gar e g'wundrige und e politiſche ſei und vier Zytige leſe. Ich ging und fand einen langen, ſchwarzhaarigen und bärtigen Mann, die Hände in den Seitentaſchen des pelzkragichten Rockes, mit einer blauen Brille auf der ſchlanken Naſe, der frug gar manierlich, die Achſeln hoch hinauf ziehend, nach meinem Begehren. Ich trug ihm die Bitte vor; er fragte mich um die Urſache meiner Bitte. Etwas ungern ſagte ich ihm, daß ich Scheine einzuwechſeln

hätte und eine Reiſe machen möchte zu einem Freund, von dem ich vermuthe, daß er krank ſei, aber nicht wüßte, wo ich könnte wechſeln laſſen. Der Mann, ein obrigkeitlicher Fecker, war bekannt mit Geldgeſchäften; da er keine Kinder hatte, ſo hatte er ſeine Freude an andern Dingen; er erbot ſich, das Geſchäft für mich zu beſorgen, und mißrieth mir die Reiſe gar ſehr, bis ich gründlich bergeſtellt ſei.

Er beſtellte mich auf einen andern Abend, um ſich von einem Augenzeugen die Julitage erzählen zu laſſen, und ermahnte mich, einſtweilen an Bonjour zu ſchreiben, wenn ich nämlich ſchreiben könne, ſonſt wolle er es für mich thun. Ich nahm ſein Erbieten an, da ich wohl recht gut ſchrieb, aber im Spital kaum zum Schreiben gelaſſen worden wäre.

Mit Vergnügen hörte mir der Fecker zu. Da er wahrſcheinlich in mir einen verſtändigen Mann fand, und er ſelbſt eben ſo gerne erzählte, als zuhörte, ſo erläuterte auch er mir die Verhältniſſe im Vaterlande, die mir durchaus unbekannt waren. Er gehörte zu den ſogenannten Liberalen, war der Ariſtokratie abhold, und wollte aufrichtig das, was er für das Beſte hielt. Er machte aber weder die Ariſtokratie zu lauter Teufeln, noch vergötterte er das Volk, oder vielmehr die größten Schreier deſſelben. Er gab ſich alle Mühe, von jeder Leidenſchaftlichkeit ſich frei zu halten, und Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; darum ſahen ihn auch die Weißen und die Schwarzen in ſeiner Gemeinde mit ſcheelen Augen an, und keiner traute ihm recht, weil er keinem unbedingt Recht gab, unbedingt ſich anſchloß. Er beurtheilte die allgemeinen Verhältniſſe weit ſicherer als die Meiſten, aber die Meiſten glaubten, trotz ſeiner klugen Urtheile, er hätte keinen Verſtand.

Der Fecker tröſtete ſich darüber ſehr leicht, er ſagte: Ehedem hätten die Ariſtokraten geglaubt, der liebe Gott gebe die Weisheit den Seinigen im Schlafe, nun hätten die Leute gewechſelt, aber der Irrthum ſei geblieben und das Hochtragen der Köpfe.

Wir brachten mehrere vergnügte Abende bei einander zu, wo wir uns ordentlich verſchwatzten. Der Spitalknecht war bitterböſe darüber, er meinte, ich laſſe eine Klageſchrift dort gegen ihn machen, und ſagte, ich könne hinunterlaufen ſo viel ich wolle, es ſolle mir nichts nützen. Er könne es mir verbieten, zum Fecker zu gehen, allein er fürchte ſich nicht, der ſchwarze D. hätte ihm nichts zu befehlen, und wenn der etwas mache, ſo wolle er es ihm eintreiben. Auch die Frau Feckerin, die mit der Suppe warten mußte, wenn ihr Herr recht im Schwatzen war, hörte ich einmal ſagen, als man mich anmeldete: Was wott dä Dampi o gäng by d'r? Das machte mir Mühe. Als ſie mich aber einmal einen Theil meiner Geſchichte erzählen hörte, ward ſie recht freundlich und hieß mich oft wiederkommen. Geld hatte ich eingewechſelt, aber noch keine Antwort von Bonjour erhalten; ich hatte ihm ſelbſt geſchrieben und auch umſonſt. Geſtärkt durch die freie Luft und manches Glas Wein, das ich aus meinem Gelde trank, rüſtete ich mich zu einer Reiſe zu meinem alten Freunde, den ich nun bald ein Jahr lang nicht geſehen.

Alle Abende ging ich auf die Poſt, wo ich gewöhnlich den Fecker traf, zeitungs- und briefsbegierig. Zwei Tage vor meiner Abreiſe fand ich dort einen großen Brief an mich, von fremder Hand, mit unbekanntem Siegel. Es war eine Ankündigung der Behörde, daß Bonjour geſtorben und ich zu ſeinem Erben eingeſetzt ſei. Der Schlag traf mich hart, ich hatte einen zweiten Vater verloren, ſo lange mich nach ihm geſehnt, auf das Wiederſehen mich gefreut, und wieder alles eitel; wieder eine Warnung, daß all mein Hoffen, alle meine Träume eitel ſeien und bleiben ſollten immerdar. Am tiefſten ergriff mich der Gedanke, wie ſehr mein guter Wohlthäter nach mir verlangt, ſich gehärmt habe, als er keine Antwort erhalten, und durch ſeine Krankheit gelähmt, nicht nachſehen konnte, was mir fehle. Denn daß mir etwas begegnet ſei, das wußte er wohl, er war meiner zu ſicher, als daß er hätte glauben

können, von mir leichtſinnig vergeſſen, hintangeſetzt worden zu ſein. Um ſo ſchmerzlicher mußte ihm ſein Leiden und die Angſt um mich ſein, den er mehr als ſeinen Sohn liebte, der ſein Stolz war, den er zu ſeinem andern Selbſt gemacht. Im Briefe ward ich aufgefordert, ſelbſt zu kommen, mich zu legitimiren und das Erbe zu erheben. Ich konnte nicht ſobald abreiſen, der todte Mammen zog mich lange nicht ſo, wie mich der lebendige Freund gezogen hatte. Die Trauer lag mir wie Blei auf meinen matten Gliedern, und drückte mich nieder. Ich fühlte mich auf's neue verwaiſet und verlaſſen; doch kräftigte mich, ich will es frei geſtehen, das Gefühl, Eigenthum zu beſitzen, und auf dieſe Weiſe nicht ganz verlaſſen, hülflos zu ſein. Was ich geſpart, war nicht bedeutend, zur Landarbeit war ich jetzt unfähig geworden.

Was ich nun vorzunehmen hätte, daran mußte ich denken; ich hatte das mit Bonjour ausmachen wollen, auf deſſen Einſicht und Klugheit ich mich verließ. Nun war er geſtorben, ich wäre der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit der Menſchen preis gegeben geweſen, wenn er nicht an mich gedacht hätte noch vor ſeinem Tode. Ich bekam ordentlich das kalte Fieber, wenn ich daran dachte, daß es mir ſo nahe geſtanden, bei meiner körperlichen Gebrechlichkeit, von der ich mich vielleicht nie mehr erhole, im Spital zu leben und zu ſterben. Es war mir ein Freude denken zu dürfen, ſelbſtſtändig zu bleiben und mit Bequemlichkeit etwas anfangen zu können, ohne gerade auf den Kreuzer ſehen zu müſſen. Ob dem Gelde vergaß ich den Verſtorbenen nicht, aber ich verachtete ſeine Gabe nicht, ſondern dankte ſie ihm noch im Grabe von ganzem Herzen. Dem Fecker theilte ich mein Leid und mein Erbe mit. Von dem letzten rieth er mir, einſtweilen nicht zu reden, ich lerne meine Leute noch beſſer kennen, und bewahre mir am beſten die rechte Unbefangenheit. Wir verabredeten mit einander, daß ich erſt das Erbe behändigen ſolle, ehe ich mich zu etwas entſchiede. Unterdeſſen hätte ich

Zeit genug, mich ordentlich zu beſinnen, und die Verſehung eröffne mir vielleicht unverſehens eine Bahn. Vom Fecker ging ich zum Schneider, um mir einen ordentlichen Rock machen zu laſſen, damit ich mit Ehren erſcheinen könne im narrochtigen Weltſchland. Erſt hielt er ſich über das Tuch lange auf, das ihm für Einen, der im Spital gelegen, gar zu hoffährtig vorkam. Der gute Mann gab wahrſcheinlich auch einige Batzen Steuer an die Armen, und da ärgerte es ihn, daß Einer, der von ſeinen Batzen genoſſen, beſſer gekleidet ſein ſollte, als er. Darin hatte er nun ſo unrecht nicht, deſto mehr aber im folgenden. Wir Gardeſoldaten waren gewohnt uns gut zu tragen, unſere Uniformen waren nicht ſo von ungefähr gemacht, hingen nicht um uns wie Säcke, ſondern waren mit Sorgfalt gearbeitet, und mußten dem Mann paſſen, ſeine Geſtalt hervorheben, durften weder hinten noch auf den Achſeln Falten werfen, oder ein Aermel anders eingeſetzt ſein als der andere. Mein Schneider wollte nun erſt lange nicht verſprechen, den Rock ſo zu machen, wie ich ihn haben wollte; er behauptete: in Frankreich könne man ſeinethalben die Röcke machen, wie man wolle, hier aber mache man ſie, wie es der Brauch ſei. Endlich, als ich weiter wollte, meinte er: wenn ich es zwänge wolle, ſo könne er es auch machen, ſo gut wie ein Anderer. Gut! ich gab ihm noch einen Rock zum Muſter. Als ich den neuen anprobirte, war er die merkwürdigſte Karikatur von der Welt, und hing um mich, wie eine Kapuzinerkutte. Dem Muſter war auch nicht die geringſte Beachtung geſchenkt worden. Auf meine Bemerkung meinte mein Schneider: Allweg ſei es beſſer zu weit, als zu eng, wenn man im Winter zwei Mutzen übereinander anlegen wolle, ſo habe man doch Platz, und wenn man jedem Narren ſeine Kutte machen ſollte, wie er es in ſeinem Narrengring hätte, ſo möchte der Teufel Schneider ſein! Ich wußte am Ende nichts Beſſeres, als dieſer Kutte loszukommen wie ich konnte und mochte, und mir an einem andern Orte eine andere machen zu laſſen. Ich

ärgerte mich zuerſt über den Schneider, dann am meiſten über mich. Ich hätte es wiſſen ſollen, daß keine Arbeitsleute eigenſinniger und einbildiſcher ſeien, als die, welche ihr Handwerk gar nicht verſtehen, und gewohnt ſind, ohne Gedanken, als Maſchine zu arbeiten, nach dem eingelernten Schlendrian. So ein Handwerker hat nicht den fernſten Gedanken an Vervollkommnung, ſondern er meint, nicht nur ſei er ſelbſt vollkommen, ſondern er mache auch alles vollkommen, verträgt durchaus keinen Tadel, und verpfuſcht lieber eine Sache, als daß er ſie verbeſſert. Solche Arbeiter gibt es aber in die Tauſende, ſo wie es Millionen Chriſten gibt, die als Menſchen keinen Fehler eingeſtehen wollen, und an die eigene Vervollkommnung nicht denken.

Ich fand das kleine Vermögen meines Freundes nicht in der beſten Ordnung vor, hingegen noch Abſchiedsworte, die mich innig rührten, einzeln abgebrochene, aufgezeichnet in lichten Augenblicken, aber einzelne Bilder ſeiner treuen biedern Seele, ſeiner Liebe zu mir und ſeines verhaltenen Schmerzes, an dem er ſtarb, daß der kleine Korporal, der große Kaiſer, nicht kommen wollte, vielleicht nicht kommen konnte. Gerne würde ich ſie hierher ſetzen, wenn ich nicht zum Schluß eilen müßte. Es koſtete mir viel mehr Mühe, mein Erbe zuſammen zu treiben, als ich anfangs dachte; wenn ich ſchon etwas im Reinen zu haben glaubte, ſo ſtellte ſich immer wieder etwas dazwiſchen, und ich konnte lange nicht begreifen, was. Es war wie etwas Unſichtbares, wie ein Geiſt, der auf nächtlichem Wege die Pferde ſtettig macht, daß ſie nicht vorwärts wollen. Endlich entdeckte ich dieſen unſichtbaren Kobold, aber er hatte Fleiſch, freilich etwas altes, und Beine, aber ein wenig krumme. Es war nämlich meines Wirths Tochter, die ſich immer zwiſchen mich und meiner Abreiſe ſtellte, wenn ich dieſelbe ohne ſie unternehmen wollte. Sie war eine von denen geweſen, die oben hinaus wollten, ohne Anſprüche dafür zu haben; darüber war ſie veraltet; um ſo verliebter

ward ſie, um ſo mehr ward ihr angſt, ſitzen zu bleiben; jedes Abendläuten ſchien ihr von dem Glöcklein auf dem Girizimoos her zu kommen, welches die alten Töchter auf der ganzen Welt zum Kaffee zuſammenklingelt. Ihre Mutter theilte die Angſt mit ihr und vergrößerte ſie noch, und ſagte ihr alle Abend: mais mon Dieu, Susette, encore un jour passé! Der Vater hätte ihren Abſchied auch nicht ungerne geſehen, weil er an ſeiner Frau Weibervolk genug im Hauſe, an ihren Launen genug zu tragen hatte; und eine liebeſüchtige, aber übellaunige Tochter iſt für manchen Vater ein ſchweres Kreuz. An mir glaubte ſie endlich einen ſichern Fang gethan zu haben. Nicht daß ich ihr Anlaß zu dieſem Glauben gegeben hätte, allein ich war eine bête allemande, die zum Glück franzöſiſch verſtund, und ein Weltſch glaubt mit einer ſolchen bête machen zu können, was er will, und beſonders wenn ſie weltſch kann. Trotz dem daß ich eine bête war, gefiel ich ihr, und mein Vermögen auch, und auf alle Fälle fing ſie an, ſich an den Grundſatz zu halten, daß Einer beſſer ſei als Keiner. Dieſe drei nun hatten ein ordentlich Bündniß gegen mich geſchloſſen. Anfangs ſuchte man mich durch allerlei touchante Anläſſe zu überrumpeln, und da dieſes nicht half, ſo zog man Laufgräben um mich, ließ mich unbewacht keinen Schritt thun, und Suſette beſchoß mich mit zärtlichen Bomben und eindringlichen Leuchtkugeln aus ihren rothverbändelten Augen. Sie wußten durch tauſenderlei Künſte alle meine Geſchäfte auf die lange Bank zu ſchieben. Als ächte bête allemande merkte ich das ganze Spiel lange nicht, und offenherzig gab ich dem Wirthe alle Abende Bericht, wie weit ich gekommen, was mir für dieſes oder jenes geboten worden, was ein Gläubiger mir verſprochen, was ich ferner vorzukehren gedächte; ſo ward ihnen leicht, mir unter der Hand alles wieder zu verderben. Endlich fiel ich doch darüber, indem man es mir einige Male gar zu nahe legte. Ich wurde nun ſchweigſamer, vorſichtiger, und kam endlich zum Abſchluß, ſo daß ich eines Tages meine Reiſe

anſagen konnte. Ueber die langen Geſichter, die verſuchten und abgeſchlagenen Stürme will ich ſchweigen. Dafür, wie ein ächter Weltſcher, hielt mein Wirth durch eine unverſchämte Rechnung ſich ſchadlos; als dieſe richtig bezahlt war, ſchieden wir als gute Freunde von einander.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Mein Aemtlihunger, und wie ich abgeſpieſen werde.

Nun hatte ich endlich mein kleines Eigenthum beiſammen, und konnte überſchlagen, was damit anzufangen ſei. Im Nothfalle reichten deſſen Zinſen hin, mich zu nähren. Aber ich wollte nicht bloß einen Rücken haben, ich wollte auch etwas ſein, es kam nur darauf an, was? Auf meiner ganzen Reiſe überſann ich dieſes, dachte bald an dieſes, bald gefiel mir jenes, wählte und verwarf, bis ich endlich bei meiner Heimkunft meinen Fecker mit dem Entſchluß überraſchte, Schulmeiſter werden zu wollen. Aber Gotthelf, ſagte er mir, wißt ihr auch, was ihr wollt? Ich weiß wohl, daß ihr ein verſtändiger Mann ſeid, aber mit dem iſt's nicht gemacht; habt ihr auch die nöthigen Kenntniſſe? Man fordert jetzt weit mehr als ſonſt. Wißt ihr auch, was ihr mit einer Schule für ein Amt übernehmet? Wiſſet ihr, daß, wenn ihr ein wahrhaft guter Schulmeiſter ſein, d. h. das Böſe meiſtern und austreiben, das Gute zeugen und auferziehn wollt, ihr Jahre lang von den Alten werdet verläſtert, eure Arbeit an den Jungen von ihnen werdet geſchädiget ſehen, und daß euch dieſes noch zehnmal mehr als einem Andern geſchehen wird, weil ihr ein Rother und in Frankreich geweſen ſeid? Ich gab ihm einige Proben meines Wiſſens, mit denen er zufrieden ſchien; auch den andern Einwurf hätte ich wohl überdacht, aber es dünke mich doch gar ſchön, zu verhüten, daß Kinder nicht mehr ſo erzogen würden

wie ich. Ich glaube, der liebe Gott habe mir in diesem Entschluß einen besondern Fingerzeig gegeben seines Wohlgefallens, daß ich nun, was an mir gesündigt worden, an vielen Andern verhüte. Ob er wohl eine schönere Lebensaufgabe kenne? Uebrigens glaube ich mit den Leuten wohl nachzukommen, thäten sie am Ende auch räsoniren, so könnten sie mich doch nicht kujoniren. Der Fecker meinte, wenn ich die Sache von dieser Seite nehme, so könne ich es einmal probieren; wenn ich später über meine Täuschung komme, so könne ich immer noch etwas Anderes wählen, versäumt sei nichts, ich aber an Erfahrungen reicher geworden. Ich eröffnete ihm, daß ich für eine in der Nähe ausgeschriebene Schule mich zu melden gedächte. Das ist aber doch ein verwegenes Stücklein, meinte der Fecker, ihr habt euer Lebtag kein Schulmeisterexamen gehört, und wollt nun so mir nichts, dir nichts, eins machen. Ich behauptete, nicht mehr so klüpfiger Art zu sein, und was Einer wisse, das könne er auch sagen. Ich will nicht mit euch disputiren, sagte er, aber einen guten Rath will ich euch geben: geht zum Schulkommissär, der das Examen hält, und meldet euch bei ihm als Bewerber für die X. Schule, und sagt ihm zugleich, ihr seiet französischer Gardist. Die meisten Schulkommissäre würden freilich den Kopf schütteln, aber nicht weiter eintreten, sondern sagen: es komme auf das Examen an, sie wollten dann sehen, was ihr könnet. Der aber nicht also, der examinirt gar zu gerne, und wo er Einen zwischen seinen examinirenden Schraubstock kriegen kann, erlabet er sich an den Oehl- und Schweißtröpflein, die er hervorpreßt, gar wonniglich. Der wird auch den Kopf schütteln, aber er wird nicht warten mögen bis zum Examen, sondern euch gleich auf den Zahn fühlen, und ohne daß er es selbst weiß, zu examiniren anfangen. So habt ihr den doppelten Vortheil, daß ihr wißt, wie es bei einem Examen zugeht, und wie ihr in so einem bestehet.

Den Rath fand ich allerdings gut, und an einem schönen Morgen befolgte ich ihn auch. Ich wurde zu einem kleinen

Herrn geführt mit ſchönen glatten, ſchmalen, langen Backen und ſchnarrender Stimme. Auf mein Anbringen ſchüttelte er richtig den Kopf, und ſagte: ihr ſeid ein Rother, aber wiſſet ihr auch, was ein Schulmeiſter iſt? Auf einige ſchöne Redensarten von mir, ſagte er, das iſt gar ſchön, aber mit dem iſt es noch nicht gemacht, wiſſet ihr auch, was ihr die Kinder lehren ſollt? Ich erwiederte etwas recht Kluges, wie ich meinte; aber er meinte: das iſt nüt, darauf kommt es gar nicht an, ich frage euch, ob ihr die Fächer kennet, die ihr lehren ſollt? Kennt ihr z. B. die deutſche Sprache? Ich könne deutſch und franzöſiſch, meinte ich. Ja ich höre wohl, daß ihr deutſch redet, ſagte er ſchneidend, deßwegen kennt ihr die deutſche Sprache doch nicht; könnet ihr z. B. ſagen, aus wie vielen Beſtandtheilen ein Satz beſteht? Natürlich war ich am Haag. Ihr kennt doch die Zuſtands- oder Ausſagewörter? Ich wußte wieder nichts. Oder ſaget ihr ihnen noch Zeitwörter? Ja, die kannte ich endlich. Könnet ihr ſie conjugiren? Ich liebe, du liebſt, er, ſie, es liebt. Nicht wahr, er, ſie, es, ſind Fürwörter, und ſtehen für Hauptwörter da; ſollen ſie die Stelle von Hauptwörtern vertreten, ſo müſſen ſie auch deklinirt werden können, nicht wahr? Ja, das waren mir nicht nur böhmiſche, ſondern auch ſpaniſche Dörfer, und ich ſchüttelte betrübt den Kopf. Da ſeht ihr, wenn man ſchon deutſch kann, ſo kann man doch die Sprache noch nicht kennen, und das fordert man heut zu Tage. Da er im Zuge war, ſo ging es durch mehrere Fächer fort, und in der Religion, wo ich meine Hauptſtärke wähnte, beſtund ich am ſchlechteſten. Ich ſollte die Wörter Gnade, Barmherzigkeit, Langmuth, Güte erklären, und die bezeichnenden Unterſchiede zwiſchen ihnen angeben. Ich redete wieder allerlei Schönes, wie ich glaubte, allein das ſei nichts, ſagte er mir, ich ſolle jedes beſonders definiren mit beſtimmten, kurzen Worten. Das konnte ich aber nie recht treffen, ſo wie er ſich das ausgedacht hatte. Auf einmal heimelete die Sache mich, meine Unterweiſung kam mir

in Sinn, ich dachte, das ſei vielleicht ein Sohn des Pfarrers, der mich unterwieſen, und natürlich werde er die Erklärungen ſeines Vaters wollen. Ich ſtoppelte nun aus meinem Gedächtniß zuſammen, was ich noch wußte; aber o weh, es mußte doch nicht ſein Sohn geweſen ſein, denn er fuhr mich ordentlich an, und nach vielen Wendungen fragte er mich: ob ich nicht ſelbſt einſehen müſſe, daß meine Erklärungen durchaus unverſtändig geweſen ſeien? ich ſehe aber hoffentlich nun ſelbſt, daß nicht jeder Schulmeiſter ſein könne, der es ſich einbilde, er rathe mir nicht, das Examen zu machen, ſondern vor allem einen Wiederholungskurs zu beſuchen.

Ganz zerſchlagen und erbittert kam ich zum Fecker, erzählte ihm den Hergang, ſchimpfte weidlich über den Schulkommiſſär und behauptete, wenn es nach ihm ginge, müßten die Schulmeiſter Papageien werden und die Kinder zu ſolchen erziehen. Als ich ausgetaubelet hatte, ſagte er mir, ich ſolle das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten und ich verſtände die Sache doch nicht recht. Er wiſſe wohl, der Kommiſſär halte, ohne daß er es wolle, viel zu viel auf dem Eintrichtern, und obgleich er dagegen losziehe, begehe er doch den Fehler in hohem Grade. Er ſei auch überzeugt, ich würde die Kinder in der Schule wecken und beleben, aber ihnen vielleicht zu wenig eintrichtern. Denn einmal müſſe man den Kindern in der Schule auch etwas beibringen, und dieſes müſſe in einer beſtimmten Ordnung und Form geſchehen, und wenn der Lehrer dieſe Ordnung und Form die Kinder ſchon nicht auswendig lernen laſſe, ſo müſſe er ſie doch ſelbſt im Kopfe haben, um die Kinder ſo leiten zu können, daß ſie, wenn auch nicht die willkürlichen Wörter, doch wenigſtens die Sachen ſelbſt fänden. Kenne der Lehrer weder Ordnung noch Form, ſo komme er bei aller Mühe nicht weit, nie zu einem ſichern Gang, könne nie das rechte Ziel ſich ſtecken. Da hinke es nun allerdings bei mir, und wenn es auch nicht die Haupterforderniſſe bei einem Lehrer ſei, ſo ſei es doch wenigſtens die wichtigſte Nebenſache.

Bei meinem verſtändigen Sinn und meiner Gewohnheit zu lernen, könne ich mir aber das wohl noch erwerben, wenn ich bei meinem Vorhaben bleiben wolle.

Dazu hatte ich aber durchaus keine Luſt. Was ich erlernen ſollte, kam mir ſo kraus und fremd vor, dazu ſo geiſtlos und überflüſſig, daß ich verzweifelte, je mir daſſelbe aneignen zu können. Ich gab alſo den Traum, Schulmeiſter werden zu wollen, auf, gab den Glauben auf, daß die Vorſehung mich dazu berufen, und wollte mich auf etwas Anderes beſinnen.

Was ich nun wieder alles ſann und verwarf, will ich nicht alles anführen. An einem Sonntage fiel mir im Amtsblatte die in meinem Amte ausgeſchriebene Straßen-Inſpektorſtelle auf. Plötzlich ſchien mir ein Licht aufzugehen; gerade dieſer Poſten ſchien wie gemacht für mich, und zwar aus zweien Gründen. Mit Schwellen und Straßen ſah ich ſehr geſchickte, aber auch zweierlei andere Leute handthieren, und zwar zu großem Schaden des Staates. Erſtlich Landeskinder, die wohl ihrer Lebtag hatten gemeinwerchen ſehen an Schwellen oder Straßen, aber ſonſt nichts Weiteres, die vielleicht nie darüber nachgedacht hatten, warum man eine Sache ſo mache und nicht anders. Zweitens ſah ich wieder Leute, die vielleicht viel Kunſt hatten, aber keinen Begriff vom Lande, die einen Fluß dämmen wollten, ohne ſeine Natur zu kennen, ohne glauben zu wollen, was man ihnen darüber ſagte, ja, deren Einfalt ſo weit ging, daß, als ſie an einer Brücke vom wilden Fluß an die Jöcher getragenes Holz ſahen, ſie frugen: wer hat denn das gemacht? Sie glaubten wahrſcheinlich, die Bauern hätten expreß Holz in den Fluß und an die Brücke geworfen, um ſie zu ſchirmen, und ſchienen das ſehr klug zu finden. Möglich daß auch nächſtens in einem gelehrten Werke dieſes als ein ſehr probates Mittel der Schweizerbauern zum Schutze der Brücken angeprieſen wird.

So wurden Theorien aufgeſtellt, die für das Land nicht

paſſen, und dieſe Theorien auf eine Weiſe ausgeführt, wie ſie für die Theorie nicht paßte.

Nun kannte ich das Land, und kannte auch etwas vom Straßen- und Schwellenbau. In Italien und in Frankreich hatte ich von beiden viel geſehen; und italieniſche Flüſſe haben mit den unſrigen weit mehr Aehnlichkeit, als z. B. die polniſchen. Ich hatte auch Manches darüber geleſen, denn Bonjour ſchleppte Bücher aller Arten für mich zuſammen. So hoffte ich die nöthigen Kenntniſſe zu haben für dieſes Amt. Aber eigentlich der zweite Grund trat begeiſternd vor mich. Wohin ich blickte, ſah ich ſelten einen Vertreter der eigentlichen Staats- oder Geſammt-Intereſſen, und noch viel ſeltener einen freundlichen uneigennützigen Vermittler zwiſchen dem Staats- und Privat-Intereſſe.

Auf der einen Seite herrſcht die Anſicht: wer Corporationen, beſonders den Staat, am beſten beſchummeln könne, der ſei der Geſcheuteſte; wer ſein Maul an's Staatseuter hängen könne, werde am ſchnellſten fett, und je mehr er ſauge, deſto reſpektabler werde er. Das gilt vielen Leuten als vollkommen recht und untadelhaft, und man rühmt ſich ordentlich deſſen. Ja, ein Gemeindsvorſtand, der mit ſeiner Unterſchrift ebenfalls den Staat beſchummeln wollte, glaubte mit vollem Recht dem ewige Rache drohen zu dürfen, der die Schelmerei ihm ausbrachte. Er brachte ſie ihm zwar nicht abſichtlich aus, ſondern nur weil er nicht zum Lügner werden wollte; aber es meinte der Gemeindsvorſteher wahrſcheinlich, dem Staat gegenüber heiße lügen nicht lügen, ſtehlen nicht ſtehlen, ſondern ganz anders.

Der, welcher mehr Taggelder verrechnete, als Tage im Jahr waren, ſcheint der gleichen Meinung geweſen zu ſein. Und der, welcher des Tages in's Glas ſah, und Nachts bei Laternenſchein ſeine Augenſcheine einnahm, ſcheint in ſeiner Meinung von den frühern nicht viel zu divergiren.

Es ſchien mir faſt, als ob die Begriffe Treue, Ehrlich-

keit, Wahrheit gegenüber dem Staate ordentlich gespensterartig würden und spukhaft; die Worte hörte man, sah sie auf dem Papier allenthalben, guckte man aber tiefer hinein, so war es, als ob sie lauteten: Beluxen sei eine Tugend, Hehlen eine Pflicht.

Dann sah man wieder Andere gegenüber den Gemeinden und Privaten barsch auftreten und roh, jede Einwendung verhöhnen, jedes freimüthige Ansuchen abschlagen, sah gnädeln, wo Kriecherei ihnen entgegen kam, und auf merkwürdige Weise Sinn ändern, und aus einem ganz andern Tone reden, wie z. B. eine leere Tasche einen ganz andern Klang hat, als eine, in welche einige Fünfunddreißiger gesteckt worden. Sah unbegründet Gemeinden kujoniren, und andere unsinnig begünstigen auf die seltsamste Weise, sah Leute vor die Köpfe stoßen um Kleinigkeiten, und wiederum mit Staatsgeldern umgehen, als ob alle Tannen im Kanton Bern statt Krisnadeln Dublonen trügen, und alle diese Dublonen den Bach ab gejagt werden sollten.

Da schien's mir ganz prächtig, so ein Beamteter zu werden, wie ich mir dachte, daß einer sein sollte. Zu walten im angewiesenen Kreise mit Sachkenntniß, als Einer, dem man es ansieht, daß er für das Amt da sei, und nicht das Amt für ihn, treu den Staat und das Gesammt-Interesse zu vertreten, und Jedem freundlich entgegen zu treten, alte Kniffe abzustellen nnd neue Handgriffe einzuführen. Ich dachte mir in vielfachem Verkehr tausend Gelegenheiten zu haben, die guten Absichten der Regierung gegen Mißdeutungen zu schützen, und hinwiederum manchen verkannten Biedermann höheren Orts zu vertreten. Kurz, ich träumte gar prächtige Träume, und mochte gar nicht warten, bis ich dem Zecker meinen Entschluß, Amts- oder Straßen-Inspektor zu werden, mittheilen konnte.

Die Stelle war mir ganz nahe gerückt, es war mir fast, als hätte ich sie schon; ich hatte mich überzeugt, daß man

ſicher tüchtige Leute untüchtigen vorziehen würde, wenn man die Eritern nur hätte. Der Fecker lächelte, als ich meine Hoffnungen ſo begeiſtert vor ihm ausſchüttete, und meinte: ich ſolle die Sache nur nicht zu ſicher nehmen. Da fuhr ich auf und ſagte: Es ſei gottlob nicht mehr die alte Zeit, wo man ein Burger von Bern ſein mußte, oder der Trabant irgend eines Landvogts, um zu einem Pöſtlein zu kommen; jetzt ſei man hungrig und durſtig nach tüchtigen Leuten, wenn man ſie nur hätte, man ſtelle ja jeden fremden Schminggel an, wenn man nur von weitem hoffe, daß er fünfe zählen könne; um wie viel eifriger würde man alſo nach tüchtigen Landeskindern greifen, wenn ſie ſich fänden? Mein Fecker lächelte je mehr und mehr und meinte endlich: ich ſei auf dem beſten Wege, ein Brandſchwarzer zu werden. Ich konnte ihn nicht begreifen, konnte nicht begreifen, warum er gerade heute an einem Sonntage, und dazu noch nach einer Predigt, ſo beſonders zum Spaßen aufgelegt ſei, und ſtellte ihn darüber etwas haſtig zur Rede.

Mein lieber Gotthelf, ſagte er, wenn ihr mich ruhig anhören wollt, ſo will ich euch das erklären. Ihr ſtellt euch vor, die Zeit, die erſt kommen ſoll, und weiß Gott wann! die ſei ſchon da; kommt ihr nun darüber, daß dieſe Zeit, in der wir leben, der vergangenen ähnlicher iſt als der erwarteten, ſo werdet ihr bitterböſe über ſie, d. h. brandſchwarz: ihr meinet, die Zeit habe euch betrogen, während ihr doch euch ſelbſt betrogen habt. So ſtellt ihr euch vor, es ſolle nun in allen Dingen ganz anders gehen, als es ehedem ging; da irrt ihr euch, es geht in vielen Dingen nicht beſſer, Manche ſagen ſchlimmer; aber daran iſt die Zeit, die wir haben, nicht ſchuld, auch nicht die Menſchen, ſondern es iſt der natürliche Lauf der Welt, der es ſo mit ſich bringt, über den man niemandem zürnen kann als allfällig Gott, wer Luſt dazu hat. Ich will euch das an eurem Poſten deutlich zu machen ſuchen. Ehedem war allerdings der Kanton Bern gerade wie ein Lebkuchen, um den

apartige Leute saßen' und daran gnagten und sich erlabten. Rings um sie warteten auf den Hinterpfoten eine Menge wunderlicher Thiere mit Menschenaugen aber einem Hundemagen auf und apportirten die Brosamen, die von der Herren Tische fielen. Das geschah nun nicht hinter einem Umhang, sondern der Schmaus wurde aufgeführt vor allem Volk an hellem Tage. Nun schienen viele der Sitzenden, nicht alle, freilich nur gar kleine Bissen in den Mund zu stoßen auf einmal, aber viele kleine Bissen machen am Ende auch einen großen, und die Bissen, welche sie den kleinen Thierchen, welche ihnen auf dem Schooße lagen, in die Schnauze schoben, sollte niemand merken; sie machten freilich saure Gesichter, und wischten sich zuweilen den Schweiß von den Stirnen, allein sie saßen doch alle so behaglich da, und wenn einmal Einer auf dem Sessel an dem Lebkuchen saß, so war er nicht wegzubringen. Dem ganzen Spectakel sah man zu, prägte ihn sich tief ein, und wer weiß, ob nicht Manchem das Maul wässerte. Wenn Väter es sich wohl sein lassen, und sich nur darum kümmern, daß ihre Kinder nichts von dem erhalten, was sie selbst genießen vor den Augen der Kinder, wer will es den Kindern verargen, wenn sie schwytig werden, an ihrer Väter Stelle zu sein wünschen, und meinen, die Vaterpflichten bestünden in der Verwirklichung des Sprichworts: Selber fresse macht feiß.

Es gab aber immer Leute, die dieses ärgerte, und die brachten es endlich dahin, daß erkannt wurde, der Kanton Bern solle kein Lebkuchen mehr sein, das Gnagen und Apportiren solle aufhören, aber nicht das Schwitzen und Arbeiten; und wer um den Kanton zu schwitzen und zu arbeiten wisse, der solle ordentlich zu essen kriegen, wenn auch nicht Lebkuchen. So wurde es erkannt, so sollte es nun sein, und im Anfang kam gar Mancher nicht um des Essens, sondern um des Schwitzens und Arbeitens willen an den Tisch mit dem grünen Tischlaken (auf den Privattischen hat man weiße Tischtücher, weil man auf denselben weniger verzattert). Aber

die Menge behielt doch noch den Lebkuchen im Kopf, und das Wässern darnach im Munde; aber sie blieb verblüfft, und wagte sich nicht zum Tische hin, sich scheuend vor dem ehemals heiligen Bann um denselben. Nur einige Schlauköpfe drängten sich vor, riefen: Volk, um deinetwillen bis in den Tod! und schwangen sich noch an einige Plätze, und nahmen geschwinde einige Schooshündchen mit sich auf und zwischen die Beine. Da gingen der Menge Maul und Nase auf, daß ihresgleichen ungestraft und behaglich da sitzen könnten, wo ehemals der Lebkuchen gewesen, und sie wurde bitterböse, daß sie die rechte Zeit versäumt, und noch böser, wenn sie sah, wie Einige am Tische Brocken um Brocken über die Achsel denen reichten, welche hinter ihren Stühlen scharwenzelten und appertirten mit ihren Menschengesichtern und Hundemagen. Die, welche schwitzten und arbeiteten, wurden auch böse, daß Kollegen nichts anders thaten, als Brocken austheilen, und im Regierungsleist die zu Hause Arbeitenden kritisiren und bespötteln, und noch böser, wenn sie bei ihrer Arbeit von den Pöstli-Lüstlingen, die nicht arbeiten, wohl aber räsoniren konnten, Mupf um Mupf erhielten, damit sie ihnen Platz machen möchten. Und mancher Ehrenmann wird des Müpfens satt, und macht irgend einem hungrigen Menschengesicht Platz. So sieht das Ding aus, und manchmal sieht es fast unverschämt aus, wie an einem Frankfurter Kaisertag, wo man um einen gebratenen Ochsen sich todt schlug, und wer sich am unverschämtesten Platz macht, der schreit doch nichts anders als: Platz da im Namen des Volkes und für das Volk! So ist in diesen Augenblick ein wüstes Stoßen und Drängen um Brocken, Stühle und den eingebildeten Lebkuchen, der gar nicht mehr da ist. Das macht nun Manchem gar böses Blut, er klagt die Zeit, und, weiß Gott, Gott selbst an, und wird brandschwarz. Mein Gott, der gute Mensch war gar einfältig, daß er meinte, die Menge sollte vergessen, was sie gesehen, und der Appetit, den sie durch An-

ſchauen erhalten! Es iſt gar einfältig, daß er glaubte, der liebe Gott habe ſo einen Wäſchlumpen in der Hand, mit welchem er alle Eindrücke, welche ein Volk durch Jahrhunderte durch erhalten, in einer halben Stunde durchſtreiche. Das ſind Narrheiten! Gerade ſo mußte es kommen. Aber nur dafür geſorgt, daß der Lebkuchen nicht mehr hergeſetzt werde, und daß das Volk begreifen lerne, was für einen Unterſchied es ſei zwiſchen eſſen und trinken und ſchwitzen und arbeiten, dann wird das Müpfen und Stoßen von ſelbſt aufhören, und an den Tiſchen wird nur gelaſſen, wer zu ſchwitzen und zu arbeiten verſteht. In dieſer Zeit ſind wir aber noch nicht, im Gegentheil, gerade jetzt iſt der Andrang am heftigſten, und ſcheinbar die Meinung oben auf, daß man nur ein recht grober gottloſer Lümmel zu ſein brauche, um recht viel zu werden; allein das wird ſich von ſelbſt geben ohne Wunder, ſobald man gelaſſen und ruhig dem Ende des Traumes abwartet und zu ſeinem Ende beiträgt, was man kann. Aber weil nun gerade die Zeit ſo iſt, werdet ihr die Stelle nicht erhalten. Nach euren Kenntniſſen u. ſ. w. wird man gar nicht fragen, und nach den Kenntniſſen deſſen, der ſie erhält, noch viel weniger. Ja, wer weiß, ob ſie nicht etwa irgend ein Beſenbinder oder Küblimacher erhält, der aufzuwarten verſteht, oder irgend jemand an den Tiſchen hat, der ſeine Stimme kennt dem er verwandt iſt auf irgend eine Weiſe; denn es gibt nicht nur verſchiedene Grade von Verwandtſchaft, ſondern auch verſchiedene Arten.

Mit ſtummem Erſtaunen hatte ich zugehört, aber nicht mit hſunderbarer Erbauung, und ſagte endlich dem Fecker: es ſcheine doch, die Leute hätten Recht, welche ſagen, er hielte es nicht mit dem Volke, ſondern er ſei halt ein Herr, und keine Krähe hratze der andern die Augen aus, und wenn er es ſchon nicht mit den ganz Alten halte, ſo ſei er doch ein Freund von weißen Ariſtokraten, den Burgern aus kleinen und großen Städten, die den Landleuten die beſten Plätze

weggenommen hätten. Nun, meinte er, was die Leute sagen, das muß ich mir gefallen lassen, sie verstehen halt das Ding nicht besser, aber euch hätte ich verständiger geglaubt. Niemand liebt das Volk mehr und inniger als ich, niemand ist bereit zu größern Opfern als ich, und ist das nicht eben ein Zeichen meiner aufrichtigen Liebe, daß ich über dasselbe nicht verblendet bin, und ihm seine Fehler aufrichtig sage? Das Volk ist aber gerade wie ein hübsches reiches Mädchen, dem der Herr so eben erlaubt hat, und das unbekannt mit der Welt in dieselbe hinaustritt. Das Mädchen ist herzgut und hat viel Schönes noch behalten, aber es ist in diesem Augenblick doch wenig mit ihm zu machen, und wenn es je verführt werden sollte, so ist das gerade jetzt am leichtesten. Das gute Mädchen kennt halt seine Leute noch nicht, und glaubt, die meinen es am besten mit ihm, die ihm hinten und vornen scharwenzeln, es rühmen von den Zipfen bis zu den Zwicken, alles gescheut finden, was es sagt, alles schön, was es macht, jeder Laune huldigen, von keinem Fehler wissen wollen; das liebe Menschenkind zu einer Göttin des Himmels machen. Nun drängen sich zu demselben eine Menge hofirender Anbeter mit und ohne Brillen, die sagen ihm die schönsten Sachen, freilich in verschiedenen Mundarten, fast wie beim Thurmbau zu Babel; sie versprechen für dasselbe in den Tod zu gehen, schwören den Tod jedem, der ihm nur ein schiefes Gesicht ziehe. Sie stellen sich gar uneigennützig, nichts, gar nichts wollen sie für diese schönen Sachen alle, als einen Blick aus des Mädchens schönen Augen. Aber das Mädchen ist eine gar gute Haut; über so viele gute Freunde, die ihm auf einmal wie Krautstengel aus dem Boden gewachsen, oder wie Hagelsteine aus dem Himmel gefallen sind, ist es gar zu seelenvergnügt; es will doch nicht alles umsonst haben von ihnen, es wirft ihnen Handküsse, Bonbons, Souvenirs aller Art zu, wirft sich ihnen am Ende kehrum in die ausgespreizten Arme, woran die langen Finger theils in schönen Handschuhen stecken,

theils mit schönem braunem Bocksleder überzogen sind. Und dann tanzen und gumpen sie mit einander, und können sich gegenseitig nicht satt rühmen und loben. Und die alten Freunde des Mädchens, die es auferzogen und von ganzem Herzen liebten, ihm aber wie gute Freunde die Wahrheit sagten, die läßt es auf der Seite stehen, findet sie kreuzlangweilig, und nicht passend für ihns; es mag sie eben nicht heißen gehen, aber es wirft gar verständliche Blicke auf die Thüre hin, und hätte gar zu gerne, sie hätten selbst Verstand. Aber gnte Freunde gehen eben nicht, wenn's dunkelt, von einem Mädchen weg, das von Liebhabern mit Bocksleder überzogen umringt ist, und das gerne mit ihnen allein wäre; da könnte dem Mädchen etwas gar Wüstes begegnen. Sie ertragen ganz ruhig die Blicke, bleiben geduldig da, bis die gefährliche Stunde vorüber ist, und das Mädchen selbst merkt, daß es gar zu häßlich böckelet um ihns herum, und daß aus den langen Fingern lange Krallen wachsen, und aus den Augen mit und ohne Brillen sieben böse Geister steigen hungrig und geil. Da wird allgemach dem Mädchen bange um's Herz, nach den alten Freunden sieht es sich wieder um, dankt dem lieben Gott, daß sie noch dageblieben; und zu dem häßlichen Gezüchte sagt es: Huß use, bis es von dannen stiebt. Dann ist das Mädchen wieder lieb und holdselig, aber klüger und minder leichtgläubig, als ehedem.

Unter diese alten Freunde nun, sagte der Fecker, zähle ich mich. Das Volk liegt mir gleich am Herzen, wenn ich schon sehe, daß es gemäß der Entwicklungsperiode, in der es steht, mit Schlingeln liebäugelt, über Laffen mich vergißt. Ich schimpfe auch nicht über das Volk, wenn ich schon dieses Kokettisiren tadle und seine Verblendung bedaure. Und wenn es mir schon nach der Thür winkt, so werde ich doch nicht böse, und bleibe getrost; es würde mancher Tochter schön ergehen, wenn die Mutter sich allemal zur Seite drücken wollte, sobald ihre Tochter einen Buhlen mit den Augen brünstiglich zu ver-

und umſchlingen beginnt. Uebrigens, lieber Gotthelf, wollen wir darüber nicht disputiren, das ſind Dinge der Erfahrung, Reſultate auf Erfahrung begründeter Beobachtungen. Ihr ſeid noch zu wenig lange im Lande, um durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen. Geht, laßt euch anſchreiben, aber gebt Acht, daß ihr nicht ein Brandſchwarzer werdet.

Ich konnte den Fecker nicht faſſen, nicht faſſen, wie er das alles ſo gemüthlich herſagte, als ob ihm an der ganzen Sache nichts gelegen ſei; ich konnte mich des Verdachts nicht enthalten, er höhne entweder mich oder das Volk mit ſolchen Reden.

Ich ging nun zum Regierungsſtatthalter, um mich anſchreiben zu laſſen. Ich traf ihn auf dem Sopha ſitzend mit einer kurzen Figur, die es ſich ganz behaglich darin ſein ließ; man ſah ihr an, daß ſo etwas ihr ſeltſam ſei. Der Regierungsſtatthalter fragte mich, ohne aufzuſtehen oder mich ſitzen zu heißen: was weit d'r? Ich berichtete ganz kurz mein Begehren. Ja, ſagte er, es ſy nit meh die alte Zyte, wo ne jede Halunk cha werde was er will, me wott hüt zu Tag bravi u rechti Lüt, daß me o weiß, wer ſi ſy, u was mit ne iſch. Ich erwiderte, daß ich kein Halunke ſei, und etwas verſtehe von der Sache. Ja, me weiß ſcho, wer d'r ſyt, hieß es wieder, ſyt d'r nit unter de Rothe g'ſy? Ja Herr, ſagte ich. He nu, ſo weiß me ſcho, wer d'r ſyt, da iſch Eine wie der Anger, es iſch Kene nüt werth, u ſo ſöttige Landesverräthere git me kei ſellige Pfoſte. Es war nach dem Eſſen, ich hatte einen Schoppen getrunken, und der Herr Regierungsſtatthalter vielleicht zwei, denn es war gerade Amtsgericht, und ich antwortete hitzig: daß ich kein Landesverräther ſei, daß ich Kenntniſſe im Fache habe, mich examiniren laſſen wolle, und begehre, daß ich mit dieſen Bemerkungen ſolle angeſchrieben werden. Der Herr Regierungsſtatthalter bemerkte, er hätte viel zu thun, wenn er zu jedem ſchreiben wollte, was er ihm ſage: wenn ich es zwänge wolle, ſo werde er mich anſchreiben, ich werde dann ſchon ſehen,

was es mich nütze. Bei allen seinen landesväterlichen Bemerkungen wandte er sich immer zu seinem Kumpanen mit der Frage: isch nit so? Und dieser trommelte mit den Fingern auf dem Ruhbettkissen, und sagte dann: He persche! Ein Wort gab das andere, doch faßte ich mich zuerst, und bemerkte: es sei mir leid, daß wenigstens hier im Schlosse die volksthümliche Zeit noch nicht herrsche, sondern noch die landvögtliche; wahrscheinlich würde auch die Wahl also ausfallen; es sei mir ferner leid, wenn ich ungelegen gekommen und gestört hätte, ich müsse aber aufrichtig bekennen, solchen Bescheid und solche Behandlung hätte ich nicht erwartet; nach unserer neuen Verfassung hätte ich von den Regierungsbeamteten nicht erwartet, daß sie die Leute also behandelten nach ihren Launen; noch trauriger wäre es, wenn sie die Gesetze auch so handhaben würden, d. h. nach Launen, Gunst und Bequemlichkeit. Uebrigens würde ich nun den Entscheid der obern Behörde gewärtigen. Das sagte ich in einem Tone, der den Mann doch etwas stutzig machte, aber er war gewohnt, auch wenn er schlotterte, sich forsch zu machen; er wies mir daher die Thüre, mit der Bemerkung: auf alle Fälle sei es nicht die Zeit, daß er sich von einem Rothen solche Dinge sagen lasse, ich solle machen, daß ich fortkomme, sonst wolle er mir den Meister zeigen.

Mit bitterer Empfindung machte ich mich fort. Also noch immer Vorurtheile gegen ganze Klassen von Menschen, noch immer kein humanes Benehmen, sondern ein brutales, und dieses neben der größten Lätzigkeit in der Handhabung der Gesetze, in welcher man verleidete Leute entweder gar nicht zitire, oder nachdem man sie dreimal zitirt, und sie dreimal nicht erschienen seien, die Sache endlich auf sich beruhen lasse. Ich begann recht finster zu werden, zu glauben, ich hätte mich in der Zeit getäuscht, und es wäre wenigstens nicht besser, als früher. Da fiel mir der Fecker ein und seine Bemerkungen; ich fand, daß ich aus dem Dintenkübel bereits nicht übel geschwärzt worden, daß ich meine Person mit dem Vaterland,

den Regierungsstatthalter mit der Verfassung zu verwechseln Willens sei. Ich begann nun zu begreifen, was der Fecker gemeint, und ging wieder zu ihm, was ich einige Tage unterlassen hatte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und Empfindungen. Er meinte, das sei eben das Unglückliche der gegenwärtigen Zeit, daß man es besser machen wolle, als ehedem, aber das Ding trotz dem guten Willen nicht verstehe. Man wolle es besser machen, die Leute dadurch zufriedener erhalten, daß man keinen Nachdruck in die Handhabung der Gesetze lege, daß man sie übersehe, gegen ihren Sinn zu milde auslege; dadurch entstehe aber ein Schwanken, das gerade aussehe wie Willkür, worüber die Menge unzufrieden werde, und entweder über Trägheit oder Ungerechtigkeit schreie. Daneben nistete sich doch allmählig bei einigen Beamteten das Gefühl ein, daß sie an den Stellen seien, vor denen man sich ehedem so tief gebeugt, und besonders tief alle die, welche gut gesinnet scheinen wollten. Das gleiche Barometer fangen Einige nun auch an hinter ihren Stühlen aufzupflanzen, und glauben die, welche etwas geradeaus sich benehmen, für Mißvergnügte ansehen, und durch ihr Benehmen ihnen das Mißfallen über solche Gesinnung an den Tag legen zu müssen. Viele nun kennen die Menschen zu wenig, gar Viele haben nicht Gewandtheit, mit den Menschen umzugehen, und wenn sie Einem nicht wohl wollen, so nehmen sie ein Betragen an, welches man dem Hans und dem Sami übersehen hatte, was aber einem Regierungsrath oder Regierungsstatthalter ꝛc. nicht übersehen, sondern von den Meisten der neuern Zeit, der Verfassung zur Last gelegt wird und mißvergnügt macht. Die guten Leute bedenken nicht, daß sie auf diese Weise gerade die Sünde begehen, welche in der alten Zeit der alten Regierung die meisten Gegner erzeugte. Die Persönlichkeit der Regierenden trägt wenigstens zwei Drittel bei zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Landes, die Verfassung nur einen. Dieses Betragen ist aber wieder nicht ein gleichförmiges, sondern eben die, welche nicht Meister

ihres Benehmens sind, kommen bald auf hohen Rossen, und handkehrum können sie sich wieder so gemein machen, als ob sie mit jedem Bruder Leipziger an der Schweinfurter Messe Schmollis gemacht. Wenn schon der letztern Art eben nicht viele sind, so paßt man doch zu sehr auf, als daß sie nicht bemerkt, ein bedeutender Lärm über sie erhoben, und Viele durch sie verletzt, eben brandschwarz werden. Nun, mein lieber Gotthelf, müssen wir verständigen Leute aber billig sein, nicht von den Menschen das Unmögliche verlangen, nicht verlangen, daß sie auf einmal Engel oder taktfest gebildet seien, daß sie alle Regenten-Weisheit in sich vereinigen, auch nicht, daß sie noch in's Weltschland gehen, sondern wir müssen sie mit Gleichmuth ertragen, mit immer gleicher Freimüthigkeit, verbunden mit der gehörigen Achtung, behandeln, mögen sie auch darüber die Wände hinaufspringen, und uns unhold werden; das ist die wahre Löffelschleife des Republikaners. Sie ist leider bei uns noch nicht im rechten Gang, sie war allzulange vergessen; die Löffel sind widerspenstig, und die Schleifsteine bald zu weich und bald zu spröde. Wir waren nicht gewohnt mit unsern Regenten als unseres Gleichen umzugehen, unsere Regenten haben früher nirgends gesehen, wie das zugeht; nun fehlt, bis man des Dinges gewohnt ist, auf beiden Seiten die rechte Manier, und auf beiden Seiten herrscht eine Empfindlichkeit, die durch die kleinsten Dinge verletzt wird, die in jedem Widerspruch Mangel an Achtung sieht, oder böse Gesinnung, in jeder abgeschlagenen Zumuthung Widerspenstigkeit oder bösen Willen. Natürlich verträgt diese Empfindlichkeit keine freimüthige Rüge der bestehenden Uebelstände, und wenn diese meine Bemerkungen zu den Ohren der Getroffenen kämen, so könnte ich zu meinen Ohren Sorge tragen. Aber wie gesagt, Gotthelf, so mußte es kommen; nur nicht den Muth verloren, sich selbst treu geblieben, es muß dann besser kommen. Ich hätte euch gerathen, auf Bern zu gehen, aber bei eurer Stimmung darf ich es nicht, ihr würdet dort nur verletzen und verletzt werden.

Wartet der Sache gelaſſen ab, es muß ſich bald entſcheiden. — Trotz der Zuſprüche des Feckers konnte ich die Sache doch nicht ſo gelaſſen hinnehmen, es ſchien mir immer, auf dieſe Weiſe werde die Verfaſſung geradezu eine Null, oder wenigſtens der Nutzen, den ſich das Land davon verſprach, vereitelt. Ich konnte gar nicht glauben, daß es im natürlichen Gang der Dinge ſo kommen mußte, gar nicht glauben, daß alle die gehegten Hoffnungen thöricht geweſen, daß man das Unmögliche geträumt. Und als endlich die Wahl entſchieden wurde und auf jemand fiel, der ſein Lebtag an keiner Straße gearbeitet und über keine Straße nachgedacht hatte, der die dümmſten Anſichten ſich bildete, ſein Amt ſpäter ſpöttiſch verwaltete, da griff es mich hart an. Lange hatte ich zu thun, Schmerz und Bitterkeit zu bekämpfen; Schmerz über die Schwierigkeit, beim beſten Willen nützlich zu ſein, alle meine Kenntniſſe nicht brauchen zu können; Bitterkeit, daß man allenthalben meine Perſon verſchmähe aus blinden Vorurtheilen, ohne ſich die Mühe zu geben, ihren Werth und Unwerth zu unterſuchen.

Während dieſer gedrückten Gemüthsſtimmung ſtarb der alte Polizeidiener, und ſeine Stelle ſollte an der nächſten Gemeinde wieder beſetzt werden. Ein wunderbares Gemiſch von Hochmuth und Demuth, von Unmuth und Wehmuth, ließ mich auf der Stelle den Entſchluß faſſen, dieſe Stelle zu ſuchen. Etwas wollte ich thun und ſein, wollte man mich für nichts Beſſeres, nun, weſſen Schade war es? Mit welchem Stolz konnte ich von Haus zu Haus gehen, von Vorgeſetzten zu Vorgeſetzten, im Bewußtſein, geſcheuter als Alle zu ſein, wie ſchön ſie das bei mancher Gelegenheit fühlen laſſen zu können? Dann fand ich wieder billig, daß ich Vorurtheile ſühne, daß ich mich dargebe, erniedrige, in beſcheidener Erwartung, erkannt und erhöht zu werden. Es kam mir ordentlich tröſtlich vor, in verachtetem Gewande Achtung zu gewinnen, und in manches Haus Rath und Verſtand bringen zu können. Immer mehr ſchöne Seiten gewann ich dieſem Amte ab, und das Wandern

von Hügel zu Hügel, von Thal zu Thal, Herr seiner Zeit und Gedanken, schien mir gar fröhlich und gemüthlich. Aber nicht nur die schöne Seite, sondern auch die nützliche bot sich mir dar.

Es will heut zu Tage jedermann seine Nase in Alles stecken, und glaubt er etwas zu riechen, so brüllt er in irgend einer Zeitung oder hinter einem Schoppen lauter als wie zehntausend Ochsen. Ehedem gab es zwar immer Leute, die ihre Nase gern in Alles steckten, alle Morgen sich Verzeichnisse geben ließen von denen, die an der Matte spazieren gegangen, alle Wochen Berichte über alle Landvögte, und mit was und mit wem sie am liebsten g'fätterleten; aber sie brüllten nicht wie zehntausend Ochsen, sondern sie behielten das Vernommene fein säuberlich im Kragen bis zur gelegenen Zeit, wo sie es in eine Ohrfeige verwandeln konnten. Nun aber sind wir Alle gleich, Alle souverän, und niemand gibt sich daher gerne mit dem Gesindel ab, so ein souveräner Bernerbürger ist zu stolz, an das Lumpenpack seine Zeit zu verlieren. Indessen bestehen noch aus alter Gewohnheit einige Aemtlein, welche vor Zeiten um des Lumpengesindels willen errichtet worden, wenigstens zum Theil, und mit den Aemtlein sind einige Geldsorten verbunden. Und damit diese Geldsorten nicht spangrün werden, wie die Münze der Salzauswäger, gibt es immer Leute, die bereit sind sie abzunehmen, und den Titel sich anhängen zu lassen, der zum Abnehmen berechtigt; versteht sich, daß man vom Lumpengesindel, als von einer wüsten Sache, nicht viel redet. Nun aber hat denn doch das Lumpengesindel die Art, daß es brave Leute inkommodirt, ungefähr wie Läuse einen an Reinlichkeit gewöhnten Menschen; und noch immer giebt es fatale alte Leute, die bettelnde strolchende Berner-Bürger, Bürgerinnen, Bürgerlein auch zum Lumpengesindel rechnen. Und diese Leute haben die fatale Manier, daß sie schreien über dieses Plagen, wie Kinder über Läuse, die sie beißen. Da nun der Regierungsrath es nicht ganz mit allen Leuten verderben darf, so läßt er von Zeit zu Zeit Mahnungen auf's Land ergehen, daß

man doch ein Auge nach diesem Lumpengesindel kehren, und es wenigstens mit einem Fuße über die Grenze setzen soll, und setzt gar noch einige Geldsorten extra bei. Aber mein Gott, wer wollte alles bezahlen? Wer wollte sich mit solchen Kleinigkeiten befassen? Wer wollte seine Ehrlichkeit in Gefahr setzen, daß er in diesen extra Gratifikationen sich zufällig verrechne? Wer wollte Berner-Bürgern zumuthen, so lange in schlechter Gesellschaft zu sein bis an die Gränze? — nun wenn's noch durch's nächste Dorf wäre, so möchte es angehen, aber bis zur Gränze! — Und wie will man einem Bürger, der mit zweien Gemeindräthen besoffen einem Gemeindrath beiwohnen darf, zumuthen, mit einem Lumpenkerl durch ein Dorf zu gehen? Ach Gott, welche Zumuthung! Und wo bliebe dabei die persönliche Freiheit und die Gewissensfreiheit in der freien Republik? Ach Gott, so regierungsräthliche Monitorien muß man vergessen, nachdem man darauf geschrieben: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Und ob man's vergesse oder nicht, wer frägt darnach, ist doch die Hauptsache, daß man gut angeschrieben stehe oben. So geht es dann lustig und frei zu im Lande, und das Pack ist oft sicherer vor der Polizei auf den Straßen, als ehrliche Leute in ihren Häusern. Die hübschen Ländermädchen ziehen jubelnd, singend und bettelnd durch Dorf und Thal furchtlos und schalkhaft, und tragen das erbettelte und sonst eroberte Geld neuthalerweise aus dem Lande. Sie haben aber auch versöhnende Manieren, vor denen Karabiner sogar und Säbel sich sanftmüthig an Boden legen. Es wird aber wirklich dann zu Neujahr, Fasnacht und andern Zeiten stillen Leuten zu eng im Lande, sie haben kaum mehr Platz vor ihren eigenen Hausthüren, und kaum Ruhe zum Essen, so daß wirklich Manchem schon eingefallen ist, in öffentlichen Blättern d'r Gottswillen und für gutes Geld einen guten Kerl aufzusuchen, der sich mit dem Gesindel abgebe, d. h. nämlich, nicht gemeine Sache mit ihm mache, sondern die vor dem Gesindel schütze, die ihn bezahlen. Es

geschah nicht aus Gutherzigkeit; man fürchtete, es könnten es Leute für ungut nehmen, wenn man es besser haben wollte, als andere Leute es sich auch müssen gefallen lassen. Auch haben diese Leute ein gar großes Bedauern mit einer Menge Kinder, die von ruchlosen Eltern ausgesandt auf den Bettel ausschwärmen im ganzen Lande, zum Müßiggang, an's Schlecken und Stehlen sich gewöhnen, und sonst noch viel Anderes, und doch geben sie ihnen Kreuzer um Kreuzer zum Naschen. Und jeder einem Kinde gegebene Kreuzer ist ein Lockvogel, der das Kind tiefer in das wüste Leben zieht. Aber man gibt theils aus Gewohnheit, theils aus Barmherzigkeit fort und fort. Man denkt, wenn nur ein Kind von zehn bettelnden wirklich einen kranken Vater, eine hungernde Mutter zu Hause hätte, so wolle man lieber neun Kreuzer verlieren, als einen hartherzig verweigern, man vergißt dabei die neun zu Grunde gehenden Kinder und das Weh ihrer Seelen.

Da dachte ich es mir gar prächtig und nöthig, so als ein getreuer Wächter durch's Land zu wandern mit redlichem Gemüth, offenen Augen und freier Zunge, mannlich gegenüber zu stehen dem Regierungsstatthalter, und getreu ihm zu rapportiren, was seines Amtes ist, unbekümmert, ob er es gerne höre oder nicht. Und wenn er mir darüber ein sauer Gesicht machen sollte, oder vielleicht mir sagen: das geht euch nüt a, Polizeier, so würde ich ihm sagen: Ich hätte geglaubt, es sei meine Pflicht und wolle thun, was meines Amtes sei. So dachte ich mir es gar schön. Ich dachte ferner zu thun, wozu die Meisten sonst zu vornehm sind, zu souverän sich dünken, der Sicherheit des Landes mich anzunehmen, dem schauderhaft überhandnehmenden Bettel zu wehren, die Mühe nicht zu scheuen ohne Brönz oder Vergütung, die Bettelnden wegzuweisen, ihrer Gemeinde zuzuführen. Ich war überzeugt, eine alle Tage sich gleichbleibende Strenge würde dem Unfug bald ein Ende machen.

Aber die armen bettelnden Kinder wollte ich nicht schla-

gen, nicht mit dem Schuh mißhandeln. Nein, mit ihnen wollte ich wandern ihrer Heimath zu, wollte auf dem Wege ausforschen ihr junges Herz, wollte versuchen mit weichen, linden oder ernsten Worten etwas Besseres zu pflanzen in dasselbe, wollte versuchen, in ihren jungen Herzen keimen zu lassen das Gefühl ihrer Menschenwürde, den wahren Menschenstolz, der nicht bettelt, nicht bettelt um einen Kreuzer, nicht bettelt um ein Aemtlein, nicht bettelt um eine Pfarrei, nicht bettelt mit den eigenen Beinen, noch bettelt mit des Vaters Beinen, oder bettelt mit des Schwähers Beinen. Der Menschenstolz, der nicht bettelt, um ein Amt, und wäre es das Schultheißenamt, nicht bettelt mit Worten, nicht bettelt mit Scharwenzeln, mit klug geformten Meinungen, mit Händedrücken, Achselnklopfen, berechneten Anzügen, oder gar mit verschmitztem Schweigen wider Ehre und Gewissen, nicht bettelt mit Vorreiten seiner Miserabilität, um zu zeigen, daß kein Bein lahm, kein Glied impotent sei, nicht bettelt um die höchste Stelle mit Verläumdungen, oder Renomisterei, oder göttlicher Grobheit.

Im Bettelkinde wollte ich diesen Stolz wecken, hoffend, die Welt kehre sich einmal um, und von unten herauf werde dann dringen das Edlere und Bessere hinauf, woher so oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen. Was ist wohl für ein Unterschied zwischen einem Schultheißen, der um dieses Amt buhlt, und zwischen einem Bettlermädchen, das um einen Kreuzer bettelt? Ein routinirter Witzling wird mir sagen wollen: der Unterschied, daß die großen Diebe oben auf kommen, die kleinen der Landjäger nimmt, d. h. wenn es ihm gefällt. Ach Gott nein, der buhlende Schultheiß und das bettelnde Mädchen verhalten sich zusammen wie Verführer und Verführte, wie Lüsternheit und Noth, wie Abgefeimtheit und Naivität, wie Vorbedacht und Unwissenheit, wie Luchs und Schaf, wie Elster und Schwalbe. Wollte wecken in dem armen Bettelkinde den Menschenstolz, der nicht betteln mag, auf keine Manier, weder auf eine gemeine noch eine vornehme, der was

ſchaffen will treu, ehrlich, fleißig, unverdroſſen, der von ſeiner Arbeit leben will redlich, und Gutes thun nach Möglichkeit, der dieſe Werke in die Welt ſtellt, und nicht ſein Eigenlob, der weiß, daß die Werke reden vor Gott und zur Nachwelt, während das Eigenlob wohl augenblicklich betäubend wirkt, aber bald Kopfweh macht, dann Ekel und vor Gott Bedauern, dann ein Zuſchandenwerden.

Und wenn ich in des bettelnden Mädchens Hütte einen kranken Vater, eine hungrige Mutter fände, da wollte ich ſorgen, daß die Mangelnden keinen Mangel litten. Wollte ſagen, wo wirklich Noth und Elend ſei, wollte Weiber ſuchen mit weichen Herzen, und Männer mit biederm Sinn, die gerne geben, wo gegeben ſein ſollte, wollte betteln bei guten Herzen, ſelbſt für Landſaßen. Ich wußte wohl, daß ich ſolcher Herzen ſicher ſo viele fände, als ich nöthig hätte, ich wußte, daß das Geben und das freiwillige Geben bei vielen Leuten als die heiligſte Religionspflicht betrachtet wird.

An dem Erhalten dieſer Stelle zweifelte ich nicht. Dieſen genommenen Entſchluß trug ich wieder dem Fecker vor, und dieſer lachte laut auf und immer lauter, hielt ſich den Bauch, und ſchnappte am Ende mühſelig nach Athem. Ich wurde bitterböſe, und frug, was da zu lachen ſei? Mein Gott, was für tolle Gedanken plagen euch doch! Daß ihr nicht zum Polizeier paßt, will ich nur nicht anführen; aber wie könnt ihr denn je daran denken, dieſe Stelle zu erhalten? Wahrhaftig, ich hätte geglaubt, ihr kenntet die Menſchen nun beſſer.

Ich wurde böſe und verwirrt, ſeine Rede verſtund ich nicht, und meinte, das werde ihm nicht Ernſt ſein, und ich hoffe, er werde ſeinen Einfluß für mich verwenden, wenn er glaube, es ſei noch nöthig; ſo viel dürfe ich mir ſchmeicheln, daß man hier noch keinen beſſern Polizeier gehabt, und kaum je einen ſolchen wieder bekommen werde. Darüber wolle er mit mir nicht diſputiren, meinte er, allein ich erhielte die Stelle doch nicht, auch wenn er für mich von Haus zu Haus laufen

wolle, was er aber nicht thun werde. Wie könnt ihr, fuhr er fort, bei gesundem Menschenverstand daran denken, gewählt zu werden an einer Hausvätergemeinde? Erinnert euch, welchen Namen ihr euch im Spital gemacht. So ne Ufdegehrische wey m'r nit, werden die Einen sagen. Sehet eure Kleidung an, auf diese hin werden Andere sagen: so ne Herrschelige wey m'r nit, dem dörft me ja nit bifehle. Andere, welche das Brönz lieber selber trinken, werden sagen: e Rothe, e alte Soldat wey m'r nit, m'r hei Schnapsbruder gnue am alte g'ha, er isch nie z'friede gsy, we me ihm nit eis y g'schäycht het. Andere werden meinen: er isch gar so ne Abildische, er würd is i alles iche rede a ne re Gmein. Wen habt ihr an der Gemeinde, der für euch spricht? Andere, die sich melden werden, haben Gönner, die werben. Und wenn schon Manche, und vielleicht die Ersten nicht gegen euch reden werden, so werden sie doch gegen euch stimmen. Ihr seid bei einem Schoppen oft zusammen gekommen, dunkel haben sie eure Ueberlegenheit gefühlt; glaubt ihr nun, sie werden es über sich bringen können, euch zum Polizeier zu machen, zu ihrem Diener und Abwart? Eure Person wäre ihnen ja ein täglicher Vorwurf, sie müßten sich vor euch in Acht nehmen, sie müßten denken: was wird der Polizeier dazu sagen? Glaubt ihr aber, daß eine Behörde solche Leute wählen wird, die solche Gefühle in ihr erregen? Das geschieht nicht in den obersten Behörde, wollt ihr eine solche Ueberwindung einer Landgemeinde zutrauen? Wenn man gewisse Leute hört, so sollte man meinen, schlechte oder dumme Menschen paßten für jede Stelle viel besser, als ehrenwerthe und kluge. Versprecht mir, nicht böse, nicht muthlos zu werden, diese Geschichte nur als eine Gelegenheit zu betrachten, Menschenkenntniß zu erwerben. Meldet euch, macht bei den Einflußreichen in der Gemeinde die Aufwartung, und urtheilt dann, wer Recht habe. — Ich versprach und that also. Nun will ich mich nicht aufhalten, zu beschreiben, wie ich empfangen und abgefertigt

wurde, obschon es recht lustig wäre, und ausweisen würde, daß das B'richten auf dem Lande noch weit schauerlicher ist, als in der Stadt, und der B'richtende noch weit mehr sich gefallen lassen muß.

Der Wahltag war ein wichtiger Tag für die Gemeinde Unverstand. Um zehn Uhr sollte die Gemeinde beginnen, um eilf Uhr erschien sonst gewöhnlich der Schreiber, um halb zwölf Uhr der Präsident, nach zwölf Uhr einige Männer, und um ein Uhr fing man an das Protokoll zu verlesen. Aber an diesem wichtigen Tage, wo ein Polizeier sollte erwählt werden, sah man schon vor neun Uhr Gruppen vor dem Wirthshause sich sammeln; vor zehn Uhr drängte sich alles in die große Kammer, wo sonst getanzt wurde; sie war zum Ersticken voll, statt dem halben Dutzend, welches sonst sich einfand. Es wurde abgelesen das Verzeichniß der sich Meldenden, und gefragt; ob der Eine oder Andere etwas zu bemerken hätte? Die Bewerber mußten abtreten, legten sich draußen an die Thüre, und stritten um die nächsten Plätze an derselben. Nun begann es drinnen zu wogen und zu tosen; endlich brachte der Präsident Stille zuwege, und da wurden Reden gehalten viel länger noch und schöner, als im großen Rathe. Den Stummen brach der Mund auf, und sie redeten wie die Propheten, jeder gegen sieben und für Einen, denn acht hatten sich gemeldet. In die Reden hinein hallten die Stimmen widersprechend gar kräftig und schön; wer einmal angefangen hatte, der sprach so lange er ein Wort ersagen konnte. Endlich nach fünf Stunden, als Allen die Zunge am Gaumen klebte, konnte der Präsident zur Abstimmung schreiten. Diese Abstimmung geschah, da Viele nicht schreiben konnten, durch das offene Handmehr. Dreimal mußte sie vorgenommen werden, weil sie sich zweimal unrichtig erwies, indem die Zahl der Köpfe und der stimmenden Hände nie übereinstimmten, und es fast herauskam, als hätten Viele immer zwei Hände aufgehoben. Endlich war er heraus der wichtige Mann, um

deßwillen heute ſo Viele geredet hatten, aber ich war es nicht, nicht eine Stimme hatte ich erhalten; und, wunderbar, gerade was der Fecker mir vorher geſagt, hatte ich an der Thüre hören müſſen, nur viel eindringlicher und kräftiger. O ich habe dieſe Reden noch alle im Kopf, und wer weiß, ob ich ſie nicht noch aufſchreibe und drucken laſſe, da doch heut zu Tage alles gedruckt werden muß. Obgleich es mir der Fecker vorausgeſagt, war ich doch erſchüttert, und konnte mich des Weinens faſt nicht enthalten, als ich zu ihm kam. Alſo nichts, gar nichts wollte man von mir, für nichts fand man mich gut, wie einen Taugenichts verwarf man mich allenthalben!

Ihr dauert mich, ſagte er, daß ihr die Sache ſo zu Gemüthe nehmt, aber der liebe Gott war weiſer als ihr. Macht nun aber eure Thorheit nicht dadurch noch größer, daß ihr in ihr beharrt und glaubt, es ſei euch übel ergangen. Der Menſch werchet ſich manchmal ordentlich in einen Trotz gegen die Vorſehung hinein, die ihm einen einfältigen Wunſch verſagt hat; er glaubt ſich unglücklich. Wenn es nur die Menſchen glauben würden, daß unendlich viel Unglück, über das ſie klagen, nur in dem Wahn beſteht, daß man unglücklich ſei, und daß man, um Andere damit zu ſtrafen, oder weil ſo es der allgemeine Gebrauch fordere, unglücklich ſcheinen müſſe. Sonſt ſeid ihr ein Mann geweſen, habt wacker gerungen, werdet nun nicht wieder zum Kinde, verliert die Beſonnenheit nicht, verliert den Glauben nicht, daß gerade im Verſagen unſerer Wünſche die größte Liebe Gottes liegt. — Ich wurde gelaſſener, entgegnete aber doch, das komme mir auch gar zu traurig vor, daß ich wie ein unnützer Stein allenthalben verworfen werde, bald durch ſchiefe, bald ohne Prüfung, und ſomit trotz dem beſten Willen der Welt gar nicht nützlich werden könne; daß es doch hart ſei, gleichſam mit dem Stempel der Verwerfung bezeichnet worden zu ſein, ſeit ich ein Güterbub und nun gar ſeit ich ein Rother geweſen. Das iſt aber wieder ein Wahn, meinte der Fecker, daß man meint, einen

Posten haben zu müssen, um dem Vaterlande nützlich zu sein, als ob das nicht jeder Bürger könnte und sollte, und gerade die nicht Angestellten am besten. Dieser Wahn kömmt von jener Zeit her, wo es allerdings eine Art von Verbrechen war, das bald öffentlich, bald geheim gerichtet wurde, wenn Einer ohne äußerlich bestimmten Beruf um das Vaterland sich bekümmerte. Eben daher kömmt es auch, daß nun die Einen allerdings noch immer nichts thun, um alles sich nicht bekümmern, während die Andern beim besten Willen doch darin irren, daß sie meinen, um das Vaterland sich kümmern, heiße über alles Bestehende schimpfen, alle Verfügungen der Regierung tadeln, alle Personen derselben verdächtigen, und die Dritten zu meinen beginnen: sie, die an der Regierung seien, machen den Staat aus, hätten allein um das Vaterland sich zu kümmern, die Uebrigen zu schweigen, und ihre Nasen nicht aus dem Eigenen heraus zu heben. O du liebe Zeit, wie so manches Regentlein klug sich dünkt, und doch ist sein Dünkel noch neun und neunzig mal kleiner, als der seines Schreiberleins.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der gute Rath.

Gerade für euch wüßte ich etwas, fuhr der Fecker fort wozu ihr der Mann wäret, und wodurch ihr nach und nach euch eine Anerkennung erwerben könntet, die hundert mal schöner ist, als irgend ein erbrichteter Posten. Ihr müßt mich aber ordentlich anhören, nicht auslachen, wohl überlegen; wenn ihr das alles wollt, so will ich mit meinem Vorschlag heraus rücken. Ich erwachte aus meinem Trübsinn, ward neugierig, und versprach alles Gute. Er klingelte nach einer Flasche Wein, stopfte sich eine mächtige Pfeife, und brachte Folgendes vor: Gotthelf, suchet euch ein Wirthshaus aus, das ziemlich

besucht ist von einheimischer Gastig, wo die Wirthsleute einen Haufen Kinder haben, was nicht schwer zu finden ist; da zieht euch zu, das ist der schönste Posten, den ich für euch weiß. Ich sperrte Mund und Nase auf über den seltsamen Vorschlag, und glaubte, es rapple bei dem guten Manne, und wenn die Flasche leer gewesen wäre, so hätte ich vielleicht noch was anders geglaubt. Er sah mein Erstaunen, lachte und sagte, es scheine, ich begreife nicht, was er meine, und doch hätte er geglaubt, jedes Kind müsse ihn fassen, so einleuchtend stehe es in seinem Kopfe.

Allemal, wenn ich bei einer Gaststube vorbeigehe, sagte er, und da die Leute bei ihrem Schoppen sitzen sehe, so zieht es mich hinein, und eine rechte Wehmuth kömmt mich an, daß um unserer wunderlichen und verschrobenen Sitten willen es meine wunderliche Frau mir nicht erlaubt, mitten unter diesen Leuten zu sitzen; da wäre der rechte Ort, Weisheit zu predigen und Menschen vernünftig zu machen. Das dünkte mich noch wunderlicher; aber der Zecker achtete nicht mehr auf mich, er war in den Zug gekommen, und fuhr fort: Dahin kommen die Leute selten um des Weines, sondern um der Gesellschaft willen. Es regt sich etwas in ihnen, das Nahrung will, sie möchten etwas hören möchten sich mittheilen, brichten und brichten lassen. Versteht Einer das Brichten, so hören die guten Leute mit wahrem Vergnügen zu, haben kurze Zyti, was ihnen eins der seltensten, aber der größten Güter scheint; denn Längizyti ist eine wahre Bauernplage. Der Abend vergeht ihnen, sie wissen nicht wie, und sie erzählen noch lange, wie sie den und den Tag so kurze Zyti gehabt. Was kurze Zyti dem Bauer ist, drückte wohl jenes Kind am besten aus, das gefragt: was das Wort Seligkeit bedeute? antwortete: Kurzizyti. Nun ist aber so selten jemand in einer Gaststube, diesem großen allgemeinen Leist des Dorfes, der dieses Amt des B'richtens übernimmt, und noch viel seltener, ja nicht zu finden möchten die sein, welche mit bestimmter guter Absicht und zu

einem klar gedachten vernünftigen Zweck es thun. Gar oft führen Zotenreißer, Händelsucher, oder mit Gott und der Welt Unzufriedene das große Wort, und verleiden ordentlichen Männern ihren Schoppen. Mit Schrecken sehe ich auch mehr und mehr im Volke selbst eine Kluft entstehen. Aus dem Volke erheben sich Beamtete, Gewerbsleute ꝛc., es ist der erwecktere Theil des Volkes, und diese fangen an, die Gaststube zu verlassen, ziehen sich in Leisten, Lesezirkeln, und wie die Dinger alle heißen, zusammen, und trennen sich von der Masse; in der Gaststube bleiben die Ungebildeten, wo keiner dem andern etwas Ordentliches bieten kann. Man sieht das nicht für wichtig an, und hält es für ganz natürlich, daß solche gebildete Leute sich nicht mehr allen Unannehmlichkeiten einer Gaststube preis geben, und ihr Rams lieber unter sich abmachen. Aber man irrt sich: so wie in der Gaststube, so macht man sich im Leben, in der Kleidung ꝛc., kurz, in Allem allmählig vom Volke los, reißt sogar schon die Kinder vom Volke weg, und führt sie besondere Wege. So bildet sich eine neue Klasse, und wer will mir wehren, wenn ich diese Klasse auch eine Aristokratie nenne? Die neue Klasse verliert durch diese Absonderung um so eher das Zutrauen des Volkes, je näher sie ihm früher gestanden. Das Volk aber entbehrt ihres Umganges, wird nicht durch dieselbe gehoben und veredelt, wird ab- und zurückgestoßen, verwildert unter sich, und wird die Beute jedes Schreiers, der es zu irgend einem bösen Zwecke erregen will. Es gilt hier gerade der gleiche Grundsatz, wie bei den Armen. So lange man die Armen nur ernährt, abfüttert, werden sie Arme bleiben, sich vermehren, und zu einer immer unerträglichern Last werden. Hebe man aber die Armen durch Entwicklung ihrer Kräfte, befähige man sie, daß sie sich selbst auf die Höhe ihrer Wohlthäter hinaufschwingen können, so werden die Armen sich mindern, und weniger zur Last fallen. Es wird das Volk Volk bleiben, roh, ungebildet, eine Wetterfahne, so bald es alle die verlassen, welche sich mehr Bildung

erworben, und als der Sauerteig des Volkes mitten unter ihm bleiben ſollten. Sie werden ſehen, daß das Volk bald gegen ſie eine Oppoſition bildet. Das beim Volke bleiben hat freilich ſeine Unannehmlichkeiten. Mancher Beamtete hat ſeine Gewohnheit, welche er ſich ſcheut, mitten in der Gaſtſtube zu befriedigen; aber warum nicht alte Gewohnheiten fahren laſſen, um dem neuen Amte Ehre zu machen? Und mancher iſt nicht gerne einen ganzen Abend vernünftig, aber das iſt wieder nichts, als eine Gewohnheit, und gezieмt es nicht Einem, der über das Volk geſetzt ſein will, Tag und Nacht vernünftig zu ſein? Unglaubliches nun könnten gerade in der Gaſtſtube Männer thun, die ohne ſteife Pedanterie mit manchem Witzwort Nützliches zu reden, die Geſchichte der Zeit zu erleuchten, die Tagesfragen zu erläutern, die höhern Verfügungen zu erklären wüßten, oder wenn nichts Neues vorläge, erzählen würden von andern Völkern, andern Zeiten. Um Solche würden die Leute ſich ſammeln, und ich bin überzeugt, von der Gaſtſtube aus würde ſich ein wohlthätiger Einfluß verbreiten über manches Feld und über manches Haus, die Abende würden kurzweilig werden, und vernünftige Männer kämen den Weibern heim ohne ſturme Köpfe, und Friede, Liebe und Vertrauen würden die einzelnen Glieder der Geſellſchaft eng verbinden.

Nun, Gotthelf, zu ſo einem Gaſtſtubenpoſten ſeid ihr wie gemacht. Ihr habt viel geſehen, viel erfahren und geleſen, ihr braucht nicht den Schmarotzer zu machen, und imponirt doch auch nicht wie ein Ammann oder Statthalter; ihr ſeid unabhängig, und doch ſo geſtellt, daß niemand ſich vor euch ſcheut, Keiner vor euch ein Blatt vor den Mund nimmt. Ihr erfahret alſo, wie die Leute denken, was in ihnen ſich regt, vernehmt alle Vorurtheile, alle Dummheiten, die in den Köpfen ſpuken, und könnt gegen ſie arbeiten. Ich meine nicht, daß ihr den ganzen Tag da ſitzen ſollt und aufpaſſen, wem ihr eine Lehre zu geben und kurze Zyti zu machen habet. Bewahre! Dafür iſt nur der Abend da, wenn das Tagewerk

gethan ist bei einem Jeglichen, und er ruhen darf von Gott und Menschen wegen. Und auch nicht Nächte durch sollt ihr da sitzen, bis die Füße unter den Tischen zu Eiszapfen werden; zur rechten Zeit muß Feierabend sein, der folgende Tag will ausgeruhte Arbeiter, und es sind Weiber zu Hause, die dem Manne nicht gerne zu lange warten, und will der Mann euch mit Freuden zuhören und ordentlich erquickt werden, so muß er nicht mit Schrecken nach Hause und an die scheltende Frau denken. Wenn ein Beamteter seinen Landjägern befiehlt, die Leute so lange im Wirthshause sitzen zu lassen, als sie wollen, sobald sie sich nicht prügelten, versteht dieser Mensch die Wohlfahrt der ihm Anvertrauten? und woher hat der das Recht, Gesetze aufzuheben, die verständiger sind als er? Wer hat das Recht, Wirthschaftsbußen, die für die Schulen bestimmt sind, zu schenken? — Wie gefiele euch „afange" das? meinte der Fecker, doch wartet nur, bis ihr alles gehört. Für den übrigen Tag habe ich euch zwei andere Aufgaben ausgedacht. Ihr habt gehört, daß ich gesagt habe, ihr sollet euch ein Wirthshaus aufsuchen, wo eine Kuppele Kinder seien, was leicht zu finden sei, und das habe ich nicht umsonst gesagt. Wirthskinder können mich um so mehr dauern, je besser die Wirthschaft geht; je besser diese geht, deste weniger haben die Eltern Zeit, sich mit den Kindern abzugeben, es ist fast, als ob diese keine Eltern hätten. Die Kinder treiben sich unter dem Gesinde, unter der Gastig herum, erhalten zu trinken, und hören alles Gräßliche; denn es giet um die Wirthshäuser herum immer Menschen, die sich die verruchte Freude machen, Kinderherzen mit Zoten zu entheiligen. Von Herzen können mich die Eltern dauern. Sie haben gewöhnlich den besten Willen, ihre Kinder recht zu erziehen, sie wenden Geld auf, so viel die Gelegenheit es erlaubt, aber sie haben nicht Zeit zur Kinderaufsicht, nicht Zeit, sich um sie zu bekümmern, höchstens sie zuweilen aus der Gaststube und aus dem Stall zu jagen; um den Kindern denn doch ihre Liebe zu zeigen, geben sie ihnen

recht gut zu eſſen und zu trinken, und pflanzen dadurch noch mehr den Hang zu überwiegender Sinnlichkeit. Nun meine ich, ſeiet ihr gerade wieder der Mann, euch einer Kuppele ſolcher Kinder anzunehmen und ihr Glück zu machen.

Freilich müßt ihr euch dem Wirthe nicht ſelbſt dazu anbieten, für dieſen Zweck würde euch keiner annehmen, ſie würden weder trauen noch begreifen. Durch Erzählen müßt ihr die Kinder nach und nach an euch feſſeln, zwiſchen den Schulen könnt ihr vom Erzählen unvermerkt zum Lehren übergehen, könnt ſo die Kinder nützlich beſchäftigen. Das wird zuerſt die Wirthin merken, wenn ihr die Kinder vor den Füßen und aus der Küche weg kommen, ſie wird es dem Mann ſagen, der merkt dann endlich auch auf. Zuerſt wird er euch einen Schoppen geben hie und da, dann euch am wöchentlichen Koſtgeld zurückgeben, und endlich wenn ein Kind einen ordentlichen Brief geſchrieben, oder das Haus abg'ſkizirt hat, oder ſagen kann, daß England in Europa iſt, keines mehr abnehmen. So wird das von ſelbſt ſich machen, ohne daß ihr vom Bezahlen ein Wort zu reden, oder eine Lehrſtunde abzureden braucht; euer Auskommen wird erleichtert, eure Aufgabe ſchöner, ein zweifacher Schulmeiſter ſeid ihr, wenn ihr auch den Namen nicht tragt. Aber ihr ſollt mir trotz dem Schulkommiſſär ein dreifacher werden. Ihr habt viel erlebt, und über euer Leben nachgedacht, es liegt vor euern Augen mit all den unglücklichen Verhältniſſen, die ihr erfahren. Ihr wiſſet das Unrichtige aufzufinden, nachzuweiſen, das iſt nun eine gar große Seltenheit; Tauſenden iſt es übler ergangen, als euch, Eigennutz, die Vorurtheile der Menſchen haben ſie vielleicht noch weit drückender, fürchterlicher erfahren, als ihr; allein ſie können höchſtens klagen, räſoniren, aber die Sachen beim rechten Namen nennen können ſie nicht, können nicht einmal anſchaulich machen, wer im Grunde an ihrem Unglück ſchuld iſt, ob ſie oder Andere, und wenn ſie am Ende auch über das verſtändlich werden könnten, ſo können ſie nicht ſchreiben, ihre Klagen und Reden

verhallen in engem Kreise unbeachtet. Ihr aber habt nachgedacht, und könnt schreiben, und das noch recht gut; wenn nun die Kinder in der Schule sind, der Abend noch nicht da ist, da setzet euch hin, und schreibet euer Leben nieder. Dasselbe, so wie ihr es erzählet, beleuchtet eine Menge Vorurtheile, macht den Leuten manche Sünde anschaulich, die sie nie als Sünde angesehen, und keinem Pfarrer geglaubt hätten, daß es Sünde sei. Euer Leben wird sicherlich Manchem die Augen aufthun, und er wird sagen: ja, accurat so ist es auch bei mir, aber es soll anders werden. Und das werden viel mehr Leute glauben, als ihr denket, denn die Menschen und ihr Leben sind sich viel mehr gleich, als man dem ersten Anschein nach glauben sollte; was euch begegnet ist, ist an hundert Orten geschehen. Daher wird es kommen, daß an hundert Orten die Leute meinen werden, ihr malet sie ab, und redet auf sie, dann werden sie sich aber an keinen Jeremias Gotthelf erinnern, werden sich die Seele aus dem Kopf staunen, wer das von ihnen wissen könne, wer so öffentlich vor der Welt auf sie stichle. Die guten Leute wissen eben nicht, daß ihre Ebenbilder in allen Ecken der Erde wohnen; aber sie werden sich schämen, und nicht mehr also thun, um nicht mehr gedruckt zu werden. Und viele Andere werden euer Leben gerne lesen; wenn sie auch nicht sich darin finden, so ist doch manche Lehre in demselben enthalten, die jedem nützlich ist, und gar Manches könnt ihr da deutlich aussprechen, was den Leuten dunkel vorgeschwebt ist, was sie aber nie ordentlich ausdrücken konnten. So wird eure Lebensbeschreibung, wenn ihr sie drucken laßt, Nutzen stiften, Menschen belehren, und ein dreifacher bedeutender Schulmeister werdet ihr sein, werdet ein ganz anderer Kerli sein, als so ein Straßeninspektor oder Polizeidiener, und noch dazu ein behaglicheres, eurer Schwächlichkeit entsprechenderes Leben führen.

Ich horchte nun doch auf, es fing in mir etwas an zu jucken und zu gramseln, eine eigene Wärme kam mir in die

Augen, ich mußte lächeln, ich wußte nicht warum, wurde verlegen, und verlegen schüttelte ich verneinend den Kopf, und meinte, so etwas werde ich wohl bleiben lassen. Und doch war es mir nicht recht Ernst mit dieser Verneinung, es war mir wie einem hübschen Mädchen, dem man gesagt hatte, es sei schön, und welches dasselbe auch nicht glauben will. Der Fecker meinte, allweg solle ich nur versuchen, für mich aufzusetzen, was ich könne, es sei ein gar angenehmer Zeitvertreib. Im Anfang werde es mir wohl Mühe machen, ich werde nicht recht wissen, wo anfangen, und gar so ängstlich sein, ob ich ein Wort hinter oder vor das andere setzen solle; aber das gebe sich bald von selbst, ich werde oft nicht warten mögen, bis ich hinter meiner Schreiberei sitze. Nun meinte ich, etwas schreiben werde ich am Ende wohl können, aber drucken lassen, das sei ein Anderes, und wer es mir dann drucken wolle, das gebe gar viele Kosten? Auch das werde sich machen, meinte der Fecker, ich solle nur machen, daß geschrieben werde, solle über seinen Vorschlag nachdenken, und wenn ich ihn nicht schlecht gefunden, wenn ich das Schöne in demselben aufgefaßt, ein Haus suchen, in welchem ich mein selbstgeschaffen dreifach Amt ausführen könne. Er meinte, wenn ich einige Jahre so zugebracht, so könne ich ein ordentlich berühmter Mann werden, und wie die Leute mich jetzt verstießen, würden sie sich um mich reißen; mir stünden später, wenn der erste Aemtlihunger gestillet sei, und man wieder Männer suche für die Aemter, und nicht Aemter für die Männer, manches offen, wenn ich dann noch Lust habe, eins anzunehmen.

Ich ging heim. Mir war wunderlich im Gemüthe, und wunderlich im Kopfe. Ich wußte nicht, ging ich hoch oben über die Bäume hin, oder unter der Erde durch, indessen stießen die Füße sich an jeden Stein, an jede Wurzel, und meine Nase hätte beinahe eine innige Bekanntschaft mit einem Thürlistock geschlossen. Ich hatte an der Zukunft fast verzweifelt, alle Aussicht schien verschlossen, und nun war mir auf

einmal eine aufgeschlossen, eine ganz neue, seltsame, aber ächt romantische. Ich fand mich noch nicht so ganz zurecht in ihr, aber sie hatte mich ergriffen durch und durch, und hielt mich fest, fast wie mit zauberischer Gewalt. Der Mensch ist doch im Grunde ein schwaches Geschöpf, er glaubt sich so klug, so selbstständig, und wenn man recht nachsieht, so vermag er selten sich mit Sicherheit zu bestimmen. Besondere Eindrücke in besondern Stunden regieren ihn meist, und bestimmen seinen Lebenslauf. Wer am selbstständigsten von innen heraus sich zu bestimmen glaubt, ist oft derjenige, der diesen äußern Eindrücken am unbedingtesten sich hingiebt, weil er nicht beachtet die Regungen seines Gemüthes, und Eigendünkel ihn verblendet. Aber die schwerste Aufgabe ist wohl die, diese Eindrücke zu prüfen, die einen zu überwinden, den andern sich hinzugeben. Gott ruft uns, die Welt lockt uns. Das Rufen und das Locken von einander zu scheiden, keines mit dem andern zu verwechseln, wie schwer ist das, und wie leicht nehmen es die Leute!

Wohl legte ich mich nieder, aber nicht zum Schlafen, es wogte ein Gedankenmeer in mir auf und nieder. Wachen und Schlafen verflossen in einander zu einem träumerischen Zustand, in welchem ich nicht wußte, waren es Gedanken oder Träume, die ihre Bilder auf meine Seele warfen. Bald ging mein vergangenes Leben an mir vorbei, bald dachte ich es, bald lebte ich es noch einmal wirklich, fühlte Prügel, hörte mich schelten, und Aenneli stund an meiner Seite und bot mir ein Kind dar, daß ich ihm erzähle; dann saß ich in einer Gaststube, wollte etwas reden, und konnte nicht, und Aenneli brachte andern Leuten Wein, mir aber nicht, und ich konnte ihm nicht rufen. Auch schrieb ich lange, und als ich nachsah, konnte ich es nicht lesen, es waren lauter fremde Buchstaben. Und wenn ich mich recht abgeängstigt, erwachte ich wohl auf Augenblicke, aber nur um in noch peinlichere Lage zu kommen. Endlich fielen die ersten Sonnenstrahlen in mein Gemach, ich

schüttelte mir den peinlichen Zustand vom Leibe, und trank in langen Zügen die frische Morgenluft.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der schöne Tag.

Es riß mich hinaus in die schöne Welt. Es war ein wunderschöner Maimorgen, ein ächter Herrgottstag für die Vögel des Himmels und jedes fühlende Menschenherz. Es waren zweiunddreißig Jahre, daß gerade auch so ein Morgen, und ich acht Jahre alt war. Damals wanderte ich mit munterem Herzen und einem schönen Halstuch der Bettlergemeinde zu, und die Amseln tanzeten vor mir her mit ihren hellen Stimmen und schönen gelben Schnäbeln. Aber das muntere Herz und das schöne Halstuch schwanden, trotz allen schönen Verheißungen, mit denen die Mutter mich munter gemacht, und zweiunddreißig Jahre verflossen in herbem Ringen mit der Welt und mir selbst. Ich wanderte wieder mit munterem Herzen heute in die Welt hinaus, und labte mich an Gottes Wunderpracht. Das Herz war mir offen, darum auch die Augen, die mit inniger Wonne schweiften von den grünen Buchenhügeln zu den in allen Farben lachenden Wiesen und über die schwellenden Fruchtfelder. Was doch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren erfunden, geschaffen wird, und besonders in unsern Tagen! Und die Menschen, die mitten in diesem Schaffen wohnen, und selbst schaffen, merken es nicht, und klagen über schlechte Zeiten, schweren Erwerb ꝛc.! Die ganze Landschaft schien mir umgewandelt. Neue Häuser glänzten überall zwischen wohlunterhaltenen Bäumen hervor, die nicht mehr voll Moos und Mistelen waren. Große Scheiben, helle Fenster zeugten von helleren Menschen und blaue Schieferdächer von vorsichtigen und klugen.

Und waren das die magern Aecker noch, die früher gähnten und ermatteten, wenn sie einige Grasstengel tragen sollten, und jetzt bedeckt mit bürstendichtem, knietiefem Grase, oder mit dem zarten üppigen Klee, der Kühe Zuckerbrod? Erdäpfelfelder streckten sich in ihrem dunkeln Grün weit hin, wo ehedem nur einzelne Stauden gestanden in wehmüthiger Magerkeit. Und was bedeckte denn die öden Weiden, wo früher die Besenreiser wuchsen, die Schrecken der ungehorsamen Kinder, die Wünschelruthen der gerne fegenden und putzenden Weiber? was bedeckte die magern Halden, wo ehedem ein paar Schafe zwischen Leben und Tod am Hungertuche nagten, oder einige Kühe ihre Rippen als stumme Seufzer Gott weit, weit entgegenstreckten, daß er sich ihrer erbarme, und Regen gebe und Fruchtbarkeit? Dort glänzte es nun in röthlichem Schimmer, und wiegte im Winde sich wie ein Fruchtfeld. Es war die freigebige Esparsette, ein neuer Segen Gottes für die Kühe und für den Bauer, ein Segen Gottes für das ganze Land, der neben den Erdäpfeln für die wachsende Volksmenge noch lange genug Speise schaffen wird. Bis an die Spitze der runklichten Hügel hatte der Fleiß der Menschen gereutet und gebaut. Es war das gleiche Land, wie ehedem, und doch wie ganz anders jetzt. Damals einem alten ausgetrockneten Weibe gleich, oder einem blassen vierzigjährigen Mädchen, an das die Auszehrung sich gehängt und ihm aus den Augen sah, und jetzt nun eine üppige strotzende Maid, fruchtbar und lebenskräftig. Und ich wanderte mit frohlockendem Herzen durch die Gründe, und stieg von Hügel zu Hügel, und labte bei jedem Schritt mich an neuer Pracht, und diese Labung tränkte die Seele mit neuer Kraft, und in dem Maße wie die Augen sich ergötzten und freuten, trat mir auch meine Zukunft freudiger entgegen, und klarer gestalteten sich die Bilder, die ich mir von ihr entwarf. Aber des Morgens frische Kühle fing an der Sonnenwärme zu weichen, von der Stirne heiß rann der Schweiß, und der knurrende Magen mahnte: daß er gestern

Abend nur ein Glas getrunken, und heute noch gar nichts. Ich ſah mich um, wo wohl etwas zu haben wäre? Und wie ich genauer die Gegenſtände betrachtete, heimelten ſie mich, ich ſah eine alte Eiche, und noch das Hohl darin, das ich weiter ausgehauen hatte, um Rinderſtaaren auszunehmen, ſah eine alte hohe Tanne, auf der ich Eichhörnchen nachgeklettert war; ich ſah, daß ich im Walde von Mareilis Mann war, Schattenſeite nahe unter dem Hauſe. Dort war ich willkommen, das wußte ich, und auch daß meinem Magen ſein Bellen geſtillet würde. Ich ſtieg den Berg hinauf. Wie mich das alles heimelte, jede Latte, jeder Stock, jeder Ort, wo mich ein Knecht haaren wollte, oder ich einer Magd einen Streich geſpielt! Aber auch hier hinter dem Hauſe hatte eine weiſe Hand vieles verbeſſert, urbar gemacht, beſſer benutzt, und dieſes alles betrachtend, das Neue mit dem Alten vergleichend, ſtand ich vor dem Hauſe, ehe ich dachte.

Vor dem Hauſe ſaß ein ſtattlich Weib, glänzend in ſchönem weißem Hemdeſchmuck und den ſchön glatt geſtrählten Haaren, Kraut rüſtend. Es war Mareili, das ſchlanke, das nun breit und mächtig geworden war. Meine Schritte weckten es aus der emſigen Arbeit, es ſah auf mit ſeinen klugen und guten Augen, und alsbald mich erkennend, ſchrie es auf: Herr Jeſes, Miaß, wie heſch mih erſchreckt mit dym wüſte Schnauz! das iſt aber nit brav vo d'r, daß erſt jetz chunſt, u biſch ſcho lang daheim; ih ha dih i der Chilche g'ſeh, u hätt d'r g'wartet vor d'r Thür, aber m'r hei Dorf g'ha daheim, un ih ha hei müſſe. Un daß im Spitel g'ſy biſch, ha nih nit e mal g'wüßt, ih wär ſuſch cho u hätt d'r öppis brunge, ſo ungern ich nume a Spitel däyche, verſchwyge de dry gah. Aber chum yche, was wotſch, was chan d'r gäh? Es iſch notti doch noh brav vo d'r, daß jetz chunſt. Ih will's em Aeti ſäge un em Ma, ſi werde o Freud ha, u will d'r öppis Warms mache. Die rüſtige Frau rührte ſich noch mit der alten Gewandtheit, und der Alte kam, ein achtzigjähriger

silberweißer Greis, grad auf und reichte mir frohgemuth die mächtige feste Hand; auch der Sohn, der sich unter Mareilis Pflege gestärkt hatte, hieß mich willkommen. Und bald kam die Kaffeekanne und die geblümten Tassen, der gelbe Käse, das küstige Brod; und es war mir, als lange ich eben mit dem Großvater von der Bettlergemeinde an, und Mareili warte uns wieder auf wie damals. Alle balgeten mit mir über mein „Tublen", und daß ich nicht gleich anfangs zu ihnen gekommen, es wäre mir bas g'sy, als im Spital. Und sie erzählten, und ich erzählte, und Mareili wußte auf wahrhaft merkwürdige Weise ihre Geschäfte abzumachen und zuzuhören, manche Erzählung zu ergänzen; eine Verbindung, welche selten Menschen verstehen, am wenigsten Dienstmägde beim Brunnen. Der Morgen war um, ehe wir daran dachten. Die Kinder sammelten sich um uns, schöne Bursche, lustige Mädchen, die mich anfangs von der Seite g'schauten, dann der Mutter an die Hand gingen, ohne Hasten, ohne Geräusch. Jedes wußte seine Arbeit, that sie ab, so geschwind als möglich, aber ohne Zappeln und überflüßiges Schießen; es war eine wahre Freude, wie das Alles ging, so fest, so sicher, und doch so geschwinde. Nach dem Essen brachte Mareili die große weiße Flasche mit den schönen Blumen, die ich schon als Knabe so oft bewundert hatte, und die Gläser mit den geschliffenen Namen, in welchem der alte Lacote noch einmal so gut schmeckte. Der Alte erzählte von dem Tode der Mutter (seiner Frau), was sie gesagt, und wie er sie vermissen würde, wenn er nicht ein Sühnisweyb hätte, wie es keines mehr gebe. Mir ging auch das Herz auf, ich vertraute ihnen an, daß ich etwas Vermögen hätte, erzählte ihnen meine Angst und Noth um einen Beruf oder Posten und die Räthe des Feckers. Sie nahmen Theil an Leid und Freud, konnten aber des Feckers Meinung gar nicht begreifen, nicht begreifen, was ich so nützen könne und solle. Ich solle einstweilen bei ihnen bleiben, meinten sie, sie hätten mir auch al-

beeinisch etwas zu schreiben, und wenn es schon nicht gedruckt würde, so werde es mir doch nicht durchgehechelt; denn es sei ja heut zu Tage nichts recht, was man sage, geschweige denn, was man schreibe. Wolle und könne ich etwas erzählen, so würden es ihre Kinder so gerne hören als Wirthskinder, und noch sie dazu würden es hören; sie mangelten auch jemand, der ihnen albeeinisch kurzi Zyti mache.

Es ist merkwürdig, wie es im Menschenleben geht. Wäre ich zuerst bei ihnen eingekehrt, ich hätte mich nie nach einem Beruf oder Posten umgesehen, mir wäre gar zu wohl bei ihnen geworden. Wäre ich in meiner Zerknirschung über die Polizeiflemmete zu ihnen, statt zum Fecker gegangen, so hätten ihre Vorschläge mir einen Himmel aufgethan, ich wäre Wochenlang oben geblieben, um mich niemand zu zeigen, und während dieser Zeit hätte ich mich droben so eingewöhnt, daß ich nicht mehr fortzubringen gewesen wäre. Nun war es ein Anderes. Schon hatte sich in mir festgesetzt das Bild eines andern Lebens, meine Wünsche waren auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, und meine Einbildungskraft hatte bereits ein bedeutendes Stück an der erwarteten Zukunft auferbaut, und die ist gar verzweifelt eigensinnig, und reißt nicht gerne begonnene Arbeit ein, sie läßt sie nur zertrümmern. Ich konnte daher nicht mehr „Ja" sagen, so wohl es mir da ward, so weh es mir that, den guten Leuten weh zu thun, und mein Leben nahm eine andere Richtung. Wer hat nicht schon bemerkt in seinem Leben, wie anscheinend kleine Zufälligkeiten die bedeutsamsten Wendungen erzeugen; einen Tag früher hier, und der lebendige Jeremias hätte kaum je den schriftlichen geboren; er hätte in stiller Behaglichkeit unbemerkt sein Leben verbracht, allerdings ruhiger, kaum glücklicher, auf alle Fälle aber unnützer. Ich blieb oben bis der Mond golden aufging am abendlichen Himmel; es kostete Mühe, mich loszureissen von den herzigen Leuten, aber das versprach ich ihnen und mir, recht viel oben bei ihnen zu sein. Man lacht über den

Mondschein, und gar nüchterne Leute sagen: es grause ihnen darob. Bequeme Leute finden, er sei eine bequeme und wohlfeile Laterne, wenn sie aus dem Wirthshaus kommen, und das Stolpern nicht wohl mehr erleiden mögen; und jener Franzose meinte, als er im Winter, da Vollmond war, an einem Weiher stand, um sich zu einem Gedicht begeistern zu lassen: er sei gar höllisch kalt. Aber wer ist nach einem glücklich durchlebten Tage im Mondscheine heimgegangen und hat nicht einen eigenen Frieden in sich empfunden, sich leicht und wohl gefühlt, und sein Herz zu den weichsten und schönsten Empfindungen gestimmt, oder zu den kühnsten Entschlüssen begeistert? Man gehe lange in finsterer Nacht, in der Nacht ist dieser Friede nicht, sind die hochherzigen Gefühle nicht; man gehe im Sonnenschein, da kommt der Schweiß, die Mühe, und das helle Licht entschleiert das Störende, was allenthalben auf der Erde ist. Aber in des Mondes Licht gießen die Züge des Friedens über die Landschaft sich aus, verhüllt bleibt das Häßliche, und aus derselben tritt hervor das Hehre und Großartige, oder das Liebliche und Sanfte; und dieser Ausdruck der Erde ist's, der dem empfänglichen Herzen die gleiche Gestaltung gibt. So wanderte ich heim, tief beglückt in des Herzens Gründen. Wieder hatte ich Leute gefunden, die mich noch liebten, obgleich sie über mich zürnen sollten, hatte wieder ein heimisches Haus, bei dessen Anblick ich denken durfte: dort darfst du willkommen eintreten. Weggehen schmerzt wohl zuweilen, aber größer als der Schmerz ist doch die Freude, zurückdenken zu können, daß man hinter sich Freunde habe. Da schaut man um so muthiger vorwärts, und wenn eine Aufgabe zur Lösung uns vorliegt, so fühlt man mächtiger in sich das Brausen der Kraft, welche der Arbeit und dem Kampf sich entgegendrängt; und heller erglänzt das Auge, höher und freier hebt sich der Schritt, wie dem Pferde das Trompetenschmettern hineinruft in die heiße Schlacht. Ich war wieder der Alte, der als Flügelmann seiner Kom-

pagnie in Paris engen Straßen furchtlos stand, furchtlos durch die Barrikaden drang; das Gleichgewicht war hergestellt in mir, die Besonnenheit, der feste Wille thronten wieder über den verletzten Gefühlen, diese waren getheilt. Als ich heim kam endlich, da dankte ich Gott inbrünstig für das Glück dieses Tages und die erhaltene Kräftigung. Ich gelobte, nie mehr zu verzagen, nie mehr durch irgend eine Thorheit der Menschen mich entmuthigen oder erbittern zu lassen, sondern in Liebe und Geduld sie zu tragen, aber nie auch laß zu werden in der Sanftmuth, die mit leiser Hand die Fehler der Mitmenschen mildern, heilen will.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wie ich suche und finde, aber nicht das Rechte.

Am andern Morgen packte ich meinen Habersack, und schickte mich an, ein schicklich Plätzlein für meine neuerfundene Schule aufzusuchen. Ich wollte nicht große Gasthöfe suchen, auch nicht abgelegene Pinten, wo alle zehn Wochen eine verstohlene Kindbetti ist, ein verlaufenes Hochzeit, und alle Morgen zwei Schnapstrinker, von denen der Eine Kartoffelbranntwein, der Andere Rekholderwasser sich zu Gemüthe führt. Ich wollte eine ehrbare Dorfwirthschaft wählen, wo ehrbare Leute eine sich fast gleichbleibende Gastig bilden; ich wollte sorgfältig wählen, um nicht anzufangen und dann wieder gehen zu müssen, und so Zeit zu verlieren.

Ich wanderte wohlgemuth des Wegs entlang, den alten Militär in nichts verläugnend; denn etwas mußte ich doch scheinen, wenn man mich nicht für einen Vagabunden ansehen, für etwas mich ausgeben, wenn mir nicht alles mißtrauisch aus dem Wege gehen sollte. Freilich steht der Söldner nicht in hohem Ansehen, aber ein alter Soldat verläugnet nicht

gerne seinen Stand, besonders wenn er mit freier Seele sich ihm ergeben, eine freie Seele darin bewahrt hat. Mein Lebtag hab ich nie auf meinen vielen Wanderungen den Wirthshäusern so g'wundrig entgegengesehen, bin nie so oft eingekehrt, als jetzt. Freilich gesellte ich mich zu jedem Bauer, der meines Weges ging, frug ihn aus über die nächsten Wirthsleute, aber gar selten waren die Berichte so, daß ich getrost vorbei, marschiren konnte. Manchmal befanden sich zwei Wirthshäuser in einem Orte, so daß ich in die größte Verlegenheit kam, beide zu besuchen, ohne für einen ausgemachten Hudel angesehen zu werden. Oft gefiel es mir beim ersten Anblick nicht übel, aber es gelang mir nicht alles zu sehen, zu vernehmen, was ich wollte, ich mußte länger bleiben, und am Ende doch weiter, weil gar zu Vieles an den Tag kam, was mir nicht gefiel; so rückte meine Reise gar langsam vorwärts.

Am meisten scheute ich das Trinken des Wirths oder der Wirthin, denn wo das der Fall ist, ist es mit der Ordnung übel bestellt. Wie soll man das böse Exempel den Kindern verbergen und seine Folgen aufheben? Und was ich am meisten fürchtete, trunkene Menschen haben alle Augenblicke mit allen Menschen Streit. Wie hätte ich hoffen können, an einem solchen Orte in Frieden zu bleiben?

Leider ging es nun oft so, daß es mir über Mittag an einem Orte recht wohl gefiel, und ich meinen Stab schon in eine Ecke stellen wollte, am Abend es mir erleidete, und ich den Morgen fast nicht erwarten mochte, um weiter zu können, weil ich sah, wie ganz anders ein Mensch am Mittag und am Abend sein kann, und welch großer Unterschied ist zwischen einem nüchternen und einem trunkenen Menschen. An eine Sache hatte ich nicht gedacht, auf sie nicht geachtet, und wäre deshalb beinahe am unrechten Orte eingesessen. Es hatte mir da besonders gut gefallen: Wirth und Wirthin waren eusig; ein bedeutender Vertrieb machte Metzger, Stubenmädchen, Köchin, Stallknecht nöthig; die Kinder waren viel versprechend,

aber auch meiſterlos in hohem Grade; die Gegend war wohlhabend, und der Schlag der Leute gefiel mir. Ich war etwas früher in's Bett gegangen, als die Andern, hielt mich ſtill, ſchlief aber nicht, denn mein Arm ſchmerzte mich, die wüſte Biſe war im Anzug. Da hörte ich, daß Leute in das Zimmer unter mir kamen, und hörte ganz deutlich, daß es Wirth und Wirthin waren, und hörte ganz deutlich, was ſie mit einander ſprachen, wahrſcheinlich war über ihrem Ofen der Boden offen, um Wärme durchzulaſſen. Anfangs ſchwiegen ſie ſtill, endlich meinte die Wirthin: wie mengiſch hei d's Mädi u du e nangere im Keller a troffe? Und er antwortete: grad ſo viel, als du u d'r Metzger e nangere i d'r Schaal. Nun ging ein grauſenhaft Gezänke los, und die beiden Leute hielten ſich die ſchlechteſten Sachen vor, ſo daß, wenn nur der zehnteſte Theil davon wahr geweſen wäre, ſie den ganzen Tag ab Seits geweſen ſein müßten, und doch hatte ich ſie faſt beſtändig an der Arbeit geſehen. Ob nun der eine oder der andere Theil größern oder kleinern Anlaß zu ſolchen Vorwürfen gab, das wußte ich nicht; aber das ſah ich, daß die wüthendſte Eiferſucht ſie erfüllte. Er hatte Angſt, ihre Kinder ſeien nicht von ihm; und ſie war in Angſt, er habe noch welche neben den ihren. Sie konnte nicht leiden, wenn er mit jemand lachte, und er nicht, wenn ſie jemand anſah. Das Streiten und Vorhalten dauerte bis nach Mitternacht, aber auf eine Weiſe, daß ich wohl ſah, es war heute nicht das erſte Mal, ſondern gewöhnliche Uebung; denn es endete nicht mit Schlägen, nicht in wüthendem Zorne, ſondern zuletzt mit tiefem Schnarchen. Nun, dachte ich, da iſt meines Bleibens auch nicht! Wie lange würde es gehen, ſo wäre auch ich ein Zankapfel zwiſchen dieſen Eheleuten, und ich hätte alle Abende das Vergnügen, anzuhören, wie der Mann mich und ſeine Frau läſternd im Kothe herumzöge.

Ja, die Eiferſucht iſt doch ein grundhäßlich, aber auch ein gefährlich Ding. Sie iſt ein grundhäßlich Ding, denn ſie

zeuget von Mangel an Glauben und Vertrauen in der eifersüchtigen Brust, sie stört alle Unbefangenheit, allen Frieden, denn wenn die Eifersucht recht einwurzelt, so dehnt sie sich nicht nur auf hübsche Mädchen und Frauen, muntere Burſche und Männer, sondern auf alle aus, die zwei Beine haben, auch wenn die Nase nicht mitten im Gesicht ist; dehnt sich aus auf Eltern und Kinder, ja manchmal gar auf Hühner und Hunde. Wer Teufel wollte da des Lebens froh werden, wenn er allemal Lärm bekommt, wenn sein Hund ihm flattirt hat oder ein Huhn ihm nachgelaufen ist? Sie ist grundhäßlich, denn sie zeuget manchmal, aber wohlgemerkt nicht allemal, vom Bewußtsein, was man selbst zu thun im Stande wäre, was man selbst zu thun Lust hätte, wenn die Gelegenheit sich darböte, oder was man vielleicht schon gethan hat. Kennt ihr das Sprüchwort, was der Bock — — — ? Die Eifersucht ist selten, die aus Bescheidenheit und Demuth entspringt und von der Meinung herkommt, durch Andere in Werth und Vorzügen übertroffen zu werden; diese Eifersucht ist mehr lieblich als häßlich und läßt durch die Liebe sich heilen.

Die Eifersucht ist aber auch verteufelt gefährlich aus zweien Gründen. Habt ihr nie davon gehört, daß es das beste Mittel sei, Menschen vom Bösen abzuhalten, wenn man ihnen Zutrauen zeigt, und daß hingegen unverdientes Mißtrauen Aerger zeugt und oft aus Trotz gerade das, woran man sonst nicht dachte? Was tausend, denkt der mit Eifersucht unverdienter Weise geplagte Mann oder die fälschlich beschuldigte Frau, thue ich etwas oder thue ich nichts, es kommt in Eins, ärger kann man nicht mit mir machen, wenn man mich auf der That ertappt; man glaubt es, so habe man es auch!

Aber Eins ist noch gefährlicher und geschieht noch häufiger. Ihr kennt doch die alte Mamma Eva; der wäre es gar nicht in den Sinn gekommen, in den Apfel zu beißen, wenn nicht die Schlange sie aufmerksam gemacht hätte auf die Wunderäpfel; nun bekam sie Lust dazu, betrachtete sie alle Tage,

ihr Herz brannte, der Mund wässerte immer mehr nach diesen Aepfeln, bis sie endlich einen derselben in ihren Rosenmund steckte und die Sünde geschehen war. Ihr werdet vielleicht meinen, die Söhne und Töchter seien klüger als die alte Mamma; die Jugend bildet sich das gar oft ein, aber da irrt ihr euch, sie sind vielleicht noch schlimmer daran in diesem Punkt, wie folgendes Beispiel weist:

Es war einmal auch so ein naseweises Weibchen, welches das Urmütterchen verachtete und behauptete: es hätte nie in den Apfel gebissen, da hätte die Schlange lange locken, flattiren können, und wären die Aepfel noch hundertmal lieblicher anzuschauen gewesen; und der Mann behauptete, daß nicht einmal mehr solche verlockende Schlangen nöthig wären, daß es nur eine Warnung, ein Verbot von etwas brauche, um die Lust nach dem Verbotenen zu erregen, und je mehr man verbiete, desto höher steige die Lust. Aber das Weibchen that gar altklug, gab dem Mann mit dem weißen Händchen Eins auf den Mund, verbat sich solche Lästerungen und sagte gar ernst: einmal ihm könne er verbieten, was er wolle, es werde auch nicht von ferne daran denken, das Gebot zu übertreten, es wolle mit ihm wetten, was er wolle. Der Mann lächte und sagte: „Du kennst hinter den Gärten [illegible]üsten Fröschenweiher mit dem grünen Dach, in dem [illegible]enmelleni und anderes Gezüchte so anmuthig gramseln?“ [illegible]s Weibchen wußte kaum, wo er war, und schauderte ordentlich, als es sich seiner erinnerte: es habe es von Jugend auf vor ihm geekelt, sagte es. Nun, meinte der Mann, ich verbiete dir, in diesem ein Fußbad zu nehmen, und wenn du's in Zeit zwei Monaten nicht thust, so will ich dir einen schönen Rock kaufen; thust du es aber, so fordere ich weiter nichts von dir, als daß du mir meine Strümpfe so flickst, daß ich immer ein Paar ganze anzuziehen habe. Wie da das Frauchen auflachte, auf den Rock sich freute und die zu flickenden Strümpfe in die Ecke des Schaftes schob! Aber aus lauter Spaß wollte es

doch einmal den verbotenen Weiher wiederſehen; der ſchlaue Mann ſah es alle Tage den Weg nehmen, merkte, daß es ernſter wurde, zerſtreuter, und ehe zwei Wochen vergingen, fand er ſeine Frau mit bloßen Füßen im Weiher. Ihr könnt denken, daß das Weibchen auch erſchrak, als es den Mann ſah, und denken, wie traurig es die verſchüpften Strümpfe hervor klaubete. Aber könnt ihr auch die Lehre daraus ziehen? Ich will ſie euch ſagen. Es denkt ſicher mancher Gatte an keine eheliche Sünde, aber ſeine Hälfte wirft ſie ihm vor; durch dieſe Vorwürfe fällt ihm zum erſten Male die Möglichkeit ein, die eheliche Treue zu brechen. Sie wirft ihm ferner einen beſtimmten Gegenſtand vor, mit dem er ſündigen wolle oder geſündigt habe. Er hatte keine Gedanken daran gehabt, die Perſon nie darauf angeſehen; nun fängt er zum erſten Male an, ſie zu betrachten, der Funke iſt gefallen; je ſchwächer er iſt, deſto weniger denkt man an's Löſchen, aber auch deſto eher und deſto ſicherer wird die Flamme zu dem Dache ausſchlagen.

Darum, ſage ich, ſei die Eiferſucht gefährlich, gerade weil ſie die Sünde, vor welcher man ſich fürchtet, erzeugt, gerade das Elend bringt, vor dem man ſich hüten wollte, gerade ſie iſt die Schlange, die verlocket, zugleich aber das Herz fürchterlich quält, in dem ſie ihr Neſt gebaut. Darum ihr Männer und Weiber, die ihr mit dieſer Plage behaftet ſeid, macht, daß ihr von derſelben kurirt werdet, ſie iſt ein Krebs am Herzen, dem aber fortzuhelfen iſt.

Ich ſchnürte alſo meinen Bündel wieder, ſetzte meinen Stab weiter und wanderte fort, durch manchen Ort, manches Thal, fand mancherlei, aber nie das Rechte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei.

Eines Abends nach einem heißen Tage stieg ich müde einen Hügel hinan und setzte mich oben hin. An der Seite des Hügels lag ein schönes Kirchdorf, über ihm ein alterthümliches Schloß, ein Zeuge vergangener Zeiten, ein Zeuge mancher schweren That, ein Zeuge manches schweren Seufzers. Wie das wechselt in der Jahre Lauf, im Aeussern der Menschheit! Wenn das Thor reden könnte, dachte ich, und erzählen von den Leuten, die aus- und eingezogen seien, von ihren verschiedenen Gewändern und verschiedenen Gesichtern, was würde man da wohl alles hören? Haben nur die Gewänder sich geändert oder auch die Gesichter, haben nur die Namen sich geändert oder auch das Betragen? Ehedem Ritter hoch zu Roß, eisern um und um, eisernen Leibes, eisernen Herzens, hoch herabsehend vom hohen Rosse; verschwunden jetzt die Ritter, ihre Hengste, der eiserne Leib, aber auch die eisernen Herzen und die Augen, die hoch herabsehen möchten aus Chaise und Charabank? Ehedem zerknirschte Leibeigene, halb nackt, mit zerdrücktem Herzen, mit Striemen und Beulen von des gestrengen Herrn Faust und Peitsche; nun keine Leibeigenen mehr, nicht mehr Striemen und Beulen, aber auch keine zerdrückten Herzen? So dachte ich, als die Sonne sich senkte über des grauen Schlosses Zinne, schlafen ging in's große Vaterhaus und scheidend aus ihrem großen Auge lange Blicke sanft und mild über die Erde warf. Ich versank in Andacht, dachte dessen, was niedergeht und aufersteht, was bleibt, was schwindet, und in meine Andacht hinein tönte klar und feierlich das Geläute, das auf morgen den Tag des Herrn verkündete. Mir war weich um's Herz, und da ich der himmlischen Heimath gedachte, verlangte mich auch nach einer irdischen, wo ich ruhen konnte, ohne an eine morndrige Reise zu

gedenken, wo ich mein Tagewerk beginnen und des Herrn warten konnte, bis er kommt in seinen Weinberg, die Arbeit zu prüfen, die Arbeiter zu wählen oder zu verwerfen.

Feierlichen Herzens stieg ich nieder und mir ward, als ob der Herr läuten lasse zu meinem Einzuge, nur mir verständlich, aber den da unten Wohnenden zum Heil, als ob er mir feierlich rufe, da unten meine Hütte zu bauen; und bei jedem Begegnenden mußte ich denken: wenn du wüßtest, für was ich komme, und was ich dir einst sein werde? und mußte dann wieder lächeln über meines Herzens gutmüthige Eitelkeit. Alles gefiel mir wohl, die Leute, die Häuser, die Gegend; reinlich war es und sauber aufgeräumt, die Kinder sah man mit Besen vor den Häusern, bei den Brunnen fegten die Weiber, und mit hochaufgerollten Hosen fuhren die Burſche Stoßbären hochaufgethürmt mit wohlriechendem Kühd..ck auf die gewaltigen Misthaufen. Vor dem Wirthshause stund die alterthümliche Linde, und Kinder mit rothen Backen herdeten da wohlgemuth. Freundlich wurde ich im Wirthshause empfangen von der rührigen Wirthin, die eben Kaffee trank mit ihrem aus sechs wilden Kindern bestehenden Fasel und ihrem Manne, einem derben Schweizer, dem der rothverbrämte Metzgerkittel und der weiße Schurz ganz gut standen. Alles gefiel mir gar gut, alles wie gewünscht; die mit Alt und Jung begonnenen Gespräche zeugten von Derbheit, aber auch von Verständigkeit und gesundem Sinne.

An den drei Tischen saßen schweigend drei Bäuerlein und tranken ihre Schoppen; man brachte nicht viel Anderes aus ihnen heraus, als daß sie im Schloß gewesen; eben nicht leichten Herzens, wie es schien, kamen sie von dort herab. Das Gesumme der Arbeit draussen verstummte, Lichter blinkten durch die Scheiben, und nach und nach füllte sich die Stube, aber mit Leuten, aus denen ich nicht klug werden konnte. Es waren wohl Bauern darunter mit breiten Rücken und schwieligen Händen, aber die meisten waren nicht Herren, waren nicht

Bauern. Einer glich wohl von oben einem Herrn, aber unterhalb einem Bauer; an einem Andern gehörten nur die Beine mit gewichsten Stiefelchen einem Herrn, aber oberhalb war er akkurat wie ein Bauer; und wenn man auch bei dem Einen im ersten Augenblick glaubte, er sei ein vornehmer Herr mit hohem Halstuch und klingender Uhr, so sah man beim zweiten Blick beschmutzte Hände, ein zerrissenes Nastuch, ein schlechtes oder ungebleichtes Hemd: es soll sogar deren geben, die gar keines tragen. Handwerker waren es auch nicht, dazu sahen sie zu brutal aus, nicht einmal Schneider, das merkte man am Geruch oder an den langen, saftigen Pfeifen, die den ganzen Tag nicht aus dem Munde zu kommen schienen. Baschkiren waren es auch nicht, denn Mancher hatte eine gar schöne große rothe Nase; auch nicht Kosaken, denn Manchem fehlte der Bart; auch nicht Türken, denn sie tranken ungenirt Wein, besonders rothen; zudem redeten Alle deutsch, Einige sogar versuchten das Hochdeutsch in etwas, wenn auch schlecht. Sie flatterten um die Bauern herum, wie Raben um das Aas, schnatterten durcheinander, daß ich wenig verstehen konnte. Endlich merkte ich aus einem Gespräche in meiner Nähe, daß der steifbeinigste unter ihnen zweien armen Teufeln, die bei einem Schoppen Branntwein saßen, ein Erbe, das hinter der Gemeinde lag, abhandelte um das halbe Geld. Ich begann zu glauben, es seien Juden, trotz ihren Pfeifen, da brachte die Wirthin Säufüße und Säuohren, eine ganze Platte voll, über die fielen sie her wie die Habichte; es waren also wieder nicht Juden. Während sie nun handlich in die Säufüße und Säuohren bissen, konnten sie nicht mehr Alle auf einmal reden und in allen Ecken, und was die sprachen, welche das Maul nur halbvoll hatten, konnte ich verstehen. Es war von Gerichts- und Geltstagen, von Ratifikationen und Moderationen, Inventarisationen, sogar von Insinuationen die Rede, von Käufen und Kontrakten, Testamenten und Betreibungen. Aha, so, dachte ich, das wird eine Versammlung der Schuldenboten des ganzen

Landes ſein, ſo eine Art von Verein, um einander das Saugen abzulernen. Ich ſagte meine Meinung der Frau Wirthin. „B'hütis Gott nei, ſagte die, das iſch ke apartige Verſammlig, die ſy all Abe da, ſi ſy All uſem Dorf oder us d'r Nächſemi, es iſch d'r Amtſchryber u d'r G'richtſchryber u d'r G'meindſchryber u d'r Amtsnotari u d'r Prokerater, de zwe Agente u de noh ihri Knechte u Bube; das ſy guti Lüt, ſi gäh nis am meiſte z'verdiene.“ B'hütis Gott, dachte auch ich, ſo viel Schreiber an einem Haufen geben ſo viel zu verdienen, müſſen alſo auch viel verdienen und von wem? Ich zählte und zählte ſie wieder und zum dritten Mal, und es waren und blieben immer ſiebenundzwanzig.

Ich vernahm ſpäter, daß in früherer Zeit an gleichem Orte ihrer drei die gleichen Geſchäfte verrichtet und zuſammen den Wirthen nicht halb ſo viel als Einer von den ſiebenundzwanzig zu verdienen geben konnten. Alſo das die zweibeinige Schaar, welche Tag für Tag zu den Schloßthoren einzog, herrſchend und mächtig wie die alten Ritter, die Schrecken der Bauern, die ihnen, wenn ſchon nicht unterthan, doch zinsbar waren!

Und wenn man die Augen zuthat, ſo klangen ihre Stimmen gar laut, doch hatten ſie etwas fiſtelartiges, und ihre Füße polterten gar gewaltig am Boden herum, doch tönte es mehr wie Horn oder Holz, als wie Eiſen, und ſie fuhren an und begehrten auf und putzten ab, daß man ſich allerdings noch einen Tiſch von Zwingherren und Raubrittern hätte vorſtellen können, mächtigen Leibes, mit eiſernen Fäuſten, die Helme trotzig auf dem dicken Nacken, dem großen Kopf, die Schwerter lang an den Seiten. Wenn man ſich das ſo recht lebhaft vorgeſtellt hatte, die Augen dann wieder aufthat und an den Tiſchen die ſiebenundzwanzig Schreiber und Schreiberlein ſah mit den ſpitzigen Geſichtern, den langen ſchwarzen Fingern, den halbſeidenen ſchwarzen Kappen, winzig oder plump, mit den von Pfnüſeln angefreſſenen Geſichtern, mit vergeſſenen Fe-

kern hinter den Ohren und ſteifen, gen Himmel ſchreienden Haaren, mühſelig und unbeholfen handthierend mit Gabeln und Meſſern — hei, wie war da einem wunderlich zu Muthe! Hei, was hätte da wohl zu ihnen einer der Ritter geſagt, zu deſſen Thoren ſie aus- und eingingen, üppig und dünkelvoll? Hei, ein ſolcher Ritter hätte allen dieſen ſeinen Nachzüglern vor dem Frühſtück die Köpfe eingedrückt, wie ein Vogelfänger Leipzigerlerchen. Und doch hatte dieſes baumwollene Völklein wieder eine Aehnlichkeit mit jenen eiſernen Mannen. Die eiſernen Mannen, wenn ſie des Abends heimgekehrt waren unter Dach von ihrem Tagewerk, ſo ſaßen ſie hinter ihren hohen Humpen, und wenn ſie ſatt waren von Habermues und Rehſchlegel, ſo ſchwemmten ſie Habermues und Rehſchlegel tüchtig ein, gewöhnlich mit ſaurem Wein, und Einer erzählte: wie er einem Bauer die Hunde durch's Korn gehetzt und hinten drein geritten ſei; ein Zweiter hatte mit eigener Hand eine halb verhungerte Familie, die ihre Gefälle nicht bezahlen konnte, unter Rüdengebell und Peitſchenknall von ſeiner Hufe gejagt, ein Dritter einen Leibeigenen verſandt und unterdeſſen mit ſeinem Weibe oder deſſen Töchtern Kurzweil getrieben, ein Vierter ein Wildſchwein abgefangen und ein Fünfter das Lager eines Sechszehnenders aufgefunden zu morndriger Jagd. Vor allem aber ſprach, wer das Schwert gebraucht, Wunden geſchlagen und empfangen hatte, und pries ſeine Thaten in ihrer Kraft und Gewandtheit. Und wie jene Dahingegangenen geredet hatten von ihren ritterlichen Heldenthaten, ſo redeten auch die Daſitzenden, nachdem ſie die Säuohren verſorgt hatten, von ihren ſchreiberlichen Heldenthaten.

Zwei waren an Freundlichkeiten geweſen und hatten Gottlob (wie ſie meinten) die Vermittlung hintertrieben; Andere hatten Erſcheinungen und glücklicherweiſe Einfälle gehabt, die neue Incidenzien nach ſich zogen. Einer rühmte: wie er in einem Beneficium heute wieder hundertundſiebenundreißig Briefe habe ausfertigen laſſen. Wenn Einer mit ſolchen Briefen jährlich

nicht tausend Gulden zu machen wisse, so müsse er ein Lümmel sein. Wenn einem Wirths- oder Krämer-Beneficien in die Hände kämen, so seien das wahre Herrenfressen, und der halben Welt könne man ungenirt Briefe schreiben à vier Batzen das Stück. Ein Anderer war an einer Gantsteigerung gewesen und hatte unter der Hand einen guten Schick gemacht; ein Anderer kam von einer Geltstagssteigerung heim, hatte eine halbe Hutte Geld bei sich, das er benutzen wollte, so lange er die Ausfertigung des Geltstages hinausschieben konnte, und noch einige Reuthaler, die ihm ein Käufer gegeben, damit er eben mit der Ausfertigung und Zusendung der Collocationen nicht pressire; ein Anderer hatte einen Contract aufgejagt und seinem Meister in die Bähre, und Einer einen Prozeß, zu dem er einen reichen Bauer angestiefelt; Einer zweien Branntweinrülpfen ein Erbe um das halbe Geld abgeknipst und nebenbei manches galante Abenteuer bestanden, wie er mit grinsendem Munde verblümt zu verstehen gab, daß man es mit Zwilchhändschen greifen konnte; Einer durch Vergeßlichkeit in Assekuranzscheinen einen guten Schnitt und einem ehrlichen Bauern weis gemacht, für einen Hof, den er von seinem Vater um fünfundzwanzigtausend Pfund gekauft, müsse er von vierzigtausend Pfund den Ehrschatz geben, der nach dem wahren Werth zu entrichten sei. Einer endlich, nachdem er eine Flasche Neuenburger 1834r kommen ließ, las eine Bittschrift an den großen Rath vor, um Vermehrung ihres Einkommens; in dieser Schrift war klar dargethan, daß sie nicht das klare Wasser verdienten. Ich sah sie allerdings kein Wasser trinken, aber Neuenburger, er wird wohlfeiler gewesen sein als das Wasser an selbem Ort! Die Handlanger und Knechte hatten auch manches Erfreuliche zu berichten, wie sie Bauern angeschnauzt und zum Narren gehalten, halbe Stunden stehen gelassen, ehe sie dieselben nur angesehen. Doch nach und nach, besonders bei Anlaß der Bittschrift an die Regierung, nahmen die Leute einen höhern Schwung und verstiegen sich in's Gebiet der Politik und in das der Gesetzgebung, beide mit

einander verwechſelnd, alles durcheinander werfend wie Kraut und Rüben, mit nichts zufrieden. An der Regierung waren lauter Dummköpfe, verſtunden nicht e Dreck viel von dieſem und nicht e Dreck viel von jenem; zudem war allen nicht zu trauen. Von dem Einem wußten ſie das, von einem Andern etwas anderes; höchſtens fand der Eine oder der Andere bei ihnen Gnade, der einſt mit ihnen aus dem gleichen Dintenfaß geleckt. Am Ende war das Volk als der größte Eſel befunden, der die rechten Leute nicht zu finden wiſſe. Andere meinten, wenn die nur weg wären, die da ſeien; das Volk ſei nicht mehr ſo dumm und würde die Rechten ſchon finden, und räuſperten ſich dann, kratzten die Haare noch mehr auf gen Himmel, ſtießen die Gläſer an und ſagten mit verſchmitzt ſein ſollenden Geſichtern: G'ſundheit. Und Einer mit unſicheren Augen, aber ſtruppigem ſchwarzem Backenbarte, ribſete denſelben eine Weile an dem Halstuch und ſchrie dann in heiſern Tönen und landſchäftleriſchem Dialekt: „Zu Gunſten der Freiheit!“

Plötzlich fragte Einer mitten aus wirrem Geſpräch: „wer geit morn z'Predig?“ „Wer wett doch dä D...-Pfaff möge gah loſe, er ſeit alli Sundi d's Glyche,“ meinte Einer; „er weiß nit, was er ſeit“, ein Zweiter; „er iſch e dumme Tüfel, alles, was er weiß, wett ih i vierzehn Tage lerne,“ ein Dritter. Endlich erhob ſich ein Geſpräch über die Religion, daß mir die Haare zu Berge ſtunden und ein Bauer nach dem andern wegging. Ich hatte zu allem geſchwiegen, aber Einer ſagte: „ih glaube nume was ih g'ſeh', u was ih mit cha g'ſeh, das iſch e nüt;“ da konnte ich mich nicht mehr enthalten zu ſagen: „ich kannte in Paris eine Uhr, die glaubte auch an keinen Uhrenmacher, ſie war aber nur von Similor und ging grundſchlecht.“ Sie ſahen über die Achſeln nach mir hin, ließen ſich aber nicht ſtören. Ich merkte, daß ich zu verblümt geſprochen, ich mußte mich daher deutlicher ausdrücken, wenn ich wollte verſtanden ſein. Als der unter ihnen, welcher die ſteifen Beine hatte und faſt ausſah wie ein Landsknecht, meinte: „o todt iſch todt,“

entgegnete ich lauter: „Zu Paris im Thiergarten ſind Thiere, man zählt ſie zu dem Federvieh, und doch ſehen die einen von ihnen aus wie giftige Kröten, die andern wie Fröſche auf den Dünkeln, die einen werden ſo fett wie italieniſche Schweine, die andern bleiben dürr und gleichen hundshäärigen Beſenſtielen. Sie gehen eigentlich auf zwei Beinen, wälzen ſich aber gerne im Dreck. Sie gehören zu den fleiſchfreſſenden Thieren, trinken aber gerne Wein, beſonders rothen, und wenn ſie knäll auf den Rücken liegen, ſo glauben ſie auch an keine Auferſtehung. Am Morgen nach der langen Nacht ſind ſie aber doch wieder auf den Beinen, ſehen jedoch ganz erbärmlich aus, gerade wie verſtoßene Sünder, und ſtehen da nicht nur mit Zähneklappern, ſondern auch mit ſchlotternden Armen und Beinen." — Sie ſahen mich gar grimmig an, aber die Sache war ihnen noch nicht recht klar. Ich ſetzte noch hinzu, daß ich die Thiere oft mit Erſtaunen betrachtet und endlich den Wärter gefragt, wie ſie hießen. Dieſer habe mir geſagt, ſie hätten verſchiedene Namen, das gemeine Volk nenne ſie Bauernzägge, die Gelehrten aber Dintenſchlecker oder Papierfreſſer, und einige nährten ſich bloß durch Agentiſiren.

Potz Million, wie hatte ich in die Weſpen geguslet! Die fuhren auf, wie wenn ein Blitzſtrahl in den Tiſch geſchlagen hätte. Ich erhob mich auch, und da ich ſo lang aufſtand, als ob ich kein Ende nehmen wollte, und ſo breit da ſtand, trat die halbe Mannſchaft in's hintere Glied und verſuchte mit Wurfgeſchütz die vordere Kolonne zu unterſtützen, aber ſehr unglücklich, denn ſie ſchlugen mit den geworfenen Gläſern den Ihrigen von hinten Löcher in den Kopf. Die Andern fuhren um mich her wie gehetzte Spitzhündchen, aber trotz aller Wuth und allem Lärm war doch Keiner gerne der Erſte. Endlich wagte es Einer mit langen Beinen und ſtüpfte mich von der Seite, aber ſeine langen Beine ſchützten ihn nicht vor einer Ohrfeige, die ihn in die Ofenecke zum Sitzen brachte. Unterdeſſen hämmerten ſie von der andern Seite mit ihren luggen

Fäuſten auf mich ein, ſo gut ſie es vermochten, und Andere wollten eben wie Zäggen ſich feſtmachen an mir, aber gelaſſen ſchüttelte ich das Ungeziefer ab, wiſchte gelaſſen mit meinem guten langen Arm Ohrfeige um Ohrfeige aus. Ich lachte in mich hinein und kam mir vor, als ſei ich der alten Ritter einer, dem das Gezücht den Eingang in ſeine Burg verwehren, und der nach langer Abweſenheit Ordnung ſchaffen wolle auf ſeinem Grund und Boden. Die Angriffskolonne wurde immer dünner, wer eine Ohrfeige erhalten hatte, begehrte keine zweite und trat in's hintere Glied zu den Belfernden und Werfenden. Als endlich der Schreiber Ehre auf dem Spiel ſtand, weil keine Vordern mehr da waren, und die Hintern entweder den Reißaus nahmen oder nun auch an die Reihe zu kommen fürchteten, trat ſchnell der Aelteſte, eine hagere lange Figur vor, that, als ob er erſt hereinkomme und rief: „Halt! was iſch das? wer biſch du, daß du da chunſt cho Stryt afa, du mußt uf d'r Stell id Gheſi, u de wei m'r ungerſuche, was du für e Kerli biſch, m'r wei dih ſcho ringgle. Reich m'r uf d'r Stell d'Landjäger!" Ich ſollte erſchrecken, aber ich erſchrak nicht, ich erbot mich, in's Gefängniß zu gehen, wenn alle Mitſtreitenden mitgingen, bis die Unterſuchung ausweiſe, wer die Schuldigen ſeien; übrigens hätte ich meine Schriften in der Ordnung, die wollte ich denen zeigen, die das Recht hätten, darnach zu fragen; ich zweifle aber daran, daß er das Recht hätte, jemanden zu verhaften. Er ließ ſich hoch auf und polterte mich nicht übel an, winkte aber Einem mit den Augen, daß es Zeit ſei, einen andern Weg zu verſuchen. Der rief nun, wenn ich es mit ihnen ausmachen wolle, ſo könne ich vielleicht noch ohne Gheſi davon kommen. So, dachte ich, wie die Juden, allenthalben eine Ausmachete, die einer Prellerei allemal ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern! Ich ſetzte mich ſtillſchweigend nieder, ſie traten zuſammen, zählten ihre Ohrfeigen und Löcher hinten im Kopfe, die ich nun natürlich auch gemacht haben ſollte, zuſammen und ließen mich fragen,

ob ich es mit Allen zuſammen in einem Klapf ausmachen wolle. Ich fragte, wie Viele dann geprügelt worden ſeien von mir. Nun war es recht lächerlich, wie Jeder etwas erhalten haben, die geſammte hintere Kolonne im Gefecht geweſen ſein wollte; es nahm mich wunder, daß aus den ſiebenundzwanzig nicht vierundfünfzig wurden, wie man Würmer entzwei ſchneiden kann und aus jedem Stück wieder ein ganzer Wurm wird. Ueber dieſes Schreien eines Jeden, über dieſen Drang, geprügelt worden zu ſein, um etwas zu verdienen, erſchrack dennoch der Klügſte unter ihnen; fürchtend, ſich lächerlich zu machen, wenn ſiebenundzwanzig Schreiberlein von Einem geprügelt ſein wollten, drängte er ſich an meine Seite und verſprach: wenn ich Wein kommen laſſen wolle, ſo wolle er es für mich mit Allen zuſammen ausmachen; wenn ich mit Jedem aparti abmachen müſſe, ſo komme ich gar zu teuf dry. Und ohne meine Antwort abzuwarten, auch gerade wie die Juden auf dem Roßmärit, rief er: ſie ſollen heuſchen! ſie riefen: er ſoll bieten! Nachdem das lange ſo gegangen war, ſagte er: heuſchet afe zwanzig Dublone, m'r wey de loſe. Sie redeten mit einander, und forderten dreißig Dublonen, Richters Buße vorbehalten; ſie handelten lange mit einander. Ich ſaß ſtumm da und ließ ſie machen. Es floß dabei Neuenburger wie Bach, und geſchrien wurde ärger als in einer Judenſchule. Endlich wurden ſie um fünfundzwanzig Dublonen einig, die ſollte ich baar darlegen oder verſichern und die Uerti ſammt der Buße übernehmen. Doch kam ihnen in den Sinn, daß ich auch etwas dazu zu ſagen hätte, und man fragte mich: ob ich das Geld bei mir trage, oder ob ich Pfand und Verſicherung zu geben habe. Und Alle ſahen glücklich d'rein, trotz der erhaltenen Ohrfeigen. Ja, einen Abend ſchmarotzen zu können auf eines armen Teufels Koſten und dazu noch baar Geld kriegen durch eine Prellerei, das iſt für ſolche Leute der Himmel, und ich glaube, daß Viele an keinen andern glauben können. Aber wie verſteinerten die Geſichter, als ich weder das Eine, noch das Andere wollte; als ich auf-

das Geſchrei: Jener habe in meinem Namen ausgemacht, ich müſſe halten, fragte, wo er ſeine Prokur habe, und ihnen ſagte: ſie ſeien Alle zu dumm für Einen, der lange Jahre in Paris geweſen. Es kochte in ihnen wie in einem Hexenkeſſel, aber die Einen waren zu voll, um wieder anzugreifen, die Andern fühlten noch die brennenden Backen, und die Klügſten hatten Reſpekt vor Paris und merkten, daß ſie mich nicht beſchummeln könnten wie einen Bauer, der ſein Lebtag nie anders aus ſeinem Graben kömmt, als wenn er Kindretti haben muß. Sie fingen an, einzulenken, und nach mancher Wendung verſuchten ſie mich zum Zahlen der Nerti zu bewegen. Aber ich war nach und nach erbittert worden über dieſe Schamloſigkeiten alle, ich wollte mich zu keinem Kreuzer verſtehen, erklärte feſt, daß ich Urſache zu klagen hätte, wenn ich ſie nicht zu ſehr verachtete; bis morgen Nachmittag würde ich hier im Wirthshauſe warten, damit ſie mich finden könnten, wenn ſie noch etwas wollten. Nun ſtund ich auf und ging in's Bett. Mein Benehmen hatte ſelbſt auf die Frechſten Eindruck gemacht, ſie fürchteten den Mann, den ſie in mir erkannt; ob ich aber mit meinem Benehmen zufrieden ſein ſollte, das wußte ich lange nicht. Nach zwanzig Jahren alſo wieder eine Prügelten, und zu dieſer hatte ich offenbar gereizt durch meine ſcharfen Gleichniſſe. Hätte ich nicht lieber ſchweigen und gehen ſollen, als mich hineinmengen in die allgemeine Rede, die nicht an mich gerichtet war? War das ein glückliches Probierſtück meiner Lehrerſchaft in der Gaſtſtube? Aber dann wieder ſchweigen zu ſolchen Dingen, vermehrte das nicht offenbar die Frechheit und den Dünkel ſolcher Gecken? Sind ſie eben nicht allmählig ſo geworden, weil der Bauer ſie wohl in ſeinem Herzen verachtete, ſie aber reden ließ, was ſie wollten, weil er ſich ihnen nicht gewachſen fühlte? Hat nicht jeder Chriſt die Pflicht, der Wahrheit Zeugniß zu geben und unnütze Schwätzer zur Ruhe zu weiſen? Macht er ſich nicht durch Stillſchweigen der Verläumdung ſchuldig? Wäre es möglich

gewesen, mit Siebenundzwanzig über solche Dinge zu einem vernünftigen Gespräch zu kommen, schlugen nicht Spott und endlich Ohrfeigen viel besser bei ihnen an und vertrieben ihnen ihren dummen Unglauben, mit dem sie sich groß machen wollten, während sie sich doch vielleicht im Herzen vor jeder alten Frau als vor einer Hexe fürchten und im Tode grausenhaft zappeln in brennender Gewissensangst? So verweisete ich bei mir lange und machte endlich aus, daß ich recht gehandelt aber nicht klug, daß ich an einem Orte, wo ich länger bleiben wolle, vorsichtiger zu Werke gehen, daß ich hier mir mein Spiel verdorben und weiter gehen müsse, indem mit siebenundzwanzig Schreibern zu Feinden an einem Orte sich nicht wohl leben lasse; daß ich aber für einen Abend bloß als Durchreisender keine bessere Kur hätte anwenden und keinen bessern Weg hätte einschlagen können, um diesen Menschen ihre Erbärmlichkeit zu zeigen. Diese Menschen sind so geworden, weil sie sich angewöhnt, da wo sie sind das große Wort zu führen, verstünde es aber Einer, ein noch größeres Wort recht eindringlich zu führen, so ließe sich aus diesen Menschen alles machen.

Wie ich bei dem Schreiben meiner Lebensgeschichte zu dieser Stelle komme, verweise ich wieder lange, ob ich sie niederschreiben oder auslassen wolle. Ich denke, es gibt so viele brave Schreiber aller Art, Amtschreiber, Gerichtschreiber, Amtsnotarien und meinethalben auch Agenten, die könnten das übel nehmen, und sie und andere Leute könnten meinen, ich rede hier von allen Schreibern überhaupt. Aber dann denke ich wieder, sie sehen aus dem ganzen Buche doch, daß du ein vernünftiger Mann bist, und nur ein unvernünftiger Mann nimmt einen ganzen Stand in einen Klapf. Ich dachte, sie werden auch vernünftig sein und sehen, daß ich hier ausdrücklich nur von siebenundzwanzig Schreibern rede, nun ist ihre Zahl im Lande Legion. Alle andern, außer jenen siebenundzwanzig, haben also nichts auf sich zu ziehen, insoferne sie es nicht eben so an jenem Abend gemacht hätten, wie

die siebenundzwanzig, und das sage ich nicht nur nicht, sondern will es auch nicht hoffen. Ferner denke ich, es sei meine Pflicht und Schuldigkeit, zu warnen vor diesen Leuten, die keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Art von Ehrgefühl haben, die sich alle Streiche, alle Schliche, alle Kniffe erlauben, sobald sie unter dem Schein Rechtens können versteckt werden; die gegen ärmere oder einfältigere Leute nicht einmal um den Schein des Rechts sich bekümmern, sondern sie durch grobe Anmaßung und anmaßende Grobheit einschüchtern; die mit schlauer Pfiffigkeit jeden Vortheil aufspüren, mit der unverschämtesten Frechheit ihn verfolgen, von eigentlicher Wissenschaftlichkeit in ihrem Fache keine Ahnung haben. Vor diesen Leuten warne ich nicht bloß deswegen, damit sich die in den Wirthshäusern sitzenden oder prozeßlustigen Bauern oder Herren hüten können vor ihnen oder ihnen begegnen nach Verdienen, sondern deswegen warne ich vor ihnen, weil sie sich alle zu Erziehern von hunderten von jungen Leuten aufwerfen. Sie zahlen nicht gerne jemand, daß er ihnen ihre viele weitläufige Arbeit mache, sie nehmen daher Lehrbuben so viel sie können und Lehrgeld so viel sie können, nehmen diese gerade im gefährlichsten Alter, wo der Mensch seine bestimmte Richtung nimmt. Nun richtet so Einer, wie jene siebenundzwanzig waren, die jungen Leute gerade so ab, wie er sie am besten brauchen kann; je weniger Religion, Sittlichkeit, Ehrgefühl sie haben, desto kommoder sind sie ihm, desto bessern Vortheil zieht er aus ihnen, desto pfiffiger und frecher kann er sie machen. Und du Bauer bist doch, bald hätte ich gesagt, ein dummer, wunderlicher Köbi, du hältst im Ganzen so viel auf Religion, willst nicht, daß man in der Schule etwas von Geschichte, Naturlehre, was doch so schön wäre, ich will nicht sagen in eigentlichen Stunden, sondern nur gelegentlich rede, und frägst, wenn du von einer Schule hörst, immer zuerst: „isch das o noh e rechti Schul, lert me da o noh d'Fragi?“ Aber wenn du deinen Bub zu einem Schreiber thun, ihn dort

Jahre lang laſſen willſt, ſo frägſt du gar nichts, als: iſchs e G'ſchichte? Und wenn's der Schwarze ſelber wäre, ſobald du hörſt, es ſyg e G'ſchichte, ſo gibſt du ihm deinen Bub, und denkſt gar nicht daran, daß du ihn mit Leib und Seele übergibſt. Zugleich wollte ich auch den Staat warnen, weil man junge Leute gerne in obrigkeitliche Schreibſtuben thut, indem dort die mannigfaltigſten Geſchäfte vorkommen, daß er ja bei der Anſtellung von Männern, denen er ſolche Schreibſtuben anvertrauen will, ganz beſonders auf ihre Religioſität, Sittlichkeit, Rechtlichkeit ſehen möchte als Erzieher junger Staatsbürger. Aber ich habe von denen, die aus der Stadt kamen, ſo manches gehört, daß ich meine gutgemeinte Warnung einſtecken will, weil ſie doch vergeblich wäre, und die Leute in der Stadt nicht gerne guten Rath vom Lande annehmen.

Am andern Morgen wunderte ſich die Wirthin mehrere Male, warum keiner der Schreiber komme, um ſeinen halben Schoppen zu nehmen, oder ſein Gläschen Grüns? Zwei ſteckten ihre Köpfe zur Thüre hinein, zogen ſich aber ſchnell zurück, und ſchoben ſich wieder fort. Endlich frug ſie ihren Mann: was es ächt gä heig, daß niemer chöm? Dem fiel es ein, ſie würden wegen mir nicht kommen; denn er war bei dem Streit, ſeine Frau aber im Bett geweſen. Ihm ward wind und bange, mich fort zu ſchaffen, doch ſo höflich als er konnte. Er fragte mich: ob ich nicht lieber in der Kühle ginge? Als ich ſagte, daß ich bis Mittag bleiben müſſe, ſchickte er mir vor eilf Uhr mein Eſſen, und verſicherte, daß eilf Uhr hier Mittag ſei, und nicht zwölf Uhr, und das ſchon ſeit ewigen Zeiten. Ich erlöste den guten Mann von ſeiner Angſt, und machte mich wieder auf die Strümpfe, und wie ich hinaus war, ſah ich ſie hinter mir hinein ſchlüpfen zu ihren Schoppen und Gläschen. Einer gewiſſen Wehmuth konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich dem freundlichen Dörfchen, dem ehrwürdigen Schloß den Rücken wandte, und in einer Biegung des Weges ſie zum letzten Mal ſah. Es läutete wieder vom

Thurme herab, diesmal bezog ich aber das Läuten nicht auf mich, und begriff nun auch, daß das gestrige mir nicht gegolten.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wie ich eine bleibende Stätte finde.

In mancherlei Gedanken war ich Stundenlang fortgegangen, es war heiß und mich dürstete. Ein großes Dorf lag vor mir. Die Straße war holperig, auf den Aeckern wuchs spitzes Korn und mageres Gras, bei den Häusern war es aufgeräumt, aber die Mistgülle lief hin, wohin es ihr beliebte. Die Leute gafften mir verwundert nach, die Kinder grüßten nicht, gränneten mich an, wenn es gut ging, die meisten aber wußten mir etwas nachzurufen. Vor dem Wirthshause zerrten zwei Buben und ein Mädchen einen jungen Hund beim Schwanz, und aus den Fenstern desselben rief eine muntere, runde, aber nicht große Frau: löht m'r dä Hung sy, oder ih will ech! Aber die Kinder fuhren getrost fort, und die Wirthin kehrte sich nach der Stube zu, die Gäste zu bedienen. Ich wollte nun in der Wirthin Amt treten und abwehren, aber der Aeltere, Christi, sagte: ghey du dih furt, du hesch is nüt z'bifehle, es geit dih nüt a. An meine gestrige Geschichte denkend, wollte ich nicht unnütz Händel anfangen, und ging hinein; an's Dableiben dachte ich diesmal gar nicht. In der Stube sah es reinlich aus, Schreiber war kein einziger da, hingegen mehrere vierschrötige Männer, einige Greise, die mit zitternder Hand ihren Wein einschenkten, keine jungen Leute. Die Wirthin sah mich etwas stöber an, als eine, die nicht viel Fremde sieht, und fragte: Womit cha me ufwarte? Ein kleines Kind hing ihr am Kittel, und schrie immer: Mütti nimm mih, Mütti nimm mih! Sie schrie ihm mehrere Male zu:

Ih cha dih nit näh, ih muß dem Ma sy Sach gä, lue wie ner e Schnauz het, er nimmt dih, wed nit schwygst. Aber das kleine Mädchen schrie immer ärger, und die Mutter mußte es nehmen, und mit der andern Hand sich helfen, so gut sie konnte. Die Kleine mußte doch endlich wieder abgestellt werden, sie sah mich aus einer Ecke verschüchtert an, und wenn ich hinsah, so kehrte sie sich um; als ich nicht auf sie zu achten schien, schlich sie sich näher, kam zu meinem Habersack, niggelete an ihm, bis ich mich umsah, lief dann fort, und wiederholte das Spiel mehrere Male, bis sie endlich mir ein Stückchen Brod abnahm, und sogar dankte, als die Mutter ihr sagte: wie seyst Aenneli! Da ich ihr noch ein Schlückchen Wein gab, war unsere Freundschaft geschlossen, sie setzte sich neben mich, und fragte alles Mögliche, besonders nahm es sie wunder, warum ich einen so wüsten Schnauz habe, und was ich mit ihm mache? Die Mutter hatte Freude an unserer Freundschaft, obgleich sie alle Augenblicke sagte: gang ache, du plagst ne; sie schien es gar nicht ungern zu haben, als sie vernahm, daß ich übernachten wolle.

Der Wirth kam endlich auch; ein guter Mann schien es zu sein, etwas phlegmatisch, und unter dem Pantoffel seiner Frau. Die Lichter kamen, die Kinder mußten nach vielem Schreien, und nachdem sie ihre Eltern, den Vater besonders, hundertmal gezwungen hatten, zu thun, was sie, und nicht was er wollte, in's Bett. Man rückte näher zusammen. Die Leute änderten nicht stark, die meisten konnten Stundenlang bei ihrem Schoppen sitzen, und so haushälterisch mit dem Glase umgehen, daß man ihnen wohl ansah, es war ihnen weniger um den Wein zu thun, als darum, daß ihnen die Zeit vergehe. Das ging aber schwerfällig zu; ihren Stallbestand, und wie viel Milch sie erhielten, hatten sie sich bald erzählt. Die Witterung war abgehandelt, ebenfalls die Zeit, wenn man zu mähen anfangen wolle. Der Wirth hatte nach guten Kälbern gefragt, die Wirthin nach der Gäste Weibern und Kindern,

und ob es bei dem oder diesem noch lange gehe, bis er müsse Kindbetti haben? Das Gespräch stockte, schon sagte hie und da Einer: er wolle ustrepche und gah luege, was sys Mutterli mache, es werd afe Längizyti ha. Da seufzte ein alt Kudermannli, und sagte: ihm pressirs nüt hei, er wett, er chönnt die ganze Nacht da hocke, und machte ein Gesicht dazu trüb- und stiefelsinnig. Natürlich fragte man ihn, was es de gäb, daß er nit hei mög? Er munkelte lange, ehe er sagte: es syg ung'hürig by nihm. Da wurden auf einmal zehn oder fünfzehn wieder lebendig, und eben so viel Nasen fuhren g'wundrig über den Tisch herein, und jede wollte die nächste sein, und Alle fragten: was isch de, was geit de, was hesch de? Da sagte er: er dörf's schier nit säge, aber wenn si's Niemerem säge welle, so well er's säge. Verständlich versprachen alle das tiefste Stillschweigen, und freuten sich alle dabei auf's Höchste, ihren Weibern was B'sonders heimkramen zu können. Da fing er an zu erzählen: Im vorigen Jahr, bald nach Brunetag, wo sein Meitschi sei unterwiesen worden, habe es angefangen. Sein Meitschi sei gar es fromms und schüchternes, dürfe keinen Buben ansehen, auch habe es schon manchmal gesagt, es wolle sein Lebtag keinen Kilter haben. Da sei es einmal an einem Sonntag Abend an der Hausthüre, die er selbst mit einem Riegel verschlossen, gekommen, und habe sie geöffnet, er wisse nicht wie, durch den Hausgang geraffelt, wie wenn es eine lange Kette nachschleppete, und habe gar wunderliche Töne von sich gegeben. So sei es die Treppe aufgegangen in des Meitschis Gaden, dort habe es noch rumort, dann sich still gehalten, bis der Hahn gekräht, und sei darauf wieder mit dem gleichen Geraffel fortgegangen. Nun wären sie voller Schrecken in's Gaden gelaufen, da hätten sie das Meitschi gar bleichs gefunden; es hätte aber von allem auch nicht einen Ton gehört. Seither komme es in der Woche zwei bis drei Mal, fast immer Samstag oder Sonntag Abends, gehe immer den gleichen Weg; das Mädchen höre immer nichts, und sehe

doch alle Tage leider aus. Sie hätten schon viele Sachen probiert, unter die Schwelle das Unservater und den Glauben vergraben, kreuzweis übereinander, aber es helfe Alles nicht. Einmal habe er eifrig gebetet, Muth bekommen und guggen wollen, und das Mutterli habe das Unservater immer vorwärts und rückwärts beten müssen; aber der G'wunder sei ihm vergangen, er habe einen Nasenstüber bekommen, daß ihm fast der Athem vergangen, und die Nase sei geschwollen, wie wenn er in einen bösen Luft gekommen. Wer weiß, ob sie nicht roth oder blau geblieben wäre, wenn er nicht bei einer Frau, die auch etwas könne, Rustig genommen hätte.

Nun ward's lebendig und aus der einmal geöffneten Gespensterdrucke flog nun eins nach dem andern heraus; ohne daß man nöthig gehabt hätte, eine Reihenfolge einzuführen, wußte jeder etwas, und manchmal redeten aus innerem Drange lange zwei auf einmal, bis man einen schweigen hieß, um den andern desto andächtiger hören zu können. Ein etwas schwerfälliger Mann erzählte, nachdem er lange umsonst versucht, zu Worten zu kommen: Er hätte seine Frau anfangs nicht nehmen wollen, weil er geglaubt, es seien noch Andere zu ihr gegangen, und das Kind sei nicht seins. Endlich habe er sie doch genommen, und als es um's Kindbetten zu thun gewesen, habe man ihn gerufen, da er eine halbe Stunde von ihr gewohnt. Es sei im Winter gewesen, und gar kalt. Als er gekommen, habe die Hebamme gesagt, er habe so wüst gethan, sie wolle jetzt sehen, ob das Kind seines sei oder nicht; er solle das Hemd ausziehen, sobald sie es ihm befehle, und in das noch warme wolle sie das Kind empfangen; wenn es ihm dann nicht lieber werde, als er sich selbst, so könne er dann denken, was er wolle. Ich mußte das Hemd geben, sie murmelte noch allerlei, und wickelte das Kind hinein, das jämmerlich schrie. Es gefiel mir wohl, aber gegen Morgen mußte ich fort ohne Hemd, denn ich hatte kein anderes anzuziehen, es frer mich entsetzlich. Ich war einmal, als das Grundeis ging, um ein

Päckli Tubak mehrere Scheibenschütze weit barfuß gelaufen, aber das war nichts dagegen. Ich lief, was ich konnte; da dünkte mich, ein klein Kind laufe oder schwebe neben mir, ein ganz kleines Kind in einem langen langen Hemde, und ich glaubte des Kindes Stimme zu hören, aber es war eine, wie eines alten Mannes Stimme, und es schrie erbärmlich: o Aetti, lauf nit so, o Aetti häb mih lieb! und ich lief immer geschwinder, das Kind schrie immer erbärmlicher, ich fror immer fürchterlicher, das Herz schien mir vor Angst und Kälte zu gefrieren, jedes Haar an mir zum Eiszapfen geworden zu sein. Als ich endlich mein Haus erreichte, da war kein Kind mehr zu sehen; vor Schrecken und Kälte konnte ich mich lange nicht erholen. Aber das Kind wurde mir auch das liebste von sechsen, es glychet den andern gar nüt, und mir nüt und der Mutter nüt, und ist doch das lüstigst von Allen. — Ein anderer erzählte, wie in gewissen Nächten ein Leichenzug den Berg herabkomme, wie er immer an dem gleichen Ort halte, um zu spannen. In dem Zuge gingen viele Leute, Gestorbene, und solche, die noch lebten, man kenne alle deutlich, man könne ihnen nachsehen bis zum Kirchhofe; da komme ein alter Pfarrer aus dem Grabe im Leichenhemde, an seinem Schädel sei kein Fleisch mehr, in den Augenhöhlen keine Augen, die Finger klapperten dürr an einander, daß man es von weitem höre. Der gehe dem Zuge in die Kirche voran, im weißen Hemde, die Andern alle in schwarzen Mänteln; und vor dem Taufsteine lese er schauerlich aus hohlem Munde das Leichengebet; aber so wie er Amen sage, verschwinde alles, man höre nichts mehr, als ein wunderlich Getön unter dem Boden und in der Luft, darauf gebe es immer strub Wetter.

Alle saßen da mäusestille, schauerlich war ihnen zu Muthe, kühl gramselte es ihnen den Rücken auf. Da schlug es Zehne, und der Wind ging hohl durch die Bäume. Herr Jeses, schon Zehni, sagten sie, wir müssen heim; sie schüttelten sich, aber keiner durfte aufstehen. Du kommst mit mir, sagte der eine

zum andern; nein, du kommſt mit mir, du haſt näher dieſen Weg; neben meinem Hauſe vorbei geht aber der beſſere, meinte ein anderer. Endlich machten ſie aus, daß ſie ſo viel als möglich zuſammen gehen wollten; es ſei wegen der Geſellſchaft, meinten ſie, keiner bekannte ſeine Furcht. Aber nun durfte keiner zuerſt zur Thür hinaus, es verbarg ſich immer einer hinter dem andern. Die Wirthin ſolle voran gehen mit dem Licht, rief einer, aber die war auch nicht ſchnitzig; endlich rief einer, es ſei gar finſter draußen, der Wirth müſſe eine Laterne geben, dem Bach nach ſei der Weg gar bös. Nun märteten Wirth und Wirthin lange, wer die Laterne in der Küche holen ſolle. Zuletzt kam es an die Frau, und zagenden Schrittes und klopfenden Herzens zogen die Mannleni endlich ab mit der Laterne, die jeder tragen wollte.

Ich hatte ſtill geſchwiegen und zugehört, das Ding kam mir gar luſtig vor, und um ſo merkwürdiger, wegen dem Gegenſatz zum vorigen Abend. Zwei Orte nicht weit von einander, an dem einen plumper Unglauben, an dem andern dicker Aberglauben, und vielleicht Aberglauben und Unglauben noch näher beiſammen als die Orte. Doch, ich bekenne es aufrichtig, gefiel es mir hier weit beſſer; da ließe ſich was machen, dachte ich, wenn man mit Klugheit zu Werke gehe. An dem einen Orte war dummer Eigendünkel, an dem andern dumme Vorurtheile. Ein ſolcher Eigendünkel iſt nun gar nicht zu beſiegen und zu belehren, er verachtet alle Menſchen, beſonders wenn mehrere der gleichen Art beiſammen ſind. Vorurtheile ſind auch nicht zu überwinden, ſobald man ſie verletzt und geradezu angreift, ſo ſchlägt man ſie noch tiefer ein; aber ſie laſſen ſich umgehen, und beim aufrichtigen natürlichen Menſchen läßt ſich in ihm ſelbſt eine Kraft wecken, welche die Vorurtheile zu bekämpfen, auszutreiben beginnt. Daran ſcheitern die Meiſten, welche die Völker beglücken wollen, daß ſie entweder die Vorurtheile des Volkes nicht kennen oder nicht achten, und ſchonungslos ſie anfeinden, ſich rückſichtslos darüber aus ſetzen. Das

empört allmählig das Volk, es hält nur um so fester, was man ihm nehmen will; und mitten im begonnenen guten Gang wird es stettig, bäumt sich, schlägt aus, entreißt sich den Zügeln seiner unbesonnenen Führer, und eilt dem alten Stalle zu. Und die Führer stehen dann verdutzt da, kratzen in den Haaren, wie abgesetzte Reiter, und klagen über Verblendung und Undankbarkeit und unzerstörbare Beschränktheit. Sie merken nicht, daß ihre eigene Beschränktheit schuld ist an allem. Wie des Volkes Sinn allerdings beschränkt ist durch Vorurtheile, so war der Führer Sinn beschränkt auf einige unreife Theorien, welche die Zeit ausgebrütet, aber noch nicht geläutert hatte, die ihnen eingetrichtert worden waren, die sie nicht halb begriffen hatten. Diese Theorien selbst zu läutern vermochten die guten Leute auch nicht, denn ihnen fehlte der chemische Apparat dazu, Philosophie und Geschichte; aber um so versessener waren sie darauf, je weniger sie sie durchdrungen, gerade wie das Volk auf seine Vorurtheile. Solche gute Leute haben z. B. nichts studirt, als die französische Revolution, und diese nur von 1788 bis 1789, und meinen nun, accurat so müsse es auch bei uns gehen. Wenn aber Theorien und Vorurtheile gegen einander geschlagen werden, wie Stahl und Stein, ohne Vorsicht, so nehmt Arme und Beine in Acht, liebe Leute, denn es giebt Feuer. Das ist das Schlimmste, daß solchen Sapienzbüchsen bös predigen ist. Eben weil sie glauben, sie hätten die Weisheit alleine, so hören und lesen sie keine Predigten; und wenn ihnen zufällig eine in die Hände oder vor die Ohren kömmt, wo sie meinen, es sei auf sie gestichelt, so werden sie taub, und denken gleich an's Eintreiben, reden von Dummköpfen oder schlechten Leuten. Das sind gerade die Leutchen, welche den Namen Ketzer erfanden und Ketzergerichte, und noch jetzt Ketzer verdammen und verbrennen möchten, trotz dem, daß alle Inquisitionen abgeschafft sind in protestantischen Landen. Bald hat man politische, bald geistliche Ketzer, je nachdem die Leute Brillen tragen. Diese Bauern da hörten aber gerne Predigten,

hörten andere Leute auch gerne, besonders wenn sie kurzweilig zu erzählen wußten. Mit ihnen schien mir etwas zu machen, und gerade hier eine Gaststube zu sein, in der ein vernünftiger kluger Mann willkommen war, und nützlich sein konnte. Auch die Wirthsleute gefielen mir nicht übel; es waren ehrliche Leute, die sich mit ihrem Gewerbe alle Mühe gaben, dabei aber mit dem besten Willen eine Kinderzucht handhabten, daß es Einem schwarz wurde vor den Augen. Die Kinder waren munter, vielversprechend, sieben an der Zahl, von fünfzehn bis zu einem Jahre; und daß das nachjüngste Aenneli hieß und schon meine Freundin war, das weckte manche schimmernde Empfindung. Ich beschloß daher, wenigstens einige Tage zu rasten, und die Sachen mir genauer zu betrachten; ich fürchtete mich noch vor jenen Dingen, die nicht alle Tage zum Vorschein kommen. Am folgenden Morgen war ich früh auf, und merkte noch niemand im Hause; ich durchstrich die Umgebung, fand sie von der Natur begünstigt, von den Menschen aber noch nicht benutzt. Man sah es dem Lande überall an, daß hier jeder Bauer seinen Pflug noch im gleichen Loche führe, wie der Aetti und Großätti. Große Stücke Landes lohnten kaum die Mühe des Mähens, und auch die Baumgärten waren nicht im Salb, wie man zu sagen pflegt, weil die Bauern den Sommer über das Vieh auf die Weide trieben, und über Nacht es draußen ließen. Nun wunderte ich mich nicht mehr über die magern Aecker, der Weidgang bringt einen gar langen Misthaufen, aber keinen breiten und hohen zuwege. Endlich kam ich heim. Die Wirthin kam eben hervor und rüstete ihr und mein z Morgeneſſe, und während ich meines zu mir nahm, kam die Magd, und wischte die Stube. O was das lieblich ist, in einer Gaststube zu sitzen, und z'Morge z'esse mitten unter den duftigen Staubwolken, welche der Besen der pfausbäckigen Magd aufwirbelt, bald einen Fuß, bald den andern, bald beide aufheben zu müssen, und endlich doch noch zu hören: Göht e wenig uf d'Syte, su chani zueche. Und wenn man dann wieder sitzen

kann, wie es da oben auf dem Kaffee ſo ſchön herumſchwimmt, Allerlei in buntem Gemiſch; und wie er ſo küſtig und appetitlich geworden, und wie man dann dazu ſo melodiſch huſten muß in den Kaffee hinein, daß Einem die Därme im Leibe faſt entzwei gehen! Wer hat das nicht ſchon erlebt und erinnert ſich nicht in ſüßer Wonne an die gehabten Genüſſe? In der Nebenſtube fing es an ſich zu regen, wie in der Arche Noahs. Müetti, wo iſch mys Gloſchli? He ſuechs, es wird öppe dert liege. Müetti, d's Bäbi het my Strumpf verniſtet! Es ſoll d'r ne ſueche. Gang leg d'Schuh a, rief dann auch die Mutter Einem zu, das halb nackt zum Vorſchein kam, ih wott nit, daß d' barfis da ume laufſt! Ih weiß nit wo ſi iy! Wo heſch ſe nächti abzoge? He dert, aber ſi iy nümme dert. Jakobli heſch du am Hansli ſiner Schuh, oder heſch ſe nüt g'ſeh? Nei Müetti! aber ih weiß nit wo my Hoſeträger iſch, ih cha ne nit finge. He ſuech e, er wird wohl ame Ort ſy. Drinne tönte es: das iſch mys Strumpfbang, lah mers ſy, wotſch m'rs lah oder nit? Dann ging es an ein Zerren, endlich an ein Heulen, bis die Mutter rief: löht enangere ſy, oder ih säges em Vater! Vater und Mutter ſetzten ſich endlich an ihr Eſſen, und ein Kind nach dem andern kam. Aber eins rief: ih wott nit Kaffee, ih wott Milch! He Mädi (die Magd), gib ihm Milch, du wirſch wohl noh meh duſſe ha. Ih wott nit vo dem Brod, ih wott vo äym, ſagte ein anderes. Sä da heſch, ſagte die Mütter. Mutter, ih wott nit Röſti, ih wott Käs zu myn Brod. Lue mys Bubi, m'r hei o ke Käs, m'r hei nume Röſti. Aber ih wott drum Käs, ih wott nit Röſti. Nei, du überchunſt hüt nüt angers, de Nachmittag gib ih d'r de villicht. He was wotſch doch mit ihm chäre, ſagte der Vater, gib du ihm Käs, ſo ſchwygt er, es iſt dert im Schäftli noh nes Bitzli, das geſter über blibe n'iſch. Und die Mutter ſtund auf, nahm den Käs, brachte ihn und ſagte: da mys Bubi, heſch Käs, ſchwyg m'r jez. Und der Bub ſchwieg richtig. So ging es in einem fort, bis abgegeſſen war. Da ſagte die Mutter: jetzt lerit

neuis, näht d'Bücher; aber die Einen liefen fort, und die Andern sagten: m'r meu nit lere, m'r chen de im Winter noh gnue. Die Mutter befahl noch einmal, aber der Vater sagte: was wotsch doch geng mit ne chäre, hör doch uf so z'chäre, hesch nit g'hört, si wei ja nit. Und die Mutter gab lugg, und die Kinder liefen, wohin sie wollten, die Einen dem jungen Hund nach, der sich heulend vor ihnen flüchtete, die Andern in Gras und Garten herum, und rupften Blumen ab. Nun, dachte ich bei mir selbst, da geht es gut, da hast du ein gut Stücklein Arbeit, wenn du diese zuchtlose Heerde bändigen und zum Gehorsam bringen willst. Aber ich beschloß, es zu versuchen.

Ich frug an, um ein paar Tage dazubleiben, und erbot mich, meine Schriften zu hinterlegen. Aber es waren treuherzige Leute, die Wirthin meinte: he da säg niemer nüt, ih chönn da blybe, so lang ih well. Ich knüpfte wieder die gestrige Freundschaft mit meinem Aenneli an, und schien um die andern Kinder mich gar nicht zu kümmern. Wir plauderten zusammen, es erzählte, was es wußte, auch ich mußte erzählen, seine Fragen beantworten, u. s. w. Ich lehrte es einige kleine Künste, unbedeutende Dinge, die es aber ganz glücklich machten, von mir fort zu den andern trieben, ihnen dieselben zu zeigen. Diese ließen sich von weitem herbei, eins um das andere, erst auf zehn Schritte, und am Ende bis ich mich nicht mehr rühren konnte. Am Abend war ich als ein neues Wesen in ihr Kinderleben eingetreten, und schon durch das Wenige, was ich ihnen erzählt hatte, begann für sie ein neuer Zeitabschnitt. Aber schon am Abend fühlte ich, daß es Zeit sei, meinen Willen dem ihrigen entgegen zu setzen, sie zu gewöhnen, unwillkürlich den ihrigen dem meinen unterzuordnen. Die guten Kinder hatten gar keinen Begriff von einer höhern Beschränkung ihres Willens. Bei den Eltern konnten sie Alles erzwingen, unter ihnen gab es gerade deßwegen beständig Streit, weil jedes seinen Willen haben wollte. In diesen Fällen ge-

wann den Streit dann das Jüngſte, oder das, welches am beſten ſchreien konnte; oder wenn die Eltern nicht anweſend waren, das Stärkſte. Sie wollten auch mir befehlen, und Chriſti ſagte: wotſch das mache enangere nah, oder ih ſäges em Vater. Am folgenden Morgen begann ich alle meine Gefälligkeiten an Bedingungen zu knüpfen, ſo leichte als möglich; aber wenn ich etwas thun ſollte, ſo mußten ſie auch etwas leiſten, und was ich einmal geſagt hatte, dabei blieb es, auch wenn ſie zetermordio ſchrien, der Jakobli mir die Fauſt machte, und die Mutter mit einem ſchiefen Seitenblick auf mich ſagte: ih hätt bald gnue Brülls. Auf dieſe Weiſe brachte ich ſie ſogar zum Lernen, und weil ich bei dem ſogenannten Lernen, d. h. Leſen und Buchſtabiren, bei ihnen war, ihnen erklärte, weil ich mit ihnen, wie ſie meinten, Spaß trieb, ſie die Buchſtaben abmalen (wie ſie ſagten), ſie zählen ließ, ihnen zeigte, wie man die ausgeſprochene Zahl auch abmalen konnte, ſo hatten ſie an dieſer lebendigen Beſchäftigung die größte Freude, und zählten und malten d'rauf los, wo ſie nur gingen und ſtunden. So lernten ſie alle Tage; und wenn ich erzählen mußte, wickelte ich ihre Unarten in Geſchichten ein, wo ſie entweder die Nutzanwendung ſelbſt fanden, oder ich ſie bei gegebenem Anlaß mit Nutzen machen konnte. Das wirkte auf die Kinder gar bedeutend ein, denn ſie hatten gar keine Vorſtellung, daß man Geſchichten erſinnen könne; ſie meinten, es ſei alles Punktum ſo gegangen, wie ich es vorbringe.

Die Eltern ſahen verwundert zu, ſie konnten gar nicht begreifen, wie das kam. Die Mutter meinte: du maſt dih doch afe g'mühye mit ne, es düecht mih, du ſöttiſch ſturm werde; du hätteſt ſölle Schulmeiſter werde, du hätteſt e beſſere gäh, as üſe, zu dem cha me ſe nit i d' Schul bringe, und ſi lere i Gottes Name nüt, es düecht mih, ſi ſyge geng am glyche Ort, ſie bei ſitz i der Wuche meh giehrt, als vern d'r ganz Winter, es ſöt eine meine, du wäriſch mit Hung ag'ſtriche, ſo hange ſi d'r a. Und der Vater ſagte: ih bigrife gar nit, wie d'ö o

machſt, daß ſie d'r folge, mi iſch o geng a ne und biſihlt ne, aber es iſch geng d's Glyche, ſie wei i Gottes Name nüt folge. Es iſch drum hüt zu Tag gar e böſi Welt, da iſch e ke G'horſam meh; u de cha üſer eim ſih nit ſo mit ne g'mühye, mr hei nit Zyt, ne geng nah z'luege, m'r bei angeri Sache o z'thue. Dann ſagte er auch wohl zu den Kindern: warum theut d'r ihm ſo folge, u üs nit, das iſch nit brav von ech. Und die Mutter meinte: we ſi nume afe öpperem folge, ſu chöme ſi eim doch vor de Füße weg. Zu dieſem allem ſagte ich wenig, es war noch nicht an der Zeit, Vorleſungen über die Kinderzucht zu halten; ich hütete mich wohl, ihnen ihre Fehler zu ſagen, oder ein Kind anders zu ſtrafen, als dadurch, daß ich ihm etwas nichs that, was es wollte. Hätte ich Hand an eins gelegt, ſo wäre die Herrlichkeit aus geweſen, und es hätte geheißen: du bruchſt ſe nüt z'ſchlah, es ſy üſi King, ſi gange niemere nüt ah, we ſi d'r nit recht ſy, ſu chaſt ja gah.

Es verging aber ſchon ſelten ein Morgen, daß die Wirthin mir nicht ein Gläschen einſchenken wollte. Hatten ſie Nachmittags im Stübli ihren Kaffee, ſo wurde mir immer ein Kacheli anerboten, und wenn es die Alten vergaßen, ſo ruhten die Kinder nicht, bis ich auch da war; und wenn der Wirth von einem Lauf heimkam, und einen Schoppen für ſich holte, ſo ſollte ich Beſcheid thun. Was der Mann in Verwunderung gerieth, als er einmal die Mühe nahm, zu ſehen, was die Kinder lernten, als er ſah, daß ſie ſchon einige Zahlen machen konnten, und viel ſchönere als er, und er meine Handſchrift bemerkte; es fehlte nicht viel, er hätte geglaubt, dahinter ſtecke Hexenwerk. Er kriegte aber auf einmal gar einen großen Glauben an die Fähigkeit ſeiner Kinder: unter tuſige, meinte er, wären keine, di i ſo kurzer Zyt ſövli glehrt hätti.

Ich hatte bei weitem nicht den ganzen Tag bei den Kindern zugebracht, ſondern nur ſo viel, daß die Freude an dem, was ich mit ihnen trieb, immer lebendig blieb. In der Zwiſchenzeit hatte ich an meiner Lebensgeſchichte zu ſchreiben angefangen.

Es ging mühſelig zu, und zwei halbe Tage war ich geſeſſen, ehe ich mit mir einig werden konnte, wo und mit welchem Wort ich beginnen ſolle; als vier Tage vergangen waren, war ich erſt mit der erſten Seite fertig. Da wollte mir der Muth vergehen, ich fürchtete, mein Lebtag nicht fertig zu werden, und was nützte dann meine Mühe? Ich konnte doch nicht alles aufſchreiben, mußte erſt ſinnen, was des Schreibens werth ſei, und wenn ich damit fertig war, wieder ſinnen, wie ich das Ausgewählte auch ſetzen müſſe, damit die Leute es verſtünden und leſen möchten. Ich zwang mich zum Fortfahren, und ſiehe, an der zweiten Seite hatte ich nur drei Tage, und an der dritten nur noch zwei; da merkte ich, daß die Sache am Ende doch gehen werde, wenn ich mir Zeit dazu nehme, und an einem ruhigen Orte ſei. Da es mir auch in der Gaſtſtube zu glücken ſchien, wie ich dann erzählen will, ſo beſchloß ich, mit meinen Leuten mich auf feſten Fuß zu ſetzen; es hatte bisher niemand von uns dem Andern etwas geſagt, ich nicht vom Fortgehen, ſie nicht vom Dableiben. Eines Abends, da keine Gaſtig da war, frug ich, was ich ſchuldig ſei, ich wolle bezahlen. Wie da die Leute erſchracken! Du wirſch doch nit furt welle ſo uf einmal? meinten die Alten. Und die Kinder fingen an zu ſchreien: m'r löh dih nit, m'r löh dih nit; und Aenneli, das mein Herzkäfer war, hing mir an den Hals und weinte, ſo daß ich nicht zu Worten kommen konnte. Ich ſagte, daß es mir bei ihnen gar nicht erleidet ſei, und ich eben nirgends etwas hätte, daß ich fort müßte; aber ich vermöge doch nicht ſo mein Lebtag in einem Wirthshaus zu ſein, und nichts zu verdienen; wenn ich ſchon was Weniges hätte, ſo müſſe ich doch auch dem Kreuzer nach, ſonſt gebe ich am Ende ein alter Lump, ſie ſollten mir daher meine Uerti machen, ich könne dann ſehen, wie viel mir noch übrig bleibe. Ich preſſire prezis nicht fort, es wäre mir wohl bei ihnen, aber Muß gehe über Suppe.

Die Wirthin winkte dem Wirth in's Stübli, unterdeſſen

lärmten die Kinder fort, Aenneli warf mir vor, ih hätt gar nit bruche z'cho, wen ih ſche furt well. Sie brachten mir eine Rechnung, bei der ſie nicht viel mehr in Anſchlag gebracht, als den Wein, den ich getrunken, und ſagten: wenn es mich zu viel dünke, ſo könne ich ja geben, was ich wolle. Ich proteſtirte, behauptete, ſie kämen zu kurz, das Eſſen ſei ja gar nicht angeſchlagen. He, meinte die Wirthin, we du z'friede biſch, ſu ſy m'rs o, du heſch o viel tha a üſe Kinge, es ſy ganz angeri; es düecht mih mengiſch, m'r heige e keni meh, ſo rühyig iſch me vor ne. Ih weiß nit wie d's o g'macht heſch; wed furt gaiſch, iſch's grad wieder im Alte, u de iſch erſt nit d'rby z'ſy. Wed nüt angers heſch, ſu blyb du by nis, m'r vermeu d'r nüt z'gä, aber du bruchſt is o nüt z'gä, du chaſt mit is eſſe; wie mr's hei, chaſts o ha; wo ſövli eſſe, chunts nit druf a, geb eis meh oder minger. U z'verdiene gits o geng öppis, meinte der Wirth, we nih öppis z'ſchryße ha, ſo will d'rs zahle, ih bi froh, we mers machſt, u noh menge Angere git d'r z'ſchryße; mi iſch ſuſch zum Schulmeiſter gange, dä iſch aber gar e thüre, u bet de geng öppis mit eim z'branze. U wer weiß, eb nit chöuntiſch bald G'meindſchryber werde, üſe iſch aſe alt, u d'Auge böſe nihm. D'r Schulmeiſter het o druf paſſet, aber ſi bigehre ne nüt, ſi ſäge, er verſumti z'viel a der Schul, u wär de z'viel im Wirthshus, ſagte die Wirthin. Das waren Bedingungen und Ausſichten, die ſich hören und ſehen ließen. Alſo in meiner Gemeinde konnte ich nicht Polizeidiener werden, und hier ſchon die Anwartſchaft auf die Gemeindsſchreiberſtelle, die mich zur wichtigſten Perſon in der Gemeinde machen würde, denn auf den Schreiber kommt es in manchem Dorfe und noch an gar manchem Orte in der Welt das Meiſte an. Und eine Frau hatte dieſes Fündlein gemacht, hatte es ſich damit auch in den Kopf geſetzt; und wenn Weiber ſich etwas in den Kopf ſetzen, iſt dann nicht auch große Hoffnung, daß es geſchieht?

Wir wurden des Handels bald einig. Ich konnte bei

ihnen aus- und eingehen und eſſen umſonſt; was ich dagegen zu thun hatte, ſchrieben ſie mir nicht vor, ſie dachten, das werde ſich von ſelbſt verſtehen, daß ich ungefähr mache, was bis dahin, und ſo geſchah es auch. Was das für ein Jubel war unter den Kindern, als ſie die Gewißheit hatten, daß ich bleiben werde! Nein, dachte ich, das Leben iſt doch ſchön.

Neunundbreißigſtes Kapitel.

Potz Wetter, Weiberlärm!

In der Gaſtſtube ging mir, wie geſagt, die Sache nicht übel, doch mußte ich ſehr behutſam zu Werke gehen. Ich hatte es mir zum Geſetz gemacht, nur des Abends, und nicht einmal alle Abende in derſelben zu ſein, den Tag über waren ohnehin gewöhnlich keine ehrbaren Leute darin, die hatten zu arbeiten. Hie und da kam ein Bauer mit dem Wäſſerſchüfeli, und wärmte bei einem Schoppen die erfrornen Beine, doch geſchah es ſelten. Es war nicht wie an jenem Orte, wo die Wäſſermatten Vorwand ſind, daß der Mann von zwei Uhr Nachmittags bis Mitternacht fortbleibt, wo Wäſſermatten Manchem Hab und Gut gefreſſen, ſo daß ihm nützer geweſen wäre, er hätte dieſelben gleich dem Wirth verehrt. Doch iſt's curios; ob ſolchen gefräßigen und doch ſo verſoffenen Wäſſermatten iſt noch kein Wirth reich geworden, ſondern das Gegentheil. Einige ausgemachte Lumpe fanden ſich öfters ein zu einem Schoppen Branntwein und einem Rams, es war dann niemand da, den ſie ſcheuten. Sie zählten mich anfänglich auch zu ihnen, weil ſie meinten, jede Kriegsgurgel ſei auch eine Schnapsgurgel; ſie brachten es mir, und als ich dieſes ausſchlug, das Mitſpielen ausſchlug, meinten ſie: es düech ſi doch, ih ſött nüt z'fürnehm ſy für ſele, ſi heige de ſcho mit mengem Rothe g'ſpielt, u es heig ſih ihrer noh kene verſchämt. Ich

gab ihnen kurzen Bescheid und scharfe kurze Blicke, da ließen sie mich ruhig.

Des Abends kamen Leute: Bauern, die keine Kinder, Väter, die ihre Güter den Söhnen überlassen hatten; dann auch wer einen Schoppen gerne trank und zu bezahlen vermochte. Doch sehr selten kam Einer mehr als zwei- oder dreimal in der Woche, Aermere zeigten sich sehr selten, sie wußten wohl, wenn sie die Hülfe der Reichen in Anspruch nehmen wollten, so durften sie sich nicht viel im Wirthshause sehen lassen. Weil nur eine Wirthschaft im Orte war, und in der Umgegend keine Winkelkneipe, wohin die Armen sich verbergen konnten, so war unter dieser Klasse nicht so viel Elend, als anderswo, und die Reichern vermochten, wo es einreissen wollte, ihm vorzukommen. Da das Dorf etwas abseits lag, so hingen seine Bewohner noch gar sehr am Hergebrachten, und waren gar sehr mißtrauisch gegen alles Neue und Fremde. Sie sahen mich daher die ersten Abende scheel an, und gaben mir auf einige Fragen kurzen Bescheid. Ich zog mich bescheiden zurück, war nicht vorlaut, und wartete die Gelegenheit ab. Eines Abends disputirten zwei gar heftig mit einander, wo das Elsis sei, und welchen Weg man nehmen müsse, um nach Basel zu kommen. Es war, ich weiß nicht mehr, ob wegen Kies, oder wegen Hanfsamen angegangen, von dem sie gehört hatten, er komme aus dem Elsis, und die Krämer holten ihn in Basel ab. Der Eine meinte, d's Elsis sei grade änet dem Aargau, und d'Schwobe kämen daher, und Basel sei mitte drinn, und wenn man hin wolle, so müsse man über Luzern.

Ganz d's Gunträri, meinte der Andere, d's Elsis g'hört zu Itali, u mi fahrt über Neuenburg, u Basel ist grad vor dra, imene Tag ist me dert. Der Streit wurde immer lebendiger, je weniger sie von der Sache wußten, und die Anwesenden hörten begierig zu, um zu vernehmen, welcher der G'schickter sei, denn der Eine war der Gemeindschreiber, und der Andere der — doch ich sage nicht wer, man könnte meinen,

ich sei nur böse, weil ich keiner hätte werden können; und die Leute, die sind, was ich werden wollte, sind gar chutzlich, und mögen nüt erlyde, sie könnten denken, ich wollte sie verächtlich machen, damit sie nicht mehr Lohn erhielten. Nein, nein, gute Leute, ich gönne euch von ganzem Herzen Lohn, und noch mehr, auch Ruhm und Ansehen, aber den ersten kann ich euch nicht geben, und die letztern müßt ihr verdienen, die fallen nicht vom Himmel herab, wie hoch man ihnen auch die Nase entgegenstreckt.

Der Gemeindschreiber war mit seinem Luzern und seinen Schwoben in der Enge, weil der Andere mit einigen Tropfen Seewein die Landkarte von Europa gar deutlich aufgemalt hatte auf den Tisch, und mit dem Finger accurat zu sagen wußte, wo das Elsis sei und Itali, und grad hinten dran Frankreich und die Türkei. Die Wage des Sieges neigte sich bedeutend auf seine Seite, triumphirend blickte er umher, bewunderungsvoll die Andern auf ihn. In seinen Nöthen, da er von Frankreich hörte, rief der Gemeindschreiber mich an als Zeugen, daß er Recht habe; wenn Frankreich hinger dra syg, so heig ih ja durch Neueburg, Basel und d's Elsis müsse, für dahi zche, ih söll säge, das syg nit wahr. Ich war einen Augenblick in Verlegenheit; das war ein Streit auf Leben und Tod, jeder hatte seine Partei, nun wollte ich mir nicht gerne Feinde machen. Ich sagte daher, sie hätten im Grunde beide Recht, man könne über Luzern und über Neuenburg nach Basel, die Schwoben seien nicht ganz im Elsis, aber grad d'rnebe, und d's Elsis sei accurat neben Italien, es sei nur noch etwas Weniges dazwischen, auch liege es just vor Frankreich, wenn man aus Deutschland herkomme. Da hättet ihr die Männlein sehen sollen, wie sie sich beide meinten, und die Hälse hoch aufstreckten, und wie glücklich die Andern schienen, zwei so gelehrte Männer im Dorfe zu haben, die wußen, wo d's Elsis sei, und sogar noch den Weg dahin. Beide sagten mir: thue B'scheid, und hielten mir ihre Gläser voll Twanner

dar. Nicht daß ich eben den Twanner verachte, und auch den Ligerzer nicht, der sogar, nach sehr glaubwürdiger Quelle, brennen soll, wenn man ein Schwefelholz hinein hält: allein ich hatte den Grundsatz, kein Schmarotzer sein zu wollen. Ich wußte wohl, wie der Bauer an seinem Schoppen fürggelet, und gewöhnlich die Tropfen berechnet, daß sie ihm aushalten, bis zum Augenblick, wo er gehen will; ich wußte, wie ein ganzes Glas, das ein Anderer ihm austrinkt, ihm ein Loch in seine Rechnung macht, so daß er entweder früher fortgehen oder einen halben Schoppen nachbescheiden muß, was er beides nicht gerne thut, besonders das letztere nicht, wenn er weiß, daß das Weib das verräthige Geld so gut zählt als er. Auch wollte ich nicht als Schmarotzer behandelt sein, wollte keine untergeordnete Rolle spielen, sondern eine ganze eigene, bei welcher Achtung der Grund sein sollte. Darum sagte ich: seid nur rührig, stellt nur ab, die Wirthin bringt mir so eben einen Schoppen.

Da wir nun einmal bei der Geographie waren, so erzählte ich ihnen ein Mehreres von den großen Feldern, auf welchen die Sämereien aller Art gewonnen werden, von den Städten daselbst und von Basel. Ich erzählte ihnen noch von gar vielen Dingen, aber breit und ausführlich, und sie hatten große Freude daran, und hätten es beinahe nicht gehört, als es zehn Uhr schlug.

Von da an hatte ich Boden, und mir einen gewissen Respekt gewonnen, der nach und nach in Zutrauen sich verwandelte, da ich mich ganz besonders vor einem verschützigen vorlauten Wesen hütete, und mich nirgends aufdrängte, sondern aufsuchen ließ, ich wußte, daß der Landmann darin gar wunderlich ist und mißtrauisch. Drängt sich ihm Einer zu nahe und zeigt sich ihm allzu zuvorkommend und dienstbeflissen, so läßt er sich das gerne gefallen, allein er schöpft alsbald Verdacht, der thue das nicht umsonst, sondern habe irgend Absichten, und hat er einmal diesen Verdacht, so hat man alle

Gewalt über ihn verloren, besonders wenn man ihn zu Verbesserungen irgend einer Art bringen möchte. Weil sie nun wußten, daß ich meist im Wirthshause anzutreffen war des Abends, daß sie Gesellschaft hatten, und also sicher waren, Kurzizpti zu haben, denn so ungern mancher liest, so gerne hört er erzählen, wenn auch Unbedeutendes, so kamen Viele regelmäßiger zu ihrem Schoppen, und blieben auch länger als sonst, doch nicht über die gesetzliche Zeit, wenn ich ihnen von Paris, von Cadix (ich war bei Trocadero) erzählte. Der Wirth war ein ordnungsliebender Mann und dazu haushälterisch, er spendete daher nicht viel, gab im Jahr nicht manchen Schoppen umsonst, und noch weniger Stücklein Bratis, und die Landjäger paßten ihm auf.

Der Wirth war dieser vermehrten Gastig wohl zufrieden, aber nicht die Weiber im Dorfe. Diese fiengen an zu brummen über die Verthunlichkeit ihrer Männer, es war ihnen ärgerlich, daß die etwas genossen, von dem sie nicht auch ihren Theil hatten. Sie meinten, weil Mann und Weib Eins sein sollen, so gehöre von Allem dem Weibe die Hälfte; zudem mochten sie Angst haben, die mehr Wein trinkenden Männer möchten dann weniger Geld zu Kaffee haben, und diese Portionen verringern wollen, möchten mehr vom Ankengeld wollen und dem Eiergeld nachfragen, die Kiöbli, Strange, Flachs, Ryste und Kuder besser in Rechnung halten, und so die Quellen, welche in den geheimen Muttech der Weiber fließen vertrocknen. Wenn sie den heimkommenden Männern ohne Waschlumpen den Kopf wuschen, so wiesen diese, um die Schuld von sich abzuwälzen, auf einen Dritten, ich hätte sie aufgehalten; wie und womit, das sagten sie nicht. Ich war den Weibern schon anfangs aufgefallen mit meinem Schnauz und herrscheligen Wesen, sie hatten nicht begreifen können, warum ich da bleibe, da ich doch niemanden verwandt sei. Sie hatten sich an den Brunnen, Gartenzäunen und in den Kabisplätzen schon lange die Köpfe darüber zerbrochen, und endlich ausge-

macht, da ſtecke etwas dahinter. Sie fiengen an zu muckeln, die Wirthin ſei noch nicht ſo alt, hübſch ſei ſie gar nicht, aber ſchon in der Jugend ſei ſie nicht alles geweſen; man wiſſe wohl, wie das dann gehe, und woher wollte ich das Geld haben, ſo zu leben, wenn ich nicht abverdienen könnte? So war ſchon viel geredet worden, und die gute Wirthin mit beſonderer Schadenfreude durchgenommen.

Wie erſchracken nun die Weiber, als ſie nach und nach darüber zu kommen glaubten, daß meine Anweſenheit nicht der Wirthin, ſondern ihren Männern galt, daß ich die verſäume u. ſ. w. Sie glaubten zuerſt, ich werde da auf ihrer Männer Koſten eſſen und trinken, oder ſie zum Spielen verführen wollen. Sie ſchlichen herbei, und guggeten zu den Fenſtern oder offenen Thüren herein; aber ſie ſahen kein Spiel und Geld, ſahen keine gemeinſchaftliche Uerti, mich aus einem apartige Gütterli trinken. Je weniger ſie ſahen, deſto gefährlicher ſchien ihnen die Sache. Das konnte um Haus oder Hof gehen, oder gar um's Leben und um die Seligkeit. Ob ich etwa ein Hexenmeiſter ſei? meinte die Eine, oder gar der Teufel ſelbſt, die Andere; beides ſchien nicht unwahrſcheinlich, das Für und Wider wurde ängſtlich und ſorgfältig abgewegen. Das war richtig, es ſetzte in jedem Hauſe einen Höllenlärm ab, wenn der Mann in's Wirthshaus gehen wollte, und manche Frau wollte nicht mehr mit dem Manne das Bett theilen, oder daß er die Kinder anrühre, wenn er aus dem Wirthshauſe kam. So war Streit und Zank an allen Ecken. Wir vernahmen das natürlich auch, und es mühte mich gar ſehr. An dieſe gefährliche Seite meines Unternehmens hatte ich nicht gedacht, gar nicht daran gedacht, daß es ſo tief in's häusliche Leben eingreifen und die zu Hauſe bleibende Hälfte in Aufruhr bringen würde. Im erſten Augenblick glaubte ich am beſten, den Männern anzugeben, ihre Weiber mitzubringen; ſie hätten ſomit auch ihren Theil an den Genüſſen der Männer gehabt; und dann hoffte

ich, wenn ich einmal meine Stimme recht gewichtig über die Tagesgespräche abgeben konnte, auf die Weiber besonders einzuwirken, und sie für meine Ansichten zu gewinnen. Das schien mir gar prächtig, so das ganze Dorf zu versammeln in trauter Eintracht süßem Frieden, und nach und nach in alle Glieder eine tüchtige Verständigkeit pflanzen zu können. Zum guten Glück schlief ich noch über diesen Vorschlag, ehe ich ihn vollbracht, denn bei ruhigem Blut sah ich, daß oft gerade Dinge, die den glänzendsten Schein für sich haben im ersten Augenblick, bei besserem Nachsehen die widersinnigsten sind, und ihre Ausführung eine Tollheit ist.

Ueber Nacht kam mir wieder guter Rath, und ich sah, daß ich nicht bei Trofte gewesen wäre, wenn ich meinem saubern Einfall Folge gegeben hätte. Das wäre mir eine schöne Wirthschaft geworden in jedem Hause, wenn die Weiber mehrere Abende im Wirthshause, fern von Kindern und Diensten, zugebracht hätten. Wer hätte zur Haushaltung gesehen, das Nöthige gerüstet, über die bis zum späten Abend fortlaufenden Geschäfte die Aufsicht geführt, die Kinder zu Bette gebracht u. s. w.? Im Winter, wie viele Strangen Garn wären nicht weniger gesponnen worden, und wenn die Mutter herumlief, was hätten wohl ihre halberwachsenen Meitschen gethan? Die häufige Abwesenheit einer Mutter in der Abendzeit von ihrem Hause ist allenthalben fühlbar, zu Stadt und Land, aber auf dem Lande doch noch weit fühlbarer, als in der Stadt; das zeigt sich gegenwärtig am klarsten bei den Stündelern, von denen ich dann auch noch ein Wort reden muß. Gesetzt aber auch, die Weiber wären ohne häuslichen Nachtheil hergekommen in mein neumodisches Casino, oder meine Unterhaltungsabende, wie konnte ich auch nur denken, daß ein Gespräch über allgemeine Gegenstände hätte geführt werden können. Die Weiber hätten die Köpfe zusammengesteckt, Eins dem Andern zu sagen gehabt, daß Ehlansli-, Jörg-, Jeggis-, Samis-Sami wieder zu Kreuzertrinis Tochter gehe,

ein Drittes unter der Hand eine Geſchichte verhandelt, wie zwei junge Eheleute Hausſtreit gehabt, und was ſie einander alles vorgehalten. Zudem hätte es zu mancher Eiferſüchtelei Anlaß geben müſſen, und die Hälfte der Weiber hätte ihren Männern vorgehalten, daß ſie näher bei ihrer Nachbarin geſeſſen, ſie mehr angeſehen, als eben nothwendig geweſen ſei. Und endlich wären die Weiber nicht lange im Frieden bei einander geſeſſen, Eines hätte geglaubt, das Andere wolle ihm den Mann verführen, ein Zweites hätte über Hochmuth des Andern geklagt, und ein Drittes darüber, daß ſeine Nachbarin mit Andern mehr geredet, als mit ihm; kurz, es würde Geſchichten gegeben haben, vor denen es Einem übel grauſet hätte und an ihnen wäre ich ſchuld geweſen mit meinem ſchön ſcheinenden, aber unüberlegten Einfall.

Etwas mußte gehen, das ſah ich wohl ein, darum beſchloß ich nach langem Beſinnen, ich wolle, ſtatt die Weiber hinkommen zu laſſen, zu ihnen in die Häuſer gehen z'Abefitz, und es dort treiben ungefähr wie im Wirthshauſe, hoffend, ſie würden mich dann kennen lernen, Zutrauen faſſen, wenn ich ihnen nicht mehr ſo fremd vorkomme, und den Männern der Zugang zum Wirthshauſe bald wieder offen ſein. Das widerte mich freilich an, und ich konnte mir den Empfang in den meiſten Häuſern denken, die Verlegenheit der Männer, und das verlegene zornige Geſicht der Weiber, und wie dieſe den Stuhl abwaſchen würden, auf dem ich geſeſſen, und mit dem Beſen nachwiſchen, wo ich durchgegangen. Doch ich überwand mich und ging, richtete es aber ſo ein, daß mein Kommen nicht als ein abſichtliches erſchien, ſondern einen zufällig ſcheinenden Grund hätte, irgend eine Verrichtung vorzuſchützen war, oder auch ein Antreffen der Bewohner vor ihren Häuſern. Im Anfang ging es freilich, wenn ich in eine Stube kam, faſt wie wenn ein Habicht in ein Taubenhaus bringt, und die Tauben dann den Kopf verlieren, betäubt hin und her flattern, bis die Einen zufällig die Ausgänge finden, die Andern aber den Tod.

Das ſtob manchmal aus einander, daß nur der Aetti noch da blieb, ganz kaput, und bald ſtreckte ſich ein Kopf zur Thüre herein, und rief: Aetti, ſöllisch uſe cho e nangerenah! und allein war ich, und blieb es einmal ſo lange, daß ich endlich gehen mußte. Aber ich wurde nicht böſe, verlor die Geduld nicht, und übereilte nichts. Hie und da gab es doch Gelegenheit, ein vernünftiges Geſpräch anzuknüpfen, oder durch eine Erzählung ihnen eine Stunde kurzi Zyti zu machen, ihnen einen guten Rath zu geben, einen Kunſtgriff zu lehren u. ſ. w. Weil ich auch gar beſcheiden war, und nicht einmal ein Gläschen Bätziwaſſer annahm, wenn der Mann mir eines einſchenken wollte, weil ich ihre Kinder rühmte, oder die Kabis- und Bohnenplätze, und ſie trotz aller Mühe keinen Pferdefuß bei mir entdecken konnten, auch der Schuhmacher bezeugte, ich hätte Füße wie ein anderer Chriſt, nur etwas große, und weil ich gar nichts wollte, niemand um irgend etwas anſprach, ſo ſingen die Weiber an äne ume z'cho. Sie flohen nicht mehr, wenn ich kam, ſie fuhren nicht mehr mit dem Beſen z'weg, wenn ich ging, ſie nahmen Theil am Geſpräche, und wenn man vor dem Hauſe ſaß, ſo trat wohl hie und da ein anderer Nachbar oder junge Leute herzu, und ich hatte wieder eine neue und recht g'wundrige Zuhörerſchaft. Doch nicht immer führte ich das große Wort, ſondern auch ſie redeten manchmal recht laut und ſcharf, ſo daß ich kaum dazwiſchen konnte, begehrten auf, und jeder ward zum Prophet, der furchtbare Dinge weiſſagete.

Vierzigſtes Kapitel.

Wie meine Bauern kannegießern.

Solche aufregende Geſchichten gab es nicht viele, war aber eine da, ſo wurde ſie mit aller möglichen Heftigkeit in dem Wirthshauſe und in den Häuſern beſprochen. Meine Bauern

gehörten unter die, denen die äußere Welt fremd war. Es gab bloß zwei Zeitungen im Dorfe, eine hielt der Gemeindschreiber, die andere der Schulmeister, der Statthalter hielt das Amtsblatt. Doch bezahlten alle, was sie lasen, und machten es nicht, wie ich Leute kenne, die keine Zeitung bezahlen, aber die Zeitungen anderer Leute auffangen und lesen. Die Zeitungen wurden aber selten ganz gelesen, weil ihnen die G'schrift zu klein war, und was sie lasen, begriffen sie oft nicht, und sagten aufrichtig: daraus könnten sie wieder nichts machen. Daraus kann man schließen, daß ihnen die Bundesrevision eben nicht am Herzen lag, sie wußten gar nicht, was damit gemeint sei, und meinten, sie hätten des G'stürms afe gnue. Auch von den Badener Konferenzbeschlüssen begriffen sie nichts, und glaubten, es sei darum zu thun, daß die Bisthümler Religion schanzierten. Das trag nüt ab, meinten sie, si heige doch nicht viel daron, aber gar nichts, geb die seie katholisch oder reformirt. Als es aber hieß, die Leute müßten fort, und man bekomme Einquartierung, da wurde gewaltig räsonirt, und da sagten sie: die D. Brüllhüng, die's zwängt heige, die sölle jetz gah, aber die zöge de d'Rase schön z'ruck, und hocke rühyig daheim; das syg chumlig, aber nit billig; wer den Brei anrühre, der söll ihn auch auffresse; aber die, wo am meisten brülle, die syge die ärgste Schyßer, wes druf a chöm. Doch ließen sie die jungen Leute gelassen ziehen, packten ihnen Würste ein, und die Ermahnung: si sölle nit meine, si welle geng z'vordrist sy. Und als die Einquartierung kam, thaten die Weiber Fleisch über ganze Häfen voll, Brönz wurde gerüstet, an manchen Orten Wein, und so gut und wohlmeinend, als man konnte, wurde traktirt allenthalben. Man war noch einige Tage recht glücklich im Erzählen alles dessen, was man gesehen, gehört, und was man den Soldaten gegeben habe. Besonders viel wurde von dem Hauptmann gesprochen, der sei gar e ryche u ne guete, aber e chley e dumme g'sy; es syg gar lustig g'sy, wie n'r mit ne g'spielt heig i d'r Gaststube,

u wie si ne b'schiße (betrogen) heige, u wie ne neb um Mittinacht d'r Frater us em Bett g'reicht heig, u wie si ihm mme Häiseli g'seit heige u. s. w. Das fanden die Leute gar lustig, ich aber fand es sehr traurig, denn was soll ein solcher Hauptmann mit seiner Kompagnie, deren Narr er ist? Was denken die andern Offiziere, wenn sie mit der ganzen Kompagnie ihn zum Narren halten helfen? Was kann da für eine Subordination statt finden, wie Ordnung in Krieg und Frieden? Solche untaugliche Offiziere sah ich leider mehrere, ich könnte etwas von ihnen erzählen und wie mich die Soldaten gedauert.

Große Politiker waren also meine Bauern nicht, um eine Menge Tagesfragen bekümmerten sie sich nicht, sobald sie nicht in ihr tägliches Leben einschlugen und in ihren Sack; und mit den Letztern hatten sie es eigen. Das Straßengesetz und das Militärgesetz nehmen dem Lande bedeutende Lasten ab, und wälzen sie der Staatskasse zu. Aber die großen Erleichterungen brachten meine Bauern gar nicht in Anschlag, wie sie es verdienen, und der Bauer wird in wenig Jahren die abgenommene Last ganz vergessen, ganz vergessen, daß sie einmal g'meinwerchet auf den Straßen. Das G'meinwerk nahm kein baar Geld aus dem Sack, wurde abgemacht in Zeiten, wo Geld und Menschen nicht besonders beschäftigt waren, man brummte wohl darüber, fuhr aber denn doch nicht ungern hin. Es gab da bei der Menge der Arbeitenden manchen lustigen Spaß. Das Militärgesetz beschlug vorzüglich die jungen Leute, die waren gezwungen, um die nöthige Armatur anzuschaffen, etwas weniger zu vertrinken von ihrem Gelde; jetzt haben sie desto mehr für den Wirth, und die Alten haben keine Erleichterung. Und wenn die Soldaten bei Musterungen nicht den Sold bekommen, an den sie gewohnt, so werden sie sich wüst geberden, sagen: ih sch..ß uf d'Verfaßig, und d's Brichte wird nit helfe, und die Offiziere werden ihre liebe Noth haben. Der Bauer, der nicht rechnen kann, rechnet also dem Staate solche Erleichte-

rungen gar nicht mit der gebörigen Dankbarkeit an, er rechnet nur das an, was er erhält, und was er alle Jahre neu erhält, und was ihm Geld erspart. Wenn z. B. die großen Summen, welche durch die gemachten sogenannten Erleichterungen der Staatskasse nun auffallen, dem Land jährlich hätten baar ausbezahlt werden können für Arme, für Schulen, für gemeinnützige Unternehmungen aller Art, so bin ich überzeugt, man hätte diese Art von Erleichterung weit dankbarer aufgenommen, weit tiefer und länger empfunden als jene. Bei dem Austheilen hätte man anfangen sollen, nicht bei dem Abschaffen. Uebrigens muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie eine republikanische Behörde ein Gesetz geben kann, in Folge dessen das Land nach und nach entwaffnet wird, aus den Häusern die eigenen Wehren schwinden, und die Lust an Wehr und Waffen ertödtet wird; denn nur eine eigene Wehre wird Einem lieb, und man wächst mit ihr zusammen, nicht mit einer vom Staate geliehenen. Wenn diesem Gesetz nicht so tiefe oder hohe Grundsätze zum Grunde liegen, daß ich sie nicht begreifen kann, so wäre man versucht, an sehr kleinlichen Eigennutz oder eine sehr kurzsichtige Sucht nach kleinlicher Popularität zu denken.

Deste größeren Lärm machten die Bewegungen, die im Schulwesen versucht wurden; sie waren in Häusern und in der Gaststube die beständig vorliegenden Verhandlungsgegenstände, an denen die Weiber mit Leib und Seele Antheil nahmen, und wie ich unter der Hand aus sicherer Quelle vernahm, soll in den Schulkommissionen auf gleiche Weise geredet worden sein, wie es die Weiber und Großätti und Großmüetti zu Hause thaten. Der erste Anstoß zu diesem Lärm wurde von einer Seite her gegeben, wo bei großer Unkunde des Volkscharakters eine Leidenschaftlichkeit herrscht, die über sich und die eigenen Zwecke alles außer Acht läßt, was wahre Vaterlandsfreunde sonst in Obacht zu nehmen pflegen. Bei der erbitterten Hastigkeit, womit diese Zwecke verfolgt werden, wiederholt sich aber

die Geschichte jenes halbblinden Reisenden, der von Frauenkappelen nach Bern wollte, und sich endlich nach vielem Schimpfen über den langen Weg auf der Brücke von Gümmenen befand. Der Reisende bürdete der Regierung die Schuld seiner Verirrung auf, und schimpfte beständig, ihre Wegweiser taugten nichts, weil man trotz derselben verirren könne. Daß er halbblind und unbesonnen sei, hatte er sein Lebtag nicht glauben wollen, und nie gemerkt, daß seine eigene große Nase es sei, die ihm vor den Augen stund, ihm alle Aussicht nahm, und die er bald für die Welt selbst ansah, bald für den Wegweiser der ganzen Welt.

Nach einigen unzeitigen, unklugen Zeitungsartikeln, einigen übereilten Reformen in einigen Schulen und einigen andern zufälligen nur in dieser Verbindung bemerkbaren Vorfällen, ertönte auf einmal unter dem sogenannten gemeinen Volk das Geschrei, wie aus dem Boden hervorgewachsen: man wolle nichts von der Religion, man wolle sie abschaffen und die Natur einführen in den Schulen, statt der Religion. Ich kann mir kaum denken, daß vor vierzig Jahren das Geschrei, die Franzosen kommen, so ängstlich geklungen habe, als dieser Nothseufzer. Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk, es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt (ich rede vom sogenannten gemeinen Volk). Es schreit beim Brunnen, bei Abendsitzen, in Wirthshäusern, aber immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme, so daß die, welche nicht beim Brunnen stehen, nicht an den Abendsitzen mit sitzen oder in den Wirthshäusern, nichts davon hören, oder nur undeutlich und daher denen, welche ihnen davon erzählen, nicht glauben. So bezeichnete im Großen Rath von Bern Einer die Klagen über das zunehmende Branntweintrinken und die Vermehrung der Wirthshäuser, als Lügen der Wirthe und Geistlichen. Merkwürdig bleibt, daß die Geistlichen verhöhnt werden, wenn sie vor einem Uebel warnen, und Taugenichtse gescholten, daß sie das eingerissene, durch Andere muthwillig in ihrem Dünkel

eingeführte Uebel, nicht verhütet. Das eigentliche Volk ſchreit alſo nicht laut, rottet ſich nicht zuſammen, beginnt nicht Mord und Unruhe; aber es waffnet ſich mit einer ſtillen unbezwinglichen Hartnäckigkeit, die nur der Gewalt weicht, und mit einem unergründlichen Mißtrauen, welches hinter Allem Fallen, Fallſtricke, böſe Abſichten, hinterliſtige Verſuche wittert. Es läßt befehlen, ſchimpft darüber, verläßt ſich darauf, daß auf die Handhabung der Geſetze nicht beſonders geachtet wird, macht im Stillen was es will, und betrachtet mit Blicken, in denen man leſen kann: du witſch nit alles welle zwänge, einen Jeden, von dem irgend ein Befehl kommt.

Die Weiber ſchimpften unter ſich bis zum Weinen, die Männer brummten den Baß dazu, ſchlugen mit den Fäuſten auf den Tiſch. Nei b. D. m'r thües nit, m'r hei o noh neuis z'bifehle, zwänge lah m'r is nit, u my Bub ſoll d'Fragi lere, u nüt megers, er brucht nüt vo d'r Natur z'wüße, u m'r doles nit, daß alles uf d'Natur zoge werd, u d'Meitſcheni bruche des Kribels nüt, es treit nüt ab, u macht ſe ume g'wundrig, daß ſi de Manne gah ſchnauſe; we ſi d's Druckte leſe chen u d'Fragi, ſo ſy ſi lang g'ſchichti gnue. Dann wurden Gräuel erzählt, wie ein Schulmeiſter lehre, die Sonne ſtehe ſtill, und die Erde gehe um ſie herum, wie ein Anderer d'Fragi einen ganzen Winter nicht überhört habe, aber von der Schweizergeſchichte b'richtet, von der man doch weder im alten noch im neuen Teſtament etwas leſe, und die zum Seligwerden nichts abtrage; wie man Bücher einführen wolle, wo von Geiß und Gitzi die Rede ſei, und nicht von Jeſus Chriſtus. Zu dem allem nickte der Schulmeiſter, der eben nichts von der Schweizergeſchichte, nichts von der Natur wußte, und nichts davon lernen wollte, beifällig mit dem Kopfe, und unterhielt das Feuer mit bedenklichem Kopfſchütteln und bedenklichen Worten, ſo viel er vermochte, und meinte: man ſei lang wohl beim Alten geweſen, man werde beim Neuen kaum ſeliger werden.

Einer erklärte einſt an einem Sonntag Abends im Wirths-

hause die Schulen geradezu jetzt für überflüssig. Ehedem hätten oft zwei einander geheirathet, die beide nicht lesen konnten, da wäre ihren Kindern eine Schule nöthig gewesen, jetzt aber könne doch meist das Eine oder das Andere lesen, und also ihre Kinder auch lehren, und da könne man die Kinder bei Hause behalten, sie verheyten keine Schuh, und lernten nichts Unnatligs. Ein Anderer behauptete, die Schulen trügen je länger je weniger ab, je mehr man ein Geschrei darüber mache und je mehr Lohn man dem Schulmeister geben müsse; was das kommödisch sei, lerne man nicht mehr. Ehedem habe man doch noch beten können, jetzt müsse man Stunden weit laufen, ehe man jemand finde, der es verstehe. Aber auf Selligem halte man jetzt nichts mehr, die Neuen hätten keine Religion, das sei doch albez nicht so gewesen. — Nun ging Allen das Maul auf, und über den Verfall der Religion begann ein allgemeiner Jammer. Einer brichtete von der neuen Lehre, und gar von einer neuen Bibel, die man einführen wolle; ein Anderer dieß, ein Anderer jenes, Alle schüttelten die Köpfe. —

Ich war sonst im Allgemeinen sehr behutsam, und schwamm nicht gegen den Strom, ich ließ den Sturm vorbei, und suchte allmählig einzulenken; aber jetzt wurde es mir zu bunt, und ich begann mit vernünftigen Gründen ihnen zu zeigen, daß die Religion keine Gefahr laufe, daß man im Gegentheil die Leute recht christlich machen wolle, indem man sie vernünftig zu machen suche, daß die Geschichte der Menschen und die Lehre der Natur nicht von Gott abführten, sondern beides Zeugen seien der Macht und Güte Gottes, daß das alte Testament die Geschichte enthalte des Volkes Gottes, welche jeder Jude kannte, daß wir nun aber auch ein Volk Gottes seien, dem sich Gott vielfach geoffenbaret, daß wir also auch unsere Geschichte kennen sollten. Aber man ließ mich nicht zu Worte kommen, von den Gründen sprang man zu den Personen über, die Einzelnen bekannt waren. Von dem Einen wußte man, daß er nie das Abendmahl genieße, von dem An-

dern, daß er ein liederliches Leben führe, Weib und Kinder vergesse, oder, um liederlicher leben zu können, weder Weib noch Kinder auf seinen Namen haben wolle. Von einem Andern wollte Einer, als er einmal vor „Ortienz“ (Audienz) war, wie er sagte, leichtfertige, gottvergessene Reden gehört haben, und dazu habe der Beamtete damals ausgesehen, wie ein rechter Fötzel. Ich redete nun wieder dagegen recht warm, und führte ihnen zu Gemüthe, daß man nie vom Einzelnen auf das Ganze schließen dürfe, und auch nicht vom Schein auf die Wahrheit. Man habe Talente nöthig, Männer von Kenntnissen und Einsicht, da könne man nicht auf alles sehen, und wenn vielleicht auch Einzelne nicht so recht christlich wären, was ich aber nicht wisse, so hätten sie doch auf das Ganze kaum den Einfluß, daß für die Religion etwas zu fürchten wäre. Allez, sei es damit noch weit schlimmer gewesen als jetzt, sie sollten sich nur recht erinnern. Es sei doch noch besser gar nicht in die Kirche zu gehen, als die Beine über einen eingemachten Stuhl hinauszuhängen, und mit dem Augenglas allen hübschen Mädchen nachzusehen.

Als ich endlich außer Athem einen Schluck aus meinem Glase that, begann bedächtlich ein junger Mann, der sonst nicht viel sprach, mir folgendes zu entgegnen: Ob die Alten Religion gehabt, oder liederlich gewesen, darnach hätten wir nicht zu fragen, sie zählten sich nicht zu uns, gaben sich nicht für unsere Muster aus. Sie waren unsere Herren, und in ihrem Interesse war es, unsere Herren zu bleiben, so lange als möglich. Mag nun dieses Interesse auch ihre einzige wahre Religion gewesen sein, so lehrte es sie doch, uns bei dem Glauben zu behalten, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, es lehrte sie, uns zu geduldigen Christen zu erziehen, wenn auch nicht um der Religion, doch um des Gehorsams willen. Jetzt dagegen sind wir alle gleich, der Schultheiß nicht mehr als der Kaminfeger, so kann jeder sich mit dem Andern zusammenstellen, kann jeder denken: was dem erlaubt ist, ist mir nicht

verboten; je höher Einer ſteht, deſto mehr kann er zum Beiſpiel dienen, und wenn er ein ſchlechtes gibt, ſo wird er um ſo mehr Leute verführen. Jetzt haben wir keine Herren mehr, das Vaterland iſt unſer Gemeingut, es iſt nur Etwelchen zur Verwaltung anvertraut. In meinen Geſchäften werde ich aber mein Hab und Gut nicht Leuten anvertrauen, die keine Religion haben, die liederlich ſind, die ein Spielball ihrer Luſt ſind; ſie bieten mir keine Sicherheit dar, wie flüſſig ſie auch reden können; ſie werden zuerſt zu ſich ſehen, und an Andern Spitzbuben zu werden, macht ihnen eben kein großes Gewiſſen, wenn es ihnen kommod iſt. Soll ich ſolchen Leuten das Vaterland anvertrauen, Leuten, die in keinem ehrbaren Dorfe Sittenrichter werden könnten, wo man noch nicht den Brauch hat, den Bock zum Gärtner zu machen? Was die Alten wären und machten, ging mich nichts an, was aber die Neuen ſind, und was ſie machen, und ob ſie Religion haben, geht mich an; denn haben ſie keine, ſo wollen ſie mir auch die meine nehmen und untergraben.

Da fuhr ich ihm in die Rede, und warf ihm vor, wie er ſagen könne, die Alten hätten vielleicht nicht mehr Religion gehabt, aber ſie den Unterthanen gelaſſen, und die Neuen wollten ſie nun nehmen; dazu ſehe ich keinen Grund, als daß er eben ein Schwarzer ſei. Mir war daran gelegen, daß ein ſolches Mißvergnügen nicht Wurzel faſſe. Miaß, ſagte er, du willſt nur diſputiren, du begreifſt das beſſer als ich. Wir wählten die Alten nicht; ob ſie Religion hatten oder nicht, ging uns eben nichts an, hingegen war ihnen kommode, wenn wir etwas Religion hatten, ſie dachten, würden wir gewöhnt, Gott zu gehorchen, ſo würden wir auch beſſer Menſchen gehorchen können, zahmere Lämmer ſein. Haben die Neuen keinen Glauben, ſo müſſen ſie uns den unſern ſchwächen, untergraben, gleichgültig machen, denn ſonſt wählen wir ſie nicht mehr, ſo lange wir noch auf Religion etwas halten. So lange die Religion uns lieb iſt, die wir von unſern Vätern geerbt haben,

so lange wollen wir von denen, die diese Religion schützen sollen, daß sie diese Religion auch selbst besitzen, und sie für ihr theuerstes Eigenthum halten, sonst werden sie dieselbe allen Feinden preis geben, werden ganz eigentlich an ihrem Untergange arbeiten, denn sie fühlen wohl, daß sie die sind, welche als Spreu, der in's Feuer gehörte, bezeichnet werden, wenn die gewaltige Wurfschaufel unter die Völker fährt. — Wenn dem also sei, entgegnete ich, so sei ja das der beste Beweis, daß die Neuen Religion hätten, weil doch noch mit Recht ihnen durchaus kein Vorwurf gemacht werden könne, daß sie Anderer Religion zu nahe treten, daß sie jemand sie nehmen wollten.

Da fing das Geschrei von vornen an, über die Natur und das Buch von der Geiß und dem Gitzi, und die Aufführung Einzelner und ihre Reden, und wir jagten uns den ganzen Abend recht hitzig im Kreise herum, und ich brachte nicht nur nichts ab, sondern schadete mir auf lange Zeit, und hätte mich bald um den alten Kredit disputirt. Das alte Mißtrauen gegen mich, von den Weibern angeregt, erwachte wieder, man fürchtete, ich möchte auch von der neuen Lehre angesteckt sein, und gerade deswegen hieher gesandt, um sie unter der Hand einzuführen. Man fing an zu forschen, was ich eigentlich die Wirthskinder lehre, und fand mit großem Schrecken, daß sie von Wilhelm Tell und von Winkelried redeten, und daß sie wußten, daß die vierfüßigen Thiere vier Beine, und die Vögel Federn und Federn hätten. Da schlichen die Weiber wieder in's Haus, riefen die Wirthin neben aus, und flüsterten ihr zu, ich sei auch einer von Denen, und wie sie mich doch nur im Hause behalten möchten. Ich verführe ihre Kinder; so habe des Wirths Christi zum Joggi gesagt, es gäb schwarzi Mönsche, u us dene chönn me Christe mache, u doch wüß es nieders Ching, daß nume der Tüfel schwarz syg, u daß dä le Christ werde chönni; aber Christe well me z'Tüfle mache. Der Wirthin ward wirklich bange, und sie wußte nicht recht, woran sie war. Die Kinder gehorchten weit mehr, waren

reinlicher, manierlicher, und recht g'schickt, so weit sie sich darauf verstund und darauf Acht zu geben sich Zeit nahm, was selten geschah. Aber d'Religion, d'Religion sei doch die Hauptsache von Allem, meinte sie, als sie mit zitterndem Herzen mich zur Rede stellte; d'Religion sei doch die Hauptsache, und hatte sich doch bis dahin mehr um die Löcher in den Hosen der Kinder, als um ihre Religion bekümmert, und nicht darnach gefragt, ob sie eine oder keine hätten. Aeuneli bet! und wenn es beten konnte, so war sie zufrieden.

Nun ließ ich die Kinder erzählen allerlei schöne Geschichten, die ich sie gelehrt, über die Vorsehung Gottes und seine Leitungen in Lohn und Strafe. Die Wirthin fand sie recht schön, aber d'Religion sei doch die Hauptsache! Ich ließ die Kinder aus dem Leben Jesu erzählen, was sie davon fassen konnten. I das könne man im Testament auch lesen, aber d'Religion müsse man doch dabei haben. Nun ließ ich die Kinder Fragi auffagen, da war sie zufrieden, und gab das Zeugniß: sie hätte es doch gedacht, ich hätte auch Religion und lehrte sie die Kinder, sie wolle es den andern Weibern sagen. Sie that es, aber lange ging es, bis ich mir das alte Zutrauen wieder erworben hatte. Mit der größten Behutsamkeit mußte ich vermeiden, über diesen Gegenstand mich zu erwärmen; sobald ich nur von weitem die Partei derer nehmen wollte, deren Religion in Zweifel gezogen wurde, so las ich auf den Gesichtern die wiederkehrende Meinung, ich sei auch einer von Denen. Daher gelang es mir auch nicht, das Mißtrauen, das sich einmal festgesetzt hatte, erregt durch unberufenes und unbefugtes Einmischen derer, welche unglücklicher Weise wähnten, sie allein verständen alles, und könnten in einer Republik befehlen und durchsetzen gerade wie auf ihrem Zinghof, zu tilgen. Bei jeder Gelegenheit, bei jeder Verordnung kam es zum Vorschein, und allemal hieß es: wenn sie Religion hätten, so ginge es nicht so, so geschähe dieß nicht, würde jenes nicht befohlen; und in stillschweigender Hartnäckigkeit

ließ man befehlen, und that, was man wollte, und ſagte: ſi werde nit alles welle zwünge. Welch heilloſen Nachtheil dieſes brachte in die beabſichtigten Fortſchritte in der Republik, konnte ich nur daraus ſchließen, wenn ich berechnete, wie weit das gegen mich erzeugte Mißtrauen in meinem kleinen Dörfchen mich zurückbrachte. Jenes Mißtrauen wurde noch dadurch befeſtigt, daß die Mitglieder der Regierung nicht nur in den Zeitungen, ſondern ſelbſt im großen Rathe einander verdächtigten, im Kothe herumzogen, ich weiß nicht, ob ganz aus guter Aufrichtigkeit, oder um ſich groß zu machen, wie es auch im gemeinen Leben geſchieht. Es iſt ein rechtes Elend, mit welcher Pöbelhaftigkeit einige Heldchen ſich geberden, um vielleicht zu imponiren und terroriſiren, oder wahrſcheinlicher ihre Unwiſſenheit zu bedecken mit dem groben Geſchütz. Ich hätte gedacht, die Leute im großen Rathe ſollten klüger ſein, als das gemeine Volk, und doch wiſſen gar Viele aus dieſem, was das für einen Eindruck auf die Kinder macht, wenn die Eltern vor den Kindern einander alles Leid vorhalten, und Eins das Andere verdächtigt und ausſchimpft. Beide verlieren den Reſpekt, und die Kinder fangen auch an ihnen zu ſagen, was ihnen in das Maul kömmt. Da kann man lange predigen: Ehre Vater und Mutter! ſobald ſie ſich nicht ſelbſt ehren. Was nützen da Achtungsgeſetze, wo es ſcheint, als ob man Verdächtigungen viel ungeſtrafter im großen Rath von ſich geben könne, als in irgend einer Kneipe, d. h. wenn man von der Majorität iſt.

Kaum hatte das Schulweſen etwas verjurrt, ſo kam das Wirthſchaftsweſen an die Tagesordnung, und es wurde gar grimmig räſonirt. Unſer Wirth führte da ein großes Wort, aber bei weitem nicht das größte; Weiber und Gemeindräthe ſchrien eben ſo ſehr dagegen allenthalben, wo zwei oder drei beiſammen waren.

Die Weiber räſonirten: jetzt wo nur ein Wirthshaus ſei, wüßten ſie doch, wo ihre Männer wären, und könnten gaggen, was ſie machen; wenn aber zwei oder mehrere ſeien,

so wüßte man nie, wo man sie suchen solle, und in den neuen würde man vielleicht auch nicht eine so kommode Gaststube haben wo man alles sehen könne zu den Fenstern ein. Trini jammerte, ihr Mann gehe jetzt schon viel in's Wirthshaus, und wenn es zwei geben sollte, so würde er noch einmal so viel gehen. Stüdi quälte sich am meisten daräber, daß es zwei Wirthinnen geben solle, man hätte an dieser zu viel. Stüdi war eifersüchtiger Natur und herzwüst. Am meisten schrien die Weiber in den Dörfern, wo gar keine Wirthshäuser waren bis dahin, und ihre Männer ruhig alle Abende zu Hause blieben. Sie behaupteten: die Gelegenheit mache Schelme, je näher man das Wirthshaus habe, desto mehr sei man darin, man solle nur dort und dort sehen, wo die meisten Hudeln seien. Sie führten Dörfer an, wo Knechtlein des Abends in's Wirthshaus gingen, und alle ihre Kleidleni bei den Krämern noch schuldig seien. In einem solchen Dorfe saßen sie zusammen, um eine Vorstellung zu machen, daß sie keines begehrten, sie saßen mehrere Abende zusammen und redeten ohne Unterlaß, aber alle auf einmal, so daß sie immer recht vergnügt heim gingen, aber ohne Beschlüsse gefaßt zu haben, und allemal wieder da anfangen mußten, wo sie es gelassen das letzte Mal, und allemal hörten sie wieder auf, wo sie angefangen. So kam die Konzession für eine Pinte in's Dörflein, ehe eine Eingabe gemacht war; da sollen die Männer eine böse Nacht gehabt haben, und man behauptet, die meisten hätten eine gute Stunde des Morgens früher zu füttern angefangen als gewöhnlich. Die G'meinsmanne schrien auch gar laut: je mehr Wirthe seien, desto theurer werde man alles haben müsse; jeder wolle gelebt haben, wolle reich werden, je weniger man verkaufe, desto mehr Profit müsse man nehmen. Ein ganzes Dorf hätte kaum vermocht einen Wirth zu mästen, wie es dann übel gehen müsse, wenn man zwei oder drei zu mästen habe. Wer solle am Ende die Armen erhalten? emel nit d'Regierig, die selligs mache, man ver-

ſpreche immer und halte nichts. Sie hätten jetzt ſchon genug Hudeln, und doch ſcheuten ſich noch Viele in's Wirthshaus zu gehen, aus Furcht, Vorgeſetzte oder ſolche anzutreffen, die ſteuern müßten. Wenn aber in jeder Ecke eine Pinte ſei, wo ſie ſicher wären, niemand anzutreffen, da ſolle man ſehen, wie es gehen werde, und noch dazu wo jeder machen könne was er wolle, und wirthen ſo lange er wolle, und die Polizei nur ein Maul habe um zu freſſen und zu trinken, aber keine Augen um zu ſehen. Man ſolle nur ſehen wie es gehe im Sch.-Graben, wo vier oder fünf auf einmal wirthen wollten, und wirklich wirtheten, ehe ſie Bewilligung hatten; denn Ordnung ſei keine mehr, und die, welche ſie halten ſollten, hätten wohl zehn Finger, aber ſie lugten durch alle. Man ſolle im Sch.-Graben nur ſehen, da dünke es Einem, man ſehe an den Kindern wirklich ſchon ein ganz verwildertes Weſen.

Der Wirth blies die gleiche Melodie, aber in einer andern Stimme. Er meinte: es ſei darauf abgeſehen, die gegenwärtigen Wirthe zu Hudeln zu machen, welche ihre Wirthshäuſer theuer angenommen hätten. Man werde ſehen, wie Einer nach dem Andern geltstagen müſſe, wenn ihm Geld abgekündet werde; es müßte Einer ein Eſel ſein, wenn er ein altes Wirthshaus theuer kaufen wollte, während er wohlfeil ein neues errichten könne. Aber die, welche ſolche Geſetze machen, ſuchten den Profit für ſich. Die Einen ſeien Weinhändler, und wollten größern Weinverbrauch, Andere möchten gerne ſelbſt Wirthe werden, oder hätten Söhne, Tochtermänner, Schwäger u. ſ. w., die wirthen möchten, darum hätten ſie ein ſolches Geſetz gemacht, das gar niemand verlangt habe. Wäre Gerechtigkeit im Lande, ſo wäre zugleich ein Geſetz gemacht worden, daß Keiner von denen, welcher zum Patentſyſtem geſtimmt, lebenslänglich eine Wirthſchaft errichten oder ausüben dürfe, und keiner ſeiner Verwandten während zwanzig Jahren; da hätte man ſehen können: ob das Patentſyſtem

auch heraus gekommen, ob Vaterlandsliebe oder Privatliebe es aufgerichtet?

Am Ende kamen Alle darin überein: es müsse halt alles neu sein, nichts Altes sei mehr gut. Wenn Einem etwas Neues in Sinn komme, so brauche er nur recht laut zu brüllen, so meinten die Andern, sie müßten auch nache gagge, sie seien sonst die Leidere, und so entstehe ein Gebrüll, daß Einem die Ohren surren, und dann ein Gesetz, das niemand gefalle, ob dem es dem Tüfel gruse, und das am Ende niemand gemacht haben wolle, sondern von dem Jeder dem Andern den Schmutz auf den Aermel zu streichen suche. Die Seeländer schrien hüst, die Oberländer hott, und die Oberaargauer hüsthott, und am Ende gehe es hüsthott, d. h. bald hott und bald hüst, bald in den Graben, bald in den Zaun. Wer hott gerufen, wolle nicht schuld sein, daß es in den Graben gegangen, wer hüst gesagt, nehme den Zaun nicht auf sich, und die Hüsthottler behaupteten, sie hätten grad aus gewollt, und wenn sie nicht gewesen wären, so wäre es viel z'übel gegangen. Und, sagten dann meine Bauern, wenn sie Religion hätten, so ginge das nicht so; aber wo keine Religion ist, da geht es halt nicht gut. Ich redete wieder ein, und meinte: man könne doch im großen Rath nicht d'Frage auffingen, sie thäten es im Gemeindrath auch nicht. Ein Gesetz könne nie Allen recht sein, man müsse der Zeit erwarten, um mit Grund urtheilen zu können, ob es dem Lande Nutzen oder Schaden brächte, und gegen die Religion könne ich nichts darin sehen. Los Miaß, sagte Einer, da gib nume lugg, es hilft d'r alles nüt, wed nüt G'schiders z'brichte weist, so hör nume uf und gang ins Bett. Wenn sie Religion hätten, so würden sie nicht so wüst thun, einander nicht so verdächtigen und nicht so eigennützige Dinge machen. Dann ging das alte Disputiren gewöhnlich von neuem an, und die alten Sachen wurden wieder aufgewärmt. Hätte Einer von denen, über welche sie so schimpften, nur eine Sekunde mit ihnen freundlich, manierlich,

mit dem nöthigen Takt ſich unterhalten können, ſo würden ſie geſagt haben: das iſt doch e brave Herr, ja we ſi all ſo wär! Schade, daß des Volkes beſte Freunde dieſe Annäherung oft muthwillig verſäumen aus angeborner Steifheit und Pomade. Des Volkes Feinde wiſſen ſich dieſe Verſäumniß zu Nutzen zu machen. Aber Takt bedarf es und Kenntniß des Volkes, damit dieſe Annäherung den gewünſchten Erfolg habe; wer das Volk nicht kennt, ſchießt grobe Böcke und kann leicht übel wegkommen.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Zwei luſtige Vögel, und wie meine Bauern ſie fliegen lehren.

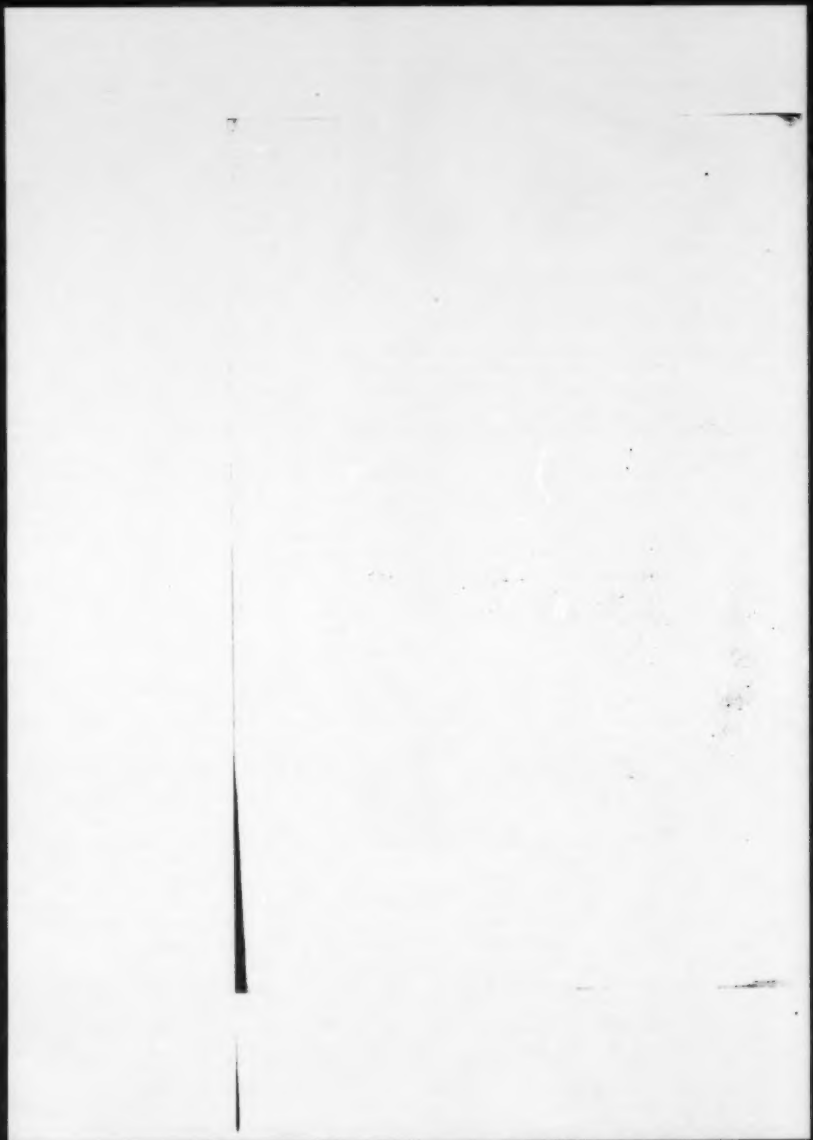
Es traten nämlich eines Sonntags drei Menſchen in die Gaſtſtube; die beiden Erſten waren gut, doch etwas ſchlottrig angezogen, und hatten ein halbgelehrtes Anſehen. Der Eine war ſchwarzbraun, der Andere flachshaarig; der Eine trank ſeinen Wein aus einem Weinglas, der Andere aus einem Bierglas. Hinter dieſem kam die dritte Figur, ob klein oder groß, ſchlank oder dick, ſage ich nicht. Dieſe Figur hatte etwas Protektorartiges, und doch etwas Unterthäniges, beides ſo ungefähr halb und halb, auf dem glattgeriebenen gedankenſchwer ausſehen ſollenden Kopf einen weißen Strohhut, und unter demſelben einen unter dem Kinn zulaufenden Bart, wie man ſie jetzt auch bei vielen Schneidergeſellen ſieht. Die Arme waren in feines Tuch geſteckt, ſahen um die Ellbogen etwas ſteif aus, Manſchetten guckten aus den Aermeln, hervor, und wegen den Manſchetten ſteckten die Hände nicht in den Seitentaſchen des Rockes, ſondern waren in glacierte Handſchuhe geſteckt, und führten einen altväteriſchen Stock, doch nicht mit goldnem Knopf, aber gut verſchlungenem langen Bande. Um die Hüfte wäre die

Figur gerne ſchlank geweſen, deſto ſchlanker waren die Beinchen in den angeſteckten Hoſen und die langen langen Füße, die ſelten unter einem Schreibtiſch Platz hatten. Sie ſetzten ſich, nachdem ſie mit zum Theil bebrillten Augen und die Hände in die Seiten geſtemmt die Anweſenden gemuſtert und halblaut allerlei geweltſchet hatten, an einem Tiſche nieder, und begannen mit den Bauern eine Unterhaltung in einer Sprache, von der man nicht recht wußte, war es Berndeutſch in Hochdeutſch verwandelt, oder Hochdeutſch in Berndeutſch. Einer wollte ſpäter behaupten, man rede gerade ſo um's Schwabenland herum. Der Mann mit dem bedenklichen Geſicht und dem weißen Hut redete nur mit, wenn er den Dollmetſch machen mußte. Sie frugen, wie man zufrieden ſei mit der gegenwärtigen Regierung? Meine Bauern, diplomatiſch vorſichtig, wie ſie waren, zuckten die Achſel und brauchten die gewöhnliche Redensart: man müſſe zufrieden ſein, daß es nicht noch ſchlechter ginge; beſſer könnte es aber auch gehen. Jene lachten auf und ſagten: das meinten ſie auch, aber kaum ſchlechter; die neuen Regenten ſeien gerade wie die alten, ſie hätten das Volk vergeſſen und dächten nur an ſich. Man ſolle nur bedenken, was in der Verfaſſung verſprochen worden und was man gehalten? Das Volk ſei unterdrückt. Habe man etwa den Zehnten abgeſchafft, wie in der Verfaſſung verſprochen worden? Habe der Staat die Armen übernommen, wie verheißen worden? Hätten ſie etwas von den reichen Stadtgütern erhalten, die im Lande zuſammengeſtohlen worden: Von dem Allem ſei nichts geſchehen und werde nichts geſchehen, ſo lange dieſe Volksverräther an der Spitze ſtünden, aber die müßten runter, es gebe noch andere Leute, die es mit dem Volke beſſer meinten. — Die Bauern horchten hoch auf, das Ding gefiel ihnen, jeder rechnete ſchnell nach, wie viel ihm das jährlich ziehen mußte; und daß das Alles verheißen ſei, zweifelten ſie keinen Augenblick, bewieſen jene zwei Volksfreunde es ja mit der Verfaſſung, die ihnen noch nie ſo ſchön und verſtändlich ausgelegt worden war.

Sie gaben ihren Beifall zu erkennen, doch nur mit halben Worten, und ließen einige Aeußerungen laufen gegen einzelne Regenten. Nun war jenen Herren noch mehr angeholfen, der Weißhaarige kam in ein neues größeres Feuer, während der Schwarzbehaarte unvermerkt hinausging. Er rückte den Bauern immer näher, aus dem Bierglase verschwand der Wein immer schneller, er kümmerte sich aber gar nicht darum, welches seine Flasche sei, er schenkte sich ein aus jedem Schoppen, jeder Halbi, welche er fassen konnte; und wenn die Wirthin die Eigenthümer fragte: ob sie noch Eine geben solle? so sagte der Begeisterte: Versteht sich! Er verstieg sich immer höher, und erklärte ihnen den eidgenössischen Verfassungsrath, wie die ganze Schweiz Eins werden, alle Kantönlein runter müßten; dann müsse man die neuen Regenten ausjagen und bessere wählen, wo man sie finde, seien es Griechen oder Türken, Italiener oder Polaken; dann müsse man allen Tyrannen den Garaus machen, Deutschland, das herrliche, frei schlagen und dem verfluchten Frankreich den Krieg erklären. Mit den Augen sahen meine Bauern ihrem Wein nach, wie der verschwand, mit den Ohren hörten sie viele Dinge, die sie nicht verstunden, aber doch von Polaken und Krieg, und von beiden wollten sie nichts. Ihr voriges Zutrauen verschwand. So sehr ihnen der erste Theil gefallen hätte, so sehr mißfiel ihnen der zweite, und obendrein besonders die ungenierte Gütergemeinschaft. Einer meinte: der Krieg, der sei ihm gar nicht anständig, er hätte zwei Buben unter den Auszügern, die er lieber daheim hätte, als im Krieg, wo sie sterben könnten; und dann sei es noch gar nicht gewiß, daß man gewinne, er kenne die Franzosen, das seien Teufelsbuben. Er sei kein rechter Schweizer, meinte der Redner, ein ächter Schweizer gebe ein Dutzend Söhne hin für die gute Sache, und frage nicht nach Haus und Gut, wo es sich um die Freiheit handle. Uebrigens könne nur ein dummer Kerl am Sieg zweifeln, wo solche Leute an der Spitze seien.

Dieses sagend haschte seine Hand schnell nach einer Flasche.

Uhä! ſagte der Eigenthümer, und hielt ſie eben feſt: wed Wy trenche wotſch, ſu häb ſelber. Verfluchter Bauernlümmel, willſt du geben laſſen: fuhr der Durſtige wild auf und hob die Fauſt. Schlah nur zue, du biſt o no dene Donnre eine, wo d'Lät ufreiſe, für höne z'ſchmaretze, mi ſétt ech z'tedtſchlah wie d'Fleuge. Was, du Hund, du gönnſt mir den Tropfen Wein nicht, du Eſel weißt gar nicht was Freiheit iſt! Aber die Bauern hatten nun genug Eſel, Hund, Lümmel gehört, eine Menge Ehrentitel gaben ſie ihm zurück, und ſchoben ihn der Thür zu, wie wild er ſich geberden und um ſich ſchlagen mochte. So wie man an dieſelbe kam und die Wirthin dienſtfertig öffnete, kam durch den Gang her ein anderer arger Lärm. Der zweite Herr, der aus dem Spitzglaſe getrunken hatte, wehrte ſich ſo gut er konnte gegen drei Mägde mit Beſen und Scheitern, die wüthend auf ihn zuſchlugen und ihm alle Schande ſagten. Während der Eine in der Stube die Bauern und ihren Wein bearbeitete, war der Andere den Mädchen nachgeſchlichen, beſonders dem älteſten Kind im Hauſe, hatte Unziemliches verſucht, und wurde trotz ſeiner begütigenden Geberden durch das Weibervolk ſelbſt gezüchtigt. Die beiden Geſellen wurden zuerſt einander in die Arme, und dann zum Hauſe hinausgeworfen. Der dritte Herr wollte ſeine Gefährten ſchützen, allein mit ſeinen Handſchuhen, Manſchetten und dem ſchönen Stock und den ebenrecht gekrümmten Ellbogen hatte er ſo viel zu thun, hatte ſolche Angſt, ſeinen Rock durch Berührung mit dem Halbſtein zu verſchaben, daß er nicht zum thätlichen Treffen kommen konnte. Deſto lauter wollte er ſeine Stimme erſchallen laſſen, aber er brachte ſie nie in den rechten Kommandoton, höchſtens zu dem Gekreiſch, zu dem ein Schreiber ſich ſteigern kann, wenn er einen Kopiſten ausſchimpfen will. Nur einzelne ſeiner Worte drangen vernehmbar durch das Getümmel, als: Lümmel! Ich! Sekretair! Grobian! Präſident! ſchlechte Wirthſchaft! Departement! verklagen! Pack! Dieſe Worte imponirten aber nicht, er wurde mitge-



ſtoßen, und unter der Hausthüre erhielt er einen Stoß von unſichtbarer Hand, daß er mit ſeinen unſicheren Beinen die Treppe hinunter, und ſein weißer Hut auf einen Miſthaufen flog.

Mit grimmiger Wehmuth betrachtete er ſeinen weißen Hut und die braunen Flecken daran. Er hätte ſie gerne abgewiſcht, aber er wußte nicht mit was, mit dem Aermel, mit dem Schnupftuch? Ach! wo blieb dann der mühſelig errungene Wohlgeruch? Grimmig und verlegen verſuchte er es mit Nußbaumblättern. Da gab es grüne Flecken ſtatt der braunen, und noch einmal ſo große, da entwand ſich ſeiner geſchnürten Bruſt ein mächtiger Wehlaut, und dieſer Wehlaut tönte wie: Saukerls! Regierungsrath! morndrige Sitzung! Kühdreck! Staatsperſon! Lumpenpack! Das verſtund Einer und antwortete mit Schnuder- und Hudelbuben, und ein Zweiter hetzte ſeinen großen Rämihund auf die Drei, da gaben ſie Ferſengeld, und man ſah ſie nicht wieder. Das ſeien ihm Donnersbuben, meinte ein alter dicker Bauer, der auch Hand angelegt, und ob der ungewohnten Anſtrengung ſchier nicht ſchnuppen konnte. Die hätten doch anfangs ſo ſchön thun können, daß man ihnen Alles glauben müſſen, es ſei aber recht gut, daß ſie gezeigt, wer ſie eigentlich ſeien, wie es in der Bibel heiße, Wölfe in Schafkleidern, die hätten die Kräuel zu früh hervorgelaſſen, ſonſt hätten ſie Einen noch können verführen. Seiner Lebtag wolle er ſolchen Hudelbuben nicht mehr glauben, von denen man nicht wüßte, woher ſie kämen und wer ſie wären, und ob ſie etwas hätten. Das ſei denen nur darum zu thun, die Leute hinter einander zu reiſen, und während dem gingen ſie Einem hinter den Wein und hinter d'Meitſcheni, und am Ende hinter alles, was man hätte. Er könne nicht begreifen, wie witzigere Leute ganz gleich redeten wie die, und gemeine Sache mit ihnen machten. Dahinter müſſe etwas ſtecken, das er nicht begreife. Bei dem Allem iſt es aber Schade, daß es nicht ſo kömmt, wie ſie im Anfang verſprachen, fiel Einer ein, ich habe mich ſchon gefreut und wollte darauf hin meiner Alten eine

Halbe vom Beſſern beimbringen, jetzt kann ſie warten; wenn ich keine Zehnten mehr zahlen müßte, ſo brächte es mir wenigſtens hundertfünfzig Kronen jährlich, und wenn wir noch theilen könnten, vielleicht ein paar tauſend Pfund. Du Narr, glaubſt du, das Theilen käme an uns? polterte einer. Haſt du geſehen, wie die theilen! Hat er dir deine Halbe nicht faſt allein ausgeſoffen? du kriegteſt nicht nur nichts, ſondern müßteſt noch geben was du haſt, und deine Buben in Krieg ſchicken, und deine Meitſchemi wären auch nicht ſicher. Wenn mehr ſo Einer kömmt, ſo wollen wir ihm grad von Anfang, ehe er uns die Gringe groß und das Maul wäſſerig gemacht hat, das ſeine ſchoppen, daß er das Reden vergißt. Aber, ſagte eine ängſtliche Seele: der Hoffährtigſte ſcheint ein Herr von der Regierung zu ſein oder iſt Schreiber, der könnte uns wüſte Ungelegenheiten machen, oder es uns eintreiben, wenn er oben an käme oder gar unſer Regierungs-Statthalter würde. Sie ſollten nur nicht Kummer haben, ſagte der ſeither eingetretene Landjäger, ein alter Veteran. Das ſei nur ſo ein Sekretari geweſen, der nicht viel zu bedeuten hätte, wie breit er ſich auch mache, der werde in Bern kaum ein Wort davon ſagen. Und weit bringe es ein ſolcher Sekretari ſelten, wenn ſie ſchon thäten, als ob ſie die Flöhe huſten hörten, das Gras wachſen ſähen. Sie könnten nur in die Feder faſſen, was Andere erſinnten, und Tabellen machen. Gewöhnlich wüßten ſie aber nicht einmal, was in dieſen Tabellen ſei, geſchweige das, was außerhalb derſelben wäre. Daher könnten ſie nichts weniger als regieren (regieren heißt aber nicht regentelen), was man an den Wenigen ſehe, die es zu Regenten gebracht. Wenn ſie aus ihren Tabellen unter die Leute kämen, ſo thäten ſie wie achtzigjährige Großmütter, die mit Stögeliſchuhen auf dem Eiſe ſpazieren wollten, und beim erſten Schritte ſtürzten. Nein, ſagte der Landjäger, vor dem habt keinen Kummer, der wird niemanden bös oder gut Wetter machen, als höchſtens

ſeinen Kopiſten, wenn er ſchreibt wie ein Huhn, und dann mit ihnen aufbegehrt wie ein Ketzbäneli.

Nach dieſem Troſte wurde noch ein halber Schoppen mehr zu Gemüthe gefaßt, und dann fröhlich heim marſchirt, um den Weibern die vollbrachten Heldenthaten zu verkünden, und was ſo ein Sekretari für eine himmelſchreiende Kreatur ſei.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Von vielen wüſten Vögeln und ihrem wüſten Treiben.

Jede bewegte Zeit zeuget eine Maſſe von Spekulanten, welche die Bewegung auszubeuten, im Trüben zu fiſchen ſuchen. Dieſe Spekulanten fordern ſo lange die Umwälzung, bis dieſelbe ihnen in die Hand geworfen, was ihr Herz begehrt, oder ihre Perſon oben aufgeſtellt. Sie angeln nach der Menge mit Schmähungen der Vergangenheit und Gegenwart, mit Verheißungen für die Zukunft. Gutmüthige Schwindler unterſtützen ſie mit ſchönen Redensarten, und fremde Verhältniſſe halb, halb unſere Verhältniſſe, und etwas weniger als halb den Gang der Dinge kennend, ſind ſie in ihrem poetiſchen Ungeſtüm der Spekulanten blinde Werkzeuge. Die Zeiten müſſen ſich läutern wie die Luft, und wie nach Gewitterregen Würmer und rothe Schnecken ſich luſtig machen, ſo nach den Gewitterſtürmen der Zeit die Spekulanten; ſie ſcheinen dem Frühling jeder neuen Zeit nothwendig wie die fatalen Käfer jedem ordinären Frühling. Und die blinde, aber lüſterne Menge hängt ſich ſchaarenweis an ihre Angel, wie der Angler in gewitterhafter Zeit auch die meiſten Fiſche fängt. Dieſe ſpekulativen Angler werfen ihre Angel aus in alle Bächlein, in alle beſtehenden Inſtitutionen, in Staat und Kirche. Solche Angler in den Staatsgewäſſern habe ich im vorigen Kapitel dargeſtellt,

Angler, die auch in der Kirche fiſchen wollen, ſtellt das begonnene Kapitel auf.

Ich weiß, unſere bürgerlichen Zuſtände bedürfen der Läuterung, ich weiß aber auch, das die kirchlichen eben ſo gut ihrer bedürfen. Aber wie jene Spekulanten im Staat durch Anarchie zur Despotie führen, ſo die Spekulanten in der Kirche durch ſogenannte Glaubensfreiheit zum furchtbarſten Glaubenszwang nicht nur, nicht nur zu argem Judenthum, ſondern geradezu in die Arme des jungen Deutſchlands, das die Herrſchaft des Fleiſches predigt. Alſo noch einmal, ich erkenne das Mangelhafte in der Kirche an, aber wenn ich Platz hätte, ſo wollte ich beweiſen, daß der bedeutendſte Theil dieſes Mangelhaften von dem früheren Beſtreben des Staates kam, die Kirche zur Staatsmagd zu machen, und wollte beweiſen, daß das Zögern der Verbeſſerung daher komme, weil Viele die Kirche wie ein Aas behandeln, und nicht einmal wie eine Magd, und Krähen und Hunde auf ſie hetzen, an welcher Behandlung ſie aber hoffentlich Kraft und Muth wieder finden wird. Wenn ich alſo das Folgende ſchreibe, ſo rede ich damit nicht gegen der religiöſe Erwachen der Menſchen, gegen das Sammeln um das heilige Wort, ſondern gegen die geiſtlichen Spekulanten, gegen die kirchlichen Demagogen, und theilweiſe auch gegen die gutmüthigen Schwindler, die Werkzeuge der Erſten, die alles Beſtehende beſudeln, alle Menſchen verdammen, geſtorbene und lebendige, die nicht zu ihnen gehören, nur Ihren die Seligkeit verſprechen und die giftige Lehre verbreiten, daß die Ihren mit dem Fleiſche gar nicht mehr ſündigen könnten; das Fleiſch ſeinen Gelüſten fröhnen könne, ohne daß es den Geiſt etwas angehe.

Gegen dieſes Treiben rede ich, das ſo viele Menſchen anzieht, weil es viel leichter iſt, ſelig geſprochen zu werden, als nach der Seligkeit zu ſtreben und zu ringen, viel leichter iſt, Andere zu verdammen, als ſich ſelbſt zu richten, damit man nicht gerichtet werde. Gegen dieſes Treiben, das auf gleiche Weiſe, wie das demagogiſche, im Staate die Menſchen ſittlich

und ökonomisch zu Grunde richtet, gegen dieses Treiben, das von einer gewissen Seite, welche das Christenthum haßt, wie ein ungezogener Bub seinen Lehrer, begünstigt wird, in der eiteln Hoffnung, daß der Spruch in Erfüllung gehe: ein Reich, das unter sich uneinig sei, zerfalle. Die Feinde gehören aber nicht zum Reiche, und um dieses zu zeigen, thut es Noth, daß man ohne Furcht und ohne Erbarmen ihnen die Larve abreiße von den Bocks- oder Eselsgesichtern.

Solche Leute erschienen auch in unserer Gegend, überhaupt im ganzen Lande. Sie predigten Buße und Bekehrung auf eigene Weise, verdammten das Bisherige, und jeder von ihnen sprach: „Ich bin der Weg und das Leben, wer meine Stimme höret, wird selig werden, wer mich aber verläugnet vor der Welt, den werde ich auch verläugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist." Und an die Brust schlug jeder, deutete auf sich selbst und sprach: „Amen, ich sage euch, ich bin die Thüre zu den Schafen, Alle, wie Viele vor mir kommen sind, die sind Diebe und Mörder. Aber die Schafe haben ihnen nicht gehorchet. Ich bin die Thüre, so jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein- und ausgehen und Weide finden." Sie hatten einen Schein der Gottseligkeit und schlichen in die Häuser, die Weiblein gefangen zu führen, die mit Sünden häufig beladen sind, und durch mancherlei Lüste getrieben werden. Man sah sie eben nicht Christo dienen mit ihrem eigenliebenden, geizigen, ruhmräthigen, hoffährtigen, schmähsüchtigen, unversöhnlich wilden Wesen, sondern ihrem Bauche; aber durch süße Worte und Schmeichelrede betrogen sie die Herzen der Einfältigen. Sie machten sich selbst groß und verkleinerten die Andern und sprachen: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie die andern Leute." Sie machten großen Eindruck auf die einfältige Menge, weil sie mit gar großer Kraft und Bestimmtheit selig priesen, Seligkeit verhießen, und wieder verdammten und in die Hölle schickten. Sie machten es gleich wie Jesuiten bei den Protestanten. Verkappt in

allerlei Gestalten, und unter protestantischem Aeußern machten diese vornehmen Sündern die Hölle recht heiß. Und wenn mit heißen Schritten die Verzweiflung in's Herz zog, wiesen sie auf ihre Gemeinschaft hin, die Vergebung für sie hätte. Sie wußten mit einem geheimnißvollen zauberischen Schein sich zu umgeben, der wirket, wie der Blick der giftigen Klapperschlange. Es hieß nämlich bald von ihnen, wer sie nur einmal höre, wer ihnen nur die Hand gebe, der sei der Ihre, und könne nicht mehr von ihnen lassen. Sie pflanzten den Glauben, der dem schwachen Menschen so wohl thut, daß wer ihnen angehöre, mehr sei als Andere. Wie gerne ist das arme Menschenkind vornehm, thut vornehm, sieht auf Andere herab, und hat hochmüthig keine Gemeinschaft mit denen, welche es gemeiner glaubt. Tausende hatten kein Geld, vornehm zu thun, und Tausende hatten das wenige Geld, welches sie besaßen, mit Vornehmthun verthan, und waren wieder gemein geworden. Ach, wie that ihnen das wohl. Nun kamen die und lehrten, wie man wohlfeil vornehm sein, wie man wohlfeil zu dem Vorrecht kommen könne, sich von Andern abzusondern, und hochmüthig auf die große Menge, auf Große und Reiche herabzusehen. Haltet euch zu uns, sprachen sie, so seid ihr mehr als alle Andern, dürft nicht mehr Gemeinschaft haben mit ihnen, nicht mehr an gleichem Tische das heilige Abendmahl genießen, sonst entwürdiget ihr euch, macht euch gemein vor Gott. Ihr seid die Auserwählten Gottes; steht nicht geschrieben: Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt; seid ihr nicht die Wenigen, müßt ihr also sonnenklar nicht auch die Auserwählten sein? — Ach, wie das manchem Weiblein und Mannlein so wohl that, die alle Hoffnungen aufgegeben hatten, einmal vornehm zu sein und Andere verachten zu können. Neidisch auf alle Menschen waren sie bis dahin gewesen, nun konnten sie hochmüthig auf alle herabsehen, und es kostete sie nichts! Waren das nicht Heilande, die ihnen zu diesem Glücke verhalfen, ohne Opfer des Herzens zu fordern, sondern bloß

Spenden aus Sack und Kemi? Sie forderten zwar nichts für sich, aber sie aßen so traulich mit ihnen lieber Hammen als Erdäpfel, und tranken so schön lieber Weltschen mit süßem Thee, als Seeländer mit Wasser. Eine Büchse führten sie zwar mit sich, und jeder mußte etwas darein thun nach Belieben, doch wer nicht drei Batzen hineinlegte, hatte den rechten Glauben nicht. Aber das Geld in der Büchse war nicht für sie, doch nahmen sie es mit sich, und niemand hat es weiter gesehen. Und von den Leuten forderten sie für Gott gar nichts, und ebneten ihnen den Weg doch so kräftig. Allerdings der Durchbruch war schwer und kostete manche Thräne, manche Hamme, manchen Seufzer, und manchmal drei Batzen, viel Mundgeschrei und manche Kanne Thee. War das aber einmal überstanden, dann hatte jeder das Bewußtsein, daß er selig sei, und mit jeder Hamme eine Stufe seliger, und hatte die Gewißheit, daß er gar nicht mehr sündigen könne, und alles was das Fleisch thue, ihn nichts angehe, und Gott denen nichts anrechne, die im Geiste lebten und drei Batzen in die Büchse thäten. Und zum Zeichen, daß es also sei, gingen sie voran mit ihrem Beispiele, schlugen sich um die Bekehrung sehnsüchtiger Mädchen und inbrünstiger Weiber, sättigten sie mit Bruderliebe, und achteten des Fleisches nicht, und doch blieb der Geist auf ihnen, und die Weiber und Mädchen bei ihnen.

Dies war der eigentliche Heerhaufen, dessen Glieder freilich verschiedene Namen führten, aber eines Herzens und eines Sinnes waren, wie man merken konnte. Wie der Heiland hatten sie aber auch ihre Vorläufer, den Weg ihnen zu bereiten. Die kamen in Schafskleidern und thaten gar ehrbar, sie redeten nicht recht deutsch heraus, gaben aber Manches zu merken, lästerten nicht hauptsächlich, sondern nur nebenbei, sonderten sich nicht vornehm ab, warfen aber doch hochmüthige Blicke um sich herum, machten den Leuten angst und bange, daß sie verbürscht wurden im Gemüthe, und begierig nach den Nachkommenden, die ihnen aus ihrem Elende wohlfeil helfen konnten;

sie machten das so gut, als ob sie eben bei den Jesuiten in der Lehre gewesen wären. Sie thaten auch als die von Gott Berufenen, und setzten sich auch an die Tische, auf denen Gutes zu essen und zu trinken war. Je besser man ihnen aufwartete, und je mehr geschenktes Fleisch in ihrer Hele hing, für deste kräftiger hielten sie den Geist, den sie empfangen. Sie gaben ihn auch umsonst, nahmen aber doch je mehr je lieber.

Viele aus diesen letztern wußten nicht, daß Andere nachkämen, die Anführer hatten ihnen ihren geheimen Kampfplan nicht mitgetheilt, ja die geheimen Obern kannten sie nicht. Wer kennt sie übrigens? Die freuten sich nun den lieben langen Sommer durch auf alle Schweine und Kühe, die gemästet und gemolken, auf alle Eier, die gelegt wurden in allen Häusern, welche sie erobert hatten. Wenn dann die Andern anrückten, ehe gemetzget war (und sie haben eine feine Nase) und sich hinsetzten unter die Würste und Säubrägel, und die Kuttentäschen weit aufmachten, und jene armen Vorläufer von all der Herrlichkeit nichts hatten, als den Vorgeschmack und die voreilige Freude, wenn niemand sie einlud, und von dorther niemand kam mit etwas unter der Scheube, wie jammervolle Gesichter machten sie, wie kauten sie an den Nägeln, statt an den Würsten, und muckelten unter der Hand über Eingedrungene in ihren Schweinstall? Manche wollten aufbegehren und Streit anfangen über die ab Handen gekommenen Seelen und Würste, aber von ihrem Oberhaupt wurde ihnen verdeutet, sie hätten stillzuschweigen, und gegen diese, gegen die Nachgekommenen, mit aller brüderlichen und schwägerlichen Liebe sich zu benehmen, und nun andere Häuser zu suchen, in denen auch was sei, Seelen, Schweine, und wenn am Ende auch nur Geißen. So läßt man auch (nicht zusammengezählt mit Respekt) einen Jagdhund den aufgestochenen und geschossenen Hasen nicht fressen, er sticht sonst selbigen Tages keinen andern mehr auf.

Manche unter den letzten jedoch sind redlichen Gemüthes, suchen nicht ihre Ehre allein, suchen nicht bloß fette Schweine, sondern sündige Seelen, aber sie wissen nicht zu prüfen, was sie sagen, haben ihre Kräfte nicht gemessen, ob sie der Aufgabe, zu der niemand sie berufen, gewachsen seien. Diese, welche wähnen vom Geist der Gnaden erfüllt zu sein, werden meist, wenn der Vater den Geist der Verblendung, mit dem sie erfüllt sind, von ihnen nimmt, Buße thun im Sack und in der Asche, werden an die Brust schlagen und wehklagen: „Vater im Himmel, fordere die zerrütteten Seelen nicht aus unserer Hand, nicht die zerfallenen Haushaltungen, nicht die verwahrlosten Kinder! Vater, Vater, da wir glaubten, wir stünden, sind wir gefallen Berge tief, und unsere Sünden sind groß geworden bis an den Himmel, Höllenschmerzen nagen an unsern Seelen; Vater gib uns Trost, gib uns einen Liebesblick, sonst vergehen wir in unaussprechlichem Jammer, mit dem wir büßen müssen den Jammer, den wir andern gebracht. Vater, deine Gerichte sind gerecht, wir leiden, was wir Andere leiden ließen, aber kürze sie ab diese Gerichte, laß Gnade ergehen über uns erwachte Sünder!" Wohl dem, der einst noch so beten kann, der Vater hat noch immer das gleiche Herz, mit dem er den demüthig gewordenen verlornen Sohn empfangen; und es haben welche schon so gebetet, als sie sahen, was sie angerichtet, und wie die von ihnen verführten Menschen haltlos herum irrten, die Beute jeder neuen Verführung, und wie sie selbst nicht Kraft, nicht Geist hätten, ihre Heerde zusammenzuhalten. Es haben welche ihr Gebet öffentlich bekannt gemacht, Andere aber schämten sich dessen vor der Welt, sie wollten sich wieder zurückziehen in die Kirche, wollten ihren Rückzug nicht bekannt machen wie ihren Austritt, wollten ihre Fehler nicht bekennen, die Verführten auf falschem Wege lassen.

Ist das wahrhaft christlich? In der Gemeinde, in der ich war, hatten immerdar einige Haushaltungen sich gemeinschaftlich erbauet, waren zweilen des Sonntags zusammengekommen, um

etwas mit einander zu ſingen, eine Stelle aus der Schrift oder dem Heidelberger ſich erklären zu laſſen; aber neu war das, was nun kommen ſollte. (Dieſes ächt chriſtliche Verſammeln von Freunden und Verwandten zur gegenſeitigen Erbauung, zur Eröffnung der innern Zuſtände, alles ohne Heuchelei, ſondern in wahrer treuherziger Frömmigkeit, verdient alle Ehrfurcht, und wäre ein tiefes Bedürfniß für unſere flache Zeit.) Es kam ſehr langſam, ſchlich von Dorf zu Dorf, machte hie und da wunderbare Sprünge über mehrere, und erſchien plötzlich unerwartet in einer Gemeinde. Aengſtlich frug man ſich, wie weit ſind ſie, wo ſind ſie? und mit Aerger und Angſt erfuhr man, wenn die Seuche um eine Station näher gekommen war. Ich kann mir vorſtellen, es ſei gerade ſo gegangen, wie mit der Cholera, ſowohl die Annäherung, als die Erwartung. Wie die Cholera langſam ſchleicht, und von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und wieder Sprünge macht, und auf einmal in einem Dorfe, in einem Haus auftaucht, wo man es am wenigſten erwartet, und wie die Bewohner der Umgegend bebend das Ungeheuer nahen ſehen, und alle Morgen vor allem ſich fragen: beſch nüt g'hört, wo iſch ſi jetz? und bleich werden, wenn ſie einen Schritt vorwärts gethan — faſt gleich ging es mit der Sektenſeuche.

Man begann immer häufiger von ihren Verſammlungen, vorgefallenen Geſchichten und den Menſchen, die daran Theil nahmen, zu erzählen. Von den Letztern wußte man nichts zu rühmen. Einer derſelben ſchlug ſeine Frau alle Tage, und predigte ſelbſt, ſo oft man ihn hören wollte, vernachläßigte nebenbei ſein Geſchäft, ſein Hausweſen, und klöpfte eben allemal ſeine Frau, wenn ſie daran mahnte, wie gut ſie es ehedem gehabt gegen jetzt. Ein Anderer prügelte die ſeine nur alle Wochen, aber mit beſonderem Nachdruck, als ſie nicht glauben wollte, daß ſie der verlorne Sohn ſei, weil ſie nicht ein Sohn ſein könne, da ſie ja ein Weib ſei. Sie glaubte es erſt, als zwei Zähne eingeſchlagen waren. Wahrſcheinlich erhielt ſie auch

wieder Schläge, als sie mit dem Prediger, der ein Schreiner war, nicht in den benachbarten Wald spazieren gehen wollte. Der Mann selbst war von solchen Spaziergängen ein besonderer Freund. Man erzählt sich, wie einem Manne angekündigt worden, in der nächsten Nacht werde ein Engel seine Frau besuchen, er dürfe aber nicht zu Hause sein. Der gute Mann glaubte es, ging, und das Wesen kam, und seine Frau hatte große Freude daran. Man glaubt aber allgemein, der Engel habe ordentliches Fleisch und Bein gehabt. Einem Andern, einem Schuhmacher, sei wegen andauernder Sündhaftigkeit das Abendmahl verweigert worden, derselbe habe sich darüber gar bitterlich beschwert, daß man dessen Genuß die mit ihm accurat in gleicher Sünde seien, gestatte; das gehe gar partheiisch zu, soll er geklagt haben. Eltern vermißten spät ihre Tochter und die Magd, sie fanden sie nach Mitternacht in Verzückung vor einem Lehrer auf den Knien liegen. Einer Mutter, welche sorgfältiger Abwart bedurfte, soll die Tochter fortgelaufen und von dem zürnenden Bruder Stunden weit weg aufgefunden worden sein, aber sich weigernd heimzukehren, weil es heiße: man solle um seinetwillen Vater und Mutter verlassen, und die Todten ihre Todten begraben lassen. Zu Hause schmachtete die Mutter hülflos, freudenvoll saß die Tochter zwischen den Knien der neuen Heiligen, und horchte mit Andacht auf ihre Schwätzereien. Ein armes Mädchen hatte nur zehn Kreuzer in die Büchse zu thun, man zweifelte an der Tüchtigkeit seines Glaubens, verzweifelnd hängte es sich, konnte aber doch noch zu rechter Zeit abgeschnitten werden. Einer Magd wurde von ihrem Meister die Wahl gelassen, entweder die Kirche nicht zu besuchen, oder den Dienst zu verlassen; endlich erlaubten ihr die Lehrer, alle Monat einmal hinzugehen, wenn sie glaube, in Monatsfrist diese Sünde abbeten zu können. Zu den Kranken und Sterbenden drängten sie sich unberufen, die Vorläufer und die Nachläufer. Der Ersten Einer ließ aus der Stube einer wasserſüchtigen Frau, die als brave Hausmutter bekannt war,

Alle herausgehen. Nun donnerte er auf die gute Frau los all sein geistlich Wurfgeschütz, behauptete, sie leide um ihrer Sünden willen solche Pein; und als sie meinte, sie hätte doch nicht schlimmer gelebt, als Andere, meinte er, sie müsse geheime Sünden begangen haben, sonst würde der Herr seinen Zorn nicht so hart über sie ausgelassen haben. Nun setzte der geistliche Scharfrichter ihr mit aller Brutalität zu, sie solle ihm ihre geheimen Sünden bekennen. Aber Herr Jesus, ich weiß nüt! Das ist gerade das Zeichen, daß du noch verstockt bist u. s. w. Aus diesen geistlichen Martern, in welchen die arme Frau den Athem fast verlor, erlösten sie endlich die Ihrigen, welche an der Thüre gehorcht, und über den frechen evangelischen Kirchenvater sich satt geärgert hatten. An einem andern Orte kamen drei auf einmal zu einem Sterbenden, setzten sich an sein Bett und sprachen: er sei verdammt, wenn er ihnen nicht auf der Stelle seine Sünden bekenne; thue er dieses, so hätten sie die Macht, dieselben ihm zu vergeben. Der Sterbende konnte schon nicht mehr reden, konnte sich nur gegen die Wand und ihnen den Rücken zu drehen, seine Frau durfte ihn nicht verlassen, um Hülfe zu holen gegen diese geistlichen Unholde; so mußte er sich vor seinem Tode stundenlang mit Unsinn und Rohheit foltern lassen, hatte kein ruhig Sterbestündlein, konnte in seinem Kämmerlein nicht ruhig beten zu seinem Gott. Solche Geschichten kamen alle Tage vor. Einmal kam der Arzt in's Wirthshaus ganz [illegible]sbroth, warf den Hut weg, und ließ für sich manchen Fluch über die Zähne geben.

Endlich erzählte er: da oben am Berge habe er eine Kranke, aber die geistlichen D. Spitzbuben gruppe geng ufere, bis sie sie getödtet hätten, er könne nichts machen, und doch sei es Schade um's Meitschi. Er erzählte weiters, das sei das lustigste Meitschi gewesen weit und breit, und singen hätte es gekonnt wie eine Nachtigall. Während es in die Unterweisung ging, hätte die verfl.... Geistlichkeit, die besondern Appetit zu haben scheine nach frischem jungen Fleische,

ſich an daſſelbe gehängt, und beſonders der ſchlechte Schreinergeſell, der ſo gerne ſpazieren gehe, ſei mit ihm gegangen, und wie weit wiſſe man nicht. Als die Zeit genaht, wo es das Abendmahl empfangen ſollte, ſeien ſie mit aller Wuth in das Mädchen gedrungen, daß es daſſelbe nicht von ſeinem Pfarrer empfange, ſonſt ſei es ewig verdammt. Als es nicht gehorchen wollte, wurde ihm ein Brief geſchrieben, angefüllt mit allen Flüchen und Verwünſchungen, wenn es ſich nicht wolle abwendig machen laſſen. Das Kind blieb trotz aller dieſer Anfechtungen ſtandhaft, und genoß das Abendmahl mit andern ehrlichen Chriſten, und trat darauf in Dienſt. Begreiflich hatte aber der ganze Vorgang auf ſein Gemüth gewirkt, hatte in dem ohnehin lebhaften Kinde heftige Kämpfe erzeugt, dieſe traten in eine Entwickelungsperiode der weiblichen Natur, und das Mädchen wurde von gewaltigen Krämpfen befallen, mußte den Dienſt verlaſſen und nach Hauſe zurückkehren. Sogleich ſei die geiſtliche Schaar über daſſelbe hergefallen, mit Beten und Fluchen. Vom Teufel beſeſſen ſei es, ſchrie man ihm zu, ewig-verdammt, es leide, was es verdiene, um ſeiner Verſtockung willen, und dann fielen ſie alle auf die Knie, ſieben, achte mit einander, und ſchrien, was ſie verbringen mochten. Natürlich kriege das Mädchen ſeine Krämpfe auf die fürchterlichſte Weiſe, und ſchreie, daß man es weit unten im Dorfe höre, und jene D..... [illegible]e frohlockten dann, und meinten, das ſei der Teufel, der ſ[illegible]chreie, durch ihr Beten geängſtigt. So könne und dürfe er das Mädchen nicht laſſen, ſonſt ſterbe es ihm die erſten Tage; es nähm ne nume es D. Wunder, ob me de hüt zu Tag alles müß g'ſcheh lah, und ob me die D. alles müß lah mache. Nun erzählte er eine Geſchichte nach der andern, wie er hier und dort erſt hätte heilen können, nachdem er ein halb Dutzend Weiber mit ihren Höllenbüchern in den Händen fortgejagt, wie aber im gleichen Dorfe ein anderes ſonſt munteres Mädchen verzückt und verrückt im Bette läge, ſtatt zu arbeiten, und Geſichter ſehe, wie die Somnam-

bülen. Dieſe Geſchichten faßten beſonders die Weiber auf und ſchrien empört darüber, und meinten: es düech ſe, we ſi das nume einiſch g'ſeh und g'höre chönti. Es iſt ein eigner Geiſt des Widerſpruchs im Weibe, welcher daſſelbe gerade zu dem treibt, welches es nicht will; ein Geiſt der Neugierde, der alles ſelbſt ſehen, ſelbſt erfahren möchte, ſelbſt die wüſteſte Sache, nur um recht zu wiſſen, was ſie ſei, gerade wie das Weib, das im Fröſchweiher herumpfoſelte. Ihr wißt, was man ſagt, wie der Teufel zu Zeiten gut höre, und wenn er zuweilen nur den leiſeſten Wunſch, ihn zu ſehen, vermerke, er leibhaftig vor Einem ſtehe. Daher ſagt man auch, man dürfe den Teufel nicht an die Wand malen, wenn man ihn nicht ſelbſt haben wolle. Alle Regimenter haben Werber, das junge Deutſchland ſeine Propaganda, das gleiche findet bei den Evangeliſten, Separatiſten, Stündelern u. ſ. w. ſtatt. Wohl laufen auch die Lehrer ſelbſt von Haus zu Haus und laden die Leute förmlich ein, hiehin und dorthin, und man weiß ja, wie ungern ein Weib eine Einladung ausſchlägt. Aber ſie ſind doch nicht die eigentlichen Werber dieſer Banden, ſondern dieſe ſind die Weiber ſelbſt. Weiber aller Art bilden den größten Theil dieſer Verſammlungen, junge und alte, ledige und verheirathete bunt durch einander. Jedes Weib hat eine Freundin, eine Baſe, eine Gevatterin an den angrenzenden Orten, wohin das Treiben noch nicht gedrungen. So ein geiſtliches Weib oder Meitſchi legt nun Strümpfe und eine [illegible] Scheube an und marſchirt bei ſeiner Freundin oder Bekannten auf: „Los Bäbi, du mußt notti cho, chum ume einiſch, du chaſt geng mache, wie d' witt, wes d'r nit g'fallt." Bäbi wehrt ſich, ſagt, es habe keine Luſt dazu, es müſſe daheim bei ſeinen Kindern bleiben, und wenn es der Mann vernähme, ſo ging es viel zu wüſt, es glaube, er würde es prügeln. Die geiſtliche Freundin widerlegt die Einwürfe, meint, man brauche es dem Mann nicht zu ſagen, Bäbi wehrt ſich noch immer, aber es frägt doch dies und das, die Freundin weiß auf alles gar gut Beſcheid, und die Unter-

redung endet mit einer Verabredung, und das gute Bäbi iſt gefangen, wie eine Fliege in einer Spinnhubbele.

Bäbi geht alſo erſt weiter an andere Orte, und lügt dem Mann immer mehr vor, je geiſtlicher es wird. Es macht geiſtliche Bekanntſchaften, erhält verſtohlene Beſuche, wenn der Mann abweſend iſt, es hat Bekannte und Freundinnen, die ſucht es auch mit zu ziehen; wo mehrere Weiber ſind, finden ſich endlich auch ein oder mehrere Männer dazu aus beſonderen Gründen, und wohl auch Einer, der unter dem Pantoffel der geiſtlich gewordenen Frau ſteht. Man mag nicht immer weit hinlaufen und möchte auch der Ehre theilhaftig werden, die Verſammlungen in der Nähe zu haben; die Fernern, bei aller Geiſtlichkeit, treten den Neuen auch gerne zuweilen die Laſt der geiſtlichen Einquartirung ab, und die Prediger gehen auch gerne weiter, wo noch unangegriffene Vorräthe ſind, wie die Heuſchrecken auch weiter ziehen, wenn ſie alle Blätter von einem Baume abgefreſſen haben. Dann ſieht man an einem ſchönen Abend, mit einbrechender Dunkelheit, Leute aus allen Ecken einem Hauſe zuſtrömen, man weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Es brennt nicht, es iſt keine Leiche im Hauſe, nein, es iſt eine Verſammlung. Die Cholera iſt da!

So kam ſie auch zu uns, nachdem man ſchon lange davon geredet, davor ſich gefürchtet hatte. Nun erſt begann man davon zu reden, faſt jeden Abend im Wirthshauſe. Man wußte jeden Abend etwas Neues, wußte, Der gehe auch, und Die gehe. Man zergliederte die Leute, und konnte nicht begreifen, wie die dazu kämen, wenn die Sache wirklich geiſtlich ſei, wie man vorgebe; man wollte auch an dieſen Leuten keine Aenderung in ihrem ſonſtigen Treiben bemerken, nichts als einen ſtinkenden Hochmuth, den ſie an den Tag legten, und wachſende Unthätigkeit. Man machte Pläne, was man thun wollte, wenn ein Hausgenoſſe gefangen werden ſollte, und die Männer gedachten zu reden, wenn ihre Weiber von den böſen Gelüſten ſich anwandeln ließen. Man redete ab, hinzugehen, und kam

bald wieder, erzählend von dem Unsinn, der da gesprochen wurde, wie immer das Gleiche wiederholt werde, wie der Lehrer, wenn er stecken bleibe, die Hand vor die Stirne halte, und sage: der Böse habe ihm den Geist weggenommen, und endlich nach einer Weile, wenn er sich besonnen, spreche, jetzt sei der Geist wieder da. Wie man den Leuten Angst mache, sie versichere, bis dahin in des Teufels Krallen gewesen zu sein, verführt von den Baalspfaffen; wie die Kirchen nur des Teufels Steinhaufen seien, ein Versammlungsort der Sünder, und wer hingehe, der Sünden aller Andern theilhaftig werde; wer aber das Vergangene und die Gemeinschaft mit den Sünden abbete und zu ihnen komme, der habe das ewige Leben, der sei selig, der gehöre dem Heiland an. Und sie erzählten, wie die Leute geweint und geschluchzt und dann froh geworden, und wie sie dem Lehrer die Hände gegeben, und wie Andere aufgestanden und Zeugniß abgelegt hätten von der Trefflichkeit und Richtigkeit der Rede des Bruders, und wie sie wieder die Welt verdammt und sich gerühmt hätten, daß es fry g'stunke, ja wie Einige gar versicherten, sie hätten für an der Seligkeit, und wenn sie nur jemand wüßten, so wollten sie ihm ihren Ueberschuß abtreten.

Man wollte mich auch bereden, einmal hinzugehen, allein es widerte mich an: um des Gespötts willen mochte ich nicht gehen, expreß um mich zu ärgern auch nicht, und erbauen konnte ich mich nicht; überdem hörte ich Alles was ging, und hatte satt davon. Die armen mit dieser Seuche geplagten Leute konnten mich dauern von ganzem Herzen, ihren Jammer und ihren Verdruß schütteten sie im Wirthshause aus, da ihnen durch ihre frommen Weiber ihre Häuser erleidet waren. Da jammerte Einer: Seit seine Frau fromm geworden, kriege man in seiner großen Haushaltung keinen Bissen ordentliches Essen mehr. Seine Frau wolle alles selbst machen, nicht einmal die Tochter helfen lassen; sie thue auch die Speisen richtig über, feure tüchtig, laufe dann in's Stübli, bete,

daß man im ganzen Hause sturm werde, glaube, der Herrgott koche für sie in der Küche, und wenn sie endlich dystig sei und aufhören müsse, so sei entweder das Feuer erloschen oder alles angebrantet, und sie müßten das Essen haben wie es sei. Denn der Herrgott hätte viel zu thun, wenn er die Köchin jedes frommen Weibes sein wollte. An letzter Fasnacht habe er ihr befohlen zu kücheln. Sie habe richtig den Anken in die Pfanne gethan, und sei wieder in's Stübli gelaufen, habe dort gebetet, daß es fry g'surret und kutet heig. So sei das Feuer in den Anken gekommen, und ganz sicher wäre das Haus verbrannt, wenn er nicht zufällig das Feuer gesehen und es noch hätte löschen können. Ein Anderer entgegnete ihm: das hätte dir so viel nicht gemacht, du bist reich, und wenn schon das Haus verbrannt wäre, so hättest du ein anderes können bauen lassen. Ich aber bin arm, muß vom Verdienst leben, und wenn meine Frau so fort fährt, so komme ich mit allen sechs Kindern auf die Gemeinde. Wenigstens drei Abende in der Woche sind Versammlungen, meine Frau läuft hin, spinnt nicht, besorgt die Kinder nicht, und wer weiß, ob sie mir nicht noch Sachen verlökt, um auch ein Opfer zu bringen. Spät kömmt sie heim, und kaum ist der Tag wieder da, so steht sie schon bei der Nachbarsfrau, und sie brichten einander, wie es gestern gegangen, was gepredigt worden, und wie es ihnen wohlgethan. Am Nachmittag stehen sie wieder beisammen und rathen ab, wo es des Abends ausgehen müsse. Zwischendurch ist sie wie sturm, und nichts geht ihr recht von der Hand, und wenn ich sie an's Arbeiten mahne, so weint sie, daß sie ob dem irdischen Grümpel die Seligkeit versäumen müsse, und dieser irdische Grümpel sind ihre Kinder, um die sie sich immer weniger bekümmert, ja die ihr zuwider werden, weil sie etwas für sie thun soll.

Die Wirthin begehrte auf: es seien doch nicht nur Weiber, die an die Versammlungen gingen, und ihr Hauswesen vernachläßigten, auch Männer gingen hin, und die Weiber

hätten auch Urſache zu weinen und zu klagen. So ſei erſt geſtern eine Frau bei ihr geweſen, und habe das lautere Waſſer geweint über ihren Mann. Der laufe auch weit und breit umher, bilde ſich ein, den Geiſt des Predigens empfangen zu haben. Selten ſei er einen Abend bei ihr und bei den Kindern, am wenigſten des Sonntags, und wenn er einmal daheim bleiben müſſe, ſo ſei er ſo häſſig, daß es niemand bei ihm ausſtehen könne. Der Kinder achte er ſich oft lange nicht, dann ſchlage er ſie wieder, daß es eine unerkannte Sache ſei. Das Böſeſte ſei, daß man nie wiſſe, was gehe, es gebe heutzutage gar ſchlimmes Weibervolk; ja auch wenn ſie mitgehe, achte er ihrer wenig, ſondern ſitze lieber neben Andern, als neben ihr; ſo ſei er auch einmal im Wirthshaus neben Meitſchene geſeſſen, und ſie hätte mit den Kindern in der Nebenſtube ſein können.

Das mache ſich noch, ſchrie ein Dritter dazwiſchen, da ſei doch entweder der Vater oder die Mutter bei den Kindern; allein er hätte Nachbarsleute mit fünf Kindern, von denen das älteſte acht Jahre alt ſei, da liefen Mann und Frau, ſperrten die Kinder ein, und ließen ſie halbe Nächte allein. Die Kinder ſchrien manchmal alle zuſammen, daß es Einem durch Mark und Bein gehe, und wenn es da kein Unglück gebe, ſo wolle er nicht Hans heißen.

Während dieſem Geſpräch war ein Garnbaucher mit ſeinem Wägelchen vorgefahren, hatte einen Theil des Geſprächs gehört, und redete drein: man ſolle ihn klagen laſſen, er müſſe ſeine Bauchi theuer verzinſen, und bringe faſt kein Garn zuſammen, und doch habe er ſich über den langen harten Winter gefreut, in der Meinung, die Weiber würden das Stroh ab dem Dache ſpinnen. Aber o hä, keinen Winter, ſo lange er ſich beſinnen möge, ſei ſo wenig geſponnen worden, das ſchade viele viele tauſend Strangen Garn nur in ſeiner Gegend, und daran ſei nur das v..... Stündeliweſen Schuld. Man ſei die halbe Zeit nicht beim Spinnen, und wenn man

ſchon dabei ſei, ſo habe man keinen Ernſt. Wenn das ſo fort gehe, ſo werde man es erfahren, was das für arme Leute gebe.

Ja, das habe er ſchon lange geſagt, polterte ein Gemeindrath, es gehe alles d'rauf los, das Volk z'Bode z'mache. Da führe man das Patentſyſtem ein, in einer Ecke gebe es ein Wirthshäuslein, und in den andern Ecken wären Verſammlungen. Die einen Leute ſäßen in den Pinten, die andern in den Verſammlungen, wer zum Teufel da arbeiten ſolle, und wer die Müßiggänger erhalten? das werd luſtig uſe cho.

Ja, meinte Einer: wes ne neuis am Volk glege wär, u we ſi ſelber o ûſi Religion hätte, ſo wär es ne nit ſo gragglych, wie m'r plaget werde u wer predigi, u ſie würde o öppis dazu welle ſäge, daß me nis ûſi Religion rühyig löy.

Darauf ſagte der Statthalter: man könne nichts gegen die Verſammlige mache, das ſei gegen die Verfaſſig, die ſage ausdrücklich, es könne ein Jeder glauben was er wolle. Der Gemeindsvorſteher, der eine Mugge auf den Statthalter hatte, meinte: es heiße nicht in der Verfaſſung, daß ein Jeder machen könne was er wolle, und hier ſei vom Machen die Rede; aber man ſollte albeciniſch meinen, die Verfaſſig erlaube alles, und ein jeder Halunke tröſte ſich mit der Verfaſſig.

Bis dahin hatte man einen Mann in einem Winkel überſehen, der hinter einem halben Schoppen Branntwein ſaß, und ihn eben nachfüllen hieß; es war ein Schneider und Prediger; der erhob zornig ſeinen Mund und ſchrie: Sie ſollten nur reden und machen, was ſie könnten, ſie verdammte Seelen, aber abbringen würden ſie nichts, ſie Landlümmel! Gott wolle es, daß man ſie müſſe machen laſſen, alle Tage nähmen die Brüder zu, der beſſere Theil der Regierig ſei auf ihrer Seite, und bald würden ſie die Mehreren ſein, dann wollten ſie ihnen zeigen, was ſie könnten; dann würden ſie Alle zwingen, ihre Verſammlungen zu beſuchen, ihren Glauben anzunehmen, und wer ſich nicht wolle zwingen laſſen, dem

würden ſie das Haus verbrennen, Naſen und Ohren abhauen, und ihn aus dem Lande jagen.

Mit großer Mühe verhinderte ich ein blutig Märtyrerthum dieſes Unbeſonnenen, aber ich verhinderte nicht manche wilde Rede, daß man ſich ſelbſt helfen müſſe, während es noch Zeit ſei, ehe entweder das Land verarmet, oder ſolche Verrückte Meiſter geworden ſeien.

Wie es einem verſtändigen Menſchen ziemet, dachte auch ich über dieſe Dinge alle nach. Ich bin ein Ungelehrter, aber in meinem ſchlichten Verſtand ſchien mir hier Irrthum zu herrſchen. So wie die Menſchen in einem bürgerlichen Verband unter beſtimmten Geſetzen zuſammen leben, ſo leben auch die Chriſten zuſammen in einer äußerlichen Gemeinſchaft und dienen gemeinſam ihrem Gott, dieſe Gemeinſchaft nennt man Kirche. In einem chriſtlichen Staat gehört auch die Obrigkeit zu dieſer Gemeinſchaft, zu dieſer Kirche, ſie iſt nicht über dieſelbe erhaben. In jeder Gemeinſchaft muß Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden, ſonſt zerfällt ſie, und in keiner Gemeinſchaft duldet man die, welche öffentlich Umſturz, Auflöſung dieſer Ordnung predigen. In jeder Gemeinſchaft ſind Solche, welche über Aufrechthaltung der Ordnung wachen und für fortdauerndes ſtätiges Reformiren, daß Revolution nie nöthig werde, denn nur da entſteht Revolution, wo man das Reformiren vergißt. In unſerm Lande ſoll die weltliche bürgerliche Obrigkeit, die auch zu der Kirche gehört, und nicht über derſelben iſt, dieſes Amt üben, und wie über das Wohl des Staates, über das Wohl der Kirche wachen. Thut nun aber dieſes die Obrigkeit nicht, und läßt gegen die beſtehende Kirche, wohl verſtanden, nicht gegen den Staat, jeden vornehmen, was ihm beliebt, oder hält nur die in Zucht und Ordnung, welche für die Kirche ſind, und läßt die nach freier Willkür ſchalten und walten, welche öffentlich oder insgeheim gegen dieſelbe ſind, ſo geſchehen drei Dinge:

1) Die Obrigkeit erhält den Schein, als ob ſie ſich ſelbſt

von der Kirche (es iſt nicht vom Glauben die Rede) losgeſagt, oder daß ſie ihre Auflöſung wünſche.

2) Das Volk, welches auf der einen Seite weder Kraft noch Willen ſieht, kriegt Reſpekt vor denen, welche mit eiſernem Willen und wilder Kraft das, was ſie als das Rechte ausgeben, ausbreiten und aufrecht erhalten, und nach ihrer Weiſe feſt ſich ſelbſt regieren, nach ihrer Weiſe unter ſich Ordnung halten und Zucht. Vom Reſpekt zum Beifall iſt ein kleiner Schritt.

3) Die der Kirche treu Bleibenden, die ſich täglich müſſen läſtern hören ungeſtraft, vermiſſen bitter den nöthigen Schutz, und werden zu dem böſen Gedanken verleitet, durch eigene Fauſt ſich Schutz zu verſchaffen, Recht und Pflicht, welche die Obrigkeit nicht ausübt, wieder an ſich zu nehmen, und nach ihrer Weiſe Ordnung aufrecht zu erhalten und Zucht. Wo die Geſetze oder ihre Handhabung zu dem Kulturzuſtand der Völker nicht paſſen, entſteht das Lynchgeſetz der Amerikaner, d. h. die Selbſthülfe, und von dieſer haben wir bereits lebensgefährliche Beiſpiele.

Inwiefern dieſe drei Dinge den Zwecken eines chriſtlichen Staates förderlich ſind, mag jeder Unbefangene entſcheiden. Welche Wirkung ſie in unſerm Ländchen haben werden, ſieht jeder voraus, der im Volke lebt; aber nicht der, der nur ſeine Zwecke vor Augen, oder ſeine Theorien im Kopfe hat. Es iſt merkwürdig, daß man an Orten den Religionsunterricht nur in Primarſchulen als ein Hauptfach betrachtet, in höheren Schulen aber als ein Nebenfach. — Wahrhaft übel ſteht es mit einem Staate, wo alle Intereſſen mit einem juridiſchen Hute zugedeckt werden ſollen. Aber noch übler, wo jeder, der nur von weitem am Staatsruder gerochen, alle mögliche Intelligenz in ſich zu vereinigen glaubt, und zuerſt jedem andern Stand als dem ſeinigen, und dann noch Jedem ſeines eigenen Standes außer ſich ſelbſten mißtraut, und öffentlich oder zwiſchen den Zähnen alle Rechtlichkeit ihm abſpricht.

So weit hatte ich vor vier Wochen geſchrieben, ſeither ſchüttelte mich das Fieber, und mein Arm zuckte gar ſchmerzlich; getreulich warten mir die Kinder ab. Mein Aenneli kam mir immer vor die Augen, und ich mußte ſingen und wieder ſingen: O Blümeli my, o Blümeli my, chönnt ih bald by d'r ſy. Wo das aus will, weiß ich nicht.

Die Wirthin ſpringt herauf, was will ſie wohl? Der Gemeindſchreiber ſei geſtorben, ſagte ſie mir, der Vorſteher werde kommen und mir anhalten, daß ich die Stelle übernehme. Das Fieber ſchüttelte mich heftiger, Aenneli kömmt mir näher, winkt mir deutlicher. O Blümeli my! Ich höre die Tritte des Vorſtehers, dem will ich dieſe Schrift übergeben, daß er ſie drucken laſſe, wenn ich ſterben ſollte; er iſt ein braver Mann, er hält, was er verſpricht.

Er hat ſie, hat mir Alles verſprochen, aber geſagt, es ſei unnöthig, ich werde nicht ſterben. Nun Herr, wie du willſt, nicht wie ich will; mein Teſtament iſt gemacht. Gehe es zum Leben oder zum Tode, Herr, ſo befehle ich meinen Geiſt in deine Hände!

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßſtraße 8.

Jeremias Gotthelfs

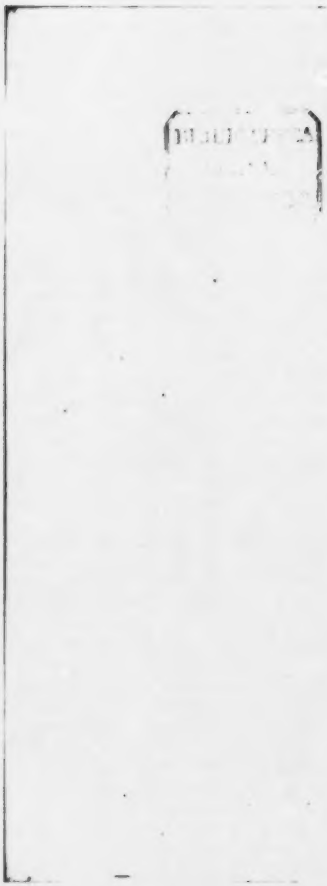
(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Zweiter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.



Uli, der Knecht.

Inhaltsverzeichniß.

			Seite
Kapitel	1.	Es erwacht ein Meister, es spukt in einem Knechte	1
—	2.	Ein heiterer Sonntag in einem schönen Bauernhause	9
—	3.	Eine Kinderlehre während der Nacht	21
—	4.	Wie eine schlechte Dirne einem braven Meister die Ohren des Knechtes aufthut	29
—	5.	Nun kommt der Teufel und säet Unkraut in den guten Samen	40
—	6.	Wie das Hurnußen dem Uli vom Unkraut hilft .	47
—	7.	Wie der Meister für den guten Samen einen Ofen heizt	69
—	8.	Ein Knecht kommt zu Gelde, und alsbald zeigen sich die Spekulanten	81
—	9.	Uli steigt im Ansehen und kommt Mädchen in den Kopf	90
—	10.	Wie Uli um eine Kuh handelt und fast eine Frau gekriegt hätte	103
—	11.	Wie bei einem Knechte Wünsche sich bilden und wie ein rechter Meister sie ins Leben setzt . .	121
—	12.	Wie Uli seinen alten Dienstort verläßt und an den neuen einfährt	143
—	13.	Wie Uli sich selbsten als Meisterknecht einführt .	152
—	14.	Der erste Sonntag am neuen Orte	161
—	15.	Uli kriegt Platz in Haus und Feld, sogar in etlichen Herzen	174

			Seite
Kapitel	16.	Uli kommt zu neuen Kühen und neuen Knechten .	186
—	17.	Wie Vater und Sohn an einem Knechte operiren	204
—	18.	Wie eine gute Mutter viel Ungerades gerade, viel Böses gut macht	223
—	19.	Eine Tochter erscheint und will Uli bilden . .	233
—	20.	Uli kriegt Gedanken und wird stark im Rechnen .	252
—	21.	Wie eine Badefahrt durch eine Rechnung fährt .	266
—	22.	Von inneren Kriegen, welche man mit einer Verlobung beendigen will	290
—	23.	Von nachträglichen Verlegenheiten, welche statt des Friedens aus der Verlobung kommen . . .	306
—	24.	Von einer andern Fahrt, welche durch keine Rechnung fährt, sondern unerwartet eine schließt	319
—	25.	Der Knoten beginnt sich zu lösen, und als er sich stecken will, zerschlägt ihn ein Mädchen und zwar mit einem buchenen Scheit	353
—	26.	Wie Vreneli und Uli auf hochzeitlichen Wegen gehen und endlich Hochzeit halten	368

Kapitel 1.

Es erwacht ein Meiſter, es ſpukt in einem Knechte.

Es lag eine dunkle Nacht über der Erde; noch dunkler war der Ort, wo eine Stimme gedämpft zu wiederholten Malen „Johannes“ rief. Es war ein kleines Stübchen in einem großen Bauernhauſe; aus dem großen Bette, welches faſt den ganzen Hintergrund füllte, kam die Stimme. In demſelben lag eine Bäurin ſammt ihrem Manne, und dieſem rief die Frau: „Johannes,“ bis er endlich anfing zu brummen und zuletzt zu fragen: „Was willſt, was giebt's?“ „Du wirſt auf müſſen und füttern. Es hat ſchon halb fünf geſchlagen und der Uli iſt erſt nach zwei Uhr heimgekommen und noch die Treppe herabgefallen, als er in ſeine Kammer wollte. Es dünkte mich, du ſollteſt erwachen, ſo hat er einen Lärm verführt. Er iſt betrunken geweſen und wird jetzt nicht auf mögen, und es iſt mir auch lieber, er gehe ſo ſturm mit dem Licht nicht in den Stall.“ „Es iſt ein Elend heut zu Tage mit den Dienſten,“ ſagte der Bauer, während er Licht machte und ſich anzog, „man kann ſie faſt nicht bekommen, kann ihnen nicht Lohn genug geben, und zuletzt ſollte man alles ſelbſt machen und zu keiner Sache etwas ſagen. Man iſt nicht mehr Meiſter im Hauſe und kann nicht eben genug abtrappen, wenn man nicht Streit haben und verbrüllet ſein will.“ „Du kannſt das aber nicht ſo gehen laſſen,“ ſagte die Frau, „das kommt zu oft wieder, erſt in der letzten Woche hat er zwei Mal gehudelt, hat ja Lohn eingezogen, ehe es Faſtnacht war. Es iſt

mir nicht nur wegen dir, sondern auch wegen Uli. Wenn man ihm nichts sagt, so meint er, er habe das Recht dazu, und thut immer wüster. Und dann müssen wir uns doch ein Gewissen daraus machen, Meisterleut sind Meisterleut, und man mag sagen was man will, auf die neue Mode: was die Dienstleut neben der Arbeit machen, gehe niemand etwas an, die Meisterleut sind doch Meister in ihrem Hause, und was sie in ihrem Hause dulden und was sie ihren Leuten nachlassen, dafür sind sie Gott und den Menschen verantwortlich. Dann ist mir noch wegen den Kindern. Du mußt ihn in's Stübli nehmen, wenn sie gefrühstückt haben, und ihm ein Kapitel lesen."

Es herrscht nämlich in vielen Bauernhäusern, und namentlich in solchen, die zum eigentlichen Bauernadel gehören, d. h. in solchen, wo das Besitzthum lange in der Familie sich fortgeerbt hat, daher Familiensitte sich festgesetzt, Familienehre entstanden ist, die sehr schöne Sitte, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlassen, der irgend der Nachbaren Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. In stolzer Ruhe liegt das Haus mitten in den grünen Bäumen; in ruhigem, gemessenem Anstande bewegen sich um und in demselben dessen Bewohner, und über die Bäume schallt höchstens das Wiehern der Pferde, aber nicht die Stimme der Menschen. Es wird nicht viel und laut getadelt. Mann und Weib thun es gegen einander nie, daß es Andere hören, über Fehler von Dienstboten schweigen sie oft, oder machen gleichsam im Vorbeigehen eine Bemerkung, lassen bloß ein Wort, eine Andeutung fallen, welche nur in das Ohr dessen fällt, dem sie gilt. Wenn etwas Besonderes vorgefallen oder das Maaß voll geworden ist, so rufen sie den Sünder in's Stübli, und zwar so unvermerkt als möglich, oder suchen ihn bei einsamer Arbeit auf, und lesen ihm unter vier Augen ein Kapitel, wie man zu sagen pflegt, und dazu hat der Meister gewöhnlich sich recht vorbereitet. Er lies't dieses Kapitel in vollkommener Ruhe, recht väterlich, verhehlt dem Sünder nichts, auch das Herbste nicht, läßt ihm

aber auch Gerechtigkeit widerfahren, ſtellt ihm die Folgen ſeines Thuns in Bezug auf ſein zukünftig Schickſal vor. Und wenn der Meiſter fertig iſt, ſo iſt er zufrieden, und die Sache iſt ſo weit abgethan, daß der Abkapitelte oder die Andern im Betragen des Meiſters durchaus nichts ſpüren, weder Bitterkeit, noch Heftigkeit, noch etwas Anderes. Dieſe Kapitelten ſind meiſt von guter Wirkung, wegen des Väterlichen, welches darin vorherrſcht; wegen der Ruhe, mit welcher ſie gehalten werden; wegen der Schonung vor Andern. Von der Selbſtbeherrſchung und ruhigen Gemeſſenheit in ſolchen Häuſern vermag man ſich kaum eine Vorſtellung zu machen.

Als der Meiſter im Stall faſt fertig war, kam Uli auch nach, aber ſtillſchweigend; ſie ſagten kein Wort zu einander. Als die Stimme aus der Küchenthüre zum Frühſtück rief, ging der Meiſter alſobald zum Brunnentrog und wuſch die Hände; aber Uli drehte noch lange, ehe er nachkam. Er wäre vielleicht gar nicht zum Frühſtück gegangen, wenn die Meiſterfrau nicht erzennündig ihm noch einmal gerufen hätte.

Er ſchämte ſich, ſein Geſicht zu zeigen, das braun, blau und blutig war. Er wußte nicht, daß es beſſer iſt, ſich vor einer Sache zu ſchämen, ehe man ſie thut, als hinterher über ihre Folgen: aber er ſollte es erfahren.

Ueber Tiſch fiel keine Bemerkung, keine Frage, welche ihn betroffen hätte, nicht einmal ſpöttiſche Geſichter durften die beiden Mägde machen, denn der Meiſter und die Meiſterfrau machten ernſthafte. Als aber abgegeſſen war, die Mägde die Schüſſeln hinaustrugen, und Uli, der zuletzt fertig war, die Ellbogen von dem Tiſche hob und die Kappe wieder auf den Kopf ſetzte, alſo gebetet hatte und auch hinaus wollte, ſagte der Meiſter: „Komm, und hör!“ ging in's Stübli und machte hinter ihnen zu. Der Meiſter ſetzte ſich oben zum Tiſchchen, Uli blieb an der Thüre ſtehen und machte ein Schafsgeſicht, das ſich gleich leicht in ein trotziges oder in ein reumüthiges verwandeln ließ.

Uli war ein großer, schöner Bursche, noch nicht zwanzig Jahre alt, von kraftvollem Aussehen, aber mit etwas auf seinem Gesichte, welches nicht auf große Unschuld und Mäßigkeit schließen ließ, das ihn im nächsten Jahre leicht zehn Jahre älter konnte aussehen lassen.

„Hör, Uli, hob der Meister an, so kann das nicht länger gehen, du thust mir zu wüst, deine Nachtschwärmereien und dein Betrinken kommen mir zu oft wieder, ich will meine Rosse und Kühe Keinem anvertrauen, der den Kopf voll Branntwein oder voll Wein hat, einen Solchen darf ich nicht mit der Laterne in den Stall lassen und ganz besonders nicht, wenn er noch dazu tubacket wie du, es sind mir schon zu viele Häuser so verleichtsinnigt worden. Ich weiß gar nicht, was du auch sinnest und was du denkst, wo das hinaus soll?“ Er hätte noch nichts verleichtsinniget, antwortete Uli, er hätte seine Arbeit immer noch gemacht, es hätte sie ihm niemand zu machen gebraucht, und was er trinke, zahle ihm niemand; was er vertrinke, gehe niemand an, er vertrinke sein Geld. „Aber es ist mein Knecht,“ antwortete der Meister, „der sein Geld vertrinkt, und wenn du wüst thust, so geht es über mich aus und die Leute sagen, das sei aber des Bodenbauern Knecht, und sie wüßten nicht, was der auch sinne, daß er ihn so machen lasse und daß er so Einen haben möge. Du hast noch kein Haus verleichtsinniget, aber denk, Uli, wär es nicht an einem Mal zu viel, und hättest du noch eine ruhige Stunde, wenn du denken müßtest, du hättest mir mein Haus verleichtsinniget? Und wenn wir und die Kinder dann noch darin bleiben und verbrennen müßten? Und was ist's mit deiner Arbeit? Es wäre mir lieber, du lägest den ganzen Tag im Bett. Du schläfst ja unter den Kühen beim Melken ein, siehst, hörst, riechst nichts, und stolperst ums Haus herum, wie wenn du sturm wärest an der Leber. Es ist ein Elend, dir zuzusehen. Da staunest du so grade aus, daß man wohl sieht, daß du an nichts als an dein liederlich Frauenzimmer sinnest, mit welchem du dich

abgegeben haſt.“ Er habe mit keinem liederlichen Frauenzimmer ſich abgegeben, ſagte Uli, Solches nehme er nicht an. Und wenn er ihm nicht genug arbeiten könne, ſo wolle er gehen. Aber ſo ſei es heut zu Tage, man könne keinem Meiſter mehr genug arbeiten, wenn man ſchon immer mache; es ſei Einer wüſter als der Andere. Lohn wollten ſie je länger je weniger geben und das Eſſen werde alle Tage ſchlechter. Am Ende werde man noch Erdflöh, Käfer und Heuſtüffel zuſammenleſen müſſen, wenn man Fleiſch haben wolle und Fett im Kraut. „Hör, Uli, ſagte der Meiſter, ſo wollen wir nicht mit einander reden, du biſt noch ſturm, ich hätte noch nichts zu dir ſagen ſollen. Aber du kannſt mich dauern, du wäreſt ſonſt ein braver Burſch und könnteſt arbeiten. Ich habe eine Zeitlang geglaubt, es gebe etwas Rechtes aus dir, und habe mich gefreut. Aber ſeitdem du das Hudeln angefangen und das Nachtgeläuf, biſt du ganz ein Anderer geworden. Es iſt dir an nichts mehr gelegen, haſt einen böſen Kopf, und wenn man dir, wie leicht etwas ſagt, ſo hängſt du einem das böſe Maul an oder ſchmollſt eine ganze Woche lang. Ja wohl giebſt du dich mit ſchlechten Dirnen ab, und zähle darauf, du wirſt unglücklich. Du mußt nicht glauben, ich wiſſe nicht, daß du zu Gnäggerlers Anne Liſi gehſt, ihm alles anhängſt. Und das iſt ja die ſchlechteſte Dirne ringsum, es geht bei ihr wie in einem Taubenhaus, ſie giebt ſich mit jedem Halunk ab, und da biſt du ihr gerade der Rechte, für dich anzugeben, wenn's gefehlt hat, kannſt Kindbett halten für Andere, dein Leben lang die Sünden Anderer büßen und dein Leben lang mitten in der theuren Zeit ſein, wie ſo viel tauſend Andere, die es gerade machten wie du, und jetzt im Elend ſind und in der theuren Zeit. Denn für Einen, der nichts vermag, der immer zu wenig hat, der entweder betteln oder Schulden machen oder hungern muß, währet ja die theure Zeit, wie wohlfeil es übrigens ſein mag, von Jahr zu Jahr in alle Ewigkeit. Geh jetzt, beſinne dich, und wenn du dich nicht ändern willſt, ſo kannſt du in Gottes

Namen geben, ich begehre dich nicht mehr. Gieb mir in acht Tagen den Bescheid."

Da hätte er sich bald ausbesonnen und brauche nicht acht Tage dazu, brummte Uli im Herausgehen; aber der Meister that, als hörte er es nicht.

Als der Meister auch hinaus kam, fragte ihn die Meisterfrau, wie üblich: „Was hast du ihm gesagt, und was hat er wieder gesagt?" „Ich habe nichts mit ihm machen können, antwortete der Meister. Uli ist noch ganz aufbegehrisch gewesen, hatte den Rausch noch nicht verschlafen; es wäre besser gewesen, wenn man erst den folgenden Tag mit ihm geredet oder am Abend, wenn der natürliche Katzenjammer ihn bereits mürbe gemacht hätte. Nun habe ich ihm Zeit gegeben, sich zu besinnen, und will jetzt erwarten, was herauskommt."

Uli ging bitterbös hinaus, als ob ihm das größte Unrecht geschehen. Er schoß das Werkzeug herum, als ob alles drauf müßte an einem Tage, und die Thiere brüllte er an, daß es dem Meister in alle Glieder kam; allein er hielt ruhig an sich, sagte ein einziges Mal: nur sachte! Mit dem andern Gesinde verkehrte Uli nicht, machte ihm auch ein böses Gesicht. Da der Meister nicht vor den Andern ihm abkapitelt hatte, so mochte er seine eigene Schande ihnen nicht auskramen; und weil er nicht mit ihnen gemeinsame Sache machte, so hielt er dafür, daß sie auf des Meisters Seite, seine Gegner seien, nach dem tief wahren Spruch: wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Es machte ihm also hier niemand den Kopf greß, und er hatte nicht Gelegenheit, sich zu verreden: dieser und jener solle ihn nehmen, wenn er eine Stunde länger hier bleibe, als bis seine Zeit aus sei.

Nach und nach wichen die Wein- und andern Geister aus ihm, und immer schlaffer wurden seine Glieder. Die frühere Spannung machte einer unerträglichen Mattigkeit Platz. Diese Mattigkeit aber blieb nicht nur im Leibe, sondern sie ging auch in die Seele über. Und wie dem matten Leib alles,

was er thut, ſchwer und peinlich iſt, ſo nimmt die matte Seele auch alles ſchwer, was ſie gethan hat, und was ihr bevorſteht. Worüber ſie früher gelacht, darüber möchte ſie jetzt weinen, und was ihr früher Luſt und Freude gemacht, das macht ihr jetzt Gram und Kummer, und in was ſie früher mit beiden Beinen geſprungen, über das möchte ſie ſich die Haare vom Kopfe reißen, ja den ganzen Kopf von dem Leibe. Wenn dieſe Stimmung über der Seele ſchwebt, ſo iſt ſie unwiderſtehlich, und über alles, was dem Menſchen in Gedanken kommt und was ihm ſonſt vorkommt, wirft ſie ihren trüben Schein.

Während Uli, ſo lang der Wein in ihm war, über den Meiſter ſich geärgert hatte, kam ihm nun, als der Wein aus ihm war, der Aerger über ſich ſelbſten. Er ärgerte ſich nicht mehr über den Meiſter, der ihm die Liederlichkeit vorgehalten, ſondern über ſich, daß er liederlich geweſen. Es kamen ihm die 23 Batzen in Sinn, die er an einem Abend durchgebracht, an denen er nun faſt vierzehn Tage arbeiten mußte, ehe er ſie wieder hatte. Er ärgerte ſich über die Arbeit, die er deshalb thun mußte, über den Wein, den er getrunken, den Wirth, der ihn gebracht, u. ſ. w. Er dachte an das, was ihm der Meiſter von Gnäggerlers Anne Liſi geſagt: es ergriff ihn immer mehr eine Angſt, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Jetzt kam ihm manches an dieſem Mädchen verdächtig vor; und mußte er es wohl heirathen? Er mußte ohne Unterlaß daran ſinnen, ſich das Für und Wider denken, und wenn er es im Schweiße ſeines Angeſichtes dahin gebracht hatte, ſich zu überreden, daß alles nichts ſei, keine Gefahr vorhanden; oder wenn er ſich ein untrüglich Mittel ausgedacht hatte, wie er ſich bei vorhandener Gefahr und wenn Anne Liſi ihn anſuche, heraus läugnen wolle, und er ſah auf tauſend Schritte eine weibliche Geſtalt gegen das Haus kommen, ſo fielen alle ſeine Pläne und Tröſtungen zuſammen, wie ein Haufen Stroh, in den das Feuer kommt, die Beine ſchlotterten ihm vor Angſt,

und er floh in den Stall oder auf die Tenne. Er ſah hinter jedem Haag Anne Liſi, und wenn jemand an die Hausthür klopfte, ſo fuhr er zuſammen wie Espenlaub und meinte, Anne Liſi ſtehe draußen und wolle ihn herausrufen laſſen. Und wie ſollte er heirathen? Er hatte ja kein Geld, war Schneider und Krämer noch die letzte Bekleidung ſchuldig, hatte nur drei gute Hemden und vier böſe. Und wer ſollte ihm das Geld leihen, welches die Gemeinde von jedem Bürger, der ſich verheirathet, zu ziehen hat, wer ihm die Hochzeitkleidung bezahlen, und wie ſollte er Weib und Kind durchbringen und die Schulden bezahlen, da er ſich jetzt alleine nicht helfen konnte? Ob dieſen Gedanken verlor er allen Sinn, vergaß alles, machte alles verkehrt. Ihm war unbehaglich, er war unzufrieden mit ſich ſelbſten, daher auch unzufrieden mit allen Menſchen, der ganzen Welt; er gab niemand ein gutes Wort und nichts war ihm recht. Es dünkte ihn, die Meiſterfrau koche abſichtlich ſchlecht und alles, was er nicht gerne habe; der Meiſter plage ihn mit unnöthiger Arbeit, die Pferde ſeien alle kolleriſch, und die Kühe thäten ihm vorſätzlich alles zu leid, was ſie könnten, ſeien die dümmſten Kühe, die auf Gottes Erdboden Gras fräßen.

Hätte er Geld gehabt oder nicht befürchtet, Gnäggerlers Anne Liſi zu begegnen, er wäre aus Trotz und Angſt dem Wein nachgelaufen, um Groll, Gram, Mißmuth in ihm zu ertränken. Nun mußte er zu Hauſe bleiben, zeigte ſich ſo wenig als möglich vor den Leuten, und fuhr alle Augenblicke in den Stall, wenn er ein Weibsbild von weitem ſah. Wem es vielleicht auffallen mag, daß Uli ſolche Angſt vor Anne Liſi hatte, daß ſeine Liebe zu demſelben ſo ſchnell vergangen ſchien, dem muß ich bemerken, daß Uli gar keine Liebe zu Anne Liſi hatte. Er gehörte unter die vielen, vielen Burſche, welche aus Großthuerei die leidige Sitte des Kilbganges treiben ſo früh möglich; welche dabei ohne Gewiſſensbiſſe, ich möchte faſt ſagen, ganz gedankenlos, alles treiben, was Luſt und Gelegenheit

ihnen darbieten; welche ohne Ahnung von Gefahr flattern um das Licht, wie die Fliegen, und auf eine, wenn man dieſer Leute Gedankenloſigkeit nicht kennte, faſt unglaubliche Art aufſchrecken, wenn die nothwendigen natürlichen Folgen eintreten, wenn ein Mädchen ſie der Vaterſchaft beklagt; aufſchrecken wie Menſchen, die man mit verbundenen Augen an einen Abgrund geführt und denen man die Binde erſt abnimmt, wenn man ſie hineinſtößt. Bei ihnen wird nie Liebe ſichtbar, ſobald ein Mädchen ſie anklagt; ſie fliehen die Mädchen, mit welchen ſie früher ſo zärtlich gethan, die ſie ſo oft zu Gaſt gehalten, nicht nur, ſie haſſen ſie recht eigentlich. Und dies wollen die Mädchen trotz tauſendfältiger Erfahrung nie begreifen, die Mädchen, welche mit ihrer läſterlichen Willfährigkeit, ja Zutäppigkeit ſich Huld und Liebe zu erwerben und zu erhalten meinen.

Der Bauer und ſeine Frau ließen den Burſchen machen; es war, als ob ſie ſich nicht um ihn kümmerten. Es war aber nicht ſo. Die Frau hatte ein paar Male zum Manne geſagt, Uli thue doch ſo wüſt, ſie hätte ihn noch nie ſo geſehen; ob er ihm wohl nicht zu ſcharf zugeſprochen. Der Mann wollte das nicht glauben: Uli ſei ja nicht über ihn allein böſe, ſondern über die ganze Welt, ſagte er. Er glaube, Uli ſei eigentlich am meiſten böſe über ſich ſelbſt und laſſe es nun an Andern aus. Am Sonntag wolle er mit ihm noch einmal reden, ſo könne es nicht mehr gehen, das müſſe nun einmal halten oder brechen. Er ſolle es aber doch nicht zu grob machen, ſagte die Frau. Uli ſei nicht der Schlimmſte, man wiſſe, was man an ihm habe, aber nie, was man bekomme.

Zweites Kapitel.

Ein heiterer Sonntag in einem ſchönen Bauernhauſe.

Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderſchön. Die dunkelgrünen Gräslein hatten mit demantenen

Kränzlein ihre Stirnen geſchmückt und funkelten und dufteten als ſüße Bräutlein in Gottes unermeßlichem Tempel. Tauſend Finken, tauſend Amſeln, tauſend Lerchen ſangen die Hochzeitlieder; weißbärtig, ernſt und feierlich, aber mit den Roſen der Jugend auf den gefurchten Wangen, ſahen die alten Berge als Zeugen auf die holden Bräutlein nieder, und als Prieſterin Gottes erhob ſich hoch über alle die goldene Sonne, und ſpendete in funkelnden Strahlen ihren Hochzeitſegen. Der tauſendſtimmige Geſang und des Landes Herrlichkeit hatten den Bauer früh geweckt, und er wandelte andächtigen Gemüths dem Segen nach, den ihm Gott beſchert hatte. Er durchging mit hochgehobenen Beinen und langen Schritten das mächtige Gras; ſtund am üppigen Kornacker ſtill, an den wohlgeordneten Pflanzplätzen, dem ſanft ſich wiegenden Flachſe; betrachtete die ſchwellenden Kirſchen, die von kleiner Frucht ſtarrenden Bäume mit Kernobſt; band hier etwas auf, und las dort etwas Schädliches ab und freute ſich bei allem nicht nur des Preiſes, den es einſten gelten, nicht nur des Gewinnes, den er machen werde, ſondern des Herrn, deſſen Güte die Erde voll, deſſen Herrlichkeit und Weisheit neu ſei jeden Morgen. Und er gedachte: wie alles Kraut und jedes Thier jetzt den Schöpfer preiſe, ſo ſollte es auch der Menſch thun, und mit dem Munde nicht nur, ſondern mit ſeinem ganzen Weſen, wie der Baum in ſeiner Pracht, wie der Kornacker in ſeiner Fülle, ſo der Menſch in ſeinem Thun und Laſſen. „Gott Lob und Dank! dachte er, ich und mein Weib und meine Kinder, wir wollen dem Herren dienen, und er braucht ſich unſer nicht zu ſchämen. Wir ſind wohl auch arme Sünder und haben nur einen geringen Anfang der Gottſeligkeit, aber wir haben doch ein Herz zu ihm und vergeſſen ihn nie einen ganzen Tag lang und eſſen nichts, trinken nichts, für das wir ihm nicht danken, und nicht nur mit Worten, ſondern von Herzensgrund.“ Aber wenn er des Uli gedachte, und wie der liebe Gott ihn ſo fürſtlich ausgeſtattet mit Geſundheit und Kraft, und wie Uli ſeines

Schöpfers ſo ganz vergeſſe, ſo ſchnöde ſeine Gaben mißbrauche, ſo wurde er ganz wehmüthig und ſtand oft und lange ſtill, ſinnend, was er ihm wohl ſagen ſolle, daß er wieder werde ein Preis ſeines Schöpfers. Es war ihm an ſeiner eigenen Seele viel gelegen, darum an den Seelen Anderer auch; und wie er Theil nahm, wenn ein Knecht oder eine Magd am Leibe krank war, ſo ſchmerzte es ihn auch, wenn er ihre Seelen in Gefahr ſah; und wie er für kranke Dienſtboten den Doktor kommen ließ, ſo ſuchte er auch ihre kranken Seelen zu doktern. So was iſt nicht immer der Fall. Den meiſten Menſchen iſt an den eigenen Seelen nichts gelegen, darum auch an den Seelen der Andern nicht. Das iſt ein Grundübel dieſer Zeit.

So verweilete ſich der Bauer unvermerkt, und die Mutter hatte ſchon lange geſagt, ſie wollte zum Eſſen rufen, wenn der Mann da wäre. Als derſelbe endlich zur Kücheuthüre einkam mit der freundlichen Frage: ob ſie gekochet hätten, und als ihm die freundliche Antwort wurde: man hätte ſchon lange eſſen können, wenn er da geweſen wäre; mit wem er ſich wohl wieder verſchwatzt hätte, und als er ernſthaft ſagte: mit dem lieben Gott, ſo kam ſeiner Frau faſt das Augenwaſſer und ſah ſie ihn gar ſinnig an, während ſie den Kaffee einſchenkte und die Mägde den Knechten riefen und das Eſſen auf den Tiſch ſtellten.

Aus tiefem Schweigen heraus frug der Bauer: „wer geht zur Kirche?“ Die Frau ſagte, ſie habe es im Sinne, und deswegen ſchon ſich angezogen, damit ſie zu rechter Zeit hin kommen möge; und in ihre Stimme fielen mehrere Kinderſtimmen: „Mutter, ich will mit!“ Zwei Knechte aber und zwei Mägde blieben ſtumm. Auf die Frage: ob denn Keines gehen wolle, fehlte es dem Einen an den Schuhen, dem Andern an den Strümpfen. In Keinem war der Trieb, zu gehen; aber Ausreden dagegen in Menge. Da ſagte der Bauer: ſo könne das nicht mehr gehen; das komme ihm doch ſtreng vor, daß ſie zu jedem Geläuf Zeit hätten, aber nie zum Kirchengehen. Am Morgen ſei Keins vom Hauſe wegzubringen, und

am Nachmittag ſei es, wie wenn man ſie mit Kanonen davon wegſchöſſe, und bis am ſpäten Abend ſei Keins mehr zu ſehen. Das ſei ihm eine ſchlechte Sache, wenn man nur Sinn hätte für alles Narrenwerk, aber keinen für ſeine arme Seele. Und er wolle ihnen gerade heraus ſagen, daß kein Meiſter einem Dienſtboten trauen könne, der Gott aus dem Sinn geſchlagen habe und Gott untreu geworden ſei. Wenn ein Menſch Gott untreu ſei, ob man dann erwarten könne, daß er Menſchen treu ſein werde. So wolle er es aber nicht, und heute hätten ſie gar keinen Grund, daheim zu bleiben, nur um's Haus herum zu ſtolpern. Zudem habe er Sachen zu verrichten. Er müßte 40 Pfund Salz haben, das könnten die beiden Mägde holen und einander ablöſen. Hans Jacob (der andere Knecht) ſolle in die Mühle und fragen, wann man Spreuer haben könne; er wolle nicht alle Mal auf Bern fahren, billiger ſei es doch, der Müller gebe ihm die Spreuer von dem Korne, welches er ihm zu mahlen gebe, lieber als andern Leuten. „Aber, Vater, ſagte die Mutter, wer kochet dann zu Mittag, wenn du Alles fortjagſt?“ „He, ſagte der Vater, das Annebäbeli (ſein zwölfjähriges Mädchen) kann zu dem Eſſen ſehen, es muß ſich auch gewöhnen, daß man ihm etwas überläßt, und hat noch Freude daran. Uli muß mit mir daheim bleiben; ich weiß nicht, was es mit der tragenden Kuh geben kann, ſie fängt an einzufallen und ſcheint bereits ſehr unruhig; ein Kalb iſt manchmal ungeſinnet da, und dann geht es bös, wenn niemand dabei iſt.“ Zu den Worten ſchaute er die Mutter gar ernſthaft an. Da fiel dieſer ein, daß der Vater mit Uli allein ſein wolle, um mit ihm zu reden, und daß er deswegen Alles fortſchicke, damit die neugierigen Mägde nicht ihre ſpitzigen Ohren an Orten hätten, wo ſie nicht ſollten. Die Mutter trieb alſobald die beiden Mägde, die gar langſam herumdrehten und es ſichtbar an den Tag legten, wie zuwider es ihnen ſei, in die Kirche zu gehen und ſich jetzt ſchon zu waſchen und zu kämmen, aus Furcht, Nachmittags ſehe

man ihnen beides nur halb an, und die ſchön glatt und roth geriebene Haut ſei wieder gelb und ſchlumpelig geworden. Und zwei Mal eigentliche Toilette zu machen, iſt bei Bauernmädchen doch noch nicht Brauch, Gottlob! ſie ſehen höchſtens im Spiegel nach, ſo oft es ſich ſchickt, wie das Ding noch hält, und ob das Löcklein vorn an der Stirne noch ſchön gekräuſelt ſei. Dem Knecht war es auch nicht recht: er hätte noch nicht bartet, ſagte er, und ſein Meſſer haue nichts; er hätte gedacht, dieſen Sonntag überzuſpringen und das Meſſer während der Woche ſchleifen zu laſſen. Allein der Meiſter ſagte: er könne diesmal ſein Raſirzeug nehmen und hier in der Stube barten, er ſelbſt könne es nachher machen. Dieſe Befehle waren unwiderruflich, aber ihnen zu folgen ging hart. Die Mutter mußte zehnmal mahnen. Bald wußte eine Magd den Waſchlumpen nicht, die Andere hatte einen ihrer Sonntag-Strümpfe verlegt, und als ſie ihn endlich fand zwiſchen dem Strohſack und der Bettſtelle, ſah ſie zu ihrem Schrecken, daß ſie ihr beſſeres Schnupftuch nicht hatte und dieſes war nirgends zu finden. Sie hätte faſt Luſt gehabt, dem Bauer zu trotzen und nicht zur Kirche zu gehen; allein die Andere, mit der ſie zufällig heute einig war, warnte ſie und verſprach, ihr das ihre zu leihen, wenn etwa Noth an Mann kommen ſollte, da man in der Kirche nicht wohl weder in die Finger noch in das Fürtuch die Naſe ſtecken darf.

Die Bäurin war ſchon lange fertig, hatte ihrem Johannes B'hüti Gott! geſagt und machs nit z'ruch; dem Annebäbeli anbefohlen, nicht zu viel Holz anzulegen, das Fleiſch ſei von einer jungen Kuh, und der Pfarrer mache zuweilen wohl lang, beſonders wenn zu taufen ſei; und ſtund mit zweien Kindern, von denen das eine, ein Bube, das Pſalmenbuch trug, vor dem Hauſe, und immer waren die Mägde noch nicht da: der Einen wollte ſich das Vorhemdchen nicht recht ſchicken, und die Andere rieb noch an einem Schuh, der halt nicht glänzender werden wollte, als es ſeine Art war.

„Meieli“ (Mareili), ſagte die Bäurin, „geh und ſage ihnen, ich gehe voran, und ſie ſollten nachkommen und machen, daß ſie in der Kirche ſeien, ehe es verläutet habe, und nicht ſo hintendrein in die Kirche ſchießen wie aus einer Büchſe.“ Und ſie wandelte ſtattlich voraus, den hübſchen Buben an der einen Hand, das hübſche Mädchen an der andern; in des Buben Kappe eine Nelke, um deſſen Hals ein rothſeidenes Halstuch; das Mädchen unter einem ſchönen gelben Schwefelhütchen, ein ſchönes Sträußchen im Corſet, während an der Mutter ſtattlichem Bruſtlatz ein ſchöner Rosmarinſtengel ſich wiegte und in ihrem Geſichte wohl erlaubte Mutterfreude war. Eine Viertelſtunde nachher ſchoſſen den gleichen Weg zwei Mädchen mit Geſichtern wie angelaufene Krebſe. Plötzlich ſtand das Größere ſtill und fragte: „Haſt du das Salzſäckli?“ — „Nein, ſagte das Andere, ich habe gedacht, du hätteſt es.“ — „Das verfluchte Salzſäckli! ſagte das Erſte, ich wollte, der Meiſter müßte es ungewaſchen freſſen. Du mußt gehn und es holen. Aber lauf, was du magſt, ſonſt balget die Meiſterfrau, wenn wir ſo hinten drein kommen.“ Es ging hier auch, wie allenthalben in der Welt, die Meiſterjungfrau, wie man die erſte Magd zu nennen pflegt, da die Titel Köchin, Kammerjungfer in ein Bauernhaus nicht paſſen, hatte es vergeſſen, die untergebene Magd mußte die Mühe haben, es zu holen, und das iſt eben in der ganzen Welt ſo: wenn der Obere etwas Dummes macht, ſo ſoll der Untergebene daran ſchuld ſein, oder wenigſtens es wieder gut machen.

Unterdeſſen war der Meiſter mit Barten fertig geworden, hatte im Stalle ſich umgeſehen, ſtund auf der breiten Terraſſe unter dem Dache, die rund um die ſchönen Bauernhäuſer geht, eine Pfeife ſtopfend und Sinns, auf das Bänkli vor dem Stalle ſich zu ſetzen und hier dem Uli, der noch im Stall war, an's Herz zu greifen. Während er ſo da ſtund und ſtopfte und über das Kapitel ſann, ſah er ein ſogenanntes Bernerwägelchen von der Straße ablenken, ein ſtattlich Roß

davor mit schön beschlagenem Geschirr, Leute darauf, große und kleine. Bald erkannte er seine Schwester, die mit seinem Schwager kam und drei Kindern, eines noch an der Brust der Mutter. Mit herzlichem Gottwilche trat er ihnen entgegen, konnte sich aber nicht enthalten, zu denken, es sei doch ein Unglück, daß seine Frau heute hätte zur Kirche gehen müssen. Nachdem mit Mühe das Weib den schweren Weg vom hohen Wägelchen auf den Boden gefunden, die Kinder ebenfalls, wurde gefragt, wo er seine Alte habe. Es sei Alles zur Kirche, sagte er, aber sie sollten nur hinein kommen, sie würden bald wieder da sein. Er führte sie zum Hause, doch brachte es der Schwager nicht über's Herz, dem Uli, der das Roß abgenommen hatte, nicht in den Stall nachzugehen, zu sehen, wo er das Roß hinstelle, wie er es abschirre und anbinde, und zu hören, wie Uli es rühme. Das Letztere that Uli auch: Es war ihm offenbar ein Stein vom Herzen gefallen, denn er hatte des Meisters Absicht wohl gemerkt, und daß diese jetzt vereitelt war, machte ihn freundlicher, als er die ganze Woche gewesen. Drinnen hatte der Bauer seinem Annebäbeli befohlen, einen Kaffee zu machen. Er selbst ging in den Keller, nahm die Sahne ab, schnitt Käse ab und brachte alles nebst einem tüchtigen Laib Brot herauf und stellte es dem Mädchen zur Verfügung, welches sich gar emsig rührte und für ein ganzes Königreich diese Gelegenheit, der Mutter und der Pathin zu zeigen, was es schon verrichten könne, nicht gegeben hätte. Bald war in der That die Sache fertig und die Tante ermangelte nicht, das Annebäbeli zu rühmen, wie rasch und emsig es sei und wie guten Kaffee es gemacht habe. Einmal ihr Lisebethli wäre das nicht im Stande gewesen, und sei doch 27 Wochen älter. „Trini," sagte der Bauer, als das Frühstück eingenommen war, zu seiner Schwester, „die Predigt ist aber lange nicht aus und du thätest mir einen Gefallen, wenn du küchein wolltest. Meine Alte wird froh sein, wenn sie heim kömmt und das gemacht ist. Es ist Butter im Kel-

ler, ich will sie dir herauf holen." „Nein, Johannes, das thue ich nicht," sagte Trini. „Es ist gar nicht nöthig, zu küchelen und dann küchle ich nicht in einer fremden Pfanne und mit fremder Butter. Ich hätte es auch nicht gern, wenn mir jemand über meine Butterkübel ginge." „Du machst mehr Komplimente als unsere Frau Pfarrerin," sagte Johannes. „Warum, was hat denn die gemacht?" fragte Trini. „Der Herr Pfarrer und seine Frau sind letzthin hier gewesen, und da war meine Alte auch nicht daheim. Sie geht manchmal so lange nicht von Haus, aber allemal, wenn sie fort ist, dünkt mich, komme jemand. Da habe ich ihnen gesagt, es sei mir gar leid, meine Alte sei nicht daheim, sonst hätte die küchelen müssen. Ich wisse wohl, Küchleni seien den Herrenleuten etwas Rares. O, sie wolle schon küchlen, sagte des Pfarrers Frau, ich solle ihr nur Butter geben, das Mehl wolle sie schon finden. Und ist sie nicht gegangen und hat gekücheit, daß man es im ganzen Dorfe gerochen hat, und hat noch geglaubt, was sie verrichte. Wohl, da hat meine Alte etwas gesagt, als sie heimgekommen ist. So unverschämt, meinte sie, sei sie doch nie gewesen, wenn sie schon nie im Welschland gewesen sei." Während Trini lachte, ging der Bauer hinaus und sagte Annebäbeli: es müsse noch mehr Fleisch in den Hafen und ein stattlicher Schinken und dann solle es der Mutter alles zurecht machen zum Küchlen. Annebäbeli wäre im Zuge gewesen und hätte gerne selbst gekücheit, um zu zeigen, daß es das auch könne, und wer weiß, was Annebäbeli noch unternommen hätte, wenn nicht glücklicherweise die Mutter dazwischen gekommen wäre. Sie kam im Schweiß ihres Angesichts. Sie hatte von weitem das Wägelchen vor dem Hause stehen sehen, und alsobald stund vor ihren Augen alles, was sie noch zu thun hatte, um am Mittagessen mit Ehren bestehen zu können. Das trieb zur Eile und unterwegs dachte sie immer: wenn sie nur daran gedacht haben, noch mehr Fleisch über zu thun; wenn ich jetzt schon wollte, so wird es nicht mehr gahr; aber das kommt

meinem Mann nicht in Sinn und Annebäbeli iſt einmal noch ein Kind. Und ehe ſie in die Stube kam, ſah ſie noch über die Häfen, und als ſie das hinzugekommene Fleiſch und den Schinken ſah, war ſie ganz verwundert und ſagte: das hätte ſie nicht geglaubt, daß das jemand einfiele. Als drinnen ſchön gegrüßt worden war, ſagte Trini: „Was hätteſt du geſagt, Eiſi, wenn ich es gemacht hätte, wie eure Frau Pfarrerin, und dir über die Butterkübel gerathen wäre? Der Johannes hat mich wollen dahinter ſchicken.“ „Ja, das wär' mir ganz recht geweſen,“ ſagte Eiſi, „wäreſt du nur dahinter gegangen.“ Aber im Herzen dachte Eiſi doch, es ſei beſſer, Trini habe das nicht gemacht; es hätte ſaure Augen gegeben und der Johannes ſei hie und da noch immer ſo dumm, wie wo es ihn geheirathet, das Mannevolk ſei nie zu bekehren. Mit Schwitzen und Eſſen und Brummen über die Mägde, welche mit ihrm Salzfäcklein gar nicht heimkommen wollten, ging der Mittag vorüber; der Nachmittag wurde mit Anderem zugebracht. Die Kinder handelten mit Kaninchen. Des Johannes Bube verkaufte dem Andern eine aſchgraue Mähre um 3 Batzen. Als derſelbe ein ſchönes ledernes Säckeli hervorzog und die 3 Batzen hervorblechen wollte mit fröhlichem Herzen (denn er hatte einen ganzen Batzen abgemarktet und glaubte einen ſehr guten Kauf gemacht zu haben), ſah es Eiſi und fuhr dazwiſchen und wollte es abſolut nicht thun, daß er die aſchgraue Mähre bezahle: ſie hätten ja deren Kaninchen mehr als genug, ſie hätten des Jahres Junge, es wiſſe kein Menſch wie oft, und er ſolle ſich ja nicht unterſtehen und einen Kreuzer abnehmen, das hätte gar keine Art. Das Bübli, das aufrichtig und ehrlich gehandelt hatte und von Kaninchen ſchenken nichts wußte (denn es hatte den Vater auch nie Kühe und Pferde verſchenken ſehen, ſondern verkaufen), machte ein ſehr verblüfftes Geſicht und das Weinen war ihm nahe. Trini nahm des beſtürzten Buben Partei, wollte es lange nicht thun und ſagte, gehandelt ſei gehandelt und es wäre unverſchämt,

wenn ſein Bub das Kaninchen umſonſt nehmen würde. Als aber Eiſi ſtandhaft blieb (ging es doch nicht über ſeine Kaſe aus), gab endlich Trini nach, ſagend, wenn ſie ihm verſprechen wollten, bald zu ihnen zu kommen, ſo könne ihr Bub die aſchgraue Mähre nehmen, er müſſe aber dann dem Johannesli einen haſengrauen Bock geben, ein [illegible]riges Kaninchen, ſie hätten deren Böcke zwei, die plagten einander nur. Als das Johannesli hörte, vergaß er das Weinen, und der haſengraue Bock kam ihm ſo lange im Traum vor, bis er ihn wirklich in Händen hatte. Auf dem Wege aus dem Garten nach den Pflanzplätzen waren Trini und Eiſi zufällig zu dieſem Handel gekommen. Eiſi machte dieſen Spaziergang diesmal nicht ganz ſo freudig wie ſonſt. Die Erdflöhe waren hinter dem Flachs geweſen und der Hanf war etwas ungleich gewachſen. Trini rühmte aber alles gar ſehr, während Eiſi es ausmachte; Trini dachte freilich bei ſich, während es rühmte, zur Zeit, wo es daheim geweſen wäre, hätten ſie viel ſchönere Sachen gehabt, als jetzt, und Kohlköpfe, wie es ſie daheim habe, ſeien hier auch keine. Als es den Flachs ſah, dachte es bei ſich: Gottlob! der iſt noch viel ſchlechter als der meine. Indeſſen ſagte es dieſes nicht, ſondern: es ſei gar ſchade, daß die Erdflöhe ſo viel geſchändet hätten; es wäre ſonſt der ſchönſte Flachs, welchen es in dieſem Jahre noch geſehen; der ſeine ſei viel ſchlechter. Aber Eiſi ſagte, das würde kaum möglich ſein. Gar ſchöne gelbe Rüben bewegten Trini etwas zum Neid, und es rühmte dieſelben beſonders und ſagte: bei ihnen herum hätte es nie ſolche geſehen, und wenn es von dieſer Art Samen bekommen könnte, ſo wollte es dafür zahlen, ſo viel man wollte; aber es wüßte nirgends welchen zu bekommen. Eiſi mußte ſagen, es wolle ihm ſchon geben, der nichts koſten ſolle. Bei ſich dachte es aber: es werde es niemand merken, wenn es ſchon andern Samen drein miſche. Endlich ließ ſich Trini bewegen, vom Bezahlen abzuſtehen; dagegen verſprach es, es wolle, wenn ſie zu ihnen kämen, Eiſi Bohnen geben, wie es

ſicher auch noch nie gehabt. Die Hülſen würden über einen halben Schuh lang, ſeien breit wie ein Daumen und doch ſo zart, daß ſie einem im Maul ganz vergingen wie Zucker. Eſi dankte gar ſchön, dachte aber bei ſich: da werde wohl etwas abzumarkten ſein; es könnte nicht begreifen, wie Trini zu Bohnen käme, von denen es noch nichts gehört.

Unterdeſſen war Johannes mit dem Schwager im Stall geweſen und hatte ihm alle Herrlichkeiten gezeigt. Es war mehr als ein Pferd heraus genommen worden, und Johannes hatte geſagt, er hätte ſo und ſo viel löſen können, aber er gebe es nicht, es müſſe ihm wenigſtens 2 Louisd'or mehr gelten. Dann war der Schwager ringsum gegangen, hatte es gerühmt, ſich aber nicht enthalten können, ſo mit einigen Winken zu verſtehen zu geben, daß er auch Augen im Kopf habe. Etwas mehr Leib würde ihm nichts ſchaden, ſagte er; wenn das Zeichen etwas kleiner wäre, ſo würde es ihm wohl anſtehen; und wenn es die Ohren etwas näher bei einander hätte, ſo glaube er, er würde löſen, was er fordern dürfe. Von da waren ſie zu den Kühen gekommen. Johannes erzählte, wie lange jede trage und wie viel Milch jede gebe, und was die und jene ihn gekoſtet, und wie beſonders glücklich mit dieſer und jener er geweſen. Unterdeſſen waren des Schwagers Blicke durch eine ſchöne junge ſchwarze Kuh gefeſſelt worden. Von dieſer zog er, wie im Vorbeigehen, die genaueſte Erkundigung ein und frug endlich um den Preis derſelben. Johannes ſagte, ſie ſei ihm eigentlich gar nicht feil, und wenn ihm nicht ſo und ſo viel geboten würde, ſo gebe er ſie nicht fort. Der Schwager ſagte, das ſei viel zu viel. Es ſei wohl ein braves Rind, aber er hätte noch viel mächtigere geſehen; es ſei wohl ſchwer im Kopf und habe kein ſchönes viereckiges Euter, aber es kriege das Kalb zu gar gelegener Zeit, denn zur ſelben Zeit müſſe er bei zwei Kühen das Melken laſſen, und da müſſe er etwas Friſches einſtellen, das Milch gebe, ſonſt gebe es Lärm im Hauſe. Sie markteten lange mit einander, markteten bis

an einen Kronthaler Unterschied, aber da wollte Keiner mehr nachgeben und der Handel zerschlug sich. Hingegen bestellte der Schwager das Kalb davon, wenn es ein Kuhkalb sein sollte, und Johannes versprach, das sollte er nicht zu theuer haben, sondern ungefähr so, wie es Kauf und Lauf sei.

So war der Nachmittag vergangen und Trini suchte den Mann, um ihn an die Abreise zu mahnen. Man redete ein, wie früh es sei, und sie sollten noch in die Stube kommen. Als Eisi immer nöthlicher presstirte, verstand man sich dazu. Drinnen stand wieder die prächtige Kaffeekanne, eine mächtige Butterballe, Küchli, schönes weißes Brot, Honigscheiben, Kirschmues, Käse, Schinken und süßer Wein. Trini schlug fast die Hände über dem Kopf zusammen, und fragte: was Eisi doch auch sinne; sie hätten ja erst zu Mittag gegessen, es dünke ihns, es sei noch voll Speise bis oben aus, und satt bis morgen Abends. Wenn sie zu ihnen kämen, so könnte es ihnen einmal nicht so aufwarten; es wüßte nicht, wo es die Sachen dazu nehmen sollte., Aber Eisi sagte, es wolle seiner nur spotten, denn das Aufwarten hätte es bei ihm gelernt; wenn man bei ihnen wäre, so käme man ja den ganzen Tag nicht vom Essen weg. Nachdem sich in der That noch hie und da ein Plätzchen für ein Küchli oder eine Butterschnitte gefunden, nachdem die Kaffeekanne der Weinflasche Platz gemacht, auch dieser trotz vielem Weigern zugesprochen und noch Gesundheit gemacht worden war, bestieg man das schon lange bereit stehende Wägeli. Trini mußte dreimal ansetzen und Johannes den Sitz auf der andern Seite halten, ehe es oben war; dann wurden die Kinder aufgepackt, aus deren Taschen noch Stücke Brot sahen, und endlich stieg der Schwager nach. Wohin der eigentlich sollte, begriff niemand, bis er mitten in die Andern hineinplumpste. Es war fast, als ob ein Menschenfresser da hinauf gefahren: denn hinter seiner breiten Gestalt verschwanden die Kindlein, nur hie und da streckten sich Aermchen hervor, die fast aussahen, als ob sie direkt aus seinem Bauche kämen.

Als der Besuch fortgefahren war, gab es viel Wegräumens und später wurde zu Nacht gegessen, als sonst der Brauch war. Während demselben sagte Johannes: „Mutter, du mußt uns die Laterne rüsten; Uli und ich müssen diese Nacht der Kuh wachen, denn sie giebt ein Kalb, ehe es Morgen ist.“ Uli sagte, des Michels Hans hätte ihm versprochen, diese Nacht wachen zu helfen, und wenn es bös gehen sollte, so sei es immer noch früh genug, den Meister zu wecken. Der Meister aber sagte, er solle dem Hans nur absagen, er hätte nicht gerne, wenn man fremde Knechte unnöthiger Weise und ungefragt brauche. Michel habe morgen Hans nöthig, und man erfahre es alle Tage, was ein Knecht, der nicht geschlafen habe, werth sei. Uli meinte, so könnte ja sein Nebenknecht wachen helfen. Dies Mal sei er lieber von Anfang an selbst dabei, sagte der Meister. Es sei das letzte Mal bös gegangen, er möchte dies Mal davor sein. Uli mußte den Meister haben.

Kapitel 3.

Eine Kinderlehre während der Nacht.

Nachdem sie draußen im Stalle die Laterne aufgehängt hatten, den Pferden über Nacht gegeben, streute der Meister selbst der Kuh noch, die unruhig hin und her trappete und in ihrer Unruhe nicht liegen konnte; und sagte: es gehe wohl noch eine Stunde oder zwei, sie wollten hinaus auf das Bänkli sitzen und noch ein Pfeifchen rauchen, die Kuh werde sich schon künden, wenn es Zeit sei.

Es war eine lauwarme Nacht, halb dem Frühling, halb dem Sommer angehörend. Wenige Sterne glitzerten im blauen Himmelsmeer, ein helles Jauchzen, ein fernes Fahren unterbrach zuweilen die stille Nacht.

„Hast du dich nun ausbesonnen, Uli?“ fragte der Mei-

ſter, als ſie auf dem Bänklein vor dem Stalle ſaßen. Es ſei ihm noch ebenſo zu Muthe, ſagte Uli, doch nicht in einem böſen Ton. Alles annehmen, das wolle er nicht, aber zuletzt könne er es ſich auch gefallen laſſen, zu bleiben. Er hatte halt auch ſchon den allgemein angenommenen Grundſatz, daß man es nie zeigen dürfe, wenn einem an etwas gelegen ſei, indem ſonſt der Gegner Vortheil daraus ziehe. Daher die merkwürdige Ruhe und Kaltblütigkeit, die Diplomaten an Bauern bewundern müßten. Es iſt aber in ſeiner Ausdehnung und Anwendung ein heilloſer Grundſatz, der unſäglich viel Böſes ſtiftet, unzählige Menſchen aus einander bringt, ſie gegenſeitig als Feinde gegenüber ſtellt, und wiederum Kaltblütigkeit da erzeuget, wo heiliger Eifer brennen ſollte, und aus der Kaltblütigkeit eine Gleichgültigkeit macht, welche jedem Freund des Guten unwillkürlich Gänſehaut den ganzen Rücken hinauflaufen läßt. Glücklicherweiſe war der Meiſter auch kaltblütig und nahm die Sache nicht ſo übel, ſondern ſagte: ihm ſei's auch gerade ſo. Er hätte nichts wider Uli, aber ſo dabei ſein wolle er auch nicht. Es nähme ihn wunder, wer gefehlt hätte, und ob er in ſeinem Hauſe nichts mehr ſagen dürfe, wenn er nicht eine ganze Woche kein gutes Wort hören und ein Geſicht ſehen wolle, mit dem man ganz Amerika vergiften könnte. Er könne nicht helfen, ſagte Uli. Sauer ſehn ſei ſeine Freundlichkeit, und wenn er ein apartig Geſicht gemacht habe, ſo ſei es nicht des Meiſters wegen geweſen, er hätte über ihn nicht zu klagen und über niemand ſonſt. Aber er ſei halt auch ein armes Knechtlein und ſollte nirgends ſein und keine Freude haben; er ſollte nur auf der Welt ſein, um es bös zu haben, und wenn er einmal ſein Elend vergeſſen wolle und ſich luſtig machen, ſo käme Alles auf ihn los und ſuche ihn zu unterdrücken. Wer ihn in's Unglück ſprengen könne, der thue es. Da könne man nicht immer ſüß darein ſehen.

Er ſollte doch ſehen, daß er ihn nicht begehre in's Unglück zu ſprengen, es ſei ja ganz das Gegentheil, ſagte der

Meister. Wenn ihn jemand in's Unglück sprenge, so sei er es selbst. Wenn ein Bursche sich mit schlechten Mädchen abgebe, so sei er sein eigener Unglücksstifter und niemand anders. Er wisse wohl, es tröste sich jeder damit, es treffe nicht ihn, sondern einen Andern: aber Einen treffe es immer, und wenn Einer auch sieben Mal entronnen sei, und ein Anderer statt seiner in der Falle geblieben, so gebe es ihn zum achten Male, er solle nur darauf zählen. Aber so lang er noch nicht darin sei, lache er Alle aus und sage Allen wüst, die ihn davor warnen; und wenn er einmal darin sei, so sollen Alle daran schuld sein und er sage wiederum Allen wüst, daß sie ihm das Unglück nicht abgewendet. „Nicht wahr, Uli, sagte der Meister, es ist dir diese Woche schon angst genug gewesen, es hätte dich in der Falle. Ich habe wohl gesehen, wie du vor jedem Weibsbild geflohen bist und hinter allen Zäunen Anne Lisi gesehen hast. Deine Angst hast du dann uns und unser Vieh entgelten lassen, nach Art so vieler Dienstboten, welche allen Zorn und alles Ungerade, das ihnen über den Weg läuft, an den Meisterleuten oder an ihren Sachen, an Kühen oder Kacheln auslassen. Deine Angst war in dieser Woche dein Böshaben und an der war niemand schuld, als du. Du hättest es ohne die Angst so gut haben können, als wir selbst. Nein, Uli, du mußt von deinem Lumpenleben lassen, du machst dich unglücklich, und solchen Aerger, wie diese Woche, will ich deinetwegen nicht mehr haben."

Er hätte noch nichts Schlechts gemacht, sagte Uli. He, das nähme ihn doch wunder, sagte der Meister, ob betrunken sein etwas Braves sei, und was er mit Anne Lisi getrieben habe, werde auch nicht das Sauberste gewesen sein und wohl auch im siebenten Gebot bezeichnet. O, es seien noch viel schlechtere Leute, als er, sagte Uli, und es gebe viele Bauern, mit denen er sich dann noch lange nicht zusammenzählen lasse. Da habe er nichts darwider, antwortete der Meister, aber ein schlechter Mensch mache den andern nicht gut, und wenn schon

mancher Bauer ein Trunkenbold ſei oder gar ein Schelm, ſo ſei es deßwegen um nichts beſſer, wenn Uli ein Hudel ſei und noch anderes mehr. Es werde doch wohl erlaubt ſein, eine Freude zu haben, ſagte Uli, wer möchte dabei ſein, wenn man keine Freude mehr haben dürfte. „Aber, Uli, was iſt das für eine Freude, wenn man darauf eine ganze Woche nirgends ſein darf, es einem nirgends wohl iſt? was iſt das für eine Freude, die einen für das ganze Leben elend und unglücklich machen kann? ſolche Freuden ſind des Teufels Lockvögel. Ja, freilich kannſt du dich freuen, es darf jeder Menſch Freude haben, aber an guten und erlaubten Dingen. Das iſt eben ein Zeichen, ob ein Menſch gut oder ſchlecht iſt, je nachdem er an guten oder ſchlechten Dingen ſeine Freude hat.“ „Ja, du haſt gut krähen, ſagte Uli, du haſt den ſchönſten Hof weit und breit, haſt die Ställe voll ſchönes Vieh, den Spycher voll Sachen, eine gute Frau, von den beſten eine, ſchöne Kinder; du kannſt dich wohl freuen, du haſt Sachen, woran du Freude haben kannſt; wenn ich ſie hätte, es käme mir auch kein Sinn ans Hudeln, und auch an Anne Liſi nicht. Aber was habe ich? Ich bin ein armes Bürſchli, habe keinen Menſchen auf der Welt, der's gut mit mir meint; der Vater iſt mir geſtorben, die Mutter auch, und von den Schweſtern ſieht jede für ſich. Bös haben iſt mein Theil in der Welt: werde ich krank, ſo will mich niemand haben, und ſterbe ich, ſo thut man mich untern, wie einen Hund, und kein Menſch plärret mir nach. O, daß man Unſereinen nicht todtſchlägt, wenn wir auf die Welt kommen!“ Und damit fing der große, ſtarke Uli an gar bitterlich zu weinen. „Nit, nit, Uli, ſagte der Meiſter, du biſt gar nicht ſo bös daran, wenn du es nur glauben wollteſt. Laß dein wüſtes Leben ſein, ſo kannſt du noch ein Mann werden. Es hat Mancher nicht mehr gehabt, als du, und hat jetzt Haus und Hof und Ställe voller Vieh.“ Ja, ſagte Uli, ſolches geſchehe nicht mehr und dann müſſe man mehr Glück haben dazu, als er habe. „Das iſt eine

dumme Rede, ſagte der Meiſter: wie kann Einer von Glück reden, wenn er alles fort wirft und verthut, was ihm in die Hände kömmt? Ich habe noch kein Geldſtück geſehen, das nicht aus der Hand wollte, wenn man es fort gab. Aber das iſt eben der Fehler, daß du den Glauben nicht haſt, daß du noch ein Mann werden könnteſt. Du haſt den Glauben, du ſeieſt arm und bleibeſt arm und an dir ſei nichts gelegen, und darum bleibſt du auch arm. Hätteſt du einen andern Glauben, ſo würde es auch anders gehen. Denn es kommt noch immer alles auf den Glauben an." „Aber um Gotteswillen, Meiſter, ſagte Uli, wie ſollte ich auch reich werden? Wie geringen Lohn habe ich! wie viel Kleider brauche ich! dazu habe ich noch Schulden! was hilft da ſparen? Und ſollte ich dann kein Freudeli haben?" „Aber ich frage dich, ſagte der Meiſter, wo ſoll das mit dir hin, wenn du jetzt ſchon Schulden haſt, bei geſundem Leib, und haſt für niemand zu ſorgen? So mußt du ein Lump werden, und dann mag dich niemand mehr; du verdienſt immer weniger und hätteſt doch immer mehr nöthig. Nein, Uli, ſinn doch ein wenig nach, ſo kann das nicht mehr gehen. Jetzt iſt's noch Zeit, und ich ſage es dir aufrichtig, es wäre Schade um dich." „Es trägt nichts ab; was hilft mir das, wenn ich ſchinde und mir nichts mehr gönne? ich bringe es doch zu nichts; ſo ein arm Bürſchli, wie ich bin, bleibt ein arm Bürſchli," ſagte Uli.

„Sieh doch, was die Kuh macht," ſagte der Meiſter. Und als Uli mit dem Beſcheid kam, ſie verdrehe es noch, das Kalb komme noch nicht gleich, ſagte der Meiſter: „Ich denke mein Lebtag daran, wie unſer Pfarrer uns das Dienen ausgelegt hat in der Unterweiſung, und wie er die Sache ſo deutlich gemacht hat; man hat ihm müſſen glauben, und es iſt Mancher glücklich geworden, der ihm geglaubt hat. Er hat geſagt: Alle Menſchen empfingen von Gott zwei große Kapitale, die man zinsbar zu machen habe, nämlich Kräfte und Zeit. Durch gute Anwendung derſelben müßten wir das zeit-

liche und ewige Leben gewinnen. Nun hätte mancher nichts, woran er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könnte; er verleihe daher seine Kräfte, seine Zeit jemanden, der zu viel Arbeit, aber zu wenig Zeit und Kräfte habe, um einen bestimmten Lohn; das heiße dienen. Nun sei das eine gar unglückliche Sache, daß die meisten Dienstboten dieses Dienen als ein Unglück betrachteten und ihre Meisterleute als ihre Feinde oder wenigstens als ihre Unterdrücker; daß sie es als einen Vortheil betrachteten, im Dienst so wenig als möglich zu machen, so viel Zeit als möglich verklappern, verlaufen, verschlafen zu können; daß sie untreu würden, denn sie entzögen auf diese Weise dem Meister das, was sie verlieben, verkauft hätten, die Zeit. Wie aber jede Untreue sich selbst strafe, so führe auch diese Untreue gar fürchterliche Folgen mit sich, denn, so wie man untreu sei gegen seinen Meister, sei man auch untreu an sich. Es gebe jede Ausübung unvermerkt eine Gewohnheit, welcher man nicht mehr los werde. Wenn so ein Dienstmädchen oder ein Knechtlein Jahre lang so wenig als möglich gethan, so langsam als möglich an einer Sache gemacht, allemal gebrummt hätte, wenn man ihm etwas zugemuthet, entweder auf und davon gemacht hätte, unbekümmert, wie es komme, oder dareb geklappert, daß ihm das Gras unter den Füßen gewachsen sei, zu nichts Sorge getragen, so viel als möglich unnütz gebraucht, nie Angst gehabt, sondern für alles gleichgültig gewesen sei, so gebe das erstlich eine Gewohnheit, und die könne es später nicht mehr ablegen. Zu allen Meistern bringe es diese Gewohnheit mit, und wenn es am Ende für sich selbst sei, sich verheirathe, wer müsse diese Gewohnheiten, diese Trägheit, Schläfrigkeit, Meisterlosigkeit, Unzufriedenheit haben, als es selbst. Es müsse sie tragen und alle ihre Folgen, Noth und Jammer bis ins Grab, durch das Grab, bis vor Gottes Richterstuhl. Man solle doch nur sehen, wie viele Tausend Menschen den Menschen zur Last seien und Gott zum Aerger-

niß und ſich als widerwärtige Geſchöpfe herumſchleppten, den Denkenden als ſichtbare Zeugniſſe, wie die Untreue ſich ſelbſten ſtrafe. Aber ſo wie man durch ſein Thun ſich inwendig eine Gewohnheit bereite, ſo mache man ſich zweitens auswendig einen Namen. An dieſem Namen, an dem Ruf, der Geltung unter den Menſchen, arbeite ein jeder von Kindesbeinen an bis zum Grabe, jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu dieſem Namen bei. Dieſer Name öffnet oder verſperrt uns Herzen, macht uns werth oder unwerth, geſucht oder verſtoßen. Wie gering ein Menſch ſein mag, ſo hat er doch einen Namen, ihn betrachten die Augen ſeiner Mitmenſchen und urtheilen, was er ihnen werth ſei. So macht auch jedes Mägdlein an ſeinem Namen unwillkürlich, und nach dieſem Namen kriegt es Lohn, dieſer Name bricht ihm Bahn oder verſchließt ſie ihm. Da kann Eins lange reden und über frühere Meiſterleute ſchimpfen, es macht damit ſeinen Namen nicht gut, ſein Thun hat ihn längſt gemacht. Ein ſolcher Name werde Stunden weit bekannt, man könne nicht begreifen wie. Es ſei eine wunderbare Sache um dieſen Namen, und doch beachteten ihn die Menſchen viel zu wenig, und namentlich die, welchen er das zweite Gut ſei, mit dem ſie, verbunden mit der inwendigen Gewohnheit, ein drittes, ein gutes Auskommen in der Welt, Vermögen, ein viertes, den Himmel und ſeine Schätze, erwerben ſollten. Er frage nun: wie ein elender Tropf Einer ſei, wenn er ſchlechte Gewohnheiten habe, einen ſchlechten Namen und um Himmel und Erde komme.

Oeher ſolle, habe der Pfarrer geſagt, jeder, der in Dienſt tritt, den Dienſt nicht betrachten als eine Sclavenzeit, den Meiſter als den Feind, ſondern als eine Lehrzeit und den Meiſter als eine Wohlthat Gottes: denn was ſollten die Armen, d. h. die, welche nur Zeit und Kräfte, alſo doch eigentlich viel hätten, anfangen, wenn ihnen niemand Arbeit und Lohn zu geben hätte. Sie ſollen die Dienſtzeit betrachten als eine Gelegenheit, ſich an Arbeit und Emſig-

keit zu gewöhnen und ſich einen recht guten Namen zu machen unter den Menſchen. In dem Maaße, als ſie dem Meiſter treu ſind, ſind ſie es auch an ihnen, und wie der Meiſter an ihnen gewinnt, gewinnen ſie ſelbſt auch. Sie ſollen ja nie meinen, nur der Meiſter ziehe Nutzen aus ihrem Fleiße; ſie gewinnen wenigſtens eben ſo viel dabei. Kämen ſie auch zu einem ſchlechten Meiſter, ſie ſollten ja nie meinen, ihn zu ſtrafen durch ſchlechte Aufführung; ſie thäten damit nur ſich ſelbſt ein Leid an und ſchadeten ſich innerlich und äußerlich. Wenn nun ſo ein Dienſtbote immer beſſer arbeite, immer treuer und geſchickter ſei, ſo ſei das ſein Eigenthum und das könne niemand von ihm nehmen, und dazu beſäße er einen guten Namen, die Leute hätten ihn gerne, vertrauten ihm viel an und die Welt ſtünde ihm offen. Er möchte vornehmen, was er wollte, ſo fände er gute Leute, die ihm hülfen, weil ſein guter Name der beſte Bürge für ihn ſei. Man ſolle doch nur achten, welche Dienſtboten man rühme: die treuen oder die untreuen, ſolle ſich achten, welche unter ihnen zu Eigenthum und Anſehen kämen. Dann hat der Pfarrer noch ein Drittes geſagt und das geht dich beſonders an. Er hat geſagt, der Menſch wolle Freude haben und müſſe Freude haben, beſonders in der Jugendzeit. Haſſe nun ein Dienſtbote ſeinen Dienſt, ſei ihm die Arbeit zuwider, ſo müſſe er eine beſondere Freude ſuchen. Er fange daher an zu laufen, zu hudeln, mit ſchlechten Sachen ſich abzugeben, und habe daran ſeine Freude und ſinne daran Tag und Nacht. Sei aber einem Knecht oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß ſie etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß ſie etwas werden könnten, ſo liebten ſie die Arbeit, hätten Freude daran, etwas zu lernen, etwas recht zu machen, Freude, wenn ihnen etwas gelinge, wachſe, was ſie geſäet, fett werde, was ſie gefüttert; ſie ſagten nie, was frage ich dem nach, was geht mich das an, ich habe ſo nichts davon. Ja, ſie hätten eine eigentliche Luſt daran, etwas Ungewohntes zu verrichten, etwas Schweres zu unter-

nehmen; dadurch wüchsen ihre Kräfte am beſten, dadurch machten ſie ſich den beſten Namen. So hätten ſie auch Freude an des Meiſters Sache, ſeinen Pferden, ſeinen Kühen, ſeinem Korn, ſeinem Gras, als ob es ihnen gehöre. Woran man Freude habe, daran ſinne man auch; wo man den Schatz habe, da habe man auch das Herz, ſagte der Pfarrer. Hat nun der Knecht ſeinen Dienſt im Kopf, erfüllt ihn der Trieb, ſo ein vor Gott und Menſchen recht tüchtiger Menſch zu werden, ſo hat der Teufel wenig Macht über ihn, kann ihm nicht böſe Sachen eingeben, wüſte Sachen, an die er Tag und Nacht denkt, ſo daß er keinen Sinn für ſeine Arbeit hat, und die ihn noch von einem Laſter zum andern ziehen und innerlich und äußerlich verderben. Das hat der Pfarrer geſagt, es iſt mir, als ob es noch heute wäre, als er uns das ſagte, und ich habe ſchon hundertmal geſehen, daß er Recht hatte. Ich habe gedacht, ich wolle es dir ſagen, es paſſe gerade auf dich. Und wenn du nur glauben wollteſt, ſo könnteſt du einen von den bravſten Menſchen abgeben und es einſt haben, wie du nur wollteſt."

Kapitel 4.

Wie eine ſchlechte Dirne einem braven Meiſter die Ohren des Knechts aufthut.

Uli's Antwort ſchnitt die Kuh ab, die ihre Röthen deutlicher kündete. Es gab nun Arbeit, das Geſpräch konnte nicht mehr fortgeſetzt werden. Es ging alles gut und endlich war ein ſchönes, brandſchwarzes Kälbchen da mit einem weißen Stern, wie beide noch nie eines geſehen, und das aufzuziehen erkannt wurde. Uli war bei dem Geſchäft noch einmal ſo thätig und aufmerkſam geweſen, als ſonſt, und das Kälbchen behandelte er ganz ſanft, faſt zärtlich, und betrachtete es mit einer eigentlichen Zuneigung.

Als ſie fertig waren mit der Kuh und dieſelbe ihre Zwiebelnſuppe hatte, dämmerte der Morgen herauf und ließ keine Zeit zur Fortſetzung ihres Geſprächs.

Die anbrechenden Werktage nahmen den Bodenbauer und ſeine Leute mit ihren Arbeiten hart in Anſpruch, auch war der Meiſter in Gemeindsgeſchäften abweſend, ſo daß er und Uli nicht mehr mit einander über dieſen Gegenſtand redeten. Aber es ſchien von beiden angenommen, daß Uli bleibe, und wenn der Meiſter heim kam, konnte die Frau nicht genug rühmen, wie Uli ſich zu der Sache gehalten und wie ſie nicht gebraucht hätte, ihn etwas zu heißen; es ſei ihm alles von ſelbſt in den Sinn gekommen, wenn ſie an etwas gedacht habe, ſo ſei es ſchon gemacht geweſen. Das freute natürlich den Meiſter gar wohl und machte, daß er dem Uli immer beſſere Worte gab, ihm immer mehr Zutrauen zeigte. Es iſt nichts verdrießlicher für einen Meiſter, als wenn er Abends müde oder ſchläfrig heim kommt und er findet alles verkehrt und hinter einander und ſein Weib voll Klagens; ſieht nicht die halbe Arbeit gethan, die hätte abgefertigt werden ſollen; Vieles verpfuſcht und ſchlecht gemacht, daß es beſſer wäre, es wäre gar nichts gethan worden, und muß über das aus die halbe Nacht ſein Weib jammern hören, wie die Dienſtboten ſich ungeberdig angeſtellt, unverſchämten Beſcheid gegeben und jedes gemacht habe, was ihm gefallen, und wie es ihr verleidet ſei, ſo dabei zu ſein, und wenn er ein ander Mal fortgehe, ſo laufe ſie auch fort. Es iſt gräßlich für einen Mann, der fort muß (und das muß der Mann), wenn ihm auf dem Heimwege, ſobald er ſein Haus von weitem ſieht, die ſchweren Seufzer kommen: was hat es wohl aber gegeben, was muß ich ſehen, was muß ich hören? und er ſo faſt nicht zum Hauſe darf; wenn er mit Liebe und Freude heim kommen möchte, und mit Donner und Blitz einziehen muß in ſein aufrühreriſch gewordenes Reich.

Bei Uli war etwas Neues erwacht und ihm in die Glieder gefahren, ohne daß er es ſelbſt noch recht wußte. Er mußte

der Rede des Meisters je länger je mehr nachsinnen, und es dünkte ihn immer mehr, der Meister hätte doch etwas Recht. Es that ihm wohl, zu denken, er sei nicht dazu erschaffen, ein arm, verachtet Bürschchen zu bleiben, sondern er könnte noch ein Mann werden. Er sah ein, daß man das nicht mit Wüstthun werde, und daß, jemehr man wüst thue, man um so mehr Boden verliere unter den Füßen. Es dünkte ihm gar seltsam, was der Meister gesagt von der Gewohnheit und dem guten Namen, die man neben dem Lohn sich erarbeiten könne, und so auch immer mehr für sich verdiene, je treuer man einem Meister sei, und wie man nicht besser zu sich selber sehen könne, als wenn man recht treu zu des Meisters Sache sehe.

Er konnte je länger je weniger ableugnen, daß es also sei. Es kamen ihm immer mehr Beispiele in den Sinn von schlechten Dienstboten, die unglücklich geworden, arm geblieben, und hinwiederum, wie er Andere von ihren alten Meisterleuten habe rühmen hören, wie sie ein guter Knecht, eine gute Magd gewesen, und die jetzt recht gut im Stande seien.

Nur Eines konnte er nicht begreifen: wie er, Uli, je zu Geld, zu Vermögen kommen sollte; das dünkte ihn rein unmöglich. Er hatte 30 Kronen, also 50 Gulden, baar, zwei Hemden und ein Paar Schuhe zum Lohn. Nun hatte er noch fast 4 Kronen Schulden und bereits viel von seinem Jahrlohn eingezogen. Er hatte es bisher nicht machen können, mit seinem Einkommen, nun sollte er Schulden zahlen, vorschlagen: das kam ihm unmöglich vor. Dem natürlichen Gang der Dinge nach war er darauf gefaßt, seine Schuld jährlich größer zu machen. Von den 30 Kronen brauchte er doch wenigstens 10 für Kleider und konnte dabei noch nicht hoffährtig sein; für Strümpfe, Schuhe, Hemden, deren er nur drei gute und vier böse hatte, Waschерlöhne ꝛc. gingen doch wenigstens auch 8 Kronen darauf; alle Wochen ein Päcklein Taback (und er brauchte meistens mehr), war wieder zwei Kronen; es blieben noch 10 Kronen. Nun waren fünfzig Samstagsnächte, fünfzig Sonntagsnach-

mittage, von denen noch ſechs extra Sonntage, an welchen allenthalben getanzt wurde, Märkte, es wußte kein Menſch, wie viel, war eine Muſterung, vielleicht gar noch eine Garniſon, die zufällig ſich ergebenden Gelegenheiten zum Hudeln nicht einmal gerechnet. Rechnete er nun für's Ordinäre alle Wochen nur zwei Batzen für Gebranntes oder Wein, ſo machte das wieder 4 Kronen. Ueberſprang er drei Tanzſonntage, ſo brauchte er doch, wenn er mit dem Geiger abſchaffen mußte, ein Mädchen zu Gaſte halten und, wie es der Brauch war, betrunken heimgehen wollte, wenigſtens eine Krone und manchmal 2 Gulden 20 Kreuzer für jeden der drei übrigen Sonntage. Jetzt hatte er für Märkte, Muſterungen und die übrigen Hudeleien nur noch drei Kronen. Mit dem, dachte er, ſei es doch wirklich nicht menſchenmöglich auszukommen. Schon zwei Märkte und die Muſterung brauchten mehr als das, für das Andere hatte er alſo gar nichts. Er rechnete immer von neuem, probirte, an den Kleidern, an den andern Ausgaben abzuſchneiden; aber das Ding ging nicht. Er mußte doch gekleidet ſein, mußte waſchen laſſen, barfuß konnte er auch nicht laufen. So brachte er, er mochte rechnen wie er wollte, immer die traurige Wahrheit heraus, daß er ſtatt vorzuſchlagen, zu wenig hatte.

Als er einſt ſo in ſeine troſtloſe Rechnung vertieft war beim Einmachen von Gras für die Kühe und immer von vornen anfing und hintenhinaus immer zu wenig hatte, und eben bei ſich feſtſtellte, es müſſe dem Meiſter nicht recht im Kopfe ſein, ſo ein Bauer wiſſe nicht, was ein Knechtlein alles brauche; ein Bauer brauche nichts waſchen zu laſſen, nehme Schuhmacher und Schneider in's Haus und hätte am Ende vom Jahre alle Schöpplein vergeſſen, welche er getrunken, weil er ſie ſeinem Geld nicht anmerke; wie er ſo ſinnend ſtand, tönte es hinter ihm: „Biſt am Graſe?“ Wie von einer Schlange gebiſſen, fuhr Uli auf und Anne Liſi ſtand neben ihm. „Ich habe geglaubt, ſagte Anne Liſi, du ſeieſt krank, daß du nicht

Uli der Knecht. Pag. 32.

zu mir gekommen biſt. Ich ſah allenthalben auf dich und konnte dich doch nirgends erblicken. Da konnte ich es nicht mehr erleiden vor Sehnſucht nach dir, es hat mir ganz das Eſſen geſtellt. Ich habe ſchon geſtern dort hinter dem Haag auf dich paſſet, aber du biſt nie allein geweſen. Es dünkt mich, es hätte mir ſchon gebeſſert um das Herz, daß ich dich nur ſehen kann. Aber Uli, mein Uli, warum biſt jetzt mehr als vierzehn Tage nicht zu mir gekommen? das iſt doch nichts gemacht von dir. Ich bin manche Nacht durch immer mit dem Kopf auf dem Ellbogen geweſen, es war mir, du müßteſt kommen. Warum biſt nicht gekommen? So angedonnert war Uli in ſeinem ganzen Leben nicht geweſen. Er kannte Anne Liſi, hatte ein böſes Gewiſſen gegen ſie und durfte ihr nicht ſagen, daß er nie mehr zu kommen gedenke. Dazu war er feſt entſchloſſen, es war ihm zu angſt geweſen und jetzt kam die Angſt in verdoppeltem Maaße wieder. Er brummte etwas von einem kranken Roß, dem er hätte abwarten müſſen; von einer Kuh, zuletzt ſogar von Gliederſucht. Anne Liſi trat nicht lange in die Vergangenheit ein, ſondern ſagte: ſie könne da nicht recht mit ihm reden, ſie hätte ihm viel zu ſagen, er ſolle in dieſer Nacht zu ihr kommen, ſie könne es unmöglich länger ohne ihn ausſtehen. Uli wollte das nicht verſprechen: der Meiſter ſei fort mit Roß und Wägeli, er müſſe warten, bis er heim komme, ſagte er, und dann müſſe er noch füttern, und dann werde es ſich kaum mehr der Mühe lohnen. „Was iſt mit dir?“ ſagte Anne Liſi, „wenn es dir etwas daran gelegen wäre, es würde ſich dir wohl ſchicken. Das ſind nur Ausreden, es hat dich jemand aufgewieſen, dir den Kopf groß gemacht. O, ich weiß ſchon, Kuderjoggelis Annebäbi hat dich aufgeſtiefelt. Aber wart es nur, dem rothe D..... will ich die Läuſe runter machen, daß es mich nicht vergeſſen ſoll. Aber wie magſt du dich auch mit einem ſolchen Knirps, der nicht größer iſt als ein dreitägiges Kalb, abgeben? Das iſt nichts Bravs von dir. Schäme dich, du wüſter Kerl du! Ich will dir's zeige!

Aber nicht wahr, du kömmſt dieſe Nacht? Unterſtehe dich und komm nicht!“ Uli ſagte: ſie hätt's ſchon gehört, er könne nicht. „Was, du willſt nicht? Du wirſt doch nicht wüſt thun wollen, wie die andern Hunde? Du wirſt doch nicht wollen vergeſſen, was du mir geſagt haſt? Er wiſſe nichts Apartigs, das er ihr geſagt habe, ſagte Uli. „Was, du weißt nicht mehr, was du mir geſagt haſt? Haſt du nicht geſagt, daß du, wenn du Eine zur Kirche führen wolleſt, mich zur Kirche führen werdeſt?“ Er wiſſe nichts mehr davon, ſagte Uli, das ſei ihm etwas Neues. „So, du beſinnſt dich nicht mehr daran, du verfluchter Lumpenkerl, was du biſt! Ich will dir's zeige! Aber es lohnt ſich nicht der Mühe deinetwegen! Ein ſolches Affengeſicht finde ich hinter jedem Zaunſtecken, und wenn ich Einen haben muß, ſo will ich nicht einen ſolchen Lump, der nie drei Kreuzer bei einander hat und der Meiſterfrau alle Waſchlumpen ſtiehlt, um ſeine Sonntagskutte zu flicken. Nein, beim Wetter, eine ſo unwerthe Dirne bin ich doch nicht, daß ich nicht bei einem brävern und reichern Burſchen anzuklopfen wüßte, als bei einem halbverhungerten Bauernknechtlein, wie du eins biſt. Zu dir käme ich zuletzt, wenn ich Einen haben müßte; habe nicht etwa Kummer, ich wolle dich, Solche, wie du biſt, wollte ich, ein Mädchen wie ich bin, zehn an jeden Finger kriegen. Aber wart des Kuderjoggis Annebäbi, dem will ich ſagen, was es für Eine iſt, und ich will nicht lebendig da weg kommen, wenn ich dem nicht ſein Maul aufthue, daß man es in Merlingen für ein Tennsthor brauchen könnte. Das verflucht Menſch, dich ſo gegen mich aufzuweiſen! Aber du kannſt es noch machen, wie du willſt; kommſt du in dieſer Nacht, wohl und gut, ſo will ich dir's vergeſſen und dir aufthun! Kommſt du aber nicht, ſo ſieh zu, was geht, und ich will keine geſunde Stund mehr haben, wenn ich dir noch einmal aufthue! Ja wolle! ſo wüſt zu thun und ſo den Kopf zu machen!“ Uli wehlete es bedenklich und er ward ganz trotzig und ſagte: ſeinetwegen brauche es in dieſer Nacht nicht auf dem Ellbogen zu ſchlafen,

er bleibe lieber daheim, als daß er Andern ihre Suppe aus-eſſen wolle, und mit einer Solchen wolle er ſich nicht mehr beſchmutzen. Sie ſolle jetzt ihrer Wege gehn und ihn ruhig laſſen, er hätte genug von ihr. — Da fing Anne Liſi auf's neue an, wüſt zu thun: bald ſagte ſie Uli alle Schande, dann heulte ſie über die Schlechtigkeit des Mannevolks, dann rühmte ſie ihr gutes Herz, das ſo ſchändlich angeführt werde ſeiner Güte wegen und weil ſie ſo einem Lumpenkerl getraut habe. Dann flattirte ſie dem Uli wieder auf das Zärtlichſte und ſagte: es ſei ihr noch Keiner ſo lieb geweſen, als er, ſie hätte ſich für ihn lebendig können ſchinden laſſen, es dünke ſie, es wolle ihr das Herz zerreißen. Aber Uli blieb unbeweglich, und als er genug hatte, fuhr er mit ſeinem Graskarren nach Hauſe und ließ Anne Liſi im Klee ſtehen. Aber bei ſich ſetzte er hoch ein, das Mal ſei er entronnen, und das wolle er ſich als Warnung dienen laſſen und ſo müſſe ihm Keine mehr kommen aus einem Haſelbuſch hervor.

Und ſeiner geſprengten Feſſeln ſich freuend, ließ er ein Jodeln ertönen, daß ſeine Kühe in den Bahren fuhren, die Pferde in die Zügel ſchoſſen, die Katze von dem Ofen ſprang, der Hund aus ſeinem Stalle kroch und die Magd ſagte: „Was kömmt wohl den Uli an, daß er ſo luſtig iſt; man hat ihn ſo lange nicht gehört."

Bald darauf fuhren Meiſter und Knecht Steine zu einem neuen Stubenofen. Auf dem Heimweg kehrten ſie ein, da ſie einen weiten und bergigten Weg hatten. Da der Meiſter nicht hundshäärig war und vom ſchlechteſten Wein befahl, wenn der Knecht bei ihm war und für zwei Perſonen nur für einen halben Batzen Brot aufſtellen ließ, ſo wurde Uli auf dem Reſt des Weges geſprächig. Er erzählte dem Meiſter die Begegnung mit Anne Liſi, und wie er froh ſei, daß er nun dem Kummer und dem Menſch ein für alle Male los ſei. Es hätte ihm gewohlet, er könne es niemand ſagen wie. Er begreife erſt jetzt, was man mit dem Sprüchwort ſagen wolle:

es ſind mir Centnerſteine von dem Herzen gefallen. Der Meiſter freute ſich der Nachricht, aber warnte, er ſolle es nicht machen, wie gar Viele, die, ſo lange ſie die Folgen ihres Laſters fühlen, reuig ſeien, dann aber wiederum um die Sünde herumführen, wie die Fliege um ein Licht, bis ſie ſich die Flügel verbrannt und vielleicht ein für alle Mal. So kenne er manchen Trunkenbold, der alle Mal, wenn er ſein Geld verſoffen und einen ſturmen Kopf ertrunken, ſich vornehme, ſich nie mehr ſo zuzuputzen — und das nächſte Mal, wenn er zum Wein komme, ſei er wieder ein volles Kalb: ſo gehe es Manchem mit dem Weibervolk. Denen, welche meinen, die Liſtigſten geworden zu ſein, gehe es oft am wüſteſten. „Nein, Uli, halt dich jetzt, ſo kannſt du noch ein Mann abgeben, wie ich es dir ausgelegt habe," ſagte der Meiſter.

„Hör, Meiſter, ſagte Uli, ich habe der Sache nachgeſinnet, und der Pfarrer, welcher dich unterwieſen hat, iſt nicht ganz ein Narr geweſen; aber was ein Bauernknechtlein für Lohn hat und was es braucht, davon hat er nichts gewußt: er wird gemeint haben, ungefähr ſo viel als ein Vicar. Aber du ſollteſt es beſſer wiſſen und ſollteſt es wiſſen, daß es aus ſei mit Erſparen und Reichwerden. Ich habe manchen Tag lang gerechnet, daß es mir faſt den Kopf oben abgeſprengt hat; aber ich habe immer das Gleiche herausgebracht: aus nichts wird nichts, und nichts von nichts geht auf." „Wie haſt du denn gerechnet?" ſagte der Meiſter. Uli machte ihm die ganze Rechnung Punktum wieder durch, und als er fertig war, fragte er ſpöttiſch den Meiſter: „Und jetzt, was ſagſt du dazu, iſt's nicht ſo?" Der Meiſter ſagte: „Deiner Rechnung nach macht es allerdings ſo viel; aber man kann noch ganz anders rechnen, Bürſchchen. Hör' einmal, ich will dir jetzt auch eine Rechnung machen auf meine Art; es nimmt mich wunder, was du zu dieſer ſagen wirſt."

„An dem, was du für deine Kleidung angeſetzt haſt, will ich nicht viel ändern. Es iſt möglich, daß du, wenn du dich

ordentlich in Stand ſtellen und namentlich Hemden haben willſt, um den Waſcherlohn zu erſparen, und überhaupt angezogen ſein möchteſt Sonntag und Werktag, wie es einem braven Burſchen wohl anſteht, in der erſten Zeit noch mehr brauchſt. Für Tabak hingegen haſt du 2 Kronen angeſetzt; das iſt zu viel. Ein Knecht, der in den Stall und auf die Tenne muß, ſoll den ganzen Tag nicht rauchen, nie als nach dem Feierabend. Um den Hunger zu vertreiben, brauchſt du bei mir nicht zu rauchen, und wenn du es dir ganz abgewöhnen könnteſt, ſo würde es dir als Knecht viel nützen. Wenn Einer nicht raucht, ſo macht er allenthalben mehr Lohn."

„Die andern 10 Kronen, welche du für Luſtbarkeiten aller Art rechneſt, die ſtreiche ich dir ganz durch, vom erſten Kreuzer bis zum letzten. Ja, thue nur das Maul auf und ſieh mich an, wie Störche ein neues Dach. Willſt du dich kuriren und etwas werden, ſo mußt du dir auch ein Mal etwas Rechtes vornehmen, vornehmen, von deinem Lohn keinen Kreuzer zu verhudeln, auf keine Weiſe. Nimmſt du dir vor, nur etwas weniger als früher zu laufen, etwas weniger zu verthun als ſonſt, ſo iſt das nur den Mäuſen gepfiffen. Biſt du einmal im Wirthshaus, ſo biſt du deiner nicht mehr Meiſter, die alte Kameradſchaft, die alte Gewohnheit reißt dich hin, und du verthuſt wieder zwei bis drei Wochenlöhne. Dann kömmt der Nachdurſt und du mußt andere Abende nachbeſſern und verlierſt immer mehr den Glauben, daß du dir je aufhelfen könneſt, wirſt alle Tage liederlicher und verzweifelſt immer mehr an dir ſelbſt. Das iſt übrigens nicht ſo ſchrecklich, als du ein Geſicht machſt. Sieh doch, wie Viele Jahr aus Jahr ein nie einen Schoppen trinken und in kein Wirthshaus gehen. Es ſind nicht nur arme Tagelöhner, welche genug zu thun haben, des Mangels ſich zu erwehren, ſondern es ſind darunter auch vermögliche, ja reiche Leute, welchen es zur Gewohnheit geworden iſt, nichts unnütz zu verthun, und ſie ſind nicht nur wohl dabei, ſondern ſie können noch viel weniger begreifen

wie einem vernünftigen Menschen wohl beim Hudeln sein könne, als du jetzt begreifen willst, daß ein Mensch, ohne zu hudeln, leben könne. Ich bin einmal mit einem Mannli vom Langenthalermarkt früh heim gegangen. Es verwunderte sich, mich schon auf dem Heimweg zu finden, es müsse sonst gewöhnlich alleine heim, sagte dasselbe. Ich antwortete ihm, ich hätte nichts mehr zu thun gehabt, und im Wirthshaus zu sitzen bis am Abend sei mir auch zuwider gewesen. Das Geld gehe darauf, die Zeit damit, und am Ende wisse man nicht, wann und wie man heim komme. Ja, sagte der Mann, ihm sei es auch so. Er hätte mit nichts angefangen und gar kümmerlich thun müssen. Lange hätte er Vater und Mutter alleine erhalten, aber doch jetzt Haus und Hof ohne Schulden und Jahr aus und Jahr ein zwei Kühe, von denen keine weniger als sechs Centner wiege. Aber er habe auch von Anfang an keinen Kreuzer unnütz vertban. Nur ein Mal erinnere er sich, in Burgdorf ein halbbatziges, weißes Brödchen gekauft zu haben, welches er hätte können bleiben lassen, da sein Hunger nicht so groß gewesen, daß er ihn nicht hätte ertragen können, bis er heim gekommen, wo er wohlfeileres Essen gefunden hätte. Ja, sagte ich, so viel könne ich nicht sagen, es sei nur mancher Batzen entronnen; aber man könne es auch zu weit treiben, der Mensch müsse doch auch gelebt haben."

„Ja freilich, sagte er. Ich lebe auch und bin froh dabei. Ein Kreuzer, den ich erspare, thut mir wohler, als ein Neuthaler Einem, der ihn verhudelt. Wenn ich es nicht so angefangen hätte, so wäre ich wohl zu nichts gekommen. Ein armes Bürschchen hat nicht den Verstand, wenn er einmal angefangen hat, aufzuhören zu rechter Zeit; hat er einen Batzen verschlendert, so zieht dieser zehn andere nach. Du mußt aber nicht etwa glauben, daß ich dabei ein wüster Geizhals sei. Es ist schon Mancher leer von großen Bauernhäusern weggegangen und hat bei mir erhalten, was er nöthig hatte. Ich habe nicht vergessen, wer mir den Segen zu meiner Arbeit gegeben

hat, und wenn ich bald Rechnung ablegen muß.“ Auf diese Rede hin habe ich das Mannli von oben bis unten angesehen mit großem Respekt; es hätte ihm kein Mensch angesehen, was hinter ihm stecke. Ehe wir von einander gingen, wollte ich ihm noch eine Flasche Wein zahlen für seine gute Lehre. Allein er wollte nicht und sagte, er hätte gar nichts nöthig, ob er mein Geld oder seines unnütz verthäte, das käme ja einst bei der Rechnung auf das Gleiche heraus. Seither habe ich das Mannli nicht mehr gesehen; es hat wahrscheinlich seine Rechnung schon abgelegt, und wenn niemand eine schwerere hätte als es, so käme es Vielen wohl.“

„Siehe, so meine ich, sei jeder Kreuzer, den du von deinem Lohn für solche unnütze Sachen brauchst, durchaus ein schlecht gebrauchter. Bleibe zu Hause und damit ersparst du nicht nur 10 Kronen, sondern noch gar viel dazu. Es klagen alle Knechtlein, wie viel Schuhe, wie viel Kleider sie brauchen, wie sie an Wind und Wetter sein müßten; aber weißt du, womit sie die meisten Kleider verderben? Mit ihrem Herumfahren des Nachts bei allem Wetter, durch Dick und Dünn und mit allem dem, was dabei vorgeht. Wenn man die Kleider 24 Stunden am Leibe hat, so verdirbt man sie offenbar mehr, als wenn es nur 14 Stunden geschieht. Zu Mädchen läuft man nicht in Holzschuhen, und wann sprengt man mehr Schuhnägel aus, des Tages oder des Nachts, wo man keinen Stein sieht, kein Loch, keinen Graben? Und sag mir, wie sehen die Sonntagskleider aus, wenn man betrunken herumgeschweift ist, einander herumgerissen, im Koth herumgewälzt hat? Wie mancher Sonntagsrock ist so in Stücke gegangen, wie manches Paar Hosen unbrauchbar wie manche Kappe verloren worden!“

„Es brauchte gewiß manch Knechtlein halb weniger für seine Kleider, wenn es daheim bliebe; von den Mädchen will ich nur nicht reden. Und denk daran, Uli, wenn du jetzt schon 10 Kronen für solche unnütze Gewohnheiten brauchst, so brauchst du in 10 Jahren 20 und in 20 Jahren 40, wenn du sie hast;

denn ſo eine Gewohnheit ſteht nicht ſtille, ſie wächſt — und führt das nicht ſchnurſtracks dem alten Bettler zu?"

„Endlich, Uli, haſt du nicht bloß 30 Kronen, ſondern auch noch manchen Batzen Trinkgeld, wenn eine Kuh, ein Roß ꝛc. verkauft wird. Dieſe brauche, wenn du wohin laufen mußt und das Einkehren nicht vermeiden kannſt. Daraus kannſt du meinethalben an einer Muſterung einen Schoppen trinken, kannſt etwas zuſammenthun, wenn du in Garniſon mußt; das reicht vollkommen hin dazu. Du haſt ſchon viel Lohn eingezogen; aber wenn du mir glauben und folgen willſt, ſo kommſt du ſchon dieſes Jahr aus den Schulden; das andere Jahr kannſt du an's Sparen gehen. Und wenn du mir glaubſt, ſo iſt dann nicht geſagt, daß ich nur 30 Kronen Lohn geben könne. Wenn ein Knecht ſo recht bei der Sache iſt und mit ſeinem Sinn nicht nur beim Narrenwerk; wenn ich ihm etwas anvertrauen kann und es gleich geht, ſei ich dabei oder nicht, und ich nicht alle Mal mit Kummer heim muß, es ſei etwas Ungrads gegangen, ſo, Uli, kommts mir auf ein Paar Kronen nicht an. Denk daran, Uli: je beſſer die Gewohnheit, je beſſer der Name, deſto beſſer auch der Lohn."

Dem Uli gingen ob dieſen Reden Maul und Naſe auf, und endlich ſagte er: das wäre wohl ſchön, aber es werde es kaum geben; er glaube nicht, daß er das aushalte. „He, probire einmal einen Monat und ſiehe, wie es kommt, und ſinn nicht an Laufen, Schoppen und das Wirthshausgehen, ſo wird es ſich ſchon machen."

Kapitel 5.

Nun kommt der Teufel und ſäet Unkraut in den guten Samen.

Und es ging recht ordentlich manchen Sonntag lang. Uli ging wieder in die Kirche und dachte daran, daß er ein Menſch

ſei und daß er auch ſelig werden möchte. Er fing auch an, zu glauben, daß der Meiſter doch etwas recht haben möchte; denn wenigſtens zwei Neuthaler hätte er früher in dieſer Zeit für nichts ausgegeben, die er jetzt noch in der Taſche habe. Er war auch ein Anderer bei der Arbeit; es ging ihm alles noch ein Mal ſo raſch von der Hand, und weil er wirklich des Nachts ſchlief, des Sonntags ruhte, den Körper nicht durch Ausſchweifungen ſchwächte, ſo ſchien ihm keine Arbeit mehr ſchwer; es war ihm faſt, als ob er nicht mehr müde werden könnte. Der Meiſter ſah mit Freuden, daß es ſo gut gehe, und wenn er ihm etwas zuwenden konnte, ſo that er es; er handelte ein größeres Trinkgeld ein, wenn es ihn dünkte, der Metzger vermöge es und es ſei ihm an dem zu erhandelnden Stück Vieh viel gelegen; nahm Uli mit auf den Markt oder ſchickte ihn hier oder dort aus, wenn etwas zu verrichten war, damit Uli doch auch ſein Plaiſir hätte, und wenn Uli einen Schoppen trank auf dieſen Wegen, ſo zahlte ihn der Meiſter.

Natürlich fiel Uli's Betragen auch Andern auf; zuerſt ſeinen Mitdienſten, dann den Nachbarn. Es geht unter den Dienſtboten gerne, wie unter Jakobs Söhnen. Wenn Eines beſſer iſt als die Andern und daher auch den Meiſterleuten lieber, ſo verfolgen es die Schlechtern, ſpotten es aus und ruhen nicht, bis ſie es vertrieben haben oder ſo ſchlecht gemacht als ſie ſelbſt ſind. Sie wollen nicht, daß Meiſterleute es erfahren, was ein guter Knecht, eine gute Magd ausrichten können; ſie fürchten, es möge dann allzu ſichtbar werden, wie ſchlecht ſie ſeien und ihnen auch mehr angemuthet werden, ein anderes Betragen, ein rührigeres Schaffen. Das wollen ſie nicht; es ſoll der Meiſter keinen Vortheil von ihnen haben; ſie wollen nicht Narren, Tröpfe, Kühe ſein und ſich todt arbeiten, wo ſie nichts davon hätten. Sie machten, wie ſie es gewohnt ſeien, und wenn es ſo nicht anſtändig ſei, ſo gingen ſie weiter, ſo reden ſie. Es iſt daher ſehr oft die Dienerſchaft

eine gegen die Meisterleute verschworne Bande. Das Complott besteht darin, so viel Lohn, so viel Freiheit, ein so gut Leben zu erzwingen, als möglich, und wenn es nicht nach den Köpfen geht, die Meisterleute so zornig als möglich zu machen. Es braucht viel Kraft und viel Klugheit, solche Complotte zu zerstören, und viel Liebe und viel aufrichtige Wohlmeinenheit, sie nicht aufkommen zu lassen. Es giebt jedoch Dienstboten, deren feindlicher Sinn auf keine Weise zu brechen oder zu versöhnen ist, und die daher gegen jeden Meister feindselig verfahren und allenthalben den Frieden stören, wohin sie auch kommen.

Die andern Dienstboten fingen daher bald an, auf Uli zu sticheln, zu sagen: sie wollten nicht Narren sein und so auf den Meister sehen; sie begehrten nicht die Liebsten zu sein; oder aber, wenn sie eine Viertelstunde an ihren Hauenstielen geklappert hatten, zu trümpfen, sie müßten sich zur Arbeit halten, der Meister wüßte am Abend, wie manchmal Eins geruhet hätte. Das machte Uli böse, denn er machte nicht den Ohrenträger, und mehr als einmal ließ er sich verführen, mit der Bande zu räsonniren und wieder mit ihr gemeine Sache zu machen. Wenn er aber darüber dachte, so dünkte es ihn doch, es sei dumm von ihm. Sobald er mitmachte und miträsonirte, war er unzufrieden und mißmuthig; sobald er nicht von Herzen arbeitete, hatte er Langeweile und er wurde noch einmal so müde dabei. Er that sich selbst also ebensoviel zu leid als dem Meister, und er sah wohl ein, daß wenn er so fortfahre, er ein mißmuthiger, unzufriedener Mensch abgeben würde, dem die Arbeit eine Plage sei. Er sah doch, daß auf des Meisters Seite die größere Gutmeinenheit sei, und daß, wenn er diesem gehorche, es ihm beßer gehe, und wenn auch der Meister Nutzen hätte von seiner guten Aufführung, so hätte er selbst doch noch den größern und bleibenderen davon.

Es kam ihm vor, als ob da zwei Mächte sich um seine Seele stritten, fast gleichsam ein guter und ein böser Engel,

und jeder ihn haben wollte. Der Pfarrer hatte nämlich einmal in einer Predigt gesagt: Zu den ersten Eltern im Paradies hätten Gott geredet und die Schlange. Gott hätte ihnen etwas zu ihrem Besten verboten, und die Schlange hätte sie aufgewiesen, Gott und sein Gebot verdächtigt, als ob er dasselbe nur zu seinem eigenen Nutzen gegeben hätte; hätte auch den Menschen geschmeichelt, und so hätten die ersten Eltern der Schlange, der Aufweisung, mit ihrer verführerischen, schmeichlerischen Kunst Gehör gegeben und seien darob unglücklich geworden und hätten ihre Nachkommen mit in's Unglück gezogen. Nun sei das sehr wunderbar, daß diese beiden Stimmen alle Menschen durchs Leben begleiteten und aus Menschen Mund zu ihnen kämen. Es sei selten ein Mensch, den nicht gute Menschen zum Guten mahnen mit Liebe und Ernst; den hinwiederum nicht böse Menschen aufweisen und zum Bösen antreiben, indem sie sich mit süßer Rede als Freunde stellen oder mit Spott seine Eitelkeit erregen. Auch in uns sei etwas, welches mahne, den guten Menschen zu gehorchen; aber noch ein Anderes sei in uns, welches lieber auf die bösen Menschen höre, welches sich durch Schmeichelei gerne verführen lasse, größern Glauben habe zu denen, welche zum Bösen antreiben, als zu denen, welche zum Guten mahnen. Daher geschehe es zumeist, daß die Bösen die Gewalt bekämen und die Menschen in's Unglück führen könnten; hintendrein lachten sie dann und hätten ihr Gespött mit dem Unglücklichen, der es zu spät einsehe, wer es eigentlich gut mit ihm gemeint hätte.

So kam es Uli manchmal in Sinn, es gehe ihm jetzt gerade so, und doch war er so oft nicht Meister über sich, und die bösen Stimmen erhielten Gewalt über ihn. Besonders als nun auch Nachbaren auf Uli aufmerksam wurden und ihr Maul hineinhängten und den Uli aufzuweisen suchten. Einer war Uli's Meister feindlich und verstand es meisterlich, fremde Dienstboten anzulocken und, wenn er sie hatte, ihre Kräfte auf eine unglaubliche Weise zu mißbrauchen. Dieser tadelte

ſelten ſeine Knechte, er rühmte ſie, daß die Schwarten krachten, trieb ſie damit zu übermäßigen Anſtrengungen und lachte den Buckel voll, wenn ſie ſo recht außer Athem ſich abarbeiteten. Er hatte es nicht ungern, wenn ſie hudelten, und ſie hatten in ſeinem Hauſe auch Freiheit zu allem Schlechten, Mägde und Knechte konnten mit einander umgehen wie Eheleute: das behielt Viele trotz des ſchlechten Lohns bei ihm. Er ſtreckte ihnen gerne Geld vor; denn wenn ſie ſeine Schuldner waren, ſo waren ſie auch mehr oder weniger ſeine Sklaven; die Schulden waren das Seil, an dem er ſie feſthielt.

Dieſem Meiſter hatte Uli ſchon lange in der Naſe geſteckt, denn Uli war ganz wie gemacht für ihn: ein hübſcher Lockvogel für Mägde, die nicht ungern in ein Haus dingen, wo Freiheit iſt und ein hübſcher Knecht dazu; ein guter Laſtеſel, der die Arbeit verſtund, aber liederlich war und etwas einfältig, ſchien eben recht zum Brauchen und Ausnutzen. Dieſer Meiſter ſpottete erſt, wenn er Uli des Sonntags daheim ſah: er werde wollen geiſtlich werden oder in die Verſammlungen gehen! Es gehe auch kurzweilig zu dort, was unter dem Tiſch vorgehe, ſehe man nicht und noch viel weniger, was vorgehe, wenn die Lichter ausgeblaſen würden. Das reizte Uli, daß man ihn für einen Geiſtlichen anſehen ſollte, und es juckte ihn, recht wüſt zu thun, damit man ja nicht glaube, er ſei beſſer als ein Anderer. Es iſt gar merkwürdig, für was alles die Jugend ſich ſchämen zu müſſen glaubt: nicht nur, minder Geld zu haben, minder hübſch zu ſein, minder ſtark, minder ſchön gekleidet; ſondern es ſchämen ſich gar Viele auch, minder wüſt zu thun als Andere. Doch hielt Uli noch an ſich. Als der Nachbar mit Spötteln nichts abbrachte, ſo verſuchte derſelbe es mit einem andern Ton. Er begann Uli zu rühmen, wie er Einer ſei, und wie ihm ſchon lange Keiner unter die Augen gekommen ſei, der ihm die Schuhriemen auflöſe. Gerade ſo Einen hätte er ſchon lange gewünſcht, allein er hätte das Glück nicht. Es ſei nur

ſchade, daß ihn ſein Meiſter hätte; der wiſſe nicht, was er an ihm habe. So machte er Uli den Kopf groß und fing allgemach an, ihm ſeinen jetzigen Dienſt verhaßt zu machen. Er deutete ihm darauf hin, wie man alles an ihn laſſe, ihm immer mehr aufbürde, ihm Sachen anmuthe, wie ſonſt nirgends einem Knecht, und wie ſein Meiſter faulenze, ihn allenthalben am ſchwereren Orte arbeiten laſſe. Der Meiſter hatte nämlich im Herbſt den Uli einen Acker ſäen laſſen, während er ſelbſt geeggt; hatte ihn den Pflug halten laſſen, während er die Pferde führte. Er hatte Uli geſagt, er müſſe das auch lernen, wenn er ein Hauptknecht werden wolle. Es gebe gar manchen Dienſt, und das ſeien gewöhnlich die beſten, wo ein Knecht alle Arbeit müſſe machen können, und es ſei doch nichts Traurigeres, als ſo ein Bauernknechtlein, das nicht die halbe Landarbeit verſtehe; und deren gebe es ganze Körbe voll, die nichts Anderes könnten, als ſo gerade hin hacken, holzen und heuen. So hatte der Meiſter geſagt und den Uli an den Pflug geſtellt, was hundert Väter an den eigenen Söhnen nicht thun, ihnen, ſo lange ſie ein Bein machen können, Pflughalten und Säen nie anvertrauen, aus Furcht, es könne eine Hand voll Korn mehr gebraucht oder ſonſt irgend ein Fehler gemacht werden. Und gerade ſeine Wohlmeinenheit wurde dem Meiſter nun ſo übel ausgelegt und dem Uli der Kopf alle Tage größer gemacht, wie der Meiſter alles an ihn laſſe und wie der Meiſter es nicht mehr machen könnte, wenn Uli einmal fort ſei.

„Es nimmt mich nur wunder, wie es einmal gehen ſoll, wenn du nicht mehr da biſt; ſie werden es dann erfahren, wer du biſt und was du gemacht," das iſt ein Spruch, mit welchem man ſchon viele Hundert Dienſtboten von ihren Plätzen weggeſprengt hat. Es reitet ſie der Teufel immer mehr durch die Neugierde, wie es gehen werde, wenn ſie nicht mehr da ſeien. Es ſteigt immer mehr die Luſt zu Kopfe, einmal ſeine Unentbehrlichkeit zu zeigen; zu erfahren, ob es gehe ohne ſie; zu erfahren, daß ein Meiſter oder eine Meiſterfrau bittend

komme mit dem Bekenntniß; sie könnten es durchaus nicht mehr machen ohne Lisi, ohne Benz. Es träumen tausend halbbatzige Knechtlein und Mägdlein ganze Jahre durch von dieser Unentbehrlichkeit, und wenn Weihnacht kommt und sie ihren Bündel weiter tragen, so will niemand ihnen nachlaufen und sagen: „Benz, Lisi, bleib doch da um Gotteswillen;“ wie sie zurückschauen, es kommt niemand. Da treibt sie vielleicht schon die nächste Woche die Neugierde, wie man es ohne sie mache, in ein Nachbarhaus, wo sie etwas sehen und etwas vernehmen können über die neuen Diensten und den Stand der Dinge. Und siehe da, es geht, und die neuen Dienstboten sind ungefähr wie die alten, und wie sie sich auch mit der Hoffnung trösten, das bleibe nicht vierzehn Tage bei einander, so geht es doch wie das vorige Jahr von einer Weihnacht zur andern. Und mit jeder Weihnacht ziehen sie weiter, und niemand will sie zurückrufen, und allenthalben geht es ohne sie. Ach, es möchten die Menschen so gerne unentbehrlich sein, und verstehen doch so selten, sich unentbehrlich zu machen.

So stieg die Aufweisung dem Uli nach und nach ins Haupt. Es verstehen gar selten Menschen, und selbst nicht bloß Hochgestellte, (die am allerwenigsten), sondern auch Hochgebildete, der Aufweisung zu widerstehen; es ist also Uli nicht zu verargen, wenn er die Laus nicht hinunter warf, welche ihm hinter den Ohren krabbelte. Was ihn der Meister aus Gutmeinenheit machen ließ, das schien ihm eine ungerecht und muthwillig aufgebürdete Last. Er dachte selten mehr an die guten und bösen Stimmen und sein Kopf schwell immer mehr an und immer unwirscher ward es inwendig, und der Nachbar sah mit mächtiger Schadenfreude die Wirkung des eingespritzten Giftes und wie Uli näher und näher dem aufgespannten Garne kam. Der Meister dagegen bemerkte mit Bedauern, daß etwas wie eine finstere Wolke zwischen ihr Vertrauen getreten; er wußte nicht was und mit angestammter Kaltblütigkeit überließ er das Aufdecken dieses Unbekannten der Zeit, denn besondere Ge-

legenheit mit Uli zu reden bot sein Betragen nicht dar, es war äußerlich noch geregelt.

Kapitel 6.

Wie das Hurnußen dem Uli vom Unkraut hilft.

Es war schon lange die Rede davon gewesen, daß die Bursche aus Uli's Gemeinde, die Erdöpfelkofer, mit den Brönzwylern einen Wetthurnußet abhalten sollten. Das Hurnußen ist nämlich eine Art Ballspiel, welches im Frühjahr und Herbst im Kanton Bern auf Wiesen und Aeckern, wo nichts zu verderben ist, gespielt wird, an dem Knaben und Greise Theil nehmen. Es ist wohl selten ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Aug und Fuß so sehr in Anspruch nimmt, wie das Hurnußen. Die Spielenden theilen sich in zwei Parteien, die eine hat den Hurnuß zu schlagen, die andere ihn aufzufangen. Der Hurnuß ist eine kleine Scheibe von nicht zwei Zoll im Durchmesser, in der Mitte etwas dicker als an den Rändern, welche abgerundet und zwei Linien dick sind. Derselbe wird mit schlanken Stecken von einem Sparren, der hinten auf dem Boden, vornen auf circa ein bis anderthalb Fuß hohen Stützen liegt, geschlagen, auf den er aufrecht mit Lehm angeklebt wird. Etwa zwanzig Schritte weit vor dem Sparren wird die Fronte des Raumes bezeichnet, innerhalb welchem der Hurnuß fallen oder abgethan werden muß. Dieser Raum oder dieses Ziel ist an der Fronte auch ungefähr zehn bis zwanzig Schritte breit, erweitert sich manchmal nach und nach auf beiden Seiten, hat aber keine Rückseite, sondern ist in seiner Längenausdehnung unbegrenzt: so weit die Kraft reicht, kann der Hurnuß geschlagen werden. Innerhalb dieses Zieles muß nun der sehr rasch fliegende Hurnuß aufgefaßt, abgethan werden, welches mit großen hölzernen Schaufeln mit

kurzen Handhaben geschieht. Fällt derselbe unabgethan innerhalb des Zieles zu Boden, so ist das ein guter Punkt, wird er aber aufgefaßt oder fällt er dreimal hinter einander außerhalb den Grenzen zu Boden, so muß der Schlagende zu schlagen aufhören. Die zwei Parteien bestehen aus gleich viel Gliedern und schlagen und thun wechselseitig den Hurnuß ab. Haben alle Glieder einer Partei das Schlagrecht verloren, indem der Hurnuß entweder abgefaßt worden oder außer das Ziel gefallen, so zählen sie die guten Punkte und gehen nun ins Ziel, um den Hurnuß aufzufassen, den nun die andere Partei schlägt, bis auch alle Glieder das Schlagrecht verloren. Welcher Partei es gelungen ist, mehr Punkte zu machen, den Hurnuß ins Ziel zu schlagen, ohne daß er abgethan wird, die hat gewonnen. Nun muß man wissen, daß dieser Hurnuß 50 bis 70 Fuß hoch und vielleicht 6 bis 800 Fuß weit geschlagen wird, und doch gelingt es bei geübten Spielern oft den Parteien nicht, einen einzigen Punkt zu machen, höchstens zwei bis drei. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit gewandte Spieler dem haushoch über sie hinfliegenden Hurnuß ihre Schaufel entgegenrädern, wie man zu sagen pflegt, und ihn abthun mit weithin tönendem, hellem Klange; mit welcher Schnelligkeit man dem Hurnuß entgegenläuft oder rückwärts springt, um ihn in seinen Bereich zu kriegen. Denn je gewandter ein Spieler ist, ein desto größerer Raum wird ihm zur Bewachung anvertraut. Je gewaltiger Einer den Hurnuß zu schlagen vermag, um so mehr müssen die Auffassenden sich vertheilen, so daß große Zwischenräume zwischen ihnen entstehen, und auf den geflügelten Hurnuß eine eigentliche Jagd gemacht werden muß. Dieses Spiel ist ein ächt nationales und verdient als eins der schönsten mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat. Daß es ein nationales ist, beweist das am besten, daß ein ausgezeichneter Spieler durch eine ganze Landschaft berühmt wird und die Spieler verschiedener Dörfer ordentliche Wettkämpfe mit einander eingehen, wo die verlierende

Partei der gewinnenden eine Aerti zahlen muß, d. h. ein Nachtessen mit der nöthigen Portion Wein ꝛc.

Zur Zeit, als die Erdöpfelkoser und die Brönzwyler mit einander hurnußen wollten, war noch der Dorfhaß in vollem Leben. Es war nämlich eine Zeit im Kanton Bern, wo jedes Dorf das andere haßte, jedes Dorf seinen Spottnamen hatte; wo dieser Haß bei jedem Tanz, an jedem Markt und zwischendurch im Jahr noch sehr oft mit Blut neu besiegelt wurde, daher nie veraltete, sondern in seiner gleichen Schärfe von einem Geschlecht auf das andere überging. Damals schlug man sich mehr als jetzt, es floß mehr Blut als jetzt, aber damals war es ein nationales Schlagen mit Scheitern, Stuhlbeinen, Zaunpfählen, und die harten Bernerköpfe wurden wohl sturm davon, aber brachen nicht ein. Jetzt aber ist es mehr ein banditenmäßiges Morden, ein unnationales Messerbrauchen, und je stumpfer das Schwert der Gerechtigkeit wird, desto schärfer werden die Messer, und je feiger die Richter sind, desto frecher wird das Pack. Ach Gott! wenn doch so ein Richter durch seine vermeintliche Popularität hindurchsehen könnte, wie geehrt und beliebt er sich durch seine Feigheit macht, wie hoch ihn die Mit- und Nachwelt schätzt, wenn er jedem Spitzbuben, jedem Vieh herauszuhelfen sucht, ja dadurch so recht eigentlich zu ihrem Helfershelfer sich macht, er würde zittern und schlottern vor Scham und Angst — und doch vielleicht nicht anders können als blinde Kuh mit der Frechheit spielen — von wegen seinen natürlichen Anlagen.

Schon lange hatten sie sich gegenseitig ausgeboten und verhöhnt, schon manches Loch in die Köpfe war geschlagen worden, ehe man dazu kam, einen Tag zum Wettkampf anzusetzen. Nun entstand in beiden Dörfern ein reges Leben, jede Abendstunde wurde zur Vorübung benutzt. Die Alten brummten über viele Zeitversäumniß, sagten voraus, das werde eine schöne Geschichte absetzen, und doch nahmen sie eifrig Theil an

allem, nahmen selbst noch die Schaufeln zur Hand und probirten die Schlagstecken, wie sie sich in die Hand schickten und was für einen Zug sie hätten, bis sie sich nicht enthalten konnten, den Hurnuß auch zu schlagen. Zugleich zuckten sie die Achseln über die Jungen, wie sie gar nichts mehr könnten, und wie die Andern ihnen den Marsch machen würden, und doch ließen sich noch einige alte Berühmtheiten mit fast weißen Haaren erbitten, am eigentlichen Kampfe Theil zu nehmen. Die Auswahl der Spielenden geschah mit der größten Sorgfalt und nach langem Prüfen und Wägen, denn die Ehre des Dorfes stand auf dem Spiele, und es war lustig anzusehen, wie die Auserwählten sich ordentlich in die Brust warfen, die Nichterwählten aber sich klein machten und demüthig zu den Andern aufschauten. Unter den Auserwählten sollte auch Uli sein, denn in einem solchen Spiel war er ein Meister, und wenn ihm schon im Schlagen noch hie und da ein Streich fehlte, so war er doch im Abthun, wo es Springen und Werfen galt, einer der Tüchtigsten. Sein Meister rieth ihm, die Wahl nicht anzunehmen. Das sei nicht für ihn, sagte derselbe. Verliere seine Partei, so komme er unter fünfundzwanzig bis dreißig Batzen nicht daraus; das sei noch das Wenigste. Am Abende gebe es Streit, und was dann das kosten werde, das wisse man nicht voraus. Wenn es bös gehe, so könne es zu Verbannungen kommen, und man habe Beispiele, daß so ein Streit viele Hundert Thaler gekostet habe. Das sei für reiche Bauernsöhne, welche gern ihre Thaler sonneten und denen ihre Alten nichts darauf hätten, wenn sie nicht alle halbe Jahre einen Prozeß hätten und wenn sie nicht während ihrer ledigen Zeit einige Hundert Thaler an Schmerzengeld und Bußen zahlen müßten. Ob solchem sei schon mancher Bauer arm geworden, ein Knechtlein vermöge es vollends nicht. Er solle daher zurückbleiben, meinte der Meister, es könnte ihn sonst um manches Jahr zurückschlagen, ja machen, daß er nie mehr in's Geleise käme. Den Uli dünkte, was der Meister sagte, gar vernünftig, obgleich es ihn hart hielt,

nicht an der Ehre Theil zu nehmen, an jenem Sonntag vor der großen Zuschauerschaft als ein bewährter Hurnußer aufziehen zu können. Er ging den nächsten Abend hin, um abzusagen. Natürlich nahm man sein Wort nicht gerne an und unglücklicherweise war gerade jener oben genannte Nachbar auch dabei. Nachdem man lange umsonst in Uli gedrungen war, nahm jener Nachbar ihn neben aus und stellte die Sache nun anders dar. Dieser sagte nun dem Uli, wie es seinem Meister nur darum zu thun sei, daß er ihm nicht etwas versäume, und daß der Meister nicht etwa einen Abend für ihn füttern müsse. Er kenne den Bodenbauer von Jugend auf, sagte er. Das sei ihm der größte Fuchs und scheinheiligste Ketzer unter der Sonne, und so wie er wisse Keiner die Dienstboten auszunutzen. Da gebe er ihnen alles Mögliche an und stelle sich gutmeinend, nur um sie zu Hause zurückbehalten, damit niemand einen Augenblick versäume und er sie brauchen könne Tag und Nacht. Auch wolle er nicht, daß sie mit andern Leuten Gemeinschaft hätten und Bekanntschaft machten, damit sie nicht vernehmen könnten, wie viel Lohn man hier oder dort gebe, wie gut die Dienstboten es hätten u. s. w. So mache er es mit allen seinen Leuten, und wenn er seinen recht ausgenutzet, ihm alles aufgebürdet habe und derselbe endlich etwas mehr Lohn wolle, so jage er ihn fort und stelle wieder einen wohlfeilern an. Jetzt wolle er nur nicht, daß Uli gute Kameradschaft mache mit reichen Bauernsöhnen und dadurch vielleicht sein Glück machen könne, man wisse nicht wie. Er, Uli, solle nur dem Meister sagen, man hätte ihn nicht loslassen wollen. Es sei ihm nützlicher, der Meister brumme ein wenig, als wenn die ganze Dorfschaft ihn hassen würde. Uli schwankte, gab nach; solche Worte fanden noch Glauben bei ihm, zudem gefiel ihm die Kameradschaft mit reichen Bauernsöhnen; er wußte nicht, daß auch hier das Sprüchwort gilt, es sei bös mit großen Herren Kirschen essen, weil sie den Mitessern gern Steine und Stiele in's Gesicht würfen, das Fleisch aber behielten. Wer mit Höhern ohne eigenen

Schaden umgehen will, muß sehr klug sein, sonst wird er mißbraucht, muß die Ehre theuer bezahlen und wird am Ende doch mit Spott und Hohn weggeworfen, wenn man seiner satt hat oder ihn nicht mehr zu brauchen weiß, oder wenn er sich einfallen läßt, Ansprüche zu machen. Das ist akkurat gleich zu Erdöpfelkosen wie zu Paris, zu Brönzwyler wie zu Bern.

Als Uli dem Meister sagte, er müsse doch mithalten, man wolle ihn nicht loslassen, so erwiederte dieser wenig darauf, nur ermahnte er Uli, daß er sich wohl in Acht nehmen möchte; es wäre ihm leid, wenn er in Ungelegenheit käme und wieder in den alten Zustand. Diese Milde rührte Uli fast, und beinahe wäre er jetzt noch zurückgegangen, aber die falsche Scham war stärker in ihm als die gute Regung.

Der ersehnte Sonntag brach endlich an, und mit dessen Anbruch endigte sich Manchem eine schlaflose Nacht. Wenige hatten Zeit, die Kirche zu besuchen; alle Theilnehmer mußten sich rüsten, Schaufeln und Stecken probiren; die Andern hatten ihnen zu helfen, und alle Weiber mußten das Mittagsmahl wenigstens eine halbe Stunde früher bereit halten als sonst, was für diejenigen eine schwere Aufgabe war, welche Fleisch im Hafen hatten, das drei Jahr im Kamin gehangen und von einer Kuh gekommen war, welche, wenn sie eine Frau gewesen, fast gar zur goldenen Hochzeit gekommen wäre.

Indessen wenn das Fleisch auch blieb wie mittelmäßiges Sohlleder, heute nahm es niemand übel, und glücklich war man, als endlich nichts mehr zwischen dem Nachmittage war, an dem des Dorfes Ehre für Kind und Kindeskinder neu bewährt werden sollte.

Noch lange hatte die bestimmte Stunde nicht geschlagen, als man schon mit dem Rüstzeug auf den Achseln Einzelne dem Sammelplatz zuziehen und dort Stecken und Schaufeln von Hand zu Hand zu sorgfältiger Prüfung wandern sah. Die Knaben drängten sich eifrig herbei, schwangen mit großem Ernste die Stecken und redeten mit gar wichtigen Gesichtern,

welche Schaufel am beſten in die Hand ſich ſchicke; die Alten aber ſtanden ſcheinbar kaltblütig draußen auf der Straße, die kurzen Pfeifchen trotzig im Munde, die Hände in den Rock- und Weſtentaſchen, und redeten vom Winde und vom Säen. Endlich wurde aufgebrochen, die jubelnde Jugend voran. Mit glücklichen Geſichtern die, welche eine Schaufel, einen Stecken tragen konnten; lärmend und zankend die, welche leer nebenbei liefen; kühn und trotzig, hie und da Einer einen ungelenken Sprung verſuchend, wenn er eben ein Mädchengeſicht erblickte, welches ihm nicht gleichgültig war, marſchirten die Kämpfer in halbmilitäriſcher Ordnung nach, und hintendrein trappeten wie in halbem Selbſtvergeſſen die Alten, und Einer ſagte dem Andern: es müſſe auf ſeinen Acker, man habe ihm geſagt, die Schnecken machten gar wüſt in ſeinem Roggen, und da gehe es ihm in Einem zu, zu ſehen, wie die Jungen es verſpielten. Es ſei unter ihnen kein Einziger, der ihm die Schuhriemen aufgethan hätte, wo er noch jung geweſen, und doch ſeien noch ein halb Dutzend eben ſo gute oder noch beſſere Hurnußer geweſen, als er. Und als die Mannſchaft aus dem Dörfchen war, hielten die Weiber Rath, welchen Vorwand ſie wohl haben könnten, um auch auf dem Kampfplatz zu erſcheinen oder wenigſtens von weitem zuzuſehen. So mir nichts dir nichts dem Zuge nachzulaufen, ſchämten ſie ſich. Ei nun, die Vorwände waren bald gefunden! Die jungen Mädchen zogen aus in langen Zeilen, Hand in Hand, und flatterten herum, bis ſie mitten unter den Buben ſaßen; etwas ältere zogen langſam, in weiten Kreiſen um den Platz herum und ſtellten ſich in geziemender Entfernung auf einem kleinen Hügel auf, wo ſie weithin geſehen werden konnten, und eine Alte nach der andern trappete nach mit einem Kinde an der einen, einem Rosmarinſtengel in der andern Hand und ſagte jedem Begegnenden: ſie müſſe auch noch da hinaus, wenn es ihr ſchon zuwider ſei; aber das Kleine hätte ihr keine Ruhe gelaſſen. Es wolle auch ſehen, wie der Vater hurnußen könne, hätte es geſagt.

Es war ein schöner herbstlicher Tag, hell die Luft und grün die Erde; einzelne Schäfchen hingen am Himmel, ganze Schaaren weideten auf der Erde, und eine liebliche Wärme lag auf Menschen und Thieren, die in süßer Behaglichkeit sich ausstreckten im grünen Graſe an der hellen Sonne.

Draußen trafen auf einer weiten Matte die Parteien zusammen und ordneten sich zum Spiele, das hundert Mal schöner und tausend Mal nationaler ist, als das fratzenhafte Komödienspielen, welches den Leib nicht übt, an dem die Seele nicht wohl lebt; welches eine leidige Nachahmung ist und Gelegenheit zum Faulenzen oder Hudeln giebt.

Der günstigste Standpunkt wurde auserlesen, die Sonne für die Abthuenden in den Rücken genommen, der Sparren zum Schlagen des Hurnußes sorgfältig gestellt, so daß kein dunkler Hintergrund das Aufsteigen des Hurnußes verbarg, sondern derselbe gleich von der Stange aus in freier Luft wahrgenommen werden konnte. Wo dies nicht beachtet wird oder der Tag etwas dunkel ist und der Schläger den Hurnuß rasch und kräftig trifft, da fliegt er mit solcher Schnelligkeit, daß er nicht wahrgenommen wird, bis er Einem schwer verletzend an den Kopf fliegt oder mit dumpfem Schlage neben Einem zu Boden fällt. Daher haben auch die Vordersten im Ziele die Aufgabe, denselben, sobald sie ihn erblicken, mit Händen und Schaufeln denen die hinter ihnen sind, zu zeigen, und weithin schallt dann das ängstliche: da da, da da, hier hier!

Lange ging's, bis der Sparren oder die Stange aufgerichtet war in ebenrechter Höhe, bis das Ziel ausgesteckt war in ebenrechter Weite und Breite, bis die Regeln des Spieles festgesetzt waren und gelooset war, wer anschlagen solle. Jede Partei suchte ihre wirklichen oder vermeintlichen Vortheile, und eine brauchte nur etwas vorzuschlagen, so verweigerte es die andere hartnäckig, etwas Verdächtiges dahinter wittrend. Dann zankte man sich, bis die Alten sich darein legten, den Einen oder den Andern zu sich riefen, ihm etwas in's Ohr sagten,

welches gewöhnlich darauf hinauslief: mit Aufgeben eines kleinen Vortheils einen größeren zu erlisten.

Es war schon über zwei Uhr geworden, ehe die Spieler in's Ziel traten, sich stellten, vom Sparren herauf der Ruf ertönte: „Wollt ihr ihn?“, von dort her die Antwort kam: „Gebt ihn!“, ein Schläger rasch hinzutrat, anzog, den Stecken über den Sparren, ihn hörbar berührend, niedersausen ließ, alle Herzen pochten, alle Mäuler aufgingen, alle Augen in zitternder Spannung zum Hurnuß sahen, ihn suchten in der Luft, ihn nirgends sahen; und während sich Alle die Augen aus dem Kopfe sahen, tönte ein zweiter Schlag: da flog der Hurnuß hoch herein über's Ziel, wurde zu spät entdeckt und machte einen gültigen Punkt. Der erste Schlag war ein Vexirschlag gewesen. Ich will nun nicht fortfahren, wie ich angefangen; nicht den Lauf des gesammten Spiels erzählen, wie oft man zankte mit einander über vermeintliche und wirkliche Täuschungen, wie man sich manchmal die Fäuste unter die Nase hielt, wie die Alten Schiedsrichter sein mußten, wie sie mittelten von beiden Seiten, und wie die Jungen sich ihnen fügten, freilich oft unwillig; wie die Alten sich nicht enthalten konnten, praktischen Unterricht zu geben, einem Schläger zuzurufen: er solle weiter zurück oder weiter vorwärts stehen; den Abthuenden: sie sollten sich besser auseinander lassen und ihre Schaufeln nicht zu früh werfen, das sei nichts werth. Ich will auch nicht weiter beschreiben, wie allmählig ein dichter Kranz von Zuschauern die Spielenden umschlang; wie die alten Mütter mit pochendem Herzen an dem Spiele Theil nahmen, wie die Mädchen vor Angst oder Freude zitterten, wenn ihr Liebster an's Schlagen trat oder den Hurnuß abthat; auch nicht, wie die Buben von Erdöpfelkofen und Brönzwyler sich boshaft neckten und endlich jämmerlich prügelten, bis die Mütter und Schwestern sie auseinander rissen, während die Väter und Brüder es nicht der Mühe werth fanden, einzuschreiten. Das alles will ich nicht erzählen, sondern bloß noch sagen, daß die Erd-

öpfelkoſer es verloren; freilich nur um Eins, aber doch verloren. Sie zankten ſich zwar tüchtig, ehe ſie es glauben wollten, verſuchten alle Liſt und alle Ränke, konnten wirklich Einen noch ein Mal ſchlagen laſſen, nachdem er ſchon abgethan worden, ſtießen einen Hurnuß, der in's Ziel gefallen war, hinaus und hoben ihn erſt draußen auf und leugneten es dem alten Brönzwyler, der pfiffig in der Nähe aufpaßte, ab: aber es half alles nichts, ſie mußten es endlich verloren geben. Sie waren unwirſch und hielten den Entſcheid des Schickſals für durchaus ungerecht, weil ſie offenbar die Beſſern geweſen, und hie und da Einer konnte ſich nicht enthalten, einen Kameraden zu beſchuldigen, er habe ſchlecht geſchlagen oder im Abthun ſich verfehlt. Die Alten verließen brummend den Platz und meinten, ſie hätten es ſchon lange geſagt, es komme ſo; ehemals wäre es anders gegangen, ſie ſeien manchmal dabei geweſen, aber ſo ungeſchickt hätten ſie ſich nie geſtellt. Und die Weiber und die Mädchen gingen auch mit ſchweren Beinen heim und ſagten: das mache ihnen zuletzt noch nichts, wenn's Ihrer ſchon verſpielt hätten; wenn es dieſe Nacht nur nichts Ungereimtes gebe, aber ſie fürchteten, die kämen nicht ohne Schläge auseinander. He nu, was das denn mache, ſagte ſo ein alter Schläger, er ſei auch manchmal dabei geweſen, wo es Schläge gegeben habe, und noch ganz andere als heutzutag, und er ſei doch immer mit dem Leben davon gekommen.

Uli hatte ſich brav geſtellt, und doch ſtichelte ein Bauernſohn, der ſelbſt den Hurnuß mehr als einmal liederlich vorbeigelaſſen, als ob er am Verluſt ſchuld ſei. Das und die Ausſicht, ſo mir nichts dir nichts um zwei oder drei Livres zu kommen, machte ihn ganz böſe und ärgerlich; er ſagte: er denke, er komme nicht mit zum Trinken, es ſei ihm nicht darum, und er müſſe daheim füttern, der Meiſter werde kaum daheim ſein; es ſolle doch Einer für ihn zahlen, was es auf ſeinen Theil mache, er wolle es ihm dann wieder geben. Aber da ſagte

man ihm, ob man ihn hinter ſich daraus laſſen wolle! Er hätte es verſpielen helfen, er müſſe jetzt auch zahlen helfen und mit den Andern halten, es möge kommen was da wolle. Das wäre luſtig, wenn jetzt ein Jeder heim wollte, unter der Mutter Schürze ſich verbergen. Uli mußte mit, unzufrieden mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt. Er hatte im Stillen gehofft, einmal wieder recht trinken zu können auf anderer Leute Koſten; nun ging es ihm umgekehrt.

Es war wirklich für die Erdöpfelkofer eine harte Nuß, ſo gleichſam im Triumph von ihren Siegern aufgeführt zu werden, dem auserwählten Wirthshaus zu, und in dieſem Zuge die fröhlichen Geſichter der Brönzwyler Weiber und Mädchen zu ſehen und hören zu müſſen: wie ſie es nicht geglaubt hätten, daß es Ihrer ſo wohl könnten; aber da hätten ſie keinen vorbei gelaſſen, wie hoch einer auch daher gekommen ſei und wie ſchnell. Sie mußten es indeſſen leiden, geberdeten ſich dabei aber ſo trotzig als möglich, waren auf Spottreden mit Schlagworten bereit, und wenn die Mädchen mit ſchelmiſchen Blicken ſie neckten, ſo vergalten ſie es ihnen mit ſchlüpfrigen Reden.

Im Wirthshauſe glimmte das heimliche Feuer, vom Weine genährt, immer mehr auf. Stichelreden flogen hin und her, und manche Fauſt hob ſich, und manche Flaſche wurde zum Wurfe gefaßt; aber noch mittelten die Aelteren, beſänftigten die Jüngeren und mahnten, ja nicht anzufangen, aber wenn die Andern anfingen, ſo ſollten ſie ſich wehren vom Teufel und nicht ſchonen. Aber immer mehr ſtieg auch den Aelteren der Wein zu Haupt. Sie begannen zu erzählen von vergangenen Zeiten, wie ſie hier und dort ſich geprügelt, daß das Blut durch die Wagenſpuren gelaufen ſei; wie aus allen Häuſern die Leute zuſammengelaufen ſeien, wie wenn man zuſammengeläutet hätte, und wie ſie allen Meiſter geworden wären. Die Erdöpfelkofer hielten den Brönzwylern vor, wie oft ſie dieſelben gejagt, ihnen die Haut gegerbt hätten. Die

Brönzwyler führten Anderes an und namentlich den heutigen Tag, und wenn ſie es ſo verſpielt hätten, ſo wollten ſie ſich nicht ſo groß machen; es hätten es ja alle Leute ſehen können, welche die Schwächeren ſeien. Und Einer begann dem Andern vorzuhalten, wie er ihn dort in einen Bach geworfen oder in einer Miſtpfütze herumgezogen, mit einem Zaunpfahl traktirt habe, daß er am Boden gelegen ſei, wie ein Kalb. Und der Andere erhob dann die Fauſt und wollte erfahren, wer heute Meiſter ſei. Und die Aelteren, die früher abgewehrt, waren jetzt die Hitzigſten geworden, und hier griff ein Paar zuſammen, und dort drückten ſich einige alte Mannlein an die Wand, während einige mächtige Männer ruhig hinter den Tiſchen ſaßen und mit bewundernswürdiger Gravität in das Getümmel ſchauten, nur hie und da einige gewichtige Worte ſprachen, als: „Ich wollte nicht, laß ihn gehen, ſetze dich, ſonſt komme ich;“ und ihre Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Es waren die bewährten Helden der vergangenen Zeiten, die man kannte, von denen man wußte, daß, wenn die einmal aufſtünden, es den Fall Vieler zu bedeuten hätte; denen es aber ſelten mehr der Mühe ſich lohnte, ihre Kraft in die Wagſchale zu legen. Ihre Worte unterſtützten die Bemühungen des Wirthes, der Ruhe halten wollte, ſeiner Tiſche und Stühle, ſeiner Flaſchen und Gläſer wegen. Er war ein kräftiger und beliebter Mann, der ohne Furcht mitten unter die Streitenden trat, ſie auseinander that, den Einen hier hin, den Andern dort hin ſetzte, wenn ſie ſich wehren wollten, und mit mächtigem Arme den aus der Stube warf, der ſich nicht ergeben, nicht ruhig ſein wollte.

Dem guten Mann floß von der Stirne heiß der Schweiß: wenn er hier auseinander gethan, ſo klebten dort Andere zuſammen; aber er gab nicht nach, ſondern rief immer mächtiger: hier ſei er Meiſter und hier dulde er keinen Streit; wer für des Teufels Gewalt Schläge haben wollte, der ſolle hinaus, dort hätten ſie Platz genug, dort könnten ſie einander ſeinethalb die Köpfe abreißen. Die recht Streitbrünſtigen ließen

ſich das geſagt ſein. Es verſchwand Einer nach dem Andern, Einer wollte dem Andern auflauern, und ehe er recht draußen war, hagelten Streiche auf ihn ein, wie von unſichtbaren Händen; er konnte kaum ſeinen Kopf ſichern und mit Dreinſchlagen den Feind ſich vom Leibe halten. Als man es draußen ſo klapſen und klepfen hörte, nahm es die drinnen immer mehr wunder, wie es draußen ginge; ſie ſtürzten hinaus und begaben ſich auch in den großen, immer blutiger werdenden Knäuel, auf den mild lächelnd die heitern Sterne ſchienen, aber nicht hell genug leuchteten, daß der Freund vor Freundes Schlag ſich wehren, der Feind den Feind erkennen konnte. Es ging wüſt draußen und hie und da kam Einer in die Stube zurück, mit Blut überſtrömt, ſagte, er werde faſt ohnmächtig, und man ſolle ihm Waſſer geben. Der Wirth, der Waſſer holen wollte, kam auch blutend, mit zerſchlagener Flaſche wieder und ſagte den alten Helden, die noch immer am Tiſche ſaßen, es wäre doch nun Zeit, daß ſie hinausgingen, zu ſehen, was es gäbe; es dünke ihn, es gehe wüſt genug. Die Mannen tranken aus, klopften ihre Pfeifen aus, erhoben langſam ihre Rieſenglieder und ſchritten langſam hinaus; ſie wären ſchneller gegangen, wenn man ſie gerufen hätte, draußen einem Pferde die Fliegen zu wehren. Draußen ſtellten ſie ſich, betrachteten gemächlich das Gewühl der auf dem Boden Liegenden, der in Maſſe Kämpfenden, und endlich rief einer mit gewaltiger Stimme: es dünke ihn, es ſollte jetzt genug ſein; ſie ſollten jetzt aufhören, ſonſt wolle man es ihnen theilen, aber dann unſanft. „Laßt ſehen, wollt ihr auseinander oder nicht!“ rief ein Anderer, und als der Streit fortdauerte, nahm er den Nächſten und ſchmiß ihn rücklings in einen Haufen hinein, daß er durch denſelben fuhr wie eine Kanonenkugel und jenſeits in einem Zaune hängen blieb. Die Andern griffen auch zu, und es war merkwürdig zu ſehen, wie die wildeſten Schläger im Arme eines der alternden Kämpfer zappelten, wie Fiſche in der Hand einer Köchin, und in kurzer Zeit war der Platz von Streiten-

den leer, nur noch hie und da, in immer zunehmender Ferne hörte man Schläge fallen, Flüche schallen. Auf dem Kampfplatze wurden die Verwundeten aufgehoben, abgewaschen und suchten sich im Geleite der gewaltigen, handgreiflichen Schiedsrichter den Weg nach Hause. Nur zwei von Brönzwyler wollten nicht fort, sondern blieben, wie man zu sagen pflegt, in der Leistung liegen und begehrten einen Doktor, d. h. sie blieben auf Kosten ihrer Schläger liegen so lange als möglich, oder bis der Handel ausgemacht, eine gesetzliche Entschädniß ausgemittelt war. Das wollte zwar den Alten nicht gefallen, sie sagten: zu ihren Zeiten hätte man sich wegen solchen Flöhwunden nicht umgesehen, es sei nichts mehr mit den Leuten. Aber die Bursche ließen sich nicht abwendig machen; es waren halt nicht die reichsten und es war ihnen um ein Stück Geld zu thun.

Uli war gereizten Gemüths zum Weine gekommen und hatte viel getrunken. Er dachte, wenn er doch mitzahlen müsse, so wolle er wenigstens machen, daß er redlich seinen Theil bekäme. Er war auch im Streit gewesen, aber nur so im Allgemeinen, weil gerade kein besonderer Haß gegen irgend einen Brönzwyler in ihm war. Er theilte tüchtige Schläge aus, aber mißhandelte niemand insbesondere; er erhielt einige gesalzene Streiche, blutete, und sein Sonntagsstaat hing ihm zerrissen am Leibe. Als die alten Feger dem Streit ein Ende machten, hatten die Erdöpfelkofer die Oberhand; auch waren die beiden in der Leistung Liegenden Brönzwyler. Die Ersteren schrieben sich daher den nächtlichen Sieg zu, trösteten sich deswegen über die Niederlage beim Hurnußen und verführten beim Heimgehen einen Mordspektakel, und manches unschuldige Bäumchen und manch noch unschuldigeres Fenster mußten ihren Sieges- und anderen Rausch büßen. Die Helden von Waterloo oder Morgarten konnten nicht siegestrunkener heimgekommen sein als sie. Am Morgen verging Einigen der Jubel. Als Uli erwachte, der zerschlagene Kopf ihn braunte,

ein Arm sich fast nicht wollte bewegen lassen, seine zerfetzten Sonntagskleider ihm in die Augen und die mächtige Zeche ihm in's Gedächtniß fielen, da hätte er fast weinen mögen. Jetzt sei alles aus, dachte er, Sparen lohne sich nicht der Mühe mehr. Er habe doch Recht, ein arm Knechtlein komme zu nichts, und wenn es ein einzig Mal über die Schnur haue, so sei es fertig. Er hatte allen Muth verloren, gab nicht nur niemand ein gutes Wort, sondern ging umher wie eine geladene Kanone, vor der jedermann floh, weil man fürchtete, sie könne jeden Augenblick losgehen.

Unterdessen hatten die in der Leistung Liegenden zwei Männer nach Erdöpfelkofen gesandt mit der Frage: ob sie es mit ihnen in Freundlichkeit ausmachen oder ob die Brönzwyler es dem Landvogt anzeigen sollten. Diese Männer hatten sich an den Bauer gewandt, der den Uli aufgestiefelt hatte gegen seinen Meister, und dieser gab ihnen den Bescheid: man werde wohl ausmachen, wenn die Wunden der Rede werth seien; es werde wohl nicht so bös gegangen sein. Indessen müsse er mit den Andern reden; man könne ihnen morgen den Bescheid sagen lassen. Der Fuchs hatte seinen Plan schon gemacht, wie er und seinesgleichen daraus kommen wollten, ohne daß es sie etwas koste. Er gab unter der Hand den Andern an, sie wollten den Uli vermögen, daß er sich als den Schuldigen, welcher jene beiden mißhandelt, dargebe und entweder mit ihnen abmache oder sich dem Landvogt als Thäter anzeigen lasse. Das thue der Uli schon, sagte er, wenn man ihm den Mund recht süße mache, ihm nicht nur verspreche ihm alles zu vergüten, sondern noch einen schönen Lohn obendrein zu geben. Man könne von diesem allem hinten drein immer halten, was einem anständig sei. Zugleich schmiere man so die Brönzwyler an, die an Uli auch nicht reich werden würden.

Das gefiel den Meisten wohl, daß Uli die Suppe ausessen sollte, sie hatten so halb und halb Angst, der Landvogt könnte diesmal nicht bloß eine Geldstrafe auferlegen, sondern

verbannen; und wenn ein reicher Bauernsohn schon das Geld lieb hat, so zahlt er doch zehn Mal lieber, als daß er die Heimath meidet, und sein Vater hundert Mal lieber und das Müetti gar tausend Mal.

Resli, wie der alte Fuchs hieß, machte sich also an Uli, als derselbe fütterte am Abend, und sagte ihm, die Sache stände schlimm, die Brönzweiler hätten Männer geschickt, und es komme jetzt darauf an, wie man es etwa ausmachen könne; viel Geld könnte es allweg kosten. Das war bei Uli die Lunte auf die Kanone, und die brannte nun krachend und donnernd über Resli los. Uli nannte ihn einen alten Schelm, der ihn in's Unglück gestürzt. Er hätte nicht kommen wollen, Resli hätte ihn dazu beredet; er hätte den Streit nicht angefangen, gerade sie Alte, welche am verständigsten hätten sein sollen, hätten am wüstesten getban und namentlich er, Resli. Nun sollte er, ein armes Knechtlein, ein halbes oder ganzes Jahrlöhnchen dargeben, ein ganzes Jahr umsonst arbeiten; das sei vor Gott und Menschen nicht recht! Aber so habe man es mit den verdammten Bauern; wenn sie ein arm Knechtlein in's Unglück stoßen könnten, so besönnen sie sich nicht zwei Mal. Resli ließ den Sturm gelassen austoben und sagte endlich: wenn er ihn wollte zu Worten kommen lassen, so sollte er gerade das Gegentheil erfahren; man hätte sein Glück im Sinn, und wenn er vernünftig thue, so wolle man es einrichten, daß er allein den Vortheil vom ganzen Handel hätte. Er hatte Mühe, Uli zum Schweigen und zum Hören zu bringen. Als es Resli endlich gelang, zu sagen: daß Uli sich als Thäter dargeben solle, so ging ein neuer Schuß los, Uli wollte vom Nachtrag gar nichts hören. Endlich gelang es Resli doch, anzubringen, wie man hinter ihm stehen und nicht nur alle Kosten tragen, sondern auch dem Uli ein Schönes geben wolle für sich; er solle nur fordern, man wolle ihm geben, bis er zufrieden sei. Wenn Uli sich dargebe als Thäter, so könne man es viel wohlfeiler ausmachen; oder wenn es endlich vor den Landvogt komme

und Uli verbannt werde, so mache ihm das ja nichts. Ein Kerl wie er finde allenthalben Meister; ja, es hätte schon Mancher in der Fremde, wohin er nie gegangen, wenn er nicht verbannt worden wäre, sein Glück gemacht. Und die fünfzig oder hundert Kronen, die man ihm geben wolle, er solle ja nur fordern, kämen ihm auch wohl; er könne lange arbeiten, ehe er so viel verdient hätte. Und wenn man ihm weiter sonst dienen könne, so solle er nur zusprechen, man werde ihn nie stecken lassen, sondern sein Lebenlang ihm daran denken. Kurz, Resli wußte dem Uli die Sache so süß vorzustellen, ihm es so glaublich zu machen, daß er noch großen Gewinn aus dem ganzen Handel ziehen würde, statt Schaden zu haben, daß derselbe versprach, nach dem Feierabend in eine Versammlung zu kommen, wo man das Nähere verabreden wolle.

„So komm dann," sagte Resli, „aber sage deinem Meister nichts, der braucht eben nicht alles zu wissen, was wir unter uns machen; es geht ihn ja nichts an, darum hat er nichts dazu zu sagen."

Kaum war der Resli fort, so trat der Meister zu Uli in den Stall, und nach einigen gleichgültigen Worten fragte er: „Ist nicht der Resli bei dir gewesen? hat er etwa zu mir wollen?" Uli sagte, er wisse es nicht, er hätte nichts davon gesagt. Der Meister meinte, er wüßte auch nicht, was er mit Uli hätte; er werde mit ihm besondere Geschäfte haben. Uli sagte, sie hätten noch von gestern mit einander geredet. Der Meister wußte wohl was. Er war, während Uli und Resli mit einander geredet, die ganze Zeit über im Futtergang gewesen, hatte alles gehört. Es ward ihm daher nicht schwer, durch eine Reihe von Fragen Uli endlich zum Geständniß der Wahrheit zu bringen. In seiner angestammten Bedächtigkeit hatte der Meister einen Kampf in sich zu bestehen gehabt: ob er sich weiter in eine Sache mischen wolle, die ihn allerdings nichts anging, und ob er eines Knechtes gegenüber von Nachbarn sich annehmen wolle. Indessen siegte seine Gutmüthigkeit,

ſein Wohlwollen zu Uli und auch ein wenig der Aerger, daß man hinter ſeinem Rücken an ſeinen Knecht ſich mache, ihn erſt aufweiſe und dann mißbrauchen wolle. Er ſagte daher Uli: „Du kannſt meinethalben machen, was du willſt: du haſt mir nicht gehorcht, als ich dir von dem Mitmachen abgerathen, du kannſt jetzt auch machen, was du willſt. Indeſſen, wenn ich dir gut zu Rathe bin, ſo laß dich nicht ein; man will dich hineinſprengen, und die Andern wollen ſich hinter dir draus machen. Man wird dir alles verſprechen, was du willſt, aber gar nichts halten. Wenn du mit den Brönzwylern abmachſt, ſo kannſt du bezahlen; wenn du verbannt wirſt, ſo kannſt du ihrethalben gehen, wohin du willſt, Keiner wird dir einſt Dank ſagen. Glaub mir nur, ſo geht's; dergleichen hab ich ſchon mehr erlebt." Aber das wär' ihm doch d'r Tüfel, ſagte Uli, was man ihm verſpreche, werde man ihm wohl halten, oder er müßte ſich dann gar nichts auf die Leute verſtehen. „Ja, du guter Tropf du, ſagte der Meiſter, man hält, was man gerne will oder halten muß, aber mehr nicht, am allerwenigſten in ſolchen Händeln; das ſind die ſchmutzigſten Händel von der ganzen Welt. Wenn man Einen hineinſprengen kann, ſo lacht man ſich den Buckel voll." Da wurde es Uli angſt, es war ihm faſt, als wäre er ſchon hineingeſprengt, und weinerlich ſagte er: er könne nicht glauben, daß die Menſchen ſo ſchlecht ſeien; wenn ſie ſo wären, alſo erleide es einem, dabei zu ſein, man wäre am wohlſten, wenn man für immer aus allem heraus könnte, ganz aus der Welt heraus. Er müſſe die Leute nehmen, wie ſie ſeien, ſagte der Meiſter, er könne ſie nicht beſſer machen. Je geſcheidter man ſei, deſto beſſer komme man mit ihnen nach, denn da fänden ſie nicht Gelegenheit, einen zu betrügen, und ſcheuten ſich auch mehr oder weniger davor; es heiße ganz recht, man ſolle klug ſein, wie eine Schlange, aber auch ohne Falſch wie eine Taube. Ein dummer Menſch ſei eine immerwährende Verſuchung für Andere, ihn hinter's Licht zu führen, ihn zu betrügen. Er ſolle nur geſcheidt thun, ſo hätte alles nichts

zu ſagen. Ja, was er dann zu machen hätte, fragte Uli. „Vielleicht wäre das das Geſcheidteſte, du gingeſt gar nicht hin, ließeſt dich nirgends finden, ſo würden ſie dann von ſelbſt deinen Namen aus dem Spiele laſſen müſſen. Indeſſen gehe und wehre dich, dann werden ſie dir das Schönſte verſprechen und immer mehr und mehr und werden ſchwören und alle Zeichen ſetzen, daß es dir ganz warm um's Herz werden wird, daß es dich dünkt, es müſſe wirklich ſo ſein, und es wäre die dümmſte Sache von dir, wenn du nicht nachgäbeſt und dein Glück zu machen ſuchteſt. Dann ſag in Gottesnamen ja, aber man ſolle dir die Sache ſchriftlich geben. Sieh dann, was das für Geſichter giebt, und wie man dir ſagen wird, das ſei nicht nöthig; wenn es dir ja Alle verſprächen, ſo werde das wohl gut ſein, und man würde ſich doch ſchämen, ſo etwas zu verſprechen und nicht zu halten. Indeſſen beſtehe darauf und ſieh dann zu, was man dir gibt, wer es unterſchreibt, und daß darin Alle genannt ſeien und Einer für den Andern gut ſei.“ Ja, ſagte Uli, das wäre wohl gut, aber er könne nicht Geſchriebenes leſen. „Ei nun, ſagte der Meiſter, das macht nichts; nimm das Papier nur heim, man kann ſehen, was darin iſt, und du kannſt morgen noch immer machen, was du willſt.“ „Aber meinſt dann, Meiſter, fragte Uli mit Beben, das mache nichts und ich verfehle mich nicht? „Das kömmt darauf an, ſagte der Meiſter; wenn du mir diesmal glauben willſt, dich nicht willſt mißtrauiſch machen, aufweiſen laſſen, ſo verſpreche ich, dir hinauszuhelfen. Willſt du aber den Andern wiederum mehr glauben als mir, ſo kannſt du meinethalb; ſieh dann, wie es dir geht. Ich habe es dir im voraus geſagt, wie das Ding auslaufen werde; aber du hatteſt zu den Andern mehr Glauben als zu mir. Ich weiß wohl, wie ſie mich werden verdächtigt und geſagt haben, es ſei nur Mißgunſt von mir, nur Zwang, ich wolle meinen Leuten keine Freude gönnen, und nicht recht von dir, Uli, war, daß du ſolche Dinge von mir glauben konnteſt. Ich hätte gezlaubt, du ſollteſt wiſſen, wie

ich es mit dir meine, und du verdientest wirklich, daß ich dich stecken ließe. Aber das sage ich dir rundweg: wenn du mir noch ein Mal so mißtrauisch wirst und jedem Ohrenbläser und Lumpenhund mehr glaubst als mir und seine Aufweisungen gegen mich annimmst, so sind wir geschiedene Leute für immerdar. Wenn ich ein Vater an dir sein will, so kann ich doch fordern, daß du Glauben zu mir habest; und den solltest du wohl haben können!" Uli bekannte sein Unrecht und daß er nicht geglaubt, daß die Menschen so seien. „Was, sagte der Meister, daß die Menschen so seien? Du hast ja geglaubt, ich sei ein schlechter Meister und wolle dich ausnutzen; du hast geglaubt, daß der, der mit der That sein Wohlwollen dir zeigte, schlecht sei, hingegen gut diejenigen, welche dir flattirten, schmeichelten, aber auch nicht ein Aug voll an dir thaten. Du hast es gehabt wie Alle: du hast den Glauben an die Schlechten gehabt und Unglauben gegen die, welche gut an dir waren; dann kommst du, wie alle Andern, du hättest nicht geglaubt, daß die Menschen so schlecht seien. Das ist eine unvernünftige Rede. Aber ihr könnt gut von schlecht nicht unterscheiden und habt eine natürliche Vorliebe für die, welche euch aufweisen, und eine natürliche Abneigung gegen die, welche euch befehlen, euch in Ordnung halten müssen, und darum glaubt ihr zehn Mal einem Halunken und nicht ein Mal einem Meister. Darum gehts den Meisten auch so gut und kommen sie so weit. Glaubs mir nur, die, welche Knechte und Mägde haben müssen, sind weit mehr gestraft als die, welche Knechte und Mägde sein müssen." Der Meister war wider seine Gewohnheit ganz heiß geworden. Uli bat: er solle doch recht nicht böse sein; wenn es jetzt so gehe, wie er gesagt habe, so wolle er sein Lebtag ihm glauben und nie mehr Halunken und schlechten Leuten.

Am andern Morgen früh kam Uli zum Meister und sagte ihm: er hätte es nicht geglaubt, aber Punktum sei es gegangen, wie er gesagt; er glaube, der Meister könne hexen. Sie hätten

ihn faſt gefreſſen vor lauter Liebe und Freundſchaft, und zwiſchenein habe hie und da Einer ihn wollen zu fürchten machen, und am Ende hätten ſie ihm über alles aus fünfhundert Gulden für ihn verſprochen. Da habe er nachgegeben und es ſchriftlich gefordert. Lange hätten ſie mit ihm gezankt, und endlich habe Resli geſagt: he, was das denn mache, ſie könnten es ihm wohl geben, und er ſolle ſelbſt ſchreiben, wie er es haben wolle. Da habe er geſagt, er verſtände ſich nicht auf das Schreiben, und Resli habe geſagt, ſo wolle er es machen und Zwei müßten es im Namen Aller unterſchreiben. Nun hätten ſie ihm dieſes Papier mitgegeben, aber ihm geſagt, er ſolle es bei Leib und Leben einſtweilen niemand zeigen, ſonſt könnte das Ganze ſchief gehen; und wie ſie es ihm abgeleſen, ſei alles ſo geweſen, wie ſie es abgeredet. Aber das hätte ihm nicht gefallen, ſie hätten ſpöttiſche Blicke ſich zugeworfen und jeder habe das Maul verzogen, wenn er darein geſehen. Der Meiſter ſagte: „Soll ich dir jetzt ableſen, was darauf ſteht? Hör':

„Daß vergangenen Sonntag es ſchlecht gegangen mit dem Hurnußen und daß nachher auch übel geſchlagen worden, woran des Bodenbauern Knecht ſchuld iſt, und ſich auch als ſchuldig dargegeben und bekannt hat und Alle hiemit liberirt ſind, das bezeugen mit ihren Unterſchriften für ſie und die Andern:

Henſchrecken, den ſiebenſiebezigſt Jänner 1000,8005.

Johnes Fürfuß.

Bendicht Hemmliſchilt.“

Als Uli das Papier ableſen hörte, wurde er bald roth und bald weiß, und als es aus war, hatte er beide Hände geballt und konnte nichts ſagen, als: „Die Donnere, die Donnere!“ „Und jetzt, Uli, ſagte der Meiſter, wem iſt nun zu glauben?“ „Schwyg doch, Meiſter, ſagte Uli; aber wart, dem verfluchten Resli ſchlag ich auf der Stelle beide Beine entzwei.“ „Das käme gut heraus, ſagte der Meiſter. Da kämeſt du vom Regen unter die Traufe.“ „Aber

was soll ich machen? sagte Uli, so will ich es nicht annehmen."

„Gehe an die Arbeit, sagte der Meister, und laß mir das Papier da, ich will das Ding in der Stille fertig machen; es ist am Besten, man mache nicht Lärm, es könnte für beide Theile nichts Gutes dabei herauskommen, nichts als Futter für die Lämmergeier, welche vom Streite der Bauern leben." Als der Meister ruhig gefrühstückt hatte, trappete er so wie von ungefähr gegen Resli's Hofstatt, in welcher dieser Aepfel auflas, rühmte ihm, wie viele und schöne Bäume darin seien und wie sie so schön trügen. Er ging darauf einige Schritte, kehrte sich dann um und sagte: „Jä, jetzt hätte ich es bald vergessen! Uli geht heute nicht an die Ausmacheten, das Papier hat ihm nicht recht gefallen wollen." Resli bückte sich nach Aepfeln und sagte: „He nun, er hat die Wahl, aber sehe er zu was er macht." „He, ja ja, sagte der Meister, aber ich habe dir nur sagen wollen, daß man mir Uli in Ruhe lasse, es ist euch nützlicher, ihr machet aus und zahlet und fordert dem Uli keinen Kreuzer, als daß er das Papier dem Landvogt zeigte." Auf dieses gab Resli gar keine Antwort, sondern sagte: „Johannes, es wäre mir lieb, wenn du deinen Zaun besser im Stande hieltest; deine Schafe sind immer in meiner Hofstatt, und wenn eins an einem Apfel erstickt, so will ich nicht schuld sein." Noch diesen Nachmittag solle die Lücke vermacht werden, sagte Johannes; es wäre schon lange geschehen, wenn man Zeit gehabt hätte. Er solle es nicht für ungut halten. Nein, sagte Resli, aber es hätte ihn gedünkt, es wäre Zeit. Er hätte nichts dawider, sagte Johannes, „aber Resli, du weißt wohl, wenn das Hurnutzen nicht gewesen wäre, so wäre Manches gemacht, was nicht gemacht ist, und Manches wäre unterwegs geblieben, das nichts abträgt." Dem Resli kam der Taback in die Luftröhre, er mußte husten, und Johannes ging fürbaß; zu Uli sagte von wegen dem Zahlen niemand mehr etwas.

Kapitel 7.

Wie der Meiſter für den guten Samen einen Ofen heizt.

So kam Uli faſt ungeſchlagen aus großer Gefahr. Freilich reute ihn das verthane Geld, die verderbte Kleidung, und er konnte dieſen Schaden faſt nicht vergeſſen. Indeſſen erkannte er auch den großen Gewinn, den er gemacht hatte: daß er nämlich für immer begreifen gelernt, wer es gut und wer es bös mit ihm meine; daß die vom Teufel ſeien, welche einen auf den breiten Weg locken, und die von Gott, welche an den ſchmalen Pfad mahnen, der ſo mühſelig iſt in ſeinem Anfang, aber ſo herrlich in ſeinem Ausgang. Um dieſes Gewinnes willen verſchmerzte er den Verluſt und verlor den Muth zum Sparen nicht, wurde aber doch erſt dann recht froh, als er den Schaden wieder erarbeitet und da fortfahren konnte, wo er bereits geweſen war. Das war ein groß Glück; denn nichts lähmt den Muth mehr und oft für immer, als wenn man wieder von vornen anfangen ſoll. Raſch will Einer einen Berg hinauf, er kugelt wieder hinab; er ſetzt noch ein Mal an, es geht ihm wie das erſte Mal; da ſchleichen die Meiſten lendenlahm weiter und laſſen den Berg ſtehen. Laßt Pferde umſonſt einen Wagen anziehen, durch einen ungeſchickten Fuhrmann ſchlecht geleitet, und der Wagen kommt nicht nach, ſo werden ſie jedes Mal ſchlechter anziehen und zuletzt es gar nicht mehr verſuchen wollen. Gerade ſo iſt es beim Sparen beim Beſſerwerden, ſich Bekehren im Allgemeinen: fruchtloſe Verſuche, Rückfälle ſind die gefährlichſten Feinde wirklicher Beſſerungen.

Uli erhielt ſich indeſſen oben, wenn ſchon das eigene Fleiſch und Blut und manche Gelegenheit ihn hinunterziehen wollten. Am ſchwerſten waren ihm die Winterabende, in welchen es nichts zu arbeiten gab, und die Sonntage im Winter; da dünkte es ihn, es ziehe ihn jemand an allen Haaren, nach ir-

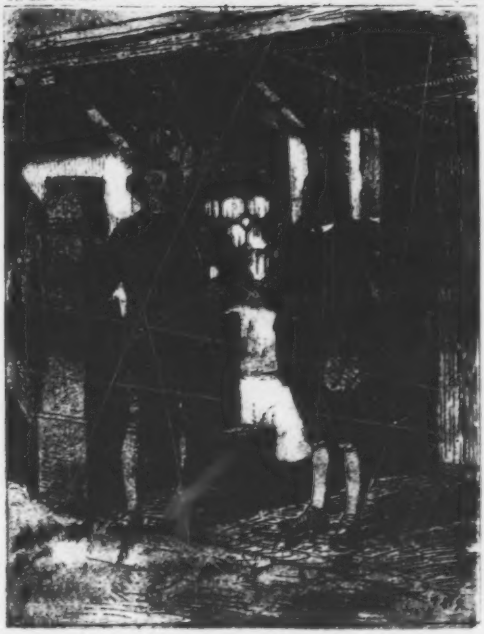
gend einem Verſammlungsort der Jugend, wo man anfänglich ſcheinbar Unſchuldiges treibt, um Nüſſe ſpielt, dann um Branntwein, dann um Geld und endlich noch ausſtiegt, um ſeine Luſt weiter zu büßen. Es iſt in gar vielen Häuſern eine Eigenthümlichkeit, welcher man beſtimmt viele ſchlechte Dienſtboten zu verdanken hat. In gar vielen Häuſern haben nämlich die männlichen Dienſtboten keine helle oder warme Stube, in welcher ſie ſich aufhalten können. Sie ſchlafen in den obern Kammern; dieſe ſind an den meiſten Orten finſter, an allen kalt, ſelten eine enthält Stühle, noch weniger Tiſche: es ſind bloße Schlafſtätten, in welchen oft im Winter der Reif an die Bettdecke ſich ſetzt, und wer einen Schnupfen hat, ſoll faſt Eiszapfen unter die Naſe kriegen, ungefähr ſo, wie ſie an Strohdächern zu Hunderten hangen. Hier können ſich die Knechte im Winter nicht anders aufhalten als im Bette, und ſchlafen mag man doch nicht immer; irgend etwas Anderes zu machen davon iſt nicht die Rede, nicht einmal von einem Knopf annähen oder einem Strumpf flicken für die Nothdurft. In der Stube, in welcher gegeſſen wird, duldet man ſie meiſtens nicht. Gewöhnlich iſt es die Wohnſtube der ganzen Haushaltung, nur die Knechte ſollen nicht darin ſein. Bis man zum Eſſen ruft, ſollen ſie nicht hineinkommen, und wenn abgegeſſen iſt, ſo ſollen ſie wieder hinausgehen, ſonſt macht die Hausfrau ſaure Augen, und wenn die nichts nützen, ſo erhält der Meiſter den Auftrag, dem Knecht zu ſagen, ſein Tabak ſtinke gar, oder aber kurzweg: wenn er gegeſſen habe, ſo hätte er nichts mehr in der Stube zu thun, er könne in die Kammer hinauf, dort ſei ſein Platz. Etwas beſſer haben es die Mägde; dieſe können doch in der Stube ſein, auch an den Abenden, wo für den folgenden Tag weder Aepfel noch Kartoffeln zu bereiten ſind, ſie müſſen ſpinnen. An Sonntag Nachmittagen ſieht man ſie aber an vielen Orten auch nicht ungern wandern, und ſchon manche Bäurin hat zu der Magd geſagt: Ob ſie denn nie von Hauſe weg wolle; das zu Hauſe Herumſitzen

trage doch hell nichts ab, und es gebe nichts aus einem Meitschi, wenn es nicht von Hause wegkomme. Als sie jung gewesen sei, da hätte man sie des Sonntags nicht stark genug anbinden können zu Hause, irgend wo hinaus hätte es müssen geflattert sein.

Es giebt hie und da auch Gesindestuben, aber da bemächtigen sich meist die Mägde derselben und entblöden sich nicht, die Knechte unter irgend einem Vorwand wegzujagen; bald wollen sie die Hühneraugen abschneiden, bald sich anders anziehen ꝛc., und die Knechte müssen weichen. Einige Abweichungen von dieser Regel giebt es, wo die Meisterleute nicht aufpassen und die Dienstboten unter sich leben können, wie sie wollen, und die Knechte gerade die Liebhaber der Mägde sind; da wird die Toilette ziemlich ungescheut vor Aller Augen gemacht. Nun stelle man sich vor, was aus einem Knechte werden muß, der Jahre lang keinen Platz hat, etwas zu schreiben oder zu lesen; der während einem ganzen Jahre vielleicht nicht ein halbdutzend Male dazu kommt, etwas im Kalender nachzuschlagen, der hinaus verwiesen ist in den Stall zum Vieh oder hinauf in die finstere Kammer; der noch dazu ausgelacht würde, wenn er statt in den Stall einmal in die Kinderlehre wollte. Man denke vernünftig nach, ob natürlicher Weise diese Menschen nicht mehr oder weniger zum Vieh herabsinken müssen; denn Menschen, welche zu keiner geistigen Speise mehr kommen, müssen auf feinere oder gröbere Weise dem Thiere ähnlich werden. Die, welche noch einen besseren Trieb in sich fühlen und nicht ein völlig Thier werden wollen, die verlassen Stall und Kammer und suchen andere Menschen auf — Gesellschaft. Diese Gesellschaft besteht aber eben aus Leuten zumeist, welche keinen Ort haben, keinen ruhigen Platz in heller warmer Stube daheim; deren Seele zu etwas Höherem weder gespeiset noch getränket wird. Hie und da wird ein harmlos Spiel getrieben, an vielen Orten aber reizen schon die Gespräche die gröbste Sinnlichkeit, Getränke thun es

nicht weniger, und man mag kaum die Nacht mit ihren dunkeln Schatten erwarten, um die mühsam gezügelte Begierde ganz los zu lassen. Es würde ganz bestimmt selbst die, welche den Sonntag nicht als einen Tag des Herrn betrachten, schaudern an Leib und Seele, wenn man ihnen vor ihrem Angesicht all das Treiben an den Wintersonntag-Nachmittagen und Abenden könnte aufgehen lassen. Und ein bedeutender Theil dieser Unsitte rührt davon her, daß die dienende Klasse in ihren unbeschäftigten Stunden keinen heitern Platz an einem Tische, keinen Platz an oder auf einem warmen Ofen hat. Es klagen so viele sonst vernünftige Leute über die Schlechtigkeit der Dienstboten, und wie sie kein Gefühl, keinen Verstand und, ich weiß nicht was alles, nicht hätten, und diese weisen ihren Dienstboten oft einen Wohnort an, den man nicht einmal unter die hoffährtigen Hundeställe rechnen könnte. Und wenn man ihnen die Bemerkung macht, daß, wer wie das Vieh wohne, doch wohl nicht viel besser als das Vieh sein könne, so sagen sie, sie könnten sich nicht anders einrichten, die Hauszinse seien gar theuer oder das Holz zum Heizen einer Stube nicht wohlfeil. Ich habe nichts dawider; aber dann müssen sie auch mit den Dienstboten vorlieb nehmen, wie sie in Hundeställen und in Löchern werden.

Dieser Uebelstand ist aber nicht nur auf dem Lande zu Hause, sondern je länger je mehr auch in den Städten. Man mag kein Stübchen mehr für Mägde miethen, ja man baut große Häuser, wo man nur eigentliche Hundeställe für Dienstboten anbringt, keine Stube für Menschen. Aber wie alles sich vergilt, so auch dieses, und es giebt Häuser, welche gerade wegen dieser Unsitte nie rechte Dienstboten haben können, sie nie haben werden, so lange sie diese Unsitte nicht abschaffen. Man glaube mir nur, einen großen Segen würde manchem Hause eine Stube bringen, wo der arme Knecht, der eine ganze Woche im Wetter gewesen, wenigstens am Sonntag Licht und Wärme, einen freien Platz am Tisch,



ein vernünftig Buch, ganz beſonders die Bibel, und zuweilen auch ein Schreibzeug finden würde. Man bedenke, die Dienſtboten ſind keine Hunde; je vornehmer man ſich gegen ſie beträgt, um ſo gemeiner werden ſie, und wenn unſer Betragen gegen ſie nicht menſchlich iſt, ſo werden ſie ebenfalls Menſchen immer unähnlicher.

Dieſer Uebelſtand drückte auch Uli. Er wollte die Sonntag-Nachmittage daheim zubringen; aber was ſollte er machen? Sie wurden ihm ſo lang, wie des Samihanſe Tagelöhnern im Buchiberg die Vormittage, wenn er dieſelben mit dem Frühſtück des Morgens um fünf Uhr angehen läßt, durch keinen Imbiß ſie unterbricht und erſt Nachmittags um zwei Uhr mit dem Mittagseſſen ſie ſchließt. (Wir wollen wetten, das iſt der Einzige an der ganzen Buchiberg-Sonnſeite, bei dem es ſo halb und halb auf Pariſer Mode zugeht.)

Einſt traf der Meiſter Uli an, wie er unter der Traufe des Daches ſtand und das eine Bein ſchon außer demſelben hatte und doch nicht ganz darüber aus kam. Nachdem er ihm lange zugeſehen, fragte er ihn endlich: „Was haſt du? biſt du da angeklebt, daß du nicht fort kömmſt?“ „Nein, Meiſter, ſagte Uli, aber es reißt mich faſt von einander, Eines reißt mich hinaus und ein Anderes hinein, und Keines wird dem Andern Meiſter, und ſo bin ich übel daran und faſt wie gebannt: ich wollte, es würde mir jemand entweder hinaus oder hinein helfen; es friert mich bereits, daß ich meine Füße gar nicht mehr fühle.“ Der Meiſter lachte und fragte: was er Wunderliches habe, welches ihn hieher und dorthin ziehe, er ſolle es ihm eröffnen.

„He, Meiſter, ich habe grauſam Langeweile und weiß gar nicht was machen, und da habe ich gedacht, ich wolle ein wenig zur Geſellſchaft. Aber ich weiß nur an einen Ort hin und weiß, wie es da geht; wie ich davon komme, das aber weiß ich nicht; da dachte ich: es ſei beſſer daheim zu bleiben. Aber was ſoll ich daheim machen? in's Bett mag ich nicht, im

Stall ist es mir auch erleidet, und um's Haus herum geht der Wind, daß es einem fast die Knöpfe von den Kleidern nimmt, so daß es mich wegtreibt und gar nicht daheim dulden will. Meister, was soll ich machen?"

„Du bist ein dummer Bursche, sagte der Meister. Kannst du nicht in die Stube? Dort ist der Ofen warm, geht der Wind nicht, und wenn du schon einmal ein Kapitel lesen würdest, so würde es dir gar nichts schaden."

„Ja, mit der Stube weiß ich es nicht recht, sagte Uli, ob's denn Allen recht ist, wenn ich da drinnen sitze; ich habe es einst probiren wollen, und da hat es mich gedünkt, als wäre ich allen Leuten im Wege."

„He, das wär' mir spaßhaft, sagte der Meister; wenn es mir recht ist, wenn du da drinnen bist, so wird's den Andern wohl auch recht sein müssen."

„Ich zweifle fast," sagte Uli. Indessen kam er doch vom Wind weg und dem Meister nach in die Stube. Doch geberdete er sich, wie wenn er zum Besuch wäre, und wußte nicht recht, wo er sich setzen sollte. Er setzte sich endlich an die untere Ecke des Tisches, und der Meister gab ihm die Bibel, welche in der obern Ecke des Tisches stand, und zeigte ihm noch andere Bücher auf dem Schranke und sagte ihm: wenn er in der nicht mehr lesen möge, so solle er da nehmen, was ihm gefalle. Angeklebt an Tisch und Bank begann Uli zu lesen; aber den beiden Mägden war er da im Wege. Die Eine wollte da, wo er die Bibel hatte, gerade den Napf mit Wasser stellen, welches sie zum Kämmen brauchte, und als er weiter rutschte, so wollte die Zweite gerade da, wo er jetzt war, ein Vorhemdchen plätten, und als er noch weiter ging, war er mit den Beinen im Wege, und sie klagten, daß sie nicht ungehindert zu und von dem Tische könnten. Da begann er doch auch aufzubegehren: daß er so gut das Recht hätte da zu sein, als sie; der Meister habe ihn ja selbst geheißen hineinkommen, und es dünke ihn, die Bibel sollte so gut Platz auf dem Tische

haben, als so ein ausgegriffener Hemdedeckel. Die Mägde sagten aber: was frügen sie dem Meister nach. Es sei, so lange sie hier seien, nie Sitte gewesen, daß ihnen die Knechte hier am Tische den Platz verschlügen. Das wär' ihnen lustig, wenn der Meister alle Tag' eine neue Sitte einführen wollte und sie die Kühdreckhosen einen ganzen Tag in der Nase haben sollten; es sei genug, wenn sie dieselben während des Essens riechen müßten. Das gehe den Meister nichts an, da habe er nichts zu befehlen. Uli sagte, er dächte, der Meister hätte so viel zu befehlen hier, als so eine halbbatzige Magd, und er wisse, daß seine Hosen nicht so stänken als andere, welche sie ganze Nächte in der Nase gehabt.

So zankten sie, bis die Meisterfrau aus dem Stübchen kam und sagte: es sei doch eine böse Sache. An den Werktagen kämen Leute wie sie nie dazu, ein Buch zu nehmen, und wenn man dann am Sonntag eins nehmen wolle und auch thun, wie es recht sei, so könne man nicht einmal mehr ruhig ein Kapitel lesen. Ehemals sei das nicht so gewesen, und die Dienstboten hätten auch gewußt, was Sitte sei. „Verzeiht, Meisterfrau," sagte Uli, der den Trumpf wohl begriff, „der Meister hat mich hinein gehen geheißen, aus mir selber wäre ich nicht gekommen, aber ich kann wieder gehen." „Bleib nur, Uli," sagte die Frau, als sie vom Meister hörte, „ich habe dich ja nicht geheißen, zu gehen; aber den Zank mag ich nicht, und ihr könnet einander ruhig lassen. Wenn ich etwas lesen will, so mag ich das Zanken neben mir nicht." Das Zanken hörte auf, aber es war Uli doch nicht recht wohl da, er war froh, als die Fütterungszeit kam und er hinaus konnte. Dort traf ihn der Meister, der von einem Gange heimkam, und fragte ihn: wie ihm jetzt der Nachmittag vorbeigegangen. Ho so, sagte Uli, das Lesen in der Bibel sei ihm noch kurzweilig genug vorgekommen, er hätte es nicht geglaubt, aber er wisse nicht recht, es hätte ihm doch geschienen, er solle nicht drinnen sein. Ob ihn jemand hätte hinausgehen heißen,

fragte der Meiſter. O apartig nicht, ſagte Uli, aber er hätte es ſonſt merken können. Weiter fragte der Meiſter nicht, aber als er hineinkam, ſagte ſeine Frau: ſie möchte ihn doch fragen, aber er ſolle nicht böſe werden, was ihm denn eigentlich in Sinn komme, den Knechten zu erlauben in die Stube zu kommen am Sonntag Nachmittag. Das ſei bei ihnen nie ſo geweſen. Wo man denn eigentlich ſein ſolle, wenn auf jeder Bank ſo ein Klotz einem im Wege ſei; und wenn ein Menſch zum Beſuch komme, wo man dann mit ihm ein vertrautes Wort reden wolle, wenn die Stube voll Dienſtboten ſei. Im Sommer könne man in die Hinterſtube, aber im Winter ſei es dort zu kalt, und man müſſe mit den Leuten in die Vorderſtube, wo es auch viel freundlicher ſei von wegen der Sonne, die den ganzen Tag da hineinſcheine. Der Meiſter hatte ernſthaft der Frau zugehört und ſagte dann: „Jetzt, Frau, höre mich auch und werde auch nicht böſe, ich will dir ſagen, was ich gemacht habe, und während ich da ſo herumgelaufen bin, habe ich darüber nachgedacht, und die Sache iſt mir viel wichtiger vorgekommen, als ich anfangs gedacht.“ Nun erzählte er, daß er ſo ganz zufällig den Uli getroffen und wie und dann habe hineinkommen heißen aus Erbarmen; denn es ſei doch wirklich ſchrecklich, wenn ſo ein Knechtlein nirgends ſein ſolle und in ſchlechte Geſellſchaft müſſe, um nur irgendwo zu ſein. Dieſem habe er ſo nachgedacht, und die Sache ſei ihm je länger je ernſthafter vorgekommen. So könne ja kein Knecht ein Buch nehmen, keiner zuweilen einen Buchſtaben machen, alles, was er in der Schule erlernt habe, vergeſſe er, und wenn er einmal etwas anfangen wolle oder Kinder bekomme, ſo könne er kaum das Gedruckte mehr leſen, geſchweige denn das Geſchriebene. So komme ja gar nichts Vernünftiges mehr in ſeinen Kopf, und er vergeſſe ganz und gar, daß er ein Menſch ſei. Und noch Eins habe er gedacht. Faſt allemal, wenn ein Dienſtbote fortgeht, ſo kommt er mit einem großen Kopfe heim; ſie machen ſich die Köpfe gegen-

seitig so groß wie Backöfen, eine jede Frau hat Freude auszuhorchen, aufzuweisen, und die boshaftesten können sich dabei so vermaledeit gutmeinend stellen, daß es mich schon manchmal gejuckt hat, so einem Giftlöffel Eins auf den Kopf zu geben, daß es ihn dünkt, er fahre rings um die Welt. Da habe ich gedacht, wenn man sie ungezwungen und ungeheißen daheim behalten könnte, so wäre man noch einmal so wohl, und wenn sie bei dem Daheimbleiben vernünftiger würden und auch denken lernten, was ihr eigener Nutzen wäre, so wäre man halb im Himmel." „Eh, Johannes, sagte die Frau, schweig' doch, du kömmst ja ganz von Athem und machst es akkurat wie unser Prediger, der redet auch, es ist am Halbe zu viel. Es ist mir zuwider, einen neuen Gebrauch anzufangen, und wo sollen wir sein? Sollen wir keine ruhige Ecke haben, wo wir für uns sein können, wo uns nicht immer so ein Klotz im Wege ist, wenn man auch etwa ein vertraulich Wort mit einander reden möchte, wozu man durch die ganze Woche keine Zeit hat?" Johannes meinte, sie hätten immer das Stübli, oder man könnte am Sonntag die Hinterstube heizen, es trage es einem wohl ab, wenn man die Dienstboten nicht in der Wohnstube haben möchte. „Was würden die Leute sagen, wenn wir so etwas Neues anfangen wollten?" sagte die Frau. „Du Kind, sagte Johannes, merkst du noch nicht, daß die Leute immer zu reden haben, du magst alte oder neue Sachen machen? Den Leuten entrinnt man nie, man mag es machen, wie man will; aber man kommt am ungebissensten davon, wenn man es mit ihnen gerade macht wie mit den Hunden: diese beißen die am meisten, welche sich am meisten vor ihnen fürchten." „Aber Johannes, denkest du denn nicht an deine Kinder? Die werden immer bei den Dienstboten sein wollen, und du weißt ja, was sie da für wüste Sachen lernen. Es ist gerade, verzeih mir Gott meine Sünde! als ob der Teufel sie treibe, ihnen das Wüsteste zu sagen." „Aber Frau, sagte Johannes, du verhütest es nicht, daß die Kinder bei ihnen

sind, und finden dieselben die Dienstboten nicht in der Stube, so laufen sie zu ihnen in den Stall; du kannst das nicht verhüten. Gerade jetzt habe ich zwei bei Uli gefunden. Nun werden sie ihnen in der Stube unter unsern Ohren gewiß weniger wüste Sachen vorbringen, als draußen im Stall. Und wenn sie etwas Vernünftiges vornehmen in der Stube, so ist es mir weit lieber, daß die Kinder bei ihnen seien, als draußen auf der Gasse, woher sie dir ja gewöhnlich heimkommen, als hätte man sie durch Dornzäune gezogen und in Pfützen herumgewälzt." Die Frau hatte noch Manches einzuwenden, doch gab sie am Ende nach, und Johannes führte den neuen Gebrauch ein, daß seine Knechte an Sonntagen und nach dem Feierabend einen ruhigen Platz hatten an einem warmen, hellen Orte. Unwillen gab es freilich allemal, wenn an Abenden hie und da zwei Lichter nothwendig wurden. Es wollte die Bäurin fast von Athem kommen, wenn Johannes die zweite Lampe anzündete, damit ein Knecht im Kalender lesen könnte. Müssen doch an vielen Orten Knechte ohne Licht in's Bett, und jetzt gab ihnen Johannes eines nur so für die Unterhaltung! Es schien ihr, als hätte dies denn doch keine Art.

Indessen sie gewöhnte sich daran, und es ging je länger je besser und zu ihrer eigentlichen Freude.

Die Dienstboten gewöhnten sich daran, daß immer ein Platz für sie da sei, am Sonntag bald in der Wohnstube, bald in der Hinterstube, wie es sich schickte. Dort konnte Einer auf dem Ofen liegen oder am Tische sitzen, wie er wollte, aber meistens geschah das letztere. Einer las, Einer machte Buchstaben, zwei Andere versuchten etwas zu rechnen; die Einen halfen den Andern, und wenn niemand mehr aus und an wußte, so ward man einig, den Meister zu fragen, und wenn der z. B. ein vorkommend Wort nicht zu erklären wußte, so mußte ein Kind am folgenden Tag den Schulmeister fragen, der aber auch nicht einen Kopf hatte, in dem alles stand, was Andere nicht wußten. An allem diesem nahmen

die Kinder Theil und hatten eine unbändige Freude, wenn sie die großen Knechte etwas brichten konnten, und wenn es hieß: „Der Johannesli ist doch so geschickt, wahrhaftig der Schulmeister kann ihn bald nichts mehr lehren.“ Aber sie hatten nicht allein Freude. Selbst die Bäurin mußte sagen, es scheine ihr, die Kinder hätten noch keinen Winter so viel gelernt als in diesem, und man hätte so wenig mit ihnen zu thun und wüßte doch immer, wo sie wären.

Aber auch die Dienstboten schienen anders zu werden. Es gab viel weniger Verdruß mit ihnen, viel weniger Streit unter ihnen. Sie hatten etwas, das ihre Gedanken beschäftigte und mußten nicht, um etwas zu denken, ihren bösen Gelüsten, ihrem Neid gegen den Meister, den Aufweisungen abhorchen und sie immer wiederkauen. Es rührte sich etwas Besseres in ihnen, und sie begriffen immer mehr, daß es doch eigentlich ein Unterschied sei zwischen einem Mooskalb und einem vernünftigen Menschen. Wie beim gesundwerdenden Menschen der Hunger kommt und, so lange kein Hunger da ist, immer noch der Tod seine Krallen bereit hält, so kam bei ihnen auch der Appetit nach Gottes Wort und sie gingen gerne in eine Predigt, ja sogar hie und da in eine Kinderlehre, und wußten dann nicht nur zu sagen, was sie Neues gesehen oder gehört, sondern auch, wo der Herr den Text hergenommen, und bald dies, bald das, was ihnen in der Predigt aufgefallen. Daran knüpften sie dann über Tisch Gespräche, und zwar recht ernsthafte, und wenn Einer über etwas spotten wollte, so wurde er zurechtgewiesen. Sie wurden dabei sich immer mehr bewußt, daß es doch etwas Hohes und Bedeutendes sei, ein Christ zu sein, und daß ein christlicher Knecht doch viel besser daran sei als ein heidnischer König, der nicht recht wisse, warum er auf der Welt sei, während der christliche Knecht doch wisse, daß er da sei, um ein Kind Gottes zu werden und das Himmelreich erblich zu erwerben. Die Nachmittage gingen vorbei wie im Fluge, und allemal, wenn es viere schlug, wollte es niemand

glauben: das könne unmöglich sein, sagten sie, man hätte ja erst gegessen. Die Bäurin sagte selbst, sie hätte das nicht geglaubt und hätte selber recht kurze Zeit dabei. Ja, es kam sie mehr als einmal an, daß sie am Nachmittage einen Kaffee machte über den ganzen Tisch weg und nicht einmal daran dachte, was die Leute sagen würden, daß sie am Sonntag Nachmittag einen Kaffee mache für Knechte und Mägde.

Etwas Unerwartetes hätte die ganze Geschichte beinahe verkehrt und zerstört. Man sieht im Winter da, wo die Sonne warm und viel scheinet, die Fliegen sich hinziehen und hier an der Sonne ihr Leben genießen: gerade so ist's an Orten, wo ein warmer Ofen für Dienstboten frei ist, mit den Dienstboten. Es ist recht traurig zu sehen, wie sie sich fast unwillkürlich herzulassen, wie die Fliegen an die Sonne, und sich wärmen und im Gefühl der Wärme aufthauen und ihres Lebens sich freuen. Freilich ist dann dieses Aufthauen oft ein schmutziges, und die Freude giebt sich auf eine wüste Art kund.

Es ging nicht lange, so bemerkte hie und da Einer, daß am Sonntag beim Bodenbauer eine warme Stube sei. Wo nun das Gelüsten treibt, macht ein Knechtlein nicht lange Komplimente. „Komm, sagt er zu seinem Kameraden, wir wollen da hinein, sie werden uns hoffentlich nicht fressen. Er ist noch lange kein Herr, man wird doch wohl in seine Stube dürfen. Er hat zwei muntere Mägde, welche gerne Buben sehen, diese werden wohl auch in der Stube sein." Mit diesem Sinne drängte der Eine den Andern hinein, und sie wollten nun drinnen Flausen machen, den Narren treiben. Es kamen nicht nur Knechte, sondern diesen nach zogen auch Mägde, und diesen war es auch nicht um etwas Vernünftiges, sondern nur um die Knechtlein zu thun. Das gab nun ein Nachziehen, ein wüst, unsauber Wesen in Worten und Geberden, in Liedern und Werken, daß der Bodenbauer Holla machen mußte, so unangenehm es ihm war. Denn es wird wohl einem Landmann nichts unanständiger sein, als wenn er fremde Dienst-

boten zurechtweisen, ja überhaupt, wenn er sich geradeaus einen Tadel, eine Zurechtweisung erlauben muß, die man ihm übel nehmen, übel auslegen, nachtragen könnte. Aber es mußte geschehen. Er sagte daher einmal: er wolle niemand verbieten, in sein Haus zu kommen; allein dasselbe sei kein Haus, um Kirchweih zu halten das ganze Jahr durch; wer nur wüst thun wolle, solle an einen andern Ort hingehen, des Zuzuges begehre er nicht. Man könne ja bald nicht mehr stehen in der Stube, und es stinke von Tabak, daß man fast ersticken müsse. Das half nun. Freilich räsonirten einige halbbatzige Knechtlein und einige kreuzerige Mägde rümpften die Nase; aber was frug dem der Bodenbauer nach!

Kapitel 8.

Ein Knecht kommt zu Gelde und alsbald zeigen sich die Spekulanten.

Den ganzen Winter über hatte Uli fast kein Geld gebraucht und so wenig Kleider, daß er sich selbst verwunderte. Ein einziges Mal war er im Wirthshaus gewesen, und da hatte ihn der Meister noch selbst gehen heißen. Er solle auch einmal gehen und eine Flasche Wein trinken (eine Flasche zu vier oder fünf Groschen), damit er nicht vergeße, wie es in einem Wirthshause sei. Er komme später selbst nach, dann wollten sie mit einander heim. So ging es auch. Der Meister zahlte ihm noch einen Schoppen, und zum ersten Mal in seinem Leben kam Uli mit einer Zeche von wenig Batzen und als ein vernünftiger Mensch zum Wirthshaus hinaus. Er hätte nicht geglaubt, sagte er dem Meister, daß das möglich sei.

Es schien, als sei er mit der Erkenntniß dieser Möglichkeit um einen ganzen Fuß größer geworden. Als er so mit seinem Meister vernünftig heimging und mit ihm redete, als

mit einem Kameraden, da durchrieselte ihn eine Ahnung, daß er auch einst als Meister aus einem Wirthshause gehen könne, wenn er so fortfahre, und er träumte die ganze Nacht durch von Höfen, die er kaufen wollte, und von Säcken Geld, die er mit sich herumtrug, um die Höfe gleich zu bezahlen. Aber er schnaufte und keuchte unter dem Gewichte dieser Säcke, daß er manchmal fast zu ersticken fürchtete, und wenn er sie abstellte, so wurden sie ihm gestohlen, oder er konnte sie sonst nicht mehr finden. Dann versprach ihm ein schönes Mädchen, es wolle sie ihm zeigen, und ging voran; ihm aber fielen die Schuhe von den Füßen, als er dem Mädchen nach wollte, und als er diese in beide Hände nahm, konnte er seine Beine nicht vorwärts bringen, es war ihm, als ob sie zusammengebunden wären. Das Mädchen aber lief immer geschwinder, er konnte je länger je weniger Schritte machen, obschon er ganz naß sich schwitzte. Endlich verschwand das Mädchen, und eine alte Frau kam mit dem Besen und wollte ihn fortjagen, weil er ihr durch die Hanfpflanzungen gehe, und er wollte davon laufen und konnte wieder nicht und mußte den Besen aushalten und sich wüst sagen lassen, und endlich rief er aus: „Uy, Uy, su hör doch, du alt's Räf!" Darob erwachte er, und sein Mitknecht fragte ihn, was er doch gehabt hätte, er hätte ihn schon lange gestoßen, aber er hätte nicht erwachen wollen. Er hätte sich bald angefangen zu fürchten und hätte den Meister geholt, wenn er jetzt nicht erwachet wäre. Der Alp hätte ihn gedrückt, sagte Uli. Den Traum konnte er lange nicht vergessen, und wenn er sich nicht geschämt hätte, er wäre seinetwegen zu einer Wahrsagerin gelaufen, denn er selbst konnte gar nicht einig darüber werden, ob derselbe bedeute, daß er einst einen Hof werde kaufen können oder aber das Gegentheil; heute dünkte ihn dies und morgen das andere. Auffallend war es, daß, wenn er gegessen und gut geschlafen hatte, es ihm immer schien, als sei er eine gute Vorbedeutung; hingegen wenn er müde war und hungrig, so hätte ihm niemand

ausgeredet, der Traum bedeute, daß er um alles kommen werde, was er habe oder sich erwerbe und zuletzt aller Menschen Schuhwisch abgeben müsse.

Unterdessen ging es ihm sehr gut. Er ging dem Meister mit allem Fleiße an die Hand, als ob es seine eigene Sache wäre, und fühlte dabei alle Tage mehr, daß er doch auf diese Weise ein ganz anderer Kerli werde, als er zu selber Zeit einer gewesen sei, wo er es für eine Schande geachtet, ein guter treuer Knecht zu sein, und seinen Ruhm darein gesetzt, den Meister zu überlisten, zu viel zu essen und zu wenig zu arbeiten. Er setzte eine Ehre darein, das ganze Jahr durch vom Lohne nichts einzuziehen, ihn ganz stehen zu lassen, und er zwang es auch durch. Er ließ es sich gesagt sein, daß man nicht auf die Zukunft hin oder vielmehr auf künftigen Erwerb hin anschaffen dürfe, sondern daß der zukünftige Erwerb der Zukunft gehöre und die Vergangenheit die Gegenwart ernähren müsse, d. h. daß man aus dem verdienten Lohn seine Bedürfnisse müsse bestreiten können. Und da in der Zukunft der Gebrauch wohl sicher ist, aber nicht der Erwerb, so muß die Vergangenheit uns auch die Nothpfennige liefern für die Tage, von denen man sagt: sie gefallen uns nicht.

Es war aber auch ein Tag großer Freude für Uli, als an der Weihnacht Nachmittag der Meister ihn in's Stübli rief, ihm dreißig Kronen vorzählte und noch einen Thaler als Trinkgeld dazu legte. Dem starken Burschen zitterte die Hand, als er es einstrich, denn so viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt. Und als der Meister ihn noch lobte und ihn ermahnte, so fortzufahren, so gebe er noch ein Kerli ab, bekam er Augenwasser. Er begann nun auch zu denken und zu erzählen, was er mit dem Gelde machen wolle. Kleider mußte er haben, Hemden besonders; aber wenn nicht die Hälfte, doch den Drittel des Lohns wollte er bei Seite thun. Er hätte nicht geglaubt, sagte er, wie viel dreißig Kronen seien, wenn man Sorge dazu hätte; es schienen nur so dreißig Krönlein, und doch könnte man

weit langen damit, wenn man abzutheilen wüßte. Er hätte nie geglaubt, daß das Geld so zusammenhalten könne: früher hätte er es immer damit gehabt wie der Bauer mit dem herbeigeführten gekauften Heu, wo man ein Klafter nur anzusehen brauche, so sei es nicht mehr da. Jetzt gehe es ihm mit dem Gelde wie mit einem selbstgemachten gutgelegenen Stock-Heu; wie man davon nehme, so scheine es einem, er würde nicht geringer, und man hätte immer gleich viel. Der Meister mußte lachen ob dieser Vergleichung, die Meisterin dagegen wurde gerührt und sagte ihm: er sei ihr recht lieb geworden, und wenn die Näherin in's Haus auf Arbeit komme, so werde die ihm als Weihnachtskindli von ihr ein Hemd machen, die Leinwand sei schon lange bereit dazu. Uli meinte, der Meister hätte ihm schon zu viel gegeben, und alles dürfte er nicht nehmen, er hätte es nicht verdienet. Der Meister hätte so viel an ihm gethan, daß er ein Lehrgeld fordern könnte. Aber wenn sie ihm einen Gefallen thun wolle, so solle sie doch so gut sein und ihm Leinwand für etwa drei Hemden kaufen; er wolle gleich recht viel zusammen machen lassen, es hätte es dann eine gute Weile. Wenn man nur so Eins um's Andere kaufe, so sei das den Mäusen gepfiffen, denn man hätte immer keine und müsse doch immer die Hand in der Tasche haben. Er verstehe sich nicht auf die Leinwand und sei allemal betrogen worden; entweder hätte man sie ihm zu theuer gegeben, oder sie sei dünn gewesen oder der Faden mürb oder spröd, es hätte immer an einem Orte gefehlt, und es sei nicht lange gegangen, so hätte er Hemden gehabt wie Spinngewebe. Sie wolle ihm wohl den Gefallen thun, sagte die Bäurin, aber daß sie es allemal treffe, sei auch nicht gesagt. Die Weber und Krämer seien so einer Bäurin je länger je mehr zu schlau. Vielleicht daß sie selbst hätte, von der sie ihm für drei Hemden geben könnte, sagte Uli. Ja, sie hätte wohl, sagte die Meisterfrau, aber sie verkaufe den Dienstboten nicht gerne etwas. Sie hätte es auch schon gethan, aber noch allemal Verdruß

davon gehabt. Die Dienstboten seien den Krämern fast die besten Kunden, denn sie prostituten am meisten an den Dienstboten, könnten ihnen die dümmsten Sachen anhängen, allweg die, welche kein gescheidter Mensch kaufen wolle. Es brauche nur eine Bäurin einem Dienstboten etwas zu verkaufen, so führten es alle Krämer, alle Schneider, alle Näherinnen, kurz alle die, welche miteinander das Handeln mit den Dienstboten als ihr Eigenthum betrachteten wie Sperlinge ein Feld mit Hirse, aus und sagten: an einem andern Ort hätten sie es wohlfeiler gekauft; wenn die Bauern es für sich hätten brauchen können, sie hätten es den Dienstboten nicht verkauft. Es sei doch schlecht, ihnen schlechten Lohn zu geben und dann noch für gutes Geld schlechte Sachen. „Bald sagt der Schneider, es halte den Stich nicht, und die Näherin behauptet, es bekomme ihr Löcher unter den Fingern; und so wird man verdächtigt und verbrüllet, daß es eine schreckliche Sache ist. Ich weiß wohl, daß es Meisterleute giebt, welche ihre Dienstboten betrügen und ihnen den saner verdienten Lohn ablocken; aber der Art sind doch wenige, und es meinen es mehr Meisterleute gut mit den Dienstboten, als die Dienstboten glauben und die Krämer sagen. Darum, Uli, will ich sehen, daß ich dir irgendwo kaufen kann, so gut, als wenn es für mich wäre. Ich brauche meine Leinwand dann so, daß mich kein Krämer verbrüllet und kein Schneider verdächtigt." Uli hatte gar große Freude an seinem Schatz und betrachtete ihn oft im Stillen. Es richteten aber noch andere Leute ihre Augen auf denselben. So ein Bürschchen, das Geld hat, ist gerade wie ein Honigtopf für die Wespen; es sucht ein jeder, der gerne Geld hätte und es nicht verdienen mag, daraus zu lecken. Da sollte er diesem fünf Batzen leihen, weil derselbe gerade kein Geld bei sich hatte, dort wollte ein Anderer nur einen Batzen für ein Packli Tabak. Sein Rebenknecht wußte auf einmal einen herrlichen Handel zu machen mit einer Uhr, allein es fehlte ihm ein Thaler. Die eine Magd wollte ein prächtiges blaues

Tüchlein kaufen von einem Aargauer, der in's Haus gesetzlichen seine Baumwollenwaare für seidene ausgab, allein Uli sollte ihr dreizehn Batzen leihen, weil sie es der Meisterfrau nicht sagen mochte. Der Schuhmacher, der im Hause arbeitete, hatte absolut vier Kronen nöthig und versprach theuer und fest, bis Ostern sie wieder zu geben mit einer Krone Zins. Der Hechler, der bald darauf kam, sollte vier Kronthaler haben, er wüßte mit Flachs gerade jetzt viel zu machen und wollte mit Uli den Profit theilen. Dem Uli gefiel das ganz prächtig, es flimmerte ihm lauter Gold vor den Augen. Er dachte, es wäre ja dumm, wenn er das Geld im Kasten haben wollte, während es ihm so viel verdienen könnte; da sei er nicht ein Narr und [illegible] es nicht. Er ließ es sich noch ein Mal gut versprechen, daß man ihm auch halten wolle, und gab es dann hin. So hatte [illegible] auf einmal freilich kein Geld mehr, aber Gülten, schöne Kapitale: an einem Orte vier Kronen, an einem andern mehr als sechs. Das sei besser, dachte er, als so die kleinen Anleihen zu ein bis zwei Batzen, welche gar keinen Zins trügen. Jetzt könne er doch sagen, er hätte kein Geld mehr, er hätte alles ausgeliehen. Er kam sich recht gewichtig vor unter seinen Schuldnern. Aber seinem Meister sagte er nichts davon. Der brauche nicht alles zu wissen, dachte er, und vielleicht hätte er den Profit lieber selber genommen und dem Hechler das Geld selbst gegeben. Er müsse auch etwas anfangen, welches nicht alle Leute wüßten. Er hatte den besten Glauben zu seinem Meister, indessen das Mißtrauen noch nicht ganz verloren, und gar wenige Dienstboten lassen es gerne den Meister wissen, wie viel Geld sie haben, und beichten ihm noch weniger, was sie mit demselben anfangen.

Das ging eine Zeit lang recht schön, und Uli rechnete zum öftern nach, wie viel Zins ihm bereits aufgelaufen sei. Ostern ging vorbei, und der Schuhmacher brachte kein Geld, aber er entschuldigte sich bündig, indem er vornehme Kunden bekommen, Stiefelschäfte gekauft und diese baar hätte bezahlen müssen,

und verſprach, der Zeit nach am Zins nachzuthun. Nun mühte ſich Uli ab, zu rechnen, wie viel per Woche der Schuhmacher ihm nachzuthun hätte; aber das brachte er trotz vielem Schwitzen nicht heraus. Es preſſirte übrigens auch nicht, denn Michelstag kam, und Uli hatte ſeine vier Kronen noch nicht geſehen. Dem Hechler ging es ſehr fatal. Der Flachs hatte eher ab- als aufgeſchlagen. Er fand, mit dem einen Theil wäre beſſer zu warten, als ihn jetzt zu verkaufen, den andern aber hatte er einem Händler auf Kredit verkauft, und den konnte er auf keinem Markt antreffen und hatte vergeſſen zu fragen, wie er heiße, und niemand wolle von ſo Einem wiſſen, er habe ſchon viele Leute gefragt, behauptete er. Da begann Uli doch Angſt zu kriegen. Es fing ihm an vorzukommen, wenn er nur ſein Geld wieder hätte, ſo wollte er zufrieden ſein, an den Zins nicht denken, von Profit nichts ſagen: aber eben, das Geld wieder zu kriegen, das war die Kunſt. So oft er es forderte, waren neue Ausreden da, und wenn er ungeſtüm wurde, ſo blieb man ihm die Antwort auch nicht ſchuldig. Man könne es einmal nicht aus den Steinen herausſchlagen, er höre ja, wenn man es hätte, ſo wollte man es ihm geben. Er ſolle machen, was er wolle, und wenn er ſehe es zu nehmen, ſo ſolle er es nehmen. Man hätte gar nicht geglaubt, daß er ein ſo Wüſter ſei, ſonſt hätte man lieber nichts mit ihm wollen zu thun haben. Er wußte ſich gar nicht zu helfen und lief wie ſturm herum. Der Gedanke, es ſei doch ſchrecklich, was er ſo ſauer verdient, ſo liederlich zu verlieren und gar nichts dafür zu haben, ließ ihn nicht mehr eſſen, nicht mehr ſchlafen. Ehedem beim Hudeln, dachte er, hätte er doch gewußt, was er mache, und ſein Geld ſelbſt verſchleudert; jetzt, wo er meine, gut zu thun, und bös habe, gehe es ihm noch ärger als zuvor, und er komme gerade ſo weit als der ärgſte Hudel; das ſei doch ſchrecklich, und er ſei der unglücklichſte Menſch auf der Welt, und das werde wohl an einem Orte geſchrieben ſein, daß er zu nichts kommen ſolle. Jetzt wüßte er, was ſein

Traum bedeuten ſolle und die Geldſäcke, die er nicht mehr habe finden können.

Der Meiſter konnte gar nicht begreifen, was Uli hatte. Endlich glaubte er ihn krank, denn er ſah keine andere Urſache ſeines ſonderbaren Weſens. Er ſah der Sache noch einige Zeit zu, aber als Uli immer ſchlechter ausſah, fragte er ihn einmal, was ihm doch fehle, etwas ſei nicht recht da. Uli wollte nicht mit der Sprache heraus. Erſt als der Meiſter ſagte, wenn er ſo dumm thun wolle, ſo könne er ſeinethalben; aber er hätte doch geglaubt, mehr Vertrauen zu verdienen als ſo, Uli wiſſe ja, daß, wo er ihm helfen könne, es nie nein ſei bei ihm, und nachdem Uli noch manchmal geſagt, er dürfe es nicht ſagen, geſtand er endlich ſeinen Kummer und wie ſeine ganze Erſparniß vom letzten Jahre, auf die er ſich ſo gefreut, dem Teufel zu ſei; er werde wohl nie einen Kreuzer davon wiederſehen.

„Ja, das hätteſt du denken ſollen, ſagte der Meiſter, es wiſſen ſo viele Dienſtboten nichts mit ihrem Gelde anzufangen, laſſen es ſich ablocken und kommen ſo darum. Ich miſche mich nicht gerne in die Sache, wenn man mich nicht darum fragt, fuhr er fort. Man meint ſonſt gleich, ich wolle Vogt ſein oder gar das Geld für mich, und wird mißtrauiſch. Es iſt mir leid um dich: aber den Hechler und den Schuhmacher hätteſt du kennen ſollen, du weißt ja, was das für Vögel ſind. Aber nicht wahr, Uli, der Geizteufel hat dich geplaget. Weißt du, daß dir der Schuhmacher nicht weniger als hundert Prozent verſprochen hat per Jahr, während ehrliche Leute ſonſt nur vier geben? und der Hechler hat dir das Maul auch ſüß gemacht. Aber eben ſo fängt man die einfältigen Leute, und wenn Einer ſo viel verſpricht, ſo ſollte man doch denken können, der werde nicht halten wollen, er würde ſonſt nicht ſo viel verſprechen.“ Ja, ſagte Uli, das alles komme ihm jetzt hintendrein ſelbſt in Sinn; aber er möchte dem Meiſter doch angehalten haben, daß er ihm zu ſeinem Gelde verhelfe, er komme

ſonſt noch von Simen. Der Meiſter ſchüttelte den Kopf zu dem Anſinnen, übernahm aber dennoch den Auftrag und rettete mehr, als er anfangs erwartete, da weder Schuhmacher noch Hechler gerne ſeine Kundſchaft verloren. Als er Uli das Geld übergab, ſagte ihm dieſer: „Meiſter, behalte du es und bewahre es auf. Ich brauche es nicht, und wenn ich es habe, ſo behalte ich es nicht lange; ich bin unglücklich mit dem Gelde: entweder verthue ich es, oder man betrügt mich darum, oder es wird mir geſtohlen, und zuletzt, wenn niemand ſonſt dazu käme, ſo würden es mir die Mäuſe freſſen.“ „Nein, ſagte der Meiſter, das Geld will ich nicht behalten, ich habe genug an meinem zu hüten, wenn ich ſchon nicht viel habe. Aber weißt du was, thue du es in die Kaſſe.“ „Was iſt das?“ fragte Uli. „He, das iſt eine Kaſſe, in die man das Geld, welches man nicht braucht, einlegen kann, bis man es braucht, und unter der Zeit bekömmt man einen billigen Zins, dazu iſt es ſo gut verſichert, daß man gar nichts zu fürchten hat.“ „Das iſt kommod, ſagte Uli: aber kann man hineinthun, ſo viel man will, und kommt es einem dann nicht aus, wenn man dort Geld hat?“ Das ſei eben gar kommod, bekam er zur Antwort, daß man viel und wenig hinein thun könne, und wann man wolle. Was das Auskommen anbetreffe, ſo ſolle er ſich deshalb nicht fürchten. Wer Geld am Zins habe, dem komme es früher oder ſpäter immer aus. Und zudem glaube er nicht, daß es einem Knechte ſchade, wenn man vernehme, er hätte Geld am Zins. Im Gegentheil, er glaube, das vermehre nicht wenig ſeinen guten Namen und verſchaffe ihm einen gewiſſen Reſpekt. In einer ſolchen Kaſſe brauche er ſich auch um den Zins nicht zu bekümmern. Sobald ein Jahr um ſei, werde der Zins zum Kapital geſchlagen und trage wieder Zins; ſo könne ſich, zu vier Prozent gerechnet, in zwanzig Jahren das Kapital verdoppeln. Und ſobald er es nöthig habe, kriege er es ohne Umſtände in geſetzlicher Friſt wieder, ganz beſtimmt, denn ſolche Kaſſen ſeien gut verbürget und verſichert. Da

könnten Dienstboten weit aus am besten ihre Gelder einlegen, eben weil man auch Weniges nehme und zu jeder Zeit; weil sie sich da vor keinen Schelmereien, Kunstgriffen ꝛc. in Acht zu nehmen hätten, nichts zu thun hätten mit Konkursen und Advokaten. Da könnten sie ganz ruhig ihr Geld hin thun, arbeiten lassen, bis sie es einmal brauchten, und könnten jedem, der von ihnen leihen wolle, ohne Lüge sagen: sie hätten keins. Da bedauerte Uli, daß der Meister ihm dieses nicht früher gesagt; dann wäre er nicht zu Schaden gekommen. „Du hast's gehört, sagte darauf dieser, ich kann einen Knecht nicht behandeln wie ein kleines Kind. Willst du aber, daß ich dich halte wie ein Kind, so mußt du vor allem aus mit Zutrauen an mich kommen, mußt mir das Maul gönnen. Das Kind kömmt zum Vater und fragt um Rath und sagt: Vater, was meinst; Vater, was glaubst?"

Uli bekannte sich im Fehler und bat den Meister, sein Geld in die Ersparnißkasse zu thun; es waren fünfzehn Thaler, welche er übrig zu haben glaubte. Es trage zwar nicht viel ab, meinte er, aber es sei ihm doch sicher. „Das scheint dir, sagte der Meister, und eben diese Ungeduld ist's, welche so viele Menschen um Hab und Gut bringt. Wem es auf dem rechten Wege zu langsam geht, der wird entweder ein Spitzbube oder ein Hudel. Warte nur einige Jahre, lege immer zu, so wirst du sehen, zu welchem Kapital du kommen wirst."

Kapitel 9.

Uli steigt im Ansehen und kommt Mädchen in den Kopf.

Und Uli that so. Er blieb sparsam, ward immer anschlägiger und emsiger und wuchs zugleich an Weisheit und Verstand und an Gnade bei Gott und den Menschen. Es war recht merkwürdig, auch äußerlich die Veränderung wahr-

zunehmen, die mit ihm vorging. Er ging eigentlich erſt jetzt recht aufrecht wie ein Menſch; man ſah es ihm von weitem an, daß das kein Schmutzfink ſei; man nahm ihn ſehr oft für einen Bauernſohn und nicht für einen Bauernknecht, und zwar nicht bloß wegen der Kleidung und weil er eine ſilberne Uhrenkette trug, ſondern wegen ſeiner guten Haltung, ſeines anſtändigen Betragens. Es redete jeder Bauer gerne mit ihm, fragte ihn: Uli, was meinſt? Und ſeine Worte hatten eine Bedeutung. Er fühlte auch, daß ſie eine Art von Gewicht erhielten, darum ſchwatzte er nicht mehr in den Tag hinein, ſondern beſann ſich, eh' er ſprach, wog ſeine Worte ab, ſo daß es ſchon hie und da hieß: d's Bodebure Uli hat's geſagt, hat's auch gemeint.

Er fühlte, daß er nicht mehr nur ſo ein arm Knechtlein ſei, welches nirgends ſein ſollte, ſondern daß er in der Welt ſich auf einen Platz geſtellt, wo man ihn gerne ſah, wo er etwas zu bedeuten hatte. Wie das alles ſo nach und nach kam und bei welchen einzelnen Anläſſen, indem er dem Meiſter vor Schaden zum Nutzen war, Mängel an Roſſen entdeckte, welche der Meiſter kaufen wollte, günſtige Witterung benutzte in deſſen Abweſenheit u. ſ. w., kann ich nicht erzählen, es wäre zu weitläufig. Er begann auch zu fühlen, daß man ganz anders auf die Erde trappe, auch ſie mit andern Augen anſehe, wenn man ein Beſitzer iſt, als wenn man ein Habenichts iſt. Es kommt ſo eine Art ruhiger Sicherheit, die bei Vielen in dummen Stolz ausartet, über den Menſchen, wenn er angehängt hat an der Welt, d. h. wenn er Früchte ſeiner Arbeit, Ertrag ſeiner Kräfte vorgeſpart, Vorrath gewonnen hat auf künftige Jahre. Er fühlt, er iſt nicht mehr ganz allen Winden, fremder Willkür preisgegeben, er iſt ſchon ſelbſtſtändiger, mehr Herr ſeiner ſelbſt. Er kann ſchon einige Krankheitswochen unbeſorgt ertragen, kann einige Wochen ohne Meiſter ſein; das macht ihn zufriedener, gelaſſener; er ſchießt auch nicht mehr herum, wie wenn er in einem Wespenneſt wäre, denn mit der inneren

Ruhe nimmt auch die äußere zu, und in dem Maaße, als er wirklich zufriedener in seinem Inwendigen wird, wird er auch zufriedener mit seinen Meisterleuten. Und je mehr er zu etwas kommt, um so mehr erkennt er den Werth der Dinge, spart nicht nur für sich, sondern es reut ihn überhaupt, etwas zu vergeuden, er spart also auch den Meisterleuten, um sie zufriedener werden diese auch mit ihm. Es stellt sich sein Name fest: er ist ein sparsamer, arbeitsamer Bursche.

Was dieser Name bedeute, und wie jeder Name auch seine Versuchungen herbeilocke, so wie jede Blume ein Insekt, jede Frucht einen Esser, das sollte er bald erfahren. Der Titel „er ist ein sparsamer Bursche" ist ein Lockvogel, und auf der Stelle finden sich, freilich nicht Insekten, sondern Mädchen ein, die den Vogel lecken möchten.

Der Bodenbauer hatte zwei Mägde, die Meister- und die Untermagd. Die erstere war griesgrämlich, gab nicht drei gute Worte im ganzen Jahr, häßlich, sie hatte hgarichte Warzen im Gesicht und Blattergruben, rothe Augen, weiße Lippen und eine blaue Nase; daneben war sie arbeitsam, sparsam und hätte für ihr Leben gerne einen Mann gehabt; aber ihre Liebe konnte sie nicht anders zeigen, als durch Murren und Knurren (so ein Gemisch von Hunde- und Katzengeschrei); und jedes Mal murrte und knurrte sie mit dem am meisten, den sie am liebsten hatte. Es schien, als ob sie alle Augenblicke auf ihn schießen, ihn kneipen, kratzen oder beißen wollte. Diese sagte: erst wenn sie einen Mann hätte, lohne es sich der Mühe, zu arbeiten und zu sparen; dann wolle sie zeigen, daß im Sparen sie keine übertreffen möge.

Die Andere aber war ein leichtfertig Ding, mit leichtfertigem Gemüth, leichtfertigem Gesicht, leichtfertigem Leibe: alles schön roth und weiß angestrichen, glatt gerieben, und die Augen wußte sie so süß glänzen zu lassen, den Mund so süß zu spitzen, daß es jeden Burschen dünkte, er müßte daran kleben bleiben. Sie putzte sich gerne, arbeitete um so ungerner, wußte

nichts von Sparen, gut leben war ihr um ſo lieber, aber am allerliebſten wäre ihr ein Mann geweſen. In einem Mann dachte ſie ſich Heil, Glück und Seligkeit, kurz alles bei einander. Die knurrte nicht und biß nicht; die wußte ſich anläßig zu machen und ſtrich an einem herum, wie eine Katze, wenn ſie bei guter Laune iſt. Die meinte, wenn ſie einmal einen Mann hätte, ſo wollte ſie ihn lieb haben wie keine, und dann wollten ſie es ſich recht wohl ſein laſſen. Dann zwinge ſie kein Teufel, länger zu dienen, dann wolle ſie kochen, was ihr ſchmecke, und aufſtehen, wann es ihr gefalle.

Beide richteten ihre Augen auf Uli und wollten ihn glücklich machen; beiden gefiel er. Die Erſte meinte, der werde ihr ſparen helfen: die Zweite, der werde ſparen, daß ſie mit ihm glücklich ſein könne, d. h. daß ſie nichts zu thun brauche und doch Alles habe, nach was es ſie gelüſte. Beide warfen ungefähr zu gleicher Zeit nach dem Glücklichen ihre Netze aus.

Stini zankte allemal mit Uli, wenn er in der Küche mit einem Schwefelholz oder auch mit einem Span die Tabakpfeife anzünden wollte: ſeine Finger wären nicht zu vornehm, eine Kohle zu nehmen, er werde ſie einmal nicht verbrennen darob. Es ſchnauzte ihn allemal an, wenn er Oel in die Lanterne wollte; bald füllte er die Ampel zu ſehr, bald kam ein Tropfen daneben. Er werde noch anders müſſen ſparen lernen, ſagte Stini. Seine Lederſchuhe ſtanden oft eine Woche lang zum Einſchmieren in der Küche, Stini rührte ſie nicht an. Holzſchuhe ſeien lange gut genug für ein Knechtlein, nur für um's Haus herumzutrappen brauche man keine Lederſchuhe. Stini hoffte, wenn Uli keine Lederſchuhe habe, ſo müſſe er daheim bleiben. Wenn zuweilen nach dem Feierabend die Knechte noch auf den Bänken vor dem Hauſe ſaßen, ſo ſagte Stini ſie in's Bett. „Kein Wunder, ſagte es Uli, daß du am Morgen ſo faulenzeſt; wenn du des Abends nicht zu rechter Zeit in's Bett kannſt, ſo giebt es dein Lebtag nichts aus dir.“

Der Meisterfrau redete Stini beständig von Uli, aber unter lauter Schimpfen und Schelten: es war nichts recht, was er machte, so daß die Meisterin manchmal sagte: „Aber Stini, ich weiß gar nicht, was du über Uli hast; er thut doch niemand etwas zu leid und ist einer von den bravsten Burschen die es giebt, einen wackerern sieht man nicht."

Uersi machte es ganz andere. Uersi flattirte, machte ein spitz Zuckermäulchen, stand ganz nahe unter die Augen, hatte immer bei Uli was zu thun, entweder mußte es ihm helfen oder er Uersi, es neckte ihn, bis er es anrühren, mit ihm ringen mußte. Bald wollte es ihm das Schnupftuch stehlen, bald eine Blume von dem Hut, wollte ihm süße Aepfel zustecken oder weiche Birnen. Beim Kernmähen wollte es ihm nachlegen und hatte immer ein gutes Wort für ihn auf der Zunge und eine Liebeserklärung in den Augen. Es wolle einen Mann, sagte Uersi oft, und der solle es gut haben bei ihm, man lebe ja nur ein Mal und da wäre man ja einfalt, wenn man mit einander bös haben, nicht mit einander glücklich sein wollte.

Natürlich sagte ihnen der weibliche Instinkt bald, daß sie Nebenbuhlerinnen seien, und Jede suchte die Andere auszustechen.

Stini schimpfte über die Mannsleute, welche einem jeden Schlärpli nachliefen und beim Heirathen nur auf das Gesicht sähen, und sagte Uli, er sei gerade einer von den Dümmsten und Nichtsnutzigsten, er sei eigentlich gar nicht werth, daß ein brav Mensch sich mit ihm abgebe. So Einer, der einer Person wie Uersi, dem liederlichsten Uskath, nachsehe und sich mit ihm abgebe, dem sollte man noch die Ruthe geben. Mit Uersi zähle es sich nicht zusammen. Wenn es schon kein solch Gesichtli hätte, das man nicht an der Sonne brauchen könne, wenn es nicht erbleichen solle, so hätte es doch zwei Dutzend Hemden und sieben Paar Sommerstrümpfe und fünf Winterstrümpfe (einer sei ihm verloren gegangen), vier Mieder, zwei verflucht brav und zwei minger, und dann Geld hätte es auch noch, es sage nicht wie viel. Aber wenn es mit Einem an-

finge, Haus zu halten, ſo für zwei Bett und zwei Kühe und vielleicht für ein Schaf auch noch brauchte der keinen Kummer zu haben. Das wäre doch dann etwas Anderes, als ſo ein liederlich Menſch, welches nicht einmal Geld hätte, um Wolle zu kaufen, wenn es einmal ſeine Strümpfe flicken möchte. Es könnte viel noch ſagen, aber es meine dann nicht, daß es geheirathet ſein müſſe; es hätte zu leben, und ſein lediger Leib ſei ihm auch noch etwas werth. Ehedem hätte es ſchon lange einen Mann gehabt, und vor zwanzig Jahren hätte es mehr als ein Mal heirathen können, aber jetzt ſei nichts mehr zu machen, unter Hunderten gebe es keinen vernünftigen Burſchen mehr; ſo 'ne Miſtmore ſei heut zu Tage allen lieber als ein brav Menſch mit etwas Geld. Zu einer ſolchen Rede machte es gewöhnlich ein Geſicht, daß man junge Katzen hätte vergiften können, und ließ Klauen hervor, daß ein Lämmergeier neidiſch geworden wäre.

Uerſi war nicht halb ſo böſe über Stini, ſondern lachte und ſpottete über daſſelbe, führte es aus, wie gerne es heirathen möchte, aber wie es auch ſeine Zähne verſtrecke, ärger als ein Eber, ſo wolle doch kein Burſche darein rennen und daran hängen bleiben. Es ſchnarche des Nachts, daß es Späne abſprenge von der Wand, und brülle manchmal gerade aus mitten in der Nacht. Und wenn es dann frage, was es ſo brülle, ſo ſchreie es: „es hat mir geträumt, es habe mich Einer ſitzen laſſen, und habe doch gemeint, ich hätte ihn wirklich.“ Hemden habe es in der Nacht an, von denen ſieben keinen Ofenwiſch geben würden, und ſtatt Unterröcke ziehe es Fetzen an einen Faden, als ob es Bohnen wären, binde ſie dann um den Leib und rühme, wie die grauſam warm gäben. Wenn es an einem Morgen Stini's Strümpfe anziehen ſollte, ſo könnte es die ganze Nacht nicht ſchlafen, aus Angſt, wie es das vornehmen ſollte, denn ſie hingen nur noch an einzelnen Faden zuſammen, daß man müſſe Wunder thun können, um ſie an die Beine zu bringen. Es nähme es nur wunder, wo Stini mit dem Gelde

hinkomme; es schaffe nichts an und hätte doch nie fünf Kreuzer bei einander. Es wollte nur, es ließe sich Einer aufschmieren durch Stini und heirathete es, in der Hoffnung, er kriege eine reiche Frau; es könnte ihns lächern, wenn er Hudlen zu ertesen bekäme, statt Geld zu zählen. „Uli, das wäre Eine für dich, sagte dann Uersi, da könntest du eine Nase voll kriegen, daß du den Säumist nicht mehr riechen würdest, du hättest sie dein Lebtag voll genug von der Frau. Ich rühme mich nicht halb so, als das Mensch; aber es wäre mir doch noch ein himmelweiter Unterschied, eine reinliche Frau zu bekommen, als so ein Mistloch, so ein ungewaschenes Thier, es gruset mich alle Nächte, wenn ich zu ihm in's Bett muß, und es kötzeret mich allemal, wenn es kocht, und nicht die Meisterfrau.

So führten die Nebenbuhlerinnen ihre Gefechte hinter ihren respectiven Rücken; indessen auch vorwärts schonten sie sich nicht, und Stini schimpfte Uersi und Uersi verspottete Stini. Und Uli, den vernünftigen Kerli in seinem übrigen Betragen, hätte man vernünftig glauben sollen; glauben sollen, da werde es ihm nicht gehen wie einem Esel zwischen zwei Heuhaufen: und doch ging es Uli, dem verständig gewordenen Knechte, so. Es ist eine ganz merkwürdige Sache, wie der gescheidteste Kerli in allen Dingen der Welt beim Heirathen ein dummer Stöffel werden kann. Wie irgend ein Trieb im Menschen, eine verborgene oder schon offenkundig gewordene Lust, durch ein Weibsstück fast wie mit einer Lunte entflammt werden kann, das Feuer in ihm aufgeht, in's Dach schießt, und ihm wird, als müßte er mit diesem Stück glücklich werden und hätte die ganze Welt gerade nichts für ihn als dieses Stück, nichts Reiz für ihn mehr als dieses Stück: das sieht man alle Tage, und wer es hundertmal gesehen, dem geht es gerade zu seiner Zeit ebenso, er ist an Andern nicht klug geworden. Man sieht tausend Ehen geschlossen werden, wo Tausende sagen mit aller Bestimmtheit: so gewiß ein und ein zwei machen, werden diese unglücklich, Alle pflichten bei, der Erfolg giebt ihnen recht,

nur die Beiden, oder wenigſtens Eins iſt blind, hörlos, es ſchmeckt und riecht nichts. Irgend eine Begierde lag in ihm in noch unentwickelter Kraft, in mächtiger Anlage: ein Weibsſtück tritt als Leben gebendes Element hinzu, und nun entſteht eine Gährung, in welcher alle Beſonnenheit untergeht, in welcher dieſe Aufwallung einzig den Willen beſtimmt, alle ſonſtigen Rückſichten verdunkelt und einzig das ins Licht ſtellt, was Ziel jenes Triebes iſt. Das iſt allerdings eine ſehr handgreifliche Erklärung vieler ſogenannter Liebe. Aber man erkläre es mir anders, wenn die widerwärtigſte Perſon wegen hundert Kronen geheirathet wird; das fauliſte Schlärpli, weil es eine ſchöne Haut hat; die ſinnlichſte, üppigſte Wittwe, weil ſie das Flattiren verſteht, während ihr früheres Leben, welches noch dazu meiſt dem Betreffenden bekannt iſt, ihre Umſtände ihre Anlagen die unglücklichſte Ehe wie mit Kanonendonner predigen?

Kann man bei einem Menſchen die Zeit dieſer Gährung vergehen laſſen, ehe er an's Heirathen gekommen iſt, ſo geht der Rauſch vorbei, er erwacht wie aus einem Traume; es iſt ihm, als ob die Augen ihm aufgingen, Schuppen von denſelben fielen; ganz anders ſieht er alles an, ganz anders rechnet er, und ſein Dringlichſtes iſt, von ſeinem ſogenannten Lebensglück ſich zu befreien. Daher das Geſchrei über verſchwundene Liebe, über Untreue; daher die Trennung vieler Brautpaare; daher die noch zahlreicheren ſogenannten unglücklichen Ehen. Einen ſolchen Gährungsprozeß hat man halt für Liebe angeſehen; er hat nun ausgegährt, der natürliche Zuſtand kehrt wieder: da iſt nun keine Liebe mehr; was Eins werden ſollte, hat ſich nicht binden wollen, ſondern liegt ausgeſchieden feindſelig ſich gegenüber.

Nun ſteckte in Uli noch immer der einige zwanzig Jahre alte Burſche, der beim Flattiren warm wird und ein hübſches Mädchen lieber hat, als ein wüſtes; dem die Sinnlichkeit zur Brille wird, mit der er ein Mädchen und das durch daſſelbe zu erlangende Glück anſieht. Aber in Uli regte ſich auch die

Sparsamkeit, der Trieb, etwas Selbstständiges anzufangen, ein Meister zu werden. Einige hundert Kronen und eine sparsame Frau hatten daher einige Bedeutung in seinen Augen; mit so Einer glaubte er alles gewonnen und seine Dienstjahre um Vieles abgekürzt.

Daher konnte er sich nicht enthalten, mit Uersi zu schätzeln, zu denken, es sei doch ein liebes und gutes Meitschi, und mit ihm würde er ein gut Leben haben. Er spielte oft in Gedanken mit diesem Leben und wie er und Uersi es treiben, wie sie mit einander Freude haben und einen Haushalt führen wollten. Dann kam ihm wieder vor, daß man am Ende von der Hübschi nicht leben könne, und daß Uersi nicht nur nichts habe, sondern noch hoffärtig sei, zu seinen Kleidern nicht recht Sorge tragen könne, wie es eben nicht die Eifrigste in der Arbeit sei. Indessen, dachte er, daran könne er es gewöhnen. Dann kam ihm auch Stini in Sinn, und es kam ihm vor, als ob er es mit demselben viel besser machen würde. Stini hatte Geld, war arbeitsam und sparsam. Freilich war es häßlich, aber daran gewöhne man sich, dachte er, daß man es zuletzt gar nicht mehr achte, und zuletzt sei eine Frau wie die andere, es könnten nicht Alle schöne Weiber haben, und Mancher würde seine schöne Frau an eine häßlichere tauschen, die aber minder hoffährtig und arbeitsamer wäre. Dann schwatzte er wohl mit Stini und ließ sich mit ihm an: dann grinste Stini ihn noch grimmiger an, es war fast, als ob die Haare sich ihm zu Berge stellten, und zankte ihn noch einmal so innig und inbrünstig aus und sparte die Unstäthe und wüsten Hunde nicht, während es noch einmal so wenig Mehl und Butter in die Suppe that. Dann dachte Uli, es sei doch wahrhaftig nicht alles, mit einer Frau leben zu müssen, deren Freundlichkeit Sauerseben, deren Wohlmeinenheit Zanken sei, und wenn sie ihm nichts gönne und er bei ihr keine Freude haben könnte, ob er nicht ein geschlagener Mann wäre, und was ihm dann das Häufchen Geld hülfe.

So wurde Uli von zwei Gewalten angezogen und abgestoßen; immer dringlicher kam es ihm vor, sich bald zu entscheiden, denn es schien ihm, als ob er nach und nach veralte, und daß, wenn er sich nicht bald entscheide, es bei ihm mit dem Heirathen vorbei sein werde, so einen Alten keine mehr nähme. Man kommt sich heut zu Tage viel früher alt vor, als ehemals; der Schnuderbube will schon ein Mann sein, was kann daher ein Mann anders sein als ein Greis? Ehedem schämte sich Einer zu heirathen vor dem dreißigsten Jahre; jetzt rümpfen die Mädchen die Nase, wenn Einer über fünfundzwanzig ist, und nehmen am liebsten mit den Flaumbärtigen von achtzehn bis zwanzig vorlieb. Das giebt einen guten Begriff, wie witzig die heutigen Mädchen sind und für was sie die Ehe ansehen und wie wenig sie danach fragen: was Kinder mit Kindern anfangen sollen.

Glücklicherweise für Uli wurde in diesem Hause nicht gebuldet, daß die Dienstboten sich nächtlich besuchten; zudem waren die beiden Nebenbuhlerinnen in einem Bette: da wäre jedenfalls ein strubes nächtliches Besuchen gewesen. Aber eben dieser Hemmungen wegen suchten sie ihn um so eifriger bei Tage auf, denn auch bei ihnen wuchs der Drang, die Vereinigung zu beschleunigen, Uli's sicher zu sein. Deswegen war Uli nirgends sicher. Im Stall beim Melken, in der Futtertenne beim Füttern, auf der Bühne beim Futterbereiten, beim Grasen und Misten schlichen sich bald Stini, bald Uersi herbei; Stini zankend, Uersi liebelnd. Aber kaum war Stini da, so war auch Uersi nicht weit, trennte entweder die Zwiesprache oder plagte Uli später deßwegen. Und kaum war Uersi dem Uli an einem Ort unter die Augen gestanden und blinzelte mit den Augen zu ihm auf, so schoß Stini daher wie aus einer Büchse, ließ die Milch in's Feuer laufen, zischte wie eine wilde Katze, warf mit unverschämten Menschern um sich und Hudelbuben u. s. w. Je länger je ungerner ließen Uersi und Stini sich vertreiben, immer mehr hielten sie einander Stand, hielten

ſich gegenſeitig die wüſteſten Sachen vor, und Eine drohte der Andern immer, beim Meiſter ſie zu verklagen: es nehme ſie wunder, ob er denn ein ſolches Nachziehen und Zuſammenkommen dulden wolle. Der Meiſter und die Meiſterfrau ſahen das Ding ſchon lange und allerdings immer mehr mit Unwillen, denn es ſtörte den Gang der Arbeit, und weder Stini noch Uerſi hatten Sinn für ihre Geſchäfte, ſondern vergaßen alles unter den Händen; auch Uli ward läſſiger. Die Meiſterin meinte ſchon lange, Johannes ſollte doch mit dem Uli reden; ſie hätte ſchon manchmal den Mägden abgeputzt, aber es ſei nur, wie wenn ſie Oel in's Feuer ſchüttete: es dünke ſie, dieſelben würden alle Tage ſtürmer, und ſie hätte Kummer, Stini werde ein Narr; es hätte letzthin laut pläret, und das hätte es noch nie gethan, ſo lange ſie es kenne. Uerſi nehme es nicht ſo ſchwer, es denke: giebts nicht Dieſen, ſo giebt es einen Andern. Johannes ſagte, es ſei ihm zuwider, mit Uli zu reden, er hätte ihm noch nichts davon geſagt; aber wenn es nicht bald beſſer werde, ſo werde es doch ſein müſſen, ſo könne es nicht länger gehen.

Uli kam die Sache auch immer peinlicher vor. Er ſchämte ſich nach und nach ſeiner beiden Schätze, die Gährung war am Verrauchen; Eine war der Andern im Wege geſtanden, und beide hatten dem Uli Zeit verſchafft, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Er begann nach und nach die Zwieſprache zu vermeiden; deſto hitziger ſtellten die Mädchen ihm nach, deſto wüſter ſagten ſie einander, und war er ohne Laterne im Stall, deſto emſiger ſuchten ſie ihn. Einmal gab er den Roſſen über Nacht, und kaum hatte er angefangen, ſo war Uerſi da und ſchätzelte mit ihm und fragte endlich ganz bedauerlich, was er auch habe, er ſei nicht mehr der Gleiche; daran ſei nur Stini ſchuld, aber dem ſolle es gezeigt werden, ſie wolle Stini dahin helfen, wohin es gehöre. Und wie Uerſi dieſes ſagte, fing es draußen an zu poltern, zu plätſchern und dann ſo wunderlich zu tönnen, es war nicht Muhen und nicht Mäckern, es war

beides unter einander gerührt und gerüttelt. Uerſi jauchzte auf und ſchrie: „es hat ſie, es hat ſie!“ lief hinaus, und Uli leuchtete nach; aus dem Hauſe liefen die Leute herbei und da fanden ſie Stini im Miſtloch, das triefende Haupt aus der ſchwarzen Jauche emporſtreckend und gar erbärmlich ſchnaubend und gurgelnd, huſtend und brüllend in allen Tönen. Es konnte nicht ſelbſt hinaus und niemand mochte das triefende Frauenzimmer anrühren. Die ganze Haushaltung ſtand um's Loch herum, Niemand konnte ſich des Lachens enthalten, ſelbſt die Meiſterin mußte auf die Seite, weil ſie nicht mehr Meiſterin ihrer Mienen war. Stini ſtreckte beide Hände empor und begann zu fluchen. Uerſi lachte immer lauter, Stini brüllte immer wüſter: es wolle es Uerſi zeigen, ſobald es heraus ſei; denn das Menſch und niemand anders hätte das Loch abgedeckt, daß es auf dem Wege zum Brunnen hätte hineinfallen müſſen. Während die beiden Mägde lachten und fluchten, wollte niemand zugreifen: der Eine redete vom Miſthaken, der Andere von einer Heugabel, der Dritte meinte, man ſolle ſie mit Pulver herausſprengen. Endlich erbarmte ſich der Meiſter, nahm einen drei bis vier Fuß langen Knebel, hielt ihn an einem Ende und gab Uli das andere, und Stini mußte nun mit beiden Händen dieſen Knebel in der Mitte faſſen. So hoben ſie mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte Stini langſam aus dem Loch empor. Man kann ſich keine Vorſtellung machen, was das im Scheine der Lanterne für ein Anblick war, als die von Jauche triefende Geſtalt, in ſchwarzen Koth gehüllt, mit den rothen Augen, der blauen Naſe, den weißen Lippen ſo nach und nach aus dem ſchwarzen Loche tauchte, und ſchwarze Ströme nach allen Seiten aus ihren Kleidern ſich ergoſſen, bis ſie endlich wie ein eigentlicher Dreckſack auf feſten Boden geſtellt werden konnte. Die Zuſchauer wollten ſich faſt am Boden herumwälzen vor Lachen. Aber kaum fühlte Stini feſten Boden, ſo ſtürzte es wie eine Hyäne auf Uerſi los. Dieſes, laut aufſchreiend, wollte fliehen, aber ſchon war es

von Stini umkrallt, an den Haarflechten zu Boden gerissen; auf dem schönen Uersi wälzte sich das gräßliche Stini, dessen Finger wühlten in Uersi's Gesicht, und wie auch das niedliche Uersi der Tusiggottswillen um Hülfe schrie, schrie wie am Messer, es kam ihm niemand zu Hülfe, niemand mochte Stini anrühren, welches bei jeder Bewegung Jauche weit um sich her spritzte. Da mußte endlich Uersi sich wehren, und Stini schrie auf und sie wälzten verschlungen, zu einem Knäuel geballt sich am Boden. Von fern her hörte man Schritte; die Meisterin sagte, wenn man die Menscher nicht bald von einander thun wolle, so wolle sie es selbst thun. Das durfte man sich nicht zweimal sagen lassen; man suchte Uersi zu ergreifen. Aber Uersi war um nichts sauberer als Stini; wer zugriff wurde besudelt, und als Uli helfen wollte, wären beide bald über ihn hergefallen, an allem sollte er schuldig sein. Stini fluchte, daß er es habe in's Loch sprengen helfen, und Uersi, daß er ihm Stini angehetzt, und wenn der Meister nicht aus Angst vor den nach und nach sich nähernden Nachbarn die beiden Unholdinnen in's Haus gewiesen hätte alles Ernstes, so hätte Uli mit ihrem Zorn noch härter zu kämpfen gehabt, als mit ihrer Liebe.

Wie die beiden Liebhaberinnen ausgesehen, wie sie zusammen in die Kammer gekommen und dann endlich auch ins Bett, das muß ich der Einbildungskraft meiner Leser überlassen. Nur das kann ich sagen, daß ihr Anblick Uli wirklich über den Magen kam und er von Stund an von beiden genug hatte. Sie fühlten es beide auch selbst, daß das Ding ein Ende haben müsse, und erneuerten nur sehr schwach ihre Versuche. Stini tröstete sich damit: daß das Mensch ihn auch nicht kriege, und Uersi faßte sich im Vertrauen: es gebe noch Andere als Uli, und wenn ein schönes Mädchen einen Mann wolle, so brauche es nur zum Fenster hinauszupfeifen, so liefen zehn herbei; einen jeden nehme es aber auch nicht, es sei nicht gewachsen, für an einem Orte der Schuhwisch zu sein. Aber

ganz war Uli die Luſt zum Weiben noch nicht vergangen; es dünkte ihn noch immer, es wäre jetzt Zeit und länger dürfe er nicht ſäumen.

Kapitel 10.

Wie Uli um eine Kuh handelt und faſt eine Frau gekriegt hätte.

Einmal, und damals war es heiß, hatte Uli eine Kuh zu Markt geführt. Der Meiſter hatte ihm geſagt, wie viel er löſen ſolle; was er darüber aus erhalten könne, das könne er behalten, aber er ſolle ſich dabei wohl in Acht nehmen, daß er nicht zwiſchen Stühle und Bänke komme und am Ende die Kuh heim bringen müſſe. Es ſei ſchon Manchem ſo gegangen, daß er einen ordentlichen Preis hätte löſen können, aber zu hoch geſpannt und zuletzt keinen Käufer mehr gefunden habe. Uli hatte beim Mäſten dieſer Kuh ſich viele Mühe gegeben und ging geſpannter Erwartungen voll auf den Markt. Kann ich wohl zwanzig, kann ich vierzig Batzen herausſchlagen oder muß ich mit gar nichts vorlieb nehmen? das ging ihm beſtändig rund um im Kopfe. Schon weit vor der Stadt paßten Leute auf, ſchrien ihn an: „Junge, wie theuer das Kuhli?“ Sie griffen mit ihren Händen um die Kuh herum, aber alles war nicht recht an ihr, die Haut ſei gar dünn, ſagten ſie, und Unſchlitt nicht viel mehr, als für einem Kind die Schühli zu ſchmieren. Sie machten die Kuh aus, daß Uli bald drein geſchlagen hätte. Dann kamen Andere und fingen an zu loben, ſo halb und halb: man müſſe ſie dieſes Jahr nehmen, wie man ſie finde; es ſeien Haufen Kühe feil, aber das ſei noch keine von den Schlechteſten; das Mäſten gehe etwas hart bei grauem Heu.

Faſt wie Bremſen das Vieh beim Eintritt in einen Wald empfangen, wurden Uli und ſeine Kuh von Leuten umſumet,

die ausſpotteten, rühmten, bald die Kuh, bald ihn, und verlangten, er ſolle ſie ſchätzen, er ſolle doch ſagen, was er fordern dürfe für ſo ein mager Thierchen. Uli begann zu ahnen, daß die Waare beſonders geſucht ſei, daß er einen Schnitt machen könne. Er forderte fünf Neuthaler mehr, als der Meiſter ihm geſagt hatte, daß die Kuh gelten müſſe. Nun erhob ſich ein Gebrüll gegen ihn, wie wenn er ein Wespenneſt aufgeſtöbert hätte, und akkurat ſo fuhren die Menſchen von ihm weg. Indeſſen bemerkte er doch, daß ihn Einige nicht aus den Augen ließen und ſich den Ort merkten, wo er auf dem Markt ſich und ſeine Kuh ſtellte. Einen Bekannten, der vorbei ging, rief er herbei, um die Kuh ihm einen Augenblick zu halten, und durchſtrich flüchtig den Markt, um zu hören, was Kauf und Lauf ſei. Er ſah zu ſeiner Freude, daß ſeine Ahnung ihn nicht betrogen und heute etwas für ihn zu machen ſei. Als er zurück kam, fand er ſeinen Stellvertreter in großer Verlegenheit: es waren Käufer da, wollten den Preis wiſſen, und er kannte ihn nicht. Alſobald kam Uli in Handel. Er blieb bei ſeiner Forderung; man bot, man handelte, man ging weg, aber er merkte, daß die meiſten der Bietenden die Kuh im Auge behielten, daß man ungern aus dem Handel trat und einen Andern dazu ließ; er kam zur Einſicht, daß er um einen Louisd'or theurer verkaufen könne, als der Meiſter geglaubt, und er that es endlich auch, fürchtend, durch zu langes Hinhalten möchte er endlich um alle Käufer kommen. Es verzögerte ſich, bis er das Geld in Empfang genommen, und es brannte eben die heißeſte Nachmittagsſonne, als er heimging. Er war noch nicht weit außerhalb der Stadt, als er ein großes Weibsbild mit vier kleinen Schweinen ſich herumtreiben ſah. Dieſe wollten nicht pariren, und alle fünfe lechzten und ſchnauften zum Erbarmen. Er erkannte die Tochter eines ihrer Nachbarn, die faſt athemlos und erſchöpft ihn um Gotteswillen bat: er möchte ihr beiſtehen, ſie bringe ſonſt die Ketzern nicht lebendig heim. Uli half mit etwas mehr Ruhe, als das Mädchen ge-

habt, und bald brachten ſie auch die Schweinchen in einen ruhigen Gang. Denn wie die Thiere thun, hängt meiſt von ihren Treibern ab. Es ließe ſich da ein merkwürdig Kapitel für Eltern und Regenten anknüpfen. Doch diesmal haben wir nicht Zeit, uns mit ihnen abzugeben; wir müſſen jetzt erzählen, wie Käthi wieder zu Athem kam, und wie ſie mit den erſten freien Athemzügen zu erzählen begann, wie manches Schwein ſie daheim hätten, und wie viel ſie jährlich nur mit dem Schweinemäſten gewönnen. Aber die Mutter verſtehe das ganz beſonders; ſie gebe aber ihren Maſtſchweinen im Winter mehr Sahne, als nur bloße Milch. Aber mit Flachs und Hanf machten ſie noch viel mehr. Sie pflanzten alle Jahre gruſam viel, und alle Jahre gerathe er ihnen beſonders wohl, und dann hätten ſie Fleiß mit Spinnen und ſchon zu Weihnacht die ganze Stube voll Strangen geſponnenen Garns. Der Händler habe ſchon manchmal geſagt, er treffe in keinem Hauſe ſo vieles und ſo ſchönes Garn an. Und wenn die Mutter ſchon weben ließe, daß man ſich ſchrecklich verwundern müſſe, denn ſie hätte den halben Speicher und alle Tröge voll Leinenzeug, ſo könne ſie doch von Weihnacht bis Oſtern alle Wochen mit großen Bürden Garn zu Markte geben. Für ein jedes Kind hätte ſie ſchon lange die Ausſteuer bereit; da ſeien Anzüge und Ueberzüge und flächſerne Leinwand für Hemden und reiſtene zu Tiſch- und Betttüchern, man könne weit laufen, ehe man ſolches ſehe. Schon manchmal, wenn ſie Beſuch bekommen und die Mutter die Leute in den Speicher geführt hätte, ſo hätten ſie die Händ' über dem Kopf zuſammengeſchlagen vor Verwunderung und hätten geſagt, ſo viel Sachen und ſo ſchöne hätten ſie noch nie bei einander geſehen. Wo das ſei, werde auch noch anderes ſein; da möchten ſie einſt helfen theilen. Der Vater hätte aber auch ſchon manchmal geſagt, es ſei Mancher, der meine, er ſei ein Bauer, aber er ſtünde es nicht aus, nur was jährlich die Mutter an Weber- und Bleicherlohn ausgebe. Es käme ihm wohl, ſeien die Zinſe gegeben. Es

läme ihm wohl, wüßte er aus dem Stall zu lösen mehr als ein Anderer; da vermöchte man wohl so etwas. „Aber das ist noch alles nichts, fuhr Käthi fort; aber es hat mir manchmal übel gruset, was jährlich der Müller dem Vater für Geld geben muß, ich glaube viele hundert Kronen. Aber er sagt auch allemal, so gutes Korn wie unseres finde er nirgends, es sei allemal wenigstens eine halbe Krone mehr werth, als das der andern Bauern im Dörfli. Aber wir haben auch Aecker dafür, viel Jucharten an einander, ich weiß nur nicht wie viel, und alles eben wie ein Teller, und so schöne, schwarze, mürbe Erde, man kann nicht genug sehen, und die Leute haben schon manchmal gesagt, solchen Acker treffe man nirgends an das Land auf das Land ab, man möge hinkommen wohin man welle." Es sei kein schönerer Anblick als einer ihrer Aecker voll Korn, wenn es so schön grad aufstehe und dicht wie eine Bürste und alle Halmen gleich lang, wie wenn man sie mit der Scheere verschnitten hätte. Es stünden dann alle Leute dabei still und sagten, sie wüßten doch nicht, wie es der Vater auch mache, aber solches Korn sehe man nirgends, und es dünk einem, er müsse es voraus wissen, ob es einen frühen Winte gebe oder nicht, ob er dichter oder dünner säen müsse, er treffe es allemal und hätte alle Jahre immer gleich schönes Korn, immer eben recht dicht und ihm falle es nie, nur hie und da eine Hand voll an einem Abhang. So schwatzte Käthi in Einem fort, während der Schweiß ihr von der Stirne rann und es einem dünkte, der Mund sollte ihr zusammen kleben und nicht mehr von einander wollen. So etwas muß wahrscheinlich auch gewesen sein, denn als man zu einem Wirthshause kam, sagte Käthi: wenn sie die Ferkel könnte in einen Stall lassen und ihnen etwas zu saufen darhalten, so glaub sie, es thäte ihnen wohl. Unterdessen könnte sie Uli eine Halb zahlen, weil er ihr so behülflich gewesen; sie glaube nicht, daß sie dieselben allein heimgebracht hätte. Uli sagte, es sei ihm recht, eine zu haben, wenn sie sich nicht schäme, nur so ei

einem Knecht im Wirthshause zu trinken; er hätte aber auch Geld, um eine zu zahlen. Käthi sagte: er solle nicht spotten; sie sei schon mit manchem Bauernsohn im Wirthshause gewesen, der weniger vorgestellt als er. Der Vater hätte ihn auch schon manchmal gerühmt und gesagt: er wollte, er hätte einen Knecht, wie er sei, und er wüßte manchen Bauernsohn, er wäre ihm als Tochtermann weniger anständig, als Bodenbauern Uli, wenn der schon nur ein Knecht sei.

Der Stall fand sich und eine Halbe auch. Es waren nicht viel Leute im Wirthshaus. Zwischen drei und vier Uhr findet man nicht auf dem Heimwege, wer an einer ordentlichen Mahlzeit sitzt oder tanzen will. Die gehen heim, welche mit einem halben Schoppen vorlieb nehmen, Butter, Garn verkauft haben oder sonst etwas, Ziegen, Schafe, Schweine gekauft, die sogenannten kleinen Hausväter oder die Hausmütter, welche sich nicht gerne lange säumen und doch noch etwas möchten, ehe sie heim an den dünnen Kaffee müssen. Derlei Leute saßen einige in der Gaststube, hatten ihre halben Schöpplein vor sich, ihre Körbchen oder ihre Marktsäcklein neben sich und verhandelten den Markt, und was dies oder jenes gegolten, und wenn man es nur gewußt hätte, wie es ginge, so hätte man etwas Anderes auf den Markt gebracht, das gesuchter gewesen, als die Butter, welche man gehabt. Es sei gar schrecklich viel gewesen, fast hätte man glauben sollen, die Körbchen mit Butter wüchsen aus dem Boden heraus und die Leute sollten aus Wasser Butter gemacht haben. Käthi rühmte, wie sie es getroffen. Sie hätten auch Butter gehabt, aber die Mutter hätte gesagt: heute solle man nicht mit Butter kommen, die Leute, welche einen Kreuzer Geld brauchten, würden alle heute Butter verkaufen wollen. Es dünke sie, sagte sie zu Uli, sie möchte etwas essen, der Wein mache ihr Hunger; ob sie etwas bestellen wollten. Es sei ihm recht, sagte Uli. Er könnte es machen, aber er wolle mit halten. Käthi rief den Wirth und fragte: was sie hätten. Der Wirth sagte: wenn sie noch ein

wenig Geduld hätten, so könnten sie Braten haben und Würste und von einem Schinken; aber es sei noch alles über dem Feuer, sie hätten nicht geglaubt, daß die Leute heute so früh kämen. Käthi war es recht, zu warten, von wegen den Schweinchen, sagte sie; es werde unterdessen kühler. Da würden sie noch eine Halbe haben müssen, sie hätten so rasch getrunken und nicht daran gedacht, daß sie noch etwas essen wollten. Endlich war aufgegessen und ausgetrunken, und Käthi rief: „Wirth, was sind wir schuldig?“ „Kann man euch nicht noch mit etwas aufwarten?“ sagte er, etwa noch mit einem Schoppen?“ Als er das Nein vernahm, sagte er: „He nun, wenn es denn sein muß, so ist es sechzehn Batzen.“ Sie fuhren beide in die Taschen, und Käthi sagte dem Uli: er solle nicht Geld hervornehmen, sie wolle zahlen. Uli sagte: das wäre ihm lustig; er sei auch froh gewesen, etwas zu nehmen. Uli zog eine Handvoll Münze hervor und Käthi nur sechs Kreuzer oder drei Batzen, dazu dann drei oder vier große Thaler. Sie müsse wechseln lassen, sagte Käthi, aber ihre großen Thaler reuten sie schier, man bekäme immer so schlechte Münze in den Wirthshäusern. Sie hätte einen ganzen Sack voll Münze bei sich gehabt, aber dem Vater davon geben müssen, als er die Schweinchen bezahlt habe, sein Geld habe ihn gereut. „Weißt was, Uli, sagte Käthi, zahle du auch für mich; ich will es dir wieder geben, sobald wir heim sind. Ich habe zu Hause noch mehr Geld als dies da; es hat noch Manche nicht so viel als ich; es wäre mancher Bauer froh, er könnte mit mir tauschen. Die Mutter sagt immer, es sei nicht manche Bauerntochter d's Land auf und d's Land ab, die so viel Sackgeld habe wie ich. Aber ich bekomme Trinkgelder allemal, wenn wir Schweine verkaufen, auf das Mindeste immer fünf Batzen von einem. Und wenn etwas zu vertragen ist, kömmt es an mich. Die Metzg ins Pfarrhaus trage ich auch; aber dort ist es böser geworden. Die vorige Pfarrerin hat fünf Batzen gegeben, wenn ein Schinken dabei gewesen ist; diese giebt nur

drei und einen halben Batzen, wenn es viel ist. Alle Jahre habe ich einen eigenen Flachsplätz, auf welchem ich schon manchmal fünfundzwanzig Pfund gemacht habe. Aber die Mutter sagt, es sei nichts als billig, daß ich für mich pflanzen könne; es gebe d'r Land auf und ab nicht Viele, die sich zum Spinnen hielten wie ich, und sie wolle ausbieten, es seien im ganzen Kanton nicht ein Dutzend, die mit mir arbeiten könnten. Dann ist auch der Vater gar gut gegen mich; wenn ihm Geld eingeht und ich bin zugegen, so thut er es nicht in den Kasten, ehe er mir einen oder zwei Neuthaler gegeben; ja ich weiß schon, ich habe einen Louisd'or bekommen. Aber der Vater hat schon manchmal gesagt, das sei nichts als billig. Wenn er einen Knecht bekommen sollte, der mir die Stange hielte, und den er brauchen könnte wie mich zu aller Arbeit, er müßte ihm vierzig bis funfzig Thaler Lohn geben, und dann könnte er ihn im Winter doch nicht zum Spinnen brauchen wie mich. Er hat schon manchmal gesagt, er hätte noch kein Mädchen gesehen, welches mähen könne wie ich. Als er jung gewesen sei, so hätte er mich müssen fürchten; und doch hätte nie Einer ihm nachgemäht. Aber das Wetzen verstehe ich aus dem ff, es haut mir durch Maulwurfhaufen und durch die Wurmerde wie durch Schnupftabak, und ich fahre noch lange zu, wenn die Andern schon lange nichts mehr machen können. Aber sie haben mir auch schon manchmal alle ihre Sensen zu wetzen gegeben und haben gesagt, es nehme sie nur wunder, wie ich es mache; so scharf hätten sie noch niemand wetzen sehen, und doch meine man, ich nehme die Sense bloß in die Hand und richtig sei es, so leicht gehe mir die Sache. Da bin ich am Morgen immer zuerst auf, und wenn Abends die Knechte schon lange im Bette sind, so schaffe ich noch in der Küche und wasche ab und helfe der Mutter das Frühstück für den nächsten Morgen bereiten. Sie hat schon manchmal gesagt, es nehme sie nur wunder, wie ich es ausstehen möge. Aber schaue meine Arme, Uli, und Beine habe ich noch dickere, da ist was

darin. Voriges Jahr habe ich zweitausend Korngarben, so schwer wie wir sie machen, wo wir von acht immer einen Malter dreschen, in einem halben Tag allein auf den Wagen gegeben; der, welcher sie hat abnehmen müssen, ist ohnmächtig geworden. Die Leute haben von allem Wunder erzählt und gesagt, das sei noch nie erlebt worden, daß ein Mädchen zweitausend solcher Garben in einem halben Tag allein hinaufgegeben habe, und ich bin doch gar nicht müde gewesen. Unser Melker hat gesagt, jetzt werde ich doch steif und müde sein. Und da habe ich ihm gesagt, ich wolle es ihm zeigen, wenn er welle; und da habe ich ihn drei Mal auf den Rücken geschlagen. Da hat er gesagt, es sei im ganzen Berner Gebiet keine Küherstochter so stark wie ich, und es werde es wohl auch kein Küherssohn sein. Aber wie hat der ein Gesicht gemacht, als ich ihm einmal habe melken helfen und immer zwei Kühe gemolken habe ehe er eine! Da hat er gesagt: es sei verflucht schade, wenn ich nicht eine Kühersfrau gebe. Es könnte Einer denken, er wäre glücklich, wenn er mich bekäme; der wüßte dann, daß er eine Frau hätte, und der könnte ausbieten; im Berner Gebiet und im Luzerner Gebiet fände man keine solche. Aber da hat unser Aetti gesagt, und das Augenwasser ist ihm gekommen, so wahr ich lebe wie ein Hausbrunnen, er begehre nicht, daß Einer käme; und wenn ihm Einer die beste Kuh im Stall wegnähme, es ginge ihm nicht so übel, als wenn ich ihm fortläme, und es müßte nichts mehr zu machen sein, sonst lasse er mich nicht. Und darauf ist er in's Stübli gegangen und ist mit einer ganzen Handvoll Neu-Thaler herausgekommen und hat sie mir gegeben und hat gesagt: eine ganze Schürze voll teuten ihn nicht für mich, wenn es sein müßte. Und im Aargau habe ich vier reiche Basen, und wenn es zu machen ist, so erben wir sie Alle; und die kommen nie zum Besuch, daß sie mir nicht Röcke und Schürzen mitbringen, von den schönsten, welche es giebt, und wenn sie fortgehen, so drückt

mir eine Jede noch Silber in die Hand, ſo viel dieſelbe faſſen kann. Dieſe ſagen aber allemal: erſt wenn ſie mich ſähen, werde es ihnen recht leid, daß ſie keinen Sohn hätten; wie der doch glücklich mit mir ſein könnte. Im ganzen Aargau ſei keine, die mir nur von weitem die Schuhriemen auflöste. Sie hätten es ſchon manchmal drunten geſagt; und es nehme ſie wunder, daß nicht ganze Haufen aus dem Aargau gekommen ſeien, die mich hätten haben wollen, denn da wäre ich doch von anderem Zeug, als ihre baumwollenen Mädchen, welche man entzwei ſehen könnte. Aber das ſeien gar einbildiſche Leute da unten. Die meinten, es gebe nirgends etwas Gutes als in ihrem Aargau, wo der Wein einem die Zähne abfreſſe und die Rüben Magen und Bauch verderben und verkälten thäten, daß man glaube, man habe ganze Körbe voll Eiszapfen im Leibe. Der Vater hat ſchon manchmal geſagt, wenn ich wollte bei ihm bleiben und die Baſen geſtorben ſeien und ſie dieſelben beerbt hätten, ſo wolle er mir ein Wohnhaus bauen laſſen, wie in der ganzen Stadt Bern keins ſei, und Land zum Pflanzen müßte ich genug haben. Da könnte ich mir laſſen wohl ſein, beſſer als manche Herrenfrau. Sie wiſſe es noch nicht, ſagte Käthi, wie ſie es machen wolle. Ja, ein ſchönes Wohnhaus ſei ſchön, aber ſo ein arbeitſam Menſch, wie ſie ſei, hätte nur Langeweile. Was ſie doch anfangen ſollte ſo alleine. Es wäre, dünke ſie immer, wenn ſo Einer käme, der ihr anſtändig ſie wollte noch lieber heirathen. Sie hätte ſchon Manchen haben können, aber einen Jeden nehme ſie nicht, ſie wolle dann auslesen, ſie könn's, und wenn ihr keiner anſtändig ſei, ſo hätte ſie ſonſt zu eſſen, und dann ſei es noch früh genug mit dem Wohnhause. Sie ſehe nicht auf den Reichthum; ſie hätte ſchon ſolche haben können, welche eigen Haus und Hof gehabt hätten, aber die Perſon habe ihr nicht gefallen. Sie wolle einen Hübſchen und Sanftmüthigen, auf das Geld brauche ſie nicht zu ſehen, ſie bekäme für ſich

und noch Einen genug. Es dünke sie, wenn sie so Einen bekäme, sie wollte sich nicht lange besinnen, und die Eltern hätte sie nicht zu scheuen, besonders wenn der etwa bei ihnen bliebe. Wenn Einer käme, so ein rechter Bursche, der ihnen anständig wär' und sagte: Er wolle Käthi ihnen lassen, so lange sie sie nöthig hätten, und wenn man ihn etwas schätzte, so wolle er auch kommen, so glaubte sie, sie würden ihm manch tausend Mal lieber ja sagen, als dem Reichsten, wenn der sie fortnehmen wollte. Sie haßten die Dienstboten gar; denen sei es nicht zu treffen. Wunderselten treffe man einen an, der zufrieden sei mit dem, was sie selbsten hätten, und sie hätten es doch bei ihnen gut; aber die Dienstboten meinten, man solle die Erdäpfel selbst fressen und ihnen Pfannkuchen backen. Ja, wenn sie alle wären wie Uli, sagte Käthi, so wollte sie nichts sagen; aber solche treffe man unter Hunderten nicht einen mehr an. „Es nimmt mich nur wunder, daß du immer dienen magst; so Einer wie du, so ein mächtiger und sparsamer Bursche, der schon etwas erspart hat, der kann etwas wagen, wenn er will; und wenn ihm das nicht pressirt, so kann er eine Frau bekommen, wo er zu essen hat, wenn er schon nicht Knecht ist." Es wäre Manche froh, wenn sie so Einen genommen hätte, statt so einen reichen Geizhals, der ihr nichts gönnt und ihr alle Tage vorhält, wie reich er sei. Die Mutter hätte manchmal gesagt, ehe sie ihre Tochter so Einem geben wollte, wollte sie sie lieber dem Ersten Besten von der Gasse geben. So Einen aber möchte sie doch nicht, sagte Käthi; aber sie wolle nicht sagen, daß sie sich lange besinnen würde, wenn ein rechter Bursche käme; eigentlich sei man doch auf der Welt um zu heirathen, und man hätte Exempel, daß die, welche am sorgfältigsten ausgelesen, die unglücklichsten Kreaturen auf der Welt geworden seien. Und wenn sie Einen hätte, so wollte sie gewiß eine manierliche Frau sein, und zu essen müßte Einer haben, so gut als sie selber. Da sei sie doch nicht von denen Eine, die

etwas Apartiges freſſen und dem Mann nichts davon geben würden. Das ſei wüſt; es ſcheine ihr, wenn man alles gemeinſchaftlich habe, ſo ſolle man das Eſſen auch gemein haben; es hätte es ja Eins vom Andern zu genießen.

Käthi erzählte, Uli konnte nicht mit einem Hämmerlein dazwiſchen, und ſo kamen ſie bis zu ihrem Scheideweg. Da dankte Käthi dem Uli gar ſchön und ſagte, ſie hätte die Teufels Thiere nicht heimgebracht ohne ihn. „Sollſt Dank haben dafür; dann bin ich dir noch 8 Batzen ſchuldig, und ich bin nicht gerne etwas ſchuldig, man könnte es vergeſſen, und das hätte ich ungern. Komm bald und hole es, hörſt! ſonſt hab' ich's ungern. Oder weißt was, ſagte Käthi, ſchon zehn Schritte weiter mit ſeinen Schweinchen: Komm ſchon dieſe Nacht, es einzuziehen!“ „Iſt's Ernſt?“ frug Uli. „Ja, bei meiner armen theuren Seele,“ antwortete Käthi.

Ganz wunderlich ging es dem guten Uli im Kopf herum. Käthi war eine Perſon, wie man ſagt, von den Stattlichſten eine, hatte eine Poſtur wie eine Fluh, einen Kopf wie ein Mäs, Arme wie ein Butterfaß, und Beine, wie es ſelbſt geſagt, noch dickere. Käthi war eine Bauerntochter; der Vater hatte ein großes Heimweſen; Käthi hatte Sackgeld mehr wie mancher Bauer Geld; die vier Baſen im Aargau waren auch nicht zu verachten, und Käthi war nicht ſpröde und heirathete vielleicht Uli, er glaubte das aus deſſen Worten abnehmen zu können. Ein glücklicher Burſch war, wer Käthi erhielt, ſo ein arbeitſam Menſch! Das alles machte Uli ſturm, daß er faſt den Weg nicht getroffen hätte.

Als Uli vom Stolpern ſich aufſchnellte, ſah er das Haus des Meiſters in der Nähe. Da vergaß er Käthi und dachte an den Louisd'or, welchen er heute verdient hatte. Es fiel ihm ein, derſelbe werde den Meiſter reuen, und es eigentlich nicht beſſer wäre, er verheimlichte ihn und redete nur von zwei oder vier Gulden. Kein bekannter Menſch war beim Kauf geweſen und ein fremder Händler der Käufer. Er erſparte

auf dieſe Weiſe dem Meiſter Aerger und behielt nichts für ſich, als was ihm von Gott und Rechtswegen zugehörte, was er in eigentlichem Sinne verdient hatte. Aber wußte der Meiſter nicht, wie Kauf und Lauf gingen? Sollte er deſſen Gutmeinenheit, daß er ihm das Verkaufen anvertraut, alſo mißbrauchen? Denn, wenn der Meiſter nicht gut gegen ihn geweſen, ſo wäre er ſelbſt gegangen, und als einem alten Fuchs, den die Zwiſchenhändler oder Juden nicht täuſchen, wäre ihm auch der Profit nicht entgangen. Das arbeitete in ihm, die Wage ſtieg auf und ab, und es war noch nichts entſchieden, als er zum Hauſe kam und am Stüblifenſter ihm der Meiſter klopfte und ihn hinein kommen hieß. Er kam und trat mit einer Art Reſpekt in dieſes Heiligthum, in dieſes Kämmerlein, das Allerheiligſte des Hauſes.

Das Allerheiligſte in der großen Welt iſt ein Salon. Nach dieſem fragen die Herren und Damen, wenn ſie ein Haus miethen wollen; meſſen, wie hoch er ſei, ob ein Leuchter darin Platz habe, wie breit er ſei und wie manchen Spieltiſch man placiren könne, und ſehen ſich an den Wänden um, ob Glanzfarbe daran ſei oder geſchmackvolle Tapeten: aber nach einem Stübli fragen ſie nicht. Und haben ſie einen Salon gefunden, ſo gehen ſie glücklich heim, machen ein glücklich Geſicht und rathen ab, ob man die alten Meublen noch brauchen könne oder neue nöthig habe. Und Mann und Weib machen ein glücklich Geſicht, ſo lange beide einer Meinung ſind; aber ſobald in dieſe irgend ein Unterſchied tritt, ſo ziehen die Geſichter ſich ſchief, das Unglück tritt in alle Züge, die Frau kriegt Krämpfe, der Mann Tobſucht. Eins fällt hier aus, das Andere läuft dort aus. Da können ſie den Salon nicht mehr brauchen, und Stübli haben ſie keins, höchſtens einen Alkoven. Kein Stübli, wo ſie mit treuem Sinn und halblauter Stimme die gemeinſamen Angelegenheiten berathen, keines zu einem hohen oder lauten Ton ſich hinreißen läßt, keines anders als einig mit dem Andern das Stübli verläßt,

das Stübli, der Ehe Heiligthum, wo Leiden und Freuden, Hoffen und Kümmern, Meinen und Glauben treuherzig getheilt, treuherzig aufgenommen und treuherzig verarbeitet, getragen werden. Ja, wenn ihnen ein Stübli Bedürfniß würde, und sie nach einem Stübli fragen würden, statt nach einem Salon, es würde manche Ehe wieder eine Ehe, die jetzt nichts Anderes ist als ein Salonstück, bestehend aus einem Mann und einer Frau in einem Salon, beide nach Möglichkeit aufgeputzt, wenigstens die Frau geschnürt, aber jedenfalls beide mit langweiligen Gesichtern und mit hängenden Mäulern, bis das Kammerkätzchen die erste Person anmeldet. Dann strengt man sich zu graciösen Gesichtern an, macht glückliche Augen und rudert wie in einem Meer von Wonne dem Sopha zu. Es ist aber nur Salonwonne.

Kein Kammerkätzchen meldete den Uli an, sondern er trat allein ein, aber doch mit einer Art Respekt: denn in demselben war er noch nie gewesen, als wenn ihm der Meister den Kopf gewaschen oder den Lohn gegeben. Darum trat er diesmal ein wie in einen geheimnißvollen Hain, in welchem einem Dinge begegnen konnten, die noch kein sterbliches Auge gesehen. Drinnen saßen der Meister und die Frau Meisterin bei einem Kaffee, und der Meister frug den Uli nach seiner Verrichtung: er werde den Scheck verkauft haben, daß er ihn nicht heim gebracht. Die Frau Meisterin aber stand auf, ob auf einen Wink oder eigenmächtig, war nicht bemerkbar, holte ein Kacheli, schenkte es voll, stellte es zurecht und sagte: „Setz dich und trinke, Brot schneide dir selbsten ab; du sollst durstig sein, es macht heiß!“ Nachdem Uli gesagt hatte, das wäre nicht nöthig gewesen, setzte er sich doch und begann zu berichten, wie es ihm ergangen; und vom Anfang bis an's Ende war alles lautere Wahrheit; alles, was er gesagt, gedacht, gethan, erfuhren der Meister und die Frau Meisterin; es wäre ihm unmöglich gewesen, hier im Stübli ein unwahres Wort aus dem Mund zu bringen. Zuletzt zählte er das Geld auf und

alles bei Batzen und Kreuzer, was er gelöst, und schob es dem Meister dar. Der Meister lachte, und die Meisterin sagte: er hätte es den Händlern recht gemacht, aber sie hätte nicht geglaubt, daß er so listig wäre. Sie aßen und tranken, und als der Meister fertig war, nahm er sein Geld und schob, was er versprochen, dem Uli hin mit der Bemerkung, daß er dieses nicht wolle, dies gehöre ja ihm laut Abrede. Uli sagte: ja, wenn es ein Gulden wäre, so möchte es angehen; allein ein Louisd'or sei zu viel, das nehme er nicht. Das wäre sonderbar, sagte der Meister, wenn Uli nicht an seinen Profit gedacht hätte, er wäre vielleicht auch nicht so listig gewesen. Er hätte es verdient, und er sollte es auch nehmen. Uli weigerte sich und meinte: er sage nicht, daß er gar nichts wolle; aber er sollte ihm geben, was ihn billig dünke, ein Louisd'or sei zu viel. Der Meister sagte: „Du hast's gehört, weiteres Reden ist unnütz." „Aber hör'," sagte die Meisterin, die, wie die meisten Frauen, nicht gerne grundsätzlich verfuhr, besonders wenn ein ganzer Louisd'or auf dem Spiele stand (einen Louisd'or in Kreuzern hätte sie an so viel Personen, als Kreuzer waren, unbedenklich ausgetheilt, „hör', wenn der Uli vernünftig sein will, so sei nicht thöricht; es scheint mir, wenn ihr halbiren würdet, so hätte keiner sich zu beklagen. Seh, da nimm, Uli, zwei Kronenthaler, und du, Johannes, thue das Geld weg, es könnte sonst noch jemand dazu kommen und lachen über euern Streit, und ihr kämet noch in den Kalender," Uli sagte: „Ich danke, aber es ist zu viel!" Im Hinausgehen dachte er an nichts, aber es regte sich doch ein Gefühl in ihm, welches ihm sagte, die Sache sei nicht ganz nobel zugegangen. Indessen, was wollte er anders, er mußte sich darein schicken. Der Meister aber strich sein Geld ein, that es weg, ohne daß er etwas sagte, weder mit einer Miene noch mit einem Worte.

Nachdem die Tagesgeschäfte vorbei und abgegessen war, sagte Johannes zu seiner Frau, er müsse noch hinaus. Uli

hätte noch die Sonntagshosen anbehalten, es nehme ihn wunder, ob der noch fort wolle, etwa zu Hubechture Käthi, da wolle er doch auch noch ein Wort dazu sagen. Draußen traf er allerdings den Uli in den Sonntagshosen an, der Gelegenheit abpassend, wo er am unbemerktesten sich vom Hause wegstehlen konnte. Der Meister trat zu Uli und gab ihm zwei Kronthaler. „Da nimm noch, was dir gehört, sagte er. Hast du geglaubt, ich wollte dir das vorenthalten, was von Rechtswegen dein ist, da kanntest du mich nicht.“ Uli wollte wieder Komplimente machen und sagte: aber es sei doch nicht billig; der Meister hätte es auch gelöst, wenn er selbst gegangen wäre, und sechzehn Livres sei doch ein zu großer Taglohn für ein Knechtlein. „Hast du es gehört?“ sagte darauf der Meister, „geredet ist geredet, und wenn es zehn Louisd'or wären; was Einer versprochen hat, das muß er halten, und ich bin zufrieden. Aber wegen meiner Alten habe ich da nicht wollen zanken, man muß den Weibern zuweilen Recht geben; man kann dann immer noch machen, wie man will, oder wie es recht ist. Die Weiber haben in solchen Sachen nicht immer den rechten Verstand, wenn sie schon das beste Herz haben.“ Uli nahm endlich den Rest des Louisd'ors, und hoch vor Freude schlug ihm sein Herz, an einem Tage um so viel reicher geworden zu sein, und er legte bei sich selbst das Zeugniß ab: sein Meister müsse doch wirklich ein braver Mann sein; unter Hunderten hätte das nicht Einer gethan. Und wie der Meister so bei ihm stand, so ging das Herz ihm immer mehr auf, es kam ihn an, er möchte ihn doch etwas fragen. Aber er redete doch von etwas Anderm, und wenn der Meister gehen wollte, so fing er wieder etwas Frisches an, aber doch nicht das Rechte. Endlich sagte der Meister: „es ist Zeit, daß wir zu Bette gehen; gute Nacht.“ „Gute Nacht, Meister, sagte Uli, aber wenn's dir gleich wär, so hätte ich dich gerne noch was gefragt.“ „He, was denn?“ fragte der Meister. „He, es ist mir wunderlich gegangen mit des Hubechture Käthi. Die hat mir zu

Kopfe geredet, daß es ſcheint, als hieße es dort nicht nein, wenn ich ſie begehrte. Sie muß ein beſonders arbeitſames Menſch ſein, für alle Arbeit zu brauchen; ſie geht für einen Knecht. Und für Einen, der nicht viel hat, muß da ein großes Vermögen ſein; das wäre ein ſchöner Anfang. Käthi hat mir ſo um die Stauden herum geſchlagen, daß ich glauben muß, ſie thue mir die Kammer auf, wenn ich komme, und es wiegt mir ſich, ob ich gehen ſolle. Da habe ich gedacht, ich wolle dich fragen, du meineſt es gut mit mir und könneſt mir die beſte Auskunft geben."

„Für was bedarfſt du einen Knecht?" fragte der Meiſter. „Knecht bedarf ich eben keinen, ſagte Uli; aber ich habe geglaubt, Käthi wäre eine rechte Frau für mich." „Jä ſo, ſagte der Meiſter, aber du haſt mir an Käthi ausgeſtrichen, was zu einem guten Knecht gehört und nicht zu einer Frau; und eine Frau und ein Knecht ſind nicht nur ganz verſchiedene Krebſe, ſondern ein guter Knecht kann eine ſchlechte Frau und ein ſchlechter Knecht eine gute Frau ſein. Was trägt es dir ab, wenn deine Frau den Knecht macht und von der Haushaltung ſo viel verſteht, als ein junges Kind vom Geigen? Und ſo iſt es mit Käthi. Sie mäht und miſtet, wie Mädchen dies können, und trappet dir den Miſt mit den bloßen Füßen, daß er ihr bis weit über das Knie hinaufſpritzt; aber eine reputirliche Suppe, die man von irgend einem G'ſchlüder unterſcheiden kann, iſt ſie nicht im Stande zu machen. Die Mutter macht die Haushaltung, und nur wenn ſie krank iſt, treiben die Töchter Allerlei in den Pfannen herum und ſagen, ſie müßten kochen, und kochen dann, daß es eine reinliche Sau nicht freſſen möchte. Wenn der Vater nicht zu Hauſe iſt, kocht eine Jede für ſich, was ſie gelüſtet. Wenn ſie nur viel Butter und Eier und Mehl verzeuden können, ſo meinen ſie, die Sache müſſe auch gut ſein. Keine kann dir ein Loch ſticken; ich glaube nicht, daß Eine noch je eine Nadel in den Fingern gehabt hat. Es iſt da ein ſchrecklicher Hausbrauch; es ſind Sachen

genug, Jedes braucht, ſo viel es kann, und niemand achtet ſich wie viel. Deswegen ſind die Leute nicht reich; da geht es eher zurück, als vorwärts, wie es allenthalben geht, wo keine Ordnung iſt. Eine Tochter wird da niemals viel erhalten, Käthi mag ſagen, was ſie will; das Vermögen iſt im Land, dieſes nehmen die Buben, und die Mädchen können ſehen, was ſie kriegen. Von den Baſen aus dem Aargau habe ich auch ſchon gehört; aber das ſind nur ſo Zuckerſtengel, die ſie den Leuten durch's Maul ziehen. Ich wüßte gar nicht, woher ſie Baſen im Aargau haben ſollten. Es iſt nicht richtig mit dieſen Mädchen, ſie rühmen ſich viel zu ſehr, da denkt man, es hätte ſich nöthig. Schon ihre Mutter hat es ſo gehabt. Die hätte mich auch beinahe gefangen, und ich wäre mich übel reuig geworden. Ich glaube, du bekämeſt Käthi; aber was wollteſt du mit ihr? Geld kriegteſt noch lange keins, du könnteſt hingegen dort Knecht ſein ohne Lohn, Schwiegerſohn. Oder wenn du etwas anfangen wollteſt, ſo könnteſt du eine Magd anſtellen, für die Haushaltung zu machen, während Käthi dir den Miſt vertrappete. Dann würde Käthi nirgends genug ſehen, und wenn ſie nicht die Milch von vier Kühen verſchleudern könnte, ſo würde ſie über Mangel und Noth ſchreien. Du glaubſt nicht, was man mit Bauerntöchtern oft angeführt iſt, von denen man das größte Aufheben macht und die aus einem großen Weſen herauskommen. Die wiſſen oft in Gottesnamen nichts, als mit einem Werkzeug drein zu ſchlagen, wo man ſie gerade hingeſtellt hat, nie genug zu ſehen; wenn ſie nicht bis an den Hals in der Milch und in der Butter baden und plätſchern können, ſo meinen ſie, es gehe ihnen übel, und wenn nicht immer der Schneider hinter ihnen, die Näherin vor ihnen iſt, ſo ſehen ſie aus, daß man nicht weiß, was hinten und vornen iſt. Und wenn man nicht Mägde vermag oder dieſe nicht mehr Verſtand haben als die Meiſterin, ſo weiß man oft in einem ſolchen Hauſe nicht, wo trappen, und das Eſſen iſt, wie wenn es die Hühner von dem Miſt gekratzet hätten.

Dafür wollen sie manchmal Pflug halten, meinen, was das sei, wenn sie einige Tage im Jahre vom Morgen früh bis am Abend spät mit dem Gesinde auf dem Felde sind. Zwischen den großen Arbeiten machen sie gewöhnlich den Faulpelz. Wenn du so Eine kriegtest, so hielte sie es dir das ganze Jahr alle Tage vor und in den langen Tagen zwei Mal, wie gut sie es daheim gehabt hätte, und aus welchem Hause sie käme, und wie bös sie es bei dir habe, und wie sie doch die dümmste Gans gewesen sei; sie hätte Andere haben können als so ein Bauerknechtlein. Das ist meine Meinung, Uli, sagte der Meister; mach daneben, was du willst, aber weil du mich gefragt hast, so rathe ich es dir nicht."

Uli hatte ganz andächtig zugehört und sagte endlich: „So will ich gehen und meine Sonntagshosen ausziehen: du hast mir so eine Bauerntochter ganz aus dem Kopfe getrieben, aber du magst Recht haben. Wenn man eine Frau will, so muß man nicht auf einen Knecht sehen, und ich könnte da selbst der Knecht sein und nichts davon bringen, als ein Trupp Kinder und eine böse Frau, die nicht genug sehen würde und nie genug brauchen könnte. Wenn du mir nicht gewehrt hättest, ich wäre gegangen und hätte da vielleicht den Schuh noch völler herausgenommen, als mit Stini oder Uersi. Es ist doch gut, wenn man noch jemand hat, der weiser ist, als man selbst ist." „Ja, sagte der Meister, das ist bequem; aber dann muß man ihn fragen und ihm glauben, sonst trägt es einem nichts ab."

„Du hast Recht, sagte Uli; so weise bin ich doch jetzt auch geworden, zu fragen und zu glauben; du solleſt Dank haben." „Ist gerne geschehen, sagte der Meister. Gut Nacht." „Gut Nacht," antwortete Uli. „Aber hör', daß du dann niemand plauderst, was ich dir gesagt," setzte der Meister hinzu. „Habe nicht Kummer, antwortete Uli, solche Sachen behalte ich für mich."

Kapitel 11.

Wie bei einem Knechte Wünſche ſich bilden, und wie ein rechter Meiſter ſie in's Leben ſetzt.

So vergingen Uli einſtweilen die Heirathsſtauſen und er ward wieder der recht emſige Knecht, der ſeinem Dienſt alle Aufmerkſamkeit widmete. Seine Roſſe waren die ſchönſten weit und breit, die Kühe glänzten, und einen ſolchen Miſthaufen hätte er noch nie gehabt, ſagte der Meiſter. Wenn es Einer verſtehe, ſo könne er mit dem gleichen Stroh faſt die Hälfte mehr Dünger machen als ein Anderer, das ſehe man hier. Aber er hätte ſchon Knechte gehabt, wie er es ihnen auch geſagt habe, ſie ſeien in ihrer Gewohnheit fortgefahren und hätten gelächelt in den Maulecken. Es mach' ihn aber auch nichts böſer, als ſo ein einbildiſches Bürſchchen, das nichts verſtehe und ſich doch nicht wolle zurechtweiſen laſſen; das meine, der Meiſter habe zu ſeiner eigenen Sache nichts zu ſagen. Das ſeien die, welche in Gottesnamen nichts lernten und ihrer Lebenlang gleich dumm blieben, welche zuletzt niemand gerne als Tagelöhner brauche für zehn Kreuzer des Tags. Uli hielt ſich aber auch zu allen Arbeiten außer dem Hauſe. Im Fahren war er ein Meiſter, und ſeine vier Roſſe zogen ſo ſachte und gleichmäßig an, wenn er die Geiſel hob, daß ſie wenigſtens ein Drittel mehr als andere vom Platz zogen: ja ſo viel der Wagen tragen mochte, zogen ſie, ſie ließen nichts ſtehen. Er hielt Pflug trotz einem alten Bauer, und mit Säen mochte ihn nicht bald Einer. Selbſt den kleinen Samen, Klee, Flachs ꝛc., konnte ihm der Meiſter zu ſäen überlaſſen, und die Meiſterfrau ſagte: ſie ſehe faſt keinen Unterſchied, wenn der Johannes ſäe oder der Uli. Der Meiſter ſagte manchmal, das gehe auf's Haar ganz gleich, ſei er daheim oder nicht, und man wiſſe gar nicht, wie viel wohler man ſei, wenn man einen Knecht habe, dem es am Dienſt gelegen ſei und dem man etwas anvertrauen

könne, als wenn man so einen Stock habe, dem nichts in Sinn komme, als heute eine Unstätherei und morgen eine Lümmelei. Er habe das schon Manchem gesagt, dann habe man ihm geantwortet: du hast gut krähen, du vermagst Lohn zu geben; ich muß Zinse geben, da vermögen wir nicht vierzigkrönig Knechten, wir müssens mit geringern machen. Dann habe er ihnen gesagt, wenn sie doch rechnen wollten, so würden sie finden, daß die wohlfeilsten Knechte die theuersten seien; aber das hätten sie nicht fassen wollen.

So predigte Johannes oft und war stolz auf seinen Knecht. Uli hatte nach und nach bis auf vierzig Kronen jährlichen Lohn erhalten und von diesen wenigstens zwanzig jährlich vorgespart, und doch war er gut gekleidet und hatte mehr Hemden, als mancher Bauernsohn, und zwar gute. Er hatte viel über hundert Kronen in der Sparkasse und sah sich bereits für einen vermöglichen Mann an. Doch wie oft mit dem Essen der Hunger kommt, so kommt oft mit dem Sparsam-werden, mit dem Vermögen-gewinnen die Ungeduld. Es scheint viel zu langsam zu gehen; es scheint einem, es sei nicht zu erwarten, bis etwas Erkleckliches beisammen sei, und das müsse anders gehen. Das ist ein eigen Kapitel diese Krankheit, die Alle mehr oder weniger ergreift, die zu einigen Kronen kommen, und denen der Gedanke geboren werden ist: vermöglich zu werden. Sie ergriff auch Uli, und es dünkte ihn von Zweien Eins: entweder sollte er etwas Eigenes anfangen oder noch mehr Lohn zu machen suchen: so sechzig Kronen, dünkte ihn, sollte er an einem Orte darnach wohl zu erhalten im Stande sein, und wenn er einen guten Platz als Stallknecht bekommen könnte, so könnte er leicht auf hundert Kronen kommen. Es reue ihn freilich, hier fort zu gehen, dachte er, und es seien ihm Alle lieb; aber es müsse ein Jeder für sich selbsten auch sehen. Der Meister sah diese Krankheit und merkte sie aus einzelnen Aeußerungen, aber er zürnte nicht darüber. Er war nicht von denen Einer, die glauben, wenn sie einem Dienst-

boten Gutmeinenheit zeigen, so solle derselbe dafür ein lebenslängliches Opfer bringen, d. h. ihnen um einen Lohn dienen lebenslang, der ihren Kräften nicht angemessen ist. Wohlverstanden, ich rede hier nicht von der Sucht der meisten Dienstboten, alle Jahre weiter zu ziehen, um eine, zwei Kronen Lohn mehr, wobei sie gar nichts in Anschlag bringen, weder ihre Fähigkeit, noch die ihrer wartende Arbeit, noch den sittlichen Namen, den sittlichen Schutz eines Hauses. Das Bewußtsein, etwas Gutes an Einem gethan zu haben, ist auch ein Lohn, und jedenfalls genießt man einige Zeit lang den besser gewordenen Menschen. Aber dann gehe man nicht zu weit. Kann man denselben bei sich nicht seinen Kräften angemessen stellen und lohnen, so sei man ihm nicht selbstsüchtig vor seinem Weiterkommen, sondern setze sein Werk also fort, daß man ihm selbst weiter zu helfen, ihn recht zu stellen sucht; dann hat man für Zeitlebens ein dankbares Herz, einen Freund gewonnen.

So recht klar sah Johannes das gleich anfangs nicht ein, und es wurmte ihn, daß er Uli für einen Andern erzogen haben sollte; aber er ließ es sich nicht merken und kam endlich doch zum Schluß: entweder mußt du ihn belohnen, bis er zufrieden ist, oder ihn gehen lassen. Als daher Uli in seinem zum Meister gewonnenen Vertrauen ihm einmal eröffnete: er wisse nicht recht, was anfangen: ob etwas kaufen oder miethen oder was machen, so konnte derselbe ohne Bitterkeit ihm rathen. „Ich begreife es, sagte er, daß du nicht immer bei mir bleiben kannst; du bist jung und mußt deine jungen Jahre brauchen, und dir an dem Lohn noch viel zulegen kann ich auch nicht, wenn es mir vielleicht schon nützlicher wäre. Aber wie kannst du an Kaufen oder Empfangen denken? Was willst du mit deinen hundert Kronen anfangen? Etwas Großes ist nicht möglich, da sind hundert Kronen grad wie nichts. Und wenn man nicht auch etwas Geld in den Fingern hat, so kann man gar nichts machen und ist immer am Haag. Man muß alles wohlfeiler verkaufen denen, die baar zahlen und die es wohl merken, wenn

aus dem Keller, wo sie Obst auf die Hürden hatte schütten lassen, und sagte schwer Athem schöpfend: „Du, Johannes, ich weiß einmal nicht, was anfangen; drunten sind schon fast alle Hürden voll hoch auf, und es hängen noch fast tausend Körbe: du mußt sehen, daß da etwas geht, so kann es nicht länger bleiben; wenn das Obst schon fast nichts gilt, so ist etwas doch immer besser, als es faulen lassen und gar nichts kriegen dafür. Der liebe Gott hat es wachsen lassen, und da muß es für etwas gebraucht sein.“ „Ich möchte mich nicht versündigen, Frau, sagte Johannes, ich habe auch schon daran gedacht. Willst morgen mit auf den Markt damit? Ich habe allerlei zu thun, sollte für eine Kuh sehen, sollte den Metzger suchen, der mir das Kalb noch nicht bezahlt hat, und hätte noch etwas zu reden mit einem Schreiber wegen Gemeindssachen, und da hab' ich gedacht, es sollte sein, daß ich auf den Markt gehe. Da kann ich nachsehen, ob so ein Essig- oder Branntweinbrenner die Aepfel gleich alle mit einander wolle.“ „Eh was denkest, Johannes, wie könnte ich fort! Ich will von allem Andern noch nichts sagen: aber wir haben die Schneider im Hause; denk doch, was das sagen will! Da müßte ich Leinwand und Faden für den ganzen Tag rüsten und preisgeben, ich glaube, es wäre ihnen auch das Rechte, aber mir nicht, ich verdiene am meisten, wenn ich daheim bleibe. Auch lasse ich Schneider und Mägde nicht gerne einen ganzen Tag alleine, das ginge wohl wunderlich. Aber gehe du und nimm Roß und Wägeli und nimm ein Füderli Aepfel mit.“ „O Frau, das trägt nichts ab, sagte Johannes. Morgen ist der ganze Markt überfüllt. Ein Jeder bringt ein Füderli, und man löset nicht, was Roß und Wagen versäumen und verthun. Aber Roß und Wägeli will ich doch nehmen. Es ist mir zuwider, zu Fuß zu gehen; es ist mir gar in den Beinen, und morgen können wir doch nicht pflügen. Es muß Mist geführt sein, und da kömmt man mit drei Rossen so weit als mit vieren. Man kann nicht schwer laden, der Boden ist zu naß.“ „Du

haſt Recht, daß du fährſt. Aber da mußt du mir doch eine Butterballe mitnehmen, ich will gleich noch buttern laſſen. Ich kann dann den Schneidern morgen im Vormittag ein Butterbrod geben. Es iſt ihnen eine rare Sache, und macht vielleicht, daß ſie weniger zu Mittag eſſen. Es iſt in Gottesnamen kein Segen in den Speiſen, wenn die da ſind.

„Uli, ſagte am Abend der Meiſter, mache mir doch morgen den Blaß zurecht und putze mir das Wägeli ein wenig, man hat es lange nicht gebraucht. Ich mag weiß Gott nicht mit einem Wägeli fahren wie die Oberaargauer und die Bauern um Bern, jährigen Koth an den Rädern, an den Speichen und an der Nabe und Gras in den Spälten. Man ſollte meinen, ſie könnten keinen Wagen waſchen. Das muß ſauber ausſehen um ihre Häuſer; da wird man wohl noch nach fünfzig Jahren des Großvaters Späne und den ſonſtigen Kehricht ums Haus herum finden, damit, wenn er wieder käme, es ihn heimelete.“ Da lachten die Schneider, und jeder wußte dem Johannes zu Lieb und zu Ehr etwas von den Bauern um Bern herum.

Am Morgen ſtand der ſtattliche Blaß und das ſaubere Bernerwägeli vor dem Hauſe. Die Bäurin legte dem Johannes noch das Halstuch um, machte ihm den Hemdekragen zurecht, wie ſie meinte, daß er ihm am beſten ſtehe, ſteckte ihm ein Schnupftuch in die Taſche, nachdem ſie es aufgemacht, um ſich zu vergewiſſern, daß nicht etwa ein Loch darin ſei, fragte ihn: „haſt du jetzt alles?“ Und als Johannes nach allen Taſchen griff, fehlte ihm noch Schwamm, den die Frau ihm aus der Küche holte. Draußen war die Butter gerüſtet in einem Wegenkorbe und mit einem ſchönen weißen Tuche mit rothen Borden bedeckt. Johannes ſtieg auf, nachdem er dem Uli die nöthigen Anweiſungen eingeſchärft; hinter ihm war die Bäurin und gab ihm den Korb hinauf und ſagte: er könne ihn einſtweilen auf den Sitz ſtellen; aber wenn eine Hübſche und Munkere ihn ums Mitfahren frage, ſo ſolle er

es ihr nicht etwa absagen: sie sei nicht so eifersüchtig wie die Gufebüri, welche eigene Leute bestelle und bezahle, die aufpassen müßten, mit wem ihr Mann gefahren sei, daß sie es allemal wüßte, ehe er noch heim wäre. „Komm aber doch nicht zu spät heim," sagte die Frau, „und bring den Korb und das Tuch wieder mit. Hast jetzt alles?" „Ja, sagte Johannes, behüt euch Gott und tragt Sorge zu einander. Hü, in Gottesnamen!" Der Blaß schritt stattlich vor, und Uli stand im Wege und die Bäurin auf der Terrasse und sahen dem stattlichen Meister nach. Nach hundert Schritten, eben als Uli umkehren wollte dem Stalle zu, hielt der Meister. „Lauf geschwind, Uli, sagte die Frau, er hat etwas vergessen. Es nimmt mich nur wunder, daß der nicht einmal den Kopf an einem Ort vergißt; einen vergeßlicheren Menschen als ihn giebt's nicht unter der Sonne," brummte die Bäurin, während Uli lief und den Bescheid vernahm, der Meister hätte im Stübli auf dem Tischli noch Schriften vergessen; die Frau solle sie ihm geben, er hätte sie zurecht gelegt. Von weitem schon vernahm die Frau den Auftrag und brachte die Schriften dem Uli. Nun fuhr der Meister fort und kam den Nachsehenden aus den Augen und als die Frau in die Stube ging abzuräumen, sagte sie zu sich selbst: „Ich bin allemal froh, wenn er endlich fort ist; man hat immer nur mit ihm zu thun, er kann nie fort kommen, und doch hat er immer noch etwas vergessen.

Unterdessen fuhr Johannes dem Markte zu. Seine Augen betrachteten allenthalben den Stand der Herbstarbeit, die Kornäcker, welche gesäet waren, die Erdäpfel, welche noch auszumachen waren; übersahen die Bäume, wie sie behängt, und ob nicht hier oder da eine schöne Sorte Obst sei, die er noch nicht besitze.

Er sah vor sich mit einem schweren Korb am Arme mühsam ein schlank Weibchen gehen, welches zuweilen ein rosiges Gesicht zurück drehte. „Hü, Blaß, sagte er, spring ein wenig." Aber kaum war der im Zuge, so zog der Meister das Leitseil

wieder an und frug: „Anne Mareili, willst mitfahren?“ Und Anne Mareili stand still und sagte: „Gar gern, wenn ich dir nicht im Wege bin; schon von weitem erkannte ich dich und dachte, wenn der mich nehmen will, so schlage ich es nicht ab.“ „So gieb mir dein Körbchen,“ sagte Johannes, schlug das Leder, welches über die Füße geht, zurück, versorgte die Körbchen unten im Gestell und bot dann dem Weibchen die Hand, während er mit der anderen den Blatz mühsam zügelte. „So, sagte Anne Mareili, jetzt wäre ich oben; es ist mir viel zu gut gegangen. Mein Korb hätte mich plagen können, wenn ich ihn hätte tragen müssen bis hinein. Aber ich habe viel zu kaufen, und da habe ich gedacht, ich wollte so viel zum Verkaufen nehmen, daß ich etwa lösen könne, was ich brauche.“ „Ihr werdet kein Geld mehr haben daheim!“ sagte Johannes. „Das nicht,“ sagte Anne Mareili, eine junge, thätige Nachbarsfrau, „aber so lange man etwas zu verkaufen hat, welches einem nichts abträgt, soll man verkaufen und nicht das Geld, welches man hat, wiederum aus dem Hause tragen.“ „Für so eine Junge, sagte Johannes, bist du nicht die Letzte.“ O, sagte Anne Mareili, es sei nicht gesagt, daß die Aeltesten immer die Besten wären und die Weisesten; wenn manche Junge machen könnte, was sie wollte, es würde noch an manchen Orten besser gehen. Nicht daß sie etwa klagen wolle; aber es hätte sie schon manchmal dünkt, ihres Mannes Mutter hätte einen Gebrauch, es wäre besser, er wäre nicht. Aber sie sage nichts, man könne alte Leute nicht anders gewöhnen, und es sei eine Sohnsfrau immer dumm, wenn sie alles nach ihrem Brauche machen wolle. Wenn man jung sei, so könne man sich am besten gedulden; wenn man einst alt werde, so hätte man es auch nicht gerne, wenn so eine Junge käme und alles besser machen wollte. Johannes antwortete darauf, wie es einem solchen Manne anständig war. Unter solchen Gesprächen fuhr man durch die sich mehrende Menge von allerlei Geschöpfen, grüßte links und grüßte rechts, und Anne Mareili machte ein

Uli der Knecht Page 128

recht glückliches, fast stolzes Gesicht auf dem schönen Wägeli und neben dem stattlichen Manne. Endlich angelangt sprang Anne Mareili zuerst herab, empfing die beiden Körbchen und sagte: wenn er seins ihr anvertrauen welle, so wolle sie seine Butter auch verkaufen; es gehe ihr in einem zu, und sie welle es machen, so gut sie könne; sie wisse wohl, daß die Männer mit dem nicht gerne zu thun hätten. „Anne Mareili, sagte Johannes, du thust mir einen großen Gefallen, aber ich will dir die Körbchen tragen bis auf den Buttermarkt. Ich trage sie leichter als du." Anne Mareili machte Komplimente; indessen sie ließ es geschehen, und Johannes fragte sie noch, wann sie wieder fort welle. Sie solle mit ihm heim fahren, er welle auch nicht spät heim. Es könnte ihr doch zu lange gehen, sagte Anne Mareili. Er solle doch sagen, wo sie ihn antreffen könne so um Mittagszeit. Sie welle ihm dann das Geld bringen, und da könnte man immer noch sehen, ob es sich schicken welle.

Johannes ging seinen Geschäften nach, that dieses ab und jenes, und bald war es Mittag. Da schien's ihm in dichtem Gedränge, er höre rufen hinter sich: „Vettermann, hör doch! Johannes, wart doch!" Endlich stand er still, sah um sich, wollte wieder gehen, hörte wieder rufen, stand wieder still, bis ein altes gebrechliches Männchen sich zu ihm durcharbeitete und keuchend sagte: „Ich habe geglaubt, ich bringe es nicht z'weg, bis zu dir zu kommen, Vetter Johannes." „Eh, grüß Gott, Vetter," sagte Johannes. Ich hätte eher an an den Tod gedacht als an euch: was bringt euch hier auf den Markt so weit?" „Gerade deinetwegen komme ich, sagte er; ich habe etwas mit dir zu reden, wenn du Zeit hast, mich zu hören." „Warum nicht, Vetter? redet nur." „Hier nicht, sagte das Männli, hier schickt es sich mir nicht; aber wenn wir etwa an einen Ort könnten, wo wir ein ruhig Stübli haben könnten, wo nicht Alles hinein lauft, so wär es mir recht. Aber ich bin hier gar nicht bekannt." „Kommet nur

Vetter; ich weiß schon, wo wir hin wollen. Da, wo ich eingekehrt bin, da giebt uns die Wirthin schon ein Stübli; sie ist noch von weitem meine Base, und wenn ich etwas will, so ist es nie nein, wenns einmal zu machen ist."

Es ging nicht lange, so saßen sie in der freundlichen Wirthin Schlafstübli, nachdem die viel Entschuldigungen gemacht, daß sie kein anderes habe; aber es sei heute alles voll, sie glaube noch nie so. Hier seien sie ruhig, und womit sie aufwarten könne. „Denk jetzt mit einer Flasche und dann, wenns Mittag ist, auch mit etwas zu essen." „Was begehret ihr zu essen, und was für Wein soll ich bringen?" „Bringt guten und zu essen, was ihr habt, aber jedenfalls mürbes Fleisch, ich kann gar nichts mehr daran machen, wenns nicht weich gekocht ist. Ehedem war es mir gleichgültig, wie man es brachte, aber jetzt fühle ich das Alter an allen Orten, und oft wünsche ich, wenn ich nur nicht mehr da wäre." „He, Vetter, sagte Johannes, man sieht's euch noch gar nicht an, und wenn ihr so klagen wollt, was sollen wir Andern dann sagen, die nicht den Zehntel eures Vermögens besitzen?" Hör, Vettermann, auf den Reichthum kömmt es nicht an, das erfahre ich alle Tage und das ist gerade, was mir Kummer macht, und deswegen kam ich heute, um mit dir zu reden. Du weißt, ich habe ein großes Heimwesen und muß eine große Menge Leute haben, um es zu bearbeiten. Meine Alte und ich sind alt und können nicht recht mehr fort. Mein Bub, der Johannes, ist zu vornehm geworden im Weltschland, um auf dem Lande zu arbeiten, dem mußte ich ein Wirthshaus kaufen; den kann ich nichts rechnen, als daß er hie und da kömmt, wenn er Geld nöthig hat oder etwas Anderes. Meine Tochter ist gar nichts. Sie hat geglaubt, sie käme gegen den Bruder zu kurz, wenn sie nicht auch in's Weltschland könnte, und jetzt ist sie, helf mir Gott, nichts Anderes als ein kränklich träges Ding, strickt zuweilen etwas am Schatten und meint, wenn sie etwas anrühren soll, man wolle sie hängen, und

kriegt dazu ein solches Gesicht, als ob man es aus jungem Käse gemacht hätte. Du kannst dir vorstellen, wie das nun geht bei der Menge Leute die ich haben muß. Da verschleppt Eines hier aus, das Andere dort aus, die Sache wird nur halb gearbeitet, das Land wird alle Jahr schlechter, der Hof trägt mir fast nichts mehr ab, und was er noch giebt, geht in den Kosten auf. Ja, weiß Gott, wenn ich nicht noch Kapitale hätte, ich könnte es nicht mehr machen, bei einem solchen Hof, wie vielleicht nicht ein Dutzend sind im ganzen Bernbiet. Ich habe geglaubt, ich hätte einen guten Meisterknecht, und habe ihm alles anvertraut. Er ist eilf Jahre bei mir gewesen und ich hätte ein Haus auf ihn gebaut, so hat er mir reden können. Und jetzt, was macht er mir? Verkauft mir der Hundsbub nicht sechzig Mütt Korn, und der Müller zahlte mir nur fünfzig, und den Rest theilen die Schelme mit einander, und das ist schon oft so gegangen. Es hat's mir endlich ein Tagelöhner verrathen, dessen Pathe ich bin. Er könn's nicht mehr über's Herz bringen, wie es mir gehe, hat er gesagt, er müsse mir etwas sagen, aber ich solle ihn um Gotteswillen nicht verrathen. Und das haben Alle gewußt, und niemand mir etwas gesagt, weil Alle das Gleiche treiben; da kannst du wohl denken, wie es mir geht. Was soll ich anfangen? Verkaufen will ich nicht, obgleich es der Sohn meint. Der könnte noch einmal froh über den Hof sein oder wenigstens seine Kinder. Pächter mag ich auch keinen. Da hätte ich gar nichts zu befehlen und der Hof käme vollends in Abgang. Und du magst mir's glauben oder nicht, ich kann nicht ruhig sterben, bis der wieder im Gang ist. Mein Vater hat mir ihn gut im Stande übergeben. Wie dürfte ich wieder zu ihm kommen, wenn ich schlecht hinterlassen würde, was er mir gut übergeben? Ich möchte einen Meisterknecht, aber Einen, der Hand und Kopf hat, an den ich kommen könnte, der alles wohl verstünde, und dem ich trauen dürfte. Aber er müßte aus einer andern Gegend sein; bei mir herum ist

Alles unter einer Decke, und sie betrachten mich Alle, wie die Adler das Aas, noch ehe ich gestorben bin. Da habe ich gedacht, vielleicht könntest du mir am besten zu einem verhelfen, und darum bin ich expreß hierher gekommen, ich habe gedacht, ich treffe dich an. Auf den Lohn käme es mir gar nicht an, ich wollte Einem sechzig Kronen geben, wenn es sein müßte; ja hundert Kronen reuten mich nicht, wenn ich Einen kriegte, wie ich ihn haben wollte."

Unterdessen war Johannes ganz still gesessen, und auch als der Vetter ausgeredet hatte, antwortete er nichts. Die Wirthin kam darauf herein, deckte den Tisch und sagte; sie müßten heute vorlieb nehmen, wie es komme; an so einem Markte könne man es nicht immer geben, wie man es gerne möchte; sie wüßte nicht, wie die Speisen ihnen schmecken würden, sie hätte zwar ausgelesen so gut als möglich. Der Vetter redete allerlei mit der Wirthin. Johannes sagte nicht viel dazu. Es kam eine Magd herein und fragte: ob der Bodenbauer da sei; es frage ihm draußen eine Frau nach. Er werde etwas Bestelltes haben, spöttelte die Wirthin. Die Magd sagte, es sei wenigstens eine Hübsche. Sobald Johannes draußen war, sagte der Vetter: ob denn der so Einer sei, er hätte das nicht von ihm geglaubt. „Bewahre, sagte die Wirthin, da ist nichts Böses, das ist von den Bravsten Einer. Es wird wahrscheinlich Eine sein, die mit ihm heim fahren will." Johannes brachte die Körbchen herein und bestätigte der Wirthin Meinung und sagte, es sei eine Nachbarin gewesen, die ihm seine Butter verkauft habe. Sie habe nicht warten wollen und wolle mit einem Andern heim fahren, wenn es sich schicke. Das sei ihm leid, entgegnete das Männchen, wenn er im Weg gewesen sei; es hätte ihm schon lange geschienen, er erwarte jemand; er habe ihm nur halb zugehört und keine Antwort gegeben. „Es ist mir etwas im Sinn herumgegangen und es hat sich bei mir gerungen, ob ich es euch sagen wolle. Ich will es jetzt offen bekennen. Ich hätte gerade so einen

Knecht, wie ihr ihn nöthig habt; aber er reut mich. Ich kriege einen solchen nicht bald wieder und doch möchte ich nicht vor seinem Glücke sein." „Das wäre, sagte der Vetter; aber warum willst du ihn fort lassen, was scheust du an ihm?" „Gar nichts, sagte Johannes, er ist mir gerade recht und ich wünsche mir keinen bessern, allein er trachtet nach großem Lohn und er verdient ihn auch. Er kann einem Bauernwesen vorstehen mit Arbeiten und Handeln, wie der beste Bauer, und dazu ist er treu, man könnte ihn in eines Königs Schatzkammer lassen, er würde um keinen Kreuzer betrügen, da ist alles sicher vor ihm." „Das wär mir, sagte der Vetter, grad so Einen möchte ich. Und was meinst du, käme mir der um vierzig Kronen? das ist ein schönes Geld." „Gerade so viel gebe ich ihm selbst, sagte Johannes; Vetter, wenn ihr den wollt, so kostet er sechzig Kronen und keinen Rappen weniger." „Ist er dir verwandt?" fragte der Vetter. „Nein, sagte Johannes, er ist ein armer Bursche gewesen, als er zu mir kam." Noch ein gar langes Examen stellte der mißtrauische Vetter an, bis er sich endlich entschloß, mit Johannes heimzufahren und den Knecht selbst in's Auge zu nehmen. Johannes war fast reuig, daß er etwas gesagt. Bald befahlen sie anzuspannen und der Vetter bezahlte die ganze Zeche, wie Johannes sich auch wehrte. Als sie hinunter kamen, kam Anne Mareili wiederum daher und sagte: da sei es ihr schön ergangen: der Burri Uli hätte ihr versprochen, sie mitzunehmen; er wolle nur noch eine Verrichtung machen, sie solle hier warten. Sie habe nun gewartet, ihn noch gesucht und könne ihn nirgends finden, und wenn sie jetzt noch heim laufen müsse, so komme sie es wisse niemand wann heim; sie schämte sich schon jetzt, so lange auf dem Markte zu sein. Johannes sagte, der alte Platz warte ihr noch, und so fuhren sie fort. Johannes voran, der Vetter in seinem schönen Wägeli hinterdrein. Er dachte allerlei, so alleine fahrend, und als sie noch etwa eine Stunde vom Bodenhof waren, rief er Johannes: ob nicht im nächsten

Dörfchen eine Schmiede sei; er müsse ein Eisen festschlagen lassen, er verliere es sonst. Johannes sagte, ja, und er wolle ihm warten, es sei gleich dabei auch ein Wirthshäuschen. Aber der Vetter wollte nicht. Die Frau, welche Johannes führe, pressire ja, sagte er, und es lohne sich nicht der Mühe, einzukehren, er komme gleich nach. So fuhr Johannes voraus. Joggeli, der Vetter, gar langsam nach, ließ beim Wirthshaus ausspannen und zum Schein einen Nagel einschlagen. Beim Ausspannen frug er den Stallknecht: was das für ein Bauer sei, der da vor ihm hergefahren. Ob das dessen Frau sei. Nein, sagte der Stallknecht. Sie werden einander sonst lieb haben, meinte Joggeli. Er wisse nichts, er hätte von Beiden nichts dergleichen gehört, sagte der Stallknecht. Der Mann habe ein braves Roß am Wägeli gehabt, sagte Joggeli, er bedürfe so eins und hätte auf dem Markte nichts Anständiges gefunden; ob das wohl dem Bauer feil wäre und ob er noch mehrere hätte. Der hätte einen ganzen Stall voll Rosse, sagte der Stallknecht. Da finde man selten die besten Rosse; wenn man so viele habe, so werde gewöhnlich schlecht gefüttert und schlecht zu ihnen gesehen, warf Joggeli ein. Das sei da nicht der Fall, antwortete der Stallknecht, der Bauer thäts nicht so, das sei Einer von den Bessern, und dann hätte er einen besonders guten Knecht, wie weit und breit kein solcher zu finden wäre. Joggeli schwieg, ließ den Stallknecht das Pferd besorgen, ging in die Stube und fing dort mit der Wirthin fast das gleiche Examen an, während er seinen Schoppen trank, nur mit ganz andern Wendungen, kam aber am Ende auf's Gleiche heraus: daß sein Vetter Johannes ein gar braver Mann sei, so viel man einmal wisse, seine Gefährtin ein ehrbares, unbescholtenes Weib, und daß der Bodenbauer allerdings einen berühmten Knecht hätte, den ihm schon Mancher gerne abgedungen hätte; aber der Meister und der Knecht seien gar wohl für einander, die ließen nicht von einander. Ob es denn nicht kurzum etwas zwischen ihnen gegeben habe, frug Joggeli.

Gar nichts, das man wisse; sie hätten erst am Sonntag hier mit einander eine Halbe getrunken; daneben wüßten sie nichts Genaueres, erhielt er von den Wirthsleuten zur Antwort.

Unterdessen war Johannes heim gefahren, hatte Anne Mareili bis zum Hause mitgenommen, und als seine Frau zum Wägeli kam und die Peitsche abnahm, sagte Johannes: „Jetzt, Frau, magst recht liebenswürdig sein, sonst will Anne Mareili bei mir bleiben." „Da werde ich mir Mühe geben müssen," sagte die Bäurin freundlich, nahm auch die Körbchen ab, hieß Anne Mareili hineinkommen, sie hätte Kaffee bereit und thät es nicht anders, als daß Anne Mareili ein Kacheli nehme. Anne Mareili wehrte sich, sagte, sie werde daheim auch finden; sagte, sie hätte schon früher absteigen wollen, sie wüßte Weiber, sie wollte nicht um zwanzig Batzen mit ihren Männern bis zum Hause fahren. „Hast du geglaubt, ich sei so eine Eifersüchtige?" sagte die Bäurin lachend. „Nein, da bin ich zu alt dazu. Ich will nicht sagen, daß es nicht auch eine Zeit gegeben habe, wo es mir scharf in den Kopf gekommen, wenn Johannes eine Andere angesehen hat; dazumal schien es mir, er sollte allen Weibern und Mädchen böse saure Augen machen, nur mir nicht. Aber es vergeht einem so nach und nach, wenn man sieht, daß man keine Ursache hat, eifersüchtig zu sein." Das gab zu einigen Geschichten Anlaß von eifersüchtigen Weibern, bis die Bäurin auffuhr und fragte: „Was kommt dort für ein Wägeli gegen das Haus?" „Ja, das habe ich vergessen, es ist der Vetter Joggeli aus der Glungge, er kommt zu uns zum Uebernachten," sagte Johannes. „Und sagst einem nichts? du bist mir doch Einer! Was will der, daß der kömmt? der ist ja viel Jahr nie da gewesen." „Du wirst es schon erfahren," sagte Johannes; und Anne Mareili nahm Abschied und ging am herbeifahrenden Vetter vorbei. Beim Hause stand Alles bereit, den Vetter zu empfangen, der etwas schlotternd und mühselig vom Wägeli stieg, während Uli herbeisprang, das Roß abzunehmen. „Reib es mir doch ein

wenig ab, sagte Joggeli, und gieb ihm nicht gleich zu saufen, es hat warm. Ihr füttert noch Heu?" fragte er den Johannes; und erst, als er über alles beruhigt war, ging er auf seinen wackeligen Beinen ins Haus. Kaum war er abgesessen, so fragte er: „Ist das Uli gewesen?" „Ja, sagte Johannes. „Er scheint mir etwas jung und leichtfüßig." Er ist bald dreißig, sagte Johannes, und rasch auf den Beinen; aber se ist es mir doch lieber, als wenn sie gehen wie mit Centnersteinen an den Beinen." Da er also geantwortet, ging er in den Keller und holte Wein und Käs, und im Vorbeigehen in der Küche frug ihn die Frau: „was hat der nach Uli zu fragen, was will der mit Uli?" „Ich habe jetzt nicht Zeit, es dir zu sagen, antwortete Johannes; komm herein, du wirst es dann schon hören." „Was hats dem Johannes gegeben? dachte die Frau; er ist ganz wunderlich, und so angefahren hat er mich jetzt lange nie." Drinnen fing der Vetter wiederum an, sein Leid zu klagen, und wie sie arme, betrogene Leute wären: und kaum war Johannes hinaus, um das heutige Tagewerk zu überschauen, so fragte er: „Base, was ist mit eurem Knecht, dem Uli? Johannes hat mir ihn angetragen als Meisterknecht." „Das wird doch nicht sein! fuhr die Bäurin auf, Uli ist der beste Knecht, den man weit und breit antrifft; wir haben noch nie so Einen gehabt." „So? sagte der Vetter, aber wie hat er's denn mit den Weibsbildern? es hat mir geschienen, er sei gerade so Einer, wie sie am schlimmsten seien." Es wäre gut, sagte die Frau, wenn es keine schlimmeren geben würde; er sei mehr als ein Jahr des Nachts nie aus dem Hause gewesen. „So, so," sagte der Vetter. „Der Johannes ist da mit einem hübschen Weibchen heim gefahren und hat sie bis zum Haus gebracht, wie ich gesehen; wer ist das gewesen? „Das ist unsere Nachbarin, ein besonders braves Frauchen, sie ist mir lieb und ihr Haus das einzige, in welches ich zuweilen gehe." „So, so, sagte der Vetter; Uli wär' euch denn eigentlich nicht erleidet?" „Wer sagt das? fragte die Frau; der Johannes

wird doch nicht so dumm sein und den Uli fortthun wollen; da wollte ich auch noch ein Wort dazu sagen." Da kam Johannes wieder herein, redete von Gleichgültigem; die Frau ging hinaus, und der Vetter sagte; „Sag, Vettermann, es scheint mir, deine Frau vertrage sich sehr gut mit Uli, er sei ihr gar werth." „Ja, sagte Johannes, es ist ihr noch Keiner so werth gewesen; über Alle hat sie mir zu klagen gehabt, aber seit manchem Jahr über den kein Wort. Es ist ein ganz anderes Dabeisein." Es schade dann vielleicht nicht, wenn sie aus einander kämen, sagte Joggeli. Er wolle aber ja damit nichts Böses gesagt haben; aber es sei doch nicht allemal gut, wenn es die Weiber und die Knechte zu gut mit einander könnten. O, das mache nichts, sagte Johannes, wenn es dabei die Weiber noch besser mit den Männern könnten, als mit den Knechten. Und das sei bei ihnen so. Er und seine Frau seien einig und Keins mache eine Partei, weder gegen die Kinder, noch gegen die Dienstboten, und seit einiger Zeit seien sie auch mit ihren Dienstboten einig, und die machten keine Partei gegen sie und unter sich, und so befänden sie sich besonders gut dabei. „Ich weiß es nicht, sagte der Vetter; wenn die Dienstboten zu einig sind, so hat sich sonst der Meister zu klagen. Wenn es Allen gegangen wäre, wie mir, so würde noch Mancher anders reden." Die Bäurin konnte nicht ins Klare kommen, was das Gerede in die Kreuz und in die Quere bedeuten solle, bis endlich bei Tische das Kapitel wieder auf Uli kam, und sie sich überzeugen mußte, daß es Ernst sei mit einem Dienst für Uli bei Joggeli. Da sagte sie: „Aber Johannes, denkst auch, was du machst?" „Ich möchte dem Uli nicht vor seinem Glück sein," antwortete er. „Es ist nicht immer alles Glück, was glänzt," sagte sie halb laut und ging zur Thüre hinaus. Da fing der Vetter an, zu treiben, daß man den Uli hineinkommen heiße, er möchte mit ihm reden, und Johannes meinte, das pressire diesen Abend noch nicht, morgen wolle er dem Vetter alles zeigen, und dann könne er noch immer machen, was er

wolle. Aber der Vetter sagte, er müsse morgen zeitig fort, wolle die Sache heute noch richtig machen, so könne er vielleicht wieder einmal gut schlafen, und Uli mußte herein.

Uli war ganz voll Neugierde, was er im Stübli solle, und stellte sich an der Thüre auf. Der Vetter füllte sein Glas, brachte es Uli und sagte: „thue Bescheid und komm und sitz, ich möchte etwas mit dir reden." Nun begann er, wie Johannes ihm Uli als Meisterknecht angeboten habe, wie er Einen brauche, wie er einen schönen Lohn gebe und bei Zufriedenheit noch mehr nicht scheuen wolle. „Und wenn es dich gelüstet zu kommen, so fordere Lohn; wir wollen es gleich mit einander richtig machen." Uli war ganz verstummet. Endlich sagte er, es sei ihm hier ganz wohl, er begehre gar nicht fort. Wenn der Meister meine, es sei sein Glück, so wolle er probiren, aber ungern. „Du kannst probiren, sagte Johannes, und wenn ihr nicht für einander seid, so nehm' ich dich wieder jede Stund." „Und nun, was forderst du für Lohn?" „Der Meister soll für mich fordern," sagte Uli. „Was dünkt euch: sechzig Kronen, zwei Paar Schuhe, vier Hemden und dann noch Trinkgelder?" sagte Johannes. Ihm sei es recht, sagte Uli, wie es der Meister mache. Es sei wohl viel, sagte der Vetter, und so für den Anfang hätte man es mit etwas Wenigerem auch machen können; indessen wolle er nicht markten. Nur mit den Trinkgeldern könne er nicht viel versprechen; für die Rosse nehme sie der Pferdeknecht, für die Kühe der Melker, und sonst gebe es nicht viel. „He nun, sagte Johannes, so gebt ihr am Neujahr noch einen schönen Kram, wenn ihr zufrieden seid." Das werde sich schon machen, sagte Joggeli; da hätte er für's Erste zwanzig Batzen Haftpfennig, und dann solle er ihm zur rechten Zeit kommen, um anzustehen. Somit gab er Geld und Hand, und die Sache war abgethan, ehe Johannes und Uli es sich versahen, und ehe die Bäurin ein Wort dazusagen konnte. Er hätte gedacht, er wolle es heute noch richtig machen, sagte Joggeli; es hätte sonst vielleicht nichts

mehr daraus werden können; man wisse nie, was es über Nacht gebe.

Und Joggeli, der alte Fuchs, hatte verdammt recht. Die Frau schwieg jetzt, sie fühlte, jetzt könne sie nicht mehr reden. Aber sobald Johannes neben ihr hinter dem Vorhang lag, begann sie mit der Frage: „Aber sag mir auch, was sinnest du? ich hätte nie geglaubt, daß du ein solcher Tropf wärest. Einen solchen Verdruß hast du mir nicht gemacht, seit wir verheirathet sind. Du bist oft abwesend, und wie soll es gehen, wenn Uli nicht mehr da ist? Der alte Verdruß kommt wieder an mich. Dem alten wunderlichen Narr, der niemand trauet und meint, alle Leute seien schlecht, den besten Knecht anzubieten! Man sollte dich, mein Seel, besogten. Ich glaube, du bist betrunken gewesen, wo du das gemacht hast. Sag mir nur, was hast du auch gesinnet?“ Aber Johannes, dem der Handel selbst über's Herz gekommen, wußte nicht viel zu sagen; seine Gründe schienen ihm selbst nicht mehr stichhaltig. Er wisse es selbsten nicht, seufzte er. Er habe geglaubt, dem Uli sein Glück zu machen. Knecht könne er doch nicht immer bleiben; und um etwas anzufangen, müsse er Geld haben, und einen größern Lohn zu geben, vermöge er nicht. Aber die Frau that ihm alles durch und wollte von dem Glück nichts wissen, welches Uli mache, oder daß sie ihm einen größern Lohn nicht zu geben vermöchten: kurz, sie war zu einem eigentlichen Redhaus geworden und ließ Johannes in selbiger Nacht wenig schlafen. Auch Uli schlief nicht, er war auch halb reuig, nur der Vetter schnarchte behaglich, daß man meinte, er sprenge Laden an der Diele auf und Steine vom Dache.

Am andern Morgen war Alles wie verstört, aber dessen achtete Joggeli sich wenig; er machte, daß er fort kam, gab Uli noch einen rothen Batzen Trinkgeld und fuhr vergnügt von dannen.

Uli hätte den Handel gern aufgegeben, und auch die Frau Meisterin war der Meinung. Was frage man dem Vetter nach,

man hätte ja sein Lebtag nichts von ihm gehabt und werde nichts von ihm haben, und er wohne ja sieben Stunden weit draußen in der Welt, man sehe ihn vielleicht in seinem Leben nicht mehr. Uli sagte, wenn er am neuen Dienstorte noch allein wäre, so würde es ihm noch weniger machen, aber daß er da drei, vier Knechte regieren solle, noch Jungfrauen dazu und Tagelöhner die Menge, das gruse ihm. Er wisse wohl, wie er es mit denen bekomme. Sage er zu allem nichts, so sei er nur ihr Schuhwisch, und der wolle er nicht sein; wolle er regieren, so gebe es Händel, er hätte lauter Streit und wisse nicht, wie dann der Meister ihn unterstütze. Es wäre wohl am besten, er schickte das Handgeld zurück zu rechter Zeit. Aber Johannes war nicht dieser Meinung. Es wäre schlecht, einen fremden Menschen so anzuführen, geschweige denn einen Vetter. Es komme nichts von ungefähr, und man wisse nicht, wofür das gut sei. Gewöhnlich seien die Sachen, welche einem im Anfang am meisten zuwider seien, später einem die vortheilhaftesten. Jetzt müsse man der Sache ihren Lauf lassen; es werde wohl beidseitig gut gehen. Wenn Uli nur im Anfang recht leise thue und suche Boden zu bekommen, so werde sich alles machen. Hans, ihr zweiter Knecht, sei gut angeleitet und hätte vielen guten Willen; es sei möglich, daß man mit ihm auch nicht schlecht fahren werde. Jedenfalls sei die Sache jetzt so, lasse sich nicht ändern; es wäre daher am besten, wenn man sich darein schicken würde und so wenig als möglich davon redete.

So verstrich die Zeit und Weihnachten nahte. Schneider, Näherinnen, Schuhmacher wechselten ab im Hause, und wenn man es auch nicht sagte, so war es doch größtentheils Uli's wegen, dessen Kleider man alle in den besten Stand setzen ließ, fast wie einem Sohne, der in die Fremde will. Bald hatte die Meisterin noch ein Restchen Leinwand, das sie sonst nicht zu brauchen wußte, zu einem Hemde, oder der Meister einen Rock, der ihm zu enge war, oder eine Weste, welche ihm der

Schneider verpfuscht hatte. Eines Abends sagte der Meister: „Uli, du mußt noch einen Heimathschein holen beim Pfarrer; gehe morgen, damit man Zeit hat, ihn ausfertigen zu lassen.“ „Meister, das ist mir zuwider, sagte Uli. Zwar ist mir der Pfarrer lieb, und ich halte viel auf ihm, seine Predigten haben mir wohl gethan, und ich habe bei ihm einsehen gelernt, daß, wenn man ein Mensch sein will, man unserm Heiland nachfolgen müsse. Aber ich bin gar ein wüster und ungeschickter Bube gewesen in der Unterweisung, er hat viel mit mir sich plagen müssen, und daher habe ich ihn seither immer gestohen und kein einzig Wort mit ihm geredet. Das habe ich nun ungern, ich darf mich nicht vor ihm zeigen; denn wenn ich gehe, so wird er glauben, ich sei noch immer der wüste Bube wie früher, und mir einen Abputzer geben aus dem Salzfaß. Du könntest mir ihn nehmen, Meister; du kommst wohl zum Pfarrer.“ „Nein, sagte der Meister, es ist anständig, daß du selbst gehst, und wenn er dir schon noch eine Ermahnung giebt, so schadet die dir allweg nichts.“

Uli mochte wollen oder nicht, er mußte selbst gehen. Aber es wurde ihm recht schwer, als er gegen das Pfarrhaus kam; das Herz klopfte ihm, als er hinein gerufen wurde, und als drinnen der Pfarrer fragte: „Was willst, was wär dir lieb?“ da fand er das einfache Wort „einen Heimathschein“ fast nicht und brachte es mit Mühe heraus. Der Pfarrer schlug große Bücher auf, frug: „Du heißest Ulrich Merk, dein Vater hat Christian geheißen, deine Mutter Madle Schmöck, dein Pathe ist der Brenechbur gewesen?“ Das wunderte Uli gar fast, wie der Pfarrer das alles so wissen könne, und daß er ihn noch gekannt hätte; seit der Unterweisung sei er doch fast einen Schuh größer geworden. Dann fragte ihn der Pfarrer wieder: „Du gehst in die Glungge, in die Gemeinde Uestige? He nun, es soll mich freuen, wenn es dein Glück ist, sagte der Pfarrer. Es hat mich schon lange gefreut, daß du dich so brav aufgeführt hast; es freut mich allemal, wenn ich Einen

auf einem bessern Weg sehe. Als du in die Unterweisung gekommen bist, hätte ich das nicht von dir erwartet. Aber es ist dem lieben Gott gar viel möglich, woran der Mensch nicht denkt. Vergiß aber in der Glungge nicht, daß dort der gleiche Gott ist, der hier sein Auge auf dir gehabt hat, und daß es dir nur so lange wohl geht, als er dir hilft und du ihm treu bist. Vergiß nie, daß er alles sieht und alles hört, wenn es schon dein Meister nicht sieht und nicht hört. Jetzt wirst du über viel gesetzt; es wird auch viel von dir gefordert werden. Jetzt hast du Gott nöthiger als je, und denke immer, was du sagst, wenn du betest: Führe mich nicht in Versuchung! Denke daran, was der Heiland gesagt hat: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Es wird mich immer freuen, wenn ich gute Nachricht von dir habe, und wenn du hieher zum Besuch kömmst, so komm auch zu mir und gieb mir Bericht, wie es dir geht, es wird mich recht wohl freuen."

Uli ging ganz gerührt und verwundert fort und konnte kaum erwarten, bis er dem Meister sagen konnte: „Denke, der Pfarrer hat mich noch gekannt, und es ist ihm alles bekannt gewesen. Er hat gewußt, daß ich mich geändert, daß ich in die Glungge komme, und wie es dort ist, hat mir geschienen, wisse er auch. Wie ist das auch möglich, er hat doch nie mit mir geredet und ist die längste Zeit nicht bei dir gewesen?"

„Jä, sagte der Meister, das ist der Name, von dem ich dir gesagt habe. Der gute Name kommt weit, und der böse noch weiter, und es ist kein Mensch so gering, es wird von ihm gesprochen. Und so ein Pfarrer soll auf diese Namen mehr oder weniger Acht haben, damit, wenn die Gelegenheit kommt, er weiß, wie er mit den Leuten reden soll. So ein unerwarteter Zuspruch bei Gelegenheit thut manchmal recht gute Wirkung; es schadet nichts, wenn man weiß, daß auf einen gesehen wird."

„Ja, das muß ich sagen, sagte Uli, der Zuspruch hat mich gefreut, und ich wollte nicht, daß ich nicht selbst gegangen wäre.

Er hat mir da ein Paar wichtige Worte gesagt, die ich nicht vergessen will."

Der Meister hatte sich entschlossen, Uli selbst in seinen neuen Platz zu führen; er solle mit dem Zügeln nicht Kosten haben, sagte er, und dann könne er ihm vielleicht noch einen oder den andern Rath geben, wenn er die Gelegenheit selbst angesehen. Uli ließ seinen Lohn fast ganz zurück und hatte nun in der Kasse ordentlich über **150** Kronen. Einen Kasten hatte er machen lassen mit einem guten Schloß, damit ihm nicht jeder über seine Sachen könne.

Neujahr kam, dieses wurde gefeiert nach allgemeinem Gebrauch. Wein und Fleisch war genug auf dem Tisch. Sonst ging es recht lustig zu; jetzt saß man beisammen, aß und trank und wollte lustig sein. Da sagte Uli: „Sitze ich wohl zum letzten Male da?" und das Augenwasser schoß ihm über die Backen, und er stand auf und ging hinaus. Und Allen kam das Augenwasser und benahm ihnen den Appetit, und sie redeten lange nichts, bis endlich die Frau sagte: „Johannes, du mußt hinaus und sehen, wo Uli bleibt; er soll hinein kommen. Es ist jetzt so, und ich bin nicht schuld daran, aber wir wollen die letzte Stunde doch bei einander sein."

Kapitel 12.

Wie Uli seinen alten Dienstort verläßt und an den neuen einfährt.

Am folgenden Morgen wurde der Schlitten zurecht gemacht, der Kasten aufgebunden, und Uli mußte noch im Stübli mit ihnen frühstücken, Kaffee, Käs und Eierkuchen. Als angespannt war, konnte er fast nicht fort, und als es endlich sein mußte und er der Meisterin die Hand reichte und sagte: „Lebet wohl, Mutter, und zürnt mir nicht!" da schoß ihm wieder das

Wasser aus den Augen, und die Bäurin mußte die Schürze vor die Augen nehmen und sagte: „Ich wüßte nicht, was ich zürnen wollte, wenn's dir nur gut geht; aber wenn es dir nicht gefällt, so komm wieder, welche Stunde du willst, je eher je lieber.“ Die Kinder wollten ihn fast nicht lassen; es war Uli, als wolle es ihm das Herz zerreißen, als endlich der Meister sagte: sie sollten ihn lassen; sie müßten fort, wenn sie noch heute an Ort und Stelle wollten, und es werde nicht das letzte Mal sein, daß sie einander sähen. Es sei einmal jetzt so. Als sie fort fuhren, wischte sich die Frau noch lange die Augen ab und mußte die Kinder trösten, die fast nicht vom Klagen und Jammern lassen wollten.

Die Beiden fuhren lange stillschweigend durch den glitzernden Schnee. „Na, na!“ mußte der Meister zuweilen sagen, wenn der wilde Blaß in Galopp fiel, den leichten Schlitten pfeilschnell dahin riß und mit hochaufgeworfenen Beinen den Schnee weit in die Luft warf. Es macht mir Kummer, sagte Uli, und je länger je mehr, je näher wir kommen; es ist mir so schwer, ich kann nichts Anderes glauben, als daß ich meinem Unglück entgegenfahre, es ist mir, als wenn es mir vor den Augen stünde.“

„Das ist nichts Anderes, sagte der Meister, und ich wollte das nicht für eine böse Bedeutung nehmen. Denke daran, vor bald zehn Jahren, wo du ein Nichtsnutz gewesen bist und ich zum Bessern dich angetrieben: wie schwer kam dich die Besserung nicht an, wie wenig Glauben hattest du an die Möglichkeit daß alles gut kommen werde! Und doch kam es nach und nach gut, dein Glaube mehrte sich, und jetzt bist ein Bursche, von dem man wohl sagen kann, daß es mit dem gewonnen sei. Darum kümmere dich nicht so sehr, was du jetzt vor dir hast, ist viel leichter; da kann es nicht übler gehen, als daß du nach einem Jahre wieder zu mir kommst. Halte dich nur gut, nimm dich in Acht, der Vetter ist grausam mißtrauisch; aber wenn er dich einmal erkannt hatt, so kannst du dich seiner

trösten. Mit den Dienstboten wirst du es am schlimmsten haben; da mach sachte, nur nach und nach, so lang es geht in der Liebe, und nützt das nicht, so rede einmal recht auf, daß du weißt, woran du bist; so drinnen hangen ein ganzes Jahr möchte ich auch nicht."

Es war ein heller, klarer Jännertag, als sie durch schöne Felder, dann zwischen weißen Zäunen, glitzernden Bäumen durch der Glunggen zufuhren. Dieses Gut lag etwa eine Viertelstunde von Uestigen, war über hundert Jucharten groß, sehr fruchtbar, doch nicht ganz in einer Einhäge; einige Aecker und eine Matte lagen entfernter. In nassen Jahren mochte es an einigen Orten wohl naß werden, doch dem ließ sich helfen. Als sie anfuhren, trottete Joggeli an einem Stock schon ums Haus herum, welches etwas in der Tiefe lag, und sagte: er hätte lange nach ihnen gesehen und geglaubt, sie kämen nicht mehr. Es solle Einer kommen und das Roß abnehmen, rief er gegen die Ställe, welche ans Haus gebaut waren. Es kam niemand. Uli mußte selbst abspannen und frug, wo er mit dem Blaß hin solle. „Seh, es soll Einer kommen!" rief Joggeli noch einmal. Keiner kam. Da ging der Alte ärgerlich gegen den Stall, riß die Thüre auf, und da striegelte der Pferdeknecht ganz gelassen Pferde. „Hörst denn nichts, wenn man ruft?" sagte Joggeli. „Ich habe nichts gehört." „So hör einmal und komm, nimm das Roß." Er müsse ihm zuerst Platz machen, schnauzte der Bursche, und fuhr nun unter seine Rosse wie der Habicht in ein Taubenhaus, daß diese in die Krippe scheissen, aufwarfen, und Uli unter beständigem ü, ü, ü und mit Lebensgefahr seinen Blaß zu hinterst in den Stall brachte. Dort konnte er lange keine Halfter kriegen. „Hättest eine mitgebracht!" erhielt er erst zur Antwort. Als er wieder zum Schlitten kam und seinen Kasten abband, sollten Holzhacker ihn tragen helfen, aber lange rührte sich keiner. Endlich schickten sie den Bub, der auf der Treppe die Handhabe fahren ließ, so daß Uli beinahe rückwärts hinabgestürzt wäre und nur

seiner Kraft es zu verdanken hatte, daß es nicht geschah. Das Gemach, in welches man ihn führte, war nicht hell, unheizbar und mit zwei Betten besetzt. Etwas trübselig stand er darin, als man ihn hinunter rief: er solle kommen und etwas Warmes nehmen. Draußen nahm ihn ein munteres, schönes Mädchen in Empfang, nußbraun an Haar und Augen, roth und weiß an den Backen, kußlicht die Lippen, blendend die Zähne, groß, fest, aber schlank gebaut, mit ernsten Mienen, hinter denen der Schalk lauerte aber auch die Gutmüthigkeit. Ueber das Ganze war das bekannte, aber unbeschreibliche Etwas gegossen, das da, wo es sichtbar wird, von innerer und äußerer Reinlichkeit zeugt, von einer Seele, die das Unreine haßt, deren Leib daher auch nie unrein wird oder nie unrein scheint mitten in der wüstesten Arbeit. Vreneli, so hieß das Mädchen, war eine arme Verwandte im Hause, die ihr Lebtag nirgends hätte sein sollen, allenthalben für Aschenbrödel gehalten wurde, aber immer die Asche abschüttelte, weder äußerlich noch innerlich getrübt wurde, Gott und Menschen an jedem jungen Tage in neuer Frische entgegen lachte, daher auch allenthalben sein konnte und sich Platz machte in den Herzen, wie man sich dagegen wehren mochte; daher sie oft schon lange von Verwandten innerlich geliebt wurde, während sie glaubten, sie haßten sie noch, als den Zeugen des unerlaubten Umganges einer vornehmen Verwandtin mit einem Tagelöhner. Vreneli hatte die Thüre nicht aufgemacht. Als Uli heraustrat, überflogen ihn die braunen Augen, und ganz ernst frug Vreneli: du wirst der neue Meisterknecht sein sollen? du solltest hinunter kommen und etwas Warmes nehmen. Es sei nicht nöthig, sagte Uli, sie hätten unterwegs etwas genommen. Indessen ging er stillschweigend hinter dem raschen Mädchen her der Stube zu. Dort saßen Joggeli und Johannes am Tische hinter dampfendem Fleische, frischem und gesalzenem, hinter Sauerkohl und Birnschnitzen, und eine alte, runde, freundliche Frau trat ihm entgegen, strich die Hand noch an der Schürze ab, bot ihm sie dar und sagte: „Bist du

der neue Meiſterknecht? He nun ſo dann, wenn du ſo treu biſt als hübſch, ſo wird es ſchon gut kommen, ich zweifle nicht. Sitz ab und iß, ſei nicht ſchüchtern, das Eſſen ſteht da, damit man es brauche. Auf dem Ofentritt ſaß noch eine dünne Geſtalt mit weißem Geſicht, blaſſen glanzloſen Augen; die that, als bekümmere ſie ſich um alles nicht, hatte eine ſchöne Schachtel vor ſich und wand blauen Seidenfaden von einem Knäuel auf den andern.

Joggeli erzählte, wie er es mit dem letzten Meiſterknechte gehabt habe und über was alles er ſeither noch gekommen ſei, und wie es ihn dünke, es ſei noch viel übler gegangen, als er jetzt nur ſinne. „Was einem doch ſo ein Kerl Verdruß machen und ſchaden kann, und ſolche darf man nicht hängen: es iſt mein Seel nicht recht. Ehedem iſt das nicht ſo geweſen; es iſt eine Zeit geweſen, wo man jeden gehängt hat, der eines Strickes werth geſtohlen. So war's recht, aber jetzt iſt es mit aller Ordnung aus. Man ſollte glauben, die ſchlechteſten Leute ſollten lauter ihres Gleichen an der Regierung haben, ſo ſieht dieſe ihnen durch die Finger. Ja, nicht einmal die Weiber, welche ihre Männer vergiften, hängt man mehr. Es nimmt mich nur wunder, was ſchlechter iſt, wenn man Einen gegen das Geſetz tödtet oder Einen gegen das Geſetz lebendig läßt; es ſcheint mir Eins wie das Andere. Es dünkt mich, wenn die welche die Geſetze aufrecht erhalten ſollen, ſelbſt ſie auflöſen, ſo ſei das ihnen vor Gott und Menſchen nicht zu verzeihen. Da, dünkt es mich, ſollte man das Recht haben, ſie zu thun, wo ſie hin gehören, ſtatt ihnen noch den Lohn geben zu müſſen." Während dieſer langen Rede von Joggeli, die er glücklicherweiſe innerhalb ſeiner vier Wände hielt, anſonſt ſie ihm leicht nicht ſowohl einen Preßprozeß, denn die waren damals noch nicht Mode, ſondern eine Hochverrathsgeſchichte hätte zuziehen können, ſagte ſeine Frau fortwährend zu Johannes und beſonders zu Uli: „Nehmt doch, nehmt, es iſt da, damit es gegeſſen werde, oder ſchmeckt es euch nicht? Wir geben es, wie wir es haben, ſchlecht genug,

aber gönnen thun wir es deſto beſſer. Joggeli, ſchenke doch ein, ſieh, ſie haben leere Gläſer, trinket doch, es iſt noch mehr, wo der geweſen. Der Sohn hat uns ihn gegeben, er ſoll gut ſein, er hat ihn ſelbſt gekauft im Weltſchland, er hat wahrhaftig fünf und einen halben Batzen die Maaß gekoſtet und war noch ſchlecht genug gemeſſen. Als Uli nicht mehr nehmen wollte, ſo legte ihm die Alte immer noch vor, ſtach die größten Stücke mit der Gabel an und ſtieß ſie dann mit dem Daumen ihm auf dem Teller ab und ſagte dazu: „He, du wäreſt mir Einer, wenn du dies nicht noch zwingen möchteſt; ein ſo gewaltiger Burſche muß gegeſſen haben, wenn er bei Kraft bleiben ſoll, und wir gönnen es den Leuten; wer arbeiten ſoll, muß auch eſſen. Nimm doch, nimm.“ Indeſſen Uli mochte doch endlich nichts mehr, nahm die Kappe in die Hände, betete und ſtand auf, um weiter zu gehen. „Bleib doch, ſagte Joggeli, wo willſt du hin? ſie werden ſchon zum Blatz ſehen, ich habe es ihnen ſtreng befohlen.“ „He, ich will ein wenig hinaus, mich umzuſehen, wie es mir gefalle,“ ſagte Uli. „So gehe; komm aber wieder, wenn es dich friert, arbeiten ſollſt du heute nicht, hörſt!“ ſagte die Mutter. „Der wird noch etwas erleben, ſagte Joggeli, ſie ſehen ihn gar grauſam ungern kommen, ich glaube, der Pferdeknecht wäre ſelbſt gerne Meiſterknecht geworden. Aber es iſt mir recht, wenn ſie ſchon wider einander ſind. Es iſt nie gut, wenn das Geſinde zu einig iſt, der Meiſter muß es immer entgelten.“ „He, ſagte Johannes, das iſt wie man es nimmt. Ja, wenn das Geſinde auf einer Seite iſt und der Meiſter auf der andern, ſo geht es dem Meiſter bös, und er kann nichts machen. Aber wenn auch das Geſinde wider einander iſt, und Eines dem Andern das Mögliche zu leid' thut, Keines dem Andern helfen will, ſo geht es dem Meiſter auch bös, denn es geht am Ende doch alles über den Meiſter und ſeine Sache aus. Ich meine das Wort ſei allweg richtig: Friede baut, Unfriede zerſtört. Es will mir hier nicht recht gefallen. Da iſt kein

Menſch gekommen, das Roß abzunehmen; niemand wollte dem Uli tragen helfen; da macht ein Jeder, was er will, und ſie fürchten niemand. Das, Vetter, kommt nicht gut. Das muß ich ſagen, ſo bleibt Uli nicht dabei. Wenn er Meiſterknecht ſein, die Verantwortung haben ſoll, ſo will er auch Ordnung; da läßt er nicht jeden machen, was er will. Da wird's nun Lärm geben, Alles wird auf ihn her kommen, und wenn ihr ihn nicht unterſtützet, ſo läuft er fort. Ich will es gerade aus ſagen: ich habe ihm geſagt, wenn er es hier nicht länger ausſtehen könne, ſo ſolle er wieder zu mir kommen, für ihn hätte ich immer Platz. Er reut uns übel genug, und meine Frau hat geweint, als ich mit ihm fortgegangen bin, wie wenn er ihr Kind wäre." Das dünkte die alte Mutter gar ſchön, und ſie wiſchte bloß vom Hörenſagen ſchon die Augen aus und ſagte: „Habe nicht Kummer, Vetter Johannes, dem ſoll es einmal nicht übel bei uns gehen, wir vermögen es auch, zu ihm zu ſehen. Es dünkt mich, wenn wir nur endlich Einen hätten, dem man trauen könnte, und dem an der Sache gelegen wäre, es reute mich kein Lohn." „Baſe, ſagte Johannes, es kömmt auf den Lohn nicht alles an, aber Unterſtützung muß Uli haben, und glauben muß man ihm. Wir haben ihn faſt gehalten, wie ein Kind vom Hauſe, und da thäte es ihm gar ungewohnt, wenn er nur ſo der Knecht ſein ſollte." „He, ſagte die Mutter, habe nicht Kummer, Johannes, wir wollen das Mögliche thun. Wenn wir für uns einen Kaffee machen in der Zwiſchenzeit, ſo muß es nicht zu machen ſein, oder er muß ein Kacheli davon haben. Und wir haben alle Tage unſer Stücklein Fleiſch, die Dienſtboten aber nur am Sonntag. Wo käme man hin, wenn man ihnen alle Tage geben wollte? Aber, wenn du meinſt, ſo wollen wir es ſchon machen, daß Uli zuweilen auch Fleiſch bekömmt." „Baſe, ſagte Johannes, das macht die Sache nicht aus, und Uli begehrt das auch nicht, es macht die Andern nur eiferſüchtig. Wie man es anſtelle, die Andern merken es doch. Wir haben eine Magd gehabt,

die hat allemal, wenn sie vom Felde kam, in alle Töpfe gerochen und hat allemal es richtig errathen, wenn ein Kaffee gemacht worden, von dem sie nichts erhielt, wohl aber ein anderer Dienstbote, und dann hat sie acht Tage den Koller gehabt, daß man es bei ihr kaum aushalten konnte. Aber Zutrauen müsset ihr haben und ihm helfen, dann kömmt's gut." Der Vetter mochte das Gespräch nicht länger dauern lassen und führte den Johannes herum, in Ställen und Speicher, so lange es Tag war, fragte um Rath und erhielt welchen; aber rühmen wollte ihm Johannes nichts. Bei den Kälbern sagte er, es wäre gut, wenn man dazu thäte, die hätten Läuse, und bei den Schafen, die wären wohl dicht in einander, sie erdrückten sich, und die Lämmer verkümmerten ganz. Die übrige Inspektion that er stillschweigend ab. Als sie wieder hineingingen, trafen sie Uli trübselig vor dem Hause an, nahmen ihn hinein, aber trübselig blieb er den ganzen Abend. Das Weinen war ihm nahe, sobald jemand ein Wort zu ihm sagte.

Am folgenden Morgen rüstete Johannes sich zur Abreise, nachdem er über Vermögen hatte essen und auf alles hinauf noch ein Schnäpschen hatte trinken müssen, wie er auch sagte: er trinke nie so etwas des Morgens. Uli hing ihm fast am Rocke wie ein Kind, das fürchtet, der Vater laufe ihm fort, und als Johannes ihm die Hand geben wollte, so sagte Uli, wenn's ihm erlaubt würde, so wollte er noch ein Stück mit ihm fahren, er wisse nicht, wann er ihn wieder sehe. „Und wie gefällt es dir?" sagte Johannes, sobald sie vom Hause weg waren. „O Meister, ich kann nicht sagen, wie es mir ist. Ich bin an vielen Orten gewesen, aber so habe ich es nirgends angetroffen. Da ist, helf mir Gott, nirgends Ordnung. Die Jauche läuft in den Stall, der Mist ist noch nie recht hinausgeschafft worden, die Rosse stehen hinten höher als vornen, am Stroh ist noch das halbe Korn, auf der Bühne ist schweinische Unordnung, das Werkzeug sieht aus, man darf's nicht ansehen. Sie sehen mich Alle an, als ob sie mich fressen woll-

ten. Entweder geben sie mir keinen Bescheid oder messen mir unverschämte Worte zu, daß es mich dünkt, ich müss' ihnen Eins hinter den Kopf geben." „Habe Geduld und beruhige dich," sagte Johannes. „Fange sachte an, nimm das Heft unbemerkt, mach selbst, so viel du kannst, sag alles mit Manier und sieh, daß du sie nach und nach herum bringest oder wenigstens Einige auf deine Seite bekommst. So warte eine Zeitlang und sieh wie es geht, und bis du recht gut mit allem bekannt worden bist, daß du siehst, wo du am besten zurecht kommen magst. So gleich anfangs in's Zeug zu fahren, trägt nichts ab; man kennt die Sache gewöhnlich zu wenig und greift's nicht recht an. Wenn du dann weißt, woran du bist, und es gutet nicht, so turnire dann einmal recht aus dem ff aus, damit sie wissen, woran sie mit dir sind, und mach, daß Einer oder Zwei fort müssen, es wird dann schon bessern. Daneben habe nur guten Muth, du bist ja kein Sklave, kannst gehen, wann du willst. Es ist aber eine Lehrzeit für dich, und je mehr ein junger Mensch ausstehen muß, desto besser ist es ihm. Du kannst da viel lernen; kannst lernen Meister sein, und das ist eine größere Kunst, als du meinst, und es ist mir immer, als könntest du da so recht dein Glück machen und ein Mann werden. Mach nur, daß du mit den Weibern einig bist, aber doch nicht, daß der Alte mißtrauisch wird; wenn du mit denen einig bist, so hast du schon viel gewonnen. Aber wenn sie dich zu viel neben aus rufen wollen zu einem Kaffee, so thue es nicht, habe es wie die Andern und in der Arbeit sei immer voran, so müssen sie sich am Ende ergeben, sie mögen wollen oder nicht."

Das richtete Uli auf, er fand neuen Muth, und doch konnte er fast nicht vom Meister. Erst jetzt kamen ihm eine Menge Dinge in Sinn, die er noch hätte fragen sollen. Es schien ihm, als wüßte er gar nichts. Er fragte über's Säen und wie er wohl dies hier anfangen solle oder jenes; ob diese Pflanze hier käme, wie jene besorgt sein müsse. Er wurde

nicht fertig mit Fragen, bis Johannes endlich bei einem Wirthshause anhielt, noch eine Flasche mit ihm trank und ihn dann fast gewaltsam heim sandte. Ermuthigt ging endlich Uli und fühlte nun allein zum ersten Mal so recht seine Bedeutsamkeit. Er war etwas, er that seine Augen ganz anders auf, als er auf das anvertraute Gut trat, welches von ihm allein seine Besorgung erwartete; er ging mit ganz andern Schritten dem Hause zu, wo er gewissermaßen regieren sollte, wo man ihn erwartete, wie ein rebellisch Regiment seinen neuen Obersten.

Kapitel 13.

Wie Uli sich selbsten als Meisterknecht einführt.

Ruhig, mit gefaßtem Entschluß kam er zu den Arbeitenden; es war Nachmittag, bald nach dem Essen. Zu Sechsen wurde gedroschen. Der Melker und der Pferdeknecht rüsteten Futter; zu diesen trat er und half mit. Sie brauchten ihn nicht, sagten sie, und könnten das allein. In der Tenne könne er heute nicht helfen, bis das Korn gereinigt werde, und so wolle er ihnen heute helfen Futter rüsten und dann misten, antwortete er. Sie brummten, allein er griff zu, schüttelte mit seiner gewohnten Geschicklichkeit das Futter durch einander, den Staub davon und zwang dadurch die Andern stillschweigend, es auch besser zu machen als sonst. Drunten im Gange schüttelte er wieder und häufte das Futter schön in gleicher Höhe an die Wände hin und kehrte dann mit dem Besen den Gang zwischen dem Roß- und Kuh-Futter, daß es eine Freude war. Der Melker sagte: wenn das alle Tag so gehen sollte, so vermöchte man in zwei Tagen nicht zu rüsten, was das Vieh an einem Tage fressen möchte. Das käme darauf an, sagte Uli, wie man sich gewöhnt hätte zu rüsten, und je nachdem das Vieh gewohnt wäre mit dem Futter umzugehen. Beim Misten

hatte er seine liebe Noth mit dem Melker, der nur das Gröbste oben abnehmen wollte, so gleichsam die Sahne von der Milch. Es sei schön warm draußen, sagte Uli, da erkalte ihnen das Vieh nicht, sie wollten einmal gründlich misten. Und wirklich war es nöthig; es waren da alte Reste, daß sie fast die Pickelhaue nehmen mußten, um nur zu den Steinen zu kommen, mit welchen der Stall besetzt war, den Mist jedoch, welcher zwischen die Steine getreten war, herauszugäbeln, dazu kamen sie nicht einmal. Es mußte aus dem Jauchebehälter geschöpft werden, da die Jauche sich aufblähte, fast bis zu hinterst in den Stall, und daß das Ausgeschöpfte in die Hofstaat geführt und nicht auf die Straße geschüttet würde, konnte er nur mit Mühe erzwingen. Als der Mist draußen war, wollte ihn niemand auf dem Düngerhaufen gehörig zerstreuen, in Haufen, wie er ausgeleert worden, wollten sie ihn liegen lassen, und auf seine Frage erhielt er zur Antwort: heute hätte man nicht Zeit, man müßte bald füttern, es sei morgen noch früh genug. Das sei gar kommod zwischen dem Füttern zu machen, und den Mist müsse man streuen, während er warm sei, besonders im Winter. Sei er einmal gefroren, so setze er sich nicht mehr, und man erhalte keinen gut gefaulten Dünger, bemerkte Uli. Somit ging er selbst an's Werk, und die Beiden ließen getrost ihn machen und spotteten ihn aus hinter den Stallthüren und in der Futterteune.

Drinnen hatte man schon lange sich gewundert, daß der neue Meisterknecht nicht heim komme, und schon Kummer gefaßt, er möchte auf und davon gefahren sein. Joggeli hatte sich an das Fenster gesetzt, von wo aus er auf den Weg sehen konnte, und sah sich fast die Augen aus und begann zu schimpfen: den Johannes habe er doch so schlecht nicht geglaubt und dazu sei er sein Vetter, und solches möchte er dem fremdesten Mensch nicht machen. Aber es sei sich heut zu Tage auf niemand zu verlassen, nicht einmal auf die eigenen Kinder. Während er am besten im Zuge war, kam Vreneli herein und

sagte: „Da könnt ihr lange hinaussehen, der neue Knecht verlegt draußen den Mist, den sie herausgemacht; er wird auch der Meinung sein, es sei besser, ihn nicht von zwei Malen lassen zusammen zu kommen. Wenn es niemand anders thut, so wird er meinen, er müss' es selber machen." „Warum kündet er sich nicht, wenn er heim kommt?" sagte Joggeli, und: „Du mein Gott, warum kömmt er nicht zum Essen?" sagte die Mutter. „Gehe und sag ihm, er solle auf der Stelle hineinkommen, es sei ihm Essen an die Wärme gestellt." „Wart, sagte Joggeli, ich will selber gehen und sehen, wie er es macht, und was gegangen ist." „Aber heiß ihn kommen," sagte die Mutter, „es dünkt mich, der Appetit sollte ihm gekommen sein." Joggeli ging hinaus, sah wie Uli den Mist sorgfältig verstreute und tüchtig niedertrat; das gefiel ihm. Er wollte den Melker und den Pferdeknecht suchen, um ihnen zu zeigen, wie Uli es mache, und daß sie es künftig auch so machen sollten; er blickte in die Futtertenne und konnte lange seine Augen nicht heraus bringen, als er die schönen runden, appetitlichen Futterwalmen sah und den gesäuberten Gang dazwischen. Er blickte in den Stall, und als er wohlbehaglich die Kühe in reinem Stroh stehen sah und nicht mehr auf altem Mist, da ward ihm auch wohl, und erst jetzt ging er zu Uli und sagte ihm, das sei doch dann eigentlich nicht so gemeint, daß er das Wüsteste selbst mache, das sei eigentlich an andern Leuten. Er hätte wohl Zeit gehabt, sagte Uli, beim Dreschen sei er zuviel gewesen und da hätte er es gemacht, um zu zeigen, wie er es künftig haben wolle. Joggeli hieß ihn in die Stube kommen, aber Uli sagte, er möchte noch gern beim Reinigen und Putzen des Kornes sein; er möchte auch wissen, wie es da gehe. Dort sah er, daß alles nur auf frühen Feierabend hin gemacht werde. Das Korn war schlecht gedroschen, es waren noch eine Menge Aehren daran, dann noch schlechter gesiebt und gewannet; das Korn in der Bütti war unsauber, es gelüstete ihn, es auszuleeren und die Arbeit von neuem anfangen zu lassen;

indessen faßte er sich und dachte, er wolle das morgen anders machen. Joggeli aber sagte drinnen: der neue Knecht gefalle ihm wohl, er verstehe die Sache; aber wenn er nur nicht zu viel regieren wolle, das wäre ihm doch zuwider. Man könnte es nicht an einem Orte machen, wie am andern, und zuletzt hätte er selbst nichts mehr zu befehlen.

Nach dem Abendessen suchte Uli den Meister und fragte ihn, was eigentlich alles noch zu thun sei diesen Winter; es dünke ihn, man sollte so die Arbeit ordnen, daß, wenn der Frühling komme, man fertig und parat sei für die neue Arbeit. Ja, sagte Joggeli, es wäre wohl gut, aber zwingen könne man nicht alles auf einmal, es wolle alles seine Zeit haben. Man habe noch circa 3 Wochen zu dreschen, dann könne man anfangen zu holzen, und wenn man mit dem fertig sei, so werde der Frühling wohl da sein. Wenn er etwas sagen dürfe, sagte Uli, so dünke es ihn, man sollte jetzt das Holz herbeimachen. Es sei gar schön Wetter und der Weg gut, es gehe noch einmal so leicht. Im Februar sei meist schlecht und weiches Wetter, da bringe man nichts vom Platz und verfahre alle Wagen. Das könne es nicht wohl geben, meinte Joggeli, es sei nicht Sitte, erst im Februar zu dreschen. Das sei nicht seine Meinung, sagte Uli. Man solle fortfahren, zu dreschen. Er und noch Einer wollten dem Pferdeknecht wohl so viel Holz niedermachen und zurüsten, als er heim zu fahren vermöge. Und bis etwas fertig sei, könne der Pferdeknecht ihnen ja auch im Wald helfen. Dann könne man nicht mehr zu Sechs dreschen, wenn er Einen aus der Tenne nehme, sagte Joggeli, und wenn Alle mit einander holzeten, so hätte man bald viel geholzet. „He, sagte Uli, wie ihr wollt; aber ich dachte, der Melker könnte wohl auch dreschen, wenn man über Mittag ihm Futter rüsten oder misten hilft. Und manchmal verrichten Zwei im Walde mehr, als eine ganze Truppe, von welcher Keiner etwas anrühren will." „Ja, sagte Joggeli, es geht manchmal so; aber wir wollen das Holzen doch bleiben lassen, das Dreschen

ist jetzt nöthiger." „Wie ihr wollt," sagte Uli, und ging gedankenschwer in's Bett.

„Du bist doch ein wunderlicher Mensch," sagte die Alte zu ihrem Manne. „Es hat mir besonders wohl gefallen, was Uli gesagt hat. Es wäre unser Nutzen gewesen, und wenn schon da die zwei Muesjös, der Pferdeknecht und der Melker, nicht könnten beständig ihre Nasenlöcher an der Sonne trocknen, so schadete es diesen zwei Lumpenhunden nichts. So thut dir Uli bald nicht mehr gut, wenn du es so machst." „Ich will aber von einem Knecht mir nicht lassen befehlen. Wenn ich ihn so machen ließe, so würde er gleich meinen, es hätte niemand zu befehlen als er. Man muß es so Einem gleich von Anfang zeigen, wie man es haben will," brummte Joggeli häffig. „Du bist der Rechte, um es ihnen zu zeigen; die Guten verderbst du, und die Schlechten fürchtest du und läffest sie machen, was sie wollen; so hast du's," sagte die Alte. „Wir haben es immer so gehabt, und es wird jetzt auch nicht anders gehen sollen."

Am andern Morgen sagte Uli der Meisterfrau, eine Magd sei überflüssig in der Tenne, sie solle die für das Haus behalten, welche ihr anständiger sei. Und Uli hielt nieder (dreschen, daß der Schlag durch die ganze Schicht bis auf den Boden geht) in der Tenne, stellte den Flegel und traf den Nebenmann auf den Flegel, daß er über die ganze Länge des Korns, von der Wurzel bis zur Aehre, dreschen mußte, und wenn eine Tenneten fertig war, so wurden die Zwischenarbeiten rasch abgethan und zu einer neuen geschritten, und das zwang Uli nicht durch Worte, sondern durch das Drängen mit der eigenen Arbeit. In der Stube sagten sie, es dünke sie, sie hätten in der Tenne ganz andere Flegel; das töne ganz anders als sonst, das gehe doch auch bis auf den Grund. Die Magd, welche in der Stube bleiben konnte, erzählte Vreneli, wie man es dem Uli machen wolle; der müsse nicht meinen, daß er eine neue Ordnung einführen wolle; von so Einem wollten sie sich

nicht plagen lassen. Er daure sie noch, es wäre ein manierlicher Bursche, und arbeiten könne er, man müsse es bekennen. Alles, was er in die Finger nehme, stehe ihm wohl an. Unterdessen man in der Tenne drosch, war der Pferdeknecht auf einem Rosse ausgeritten; es hieß, er sei in die Schmiede. Der Melker war mit einer Kuh fortgefahren, er hatte aber niemand gesagt, wohin. Es war Mittag, ehe Einer von ihnen heim kam; Keiner hatte einen Streich gearbeitet. Nach dem Mittagessen half Uli noch die übrig gebliebenen Kartoffeln schälen, wie es in geordneten Haushaltungen, wenn die Zeit es erlaubt, üblich ist; die Andern liefen hinaus, nahmen sich kaum Zeit zum Beten. Als Uli hinaus kam, war Lärm in der Tenne; zwei Paare rangen auf dem Stroh der letzten Tenneten, die Andern sahen zu. Uli rief dem Melker, er solle kommen, sie wollten geschwind die Kälber heraus nehmen und sehen, wie es mit ihnen stehe; wahrscheinlich müßten sie geschoren und gesalbet werden. Der Melker sagte, das gehe Uli nichts an; die Kälber solle ihm niemand anrühren, die seien noch lang wohl so. Und der Pferdeknecht trat zu Uli und frug: „Wollen wir etwa auch Eins mit einander probiren, wenn du darfst?" Es kochte Uli in den Adern, und er sah, daß das ein angelegtes Spiel sei, dem er sich nicht wohl entziehen könne. Früher oder später, das wußte er wohl, mußte er ihnen stehen und sich probiren lassen. Darum also gerade jetzt, so wüßten sie doch, woran sie mit ihm seien. „He! wenn's probiren willst, es ist mir gleich," antwortete er, und zweimal hinter einander warf er den Pferdeknecht auf den Rücken, daß es krachte. Da sagte der Melker, er wolle es auch probiren; es sei ihm zwar fast nicht der Mühe werth mit einem solchen Spazierstock zu ringen, welcher Beinchen hätte wie Pfeifenröhrchen und Waden wie Fliegenschmeißen. Mit seinen braunen haarigen Armen packte er Uli an, als ob er ihn wie einen alten Lumpen verrupfen wollte. Aber Uli hielt Stand, der Melker brachte nichts ab. Er wurde immer zorniger, setzte

immer giftiger an, ſchonte weder Arme noch Beine, ſtieß mit dem Kopf wie ein Thier, bis endlich Uli die Sache auch ſatt hatte, alle Kraft zuſammen nahm, und dem Melker einen ſolchen Schwung gab, daß er über den Kornwall in die Mitte der Tenne flog und auf dem jenſeitigen Schenkel der Tenne niederfiel, alle Viere in die Höhe ſtreckend, lange nicht recht wiſſend, wo er ſei. Wie zufällig hatte Vreneli den Schweinen ihr Freſſen gebracht und Uli's Sieg geſehen. Drinnen ſagte es der Pathin, es hätte etwas geſehen, welches ih'ns gefreut. Sie hätten Uli zu Schanden machen wollen, er hätte mit ihnen ringen müſſen, aber er hätte ſie Alle überwältigt. Den borſtigen Melker hätte er auf den Rücken geworfen, als ob er nie geſtanden wäre. Das ſei ihm kommod, wenn er ſtärker ſei als die Andern, ſo müßten ſie ihn doch fürchten und Reſpekt vor ihm haben. Uli aber, an ſeinem Kälberexamen geſtört, ergriff den Flegel und ſagte dem Melker bloß: heute habe er keine Zeit mehr für die Kälber, ſie wollten denen dann an einem andern Tag laufen. Das Korngeinigen nahm diesmal mehr Zeit weg, und doch war man früher fertig als ſonſt, und das Korn wurde beſſer geputzt; aber man hatte ſich auch anders gemühet als ſonſt und dabei auch weniger gefroren. Als Uli dem Meiſter angab, wie viel es Korn gegeben, ſo ſagte der: ſo viel hätten ſie noch nie gemacht in dieſem Jahre, und doch hätten ſie jetzt Gefallenes gedroſchen.

Am Abend, als ſie bei Tiſche ſaßen, kam der Meiſter und ſagte: es ſcheine ihm, das Holzen wäre jetzt kommod, man hätte die Pferde nicht zu brauchen, und das Wetter ſei ſchön, und es dünke ihn, das Holzen und Dreſchen ſollten mit einander gehen, wenn man es recht einrichte. Der Pferdeknecht ſagte, die Wege ſeien mit Eis belegt, die Pferde nicht geſpitzt, und ein Anderer meinte, dann könne man nicht mehr zu Sechſen, ſondern höchſtens zu Vieren dreſchen und werde ſo nie fertig. Uli ſagte nichts. Endlich fragte Joggeli, als er nichts mehr zu antworten wußte, von den Dienſtboten übermanlet: „Was

meinst denn du?" „Wenn der Meister befiehlt, so muß es gehen," antwortete Uli. „Hans, der Pferdeknecht und ich bringen das Holz schon heim, und wenn der Melker dreschen hilft, und die Andern ihm misten und Futter rüsten helfen, so versäumt das Holzen das Dreschen nicht." „He nun, so machet es so," sagte Joggeli und ging. Nun brach das Wetter über Uli los, in einzelnen Schlägen erst, dann in ganzen Batterien Donnerwettern. Der Pferdeknecht verfluchte sich, er gehe nicht in's Holz; der Melker verfluchte sich, er rühre keinen Flegel an; die Andern verfluchten sich, sie wollten nicht zu Vieren dreschen. Sie ließen sich nicht kujoniren, sie seien keine Hunde, sie wüßten, was recht und gebräuchlich sei ꝛc. Sie wüßten wohl, von wem es käme, aber der solle sich in Acht nehmen, wenn er hier wolle Sechse läuten hören (im Winter läutet es Abends um 3, im Sommer um 6). Es sei schon Mancher gekommen wie ein Landvogt und hätte sich streichen müssen wie ein Hund. Es sei Einer ein schlechter Kerl, wenn er, um dem Meister die Augen auszubohren, seine Nebendiensten vernolestire. Aber einem Solchen hätte man bald das Handwerk gelegt. Uli sagte nicht viel dazu, als daß, was der Meister befohlen, vollzogen werden müsse. Der Meister hätte befohlen und nicht er, und wenn Keiner schlechter da weg käme, als er, so sollten sie Gott danken. Er wolle niemand kujoniren, aber er lasse sich auch von niemanden kujoniren; er hätte keine Ursache Einen von ihnen zu fürchten. Der Meisterfrau sagte er, sie solle doch so gut sein und für ihrer Drei etwas rüsten zum Mitnehmen, denn sie würden zum Essen kaum heimkommen aus dem Walde.

Am Morgen ging es in den Wald. Wie der Pferdeknecht brummte und fluchte, er mußte mit. Der Melker wollte nicht dreschen, und der Meister zeigte sich nicht. Da nahm die Meisterfrau sich zusammen, ging hinaus und sagte: es dünke sie, er sollte nicht zu vornehm sein zum Dreschen, es hätten schon viel vornehmere Leute als er gedroschen. Sie vermöchten keinen

Melker zu haben, der den ganzen Morgen die Zähne am Winde trocknen wolle. So wurde das Holz heim gebracht, man wußte nicht wie, und im Februar waren Wetter und Weg so bös, daß man bös gelebt hätte beim Holzen.

Wie Uli auch draußen gearbeitet hatte und bös gehabt im Walde (denn er nahm immer am schweren Orte, er wollte der Meister sein nicht nur im Befehlen, sondern auch im Arbeiten), so half er doch am Abend rüsten, was die Meisterfrau aufzuschütten befahl, es mochte sein, was es wollte. Er drehte sich nie davon und wehrte auch den Andern, es zu thun; je mehr man einander helfe, desto eher sei man fertig, sagte er, und wenn man davon essen wolle, so sei es doch billig, daß man helfe das Essen rüsten, wie es überall üblich und bräuchlich sei. Ueberhaupt war er behülflich, wo er nur konnte. Wenn eine Magd einen Korb mit Kartoffeln gewaschen hatte und ihn nicht gerne allein trug, weil sie dabei ganz naß wurde, so half er selbst tragen oder befahl es dem Buben (halb Knecht, halb Kind); und als der sich anfangs weigerte, an seine Worte nicht kam, so gewöhnte er ihn mit Ernst zum Gehorsam. Das sei nichts gemacht, sagte er, wenn ein Dienstbote dem andern nicht helfe Sorge tragen zu seinen Kleidern, überhaupt ein Dienstbote den andern plage. So mache man sich ja selbst das Dienen muthwilliger Weise noch schwerer, als es sonst sei. Sie wollten das lange nicht fassen. Es war überhaupt da eine merkwürdige Weise. Die Knechte plagten die Mägde, wo sie nur konnten; da war nirgends eine gegenseitige Hülfsleistung. Wenn ein Knecht dem Weibervolke Hand bieten sollte, so höhnte er und fluchte und rührte sich nicht, selbst die Meisterfrau mußte sich dieses gefallen lassen, und wenn sie Joggeli klagte, so sagte er: sie hätte immer nur zu klagen. Er hätte die Knechte nicht, um dem Weibervolk zu helfen; die hätten Anderes zu thun, als das Binmenzeug herumzuschleppen. Das Benehmen von Uli, der an eine solche Zwiespältigkeit in einem Hause nicht gewöhnt war, fiel daher auf und zog ihm

von den Knechten argen Hohn und Spott zu. Dieser Hohn, dieser Spott steigerte sich noch wegen andern Sachen bis zum Unerträglichen. Am ersten Samstag schon wollte der Melker aus bloßem Muthwillen nicht misten, sondern es versparen auf den Sonntagmorgen. Uli sagte, das thue er nicht; es sei durchaus kein Grund dazu da, es aufzuschieben. So könne man ja am Samstag nicht aufräumen um's Haus herum, wie es der Gebrauch sei. Zudem heiße es, man solle am Sonntag nicht arbeiten, du und dein Knecht und deine Magd. Am allerwenigsten schicke es sich, die wüsteste Sache auf den Sonntag zu sparen. Der Melker sagte: „Sonntag hin, Sonntag her, was geht mich der Sonntag an, und heute miste ich nicht." Uli kochte es im Kopf, indessen faßte er sich und sagte bloß: „He nu, so miste ich." Der Meister, der den Zank hörte, ging hinein und brummte für sich: „Wenn doch Uli nicht alles erzwingen wollte und neue Gebräuche einführen; das ist mir nicht recht. Man hat lange am Sonntag gemistet, und es ist Allen recht gewesen; es wäre auch noch gut genug für ihn."

Kapitel 13.

Der erste Sonntag am neuen Orte.

In der Samstagnacht ging es aus und ein, wie in einem Taubenhaus. Als am Sonntagmorgen Uli zur gewohnten Stunde hinunterkam, war es still von Menschen, aber die Pferde scharrten, die Kühe brüllten, und kein Melker, kein Pferdeknecht waren da. Uli gab ein Mal Futter, gab zum zweiten Mal, setzte sich endlich selbst an's Melken; denn es ist nichts schlimmer, als wenn nicht immer zur nämlichen Stunde gemolken und gefüttert wird. Mit Schrecken sah er, wie verwahrloset die Euter der Kühe waren, nicht die halben Striche gut; es schien ihm, als wenn der Melker nicht melken könne

oder sich nicht Zeit nehme es gut zu machen. Er war fast fertig, als der Melker fluchend kam und sagte, das hätte nicht so pressirt, die Kühe hätten wohl Zeit gehabt, zu warten, bis er gekommen, und wenn er ihm mehr unter eine Kuh sitze, so schlage er ihn unter sie, daß er sich sein Lebenlang daran besinne. Uli sagte, das könne er machen, wie er wolle, aber es wäre möglich, daß der Melker eher unter der Kuh wäre als er. Uebrigens wolle er, daß zur rechten Zeit gemolken werde und zwar gut, sonst thue er es. Die Kühe hätten es sehr nöthig, daß man gut zu ihnen sehe.

Im Hause verwunderte man sich gar sehr, als diesmal die Milch so früh kam, und Vreneli sagte: es sei gut, wenn es eine andere Ordnung gebe; es wäre schon lange nöthig gewesen. Als man zum Essen rief, war Uli zuerst auf dem Platz; selbst die beiden Mägde erschienen erst später, zerzaust und klebricht anzusehen; die Knechte drehten sich mit unerträglicher Langsamkeit herbei. Vreneli sagte ärgerlich: es sei ein unerträgliches Warten, man könne einzelnen Sonntage gar nicht mehr fertig werden, um in die Kirche zu gehen. Von den Schlingeln ginge keiner; es wäre auch schade um die Kirche, wenn einer hinein käme; aber das sei das Arge, daß ihretwegen auch niemand Anderes hineinkomme. Uli fragte, wie weit es sei bis zur Kirche, und wann man gehen müsse, um zu rechter Zeit zu kommen, und wo Bursche wie er säßen darin. Die werden doch Augen machen, sagte Vreneli, wenn Einer aus der Glungge in die Kirche kommt; das ist schon manches Jahr nicht geschehen. Der Vetter geht, wenn er Pathe sein muß; die Base zweimal im Jahr zum Nachtmahl und über's ander Jahr an dem Bettag; Liseberhli Elisi sollte man sagen) allemal, wenn sie ein neues seidenes Jäckchen bekommen; ich, wenn ich einmal Allen wüst gesagt, daß sie doch zur rechten Zeit zum Essen kämen; die Andern gar nie, diese denken so wenig daran, daß sie eine Seele haben, als unser Hund, der Ringgi. Aber, Uli, sie lachen dich aus, sagte Vreneli, wenn du gehst, und du hast Verdruß." „Ja

Gottesnamen, sagte Uli; aber zur Kirche zu gehen brauche ich mich doch nicht zu schämen, und wenn ich hier nicht gehen dürfte, so wollte ich lieber fort. Der Lohn wäre mir noch lang zu klein, als daß ich meine Seele darob vergessen sollte." „Du hast Recht, sagte Vreneli, geh du nur; ich wollte, ich könnte mit dir. Aber diesen Halunken will ich einmal wieder recht wüst sagen, vielleicht kann ich dann den andern Sonntag gehen." „Warum sagt auch der Meister zu solchen Sachen nichts?" frug Uli. Mein Meister, wohl, der hat uns gesagt, ob wir in die Kirche sollten oder nicht." „Der Vetter, sagte Vreneli, sagt: es gehe ihn nichts an, was sie mit ihren Seelen anfangen wollten; wenn sie ihm nur brav arbeiten und nicht stehlen thäten, und das sei fast nicht zu erwehren." „Das glaube ich, sagte Uli, das kann er nicht erwehren; wenn du nicht ein Anderer wehret, so ist Joggeli viel zu klein dazu." Uli machte sich zurecht, trotz dem Gespött der Andern, nahm ein Psalmenbuch in die Tasche und wanderte der Kirche zu. Die Andern lachten ihm nach und sagten: er wolle zu Uefligen den neuen Meisterknecht zeigen; er werde meinen, die Leute würden auf die Bänke hinaufsteigen, um ihn zu sehen. Aber solche hätte man schon viele gesehen und noch Schönere. Vielleicht meine er gar, der Pfarrer beziehe sich auf ihn in der Predigt, aber solche Flausen wollten sie ihm schon vertreiben. Vreneli war vielleicht zufällig, vielleicht nicht, unter der Thüre gestanden und hatte ihm nachgesehen und sagte den Andern: es wäre eher möglich, daß der Pfarrer sich auf sie in der Predigt bezöge und von Hurenbuben, Faulenzern und Lügenbuben redete, — darum dürften sie nicht in die Kirche gehen. Vielleicht sage ihnen auch das Gewissen, daß solche Schufte an Leib und Seele nicht in die Kirche gehörten. „Höre du, sagte Einer, ein unverschämt Maul hast du, das ist wahr; aber auch wahr wird sein, daß dieser dir gefiele, sonst redetest du nicht so. Denken wirst du, wenn der nur einmal mit dir zur Kirche ginge, so daß es es hielte dein Lebtag. Dann könnte die Kirche deinet-

wegen auch sein wo sie wollte." „Das geht dich nichts an; einmal mit dir begehre ich nicht z'Kilche, lieber mit einem Schinderhund," sagte Vreneli und verschwand. Wildes Gelächter scholl ihm nach.

Uli fand bald Begleiter auf seinem Wege und viele Leute um das Schulhaus, wo die Predigt abgehalten wurde. Das werde der neue Meisterknecht in der Glungge sein, sagte hier Einer, dort Einer. Es nehme sie wunder, wie lange er es mache. Meisterknecht möchten sie da nicht sein. Alle Andern, welche dort arbeiteten, hätten es gut, der müsse für Alle ausfressen. Könne er es wohl mit den Dienstboten und mache auch was sie, so passe ihm Joggeli auf, wie ein Polizeidiener, bis er ihn fortschicken könne. Wolle Einer Ordnung halten und das Land arbeiten lassen, wie es etwa üblich sei, so säßen ihm die Dienstboten auf, und Joggeli werde zuletzt noch gar eifersüchtig und meine, er wolle regieren, und statt ihn zu unterstützen, kujonire er ihn, bis er fortlaufe. Hintendrein sei er dann rezig und laufe ihm nach, aber kaum habe er ihn wieder, so fange das alte Spiel von neuem an. Das sei der wunderlichste Joggi, den es auf der Erde gebe.

Jeder wußte von Joggeli eine Geschichte zu erzählen, was er gemacht, und wie es ihm dieser und jener wieder gemacht, und Alle ermahnten Uli, er solle sich da nicht plagen, sondern für sich sehen; wenn er es verstehe, so sei da etwas zu machen. Uli wurde ganz sturm darob und konnte seine Gedanken gar nicht bei der Predigt behalten. Alles, was er schon gesehen, bestätigte ihm das Gesagte; dasselbe kam ihm immer ärger, greller vor; das Unangenehme wuchs handgreiflich vor seinen Augen bis zur Unerträglichkeit. Er werde wohl nicht mehr oft in die Kirche gehen, dachte er, da halte er es nicht lange aus. Als er heim ging, finster und trübselig, schien die Sonne so freundlich, und es glitzerte der Schnee so rein und weiß, und so traulich hüpften und flogen die Goldammern vor ihm her, daß ihm ganz heimelig zu Muthe wurde, daß es ihm

ward, als sei er wieder am alten Orte, und Johannes gehe neben ihm und rede zu ihm. Und da ward ihm, als hörte er ihn sagen: „Weißt du noch von den zwei Stimmen, die einen begleiten im Leben, einer verführerischen und einer mahnenden, und weißt du, wie die aufweisende, schmeichelnde Stimme vom Versucher kömmt, der Schlange im Paradiese, und wie sie einem den Kopf groß machen, ableiten will vom rechten Pfade und hinterher einen auslachet, wenn sie einen in Unglück und Schande gebracht? Wie man die von sich weisen und sagen muß: weiche von mir, Satanas! wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider den Herrn, meinen Gott, sündigen!“ So glaubte Uli den Johannes reden zu hören, und da gedachte er, was die Menschen, welche gekommen waren, an Gottes Wort sich aufzuerbauen, zu ihm gesagt, wie sie ihn aufgewiesen, den Kopf ihm groß gemacht. Da erkannte er, was das für Stimmen seien, was sie für eine Bedeutung hätten, und wie er vor ihnen die Ohren verschließen müsse. Aber es fing ihm fast an zu grauen vor den Leuten, die zusammen kommen, das Wort Gottes zu hören, Gott zu dienen, wie sie sagen, und die, statt Gott zu dienen, dem Satan dienen, statt sich zu erbauen, Andere niederziehen wollen in den Abgrund der Sünde. Es sei doch fürchterlich, dachte er, wenn den Leuten die Kirchwege zu Höllenwegen würden, und es sei doch fürchterlich, ein Herz zu besitzen, welches das Wort Gottes in Gift verkehre und dem Satan angehöre, während man mit dem Leibe Gott zu dienen vermeine. Da richtete er sich wieder auf und ward wohlgemuth, daß er wieder wußte, woran er sei, und den rechten Weg wieder unter den Füßen fühlte. Doch schämte er sich fast, daß er beinahe und so leicht verführt worden, und er dachte, daß der Mensch fast sei wie ein Rohr, das der Wind hin und her bewege, und wie nothwendig es sei, zu wachen und zu beten, damit man nicht in Versuchung falle. Nun begriff er, was aus den Menschen werden müsse, die nicht wachen, nicht

beten, und es kam ihm faſt verwunderlich vor, daß nicht noch größere Ruchloſigkeit ſei unter den Menſchen.

Beim Mittageſſen konnte er ohne Zorn die Spöttereien ertragen: er ſolle ſich ſchicken, er werde wohl noch in die Kinderlehre gehen und den Katechismus aufſagen wollen. Er ſolle doch für ſie Alle beten, es käme ihnen jetzt kommod, daß ſie einen Geiſtlichen unter ſich hätten, der könne es für ſie Alle machen. Aber fluchen würden ſie denn doch dürfen? Uli hätte es nie geglaubt, daß an einem Orte die Gottloſigkeit auf einem ſolchen Punkte ſtünde, daß ſie ſo frech ſich zeigen und die offen verfolgen dürfe, welche Gott dienen wollten. Uli wußte nicht, daß Alle, die etwas Apartiges wollen, Glaubensfreiheit, Gewiſſensfreiheit nur ſo lange fordern, bis ſie in dieſer Duldſamkeit zur Macht erwachſen ſind, dann deſpotiſch und gewaltſam Zwang und Tyrannei des Gewiſſens und des Glaubens einführen, ſonder Zaudern und Erbarmen, ſiehe Exempel an der franzöſiſchen Revolution. Und merkwürdigerweiſe iſt gerade die Gottloſigkeit am unduldſamſten, ſobald ſie das Recht erſtritten hat, mit Frechheit offen ſich zeigen zu dürfen. Sie will keine Gottesverehrung mehr dulden und verfolgt jede mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln; legt auch Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſo aus, daß niemand mehr einen Glauben haben, niemand ein Gewiſſen zeigen ſolle. Wer fühlt nicht dieſe zur Macht ſtrebende Gottloſigkeit und den Zwang den ſie bereits auszuüben beginnt?

Nach dem Eſſen ging Uli in ſein Stübchen hinauf, welches kalt und dunkel war. Er nahm die Bibel hervor, die er im Kaſten verſchloſſen hatte; es war eine ſehr ſchöne, die ihm ſeine Meiſterfrau zum Andenken geſchenkt, mit großem, weitem Druck und ſtattlichem Einbande. Da ſchlug er gleich das erſte Kapitel auf, las die Schöpfungsgeſchichte und ſtaunte ob den Wundern, die Gottes Hand geſchaffen, und dachte, wie weislich alles ſich geſtaltet und wie unendlich der Raum ſein möge, den Gottes Allmacht mit Sternenheeren bevölkert. Er freute ſich ob der Herrlichkeit

des Paradieses und dachte sich in dieses wunderherrliche Thal, über das ein ungestörter Friede sich gelagert hatte, das noch keine Leidenschaft gesehen, keine Störung erfahren. Er mußte es sich denken in herrlichem Sonnenschein, wie ein himmlischer Sonntag, der in aller seiner Heiligkeit sich ausbreitet, wie ein unsichtbarer, aber alles verklärender Teppich über diesem schönen Garten. Vor seine Augen stellte sich, wie ein himmelanstrebender dunkler Tannenbaum an silbernem Gewässer, der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Goldene Früchte sah er strahlen in dunklem Laube, er sah die bunte Schlange schimmern in den dunklen Aesten, sah sie spielen mit der goldenen Frucht und naschen davon mit lustfunkelnden Augen. Und wie zwei Lichter strahlten diese Augen weit hin in die Ferne; zwei andere Augen begegneten ihnen, und er sah flüchtigen Schrittes die junge Mutter des alten Menschengeschlechtes nahe dem verhängnißvollen Baume. Und in zierlichen Ringen funkelte die Schlange so herrlich in dunklem Laube und naschte so zierlich von der prangenden Frucht, ringelte sich noch funkelnder hinaus auf des Baumes Aeste und wiegte sich in süßem Behagen; und hinauf mit glänzenden Augen sah die junge Mutter. Die Schlange prangte so üppig, die Frucht duftete so süß, in der Mutter Brust schwoll das Gelüsten auf. Da wiegte die Schlange näher und näher sich, wälzte spielend die schönsten Früchte zu des Weibes Füßen und lockte in süßen Tönen die neu geborne Lust zum fröhlichen Genuß. Schmeichelnd pries sie des Weibes Wohlgestalt und herrlich Wesen und schalt bitter des Allvaters Mißgunst, der ihr diesen Genuß verpönt, damit sie nicht an Herrlichkeit würde wie er. Er sah, wie die giftig süßen Worte schwellten die Lust, wie sie höher und höher wuchs, wie die schmeichelnde Stimme verdrängte des Allvaters gebietend Wort; er sah, wie Eva naschte in neugieriger Schüchternheit; wie sie eilte, mit Adam die Sünde zu theilen; wie einer düstern, geheimnißvollen Wolke gleich ein düsteres Etwas über das Thal sich senkte, es ver-

hüllte. Wüst und dürre breitete der Erdboden vor ihm sich aus, und im Schweiße ihres Angesichtes sah er die ersten Eltern verdüstert und verstört den ersten Acker bauen, sie, die ersten Opfer der verlockenden Stimme, die vom Vater weg die Geschöpfe locket und ihnen Elend giebt zum Lohne.

So saß Uli in seinem kalten Stübchen, vertieft in die heilige Geschichte, und seine Einbildungskraft stellte ihm das alles so lebendig vor, als wenn er es wirklich vor Augen hätte. Er vergaß, daß er in der Glungge war, und es kam ihm wirklich vor, als sei er im Paradies hinter einem alten Holunderbaum und erlebe alles mit. Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen, und eine rauhe Stimme sagte: „Bist du da und wieder geistlich!“ Uli, obgleich er nicht an den Nerven litt, fuhr doch hoch auf, als die unerwartete Stimme ihn anrief; er wußte es nicht gleich, war es die des Engels Michael, der ihn dem Adam nachsagen wolle, und erst bei näherem Besinnen merkte er, daß es einer der Knechte war. Sie hätten ihn allenthalben gesucht, sagte dieser, aber nicht gedacht, daß er in diesem kalten Loche sei. Er solle hinüberkommen in die Küherstube. Uli war aufgestanden und fühlte erst jetzt die Kälte, die ihn ganz steif gemacht. Was er dort solle, fragte Uli. Er solle nur kommen, hieß es, er werde es dann schon sehen. In des Kühers großer, warmer Stube, welche in einem alten Nebenhause war, war die ganze Dienerschaft versammelt, sogar die zwei Mägde. Einige spielten mit einem Kartenspiel, welches so beschmutzt war, wie zehnjährige Küherhosen, Andere lagen auf dem Ofen herum. Fluchen und Zotenreißen waren Trumpf. Als Uli kam, brüllte ihm Alles entgegen: er müsse Branntwein oder Wein zahlen, was er lieber wolle; das thäte jeder neue Meisterknecht. Es komme auf sie an, ob er dableiben könne oder nicht, und sie wollten ihn bald weg haben, wenn er sich nicht nach den Andern richten wolle. Uli wußte anfangs gar nicht, was er da machen solle. Das Geld reute ihn, er hatte nicht Lust, gemeine Sache mit ihnen zu machen,

fürchtete ſich nicht vor ihnen, aber geizig mochte er auch nicht ſcheinen, und zuletzt dachte er, wenn er hier etwas nachgebe, ſo könne er vielleicht um ſo beſſer beharren auf ſeinen Anforderungen an ſie.

Es wurde abgeredet, daß ſie nach dem Abendeſſen in's Wirthshaus wollten, und die Leute, die nicht Zeit hatten, für die Kirche ſich anzuziehen, die hatten jetzt Zeit genug, ſich anzuziehen für das Wirthshaus; die Leute, welche um Gottes und ihrer armen Seele willen zu faul waren, zu rechter Zeit aufzuſtehen, dieſe waren jetzt mit Freuden bereit, um einer Maaß Wein willen viele Stunden ihres Schlafes zu opfern. Als beim Nachteſſen die ganze Sippſchaft ſonntäglich angezogen erſchien und die Mägde mit dem Eſſen preſſirten, machte Vreneli große Augen und fragte, was das geben müßte. He, ſie wollten Alle in's Wirthshaus, hieß es; Uli müſſe Wein zahlen. Vreneli war das nicht recht. Es konnte nicht begreifen, warum Uli dazu ſich verſtanden habe. Wollte er jetzt auch mit ihnen gemeine Sache machen, und war er ſchon ſatt, ihr Gegentheil zu ſein? oder hatte er ſich bethören laſſen? es hätte das für ſein Leben gern gewußt. Vreneli war kurz angebunden beim Nachteſſen und trümpfte Alles, was ihm nahe kam, verzweifelt ab. Und als Uli, ehe er wegging, fragte: Vreneli, willſt nicht auch mit kommen? ſo antwortete es: es würde ſich ſchämen mit ſolchem Geſindel in's Wirthshaus zu gehen, für ſo was ſei es noch lange zu gut. Als Uli ſchon unter der Thüre war, rief es ihm noch nach: „Nimm dich in Acht, wenn ich dir rathen ſoll!" Auf dem Wege nach dem Wirthshauſe und in demſelben wollte jeder Uli der Liebere ſein. Einer drängte ſich näher als der Andere, Einer rühmte dies an ihm, ein Anderer etwas Anderes. Hie und da warf Einer einen Zweifel auf, aber nur, damit die Andern Uli deſto höher heben könnten. Der Melker meinte: er hätte nicht bald Einen geſehen, der ſich auf das Vieh beſſer verſtünde als Uli, und der Pferdeknecht ſagte: im Fahren fürchte er Keinen, aber

beim Holzführen hätte er von Uli lernen können. Und da der jüngste Knecht sagte, sie wollten sehen, ob Uli vormähen könne, da wollten sie ihm noch heiß machen, so sagte ein Anderer: einmal er begehre nicht, mit ihm zu wetteifern, sondern er wolle es im voraus verspielt geben. Und wenn die eine Magd klagte, er sei so gar ein Stolzer und möge sich nicht mit einem Mädchen von ihrem Stande und Schlage abgeben, sie wisse aber wohl, wer ihm in die Augen scheine, sagte die Andere: einmal sie hätte nichts über ihn zu klagen, so ein Hülfreicher und Manierlicher sei ihr noch nicht bald vorgekommen. Die seien ihr dann auch nicht die Liebsten, welche meinten, es sei ihnen alsobald alles erlaubt. Und dann sei Uli auch erst acht Tage da und wisse es noch nicht, mit wem er sich könne einlassen, und wer es eigentlich gut mit ihm meine. Während sie so rühmten, verschwand eine Maaß nach der andern, und Uli konnte gar nicht Einhalt thun. Vom Rühmen ging man in Vorschläge über und sagte ihm, er werde bald sehen, wer es gut mit ihm meine. Er solle doch nicht ein Narr sein und meinen, er wolle dem Meister sparen und solle zu seiner Sache sehen. Gerade das wolle Joggeli selbst nicht, und wer es am besten mit ihm meine, den nehme er am meisten auf's Korn. Wenn man aber mache, wie es einem in den Kopf komme, und mit ihm aufbegehre, wenn er etwas sage, so fürchte er einen und habe Respekt. Er sollte doch nicht sich und Andere plagen für nichts und wieder nichts, sein eigener Sohn mache es akkurat nicht besser, und wenn er den Alten beschummeln könne, so lache er sich den Buckel voll. Wenn man einander verstehen wolle, so ließe sich da etwas machen, nur müsse er es nicht machen, wie der frühere Meisterknecht: der habe alles für sich wollen und Andern nichts gegönnt, darum sei es ihm auch so gegangen. Wenn er auch Andern etwas gegönnt, er hätte noch lange gut Sach haben können, Joggeli hätte nichts vernommen. So erzählte und berichtete man Uli, daß er ganz sturm wurde und lange nicht

wußte, waren dies die gleichen Leute, welche die ganze Woche durch ihm alles Mögliche in den Weg gelegt oder waren es ganz andere. Ein Glück für ihn war, daß die Vorgänge des Tages ihm noch im Gedächtniß waren, der Wein, das Rühmen, die Gutmeinenheit hätten ihn überwältigt. Nun aber an das Erlebte, an Vreneli's Rath denkend, blieb er vorsichtig, konnte sich aber des Gedankens fast nicht erwehren: die Leute seien doch besser, als er sie gedacht und sie im ersten Augenblick ihm geschienen hätten, und es müßte bös gehen, wenn er mit ihnen nicht fertig werden sollte. Endlich wollte der Wirth keinen Wein mehr geben, weil es über die gesetzliche Zeit sei. Hier wußte man noch, was für Zeit es sei. Wenn aber Einer nie weiß, was für Zeit es ist, so ist er immer wie sturm im Kopf, legt die Nachtkappe an, wenn er einen Dreimaster aufsetzen sollte, setzt sich auf's hohe Roß, wenn er kusch machen sollte unter den ersten besten Ofen.

Während Uli mit innerlichen Seufzern die ziemlich hohe Zeche bezahlte, ging einer seiner Gäste nach dem andern hinaus, nur ein Knecht blieb bei ihm. Draußen war es dunkel, es schneite stark, man sah kaum eine Hand vor den Augen. Sein Begleiter sagte ihm: jetzt wolle er ihn vor das Fenster eines Mädchens führen, wo sie vielleicht einen Besuch machen könnten. Ihm seien alle Mädchen bekannt weit und breit, und er wolle sie Alle unter's Fenster bringen, und es sei in der ganzen Gemeinde nicht manche Kammer, in welcher er noch nicht gewesen sei. Uli weigerte sich und sagte: er sei noch fremd hier und habe keine Lust, zu erfrieren an den Fenstern unbekannter Mädchen; sie wollten machen, daß sie den Andern nachkämen, welche vorausgegangen seien. So solle er doch mit ihm nur einen Augenblick da nebenaus kommen, nicht fünfzig Schritte vom Wege, es nehme ihn wunder, ob dort die Tochter des Hauses einen Besuch hätte oder nicht. Es sollte sie nicht fünf Minuten aufhalten. Uli ging. Kaum war er vom Wege ab, in einem dunkeln Gäßchen, zwischen schwarzen Gebäuden, so

pfff ein Scheit ihm hart am Kopf vorbei, ein Streich sauste ihm in den Nacken, ein anderer auf die Achsel. Rasch griff er in das Dunkle hinein, packte eine Hand mit einem Scheit, riß es aus derselben, that zwei, drei tüchtige Schläge um sich, daß es krachte, schmiß mit gewaltiger Kraft einen im Wege stehenden Gegenstand weit in eine Hofstaat hinaus und war verschwunden, wie wenn ihn der Boden verschluckt hätte. Man hörte noch hie und da einen fallenden Streich, dann flüsternde Stimmen: „Nicht doch, nicht! Donnerwetter, ich bin es ja! Wo ist er, wo ist er? Ich weiß es nicht, es ist, als ob ihn der Teufel genommen. Kommt doch, helft mir den Pferdeknecht aufstellen, der hat einstweilen genug. Ich blute wie ein Schwein, aber dem verfluchten Kerl muß es noch eingetrieben werden. Wir wollen ihm vorlaufen und dann beim Thürli ihm warten, es müßt der Teufel thun, wenn wir ihn dort nicht erwischten, und dort wollen wir ihn dann salben, bis er zufrieden ist." Sie liefen, taumelten, warteten beim Thürli, aber kein Uli kam. Endlich wurde ihnen angst, er könnte vielleicht bewußtlos niedergefallen sein und nun erfrieren. Sie schlichen sich heim, und der Pferdeknecht fluchte in einem fort: einen solchen Streich hätte er noch nie bekommen und er wollte, Uli erfröre, aber wenn es dann nur nicht auf sie herauskäme, weil sie mit ihm aus dem Wirthshaus gegangen, es sei jetzt gar verflucht kalt im Gefängniß. Am Morgen erschraken sie heftig, als Uli's Stimme wie gewohnt sie weckte und aufrief. „Der Hund lebt scheint's noch!" sagte der Pferdeknecht zum Melker. „Wie Teufel ist der heimgekommen?" Aber niemand konnte Bescheid geben. Sie fragten Uli, wie er heim gekommen, sie hätten ihm lange gewartet, doch umsonst; er werde bei einem Mädchen gewesen sein. Darauf erzählte Uli's Begleiter, wie es ihnen im Gäßchen ergangen, und klagte Uli an, daß er ihn im Stich gelassen und davon gelaufen sei, ohne sich darum zu bekümmern, ob er zu todt geschlagen würde. Uli antwortete bloß, daß jeder zu sich selbst sehen müsse. Er hätte übrigens

nicht gewußt, wie ihm helfen, da er ihn gleich nicht mehr gesehen. Die Andern thaten gar unbefangen und wünschten nur, daß sie dabei gewesen, denen hätten sie es zeigen wollen. Uli nahm das hin, ohne nach ihren Beulen zu fragen, ohne einläßlich über die Art seiner Heimkunft zu antworten. Breneli, welches auf die Heimkehr der Abwesenden bange gewartet, hatte Uli zuerst und allein heimkommen hören und schlief darauf ein. Am Morgen sahe es blaue Beulen an einigen Köpfen, und im Vorbeigehen sagte ihm Uli: „Du sollst Dank haben, du hast Recht gehabt." Aber mehr zu sagen schickte es sich nicht. Breneli wurde natürlich neugierig, und endlich gelang es ihm, von der einen Magd, die sich etwas auf Uli's Seite neigte, zu vernehmen, wie die Abrede gewesen, Uli recht tüchtig zu prügeln, nachdem man seinen Wein getrunken und mit Rühmen ihn recht zutraulich gemacht hätte. Man habe das schon im Dorfe versucht, damit man die Schuld auf die Dorfbuben werfen könnte. Aber sie wisse nicht recht, wie es gegangen, und niemand könne rechten Bericht geben. Es seien ein Paar Streiche gewechselt worden, der Pferdeknecht sei ohnmächtig geworden, der Knecht sei unter einen Wagen gefahren, wie aus einer Kanone, der Melker habe ein Loch in den Kopf erhalten, daß das Blut herausgefahren wie aus einer Brunnröhre, aber keinen Uli hätte man mehr gemerkt, so daß sie fast glaubten, sie hätten einander selbst geschlagen. Sie hätten ihm noch aufgepaßt beim Thürli, aber kein Uli sei gekommen; dagegen habe er sie heute geweckt, sie könnten gar nicht wissen, wie das gekommen, da auch sie Mägde, die auf der Straße geblieben, von Uli gar nichts gemerkt. Heute beim Bettmachen habe sie Blut auf Uli's Hauptkissen gesehen, so daß sie glaube, er müsse doch dabei gewesen sein, aber wie es zugegangen, könne sie nicht sagen und wenn man ihr den Kopf abreiße. Und niemand kam darüber. Auch Breneli hätte es nie erfahren, wenn Uli es später nicht selbst erzählt, wie er, nachdem er Einige ausgewischt, unter das schwarze Dach eines Ofenhauses gestan-

den, weil er zu alt dazu geweſen, eine Schlägerei auf Tod und Leben fortzuſetzen. Da, ganz in ihrer Nähe, hätte er ihre Reden vernehmen, ihre Stimmen gekannt und ſei unvermerkt aber ſchnell ihnen, die noch mit dem Pferdeknecht zu thun gehabt, vorausgekommen und heim, ehe ſie daran gedacht. Es hätte ihn freilich gelüſtet, ſelbſt beim Thärli zu lauern, allein am Ende habe er gedacht, es könnte ein Unglück geben, und am wohlſten ſei er daheim im Bett. Das habe ihm wieder die Augen aufgethan, was man den Leuten trauen könne, und wie er hier ſtehe. Er ſolle nur nicht gleich erſchrecken, ſondern ſich an niemand kehren und ſeine Sache recht machen, ſo werde das ſchon gut kommen, ſagte Vreneli. Dann aber ſagte es auch der Mutter was vorgegangen, und wie die Dienſtboten den Meiſterknecht verfolgeten, und man müſſe doch ein wenig zu ihm ſehen, ſonſt laufe er fort, ehe man daran denke. Er ſcheine ein braver Burſche und nehme ſich der Sache an, man kriege vielleicht nicht bald wieder ſo Einen. „Wir wollen ſehen, ſagte die Mutter, wir wollen machen, was wir können, wenn nur der Vater nicht ſo ein Wunderlicher wäre, dem iſt beim Tauſend Keiner recht."

Kapitel 15.

Uli kriegt Platz in Haus und Feld, ſogar in etlichen Herzen.

Am nächſten Sonntag rief die Mutter Uli in's Stübli. Joggeli war zum Sohn gefahren mit der Eliſe (d's Eliſi ward ſie aber genannt), die dort einem Ball beiwohnen wollte und deswegen Schneider, Näherin und Schuhmacher faſt auf den Tod geplagt hatte, ſie ſchön zu machen, und, da alles nichts helfen wollte, weinte und Krämpfe kriegte: „Im Weltſchland, jammerte ſie, ſei ſie immer von den Schönſten eine geweſen, und hier

wolle alles nichts helfen, wie ſie anwende und kein Geld ſie reue; aber die Schneider und die Näherinnen könnten in Gottsname nichts, und dann ſcheine es ihr immer, man hätte hier gar nicht ſolches Zeug wie im Weltſchland, dort möge man anziehen, was man wolle, ſo ſtehe es einem wohl an und ſollte es der Ofenwiſch ſein. Wie unbedeutend es ſich angezogen, ſo hätten doch die Frauen, bei welchen es in Penſion geweſen, geſagt: „O wie niedlich, o wie ſchön, die Figur ſo elegant, das Geſicht ſo nobel, wahrhaftig wie ein Engel!“ Und hier ſage man ihm nur: „wie bleich biſt du doch und ſo mager wie ein Rebſtock!“ das ſei noch das Schönſte, was man ihm ſage.

„Uli, ſagte die Mutter, trinke, nimm Brot und ein Stück von dem Schinken, wenn du magſt.“ Er begehre nichts, ſagte Uli, er hätte ja erſt gegeſſen. Er möchte ſie um etwas Anderes fragen, und wenn es ihr nicht recht ſei, ſo ſolle ſie es ihm nur gleich ſagen, er zürne es nicht. Er wiſſe wohl, daß an jedem Ort ein anderer Gebrauch ſei. Er möchte fragen: ob ſie ihm nicht erlauben wollte, an Sonntagnachmittagen in der Wohnſtube zu ſein, wenn ihn der Meiſter nicht etwa ausſende. Er gehe nicht gerne, wohin die Andern gingen, er wiſſe nur zu gut, wie es da gehe. Ins Bett möge er auch nicht. Er leſe am Sonntag gerne ein Kapitel und möchte ſeinem frühern Meiſter einen Brief ſchreiben, und dazu ſei es gar zu kalt in ſeinem Stübchen. „He, ja freilich, ſagte die Frau, ja freilich; Joggeli wird wohl nichts dagegen haben, und dem Eliſi wird es auch nichts machen. Du biſt nicht wie die Andern, die begehrte ich nicht, die können meinethalben ſein, wo ſie wollen. Mit dem Küſten und mit dem Garnhaspen magſt du dich mühen, wie es noch Keiner gemacht hat. Und überhaupt, wenn du ſo fortfährſt, ſo bin ich mit dir beſonders wohl zufrieden und der Joggeli auch. Aber er kann es nicht zeigen, und wenn er ſchon zuweilen ein wenig wunderlich iſt, ſo mußt du dich ſeiner nicht achten und deine Sache nur fort

machen." Während sie ihm so zusprach, nöthigte sie ihm doch etwas vom Schinken und etwas aus der Flasche auf und trug ihm noch auf: er solle morgen Korn zu Mehl für die Schweine besorgen, der Joggeli brauch' eben nicht alles zu sehen. Er sage freilich nichts darwider, aber er hielte ihr doch immer vor, wie viel sie brauche zum Säumästen. Verschleppen wolle sie ihm nichts, und er esse so viel von den Schweinen als sie, und so werde das wohl keine große Sünde sein.

Vreneli machte ein kurios Gesicht, als Uli mit seinem Schreibgeräthe daher gezogen kam. „Was solles?" fragte es, „was kömmt dich an?" „He, die Meisterfrau hat mir erlaubt, am Sonntagnachmittag hier zu sein," sagte er. „Beim Küher mag ich nicht sein, droben ist's mir zu kalt, und alle Sonntage ins Wirthshaus will ich nicht." Vreneli ging zur Base und sagte: es habe nichts gegen Uli, aber wenn es mit ihm ins Geschrei komme, so solle sie daran denken, daß sie schuld sei; und der Vetter werd' auch ein wunderlich Gesicht machen, wenn Uli thue, wie wenn er daheim wäre. „Du Närrchen, sagte die Base, was hab' ich machen sollen, als er mich fragte ganz manierlich? Und er ist doch auch kein Hund, so zu sagen, wenn er schon ein Knecht ist, und zuletzt ist es doch besser, er sei da, als daß er uns beim Küher hilft ausspotten und heruntermachen." „Wie gesagt," sagte Vreneli, „ich habe nichts darwider, allein sinnet dann daran, daß ich nicht schuld bin, wenn allerlei geredet wird."

Das ärgerte allerdings den Joggeli den nächsten Sonntag gar sehr, als er Uli Platz nehmen sah in der Stube, und die gute Mutter hatte manches Stichwort auszustehen, ja sie sollte ihn fortschicken. Das wollte sie aber doch nicht, er könne es ihm selber sagen, sagte sie, das wollte aber Joggeli nicht.

Am meisten rümpfte d's Elisi die Nase. Die packte gewöhnlich alle Nachmittage ihren Kram aus, sonnete ihn und packte ihn dann wieder ein in die schönen Schachteln: Korallen, seidener Faden, Kettchen, Ringe, silberne mit Gold belegte Häfte

ſchöne Tüchlein, geſtickte Vorhemdchen u. ſ. w.: ſie hatte manchmal damit, wenn es ſie recht ankam, den ganzen Tiſch überlegt und alle Stühle dazu, hielt Eins nach dem Andern bald ans Licht, bald an den Kopf oder an den Rücken, und dann ſollten ihr die Anweſenden ſagen, was ihr am beſten ſtehe; das legte ſie zurecht für den nächſten Sonntag. Da ſie dieſes aber faſt alle Nachmittage vom Montag bis am Samſtag trieb, ſo änderte der projektirte Putz gar manchmal, denn man trieb das Spiel mit ihr. Die Eltern durften ihr nichts ſagen, ſonſt plärete Eliſi, lag ins Bett, wollte ſterben, weil ſie verfolget würde; man mußte den Doktor holen laſſen, und es gab eine Geſchichte vom Henker. Vreneli und Eliſi waren einander nicht hold. Eliſi behandelte Vreneli wie eine arme Verwandte, die das Gnadenbrot ißt, und bedachte nicht, daß die Laſt der ganzen Haushaltung eigentlich auf Vreneli lag; auch mochten Vreneli's geſunde Farbe und rüſtiges Weſen nicht wenig geheimen Neid erwecken, obgleich Eliſi manchmal ſagte: im Weltſchland hätten ſie ein Wochenmenſch gehabt, welches Vreneli auffallend ähnlich geweſen ſei, von dem hätten ſeine Frauen immer geſagt: „O Himmel, welch gemeines Ausſehen dieſe doch hat!" Vreneli dagegen ſah mit Bedauern der Verwandtin kindiſches Weſen und ihre Meiſterloſigkeit, nahm derſelben Hochmuth nicht ſehr zu Herzen, ließ hie und da ein Wort fallen, um Eliſi abzumahnen, ſich doch nicht lächerlich zu machen, was aber allemal übel aufgenommen und ausgelegt wurde, als ob Vreneli nur eiferſüchtig ſei.

Eliſi rümpfte ſchrecklich die Naſe, als ſich Uli an den Tiſch ſetzte und etwas zu leſen begann. Er war ihr allenthalben im Wege, er ſollte nicht an dieſem Platze ſein, ſondern an einem andern, und war er an dem andern, ſo war er doch wieder nicht am rechten. Eliſi hatte wieder den ganzen Tiſch überlegt, eine ganze Menge Haarſchnüre aufgerollt, eine ſchöner als die andere; Uli hatte kaum ein Plätzchen für ſein Buch. Er ward in ſich böſe. Er ſah die verdrießlichen Geſichter wohl

und die offenbare Absicht, ihn zu verdrängen, und nun meinte er bei sich selbst: wenn er eine ganze Woche bös habe, an Wind und Wetter sei, allenthalben der Erste und der Letzte, so sollte doch wohl zwei oder drei Stunden für ihn Platz in einer warmen Stube sein. Er war darauf und daran, seinen Unmuth laut werden zu lassen und aufzuprotzen, obgleich es ihm so halb und halb vorkam, als wäre dieses dumm, indem er sich damit selbst strafe; das Klügste sei, zu thun, als achte er sich ihrer nicht, und zu machen, was ihm bequem sei. Aufzubegehren sei es dann immer noch Zeit, wenn man ihm etwas sage. Wenn aber Aerger im Menschen ist, so macht er selten das Klügste, sondern gewöhnlich das Dümmste. Da fiel eins der Bänder Uli zu Füßen, er hob es auf, sah darüber hin und sagte unwillkürlich: das sei das schönste Seidenband, das er noch gesehen; es nehme ihn nur wunder, wie man solche Blumen hineinweben könne. „Das sei noch gar nichts, sagte Elisi, sie hätte noch viel schönere. Diese schönern brachte sie herbei, und Uli bewunderte sie aus aufrichtigem Herzen, denn er hatte wirklich noch keine solchen gesehen. Es nehme ihn aber nicht wunder, setzte Uli hinzu, daß sie schöne Haarschnüre begehre, sie hätte auch schöne Haare darum zu flechten. Von da an fand Uli Platz am Tische und Gnade in Elisi's Augen. Elisi war nun alle Sonntagnachmittage in der Wohnstube, flocht die Haare darin, und Uli mußte rathen, welche Haarschnur einzuflechten sei. Uli war aber auch ein hübscher Mann, freilich bald dreißig Jahre alt, aber schön von Wuchs und Farbe: im Kopf hatte er blaue, heitere Augen und auf demselben dunkelblondes, gekräuseltes Haar, eine schöne Nase und darunter weiße Zähne, welche die Juden auch gestohlen haben würden, wenn sie sich an einen solchen Mann getraut hätten.

Das sah aber Joggeli wiederum nicht gerne; er wurde überhaupt immer ärgerlicher auf Uli. Der Schnee war vergangen und mit dem Holzen war man fertig geworden. Aber Uli hatte zugleich unnöthiges Holzwerk aller Art, welches um

Uli der Knecht. Pag 178

das Haus lag, aufgeholzt und weggeräumt und die Scheiterbygen so zierlich gemacht, daß die Bäuerin große Freude daran hatte und sagte: jetzt sei einem doch recht wohl, man könne rings um das Haus gehen, man stolpere über nichts und könne rings um das Haus sehen, und es mache einen nichts zornig. Joggeli aber brummte gewaltig: so Einen hätte er noch nicht gehabt, dem nichts recht sei; er lasse nichts am alten Orte und zuletzt komme er ihnen noch ins Stübli und räume da auf. Zugleich hatte Uli um Erlaubniß gefragt, die Bäume, die in ganz jämmerlichem Zustande, voll Moos, Misteln und dürrer Aeste waren, putzen zu dürfen. Er machte es meisterlich, aber Joggeli doch nicht recht, und alle Knechte schimpften, er ziehe die Arbeit aus der hintersten Ecke hervor, um sie zu kujoniren. Die Jauche mußte ausgethan werden, damit man für das Frühjahr neue machen könne; das war wieder Keinem recht. Sobald es recht auffror, ging es hinter die Matten, die eigentlich im Herbst hätten in Stand gesetzt werden sollen. Hier waren die kleinern Wassergänge zu reinigen, und neue Schleusen hätten sollen gemacht sein. Aber Joggeli, obgleich er das nöthige Holz dazu hatte, sperrte sich mit Händen und Füßen und wollte nicht; es war, als ob Uli den Nutzen davon hätte. Die seien lange gut gewesen, sagte er, er wüßte gar nicht, warum jetzt auf einmal alles neu sein solle. Die andern Knechte hätten mit denen wässern können, und wenn Uli so ein Meister sein wolle, so dünke es ihn, er sollte es mit denen auch können.

Im März, an einem hellen Sonntagnachmittage, sagte Uli zu Vreneli, er möchte gern ein Wort mit dem Meister reden, es solle ihn doch bitten herauszukommen. Vreneli richtete den Auftrag aus, und Joggeli brummte: „Was will er wohl wieder, was ist ihm Neues eingefallen? Er ist ein unerträglicher Treibauf, läßt einem weder Sonntag noch Werktag Ruhe."

Draußen nun fragte ihn Uli um die Frühlingsarbeit.

Sein Meister und er, sagte er, hätten in jeder Jahreszeit und vor jeder Hauptarbeit alle Geschäfte ins Auge genommen und dann sich eingerichtet, daß alles zusammen gegangen und nichts zurück geblieben sei. Wenn man alles ein wenig in's Auge nehme, so wisse man, was für Leute man nöthig habe, wenn man anfangen und wie man die Leute brauchen müsse, daß an allen Orten etwas gehe. Wenn man die Sache nur so von einem Tag zum andern nehme, so vergesse man immer etwas, man glaube immer, mehr Zeit zu haben, als es sich ergebe, und weniger Geschäfte, als sich dann nach und nach zeigten; so rücke die Arbeit nicht vor mit der Jahreszeit und zuletzt werde alles zur Unzeit gemacht und schlecht, so auf und davon gearbeitet. Er möchte daher fragen, da es bald angehen werde: was für Sommerfrucht gepflanzt werde, wie viel Erdäpfel, wie große Hanf-, Flachs- und Kabisplätze ꝛc. und wo man dieses und jenes haben wolle. Wenn es Joggeli anständig wäre, so sollte er ihm heute das Land anweisen; es sei ein so freundlicher Nachmittag, daß es ein rechtes Plaisir sei, ein wenig an der Sonne herum zu gehen.

Da sei es noch lange Zeit dazu, sagte Joggeli, der Schnee sei ja kaum ab; wenn es dann Zeit sei, so wolle er es ihm schon sagen. Das Pressiren trage nichts ab; sie hätten bis dahin den Hof arbeiten können ohne ein solch Pressiren. „Aber nichts desto besser, sagte die Frau, es giebt ja bald keine Sachen mehr. Ich wollte mit Uli gehen, es thut dir nur wohl, wenn du dich auch ein wenig an die Sonne lässest. Warum willst du zurückhalten und den Leuten umsonst zu essen und den Lohn geben? Andere Jahre sind wir mit Holzen und Dreschen drei Wochen später fertig gewesen und mußten immer um so viel später anfangen, als andere Leute, und blieben so das Jahr durch zurück. Was sollen die Leute jetzt machen, wenn du nicht Arbeit anweisen willst?“ Joggeli zog brummend seine warmen wollenen Schuhe aus und andere an; die Frau mußte ihm das Halstuch umbinden und ein Schnupf-

tuch in die Tasche thun. Hinter dem Ofen suchte er einen Stock und ging endlich zankend und ärgerlich.

Joggeli hatte sein Lebtag noch nie sein ganzes prächtiges Gut in's Auge genommen und darüber nachgedacht, wie es zu benutzen sei, daß nicht nur ein bedeutender Ertrag herauskomme, sondern daß das Gut selbst gesünder werde, ein Theil dem andern nachhelfe u. s. w. Er säete so viel an, als er Mist hatte oder die Zeit erlaubte. Mußten Kartoffeln gesetzt werden, so suchte er ein Stück Land dazu, aber immer so klein als möglich, daß man nach dem Neujahr mit den Erdäpfeln zu sparen anfangen mußte. So machte er es mit den Flachs-, Reps- und Hanfplätzen. Er ließ sich die von der Frau nur so abmarkten, und Mist dazu und Jauche mußten fast gestohlen werden. Alles Land, welches nicht Korn oder Futter trug, reute ihn, er hielt es wie für verloren. So war auf dem ganzen Gute nur so eine Stümperei. Hier ein Plätzli von diesem, dort ein Plätzli von jenem, je nachdem zufällig ein Stücklein wenig oder viel Gras gehabt. Zudem stand das Angebaute mit dem Liegenden nie in rechtem Verhältniß. So wenig als sein Gut nahm er seine Dienerschaft ins Auge, berechnete und vertheilte nie ihre Kräfte in der Bearbeitung des Gutes. Er hatte eben nicht am liebsten zu viel Leute, die Leute aber, die er hatte, wußte er nicht zu beschäftigen und anzuleiten; er brummte freilich, wenn sie so wenig und so schlecht als möglich arbeiteten, allein weiter brachte er es nicht. Daher fehlten dem Gute die nöthigen Kräfte, es wurde nicht bearbeitet, bald fehlte Mist zum Anfaen, meist die Zeit. Man wurde nie fertig, und doch wurde kaum die Hälfte von dem, was nöthig gewesen wäre, gethan. Daher nahm das Leben des Gutes — denn jedes Gut hat ein Leben, das halb von der Beschaffenheit des Bodens, halb von der Arbeit abhängt — ab und somit auch alle Jahre der Ertrag. Und das ist die Ursache vom unglücklichen Siechthum vieler Güter, daß man das Gleichgewicht nicht zu finden weiß zwischen dem, was das Gut

will, und dem, was sein Besitzer will, zwischen den Kräften und den Bedürfnissen des Gutes; daß man das Maaß und die Art und Weise der Arbeit nicht gehörig würdigt. Uli hatte seine liebe Noth mit dem Alten. Es reute ihn jeder Boden, den er hergeben sollte für dies oder das, aller Mist, der nöthig war. Er wollte Boden und Mist immer für etwas Anderes, Besseres sparen. Vergebens stellte ihm Uli vor: man könne doch nicht alles auf den Herbst sparen, und es dünke ihn, für eine solche Weite Landes sei viel zu wenig ausgesäet; man müsse schon den Frühling benutzen, um mehr Land umzupflügen, und Mist für den Herbst wolle er schon genug besorgen. Mit der größten Noth brachte er ein größer Erdäpfelstück heraus, als sonst Sitte war, und einigen Sommerwaizen, in den er dann Klee säen wollte. Daneben sah er auf dieser Wanderung Hääge, zwei Klafter breit, unbenutzte Ränder und wilde Stücke; sah Arbeit für die Zwischenzeit auf viele Jahre.

Auf dem Heimwege sagte Uli: er müsse ihm noch etwas sagen, wenn er es nicht ungern haben wolle. Joggeli sagte: es dünke ihn, er hätte ihm schon viel gesagt und sollte zufrieden sein für heute. Doch solle er es auch noch sagen, es gehe am Ende in Einem zu. „Meister, sagte Uli, es ist in den Ställen nicht alles, wie es sein sollte. An unsern Rossen ist nicht mehr viel zu erfüttern; wenn man nicht etwas ändert, so kommen die meisten in Abgang. Bei den Kühen ist es noch viel schlimmer. Sie geben nicht Milch, wie sie sollten; die meisten haben nur zwei oder drei Striche, sind auch wohl alt, und es dünkt mich, wenigstens mit vieren sollte man fort und dagegen etwas Junges einstellen mit ganzen Eutern, man käme viel weiter. So wie es jetzt ist, füttern wir Thiere ohne Nutzen und Ertrag."

„Ja, ja, sagte Joggeli, verkaufen kann man wohl, verkaufen kann ein Jeder, wenn er etwas hat, aber wenn man dann etwas Anderes hätte!" Man werde heut zu Tage mit allem betrogen. Und wer sich mit diesem Handel abgeben

ſolle, er möge nicht mehr nach, und wem er es anvertrauen ſolle, daß er nicht betrogen werde. O, ſagte Uli, das müſſe ein jeder Bauer riskiren, und betrogen ſei ſchon ein Jeder geworden; aber bei ſeinem Meiſter habe er Roſſe und Kühe gekauft und ſei noch glücklich geweſen dabei. „Jä ſo, ſagte Joggeli, du wollteſt das alſo machen: verkaufen und einkaufen; jä ſo, das iſt etwas Anderes, jetzt nimmt's mich nicht mehr wunder. He nun, wir wollen ſehen, wir wollen ſehen; das iſt eine wunderliche Sache."

Daheim klagte er ſeiner Alten wieder, wie Uli ihn gedrängt und geplagt habe. Nichts ſei ihm recht. Er würfe ihm das ganze Gut um, wenn er ihn machen ließe. Und beide Ställe wolle er ihm neu beſetzen. Er merke aber das Bürſchli wohl und wolle es ihm zeigen, wer er ſei. So Einer, der keine Hand breit Land hätte, wolle, wie man ein Gut behandle, beſſer wiſſen als Einer, deſſen Vater und Großvater ſchon vornehme Bauern geweſen ſeien. Es ſei ein Hochmuth in den Leuten vom Teufel; es ſei gar nicht mehr auszukommen. Als er nun ins Beſondere erzählte, warum Uli ihn gedrangſalet, ſo ſagte ſeine Alte: „Bauern hin, Bauern her; aber wenn Mancher nur halb ſo geſcheidt geweſen wäre, als mancher Knecht iſt, ſo wäre er noch einmal ſo reich, und ſein Hof trüge ihm noch einmal ſo viel ab."

Indeſſen lief die Arbeit, und alle Welt verwunderte ſich, wie früh man in der Glunggen erwacht ſei. Kamen die Ueſtiger zu den Dienſtboten, zum Pferdeknecht, der Miſt führte, zum Melker, wenn er Salz holte ꝛc., ſo ſagten ſie: das müſſe ſcheint's ſtreng gehen in der Glunggen; das ſei doch ſchlecht von einem Knecht, die Leute ſo zu kujoniren; aber ſie thäten es nicht, ſie würden aufbegehren und von ſo einem herzugelaufenen Burſchen ſich nicht laſſen befehlen; ſie wollten ihm zeigen, daß ſie länger da geweſen ſeien, als er. Es gehe alles, bis es genug ſei, ſagte der Pferdeknecht; man ſolle nur ſehen. Kamen ſie zu Joggeli, ſo ſagten ſie: was ihn ankomme, daß

er so pressire. Oder ob er etwa einen neuen Meister bekommen habe. Es sei eine Gegend nicht wie die andere, und sie hätten noch nie gesehen, daß zu viel pressiren viel abtrage. Er lasse den neuen Knecht wohl viel Meister für den Anfang. Daneben wollten sie nichts gesagt haben, er werde wohl wissen, was er mache. Kamen sie dann zu Uli, so sagten sie: so Einer wäre auf der Glunggen schon lange nöthig gewesen. Man sehe es schon von weitem, daß da ein Anderer predige. Daneben sei er ein Narr, daß er sich so plagen möge, er bleibe doch nicht lange da, bei Joggeli halte er es nicht aus, und ein solcher Kerli wie er werde nicht immer Knecht sein wollen oder dann doch in einen andern Platz gehen.

Dieses trug nicht dazu bei, die gegenseitige Anhänglichkeit zu vermehren, den Gang der Dinge zu erleichtern. Erst jetzt nahm Uli's Bürde zu und es war ihm, als ob er bis an die Knie im Lehm wandeln müsse. Alles mußte er Joggeli abdisputiren, abzanken, und wenn er es endlich ausführen wollte, so hatte er allenthalben unwillige, ungeschickte Hände. Er mußte allenthalben stoßen, ziehen und schieben; an allem machte man so lange und so schlecht als möglich. Er glaubte es nicht dahin bringen zu können, daß man die Flachsstelle sauber rüste, daß man auf irgend einem Acker die Furchen auch recht zu Boden hacke. Man sah noch in zweijährigem Grasboden Furchenstreifen, so oberflächlich war gehacket worden, hier, in so schwerem Boden, was freilich in leichterm Sandboden nur so obenhin oder gar nicht zu geschehen braucht. Er wußte, wie schwer sich über das Arbeiten etwas sagen läßt, wie ungern sich ein Mensch vorwerfen läßt, er mache eine Landarbeit nicht gut; wie ein sechskreuzeriges, drei Schuh hohes Knechtlein auffährt wie ein Hahn, wenn man ihm sagt, es könne nicht mähen oder nicht hacken; wie es sagt: „Ich bin schon bei manchem Meister gewesen und habe es ihm recht gemacht, und wenn ich dir nicht genug arbeite, so brauchst du es nur zu sagen, ein Kerli wie ich findet Meister so viel er will."

Nehmen es die Leute von einem Meister nicht an, wie sollen sie es von einem Knecht annehmen? Uli meinte daher auch, Joggeli sollte dieses, sollte jenes sagen; aber Joggeli wollte nicht. „Sag' du es ihnen, wenn es dir nicht recht ist, was sie machen, sagte er; das ist deine Sache, darein mische ich mich nicht. Ich wollte ein Narr sein, einem Meisterknecht einen großen Lohn zu geben und dann noch alles machen zu sollen, was an ihm ist!" Wenn aber die Dienstboten Joggeli klagten, heute hätten sie das und jenes noch machen und am Ende wieder von vorne anfangen müssen, es sei alles nicht gut genug gewesen, so klagte Joggeli: von dem hätte er nichts gewußt; es thäte es Uli doch wohl, zu fragen, aber er mache, wie wenn ihm niemand etwas zu befehlen hätte, wie wenn der ganze Hof der seine wäre. Uli begriff es alle Tage besser, wie man von Einem sagen könne: er habe die Wände aufspringen wollen, kam es ihn doch selbst alle Tage an.

Indessen ging die Sache doch, wenn auch mühselig. Sie waren mit den Frühlingsarbeiten so früh fertig wie andere Leute und hatten mehr gepflanzt als sonst. Sie konnten dieses Jahr zwei Mal in die Erdäpfel, konnten hacken, die Erde um die Stauden häufen und mußten nicht das Unterlassen des einen oder des andern mit einem Drittheil oder der Hälfte der Ernte büßen. In den Flachs wurden kleine Stöcke gesteckt, von Fuß zu Fuß Faden gezogen, das Fallen des Flachses zu hindern, und er war so schön, daß die Bäurin fast alle Tage hinging, ihn zu besehen, und wenn die Uestiger vorbeigingen, so sagten sie zu einander: „Es ist schade, daß Joggeli diesen Knecht hat. Man sieht, er versteht die Sache; es bekäme gleich alles eine andere Nase in der Glungge. Er wird ihn aber bald fortgekeift haben."

Kapitel 16.

Uli kommt zu neuen Kühen und neuen Knechten.

Unerwartet sagte Joggeli eines Morgens dem Uli: er hätte der Sache nachgesinnet und gefunden, daß es nicht übel wäre, wenn man im Stall etwas ändere. Morgen sei zu Bern Monatmarkt, dort mache man es gewöhnlich am besten. Er solle den Zingel und den Stär nehmen und Nachmittags mit ihnen Bern zu. Er könne übernacht sein, wo es sich ihm schicke, damit er Morgens zeitig auf dem Markte sei. Wenn ihm auf dem Markt etwas Anständiges anlaufe, so solle er es kaufen; sonst könne man am Burgdorfmaimarkt sich umsehen. — Uli hatte nicht viel einzuwenden, obgleich es ihn seltsam dünkte, daß er mit zwei alten Kühen fünf Stunden weit auf den Markt gehen sollte, auf die Gefahr hin, im Fall Nichtverkaufens sie nicht mehr heimbringen zu können auf der harten Straße und mit ihren nur des Stalls gewöhnten Füßen.

Es war ein warmer Mainachmittag, Staub auf den Straßen, die Kühe des Gehens, des Sonnenscheins ungewohnt; Uli hatte Mühe mit ihnen. Doch die Kühe kannten ihn, sie sprangen nicht erschrocken, wenn er ihnen nahe kam, sie folgten ihm zutrauensvoll ohne Metzgerhund. Während er langsam ihnen den Weg zeigte, hatte er Augen für alles, an welchem er vorbei kam; keine Pflanzung entging ihm, keine Hofstatt, keine Einrichtung an einem Hause, und alles erwog er in verständigem Gemüthe. Und wenn er nichts Besonderes bemerkte, so dachte er über die Preise nach, die er machen müsse; denn Joggeli hatte ihm durchaus nichts sagen wollen. Er solle sehen, wie Kauf und Lauf sei, hatte er gesagt, und dann machen, was ihn gut dünke. Uli hatte sich lange geweigert mit dieser allgemeinen Instruktion sich zu begnügen, bis endlich die Frau sagte: „Was willst du doch da lange dich weigern? du hörst ja, daß er dir's überläßt; mach's so gut du kannst, und da

wird es wohl gut ſein." Joggeli hatte ihm noch einige Louisd'ors mitgegeben, damit er mit dem Einkaufen es machen könne ſo gut als möglich. Uli ergötzte ſich an dem Gedanken, wenn er doch die alten Kühe verkaufen könnte und junge ſchöne heim bringen für das gleiche Geld und dem Joggeli ſeine Louisd'ors darzählen! Wie der Alte Augen machen würde! dachte er.

Weiter als vier Stunden kam er nicht mit ſeinen Kühen. Er dachte, wenn er ſie heute nicht übertreibe, ſo komme er am folgenden Morgen um ſo beſſer vorwärts. Es war wenig Ruhe im Wirthshauſe, wo er einkehrte, das kam und ging die ganze Nacht durch: rechtliche Leute und Hudelpack, ſchmutzige Juden und geizige Chriſten, Käufer und Verkäufer, Alles im Schweiße des Angeſichts rennend und jagend gutem Glücke nach, das Vorſpiel der morgigen Schlacht bereits eröffnend um die Ställe herum, in der Gaſtſtube, ja bis in die Schlafkammern hinauf; das war ein Handeln und Markten, ununterbrochener als in einer großen Schlacht der Kanonendonner. Es war ihm nicht geheim unter dieſem Volke mit ſeinen Louisd'ors im Sacke; er nahm ſeine Hoſen unter's Hauptkiſſen, zog ein Bein davon herab und lag darauf und ſchlief nur wenig. Er wollte aus den Juden heraus, die ihm ſchon am Abend zugeſetzt hatten, und zog am Morgen in aller Frühe von dannen.

Der Morgen war heraufgezogen in aller Schöne, die Mattenblumen dufteten köſtlich, in ſüßem Thau erglänzend; munter und heiter wanderten er und ſeine Kühe in die Zukunft hinein.

Nicht lange war er gegangen, ſo geſellte ſich ein langer, hagerer Mann zu ihm, von dem er nicht wußte, wie er zu ihm kam. Alſobald begann derſelbe mit ihm zu handeln um die Kühe, ließ nicht nach, bis Uli ſchätzte, und ehe ſie in Bern waren, hatte Uli verkauft, und zwar, wie er glaubte, wenigſtens um zwei Louisd'ors zu theuer. Noch vor der Stadt

zahlte ihn der Mann aus, trieb die Kühe von dannen, und er sah ihn nicht wieder. Es wurde Uli doch noch Angst, er möchte sich übereilt haben, der Preis anders stehen, als er gemeint. Allein er sah bald viele Kühe daher kommen, sah, daß sie sehr wohlfeil waren, weil man wegen trockenem Wetter nicht viel Heu erwartete. Das sei ihm gut gegangen, dachte er, und er hätte Glück gehabt. Er wartete nicht weit vom obern Thore und sah die schönen Rinder herbei treiben, die aus den reichen Gemeinden oberhalb der Stadt und aus dem Freiburger Gebiete kamen. Es fiel ihm eine große junge Kuh mit gewaltigem Knochengebäude in die Augen, welche ein kleiner Mann mit einem lang- und breitschößigen Rocke und breitem niederm Wetterhute führte. Die Kuh war mager, borstig, kriegte das Kalb noch lange nicht; aber an der sei etwas zu machen, dachte er, wenn sie gesund sei. Das war sie, die Haut ließ schön von den Knochen. Aber der Mann roch gar übel, daß man ihn auf zehn Schritte in die Nase faßte; sein ganzes Aussehen belehrte, daß er nebenaus wohne und in der Welt nicht recht daheim sei. Diese sind sehr oft im eigenen Hauswesen auch nicht daheim, haben absonderliche Gebräuche, wissen sich nicht zu helfen, fangen alles verkehrt an, geizen, thun genug bis aufs Blut und kommen doch nicht vorwärts, sondern hangen so zwischen Leben und Sterben. Das Mannli sagte, als Uli die Kuh visitirte: „Ja, visitir sie nur, der Kuh fehlt nichts. Ich habe den halben Winter durch Stroh füttern müssen, ich habe zu viel Vieh gehabt, und doch hat es mich gereut, etwas zu verkaufen, und Heu zu kaufen vermag unsereiner nicht. Ich habe mich auf das Gras getröstet, und jetzt will das auch fehlen, und so muß ich jetzt verkaufen. Sie reut mich übel, aber wenn ich alles Gras verfüttere, so habe ich dann im Winter kein Heu. Der Vater hat immer drei Kühe gehabt, und ich zwinge es jetzt, fünf Stück zu halten, es ist mir von wegen dem Mist, aber es geht manchmal spärlich genug zu." Das gute Nebenausmannli wußte auch noch nicht,

daß zwei gut gefütterte Kühe mehr Nutzung und Mist geben, als vier schlecht gefütterte. (Dem Nebenausmannli war aber das nicht zu verargen, wissen dieses große Männer an großen Straßen nicht, halten dreizehn Kühe und bringen es auf zehn Maaß Milch von dreizehn Kühen). Das Mannli weinte fast, daß es das Thier verkaufen mußte, und Uli hatte das Herz nicht, es zu drücken, wie er vielleicht gekonnt hätte, denn niemand sah auf die struppige Kuh, niemand kam ihm in den Handel. Er kaufte sie wohlfeil, doch war das Mannli zufrieden und wünschte ihm alles Glück zu der Kuh, der es mit nassen Augen nachsah. Zu dieser kaufte Uli noch eine andere, nahe beim Kalben, leicht in den Hörnern, fein von Haaren, hinten aus breit, spitz und fein vornen aus, kurz, wie man die Kühe, von denen man Milch haben will, gerne hat. Bald nach zehn Uhr fuhr er schon zum Thore hinaus mit fröhlichem Herzen, denn er hatte drei Neuthaler weniger ausgegeben als gelöst, und glaubte doch viel bessere Kühe heimzutreiben, als er fortgeführt.

Was Joggeli sagen würde und der Melker! dachte er. Freilich würden sie ihm die Magerkeit der Kuh vorhalten, aber er wolle sie nur reden lassen, bis zum Kalben solle sie ein anderes Aussehen haben, wenn er das Salz an ihr nicht spare und zu rechter Zeit einen Trank gebrauche, damit die bessere Fütterung nicht böse Säfte erzeuge und krank mache. Die drei Neuthaler konnte er dabei nicht aus den Fingern lassen. Es kam ihm immer mehr vor, als ob die eigentlich ihm gehörten. Es war ja ganz sein Verdienst, daß so theuer verkauft, so gut eingekauft worden. Dazu hatte er schon manchen Batzen für Joggeli gebraucht, den er nicht anrechnen konnte, hatte schon manchen Schuhnagel ausgesprengt, der bei minderer Anstrengung im Schuh geblieben wäre. Es begann ihm vorzuschweben die große Zeche, die er den Dienstboten bezahlt um Fried und Ruhe willen, wovon der größte Nutzen eigentlich Joggeli zugefallen wäre. An der hatte ihm auch

niemand etwas gegeben, zu seinem Lohn war ihm auch nichts gekommen, die Trinkgelder aus den Ställen fielen dem Melker und dem Pferdeknecht zu. Billig und recht war es nicht, daß er, der die meiste Mühe und Sorge hatte, nichts extra erhielt. Wenn er die drei Neuthaler für sich behalte, so könne der Meister sich wahrhaftig nicht beklagen, er müsse noch zufrieden sein, daß er ihm nicht mehr anrechne. Die gekauften Kühe wolle er ihm nicht theurer anschlagen, hingegen könne er den Erlös für die zwei verkauften um drei Neuthaler geringer angeben, ohne daß das jemand im Geringsten merke, sie seien ja immer noch zu theuer, er habe sie einem fremden Mann verkauft, und kein Mensch sei ja dabei gewesen, der etwas ausplaudern könnte. Hatte er das so recht sich festgestellt, so tauchte bald wieder etwas Unheimliches in ihm auf, das sagte ihm, es sei doch nicht recht, und was er da ausfinne, seien nur Ausreden des Teufels, nur Versuche, einer Schelmerei ein schönes Mänteli umzuhängen. Er begann sich zu erinnern aus früheren Zeiten, daß er damals für sein Wüstthun auch gerade solche Ausreden gehabt und sich selbst eingeredet habe, er thue von Gott und Rechtswegen wüst. Es fiel ihm ein, wie er schon früher einen ähnlichen Kampf bestanden und die Ehrlichkeit ihm wohl bekommen. Und mehr und mehr erhob sich in ihm das Bewußtsein, es solle ihm niemand etwas vorzuhalten haben, er wolle unbescholten, untadelig sein, damit er mit ungebrochener Kraft gegenüber den Andern Meisterknecht sein könne. Er fühlte es in sich, wenn er diese Untreue begehe, so sei er schon nicht mehr der Gleiche, er müßte Vieles übersehen, er hätte das Herz nicht mehr, gegen die Andern aufzutreten, weil er sich als Ihresgleichen fühle. Und wenn es heraus käme, welch Gesicht sollte er machen? wie würden die Andern frohlocken! welche Schmach würde ihn überfluthen! (Der gute Uli könnte es einem fast glaublich machen, die gegenwärtige Schonung des Lasters habe ihren Grund, nicht in christlicher Milde, sondern in schlechtem Ge-

wissen — ein Schelm hängt selten gern einen andern Schelm, er müßte ja denken: heute dir, morgen mir.) Vor Gott könnte er es ja auch nicht verantworten, dachte er, und wie kindlich zu Gott beten mit solcher bewußten Untreue auf dem Gewissen? Nein, das wolle er nicht thun, dachte er, und ließ die drei Neuthaler aus den Fingern fahren, pfiff munter ein Liedchen, bis er zu einem Wirthshause kam. Da stellte er seine Kühe in den Schatten, setzte sich hinter einen Schoppen, ließ sich etwas Warmes geben: ein Stücklein Fleisch, Suppe und Gemüse, und ließ die größte Hitze vorübergehen. Unerwartet früh und wohlgemuth kam er heim. Seine Kühe wollte man ihm nicht besonders rühmen. Es komme auf den Preis an, meinte Joggeli, und mit so mageren Kühen wisse man nie, wie es einem gehe. Die einen würden so zäh, daß sie nicht mehr nachzufüttern seien. Daneben wolle er nichts sagen, sondern zuerst hören, was sie kosteten. Uli mußte ins Stübli, legte dort Rechnung ab frank und wohlgemuth und zählte das erhaltene und gewonnene Geld vor. Joggeli hörte mit wunderlichem Gesicht zu, verwunderte sich über den guten Handel, meinte aber, ob er aus den Kühen nicht noch mehr gelöst hätte, wenn er sie bis nach Bern genommen; indessen seien sie gut bezahlt worden, die gekauften seien auch nicht theuer, indessen wisse man noch nicht, wie es mit ihnen gehe. Das Trinkgeld für die verkauften Kühe, welches Uli auch dargelegt, solle er mit dem Melker theilen und seinen Antheil nehmen als Vergütung des ausgelegten Geldes. Jä, sagte Uli, das verstehe er nicht so, er sei gesinnet, die Kosten Joggeli anzurechnen, denn er habe ihn geschickt, und solche Auslagen zahlten allenthalben die Meister. Da komme bei dem weiten Marktgeläufe nicht viel heraus, sagte Joggeli, und bezahlte mit Widerstreben die wenigen Batzen. „Du bist doch beim Kreuz ein wüster Mann," sagte die Frau, als Uli heraus war. „Der hätte einen Neuthaler aus deinem Sack verdient, und jetzt willst du ihm noch das Trinkgeld abzwacken. So

verderbst du alle Dienstboten; es ist keine Freude, dir helfen zu sparen." Meinst du, das sei ein guter Verkauf gewesen und Uli schuld daran? Jä, nein! Ich habe Einen gesandt, der hat ihm auf meine Rechnung die Kühe abgekauft; ich habe wissen wollen, ob er mich betrügt oder nicht." „Das ist doch abscheulich, sagte die Frau, und jetzt ist es dir noch leid, daß er nicht ein Schelm an dir gewesen ist! Nein, das hat doch auf meine arme theure Seele keine Art! Statt daß du dem lieben Gott danken solltest, einen solchen Knecht zu haben, willst du ihn noch zum Schelmen machen. Nimm dich in Acht, wenn er dich merkt, wirst er dir den Bündel an den Kopf, daß er dir dein Lebtag wackelt."

Es ging nicht lange, so kam Uli zum Meister mit der Frage: wann man anfangen wolle zu heuen, es dünke ihn es wäre Zeit daran zu denken. „Du bist ein ewiger Treiber; es hat ja noch niemand angefangen, und ich habe nie gemeint, daß es gut sei, in allem der Erste zu sein." „Ja, sagte Uli, wir können nicht auf andere Leute sehen; wir haben weit aus am meisten zu heuen, und wenn wir nicht bei Zeiten anfangen, so sind wir bald ein ganzes Stück hinter Allen drein. Wenn man einmal zurück ist, so kömmt man nie nach und hat am bösten dabei. Das ist akkurat gleich wie beim Militair, die Hintersten müssen am schnellsten und mühsamsten laufen und versäumen sie sich ein Bischen, so kommen sie gar nicht mehr nach. Joggeli sperrte sich, drehte, doch mußte er diesmal der Erste sein, der zu heuen anfing.

Uli war gewohnt, mit gutem Werkzeug zu arbeiten; als man aber das Sommerwerkzeug untersuchte, war alles im schlechtesten Zustand. Er fand keine einzige Sense, die sich ihm in die Hand schickte. Joggeli behauptete, er hätte im vergangenen Jahre vier neue und Rechen und Gabeln in Menge gekauft. Er wisse nicht, wo alles hingekommen, und wenn es ihm gestohlen werde, so wollte er ein Narr sein,

immer Neues zu kaufen. Ja, sagte Uli, das könne er machen, wie er wolle, aber mit den Beinen könne er nicht mähen, mit den Fingern nicht rechen; wenn die Sache gehörig gemacht sein sollte, so müsse Werkzeug dafür da sein. Endlich kaufte Joggeli, aber alles so wohlfeil als möglich. Wie nützlich schlechte, wohlfeile Sensen sind, weiß jeder. Uli kaufte sich endlich eine aus eigenem Gelde. Wollte er nun aber dem Einen oder dem Andern über sein Mähen etwas zu verstehen geben, so sagte ihm dieser: er solle ihm eine bessere Sense geben, oder aber schweigen.

Uli war gewohnt, mit dem Mähen Morgens um drei Uhr anzufangen. Um diese Zeit wollte ihm anfangs niemand aus dem Bett; er hatte Mühe, um vier Uhr sie auf die Matte zu bringen. Der Melker und der Pferdeknecht wollten nicht anbeißen und mähen helfen, selbst wenn man zunächst des Hauses mähte, und wenn sie kamen, so trieben sie nur Flausen, wollten es Uli zuvorthun und ihm vormähen, bis er ihnen seine Meisterschaft beurkundet und sie zehn Schritte im Rücken gelassen hatte. Hatte er endlich die Knechte auf der Matte, so fehlten ihm noch die Tagelöhner und kamen erst, um vor dem Morgenbrot noch einen Zug durch die Matte zu thun. Der Eine hatte etwas für sich gemäht, der Andere seine Sense anders anschlagen müssen, der Dritte seiner Frau Jauche geführt: aber Alle meinten, der Meister brauche es nicht zu wissen, und wollten den ganzen Tagelohn.

Uli hätte es nie geglaubt, welch Unterschied es sei, von drei bis zehn Uhr Morgens, mit zehn rüstigen Burschen, versehn mit gutem Werkzeug und gutem Muth, zu mähen, oder aber mit zehn lässigen, wo Alle nach dem Takte: „Komm' ich nicht heute, so komm' ich doch morgen" arbeiten, Einer hier aus zieht, der Andere dort aus liegt. Es schien ihm, als sei man förmlich verhext, während die Andern jammerten: so drangsalirt und kujonirt seien sie noch nie worden. Hatte er seine liebe Noth am Morgen ausgestanden, so war am Abend

erſt das rechte Elend da. Kam er des Mittags nach dem Dängelen und Rüſten der Wagen auf die Matte, ſo war das Heu nicht einmal gewendet, geſchweige zuſammengemacht und zum Laden bereit, er mußte warten; ging er mit den Andern hinaus, ſo mußte man auf die Wagen warten. Lud er auf der Matte, und ſollte ein Theil der Leute die heimgebrachten Fuder abladen, ſo verrichteten dieſe nichts; die Wagen kamen nie zurück, ſie mußten halbe Stunden auf der Matte müßig warten. Ging er an's Abladen, ſo wurden ſie fertig, aber der Pferdeknecht brachte kein Heu, ſie konnten lange Zeit ruhig am Schatten liegen. Am Abend hatte niemand Zeit zum Aufharken, er mußte es mit Wüſtthun erzwingen; von Haufenmachen war vollends keine Rede; die konnte er ſelbſt machen, wenn er welche gemacht haben wollte. Er trieb und quälte ſich faſt zu Tode von früh bis ſpät, die Weiber hatten rechtes Mitleid mit ihm; aber es half alles nichts; er fühlte, es war da ein angelegtes boshaftes Spiel. Und Joggeli ſah der Sache nicht bloß kaltblütig, ſondern faſt boshaft zu, wie ſehr auch die Weiber hinter ihm waren, er ſolle doch auch ein Wort ſagen; er ſehe ja, Uli möge nicht Meiſter werden und die Andern thäten ihm alles zum Aerger. He, ſagte er, dem ſei es nur gut, wenn er nicht alles zwingen könne; wenn alles nach ſeinem Kopf ginge, ſo kriegte er bald einen ſo großen, daß Sonne, Mond und Sterne nicht mehr neben ihm Platz hätten.

Es war zudem ein Sommer mit ſehr unbeſtändigem Wetter. Es gab wohl ſchöne Tage, aber mit vielen andern untermiſcht, an denen man nicht Heu machen konnte. Es bedurfte alſo an den ſchönen Tagen doppelten Fleißes; mit dieſem iſt ein guter Landmann im Stande, mittelmäßiges Wetter gut zu machen. Uli konnte das; aber nicht bloß einer, ſondern zehn Hemmſchuhe legten ſich ihm unter die Beine. Das iſt ein peinvoller Zuſtand, es begreift ihn aber nur der, welcher ihn erlebt hat. Entweder erſtickt man in demſelben, oder

aber es giebt einen Ausbruch, daß Funken sprühen, die Wände zittern, Haare fliegen und Brülle durch die Welt fahren, daß Kometen und Planeten davon fliegen und nirgends mehr warten dürfen. Uli schrieb am Sonntag seinem alten Meister: so halte er es nicht mehr aus. Der Zorn sei ihm zu oberst, er könne ihn mit einem Finger erreichen. Essen bringe er keines mehr hinunter, es dünke ihn, er müsse an jedem Stücklein Brot ersticken, und wenn er einen von den Schlingeln nur sehe, so jucke es ihn in den Fingern. Sie hätten noch viel zu mähen und morgen das Gemähte von dreien Tagen einzuführen. Wenn sie es ihm nun machten, wie die andern Tage, und der Meister noch seine Freude daran hätte, so schirre er aus und komme ungesinnet zu ihm. Das sei ein teufels Dabeisein, wenn man das Gesinde wider sich hätte und auch noch den Meister. Die Frau sehe das wohl ein, aber sie könne nicht viel zwingern; wenn sie Meister wäre, so ginge es anders.

Schön Wetter war es am Morgen; auf dem Abend drohte ein Gewitter. Schon um acht hörte Uli auf, zu mähen, um bei Zeiten das Heu rühren zu können, damit es dürr würde; schon am Morgen wurden zwei Fuder eingeführt. Beim Mittagessen sagte Uli, das Abendessen solle man nicht früh bereit halten, heute werde es wohl späten Feierabend geben. Das Heu werde alles gut, solle alles hinein, es wäre schade, wenn es noch einmal Regen kriegte. Im Nachmittag fing die Arbeit an zu stocken, es wollte nichts mehr vorwärts, man steckte die Köpfe zusammen, statt daß man die Arme rührte. Wo Uli war, ging es; wo er hin kam war alles im Stocken. Der Melker zeigte sich nicht auf der Matte, der Pferdeknecht fuhr, wie wenn er Schnecken hätte vor dem Wagen, und als Uli ihm sagte: er solle doch schneller laufen lassen, die Pferde vertrügen es wohl, warf er muthwillig ein Fuder in den Bach, daß man darob fast eine Stunde verlor. Und als Uli dazu kam und aufbegehrte es

müſſe Einer doch fahren, wie ein Blinder, um da ein Fuder umzuwerfen, ſo ſollte er an allem ſchuld ſein mit ſeinem Preſſiren; ſo lange er da ſei, gehe es ſchlecht, hieß es. Er könne nichts, ſagte der Pferdeknecht, als alle Leute kujonieren, und wenn er ihm nicht recht fahre, ſo ſolle er ſelbſt fahren; er rühre keine Peitſche mehr an, bis der Meiſter es ihm ſelbſt befehle. Damit warf er Uli die Peitſche zu und legte ſich behaglich auf einen Heuwalm. Uli hatte ſchon die Peitſche am dünneren Ende gefaßt, um zu verſuchen, was ungebrannte Aſche vermöge; doch faßte er ſich und fuhr kochend im Zorn das Fuder heim.

Die Mutter rüſtete zum Abendeſſen, und als ſie Uli mit dem Fuder kommen ſah, fragte ſie Vreneli, die voran kam: was es gegeben, daß Uli fahre. „Frag ihn ſelbſt, Baſe," ſagte Vreneli. „Es iſt ein großer Streit unter den Dienſtboten, und wenn ſich der Vetter des Uli's nicht annimmt, ſo kommt's nicht gut. Ich wäre ſchon lange fortgelaufen." Da ſtand die Baſe auf, ging Uli entgegen und frug: „Warum fährſt du? was hat's gegeben?" Uli fragte mit bleichen, bebenden Lippen: „Wo iſt der Meiſter? er ſoll herauskommen." „Du mein Gott, wie ſiehſt du aus! Komm du in die Stube, er iſt dort. Es ſoll Euer die Roſſe halten." Uli folgte, und die Baſe nahm aus einer Ecke auf dem Ofen ein Kacheli mit Kaffee und ſagte: „Nimm das geſchwind und trink's. Ich hatte es dem Vreneli bei Seite geſtellt, aber nimm du's; es bekommt dann ein ander Mal. Aber ſag' mir geſchwind, was hat's gegeben, was iſt's?" „Meiſterfrau, ich will fort, und das auf der Stelle, ſo will ich nicht mehr dabei ſein. Ich will dem Meiſter die Peitſche geben, will meinen Lohn und noch heute fort. Ich will mich nicht tödten für Andere und noch dazu ausgelachet ſein." „He Uli, Uli, wer lachet dich aus?" „Gerade der Meiſter; der treibt nur den Narren mit mir und iſt kein Meiſter, ſonſt würde er begreifen, was ſeine Pflicht und ſein Nutzen iſt; darum will ich fort." „Und was

iſt denn meine Pflicht und mein Nutzen?“ ſagte Joggeli, der eben zur Thüre hineinkam. „Ich will meinen Lohn, ſagte Uli, und will fort.“ „Du haſt keinen Grund,“ ſagte Joggeli, „du wirſt wohl bleiben.“ „Nein, Meiſter, ich bleibe nicht und habe guten Grund. Ihr habt mich als Meiſterknecht angeſtellt und unterſtützt mich nirgends. Ihr befehlet ſelbſt nichts, ich ſoll aber auch nicht befehlen; da kann ein Jeder machen, was er will. So braucht ihr keinen Meiſterknecht und habt mich falſch gedungen, und deßwegen will ich nicht mehr dabei ſein.“ „Aber was haſt du denn zu klagen?“ fragte Joggeli, ſchon nicht mehr recht keck. „He, daß ihr kein Meiſter ſeid. Wenn ihr ein Meiſter wäret, ſo wäret ihr heute gekommen und hättet auch preſſirt und befohlen oder hättet wenigſtens geſagt, man ſolle ſich ſputen. Aber ſtatt deſſen habt ihr mich allein ſtecken laſſen, habt wohl geſehen, wie ſie drehen, der Meiler, der Pferdeknecht nicht vom Hauſe wollen; darum will ich fort.“ „He nur nicht gleich ſo preußiſch,“ ſagte Joggeli, „ich kann nicht immer an allen Orten ſein. Hätteſt du mir das Maul gegönnt, ſo hätte ich kommen und etwas ſagen können, aber wenn man ſo viel zu denken hat, wie ich, ſo kann man nicht immer an alles denken.“ „Denken hin, Denken her, ſagte Uli, ich will meinen Lohn, ich bleibe nicht mehr.“ „He, Uli, ſagte die Meiſterfrau, nimm noch ein Kacheli Kaffee und beſinne dich. Du biſt uns ganz der Recht' und es hat dir noch niemand von uns ein böſes Wort gegeben. Im Gegentheil, das Vreneli und ich haben ſchon manchmal zu einander geſagt: wenn es ſo ſeinen Fortgang nehme, ſo komme der Hof wieder in Stand und es gebe auch wieder eine Ordnung.“ „So lange der Pferdeknecht und der Meiler da ſind, kommt es nicht gut, und mit ihnen bleibe ich nicht mehr, keine Stunde; entweder gehe ich, oder ſie müſſen gehen.“ He, he, ſagte Joggeli, man mache im Zorn leicht etwas Unrechtes, ſie wollten ſich gegenſeitig noch beſinnen bis morgen; man könne dann immer noch ſehen. „Meiſter, das iſt ausbeſonnen, ſagte Uli, das iſt mir

ſchon zu lang auf dem Magen gelegen; entweder gebt ihr dem Pferdeknecht und dem Melker noch heute den Lohn oder mir, eins von beiden." „Ich werde mir doch von einem Knecht nicht ſollen befehlen laſſen!" ſagte Joggeli. „Ich will euch nichts befehlen, ich laſſe euch ja die Wahl, aber eins von beiden muß ſein." „Sei doch geſcheidt," ſagte die Meiſterin, „da wollte ich mich bald ausbeſonnen haben." „Jä, aber wo dann einen andern Pferdeknecht und einen andern Melker hernehmen in dieſer Zeit, wo man keine Hand entbehren kann? Das kann nicht gehen." „He, ſagte Uli, wenn die fort ſind, ſo geht die ganze Sache noch einmal ſo leicht, und dann kann ich auch noch melken und fahren ſo gut als die. Ich will einſtweilen den Dienſt für Beide machen, und ich denke, es wird nicht lange gehen, bis man Andere hat. Aber ihr könnt's machen, wie ihr wollt, es iſt mir ganz recht zu gehen. Ich habe es geſtern dem Johannes geſchrieben, ich würde wohl bald wieder kommen."

Das ſchlug bei Joggeli ein und er bequemte ſich den Pferdeknecht und den Melker kommen zu laſſen, um ihnen den Lohn zu geben. Dieſe meinten, er wolle ihnen nur ein Kapitel leſen, und begehrten gleich von Anfang an ganz fürchterlich auf und machten, als ob ſie die ganze Erde dem Mond ins Geſicht ſpucken wollten. Als Joggeli ſo ſachte von Lohn geben zu reden anfing, da ſagten ſie, das ſei ihnen gerade recht, und ſie begehrten es, aber dann könne er ſehen, wie es ihm ergehe, wenn Uli alle die weggebiſſen hätte, die ihm im Wege ſeien. Er ſolle nur hervorrücken mit dem Gelde, es ſei ihnen mehr als recht, größern Lohn hätten ſie ſchon längſt haben können. Joggeli wurde ganz weich. Glücklicherweiſe war die Frau in der Stube geblieben, um den Wagen zu leiten, wenn er ſtecken bleiben oder in den Graben fahren ſollte. Dieſe ſagte nun: „Seh, Joggeli, gieb ihnen ihren Lohn, ſie haben ja geſagt, ſie begehrten ihn. Die zwei Schlingel ſind mir ſchon lange im Wege geweſen; es iſt gut, wenn die einmal fort ſind; ich

hoffe, ſie gehen noch heute.“ Keine Stunde länger blieben ſie in einem ſolchen Hauſe, ſagten Beide. Sie könnten ihrethalben heuen bis Martini, es lächere ſie nur, und je eher ſie fort könnten, deſto lieber ſei es ihnen.

Joggeli zählte Beiden den Lohn vor. Draußen fing es an windig zu werden; die Wolken flogen am Himmel, ſchwarze Wände, der Zukunft einer kummervollen Seele vergleichbar, erhoben ſich langſam, die Vögel ſuchten die Gebüſche, die Fiſche ſprangen nach Mücken, Wirbelwinde riſſen hoch in die Lüfte bald Heu, bald Staub. Draußen mühete ſich Uli, Heu ſo viel als möglich einzubringen; drinnen zählten hohnlächelnd die Beiden ihr Geld und meinten: ob Joggeli nicht auch noch wolle gehen und helfen, es wäre nöthig bei dem ſchönen Heuwetter. Der Wind riß das Heu von den Gabeln, die Mähnen der Pferde flogen im Winde, die Heuladen flogen den Walmen nach, die ſchönen Recherinnen ſputeten ſich wie flüchtige Rehe, in hochgefüllten Schürzen das Zuſammengerechete nachtragend. „Halte dich!“ ſcholl es von unten herauf: die mächtigen Roſſe jagten im Trabe, die Heraufgeber ſprangen nach, warfen mitten im Laufe Gabeln voll auf den Wagen, welche der kundige Lader auf den Knien mit ausgebreiteten Armen empfing. Schwere Tropfen rauſchten, der Wind ſtieß heftiger, nach dem Bindbaum ſprang Einer, im Hui war er auf dem Fuder, mit dicken Wellenſeilen wurde er niedergeſchnürt; ſtink eilten die Recherinnen um das Fuder, kämmten es glatt. Da jagte das Wetter heran, es glitzerte der ſchwere Regen, es krachte aus den ſchwarzen Wolken, Staub ſtob weit dem Regen voran. Die mächtigen Roſſe flogen weit ausgreifend, aber durch Uli's ſichere Hand geleitet, der Scheune zu. Mit den Gabeln auf den Achſeln rannten die Heuer nach, und mit den Schürzen über Achſeln oder Kopf ſermitten den flüchtigen Nachtrab die luſtigen Heuerinnen, die unter Lachen und Schäkern ſich ſchüttelten unter ſicherem Dache. Da platzte der Regen herab in ungemeſſenen Strömen, es zuckte die Gluth des Blitzes durch

die dunkle Tenne, hart krachte es über dem Hause. Aengstlich und andächtig stand das Gesinde unter dem schirmenden Dache: es wußte, der Herr rolle nahe über seinen Häuptern weg. Es dunkelte, man rief zum Essen, schwarz war es noch am Himmel, aber der Regen rauschte sanfter, der Donner rollte ferner; da kamen aus der Kammer herab der Melker und der Pferdeknecht in Sonntagskleidern, sagten Lebewohl ihren Freunden, die ganz erstaunt frugen, was das geben solle. He, sie sollten Uli fragen, hieß es, der sei jetzt der Meister, und weil sie nicht unter einem Solchen sein wollten, so gingen sie lieber, sie möchten für kein Geld bleiben. Nachdem sie ihre Sachen, die sie würden holen lassen, guter Obhut empfohlen, den Andern geweissaget, daß sie es auch nicht lange mehr da aushalten würden, wanderten sie fort, wie zwei Nachtvögel zwischen Tag und Nacht, das angebotene Essen verschmähend. Uli sah sie nicht gehen, aber als er hörte, daß sie fort seien, leichtete es ihm ordentlich um's Herz, und die ihm zugefallene Arbeit kam ihm fast wie ein Lohn, eine Freude vor. Es war auch, als ob zwei Sperrhölzer aus einer Maschine genommen worden. Trotz dem, daß zwei Arbeiter weniger waren, wurde doch nicht weniger gemacht. Uli sputete sich freilich ganz wunderbar, und es schien manchmal, als ob er zwei- und dreifach sei. Er mähte und besorgte auch die Ställe, dängelte größtentheils die Sensen und war doch nicht viel länger daheim als die Andern; aber er wußte alles einzurichten, konnte zwei, drei Sachen fast mit einander machen. Im Vorbeigehen gleichsam ging ihm dies und jenes, wozu ein Anderer eine Stunde brauchte. Erst da sieht man, was für ein Unterschied es ist zwischen einem Klotz und einem beseelten Menschen. Zudem konnte nun Uli die Kräfte recht zusammenspannen, daß Eins dem Andern helfen mußte. Unter ihm verrichtete der Bub so viel als sonst ein Knecht. Aus der übrigen Diener- und Taglöhnerschaft schien ein böser Geist gefahren zu sein, es war Alles willig und rührsam. Es schien fast, als ob ihnen selbst

etwas an der Sache gelegen sei. Die, welche in der Verschwörung gegen Uli am tiefsten verflochten waren, zeigten sich nun nach deren unglücklichem Ausgang als die Eifrigsten in der Arbeit. Ja, sie rühmten nun Uli und erzählten ihm alles, was der Pferdeknecht und der Melker gethan, gesagt und im Sinn gehabt, und wie sie ihnen oft abgewehrt und gesagt hätten, es komme nicht gut, wie es sich ihnen aber nicht geschickt hätte, sich darein zu mischen, und dazu hätten sie ihn nicht gekannt wie jetzt.

Der Melker und der Pferdeknecht hielten mit großem Jubel in einer nahe gelegenen Schenke sich auf, rühmten mit weitem Maul, wie sie es gemacht, und konnten vor Freude nicht schlafen, weil sie nicht erwarten mochten, welche Zerstörung und Verwirrung nun in der Glungge zum Vorschein kommen würde, weil sie nicht mehr da seien. Aber es ging den ersten Tag. Da sagten sie: ja, das sei noch so gegangen, aber man würde es morgen schon sehen. Es ging aber morgen auch. Da vertrösteten sie die Leute auf den dritten Tag. Aber auch dieser verstrich; in der Glunggen war Alles emsig und ruhig. Kein Mensch fragte nach ihnen. Ja, wenn sie sich von weitem zeigten, so thaten ihre ehemaligen Freunde, als hätten sie keine Augen. Das begann doch ihnen fatal zu werden, denn es hatte insgeheim ein Jeder für sich die Erwartung gehegt, man werde nach ihm schicken und ihn wieder haben wollen. Jeder hatte bei sich schon ausgedacht, wie er aufbegehren, wie viel Lohn er mehr fordern wolle, und jetzt kam niemand, niemand sah nach ihnen. Da sandte der Pferdeknecht eine geheime Botschaft an Joggeli ab. Diese sollte verblümt zu verstehen geben, der Pferdeknecht käme wieder. Eigentlich sei der Melker an allem schuld, der habe immer Alles hinter einander gehetzt, und der Pferdeknecht es nicht besser verstanden. Es sei ihm jetzt leid, er sehe sein Unrecht ein. Der Melker aber sandte eine gleiche Botschaft an Uli, ließ ihm einen Neuthaler versprechen, wenn er mache, daß er wieder an seinen Platz

komme. Der Pferdeknecht sei an allem schuld; wenn der nicht da gewesen wäre, so hätte der Melker nicht daran gedacht, so wüst zu thun. Sobald er zu Uli komme, wolle er ihm sagen, was der Pferdeknecht für Einer sei. Er wisse noch Sachen, woran jetzt niemand denke.

Als Uli dängelte, kam Joggeli zu ihm und sagte: „Der Pferdeknecht wäre Willens, wieder zu kommen; er hat sich eines Bessern besonnen, der Melker sei an allem schuld. Es wird wohl am richtigsten sein, wenn man ihn wieder kommen heißt. Er ist sich gewohnt hier, einen Neuen muß man erst wieder mühsam dressiren, wie man ihn haben will."

„Meister," sagte Uli, „das könnet ihr machen, wie ihr wollt, aber mit dem Pferdeknecht will ich nichts zu thun haben. Der Melker hat mir einen Neuthaler versprechen lassen, wenn ich ihm zum Guten rede, und giebt den Pferdeknecht an allem schuld. Es ist Einer wie der Andere, ich kehre nicht die Hand um. Und so gewiß Einer wieder kommt, so haben wir wieder Streit."

„Jä nun," sagte Joggeli, „so ist's. Aber was meinst du denn, was sollen wir anfangen, wenn dir kein Anderer recht ist? Gehörig muß doch alles gearbeitet werden; so kann es nicht länger gehen."

„He," sagte Uli, „er glaube, die Sache sei gearbeitet worden, so gut als zur Zeit, wo der Melker und der Pferdeknecht da gewesen. Mit dem Heuen seien sie ja bald fertig und hätten trotz dem schlechten Wetter weit weniger lang daran gemacht, als die Leute sagten, daß man andere Jahre damit sich geschleppt hätte. Er glaube nicht, daß etwas versäumt worden sei." „Du bist wie ein Pulverfaß, Uli," sagte Joggeli, „man kann gar nicht mit dir reden." „Nein, so bin ich nicht," sagte Uli, „aber ich habe auch gemeint, ich schaffe, daß nicht viel dahinten bleibt; und da macht es mich böse, wenn ich immer hören muß, ohne Melker und ohne Pferdeknecht gehe es nicht." „Ja, das habe ich nicht gesagt," antwortete Joggeli, „verstehe

mich wohl. Aber was soll dann gehen? so kann es nicht bleiben. Jemand muß herzu." „Ja," sagte Uli, „das meine ich auch, und ich habe geglaubt, ihr hättet für Andere gesehen." „Nein," sagte Joggeli, „ich habe geglaubt, du wolleſt nach Andern sehen, weil du die Erstern nicht mehr gewollt." „Ich bin ja nur Knecht," sagte Uli, „und kann ja nicht andere Knechte miethen; das würde euch doch wohl nicht anständig sein. Aber wenn ihr nichts dawider habt, so möchte ich euch etwas sagen." „He," sagte Joggeli, „so rede; ich habe nicht geglaubt, daß ich dir das Reden noch erst erlauben müsse." Nun setzte Uli auseinander, daß, wenn es gut kommen solle, Einer Meister sein müsse. Bisher sei ein Jeder Meister gewesen, der Pferdeknecht, der Melker, jeder Herr in seinem Stall, über seine Person, seine Zeit, und alle Andern hätten nach ihrem Beispiel nach der gleichen Freiheit gestrebt. Joggeli solle es ihm nicht für übel nehmen, aber er müsse es sagen, er habe nicht recht den Meister gemacht und befohlen; die Leute hätten ihn nicht gefürchtet, und doch hätte er niemand die Meisterschaft anvertrauen wollen, daher sei ein Jeder Meister geworden, Eins habe hier aus, das Andere dort aus gezogen, und mit allem sei man in Rückstand gekommen. Es wäre mit dem Hof noch einmal so viel zu machen, wenn man recht zum Lande sehen und auch aus den Ställen ziehen würde, was an andern Orten. Aber dafür müsse Einer da sein, der befehle, und die Andern müßten wissen, daß sie zu gehorchen hätten. Nun sei ihm ganz recht, wenn Joggeli befehlen wolle, aber wenn er es nicht thue, so müsse es ein Anderer thun in seinem Namen, sonst wolle er lieber nichts mit der Sache zu thun haben. „So befiehl doch," sagte Joggeli, „ich habe dir ja manchmal gesagt, du sollest befehlen, es sei deine Sache." „Ja, gesagt habt ihr mir es wohl, aber den Andern nie, daß sie mir gehorchen sollen." „Du bildest dir das nur ein," sagte Joggeli, „aber du mußt nicht meinen, man könne da so Einem, den man nicht kennt, gleich das ganze Heft in die Hand geben und ihn machen

lassen, als wenn niemand sonst mehr daheim wäre. Meinethalb befiehl Allen, nur der Frau nicht, was sie kochen soll." „Das begehre ich nicht, Meister," sagte Uli; „aber dem Pferdeknecht und dem Melker muß man befehlen dürfen, was sie machen sollen, und wie man es haben will. Man kann nicht in einem Stall die Ordnung haben und in einem andern eine andere, und Einer muß dem Andern helfen. Es geht bei den Herren, welche Güter haben, gewöhnlich so schlecht, weil die nicht wissen, wie eine Sache sein soll, und daher auch nicht befehlen können, wie sie es haben wollen. Es macht es nun ein Jeder nach seinem Kopf. So ist man hinter dem Haus im Emmenthal, vor dem Haus im Oberland und neben dran im Seeland und zuletzt ringsum im Ufflath."

Joggeli ergab sich in sein Schicksal. Zwei Knechte wurden angestellt mit der Weisung, Uli zu gehorchen. Der alte Pferdeknecht und der Melker wanderten endlich in die Weite hoffnungslos, nachdem sie in der Nähe umsonst Platz gesucht. Sie fluchten nicht übel über die Falschheit der Leute. Als sie noch in der Glungge gewesen, hätte sie jeder gerühmt, ihnen den Kopf groß gemacht, als ob jeder sie wolle; jetzt, da sie zu haben wären, begehre sie niemand.

Kapitel 17.

Wie Vater und Sohn an einem Knechte operiren.

In der Glungge zog Alles schön an einem Seile, und die Mutter sagte: es sei ihr lange nicht so wohl gewesen, es sei ganz ein anderes Leben, und so freu es einen auch, dabei zu sein. Es sei ihr ganz ungewohnt, wie man jetzt melke im Stall. Von den gleichen Kühen kriegten sie fast noch ein Mal so viel Milch. Sonst sei es gewesen, als ob die Kühe ihr es expreß zu leide thäten, daß sie selten in einer Haupt-

arbeit genug Milch gehabt, und wenn man nicht Milch habe, so wisse man gar nicht, wie die Haushaltung machen. Jetzt dürfe sie die Ernte auch erwarten, die Buttervorräthe gingen ihr am Erntefest nicht aus.

Joggeli hingegen war es nicht wohl. Es schien ihm immer, als hätte er zur Sache nichts mehr zu sagen. Noch einmal so häufig strich er auf dem Laube herum, in den Ställen, suchte etwas zu sehen, an dem er sich ärgern, über das er zürnen konnte, wenigstens vor seiner Frau. Gegen Uli redete er nicht recht heraus, stichelte nur so hinten um, konnte sich aber nicht enthalten, hie und da das Gegentheil von dem zu befehlen, was Uli angeordnet hatte.

Einst strich er auch so mißmuthig um einen Kornacker herum, ärgerte sich über dessen schlechtes Aussehen und hätte gern Uli schuld gegeben, aber der hatte noch keine Hand daran gelegt. Da trat der Müller zu ihm und sagte: „Du hast du einen braven Acker voll und bald reifes Korn! Und ich möchte dich eben gefragt haben, ob du mir nicht etwa dreißig Mütte geben könntest. Ich hätte sie sehr nöthig und weiß sie gar nicht zu bekommen." Joggeli und der Müller wurden des Handels einig. Da sagte der Erste: „Du könntest mir einen Gefallen thun. Versprich meinem Knecht einen Neuthaler, wenn er mache, daß du das Korn um den und den Preis kaufen könntest. Es nimmt mich wunder, was er macht. Man darf Keinem zu viel trauen; wenn man schon meint, man habe es getroffen, so ist man gerade am Uebelsten dran." Der Müller versprach es natürlich und machte sich an einem Abend an Uli. Dieser las just einen Brief von seinem alten Meister, worin ihm dieser zusprach auszuhalten. Er solle nur mit Joggeli recht reden und ihm die Sache in der Manier sagen. Das sei weit besser, als den Aerger so in sich zu verschlucken; da gähre dann dieser, mache einem übel und breche zuletzt unaufhaltsam und ungereimt aus, daß man sich dessen schämen müsse. Er sei kein Mädchen, welches am Aerger und Herzweh sterben

müſſe, darum ſolle er nicht muthlos werden, es hätte im Leben jeder ſeine Bürde, und je eher man ſich daran gewöhne, ſie manierlich zu tragen, deſto leichter komme ſie einem ſpäter vor. Er ſolle nicht alles auf einmal wollen, und wenn er wieder dinge, auf die Entlaſſung derer dringen, mit denen er nicht fertig werden könne. Dann waren noch viele Grüße da bei und wie er bald einmal kommen ſolle, es verlangten Alle gar gruſam nach ihm.

Zu dem in ſeinen Brief vertieften trat der Müller, ſetzte ſich zu ihm und redete mit ſchönen Worten von allerlei über Uli's Verdienſte, rühmte den Miſthaufen und das Gras in der Hofſtatt, dem man es anſehe, daß es beſchüttet worden ſei. Nach langem Vorſpiel kam er endlich zum Kornkauf. Er müſſe Korn haben, und Joggeli könne ihm geben. Aber der ſei ein gar Wunderlicher und könne die Sache nie im Preis geben. Zuerſt wolle er viel zu viel, hernach werde er ihrer überdrüſſig und gebe ſie um's halbe Geld. Er könne diesmal aber nicht auf die zweite Periode warten und doch möchte er nicht gar zu viel bezahlen. Er wiſſe nun, daß auf Uli alles ankomme, und was er ſage, das müſſe geſchehen. Er ſolle ihm doch zu Gunſten reden, und wenn er mache, daß er den Mütt um neunzig Batzen kriege, ſo komme es ihm auf einen oder zwei Neuthaler nicht an. Neunzig Batzen ſeien zwar immer noch zu viel, indeſſen hätte er das Korn ſehr nöthig und wiſſe vor der Ernte nirgends zu bekommen. Uli ſagte: darein miſche er ſich nicht, das ſei ſeines Meiſters Sache. Der Müller aber gab nicht nach, zog endlich einen Neuthaler heraus und wollte ihn ihm in die Hand drücken. Uli ſtand auf und begann nun dem Müller wüſt zu ſagen: er müſſe ein ſchlechter Mann ſein, daß er Dienſtboten ſchlecht machen wolle; es müſſe ihm, ſcheine es, alles um Geld feil ſein, daß er meine, Andere hätten es auch ſo. Aber um eines Müllers willen wolle er ſein Gewiſſen nicht beladen, und wenn er ihm alles Mehl geben wollte, welches er in ſeinem Leben den Bauern geſtohlen habe u. ſ. w.

Das machte am Ende den Müller auch warm, und er ſagte: es gebe Bauern, die noch ſchlechter ſeien als die Müller, mit denen er ſich noch lange nicht zuſammenzähle. Uebrigens habe er das nicht aus ſich ſelbſt gemacht und er habe noch niemand ſchlecht machen wollen. „Wer hat dir denn das angegeben?“ fragte Uli. „He, das ſollte dir doch in Sinn kommen, wenn du ein ſo geſcheidter Kerl ſein willſt,“ ſagte der Müller. „Etwa der Meiſter?“ „Ich will nichts geſagt haben,“ antwortete der Müller, „aber da ſollteſt nicht lange fragen.“ Da faßte eine zornige Wehmuth Uli, preßte ihm die Bruſt, daß ihm faſt der Athem fehlte, große ſchwere Tropfen aus den Augen kamen, und die geballten Fäuſte ſtieß er gerade aus. Er konnte nichts mehr ſagen, als: „Iſt das ſo gemeint?“ und ſprang hinauf in ſeine Kammer. Der Müller ſchlich ſich hinter das Haus durch zur Küche und ſagte dort der Meiſterin: ſie ſolle doch hinauf in die Kammer gehen und ſehen, was Uli mache; er glaube, man hätte etwas Dummes gemacht. Darauf erzählte er, wie er ihn habe prüfen ſollen, und wie Uli es aufgenommen und den Meiſter errathen. „Vreneli, geh', ſieh',“ ſagte ſie, „und bring Bericht, was er macht.“ Zum Mann aber ging ſie und ſagte: „Du biſt doch der abſcheulichſte Menſch; haſt du denn nicht an einem Male genug gehabt? du haſt den beſten Knecht weit und breit, und es reitet dich der Teufel, bis du ihn fortgetrieben.“ Man könne niemand zu viel trauen, ſagte Joggeli, und weil ſie an Uli den Narren gefreſſen, ſo müſſe er zuſehen; es wüßte kein Menſch, wie es ginge, wenn er nicht ein wenig zur Sache ſehen würde, und es könne ſich ein Menſch von einem Tage zum andern ändern. Man probire ja ein jedes Roß, und ſo wüßte er nicht, warum man nicht auch einen Menſchen, auf den es doch noch viel mehr ankomme als auf ein Roß, ſollte probiren können. Und wenn er ſchon den Neuthaler genommen hätte, deßwegen hätte er ihn nicht fortgeſchickt, aber er hätte dann gewußt, wie weit er ihm trauen könne oder nicht. „Aber Joggeli, glaubſt du

denn, ein braver Bursch bleibe an einem Ort, wo man ihm nicht trauet, wo man ihm alle Finger lang eine Falle legt? Wer ein rechtes Gefühl hat, kann nicht in einem Hause sein, wo er sieht, daß man eine schlechte Meinung von ihm hat." „Du bist immer ein Kind, Alte," sagte Joggeli. „Heut zu Tag sieht man auf den Nutzen und nicht auf die Meinung, und es nähme mich wunder, wo Uli einen größern Lohn machen könnte. Er wird sich wohl besinnen, was er macht."

Unterdessen war Vreneli hinaufgegangen und hatte gesehen, wie Uli einpackte, während ihm große Tropfen über die Backen kamen und zuweilen: „Der Donner!" halb verdrückt über die Lippen kam. Vreneli trat unter die Thüre und fragte: „Was machst, was hast?" Uli antwortete lange nicht, bis Vreneli näher trat und endlich vernahm: „Fort will ich." „Das thue nicht, sagte es, es lohnt sich ja nicht der Mühe; du mußt den Vetter nehmen, wie er ist." Aber Uli sagte: an solches sei er nicht gewöhnt und habe es nie erfahren. Ob das nun der Lohn sei, daß er sich halb todt arbeite und dem Meister seinen Nutzen suche, wo er könne. Er sehe wohl, wo das hinaus solle. Zuletzt hänge ihm der alte Donner noch einen schlechten Namen an; er begehre ihn zum Schelmen zu machen. Er wolle gehen, während es Zeit sei, der Tropf könne dann sehen, wo er einen Andern hernehme. Er sei schon mehr als ein halbes Jahr da, und der wüste alte Teufel hätte ihm noch nie gesagt, daß er zufrieden sei. „Du hast es dann auch wie die Andern," sagte Vreneli. „Ich mache die ganze Haushaltung, er giebt mir keinen Lohn und ist noch im Stande, mir zu sagen, er hätte mich um Gotteswillen. Wenn die Base nicht wäre, wer weiß, was ich schon gemacht hätte. Aber hör', thue es uns nicht zu leid; du bist Allen anständig, es ist jetzt ein freundlich Dabeisein und es geht alles, daß man Freude darun hat. Denk nur, was der Melker und der Pferdeknecht für Freud' hätten, wenn du auch fort gingest! Sie würden dir einen Lärm machen weit und breit, wie du fortgejagt worden.

Du möchteſt ſagen, was du wollteſt, die Leute glaubten doch das Böſere.“ „Meinethalben,“ ſagte Uli, „was kümmert's mich; ſo dabei ſein will ich nicht mehr.“ Da dröhnten die hölzerne Treppe herauf die ſchweren Schritte und der ſchwere Athem der Mutter, welcher die Verhandlungen in der Kammer zu lange dauerten. „Es iſt gut, daß du kommſt, Baſe,“ ſagte Vreneli, „du kannſt ihm nun ſelbſt ſagen, er ſolle nichts Einfältiges machen. Er will abſolut fort.“ „Das ſollſt du mir nicht, ſagte die Alte. Was haben wir dir zu leid gethan?“ „He, ihr nichts,“ ſagte Uli, „ihr wäret mir gar recht, aber der Meiſter iſt wüſt gegen mich und trauet mir nichts, will mich zum Schelmen machen, und bei einem Solchen bleibe ich nicht, meine arme —“ — „Schwöre nicht, Uli,“ ſagte die Alte. „Denk, er iſt ein alter Mann, man muß Geduld mit ihm haben; du wirſt einmal auch froh ſein, wenn man Geduld mit dir hat. Das ſoll nicht mehr geſchehen, ich verſpreche es dir, und wenn wir dir etwas thun können, ſo ſag' es nur, es ſoll nicht nein ſein.“ „Ihr könnet lange verſprechen,“ ſagte Uli, „ich weiß wohl, daß das nicht euer Wille iſt, aber für euren Mann könnt ihr nicht gut ſagen.“ „Wohl, das kann ich, wenn es ſein muß, er muß mich zuweilen auch noch fürchten; aber er ſoll ſelbſt noch kommen und verſprechen, daß er dich künftig mit Verſuchungen und Fallenſtellen verſchonen will. Vreneli, geh und ſag ihm, er ſolle herauf kommen.“ Aber Vreneli hatte einen ſehr harten Stand; Joggeli ſagte: das wäre das erſte Mal, daß er vor einem Knecht die Knie beuge; das thue er nicht. Wenn Uli es auf das Aeußerſte treiben wolle, ſo könne er, aber mit Bitten ihm anhalten thue er nicht. Vreneli ſagte: „Aber Vetter, ihr ſeid doch zuerſt wüſt gegen Uli geweſen; wenn ihr mir es ſo machtet, ich lief auch fort.“ „Würdeſt aber bald wieder kommen, wenn dir niemand nachliefe,“ ſagte Joggeli. „Das iſt noch die Frage,“ ſagte Vreneli; „aber Uli kommt nicht wieder, das kann ich euch ſagen, und wer ſoll dann ernten?“ „Ach, ſo ſag' der Alten, ſie ſolle ihm gute Worte geben und

ein paar Batzen in die Hand drücken, so wird er sich schon herbeilassen." „Die Base hat euch schon manchmal gut gemacht," sagte Vreneli, „aber dieses Mal macht es sich nicht damit. Uli will fort, wenn ihr ihm nicht versprecht, daß so etwas nicht mehr geschehen soll, und dann könnt ihr sehen, wie es gehen wird in der Ernte, während jetzt ja alles wie am Schnürchen läuft." „Gell, es ging dir am Uebelsten, wenn Uli fortging, du könntest dann nicht mehr mit ihm dich herumtreiben." „Vetter, ich treibe mich mit niemand herum; aber ihr seid der wüsteste Mann, den es giebt, ihr müsset ein arger, nichtsnutziger Mensch gewesen sein, daß ihr niemand trauet. Aber machet meinethalb, was ihr wollt; was kümmert mich Uli, und was kümmert's mich, wenn das Korn auf den Aeckern bleibt!" Damit war Vreneli verschwunden, umsonst rief ihm der Vetter nach. Er nahm nun seinen Stecken, ging langsam hinaus, rief seiner Frau. Als die nicht Bescheid gab, kam er immer näher an Uli's Kammer, bis seine Alte ihm sagen konnte, er solle hinauf kommen, sonst gehe es nicht gut. Das sei ihm doch ein Lärm um nichts, sagte Joggeli, er könne gar nicht begreifen, was er da thun solle, und warum Uli so den Kopf mache; das lohne sich doch nicht der Mühe. Er hätte es ja nicht böse gemeint und nur wissen wollen, woran er sei, und dazu habe er das Recht, das lasse er sich nicht nehmen. „Du hättest doch Ursache gehabt, dem Uli zu glauben," sagte seine Frau. Er hielte auf dem Glauben nicht viel, sagte Joggeli, er wolle seine Sache lieber gewiß haben. Wenn Einer so viel betrogen worden sei in seinem Leben wie er, so sei es ihm erlaubt, genau aufzupassen. Es sei immer Alles unter einer Decke gegen ihn, er nehme niemand aus. Das sei schon lange so gewesen und werde immer so bleiben, bis er die Augen zuthue. Darum begehre er nicht mehr dabei zu sein, sagte Uli, er sehe wohl, daß er ihm nie trauen werde, und er möge nicht an einem Orte sein, wo Keins dem Andern traue. Ja, sagte Joggeli, da könne er weit laufen, ehe er einen Ort finde,

wo Alles einander traue. Darum solle er nicht so wüst thun. Versuchen wolle er ihn nicht mehr, das wolle er ihm gesagt haben. Aber er solle dann deshalb nicht meinen, er hätte nicht zwei Augen im Kopf. Es müsse ein Mensch immer etwas zu fürchten haben, der Teufel gehe ja umher wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge. Diesmal sei aber er der Teufel gewesen, der ihn habe verschlingen wollen, und das sei wüst von ihm, sagte Uli. He, er wolle es nicht mehr thun, sagte Joggeli, er solle jetzt zufrieden sein, er selbst sei auch zufrieden, und es wäre ihm zuwider, wenn er wieder um einen neuen Knecht aus müßte, und er glaube, er fände kaum einen bessern. Die Leute seien heut zu Tage nichts mehr werth. Wenn man sie schon übergülden wollte, so finde man sie nicht, wie man sie suche. „He," sagte die Frau, „wir sind alle arme Sünder, und du bist auch kein Engel. Gebt jetzt einander die Hände und laßt das Wortwechseln. Uli, du hast gehört, mein Mann will das nicht mehr thun, und komm jetzt herab, ich habe einen Kaffee bereit, du mußt auch ein Kacheli nehmen. Man wird erst recht mit einander zufrieden, wenn man mit einander ißt und trinkt, besonders ein Kacheli Kaffee." Uli, auch an den Brief seines Meisters denkend, ließ sich dazu verstehen, ward wieder zufrieden. Joggeli that auch zufrieden, bei sich selbst aber dachte er: seinem Weibervolk müsse er aufpassen, das könne es viel zu gut mit Uli; wenn das so fort gehe, so sei er verrathen und verkauft.

Die Ernte kam mit all ihren Anforderungen. Zur Erntezeit treffen mehrere Arbeiten zusammen. Die Kirschen sind reif, Flachs, Hanf wollen gezogen, besorgt sein. Es beginnt auch an manchen Orten schon das Ackern, Repssäen ꝛc. Es ist keine Hauptarbeit, wo so das Ganze ins Auge gefaßt, die Zeit benutzt, die Arbeiter vertheilt sein wollen, damit allem sein Recht geschehe, nichts zu Schanden gehe, wie die Ernte. In derselben wird recht eigentlich die Tüchtigkeit des Landmannes auf die Probe gestellt. Fast allemal in der Ernte

hatte Joggeli's Frau das Gallenfieber gehabt. Es war niemand da, der ihr Kirschen pflücken wollte als die Sperlinge; der Hanf überreifete, oder man ließ ihn an Haufen heiß werden; den Flachs vergaß man entweder zu ziehen oder auszubreiten und gehörig zu wenden. Für nichts hatte man Zeit. Wohl aber konnte man ganze halbe Tage ums Haus herum drehen und sich bedenken, ob man an dieses hin wolle, oder an jenes. Und während man für dieses die Zeit zu kurz fand, für jenes zu lang, verrann die Zeit, und es blieb keine mehr als für zu essen und zu Bette zu gehen.

Nun ging die Sache anders. Uli hatte alles im Auge und daher auch für alles Zeit. Jeder Augenblick wurde benutzt, jeder Arbeiter wußte, was er zu thun hatte. Hatte man nicht mit dem Korn zu schaffen, so wußte man schon im voraus, woran man mußte; verlor mit Stehen, Fragen, Bedenken keine Zeit. Es wurde auch nicht gezankt, nicht die Last von Einem zum Andern geschoben, denn sie war gleichmäßig vertheilt, und daher fühlte sich niemand gedrückt. Die Arbeit ging aus den Hände fort, man wußte nicht wie, und der Meisterfrau lachte ununterbrochen das Herz im Leibe, wenn die Körbe mit Kirschen kamen, Flachs und Hanf in schönen Spreiten vor ihr sich ausdehnten — dort hing man den Flachs nicht an Schatten, ehe man ihn vom Samen befreite. — Joggeli trippelte hingegen unruhig umher, er dachte nur an's Korn, hatte Angst, man versäume dasselbe, und konnte gar nicht begreifen, wie das zuging, daß man an allem sein konnte und doch das Korn auch einkam und zwar so, daß sie die Sichelte mit den andern Leuten am gleichen Samstag halten konnten. Sonst war es Sitte, daß man sie in der Glunggen 8 oder 14 Tage später hielt, und Joggeli meinte sich noch damit. Er sagte: „Wir halten unser Erntefest erst über acht Tage; es ist sich aber nicht zu verwundern, kurze Haare sind schneller gebürstet als lange.“ Er wollte es daher fast ungern haben, als er mit Andern fertig war. Die Leute würden mei-

nen, dachte er, er vermöchte nicht mehr ſo viel anzuſäen als ſonſt. Die Leute wußten aber wohl, woher es kam.

Das Erntefeſt iſt einer der Haupttage im Bauernleben. Einem armen Tagelöhner und ſeinem Weibe, welche das ganze Jahr durch die Erdäpfel ſparen müſſen und kein Stückchen Fleiſch ſehen, iſt ein Erntefeſt, an welchem Wein, zwei oder drei Arten Fleiſch und Kuchen genug ſind, wirklich ein Tag aus dem tauſendjährigen Reiche, auf den ſie ſich das ganze Jahr durch freuen und jedes Mal traurig ſeufzen, wenn er vorbei iſt. Der Geizige ſchämt ſich an dieſem Tage zu ſparen, und wenn es ihn ſchon reut, er verbirgt es. Es liegt dieſem auch eine Art von religiöſem Gefühl oder wenn man will eine Art von Aberglauben zu Grunde. Es iſt eine chriſtliche Opfermahlzeit. Der Geber alles Guten hat wiederum ſeine Hand aufgethan, den Fleiß des Landmanns geſegnet, den Schooß der Erde geſegnet; da kommts auch dem Härteſten in's Gemüth, daß er Gott Dank ſchuldig ſei, etwas opfern ſolle. Er rüſtet eine Mahlzeit, giebt ungezählt den an ſolchen Tagen faſt heerdenweiſe herumziehenden Armen die Kuchen weg an der Küchenthüre und läßt eſſen und trinken eine Nacht und einen Tag lang ſeine Leute, ſeine Söhne und Knechte und Mägde und den Fremdling, der bei ihm wohnet, ſo viel ihr Herz gelüſtet. Wo die rechte alte Freigebigkeit noch vorwaltet, da heißt man nicht nur die, welche in der Ernte gearbeitet haben, kommen, ſondern Alle, welche durch das Jahr für das Haus gearbeitet haben. Und weit und breit wird erzählt, wie einſt Einer einen Arbeitsmann im Hauſe gehabt habe an einem Samstag, der am Abend mit aller Arbeit fertig geworden wäre. Am Mittag ſei der Bauer zu ihm gegangen und habe ihm geſagt, er wolle mit ihm rechnen, ſie könnten ihn jetzt entbehren. Darauf habe jener geſagt, es ſei ihm zuwider, jetzt fort zu gehen, ſo verliere er einen halben Tag, und bis am Abend würde er fertig. „Nein, ſag du nur, was ich dir jetzt ſchuldig bin. Ich will es dir gerad ſagen, warum: dieſe Nacht haben wir das

Erntefest, da haben wir nicht Platz für dich. Komm dann eher morgen ein wenig wieder, wenn du magst."

Ist dieser Opfertag vorbei, dann lies't der Geizige die Brosamen zusammen, benutzt sie sorgfältig und schließt Kisten und Kästen für ein Jahr lang zu.

Freilich muß es dem Landmann an diesem Tage wohl zu Muthe sein. Es hat ihm der Herr für ein Jahr das tägliche Brot beschert, sein Fleiß ist gesegnet worden, seine Kinder dürfen nicht Hunger leiden, seine Frau kann wieder Arme speisen und Dürstende tränken, in behaglicher Fülle sitzet er. Da kann es ihm wohl sein, es ist ihm erlaubt. Aber Essen und Trinken sollten doch nicht das einzige Opfer für Gott sein, nicht die einzigen Dankeszeichen. Der Herr hat die eingeernteten Früchte ein ganzes Jahr durch gesegnet und behütet, kann man ihn wohl mit einem einzigen Tage abspeisen? Sollte man für diesen Herrn nicht auch das ganze Jahr hindurch ein Herz im Leibe tragen, welches in Dankbarkeit fruchtbar ist, nie vergißt, daß ohne den Willen des Herrn kein Haar von unserm Haupte fällt, und daß jedes Wort und jeder Gedanke vor ihm offenbar sind, und daß wir die Armen allezeit bei uns haben und nicht nur am Erntefeste?"

In der Glungge war das auch ein sehr festlicher Tag und nichts wurde gespart. Viele Menschen genossen ihn da, und aus der Butter, welche verküchelt worden war, seit die Glungge bestand, hätte man wohl einen Murtensee machen können. An diesem Tage, wenn auch das ganze Jahr sonst nie, kam der Sohn mit seiner Familie von Freyligen, wo er sein Wirthshaus hatte, und that sich gütlich an dem väterlichen Kuchen. Er that wie Einer, der gern hätte, daß man ihn für vornehm halte: er setzte den Hut auf die Seite, hielt die Hände in den Hosentaschen oder schleuderte die Arme und machte ein Gesicht, wie wenn er die sieben Haimonskinder sammt ihrem Rosse Bayard lebendig gefressen hätte, und sagte Allem: Bunschur, Bunschur! Seine Frau war ein Zierpüppchen und sah

aus wie eine Pflanze, welche bloß am Schatten gewachsen ist, und sagte: merci. Sie war eine reiche Tochter gewesen und hatte gelernt zu schlottern und zu zittern, wenn sie etwas anrühren sollte. Sie zog sich prächtig an, aber alles hing an ihr herum, wie an einem Peitschenstock. Sie that sehr herrisch und ungezogen, der Flügel von einem Hähnchen war das Gemeinste, an dem sie leckte und kaute. Sie geberdete sich sehr vornehm, aber das gemeinste Mensch war ihr gut genug, um ihm zu rühmen, wie reich sie sei und wie vornehm, wenn es ihr nur zuhören wollte. Sie hatten drei Kinder, in denen Vater und Mutter verschmolzen waren. Sehr hoffährtig waren sie angezogen und schrecklich aufgedonnert und machten sehr freche Gesichter. Alle Augenblicke schrie Eins, und dann schrie der Mann: „Wer macht die Kinder brüllen? Ich will doch sehen, ob dann dies immer so gehen muß!" Sie aber schrie: „Schweig nur, schweig, du mußt dann eine Feige haben und ein Paar Mandeln dazu!" Hatte dieses das erhalten, so schrien die Andern, bis sie es auch hatten. Sagte die Mutter: „Jetzt hab ich keine mehr," so fingen alle Drei zu schreien an. Dann fluchte der Vater: warum sie auch nicht genug mitgenommen hätte; sie mache es immer so. Aber sie sollten nur schweigen, beim nächsten Krämer wolle er kaufen, bis sie genug hätten. Die Knaben hießen Edewarli und Rudeli, das Mädchen aber Carelini.

Joggeli hatte immer einen heimlichen Schrecken, wenn sie kamen, er wußte wohl warum; indessen that er doch freundlich mit ihnen. Die Mutter hatte eine recht mütterliche Liebe zu ihrem Sohne und eine noch größere zu seinen Kindern; indessen klagte sie, sie kämen ihr gar so fremd vor, und wenn sie fortfuhren, so leichtete es ihr allemal, denn sie wußte nach zwei Tagen schon nichts mehr zu essen zu geben, daß es ihnen recht war. Elisi hatte rechte Freude, wenn sie kamen. Elisi und die Schwägerin Trinette, ehemals Trini, zeigten einander ihre Kostbarkeiten und Eine redete vornehmer als die Andere

von ihren Krankheiten, und Eine that dümmer als die Andere mit ihren sogenannten feinen Manieren. Glaubte nun Elisi Meister zu sein mit den Kostbarkeiten und Krankheiten und Manieren, so hatte sie große Freude und ließ Trinette ungern ziehen und plärete und wollte nicht Abschied nehmen. War aber Trinette Meister und hatte schwerere Häfte oder ein seideneres Tschöppli, mehr Krämpfe gehabt oder eine längere Badefahrt gemacht, eine vornehmere Miene ersonnen oder süßere Geberden, so plärete Elisi, so lange sie noch da waren, versteckte sich und kam erst wieder zum Vorschein, wenn Trinette schon im Charabank war. Da lächelte Elisi dann, hatte Handschuhe an, an denen die Fingerspitzen abgeschnitten waren, ein schönes weißes Schnupftuch in der Hand, eine Kappe mit kostbaren Spitzen oder kostbaren Bändern verziert auf dem Kopf, glitzerte von lauter Gold und Silber, sagte: „A revoir" und „Bon voyage", und wenn der Rappe zog, so sagte Elisi: Sie sei doch froh, daß sie endlich fort seien; der Bruder sei ein Grobian, Trinette hätte schlechten Geschmack und die Kinder schlechte Manieren. Sie möchte keinen Mann, pfi Tufig! Aber wenn sie einen bekommen sollte, so möchte sie keine Kinder, pfi Tufig! Aber wenn sie deren bekommen sollte, und man wisse ja, was man hasse, müsse man haben, so wollte sie die ganz anders erziehen: sie müßten ihr nicht so dicke Klötze sein, so erfrorne Nasen haben und rothe Schuhe; sie müßten schlanke Tournuren haben und feine Gesichter und g'wixte Stiefeli. Sie würde sich schämen, mit solchen groben Gestalten spazieren zu fahren.

Breneli sprach selten ein freundlich Wort, so lange der Besuch da war. Dieser behandelte sie nicht wie eine Dienstmagd, sondern mit recht eigentlicher Verachtung; höchstens versuchte der Sohn einige handgreifliche Späße an ihr auszulassen. Zudem ärgerte es ihns, wie sie die Alten auszubeuten suchten auf jegliche Weise und ihnen doch alles nicht gut genug war. Trinette konnte nicht genug erzählen, wie viel sie

von Hause erhielte, und wie sie es gar nicht machen könnten, wenn ihre Eltern nicht so viel geben würden. Dann wußte sie zu sagen, dieses hätte ihr der Vater gegeben und jenes die Mutter, und als sie das letzte Mal bei ihnen gewesen, hätte ihr der Vater sechs Reuthaler gegeben und die Mutter zehn, und Beide ihr gesagt, wenn sie etwas mangle, so solle sie nur kommen, wo das gewesen sei, sei noch mehr. Natürlich wollte dann die gute Mutter auch nicht die Letzte sein, rückte auch aus, fast über Vermögen, und bekam kaum einen freundlichen Dank dafür.

Die Kinder waren in allem, verdarben alles, und wehrte man ihnen das Geringste ab, so sagten sie einem entweder wüst oder schrien wie angeschossene Seekälber. Der Sohn trieb seine Speculationen in der Glungge dagegen in's Große. Bald kaufte er dem Vater eine Kuh ab und zahlte sie ihm nie oder brachte ein lahmes Roß und nahm das beste von des Vaters Rossen mit, vorgebend, das Eine zurückzusenden, das Andere holen zu lassen, vergaß es aber, oder er mußte einen Wechsel zahlen, den ein Weinherr auf ihn gezogen, und war nicht bei Gelde, und der Vater sollte es ihm vorschießen, erhielt es aber nie wieder. Irgend eine dieser Aderlässen ging allemal vor, wenn er da war. Dabei behandelte er Vater und Mutter als dumme Bauernleute mit souverainer Verachtung, nicht viel besser als zwei Geldsäcke, zu denen man Sorge trägt, so lange Geld darin ist. Er brachte es allemal als einen Tageswitz heim nach Frevligen, wie er seinem Alten abermals zu Ader gelassen. Er wunderte sich diesmal gar sehr über die Ordnung, die er in der Glunggen antraf. Die schönen, glatten, saubern Bäume, der stattliche Misthaufen, die Reinlichkeit allenthalben, trotz der Ernte, fielen ihm alsobald in die Augen. Als er sein Pferd in den Stall begleitete, wie üblich, wunderte er sich noch mehr über die Sauberkeit im Stall, über die schönen, wohlbesorgten Pferde, und ärgerte sich, daß er diesmal kein

lahmes mitgebracht. Nicht weniger gefiel ihm der Kuhstall und absonderlich die junge Kuh, welche Uli in Bern gekauft, die jetzt zu kalben stand und wenigstens 3 Louisd'ors mehr werth war, als vor drei Monaten, so gut hatte sie zugenommen. „Vater, was fängst du an in deinem Alter?" sagte der Sohn; „fängst erst jetzt recht an, dich zu rühren? hast das schönste Vieh, und es ist allenthalben wie an einem Sonntage." „Gefällt es dir?" sagte Joggeli kurz. Aber die Mutter konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Wir haben einen gar guten Meisterknecht; der nimmt sich der Sache an, wie wenn sie sein wäre, und versteht alles wohl, wie ein alter Bauer; es ist jetzt auch eine rechte Freude, dabei zu sein." Der Sohn sagte nicht viel darauf, aber er trappete mehr als sonst auf dem Lande herum, sah das letzte Korn laden und einführen, ging durch die Matten, daß der Alte sagte: er könne nicht begreifen, was der Johannes habe, er laufe allenthalben herum und besehe alles so wohl; ob er wohl meine, er könne den Hof vielleicht bald erben? Aber er habe nicht im Sinne, bald da weg, und es hätte schon mancher Alte mit jungen Beinen Aepfel von den Bäumen geworfen. Nicht daß er das begehre, aber nur so zu sagen.

Als es dunkelte, sollte das Erntefest angehen, aber man hatte seine liebe Noth, die Leute herzubringen. Vreneli, krebsroth vom Backen und Kochen den ganzen Tag, ward zuletzt zornig und sagte: die dummen Leute hätten den ganzen Tag schon die Finger geleckt bis zu den Achseln und noch weiter nach hinten, jetzt wolle sich Keiner dafür halten, Keiner sich herbeilassen; so könne man nicht anrichten, nicht mit der Sache vorwärts, und dann am Morgen sei Keiner vom Tisch wegzubringen, sie säßen da wie eingebrannt oder angenagelt. Man mußte diesem nachschicken und jenem, und am Ende war doch noch jemand nicht da, den man bei den Ohren hätte herbeireißen sollen.

Da war Fleischsuppe mit Safran in mehreren Schüsseln

auf dem Tiſche, in welche das Brot ſo dick eingeſchnitten war, daß man auf eine Schüſſel hätte knien können. Dann kam Rindfleiſch, grünes und dürres, Speck, ſüße Apfelſchnitze, Kuchen von drei Arten, alles hoch aufgethürmt, und einige weiße Flaſchen mit Wein, von welchen jede eine Maaß faßte, ſtanden auf dem Tiſch, und für alles war kaum Platz, daß die Auftragenden oft in der größten Verlegenheit waren, wo abſtellen. Sperlingen im Hirſe muß es wohl ſein, aber die wiſſen doch noch lange nicht, wie es einem an einem Erntefeſttiſche iſt, der unter ſeinen Laſten ſich biegt, und unter dem man ſeine Beine gar nicht zum Stillehalten bringen kann, weil ſie auch hinauf möchten und ſehen, was da oben ſo herrlich riecht.

Und doch war es nicht Allen gut genug dort. Eliſi und Trinette mochten nicht zu den groben Leuten und groben Speiſen. Im Stübli war ein beſonderer Tiſch gedeckt, auf dem war rother Wein, waren Fiſche an einer Sauce und Zuckererbſen und Braten von Kälbern und Tauben, gebackene Fiſche, Schinken und Kuchen, Eierwecken ſtatt Brot, ein Kännchen voll ſüßen Thees für die Liebhaber des Thees und Deſſert, den die Wirthin ſeit ihrem letzten Kindbettſchmaus aufbewahrt hatte. Die Kinder gingen von einem Tiſch zum andern, thaten immer an einem Tiſche wüſter als am andern, bis ſie endlich, zu voll von Speiſe und Trank, wie wüſte kleine Teufelchen zu Bette gebracht werden mußten. Eliſi und Trinette erzählten einander, was ſie ertragen möchten, was nicht, rümpften über alles die Naſe und ſagten, was ihnen dies mache und was jenes; das Eine blähte ſie und das Andere lag ihnen ſonſt im Magen; das Eine ließ ſie nicht ſchlafen, das Andere brachte ihnen den Alp; das Eine ſchlug ihnen in die Augen, das Andere in die Ohren; das Eine verſtopfte ſie, das Andere machte ihnen den Durchlauf.

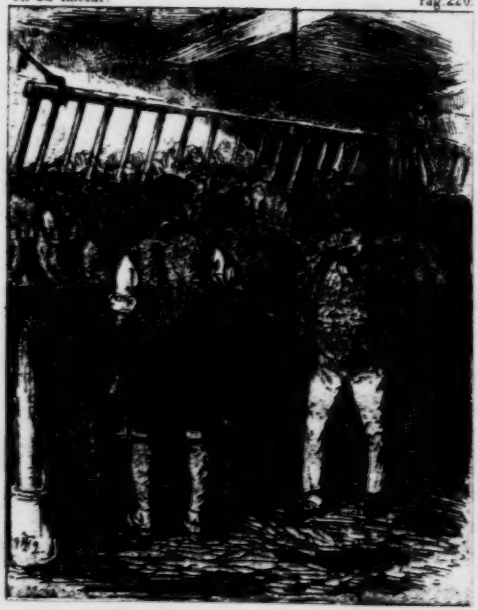
Unterdeſſen aßen ſie von dem, was ſie verſtopfte, und von dem was ihnen Durchlauf machte, das mußte ſich ja gegenſeitig

aufheben, und auch dem Trinken ſah man ihre Kränklichkeit eben nicht ſehr an.

Johannes hielt ſich nicht lange am Familientiſche auf, ſondern machte ſich bald hinaus zum Geſinde und blieb dort, bis der Morgen grauete und Alles die Betten ſuchte. Er gab ſich beſonders mit Uli ab, ſetzte ihm zu mit Trinken, gab ihm Taback und führte mit ihm Geſpräche über allerlei, daß es Uli vorkam, der Wirth von Frevligen ſei nicht halb ſo hochmüthig, als man ihn verſchreie. Am meiſten aber verwunderte ſich Uli, als derſelbe ſchon Morgens früh in den Stall kam, wo er allein handthierte, während die andern Knechte noch ſchliefen.

„So, biſt du ſchon auf und allein?“ ſagte der Wirth. „He ja,“ antwortete Uli. „Die Thiere haben geſtern nicht Erntefeſt gehabt und hart arbeiten müſſen, da wäre es nicht billig, wenn ſie lange auf ihr Freſſen warten müßten.“ „Es denken aber nicht Alle ſo,“ ſagte der Wirth, „und darum habe ich dich etwas fragen wollen. Weißt du was? komm du zu mir; ich hätte einen Platz für dich, wo du wenigſtens zehn Thaler höher kämeſt als hier, und alle Tage müßteſt du deinen Wein und dein Stücklein Fleiſch haben.“ „Aber was ſagt der Meiſter, wenn ihr mich abdinget?“ „Was geht das dich an?“ ſagte der Wirth; „da laß du mich ſorgen. Du bleibſt doch nicht lange hier; mein Alter iſt viel zu wunderlich und mißtrauiſch, er kann niemand behalten. Bei mir iſt das ganz anders; ich bin oft nicht daheim und meine Frau iſt ein Pflartſch; da muß ich einen Knecht haben, dem ich alles anvertrauen darf. Wenn mir Einer anſtändig iſt, ſo hat Einer bei mir einen Poſten, wie im ganzen Lande keiner mehr iſt; er kann es haben wie ein Herr. Komm, du ſollſt dich nicht reuig ſein. Sieh, da haſt du einen Neuthaler Draufgeld.“ „Behaltet nur euer Geld,“ ſagte Uli, „das macht ſich nicht ſo geſchwind. Ich habe dieſen Augenblick nichts zu klagen, vor vier Wochen wäre es anders geweſen. Man iſt gut gegen

Uli der Knecht. Pag. 220.



mich, besonders die Meisterfrau, und dann halte ich nichts darauf, weiter zu gehen, wenn es einem an einem Orte wohl ist." Der Wirth ließ nicht nach mit Drängen, man hörte Geräusch am Brunnen, Uli sagte endlich, er wolle sich besinnen. Er mußte versprechen, in vierzehn Tagen den Bescheid zu geben. Als sie aus den Stall traten, ging eben Breneli mit einem Eimer Wasser in's Haus.

Am Mittag ging Essen und Trinken von neuem an; nur Elisi und Trinette thaten schmächtig, klagten über allerlei und thaten, als ob sie kein Bischen hinunterbringen könnten, packten aber doch unvermerkt ziemlich ein. Im Nachmittag reisete der Besuch wieder ab, nachdem Johannes noch einen neuen, schönen Fünfbätzler dem Uli in die Hand gedrückt und ihm mit den Augen bedeutsam zugewinkt hatte. Die Großmutter sah dem Charabank lange nach und sagte endlich: „Die Kinder sind mir lieb, aber wüst thun die doch, es hat keine Art; die müßten mir noch anders gewöhnt werden, wenn ich immer um sie sein sollte." Drinnen sagte sie zu Breneli: „Johannes macht doch je länger je mehr den Großen; denk doch, hat der Narr nicht dem Uli einen neuen Fünfbätzler Trinkgeld gegeben!" „Er wird wohl wissen, warum er das gethan hat," sagte Breneli. „Den Herrn will er spielen, zeigen, daß er wisse, was unter der Herrschaft Sitte sei, das will er," sagte die Alte. „Nein, Base," sagte Breneli, „er will noch etwas Anderes, ich darf es euch fast nicht sagen; es ist wieder ein wüstes Stücklein von Johannes. Dieses Mal hat er den Vetter weder um ein Roß, noch um eine Kuh gebracht, aber den Uli will er ihm abdingen, darum hat er ihm auch das Trinkgeld gegeben." „Was du nicht sagst, der Ufiath!" sagte die Alte. „Wenn man den eigenen Kindern nicht mehr trauen darf, dann ist doch nicht mehr dabei zu sein. Johannes, Johannes, was bist du doch für ein Unmensch! Aber seine Frau ist schuld daran, sie macht ihn so, er ist ehemals doch nicht so gewesen! Aber woher weißt du das?" „Ich holte am

Morgen früh Waſſer; es wollte eben keine Magd aufſtehen. Da war Johannes, der ſonſt bis um zehn Uhr im Bett liegt, ſchon bei Uli im Stall; das wunderte mich. Während mir das Waſſer in den Eimer lief, paßte ich der Sache ab und hörte, wie Johannes den Uli drangſalirte, bei ihm Dienſt zu nehmen, und ihm einen Neuthaler darauf geben wollte." „Und hat er ihn genommen?" frug die Mutter ängſtlich. „Nein, er ſtellte ſich recht brav, ich hätte es nicht von ihm geglaubt. Sie hörten mich wahrſcheinlich und brachen ab; ich vernahm nur noch, wie Uli vierzehn Tage Bedenkzeit nahm. Aber ich glaube, wenn der Vetter ihn zur rechten Zeit fragt um das Dableiben, ſo werde es keine Noth haben." „Er hat mich ſchon manchmal faſt wild gemacht, ſagte die Alte. Er will die Dienſtboten nie fragen; er meint, es ſei an ihnen. Aber ſeit wann fragt ein rechter Knecht ſelbſt? Dann ſagt er, ſie arbeiteten viel beſſer, ehe man ſie gefragt habe. Sobald man ſie einmal wieder für ein Jahr gedungen, ſie des Dienſtes ſicher ſeien, ſo würden ſie ganz gelaſſen, ſie dächten, es hätte es wieder für ein Jahr, ob ſie nun etwas mehr oder etwas weniger arbeiteten." „Ja," ſagte Vreneli, „der Vetter meint halt, es ſeien alle Menſchen über einen Leiſten geſchlagen, und weil er die guten wie die ſchlechten hält, ſo kommt er nie zu guten." „Er muß den Uli noch heute dingen," ſagte die Alte. „Aber verrathet mich nicht, daß ich es gehört, ſonſt hängt mir der Vetter wieder eine Verdächtigung an; er traut mir auch nicht mehr, als der ſchlechteſten Dirne," ermahnte Vreneli.

Die Alte ſuchte ihren Eheherrn und brachte ihm vor: „Denke doch, was Johannes für ein Unfath und Unmenſch iſt will er uns nicht den Uli abdingen!" Joggeli that nicht halb ſo verwundert, ſondern meinte, etwas müſſe der Johannes immer verüben, entweder ihm etwas abſtehlen oder ihm etwas abſchwatzen; er ſei von Jugend auf ſo geweſen, aber er ſei nicht ſchuld daran. Darauf wollte er wiſſen, wie ſeine Frau die Sache vernommen. Natürlich bekannte ſie bald, daß ſie es von Vre-

neli habe. „Ich kann dir nicht sagen, Frau," sagte Joggeli, „wie mir das Mädchen zuwider ist; es hat seine Nase in allem und hinten und vornen heißt's immer nur: Breneli, Breneli. Das zieht dem Uli nach, zähl' darauf, da wird es wieder einen schönen Verdruß absetzen, von wegen der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Was hätte es so früh beim Stall zu thun gehabt, wenn es ihm nicht hätte nachstreichen wollen? Aber zähl' darauf, sobald ich darüber komme, so jage ich es fort. Es hat schon Schande genug in die Familie gebracht, es soll nicht noch mehr bringen, die wüste Dirne!" Dann könne er selbst die Haushaltung machen, sagte seine Frau. Das sei nicht recht, daß Breneli jetzt alles ausessen solle. Es hätte es ja mit seinem Bericht gut gemeint, und jetzt wolle er es schlecht machen. Wenn sie von Allen verrathen und verkauft würden, so sei er selbst schuld daran. Sobald Eins ihnen einen Dienst erweise, so hänge er ihm etwas an, statt ihm zu danken. „Aber mach meinethalb, was du willst, man ist thöricht, wenn man um dein Bestes sich kümmert."

Joggeli bedachte sich die Sache wohl, und sie ging ihm im Leibe herum wie ein Wurmpulver.

Kapitel 18.

Wie eine gute Mutter viel Ungerades gerade, viel Böses gut macht.

Am Abend ging Uli den Kirschbäumen nach, um zu sehen, wo noch gekirschet werden müsse; unversehens war Joggeli bei ihm. Nachdem sie allerhand verhandelt, sagte Joggeli: die Ernte sei gut gegangen, die Arbeit gut gelaufen, nur müsse er nicht meinen, daß man dem Weibervolk alles machen müsse, woran es sinne; das Korn sei die Hauptsache, der andern Sache hätte man sich wenig zu achten, wenn es nur mit dem

Korn gut gebe. Zum Zeichen der Zufriedenheit wolle er ihm da etwas geben. Er drückte ihm einen Neuthaler in die Hand. Uli dankte, sagte aber doch: es sei ihm nicht wegen dem Weibervolk, und er wisse wohl, daß das Korn die Hauptsache sei, aber er meine, man müsse alle Sachen achten und wo möglich gar nichts Schaden leiden lassen. Er hätte ihn auch gleich fragen wollen, ob er gedenke bei ihm zu bleiben, fragte Joggeli. Er wisse nicht recht, was er sagen solle, es sei ihm zuwider, weiters zu gehen, aber er sei auch nicht gern an einem Orte, wo man nicht mit ihm zufrieden sei, ihm nicht traue. Wenn er wüßte, daß noch etwas der Art geschehen würde wie letzthin, so wollte er gleich gehen, antwortete Uli. Er hätte es ja gehört, sagte Joggeli, daß er zufrieden sei, und so wolle er ihm gleich noch einen Neuthaler Draufgeld geben. Er thäte es sonst nicht, wenn er wieder dinge, aber am Ende vermöchte er es so gut als Andere. Er wolle lieber seine Thaler selbst brauchen, wie er wolle, als Andere mit seinen Thalern ihm Streiche spielen lassen. Da dachte Uli an diesen Morgen und fragte: wer ihm das schon wieder gesagt habe? „He, Uli," sagte Joggeli, „es ist denen immer am mindesten zu trauen, welche vorwärts am meisten lecken und einem nachstreichen. So machen es gewöhnlich die falschen Katzen, die geben einem hinterrucks die Tatzen." Und damit trippelte Joggeli an seinem Stecken gegen Ueligen zu, wo er gern an einem Sonntage seinen Schoppen nahm.

Die letzten Worte warfen Uli einen Stachel in's Herz; er wünschte fast, er hätte den letzten Neuthaler nicht genommen. Wem sollte er nicht trauen? wer hatte ihm die Tatzen eingeschlagen? doch wohl Vreneli! Das war vom Brunnen weggegangen, mußte aller Vermuthung nach die Verhandlungen gehört haben. Er hatte es mit Allen gut gemeint, niemand etwas zuwider gethan, und glaubte sich namentlich mit Vreneli in einem gewissen zutraulichen Einverständnisse ohne alle Liebe. Die Beziglichkeit, die mehr oder weniger zwischen einem

hübschen Burschen und einem hübschen Mädchen, welche in einem Hause wohnen, entweder anziehend oder abstoßend statt findet, merkt man oft lange nicht. Aber Vreneli war im Hause, was Uli außer dem Hause; sie konnten einander viel zuwider, viel zu lieb thun. Uli hatte nun geglaubt, das Letztere gethan zu haben, weil es auch der Meisterleute Nutzen war, daß sie einander in die Hand arbeiteten und gemeinsam das Gemeinsame förderten. Uli's schlichter Verstand begriff, wohin es kommen muß, wenn eine Behörde, eine Gewalt in einem Hause oder in einem Staate hie aus will, die andere da aus, und die Gewalten ungefähr das verstellen im Staate, was die unbändigen Hengste an einem Verbrecher, der zerissen werden soll.

Nun war also Vreneli falsch an ihm und verklagte ihn hinterrücks; das that ihm weh. Er haßte die Ohrenbläserei, wo immer Feindseligkeit herrscht, bald die Einen verbündet sind, und bald wieder die gestern Verbündeten als Feinde sich gegenüber stehen; er war daran nicht gewöhnt.

Je länger die Sache ihm im Herzen wurmte, desto ärgerlicher wurde er; er war oft darauf und daran, das Draufgeld wieder zu geben und expreß zu Johannes zu gehen. Natürlich war er dabei mürrischer als sonst, hatte sein fröhliches Aussehn nicht, war einsylbig über Tisch, ließ hie und da einen Trumpf fliegen und that manchmal, als höre er etwas nicht, das ihm gesagt wurde. Die Mutter fragte mehr als ein Mal: „Was hat doch auch Uli, er ist ganz ein Anderer; was ist ihm über den Weg gelaufen, oder wer hat ihm etwas zu leid gethan?" Es wußte niemand etwas. Sie fragte Joggeli, ob er ihm etwas gethan, und ob er ihn eigentlich gedinget oder nicht. Der lächelte und sagte: sie solle nicht Kummer haben, es sei alles im Reinen. Sie sagte Vreneli, was doch wohl das sei, es solle mit Uli reden. Aber Vreneli sagte: das thue es nicht. Es hätte Uli nichts zu leid gethan, und doch sei er gerade gegen es am wüstesten. Wenn es ihm etwas sage, so

thue er, als höre er es nicht, und handkehrum lasse er etwas fliegen, welches ein Trumpf sein solle, aber es wisse nicht auf was. Sie solle selbst mit Uli reden, es schicke sich für sie am besten. So sei allerdings ein langweilig Dabeisein, und es wollte lieber, das währte nicht zu lange.

Die Mutter ging einmal wieder zur Kirche, dieses war ein Ereigniß zu Uetligen. Die gute Mutter hatte so viel zu sehen: die Kanzel war neu angestrichen worden, einige Bänke hatten Lehnen bekommen, junge und alte Menschen waren da, welche sie nicht kannte, — so daß die Predigt aus war, ehe sie daran dachte. Sie hätte ihr Lebtag noch nie so kurze Zeit in einer Predigt gehabt, sagte sie, sie müsse künftig wahrhaftig öfter gehen. Der Pfarrer könne das Predigen wohl, es komme ihm wie zu einer Brunnenröhre heraus, nur mache er es wohl kurz, sagte sie. Nach der Predigt ging sie zum Krämer, kramete allerlei, unter Anderm auch ein seidenes Halstuch mit schönem Rande.

Als sie heimkam, wartete Alles mit Verlangen auf sie zum Essen, denn die gute Frau hatte gar lange beim Krämer sich aufgehalten. Dort war ja fast noch mehr zu sehen, als in der Kirche; dazu mußte man noch handeln und konnte darüberein noch über Manches fragen, das man in der Kirche gesehen. Sie konnte sich nicht satt erzählen von ihren Genüssen während diesem Morgen und sagte auch: es müsse ihr künftig wahrhaftig fleißiger in die Kirche gegangen sein. Wenn der Pfarrer nur nicht so exakt läuten ließe, sie glaube, sie ginge alle Sonntage. Nachmittags, als das Volk verflog, sah sie unvermerkt Uli nach und sah, daß er in sein Stübchen ging.

Als sie ihm dahin nach einiger Zeit folgte, fand sie ihn in der Bibel lesend. „Du siehst ja nichts hier," sagte die Frau, „warum kommst du nicht mehr hinab in die Stube? Du thust seit einiger Zeit so wunderlich, ich kann mich nicht auf dich verstehen, und sonst wäre ich so zufrieden mit dir. Du hast mir so schön zum Flachs und zu den Kirschen gesehen, und des-

wegen habe ich dir nur so als ein Zeichen von Zufriedenheit ein Halstuch gekramet; aber jetzt möchte ich auch wissen, was du hast. Hat dir jemand etwas in den Weg gelegt oder dich aufgewiesen, oder was ist's?" „Das hätte sie nicht gebraucht," sagte Uli, das Halstuch mit Wohlgefallen betrachtend, „er hätte nichts Apartes gemacht." „Aber was schmollest, was hast dann?" He, so wolle er es gerade aus sagen. Böse sei er über Breneli. Das hätte ihn nicht gebraucht beim Meister zu verrätschen und anzuschwärzen, als Johannes ihn hätte dingen wollen; er hätte sich dessen nichts vermocht und nichts gesagt, was nicht alle Leute hätten hören dürfen, aber was es dazu gelogen habe, das wisse er nicht. „Wer hat dir gesagt, daß Breneli dich angeschwärzt?" sagte die Frau. „Das ist gar nicht wahr." „Es wird doch wohl wahr sein," sagte Uli, „der Meister hat es selbst gesagt, freilich nicht gerade heraus, aber er hat es merken lassen, daß man es mit den Pelzhandschuhen greifen konnte." „Er ist doch immer der Wüsteste, verzeih mir Gott meine Sünde," antwortete die Frau. „Breneli hat ihm ja gar nichts gesagt, sondern bei mir den Johannes verklagt und dich noch gerühmt dazu; du bist aber auch nicht der Klügste, daß du gleich alles glaubst. Du weißt ja, wie er ist. Du solltest doch wohl sehen, daß Breneli dir nichts in den Weg legt, sondern daß du ihm gar anständig bist." „Was weiß man?" sagte Uli, „es ist schwer, sich auf das Weibervolk zu verstehen, und es ist doch auch traurig, wenn man dem Meister nicht glauben darf." „Was willst," sagte die Frau, „es ist einmal so, und ich meine, wenn man wolle, so sei es sich auf das Weibervolk besser zu verstehen als auf das Mannenvolk; von dem sagt man ja, es sei fälscher als Galgenholz. Und dann möchte ich auch wissen, wer den Heiland verrathen hat: ob ein Mann oder eine Frau? Sei wieder zufrieden, aber sage es dem Breneli nicht, was du gehabt, es hasset sonst meinen Alten noch mehr als jetzt, thäte wüst mit ihm und bekehrete ihn doch nicht. Er ist ehemals icht so gewesen, aber

seit Alles ihn betrügen will und an ihm saugen, ist er mißtrauisch geworden und traut keinem Menschen mehr, ja selbst mir nicht. Anfangs habe ich plärret, daß es mir den Kopf fast oben abgesprengt. Ich habe gemeint, das müsse nicht sein, das könne ich nicht leiden. Aber so nach und nach habe ich mich darein ergeben, ich weiß jetzt nichts Anderes mehr und ich lebe doch und, ich will es gerade heraus sagen, nicht schlimmer als ehemals. Als dies nicht war, war etwas Anderes da, etwas muß man immer haben, ist es nicht dies, so ist es jenes, und was man eben tragen muß, scheint begreiflich am schwersten. Da kommt es nur darauf an, ob man sich darein schicken kann oder nicht, und ob man annehmen kann, was man nicht wehren kann: das ist die Kunst. Uli, das laß dir gesagt sein, an allen Orten ist etwas, und Meiner ist noch nicht der böseste. Wenn du immer bleibst, wie du bist, so hast du ihn ja nicht zu scheuen, und er plagt sich am meisten selbst. Er hat mich manchmal erbarmet, daß ich plärret habe seinetwegen. Ich habe gedacht, er müsse unter seinen eigenen Fehlern weit aus am meisten leiden. Mit den Meisterleuten müssen die Dienstboten auch Geduld haben, es haben ja alle Menschen ihre Fehler. Aber sag doch dem Vreneli nichts; ich glaube, es liefe fort oder sagte meinem Alten wüst. Es ist ein gutes Meitli, aber solches verträgt es nicht und kann dann wüst thun, daß es einem übel grauset." Uli versprach es, und die Meisterfrau hatte im Treppeabgehen eine Ausrede bei der Hand für das Vreneli, welches wissen wollte, was sie da oben gemacht habe. Als der Friede wiederkehrte, die Spaltung aufhörte, welcher der Alte mit Freuden zugesehen hatte, wunderte er sich sehr, aber er fragte mit keinem Worte. Eben so wenig verrieth ihm seine Frau, daß sie ihm über seine Schliche gekommen und den Friedensstifter gemacht. Diesmal ging alles so diplomatisch zu, daß selbst Louis Philipp sich darob verwundert hätte.

Nun lief die Arbeit wieder freudig fort bis an Schnür-

chen. Denn wenn man einig ist und zufrieden die Gemüther, so geht alles noch einmal so leicht, und es that Noth, es war sehr viele Arbeit. Aber eben wenn am meisten Arbeit ist, dieselbe fast über den Kopf wachsen will, so bemächtigt sich eine gewisse Hast, eine Ungeduld des Menschen; diese läßt sich an den Umgebungen aus, die Mitarbeitenden werden böse, hinterstellig, und der Hemmschuh ist untergeworfen.

Der Herr hatte die Bäume gesegnet, daß man fast nicht wußte, wo mit diesem Segen hin. Es war viel Mist, viel Land bedurfte desselben: es war also viel anzusäen. Wildes Land kriegte man unter den Pflug, welches doppelter Arbeit bedurfte. Nun war man aber in der Glunggen, wie schon gesagt, an ein Hacken gewöhnt, das dem Sahne-von-der-Milch-nehmen gleicht. Man hieb nur so das Gras oben ab, die zähe Furche und das darin befindliche Wurzelgeflecht blieben unverhauen, das Sensenkorn fand keinen mürben, meingenommenen Boden zum Wurzeln und zur Nahrung, daher mageres, schlechtes Korn trotz allem Misten. Zu gleicher Zeit wurde der Pflug nicht tief geführt, trotz dem, daß es in der Glunggen nicht steinichter Boden war. So mußte der Boden unfruchtbar werden. Tiefer gefahren, besser gehackt mußte er werden, wenn es eine gute Ernte geben sollte. Dazu es zu bringen, hatte Uli Mühe; man war der Sache halt nicht gewöhnt. Es gruselte Joggeli, als er die dichte Reihe der Hacker sah, als Uli sechs Thiere vorspannte, statt sonst nur viere, als der rohe, wilde Boden an die Sonne gekehrt ward. Das sei ja die dümmste Sache von der Welt, sagte er halb laut vor sich hin, die gute Erde zu vergraben und die böse, magere obenauf zu kehren; so mache man ja den Boden expreß wieder mager, wenn man den Mist so tief hinunter fahre, daß er ganz gegen Amerika hinunterkomme und dort hervor gewässert werde, während man in den schlechten, wilden Boden pflanze. Das könne unser Lebtag nichts geben, das komme doch jedem Kind in Sinn. Glücklicherweise ging er mit seinem Sohne ins Weltsch-

land, um Wein zu kaufen, oder vielmehr, um für den Sohn zu zahlen, was dieser kaufte. Er mußte also freie Hände lassen und war ganz verwundert, als er zurückgekehrt die junge Saat so schön emporgeschossen sah im rein gemachten Acker. Man werde es aber im Frühling sehen, dachte er, wie das komme; der größte Theil werde im Winter dahinten bleiben.

Indessen war vergnüglich eingeerntet worden, denn wieder hatte man früher angefangen als Andere. Nichts mußte unter dem Schnee hervorgeholt werden; man fand Zeit, bei schlechtem Wetter unter Dach zu bleiben, und fand dort auch immer Dinge zu thun, welche die Arbeit draußen förderten. Das Wetter mache freilich viel, sagte die Mutter, aber sie erinnere sich an Herbste, wo das Wetter noch schöner gewesen sei, und doch sei man später fertig geworden und habe nicht so viel angesäet und nicht so viel Mist auszuthun gehabt. Da sehe man, daß man selbst auch etwas zwingen könne. Freilich, wenn das Wetter darnach sei, so könne man nichts machen, (im sechzehner Jahr stand der Hafer noch um Weihnacht draußen), aber sie wisse Leute, die nicht fertig würden, und wenn der Herbst bis Fastnacht dauern würde, die meinten, es sei eine Sünde, wenn sie nicht etwas den ganzen Winter draußen ließen, Kartoffeln, Rüben, oder sollten es nur die Bohnenstangen sein.

Die Matten kamen in Ordnung. Gräben, große und kleine, wurden aufgethan, der gewonnene Schlamm aufs Land geführt, ja Uli schlug sogar noch das Tonen vor in der nassen Matte. Tonen sind nämlich tiefe Graben im Boden, unterirdische, mit Steinen oder Holz bedeckte, mit Erde überworfene Kanäle, welche das Wasser sammeln und abführen, so daß die Oberfläche austrocknet und fruchtbar wird. Solchen Tonen hat man viele Tausend Jucharten gutes Land zu verdanken, und noch viele könnten durch sie gut gemacht werden. Das kam Joggeli aber zu streng vor. Sie wollten doch nicht alles auf einmal machen, sagte er, es sei das andere Jahr auch noch

ein Jahr. Und dann sei es Zeit, das Dreschen anzufangen, sonst werde man ja bis Ostern damit nicht fertig. Wenn man Zeit finde, so könne man im Frühjahr sehen, aber das Unterste zu oberst zu kehren, sei ihm nicht anständig. Es gebe nur Kosten und man wisse nicht, was dabei herauskomme. So redete er. Bei sich dachte er noch, die Leute müßten doch nicht meinen, daß dem Uli alles allein in Sinn komme, und daß man in der Glungge nur auf ihn gewartet habe, um solche Sachen zu machen. Der Bursche würde ihm nur zu übermüthig, er mache jetzt schon, wie wenn alles sein wäre, und wie wenn vorher niemand da gewesen wäre. Ja Joggeli rühmte noch den andern Knechten: was sie würden gesagt haben, wenn sie noch den ganzen Winter hätten tonen müssen. Uli hätte tonen wollen. Er aber hätte es doch besser mit ihnen gemeint, als sie hinter eine solche Arbeit zu schicken, bei welcher man alle Kleider verderbe. Uli könnte doch nicht alles zwingen, er sei selbst immer noch Meister, und das komme ihnen noch manchmal wohl. Er hätte noch mehr Verstand als Mancher, der es doch eigentlich mit ihnen halten sollte. Begreiflich fanden die Knechte die Rede des Meisters sehr erbaulich. Alle Extraarbeiten sind den meisten Knechten zuwider, weil die laufende Arbeit doch gethan, also strenger und fleißiger gearbeitet werden muß. Gar manch Knechtlein verläßt seinen Platz, wenn es eine solche Arbeit kommen sieht. „Machen sie es meinethalb, wenn ich fort bin," sagt es, „ich aber wollte ein Narr sein, mich da halb zu tödten und meine Kleider zu verderben. Da kann ein Anderer den Genuß haben." Diese Sucht, nichts Ungewohntes zu machen, geht so weit, daß Viele, wenn sie nur die geringste nicht täglich vorkommende Arbeit machen sollen, den Kopf aufsetzen, poltern, fluchen, aus dem Dienste laufen. Daher kommt es auch, daß so Viele die geringste Handbietung dem weiblichen Geschlechte verweigern und nie Ohren haben für einen Befehl oder Wunsch der Meisterfrau. Das giebt die Leute, die nie zum Geschwindschritt und aus dem ordinären

Marsch zu bringen sind, die sich nie weder anstrengen können, noch anstrengen mögen, die mit der gelassensten Lauheit dem Elend zuwandern, im Elend sich wälzen. Allerdings sind viele Meisterleute da daheim, daß sie mit wenig Dienstboten das Unmögliche erschinden wollen. Und wie das Kameel sich weigert aufzustehen, wenn man ihm zu schwer aufgeladen, so werden übermäßig angestrengte Dienstboten halsstarrig und weigern sich des Dienstes. Diesen kann man es nicht verübeln. Nun aber verbreitet sich von diesen aus die Halsstarrigkeit nach und nach über die ganze Klasse, und wenn einmal ein Dienstbote schwitzen muß, so schreit er Zeter Mordio, und wenn er einmal ermahnt wird, schnell zu machen, so wirft er den Bündel vor die Füße und begehrt auf wie ein Bürstenbinder. Du mein Gott, was soll aus Menschen werden, welche sich nicht rasch rühren können, nicht rasch rühren wollen, die, wo es immer möglich ist, vier Stunden an einer Sache machen, welche in zwei leicht abzuthun wäre! Das giebt die armen Leute. Sie strafen sich also selbst, und da erfüllt sich das Sprüchwort wieder, daß Untreue den eigenen Herrn schlägt. Da entsteht die böse Gewohnheit, von der wir schon gesprochen haben, und die Rührigkeit, welche durch das Leben hilft, vergeht.

Gar viel besser als Andere waren Joggeli's Knechte nicht, und wenn man schon dem Meister es verübelt und flucht, wenn er etwas extra vornimmt, so mußten sie es dem Mitknecht noch weit böser aufnehmen, daß er eine so wüste Arbeit ihnen aufsalzen wolle. Sie fluchten nicht nur über den Arbeitsteufel, den er im Leibe habe, und der ihm und Andern nie Ruhe lasse, sondern sie suchten hinter seinem Fleiß und Eifer, der ihnen so ungewohnt vorkam, Gründe, und zwar eigennützige und selbstsüchtige. Es ist dies ein eigenthümlicher, tief liegender Zug im Volke. Im Fragebuch heißt es: Alle unsere guten Werke seien mit Sünden befleckt, und Paulus sagt: All unsere Gerechtigkeit sei wie ein unfläthig Kleid. Diese Aussprüche haben allerdings ihren guten Grund in unserer Natur: Gar

zu oft regt der äußere Nutzen uns zu einer guten That an, und wenn wir auch aus innerm, schönem Triebe etwas Gutes vollbracht, so kommt hintendrein gezogen die Eitelkeit, der Stolz, der Uebermuth und beschmutzt die That. Das sind die Beflekkungen der guten Werke. Nun nimmt das Volk diese Beflekkungen, obgleich die meisten der eigenen sich nicht bewußt sind, so allgemein als sich von selbst ergebend an, daß, sobald man etwas Gutes sieht, nach den Flecken gespürt wird. Und je weniger man sich selbst innerer, guter Triebfedern bewußt ist, um so mehr sucht man nach den äußern Beflekkungen, nach eigensüchtigen, äußern Beweggründen, die zum Guten angespornt. Je eifriger Einer z. B. der Unseennützigkeit sich ergiebt und mit raschem Hervorthun für Andere lebt, um so eifriger wird man ihn der geheimen Eigennützigkeit zeihen und verdächtige Absichten ihm zudichten. Die unwillig gewordenen Knechte begnügten sich daher nicht mit bloßem Fluchen und Stichelreden, sondern sie suchten nach den Triebfedern von Uli's Thun, und die glaubten sie mit leichter Mühe gefunden zu haben. Sie wüßten wohl, was der Narr meine, aber er habe den Bären noch nicht im Sack. Er wolle sich liebes Kind machen, hätte Flausen im Kopf und meine, da Bauer zu werden. Aber das komme nicht nur auf das Püppchen an und die alte sturme Frau, da predige dann noch ein Anderer. Diesem allgemeinen Satz reihten sie eine Menge Einzelnheiten an, und jeder wußte neue dazu zu fügen sammt neuem Spott und neuem Hohn.

Kapitel 19.

Eine Tochter erscheint und will Uli bilden.

Elisi hatte nämlich großes Wohlgefallen an Uli und that recht dumm mit ihm.

Schon im Winter hatte sie dasselbe gefaßt, und wenn des Sonntags Nachmittags Uli allein in der Stube war, so machte sich Elisi an ihn, kramte ihm alles aus, und er mußte rathen und bewundern, so daß es Uli unangenehm wurde, in die Stube zu kommen. Die bessere Jahreszeit unterbrach diese Konferenzen; da bekam Elisi Langeweile. Sie hatte ein halb Dutzend Blumentöpfe. Diese hatten bisher Monate lang ruhig an einem Orte stehen können, wenn Breneli sie nicht der Sonne oder dem Regen nachtrug. Nun waren sie Elisi nie am rechten Orte. Uli stand selten vom Essen auf, daß Elisi ihm nicht sagte, er müsse ihr ihre Blumentöpfe irgend wohin tragen, das Breneli trüge gar keine Sorge zu ihnen, es ließe sie je eher je lieber zu Grunde gehen. Und selten kam Uli so schnell fort, als er wollte; er mußte bald an dieser bald an jener Blume riechen, und wenn er fort wollte, so kam es Elisi in Sinn, an einem andern Orte wären sie noch besser, und er mußte sie noch ein Mal weiter tragen und noch an einer andern riechen, welche das vorige Mal übersprungen worden war. Saßen die Knechte am Abend auf dem Bänkli vor dem Stalle, so kam Elisi mit einer Gießkanne zum Brunnen und that so ungeschickt und schüttete sich Wasser in die Schuhe, bis Uli ging und half, während die Andern tapfer lachten und ziemlich unverholen über das dumme Ding spotteten. Regnete es, oder waren ihr die Blumen sonst nicht im Kopf, so trippelte sie doch um die Bank, ja einige Mal nahm sie sogar ein Strickzeug in die Hand und spazierte damit unter dem Dache auf und ab, weil sie ihre kalten Füße erwärmen müßte, wie sie sagte. Ja einmal im Grummet setzte sie ihr gelbes Schwefelhütchen auf, zog lange Handschuhe an, schob zwei Paar Bracelets daran herauf, nahm ihr Sonnenschirmchen und ging hinaus, als sie mit dem Wagen Grummet holen wollten. Uli mußte ihr einen Rechen auslesen, und nun fuhr Elisi, mit der einen Hand das Sonnenschirmchen haltend, mit der andern den Rechen, in die Matte, sich schrecklich geberdend

über den harten Sitz auf dem Wagen und dessen jämmerliche Stöße. In der Matte wollte sie Uli, der Heu auf den Wagen gab, nachharken; das ging aber nicht. Erstens saß der Rechen immer im Grase, daß sie ihn nicht loskriegen konnte, zweitens konnte sie nicht harken und zugleich das Schirmchen halten, und die Sonne schien doch so heiß; Elisi setzte sich daher auf den Wagen mit ihrem offenen Schirmchen. Es war eine schwere Aufgabe für den Lader, den Wagen gehörig zu laden bei der darauf sitzenden Elisi, welche kein Glied rühren durfte, welche, wenn sie etwa Platz machen sollte, Brülle ausstieß, daß die Schwalben, welche den Wagen umflogen, fast ohnmächtig wurden. Er mußte sie hin und her heben sammt ihrem Sonnenschirmchen wie ein kleines Kind. Rings um in den Wiesen standen die Leute still, als sie das Sonnenschirmchen auf dem Heufuder sahen, wußten zuerst nicht, was das war, denn so etwas hatten sie noch nicht gesehen, und lachten sich dann fast todt, als sie unter dem seidenen Ding auch das Elisi wahrnahmen. Als das Fuder höher und höher wurde, war Elisi in einem beständigen Kreischen und wollte doch nicht herab. Als sie auf dem schwankenden Wagen heimfuhr, hörten die „Ach haltet mich, haltet mich um Gottes und des Heilandswillen!" nicht auf. Endlich war man glücklich in der Tenne, aber nun fing die Noth erst an. Elisi durfte weder hinten dem Wellenseil nach hinunter, noch vornen über das Leiterchen, in welchem der Bindbaum befestigt war. Der Vater und die Mutter kamen heraus, als sie das Geschrei hörten, und als die Letztere ihre Tochter mit dem Schirmchen schreiend auf dem Fuder sah, sagte sie: „Du dummes Babeli, was kommt dir doch in Sinn? hat man unser Lebtag einen solchen Narren mit einem Sonnenschirm auf einem Heufuder gesehen?" Joggeli begehrte mit der Mutter auf, daß sie jetzt hinten drein aufbegehre; sie hätte vorher wehren sollen, daß Elisi die Dummheit nicht verübe: jetzt mache sie ihr nur Angst. Diese war in der That groß. Uli hatte hin-

ten an's Fuder eine Leiter angestellt, und Elisi sollte auf die hinaustreten und da hinunter. Aber Elisi stand zitternd auf dem Fuder, das offene Schirmchen in der Hand, und allemal, wenn sie den Fuß hob, schrie sie: „Du mein Gott! haltet mich, haltet mich, ich falle!" Endlich sagte Joggeli: das gehe nicht so, Uli solle hinauf und Elisi holen; es sei aber dumm von ihm, daß er Elisi einmal da hinauf gelassen, er hätte wohl denken sollen, das komme so. Uli ging die Leiter auf und wollte Elisi die Hand bieten. Aber Elisi schrie noch ärger. Da ging er aufs Fuder und wollte Elisi hinaus auf die Leiter heben, damit sie auf derselben allein hinunter gehen könne, da schrie aber Elisi auf, als ob man sie am Messer hätte. Es blieb Uli endlich nichts übrig, als Elisi auf den Arm zu nehmen wie ein kleines Kind und so sie zu tragen. Das ließ auch Elisi sich gefallen und hielt sich so wacker an Uli's Hals, daß er ganz braun und blau den Boden erreichte. So lange Elisi lebte, bildete diese Heufahrt ihre Hauptgeschichte. Wenn man sie erzählten hörte was sie da ausgestanden und erlebt, so standen einem fast die Haare zu Berge und man kam zur Ueberzeugung, daß, was der Kapitän Parry auf seiner Nordpolexpedition erlebt, nur Kleinigkeiten seien gegen das, was Elisi von der Matte bis in die Tenne erfahren. Daneben behandelte Elisi Uli, ehe man sich's versah, wieder mit gar mächtigem Hochmuth, antwortete ihm so wenig als den andern Dienstboten, wenn er guten Tag oder gute Nacht wünschte, hielt ihm vor, er rieche nach dem Kühstall, redete über seine rauhen, großen Knechtenhände, konnte sich aber denn doch nicht enthalten, mit ihren magern bleichen Händen daran herumzufingerlen.

Uli war dieses sehr unangenehm, ohne daß er eine weitere Bedeutung darein setzte. Er meinte, das gehöre zu den Eigenthümlichkeiten und Meisterlosigkeiten des verzogenen Kindes. Er war damit geplagt und wurde von den andern Dienstboten ausgespottet. Indessen benahm er sich anständig, denn es war

immerhin die Meisterstochter, während hingegen die Andern das Mädchen zum Besten hielten oder es so rücksichtslos verhöhnten, besonders wenn sie zu Weihnacht aus dem Dienste wollten, daß Elisi gar oft heulend und schreiend vor ihren Alten Klage führte und sich in's Bett legen mußte, sich geberdend fast wie ein wirbelsinnig Kind. Joggeli nahm dann seinen Stock und höpperlete zum Hause hinaus. Die Mutter sprach zu: sie solle doch nicht so plären, es sei doch nicht des Weinens werth, gab ihr Tropfen, und wenn es weit kam, so ging sie hinaus und putzte dem Sünder ab, daß er inskünftig ihr Kind ruhig lasse. Dagegen erhielt sie gewöhnlich zur Antwort: daß man Elisi gern ruhig lasse, aber sie solle dann in der Stube bleiben und brauche nicht zu ihnen zu kommen und anzufangen. Man sei doch nicht dafür da, sich von einer Solchen, welche auf der Himmelsweit nichts sei, lujoniren zu lassen.

Elisi kam es auf einmal in Kopf, sie wolle ihren Bruder besuchen, es wußte niemand warum. Es war eine unbequeme Zeit. Der Vater wollte sie nicht fahren lassen, man wollte es ihr ausreden, aber Elisi fing an zu plären, zu schnopfen, als ob sie ersticken wolle, bis es endlich hieß: Uli solle sie morgen fahren. Nun kam Elisi schnell zu sich selbst, that Kästen und Schränke und Kommoden auf, füllte die ganze Stube mit ihren Herrlichkeiten und rief das ganze Haus zu Rathe, mit was sie die Trinette ärgern könnte. Uli war die Reise nicht lieb, er ging nicht gern zu Johannes, auch hörte er den Spott seiner Mitknechte nicht gern, die sich lustig darüber machten, daß er mit der Meisterstochter im Lande herum fahren könne. Zudem schien ihm Vreneli puckt und böse, gab ihm kurzen Bescheid und warf seine Schuhe, die er zum Einschmieren brachte, gar unsanft in eine Ecke. Diese Unfreundlichkeit wurmte Uli doch, und er hätte gern gewußt, woher sie stamme, aber er hatte keine Gelegenheit zu fragen. Als er am Morgen erschien, schön angethan mit dem Halstuch, welches ihm die

Meisterfrau gekramet, warf Vreneli ihm spöttische Blicke zu und sagte ihm: er hätte sich ja unbändig herausgeputzt, aber er werde gedacht haben: helf, was helfen mag! aber Elisi komme er doch nicht nach. Allerdings erschien diese gar schön und glitzerig, umbunden und aufgezäumt mit allem Möglichen, zwei Mägde hinter sich, von denen jede einen Pack mit Kleidern trug, und hinten drein die Mutter mit einer Schachtel, worin noch die Kappe und die Vorhemdchen waren, die nicht verdrückt werden durften. Elisi wollte freilich den andern Tag wieder kommen, aber sie sagte, man wisse nie, was es gebe, und es sei einem nicht wohl, wenn man sich nicht wenigstens zwei Mal anders anziehen könne. Als der Zug durch die Stube gezogen war, ergriff Vreneli die Katze und trug sie einige Schritte nach mit der Frage auf der Zunge: ob sie die nicht auch noch mitnehmen wolle. Doch besann es sich eines Andern, setzte die Katze wieder ab, ging zurück und drückte trübe Augen an das angelaufene Fenster.

Uli hatte sich vorauf gesetzt, im verdeckten Sitze saß vergnügt Elisi. Sie versuchte, sobald das Haus im Rücken war, mit Uli zu reden, aber das wilde junge Roß fesselte dessen Augen so, daß er nicht rückwärts sehen, seine Antworten nur so abgebrochen über die Achsel geben konnte. Da wurde Elisi ungeduldig, und einige Regentropfen gaben ihr den Vorwand, den Uli zu heißen, hinein auf den Sitz zu kommen. Er machte Umstände, allein da er endlich den Regen und seinen Hut bedachte, so setzte er sich neben Elisi. Nun war dieser recht wohl neben Uli, und sie sagte ihm mehrere Male, er solle sich nur nicht so in die Ecke drücken, sie hätten gar wohl Platz neben einander, sie seien ja Beide noch nicht so dick wie der Vater und die Mutter, und die müßten doch auch Platz haben. Die Mutter sei auch nicht immer so dick gewesen wie jetzt, sie hätte manchmal gesagt, sie sei zu ihrer Zeit noch dünner gewesen als Elisi. Es werde ihr auch schon bessern; der Doktor hätte ihr schon manchmal gesagt, wenn sie einmal einen Mann habe, so

werde sie schon wieder rothe Backen bekommen. Aber pfui, wer möchte doch! dem Doktor kratze sie noch einmal die Augen aus, wenigstens eins, und dabei rückte sie um ein Gutes näher zu Uli. Sie sei das schönste Kind gewesen, wo man hätte sehen wollen. Die Leute seien bei ihr still gestanden und hätten die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen und gesagt: nein aber, wie ist das doch ein Kind, so ein schönes haben wir noch nie gesehen! Sie besinne sich gar wohl daran. Noch als sie in's Welschland gekommen sei, sei nicht manches so schöne Mädchen im Kanton gewesen. Backen hätte sie gehabt wie gemalt und eine Haut so glatt, man hätte sich können darin sehen wie in einem Spiegel. Wenn sie damals ihre Guitarre an einem roth und schwarzen Bande umgehängt habe und vor dem Hause auf und ab spaziert sei und schöne Lieder gespielt und gesungen habe, z. B.: Im Aekrgäüu sy zweu Liebi und die händ e nandere gern, oder: Uefi Chatz und d's Herre Chatz hei e nandere bisse, — so seien ganze Haufen Welsche um sie herum gestanden und hätten ihr flattirt; sie hätte nur brauchen ja zu sagen, so hätte sie Zehn für Einen haben können von den Vornehmsten, welche im Welschland seien und so schön, so schön, daß man hier nichts so sehe. Das seien dort andere Leute als hier. Da sei sie aber krank geworden und hätte wieder heim müssen, und da sei man gar wüst gegen sie gewesen; sie hätte arbeiten sollen, wie eine gemeine Bauerntochter und Speise hätten sie brauchen sollen, so wie sie andere Leute auch hätten, wie sie aber kein Hund im Welschland fresse. Seither hätte sie, sie könne es wohl sagen, keine gesunde Stunde gehabt, aber es werde ihr schon noch bessern. Darauf erzählte Elisi ihre ganze Krankheitgeschichte dem Uli; diese dauerte, bis sie das Städtchen vor sich sahen, wo Elisi noch einkaufen wollte. Da ließ sie halten und sagte dem Uli, es regne nicht mehr, er solle wieder vorauf sitzen, die Leute würden sonst nicht wissen, was das gegeben habe, daß sie mit dem Knecht im Chaischen sitze, und könnten einen wüsten

Lärm machen, den sie nicht begehre. Das stach Uli in die Nase und schweigend setzte er sich vorauf. Im Wirthshaus machte sich Elisi ganz breit, ließ sich nicht übel aufwarten, nachdem sie doch auch an Uli gedacht und befohlen hatte, daß man ihm einen Schoppen gebe und etwas Weniges zu essen, etwa einen Mund voll Fleisch und eine Hand voll Gemüse, und aß nur vom Besten. Sie that vornehm am Tische. Rindfleisch nahm sie keins; deren hätte sie daheim alle Tage, sagte sie, Gemüse hätte sie keins gegessen, seit sie konfirmirt sei, es treibe gar auf, Kalbfleisch ebenfalls nicht, seit sie im Welschland gewesen, weil es zu fett mache. Den Fischen, Tauben, Hähnchen, den Torten und dem Dessert sprach Elisi zu, als ob sie gedroschen hätte. Dann kramete sie tüchtig und sagte in jedem Laden, sie wolle ihren Knecht schicken, die Sache zu holen. „Wo ist mein Knecht?" frug sie, sobald sie wieder im Wirthshause war. „Mein Knecht muß mir das holen. Mein Knecht soll anspannen." So ging es in Einem fort, bis sie endlich wieder zum Thore aus waren. Kaum dachte Elisi, nun könne vom Städtchen aus sie niemand mehr sehen, nicht einmal mehr der Sigrist im Thurme oder der Landjäger im Schlosse, so zog sie ein rothes Nastuch hervor und sagte Uli: sie hätte ihm auch etwas gekramet, er solle sehen. Er begehre nichts, sagte Uli, es sei unnöthig. „So sieh doch," sagte Elisi. Er hätte nicht Zeit, sagte Uli, er müsse auf das Roß sehen. Er solle halten und herein kommen, befahl Elisi. Er sei wohl da, sagte Uli, es könnte es ja jemand sehen. „Bist bös, Uli? sei doch recht nicht böse!" sagte Elisi. „Was kann ich dafür? Wir Vornehmen müssen thun, was gebräuchlich ist, wollen wir nicht verbrüllet werden. Gemeine Leute haben es bequem, auf sie giebt niemand Acht; sie können thun, was sie ankommt, uns aber paßt die ganze Welt auf. Sei doch nicht böse, sonst habe ich ja gar keine Freude mehr!" So bat, befahl, jammerte, weinte Elisi, bis Uli hineinging, aus Angst, sie möchte Krämpfe

kriegen. Nicht weit von Frevligen hielt er aber von selbst und wechselte stillschweigend seinen Platz.

Frevligen ist ein großes Dorf in ebenem Land, reich an Feldern und Wäldern; eine Heerstraße zieht sich durch dasselbe, und schöne Bäche bewässern das Land, welches dazu gehört; viel Reichthum ist dort, aber auch viel Uebermuth. Die Leute können nothdürftig lesen und schreiben, haben Bildung, darum sind sie auch grenzenlos eingebildet. Weil sie vom A bis Z alle Buchstaben geläufig kennen, so meinen sie, sie kennten auch alle Dinge im Himmel und auf Erden, sprechen daher mit weiten Nasenlöchern, den Hut auf der Seite und die Hand am Geldsäckel, über himmlische und irdische Dinge ab, daß Funken davon fahren, als ob die sieben Weisen Schnuderbuben gegen sie wären, und jeder von ihnen eine lebendige herumwandelnde Universität mit allen vier Fakultäten und den sieben freien Künsten im Leibe. Und wenn sie zufällig eine Tabackspfeife im Maul haben, dann will sich niemand rathen, ihnen zu widersprechen. Jupiter mit Blitz und Donner in beiden Händen, in Begriff, Städte, Länder zu zerschmettern, muß ein lieblich Gesichtchen gemacht haben, mit dem Gesichte zu vergleichen, welches ein Frevliger macht, wenn er eine Tabackspfeife im Maul hat und Widerspruch vernimmt. Die Flüche entströmen ihm nicht einzeln, sondern dutzendweise, und je gebildeter er sich glaubt, um so länger und um so gräßlicher flucht er, daß einen dünkt, er sei nicht bloß eine lebendige Universität, sondern auch eine lebendige Dampfmaschine, die Flüche fabricirt im Großen. Wenn sie von weitem eine Wahrheit hören, sei es nun eine religiöse oder eine medicinische, eine politische oder eine juridische, so blähen sie sich dagegen auf mit Schnauben und Tabak, als ob sie Schwefel unter der Nase fühlten. Wenn ihnen aber ein halbwitziger Kreuzritter oder ein am Verunglücken begriffener juridischer oder medicinischer oder politischer Spekulant die sinnlosesten Unwahrheiten, die wüstesten Lästerungen vorplaudert, so thut

es ihnen wohl durch den ganzen Leib, sie strecken wohlbehaglich die Beine von sich, und wohl Einer oder der Andere steht auf, schlägt auf den Tisch und brüllt, indem er Maul und Augen aufreißt, daß sein ganzes Gesicht nur ein Loch scheint: „Der hat Recht, auf meine arme, theure Seele, der verfluchte Millions-Tausends-Donner!!“ Diese Leute sind ein fürchterlicher Beweis von einem menschlichen Zustande, in welchem man nur Lügen zu lieben, zu glauben im Stande ist; sie beweisen die Wahrheit der Worte, daß nur, wer aus der Wahrheit ist, ein wahrhaft Gemüth in sich trägt, Wahrheit begreifen, lieben und glauben kann. Wer diese psychologische Wahrheit im Auge behält, der kann sich gar manches Räthsel im Staatenleben erklären, und gar manche Erscheinung, mit der er sonst nichts zu machen wußte, wird ihm deutlich. Wenn der widerlichste, wüsteste, selbstsüchtigste Lümmel mehr Glauben, mehr Anhang findet, als der aufrichtigste Menschenfreund, so weiß dieser, was da einzig trösten kann.

Als sie dort vor das Wirthshaus fuhren, worin Johannes Wirth war, kam der Stallknecht, das Pferd abzunehmen. Kinder standen vor dem Hause, aber bewegten sich nicht; Gesichter fuhren vom Fenster weg und zeigten sich nicht. Elisi stand da vor dem Wirthshaus in grüner Seide, mit halb erfrornem Gesicht, wie ein Kohlblatt im Winter, und Uli packte aus, Pack um Pack, die ihm niemand abnahm. Als endlich alles ausgepackt, das Pferd längst im Stall war, wanderten sie der Hausthüre zu, bei den Kindern vorbei, die sie mit großen Augen anglotzten, die liebe Tante weder mit Geberden noch Worten begrüßten, sondern sich umkehrten und den Rücken wiesen, wenn man sie anreden wollte.

Endlich, als sie unter der Hausthüre waren, kam Johannes durch den Gang und grüßte zärtlich seine Schwester: „Bunschur! Bunschur! was D.. kömmt dir jetzt in Sinn, daß du zu uns kommst? Eher an den Tod als an dich hätten wir gedacht! Wo D.. willst du hin mit deinem Bagagi?“ Den Uli grüßte

er vertraulich und hätte ihm ſogar die Hand gegeben, wenn Uli eine freie gehabt hätte. Eliſi ſagte, ſie hätte Langeweile gehabt, und Luſt bekommen, ſie einmal zu beſuchen. Der Vater und die Mutter ließen ihn grüßen. Somit hatte Johannes die Stube geöffnet, wo die anſtändigern Reiſenden eintraten, und Eliſi hineingeführt. Uli legte ſein Gepäcke ab und ging, Johannes ihm nach, ſagend, er wolle es ſeiner Frau ſagen, daß ſie da ſei. Die aber hatte Eliſi wohl geſehen, Johannes brauchte es ihr nicht zu melden. Er ging Uli nach, der zu ſeinem Roß ſehen wollte, ſprach mit ihm des Langen und Breiten darüber, zeigte ihm dann ſeine Pferde und Kühe und machte ihm zwiſchendurch Vorwürfe, daß er nicht zu ihm gekommen, er hätte ein ander Leben bei ihm haben ſollen, als er in der Glungge habe, wo ein ewig Tadeln ſei und man es nie treffe, bald zu wenig, bald zu viel mache. Unterdeſſen ſaß Eliſi allein in der Wartſtube, ſah ſich zuerſt die grauſichen Gemälde an, welche an den Wänden hingen, zu großer Erbauung manches Gevattermannes, der nie etwas Gemaltes geſehen, als die Wegweiſer, die Kirchenuhren und Hochzeitſchränke und Kaſten. Nachdem Eliſi dieſe und endlich alles Andere angeſehen, was in der Stube war, ſo fing ſie an auszupacken, und Trinette kam noch immer nicht und niemand offerirte Eliſi etwas, nicht einmal etwas Kaltes, geſchweige etwas Warmes. Trinette machte nämlich Toilette. So wie ſie war an dieſem Nebeltage, mit ſchmutzigem Vorhemde und ſchmutzigen Fingern, ohne Buſennadel und Ringe, in heruntergetretenen Schuhen und einem Rock ohne Häfte, einer gewöhnlichen Haarſchnur und wohlfeiler, baumwollener Schürze, wollte ſie ſich vor Eliſi, welche ſie in Seide geſehen, nicht zeigen. Während nun Trinette ſich putzte und aufzäumte, blies Eliſi unten Trübſal und nahm ſich allerhand vor, was ſie thun und ſagen wolle. Mitten in den beſten Entwürfen rauſchte Trinette heran und ſagte: „Bon soir, Elise; es freut mich, dich zu ſehen!“ und Eliſi ſagte: „Merci, Trinette; ich

habe geglaubt, man habe mich ganz vergessen.“ Trinette entschuldigte sich, sie habe noch mit der Näherin zu thun gehabt, die ihr das Maaß zu einem neuen Tschöpli habe nehmen müssen, und sie habe geglaubt, der Mann sei da. Unterdessen musterten die beiden Schwägerinnen einander mit Kennerangen von oben bis unten, und während Trinette in stolzer Freude, diesmal die Schönere zu sein, Elisi Erfrischungen anbot, der Köchin und der Stubenmagd Befehle gab, sagte Elisi, sie möchte in ein Stübli, sich anders anzuziehen. Sie hätte für die Reise die schlechtesten Kleider angezogen, welche sie gehabt. Sie sei nicht gewohnt, in solchen Kleidern zu sein und möchte sich anziehen, wie es der Brauch sei. Was nun Trinette auch einwandte, Elise sei ja so schön angezogen, wie wenn es eben aus dem Weltschland käme, setzte es Elisi doch durch, daß man ihr eine Stube anwies und eine Magd ihr alles nachtrug. Drunten wurde nun aufgetragen allerlei Gutes, die Köchin mußte ein Leibgericht machen, und der Johannes sollte Neuenburger holen im Keller, that aber nur Roquemaure, einen herben, geringen, französischen Rothwein, in eine Neuenburgerflasche und sagte für sich: „Was wissen doch die, was Neuenburger ist? Roquemaure ist lange gut genug für diese zwei Närrinnen.“

Endlich erschien Elisi und diesmal nicht grasgrün, sondern schön himmelblau, mit gesticktem Vorhemdchen, großer Busennadel, goldener Uhrenkette, Haften am Kittel oder Mieder wie Zwanziger und Göllerketteli, welche sie ganz vorüber zogen und deren Behänge mit Gold ausgelegt waren. Es war eine helle Pracht, wie das funkelte und so neu und schön aussah. Trinette ward ganz grün und gelb vor Neid, und war auf dem Punkte, das beste Gericht abzusagen. Indessen faßte sie sich doch und rühmte Elisi's Pracht, aber stichelte dabei: wie es gar kommod sei, hoffährtig zu sein, wenn man noch bei Vater und Mutter sei; da habe man, was man wolle. Wenn man aber für alles selbst sorgen müsse und noch Kinder

habe, so lerne man sich einschränken, man möge wollen oder nicht. Sie hätten Beide noch nichts geerbt, und wenn ihre Eltern nicht so gut gegen sie wären, sie könnten es nicht machen. Wenn man schon grusam viel verdiene, so gehe doch grusam viel darauf in so einer Wirthschaft. Elisi wurde nun ganz fidel, aß und trank nach Herzenslust, rühmte das Essen und besonders den Neuenburger. Der Vater müsse auch solchen anschaffen, sagte sie, er hätte immer nur so Sauern, mit welchem man im Welschland die Mäuse vergifte, man sage ihm Taveller, er komme da von Biel her. Nun packte Elisi auch ihren Kram aus, unter welchem seines Tuch zu einem Tschöpli für Trinette war, über das dieselbe aber gar sehr die Nase rümpfte. Sie sei gar froh darüber, sagte sie, es sei schön warm, und sie hätte schon lange so etwas nöthig; sie sei voriges Jahr beim Sauerkrautmachen schier erfroren im Keller. Freilich machten solches die Mägde, man müsse jeweilen zuweilen sehen, wie sie es machten. Die Dienstboten seien heut zu Tage gar schlecht, sie dächten nur an sich. Das war die längste Rede, welche diesen Abend Trinette hielt. Da kriegte Elisi doch nach und nach Langeweile. Aus der Nebenstube ertönte Gelächter, der Stoff der Rede ging bei der schweigsamen Schwägerin Elisi aus, und sie dachte, es sei doch schade, wenn niemand in Frevligen ihre himmelblaue Kleidung sehe, als die mißgünstige Trinette und die dumme Stubenmagd, die noch mit keinem einzigen Worte ihre Bewunderung bezeugt hatte. Immer mehr wuchs ihr das Gelüsten, wenn die daneben doch auch sehen könnten, wie schön sie angezogen sei; vielleicht wäre Einer darunter, der ihr gefiele, und da könnte sie eine gute Parthie machen unerwartet. Sie müsse daheim versauern und komme den Leuten nicht vor die Augen, da sei es doch kein Wunder, daß sie noch keine Parthie gefunden. Darum wolle sie doch, wenn sie zur Seltenheit einmal draußen in der Welt sei, nicht in einem Hinterstübli vergrauen und sich vor niemand zeigen. Aber Trinette, wie sehr auch Elisi auf

den Busch schlug, bewegte sich nicht; und wenn Elisi fragte, wer wohl drüben sei, so sagte Trinette, es würden die Säutreiber sein von Luthern oder von Eschholzmatt. Aber es schien Elisi, die Säutreiber von Luthern sollten nicht so mögen lachen, und endlich sagte sie: ihr Knecht werde wohl auch dort sein. Trinette antwortete: er werde wohl. Da sagte Elisi, sie müßte doch gehen und ihm sagen, wann sie morgen fort wollten, sie hätte ihm noch nichts befohlen. Trinette aber antwortete: sie wolle ihn kommen lassen, man könne ihm hier ja auch befehlen. Aber Elisi wollte hinüber, stand auf, entschuldigte sich, daß sie nicht Mühe machen wolle, und that die Zwischenthüre auf.

Drinnen saßen an zwei Tischen, einem bey Fenstern, einem der Wand nach, viele Männer fluchend, lachend, rauchend, trinkend, spielend. Es waren aber allerdings nicht Säuhändler von Luthern, sondern alte und junge Frevliger, die an ihrem gewohnten Abendwerk saßen; denn in Frevligen war des Wirthshauses wegen alle Tage Sonntag, in der Kirche aber alle Tage Werktag. Bei ihnen saßen Johannes und Uli, der letztere vom erstern zu Gast gehalten mit Tabak und Wein. Langsam kam aus dem dunklen Hintergrunde das himmelblaue Elisi, klopfte dem Uli auf die Schulter und sagte ihm: sie wollten am Morgen früh fort, er solle machen, daß zur rechten Zeit gefüttert sei. Auf der andern Seite des Tisches saß ein lustiger Gemeindsvorgesetzter, der fragte: was das für eine Jungfer, für ein vornehmes Mädchen sei, ob er ihr sein Glas anbieten dürfe. Ein Wort gab das andere. Elisi saß bald auf einem leeren Platz und freute sich über die Späße der Alten und Jungen, sagte aber nicht viel, sondern lachte nur zimperlich und fuhr oft mit dem schönen Schnupftuch manierlich zur Nase, wobei man die Fingerringe sah, und zog oft an der goldenen Kette, wobei man dann eine kleine goldene Uhr nach alter Façon sah, wie man sie wohlfeil beim Uhrenmacher kauft. Elisi saß da gar wohl, mehr als zwei Stunden lang, und hatte ihre Schwä-

gerin ganz vergessen. Als endlich niemand mehr viel zu ihr sagte, ging sie wieder in die Nebenstube. Da war aber keine Trinette mehr, sondern nur die Kellnerin, die den Tisch deckte und sagte, Trinette sei zu Bette gegangen, sie hätte gar Zahnweh gehabt. Ob vielleicht etwas auf dem Wege sei, fragte Elisi. Sie wisse es nicht, sagte die Stubenmagd; daneben könnte es wohl sein, wunderlich genug sei sie dafür. Da war Elisi auf das rechte Thema gebracht, und vielleicht wären die Beiden die ganze Nacht hinter Trinette gewesen, wenn nicht die Köchin mit einem Fluch zur Thüre hereingefahren wäre: ob die Kellnerin wieder angebacken sei, daß sie die Suppe nicht hole, es brenne draußen alles an. Als aufgetragen war, kam Johannes mit Uli und fluchte nicht wenig, als er nur zwei Teller sah, fluchte über seine Frau, daß sie schon im Nest sei: eine solche faule Plättere gebe es keine mehr im Kanton, entweder fehle es ihr am Kopf oder im Kopf, fluchte über die Stubenmagd, daß die dumme Gans nicht drei zählen könne oder meine, sie fräßen wie die Säu aus einem Trog. Johannes behandelte Uli wie einen alten Kameraden und sagte ihm alle Augenblicke: „Seh sauf, seh friß!" Mit Elisi war er nicht halb so freundschaftlich, sondern fragte bloß: „Willst?" und wenn Elisi nein sagte, so sagte Johannes: „He nun, so hast du gehabt!" Daneben spottete er sie aus: ob sie nicht bald einen Mann habe, am Wollen fehle es nicht. Er wollte an ihrem Platz lernen eine Suppe kochen und Strümpfe stopfen, vielleicht bekäme sie dann einen. „Vielleicht nähme dich Uli, sagte er, wenn du ihn fragst; soll er diese Nacht etwa zu dir kommen?" Mit solchen brüderlichen Späßen würzte Johannes das Mahl.

Am folgenden Morgen sah man Uli zuerst, nicht gar viel später erschien Johannes, zu großem Schreck seines Gesindes, zu eigenem großen Zorn. Gewöhnlich pflegte jedes seiner Behaglichkeit, im Glauben, der Meister thue es ebenfalls; der Meister faulenzte im Glauben, es wüßte jeder Dienstbote, was

er zu thun hätte. Als er nun einmal zur unerwarteten Stunde aufſtand, da erfuhr er, was die Faulheit der Meiſterleute für Wirkung thut auf die Dienſtboten. Er fluchte ſich faſt die Zähne aus dem Maul, die Zehen von den Füßen, aber am andern Morgen lag er wieder bis gegen neune; was half da das Fluchen? Was kann in einem Wirthshauſe alles gehen von Morgens fünf bis um neun, wo der Herr Wirth und die Frau Wirthin erſt aufſtehen? Nirgends ſtraft wohl Gott die zeitlichen Sünden ſchneller und deutlicher, als die der Wirthe welche bis ſpät in die Nacht hinein offen haben. Wenn Wirth und Wirthin nicht Ruhe ſchaffen in ihrem Hauſe zu rechter Zeit mit Hudeln, mit Spielen oder auch nur da ſitzen und zuſehen, wie Andere hudeln über die Zeit, ſo haben die Einen einen ſchweren Kopf und zitternde Glieder am Morgen, die Andern mögen ſonſt nicht auf, und während dieſer Zeit geht ihnen weit mehr zu Grunde, als ſie am Abend verdient haben, und zum Trinkgeld haben ſie den ganzen Tag den ſchweren Kopf, die faulen Glieder, zum Trinkgeld haben ſie ein böſes Alter und ſchlechte Kinder, und was Mancher am Ende ſeines Lebens davon bringt, iſt Bettlerbrot, Spitalſuppe und ein ſchlechter Strohſack. O, wenn mancher Wirth wüßte, was vorginge, ehe er aufſteht, er würde wohl am Abend früher Feierabend machen!

Johannes donnerte und wetterte, ſo lange er ſeine verſtrupften Dienſtboten ſah, welche die Gaſtſtube noch nicht aufgeräumt, die Kühe nicht gemolken, die Pferde nicht geſtriegelt hatten, und auf dem Wege zu ſeinem Lande, welches er Uli zeigen wollte, klagte er gar bitterlich über alle ſeine Dienſtboten, wie ſie Alle nichts werth ſeien, und wie er hundert Thaler geben wollte um einen guten Knecht. Er wußte noch nicht, daß ein ſchlechter Meiſter nie gute Dienſtboten hat, daß die Einen unter ihm ſchlecht werden, die, welche gut bleiben wollen, ihm weglaufen müſſen.

Als ſie endlich zurück kamen von ihrem Beſchauen, fanden

ſie Eliſi diesmal ganz in ſchwefelgelber Montur, d. h. in ſchwefelgelbem Tſchöpli und einer Schürze von gleicher Farbe, betrübt in der Nebenſtube, wohin man eben das Frühſtück gebracht hatte, circa um halb zehn Uhr: Küchli von geſtern, Butter, Käs, Sahne, Kaffee und ſchönes weißes Brot. Trinette ließ ſich nicht ſehen. Es hieß, ſie hätte in der Nacht nicht ſchlafen können und hole jetzt etwas nach. Nachdem man fertig war, ſagte Eliſi noch nichts vom Anſpannen. Johannes führte den Uli in ſeine Keller, und Eliſi ſpazierte ſchön ſchwefelgelb vor dem Hauſe, auf der Terraſſe, im Garten, ums Haus herum, die Handſchuhe an den Händen, das Schnupftuch darin, ſpazierte hin und her, auf und ab, bis es endlich eilf Uhr ſchlug. Da winkte Eliſi dem Uli und ſagte: ſie müßten fort, er ſolle das Roß rüſten, ſie wolle gehen und ſich anders anziehen; ſo bald ſie fertig ſei, müſſe er anſpannen. Es verging faſt eine Stunde, bis Eliſi grasgrün wieder zum Vorſchein kam. Und wer ſaß da, prächtig in chokoladefarbener Seide (Donna Maria war noch nicht Mode), koſtbar um und um, hinten Silber und vornen Gold? Es war Trinette, Trinette, welche die ſchwefelgelbe Pracht nicht ſehen wollte und auf das grasgrüne Eliſi gewartet hatte, um ihr zu zeigen, daß ſie dann auch noch Kleider hätte, wenn ſie ſich zeigen wolle, und hätte doch noch nicht geerbt und ſei nicht mehr daheim. Eliſi wurde noch einmal ſo grün, als ſie die vor ihr ſitzende Herrlichkeit ſah, und brachte den Mund gar nicht auf zu einem Bonjour und der Frage nach dem Zahnweh. Hingegen Trinette that wohl etwas ſchmächtig, war übrigens die Freundlichkeit ſelbſt, wollte Eliſi nöthigen, heute noch da zu bleiben. Als alle Bitten umſonſt waren, erhielt die Kellnerin Befehl, ſchleunig den Tiſch zu decken und aufzutragen, wie Eliſi auch wehrte, weil ſie erſt gefrühſtückt hätten.

Es war ein ſtattlich Eſſen da, das Beſte, was das Haus vermochte, allein es ſchmeckte heute der grasgrünen Eliſi nicht halb ſo gut, als geſtern der himmelblauen; ſobald ſie Trinette

ansah, steckte ihr der Bissen im Halse, selbst der sogenannte Neuenburger hatte heute einen ganz andern Geschmack als gestern. Elisi hatte keine Ruhe, bis angespannt war.

Als endlich angespannt, alles eingepackt war, Elisi im Sitz saß, wollte Uli herauf, aber Johannes litt es nicht. Er solle doch nicht ein Narr sein, sagte er, sie würden da innen einander nicht beißen, nicht kneifen, hingegen draußen regne es und sei unlustig. Sie sollten sich nur gut zusammenlassen, so hätten sie nicht kalt; man sei ja dafür auf der Welt, für einander zu helfen. Uli mochte wollen oder nicht, er mußte hinein, und Elisi rückte weg, drückte sich in eine Ecke und ließ sich nicht hervor, bis sie weit außerhalb Frevligen waren.

Endlich hob Elisi den Kopf auf und sagte, sie sei froh, daß sie auf dem Heimweg seien, des Bruders Leute seien wüst, er sei ein Grobian, ein Unflath, Trinette ein böses Mensch, ein halber Narr. Diese würden ihr Vermögen schön verbrauchen. Sie könnten Beide wohl brauchen, aber nichts verdienen; was das Maul wolle, müsse gefressen, was den Augen gefalle, gekauft sein. Für diese ledig zu bleiben, die sie nur zum Besten zu halten begehrten, dazu sei sie nicht dumm genug; sollte sie Einen von der Gasse nehmen, so wollte sie heirathen, nur daß die keinen Kreuzer von ihr bekämen. Wenn einst Vater und Mutter gestorben seien und sie noch keinen Mann hätte, so wüßte sie wohl, wie es ihr ginge: die würden sie hinter Schloß und Riegel halten, bis sie mürbe genug zum Erben wäre. Aber sie sei ihnen noch zu schlau und wolle dem Trini sein chokolade-seidenes Tschöpli eintreiben. Ein Mädchen, welches fünfzigtausend Gulden erben könne, lasse so das Spiel nicht mit sich treiben. Auf den Reichthum brauche sie nicht zu sehen, sie vermöchte einen Mann zu erhalten, daß sie Beide gut haben köynten. Aber hübsch müßte er sein und friedlich, sie wolle Freude an ihm haben können. Die Alten scheue sie nicht; wenn sie wüst thue, so könne sie bei ihnen alles erzwingen. Wenn sie nur schon Einer wollte, noch heute wollte sie die

Sache richtig machen, ihnen zum Trotze. Sie hätte bereits gar Manchen haben können und sie Alle abgewiesen, sie hätten ihr nicht gefallen. Aber jetzt meinten die Thoren, sie wolle gar Keinen, und es dürfe sich niemand mehr an sie lassen. Wenn sie vornen anfangen könnte, so machte sie es ganz anders, sie nähme den Erstbesten. So redete Elisi aus ihrem ingrimmigen Herzen und rückte immer mehr aus ihrer Ecke hervor und sagte: „Uli, du mußt nicht so schüchtern thun!“ Kurz, aus lauter Zorn wurde Elisi unter dem Fußsacke recht zärtlich. An dem Städtchen ließ sie vorbei lenken und bestimmte einen unbedeutenden Ort zum Füttern. Uli ward es bei dem allem wunderlich zu Muth, indessen vergaß er nicht, daß seines Meisters Tochter neben ihm sitze, machte von ihrem Gerede keine besondere Anwendung auf sich und von allem Näherrücken keinen Gebrauch, trotz der Aufforderung, nicht so schüchtern zu sein.

Diesmal bannte Elisi Uli nicht zu einem aparten Schoppen in die Nebenstube, sondern ließ gleich eine Flasche für sie Beide bringen und dann etwas auf einem Teller, und dann schien ihr der Wein noch nicht gut genug, sondern sie befahl vom bessern und dem Rappen noch eine Portion Hafer, ließ sich da gründlich wohl sein und sorgte dafür, daß es dem Uli und dem Rappen nicht übler sei. Der Erstere mußte Schinken essen, bis er zuletzt glaubte, selbst zu einem Schinken geworden zu sein.

Als sie wieder fortfuhren, störten der Sonnenschein und die Tagesheitere nicht mehr, und Elisi wurde noch zärtlicher, lehnte sich an Uli und redete allerlei, bis sie endlich sagte: es gelüste sie, ihm einen Kuß zu geben; ob er etwas dawider hätte. Seit dem Weltschland hätte sie keine mehr gegeben; sie müsse doch probiren, ob sie das noch könne. Im Weltschland hätte man beim Pfänderspiel immer gesagt: es könne das Keine so gut wie sie. Was sollte Uli dagegen haben? Elisi küßte ihn nun nach Herzenslust ab, und er gab wohl hie

und da einen Kuß wieder, aber ziemlich kaltblütig. Elisi waren sie wirklich auch wohl kalt und sie meinte, dem Vreneli würde er wärmere geben und ungeheißen. Uli wollte von Vreneli nichts wissen und sagte, er hätte Vreneli noch keine gegeben; er wüßte nicht, wie dazu kommen. Elisi meinte: das sei doch kurios, es seien nur Küsse und thäten einem doch so wohl; man würde es niemand glauben, wenn man es nicht selbst erfahren hätte. Und sie, eine reiche Tochter, hätte so manches Jahr keine erhalten, daß sie ganz vergessen gehabt, wie wohl sie einem thäten. Aber das müsse ihr künftig nicht mehr so gehen, nicht wahr, Uli? Als Uli antworten wollte, that der Rappe einen Satz, daß sie Beide hoch auffuhren, wollte in einen Acker hinaus, daß Uli mit beiden Händen halten mußte. Endlich wieder auf der Straße, war er so erwildet, daß Uli aus Leibeskräften ihn halten mußte. Da war es mit dem Küssen aus und Elisi froh, mit ganzen Gliedern heim zu kommen.

Kapitel 20.

Uli kriegt Gedanken und wird stark im Rechnen.

So lief die Fahrt glücklich und unschuldig ab, aber nicht ohne Folgen. Es stieg Uli nach und nach doch zu Haupt, daß er da leicht zu einer reichen Frau kommen, glücklich werden könne. Denn so unsinnig es ist, so ist doch im gemeinen Sprachgebrauch glücklich werden und reich werden gleich bedeutend. Man hört ja so oft: „Der kann wohl lachen, er ist glücklich gewesen im Heirathen und hat mehr als zehntausend Gulden eingeheirathet. Freilich ist seine Frau ein Tropf und er hat viel Plage mit ihr, aber was macht das, wenn man Geld hat? das Geld ist doch die Hauptsache.“ Von dieser allgemeinen und doch so unbegründeten Ansicht war Uli nicht frei,

wollte er ja doch auch reich, ein Mann werden. Wenn er an Elisi's Aeußerungen dachte, die freilich im Nebel und im Regen gethan waren, so kam es ihm immer wahrscheinlicher vor, daß sie ihn nehmen würde, wenn er es recht begehrte. Der Bruder hatte ihn so freundschaftlich behandelt, so viel Zutrauen ihm gezeigt, daß er meinte, der würde wirklich nicht sehr dawider sein. Wenn es Einer sein müßte, so wäre er ihm lieber als mancher Andere. Den Eltern, dachte er, wäre es wohl im Anfang nicht recht, und sie würden wüst thun, aber wenn einmal Elisi es erzwungen hätte, die Sache geschehen sei, so machte es ihm keinen Kummer, ihnen lieb zu werden. Der Gedanke, einmal auf der Glungge Bauer zu sein und so ganz frei schalten zu können, that ihm gar unendlich wohl. In zwanzig Jahren, rechnete er manchmal aus, wollte er recht gut noch einmal so reich sein; der ganzen Gegend wollte er zeigen, was das Bauren könne. Es stieg ein Plan nach dem andern vor ihm auf, wie er es anfangen, was er alles vornehmen wollte, was der Pfarrer sagen würde, wenn er mit der reichen Tochter die Hochzeit angäbe, was die Leute in seiner Heimath sagen würden, wenn er einmal mit eigenem Roß und Wagen daher käme und es hieße, der Uli hätte sechs Rosse im Stalle und zehn Kühe von den schönsten. Freilich, wenn er dann Elisi sich herumschleppen sah so träge und mühselig, so verdunkelte sich ihm die Rechnung und es gab Kleze darein. Er sah wohl, daß sie für die Haushaltung nichts, daneben wunderlich und verschwenderisch sei. Das Letztere würde besser werden, dachte er, wenn sie einen Mann hätte. Er vermöge auch Dienstboten genug zu halten, und bei großem Reichthum habe es nicht viel zu sagen, wenn schon eine Frau nichts thue. Es sei bei einer Jeden etwas zu scheuen; er hätte noch von Keiner gehört, die gewesen sei, daß man nicht noch etwas anders gewünscht. Reich, reich! das sei doch immer die Hauptsache. Und doch, wenn er Elisi sah, so wollte das Kalkuliren nicht mehr recht rutschen. Das verschienene, schmächtige, schläf-

rige Ding kam ihm gar zu unappetitlich vor. Wenn sie ihn mit ihren feucht-kalten Händen anrührte, so schauderte es ihn; es war ihm, als müsse er den Fleck abwischen, den sie berührt. Wenn er sie erst reden hörte, so zimperlich und doch so dumm, so wollte es ihn aus der Stube treiben und er mußte denken: nein, bei dieser hieltest du es nicht aus; bei jedem Wort, das sie sagte, müßtest du dich ja schämen. Aber wenn er dann von Elisi weg war, so sah er wieder den schönen Hof, hörte das Geld klingen, sah sich im Ansehen, und es kam ihm vor, als sei Elisi doch so häßlich nicht, und nach und nach wollte es ihn dünken, als sei sie wirklich gescheidter, als man glaube, und wenn sie Liebe zu Einem hätte und der vernünftig mit ihr redete, so wäre noch etwas mit ihr zu machen, und bei einem rechten Mann könnte sie noch eine recht vernünftige Frau abgeben.

Das alles ging nur in Uli's Kopf vor; allein es ist nichts so rein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Die Reise hatte Elisi und Uli vertraulicher gemacht, es war ein anderer Ton, in welchem sie zu einander redeten, und mit den eigenen Augen eines gewissen Einverständnisses blickte ihn Elisi an. Uli freilich suchte die Augen zu meiden, besonders wenn sie in Vreneli's Gesichtskreis waren. Denn so wie Elisi's Reichthum ihn alle Tage heftiger lockte, so schien ihm Vreneli alle Tage hübscher und anschlägiger. Am besten, dachte er oft, würde es gehen, wenn Vreneli bei ihnen bleiben und die Haushaltung machen würde. Mehr als früher zog Elisi Uli nach, und wenn sie an einem Sonntagnachmittag einen Augenblick allein mit ihm in der Stube war, so ruhte sie nicht, bis es an's Küssen kam. Sie wäre für ihr Leben gern wieder einmal mit Uli ausgefahren, allein sie wußte nicht wohin, und an die Märkte kamen Vater oder Mutter mit. Indessen, hätte Uli Böses im Sinne gehabt und auf schlechtem Wege zu einer Heirath kommen wollen, wie man Beispiele von Schlechtern, als Uli war, viele hat, Elisi hätte Gelegenheit genug dazu

gegeben und in sich nichts getragen, welches sie davor geschützt. „Uli, sei nicht so schüchtern!“ hätte sie vielleicht noch gesagt. Aber Uli war brav, begehrte nichts Böses, mied solche Gelegenheiten, ging der Anläßigkeit von Elisi recht oft aus dem Wege, wollte viel lieber Elisi verdienen als verführen. Er arbeitete um so emsiger, ließ sich alles besonders angelegen sein und wollte sich das Lob erwerben: wenn er schon jetzt nicht reich sei, so könne es ihm bei solcher Anstelligkeit nicht fehlen, es zu werden. Das, glaubte er, werde so viel bei den Eltern ziehen, als viele tausend Gulden. Er dachte nicht an das Schreckenswort — er ist nur Knecht! Nun aber hatte das übrige Gesinde auch Augen im Kopf, und weit eher, als Uli noch an etwas gedacht, hatten sie Elisi's zutäppisches Wesen bemerkt und Uli damit aufgezogen. Sie schrieben immer mehr seine Thätigkeit der Absicht zu, Tochtermann zu werden. Die Veränderung seit der Reise blieb ihnen nicht verborgen. Sie ersannen allerlei Mährlein über die Vorgänge auf derselben, stichelten Uli in's Angesicht und verläumdeten ihn hinter seinem Rücken. Alle Zumuthungen zu schweren Arbeiten, welche er an sie stellte, deuteten sie, als ob er sich nur auf ihre Kosten werth machen wolle, nahmen sie daher böse auf, stellten sich ungeberdig und dachten, dem wollten sie den Fuß schon vorhalten. Sie paßten Elisi und Uli auf, wo sie nur konnten, suchten ihr zufälliges oder absichtliches Beisammensein zu stören oder zu belauschen, allerhand Schabernack ihnen zu machen, und hätten gar gern irgend ein grobes Aergerniß aufgedeckt, aber dazu gab Uli keine Gelegenheit. Noch ging die Wage bei ihm auf und ab. Es erleidete ihm manchmal Elisi und das Leben in der Glungge, daß er gern hundert Stunden von da weg gewesen wäre. Das Mädchen aber ward immer verliebter, kramete Uli bei jeder Gelegenheit, schenkte ihm mehr, als er annehmen wollte, that so närrisch mit ihm, daß es endlich selbst den Eltern auffiel. Joggeli brummte: da hätte man es jetzt, da könne man sehen, was Uli eigentlich

im Schilde führe; dem wolle er aber einen Strich durch die Rechnung machen. Indessen that er nichts; insgeheim hätte er es seinem Sohne, der ihn so oft beschummelte, gönnen mögen, wenn Elisi einen dummen Streich gemacht und hätte heirathen müssen.

Die Mutter nahm sich's mehr zu Herzen und sprach Elisi zu: sie solle doch mit Uli nicht so närrisch thun und denken, was die Leute sagen, und wie sie in's Gerede kommen werde. Es schicke sich doch wahrhaftig nicht für ein reiches Meitschi, mit einem Knecht zu thun wie mit einem Schatz. Nicht daß sie was hätte wider Uli, aber er sei doch immer nur der Knecht, und Elisi werde doch keinen Knecht wollen. Dann plärete Elisi und sagte: es sei alles nicht recht, was sie mache; man hätte in Gottesnamen immer an ihr zu balgen; bald halte man ihr vor, sie sei zu hochmüthig, bald, sie mache sich zu gemein. Wenn sie mit einem Knecht ein freundliches Wort rede, so mache man ihr einen Lärm, einen ärgern könnte man ihr nicht machen, wenn sie schwanger wäre. Aber man gönne ihr in Gottesnamen keine Freude und Alles sei nur auf ihr. Es wäre ihr am wohlsten, wenn sie bald sterben könnte. Und Elisi plärete dabei immer heftiger, bis sie keinen Athem mehr hatte, die Mutter in aller Eile den Schnürleib aufthun mußte und wirklich glaubte, Elisi wolle sterben. Dann schwieg die gute Mutter wieder, denn sie wollte wirklich nicht, daß Elisi sterbe. Sie klagte nur zuweilen Vreneli, sie wisse nicht, was sie da machen solle. Thue sie wüst, so wäre Elisi im Stande, etwas Ungeschicktes zu machen; lasse sie es gehen und geschehe dann wirklich auch etwas Ungeschicktes, so werde sie an allem schuld sein sollen, und man werde sagen, warum sie nicht zu rechter Zeit dazu gethan. Aber einmal jetzt wüßte sie nichts zu machen. Ueber den Uli könne sie nicht klagen, er führe sich vernünftig auf, und sie glaube, es sei ihm eher zuwider. Und so mir nichts dir nichts, ehe man mehr zu klagen habe, ihn fortzuschicken, rene sie. Und wenn sie es thäte, so wäre Joggeli

der Erste, der ihr immer vorhielte, sie hätte aus leerem Kummer den besten Knecht fortgeschickt, den sie noch gehabt. Aber er mache es immer so: da, wo sie möchte, daß er redete, schweige er, und wo er schweigen solle, da wäffele er drein. Vreneli solle immer gut Achtung geben, und wenn es etwas Apartes sehe, es ihr sagen. Aber von Vreneli hatte die Alte wenig Trost, das that, als ob die Sache es nichts anginge. Elsi konnte sich nicht enthalten, zu Vreneli von Uli zu reden, wie er ein Hübscher und Guter sei, und wie sie sich nicht verschwören wolle, daß sie ihn nicht noch einmal heirathe; wenn ihre Leute sie einmal zornig machten und nicht thun wollten, was sie begehre, so könnte man sehen, was sie mache. Sie besinne sich dann nicht lange, und sie brauche nur ein Wörtlein zu sagen, so gehe Uli und gebe die Hochzeit an. Wenn Vreneli dann auch zu diesem wenig sagte, so hielt Elsi ihm vor, es sei eifersüchtig. Oder wenn Vreneli ihr zusprechen wollte, sie solle doch Uli nicht so zum Narren halten, sie begehre ihn doch nicht, oder, sie solle den Eltern nicht diesen Verdruß machen, so hielt sie ihm vor, es möchte Uli selbst und wolle Elsi nur abspenstig machen, um selbst an's Brett zu kommen, aber so Eine ohne einen Kreuzer Vermögen nehme Uli nicht, dafür sei er zu gescheidt. Es solle sich nicht einbilden, daß es sobald einen Mann bekäme; der schlechteste Knecht besinne sich, ehe er so ein arm Meitli nehme, und zwei Mal, ehe er ein uneheliches nehme. Das sei immer noch die größte Schand, die es gebe. Obgleich Vreneli solche Reden tief empfand, so ließ es es doch nicht merken, weinte nicht und zankte nicht, sagte höchstens: „Elsi, daß du nicht auch unehlich bist, dafür kannst du nichts; und daß du nicht schon ein Uneheliches hast, daran bist du auch nicht schuld.

Am meisten Noth machte Vreneli das eigene Betragen gegen Uli. Je mehr diesem Elsi's Geld zu Kopfe wuchs, desto mehr fühlte er sich zu Vreneli gezogen; er konnte es gar nicht leiden, wenn es ihm kurzen Bescheid gab oder böse über ihn

ſchien, und ſuchte es auf alle Weiſe zu verſöhnen, gut zu ſtimmen. Er floh Eliſi oft und ſuchte ſie nie auf; er floh Breneli nie, ſuchte es aber oft auf, während es ihn floh und Eliſi ihn ſuchte. Breneli wollte mit Uli kurz ſein und trocken, und doch konnte es, wenn es den beſten Vorſatz hatte, oft nicht anders als freundlich mit dem freundlichen Burſchen ſein, konnte zuweilen ſich bei ihm vergeſſen und zwei, drei Minuten mit ihm ſchwatzen und lachen. Wenn das dann zufällig Eliſi ſah, ſo gab es gräßliche Geſchichten. Zuerſt hielt ſie Breneli die wüſteſten Sachen vor, bis ſie nicht mehr reden, kaum Athem finden konnte. In dieſem Zuſtande ſchoß ſie manchmal zu ihm hin und hätte es prügeln mögen, wenn es ihr nicht an Kraft gebrochen hätte. Dann ging es über Uli her; er mußte hundert Mal hören, daß er ein Unflath ſei und nur der Knecht. Sie ſehe jetzt ſchon, was ſie zu erwarten hätte, wenn ſie ſo dumm wäre, wie man meine. Aber es ſei Gottlob noch früh genug, und ſie wolle nicht ſo ein Narr ſein, ihr Geld Einem zu bringen, von dem ſie fürchten müſſe, er verbrauche es mit H. Dann fing ſie an zu heulen über ſolche Falſchheit und wollte ſterben auf der Stelle, ſich hängen oder mit Pulver in die Luft ſprengen. Manchmal verſöhnte ſie ſich ſchon während dieſer Thränen, und Uli mußte verſprechen, nicht mehr Andern nachzulaufen, dem wüſten Brent, das ihn locken, verführen wolle, kein gutes Wort mehr zu geben. Bald dauerte der Unfriede lange und Eliſi ſchmollte. Dann kam es Uli doch vor: Eine, die ſo eiferſüchtig ſei, die ihm den Knecht ſo oft vorhalte, ſo heulen oder ſchmollen könne, ſei doch nicht die liebenswürdigſte Frau, und da gebe es ein bös Dabeiſein, und es wäre beſſer, wenn er die ganze Sache ſich aus dem Sinne ſchlüge. So wie er nun gleichgültig gegen das Schmollen ward, ſo ward es Eliſi angſt und ſie ſuchte die Verſöhnung, kramete etwas oder ſuchte ſonſt eine Gelegenheit, wo ſie Uli flattiren, ihm anhalten konnte, er ſolle ſie doch lieb haben, ſie habe ſonſt keine Freude mehr am Leben. Wenn ſie ihn bös mache, ſo ſolle er ihr nicht zür-

Uli der Knecht Pag. 258.

nen; das geschehe nur, weil die Liebe so groß sei, weil sie ihn keiner Andern gönne u. s. w. Wenn sie ihn einst ganz hätte, so wollte sie nicht mehr eifersüchtig sein, aber so lange sie so da hänge und nicht wisse, woran sie sei, komme es ihr manchmal, als ob sie lieber sterben wollte. Sie wisse auch nie recht, ob Uli sie lieb habe; es dünke sie manchmal, wenn er sie recht lieb hätte, so setzte er ganz anders an und nähme die Sache besser in die Hand; er sei da so wie eine Holzpuppe und rühre kein Bein. Wenn dann Uli sagte, er wisse es nicht besser zu machen, er wisse ja auch nicht recht, ob Elisi ihn eigentlich wolle, und wenn es ihr Ernst sei, so solle sie mit den Eltern reden, oder sie wollten zum Pfarrer gehen und die Hochzeit angeben und dann sehen, was daraus werden wolle, so sagte Elisi: das pressire nicht halb so, Hochzeit halten könnten sie immer noch. Das sei die Hauptsache, daß er sie lieb habe, und dann sei es in einem Jahr noch frühe genug, oder wenn er recht dran sehe — das komme auf ihn an, sie wolle sehen, — in einem halben. Aber mit dem Vreni solle er nichts mehr zu thun haben, sonst kratze sie Beiden die Augen aus, und das Mensch müsse aus dem Hause.

Natürlich gab die Sache ein groß Gerede weit umher, und man redete weit mehr davon, als daran war. Es gab zwei Parteien, die eine gönnte die Geschichte den Eltern, die andere die reiche Frau dem Uli. Je länger die Sache dauerte, und das ging nicht nur ein Jahr, desto mehr gewann der Erfolg an Wahrscheinlichkeit, desto mehr unterzogen sich die Dienstboten dem Uli und stellten sich auf die Seite des muthmaßlichen Tochtermanns, so daß der Hof ein immer blühenderes Aussehen bekam und Uli immer unentbehrlicher wurde. Selbst Joggeli, dem der baare Gewinn in den Sack floß, und der wohl rechnen konnte, was zwanzig Fuder Futter, tausend Garben Korn mehr zu bedeuten hätten, verbiß seinen Aerger, that ein Auge zu und tröstete sich damit, er wolle Uli brauchen, so lange als möglich; wenn es einmal Ernst gelten sollte, so könnte man

immer noch ſehen. Als einmal der Sohn daher kam, der auch von dem Gerede gehört hatte, und verdammt aufbegehrte und forderte, daß man Uli fortſchicke, ſo wollte Joggeli nichts davon hören. So lange er lebe, hätte er hier zu befehlen, und Uli wäre Johannes der Rechte, wenn er ihn hätte. Was hier gehe, gehe Johannes nichts an, und wenn man dem Uli Eliſi geben wolle, ſo gehe es ihn auch nichts an. Er müſſe nicht glauben, daß er alles allein erben wolle; einſtweilen ſei, was ſie noch hätten, und was er ihnen nicht abgelocket, noch ihr. Je wüſter Johannes thue, deſto eher müſſe Eliſi heirathen; es ſei nicht, daß es Uli ſein müſſe, es gebe Andere auch noch. Sie wüßten wohl, wie lieb ſie ihm Alle ſeien; wenn er das Geld hätte, ſo früge er Vater und Mutter und Eliſi nichts mehr nach; ſie könnten ſeinethalb Alle noch ein Mal heirathen, und wenn es Zigeuner, Keßler oder Pandnren wären, ſo wäre es ihm gleich. So redete Joggeli zu ſeinem Sohne in ſeinem keifenden, huſtenden Tone, daß es der Mutter ganz angſt wurde und ſie einredete, Johannes ſolle doch nicht Kummer haben, das geſchehe nicht, ſie ſei auch noch da, und Eliſi werde nicht alles erzwingen, und Uli ſei ein braver Burſche u. ſ. w. Johannes wollte nun mit Uli ſelbſt reden, aber der war nicht zu finden. Er ſei um eine Kuh aus, hieß es. Teinette, diesmal noch viel ſchöner ſchwefelgelb, als früher Eliſi, bewegte ſich um Eliſi mit verachtender Miene und gerümpfter Naſe und ſagte endlich zu derſelben: „Pfitusig, wie gemein machſt du dich! Mit einem Knecht ſich abgeben mögen, du mein Gott, es wird mir übel nur vom Darandenken! Es iſt eine Schande für die ganze Familie! Wenn meine Leute gewußt hätten, daß meines Mannes Schweſter einen Knecht ſollte heirathen, er hätte einen Korb bekommen; er geſiel ihnen ohnehin nicht ſonderlich. Aber ich war einfältig genug und wollte ihn haben, ich bin ſchon oft genug reuig geweſen. Dich kann man nicht mehr zur Familie zählen, du magſt ſehen, wo du unterkömmſt, denn hier kannſt du nicht bleiben, begreifſt! Pfui, Pfui, mit einem

Knecht ſich abzugeben! es ſchaudert mir ab dir, ich kann dich gar nicht mehr anſehen. Schämſt du dich nicht in die Seele hinein? dünkt es dich nicht, du möchteſt dich in den Boden verkriechen, wo weder Sonne, Mond noch Sterne dich mehr anſcheinen können? Aber Eliſi ſchämte ſich nicht, ſondern hing Trinette noch ein viel böſer Maul an und meinte: ein Mädchen hätte die Wahl, ſich abzugeben mit wem es wolle, und könne einen Knecht oder einen Herrn heirathen; vor Gott ſeien alle Menſchen gleich. Aber wenn ſie einmal eine Frau wäre, dann würde ſie ſich ſchämen, bald mit dem Stallknecht und bald mit dem Metzger, bald mit dem Landknecht und bald mit dem Pferdeknecht und zuletzt noch mit allen Juhleuen und allen Schweinehändlern im Geſchrei zu ſein und Kinder zu haben, von denen Keins eine Naſe habe wie das Andere und Eins dem Andern gleiche wie ein Aargauer einem Welſch. Wenn Trinett und die Mutter nicht geweſen wären, ſo hätten ſich die beiden Schwägerinnen die Frasgrüne und die ſchwefelgelbe Seide vom Leibe geriſſen. Als die Mutter Trinette mit Zuſprechen helfen wollte, ſo eiferte ſich Eliſi ſo, daß man ſie zu Bette bringen mußte. Erſt jetzt, ſagte ſie, als ſie wieder zu ſich und zur Sprache kam, erſt jetzt wolle ſie machen, was ſie gelüſte. Sie wolle ſich nicht einmetzgen laſſen wie eine fette Sau. Und es ſei ſchlecht von den Eltern, daß ſie meinten, es ſolle ein Kind einzig erben und das andere ohne Mann verkommen, nur damit alles auf einem Haufen bleibe.

Johannes und ſeine Frau blieben nicht lange da. Auf dem Heimwege öfters einkehrend, wobei aller Rückhalt verloren ging, kramten ſie ihren guten Freunden, Kollegen und Kollegiunen die ganze Geſchichte aus, und ihre Erzählung erhob das Gerücht zur vollen Gewißheit. Der Bruder und ſeine Frau haben es ſelbſt geſagt, hieß es, und die werden doch etwas davon wiſſen.

Nicht lange darauf fuhr Uli mit einem Roß zu Markte, ſah aber bald, daß er es nicht ſo theuer verkaufen könne, wie

er wollte. Da es ſchlecht Wetter war, ſo nahm er es von dem Markt und ſtallete es in einem Wirthshauſe ein. Wie er in die Gaſtſtube wollte und um eine Ecke bog, prallte er an ſeinen alten Meiſter. Mit unverholener Freude bot Uli ihm die Hand und ſagte, wie froh er ſei, ihn anzutreffen und ein wenig bei ihm zu ſein. Der Meiſter war trocken und redete von vielen Geſchäften, gab aber doch endlich Uli einen Ort an, wo ſie ruhig eine Flaſche trinken könnten. Dort, nachdem ſie ſich in einen ziemlich gedeckten Winkel geſetzt hatten, eröffneten ſie die Vorrede und Johannes fragte, ob es viel Heu gegeben, und Uli bejahte es und fragte, ob bei ihnen das Korn auch ſchön gefallen wäre, ihres hätte der erſte Wind gefällt. „Du biſt wohl auf," fuhr der Meiſter nach einigen weitern Zwiſchenreden fort, „und was hab' ich gehört? Du werdeſt bald Bauer in der Glungge werden, ſagen die Leute." „So, wer red't das?" fragte Uli. „He, die Leute ſagen, es ſei weit und breit das Gerede, und man ſage es für eine beſtimmte Wahrheit." „Die Leute wiſſen immer mehr," ſagte Uli, „als die, welche es angeht." „Etwas wird doch an der Sache ſein," antwortete der Meiſter. Nun ſagte Uli, er wolle nicht ſagen, daß es einſt nicht etwas daraus geben könne, aber die Sache ſei noch im weiten Felde; geredet ſei noch nichts darüber und es könnte noch beide Wege gehen. „He," ſagte Johannes, „es ſcheint mir, es ſei genug geredet." „Wie ſo?" fragte Uli. „He, das Mädchen ſoll in andern Umſtänden ſein," antwortete der Meiſter. „Das iſt eine verfluchte Lüge," ſagte Uli, „ich hätte mich geſchämt, durch einen ſolchen Schelmenſtreich zu einer reichen Frau zu kommen." „So?" ſagte Johannes, „das iſt dann anders, als ich gehört, und ich habe geglaubt, du wolleſt mich anſprechen, dein Fürſprecher zu ſein. Das wäre mir zuwider geweſen, ich muß es ſagen, und deswegen habe ich lieber gewollt, ich hätte dich nicht angetroffen. Es freut mich, daß es nicht ſo iſt, ich hätte auch noch Schmutz davon auf den Aermel gekriegt. Jedenfalls hätte es mich geärgert, wenn du es auch ſo gemacht, wie andere

Lausbuben. Aber etwas wird doch an der Sache sein?" He, sagte Uli, er wolle nicht leugnen, daß er glaube, die Tochter wolle ihn und es wäre zu erzwingen, wenn sie recht ansetzten. Und es hätte ihm allerdings geschienen, für ein armes Bürschchen, wie er sei, wäre das ein großes Glück; besser machen könnte er es nie. „Das wird doch wohl das bleiche Mädchen sein, durch welches der Mond scheinen kann, welches in die Stube muß, sobald der Wind geht, weil er dasselbe nehmen würde?" fragte Johannes. „Freilich, das Hübscheste ist es nicht, es ist mager und ungesund, sagte Uli, aber es werde ihm schon bessern, wenn es einen Mann habe, hat der Doktor gesagt; aber fünfzigtausend Gulden bekommt es." „Sitzt es noch immer so um's Haus oder auf dem Ofen herum, oder rührt es auch etwas an, macht es die Haushaltung?" fragte Johannes. „Arbeiten thut es nicht viel und in der Küche ist es wenig, aber schön stricken kann es und mit Korallen allerlei Hoffährtiges machen. Aber wenn es den Hof einmal bekommt, so vermag man eine Köchin zu halten. Wenn es nur hie und da nachsieht, es braucht ja nicht selber alles anzurühren," meinte Uli. „Jä, um mit Nutzen nachzusehen, muß man die Sache selbst verstehen; das ist gar dumm, daß man meint, wenn eine Frau bei einer Sache sitze, so sei damit alles gethan. Es kann z. B. eine Frau lange in einer Apotheke sitzen und stricken, die Knechte können doch machen, was sie wollen," sagte Johannes. „Aber es schien mir, sie mache ein sehr übellaunig Gesicht und sei nicht gewohnt, jemand ein freundlich Wort zu geben." Es fehle ihr viel, sagte Uli, und sie sei gar eine empfindliche. Aber wenn sie einen guten Mann hätte und nach ihren Kräften beschäftigt wäre, daß sie sich ein wenig vergessen könnte, es würde ihr schon besseren. Es sei doch nicht, daß sie dann nie könne freundlich sein. Sie könne b'sunderbar flattiren, und wenn man den Hof recht arbeite, so könne man darauf wenigstens zehntausend Garben machen, und zwar nur Korngarben, Roggen, Waizen u. s. w. nicht gerechnet. Das sei viel, sagte

Johannes, und ſolche Höfe gebe es nicht mehr viel im Kanton. Aber wenn man ihm die Wahl ließe, einen freundlichen Hof und eine unfreundliche Frau dazu oder keins von beiden, er wollte hundertmal lieber das Letztere. Reich ſein ſei eine ſchöne Sache, aber Reichthum mache noch nicht glücklich; wenn man ſo ein unfreundlich häſſig Ding daheim habe, das über alles entweder die Naſe rümpfe oder heule, ſo möchte der Teufel dabei ſein. Und wenn man einmal die Freude außer dem Hauſe ſuchen müſſe, ſo wäre das ein trantig Ding. „Aber Meiſter," ſagte Uli, „du haſt mich doch immer ermahnt, ich ſolle ſparen, ſo gebe ich auch einen Mann ab; man ſei nichts, wenn man nichts habe." „Ganz recht, Uli," ſagte der Meiſter, „das habe ich geſagt und ſage es noch. Es iſt Einer glücklicher, wenn er ſparſam, als wenn er liederlich iſt, und es iſt Einer kein Mann, wenn er in ſeinen ledigen Tagen nicht für die alten ſorgen kann. Wenn Einer in den jungen Jahren nicht einen guten Anfang macht, ſo kommt er zu einem böſen Ende. Ein braver Burſche mit etwas Geld kann auch beſſer heirathen als ein Hudel und ſoll auf eine rechte Frau ſehen, aber die reichſte Frau iſt nicht immer die beſte. Es giebt Weiber, die mir ohne einen Kreuzer lieber wären als andere mit fünfzigtauſend Gulden. Es kommt immer auf die Perſon an. Mach, was du willſt, aber beſinne dich wohl." „Elſi iſt freilich eine elende Perſon," ſagte Uli, „aber ſie kann ſich ändern; es iſt Manche mager geweſen in der Jugend, ſie iſt im Alter noch dick geworden, und eigentlich bös iſt ſie nicht, beſonders wenn ſie zufrieden iſt. Wenn ſie zornig iſt, dann weiß ſie freilich nicht recht, was ſie ſagt, und hält mir den Knecht vor und andere Mädchen; aber wenn ſie wieder zufrieden geworden iſt, ſo kann ſie recht kurzweilig ſein und hat das beſte Herz von der Welt. Sie hat mir ſchon gekramet, es weiß kein Menſch wie viel, und hätte mir noch viel mehr gegeben, wenn ich nicht immer gewehrt hätte." „Mach, was du willſt," ſagte Johannes, „aber ich ſage dir noch ein Mal: beſinne dich wohl! es thut

selten gut, wenn so Ungleiches zusammen kommt, und es ist noch selten gut gekommen, wenn der Knecht des Meisters Tochter geheirathet hat. Es ist mir etwas an dir gelegen; einem Andern hätte ich nicht so viel gesagt. Jetzt muß ich heim; komm einmal in müßiger Zeit zu uns, dann wollen wir noch weiter über dieses Kapitel reden, wenn es nicht zu spät ist." Uli sah seinem Meister unzufrieden nach. „Ich hätte nicht geglaubt," dachte er, „daß der mir mein Glück nicht gönnte. Aber so sind die donners Bauern, sie sind alle gleich; sie mögen es nicht leiden, wenn ein Knecht zu einem Hofe kommt. Der Johannes ist noch von den Besten Einer, aber er mag es auch nicht vertragen, daß sein alter Knecht reicher wird, als er ist, und zu einem schönern Hofe kommt, als er einen besitzt. Was hätte es ihm sonst gemacht, ob Elisi hübsch oder häßlich ist? Er hat doch auch nicht allein auf die Hübschi gesehen, als er seine Frau genommen. Sie sehen das fast wie eine Sünde an, wenn unsereiner an eine Bauerntochter nur denkt, und doch wäre noch Manche froh, sie bekäme einen manierlichen Knecht und müßte nicht ihr Lebtag der Hund auf einem Hofe sein." Er lasse sich aber nicht so mir nichts dir nichts abspeisen; das sei ihm jetzt schon zu lang gegangen und das Gerede zu sehr unter die Leute gekommen, als daß er so davon wolle. Aber zu Ende müsse die Sache, dachte er, er wolle einmal wissen, woran er sei; so zwischen Thür und Angel zu hangen, sei ihm nicht länger anständig. Er wolle es Elisi sagen, sie solle mit den Alten reden; bis im Herbst müsse die Hochzeit zu verkünden sein, oder er wolle auf Weihnacht fort; der Narr im Spiel wolle er nicht sein.

Kapitel 21.

Wie eine Badefahrt durch eine Rechnung fährt.

Solche Entschlüsse faßte er hinter einem Schoppen. Als er dann auf seinem Braunen heimritt, ging ihm der ganze Hof im Kopf herum und ob der wohl sein Erbtheil würde, oder ob Johannes das Wirthshaus verlassen und ihn beziehen würde. Das letztere glaubte er nicht; er hielt Johannes und Trinette zu sehr an das Weltgetümmel gewöhnt, als daß sie auf der einsamen Glungge sich gefallen sollten. Wenn er den Hof bekäme, dachte er, so würde er sicher nicht viel darauf schuldig. Johannes hätte bereits viele Tausende, und so viel er merken möchte, hätte Jeggeli noch weit über vierzigtausend Gulden ausgeliehenes Geld. Nun begann er zu rechnen, was er aus dem Hof ziehen könnte. Er überschlug die Hauskosten, dann den Abtrag aus Feld, Wald und Stall, rechnete die schlechten Jahre ein, rechnete alles mäßig, und er glaubte, wenn er weder Zins noch andere Lasten auszurichten hätte, so wolle er wohl eher vier- als nur dreitausend Pf. jährlich vorsparen. Er rechnete, wenn ihm Gott das Leben schenken würde, nur fünfundzwanzig Jahr lang, so wolle er so viel Geld am Zins haben, als der Hof gelten würde. Dann solle Einer kommen und ihm die reiche Frau vorhalten, und das Geld komme von ihr! Dem wolle er dann sagen, es sei keine Kunst, viel zu erben, aber fünfzigtausend Gulden zu erwerben, sei eine Kunst, und Elisi hätte manchen Reichen nehmen können, und in fünfundzwanzig Jahren hätten Beide nichts mehr zu beißen und zu brechen gehabt, geschweige dann noch einmal so viel, als sie geerbt. Unter solchen Gedanken kam der Weg dem Uli unendlich kurzweilig vor, und der Braune wieherte am Stalle, ehe Uli daran dachte, daß er schon daheim sei. Es ging nicht lange so hatte ihn Elisi gefunden und forschte nach dem Kram. Uli packte aus: Feigen und Mandeln und Kastanien, aber sagte zugleich: er möchte

doch bald wissen, woran er sei; so könne das nicht länger gehen, die Leute lachten ihn allenthalben aus. Entweder wollten sie Hochzeit halten, oder er wolle fort. Elisi sagte, das sei an ihr zu sagen, wann sie Hochzeit halten wollten. Sobald sie sie einmal recht böse machten, so müßte es am nächsten Sonntag sein, und wenn der Bruder noch ein Mal komme und das Geringste sage, so laufe sie auf der Stelle zum Pfarrer, und der müsse auf der Stelle Predigt anstellen und sie verkünden. Jetzt aber könnte sie unmöglich daran sinnen. Die Mutter hätte ihr versprochen, mit ihr in den Gurnigel zu gehen für acht oder vierzehn Tage. Da müßte nun die Näherin noch kommen, der Schneider, der Schuhmacher; sie hätte an so viel zu sinnen, daß sie ganz stumm sei, müßte zudem noch hie aus, da aus, Sachen einkaufen, daß sie gar nicht wüßte, wo man Zeit zur Hochzeit nehmen wollte. Wenn der Gurnigel verrumpelt hätte, dann wollte sie sehen, wie ihr im Kopf sei. So komme sie auch zwei Mal zu neuen Kleidern; es nehme sie doch wunder, ob denn die Herr zu Frevlingen ihre Nase nicht müßte hintern halten. Uli mochte sagen, was er wollte, Elisi aß Feigen und dachte an den Gurnigel. Ganze Tage packte sie aus und ein, machte die Koffer fertig und packte wieder aus. Sie dachte nicht nur, was sie wohl für Aufsehen machen würde, sondern sie erzählte Allen, die einen Augenblick bei ihr stille stehen konnten, wie gewiß droben kein Mädchen sein würde, das solche Kleider habe, und was wohl die Herrn dazu sagen würden, es sollten gar schöne und reiche hinauf kommen. Sie frug alle Leute, wie manchmal des Tages man sich anders anziehe, und wie viele Anzüge sie mit sich nehmen solle; ob wohl fünfe genug seien, oder ob man sechs haben müßte; ob man die Vorhemdchen droben auch könnte waschen und plätten lassen. Was man wohl meine: ob es Mode sei, die hellen Anzüge am Morgen anzuziehen oder am Abend. Wo man wohl das beste wohlriechende Wasser zu kaufen bekomme, zu Bern oder zu Burgdorf, oder

ob sie dasselbe sollte von Neuenburg kommen lassen. Man hätte ihr gesagt, dort rieche man weit aus am besten weit und breit. So hatte Elisi fast Tag und Nacht zu thun, und die Mutter sagte manchmal: sie wollte, sie hätte nichts davon gesagt oder sie wären schon dort, das Meitschi werde ihr noch zum Narren; sie hätte ihr Lebtag noch nie so tünn sehn. Als die Mutter endlich auch an das Einpacken denken wollte, war kein Platz für sie. Elisi hatte schon zwei Koffer gefüllt und eine Menge Sachen sollten noch mit, aber man wußte nicht wie. Die Mutter meinte freilich: Elisi könnte füglich dieses und jenes daheim lassen, sechs Tschöpli brauche sie doch nicht und an zwei Miedern wäre es wohl auch genug. Aber allemal, wenn die Mutter so etwas sagte, so weinte das Meitschi, und statt etwas weg zu thun, riß es Neues hervor, noch mehr Mieder, noch mehr Tschöpleni und Unterröcke ohne Zahl. Joggeli hatte eine Art Galgenfreude darum und rieth ihnen, sie sollten eine ganze Kiste von Bern kommen lassen; man hätte dort leicht wie ein kleines Ofenhaus, da könne man am kommodesten einpacken, nicht nur Mieder und Unterröcke, sondern die Sachen mit sammt den Schränken und Kästen; da werde doch am wenigsten zerknickt und verdrückt. Elisi gefiel das gar wohl, und Uli sollte auf der Stelle fort, eine solche Kiste zu holen. Aber die Mutter, wie auch Elisi weinte und that, wollte das durchaus nicht zugeben. Sie wolle nicht in's Grab kommen, sagte sie, und was würden die Leute sagen, wenn sie mit einer solchen Kiste dort ankämen; man könnte sie vielleicht nur nirgends hinthun. Es sei schon viel gemacht, daß sie mit einem solchen Narr in den Gurnigel gehe, sie brauche nicht noch eine solche Kiste. Sie ginge gar nicht, wenn es ihr nicht der Doktor befohlen hätte und sie fürchten müßte, das Mädchen würde närrisch. Er sei immer der Wüsteste, sagte sie zu ihrem Mann; statt etwa einen guten Rath zu geben oder dem Mädchen abzubrechen, treibe er nur das Gespött mit ihnen. Sie wisse wohl, am liebsten wäre es ihm, wenn sie gar nicht

ginges, und es hätte ihn von jeher jeder Kreuzer gereut, den er für sie hätte ausgeben müssen, und doch sei sie auch nicht mit leeren Händen gekommen. Dann sagte Joggeli, sie hätte das Mädchen so gemacht, ihm zu allem verholfen; sie könne es jetzt haben, wie es sei; er wisse nichts zu machen. Sie wolle doch nicht alle Schuld tragen, sagte sie. Wer ihm immer die schönsten Sachen gekramet hätte und wer es in's Weltschland gethan, woher es so wunderlich heim gekommen. Einmal nicht sie. Aber sie wisse es wohl, es sollten immer alle Leute Schuld sein, nur er nie, und doch rede er immer zur unrechten Zeit und schweige immer zur unrechten Zeit, wir um Andere Schuld geben zu können. Während sie zusammen kapitelten, kapitulir Elisi mit Uli, dem die Gurnigelfahrt nicht recht gefallen wollte, und der jetzt Elisi noch dazu verhelfen sollte, die ganze Garderobe mitzunehmen. Wenn er nur ein Wörtlein einreden wollte, dies oder jenes sei doch nicht nöthig mit zu nehmen, so fuhr ein Wetter über ihn aus, das fürchterlich war. Da könne sie schon sehen, meinte Elisi, was sie von ihm zu erwarten hätte, er sei schon jetzt der Wüsteste von Allen gegen sie ꝛc. Er wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er unvermerkt ein tüchtiges Kistchen zurecht machte, es durch Elisi füllen ließ und unter dessen Adresse durch den Boten voranschickte. Auf dies hin versprach ihm Elisi, im Gurnigel wolle sie mit der Mutter reden und plären, bis diese ja sage, und es solle nicht Martistag werden, so müßten sie aufgeboten sein.

Nun hatten Mutter und Tochter in zwei großen Koffern Platz für ihre Sachen, da die Mutter mit viel Wenigerm zufrieden war. Nur etwas Warmes, sagte sie, wolle sie mitnehmen; man hätte ihr schon manchmal gesagt, es schneie dort zuweilen wie mitten im Winter. Elisi war nicht zu bewegen, wollene Strümpfe mit zu nehmen. Wenn es an einem Orte lustig gegangen sei, so hätte sie noch nie gefroren, sagte sie. Viel Kaffeepulver nahm die Mutter mit, wie die Junge so

auslachte und meinte, sie wolle im Gurnigel bessere Sachen haben als Kaffee. Ein guter Kaffee, sagte die Mutter, sei immer die Hauptsache, und an so einem Ort verbrenne man ihn immer (ganz besonders die Basler), man bekomme nie guten. Schmarotzen oder leihen schicke sich ihr auch nicht, und man sei manchmal froh, wenn man für eine gute Bekannte ein gutes Tröpfli hätte. Statt so viel Kleider wollte sie lieber eine frischmelkige Kuh mitnehmen, von wegen des Rahms. Sie hätte manchmal gehört, dort sei der Rahm noch schöner himmelblau als Elisi's Tschöpli. Als das Kistchen fort war, war Uli fast vergessen, und es ärgerte ihn sehr, wie Elisi fast nicht Zeit hatte, Lebewohl zu sagen, als er das Roß hielt, mit welchem Joggeli sie nach Bern fahren wollte.

Als sie fort waren, trat eine rechte Windstille ein; es wohlete dabei ordentlich den Zurückgebliebenen. Uli konnte mit Vreneli reden, ohne daß er immer ringsum blicken mußte, ob nicht Elisi hinter irgend einem Baum ihnen auflauere. Und obgleich Vreneli ziemlich trocken mit ihm war, so floh es doch nicht und brach die Rede nicht so kurz ab. Bloß als einmal Uli es fragte, warum es so schlecht aussehe, es dünke ihn, es hätte seit einiger Zeit viel gemagert, kehrte es sich um und gab ihm keine Antwort. Uebrigens war es eine Freude zu sehen, wie es die Haushaltung machte. Das Ding schien fast von selbst zu gehen wie eine Uhr. Es schien Uli, als könne er die Mägde nie so oft draußen brauchen als jetzt, und doch ging alles im Gleichen fort daheim. Vreneli rührte sich aber wie wenn es Räder unter den Füßen hätte; die Hände bewegten sich flink, wenn schon der Mund ging, und wenn auch Mund und Hände im Gang waren, so konnte es noch an einem dritten Orte sehen, was dort vorging. Es sah mit den Augen ringsum und nicht nur in der Mitte und gerade hinaus. Dabei meinte es nicht, um eine rechte Hausmutter zu scheinen, müsse es so recht unordentlich und wüst daher kommen, um dann sagen zu können, wenn man in allem sein müsse, so

käme man an den Werktagen nicht ſein wie am Sonntag. Vreneli war von den Leuten, welche, ſie mögen anrühren, was ſie wollen, immer ein ſauber und nett Ausſehen haben, während es hingegen Leute giebt, die, ſie mögen anwenden, wie ſie wollen, es nie dahin bringen, daß zwiſchen ihnen und einem Ofenwiſch ein merklicher Unterſchied iſt. Mit Fragen und unnützem Geklatſch wurde keine Zeit verloren. Es ſchien, als ob dem Mädchen, ſobald es aufſtehe, das ganze Tagewerk klar und geordnet, wie Eins nach dem Andern kommen müſſe, vor Augen ſtehe, ſo daß es nie vergebene Gänge gab, man nie von ihm hörte: ich habe nicht geglaubt, ich habe nicht gemeint, ich habe nicht gedacht, wer wollte an alles ſinnen können, das verfluchte Denken! Als Uli draußen und Vreneli drinnen nach ihrem Sinn unumſchränkt herrſchten, die Arbeiten in einander greifen ließen, einander in die Hände arbeiteten, ging alles ſo wie gepfiffen, daß Joggeli brummte, es werde ihm ganz wunderlich dabei und es ginge ihm alles ringsum. Er ſei froh, wenn ſeine Alte wieder komme, er frage dem nichts nach, wenn alles ſo ginge wie gehext. „So könne man ſich nie ordentlich beſinnen, was und wie man es machen wolle. Das mahne ihn daran, wie wenn man ohne Hemmſchuh im Galopp den Berg hinunterfahren wolle oder, wie wenn Zwei in den neumodiſchen Tänzen, denen man Langmus ſage, davon führen, wie wenn ſie Flügel hätten und in die Hölle fahren wollten.

Indeſſen war die Alte im Gurnigel, wo es dem Eliſi ganz beſonders wohl gefiel, wenn ihr ſchon faſt die Füße abfrieren wollten bei dem kalten Sommer und ihren hoffährtigen Schuhen und Strümpfen. Peinvoll war ihr die Reiſe geweſen. Sie hatte ſich himmelblau angezogen in Bern, in Riggisberg kam es ihr in Sinn, ſie wolle ſich ſchwarz anziehen, ſchwarz ſcheine viel vornehmer. Die vornehmen Frauen kämen ja auch oft in ſchwarz-ſeidenen Kleidern. Der Kutſcher wollte aber die Koffer nicht abpacken und fluchte ſie gar jämmerlich an: das hätte ihm noch kein vernünftiger Menſch zugemuthet, daß

er in Riggisberg abpacke, und doch hätte er vornehmere Leute geführt, als er heute habe. Kurz er that es nicht, und Elisi plärete bis hinauf, wo auf einmal die Kutsche hielt und sie aussteigen sollte, um den steilsten Weg hinauf zu Fuß zu gehen. Elisi wollte nicht, wollte auch die Mutter aufweisen: sie hätten bezahlt, um zu fahren, und nicht, um zu laufen, und das sei ein grober Stadtlümmel, und der könnte wohl sie hinauf fahren. Aber die Mutter war eine zu verständige Bäurin, als daß sie von Elisi sich meistern ließ. Ihr Leben lang sei sie nie einen solchen Berg hinauf gefahren, und die Rosse vermöchten sich dessen nichts, daß der Kutscher ein Lümmel sei, sagte sie Elisi. Sie stieg aus, drückte aber dem Kutscher ein Trinkgeld in die Hand, daß er ihr Meitschi fahren lasse, es sei ihm übel, und wandelte nun im Schweiße ihres Angesichtes und mit schwerem Athem den Berg auf, oft stille stehend und schwer aufseufzend.

Im Gurnigel war große Freude, als Elisi so schön himmelblau zum Thore hin kam. Die Frauenzimmer auf den Stockzähnen und mochten fast nicht warten, bis die Ankömmlinge im Hause waren, um laut zu lachen. Sie mußten aber lange warten, denn da gab es viel abzupacken. Spazierende Herren lachten ungenirt, und einige mit Schnäuzen traten ganz nahe hinzu, stützten sich mit beiden Händen, wenn nicht die eine den Schnauz drehte, auf ihre Stöcke, hielten sich schön gerade, ließen die Aeugelein zu Zeiten martialisch zwitzern, bengten ihre steifen Oberkörper einander seitwärts zu und machten unter schallendem Gelächter ihre deutschen, welschen und holländischen Bemerkungen.

Der Raum dieses Büchleins, das schon viel größer geworden ist, als es dies im Sinne hatte, erlaubt es nicht, diese merkwürdige Badefahrt des Näheren zu beschreiben, nur das Nothwendigste sei erlaubt aufzuzeichnen. Elisi machte Aufsehen im Gurnigel und war recht glücklich, ja wie im Himmel. Nur zwei Dinge waren ihr nicht recht. Sie konnte gar nicht leiden,

daß sie am Bürgertisch aßen. Wenn nur eine Schneiderin da gewesen wäre, sie hätte sich auf der Stelle städtisch kleiden lassen, hätte die Mutter im Stich gelassen und wäre an den Herrentisch gezogen, von dem die ländliche Tracht verbannt war. Elisi sagte der Mutter manchmal, sie hätte gar keinen Appetit unter den groben Leuten, wo niemand höflich sei, Rücksichten habe für sie, ein Jeder nur für sich selbst sehe und esse, wie wenn die Andern nichts bekommen sollten. Zweitens klagte sie schwer, daß man des Morgens so früh aufstehen müßte, um das Wasser zu trinken. Die ersten Tage blieb Mademoiselle im Bette. Als die Herren sie aber fragten, warum sie nicht komme, es sei am Morgen so schön zum Schwarzbrünli zu gehen u. s. w., da wollte Elisi diese Zeit nicht versäumen und zwang sich, aufzustehen. Aber es ging schwer genug, und die Mutter schwitzte oft mehr, als den ersten Tag den Berg auf, bis sie Elisi aus dem Bett, auf den Beinen und aus der Stube hatte. Die ganze männliche Welt gab sich mehr oder weniger mit Elisi ab, deren Bekanntschaft man den ersten Tag beim Tanz gemacht hatte; tanzen war nämlich das, was Elisi wahrscheinlich am besten konnte. So tanzte man nicht ungern mit ihr und trieb dabei seinen Spaß mit ihr. Zuerst meinten die Herren, Elisi sei eine der sentimentalen Närrinnen, die sich mit Bücherlesen abgeben. Sie fragten nach ihrer Lektüre, ob sie den Clauren kenne und den Kotzebue und den Kramer, fragten nach dem Lafontaine und dem la Motte Fouqué und Andern, nach Eberhards Pastetik und Stapfers Seufzern der Liebe. Aber sie sahen bald, daß sie auf dem Holzweg seien. Elisi las das ganze Jahr aus nichts; seit sie in der Schule das Fragenbuch, im Weltschland die Grammaire aus der Hand gelegt, hatte sie vielleicht kein Buch mehr in die Hand genommen, kaum mehr den Kalender, ja es wäre zweifelhaft gewesen, ob sie eine Zeile ohne Fehler hätte lesen können. Elisi beschäftigte sich nur mit ihren Kleidern, ihrer Person, ihrem Essen, ihrem Heirathen, sonst mit

nichts. In die gelehrten Gespräche trat sie also nicht ein und gab sich nicht einmal den Schein, als ob sie einen von den genannten Herren kenne; sie war von dieser Krankheit unangesteckt. Die Herren waren einen Augenblick in Verlegenheit, als sie mit diesem ausgetretenen Thema nicht Glück machten. Sie schwadronirten hin und her, bis sie endlich merkten, wie wohl das Rühmen bei Elisi angehe. Das trieben sie nun anfangs auf die unverschämteste Weise, daß ihnen die Augen übergingen, Elisi in Wonne schwamm, die nicht dumme Mutter aber manchmal sagte: „Aber Meitschi, wie magst du dich doch mit diesen abgeben? sie halten dich nur zum Narren; glaub es mir doch, ich weiß auch noch, was Trumpf ist. Wenn mir ehemals Einer solche Sachen gesagt hätte, wie sie dir sagen, ich hätte ihm eine Ohrfeige gegeben, daß er nicht mehr gewußt, ob er den Kopf noch hätte oder nicht."

Das Ding nahm aber eine etwas andere Farbe an, als man vernahm, das schwefelgelbe Ding sei Erbin von wenigstens fünfzigtausend Gulden; man betrachtete es nun mit anderen Augen und kriegte eine Art Respekt vor ihm. Fünfzigtausend Gulden, Pardieu, sind keine Kleinigkeit! Wenn die Herren beisammen waren, so war der gleiche Spott da, und jeden Abend ging ein neu Geschichtlein von Elisi herum. Dem hatte sie erzählt, wie viel Vorhemdchen sie habe und wie viel Unterröcke; ein Anderer wußte, woher sie ihr Riechwasser hätte kommen lassen; ein Dritter brachte eine Krankheitsgeschichte zum Vorschein; ein Vierter war darüber gekommen, daß Elisi nicht wußte, in welchem Lande sie wohne. Wenn aber die Herren allein waren, jeder für sich, so dachte mancher an die fünfzigtausend Gulden, stellte sich vor den Spiegel, drehte den Schnauz, warf sich forsche Blicke zu und dachte: ein schöner Kerl sei er noch, aber es sei Zeit, daß er zu etwas komme, machte sich dann Pläne zu einem Feldzug auf die fünfzigtausend Gulden. Hier im Gurnigel waren ihm zu viel Leute, bloßgeben mochte er sich nicht; später dann wollte er das Ding näher besehen. Hier

wollte er sich unterdessen gut Spiel machen, Anknüpfungspunkte suchen ꝛc. Wenn sie nun zu Elisi kamen, so suchte Keiner sie absichtlich lächerlich zu machen, sondern seine eigene Person ins rechte Licht zu stellen, sich angenehm zu machen; man redete vom Glück der Bekanntschaft, vom Glück, sie fortzusetzen; wo man die Ehre hätte, sie anzutreffen; ob es wohl erlaubt wäre, ihr einmal einen Besuch zu machen; was Vater und Mutter wohl sagen würden, wenn man einmal käme und sie um eine Suppe bitten würde ꝛc. Elisi schwamm im Glück. Hie und da wagte sich Einer an die Mutter mit seinen Redensarten, erhielt aber gewöhnlich höchstens ein zweisylbig Wort zur Antwort. „Die Alte ist ein Babi," sagte er dann, „so was man sagt ein Bauernklotz." Die Mutter aber sagte: „Wie magst du doch auch Solchen zuhören? das sind mir doch die dümmsten Menschen, die ich erlebt habe. So lange ich da bin, wissen die mich nichts Anderes zu fragen, als: ob ich nicht meine, daß es bald schön Wetter gebe, und ob wir schon geheuet hätten. Unser Bub wäre witziger, er wüßte doch noch von etwas Anderem zu schwatzen, als vom Wetter und vom Heu. Solche Herren meinen doch, man sei so dumm auf dem Lande, daß man von nichts zu reden wisse, als vom Wetter und vom Heu, die Affen!" Während diese Herren in aller Ruhe ihre Pläne machten, in aller angewohnten Steifheit jeder sich den Weg zu öffnen suchte für die Zukunft, in aller angeborenen Selbstgefälligkeit sich dachte, das werde sich schon machen, ohne zu pressiren, verstand es ein Anderer anders.

Es war ein Baumwollenhändler im Gurnigel, und zwar ein gruſam vornehmer. Er hatte zwar keinen Schnauz, aber er war mit Geld überhängt, und sein Uhrengehänge läutete fast wie Pferdeglocken, er konnte tanzen wie der Teufel und schwatzen wie eine Elster. Der wußte mit Mutter und Tochter zu schwatzen, daß es ihnen wohl gefiel. Der Mutter wußte er von allen Arten von Baumwollenzeug und Garn zu reden, was gut und nicht gut sei, daß sie den Mund offen vergaß.

„Wenn man immer einen Solchen bei sich haben könnte, wenn man etwas kaufen wollte, das wäre kommod," sagte die Mutter. Dann sprach er wie nebenbei von seinen Geschäften, wie ein großes Lager er habe, um wie viel Tausende er hier eingekauft, um wie viel Tausende dort, daß der guten Mutter ganz der Verstand stille stand. Wenn der nicht grusam reich sei oder einen Dukatenesch ... habe, so begreife sie nicht, woher er das Geld nehme, so viel zu kaufen, sagte sie. Sie seien auch reich, aber so viel Geld brächten sie doch nicht so bald zusammen, und zu leihen schäme man sich, wenn man es schon bekäme. Mit Elisi schwatzte er von ihren Kleidern und lobte den Stoff und die Farbe derselben, wußte aber, wo man beides noch besser kriege und erbot sich, ihr zu verschreiben, was sie wolle. Er garantire ihr, sagte er, von solcher Qualität, wie er sie zu bekommen wisse, hätte keine Rathsherrenfrau in Bern, und wenn ihm eine schon hundert Louisd'ors bieten würde, wenn er ihr auch davon verschaffen wolle, er lachte sie nur aus; was frag' er hundert Louisd'ors nach. Die Jungfer Elise müsse die Einzige sein im ganzen Kanton, die solches Zeug trage. Die größte Freude hätte er über die Augen, welche die Töchter in Bern machen würden, wenn sie solches Zeug sähen und es nicht bekommen könnten. Dann wußte er mit Elisi vom Weltschland zu schwatzen, kannte alle Orte, wo sie gewesen war, auf das Genaueste, wußte von deren Bekannten zu reden, wie wenn er sie erst heute verlassen, so daß Elisi sich nicht genug verwundern konnte, daß sie ihn dort nie gesehen, nie angetroffen. Es war ihr bei dem Baumwollenhändler weitaus am heimeligsten, er besaß ihr vollkommenes Vertrauen, aber die Schnäuze gefielen ihr doch fast noch besser. So viele schöne Herren, sagte Elisi, hätte sie nie beisammen gesehen, so lange sie lebe, sie gingen so gerade auf, der Teufel könnte sie nicht krümmen; ja, sie glaube, man könne Einen bei einem Bein nehmen und gerade ausstrecken wie eine Ofengabel.

Der Baumwollenhändler war nicht dumm, er merkte das

und wußte wohl, daß, wenn eine Spekulation einem vor die Füße fällt, man nicht Wochen lang ſich beſinnen darf, ob man ſie aufheben will oder nicht. Als es endlich wieder recht ſchön Wetter war, lud er Mutter und Tochter ein zu einer Partei nach Blumenſtein, ein zweiter Badeort in der Nähe des Gurnigels. Eliſi war das gleich recht, aber die Mutter machte Umſtände. Sie ginge nicht ungern einmal nach Blumenſtein, ſagte ſie, aber das gebe große Koſten; nur ſchon das Fuhrwerk ſei unverſchämt theuer. Wenn ſie eins von ihren ſechs Roſſen herpfeifen könnte, ſo wollte ſie nicht nein ſagen. Das ſolle ihr keinen Kummer machen, ſagte der Einlader, das ſei eine Kleinigkeit, nicht der Rede werth. Es würde eine Schmach für ihn ſein, wenn ſie nur noch ein Wort davon reden würde. Die Freude für ihn ſei unendlich größer als die Koſten. Aber ſie müſſe doch noch ein Mal davon anfangen, ſagte die Mutter, er möge ſagen, was er wolle. Sie wolle ſchon mit ihm fahren, die Koſten würden nicht alles zwingen, allein ihren Theil wolle ſie tragen. Als ſie ein junges Meitſchi geweſen, da hätte ſie Mancher zu Gaſt gehalten, ſie wolle es nicht leugnen, aber jetzt ſei ſie zu alt dazu, jetzt thue ſie es nicht mehr. Mein Baumwollenherr war nicht verlegen. Er lachte: das werde ſich ſchon machen, ſie ſolle nur kommen. Er wolle für ein Fuhrwerk ſorgen; ſie ſollten nur machen, daß ſie um acht Uhr zur Abfahrt bereit ſeien. Wenn ſie nur zur Tafel dort ſeien. Die dürften ſie nicht verſäumen; dort wiſſe man, was Kochen ſei. Hier meine man, wenn man etwas in einen Topf werfe, Waſſer darauf ſchütte, Feuer darunter mache und das zuſammen kochen laſſe, bis die Eßglocke gehe, ſo heiße dies kochen, und die Gäſte müßten wohl daran leben, und doch ſei es manchmal ein Freſſen, das einem Magenweh machen müſſe.

Es war ein recht ſchöner Sonntag da oben im Lande. Die ſonſt etwas dunkle Gegend wurde durch die Sonne fröhlich, und ihre Einförmigkeit wurde ihr benommen durch die vielen Fuhrwerke, die vielen Wandelnden, die dem Gurnigel zu-

eilten oder sonst wohin. In leichtem, schönem Fuhrwerk mit schnellem Rosse eilten sie windschnell durch das Thal nieder, funkelnd in köstlichstem Putze. Der Mutter schönster Putz war das strahlende Hemd auf der breiten Brust. Die Tochter dagegen hatte andere Dinge aufzuweisen: Gold, Silber, Seide, doch diesmal nicht schwefelgelbe, sondern schwarze, aber keine breite Brust; dafür aber war ihr Vorhemdchen gestickt und hob sich einer Brieftasche ähnlich in die Höhe, bis fast zum Kinn. Der Herr vorauf strahlte vor Vergnügen, glänzte in neuen Tüchern, mit gelben Handschuhen und schwarzen Stiefelchen, hatte Kasimirhosen, ein seidenes Schnupftuch in der Tasche und fuhr wie Einer, der nie ein eigenes Roß in den Händen gehabt. Die Mutter hatte immer die Hand auf dem Schlage, als ob sie sich halten wolle, und machte allemal, wenn sie an einem Fuhrwerk vorbei fuhren, das ängstlichste Gesicht. So sei sie nie gefahren, und doch hätten sie gute Rosse im Stall, sagte die Mutter, aber sie möchte es einem Roß nicht zu leid thun. Wenn ein Rad abginge, so fiele man ja dahin, es wüßte kein Mensch wie weit. Und besonders bergab sprenge er, es hätte keine Art; sie möchte ihm kein Roß anvertrauen. Ein Roß sei freilich kein Mensch, aber eben deswegen, weil es ein Unvernünftiges sei, sollten die Menschen die Verstand hätten, ihm nicht mehr anmuthen, als es wohl erleiden möge. Es lachte der Baumwollenhändler gar sehr über die altväterische Sorglichkeit der Mutter für sein Roß, und er wußte eine Menge Heldenthaten zu erzählen, die er auf Kosten von Pferden verübt; wie geschwind er hier und dort gefahren, und wie er so ein Roß zu handhaben wisse wie Keiner. Viel von seines Vaters Rossen wußte er auch zu erzählen, von Engländern und Mecklenburgern. Er dachte, die wüßten es ja nicht, daß sein Vater Baumwollenzeug in einer Schachtel im Lande herum getragen.

Im Fluge waren sie im bekannten Blumenstein, wo auf

der Laube die zahlreichen Gäste den Besuchern entgegen sahen und sie musterten.

Es geht nun splendid zu in Blumenstein. Der Baumwollenhändler spielt den Herrn vortrefflich, regiert und befiehlt, daß die Mutter ganz erstaunt sagt: dem sehe man es an, daß er nicht zu Nützigen daheim sei, der könne beim Saker regieren wie ein General; einmal sie dürfte nicht. Die Kellner kämen ja daher, daß ihrer Eins sich schämen müßte und froh sei, wenn sie einen ruhig ließen. Bei Tische läßt man es sich wohl sein. Kein Wein ist dem Herrn gut genug, er schimpft über jeden, auch der Neuenburger ist nicht recht, obgleich Elisi sagt, er sei viel besser als der des Bruders zu Frevlingen, und der sei doch auch gut gewesen. Er weiß ganz vortrefflich zu nöthigen, und seine Begleiterinnen trinken ein Glas mehr als üblich, ohne daß sie es merken.

Nach Tische geht das Tanzen an, und Elisi fliegt dahin wie im Himmel. Nun will der Baumwollenhändler auch hinein. Er beginnt, sich zärtlich zu machen; er drückt die Hände, Elisi drückt wieder. Er macht seine Augen liebetrunken, Elisi's werden zärtlich; er drückt Elisi an sich, Elisi hilft nach. O wenn er doch sein Lebtag nicht weiter von ihm wäre, sagt er. Elisi sieht ihn an, will wissen was noch nachkomme. Er wollte, er hätte sie nie gesehen, sagt er. „Ihr seid ein Wüster," sagt Elisi und giebt ihm einen Stoß mit dem Ellbogen. „Ach Gott, was fange ich an, wenn ich fort muß? Ich schieße mir eine Pistole vor den Kopf!" „Herrgott," sagt Elisi, „das wollte ich nicht thun, etwas Dummes so!" „Wohl, das thue ich, sagt er, auf Parole d'honneur!" „So laßt mich gehen, sagt Elisi, ich will nicht dabei und dann noch etwa schuld sein." „Ach!" flötete der Baumwollenhändler, „wenn ich hoffen dürfte," und drückte wieder; Elisi sah ihn wieder an und drückte auch. „Ach, wenn ich hoffen dürfte," sagte er und drückte. Da drückte Elisi nicht, sondern sagte: „Ach, das ist ein Gewäsch, ich kann mich gar nicht darauf verstehen!" „Ach, sagte er,

wenn Ihr Herz redete, Sie würden mich verstehen!" „Etwas Dummes so habe ich mein Lebtag nicht gehört, man redet ja mit dem Maul und nicht mit dem Herz; wenn die Herzen auch noch reden wollten, wer wäre zuletzt zum Hören da?" „Ach, seufzte er, Elise, Sie zerreißen grausam mein Herz!" „Etwas Dummes so, ich habe es ja noch nie angerührt, es wäre mir eine Kunst gewesen," sagte Elisi. „Nun mag es kosten, was es will, und sollte es das Leben sein," rief der Baumwollenhändler pathetisch aus, daß die Tanzenden alle auf ihn sahen, „es muß heraus, Sie müssen mich verstehen: Elise, ich liebe Sie, ohne Sie gehe ich dem Teufel zu; wollen Sie mein sein, mich glücklich machen mit Ihrer Hand?" „Heirathen?" fragte Elisi, wieder zärtlich blickend, „ach geht mir, Ihr wollt mich nur zum Narren halten!" „Ach Gott, nein, es ist mein blutiger Ernst!" rief der Baumwollenhändler; „ohne Sie lebe ich nicht mehr bis zur Zurzacher Messe!" „Ihr seid doch ein Unstath, gleich so zu kommen, und einem solche Angst zu machen," sagte Elisi zärtlich; „könnt Ihr die Sache nicht auch vorbringen manierlich und daß man sie auch begreift?" Das that nun auch der Baumwollenhändler, und Elisi sagte ihm zu, mit etwas innerlichem Zögern freilich, wenn sie an die mit den Schnäuzen dachte, die keine Krümmung machen würden, wenn man sie bei einem Bein gerade aus hielte. Indessen dachte sie: Hätten sie die Gosche aufgethan und zur rechten Zeit geredet! es geschehe ihnen jetzt gar recht. Sie wolle nicht ein Narr sein und jetzt noch länger warten und zuletzt zwischen Stühle und Bänke kommen. Uli blieb weit aus ihrem Sinn. Nun war auch der Baumwollenhändler im Himmel, tanzte, wie wenn er über den Stockhorn aus wollte, ließ Champagner kommen und ließ es so flott gehen, daß es der Mutter, die sich auch herbeigefunden, angst und bange wurde. Sie begehrte fort und fragte diesen, jenen, was sie schuldig seien, und dabei überschlug sie immer, ob sie wohl Geld genug bei sich hätte; das gebe einen Konto,

von dem wolle ſie Joggeli nichts ſagen. Aber die gute Frau fragte eine lange Stunde umſonſt. Immer hieß es: gleich! gleich! Aber niemand ſtand ihr weiter Rede. Der helle Schweiß ſtand ihr endlich aus lauter Angſt auf der Stirne. Eliſi und der Händler thaten ſo dumm mit einander, daß ſie ſich ſchämte und ſich vornahm: diesmal wolle ſie dem Meitſchi doch die Sache ſagen; es möge dann heulen oder nicht, das ſei ihr gleich. „Was werden doch die Leute ſagen," dachte ſie, „und meinen, was ich für eine Mutter ſei, daß mein Meitſchi Angeſichts meiner Augen ſich ſo aufführt?"

Endlich nach einer grauſamen Stunde hieß es: es ſei angeſpannt, abgeſchafft, ſie könnten fort. Jetzt, dachte ſie, ſobald ſie einmal im Fuhrwerk ſitze, wolle ſie ihnen das Kapitel leſen, daß es eine Art hätte. Aber kaum hatte ſie dem Kellner, der das Thürchen zumachte, gedankt und Lebewohl geſagt, als es davon ging in ſauſendem Galopp und immer zu, immer zu, was ſie auch rufen mochte, er ſolle doch ſachte fahren, ſo daß ſie endlich zornig ſagte: das ſei ihr doch ein donners Sturm, mit dem fahre ſie ihr Lebtag nicht mehr. Wie im Hui waren ſie in Riggisberg. Dort ward gehalten, trotz allem Proteſtiren der Mutter: ſie hätte nichts nöthig, es ſei ihr nur, wenn ſie daheim wäre. Auf das Verlangen des Herrn wurden ſie in eine beſondere Stube geführt trotz der Einwendungen der Mutter, die meinte, nicht länger, als man bleiben könne, wäre es ihr wöhler in der Gaſtſtube. Vom beſten Wein mußte gebracht werden, wenn ſchon die Mutter ſagte: „Du mein Gott, noch immer mehr Koſten!" und: „wer ſoll den Wein trinken? Ich mag nicht, und es ſcheint mir, die Andern hätten auch genug." Als er gebracht war, die Kellnerin ihn entſiegelt, mit den Händen aufeinander gefragt hatte: „Ihr werdet heute in Blumenſtein geweſen ſein? Es war gar ſchön Wetter! Es werden viele Leute dort geweſen ſein? Wir haben auch Leute gehabt, daß wir faſt nicht zu wehren wußten," dann mit raſcher Wendung nach einigem Räuſpern den Abzug genommen hatte, be-

gann der Baumwollenhändler in wohlgesetzter Rede: sie möchte ihm doch ja seine Aufführung nicht übel nehmen, die Freude hätte ihn übernommen. Er sei reich, habe ein gut Geschäft, es hätte ihm nur eine Frau gefehlt, um glücklich zu sein. Viele hätte er haben können, aber Keine sei ihm recht gewesen. Er habe nicht auf Geld gesehen und nicht auf Schönheit; er habe Eine nach seinem Herzen gesucht, mit der er glücklich sein könne. Erst in ihrer Jungfer Tochter, der Jungfer Elise, habe er gefunden, was sein Herz verlangt. Vom ersten Augenblick an, wo er sie gesehen, sei es ihm wie angethan gewesen: Die oder Keine! habe sein Herz gerufen Tag und Nacht. Je länger je mehr habe er gefühlt, daß er ohne sie nicht mehr leben könne, und es endlich gewagt, sie auf die heutige Partei einzuladen. Im Gurnigel unter den vielen Leuten hätte er es nicht wagen dürfen, seine Erklärung zu machen. Er hätte auch so fast nicht dürfen, hätte sein Herz in beide Hände nehmen müssen und doch erst nach dem Essen und beim Tanzen die Jungfer Elise fragen dürfen: ob sie ihn nicht verschmähe, ob er glücklich oder unglücklich sein solle in Zeit und Ewigkeit? Und meine liebe, theure Elise hat mich beglückt, hat meine Hand, mein Herz nicht verschmäht! O, da habe ich gefühlt, was es heißt: der Himmel thue sich einem auf! Aber ich bin nicht ruhig gewesen, es hat mich geplagt, bis ich auch der guten Mutter meiner theuren Elise meine Absichten eröffnet, bis meine- und meiner theuren Elise Bitten zu ihrem Herzen gedrungen, daß sie mich als Sohn annehmen und mit dem Besitz der unvergleichlichen Elise selig machen wolle schon hier auf Erden. — Der guten Mutter liefen die Thränen über die Backen während dieser schönen Rede. Sie dachte bei sich: ein solch gutes Herz habe sie noch bei keinem Menschen gesehen. Aber wunderlich müsse doch so ein Herr sein. Sie müsse sagen, wenn Elisi schon ihre Tochter sei, zur Frau wäre es ihr zu wüst und zu bös; aber in der Stadt sei alles gerade das Gegentheil wie auf dem Lande. Da fräßen sie ja auch Brod

und verachteten Kuchen. Als er endlich geendet hatte und ihre beiden Hände gefaßt hielt (knien that er nicht von wegen den Kasimirhosen), war sie in großer Verlegenheit, was sie antworten sollte. He ja, sagte sie endlich, das sei wohl gut und schön, aber er müßte den Vater fragen, der hätte zu befehlen, und was der sagen werde, wisse sie nicht; er sei zuweilen ein wenig wunderlich. Es komme darauf an, in was für einer Laune er sei und wie man es ihm beibringen könne. O, sagte der Baumwollene, das mache ihm gar keinen Kummer, wenn es ihr recht sei, sie ein gutes Wort für ihn einlegen wolle. Sie solle nur ja sagen, so sei ihm schon geholfen. „Aber Elise, kommt und helft mir die gute Mutter bitten," sagte er zu seiner holden Braut, die unterdessen gar emsig Mandeln gegessen und Haselnüsse aufgemacht hatte. Die gute Mutter war nicht unbarmherzig. Sie dachte an Uli und wie auf diese Weise der Lärm ihr erspart würde, daß die Tochter den Knecht heirathe. Der reiche Tochtermann mit seinem guten Mundstück gefiel ihr wohl; indessen sagte sie bloß: he, dawider wollte sie nicht sein, wenn Elisi nichts dawider habe und kein Anderer ihr im Kopf sei. Aber versprechen könne sie nichts, das müsse der Mann machen, und dann müsse man doch noch etwas genauer wissen, woher er sei und was er wohl für Mittel hätte. Sie zweifle nicht daran, daß alles so sei, wie er sage, aber es habe sich schon Mancher für reich ausgegeben, und nachher sei man darüber gekommen, daß alles lauter Lügenwerk gewesen. Und besonders an solchen Orten, wie der Gurnigel auch einer sei, gebe es gar allerlei Leute, da müsse man wohl zusehen, wem man traue. Sie denke immer an das Sprichwort: es gebe gar viel Beeren, allein es seien nicht alle Kirschen. Da war der Baumwollenhändler ganz vergnügt und sagte: o, wenn es nur das sei, so sei er glücklich und die Jungfer Elise sein. Er wolle sich ausweisen, daß es eine Art hätte. Sie sollte nur keinen Kummer haben, er mache ein Haus, wie es wenig gebe. Er hätte unter den reichsten Fabrik-

töchtern im Aargau ausleſen können und auch im St. Galler Lande. Man hätte ihm manchmal unter den Fuß gegeben, man möchte gern ein Geſchäft der Art mit ihm machen. Aber er hätte ſie nicht verſtehen wollen. Die Töchter dort ſeien ihm alle zu baumwollen geweſen. Er handle zwar mit Baumwolle, aber das müſſe er ſagen, die Töchter habe er lieber von Seide als von Baumwolle. Die Alte lachte gar herzlich, nahm einen guten Schluck und vergaß faſt das Preſſiren zum Heimfahren. Es ging nun langſamer das Thal auf, und der Herr ſchwatzte ganz traulich mit ſeinen Damen und erzählte ihnen von ſeinen Herrlichkeiten, ſeinen Einrichtungen, Geſchäften, Plänen, daß es der Mutter ganz wunderlich im Kopfe ward und es ihr manchmal ſchien, die Tannen höben die Füße und tanzten um ſie herum. Wenn es nicht ſo wäre, dachte ſie, ſo würde er es nicht ſagen, und alles Mißtrauen ſchwand. Sie konnte ſich nicht ſattſam an den Betrachtungen erlaben, wie das doch eine glückliche Badefahrt ſei und wie das ſich auch hätte treffen müſſen, daß Eliſi ſo Einen hier gefunden, der ſo reich ſei und gerade ſo eine Natur habe, welche akkurat nur Eliſi haben wolle und keine Andere. In hundert Jahren, meinte ſie, hätte das vielleicht ſich nie ſo getroffen. Das Zeichen im Kalender wolle ſie ſich aber merken, in dem ſie die Badefahrt angetreten, das müſſe ihr ein vornehmes ſein, es nehme ſie doch wunder, was für eines. Während die Alte ihre Betrachtungen machte, ſchätzelte der Herr mit der Jungen, wie es dieſer auch recht war. Die Zeit verrann auf dem langen Weg, ſie wußten nicht wie. Als ſie bald heim waren, ſagte Eliſi: ſie müßten aber droben von dem allem, was heute vorgegangen, nichts ſagen; ſie begehre nicht, daß die Herren es wüßten, ſie müßte ſonſt gar viel ausſtehen von ihnen. Möglicherweiſe dachte Eliſi, wenn's dem Einen oder Andern auch noch einfiele, mit ihr nach Blumenſtein zu fahren, ſo könnte ſie immer noch machen, was ſie wolle. Dem Baumwollenhändler war der Vorſchlag auch ganz recht, aber aus andern Gründen. Im

Gurnigel konnte Manches bekannt ſein, was ihm nicht lieb war, und der Neid es leicht vor die unrechten Ohren bringen. Die Mutter meinte, das verſtehe ſich. Das würde einen ſchönen Lärm daheim abſetzen, wenn Joggeli vernähme, ſeine Tochter im Gurnigel ſei Hochzeiterin, und er wüßte nichts davon. Und ſo etwas trage der Wind in einem Tag, man wiſſe es nicht wie weit, beſonders wenn es Leute ſeien, auf die man ſehe und die nicht zum Pöbel gehörten. Die Mutter hatte nichts dawider, daß der Baumwollenhändler ſeine Eliſe zur guten Nacht noch herzlich küßte und that, als könne er faſt nicht von ihr laſſen. Endlich ſagte die Mutter, es dünke ſie, es ſei genug, es ſei morgen auch noch ein Tag, es ſei hohe Zeit, wenn man etwas ſchlafen wolle. Aber trotz dem, daß die gute Mutter endlich im Bette war, konnte ſie doch nicht ſchlafen. Zuerſt zog ſie den Athem tief herauf, wie wenn es ihr leichter geworden wäre auf der Bruſt und Eliſi herabgefallen wäre. Dann dachte ſie, was Joggeli wohl ſagen werde. Diesmal werde es ihm doch wohl recht ſein, was ſie gemacht, da jetzt Eliſi dem Knecht entronnen ſei. Sie konnte aber auch nicht umhin, an Uli zu denken, was der ſagen und machen werde. Es iſt ihm nicht übel gegangen, dachte ſie zuweilen; er wird wohl noch etwas finden, das ſich beſſer für ihn ſchickte als Eliſi. Dann dachte ſie an die Mitgabe, ließ alle Bettſtücke, alle Ziechen, alle Leintücher, die zu dieſem Zwecke gemacht bereit lagen, die Muſterung paſſiren; zählte alle Stücke Leinwand, die ſie noch ganz hatte, auf und ſann und ſann, ob ſie alle hinreichten, die Ausſteuer zu vervollſtändigen, daß ſie für eine reiche Herrenfrau paſſe. Und endlich gingen ihr noch alle Strangen Garn, die verräthig waren, an den Augen vorüber, ſonderten ſich zu dieſer und jener Beſtimmung, wanderten zu dieſem, jenem Weber, je nachdem es Tiſchzeug oder Bettzeug oder Leinwand für Hemden oder Schnupftücher geben ſollte. Endlich ob dem Rechnen mit den Webern kam der

gute Schlaf und ließ die gute Mutter nicht aus den Armen, bis die Sonne hoch am Himmel ſtand.

In wenig Tagen lief der Aufenthalt im Gurnigel zu Ende. Der Baumwollenhändler leuchtete wie ein Siegeshelb; bei der Mutter wechſelten Sorgen mit mütterlicher Freude. Eliſi aber war während der ganzen übrigen Zeit in beſtändigen Zweifeln begriffen: ob ſie es mit dieſem oder jenem Schnauz nicht noch beſſer gemacht, und ob ſie nicht hätte warten ſollen, bis ſie verreist wären, bis Keiner etwas geſagt, um das Jawort zu geben. Indeſſen tröſtete ſie ſich damit, daß im gegebenen Fall noch nichts Schriftliches vorhanden ſei, ſo daß ſie noch immer machen könne, was ſie wolle. Dieſe Bedenken ließen ſie nicht zum reinen Genuſſe ihres Glückes kommen. Am Tage vor ihrer Abreiſe ward Eliſi nicht müde, allen Leuten zu ſagen: morgen früh um ſechſe reisten ſie ab; und dann ging ſie ſpazieren nach jedem einſamen Winkel hin. Dann ſchwebte der Baumwollenhändler hinter ihr drein wie eine Bremſe hinter einem Pferde und wollte zärtlich thun im Verborgenen. Aber Eliſi fand, der Wind gehe kalt, und ſteuerte wieder dem Hauſe zu. Kaum dort, ſtrich ſie ſich zu einer andern Thüre aus wiederum ſpazieren. Horch! was ſäuſelt hinter ihr drein: iſt's ein Schnauz, in dem der Wind weht? Ach nein, es iſt der Baumwollenhändler, der Staub von dem Aermel bläſ't und dem Eliſi nachſchießt, wie eine hungrige Fliege einem Suppenteller. Da klagt Eliſi über den Wetterluft, der ihr durch Mark und Bein gehe, und ſegelt wiederum dem Hauſe zu. Endlich am Abend, als niemand mit ihr ſpazieren gehen wollte, als man nur ſo in allgemeinen Redensarten, die ſie kaum verſtand, ihr Weggehen bedauerte, dachte ſie, Einer ſei beſſer als Keiner, und es kam zu einem zärtlichen Abſchied und näherer Abrede in ihrer Kammer oder Stube.

Endlich hatten ſie den Gurnigel im Rücken und die Mutter meinte: ſie wollte, ihr Herz wäre ſo leicht wie ihr Geldſäckel! „Joggeli wird die Augen aufreißen, wenn er ſieht, wie

er die Schwindſucht gekriegt hat. Doch das macht mir wenig, wenn ihm nur das Andere recht iſt. Und was wird Uli ſagen? Es macht mir einen rechten Kummer, heim zu gehen." „Mir nicht," ſagte Eliſi. „Was wird der Vater ſagen? Er wird brummen und räſonniren und wird mich machen laſſen. Und was frage ich Uli nach? er iſt nur der Knecht." (Die Mutter wußte aber nicht, was Eliſi und Uli alles verhandelt hatten, und wie ſie eigentlich zuſammen ſtanden, ſondern bloß, daß ſie einander ſüße Augen machten.) „Er iſt ein Thor geweſen zu glauben, er bekomme eine Bauerntochter, die etwas Beſſeres wiſſe." Aber Eliſi's Herz wurde doch ſchwer. Es kam die Eiferſucht und ſpiegelte ihr nun vor Augen, was ihr Baumwollenhändler alles treiben werde, wenn ſie fort ſei. Alle Mägde, alle weiblichen Gäſte gingen vor ihren Augen vorüber, und die Neugierde und die Angſt tödteten ſie faſt, was er wohl mit Allen dieſen anfangen und was er ihnen ſagen werde. Wenn die Mutter nicht Meiſter geweſen wäre, ſie wäre umgekehrt und hätte in irgend einer Verkleidung den Verlobten beobachtet.

Sie wiſſe nicht, ſagte die Mutter, wie ſie es machen wolle, ob ſie es dem Vater gleich ſagen oder warten wolle, bis der Bräutigam komme. Sie wollte, es wäre vorbei. Am Kummer der Mutter nahm Eliſi keinen Theil; es dünkte ſie, ſie gäbe alles Geld, welches ſie hätte, wenn ſie nur wieder im Gurnigel wäre, ja ſie plärete endlich und ſagte: ſie ſtehe es nicht aus, ſo lang von ihm fort zu ſein! Eliſi plärete bis zum Bären in Bern, wo die Wirthin gar theilnehmend ſich bewies mit Hofmannstropfen und vielen Fragen. Es beſſerte Eliſi nicht, bis die Mutter ſagte, ſie müſſe doch noch ein wenig in der Stadt herum. Sie ſei lange fort geweſen, und wenn ſie nun nicht einige Geſchenke kramete und mitbrächte, ſo ginge es übel. Es gruſe ihr freilich, ſagte ſie, ſie hätte Geld gebraucht, es ſei eine Schande; ſie hätte nicht von weitem an ſo viel gedacht. Wenn ſie etwa Geld nöthig hätte, ſagte die Wirthin, ſo ſolle

ſie es nur ſagen, es ſtehe ihr zu Dienſten, ſo viel ſie wolle; ſie wiſſe wohl, wie das gehen könne. Nein, ſagte die Bäurin, ſo ſchlecht ſtehe es doch nicht. Sie hätte freilich gemeint, ſie wolle nicht alles angreifen. Nun wollte Eliſi auch mit, ſie wußte wohl, warum. Die Mutter wollte erſt nur für die Hauptperſonen etwas kramen. Aber wenn ſie für dieſe Perſon gekramet hatte, ſo dauerte ſie jene, wenn ſie nichts bekäme; und hatte ſie für jene etwas, ſo kam ihr eine Dritte in den Sinn, und als ſie einmal über die Hälfte aus war, ſo dünkte es ſie, es wäre wüſt von ihr, wenn ſie nicht für Alle etwas hätte. Sie möge die mißvergnügten Geſichter nicht ſehen, ſagte ſie, die ſeien ihr verflümeret zuwider. Sie mußte das Reſervë-Säckli zur Hand nehmen, mußte Geld daraus nehmen, und zwar viel, denn Eliſi wollte zuletzt auch noch etwas. Sie konnte niemand kramen ſehen, wenn ſie nicht den beſſern Theil davon bekam. Aber je mehr die Mutter daraus nahm, deſto leichter ging es ihr: ein wenig mehr, ein wenig minder, gehe jetzt in Einem zu, dachte ſie, und niemand wiſſe, wann ſie wieder einmal von Hauſe käme. Sie hatten faſt nicht Platz in ihrem Chaiſchen, als ſie heim fuhren, und mußten ſo übel ſitzen, daß Eliſi ein über das andere Mal balgete, die Mutter hätte nicht ſo viel zu kaufen gebraucht, man könnte ja gar nicht ſitzen.

Es war ein ſchöner Abend, als ſie heim fuhren. Bei jedem Schritt, den das Roß that, wohlete es der Mutter. Wenn nur das Narrenwerk nicht wäre, ſie könnte nicht ſagen, wie froh ſie wäre heim zu kommen. Solche Betten, wie ſie daheim hätten, hätte man doch im Gurnigel nicht, wenn es ſchon Herrenbetten ſein ſollten. Wenn ſie nicht immer noch das Mieder und den Unterrock auf das Bett gethan hätte, ſie glaube, ſie wäre erfroren und käme nicht lebendig heim.

Sie hatte faſt nicht Augen genug, nach allem zu ſehen, nach jedem Kohlplätz, jedem Flachsplätz, nach den Kirſch- und Apfelbäumen. Alle Augenblicke ſagte ſie zu Eliſi: „Sieh, die

fangen schon an, Flachs zu ziehen; dort sind doch schlechte Bohnen!" Aber Elisi nahm sich nicht die Mühe aufzusehen, sondern sagte: „Sieh, wie mein himmelblau Tschöpli abgeschossen ist; ich darf es nicht mehr tragen, als bloß so daheim herum." „Es nimmt mich doch wunder," sagte die Mutter, „ob sie wohl den Kohl begossen haben?" Dann mußte der Knecht Antwort geben, und auf das Genaueste wurde er über alles examinirt. Je näher sie ihrem Hause kam, desto mehr that sie die Augen auf, zu sehen, wie alles stehe, und alle Augenblicke nahm es sie wunder, ob sie nicht mehr Gras hätten, als dort sei, auch so viel Brand im Korn, auch so schönen Hanf. „Sieh, sieh," sagte sie endlich, „dort sieht man unsern Kirchthurm, jetzt sind wir in einer Viertelstunde daheim." Als sie den ersten bekannten Menschen sah, lachte ihr das Herz im Leibe und sie sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß wir den zuerst antreffen würden, ich hätte ihm auch etwas gekramet. Wenn ich noch ein Mal so lang fort sollte, was aber, so Gott will, nicht mehr geschehen wird, so kaufe ich etwas, um es dem ersten bekannten Menschen zu geben, der mir beim Heimfahren begegnet." Endlich bogen sie ein gegen ihr Gut. Vor Verlangen hielt sich die Mutter am Querholze, woran die lederne Fußdecke befestigt war, und eine Bemerkung nach der andern über jeden Baum und jeden Platz entrann ihr unwillkürlich, und daß die Sperlinge in den Erbsen seien, beschäftigte sie so, daß sie es fast nicht merkte, als sie zum Hause fuhren. Dort kam aus der Küche Vreneli gesprungen, aus dem Futtergang Uli, und am Stecken unter dem Dache stand Zeggeli. Er sah doch seine Mutter gern wieder kommen, wenn er es schon nicht sagte. Schon lange hatte die Mutter die Hand am Fußsack gehabt, wollte ihn jetzt abheben, allein er steckte sich, Uli mußte ihn emporreißen. „So," sagte die Mutter, „aber vergiß doch recht nicht, morgen eine Vogelscheuche in die Erbsen zu stellen, die Sperlinge machen ihnen sonst viel zu wüst." Drunten gab sie Vreneli die Hand und sagte freundlich: „Ist alles gut ge-

gangen und hast gut Sorg getragen zu allem?" Dann eilte sie, nachdem sie die Schürze glatt gestrichen, dem Joggeli zu, streckte ihm schon von weitem die Hand dar und sagte: „Gottwilche! Wie ist es dir gegangen? Ich bin doch so froh, daß ich wieder daheim bin; so bald bringt mich niemand mehr fort." Uli hatte Elsi herausgeheben, und die hatte ihm guten Abend gewünscht und gesagt, er solle sachte machen beim Auspacken und die Sachen hineinbringen, sie müßten ausgepackt sein, damit sie nicht Falten kriegten. Drinnen war der Kaffee schon bereit, und die Mutter konnte nicht genug rühmen, wie gut er sei. Wenn man schon meine, man habe den besten Kaffee, so fehle der Rahm, und der sei doch die Hauptsache im Kaffee. Es hätte sie manchmal dünkt, sie wollte gerne die feinen Gerichte alle geben für ein Tröpfchen guten Kaffee. „Gieb mir noch ein Kacheli," sagte sie zu Vreneli, „alle guten Ding sind drei, es dünkt mich, ich könne gar nicht aufhören." Dann rühmte sie auch das Brod und den Käs und erklärte endlich: es sei doch alles nichts gegen daheim. Wenn man schon manchmal auch etwas zu klagen habe, es sei einem doch immer am wohlsten daheim. Sie konnte nicht satt werden zu erzählen, was sie alles gesehen, und wie wohl es ihr jetzt sei.

Kapitel 22.

Von innern Kriegen, welche man mit einer Verlobung beendigen will.

Als Elsi wieder kam, hatte Uli ungefähr das Gefühl, wie wenn auf einmal eine Wolke vor die Sonne kommt, oder wie es einem ist, wenn mitten in traulichem Gespräch eine Person, vor der man sich in Acht nehmen muß, in die Stube tritt. Und doch sah er in Elsi sein Glück heim kommen, freute sich

ihrer und es nahm ihn wunder, wie lange er jetzt wohl noch warten müsse. Sonderbar schien es ihm, daß Elisi diesen Abend nicht aus dem Hause kam, ihn nicht beim Brunnen, nicht im Stall, nicht im hintern Gang bei den Schweineställen suchte. Er grämte sich aber darüber nicht, sondern dachte, es werde ihr etwas Wunderliches durch den Kopf gefahren sein, sie werde aber schon wieder zufrieden werden, und schlief getröstet ein.

Drinnen ward aber nicht sobald Ruhe. Die Mutter hatte den ganzen Abend erzählt und Joggeli Bericht geben müssen über alles, denn er war auch schon im Gurnigel gewesen. Eins aber hatte sie noch nicht gesagt, und wenn sie auch von allen Personen redete, die sie droben angetroffen, der Baumwollenhändler kam nicht über ihre Zunge. Joggeli war lange nicht so theilnehmend gewesen, hatte lange nicht so ohne Brummen zugehört, daß es sie dünkte, sie könne ihm nichts verheimlichen, sie müsse ihm das Größte und das Kleinste beichten. Besonders als sie unter dem heimeligen Deckbett so behaglich sich streckte und es ihr so wohl ward in ihrem warmen wohlbekannten Bette, schien es ihr eine eigentliche Sünde, wenn sie ihm nicht alles sage. „Hör," sagte sie, „ich muß dir noch etwas sagen, ich kann sonst nicht ruhig schlafen, es kommt mir sonst vor in der Nacht." „Was wird das etwa sein," sagte Joggeli, „hast du das Geld alles gebraucht?" „Fast," sagte sie, „aber wenn es nur das wäre, so machte es nichts; es ist etwas ganz Anderes, ich darf es fast nicht sagen." Endlich nahm sie das Herz zusammen und sagte: „So stehts: Elisi hat Einen, und der wird die nächsten Tage kommen und sie dir abverdern, es mit dir richtig machen; zwischen ihnen ist schon alles ausgemacht und richtig." „Das wär' mir der Teufel," fuhr Joggeli auf, „da will ich auch noch dabei sein, aus der Sache wird nichts. Was würde der Johannes für einen Lärm anfangen! er schlüge Allen die Beine ab. Und was würde Uli sagen? Der liefe mir fort, und wie sollte ich dann

bauren? Einen Knecht wie Uli bekomme ich nicht wieder. Wegen Elisi bleibt er da, schlägt nicht mit dem Lohne auf, ich habe das schon lang gemerkt." „Willst du denn den Knecht zum Tochtermann?" fragte die Mutter. „Bewahre," sagte Joggeli, „für das begehre ich ihn nicht. Aber so lange er ein Auge auf Elisi hat, bleibt er da; während der Zeit sind wir wohl, und vielleicht sterbe ich unterdessen, und was frag ich dann dem nach, wie es nachher geht, wenn ich nicht mehr da bin? Ich glaube nicht, daß Elisi den Uli nimmt, wenn es ihr niemand wehrt, sie ist zu hochmüthig. Warum will doch auch eine solche Gränne heirathen?" „Es ist aber doch so," sagte die Mutter, „und gerade solche setzen am meisten an, und man weiß zuletzt nicht, was es Dummes geben könnte." Jetzt habe sie einen reichen Herrn an der Hand, so gut mache sie es ihr Lebtag nicht mehr und er werde doch nicht vor diesem Glück sein wollen. „Was, noch gar einen Herrn!" sagte Joggeli. „Das wird mir ein schöner Halunke sein und ein Hungerleider. Ein rechter Herr ließe sich nicht hinter eine solche Gränne. Das sind nur so die Ausgepeitschten, welche niemand will, und die nichts mehr zu beißen und zu brechen haben." „Potz Tüfel, nein," sagte die Mutter, und zählte ihre Beweisthümer für den Reichthum des zukünftigen Tochtermanns her; wie er Geld habe und Geschäfte mache. „Gelegen ist bald viel," sagte Joggeli. „Wenn er so reich ist, so muß er ein Narr sein, daß er so ein Schlärpli will, nicht recht im Kopf, er würde sonst auf eine Hübschere sehen und auf Eine, mit der mehr ist, als mit unserer Elisi, die nicht einmal weiß, wie man einer Katze das Fressen hinstellt, geschweige denn, wie man es kocht." „Potz Tüfel, nein," sagte die Mutter, „er ist der Gescheidteste, der im Gurnigel gewesen ist; er hat gewußt, woher man die Baumwolle hat, und wie man daraus das Zeug macht, und was für ein Unterschied ist zwischen der Langenthaler Elle und der Berner Elle. Das hat mir noch nie jemand können so begreiflich auslegen wie er. Und vom

Weben hat er mir berichten können, die Augen sind mir fast übergelaufen. Wohl, unsern Webern will ich jetzt anders aufpassen! Da ist er ein ganz Anderer gewesen, als die Stöcke von Bern, die Officiere, wo nichts gewußt, als den Schnauz zu drehen, den Stock unter den Arm zu nehmen und zu sagen: „Es scheint mir, die Sonne wolle sich heute doch noch zeigen!“ „Und sei er Einer, wie er wolle,“ sagte Joggeli, „so ist er ein Herr, und einem Herrn gebe ich Elsi nicht. Wenn es noch ein Bauernsohn wäre, so wollte ich nichts sagen. Der könnte zu uns kommen, den Hof übernehmen pachtweise; dem brauchte man nichts heraus zu geben, und Uli könnte dann meinethalb gehen, wohin er wollte. Aber so einen Herrn begehre ich nicht auf den Hof, lieber wollte ich gehen und betteln. Der wird eine Ehesteuer wollen und keine kleine. Ich weiß wohl, wie es die Herren haben; die markten schon unter einander um die Ehesteuer wie Metzger um Kälber; wenn sie dann erst einen Bauer unter die Finger kriegen, so meinen sie, man könne ihnen nicht Geld genug geben für die Ehre, ihnen den Hunger stillen zu können. Sie meinen, je unverschämter sie gegen einen Bauer seien, für um so höflicher sehe er es an.“ Er hätte schon dem Johannes helfen müssen, daß er gefürchtet, die Schwindsucht komme über ihn; wenn er nun noch so einem Herrn eine Ehesteuer geben müsse, so würden seine Kapitale an einem kleinen Ort Platz haben, und vom Hofe könnten sie nicht leben, es müßte dann anders gehen. Wenn man alt sei, so gewöhne man sich aber nicht gern anders und habe noch böse in den alten Tagen. Das hätte sie sinnen sollen, sie wäre witzig genug dafür gewesen. Aber wenn eine Frau etwas von einer Heirath rieche, so sei ihr nicht mehr zu helfen, es sei gerade, wie wenn der Teufel in sie gefahren wäre.“

„Du bist immer der Wüsteste,“ sagte die Mutter. „Ich vermag mich dessen nicht; sie hatten es unter sich ausgemacht, ehe sie mir etwas gesagt, und wenn es dir nicht recht ist, so mache es mit Elsi aus, du kannst dann erfahren, was die

thun wird." Das sei ihm kommod, sagte Joggeli, erst die Sache anfangen und dann nichts davon wollen. Er wolle sich darein nicht mischen, aber er sage ihr, er wolle nichts davon. Sie könne seinethalb sehen, wie sie wieder absage. Er hätte schon gehört, sagte sie, sie sei an der Sache nicht schuld, und er sei der Vater, und wenn er nicht wolle, so könne er den ganzen Handel zerstören und nicht immer nur die Faust im Sack machen und sie hineinstoßen. Diesmal wolle sie nichts davon. Gut Nacht, schlaf wohl! Aber weder sie noch Joggeli schliefen bald und wohl.

Nicht weit von da war ein ander Gespräch. Meist theilten Elisi und Vreneli das Schlafgemach, wenn es Elisi nicht in Sinn kam, die Vornehme zu machen und in's Stöckli zu gehen, wo sie allerdings ein sehr schön ausgeputztes Zimmer hatte. Kaum waren sie diesmal in ihr Stübchen gekommen, so fing Elisi an: „Jä, jä, wenn du etwas wüßtest! aber das sage ich dir nicht, das brauchst du noch nicht zu wissen." Vreneli meinte, es sei von einem neuen Tschöpli die Rede oder einem neuen Mieder und gab sich zum Errathen nicht viel Mühe. Aber in allen möglichen Redeformen forderte Elisi das Vreneli zum Errathen auf, bis das Letztere endlich sagte: es hätte jetzt des Geschwätzes genug, entweder solle Elisi schweigen oder sagen, was sie habe. „Was sagst du," sagte Elisi endlich, „wenn Einer kommt in einer schönen Chaise und mich will?" „Was wollte ich dazu sagen?" sagte Vreneli, „frag du Uli, was der dazu sagt." „Den habe ich nicht zu fragen und der hat mir nicht zu befehlen; du kannst ihn meinethalb jetzt haben, ihr werdet ohnehin die Köpfe brav zusammengesteckt haben, während ich fort gewesen bin," sagte Elisi. „Aber es ist mir jetzt gleich, was frag ich einem Knecht nach, und wär er noch einmal so hübsch; mache jetzt, daß du ihn kriegst, du hast doch schon lange um ihn nöthlich gethan; ich habe jetzt einen Andern." „Schäme dich," sagte Vreneli, „so etwas zu sagen. Sag, wann bin ich dem Mannenvolk nachgelaufen, Knechten oder Anderen? Sag's doch, wenn

du kannst. Wenn ich schon keine reiche Tochter bin, so hätte ich mich doch geschämt. Ich habe nie Einen gelockt, bin nie anläßig an Einem herumgestrichen und lasse mir daher nichts dergleichen vorhalten, am wenigsten von dir. Behalte, was du hast, ich begehre nichts davon, weder deinen Uli noch etwas Anderes." „Meinen Uli! Ich habe keinen Uli, was geht mich unser Knecht an? Hast nicht gehört? Ich habe einen Andern, und bin mit ihm versprochen. Ach, so einen Schönen, so einen Reichen hast du wohl noch nie gesehen! Er kommt die nächsten Tage, da wirst du die Augen aufthun!" „Rede doch nicht so dumm, sagte Vreneli. Glaubst, du könnest mich zum Narren halten? Glaubst du, ich wisse nicht, daß du mit dem Uli versprochen bist?" „Schweig mir doch mit deinem Tüfels Uli! Hast du nicht gehört, daß ich nichts von ihm will? Es ist mir ja nie Ernst gewesen. Ach nein, einen so Schönen und Reichen hast du sicher nicht gesehen. Ich gehe dann mit ihm in die Stadt, lasse mich anders kleiden. Was man dann von meiner bäurischen Kleidung nicht mehr brauchen kann, sollst du alles haben." „Schweig mit deinem Geplapper," sagte Vreneli, „ich merke dich schon. Ich soll dir nur etwas über Uli sagen und dir glauben mit dem Andern, daß du es dann morgen Uli sagen kannst und Streit anstellen; ich kenne dich." „Du machst mich bald böse, daß du meinst es sei nicht wahr," sagte Elisi. „Wir wollen die Mutter fragen, die wird dir sagen, ob es wahr ist oder nicht." „Aber und Uli?" fragte Vreneli. „Was willst du denn mit dem?" „Was geht mich Uli an?" sagte Elisi; „du hast's schon gehört. Es wäre doch bös, wenn man einen Jeden, den man angesehen hat, gleich heirathen müßte." „Aber du hast nicht bloß ihn angesehen, du hast ihm vom Heirathen gesagt und versprochen, ihn zu heirathen," antwortete Vreneli. „Warum hat es der Narr geglaubt! Was kann ich dafür? Es halten so viele Bursche Mädchen zum Besten; es wird doch wohl auch erlaubt sein, daß hie und da ein Mädchen einen Buben zum Narren hält."

„Du bist ein Unflath," sagte Vreneli, zog das Deckbett über die Ohren, gab keine Antwort mehr, was Elisi auch noch plaudern mochte.

Am folgenden Morgen war Waffenstillstand, keine der streitenden Parteien ließ sich mit der andern ein. Die Mutter ging umher, jedem Hausgenossen ihren Kram insgeheim abzugeben, und verbot jedem, denselben den Andern zu zeigen, sie könnten sonst eifersüchtig werden — und nach einer Stunde wußte jeder, was die Andern empfangen, und manch' saures Gesicht entstand, manch Stichwort wurde gewechselt; denn beim besten Willen, es Allen zu treffen, ist es doch unmöglich. Elisi packte aus und verkehrte dabei viel mit den Mägden, die ihr alle Augenblicke Handbietung leisten mußten. Nachdem sie ihnen alles gezeigt, was sie beimgebracht, verfiel sie in ihre verblümte Redeweise und gab zu verstehen, daß sie bald noch etwas viel Köstlicheres, Schöneres zu sehen kriegten, welches Elisi im Gurnigel sich erworben. Sie redete mit ihnen so verblümt, daß sie die Wahrheit mit geschlossenen Augen greifen konnten, und in einigen Stunden wußte das ganze Hauspersonal: Elisi habe Einen, einen Reichen und Vornehmen, und den Uli wolle sie nichts mehr wissen.

Dieser hatte arglos seine Arbeit gemacht, den Nachmittag in der Schmiede zugebracht, wo er Pferde beschlagen ließ. Abends heim kommend sah er allerlei Gesichter, hörte hier muckeln, dort muckeln, und wenn er dazu kam, so schwieg man, ging aus einander. Allerlei Blicken begegnete er, spöttischen, mitleidigen ꝛc. Es dünkte ihn, die Mutter und Vreneli seien nie so freundlich gegen ihn gewesen, hingegen Elisi that, als sähe sie ihn nicht und wich ihm absichtlich aus. Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte; erst am Abend, als er zu Bette ging, fragte er den Buben, der in seinem Stübchen schlief und der sehr an ihm hing, weil er ihn menschlich behandelte, was es gegeben habe hier, es mache Alles so wunderliche Gesichter. Er dürfe es ihm fast nicht sagen, sagte der

Bube; er wisse übrigens auch nicht, ob es wahr sei. Uli wollte es wissen, und da sagte der Bube, es heiße, Elisi hätte einen Bräutigam, der werde die nächsten Tage kommen, ein gar grausam reicher und schöner, und von Uli wolle sie nichts mehr wissen. Uli fragte woher das gekommen sei. Der Knabe sagte, er wisse es nicht bestimmt, aber es heiße, Elisi selbst habe es den Mägden gerühmt und diese es weiter gesagt. Etwas müsse sein, der Meister mache ein gar bös Gesicht und habe den ganzen Tag zu der Meisterfrau kein Wort gesagt, auch hätten sie gestern im Bette lange stark mit einander geredet.

Das traf Uli hart, er konnte es fast nicht glauben; so schlecht könnte Elisi nicht sein, dachte er: habe sie ihm nicht das gesagt, jenes verheißen, und sei sie es nicht gewesen, welche ihn gesucht, ihn gewollt. Dann aber fielen ihm die Zögerungen auf, das Hinhalten, das gegenwärtige Betragen. Und doch, dachte er, könnte sie ihn nicht so zum Narren halten, das wäre ja schlecht, und schlecht sei doch Elisi nicht, wenn sie auch nicht die Beste sei. Ob das wohl der Lohn seiner Redlichkeit, seiner Arbeitsamkeit sein solle, dachte er. Mehrere Tausend Gulden habe er dem Meister genützt und zum Dank jetzt endlich Spott und Hohn. Alle Leute hätten von der Sache geredet; wenn es jetzt anders käme, so lächerete es Alle, und er dürfte sich nirgends mehr zeigen. Was sollte dann aus ihm werden? Alle seine Träume fielen stückweise aus einander während der langen Nacht. „So," dachte er, „darf man mir mitspielen, weil ich nur ein Knecht bin, immer und ewig nur Knecht. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Worte läge, und ein Lümmel ist, wer etwas Anderes will und versucht sich aufzuschwingen. Ja, mein Meister konnte schön predigen, aber das war eine Speispredigt in seinen Sack. Er wollte einen guten Knecht. Was habe nun ich davon, daß ich einer geworden? Spott, Hohn, ein weites Nachsehn und eine lange Nase." Und doch dünkte es ihn dann wieder, so könne es

eigentlich nicht sein, die ganze Geschichte werde wohl ein leer Gerede sein, ein Spuk, wie ihn Mägde oft anstellen. Doch nahm er sich vor, morgen wolle er wissen, woran er sei, könne er es nicht von Elisi vernehmen, so gehe er geradewegs zur Meisterfrau und frage die; so darin hangen wolle er nicht länger, und sei die Sache so, wie die Leute sagten, so packe er auf und bleibe keine Stunde länger.

Am Morgen konnte er lange der Elisi nicht habhaft werden, obgleich er, während alle Andern auf's Feld gingen, zu Hause blieb, grasete, dängelte ꝛc. Endlich sah er sie im Garten, auffallend geputzt, sich dort schöne Blumen aussuchend. Er zauderte nicht lange und stand vor Elisi, ehe sie sich dessen versah. „Warum fliehst du mich immer?“ fragte er, „was soll das bedeuten?“ „Ho nichts,“ sagte Elisi. „Aber warum bist du so gegen mich und giebst mir kein freundlich Wort?“ frug Uli. „Hab ich denn nicht mehr das Recht, zu sein, wie ich will? und wenn ich so sein will, so geht es dich nichts an.“ „So, ist das so gemeint?“ fragte Uli. „Dann wird es wohl wahr sein, daß du einen Andern hast?“ „Und wenn ich Einen hätte, was ginge es dich an? Ich bekümmere mich ja auch nicht darum, was du seither mit Breni gemacht hast.“ „Das dürfen alle Leute wissen,“ sagte Uli. „Aber ich möchte wissen, ob du ein so schlechtes Mensch seiest, einen Andern zu nehmen, während du mir versprochen hast.“ „Herr du mein Gott, jetzt sagt mir noch der Ustath, Mensch,“ heulte Elisi. „Du, Knecht du, willst du mich jetzt ruhig lassen, oder ich rufe Vater und Mutter.“ „Ruf, wem du willst,“ sagte Uli, „aber die schlechteste Person bist du, welche die Erde trägt, nicht werth, daß dich die Sonne anscheint, wenn es wahr ist, was die Leute sagen. Aber nicht wahr, Elisi, es ist nicht?“ „Warum sollte es nicht sein?“ sagte Elisi. „Wenn ich einen Reichern und Vornehmern haben kann, warum sollte ich dann dich nehmen? Das wäre ja dumm. Aber thue nicht so wüst, ich will für dich ein gut Wort einlegen und Meiner muß dich in seine Handlung nehmen,

da kannst du ohne Arbeit reich werden." Wie Eliß dieses sagte, fuhr eine schöne Chaise vor's Haus, ein geputzter Herr saß darin. Wie Eliß ihn erblickte, schrie sie: „Da ist er, da ist er!" und lief auf ihn zu. Die Mutter stand unter der Thüre und wischte sich verlegen die Hände an der Schürze ab. Joggeli ließ sich nicht sehen, und Uli stand im Garten wie Loths Weib, als der Anblick von Sodom ihr in die Glieder schoß.

Es ging geraume Zeit, ehe er wußte, was er machte und was er machen wollte. Fast bewußtlos hatte er gesehen, wie Eliß den Menschen empfing und in das Herrenhäuschen führte, wo das schöne Zimmer war. Dann ballte er die Fäuste und sagte: „Dem Donner will ich es sagen, der muß wissen, was für Eine er hat, und dann will ich fort, keine Stunde bleibe ich länger da." Wie er so in einem Satz vom Garten auf die Terrasse springen will, wird er festgehalten am Hemdärmel, daß dieser fast in zwei Stücke zerriß. Zornig aufziehend, dem unerwarteten Halter Eins zu versetzen, sah er Vreneli neben sich unerschrocken stehn und ihn festhalten. Er schlug nun nicht, aber stieß ein zorniges: „Laß mich gehen!" aus. „Nein, ich lasse dich nicht gehen," sagte Vrenli; „sieh mich an so böse du willst, aber gehn sollst mir nicht. Du dauerst mich, Uli, Eliß macht es dir wüst, aber deswegen mußt du jetzt der Klügere sein. Bleibe da und thue gleichgültig, als gehe dich alles nichts an; das macht Eliß am bösesten. Thust du wüst, so lachen sie dich aus, und das thäte ich ihnen an deinem Platz nicht zu Gefallen." Uli wollte lange dieses nicht begreifen und klagte bitter, wie wüst Eliß es ihm gemacht. „Sei du froh," sagte Vreneli, „ich habe nichts sagen mögen, aber danke Gott auf den Knien, daß es so gegangen ist. Wenn du Eliß kenntest wie ich, so nähmest du sie nicht, und wenn die ganze Welt ihr gehörte." „Das mag jetzt sein, wie es will," sagte Uli, „so will ich hier fort auf der Stelle; meinethalb kann der neue Tochtermann ihnen den Hof arbeiten." „Das wäre noch dümmer," sagte Vreneli, „dann erst würden die Leute ringsum lachen

und brüllen, wie es dir ergangen. Die Einen würden sagen, sie hätten dich fortgejagt; die Andern, du seiest zum Narren gehalten worden, du hättest dir eingebildet, du seiest schon Stunggenbauer, und spotteten dich aus. Stelle dich, als gehe dich alles nichts an, als lächere dich die Sache noch, so werden die Leute nicht wissen, woran sie sind, dich nicht nur in Ruhe lassen, sondern noch sagen: da sieht man jetzt, Uli ist nicht so dumm, wie man geglaubt hat, er hat sie zum Narren gehalten und nicht sie ihn." „Du bist eine helders Hexe," sagte Uli, „aber der Henker soll mich holen, wenn ich länger da Knecht bleibe" — „als du gedinget hast," setzte Bineli hinzu. „Zu Weihnacht kannst du meinethalb gehen, vielleicht gebe ich auch. Aber jetzt gehe nicht. Thue es mir und der Mutter nicht zu leid. Was macht doch das Elsi, wenn du gehst? Im Gegentheil, es ist ihr noch das Rechte. Die ganze Bürde fällt auf die Base und mich; der Vetter nimmt sich ja der Sache nur an, um zu zanken. Was vermögen wir uns beide, daß es so gegangen? Aber zähl darauf, du wärest unglücklich geworden, und der Herr wird es auch, zähle darauf. Vielleicht aber betrügt Eins das Andere. Gehe jetzt in Stall, sieh zum Nußschwanz, gieb ihm Hafer, mach, wie wenn es dir ganz anständig ginge, und zähle auf mich, du wirst sehen, es kommt am besten so. Man kommt am besten durch die Welt, wenn man oft die Welt nicht merken läßt, wie es einem um's Herz ist." „Du magst etwas Recht haben," sagte der in der langen Zwiesprache etwas abgekühlte Uli, „aber wenn man nicht zuweilen ausdonnern könnte, es würde einen zuletzt zersprengen. Es gehörte sich, daß man einer solchen Täsche auch einmal die Sache sagte." „Das kannst du eben am besten, wenn du hier bleibst; da wird es sich dir wohl einmal viel besser schicken als heute. Und wenn du hättest müssen den Weg gehen wie ich, so wüßtest du, daß man mit dem Ausdonnern wenig gewinnt. Ausdonnern heißt nicht, klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Die Noth hat es mich gelehrt. Aber

gehe jetzt; ich werde dem Herrn kochen und braten müssen, und ich thue es ihm von Herzen gerne."

Während die hier so verhandelten und Uli endlich gehorchte wider Willen, fand eine andere Verhandlung statt im Stöckli. Dorthin hatte die Mutter Käse und Wein und weißes Brot gebracht, nachdem sie Vreneli umsonst gerufen. Dann war sie zurückgeeilt zu Joggeli, hatte ihm gesagt, wer da sei, und nun sollte er die Sonntagskutte anziehen, ein Halstuch umlegen und hinüber kommen. Aber Joggeli wollte nicht. Dem Schlingel laufe er nicht nach, er begehre ihn nicht zu sehen, er wolle nichts von ihm und hätte nichts mit ihm, man solle ihn ruhig lassen; er könne wieder gehen, wo er her gekommen. So könne er doch nicht thun, sagte die Mutter, gerade wie wenn er nicht halbwitzig wäre. Mit ihm reden müsse er, und er solle sich in Acht nehmen, was er mache. Sie wolle nichts gesagt haben, sich in gar nichts mischen, aber sie wolle dann auch nicht schuld sein, wenn es dem Mädchen in den Kopf schlage. Er wisse wohl, wie es sei. Und wenn es etwas Unglückliches machen würde, so müßte man sich ja ein Gewissen machen in Zeit und Ewigkeit. Das begehre sie nicht, sie begehre ruhig zu sterben. Damit ging sie hinaus, und hart schlug hinter ihr die Thüre zu. Joggeli brummelte fast eine Stunde lang mit sich und über die Weiber, die an nichts schuld sein und doch alles regieren wollten. Unterdessen schenkte Elisi dem Baumwollenhändler ein, sagte, so streng es konnte: „Nehmt doch, nehmt doch, trinket!" Endlich streckte Joggeli nach dem Halstuch die Hand aus, band es um und sagte: eine andere Kutte ziehe er nicht an, seine sei für so einen Schwinggel gut genug; dann nahm er den Stock und trätschete zwischen Haus und Stöckli einigen Bäumen nach. Drinnen sah ihn der Baumwollenhändler und fragte: ob das der Vater sei. Als Elisi ja sagte, sagte er, so wolle er hinaus, ihn zu grüßen. Joggeli wollte eine halbe Wendung links machen, allein er entrann nicht mehr. Er sei so frei, sagte der Baumwollenhändler, und komme zu

sehen, wie seiner Frau Gemahlin und seiner Jungfer Tochter ihre Cur im Gurnigel angeschlagen; dort hätte er die Ehre gehabt, ihre Bekanntschaft zu machen, und die glücklichsten Tage seines Lebens verlebt. Joggeli sagte: „He ja, es wird so sein! Ihr werdet krank gewesen sein, daß Ihr in's Bad habt müssen?“ Nein, eigentlich nicht, sagte der Baumwollenhändler, aber er hätte Ruhe nöthig gehabt. Nun erzählte er von seinem großen Geschäft und seinen weiten Reisen, und wie er mit Extrapost Tag und Nacht von Petersburg gekommen u. s. w., daß dem Joggeli der Verstand fast still stand und der Respekt sich einstellte. „Reden kann der,“ dachte er, „wie druckt, und wenn nur das Halbe wahr ist, so ist das ein ganzer Bursch.“ Ausgezogener Hanf gab dem Händler Anlaß zu fragen: ob er wohl den Hanfsamen selbst ziehe. Als Joggeli nein sagte, verbreitete er sich über die Orte, wo man ihn am besten kaufe, sprach von Basel, von Freiburg im Breisgau, redete von den Pflanzungen aller Art, die man dort sehe, was für Sämereien dort gewonnen würden, und wie viel sie dem Lande eintrügen, und wie viel auch hier damit zu machen wäre, wenn man nur die Sache verstehen wollte und nicht zu fest am Alten hinge. Er garantire, auf einem großen Gut könnte man leicht ein- bis zweitausend Gulden aus allerlei Sämereien lösen, wenn man nur wollte. „Der Tüfel,“ dachte Joggeli,“ wenn nur das Halbe wahr ist, lohnte es sich der Mühe,“ und sein Respekt nahm zu. Als die Mutter im Vorbeigehen fragen konnte: „Nun, wie gefällt er dir?“ sagte er: so für einen Herrn sei er noch nicht der Dümmste; er wisse doch noch, daß die Kühe Hörner hätten und die Pferde keine, und wo Bartlome Mest hole.

Der Baumwollenhändler wußte, was er zu rühmen hatte. Das schöne Tischzeug bot ihm viel Stoff; dann kam er vom geräucherten Fleisch auf Hamburg, von dem Schinken auf die westphälischen Schinken, vom Braten auf die Kälber im Kloster St. Urban, und was die Bandweber in Baselland für Kalb-

fleiſch eſſen, und endlich brachte ihn der gute Wein aus der weißen Flaſche auf den Wein überhaupt. Hier legte er ſo viele Kenntniſſe an Tag, wußte ſo viel Sorten zu nennen, die verſchiedenen Unterſcheidungszeichen anzugeben, daß Joggeli dachte: „Gegen den iſt Johannes nur ein Lümmel. Wenn der den Neuenburger kennt und den Weltſchen, ſo iſt das alles.“ Er ſei doch ſchon bei mancher Kindtaufe geweſen, aber ſo einen Kurzweiligen habe er ſelten angetroffen, die Zeit gehe einem um, man wiſſe nicht wie und brauche doch nicht viel dazu zu ſagen. Die Mutter vergaß faſt das Nöthigen ob all dem Reden, und Eliſi, welche nicht begriff, was der Herr wollte, wurde ganz böſe, daß er immer mit dem Vater redete und ſich nicht mit ihr abgab. Sie plärete faſt und ſagte der Mutter draußen: ſie glaube, ſie wolle nichts mehr von dem; er ſei ſo unhöflich und unmanierlich wie der gröbſte Knecht und hätte während dem ganzen Eſſen nichts mit ihr geredet. „Du dumme Eliſi,“ ſagte die Mutter, „du biſt doch immer der gleiche Totſch! merkſt du nicht, daß er beim Vater in Hulden kommen muß, wenn derſelbe ja ſagen ſoll? du weißt ja, wie er wüſt gethan.“ „Was geht ihn der Vater an,“ ſagte Eliſi. „Er will mich heirathen und wegen dem Vater kann er mir den Kummer überlaſſen, dem wollte ich es zeigen, wenn er etwas dawider haben wollte.“ „Schweig doch,“ ſagte die Mutter, „es dünkt mich, es möge Eins herkommen, woher es wolle, ſo ſei es geſcheidter als du, und doch hat man ein erſchrecklich Geld an dich gewandt, und biſt noch im Weltſchland geweſen. Aber wo die Gaben nicht ſind, was will man?“ „Und dann,“ fuhr Eliſi fort, „hat er immer das Vreneli angeſehen, wenn es etwas brachte; er iſt ein Wüſter, ich habe es ihm angeſehen. Das Vreneli ſoll nicht mehr hinüber kommen; du kannſt bringen, was wir noch nöthig haben.“ „Du wirſt noch etwas Anderes erfahren, Eliſi,“ ſagte die Mutter. „Das wirſt du Keinem wehren können, daß er nicht die Andern

auch ansieht; frei kannst sein, wenn es nur dabei bleibt." Sie wolle dann beim D. setzen, sagte Elisi.

Unterdessen hatten drinnen die wichtigen Verhandlungen begonnen. Der Baumwollenhändler hatte den ersten Augenblick ergriffen, als er mit Joggeli allein war, die Bewerbung zu eröffnen, noch schöner und wohlgestellter als bei der Mutter. Von Ehesteuer sagte er kein Wort, kein Wort von Aussteuer; hingegen zog er eine Brieftasche hervor voll Papiere und sagte Joggeli, da könne er einen Begriff von seinem Geschäft erhalten und seinem Vermögen. Diese Brieftasche enthielt eine Menge Wechsel aller Art, von denen Joggeli wenig Anderes begriff als die Summen, und dann die für baares Vermögen nahm, so daß er wie die Mutter nicht begreifen konnte, warum so ein grusam Geschickter, grusam Reicher und grusam Schöner an Elisi sich mache. Es habe halt, dachte er, ein jeder Mensch seinen besonderen Geschmack. Die Einen wollten ihre Weiber bleich, die Andern roth; die Einen fett, die Andern mager; die Einen hoffährtig, die Andern thätig; die Einen närrisch, die Andern witzig. Der werde nun gerade so Eins wollen, wie Elisi sei, das werde sein Geschmack sein, darüber müsse man sich nicht verwundern. So dachte Joggeli während der schönen Rede des Bewerbers. Aber sein mißtrauisch Gemüth war damit noch lange nicht befriedigt; er fragte noch eine Menge Dinge, machte viele Einwendungen, suchte über Bekannte, Verwandte ihn auszuforschen, um allfällige Erkundigungen einziehen zu können, und brachte am Ende selbst die Rede auf die Ehesteuer. Er bitte sich aus, sagte der Herr, daß davon einstweilen keine Rede sei; er sei darin gar nicht wie Andere gesinnet und hätte es eigentlich auch nicht nöthig. Er wolle nicht sagen, daß er das Geld nicht auch lieb habe, aber der Mann sei dafür da, die Frau zu erhalten. Sollte es später in ihrem guten Willen liegen, ihm etwas zu geben, so werde er es mit Dank annehmen; sonst sei er mit nichts auch zufrieden, die Jungfer Elisi sei ihm alles. Es würden

ſich ſpäter viele Gelegenheiten geben, einander nützlich zu ſein, wenn er das Glück hätte, in ihre Familie zu treten. Ihren Flachs, ihren Kirſchbranntwein ſollten ſie künftig ganz anders verkaufen als jetzt; aus dem letztern löſe er in Frankfurt wenigſtens drei Gulden aus der Maaß. Auch mit dem Korn laſſe ſich viel machen, wenn man es verſtehe. Dann gebe es ſehr oft Gelegenheit zu ſchönen Speculationen, wenn man baares Geld zur Verfügung habe. Nun geſchehe es, daß auch der reichſte Kaufmann oft zu ſolchen Nebengeſchäften nicht Geld habe; wenn er dann in ſolchen Augenblicken vorſprechen dürfte um Vorſchuß, ſo könnte er leicht fünf und ſechs Procent offeriren und doch noch zehn bis fünfzehn Procente gewinnen. Das gefiel Joggeli nicht übel. Der, dachte er, ſei doch ein kurioſer Held, mit dem ließe ſich noch handeln, noch beſſer als mit einem Bauer. Doch wollte er ſeine Einwilligung noch nicht geben, ſondern forderte vierzehn Tage Bedenkzeit. Man müſſe mit dem Sohn reden, ſagte er, und hie und da nachfragen; wenn er ihm ſchon traue, ſo ſei das doch ſo der Brauch. Zudem wüßte er nicht, ob Eliſi nicht beſſer thäte, ledig zu bleiben; ſie ſei kränklich und möge wenig ertragen. „Was wollteſt du davon wiſſen?“ ſagte Eliſi, „du weißt viel, was ich ertragen mag oder nicht. Aber wenn immer alles auf einem iſt, ſo muß einem zuweilen etwas fehlen.“ Der Herr fiel raſch ein und betheuerte, wie die Jungfer Eliſi ihm gerade recht ſei, drückte ihre Hände, betheuerte, wie die Bedenkzeit ihm ebenfalls recht ſei: ſie könnten über ihn fragen, wo ſie wollten, ſo müßten ſie alles Gute vernehmen, wenn die Leute nicht verläumdeten, was freilich oft geſchähe, beſonders wenn man viele Neider hätte. Unterdeſſen ſolle man ihm doch erlauben, der Jungfer Eliſe einſtweilen ein Andenken zu geben, und ſomit zog er ein Käſtchen hervor, eine prächtige Uhr mit Kette daraus und hängte die mit zärtlichen Geberden der Jungfer Eliſe um und bat ſich ehrerbietig die Erlaubniß aus, der Uhr noch ein Küßchen beifügen zu können. Jetzt war Eliſi wieder

zufrieden mit ihm, freute sich wie ein Kind über das Geschenk, lief in's Haus, es dem Vreneli, den Mägden zu zeigen, und dann wieder zu dem Geliebten, ihn zu fragen, wie man die Uhr öffne, und wo man sie aufziehe, ihm erzählend, wie des Bruders Frau Augen machen werde, wenn sie dieselbe sehe. Elise wollte jetzt gegen die Bedenkzeit sich auflehnen, der Geliebte aber bat recht dringend, den Eltern nachzugeben. Unterdessen könne er seine Papiere in Ordnung bringen, daß das Aufgebot alsobald erfolgen könne. Man müsse die gute Jahreszeit benutzen, um noch eine rechte Hochzeitsreise zu machen, wohin es seine Elise gelüste. Nun erst begann Elsi's Jubel, und dann plärete sie wieder über den Aufschub, sie hätte die Reise gleich jetzt antreten mögen.

So verrann der Tag. Der Glückliche rüstete sich zum Aufbruch und wollte mit Pomp dahin fahren. Dem Vreneli wollte er ein Frankenstück in die Hand drücken; es wandte sich rasch weg und sagte, es nehme kein Geld. Vor der Küche traf er auf die, welche sein Roß zäumten, denen Uli zu Hülfe kommen mußte, weil es den Kopf gar hoch hielt. Da drückte er unversehens Uli auch ein Frankenstück in die Hand. Wie der sah, was er hatte und wer es gab, ließ er es, ohne ein Wort zu reden, fallen, wie wenn es ihn gebrannt hätte, machte den Zaum zurecht und that, als wenn der Herr und sein Geld gar nicht da wären. Derselbe las das Frankenstück wieder auf und dachte bei sich: das sind mir trotzige grobe Leute, denen will ich es eintreiben.

Kapitel 23.

Von nachträglichen Verlegenheiten, welche statt des Friedens aus der Verlobung kommen.

Als er endlich fort war und die alten Eheleute wieder zur eigentlichen Besinnung kamen, fanden sie sich schweren Her-

zens. Was wird Uli machen, was wird Johannes sagen, wie wird alles gehen? rüttelte die Leute gewaltig aus ihrem ruhigen Leben auf. Zu ihrer großen Verwunderung sagte Uli nichts und that so kaltblütig, als ob ihn das nichts anginge, und wenn sein Mitgesinde ihn aufziehen wollte, so schmunzelte er, daß die Leute nicht wußten, woran sie mit ihm waren. Je mehr und mehr konnte er es auch von ganzem Herzen thun; denn jetzt, da die Sache vorbei war, war es ihm, als ob er aus schwerem dummem Traum erwacht viel leichter geworden sei. Das Geld und der Hof hatten ihn wie mit einem Blendwerk umstrickt, er mußte die Sache nur von dieser Seite ansehen und übersah Elisi's Persönlichkeit mehr und mehr. Jetzt, da ihm diese wieder in's grelle Licht trat, jetzt ging er mehr und mehr dem Standpunkt zu, auf welchem er Gott danken mußte, dieser Gefahr entronnen zu sein. Mehr und mehr begriff er, wie unglücklich ein Mann bei allem Gelde sein müsse mit einem solchen Ding zur Frau. Jetzt erst begann er seinen alten Meister zu fassen, und er dachte manchmal, wenn er nur bald zu ihm käme, daß er ihm sein Mißtrauen abbitten könnte. Indessen stand es in ihm fest, den Dienst aufzusagen; da wollte er nicht mehr bleiben, er wartete nur eine Gelegenheit ab, es zu thun. Wo ein solcher Halunk Tochtermann sei, da sei seines Bleibens nicht, dachte er, und daß der Baumwollenhändler ein Halunk sei, das sagte ihm immer deutlicher sein eigenes Bewußtsein, so wie ihm die Gründe immer klarer wurden, warum er selbst Elisi eigentlich gewollt. Er mußte sich sagen, daß, wenn er nur die Hälfte des Zehntels des Vermögens gehabt, welches der Schlingel vorspiegle, er an Elisi nie gedacht hätte.

Nicht so kaltblütig benahmen sich Johannes und seine Frau. Elisi wollte hin, es ihnen anzukündigen und ihre Uhr zu zeigen, allein weder der Vater noch die Mutter wollten mit, und allein durfte Elisi es doch nicht wagen. Man schrieb. Wie aus einer Kanone kam das Ehepaar daher gefahren mit Schnauben und Toben. Gepläret, geflucht wurde an selbem Tag in der

Glungge, wie vielleicht seit hundert Jahren nie. Es war kein Schimpfname, den Johannes dem Bräutigam nicht gab, kein Laster, das er nicht haben sollte, kein Fluch, mit dem er ihn nicht belegte, und Trinette fügte noch unter Schluchzen und Schreien bei, was Johannes vergaß. Elisi sparte ihr Maul nicht, wäre aber von dem Bruder geprügelt worden, wenn die Mutter nicht gewehrt. „Da hast dues jetzt," sagte Joggeli, „da siehst du es, wie es geht; da kann ich die Suppe auseſſen helfen, die ihr eingebrockt." Johannes übergab sich unzählige Male dem Teufel, wenn er je wieder einen Fuß in die Glungge setzte, wenn sie einem solchen verfluchten Hudel und Lump ihre Tochter geben würden. Jetzt suchte er Uli wieder auf und fluchte auch bei ihm sich aus. Er verfluchte sich hunderttausend Mal, daß, wenn das Pflaster doch einen Mann hätte haben müssen, er hunderttausend Mal lieber Uli zum Schwager gehabt, als so einen Hund, halb Hudel und halb Herr. Natürlich ledig wäre ihm das Mensch am liebsten gewesen, sagte er, was brauche es das Geld zu verheirathen! „Aber wie die Schelmen haben sie an dir gehandelt. Nicht wahr? wärest du zu mir gekommen! Aber du kommst noch, in dem verfluchten Loche bleibst du nicht!" Uli gab wenig und ausweichenden Bescheid und war froh, als Johannes mit Schnauben und Toben von dannen gefahren war. Der arme Teufel hatte von dem Tage nichts, als daß seine Frau ihn um eine Uhr und Kette plagte, wie Elisi eine geschenkt gekriegt, bis sie dieselbe hatte.

Joggeli hatte Erkundigungen eingezogen; sie waren ungünstig, ausweichend, oberflächlich gut. Er sei ein Windbeutel, dem nicht zu trauen sei, zeige viel Geld und habe keins, wenn man von ihm wolle, sagten die Einen; man wisse nichts Genaues über ihn, er scheine Geschäfte zu machen, aber man sei nicht in direktem Verkehr, die Zweiten; er sei ein artiger, gewandter junger Mann, der seinen Weg machen werde, und so viel man merke, Vermögen besitze, die Dritten. Je näher

das Ende des Termins kam, desto schwerer ward das Herz den Alten, besonders der guten Mutter, der Joggeli alles aufbürdete. Sie wären lieber zurückgegangen, ja die Alte hätte Elisi fast lieber dem Uli gegeben, allein so oft davon die Rede war, that Elisi wie eine Besessene, verdrehte die Glieder, bekam Schaum vor den Mund, daß sie sich vor der fallenden Sucht fürchteten. Als der Termin aus war, an einem Tage, an welchem es regnete und windete, daß man nicht leicht einen Hund zur Thüre aus gelassen hätte, kam der Baumwollenhändler wieder angefahren. Trübselig, wie sein Herbeifahren, war sein Empfang. Es zeigte sich kein Knecht, das Roß abzunehmen, Elisi blieb wegen des Windes zehn Schritte von ihm am Schermen stehen, keine Magd kam mit einem Regenschirm, die Alten zeigten sich nicht. Es ging noch ärger, als da Uli anlangte als neuer Meisterknecht.

Es ging lange bis er unter Dach war, naß und fröstelnd, lange, bis er sein Gesicht in die üblichen freundlichen Falten gelegt, und noch länger, bis die Alten kamen, aber auch frostig, so daß Alle waren, Elisi ausgenommen, wie wenn sie bei zwanzig Grad Kälte in einem ungeheizten Zimmer einander amüsiren sollten. Nach langen Vor- und Einreden fragte endlich der Baumwollenhändler: ob er jetzt wohl den Ring, den er mitgebracht, der Jungfer Elise als seiner lieben Braut an den Finger stecken dürfte. Die Alten machten bedenkliche Gesichter. Eins sah das Andere an, endlich sagte Joggeli: er wisse es nicht recht, sie hätten allerlei vernommen, und der Sohn sei sich gar nicht zufrieden. Das Letztere sei ihm ganz begreiflich, sagte der Händler, aber wenn er die Ehre hätte, ihren Herrn Sohn persönlich zu kennen, so würde er garantiren, daß derselbe nichts gegen ihn hätte, als eben, daß er seine Jungfer Schwester heirathen möchte und somit an seinem künftigen Erbe ihm zu schaden scheine. Eben so begreiflich sei ihm das Andere. Er hätte schon lange viele Neider gehabt, und jetzt seien noch viel mehr derselben entstanden, die ihm sein Glück

mißgönnten und ihn von der Jungfer Elise zu trennen suchten. Nun erzählte er lange Geschichten, was man ihm von ihnen erzählt, und wie man ihn abspenstig zu machen gesucht, ihm vorgestellt, wie er betrogen, unglücklich werden werde. Aber er kenne die Leute zu gut, kenne nicht umsonst den Weg von Moskau bis Lissabon, daß er ihn mit verbundenen Augen finden könnte; er wüßte, was die Leute seien und zu thun im Stande wären. Sie könnten sich nun denken, wenn man über sie, so ehrbare Leute, die ein so geregeltes Leben auf ihrem Gute führten, solche Dinge erzählen könne, so müßte man sicher von ihm, dem lebhaften jungen Manne, noch viel leichter etwas zu ersinnen wissen. Es hätten sich nie Zwei geheirathet, an welchen die Leute nicht ihre Zungen gewetzt und Versuche gemacht hätten, sie zu trennen. Er wisse nicht, sagte Joggeli, aber es dünke ihn, es wäre wohl am besten, wenn man sich nicht pressirte und noch ein Jahr wartete; während der Zeit lernte man sich besser kennen und beide seien noch jung, sie veralteten nicht. In zwei oder drei Jahren könnten sie perfekt gleich heirathen wie jetzt, und wären beide um so viel witziger geworden. Man habe ja Beispiele, daß Leute zwanzig Jahre mit einander versprochen gewesen wären, und es heiße, die seien gerade am glücklichsten gewesen, und er glaube es, da habe man Zeit gehabt, einander die Launen abzugucken. Wenn man so mit beiden Füßen zugleich darein springe, so fehle es einem gar gerne. Da fing Elisi zu heulen und zu schreien an, und als man endlich vernahm, was sie sagte, so waren es gräßliche Protestationen gegen solche Verzögerung. Sie wollten sie einmetzgen, schrie sie, damit der Kerl in Frevligen desto mehr hätte, aber so wahr ein Gott im Himmel sei, sollte es sie gereuen; sie wisse schon, was sie mache, u. s. w. Nachdem der Baumwollenhändler diesen Ausbruch hatte wirken lassen, besänftigte er Elisi mit zärtlichen Reden und wandte sich dann in rührsamer Ausdrucksweise an die Eltern. Ob sie das Herz hätten, ihr Kind so unglücklich zu machen und ihn dazu; sie

könnten ja ſehen, wie ſie an einander hingen. Und warum unglücklich machen ihr eigenes Kind? Wegen neidiſcher, unbegründeter Aeußerungen, die bei jeder Heirath üblich ſeien. Warum? Weil ein Bruder, der, wie es ſcheine, viel nöthig habe, nicht gerne mit ſeiner Schweſter theilen wolle. Nein, ſo hart, ſo unbarmherzig, ſo ſteinernen Herzens könnten ſie ſicher nicht ſein! Nein, er wiſſe, ſie ſeien gute, liebe Leute und glaubten an Gott und an eine Seligkeit, und darum bitte er noch ein Mal bei ſeiner und ihrer Seligkeit um die Hand der theuren Jungfer Eliſe, damit ſie mit einander die Pfade der Tugend und der Moral wandern könnten, bis ſie Gott einſt zu einem ſeligen Leben hinauf nehme in ſeinen Himmel, wo ſie einander Alle wieder finden und Alle in alle Ewigkeit mit einander glücklich ſein könnten. Der guten Mutter liefen die Thränen wieder über die rothen Backen, und Joggeli ſagte: „In Gottes Namen, wenn ihr es zwingen wollt, ſo zwingt es, aber ich will nicht ſchuld ſein, es mag gehen, wie es will.“ „In Gottes Namen,“ ſagte die Mutter, „es hat ſo ſollen ſein, und wenn etwas ſein ſoll, da kann man lange wehren. Aber ſeht jetzt ſelbſt, daß ihr glücklich werdet. Wenn ihr es nicht werdet, ſo vermögen wir uns deſſen nicht.“ „O,“ ſagte der Baumwollenhändler, „was das Glück anbelangt, ſo habt keinen Kummer; wer wollte mit der theuren Eliſe nicht glücklich ſein? Ich garantire, wir wollen nie klagen. Das habe ich doch gedacht, daß ihre guten Herzen nicht zwei Leute unglücklich machen werden. Kommt, Eliſe, laßt uns den theuren Eltern danken für unſer Glück, danken, daß ſie uns mehr geglaubt als böſen Leuten.“ Bei der Hand faßte er Eliſi und zog ſie zu den Eltern und fiel darauf der Mutter um den Hals und küßte ſie. Ihr Lebenlang hätte es ihr niemand ſo grauſam gemacht, ſagte ſie ſpäter. Dann fiel er dem Joggeli um den Hals, daß der den Huſten bekam faſt zum Erſticken. Eliſi hätte eigentlich auch um den Hals fallen ſollen. Aber ſie hatte eben ein Stück Kuchen in der Hand, der wäre zerbröckelt.

Sie fand daher vernünftiger, ruhig zu bleiben und den Kuchen zu eſſen. Als aber der Baumwollenhändler mit den Eltern fertig war, riß er in ſeinem männlichen Ungeſtüm die Tochter an ſeine hochſchlagende Bruſt, achtete ſich aber des Kuchens zu wenig; der kam in's Gedränge, ſo daß Eliſi ſchreien mußte: „Mein Kuchen, mein Kuchen! wartet doch, wartet, bis ich ihn weggelegt!“

Der Baumwollenhändler that ſehr glücklich, konnte nicht aufhören, von Einem zum Andern zu gehen, die Hände zu drücken und zu ſagen, er könne Gott im Himmel nicht genug danken für ſein Glück; es ſei der ſchönſte Tag ſeines Lebens, und der müſſe würdig gefeiert ſein. Darauf ging er hinaus zu ſeiner Chaiſe. Es möge nun gehen, wie es wolle, ſagte die Mutter mit einem Seufzer, jedenfalls habe er ein gutes Herz und Religion. Das ſei aber die Hauptſache; was Man mehr wolle. Er kam zurück mit Flaſchen und ſagte: ſie hätten letzthin von Wein geredet; er habe gedacht, er wolle ihnen einige Muſter mitbringen, ſie müßten auch wiſſen, was Wein ſei. Da er das Glück haben ſollte, ſeine liebe Eliſe zu erhalten, ſo zieme es ſich nicht, an einem ſolchen Tage gemeinen Wein zu trinken. Solchen Wein trinke man nicht alle Tage; ihnen aber könnte er ihn liefern um einen Spott, wenn er ſchon nicht Weinhändler ſei. Aber wenn man viel in der Welt herum komme und die Augen mitten im Kopf habe, ſo wiſſe man bald, wo man die Sachen am wohlfeilſten bekommen könne. So habe er gerade die ſchönſten Geſchäfte gemacht. Auch hatte er ein prächtiges Stück Seidenzeug mitgebracht von aſchgrauer Farbe, wie Eliſi noch keines geſehen und Trinette keins hatte. Solches, ſagte er, würden ſie in Bern und Zürich umſonſt ſuchen. Ein guter Freund hätte es direkt von Lyon gebracht und aus Freundſchaft es ihm abgelaſſen. Nun waren Alle glücklich, und bei dem guten Wein und ſchönen Seidenzeug wurde man nach und nach recht gemüthlich und heimelig

mit einander, daß die Mutter dachte, es wäre doch ein Unglück geweſen, wenn man ihm die Eliſi nicht gegeben hätte.

„Was habt ihr für wunderliche Leute im Hauſe?“ fragte unter Anderm der heimelig gewordene Bräutigam. „Als ich das letzte Mal fort wollte, ging ich in die Küche und wollte dem hübſchen Mädchen, welches uns aufgewartet hat, ein Trinkgeld geben, wie es gebräuchlich iſt; das kehrte mir den Rücken und ſagte: es brauche kein Geld.“ „Das wird Breneli geweſen ſein,“ ſagte die Mutter. „Es iſt eigentlich nicht Magd, wir haben es der Gottswille zu uns genommen. Es iſt uns eigentlich von weitem verwandt und hat niemand gehabt, der ſich ſeiner angenommen.“ „Ja ſo,“ ſagte der Baumwollenhändler, „dann iſt es mir leid, wenn ich es beleidigt habe; ich muß es ſuchen gut zu machen.“ Das ſei nicht nöthig, ſagte Eliſi, am beſten thäte er, es nicht immer ſo anzuſehen; es könnte ſonſt meinen, was das zu bedeuten hätte. Es ſei ohnehin ein anläſſig Menſch. Das könne man juſt nicht ſagen, ſagte die Mutter. „Aber, wer war denn der große, ſchöne Burſche,“ durchſchnitt der ſprachgewandte Herr das unangenehm werdende Geſpräch, „der mein Roß zäumte? der hat es mir noch ärger gemacht. Der hat mir gar keine Antwort gegeben, aber das Frankenſtück vor die Füße geworfen, ſo daß ich darauf und daran geweſen bin, ihm eine Ohrfeige zu geben, wenn ich meine Hand an einem Knecht hätte beſchmutzen mögen.“ Es ſei beſſer, er habe das nicht gethan, ſagte Joggeli. Das werde Uli geweſen ſein, der Meiſterknecht, ein guter Knecht, aber oft habe er lange den Koller, ſo daß nichts mit ihm anzufangen ſei. So Einen würde er doch nicht haben, ſagte der Händler. Er ſei ſo bös nicht, ſagte die Mutter, und für das Land und das Vieh ſei er beſonders gut, ſie hätten noch keinen ſo gehabt, und ſo einen wüßten ſie nicht mehr zu bekommen. Das müßte bös ſein, ſagte der Bräutigam. Wenn ſie ihm den Auftrag geben wollten, ſo wolle er ihnen einen verſchaffen um einen billigen Lohn, wo ſie dann wüßten, daß

ſie einen Knecht hätten. Diesmal ſchnitt die Mutter das Geſpräch ab und kam auf etwas Anderes. Endlich begann der Bräutigam davon zu reden, noch heute das Aufgebot zu beſtellen zu Uetligen. Die Mutter ſchlug über dieſe Eile die Hände über dem Kopf zuſammen, Joggeli ſchüttelte den Kopf und ſagte: das Preſſir gefalle ihm nicht. Eliſi ſagte, das Wetter ſei ſehr häßlich, ſie möchte warten bis morgen. Dieſe Meinung ging endlich durch, und der Herr blieb da über Nacht. Er ſuchte während dem Abend ſein vermeint Vergehen gegen Vreneli gut zu machen, trappete ihm nach und wollte nach ſeiner Weiſe artig mit ihm ſein. Eliſi merkte es aber, und er hatte Mühe ſelben Abend, ein gutes Wort von ihr zu erhalten. Dem Vreneli packte Eliſi gräßlich aus, hielt ihm Anläſſigkeit vor, daß es ihr den Bräutigam verführen wolle, daß ſie geſehen, wie ſie mit den Augen ein Verſtändniß hätten, daß ſie, wenn ſie einmal verheirathet ſei, keinen Fuß mehr ins Haus ſetzen wolle, ſo lange eine ſolche ſchlechte Dirne darin ſei. Das ſei ein ſchöner Dank, daß man es ſo lange um Gottes Lohn gehabt habe. Vreneli war nicht von denen, welche Perſonen wie Eliſi ſchwiegen. „Die ſchlechte Dirne," ſagte Vreneli, „kannſt du für dich behalten und deinen Schlingel auch, den möcht ich nicht, wenn ich noch einmal nichts hätte. Aber im Weg will ich dir nicht mehr ſein, ich bin lange genug um Gottes Lohn hier geweſen. Was man an mir gethan, glaube ich abverdient zu haben und begehre nun nicht oben darauf als Trinkgeld, daß man mir alle Tage vorhält, was längſt vergangen iſt, und was dich nichts angeht, denn du haſt nichts an mir gethan, als mich geplagt, wo du konnteſt. Eines ſolchen Affengeſichts wegen wollte ich ein Narr ſein zu plären und mir die Sache zu Herzen zu nehmen. Aber aus dem Wege will ich dir, darauf zähle. Und jetzt laß mich ruhig, deine Baumwollenherrenfratze wird wohl auf dich warten." Eliſi wäre dem Vreneli ins Geſicht gefahren, wenn ſie nicht zu gut gewußt hätte, daß Vreneli ſich von niemand auf den

Leib kommen ließ. Sie war schon einige Male bei solchen Anfällen von Vreneli an den Armen fest gehalten worden, daß man die Zeichen noch Tage lang sah.

Die sämmtlichen Hochzeitgeschichten aller Art, die Hochzeit selbst ꝛc. wollen wir überspringen, denn mit dem Baumwollenhändler haben wir es eigentlich nicht zu thun, sondern mit Uli, daher uns schon zu lange mit dieser unbedeutenden Nebenperson abgegeben. Als dieselbe aber einmal aufgetreten war, wollte sie sich bei ihrer angebornen jüdischen Zudringlichkeit nicht so schnell abfertigen lassen, und noch jetzt nach gefaßtem Entschluß werden wir Mühe haben, sie uns vom Leibe zu halten.

Uli's Stillschweigen und ruhiges Verhalten war den alten Eheleuten sehr sonderbar indessen nicht unangenehm vorgekommen. Es wollte ihnen scheinen, als hätten sie das Verhältniß zwischen Elisi und Uli zu ernsthaft genommen, und dieser sei froh, daß es gelöst sei, so daß er weiters nichts daraus machen, sondern da bleiben werde. Sie hatten nicht Zeit, während dem Hochzeitstrudel das Nähere zu erforschen, sondern nahmen getrost das Bessere an. Als die Geschichte aber verfurret hatte, mahnte die Mutter Joggeli, daß er Uli doch frage, was er gedenke, sie hätte alle gute Hoffnung, er werde bleiben. Joggeli meinte, wenn er nicht bleibe, so sei sie daran schuld. Ein Besserer wäre wohl zu bekommen, der Tochtermann hätte ihnen ja einen versprochen, aber man sei jetzt an Uli gewöhnt, daher sei es ihm recht, wenn er bleibe, aber hängen wolle er sich nicht, wenn er gehe. „Du bist immer der gleiche Tropf," sagte die Frau und ging zur Stube hinaus.

Als Uli einmal grasete, trappete Joggeli zu ihm und sagte: sie würden es, denke er, wohl haben wie gewöhnlich, einmal er sei nicht anders gesinnet, als daß Uli bleibe. „Nein, Meister," sagte Uli, „ich will fort; ihr müßt für einen Andern sehen." „Was kummt dich an?" sagte Joggeli; „hast du schon wieder zu wenig Lohn, oder hat dich der Johannes mir abge-

stohlen?" „Keins von beiden," sagte Uli. „Aber warum willst du denn fort?" „He, man kann nicht immer an einem Orte sein," sagte Uli. „Und wenn ich dir noch vier Thaler hinzu mache?" fragte Joggeli. „Um hundert bliebe ich nicht. Es ist mir erleidet, und wenn es mir einmal erleidet ist, so behält mich kein Geld." Mißmuthig steckelte Joggeli dem Stübli zu und sagte seiner Frau: „Da hast du es jetzt, Uli will nicht bleiben; gehe und suche jetzt einen Andern, ich will nichts damit zu thun haben."

Wie auch die Frau fragte: „Warum, was hat er gesagt?" so antwortete Joggeli nichts darauf als: „Frag ihn selbst." Und als sie fragte: „Was fangen wir jetzt an?" so sagte er: „Da siehe du zu, ich habe von Anfang an gesagt, das komme so." Weiteres brachte sie auf ihre Fragen nicht heraus. Da ging sie hinaus in die Küche, wo Vreneli waltete, die ihre Vertraute war in allen häuslichen Angelegenheiten, und sagte: „Denke auch, Uli will fort! weißt du, warum?" „Aparti nicht," sagte Vreneli, „aber Elisi hat es ihm wüst gemacht, und er wird denken, er wolle nicht da den Leuten zum Gespött sein und dazu sein Lebtag für Andere arbeiten, wenn man es ihm am Ende so mache." „Aber was sollen wir jetzt auch anfangen?" sagte die Mutter, „so Einen kriegen wir nicht wieder. Er ist manierlich, fromm, arbeitsam, es ist Allen wohl dabei, man hat nichts von Streit gehört, und wenn er fortgeht, so ist alles anders; ich darf gar nicht daran denken." „Es geht mir gleich," sagte Vreneli. „So wie es geht mag ich nicht mehr dabei sein. Es ist mir leid, Base, aber ich muß Euch bei dieser Gelegenheit auch sagen, daß ich nicht mehr da bleiben kann, ich will auch fort." „Was, du? was hab ich denn dir zu leid gethan? Uli und du werdet es abgeredet haben?" „Nein, Base," sagte Vreneli, „Uli und ich haben nichts mit einander abgeredet, wir haben nichts mit einander. Ihr habt mir auch nichts zu leid gethan, Base, Ihr seid immer eine Mutter an mir gewesen, und wenn

Alles wider mich geweſen iſt, ſo habt Ihr Euch meiner angenommen; ich werde Euch das nie vergeſſen, ſo lange ich lebe, und ſo lange ich bete, werde ich für Euch beten, daß der liebe Gott Euch vergelten wolle, was Ihr an mir gethan." Und Breneli weinte und reichte der Baſe die Hand, welcher auch wieder große Tropfen über die rothen Backen rollten. „Aber warum, du wüſtes Meitli, willſt dann fort, wenn du mich lieb haſt und ich dir nichts zu leid gethan?" fragte dieſe. „Ich bin an dich gewöhnt, du haſt mir alles zuver gethan. Wenn ich etwas habe machen wollen, ſo war es gemacht; wie ſoll ich jetzt, wo ich alle Tage älter werde, bald nichts mehr mit mir iſt, die ſchwere Haushaltung machen?" „Baſe, es iſt mir leid, aber ich muß fort, ich habe mich verſchworen, ich wolle mir von Eliſi nicht allemal wüſt ſagen laſſen, wenn ſie mit ihrem Mann kommt. Allemal hält ſie mir vor, ich wolle ihr den Mann verführen, und hält mir alle Suppenbrocken vor, die ich hier gegeſſen. So kann ich nicht länger dabei ſein. Wenn mich ihr Schlingel einmal anrührte, ich ſchabte mir die Haut bis auf den Knochen ab, ſo ekelt er mich an. Ich habe Eliſi geſagt, ich wolle ihr aus dem Wege und wolle mir nicht alles vorhalten laſſen, ich ſei jetzt nicht mehr da um Gottes Lohn." „Ach," ſagte die Mutter, „du mußt dich Eliſi's nicht achten; du kennſt ſie ja, ſie iſt immer eine wüſte geweſen, und was ſie ſagt, hat nichts zu bedeuten. Warum läßſt du mich entgelten, was ſie dir ſagt?" „Dafür kann ich, weiß Gott, nichts," ſagte Breneli. „Warum kann Eliſi niemand in Zucht und Ordnung halten? Ich muß ihr aus dem Wege. Dann iſt noch Eins, aber ich will es nur Euch geſagt haben. Ihr Mann iſt allerdings mehr hinter mir drein, als nöthig iſt, das wüſte Böckli! Aber nehme er ſich nur in Acht, kommt er mir zu nahe, ſo überſchlage ich ihn, daß er mit den Beinen am Himmel hängen bleibt. Ach, Baſe, das geht jedenfalls nicht mehr gut hier; ich könnte ohnehin ſo nicht mehr dabei

ſein; der Tochtermann macht ſchon jetzt, als ob er nur zu befehlen hätte und ſchon alles ſein wäre.

Daran war etwas Wahres. Die reiche Fülle, welche bei der üblichen Sparſamkeit in der Haushaltung herrſchte, wo es auf eine Maaß Milch, ein Pfund Butter, ein Brot mehr oder weniger nicht ankam, über die Eier keine Rechnung geführt, Arme, ohne ſie zu zählen, geſpeiſet wurden, hatte er aufs Korn genommen. Manchmal ſchon in der kurzen Zeit hatte er dem Joggeli vorgerechnet, wie viel er eigentlich ſollte verkaufen können; jetzt trage ihm das Gut nicht einmal zwei Procente ab. Wenn er das Geld für das Gut in ſeinem Geſchäfte hätte, ſo wollte er wenigſtens acht Procente daraus ziehen. Alle Mal darauf hatte dann Joggeli gemuckelt, über den vielen Verbrauch mit ſeiner Frau geſtritten und gemeint, ſie ſollte da oder dort abbrechen. Als man den Baumwollenherrn in Speicher und Kammern herum geführt, in Schränke und Käſten hatte blicken laſſen, erſtaunte er über die reichen Vorräthe. Das trage doch gar nichts ab, ſagte er, das verliege ja. In den Sachen liege ein bedeutend Kapital, das nicht nur kein Procent abtrage, ſondern ſich am Ende ſelbſt aufzehre. Wenn ſie nur das Ueberflüſſigſte verkaufen wollten, und gerade jetzt ſei ein günſtiger Moment, ſo garantire er ihnen, wenigſtens zweitauſend Gulden wollte er löſen. Aber er würde es nicht den Unterhändlern hier verkaufen, die gewöhnlich fünfzig Procent Gewinn nähmen, ſondern direkt den erſten Abnehmern. So hatte er ihnen Garn, Flachs, Tücher, Schnitze, Korn, Kirſchbranntwein abgeſchwatzt, bedeutend, Kiſten und Kaſten geleert, daß der guten Mutter das Herz blutete und ſie ſich des Weinens faſt nicht enthalten konnte: ſo entblößt von Vorräthen, klagte ſie, ſei ſie nie geweſen, ſeit ſie hier haushalte. Behüte Gott vor einer theuren Zeit, ſie wüßte nicht, was ſie anfinge, ſie dürfte nirgends warten. Er hatte Nachricht gebracht, daß er alles vortrefflich verkauft, aber kein Geld. Er habe es gegeben, wie es im Handel üblich ſei, auf halbjährigen Kredit,

hatte er flüchtig gesagt. Das wollte Joggeli eben auch nicht am besten gefallen.

Kapitel 23.

Von einer andern Fahrt, welche durch keine Rechnung fährt, sondern unerwartet eine schließt.

Das fiel der guten Mutter alles auf das Herz und daß dazu Uli und Vreneli fort wollten, daß dann der Tochtermann das Heft ganz in die Hand kriege, daß sie die Haushaltung machen solle mit nichts, gegen die Armen knickern, daß man ihr jede Kelle Mehl nachrechnen werde und alle ungeraden Male, wenn sie das Kuchenbacken anfäme — und es kam sie ein Elend an, daß sie niedersitzen und weinen mußte, daß man die Hände hätte waschen können unter ihren Augen, so daß selbst Joggeli hinaus kam und sagte, sie solle doch nicht so plären, es hörten es ja alle Leute und könnten meinen, was sie hätte. Was er gesagt habe, sei ja nichts gewesen; sie wisse ja wohl, daß er zuweilen etwas sagen müsse. Auch Vreneli tröstete und sagte, sie solle das nicht so schwer nehmen, es gehe ja am Ende alles leichter, als man denke. Sie aber schüttelte den Kopf und sagte, man solle sie ruhig lassen, sie müsse sich selbst fassen können, das Reden helfe ihr nichts. Sie rang nach Fassung manchen Tag. Man sah sie umher gehen schweigend, als ob sie Schweres im Kopfe wälze, sah sie hier und dort, wo sie sich unbemerkt glaubte, absitzen, die Hände in den Schooß legen, hie und da den Zipfel der Schürze ergreifen und mit der Rückseite die Augen trocknen. Endlich schien es ihr zu leichten, das Ungewisse schien verschwunden, sie sagte: es sei ihr viel wöhler um das Herz, aber es dünke sie, sie möchte wo hin, es sei ihr noch immer nicht recht heiter vor den Augen, es besserte ihr, wenn sie einen Tag oder zwei fort

könnte. Joggeli hatte diesmal nichts dawider, seine Alte hatte ihm selbst Kummer gemacht. Sie könne ja zum Sohn oder zur Tochter fahren, wohin sie wolle; Uli solle sie führen, er hätte jetzt wohl Zeit, meinte er. Nein, sagte sie, dahin möge sie nicht, da sei ein ewiges Zänkeln, und wenn sie die Säcke mit Neuthalern füllte, sie hätte doch noch zu wenig. Aber es dünke sie, sie möchte einmal zu Vetter Johannes; man hätte es ihm schon lange versprochen, nie gehalten, und sie sei nie dort gewesen. Sie sehe da einen neuen Weg, eine unbekannte Gegend und könne vielleicht am besten vergessen, was sie drücke. Sie wolle Breneli mitnehmen, das sei auch lange nie fort gewesen. An Elisi's Hochzeit habe man es nicht mit genommen, und es sei doch auch billig, wenn das Meitschi einmal eine Freude hätte. Gegen das Letztere hatte Joggeli Manches einzuwenden, indessen diesmal der Alten zu lieb gab er nach und wollte zwei Tage sich gedulden.

Uli freute sich, als er hörte, wohin er mit der Frau fahren solle. Breneli dagegen wehrte sich lange, hatte hundert Gründe dagegen und gab erst nach, als die Base sagte: „Du bist mir doch ein wunderlich Ding, und kurz und gut du kommst mit, ich befehle es.“ Es war in den ersten Novembertagen eines schönen Herbstes an einem Samstag Morgen, als das Sitzwägeli vor dem Hause stand, der Rappe herausgenommen, vor der Stallthüre mit geschäftigen Händen aufgeputzt und endlich von einem der Knechte zum Fuhrwerk geführt wurde, während nun auch Uli seine Sonntagskutte anzog und stattlich mit der Peitsche in der Hand an das Fuhrwerk sich stellte. Nicht lange darauf kam Breneli, schmuck und schön wie ein aufgehender Morgen, einen kleinen Strauß an der Brust, und packte etwas ein. Dann kam die Mutter, geleitet von Joggeli, dem sie noch manche Anweisung zu geben hatte. „Die Leute werden glauben, ihr seiet eine Hochzeit,“ sagte Joggeli, „die fahren an einem Samstag im Lande herum. Breneli sieht gerade aus wie eine Hochzeiterin.“ „Etwas Dumms so,“

ſagte Breneli, und ward roth bis weit hinter die Ohren. „Uli muß noch ein Sträußchen haben, dann meinen es alle Leute," rief eine ſchnippiſche Magd, riß dem Uli den Hut vom Kopf und ſprang damit ins Haus. Zornig war Breneli aufgeſprungen im Wägeli: „Mädi, willſt du den Hut geben oder nicht? was braucht Uli einen Meien? wag' es nicht, einen Blumenſtock anzurühren!" Als Mädi nicht hören wollte, wollte Breneli von dem Wägeli ſpringen, aber die Mutter lachend, daß es ihre ganze Geſtalt erſchütterte, hielt es am Mieder und ſagte: „Was willſt du? laß das doch gehen, das iſt nur luſtig. Vielleicht ſieht man ja mich für die Hochzeiterin an, wer weiß?" Die ſämmtliche Hausbewohnerſchaft nahm an dem Spiele Theil und lachte über Breneli's Zorn, der ſich gar nicht wollte beſänftigen laſſen, während Uli in den Spaß eintrat und einen Hut tüchtig in den Kopf drückte, den Breneli ihm abzureißen ſuchte, um das eingeſteckte Sträußchen wegzunehmen. Es hätte ihm doch noch denſelben abgeriſſen, wenn nicht die Mutter geſagt hätte, es ſolle doch nicht ſo dumm thun, und den ſchönen Meien zerrupfen. Das wäre doch noch lange nicht das Gräßlichſte, wenn man ſie ſchon für ein Paar anſehen würde. Es wolle es aber nicht, ſagte Breneli, und nahm den eigenen Strauß von der Bruſt und hätte ihn fortgeworfen, wenn die Mutter nicht geſagt hätte: s eſolle doch nicht ſo dumm machen. Die, welche am wüſteſten thäten, die heiratheten zuletzt noch am liebſten, wenn es Ernſt gelte. „Einmal ich nicht, ſagte Breneli; ich will keinen Tropf, wie ſie Alle ſind. Ich wüßte nicht, was ich mit ſo einem Schnürſti anfangen ſollte." „He, wahrſcheinlich was die Andern!" ſagte die Mutter herzlich lachend und fuhr mit dem von nun an ſchmollenden Breneli in den ſchönen Morgen hinaus. In aller Farbenpracht hing das welke Laub an den Bäumen, unter ihm ſtreckte ſich grün und munter die junge Saat aus, ſpielte luſtig mit den blinkenden Thautropfen, die an der Spitze der zarten Hälmchen hingen; geheimnißvoll und duftig dehnte ſich über

alles der Himmel aus, der geheimnißvolle Schooß der Wunder Gottes. Schwarze Krähen flogen über die Aecker, grüne Spechte hingen an den Bäumen, schnelle Eichhörnchen liefen über die Straße und beguckten von einem rasch erreichten Aste neugierig die Vorüberfahrenden, und hoch in den Lüften segelten in ihrem wohlgeordneten Dreieck die Schneegänse einem wärmeren Lande zu, und seltsam klang aus weiter Höhe ihr seltsam Wanderlied.

Der Mutter verständig Auge schweifte lebendig über alles, ihre lauten Bemerkungen nahmen kein Ende, und manche kluge Rede ward zwischen ihr und Uli gewechselt. Besonders wenn sie durch Dörfer fuhren, häufte sich das Auffallende, und selten ein Haus bot ihr nicht Gelegenheit zu einer Bemerkung. Es sei doch nichts, wenn man immer daheim hocke, sagte sie, da sehe man immer das Gleiche. Man sollte von Zeit zu Zeit im Lande herumfahren, da sehe man nicht nur etwas für die Neugierde, sondern könne auch viel lernen. Man mache die Sachen nicht an jedem Orte gleich und an einem Orte besser als am andern, und so könne man das Beste daraus nehmen. Sie waren nicht viel mehr als zwei Stunden gefahren, als die Mutter schon davon zu reden anfing, daß sie dem Rappen etwas würden geben müssen. Er sei es nicht gewohnt, so lange zu springen, und sie wollte lieber ihn gesund wieder heimbringen. „Halt du beim nächsten Wirthshaus," sagte sie auf Uli's Einreden, „und sieh, ob er nicht ein Viertelchen Hafer nimmt. Es ist mir auch anständig, etwas zu genießen, es will mich schier anfangen zu frieren."

Dort angekommen, befahl sie Uli: „Wenn das Roß den Hafer hat, so komm hinein." Noch unter der Thüre kehrte sie um und rief: „Hast du gehört? komm dann!" Nachdem drinnen die Wirthin mit der Schürze die Bänke abgewischt, gefragt hatte: „Womit kann man aufwarten?" eine gute Flasche und ein wenig Thee befohlen war, setzten sich die Frauen, sahen in der Stube herum, machten halblaut ihre Bemerkungen und

wunderten ſich, daß es an dieſer Uhr nicht ſpäter ſei; aber Uli ſei raſch gefahren, man ſehe, es preſſire ihm hin zu kommen. Als endlich das Verlangte da war mit der Entſchuldigung, es ſei wohl lang gegangen, aber das Waſſer ſei nicht warm geweſen und das Holz habe nicht brennen wollen, ſagte die Mutter zu Vreneli: es ſolle doch Uli rufen; ſie wiſſe nicht, warum der nicht komme, ſie hätte es ihm doch zwei Mal geſagt. Als er da war und gehörig Geſundheit gemacht hatte, wollte die Wirthin ein Geſpräch anfangen und ſagte: es ſei heute auch ſchon eine Hochzeit durchgefahren. Da lachte die Mutter gar herzlich auf. Uli lächerte es auch, hingegen Vreneli wurde hochroth und zornig und ſagte: es ſeien nicht alles Hochzeite, was heute auf der Straße ſei. Es würden andere Leute auch noch das Recht haben, am Samſtag herumzufahren; die Straße werde nicht bloß für Hochzeitleute ſein. Sie ſolle doch recht nicht zürnen, ſagte die Wirthin, ſie kenne ſie ja nicht, aber es hätte ihr geſchienen, ſie ſchickten ſich wohl für einander, ein ſo hübſches Paar hätte ſie nicht bald geſehen. Die Mutter tröſtete die Wirthin, ſie ſolle ſich nur nicht ſo lange entſchuldigen, ſie hätten ſchon daheim ein großes Gelächter gehabt und gedacht, es werde ſo gehen, und ſchon damals ſei das Meitſchi ſo bös geworden. „Das iſt nicht ſchön von Euch, Baſe, daß Ihr mich auch helfet plagen," ſagte Vreneli; „wenn ich das hätte wiſſen ſollen, ich wäre gar nicht mit gekommen." „Es plaget dich ja kein Menſch," ſagte die Baſe lachend; „du thuſt ſo dumm, es würde ſich ja manches Meitſchi freuen, wenn man es für eine Hochzeiterin anſehen würde." „Ich aber nicht," ſagte Vreneli, „und wenn man mich nicht ruhig läßt, ſo laufe ich noch jetzt heim." „Du wirſt den Leuten die Mäuler nicht verbinden können und kannſt froh ſein, wenn ſie nie etwas Aergeres über dich ſagen, antwortete die Baſe. „Das iſt mir genug, wenn mich die Leute verbrüllen mit Einem, den ich nicht will und der mich nicht will." Vreneli hätte noch lange geeifert, wenn nicht angeſpannt und weiter gefahren

worden wäre. Sie rückten raſch vor. Die Meiſterin ſagte öfters: „Mach es nicht zu ſtark, Uli; wenn es nur dem Thier nichts ſchadet.“ Als ſie hörte, daß ſie nur noch eine Stunde von Erdöpfelkofen ſeien, befahl ſie, im nächſten Wirthshauſe zu halten. Dort wollten ſie etwas zu Mittag eſſen, ſie hätte Hunger und ſie möge Vetter Johanneſe nicht zur Mittagszeit kommen, das gebe gar viel Umſtände. So im Nachmittag ſei es am Anſtändigſten und Kommodeſten, da könne man es mit einem Kaffee machen, das ſei bald gemacht, und man nehme es doch gern. Uli gehorchte, fuhr vor, und höflich wurden ſie vom Stubenmädchen empfangen. Daſſelbe führte ſie in eine Stube und öffnete ſie mit den Worten: „Geht nur hinein, es ſind ſchon Zwei drinnen,“ und drinnen empfing ſie der Ruf: „Das geht gut, da kommt noch Eins“ — Hochzeitpaar nämlich! Die Baſe lachte, daß es ſie über und über ſchüttelte, und ſagte: „Du ſiehſt, es muß ſein. Du magſt dich wehren, wie du willſt, eine Hochzeiterin mußt du ſein.“ Da hinein bringe es niemand, ſagte das zornig gewordene Breneli, und wenn das den ganzen Tag ſo gehen ſolle, ſo laufe es zu Fuß heim. „Und von dir, Uli, iſt es auch nicht brav, daß du nicht witziger biſt als ſo; du thäteſt ſonſt deinen Strauß von dem Hut. Ich halte dir aber nichts darauf, weißt du es nur.“ Da ſagte Uli: bös wolle er es nicht machen, er hätte es für einen Spaß angeſehen. Wenn es es aber ſo nehme, ſo wolle er ihm gerne ſeinen Strauß geben oder heim gehen, ſie könnten mit dem Rappen wohl fahren, er ſei ſicher. Breneli nahm den Strauß und ſagte: „Ich danke dir!“ Aber die Baſe ſagte: „Ich hätte ihm ihn nicht gegeben, ihr habt euch einander nicht zu verſchämen.“ „Und kurz und gut, Baſe, ſei das, wie es wolle, ſo will ich nichts davon, und zu den Hochzeitleuten will ich nicht, und wenn ihr nicht mit mir in die Gaſtſtube kommen wollt, ſo laufe ich heim auf der Stelle,“ begehrte Breneli auf. „Das iſt mir doch ein Mädchen das, ſagte die Baſe. Uli, wenn ich an

deiner Stelle wäre, ſo würde ich böſe über ſolche Reden.“ „Meinethalben werde er,“ ſagte Vreneli, „aber Uli iſt weiſer als andere Leute und hat nicht Freude an ſolchen Dummheiten.“ „Warte nur, Vreneli,“ ſagte die Baſe, „es kommt dir noch anders, zähle darauf. Eine Hochzeiterin zu ſein, iſt am Ende doch eine ſchöne Sache.“ „Was eine ſchöne Sache!“ fuhr Vreneli auf, „ein armer Teufel iſt eine Hochzeiterin, und Hochzeit haben iſt ärger als ſterben. Beim Sterben kann man doch etwas daran machen, daß man ſelig wird; beim Hochzeithalten weiß man nie, ob einen nicht der Teufel nimmt. Meint man, man habe den Beſten und der Himmel ſei voller Geigen, ſo ſind es zuletzt lauter Donnerwetter und man hat den wüſteſten Hund.“ „O Mädchen,“ ſagte die Baſe, „akkurat wie jene Bettlerin haſt du es, welche geſagt hatte, ſie möchte keine Bäurin werden von wegen den Küchlene, das ſei ihr ein Hundefreſſen, welches ſie nicht ertragen möge, und welche man gleich darauf in einem Keller erwiſchte, wo ſie einen ganzen Korb voll ſtehlen wollte. Vor ſolchen Reden hüte dich, man verſündigt ſich ſehr leicht damit, und iſt man auch ärgerlich, ſo muß man doch ſeinem Mund eine Rechnung machen. Man weiß nie, was es einem geben kann, und kommt man in die Lage, gegen die man ſich verſchworen hat, ſo ſteigen dann die vermeſſenen Worte herauf wie aus den Gräbern die Geſpenſter und verfolgen einen als böſe Geiſter, daß man keine Ruhe mehr hat Tag und Nacht, denen ſchon Mancher nicht anders zu entrinnen wußte als durch den Tod.“ „Baſe,“ ſagte Vreneli, „ich wollte euch nicht böſe machen, und auch dich nicht, Uli, aber laßt mich ruhig. Ich bin nichts als ein arm Mädchen und muß mich wehren, wenn man mich zu noch Wenigerem machen will.“ „Na, Mädchen,“ ſagte die Baſe, „das fällt ja niemand ein; es wäre manche reiche Tochter froh, ſie wäre was du. Ich wollte gerne weniger haben, ja ein Ziemliches weniger, wäre Eliſi wie du. Du machſt einen jeden Mann glücklich, ſei er reich oder arm.

Dich kann man ſtellen, wohin man will, und Eliſi iſt helf mir Gott nichts und wird nichts. Wie das kam, weiß ich nicht, habe ja euch beide erzogen. Es wird Einem nicht gegeben ſein wie dem Andern. Du magſt anrühren, was du willſt, ſo ſteht es dir wohl an; wenn ich ein junger Burſche wäre, ſo ſagte ich: die und keine Andere! Was aber Eliſi macht, iſt ungeſchickt; wohl, da wird es noch Verdruß geben, der mich ins Grab bringt." Der guten Mutter ſchoſſen die Thränen in die Augen, und Vreneli, das bei ſich ſelbſt gedächt hatte, es könnten Zwei an einem Orte und von der gleichen Perſon erzogen werden und doch ungleich, ſagte dieſes nicht, ſondern tröſtete: es werde wohl nicht ſo bös gehen, ſondern beſſer kommen, als man denke. Aber die Baſe ſchüttelte den Kopf und klagte fort, wie ſie gedacht hätte, wenn Eliſi einmal verheirathet ſei, ſo werde ſie auch etwas angreifen, es werde ihr ſchon noch anders kommen; aber es komme ihr nicht. Den ganzen Tag habe ſie die Hände über einander, mache die Dame; ſie ſei ein Schlärpli und werde ihr Lebtag eins bleiben. Wenn ſie ihr nur den Zehntel eingeben könnte, was Vreneli ſei, ſo wollte ſie glücklich ſein. Dem Vreneli gehe alles von der Hand, es möge ſein, was es wolle, und alles ſei immer gemacht, es ſcheine manchmal, es könne hexen, und wenn Eliſi an einem Stuhle den Staub abwiſchen ſollte, ſo hätte ſie einen ganzen Tag daran und den andern müßte ſie im Bette liegen. Manchmal ſei im Nachmittag noch kein Bett gemacht und Abends um neun Uhr wiſſe man noch nicht, was man zu Abend eſſen wolle. Es wäre ihr die Galle übergelaufen, als ſie das geſehen. „Aber ſagt es daheim niemanden, ich möchte nicht, daß es ruchtbar würde," ſetzte ſie hinzu und trocknete ſich die Augen. Vreneli war wieder gut geworden; das Lob hatte ihm wohl gethan, es wußte eigentlich nicht warum. Es ſchwatzte, rühmte, ſchalt das Eſſen, ſchenkte ein und neckte Uli, er hätte immer nur leer. Die Mutter vergaß auch ihren mütterlichen Jammer und fröhlich fuhr man wieder ab, dem

vetterlichen Hauſe zu. Uli hatte nun viel zu erzählen, wem dieſes Haus gehöre, wem jener Acker. Als er den erſten Acker ſah, welcher dem Vetter Johannes gehörte, lachte ihm das Herz im Leibe. Alles, was er auf demſelben geſchafft, ging wieder in ihm auf; von weitem zeigte er ihn, pries ſeine Eigenſchaften. Dann kam ein anderer und wieder ein anderer, und ſie fuhren zum Hauſe, ehe ſie daran dachten. Dort machte man Kohl ein vor dem Hauſe unter dem Dache, die ganze Haushaltung war da verſammelt. Alles hob die Köpfe auf, als das unerwartete Wägeli daher kam. Erſt kannte man die Leute nicht, dann erhob ſich ein Geſchrei: „Es iſt der Uli, der Uli," und die Kinder ſprangen ihnen entgegen; dann ſagte Johannes: „Die Baſe in der Glungge kommt mit; was Tauſends kommt die an, was bringt die wohl?" Er und ſeine Frau traten nun auch hinaus, reichten die Hände auf's Wägeli hinauf zum Willkommen, und Eiſi, des Johannes Frau, ſagte: „Grüß Gott, Uli, bringſt uns deine Frau?" Da lachte die Baſe wieder herzlich auf und ſagte: „Da hört ihr es, es wird ſein müſſen; ihr mögt nun wollen oder nicht, alle Leute ſagen es ja." „An allen Orten ſieht man uns für eine Hochzeit an," erläuterte Uli, „weil wir am Samſtag mit einander fahren, wo ſo viele Hochzeiten auf der Straße ſind." „He, und nicht nur das," ſagte Johannes, „ſondern es dünkt mich, ihr ſchicket euch nicht übel zuſammen." „Hörſt, Breneli, ſagte die Baſe," „der Vetter meint's auch; da hilft wehren nichts mehr." Bei Breneli hatte Weinen mit Lachen gekämpft, Zorn mit Spaß; endlich überwand es ſich der Leute wegen, das Letztere ſiegte, es antwortete: es hätte immer gehört, wenn es eine Hochzeit geben ſolle, ſo müßten Zwei wollen; bei ihnen aber wolle gar Keins, und ſo ſehe es nicht ein, wie etwas aus der Sache werden ſollte. „Was nicht iſt kann werden," ſagte des Johannes Frau, „ſo etwas kommt oft ungeſinnet." „Es merke einmal noch nichts davon," ſagte Breneli, brach dann aber ab und gab die Hand noch ein Mal und ſagte: wie frei es ſei,

daß es mitgekommen, aber die Base habe es haben wollen, sie könne es jetzt entschuldigen, wenn es ihnen in den Kosten sei. Es freue sie gar wohl, daß sie einmal gekommen, sagte die Hausfrau, und hieß dringlich hinein kommen, was die Andern auch sagten: sie wollten sie nicht versäumen, vor dem Hause bleiben, helfen, es sei so schön und freundlich da außen!

Wie sie nun auch sagten, sie hätten nichts nöthig, hätten erst gegessen, so wurde doch gefeuert, und nur durch dreimaliges Hinausgehen konnte eine förmliche Mahlzeit verhindert, die Gutthätigkeit auf einen Kaffee zurückgebracht werden. Breneli hatte bald mit dem ältesten Mädchen, welches aus einem rührigen Kinde eine schöne Jungfrau geworden war, Freundschaft geschlossen und mußte alle dessen Herrlichkeiten in Augenschein nehmen. Uli blieb aus schuldigem Respekt nicht gar lange in der Gesellschaft; die ältern Leute wurden allein gelassen. Endlich mit einem schweren Seufzer begann die Base, sie müsse wahrhaftig gerade sagen, warum sie komme, sie hätte nirgends besser hin gewußt um Rath und Hülfe als hierher. Der Johannes hätte ihnen schon so oft gedienet, daß sie gedacht, er lasse sie diesmal auch nicht im Stich. Es sei alles so gut gegangen bei ihnen, es sei eine Freude gewesen. Freilich hätte eine Zeit lang Uli ihr Elisi in den Kopf genommen, aber daran sei das Meitschi selbst schuld gewesen, und sie glaube, Uli hätte zuletzt doch eingesehen, daß das Meitschi nichts für ihn sei. Da hätte sie das Unglück in den Gurnigel hinaufgeschlagen, dort die Elisi einen Mann aufgegabelt, und seither sei alles wie zerstört. Ihr Sohn thue wüst, der Tochtermann sei nicht, wie er sein sollte, sei ein grusam interessirter, meine, sie solle nichts mehr brauchen in der Haushaltung. Elisi hätte immer Streit mit Breneli; das wolle nun fort deswegen, Uli wolle fort, alles falle wieder auf sie und sie wisse um ihr Leben nichts anzufangen, sie hätte manche Nacht kein Auge zugethan und an einem Rucke pläret, daß es ihr in ihren alten Tagen so gehe. Da sei ihr Eins

in Sinn gekommen: es könnte ihnen doch sicher kein vernünftiger Mensch etwas dawider haben, wenn sie das Gut in Pacht geben würden; dadurch falle ihr die Last ab. Und da hätte sie gesinnet, einen bessern Pächter als Uli, der ihnen zu allem sehe und ehrlich und brav sei, könnten sie nicht erhalten, und Uli könnte da auch sein Glück machen; denn daß er etwa hart gehalten werden sollte, das thäte sie nicht, es solle sein Nutzen sein wie der ihre. Aber sie hätte keinem Menschen etwas davon gesagt; sie hätte zuerst mit ihm reden wollen, was er dazu meine, und wenn er es gut finde, so möchte sie ihm anhalten, daß er mit Uli rede und der Sache sich annehme, bis sie im Reinen sei. Es dünke sie, wenn sie das zu Stande brächte, so wollte sie nichts mehr wünschen auf der Welt, wenn schon Manches gerade nicht sei, wie es sein sollte. Das sei wohl schön und gut, sagte Johannes, und es würde ihn für Uli freuen, aber da seien ihm zwei Sachen im Wege. Es sei eine gar bedeutende Uebernahme, und Uli habe dafür zu wenig Geld. „Er habe ein Schönes verdient, aber viel zu wenig, für alles anzuschaffen, was da nöthig sei. Er hätte kaum so viel, um im Handel etwas zu machen und nicht zur unrechten Zeit verkaufen zu müssen, woran die meisten Pächter gewöhnlich zu Grunde gingen. „Dann kann Uli nicht bloß mit Dienstboten haushalten, er muß eine Frau haben, und wo nun eine finden, die dem vorzustehen weiß? denn das giebt eine schwere Haushaltung." „Ich wüßte ihm eine," sagte die Base, „gerade das Meitschi, welches mit mir gekommen. Ein besseres giebt es nicht, und es und Uli haben sich an einander gewöhnt; wir könnten noch heute sterben, sie trieben die Sache fort, man merkte nicht, daß jemand fehlte. Es ist gesund, stark, und für so ein junges hat es gute Gedanken, es ist darin mancher Alten überlegen. Es hat freilich kein Vermögen, aber doch einen schönen Sparpfennig, viele Kleider, und ganz mit leeren Händen ließen wir es auch nicht. Ihr wißt wohl, wie es mit seiner Mutter gegangen ist. Wenn Uli Vreneli nähme, so

glaube ich, es würde für Beſatzung des Hofes an Geſchirr und Vieh und anderen Sachen wenig anzuſchaffen brauchen. Die Sache iſt da, man kann ihm ja alles in die Schatzung geben, ſo hat man es ja noch, wenn man den Hof wieder übernehmen will, und man braucht es nicht anzuſchaffen. Sie könnten anfangen, faſt wie wenn ſie die Kinder vom Hauſe wären.

„Das iſt ſchön und gut," ſagte Johannes; „aber Baſe, nehmt es mir nicht für ungut auf, aber fragen muß ich doch, ob Ihr glaubt, daß Alle ihre Einwilligung geben? Es ſind gar viele Leute, die zu der Sache reden müſſen, wenn ſie gehen ſoll. Was werden Eure Leute ſagen? Joggeli iſt zuweilen wunderlich! Und Eure Kinder werden auch darein reden und das Gut verpachten wollen, ſo hoch als möglich. Uli macht eine gewagte Sache. Ein einziges Fehljahr, eine Krankheit im Stalle oder ſo was bringt ihn zu Grunde. Auf einem ſolchen Gut ſind fünfhundert Gulden mehr oder weniger Ertrag nicht ſichtbar, während in einem Jahr zwei- bis dreitauſend Gulden verloren gehen können. Und will das Meitſchi Uli? Es ſcheint lebhaft und lebensluſtig, und Uli iſt nicht mehr jung, er hat einige dreißig Jahre auf dem Rücken." Das, ſagte die Baſe, mache ihr nicht den größten Kummer. Joggeli ſei am Ende froh abzugeben, und Uli ſei ihm als Pächter ſicher anſtändig; denn wenn er ſchon wunderlich ſei, ſo ſei er doch nicht der Wüſteſte gegen ſie und werde wohl einſehen, daß ein guter Pächter beſſer ſei als ſchlechte Knechte. Ihrem Sohn werde das das Rechte ſein. Er habe ſchon über den Schwager geflucht, er nehme alles fort, und das Gut müſſe zu Pacht gegeben werden. Auch halte er auf Uli viel und habe ihnen denſelben abdingen wollen. Auf den Tochtermann achteten ſie ſich nicht viel. Er rede ihnen zu viel in ihre Sache, und es wäre ihnen lieb, wenn ſie nicht noch zu der ſeinigen reden müßten. Vreneli, glaube ſie, thäte nicht am wüſteſten, wenigſtens habe es keinen Andern, das wiſſe ſie. Sie glaube, es ſehe Uli nicht ungern, und darum hätte es

heute ſo wüſt gethan, wenn man ſie für Hochzeitsleute angeſehen hätte. Sie fuhr fort: ſie ſelbſt ſei freilich alt, aber ſie hätte noch nicht vergeſſen, wie es die rechten Meitſcheni machen. Auf die heutigen anläſſigen Dirnen verſtehe ſie ſich freilich nicht. Uli mache ihr am meiſten Kummer. Der ſei ſo politiſch, man wiſſe nicht, woran man mit ihm ſei. Als Eliſi den Baumwollenhändler genommen, habe ſie geglaubt, er würde die Wände auf ſpringen, alles zerſchlagen, aber er habe kein ander Geſicht gemacht, kein Wort lauter geſprochen, es ſei geweſen, wie wenn alles ihn nichts anginge. „Uli iſt ein Burſch, er kann ſein Glück machen, wo er will; er iſt berühmt ringsum, und wenn mancher Herr wüßte, was das für ein Burſch wäre, es reute ihn kein Geld, er ſetzte an, bis er ihn hätte.“ Sie beſorge aber, er trage es ihnen wegen der Eliſi nach. Aber er ſollte dem lieben Gott danken, daß es ſo gegangen; er wäre ein unglücklicher Menſch geworden und hätte doch zuletzt an allem ſchuld ſein ſollen. Wenn Uli wollte, die Sache würde ſich machen, und ein Jahr in das andere gerechnet ſollte er ſeine fünfhundert Gulden ſparen. „Ich weiß, was der Hof abträgt, wenn man es treibt, wie Uli es treiben kann, wenn er und Vreneli zuſammen ſpannen. Das kann euch kochen, es iſt Allen recht, und ſie lecken noch die Finger bis an die Ellbogen, und braucht doch faſt die Hälfte weniger als Manche, die meint, wie ſie kochen könne, während doch die Dienſtboten allemal die Naſe zuhalten, wenn ſie nur bei der Küche vorbeigehen. Uli hat unſer Zutrauen, ein böſes Jahr hätte er nicht zu fürchten. Vetter Johannes,“ ſagte die Baſe, „du mußt doch nicht glauben, daß wir ſo wüſte Leute wären, ein ſchlechtes Jahr den Pächter allein tragen zu laſſen. Wenn wir den Hof ſelbſten hätten, ſo hätten wir ja auch das böſe Jahr, und warum ſollte es der Pächter allein entgelten, wenn es zu trocken oder zu naß iſt? es iſt doch immer unſer Hof, und was vermag der Pächter ſich deſſen, daß es nicht günſtigeres Wetter iſt? Es hat mich ſchon manchmal geärgert, wenn ein Lehen-

mann immer den gleichen Zins geben muß, gebe es etwas oder gebe es nichts. Nein, Vetter, Joggeli ist wunderlich, aber der Wüsteste doch nicht, und wenn alles fehlen sollte, so ist es dann nicht, daß ich nicht auch noch etwas hätte, womit ich nachhelfen könnte." „Base," sagte Johannes, „nehmt es mir nicht für ungut, aber wenn man etwas Rechtes machen will, so muß man von allem reden. Die Sache freute mich für Euch und Uli und auch für mich; denn an Uli ist mir etwas gelegen. Es ist wahr, er ist mir fast so lieb wie mein eigen Kind, und was ich für ihn thun kann, das spare ich nicht. Er hat mir auch von Elisi geredet, und da habe ich ihm die Sache mißrathen. Mein Rath ist ihm damals nicht recht gewesen, ich sah es ihm wohl an. Es nimmt mich wunder, ob er mir jetzt etwas davon sagt. Soll ich mit ihm von der Sache reden, ihn aushorchen von weitem, vernehmen was er im Sinne hat, oder gleich mit der Thüre in's Haus, oder wollt ihr zuerst mit Vetter Joggeli reden?" „Ich wäre lieber mit Uli und Vreneli im Reinen und deswegen bin ich mit ihnen gekommen," sagte die Base. „Fange ich Joggeli davon an und wollen später Uli und Vreneli nicht, so muß ich mein Lebtag hören, was ich da einmal Dumms hervorgebracht; von wegen er ist gar wunderlich und kann einem eine Sache nicht vergessen; daneben ist er der Wüsteste nicht. Wenn es sich dir schickt, Vetter, so horche Uli aus; es wäre mir sehr lieb, wenn ich wüßte, woran ich mit ihm wäre. Es dünkt mich, ich wäre wie im Himmel, wenn die Sache im Reinen wäre. Gefällt euch das Meitschi aber nicht auch?" fragte die Base. Johannes und seine Frau rühmten nun, wie hübsch es sei und appetitlich, und der Erstere versprach zu helfen, was er könne.

Selben Abend schickte es sich ihm nicht, er war mit Uli nie allein. Aber am andern Morgen, sobald sie gefrühstückt hatten, fragte Johannes den Uli: ob er mit ihm auf das Land hinaus wolle, er möchte ihm zeigen, was er angesäet hätte, und dies und jenes ihn fragen. Die Base mahnte, ja nicht lange

Uli der Knecht

Pag 355

auszubleiben, indem ſie zu rechter Zeit fortfahren wollten, um nicht zu ſpät heim zu kommen. Während nun Johannes' Frau der Baſe zuſprach, daß ſie heute noch hier bleiben ſollten, wandelten die Männer ab.

Ein ſchöner Morgen war es wieder. Ein Kirchthurm nach dem andern gab ſein Zeichen, daß es heute der Tag des Herrn ſei, die Herzen ſich öffnen ſollten dem Herrn, um Sabbath mit ihm zu halten, ſeinen Frieden zu empfangen, ſeine Liebe zu empfinden. Es ward den beiden Wandelnden auch feierlich im Gemüthe; über manchen Acker waren ſie gewandelt mit wenig Worten. Sie waren an einen Waldſaum gekommen, von wo man das Thal ſchwimmen ſah in dem wunderbaren herbſtlichen Duft und von vielen Kirchthürmen her das Geläute der Glocken hörte, welche die Menſchen zuſammen riefen, in den geöffneten Herzen den Samen zu empfangen, der ſechzig- und hundertfältig Früchte tragen ſoll in gutem Herzensgrunde. Schweigend ſetzten ſie ſich dort und ließen einziehen durch die weiten Thore der Augen und Ohren des Herrn herrliche Predigt, die alle Tage ausgeht in alle Lande ohne Worte; ließen in tiefer Andacht die Töne wiederklingen im Heiligthum ihrer Seelen. Endlich fragte Johannes: „Du bleibſt nicht in der Glungge?“ „Nein,“ ſagte Uli. „Nicht daß ich es ihnen zürne wegen Eliſi. Ich bin froh, daß es ſo gegangen. Erſt hintendrein ſehe ich, daß ich keine glückliche Stunde mit ihr gehabt hätte, und daß bei einem ſolchen böſen Schlärpli einen kein Geld glücklich macht. Ich kann nicht begreifen, was ich auch geſinnet habe! Aber ich mag doch nicht bleiben. Der Tochtermann iſt immer da, will anfangen zu regieren, plündert ſie aus, wo er kann, ſo daß ich nicht mehr dabei ſein mag; auch laſſe ich mir von dem nicht befehlen.“ „Aber was willſt du denn?“ fragte Johannes. „Das iſt es eben, was ich mit dir reden möchte,“ ſagte Uli. „Plätze bekäme ich genug, ich könnte auch zum Sohne, der würde mir Lohn geben, ſo viel ich wollte. Aber ich weiß es nicht: Knecht ſein iſt mir eben nicht zuwider, aber es dünkt mich,

wenn ich etwas Eigenes anfangen wolle, so sei es Zeit. Ich bin in den dreißig Jahren alt und gehöre schon fast zu den Alten." „Jä so," sagte Johannes, „hast du das Heirathen im Kopf?" „Gerade nicht," sagte Uli, „aber wenn ich heirathen will, so sollte es bald geschehen, und etwas Eigenes anfangen muß man auch, während man sich noch rühren mag. Aber ich weiß eben nichts anzufangen. Für alles habe ich zu wenig, denn was sind tausend Gulden, um etwas Rechtes anzufangen? Ich sinne noch immer daran, wie du gesagt hast, auf kleinen Gütchen schlage man den Zins nicht heraus, ein Pächter, der nicht Geld in den Händen habe, könne nicht wohl ein großes Wesen übernehmen und auf kleinen gehe er zu Grunde." „He," sagte Johannes, „tausend Gulden sind schon was, und es giebt hier und da Güter, wo man das Vieh und die Geräthschaften gleich gegen eine Besatzungs-Abschätzung mit übernehmen kann, so daß du die tausend Gulden zum freien Handel in der Hand behieltest, und wenn es dann noch mehr sein müßte, so fändest du wohl Leute, die Geld hätten." „Ja, aber die geben es mir nicht. Wenn man Geld will, so muß man gute Versicherung oder Bürgen haben, und wo die nehmen?" „He, Uli," sagte Johannes, „das ist eben, was ich dir auch gesagt habe: ein guter Name ist auch eine gute Versicherung. Vor fünfzehn Jahren hätte ich dir nicht fünfzehn Batzen geliehen; wenn du aber jetzt ein- bis zweitausend Gulden bedarfst gegen eine einfache Schuldanerkennung, so kannst du sie haben, oder wenn ich dir Bürge sein soll, so sprich zu. Wofür ist man auf der Welt, als für einander zu helfen?" „Das ist guter Bescheid," sagte Uli, „daran hätte ich nicht denken dürfen, und wenn ich etwas wüßte, ich wollte gleich darauf los." „Das thäte ich nicht," sagte Johannes. „Ich ginge zuerst auf eine Frau aus, und je nachdem ich eine hätte, finge ich etwas an. Es sind schon viele Leute zu Grunde gegangen nur deswegen, weil die Frau zu des Mannes Geschäft nicht paßte, oder weil sie nicht dazu passen wollte. Um ein Hauswesen gut zu führen, bedarf es eines einträchtigen

Willens. Haſt du einmal eine Frau und wählet ihr einträchtig ein Heimweſen zum Kaufen oder Pachten, welches ſich zu euch beiden ſchickt, ſo iſt ſchon viel gewonnen. Oder haſt du ſchon etwas der Art unter Händen oder im Auge?" „Nein," ſagte Uli. „Ich wüßte wohl Eine, aber die nimmt mich nicht." „Warum nicht," fragte Johannes, „iſt es wieder eine reiche Bauerntochter?" „Nein," ſagte Uli, „es iſt das Mädchen, welches mit der Frau gekommen iſt. Vermögen hat es aparti nicht, aber wer das bekommt, der iſt glücklich. Ich habe es ſeither ſchon manchmal gedacht, mit dem kommt Einer weiter, wenn es ſchon keinen Batzen hat, als mit der reichen Eliſi. Was es in die Hände nimmt, ſteht ihm wohl an; alles geräth ihm, und es iſt nichts, das es nicht verſteht. Ich glaube, es wird nie müde; am Morgen iſt es zuerſt und Abends zuletzt und den ganzen Tag nie müßig. Nie muß man auf das Eſſen warten, nie verſäumt es die Mägde, und es wird nie unwillig und übellaunig; je mehr zu thun iſt, deſto wohlgemuther wird es, während doch ſonſt die Meiſten, wenn ſie viel Arbeit haben, häſſig werden, und nicht gut bei ihnen zu ſein iſt. Es iſt ſparſam in allen Theilen und doch beſonders gut gegen die Armen, und wenn jemand krank wird, ſo kann es ihm nicht gut genug abwarten. Es iſt Keins weit und breit ſo." „Aber warum ſollteſt du das nicht bekommen," fragte Johannes, „haſſet es dich?" „Aparti nicht," ſagte Uli. „Es iſt gut gegen mich, und wenn es mir etwas zu Gefallen thun kann, ſo iſt es nie nein, und wenn es ſieht, daß ich möchte, daß etwas gemacht werde, ſo hilft es mir, ſo viel es kann, und kein einzig Mal legt es mir etwas in den Weg, wie es die Weiber oft haben, daß, wenn ſie ſehen, daß man etwas abſolut machen will, ſie abſolut etwas Anderes wollen und einem hinderlich ſind, wie ſie nur können. Aber etwas Hochmüthiges iſt in ihm; es kann es nicht vergeſſen, daß es aus einer vornehmen Familie iſt, wie ungern es auch von der Familie geſehen wird. Wenn ihm Einer nur ein wenig zu nahe kommt, ſo ſchnauzt es ihn an,

als ob es ihn fressen wolle, und etwa groben handgreiflichen Spaß mit ihm zu treiben, wie an vielen Orten üblich ist, das wollte ich Keinem rathen. Es hat schon Mancher eine scharfe Ohrfeige weggekriegt." „Aber das will noch gar nicht sagen, daß es dich nicht nehmen würde," sagte Johannes. „Wenn es sich schon nicht von einem Jeden will sagen und thun lassen, was demselben beliebt, so kann ich ihm das nicht für übel nehmen." „Ja dann ist noch Eins," sagte Uli. „Ich darf jetzt nicht mehr an Breneli sinnen. Würde es mir nicht sagen: nicht wahr, jetzt, wo du die Reiche nicht haben kannst, jetzt soll ich dir gut genug sein! hast du mir je die grün-gelbe Elisi vorziehen können, so will ich dich jetzt auch nicht; ich mag nicht Einen, der so mit einem verwelkten Grasstengel sich abgegeben hat. Das muß es mir zur Antwort geben, und doch habe ich auch während der Geschichte mit Elisi mehr an Breneli gesinnet als an Elisi. Erst jetzt merke ich, daß mir Breneli immer lieber gewesen ist. Wenn ich das Meitschi hätte, ich wollte ausbieten, einen Hof zu übernehmen und darauf mehr zu machen, als irgend ein Anderer. Aber jetzt ist es zu spät, es nimmt mich nicht, es ist gar ein Eigenthümliches." „He," sagte Johannes, „man muß nie den Muth verlieren, so lange ein Meitschi noch ledig ist. Das sind wunderliche Personen und thun gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was man ihnen zutraut. Wenn die Sache so ist, so wollte ich anklopfen, das Meitschi gefällt mir." „Nein, Meister, nicht um hundert Thaler wollte ich das Meitschi fragen. Ich weiß wohl, es bricht mir fast das Herz, wenn ich von ihm muß und es nicht mehr alle Tage sehen kann. Aber wenn ich es fragte und es würde mich verachten, nein sagen, ich glaube, ich hinge mich an die erste beste Leiter. Beim Dolder, ich könnte es nicht sehen, wenn es ein Anderer zur Kirche führte; ich glaube, ich würde ihn erschießen. Aber das heirathet nicht, das bleibt ledig." Da begann Johannes gar herzlich zu lachen und fragte: woher er wisse, daß ein solches Meitschi, dreiundzwanzig Jahre alt, ledig bleiben werde. „O,

ſagte Uli, es nimmt Keinen; ich wüßte nicht, wer dem gut genug wäre."

Da ſagte Johannes, ſie wollten doch machen, daß ſie heim kämen, ehe die Kirche aus ſei, er möchte nicht in die Kirchenleute laufen. Uli folgte ihm wenig redend, und was er redete, klang immer gegen Breneli zu, bald dieſes, bald jenes, und Johannes ſollte ihm verſprechen, ja kein Wort über ſeine Lippen zu laſſen von dem, was er ihm geſagt. „Du Gäuchel du," ſagte Johannes, „wem ſollte ich etwas davon ſagen?"

Die Baſe hatte daheim ſchon lange vor Ungeduld gezappelt, und ſobald Uli und ſein alter Meiſter in die Stube traten, ſagte ſie zu Uli: „Geh doch in die Stube, in welcher wir geſchlafen haben, und ſieh, was Breneli macht. Es ſoll einpacken, wir wollen fort." Uli fand das Mädchen vor einem Tiſche ſtehend, wo es eine Schürze der Baſe faltete. Uli ging ſachte hinter ihm, ſchlang den Arm ganz manierlich um daſſelbe und ſagte: „Die Baſe preſſirt." Breneli drehte ſich raſch um, ſah wie über dieſe ungewohnte Vertraulichkeit verwundert ſchweigend zu Uli auf. Dieſer fragte: „Biſt noch immer böſe auf mich?" „Ich bin über dich nie böſe geweſen," ſagte Breneli. „So gieb mir ein Müntſchi, du haſt mir noch keins gegeben," entgegnete Uli und bog ſich herab. In dieſem Augenblick wand Breneli ſich ſo kräftig los, daß Uli in die halbe Stube zurückfuhr, und doch war es ihm, als hätte er ein Müntſchi erhalten, er glaubte doch deutlich an einem gewiſſen Fleck Breneli's Lippen zu fühlen. Daſſelbe aber fuhr muthwillig über ihn her: es dünke ihns, er ſei zu ſolchen Flauſen wohl zu alt, und wahrſcheinlich werde die Baſe ihn nicht heraufgeſchickt haben, um mit ſolchem Narrenwerk es zu verſäumen. Er ſolle doch denken, was Stini, ſein alter Schatz, dazu ſagen würde, wenn es dazu käme. Es begehre nicht mit demſelben einen Tanz zu haben wie Uerſi. Dabei lachte es, daß es Uli ganz zerſchlagen zu Muthe ward und er die Thüre ſuchte ſo bald möglich.

Die Reise ging später vor sich, als man dachte. Denn als man anspannen wollte, mußte man zuerst noch zu einem Mahl, wobei des Johannes Frau ihre ganze Kochkunst, den ganzen Reichthum ihres Hauses aufgeboten hatte. Obgleich die Base in Einem fort sagte: „Herr Jeses, wer möcht' doch auch von allem essen," so war doch des Nöthigens kein Ende, und sie wurde nicht in Ruhe gelassen, bis sie erklärte: sie bringe wahrhaftig nichts mehr hinunter; wenn sie noch ein Brösmeli essen sollte, es würde sie versprengen.

Während Uli anspannte, drückte sie des Vetters Kindern neues Geld in die Hände, wie sie sich auch wehrten und ihre Eltern die Base mahnten, sie solle sich doch nicht solche Kosten machen, und den Kindern zusprachen, sie sollten doch nicht so unverschämt sein und es nehmen. Wenn sie es doch nahmen und zu der Mutter eilten und ihren Schatz zeigten, so hieß es: „Nein, es hat keine Art, wir müssen uns ja schämen." Und dann sagte die Base: es sei ja nicht der Rede werth und sie sollten doch recht bald zu ihnen kommen und es einziehen, was sie ihnen in den Kosten gewesen sei. Das werde schon geschehen, erhielt sie zur Antwort; aber sie hätte nicht so pressiren und noch einen Tag bleiben sollen. So unter vielen Reden kam sie endlich auf ihr Sitzwägeli und setzte oben das Reden fort, Breneli alle ihre gemachten Betrachtungen mittheilend, deren in der That nicht wenige waren, denn sie hatte Manches gesehen, von dem sie sagte: „Wenn ich jünger wäre und noch besser arbeiten könnte, das müßte mir auch sein." Zu allem redete Uli nichts, war mit seinem Rappen beschäftigt, den er tüchtig traben ließ, so daß endlich die Frau sagte: „Uli, fehlt dir etwas? Machst es dem Pferde nicht zu stark? Es ist nicht gewohnt, so zu laufen." Uli entschuldigte sich und erhielt den Befehl, etwas weiter als halben Wegs zu halten. Es sei ihr nicht nur wegen dem Pferde, sagte sie, sondern auch wegen ihr selbst. Schinken und Küchli zusammen machten ihr immer Durst. Breneli sagte, auch ihm sei es recht, es hätte

es gerade wie die Base, und heute würden sie doch in ein Wirthshaus können, ohne für eine Hochzeit gehalten zu werden. Man werde eher glauben, sie kämen von einem Leichengeleite, so mache Uli ein Gesicht. Er hätte keine Ursache, ein anderes zu machen, sagte Uli, am allerwenigsten seinetwegen. Am Samstag sei es nicht recht, wenn er lache, und am Sonntag nicht recht, wenn er nicht lache; es sei bald bös es zu treffen. „Du bist aufbegehrisch, Uli," sagte Breneli, „ich habe nicht gewußt, daß man dir nichts mehr sagen darf." „So, zanket recht," sagte die Base, „das gefällt mir; was sich liebt, muß sich zanken, und ihr machet gerade wie Zwei am Tage nach der Hochzeit." Eben darum wolle es ja nicht heirathen, sagte Breneli. So lange es ledig sei, mache es ein Gesicht für sich, wie es ihm gerade anständig sei. „Ich mache meine Gesichter auch für mich," sagte Uli, „und du brauchst sie gar nicht zu sehen, wenn sie dir nicht anständig sind. Habe nur noch ein wenig Geduld, so wird dir mein Gesicht nicht mehr im Wege sein." „Nit, Nit!" sagte die Base. „Machet einander nicht zu guter Letzt noch böse und kommt mir erzürnt heim. Man muß aus Spaß nicht gleich Ernst machen, sonst kommt man nicht durch die Welt. Und wenn man gleich so aufbrennen will, ach mein Gott, so ist es allerdings besser, man bleibe ledig! Ich bin als Meitschi auch aufbegehrischer Natur gewesen und habe nichts leiden wollen, aber wenn ich bei meinem Joggeli so hätte bleiben wollen, so lägen er oder ich oder beide im Grabe. Ich habe bald gesehen, daß Eins nachgeben, sich ändern müsse, und da ist die Reihe dazu an mich gekommen. „Nicht daß Joggeli nicht auch ein wenig nachgegeben hätte, er hat sich auch in Manchem gebessert. Ich glaube nicht, daß Zwei zusammen kommen auf der Welt, die sich nicht mehr oder minder ändern müssen, wenn sie glücklich bleiben wollen." „Darum ist es am besten, man bleibe ledig," sagte Breneli, „da kann man bleiben, wie man ist, und es schneidet einem niemand Gesichter für nichts und wieder nichts." „Eh, Breneli, sinnest denn

nicht an Gott, und daß der will, daß wir uns ändern und alle Tage besser werden? Ist dir der auch zu wenig, daß du um seinetwillen kein ander Gesicht machen willst, als dir anständig ist?" „Aber Base," sagte Vreneli, „wie kommt Ihr mir auch! Wir reden von einem Mann, und Ihr kommt mir mit Gott; da ist doch ja gar keine Aehnlichkeit. Wie einem Gott in Sinn kommen kann, wenn man von einem Manne redet, begreife ich nicht. Wenn man von Männern redet, so sollte einem immer der Teufel in Sinn kommen, denn er ist ja auch ein Mann, und er hat das Weib verführt; wäre er nicht gewesen, so wären wir glücklich geblieben. Von einer Frau Täfelin habe ich noch nichts gehört; das ist mir ein sicher Zeichen, daß der Teufel unter dem Weibervolk keine seinesgleichen gefunden hat, sondern nur unter dem Mannenvolk. Unter dem giebt es ja ganze Legionen, wie es in der Schrift heißt." „Versündige dich nicht, Vreneli," sagte die Base, „du weißt nicht, was dir bestimmt ist. Ich glaube, du redest nicht, wie es dir um's Herz ist, sondern wie alle Mädchen, wenn sie keinen Liebsten haben oder der Rechte ihnen noch nicht gekommen ist." So wie Vreneli den Mund zur Antwort aufthat, fuhr Uli, der ihnen ganz den Rücken gekehrt und gethan hatte, als höre er von allem nichts, zum bestimmten Wirthshause. Die Wirthin empfing sie und führte sie in eine besondere Stube, wie die Base verlangt hatte, nachdem sie dem Uli gesagt, er solle bald nachkommen. Dort befahl sie Wein und auch etwas zu essen, das Fahren mache hungrig, sie hätte es nicht geglaubt.

Es war alles da, nur Uli nicht. Die Wirthin war nach ihm ausgeschickt worden, kam wieder mit dem Bescheid, daß sie es ihm gesagt, aber er kam doch nicht. Da sagte die Base: „geh, Vreneli, und heiße ihn alsobald kommen." Vreneli drehte und meinte, man solle ihn doch nicht zwingen; wenn er hungerig oder durstig wäre, er würde schon kommen. „Wenn du nicht gehen willst," sagte die Base: „so muß ich zuletzt noch selber gehen." Da ging Vreneli ärgerlich und trieb mit bei-

henden Worten den bei den Keglern stehenden schmollenden Uli, der anfangs nicht kommen wollte, herbei. Seinethalben, sagte es, könnte er bleiben, wo er wäre, aber die Base befehle es. Er solle kommen, es hätte nicht Lust, ihm noch mehr nachzulaufen.

Uli kam endlich, auf die vielen Vorwürfe der Base, daß er sich so nöthigen lasse, wenig antwortend. Diese schenkte ihm tapfer ein, nöthigte zum Essen und schwatzte allerlei durch einander, wie es ihr bei Vetter Johannes wohl gefallen, und wie sie jetzt wohl merke, wo Uli seine Lehrzeit gemacht habe. Er müßte aber auch besonders wohl für sie gewesen sein, denn noch jetzt hingen die Kinder an ihm und die Eltern hielten ihn ja werth, fast wie ihr eigen Kind. „Du wirst wohl wieder zu ihnen wollen, wenn du bei uns fort gehst?" „Nein," sagte Uli. „Es ist sonst nicht üblich, daß man fragt, aber willst du mir es sagen, wo du hin kommst?" sagte die Base. Er wisse es noch nicht, sagte Uli, es hätte ihm noch nicht pressirt, einen Platz zu nehmen, obgleich er manchen hätte haben können. „Eh nun, so bleibe du bei uns, das schickt sich für beide Theile am besten; wir sind jetzt an einander gewöhnt." Sie solle es nicht für ungut haben, sagte er, aber er hätte nicht im Sinn, mehr Knecht zu sein. „Hast du etwas Anderes?" sagte sie. „Nein," antwortete er. „Wenn du nicht mehr Knecht sein willst, wie wäre es, wenn wir dir da unser Gut in Pacht geben würden?" Dies Wort traf Uli wie ein Stein. Er ließ die mit einem Stück Schafbraten beladene Gabel auf den Teller fallen, behielt den Mund aber offen, drehte seine Augen groß wie Pflugsräder der Base zu und starrte sie an, als ob sie aus dem Mond herab käme. Vreneli, das am Fenster gestanden war und sich über Uli's langes Essen geärgert hatte, drehte sich rasch um und horchte mit spitzigen Augen, was das geben sollte. „Ja sieh mich nur an," sagte die Base zu Uli, „es ist mir Ernst mit der Frage; wenn du nicht als Knecht bleiben willst, würdest du wohl als Pächter bleiben?" „Frau,"

ſagte endlich Uli, „wie ſollte ich Euer Pächter werden können? Das vermag ich nicht; da muß Einer anders mit Geld hinterſetzt ſein als ich. Ihr wollt mit mir nur Eure Flauſen treiben.“ „Nein, Uli, es iſt mir Ernſt,“ ſagte die Frau, „und mit dem nicht vermögen iſt das nichts, da könnte man ja machen, daß das Anfangen dich nichts koſtete; die Beſatzung: Vieh, Schiff und Geſchirr iſt da.“ „Aber was denkt Ihr, Frau,“ ſagte Uli,“ wenn das ſchon wäre, wer wollte mir Bürge ſein? Ein einziges Fehljahr brächte mich auf einem ſolchen Gut zu Boden. Das Geſchäft iſt zu groß für mich.“ „He, Uli, das wird ſich alles machen, und die wüſteſten Leute ſind wir doch nicht, daß wir einen Pächter, der uns anſtändig iſt, wegen einem einzigen Jahr zu Grunde gehen ließen. Sag nur, du wolleſt, ſo wird ſich das ſchon machen.“ „Ja, Frau,“ ſagte Uli, „und wenn das ſich ſchon machte, wer ſollte mir die Haushaltung machen? Das will da was heißen.“ „He, nimm eine Frau,“ ſagte die Baſe. „Das iſt bald geſagt,“ antwortete Uli; „aber wo wollte ich wohl eine finden, die gut dafür wäre und die mich nähme?“ „Weißt du keine?“ fragte die Baſe. Da ſtockte dem Uli das Wort im Munde, und verlegen grübelte er mit der Gabel auf dem Teller. Breneli aber ſagte raſch: es dünke ihns, es wäre Zeit fort, der Rappe habe den Hafer längſt gefreſſen und Uli werde auch bald genug haben, ſie könnten ein ander Mal mit einander Flauſen haben. Ohne auf dieſe Worte zu hören, ſagte endlich die Baſe: „Weißt du keine? Ich wüßte dir eine.“ Uli machte wieder Pflugsräder gegen die Baſe zu; Breneli ſagte: es möchte die auch wiſſen. Die Baſe, in ungeſtörter, ſchalkhafter Gemüthlichkeit, die eine Hand auf dem Tiſche, den breiten Rücken behaglich hinten am Stuhle, ſagte: „Errathe mal, du kennſt ſie wohl.“ Uli ſah herum an allen Wänden, er konnte das rechte Wort nicht finden, es war ihm, als ob er einen Erdäpfelbrei von einem ganzen Sack Erdäpfel im Halſe hätte, und Breneli trippelte ungeduldig hinter die Baſe und ſagte: ſie wollten doch machen und fort, es finſtere ja

ſchon. Aber die Baſe hörte Vreneli nicht, ſondern fuhr fort: „Kommt es dir nicht in Sinn? Du kennſt ſie wohl, es iſt ein arbeitſam Menſch, thut aber zuweilen etwas unartig, und wenn ihr nicht zuſammen zanket, ſo könnt ihr es ſonſt recht gut mit einander.“ Dazu lachte ſie recht herzlich und ſchaute Eins um's Andere an. Da ſchaute Uli auf, aber ehe er eine Antwort hervorgeworgt hatte, fuhr Vreneli dazwiſchen und ſagte: „Geh und ſpanne an; Baſe, man kann den Spaß auch zu weit treiben. Ich wollte, ich wäre nie mit gefahren. Ich weiß gar nicht, warum man mich nicht ruhig laſſen kann. Geſtern haben mich die Leute böſe gemacht, und heute wollt Ihr es noch ärger treiben. Das iſt nicht ſchön, Baſe.“

Uli war aufgeſtanden und wollte gehen, aber die Baſe ſagte: „Sitz ab und hör', es iſt mir Ernſt; ich habe ſchon manchmal zu Joggeli geſagt, es ſchickten ſich nie Zwei beſſer zuſammen, als ihr beide; es ſei, wie wenn ihr für einander gewachſen wäret.“ „Aber Baſe,“ rief Vreneli, „um Gotteswillen, hört doch auf, ſonſt laufe ich fort. Ich laſſe mich nicht ausbieten wie eine Kuh. Wartet doch nur bis Weihnacht, da will ich Euch aus den Augen, oder wenn ich Euch ſo erleidet bin, noch vorher. Was wollt Ihr Euch ſo vergebene Mühe geben, Zwei zuſammen zu bringen, die einander nicht mögen? Uli fragt mir gerade ſo viel nach, als ich ihm, und je eher wir von einander kommen, deſto lieber iſt es mir.“ Da ging doch Uli der Mund auf, und er ſagte: „Vreneli, zürne mir doch recht nicht, ich vermag mich ja gar nichts deſſen. Aber das muß ich dir ſagen: wenn du mich ſchon haſſeſt, ſo biſt du mir ſchon lange lieb geweſen, und ich wünſchte mir keine beſſere Frau. Es muß Einer glücklich mit dir ſein; wenn du mich wollteſt, ich wäre glücklich genug.“ „So,“ ſagte Vreneli, „jetzt, wo du vom Hofe hörſt und daß du ihn in Pacht kriegteſt, wenn du eine Frau hätteſt, bin ich dir auf einmal recht von wegen dem Hof. Du biſt mir ein luſtig Bürſchli. Nicht wahr, wenn du nur den Hof kriegteſt, ſo heirathteſt du jede

Dirne von der Gaſſe, jeden Zaunſtecken aus einem Haag. Aber, o hä! du biſt an der Unrechten; es iſt nicht, daß ich einen Mann haben muß. Ich will gar keinen, allweg keinen, der jeden Docht zur Frau nimmt, wenn nur ein Tröpfchen Oel daran hanget. Wenn ihr nicht fahren wollt, ſo laufe ich alleine heim," und ſomit wollte Breneli zur Thüre hinaus. Aber Uli fing es auf, hielt es mit ſtarkem Arm, wie es ſich auch wehrte, und ſagte: „Nein, wahrhaftig, Breneli, du thuſt mir Unrecht. Wenn ich dich haben könnte, ich wollte mit dir in die Wildniß, wo ich nichts als ſchwenden und reuten müßte. Es iſt wahr, als mir Eliſi ſo flattirte, da iſt mir der Hof in den Kopf gekommen und ich hätte ſie nur des Geldes wegen genommen. Aber ſchwer hätte ich mich verſündigt, denn ſchon damals biſt du mir im Sinn gelegen, und ich habe dich immer hundertmal lieber geſehen als Eliſi. Allemal, wenn ich ſie geſehen, ſo bin ich erſchrocken; wenn du mir aber begegnet biſt, ſo lachte mir allemal das Herz im Leibe. Frag nur den Johannes, ich habe es ihm heute Morgen geſagt, eine Frau, wie du eine giebſt, wüßte ich, ſo weit die Sonne ſcheint, keine zu finden." „Laß mich gehen," ſchrie Breneli, das während der ſchönen Rede gethan hatte wie eine Katze am Strick und ſelbſt mit Klemmen und Kratzen nicht ſchonte. „Ich will dich gehen laſſen, ſagte Uli, der männlich das Kratzen und Klemmen aushielt, aber du mußt mich nicht im Verdacht haben, als wollte ich dich nur, wenn ich Pächter werden könnte. Du mußt glauben, ich hätte dich ſonſt lieb." „Ich verſpreche nichts!" rief Breneli, riß ſich los mit eigener Gewalt und floh oben an den Tiſch. „Du thuſt doch ſo wüſt, wie eine junge Katze," ſagte die Baſe. „Ich habe mein Lebtag kein ſolch Meitſchi geſehen. Aber thue jetzt vernünftig! komm, ſitz da neben mich! Willſt du kommen oder nicht? Ich gebe dir mein Lebtag kein gutes Wort mehr, wenn du nicht eine Minute da abſitzen und dich ſtille halten willſt. Uli ſag, man ſolle noch eine Flaſche bringen. Halt dich ſtill, Mädchen, und rede mir nicht darein,"

Uli der Knecht

Pacht begehrt." „Wie kannſt du auch ſo reden?" ſagte die Baſe; „haſt du nicht gehört, daß er geſagt hat, er habe dich ſchon lange lieb gehabt?" „Ja," ſagte Breneli, „das ſagen ſie Alle, Einer wie der Andere; wenn aber Alle an dieſer Lüge erſticken müßten, es würden Wenige zum Hochzeithalten kommen. Er wird auch nicht beſſer ſein als die Andern; wenn Ihr nicht zuerſt vom Hof angefangen hättet, Ihr hättet dann ſehen können, wie lieb ich ihm geweſen wäre. Und es iſt auch nicht recht von Euch geweſen, mir nichts von allem zu ſagen und mich da ſo ungeſinnet ihm darzuwerfen wie einer Sau einen Tannzapfen. Wenn Ihr mir zuerſt ein Wort gegönnt hättet, ſo hätte ich es Euch ſagen können, was Trumpf iſt bei Uli; er ſagt auch: Geld, du biſt mir lieb; und dann ſoll Eine verſtehen: Gäll, du biſt mir lieb!" „Du biſt ein wunderlich Gret," ſagte die Baſe, „und thuſt ärger, als wenn du die vornehmſte Herrentochter wäreſt." „Eben, Baſe, weil ich nichts bin als ein arm Mädchen, ſo ſteht es mir wohl an, vornehm zu thun und mich da nicht ſo vorwerfen zu laſſen. Ich glaube, ich habe ein größer Recht dazu, als manche vornehme Tochter, ſei es dann meinethalb eine Herren- oder eine Bauerntochter." „Aber Breneli," ſagte Uli, „was vermag ich mich deſſen, und ſoll ich es jetzt entgelten? Du weißt im Herzen wohl, daß ich dich lieb habe, und ich habe ſo wenig von dem gewußt, was die Baſe im Sinne hatte als du. Es iſt daher nicht recht, daß du deinen Zorn an mir ausläſſeſt." „Ach," ſagte Breneli, „erſt jetzt merke ich, daß das Ganze eine abgeredete Sache war; du würdeſt dich ſonſt nicht entſchuldigen, ehe ich dich angeklagt. Das iſt erſt recht wüſt, und ich will von der ganzen Sache nichts mehr hören; ich laſſe mich nicht ſo hineinſprengen, wie man die Fiſche ins Garn ſprengt." Damit wollte Breneli wieder auf und fort, aber die Baſe hielt es feſt am Mieder und ſagte ihm: es ſei das wüſteſt und mißtrauiſchſte Meitſchi, welches an der Sonne herumlaufe. Seit wann ſie hinter ſeinem Rücken gehandelt hätte. Das ſei wahr,

wegen dieſer Sache habe ſie zum Vetter begehrt, und deſſetwegen habe ſie beide mitgenommen. Aber was ſie im Sinn gehabt, habe niemand gewußt, nicht einmal Joggeli, geſchweige denn Uli. Sie habe dem Vetter den Auftrag gegeben, Uli auszuforſchen, und es ſei wahr, Uli habe Breneli gruſam gerühmt, ſo daß der Vetter ihr geſagt, Uli würde Breneli lieber heute nehmen als morgen, aber er dürfe ihm nichts ſagen, er fürchte, es halte ihm Eliſi vor. Darauf hin habe ſie gedacht, ſie wolle reden, wenn Uli nicht dürfe; denn daß der Uli dem Mädchen nicht anſtändig ſei, deſſen überrede ſie niemand, ſie habe ihre Augen noch nicht am Rücken. Uli vermöge ſich alſo deſſen nichts. „Aber warum kommt er denn heute in die Stube, wo ich einpackte," fragte Breneli, „und will mir ein Müntſchi geben? Das hat er noch nie gethan." „He," ſagte Uli, „ich will es dir grad ſagen. Als ich heute mit dem Meiſter geredet hatte, da bliebeſt du mir im Sinn mehr als je, und ich dachte, ich wollte geben, was ich hätte, wenn ich wüßte, ob du mich lieb hätteſt und mich nehmen würdeſt. Vom Pächter wußte ich kein Wort. Als ich dich ſo allein antraf, da übernahm es mich, ich wußte nicht wie, es kam mir in den Arm faſt wie ein Krampf, ich mußte dich anrühren, um einen Kuß dich fragen. Anfangs glaubte ich, ich hätte einen erhalten, allein ſpäter dachte ich, es könnte doch nicht ſein, du hätteſt mich ſonſt nicht ſo wild in die Stube hinaus geſchoſſen; ich dachte, du hätteſt mich nicht gern, und das machte mich betrübt im Herzen, und ich dachte, wenn nur Weihnacht da wäre, daß ich fort könnte, da wollte ich weit, weit ins Welſchland hinein, daß nie jemand mehr etwas von mir höre. „Und ſo iſt es mir noch, Breneli; wenn du mich nicht willſt, ſo will ich vom Pachten nichts, will fort, fort, ſo weit mich die Füße tragen, und kein Menſch ſoll erfahren, wohin ich gekommen." Er war aufgeſtanden, vor Breneli getreten, das Waſſer ſtand ihm in den treuherzigen Augen, der Baſe aber rollte es die Backen ab. Da ſah Breneli zu ihm auf, die Augen wurden ihm

feucht, aber um den Mund zuckte noch der Spott und der Trotz, die niedergehaltene Liebe brach auf und begann durch die Augen ihre leuchtenden Strahlen zu werfen, während das jungfräuliche Widerſtreben die Lippen aufwarf als Schanze gegen das Ergeben an die männliche Zudringlichkeit. Und während die Augen Liebe leuchteten, kamen doch hinter den aufgeworfenen Lippen hervor die ſpottenden Worte: „Aber Uli, was ſagt dann Stini, wenn du ſchon wieder eine Andere willſt? Wird es dir nicht ſingen:

Er hat ein Herz wie es Tubehus,
Flügt die Eini dry, flügt die Andere druß."

„Aber wie magſt du auch mit ihm den Narren treiben?" ſagte die Baſe, „du ſiehſt ja, wie es ihm Ernſt iſt. Wenn ich ihn wäre, ich kehrte dir den Rücken und ſagte dir: „Geh zum Henker!" „Das kann er ja," ſagte Breneli, „und vielleicht iſt mir das gerade das Rechte." „Nein, das wäre es dir nicht," ſagte die Baſe, „ich höre es dir ſchon an. Und Uli, wenn du nicht dumm biſt, ſo nimmſt du es jetzt um den Hals; es ſchießt dich nicht mehr in die Stube hinaus, glaub es mir." Indeſſen hätte die Baſe faſt Unrecht gehabt. Noch ein Mal bot das Mädchen ſeine Kraft auf, und Uli wäre im raſchen Umſchwunge bald wieder geflogen. Allein des Mädchens Kraft hielt nicht aus. Es fiel an Uli's treue Bruſt und brach in lautes, faſt krampfhaftes Weinen aus. Es wurde den beiden Andern, als das Schluchzen nicht aufhören wollte, faſt angſt dabei; ſie begriffen nicht, was das ſein ſolle. Uli tröſtete, ſo gut er konnte, und ſagte, es ſolle doch ja recht nicht ſo thun, und wenn es ihn lieber nicht wollte, ſo könne er ja gehen, er wolle ihns nicht plagen. Die Baſe ärgerte ſich zuerſt: es ſei dumm gethan; zu ihrer Zeit hätten die Mädchen nicht die Schloßhunde verſpottet, wenn ſie einen Liebſten gefunden. Dann ward ihr aber auch bange, und ſie ſagte, ſie wolle es nicht zwingen; wenn es lieber nicht wolle, ſo könne es ja ihretwegen machen, was es wolle. Es ſolle doch

nur um Gotteswillen nicht ſo weinen und ſchreien, die Wirthsleute könnten ſonſt glauben, was es wäre. Endlich konnte ihnen Vreneli ſagen, es wolle ſich zu überwinden ſuchen. Es ſei ſein Lebtag eine arme Waiſe geweſen und verſtoßen von Jugend auf. Es habe nie ein Vater es auf den Schoos genommen, eine Mutter es nie geküßt; nie habe es ſeinen Kopf an irgend eine Bruſt legen können. Es hätte ihns manchmal gedünkt, gern wollte es ſterben, wenn es nur dabei jemand auf den Knien ſitzen, jemand dabei um den Hals nehmen könnte; aber ſo lange es Kind geweſen ſei, habe niemand ihns lieb gehabt, nirgends hätte es ſein ſollen. Es köune nicht ſagen, wie oft es einſam geweint. Sein Sehnen ſei immer und immer darauf gegangen, irgend einmal jemand ſo von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe lieb haben zu können, jemand zu finden, an deſſen Bruſt es ſein Haupt in Leid und Freud legen könne. Eine Freundin, welche ſein Sehnen geſtillet, habe es nicht gefunden. Da habe es gedacht, wenn man ihm vom Heirathen geſprochen, es wolle nie heirathen, es ſei denn, es könne ſo von Herzensgrund glauben, daß das die Bruſt ſei, an die es in Leid und Freud ſein Haupt legen, die ihm treu ſein werde im Leben und im Sterben. Aber es habe keine gefunden, zu der es dieſen Glauben hätte haben können. Uli ſei ihm lieb, ſei ihm ſchon lange lieb, mehr als es ſagen ſollte; aber dieſen Glauben zu ihm habe es noch nicht finden können. Und wenn es diesmal getäuſcht würde, wenn Uli nicht die rechte Liebe, die rechte Treue für ihns hätte, dann wäre ja ſein letztes Hoffen dahin, dann würde es keine ſolche Bruſt mehr finden, dann müßte es unglücklich ſterben. Darum mache es ihm ſo angſt, und ſie ſollten es doch jetzt um Gotteswillen ruhig laſſen, damit es ſo recht überlegen könne, was es mache. Ach, ſie wüßten es nicht, wie es einer armen Waiſe zu Muthe ſei, welche der Vater nie auf dem Schooſe gehabt, die Mutter nie geküßt! „Du biſt ein lieb dumm Kind!“ ſagte die Baſe, und wiſchte die naſſen Backen ab. „Wenn ich gewußt hätte,

daß es dir nur da fehle, auf einen Kuß mehr oder weniger wäre es mir doch gewiß nicht angekommen. Aber warum sagst du es nicht? Unserein kann doch wahrhaftig nicht an alles denken, wenn man den ganzen Tag sinnen muß, was man dem Volke zu essen geben könne, so denkt man nicht daran, wen man noch küssen sollte." Uli sagte, er hätte das verdient, es geschehe ihm recht und er hätte gedenken sollen, daß es ihm so gehen würde. Aber wenn es in ihn hineinsehen könnte, so würde es sehen, wie lieb er es hätte und wie aufrichtig er es meine. Er wolle sich nicht entschuldigen, er habe schon mehrere Male an das Heirathen gesinnet, aber lieb gehabt hab' er Keine wie ihns. Aber er wolle es nicht zwingen, er müsse in Gottes Namen sich gefallen lassen, was sein Wille sei. „Du hörst es ja," sagte die Base, „wie lieb er dich haben will! Komm, nimm dein Glas und mach' Gesundheit mit Uli und versprich ihm, du wollest die Pächterfrau in der Glunggen werden." Vreneli stand auf, nahm sein Glas, machte Gesundheit aber versprach nichts, sondern bat: man solle ihns nur heute noch ruhig lassen und nichts mehr davon sagen; morgen wolle es den Bescheid geben, wenn es sein müsse. „Du bist ein wunderliches Gret," sagte die Base. „He nun, Uli, so spann an, sie werden daheim nicht wissen, wo wir bleiben." —

Draußen flimmerten die Sterne in dunkelblauem Grunde, weiße Nebelwölkchen schwebten über feuchten Matten, einzelne Streifen hoben neugierig an Thalwänden sich auf, laue Winde wiegten das matte Laub, hie und da läutete eine auf der Weide vergessene Kuh ihrem vergeßlichen Meister, hie und da schickte ein übermüthig Bürschchen sein Jauchzen weit über Berg und Thal. Die Bewegungen des Tages und des Fahrens rüttelten die Base in tiefen Schlaf, und Uli hielt mit gespannter Kraft den wild ausgreifenden Rappen in ziemlichem Laufe; Vreneli war allein in der weiten Welt. Wie weit am fernen Himmel die Sterne schwammen in des unermeßlichen blauen Meeres schrankenlosem Raume, jeder für sich in einsamer Bahn, so

fühlte es sich wieder das arme, einsame, verlassene Mädchen, im großen Weltengetümmel. Wenn es fort war von Base und Vetter, wenn sie starben, so hatte es niemand mehr auf der Erde, kein Haus, wohin es sich flüchten konnte in kranken Tagen, keinen Menschen, dem es etwas klagen konnte, kein Auge, das mit ihm lachte, mit ihm weinte, keinen Menschen, der einmal weinte, wenn es sterben sollte, ja vielleicht keinen, der seinen Sarg begleitete bis zu dem engen, kalten Hause, das man ihm endlich doch gewähren mußte. Allein war es, einsam und verlassen sollte es wandern durch das Weltgetümmel bis zu seinem einsamen Grabe, auf langer Wanderung, vielleicht durch viele, viele einsame Jahre, gebeugter, muth-, kraftloser von Jahr zu Jahr, ein alt, verwittert, verachtet Wesen, dem kaum jemand Herberge mehr gab, wenn auch um Gotteswillen dafür angesprochen. Neues Weh zuckte ihm im Herzen, Klagen wollten aufquellen: warum doch wohl der Vater, der gute, der die Liebe heiße, so arme Kinder leben lasse, die niemand hätten auf der Welt, die in der Kindheit verstoßen, in der Jugend verführt, im Alter verachtet würden? Da begann es doch zu fühlen, daß es sich an Gott versündige, der ihm viel mehr gegeben, als Vielen; der seine Unschuld behütet bis auf diesen Tag, es so gestaltet, so hatte werden lassen, daß ein reichlich Auskommen ihm sicher schien, wenn Gott seine Gesundheit erhielt. Es begannen ihm aufzutauchen, wie aus dem Nebel die Hügelspitzen und die Kronen der Bäume, die Liebeszeichen, die Gott augenscheinlich über sein Leben ausgestreut; wie es viel heiterere Tage genossen, als viele, viele arme Kinder, und wie es auch Leute gefunden, viel bessere, als andere Kinder, die, wenn sie es auch nicht wie Vater und Mutter an ihre Herzen genommen, es doch auch lieb gehabt und so erzogen, daß es vor alle Leute treten durfte mit dem Gefühl, daß man es für einen eigentlichen Menschen ansehe. Nein, klagen durfte es nicht über den guten Vater droben; es fühlte, daß dessen Hand ob ihm gewesen. Und

war ſeine Hand nicht noch jetzt über ihm? war ſie nicht auch heute über ihm? Hatte er ſich wohl über das arme einſame Meitſchi erbarmet? Hatte er den Rathſchluß wohl gefaßt, weil es getreu geblieben bis dahin und von der Sünde ſich unbefleckt zu erhalten geſucht, nun auch ſeines Herzens Sehnen zu ſtillen, ihm eine treue Bruſt zu geben, an die es ſein Haupt lehnen konnte, etwas Eigenes, damit einſt jemand weine bei ſeinem Tode, jemand es begleite auf dem trüben Wege zum ſchaurigen Grabe? War das wohl Uli, der getreue, viel gewandte Knecht, den es ſo lange ſchon in verſchwiegenem Herzen geliebt, dem es nichts vorzuhalten wußte, als ſeine Verirrung mit Eliſi, daß er auch von dem Wahn ergriffen worden, das Geld mache glücklich, der ſo treu und ehrlich ſein Herz dargethan und ſeinen Fehler bereut? War es nicht eine eigene Fügung, daß ſie ſich beide getroffen gerade an dieſem Orte, daß Uli nicht früher fort gekommen, daß Eliſi ſich habe verheirathen müſſen, daß der Baſe der Wunſch gekommen, das Gut Uli in Pacht zu geben? Hatte das alles ſich nicht recht wunderbar treffen müſſen, war darin nicht offenbar des Vaters gütige Hand? Sollte es wohl das Dargebotene verſchmähen? War es etwas Hartes, Widerliches, das ihm zugemuthet wurde? Nun rollte die Seele ihre Bilder auf, bevölkerte mit ihnen die öde Zukunft. Uli war ſein Mann; es hatte Wurzel geſchlagen im Leben, in der weiten Welt; ſie waren der Mittelpunkt, um den ein großes Hausweſen ſich ordnete, um ihren Willen kreiſend. Hundertfältig geſtaltete dieſes Bild ſich vor ſeinen Augen, und immer ſchöner, lieblicher woben deſſen Farben ſich durch einander. Es wußte nicht mehr, daß es im Wägeli fuhr, es war ihm ſo leicht, ſo wohl ums Herz, als ob es bereits athme in jener Welt, wo keine Sorge, kein Leid mehr iſt — da rollte das Wägeli über einen Stein. Vreneli fühlte ihn nicht, aber die Baſe erwachte mit langem Gähnen und fragte, mühſam ſich faſſend: „Eh, wo ſind wir, ich habe doch nicht geſchlafen?“ Da ſagte Uli: „Wenn Ihr recht guckt, ſo

ſeht Ihr dort unſer Licht durch die Bäume.“ „Herr, wie habe ich doch geſchlafen! das hätte ich doch niemand geglaubt. Wenn nur Joggeli nicht balget, daß wir ſo ſpät ſind.“ „Es macht noch nichts,“ ſagte Uli, „und morgen kann der Rappe ruhen, wir brauchen ihn nicht.“ „He nun,“ ſagte die Baſe, „ſo macht es ja gar nichts aus. Aber wenn die Roſſe ſpät heim kommen und früh fort ſollen, ſo iſt das eine Schinderei. Denke man doch, wie es einem wäre, wenn man es einem auch ſo machen würde, immer laufen, immer laufen und keine Zeit zum Eſſen und Schlafen.“ Aus allen Thüren ſchoſſen diesmal mit Lichtern und Laternen die Bewohner der Glungge, als ſie das herannahende Wägeli hörten, die Einen ans Pferd hin, die Andern zum Wägeli, ſelbſt Joggeli trippelte herbei und ſagte: „Ich habe geglaubt, ihr würdet heute nicht mehr kommen, es wäre etwas vorgefallen.“

Kapitel 25.

Der Knoten beginnt ſich zu löſen, und als er ſich ſtecken will, zerſchlägt ihn ein Mädchen und zwar mit einem buchenen Scheit.

Nun ging es wie an allen Orten, wenn die Hausmutter ſpät heim kömmt, mit Reden und Fragen; doch war noch keine Stunde verfloſſen, ſo war's ſtille in der Glungge, nur im Stalle hörte man den Rappen freſſen. Der ſchöne Schlaf hatte ſich über die Bewohner geſenkt und ſeine Gaben gebracht, das Vergeſſen alles Leids und manch ſchön Gaukelſpiel vor die bewußtloſe Seele. Doch auf einem Bette ſah man ihn nicht weilen. Es war ein reinlich Bett, auf demſelben lag eine ſtattliche Federdecke und drinnen ein noch ſtattlicheres Mädchen; zu voll war deſſen Seele, des Schlafes Eindrücke aufzunehmen. Was jener Stein unterbrochen, das tauchte

wieder auf: liebliche Bilder aller Art ſchwammen über die Seele, flüchtig eilten die einen vorüber, ſüß und wonniglich weilten andere lange über dem verklärten Mädchen, das nicht in unruhiger Pein hin und her ſich werfend den Schlaf ſuchte, ſondern in ſeliger Hingebung Stunde um Stunde an ſich vorüberrinnen ließ. Als kühle Morgenlüfte durch die Thäler ſtrichen, da begann ein ſüßes, banges Sehnen aufzuwallen, des Mädchens Bruſt zu ſchwellen, das Sehnen, Uli ja zu ſagen, das Sehnen, ihm zu ſagen, es wolle ſein ſein für immerdar, das Sehnen, ihn auch ſein nennen zu können für immerdar. Je dringender dieſes Sehnen ward, deſto mehr gattete es ſich mit der Bangigkeit, das erſehnte Glück möchte nur ein Traum ſein, möchte ſich verflüchtigen wie des Traumes Bilder, am Morgen möchte Uli nicht mehr zu finden ſein, könnte erzürnt über Vreneli's Benehmen anderen Sinnes geworden ſein. O wie ihm jetzt dieſes Zagen und Zögern leid that, wie es ſich nicht begreifen konnte, wie es ihn's mehr und mehr drängte, das Verſchulden gut zu machen, zu vernehmen, ob Uli noch gleichen Sinnes geblieben ſei die Nacht hindurch. Es litt es nicht mehr im Bette, leiſe ſtand es auf, öffnete ein Fenſterchen, athmete Morgenluft, zog ſich an und begann ſein Morgenwerk leiſe, daß niemand es höre. Leiſe öffnete es die Thüre, ſtille war es draußen, kein Knecht rührte ſich noch, kein Pferd ſcharrte nach Futter. Da ging es leiſe dem Brunen zu, dort im kühlen Waſſer ſich zu waſchen nach üblichem Gebrauche. Am plätſchernden Brunnen ſtand eine Geſtalt gebeugt über den Trog, mit Eifer auch ein ſolches Werk verrichtend. Mit pochendem Herzen erkannte Vreneli ſeinen Uli, da ſtand der Erſehnte. Da ſchwanden Nacht und Nebel, wie Morgenroth ging es ihm auf, und wie ein Herz ziehen könne, das fühlte es jetzt. Doch den unwiderſtehlichen Zug noch mädchenhaft zu umſchleiern, war ihm ſeine Schalkhaftigkeit zur Hand, und mit unhörbarem Tritte an Uli getreten ſchlug es raſch beide Hände vor deſſen Augen. In gewaltigem Schreck zuckte der ſtarke

Mann zuſammen, ein halber Schrei entfuhr ihm; dann die Hände vor den Augen faſſend erkannte er mit ſüßer Wonne der ſchönen Hände ſchöne Eigenthümerin: „Biſt du es?“ fragte er. Und Vreneli wußte, wen er meine, und ſeine Hände ſanken tiefer, umſchlangen den theuren Mann, und wortlos lehnte es ſein Haupt an deſſen treue Bruſt. Da, wie aus dem Brunnen Welle um Welle ſprudelte hell und klar, ſo wogte in Uli das Bewußtſein ſeines Glückes auf in mächtigen ungetrübten Wogen. Er zog das theure Mädchen an ſich, und wie die Wellen des Brunnens plätſcherten und Bläschen warfen in blanken Troge, ſo flüſterte Uli dem Mädchen ſeine Freude zu, verſuchte ein loſes Küſſen, und kein Stoß warf ihn diesmal zurück von dem holden Ufer, dem er zugeſteuert. „Willſt du meins ſein?“ hörte der Brunnen; „Biſt du mein?“ koſ'te es wieder. Und noch Manches hörte der Brunnen, aber er ſagte es niemand wieder.

Ein eigenes Gefühl durchſtrömte beide: das Gefühl, ein theures Kleinod gefunden zu haben, das Verlangen, bei dieſem Kleinod zu ſein für und für und ſonder Unterlaß. Wenn jemand einen lieben Brief erhält, wie oft fährt ſeine Hand in die Taſche und lieſ't ihn von neuem! Wenn jemand einen Acker gekauft hat, wie oft geht er hin des Tages und beſchauet ſeinen Kauf! Wenn jemand eine liebe Seele gefunden und an ſich gebunden, nicht nur für dieſe Zeit, ſondern auch für die Ewigkeit, ſoll es ihn dann nicht hin zu dieſer Seele ziehen mit Himmelsgewalt? Soll es ihn nicht in ihre Augen, die Thore der Seele, hineinziehen, um das Gefühl lebendig zu erhalten, Eins mit einer Seele zu ſein in Zeit und Ewigkeit? Dieſes Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und allen Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichſucht untergeht, iſt das nicht auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unſere Selbſtſucht zum Opfer fallen muß? Und wie der, der Eins geworden iſt mit dem Vater im Himmel, denſelben vor Augen hat, wenn die

Sonne scheinet und wenn die Nacht Finsterniß bringt in jedes Land und jede Kammer, soll dann dem, der eine Seele gewonnen, nicht auch vergönnt sein, diese Seele zu suchen und wieder zu suchen, so oft die Räume und Geschäfte der Erde sie ihm aus den Augen tragen? Der tiefe Seelenzug in diesen Zeiten wird selten recht verstanden, bringt daher auch selten die rechten Früchte. „Sie machen recht närrisch mit einander," hört man sagen, „sie machen einem Langeweile." Das glaube ich gern; aber warum gönnt man ihnen die ungestörte Freude an einander nicht? Ach Gott, die Welt und die Furcht der Welt vor ihrem eigenen Fleische! Ach Gott, die Welt und ihre Neugierde, die sehen will, wie Zwei zusammen thun, und dann, wenn sie keinen rechten Sinn zu einander haben, sagt: „Die beiden leb' ich mir, die sind recht vernünftig; wenn man es nicht wüßte, man merkte es ihnen gar nicht an, daß sie Brautleute wären." Ich möchte fast sagen, das sei eine vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit hat, höchstens für des Leibes Reize, welche Empfänglichkeit man allerdings lieber im Dunkeln zeigt, doch meistens nur für des Geldes verhängnißvolles Klingen. Vreneli und Uli hätten kaum verstanden, was da geschrieben steht, aber diesen Zug der Seelen empfanden sie. Kaum waren sie getrennt worden, so suchten sie sich wieder, und der Brunnen war die heilige Stätte, wo so oft sie sich suchten und fanden. Noch nie hatte Vreneli so viel Wasser in die Küche gebraucht, Uli noch nie so viel zu waschen oder zu tränken gehabt.

Während beim Brunnen ein junges Glück aufging, hielt ein altes Ehepaar im Stübli seine Zwiegespräche. Joggeli und seine Frau erwachten frühe, und den alten Gliedern die nöthige Ruhe gönnend erachteten sie diese Stunde am schicklichsten, ein vertrautes Wort zu wechseln. Nachdem die Frau an Joggeli's unruhigem Drehen dessen Erwachen wahrgenommen, fragte sie: ob er seither nichts von einem Knechte vernommen,

ob mir jemand den Finger aufstöße und sagte: eh! eh!" Es gehe ihm auch so, sagte Uli, doch jetzt mehr als früher. Es sei eine Zeit gewesen, wo er wenig an die Unterweisung gedacht habe. Es komme viel darauf an, was man im Kopf habe, je nachdem komme einem etwas in Sinn. Er hätte es nicht geglaubt, wenn er es nicht selbst erfahren hätte. Da kam die Magd mit Tellern herein, um Tisch zu decken. Vreneli merkte es und stand zum Abschied auf, obgleich die Frau Pfarrerin sagte, man solle nicht pressiren, oder sie sollten mithalten. Aber Vreneli sagte, sie müßten gehen, die Base meine sonst, sie seien ungekommen, dankte recht innig dem Pfarrer noch ein Mal für sein Wort und bat ihn, zu versprechen, daß er auch zu ihnen kommen würde, wenn sie schon nur Pächtersleute seien. Einen Kaffee vermöchten sie doch immer, wenn er vorlieb nehmen wollte. Es lache ihm allemal das Herz im Leibe, wenn es ihn nur von weitem sehe. Glück und Segen wünschend zum heiligen Ehestand, leuchtete ihnen mit hochgehaltenem Lichte der Pfarrer selbst hinaus und gab ihnen einen guten Abend mit für die Base und für den Vetter auch.

Draußen hatte der Schneesturm aufgehört, zerrissene Wolken jagten durch den Himmel, einzelne Sterne flimmerten in den lichten Zwischenräumen, in ein weißes Schneegewand war die Erde gehüllt. Stillschweigend wanderten sie durch das Dorf, wo die Bewohner hinter ihren kleinen runden Scheiben um trübere Lampen saßen, die Spinnräder lustig schnurrten, lang ausgestreckt das Bein von manchem Hans Joggi um den Ofen baumelte. Hie und da bellte ein Kinggi sie an, sonst nahm sie niemand wahr; überflüssig war ihre Vorsicht, schweigend und leise durch's Dorf zu eilen. Zum Schweigen trugen auch ihre vollen Herzen bei, in denen gar Manches ernst und heiter sich wälzte, während rasche Wolken vorübertrieben, zwischen denen heitere Sterne funkelten in immer größerer Menge, bis die letzte Wolke entschwunden war, in heiterem Blau Stern an Stern sich reihte, in heiterer Pracht ein funkelnder Himmel

ob gestern keiner da gewesen. Weihnacht rücke heran, so könne das doch nicht gehen. Nun begann Joggeli sein altes Klagelied über Elisi's Heirath, an der er nicht schuld sei und die ihm Uli forttreibe. Seit der da sei, trage ihm der Hof jährlich fünfhundert Gulden mehr ab. Wenn doch das Mädchen habe heirathen müssen, so wollte er zuletzt lieber, es hätte Uli genommen, als so einen ungefütterten Baumwollenhändler. Er hätte keine Lust, einen andern Knecht zu suchen; wenn er nur Uli wieder haben könnte, es reute ihn kein Geld.

Sie wisse nicht, wie das gehen solle, sagte die Frau; sie habe mit Uli geredet, allein er habe nichts davon hören wollen, länger hier Knecht zu sein. So hätte man es, sagte Joggeli, die Frauen machten alles, wie sie wollten, sie begehrten alles zu regieren, und wenn etwas krumm gehe, so sollten es die Männer gerade machen. Er hätte voraus gesagt, das käme so; sie könne seinethalb jetzt selbst einen Knecht suchen. Wenn das so gemeint sei, sagte sie, so wolle sie mit allem nichts mehr zu thun haben. Wer am Ende bös hätte, wenn alles schlecht ginge, als sie, die die Haushaltung machen müßte? Das beste wäre, sie würden das Gut in Pacht geben; sie wüßte eigentlich nicht, für wen sie bös haben sollte bis in's Grab. Es danke ihr doch zuletzt niemand dafür, sondern je mehr sie zusammengespart, desto mehr lache man sie aus. Das sei ihm auch recht, sagte Joggeli, er begehre nicht länger zu pflanzen, damit ihr Tochtermann komme, die Sache nehme und das Geld für sich behalte. Aus freien Stücken habe er ihm eine Ehesteuer gegeben, größer, als mancher Landvogt sie gebe; es schiene ihm, der könnte zufrieden sein und ihn jetzt ruhig lassen. Wenn sie ihm einen anständigen Pächter wüßte, so wollte er noch heute mit ihm die Sache richtig machen. Sie wüßte keinen bessern als Uli, sagte sie. „Uli?" sagte Joggeli. „Ja, wenn der Kapitale und eine anständige Frau hätte, so wäre mir der der Rechte, aber so kann er kein solches Gut übernehmen." He, sagte die Mutter, eine bessere Frau

als Vreneli wüßte sie nicht, und sie glaube, sie hätten nichts wider einander. Daneben sei Uli auch nicht mittellos und vielleicht würde Vetter Johannes ihm helfen, wenn man es begehrte; es dünke sie, derselbe halte gar viel auf Uli. „So, so," sagte Joggeli, „es ist also schon alles richtig!" „Was richtig?" fragte sie. „Glaubst du," sagte Joggeli, „ich solle nichts merken? Du bist nicht umsonst nach Erdöpfelkosen gefahren so mir nichts dir nichts, daß ich mich fast zu Tode gewundert habe, und hast Vreneli und Uli mitgenommen. Du mußt doch nicht meinen, daß ich so dumm sei und nicht merke, was hinter meinem Rücken abgekartet wird. Aber ich bin auch noch da, und es ist nicht brav von dir, so mich zum Narren zu halten und mit fremden Leuten unter dem Hute zu spielen gegen mich. Aber warte nur, ich will es dir zeigen. Ich will zeigen, wer Meister ist."

Nun bekam die gute Frau keine Antwort mehr, sie mochte vorbringen, was sie wollte, so daß sie endlich sagte: „He nun dann, so sei meinetwegen Meister und arbeite meinethalben den Hof selbst und mache die Haushaltung auch noch dazu, ich aber will nichts mehr damit zu thun haben." Brummend wälzte sie sich auf die andere Seite, schlief wieder ein und stand am Morgen, später als sonst, schweigend und schmollend auf. Lustig tanzte Vreneli im Hause herum; es war, als ob es über Nacht Federn in die Beine bekommen hätte und eine Mundharmonika zwischen die Zähne. Ganz verwundert sah die Base dem Wesen zu und sagte ihm endlich, als sie allein waren: „Ist es dir über die Nacht anders gekommen, willst du ihn jetzt?" „O Base," sagte Vreneli, „wenn Ihr mich zwingen wollt, was will ich dagegen machen, als mich zwingen lassen? Und so wenn Ihr's zwingen wollt, so zwingt's, aber ich will nicht schuld daran sein, es mag kommen, wie es will!" „Du bist eine gottlose Dirne, mir den Mann zu verspotten," sagte die Base. „Aber das Lachen wird dir schon vergehen, wenn du hörst, daß Joggeli nichts vom Pachten hören will. Er ist bös darüber,

daß alles hinter seinem Rücken abgekartet worden sein soll, und sagt jetzt: er sei Meister, er wolle es uns zeigen." Aber das Lachen verging Vreneli nicht, sondern es lachte nur: der Vetter wollte auch gezwungen sein, wie es zum Heirathen. Am besten käme man zurecht mit ihm, wenn man nichts mehr von der Sache sage und sich stelle, man wolle fort. Es mache ihm schon jetzt Angst, was er um Weihnacht anfangen wolle; zu einem andern Knecht könne er sich nicht entschließen. Wenn er in acht Tagen noch nicht selbst mit der Sache komme, so wolle es den Tischler kommen lassen und ihm einen Kasten zu machen befehlen, wie Mägde zu thun pflegen, wenn sie weiter wollen. Helfe dieses nicht, so müsse man ihm sagen, Uli komme zum Johannes, man habe es gemerkt, dann fange er von selbst von der Sache an und sage: „So zwänget's, wenn ihr's zwängen wollt, aber ich will an nichts schuld sein, es mag gehen, wie es will." „Du bist eine Täfels Her," sagte die Base, „ich glaube, du wärest im Stande ein ganzes Konsistorium zum Narren zu halten. Das wäre mir nie in den Sinn gekommen, und sind wir doch jetzt bald vierzig Jahre bei einander." Und richtig, wie Vreneli, welches dem Uli eingeschärft hatte es anzusehen, wie wenn er lauter Zorn wäre, gesagt hatte, ging es. Der Tischmacher brauchte nicht zu kommen. Lange vor Verlauf der acht Tage fing Joggeli mit seiner Alten zu zanken an: wie sie alles hinter seinem Rücken mache, zu allen Leuten Vertrauen habe und nur zu ihm keines; er möchte doch endlich wissen, was sie jetzt mit dem Uli ausgemacht habe. Es wäre Zeit, daß er auch etwas davon wüßte. Da sagte sie, sie habe nichts mit ihm ausgemacht und nichts angefangen; das sei seine Sache, sie mische sich nicht darein. Er habe ja gesagt, er sei Meister. Da begehrte Joggeli noch mehr auf, daß seine Frau ihn so im Stich lasse und sich gar nicht darum bekümmere, wie es gehe; es sei doch ihre Sache so gut als seine, und er wüßte nicht, warum immer alles an ihn kommen solle. Er wollte, sie solle gehen und mit Uli reden, und wenn er schon eine andere Frau

nähme als das Vreni, so sei es ihm gleich; das sehe ihn seit einiger Zeit so unverschämt und spöttisch an, daß es ihn schon manchmal gelüstet habe, ihm die Hand ins Maul zu geben. Aber seine Frau wollte nicht, nach Vreneli's Instruktionen: das sei des Mannes Sache, behauptete sie. Da sagte er, wenn sie nicht gehen wolle, so schreibe er dem Tochtermann, er solle ihm einen Knecht oder einen Pächter senden; der werde ihm das schon machen. Da ließ die Alte das Herz fallen und übernahm den Auftrag. Als sie mit demselben zu Vreneli kam, sagte dieses: „O du gute Mutter, hast du dich zwingen lassen! Aber Mutter, Mutter, wie kontest du glauben, daß es Joggeli Ernst sei, vom Tochtermann einen Knecht oder einen Pächter zu nehmen? Hättest du nur noch einmal herzhaft nein gesagt, so hätte er gesagt, he nun, wenn du mir nichts zu Gefallen thun willst, so will ich mit Uli reden, aber Vreni, die Dirne, begehre ich nicht, und es mag herauskommen wie es will, so bin ich nicht schuld daran, mir wäre es nie in den Sinn gekommen. Schicke ihm aber Uli hinein, der Vetter soll und muß doch mit ihm zuerst förmlich und ernstlich davon reden."

So geschah es auch.

Die Weitläufigkeiten der ganzen Unterhandlung zu vernehmen, wäre für manchen Pächter belehrend, allein für dies Mal aus guten Gründen nur Folgendes. Joggeli war die ganze Sache mehr als recht, und doch machte er Umstände und Vorbehälte, an denen diese hätte scheitern müssen, wenn er fest darauf bestanden hätte; aber so wie er stark war im Ersinnen, so war er wieder schwach im Festhalten, sobald man ihn zu fassen wußte, und das verstand der Vetter Johannes, der als Mittelsmann und Bürge recht gefällig sich finden ließ. Und wenn Alle fest saßen, so wußte Vreneli noch einen Rath und fand den Ausweg. Joggeli sagte aber oft: er könne nicht begreifen, warum Uli so Eine nehme mit leerer Hand und einem Maul wie eine Schlange. Wenn er so ein Bursche wäre und ein solches Gut in den Händen hätte, er wollte

viele Tauſend Gulden erheirathen. So ein ſchnippiſch, unverſchämt Ding würde er nicht mit dem Rücken anſehen, und um dreißig Kronen wollte er dem Uli das Gut wohlfeiler geben, wenn das ketzers Mädchen ihm weg käme; das würde dem lieben Gott blau für weiß machen, wenn ſie je zuſammen kämen, was er aber nicht glaube.

Man war faſt richtig, als der Tochtermann die Sache vernahm und einen Mordsſpectakel begann. Der wollte erſt gar nichts davon wiſſen und behauptete, ſie hätten ja die Verabredung getroffen, daß er ihnen die Produkte abnehme und zu hohen Preiſen ſeinen Bekannten verkaufe. Er hätte deshalb Akkorde getroffen und könne nicht zurück. Endlich wollte er den Hof ſelbſt in Pacht nehmen trotz ſeinem brillanten Geſchäfte, von dem er behaupte, es trage mehr ab als ſechs ſolche Höfe. Er that ſo wüſt, drohte auf ſolche Weiſe und Eliſi mußte ſo wüſt thun und mit allem Gräßlichen drohen, daß die ganze Geſchichte faſt rückgängig geworden wäre. Den beiden Alten kam es gräßlich vor, wenn ſie an einem Unglück ſchuld ſein ſollten, wenn Eliſi mit ihrem Mann deswegen in Streit käme oder krank würde oder es ihr ſonſt ſchadete in ihren Umſtänden. Ein Jedes ſagte: „Mach, was du willſt; aber gieb mich dann zuletzt nicht an die Art, ich will nicht ſchuld ſein.“ Da gab Vreneli dem Sohn Johannes einen Wink, daß es darauf und daran wäre, daß ſein geliebter Schwager Pächter in der Glungge würde. Johannes, dem es, ſeit er Kammern und Speicher durch ſeinen Schwager gefährdet ſah, ſehr recht war, daß das Gut in eines Pächters Hände kam, und der Uli als einen guten Landwirth recht gern darauf ſah, indem er einſt den Hof lieber gut als ſchlecht zu Handen nahm, kam mit Trinette daher gefahren wie eine Bombe und traf es eben, daß Eliſi und ihr Mann auch da waren. Das gab nun Donnerwetter um Donnerwetter, obgleich es mitten im Winter war. Der Tochtermann machte ſich zuerſt ſehr aufbegehriſch und wollte den Johannes von oben herab traktiren und ihn ein-

schüchtern, mit Worten hoch vom Himmel her. Aber Johannes kannte als Wirth diese Sorte von Leuten auch und redete noch mehr von oben herein; zudem hatte er eine gewaltige Faust, die dem Baumwollenhändler abging, mit dieser schlug er auf die Tische, daß alle Thüren aufsprangen. Auch hielt er dem Baumwollenhändler Sachen vor, die dieser lieber hier nicht gehört hätte, seine vielen Schulden und vielen Streiche. Woher er den Landbau kennen wolle, da er im Bettel aufgewachsen? Sie hätten seinen Vater oft hier in der Stuuggen über Nacht gehabt im Stalle, sie sollten sich nur an den alten verhudelten Mann mit der Schachtel und den Schuhen ohne Sohlen erinnern. Er möchte nur die Alten ausbäuteln, den Pachtzins könnten sie im Himmel suchen. Uli müßte das Gut in Pacht haben, und sollte er den D. Baumwollenbub mit eigenen Händen erwürgen, brüllte er und manövrirte demselben mit seinen dicken Händen so nahe am Halse herum, daß Alles Zeter mordio schrie und Elisi sicher ohnmächtig geworden wäre, wenn sie gewußt hätte, wie man das macht. Aber der Baumwollenhändler hatte eine zähere Natur als seine Baumwolle. Kaum war er nicht mehr blau im Gesicht, so gab er mit Verachtung den Gedanken, selbst Pächter zu werden, auf. Er wollte ein Narr sein, sagte er, ihnen seine Hülfe aufzudringen; sein Geschäft trage ihm hundert Mal mehr ab als so ein Lumpengütchen. Gerade ihretwegen, damit sie nicht mit fremden Leuten es machen müßten, hätte er es übernehmen wollen. Wenn man ihm seine Gutthätigkeit so aufnehme, so könnten sie machen, was sie wollten, er sei recht froh darüber. Aber das fordere er, daß man das Gut an eine Steigerung bringe und es dem Meistbietenden gebe; das hätte er das Recht zu fordern. Er wüßte nicht, warum man einem solchen Lümmel, wie Uli einer sei, der nicht fünfe zählen könnte, ohne fünf Mal zu verirren, den Vorzug geben wolle.

Da ging der Streit von vornen an, in den nun auch Joggeli sich mischte, da er sich vom Sohn unterstützt sah. Das

gehe ihn hell nichts an, ſagte Joggeli ſeinem Tochtermanne, er könne verpachten, wie er wolle, er ſei denn doch noch nicht bevogtet. So lange er lebe, ſolle in der Glungge keine Steigerung ſein und auch nach ſeinem Tode nicht; er wolle es ihm vermachen, daß es haſte, er ſei ihm gut dafür. So Einer, von dem man noch jetzt nicht wiſſe, wo er geboren worden, ſolle ihm nicht kommen und ihm hier in der Glunggen befehlen wollen. Er ſei ſein Lebtag da geweſen und Vater und Großvater ebenſo. So weit man ſich zurückbeſinnen möge, ſei der Hof in der Familie geweſen; da ſolle Keiner kommen, der auf der Gaſſe geboren worden, und ihm befehlen, was er auf der Glungge machen ſolle. Er ſolle ihm zahlen, was er ihm weggenommen. Es dünke ihn, er ſollte einſtweilen genug haben und ſich ſchämen, noch mehr zu begehren, und er ſolle nicht meinen, weil er wie ein Herr aufziehe, ſo könnte er mit ihnen machen, was er wolle. Wenn er dieſe Kleider nicht aus ihrem Gelde bezahlt hätte, ſo wiſſe man nicht, ob er noch ſolche tragen würde.

Der Tochtermann ließ ſich aber nicht erſchrecken. Er laſſe ſich das Geld nicht vorhalten, ſagte er. Ob ſie denn eigentlich ſo dumm ſeien zu glauben, er hätte ſeine Frau wegen etwas Anderem als wegem Geld genommen? Daß ſie ein halbwitziges Schlärpli ſei, hätte ihr ja jedermann angeſehen. Aber wenn er eigentlich gewußt hätte, was ſie für ein wüſtes Reibeiſen, eine häſſige Kreot, eine faule Sau ſei, er hätte ſie mit keinem Stecklein anrühren mögen, und wenn ſie noch ein Mal ſo viel Geld gehabt hätte. Jetzt hätte er ſie in's Teufelsnamen und müßte ſie einſtweilen behalten; jetzt wolle er dazu ſehen, daß er auch zum Gelde komme, das ihm gehöre. Er laſſe ſich noch lange nicht abſprengen, und ſie ſollten verſichert ſein, daß je wüſter ſie gegen ihn ſeien, er um ſo wüſter thue und alles ehemals ihre Tochter, jetzt ſein Pflaſter entgelten laſſe; die wolle er rangiren, daß es des Amtmanns Jagdhunde beſſer haben ſollten als ſie. Da entfiel dem Joggeli und der Mutter das Herz, und ſie wären vielleicht dem aufbegehriſchen Tochter-

mann hingekniet, aber Johannes war da. „Mach es nur, sagte der, je wüster, desto besser; wir wollen dir den Marsch bald gemacht haben. Je eher du ausgetrieben wirst, desto besser ist's. Denke an die Krone zu — und was du da treibst? Du verfluchter Bube! mit funfzig Thalern betreiben wir die Scheidung, und dann wirst du zum Concurs getrieben; das ist das Beste für einen solchen Donner, wie du bist; dann kannst du das Land ab und Rüben fressen." Sie erschreckten ihn noch lange nicht, antwortete der Tochtermann. Mit dem Concurs könnten sie es probiren, wenn sie wollten, sie kämen an den Unrechten. Was im Gasthaus zur Krone gegangen sei, gehe sie nichts an, er wolle es auf eine Untersuchung ankommen lassen, und wenn man zu Frevligen nachfragen wollte, so brächte man vielleicht viel ärgere Dinge heraus. Wenn sie die Schande haben wollten, daß ihre Tochter so bald sich scheiden müsse, so sei es ihm recht, er frage nichts danach. Er wolle ihnen dann aber den Marsch machen. Indessen er so aufbegehrisch redete, zog er doch ix etwas seine Pfeifen ein, besonders da Johannes sich auf seine Worte berief. Sie sollten jetzt sehen, sagte er, was sie für einen Tochtermann hätten. Es geschehe ihnen aber recht, sie hätten nichts glauben wollen, und er sollte sie jetzt eigentlich im Stiche lassen mit ihm. Aber es sei ihm auch um seinetwegen; wenn er den Lump machen lasse, so käme es bald dahin, daß die Glungge an eine Steigerung kommen müßte. Davor wolle er sein, der Schwager könne darauf zählen. Von einer Steigerung mußte der Tochtermann endlich schweigen, aber nun wollte er sich in den Akkord mischen und ihn machen nach seinem Sinn, also auf eine Weise, daß Uli unmöglich hätte eintreten können. Er warf ihn auf's Papier, und Joggeli gefiel er so übel nicht; er fand von Manchem, daran hätte er nicht gedacht; die Mutter aber und Johannes widersetzten sich: was wollte doch so ein baumwollener Schuft von einem Pachtcontrakt wissen; keinem Hund würde man einen solchen machen und je wüstere Contrakte

man mache, desto weniger würden sie gehalten und desto mehr müsse das Gut darunter leiden. Während man darüber stritt im Stübli, versuchte der Baumwollenherr Privatgeschäfte bei Vreneli, wollte mit ihm so unterhandeln, daß, wenn es ihm nachgebe, er auch mit dem Contrakt nachgeben wolle, und ließ sich wohl nahe zu ihm heran. Das aber, nicht faul, nahm ein buchenes Scheit, fuhr auf ihn ein wie eine Furie und traktirte ihn jämmerlich. Das gab gräßlichen Spectakel. Vreneli schlug, der Tochtermann schrie, die ganze Verwandtschaft schoß zu allen Thüren aus und sah den Herrn vor Vreneli's Scheit in alle Ecken fliehen. Die Einen lachten, die Andern schrien, Johannes hatte gute Lust zuzugreifen, niemand gab Auskunft, es war wie beim Thurmbau zu Babel. Endlich schoß der Herr in eine geöffnete Thüre, und Vreneli wurde vom Verfolgen abgehalten. Wie eine glühende Siegesgöttin stand es da mit dem Scheit in der Hand oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese der Unschuld, und rief dem fliehenden, blutenden Baumwollenhändler nach: „Weißt du jetzt, wie ein Berner Meitschi akkordirt, und mit was es den Akkord unterschreibt, du leibelige Unstath!“ Und frank weg, ohne Hehl erzählte es, was der Lumpenhund ihm für Anträge gestellt. Da öffnete dieser die Thüre und rief: „Du lügst!“ Aber ehe das Wort noch recht aus dem Munde war, fuhr das buchene Scheit aus Vreneli's starker Hand akkurat durch die geöffnete Thüre dem Lügner in's Gesicht mitten hinein, und rückwärts fiel er, fuhr mit der Hand in's Gesicht, und drei ausgeschlagene Zähne rollten ihm entgegen. Nun war neuer Lärm von allen Seiten. Des Johannes Stimme schallte vor allen in gewaltigem Lachen. Elisi wußte nicht, sollte sie auf den Mann los oder auf Vreneli und machte nach beiden Seiten hin ihre kleberigen Fäustchen. Vreneli rief: „Sag noch ein Mal, ich lüge, wenn du darfst! es sind noch mehr Scheiter da!“ Die weiche Mutter lief nach Wasser und einem Lappen; Trinette kicherte und sagte: so

einen Herrn, der meine, Alle seien für ihn da, begehre es nicht zum Manne. Joggeli schüttelte den Kopf, ging in's Stübli und las den Akkord wieder. Sobald der Baumwollenhändler das Blut sich ausgewischt und recht wieder reden konnte, begehrte er auf über Vreneli, redete von Verklagen und wie er es nicht leide, daß es hier auf dem Hofe bleibe, und Joggeli nickte mit dem Kopfe dazu. Vreneli aber stand plötzlich vor ihm und hätte ihn gleich noch ein Mal in die Finger genommen, wenn die Mutter es nicht gehalten, aber seine Zunge konnte ihm niemand halten. „Verklag' du nur," rief es, „ich will dann mit den andern Mägden kommen, sie können auch sagen, was sie von dir erfahren, vielleicht wissen die Knechte auch etwas." „Beweise es, daß ich etwas mit dir gewollt oder mit den Mägden. Ich kann beweisen, wie du mich geschlagen." „Du Kuh! da ist Einer nicht ein Esel und nimmt Zeugen mit, wenn er ein Mädchen verführen will. Aber es wäre schlimm, wenn ein Mädchen sich seiner Ehre nicht mehr wehren dürfte, so stark es mag, oder es hätte Zeugen, und wenn es Einem den Kopf abschlüge und nicht nur Zähne in den Hals!" „Wir wollen sehen, was der Richter sagt," rief der Baumwollenhändler. „Meinethalben kann er sagen, was er will, und wenn er ein Bock ist wie du und dir Recht giebt, so mache ich es ihm wie dir. Wenn das Gesetz für die Hurenbuben und Diebe und Händler und Richter da ist, so schlägt man euch das Gesetz um die Köpfe, bis ihr gesetzlich zufrieden gestellt seid. Ich bin nur ein Mädchen, aber es nimmt mich wunder, ob ich auf diesem Weg das Gesetz nicht noch viel kräftiger anwenden könnte, als so ein abgejagtes Böcklein wie du bist und mancher Andere. Hältst du dich nicht stille, so wollen wir sehen!" Aber der Händler schwieg nicht stille, räsonnirte fort und fort, jedoch ungefähr so, wie eine Kolonne, die sich zurückziehen will, um so hitziger feuert, um den Rückzug zu decken. Er sagte der Elisi: in einem solchen Haus bleibe er nicht länger, wo er sei wie vogelfrei und ein jedes Rindvieh

auf ihn schlagen dürfe und ein jedes wahnsinnige Mädchen; dem wolle er es aber zeigen und ihm sagen, wie und mit wem er es angetroffen. Er machte einen Lärm mit seiner Unschuld, daß Elisi auch wild wurde und meinte, Vreneli hätte eigentlich seinen Mann verführen wollen, und eilenden Schrittes ging, diesem wüst zu sagen. Während Elisi sich dort fast Schläge holte, ging ihr Mann in den Stall, befahl anzuspannen und begegnete dabei dem Uli, der bereits von der andern Geschichte wußte, so grob, daß dieser ihm sagte, wenn er sich nicht alsobald zum Stall aus mache, so werfe er ihn in's Mistloch, er wolle ihm seine Hitze vertreiben. Jener begehrte auf und sagte Uli: er solle nicht meinen, weil er mit einer schlechten, unehelichen Dirne sich abgebe, die von weitem verwandt sei mit der Familie, so sei ihm alles erlaubt; er sei der Knecht und sie ein schlecht Mensch und damit Punktum. Da sagte Uli, er wisse ganz genau, welches das schlechtere Mensch sei, Elisi oder Vreneli, und wenn er es hätte machen wollen wie der Baumwollenhändler, so wäre Elisi nicht dessen Frau geworden. Aber die Rechten seien an einander gekommen, sie schickten sich zusammen, wie Mist und Mistkarren. Er solle jetzt schweigen und gehen, sonst zeichne er ihn auch noch, obgleich es ihm zuwider sei, Einen anzurühren, den ein Meitschi geprügelt. Der Baumwollenhändler wollte vielleicht Streit, aber Uli ließ dessen Roß heraus führen; das trieb den Herrn aus dem Stalle, und als er wieder hinein kam, war Uli nicht mehr da. Endlich reis'ten er und Elisi ab, aber unter vielen Drohungen: wie man erfahren solle, was man an ihnen gethan, und wie man sie nicht mehr sehen werde an einem Orte, wo man sie so behandelt.

Es leichtete Allen ordentlich, als sie fort waren, und Johannes versprach dem Vreneli ein Stück Hausrath zur Ehesteuer, welches es selbst bestimmen konnte, weil es den Schwager so tüchtig abgeklopft. Er wollte gern einen Louisd'or geben,

wenn derſelbe klagen würde; dem wollte er Sünden einbrocken, daß er daran erſticken ſollte.

Kapitel 26.

Wie Vreneli und Uli auf hochzeitlichen Wegen gehen und endlich Hochzeit halten.

Von da an ging die Sache von ſtatten, viel beſſer, als Uli gedacht hatte, und er mußte manchmal denken, es gehe ihm beſſer, als er verdient, und mußte denken, was ſein alter Meiſter geſagt: der gute Name ſei ein eigenes Kapital und mehr werth als Geld und Gut. Der Pachtzins war billig; was aber die Hauptſache ausmachte, das waren die Zugaben. Einiges, was ihm beſonders gefiel, nahm zwar der Johannes zu Handen. Es ſei nichts als billig, ſagte er, daß er auch etwas hätte gegen das Korn und den Kirſchbranntwein, welche der Schwager den Eltern abgeſchwatzt. Die Zugaben erſtreckten ſich nicht nur auf den ganzen Viehſtand, Schiff und Geſchirr, ſondern auch auf den Hausrath und die Betten für die Dienſtboten. Die Schatzung über alles war billig, ſo daß ſie den Empfänger, wenn die Sachen einmal zurückgegeben werden mußten, nicht über nichts bringen konnte. Es waren einige tüchtige Vorbehälte, die indeß bei dem billigen Zins zu überſehen waren. Uli mußte Joggeli eine Kuh füttern, zwei Schweine mäſten, Erdäpfel genug geben, ein Mäß Flachsſamen, zwei Mäß Hanfſamen ſäen, ein Pferd geben, ſo oft er und ſeine Frau fahren wollten. Wenn man einig iſt, ſo iſt ſelten ein Vorbehalt zu ſchwer, geräth man aber in Mißverhältniſſe, ſo wird jeder Vorbehalt ein Stein des Anſtoßes.

Uli und Vreneli konnten ihr meiſtes Geld ſparen und brauchten ſehr wenig anzuſchaffen; die verſprochene Ausſteuer blieb ihnen auch nicht aus; ein Bett und einen Schrank er-

hielten ſie, wie man ſie ſelten ſchöner ſieht. Johannes ſandte ihnen, ohne ihre Auswahl zu erwarten, eine ſchöne Wiege, die Vreneli lange nicht ins Haus laſſen wollte, behauptend, die ſei verirret.

Aber was das dem Uli zu ſinnen und zu denken gab, wie er alles anzuſtellen hätte in Feld, Stall und Haus, wie es ihm angſt machte bald um das Korn, bald um den Reps, bald um's Gras, wie er ſchon vor Faſtnacht, wenn der Nordwind ging, jammerte, es gebe in dieſem Jahr nicht Heu, wie hundertmal er rechnete, aus was er den Pachtzins ſchlagen, wie viel er verſpielen, wie viel gewinnen könne: das kann nicht wohl erzählt werden. Es iſt aber auch begreiflich, daß es einem jungen Anfänger im erſten Jahre, welches ihm den Boden unter den Füßen wegnahmen oder einen Boden darunter gründen kann, etwas bange wird; ein alter, reicher Bauer nimmt es ſchon kaltblütiger. Da thut es dem Jungen wohl, wenn er oft zu Dem aufſieht, der in ſeinen geheimen Kammern den Wind macht und den Schnee, der Heuſchrecken ſendet und den Thau fallen läßt. Wenn er aufblickt zu Dem da oben, ſo kommt ihm der Troſt ins Herz, daß Der den jungen Anfänger ſo wenig vergeſſen werde, als den Sperling auf dem Dache, als die Lilie auf dem Felde, ſobald derſelbe Seiner nicht vergißt. Allgemach wird er es lernen, aber nur allgemach, fleißig ſein und treu und alles auf das Beſte thun, dann aber dem Herrn getroſt es überlaſſen, was daraus werde, und kummerlos das Gedeihen erwarten oder das Fehlſchlagen, wird mit ergebenem Herzen zuſehen können, wie der Hagel die Felder zerſchlägt, die Flammen das Haus zerſtören, und getroſt und ohne Heuchelei ſagen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt!“ Uli ſah viel auf zu Dem, Der ſo ſchön ihn geführt bis dahin, und vergaß keinen Abend ſeinen innigen Dank; aber das ſtürmiſche Meer im Herzen, das Wogen der Gedanken in der Bruſt wollte ſich nicht legen, er war zu neu aufgeregt, zu viel ſtürmte auf ein-

mal auf ihn ein. Vreneli klagte gar manchmal, er sei nicht mehr sein alter Uli, habe keinen Spaß mehr, keine Worte, keine Ohren. Sie hätten noch so viel abzureden, und da sitze er, sinne, es sei, als ob die Worte ihm im Halse gefrören, und es könne manchmal eine ganze Stunde reden, ohne Antwort zu bekommen. Wenn es gewußt hätte, daß der Brautstand so langweilig sei, so hätte es ihn geschickt, eine Andere zu suchen. Statt zuweilen mit ihm zu schätzelen und flausen zu haben, sinne er darüber nach, was ihm mehr abtrage, eine Stute oder zwei Mutterschweine, oder welche Kühe besser Milch geben, die rothschecken oder die schwarzblöschen. Wenn Vreneli so mit Uli lieblich kiselte, so weckte das ihn wohl auf, und er tändelte und lachte manchmal eine ganze Viertelstunde lang, bis ihm der Ernst und das Sinnen wieder kamen. Vreneli, so leichtfertig es schien, war innerlich nicht minder ernst, konnte es aber verbergen. Es war von den Leuten, welche äußerlich immer lustig und leichten Sinnes scheinen, die tiefen Gedanken aber in der Tiefe des Herzens verbergen, so daß man sie ihnen gar nicht zutraut. Es konnte auch halbe und ganze Nächte sinnen, was ihm als Hausfrau alles obliege, wie es dieses und jenes machen wolle, daß es am besten komme, konnte aus vollem Herzen seufzen, ob es wohl der Aufgabe gewachsen sei, konnte mit nassen Augen Gott bitten um seinen Beistand und seine Hülfe, seinem schweren Amte getreulich vorzustehen und Uli glücklich zu machen.

Von diesem allem sieht man am Morgen nichts mehr, der feuchte Glanz in den Augen scheint von dem Rauch in der Küche zu kommen. Es fährt herum wie auf Rädern und trällert sein Liedchen wie ein harmlos Rothkehlchen, und wo es Uli erwischen kann, möchte es mit ihm spaßen, ihn necken. Hinter dem Tändeln aber sitzt der ernste, innige Gedanke, Uli glücklich machen zu wollen, und wenn es leichtsinnig mit ihm zu schätzeln scheint, so ist es nur, um einen Augenblick seinen Kopf an Uli's Brust legen, sich seines Glücks recht bewußt

werden zu können, eine Seele zu besitzen, ein vernünftig Wesen sein nennen zu können. „Du bist mir auch das leichtsinnigste Geschöpf von der Welt," sagte die Base oft. „Als ich habe Hochzeit halten sollen, da habe ich manchmal ganze Tage lang plärret, und wenn mich Joggeli hat anrühren wollen, daß es die Leute gesehen, so bin ich zur Thüre aus gelaufen und kein Mensch hätte mich wieder hinein gebracht. Ich weiß nicht, wie das gehen soll." Und wirklich schüttelte sie manchmal bei sich selbst den Kopf und dachte, sie verstehe sich nicht mehr auf die heutigen Meitschi, aber wenn das so fort gehe, so komme das nicht gut. Breneli falle nicht gut aus und Uli sei mit ihm geschlagen; mit Narrheiten und Neckereien arbeite man keinen Hof. Diesen geheimen Kummer vermehrte Joggeli noch, der ihr alle Tage sagte: „Du kannst sehen, wie das kommt; das geht nicht ein Jahr, so haben die ausgewirthschaftet. Ich vermag nichts bessers nichts; ich habe es genug gesagt, es komme nicht gut. Aber man glaubt mir nichts, man hat mir nie geglaubt, darum ist auch alles so gekommen. Ich habe es mit der Elisi von Anfang an gesagt, aber es wollte mich damals niemand hören."

So rückte in banger Stimmung die Zeit heran, wo Uli das Gut übernehmen sollte, welches ihm das Zutrauen um seiner Anstelligkeit und Treue willen übertrug. Vorher sollte er mit Breneli Hochzeit halten. Schon seit dem Neujahr war davon die Rede gewesen, aber das Meitschi hatte immer Gründe zum Aufschub. Bald hatte es nicht Zeit gehabt, recht daran zu sinnen, bald hatte es eben daran gesinnet und gefunden, es sei besser, noch einen Sonntag oder zwei zu warten. Dann sagte es, es wolle vom Hochzeittage an als Meisterfrau eintreten und nicht erst noch Magd sein, oder, der Schuhmacher hätte seine Sonntagsschuhe, in den Holzschuhen könne es doch nicht wohl zum Pfarrer gehen, das Aufgebot zu bestellen. So strich ein Sonntag nach dem andern vorbei. Da saß an einem stürmischen Sonntagnachmittag die Base hinter dem Tisch

und sagte: „Breneli, gieb mir doch den Kalender, er hängt dort auf.“ Sie blätterte darin, weit von den Augen ihn haltend, zählte mit dem dicken Finger die Wochen, zählte wieder und schrie endlich: „Weißt du, daß es bis zum fünfzehnten März, an welchem Tage ihr das Gut antreten müßt, nur noch fünf Wochen sind? Du wüst's Meitli hast die Sache bis dahin verdreht! auf der Stelle geht mir jetzt und bestellt mir das Aufgebot. Das ist mir eine schöne Geschichte!“ Breneli wollte es nicht glauben, zählte nach, fand es endlich noch eine Woche zu früh und meinte, wenn sie nur einen Tag oder zwei vor dem fünfzehnten Hochzeit hielten, so wäre es lange früh genug. Aber davon wollte die Base nichts hören. Uli schlug sich auf ihre Seite, und wenn schon nicht selben Sonntag, so sollte doch in selber Woche die Hochzeit beim Pfarrer zu Uesligen angegeben und derselbe ersucht werden, in beider Heimath zu schreiben, damit sie auch dort aufgeboten würden. Am Montag hatte aber Breneli seine Schuhe noch nicht vom Schuhmacher; am Dienstag schien ihm der Mond zu heiter. Alle Leute würden es ja kennen durch das ganze Dorf, sagte es. Am Mittwoch war das Zeichen im Kalender — es war der Krebs — ihm nicht gut genug, auch sei der Mittwoch ja eigentlich kein Tag, behauptete es. Es ziehe an diesem Tag ja kein Dienstmädchen ein, und so sei das Hochzeitangeben noch wichtiger, als einen Dienst anzutreten, wo man ja das ganze Jahr daraus könne, wenn man wolle. Endlich am Donnerstag gingen Alle mit Ernst hinter Breneli und sagten ihm, das sei kreuzdumm gethan. Es hätte sich der Sache doch nicht zu schämen, und einmal müsse es sein, geschehe es nun einen Tag früher oder später, und es sollte froh sein, wenn es einmal geschehen sei. Glücklicherweise hatte der Schuhmacher die Schuhe gebracht, und der liebe Gott sandte ein gräßliches Schneegestöber, daß kein Mensch mit offenen Augen ein Dutzend Schritte gehen konnte, und eine Nacht legte sich zwischen Himmel und Erde, wie noch keine so dick und schwarz gewesen. Als es nun

so recht wild wetterte, Schnee und Hagel an die Fenster prätschten, fingershoch an den Einfassungen hingen, der Wind schaurig durch das Dach pfiff, die Nacht dick und finster zu den Fenstern ein kam, das Lämpchen selbst sich ihrer kaum erwehren mochte, die Katzen schaudernd den Feuerheerd suchten, der Hund an der Küchenthüre kratzte und mit dem Schwanz zwischen den Beinen unter den Ofen kroch, da sagte Breneli endlich: „Jetzt, Uli, mache dich fertig; jetzt wollen wir gehen, jetzt gucken uns die Leute gewiß nicht nach.“ „Du bist mir doch das wüsteste Gret,“ sagte die Base. „Nein, bei solchem Wetter käme ich dir auch nicht, wenn ich Uli wäre, da könntest du allein gehen.“ „Das kann er machen, wie er will,“ sagte Breneli, „aber wenn er heute nicht kommt, so gehe ich nachher nicht mehr. Und wenn seine Liebe so groß ist, wie er sagt, so thut ein solches Wetter ihm nur wohl.“ „Wohl, ich wollte dir, wenn ich Uli wäre!“ sagte die Base. „Aber so nehmt doch das Wägeli! Hans kann euch fahren, ihr kommt ja um in solchem Wetter.“ „Warum nicht gar, Base, auf dem Wägeli fahren, um die Hochzeit anzugeben! Da würden die Leute ja erst recht zu reden haben, und wir kämen das andere Jahr in den Kalender und das Wägeli in die Mitte der großen Helge.“ Nun wollte die Base Uli aufweisen, er solle nicht gehen; aber dem war es recht, wenn Breneli nur einmal gehen wollte, aber wunder nehme es ihn, sagte er, wie Breneli durchkommen wolle. Etwas hätte es verdient für sein wunderlich Thun, und so wollten sie es in Gottesnamen wagen, könnten sie doch jetzt zusammen gehen, und brauchte Keins dem Andern hinter einem Haag oder hinter einer Scheuer zu warten, wie es sonst üblich sei, wenn es helle sei und man von den Menschen gesehen werden könne. Die Base, beständig brummend über diese Narrheit, half doch so gut sie konnte bei der Ausrüstung zu dieser Fahrt, brachte Joggeli's Mantelkragen und seine Pelzhandschuhe, aber bei jedem Stück, das sie brachte, sagte sie: „Höre, Meitschi, das kommt gewiß nicht gut. Wenn du so wunderlich

thun willſt, ſo ſchlägt dir Uli von Hauſe. Wenn ein Mädchen ſo thut, du mein Gott, was ſoll das für eine alte Frau werden! Die Wunderlichkeiten nehmen mit dem Alter zu, das kann ich dir ſagen.“ Als ſie endlich fertig waren und die Küchenthüre aufmachten, mußte Vreneli drei Mal anſetzen, bis es draußen war, und Uli mußte ſeinen Hut zu hinterſt in der Küche wieder ſuchen. Die Baſe fing von neuem an zu jammern, ſie zu beſchwören, ſie ſollten doch der Tuſig Gottswillen nicht gehen, ſie kämen ja um! Aber Vreneli ſetzte zum dritten Male an mit aller Kraft, war im Schneewirbel verſchwunden, der Baſe Gejammer verhallte ungehört. Es war wirklich ein halb halsbrechender Gang, und Uli mußte dem Mädchen aushelfen. Den Wind gerade im Geſicht verloren ſie öfters den Weg, mußten manchmal ſtille ſtehen, ſich umſehen, wo ſie ſeien, mußten Athem ſchöpfen, ſich umdrehen, die grellſten Stöße vorbei zu laſſen: ſie brauchten drei Viertelſtunden für die kleine Viertelſtunde bis zum Pfarrhaus. Dort klopften ſie ſich erſt ſo gut möglich vom Schnee rein, dann an die Thüre. Lange klopften ſie umſonſt; der Schall verlor ſich in des Windes Gebeus, das ſchauerlich durch die Kamine toſete. Da verging Vreneli die Geduld, ſtatt des ehrerbietig klopfenden Uli's klopfte nun es, daß ſie drinnen von den Sitzen auffuhren und die Frau Pfarrerin ſagte: „Herr, du mein Gott, was iſt das!“ Der Herr Pfarrer aber beruhigte ſie und ſagte: das werde Einer ſein, welcher ein Kind zur Taufe angeben wolle, aber werde ein Hochzeitpaar ſein, das ſchon mehrere Male geklopft; aber Marei werde wieder nichts gehört haben wie gewöhnlich. Unterdeſſen Marei Beſcheid gab, zündete er bereits ein Licht an, damit die Leute nicht lange warten müßten, und ſobald Marei zur Thüre hinein ſagte: „Herr Pfarrer, es ſind zwei Lütli da,“ trat er ſchon hinaus.

Hinter der Hausthüre ſtanden die Beiden, Vreneli hinter Uli. Der Pfarrer, etwas klein, in mittlerem Alter, aber bereits mit einem ehrwürdigen Haupte verſehen und klugen Zügen,

die sehr scharf und sehr freundlich sein konnten, hob das Licht über sein Haupt empor, sah etwas vorwärts gebeugten Hauptes darunter durch und rief endlich: „Eh, Uli, bist du es, bei solchem Wetter! und hinter dir wird wohl Vreneli sein," sagte er, mit dem Lichte herumzündend. „Nein aber," rief er, „bei solchem Wetter! Und die gute Glunggebäurin hat euch gehen lassen! Marei, komm, putz mir die Lütli ab, nimm diesen Kragen und trockne ihn." Marei kam mit ihrer Lampe sehr gern her. Da that die Frau Pfarrerin auch die Thüre auf mit dem Lichte in der Hand und sagte: „Führe doch die Lütli hier herein, es ist wärmer als bei dir, und Vreneli und ich kennen einander gar wohl." Da stand nun Vreneli im Glanz von drei Lichtern noch immer zwischen Uli und der Thüre und wußte nicht recht, was für ein Gesicht es vornehmen solle. Endlich machte es gute Miene zum bösen Spiele, kam herbei, grüßte fittig den Pfarrer und dessen Frau und sagte, die Base lasse ihnen guten Abend wünschen, der Vetter auch. Das sagte Vreneli mit der unschuldigsten Miene von der Welt. „Aber," sagte drinnen der Pfarrer, „warum kommt ihr bei solchem Wetter? es ist ja für darin umzukommen!" „Es hat sich nicht wohl anders geschickt," sagte Uli, der die Mannespflicht, den Eigenwillen seiner Frau auf seine Schultern zu nehmen, zu fühlen begann, eine Pflicht, die man am Ende nothgezwungen üben muß, entweder um nicht unter dem Pantoffel zu scheinen, oder um die Schwachheiten der Frau nicht auszubringen. „Wir durften nicht länger warten," fuhr er fort, „da wir den Herrn Pfarrer bitten möchten, die Sache noch da und dort anzuzeigen, damit es auf den nächsten Sonntag verkündet werden könne." Dafür seien sie ziemlich spät, sagte der Pfarrer, er wisse nicht, ob die Post vor dem Sonntag käme an beide Orte. Es sei ihm leid, sagte Uli, daran hätten sie nicht gedacht; Vreneli that, als ob die Sache es nichts anginge, und redete recht eifrig mit der Frau Pfarrerin über den Flachs, der so schön geschienen und doch beim Hecheln gar

nichts ausgeben wolle. Als die Formalitäten zu Ende waren, sagte der Pfarrer zu Uli: „Und Ihr werdet Pächter in der Glungge? Das freut mich. Ihr seid nicht wie so viele Knechte, denen man kaum ansieht, daß sie Menschen, geschweige daß sie Christen sind; Ihr stellt Euch wie ein Mann dar und thut auch wie ein Christ.“ „Ja,“ sagte Uli, „warum sollte ich Gottes vergessen? Ich habe ihn nöthiger, als er mich, und wenn ich ihn vergesse, darf ich dann hoffen, daß er an mich denkt, wenn er seine Gaben und Gnaden austheilt?“ „Ja, Uli, das ist schön,“ sagte der Pfarrer, „und ich glaube, er habe Euch auch nicht vergessen. Ihr habt ein schönes Gut in Pacht und ich glaube Ihr bekommt eine gute Frau. Ich rede nicht vom Arbeiten und Haushalten, da wird Vreneli gerühmt, ich weiß es wohl; arbeiten und haushalten ist gut, aber doch nur eine Nebensache. Vreneli scheint leichtsinnig und flüchtig, aber ich weiß, es sinnet auch tiefer und hat ein gutes Herz.“ Vreneli hatte seine Ohren bei diesem Gespräche, wie eifrig es vom Sache redete. So wenig es früher dieses merken ließ, so wenig konnte es sich jetzt enthalten, zu sagen: „Aber Herr Pfarrer, Ihr könntet mir auch zu viel zutrauen.“ „Nein, Vreneli,“ sagte der Pfarrer, „ich sehe in der Unterweisung in gar manches Herz hinein, man weiß es nicht, ich höre gar Manches, man glaubt es nicht, und dazu errathe ich noch Vieles. Bist du nicht auch schuld, daß ihr bei diesem gräßlichen Wetter hereingekommen? Sieh, ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieses der rauhste, wildeste Gang sei, den ihr mit einander während eurer Ehe geht. Doch was Gott verhängt, weiß niemand, wenn nur alles zur Seligkeit dienet. Aber das kann ich wohl wünschen, daß ihr keinen so rauhen Gang mehr thun müßt durch des Einen oder Andern Schuld. Was von Gott kommt, das läßt sich alles tragen, wenn Zwei in Gott Eins sind, aber wenn der Eigensinn oder die Wunderlichkeit oder die Leidenschaft von Mann oder Weib Unglück über eine Ehe bringen, Aergerniß und Elend, und das Unschuldige muß mit aus dem bittern Kelch

trinken, muß bei jedem Zuge denken: daran iſt mein Gatte ſchuld; wenn er nicht wäre oder anders wäre, ſo wäre das auch nicht, da wird das Leben ein Wermuthstrank und der Gang durch's Leben iſt noch viel ungeſtümer als euer heutiger Gang. Und wenn man am Ende iſt und es gehen einem die Augen auf und man ſieht, daß man das Unwetter ſelbſt war auf dem Lebensweg, das einem Gatten die ganze Lebenszeit verfinſtert, getrübt hat, daß er unſertwegen eine ſo ſchwere Wanderſchaft hatte, während er bei etwas weniger Eigenſinn oder Wunderlichkeit eine recht ſchöne heitere hätte haben können — denk, Breneli, was muß man ſich da für ein Gewiſſen machen!" Breneli war ganz roth geworden, das Waſſer trat ihm in die Augen und die Frau Pfarrerin ſagte: „Aber Manuli, du machſt ja dem Meitſchi ganz Angſt, kommſt ſo ernſthaft, daß es mir ſelbſt den Rücken auf geht, und du weißt doch nicht, ob die Sache ſo iſt, wie du meinſt." „Ich kann mich irren," antwortete der Pfarrer, „aber ein ernſtes Wort gehört zu dieſem ernſten Gange. Ihr werdet euch euer Lebtag erinnern an das gräßliche Wetter und das mühſelige Gehen; da kommt dann auch die freundliche Mahnung euch in Sinn, auch wenn Breneli diesmal nicht ſchuld war, daß jedes ſich hüten ſolle, daß das Andere nicht durch ſeine Schuld beſchwert werde, leiden müſſe, daß wir da ſeien, einander das Leben zu erleichtern und zu verſüßen und nicht zu erbittern und mühſelig zu machen. Paulus ſagt, die Ehe ſei ein Geheimniß; er hat Recht, aber die Liebe, die er im dreizehnten Cap. im erſten Brief an die Corinther beſchreibt, iſt der Schlüſſel dazu. Habe ich dir Unrecht gethan, Breneli, ſo zürne mir nicht; du ſollſt wiſſen, daß ich es doch gut mit dir meine." Da begannen die Waſſer aus den Augen zu rollen, und Breneli bot dem Pfarrer die Hand und ſagte: „Ihr habt mehr als Recht, ich bin ſchuld daran, bin ein wüſt und wunderlich Meitſchi geweſen. Was Ihr mir geſagt, will ich nicht vergeſſen, es ſoll mir eine Warnung ſein für mein Lebtag. Ich habe es nicht bös gemeint, habe nicht daran gedacht, daß es ſo

kommen werde; es ist mir zuwider gewesen zu kommen, und da habe ich alles hervorgesucht, um es zu verschieben. Aber es soll mir eine Warnung sein!" „Nun, nun," sagte der Pfarrer, „grämе dich nicht. Es ist allerdings ein schwerer Gang zum Pfarrer, die Hochzeit anzugeben, das Aufgebot zu bestellen. Ich begreife, daß es einem Mädchen bange werden muß dabei, und daß man das Schwere so weit von sich wegschiebt als möglich, ist menschlich, und es thun's noch viele andere Leute als nur junge Meitscheni. Es ist eben die schwerste Lebensaufgabe, das Schwere auf sich zu nehmen, vor dem Schwersten nicht zu zagen und zu zittern. Das meiste Unglück der Menschen besteht eigentlich nur darin, daß sie sich mit Händen und Füßen gegen das Kreuz, das sie tragen sollen und tragen müssen, stemmen und wehren. Es ist ganz recht, daß es den jungen Leuten eng um's Herz wird, wenn sie zum Pfarrer gehen, ist dieser Gang doch der entscheidende für ihr ganzes Lebensglück; darum rede ich gewöhnlich ein ernstes Wort dazu, denn dieses Wort wird viel weniger vergessen als hunderte, die ich in der Kirche sage. Wie heute geben die Umstände sie mir in den Mund, und wenn der Herr so mächtig auf den Flügeln des Sturmes daherfährt, so müssen die Worte ernsthaft werden. Und wie das äußere Leben ein Bild des geistigen Lebens ist, so ward mir euer Gang daher zum Bilde mancher, mancher Ehe, zum warnenden Worte, vor solcher Ehe und den Ursachen dazu euch zu hüten. Es muß auch niemand wunder nehmen und auch dich nicht, liebe Frau, die du jetzt vielleicht zum ersten Male bei der Abnahme einer solchen Angabe gewesen und zum ersten Male einen solchen Zuspruch gehört hast, daß ich so ernsthaft werde. Es ist fürchterlich, welcher Leichtsinn einreißt und wie schauderhaft unwürdig so Viele ihre Ehe angeben. Ein Freund hat mir geschrieben, daß ihm letzthin an einem Samstag zwei Paare zur Hochzeitangabe gekommen seien, beide Bräute hochschwanger und alle Viere voll Branntwein, so daß sie kaum reden, kaum gehen konnten. Wären wir in einem christlichen Staate und nicht in

einer Agentenwirthſchaft, ſo würde man ſolche Thiere zurückweiſen, bis ſie in einem menſchlichen Zuſtande wären. Thäte man es jetzt, ſo riskirte man Anſchicksmänner, Rechtsverwahrungen, Citationen, und die Richter würden mühſelig in der Gerichts- oder irgend einer andern Satzung und Geſetz-Sammlung einen Paragraphen ſuchen, der ſich auf dieſen Fall beziehen ließe, und würden ganz ſicher gegen den Pfarrer auch einen finden. Vom eigentlichen Regieren löſcht der Begriff immer mehr aus, wie auch das Licht immer düſterer brennt, je mehr Rauch und Staub um daſſelbe gemacht wird. Aber was muß das für Ehen geben, wo die Leute in ſolchem Zuſtande den wichtigen Gang thun, und was für ein Bild ihres zukünftigen Zuſtandes wird da dem Pfarrer auf die Zunge gelegt? Und doch darf er es vielleicht nicht einmal ausſprechen dieſen trunkenen Leuten, beſonders wenn ſie etwa Bürger einer Stadt oder ſogenannte Gnädherren ſind. Bei ſolchen läuft es Gefahr, daß ſie ihm wüſt ſagen, ihn in eine Zeitung thun oder gar verklagen. So wie es bei ſolchen Erſcheinungen einem recht eigentliche Stiche in's Herz giebt, ſo thut es einem auch wohl, wenn man Zwei zur Ehe ſchreiten ſieht, von denen man weiß, daß Gott bei ihnen iſt, und daß ſie trachten werden, ihre Leiber und ihr Haus zu einem Tempel zu machen, darin Gott wohnen mag. Nicht nur muß der Pfarrer über jede ſolche Ehe ſich freuen, ſondern ich weiß, es iſt Freude darüber im Himmel. Wenn nun zwei ſolche zu einem kommen, über die man ſich freuen kann, ſo darf man ein ernſthaft Wort zu ihnen reden; man weiß, ſie nehmen es einem nicht übel, ſondern es fällt auf gutes Erdreich, wo es dreißig- ſechzig- hundertfältige Früchte bringt."

„Ja, Herr Pfarrer," ſagte Vreneli, „ich werde es nie vergeſſen, was Ihr geſagt, und Uli ſoll es Euch zu danken haben. O, ich habe noch manches Wort von der Unterweiſung her, das ich nie vergeſſen werde. Und wenn es mich ſchon manchmal dünkt, ich hätte alles vergeſſen, ſo ſteigt bei irgend einem Anlaß ein Wort aus der Unterweiſung in mir auf, faſt als

ſie überſtrahlte, die düſtern Lämplein zurückblieben unter des Dorfes düſtern Dächern. Da umfaßte ſchweigend Vreneli ſeinen Uli, blickte hell und ſtrahlend ihm in's Auge, ſtrahlende Augen hoben ſich auf zum ſtrahlenden Himmel. Die verſchwiegenen Sternlein hörten heilige Gelübde, horchten lautlos den heiligen Gedanken, welche leiſe und wonnereich die Herzen der ſeligen Brautleute füllten, die ſtill und leiſe ihren Heimweg gingen, den ihnen Gottes eigne Hand mit des Himmels Blüthen, mit reinem, unbeflecktem Schnee beſtreut hatte.

Näher und näher rückte der verhängnißvolle Hochzeittag. Schon waren die Alten in's Stöckli gezogen, die Baſe ließ das Haus von oben bis unten fegen, bis es blank war und neu ſchien, wie ſehr auch Vreneli wehrte, daß in dieſer kühlen Jahreszeit ſolche Arbeit nicht viel abtrage, aber ungeſund ſei. Sie wolle das Haus nicht übergehen wie einen Schweinſtall, ſagte ſie, und die Leute ſollten ihr nicht nach ihrem Tode nachreden, ſie hätte ihr Haus nicht gereinigt, als ſie daraus gezogen ſei. Gar Viele hätten nicht den Verſtand zu denken, daß wenn ſo viel draußen zu thun ſei und man ſo viel Land habe, man im Hauſe nicht machen könne, was man wolle, und nicht alle Freitage fegen wie die Herrenfrauen. Der Tiſchler hatte ſeine Arbeit gebracht; Schneider, Näherin waren endlich unter Schweiß und Angſt zu Ende getrieben worden, aber der Schuhmacher wollte nicht anrücken, der kam nicht und kam immer nicht; der hatte ſeine Freude daran, warten zu laſſen, ſein Wahlſpruch war: ihr wartet wohl, bis ich komme. Vreneli verredete ſich, der habe ihm die letzten Schuhe gemacht, und ſollte es fürder barfuß laufen, und es hielt ſein Gelübde.

Wie an einem Samſtag vor einem heiligen Sonntag, der faſt unwiderſtehlich feierliche Gefühle den Herzen aufdringt, faſt wie am Verabend ſeiner Admiſſion war es ihm am Tage vor der Hochzeit zu Muthe. Sinnig und ernſt waltete es im Hauſe, vielleicht hatte es noch nie ſo wenig geredet als an dieſem Tage. Es war ihm manchmal, als ob es weinen ſollte,

und doch hatte es ein freundlich Lächeln für Alle, die ihm begegneten. Es verſank zuweilen in ein Sinnen, wo es ſich, Ort und Zeit, alles, alles vergaß; es wußte nichts von ſich ſelbſt, wußte nichts von ſeinem Sinnen. Wenn dann jemand es anredete, ſo fuhr es auf wie aus tiefem Schlafe; es war ihm, als ob es erſt jetzt wieder Ohren und Augen bekäme, als ob es aus einer andern Welt wieder auf Erden fiele.

Als ſie am Abendeſſen ſaßen, knallte es unerwartet auf dem Hügel neben dem Hauſe, daß Alle hoch auffuhren. Es waren die Knechte und einige Tagelöhner, die die Ehre der neuen Meiſterleute der Welt verkünden wollten. Es liegt in dieſem Schießen und Knallen bei Hochzeiten ein tiefer Sinn, ſchade nur, daß ſo manches Menſchenleben dabei gefährdet wird. Kein wildes Horngeheul klang dazwiſchen, keine grüßliche Trofelfuhr, wie Neid oder Feindſchaft ſie Brautleuten bringen, ſtörte den friedlichen Abend. Die Baſe gab allerlei Ermahnungen, hatte mitunter auch allerlei Späße, brachte warme Schuhe, Handſchuhe und was ſie auftreiben konnte, um am frühen Morgen vor Kälte ſie zu ſchützen. Früh wollten ſie fort. Uli wollte in ſeiner Heimath Hochzeit halten, wo Vetter Johannes wohnte. Er ſagte, es koſte dort weniger. Aber inwendig in ihm war etwas Anderes, welches ihn heim trieb. Seine ſchöne Braut, das ſtattliche Fuhrwerk zeigte er gern daheim. Man ſollte daheim doch auch wiſſen, daß er aus einem Hudelbub ein Mann geworden, und er wollte es gern erzählen zu Nutz und Frommen von Vielen, wer ihn dazu gemacht und wie. Unerwartet rief Joggeli ihn ſpät Abends noch in's Stübchen und ſagte ihm: Rühmen und Flattiren ſei nicht ſeine Art; ſeit er da geweſen, habe er ihm nicht viel geſagt, aber daß er zufrieden ſei mit ihm, das hätte er ſehen und daraus abnehmen können, daß er ihm das Gut in Pacht gegeben um ſo geringen Zins; ein Fremder hätte es nicht ſo erhalten. Der Tochtermann habe ihm noch geſtern geſchrieben, er ſolle, ſtatt ſo viel in die Schatzung zu geben, eine Steigerung darüber

halten und Schiff und Geſchirr ſammt dem Vieh verkaufen; er löſe ein großes Kapital, welches er ihm zu fünf oder ſechs verzinſen wolle. Aber er wolle ſeine Sachen nicht verſteigern, und was er geſchrieben habe, das habe er geſchrieben. Zum Zeichen der Zufriedenheit wolle er ihm aber noch etwas thun. Er ſolle das Päckchen nehmen, es ſei etwas an die Koſten des morgigen Tages. Er wiſſe, Uli ſei ſparſam und halte jetzt beſonders ſein Geld zuſammen, aber morgen ſolle er nicht ſparen und ſich ſehen laſſen. Sparſamkeit ſei eine ſchöne Sache, aber am Hochzeittage dürfe man nicht auf den Kreuzer ſehen; wo es geſchehe, ſei es meiſt eine böſe Vorbedeutung; wenn die junge Frau halb hungrig heim komme und plärre, ſo komme das ſelten gut. Uli weigerte ſich erſt, dankte vielmals für alle ſchon erhaltenen Begünſtigungen, verſprach noch ein Mal alles Gute und nahm es endlich doch, obgleich er es nicht bedürfe und dafür Geld bei Seite gelegt hätte. Da lachte die Mutter: das werde ein Haufen ſein, ſie könne es ſich ſchon denken, ſie wiſſe, wie er es habe, ſagte ſie. Was er Ungerades zu einem Neuthaler habe, das werde er wohl dazu beſtimmt haben, aber wechſeln werde er kaum etwas laſſen wollen. Ei, ſagte Uli, wenn man das Geld ſchwer genug verdienen müſſe, ſo zähle man die Batzen, ehe man ſie ausgebe, und jetzt könne er gar nicht begreifen, wie man an einem Tage ſo wie nichts die nichts verhudeln könne, was man mit ſauter Mühe während ſechs Tagen an Wind und Wetter verdient habe. Ehedem hätte er es auch nicht ſo gehabt. Aber für morgen hätte er nicht ſparen wollen und möchte gern noch ſeinen alten Meiſter und deſſen Frau einladen. Zwei Kronen oder ſechzig Batzen ſollten ihn nicht reuen. Da lachte das alte Ehepaar gar herzlich, ſelbſt Joggeli, der es ſonſt ſelten that. „Nu, nu,“ ſagte er, „es iſt nicht Gefahr, daß du um deine Sache kommſt, wenn du nie mehr brauchſt und noch Leute zu Gaſt haben willſt. Es iſt gut, daß ich noch etwas nachgebeſſert, ſonſt hätte der Rappe Hunger haben müſſen, und du hätteſt noch manchen

Tag ein ſaures Geſicht gemacht über das zu viel gebrauchte Geld und das Vreni, weil du ihm Hunger und Durſt gelaſſen. Gute Nacht!"

Uli aber hatte keine gute Nacht. Früh um drei weckten ſie fort. Der Stunden waren alſo wenige bis dahin, aber ſie wollten nicht vorbei. Er konnte nicht ſchlafen: gar Vieles bewegte ihn, warf ihn unruhig hin und her, und jede Minute griff er nach der Uhr. Die ganze Bedeutung, in die er treten ſollte, wälzte ſich in ihrer ganzen Schwere auf ſeine Seele. Dazwiſchen gaukelten liebliche Bilder, und Vreneli in ſeiner ganzen Holdſeligkeit tanzte vor ſeinen geſchloſſenen Augen. Noch nicht lange war die Geiſterſtunde vorüber, als er das Bett verließ, um dem Pferde ſein Futter zu geben und es gehörig zu putzen und zu ſtriegeln. Als er mit dieſer Arbeit fertig war, ging er zum Brunnen und begann das Werk auch an ſich. Da umfingen ihn wieder ſchalkhafte Hände und Vreneli brachte ihm den holden Morgengruß. Ein Vorgefühl hatte es zum Brunnen geführt, und ſie koſten in kalter Morgenluft, als ob lane Abendwinde ſtreiften. Das Beängſtigende, Drückende ſchwand ihm nun und raſch förderte er die Verrichtungen zur Abfahrt. Bald konnte er in die Stube zum warmen Kaffee, den Vreneli gekocht und zu dem die Baſe weißes Brot und Käſe gerüſtet hatte. Wenig Ruhe hatte das Meitſchi am Tiſche, der Kummer etwas zu vergeſſen, ließ ihn nicht raſten; das Zuſammengelegte wurde immer wieder überſehen, ob nichts fehle, und doch wären die gefütterten Schuhe der Baſe bald zurückgeblieben. Endlich ſtand es fix und fertig da, holdſelig und ſchön. Die beiden Mägde, die die Neugierde aus dem Bette getrieben, umleuchteten es mit ihren Lampen und waren ſo in Bewunderung vertieft, daß ſie vergaßen, daß das Oel Flecken mache, daß das Feuer zünde; bald wäre Vreneli in Oel getränkt in Feuer aufgegangen. Ach, in der armen Mägde fleiſchlichen Herzen wogte das Verlangen; wenn ſie doch einmal ſo ſchöne Kleider hätten, ſo würden ſie auch ſo ſchön

ſein wie Vreneli, dann könnten ſie auch einmal mit einem ſo ſchönen Mann z'Hochzyt reiten!

Lange vor drei Uhr fuhren ſie in den kalten, bereiften Morgen hinaus. Es iſt ſeltſam, wie froh und frei es einem im Gemüthe wird, wenn man des Hauſes beengende Schranken verläßt, von den allenthalben einem entgegentretenden Geſchäften ſich wendet und hinaustritt in einen hellen Morgen Gottes. Da geht es einem weit vor den Augen auf, weit wird das Herz und kühnen Muthes ſchlägt es dem Leben entgegen, dem Leben, roſenroth gefärbt durch das junge Morgenlicht. Wenn der Abend wieder kommt, dann kehrt in die müden Glieder das Sehnen ein nach des engen Hauſes Ruhe, jede kleine Mühe wird zum Berge, der ſeufzend bezwungen wird, und erſt leuchtet das matt gewordene Auge wieder auf, wenn das düſtere Häuschen ſichtbar wird, wenn das dunkle Kämmerlein ſich zeigt, wo Ruhe iſt für die müden Glieder, wo das an Heimweh kranke Herz heilende Schranken findet. Fröhlichen Gemüthes fuhren ſie der Stunde entgegen, in der ihr Bund für's Leben geheiligt werden ſollte, ein fröhliches Vertrauen zu ſich und Gott hatte ſich auferbauet in ihren Herzen; ſie zweifelten nicht an ihrem Glücke. Fröhlich küßte Uli ſein Mädchen, er wußte, die verſchwiegenen Sterne plauderten es nicht aus. Er hatte ſeine Freude an Vreneli's kalt angehauchten Wangen, die, ſobald er ſie berührte, zu ſchwellen und zu glühen begannen, als ob ſie nur die Wölbung wären des geheimen Feuerheerdes, der bei jedem männlichen Hauche zu flammen und zu ſprühen beginnt. Er hatte den Muth, zu ſagen: das ſei doch ein ander Küſſen, als auf Eliſi's kalte Backen, die ihm immer vorgekommen wären wie eine verweſende Rübe, und es ſei ihm immer geweſen, als müßte er den Schnupfen bekommen, wenn er Eliſi einen Kuß habe geben müſſen. Vreneli nahm dieſe Rede nicht übel, fügte nur bei: was dahinten ſei, das ſei gemäht, es wolle es vergeſſen. Aber für die Zukunft verbitte es ſich das Unterſuchen, ob an-

dere Backen heiß oder kalt seien. Wenn er ihm d's Herrgotts wäre, so etwas zu machen, es wüßte nicht, was es anfinge, aber gut ginge es nicht. Unter solcher Rede und Gegenrede erbleichten die flimmernden Sterne und suchten ihre himmelblauen Bettlein, und die gute Mutter Sonne begann ihnen den goldenen Umhang darum aus funkelnden Lichtstrahlen zu weben, damit ihr keusches Niedergehn, ihren unschuldigen Schlaf neugieriger Sünder Augen nicht beflecken möchten. Der Reif schüttelte seine Locken mächtiger; durch die Sonne von den Sternlein weg, dem dunkeln Schooß der Erde zugetrieben und von den himmlischen Liebchen verjagt, versuchte er mit irdischen zu kosen, wollte um Vreneli sich legen, seine kalten Arme schlingen um das warme Mädchen, sein weißer Hauch spielte schon in den Spitzen von Vreneli's Kappe. Das Mädchen schauderte zusammen und bat Uli, sich flüchten zu dürfen in ein warmes Stübchen nur einen Augenblick, es schüttle ihns durch und durch, sie kämen immer noch früh genug. Uli lenkte alsobald unter einen Herberge darbietenden Schild, und Vreneli suchte Schutz vor dem kalten Liebhaber in einer Gaststube. Dort ist des Morgens gewöhnlich ein wüstes Sein, sie mahnt an eines Trunkenen Erwachen und Katzenjammer; indessen, wenn es draußen kalt ist, so nimmt man vorlieb, auch wenn der Ofen nur verglimmende Wärme hat. Das Pferd war bald eingestallet, desto schwerer aber die Kellnerin aufzuwecken, welche das Aufstehen vor hellem Tage nicht liebte, nicht gern ihr verblühtes Angesicht zeigte, ehe die Sonne darauf scheinen konnte. Endlich kam sie struppicht und mit schweren Beinen. Es war, als ob sie bei jedem Schritt ein Bein oder gar beide verlieren müßte, und vor Gähnen konnte sie lange, lange nicht fragen: was ihnen lieb wäre. Lange, lange ging's, bis endlich der bestellte warme Wein kam, den man fast siedend trinken mußte, wenn man sich nicht verspäten wollte. „Schon acht Batzen," dachte Uli, als er die Zeche hörte, „und ein Batzen dem Stallknecht, macht

neun. Es iſt gut, daß mir Joggeli etwas beigeſchoſſen, ich käme ſonſt mit funfzig Batzen nicht aus!“ Somit zog er das Päckchen, ein Päcklein mit Münze für einen Neuthaler, wie man ſie im Bernbiet zu machen pflegt auf Treu und Glauben, um ſich das Zählen zu erſparen, hervor, klaubte es auf und wollte abſchaffen. Als er es endlich offen hatte, waren lauter Fünfbätzler darin und fünfzig an der Zahl, es enthielt alſo mehr als ſechs Neuthaler. Er war eigentlich erſchrocken, als ſie ihm ſo unverhüllt auf der Hand lagen, und ſagte immer: „Sieh doch, Breneli, ſieh doch, was mir Joggeli gegeben! Wenn ich das gewußt hätte, ich hätte ihm beſſer gedankt.“ „Das kannſt du ja immer noch,“ ſagte Breneli, „das Beſte iſt, daß du es haſt. Ich hätte das aber von Joggeli nicht erwartet. Mir hätte er auch etwas geben können. Er hat mich nicht einmal gefragt, ob ich einen Kreuzer Geld habe, und doch weiß er wohl, wie ein bös Zeichen das iſt, wenn eine Hochzeiterin kein Geld im Sacke hat. Aber ich glaube, er möchte mir es gönnen, wenn ich mein Lebtag keinen Pfennig zum Brauchen hätte.“ „Da,“ ſagte Uli, „nimm die Hälfte, es gehört dir wie mir.“ „Nein, Uli,“ ſagte Breneli, „was ſinneſt doch? Ich habe Geld genug, und wenn ich keines hätte heute, ſo wollte ich doch Zeichen hin, Zeichen her Geld haben, ſo lange als du welches haſt. Zähle darauf, ich will ein friedlich, gut Fraueli werden, wenn du ein Mann biſt, wie es ſich gehört; aber wenn du mich untern thun wollteſt und bevogten, daß ich nichts ſagen, nichts haben ſollte, ſo will ich es mit dir probiren, wer Meiſter werden ſoll. Du weißt nicht, wie bös ich ſein kann. Ich habe mich mein Lebtag wehren müſſen; es hat mich immer Alles unterdrücken wollen, und niemand hat es gekonnt. Da kann ich das Wehren, und ich glaube immer, du brächteſt ſo wenig ab, als die Andern.“ „Aber wir wollen nicht probiren,“ ſagte Uli; „ich glaub's, ich käme zu kurz mit dir. Du kannſt ja Alle um einen Finger wickeln, und ſie merken es nicht einmal. Ja, nicht einmal

ſpaßen wollen wir darüber, lieb Meitſchi, ſonſt hört es der Böſe und ſucht bei dem Einem oder bei dem Andern aus dem Spaße Ernſt zu machen. Ich habe einmal meine Großmutter ſagen hören, es ſei von gar ſchwerer Bedeutung, was man im Hochzeitmorgen rede, und je näher man der Kirche komme, um ſo ſchwerer werde die Bedeutung. Da ſollte man eigentlich an nichts Anderes denken, als an den lieben Gott und ſeine Engelein, wie die in Friede und Freude mit einander lebten und den Menſchen alles Gute brächten und gönnten, und ſollte nichts Anderes reden, als mit dem lieben Gott, daß er bei einem bleiben möchte am Abend und am Morgen, im Hauſe und auf dem Felde, im Herzen und im Wandel, und daß ſeine Engelein über einem wachen möchten Jahr aus Jahr ein, damit kein böſer Geiſt Gewalt über einen bekäme und keiner zwiſchen beide hinein käme. Sie hat manchmal geſagt, wie es ihr angſt geworden ſei, als mein Vater und meine Mutter mit einander gelacht und im Spaß geſtritten und viel Weltliches geredet. Da ſei es nicht lange gegangen, ſo ſeien die böſen Geiſter gekommen. Beide ſeien früh in der Welt untergegangen, und wir ſeien arme Kinder geworden, allen Leuten im Wege und preisgegeben dem Verderben, wenn ſich nicht Gott ganz apart unſerer erbarme. Gottlob! er hat es gethan; aber der Großmutter Wort kann ich nicht vergeſſen, und je näher wir jetzt kommen deſto ernſthafter wird es mir im Herzen. Es iſt mir faſt und doch nicht ganz wie beim Sterben: da geht man auch ſo einem Thor entgegen und weiß nicht, was dahinter iſt, und dahinter kann die Seligkeit ſein oder die Hölle. Und wenn man ſchon mehr oder minder glaubt, es ſei die Hölle oder die Seligkeit, die einem wartet, ſo weiß man doch nicht, wie die Seligkeit iſt und wie die Hölle iſt, und beide ſind ſicher viel anders, als man glaubt, die Seligkeit viel ſüßer, die Hölle viel bitterer. Da klopft mir das Herz immer mehr, ich muß mich faſt ſchämen, und doch kann ich es nicht verbergen.“ „Meine Eltern ſind nie zuſammen

zur Kirche gegangen," ſagte Vreneli, „und ich habe es entgelten müſſen. Während beide noch gelebt, bin ich dennoch ein arm verſtoßen Waiſchen geweſen, und alle böſen Geiſter haben mir aufgelauert, aber Einer hat mich behütet. Wer weiß, ob nicht auch eine fromme Großmutter für mich gebetet oder gar mich behütet und beſchützt hat, vom lieben Gott verordnet. Nein, Uli, ich begehre nicht zu ſpaßen; ich möchte nicht, daß einmal wieder arme Kinder unſere Sünde entgelten müßten. Und wer weiß, wenn wir recht fromm ſind und unſere Kinder dem Herrn zuführen, ob dann nicht Gott um unſertwillen unſern Eltern ihre Sünden vergiebt. Nein, Uli, glaub, es iſt mir nicht um's Spaßen, es iſt mir gar ernſt im Gemüthe, aber ich habe gar oft ſpaßen müſſen, um den Leuten nicht zu zeigen, wie es mir im Herzen iſt, und mit dem Lachen habe ich das Weinen vertrieben, um nicht ausgelacht zu werden. Und um die Meiſterſchaft wollen wir nicht ſtreiten, da behüte mich Gott davor. Ich habe mich dir ergeben und will dir auch gehorchen, ſo lange du mich lieb haſt, und will thun, daß du mich alle Tage lieb haben kannſt, will kein ſauer, bös Weib werden. Nicht daß ich mich nicht auch wehren würde, wenn du mich quälen, zu deiner Sklavin machen wollteſt; ich glaube, ich würde ein böſer Tüfel, ich könnte weiß Gott nicht anders. Aber das thuſt du nicht, und wenn mich jemand lieb hat, gehe ich für ihn durch's Feuer, Uli, weiß Gott noch heute, wenn es ſein muß. Sieh, ich verſpreche es dir ſchon hier, und der liebe Gott wird es auch hören, ich will immer Gott vor Augen haben und mit dir zu Gott beten, wann du willſt. Aber zürnen mußt mir auch nicht, wenn ich zuweilen lache, ſinge und ſpringe. Glaub mir, ich habe ſchon manchmal darüber nachgedacht, wenn eine alte Frau mit mir gekieſelt hat, wie ich immer lachen und ſpringen möge und ſo leichtſinnig ſei, aber ich fand mich ſicher nie frommer, als wenn ich ſo recht fröhlich im Gemüthe war; da iſt's mir oft, ich möchte über alle Berge aus und dem lieben Gott um den Hals fallen oder möchte für jemand ſter-

ben, möchte allen Leuten Gutes thun.“ „Bewahre,“ ſagte Uli, „das Lachen und Luſtigſein habe ich gar gern; aber ſieh, dort iſt der Kirchthurm ſchon, und da iſt mir die Rede der Großmutter in Sinn gekommen, und ich habe gedacht, wie man auch nicht lache und ſpaße, wenn man das Nachtmahl nehmen will, ſo ſolle man auf jedem Gange, den man eigentlich zu Gott thut, an Gott denken und ihn bitten, daß er einem dazu verhelfe zu halten, was man ihm verſprechen wolle. Sieh, da fliegen uns Tauben entgegen, eine ganze Schaar, und ſieh, die zwei weißen darunter, welche dort zuſammen fliegen, das iſt eine gute Vorbedeutung für Frieden und Eintracht. Es iſt mir faſt, wie wenn der liebe Gott unſertwegen ein Zeichen gethan, daß es gut kommen werde. Meinſt du nicht auch?“ Und Vreneli drückte Uli die Hand und in ſtiller Andacht weilten ſie, bis der Stallknecht des Pferdes Zügel nahm und ſagte: „Es iſt gut kühl dieſen Morgen.“

Es war da eins der guten alten Wirthshäuſer, in denen die Leute nicht alle Jahre wechſeln, ſondern eine Generation die andere ablöst. Die Wirthsleute ſaßen eben an ihrem Kaffee, als die Brautleute hereinkamen, und erkannten alſobald Uli. Nun eine recht freundliche Begrüßung, und das Brautpaar mußte, es mochte wollen oder nicht, zu ihnen ſitzen und mit halten. Sie ſollten doch nicht Umſtände machen, hieß es, das ſei ja bereit und an einem ſo kalten Morgen thue einem nichts wehler, als ein Kacheli warmer Kaffee. Vreneli that verſchämt: es ſei unhöflich, da zu Tiſche zu ſitzen, als ob es da daheim wäre. Die Wirthin aber nöthigte es, bis es ſaß, betrachtete es dann, und begann dem Uli zu rühmen, wie er eine hübſche Frau habe; lange Zeit ſei keine ſtattlichere Braut da geweſen. Es freue ſie, daß er ſeine Sache ſo gut mache; er hätte ſie Alle gereut, als er fort gekommen. Es freue einen immer, wenn Einer oben auf komme. Sie wolle nicht ſagen, es gebe auch Leute, die das nicht leiden möchten, aber deren ſeien doch nicht recht viel. Ob der Pfarrer wohl auf ſei,

fragte Uli, er ſollte vorher noch zu ihm. Er werde wohl, hieß es, beſonders an einem Freitag, wo gewöhnlich Leute kämen. Von den Frühſten ſei er nicht, das Liegen behage ihm, aber er gehöre auch unter die Alten, da ſei es ihm wohl zu gönnen. Aber er hätte einen Winter einen Vicari gehabt, den hätte man des Morgens vor acht Uhr nie ſehen können, und das habe alle Leute geärgert, daß ſie ſo einen faulen Vicari haben müßten. Darauf fragte Uli: ob es wohl der Brauch ſei, daß er Vreneli gleich mit nehme. Nein, hieß es, ſelten warte man im Pfarrhaus. Nachher gingen wohl Viele zuſammen hin, den Schein zu holen. Was aber die Schüchternen ſeien oder die, welche glaubten, der Pfarrer hätte Urſache ihnen etwas zu ſagen, die kämen gleich wieder in's Wirthshaus, und nur die Burſche gingen hin. Nachdem Vreneli das Mitkommen von der Hand gewieſen und Uli noch befohlen hatte, daß man ſeinem Meiſter Beſcheid mache, er und ſeine Frau ſollten doch kommen, machte er ſich auf. In ſeiner ſtattlichen Kleidung und in dem düſtern Stübchen erkannte ihn der Pfarrer nicht gleich, hatte dann aber eine rechte Freude. „Ich habe gehört," ſagte derſelbe, „du ſeieſt auf guten Wegen, bekommeſt ein ſchönes Gut in Pacht, eine gute Frau und habeſt ſchön Geld erſpart. Das thut mir gar wohl, wenn ich eine Ehe einſegnen kann, von der ich hoffe, daß ſie in dem Herren bleibt. Daß du etwas erſpart, iſt nicht die Hauptſache; aber du hätteſt es nicht, und man hätte dir nicht ſo viel anvertraut, wenn du nicht brav und fromm wäreſt, und das iſt's, was mich eigentlich recht freut. Das Weltliche und das rechte Geiſtliche ſind viel näher bei einander, als die meiſten Leute glauben. Sie meinen, um recht wohl zu ſein auf der Welt, müſſe man das Chriſtenthum an den Nagel hängen, und das iſt gerade das Gegentheil: daher das beſtändige Klagen in der Welt, daher betten ſich die meiſten Menſchen ſo, daß ſie liegen wie in Neſſeln. Frage dich nur ſelbſt, ob es dir ſo wohl wäre, wenn du ein Hudel geblieben, verachtet von allen Leuten.

Was meinſt du wohl, was für einen Hochzeittag hätteſt du erlebt? Denke dir recht, was du für eine Frau erhalten und was für Ausſichten du gehabt und was die Leute geſagt hätten, wenn ſie euch hätten zur Kirche gehen ſehen, und ſtelle dagegen wie es heute iſt, dann ermiß den großen Unterſchied. Oder was meineſt du, iſt das blinde Glück, der Zufall ſchuld daran? Die Leute ſagen immer: ich habe das Glück nicht, es iſt heut zu Tage nichts mehr zu machen! Was glaubſt du, Uli, iſt es bloß das Glück und hätteſt du dieſes Glück auch gehabt, wenn du ein Hudel geblieben? Aber eben das iſt das Unglück, daß die Leute durch das Glück, den Zufall reich werden wollen und nicht durch ein frommes Leben, bei dem der Segen Gottes iſt. Da iſt's nun ganz recht, daß die, welche nur auf das Glück warten, vom Glück betrogen werden, bis ſie wieder zur Erkenntniß kommen, daß am Glück nichts, aber an Gottes Segen alles gelegen ſei." „Ja, Herr Pfarrer," ſagte Uli, „ich kann Euch nicht ſagen, wie wohl es mir iſt gegen damals, wo ich einer von den Schlechteſten geweſen bin, die auf der Gaſſe herumgelaufen. Aber es kommt doch auch etwas auf das Glück an, denn wäre ich nicht zu ſo einem guten Meiſter gekommen, ſo wäre auch nichts aus mir geworden." „Uh, Uli," ſagte der Pfarrer, „war das Glück oder Gottes Fügung?" „Das iſt das Gleiche, meine ich," antwortete Uli. „Ja," ſagte der Pfarrer, „es iſt das Gleiche, aber gleichgültig iſt's nicht, wie man ſagt, darin liegt eben der Unterſchied. Wer vom Glück redet, denkt nicht an Gott, dankt ihm nicht, ſucht ſeine Gnade nicht; er ſucht das Glück von und in der Welt. Wer von Gottes Fügung redet, denkt an Gott, danket ihm, ſucht ſein Wohlgefallen, ſieht in allem Gottes Leitung; er kennt weder Glück noch Unglück, ſondern alles iſt ihm Gottes gütige Leitung, die ihn zur Seligkeit führen will. Die verſchiedene Redensart iſt der Ausdruck einer verſchiedenen Geſinnung, einer verſchiedenen Anſicht des Lebens; darum liegt ein ſo großer Unterſchied in den Worten, und es iſt wichtig, welche man

braucht. Und meint man es auch gut, ſo macht es einen, wenn man nur von Glück redet, leichtſinnig oder mißmuthig; redet man aber von Gottes Fügung, ſo wecken dieſe Worte ſchon Gedanken in uns und richten unſere Augen auf Gott.“ „Ja, ſo, Herr Pfarrer, habt Ihr etwas Recht,“ ſagte Uli, „und ich will es mir laſſen geſagt ſein.“ „Du kommſt doch mit deiner Braut nach dem Gottesdienſt zu mir?“ „Gar gern, wenn Ihr es begehret,“ ſagte Uli, „aber wir verſäumen Euch an Eurer Arbeit.“ „Es verſäumt mich niemand,“ ſagte der Pfarrer, „denn das iſt nicht nur mein Amt, ſondern auch meine Freude, bei ernſten Anläſſen ein ernſtes Wort zu Herzen zu reden, wo ich auf einen Boden hoffen darf, der Früchte trägt. Was bei ſolchen Anläſſen der Pfarrer redet, das wird nicht ſo bald vergeſſen.“

Unterdeſſen hatte Breneli die wollenen Schuhe ausgezogen, die rechte Kappe aufgeſetzt, und mit eigenen Händen hatte die Wirthin ihm das Kränzchen aufgeheftet. Das ſei eins auf die Langenthaler Mode, ſagte ſie. „Sei es nun eins, auf welche Mode es wolle, ſo ſteht es dir wohl an,“ fuhr ſie fort. „Aber wenn ſie mir daher kommen mit einem Bündel, der beim Fenſter iſt, wenn der Kopf erſt zur Thüre hereinkommt, und ich ſoll ihnen dann noch das Kränzchen aufheften, dann kommt es mir in alle Finger, und ich möchte ſie lieber bei den Flechten nehmen und ſie verſtümert haaren, als ihnen ein Kränzchen aufheften. Es iſt eine Schande, daß eine jede ſchlechte Dirne mit einem Kränzchen daher kommt und damit im Lande herumfährt. Solchen ſollten die Kränzchen verboten werden, es iſt ja nur das Geſpött damit getrieben. Aber es heißt, die gnädigen Herren frügen dem nicht viel nach und hätten an ſchlechten Menſchern ein größeres Wohlgefallen als an braven Mädchen. Ich weiß das nicht, ich bin, ſeit die Oeſtreicher gekommen, nie in Bern geweſen, aber man ſagt es ſo. Ob es iſt, weiß ich nicht, frage auch nicht viel danach; was gehen mich die Herren an? Es iſt mir zuwider, wenn einer zu uns kommt.

Sie ſind ſo hochmüthig, daß ſie einem nicht einmal erwarten mögen, wenn man ihnen Gottwilchen ſagt, und wenn man ihnen die Hand langen will, ſo mögen ſie einem die ihre nicht geben oder ziehen nicht einmal die Handſchuhe aus und haben noch Furcht, man beſchmutze dieſe."

Es begann zu läuten, und laut begann Vreneli's Herz zu klopfen, es ſchwamm ihm ordentlich vor den Augen. Die Wirthin brachte ihm Hofmannstropfen, rieb ihm mit etwas die Schläfe und ſagte: „Du mußt das nicht ſo ſchwer nehmen, Meitſchi, wir müſſen Alle da durch. Aber geht jetzt in Gottesnamen, der Herr wartet an einem Freitag nicht lange, er iſt gar ein Haſtiger."

Uli faßte ſein Vreneli bei der Hand und wanderte mit ihm der Kirche zu; feierlich tönten die feierlichen Klänge im Herzen wieder, denn der Sigriſt läutete ordentlich die Glocken, daß ſie an beiden Orten anſchlugen und nicht, wie wenn ſie lahm wären, nur bald an dieſem, bald an jenem Orte. Wie ſie auf den Kirchhof kamen, ſchaufelte eben der Todtenmann an einem Grabe und ſtille war's um ihn. Es ergriff Vreneli plötzlich eine unwiderſtehliche Wehmuth. Der ehrwürdige Anblick der Gräber, das Schaufeln eines Grabes weckten düſtere Gedanken. „Das bedeutet nichts Gutes," flüſterte es, „Einem von uns ſchaufelt man ſein Grab." Vor der Kirche ſtanden Gevatterleute, eine Pathin mit einem Kinde auf dem Arme. „Das bedeutet Einem von uns eine Kindbette," flüſterte Uli, um Vreneli zu tröſten. „Ja, daß ich in einer ſolchen ſterbe," antwortete es, „daß ich aus meinem Glück weg muß ins kalte Grab." „Denk doch," ſagte Uli, „daß der liebe Gott ja alles macht, und daß wir nicht abergläubiſch, ſondern gläubig ſein ſollen. Daß einmal unſer Grab geſchaufelt werden wird, iſt gewiß; aber daß das Grab graben ſterben bedeute denen, die dazu kommen, habe ich noch nie gehört. Denke doch, wie Viele ein Grab graben ſehen; wenn es die Alle alsbald nachzöge denk auch, wie groß das Sterben ſein müßte." Ach, verzeih

mir," ſagte Vreneli; „aber je wichtiger ein Gang iſt, um ſo ängſtlicher wird die arme Seele und möchte gar zu gern wiſſen, wie er zu Ende geht, und nimmt daher jede Begégnung als ein Zeichen auf, ein gutes oder ein böſes; weißt du, was du von den Tauben ſagteſt, als wir ins Dorf fuhren?" Da drückte Uli ſeiner Braut die Hand und ſagte ihr: „Du haſt Recht; laß du uns unſer Vertrauen auf Gott ſtellen, und nicht kummern. Was er uns thun, nehmen oder geben wird, das iſt wohlgethan."

Sie traten in die Kirche, leiſe, zagend; theilten ſich zur Linken und zur Rechten, ſahen ein Kindlein aufnehmen in den Bund des Herrn, dachten, wie ſchön es doch ſei, ſo ein zart und hinfällig Kind der beſondern Obhut ſeines Heilandes mit Leib und Seele anempfehlen zu dürfen, und wie eine große Laſt es von der Eltern Bruſt wälzen müſſe, wenn ſie in der Taufe das Bewußtſein erhielten, der Herr wolle mit ihnen ſein und mit ſeinem Geiſt ſie das Kind nähren laſſen, wie die Mutter es ſättige mit ihrer Milch. Sie beteten recht andächtig mit und dachten, wie ernſthaft ſie es nehmen wollten, wenn ſie als Taufzeugen es geloben müßten, darauf zu achten, daß das Kind dem Herrn zugeführt werde. Das gewöhnliche Wochengebet verhallte ihnen in der Wichtigkeit des ernſten Augenblickes, der näher und näher kam. Als der Pfarrer hinter dem Taufſteine hervortrat, als Uli Vreneli geholt hatte und beide an's Bänkchen traten, ſanken beide auf die Knie, der Ceremonie weit vorgreifend, hielten die Hände inbrünſtig verſchlungen, und von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und allen Kräften beteten und gelobten ſie, was die Worte ſie hießen, ja noch viel mehr, was aus treuen Herzen ſprudelte. Und als ſie aufſtunden, fühlten ſie ſich ſo recht feſt und wohlgemuth; es war einem Jeden, als hätte es einen großen Schatz gewonnen für's ganze Leben, der ihns glücklich machen müſſe, den ihm niemand entreißen, niemand abgewinnen könne, mit dem es vereint bleiben müſſe in alle Ewigkeit.

Draußen bat Uli ſein Weibchen, mit ihm zum Pfarrer zu kommen, den Schein zu holen. Verſchämt weigerte ſich daſſelbe deſſen unter dem Vorwande, es kenne ihn nicht, es ſei ja nicht nöthig u. ſ. w. Indeſſen ging es doch, und nicht mehr verſchüchtert wie ein Dieb in der Nacht, ſondern wie es einem glücklichen Weib an der Seite eines ehrenhaften Mannes wohl anſteht. Breneli wußte ſich zuſammenzunehmen.

Freundlich empfing ſie der Pfarrer, ein ehrwürdiger, langer, hagerer Herr. Es war nicht bald Einer wie er, der Ernſt mit holdſeligem Weſen zu miſchen wußte, daß vor ihm die Herzen aufgingen, als wären ſie mit einem Zauberſtabe berührt.

Als er Breneli betrachtet hatte, fragte er: „Was meinſt du, Uli, iſt das Glück oder Gottes Fügung, daß du dieſes Weibchen bekommen?“ „Herr Pfarrer,“ ſagte Uli, „Ihr habt Recht, ich halte es für eine Gabe Gottes.“ „Und du, Weibchen, welches Sinnes biſt du?“ „Ich meine auch nichts Anderes, als daß der liebe Gott uns zuſammen geführt,“ ſagte Breneli. „Ich glaube auch,“ ſagte der Pfarrer, „Gott hat das gewollt; das vergeßt nie. Warum hat er euch zuſammen geführt? Daß Eins das Andere glücklich mache, aber nicht nur hier, ſondern auch dort — das vergeßt mir wieder nicht. Die Ehe iſt auf Erden Gottes Heiligthum, in welchem die Menſchen ſich weihen und reinigen ſollen für den Himmel. Ihr ſeid gute Leute, ſeid fromm und brav, aber ihr habt beide Fehler. Dir, Uli, kenne ich z. B. einen, der dir näher und näher kommt, es iſt der Geiz; du, Breneli, wirſt auch welche haben, aber ich kenne ſie nicht. Dieſe Fehler werden hervortreten nach und nach, und wie an dir, Uli, ein Fehler ſichtbar wird, ſo gewahrt ihn deine Frau zuerſt und du kannſt ihn an ihren Mienen gewahren, und was an Breneli hervorkommt, bemerkſt du, und es kann es an deinem Geſichte abſehen. Eines wird zu des Andern Spiegel. In dieſem Spiegel, Uli, ſollſt du deine Fehler erkennen und aus Liebe zu deiner Frau ſie abzulegen ſuchen, weil ſie am meiſten darunter leidet; und du, Frau, ſollſt ihm

mit aller Sanftmuth beiſtehen, ſollſt aber auch deine Fehler erkennen und um Uli's willen bezwingen, und er wird dir auch dazu helfen. Wenn der Liebe dieſe Arbeit zu ſchwer werden will, ſo ſchenkt Gott Kind um Kind, und jedes iſt ein Engel, der uns heiligen ſoll; jedes bringt uns neue Lehren, uns recht darzuſtellen vor Gott, und neues Begehren, daß es zugerichtet werde zu einem Opfer, das da heilig und Gott wohlgefällig ſei. Und je mehr ihr in dieſem Sinne zuſammen lebt, deſto glücklicher werdet ihr im Himmel und auf Erden; denn glaubt es mir, das rechte weltliche Glück und das himmliſche Glück werden akkurat auf dem gleichen Wege gefunden. Glaubt es mir, der liebe Gott hat euch zuſammen geführt, daß Eins dem Andern zum Himmel helfe, daß Eins dem Andern Stütze und Stab ſei auf dem engen, ſchweren Wege, der ins ewige Leben führt, daß Eins dem Andern dieſen Weg durch Liebe, Sanftmuth und Geduld ebne und leichter mache — er iſt ſo ſchwer und dornenvoll! Wenn nun trübe Tage kommen wollen, wenn Fehler an dem Einen, an dem Andern, an beiden ausbrechen, ſo denket nicht an Unglück, daß ihr unglücklich ſeied, ſondern an den lieben Gott, der alle dieſe Fehler ſchon lange gekannt und euch eben deswegen zuſammen gebracht, damit Eins das Andere heile, ihm von ſeinen Fehlern helfe; das iſt Zweck und Aufgabe eures Zuſammenkommens. Und wie Liebe den Heiland geſandt, Liebe ihn an's Kreuz gebracht, ſo muß auch bei euch die Liebe thätig ſein; ſie iſt die Kraft, die über alle Kräfte geht, heilet und beſſert. Mit Fluchen und Schimpfen, mit Drohen und Schlagen kann Eins das Andere unterdrücken, aber nicht beſſern, daß es wohlgefällig vor Gott wird. Gewöhnlich je wüſter Eins wird, deſto wüſter wird auch das Andere, Eins hilft dem Andern in die Hölle. Darum vergeßt es nie: Gott hat euch zuſammen gebracht, Eins wird er aus der Hand des Andern fordern. Mann, wird er ſagen, wo iſt deines Weibes Seele? Weib, wird er ſagen, wo iſt deines Mannes Seele? Macht, daß ihr wie aus einem Munde ant-

worten könnt: „Herr, hier ſind wir beide, hier zu deiner Rechten.“ Fraueli, vergieb mir, daß ich dir an dieſem Morgen ſo ernſthaft geredet. Aber es iſt ja beſſer, man rede dir jetzt ſo als ſpäter, wenn Uli geſtorben und man ihn durch deine Schuld verdorben glaubt; es iſt auch dem Uli beſſer jetzt als ſpäter, wenn er dich unter die Erde gebracht hätte. Was ich aber von beiden nicht glaube, denn ihr ſeht mir beide wirklich ſo aus, als wenn Gott und Menſchen Freude an euch haben ſollten.“

Als Vreneli von Sterben hörte, ſchoß ihm das Waſſer in die Augen und mit bewegter Stimme ſprach es: „O, Herr Pfarrer, da iſt keine Rede von zürnen. Ihr ſollt Dank haben zu hunderttauſend Malen für den ſchönen Zuſpruch; ich will mein Lebtag daran denken. Es würde uns große Freude machen, wenn Ihr einmal in unſere Gegend kämet und uns beſuchen würdet, um zu ſehen, wie Eure Worte bei uns fruchten, und daß wir ſie nicht vergeſſen haben.“ Der Pfarrer ſagte, das könne ſehr leicht geſchehen. Er betrachte ſie, wenn ſie auch nicht in ſeiner Gemeinde wohnten, doch ſo halb und halb als ſeine Gemeindeglieder, und ſie ſollten darauf zählen, daß, wenn es ihnen wohl gehe und ſie glücklich ſeien, niemand größere Freude daran hätte als er. Und wenn er ihnen in etwas dienen könne, ſei es was es wolle, und es ſtehe in ſeinen Kräften, ſo ſollten ſie nur kommen, er werde ſich eine Freude daraus machen. Darauf nahmen ſie Abſchied und Allen war es recht wohl und heiter im Herzen. Ein wohlthuendes, erwärmendes Gefühl hatten ſie ſich gegenſeitig erweckt, welches eigentlich ein Menſch im andern bei jedem Zuſammenſein erwecken ſollte. Dann wäre es ſchön auf Gottes ſchöner Erde. „Das iſt mir doch der freundlichſte Herr,“ ſagte Vreneli im Fortgehen, „er nimmt die Sache ernſthaft und meint es doch gut; dem könnte ich einen ganzen Tag zuhören, es würde mir nicht die Zeit lang werden.“

Als ſie in's Wirthshaus kamen, waren die Gäſte noch

nicht da, nur der Beſcheid: Johannes werde bald kommen, aber ſeine Frau könne nicht wohl. Da ſagte Vreneli: „Du mußt ſie holen; fahre hinauf, es iſt nicht ſo weit; wenn du recht fährſt, ſo biſt du in einer halben Stunde wieder da.“ „Ich plage das Roß nicht gern, es hat heute noch zu laufen genug,“ antwortete Uli. „Der Wirth giebt dir wohl ein Roß, da es nicht weit iſt.“

So geſchah es auch, und es war gut. Johannes war noch nicht bereit und ſeine Frau trug großes Bedenken, ſo an einem Werktag im Wirthshaus zu ſitzen, ohne daß ſie Pathin ſei; was würden die Leute dazu ſagen? Er hätte mit ſeiner Frau zu ihnen kommen ſollen, ſtatt da im Wirthshaus Koſten zu haben; ſie hätten ihnen auch zu eſſen und zu trinken gehabt. Das wiſſe er wohl, ſagte Uli, allein das wäre unverſchämt geweſen und dazu wohl weit, denn ſie wollten heute noch heim, er hätte jetzt alle Hände voll zu thun. Aber ſie ſollten doch nur kommen, er hätte es ſonſt ungern und müßte glauben, ſie ſchämten ſich ihrer. „Was ſinneſt doch, Uli?“ ſagte die Frau: „du weißt ja, wie werth du uns biſt. Expreß ſollte ich jetzt nicht kommen, weil du ſolche Gedanken haſt.“ Indeſſen machte ſie ſich doch zurecht, wollte aber nicht erlauben, daß ihre Tochter mit käme, die Uli auch gern mit gehabt.“ Warum nicht gar,“ ſagte ſie, „noch die Katze und der Hund, das wäre mir! Es iſt unverſchämt genug, daß ich komme. Warte nur, du wirſt dein Geldchen ſonſt noch brauchen können — haushalten hat gar ein weites Maul.“

Mit Verlangen hatte ihnen Vreneli entgegen geſehen von der Ecke des Wirthshauſes aus. Wer vorbei ging, wandte kein Auge von ihm, und wenn er vorüber war, fragte er: „Wem gehört die Braut? Ein ſchöner Meitſchi ſah ich lange nicht.“ Es ging im ganzen Dorfe die Rede von der ſchönen Hochzeiterin, und wer nur irgend Zeit oder einen Vorwand hatte, ging beim Wirthshauſe vorüber.

Endlich kam Uli daher gefahren und gar freundlich empfing

sie Vreneli. „Bist doch jetzt sein Fraueli geworden," rief die Bäurin, „sei mir Gottwilche," und streckte Vreneli die runde, hohe Hand entgegen. „Das hab' ich doch wohl gedacht, das werde ein Paar geben; es hätte sich niemand so gut zu einander geschickt." „Ja, aber damals ist noch gar nichts gewesen; erst auf dem Heimweg haben sie mich angefangen zu plagen, und daran seid Ihr, glaub' ich, auch schuld gewesen," sagte Vreneli, sich zu Johannes wendend und ihm die Hand bietend. „Aber wartet nur, ich will Euch recht den Krieg machen, hinter meinem Rücken mich so zu verhandeln. Ihr seid mir saubere Leute! und thut ihr mir das noch mehr, so will ich euch bezahlen, wartet nur! Wir wollen euch auch verhandeln hinter eurem Rücken." Johannes antwortete, und Vreneli begegnete ihm wieder mit schalkhaft wohlgesetzten Worten. Als es einen Augenblick hinausgegangen war, sagte die Bäurin: „Uli, du hast eine ganz besonders manierliche Frau; die kann reden, es stünde manchem Herrenhause wohl an, und das Schönste ist, daß sie das Arbeiten eben so gut kann; das ist sonst nicht immer bei einander. Zu dieser trage Sorge, so eine kriegst du keine mehr!" Da begann auch Uli mit nassen Augen zu rühmen, bis Vreneli wieder kam. Als bei seinem Eintritt plötzlich das Gespräch stockte, sah es schelmisch Eins nach dem Andern an und sagte: „Schon wieder habt ihr mich hinter meinem Rücken verhandelt, und das linke Ohr hat mir geläutet, wartet nur! Uli, ist das schön, mich schon so zu verklagen, wenn ich nur einen Augenblick den Rücken kehre?" „Er hat dich nicht verklagt," sagte die Bäurin, „sondern das Gegentheil, aber ich habe ihm gesagt, er solle Sorge zu dir tragen, eine solche bekomme er nicht wieder. Ach, wenn die Männer wüßten, wie manchmal die Zweite ausfiele, sie trügen größere Sorge zu der Ersten! Nit, daß ich zu klagen habe. Meiner ist mir lieb und werth, ich bekäme keinen bessern und er gönnt mir, was ich brauche, aber ich sehe wie es an andern Orten zugeht." „Ich habe aufpassen wollen, es kommt dir wohl, daß du deine Rede nach-

gebessert hast, sagte Johannes. Du hast Recht, es geht an manchen Orten den Weibern bös, aber an andern den Männern auch, es kommt immer darauf an, wo Erkenntniß ist und auch der Glaube, daß ein Gott im Himmel sei. Wo kein Glaube ist, da ist das Wüsteſt Meister."

Darauf wurden sie in die Hinterstube entboten. Dort war die Suppe aufgetragen, eine Maaß Wein auf dem Tische, ein Kännlein süßen Thees dabei. Sie habe gedacht, sie wolle gleich Thee machen, sagte die Wirthin, es könne dann nehmen, wer wolle; die Einen liebten ihn, die Andern nicht. Mit ungezwungener Freundlichkeit machte Vreneli die Wirthin, schenkte ein, legte vor, mahnte ans Austrinken; es wurde Allen recht wohl und heimelig. Uli machte sich an den Meister und fragte ihn dies und das: wie er sich einrichten solle im Stall, was Johannes für vortheilhafter halte zu pflanzen, um welche Zeit er dieses säe und jenes, für was der Boden gut sei, für was jener. Johannes berichtete väterlich, fragte wieder, und Uli theilte seine Erfahrungen mit. Die Weiber horchten anfangs, dann aber schwoll auch Vreneli's Herz mit Fragen an und es suchte Rath bei der Bäurin in den hundert Dingen, in denen eine Bäurin Meister sein sollte, erzählte, wie es es bis dahin gemacht und frug, ob es nicht noch besser und vortheilhafter anzuschicken wäre. Mit Freuden enthüllte die Bäurin ihre Geheimnisse, sagte aber oft: „Ich glaube, du machst es besser; das muß mir auch probirt sein." Die trauliche Heimeligkeit lockte Wirth und Wirthin an, sie waren verständige Leute, und beide halfen rathen und wägen, was das Beste sei, und zeigten ihre Freude an Manchem, das sie hörten. Und je mehr sie hörten, um so mehr zeigten Vreneli und Uli Begierde zu lernen, um so demüthiger wurden sie und horchten den Alten ihre Erfahrungen ab und prägten dieselben sich ein in ihr nicht mit unnützen Dingen beschwertes Gedächtniß. Der Nachmittag schwand, es merkte es niemand. Auf einmal warf die Sonne einen goldenen Schein in's Stübchen und verklärt schwamm in ihrem

Lichte, was darinnen war. Erschrocken fuhren sie zusammen über das unerwartete Licht, das von ausgebrochenem Feuer zu kommen schien. Sie sollten nur ruhig sein, sagte die Wirthin, das sei nur von der Sonne; die schiene, wenn der Frühling nahe, immer hinein wenn sie niedergehen wolle. „Herrgott, so spät schon?" sagte Vreneli, „wir müssen fort, Uli." „Ich wollte nicht pressiren," sagte die Wirthin, „der Mond kommt, ehe es finster wird." „Wie ist mir doch dieser Nachmittag vorbei gegangen!" sagte die Bäurin. „Ich wüßte mich gar nicht zu besinnen, wann ich so kurze Zeit gehabt hätte." „Es geht mir auch so," sagte die Wirthin. „Das ist etwas Anderes gewesen, als so viele Hochzeitleute, die vor langer Weile nichts anzufangen wissen, als zu saufen und zu spielen, und einem so lange Zeit machen, daß man froh ist, wenn man ihnen den Rücken sieht. Ja, es dünkt mich manchmal, ich müßte so einem Bürschchen, das nichts zu reden weiß an seinem Hochzeittag, als zu fluchen, und seine entlehnte Pfeife gerade ausstreckt, wie wenn es den Mond herunter gabeln wollte, Eins zum Kopf geben, daß es ihn doch auch wieder da habe wo andere Leute und reden lerne wie andere Leute." Die Bäurin aber gab Vreneli die Hand und sagte: „Du bist mir weiß Gott recht lieb geworden, und ich lasse dich nicht fort, bis du mir versprichst, du wolleſt bald wieder zu uns kommen." „Recht gern," sagte Vreneli, „wenn's möglich ist. Es ist mir auch gewesen, als rede ich mit einer Mutter, und wenn wir nur näher bei einander wären, ich käme nur zu viel. Aber wir haben ein großes Hauswesen und werden nicht viel daraus können, ich und Uli. Aber kommt ihr zu uns, das müßt ihr mir versprechen; ihr habt erwachsene Kinder und wisset, es geht zu Hause gleich, wenn ihr schon fort seid." „Ja, kommen will ich zu euch, das verspreche ich. Ich habe es dem Johannes schon manchmal gesagt, es nehme mich wunder, wie es in der Glungge sei. Und höre, wenn ihr etwa einmal eine Pathin nöthig haben solltet, so habt nicht Mühe und lauft weit um eine aus. Ich weiß eine, die sagt

euch nicht ab.“ Das wäre guter Bescheid, sagte Vreneli, und zupfte am Schürzenbändel; es wolle ihn nicht vergessen und daran sinnen, wenn es ihnen einmal dazu kommen sollte, man wisse nie, was es geben könne. „Ungefähr wohl,“ lachte die Bäurin, „und dann wollen wir sehen, ob ihr uns etwas schätzet oder nicht.“

Unterdessen hatte Uli bezahlt, anspannen lassen und schenkte nun allseits ein und nöthigte zum Abschiedstrunk. Da kam noch der Wirth mit einer Extraflasche und sagte: „etwas wolle er auch thun und nicht umsonst getrunken haben. Es freue ihn, daß sie bei ihm gewesen, und er wollte alle Freitage eine vom Mehbesseren zum Besten geben, wenn alle Freitag solche Leute bei ihm Hochzeit hielten; an denen hätte er jetzt Freude gehabt. Als er hörte, daß bezahlt sei, that Johannes es nicht anders, der Wirth mußte noch eine auf seine Rechnung holen; und es standen wiederum die Sterne am Himmel, als nach recht innigem Abschied, wie er selten von nicht Verwandten genommen wird, der muthige Rappe ein glückliches Paar rasch davon führte — dem Himmel zu.

Ja, lieber Leser, Vreneli und Uli sind im Himmel, d. h. sie leben in ungetrübter Liebe, mit vier Knaben, zwei Mädchen von Gott gesegnet; sie leben im wachsenden Wohlstande, denn der Segen Gottes ist ihr Glück, ihr Name hat guten Klang im Lande, weit umher stehn sie hoch angeschrieben, denn ihr Trachten geht hoch, geht darauf, daß ihr Name im Himmel angeschrieben stehe! Aber nicht an einem Tage, sondern nach manchem harten Kampfe gelangten sie auf ebene Bahn und wurden des Zieles sicher.

Merke dir das, lieber Leser!

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßstraße 8.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA

Uli, der Pächter.

Inhaltsverzeichniß.

			Seite
Kapitel	1.	Eine Betrachtung	1
—	2.	Der Antritt der Pacht	7
—	3.	Das Erntefest oder die Sichelten	18
—	4.	Wie zwei Säemänner an zwei Ackern stehn und wie verschiedenen Samen sie aussäen	43
—	5.	Kraut und Rüben durcheinander, wie es sich giebt in einer Haushaltung	68
—	6.	Ein Kindlein kommt und wird getauft	86
—	7.	Eine Ueberraschung, aber keine angenehme	111
—	8.	Wie Zögern wechselt mit Ueberraschen, aber ebenfalls nicht auf angenehme Weise	122
—	9.	Vom Gemüth und vom Gesinde	133
—	10.	Wie bei einer Taufe Weltliches und Geistliches sich mischen	150
—	11.	Von einer Falle, welche Uli abtrappet, aber diesmal noch ohne Schaden	164
—	12.	Dienstboten-Elend	177
—	13.	Von Haushaltungs-Nöthen und daherigen Stimmungen.	198
—	14.	Von Verträgen und allerlei Künsten und Kniffen	211
—	15.	Wie viel man an einem Tage gewinnen und wie viel man verlieren kann	231
—	16.	Es kommt Angst und über jedes eine andere	262
—	17.	Nach der Angst kommt der Tod	279

			Seite
Kapitel	18.	Ein Gericht und zwei Sprüche	296
—	19.	Ein ander Gericht und ein einziger Spruch . .	309
—	20.	Des Spruches Folgen	324
—	21.	Wie Uli mit Menschen rechnet und Gott sucht .	336
—	22.	Uli erlebt ein Abenteuer	355
—	23.	Joggeli erlebt auch was und was Altes: daß, was Einer säet, er auch ernten muß	367
—	24.	Wie Gott und gute Leute aus der Klemme helfen	383
—	25.	Wie der Knäuel entwirrt wird	396
—	26.	Der neue Bauer in der Glungge erscheint . .	412
—	27.	Die dritte Reise zum Bodenbauer	425
—	28.	Wie die Welt im Argen bleibt und gebesserten Menschen es gut geht mitten in der argen Welt .	436

Kapitel 1.

Eine Betrachtung.

Drei Kämpfe warten des Menschen auf seiner Pilgerfahrt, drei Siege muß er erkämpfen, will er dem vorgesteckten Ziele sich nahen, bei seinem Scheiden sagen können: Vater, es ist vollbracht, in deine Hände befehle ich meinen Geist. In einander hinein schlingen sich die drei Kämpfe; doch bald der eine, bald der andere drängt sich in den Vordergrund, bald nach dem Lebensalter, bald nach den Umständen.

Wenn der Frühling des Lebens blüht, die Kräfte sich entfalten, das Herz von Wünschen schwellt, die Seele zum Fluge nach Oben die Flügel regt, aus dem sichern Hafen des väterlichen Hauses hinaus in's Leben, hinaus auf des trügerischen Meeres Höhe das Schifflein strebt, da wenden die reinsten und edelsten Kräfte sich dem Suchen einer Seele zu, im Ringen nach ihrem Besitz erglänzt zum ersten Male des Mannes göttliche Gestaltung. Es lebt ein tief Gefühl im Manne und Gott hat es gepflanzt in den Mann, daß er, um zu kämpfen mit des trügerischen Meeres wilden Wellen, um zu besiegen die andringende Welt, eine zweite Seele bedürfe, daß er ein Weib bedürfe, um sich in dieser Welt zu schaffen und zu gründen ein bleibend Denkmal, die schönste Ehrensäule: eine tüchtige Familie fest gewurzelt in der Erde, und kühn und fromm hoch zum Himmel auf die Häupter hebend. Hat er die Seele gefunden, mit welcher vereint er sich getraut ein Haus zu erbauen, eine feste Burg gegen die lockende, andringende Welt, dann will er diese Seele an

ſich feſſeln durch der Ehe heilig Band, welches nur Gott löſen ſoll. Nur wer des Lebens Bedeutung und ſeinen Ernſt verkennt, das Leben hält für ein Schaukeln auf den Wellen der Luft ohne Ziel und Zweck, nur der verkennt der Ehe hohe Bedeutung, verhöhnt ſie als veraltet, als eine morſche Schranke gegen wahre Cultur. Der iſt dann aber auch kein Sohn der Ewigkeit, ſondern ein Kind des Augenblicks; wie ein Irrlicht hüpft im Moor, ſo iſt ſein Wandel durch's Leben, wie ein Irrlicht verſinkt im Moor, ſo ſein Leben im Schlamme der Welt.

Hat er das Gefundene errungen, mit ſich vereint durch der Ehe heilig Band, dann hat er den erſten Sieg erkämpft. Aber wehe dem, der mit dem Siege allen Kampf zu Ende glaubt, das Wahren des Sieges iſt oft ſchwerer als das Erringen deſſelben, wie ein raſcher kühner Anlauf leichter iſt, als ein feſt und ſtandhaft Ausharren; dieſen Wahn hat mancher Sieger mit Schmach und Tod gebüßt. Jetzt gilt es, die Ungleichheiten der Seelen auszugleichen, vor der Selbſtſucht ſich zu hüten, und das innere geiſtige Band, die Liebe, zu wahren, die da langmüthig iſt und freundlich, ſich nicht aufbläht, nicht ungeberdig ſtellt, nicht das Ihre ſucht und ſich nicht verbittern läßt.

Dem Ehemann beginnt ſo recht eigentlich der Ernſt des Lebens, der Kampf mit der Welt. Wahrſcheinlich hat er ſchon lange mit ihr gehändelt, manches Scherzſpiel mit ihr getrieben, aber ſo recht mit Bewußtſein beginnt doch erſt jetzt die ernſte Schlacht.

Dem Feldherrn vor beginnender Schlacht gleicht der Hausvater am Morgen nach geſchloſſener Ehe. Wenn bei grauendem Morgen am Schlachttage aus ſeinem Zelte der Feldherr tritt, iſt ernſt bewegt ſein Herz, prüfend ſchweift ſein Auge durch's Gefilde, ermißt die Höhen, erforſcht die Schluchten, erwägt die Kräfte, die ruhen hier und dort, ſchlummern vielleicht den letzten Schlaf, die bald ſich meſſen werden in gräulichem Gewühle. Er überſchlägt den Anfang und denkt an das Ende.

Während er ſinnt und denkt, erwacht um ihn die Welt, Schildwachen rufen, Tritte raſſeln, Pferde wiehern, Bajonette blitzen in der aufſteigenden Sonne, Rauch ſteigt auf und zum Aufſitzen ruft die Trompete die Reiter. Des Tages Getöne verbreitet ſich, es erwacht aus ſeinem Sinnen der Feldherr. Er rafft ſich zuſammen, ordnet die Kräfte, ruft zur Schlacht. Ueber dem Gewirre wacht ſein Auge, mit ſtarker Hand lenkt er dasſelbe, rollt es auf, zieht es zuſammen, einem Netze gleich, in welchem der Fiſcher ſeine Fiſche fängt. Er beginnt den Kampf, die Kräfte meſſen ſich, wie ein Wirbelwind wirbelt die Schlacht durch Schluchten, Felder und Berge. Der Donner der Kanonen erfüllt die Luft, blutroth färben ſich die Waffen, ſchwarz und dunkel, ein grauſig Leichentuch, legt der Rauch ſich über Leichen und Lebendige, verhüllt den Augen der Gebietenden das Wogen der Schlacht. Da bedarf der Feldherr ein ſcharfes Auge, eine feſte Seele, um mit ſtarker ſicherer Hand die Wirbel der Schlacht zu ſchürzen und zu löſen nach ſeinem Sinne, ſie zu behalten in ſeiner Macht, daß das Ende der Sieg iſt und gebunden und ohnmächtig der Feind zu ſeinen Füßen liegt. Glänzt endlich auf des Siegers Haupt des Sieges Krone, ſo gilt es, ſie zu bewahren, nicht ein Opfer ſeiner Siege zu werden, ſchmählich zu enden. Es ziehen Siege und Kronen gar zu leicht in's Herz hinein, ſchwellen das Herz, regieren den Willen, trüben den Blick, lähmen die Hand, jagen den Sieger in den Untergang, das Ende ſo vieler Sieger.

Wie der Feldherr vor die Schlacht, tritt vor die Welt der junge Hausvater. Er will ihr abringen eine ſichere Stätte, Platz zu einer Ehrenſäule; er prüft die Welt, mißt ſeine Kräfte, beginnt endlich den Kampf mit den vorhandenen Kräften und dem Vertrauen auf ſie. Tauſende werden raſch niedergerannt von der Welt, verlieren alsbald Muth und Leben, ſie waren nicht befähigt zum Kampfe, ihr Daſein war und iſt ein troſtloſes. Viele ringen immer und kommen nimmer zum Siege. Ihr Daſein iſt ein mühſeliges, das Schöpfen in ein durch-

löchertes Faß, das Rollen des Steines, der immer wieder niederrollt, den Berg hinan; zu einem festen Sitz kommen sie nicht, die Krone der Ehre schmückt ihre Scheitel nicht, der Welt ringen sie nichts ab; eitel und voll Mühe war ihr Leben, und keine Beute ward ihnen, weder eine äußere noch eine innere. Andere dagegen scheinen glücklich, siegreich zu kämpfen mit der Welt, große Beute von allen Seiten fällt ihnen zu, aber diese Beute ist eben das trojanische Pferd, welches die Mauern um's Herz sprengt, dem verrätherischen Feind den Zugang öffnet. Wie die Siege dem Sieger, zieht sie ein in des Eroberers Herz, wirft dort zum Herrn sich auf, zum Knechte wird der Mensch, zu immer neuen Kämpfen hetzt sie den armen Sklaven, jagt ihn gleichsam alle Tage Spießruthen; was er auch erbeuten mag von der Welt, ihren Schätzen und Genüssen, Ruhe und Genügen findet er nimmer, jeder neue Gewinn ist Oel in die alte Gier und Glut, neue Jagd durch die Wüste, beginnt an jedem neuen Morgen, bis er endlich elendiglicher verendet als der, welcher der Welt nichts abgewonnen hat. Und so wird es jedem ergehen in höherem und geringerem Grade, augenscheinlicher und minder bemerklich, in welchem nicht ein dritter Kampf sich erhoben hat und siegreich nicht zu Ende geführt, aber doch dem Ende zugeschritten ist. Es ist der höchste der Kämpfe, aber auch der schwerste, es ist der Kampf mit dem eigenen Herzen, der Kampf des neuen Menschen mit dem alten, der Kampf der Geister mit der Materie. Glücklich gefochten, bringt er aber auch den höchsten Lohn: hier ein Genügen, welches über allen Verstand geht, drüben die Krone der Gerechtigkeit, die Kampfgabe des ewigen Jerusalems.

Im Herzen steckt von Anfang an und von Natur der alte Mensch, der da böse ist und verkehrt, Gott und den Nächsten haßt, sich allein liebt, lüstern ist nach der Welt, ihren Genüssen und Schätzen, der da einen Boden hat für alles Unkraut empfänglich, nicht für die Lust allein, sondern auch für Neid,

Zorn, Haß und Rachgierigkeit. Dieſer alte Menſch, vom Fleiſche geboren, iſt es, der von der Welt ſich locken läßt und gefangen genommen wird, dem Affen gleich, dem man in eine Flaſche Nüſſe beizt; in den engen Hals der Flaſche zwingt wohl der Affe die leere Pfote, aber die mit Nüſſen gefüllte bringt er nicht durch den engen Hals, die Nüſſe fahren laſſen will er nicht, läßt lieber Freiheit und Leben. Dieſer alte Menſch iſt der Zwillingsbruder der Welt draußen; je mehr derſelbe der Schweſter abgewinnt, deſto üppiger ſchwillt er auf, deſto üppiger wird die Welt, deſto größer ihre Gewalt, deſto grauſiger ihre Tyrannei über die arme Seele, wenn nämlich der dritte Kampf nicht entbrannt iſt um die Emancipation der Seele oder des neuen Menſchen, der Kampf um das Himmelreich. Im dritten Kampfe ſoll nämlich eben der Himmel gewonnen und dieſer gezogen werden in's Herz hinein, daß die Welt nicht Platz habe darin, daß man ſie hat, als hätte man ſie nicht, ſie genießt, als genöſſe man ſie nicht, übrig haben davon und Mangel leiden kann daran und beides unbeſchwert. Der alte Menſch iſt der erſte, der Erſtgeborne, wenn man will. Es ſchlummert aber im gleichen Gehäuſe ein zweiter Menſch, geſchaffen nach dem Ebenbilde Gottes, aber gefeſſelt in dunkler Höhle, gefangen gehalten durch den alten Menſchen, dem alten Barbaroſſa ähnlich, der da auch ſchlummern muß in dunklen Berges Schooſe, bis ihn ein junger Tag zu friſchem Heldenthume weckt. Der neue Menſch muß eben auch geweckt werden und zwar durch den Geiſt, deſſen Brauſen man wohl hört, aber von dem man nicht weiß, woher er kommt, noch wohin er fährt. Auf ihm liegt ſchwerer als der ſchwerſte Stein auf märchenhaften Schätzen, Moder und Schutt von Welt und Sünde. Gewaltiger als das Wehen der Winde, welche das Gebirge ſprengen wollen, das auf den himmelſtürmenden Rieſen liegen ſoll, muß der Hauch des Geiſtes ſein, welcher weg fegt Moder und Schutt von Welt und Sünde, hebt den Stein vom engen Gehäuſe, in welchem gefeſſelt liegt der neue Menſch, ihn

kräftigt, daß er sich erhebt, den Kampf mit dem alten Menschen beginnt, um den Besitz des Herzens, um des Lebens Ziel und Richtung.

Ohne Gott kann hier nicht gekämpft werden, am allerwenigsten glücklich, aber wo Gott mit kämpft, muß der Kampf zum Siege führen. Doch nie zum vollständigen, so lange in sterblichem Gehäuse die Seele wohnt, erst im Grabe, das ist des Christen Hoffnung, versenkt er mit dem Leibe auch Sünde und Sündhaftigkeit. Der alte Mensch, wenn auch vom Throne gestoßen, ergiebt sich auch in Fesseln nicht, erhebt alle Tage sich neu gleich dem Satan gegen Gott, wie hoffnungslos das Beginnen auch ist. Mit dem letzten Athemzuge erst legt er sich in ewige Ohnmacht. Darum bleiben fort und fort so bedeutsam die Worte: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet." Je wacher der Mensch ist, desto mehr verliert die Welt draußen ihre Macht über ihn, sie hat nicht mehr Platz im Herzen, sie regiert nicht mehr, sondern wird regiert. Der Kampf mit ihr nimmt in dem Maaße ab, als der gegen den alten Menschen sich dem Siege nähert. Wer also kämpfet, der ist ein guter Kriegsmann Jesu Christi, darf hoffen gekrönt zu werden; des Lebens Bestimmung hat er erfüllt, das ewige Leben ergriffen, darf befehlen seinen Geist in des Vaters Hände.

O groß und wunderbar ist des Lebens Bedeutung und eng und schwer durch das Leben der Weg, der zum Ziele führt! Und wie leichtfertig und vermessen schlendern die Menschen durch's Leben, als ob sie weder Ohren noch Augen hätten, keinen Verstand, die Tage mit Weisheit zu zählen, als ob sie hundert Leben hätten, hundertmal von vorn wieder beginnen könnten, wenn eins in Liederlichkeit, Thorheit und Sünde schmählich zu Ende gelaufen, als ob der Glaube abgeschafft sei und erlaubt nach viel tausendjähriger Erfahrung erst sich zu bekehren, durch hundert verlorne Leben endlich klug geworden.

Heil denen, welchen in diesem Leben Augen und Ohren aufgehen und das rechte Verständniß kommt, daß mitten in

der Welt der Himmel errungen werden muß, wenn wir die Liebe bewahren, die Welt überwinden, den Himmel jenſeits ſchauen wollen, daß wir Gott hienieden finden ſollen, unſer Herz ſeine Herberge werden muß, wenn er droben uns herbergen, unſer Theil werden ſoll in alle Ewigkeit.

Kapitel 2.

Der Antritt der Pacht.

Dieſes alles dachte Uli nicht, als er am Morgen nach ſeiner Hochzeit vor das Haus trat, unwillkürlich am Brunnen vorbei hinter das Haus ſchritt, von wo man einen großen Theil des Hofes überſah; aber Aehnliches regte ſich doch in ihm. Ein Weib hatte er errungen, ein Beſſeres gab es nicht, das wußte er. Aber vor ihm ſtand nun die Welt, an dieſer beſaß er ſo viel als nichts, das bedachte er und bange ward es ihm. Er hatte ſie angefaßt dieſe Welt, den Kampf mit ihr begonnen, die Pacht um ein großes Gut war geſchloſſen, in wenig Tagen mußte er ſie antreten, übers Jahr mehr als achthundert Thaler Zins ausrichten, und dieſe achthundert Thaler überſtiegen ſein Vermögen. Woher ſie nehmen, wenn das Glück nicht auf ſeiner Seite ſtand, wenn die Welt ſtärker war als er, ihm nichts ablaſſen wollte von ihren Schätzen, ihm entriß, was er bereits hatte? Bangen kam über ihn, des Bangens Unruhe fuhr ihm in die Glieder, trieb ihn durch die Ställe, trieb ihn um's Haus herum, bis er wieder ſtille ſtand hinter demſelben, Aecker und Wieſen rechnend überſah, rechnete und rechnete, daß ihm Hören und Sehen verging darob, daß er nicht mehr wußte, ſtand er auf dem Kopfe oder auf den Füßen, die Rechnungen ſich verſchlangen in einander, daß er nicht mehr wußte, wo der Anfang war, geſchweige daß er das

Ende finden konnte. Plötzlich wurde er umſchlungen, hochauf fuhr er, als ob es wirkliche Schlangen wären. Es war auch eine an Klugheit, aber eine ohne Gift und Galle, wie wir jedem Chriſten eine in's Haus wünſchen möchten, es war Breneli, das freundlich vor ihn trat, traulich ihm in's Auge ſah, beide Hände ihm auf die Schultern legte und ſagte: „Aber Uli, Uli! haſt die Ohren verloren? Das Frühſtück ſteht auf dem Tiſche, dreimal rief ich dir und allemal lauter und allemal umſonſt. Uli, lieber Uli, fange mir nicht ſchon an mit Sinnen und Rechnen, weißt nicht, wie leicht man ſich erſt verrechnet und dann hinterſinnet? Laß uns beten und arbeiten, das Andere auf Gott ſtellen, der ſoll unſer Rechenmeiſter ſein. Der wird ſchon rechnen, daß es gut kommt, und der böſe Kummer und das plaghafte, ängſtliche Weſen, welches immer auf dem Trocknen ertrinken will und an der Sonne erfrieren, nicht an uns kommen. Uli, lieber Uli, wollen wir?“ fragte Breneli faſt wehmüthig und ſtreckte ihm die Hand dar. Uli ſchlug ein, folgte zum Frühſtück, aber heiter ward doch ſein Geſicht nicht. Wahrſcheinlich wußte er auch kaum ſo recht, was er ſeinem Weibchen verſprochen hatte. Es giebt gar viele Menſchen, welche ſich von einem Gedankenzuge, der ſich ihrer bemächtigt hat, kaum mehr losmachen können. Der Gedankenzug reißt ſie dahin, und wenn ſie ſchon Rede und Antwort geben, ſo wiſſen ſie doch nicht worauf und was. Sie ſind wie ſolche, die in einem Eiſenbahnzug dahin fahren, und ihre Lieben ſchreien ihnen nach und ſie ſchreien den Lieben zurück, aber keines weiß, was geſchrien wird.

Es iſt aber wirklich dem guten Uli zu verzeihen, wenn ſeine Gedanken gefangen und unwillkürlich in einer Richtung dahin geriſſen wurden, ſeine Lage war auch danach. Vor ihm ſtand in nächſter Nähe der Tag, wo er, wie man heut zu Tage zu ſagen pflegt, ein Geſchäft übernehmen ſollte, welches weit, weit über ſein Vermögen, das er ſo ſchwer und langſam erworben, ging, ihn in Jahresfriſt ohne Wunder und abſonderliche Gräuel

zu Grunde richten konnte. Nun, Vielen hätte dieſes nichts gemacht. Hunderte ſpringen, wenn ſie nur irgendwie ein Geſchäft erblicken, mit beiden Beinen hinein, Tauſende gar mit dem Kopf voran, ohne ſich zu kümmern, mögen die Beine nach oder nicht. Uli gehörte nicht zu dieſer Race. Uli hatte eine der bedächtigen Berner Naturen und war nicht demoraliſirt durch den Zeitgeiſt, d. h. durch den Schwindelgeiſt der Zeit. Er beſaß tauſend Gulden, circa ſechshundert Thaler. Vermögen legt der Berner gern auf ſolides Unterpfand an, ehedem bloß auf dreifaches, jetzt nimmt man ſchon mit nur doppeltem vorlieb. Uli aber ſetzte das ſeine auf Regen und Sturm, auf Hagel und Dürre, auf Blitz und Seuche. Nicht bloß konnte ihm alles verloren gehen, ſondern namentlich wenn Unglück in die Ställe brach, konnte er zwei- dreimal mehr verlieren als er beſaß. Dann war nicht bloß der beſte Theil ſeines Lebens ſcheinbar verloren, ſondern der Reſt deſſelben ſchien kaum hinreichend, ſich dürftig von dem Schlage zu erholen. So iſt es wohl erlaubt, daß es einem bange wird um's Herz, daß Vertrauen und Sorgen mit einander ringen. Wem es nicht ſo gienge, der müßte wirklich ſehr leichtfertig, neumodiſch genaturt ſein.

Die Vorbereitungen zur Uebernahme wurden allmählig getroffen. Joggeli und ſeine Frau ließen nach und nach in den Stock ſchleppen, was ſie behalten wollten, und Vreneli half treulich der Baſe einhauſen, war ihr Kind nach wie vor, und wenn es auch das Eigene darob verſäumen mußte, verzog es doch keine Miene. Es fanden ſich eine Unmaſſe von Dingen vor, welche Uli nicht brauchte und Joggeli nicht. Dieſe wurden ſämmtlich in eine große Kammer zuſammengetragen und aufgeſtappelt. An einer Steigerung hätte man daraus eine Summe gelöst, welche eine herrliche Erquickung für den Baumwollenhändler geweſen wäre. Aber auf der Glungge ſollte keine Steigerung abgehalten werden. Ueberhaupt in allen ſoliden Häuſern liebt man das Alte mehr als das Neue, Kleider verkauft man nicht. An jedes Stück knüpfen ſich Erinnerungen, und an

dieſe Erinnerungen knüpfen ſich Lehren und Erfahrungen, und gar mancher Bauer zieht aus ſeiner Rumpelkammer und allen Winkeln ſeines Hauſes weit mehr Weisheit ein, als engliſche Lords und deutſche Gelehrte aus den koſtbarſten und größten Bibliotheken, angefüllt mit Büchern gebunden in Schweinsleder oder halb oder gar ganz Franzband.

Das Inventar von dem Geräthe und dem Viehſtand war groß, und die Schatzung, obgleich alles äußerſt billig, machte Uli die Haare zu Berge ſtehen. Man denke ſich z. B. nur acht Kühe und jede durchſchnittlich zu ſechzig Thalern. Dieſes Inventar überſtieg mehr als um das Vierfache Uli's Vermögen, mußte zu vier Procent verzinſet und ſpäter allfälliger Abgang erſetzt werden. Uli hatte großen Vortheil dabei, aber bedenklich war es doch in alle Wege.

Endlich kam der verhängnißvolle fünfzehnte März, an welchem, wie man zu ſagen pflegt, Uli Nutzen und Schaden angingen. Es war ein ſchöner heller Märztag, und doch kam er Allen trüb und unheimlich vor. Es that Allen weh, die Alten ausziehen zu ſehen. Als man ihr Hinterſtübchen ausräumte und namentlich das große Bett hinüber ſchleppte, war es faſt, als trage man ihnen einen großen doppelten Sarg voran. Die Baſe hatte den ganzen Tag das Waſſer in den Augen, aber lauter heitere aufmunternde Worte im Munde, ſie hatte eine Gewalt über ſich, welche allen Gebildeten zu wünſchen wäre. Man ſah es ihr an, ſie betrachtete dieſes Ueberziehen aus dem großen Hauſe in das kleine als eine Vorübung auf das Beziehen des allerkleinſten Häuschens, welches Armen und Reichen aus wenig Brettern zuſammengeſchlagen wird. In dieſem kleinen Häuschen ſchläft man auch, doch wie wohl oder wie übel, das weiß Gott. Als aber das alte Ehepaar zum erſten Mal in ſeinem großen Bette im Stocke ſchlafen wollte, da wollte der Schlaf nicht kommen, er war nicht gewohnt, ſie hier in dieſem Stübchen zu ſuchen. Ob Jeggeli es zürnete, wiſſen wir nicht, es ſchien faſt, als ſei die Nacht ohne Schlaf ihm willkommen, um

ſeiner Alten alle ihre Sünden bis weit in die Urwelt hinauf vorzuhalten und ſie für alle Folgen derſelben verantwortlich zu machen, nicht bloß bis auf Kind und Kindeskinder, ſondern bis drei Tage nach dem jüngſten. Die gute Alte ſchwieg lange, endlich lief es ihr doch über. „Ich hoffte," ſagte ſie, „wenn dir die Laſt abgenommen werde, ſo werdeſt du einmal mit Gott, dir ſelbſt und der Welt zufrieden. Aber wie ich leider ſehen muß, bleibſt du immer der gleiche Stürmi. Du hätteſt eigentlich zu einem armen Mannli, einem Korbmacher oder Beſenbinder gerathen und dreizehn oder neunzehn lebendige Kinder haben ſollen, dann hätteſt du klagen können, vielleicht daß Gott es gehört hätte. Aber jetzt iſt's nur ein böſer Geiſt, der dich immer klagen läßt, und der iſt mit hinübergekommen und wird bei uns bleiben ſollen. Ich muß mich verſündigt haben, daß ich mich damit muß plagen laſſen. In Gottes Namen, ich muß es ſo annehmen. Unſer Herrgott wird doch hoffentlich bald finden, jetzt ſei es Zeit. Warum ich nicht von dir lief, als ich noch junge Beine hatte, die laufen konnten, und ſo weit weg als ſie mich tragen mochten, das begreife ich noch auf die heutige Stunde nicht. Jetzt trüge Fortlaufen nicht viel mehr ab, und meine alten Beine trügen mich kaum ſo weit, daß mir dein Stöhnen und Klagen um nichts oder wieder nichts nicht noch zu Ohren käme, beſonders wenn der Wind ein wenig ginge." Das wollte Joggeli doch faſt gemühen. „Wer laufen will, kann," ſagte er, „ich will niemand dawider ſein, und mit Nachlaufen werde ich niemand plagen. Wenn ich ſchon wollte, thäten es meine Beine nicht; wenn andere ausgeſtanden hätten, was ſie, ſie wären auch froh, an die Ruhe zu kommen." Ihm wäre es je eher je lieber, Gutes hätte er nie viel gehabt, und was ihm noch warte, könne denken, wer Verſtand habe. Jetzt vermöchte er doch noch, ſeinen Sarg ſchwarz anſtreichen zu laſſen, gehe es länger ſo, ſei es wohl möglich, daß man froh ſei, wenn man noch ſo viel bei ihm finde, um die erſten beſten rohen Bretter zu bezahlen. „Du biſt doch immer der Wüſteſte, wirſt

dich verſündigen wollen, daß es keine Art hat," ſagte ſeine Frau, „ſchweigen wird am beſten ſein, es weiß ſonſt kein Menſch, was du noch ſtürmſt." Darauf drehte die Mutter ſich gegen die Wand und blieb ſtumm, Joggeli mochte gifteln und klöhnen, ſo ſtark und ſo lange er wollte.

Drüben im großen Hauſe ging es anders zu. Die Bauart des Hauſes brachte es mit ſich, daß die Meiſterleute im Hinterſtübchen wohnen mußten. Daſſelbe war gleichſam des Hauſes Ohr, jeder Schall aus Kammern und Ställen, von vorn und von hinten, ſchien dort landen zu müſſen; das iſt kommod für einen rechten Hausmeiſter!

Uli und Vreneli mußten dieſes Stübchen auch beziehen, aber ſie thaten es ungern, ſie ſchämten ſich faſt, als Knecht und Magd nun zu ſchlafen, wo früher der Meiſter und die Meiſterfrau. Sie kamen ſich wirklich im Stübchen als ſo gar nichts vor, und auch bei ihnen wollte der Schlaf nicht einbrechen. „Ja, ja," ſtöhnte Uli, „es wäre ſchön hier, und im Winter d'ſunderbar warm, da ließe ſich ſein. Wenn es nur immer währte, aber das Aendern thut weh. Wenn man am Ende doch wieder in eine kalte Kammer muß, ſo wäre es hundertmal beſſer, man hätte ſich nie an ein warmes Stübchen gewöhnt." Aber zwängt ſei zwängt, und jetzt müſſe man es nehmen, wie es ſei. So jammerte Uli ähnlich wie Joggeli, der Unterſchied war bloß der, daß ſein Jammer nicht aus einem zähen, verhärteten Herzen kam, ſondern aus einem jungen, warmblütigen, demüthigen, welches ſich in ſeine höhere Stellung nicht finden konnte. In einem ſolchen finden gute Worte noch gute Stätte. An ſolchen ließ es auch Vreneli nicht fehlen, tröſtete, ſo gut es konnte, ſprach vom Werthe des Hofes, von ſeinem guten Willen, von dem Vertrauen zu Gott, der alles wohl machen werde, daß Uli die Ruhe kam und er andächtig mit Vreneli beten konnte; darauf kam leiſe der Schlaf gezogen, hüllte die beiden in ſeinen dichteſten Schleier, und als die Sonne kam, ſchlummerten beide noch ſüß und feſt darin, und lange ging es, bis ihre Strahlen

die Schläfer zu wecken vermochten. Hui! wie beide auf die Füße fuhren, als vor ihren langſam ſich öffnenden Augen plötzlich der helle Tag ſtand in vollem ſonnigem Gewande. Draußen polterte das Geſinde, praſſelte das Feuer, gackelten bereits die Hennen und Meiſter und Meiſterfrau hatten ſich noch nicht gerührt. Wohl, da ſchämten ſie ſich und durften faſt nicht aus dem Stübchen. Sie hatten ſich wohl ſchon mehr als ein Mal verſchlafen, aber ſo ungern es wirklich doch nie gehabt als heute. Wie die Leute dies auslegen würden, dachten ſie.

Der Frühling iſt eine herrliche Zeit, eine ahnungsreiche, wonnevolle. Darüber werden doch wohl die Parteien von allen Farben einig ſein, wie weit ſie ſonſt auseinander gehen mögen. Wie proſaiſch und trocken ein Bauer auch ſein mag, im Frühling wird ihm doch das Herz größer und er denkt weiter als die Naſe lang. Er hat es ſeinen Aeckern, Wieſen und Gärten gegenüber, wie ein Vater, der mitten in einem Dutzend blühender Kinder ſteht. Was wird aus ihnen werden, was werden ſie für Früchte tragen, muß er unwillkürlich denken. Wie der Kinder Geſichter blühen, Geſundheit ihre Glieder ſchwellt, ſo ſchwellen Freude und Hoffnung ſeine Seele. So hat es auch der Landmann, beſonders der junge, welcher noch nicht manchen Frühling auf eigene Rechnung erlebt hat. Jede Pflanzung wird ihm zum Kinde, und je üppiger ſie grünt und blüht, deſto üppiger grünen und blühen ſeine Hoffnungen. Der Frühling, von welchem wir ſprechen, war ein ganz eigen von Gott geſpendeter, als wollte er die Probe machen, ob die Menſchen ſo weit in der Aufklärung gekommen, daß ſie zu begreifen im Stande ſeien, ſie ſelbſt könnten keinen ſolchen machen, auch ſei es unmöglich, daß er von ungefähr käme, ſondern daß er von Gottes väterlicher Hand müſſe gegeben ſein.

Mit Fleiß und Kunſt beſtellte Uli Acker und Saat, und Vreneli machte nicht bloß faſt allein ſeine ſchwere Haushaltung, ſondern half auch noch draußen, daß männiglich ſich wunderte, ſorgte für den Garten, daß Kraut darin wuchs und Salat

nebſt allerlei Kräutlein, welche einer vernünftigen Suppe wohl anſtehen und ſonſt in geſunden und kranken Tagen gut zu gebrauchen ſind. Vreneli's rührigem Treiben ſah die Baſe mit der größten Freude zu. Alle Tage war ſie im Garten oder guckte wenigſtens über den Zaun, beſah die andern Pflanzungen und häufig kam ſie, ſetzte ſich zu Vreneli, half ihm das Eſſen rüſten oder ſagte: „Gehe nur, wenn du was zu machen haſt, ich will dir zum Feuer ſehen und ſorgen, daß das Eſſen nicht anbrennt.“ Wollte Vreneli ſich wehren oder danken, ſo meinte ſie: „Ich habe Urſache zu danken, daß du es annimmſt. Was meinſt, müßte die Langeweile mich nicht tödten, wenn ich auf einmal von allem käme und nichts mehr anrühren dürfte?“ Kam ſie dann heim, hatte ſie zumeiſt ein lachend Geſicht (denn daß es drüben ſo gut ging, freute ſie ſehr, und was ſie im Herzen hatte, zu verbergen, war ihr nicht gegeben) und ſagte wohl zu Joggeli: „Gottlob, es geht da drüben gut, beſſer noch als ich gedacht. Wenn die es nicht zu was bringen, ſo gelingt es niemanden mehr. Vreneli läuft als wenn es Räder unter den Füßen hätte, und Uli ſchafft, als ſei er aus lauter Uhrfedern zuſammengeſetzt. Es iſt mir ein recht ſchwerer Stein ab dem Herzen, hätte mir ja mein Lebtag ein Gewiſſen machen müſſen, wenn es nicht gut gegangen wäre.“

Joggeli, welcher wohl auch herum getrippelt war an ſeinem Stocke und hinter Zäunen und Bäumen hervor dem Treiben zugeſehen hatte, zog auf ſolche Reden ſein grämliches Geſicht und meinte: „Glaub es, wie ſollte es anders ſein, wenn ihnen Alles hilft, die Fiſche in das Netz zu jagen, ſogar das Kraut in den Hafen. Hätte man für mich halb ſo gearbeitet und geſorget wie für ſie, ich wäre noch einmal ſo reich. Aber mir hat niemand helfen wollen, ja wenn man mich hätte auf die Gaſſe bringen können, man hätte es gethan und dazu noch den Hals voll gelacht, und dazu noch die, denen es dabei am übelſten gegangen wäre, und zuletzt hätte ich denn doch an allem ſchuld ſein ſollen. Ja, die Welt iſt bös. Trau, ſchau,

wem, heißt es nicht umſonſt." „Ja, da haſt einmal Recht," antwortete die Baſe, „die Welt iſt wüſt und Trauen bös, aber von den Allerwüſteſten biſt du, und wegem Trauen ſollteſt ſchweigen. Wenn das Gewiſſen nicht wäre und deine Frau, weiß Gott, was du für ein Unflath geworden wäreſt. So alt biſt ſchon und wirſt doch noch alle Tage wüſter, denkſt nicht an deine arme Seele und was Gott mit ihr anfangen ſoll."

So verſchiedene Gedanken wachſen bei gleicher Witterung in den Herzen der Menſchen, es iſt aber eben der Grund der Herzen verſchieden. Giftkräuter wachſen auf dem einen, Heilkräuter treibt der andere. Du mein Gott, wie ſollte es dem Menſchen, welcher den Gärtner vorſtellen ſollte in ſeines Herzens Garten, ſo himmelangſt werden, wenn er in ſeinen Garten kommt und es weht ihm entgegen ein giftiger Hauch und gleich Schlangenaugen glitzern ihm lauter Giftkräuter entgegen! Ach Gott, nein, denen wird gar nicht himmelangſt, die bleiben kaltblütig, ja ſie haben noch Freude und Spaß an den giftigen Kräutern, laſſen ſie nicht bloß nach Belieben wuchern, ſondern pflegen ſie noch ſorgſamſt, als ob's die koſtbarſten Pflanzen wären, und je üppiger ſie aufſchießen, mit deſto größerem Behagen weiſen ſie als große Raritäten dieſelben vor, Allen, welche ſie zum Betrachten herbeibringen können.

Fröhlich wie im Fluge rannen die Tage dem jungen Ehepaare dahin, wie es zu gehen pflegt, wenn voll Arbeit die Hände ſind, voll Sinnen der Kopf, die Arbeit wie ein Uhrwerk läuft und das Erdachte zur That wird ohne Säumniß und Hinderniß. Es war, als ob der liebe Gott erſt nachſehe, was Uli meine und Vreneli ſinne, ehe er das Wetter mache, regnen laſſe oder die Sonne ſcheinen. Dachte Uli, jetzt wäre ein warmer Regen gut, ſo kam ein warmer Regen man wußte gar nicht woher, und wenn er dachte, jetzt iſt's genug, die Sonne wäre wieder gut, ſo ging der Regen man wußte nicht wohin und die Sonne war da. Wer auf Sonne und Regen nur des Spazierens wegen achtet und nicht weiß, welche Be-

deutung beide für den Landmann haben, der weiß gar nicht welch Unterschied, wir wollen nicht sagen im Gedeihen der Pflanzen, sondern im Betrieb der Arbeit ist, bei günstigem oder ungünstigem Wetter.

Es giebt Jahre, in welchen man bei gedoppelter Anstrengung und zwiefachen Kosten nirgends hinkommt, immer im Rückstand ist, alles pfuschen muß, wenn man das Dringlichste machen will, ehe der Winter wieder da ist, und wiederum Jahre, wo alles geht wie auf einer Eisenbahn, nirgends ein Rückstand ist, Hasten und Jagen nie nöthig sind, man Zeit zu allem hat und keinen Kummer vor dem Kommen des Winters, wo alles wohl geräth und wo es ist, als sei Meister der Mensch, seine Hand ein Zauberstab, sein Mund allmachtsvoll: er streckt die Hand aus, so springt der Schoos der Erde auf, er gebietet und es stehet da. Es sind gefährliche Jahre, diese Jahre, sie füllen wohl Spycher und Scheuren, aber sie leeren das Herz von Demuth und Gottvertrauen, darum müssen dann wiederum böse Jahre kommen, wo der Mensch mit allem Fleiß und aller Kunst nichts machen kann. Diese leeren wohl Spycher und Scheuren, aber dafür füllen die Herzen sich wieder mit Demuth, und die Augen gewöhnen sich wieder, nach Oben zu sehen und das Gedeihen von Gott zu erwarten.

Uli wuchs sein Glück fast über das Haupt, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sah, d. h. vor lauter Hoffnungen und Erwartungen sein Glück nicht mehr berechnen konnte, weil es seine Rechenkunst zu übersteigen anfing; wie aber Manchem über dem Essen der Appetit kommt und das Begehren nach immer Mehrerem, so ging es auch Uli.

Uli hatte Ställe voll Pferde und Kühe übernommen um eine sehr billige Schatzung. Bei allfälligem Abgeben der Pacht mußte er wieder für die gleiche Summe Waare einliefern oder den Abgang ersetzen oder hatte den Mehrbetrag zu fordern. Er konnte also mit der übernommenen Waare ganz schalten und walten nach seinem Belieben, was bei seinem Abgang in

den Ställen ſtand, wurde wieder geſchätzt, und je nachdem es ſich fand, fanden Vergütungen von der einen oder andern Seite ſtatt.

Joggeli hatte auf dem Handel nicht viel gehalten und ſelten zu rechter Zeit abſtoßen können. Uli calculirte anders: er hatte namentlich zwei Pferde und drei Kühe übernommen, welche auf dem höchſten Punkte ihrer Reife ſtanden; behielt er ſie länger, fielen ſie ſtätig im Preiſe, verkaufte er ſie, kaufte dagegen junge Thiere, ſo ſtiegen dieſe im Preiſe, bezahlten neben der Nutzung noch ihre Fütterung. Uli entſchloß ſich alsbald zu dieſem Handel, Vreneli wehrte: „Recht haſt," ſagte es, „aber merkt es Joggeli, ſo giebt es böſes Blut, das muß man verhüten, ſo lange als möglich; übrigens ſind die Thiere ſo geſchätzt, daß ſie nach einem Jahre noch die Schatzung gelten, du alſo alsdann jedenfalls noch nichts daran verlierſt." Geld hätten ſie auch noch nicht ſo nöthig, und im Fall es gegen Herbſt rarer werden ſollte, ſo könnte man immer noch verkaufen, nur nicht jetzt gleich, wo Joggeli es als eine abſichtliche Prellerei anſehen könnte, wenn Uli vielleicht hundert Thaler in Sack mache oder doch fünfzig. Uli hatte Recht, aber Vreneli noch rechter, und wie es geht in der Welt, das Beſte geſchieht am ſeltenſten. Uli gewann ein Erkleckliches und meinte, Joggeli vernehme es nicht.

Aber die Leute, welche früher Joggeli alles zugetragen hatten, lebten noch, und wären ſie geſtorben geweſen, ſo wären aus ihrem Grabe herauf alsbald neue aufgewachſen, denn dieſe Sorte ſtirbt nie aus. Joggeli wußte richtig alsbald bei Heller und Pfennig, was Uli gelöst, das gab böſes Blut. Die Baſe und Vreneli mußten viel leiden deretwegen. Uli hätte das nicht thun und den Frieden auch für etwas rechnen ſollen, da Gott es ſo gut mit ihm meinte und er es ſo wenig nöthig hatte. Das Frühjahr iſt für den Landmann, welcher nicht Vorräthe hat, ſonſt eine Zeit, welche Geld frißt oder zu Schulden nöthigt, das war bei Uli nicht der Fall, ſeinen Handel nicht ge-

rechnet. Vreneli löste aus Butter und Milch viel Geld, so daß nicht bloß die Hauskosten bestritten wurden, sondern hie und da noch ein großes Silberstück bei Seite wanderte, um bei der Hand zu sein, wenn der Pachtzins gezahlt werden mußte. Ferner wurde er mit einigen Prachtkälbern beschenkt. Diese mästete er, bis sie nahe an zwei Centner wogen, half zuweilen sogar mit Eiern nach, welche er entbehrlich glaubte. Solche Kälber sind rar, gehen in die Bäder, nach Basel ꝛc. und werden schwer bezahlt, so daß Uli wirklich Glück in allen Ecken hatte, das Geld nicht von ihm wollte, sondern immer vermehrt zurück kann, einer guten Taube gleich, welche nie ausfliegt, ohne mit einem neuen verlockten Tauber zurückzukehren.

Kapitel 3.

Das Erntefest oder die Sichelen.

Dennoch setzte sich Uli ein Wurm ins Herz; von wegen was er einnahm, das gehörte ihm, versteht sich, was er ausgeben mußte, das verstand sich nicht von selbst, er kehrte es siebenmal um, bis er sicher war, daß er es schuldig sei. Es ist eine eigene Geschichte, wenn ein großes Bauernhaus sich umwandelt in ein bloßes Pächterhaus. Ein großes Bauernhaus, welches seit hundert und mehr Jahren im Besitz der gleichen Familie war und absonderlich, wenn gute Bäurinnen darin wohnten, ist in einer Gegend fast was das Herz im Leibe: drein und draus strömt das Blut, trägt Leben und Wärme in alle Glieder, ist, was auf hoher Weide eine vielhundertjährige Schirmtanne den Kühen, unter welche sie sich flüchten, wenn es draußen nicht gut ist, wenn die Sonne zu heiß scheint, wenn es hageln will oder sonst was im Anzuge ist, was die Kühe nicht lieben, ist der große unerschöpfliche Krug, welcher

nicht bloß einer Wittwe und ihrem Söhnlein das nöthige Oel spendet, sondern Hunderten und abermal Hunderten Trost und Rath, Speise und Trank, Herberge und manch warmes Kleid Jahr aus, Jahr ein. Ein solches Haus ist das Bild der größten Freigebigkeit und der sorglichsten Sparsamkeit. Da liest man die Strohhalme zusammen und zählt die Almosen nicht; da findet man die Hände, welche nie lässig sind im Schaffen und im Geben, denen zur Arbeit nie die Kraft ausgeht und nie die Gabe für den Bedrängten. So ein Haus ist ein wunderbar Haus, aber darum ist es auch eine Art heiliger Wallfahrtsort, wohin wandert, wer bedrängten Herzens ist, Noth leidet am Leibe oder an der Seele. Zieht aber nun aus einem solchen Hause die Seele, d. h. die Bäurin oder der Bauer, so bleibt das Haus, und wie Kinder immer wieder zum todten Körper ihrer Eltern zurückkehren, forschen, ob die Seele nicht zurückgekehrt, so kommen die Leute immer und immer noch zum Hause, klopfen an die alte Thüre, horchen, ob die alte treue Hand, die nie leer ward, nicht wieder da sei, Gaben spendend, begleitet von einem freundlichen Worte. Sind Bauer und Bäurin auch nur neben dem Hause in den Stock oder das Stöcklein gezogen, so gehen doch nur die Bekanntern oder die Bettler von Profession dahin, denn das Stöcklein ist kein Haus, es ist kein Stall daran und acht Milchkühe drinnen, sind nicht Keller, nicht Kammern gespickt mit allen möglichen Vorräthen. Zum Stöcklein gehört der Hof nicht, gehören die unzähligen Obstbäume nicht, gehören alle die reichen Quellen nicht, welche einer guten Bäurin Hand unerschöpflich machen. Es sind wohl Zuflüsse da, aber in bestimmten Grenzen und nach kleinerem Maaßstabe. Zieht nun ein Pächter in das Haus ein, in die Schatzkammer des Hofes, des Wallfahrtsorts der Armen und Bedrängten, so erlischt des Hauses Heiligenschein nicht alsbald, die Menge wallfahrtet noch immer zu demselben nach alter Gewohnheit, achtet nicht der geänderten Verhältnisse, macht aus Haus die

nämlichen Forderungen. Die Menge nimmt an, die Gutthätigkeit des Hauses sei Pflicht, welche jeder Bewohner, sei er wer er wolle, zu übernehmen habe. Geschieht dieses nicht vollständig, so spricht eine bedeutende Anzahl: „Ach Gott, da hat es auch böset! Gottlob, daß ich so alt bin! müßte sonst noch erleben, daß die guten Leute alle aussterben.“ Eine andere Anzahl aber wird erbittert im Gemüthe, als wie über versagte Rechte, und sagt: „Das werde gehen und gehen, bis es endlich zu dem komme, wovon man immer rede, wie man auch von der Fastnacht rede, bis sie komme: daß man selbst zugreifen müsse, wenn man etwas erhalten wolle.“

Aehnliches geschah in der Glungge. Vreneli war schon unter der Base Almosnerin gewesen, hatte dabei wohl auch unverschämten Bettlern einen Zuspruch gegeben, der ihnen ins Lebige ging. Vreneli war jetzt seine eigene Almosnerin, machte wohl die Stücke Brod etwas kleiner als früher, und Kleider oder Leinenzeug konnte es nicht austheilen, in einer neuen jungen Haushaltung findet es sich nicht. Das ging bös an. Eine Bettlerin sagte Vreneli ins Gesicht: „Du warst von je ein Wüstes und gönntest keinem Armen was und wirst eher zehumal schlimmer als einmal besser, von wegen es wird noch immer sein, wie es im Sprichwort heißt: Es ist keine Scheere, die schärfer schiert, als wenn ein Bettler zum Herren wird.“ Die Meisten jedoch sagten Vreneli ihre Gedanken nicht an den Kopf heraus, aber sie verläfterten es desto jämmerlicher hinterwärts. Da sie nichts Böses wußten, ersannen sie um so Gräulicheres, namentlich machten sie geltend, wie sie den Hof fast um nichts hätten, den Kindern das Brod vom Munde wegstählen, da sei kein Wunder, wenn sie auch gegen die Armen wären wie Türken und Heiden. Schlecht sei schlecht, und schlechte Leute habe es immer gegeben, aber Leute wie die, ohne Religion, seien doch noch nie erlebt oder erhört worden. Das alles that Vreneli sehr weh, denn begreiflich wurden ihm alle diese Reden wieder hinterbracht und wahrscheinlich von de-

nen ſelbſt, welche ſie gehalten, nur daß ſie dieſelben dann Andern in den Mund legten. Doch ſagte es davon Uli nichts, es verarbeitete das in ſeinem eigenen tüchtigen Sinn. Es dachte, klagen trage nicht viel ab, warum ein zweites Herz betrüben, wenn man im Stande ſei, es allein zu verwinden; Hülfe leiſten könnte ihm Uli nicht, und alle Armen dieſe Wehthat entgelten laſſen, wollte es nicht. Uli war wenig zu Hauſe und hatte den Kopf ſo voll von Geſchäften und Gedanken, daß er gar keine Augen für dieſe Dinge hatte. Er war es gewohnt, Leute an den Thüren zu ſehen oder bei Breneli in der Küche, achtete ſich derſelben nicht, fragte nicht, was ſie wollten, dachte gar nicht daran, daß es jetzt über ihn ausging und um ſeine Sache, ließ Breneli alſo ganz gewähren nach ſeinem Belieben.

Der Heuet war vorbei geflogen wie gewünſcht, die Kirſchen mit den Sperlingen in Frieden getheilt worden und die Ernte vor der Thüre, ehe man ſich deſſen verſah.

Die Ernte iſt dem Landmann eine wichtige Zeit, eine heilige Zeit, von ihrem Ertrage hängt ſein Beſtehen ab oder wenigſtens ſein Wohlergehen. Er erkennt dieſes auch an, und als Zeichen dieſer Erkenntniß richtet er am Schluſſe derſelben eine Art Opfermahlzeit aus: er ſpeiſet Arme, ſpeiſet und tränket Knechte, Mägde, Tagelöhner, deren Weiber und Kinder und den Fremdling, der da wohnet innerhalb ſeiner Thore. Solche Mahlzeiten bilden die Glanzpunkte in dem Leben ſo Vieler; würden ſie aufhören, wäre es über dem Leben gar Vieler, als wenn alle Sterne erlöſchen würden am Himmel. Es iſt traurig, wenn über einem Leben keine andern Sterne ſtehen, als Mahlzeiten, aber es iſt dumm, wenn man ihnen Werth, Bedeutſamkeit abſprechen will.

Die Ernte war prächtig, das Wetter ſchön, der Acker reich. Uli war glücklich, Joggeli knurrte. Er ſchrieb des Ackers Fülle Uli zu, der im Herbſte dichter geſäet, beſſer hätte arbeiten laſſen und im Frühjahr ſtark gewalzt. Einen ſolchen Acker

voll Korn habe er sein Lebtag nie gehabt. Dicht wie die Haare einer Bürste stünden die Halme, und doch sei nicht einer gefallen. Der arme Joggeli bedachte nicht, daß säen und wässern der Mensch kann, aber nicht das Gedeihen geben. Ob dicht oder dünn das Korn auf dem Acker steht, ob aufrecht oder ob es auf dem Boden liegt, das ist Gottes Sache. Wer es zu treffen wüßte allezeit, wüßte, ob viel oder wenig säen gut sei, ein kalter Winter käme oder ein milder, der wäre eben ein Hexenmeister, aber solche giebt es nicht, es ist ein Einziger, der dieses weiß, und der ist eben der, der kalte oder milde Winter macht, und der ist Gott.

Bei allem Segen hatte Vreneli das Herz voll Angst. Niemand besser als es wußte, was jene Opfermahlzeit, Sichelten genannt, verzehrt hatte unter Joggeli's Regiment. Im ersten Theile dieses Buches steht auch was darüber zu lesen. Daß sie dieselbe nicht nach dem gleichen Maaße auszurichten vermöchten, das wußte Vreneli wohl, aber wie viel Uli abbrechen wolle, und wie weit es das Verlästertwerden zu fürchten hätte, das wußte es nicht. Vreneli war tapfer, das wissen wir, aber es fürchtete sich doch vor böser Weiber bösen Zungen; es wußte, daß weiter als die Blitze fahren, weiter als die Winde wehen, böser Weiber böse Töne tönen. Einige Wochen vorher hatte Vreneli Uli Milchgeld eingehändigt mit dem Bemerken, es werde eine Zeit lang nicht mehr viel geben, was es immer erübrigen könne an Milch, müsse zu Butter gemacht werden für die Sichelten. Darauf hatte Uli gesagt: „Allweg wird es was brauchen, aber den Narren wirst nicht machen wollen; ich bin nicht Joggeli und du einstweilen keine Bäurin." „Weiß wohl," sagte Vreneli. „Zu thun wie sie, kommt mir nicht in Sinn, aber wenn man es auch nur gering macht, so wird es dir grauen. Du weißt gar nicht, was es braucht an solchen Tagen." „He," sagte Uli, „so macht man es noch geringer, bis es einem nicht mehr darob graut. Gesetz darüber, wie viel Einer ausrichten müsse, wird keines sein." Dieses Gespräch hatte Vreneli nicht

vergessen, darum war ihm so bange. Es sah voraus, daß Verdruß kommen müsse. Uli wollte es nicht gern böse machen, abbrechen ganz und gar brachte es nicht übers Herz, auszubausen im ersten Jahre begehrte es auch nicht, da war's fast noch böser als anderwärts, die rechte Mitte zu treffen. Es suchte mit Sparen abzuhelfen, brach sich die Milch am Munde ab, und doch ward ihm fast schwarz vor den Augen, wenn es seine Vorräthe musterte und dann dachte, wie manchen Kübel voll geschmolzener Butter ehedem an diesem Tage die Base verbacken hatte.

Eines Tages nun, als Vreneli im Schweiße seines Angesichts haushaltete und eben dachte, kommod wäre es ihm, wenn es vier Hände hätte, mit zweien könne es kaum alles beschicken zu rechter Zeit, kam die Base, setzte sich aufs Bänklein und sagte: „Kann dir was helfen, so sag's. Die Leute werden hungrig, wollen lieber früher essen als später, und Eine allein kommt fast nicht zurecht, hab's oft erfahren." „Wahrhaftig, Base," sagte Vreneli, „Ihr kommt mir akkurat wie ein Engel vom Himmel, wenn ich Euch nicht hätte, ich wüßte wahrhaftig nicht, wie ich es machen sollte. Will die Erdäpfel vom Brunnen holen, Ihr seid dann so gut und schält mir sie." Flugs war Vreneli wieder da, stellte das Körbchen der Base dar sammt einem Kessel mit Wasser, in welchen die zerschnittenen und gerüsteten Kartoffeln zu werfen waren, und half ab und zugehend der Base. „Habt ihr es abgeredet mit der Sichelten, wie ihr es machen wollt?" fragte diese. „Nein," sagte Vreneli, „aber sie macht mir großen Kummer. Es ist Gottlob ein gesegnetes Jahr, und wir können Gott nicht genug danken, daß wir einen solchen Anfang haben, aber Uli ist doch ängstlich wegem Zins und ich kann es ihm nicht verargen. Es ging ihm gar schwer, bis er hatte, was er hat, und daß er nicht gern plötzlich darum kommt, ist begreiflich. Ich fürchte daher, er werde nicht Geld brauchen wollen, sagen, es trage nichts ab, und schuldig sei man niemand was, man solle zu-

frieden sein, wenn man am Ende des Jahres alles ausgerichtet habe, was man schuldig sei. Aber es käme mir schrecklich vor, wenn wir im Trockenen sitzen, an Käs und Brot kauen müßten und dies noch an einem solchen Orte." „Selb nicht, daran wird er nicht denken," sagte die Base. „Ich dachte auch daran, die Sache mache euch Ungelegenheit. Daß ihr es nicht haben könnt wie wir, versteht sich; es machte mir manchmal fast übel, wenn ich zwei Tage lang küchelte und unter den Händen gingen mir die Küchli an den Thüren weg, daß mir für uns keine bleiben wollten. Aber ungern hätte ich es doch, wenn auf einmal alles aufhörte, alle Leute umsonst kämen und z'leerem fortgewiesen würden. Du weißt, wie Meiner ist, sonst könnte ich im Stöcklein küchlen und den Armen ausrichten, was üblich und bräuchlich. Darum will ich dir was an die Kosten steuern, viel nicht; seit uns der Tochtermann, Gott behüte uns davor, ausgeplündert hat, ist das Geld auch rarer geworden bei mir. Rede dann mit Uli, wie ihr es ausrichten wollt, anständig, nicht übertrieben. Lieb wäre es mir, ihr lüdet Meinen auch ein, vielleicht kommt er, vielleicht nicht, aber er sieht doch den guten Willen." „Allweg," sagte Breneli, „und Ihr fehlt auch nicht, es wäre sonst wie ein Tag ohne Sonne oder eine Nacht ohne Sterne; es freute mich nicht, dabei zu sein." „Bist immer ein Narrli," sagte die Base. „Und Uli thut sonst gut?" fragte sie, „wenigstens arbeitsam ist er, daß ich nie Einen so gesehen." „Ja, Base," sagte Breneli, „und wenn ich klagen wollte, so wäre es, daß er es zu ängstlich nimmt, und daß ich Kummer haben muß, er mache es nicht lang, sondern arbeite sich zu Tode." „Bist ein Tröpfli," sagte die Base lachend, „das Mannevolk stirbt nicht so bald, und besser, er thue zu nöthlich, als er sei zu gelassen. Sieht er, daß er auskommen mag, so bessert es ihm von selbst, aber ist Einer zu gelassen, da ist nichts zu machen. Brennt das Haus, so ist ein solcher im Stande, er stopft erst die Pfeife und zündet sie an, ehe er Anstalt macht, das Haus zu ver-

lassen.“ Vreneli lachte, sagte jedoch mit einem kleinen Seufzer: „Zu wenig und zu viel verderben alle Spiel!“ nahm die Erdäpfel und setzte sie übers Feuer.

Noch selben Abend eröffnete Vreneli die Verhandlungen mit Ul'. Uli sagte, es sei ihm schon lange zuwider gewesen, nur daran zu denken. Schon als ihn die Sache nichts angegangen, sondern alles über den Meister ausgegangen sei, habe er sich darüber geärgert, wie so viel durchaus unnütz und überflüssig draufgehe. Wenn er einmal was dazu zu sagen haben sollte, so müsste es ihm anders gehen, habe er immer gedacht. Viel wohler sei man bei Wenigem, und daß jeder arme Mensch an diesem Tage Küchli essen müsse, bis sie ihm zum Mund heraushingen, selb stehe nirgends geschrieben. Wenn sie Küchli haben wollten, so möchten sie sehen, wo sie welche bekämen, sollten zu Joggeli gehen, der könne den alten Gebrauch fortsetzen. „Rede mir nicht so, Uli,“ sagte Vreneli, „das ist ungut. Sieh, der liebe Gott speiste von deinem Acker auch seine Vögel, wie lustig waren sie nicht dabei, es war ihre gute Zeit im Jahre, und du mußtest es geschehen lassen. Und nun, wie viel besser sind doch Menschen als Spatzen, und die sollten nicht einmal einen guten Tag haben, und wenn Gott sie dir vor die Thüre schickt, um deinen guten Willen zu sehen, zu erfahren, ob du weißt, wer dir den guten Anfang giebt, wolltest du ihnen dann nichts geben? Selb, Uli, wirst du nicht machen!“ „Bin ich denn Pächter geworden, um Bettlern zu küchlen? Was brauchen die solche Speise? Brod, wenn was sein muß, thut's. Oder meinst etwa, man solle auch den Vögeln kücheln und Schüsseln voll in den Acker stellen?“ „Lieber Uli, rede dich doch nicht in Zorn hinein, denn das ist dein Ernst nicht. Christen Brauch ist's ja, daß man die Armen wie Brüder hält und nicht wie Hunde abspeiset, und giebt man ja selbst den Hunden Brosamen vom Teller, jagt sie nicht mit ungesättigten Gelüsten vom Tische weg, sollte man dann einem armen Fraueli oder einem armen Kinde, welches das ganze

Jahr durch nichts Gutes hat, kaum Salz zu den Kartoffeln hat, nicht eine gebackene Brotschnitte geben oder sonst ein Küchli? Soll es umsonst den ganzen Tag, wohin es kommen mag, den Duft der in der Pfanne brodelnden Butter in der Nase haben? Denke doch an die Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus." „Soll ich jetzt etwa noch gar der reiche Mann sein?" fragte Uli nicht sanft. „Aber, Uli," sagte Breneli, „versündige dich doch nicht, ich kenne dich ja gar nicht wieder. Bist du nicht der reiche Mann, so bist du doch ein gesegneter Mann. Welch gut Jahr haben wir nicht, und das hat Gott gemacht. Leicht hätte er die Hälfte weniger geben können, und damit hätten wir auch müssen zufrieden sein. Willst du nun muthwillig die Armen erbittern, machen, daß ihre Flüche ums Haus fliegen wie die Schwalben? Willst nicht lieber, sie wünschen uns Alle Gottes Glück und Segen, was haben wir ja nöthiger als dies? Ohne dies wären wir nichts, ohne dies werden wir nichts." „Das wäre alles gut, und bös meine ich es ja nicht, das weißt du," sagte Uli. „Aber fangen wir einmal an mit Großthun und Austheilen, so müssen wir so fortfahren; ist denn jedes Jahr ein gesegnetes, daß es dies ertragen mag? Sollte man nicht gleich anfangs so anfangen, wie man zu jeder und aller Zeit fortfahren kann?" „Ja sieh," sagte Breneli, „verstehe mich recht, nicht wie ehedem begehre ich es zu machen, dies wird kein vernünftiger Mensch uns zumuthen. Man kann die Schnitten ungleich groß abschneiden, sie ungleich backen, kann das Pack abweisen. Ich kenne seit Jahren die Leute, welche kommen, glaube, mit Wenigem will ich weit reichen; zudem sieh, die Base hat mir vier Thaler gegeben; sie hätte es ungern, hat sie gesagt, wenn die Leute alle umsonst kämen und z'leerem wieder fort müßten." „Das wäre wohl gut, wenn es mit dem gemacht wäre, aber denk, was wir noch alles kaufen müssen für die eigenen Leute und denen dann auch noch jedem ein Tuch voll heimgeben; die Weiber der Tagelöhner werden wir noch einladen müssen, und

einige davon sind im Stande, sie bringen uns noch die Kinder mit. Schlachte ich ein Schaf, so braucht man kein anderes Fleisch, mit dem Wein mache ich es kurz. Wenn ich auf zwei Personen eine Maaß rechne, die Maaß vier Batzen höchstens, so kostet mich das schon ein Sündengeld." „Das thue nicht," sagte Vreneli, „es wäre unser eigener Schade, vergiß nie, wie es uns war, als wir noch dienten, was wir gesagt hätten, wenn man uns die Sichelten so spärlich zugemessen hätte. Die Arbeiter haben, so lange Joggeli lebt, nie so angestrengt gearbeitet, können nichts dafür, daß wir nur Pächter sind, und eine Mahlzeit ist immer eine Mahlzeit, macht auf Fromme und Nichtfromme, auf Reiche und Arme einen seltsamen Eindruck. Der Arme, welcher Monate lang weder Fleisch noch Wein sieht, freut sich darauf wie ein Kind auf Weihnacht, und warum sollte er nicht? An einer Mahlzeit will man genug haben, von allem satt werden; was man noch möchte und nicht bekommt, das kommt viel höher in Anschlag als das, was man erhält. Mahlzeiten sind im Leben, was Sterne am Himmel in mondloser Nacht, und nicht bloß wegen Essen und Trinken. Es thauen auch die Herzen auf, es wird einmal wieder Sonntag darin, es bricht die Liebe einmal wieder hervor wie aus den Wolken die Sonne, und wie aus Holland der Nebel, flieht aus mancher Seele der böse Kummer, das Elend wird vergessen, sie wird einmal wieder froh, faßt frischen Muth und danket einmal wieder Gott von Herzen. Nein, lieber Uli, zu mager mach' es nicht, mach' es um der Menschen willen nicht. Gott hat uns so große Ursache zu Lob und Dank gegeben, gieb du jetzt deinen Leuten nicht Ursache zu Groll und Widerwillen, sondern zu Lob und Dank, zu Muth und Freude. Vielfältig bringen wir dieses ein, denn wenn bei Allen guter Wille ist, so wird rasch viel wieder eingebracht, während bei bösem Willen unendlich viel zu Schanden geht; das hat Joggeli viele tausend Gulden gekostet, bei ihm habe ich gesehen, wie das gehen kann. Schlechten

Wein nimm nicht, er freut niemand, wird getrunken wie Waſſer und iſt alſo der theuerſte. Nimm guten Wein, der erfreut die Herzen, ſie rechnen ihn dir hoch an und trinken weniger als vom Wein, der keine Tugend hat, als die Köpfe bös zu machen. Denke doch, es iſt mir ſo gut daran gelegen, daß wir mit Ehren beſtehen als dir, es geht auch mich was an, denn gewöhnlich ſoll die Frau daran ſchuld ſein, wenn der Mann zu Grunde geht; aber ſparen und ſparen ſind zwei. An einer Kuh, welche Milch geben ſoll, das Heu, an einem Pferde, welches ſpringen ſoll, den Hafer ſparen wollen, hat noch niemand großen Nutzen gebracht, wie man Beiſpiele von Exempeln an manchem Bauer ſehen kann." Uli begriff Vreneli und hatte ſogar Glauben zu ihm, aber gegen Glauben und Verſtand ſtritten Geld und Angſt, trieben Uli vielen Schweiß und manches Aber aus. Indeſſen ſiegten doch die Erſtern, denn Vreneli half ihnen mit all ſeiner Liebenswürdigkeit. Uli ſchaffte guten Wein an und ſo viel, daß er nicht bei jeder Flaſche, welche er aus dem Fäßlein zog, Kummer haben mußte, es möchte die letzte ſein, und in Verſuchung kam, Käsmilch aufzuſtellen in Ermangelung des Weines, ein bös und dünn Surrogat deſſelben. Ein Schaf wurde geſchlachtet, indeſſen auch dem Rind- und Schweinefleiſch die landesüblichen Stellen angewieſen.

Nun war Vreneli hell auf, es glaubte alles gewonnen, aber die Angſt kam ihm wieder, und zwar am Tage der Sicheln ſelbſt, und nicht von Uli her. Als das Sieden und Braten anging, die Feuer praſſelten, die Butter brodelte und ziſchte, die Bettler kamen, als ſchneie es ſie vom Himmel herunter, die Pfannen zu alles verſchlingenden Ungeheuern wurden, Vreneli, wie viel es auch hineinwarf, immer friſch wieder angähnten mit weitem, ödem, ſchwarzem Schlund: da kam die Angſt über ihns, aber ſie half ihm halt nichts; wie die Sperlinge den Kirſchbaum wittern, welcher frühe Kirſchen trägt, weither gezogen kommen mit ihren raſchen Schnäbeln

und nimmersatten Bäuchlein, so kamen die Bettler daher, vom Duft der brodelnden Butter gezogen, schrien heißhungrig von weitem schon: „Ein Almosen d'r tusig Gotts Wille!“ und trippelten ungeduldig an der Thür herum, weil sie vor süßer Erwartung die Beine nicht stille halten konnten. Breneli begann Schnittchen zu backen, daß es sich fast schämte, so klein und so dünn die Kruste, und alles half nichts, es war, als ob sie Beine kriegten und selbst zuliefen einem Schreihals vor der Thür. Es ward ihm immer himmelängster, für die eignen Leute könne es gar nicht sorgen. In der größten Noth erschien die Base unter der Küchenthür, wahrhaftig wie ein Engel, und zwar einer von den schwereren, denn sie wog wenig unter zwei Centnern. „Es dünkt mich, es sei noch nie so gegangen mit betteln,“ sagte der dicke Engel, „es wird mir himmelangst für dich, die Leute haben doch je länger je weniger Verstand, und wenn es nicht die Halben versprengt vom Küchlifressen, so meinen sie, es sei ihnen übel gegangen. Da habe ich dir noch eine kleine Steuer, denn Viele werden meinen, wir seien noch auf dem Hofe und kommen unseretwegen, und vielleicht kann ich dir sonst noch helfen.“ Sie stellte einen bedeutenden Butterkübel, den sie hinter Joggeli's Rücken aus ihrem Keller stibitzt hatte, dem besten Schmuggler zum Trotz, auf den Küchentisch. „Aber Base, Base, nein, das hat doch wirklich keine Art, jetzt noch so viel Butter! Ihr seid doch gewiß die beste Base unter der Sonne! Was kann ich Euch dagegen thun? Vergelt's Euch Gott zu hunderttausend Malen!“ „Thue nicht so nöthlich,“ sagte die Base, „und sag', wo ich dir helfen soll. Es wäre ja unsere Pflicht auszurichten, was üblich und bräuchlich ist, und daß ihr schon zum ersten Male aufgefressen werdet, wie das Kraut von den Heuschrecken, selb meinte sicher selbst Joggeli nicht. Bloß daß ihr scharf gebürstet würdet, das wohl, das möchte er euch gönnen.“ „Base, glaubt nur, geben thue ich gar gern, ich fühle es recht, daß geben seliger ist als nehmen. Es kommt mir dabei immer vor, als sei ich Gottes

ſelbſteigene Hand, welche er öffnet zur Stunde, damit ſich ſättigt, was da lebt. Aber wenn es dahergeflogen kommt wie Krähen im Winter über einen ſpät beſäeten Acker, dann wird es einem doch angſt ums Herz, man kommt in Verſuchung und verſündigt ſich faſt, wird ungeduldig, wenn die Zeit verrinnt, der Abend kommt und unſere Leute hungrig kommen und nichts finden." „Allweg," ſagte die Baſe; „aber wart', ich will dir helfen." Nun half die Baſe, ſie machte die Schaffnerin und Spenderin nun wirklich ſo, daß Vreneli Zeit und Stoff für ſeine Leute die Fülle blieb. Ging jemand unzufrieden weg, ſo fiel der Groll auf die Bäurin, deren bekannte Geſtalt unter der Thür ſtand und ihn abgefertigt hatte.

Wie Vreneli in der Küche ſchwitzte Uli auf dem Felde. Es war ein Tag, in welchen ſich faſt mehr Arbeit drängte, als hinein mochte. Zweitauſend Garben ſollten eingeführt werden. Mit zwei Stieren führte er den Wagen auf den Acker; war er geladen, ſo fuhren vier Pferde denſelben heim. Eine Partei lud zu Hauſe die Garben ab, eine andere band Garben, die dritte lud ſie. Zu dieſer gehörte Uli, er gab alle Garben ſelbſt auf den Wagen; alles griff in einander, ward in halbem Lauf gethan, Uli hatte keinen Augenblick zum Verſchnaufen. Aber Uli hatte zwei Augen und die ſahen einen bedeutenden Theil der Bettler, welche bei dem Hauſe ab und zu gingen. Anfangs achtete er ſich nicht ſoviel derſelben. Erſt als Einer ſagte: „Es geht heute aber ſtark, ſo wie noch nie," ward er aufmerkſam, wollte ſie zählen; aber zugleich ſollte er die Garben zählen, welche er auf den Wagen gab, und Bettler und Garben kamen ihm untereinander, daß er nicht mehr wußte, woran er war. Dies machte ihn noch giftiger, auslaſſen durfte er ſeinen Grimm nicht, höchſtens den Stieren konnte er rauhere Worte geben als ſonſt und unſanfter ſie zerren an ihren Hörnern. Aber ſie nahmen keine Notiz davon und fraßen gemüthlich das vorgelegte Gras und ließen ſich behaglich durch einen Knaben Fliegen und Bremſen wehren. „Warte nur bis ich heimkomme,"

dachte Uli, „dann will ich sehen, was übrig geblieben. Hoffentlich giebt es Gelegenheit, die Narrheit ein für allemal abzustellen.“

Indessen bis er mit dem letzten Wagen heim konnte, stand er eine Hitze und Ungeduld aus, daß er von nun an vollkommen wußte, wie es den Menschen im Fegefeuer zu Muthe sein muß. Auf dem Wege begegnete ihm Joggeli. „Führe nur brav ein,“ sagte ihm dieser, „hast es nöthig; Bettler und Mäuse bedürfen viel, und das Jahr ist lang.“ Uli antwortete nicht, aber wer sich auf das Knallen einer Peitsche versteht, konnte an demselben dessen Gedanken abnehmen. Es war viel, daß er den Wagen nicht umwarf oder keinen Abweisstein umfuhr, aber Gewohnheit macht viel. Sobald die Pferde stillstanden, übergab er das Abspannen dienstbaren Geistern und ging der Küche zu. Gewaltig nahm er sich zusammen, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen, sondern gemäßigt aufzutreten mit dem Anstand, welcher dem Meister ziemt. Gepolter und Aufbegehren an diesem Tage würde sein Ansehen bedenklich geschädigt haben. Das bedachte Uli. Als er unter der Küchenthüre erschien, stieß er auf die Base, vor welcher er auch Respekt hatte, so daß er fast kleinlaut fragte: „Wie stehts? In einer halben oder ganzen Stunde höchstens sind wir fertig!“

Freundlich kam Vreneli aus Rauch und Qualm ihm entgegen gesprungen, glühend von Schweiß und Arbeit. „Gut,“ sagte es, „kommt wann ihr wollt, es ist alles z'weg, und lieb ist's mir gar sehr, wenn es mit der Arbeit nicht geht bis tief in die Nacht hinein, habe es an diesem Tage sehr ungern, denn gewöhnlich geschieht noch was Ungeschicktes. Aber zu thun haben wir gehabt, du glaubst es nicht; wäre die Base nicht gekommen und hätte mir geholfen, ich darf nicht sagen wie, du hättest mich nicht mehr gefunden, ich wäre davon gelaufen, so weit mich die Beine hätten tragen wollen. Komm und sieh, was wir geschafft.“ „Muß gehen und helfen,“ sagte Uli, „die Pferde sind nicht ausgespannt, müssen noch geputzt

und abgerieben ſein.“ „Wäreſt mir ein ſchöner Meiſter, wenn du immer dabei ſein müßteſt, wenn der Wagen laufen ſoll und nicht einen Augenblick Zeit hätteſt, zu ſehen, was dir deine Frau zeigen will. Komm,“ rief Vreneli ſchalkhaft, „Baſe, ſeht zur Pfanne,“ und ſprang die Kellertreppe hinab, daß Uli folgen mußte, er mochte wollen oder nicht. Weit ſperrte Vreneli die Kellerthür auf und drinnen auf dem üblichen Tiſche ſah er mit großem Erſtaunen Berge von Küchlein von allen Sorten. „Sieh, hier dieſe ſind für dieſen Abend, dieſe für morgen Mittag, jene dort für nach Hauſe zu geben, und für Unbeſtimmtes backen wir noch, man weiß nie, was es geben kann. Was meinſt, haben wir genug?“

Ganz verſtaunet ſtand Uli vor den hohen Thürmen, machte Augen wie Pflugräder, und doch konnten ſie das Wunder nicht faſſen, faſt wäre er davon gelaufen, weil er dachte, dieſer Segen könne nur durch den Rauchfang herunter gekommen ſein; endlich ſagte er: „Gott behüt uns davor, woher dies alles, und ſo viel Bettler!“ „Bſt! Bſt!“ ſagte Vreneli ſchalkhaft, „das fragt man nicht und darf's nicht ſagen, wenn es die Erdmännchen hörten, ſie zürnten es; denke, wie kommod, wenn man nur ein Küchlein auf eine Schüſſel zu legen braucht, um handkehrum noch ſieben andere darauf zu haben.“ „He, ja, kommod wär's,“ ſagte Uli, „aber vielleicht, daß du das Herli wareſt,“ machte aber dabei doch ein Geſicht, dem man anſah, daß er nicht wußte, was er glauben ſollte, wandte ſich und wollte wieder die Treppe auf. „Ni, nit,“ ſagte Vreneli und faßte ihn am Arm, „es iſt noch was Anderes da, welches du auch ſehen mußt, es wartet dir ſchon lange.“ Hinter einer Schüſſel voll Küchli holte es eine Flaſche und ein Glas hervor, ſchenkte ihm ein und ſagte: „Weißt nicht, daß es Brauch iſt, daß der Meiſter an heißen Erntetagen zuweilen ſelbſt ein Fuder nach Hauſe fährt und dann was Kühles im Keller findet, ein ander Mal vergiß es nicht; aber nicht wahr, du wollteſt kommen und ſehen, ob ich noch was hätte, hatteſt Angſt, die

Bettler hätten alles verweggegeſſen, wollteſt mörderlich aufbegehren und hätteſt faſt Freude daran gehabt, wenn ich in Schmach und Schande gekommen wäre. Da, du wüſter Kerli du, da, nimm noch eines und ſchäme dich! nicht wahr, biſt halb böſe, daß alles anders iſt, als du dachteſt, und du nicht Freude haben kannſt an meiner Schmach? Komm und gieb mir einen Kuß, aber nur leiſe, daß es die Baſe nicht hört, und denke daran, du hätteſt dich an mir verſündigt und wollteſt nicht mehr ſo thun und ſo ſein." „Sagte ja kein Wort," meinte Uli, „kam nur zu ſehen, ob du fertig ſeieſt." „Meinſt," erwiederte Breneli, „ich kenne dein Geſicht nicht und wiſſe nicht am Trappen deiner Füße, wie das Herz dir ſchlägt, und am Ton der Worte, was hinter denſelben ſteckt? Arme Weiber ſind wir, aber ſchlauer als ihr denkt, und was euch durch den Kopf fährt, und was ihr brütet im Herzen, das merken wir von weitem; jetzt weißt es, kannſt dich hüten, und in einer halben Stunde iſt das Eſſen fertig; mach', daß wir nicht warten müſſen," und huſch war es die Treppe auf und ſchon mitten in der Küche. Uli war guten Muthes geworden. Er zog die Kellerthür zu mit lachendem Geſichte und luſtig pfeifend ging er den Ställen zu. Er dachte, ein ſolch Weibchen ſei doch kommod und rar, fleißig und luſtig, habe immer mehr gemacht als man gedacht, und immer gute Worte und ein hell Geſicht, daß man auch ein ſolches machen müſſe, man möge wollen oder nicht.

„Was hat er geſagt?" fragte dreben die Baſe. „Augen hat er gemacht wie Pflugsräder und weiß noch jetzt nicht, iſt's mit rechten Dingen zugegangen oder nicht. Aber, Gottlob, zufrieden iſt er, und das iſt die Hauptſache," antwortete Breneli. Es ſteht einem Bauernhauſe nichts ſchlechter an, als wenn Abends, wenn Feierabend gemacht iſt, oder Sonntag Mittags oder an einer Sichelten die Leute ſtundenlang herumlungern müſſen, ehe ſie zum Eſſen gerufen werden. Es giebt Häuſer, in welchen dieſes Verſpäten regelmäßig iſt. Die Wei-

ber in diesen Häusern müssen eine wahre Hausplage sein; es nimmt einen recht wunder, was die für ein Eingericht in ihrem Kopf haben und was sie auch denken. Wahrscheinlich werden sie erst das Roß beim Schwanz zäumen, dann lange es betrachten hinten und vorn, endlich wird es ihnen langsam kommen: eigentlich zäume man ein Roß beim Kopf und nicht beim Schwanz, und dann wird es ihnen kommen und wiederum langsam, das Beste wäre, sie thäten den Zaum hinten wegnehmen und brächten ihn nach vorn, dann endlich schreiten sie zur Ausführung dieser Einsicht, aber langsam, begreiflich. Was während dieser Zeit in den Magen und Köpfen der hungrig Harrenden vorgeht und zwar nicht langsam, daran zu denken haben sie nicht Zeit, begreiflich. Eigentlich wäre es interessant zu untersuchen, ob solche Weiber wirklich denken. Wir glauben, sie bringen es höchstens nur zu einem scheinbaren denken und auch dieses nur ein oder zwei Mal des Jahres, etwa wenn sie den Schneider ins Haus kriegen oder Schweine zu tingen sind.

In der Glungge ging es aber nicht so, in Kopf und Beinen hatte Vreneli ein ander Eingericht. Kaum hatten die Leute die Arbeit beendigt, Staub und Schweiß sich abgewaschen, erscholl der willkommene Ruf zum Essen. Dieser Ruf kommt nicht vom Himmel her, noch ruft er in den Himmel, aber am Wohllaut desselben mag der arme Sterbliche abnehmen, wie herrlich und süß einmal der Ruf dorthin klingen wird. Diesmal zögerten die Leute nicht so unerträglich, wie es sonst der Fall ist, es war etwas, welches sie schneller in Bewegung setzte. Sie hatten Alle ein gutes Vorurtheil für Vreneli, es war Allen lieb; ein solcher Verstand bei einer so Jungen sei selten, hieß es. Uli schien ihnen dagegen wohl streng und allzusehr den Meister zu machen. Sie meinten, Einer, der selbst Knecht gewesen sei, sollte Verstand haben und begreifen, daß man sich nicht gern zu Tode arbeite, d. h. nichts darnach frage, in einem Tage zu schaffen, woran man füglich zwei Tage trödeln könne. Es nahm sie nun aber doch sehr wunder, und darüber war

die ganze Ernte durch gesprochen worden, wie Vreneli aufwarten und aufstellen werde: ob gehörig, daß man dabei sein könne, oder ob Speise und Trank apothekermäßig ihnen zugetheilt werden würden.

Als so rasch gerufen wurde, dachten sie: von Zweien ist Eins, entweder geht es verdammt mager zu, oder verdammt brav hat Vreneli sich gestellt, denn fast die ganze Last lag ihm allein ob. Die Neugierde, welches von den Zweien der Fall sei, machte ihnen so rasche Beine. Sie kamen fast in die Stube wie Kinder in's Zimmer, wo zu Weihnachten ihnen beschert wird, bemerkten aber nichts Besonderes, es schien alles akkurat wie ehedem, so daß es ihnen ganz traulich und heimelig ward ums Herz und Einer zum Andern sagte: „Er hätte geglaubt, das ändere hier, denn, was einem recht und gut sei, das ändere, das Schlechte könne man behalten. Es sei aber nichts als billig, daß es einmal umgekehrt gehe. Das Beste und Schönste, was zu sehen war, war Vreneli, welches mit Freundlichkeit und Sicherheit alles ordnete, für jeden ein gutes Wort hatte, jeden mit dem Hauche der Heiterkeit berührte, welches ein wunderbar Ding ist, aber die allerbeste Würze, ohne welche das reichste Mahl nichts ist als eine schädliche, gefährliche Abfütterung. Uli war es eigen zu Muthe, es war das erste Mal, daß er so gleichsam präsidirte und als Gastgeber eine Gesellschaft bewirthete und mit selbsteigenen Speisen; wer es gewohnt ist, thut es mit einem eigenen Behagen und einem gewissen Selbstgefühl, welches wir nicht Stolz nennen möchten. Uli that noch linkisch, das Behagen kam erst später, aber er zeigte Geschick dazu, die Leute waren mit ihm zufrieden. Sie freuten sich auch der alten Frau, welche mit einer großen Schüssel Fleisch erschien und dann zu ihnen sich setzte. Besonders erquickte ihr Anblick die alten Tagelöhner, welche seit Jahren auf dem Hofe gearbeitet und in gesunden und kranken Tagen ihre milde Hand erfahren hatten. Da war keiner, der ihr sein Glas nicht brachte, wollte, daß sie ihm

Beſcheid thue. Wenn ſie jedem ſeinen Willen hätte thun wollen, ſo wäre ſie nicht bloß zwei Centner ſchwer geblieben, ſondern ſo ſchwer geworden, daß wenigſtens zwei Mal vierundzwanzig Stunden lang ihre Beine ſie nicht mehr hätten tragen können. Da kam in die Herrlichkeit hinein die Botſchaft, die Baſe ſolle heim kommen, Joggeli laſſe es ſagen. Dieſe Botſchaft machte ungefähr den Eindruck, wie wenn in eine prächtig dampfende Fleiſchſuppe, nach welcher alle Löffel ſich ausſtrecken, plötzlich eine Kröte plumpſen würde. Nach Joggeli war ſchon mehrere Mal geſandt worden, aber Joggeli liebte es, Pfeffer in die Milch zu rühren, hintendrein hätte er ihn wohl wieder heraus gefiſcht, aber dies iſt nicht allemal mehr möglich. Als die Baſe aufſtehen wollte, kam Breneli und ſagte: „Nit, nit, Baſe, was denket Ihr doch. Ich will hinüber zum Vetter und ihm die Mucken ausklopfen. Was gilts, in wenig Minuten bin ich mit ihm da."

„Biſt immer die gleiche Hexe," ſagte die Baſe und lachte herzlich, und ein alter Tagelöhner ſagte: „Frau, nicht für ungut, aber dem Alten wäre zu gönnen geweſen, Ihr wäret vor ein paar Jahren geſtorben, und er hätte Breneli geheirathet. Wohl, die hätte ihn tanzen laſſen, bis er gelernt hätte nach Gott ſchreien und es ihm verleidet wäre, andere Leute zu plagen und ihnen die Freude zu verderben." Es war wirklich ſonderbar, wie Joggeli Breneli ſo wenig leiden mochte und doch durch niemand ſo regiert werden konnte wie durch Breneli.

Es ging wirklich lange nicht zehn Minuten, ſo hatte das Frauneli den Alten knurrend und brummend auf den Beinen. „Warte," ſagte er, als er zur Thüre des Stöckleins aus war und ging in den Keller, welcher unter demſelben war, kam mit einer großen Strohflaſche herauf, welche mehrere Maaß faßte, gab ſie Breneli und ſagte: „Nimm die und ſchenke mir davon ein, habt heute Schmarotzer genug, möchte nicht auch noch euch in den Koſten ſein." „O, Vetter," ſagte Breneli unwillkürlich oft von Muthwillen geſtachelt, „das laßt Euch nicht

kümmern, der Hof mag das alles ertragen, und Vetter Joggeli kann einen Pächter erhalten, welcher alles auszurichten vermag, was einem stolzen Bauernorte wohl ansteht. Wenn der Pachtzins verfallen ist, und das Geld ist nicht da, so vermag Vetter Joggeli zu warten oder gar zu schenken. Indessen den Wein nehme ich doch gern und mit gar großem Danke, allweg ist er viel besser als der unsere, und es hat mir Jammer gemacht, wir könnten dem Vetter nicht recht aufwarten. Uli hat zwar angewendet und meint, er habe recht guten Wein, aber aufwarten könnten wir Euch doch nicht so recht damit, Johannes hat Euch allzusehr verwöhnt." „Du hast immer das gleiche Schlangenmaul," sagte Joggeli. „Aber warte nur, dir wird es schwer werden, wenn du abweinen mußt, was du gelacht hast, und vergehen werden dir deine Flausen vor der nächsten Weihnacht." „Nehmts nicht für ungut, Vetter," sagte Breneli, „weiß wohl, daß die Flausen vergehen werden, aber vertreiben soll man sie nicht, so wenig als die Muttermäler, sonst gehen Haut und Knochen damit weg. Aber kommt, Alle verlangen nach Euch, Alle fragen, wo der Bauer sei, ob krank oder sonst nicht recht im Strumpf, daß man ihn nicht sehe." Was Joggeli hinter Breneli herbrummte, verstand es nicht, machte die Thür auf und sagte: „Seht! da hab' ich ihn!" Nun entstand Lärm und Lachen, sehr fröhlich wurde Joggeli empfangen und von allen Seiten begrüßt und mit Gläsern bestürmt, daß er fast nicht wußte wo wehren. Anfangs wußte er nicht recht, wie er das Lachen deuten solle; als aber Alle so freundlich blieben und ihn als eine Respektsperson bewillkommneten, da ward ihm auch wohl; er fühlte sich als der Glunggenbauer, ließ sich oben an setzen und hart nöthigen, bis er nach Speise griff, und wenig war, was er aß, er ließ es bei jedem Bissen durchblicken, daß er sie doch nicht in zu große Kosten bringen möchte.

Die Leute hatten tapfer gearbeitet, aßen nun auch tapfer und nicht mit der angebornen Gemächlichkeit, nicht viel Anderes

als das Klappern der Löffel und Teller wurde gehört. Doch nicht lange, so kam ihnen die Besonnenheit, sie gedachten, daß sie die ganze Nacht zum Essen hätten, und je langsamer sie es thäten, desto mehr möchten sie, und desto länger könnten sie. Da begann das Reden und zwischendurch scholl Gelächter. Die Jüngern wechselten Witze, trieben Neckereien, die Alten erzählten die Heldenthaten ihrer Jugend, wie Viele sie geprügelt und wie manchen Bauer, der gemeint, er sehe das Gras wachsen und höre die Flöhe husten, sie angeschmiert, und was der Dinge mehr waren. Dann schwatzten auch die Honoratioren unter einander, doch so laut wie drüben ging es nicht her. Lange machte hier Joggeli den Hauptredner und erzählte eine Menge Geschichten, wie es Pächtern ergangen, ungesinnt Seuchen ihnen die Ställe geleert, Hagel die Ernte zerschlagen, daß ihnen nichts übrig geblieben sei, als in den Wald zu gehen und sich zu hängen an den ersten besten Baum. Er erzählte von Andern, welche den Pachtherrn bestohlen, die Milch von der Kuh, welche sie ihm füttern sollten, nicht halb gegeben, alles auf das allerschlechteste ausgerichtet, hinterrücks Holz aus dem Walde verkauft, bis ihnen endlich der Bauer über die Schelmerei gekommen und sie mit Schimpf und Schande weggejagt, und wie sie Bettelleute geworden und ihr Brot vor den Thüren hätten suchen müssen, da ihnen niemand mehr eine Pacht habe anvertrauen wollen. So erzählte Joggeli, legte ein Gedächtniß an den Tag wie eine Heuscheuer, bis ihm endlich seine Frau sagte: „Jetzt schweig mir bald mit deinen Lausgeschichten, du könntest einen zu fürchten machen, daß sie einem im Traum vorkämen.“ Vreneli aber, welches dem Vetter, seit er in der Stube war, auch nicht eine witzige Antwort gegeben hatte, sondern die artige Wirthin machte, als ob es in einer sechshundertthalerigen Pension gewesen, sagte: „Laßt den Vetter reden, Base, ich habe ihn lange nicht so kurzweilig gesehen, ich könnte ihm zuhören bis am Morgen, es schläferte mich nicht.“ Ja, so hatte es Joggeli

nicht gemeint, an Breneli's Kurzweil war ihm wenig gelegen; er brach daher mit seinen Höllengeschichten ab und machte sich zu den ältern Tagelöhnern. Hier hörte er eine Zeitlang zu, gab selbst Einiges zum Besten, freilich keine Heldenthaten, denn von einem Helden hatte Joggeli kein Haar an sich, aber pfiffige Streiche: wie er sich aus der Patsche gezogen und Andere hineingestoßen. Er erregte viel Gelächter, daß selbst die Jüngern ihre Ohren ihm zuwandten, denn Fuchsenstreiche sind leider eine beliebte Speise für alte und junge Ohren von je gewesen und werden leider es bleiben.

„Ach ja," sagte er endlich, „selbe Zeit war eine lustige Zeit, da hatte man noch Zeit hie und da zu einem lustigen Lumpenstücklein und meinte nicht, es müsse alles in einem Tage erhastet und erjagt sein. Er erinnere sich noch an die Zeit, in welcher man mit der Sichel das Korn geschnitten, langsam sei es gegangen aber lustig. Schnitter und Schnitterinnen seien aus dem Berglande gekommen schaarenweise wie Rinderstaaren im Herbst. Ganze Haufen hätte ein einziger Bauer angestellt und doch so drei bis fünf Wochen zu ernten gehabt. Da sei man nicht so müde geworden wie jetzt, wo man am Abend kein Glied mehr rühren möge. Er wisse, daß man oft nach dem Feierabend noch bis gegen Mitternacht getanzt hätte im Grase oder in der Tenne. Unter der Schaar sei immer Einer gewesen, der ein Tänzlein hätte pfeifen können auf dem Blatte oder sonst, und nicht selten hätten die Schnitter neben der Sense eine Geige mitgebracht oder eine Zitter; jetzt ist's mit Pfeifen und Tanzen aus, und es kommt noch die Zeit, wo man in einem Tage alles macht. Ja, ja, die Leute werden alle Tage gescheidter und abgerichteter auf ihren Nutzen. Wann habt ihr angefangen und seid schon fertig?" fragte Joggeli mit einem andächtigen Seufzer. Auf erhaltene Antwort sagte er: „Das ist nie erhört worden, und wenn man das früher jemanden gesagt hätte, er hätte gesagt, es fehle einem im Kopfe. Aber Uli ist auch ein Ungeheuer zum

Arbeiten, es geht ihm von der Hand, ich habe noch niemand so gesehen. Wenn ihr es von ihm lernet, so kommt es euch in alle Wege kommod.“ Nun schlug er Uli's Ruhm auf dieser Seite in allen möglichen Variationen an, bis ihm die Base, welcher es katzangst dabei ward, rief, sie möchte ihn was fragen: „ob es nicht Zeit wäre, heimzugehen meinte sie, es sei über Mitternacht.“ Als Joggeli nicht Lust bezeigte, wahrscheinlich hatte er wieder was Neues, Interessantes im Kopfe, warf sie so hin: man könne nie wissen, aber es gebe schlechte Leute in der Welt, und zwar immer mehr; wenn die merkten, daß der Stock leer und Alles hier sei, so könne sie die Lust ankommen nachzusehen, ob sie drinnen nicht was fänden, welches ihnen anständig sei. Ja wohl, das wirkte und machte Joggeli Beine. Wenn sie es erzwungen haben wolle, so sei es ihm am Ende gleich. Obgleich nun Uli und Vreneli einredeten und von seiner Flasche mit Wein sprachen, welche noch nicht halb leer sei u. s. w., so hatte er doch kein Bleiben mehr, die Alte hatte ihm den schwachen Punkt berührt, sie kannte den so gut, wie der Husar den Fleck an seinem Pferde, wo man es nicht anrühren darf, wenn es nicht hinten und vorn ausschlagen soll.

Nachdem beide abgegangen, ward es einförmiger am Mahle, wenn auch lärmender, mehrere Stunden lang. Zuweilen legte Einer den Kopf auf die Arme und schlief; wachte er wieder auf, so trank er erst ein Glas Wein, dann begann er zu essen, als komme er neu zum Tische. Andere gingen hinaus; was sie trieben, wissen wir nicht, aber kamen sie wieder, so aßen und tranken sie ebenfalls so, als hätten sie noch sehr wenig gehabt. Wenige blieben sitzen, als wären sie da fürs ganze Leben angenagelt, es waren die Veteranen, welche an funfzig Sichelten sich die kaltblütige Ruhe erworben hatten, welche im Stande ist, vierundzwanzig Stunden lang, wenn es sein muß, zu essen und zu trinken, ohne je zu viel zu kriegen. Aber furchtbar langweilig wurden sie und schienen nur

darauf zu horchen, ob sich die verschluckte Masse nicht setzte, so daß sie einen Bissen hinunterschieben und einen Schluck nachtrinken könnten. Dazu kam nun allgemach der Tag herauf, und nicht leicht was Grausigeres giebt es, als wenn der Tag durch die Fenster kommt, hinter welchen herabgebrannte Lichter glimmen, Tabaksqualm schwer über grauen blassen Menschen mit gläsernen Augen liegt, über Menschen, welche essen, trinken, rauchen, reden, singen, aber alles in unsäglicher Schwerfälligkeit und Langsamkeit wie im Traume, die zu nichts mehr tauglich sind, nicht einmal zum Aufstehen und zu Bette zu gehen. Ja, das ist wüst, aber nicht bloß so einfach wüst, sondern gleichzeitig eine Geduldsprobe; für den Wirth, und besonders wenn er bloß Pächter ist, kann kaum eine ärgere erdacht werden. Er muß also aushalten; vielleicht geht auch seine Frau ins Bett, da sie zur Zeit wieder auf dem Platz sein muß, um das Mittagsmahl zu bereiten, während der Mann schlafen kann, bis es auf dem Tische steht. Er ist müde von der Arbeit, schläfrig vom kurzen Schlafe in vergangener Zeit, hat Wein getrunken, eine Nacht ganz durchwacht und sitzt da und sieht den Tag kommen, sehnt sich nach dem Bette, derthin zieht es ihn mit Himmelsgewalt, aber da herum sitzen noch die Angenagelten und nageln auch ihn fest.

So wie der Tag kam, kam es Einen nach dem Andern an wie die Eulen, er suchte die Finsterniß, nachdem er noch in sich geschafft hatte, was die Haut ertragen mochte; aber die alten verpichten Häute bleiben und der Wirth muß auch bleiben. Es sieht der Gastgeber, daß sie sich offenbare Gewalt anthun, da zu bleiben, zu essen, zu trinken, daß sie es ihm offenbar zum Trotz thun, nicht bloß, um ihm so wenig als möglich übrig zu lassen, so viel als möglich abzuessen, sondern um ihn zu peinigen mit dem Dableiben, ihn zu versuchen, daß er ungeduldig wird, endlich in die Worte ausbricht: „Es dünket mich, ihr solltet einmal genug haben und euch ins Bett packen,

das würde euch wohl anstehen, und schöner als dort seid ihr nirgends."

Dann hätten sie, was sie wollten, würden einige spitzige Worte sagen, gehen, aber dann während ihrer ganzen übrigen Lebenszeit an jeder Sichelten und sonst noch bei jedem Anlasse es rühmen, wie sie es einmal dem Meister gemacht, was er gesagt und was sie gesagt. Das Aushalten in Ruhe und Würde hat etwas Aehnliches mit dem gelassenen Aushalten eines indianischen Häuptlings, welcher von einem feindlichen Stamme langsam dem Tode entgegen gemartert wird, um schließlich scalpirt zu werden. Was dabei das Unerträglichste, ist, daß solche Peiniger sehr oft nicht etwa die schlechtesten Arbeiter sind oder die feindseligsten, sondern die fleißigsten, mit denen man das Jahr durch im besten Verhältnisse gestanden hat, von denen man freundschaftliche Rücksichten erwarten sollte, ein Eingehn in des Meisters Pein. Aber es ist, als ob sie einmal des Jahres genießen wollten, Herren zu sein, den Meister zum Knecht zu haben, ihn ihre Laune empfinden zu lassen so recht bis auf den Grund. Ein ganz ähnliches Gefühl herrscht da vor wie das, welches bei den Römern das merkwürdige Fest erzeugte, wo die Herren ihre Sklaven bedienten, als seien diese zu Herren, sie zu Sklaven geworden. Darin lag Sinn und Witz und beide tief; die Herren sollten ein ganzes Jahr lang nicht vergessen, daß ein Sklave fühlt, und wie er fühlt, die Sklaven sollten im Glücke dieses Tages ihr Elend vergessen und fühlen, daß sie Menschen seien und den Göttern angehörten, so gut als ihre Herren. Nun, an so einer Sichelten erfährt auch der Berner Bauer, was es heißt, von Launen abhängen, aus der Haut fahren mögen und es nicht dürfen.

Uli mußte aushalten bis Morgens halb sechs. Da erst sagte der Letzte: wenn niemand mehr bleiben wolle, so werde er auch gehen müssen, sonst müsse er der Unverschämteste heißen, und wäre ihm doch noch wohl da. Es dünke ihn, er sei erst abgesessen. Indessen ging er und zwar so, daß man wohl sah,

er müſſe eine geraume Zeit abgeſeſſen geweſen ſein, denn er fand die Thür kaum, und als er ſie endlich hatte, ſah er die Thürklinke nicht, obgleich die Sonne daran ſchien. Uli hatte die Geduldprobe männlich beſtanden, aber nicht aus ſelbſteigener Kraft. Der liebe Gott hatte zur Geduld den Schlaf geſandt; dieſer, wenn in Uli der Zorn aufbrennen wollte, drückte ihm raſch die Augen zu, lähmte die Zunge, gaukelte ihm ein klein Traumbild vor, dann wich er wieder. Uli fuhr auf, aber erfriſcht, als hätte er ein kühlend Bad genommen. Die Nerven hatten ſich abgeſpannt, das Sieden des Blutes ſich gelegt, eine halbe Stunde konnte er ſich wieder halten, dann brannte es wieder in ihm, dann kam der Schlaf wieder, kühlte ihn raſch ab, ſo gings, bis er endlich vom letzten wüſten Gaſte erlöſet war.

Kapitel 3.

Wie zwei Säemänner an zwei Äckern ſtehn und wie verſchiedenen Samen ſie ausſäen.

Den folgenden Tag wollen wir nicht beſchreiben, denn dieſer iſt ſchauerlich langweilig. Allen iſt's, wenn er nur vorüber wäre, verſchiedene Mittel werden angewendet, ihn vorbei zu bugſiren. Schlafen, Eſſen, Trinken und wieder Schlafen, das ſind die Hauptfactoren, welche angewendet werden. An einigen Orten kommen noch Tanzen und Mädchen dazu. Jedenfalls ſind dieſe beiden Bugſirmittel nur auf die Jugend berechnet, und da, wo das Erntefeſt meiſt in die Häuſer eingegrenzt iſt, ziehen beide auch nicht ſonderlich, ſondern bloß da, wo das Wirthshausleben in vielen Beziehungen das häusliche überragt.

In der Glungge ging es nicht kurzweiliger. Als der Letzte das Schlachtfeld verlaſſen hatte, konnte Uli nicht einmal in's

Bett, er mußte ſich ſeines Viehs erbarmen. Als es Mittag war, hatte man große Mühe, die Schläfer aus Löcher und Winkeln zuſammen zu trommeln und zu ſchleppen. Als ſie 'mal ſaßen, ſaßen ſie wieder, doch nun diesmal nicht ſo lange, beſonders da es ein ſchöner Tag war. Als Uli nach aufgehobener Tafel vor das Haus trat, um ſeine Sonntags-Pfeife zu rauchen, rief ihn Joggeli. „Willſt hereinkommen und eine Flaſche trinken mit mir," ſagte er, „oder biſt genug geſeſſen? Wenn ſelb iſt, ſo komm mit mir nach Gramslige, hätte dort was zu verrichten, kriegen morgen den Schuhmacher und haben noch keine Nägel." Uli war das anſtändig: er kannte dieſe ehrbaren Vorwände der Männer, wenn ſie zu einer guten Flaſche kommen wollen; bei einer ſolchen und allfälligen Geſellſchaft verdämmert man am beſten die langen Stunden. Zu Gramslige, ſetzte Joggeli hinzu, bekomme er das Tauſend Nägel drei Kreuzer wohlfeiler als hier, und dabei ſeien ſie auch noch recht gut. Kreuzer ſeien freilich nur Kreuzer, aber wenn man viele derſelben beiſammen habe, gebe es auch einen Haufen, und wer zu ihnen nicht Sorge tragen könne, komme auch nicht zu den Thalern. „Dir braucht das freilich keinen Kummer zu machen, du haſt einen Anfang wie ſelten Einer. Du kannſt es dir und Andern gönnen, und allweg nehmen es die Leute je beſſer deſto lieber, wie ſie aber auch Recht haben. Du haſt geſtern es laufen laſſen, es hätte es mancher Bauer nicht ſo vermögen, und mit den Heiſchleuten iſt es gegangen, es hat mir ſelbſt anfangen wollen zu grauſen, wenn es mich ſchon nichts anging. Das Vreni wird wohl wiſſen, was es erleiden mag, und wenn es es nicht weiß, ſo iſt es doch ſchwer, es anders zu b'richten; was das einmal im Kopfe hat, das bringt man ihm mit einem Dutzend Purgazen nicht mehr 'raus. Das hat ein Köpflein, wohl, es weiß es niemand, als wer es erfahren hat! Nun, jetzt macht es ſich, im Sommer iſt eine gute Zeit, beſonders bei ſolchem Wetter; da geht nur ein, Ausgaben hat man keine." „Die kommen erſt im Winter: Zinſen, Steuern,

Dienstenlöhne; dann ist's freilich kommet, wenn man nicht leere Hände hat. Die Dienstenlöhne werden dir zu Weihnachten eine tüchtige Lücke machen, denn du hast kostbare Knechte, mancher Bauer vermöchte sie nicht so theuer. Man meint sonst, wenn der Meister immer mit und dabei sei, könne er es mit wohlfeilen Knechten auch machen."

So sprach Joggeli im Verlauf der Zeit, entwickelte eine große Unterhaltungsgabe, legte Weisheit und Gutmeinen an den Tag fuderweise, zahlte nicht bloß eine, sondern zwei Flaschen Wein, wahrscheinlich aus den auf den Schuhnägeln ersparten drei Kreuzern, und ein Herz und eine Seele, wie Vater und Sohn, wanderten sie zusammen heim. Schon ging die Sonne nieder, aber nicht in den klaren Hintergrund der Berge, sondern hinter eine schwarze Wolkenwand, welche sich über den Kamm der Berge gelagert hatte. „Es ist gut, sind wir fertig," sagte Uli; „das Wetter ändert, hinter Wolken geht die Sonne nieder." „Ja," sagte Joggeli, „pressiren ist gut, und bei den Löhnen, welche man jetzt den Dienstboten giebt, kann man wohl pressiren, es mag's ertragen. Und wie man sie jetzt speisen muß, potz Saker, es hat keine Art mehr, und sind doch niemals zufrieden, und ehedem hätte ein Bauer gemeint, er lebe wie ein Herr, wenn er es gehabt hätte, wie jetzt der schlechteste Knecht leben will. Ich mag mich noch erinnern, daß man Kaffee selten sah auf einem Tische und Brod selten. Man hatte Rüben, Kraut, Obst, grünes so lange es dauerte, dann gedörrtes, Hafermues, Haferbrei und Milch, das aß man, und dabei war man wohl und mochte arbeiten wohl so gut als jetzt. Fleisch hatte man an den meisten Orten bloß den dritten Sonntag. Schon beim Frühstück stellte man es auf, ließ es den ganzen Tag auf dem Tische, daß jeder gehen und nehmen konnte, so oft es ihm beliebte. Aber zu Tode aß sich keiner, grünes Fleisch war es selten, sondern dürres gut gesalzenes, oft drei Jahre alt, und mit Einlegen in's Wasser gab man sich nicht große Mühe. Brav Durst gab das, der Bauer

ging in den Keller und löſchte ihn mit Milch; das Geſinde hing den ganzen Tag an der Brunnenröhre, daß man hätte glauben ſollen, es müßte jeder zur Feuerſpritze gerathen, und dabei waren Alle wohl zufrieden, man wußte nichts Anderes. Dann erſt vom Bettlervolk wußte man wenig oder nichts. Es waren kaum halb ſo viel Leute und zu eſſen für alle da. Zur ſelben Zeit meinte es unſer Herrgott noch gut mit den Menſchen und nahm zuweilen den Zehnten mit Peſtilenz oder Krieg. Aber jetzt muß ihm das erleidet ſein, er läßt Alles aufwachſen; es dünket einen, das ſchwächſte Kind könne nicht mehr ſterben, es müſſe leben, und ſo kommt es denn, daß man ſich die Haut abreibt und zuletzt noch einander freſſen muß, wie die Ratten es machen ſollen. Und wie muß man den Menſchen noch dazu aufwarten! Brod darf auf dem Tiſche nie fehlen, Kaffee wollen ſie wenigſtens zwei Mal im Tage. Kraut ſehen ſie kaum mehr an, und wenn man ihnen mehr als dreimal des Jahres mit Rüben kommt, ſo ſchreien ſie zu Gott, ſie ſeien ganz erkältet, und wenn er ſie nicht von den Rüben erlöste, müßten ſie zu lebendigen Eiszapfen werden. Alle Sonntage muß Fleiſch ſein per se und grünes noch, welches man kaufen muß, wovon Einer, wenn er noch drei gute Zähne im Maul hat, in einer halben Stunde ein ganzes Pfund frißt, wenn er es kriegt nämlich. Ja, jetzt wollen ſie Morgens um neun Uhr noch was, wollen um drei Uhr wieder was, wollen nichts mehr, als liegen und freſſen, und ſind doch nie zufrieden, wie man es auch machen mag; man wird den Löffel ganz aus der Hand geben ſollen. Wenn mein Vater ſelig wüßte, wie es ginge jetzt, er kehrte ſich noch im Grabe um, und wer weiß, ob er nicht aufſtände und verſuchte, Ordnung wieder zu ſchaffen, denn das war ein Mann, der nicht meinte, er müſſe alles annehmen, wie es kommt, und über ſich ergehen laſſen, was jedem Maulaffen gefalle. Der wollte zu allem, was ihn anging, ein Wörtlein ſagen, ließ ſich die Ordnung nicht machen, ſondern machte ſie ſelbſt, und nicht bloß ſo

eine auf dem Papier, ſondern eine, nach der er ging, und eine, die er hielt. Ja, ich bin froh, daß ich daraus bin, es wird je länger, je böſer, und wer erſt anfangen muß, kann mich dauern, begehre nicht, an ſeinem Platze zu ſein, wüßte nicht wie machen."

Joggeli war zu einem Einheizer geboren, namentlich würde er auf einem amerikaniſchen Dampfboote, wo man bekanntlich liebt, die Keſſel zu heizen, bis ſie ſpringen, die vortrefflichſten Dienſte geleiſtet haben. So heizte er allenthalben ein, wo er an einen Menſchen kam und, wie es ſchien, um ſo heißer, je älter er ward. So heizte er auch Uli ein, daß derſelbe zu dampfen begann, doch ſprang der Keſſel, der Kopf, ihm nicht, denn nun begann ein Anderer das Heizen, und zwar bei Joggeli. Der liebe Gott rollte mit ſeiner Hand den mächtigen Donnerwagen durch des Himmels unendliche Räume gewaltig und hehr. Es war, um ſich menſchlich auszudrücken, als ob der Herr über ſeinen Fluren dahin fahre zu ſchauen, was ſeine Kinder machen, ob heilige Sabbathsruhe ſei auf Erden oder ein wüſt heidniſches Getümmel, oder ob irgendwo ein thöricht Menſchenkind ſich beigehen laſſe, ſein Korn, welches des Herrn Hand ihm wachſen ließ, vor des Herrn Wettern zu bergen, als ob man irgendwohin fliehen könne vor des Herrn Macht. Nun begann Joggeli's Herz zu beben, und ſeine Stirne rauchte, denn er fürchtete das Donnern ſehr, er fürchtete es mehr als den Herrrn ſelbſt, denn erſt wenn es donnerte, gedachte er an ſeine Ohnmacht und ſeine Sünden, an des Herrn Wort und Macht. Er war ein Kind geblieben ſein Leben lang, aber der Art eines, welche hinter dem Rücken der Eltern alles ſich erlauben, nie ihrer gedenken, ſobald dieſelben außerhalb des Bereichs ihrer Sinne ſind, aber in die Knie fallen zitternd und bebend, wenn unerwartet ſie derſelben Stimme hören, und bitten und betteln um Schonung und Milde oder in Ecken ſich zu bergen und zu ſichern ſuchen, Adam und Eva gleich, als ſie des Herrn Stimme hörten. Als ernſt und feierlich des Herrn Stimme

aus den Wolken brach, da ſtrebte Joggeli mit ſchwachen Beinen vorwärts und ſagte: er helfe preſſiren. Aber die Wolken riefen dem Sturme, und ſchneller reiten auf des Sturmes Flügeln die Wolken, als ſo ein Joggeli mit ſchwachen Beinen höpperlet. „Das kommt ſtreng daher," ſagte er, „wenn wir nur irgendwo ſchirmen könnten, Bäume ſind wohl, aber bei ſolchem Wetter helfen ſie wenig und ſind ſehr gefährlich." Wilder, gewaltiger ſchmetterte der Donner, blendend fuhren die Blitze, roth glühete die Straße, und doch war's noch heller Tag, groß und ſchwer fielen Tropfen nieder, und tief beugten die Bäume ſich. Es war, als ob ſie die Nähe des Herrn fühlten. Er würde was geben, wenn er zu Hauſe wäre, ſagte Joggeli, es blende ihn gar in den Augen, das möge er nicht ertragen. Der Menſch ſei doch dumm, zu laufen, wenn er zu Hauſe auch ſein könnte. Wegen drei Kreuzern bringe ihn niemand mehr fort. Kreuzer hin, Kreuzer her, am Ende ſei ihm das Leben lieber; und was man an den Kleidern verderbe, wenn man ſo naß werde, an einen Regenſchirm hätte er gar nicht gedacht. „Ein ſchöner Regen ſchadet allweg nichts," ſagte Uli, „wenn es nur nicht hagelt, mein Korn habe ich Gottlob unter Dach." Gewaltig praſſelte der Regen nieder, jeder Regenſtrahl einen Finger dick. „Naß, naß wird man, und du mein Gott, wie das donnert, ſo habe ich es lange nicht gehört! Ja, du hätteſt deines unter Dach, aber denk' an Andere! Gewiß war noch Mancher dumm genug und machte heute nicht Garben, weil es Sonntag iſt. Es giebt Leute, welche nie weiſe werden: was wird das doch unſerm Herrgott machen, ob Einer Garben macht oder nicht am Sonntag? Die Leute ſind doch noch ſo" — — und ein glühender Blitz zuckte vorüber, geblendet ſchloſſen ſich ihre Augen, und ein Donner krachte nach, als ob der Himmel geborſten wäre wie eine gläſerne Decke und in Millionen Scherben zur Erde rieſelte. „Das walte Gott," ſagte Joggeli, „wir kommen nicht lebendig heim; wenn ich nur den Brief bei mir hätte, welchen einſt die Mutter Gottes zur Erde fallen ließ.

Ich kaufte ihn einem Luzerner ab für zwei Gulden. Wer den bei sich trägt, dem thun die Elemente nichts und der Blitz nichts und das Wasser nichts, aber ich dachte heute nicht daran, daß es gut sein könnte."

Fortan ward Joggeli stille, wahrscheinlich sagte er den Brief her, den er vom vielen Lesen auswendig wußte, und glaubte, er werde im Munde so gut sichern und schirmen, als in der Tasche. Er that es wirklich auch, sie kamen lebendig heim, aber so naß, wie sie ihr Lebtag wohl nie gewesen. Uli meinte, wenigstens einen halben Fuß tief durch die Haut in den Leib hinein habe es ihm geregnet. Er wird wohl übertrieben haben, denn wenn dies auch bei Joggeli der Fall gewesen wäre, so hätte es in der Mitte zusammen geregnet und sicher eine Wassersnoth abgesetzt, und wir haben nichts davon vernommen. Hingegen schlotterte Joggeli bedenklich, brachte vor Zittern die nassen Kleider kaum vom Leibe, kroch so schnell als möglich zu Bett, zog den Umhang fest zu, damit er das Leuchten der Blitze nicht sehe, und hütete vier Tage das Bett, dieweil er Fieber zu haben glaubte. Noch viel länger aber als vier Tage brummte er, wie das ein sauber Eingericht sei in der Welt, daß, wer sparen und hausen wolle, von unserm Herrgott beregnet werde, daß er fast um's Leben komme. Sein Lebtag versetze er wegen Schuhnägeln und drei Kreuzern keinen Schritt mehr. Daß ihm noch ganz was Anderes im Kopf gestochen als Schuhnägel und drei Kreuzer, als er den Uli nach Gramslige gelocket, daß er dem Uli Kopfnägel einklopfen wollte, und daß unser Herrgott mehr als Recht gehabt hätte, wenn er ihn nicht bloß beregnet, sondern auch behagelt hätte, das dachte Joggeli nicht von ferne. Er war nicht bloß von denen einer, die nimmerdar zur Wahrheit kommen können, sondern von den Unglücklichen einer, welche Menschen, Gott und sich selbsten immerfort belügen und es nicht einmal merken.

Es giebt Worte, sie gehen in den Kopf wie Splitter in's

Fleisch, man merket es nicht. Erst nach einer Weile fangen sie an zu schmerzen und zu eitern, und oft hat man seine liebe Noth, ehe man sie wieder 'raus kriegt.

Im August ist die Zeit, wo man die Dienstboten und namentlich die Knechte fragt, ob sie bleiben wollen oder nicht, oder wo man, wenn man sie nicht mehr will, andere sucht und dingt. Der Wechsel findet erst auf Weihnacht statt oder eigentlich nach dem Neujahr. Die zwischen beiden Tagen liegende Zeit giebt man meist frei, besonders den Mägden zum Zurechtmachen ihrer Kleider, und weil sie doch das ganze Jahr gearbeitet, will man sie nicht um das Neujahren, d. h. eine ähnliche Mahlzeit wie die Sichelten, bringen. Rechte Meister und rechte Dienstboten versehen sich in dieser Zeit, machen, daß sie wissen, woran sie sind. Was leichtere Waare ist, läuft noch lange hernach um Meister aus oder läßt auf den Zufall es ankommen oder verspricht einer Dienstboten-Mäklerin einige Batzen, wenn sie ihm einen Platz zu Handen habe. Speculative oder kaltblütige Meister warten oft bis zuletzt. Sie sagen, es gäbe Leute genug; warte man bis zu Weihnachten, so kriege man die, welche noch keine Plätze hätten, ganz wohlfeil, wie man ja auch auf Viehmärkten zumeist das Vieh zuletzt am wohlfeilsten kriege, weil es den Leuten zuwider sei, dasselbe unverkauft wieder nach Hause zu treiben. Die Leute calculiren verschieden, und fast jeder Mensch hat nicht sowohl eine andere Rechnungsweise, sondern er werthet die verschiedenen Faktoren anders und auf seine Weise. Und das ist eben eine Kunst, welche Wenige verstehen, jedem Faktor den wahren und ächten Werth beizulegen, und dies allein schützt doch vor dem fatalen Verrechnen.

Es war August, und Uli sagte nichts von dingen oder wechseln; es ward Vreneli ganz angst dabei, und doch fing es nicht gern davon an. Es giebt in jeder Ehe Punkte, von welchen das Eine oder das Andere nicht gern anfängt, Punkte wo man fürchtet, man möchte verschiedener Meinung, sein Punkte,

wo dem Einen oder dem Andern sein Gewissen sagt, es sei auf dem Holzweg, während es diesen Holzweg dem Andern zu lieb nicht verlassen mag, Punkte, wo das Eine oder das Andere den Schein vermeiden möchte, als wolle es meistern und regieren. So z. B. regieren alle Weiber für ihr Leben gern, aber die sind selten, welche es eingestehen und den Namen, daß sie regieren, haben wollen; Vreneli fürchtete eben diesen Schein auch. Es kam ihm oft dazu, einen Entscheid geben zu müssen in aller Liebe oder für dieses oder jenes reden zu müssen, da Uli's Kopf für die Meisterschaft und das Rechnen und Sorgen um's Auskommen fast nicht groß genug war, und er alle Tage klagte, er glaube, es komme nicht gut mit ihm, er werde gar vergeßlich. Der gute Uli dachte nicht daran, daß jeder Kopf sein Maaß hat, daß man Weniges leicht fassen und behalten kann, aber von gar zu Vielem einem eine Menge entfallen muß, ohne daß deswegen das Gedächtniß schwachet. Zu viel ist zu viel. Aepfel kann man in einem guten Korbe behalten, aber häuft man sie zu sehr auf, so rollen sie herab, und will man es zwingen, so kann man seine ganze Lebenszeit mit Aufleſen und D'raufthun und wieder Aufleſen zubringen. Das wäre was für Pädagogen, wenn die noch was lernen könnten, aber eben sie haben mit dem Aufleſen mehr als genug zu thun. Vreneli wollte nicht gern etwas zur Sprache bringen, von dem ihm eine geheime Ahnung sagte, Uli möchte darüber anderen Sinnes sein. Doch einmal war Vreneli mit seiner bessern Magd allein zu Hause, sie hatten Flachs und Hanf gekehrt und schaften jetzt in den Bohnen. Es ist nun nicht bald ein vertrauter Plätzlein und geschickter zu vertraulichen Mittheilungen, als ein Bohnenplätz. „Los, Vreneli," sagte die Magd, „du sagst nichts, ich muß dich doch fragen: kann ich bleiben oder muß ich weiter sehen?" „Ich weiß nichts Anderes," sagte Vreneli, „es wäre mir zuwider, wenn du gehen wolltest, ich muß noch mit Uli reden, aber es wird ihm

auch das Rechte sein, wenn du bleibst; er weiß am besten, was man beim Aendern gewinnt, und was das fördert, wenn man an einander gewöhnt ist, und weiß, wie man es gern hat."

Am Abend, als sie im Allerheiligsten des Hauses waren, sagte Vreneli: „Mädi hat mich gefragt, ob es bleiben könne oder weiter sehen müsse? Ich habe ihm gesagt, ich wüßte nichts Anderes, wolle aber erst mit dir reden, ehe ich bestimmten Bescheid gebe." „Ja," sagte Uli, „das ist eine Sache, sie hat mich schon lange zu sinnen gemacht," und kratzte dabei am Kopf, als ob er einen Splitter aus dem Fleische ziehen wollte; es war einer der Kopfnägel, welche Joggeli unvermerkt ihm eingetrieben. „Sieh, wir sind gar zu theuer d'rin. Für die Dienstenlöhne, welche ich zahlen muß, könnte man ein ordentlich Gut in Pacht nehmen; denke, zweihundert Thaler, die Tagelöhner nicht gerechnet, und Schmied und Wagner und Schneider und Schuhmacher nicht. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich all' das Geld auftreiben soll. Da habe ich gedacht, ich könnte es mit wohlfeilern Diensten eben so gut machen und wenigstens fünfzig Thaler an einem Punkte ersparen. Daneben, wenn du Mädi behalten willst, so habe ich nichts dawider. Vielleicht, daß es mit etwas weniger Lohn auch zufrieden ist; denk', es hat vierundzwanzig Thaler im Jahr, ein Paar Schuhe und zwei Hemden, das ist ja ein Knechtenlohn." „Zweifle, daß es weniger nimmt," sagte Vreneli, „ein Mädchen im besten Alter schlägt mit dem Lohne eher auf als ab, und Mädi verdient ihn wirklich besser als mancher Knecht, der einen doppelt so großen Lohn hat." „Habe nichts dawider, aber mit einem mindern könnte man es auch, denk', vierundzwanzig Thaler ohne Zugaben!" „Aber Uli," sagte Vreneli, „was denkst und wie rechnest! Ja, das Jahr geht vorbei, habe man gute oder schlechte Dienstboten, und alle Tage hat man drei Mal gegessen, gebeuet, geerntet und geemdet; aber wie ging alles, und wie viel Zorn und Galle hat man geschluckt, und wie selbst schaffen müssen, und am Ende für was? um zu erfahren, daß man nicht alles

allein machen kann und erzwingen, so wenig als ein Hauptmann ohne Soldaten eine Schlacht gewinnt." „Ja, allein wollen wir diesen Hof auch nicht arbeiten," sagte Uli, „so dumm, wie du meinst, bin ich doch nicht, aber mit wohlfeilern Leuten. Wenn man diese recht anführt und b'richtet, so sind sie oft besser als die theuersten, welche Köpfe machen und alles besser wissen wollen. Der beste Soldat war einmal Rekrut."

„Lieber Uli, disputiren unnütz wollen wir nicht, du weißt ja am besten, wie ich es meine; du weißt am besten, wie man mit so halbbatzigem Zeug daran ist. Auf alles muß man ihm die Nase stoßen, ist man nicht immer dabei, so ist nichts gemacht. Was sie im Stall beim Füttern, kurz überall verwahrlosen können, weißt; mußt das Meiste selbst machen, bleibst in allen Arbeiten zurück, und wenn man am Ende zusammen rechnen würde, ohne noch zu rechnen, was man für das Abtreiben der Galle gebraucht, so hat man sicher mehr als doppelt so viel Schaden, als man am Lohn erspart hat; du würdest es erfahren." „Das fragt sich noch," sagte Uli; „wenn man recht zur Sache sieht und jedes von uns thut, was es kann. Man kann die Leute dressiren; sieh, Großthun ist lustig aber es kommt bei reichen Leuten nicht gut, geschweige bei armen. Was würden die Leute sagen, wenn wir fortführen, großthun mit kostbaren Dienstboten? Da erst würden die Bettler kommen und uns fressen von Haus und Heim. Die Leute glauben, wie eine geringe Pacht wir hätten, Joggeli hat mir das schon um die Nase gerieben, und er ist im Stand, er läßt sich aufweisen, kündigt uns die Pacht unter irgend einem Vorwand."

„So, ist der alte Schelm dahinter, dachte ich es doch," sagte Vreneli. „Der kann sein Lebtag nichts Anderes als Unheil stiften. Das ist Einer, der einmal dem Teufel ab dem Karren fiel, als derselbe eine Ladung abkutschirte. Indessen mach', was du willst, ich will nicht regieren, am Ende mußt du dabei sein; der Leute wegen würde ich es weder so, noch

anders machen, sie helfen dir doch nicht, wenn du nicht kommen magst, sei es mit der Arbeit, sei es mit dem Gelde. Hast du mich aber lieb, so laß mir Mädi. Wenn ich dahinten bleiben muß, wer sollte die Haushaltung machen? Mädi ist treu wie Gold und weiß alles; wenn ich einer Fremden alles in die Hände geben sollte, ich wäre keine Stunde ruhig im Bette."

„Wider Mädi habe ich nichts, daneben wäre es für ein paar Tage nicht gefochten," antwortete Uli. „Du weißt nicht, wie es gehen kann," sagte Breneli, „manchmal geht es ein paar Wochen, und manchmal kann man sterben und ist dann aller Noth und Elend ab."

„Bist bös," sagte Uli endlich aufmerksam werdend. „Bös wollte ich dich nicht machen. Zürn' mir nicht, ich meine es für mich und dich gut. Wäre es dir anständig, wenn im ersten Jahre wir mit dem Schelmen d'raus müßten, wie es schon so Vielen ergangen, wie Joggeli an der Sichelten erzählt hat? Ja, und die Sichelten, was die gekostet hat, weißt du; wenn wir nicht so fortgefahren hätten, im Gleichen mit den gleichen Dienstboten, so wären die Bettler auch nicht so daher gekommen. So hätte er es nie gesehen, hat Joggeli mir gesagt, er hätte ein rechtes Bedauern mit uns bekommen, es hätte ihm übel gegrauft." „So, das alles hat dir der alte Schelm gesagt? Ich wollte, daß der wäre z'hinterst am hintersten Stern, wo nirgends eine Seele mehr ist, nicht einmal ein Teufel. Wenn Teufel dort wären, so hätte er noch seine Freude, er könnte ihnen die Haare zusammen knüpfen und sie hintereinander bringen. Wo aber niemand ist zum Aufweisen, wo er allein ist, da ist seine Hölle und er der einzige Teufel darin, der Unflath, was er ist, der Allerweltsvergifter!"

Breneli war zornig, und wenn Vetter Joggeli in der Nähe gewesen wäre, so hätte er Sorge tragen können zum Rest seiner Haare. Uli besänftigte, aber es giebt wenige Leute, welche, statt zu besänftigen, nicht Oel in's Feuer gießen. Besänftigen ist eine rare Kunst; um sie zu üben, muß man das

Herz, welches man beſänftigen will, vollſtändig kennen und aller ſeiner Schwingungen Meiſter ſein. Uli rühmte den Joggeli, wie er es gut meine, ein erfahrener Mann ſei, von allem einen guten Begriff habe, und wie man ihn in Hulden behalten müſſe, denn er ſei ihre eigentliche Stütze. Man müſſe nicht ſo ſein und einen Menſchen, wenn er es ſo gut meine, mit Händen und Füßen von ſich ſtoßen, man könnte ſich einſt reuig werden. „Das meine ich auch," ſagte Vreneli, „man könnte reuig werden, wenn man einfältig genug iſt, wegen ein paar guter Worte und einiger Gläſer Wein zu vergeſſen, was man an einem Menſchen ſeit Jahren, oder wie ich von Kindesbeinen auf, erfahren hat und einem zu glauben, der keinem Menſchen traut und nur daran Freude hat, Alles hintereinander zu hetzen. Wie hat er es gehabt mit ſeinen Leuten? Hätte er einen guten Begriff gehabt vom Bauern, und wie man es machen müſſe, um vorwärts zu kommen, es wäre ihm beſſer gegangen. Weißt du ſchon nicht mehr, wie du es angetroffen haſt, und wie er es dir gemacht?" „Nun, du weißt, jeder Meiſter kann mit ſeinem Geſinde bös z'weg kommen, und iſt einmal ein böſer Geiſt eingeriſſen, ſo hat man es damit, wie mit dem Schwamm in den Häuſern, man bringt ihn nicht weg, wenn man ſchon ein- oder zweimal ändert. Daneben mußt du denken, die Menſchen können ſich ändern. Joggeli weiß, wer wir ſind, darum hat er uns den Hof gegeben. Ein Mann, der ſo viel betrogen worden iſt wie er, der darf wohl mißtrauiſch ſein; aber ſieht er einmal, daß man es gut mit ihm meint, ſo kann er ganz anders auch ſein. Gegen mich, ich muß es ſagen, hat er ſich ganz geändert, er iſt faſt wie ein Vater gegen mich, ich muß es ſagen, ich hätte nie gedacht, daß er ſo ſein könnte!" Solche lange Rede that Uli dar.

„Nun ſo denn, ſo halte ihn als Vater, dann kommt es gut. Kratzen wirſt du einſt in den Haaren, aber es wird zu ſpät ſein. Lebt wohl, Friede und Einigkeit! Wo der Teufel dazu kann, da iſt's vorbei damit, und daß du ſo verblendet

werden könnteſt, hätte ich nie geglaubt! Ach, ach, ich wollte lieber, es wäre uns die Ernte verhagelt worden, es wäre ein kleines Unglück geweſen!“ und bitterlich weinte und ſchluchzte Vreneli; Uli ward ſehr mißſtimmt, faſt böſe. Hatte er doch ſo vernünftig und ſachgemäß geredet, hatte zum Frieden ermahnt, wie es einem Chriſten ziemt, und Vreneli wollte keinen Verſtand brauchen, ſich nicht begütigen laſſen. Daß es ſo aus dem Häuschen fahren könnte, hatte er gar nicht geglaubt, und eine Frau alles erzwingen laſſen, dürfe man doch nicht, am wenigſten mit Wüſtthun, dachte er. „Ja,“ ſagte Uli, „wenn du ſo thun willſt und nicht Verſtand brauchen, ſo kann man nicht mit dir reden. Gute Nacht!“ Vreneli ſchluchzte laut auf, konnte nicht einmal: „Gute Nacht auch!“ erwiedern.

Das war das erſte Ehegewitter, welches bei ihnen ſtattfand. Kleine Stäupeten oder Schauer hatte es wohl ſchon gegeben, aber war die Wolke vorübergezogen, ſchien die Sonne wieder. Das erſte Gewitter dagegen zieht gern trüb und namentlich kalt Wetter nach ſich, denn es verzehrt allzuviel Wärme, und die wäre der friſch erwachten Erde ſo nöthig, ſie vermißt ſie ſo ſchmerzlich!

Trübe war es auch am folgenden Morgen an ihrem Ehehimmel, daß das Geſinde ſich fragte: was es wohl gegeben zwiſchen der Meiſterfrau und dem Meiſter, ſie hätten ſich heute noch nicht angeſehen, geſchweige ein Wort zu einander geſagt.

Vreneli war am Morgen im Garten und zog Salat aus. Es hatte ſeit jenem Gewitter nicht geregnet, es war ſehr trocken; wahrſcheinlich dachte Vreneli, ein weicher warmer Regen, komme er nun aus dem Himmel oder aus eines armen Weibes Augen, thäte dem Kraut wohl. „Biſt fleißig,“ erſcholl hinter ihm der Baſe währſchafte Stimme. „Muß den Salat nehmen, er ſtengelt ſonſt auf, und wenn es ſo heiß iſt, eſſen die Leute nichts lieber als Milch und Salat, ſüß und ſauer durcheinander, wie es auch geht in der Welt,“ entgegnete

Vreneli, ſah aber nicht auf. „Ja, warum ich komme,“ ſagte die Baſe, „habe was Merkwürdiges vernehmen, muß es dir erzählen, aber mach' nur. Wenn du genug Salat haſt, ſo will ich dir ihn rüſten. Denk', dieſen Morgen war ein Beienmann da aus dem Emmenthal, wo die guten Birken wachſen, und ſagte, was da oben einem Bauer, der nach Gott und Menſchen nichts fragt und bloß nach dem eigenen Kopf fahren will, begegnet iſt. Am Sonntag nach eurer Sichelten, wo unſer Alter ſo naß geworden iſt, daß er drei Tage im Bette lag und immer klagte, er könne nicht erwarmen und nicht ertrocknen, am ſelben Sonntage hatte bei ihnen oben ein Bauer viel Korn draußen liegen gehabt. Als er Nachmittags an den Bergen die Wolken geſehen und die naſſe Brunnröhre, die ordentlich tropfte, da habe er das Geſinde zuſammengerufen und geſagt: „Raſch hinaus, gehäufelt und gebunden, es wettert auf den Abend; bringen wir tauſend Garben trocken ein, ſo giebt's darnach Wein genug.“ Das habe ſeine Großmutter gehört, die ſei achtzig Jahre alt und habe geſagt: „Johannes, Johannes, was denkſt du auch? So lange ich mich zurückerinnern mag, ward hier am Sonntag nie eine Hand voll eingeführt, und meine Großmutter hat mir geſagt: ſie wiſſe auch nichts darum, und doch ſei immer Segen bei der Sache geweſen, und von Mangel habe man hier nichts gewußt. Und wenn es Noth an Mann wäre, Johannes, ein naß Jahr! Aber trocken war's bis dahin, und trocken wird es wieder werden, und Naßwerden ſchadet dem Korne nichts, und würde es ihm ſchaden, ſo haſt du zu denken, der Herr, der das Korn gegeben, giebt auch den Regen, und wie er's giebt, haſt du es anzunehmen. Johannes, thue es nicht, ich halte dir dringlich an.“ Das Geſinde ſei umher geſtanden; die Alten hätten ernſthafte Geſichter gemacht, die Jungen gelacht und unter ſich geſagt, das Altväteriſche ſei abgethan, jetzt ſei es eine neue Welt. „Großmutter, habt nicht Kummer,“ hat der Bauer geſagt. „Alles muß einmal zum erſten Male

geſchehen, und deretwegen iſt's nicht bös. Unſerem Herrgott wird das nicht viel machen, ob wir heute ſchaffen oder ſchlafen, und eben ſo lieb wird ihm das Korn am Scherm als am Regen ſein. Was d'rin iſt, iſt d'rin, man braucht deswegen nicht Kummer zu haben, denn wie es morgen ſein wird, weiß niemand." „Johannes, Johannes, d'rin und draußen iſt die Sache des Herrn, und wie es dieſen Abend ſein wird, weißt du nicht, aber das weißt, daß ich deine Großmutter bin und dir den Tuſig Gottswille anhalte, laß heute dein Korn d'raußen. Ich will, wenn du es ſonſt nicht machen kannſt, ein ganzes Jahr kein Brod mehr eſſen." „Mutter," hat darauf der Johannes geſagt, „deretwegen ſollt Ihr nicht deſto weniger Brod haben, aber eine Zeit iſt nicht alle Zeit; es giebt alle Jahr neue Bräuche, und d'Sach ſucht man alle Tage beſſer zu machen." „Aber, Johannes," hat die Mutter geſagt, „die Gebote bleiben die alten, und kein Düpflein wird daran vergehen, und haſt du dein Korn unter dem Dache, was hilft es dir, wenn du Schaden leideſt an deiner Seele?" „Für die kummert nicht, Mutter," hat der Johannes geſagt, „und jetzt, Buben, auf und gebunden, was das Zeug hält, die Zeit wartet nicht." „Johannes, Johannes," hat die Mutter gerufen, aber Johannes hörte nicht, und während die Mutter betete und weinte, führte Johannes Garben ein, Fuder um Fuder, mit Flügeln ſchienen Menſchen und Thiere behaftet. Tauſend Garben waren unter Dach, als die erſten Regentropfen fielen; ſchwer, als wären es Pfundſteine, fielen ſie auf die dürren Schindeln. „Jetzt Mutter," ſagte Johannes in die Stube tretend mit ſeinen Leuten, „jetzt iſt's unter Dach, Mutter, und alles iſt gut gegangen, mag es jetzt ſtürmen, wie es will, und morgen ſchön oder bös Wetter ſein, ich hab's unter meinem Dach." „Johannes, aber über deinem Dach iſt des Herrn Dach," ſagte die Mutter feierlich, und wie ſie das ſagte, ward es hell in der Stube, daß man die Fliegen ſah an der Wand, und ein Donner ſchmetterte über'm Hauſe, als ob daſſelbe mit

einem Streich in millionenmal Millionen Splitter zerschlagen würde. „Herrgott, es hat eingeschlagen," rief der Erste, der reden konnte; 'Alle stürzte zur Thüre aus. In vollen Flammen stand das Haus, aus dem Dache heraus brannten bereits die eingeführten Garben. Wie stürzte Alles durcheinander, wie vom Blitz geschlagen war jede Besonnenheit! Die alte Mutter allein behielt klare Besinnung, sie griff nach ihren beiden Stecken, sonst nach nichts, suchte die Thür und einen sichern Platz und betete: „Was hülf's dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und er litte Schaden an seiner Seele. Dein und nicht mein Wille geschehe, o Vater!" Das Haus brannte ab bis auf den Boden, gerettet wurde nichts. Auf der Brandstätte stand der Bauer und sprach: „Ich hab's unter meinem Dach! Aber über deinem Dach ist des Herrn Dach, hat die Mutter gesagt." Und seit dieser Stunde spricht er nichts mehr als: „Ich hab's unter meinem Dach! Aber über deinem Dach ist des Herrn Dach, hat die Mutter gesagt." Gar grausig soll das anzusehen sein. Viele Leute gehen hin und nehmen sich ein Exempel daran, daß alles in des Herrn Hand ist, sei es auf dem Acker oder unter einem Dache, daß was man vor dem Regen geflüchtet, vom Blitz ereilt werden könne, wohin man es auch geflüchtet."

So sprach die Base. Unterdessen hatte Vreneli den Salat ausgezogen, wie langsam es auch machte, und wie andächtig und gesatzlich die Base erzählte, so mußte es doch endlich aufstehen, und wenn es schon nicht die Augen aufschlug, so sah die Base doch alsbald, daß es geweint hatte. „Was hast, Meitschi, hätte ich bald gesagt, du und weinen, was zum Tütschel hast du Unebnes, oder hast etwa Kummer, du kommest mit dem Leben nicht davon? Du Tröpflein, alte Soldaten giebt es ja mehr als genug, und erst alte Weiber ganze Dörfer voll, du dummes Tröpflein. Aber das wird wohl was Anderes sein. Was hast? Wenn du Glauben an mich hast und ich dir helfen kann, so sag's. Meinst, du könnest es allein verwerchen,

ſo ſchweige, ſag es aber auch ſonſt niemanden.“ „Baſe,“ ſagte Breneli halblaut, „es kam jemand zwiſchen uns.“ Da fuhr die Baſe einen Schritt zurück und rief: „Was du nicht ſagſt! Mädi?“ „Nein, Baſe, was denkt Ihr? So ſchlecht iſt Uli nicht, deretwegen habe ich nichts zu fürchten und kann ruhig ſein.“ „Wer dann,“ fragte die Baſe, „wenn es nicht ſelb iſt?“ „Sollte es nicht ſagen,“ entgegnete Breneli, „aber kann weiß Gott nicht anders, waret Ihr doch immer Mutter an mir. Euer alter Gnäppeler iſt's, der hat Uli über Ort gebracht.“ Da lachte die Baſe, daß es ſie ſchüttelte über und über und ſagte: „O wenn ich ein ſo jung hübſch Fraueli wäre, wegen einem ganz grauen und halblahmen Mannli wollte ich nicht aus der Haut fahren; wäre es ein hübſch Dirnchen, ſelb wäre eine andere Geſchichte, du Babeli, was du biſt. Uli kennt ja den Alten ſo gut als du; du wirſt ihn unrecht verſtanden haben, da hat er den Kopf gemacht, und du haſt ihn gemacht, aber das kommt ſchon alles wieder gut. Glaube mir, es iſt nicht das erſte Mal, daß das ſo gegangen iſt in der Welt.“

„Kommt, Baſe,“ ſagte Breneli, „Ihr ſeid meine Mutter geweſen von je, Euch darf ich es wohl klagen, ſonſt vernimmt es niemand in der Welt.“ Nun erzählte ihr Breneli, wie der Vetter ſich an Uli gemacht, ihm den Kopf groß gemacht wegen vielem Brauchen und koſtbaren Dienſtboten und ihn eingenommen, daß Uli auf einmal das beſte Zutrauen zu ihm habe, glaube, es meine es niemand auf der ganzen Welt ſo gut mit ihm, als der Vetter Joggeli, und alles vergeſſen habe, was er vorher von ihm erfahren. So dumm und leichtgläubig hätte es ſein Lebtag Uli nicht geglaubt; wenn das ſo ſei, ſo könne jedes alte Weib ihm den Kopf kehren, und ſo komme es wahrhaftig nicht gut. Es habe ihm ſagen wollen, wie die Sache ſei, da habe er ihm abgeputzt und den Vetter erhoben, als ob er ein Seraphim oder gar ein Cherubim wäre, das alte Giftbecherli!

„Und daß er glaubt, je Einer meine es beſſer mit ihm als ich, ſelb will mir faſt das Herz abdrücken.“

Erſt ward die Baſe bös und ſagte: „Dä Tüfels Alt, kann der das nicht laſſen! ich glaube, er wäre im Stande, die Engel im Himmel hinter einander zu bringen.“ Doch, erfahren im Beſänftigen, ſagte ſie: „D'Sach würde mich auch böſe machen, daneben danke Gott, daß es nur das iſt, es könnte leicht was Anderes ſein, welches hundert Mal ſchlimmer wäre.“ „Aber, Baſe, wenn Uli mit wohlfeilen Dienſtboten fahren will, kommen wir in ein Weſen hinein, daß ein Weſpenneſt ein Himmelreich dagegen iſt, und wenn Uli andern Leuten mehr glauben will als mir, ſo begehre ich gar nicht mehr dabei zu ſein,“ eiferte Vreneli. Da lachte die Baſe und ſagte: „Zürne nicht, daß ich lache, das Weinen wäre freilich anſtändiger, aber ich kann nicht anders. Was meinſt, wenn alle Weiber ſich hängen oder erſäufen wollten, deren Männer andern Leuten zuweilen mehr glauben, als ihren Weibern, was meinſt, Vreneli, wie manches liefe lebendig herum? Meinſt nicht, es hingen mehr Weiber an den Bäumen, als Kannenbirnen, ſchwämmen mehr in den Flüſſen, als Hechte und Forellen? Die Sache iſt auch nicht halb ſo ſchlimm, als man meinen möchte, wenn man ſie nur ſo von ferne anſieht; hab' es ſelbſt erfahren, kann davon reden. Meinte es auch ſo wie du, hatte auch Urſache dazu, war eine Bauerntochter, von Jugend auf bei der Sache und kam nicht mit leeren Händen, daß Joggeli hätte meinen können, es ginge bloß um ſeine Sache. Aber ich mußte mich anders gewöhnen, es hielt hart und war doch gut. Es iſt nicht gut, wenn man ſich gewöhnt alles nach ſeinem Kopfe erzwingen zu wollen. Das giebt am Ende einen Zwang, unter dem die Andern leiden; alles verſteht man doch nicht, und wenn es nicht gut kommt, ſo muß man dann auch allein an allem ſchuld ſein. Wenn die Andern auch ihr Recht haben, ihrem Kopf nachfahren oder anderer Leute Räthen, und es kommt nicht gut, und ſie ſagen, daß es gut geweſen, wenn

sie nur geglaubt, so ist das kommod für ein ander Mal, es stärkt das Vertrauen. Denn sieh, liebes Kind, man muß nie glauben, das Vaterland hänge an einem Haare und alles Heil daran, daß es so und nicht anders gehe. Man wird gar unglücklich, wenn man so den Kopf macht, und zuletzt wird man auch mit dem lieben Gott unzufrieden und hadert mit ihm alle Tage. Nein, lieb' Kind, so den Kopf machen muß man nicht. Denken, sagen, thun muß man, so gut als möglich, aber dann daran festhalten, daß, es geschehe, was da wolle, es denen, die Gott lieben, zum Besten und zur Seligkeit dienen müsse, und dies ist am Ende doch die Hauptsache. Man muß sich nur nie lassen verbittern, nie rachsüchtig werden oder schmollsüchtig, sondern sanftmüthig bleiben und demüthig, grad' zu machen suchen, was Andere krumm gemacht. Die Sache mag sein, wie sie will, wenn man nur kann zufrieden bleiben dabei mit einander, das Hauptglück ist doch immer im Gemüthe. Es ist freilich eine schwere Sache, und manchmal kam es mir vor, ich hätte einen halben Centner Pulver im Leibe, es gehe an, und ich müsse holzgrad' auf in die Luft, und kein gut Wort wolle ich mein Lebtag mehr einem Menschen geben. Am Ende wurde ich wieder zufrieden, die Sache machte sich auch nicht so schlecht, als ich dachte, es ging nicht um's Leben, nicht um Hab' und Gut, und allweg lernte ich was, ward weiser, und erkannte von Tag zu Tag besser die Hand Gottes in allem, und wie er alles zum Besten leitet. An den mußt du denken, wenn es dir über's Herz kommen, dich dünken will, es werde dir schwarz vor den Augen, und vor den Füßen sei dir die Hölle. Bete und lasse nicht ab, zähle darauf, es wird dir wieder heiter vor den Augen, und leicht werden dir die Füße, daß es dich dünkt, du könnest springen eines Satzes über die Hölle hinweg in den Himmel mitten hinein. Was ich ausgestanden, weißt du nicht, und Uli ist noch lange nicht Zeggeli. Es ist allweg dumm von Uli, wenn er mit halbbatzigem Zeug fahren will, es wird ihm schon erleiden; er ist am meisten

plaget damit, aber z'tödten geht es doch allweg nicht, und ist man genug dabei gewesen, so kann man das wieder ändern. Ach Gott, es giebt Sachen, welche man nicht mehr ändern kann, und wenn man das Leben dafür geben wollte; da ist's böse, sich hinein zu schicken, und doch muß man, was will man anders! Mach' nur kein so trübes Gesicht, thue, als sei gar nichts vorgefallen, schmollen thut nie gut."

So sprach die Mutter, ward selbst gerührt und fuhr oft mit der Hand über die Augen, besonders als sie davon sprach, daß es Dinge gebe, welche man nicht ändern könne. Sie dachte an Elisi, und daß sie da auch etwas habe machen helfen, welches bodenböse sei. Vreneli hatte manchmal d'rein geredet, endlich sagte es noch: „Ach ja, Base, Recht werdet Ihr haben, mehr als Recht, aber wer wollte das können, so sich in alles schicken wie ein Lamm, besonders wenn man genaturt ist wie ich und so heißes Blut hat!" „He Kind, für was bist auf der Welt? Etwa für Lebenmännin auf der Glungge zu sein, ein Dutzend Kinder aufzustellen und ein paar tausend Gulden an einen Haufen zu kratzen? Eben um dich zu ändern, zu lernen was du nicht kannst, statt der alten Natur nach einer neuen zu trachten, dafür bist du da, dafür bist du getauft und unterwiesen. Sieh, ich rede von solchen Dingen nicht gern; die gehören in das innerste Herzkämmerlein. Wie ein jung Mädchen nicht gern von seinem Schatz redet, als mit der allerbesten Freundin, und allemal roth wird, wenn es dessen Namen hört, so habe ich es mit dieser Sache und mit Dem, der mich allein selig machen kann. Dir will ich sagen, daß Er mein einziger Trost ist im Leben und Sterben, und ohne Ihn hätte ich es wahrhaftig nicht ausgestanden hier auf der Welt. Am Morgen Verdruß und am Abend Verdruß. Da hätte ich unsern Herrgott fragen müssen: „Herr, warum bin ich da, woran habe ich mich so schwer versündigt, oder ist die Welt ein Narrenspiel?" Aber so fragte ich nicht, ich erkannte, warum ich da war: ich sollte Gott erkennen, seinen Willen tragen

lernen, mich ändern und beſſern, daß ich geduldig und ſanftmüthig aushalten könne vom Morgen bis zum Abend, wie Gott ja auch alle Menſchen ertragen muß und doch langmüthig bleibt, was uns wohl kommt. Als ich das einmal begriffen hatte, ward das, was mir vorher Hauptſache war, Nebenſache, und woran ich nicht gedacht, ward mir zur Hauptſache. Butter- und Milchgeld am Abend zu zählen, war nicht mehr meine größte Freude, ſondern zu rechnen, was ich an der Seele gewonnen und gewerchet. Von da an ward mein Leben anders, ich konnte es aushalten, konnte wieder lachen, konnte Gott danken für alles, was er that, ſtach er mich oder hieb er mich. Aber was ich dir da ſage, ſage niemanden, ich ſchämte mich, wenn jemand wüßte, wie es mir wäre im Gemüthe. Dir wollte ich es ſagen, du lachſt mich nicht aus und willſt, was recht iſt, und haſt du mal was ergriffen, ſo läſſeſt du es nicht los. Du erbarmteſt mich, als ich dich über Kleinem ſo troſtlos ſah, du armes Tröpfli, dir werden wohl noch ganz andere Punkte warten. Da dachte ich, es möchte ein Gotteslohn dabei zu verdienen ſein, wenn ich dich an den wahren Tröſter weiſen würde. Aber hörſt, was ich dir ſagte, behalt für dich."

„Baſe," ſagte Vreneli, „ganz habe ich nicht vergeſſen, was Ihr mir ſagtet, als ich zum erſten Mal zum Nachtmahl ging. Der liebe Gott wolle es Euch vergelten, daß Ihr mich daran mahnet zu rechter Zeit, ich will es nicht mehr vergeſſen. Aber die Welt will immer oben auf, und je weniger man von der Welt hat, deſto mehr will ſie einem den Kopf füllen und ſtellt ſich vor die Augen, daß man gar nicht darüber weg mehr ſehen kann. Was man ſinnen ſollte, ſinnet man nicht, und was man nicht ſinnen ſollte, das liegt einem Tag und Nacht im Sinn, läßt nicht einmal den Schlaf kommen, damit man es nicht etwa vergeſſe oder ſeiner los werde. Man kann's nicht erwehren, und dann kommt die Natur, verſündigt ſich an Gott und Menſchen und will Meiſter ſein und bleiben. Wäret

Ihr abermal nicht wie ein guter Engel gekommen, ſo wäre ich wohl unwirſch geworden und finſter in meinem Gemüthe. Aber, Baſe, iſt's nicht ſeltſam, daß der liebe Gott mir und Uli ſo gleichſam zwei Engel zum Geleit gegeben, einen guten und einen böſen, mir den guten und ihm den böſen? Und warum hat er Euch beide zuſammen gethan, und Euch eine ſolche Qual geordnet, daß Ihr mit ſo Einem zuſammen gebunden gehen müßt durch's Leben? Ich habe einmal gehört, daß man auf den Galeeren immer zwei und zwei zuſammen ſchmiedet, daß ſie Tag und Nacht nicht von einander können; da geſchehe es oft, daß man unſchuldig Verurtheilte mit den größten Böſewichtern zuſammen ſchmiede, und das ſei das Schrecklichſte für die Beſſern oder gar Unſchuldigen, denn die Andern quälten ſie teufliſch und hätten noch große Freude d'ran. Gerade daran mahnt Ihr mich, und was der liebe Gott damit gewollt, begreife ich nicht."

„Kind, ſchweige, verſündige dich nicht an Joggeli und am lieben Gott; du biſt noch gar zu raſch mit dem Urtheilen und Verdammen und weißt doch, daß ein Einziger iſt, der das kann und will. Begreifſt du nicht, daß wenn ich ſchon ſchrecklich ungeduldig werde und bitterlich mich auslaſſe, wenn er ſeine Art an Andern ausläßt, ich ihn doch eigentlich als einen guten Engel betrachten und Gott für ſeine Sendung danken muß? Er hat mich zum wahren Tröſter geführt; denn wenn ich ein ſo gutes Mannetoggeli gehabt hätte oder einen währſchaften Bauer, ſo wäre es mir kaum je in Sinn gekommen Gott zu ſuchen. Hätte ja gemeint, keinen Troſt nöthig zu haben. Darum wird es geweſen ſein, daß ich den Joggeli vorzog und haben wollte. Der liebe Gott ſchickt keine böſen Engel, lauter gute, denn wer ihn liebt, dem iſt jeder Menſch ein guter Engel, der ihn zum Guten führt, es kommt eben nur auf das Herz an. Der arme Joggeli iſt nicht halb ſo bös, er kann mich oft von Herzen dauern, daß er es nicht anders nehmen kann, daß er ſo mißtrauiſch iſt, er lebt ſelbſt am übelſten dabei. Wenn er

mich am bösesten gemacht hat, daß es mich dünkt, es sei mir nicht mehr zu helfen, so muß ich doch sagen, sobald ich wieder bei mir selbst bin, ich hätte den bessern Theil und gegen ihn eine ganz leichte Bürde. Denn er hat ein gar großes Leiden, wie zufrieden zu sein und immer mißtrauisch; warum ihm das Gott auferlegt habe, sinnete ich schon oft und mag es doch nicht ergründen. Helfen kann ich ihm nicht, und das plaget mich. Wollte ihm schon d'rauf deuten, wo es fehle, aber er spottet mich aus, und mit Johannes und Elisi ist's noch ärger, und das ist das große Leiden, welches ich habe. Ich habe die Hoffnung, daß Gott gnädig ist, ihm thue ich sie anbefehlen, und ansehen wird er mich wohl." „Ja, Base, ich stünde es bei Joggeli nicht aus, ich wunderte mich oft, wie Ihr es könnet. Aber Uli's böser Engel ist er doch, er giebt ihm das Gift ein, welches alles verderben wird." „Das weißt du nicht," sagte die Base, „so darfst nicht urtheilen, den Ausgang kennst nicht, Joggeli kann auch Uli's guter Engel sein, das kommt auf Uli an, und wenn er sein böser Engel bleibt, ist Uli selbst schuld; wahr' du auch, was du magst, daß er's nicht bleibt." „Ach, Mutter," sagte Vreneli „es ist mir so bange, es ist mir, als stehe ein schwer groß Unglück vor, und bald ist's mir, wenn ich nur sterben könnte, und bald muß ich weinen, wenn ich denke, ich müßte sterben, denn gern stürbe ich doch nicht." „Du hast es wie die Andern auch, das bessert von selbst; wollte Gott, jeder Plage würde man ein so bestimmtes Ende sehen. Doch potz, wie habe ich mich verschwatzt, schon läutet es zu Kutzwyl Mittag. Es giebt noch nicht ander Wetter, wenn man es dort läuten hört."

Vreneli sah der rasch dahin sich schiebenden Base nach und sagte für sich: „O Base, du hast Recht, das böse Wetter hat erst angefangen, es wird seine Zeit haben wollen, wie alles in der Welt. Du hast geredet wie ein Engel, und deine Worte waren Samen vom rechten. Aber, Base, der Same ist noch nicht Frucht, erst muß er verwesen, dann keimen, dann grünen,

dann blühen, dann reifen. Ach, Base, wie lange wird es gehen, bis er Früchte trägt bei mir, denn meine Natur iſt hitzig und wild, und wenn die Sonne höher ſteigt, wird das Beſte verwelken!" Brenki bangte nicht umſonſt, ſeine Natur war eine ächt ariſtokratiſche, ſie hatte große Anlagen zum Regieren. Solchen Naturen wird die chriſtliche Ergebung und das Unterordnen unter einen Willen, der eng iſt, kleinlicht, vielleicht auch verderblich, gar zu ſchwer, gar zu ſchwer ſich ſelbſt Gott zu ergeben in allen Dingen und zu ſagen: Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Schmutzige Naturen haben heiße Reinigungsfeuer nöthig, bis ſie chriſtliche Naturen geworden ſind, aber edle, großartige Naturen haben nicht weniger ſchwere Prüfungen zu beſtehen, bis ſie zu Kindern Gottes ſich aufgeſchwungen haben. Satan war nicht der niedrigſte der Engel.

Doch wohl verſtanden, wir reden von ariſtokratiſchen Naturen, welche auch im Zwilchkittel zu finden ſind, nicht von ariſtokratiſchen Angewöhnungen und einem gemachten ariſtokratiſchen Aeußern. Es giebt ſolche gemachte Figuren, welche zu den ariſtokratiſchen Geberden noch die chriſtlichen annehmen. Dann iſt es aber ein wunderlich Zuſehen, wie bald eine Sorte von Geberden und Redensarten ſichtbar wird, bald die andere, wie im Umgang mit der einen Klaſſe von Menſchen die chriſtlichen Geberden vorſtehen, im Umgang mit der andern die ariſtokratiſchen. Als Regel kann man annehmen, daß das chriſtliche vorherrſche, ſo lange weder Befürchtung äußerer Beeinträchtigung der Anſprüche oder Widerſpruch ſtattfinden. Ueber beide erhebt das chriſtliche ſich nicht, ſondern gegen ſie werden die ariſtokratiſchen Maskieren und Geberden Meiſter. Ueberhaupt werden in ſolchen gemachten Figuren ariſtokratiſches und chriſtliches nie ſich verſchmelzen, ſie treiben ſich abgeſondert im Leibe herum, wie Kraut und Rüben in einer Bettlerſuppe. Es giebt aber auch eine gewiſſe Sorte Chriſtenthum, welches ſich für das ariſtokratiſche hält, welcher die Plätze zur Rechten und zur Linken im Himmelreich gehören. Die Chriſten, welche zu

dieſer Sorte gehören, mühen ſich auch ab mit Geberden, welche faſt wie ariſtokratiſche ausſehen, dieſe ihre Meinung von ſich ſelbſt auszudrücken. Sie ſollten es nicht thun, es ſteht ſo übel.

Kapitel 5.

Kraut und Rüben durcheinander, wie es ſich giebt in einer Haushaltung.

Uli wurde von ſo freundlichem Winde nicht angeweht, ſondern blieb ſich ſelbſten überlaſſen. Ihn dünkte, er hätte nicht bloß Recht in der Sache, ſondern er müſſe einmal zeigen, daß er auch jemand ſei, und zwar eigentlich der Mann, der die Hoſen an habe. Wenn er das immer ſo gehen ließe, ſo könnte ſeine Frau zuletzt ein Recht daraus machen wollen und meinen, er ſolle zu keiner Sache was ſagen. Zu ſolchen Anſprüchen berechtigte ſie doch endlich ihr Vermögen nicht, was ſie eingebracht, habe an einem kleinen Orte Platz. Er nahm daher das Geſpräch über das Geſinde nicht wieder auf, nahm Vreneli's Freundlichkeit mit dem Mißtrauen hin, als ob es auf dieſem Wege probiren wolle, was es auf dem andern nicht zu Stande gebracht. Da er ſich auf dieſer Seite ſchwach fühlte, ſo verpalliſadirte er ſich mit deſto düſtrerer Miene.

Noch ungerner, als mit Vreneli, ſprach Uli mit dem Geſinde ſelbſt darüber, nur daran zu denken war ihm zuwider. Es waren eine gewiſſe Schüchternheit und eine gewiſſe Unbehülflichkeit bei einander, denn nicht bloß Meiſter zu ſein, ſondern ſich auch als Meiſter darzuſtellen auf die rechte Weiſe und in allen Dingen, iſt eine Kunſt, zu welcher viele alte Bauern nie gelangen, wie ſollte man ſie von einem jungen Pächter fordern können, der erſt noch ſelbſt Knecht geweſen? Darüber wurden die Knechte ungeduldig. „Hat er mit dir geſprochen?“ fragte Einer den Andern, „dich gefragt, ob du

bleiben oder gehen wolleſt?" Der eine der Knechte ſagte: „Ich halte ihm nicht an, mein Brauch war es nie, daß ich um den Dienſt fragte, der Meiſter mußte mich fragen, und fragt er mich bis Sonntags nicht, ſo ſage ich dem Kabis-Müller zu. Es iſt ein ſchwerer Dienſt, aber der Lohn auch danach, und verdienen muß man, während man jung iſt." Ein Anderer ſagte: „Wollte nicht preſſiren, er wird das Maul ſchon noch aufthun, mir wäre es zuwider, fort, wechſ'le nicht gern." Wartet, am Samſtag ſoll ich mit dem Meiſter Spreuer holen, da giebt vielleicht ein Wort das andere." „Meinethalb," ſagte der Andere, „aber daß es mir viel machen würde, weiter zu dingen, kann ich nicht ſagen. Er iſt nicht mehr der Gleiche. Man kann nicht genug ſchaffen, und doch iſt er nie recht zufrieden. Es dünket mich, er habe ſchon vergeſſen, was ein Knecht gern oder ungern hat, und meint, er müſſe aus Aeckern und Wieſen, Vieh und Menſchen das äußerſte, das letzte Tröpflein Saft herauspreſſen, damit er ein reicher Mann werde. Bloß wegem Zins hätte er das nicht nöthig. Wie ich habe merken mögen, iſt der ſo, daß er deswegen keinen Kummer zu haben braucht. Warum nun Alle bös haben ſollen, um Einen zu mäſten, weiß ich eben auch nicht, es wäre ein Anderes, wenn Noth an Mann wäre." „O," ſagte der Erſte, „ſo viel wirſt doch nicht zu klagen gehabt haben, einmal wegen der Speiſe nicht, die iſt, wie man ſie nicht an allen Orten antrifft." „Einſtweilen wohl," ſagte der Erſte, „aber ob es ſo bleibt, fragt ſich. Was ich merken mochte, nimmt man aus der Metzg alle Samſtag ein Pfund bis zwei weniger Fleiſch, und in letzter Woche hatten wir zwei Mal keine Milch auf dem Tiſch, und bin ich recht berichtet, ſo mußten ſie vorgeſtern dem Brod erſt den Bart abmachen, ehe ſie es auf den Tiſch ſtellen konnten. Wenn es ſo käme, ſo wäre dies mir nicht anſtändig, denn ein Jahr iſt lang, und aus dem Jahr zu laufen iſt nicht mein Brauch." „Man muß nicht immer das Böſere glauben, und mit dem grauen Brod kann das allent-

halben geſchehen, am Geſchmack merkte man nichts, und der Müller kann vielleicht auch noch daran ſchuld ſein. Die Hagken nehen manchmal das Mehl, daß man Schneeballen daraus machen kann oder es als Mehlſuppe brauchen, ehe es noch in der Pfanne iſt," entgegnete der Erſte.

Am Samſtag alſo fuhren ſie nach Spreuer aus und luden in Bern an der Matte ein gewaltig Fuder. Die Spreuer war ſehr wohlfeil, und die Müller froh, wenn ſie ihnen aus dem Wege kam. Manchmal wird ſie rar, iſt ſchwer und theuer zu bekommen, wenn man ſie am nöthigſten hätte. Mit der Spreuer unter den Menſchen iſt's umgekehrt, da wird ſie am theuerſten, wenn ſie am zahlreichſten iſt, da ſchätzt ſie ſich dann ſelbſt und zwar wie ein Jude ſeinen lumpichten Trödel. Obgleich Uli wohlfeile Spreuer kaufte, ſo war er doch ſehr übler Laune. Der Müller hatte ihn aufgezogen, wie wohlfeil der Bauer das diesjährige Korn werde geben müſſen, da ſollten ſie nicht Kummer haben, daß ſie die Zeit verſäumen müßten, Müller in ihre Spycher zu führen, um das Korn zu zeigen. Da verſetzte wahrlich kein Müller einen Fuß. „Die Bauren können zu uns kommen, es vor das Haus bringen, das Beſte wollen wir ausleſen und uns noch ſehr bedenken, ob wir für das Malter drei Thaler geben wollen." Uli wollte das in Abrede ſtellen, behaupten, die Preiſe würden eher ſteigen als fallen. „Pah, pah, Junge, belehre einen Alten nicht, ſtehe zuerſt ein paar Jahre an der Sonne und laſſe dich trocknen hinter den Ohren," ſagte der Müller. „Die Spycher ſind ganz voll altes Korn, neues wird es geben, es weiß kein Menſch, wie viel, und auf der Straße nach Deutſchland hanget ein Schwab' am andern, jeder hat einen vierſpännigen Wagen voll Korn, und man ſagt, ſie würden bald den Leuten anhalten, um Gotteswillen umſonſt es ihnen abzunehmen, nur damit ſie Platz kriegten für das neue draußen im Schwabenland. Jetzt wollen wir den Bauern die Preiſe machen, ſie haben uns lange genug das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt." Wer mit Meh-

gern, Müllern und Schweinehändlern Umgang zu haben das Glück gehabt, kennt dieſe Sprache wohl und weiß ſie zu erwiedern in ähnlicher Tonart. Indeſſen macht ſie doch Eindruck. Ein alter Pfiffikus weiß alsbald, was an der Sache iſt, bleibt kaltblütig und richtet ſich danach. Jüngere zartere Gemüther, wie z. B. Uli noch eins hatte, die empfinden den Eindruck ſolcher Reden nicht bloß, ſondern ſie können ihn auch nicht verbergen. Je weniger ſie das können, deſto größere Freude hat ſo ein alter Müller oder Metzger, ihnen recht heiß, ſie ſo ganz klein zu machen, daß er ſie füglich in einen Darm ſtopfen und als Bratwurſt präſentiren könnte. So machte es auch der Müller Uli, daß der ganz mürbe und klein von ihm wegging und dachte, wie er doch der Unglücklichſte ſei, und das doch ſo ſchrecklich ſich treffen müſſe, daß jetzt, da er eine Pacht übernommen, das Korn nichts gelte, ja Schwaben es in's Land brächten und anhielten um Gotteswillen, daß man es ihnen abnehme, nur damit ſie daheim Platz kriegten für das neue. Daß es nicht halb ſo ſchrecklich ſei, hundert Malter zu ernten, ſtatt nur fünfzig, und die hundert Malter ein Drittel wohlfeiler zu verkaufen, daran dachte Uli nicht. Er dachte nicht, daß das das Schrecklichſte ſei, wenn man nichts geerntet, nichts hat, als einen Tiſch voll hungriger Leute, und doppelt ſo theuer als ſonſt das Brot iſt. Er calculirte wie die Meiſten und dachte nicht, wie thöricht, ja ſündlich ein ſolcher Calcul iſt. Er calculirte, daß er am weiteſten kommen thäte, wenn er recht viel Korn machte und es recht theuer verkaufen könnte. Um die, welche es kaufen mußten, kümmerte er ſich nicht, aber daß es nun nicht gehen wollte, wie er dachte, nicht alles Waſſer allein auf ſeine Mühle laufen wollte, das zürnte er ſchrecklich an Gott und Menſchen. Der arme Knecht, welcher in dieſem Augenblick ſein Nächſter war, mußte es zuerſt entgelten. Es iſt ſonſt Sitte, daß man bei ſolchen Gelegenheiten ſich und dem Knechte ſo einigermaßen gütlich thut, ein ordentlich Mittageſſen macht, ohne ſich eben großartig

aufwarten zu laſſen. Der Knecht erwartete auch nichts Anderes, beſonders da man die Spreuer faſt umſonſt erhalten. Da kann man denken, wie ein lang Geſicht er machte, als Uli, gefragt, was er verlange, haſtig ſagte: „Eine Flaſche Wein und Suppe!“ „Und Fleiſch nachher?“ fragte die Wirthin. „Ho,“ ſagte Uli, „wenn man eine gute Suppe hat, ſo kann man es ſchon machen, es wäre Mancher zufrieden, wenn er alle Tage eine hätte!“ Die Wirthin hatte ſchon mehr mit Bauern zu thun gehabt, ſie trat nicht weiter ein, ſondern fragte: „Was für Wein ſoll ich bringen?“ „Sechsbatzigen,“ ſagte Uli, „der iſt gut für den Durſt und es macht heiß!“ „Potz,“ dachte der Knecht, „das geht mager zu,“ ſtopfte ſein Pfeifchen, um nachzubeſſern, und machte ein tiefſinniges Geſicht. Wein und Suppe kamen; mit eingeſtützten Armen wartete die Wirthin, bis die Letztere halb gegeſſen war, dann fragte ſie: „Fleiſch werde ich doch auch bringen ſollen. Hätte Voreſſen, d'ſunderbar ſchön's Rindfleiſch und Speck zum Kraut, wie es üblich und bräuchlich iſt, wenn man weit herkommt, weit heim muß. Wenn man läuft, ſo iſt ſo ein Süpplein gleich 'runter, und ſo z'leerem z'laufen oder z'fahren iſt nicht gut, man iſt gar übel dabei.“ „Magſt, ſo ſag's,“ ſagte Uli zum Knecht. „Es iſt nicht an mir zu befehlen,“ ſagte der Knecht, „wer zahlt, der befiehlt.“ Auf dieſes Wort hin machte die Wirthin rechts um und ſagte: „Ich hole, ihr ſeid gewiß nicht reuig. Daneben könnt ihr immer noch nehmen oder nicht, wie es euch beliebt.“ Nun machte Uli ein tiefſinnig Geſicht, und als die Wirthin brachte reichlich, gab es ein ſeltſam Hin- und Herſchieben der Herrlichkeiten. Keiner wollte zuerſt nehmen. „Kannſt nehmen, wenn du magſt,“ ſagte Uli. „Es iſt nicht, daß es ſein muß, kann es ſonſt auch machen. Allweg nehme ich nicht zuerſt,“ ſagte der Knecht, und das Ende vom Lied war, daß beide böſe wurden, Uli, weil er mehr gebraucht, als er gedacht, der Knecht, weil er ſah, wie ungern es ging. Es iſt ſehr leicht, bei ſolchen Gelegenheiten an einem

Knechte drei Batzen zu ersparen, aber sehr schwer zu berechnen ist es, wie groß der Schaden werden kann, welcher aus drei ersparten Batzen erwächst.

Der Knecht muckelte stark im Gemüthe und war anfangs Willens, dem Meister das Wort nicht zu gönnen, denn wenn es so seinen Fortgang haben solle, so sei am wöhlsten, wer am weitesten davon weg sei. Indessen der Abend war so mild und lieblich, daß sein Schimmer unwillkürlich die düstersten Gemüther verklärte, wie ja auch die untergehende Sonne die schwärzesten Berge vergoldet. Uli hatte die Zeche verwunden und sprach mit dem Knechte erst über die Rosse, dann über die Arbeit der nächsten Woche, die vorzunehmende Ansaat u. s. w. Dem Knecht war es auch nicht mehr so säuerlich um's Herz: der Wüstest' sei er doch noch nicht, dachte er. „Und, Uli," sagte er, die Pfeife ausklopfend, „was bist Vorhabens wegen der Dienstboten, soll's beim Alten bleiben, oder willst ändern?" Da fuhr eine Wolke über die Sonne, und Uli sprach: „He nun, weil du davon anfängst, so will ich dir sagen, was ich gedacht. Ein Bauer und ein Pächter sind zweierlei, selb weißt. Anständig wäret ihr mir, gegen Keinen habe ich was, aber mit den Löhnen mag ich nicht g'fahren, besonders wenn das Korn nichts gilt, und ein Schwab' am andern hängt vom Bodensee bis nach Zürich, wie mir der Müller gesagt hat. Wenn ich es, weil die Zeitläufe so bös sind, mit weniger Lohn machen könnte, so begehrte ich nicht zu ändern." „An selb denk nicht," sagte der Knecht, „mehr arbeiten und weniger Lohn reimt sich nicht, und zu uns selbst müssen wir auch sehen, es thut's niemänd anders. Eher solltest du noch mit dem Lohn nach; wenn man jung ist, so muß man sehen, daß man zu was kommt und für den alten Mann sorgen, selb hast du uns oft gesagt, und wie dich dein früherer Meister darüber berichtet." 'Er habe nichts dagegen, sagte Uli, aber das Gleiche gelte für ihn auch. Er müsse sehen, wie er den Zins aufbringe, daneben Steuer und Brauch ausrichte; da helfe ihm auch niemand, und was das heiße,

ſtelle ſich niemand vor, als wer es erfahren. Wenn das Korn nicht mehr gelten ſolle als drei Thaler das Malter, ſo wiſſe er nicht, wie das gehen ſolle. „Aber meinſt du dann, mit wohlfeilen Knechtchen gewinnſt du was?“ antwortete der Knecht. „Zwiſchen einem Schuhmacher, der des Tages einen Schuh macht, und dem, der ein Paar macht, iſt ein Unterſchied, und ſo auch zwiſchen einem Weber, welcher zehn Ellen, und dem, welcher ſechs Ellen webt, ſelb weiß man. Aber bei einem Knechte will man das nicht wiſſen, man ſieht nur den Unterſchied im Lohn an und meint, der Unverſchämteſt' fordere auch am meiſten, und doch iſt's eben ſo wie bei den Handwerkern. Auch in der Arbeit iſt ein Unterſchied, denn weben und weben ſind zwei und z. B. mähen und mähen auch. Daneben mach', was du willſt, es iſt deine Sache, du wirſt bald genug erfahren, wie es gehen kann, wenn du es ſchon vergeſſen haſt.“ „Mit Schein rechneſt du den Meiſter nichts,“ ſagte Uli gereizt. „Ein guter Meiſter macht mit wohlfeilen Knechten mehr, als ein ſchlechter Meiſter mit guten Knechten. Es iſt ſchon aus manchem Klotz ein rechter Burſche geworden, wenn ihn ein guter Meiſter recht auseinander nahm.“ Darüber hätte er nichts, ſagte der Knecht, wenn er es probiren wolle, ſo ſolle er es machen. Gehört hätte er zwar nie, daß Einer aus einem Zwilchſack einen Sammetrock gemacht oder aus einem Roſſe einen Hengſten.

Hier wurden ſie unterbrochen, und das Geſpräch ward nicht wieder angeknüpft. Die Folge davon ward, daß die zwei beſten Knechte andere Plätze annahmen, welche ihnen längſt angeboten waren. Uli vernahm dieſes alsbald, denn es iſt eine gar rege Aufmerkſamkeit unter dem dienenden Volke um dieſe Zeit, ſie viſiren und zucken nach guten Plätzen ſchärfer noch als auf ihren Sternwarten die Aſtronomen nach neuen Kometen und derlei Dingen. Da kamen die Burſche daher, und einer gab ſich für einen Karrer aus, ein anderer für einen Melker, redeten, als kämen ſie vom Himmel her,

und geberdeten ſich, als ſeien alle Fürſtenthümer und Gewalten über Kühe und Pferde unter ihre Füße gethan. Von dieſen hörte dann Uli, der ſich über das Gelaufe für beſtimmte Plätze wunderte, ſein Karrer hätte zum Kabis-Müller gedungen und ſein Melker in den Krautboden. Das machte ihn böſe, daß ſie dieſes gethan, ohne mit ihm zu reden, ihm das Wort zu gönnen. Er dachte nicht daran, daß er es akkurat ſo gemacht hatte, daß gute Knechte ihr Bewußtſein haben, ſich weder am Lohn abbrechen laſſen, noch um Plätze betteln. Er hielt es ihnen nicht vor, aber gab ihnen kein gut Wort mehr und ſuchte andere Knechtlein, aber ſo wohlfeile als möglich.

Wer Landmann iſt, weiß, welche verhängnißvolle Zeit der Herbſt iſt, wie man alle Hände voll zu thun hat, eigentlich gar nicht in das Bett ſollte oder es machen, wie man von reichen Bauern zu Ratzligen erzählt. Sie hingen, wenn ſie zu Bette gingen, ihre Hoſen an die Stange auf, welche um den Ofen läuft, aber ſobald die Hoſen aufhörten zu plampen, ſtünden ſie wieder auf und machten ſich friſch an die Arbeit. Im Herbſt iſt's nun nöthig, daß Alles flink ſich rührt und ſich geſchickt in die Hände arbeitet, Menſchen und Vieh. Schmollen aber Meiſter und Dienſtboten, gönnen ſich die Worte nicht, dann hat es gefehlt, dann harzet es überall, und es iſt, als ob die Glieder der Arbeitenden mit Blei gefüllt wären. Vreneli machte gut, ſo viel es konnte, mußte aber oft die Augen trocknen, wie Uli unwirſcher wurde, damit aber die Arbeit nicht förderte.

Es wäre ſonſt ein ſo geſegneter Herbſt geweſen! aber was iſt aller Segen des Landes, wenn die Gemüther nicht geſegnet ſind mit Frieden? Es war viel Obſt, und da Uli das Holz zum Dörren nicht zu kaufen brauchte, ſondern Holz nach Nothdurft zur Pacht hatte, ſo ward ein reicher Vorrath für Fehljahre geſammelt. Erdäpfel gab's, daß man ſie kaum unterzubringen wußte, Rüben und Möhren wie ſonſt ſelten. Man hätte ganze Fuder zu Markte führen können, wenn man ent-

behrliche Leute und Rosse gehabt hätte. Indessen löste Uli doch schön Geld aus der sogenannten Stümpelten, weit mehr als er es sich vorgestellt hatte. Auf jedem Gute sind nämlich Hauptproducte, auf welche man hauptsächlich und alle Jahre zählt: Heu, oder, wo das Heu abgefüttert wird, Käs und Milch, und Korn oder Vieh. Dann giebt es noch eine Menge Nebensachen, welche zugleich zufällig sind: Obst z. B. und Erdspeisen, d. h. Speisen, die in der Erde wachsen, Erdäpfel, Kohl, Rüben u. s. w., Hanf, Flachs, in unsern Gegenden auch Oelpflanzen, welche anderwärts zu den Hauptproducten gehören. Je besser nun ein Gut bewirthschaftet wird, und je besser namentlich die Frau ist, desto mehr wird auf diese Weise gleichsam so nebenbei gewonnen. Es wird gar manche Frau hoch gerühmt über ihr Geschick, aus der Stümpelten ein bedeutend Geld zu machen, indem sie alles zu Ehren zu ziehen weiß und es zu Nutzen bringen kann, während andere Weiber nichts zu machen wissen, das Entbehrlichste weder bemerken, noch an Mann zu bringen wissen, es brauchen, wenn und wie der Gebrauch es mit sich bringt, oder es sich selbst überlassen, wenn sie es nicht selbst brauchen können. Das sind die Weiber, denen das Denken eine Pein ist, oder die ihre Gedanken allenthalben haben, nur nicht bei ihrem Hauswesen. Dies macht natürlich einem Mann einen bedeutenden Unterschied, ob seine Frau die Kleinigkeiten alle zu verwerthen verstehe oder nicht. Auf größern Gütern kann es in die hundert Gulden gehen. Vreneli nun verstand das Ding vortrefflich und machte es dem Uli doch nicht ganz recht; es ging nach dem Sprichwort, daß über dem Essen der Appetit wachse. Uli freute sich des schönen Geldes, aber er hätte lieber noch einmal soviel gehabt. Vreneli war eine von den altväterischen Seelen, welche gern Vorräthe haben im Hause auf mehr als einen Tag, welche gern die Schränke füllen mit Leinenzeug, Andenken guter Jahre. Vreneli meinte, sie sollten anfangen zu sorgen, daß sie eigenes Bettzeug hätten in alle Spiel, nicht an Joggeli's gebunden seien,

oder, wenn ſie einmal hier weg kämen, dann nicht alles auf einmal anſchaffen müßten. Fange man früh an, ſo komme man weit, und anfangen müſſe man in guten Jahren, wie ſie jetzt eins hätten, da merke man es nicht, weil man ſonſt kommen möge mit dem Gelde.

Aber Uli ärgerte ſich faſt an allem, was über das Nothwendige hinaus im Hauſe blieb. Geld zu machen, daß man ſich in alle Spiele kehren könne, ſelb ſei die Hauptſache, meinte er. Für das Haus könne man noch lange ſorgen, wenn Gott einem das Leben laſſe; es wäre gut, daß man ſein Korn nicht verkaufen müſſe, wenn es ſo wohlfeil ſei, ſondern den Zins ſonſt machen könne. Nun gab Vreneli etwas nach, und etwas machte es nach ſeinem Kopf. Da iſt aber keine rechte Freudigkeit, wenn Eines hier aus zerrt, das Andere dort aus, das Eine als Beute betrachtet, was es erzerrt, das Andere als Raub, was man ihm abgezerrt. Vreneli zog die Baſe zu Rath, ob es nicht gut wäre, einmal verſtümert abzuſtellen und aufzubegehren, daß Uli wüßte, woran er ſei, und daß es ſich bei ſolchem Schaffen und Sorgen doch nicht meiſtern laſſe wie ein klein Kind.

„Mach' es nicht," rieth die Baſe. „Was trägt es dir ab? Wenn du auch etwas an Vorräthen und etwas an Bettzeug erobern könnteſt und dir dann die Mäuſe darüber kommen, was haſt du dann davon? Hundert Jahre, wenn ihr das Leben habt, mußt du es noch hören. Fahre in Gottes Namen fort, wie du angefangen haſt, und verkauft er dir noch mehr, ſo laſſe es auch geſchehen; denke, an einigen Ellen Leinenzeug und einigen Mäßen Obſt hängen Heil und Seligkeit nicht." Während die Baſe ſo ſprach, ſtrich Joggeli um ein Wägelchen herum, welches geladen wurde, um auf den Markt gefahren zu werden. „Ja, ja," ſagte er, „ſo iſt es recht, das müßte mir auch verkauft ſein, und je mehr, je lieber; die Weiber ſehen es freilich nicht gern, wollen Vorräthe haben, aber wofür? Um die gute Frau zu machen oder einen Kreuzer Geld,

von dem der Mann nichts weiß. Meine Frau hat mir damit geſchadet, es weiß kein Menſch wie viel, und Breni wird wohl von ihr was davon gelernt haben. Daher haſt Recht, gleich anfangs zu zeigen, wer Meiſter iſt, und welchen Weg es gehen muß. Das Geld wirſt brauchen können, allweg freſſen es die Mäuſe nicht, und die Motten kommen nicht darein." Solche Reden gefielen natürlich Uli wohl, ſtärkten ſeinen Glauben an Joggeli's Wohlmeinenheit, an die Nothwendigkeit, den eigenen Willen durchzuſetzen, und in der Anſicht, Geld machen ſei unter allen Künſten die erſte und dringlichſte.

Als Weihnacht kam, hatte Uli wirklich ein ſchön Stück Geld aus all der Stümpelten gelöst, weit, weit über den Bedarf zu den Geſindelöhnen, und doch war es keine fröhliche Zeit, und das Neujahr war ebenfalls kein heiteres. Es iſt oft der Fall, daß, wenn man Dienſtboten ändert, man den Wendepunkt, wo die alten aus, die neuen einziehen, nicht erwarten mag, und zwar beiderſeitig nicht. Das Verhältniß iſt ſo giftig geworden, daß man ſich nicht bloß kein gut Wort mehr gibt, nicht bloß zornig wird, wenn man ſich ſieht, ſondern ſogar, wenn man ſich aus der Ferne huſten hört. So war es aber in der Glungge nicht, im Gegentheil, als der Zeitpunkt heranrückte, wo geſchieden werden mußte, mochten beide Theile nicht gern daran denken, hätten gern dem Rade der Zeit den Hemmſchuh untergelegt. Selbſt Uli kam es jetzt, er hätte ſich doch vielleicht den unrechten Finger verbunden, allweg habe er ſich eine ſchwere Bürde aufgeladen, und Jahre werde es gehen, ehe er aus den Klötzen, welche er angeſtellt, ordentliche Knechte herausgehauen und zurecht gemeißelt. Begreiflich geſtand er es nicht, nicht einmal vor ſich ſelbſt wollte er ſo recht den Namen haben, daß es ihm ſo ſei. Den Knechten ging es ähnlich; ſie verließen ungern die Glungge, zeigten es jedoch nur Breneli, wie es ihnen war, und daß ſie wohl wüßten, wenn es nach ſeinem Kopfe gegangen, ſie beiſammen geblieben wären. Aeußerlich hatten Alle das Anſehen, als ob ſie ſich

bitterlich haßten, aber innerlich war bloß ein Grollen, und zwar ein Grollen, daß sie von einander mußten, und zwar ohne Nothwendigkeit, sondern weil jeder einen aparten Kopf hatte, und Uli den allerapartesten, gespickt mit Joggeli'schen Brocken. Abgehende Dienstboten feiern, wie bekannt, das Neujahrsmahl noch mit, es ist das Abschiedsmahl, nach welchem sie weiter ziehen auf ihrer Pilgerreise nach einer neuen Station. Viele essen und trinken da noch zum Platzen, um die alten Meisterleute zu ärgern und von ihren Rechten den ausgedehntesten Gebrauch zu machen, und leben doch am besten am Gedanken, wie zornig sie ihre Meisterleute verlassen. Das ist ein wüst Zeichen der verkehrten Natur der Menschen, eine wahre Teufelsüchtelei. So ging's in der Glungge nicht; man war karg mit den Worten, mit Essen und Trinken ging es auch nicht recht, wie sehr Vreneli nöthigte. Daher kam die Offenheit nicht, welche der Wein manchmal bringt, die frostigen Berner Naturen thauten nicht auf, kurz machte man die Sache, und düster zog das Jahr auf der Glungge ein, und als am folgenden Morgen die Abgehenden Abschied nahmen und sagten: „Lebet wohl und zürnet nüt," waren die Gesichter auch düster, doch war keine Stimme, die nicht gebebt hätte, wenn sie Vreneli sagte: „Leb' wohl und zürn nüt." „Leb' wohl," sagte dann Vreneli, und wenn du vorbei gehst, so komme in's Haus und berichte, wie es dir geht. Hörst? und vergiß es nicht; ich zürnte es, wenn du es nicht thätest. Je besser es dir geht, desto mehr wird es mich freuen. Aber es ist keine Gefahr um dich; stellst dich gut, so geht's dir gut; giebt's dir etwas Ungesinntes, und können wir dir helfen, so vergiß uns nicht und denke an uns." Selbst Uli sagte: sie sollten ihm nicht zürnen; wenn sie einmal selbst in seine Lage kämen, so würden sie ihn begreifen. Wenn Einer einen Anfang hätte wie er, so müsse er sich sturm sinnen, woher er die Kreuzer alle nehmen wolle. So schieden sie im Frieden voneinander, und dies ist allemal schön. Wer aus allen Häusern im Frie-

den ſcheidet, darf hoffen, einſt auch im Frieden zu ſcheiden aus dieſer Welt und einzuziehen mit Freuden in Gottes himmliſches Haus.

Am Nachmittag und am folgenden Tage zogen die neuen Dienſtboten ein, und Vreneli ward es ein um das andere Mal übel.

Es iſt ein wunderlich Geſchöpf ſo ein Menſchenkind, und noch wunderlicher krabbelt es ihm im Kopfe herum, noch viel wunderlicher als in einem chineſiſchen Wörterbuche die achtzigtauſend Schriftzeichen, welche die chineſiſchen Gelehrten erſonnen haben ſollen, krabbeln mögen. Ja müſſen noch ganz andere Gelehrten haben die Chineſen als wir, haben aber auch um ſo längere und dickere Zöpfe, begreiflich!

Was ſo in eines Knechtleins Kopfe krabbelt, ſtellt ſich ſelten ein Menſch vor, und wäre es auch ein Gelehrter, ſelbſt ein deutſcher. Sie kamen daher wie Dampfkeſſel, auf zwei ſchlechte Beine geſtellt zwar, aber aus allen Löchern pfiff und ſchnurrte der Dampf, ſintemalen ſie aufgeblaſen waren, was die Haut ertragen mochte. Erſtlich bildeten ſie ſich ſchrecklich viel ein, daß ſie wirklich einen Platz hatten und noch dazu an einem ſo berühmten großen Bauernorte. Wer ihnen begegnete, fragten ſie, wie weit es noch bis zur Gmuggs ſei, und jeder mußte vernehmen, dies ſei der Berühmte, man werde ſchon davon gehört haben, der dort als Melker oder Karrer einziehe, aber gar als Meiſterknecht, denn ſo genau nahmen ſie es nicht. Sie bildeten ſich auch wirklich ein, ſolche wie ſie ſeien noch nie dieſe Wege gewandelt, denn ſie gingen nicht, ſie wandelten. Als ſie endlich an Ort und Stelle angewandelt kamen, mußten ſie natürlich zeigen, wer da angewandelt käme, und ſo kamen ſie wirklich wie aufrechte Dampfkeſſel auf zwei Beinen. Vreneli weinte zuletzt, doch bloß für ſich. Uli ſtanden die Haare bolzgerade auf vor Zorn, er verwerchete ihn jedoch auch im Stillen. Joggeli ſaß hinter dem Fenſter und verwerchete nur Bolzen.

freude, jedoch auch im Stillen, er fürchtete ſich doch zuweilen vor den Kernſprüchen ſeiner Frau.

Nach und nach langte auch die Bagage an; die war traurig, es war, als käme ſie aus dem ſiebenjährigen Kriege und hätte alle Schlachten mitgefochten.

Mädi war's, welche recognoscirte und ſichere Berichte darüber brachte. Mädi war alſo geblieben, Vreneli zu Lieb' und Ehr'. Es konnte Uli nicht verzeihen, daß er die Andern zum Abzug gebracht. Mädi hatte keinen Liebhaber unter den Abgehenden, aber das Ehrgefühl rechter Mägde, welchen alles daran gelegen iſt, daß es gut gehe, da wo ſie dienen, daß es heiße: da werde recht gearbeitet, und beſſere Ordnung ſehe man nirgends. So viel Verſtand hatten zur ſelben Zeit die Dienſtboten, daß die Ehre des Orts auch auf die fiel, welche zu dieſer Ordnung beitrugen. Mädi hatte Schadenfreude und ſagte: es geſchehe Uli recht, daß er ſolchen Zeug gekriegt; der werde das Jahr über für mehr als zweihundert Thaler Zorn und Verdruß zu ſchlucken haben. Nur ſei es nicht recht, ſagte es dann zornig, daß die Unſchuldigen mit leiden müſſen. Das werde eine Zuverſicht geben, daß man vor Zorn nicht mehr werde die Augen aufthun mögen. Aber was ihn's am zornigſten mache, ſei, daß man die Lumpen alle Wochen werde waſchen müſſen und dann die halbe Woche um's Haus herum werde zu hängen haben, das werde doch der Glungge wohl anſtehen! Die Leute werden glauben, es ſei da ein Lumpenſammler eingezogen und trockne an den Zäunen, was er naß zuſammen getragen. Es haſſe nichts mehr, als ſo verhudelte Hemdchen zu waſchen. Anrühren dürfe man ſie nicht, das Waſſer ertrügen ſie nicht, an der Sonne führen ſie auseinander, und das leiſeſte Lüftchen trage die Fetzen dem Teufel zu, und wenn dann nichts mehr ſei, ſo müſſe man alles geſtohlen haben. Am beſten ſei es, Uli waſche ſelber, Vreneli ſolle es ihm ſagen, Mädi wolle damit hell nichts zu thun haben. Vreneli ſagte nichts, aber Mädi konnte ſich nicht enthalten, Uli zu fragen: „Sag', Uli,

in der hintern Kammer ſind noch zwei große alte Tröge, ſoll ich dieſe etwa ausputzen, damit die neuen Knechte Platz haben für ihre Sachen?" „Wenn es nöthig iſt, ſo will ich es dir ſchon befehlen," ſchnauzte Uli. „Einſtweilen ſieh nur zu dir und mache, daß du immer Platz haſt." „Jä ſo," ſagte Mädi, „iſt das ſo gemeint. Das wird eine ſtrenge Obrigkeit geben ſollen, wo man nicht mehr das Maul aufthun ſoll und ſagen, was einem d'rein kommt." „Höre, Mädi," ſagte Vreneli, „ſchweig und laß der Sache den Lauf." „Aber darf man kein Wort mehr ſagen hier, ſoll das ſo ſtreng gehen?" „Reden kannſt, ſo viel du willſt, aber Oel in's Feuer ſchütten, ſelb thue mir nicht, ſelb iſt nie erlaubt und war es zu keinen Zeiten. Aber es iſt halt eine böſe Zeit, was klar war, wird finſter, und je mehr die Menſchen ſich einbilden auf ihre Weisheit, deſto dümmer gehen ſie mit allem um, und was geſetzlich beſchränkt war, ſoll jetzt geſetzlich erlaubt ſein, Gift und Feuer in jedes Kindes Hand zu freiem Gebrauch geſtellt werden."

Es war in der That nicht nöthig, bei Uli Oel in's Feuer zu ſchütten, es brannte ohnehin ſattſam in ihm. Uli hatte ſich vorgeſtellt, wenn er wohlfeile Knechtlein dinge für ſeine höhern Stallſtellen, ſo kämen die demüthig daher im Gefühl, wie ihre dermaligen Kräfte ihrer Aufgabe nicht gewachſen ſeien, und mit dem Vorſatz, das Fehlende baldmöglichſt zu ergänzen. Aber, potz Himmeltürk, wie gröblich hatte Uli ſich geirrt; den Bürſchchen kam nicht von weitem in Sinn, daß ſie noch was zu lernen hätten, und ſo wie ſie ihre Poſten hatten, hatten ſie auch das Bewußtſein vollſtändiger Vollkommenheit. Sie hätten es immer ſo gemacht, ſie ſeien es ſo gewohnt, allenthalben, wo ſie geweſen, ſei es ſo recht geweſen, ſie wüßten nicht, warum es hier nicht auch recht ſein ſollte. Das war ihre Antwort, mit welcher ſie bei jeder Zurechtweiſung bei der Hand waren. Um ſo trotziger gaben ſie dieſe Antwort, weil ſie Uli als ihres Gleichen betrachteten. So Einer, der auch nur erſt Knecht geweſen, ſolle nicht kommen und ſie dreſſiren wollen, von Einem,

der nicht mehr ſei als ſie, ließen ſie ſich nicht kujoniren, dem wollten ſie es zu merken geben, daß ſie wohl wüßten, wer er geweſen, wenn es es etwa vergeſſen wolle, ſolch liebliche Gedanken hatten ſie. Man kann ſich denken, welch lieblich Daſeiſein Uli hatte, und durfte nicht klagen. „Selbſt gethan, ſelbſt haben," mußte er denken.

Aus der Tenne war viel Korn getragen worden, was nicht immer der Fall iſt, wenn auch viel Garben eingefahren worden ſind. Aber aufſchlagen wollte es nicht, die Müller thaten ſehr wählig, und ſelten ſah man einen bei einem Bauernhauſe. Dagegen ſchneite es mächtig, regnete d'rein, fror wieder zu, ſchneite wieder, ſo daß Uli dachte, es lege ſich eine Eiskruſte über die Aecker, unter dieſer erſticke der Samen oder die Mäuſe thäten ihn freſſen. Im Frühling oder gegen den Sommer müſſe das Korn allweg aufſchlagen, und da ſei es doch hart, es unter dem Preiſe verkaufen zu müſſen, um den Zins zahlen zu können, den Joggeli durchaus nicht nöthig hatte. Die Pachtherren haben es gar verſchieden gegenüber ihren Pächtern. Es iſt hier nicht von irländiſchen, nicht von engliſchen Pachtherren die Rede, ſondern von ſchweizeriſchen begreiflich. Einem Pachtherrn, der noch lebt, brachte einmal ein Pächter den Zins gleich am Verfalltage. Der Pachtherr fuhr ihn ſchrecklich an: „Meinſt, ich habe das Geld ſo nöthig, wie ſo ein Lumpenbub von deinem Caliber?" Und faſt hätte er den armen Teufel vom Hofe gejagt. Der Pächter hatte gemeint, wie gut er es mache, hatte das Geld in allen Ecken zuſammengeleſen, kam ſtolz daher im Hochgefühl freudiger Erwartungen, und wurde angefahren, daß ihm die Knie noch lange nachher wackelten. So kann man ſich täuſchen in ſeinen Erwartungen, wenn man die Menſchen nicht kennt; der kam aber ſein Lebtag nie mehr am Verfalltage mit dem Zins daher.

Ein anderer Pächter kam zu ſeinem Pachtherrn auch ohne langes Warten mit dem vollen Zins und meinte, was er thue und wie wohl er ankäme. „Es ſcheint," ſagte der Pachtherr, „die Pacht ſei gut, daß Ihr den Zins ſo ſchnell machen

kömt, ja, ja, die Zeiten sind gut für die Pächter, alles geräth wohl und gilt viel, ein Birnstiel ist wie baar Geld. Apropos, was ich habe sagen wollen, ich gönne Euch die Pacht, aber per Jucharte muß ich zwei Thaler Zins mehr haben, anders thue ich es nicht. Für mich sind die Zeiten bös, alles ist theuer, ich muß sehen, wie ich mich durchbringe." „Wart', du alter verfluchter Schelm," dachte der Pächter, der auch nicht dumm war, „dir bin ich schlau genug für die Zukunft, wenn du mich jetzt nicht kriegst." Und demüthig that er, rutschte fast auf den Knien herum und redete verblümt von einem Erblein, welches ihn in den Stand gesetzt, die Pacht zu zahlen, kurz er brachte es dahin, daß der Herr bei dem gleichen Pachtgelde blieb. Von da an kriegte selber Herr den Zins nie schnell und ganz, sondern erst auf langes Mahnen hin verstückelt, und unter hundert Seufzern und Bitten, doch abzulassen, dieweil der Zins nicht zu erschwingen sei, das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt werden müsse, um ihn aufzubringen. Das freut dann den Herrn gar sehr, daß er sein Land so hoch angebracht, den Pächter so hart gepreßt, er läßt aber nicht ab, schlägt aber auch nicht auf, und er und der Pächter sind herzlich wohl zufrieden mit einander. Sind doch zuweilen curiose Leute die Menschen!

Uli wußte aber, daß Joggeli weder zu der einen, noch zu der andern Sorte gehörte. Er war zu mißtrauisch, um gern lange Geld ausstehend zu haben, hatte es zu gern in den Händen und trieb zu gern Kurzweil mit Zählen, als daß er es gern lange mißte. Sollte er also verkaufen um geringen Preis, um den Zins zu machen, sollte er sein Geldlein einziehen und das Korn sparen, das ging ihm im Kopfe herum, daß er oft aussah akkurat wie eine wandelnde Brummelsuppe.

Das dritte Ding (an zweien wäre es mehr als hinreichend gewesen, um einen Uli rappelköpfig zu machen) war Breneli's Zustand. Breneli's Zustand war eben kein besonderer, aber es war das erste Mal, daß Breneli darin war, Uli so

was erlebte, und da meint man denn wunder, wie apart alles sei und das Allerschrecklichste vor der Thüre stehe. Je inniger die Liebe, desto größer auch die Angst. Und Uli hatte Breneli von Herzen lieb, er sah gar wohl, was er an demselben hatte, aber seine Liebe war halt nicht besser als ein Diamant, derselbe läuft im Nebel der Welt auch an, ja sogar mit irdischem Kothe kann man ihn bedecken.

Wie sehr Uli Breneli auch liebte, den rechten Verstand in solchen Dingen und Zuständen hatte Uli doch nicht bei aller Angst. Die Weiber haben es gern, wenn man sie an Ruhe mahnt und die Arbeit ihnen wehrt, sie thun dann gern noch einmal so viel als sonst, und ohne sich zu beklagen. Uli kannte das nicht, und wenn Breneli nicht immer bei allem war wie sonst, so vermißte er es, fragte nach ihm, fragte, ob ihm was fehle, dies und jenes sollte gemacht sein, wenn man nicht immer hinten und vorn sei, so sei nichts gemacht u. s. w. Er merkte in seiner Hast nicht, daß er damit Breneli weh that, er meinte es gut, hatte aber halt den Verstand nicht. Wer ihn halt nicht habe, dem müsse man ihn machen, meinte die Base. Sie hielt Uli eine scharfe Predigt, machte ihm himmelangst und die Hölle heiß, er versprach das Beste. Fortan, wenn er fragte: „Wo ist Breneli? Breneli, das und das sollte gemacht werden, das und das solltest machen," so setzte er allemal hinzu: „Oder magst etwa nicht, so sag' es, ich will dann sehen, wer es macht, oder wie es geht." Die Base sagte oft: ein Kälb sei dumm, aber mit so einem jungen Mann sei es doch noch lange nicht zusammen zu zählen, selbst mit manchem alten nicht, brummte sie manchmal nachsätzlich. So geduldig die Alte mit dem lieben Gott war, so sehr sie überzeugt war, daß alles komme aus seiner väterlichen Hand zu unserm Besten, Käfer sogar und Mäuse, so geduldig war sie auch mit dem Mannevolk, aber sie betrachtete es eben wie Käfer und Mäuse, wie eine Art Ungeziefer, welches man in Geduld und Langmuth zu ertragen habe, weil es eben von Gottes väterlicher Hand geordnet sei.

Ihre Ansicht darüber freimüthig auszudrücken, hielt sie erlaubt. Es war Uli aber auch etwas zu verzeihen. Wo er nicht war, ging was Krummes, bald was mit den Rossen, bald was mit den Kühen. War er im Walde, so gab's daheim was Dummes, war er daheim, so kam man aus dem Walde mit einem zerbrochenen Wagen heim oder einem blessirten Rosse. Da kommt dann gern so eine allgemeine Ungeduld in die Glieder. Wie es gehen solle, wenn Vreneli ganz dahinten bleiben müsse, das begriff Uli nicht. Indessen so was muß man begreifen lernen, man mag wollen oder nicht.

Kapitel 6.

Ein Kindlein kommt und wird getauft.

Unwiderstehlich rücken die Tage vor, einer nach dem andern, unerwartet kommt der rechte, der die Entscheidung bringt, Leben oder Tod, Weh oder Freude hält in seiner Hand, und eben darum ein so banger ist, weil man nicht weiß, welches von beiden er birgt in der verschlossenen Hand. So kam er auch unerwartet auf der Glungge, eben als Vreneli noch eine kleine Wäsche abthun wollte, damit die Knechtlein wieder was Sauberes am Leibe hätten. Er brachte weder Weh noch Tod, sondern ein klein Mägdelein, das mörderlich schrie, den Mund aufriß bis hinter die Ohren, von welchem jedoch die Base versicherte, daß sie ein so hübsches nie gesehen habe. Elisi sei auch hübsch gewesen, und kein Mensch würde gedacht haben, daß es am Ende nur so zu einem dürren Birnenstiel auswachse, aber gegen dieses sei es doch nur ein Schatten gewesen. Die Freude war groß bei Uli und Vreneli, doch konnte Uli sich nicht enthalten, merken zu lassen, wie er lieber einen Buben gehabt wegen der Hülfe. So einen Bub könne man gar früh brauchen und glaube nicht, wie kommod er einem Vater

komme. „Warte nur, du wirst noch Buben genug kriegen, darum hat dir Gott das Kindermädchen vorausgesandt," sagte die Base. „Mit den Buben ist es halt nichts, als daß sie in allem sind und man ganze Tage ihnen abwehren muß. Mädchen hangen der Mutter an der Schürze, und wie sie auf den Füßchen stehen können, hat man Hülfe von ihnen; sie heben was auf, sie tragen was nach, sie sehen zur Milch auf dem Feuer, daß sie nicht überläuft, zum Kraut im Hafen, daß es nicht anbrennt. Klein können sie es, groß vergessen sie es manchmal," setzte sie seufzend bei.

Die Base war der Wächter über Mutter und Kind. Sie sorgte, daß beide das Nöthige erhielten zu rechter Zeit, Vreneli sich nicht selbst darum mühen mußte oder sonst nicht zu früh in Anspruch genommen wurde. Da Mädi bereits bei der Base gedient, so gab es keine Competenzstreitigkeiten, wie sie bei ähnlichen Gelegenheiten sonst nicht selten sind, namentlich zwischen einer allfälligen Frau Schwiegermutter, welche in solchen Fällen eigens herkommt, und dem Gesindepersonal. Es mußte schon mancher arme Schwiegersohn taufen lassen über Hals und Kopf, damit er der mit aller Welt im Kriege liegenden Schwiegermutter los und wieder zu Frieden käme. Solch ein vernünftiger Wächter thäte jeder Wöchnerin wohl, aber eben ein friedlicher, der nicht mit Krieg und Kriegsgeschrei sie in neue Nöthen und gefährliche Fieber bringt. Diese Wächter müssen sich aber freiwillig eben in befreundeten Personen finden, fremde irren, und allfällige Vereine sind auf dem Lande, was Treibhauspflanzen versetzt in bäurische Gärtchen. Solche Wächter finden sich auf dem Lande unter den ältern Frauen, so weit es ihre Geschäfte erlauben. Wie alte Offiziere immer bereit sind, Freiwillige vorzustellen, und wenn das nicht mehr möglich ist, doch gar zu gern ihre alten Kriegszüge repetiren und sich dieselben so recht lebendig vergegenwärtigen, so lieben Weiber, welche die Zeit unbarmherzig über die Tage der Kindbetten hinaus getragen, die Betten junger Weiber und er-

quicken ſich dabei an der Vergegenwärtigung der eigenen Feldzüge. Die Baſe war wirklich da wie der gute Engel, und wenn Joggeli ſchon brummte, ſie thäte dümmer als eine Großmutter, und wenn er ſterben thäte, ſie merkte es kaum, ſo nahm ſie es kaltblütig hin und that, was ihr Noth ſchien.

Mehr ärgerte ſie ſich über Uli, der ihr alles zu kaltblütig nahm, und ſo in ſeinem Treiben und Jagen befangen war, daß er weder Zeit nahm zu beſonderen Vaterfreuden, noch recht Zeit, der Sache, wie man zu ſagen pflegt, nachzulaufen, und doch war es Winter. Kaum daß er Zeit hatte die Taufzeugen auswählen zu helfen. Begreiflich war erſte Pathin die Baſe, des Bodenbauern Frau die zweite; mit der Wahl des Pathen hatte er Noth. Endlich ward dazu ein alter Vetter erwählt, von dem die Baſe ſagte, der müſſe doch einmal auch herbei; wüſt gethan habe der ſein Lebtag, es nehme ſie wunder, was der für ein Geſicht mache, und ob er daran denke, eins zuwege zu bringen, welches er dem lieben Gott zeigen dürfe, dann in Sinn werde es dem doch kommen, daß, wenn man ſiebenzig Jahre alt ſei, das Abwarſchiren nicht mehr fern ſein könne. Vreneli ſchüttelte den Kopf dazu; dies Geſicht hätte es lieber nicht geſehen. Von dieſem Manne hatte es immer nur mit dunkeln Worten reden gehört, als wie von einem Geſpenſt, und wenn es weiter fragen wollte, ſo hatte man geſagt: „Das iſt ein Wüſter, am beſten iſt's man rede nicht von ihm.“ „Ein Unflath war er, du haſt Recht,“ ſagte die Baſe, „und ich werde das Unſervater auch zweimal ſtatt nur einmal beten an ſelbem Tag, wo ich ihn ſehen muß. Aber ſieh, vielleicht kommt es ihm in Sinn, gut zu machen, vielleicht denkt er dabei an ſeine Sünden und möchte ein Geſicht machen, welches unſer Herrgott gern ſieht, und es fehlt ihm die Gelegenheit dazu, die wollen wir ihm geben, er hat doch dann keinen Vorwand, wenn der Richter ihn fragt: „Hans! und Vreneli?“ thut er dann nicht darum, je nun, ſo haben wir doch das Unſere gethan.“ „Aber, Baſe,“ ſagte Vreneli, „wer ſoll ihn zu Ge-

vatter bitten?“ „Uli, verſteht ſich,“ ſagte die Baſe. „Nein, Baſe,“ ſagte Breneli, „dies darf ich Uli doch wirklich nicht zumuthen, er könnte mich dauern; das Gevatterbitten iſt ihm obendrein ſchrecklich zuwider. Sehet nur, was er für ein Geſicht macht, wenn er Euch die Sache vorbringt, und ſieht Euch doch alle Tage und hält Euch faſt wie die Mutter. Auch zu Bodenbauers Frau zu gehen, macht ihm Kummer. Erſt dann noch zu dem Vetter, den er nicht kennt, der ſein Lebtag nie was von mir wiſſen wollte, der jagt ihn mit dem Stock vom Hauſe weg. Jahrelang vergißt mir Uli das nicht, wenn wir ihn an einen ſolchen Ort ſchicken.“ „Schweige nur, er muß gehen, das thut ihm nur wohl; die Manne müſſen nicht meinen, daß ſie nur das zu machen hätten, was ihnen anſtändig iſt und für gut dünkt,“ ſagte die Baſe. „Wofür hätte man ſie ſonſt, die Tabakſtinker, wenn man ſie nicht zuweilen an etwas hinſchicken könnte, welches man nicht ſelbſt anrühren mag?“ „Aber Uli geht Euch nicht, Baſe, und warum ihn böſe machen ſo für nichts und wieder nichts?“ ſagte Breneli. „Das verſtehſt du nicht,“ ſagte die Baſe. „Uli geht, man muß es nur machen wie der Tüfel mit den Menſchen; zu guten Sachen wird das wohl erlaubt ſein. Man muß ihn bei der ſchwachen Seite nehmen. Da kommt er. Will dir gleich zeigen, wie man das macht.“ Breneli wollte noch einreden, wie das ihm auch nicht anſtändig ſei, aber Uli trat ſchon ein, und die Baſe ſprach: „Du haſt mich noch nicht zu Gevatter gebeten, und die Leute ſagen doch, ich ſolle Pathin ſein; laß doch ſehen, wie kannſt du das, und was für ein Geſicht machſt du dazu?“ „Wenn Ihr das verrichten wolltet, ſo wäre es mir grauſam anſtändig, und daß Ihr Euch deretwegen gar verköſtigen ſolltet, ſelb meinten wir nicht,“ ſagte Uli. „He nun, kurz und gut, es iſt immer beſſer, als ſo ein Geſtürm, wo man nicht weiß, was hinten, was vorn iſt,“ ſagte die Alte. „Die andern Male machſt es ſchon beſſer, beſonders beim Pathen mußt anwenden.“ „Wenn wir nur ſchon einen hätten,“ ſagte Uli, „das Andere

würde sich schon machen. Wir haben uns schon die Köpfe kraus gedacht, und keinen brachten wir heraus, bei dem nicht ein Wenn oder ein Aber war." „So geht es gern beim Ersten," sagte die Base; „später nimmt man es schon nicht halb so genau mehr. Wir haben schon an einen gedacht, rathe mal." Uli rieth, aber errieth nichts. „Hagelhans im Blitzloch," sagte endlich die Base; „nicht wahr, an den hättest nicht gedacht?" „Ihr verirt, Base," sagte Uli, „das soll ja der größte Unflath sein, und mit dem werdet Ihr nicht begehren zu Gevatter zu stehen." „Euretwegen wohl," sagte die Base. „Er ist eigentlich Breneli's nächster Verwandter, hat keine Kinder, und man weiß nie, was solchen Menschen am Ende noch in's Gewissen kommt. Man hat Beispiele von Exempeln, wie die Wüstesten lind wurden, wenn es zum Abfahren ging. Man ist's seinen Kindern schuldig, den Verwandten sich zu zeigen und daß man noch an sie denkt. Und wer weiß, wenn er dich 'mal kennt, könnte er dir auch noch kommod kommen mit seinem Gelde, man kann nie wissen, was so einem grauen Hagelhans durch den Kopf fahren kann. Daneben ist's auch möglich, daß er dich mit dem Stock vom Hause wegjagt, aber fressen wird er dich nicht, und wenn er in Kurzem sterben sollte, so brauchst doch nicht in den Haaren zu kratzen und zu sagen: Wer weiß, wenn ich gegangen wäre, käme jetzt auch was an mich. Aber ich machte den Kopf, bin jetzt reuig, gefressen hätte er mich allweg nicht, und einen Verwandten zu Gevatter bitten, ist noch lange nicht gebettelt." „He ja, wenn Ihr meint, Base," sagte Uli zu Breneli's großer Verwunderung, „so könnte ich probiren. Zuwider ist's mir, aber der Kinder wegen wird man sich noch Manches gefallen lassen müssen, habe ich mir sagen lassen, und wenn dies das Aergste wäre, so wollte ich nicht klagen; es ist mir nur, daß ich deretwegen einen ganzen Tag versäumen muß."

„Ach, Base," sagte Breneli, als Uli nach abgemachter Sache wieder gegangen war, „ich sollte lachen, und das Wei-

nen ist mir zuvorderst. Das hatte ich von Uli nicht erwartet, und daß das arme Kindlein den Hagelhans zum Pathen haben soll, das, Base, ist doch wahrlich nicht recht; von ganzem Herzen erbarmt es mich, sehen mag ich ihn nicht, ich bleibe im Bett." „Das wäre curios, wäre das erste Mal, daß du vor einem Menschen dich nicht zeigen dürftest. Der liebe Gott giebt ganz schlechten Eltern Kinder, daß man es gar nicht begreifen kann, warum er das den armen Würmchen zu leide thut. Man muß sich damit trösten, daß er am besten weiß, warum er es macht, aber darum wird es wohl erlaubt sein, einem Kind einen Pathen zu geben, der nicht der sauberste ist; bin doch ich noch da und die Bodenbäuerin, du, Uli, da wird doch Hagelhans am Kind wenig machen können, und läßt Gott es zu, nimmt er die Gevatterschaft an, so weiß niemand, für was das gut ist, vielleicht, daß es Hagelhans herumführt und zum Frieden bringt. Darum laß es jetzt gehen, wie es angesponnen ist, mach' mir Uli nicht etwa abwendig, hörst!"

Vreneli gehorchte, Uli ging. Das Blitzloch, wo Hagelhans wohnte, war von der Glungge ungefähr fünf Stunden entfernt und lag in einer Gegend, welche ziemlich unbekannt ist, aus einem großen Hügelknäuel besteht, durch den keine Heerstraße führt, der aber von Metzgern, Fürkäufern, Hühnerträgern, Taubenkrämern und Haberhändlern fleißig besucht wird; denn da kriegt, wer Geld hat, zu kaufen, was er an Landesproducten sucht zum Handel oder eignen Gebrauch. Uli war noch nie in der Gegend gewesen, geschweige denn im Blitzloch selbst. Anfänglich marschirte er wie ein Pfarrer, der seiner Predigt noch nicht recht sicher ist und sie auf dem Kirchweg noch einmal probirt, halblaut und mit Händewerfen. Er studirte seine Gevatterbitte ein, sagte die Worte bald so, bald anders, und war er hinten aus, so wußte er nicht, wie er angefangen hatte, mußte frisch an das Studiren. Nun kennt ein Pfarrer seinen Kirchweg, die Steinchen alle sind ihm wohlbekannt, er verirrt sich nicht, er stolpert nicht mit den Beinen. Uli

aber kannte weder den Weg, noch viel weniger die Steine auf demselben, daher er tapfer stolperte, seine Nase bedenklich gefährdete und am Ende noch verirrte. Er war genöthigt, sein Studiren zu lassen und auf den Weg zu achten, denn wo keine Heerstraße ist, da laufen desto mehr kleine Wege durcheinander, und in einem Hügellande verliert man auch die Richtung leicht.

Das Blitzloch war ein großer Hof, lag, wie es sich von selbst versteht, in einem Loch und hatte seinen Namen daher, weil vor hundert Jahren, als der Hügel gegen Westen abgeholzt war, fast alle Jahre der Blitz dort eingeschlagen hatte, so daß man sich lange nicht mehr getraute, ein Haus daselbst aufzurichten. Hagelhans war ein Bauer, groß von Statur und reich an Geld, hatte Knochen wie ein Ochs, ein Gesicht wie ein Löwe und Augen wie eine Katze, wenn weder Sonne, Mond noch Sterne am Himmel stehen. Lieb war er, so weit man wußte, niemanden: kam er in einen Stall, so schletterte das Vieh, sah ihn ein armer Mensch auf der Straße, so floh er über alle Zäune weg, kam er in ein Wirthshaus, so floh das Stubenmädchen auf den Estrich und rief den Dieb, als thäte es am Messer stecken; einen Hund hatte er, groß wie ein vierteljähtig Kalb, der begleitete ihn Tritt für Tritt, und Tauben trippelten furchtlos um seine Füße.

Uli kannte ihn nicht, aber was er von ihm gehört, veranlaßte ihn stille zu stehen und sich bestmöglichst zu fassen, als er auf der Höhe stand, wo man ihm das Blitzloch zu seinen Füßen gezeigt. Er repetirte seine Rede, aber er mußte zwischen durch auch seinen Augen Gehör geben, welche das Blitzloch musterten, und darum kam er mit dem Repetiren nicht weit. Im Blitzloch sah es schön aus, d. h. für eines Landmanns Augen, nicht für Herren- oder eines Dämchens Augen. Die Gebäulichkeiten aller Art waren nicht elegant, aber Uli sagte für sich: „Verdammt kommod.“ Was er sah an Aeckern und Wiesen, Bäumen und Zäunen, war so, daß er sagte: „Da könnte man noch was lernen.“ Er vergaß end-

sich seine Rede ganz und gar und schaute sich das Ding da unten an, wie ein Künstler ein Gemälde, ein Liebhaber eine Dame.

„Wo willst?“ erscholl plötzlich eine tiefe Stimme neben ihm. Erschrocken fuhr er auf, sah sich um, sah hinter einem Haselzaun eine Gestalt, welche die seine fast um Kopfslänge überragte, und zwischen den grünen Blättern ein grau Gesicht, mächtig wie ein Löwengesicht. Zelllang stand ein grauer Bart im Gesichte, nicht nach Wiedertäufer Art, sondern weil es dem Eigenthümer beliebte, denselben bloß alle Monate oder alle sechs Wochen herunter zu holen. „Wo willst, oder hast im Sinn, das G'schicklí zu kaufen?“ fragte noch einmal das graue Gesicht, und ein großer Hund legte seine vordern Tatzen auf den Zaun, that das Maul auf und sah seinen Herrn an. Da fand Uli, es sei Zeit zu reden, und sagte: Er habe sich umgesehen, ob er wohl recht gegangen sei. Er wolle in's Blitzloch zum Bauer. „Was willst bei ihm,“ fragte das graue Gesicht und überblitzte Uli mit seinen curiosen Augen, daß Uli alsbald wußte, wen er vor sich hatte. „Seid Ihr ihn etwa selbst?“ fragte er. „Was willst?“ fragte der Alte, dumpf knurrte der Hund. „Ich hätte einen Pathen gemangelt und hätte fragen wollen, ob Ihr die Sache verrichten wollet,“ sagte Uli erschrocken und ganz außer allem G'studirten. „Du Hagels-Lümmel! Habe ich den Leuten dies noch nicht sattsam vertrieben?“ sagte er. „Ist immer noch Einer dumm genug und kommt mit der alten Bettelei!“ sagte der Alte mit einer Stimme wie dumpfer Donner; laut schlug der Hund an und rüstete sich zum Sprung. Das fuhr Uli in die Glieder, er stellte sich fest, denn er gehörte zu den Leuten, welchen der Muth mit der Gefahr kommt, und nicht zu denen, welche Helden sind, so lange keine Gefahr da ist, denen es aber geht, sobald die Gefahr kommt, wie Schönen, welche eine ungeheure Keuschheit zu Felde tragen, so lange keine Gelegenheit zur Sünde sich zeigt. Uli stellte sich fest und sagte: er sei nicht

zum Betteln da, sondern um einen Pathen zu suchen, wie es üblich sei unter Verwandten. „Verwandten," sagte der Alte, „wer bist?" „Bin Pächter auf der Glungge, habe dort das Mädchen geheirathet, welches sie auferzogen," antwortete Uli. „Die Base läßt Euch grüßen, Ihr werdet sie wohl noch kennen, hat sie gesagt." „So, erinnert sich die noch an mich?" sagte der Mann, nachdem er Uli scharf betrachtet hatte, „und du willst dem Mädchen, welches sie auferzogen, sein Mann sein, so? Wenn du doch ein Vetter sein willst und nicht ein Bettler, so kannst hinunterkommen."

Somit stellte der Alte seinen Stock über den Zaun, ergriff zwei Zaunstecken, und ohne mit einem Fuß den wenigstens fünf Fuß hohen Zaun zu berühren, hob er sich hinüber, wie kaum ein Zwanzigjähriger es ihm nachgethan hätte; in hohem Satze sprang der Hund ihm nach. Wie ein alter Riese wandelte Hagelhans schweigend seinem Gehöfte zu, Uli unbehaglich hinterdrein, ungewiß, ob er als Vetter oder Bettler behandelt werden solle. Ein ander Mal, dachte er bei sich, könne die Base selbsten gehen; das sei gar kommod, zu befehlen und dann daheim zu bleiben. Der Weg, fest und eben, wie man ihn bei Schlössern sieht, führte durch einen prächtigen Baumgarten, wo die Bäume in guter Ordnung sauber und reinlich standen, schöner als manch Regiment, wenn es zur Musterung zieht. Ungewöhnlich groß war das Haus, und still wie das Grab lag es da, kein Leben schien dasselbe zu bergen, wenn nicht Tauben es rings umflattert hätten. Tauben saßen auf dem Dache an der Sonne, Tauben standen auf dem Brunnen und nippten den köstlichen süßen Trank, Tauben beinelten rund um's Haus. Uli sah Mägde spinnen in der Stube, aber keine drehte ihre neugierige Nase dem Fenster zu oder streckte sogar das ganze Gesicht durch das Schiebfensterchen, sie spannen emsig, wußten es, daß es sie hell nichts anging, kam Einer oder ging Einer.

Blank war's im Hause, aber düster sah es aus; keine

Art von Schmuck war in der weiten Stube, in welche Hagelhans ihm voranging, kein Glasschrank, kein Geräth irgend einer Art, nicht einmal der große Ofen trug einen Zierath, einen eingebrannten Spruch oder ein eingehauen Bild. Da hieß Hans ihn absitzen, klopfte mit dem Stocke, ein Gesicht erschien unter der Thür, nach einem kurzen Befehl ging es, kam bald wieder mit Brot, Käs und Schnaps, verschwand dann wieder, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben. „Also Pächter auf der Glungge bist?" unterbrach der Alte endlich das unheimliche Schweigen und begann nun eine Art von Examen trotz dem besten Professor. Wie ein alter Edelmann die Geschlechter kennt und mehr oder weniger um den Bestand der Familien sich kümmert, so hatte es auch der Hagelhans, lebte aber geschieden von der Welt, suchte Gelegenheit, Bericht einzuziehen, nicht, kam sie aber zufällig, benutzte er sie. Lange hatte er von der Gegend, woher Uli kam, nichts vernommen, daher war ihm das Meiste neu, was Uli berichtete. Aber ob er an dem Einen oder dem Andern mehr oder weniger Antheil nehme, verrieth er weder mit einem Wort, noch mit einer Miene. Er lachte nicht einmal, als Uli vom Elis und dem Baumwollenhändler erzählte, von der Trinette und dem Johannes, er nahm es mit der gleichen Gleichgültigkeit hin wie das Lob, das Uli seinem Vreneli spendete und der Base, sagte zu allem nichts, als endlich: es sei ein verwegen Stücklein, mit keinen Mitteln eine so große Pacht zu übernehmen. Aber so sei es halt, jeder mache, was er könne, denke, er sei nicht der Erste, der über nichts komme, ob Einer mehr oder minder, sei ja gleichgültig. Nun legte Uli des Langen aus, wie er das nicht so habe, wie er es zu machen gedenke, daß es ihm nicht so gehe. Während er erzählte, schielte er so unvermerkt als möglich nach der Thür, der Magd gewärtig, welche warmes Essen bringe. Aber er spähete umsonst, es erschien keine Magd. Da sagte er endlich: er müsse machen und gehen, der Weg sei lang, die Tage kurz. „Kannst mich

einschreiben lassen," sagte endlich der Alte. „Aber um es zu verrichten, bestelle jemand Anderes oder mache es selbst, ich habe keine Kutte für die Kirche." „Werde der Base Euern Gruß ausrichten sollen?" fragte Uli. „Selb mach', wie du willst, aber das sage ihr, daß, wenn sie mir wieder jemanden zusende, mich nicht ruhig lasse, Hagelhans noch immer der gleiche Unflath sei." Mit diesem Bescheid entließ er Uli, und er und sein Hund sahen ihm nach, bis er oben am Hügelrand verschwunden war. Mißmuthiger, ärgerlicher war Uli kaum je von einem Hause weggegangen, als jetzt vom Blitzloch. So behandelt hatte man ihn wirklich lange nie, und Einen zum Pathen einschreiben lassen zu müssen, der ihm kein gut Wort gegeben, ihn wie einen Bettler gehalten, statt wie einen Vetter, selb kam ihm in den Hals fast wie eine Kanne-Birne, welche bekanntlich die würgende Kraft haben, an welcher Kinder wohl leben, aber nicht erwachsene Leute. Daß das Gevatterbitten nicht eben die angenehmste Verrichtung sei, hatte er immer gehört, aber sich doch nicht vorgestellt, daß man dabei wie ein Hund behandelt werde. Ein ander Mal könne dann wer Anderes gehen, und wenn die Base befehlen wolle, so könne sie es auch ausrichten. Nicht einmal was Warmes anbieten und noch dazu über Mittag und noch dazu einem Vetter, selb war unerhört. War er doch nur Pächter und hätte sich sein Lebtag geschämt, wenn er jemanden, der um diese Zeit zu ihm gekommen, ohne was Warmes aus dem Hause gelassen. Uli dachte nicht, daß die Vettern von Links nicht gleich werth kommen wie die Vettern von Rechts, und daß man ihnen nicht die gleichen Ansprüche zugesteht. Er dachte ferner nur, was man dem Uli schuldig sei, und nicht, was bei Hagelhans bräuchlich sei. Wäre der heilige Bastian gekommen oder eine lebendige Majestät, Papst oder Kaiser, was Warmes hätten sie im Blitzloch nicht gekriegt, und es ist hohe Frage, ob Hagelhans so höflich gegen sie gewesen wie gegen Uli und sie hätte heißen in die Stube kommen. Hagelhans war Hagel-

hans, und wegen irgend einem Menſchenkinde that er keinen Schritt mehr oder weniger, machte keine Miene anders, er fragte Allen den Teufel gleich viel nach. Wer ihm am nächſten kam, war ihm am widerlichſten, gleichviel ob Bettler oder Kaiſer. So war Hagelhans und ſo kannte er ſein, denn er wollte nichts, bedurfte nichts, mit den Menſchen hatte er ab- und ausgerechnet ein für alle Mal, wie er glaubte.

Was Warmes müſſe er haben, machte Uli bei ſich aus, und im nächſten Wirthshauſe kehrte er ein. „Einen Schoppen, Suppe und ſonſt noch was auf einem Teller," befahl er. Der Wirth war ſelbſt daheim, ein ſchwerer Mann am Leibe; ſein Schritt war ſo gewichtig, daß es den Gäſten allemal angſt wurde, wenn er ihretwegen einen Tritt verſetzte, ſie müßten ihn bezahlen, eben weil er ſo gewichtig war. Sein Geldbeutel und ſein Anſehen waren deſto leichter, daran aber dachte Uli nicht, er war noch ſo gewohnt, von der äußern Schwere auf die innere zu ſchließen und von einem doppelten Kinn auf einen doppelten Geldſack, hier voll Silber, dort voll Gold. Große aber hohle Bäuche, außen fix und innen nix, waren damals noch nicht ſo gebräuchlich. „Gar weit ſeid Ihr nicht geweſen," ſprach der ſtattliche Wirth mit einem Geſicht wie ein klöſterlicher Kellerherr oder ein obrigkeitlicher Korn- oder Amtsſchaffner ihn an. „Ich ſah Euch dieſen Morgen vorbei gehen."

„Nein," ſagte Uli, „ganz zunächſt, nur im Blitzloch oder wie man ſagt." „Potz," ſagte der Wirth. „Nehmt es nicht übel, aber beſehen muß ich Euch, ob Ihr noch ganze Knochen habt, von den Kleidern will ich nichts ſagen. Mit ganzen Beinen kommt ſelten Einer aus dem Blitzloch, oder wenn die Beine ganz ſind, ſo iſt er doch halb gefreſſen, b'ſunderbar wenn er wohl am Leibe iſt. Um Verlaub zu fragen, was habt Ihr mit dem Hagelhans wollen? kauſcher bei dem iſt's nicht." Er hätte eine Verrichtung gehabt von einer Baſe von Hans, ſagte Uli, aber es wäre ihm auch lieber, er wäre nicht gegangen, obgleich er ungeſchlagen und ungebiſſen davon gekommen. „Ja,

das iſt Einer," ſagte der Wirth. „Zwei ſolche laufen nicht auf der Welt herum. Nicht daß ich meine, daß ich alles glauben müſſe, was die Pfaffen ſtürmen, ſelb iſt nicht, aber wenn ein Teufel iſt, ſo glaube ich, Hagelhans mache halb Part mit ihm, wenn er ihn nicht ſelbſten iſt. Allweg mit rechten Dingen geht das nicht zu. Keinem Menſchen giebt er ein gut Wort, keinem armen Menſchen ein Almoſen. Geld hat er wie Steine, ſein Hof wird gearbeitet wie keiner, er ſelbſt thut keinen Streich. Sein Geſinde hält er wie Sklaven, und doch läuft ſelten jemand fort, und klagen wird keins, wie bös ſie es auch haben, und wie gut man es mit ihnen auch meint und es ihnen auf die Zunge legt. Aber es heißt, wie man es mit den Hunden mache, welche man kauft, daß ſie nicht fortlaufen, mache es Hagelhans auch mit den Dienſtboten. Es nimmt mich d's Tüfels wunder, was ſeine Dienſtboten für einen Trank trinken müſſen, daß ſie ſo bei ihm aushalten, oder ob ſie ſich gleich verſchreiben müſſen mit Leib und Seele, wie man ſagt, daß es der Teufel im Brauch habe. Wenn er einen Menſchen aus der Noth helfen könnte, er ließe ſich eher ſchinden, als daß er's thäte. Wie wüſt der iſt, es glaubt es kein Menſch, ein jedes Kind auf der Gaſſe weiß Euch hundert Proben davon. Nur für Euch ein Beiſpiel zu ſagen. Wer in Handel und Wandel iſt, weiß, wie es geht, das Geld geht aus, und zahlen ſollte man doch, wenn die Termine um ſind. Es giebt immer Leute, welche keinen Verſtand haben, wie gut Freund ſie auch ſind, ſo lange man zahlen kann, und wenn man ſchon hundertmal reicher iſt als ſie und hundertfach Unterpfänder hätte, ſo kommen ſie einem nicht daran und wollen Geld, und aus Land und Häuſern kann man nicht Geld machen, verſteht ſich. Nun, wie geht es mir? Ich bin ſtark im Handel, wie bekannt, und ſo ein Großkopf ſagt einſt zu mir: „Andreas, wenn du Geld mangelſt, ſo komm zu mir, habe zweitauſend Gulden liegen daheim, weiß nicht wo aus damit, würde ſie niemanden lieber geben als dir, und wegem Wiedergeben brauchſt

nicht Kummer zu haben." Mir war es anſtändig, war damals gerade gut was zu machen, wenn man Geld hatte. Ich dumm genug nehme es, dachte nicht daran, daß das mich je plagen werde. Aber, was macht mir der Schelm? Dem kommt es anders in Kopf, will das Geld plötzlich wieder haben, ich konnte es weiß Gott nicht aus den Steinen ſchlagen, und er nicht faul läßt mich betreiben darum. Das werde nicht alles machen, dachte ich, Geld für den zu zahlen werde genug im Lande ſein. Aber wohl, da habe ich es erfahren, was es heißt, Geld ſuchen in der Noth; die, welche es haben, haben es, die Andern können zuſehen, wo ſie es nehmen und wie ſie es machen. Ich wußte, daß Hagelhans manch tauſend Gulden im Hauſe hatte, und dachte, es werde doch erlaubt ſein, darum zu fragen, und dann nicht etwa auf die nackte Hand, ſondern gegen Verſicherung, wobei jeder Vernünftige ſich hätte erſättigen können. Ich hinauf an einem ſchönen Morgen, hatte noch eine Flaſche vom Beſten in der Taſche, unter dem Vorwand, ich wollte ihm den zum Verſuchen bringen, wenn er wieder etwa kaufen wollte. Dachte, der werde ihm den Mund ſchon ſüß machen, und er hätte es gewiß gemacht, wenn es dazu gekommen wäre. Aber ich kam eben nicht in die Stube: vor dem Hauſe iſt er geſtanden, ſo breit wie eine Stallthüre, und neben ihm der verfluchte Hund. Ich mache mein Compliment und zwar ſo höflich, wie es nur immer der Brauch iſt, und ſage, ich hätte was mit ihm wollen. Aber er nichts mit mir, ſagte er mir gleich an den Kopf heraus. Ich dachte nicht daran, daß das ſo gröblich Ernſt ſei, ſondern ſagte: es werde doch erlaubt ſein, ein paar Worte mit ihm zu reden. „Du haſt es gehört," ſagte er, „ich will nichts mit dir, und jetzt ſtreiche dich, rathe ich dir." Das kam mir in den Kopf, daß er mich ſo wegjagte wie einen Hund oder Bettler; ich ſagte: ſchon mit manchem vornehmen Herrn hätte ich geredet, Gehör hätte mir jeder gegeben, abgehen werde ihm nichts an ſeiner Höflichkeit, wenn er ſchon ein paar Worte höre. „Und jetzt

packe dich," sagte er, „und so stark als du magst. Ich komme auch nicht, dich zu plagen, darum laß auch mich in Ruhe, du Lumpenwirth, willst dich packen oder nicht?" Mein' Seel', gerade so sprach er zu mir, und mit dem ist's nicht genug gewesen. Der verfluchte Hund kam langsam auf mich zu, mit aufgehobenem Schwanze und brummend wie ein Ochse. Ich wollte mich nicht erschrecken lassen und vom Hause weg wie ein Dieb. Ich sagte ihm, wie er ein wüster Mann und dies keine Manier sei. Da, mir nichts, dir nichts, schießt mir der Hund ins Gesicht und wirft mich zu Boden. Das ging so ungesinnet, ich konnte nichts dazu-sagen. Ich will auch auf den Hund dar. Pump, liege ich wieder am Boden mit der Nase tief in der Erde, und allemal, wenn ich aufstehen wollte, schoß der Hund mich nieder, aber ohne zu beißen. Wer auf allen Vieren vom Hause weg und den ganzen Hügel hinauf muß wie ein Unvernünftiges, das war ich, und erst als ich oben im Wege war, ließ mich der Ketzer aufstehen. Da wollte ich noch ein paar Worte sagen, aber wohl, ich hatte Zeit zu gehen. Ja, die ganze Seite hinauf auf allen Vieren, ich werde allemal krank vor Zorn, wenn ich daran denke. Es dünkt mich, es freue mich nicht zu sterben, wenn ich es Hagelhans nicht noch eingetrieben.

So erzählte der Wirth, daß Uli sich sehr wundern mußte, wie er ausnahmsweise mit Höflichkeit behandelt worden, indem er auf den Beinen sich habe entfernen dürfen. Der Wirth wußte nun eine Gräuelthat nach der andern zu erzählen und sagte oft: es sei Mancher gehangen worden, er habe nicht die Hälfte gethan was der. Aber er sei mörderlich reich, und mit Geld habe man zu allen Zeiten viel gemacht, und es dünke ihn, je länger, je mehr. Je ärmer die Herren würden, desto besser gefiele ihnen das Geld. Bei einem geschwätzigen Wirthe hat man sich leicht länger versäumt, als man dachte. Es war schon ziemlich über Mittag, als Uli aufbrach. Die Gewitterrede war abgethan und zwar kurz, die plagte Uli nicht mehr

auf dem Heimweg, wohl aber der Aerger, für sein Mädchen einen solchen Pathen zu haben, und das Verweisen, ob es nicht am besten wäre, den Hagelhans gar nicht einschreiben zu lassen, sondern einen Andern zu suchen. Je mehr er darüber nachdachte, desto deutlicher kam es ihm vor, von dem wolle er nichts, und da er keinen andern Pathen wußte, so kam es ihm als das Gescheidteste vor, sich selbsten einschreiben zu lassen. Es war nicht mehr Tag, als er durch das Pfarrdorf ging, doch noch zu einer Zeit, wo man zum Pfarrer darf, ohne Angst zu haben, ihn aus dem Bette heraus zu klopfen. Bei weltlichen Beamten wird man freilich auch um diese Zeit selten Audienz suchen, man setzt voraus, ob mit Grund oder ohne Grund, lassen wir dahin gestellt, sie seien anderswo als daheim.

Er klopfte also im Pfarrhause an, freundlich empfing ihn der Pfarrer und holte alsbald ein Buch hervor, fast größer als der Pfarrer selbst. „Ich weiß schon," sagte derselbe, „warum Ihr kommt, am Sonntag wollt Ihr taufen lassen. Die Frau ist doch wohl, und was habt Ihr, einen Knaben oder ein Mädchen?" „Nur ein Mädchen." „Nun, wenn es Eurer Frau gleicht, so habt Ihr bald viel Hülfe von ihm, und nur Geduld, die Buben werden schon noch nachkommen. Im Anfang hat man große Sehnsucht nach ihnen, aber zählt darauf, bald kommen sie einem lange schnell genug. Indessen, wo rechte Eltern sind, sind Kinder immer eine reiche Gabe Gottes. Wo viele Kräfte thätig sind, recht gerichtet und im rechten Grunde gewurzelt, da bauen sie ein Haus, sind Säulen für die Eltern. Wen soll ich als Pathe einschreiben?" „Denk', mich selbst," sagte Uli," brauche dann niemanden weiter zu plagen." „Es ist mir leid," sagte der Pfarrer, die Feder niederlegend, „das darf ich nicht. Niemand kann sein eigener Bürge sein." „Da weiß ich wahrhaftig nicht, was ich machen soll," sagte Uli. „Hört, Herr Pfarrer, wie es mir heute ergangen ist." Als Uli ausserzählt hatte, sagte der Pfarrer: „Ich denke doch, ich schreibe den Hagelhans ein; ein schöner Name ist es frei-

lich nicht für ein Kirchenbuch. Aber, Uli, die Sache iſt ſo: Ihr habt es ihm geſagt, er hat es angenommen, und namentlich in ſolchen Dingen darf man nicht ſtürmen, da muß das einmal gegebene Wort gelten. Es iſt leicht möglich, Hagelhans käme nicht darüber, aber würde er es vernehmen, denkt, was er glauben würde! Für einen Preller müßte er Euch halten. Ich kenne den Mann nicht und habe wenig von ihm gehört, aber ſelten iſt Einer ſo böſe, daß er nicht noch Gutes an ſich hat, und wie Viele ſchlechter ſind als ſie ſcheinen, ſo iſt doch auch hier und da Einer beſſer als er ſcheint. Ich thäte es an Eurem Platze." „Nun, wie Ihr meint, Herr Pfarrer, ſo ſchreibet, aber zuwider iſt's mir, und das Kind kann mich dauern. Wenn ein Vater oder eine Mutter im Zuchthaus waren oder am Galgen ſtarben, als das Kind noch in der Wiege war, ſo ſagt man es dem Kinde auch nicht gern, wer Vater oder Mutter geweſen ſind; ſo wird es mir mit dem Pathen gehen, wenn das Kind nach ihm fragt." „Wer weiß," ſagte der Pfarrer. „Manchmal geht es ganz anders, als man denkt. Die Mutter wird wohl ihre Gründe gehabt haben, als ſie Euch ſandte." „Weiß es nicht," ſagte Uli. „Manchmal zwingen die Weiber was, nur um das Mannevolk zu plagen, und ich glaube ſchier, die Baſe habe es auch ſo gehabt, und hat nur ſo aus Bosheit mich an den Vetter gehetzt, gegen den ſie einen Zahn zu haben ſcheint, ſo wie er gegen ſie." „Man muß immer das Beſſere glauben, Uli," ſagte der Pfarrer. „Vielleicht wollte ſie eine Gelegenheit zur Verſöhnung ſuchen." „Ja, ja, man ſollte," ſagte Uli, „aber man kann nicht immer."

Die Sache war alſo verrichtet, aber einen zufriedenen Bericht brachte Uli nicht heim, und der Baſe gab er manchen Tag kein gut Wort, und nur hintenum durch Vreneli vernahm ſie, wie es Uli ergangen. „Ihr hättet das Uli nicht anrichten ſollen," ſetzte Vreneli bei. „Warum nicht?" antwortete die Baſe; „einen Pathen mußtet ihr haben, und gefreſſen hat er Uli nicht. Mich verlangte aber, 'mal wieder

was von ihm zu vernehmen, dem Unflath. Er iſt ſcheint's immer der Gleiche, ſchade iſt's um ihn; wäre der anders ausgefallen, aus dem wäre was geworden, einen Kaiſer hätte er abgegeben wegem Befehlen und Regieren; aber dann hätte der liebe Gott den Leuten die Köpfe anders befeſtigen müſſen, ſonſt wäre in Hanſe Reich bald keiner mehr auf dem Halſe geſtanden."

Der Tauftag eines Kindes iſt allweg immer ein ſehr feierlicher Tag. Die Eltern heiligen ein Pfand der Gnade Gottes und drücken damit öffentlich das Bewußtſein aus, daß ſie es von Gott empfangen, und daß es einſt aus ihrer Hand wieder werde gefordert werden; ſie drücken ihre Freude aus, denn wo giebt es auf Erden reinere und ſüßere Freuden, als aus einem Kinde erblühen können? aber zugleich auch die Ueberzeugung, daß wie Gottes Hand und Macht auf dem Acker walten müſſen, wenn der Same geſegnet ſein und zur reichen Ernte reifen ſoll, ſo auch ſeine Huld und Gnade über dem Kinde, wenn es zum Weinſtocke erwachſen ſoll, von welchem die Eltern Trauben leſen können, und nicht zum Dornenſtrauch, auf welchem die Dornen wachſen, an denen ſo gern elterliche Herzen verbluten.

Der Täufling ward an dieſem Tage zum kleinen Herzkäfer, den ganzen Tag ließ er keinen einzigen Schrei aus, bloß hier und da machte er ein kleines Dureli, wie man zu ſagen pflegt, ſonſt allezeit das lieblichſte Mieneli von der Welt, daß Alle die größte Freude d'ran hatten. Ein b'ſunderbar Kind ſei das, meinte die Bodenbäurin, ſie hätte noch keins ſo geſehen; es ſei akkurat, als ob das mit Freundlichkeit gut machen ſolle, was Hagelhans mit Sauerſehen ſich verſündige. „Mich nimmt nur wunder, was der für ein Geſicht machen würde, wenn das Kind ihm unter die Augen käme, ob er auch den Hund an ihns hin hetzen würde? Was hat er geſchickt zum Einbund und ſonſt?" fragte ſie halblaut die Baſe. „Nichts, gar nichts," ſagte die Baſe; „das macht mich eben ſo böſe, er iſt noch ein ärgerer Unflath, als ich dachte." „Hans that

nix wie andere Leute," ſagte die Bodenbäurin; „ſo nun, man kann immer nachbeſſern, ſeinetwegen ſollen ſie nicht in Schaden kommen, und lieber iſt's mir, er ſei nicht etwa ſelbſt gekommen mit ſeinem Hunde, ich wäre den ganzen Tag in Angſt geweſen, was für ein Zeichen er thun werde, und hoffentlich muß ich ihn nie ſehen, habe am Hören ſchon zu viel."

Der Bodenbauer war Uli ſehr willkommen, er dürſtete ordentlich nach deſſen reifen Räthen, die gar gediegen kamen aus deſſen reicher Erfahrung. Vor allem aus ſollte derſelbe ihm ſagen, ob er Korn verkaufen oder ſein Geld einziehen ſolle. Gegeben müſſe der Zins werden, es ließe Joggeli nicht leben, wenn derſelbe nur einige Tage ausſtünde. Ueberdem glaube er, jetzt habe derſelbe das Geld nöthig. „Ich an deinem Platz thäte Korn verkaufen," ſagte der Bodenbauer; „ſo lange du nicht reicher biſt, darfſt mit Spekuliren dich nicht befaſſen, Spekuliren iſt gar ein ſeltſam Ding, ungeſtimt ſchlägt es einem das Bein unter; das Geld haſt du ſicher, über das Korn kann es gar anderst gehen. Jetzen, wer ſagt dir, daß über's Jahr das Korn theurer iſt und nicht wohlfeiler? Dann mußt du doch in alle Wege verkaufen, denn ſind zwei Fälle leicht dein Vermögen kaum aus, was haſt du dann gewonnen? Verkaufe, was du mußt, haſt übrig, ſo behalte es, betrachte es als Vorſchlag und Sparbüchſe, womit du die aushelfen kannſt, wenn dir ſonſt was Anderes fehlt. Es iſt ſehr gut, wenn man ſo nach und nach in einen Hauſe zu viel vielen Vorräthen von allem, was das Land bringt, kommt. Das macht ſich ſo nach und nach, man weiß nicht wie, rechnet es nicht, aber wenn Zeiten kommen, wo man die Sachen braucht, oder Zeiten, wo man Geld nöthig hat, ſo hat man einen Schatz im Hauſe, den man geſammelt, ohne es zu merken; das ganze Haus iſt gleichſam eine Schatzkammer, in allen Ecken findet man Schätze, und wenn man alles zuſammenträgt, ſo hat man einen großen Reichthum, an den man kaum dachte. Dagegen, wenn man alle Jahre aufräumt, das Entbehrliche

alles zu Gelde macht, ſo ſcheint kein Segen in den Sachen zu ſein, man iſt mit allem immer fertig, und wenn 'mal ein Fehljahr kommt, ſo kann man dreifach wieder ausgeben, was man einfach eingenommen, iſt übel dabei, in Noth und Sorge. Ich haſſe die Hudelwirthſchaften, wo oben und unten nichts Verräthiges iſt, die Mäuſe die Schwindſucht kriegen und elendiglich verkümmern." Uli ſagte nicht viel zu dieſer Predigt, er dachte bloß, es ſei gut, daß Vreneli ſie nicht höre.

Dem Vetter Johannes gefiel es ſonſt wohl in den Ställen, nur warf er einige ſeltſame Blicke durch die Gänge, in die Ställe und um's Haus. Uli faßte dieſe Blicke beſchämt auf und ſagte: „Ja, wenn man nicht immer hinten und vorn iſt, ſo machen ſie auf und davon, und ob's allenthalben ausſieht, wie in einem Schweineſtall, dem fragen ſie nichts nach, wenn nur der Tag umgeht und zu rechter Zeit das Eſſen auf dem Tiſche ſteht; es iſt ein Leiden mit dem Lumpenpack, man glaubt es nicht." „Haſt geändert auf Weihnacht?" fragte Johannes. „Ja," antwortete Uli, „ich habe müſſen," und erzählte nun des Langen und Breiten, wie er es gemeint und wie er gerechnet. „Haſt beſt gemacht?" fragte Johannes. Uli geſtand den Irrthum in ſeiner Rechnung nicht ein, ſondern erzählte bloß: wie übel er es getroffen, wie an ſeinen Bürſchchen nichts ſei als Hochmuth; trügen die Naſen ſo hoch, als wollten ſie die Sterne vom Himmel 'runterſtüpfen, und was das Aergſte von allem ſei, ſie wollten ſich gar nicht weiſen laſſen, meinten, ſie verſtünden alles, ſie ſeien ſo viel als er, der ja auch nur Knecht geweſen. So Einer, dächten ſie, wie er wohl merke, ſolle nicht kommen und ſie kujoniren wollen, ſo Einem ſtehe es übel an. Habe geglaubt, er könne auch was verdienen, daß er halbbatzige Bürſchchen zu brauchbaren Knechten mache. „Das wäre wohl gut," ſagte Johannes, „aber du wollteſt es nur zu gut machen. Für Plätze, wie du ſie haſt, ſtellteſt du die Bürſchchen viel zu leicht an; ſie begreifen, wie es ſcheint, gar nicht, was ſie verſehen ſollen, ſondern bloß,

daß sie Karrer und Melker sind. Wo Einer nicht weiß, was er zu thun hat, sieht er alles Zurechtweisen als Kujoniren an. Nimm ein Mensch, welches sein Lebtag nur den Schweinen gekocht hat, und stelle es in eine Herrenküche als Köchin, so wird es Jahre gehen, ehe es begreift, daß ein Unterschied ist zwischen einem Schweinetrog und einem Herrentisch, und die Frage ist, ob es je dahin kommt, menschlich zu kochen für die Herrschaft. Das Gleiche hast mit dem Handwerker. Am übelsten fährst immer mit denen, welche aus Lehrjungen sich eigenmächtig zu Meistern avancirten. So hast du es allenthalben. Mache aus einem gemeinen Schreiber oder Schreiberknecht einen Staatsrath oder einen Gerichtspräsidenten, so wird er sein Lebtag nie lernen, was er soll, nie die rechte Würde kriegen, sondern nur Hochmuth und eine Anmaßung vom Teufel." „Ja, ja," sagte Uli, „ich hatte nicht Glück, ein andermal hoffentlich geht es mir besser." „Wetter," dachte Johannes, „ist der auch schon so avancirt, daß er seine Böcke nicht mehr für Böcke ansehen kann."

Uebrigens hatten sie einen recht gemüthlichen heimeligen Tag. Sie hatten das Taufmahl daheim, besondere Gäste waren nicht geladen; was auf die Zunge kam, handelte man traulich ab, wurde nicht alle Augenblicke gezwungen, die kaum fadenen Faden im Gespräch abzureißen, weil Unberufene in die Stube stürmten. Gut und währhaft wartete Vreneli auf, daß selbst Vetter Joggeli sagte: eine Wirthin hätte es werden sollen, es verstünde es, und dazu stehe es ihm noch wohl an, zwei Dinge, die nicht immer beisammen seien. Die Bodenbäurin erzählte viel von ihren Kindern, namentlich von der ältesten Tochter, welche am Heirathen war. Eine Mutter ist glücklicher noch als selbst an ihrem eigenen Hochzeitstage, wenn sie ihrer Tochter die Hochzeitpredigt halten kann; ohne Thränen geht sie nie ab, das reinste Glück preßt bei ächt weiblichen Herzen immer Thränen aus den Augen. Wie am herrlichsten im Himmelsthau die Blumen funkeln, so weib-

liche Augen in Thränen der Wonne. So eine rechte mütterliche Hochzeitpredigt hat unabänderlich drei Theile. Im ersten Theile laufen die Augen an, im zweiten trocknen sie wieder, im dritten laufen sie über. Es giebt aber auch selten schönere, herzlichere Predigten, als die, welche quillen aus treuen Mutterherzen. Im ersten Theile erzählt die Mutter, wer ihre Tochter sei, was sie sei und was sie könne. Sie erzählt, wie sie einstehe in der Haushaltung, keine Magd werth sei, ihr die Schuhriemen aufzulösen, unverdrossen früh und spät, und wenn die Mutter an etwas sinne, so sei es schon gemacht. Sie rühmt aber ganz besonders ihren Verstand, wie sie auf Frieden halte, das Klapperwerk hasse, den Vater nie böse mache, und wenn sie sehe, daß irgendwo was Ungerades sei, nicht ruhe, bis sie dasselbe ausgeebnet und gerade gemacht. Sie könne nichts weniger leiden, als wenn irgend wer im Hause, und sei es nur der Roßjunge, nicht zufrieden sei. Aber erst, wenn jemand was fehle, erfahre man, was das für ein Kind sei. Von weitem sehe es einem an den Augen an, wenn man nicht wohl sei, und plage einen da nicht mit Frägeln und Reden. Es wisse, was man nöthig hätte, und bringe es einem ungesinnet und ungeheißen. Es sage bloß: „Mutter, jetzt laß mich machen, gehe und halte dich still, schlafen thäte dir gut. Habe nicht etwa Kummer, daß was vergessen werde, du weißt ja, ich habe das schon oft gemacht.“ Wenn sie dann nachsehe, so sei es so, sie wüßte nichts zu verbessern. Dem Vater mache sie es gerade so, er sage oft: er hätte gemeint, nur an Buben könne man Freude haben, was ein rechtes Mädchen sein könne, das habe er nicht gewußt. Er müsse sagen, er tauschte das seine nicht an ein Dutzend Buben. „Es war aber auch berühmt, es sahen noch andere Leute, was mit ihm ist; wenn es unser einzig Kind wäre, und wir noch einmal so reich, es hätte nicht stärker um ihn's gehen können und dazu von vornehmer Seite her, wo ich nicht daran hätte denken dürfen. Aber darauf hat es nicht gesehen, und wir ließen ihns machen, wir

dachten, es hätte den Verstand selbst. Und Gottlob, als es ihm war, den möchte es jetzt und keinen Andern, da kam es und sagte: es möchte Vater und Mutter was sagen, aber es dürfe fast nicht, der und der setze ihm stark nach und wolle nicht nachlassen, und es müsse es sagen, wenn es einmal Einen möchte, so sei es dieser. Aber es wolle uns dieses zuerst sagen; wenn wir im Geringsten was dawider hätten, so sollten wir es nur sagen, es sei nicht, daß es meine, das müsse sein, es wolle sich uns unterziehen. Es hat meinen Alten selbst gedünkt, es hätte keine Art, wie das Meitschi sich unterzog und alles in unsere Hand legte. Wenn sie Alle so wären, es würde weniger Unglück geben, hat er gesagt. Was wollten wir dagegen sagen, es las aus, wir selbst könnten es nicht besser, und daß es bloß unseretwegen ledig bleiben solle, das meinen wir nicht, das wäre ja gottlos. Es ist ein Bursche von den bravsten und hübschesten einer, hat einen bezahlten Hof, versteht das Bauernwesen aus dem Fundament, ist selbst dabei früh und spät und selbst voran. Zu scheuen ist nichts in der Familie, weder leiblich noch geistlich; wir haben gute Nachfrage gehalten und lauter gut Lob gehört. Es sei eine berühmte Familie gewesen, so lange man sich erinnern möge. Nur die Mutter lebt noch, b'sunderbar eine brave Frau; sie hat gesagt: sie möge die Stunde nicht erwarten, bis mein Meitschi ihr in's Haus komme, dann solle es Meisterfrau sein, vom ersten Augenblick an. Sie habe genug regiert, danke Gott, wenn sie abgeben könne. — Nein, besser hätte das Kind es nie machen können! Aber wie es dann bei uns gehen soll, das weiß ich nicht, nein, ich weiß es nicht, darf nicht daran denken, wie übel es mir geht, niemanden es sagen." Da nun geht das Ueberlaufen recht an, und doch ist der Schmerz ein süßer. Zweifacher Trost steht ihm zur Seite, das Bewußtsein, eine solche Tochter zu haben, und die Hoffnung auf ein jüngeres Mädchen, das zwar noch nicht Verstand hat an der ganzen Hand, was jenes am kleinen Finger, das aber einsehen werde, was jetzt an

ihm ſei, und ſo viel Gedanken, daß es der Schweſter nicht ganz werde nachſtehen wollen.

Das war die Hochzeitpredigt, welche die Bodenbäurin aus der Fülle ihres Herzens hielt, und welcher die Glunggenbäurin in rührender Andacht zuhörte. Sie konnte keine ſolche halten, die arme Frau. Sie wünſchte Glück von ganzem Herzen, ſagte aber auch aufrichtig: ſie erfahre das Gegentheil. Wenn die Bodenbäurin ihre Tochter einmal ſehen werde daher fahren mit ihrem Manne, werde ſie abſitzen müſſen vor Freude, ſehe ſie aber Eliſi und ihren Mann daher gefahren kommen, ſo müſſe ſie abſitzen vor Kummer und Angſt. Eliſi könne ſie aber doch erbarmen von ganzem Herzen, an allem ſei ſie nicht ſchuld, ſie ſei ihnen zu werth geweſen von Jugend auf, und kränklich ſei ſie auch geweſen, darum habe man ſie mit Arbeit verſchont, dummerweiſe, ſie hätten den Verſtand nicht beſſer gehabt. Man habe ihnen geſagt, Eliſi müſſe gebildet werden mit Weltſch und Brodiren, dann könne ſie eine vornehme gebildete Frau werden und brauche nicht zu arbeiten, dazu ſei ſie zu zart, und wer reich ſei, ſolle eigentlich gut haben und Andere machen laſſen um den Lohn. Es hätte ihr geſchienen, etwas ſei an der Sache. Wenn ſie ſo oft des Abends mit müden Beinen abgeſeſſen ſei und faſt nicht mehr habe aufſtehen können vor Schmerzen, ſei es ihr oft vorgekommen, es ſei dumm, ſich ſo zu mühen, wenn man das Geld hätte, jemand den Lohn zu geben, daß er es für einen mache. Da habe ſie gedacht, man könne das mit Eliſi ſo probiren; wenn die Schulmeiſter und ſonſt die Gelehrteſten es ſo meinten, ſo werde es wohl auch ſo ſein. „Wie dumm man iſt, kann ich jetzt erfahren, und wie es einem geht, wenn man Gottes Wort nicht achtet und auf das Klügeln der Menſchen hört. Es heißt, ſechs Tage ſollſt du arbeiten, und wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen, und da heißt es nicht von Reich und Arm, von Zart und Grob, es heißt, du ſollſt. Und das wird wohl Alle angehen, nenne man Eine Eliſi oder Liſi. Wenn

Eines nicht arbeiten kann, ſo iſt es der ärmſte Tropf von der Welt, nicht von wegen deſſen, weil niemand weiß, wie es ihm noch einmal gehen kann, daß Gott erbarm, ſondern weil Eines nicht befehlen kann, wenn es nicht weiß, wie etwas gemacht werden muß. Eine Frau iſt der ärmſte Tropf von der Welt, wenn ſie nicht in jedem Augenblicke die Magd vorſtellen kann. Weiß ſie nicht, wie man eine Sache macht, ſo hat keine Magd Reſpekt vor ihr, hält ſie zum Beſten. Sie iſt nicht bloß am ſchlechteſten bedient, hat das ganze Jahr das Herz voll Verdruß und Gift, ſondern ſie muß ſich auch verſchreien laſſen in der ganzen Welt als die böſeſte Hexe, welche je dem Teufel von dem Karren gefallen. Ach Gott, das erfahre ich an Eliſi. Ich mag ihr Mägde herbeiſchaffen, ſo viele ich will, es plagen ſie alle, es verſchreien ſie alle, ſie klagt und jammert oft darüber, hat ſchrecklich böſe dabei, und ich weiß in Gottesnamen nicht zu helfen. Wenn ich ſchon ſehe, wo der Fehler iſt, ſo kann ich doch nichts daran machen, ſo wenig als bei Johanneſe Frau, die auch ein Narr iſt vom Kopf bis zu den Zehen. Die wäre grob genug zur Arbeit, aber man hat ſie auch nichts gelehrt, als den Narren zu machen, daß Gott erbarm!"

So ergoß ſich die Glunggenbäurin, und daß auch ihre Augen nicht trocken blieben, verſteht ſich. Aber weder neidiſch auf die Bodenbäurin, noch unglücklich war ſie dabei. Wer hat ſchon erfahren, wie durch eine flotte Herzensergießung in gemüthlicher Traulichkeit der Geiſt ſich erleichtert und aufheitert wie nach ſtrömendem Regen der Himmel? Die Zeit ſchwand wie den Seligen die Ewigkeit, unbemerkt, und dunkel ward's, ehe jemand daran gedacht. Entſchieden weigerten ſich der Bodenbauer und ſeine Frau über Nacht zu bleiben. „Es ſei ihnen nicht wohl an einem andern Orte über Nacht," ſagten ſie. „So lange ſie verheirathet ſeien, ſeien ſie nie beide mit einander außerhalb dem Hauſe über Nacht geweſen und Eins ohne das Andere nicht oft. Man wiſſe nie, was es geben könne."

Dieſes Gefühl, welches heim zieht an allen Haaren, dem Manne Kraft giebt, daß er jeder Ueberredung unzugänglich wird, an allen Wirthshäuſern vorüber wandelt, die Müdigkeit der Glieder überwindet und heimkehrt, wenn auch erſt nach Mitternacht, iſt ein eigenthümliches, es iſt ein Kind der Treue, welche auf dem einmal erkornen Poſten ſtehen will in der Nacht, die niemandes Freund iſt.

Solche in trauter Gemüthlichkeit verbrachte Tage, wo Sterblichen die Zeit verrann wie Seligen die Ewigkeit, glänzen durch's Leben wie ein goldenes Geſtirn am hohen Himmelsbogen, weite Räume erhellen ſie, und, einmal erlebt, werden ſie nicht wieder vergeſſen. Solche Tage ſind manchmal eingeſtreut in's Leben wie am Himmel die Sterne; manchmal gleichen ſie der klaren Morgenſonne, welche einen hellen Tag bringt; manchmal der Abendſonne, nach welcher die Nacht kommt, und nach der Nacht ſtürmiſche Tage.

Diesmal war dieſer Tag wirklich der Abendſonne ähnlich, welcher erſt die Nacht, dann wilde, trübe Zeiten folgen.

Kapitel 7.

Eine Ueberraſchung, aber keine angenehme.

Am folgenden Morgen wollte Vreneli eben die Baſe rufen, dieweil es im Hinterſtübchen noch einige Schinkenſchnittchen und eine Flaſche Wein z'weg geſtellt hatte, um den Nachdurſt zu löſchen und den blöden Magen zu verbeſſern, wie es ſagte, als ein ſchlecht Fuhrwerk um das Haus gefahren kam, noch viel blöder, als irgend ein Magen nach einem Kindtauftag ſein kann.

Vreneli hatte gute Augen, „Herr Jeſes, Herr Jeſes!“ ſagte es. „Was iſt, was iſt?“ fragte die Baſe, „es wird doch nicht etwa eine Bettelfuhr ſein?“ „Nein, Baſe, nein,“ ſagte

Vreneli ſich faſſend, „ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt, es iſt ja d'Eliſi; ſie wird zum Beſuch kommen wollen.“ „So ungeſinnet, du mein Gott, was hat es wohl gegeben?“ jammerte die Baſe. Unterdeſſen war das Pferd blöde herangeſchritten, und drinnen ſaß wirklich Eliſe, ſo mager und grüngrau wie ein vorjähriger Kosmarinſtengel, hatte ein eingewickelt Päcklein auf dem Schooße, und im Päcklein quakte was, man wußte nicht, war's ein Laubfroſch oder ſonſt eine lebendige Creatur.

„Da nehmt, und da bin ich,“ ſagte Eliſi, und reichte das Packet hinaus, in welchem es gar heiſer und jämmerlich quakte. „Jetzt müßt ihr mich behalten, ihr mögt wollen oder nicht, ich bin hier daheim.“ Vreneli half ausladen, mußte dem Fuhrmann einen Platz für das Roß im Stalle zeigen, da das Mannsvolk im Walde war, hörte alſo die reichlichen Ausrufungen der Baſe nicht. Die gute Alte ward inne, daß das quikende Packet aus einem Kindlein beſtand, welches feſt eingewickelt war in ein Umſchlagtuch, und ließ es aus Schreck faſt fallen. „Du biſt doch immer das ſchrecklichſte Babeli auf dem ganzen Erdboden,“ ſagte ſie zu Eliſe, „ein Kind ſo einzumachen; ein Wunder iſt's, daß es nicht drei Mal erſtickt und ſieben Mal erfroren iſt. Nein aber, das arme Tröpflein! Es iſt nichts gräßlicher, als wenn ein Menſch keinen Verſtand hat und dazu noch eine Mutter vorſtellen ſoll.“ „Daß ich eine bin, daran ſeid gerade Ihr allein ſchuld,“ ſagte Eliſi; „warum geht Ihr und erzwingt's, daß ich den Hudelbub heirathen muß? Ledig wäre es mir noch lange, lange wohl geweſen.“ „Was?“ ſagte die Alte, „ich ſoll an deiner Heirath ſchuld ſein, und dir wäre es noch lange wohl geweſen ledig? Ja wohl, daß Gott erbarm, und wie?“ gerade wie dem armen Würmli da, Gott verzeih mir meine Sünde! Aber was bringt dich Böſes? denn nach dem Guten darf ich dich nicht fragen.“ Da begann Eliſi ein ſchreckliches Geheul, wie es ihr jetzt ergehe, weil man ſie gezwungen habe, den

verfluchten Möff zu heirathen. Sie habe gedacht, die müßten doch auch was davon haben, welche an all dem schuld seien. Wüst sich sagen lassen den ganzen Tag, Hund sein sollen und nichts fressen, obendrein noch Schläge, diese Leckweise habe sie satt, es könne sie ihrethalben jemand Anderes auch probiren." Da kam Vreneli mit Schinkenschnittchen, Backwerk, Wein, mit allem, was im Hinterstübchen für die Base aufgehoben gewesen. „Es habe gedacht, es könne vielleicht was helfen, und Elsi werde hungrig und durstig sein," sagte Vreneli in aller Gutmeinenheit und dachte, wie es da etwas Gescheidtes mache. Aber curios, im Verkehr mit dummen Leuten wird gerade das Gescheidteste zum Verkehrtesten, mit minus ist halt gerade das umgekehrte Rechnen als mit plus.

Wie Elsi Wein und Schinken sah, fing sie ein ganz mörderlich Geschrei an, akkurat als ob Vreneli Elsi's eignen Schinken da präsentire, wohlgeräuchert auf einem Teller. Man begriff lange an dem Geheule nichts, bis man endlich aus einigen artikulirten Tönen entnehmen konnte, daß es Elsi das Herz zerriß, wie man auf der Glungge ein Leben führe, seit sie fort sei. Während sie Hunger leide, kaum hartes Kuhfleisch habe und schlechte Kartoffeln sammt Wasser, wenn sie möge, habe man hier schon des Morgens Schinken und Wein wie die vornehmsten Engländer. Aber vor Gott sei es nicht recht, und sie würden es einst zu verantworten haben, daß man die eigenen Kinder in's Elend stoße und mit Fremden und Lumpenleuten die Sache verfresse und versaufe. Jetzt sehe sie, wie man es mit ihr meine und immer gemeint habe. Man sagte ihr, gestern sei Taufe gewesen, und was da stehe, sei übrig geblieben. Aber mache jemand einem zornigen Weibsbild was begreiflich. Zudem that das Kindlein erbärmlich, daß sie der Großmutter himmelangst wurde und sie und Vreneli ihm ihre Hauptsorge zuwenden mußten. Sie ließen also Elsi heulen und suchten das Kind zu beschwichtigen. Umsonst heult selbst ein Elsi nicht gern; sobald sie also sah, daß man ihrer

ſich nicht mehr achte, ſetzte ſie ab mit Heulen und ſich hinter Schinken und Wein und ſagte, ſie wolle zugreifen, wenn ſie ſchon niemand heiße, ſie wolle nehmen, während noch was da ſei, ſie merke wohl, wie das gehen ſolle, die Leute würden halt nie ausſterben, welche Andere um ihre Sache brächten oder eheliche Kinder aus dem Neſte ſtießen. Man ließ ſie reden und eſſen, beides brachte ſie nach und nach zu ſich ſelbſt und auf den rechten Grund ihres Herkommens.

Geſtern ſpät am Abend war der Mann heimgekommen, fand kein Licht im Hauſe, nichts Warmes für ſich, da that er wie ein Menſchenfreſſer und prügelte Eliſi. Am Morgen wollte er frühſtücken, da war weder Holz noch Kaffee da; alles ſollte erſt zuſammengeholt werden, hierher, derther, da ward das Unthier wieder zornig und prügelte Eliſi wieder ab, und zwar mit der Elle. „Soll ich für alles ſorgen? ſoll ich an alles denken? ſoll mir alles in den Sinn kommen? der Unteufel, der er iſt! Für was iſt er da, für was hat man eine Magd? Und wenn man nicht wüßte, daß er kein Geld hätte, ſo würde man uns ſolche Sachen in's Haus ſenden, man brauchte nicht lange danach zu laufen. Wenn meine Mutter einen Batzen werth wäre, hat er geſagt, ſo würde ſie kein ſolch Lumpenmenſch erzogen haben, dem keinen faulen Pfennig ſei ich werth, und wenn ich ſchon einen Thaler im Maul hätte; von ſchlechten verfluchten Leuten her müßte ich ſein, daß ich ſo nichtsnutz gerathen, zu einem Menſch, welches kein Bettler auf dem Miſt aufleſen würde, und dabei hat er mich nun geſchlagen, bis ich aus dem Bette ſprang, in die Kleider fuhr und fortlief. Bringt mir nun nicht der Unſtath von Magd das Kind nach und ſagt, der Herr ſchicke es! Was jetzt machen? Fahren wollte mich niemand, gehen mochte ich nicht, zurück wollte ich nicht; er könnte mich tödten oder gar vergiften, ihm iſt das Schlimmſte zuzutrauen. Endlich erbarmte ſich Lugihanſi meiner; er war früher auch ein vornehmer Mann und weiß jetzt, wie es jemand iſt, dem niemand helfen und glauben will; der ſpannte

endlich an, und jetzt bin ich da, und jetzt, Mutter, mußt du Fuhrlohn zahlen."

Das waren begreiflich keine erfreulichen Nachrichten und Aussichten; gern hätte Vreneli den doppelten Fuhrlohn bezahlt, wenn Elisi wieder weiter gefahren wäre. Der Base war es wahrscheinlich ebenso, sie wußte, was das Fortlaufen für eine mißliche Seite hat, nämlich das Wiederkommen. Daß der Mann die Frau geprügelt, fand sie freilich sehr fatal, besonders für den geschlagenen Theil. Indessen mußte sie gestehen, daß ein Mann ungeduldig werden muß und wirbelsinnig, wenn die Frau für nichts sorgt, nichts denkt, immer nicht da ist, was man eben brauchen sollte, wenn sie ist, als wäre sie ohne Gehirn oder hätte höchstens das Gehirn einer Gänsin; in einem solchen Gehirn steckt gewöhnlich noch die Unart, daß man es nicht einmal mahnen darf; da soll eine Magd probiren und sagen: „Frau, dies, Frau, jenes wäre nöthig, sollte man holen," sie würde allemal einen Schnauz kriegen, eine Elle länger als der längste ungarische Husarenschnauz. Da kriegt denn so eine Magd auch Bosheit in den Leib und denkt, meinethalb! wird stumm wie ein Fisch, hat erstlich Freude, wenn man auskommt mit einer Sache und die Frau merkt es nicht, und zweitens noch eine größere Freude, wenn der Mann darüber kommt und mit einem Haselstecken am Gedächtniß seiner Frau herumflickt, wenn auch mit schlechtem Erfolg. Was die gute Großmutter dabei tröstete, war das Erbarmen mit dem armen Kinde: so heillos verwahrloset war ihr die längste Zeit kein Bettelkind vor Augen gekommen, so mager, unsauber, gelb, blau und grau, es war ein Elend. Sie sagte Elisi, sie hätte gute Lust, noch nachzubessern, was ihr der Mann zu wenig gegeben; vor Gott sei es nicht zu verantworten, wie sie mit dem Kinde umgehe, sie müßte sich schämen, eine Tochter zu haben, welche nicht halb so viel Verstand gegen ein Kind habe, als eine Katze gegen ihr Junges. Wenn sie mehr hätte, sagte Elisi, so sollte sie das Kind nehmen; daß sie nicht mehr habe,

dafür könne sie nichts, sie hätten sie erzeugt und erzogen, traurig genug sei es für sie, daß man sie so verwahrlosest, daß sie so dumm geblieben. Es trat gar deutlich hervor, daß Elisi's ganze Lebenskraft im Maul sich centralisirt habe.

Es ist sehr oft der Fall, daß die geistige oder körperliche Kraft eines Menschen sich in ein Glied oder ein Talent zusammenzieht, da Ausgezeichnetes leistet, im Uebrigen aber schwach oder krankhaft ist. Man hatte ausgezeichnete Maler, und nebenbei waren sie einfältige Menschen; man hatte Menschen, denen alle Kraft in den Füßen lag, schlaff hingen die Arme am Leibe nieder, Hasenfüße nannte man sie, kommode Leute, besonders bei einer Retirade. Bei Elisi zogen alle geistigen und leiblichen Kräfte sich in einem Gliede zusammen, und zwar in der Zunge. Die Zunge ist ein klein wunderbar Ding, ein klein Glied, wie der Apostel Jacobus sagt, und erhebet sich doch gewaltiglich; siehe ein klein Feuer, wie einen so großen Haufen Holz zündet es an! Also ist auch die Zunge ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit, also stehet die Zunge unter unsern Gliedern, welche den ganzen Leib befleckt und zündet den Lauf unsers Lebens an und wird angezündet von der Höllen. Ja, das ist ein Ding, die Zunge, und zwar eines von doppelter Natur, ein geistig und ein leiblich Werkzeug, dem Geiste und dem Leibe unentbehrlich. Es ist aber nichts merkwürdiger als die Wahrnehmung, daß die Zunge, sobald sie zum herrschenden Gliede im Körper wird, sie sich in beiden Richtungen, geistig und körperlich, geltend macht und das große Wort führt. Das Wort Kaffeeschwestern ist ein altes, wohlbekanntes, und niemand, der es hört, ist so einfältig, wenn er es hört, zu glauben, es sei da die Rede von Schwestern, welche bloß den Kaffee lieben, er weiß alsbald, daß es zungenfertige Dinger sind, welche nebst Kaffee das Geschwätz lieben über alles. Es ist halt mit der Zunge akkurat wie mit einem Wagenrad, wird dieses viel umgetrieben, so muß es auch viel und gut gesalbet werden. Die Sache ist ganz natürlich: wie Krie-

ger mit dem Degen, fechten die Diplomaten mit der Zunge, ſind aber auch allbekannte Gutſchmecker, und diplomatiſche Mahlzeiten ſind wohlbekannt von Alters her. Wenn nun ein ganzes Volk ſich auf die Diplomatie legt und mit Schwadroniren ſich befaßt, was da geſalbet und geſchmiert werden muß! Man frage einen Waadtländer, der wird auch was erzählen können über dieſen Punkt. Es wird alſo niemand ungläubig den Kopf ſchütteln ob unſerer Aeußerung über die Doppelnatur der Zunge, die zwei iſt und doch eins, und alſo niemand ſich wundern, wenn ſie auch bei Eliſi ſcharf hervortrat. Wir haben im Berndeutſch gar herrliche Ausdrücke, die verſchiedenen Sorten und Arten des Geſchwätzes zu bezeichnen: dampen, dämperlen, klapperen, ſtürmen, ſchwadroniren, poleeten, häßelen, giftlen, ſchnäderen, däderen, ausführen, kieſeln, rühmſeln u. ſ. w. Häßeln und ſchnädern möchten die beiden bezeichnendſten Ausdrücke für die Richtungen von Eliſi's Unterhaltungen ſein.

Am liebſten ſalbete ſie ihre Zunge mit was Süßem und was Rothem, doch verſchmähete ſie auch Fiſche, Paſteten, Geflügel nicht, ſo wenig, als weißen Wein vom Jahre 1834 und Muskatwein, welcher bekanntlich gelb iſt. Von Arbeiten war gar keine Rede mehr, ſelbſt nicht mehr von Korallenanziehen; zog ſie doch nicht einmal ihr eigen Kind an, hätte es, wenn es niemand Anderes that, Tage lang liegen laſſen. Die zehn egyptiſchen Plagen ſind bekannt, eben angenehm ſind ſie nicht zu nennen, aber auf einem Bauernhofe, wo Alles arbeiten ſoll, jedes ſein angewieſenes Tagewerk hat, eine Perſon zu haben, welche nichts thut, als allenthalben herum ſtehen, Alle verſäumen mit ſchnädern und befehlen, mit Gerede von allen Sorten alle Augenblicke was wollen, welches nicht zu haben und zu machen iſt, und dann ein Geſchrei und einen Jammer verführen, ärger als ein junges Schwein in eines ungeſchickten Metzgers Händen, das iſt eine Plage, an welche Moſes nicht gedacht zu haben ſcheint. Mach', wie wenn du daheim wäreſt, ſo ſagt man zu einem Menſchen, wenn man wünſcht, daß es

ihm recht behaglich und heimelig werde. So brauchte man aber zu Elisi nicht zu reden, sie that wirklich, als wäre sie daheim und nahm von dem neuen Verhältniß, nach welchem Uli und Vreneli im Hause Meister waren, keine Notiz. Sie lief im Hause herum wie im Stock, sie stellte sich bei Mägden und Knechten, nahm sie in Anspruch, bald für dieses, bald für jenes, strich besonders Uli nach; wenn sie ihn irgendwo merkte, hatte sie keine Ruhe, bis sie bei ihm war. Bitterlich dagegen haßte sie Vreneli's schönes Kind und zeigte das so unverholen, daß man sie so wenig allein bei ihm lassen durfte, als man eine Katze bei einem Kinde läßt; Elisi wäre im Stande gewesen, es zu kneifen und zu kratzen, und da sie das nicht durfte, grinste sie ihns wenigstens an, so daß dasselbe allemal sich zu fürchten und zu weinen anfing, wenn es Elisi von weitem sah. Nun sollte auch ihr eigen Kind auf einmal so hübsch werden, und dazu wußte sie kein ander Mittel, als demselben den ganzen Tag zu essen zu geben oder geben zu lassen, es förmlich zu mästen, und zwar mit dem größten Unverstand; Milch gab sie ihm keine mehr; es mußte dicker Rahm sein, stopfte ihm den ganzen Tag Brei in den Leib, schüttete ihm Wein darüber, stieß Zuckerbrod oder so was nach, daß das Kind erst fast erstickte und dann Bauchweh oder so was kriegte, jämmerlich schrie, bis es himmelblau wurde im Gesicht. Wollte die Mutter wehren, dann schrie Elisi, die Mutter gönne ihr kein schönes Kind, sie halte es mit Vreneli und dessen Balg; wenn sie wüßte, wie dem vergeben, sie thäte es noch heute, sparte es nicht bis morgen; sie sollten sich in Acht nehmen, wenn sie dasselbe einmal in die Hände kriege, wolle sie ihm die Hübsche vertreiben für sein Lebenlang. Dann kam Joggeli und begehrte auf über das fortwährende Geschrei: es sei eine halbe Stunde in der Runde kein Winkel, wo man einen ruhigen Augenblick haben könne, höre Eines auf, so fange das Andere an. Daß es ihm in seinen alten Tagen noch so gehen könne, daran habe er nie gedacht, aber er wisse wohl,

wer an allem schuld sei, man möge es glauben wollen oder nicht.

Die gute Base hatte wirklich böse Tage, Tage, von denen sie sagen mußte, sie gefielen ihr nicht. Sie sah alle Tage eine Sache heller ein, an welche sie früher nicht gedacht hatte, sie war ihr nie so recht vor die Augen gekommen, und die Erfahrung ist's, welche Wissenschaft und Weisheit bringt. Sie hatte nämlich nie gesehen, was eine Person von Elisi's Schlage für eine Mutter wird. Man kümmert sich manchmal darum, welch eine Haushälterin ein Mädchen werde, aber was es für eine Mutter werde, daran denkt man nicht, oder man meint, der Verstand dazu werde ihm schon kommen, es werde ihn's schon lehren. Ja, daß Gott erbarm, lehren! Mutter wird Manche ungesinnet, aber eine rechte Mutter sein, das ist ein schwer Ding, ist wohl die höchste Aufgabe im Menschenleben. Schon allein der bloße Anblick der Mutter ist von unnennbarem Einflusse auf das Kind, kann das Kreuz mit der Schlange sein, bei welchem die Juden in der Wüste Heilung und Sicherheit vor den Schlangen fanden. Was gewährt aber nun so ein grinsend, unfreundlich, unsauber Ding wie Elisi einem Kinde für einen Anblick? Welche Eindrücke saugt es ein? Oder was meint man, muß es dem Kinde nicht ganz anders werden im Gemüthe, wenn an seiner Wiege des Tages und in der Nacht ein holder, schöner Engel erscheint, der mit süßen Tönen tröstet, mit milden Händen die rechte Labung spendet, als wenn an der Wiege Rand ein häßlicher, grüngrauer, keifender Kobold auftaucht, ein unsauber Ding, von dem man lange nicht weiß, ist es eigentlich ein Mensch oder ein Affe, über die Wiege herein grännet, häßliche Töne von sich giebt, heftig und krampfhaft reißt und stößt und schaukelt, daß Glied um Glied davonfahren möchten? Was meint man, sollte man nicht solch' grinsenden, keifenden, nichtsnutzigen, selbstsüchtigen Dingern, seien es meinethalb Gräfinnen, Bauerntöchter oder Stallmägde, das Heirathen verbieten von Obrigkeits wegen,

und jede, welche es doch versucht, einsperren lassen hinter Gitter, und zwar enge und eiserne und bis zum dreiundfünfzigsten Jahre? Die Base wäre sicherlich dieser Meinung gewesen, wenn man ihr den Fall vorgelegt hätte. Es lag ihr unendlich schwer im Gewissen, daß sie daran nicht gedacht oder geglaubt, es werde Elsi der nöthige Verstand seiner Zeit schon kommen, und daß sie nicht mit Händen und Füßen sich jeder Heirath widersetzt. Es beelendete sie unendlich, wenn sie sah, wie Elsi das arme Kind mißhandelte aus unverständiger Eitelkeit, wie eine Hoffahrtsnärrin ein bellebig Kleidungsstück, welches sie in die Fern zwingen will, die ihr gerade in die Augen gestochen.

Am wohlsten schien bei dem ganzen Handel der Baumwollenhändler zu sein, wenigstens nahm er Elsi's Abwesenheit höchst kaltblütig, zeigte sich nicht nur nicht, sondern ließ auch kein Wörtlein von sich hören. Die Unbequemlichkeiten des Fortlaufens dagegen fingen nachgerade an, recht unangenehm sich fühlbar zu machen. Anfangs ärgerte sich Elsi bloß, daß der Unflath ihr nicht nachgelaufen kam, um ihm allen sagen zu können, was sie ihm eingedenk hätte. Nach und nach stieg ihr die Eifersucht zu Gemüthe, es nahm sie bitter wunder, was der Unflath jetzt vornehme, da sie keine Frau mehr habe. Wenn nun einmal eine Frau auf diesen Punkt gekommen ist, dann kriegt die dickste Phantasie Leben, fängt an, sich zu bewegen in den schauerlichsten Bildern, und malt der Frau Dinge vor, daß sie das Zittern kriegt in alle Glieder. Noch ungeduldiger ward Joggeli. Der Lumpenhund habe ihn geplündert, kein Spitzbub könne es besser, jetzt schicke er ihm Frau und Kind über den Hals, um ihn des Todes oder des Teufels zu machen, aber das wolle er nicht se. Dem Schelm wolle er seine Familie nicht erhalten, in seinen alten Tagen noch Kindbette halten und dazu keinen Augenblick Ruhe, weder Tag noch Nacht. Endlich ließ Joggeli Bescheid machen dem Tochtermann: er solle seine Frau holen. Dieser ließ sagen: er hätte sie nicht gehen heißen, er hieße sie auch nicht wiederkommen,

ſie werde den Weg wohl noch wiſſen, er werde ihr ihn nicht zu zeigen brauchen. Am liebſten ſei ihm, ſie bliebe wo ſie ſei, ſie dünke ihn dort am ſchönſten.

Potz Blitz, wie gab das Feuer! Auf der Stelle ſollte Uli mit ihr fahren, meinte Eliſi, und dann müſſe er ihr den Unflath prügeln in ihrem Namen, bis derſelbe kein Glied mehr rühren könne; dem wolle ſie zeigen, dem Hagel, we ſie ſchön ſei. Das wollten aber weder Vater noch Mutter thun. Sie ſehe jetzt, was Fortlaufen ſei, ein andermal möge ſie die Sache beſſer bedenken und denken auch an ihre Fehler. Sei ſie ſo lange ſchon dageweſen, ſo könne ſie ein paar Tage auch noch warten. Eliſi zeterte gewaltig, und wenn ſie gewußt hätte, wie zu Fuße gehen, ſie wäre gelaufen, aber eine halbe Stunde zu Fuße zu gehen, war ihr ein Gräuel. Schuhe hatte ſie auch nicht, welche einen ſolchen gräulichen Feldzug ausgehalten hätten. Die Baſe hätte gewünſcht, Joggeli wäre ſelbſt zum Tochtermann gefahren und hätte ihn zum Verſtand gebracht, denn ſie waren beide der Meinung, Eliſi hätte ihm ſo viel zugebracht und noch ſo viel zu erwarten, daß Geduld haben und ſich auch in etwas unterziehen ihm wohl anſtehen würde. Wenn man den Geldſäckel in der Hand habe, ſo wüßte man nicht, warum man mit ſo einem Bürſchchen nicht ein ernſthaft Wort ſollte reden dürfen. Sie waren beide akkurat gleicher Meinung, bloß darin wichen ſie ab, daß Joggeli dies nicht ſelbſt ausrichten wollte, er war nicht der Mann, jemanden unter den Bart zu ſtehen. Er wollte den Johannes ſchicken, der thue es gern, ſagte er, und wenn er den Spitzbuben ſchon ein wenig in die Finger nehme, ſo werde es ihm wenig ſchaden, allweg ſchlechter werde er dadurch nicht. Gegen das ſträubte die Baſe ſich. Es könnte doch zu böſe gehen, meinte ſie. Sie hätte nichts wider Johannes, aber wenn es ſei, um Frieden zu machen, ſo ſchickte ſie lieber nicht ihn, ſondern jemand Anderes. Eliſi müſſe doch alles wieder abbüßen, was von ihrer Seite dem Manne angethan werde. Die gute Alte hatte ſelbſt eine

Art von Mitleiden mit dem Tochtermann, ſo ſehr er ihr ſonſt zuwider war. Sie müſſe bekennen, ſagte ſie oft zu ſich ſelbſt, ſie würde auch ungeduldig, wenn Eliſi ihre Frau wäre, und wenn ſie dazu noch ſo böſe ſei wie hier, ſo könne ſie ſich nicht einmal verwundern, wenn es ihm zuweilen in die Finger komme, denn Mannevolk ſei immer Mannevolk, und bekanntlich gehöre das Mannevolk nicht unter die geduldigen und ſanftmüthigen Kreaturen.

Kapitel 8.

Wie Zögern wechſelt mit Ueberraſchen, aber ebenfalls nicht auf angenehme Weiſe.

So verzögerte ſich die Ausführung einige Tage, bis endlich die Mutter nachgab und erkannt wurde, es müſſe dem Johannes geſchrieben werden, daß er die Sache alsbald verrichte. Aber wer ſollte ſchreiben? Die Mutter konnte nicht, Joggeli war eine Feder ärger zuwider, als ein angezündet Schwefelholz unter der Naſe. Eliſi ſchmierte endlich einen Bogen voll, von dem aber erkannt wurde, den könne man nicht abgehen laſſen, denn der gelehrteſte Profeſſor könnte nichts daraus machen. Eliſi heulte, aber damit entſtand kein verſtändlicher Brief. Joggeli mußte endlich das Wort geben, er wolle morgen ſelbſten einen machen. Am Morgen fiel es Joggeli plötzlich ein: heute ſei der Tag, an welchem der Lehenzins verfallen ſei, und nun plagte ihn die Neugierde, ob Uli wohl zahlen werde oder nicht. Er hatte geſehen, daß der Müller Korn geholt, hatte auch die Zahl der Malter gezählt, den Preis zu vernehmen geſucht und daraus geſchloſſen, Uli werde im Sinn haben zu zahlen. Joggeli hatte nicht Angſt, er könne um ſeine Sache kommen, aber er freute ſich auf das Geld. Kinder und alte Leute ſind auch darin ſich ähnlich, daß ſie gern mit Geld

ſpielen, es zählen, es rollen laſſen durch die Finger, Häufchen machen, es durcheinander werfen, es transportiren aus einem Sack in den andern Sack. Er vergaß den Brief ganz, ſah gleich mit Tagesanbruch erſt lange durch die Fenſterſcheiben, ob Uli nicht anrücke. Später trippelte er um's Haus herum, zeigte ſich in der Erwartung, Uli laſſe ſich dann auch hervor mit einem großen Bündel Geld. Da kein Uli erſchien, trippelte er hinüber zum Hauſe, kam zu den Knechten, fragte von ungefähr: ob der Meiſter daheim ſei oder fort. Sie wüßten nichts Anderes, ſagten die Knechte, ſie hätten ihn erſt noch geſehen und g'ſuntiget ſei er nicht geweſen. „Er ſcheut ſich vor mir," dachte Jeggeli, „darf oder will ſich nicht ſehen laſſen; entweder hat er das Geld nicht, oder er will mich nicht bezahlen. Eins iſt ſo ſchlimm als das Andere, aber wenn es vierzehn Tage geht, ſo ſchreibe ich Vetter Johannes, er iſt Bürge, er kann zur Sache ſehen." Doch trotz dieſem Rückhalt hatte er den ganzen Tag keine Ruhe, er trappete herum, als ob er ein Wurmpulver im Leibe hätte, und trotz ſeinem Trappen ſah er Uli den ganzen Tag mit keinem Auge.

Uli lebte, er lebte einen großen Tag, er machte ſeine Jahresrechnung, zog ſeine Bilanz, verglich mit der Rechnung die Kaſſe. Das iſt ein Stück Arbeit für einen Uli! Zehn Jucharten Roggen ſäen in einem Tage iſt Kinderſpiel dagegen. Ja, Rechnen hat eine Naſe, beſonders wenn man es nicht wohl kann.

Uli hatte begreiflich das Jahr durch ſchon gar oft gerechnet, vielleicht nur zu viel, doch ſo recht bis auf den Grund noch nie, und das ſei nothwendig, hatte er gehört, beſonders für Anfänger. Es ſei ſchon gar Mancher zu Grunde gegangen, weil er nie nachgeſehen, wie er ſtehe, ob er vorwärts oder rückwärts gehe. Am Jahrestag ſeiner Meiſterſchaft übernahm er nun dieſe Arbeit. Er zählte zuerſt das Geld, welches er hier in einem Bündelchen, dort in einem Körbchen, anderwärts in einem Strumpfe hatte. Ein reicher Bauer hatte ihm geſagt: wenn

man viel Geld im Hause habe, müsse man es vertheilen; kämen Diebe, so kriegten sie doch niemals alles, sondern nur einen Theil. Das Zählen schon trieb ihm den Schweiß aus, denn so oft er zählte, so oft gestaltete sich die Summe anders. Zu der Gewißheit kam er, daß jedenfalls über tausend Thaler seine Kasse enthielt. Nun versuchte er, die richtige Summe aus seinem Buche zu finden, das war aber erst ein Hexenwerk, aus welchem ein noch ganz Anderer als Uli nicht gekommen wäre. Uli hatte aufgemacht und hatte nicht aufgemacht. Größere Posten waren aufgeschrieben, aber kleinere begreiflich nicht. Verkaufte Kühe waren aufgemacht, aber von verkauften Kälbern fand man wenig Spuren, von verkauften Ferkeln gar keine, so wollten im Buche sich nicht reinen Ausgaben und Einnahmen, und mit dem vorhandenen Gelde paßte die Bilanz im Buche erst nicht. Im Buche fehlten alle kleinen täglichen Ausgaben, nur die größern Summen standen da. Wer aber einige Zeit haushalten hat, weiß, wie viel Kleines zu was Großem sich summirt. Kurz, in's Reine brachte er es nicht, er kam bloß so weit in's Klare, daß er mehr als zweihundert Thaler in Baar gespart. Das Vieh im Stall war von geringerem Werthe, als das, welches er übernommen, dagegen besaß er noch ein ziemlich Quantum Korn, weit mehr, als für den Hausbedarf bis zur Ernte. Vorräthe von allen Sorten, wie sie einer Haushaltung wohl anstehen, hatte Vreneli doch gemacht; seit der Bodenbauer seine Vorlesung über Hausökonomie gehalten, war es von Uli weniger gehindert worden. Was er an Vorräthen hatte, schätzte er zu ungefähr hundert Thalern, so daß also sein Gewinn oder Arbeitslohn zum wenigsten dreihundert Thaler betrug. Zuerst wollte er sich freuen darüber, dieweil das ein schöner Anfang sei, aber nach und nach flogen ihn allerlei Mücken an. Er fand, daß dies doch eigentlich nichts sei. Es sei ein ausgezeichnet gutes Jahr gewesen, sagte er, und nur dreihundert Thaler! Jetzt habe er baar auf der Hand, daß er in ordinairen Jahren nichts ver-

diene, nicht so viel, als sein schlechtes Knechtlein. Sollte es aber Fehljahre geben, könne er nicht bloß dreihundert, sondern sechshundert Thaler verlieren, so gut als einen Batzen! Wo dann die nehmen? Und gesetzt, meinte er endlich, was seien doch dreihundert Thaler für so viel Noth und Mühe und so große Gefahr, um alles zu kommen. Da müsse man es sein Lebtag böse haben und komme doch zu keinem Vermögen. Dann sei es nicht gesagt, daß man immer gesund bleibe und arbeiten möge wie ein Hund bis in das höchste Alter. Am Ende wäre es besser gewesen, er wäre Knecht geblieben, dachte Uli, so finster kam es ihm in's Gemüth. Der Uli, der vor Jahren dreihundert Thaler für ein überschwänglich Vermögen angesehen hatte, der achtete sie jetzt für nichts und hatte gute Lust, wirbelsinnig zu werden, weil er in einem einzigen Jahre bloß dreihundert Thaler verdient. So kann der Mensch sich ändern, so wunderlich kann es ihm in den Kopf kommen! Vreneli sprach ihm zu und sagte ihm: er mache ihm recht Angst. Das sei Undank gegen Gott, und wo der sei, da zeige Gott gern, daß die Sache an ihm liege, und wenn man nicht zufrieden sei mit seiner Güte, man sich fügen müsse in seine Strenge. Es wären Tausende, welche Gott auf den Knien danken würden, wenn sie zu dreihundert Thalern kämen. Es sei noch kein großes Vermögen, aber doch ein schöner Anfang, es decke den Rücken, und um so getroster könne man der Zukunft warten. Daß es so viel sei, hätte es nicht geglaubt, und wenn nur Uli zufrieden sei, so habe es den festen Glauben, es komme alles gut, aber zu viel auf einmal wollen, das sei vom Bösen, damit verderbe man es gern bei Gott und bei den Menschen. Zur Beredtsamkeit entfaltete Vreneli noch seine ganze Liebenswürdigkeit und brachte es wirklich dahin, daß es aus Uli's Kopf die Mücken ausjagte und dieser, als er sich endlich aufmachte, um Joggeli den Zins zu bringen, ein ganz zufriedenes Gesicht hatte.

Derselbe hatte wirklich schon alle Hoffnung aufgegeben,

heute ſein Geld zu ſehen. Das ſei Bosheit von Uli, ſagte er ſeiner Frau. Derſelbe hätte es, er wiſſe es wohl, aber er wolle ihn nur plagen; doch das ſolle ihm nichts nützen, je länger er mit dem Gelde warte, deſto mehr ſchlage er ihm mit dem Zinſe auf. Er that noch viel nöthlicher, als drüben Uli, ſo daß auch hier das Weib das Mittleramt übernehmen mußte. Er ſolle ſich doch ſchämen, ſo nöthlich zu thun. Das wäre wohl gut, wenn ſie kein Geld mehr hätten oder ſonſt nicht zu leben. Es könnte ſein, daß ihm zuletzt noch lieber wäre, Uli ſei ihm das Geld noch ſchuldig, als daß er es in Händen habe. Es ſei heute der erſte Tag, wo es verfallen ſei, er ſolle doch denken, wie Viele froh wären, wenn ſie den Zins im erſten Jahre erhielten. Selten Einem komme es in den Sinn, den Zins auf den erſten Tag zu bringen, und Mancher hätte es noch ungern, wenn ſein Pächter am erſten Tage käme, als ob der Herr ohne das Geld nicht mehr auskommen könne. „Das iſt mir hell gleich," ſagte Joggeli, „wie es Andere dünkt, aber mir hat er verſprochen, an die Hand zu gehen, und wenn Einer was verſpricht, ſollte er es halten, ſonſt halte ich nichts mehr auf ihm." „Du haſt mir auch manchmal ſchon was verſprochen und es nicht gehalten," ſagte die Frau. „Ja, das iſt was ganz Anderes," ſagte Joggeli, „ich bin nicht dein Pächter und du nicht mein Lehenherr." „Habe gemeint, Halten ſei Halten," entgegnete die Frau. Da klopfte es. Steh doch, Frau, lauf doch, kannſt nicht vom Platz, vielleicht iſt er's noch, wäre brav von ihm!" Aber vielleicht hat er falſches Geld und hat gedacht, wenn es Nacht ſei, ſehe ich es nicht. Muß die beſſere Brille nehmen, wenn er es iſt." Richtig war es Uli. „Bin wohl ſpät," ſagte derſelbe, „wenn man ſo viel Geld in allen Winkeln zuſammen leſen muß, kann man ſich darob verſäumen. Aber ich wollte den guten Willen zeigen. Da wär's alles in einem Säckel, es iſt ein großer Bündel! Aber wenn es Euch wohl ſpät iſt, ſo kann ich ja morgen wiederkommen. Es iſt eine Zeit, wo

man ſo viel nicht verſäumt." „Nein, nein, bleib, bleib!" ſagte Joggeli. „Hat man einmal Geld im Hauſe, wäre es ja dumm, es wieder forttragen zu laſſen. So ein Zinschen iſt bald gezählt, und wenn es auch größer wäre, könnte man daran machen, bis man fertig iſt." „Ja," ſagte Uli, „glaube, für Euch ſei es nicht viel, Ihr würdet ihn auch noch größer nehmen, aber Geben iſt nicht gleich wie Nehmen. Wenn Ihr ihn geben ſolltet und herausſchlagen aus den Steinen, dann würde er Euch mehr als groß genug ſcheinen und billig und recht, wenn er kleiner wäre und heruntergemacht würde." So zählten ſie und fochten mit Worten, wie es üblich iſt, wenn Pachtzinſe gegeben und genommen werden. Joggeli brauchte die ſchärfere Brille, fand jedoch trotz derſelben kein falſches Geld. Die Sache ſei recht, ſagte er, wie er es erkennen möge. Sollte aber am Tage ſich noch was zeigen, ſo werde Uli nicht dawider ſein, es zurück zu nehmen. Er glaube nicht, daß was ſei, ſagte Uli, daneben könne man ſich irren, ja freilich. Und wenn Joggeli was finde, ehe er dieſes Geld mit dem ſeinen zuſammen gethan, ſo nehme er es ſchon wieder. „Du wirſt doch nicht etwa glauben, daß ich dich betrügen wolle?" fragte Joggeli. „Bewahre," ſagte Uli, „aber man kann ſich irren."

Joggeli that wirklich das erhaltene Geld nicht zu dem ſeinen; den Genuß, mit Zählen und Sortiren deſſelben den folgenden Morgen ſich zu verkürzen, ließ er ſich nicht rauben. Am folgenden Morgen ſagte ſeine Frau: „Schreibe doch dem Johannes, ehe du was Anderes anfängſt, ſonſt wird heute wieder nichts daraus; ich muß es ſagen, es wäre mir lieb, wenn die Sache an ihren Ort käme, Eliſi thut ſo wüſt, ich halte es nicht lange mehr aus." „Freilich, freilich," antwortete Joggeli, „geſchrieben muß werden, aber jetzt muß das Geld gezählt ſein, das wirſt doch begreifen! Thue ich es 'mal weg und komme Uli hintend'rein mit Irrthum oder falſchem Gelde, ſo will er nichts mehr davon, und ich habe das Nachſehen, begreifſt?"

Nun ſetzte ſich Joggeli zurecht zu einem behaglichen ſtotten Privatvergnügen; beide Brillen legte er neben ſich, Bleiſtift und ein Stücklein weißes Papier ebenfalls, ſchüttete den Sack aus, und begann nun eine vergnügliche Muſterung, welche bei der ſpeciellen Inſpektion der einzelnen Stücke anfing. Wo ſie geendet hätte, wiſſen wirnicht, denn wie Joggeli am beſten daran war, erſchien unter der Thür die breite Geſtalt vom Sohn Johannes: „Ho, da komme ich gerade recht," tönte es wie aus einem mächtigen Weintrichter hervor. Wenn ein Blitz in's Stübchen gefahren wäre, Joggeli hätte nicht ärger zuſammenfahren können; die beſſere Brille fiel auf den Boden und zertrümmerte, mit beiden Händen fuhr Joggeli über den Haufen her, als wie zum Schutze. „Gerade recht, beim — komme ich, nie hätte es mir anſtändiger ſein können, einen ſo großen Haufen Geld beiſammen zu ſehen," ſagte Johannes, „den kann ich brauchen, mit dem läßt ſich was machen." „Je, ja," ſagte Joggeli, „glaub's; es weiß ein Jeder was zu machen, einen guten Schick hier, einen guten Schick dort; wenn ich auch nur 'mal was davon hätte! Aber ob den guten Schicken kannſt ich am Ende um meine Sache, darum will ich nichts mehr von guten Schicken hören, diesmal brauche ich das Geld ſelbſt; aber eine feine Naſe mußt haben, daß du ſo manche Stunde weit es gerochen haſt, daß ich einen Kreuzer Geld im Hauſe habe." „Nicht wahr, Vater?" ſagte Johannes, „die Naſe iſt noch gut, die habe ich noch nicht verſoffen, die muß erſt zuletzt an den Tanz. Aber Scherz bei Seite, Vater! die Sache iſt die, ich muß Geld haben, um mit Wein zu ſpeculiren, jetzt iſt was zu machen, gerade jetzt beim Abzug. Wenn Einer jetzt mit Geld in's Weltſchland kommt, ſo kann er einen prächtigen Schnitt machen, funfzig Procent hat er ſo gut als einen Kreuzer; ich habe mit einigen Wirthen es abgeredet, hinein zu fahren, ſie ſind gut bekannt, kennen die beſten Plätze, aber mit dem Gelde ſteht es bei ihnen ſchlecht, da dachte ich an Euch und komme

eben recht, ſo mit tauſend Thalern baar läßt ſich ſchon was machen.“ Potz Kukuk, wie ſpeite Joggeli Feuer über dieſen Vorſchlag. „Meinſt, ich ſolle einen Geldſäckel halten für das ganze Vaterland und mit demſelben jedem Hudelwirthe zu Gevatter ſtehen? Das Geld habe ich ſchon lange ſelbſt nöthig gehabt, brauche es ſelbſt, habe es verbeißen, mußte ein ganzes Jahr mit Bangen darauf warten, es iſt der Pachtzins, und kaum habe ich ihn im Hauſe, ſo führt dich der Kukuk daher, als ob das Geld ein Aas wäre und du ein Fleiſchvogel; aber da wird nichts daraus, gehe zu deinem Schwäher, der thut immer ſo groß, hat das Maul voll Gold, ſoll auch 'mal die Hand in Sack ſtoßen und dir helfen, es iſt an ihm ſo gut als an mir; er ſoll 'mal zeigen, daß er Geld noch wo anders hat als nur im Maul.“ Während der langen Rede ſtrich Joggeli unwillkürlich den Haufen zuſammen und ſuchte nach dem Sacke; er wähnte wahrſcheinlich, wenn es 'mal darin ſei, ſo ſei es gebergen.

Aber Johannes kannte den Vater und die eigene Macht. Potz Himmeltürke, wie ließ er eine Rede fahren, was das von einem Vater gemacht ſei, wenn er dem Sohne vor ſeinem Glücke ſein wolle. Was er mit ſeinem Reichthum anfangen wolle, mit in den Boden werde er ihn doch nicht nehmen können. Der Schwäher ſei nur der Schwäher, einſtweilen ein Unflath, thue er aber 'mal die Augen zu, ſo werde er im Ausmetzgen deſto beſſer ausfallen. Dann ſei es ja nicht, daß er das Geld um Gotteswillen begehre, er wolle Papier dafür ausſtellen, es genügend verzinſen, wenn es ſein müſſe. Ja, ja, ſagte Joggeli, Papiere hätte er viele, er könnte drei Jahre die Pfeife damit anzünden, etwas Anderes würde er damit wohl nicht anfangen können; jetzt habe er 'mal Geld, und zu demſelben wolle er jetzt Sorge tragen, und während er ſprach, packte er ſo unmerklich als nur möglich Geld in den Sack. „Nun,“ ſagte Johannes kaltblütig und klopfte ſeine Pfeife aus, „wenn das ſo gemeint iſt und Ihr mir nicht helfen wollt, Wirth zu ſein,

wie es sich gehört, so kann ich es anders machen, ich gebe mein Wirthshaus in Pacht oder verkaufe es, wie es sich besser schickt, komme her und will da Bauer sein." Das war ein Kernschuß! Joggeli hörte alsbald mit Einpacken auf und sagte: „Bist doch gleich so aufbegehrisch, man kann nicht mehr vernünftig mit dir reden, habe ja nie gesagt, daß ich dir nicht helfen wolle, aber alles Geld fortgeben kann ich doch auch nicht; ich und meine Alte müssen auch leben. Du glaubst nicht, welch weit Maul eine Haushaltung hat, was man alles kaufen muß." „He," sagte Johannes, „wenn Ihr die Zinse von dem Kapital braucht, welches Euer Herr Tochtermann Euch eingehändigt hat für verkaufte Vorräthe, so kommt Ihr schon weit damit." „Schweig mir von dem Lumpenhund, wegen ihm wollte ich dir schreiben, er bringt mich noch vor der Zeit in's Grab; der Lumpenhund prügelt Elisi, Elisi läuft fort, ist jetzt hier, verpestet uns das Leben, und er thut kein Lebenszeichen, läßt das Mensch uns auf dem Halse." „Warum gabet Ihr es ihm?" sagte Johannes. „Bin nicht schuld daran," antwortete Joggeli, „wollen lieber nicht davon reden. Aber, wahrhaftig, das Geld kann ich dir nicht alles geben, wie viel mußt haben?" „He, mit sechshundert Thalern ließe sich schon was machen," antwortete Johannes. Endlich markdete Joggeli bis auf fünfhundert Thaler herunter, leerte den Sack wieder aus und zählte sie langsam mit bedenklichen Seufzern z'weg. Johannes sah mit behaglichem Lächeln zu, seit Langem hatte er nicht mit solcher Freude an einer Pfeife gezogen, als an der, welche er eben im Maul hatte. Als Joggeli endlich fertig war, betrachtete er wehmüthig den Rest, es war, als dünke es ihn, es lohne sich kaum der Mühe, denselben wieder in den Sack zu thun.

Da ging die Thür auf, und unter derselben stand der Lumpenhund, der Tochtermann. Wohl, da kam Leben in Joggeli's Hände: hui! wie die fuhren nach dem Gelde und es bergen wollten im Sacke, aber allzugroße Eile thut nicht

gut, unter den Tiſch ſtatt in den Sack rollten die Thaler mit großem Gepolter, und mit ſchlauem Lächeln ſagte der Baumwollenhändler: „Da treffe ich es doch gut, der Vater wird was zu theilen geben wollen, und ich komme wie gerufen.“ Johannes ſah ihn an mit dem Blicke eines Stieres, der einſtweilen noch an der Kette liegt. Joggeli aber ſagte: ſie hätten zuſammen gerechnet, und er käme gerade recht, auch mit ihm hätte er noch zu rechnen, wenn es ihm recht im Kopfe ſei. Das ſei ihm ganz recht, ſagte der Baumwollenhändler, Beſſeres wünſche er nicht; gleiche Kinder, gleiche Rechnung, der Herr Schwager werde ſelbſt es billig finden ſo. Es hätte ihn ſchon lange gelüſtet, mit ihm abzurechnen, ſagte Johannes, beſſer treffen hätte er es nicht können. Mit ihm hätte er einſtweilen keine Rechnung, ſagte der Baumwollenhändler; es könnte eine Zeit kommen, wo es freilich noch eine muntere abſetzen werde, jetzt wolle er davon nichts ſagen, ſondern ſich an den lieben Vater halten, der habe dem Herrn Schwager Geld zurecht gelegt, er wolle ſich jetzt auch recommandirt haben, es ſei ein Kind wie das andere. Nun gab es einen wüſten Lärm, der mehr als ein Mal in's Handgemenge überzugehen drohte, daß mehr als ein Mal man Ulli zu Hülfe zu rufen drohte, der endlich damit endete, daß Johannes mit fünfhundert Thalern, der Tochtermann mit vierhundert davon fuhren, Joggeli nichts übrig blieb, als der leere Sack, an dem er ſeinen Zorn ausließ, ihn mit ſeinem Stecken in der Stube herumtrieb, bis derſelbe unter das Bett fuhr, wo er einſtweilen in Sicherheit war. Der Tochtermann hatte eine ſo gute Handhabe am Geldſäckel als Johannes. Er drohte, Eliſi da zu laſſen, ſelbſt nachzukommen, da eine kleine Fabrik einzurichten, kurz Dinge, ob welchen dem Vater und der Mutter die Haare zu Berge ſtunden und vierhundert Thaler ihnen als ein ſehr billig Löſegeld aus ſo großen Plagen erſchienen, wenigſtens ſo lange Eliſi und ihr Mann noch da waren. Aber als die Plagegeiſter abgefahren waren, nichts da war, als der leere Sack unterm Bette,

da kam großes Elend über Joggeli's Gemüth. Aus den Händen hatte er den Hof gegeben, aus den Händen riſſen ihm die Kinder das Geld, nahmen ihm wie mit Gewalt den Löffel, ehe er gegeſſen hatte; das hatte er alſo vom Verleihen, welches man ihm ſo herrlich vorgeſtellt hatte, aus dem Regen war er unter die Traufe gekommen; er hatte nun Ruhe, aber eine Ruhe vom Teufel, wie er ſagte, ob welcher er verhungern könnte. Und wer war daran ſchuld, als ſeine Frau, welche auch zum Verleihen geſtimmt, daſſelbe ihm ſo dringlich gerathen und gleichſam mit Gewalt erzwungen hatte? Die gute Frau hatte einen ſchweren Abend und wußte nicht, ſollte ſie wirklich bereuen, ein Wort zur Sache geſprochen zu haben, denn erzwungen hatte ſie dieſelbe nicht, erzwingen that ſie ja nie was, nur reden, wie es ſie dünkte, und wo ſie es in ihrer Pflicht glaubte. Auch das wird dem Menſchen oft erleidet und verkümmert, ſo daß ihm die Vorſätze kommen, fürderhin zu ſchweigen und zu keiner Sache mehr was zu ſagen. Es iſt allerdings ſehr ſchwer, abzugrenzen zwiſchen Reden und Schweigen, und unmöglich, wenn man die Grenze beſtimmen möchte nach den Reden eines Joggeli, der in ſeiner Schwäche das Beſte verkehrte, die beſten Rathſchläge zunichte machte und dann die Schuld, daß er wirklich Dornen las von Weinſtöcken, Andern zuſchob, Schweigen und Reden, beides gleich zum Vorwurf machte. Bei ſolchen Gemüthern entrinnt man Vorwürfen nimmer, darum muß man thun nach ſeiner Pflicht und nach dem Maaße ſeiner Stellung. Ein Mann darf gebieten, ein Weib darf ſagen, mahnen, warnen.

Joggeli gehörte zu den unglücklichen Menſchen, welche weder was Gutes ausführen können, noch was Gutes ausführen laſſen. Wollte er, was recht war, ſo lähmten ihn böſe Einflüſſe, welche ſtärker waren als ſeine Kraft; wollte jemand Anderes was Gutes, ſo ſtach ihn der alte böſe Menſch in der eigenen Seele, daß er dieſem Willen hemmend in den Weg trat und ihn, wenn nicht ganz hinderte, ſo doch lähmte. Das

ſind unglückliche Menſchen, ihnen geht alles ſchief, ſie ſelbſt ſind immer klagens voll, aber ſie erkennen nun und nimmer, wie ihr Charakter ein Gemiſch von Schwäche und Bosheit iſt, ein bitterer Kelch, aus dem ſie und Andere trinken müſſen und der nie leer wird, ſondern ſtets neu ſich füllt, weil eben im Kelch eine lebendige, bittere Quelle iſt, das dem Eigenthümer unbekannte Gemüth. Alle Leute können nicht Helden ſein, aber alle Leute ſollten doch zu der Erkenntniß gebracht werden, daß zwiſchen unglücklichen Verhältniſſen und Gemüthskrankheiten ein wunderbarer Zuſammenhang iſt, und zu dem ernſtlichen Beſtreben, dieſen Zuſammenhang zu faſſen, um namentlich zu der Weisheit zu kommen, welche nie Urſache mit Wirkung, nie Wirkung mit Urſache verwechſelt, nie die Quelle des Unglücks in der Luft ſucht, während ſie tief im eigenen Ich ſprudelt.

Kapitel 9.

Vom Gemüth und vom Geſinde.

Ein Jahr iſt nicht alle Jahre, ſo ſagt ein Sprüchwort, die Wahrheit deſſelben erfuhr Uli. Es war ein ſpät Frühjahr, war veränderlich Wetter, man mußte die Zeit zur nothwendigen Arbeit ſtehlen, mußte in Wind und Wetter, in Schneegeſtöber manchmal aushalten, faſt wie die Franzoſen in Rußland. Nun, die waren disciplinirt, darum ſchlugen ſich noch ſo Viele durch und kamen mit dem Leben davon. Wäre es lauter undisciplinirtes Volk geweſen, kein Mann wäre aus Rußland gekommen. Nun aber hatte der arme Uli weder alte noch junge Garde, ſondern undisciplinirtes Volk in der Mehrzahl. Das war ein ſchrecklich Fuhrwerken mit demſelben. Wer hat wohl ſchon an einer Ziege geriſſen, damit ſie raſcher marſchire? Der hat es erfahren, wie die Ziege ſtatt raſcher zu marſchiren mit allen vier Beinen verſtellt und gar nicht mehr vom Platze will. So

geht es auch mit Dienſtboten, welche undisciplinirt ſind, ſie halten zurück, ſie machen immer langſamer, am Ende gar nichts mehr. Jeder ſtellt ſo gleichſam einen Knittel vor, der ſich dem Meiſter zwiſchen die Beine wirft, wenn er raſcher zufahren will. Von dieſer Widerſpenſtigkeit wurden allgemach auch die Tagelöhner angeſteckt, es entſtand eine heilloſe Wirthſchaft. Uli arbeitete ſich ab wie ein Roß in einer Tretmühle; wie das Rad umgeht, liefen die Tage vorbei, aber wie das Pferd nicht weiter kommt, ſo ſchien Uli gebannt und nicht vorwärts zu kommen. Je ſchlechter man arbeitete, deſto mehr klagten die Leute über Uli's Unverſtändigkeit, wie man ihm nie genug arbeiten könne, auch wenn man ſich quäle wie ein Hund. Natürlich hatte man immer ſpäter Feierabend, Uli immer mehr zu treiben und zu tadeln, daher die Leute ſcheinbar Grund zu klagen. Begreiflich ſuchten ſie den Splitter in Uli's Augen, den Balken im eigenen ſahen ſie nicht. Sonſt hatte Uli den Sonntag reſpektirt, miſten, graſen und ſonſtige Arbeit vermieden, war gern am Sonntag zur Kirche gegangen, hatte ordentlich Appetit nach Gottes Wort gehabt, er hatte die Natur, welcher die Worte des ewigen Lebens wohl thaten, Bedürfniß waren, gleichſam eine Nahrung, welche die Natur verlangte. Wie aber Nebel in Thäler ſich drängen allgemach, bis die Thäler endlich voll Nebels ſind und unſichtbar die Sonne geworden iſt, ſo drängte ſich allgemach die Arbeit in den Sonntag hinein, er ward finſter, das ewige Licht ſchien immer düſterer, ſchien am Ende gar nicht mehr hinein. Was ſonſt am Sonnabend gemacht worden war, ward verlegt auf den Sonntagmorgen, und wenn Uli nicht ſelbſt dabei war, ward es gar nicht gemacht. Die lumpigſten Knechtlein waren Nachtſchwärmer, wie es die Meiſten ſind, ſtunden am Sonntag nicht auf, und was Uli darüber ſagen mochte, es half alles nichts, ſie hatten keinen Glauben zu ihm, ſondern das Vorurtheil gegen ihn, daß allem, was er ſage, eigennützige Abſichten zum Grunde lägen. Wo das einmal ſo iſt, hat es gefehlt, da hilft alles Zureden nichts.

Bei den meiſten Menſchen muß der Glaube es machen, zum Erwägen und Erkennen einer Sache ſind ſie untauglich. Dieſes fühlen ſie dunkel, daher das Mißtrauen, namentlich gegen Alle, welche über ihnen ſtehen, daher die unbegreifliche Hartnäckigkeit, mit welcher ſie das Verderblichſte treiben, wenn es ihnen von Leuten eingebläuet iſt, zu welchen ſie den Glauben haben. Die Menſchheit ſteht unendlich mehr unter der Herrſchaft des Glaubens, als man wähnt. Freilich fragt ſich dann immer, an wen man glaubt. Je nachdem die Gemüther ſind, hat ein Glaube Gewalt über ſie, wie die verſchiedenen Stoffe verſchieden empfänglich ſind für das Licht, daher auch in verſchiedenen Farben ſich darſtellen. Nur kann nie genug geſagt werden, daß der Glaube nicht abhängt vom Verſtand oder Bildung. Bei Verſtand oder Bildung findet man ſehr häufig eine Glaubensweiſe oder eine Leichtgläubigkeit, welcher jeder Chriſt ſich ſchämen müßte. Es giebt ſogar Gelehrte, welche glänzende Examen gemacht, ſie verachten die Evangelien, aber ſie ſchwören mit einem wahren Köhlerglauben zu den Collegienheften eines verſoffenen Profeſſors.

Uli's Knechtlein iſt's alſo nicht zu verargen, daß ſie das Heilſame in ſeinen Rathſchlägen nicht begriffen, dieweil ſie halt keinen Glauben zu ihm hatten. Aber Uli iſt zu bedauern, daß er ſich den Sonntag rauben ließ, gleichſam ſo unvermerkt, wie Diebe die Börſen ſtehlen ſollen; denn war er Vormittags nicht in der Predigt, kam er Nachmittags noch viel weniger in die Kinderlehre, kam aber auch zu keinem Buche. Nachmittags mußte er irgendwo aus, wo er an den Arbeitstagen ſich nicht Zeit nahm, einem Handwerksmann nach oder um eine Kuh aus, oder wollte Geld von einem Müller für Korn oder von einem Wirthe für eine fette Kuh. Es war immer etwas zu laufen, und manchmal lief er ſich außer Athem und ward doch nicht fertig. Man glaubt aber nun gar nicht, was das für einen Einfluß auf ein Gemüth hat, wenn kein Lichtſtrahl von Oben es mehr erleuchtet, kein Himmelsbrod es

mehr kräftigt, die Dornen und Disteln des Lebens es überwuchern, die Sorgen und Gedanken um Gewinn und Gewerbe es dichten Nebeln gleich umschleiern. Man denke sich eine wilde Kluft, in welche die Sonne nie scheint, aus welcher die Nebel nie weichen, man denke sich, was da wächst, was da kriecht und flattert, man denke sich das grausige Leben, wenn man gebannt würde in eine solche Kluft, da leben müßte in den Nebeln unter dem giftigen Gezüchte und ohne Sonne, nicht einmal sich heben dürfte empor über den Rand der Kluft, nicht einmal mehr den Kopf recken könnte über den Nebel empor, in frische gesunde Luft hinein.

Aehnlich nun ist es, wo der Geist des Herrn nicht über den Wassern schwebt, das Wort von Oben nicht mehr die Sonne ist, welche die Nebel niederschlägt, wo im Dunkeln kriechen und wachsen kann, was dem finstern Gemüthe entwächst, was die Welt ablagert in das finstere Gemüth. Man denke sich doch, wie es werden muß, wenn die Gedanken, welche dem Leibe entstammen, die Empfindungen, welche Haß und Neid gebären, die Sorgen, welche das Gefühl der eigenen Ohnmacht emportreibt, die Kümmernisse um's tägliche Brot und des äußeren Daseins Bestand alle bleiben, kriechen und schleichen durch's Gemüth, wie es da frostig und finster und unheimlich werden, was da für ein Leben sich gestalten muß, wenn des Herrn Wort die Empfindungen nicht läutert, Kümmerniß nicht verscheucht, die Gedanken und das Trachten nicht nach Oben zieht, wenn es immer und immer nur tönet: „Was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden, wie kann ich meinen Bruder übervortheilen im Handel, wie kann ich mich rächen, mich erhöhen, ihn erniedrigen? Eine unerhörte Verkümmerung der Gemüther wird täglich sichtbarer, die Bande der Liebe und der Verwandtschaft faulen und lösen sich, das Hohe und Edle bleibt unbegriffen, ungesucht. Begeisterung wird lächerlich, Selbstsucht zur Sittlichkeit, und woher wohl das? Weil die Sonne fehlt, die den Nebel niederschlägt, weil das Wort

fehlt, welches die Seelen ſpeiſet, die Liebe zeuget, zum Himmel zieht.

Dieſen Wandel bei Uli fühlte niemand ſchmerzlicher als Vreneli. Es that ihm vor allem weh, daß die Sonntagsruhe von der Glungge wich, das Getümmel der Arbeitstage nicht verſtummte, das rechte Feierkleid, ſo glänzend rein und ſchön, Haus und Hof nie mehr ſo recht angezogen wurde. Wie Uli auch trieb und ſelbſt zuweilen Hand anlegte, ſo recht aufgeräumt wurde nicht mehr, Zeit und Hände fehlten, Zeit und Hände mußten immer mehr da verwendet werden, wo ihr Thun was eintrug. Aber mehr noch grämte ſich Vreneli wegen der Verdunkelung von Uli's Gemüth. Seine Gedanken waren nur auf Gewinn und Erwerb gerichtet. Sinn für was Anderes zeigte ſich immer weniger, immer weniger konnte Vreneli ein höher beſſer Wort mit ihm reden, auf der Stelle war er bei Haushaltungsſachen und dem, was in Mein und Dein einſchlug. Er hatte ſelten Zeit mehr, das liebliche Mädchen auf den Knien zu ſchaukeln oder auf den Armen um's Haus zu tragen, und machte ein ärgerliches Geſicht, wenn zuweilen ſich jemand mit ihm verſäumen mußte, was doch bei einem ſo jungen Kinde nicht anders möglich war. Ja, manchmal ſchien es Vreneli, als ſei Uli bereits auf dem Punkte angekommen, wo man nicht mehr fragt, was iſt recht vor Gott, und macht es das Herz nicht ſchwer, wenn noch heute geſtorben ſein muß, ſondern, wie komme ich am weiteſten und was trägt mir am meiſten ein? Das iſt ein ſo gewöhnlicher gemeiner Standpunkt, und es ſtehen ſo viele Menſchen darauf, daß man es nicht einmal merkt, auf was man ſteht und wer darauf ſteht. Vreneli ſtand aber nicht auf dieſem Standpunkte. Ehrlich währe am längſten, daran glaubte es, und für ehrlich hielt es, was man nicht gern hatte, daß es einem in Handel und Wandel angethan würde. Es ſah zu ſeiner Sache, nahm gern einen guten Preis dafür, übervortheilte jedoch niemand, hing niemand was Schlechtes für was Gutes an. Es hatte die ganz ſichere Anſicht, daß bei der Ehrlichkeit der größte Vortheil ſei. „Betrüge

ich jemand, ſo hütet ſich der vor mir und ſagt es noch Andern, gebe ich ihm die Sache recht und gut, ſo kommt er wieder und ſagt es Andern. So habe ich guten Abſatz, und gern giebt man mir, was ich fordere. Ich möchte mir nicht nachreden laſſen, daß ich jemand verkürzt hätte, ſei es Reich oder Arm;" ſo calculirte Vreneli. Uli im Nebel ſeines Treibens verlor die Faſſungskraft für dieſe Grundſätze, ſein Geſichtskreis zog ſich zuſammen, er begann dafür zu halten, daß ein Spatz in der Hand beſſer ſei, als eine Taube auf dem Dache, daß man nicht einen Kreuzer nach einem Thaler werfen ſolle, indem man leicht um beides kommen könne, daß jeder heute machen müſſe, was er könne, dieweil er nicht wiſſe, ob morgen noch ein Tag für ihn ſei. Das iſt die kurzſichtige Politik kurzſichtiger Menſchen, welche nie an die Folgen denkt, eine Politik, an welcher ſo unendlich Viele verarmen an Leib und Seele, eine Politik, welche jedoch durchaus nicht zu verwechſeln iſt mit dem Ausſpruch des Herrn: Sorget nicht für den morgenden Tag, es iſt genug, daß jeder Tag ſeine eigene Plage habe; der führt uns bloß zu Gemüthe, daß wir uns nicht kümmern ſollen um das, woran wir nichts machen können, was uns Gottes Hand allein kommt, daß wir trachten ſollen nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, alſo darum uns kümmern ſollen, das Rechte zu thun, in allen Dingen den Willen Gottes zu vollbringen wie die Engel im Himmel, daß zu uns komme ſein Reich, daß geheiligt werde ſein Name.

Es ſchien Vreneli, als ob es kalt werde um ihns. Es war ihm wie es dem Frühling ſein muß, wenn er in der Liebe der Sonne aufgeblüht, allmählig abnehmen fühlt der Liebe Wärme, kalte Winde um ihn wehen, eiſig tödlich der Reif ſich naht, wie es der Erde ſein müßte, wenn feindſelig unwiderſtehlich eine Macht ihr in's Herz bringen würde und dort ausblaſen wollte mit eiſigem Munde die Feuer, welche des Herrn Hand ſelbſteigen ſich angezündet auf dem Allerheiligſten der Altäre, in dem Herzen der Erden. Die Sterne über ſeinem

Leben ſchienen erbleichen, ſein Leben ſich geſtalten zu wollen zum Leben eines Hundes in einer Tretmühle, wo die Tage umgehen, aber das Trippeln und Trappeln alle Morgen neu angeht in gleicher Pein und gleichen Aengſten, bis am Abend die Glieder ſteif geworden und die Ruhe geſetzliche Nothwendigkeit. Es war nicht die Arbeit, welche Vreneli beſchwerlich fiel, es war die Atmoſphäre, in welcher die Arbeit verrichtet werden ſollte; mit erfrornen Fingern macht man keine Knoten auf, mit erkältetem Gemüthe wird Leichtes ſchwer verbracht. Liegt wohl hier ein bedeutender Theil der Schuld, daß Arbeit ſo ſchwer wird, die Klagen darüber ſo laut, die Sucht nach bloßem Genuß ſo mächtig, der Neid gegen Begünſtigtere ſo giftig, die Menge oben und unten ſo weichlich? Sehr möglich, daß der Dunſtkreis des Gemüthes der Arbeit ſo günſtig iſt bei uns wie der Dunſtkreis in Grönland Aepfeln und Birnen, von Trauben wollen wir nicht einmal reden. Es ging ſchwer, und alle Tage ſchwerer, das fühlte Vreneli wohl und mit alle Tage größerem Schmerze. In Beziehung auf den Landbau gehörte das Jahr zu den mühſeligen zwar, aber doch zu den geſegneten. Es giebt ſolche Jahre zuweilen, wo man alles ſo mühſam ſtehlen muß, und wenn man am Ende alles überſieht, ſo hat man einen reichen Segen gewonnen, Jahre, wo unſer Herrgott das ganze Jahr hindurch es ſelten jemand recht macht, ein beſtändiger Jammer iſt, es ſei nicht gut, es komme nicht gut, und am Ende iſt alles wohl gerathen, alles gut gekommen, und jedermann muß ſagen, es iſt doch gut, daß ein Anderer das Wetter macht, und daß unſere Gedanken nicht ſeine Gedanken und unſere Ungeduld nicht ſeine Ungeduld iſt. Uli machte mehr als hundert Thaler mit Reps-, Klee- und Flachsſamen, hatte eine Maſſe überflüſſiger Kartoffeln, war glücklich im Stall geweſen, er hatte das Meiſte ſelbſt beſorgt, ſo daß er aus Sachen, welche man ſonſt eben wenig rechnet, eine bedeutende Summe löſte. Es läßt ſich mit ſolchen Pflanzungen aller Art viel machen, aber ſie brauchen fleißige Hände.

Sie nehmen Leute und Zeit in Anſpruch, und wo man ohnehin von beiden zu wenig hat, ſchaden ſie mehr, als ſie nützen. Man verſäumt entweder ſie oder die Hausarbeiten, und nichts iſt beim Landbau nachtheiliger, als unrechte Zeit und ſchlechte Arbeit. Was man an der Arbeit ſpart, muß man doppelt und dreifach am Lande büßen, manchmal alsbald, manchmal erſt nach zwei, drei Jahren. Das nun faßte Joggeli in's Auge und behauptete: Uli nütze ihm den Hof aus, und ſo ſei es keine Kunſt, Geld zu machen. Wenn der Hof dann nichts mehr abtrage, ſo gebe er ihn ihm wieder an die Hand, und er könne zuſehen, was damit machen; er ward häſſig darüber, er ſagte, er hätte es auch machen können, wenn er gewollt, aber er hätte nicht das Haus zum Fenſter aus werfen wollen; die, welche ihm zu einem Pächter gerathen, ſollten jetzt kommen und ſehen, wie es ihm ergehe, geraubet werde ihm das Geld, verhunget das Land, und wer ſich das alles müſſe gefallen laſſen und froh ſein, wenn man ihm nicht noch die Kleider nehme, das ſei er, Joggeli, der Glunggenbauer.

Aber neben dieſem großen Verdruß hatte er doch auch ſeine große Freude, und dieſe Freude erwuchs ihm aus dem Mißgeſchick, welches Uli mit ſeinem Geſinde hatte. Es war ein edler Stoff. Uli's alter Meiſter, der Bodenbauer, hatte ihn belehrt über die Bedeutung, welche ein guter oder böſer Name für einen Knecht oder eine Magd hat, und dieſes hatte Uli vollkommen begriffen, danach gelebt und den Erfolg erfahren. Nun hätte der Bodenbauer Uli auch Vorleſungen halten ſollen über den Werth des guten oder böſen Namens für Meiſterleute, das hatte er leider unterlaſſen. Wahrſcheinlich dachte er, Uli werde die allgemeine Regel auch auf ſein neues Verhältniß anwenden können, aber im Anwenden, insbeſondere auf ſich und ſeine eigenen Verhältniſſe ſind nicht alle Leute ſtark. Gar viele haben es wie der Vogel Strauß, der, wenn der Jäger ihm an der Ferſe liegt, den Kopf unter einen Flügel ſteckt und meint, der Jäger ſehe ihn nun ſo

wenig, als er den Jäger. Ueberhaupt haben die meisten Menschen die Meinung, sie seien gerade recht, wie sie seien, und wer anders sei als sie, der sei nicht recht. Diese Meinung findet man auf allen Stufen der Gesellschaft, sie macht sich geltend in allen Lebensgebieten, vom absoluten Staate weg bis ins Bettlerhandwerk hinein. Einem Absoluten oder Einem mit absoluter Meinung von sich selbsten kommt es nie in Sinn, daß er nicht den rechten Namen habe, daß er mit besonderer Vorsicht für einen guten zu sorgen hätte. Von solch absoluter Gesinnung sind nun unendlich viele Meisterleute; es fällt ihnen nicht ein, daß in der Masse der Dienstboten jedes Haus, jeder Meister und jede Meisterfrau einen viel ausgeprägtern Namen haben, als Dienstboten unter den Herrschaften. Es ist unter den Dienstboten ein viel größerer Zusammenhang, ein viel innigeres Zusammenhalten, als unter den Herrschaften; ach Gott! wenn so manches gute liebe Frauchen wüßte, wie es betitelt wird unter dem Gesinde, wie schwarz sein Name angeschrieben stünde in der Weltgeschichte der Gesindestube, welch schrecklich dumme, lächerliche Geschichten man ihm nacherzählte, es kriegte sicherlich Ohnmachten. Es meint es nicht böse, aber es hat keinen Begriff von diesen Verhältnissen, darum tölpelt es darin so schrecklich herum. Es ist merkwürdig, wie dumm die Leute sind, besonders die Gebildeten. Da lassen sie z. B. ihre Töchter bilden mit großer Noth und Geld, im Ausland und im Inland, in Klöstern und Pensionen, mit Gouvernanten und Tanzmeistern, damit der Tölpel abgeschliffen werde, damit sie sich in gebildeter Gesellschaft, in Salons und auf Dampfschiffen ohne Anstoß, aber mit Anstand, leicht und angenehm bewegen könnten. Denn, wohl gemerkt! dies müsse gelernt sein, sagen sie, und eingeübt, von selbst gebe das sich nicht, so viel Verstand haben sie und richten ihre Töchter zum einfachen Theeserviren z. B. Monate lang ab. Aber so viel Verstand haben sie nicht zu begreifen, daß man auch das Bewegen nach unten in Gesindestube und Küche erlernen und

einüben muß, daß man da mit Anstand und taktfest sich bewegen lerne, nicht tölpelhaft werde und verhöhnt von Spandau bis Magdeburg. Man glaube es doch nur, es kommt unendlich mehr Elend in's Haus, in's Gemüth, in's tägliche Leben, wenn die Herrschaft, namentlich die Frau, taktlos und tölpelhaft in der Küche und unter dem Gesinde handthiert, als wenn sie linkisch im Salon thut und eben nicht graciös sich zu beugen und zu neigen weiß. Ach Gott, wie manches gute liebe Frauchen sah dies nach Jahren, nachdem es unsäglichen Jammer ausgestanden, ein Elend geschluckt hatte, ein zehnmal größeres, als Napoleon im Feldzuge von Rußland, endlich ein, lernte, was es versäumt hatte, suchte gut zu machen, den Ruf zu verbessern, aber wie lange versuchte es dies umsonst! Ein guter Name geht in Augenblicken verloren, ein schlechter wird in Jahren nicht zu einem guten. Ist bei einer Herrschaft, welche nicht im guten Geruch steht, eine Stelle leer, so melden sich diejenigen nicht, welche etwas auf ihrem Rufe halten. Ein guter Knecht hält sich für hundertmal mehr als ein schlechter Meister und es tief unter seiner Würde, bei ihm sich zu melden; er findet überall sein Fortkommen. Es meldet sich also lauter mittelmäßiges oder schlechtes Zeug, und auch dieses tritt mit vorgefaßter Meinung ein. „Da mache nur, was du willst, und laß dich nicht kujoniren, da bleibst doch nicht lange, da ist noch Keins lange geblieben," heißt es in allen Ecken. Ja, so ein Mägdlein würde es für eine eigentliche Schmach halten, wenn es länger bliebe als die Andern, und was es während der kurzen Zeit der Madame zu schlucken giebt und für Aerger macht, wer spricht es aus, wer schreibt es nach, und dies alles rühmte es als Heldenthaten, beim Brunnen, beim Bäcker, beim Fleischer, und wenn es beten thäte, würde es dasselbe sagen, es Gott rühmen, so verdienstlich kommt es ihm vor. Daß endlich dabei das Gemüth eines Meisters oder einer Meisterfrau versauert und verbittert, wen will das wundern? Was ist dies für ein Dabeisein? wir

fragen. Aber kann es anders kommen, wenn man mit ſolchen Vorurtheilen in ein Haus kommt, oder wer will von ungebildeten, rohen Menſchen erwarten, daß ſie alsbald Mißtrauen und Vorurtheile ablegen, die Verhältniſſe ſehen, wie ſie ſind, wer will das Unaufgeklärten zumuthen? Jeder neue Dienſtbote erneuert alſo den alten Ruf, ob mit Recht oder Unrecht, das unterſucht niemand mehr, man nimmt es als einmal gegeben an, als ein fait accompli, friſcht alſo damit das alte Elend neu auf, und faſt unmöglich wird es beim beſten Willen, dieſem Ruf bei Lebzeiten noch ein Ende zu machen.

Daran hatte eben Uli nicht gedacht und mußte es erfahren, hatte nur Eines im Auge gehabt, mußte erfahren, wie es Einem geht, der nur nach den Sternen am Himmel guckt und nicht auch auf die Steine im Wege. Uli hatte den Karrer fortgejagt, den Melker einmal geprügelt, er hatte die Ruhe eines alt ariſtokratiſchen gewiegten Bauern noch lange nicht. Kaum ein Bauer verſtand die Arbeit beſſer als er, war befähigter zu befehlen, und das machte ihn am zornigſten, daß ſein Geſinde dieſes nicht einſehen wollte, ſondern ihn immer betrachtete als ſeines Gleichen, daß, wenn er was befahl, mit groben Zügen auf ihren Geſichtern zu leſen war: „Du biſt nicht mehr als wir, warum ſollteſt du das beſſer wiſſen?“ daß ſie ſo gar keinen Reſpekt vor ihm hatten, mit ſeiner Sache umgingen, als wäre ſie die ihre, als hätte er gar nichts danach zu fragen. Er erfuhr, was es heißt, Knechte und Mägde zu dreſſiren, der Faden ſeiner Geduld riß, und nach jedem Riß war es ſchwerer, ihn zuſammenzuknüpfen. Immer weniger Komplimente machte er mit ſeinem Geſindel, wie er es nannte. Es ſeien deren wie Sand am Meere, welche froh ſeien über ſolchen Dienſt und gern was lernten, er wolle beſſer ausleſen, da habe er gefehlt, ſagte er. Aber der fortgejagte Karrer, der geprügelte Melker, Andere, welche fort ſollten, Tagelöhner, welche es mit den Dienſtboten gehalten, und die Uli entlaſſen, Alle kriegten Mäuler wie Trompeten und verſchrien Uli zehn

Stunden in der Runde, als ob er Hörner hätte auf dem Kopfe, Krallen an den Fingern und Klauen an den Füßen, und logen nebenbei noch klafterhoch, daß man eigentlich darüber hätte ſtolpern können. Aber es glaubten dieſes die Bauern gern, denn Uli gehörte nicht zu ihnen, hätte aber gern werden mögen was ſie; es glaubten es die Dienſtboten gern, weil er Einer war, der ſich über ſie erheben wollte, und weil es Alle gern glaubten, ſo glaubten ſie es um ſo feſter. So war der Zudrang zu Uli's Dienſt nicht halb ſo groß, als er gedacht. Die Beſten kamen nicht, weil er nur Pächter war. Man ſage, was man will, im Grunde des Herzens ſind alle Menſchen Ariſtokraten, denn ſo hat ſie unſer Herrgott geſchaffen. Bei einem Bauer dient der Knecht, der ſich für einen Pächter zu gut glaubt, bei einer Herrſchaft eine Magd, welche für ihr Leben nicht eine Bauernmagd geweſen wäre, und wenn ein Dienſtbote ſich was Gutes zu Gemüthe führen oder ſich recht rühmen will, ſo ſagt er: er habe in lauter vornehmen Häuſern gedient, nur ſo zu geſchenkt dürfe man ihn mit keiner Gewalt zebracht. Die Zweitbeſten ſchreckte der böſe Ruf ab. Man ſage, ein Jahr ſei bald um, aber wenn man es in der Hölle zubringen müſſe, ſo ſtrecke es ſich, daß man verzweifeln müſſe, das Ende zu erleben, einmal hätten ſie es ſchon erfahren, probirten es ferner nicht. Bloß unter den Drittbeſten hatte Uli auszuleſen. Ja, da iſt's ſchwer ausleſen und was Gutes treffen! Dieſe Drittbeſten zerfallen zumeiſt in zwei Abtheilungen, die erſte beſteht aus angehendem Volke, undisciplinirter Miliz; zu vergeſſen iſt dabei nicht, daß die beſten Angehenden nicht unter dieſe Klaſſe gehören. Die beſten machen ungefähr den Cours durch, den Uli machte. Die zweite Abtheilung der dritten Klaſſe wird aus denen geſchaffen, welche was Unrichtiges haben, daher in nächſter Nähe nicht Dienſt finden, ſondern ihr Heil weiter ſuchen müſſen. Sie kennen mehr oder weniger den Dienſt, wiſſen ſich als Gediente darzuſtellen, haben aber was an ſich, welches

nicht jedermann liebt; die Einen haben zu lange Finger, Andere zu weiten Schluck, zu langen Durst, Andere zu langsame Beine, Andere ein zu geläufig Maul, Andere zu heißen Zorn, Andere zu heiße Liebe, kurz was, welches nicht paßt und namentlich für einen Meister sehr unbequem ist. Das Ding, welches nicht jedermanns Sache ist, ist in der Nähe bekannt geworden, sie müssen daher ihre Plätze in der Ferne suchen, wohin ihr Ruf noch nicht gedrungen ist, müssen vorlieb nehmen mit allem, was sie finden. Solche unbeliebige Eigenthümlichkeiten sollten von Rechtswegen in Zeugnissen bemerkt oder wenigstens angedeutet sein, denn wofür hat man eigentlich Zeugnisse? Aber gerade hier ist ein fauler Fleck im ganzen Verhältniß, und eine Meisterschaft schmiert die andere auf das Schmählichste an.

Ein solches Zeugniß soll enthalten den Ausdruck der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit einem Dienstboten, die Gründe von beiden sollen, wenn auch nicht ausdrücklich bemerkt, so doch angedeutet sein, denn ein Zeugniß soll Wahrheit enthalten, es wird als Wahrheit bezeugt durch Namensunterschrift, man soll dazu stehen können mit einem Eide. Die Zeugnisse wurden eingeführt um der Meister und der Dienstboten willen. Einem Hausvater darf und soll es nicht gleichgültig sein, wen er in sein Haus aufnimmt. Jeder Mensch hat seine Bedeutung in einem Hause, trägt mehr oder weniger zur Stimmung des Hauses bei, kann vergiftend und verpestend des Hauses größtes Unglück sein, ein Laster einschleppen wie ein Pestkranker die Pest. Darum will ein Hausvater wissen, wen er in sein Haus auf nimmt. Wenn der Dienstbote Fehler hat, so kann er vor denselben sich in Acht nehmen, aufpassen, bessern, Bedingungen stellen u. s. w. Die Zeugnisse sind aber noch wichtiger für die Dienstboten selbst. Wenn ein Knecht weiß, ich verdiene in diesem Jahre nicht bloß den Lohn, sondern auch ein Zeugniß, und zwar eines nach der Wahrheit, akkurat wie ich mich aufführe, ein gutes oder ein böses, so kommt dieses seiner

Schwachheit zu Hülfe, lehrt ihn aufpassen, stärkt seine Kräfte. Sie sind, was dem Studenten seine Examen, Promotionen und daherige Testimonien sind. Ach, wir sind gar armselige schwache Geschöpfe, mit allen möglichen Mitteln muß man unserer Schwachheit aufhelfen, uns aufklopfen aus unserer Faulheit und Selbstvergnüglichkeit und dahin bringen, daß wir unsere Tage mit Weisheit zählen, damit wir Erfahrungen in's Herz bringen. Dienstboten haben solche Stärkungen wohl so nöthig als Studenten. Leichtsinn und Gedankenlosigkeit kommt über das rohere Gesinde wohl so häufig, als über gebildete Jünglinge, welche denn doch täglich geistige Speise zu sich nehmen. Und wie oft schleicht sich die Bosheit ein, welche die Herrschaft absichtlich plagt, mit Vorbedacht allen möglichen Schabernack ihr anthut und weder durch Bitten noch Drohungen sich abwendig machen läßt? Wenn nun rechte wahrhafte Zeugnisse wären, wenn jeder Dienstbote wüßte, was er treibt, kommt ihm in die Rechnung, in's Zeugniß, und da steht es geschrieben und bleibt geschrieben, bei jedem neuen Meister muß er sich ihretwegen entschuldigen, und kann den Fleck nicht tilgen, sondern bloß durch spätere gute Zeugnisse bedecken, so gleichsam annulliren: es würde gar Mancher größere Aufmerksamkeit auf Thun und Dienst verwenden, würde allmählig zu einem tüchtigen Wesen heranwachsen, zu selbsteigenem Nutz und Frommen. Es würde wirklich ganz anders aussehen in der Gesindewelt.

Nun aber ist das Ding verpfuscht, die meisten Zeugnisse sind untreu, lügen an, wer sie liest, und warum? Vor allen Dingen wahrscheinlich aus einem gewissen Mitleiden, einer falschen Barmherzigkeit. Das Mensch weinte, flehte, bat, man möchte ihm doch verzeihen, es nicht unglücklich machen, seine Sünden ihm nicht im Zeugniß verewigen, es wolle sich gewiß und wahrhaftig bessern. Die weichen Meisterherzen ließen sich bewegen, dachten, es wäre doch wirklich hart, das Mensch unglücklich zu machen, ihm sein Lebtag mit ein paar Buchstaben

ſo ſchwer zu ſchaden, und bedecken die Menge der Sünden mit dem Mantel der Liebe. Und das Menſch geht triumphirend mit dem ſchönen Zeugniß in's neue Jahr hinein, treibt ſein wüſtes Weſen fort, denkt, mit einer Stunde Heulens erpreſſe es zuletzt doch wiederum ein gut Zeugniß, und eine Stunde zu heulen, gehe ihm doch allweg viel leichter, als ein ganzes langes Jahr hindurch gut zu thun. Es lebt ſein ſchlecht Leben wohlgemuth und trotzig fort, verſchanzt ſich keck hinter ſeine guten Zeugniſſe, macht die Schanze alle Jahre um ein Zeugniß ſtärker und höher. Sagt ihm eine Meiſterfrau was, ſo brüllt es ihr in's Geſicht, wie manch gut Zeugniß es habe, wie es allenthalben wohl an geweſen, es Allen habe treffen können, nur ihr allein nicht! Aber man kenne ſie wohl, ſie ſei bekannt von Spandau bis Magdeburg, und wenn ein Engel vom Himmel käme, keine Stunde könnte er es ihr recht machen! Die Meiſterfrau giebt wiederum ein prächtig Zeugniß, ſie denkt, ſie wolle doch nicht allein die Böſe ſein, hätten die Andern die ſchönen Worte über das Gewiſſen gebracht, ſo würden ſie ihr das ihrige auch nicht abdrücken, beſſer ſei es, ſie bringe das Menſch im Frieden fort, als unter Donner und Blitz, der ihr zündend in Galle oder Nerven fahre, oder daß ſie gar noch mit ihm vor den Richter müſſe. Das Menſch aber hebt triumphirend das Stück Papier empor und ſagt: „Es kommt Euch wohl, daß Ihr Verſtand gebraucht und mir ein Zeugniß gegeben, wie ich es verdient und mit den andern Zeugniſſen beweiſen kann. Das waren brave Leute, welche ſie ausgeſtellt, es wäre wohl gut, es würde keine ſchlimmern geben. Es kommt Euch wohl, ſonſt hätte ich es probiren wollen, ob noch Gerechtigkeit ſei auf der Welt, es giebt Gottlob noch Richter, welche wiſſen, was Recht iſt.“ Das Menſch wußte wohl, worauf es pochte, denn es giebt wirklich viele Richter, welche aus Grundſätzen der Humanität allen Mägden Recht geben gegen ihre Meiſterleute, und es giebt Richter, welche ganz beſondere Vorliebe zu ſchlechten Menſchern haben und ſtreng an den chriſt-

lichen Grundſatz, wie ſie ſagen, ſich halten: wer viel liebt, dem wird viel vergeben werden. So kommt das Menſch denn endlich dahin, daß es ſich ſelbſt für ein Tugendmuſter hält, denn es hat es ja ſchriftlich und mehr als ein Dutzend Mal, und wenn es endlich in Laſter und Noth untergeht, ſo ſchreit es über die ſchlechte Welt, und wenn es ſo ſchlecht hätte ſein wollen wie die Andern, ſo wäre es ihm auch beſſer ergangen. Was für eine Gerechtigkeit auf Erden ſei, habe es erfahren, wenn im Himmel keine beſſere ſei, ſo —. So geht es mit falſchen Zeugniſſen und ſo wirken ſie. „Aber," wird man ſchreien, „ſoll man Menſchen zeitlebens unglücklich machen? Was, ſind nicht eben ſo viele oder mehr ſchlechte, boshafte, niederträchtige Meiſterleute als Dienſtboten? Soll es in deren Willkür ſtehen, arme Unſchuldige, welche vom Schickſal ohnehin ſo hart geſchlagen ſind, daß ſie dienen müſſen, zeitlebens um ihr einzig Eigenthum zu bringen, um den guten Ruf, ſie zeitlebens unglücklich zu machen ꝛc. ꝛc." Es iſt eine ſo herrliche Theilnahme für alle Armen, Unterdrückten, Geplagten, Geſtraften aufgetaucht, daß es uns gar nicht wundern würde, wenn man nächſtens auf den Richtſtätten Altäre errichten, die Gebeine der Gefangenen als Reliquien verehren und Galeerenſklaven und andere Zuchthäusler als Prieſter bei dieſem neuen Dienſte anſtellen würde. Wir geben gern zu, daß es ſchlechte Meiſterſchaften giebt, aber deswegen ſoll man mit dem Bade nicht das Kind ausſchütten wollen. Es iſt akkurat das gleiche Humanitätsgeſchrei, welches, weil 'mal Einer unſchuldig geſtraft worden, nun niemand mehr geſtraft wiſſen will. Entweder keine Zeugniſſe oder wahre, entweder oder, und das Weitere Gott überlaſſen. Das iſt auch eins von den vielen Dingen, worüber die Weiſen dieſer Welt hundert Jahre disputiren und prozediren können, ohne klug zu werden darüber, und welches den Unmündigen geoffenbaret iſt, welche da recht zu thun ſuchen in kindlicher Treue und niemanden ſcheuen als Gott.

Bei Uli meldete ſich alſo die dritte Klaſſe in beiden Ab-

theilungen. Die Buben hatte er satt, er wandte sich mehr der zweiten Abtheilung zu. Freilich wußte er, daß es in dieser oft nicht sauber sei. Er inquirirte streng, besonders warum man so weit herkomme und nicht lieber in der Nähe des früheren Wohnortes bleibe. Da erzählte ihm dann Einer: er sei vor seiner Meisterfrau niemals sicher, er habe siebenmal Strengeres ausgehalten als Joseph, und wenn er in der Nähe sich aufhalte, so laufe er Gefahr, daß sie an hellem Tage ihm nachlaufe. Ein Anderer erzählte von Verwandten, welche an ihm saugen, denen er den ganzen Lohn opfern müsse. Wenn er in die Welt gehe, hoffe er Ruhe zu finden vor ihnen. Ein Dritter habe seinem Meister ein Schelmenstücklein ausgebracht oder ihn daran verhindert, etz sage er nicht bloß alles Schlechte von ihm, sondern er sei selbst seines Lebens nicht sicher. Eine Magd weinte bitterlich, welche Nachstellungen sie erleiden müsse wegen ihrer Schönheit. Vor keinem Manne sei sie sicher, selbst der Ammann, der siebenzig Jahre alt sei und dreizehn erwachsene Kinder habe, laure ihr auf; deretwegen haßten sie alle Mädchen, und die Weiber noch viel verfluchter. Darum wolle sie fort, so weit die Beine sie tragen möchten, vielleicht daß an einem andern Orte brävere Leute angetroffen würden. Daß unser Herrgott sie so schön erschaffen und nicht wüster, dessen vermöge sie sich nichts. So viele dieser Tugendbilder kamen, die um ihrer Gerechtigkeit willen verfolgt wurden. Uli dachte, alles könne doch nicht erlogen sein, er wisse ja selbst am besten, wie es gehe, wenn man dienen müsse. Aus dieser Klasse wählte er sich sein Volk, mit der größten Vorsicht, aber auch mit Sparsamkeit, mit dem Lohne hielt er nieder. Er dachte, wenn es ihnen so daran gelegen sei, weiter zu können, so werde der Lohn ihnen nicht die Hauptsache sein. Das sagten sie denn auch. Ein paar Thaler thäten sie nicht ansehen, es sei ihnen nur darum zu thun, weiter zu kommen, und er sei ihnen besonders angerühmt, da könnte man was lernen, und es heiße auch, er habe Verstand. Das that Uli wohl, dem guten Uli!

Wäre er dreißig Schritte von seinem Hause hinter einem Kirschbaume gestanden oder im nächsten Wirthshause gesessen, so hätte er was ganz Anderes gehört. Er hätte gehört, wie so ein Knechtlein gesagt hätte: er hätte Unglück gehabt, sein Meister habe ihn versäumt, so sei er dienstlos geworden, und es sei ihm, wenn er nur wieder 'mal abstellen könnte für einstweilen. So sei er zum Pächter in der Glungge gekommen, derselbe hätte von ihm gehört und ihm Bescheid machen lassen. Gedinget hätte er endlich, aber gefallen habe es ihm nicht, dort sei sein Bleiben nicht. Es sei ein hoffährtig Wesen, man sollte meinen, wer sie seien, und doch sei er nur Knecht gewesen und sie eine Uneheliche. Nun, einige Wochen könne er schon dort sein, derweilen könne er dem Mannli den Hochmuth vertreiben.

Worte sind Münzen. Wie es Kinder giebt, welche das Geld nicht kennen und unterscheiden lernen können, denen man fast ihr Lebtag Zahlpfennige anhängen kann, so giebt es noch viel mehr Menschen, welche ihr Lebtag nie dahin kommen, die Worte richtig zu würdigen. Das gilt namentlich von dem Renommiren und Aufweisen, Großsprechen und Schmeicheln oder von dem Rühmen seiner selbst oder Anderer. In dieser Beziehung klebt ein unheilbarer Unverstand den Menschen an, hält eine Familienkrankheit von Mutter Eva her.

Der Ruhmredige macht schnellen Eindruck, der Demüthige findet erst in die Länge Gnade.

Kapitel 10.

Wie bei einer Taufe Weltliches und Geistliches sich mischen.

Noch ehe der zweite Lehenzins gegeben werden sollte, erhielt Vreneli das zweite Kind und diesmal einen muntern Buben.

An dieſem hatte Uli ſehr große Freude, er rechnete ſchon, wie ſchnell er ihn brauchen könne, was er ihm erſparen werde, nur war er noch ungewiß, ob er ihm als Karrer oder Melker erſprießlichere Dienſte leiſten werde. Die Gevatterſchaft gab auch diesmal viel Redens, Uli und Vreneli wurden lange nicht einig, endlich mußte Vreneli nachgeben, Uli hielt ihm den Hagelhans vor. Es handelte ſich abſonderlich um die beiden Pathen, die Pathin ward einhellig erwählt in der Schmiedin, welche Vreneli noch weitläufig verwandt war. Die Pathen waren Wirth und Müller, mit welchen Uli im Verkehr ſtand, aber nicht zu Vreneli's Freude; es war ihm immer, als könnten die Uli verderblich ſein, als ſuchten ſie ihn in ihre Gewalt zu erhalten, um ihn auszubeuten. Ihre zärtlichen Worte ſchienen ihm eben falſche Münze zu ſein. Der Wirth war ein dicker, ſchwerer Mann, jeder Zoll an ihm ein Centner Holdſeligkeit, mit welcher man eine große Stadt voll ſaurer Engländer hätte ſüß machen können. Die Freundlichkeit iſt die freundlichſte aller Tugenden, hat unter allen das lieblichſte Geſicht, ſie iſt der Schlüſſel zu allen Herzen, ſie iſt eine erquickende Eſſenz, erſcheine ſie am Krankenlager oder im Geſellſchaftszimmer, bei der Magd im Schweineſtall oder bei dem Regenten auf dem Throne; ſie wird viel zu wenig beachtet, viel zu wenig bei den Kindern darauf geſehen, tauſendmal des Tages ſollte man daran erinnern. Gott giebt ſie den begabtern Menſchen umſonſt, aber deſto wüſter iſt's, wenn ſie auf Gewinn ausgelegt wird, benutzt wie man den Honig braucht, wenn man Fliegen fangen will, mit ihr auf Menſchen ſpeculirt, mit durch ſie gewonnenem Zutrauen Wucher treibt, Gewinn und Gewerbe, dem Andern ablockt, was er hat, mit der größten Gewiſſenloſigkeit, unbekümmert darum, hängen die Betrogenen ſich, ſpringen ſie in's Waſſer oder gehen ſie einfach und ſimpel zu Grunde. Eine Perſon der Art war unſer Wirth; mit ſchlauem Verſtand, kaltem Herzen und holdſeligem Weſen hatte er ein ſchönes Stück Geld verdient. Wer mit ihm handeln wollte, dem that es im Herzen wohl, und

ſeine Worte ſchienen viel beſſer zu ſein, als anderer Leute baares Geld.

Er hatte eine großherzige Weiſe, die Leute glücklich zu machen. Sieh, weil du es biſt, gebe ich dir einen Gulden mehr. Die Sache iſt mir recht, da braucht man nicht Kummer zu haben, man kriege ſeine Sache nicht oder ſchlecht; ja, wenn Alle wären wie du, dann könnte man handeln.“ „Sieh, du biſt mir zu hoch im Preiſe, aber weißt du was? Verſuche, was du löſen kannſt, halte die Sache feil, wem du willſt, ſieh, was dir geboten wird, und einen Gulden mehr als der Höchſtbietende will ich dir geben; es kann Keiner geben, was ich, ich habe den Abſatz und Leute an der Hand, welche zahlen, welche um eines Kreuzers willen nicht reden, bis ſie Löcher in die Zunge kriegen, reiche Leute, und wenn ſie ſchon nicht auf den Tag zahlen, denn ſie ſind in gar vielen Dingen, ſo kommt es dann zuſammen, da giebt es Haufen Geld, du magſt mir es glauben oder nicht, mein Röſlein hat mich manchmal übel erbarmet, wenn es heim ziehen mußte.“ Nebenbei war er auch den meiſten Weibern lieb. Er kannte das Handwerk des Flattirens aus dem Grunde, und wußte ihnen ſo gartlich in die Augen zu gucken, daß ſie die Füße nicht mehr ſtill halten konnten unterm Tiſche.

Ihn vorzüglich haßte Breneli. „Du wirſt dich mit ihm abgeben, bis du einen Schuh voll herausnimmſt,“ ſagte es oft zu Uli. Den Müller haßte Breneli etwas weniger, doch immer noch genug, um ihn nicht zum Pathen zu wollen. Er hing ſich auch an Uli, war alle Augenblicke da, war nicht ganz mit Honig beſtrichen, doch wußte er ſich auch zu rühmen und Andere zu ködern, daß Uli ihn für einen trefflichen Freund hielt; bald holte ihn der Müller, um ein Pferd zu beſehen, bald ſollte er ihm eine Kuh kaufen helfen, das könne niemand wie Uli, bald holte er einige Malter Getreide und ſagte: er müſſe es haben, er ſolle für dieſen oder jenen Bäcker beſonders ſchönes Mehl haben, und Korn wie bei Uli fände er nirgends, er wolle es

ihm dann aber auch danach bezahlen, ſobald ſie mit einander rechneten. Das wußte er immer ganz vortrefflich zu karten, daß ſie mit einander in Rechnung blieben, von welcher Rechnung er beſtändig auch ſprach, ſehr ſelten aber ſie zum Abſchluß brachte, ſondern immer ſo, daß etwas auf neue Rechnung blieb. Es iſt wirklich auch nichts Bequemeres im Handel, als wenn man immer ſagen kann: „Ich zahle dir das jetzt nicht, es geht zum Andern, behalte alles gut in Rechnung, die Sache wird ſich dann ſchon finden.“ Wenn Vreneli Seufzer über ſolche Rechnungen ausſtieß, ſo ſagte Uli: „Sieh, dies verſtehſt du nicht! Die Sache findet ſich, und was brauche ich einſtweilen das Geld, es iſt mir ſicherer dort, als wenn ich es daheim hätte; ich begreife gar nicht, was du wider die Männer haſt, und weißt doch, wie kommod ſie uns kommen, und wie da nie nein iſt, man mag wollen, was man will. Gehe ich zum Wirth, ſo bringe ich das beſte Fleiſch, Wein, wie er ſagt, wie man ihn ſonſt nirgends findet, und er nimmts mit Gewicht und Maaß nicht ſpitz, meint nicht, daß ich jeden Schoppen zahlen müſſe. Ein Faß hat er uns zum Einbeizen geliehen, und mir hundertmal geſagt: wenn ich was mangle, ſei es Tag oder Nacht, ſo ſolle ich nur herkommen, er zürne, wenn ich an einen andern Ort gehe, und wenn niemand gegenwärtig ſei, nur nehmen ungenirt, was ich bedürfe; einen behülflicheren Mann habe ich nirgends angetroffen, ſolche Leute ſind rar, wo man ſie findet, muß man Sorge zu ihnen tragen. Ich muß ſagen, es freut mich allemal, wenn ich ihn ſehe, und wenn ich ſchon nur Pächter bin, ſo ſchämt er ſich meiner doch nicht. Er hätte noch Keinen ſo wie mich angetroffen, hat er mir ſchon manchmal geſagt, wenn ich ſo fortfahre, werde es nicht lange gehen, ſo ſei ich Bauer, trotz Einem. Beim Müller iſt es gerade ſo; fehlt mir Spreuer, ſo ſind für mich da, wenn für niemand ſonſt da ſind, mit Pferdefutter iſt's auch ſo, und um einen Preis, wie ich es ſonſt nirgends bekomme, und aus dem Getreide läßt er mir gehen, was Keiner ſonſt. Mein Lebtag habe ich gehört,

es ſei nichts kommoder auf der Welt, als gute Leute, zu ſolchen müſſe man mehr Sorge tragen, als zum Brode. Ich kann gar nicht begreifen, was du gegen ſie haſt.“ „Ja, Uli, gute Leute ſind kommod, das haben wir am beſten erfahren, ohne gute Leute wären wir nicht, wo wir ſind,“ antwortete anfangs Vreneli, „aber es iſt auch ein großer Unterſchied zwiſchen guten Leuten und guten Leuten. Es giebt gute Leute, welche einem aufhelfen und am beſten ſich zeigen, wenn man in der Noth iſt, und es giebt Leute, welche gut ſcheinen, ſo lange ſie jemand ausnutzen können, und iſt er ausgenutzt, ſo laſſen ſie ihn hängen wie eine Spinne die Fliege im Netz, wenn ſie ausgeſogen iſt. Wenn die es gut meinten, ſie wären nicht halb ſo ſchmeichleriſch und machten dir den Kopf ſo groß. Mit der Dienſtfertigkeit gehe mir, ich möchte doch wiſſen, wer mehr dienet, ob ſie dir oder du ihnen. Haben ſie je was zu fahren oder ein Pferd nöthig, ſo ſtehn ſie vor der Thür, und wie viel ſie dir dafür geben, weißt du; es ſteht zu verdienen, werden ſie dir ſagen, und haſt was nöthig, ſo ſprich auch zu; leiht man ihnen etwas, einen Wagen oder ein Werkzeug, ſo geben ſie es nicht wieder, und läßt man es endlich holen, ſo iſt es entweder nicht da, oder es weiß niemand, wo es iſt, oder es iſt zerbrochen, und wir haben die Koſten, es ausbeſſern zu laſſen. Ein alter Pfarrer hat immer geſagt: „Fründ wie Hünd,“ und die mahnen mich wohl daran. Du wirſt es aber wohl noch erfahren, ob ich Recht habe oder nicht.“

Uli dachte, es ſei doch eine verfluchte Sache mit der Eiferſucht der Weiber. Stelle man dem Weibervolk nicht nach, ſo erſtrecke ſie ſich auch auf das Männervolk, und am Ende dürfe man mit niemand mehr reden, als mit ſeinem Weibe und dem Hund, doch mit dieſem nur halblaut. Das dürfe er nicht aufkommen laſſen, und jetzt ſei ein Anlaß, zu zeigen, wer Meiſter ſei. Der gute Uli hatte was läuten hören, und das iſt das Schlimmſte, wenn man was läuten hört, aber weder weiß, woher das Läuten kommt, noch was es bedeutet. Die Weiber

ſind eiferſüchtig, das verſteht ſich, und zuweilen nicht bloß auf Mannsvolk und Weibervolk, ſondern wirklich auch auf Hund und Katze. Nun iſt es mit dieſer Eiferſucht wirklich wunderlich. Eigentliche Eiferſucht halten wir kaum für möglich, durch äußere Mittel zu heilen, weder durch Reizungen, noch durch die ſtrengſte Treue. Reizungen machen Krämpfe, und je offenbarer die Treue iſt, deſto verdächtiger erſcheint ſie der Eiferſüchtigen, ſcheint Deckmantel von was Geheimem. Dieſe Eiferſucht kann bloß von innen heraus geheilt werden, und zwar bloß durch den Sinn, der von Oben kommt, der den Splitter in des Nächſten Auge nicht ſieht, aber den Balken im eigenen, der Mißtrauen hat in die eigene Tugend und nicht in die der Andern, der durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen und feſtzuhalten ſucht, was ein ſchnödes Weſen behandelt wie ein Kind eine Uhr, ſie zernichtet, zerſtört, und doch fordert, daß ſie in regelrechtem Gange gehe und die Stunden gehörig zeige.

Dann aber wird wirklich Manches Eiferſucht geheißen und als Eiferſucht ausgelegt, was es nicht iſt. Wenn eine Frau den Mann vor Menſchen warnt, ſei es männlichen oder weiblichen, wenn ſie ihn nicht gern Tage lang umherlaufen ſieht oder ganze Nächte ſchwärmen läßt, ſo kann dieſes ſehr edle Beweggründe haben, Sorge um den Beſtand des Hausweſens, Sorge für die Kinder, Sorge für Ehre und Wohlergehen des Mannes ſelbſt. Wir halten dafür, daß bei Breneli die letztern Gründe allein vorwalteten, und nicht wirkliche Eiferſucht. Wir halten Eiferſucht immer als den Ausbruch des Bewußtſeins der eigenen Schwäche und der eigenen Unliebenswürdigkeit, und nun müſſen wir ſagen, daß Breneli kräftiger im Charakter und liebenswürdiger in ſeinem Weſen war als Uli, daß wir daher Breneli nicht der eigentlichen Eiferſucht unterthan glauben. Uli nun aber nahm es freilich ſo, wollte ein Exempel ſtatuiren und erzwang die beiden Pathen. Daß bei Breneli nicht Eiferſucht im Spiel war, hätte er daraus ſehen können, daß Breneli darüber nicht wüſt that,

nicht ſchmollte. Billig und recht wäre es eigentlich, daß eine Mutter, welche das Kind geboren, in derlei Dingen das erſte Wort haben ſollte, aber wenn er es erzwingen wolle, nun ſo dann in Gottes Namen, ſo ſolle er es. Er werde die Leute ſchon kennen lernen, nur dauern thue es ihns, daß das arme Bubi zwei ſolche Pathen haben müſſe, von denen es einſt denken werde, wenn es nur niemand wüßte, daß ſie ihm zu Gevatter geſtanden. Die kindliche Freude an Ehrenhäuptern, welche man zu Pathen habe, ſei doch ſo ſchön und eine gar mächtige Kraft in kindlichen Gemüthern. Aber in Gottes Namen, die Baſe habe geſagt, man ſolle nichts erzwingen, ſondern denken, was geſchehe, ſei ſicher gut für etwas, und wenn man es recht nehme, diene es zum Beſten. Dabei mußte es aber an den Hagelhans im Blitzloch denken und ſagen: es nehme ihns nur wunder, was da Gutes herauskommen werde, daß er des Mädchens Pathe ſei, derſelbe hätte nichts von ſich hören laſſen. Aber ſtrenge ſei es doch, dachte das Weibchen, daß es an keiner Gevatterſchaft ſo ganz rechte vollſtändige Freude haben ſolle.

Am Taufstage ſelbſt hätte man von dieſer Stimmung nichts bemerkt, denn kreuzluſtig war die Geſellſchaft, und kurzweiliger hätte es nicht zugehen können. Die Drucke, worin die Schnurren und lächerlichen Erzählungen aufbewahrt liegen im Gedächtniß der Menſchen, war aufgeſprungen. Erzählungen, eine luſtiger als die andere, jagten ſich, Joggeli lachte laut auf, und die Baſe fuhr einmal über das andere mit der dicken Hand über die Augen, wiſchte die Thränen aus, welche das Lachen hinein getrieben, und bat um Gotteswillen, man ſolle doch aufhören, es verſprenge ſie ſonſt. Mit dieſen Drucken iſt's wunderlich, denn es giebt deren mehrere in der Schatzkammer der Seele, da iſt z. B. die Liederdrucke, die Geſpenſterdrucke, die Krankheitsdrucke, die Liebesdrucke und die große Grümpel- oder Plauderdrucke. Dieſe letztere iſt immer bei der Hand, offen faſt Tag und Nacht, ohne Boden wie der

Himmel und enthält alles, was wir vom Nächsten gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt, gefühlt, gedacht, gemeint, vermuthet und geglaubt haben. In dieser kramt man beständig herum, giebt auf die freigebigste Weise zum Besten, was man in die Hände kriegt. Die andern Drucken dagegen liegen verwahrt und verschlossen, man merkt ihr Dasein oft die längste Zeit nicht. Dann, wie von einem Zauberstäbchen berührt, springt die eine der Drucken bei einem Menschen plötzlich auf, und hervor quillt der Inhalt, und allgemach gehen bei allen Anwesenden die gleichnamigen verschlossenen Drucken auf, ihr Inhalt quillt herauf, mischt sich mit dem Strome der Andern. Und wo dieses Quellen 'mal begonnen, ist es schwer zu stillen, mit schweren Seufzern schließen diese Drucken sich wieder, denn groß war die Wonne, so lange die Quellen rannen, es war wie ein Säuseln aus der Ewigkeit, in welchem die rinnende Zeit, die ganze Gegenwart vergessen wird, und je schauerlicher der Inhalt der Drucken ist, desto größer die Wonne, desto mächtiger, ergreifender das Säuseln aus einer andern Welt. Es war aber sonderbar, bei Vreneli wollte die Drucke mit den lustigen Geschichten nicht aufspringen, obgleich es auch eine hatte, und zwar eine große und wohlgefüllte. Wenn den Andern die Lachthränen die Augen füllten, waren die seinigen auch voll, aber eine unerklärliche Wehmuth hatte sie heraufgetrieben, und wenn die Base bat, man möchte um Gotteswillen schweigen, das Lachen versprenge sie sonst, hätte es auch so bitten mögen, aber aus dem entgegengesetzten Grunde. Die Wehmuth stieg ihm auf, es wußte nicht woher, warum. Als sie da war, machte es entsprechende Gedanken hinein, wie ein Lehrer Buchstaben oder Zahlen auf eine schwarze Tafel oder eine Dame Menschen, Vieh und sonst allerlei auf sogenanntes Beuteltuch, ein gelöchert Zeug, welches vornehme und andere Damen mit schönen Dingen sticken. Nicht unkommod wäre es für manchen Mann, wenn seine gelöcherten Strümpfe zuweilen gestickt würden, und nicht einmal mit schönen Dingen, sondern

mit ſimplem Baumwollengarn oder eben ſo ſimplem flächſenem Faden. So machte Vreneli ſich auch Gedanken und dachte: es ſei doch eigentlich nicht recht, an einem Tauftage ſo liederlich und luſtig zu ſein, das ſei keine Weiſe für ein chriſtlich Kind zu einem chriſtlichen Leben. Wenn das luſtige Leben dem Kinde nur nicht angethan werde, daß es auch meine, es müſſe ſein Lebtag ſo zugehen in Saus und Braus, in Luſt und Lachen. Vreneli war himmelweit von einer Kopfhängerin, aber Vreneli war ein Weib, welches was auf Ahnungen hielt und meinte, man könnte ſich verſündigen, dieſes oder jenes könnte einem nachgehen, und die Sünden der Eltern kämen bis in das zweite und dritte Geſchlecht. Es war weit entfernt zu glauben, man ſollte an einem Tauftage nicht fröhlich ſein, nicht was Gutes eſſen oder trinken, aber doch alles ſo in einer ehrbaren G'ſatzlichkeit, ſo daß man der ganzen Geſellſchaft es anſehe, daß ſie Chriſten ſeien und zur Ehre Gottes gleichſam eſſen und trinken thäten, und nicht ſo wie eine liederliche Wirthshausgeſellſchaft, welche keinen andern Zweck hat, als ſich luſtig zu machen. Es wußte der Sache eigentlich keinen rechten Namen zu geben, und es wäre in große Verlegenheit gekommen, wenn es hätte beſchreiben ſollen, was ihm nicht recht ſei, und wie es eigentlich es haben möchte.

Nur Eins war's, was es beſtimmt nennen konnte, und um welches endlich alle ſeine Wehmuth zuſammenlief und ſein Glaube, daß man ſich verſündige und das Kind es einſt büßen müſſe, ſich klammerte, und zwar Folgendes. Als es ſpäter war und die Schmiedin vom Aufbrechen ſprach, was bekanntlich immer eine geraume Zeit vor dem wirklichen Aufbruch geſchieht, ſagte der muntere Wirth: man ſolle noch warten, er hätte da noch was, das müſſe man verſuchen, dann wiſſe man erſt, was Wein ſei. Er zog nun Champagnerflaſchen hervor, welche er unvermerkt herbeigeſchmuggelt hatte. Nun wehrte man von allen Seiten, er ſolle doch nicht aufmachen, man hätte bereits zu viel getrunken, und was er doch denke, ſo köſtlichen Wein!

Eben, ſagte er, müſſe man den trinken, wenn man vom andern genug hätte; der mache einem dann ganz wohl wieder und leicht, daß es einen dünke, man möchte fliegen. Und als man von den Koſten ſagte, und wie ſolcher Wein nicht in ein Bauernhaus gehöre, ſo ſagte er: darüber ſollten ſie ſich keinen Kummer machen, allweg koſte er ſie nichts, ihn hätte er auch nichts gekoſtet oder doch nicht viel. Er hätte in Frankreich einen guten Freund, einen ganz ſcharmanten Herrn, einen ſo freundlichen, der gemeinſte Bauer könnte nicht ſo gemein ſein mit allen Leuten. „Wenn er zu uns kommt, ſo ißt er, ihr mögt es glauben oder nicht, mit uns an einem Tiſche, wo die Kinder eſſen und Knechte und Mägde. Dem komme ich manchmal kommod, er handelt mit Kühen, Roſſen, Kirſchgeiſt, kurz mit vielen Sachen. Es iſt ein gar grauſam vornehmer Herr" (die Baſe flüſterte Vreneli, der und der Tochtermann werden einander wohl kennen), „aber nicht ganz feſt mit der Sprache, da muß man ihm zuweilen zurecht helfen. Die Leute ſind gar unverſchämt, man glaubt es nicht, und wenn ſie ihn betrügen könnten, ſie thäten es, und noch dazu Leute, man glaubt es nicht. Aber das thue ich nicht, und das ſieht er wohl und erkennt's auch. So ſchickt er mir alle Jahre was Gutes, und dieſes Jahr einen Korb Champagner. Man hat ihn in Körben, der Korb enthält fünfzig Flaſchen, und ihr mögt es mir glauben oder nicht, drinnen angenommen koſtet die Flaſche geringſtens zwei Gulden. Es iſt aber auch Wein, der König in Frankreich wäre froh, wenn er ſolchen kriegte. Aber er kriegt ihn nicht, der wird heillos betrogen, der Herr hat es mir erzählt. Dieſer Wein ſei nur für gute Freunde, hat mir der Freund geſagt. Auf meine arme Theure, wenn er zu uns kommt, er klopft mir den ganzen Tag auf die Achſel, und wie oft er mir mon ami, das iſt auf deutſch, mein guter Freund, ſagt, könnte kein Menſch zählen." Beiläufig geſagt, war an der ganzen Geſchichte nicht ein wahres Wort. Jedenfalls war der Wein nicht aus Frankreich, ſondern aus dem Waadtlande,

wo man auch Champagner fabricirt, aber Champagner, der so schwer im Kopfe liegt wie dreijähriges Sauerkraut im Magen. Nun aber war es gar schön, wie der Wirth mit der Flasche umging, mit welch schmunzelndem Behagen er zeigte, wie die zugemacht sei. Und dann würden sie noch was hören, sagte er. Bedenklich ward sein Gesicht, als der Pfropf gelöst, es an's Knallen gehen sollte, aber es lange zweifelhaft blieb, ob es wirklich knallen werde, oder ob es nur eine der vielen Waadtländer Flaschen sei, welche ein Gesicht machen, als ob sie knallen könnten, und am Ende doch nicht knallen. Doch endlich sprang der Pfropf, es knallte wirklich, ja, und mit glücklichem Gesichte sah der Wirth rundum, stillschweigend fragend: „Habt ihr je so was gehört?" Und mit großem Behagen führte er sich alle Verwunderung zu Gemüthe, welche er auf den Gesichtern sammelte, und prägte sie tief in sein Gedächtniß, um gelegentlich sie hervorzunehmen und zu zeigen, wie die Verwunderung ausgesehen, welche man einmal in einem Bauernhause gehabt, als er Champagner habe springen lassen.

Das nun schmerzte Bremeli sehr, daß man am Taufstag seines armen Bubli solch köstlichen Wein trinke, zwei Gulden die Flasche, von dem man sagte, daß ihn der König von Frankreich nicht einmal so trinke. Das arme Kind vermöge sich dessen nichts, und doch werde es diesen gottlosen Aufwand mit büßen müssen, denn Hochmuth komme vor dem Fall. Sie hätten kein Vermögen, die Andern nicht viel mehr, und da könne man doch denken, ob das gut kommen könne, wenn solche Leute solchen Wein trinken wollten, wo sie ja nicht einmal den Verstand hätten zu wissen, ob er gut sei oder nicht: „Wenn bei Leuten, wie wir sind, solcher Aufwand getrieben wird, was sollen erst die Leute anfangen, welche tausendmal reicher sind als wir? Einer, der mit solchem Weine kommt, dem fehlt es entweder im Kopfe, oder es weiß der Teufel, was er im Sinn hat, allweg nichts Gutes, und wir können den verfluchten Wein vielleicht einmal noch ganz anders bezahlen, als zu zwei

Gulden die Flasche." Es fand auch den Wein bitter, ganz abscheulich, während die Andern ihn nicht genug rühmen, freilich heimlicher unwillkürlicher Grimassen sich nicht enthalten konnten. Es ist allenthalben Sitte, gut zu finden, was kostbar ist, und schlecht, was wohlfeil ist und was man alle Tage haben kann. Darum sind so schrecklich viele Leute so schrecklich unglücklich, dieweil sie so schrecklich dumm sind, daß sie meinen, sie müßten auch alles Schlechte haben, was viel kostet, und das Gute verachten, dieweil es wohlfeil ist. Da ist unser lieber Herrgott gescheidter, und es wäre gut, wenn all unsere dummen Leute ein Beispiel nehmen würden an ihm und so gescheidt werden würden, wie er es ist. Er hat die Kartoffel so wohlfeil gemacht, das Brod nicht theuer, läßt Kraut wachsen, mehr als Manchem lieb ist, läßt die Kühe süße Milch geben und bietet in ihrem Fleisch eine kräftige Nahrung, läßt den Aermsten die kühnsten Zähne wachsen, das nahrhafteste Fleisch zu verarbeiten. Was meint man wohl, wenn unser Herrgott den Armen Austern, Schnecken, Frösche, Confitüren, Bitterzüßes sammt chinesischen Vogelnestern und Limonade wohlfeil gemacht, und darauf sie angewiesen hätte. Wäre man wohl dabei, oder würde man schreien über schreckliche Ungerechtigkeit? Was kriegten die Armen bei den wohlfeilen Fröschen und Schnecken, Limonaden und Liqueurs für dünne Wangen und lasterhafte Zähne! Wie würden sie doch wieder schreien nach den theuern Kartoffeln und dem unbezahlbaren Schwarzbrot! Aber so ist halt die Welt, hat das ganze Paradies, und will halt nicht als Aepfel vom schlechten Baume, an welchen man sterben muß. So hatten sie es auch in der Glungge, gränneten über den waadtländischen Göttertrank und rühmten ihn doch über die Maaßen und redeten ihr Lebtag davon, sie hätten Champagner gesehen und sogar davon getrunken. Breneli allein sagte: es finde ihn nit e Tüfel nutz, und man solle ihns ruhig lassen damit. Der Wirth that sehr gekränkt. „Muß eine wunderliche Zunge

haben," sagte er, „daneben will ich niemand zwingen, es wird schon jemand sein, der ihn nimmt," und darin täuschte er sich wirklich nicht. „Mag sein," sagte Breneli, „daß ich nicht weiß, was gut ist, daneben bin ich froh darüber. Mich dünkt gut, was ich habe, und was wir Gottlob alle Tage vermögen, so lange wir gesund sind. Dabei bin ich wohl und habe Ursache Gott zu danken. Es dünkt mich, ich möchte es nicht anders, denn was hätte ich davon, wenn mich die Krankheit anläme, nur das gut zu finden, was ich nicht hätte und nicht vermöchte, ein G'lust, der seine Zunge in allem haben möchte, was man selbst nicht hat, aber Andere. Habe von dieser Krankheit schon gehört, aber bis dahin geglaubt, sie sei bloß eine vornehme Krankheit. Sollte sie aber auch unter das gemeine Volk kommen, wie es den Anschein hat, dann Gnade Gott den armen Menschen, dann Adieß Zufriedenheit, dann wird der Teufel Meister."

Endlich brachte es die Schmiedin doch zum Aufbruch, obgleich der Wirth sagte, so sei es in der Welt, wenn es am lustigsten gehe, und es einem am besten gefalle, so müsse man aufprotzen und fort. Früher hätten sie bloß so Flausen getrieben, wie etwa an andern Orten auch, jetzt aber wäre das Predigen angegangen, das wäre was Neues gewesen, es hätte ihn wunder genommen, dies zu hören, es scheine ihm, die Frau Gevatterin könne es noch besser als mancher halbsturme Pfaff. Er müsse sagen, mit dem, was sie da von der Kanzel 'runter pralaßgeten, könne er hell nichts machen, er verstehe nichts davon, und in diesen Zeiten, wo man nicht mehr so dumm sei, werde es den Meisten so gehen; es nehme ihn wunder, ob er es nicht erlebe, daß das Zeug ganz aufhöre.

Breneli ward blaß, da sagte die Base: sie hätte auch schon gehört, daß solche Dinge geredet würden, selbst sei sie aber nicht dabei gewesen und habe es nicht glauben wollen, jetzt wisse sie es, es wäre ihr aber lieber, sie erführe es nicht noch ein Mal. „Dir, Wirth, wird es auch noch anders kom-

men, entweder hier oder dort, wie es dir dann ſein wird, wenn du draußen ſtehſt und klopfſt und hören mußt, ich kenne dich nicht, ſelb wirſt dann erfahren, aber leider wird es zu ſpät ſein, aber Eins will ich dir ſagen: wenn im Winter Stein und Bein gefroren iſt und ſo recht eiſig der Wind durch die dichteſten Kleider zieht bis in's Mark hinein, und es ſteht ein arm Bettelkind im dünnen Kleidchen zitternd vor deiner Thür und bittet um Gotteswillen, daß man ihns hinein laſſe nur einen Augenblick, um ſich zu wärmen, es müſſe ſonſt erfrieren, und man thut ihm die Thür nicht auf, und von innen heraus tönt eine Stimme: „Packe dich fort, wir kennen dich nicht," denk', wie es dem armen, bebenden Kinde ſein muß, denk', Wirth. Und doch findet es nicht weit davon eine andere Thür und einen barmherzigeren Hausvater, ſterben muß es noch nicht. Denk', wenn du einmal ſo vor der Thür dort ſtehſt, zitternd, und klopfſt und hörſt: „Ich kenne dich nicht," ſo iſt keine Thür für dich, kein barmherziger Hausvater, es iſt der Allerbarmer, der dich nicht kennen will, denk', wie wird dir dann ſein?" „Ich ſehe, die Glunggenbäurin kann das Predigen auch, und wenn unſer Pfarrer abgeht, ſo braucht's keinen Pfarrer mehr, Eine von Euch oder abwechſelnd könnt Ihr's auch machen, und vielleicht macht Ihr's beſſer und wohlfeiler, als der jetzige. Es will niemand rühmen, daß er ein ſehr geſchickter ſei, daneben frage ich dem nicht viel nach; lieb iſt's mir allweg, daß meine Frau auf das Predigen ſich nicht ſo verſteht, es könnte mir mißfallen! Nun ſodann, ſo wollen wir," ſchloß der Wirth, der jetzt zum Aufbruch ſehr bereitwillig ſich zeigte, den Predigten wollte er entrinnen, und ſein Champagner war zu Ende. „Die Flaſchen nehme ich wieder mit," ſagte er, „oder braucht Ihr ſie zu was?" Seine Freigebigkeit hatte ihre Grenzen, wie man ſieht.

Zapitel 11.

Von einer Falle, welche Uli abſtrappel, aber diesmal noch ohne Schaden.

Joggeli hatte das ganze Jahr hindurch Verdruß gehabt mit ſeinen Kindern. Der Tochtermann betrachtete ſein Eliſi wie ein Schröpfhörnchen: wenn er Geld nöthig hatte, ſetzte er es dem Vater auf den Hals. Der Johannes dagegen kam ſelbſt angefahren mit Gepolter und Schnauben und holte ſeinen Theil unter Donner und Blitz. Jedesmal, wenn eine ſolche Operation vorüber war, Joggeli in Schmerzen lag und Luſt zu einer Ohnmacht hatte, verſchwor er ſich hoch und theuer, das müſſe die letzte ſein, möge es gehen wie es wolle, bei Lebzeiten gebe er keinen Kreuzer mehr. Und wenn ſie wieder kamen, ſo ging es doch wieder, und Joggeli mußte ſich am Geldſeckel operiren laſſen, er mochte ſich winden und drehen wie er wollte. Als nun die Verfallzeit des Lehzinſes heranrückte, welche Sohn und Tochtermann kannten ſo gut als er, war er in großer Verlegenheit was machen. Sollte er an Uli wachſen und verſuchen, ob derſelbe nicht eine Woche oder zwei früher zahlen wolle, oder aber, daß er warten ſolle, bis der Sturm abgeſchlagen ſei, mit dem Vorwande, der Pächter habe nicht bezahlt und könne nicht bezahlen? Beides hatte ſeine zwei Seiten; kriegte er den Zins früher, ſo hatte er ihn alſo, und das iſt immer ſchön, wenn man einmal was hat, aber was dann machen? Im Hauſe durfte er das Geld nicht behalten, und brachte er es unter, ſo mußte er angeben, wo es ſei. „Sage ich das, ſo ruhen die Hagle, Gott verzeih mir meine Sünde, nicht, bis ſie es haben. Das iſt ein Elend," jammerte er. Sage er Uli, er ſolle nicht bezahlen auf den Termin, ſo ſei das wohl gut, aber dann habe Uli das Geld und nicht er, könnte es ihm weiß Gott wann geben und vielleicht gar ein Recht daraus machen und alle Jahre ſpäter kommen mit dem

Zins, bis er ihm zuletzt gar keinen gebe. Darauf könne er es alſo nicht ankommen laſſen, calculirte er. Endlich ſchoß ihm ein Blitzgedanke durch das Haupt, er rieb mit vergnüglichem Geſichte die Hände und dachte, für ſolche Gedanken zu kriegen, muß man Joggeli in der Glungge ſein. Man könnte manches Dorf auslaufen, ehe man Einen fände, dem beifiele was ihm. Der gute Joggeli war noch nicht zu der Erfahrung gekommen, was Einfälle, auf die man ſich am meiſten zu gute thut, für Schwänze haben. Er dachte, er wolle Uli ſagen, derſelbe ſolle ihm den Zins acht Tage zum voraus geben, denſelben wolle er gehörig in Sicherheit bringen, und wenn dann ſeine Blutſauger kämen, ſagen, im Einverſtändniß mit Uli, Uli habe noch nicht bezahlt, er werde den Zins einſtweilen nicht geben können. Er trug ſeinen Gedanken alsbald ſeiner Frau vor. „Was Tüfels erſinneſt du aber Dummes," ſagte ihm dieſe; „das kommt nicht gut, zähle darauf." „Ich wüßte eigentlich auch nicht, wann du etwas gut gefunden hätteſt, was mir beigefallen, es war von Anfang ſo und wird ſo bleiben bis an's Ende." So ſprach Joggeli im zornigen Brummen, drehte ſich und ging ab, ging zu Uli und trug ihm den Handel vor. Uli war das ſehr zuwider. Er glaube, ſagte er, das Geld könne er geben, aber mit dem Verläugnen wolle er lieber nichts zu thun haben. Man könne am Ende nicht wiſſen, was das für Folgen haben könne, jedenfalls begehre er keinen Streit mit den Beiden, denn wenn ſie ihm etwa auf den Hals ſteigen und wüſt ſagen würden, ſo nehme er dies nicht gelaſſen hin. „Habe nicht Kummer," ſagte Joggeli, „ich will das ſchon machen, und Folgen hat es keine, gebe dir eine geſetzliche Quittung und ſchreibe es alsbald ein. Es iſt ein bloßer Gefallen, dich koſtet es nichts, und mir iſt's ein großer Dienſt, und etwas wirſt mir doch auch thun wollen oder meinſt etwa, es wäre nicht recht?" Uli fügte ſich, Vreneli hatte nichts dawider, begehrte bloß über den Alten auf, der immer was erliſteln wolle und Andere hineinſtoßen und doch nichts aus-

richte, weil er keinen Muth hätte, ſondern allezeit das Herz in den Hoſen.

Uli mußte an's Rechnen gehen vor der Zeit, und das war ihm ſehr zuwider, nicht deswegen, weil er dachte, es könnte der Pünktlichkeit ſchaden, wenn er acht oder vierzehn Tage vor der Zeit die Rechnung ſchließe. Nein, daran dachte er gar nicht; ſo einen Ketzer von Rechnung könne man ja ſtellen wie man wolle, einige Wochen vorwärts oder rückwärts, wie man wolle, darauf komme es nicht an, wenn es ihm ſo recht ſei, akkurat wie er mit dem Zeiger ſeiner Uhr auf zehn oder zwölf fahren könne, je nach ſeinem Belieben, weil es ja ſeine Uhr ſei und niemand weiters angehe. Aber ſolch Rechnen war ihm zuwider, ſolch Rechnen, nicht alles Rechnen, denn er rechnete eigentlich wo er ging und ſtand, wir hätten faſt ſagen mögen, alle ſeine Gedanken hätten ſich in's Rechnen aufgelöst, aber er rechnete im Kopf, was dieſes ihm eintragen, jenes koſten würde, wie viele Malter er aus jenem Acker machen, wie viel Flachs, wie viel Kerb ꝛc., was er davon bei Seite legen, und was er brauchen müſſe: das ging ihm fort und fort im Kopf herum, akkurat wie ein Mühlrad, kam ihm im Traum vor, machte ihn zuweilen glücklich, zumeiſt aber ſteinunglücklich. Er wollte halt reich werden, viel gewinnen, ſtellte daher alle ſeine Rechnungen auf Gewinn, dachte hauptſächlich bloß an die Einnahmen, Ausgaben ſah er nicht und dachte nicht daran. Die Einnahmen ſieht der Landmann vor ſich in Aeckern und Wieſen, die Ausgaben kommen ungeſinnet, zerbrochene Wagen, abgeſprengte Roßeiſen fallen nicht zum voraus ein, und an eine Maſſe von Haushaltungsausgaben denkt ein Mann, namentlich ein junger, nicht. Alle dieſe ungeſinneten Ausgaben verdarben immer die Rechnung, er mußte immer von vorne anfangen, verdarb damit alle andere Gedanken und kam doch nicht zu Ende. Aber auf dem Papier rechnen, zuſammenziehen alles, was man gemacht hat, und zwar ſo, daß es zutreffen ſoll, ja, das iſt was Anderes. Uli hatte es er-

fahren, und obendrein noch ſo viel Geld zählen, und zwar ſo, daß man allemal gleich viel hat, das iſt noch was viel Anderes, und Uli hatte es ebenfalls erfahren. Nachdem er einen halben Tag gezählt hatte und zweimal endlich die gleiche Summe herausgebracht, fand Uli, daß er mehr Geld hatte, als der Pachtzins betrug, doch ziemlich weniger als im vergangenen Jahre. Es blieben ihm, wenn er die Schuld abgetragen, noch ungefähr hundert Thaler übrig, dagegen hatte er mit Wirth und Müller bedeutend zu rechnen. Der Wirth namentlich war ihm zwei fette Kühe, von denen jede über ſechzig Thaler werth geweſen, und vier Schweine, welche zuſammen wohl zwölf Centner gewogen, ſchuldig; dagegen hatte er was genommen, aber eben viel nicht, eben darum ſtanden ſie in Rechnung, und Uli hatte das Geld nicht. Der Müller ſtand ebenfalls mit Uli in Rechnung, für eine ganze Menge von Allerlei. Uli hatte auch was genommen, aber von fern glich es ſich nicht aus, da hatte er ſicherlich ſehr viel zu fordern, aber wie viel, wußte er doch nicht beſtimmt.

Bei ſolchen Rechnungen, namentlich wo ſie en détail gehen und lange nicht bereinigt werden, hat es eine ganz verfluchte Bewandtniß, ſie ſind im Stande, während man ſie macht, zu einer ganz unglaublichen Größe zu wachſen, ungefähr wie Blutegel, welche ganz ſchmächtig ſind, wenn man ſie anlegt, and faſt fauſtdick, wenn ſie abfallen. Wer mit einem Müller oder einem Wirthe in Rechnung ſteht, der hat ein ganz verflucht Zeng am Halſe. Kriegt er endlich den Müller zwiſchen die Knie, um mit ihm zu rechnen, ſo hat er eine große Reihe voll Semmelmehl, Küchenmehl, Kleien, Spreuer, Taubengrütze, Hühnerfutter, von welchem allem der Bauer nichts weiß. Sagt er dem Müller in hohem Zorn: „Donner, von dem allem weiß ich nichts, wird auch nicht ſein!“ ſo ſagt der Müller: „Wirſt doch nicht glauben, ich hätte falſch aufgeſetzt? Sieh, mache mich nicht böſe, das iſt mein Gebrauch nicht. Das hat deine Magd geholt, welche letzte Weihnacht fort iſt, und dies das

arme Mädchen, welches du im vorigen Jahre von der Gemeinde hatteſt, und dies der Knecht, welchen du vor vier Wochen fortjagteſt, das Eine kam von deiner Frau geſandt, und ein Anderer ſagte, er habe von dir den Befehl, und da ſchickt es ſich doch unſereinem nicht, ſolches alles ſchriftlich zu wollen oder gar auf Stempelpapier. Was meinſt, was würde deine Frau ſagen, wenn die Magd zurückkäme und ſagte, der Müller gebe nichts, wenn er es nicht ſchriftlich von dir hätte?" Wer will ſich nun an alles erinnern? Und wenn gar die Rechnung ſich hinauszieht, bis Knecht, Kind, Magd fort ſind, wer Teufel will alles erforſchen? Und wenn man es zu erforſchen verſucht, was gewinnt man? Uneinigkeit, Mißtrauen u. ſ. w., und am Ende bleibt die Rechnung Rechnung, ſo lang ſie war, ſo lang bleibt ſie. Ja, es iſt ein curios Ding mit ſolchen Rechnungen, gar Mancher hat ſich mit ſolchen um Hab und Gut verrechnet. Doch das wußte Uli nicht, und wenn es ihm ſchon jemand geſagt hätte, er hätte den Glauben nicht gehabt, daß es ſo ſein könnte, er hielt, was er an Wirth und Müller zu fordern zu haben glaubte, wie baar Geld. Wenn er Geld, Vorräthe, Rechnungen überſchlug, hatte er wieder ein gut Jahr gehabt und mehr gemacht, als im vorigen Jahre.

Bös hätte er gehabt, ſagte Uli, ein Jahr verliebt, er möchte es keinem Hund gönnen, aber es ſei doch was dabei herausgekommen, die geringern Dienſtbotenlöhne ſeien doch wirkſam. „Weiß nicht," ſagte Vreneli, „ob der Gewinn daher kommt, und ob wirklich ein Gewinn da iſt." „He!" ſagte Uli, „wenn du weißt, was zwei mal zwei iſt, ſo ſieh, was da iſt, ſo viel baar und noch ſo viel in Rechnung." „Ja," ſagte Vreneli, „das Geld ſehe ich, und wenn ich auch das ſehen könnte, was noch in Rechnung iſt, wäre es mir noch lieber." Da fuhr Uli auf, gab einen böſen Blick von ſich und ging hinaus. „Haben es ihm die Ketzer ſchon ſo weit angethan," ſagte Vreneli, „daß er blind iſt, und man ihm über ſie weniger ſagen darf, als einem Chriſten über ſeinen Herrgott?"

Diesmal konnte Joggeli mit Behagen ſein Geld zählen und hatte große Freude daran. Uli hatte darauf gehalten, ſchönes Silber zu geben, was Kindern und andern Leuten den Werth deſſelben bedeutend erhöht, jedenfalls immer ein Zeichen von Achtung und dem Wunſche iſt, in Huld zu bleiben. Als Joggeli es genug gezählt hatte, ging die Sorge für das Verbergen an, welche nicht größer hätte ſein können, wenn er fremdes Volk, Koſaken, Italiener, eine Nation, welche ſich im Kriege auf das Mauſen verſteht, erwartet hätte. Wie einen Feldherrn, auch wenn er mit dem größten Vorbedacht ſeine Dispoſitionen gemacht hat, immer ein kleines Herzklopfen anwandelt, wenn die Stunde naht, wo der Feind kommen ſoll, ſo hatte es auch Joggeli, und zwar ſchon am Verfalltag ſelbſt, am Vorabend großer Ereigniſſe, wie er dachte.

Aber es war der Ereigniſſe ſelbſt nicht der Vorabend, ſondern der wirkliche Tag. Dem Johannes fiel es ein, wenn er einen Tag früher käme, als das letzte Mal, kriegte er vielleicht das Ganze. Dem Tochtermann fiel akkurat das Gleiche ein, denn ſie hatten innerlich ungeheuere Aehnlichkeit und äußerlich auffallend gleiche Sympathien, wenn ſie auch körperlich kein Haar von einander hatten. Der Baumwollenhändler glich einem halb verkohlten Schwefelholz, Johannes einem fünf Fuß 10 Zoll langen Kürbis. Beide kamen gleich Nachmittags angefahren, und nicht nur die Roſſe ſchnauften entſetzlich, ſondern auch beide Aſpiranten, Prätendenten, oder wie man ſie ſonſt nennen will. Jetzt hätte Joggeli gern das Haſenpanier ergriffen. „Wäre ich nur gegangen,“ murmelte er für ſich, als es daher gefahren kam wie das Donnerwetter, noch viel ärger als an einem engliſchen Wettrennen die langbeinigen Lords daherrennen. Joggeli hatte es wie ein Renommiſt, und zwar hatte er es ſiebenzig Jahre lang ſo gehabt und kannte doch dieſe Schwäche nicht. Er war ein Held weit vom Geſchütz, oder wenn er hinter ſeiner Frau ſtand, kam er aber auf die Menſur, ſo kriegte er den Schlotter, und

ſtand nicht ſeine Frau, ſondern ein Mann vor ihm, ſo drückte er ſich gern bei Seite. Springen hätte jetzt Joggeli wenig geholfen, er mußte warten. Eben freundlich empfing er die beiden Herren wirklich nicht, und wenn ſie eine Haut gehabt hätten, welche empfindliche Redensarten nicht hätte ertragen mögen, ſie wären beide alsbald wieder abgefahren. Aber beider Häute waren ſattſam gegerbt, nicht bloß in ſolches Wetter, ſondern wenn man Stiefel daraus gemacht hätte, ſie wären ohne beſondere Salbe waſſerdicht geblieben bis zum letzten Fetzen.

Es ging nicht lange, ſo mußte er ihnen ſagen: „Er habe den Zins noch nicht empfangen und werde ihn einſtweilen auch nicht empfangen; der Pächter ſei nicht bei Gelde, er habe ihm Stündigung geſtattet. Sie ſollten doch nicht thun wie Hungerleider, welche den Lohn immer zum voraus einzögen. Wenn ſie Hungerleider wären, ſo ſei niemand anders ſchuld als er, weil er ſie Hunger leiden laſſe, und wenn da was zu ſchämen ſei, ſo komme es an ihn," ſagte der Tochtermann und ging hinaus. Nun ſetzte Johannes mit Ungeſtüm auf den Vater ein, brach aber plötzlich ab, und fuhr auch zur Thür hinaus. Er hatte durch das Fenſter den Schwager hinüber zu Uli gehen ſehen und faßte alsbald, was der drüben wollte, und machte ſich ihm nach. Joggeli lächelte ihm noch, kriegte aber alsbald Angſt, Uli möchte vielleicht mit der Wahrheit ausrücken. Gut ſei es, daß er ihm die Quittung noch nicht gegeben, dachte er, er könne es allweg nicht beweiſen, und da wüßten die Blutſauger nicht, woran ſie ſeien, und wem ſie glauben ſollten.

Drüben ging ein tapferer Lärm an. Erſt biß der Baumwollenhändler nach dem Schwager, was er ihm nachzulaufen habe, darauf fertigte Johannes den Schwager grob genug ab. Darauf manövrirten beide gegen Uli. Erſt kamen ſie mit Manier und wünſchten auf Abſchlag ſo viel Geld, als er im Hauſe hätte, es ſei des Vaters Wille und Begehr, daß er gebe.

Da komme er ſchön in die Klemme, dachte Uli, der Alte ſtelle ihm zum Auseſſen die Suppe dar, welche er ſelbſt nicht möge. Uli entſchuldigte ſich, er habe nur das nöthigſte Geld für die Hauskoſten bei der Hand, am Zins könne er nichts machen, er habe ein böſes Jahr gehabt, Mehreres ausſtehen, Anderes nicht verkaufen können, ſo ſei es ihm unmöglich, ihnen mit Geld an die Hand zu gehen. Nun redeten die Beiden erſt von Lumpenwaare und Hudelbuben, ſo komme man d'ran, wenn man Leute von der Gaſſe nehme, da hätte man keine Sicherheit, die machten ſich nichts daraus, mit dem Schelmen davon zu gehen. Das kam Uli über den Magen. Wenn es mit dem Schelmen davon gelaufen ſein müſſe, ſo ſei er in alle Wege der Letzte von ihnen Dreien, welcher laufe, ſagte er. „Zuletzt," ſagte der Tochtermann, „iſt das ein abgeredet Spiel, ſie ſtecken beide unter einer Decke. Es war ſchon lange der Gebrauch hier, die Kinder zu betrügen zum Beſten von Lumpenpack, welches uns unſere Sache abſtiehlt. Laß ſehen, du Hagels Lehenmannli, jetzt gieb Beſcheid, kurz, ja oder nein. Haſt bezahlt oder nicht bezahlt? wir wollen wiſſen, woran wir ſind." Uli ſtutzte, ſagte aber bald: mit ihnen hätte er nichts zu thun, ob er bezahlt habe oder nicht, gehe ſie nichts an, ſie ſollten ihre Wege gehen, ihn ruhig laſſen und die Sache mit ihrem Alten ausmachen.

Johannes hätte beinahe an Uli ſeine Kraft verſucht, denn von einem Fremden laſſe er ſich aus ſeinem Hauſe weder ſtellen noch weiſen, ſagte er. Aber Uli ſagte: er gedenke weder das Eine noch das Andere zu thun, aber plagen um etwas, welches ſie nichts anginge, laſſe er ſich eben ſo wenig, und wenn ſie nicht gingen, ſo ginge er. Da ſagte der Tochtermann: „Zanken mit dir wollen wir nicht lange, aber zähl' darauf, innerhalb einer Stunde wiſſen wir, woran wir ſind, und wollen dich dann in den Schraubſtock ſpannen, daß du nach Gott ſchreien lernſt. Du ſollſt es erfahren, wie es ſo einem verſchrötigen Kuhſtrumpf ergeht, der ſich einfallen läßt, Leute von

unſerm Schlage zum Beſten haben zu wollen. Warte nur, Bürſchli, du wirſt froh ſein, andere Saiten aufzuziehen." Darauf ging er ab, huſch Johannes ihm nach.

Das Horchen iſt auf dem Lande nicht halb ſo verpönt, als in den Städten. Man hat meiſt vergebene Mühe, wenn man Mägden das Schmähliche, welches darin liegt, begreiflich machen will. Weiber behaupten, förmlich das Recht dazu zu haben, ſo gut als zum Schlüſſel zum Bureau; denn wo Zwei Eins ſein ſollen, wie ſollte da ein Geheimniß zwiſchen ihnen ſein können! So hatte auch Vreneli gehorcht, und als die beiden Unholde abgefahren waren, kam es mit der Frage auf Uli zu: „Du haſt doch eine geſetzliche Quittung?" „Nein," ſagte Uli, „Joggeli hatte nicht Stempelpapier, und ſeither ging die Zeit herum, ich wußte nicht wie, und daran mahnen durfte ich ihn nicht." „Du biſt doch ein Tropf, nimm es mir nicht übel. Aber gehſt, ſagſt, du habeſt nicht bezahlt, haſt keine Quittung in Händen, und Joggeli iſt Joggeli, du ſollteſt ihn doch kennen. Was die jetzt mit ihm anfangen und wozu ſie ihn nöthigen, das weiß Gott. Achthundert Thaler ohne den Zins für die Schatzungsſumme kannſt du verklappert haben mit einem Worte." Da ward es Uli katzangſt, ſein Mund that nichts als donnern, auf der Stelle wollte er hinüber. „Nein," ſagte Vreneli, „jetzt gehſt nicht, mache dich nicht ſelbſt zu Schanden. Ich gehe zur Baſe, daß ſie aufpaſſe, was vorgeht, ſie läßt uns nicht betrügen, und iſt's nöthig, kann ſie dich rufen."

Als die Baſe hörte, warum es ſich handle, entrannen ihr wieder einige herzhafte Seufzer über das Mannevolk, wo Keiner was rechts, ſondern wer nicht Eſel, ein Schelm ſei, ſie ſagte: „Sei nur ruhig, denen will ich den Marſch machen, daß es eine Art hat. Aber ſage Uli, ein Lümmel ſei ein Lümmel, und wenn er einer bleibe, ſo könne er ſich und Andere plagen, mit Arbeit und Sparen und doch zuletzt im Winter barfuß laufen und ein ſchön Liedlein pfeifen, ſtatt eine warme Suppe zu

essen." Alsbald begab sich die Base auf die Lauer und vernahm an der Thür, wie der Tochtermann vorbrachte: sie müßten allerdings glauben, der Zins sei nicht bezahlt, ob mit Gutheißen vom Schwäher oder nicht, sei ihm gleichgültig, er verlange bloß eine Anweisung auf Ulli, er wolle dann sehen, ob er Geld kriege oder nicht, er kenne solche Geschäfte. Johannes ging plötzlich ein Licht auf, es war das erste Mal, daß er eine Art Respekt vor dem Schwager kriegte. Er wolle auch eine, brüllte er, der Teufel solle ihn lothweise zerreißen, wenn er vom Platz gehe, ehe er eine hätte. Erst weigerte sich Joggeli mit allerlei Ausflüchten, als aber die Andern immer heftiger in ihn drangen, ward sein Widerstand schwächer. Die Base an der Thür dachte: „Was Tüfels ist ihm aber in Sinn gekommen, er ist Hunds genug, er thut's." Richtig, endlich ging Joggeli nach Tinte und Papier und suchte die bessere Brille, welche er seither angeschafft hatte.

Da that sich die Thür auf, die Base trat ein. Es verzogen sich ärgerlich oder verlegen alle Gesichter, sie aber ließ sich dies nicht anfechten, sondern sagte: es nehme sie wunder, was es gebe, und was da geschrieben werden solle. Sie mußte zwei Mal fragen, da munkelte Joggeli: „Nicht viel Anderes." Der Tochtermann aber sagte: „Der Vater sieht ein, was recht ist, und thut, was der Brauch ist. Es ist in allen vornehmen Häusern der Fall, daß die Eltern, wenn sie alt werden, nicht mehr kapitalisiren, sondern ihre Ersparnisse den Kindern austheilen, weil jüngere Leute das Geld besser zu nutzen verstehen. Da will der Vater so gut sein und uns Anweisungen auf den rückständigen Pachtzins geben." „Welchen rückständigen Pachtzins?" fragte die Base. „Geh, Frau," sagte Joggeli, „laß uns machen, die Sache ist bald richtig, mach', daß wir dann was zu essen und zu trinken haben." „Essen und Trinken ist da, und die Sache ist richtig, denn du schreibst die Anweisungen nicht," sagte die Base. Joggeli wollte ihr zublinzen, der Tochtermann sagte: „Aber, Mutter, wollt Ihr denn wüster

gegen uns ſein als der Vater, Ihr waret ſonſt Eurer Kinder Stütze, und jetzt redet Ihr wider ſie. Warum wollt Ihr uns z'böſt ſein, was haben wir Euch zuwider gethan?" „Warum? Darum," ſagte die Baſe, „weil der Zins bereits bezahlt iſt, Ihr ein Hudel- und Schelmenpack ſeid, Alt und Jung, und ich nicht zugeben will, daß unter meinem Dache ſolche Schelmenſtücke verübt werden." „Mutter, das ſind Flauſen," ſagte der Tochtermann; „der Pächter hat ſelbſt geſagt, er habe den Zins nicht bezahlt, und ſo was ſagt man ſonſt nicht, wenn es nicht wahr iſt. Er zeige uns die Quittung, wenn wir es glauben ſollen, der Vater würde auch nicht Anweiſungen ſchreiben, wenn der Zins bezahlt wäre, ſo ſchlecht iſt der Vater nicht." „Was er iſt, das weiß ich nicht," ſagte die Baſe, „aber der Sache will ich ein kurzes Ende machen; ſchreibt dann meinethalben Anweiſungen ein ganz Fuder voll." Raſch ging ſie zum Bette, warf den untern Theil auf den obern zurück, zog aus dem Strohſack einen ſchweren, klingenden Beutel, den ſie kaum heben mochte, ſagte, da ſei die rechte Quittung, und wenn die ſei, wo ſie hin gehöre, ſo werde die Sache ſich ſchon machen. Ehe die Andern recht wußten, was geſchah, war ſie zur Thür hinaus. Unter der Hausthür ſah ſie Vreneli, welches aufgepaßt hatte, ſtellte den Beutel ab und winkte. Raſch war es drüben. „Nimm, lauf, der Athem fehlt," ſagte die Baſe. Vreneli nahm, lief und war in ihrem Hauſe, ehe die Andern ſich gefaßt hatten und nachgeſtolpert kamen. Nun, das Ende vom Liede war, daß Joggeli wieder um den größten Theil des Geldes kam.

„Aber Baſe," ſagte Vreneli, „iſt der Vetter wirklich ſo ſchlecht, daß er begehrte, arme Leute um Hab und Gut zu bringen, ihr Eigenthum ihnen abzuläugnen?" „Nein, ſo ſchlecht iſt er nicht," ſagte die Baſe, „aber ſo iſt er, daß er alles macht, um das Unangenehme von ſich ab und auf Andere zu wälzen, und wenn dann was Schlechtes daraus entſtünde, ſo würde er ſagen, er vermöge ſich deſſen nicht, ſondern der oder

jener ſei ſchuld daran. Warum habe z. B. Uli ſelbſt geſagt, er habe den Zins nicht bezahlt? Dazu habe ihn niemand gezwungen, ihm hätte es in Sinn kommen ſollen, was daraus entſtehen könne, er miſche ſich nichts darein, die Andern, wo was mit einander hätten, könnten es ausmachen." „Aber Baſe, iſt das recht?" fragte Vreneli. „He, das weißt," antwortete dieſelbe; „aber iſt's geſcheidt von Uli, keine Quittung zu haben und zu ſagen, er habe nicht bezahlt? Gefälligkeit hin, Gefälligkeit her, Wahrheit iſt Wahrheit, er ſollte ſich doch nicht in Sachen einlaſſen, welche er nicht verſteht, und von denen er nicht weiß, wie weit ſie gehen. Mit ſolchen Lumpenſachen kann man nicht bloß um Hab und Gut, ſondern auch um den ehrlichen Namen kommen." „Baſe, Ihr habt Recht, und mir macht ſolches Kummer; Uli möchte gern der Gute ſein, läßt ſich gern zum Großen machen, und je ſchneller er reich wäre, deſto lieber hätte er es. Es ſcheint mir oft, der Teufel habe eine Angelſchnur mit drei Haken nach ihm ausgehängt, an welcher er noch hängen bleibt, weiß Gott. Baſe, ich habe einen Kaffee gemacht, bleibt bei mir, drüben habt Ihr doch böſe Geſichter, hier möchte ich Euch zu hunderttauſend Malen danken, und Uli hätte auch Urſache dazu." „Nein, muß hinüber, gucken, was es giebt, ſchlimm wird es nicht gehen. Ich habe ein gut Gewiſſen, ſie böſe, ich mache ein keck Geſicht, und ſie wiſſen nicht, wie ſie eines ſchneiden ſollen. Wenn ich komme, ſo werden ſie lange ſchweigen, endlich viele Redensarten in's Feld führen, wie ſie ja keinen Betrug im Sinne gehabt, und wenn ich das erſte Mal hinausgehe, kommt mir Johannes nach und ſagt: „Mutter, du biſt immer die Beſte, hätteſt mir nicht noch einen ſchönen Kram für Trinette, das Pflaſter?"

Kaum hatte der Johannes gemacht, wie die Mutter es vorausgeſagt, kam der Tochtermann, hätte die Mutter gern geſtreichelt und getätſchelt, wenn ſie nicht drei Schritte rückwärts gegangen wäre, und ſagte: ob ſie ihm nicht was Gutes hätte

für Elisi, einen Schinken, eine Wurst, Käse, Butter u. s. w., Elisi liebe derlei Dinge sehr, und er gönne sie ihr von Herzen; zuweilen sei sie etwas wunderlich, aber er habe die Hoffnung, mit Ernst sei sie ganz zu curiren. Ernst sei gut, sagte die Mutter, aber mit der Fünffingercur solle er nicht mehr probiren; in St. Gallen, oder wo er daheim sei, wo die Menschen noch halb wild seien, da sei sie vielleicht gut, aber im Bernbiet schlage sie schlecht an, man nehme sie von der Regierung nicht an, geschweige denn von so einem halbbaumwollenen Mannli. Probire sie eine Regierung, so könne sie darauf zählen, ehe ein Jahr umgehe, liege sie im Graben. Aber das gutmüthige Wesen that ihr doch wohl, der Tochtermann ging auch bei ihr nicht leer aus. „In Gottes Namen," dachte sie, „Elisi hat's desto besser, und daß ich an nichts schuld sei, will ich nicht sagen." Wir möchten einen hohen Preis auf die Beantwortung der Frage setzen, wie arm eine Mutter sein müsse, daß sie für das Kind, welches ihr, oder für welches man ihr an's Herz klopft, nichts mehr zu geben habe?

Vreneli suchte den Zuspruch der Base Uli beizubringen, aber er war nicht mehr empfänglich dafür, er sah den Fehler selten mehr auf seiner Seite, war in einen Widerspruchsgeist hineingerathen, der schwer zu bekämpfen ist, wo er sich einmal eingebürgert hat. Es sei böse, wenn man nicht mehr den Nächsten trauen könne, sagte er; übrigens sei die Geschichte lange nicht so gefährlich gewesen, wie sie ausgesehen, Joggeli habe nur die Beiden vom Halse schaffen, Ruhe haben wollen, wenn sie fort gewesen, hätte er ihm die Quittung gegeben, wenn auch das nicht, so wäre die Sache, wenn sie zum Prozeß erwachsen, bald aus gewesen, so viel kenne er von der Sache. „Uli, das glaube doch nie," sagte Vreneli, „die Prozesse kriegen eigene Köpfe, laufen zumeist ganz anders, als der Mensch sie in seinem Kopfe gehabt. Was man sich ganz kurz gedacht, wird lang, lang, länger als ein Bandwurm und nimmt kein Ende. Vor den Prozessen muß man sich hüten, wahr sein,

lauter, in keine Kniffe und Anſchläge ſich einlaſſen, alles rund abmachen. Iſt man einmal darin, iſt man auch nicht mehr Meiſter.“ „Man kann nicht vor allem ſein,“ ſagte Uli; „ungeſinnt wird man in einen Prozeß verflochten, und wenn man zu allem ja ſagen wollte, was Andere vorſagen, käme man luſtig weg.“ „Ja,“ ſagte Vreneli, „vor allem kann man nicht ſein, aber vor dem hätteſt ſein können, und gerade das war ſo eine Geſchichte, welcher man hätte eine Naſe drehen können, wie man ſie haben wollte. Wenn die Beiden geſchworen hätten, du hätteſt ſelbſt geſagt, du ſeieſt den Zins noch ſchuldig, was meinſt dann?“ „Ah bah, das verſtehſt du nicht,“ ſagte Uli und ging weiter.

Kapitel 12.

Dienſtboten-Elend.

Anfangs war Uli mit ſeinem Dienſtbotenperſonal ſo übel nicht zufrieden geweſen. Er glaube, er habe es getroffen, es gehe beſſer als im letzten Jahre, ſagte er zu Vreneli. „Rühme nicht zu früh,“ ſagte Vreneli; „neue Beſen kehren gut.“ Natürlich plumpſt ſo ein neuer Knecht oder eine neue Magd, welche zur zweiten Abtheilung der dritten Klaſſe gehören, nicht ſo mit allen Laſtern zur Thür herein. Der Knecht macht ein Sonntagsgeſicht und ſtellt ſich gut nach Vermögen, theils will er ein gutes Vorurtheil für ſich erwecken, theils muß er doch erſt die Gelegenheit erkundſchaften, die Faden ſuchen, ſein alt Leben am neuen Orte anzuknüpfen. Zudem mag in Manchem wirklich der Sinn ſich regen, anders thun wäre beſſer, ſo komme es am Ende doch nicht gut. An einem neuen Orte, wo die alten Gefährten, die alten Gelegenheiten fehlten, er das Auslachen nicht zu fürchten hätte, ließe es ſich ſchon thun. Er nimmt ſich zuſammen, thut gut einige Wochen, bis der Teufel

ihm nachgeſchlichen iſt, ihn wieder gefunden, neue Gelegenheit bereitet hat, die Begierden im Leibe recht gierig und hungrig geworden ſind, da geht es wieder los, und der neue Beſen iſt bandkehrum zum alten geworden. Das erfuhr Uli allgemach. Uli haßte das Rauchen in der Scheuer und bei der Arbeit. Auf die Mahnung des Bodenbauers hatte er es ſich nach und nach abgewöhnt und ſich ſehr wohl dabei befunden, jetzt, da er Meiſter war, begriff er erſt recht, wie läſtig und unangenehm daſſelbe einem Meiſter iſt. Wenn man alle Hände voll zu thun hat, jeder verſäumte Schritt von ſo großem Nachtheil iſt, und gelaſſen klopfen Knechte und Taglöhner die Pfeifen aus, ſtopfen ein, reichen ſich gegenſeitig den Tabak, verſuchen Feuer zu machen, erſt mit Zündhölzchen, welche ſie in offener Taſche tragen, endlich, wenn das nicht gehen will, mit abgenutztem Feuerzeug, und wenn endlich Alle Feuer erhalten, Einer wieder ſpricht: „Du, gieb mir wieder Feuer, es iſt mir erloſchen," und wenn der endlich hat, ein Zweiter, ein Dritter ſagt: „Du, gieb mir Feuer, es iſt mir erloſchen," was da für angenehme Empfindungen dem Meiſter in alle Glieder fahren, erfuhr er. Wenn er dazu rauchen ſieht um das Heu herum, in's Stroh die Pfeifen ausklopfen, die Zündhölzchen hinwerfen ſieht, wo es ſich eben trifft, da kommt zum Aerger die Angſt, was aus ſolchem Leichtſinn werden ſolle. Wie unendlich viele Häuſer ſind durch dieſe Urſachen abgebrannt, von denen man hintendrein ſagte, ſie ſeien angezündet worden! Bei einer allfälligen Unterſuchung ergeben ſich keine Urſachen des Brandes, man nimmt alſo einfach Brandſtiftung an, das iſt wirklich das Simpelſte. Ein Knecht wird natürlich nicht ſagen, er habe beim Heurüſten geraucht, habe Zündhölzchen verloren, er wiſſe nicht wo, habe die Laterne mit den Fingern geputzt und den glimmenden Docht in den Miſt geworfen, der möglicher Weiſe habe trocken ſein können. Das alles und noch viel Anderes, woraus ein Brand entſtehen kann, vernimmt man nicht. Da nun die dickköpfigen Juriſten dieſes nicht begreifen,

auf der andern Seite an keine Wunder glauben, so finden sie in Erwägung, daß sie sonst nichts wissen, sich veranlaßt, Brandstiftung anzunehmen. Uli haßte also jetzt das Rauchen mehr, als er es früher geliebt, fragte die Knechte, wenn es ums Dingen zu thun war, ob sie rauchten. Wenn Einer sagte: ja, aber nicht, daß es ihn zwinge und er meine, es müsse sein; so am Feierabend habe er gern sein Pfeifchen, oder am Sonntage statt eines Schoppens, so sagte Uli: dawider könne er nichts haben, lieber wär's ihm freilich, es würde gar nicht geschehen. Aber bei der Arbeit und in der Scheune wolle er es durchaus nicht haben, das sage er rund weg. Begreiflich sagte der Knecht, das verstehe sich von selbst, hatte aber natürlich keinen Augenblick im Sinn, auch also zu thun.

So hatte er es auch mit dem Karrer gehabt, und der auch gesagt: „Das versteht sich von selbst." Nun aber merkte Uli, daß derselbe sein Wort nicht hielt, sondern mehr und mehr bei der Arbeit rauchte, und starken Verdacht hatte er, er rauche auch Abends oder Morgens, wenn er glaubte, der Meister komme nicht dazu, im Stalle. Wenn Uli unversehens kam, sah er natürlich keine Pfeife mehr, und wenn er fragte: wer geraucht habe, er rieche Tabak, so erhielt er zur Antwort: man wisse es nicht, es sei vielleicht jemand rauchend vorüber gegangen. Sah er ihn rauchen und mahnte, es wäre ihm lieber, es geschähe nicht, so steckte der Karrer anfangs schweigend die Pfeife in die Tasche, später sagte er: sie sei alsbald ausgebrannt, endlich meinte er: o ein Pfeifchen werde doch wohl erlaubt sein, er hätte noch keinen Meister angetroffen, der so unvernünftig in der Sache gewesen. Der gute Karrer war durchaus ungebildet, aber er kannte aus Instinkt die Art und Weise, wie man in Gesetz und Ordnung einbricht und am Ende sie mit Füßen tritt. In Friesland, dem Meere nach, im Emmenthal, der Emme nach, sind Deiche oder Dämme, läßt man in einem solchen Damm ein Mauseloch unverstopft und unverstampft, so kann man darauf zählen, es geht nicht

lange, je bricht durch das kleine Löchlein die gewaltige Fluth, reißt es auf zu weitem Bruch, bringt Graus und Zerstörung über das dahinter liegende Land.

Es ist wirklich sehr schön, wie es zugeht in der Welt! Erst kommen Mörder, Diebe und sonstige Spitzbuben von allen Sorten und machen in Gesetz und Ordnung die Mauselöcher, dann kommen Richter mit blöden Augen, blödem Verstand und blödem Gewissen und übersehen die Mauselöcher, und hintendrein kommt die Springfluth sturmköpfiger Juristen, reißt Gesetz und Ordnung ein, beweist aus der Vernunft klar wie eine Wurstsuppe, daß Gesetz und Ordnung unvernünftig seien, Hemmschuhe der Humanität und des entschiedenen Fortschrittes, und machen Platz der aufgewühlten Grundsuppe des menschlichen Herzens, der thierischen Begehrlichkeit. Denn das Thierische im Menschen ist überall im Herzen das Gleiche, während es die Welt berührend in hundert und abermal hundert Brechungen schillert, eine schmutziger als die andere. Von der allerschmutzigsten jedoch würde es ein rechter Jurist von der wahren Sorte aus der reinen Vernunft auf das Klarste beweisen, daß sie der reinste Ausdruck des wahren Menschlichen sei, rein wie das reinste ungebrochene Sonnenlicht. Es ist merkwürdig, wie die Resultate der hochgebildetsten Juristen mit dem einfältigen Instinkt eines ungebildeten rohen Bauern zusammentreffen. Die Extreme berühren sich, sagt ein Sprüchwort, könnte man vielleicht nicht auch sagen, sie fielen in Eins zusammen und deckten sich wie gleichschenklige Dreiecke?

Uli verstand das Ding noch nicht so recht, was ihm nicht zu verübeln ist, verstehen es doch viele mancher König und manches Volk nicht. Er wollte nicht der Wüstheit sein, nicht noch mehr verrüllet werden, als er bereits war, er hielt den Karrer nicht einfach an seinem Verfrechen, sprach nicht: entweder oder, folg' oder marsch! er fürchtete, das könnte in-

human, illiberal geheißen werden. Er verſchluckte ſchrecklichen Zorn, drückte nur hie und da und noch dazu halb verbiſſen ein zornig Wort hervor, kriegte dazu noch Angſt und Bangen. Uli merkte nach und nach auch, daß der Karrer ein förmlicher Trinker war. Im Wirthshauſe ſaß er nicht viel, die Glungge ſtand abhanden, und die gnädige Obrigkeit war noch nicht ſo ungnädig geweſen, dem Glunggenbauer gegen ſeinen Willen eine obrigkeitliche Entſittlichungsanſtalt vor die Fenſter zu ſetzen. Freilich wenn der Karrer mit dem Zug auf der Straße war, kam er ſelten nüchtern heim. Merkwürdig war, wie er allemal, wenn er einen Stich hatte, mit der Peitſche ganz eigen knallte, ſo daß Uli von weitem hörte, was Trumpf war, und nachſehen konnte. Aber beſonders daheim war er angeſtochen, roch nach Branntwein auf Schußweite, ſetzte die Beine auseinander und verſtellte zu beiden Seiten wie ein Matroſe, der drei Jahre hintereinander ununterbrochen zur See geweſen. Uli ſtellte ihn zur Rede, er möchte doch wiſſen, was das zu bedeuten hätte. Da begann der Karrer gar wehlich zu wimmern, wie er einer grauſamen Krankheit unterworfen ſei, Magenkrämpfe ſage man ihr. Es ſei akkurat die gleiche, an welcher der Bonaparte geſtorben. Er hätte gemeint, er müſſe ſich todt krümmen, kein Dokter habe ihm helfen können. Da ſei einmal Einer zu ihm gekommen, ganz ungefähr, und habe geſehen, wie er thun müſſe, wenn die Krämpfe ihn ankämen. Der habe geſagt, er wolle ihm ſchon helfen, das ſeien eben akkurat die gleichen Krämpfe, welche der Bonaparte gehabt, Magenkrebs ſage man ihnen. Hätte er es zu rechter Zeit vernommen, ſo hätte er Roß und Wägeli genommen und wäre zu ihm gefahren, dem hätte er helfen wollen; da wäre er ein reicher Mann geworden. Als er es vernommen, ſei er ſchon todt geweſen, da hätte er begreiflich nichts mehr machen können. Aber wenn er jemanden helfen könne, ſo helfe er, und wenn ich wolle, ſo wolle er mir auch helfen. „Was habe ich anders

wollen, wenn ein Mann wie der Bonaparte, d'ran hat ſterben müſſen, was hatte ich zu erwarten? Ihr, Meiſter, wißt nicht, was ſolche Krämpfe bedeuten, wo es einem iſt, als hätten zwei Waſchweiber den Magen in den Händen und drehten ihn und drehten ihn, und wenn ſie mit den Händen nicht mehr mögen, mit Stöcken, daß man meint, die Seele fahre zum Hirn aus. Ich nahm alſo das Mittel, es iſt ſtarkes Zeug, es gleicht dem Wachholderbranntwein, wenn ich davon nehmen muß, weiß ich oft lange nicht, ſtehe ich auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Aber was ſein muß, muß ſein, und Ihr werdet es mir nicht verbieten wollen, ſo unvernünftig war noch kein Meiſter, bei welchem ich geweſen." Was ſollte Uli machen? Sollte er ſo unvernünftig ſein, wie der Karrer noch keinen getroffen? Er konnte unter Angſt und Bangen Tag und Nacht nachſehen, damit kein Unglück geſchehe und er eine Gelegenheit finde, den Kerl fortzujagen, ohne ihm den ganzen Jahrlohn bezahlen zu müſſen.

Während Uli mit dem Karrer ſeine Nöthen hatte und ſie ſeine Frau nicht merken laſſen durfte in zuſammenhängender Rede, höchſtens in einzelnen Ausrufungen, ſtand Vreneli andere Qualen aus und mochte ſie Uli auch nicht klagen; es fürchtete, nicht Glauben zu finden, weil es nicht Beweiſe hatte. Es ſuchte welche. Vreneli merkte nämlich, daß etwas geſchehen müſſe im Stall mit der Milch. Es ſchien ihm, es werde nicht gemolken wie ſonſt. Es wollten ferner im angehenden Frühjahr die Hühner nicht legen, wie man es ſonſt gewohnt war. Es konnte nicht recht glauben, daß ſie ihre Natur geändert und zu dem Corps ſich geſchlagen, welches nur freſſen will und nichts thun dafür.

Vreneli war eine von den Hausfrauen, welche nicht mißtrauiſch ſind, aber es im Gefühl haben, wenn etwas nebenaus geht. Sie haben eine Art von Inſtinkt, welcher nicht ſowohl angeboren, als von Jugend auf angewöhnt wird, eben wenn man von Jugend auf bei einer Sache iſt. Es warf

natürlich sein Auge auf den Melker, Mädi, seine Adjutantin, unterstützte es getreulich, aber sie konnten nichts erkunden. Der Melker war eine bequeme Natur, machte nicht mehr als er mußte und das so liederlich er durfte, ohne ausgescholten zu werden. Aber er war nicht undienstfertig, brauchte gute Worte, kurz er hatte etwas, welches namentlich dem Weibervolk gar nicht unangenehm ist. Er war oft Nachts nicht daheim, doch am Morgen zumeist zu rechter Zeit da, so daß weiter nicht viel gesagt werden konnte. Man mußte es als eine Unart betrachten, welche leider noch Viele haben. Da der Melker unschuldig schien, die Hühner aber wie verhexet, begann Vreneli Verdacht auf Marder oder auf Katzen, welche zuweilen auch Eierliebhaber sind, zu werfen, obschon man keine Schalen fand. Es war stark die Rede von Beizen, Fallen stellen u. s. w. Da solche Maßregeln zumeist lange in Rede stehen, ehe sie zur Ausführung kommen, werden sie oft durch etwas Unvorhergesehenes ganz überflüssig gemacht. Wie gewohnt, kam einmal die Eierfrau, und hätte gern eine mächtige Ladung Eier gekauft für einen Bäcker, welcher das Backwerk zu einer großen Hochzeit zu liefern hatte. Vreneli konnte wenige geben und klagte seine Noth. Wenn es an Hexen glaubte und eine in der Nähe wüßte, so müßte es jetzt glauben, daß man es den Hühnern anthun und das Legen verhalten könnte. Da meinte die Eierfrau, vielleicht, daß sie ihm über den Marder, welcher seine Eier fresse, kommen könne oder über die Hexe, welche das Legen verhalte. Sie hätte einen Ton gehört, wenn was d'ran sei, so würde der Marder sich bald finden. Vielleicht daß sie ihm schon das nächste Mal Bericht geben könne. Mehreres wollte sie durchaus nicht sagen. Gar lange ging es nicht, so kam sie wieder, und zwar mit einem Gesicht, welchem man es von ferne ansah, hinter dem stecke eine wichtige Botschaft. „Hör'," sagte sie zu Vreneli, „ich kann dir d'rauf helfen, aber bei Leib und Leben verrath' mich nicht." Nachdem das Versprechen in bestmöglichster Form abgelegt war, rückte

ſie aus: drüben im Mühlengraben ſtehe ein Häuschen im Walde, man könne dazu und davon, es ſehe es kaum ein Menſch. Dort ſei nach dem Neujahr ein Menſch eingezogen, angeblich eine Wollenſpinnerin, aber ſie ſei die meiſte Zeit daheim, mit Arbeit viel verdienen werde ſie nicht. Doch lebe ſie gut. Es rieche manchmal ſo gut um's Häuschen, als ob Engländer da wohnten mit einem vornehmen Koch. Pfannkuchen, Eierbrod und dergleichen könne man alle Tage riechen, und Kaffe mache das Menſch des Tags wenigſtens dreimal. Lange habe man geglaubt, es trinke ihn ſchwarz, denn es kaufe ſelten für einen Kreuzer Milch, und wo es die Eier hernehme, habe man lange nicht begriffen. Hühner habe das Menſch nicht, herbeitragen hätte man auch keine geſehen. Die Leute hätten bald geglaubt, es lege ſie ſelbſt, und hätten ihm das gern abgelernt, denn kommod wär's; für eine Hexe hätte es ihnen wohl jung geſchienen, zu wenig Runzeln an den Backen gehabt und Kröpfe am Hals. Nicht daß es gar jung und hübſch ſei, aber ein appetitlich Weibsbild, eine muntere Wittwe im beſten Alter, wo ſie am liederlichſten ſeien. Sie hätten ihr aufgepaßt und endlich ihr Leghuhn entdeckt. Es komme ein Mann zu ihr, und von dem komme alles, Milch, Eier, und ſie wollten ſagen noch mehr Sachen. Der Burſche ſei von der Größe des Melkers, das Geſicht hätten ſie noch nicht ſehen können, er komme ſpät und gehe früh, aber nicht den Weg, welcher hierher führe, daneben könne er einen Umweg machen, um auf falſche Spur zu leiten, wie ſie glauben müſſe. „Nun, dir zu lieb, Fraueli, war ich 'mal ſelbſt dort, wo er früher diente, und fragte unter der Hand nach, warum er dort fortging. Da hieß es nun, wegen einem Menſch, dem er alles zutrage, was er erreichen möge, aber er wiſſe die Sache ſchlau anzufangen, denn ſie hätten ihn nie darob erwiſchen können. Was ſie ihm bloß auf den Verdacht hin zugemuthet, habe er abgeläugnet, daß ſie ihn bald hätten beſſer machen müſſen, als er ſein Lebtag je geweſen ſei. Nun ſei dort das Menſch mit ihm ver-

ſchwunden, und es werde nicht fehlen, er werde daſſelbe an irgend einem Orte in ſeiner Nähe haben.“ So berichtete die Eierfrau. Das war eine ſchöne Geſchichte. Alſo im Roßſtall war es nicht ſauber, mußte wegen Tabak und Magenkrämpfen aufgepaßt werden, im Kuhſtall war es nicht ſauber, dort ging es an Milch und Eier, das war doch wohl viel auf einmal. Vreneli mußte es Uli ſagen, der ward anfangs böſe und meinte, nur Mädi rupfe dem Melker was auf. Es haſſe ihn, weil es denſelben lieben möchte und der Melker dieſer Liebe nichts nachfrage. Er wiſſe ſelbſt, wie das gehe, und der Melker habe ſo was merken laſſen, wenn auch nicht gerade herausgeſagt. Da ſtellte indeſſen Vreneli ab und ſagte: es nehme ihns wunder, ob es keine Wahrheit mehr ſagen könne und auf einmal nichts verſtehe. Nicht Mädi habe es aufgerupft, ſondern es ſelbſt habe geſehen, daß da was nebenaus gehe, nachgefragt und nun ſo und ſo Bericht erhalten. Glaube er nicht daran, ſo ſolle er 'mal ſelbſt hingehen und Nachfrage halten, denn die Sache ſei zu wichtig, als daß man ſie ſo hingehen laſſen könne ein ganzes Jahr lang.

Uli paßte dem Melker auf, konnte aber hell über nichts kommen. Der Melker hatte keine Art von Gefäß im Stalle beim Melken, als das übliche, man mochte dazu kommen, wenn man wollte, oder ihn belauſchen von der Futtertenne aus. Man ſah auch nicht das geringſte Verdächtige, und Uli ward unwillig, hätte faſt Verdacht gefaßt, das Unrichtige komme von ganz anderer Seite her. Da kam einmal ein ſchöner Sonntag Nachmittag, und Mädi trug ſein Herzkäferchen, das kleine Vreneli, an der ſchönen Sonne herum, ſtellte es auf den Boden, ließ es träppeln und ſtampfen, ſegelte mit ihm in der Richtung, nach welcher das kleine Ding mit den Füßchen ſtrekte, mit den Händchen zeigte. Sie lebten ſelig zuſammen, und Mädi hatte volle Zeit, dem lieblichen Spiele ſich hinzugeben. Der Ruf des Gewiſſens, daß es den Lohn habe zur Arbeit und nicht zum Tändeln, verſalzte ihm die Freude nicht,

dieweil es Sonntag war, und das Breneli wurde nirgends hingesetzt mit einem Steinchen oder Blümchen, welche weder reden noch laufen konnten, um mit ihnen sich die Zeit zu vertreiben. Es ist eine gar strebsame, bildungshungrige Zeit, die Zeit vom zehnten Lebensmonat hinweg. Da ist's über einem freundlichen Kinde alle Tage wie über der Erde an jedem schönen Frühlingsmorgen. Neue Herrlichkeit hat sich entfaltet, es ist ein Anderes geworden und doch das Gleiche geblieben, denn die Freude ist über Nacht neu geworden, hat neue Pracht entdeckt, über Nacht erblüht. Aber stumm sind die Blümchen, keine Beine haben die Steinchen, wohl spielt das Kind mit ihnen, aber nicht lange; es wird ihm öde dabei, und unbewußt unheimlich ist es ihm, als solle es nicht reden lernen, als müsse es sitzen bleiben auf der gleichen Stelle lebenslang. Darum aber wird es dem Kinde wie dem Fischlein im Bache, wenn eine gute Seele mit ihm springt und spricht, es trampelt mit den Füßchen, schlägt mit den Händen, hell jauchzt es auf, ihm ist, als gehe es zum Himmel auf. Weiter und weiter strebet es, hinaus in die Welt. Plötzlich kehrt es sich um, streckt die Händchen auf nach dem Halse des Gefährten, birgt das Gesichtchen an seiner Brust, segelt mit allen Kräften heimwärts. Ein fremd Gesicht hat es gesehen, etwas Ungewohntes hat seine Sinne berührt, es fühlt plötzlich sich fremd in der weiten Welt, das Heimweh taucht auf in seinem kleinen Herzen, es beruhigt sich nicht, bis daß die Heimath es wieder umfängt. Zu klein waren noch die Flügel für die weite große Welt. So waren Mädi und Breneli träppelnd und jauchzend auf Reisen gegangen, waren nach vielen Irrfahrten endlich hinter einen alten Holzschopf gekommen, um welches allerlei Gräbel lag, und namentlich altes sogenanntes Zäunholz, mit welchem man im Herbst beim Weidgang provisorische Zäune herzustellen pflegt. Der alte Schopf stand Tage lang einsam und verlassen, und hätte er ein Gesicht gehabt, er würde ein sehr verwundertes gemacht haben,

daß zwei Menſchen auf einmal durch ſeine ſtille Einſamkeit trappelten und jauchzten.

Indeſſen gab es doch ein verwundertes Geſicht. Breneli hatte plötzlich eine Erſcheinung. In den alten Zaunſtecken raſchelte es, ein prächtig gelbes Huhn trat majeſtätiſch aus denſelben und verkündete der Welt mit hellem Geſchrei ſeine eigene Heldenthat, es habe nämlich ein Ei gelegt. „Ja ſo, du Ketzers Täſche, legſt du da, das wäre mir nicht beigefallen," ſagte Mädi, „ſo geht es in der Welt immer anders und ſchlechter. Hier zu legen fiel noch keinem Huhn ein, aber es iſt alles gleich, Menſchen und Hühner, es muß alles verſtohlen und verſchleppt ſein, da iſt niemand mehr zu trauen." Breneli, welches am gackelnden Huhn ſeine Freude hatte, ward in's Gras geſetzt, und Mädi kroch dem entdeckten Schatze nach in's alte Holz hinein. „Tüfel! Tüfel!" rief es plötzlich aus dem Holze. Doch ſah Mädi nicht wirklich den Teufel, ſondern was Anderes. Es fand nicht ſo viel Eier hier, als es gehofft, nur etwa vier oder fünfe. Das Neſt fiel ihm auf, es ſchien nicht von einem Huhn, ſondern von einem Menſchen gemacht; zudem war ein altes Neſtei darin. Mädi war Expertin im Hühnerfach; es wäre gut, es würden in keinem Fach ſchlechtere Experte gebraucht. Mädi ſchloß alsbald, das ſei nicht bloß eine einfache Hühnerverlegete, wo einfach ein Huhn ſein Naturrecht geltend macht, ſeine Eier legt, wohin es will, und nicht wo die Frau Principalin will, um brüten zu können, wenn es ihm ankommt, ohne es der Willkür der Frau Principalin zu unterſtellen, welche im Stande iſt, ihm zum Dank für ſeine Bereitwilligkeit das Neſt mit Neſſeln zu reiben. Mädi ſchloß alsbald auf eine menſchliche Schelmerei, welche den Hühnern hier an dem abgelegenen Orte ein Neſt gemacht und ſie durch bekannte Mittel verführt, ihre Eier an den Ort zu legen, an den kein ehrlicher Menſch dachte. Als Mädi ſich kundig umſah nach allen Merkmalen, welche zu einem ſichern Schluſſe führen konnten, ſah es nebenbei im alten ſchwarzen Holz was

Weißes, und als es daſſelbe hervorzog, war es eine große Milchflaſche von weißem Blech und voll Milch. Das trieb ihm den Tüfel in's Maul, und triumphirend kroch es hervor, die Eier in der Schürze, die Flaſche in der Hand, und im Triumph ging es dem Hauſe zu. Endlich hatte es ihn erwiſcht, hatte auch ein Heldenſtücklein vollbracht wie noch keines, von dem die Leute reden würden als wie vom Tellenſchuß, ſo lange nämlich, als die Schweizer Berge ſtehen. Noch viel lauter als das gelbe Huhn gackelte Mädi, daß Alles, was im Hauſe war, herausſchoß und Mädi nach, dem Breneli zu. Da ward alles beſichtigt um und um, endlich fragte Uli, den Mädi auch herbeigegackelt hatte: „Jetzt möchte ich doch wiſſen, wer der Spitzbube iſt, ſeh, wem iſt die Flaſche?" Da blieb es ſtill ringsum, kein Eigenthümer meldete ſich, niemand wollte die Flaſche geſehen haben, niemand um das Eineſt wiſſen hinterm alten Holzſchopf. Uli mochte fragen, drohen wie er wollte, Keiner wollte ſagen: „Meiſter, ich bin der Schelm!"

Es giebt auf der Welt nichts Fataleres, frage man nur jeden Knaben, als wenn man am ſeichten Bache ſtand, einen großen Fiſch unter einen alten Weidſtock fahren ſah, raſch ſich niederlegte, mit der Hand nachfuhr, Lebendiges in die Hand kriegte, 'raus fuhr, und man hatte eine Kröte in der Hand, nicht den Fiſch, und wenn man die Hand wieder nachſtreckt, iſt kein Fiſch mehr da, man hat nichts mehr als das Gramſeln in der Hand von der Kröte her und den Aerger über den falſchen Griff. Mädi hatte gemeint, was es habe an Flaſche und Eiern, aber den Fiſch hatte es doch nicht, der Fiſch war fort. Als nun der Fiſch ſich gar nicht finden wollte, ſagte Uli unwillig: „Du biſt immer das gleiche dumme Mädi, wirſt dein Lebtag nicht geſcheidt, warum mußte nicht jemand anders die Sache finden! Wenn man Vögel fangen will, brüllt man nicht die Haut voll. Hätteſt alles am Orte gelaſſen, wo du es gefunden, und mir es geſagt, dann wäre ich auf der Lauer geſtanden, hätte den Dieb mit den Sachen in der Hand

erwiſcht, und der Handel hätte eine Naſe gehabt. Jetzt iſt es aus, denn wenn man einen Dieb nicht kriegt, wenn er die Sache genommen hat, und ſieben Zeugen, welche geſehen haben, daß er ſie wirklich genommen und nicht bloß gefunden, ſo hat man das Nachſehen und kann die Koſten bezahlen." „Iſt das jetzt mein Dank?" begehrte Mädi auf. „Wenn es dir Ernſt iſt, den Schelmen an Tag zu bringen, ſo frage nur den Melker, der kennt ihn wohl, hat ihn vielleicht in ſeinen eigenen Hoſen." Potz Himmel, da gab es Spectakel. Der Melker war dabei, als Mädi ſo ſprach, und huſch hatte es eine Ohrfeige weg, ehe jemand es hindern konnte, und hätte auch die Haare laſſen müſſen, wenn Uli nicht mit ſtarkem Arm Halt gemacht. Mit der Ohrfeige hatte aber der Melker dem Mädi den Zapfen aus dem Redefaß geſchlagen, und heraus ſprudelte eine Zornesfluth, in welcher der Melker ſicherlich zu Schanden gegangen, wäre er nicht ein hölzernes Kameel und an ſolche Fluthen längſt gewöhnt geweſen. Alles, was die Eierfrau geſagt und nicht geſagt von ſeinem Menſch und ſeinem Leben, das warf Mädi dem Melker an den Kopf.

Der brüllte wie ein angeſtochener Urochs und begehrte auf von wegen ſeiner Unſchuld, ſchrecklich, und ſchlug mit ſeinen Zeugniſſen alle Anſchuldigungen todt. Da könne man ſehen, was er ſei und was er nicht ſei, und zwar auf Stempelpapier. Aber der Teufel ſei Meiſter in der Welt, und Menſchen gebe es, welche kein einzig Zeugniß hätten und wollten Andere zu Schelmen machen, die verfluchten Luder. Denen wolle er es zeigen, ſie müßten erfahren, wer er ſei, und ſelbſt den Namen tragen, den ſie ihm gern angehängt hätten. Der Melker that ſchrecklich, wie zu Olims Zeiten der Gouverneur von Magdeburg, der ſich vermaß, Hundsleder zu freſſen, ehe er die Feſtung übergebe, war aber kuragirter als derſelbe Gouverneur, und ſaß nicht alſo gleich auf dem Nachtſtuhl, als der Feind Stand hielt und ſogar näher rückte. Der Melker wußte, daß ſchlechter die Welt wird, das Recht immer mehr dem zufällt, der

am meiſten aufbegehrt, am wüſteſten thun kann, alles von wegen der Unſchuld. Aber Mädi war eine Batterie, welche nicht ſo bald zum Schweigen zu bringen war, ſondern immer ſchärfer ſchoß, je wilder die andere feuerte. Scheltungen waren hin und her geflogen wie Hagelſteine, wenn es recht hagelt, daß ein gewöhnlicher Richter acht Tage gebraucht hätte, ſie auseinander zu leſen und ordentlich zu ſortiren. Endlich, lange hatte er es umſonſt verſucht, kam Uli zu Worten, hob alles Geſagte auf, von Amtswegen, jagte Mädi in die Küche, den Melker in den Stall, machte ſo den Feindſeligkeiten einſtweilen ein Ende, jedoch nicht der Feindſchaft. Dem Melker grollte es im Kopfe wie einem Vulkan im Bauche, den Ausbruch fand er jedoch nicht räthlich, ſpeite Rauch und Flammen bloß wenn der Meiſter und die Meiſterfrau es nicht hörten, redete alle Tage, morgen mache er die Anzeige beim Richter, und machte ſie doch nicht. Er war ein alter Practikus und wußte, daß wenn man 'mal was einem Richter oder Advokaten zur Hand gegeben, man nicht mehr Meiſter ſei zu ſagen, bis hierher und nicht weiter, ſondern das Ding mit einem durchgehe wie wilde Roſſe mit einem ſturmen Kutſcher und ein Ende nehme mit Schrecken. Es iſt gar ſchlimm, in mürbes blödes Tuch einen kleinen Riß machen zu wollen, wie leiſe man macht, huſch, reißt es durch, und die Stücke bleiben einem in der Hand.

Mädi glich einer lebendigen Schlüſſelbüchſe, pfupfte den ganzen Tag, that aber niemand weh, als ihm ſelbſt. Auf ſeiner Heldenthat hielt ihm niemand viel als Breneli, welches aber doch oft über das ewige Pfupfen ſich beklagte und Mädi ſchweigen hieß, was Mädi begreiflich ſehr übel nahm, über unſern guten Herrgott böſe ward, daß er die Welt ſo ſchlecht werden ließe und keine Dankbarkeit mehr ſei auf Erden. Es wollte den Leuten zeigen, wer Mädi ſei und was es könne, legte ſich nun dem Melker an die Ferſen und lauerte ihm auf Tag und Nacht. Aber das gute Mädi fing nichts mehr, der

Fisch war fort. Es trug ihm nichts ein, als einige Kübel verdammt kalten Wassers, mit welchen es auf seinen nächtlichen Gängen begossen wurde, es wußte nicht woher und von wem. Der Melker habe es gethan, winselte es. Es wolle keine gesunde Stunde mehr haben, wenn es nicht so sei, darum solle Uli ihn fortjagen, er treffe sicher den Rechten, und wenn auch nicht der Milch oder der Eier wegen, so habe derselbe es doch ob ihm verdient. „Wärst im Bette geblieben," antwortete Uli endlich unwillig, „es hieß dich niemand herumstreichen. Wenn es gemacht sein muß, so laß es an die, denen es zukommt; willst aber den Haushund machen, so mußt auch nehmen, was ein Hund." Uli hatte das nicht böse gemeint, sondern es in bitterm Unmuthe ausgestoßen. Von Mädi's Entdeckung hatte er keinen Nutzen gehabt, aber ein andauernder Verdruß schien ihm daraus erwachsen zu wollen. Mädi aber gingen diese Worte tief und eiterten; das ist das schlimmste aller Uebel, wenn Worte eitern, und doch wissen so viele Menschen nichts von dieser Krankheit. Mädi hatte einen Schwung genommen, es hatte sich ihm der Himmel aufgethan zu einer großen That, aber nur von ferne hatte es das gelobte Land gesehen, als es über die Schwelle wollte, entschwand die ganze Herrlichkeit, gleich der Fata Morgana in den Wüsten Afrika's; es sollte bloß das wüste böse Mädi sein, recht in keinen Schuh. Das schlug ihm in's Gemüth, machte es unwirsch, mißtrauisch, böse gegen Alle. Nie dachte es daran, daß in ihm eine Schuld des ganzen Elends liege, statt Breneli's Hülfe ward es Breneli's Plage. Der dümmste Junge kann ein Glas Wasser färben mit einigen dunkeln Tropfen, aber getrübtes Wasser klar machen, gesalzenes Wasser wieder süß, eine überpfefferte Suppe genießbar, das kann kein dummer Junge, das kann mancher Gelehrte nicht, es ist Arbeit für eine höhere Hand. Es ist gar wunderbar, wie die Mischungen in den Gemüthern sich machen, und wer achtet auf die Tropfen alle, welche in die Gemüther fallen, sie zuckern oder pfeffern, säuren oder salzen,

und wer verſteht's, Salz und Pfeffer zu thun ans rechte Ort, wieder wegzubringen vom unrechten und zu paſſender Zeit? Mädi hatte einen von den Köpfen, für welche man im Bernerland ein prächtig Wort hat, das Wort „eitönig", einen Kopf, in welchem nur ein Ton Platz hat, und klingt der einmal, weder mit Liebe noch Gewalt ein anderer Ton hervorzubringen iſt, im Gegentheil, je mehr man es anders tönen machen will, deſto ſtärker tönet der gleiche alte Ton.

Indeſſen der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. Den Melker ertappte man freilich nicht als Dieb, fand weder Eier noch Milch mehr, aber die Kühe bekamen kranke Euter, die Milch ward ziegerig. Uli, der ſich auf Kühe verſtund, ſuchte alsbald die Schuld beim Melker. Er ſah ihm zu, er viſitirte einige Male die Kühe, ob der Melker etwa nicht gehörig ausmelke, Milch in den Eutern laſſe, was höchſt verderblich iſt, aber er fand alles in der Ordnung. Er ging zu einem Vieharzt, der war ein ſchlauer Kundus und half ihm auf die Spur.

„Sieh," ſagte dieſer, „das iſt von den Feinern Einer, dem kannſt lange aufpaſſen, der riecht hinten und vorn, nimmt nicht die leere Guttern zur gewohnten Zeit zum Melken und ſtellt ſie neben ſich, als hätte ſie das Recht dazu, oder läßt einzelne Kühe oder Striche an den Eutern ungemolken, der rupft dir an den Kühen, wenn er ſich ganz ſicher weiß, um Mitternacht, um Mittag, kurz, wenn nichts zu fürchten iſt. Der treibt das nicht zum erſten Mal und nicht zum letzten. Was willſt du dich plagen, dich auf die Lauer legen, bis du halb todt biſt, mach', daß du von ihm kommſt ſo bald als möglich. Begehre mit ihm auf aus dem Ff wegen den kranken Kühen, ſage ihm, er ſei ein Bub, kein Melker, vielleicht wirft er dir den Bündel dar, und magſt du ihn nur mit dem kleinen Finger erreichen, ſo hebe ihn auf und mach' Weihnacht. Der Lumpenkerl verpfuſcht dir in einem Jahre zehnmal mehr, als ſein Lohn beträgt." Das begriff Uli, aber der Melker biß

nicht in den Apfel, der wollte nicht thöricht ſein und um ſeinen Platz kommen, ehe das Jahr um war, er nahm ſeinen Worten gehörig das Maaß und ſagte höchſtens, er ſei ſchon an manchem Orte Melker geweſen, noch habe ihm niemand geſagt, er könne nicht melken, man ſolle doch ſeine Zeugniſſe nachſehen, ob was darin ſtehe, daß er nicht melken könne, den Kühen die Euter verderbe. Aber was für ein Meiſter er ſei, ſei zu Stadt und Land bekannt, und wenn er ihm nicht recht ſei, könne er ihn ſenden, er gehe auf ſein Geheiß die erſte Stunde, aber dann wolle er auch den Lohn für das ganze Jahr nach Brauch und Geſetz. Das war Uli auch nicht anſtändig, er marterte ſich lieber mit Zorn, Angſt und Aufpaſſen, ward immer ſaurer und übler im Gemüthe; es war nichts mehr da, welches die Wolken zerſetzte, den Nebel auflöste, die finſtern Stimmungen abklärte in milde und freundliche. Sonſt thut dieſes das Auge Gottes oder das Licht von oben, wenn eine Seele ſich ihm aufſchließt, hinein die hellen Strahlen leuchten, oder es thut's der Hauch der Liebe, wenn er leiſe ſäuſelt um die düſtere Stirne, oder es thut's eines Kindes Lächeln, wenn es dem beängſtigten Vater aufgeht wie dem Verzagten der Regenbogen, das Zeichen der Gnade und Verheißung am Himmel. In die Dornen und Diſteln des Lebens drangen die hellen Strahlen nicht mehr, die Nebel der Welt waren zu dicht, Lächeln und Liebe vermochten nichts mehr über ſie. Nichts drang mehr durch und gab lichtere Stimmungen, als der Gewinn an einem Roß, welches ſchlecht war und für gut hatte verkauft werden können, das Rühmen des Müllers, wenn er Uli Korn abdrang, oder Späße des Wirthes, wenn er Uli für eine Kuh zehn Thaler mehr verſprach, als irgend ein Metzger geboten, indeſſen einſtweilen nicht baar zahlte. „Sieh," ſagte er gewöhnlich, „du kannſt das Geld haben, welche Stunde du willſt, aber du haſt es nicht nöthig, ich weiß es, willſt es ja nur bei Seite legen, um im Frühjahr den Zins zu machen. Bis dahin verdient mir das Geld viel, jetzt iſt mit baarem

Gelde viel zu machen, dein Schade ſoll's nicht ſein, und einem Freunde wirſt doch einen Gefallen thun. Hör', Uli, ich habe es meiner Frau ſchon manchmal geſagt, lieber iſt mir auf der ganzen Welt niemand als du, man kann das Land auf und ab laufen, ehe man dir einen Geſpan findet. Unter Tauſenden kommt keiner ſo weit; in ein paar Jahren biſt du ein Mann, und wenn du nicht noch Ammann wirſt, ſo verſtehe ich mich auf nichts mehr. Ja Uli, ſo iſt's! Frau, hol' eine Flaſche vom Beſſern." — Vom Geld war keine Rede mehr, denn Uli lebte wohl an den Worten und dachte an den Ammann.

Aber übel ſteht es doch in einem Gemüthe, in welchem ein Wirth und ein Müller und ein Roßhandel Sonne, Mond und Sterne vorſtellen, und wie viel tauſend Menſchen haben kein anderes Licht in ihren Gemüthern als das, welches von ſolchen Lichtern kommt oder noch viel ſchlechtern! Man muß ſich immer wundern, daß die Menſchen, denen eine ſo große Zahl nur von ſolchen Talglichtern und ſtinkenden Oellämpchen erleuchtet werden, nicht noch unendlich ſchlechter ſind und mit raſender Schnelligkeit noch ſchlechter werden, wie Krebſe auch um ſo ſchneller geſotten werden, je heißer das Waſſer wird, und je ſchneller man es zum Sieden bringt. Aber eben daraus ſieht man, daß Gott die Welt regiert und nicht der Teufel, ſie wäre ſonſt ſeit vielen Jahren ſchon unheilbar verpfuſcht. Doch muß man ſich durchaus nicht vorſtellen, Uli ſei, was man zu ſagen pflegt, gottlos geworden. Die Menſchen machen das Kreuz vor dem Worte gottlos, und doch iſt kein Menſch, der nicht zuweilen gottlos iſt. Bei jeglicher Sünde, und namentlich, wenn jemand ſein Handeln nicht durch Gott und ſein Wort beſtimmen läßt, ſondern durch ſein eigen Fleiſch und Blut oder andere Creaturen, iſt der Menſch immer gottlos, und in dem Sinn war es Uli auch oft, und je länger, je öfter. Aber Uli merkte es nicht; ſein Entfernen von Gott merkte er nicht, und von einem Losſagen

von Gott war keine Rede. Der eigentliche Gottloſe iſt eben ganz los von Gott, ſowohl im Erkennen als Bekennen, ſowohl in Worten als Thaten, der eigentliche Gottloſe wird ein Rekrut des Teufels und verſucht zu lernen den Kampf gegen Gott und ſein Reich, den unſeligen Kampf, wo nichts zu lernen iſt, als Gottes Macht und des Teufels Ohnmacht, und nichts zu gewinnen, als der eigene Untergang und die Ueberzeugung, daß Gott der Wahrhaftige ſei und des Reiches Feinde zu des Herrn Füßen lege, wie er es verheißen hat.

Daß es ſo iſt, zeigte Gott. Es war gegen Herbſt, als man mitten in der Nacht ein mörderlich Geſchrei vernahm, das durch das ganze Haus drang und ſelbſt die Kinder weckte. Uli fuhr auf, zündete alsbald, wie es einem guten Hausvater ziemt, die Lanterne an, um zu ſehen, was es für ein Unglück gegeben. Uli hielt dafür, es ſeien Kiltbuben an einander gekommen und einer ſchwer getroffen oder geſtochen worden. Als er vor das Haus kam, war es ſtille draußen. Von den Knechten, welche herbei kamen, wollte der Eine es dort vernommen haben, ein Anderer in entgegengeſetzter Richtung. Man horchte in die ſtille Nacht hinein, man vernahm weder Fußtritte Fliehender, noch Seufzen oder Röcheln eines Verwundete.. Das Ding wurde unheimlich, den Meiſten rieſelte es kalt den Rücken auf, doch nur Einer ſprach es aus und ſagte: er möchte zu Bette gehen, das Ding gefalle ihm nicht, es ſei nicht ein Schrei geweſen wie ein anderer, und wer zu neugierig ſei, leſe leicht eine geſchwollene Naſe auf oder gar ein böſes Bein ſein Lebtag. Man habe der Beiſpiele viele, und man ſolle ſich ihrer achten, was nützen ſie ſonſt. Die Worte fanden Anklang. Sie müßten doch noch ein Mal ſehen und etwas weiter gehen. Der Schrei ſei gar zu nöthlich geweſen, der, welcher ihn gethan, ſei nicht weit mehr gelaufen, und daß es ein Geſpenſt ſei oder ſonſt der Art was, könne er nicht glauben, man hätte ſonſt wohl ſchon was gehört, ſagte Uli. „Das erſte Mal iſt eins, hat Hamglaus

gesagt," sagte Einer. Er möchte doch nachsehen, sagte Uli, wer sich fürchte, solle in's Bett. Uli ging, und Alle kamen nach, Einer dicht am Andern, aber nicht wegen Heldenmuth und Nächstenliebe, sondern weil Keiner allein heim in's Bett wollte. Sie gingen und fanden in einer wilden Ecke hinten bei einem Schopf einen Menschen bewußtlos liegen. Als man zündete, war es der Melker, dessen Abwesenheit aufgefallen war. Er schlafe gar hart, hatte darauf der Karrer gesagt, und sei nicht zu erwecken. Neben ihm lag eine nagelneue blecherne Flasche, und zerbrochene Eierschalen knatterten unter den Füßen. „Da wäre also doch der Dieb, hat es ihn einmal! So wäre es recht, so wüßte man doch bestimmt, ob ein gerechter Gott im Himmel sei oder gar keiner!" hieß es von allen Seiten. Der Melker war hinaufgestiegen gewesen unter's Dach in sein Versteck, im Herabsteigen hatte ihm ein Tritt gefehlt, er stürzte hinab, brach ein Bein, beschädigte sich sonst übel, blieb sein Lebtag ein Krüppel.

Einige Tage lang war auf der Glungge stark die Rede vom Melker und von Gott, man ging sogar in die Kirche, die Einen, weil sie wirklich dachten, es könne nicht schaden, und wenn ein gerechter Gott im Himmel sei, so möchten sie es wirklich nöthig haben, Andere in der Hoffnung, der Pfarrer ziehe den Melker in der Predigt an, und wenn er schon nicht Alle nenne, welche ihn gesucht und gefunden, könnten sie doch hinterdrein sagen: „War auch dabei! So sollte es Allen gehen, welche es so machen und damit ihre ehrlichen Nebendiensten in Verdacht bringen. Daneben dünkt es mich doch, der Pfarrer habe es wohl stark gemacht. Nicht, daß ich mich mit dem Melker zusammenzähle, bewahre mich davor, aber wir sind alle arme Sünder, und der Pfarrer wird nicht besser sein als Andere." In diesen Tagen ließ Uli manchen Zuspruch fahren, worin er auf den deutete, der an die Sonne bringe, was im Verborgenen geschehe, und den rechten Meisterleuten beistehe, wenn sie mit schlechten Dienstboten nicht auskommen könnten.

„Was fängt er dann mit ſchlechten Meiſterleuten an, wenn es einen gerechten Gott giebt, denn er wird doch nicht bloß für Dienſtboten da ſein, wie Käsmilch und Mehlſuppen ohne Mehl, ſondern auch für ſchlechte Meiſterleute?“ fragte ein naſeweiſes Bürſchchen, welches eine Zeit lang in einer Schenke gedient hatte und nichts glaubte. Das ſei ein leer Gerede, daß Gott dem Melker das Bein gebrochen. Sei er gerecht, ſo müßten alle Diebe die Beine brechen, da hätte er wohl viel zu thun, und er möchte wiſſen, wie Viele auf ganzen Beinen herumliefen. Am übelſten ginge es dabei den Geigern, denn das Tanzen ließen wohl die Meiſten ſein. Das habe niemand anders gethan als Mädi, das habe dem Melker leiſe die Leiter weggeſtellt, und als der darauf treten wollte, ſei er heruntergeſtürzt, das ſei der ganze Handel. Mädi verdiente Kettenſtrafe, wenn nicht den Galgen, denn auf die Weiſe könnte ein Menſch den Hals brechen, nicht bloß ein Bein, und Mörder ſolle man hängen, heiße es. Wenigſtens müßte es ihm den Melker heirathen und ihn ernähren, und billiger als dieſes ſei nichts, und beſſer könne es ſelbſt Gott nicht machen, wenn einer ſei nämlich.

Mädi begehrte ſchrecklich auf über dieſe Zumuthung, aber nicht, weil es ſich ein Gewiſſen daraus gemacht hätte, die That zu thun, ſondern weil es ſie nicht gethan und doch jetzt ſchuld ſein ſollte. Es ſei nur da, um Sündenbock zu ſein, und das ſei ihm erleidet, und jetzt ſollte es noch den Melker erhalten. Je böſer Mädi wurde, deſto mehr hatten die Andern Freude daran, da half alles Zureden nichts, nichts bei Mädi, nichts bei den Andern, ein täglicher Krieg war los, ſo daß, wenn der Melker ſchon fort war, das Leben um nichts freundlicher wurde.

Kapitel 13.

Von Haushaltungs-Nöthen und daherigen Stimmungen.

Vreneli ward das Leben wirklich ſchwer. Sie hatten zu allem Verdruß im Inwendigen auch nach außen nicht Glück gehabt. Es war nicht eigentlich Mißwachs, aber ein magrer Jahr, wo es wenig zu verkaufen gab. Das ſogenannte Beiwerk fiel größtentheils weg; der Lewat gerieth nicht, der Flachs war nicht gut, Obſt gab es keins, hinter den Kartoffeln waren die Käfer, das Gras war nicht melchig, d. h. die Kühe gaben wenig Milch dabei; es hatte zu viel geregnet, das Korn war gefallen, brandig, gab wenig aus in der Tenne; das Geld im Schranke wollte ſich nicht mehren, die Kaſten im Speicher ſich nicht füllen; es füllte ſich nichts, als Uli's Seele mit Ungeduld und Mißmuth und Vreneli's Seele mit Wehmuth.

Vreneli hatte, wie wir wiſſen, ariſtokratiſches Blut in ſeinen Adern und einen noblen Sinn, wie er einer wahren Bäurin ſo wohl anſteht und ihr eine Bedeutung im Volksleben giebt, welche ſelten ein Mann erringt. Drei Dinge hat ſo eine Bäurin: einen verſtändigen Sinn, einen goldenen Mund und eine offene Hand. Ein gut und mild Wort thut einem armen Weibe, welches nur an Scheiten und harte Worte gewöhnt iſt, viel beſſer, als eine ſchöne Gabe, und ein verſtändiger Rath iſt oft weit nöthiger, als ein reichel Almoſen. So ein „Lumm m'r z'Hülf" in aller Noth iſt ein Poſten, der weder erſchlichen noch ererbt werden kann, er wird aus freier Wahl nach Verdienſt vergeben. So war es auch Vreneli allmählig gegangen. Die Weiber der Tagelöhner, anderer Arbeiter u. ſ. w. hatten ſich ihm allmählig zugewandt, da es häufiger mit ihnen in Verkehr kam als die Mutter, auch rüſtiger Hand bieten konnte an einem Krankenlager, oder wenn eine Kindbetterin in Nöthen war. Begreiflich nahm dieſes Amt etwas Zeit hinweg und noch allerlei Anderes, wenn man z. B.

im Küchenſchrank einer Wöchnerin nicht ſo viel fand, um eine ſtockblinde Suppe zu machen, und im ganzen Häuschen kein Hüdelchen, groß genug, den kleinen Staatsbürger darein zu wickeln. Seit der erſten Ernte hatte Uli nicht viel mehr geſagt. Vreneli nahm ſich in Acht, that verſtändig, d. h. nicht reicher als ſie waren, ſchonte Uli beſtmöglichſt und ſuchte ihm doch wirklich nichts gefliſſentlich zu verbergen. Es giebt nicht leicht was Schlimmeres, als wenn die Weiber ſich gewöhnen, des Mannes Rücken lieber zu ſehen, als ſein Geſicht, als ihren beſten Freund, der ihnen nichts ausplaudert. Nun aber, da das Jahr ein mageres war, wenn auch kein eigentlich Fehljahr, die Brünnlein alle verſiegt ſchienen oder ſpärlich floſſen, ward Uli ängſtlich. Wird Einer aber ängſtlich, ſpitzt er Augen und Ohren, und was er fürchtet, ſieht und hört er allüberall. Fürchtet Einer das Feuer, ſo riecht er allenthalben Rauch, hört Flammengeknifter, träumt vom Verbrennen. Fürchtet Einer Geſpenſter, ſo kriechen ihm ſolche aus allen Gräbern nach, gucken durch alle Zäune, reißen ihm regelmäßig alle Nächte das Deckbett vom Leibe. Wird Einer mit der Eiferſucht behaftet, fürchtet ſeine Frau kriege die Untreue, ſo wird ihm alles gefährlich, Katzen, Spatzen und Zaunſtecken, und ſieht er eine Mannsperſon durch's Fernrohr, greift er nach Säbel und Piſtolen und ſchreit: „Jetzt weiß ich's und hab's endlich klar, und jetzt muß mir der Donner erſchoſſen ſein; hilft es dann nicht, ſo ſchlage ich ihm mit dem Säbel Kopf und Beine ab, und wenn das noch nicht hilft, vergrabe ich den Hund ſchließlich lebendig.“ Nun ward es Uli nicht angſt um's Reichwerden, ſondern angſt vor dem Armwerden, und da ward es ihm als helfe Alles dazu, als habe die ganze Welt ſich verſchworen, ihn um alles zu bringen. Auf alles guckte er und allem ſah er nach, alles, was gebraucht wurde, biß ihn, und was fortgetragen wurde, ging durch ſeine Seele. Uli hatte ein nicht ganz ſo beſchränktes Hirn als Mädi, aber wenn ihn was recht erfaßte, ward er

ebenſo eintönig, nur Eines und immer das Gleiche klang in ihm nach. Jetzt fiel ihm Vreneli's Ehrenamt ſpitzig in die Augen. „Du kannſt geben, bis wir ſelbſt nichts mehr haben, ſieh dann zu, wer dir geben wird. Die und die iſt aber eine ganze Stunde bei dir geſtanden, hat nichts gethan und dich verſäumt. Wundern muß man ſich nicht, daß es ſo arme Leute giebt. Wie ſollte es anders kommen, wenn die Weiber ganze Tage umherſtehn und nichts thun? Lieber wäre es mir, es ginge uns nicht auch ſo. Was doch das für eine verfluchte Unvernunft iſt, wenn Eine ſieht, daß man alle Hände voll zu thun hat und dann einem vor der Naſe ſteht, daß man nicht vom Platz kann. Ich begreife nicht, wie du ihnen zuhören magſt. Es dünkt mich, es ſollte dir dabei himmelangſt werden. Den Verſtand könnteſt du ihnen machen, wenn ſie ihn nicht ſelbſt haben, du hätteſt nicht Zeit, ihrem Geklatſch zuzuhören, du hätteſt Schweine, welche gefüttert werden, und Menſchen, welche arbeiten müßten und eſſen wollten zur rechten Zeit.“ Umſonſt entſchuldigte ſich Vreneli, es hätte dabei nichts verſäumt, ſondern immer geſchafft, und auf's Eſſen hätte niemand warten müſſen, weder Menſchen noch Schweine. Umſonſt entſchuldigte Vreneli die armen Weiber damit, ſie hätten ihns um Rath gefragt, oder es thue ihnen ſo wohl, ihr Elend klagen zu können. Wenn jemand ihnen freundlich zuhöre, ſo leichte es ihnen wenigſtens um die Hälfte. Umſonſt entſchuldigte Vreneli die Gaben, dieweil ſie nur ſo klein ſeien; wenn ſie es ohne die nicht machen könnten, ſo ſei es bös beſtellt mit ihnen, und wenn ſie Gottes Gnade und Hülfe ſo nöthig hätten, ſo ſeien ſie doch um ſo mehr ſchuldig, zu thun nach ſeinem Wort und Befehl. Er ſolle doch nur denken an der armen Wittwe Scherflein im Gotteskaſten. Umſonſt war das alles, Uli's Augen wurden immer ſpitziger, ſein Aerger beim kleinſten Anlaß immer größer.

Vreneli hielt ſeine Kinder ſorgfältig, wie ein Mädchen ſeine Blumen; reinlich mußten ſie ihm ſein um und um. Nar-

renzeug mochte es für ſein Leben nichts an ihnen leiden. Es hatte nicht Augen wie ſo manche Mutter, welche nicht Farben genug an ihrem Kinde anbringen kann und es am ſchönſten findet, wenn daſſelbe Dinge am Leibe hat, wie ſie niemand hat, und grelle glitzernde, die in alle Gaſſen ſchreien und haben doch keine Zunge im Munde. Nun hatte z. B. der Wirth oder deſſen Frau dem Johannesli ein Ungeheuer von Turban geſchenkt, hochroth von Farbe, mit blauem Borde, eine Elle hoch, oben eine Elle breit, mit Ohrlappen, groß wie die Platten an einem Pferde-Kommet, und einem handbreiten gelben Bande, ihn unter dem Kinn zu binden. Das arme Kind ſah darin aus wie ein Zwerg in einer Grenadiermütze oder wie ein klein Spätzlein, welchem man einen großen Hahnenkamm auf's Köpflein gepflanzt. Vreneli konnte es nicht übers Herz bringen, das Bübchen in das Ungethüm zu ſtecken. Aus einem Kinde eine Vogelſcheuche zu machen, ſei eine Sünde, ſagte es, ſo was könne einem Kinde ſein Lebtag nachgeben. Wer ein Kind ſo ſpöttiſch verpuppt geſehen, der erinnere ſich daran, wenn das Kind ihm längſt erwachſen vor die Augen komme, nehme es für dumm und lächerlich und gewöhne ſich mit Mühe daran, die Sünden der Eltern zu vergeſſen und das verſtändig gewordene Kind als verſtändig anzunehmen. Vreneli kaufte dem Bürſchchen ein klein Käpplein, wohlfeil und doch ſchön, und was will man mehr. Darüber ward Uli auch wieder ſehr böſe. Unnütz Geld auszugeben, ſollte man ſich hüten in ſolchen Umſtänden, ſagte er. Es werde ſehen, wie weit man komme damit, aber dann werde es zu ſpät ſein. Die Hoffahrt habe reichere Leute auf die Gaſſe gebracht, und dümmer ſei nichts, als vorſtellen zu wollen, was man nicht ſei, was man erſt mit Mühe und Noth werden könne. Uebrigens begreife er nicht, was ihm an der Kappe nicht recht ſei, ihm gefalle ſie, und zwar beſſer als die, für welche es Geld verſchleudert. Es ſei aber nur Weiber-Wunderlichkeit, weil es die Wirthin haſſe, ſo gefalle ihm nichts, was von ihr komme. So eine Wirthin,

welche an einer Straße wohne, wo alle Tage Herrſchaften vorbeiführen, Engländer und Huttwyler, werde doch wohl beſſer wiſſen, was ſchön ſei und Mode, als ſo eine Pächtersfrau, welche Jahr aus Jahr ein niemand ſehe als die Eierfrau, den Hühnerträger und zuweilen einen Lumpenſammler. Und daß es das Bäbli nur den — er wußte ſelbſt nicht, wie er dem rothen Thurm ſagen ſollte — tragen laſſe! Wenn die Wirthin mal käme und das Kind hätte ihn nicht auf dem Kopfe, ſo hätte ſie es ungern und meinte, man ſchätze ihn nicht. Uli hatte für derlei Dinge durchaus keinen Sinn. Was nichts koſtete, gefiel ihm am beſten, daneben dann, was ſo recht buntſcheckig war, ſo recht himmelſchreiend. Er meinte auch, für Kinder ſei alles gleich gut, und je weniger man an ſie wende an Zeit und Kleidern, deſto beſſer kämen ſie fort, deſto weniger ungezogen würden ſie, an deſto weniger gewöhnten ſie ſich. Uli dachte nicht daran, daß keine Zeit beſſer angewendet wird, als die, welche man an das Reinigen der Kinder wendet, und daß keine verſäumte Zeit ſich ſchwerer rächt, als die, welche man zu wenig darauf braucht. Der Landmann putzet fleißig, wäſcht den Schweinen den ganzen Leib, den Pferden Schwänze und Füße ꝛc., und der gleiche Landmann läßt ſeine Kinder in naſſen Betten liegen und thut, als ob jeder Tropfen Waſſer Champagner wäre, den man bekanntlich nicht alle Tage braucht. Ja, es giebt Leute, welche ihr Lebtag nie am ganzen Leibe gewaſchen wurden, als am Tage ihrer Geburt; dieſe Waſchung hielt's dann bis zum Tage des Todes, war eine währſchafte. Er dachte ferner nicht daran, daß die Art, wie ein Kind gekleidet wird in der Jugend, ihm gern nachgeht im Leben, und Kleider machen ja Leute. Es giebt nicht bloß Familien, ſondern ganze Geſchlechter bis in's dritte und vierte Glied, welche ihr Lebtag ungewaſchen ſcheinen, alle Kleider an ihnen ſchmutzig, ja Leib und Seele ſchmutzig, ſie mögen ſich geberden, kleiden ſo koſtbar ſie wollen. Wir glauben, Demanten würden auf ihren Perſonen den Glanz verlieren und eine Farbe kriegen wie

abgeſtandener Froſchlaich. Wenn ſie auch vornehm werden, dieſe abgeſtandenen Geſichter, und nach Seife und Pomade langen, erſt im dritten und vierten Glied fängt man an zu merken, daß da was Ungewöhnliches in Gebrauch gekommen. Uli gehörte nicht zu dieſem Schmutzgüggelgeſchlecht, er war im Gegentheil, er mochte machen, was er wollte, immer ſauber anzuſehen, aber er war von Natur ſo und wußte nicht, wie ſchnell man in die Familie der Schmutzgüggel gerathen kann.

Je mehr Mädi aus dem Häuschen kam, deſto mehr kam an Breneli. Viel machen macht ſich noch, aber viel machen und nicht das Rechte machen und daher nicht genug ſchaffen können, das iſt hart und drückt ſchwer auf's Herz. Auch am Eſſen mäkelte Uli, es war ihm nicht mehr recht. Es klagen gar viele Weiber, ſie könnten es ihren Männern nicht gut genug geben, das iſt von den Weibern dumm, ſobald ihnen die Männer Geld genug geben, und Geld dafür da iſt. Lernen ſie halt beſſer kochen, nehmen ſie ſich die Mühe nachzuſehen, ob was in der Küche iſt, und nachzudenken zu rechter Zeit und nicht erſt, wenn es auf den Tiſch ſollte, was in die Küche zu geben iſt, ſo wird das Ding ſich wohl machen, der Mann müßte denn gar ein Unflath ſein. Aber wenn die Frau es zu gut giebt, ſchlechter geben ſoll, als es ſich mit ihrem Gewiſſen verträgt, weil ſie denkt, Dienſtboten ſeien doch eigentlich genau genommen keine Hunde; wenn ſie zehn und mehr Jahre gekocht mit Verſtand und zur Zufriedenheit, und auf einmal iſt's nicht mehr recht, ſie ſollte es mit dem Halben machen und hat doch gleich viel Mäuler zu ſättigen oder noch mehr, (denn je ſchlechtere Arbeiter man hat, deſto mehr muß man ihrer haben, und ſchlechte Arbeiter eſſen zumeiſt mehr als gute) dann iſt's böſe, denn es iſt nichts böſer, als wenn man mit Bewußtſein und wider Willen unverſtändig handeln ſoll. Es iſt wohl nichts dümmer auf der Welt, als wenn man zu ſchlecht zu eſſen giebt und es beſſer geben könnte. Es iſt dumm und ſchlecht, wenn

man es der eigenen Familie zu ſchlecht giebt, da wachſen keine Kräfte nach, die Kinder müſſen es oft büßen lebenslang; es hat ähnliche Folgen, wie wenn man das Land, den Boden ermagern läßt. Es iſt aber noch viel dümmer, wenn man fremde Leute zu ſchlecht hält, erſtlich wird man tapfer verbrüllet, und zweitens ſtehlen ſie wieder an der Arbeit ab, was man ihnen am Eſſen abſtiehlt, das fehlt nicht. Das Sprüchwort: „Eine Hand wäſcht die andere," bewährt ſich wohl nirgends unfehlbarer als hier.

Es iſt ſonderbar, wie Menſchen in einfachen Dingen ſo wunderliche Augen. oder Gedanken haben können. Uli wollte es nicht ſchlecht geben, aber minder gut. Ihm möge es eine große Summe bringen im Jahr, die Andern merkten es nicht oder hätten jedenfalls nicht weniger', meinte er. Der gute Uli hatte vergeſſen, wie ſeine Naſen die dümmſten Dienſtboten in dieſer Beziehung haben, und wie hoch ſie den geringſten Abbruch anſchlagen, er dachte jetzt ſo wenig daran, als früher am Erntefeſt, denn es ſind gar viele Leute, welche wähnen, ſie allein hätten ein Hirn zum Merken und eine Naſe zum Riechen. Vreneli war übel daran. Dieſe Zumuthungen alle waren nicht in einem Tage zu überſehen, ſondern ſie wurden alle Tage neu, ſollten die Regel für das Tägliche werden, und Vreneli konnte ſie wirklich nicht erfüllen, wenn es des Hauſes Beſtes im Auge hatte, konnte nicht denken: „Meinethalben, wenn er es ſo haben will, ſo habe er es, es iſt ſeine Sache." Es redete mit der Baſe. Die Baſe rieth, leiſe zu thun, nicht viel zu widerreden, und wenn es geredet ſein müßte, ohne Hitze, mit Liebe. „Vorſchreiben wird er dir nicht, wie viel Butter oder Schmalz du in's Gemüſe thun ſollſt, und wie viel Kaffeepulver in die Kanne, wird dir weder die Eier nachzählen, noch das Mehl kellenweiſe meſſen, ſo kannſt du immer das rechte Maaß halten, wie du es vor Gott und Menſchen zu verantworten meinſt. Verliere den Muth nicht, ſonſt iſt alles verloren. Laß dich auch nicht unterdrücken in Gram und Sorgen,

daß du lauter trübſelige Geſichter machſt und lauter maßleidige Worte von dir giebſt. Dann hat es auch gefehlt. Ich meine nicht, du ſolleſt jubiliren wie ein Haagſpatz oder ein Buchfinke, das klänge wie Trotz und würde Uli ärgern, aber freundlich ſollſt du ſein, lieblich fragen und antworten, kein bös Wort aus deinem Munde laſſen. Sieh, in ſolcher Trübſal ſollte die Frau immer die Hausſonne vorſtellen. Du weißt ja, wie wohl einem Kranken, welcher das Fieber hat oder die Auszehrung, die Sonne thut, wie er ſich geſtärkt fühlt und halb geſund, wenn er eine Stunde daran geſeſſen iſt. So geht es auch einem Menſchen, der an der Seele krank iſt und deſſen beſſerer Theil die Auszehrung hat, Freundlichkeit und gute Worte thun ihm doch wohl, ſie allein vermögen zu erhalten das Beſſere, bringen wieder gute Stunden, mildes Hauswetter, die vergangene Traulichkeit, habe das viel hundertmal erfahren. Ich ſagte Joggeli wohl harte Worte, ſo hart wie er ſie ertragen mochte, aber waren ſie geſagt, ſo war's vorbei. Ich gab guten Beſcheid, zeigte guten Muth, dann war er auch wohl dabei und froh, mit mir ein vertraulich Wort reden zu dürfen. Das machte, daß er mir nicht vom Hauſe ſchlug und ich immer wußte, was er that und wollte. Mag Einer die Freundlichkeit nicht mehr ertragen, macht ſie ihn nur böſer oder flieht er ſie, dann ſteht es ſchlecht, dann hat ſeine Seele die beſte Handhabe verloren, und zumeiſt ſchlägt er auch vom Hauſe."

Die Weiber mögen urtheilen, ob der Rath der Baſe richtig oder unrichtig war, Vreneli glaubte daran und verſuchte ihn, wenn er auch ſchwer war in ſeiner Ausführung. Das Andauernde, Stätige iſt viel ſchwerer als einzelne Heldenthaten, oft Früchte flüchtiger Aufwallungen. Schwer iſt's, immer liebenswürdig zu bleiben, wenn das Herz voll Leid und Kummer iſt. Man ſtoße ſich nicht etwa am Worte liebenswürdig; wir halten dafür, Weib ſei Weib, ſtehe es am Heerde oder im Tanzſaale, manövrire es im Salon oder vor dem Schweineſtall,

und meinen, es könne und ſolle allerwärts wahrhaft liebenswürdig ſein. Denn die wahre Liebenswürdigkeit hängt nicht am ſeidenen Kleide, oder an modiſch gekämmten Haaren, ſondern am Herzen, welches ſich auf einem freundlichen Geſichte ſpiegelt. Man halte es auch nicht für Heuchelei, wenn man ein freundlich Geſicht macht, während das Herz voll Leid und Kummer iſt. Leid und Kummer ſind Zuſtände, welche man immer zu überwältigen, ihr Weitergreifen zu verhindern hat. Jeder Zoll Haut, welche man von ihnen befreit, iſt großer Gewinn. Gewinnt man ihnen gegenüber ein gutes freundliches geſundes Geſicht ab, ſo hat man nicht bloß ihnen etwas abgenommen, ſondern man hat eine Macht gegen ſie gewonnen. Denn ſo lange man ein freundlich Geſicht macht, fühlt man Leid und Kummer weniger, ſie verlieren ihre Schärfe, milder wird der Schmerz den ſie verurſachen. Und die Kraft, welche man zu einem freundlichen Geſichte braucht, iſt ja eben auch die Kraft, welche Kummer und Leid verzehrt, die zu der Stärke führt, welche ſpricht, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Kommt einmal der Menſch dazu, dieſe Kraft zu ſuchen und zu verſuchen, dann iſt das Beſſere in ihm erwacht, der erſte Schritt zur Geneſung gethan. Nun iſt auf der Welt nichts vollkommen, vor allem alle Anfänge nicht, und nichts Böſes weicht aus dem Menſchen ohne den hartnäckigſten Widerſtand. Es geſchah Bruneli, daß das zurückgepreßte Weh unwillkürlich ausbrach, daß es weinen mußte die hellen Thränen, es mochte wollen oder nicht. Dann machte es, wie es ſein ſoll, den Pfarrer, und verſuchte, ſich ſelbſt tapfer abzukanzeln, daß es ſo nöthlich thue. Es ſei ihnen doch eigentlich gar kein Unglück begegnet, kein Kind ſei ihnen geſtorben, keine Krankheit habe ſie geſchlagen. Noth ſei keine da, wenn auch das Jahr ein ungünſtiges ſei, das wiſſe man ja zum voraus und müſſe ſich darauf gefaßt machen, daß gute Jahre mit böſen wechſeln, und ſie vermöchten es doch zu ertragen; Rückſtände hätten ſie ja keine, ſondern Geld im

Vorrath, und wenn ſie ſchon Verdruß von den Dienſtboten hätten, ſo ſei das allerwärts, wo man ſolche habe, das ſei nicht wohl anders zu machen, in einem andern Jahr ſei es vielleicht beſſer.

Aber es ging Breneli mit ſeinem Predigen, wie es vielen andern Pfarrern auch geht, wie ſchön und richtig es auch predigte, es wollte doch nicht anſchlagen, der böſe Feind nicht weichen. So ſei es wohl, ſagte der Theil in ihm, welcher nicht den Pfarrer machte, aber es könne in Gottes Namen nicht helfen. Nicht Geld und Noth liege ihm im Herzen, ſondern was ganz Anderes, es könne faſt nicht ſagen was. Aber es ſei nicht mehr wie ehedem, es ſei als tappten ſie im Nebel, wüßten nicht mehr Steg und Weg und fänden ihn nimmermehr. Wie wenn man in einen böſen Luft komme, man geſchwollen werde über und über, daß man die Augen nicht mehr ſehe, ſo müßte auch an ſie ein böſer Luft gekommen ſein, aber an ihre Seelen, daß ſie einander ſelbſt nicht mehr kennten, und ſeien ſie doch Mann und Frau. Dann liege ihm ſo ſchwer auf dem Herzen ein Bangen, es wiſſe nicht vor was, aber vor einem großen Unglück. Es ſei ihm, als ſtehe vor ihm eine große ſchwarze Wolke, und in der Wolke ſei ein grauſig Etwas, es wiſſe nicht was, aber es erwarte mit Zittern und Beben, daß es herausfahre und ihns verſchlinge und alles, alles mit. Dieſes Weinen, Predigen, Bangen verſteckte Breneli beſtmöglichſt vor Allen, aber am Neujahrstage vermochte es dieſes nicht; die Brunnen der Tiefe brachen unwillkürlich auf. Wie der liebe Gott größere und kleinere Lichter gemacht hat am Himmel, welche Tag und Nacht regieren und die Jahre zumeſſen den Menſchenkindern, ſo hat er auch dieſen Menſchenkindern ein Gefühl in die Seele gelegt, welches die ſchwindenden Tage mit Bangen zählt und mit Zagen jedes neu zugemeſſene Jahr betritt, denn am Ende der Tage iſt der Tod, und im neu angetretenen Jahr kann man treten auf dieſen Tod. Es iſt überhaupt jedes Jahr, welches kommt mit ſeinen drei-

hundert fünf und ſechzig Tagen, eine dunkle Wolke, ſchwanger mit Tod und Noth, Freude und Luſt. Wie dieſe Wolke tritt in die Zeit hinein, wird es lebendig in ihrem Schooſe, die Wolke glüht, ſpeit Blitze aus zahllos, ununterbrochen, blitzt in's ohnmächtige Menſchengeſchlecht hinein Noth und Tod, Luſt und Freude, Millionen fallen, Millionen weinen, Millionen jauchzen auf, verſtummen wieder, wenn von entgegengeſetzter Seite her millionenfacher Jubel ſchallt.

Als nun früh am Neujahrmorgen Vreneli erwachte, berührt ſich fühlte von der ſchwarzen Wolke Rand, war es ihm, als höre es das Schmieden der Blitze, welche fahren ſollten durch ſein Herz, es füllen mit Noth und Tod. Ein unendlich Bangen ergriff ihns, ein unausſprechlich Weh, in lautes Schluchzen brach es unwiderſtehlich aus. Uli erwachte darob, fragte beſtürzt: „Vreneli, was haſt, was fehlt?“ Lauter noch ſchluchzte Vreneli, aber Worte fand es nicht. Uli ward angſt, er wollte Licht machen, wollte nach Hofmannstropfen gehen, endlich konnte Vreneli ſagen: „Ach Uli, mein Uli, es iſt mir ſo bang, ſo angſt, aber Tropfen helfen nichts. Es iſt nicht mehr wie ehemals, die böſe Welt kam über uns und zwiſchen uns, und mir iſt's, als ſtehe vor uns ein groß, groß Unglück, noch iſt Nacht darum, ich höre wohl ſein Schnauben, aber ſeine Geſtalt ſehe ich nicht. Wie ſoll das gehen, wie wollen wir es ertragen, wenn wir einander nicht mehr verſtehen, du ſo mißtrauiſch, ſo unzufrieden biſt mit mir, allen Andern mehr glaubſt als mir? Ach Uli, mein Uli, das dauert mich ſo ſehr, drückt mir faſt das Herz ab.“ Uli war nicht hart, ſtieß das ſich öffnende Herz nicht wieder zu, und warum? weil Vreneli nicht alle Tage jammerte, weil dieſer unwillkürliche Ausbruch der erſte dieſer Art war, welchen Uli erlebte. Wer alle Tage Pillen ſchlucken muß, den widern ſie entweder ſo an, daß er das Geſicht jämmerlich verzieht oder kaltblütig ſchluckt, als ob es gewöhnliche Brotkügelchen wären. Uli war auf eine gewiſſe Weiſe freudig erſchrocken. Er hatte Vreneli's Freund-

lichkeit nicht begriffen, ſie nicht ſelten für Gleichgültigkeit, Leichtſinn oder gar Bosheit genommen. Es geht ſo, wenn man nicht alle Tage zuſammen ein traulich Wort ſpricht oder nicht in einem Höhern den Einklang findet. Es geht ſo in der Richtung dieſer Zeit, wo jeder Lümmel jeden, der nicht in ſein Horn bläst, nicht bloß für einen Eſel, ſondern für ſeinen Todfeind hält, in der Richtung dieſer Zeit, wo der dreckigſte Kuhjunge oder der vierſchrötigſte Gaſtwirth mit Dolch und Piſtolen umherfährt und jeden erſticht und dann erſchießt, der nicht gar nachſagt, wenn er gix vorgeſagt; es geht ſo bei der zunehmenden Dummheit, welche man für Weisheit hält, welche aber nichts iſt, als die eintönigſte Janitſcharenmuſik, verbunden mit Spießen, Hängen und Kopfrunter, wenn Einer einen Ton fehlt. Es reißt eine Intoleranz ein, gegen welche die der Phariſäer ein Liebkoſen war, welche alle Geberden der franzöſiſchen Revolutionszeit nachäfft. Es iſt aber curios, wenn 'mal dieſer Wind weht, man heißt ihn den Zeitgeiſt, ſo wird Alles davon ergriffen, mehr oder weniger, jeder in ſeinem Verhältniß. Wer hat ſchon einen großen Wirbel in einem Fluſſe geſehen oder wenn man will einen Waſſerfall, den Rheinfall z. B. Da kommen die Waſſer angezogen, klar, ruhig, majeſtätiſch. Wie ſie in Bereich des Wirbels kommen, werden ſie unruhig, verlaſſen den natürlichen Lauf, müſſen in den Wirbel hinein, müſſen ſchäumen, ſich drehen, müſſen auf den Grund. Allmählig löst ſich der Zwang, ſie werden frei, ziehen weiter, aber noch ſchäumend, kochend, bis allmählig die Ruhe wiederkehrt, der feierliche Gang, die majeſtätiſche Haltung. Solche Wirbel ſind auch im Strome der Zeiten, und wenn der Menſch je als Tropfen eines Meeres erſcheint, ſo iſt es im Zwange dieſer Wirbel, und dieſer Zwang herrſcht nicht bloß in der Mitte der Strömung, wo die hohen Häupter ſchwimmen, die ſogenannten Lichter des Jahrhunderts. Ach nein, und dieſes iſt eben das Erbärmliche und Demüthigende, in's gleiche Loch werden gewirbelt die Größten, die Kuhjungen, die Irländer, die Waadtländer und

Hausväter, welchen die Weiber nicht gix nachſagen wollen, wenn ſie gax vorgeſagt, und Hausweiber, welche Zeter ſchreien, wenn der Mann nicht Alle anſpuckt, welche ihn angränen. Um Politik bekümmerte ſich nun Uli nichts, aber der Wirbel hatte ihn doch erfaßt, der Wirth hatte die Verbindung vermittelt. Darum war er diesmal um ſo theilnehmender und meinte: „Jä, ja lueg, es iſt mir auch ſchon lange bange, und es freut mich, daß es dir auch kommt.“ Nun mußte Vreneli freilich erläutern, und das iſt nicht leicht bei ſolchen Umſtänden und bedarf einer zarten Hand. Indeſſen dieſe hatte Vreneli, und indem es Uli's Bangen nicht ſchnöde und radikal zurückwies, ſondern in ſeinem Werthe gelten ließ, fand es auch mehr oder weniger Geltung für das ſeine, fand ein ſchönes Neujahrkindlein, fand eine freundliche Verſtändigung, hatte einen milden Tag, und doch wollte die Beklommenheit nicht von ihm weichen, das Weinen war ihm immer zu vorderſt. Es war ihm, als ſollte es von jemand Abſchied nehmen, und wußte nicht von wem. Hatte es das kleine Vreneli auf dem Schooſe, ſo meinte es, es gelte dem, und küßte es, bis auch ihm das Weinen kam. Hatte es den Johannes, ſo war es ihm eben ſo, und es machte es ihm gleich. Es ging ihm mit der Baſe ſo, es ließ ſie ebenfalls nicht, bis beide die hellen Thränen meinten und die Baſe endlich ſagte: „Nimm dich zuſammen und thue es aus dem Kopf. Du machſt mir ſonſt Angſt; ſolches bedeutet manchmal etwas und manchmal nichts, aber was nützt es, wenn man vorher ſo angſtet und ſich grämt, an der Sache macht man doch nichts. Am beſten iſt's immer, man ſei z'weg für alles und nehme unterdeſſen was kommt mit Dank. Komm, ich habe einen Kaffee z'weg, nimm ein Kacheli, es beſſert dir dann um's Herz.“ Es iſt wohl nichts auf der Welt und von der Welt, was einem Weibsbilde ſo wohl macht und ſo guten Troſt giebt, als ein Kacheli guter Kaffee.

Kapitel 13.

Von Verträgen und allerlei Künſten und Kniffen.

Drei Jahre waren bald verfloſſen, ſeit Uli die Pacht angetreten hatte. Der Akkord war ziemlich vorſichtig geſchloſſen, Dank dem Bodenbauer, welcher in ſolchen Dingen Erfahrung hatte. Es iſt wohl nichts ſchwerer, als ſolche Akkorde ſo abzufaſſen, daß nicht jeder Artikel ein Thor zu Mißhelligkeiten oder zu einem Prozeſſe wird. Es giebt Spitzbuben von Lehenherren, hohe und niedere, welche eine eigene Kunſtfertigkeit im Abſchließen ſolcher Verträge haben, eine Kunſtfertigkeit ähnlich der, welche Katzenhändler haben ſollen. Es ſoll nämlich ſolche geben, welche ſo geſchickt eine gekaufte Katze zu enthäuten wiſſen, daß dieſelbe lebendig davon läuft und unverſehens ihren frühern Eigenthümern vor der Thüre ſitzt. Solche Pachtherren giebt es, welche regelmäßig alle ihre Pächter enthäuten, ſo daß dieſe ſich noch glücklich preiſen, wenn ſie endlich mit dem nackten Leben entrinnen können. Solche Pachtherren hat man nicht bloß in Irland, ſondern auch in der Schweiz, und zwar Liberale von Farbe. Curios! Zuweilen begegnet es, daß der Akkord in holdſeliger Stimmung beſchloſſen wird. Man iſt gut Freund oder verwandt oder hat ſich endlich gegenſeitig gefunden in ſüßer Liebe. Der Pächter ſagt dem Lehnsherrn, er ſei ein Engel, der Lehnsherr ſagte dem Pächter, er ſei ein halber Engel, ſie reden vom ewigen Frieden, und nicht ſelten iſt's, daß ſie wirklich zu ſingen anfangen, und wenn ſie auch nicht ſingen wie die Engel im Himmel, ſo meinen ſie es doch. In einer ſolchen Stimmung findet man hundert Dinge nicht nöthig auf das Papier zu bringen. Bald ſagt der, das verſteht ſich von ſelbſt, ich müßte mich ja ſchämen, bald ſagt es der Andere. Ja, es würde nichts zu Papier gebracht, wenn es nicht wäre wegen dem allgemeinen Gebrauch, oder wegen Leben und Sterben, was aber beide nicht zu erleben hoffen, wie ſie ſagen. Ja,

aber die Stimmungen ſind veränderlich, beſonders wo Weiber dabei ſind und eine Pacht im Spiel, wenn allerlei Producte zu entrichten ſind und allerlei Vetter und Baſen ab und zu gehen. Stimmungen ſind gar wunderlich, was uns lieblich dünket in einer Stimmung, kommt in einer andern uns ſchauerlich vor, der Menſch, mit dem wir ſangen in himmliſcher Harmonie, als wie die Engel, kann uns ſpäter als das bockfüßigſte Unthier erſcheinen, mit Laſtern geſpickt, ärger als der alte Hiob mit Eiterbeulen. Dann geht erſt das Jammern an: „Eh nein aber, dem hätte ich es doch nicht angeſehen, wie man ſich doch täuſchen, wie ein Menſch ſich verſtellen kann! Eh nein aber, das hätte ich doch niemand geglaubt!“ Nach dem Jammern kommt das Zanken und endlich das Prozediren. Wo liegt der Fehler? Gewöhnlich auf beiden Seiten, wie man zu ſagen pflegt. In ihrer holdſeligen Stimmung hatte jeder dem Andern das Beſte verheißen, im Grunde aber jeder auf des Andern Gutmüthigkeit ſpeculirt, von ihr viel größern Vortheil erwartet, als von geſchriebenen Bedingungen, der ganzen ſchönen Geſchichte lag alſo eigentlich Eigennutz zu Grunde, freilich Vielen unbewußt, und wenn Eigennutz an Eigennutz wächst, ſo giebt es Reibungen, Zank, und endlich geht es an's Prozediren. Nun, auf ſolch wandelbarem Fundamente ruhte Uli's Akkord nicht, aber nicht durch ſeine Schuld, ſondern der Bodenbauer hatte Vorſehung gethan. Einen Punkt hatte er jedoch nicht umgehen können, den Joggeli ausdrücklich begehrte und wider den Uli nichts hatte, weil er ihn für ſich ſelbſt vortheilhaft erachtete. Der Akkord war auf ſechs Jahre geſtellt, aber im dritten Jahre hatten beide Theile das Recht aufzuſagen, wenn es ihnen nicht mehr anſtändig ſei. Joggeli dachte, wenn er ſehe, daß es Uli zu gut gehe oder zu ſchlecht, ſo könne er zu rechter Zeit das Heft wieder zur Hand nehmen. Uli dachte, wenn es ihm übel gehe, er ſein Auskommen nicht hätte, könnte er das Joch abſchütteln, ehe er ganz zu Grunde gerichtet ſei.

Nun ward Joggeli von ſeinen beiden Kindern gerupft, viel ärger, als eine Gans von ihrer Meiſterfrau. Eine Frau rupft ihre Gans doch ſelten mehr als zwei Mal im Jahre, wartet, bis Flaum und Federn einigermaßen nachgewachſen ſind. Der arme Joggeli konnte kaum zählen, wie oft des Jahres an ihm gerupft wurde. Man rupfte und fragte nicht, wie groß Flaum und Federn ſeien, wenn ſich nur irgend was rupfen ließ. In einem ſo gerupften Menſchen entſteht der Trieb, den Schaden einzuholen und wieder zu rupfen. Wenn Einer einen Verluſt erleidet, ſei es im Handel, im Spiel oder durch Nachläſſigkeit irgendwie, ſo entſtehen augenblicklich Gedanken, wie die Lücke auszufüllen ſei, an wem man ſich wieder erholen könne. Da wird die Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit verdammt in Verſuchung geführt. So lange es einem gut geht, da iſt ehrlich ſein leicht, aber wenn das Glück umſchlägt, wird der Teufel los. Daß der baumwollene Tochtermann beſtändig auf den Pachtakkord ſchimpfte, Joggeli vorwarf, wenn er gehörig aus ſeinem Gut zöge, hätte er auch mehr und beſſere Federn, verſteht ſich von ſelbſt. Nun war Joggeli dieſer Punkt im Vertrage beigefallen. Er dachte, der ließe ſich wohl zur Rupfmaſchine machen, aber von dieſen Gedanken ſagte er ſeiner Frau wohlweislich nichts. Joggeli hatte auch ein Gewiſſen, aber es merkwürdiger Weiſe nicht auf Gott, ſondern auf ſeine Frau geſtellt. Bei allen Kniffen und Schelmereien, welche ihm beifielen, ſchämte er ſich nie vor Gott, ſondern er ſagte: „Muß machen, daß ſie es nicht merkt, vernimmt ſie es, muß ich wieder der wüſteſte Hund, der größte Unflath ſein.“ Oder: „Ja wenn die nicht wäre, da ließe ſich was machen, dem wollte ich es zeigen, aber wenn ſie es vernehmen würde, weiß der Teufel, wie die thäte, ich wäre nirgends ſicher. Es wird doch beſſer ſein, ich laſſe es unterwegs.“ Joggeli wird nicht der einzige Mann ſein, der ein alſo geſtelltes Gewiſſen hat, und wir denken, Gott wird nichts dawider haben, ſondern hat eben des-

wegen einem ſolchen Zättel von Manne eine ſolche Frau geordnet.

Er begann bei Uli ſachte anzuklopfen, wie ſie es mit einander hätten, er werde es wiſſen, daß es jetzt Zeit ſei, zu- oder abzuſagen, wie er Willens ſei. Uli hatte allerdings dieſen Punkt vergeſſen, und weil er ihm weiter keine Bedeutung gegeben, ſo ſagte er: er wiſſe nichts Anderes und ſei geſinnet zu bleiben, wenn er Joggeli anſtändig ſei und ihm nicht zuwider gedient. Reich werde er nicht dabei, aber wenn er zum Land recht ſehe, es verbeſſere, daß es mehr Sachen gebe, ſo gehe es in Zukunft beſſer, und es ſei auch Joggeli's Nutzen. Klagen wegen Ausnutzen oder ſchlechter Arbeit oder ſonſt wolle er nicht, ſagte Joggeli, aber Uli gebe ſchier zu wenig Zins. Es dünke ihn und Andere auch, Uli hätte die Pacht um einen hellen Spott. Erſt geſtern habe ihm Einer geſagt, zweihundert Thaler mehr wolle er ihm Zins geben und baar vorauszahlen, wenn er wolle.

Da ward Uli zornig und ſprach: „So macht es mit ihm," und ging in den Stall. Da ſtand Joggeli wie Butter an der Sonne, denn es war nicht wahr, daß ihm jemand etwas geboten. Freilich war es möglich, dieſen Augenblick ſo viel Pachtzins zu erhalten, aber vielleicht von einem Pächter, der ſich mäſtete und das Gut ermagern ließ. Einen Pächter wie Uli, der zahlte und zum Gut ſah, als wäre es ſein eigen, verlor Joggeli nicht gern, ſo viel Verſtand hatte er. Wie ein Kind, welches einen Topf mit Milch umgeſtoßen und es der Mutter eröffnen will, ohne Schuld daran zu haben, ſteckelte er endlich heim, ſetzte ſich auf den Ofentritt und ſagte endlich: „Mit dem Uli iſt's nicht mehr auszuhalten, er iſt ganz kolderig und ſo brutal wie ein junger Landjäger." „Was haſt mit ihm?" fragte die Mutter, „ihr werdet ja ſonſt gut mit einander fertig." „Geſagt hat er mir," antwortete Joggeli, „ich könne ſeinetwegen einen andern Pächter ſuchen, er begehre das Gut nicht wieder." „Du wirſt ihn böſe gemacht haben," antwortete

die Baſe, „ſo mir nichts dir nichts hat er dir das nicht geſagt, das weiß ich.“ „Nichts habe ich geſagt,“ antwortete Joggeli, „gar nichts. Ich habe ihn bloß daran erinnert, daß die drei Jahre vorbei ſeien, wo wir einander aufſagen könnten, und es nehme mich wunder, was er denke.“ „Ah bah,“ ſagte die Baſe, „das iſt eine Sache, von der ich nichts hören mag.“ Drüben that Uli wie ein angeſchoſſener Eber, der Streich kam ihm ganz unerwartet, erſchien ihm wie eine förmliche Brandſchatzung, und gerade jetzt, wo es ihm den Schweiß austrieb, wenn er daran dachte, daß bald der Zins verfallen ſei und er ſein vorräthig Geld überſah. Er wollte auf der Stelle fort, andere Schuhe anziehen, um ein ander Gut aus, ein Mann wie er brauche nicht lange zu ſuchen, er finde was ſo Gutes als dieſes hier. Der Wirth ſei gut bekannt in Bern, dort ſei mancher Herr ſchrecklich froh über einen vertrauten Hausknecht oder einen hablichen Pächter, und ſolche Plätze ſeien hundertmal beſſer, als ein ſolch Gut, wo man ſich todt arbeiten müßte und am Ende nichts davon bringe, als dürre Erdäpfelſchalen und einen Haufen Kinder. Er möge die Stunde nicht erwarten, wo er wegkäme von dem alten Schelm, der meine, er wolle ihn jetzt ausnutzen, wie er ſich von ſeinen beiden Blutſaugern ausnutzen laſſe. Breneli that alles Mögliche, um ihn zu beſänftigen, aber ſeine Worte waren Oel in's Feuer. Alles, was es abbrachte, war, daß er erſt zu Mittag eſſe, ehe er gehe, es ſei bald gekocht, es wolle preſſiren.

Aber Breneli dachte nicht an's Preſſiren, ſondern paßte auf die Baſe, welche um dieſe Zeit ſich gern unter ihrer Küchenthür ſehen ließ. Diesmal ließ ſie nicht lange auf ſich warten, und alsbald war Breneli bei ihr, und alsbald wußten beide, woran ſie waren. „Er iſt immer der gleiche alte Unflath,“ ſagte die Mutter. „Wenn es 'mal ordentlich geht, iſt es ihm nicht wohl, er muß alles untereinander rühren; wenn er Garn abwindet, ſo iſt ihm nicht wohl, wenn es glatt läuft, er ruht nicht, bis er die Strange verhürſchet hat, daß man ſie

bloß mit Meſſer und Scheere löſen kann. Als Junge ſoll er die größte Freude daran gehabt haben, den Mägden die Spinnräder zu traktiren, daß ſie nicht mehr darüber noch darunter wußten. Aber warte, dem wollen wir diesmal den Marſch machen, denn Ernſt iſt es ihm nicht. Daneben kann er mich dauern, er muß fort und fort Geld auftreiben und muß daher ſehen, woher er es nimmt, und bekommt er ſolches, ſo iſt es ihm in acht Tagen wieder abgedreht." „Ja," ſagte Vreneli, „mich erbarmt er auch, er plagt ſich ſelbſt am meiſten und merkt's nicht. Es giebt viele ſolche Menſchen, welche ihre eigenen Feinde ſind und ſich immer ſelbſt das Aergſte anthun. Es nimmt mich eigentlich nur wunder, warum unſer Herrgott, der doch alles ſo gut gemacht, ſolche Leute erſchaffen hat und immer noch ſchafft." „Das wirſt einmal vernehmen," antwortete die Baſe. „Aber ich denke, wenn ſie die rechte Salbe brauchten, ſo würden die Blinden ſehend, und die Hinkenden wären nicht mehr lahm. Unſer Heiland hat nicht umſonſt leiblich Blinde und Lahme geheilt, er will damit ſagen, daß er auch da ſei für die geiſtig Blinden und die da hinken auf Gottes Wegen, und wenn ſie begreifen, daß ſie krank ſind, und zu ihm kommen, will er ſie heilen, das iſt ſeine Barmherzigkeit. Wer nun den wahren Lebensbalſam, die Wunderſalbe, nicht brauchen will, der wird ein Blinder und Lahmer und hinterläßt die Krankheit ſeinen Kindern. Verkehrt hat Gott die Menſchen nicht erſchaffen, aber verkehrt läßt er ſie werden und immer verkehrter, je leichter ſie zum wahren Lebensbalſam kommen könnten, denn wer des Herren Willen weiß und ihn nicht thut, wird mit doppelten Streichen geſchlagen werden. Doch gehe, mach, daß Uli nicht preſſirt, dann kann er ſeine Schuhe ausziehen und wieder in die Holzböden fahren."

Raſch brachte die Baſe Joggeli das Eſſen auf den Tiſch, ſtellte ihm dann ſeine Schuhe friſch gefalbet unter den Ofen und ſeine Ueberſtrümpfe dazu. „Habe nichts geſagt, daß ich fort wolle," ſagte Joggeli, „warum ſtellſt mir die Schuhe zu-

recht?“ „Du mußt um einen neuen Pächter aus,“ ſagte die Baſe. „Uli will fort, Vreneli hat mir berichtet von einem Herrn, der hinter ihm ſei wegen einem b'ſunderbar guten Platz. Nun will er gehen und ſehen, wie die Sache iſt, eher als nicht kann die Sache abgemacht werden.“ Da that der alte Gnäppeler ſehr zornig, im Grunde aber war er in ſeinem Herzen ſehr erſchrocken. So ſeien die Leute heut zu Tage, begehrte er auf, kein vernünftig Wort könne man mehr mit ihnen reden. Wenn man ein Wörtchen rede, protzten ſie auf, würfen den Bündel vor die Thür. Es werde doch erlaubt ſein, ſeinen Pächter zu fragen, wie ſie es mit einander hätten. Was geſchrieben ſei, ſei geſchrieben, es nehme ihn wunder, ob es nicht auch für ihn geſchrieben ſei, und Fragen werde erlaubt ſein. „Du haſt ja nicht gefragt,“ ſagte die Frau, „du haſt gefordert.“ „He nun, ſo hätte er ſich wehren können, das wäre ihm wohl angeſtanden und erlaubt geweſen, aber nicht ſo den Kopf zu machen,“ zürnte Joggeli. „Nun,“ ſagte die Frau, „ich war nicht dabei, mach was du willſt, ich kann mich darein ſchicken, habe mich ſchon in Vieles geſchickt. Aber ſuch' jetzt alsbald einen Pächter, der dir zum Land ſieht, die Sach' in Ehren hält und zinſet auf den Tag.“ Es ſeien viele Leute auf der Welt, ſagte Joggeli. Aber rechte zu finden, ſelb' ſei ſchwer, antwortete die Alte, ſchenkte Kaffee ein und ſchwieg, während Joggeli allerlei brummte. Noch hatte Joggeli ſein erſtes Kacheli nicht ausgetrunken, als er ſagte: „Geh, ſieh ob der Kolder noch daheim iſt, er ſoll herüber kommen, dem will ich ſagen, was Manier iſt und was gekoldert.“ „Ich kann gehen, aber ich will mich dann nicht darein gemiſcht haben, hörſt, will nicht ſchuld ſein, wenn's doch Lärm giebt,“ ſagte die Frau. „Und wer ſollte dann daran ſchuld ſein,“ ſagte Joggeli, „etwa ich?“ Darauf gab die Frau keine Antwort, ſondern ging; Joggeli aber ärgerte ſich ingrimmiglich über die verfluchten Weiber, welche alles zwingen wollten und doch an nichts ſchuld ſein. Das komme auch immer ärger, dachte er. Seine Mutter hätte es dem Vater ſo machen ſollen, wohl, der

würde er die Faxen vertrieben haben. Es ging eine Zeit lang, ehe Uli kam. Seine erſte Antwort war geweſen: Joggeli hätte ſo weit zu Uli, als Uli zu Joggeli, und wenn der etwas von ihm wolle, ſo könne er herkommen. Dem ſetzte aber die Alte den Kopf zurecht und wuſch ihm denſelben mit ſcharfer Lauge, daß Uli begriff, was waſchen heißt. Er hatte vor der Alten Reſpekt und wußte, daß ſie es gut meinte, wenn er auch wohl darüber klagte, ſie halte es immer mit ſeiner Frau und gebe ihr alle Liſten und Ränke an, welche je von Weibern gegen ihre Männer erſinnet worden ſeien.

Als die beiden Männer wieder zuſammen gebracht waren, ging es gegen alles Vermuthen ſehr ruhig zu. Joggeli ſagte, es ſei dann nicht halb ſo bös gemeint geweſen, und ehe man ſo zornig werde, ſollte man doch erſt recht ſehen, ob es Ernſt oder Spaß ſei oder halb Ernſt und halb Spaß, beſonders wenn man ſchon ſo lange beiſammen geweſen. Uli entſchuldigte ſich nun auch. Kurz zuvor hätte er etwas nachgerechnet und ſei erſchrocken, wie böſe das Jahr geweſen, es wiſſe nicht, ob er den Zins aufbringe oder nicht, allweg habe er umſonſt ſich halb todt gearbeitet. Und jetzt noch mehr Zins, das ſei ihm zu Hauptgefahren, denn wenn man ſich ſolche Gedanken mache wie er, ſo denke man nicht an Spaß, ſondern nehme die Sache ernſthaft. So gab ein Wort das andere. Joggeli ließ eine Flaſche Wein holen, ſagte, wie er d'ran ſei mit dem Gelde und es ihn dünke, Uli könnte in beſſern Jahren wohl etwas mehr thun, doch begehre er ihn nicht zu drücken und ſehe wohl, daß das vergangene Jahr nicht das beſte geweſen, aber Uli ſolle an die zwei frühern denken. Uli gab dieſes zu und ſagte, er begehre nicht weiter, es ſei ihm hier recht, und wenn wieder gute Jahre kommen, ſo wolle er ſehen, was etwa billig und recht ſei. Jetzt wüßte er wirklich nicht wie machen, um den Zins zu geben, er habe ihn noch nicht vorräthig. „Wirſt aber einzuziehen haben," ſagte Joggeli, dem es angſt zu werden anfing. „Das wohl," antwortete Uli, „und ziemlich viel. Aber es ſind

gute Leute, welche mir ſchuldig ſind, plagen mag ich ſie nicht, wenn ich was zu verkaufen habe, giebt mir niemand darum was ſie, und dazu ohne Marken, und wenn es abgeliefert iſt, ſind ſie zufrieden damit und klagen nicht noch ſieben Jahre hinterher, wie ſie an der Sache verſpielt, auch wenn ſie das Halbe daran gewonnen, wie es Andere zu treiben pflegen.“ „Weiß wohl, wen du meinſt,“ ſagte Joggeli, „ſind gute Leute, ſtark im Handel, kehren ihr Geld, ich muß ſagen, anſtändiger als der Wirth iſt mir nicht bald Einer, und wenn dir der ſchuldig iſt, ſo kann ich diesmal vielleicht etwas warten, es iſt mir vielleicht ſicherer in ſeinen Händen, als wenn ich es ſelbſt hätte, daneben ſieh, was du bekommen kannſt, die Welt iſt ſchlimm, man weiß faſt nicht mehr wem trauen.“ So kamen ſie in die ſchönſte Einigkeit, gaben ſich die beſten Worte, kurz, kamen ſie in die friedſeligſten Stimmungen hinein, in welchen man ſich das Himmelreich nicht bloß verſpricht, ſondern verſchreibt und nicht daran denkt, was für Stimmungen eintreten könnten, wenn es an's Halten käme.

Achthundert Thaler ſind ein ſchönes Geld, und im Raume eines Jahres muß gar mancher Batzen zum andern gelegt werden, bis man es beiſammen hat. Uli hatte es nicht beiſammen, bei weitem nicht, aber allerdings bei Müller, Wirth ꝛc. bedeutende Summen einzuziehen, d. h. nach ſeiner Rechnung. Wunder nahm es ihn, ob die andern Rechnungen mit ſeiner übereinſtimmten. Er ſetzte durchaus keinen Zweifel in ihre Ehrlichkeit, aber er hatte die Erfahrung, daß er im Aufmachen noch kein Hexenmeiſter ſei, daß es ſich ihm in den eigenen Rechnungen nie ſo recht treffen wollte. Darum nahm es ihn wunder, wie ſeine Rechnung zu den Rechnungen der Andern paßte, er hoffte, da werde es beſſer gehen. Aber der gute Uli kam einſtweilen nicht aus dem G'wunder. „Ja freilich,“ ſagte ein Jeder, „wann du willſt, es iſt alles aufgemacht, Punktum, habe nicht Kummer. Doch die nächſte Woche ſchickt es ſich mir nicht.“ Der Eine mußte um Korn aus oder um Hafer oder

um Vieh oder um Bauholz oder hatte sonst was, aber in vierzehn Tagen, drei Wochen oder gar den oder den Tag sollte er mit seinem Buche kommen, da wollten sie sehen, wie sie stünden. „Aber da habe keinen Kummer, keinen Kreuzer wird es fehlen, einmal wenn du recht aufgemacht hast, was allweg sein wird.“ Aber vor jenem abgeredeten Tage kam Bescheid, der Müller habe ungʼsinnet Bescheid bekommen und könne an jenem Tage nicht daheim sein. Oder Uli kam zum Wirthe, da hieß es, es sei ein Herr gekommen, ein Weinkäufer, und er habe mit ihm müssen trinken, er habe mögen wollen oder nicht. Es sei ein gar grausam guter Herr, den er nicht habe böse machen dürfen. Nun ging es wieder lange, bis neue Termine bestimmt waren, und als die wieder kamen, ging's mit allerlei Variationen wieder so und Uli kam nicht zur Rechnung. Als er endlich ungeduldig ward und sagte, er müsse auch zu sich sehen, sein Zins sei verfallen, und wenn er ihn nicht auf den Tag gebe, so wisse kein Mensch, wie es ihm gehe, lachten sie ihn aus und sprachen ihm gar herzlich zu, er solle doch nicht so dumm sein und meinen, er müsse exact zahlen. Dem alten Geizhals thue es nur wohl, wenn er ein Jahr oder zwei auf den Zins warten müsse, und kein vernünftiger Mensch meine mehr, daß er alles auf den Tag zahlen müsse, was er schuldig sei. Seit Mannsdenken sei das nicht mehr der Gebrauch, und wer es thue, werde nur ausgelacht. Ja, sagte Uli, hier sei eine Sache so, dort anders, Joggeli sei mißtrauisch, zahle er nicht, so werde er geplagt. „Dem wollte ich das Plagen vertreiben, der müßte mir lernen, was Brauch ist u. s. w.“ hieß es von allen Seiten, man machte Uli den Kopf so groß, daß er kaum zur Stubenthür auskam. Indessen so ganz z'leerem abspeisen wollte Uli sich doch nicht lassen. „Ja,“ hieß es, „Geld kann ich dir wohl geben, Geld, bewahre, habe ich immer im Hause, wenn ein guter Schick einem zu Handen kommt, daß man ihn machen kann. Aber meine Meinung ist eben die, daß man das Geld nutzen soll,

ſo gut man kann. So einem alten Geizhals ſchuldig bleiben koſtet nichts, je mehr man auf dieſe Weiſe ſchuldig bleibt, deſto mehr Geld kann man im Handel abträglich anlegen. Hat einmal ſo ein Batzenklemmer das Geld zwiſchen ſeinen fünf Fingern, ſo iſt nichts mehr damit zu machen. Das mußt du lernen, Uli, dein Schade ſoll es nicht ſein, von Einem wie du, möchten wir den Profit nicht nehmen, bewahre, du ſollſt deinen Theil daran auch haben. Aber was man ſo einer hundshäärigen Bauernſeele ausdrehen kann, das iſt ſicherlich Gott und Menſchen wohlgefällig.“ Uli erhielt Geld auf Abſchlag, doch ohne zu rechnen, und als er von rechnen ſprach, ſagte man ihm: „Du haſt nun für ein Mal Geld, deine Sache iſt all aufgemacht, und ſobald es ſich mir ſchickt, will ich dir Beſcheid machen, dann bring deinen Kalender, die Sache wird bald fertig ſein, und viel fehlen wird es kaum zwiſchen uns.“

In ſolchem Aufſchieben des Rechnens liegt allerdings Speculation, aber eben ſo ſehr eine große Schlaffheit der Seele, ein Widerwille, zu irgend einem beſtimmten Reſultat zu kommen. Ach, und das iſt ſo begreiflich! So eine gemäſtete Menſchenſeele, gehöre ſie nun einem Wirthe, einem Müller oder ſonſt einem zweibeinigen Geſchöpf, welch Schlußreſultat ſoll ſie ziehen, und ſoll es ihr nicht grauen vor demſelben, muß ſie nicht den Gedanken daran zu entfernen ſuchen ſo lange als möglich? Unwillkürlich muß immer als Reſultat der Spruch ſich vor Augen ſtellen: wer auf das Fleiſch ſäet, wird vom Fleiſch das ewige Verderben ernten. Und weil es ihnen vor der allerletzten Rechnung graut, graut es ihnen vor allen übrigen, ſie mögen nicht, ehrlich können ſie nicht beſtehen, müſſen alle betrügeriſch ſtellen, und am Ende hilft doch alles nichts. Der Krug geht zum Waſſer, bis er bricht. Ach, es iſt ſo merkwürdig, einen zwei bis drei Centner ſchweren Wirth tanzen zu ſehen auf allen Aeſten herum, dem allerbeſten Eichhörnchen zum Trotz, verwegener werden nach jedem Sprunge die ſpätern Sprünge; pauz glaubt man ihm am Boden, auf dem dicken Rücken,

aber husch ist er wieder auf den Beinen, tanzt lustiger als je, bis es doch endlich sein muß und patsch er auf dem Rücken liegt; denn geht der Krug so lange zum Wasser, bis er bricht, so tanzt auch ein Wirth nicht länger, als bis er liegt. Uli brachte nicht den ganzen Zins auf, wenn er auch alle Schubfächer ausräumte, aber weil Joggeli gethan hatte, als sei ihm das mehr als halb recht, brachte er getrost, was er hatte. Diesmal war die Stimmung bei Joggeli aber anders, er machte ein sauer Gesicht und sprach von nicht warten können, das Geld nutzen zu wollen, denn ihm trüge es auch Zins, wenn er es anlegen thäte u. s. w. Uli merkte, Joggeli meine, er ziehe Zins von seinen Ausständen, wie es allerdings Manche treiben, tapfer schuldig bleiben und das Geld anderwärts gebrauchen und nutzen. Es treiben dieses schmähliche Spiel große Herren, und zwar mit armen Handwerkern und andern Arbeitern. Die arme Handwerkersfrau muß oft das Schlechteste kaufen auf dem Markte, und die günstigste Zeit zum Einkaufen unbenutzt vorüber lassen, weil das Geld rar ist bei ihr und die Batzen spärlich in ihrem Beutelchen. Den Koch oder die Köchin eines großen Herrn sieht sie das Köstlichste kaufen an Fischen und Geflügel, Geld auswerfen, als ob es Kieselsteine wären, und das Geld gehört eigentlich dem armen Handwerksmann, der große Herr ist ihm schuldig, aber der Mann kann nichts vom Herrn kriegen, als grobe Worte, muß darben, während jener schwelgt. Was das Weib denken muß, wenn es die Hände voll Geld sieht und aus seinem Beutelchen den letzten Groschen drückt! Wenn es ein keck Weib ist, so vernimmt es der ganze Markt, wie ein großer Herr am armen Manne den Schelm macht. Wie muß es einem Schneider oder Schuster oder Bäcker zu Muthe sein, der eine bedeutende Ausgabe machen sollte für das Gewerbe, sein Haus, seine Kinder, und die bedeutendsten Ausstände bekommt er nicht ein, denn die Herren speculiren in Staatspapieren, gerade jetzt sind die Zeiten günstig, wer Geld hat, ist glücklich, speculirt jetzt, um

ſeine Gläubiger kümmert er ſich nicht, und um ſo weniger, je ärmer ſie ſind, je nöthiger ſie das Geld ſelbſt hätten, denn je kleiner die Götter ſind, deſto weniger ſehen ſie die, welche niedrig gehen. Die armen Schelme alle können warten, gewinnt der Vornehme — kriegen ſie nichts, und verliert er, ſo kriegen ſie noch nichtſer, haben ihre Geſellen bezahlt, haben Zeit verſäumt, Arbeit gehabt und können dem Herrn nachſeufzen, der an der Sonne umherſpaziert, im Glanze ihres Geldes und ihres Schweißes. Und ſolch' Pack ſchämt ſich nicht, ſolch' Pack thut vornehm, ſolch' Pack begehrt auf, wenn man es an ſeine Schulden mahnt, ja ſolch' Pack thut ſogar auch fromm, aber wahrlich auf eigene Rechnung! und wie viel Seligkeit wirft den armen Tröpfen die eigene Rechnung ab! Ach, das ſind nicht die Unmündigen, denen Gott im Geiſte ſich geoffenbaret, ſonſt würden ſie wahrlich die faßlichen Worte faſſen: „Was ihr Einem von dieſen thut, das habt ihr mir gethan."

Doch Uli gehörte unter dieſe Schächerkinder nicht, er war zu jung und zu arm dazu. Wenn mit dem Gelde, welches Joggeli zu wenig erhielt, ſpeculirt wurde, thaten es reifere Füchſe. Uebrigens hatte Uli von dieſem Mangel an Baarſchaft viel größern Schaden als Joggeli, er war ihm ein Hemmſchuh in Handel und Wandel. Uli wußte eigentlich wohl, daß ein Bauer immer mit etwas Geld verſehen ſein muß, wenn es gut gehen ſoll. Behalten und kaufen können und immer zur gelegenen Zeit, iſt eine Hauptſache in bäuriſcher Staatswirthſchaft, aber es ging Uli wie Vielen, Wiſſen und Halten ſind zwei; man kann die beſten Grundſätze haben und doch ganz entgegengeſetzte Wege gehen. Die ſogenannten Grundſätze haben halt keine Kraft, die bewegende Kraft wird entweder durch eigene Triebe regiert oder durch fremde Perſonen. Uli ſollte ſeinen Kuhſtall in Stand ſtellen, er hatte den Winter durch weniger Kühe gehabt als ſonſt, weil er das Heu ſparen mußte. Zweihundert Gulden bedurfte er zu gehöriger Ergänzung; zu verkaufen hatte er nichts Erkleckliches, Korn

und Hafer hatte er wohl noch, aber er hielt für rathſam, bis nach glücklich eingebrachter Ernte nicht zu verkaufen. Es war ihm, als ſeien Hände und Füße ihm gebunden, ja, als liege er krumm geſchloſſen in einem Loche. Er ward ſehr böſer Laune, alle Welt ſollte ſchuld daran ſein, und wenn alle Welt an einer Sache ſchuld ſein ſoll, ſo muß es das Weib entgelten. Eigentlich billig und von Rechtswegen! Denn iſt nicht durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen und dadurch dieſelbe ſo ſchlecht und miſerabel geworden, daß ein Mann wie Uli nicht einmal zweihundert baare Gulden hat, um mit denſelben den Kühen nachgehen zu können nach Herzensluſt? Uli war oftmals in der Laune, welche die Suppe kalt haben will, wenn ſie heiß iſt, und heiß, wenn ſie kalt iſt; da braucht es wirklich einer eigenen und leider noch nicht erfundenen Kunſt, wenn man es jemand recht machen will. Dieſe Laune iſt gewöhnlich der erſtgeborne Sohn der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, die man begreiflich nicht an ſich ſelbſt ausläßt, das wäre ja dumm, ſondern an Allen, welche einem über den Weg laufen. Vreneli litt bitter; es war in der Aufklärung und Bildung weiter gekommen nicht bloß als mancher Schulmeiſter, ſondern ſogar als Profeſſoren, es begriff, daß, wenn man Mißgeſchick habe, mit böſen Launen und Zanken mit Leuten, die deſſen ſich nicht vermögen, man demſelben nicht abhelfe, im Gegentheil neues ſchaffe.

Wie bei unfreundlicher naßkalter Witterung aller Wachsthum ſtockt, ſo mehr oder weniger auch die Arbeit bei böſen Launen und launenhaftem Gezänke. Vreneli hatte voll, wie man zu ſagen pflegt. Das iſt ein eigenthümlicher Zuſtand, das Herz iſt voll, die Seele iſt voll, der Kopf iſt voll, es will zu den Augen aus, man fühlt es im Halſe, man fährt mit der Hand bald an die Stirn, bald auf die Bruſt, als ob man was halten wolle, was zerſpringen möchte. Es war an einem wüſten Apriltage, ſie hatten ackern wollen, aber Sturm, Schnee und Regen hatten ſie heim gejagt, denn draußen war es nicht

zum Aushalten. Sie hatten alten Grasboden aufzufahren, die Furchen gründlich hacken wollen, denn bei schwerem Schweizerlande muß man gründlich bis auf den Boden die Furche hacken, wenn ein zahm Gewächs gesund wachsen soll; sie ist zäh und schwerfällig eben, die wahrhafte Schweizernatur. Sie wird auch krank, thut, als ob sie am Sterben wäre, zu nichts mehr tauglich als zu Schling- und Schmarotzerpflanzen, aber dann kommt sie ein Winden und Drehen an, wilde Wehen rühren alles durcheinander, wie die Köchin eine Krautsuppe, dann kriegt sie ein schrecklich Erbrechen, giebt von sich zum Grauen und Erstaunen ganze Knäuel Ungeziefer von allen Sorten, die wir nicht nennen mögen, kleines, großes, und ist das 'mal aus dem Leibe und da wo es hingehört, da stillen sich die Wehen, das Grimmen, Winden, Krümmen hört auf, und frisch und gesund ist wieder die alte Natur, den hohen Alpen gleich, wenn die wilden Stürme verrauscht sind, der holde Frühling, der immer junge Frühling vom Himmel wieder auf die hohen Alpen steigt. — Je nach der Länge der Furchen steigt die Zahl der Hacker, steigt wohl auch auf großen Gütern bis auf ein volles Dutzend an, vielleicht noch darüber. Jagt nun der liebe Gott die hackende Truppe mit scharfem Geschütz vom Acker, dem Bauer heim über den Hals, so muß der sehen, was er mit den Leuten anfängt. So ein harthöliziger Bauer, mit Schweinsleder überzogen, macht es kurz, schickt die Tagelöhner nach Hause, unbekümmert darum, haben sie dort was zu beißen und zu brechen, berechnet ihnen den Lohn nach den Stunden, welche sie gearbeitet, und da nicht er, sondern Gott das Wetter gemacht, so überläßt er auch diesem die allfällige Entschädigung. Warum nicht machen, was man kann, und dümmer sein als nöthig? Sorge der Vater im Himmel für die Thiere, des Feldes und die Vögel des Himmels, so werde er um so viel mehr für einen Tagelöhner mit Weib und einem halben Dutzend Kinder sorgen, wenn der Bauer ihm statt zwölf Kreuzer Tagelohn bloß die Hälfte oder ein Drittel giebt, und werde seinen

Segen der Mahlzeit geben, welche eigentlich für die Kinder bereitet war, an welcher jetzt aber auch der Vater, der bei dem Bauer ſich hungrig gearbeitet hat, Theil nehmen will.

Nun, Andere machen es auch nicht ſo; wenn unſer Herrgott die Leute heim ſchneit oder heim hagelt, überlaſſen ſie ihm dieſelben nicht, daß er ſie jetzt auch ſpeiſe und tränke, dieweil er ſie angehagelt oder angeſchneit, ſondern thun dies ſelbſt und geben ihnen was zu thun, bis der Tag ganz um iſt. Es giebt Zeiten, wo das geht, man ſogar froh iſt über einen wilden Nachmittag, um Arbeiten zu verrichten, die man des ſchönen Wetters wegen immer verſchoben hatte. Es giebt andere Zeiten, wo man wirklich nicht recht weiß, was mit ihnen machen, und für's Zähnetrocknen im Winde giebt man doch nicht gern den Tagelohn. In ſolcher Zeit eben war Uli mit ſeinem Volke nach Hauſe gejagt worden, er ſandte die Tagelöhner nicht fort, wußte für ſie aber auch nichts zu thun, welches viel abtrug, rechnete, wie manchen Batzen er ausgeben müſſe um nichts und wieder nichts und ging gegen das Haus, um Vreneli mit Brummen und Klöhnen zu unterhalten. Dort ſtand Vreneli im Geſpräch mit einem Mannli, der einen Hut auf dem Kopfe hatte. „Es iſt gut, daß du kommſt," ſagte Vreneli; „da iſt Einer, er will mich zur Pathe, ſeine Frau ging mit mir in die Unterweiſung, wir ſaßen neben einander und waren b'ſunderbar wohl für einander. Ich ſagte ihm zu, doch behielt ich dich vor. Was ſagſt dazu?" „Ho," ſagte Uli, „wenn du zugeſagt haſt, ſo wird wenig mehr zu ſagen ſein," und ging weiter.

Vreneli zuckte zuſammen, aber mit angeborner adeliger Art begabt faßte es ſich alsbald, hieß das Mannli hineinkommen, wartete ihm nach üblicher Sitte mit Speiſe und Trank auf. Eine ſchöne Sitte, die aber manchem ausgehungerten Kindbettmannli gefährlich wird, beſonders wenn es dazu noch das Reden liebt. Man denke, was das kann, wenn ſo ein arm Mannli, das ſelten einmal im Tage ſich ſatt ißt, nun in

einem Tage drei Mal genöthigt wird, zu eſſen und zu trinken, bis es genug hat. Das bringt Manchem die Beine in Verlegenheit, wenn er vom dritten Gevatter wegſtolpert. Aber noch in viel größere kommt ſchließlich der Kopf, wenn er endlich zum Pfarrer ſtolpert und dort die Namen der Gevatterslеute angeben ſoll. Da wird manchmal das Denken bedenklich, und je länger Einer denkt, deſto weniger kann er an einen Namen kommen, und doch hätte er ihn noch gewußt, als er zur Thür hereingekommen, ſagt er. Es iſt bedenklich, wie Fleiſch und Geiſt in die ſeltſamſten Colliſionen kommen bei den ernſthafteſten Gelegenheiten. Wo Gott ein Zeichen ſeiner Huld giebt, legt der Teufel einen Stein des Anſtoßes. Das Mannli war bereits am dritten Orte und glücklich innen und außen. Er hatte nirgends eine Abfertigung erhalten, ſondern guten Beſcheid und tapfer zu eſſen und zu trinken. Solchen glücklichen Menſchen wächst ein eigenes Redwerk im Munde, und dieſes liefert Lob, Ruhm und Preis für ſich und ſeine Frau und all das Seine in einer Stunde mehr, als manche St. Galler Baumwollen-Spinnerei Garn in einer Woche. Die St. Galler ſollten, wären ſie geſcheidt, mit dem Maul zu ſpinnen anfangen, in dieſem Gliede ſind ſie ſtark, ja brauchen nicht einmal Moſt, geſchweige Wein, um ganze Ballen Eigen-Lob, -Ruhm, -Preis tſchuren zu laſſen in die Welt hinaus, ſiehe Tagſatzungs-Protocolle. Das Mannlein war nun freilich kein St. Galler, aber es konnte doch nicht fertig werden mit Rühmen, wer es ſei, und was ſein Fraueli ſei, und wie es Kinder habe, und was ſie thäten, und wie ſie ſich erzeigen wollten in der Welt, daß man weit und breit von ihnen reden müſſe, man möge wollen oder nicht. Vreneli ward wind und bange, aber es konnte nicht von ihm kommen, und gehen heißen mochte es ihn auch nicht. So viel Mitgefühl hatte es, daß es niemand einen Kübel kalt Waſſer über den Kopf goß, wenn er in ſüßen Träumen befangen lag. Solch Glück iſt

gar zu selten in der Welt, und wer ein gut Herz hat, jagt sicherlich niemanden, der in solcher Wonne liegt süßer als in einem warmen Bette, daraus auf. Brenli wußte, daß ihm ein Gewitter wartete, und je länger eine schwarze Wolke stocket, d. h. mit Electricität sich aufbläht, desto härter kracht es, wenn es 'mal los bricht. Der Mann aß nicht mehr, dann trank er auch nicht mehr, endlich gab er selbst das Sitzen auf und stand so gut er konnte, aber das Reden wollte kein Ende finden, es war akkurat, als ob er auch ein St. Galler Diplomat sei, und doch war er nur ein ganz gemein Knechtlein, schwatzte nicht einmal um den Tagelohn, nicht einmal, um daheim sagen zu können: „Dunder, denen hab' ich's gesagt, habt Ihr's gelesen?" sondern wirklich von Herzen, und schwatzte und stand, und ging und stand, und schwatzte, daß es Breneli den Schweiß austrieb, und es ihm, als es endlich dessen Rücken sah, leichtete, als hätte es wenigstens eine halbe Kindbetti glücklich überstanden.

Nun mußte es an's Zweite hin, mußte die geschwollene Wolke sich entladen lassen. Das Ding ging aber nicht halb so leicht, als eine andere electrische Flasche, welche man nur mit einem Finger zu berühren braucht, um sie in allen Gliedern zu fühlen. Uli schmollte eine Weile, indessen endlich brach's doch los und wüst. Es habe sich Alles gegen ihn verschworen, um ihn zu Boden zu machen, polterte er, sogar den Herrn des Regens und des Sonnenscheins rechnete er darunter. Der heutige Tag koste ihn wenigstens drei Gulden, nicht gerechnet, was die verspätete Arbeit schade. Wenn er genug hätte bis oben aus, so stehe noch so ein Hagel vor dem Hause und bitte zu Gevatter. Das sei sonst nicht erhört gewesen, daß fremde Leute solche, welche ihr Brod mit Mühe verdienen müßten, zu Gevatter genommen, sondern reiche Leute, welche es hätten und vermöchten. Das käme aber nur daher, weil Breneli die vornehme Frau spiele, da meinten die Leute, was dahinter stecke, und wüßten nicht, daß sie bald fertig seien. Das sei wieder

ſo ein Spaß von zehn Gulden, nicht gerechnet, was ſpäter ausgerichtet werden müſſe. Er hätte geglaubt, Vreneli hätte ſo viel Verſtand, den Lümmel mit ein paar Batzen und einer langen Naſe weiter zu ſchicken. Aber nein, da müſſe das Gebettel angenommen ſein, die vornehme Frau habe es gemacht, werde gedacht haben, welche ſchöne Pathin es vorſtellen werde. Nun könne es aber ſehen, wie es es mache, er gebe keinen Kreuzer dazu, es wiſſe dann ein andermal, ob es zuſagen ſolle oder nicht. Er hätte nie geglaubt, daß es ihm es ſo machen würde, aber wenn es nicht gute, ſo wolle er ſtoßen, wo es ziehe, je eher der Karren über Bord fahre, deſto lieber ſei es ihm. Vreneli kam dieſe Rede über den Magen, die Augen blitzten, doch vergaß es die Manieren nicht. „Weißt du, wie die Baſe dem Vetter ſagt, wenn er ſo wüſt thut, wie du jetzt?“ fragte Vreneli. „Er ſei der wüſteſte Unflath unter der Sonne, und gute Luſt hätte ich, dir auch ſo zu ſagen. Ganz unbegründet fährſt du über mich aus, und wenn was geht, das dir nicht recht iſt, driſcheſt du es auf meinem Rücken aus. Daß du kein Geld haſt, dafür kann ich nichts, ich habe weder Wirth noch Müller was verkauft, und wenn du mit ihnen zur Rechnung kämeſt, ſo würdeſt du ſehen, wo dein Vermögen ſteckt. Heute habe ich weder hageln noch ſchneien laſſen, und daß ich zu Gevatter gebeten wurde, iſt nicht meine Schuld, und wenn du wieder bei dir ſelbſt biſt, ſo wirſt du einſehen, wie wüſt es geweſen wäre, wenn ich es ausgeſchlagen hätte. Du weißt, wie es einem iſt, wenn man zu Gevatter bitten muß, aber erfahren haſt noch nicht, wie es einem thut, wenn man grob abgefertigt wird, und was meinſt, wie hätte es dem armen Fraueli gethan, wenn der Mann ihm den abſchlägigen Beſcheid heimgebracht? Da hätte es geheißen, ich ſei vornehm geworden und ſchäme mich ſeiner, und es hätte geweint, weil ſeine letzte Freundin ihm untreu geworden; denn je weniger Leute man hat auf der Welt, deſto weher thut es einem, wenn dieſe abfallen, und wenn man endlich niemanden mehr hat, dann

ſollte einem das Herz brechen, mir wenigſtens würde es. Merke dir das! Das gute Weibchen freut ſich ſicher, mich zu ſehen, denn manch' Jahr iſt verfloſſen, ſeit wir als die beſten Freundinnen uns getrennt, und es wird auch nicht viele gute Freunde haben auf der Welt. Denk', Uli, wenn wir ſo wüſt ſein wollten, was müßten wir von andern Leuten erwarten, und wenn wir dieſen Augenblick nicht im Ueberfluſſe ſitzen, hören deswegen unſere Pflichten auf, ſollen wir deswegen nicht mehr Chriſten ſein? Denk' auch, wenn wir ſpäter wieder zu Geld kommen ſollten, ſo könnten wir das doch nicht mehr gut machen, was wir den Leuten weh gethan, und was man uns deshalb nachgeredet hätte, wäre an unſerm Namen kleben geblieben unabänderlich. Koſten ſoll es dich nichts. Ich habe auch noch Geld, welches mein iſt, womit ich machen kann, was mir beliebt, dir geben oder andern Leuten, je nachdem ich es nöthig finde, und habe ich keines mehr, ſo will ich ſchon zu Gelde kommen, das ſage ich dir frank und frei. Betrügen will ich dich nicht, obgleich es mir ein ſehr Leichtes wäre, des Jahres viele, viele Gulden in meine Taſche zu machen, ohne daß du das Geringſte merken ſollteſt. Aber weißt, das Geld, welches wir haben, ſei es viel oder wenig, iſt mein ſo gut als dein, ich verdiene daran ſo viel als du, ich regiere die Haushaltung, du das Feld, ſtehe mit dir auf, gehe mit dir zu Bette, bin nicht deine Magd, ſondern deine Frau. Zu billigen Dingen nehme ich Geld, frage oder frage nicht, nach meinem Belieben. Hältſt du mir dieſes vor, ſo rechne ich mit dir, und will dir zeigen, wer daran ſchuld iſt, daß wir kein Geld haben, du oder ich."

Uli war noch keiner von denen, auf welche eine feſte Sprache keinen Eindruck macht. Er beſaß noch das Gerechtigkeitsgefühl, welches die Streitſucht dämpft, ſobald das Recht des Andern klar iſt. „Thue nur nicht ſo," ſagte er, „wie eine Katze am Strick. Es hat dir noch niemand geſagt, du ſolleſt kein Geld haben, oder du vergeudeſt, du thueſt nichts. Daß

du mit den Leuten bekannt bist, das wußte ich nicht, und wenn es einem zuweilen wunderlich in den Kopf schießt, soll dich das nicht wundern. Da sollte ich eigentlich Kühe kaufen, mit Pferden wäre auch was zu machen, Schweine müssen auch gekauft sein, du redest ja alle Tage davon, und kein Geld! Ich liege da wie ein Hungriger, dem die Hände gebunden, das Maul verstopft ist, mitten unter Brod und Würsten." Dieses Einlenken von Uli führte zu einer ehelichen anständigen Rathssitzung, in welcher man in reiflicher Erwägung, daß man kein Geld habe und solches bedürfe, beschloß: es solle das Nöthige von Uli's Ersparnissen aus der Kasse erhoben werden. Vreneli schlug als zweiten Artikel vor, daß die übrigen ausstehenden Gelder mit allen Mitteln eingetrieben, die Schuldner zur Rechnung angehalten würden. Auf die Versicherung von Uli, das verstehe sich von selbst und bedürfe keines weitern Beschlusses, ließ Vreneli den Artikel fallen, und es wurde zur Tagesordnung geschritten.

Kapitel 15.

Wie viel man an einem Tage gewinnen und wie viel man verlieren kann.

Am Sonntag also mußte Vreneli zu Gevatter stehen, da gab es einen kleinen Streit. Uli sagte: „Nimm das Fuhrwerk, es ist weit und die Rosse haben nicht viel geschafft." „Will nicht die vornehme Frau machen," sagte Vreneli, „das würde sich übel schicken für uns." „Bist noch immer böse," sagte Uli, „das wäre dumm." „Nein," sagte Vreneli, „bin weder böse noch dumm, aber wo du Recht hast, da gestehe ich es gern. Ich will nicht über meinen Stand hinaus und nie vergessen, daß wir nichts haben und nichts sind als Arbeitsleute. Wir haben wohl Rosse im Stall, aber sie sind nicht

unſer; das große Bauernweſen iſt wohl da, aber wir ſind nicht deſſen Beſitzer, und den Schein, als wären wir es, will ich mir nicht geben. Fahren iſt für vornehme Leute, oder wenigſtens für ſolche, welche es ſcheinen möchten." Und was Uli auch ſagte, Vreneli blieb auf ſeinem Sinn. Als am Morgen in aller Frühe Vreneli zum Gehen fertig ſtand und noch links und rechts befahl, wie es gehen ſolle den Tag über, da wollte Uli dem Vreneli wieder kanzeln. Vreneli war ganz einfach angezogen, hatte nicht etwa die Hochzeitkleider an, um im Glanze aufzutreten, hatte nicht einmal ſeine ſchweren ſilbernen Göllerkettlein eingehängt und gar nichts von Seide am Leibe und doch derlei Dinge im Schranke. „Wann willſt dann dies brauchen?" fragte Uli. „Das wäre ein Anlaß geweſen, die Kleider verderben dir, wenn du ſie nicht brauchſt." „Habe deswegen nicht Kummer," ſagte Vreneli, „dafür laß mich ſorgen, und wenn wir 'mal Bauer und Bäurin ſind, dann ſollſt du Wunder erleben, wie ich aufziehen will. Bis dahin will ich lieber, die Leute ſagen: die kommt doch gering daher, ſie werden es nicht beſſer vermögen, als: die mag wohl, wird meinen, man wiſſe nicht, wer ſie iſt, der wird es noch anders kommen. Sieh, Mannli, vornehm thäte ich gern, im Gutthätig-, nicht im Hoffährtigſein, das iſt ein Unterſchied, den mußt du noch lernen, er hat viel auf ſich. Doch behüte dich Gott und lebe wohl, muß preſſiren, es iſt ohnehin wohl ſpät." Als Uli dem Weibchen nachſah, mußte er ſich geſtehen, daß heute, trotz der einfachen Kleidung, wohl kaum ein ſchmuckeres Weib auf Berner Wegen gehen werde, als eins eben von ſeinem Hauſe ablief.

Es war das erſte Mal ſeit ſeiner Heirath, daß Vreneli ſo weit vom Hauſe ſich entfernte, mehr als drei Stunden weit. Es war ein klarer aber rauher Frühlingsmorgen, ein ſtarker Reif lag auf den Feldern, Schnee bedeckte die niedrigern Höhen. Noch ſah man bedeutendere Sterne am Himmel, die mindern hatte der beginnende Tag verſchlungen, d. h. für Vreneli's

Augen. Andere Augen, nur einige hundert Stunden weiter, ſahen es anders und Gottes Augen noch ganz anders. So geht es mit den Augen und der Sterne Bedeutung, und noch ganz anders mit den Menſchen, welche man ſinnbildlich Sterne nennt. Solche Sterne könnte man zwanzig Stunden weiter nicht für Stalllanternen brauchen, und noch zehn Stunden weiter wären ſie nichts als ſchmutzige Oeltöpfe oder winzige Talgſtümpfchen.

So einmal aus dem Geſurre des täglichen Getriebes herauszukommen, iſt äußerſt wohlthätig. Es iſt, als ob die Sinne freier würden, als ſteige man auf ein Berglein und überſehe nun den Wald, den man ſonſt vor lauter Bäumen nicht geſehen. So ging es Vreneli. Ihre ganze Lage rollte ſich vor ihm auf wie eine Landkarte. Es ſah die ſchönen Punkte, die ſteilen Höhen, die gefährlichen Päſſe, es ſah, wie mit Gottes Hülfe keine Gefahr für ſie wäre, wenn die gehörige Vorſicht gebraucht würde, eine weiſe Sparſamkeit am rechten und nicht am unrechten Orte, kein närriſches Vertrauen in unbewährte Menſchen. Wenn ſchon das letzte Jahr nicht das beſte geweſen, ſo war es mit ihnen doch vorwärts gegangen, nur hatten ſie leider das Geld nicht beiſammen, das machte Vreneli ſeufzen. Hätten wir es doch nur, dachte es. Was hilft viel löſen, wenn man nichts kriegt, viel verſprechen koſtet ja nichts, zahlen iſt die Hauptſache. Mit Behagen dagegen überſchlug es, wie ſich ihr Hausrath gemehrt und ihre Vorräthe, mehr als Uli dachte. Wenn es ſein müßte, ein paar hundert Gulden ließen ſich löſen aus Entbehrlichem, meinte es. Mit Behagen dachte es an ſeine Kindlein, deren es bereits drei hatte, die ſo luſtig blühcten, als wären ſie drei Röſelein im Garten, zählte ſich die kleinen Handbietungen auf, welche Vreneli bereits leiſtete. Es freute ſich, wie ſie mehren würden faſt Tag um Tag, und dachte an die Zeit, wo das Mädchen ſein rechter Arm ſein würde, ſeine wahre Meiſterjungfrau. Wenn nur die Päſſe nicht geweſen wären mit ihren

Gründen und Schlünden. Es hätte Vreneli keinen Kummer gemacht, ſie zu durchfahren, wenn es die Peitſche geführt, das Fahren in ſeiner Hand gelegen wäre, es glaubte zu ſehen, wo man mehr hüſt und wo man mehr hott fahren müſſe, wenn man ſicher durchkommen wolle. Aber das iſt das Peinliche auf Fahrten und gar auf der Lebensfahrt, wenn man ſich fuhrwerken laſſen muß, ſieht ſich bald rechts am Abgrunde, bald links in den Lüften, kann nichts dran machen, als höchſtens hüſt oder hott ſchreien. Der, welcher fährt, ſieht Abgründe und Wände nicht, hört das Schreien nicht, fährt zu immer blinder und toller, je mehr man wehrt und ſchreit, expreß hüſt, wenn er hott fahren ſollte, und hott, wenn hüſt ihn retten könnte, er fährt, bis es aus iſt mit dem Fuhrwerk, dann fängt er mörderlich zu brüllen an, wie man mit dem Wehren und Geſchrei ſchuld ſei am Unglück, hätte man ihn allein machen laſſen, es wäre ganz anders gegangen. Ach, wie viele ſolche Fuhrwerke holpern wohl nicht auf dem Lebenswege, es wackeln die Räder, taumeln an den Rändern der Abgründe, Eins fährt, das Andere ſchreit, ſie wackeln, ſie taumeln, bis endlich das Fahren aus, das Fuhrwerk geborſten iſt. Wie peinlich und angſtvoll ein ſolches Fahren iſt, iſt ſo begreiflich, aber am wenigſten begreift's, wer die Zügel führt und die Peitſche; kann er, ſo haut er, wer ſchreit und Pein zeigt. Wenn Staatswagen ſo karren und taumeln, iſt's noch ſchauerlicher und graulicher, als bei Familienwagen! Daran dachte Vreneli, und wie das Ding wohl anzufangen ſei, daß Uli ſo recht auf ihns höre, ſich nicht umgarnen laſſe von falſchen Freunden, nicht umſtricken von den Netzen des Geizes. Es fehlte ja nirgends als da, aber das war doch ſo gefährlich, daß ihm angſt und bange ward bei dem Sinnen und Denken, der Weg ihm unter den Füßen ſchwand, ohne daß es es merkte, es am Häuschen ſtand, wo das Pathenkind lag, ehe es daran dachte.

Im Häuschen ſah es armmüthig aus und wehmüthig das Hausgeräth und die Hausbewohner. Vreneli hätte ſeine Ge-

ſpielin nicht wieder erkannt, hatte Müde, ſich zu überzeugen, daß ſie es wirklich ſei. Zu einem alten Weibe war das luſtige Mädchen zuſammen gealtert, die blanke Haut war gelb geworden, und matt, ſehr matt waren Geberden, Schritte, ja ſelbſt das Gangwerk ihrer Rede. Die Kinder glichen Zwetſchen, über welche ein früher Reif gegangen: der Kaffee war ſehr dünn, die Milch ſo blau, daß ſie, als beide zuſammen gegoſſen waren, ausſahen akkurat wie der blaue Himmel, wenn ein leiſer Nebel darüber liegt. Der Tiſch wackelte, die Kaffeekanne machte ein weinerliches Geſicht, denn ſie hatte Spalten, die Taſſen waren zuſammengeborgt, die Untertaſſen kamen hier her, die Obertaſſen dort her, ſie ſahen aus, wie die Gevatterſchaft ſelbſt, welche aus einem kleinen dummen Bauernſöhnchen und einer alten grauen Frau und alſo Vreneli beſtand. Die Kindbetterin war anfangs gegen Vreneli ſchüchtern und that fremd, es ſchmerzte Vreneli faſt. Zehn Jahre waren zwiſchen ihnen durchgefloſſen, ſeit ſie ein Herz und eine Seele geweſen; dieſe zehn Jahre, wie weit hatten ſie ſie auseinander geriſſen. Jahre verkröchern ſich gern zu Bergen, ſtellen ſich zwiſchen die Menſchen, ſcheiden ſie durchaus, höchſtens ſehen ſie ſich noch, kennen einander aber nicht. Wenn nun ſo nach zehn Jahren der Strom der Zeit Zwei zuſammenſchwemmt in einem Stübchen, daß ſie bei einander ſitzen, ſich anſehen und Rede ſtehen müſſen, ſo ſehen ſie einander an und leſen ſich gegenſeitig ein Blatt Weltgeſchichte ab, und was ſie ſich gegenſeitig ableſen, macht die Einen neidiſch, die Andern dankbar, Andere demüthig, Andere hoffährtig, Andere giftig, Andere wehmüthig. Als das arme Weiblein Vreneli vor ſich hatte, war es eben demüthig und wehmüthig, denn der Grund ſeines Gemüthes war gut und treu. Es ſah mit Demuth an Vreneli auf, dem ſeine einfache, nette Kleidung ſo vornehm ſtand, daß es Reſpekt einflößte, denn wer eine ſo einfache Kleidung ſo zu ordnen und zu tragen wußte, der war von Jugend auf in guter Kleidung und hatte daheim noch beſſere, als er am Leibe trug, während man oft

scheinbar kostbarer aber verschliffener Kleidung von weitem ansieht, daß unter derselben ein verlumpt Hemd ist und daheim nicht drei ganze sich vorfinden würden. Es dachte mit Demuth, wenn es gewußt, wie Vreneli geworden, es hätte nicht an ihns sprechen dürfen, aber schön sei es von ihm, daß es doch gekommen und seiner sich nicht geschämt, dachte aber auch mit Wehmuth, wie die Zeit sie verschieden gestellt, an ihm gezimmert und genagt, Vreneli zu einer Frau gemacht, dachte mit Wehmuth, wie es erst in zehn Jahren sein werde, wie da wohl es zusammengemagert und wie ein verdorret Laub von der Erde verschlungen sein werde, während Vreneli vollständig zu einer Bäurin sich abgerundet haben werde. Je mehr Vreneli's Freundlichkeit aufblühte, desto weh- und demüthiger ward das arme Frauchen, zwischenein kam die Freude, es zu sehen und zu gedenken der vergangenen Zeit ohne Gram und ohne Sorgen.

Die Armüthigkeit trat erst so recht hervor, als man das Kindlein schmücken wollte zur Kirche. So rein und schön als sie können, zieren die Eltern das Taufkind aus, es soll diese Sorgfalt so gleichsam ein Pfand sein, daß sie es schmücken und zieren wollen nicht bloß äußerlich zum Gang in den Tempel des Herrn, sondern von Stunde an auch innerlich und es auferbauen zu einem Tempel, darin der Herr wohnen mag. Da waren gelb gewaschene Windeln und kein ganz Käppchen, gar erbärmlich dünn das Decklein, in welches man es legte, und verschossen und schlecht das Tuch, mit welchem man es deckte. Das arme Kind mußte sich früh gewöhnen, daß des Lebens rauhe Winde ihm hart an die Haut gingen. Die alte Pathe hatte das grausam ungern, konnte sich gar nicht darein schicken, mit einem so schlecht angekleideten Kinde zur Kirche zu gehen. Wenn sie das gewußt hätte, sagte sie, sie hätte die Magd gesandt, die hätte dieses auch verrichten können. Das arme Frauchen hatte die Thränen in den Augen, entschuldigte sich bestmöglichst. Sie hätte Besseres leihen wollen, aber fremd hier, hätte man allenthalben Ausreden gehabt, da hätte

ſie gedacht, wegem lieben Gott hätten ſie ſich nicht zu ſchämen, den Leuten aber nicht mehr nach zu fragen, als ſie ihnen. Da hätte ſie es ja den Gevattersleuten können ſagen laſſen, die würden ihretwegen ſchon dafür geſorgt haben, zürnte die graue Alte, die eben auch nicht ſehr appetitlich ausſah. Da trat Vreneli in's Mittel, durch dieſes unwürdige Geträtſche ſehr bemüht. Es wolle das Kind ſchon tragen, ſagte es, es ſchäme ſich ſeiner gar nicht; vielleicht ſei das Kind, welches Jeſus unter die Jünger geſtellt und geſagt: „So ihr nicht werdet wie dieſes Kindlein, werdet ihr nicht in's Reich Gottes kommen," nicht beſſer geſchmückt geweſen als dieſes, und allweg wollten ſie Gott danken, wenn ſie beide Gott ſo wohl gefielen als dieſes Kindlein, und ein Beiſpiel hätte man, daß ein Kind, welches nicht einmal ein Deckeli gehabt, ſondern bloß in Windeln gewickelt geweſen, groß geworden und noch jetzt allen armen Sündern zum Heil ſei. „Du wirſt eine Stündelerin ſein mit Schein," grinste die Alte. „Nicht daß ich wüßte," antwortete Vreneli, „aber mich dünkt, man ſollte ſich in die Umſtände ſchicken können, auf die Hauptſache ſehen, an Nebenſachen ſich nicht ſtoßen, und dies um ſo mehr, je älter man iſt." „So," ſagte die Alte, „das wird ſollen geſtochen ſein. Ja, ja, es giebt Leute, ſie meinen, ſie hätten die Weisheit mit dem Breilöffel gefreſſen, und ſehen den Dreck auf der eigenen Naſe nicht. He nun ſodann, ſo geht's, bin alt, habe darum ſchon manchmal erfahren, daß unſer Herrgott ſolchen den Verſtand mit der Mueskelle anrichtet, und dann ſagten ich und Andere: So recht, nur angerichtet, und je mehr, je beſſer. So ſollte es Allen gehen, welche beſſer ſein wollen als andere Leute, oder gar noch fromm." „Ich ſehe dich doch noch?" fragte das Fraueli weichmüthig Vreneli. „Gewiß," ſagte Vreneli, „aber jetzt iſt's Zeit, gebt mir das Kind in Gottes Namen, und gehen wollen wir in Gottes Namen, und daß des Kindes Eingänge und Ausgänge ſein ganz Leben lang alle geſchehen in Gottes Namen, das wolle Gott." Wie nöthig das

arme Würmlein das hätte, mußte Vreneli denken den ganzen Weg entlang, während die andere Pathe alle möglichen Manövers machte, damit die Leute nicht meinten, sie gehöre zum Kinde; sie dachte nicht daran, wie wenig ihr alle Künste hülfen, da sie in der Kirche vor aller Leute Augen doch zum Kinde stehen mußte.

Man kann allerdings nicht genug daran denken, wenn man ein arm Kind zur Kirche trägt, wie nöthig daſſelbe Gott habe, wenn das Elend der Sünde es nicht verſchlingen ſoll.

Der Taufſchmaus, oder wie man merkwürdiger Weiſe ſagt, die Kindbetti (wahrſcheinlich, weil der Mann die Koſten dazu mit Weh und Schmerzen aufbringt), wurde im Wirthshauſe ausgerichtet. Die eigentliche Kindbetterin blieb zu Hauſe, wohin auch das Kind getragen wurde. Vreneli verarbeitete grauſam viel Langeweile, ehe die Mahlzeit aufgetragen wurde. Mit ſeiner Mitgevatterin ſtand es auf geſpanntem Fuße, mit den Andern war nicht viel zu reden, die Wirthin war nicht redſelig, und der Wirth handelte mit Juden um Kühe. Der Wirth gehörte nämlich unter die Wirthe, welche weder Sonntag noch Sabbath kennen, um alles handeln und die eigne Seele verſchachern würden, wenn man ſie an einen Strick binden und weiter führen könnte. Wahrſcheinlich um ſolcher Wirthe willen wird der liebe Gott die Seele unſichtbar gemacht oder keinen Strick geſchaffen haben, an den man ſie halftern kann. Der kleine Bauernſohn war ein Dorfrenommiſt. Ungeheure Heldenthaten hatte er vollbracht, aber alle waren mit Schmutz angemacht oder nahmen ein ſchmutziges Ende. Vreneli kriegte großen Ekel darüber. Sobald es das Nöthigſte gegeſſen und getrunken hatte, verſchwand es ganz in großem Style. Der Wirthin trug es auf, ſpäter ſeine Entſchuldigungen zu machen, nahm noch Wein und Fleiſch mit ſich, verſteht ſich für ſein Geld, und machte dem verlaſſenen Fraueli ſich zu. Ueber den ſo frühen Beſuch war dieſes faſt erſchrocken, denn ſo früh verläßt ſonſt ſelten eine Pathin den Pathenſchmaus,

es fürchtete, der Mann könnte es an ihm zürnen, daß Vreneli so früh fortgelaufen. Indessen verlor sich dieser Schreck in der Freude, die alte Gespielin vor sich zu haben. Das Herz ging ihm auf, es erzählte Vreneli seine Geschichte. Diese war nicht viel anders, als die Geschichte von Tausenden, aber sie ging Vreneli doch zu Herzen, als sei sie ihm neu von Anfang bis zu Ende. Leichtsinnig hatte sie sich mit einem Nebenknechtlein eingelassen, mußte ihn heirathen, sie hatten nichts erspart, bekamen ein Kind nach dem andern, sie konnte nichts verdienen, er war von den Mittelmäßigen Einer, welche nur geringen Lohn erhalten. Er war wohl fleißig, aber er war kein Meister in irgend einer Arbeit, konnte nur tagelöhnern oder als Nebenknecht in einem Dienste stehen, wo er keinen besondern Zweig der Landwirthschaft eigen zu beschaffen hatte, er war von denen Einer, welche einen Tag nach dem andern hinnehmen, wie er kommt, ohne Streben und Anspannung, durch Ausbildung seiner Kräfte oder tüchtigere Anwendung derselben seine Lage zu verbessern. So erzählte nun das Weib Vreneli so ganz in's Einzelne hinein, wie kümmerlich sie sich durchbringen müßten, wie Kreuzer um Kreuzer abgezählt werden müßten, welche Angst und Sorgen es verursache, wenn unerwartet Schuhe geflickt werden müßten, und welche Freude, wenn unerwartet ein Stück Brod in's Haus käme oder ein altes Kleidungsstück. Vreneli kannte diese Art von Haushaltungen im Allgemeinen ganz gut, aber so ganz in's Kleinste hatte es sie nicht verfolgt, die ängstliche tägliche Pein nie so anschaulich vor Augen gehabt, als sie ihm jetzt durch seine Freundin dargestellt ward, so daß es ihm wurde, als sei es selbst mitten d'rin und müßte sie mitmachen Tag für Tag. Es hatte unsägliches Erbarmen mit dem armen Weibe, es fühlte, wie es in solchem Zustande, in welchem man zu wenig hat, um zu leben, und zu viel, um zu sterben, wo man keine Aussicht hat, ihn zu verbessern, die höchsten Hoffnungen nicht einmal mehr bis an eine Ziege reichen, höchstens bis an ein Huhn, namenlos un-

glücklich wäre, ihn nicht ertragen könnte. In einem solchen Zustande, gleichsam mit gebundenen Händen und Füßen, Jahre lang bis an's Lebensende zu zappeln, in täglicher endloser Noth zu verkümmern, die Brosamen zählen zu müssen und immer zu wenig zu haben, den eigenen und der Kinder Hunger zu stillen, das ist das Schrecklichste unter der Sonne. Es schauderte zusammen bei dem Gedanken, wenn es doch das erleben müßte, es konnte nicht begreifen, wie die arme Frau das so erzählen konnte ohne Jammer und Weinen, es konnte nicht begreifen, wie sie fast noch mit einer Art von Behagen erzählen konnte, wie sie ihre Armüthigkeit verwalte; es dachte nicht daran, wie der Mensch nach und nach an alles sich gewöhnt und auch daran, im engsten Raume sich zu bewegen und seine Thätigkeit in die kleinsten Schranken gebannt zu sehen. Wer an weite Aussichten gewöhnt ist, an großen Geschäftsverkehr und weit hinreichendes Wirken, dem scheint ein so eng beschränktes Dasein die schrecklichste Pein auf Erden, und doch würde er sich im Laufe der Jahre vielleicht daran gewöhnen, es erfahren, daß die Bürden, welche alle Menschen tragen, wohl anders aussehen, aber nicht so verschieden sind, als sie scheinen, daß ihre Schwere oder ihre Leichtigkeit nicht vom eigenen Gewicht abhängt, sondern von der Gewohnheit und dem Gemüthe, welches sie trägt. Schwer trägt ein Kind an einem Pfunde, leichter der starke Mann an einem Centner.

Vreneli fühlte das wahre Mitleid, fühlte, wie es ihm wäre im Kleide des armen Fraueli, gab ihm, was es bei sich hatte, und hieß es, ihns bald mit dem Kinde zu besuchen. Jetzt schossen dem armen Weibchen Thränen die Backen herunter, es stand vor Vreneli und konnte lange nicht reden. „Du bist immer das beste, das gleiche Vreneli," sagte es; „bringst schon für das Kind schier mehr, als ich nehmen durfte, kommst vom Wirthshaus, hockest da in meine Armuth, hörst einen ganzen halben Tag mein Geflürm an und giebst mir jetzt

noch mehr, als ich dir abnehmen darf.“ Als Vreneli auf der Annahme beſtand, dieweil es aus gutem Herzen komme und es nichts deſto weniger es machen könne, ſagte das Fraueli: „He nun ſodann, ſo will ich es nehmen und alle Tage für dich beten, anders kann ich dir nicht vergelten. Du weißt nicht, aus welcher Noth du mich ziehſt und wie glücklich du mich machſt, und ich kann es nicht ſagen. Jetzt kann ich drei Batzen hier, ſieben Batzen dort bezahlen, die ich geliehen hinter dem Rücken meines Mannes, und die mich ſchon lange ſchlaflos gemacht. Ich brauchte ſie nicht für mich, ſondern für den Arzt; mein Mann hatte gemeint, es ſei nicht nöthig, es werde dem Kinde ſchon beſſern, wenn es Gottes Wille ſei. Ich habe mein Sonntags-Mieder verſetzen müſſen, das kann ich auslöſen und vielleicht einmal Schuhe machen laſſen. Nein, du gutes Vreneli, du weißt nicht, was du an mir thuſt, ein rechter Engel vom Himmel biſt du mir, und unſer Herrgott wolle es dir vergelten an dir und deinen Kindern. Gott Lob und Dank, jetzt werde ich wieder ſchlafen können, und wenn Gott uns geſund läßt, ſo wird es ſchon noch beſſer kommen, ich zweifle nicht.“ So glücklich hatte Vreneli lange niemand geſehen, kaum Uli, als es ihm endlich ja ſagte, glücklicher gemacht als dieſes arme Fraueli. Kaum konnte es ſich von ihm trennen, was doch endlich ſein mußte.

Als Vreneli wieder allein war und ſeines Weges ging, da wogten die Gedanken ſtromweiſe durch ſeine Seele. Das Glück des armen Weibes ſchwebte ihm vor den Augen. Das iſt doch groß und ſchön, von Kleinem ſo glücklich werden zu können, das iſt ein großes Gegengewicht gegen das tägliche Elend. Solch Glück wird denen nicht, welche man gewöhnlich die Glücklichen nennt, welche ſich in einem Zuſtande befinden, welcher allen Wünſchen zu genügen ſcheint, ein Glück, welches aber ſo langweilig und peinlich werden kann, daß ſchon mancher Engländer oder anderer Narr darüber in Verzweiflung gerieth und ſich vor den Kopf ſchoß. Es überſchlug, was es

wohl noch alles hätte für das arme Weib und erstaunte, wie reich es war an alten Schuhen, Strümpfen und andern Herrlichkeiten, welche es nicht mehr brauchen konnte, und welche Schätze waren in diese Armuth hinein. Es überschlug, ob es sie nicht in seine Nähe ziehen, zu einem bessern Dasein ihnen verhelfen könnte; das wäre ihm reich vergelten durch eine treue Seele, welcher es vertrauen, und die es gebrauchen könnte im Hause für Dinge, welche man nicht gern Allen anvertraut, und von welcher es sicher wäre, daß sie nicht Partei mit den Andern gegen sie machen würde. Dann mußte es denken, in welcher ganz andern Lage es sei als seine Freundin, welche vor zehn Jahren, gleich berechtigt an das Glück der Welt, mit ihm auf einer Bank gesessen. Es hatte so oft Gott und der Base geklagt, hatte sich in gedrückter Lage gefühlt, Angst gehabt um ihr Dasein, Kummer, Sorgen aller Art, gemeint, die Zukunft sei eine schwarze Wolke voll Blitz und Donner, hatte es sich nicht damit schwer versündigt? Es hatte gesehen nach denen, welche über ihm standen, und nicht mit den Millionen sich verglichen, welche die untern Stufen der menschlichen Gesellschaft füllen, oder es hatte gar nichts verglichen, sondern bloß bitterlich geseufzt über seine Bürde, ohne zu bedenken, daß ohne diese kein Mensch sein darf auf Erden, so wenig als ohne Druck der Luft. Vreneli fühlte sich als eine reiche, vornehme Frau gegenüber der armen Freundin, es konnte Schätze schenken, konnte ihr Herz glücklich machen trotz einem Kaiser, hatte zu essen vollauf, Vorräthe, brauchte mit dem Kreuzer nicht zu knausern, konnte seine Kinder kleiden lassen nach Bedürfniß und Verstand, hatte Hoffnung, es zu etwas zu bringen. Es stand vor ihnen eine weite Bahn, freilich vielen Wechselfällen ausgesetzt, auf welcher aber doch schon so Viele durch Fleiß und Nachhaltigkeit reich geworden. Da schämte sich Vreneli bitterlich und bis zum Weinen. So gehe es einem, wenn man nicht vom Hause komme und bloß seine Sache sehe und seine Lage, warf es sich vor; da werde man

ungeduldig, undankbar, wisse nicht, wie gut man es habe, und werde unverträglich. Man wisse nicht mehr, wie alle Menschen an einander zu tragen hätten, meine, nur die, mit welchen man lebe, hätten ihre Fehler, wollten sie aus Bosheit nicht ablegen, machten einen mit Fleiß unglücklich, sehe man sich aber um, so sei es anders, der alte Mensch sei überall und nur da am wenigsten drückend, wo man mit Geduld ihn trage, mit Sanftmuth arbeite am neuen Menschen. Es kam ihns so eine rechte Wehmuth an, wenn es dachte, wie viele Menschen sich versündigten mit Klagen und Undankbarkeit, die so glücklich sein könnten im Vergleich gegen Andere, wenn sie nur den Verstand hätten, es zu begreifen. Wenn sie nur einen Augenblick sich in Anderer Lage denken könnten, so käme sie eine unendliche Dankbarkeit an. Es schauderte ihns, wenn es dachte, es sollte an seiner Freundin Platz nur eine Woche lang und ihr Mann sollte sein Mann sein. Da war doch dann Uli ein ganz anderer, und wenn es schon zuweilen Vreneli dünkte, Uli sollte auf festern Füßen stehen, so war er doch ein Mann und nicht so ein Zättel, ein Fösel und Höseler. Erst wenn man mit eigenen Augen so recht in anderer Menschen Verhältnisse hineinsehe, begreife man, wie gut man es habe, wie gütig Gott sei, wie grob man sich versündige mit Unzufriedenheit, sehne sich heim und fühle sich erst glücklich, wenn man alles so finde, wie man es verlassen, und zwar in aller Unzufriedenheit.

Je mehr es so dachte, desto mehr trabte es vorwärts, es war ihm als könnte ihm sein Heim gestohlen werden, und wenn es heimkomme, sei nichts mehr da, als eine Oede, das Haus verbrannt, die Kinder todt, Uli weg. Aber es ging Vreneli wie vielen Weibern, welche nicht viel von Hause kommen, seine Schuhe fingen ihns an zu plagen. Die Hausgeschäfte werden in Holzschuhen oder sonst bequemen großen Schuhen verrichtet, die bessern eleganten Lederschuhe zieht man selten an, sie trocknen wohl aus, und wenn dann zur Selten-

heit weiter gegangen werden soll, vertragen sich die bequem gewordenen Füße schlecht mit den knappen spröden Schuhen. Es giebt viele unangenehme Verhältnisse in der Welt, aber das Verhältniß zwischen einem weichen Fuß und spröden Schuh, wo der eine zu breit ist, der andere zu eng, ist doch eins der allerunangenehmsten, besonders wenn soll gelaufen werden, und zwar Stunden weit. Es giebt Leute, welche kein Verhältniß begreifen und namentlich dieses Verhältniß nicht. Köchinnen und selbst Kammerzofen, vorzüglich aber Stall- und andere Untermägde befinden sich in diesem Falle. Wenn der Schuhherr kommt, das Maaß zu nehmen, biegen sie die Zehen zusammen oder unter die Sohle, befehlen dazu: „Ganz klein, ganz klein, Sonntagsschuhe," wahrscheinlich Betmaschinen, um sie zum Seufzen und Beten zu zwingen. Nun, da geht's dann eben wie bei allen unnatürlichen Verhältnissen, so lange man in denselben lebt, ist man sauübel, schrecklich unglücklich, man schreit nach Gott, und hat man genug geschrien, platzen sie endlich. — Ganz jämmerlich mußte Vreneli pilgern, wie wenn es Erbsen in den Schuhen hätte. Auf Wallfahrten büßt der Mensch halt seine Sünden. Ehedem wallfahrtete man nach heiligen Orten, Jerusalem, Loretto, Einsiedeln mit Erbsen in den Schuhen, oder gar rückwärts nach Rom. Heut zu Tage pilgern die Mädchen nach Tanzplätzen, stehen große Qualen aus dabei, barfuß trifft man sie oft an an Orten, wo sie meinen, es sehe sie niemand, oder rückwärts gehend von Wirthshäusern, vorwärts Buben lockend, bis sie plumps liegen in schmutzigem Loche. Nun, Vreneli pilgerte auf guten Wegen, aber auf solchen muß man oft leiden, was auf schlechten Wegen und noch mehr und nicht böse werden darüber. Das ward Vreneli auch nicht, seufzte bloß zuweilen, ward in seinen Gedanken unterbrochen und dachte endlich wenig mehr als, es wollte, es wäre daheim. Es schämte sich seines hinkenden Ganges, sah so wenig als möglich auf, in der Hoffnung, wenn es sich um die Begegnenden nicht kümmere, kümmerten sie

ſich auch nicht um ihns, was jedenfalls ein ſehr einſeitiger Schluß iſt.

Da hielt neben ihm ein Wägelchen, von demſelben herab kam eine Stimme: „Wie weit noch heute?“ Da zuckte Vreneli zuſammen, ſah auf, und auf dem Wägelchen ſaß Uli. Der lachte über Vreneli's Studiren, ob welchem es nicht wiſſe, wer an ihn vorbeikomme, und Vreneli war es eine höchſt angenehme Ueberraſchung, erſtlich wegen den Füßen und zweitens wegen Uli. Wer einmal ſchlimme Füße in engen Schuhen gehabt hat und noch zwei lange Stunden wenigſtens vor ſich, der weiß, wie hell es plötzlich vor den Augen wird, und wie eine Stimme von einem Fuhrwerke herab, welche aufſteigen heißt, ungefähr tönet wie eine Stimme aus dem Himmel. Wenn es dann noch gar die Stimme des Mannes iſt, welcher ſeiner Frau ungeheißen und unerwartet entgegengefahren aus bloßer Liebe und Zärtlichkeit, ja dann fehlen alle Vergleichungen, um auszudrücken, wie die Stimme tönet im Herzen der angerufenen Frau. Vreneli konnte nicht ſatt werden, Uli Dank und Freude auszuſprechen für ſeine Güte, und daß er ihm ſeine Höllenqualen abgekürzt; Uli dagegen entſchuldigte ſich, daß er nicht weiter gekommen, erſtlich ſei er aufgehalten worden, und zweitens habe er nicht gedacht, daß Vreneli ſo früh ſich heimmachen werde, das Heimgehen falle manchmal Pathinnen erſt ein, wenn es zu ſpät ſei. Nun erzählte Vreneli, wie es ihm ergangen, wie es die Geſellſchaft verlaſſen, ehe der Braten gekommen, und wie es den Reſt des Nachmittags zugebracht. Es konnte nicht innig genug ausdrücken, wie zufrieden es geworden mit ſeinem Schickſal, Uli nicht ſattſam genug zu Gemüthe führen, wie ſie Urſache hätten, Gott zu loben und zu preiſen für ſeine Güte an ihnen. Wenn ſie nur genügſam wären, ſo hätten ſie mehr als genug, brauchten ſich nicht ſo zu kümmern ums tägliche Brod und hätten doch immer noch was übrig, dem Dürftigen zu helfen in ſeiner Noth. Uli hatte die Noth nicht ſelbſt angeſehen, hatte überhaupt nicht

die Fertigkeit, ſich in eine fremde Lage hinein zu denken, als ob es die eigene wäre, er nahm daher die Sache kaltblütiger und widerredete, er war faſt anzuhören wie ein alter Bauernariſtokrat oder Dorfmagnat und ſtand doch ſo nahe in jeglicher Beziehung der Grenze, innerhalb welcher die Menſchen wohnten, von denen er ſo über die Achſel hin ſprach. Man müſſe das nicht ſo nehmen, ſagte er, das komme ihnen nicht halb ſo ſtreng vor als andern Leuten, ſie ſeien daran gewöhnt und kennten es nicht beſſer. Sei der Verdienſt auch nicht groß, ſo hülfen ſie mit Betteln nach und Stehlen, und je mehr Kinder ſie hätten, deſto mehr trügen ſie ein, wie die Bienenſtöcke auch den meiſten Honig hätten, in welchen die größten Schwärme wohnten. Uebrigens müſſe man ſich hüten, ihnen alles zu glauben, zumeiſt ſei es ſchon an der Hälfte zu viel. Betteln ſei halt ihr Handwerk, je nöthlicher ſie zu thun wüßten, deſto mehr trüge es ihnen ab, und je mehr ſie gewahreten, daß man ihnen zuhöre und glaube, deſto dicker lögen ſie, das ſei halt nicht anders. Es gebe Leute, ſie wüßten einem nicht bloß das Geld aus der Taſche, ſondern faſt die Augen aus dem Kopfe zu ſchwatzen; wahrſcheinlich gehöre das Menſch, bei welchem Vreneli ſo viel Mitleid und Rührung aufgeleſen habe, auch zu dieſer Sorte. „Und was nicht zu vergeſſen, dieſe Leute haben gar viele Sorgen und Plagen nicht, welche wir haben. Haben ſie gegeſſen, ſo ſind ſie fertig, legen ſich ſchlafen, und wenn es wieder Zeit zum Eſſen iſt, ſtehen ſie auf, verlaſſen ſich darauf, daß wieder was auf dem Tiſche ſei. Unſereiner muß für alles ſorgen, ſorgen, woher er den Zins nehme, woher er Speiſe ſchaffe, am Ende noch großen Lohn, und thut er obendrein nicht jedem alles, woran er ſonſt noch denkt, muß er ein wüſter Hund ſein. Hat man endlich dieſes alles überſtanden und gemeint, man ſei mit jedem fertig, ſo kommt einem unerwartet was zwiſchen drein, ob welchem man aus der Haut fahren möchte.“ „Mein Gott! was iſt, hat es einem Kinde was gegeben?“ fragte Vreneli erſchreckt.

„Das nicht," sagte Uli, „sie sind Alle wohl, haben nur recht viel nach dir geweint (ein schlechter Beruhigungsgrund), aber da kam Einer wegen der Kuh, welche ich letzthin verkauft, sagt mir wüst, droht mir mit einem Prozeß, oder ich soll die Kuh zurücknehmen, Kosten zahlen, und der Teufel weiß was alles. Ich habe ihn unsauber vom Hause weggejagt, aber die Sache ist mir doch nicht am rechten Orte. Geht er zu einem Agenten, so habe ich einen Handel am Halse, und wie Recht ich auch habe, so weiß man wohl, wie es geht, wenn 'mal die Hagle die Finger darin haben." „Was klagt er, was ist?" fragte Vreneli. Nun trug Uli die Geschichte vor, so viel er aus des Mannlis Gestürm hätte klug werden können, wie er sagte. Er selbst trug aber auch nicht zu der Verdeutlichung der Geschichte bei, denn es war einer von den zahllosen Händeln, welche sittlich und christlich schlecht sind, wo bloß das formelle Recht in Frage gestellt werden konnte, welches in der Schweiz nach Ordnung verzwickt werden kann, da bei den engen Grenzen der Cantone, wo täglich hinüber und herüber gehandelt wird, gezankt werden kann, nach welchen Gesetzen der Handel geschlossen worden, oder nach welchen er entschieden werden solle. Vreneli begriff die Sachlage alsbald und sagte: „Aber Uli, wie kannst du so handeln, wie oft habe ich dir doch angehalten, du möchtest ehrlich sein und niemand anführen, betrügen soll man ja nicht sagen, auch den fremdesten Menschen nicht! Das bringt nicht Segen, macht einen schlechten Namen, und wie wenig oder nichts trägt es dir ab!" „O," sagte Uli, „es machte mir wenigstens zehn Thaler Unterschied, und zehn Thaler sind nicht zu verachten, besonders wenn man sie so nöthig hat wie ich, zehn Thaler findet man nicht auf der Gasse." „Aber Uli, was sind zehn Thaler, wenn du nun allgemein verbrüllet wirst, wie du Einen angeschmiert?" „He," sagte Uli, „es macht jeder, was er kann. Warum ist er ein Narr und glaubt mir? Ich bin nicht der Erste und werde nicht der Letzte sein, der zu lösen sucht, so viel er kann, dagegen wird

wohl kein vernünftiger Mensch viel haben können." „He, ja," sagte Vreneli, „das ist so, rühmst du den Handel in einem Wirthshause, so wird dir jedermann beipflichten, sagen, gerade so müsse man es machen, und jeder wird zu erzählen wissen, wie er diesen oder jenen noch zehnmal ärger angeschmiert, und der sei froh gewesen, sich still zu halten und zu schweigen, denn machen hätte er nichts können und das Auslachen gefürchtet. Kommt dann der Handel vor Gericht und verlierst du ihn, so wird es allgemein heißen, es geschehe dir ganz recht, man hätte dir das vorher sagen können. Man hätte aber nicht geglaubt, daß du so schlecht seiest, vor so Einem müsse man sich in Acht nehmen, werdest aber das Geld nöthig haben, es hätte ihnen schon lange geschienen, es gehe nicht am besten. So werden sie reden, Uli, darum mach aus, ich bitte dich um Gottswillen, leide Schaden, er wird nicht groß sein, und wie groß er ist, weißt du. Wie groß er aber werden kann, wenn du prozedirst, das weißt du nicht, und davor graut mir." „Ho," sagte Uli, „gesagt ist nicht, daß es einen Handel gebe, er wird sich wohl bedenken, ehe er angreift. Dumm wäre es ja von mir, wenn ich gleich nachsagen wollte, was man mir vorsagt, dafür bin ich doch endlich nicht auf der Welt. Aber das Gescheidteste wäre, man würde von solchen Dingen den Weibern nichts sagen, sie verstehen nichts davon, meinen es doch, und halten es gewöhnlich mit allen andern Menschen, nur nicht mit dem Manne." „Rede doch nicht so," sagte Vreneli, „es thut mir sonst weh, und ich verdiene es gewißlich nicht. Mit wem wollte ich es halten, als mit dir, denn wen habe ich auf der Welt als dich? Wenn es dir gut geht, geht es mir gut, und geht es dir übel, wer muß zuerst darhalten als ich? Aber ich bitte dich, sei doch nicht wie die andern Menschen mit ihrem Gestürm von Mithalten und nicht Mithalten, das hat mich schon oft fast die Wände auf getrieben. Der hält es mit mir, und der hält es nicht mit mir, hört man alle Tage, und wenn ich es höre, möchte ich allemal beten:

Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Wer einem Menſchen, der über Vater und Mutter ſchimpft, über die Meiſterleute flucht, die Obrigkeit läſtert, ſchimpfen, fluchen, läſtern hilft, ihm den Zorn noch heißer anbläſt, den Kopf noch größer macht, von dem heißt es, das iſt ein braver Menſch, hat Verſtand, der hälts mit mir. O, wenn die Leute alle ſo wären, dann wäre es noch zu leben in der Welt! Wenn ich aber einem verirrten Kinde, einer erboſten Magd, einem Taugenichts zuſpreche, in wahren Treuen, weil ich Erbarmen mit ihnen habe, und mit unverblendeten Augen den Ungrund ihres Geſchrei's ſehe und den Ausgang, wenn ſie ſo fortfahren, ſo ſchreien ſie, ich ſei wider ſie, halte es mit den Andern, begehren ſchrecklich auf gegen mich, und großen Verdruß habe ich von meinem Zuſpruch. So haben es die Menſchen mit dem Mithalten. Wer akkurat in's gleiche Horn bläst, in welches ſie blaſen, und akkurat in der gleichen Tonart, in welcher ſie blaſen, von dem ſagen ſie, der ſei ein Guter, halte es mit ihnen, und wer das nicht thut, ſondern redet der Sache gemäß, über den erzürnen ſie ſich, ſchimpfen, aber nach einigen Tagen und einigen Jahren ſehen ſie, wer es eigentlich gut mit ihnen gemeint, d. h. es mit ihnen gehalten. Denn mit Einem halten, meine ich, heißt nicht, mit Einem dumm thun, ihn noch dümmer machen, ſondern ſeinen Vortheil im Auge haben, oder wie es heißt im Eid: Schaden wenden, Nutzen fördern. Nun, lieber Uli, halte ich es fort und fort, in Freud und Leid, in geſunden und kranken Tagen mit dir, wie ich es dir verheißen habe, deß ſollteſt du überzeugt ſein, aber ich möchte eben auch Schaden wenden und Nutzen fördern, und wo meine Augen anders ſehen als deine, da ſage ich es dir, und das nimm mir ja nicht übel, vier Augen ſehen ja, wie das Sprüchwort ſagt, mehr als zwei, und deswegen auch wird der liebe Gott den Eheſtand eingeſetzt haben." „O," meinte Uli, „wegen ſelbem wird es ihm wohl nicht geweſen ſein. Ich weiß eigentlich wohl, daß du es gut meinſt, aber gut meinen und

verſtehen ſind zwei, und neben dem regieren die Weiber gern, jedes will den beſſern Daumen haben von wegen der Ehre, und die größte Kunſt iſt das, Meiſter ſein und alles zwängen, und doch die Gute ſein, und vor den Leuten als eine Demuthsvolle gelten." „Sei nicht böſe," ſagte Vreneli, „laß deinen Verdruß mich nicht entgelten, ich meine es ſo gut. Es iſt ſchlimm, wo über die Meiſterſchaft geredet wird, denn da iſt Streit. Ich meine, das Beſte ſolle immer geſchehen, da ſolle man nicht fragen, welche von den vier Augen, welche Gott zuſammengefügt, es geſehen, ſondern eben alles prüfen und das Beſte wählen. Und mit dem Verſtehen iſt's ſo, wie unſer Heiland ſagt, oft begreift ein Unmündiger, was den Weiſen der Welt verborgen bleibt. So weiß ſicher oft ein dumm Weib beſſer, was ſchlicht und recht iſt, als ſo ein Cabinetskopf und Rechtsfreſſer in all ſeiner ſtudirten Weisheit." „Ho," ſagte Uli, „das kann zuweilen der Fall ſein zur Seltenheit, daß eine Frau noch ſchlauer iſt, als der ſchlimmſte Rechtsagent, welcher dem Teufel von den Karren gefallen iſt, aber für ſo eine wirſt du dich nicht ausgeben wollen?" „Nein, das nicht," ſagte Vreneli, „aber du willſt nicht verſtehen, was ich meine, und das geht mir zu Herzen. Ich will nichts mehr ſagen, als prozedire nicht, das iſt des Teufels ärgſter Lockvogel, wer 'mal anbeißt den faßt er beim Ohr." „Und lieb wäre es mir auch," ſagte Uli, „du würdeſt mir keine Stänkerin, ſonſt gute Nacht Friede und Hauſen. Uha! Kobli ſollte was füttern, unterdeſſen können wir eine Flaſche trinken, dir wird's auch recht ſein, da du ſo früh vom Mahle gegangen," ſagte Uli. „Wie du willſt," ſagte Vreneli, um nicht zu widerſprechen. Es verlangte ihns nach ſeinen Kindern, ſchon mehr als zwölf Stunden hatte es ſie nicht geſehen und dies noch nie erlebt.

Es war ſogenannter Tanzſonntag, d. h. ein Sonntag, wo ſo gleichſam von Obrigkeitswegen getanzt werden muß. Es beſteht nämlich im Canton Bern ein Geſetz, welches im

Jahr ſechs Sonntage beſtimmt, an welchen allenthalben getanzt werden darf. Das junge Volk legt dies nun oft ſo aus, als ob wirklich getanzt werden müſſe. Dieſe Auslegung haben ſchon viele Wirthe und noch mehr Väter erfahren. Die Auslegungskunſt iſt eine ganz eigenthümliche. Nun giebt es viele Jungen und Mädchen, welche in Kritik und Auslegungskunſt noch viel ſtärker ſind als Strauß und es noch weiter treiben, ſo daß ſelbſt die Allerſtrauß'iſten in ihrer Schule noch entſchiedene Fortſchritte machen könnten.

Das Wirthshaus war ſehr angefüllt, das ſtampfte und trampelte, als ob da eine Tretmühle für viele hundert Perſonen angelegt ſei. Es war das Wirthshaus, in welchem Uli's Freund wirthſchaftete, dies war Vreneli noch unangenehmer als das Stampfen und Trampeln, welches alle Augenblicke das Zuſammenkrachen des hölzernen Hauſes befürchten ließ. Sie konnten ſich kaum durchdrängen, doch ſobald der Wirth ſie bemerkte, machte er ihnen mit ſeinem coleßalen Buckel ſtattlich Raum und verhalf ihnen zu gutem Platz. Es war ſchade, daß er nicht ein päpſtlicher Schweizer geworden; er hätte zu nichts beſſer getaugt, als an großen Kirchenfeſten in Rom Platz zu machen für die rothgeſtrumpften Herren Cardinäle. Vreneli war lange nicht an einem ſolchen Sonntage in einem Wirthshauſe geweſen, um ſo ſchärfer ließ es in dem ihm neu gewordenen Gewimmel ſeine Augen ſchweifen. Es kam ihm erſt vor, als ſei es entweder ſelbſt verrückt, oder in ein Tollhaus gerathen. Es ſah da halbbatzige Knechtlein, noch wohlfeilere Mägte, Lehrbuben, ſogenannte Bauernſöhne, deren Väter mehr ſchuldig waren, als der Hof werth war, die ſeit Jahren unbezahlten Zinſe nicht gerechnet, Handwerksburſche, an denen es die Woche durch keinen ganzen Schuh geſehen, ja Bettelpack, welches es oft vor ſeiner Thür gehabt, durcheinander wimmeln in glitzerndem Staate, aufgeſchwellen von Hochmuth, Trotz und thieriſcher Luſt, voll gefreſſen und geſoffen zum Verſpritzen, thun, als wäre nicht bloß die ganze

Welt die ihre, sondern als hätten sie, wenn sie diese Welt verlorst oder verlegelt hätten, noch sieben, siebenmal größere Welten zum Verklopfen und Verkegeln. Es war ihm wie Einem, der einen Trupp Flöhe betrachtet durch ein Vergrößerungsglas, und diese ihm vorkommen wie langhäärige Elephanten. Es waren ganz andere Leute, als es in der Woche gegeben, ein einzig Stück schien die Stube zu füllen. Es duckte und drückte sich bestmöglichst in eine Ecke, und doch fürchtete es, gequetscht und erdrückt, ja durch den Luftzug der aufgerissenen Mäuler, durch einen der aufgesperrten Schlünde in einen unterirdischen Schlauch gewirbelt zu werden, so trampelten und himmelsappermenteten sie im ganzen Hause herum. Als es sich ein wenig gefaßt, da rief es das Bild, welches es heute in's Gemüth gefaßt, hervor, und es war ihm, als hätte es eines Räthsels Lösung, als stelle das Bild sich in den Hintergrund dieser Herrlichkeit, und was im Vordergrund so groß und himmelsappermenterlich sei, werde nach und nach dem Hintergrunde zugedrängt, werde kleiner, dürftiger, erbärmlicher, jämmerlicher, zu einem Stübchen voll halbnackter gramselnder, hungriger Kinder, zu einem Stübchen voll Elend und Noth, ohne Kleider, ohne Brot. Diese Wandlung der Gegenwart in die Zukunft, dieses Zusammenschrumpfen einiger Jahre in einen Augenblick, diese Art von Vision oder Gesicht, lebendig in der Phantasie, hatte Vreneli selbst der Gegenwart entrückt, so daß ihm entging, wie Uli mit dem Wirthe, welcher, der vielen Leute ungeachtet, Zeit machte, um neben Uli abzusitzen, in ein Gespräch gerieth, und ihm den Kuhhandel vortrug. Erst als der Wirth mit seiner mächtigen Stimme sagte: „Sei nur ruhig, laß den anlaufen, zeige ihm den Meister, du kannst nicht verlieren, du hast Recht, ja, wenn dies nicht erlaubt wäre, wer wollte handeln, das käme mir sauber heraus ꝛc." Vreneli erschrack sehr, es hätte, weiß kein Mensch was, gegeben, sie wären nicht hier eingekehrt. Es sagte: „Ich habe immer gehört, ein magerer Vergleich sei besser als ein fetter Prozeß;

die Sache wirft nicht viel ab, und was ein Prozeß kosten kann, weiß man nicht. Mich dünkt, wenn du es gut mit Uli meintest, so würdest du zu Uli sagen: „Vergleicht euch, wenn du auch viel oder wenig leiden mußt, so ist's doch besser als prozediren.“ „Das verstehst du nicht, Fraueli,“ sagte der Wirth, „das ist Männersache, darein habt ihr gar nicht zu reden, am besten ist's, man sage euch nichts davon. Schweine mästen und kochen, Kaffee trinken und alle Jahr ein Kind haben, das ist eure Sache, und damit Punktum. Du mußt das machen wie ich,“ sagte er zu Uli, „meine Frau ist mir lieb und werth, warum nicht, was man nicht ändern kann, darein muß man sich schicken, aber was über die Haushaltung ausgeht, von meinem Geschäft gebe ich nicht Bericht. Warum? darum; sie versteht es nicht und würde doch meinen, sie müsse das Maul in alles hängen, und was trüg' das ab?“ Vreneli wurde böse und spitzig. Es meine, sagte es, wenn man helfe das Geld verdienen, so habe man auch das Recht, ein Wort dazu zu sagen, wie es solle gebraucht werden. Es liefe mancher Lump weniger in der Welt umher, wenn er zu rechter Zeit auf seine Frau gehört hätte. Auf den Männern, welche ihren Weibern nicht alles sagen dürften, halte es nicht viel, gewöhnlich stecke was Verdächtiges dahinter, etwas, was besser wäre, sie thäten es nicht. „Ist das gestichelt, oder sonst getrümpft?“ fragte der Wirth. „Nimm es, wie du willst,“ antwortete Vreneli, „so viel kann ich dir bloß sagen, es ist mir Ernst damit.“ „Du hast eine handliche Frau, Uli, die wäre mir nur zu böse,“ sagte der Wirth; „die mußt du nicht Meister werden lassen, sonst bleibt die Kirche nicht mitten im Dorfe. Ein wenig böse schadet nicht, gerade so wie ein Haushund; wenn der nicht bellen kann und im Nothfall beißen, so ist nichts mit ihm, aber Bettelpack und Fremde muß er anbellen und beißen, nicht den Meister, da muß er wedeln mit dem Schwanze und Kusch machen.“

Da wurde der Wirth abgerufen, sonst hätte er wahr-

ſcheinlich erfahren, daß Vreneli wirklich zu den Haushunden gehöre, welche bellen und beißen können. Auf dem Heimwege verſuchte Vreneli noch einige Male, den Kuhhandel zur Sprache zu bringen, aber Uli gab uneinläßlichen Beſcheid, ſagte endlich: „Haſt nicht gehört, was der Wirth geſagt hat? Man ſolle den Weibern über ſolche Sachen nicht Bericht geben, ſie verſtünden ſich nicht darauf.“ „Verſtehſt du dich denn darauf?“ fragte Vreneli; „du weißt von den Geſetzen und dem Prozediren gerade ſo viel als das Kind, welches wir heute getauft, und darum dünkt mich, du ſollteſt dich nicht damit abgeben wollen.“ „Darum, weil ich und du davon gleich viel verſtehen,“ antwortete Uli böſe, „kann ich nicht bei dir zu Rathe gehen, ſondern muß zu jemand gehen, der mehr von der Sache weiß, als ich und du, und damit Punktum, wie der Wirth ſagte.“ Dieſer Schluß des Tages jammerte Vreneli ſehr. Es hatte an dieſem Tage ſo viel erlebt, erfahren, gedacht, es war gleichſam von den allgrün ſtrömenden, göttlichen Offenbarungen umfloſſen geweſen, wie ein ſchöner Abendſtern hatte ihm Uli's Entgegenkommen geleuchtet und nun zum Ende Uli's Erkalten, Abwenden zu Andern, Zuwenden einer Klippe, an welcher ſchon das Daſein von Millionen zerſchellte!

Es weinte bitterlich, weil Uli den Glauben an es ganz verloren hatte und öffentlich ihn gleichſam abſchwor. Jedermann hat einen Glauben, es kommt eben nur darauf an, was und hauptſächlich an wen er glaubt. Der Glaube iſt abhängig von der Richtung des Gemüthes, ein Sprüchwort ſagt: man glaubte was man gern habe, oder was einem in den Kram diene. Man glaubt den Perſonen, welche reden, was einem in den Kram dient, oder was man ſonſt gern hört. Wer hat nicht ſchon Katzen geſehen, wie gern ſie am Kopfe ſich kratzen laſſen, wie behaglich es ihnen wird, wenn jemand ihnen mit Manier den Balg ſtreicht, wie ſie ſich auf die Seite legen, alle Viere von ſich ſtrecken, jetzt das eine Bein, jetzt ein anderes aufheben, daß man ihnen auch da kratzen ſolle, daß es auch

hier dem Balg wohl thäte, wenn er gestrichen würde mit Manier. Wer hat nun nicht auch schon erfahren, daß es so viele Menschen akkurat haben wie die Katzen, manierliches Krauen und Streichen lieben und nicht zufrieden werden, bis man ihnen den Balg an allen vier Beinen gestrichen. Wer nun dieses Streichen und Krauen, welches sich begreiflich nach dem Balge richten muß, (ein Winterbalg kann mehr ertragen als ein Sommerbalg, so wie auch Stubenkatzen und Feldkatzen anders zu tractiren sind) wohl versteht, der findet Glauben. Tausende erheben sich nicht über diesen Glauben, an Alle und an alles dagegen glauben sie nicht, wer oder was ihnen nicht wohl macht, nicht ihre Behaglichkeit vermehrt, was sie beißt oder juckt. Mit Abscheu und Hohn wenden sie sich davon ab, werfen gewaltig, wie Buben mit Steinen, mit Aberglauben, Pfaffen, Jesuiten und altväterischem Gedampe ꝛc. um sich.

Dieser Glaube wurde durch den Teufel schon im Paradiese eingeführt, als er der Eva den Balg strich. Er verträgt aber keine gewisse Erkenntniß, das hat Eva alsbald erfahren, aber bis auf den heutigen Tag sind Millionen nicht klug geworden, haben die Erfahrung von der Eva nicht geerbt, sondern bloß den Balg, der sich gern streicheln läßt, und die Lust an allem, was wohl macht und behaglich sein läßt. Zum rechten Glauben bedarf es schon rechter Leute, d. h. ganz anderer als solcher, welchen es nur um das Behagen des Balges zu thun ist. Der rechte Glaube geht vom Unbehagen aus, nicht vom Behagen, nicht vom Gefühle des Wohlseins, sondern vom Gefühl der Armuth und des Wehs, will nicht behaglich den Leib pflegen, sondern gesund machen die kranke Seele, erkennt es, der Mensch sei keine Sau für den Schlamm geboren, sondern ein Wesen, das gereinigt werden müsse, um zum Leben in höhern reinern Regionen zu gelangen. Dieses Gefühl ist kein angebornes, entstammt nicht dem Fleische. Wie eine Taube aus den Himmelshöhen mag es sich zuweilen

niederlaſſen auf erwählte Himmelskinder, ſonſt iſt es ein Kind der Zucht, der Zucht von Gott, der Zucht von denen, durch deren Hand Gott die Menſchen erziehen will. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er und läßt ihn züchtigen, und dieſe Zucht wirket die friedſame Frucht der Gerechtigkeit. Die Frucht wirket das Gefühl der Armuth und des Krankſeins, iſt die wahre Augenſalbe, welche den Blinden das Geſicht giebt, ſie ſchauen läßt des Uebels wahren Sitz, welche die Erfahrung giebt: aus welchem Samen das Gute wächst, aus welchem das Böſe, welche eben den Glauben giebt, daß lieb der Herr die hat, welche er züchtigt, weil es nach den Züchtigungen dem Menſchen leichter, wohler wird, ſeine Kräfte ſich geſtählt, ſeine Freudigkeit zugenommen hat. Dieſe Zucht wirkt ganz was Anderes, als die Unzucht der heutigen großen Pädagogen und anderer Schulmeiſter. Dieſe Unzucht führt die Schüler nicht weiter als dazu, Gott und Menſchen zu haſſen, und unter allen Menſchen die großen Pädagogen und ſonſtigen Schulmeiſter am allermeiſten. Man frage nach dem Reſpekte der Schüler gegen die Lehrer, man frage nach Liebe und Anhänglichkeit, nach Gehorſam und lebendigem Fleiße, nach gläubigem Vertrauen, man ſuche Trauben auf Dornenbüſchen. Unter der Zucht bildet ſich der zarte Keim der Erkenntniß deſſen aus, was gut und heilſam iſt den Menſchen, bildet ſich die Kenntniß der Menſchen aus. Man lernt unterſcheiden, wer es gut meint oder gut zu meinen ſcheint, wer bloß der Katze den Balg zu ſtreichen oder den Menſchen an der Seele zu doktern weiß, und da bildet ſich der Glaube an Gott und ſeine väterliche Liebe, der Glaube an die Erlöſung durch Chriſtum, der gekommen, zu ſuchen das Verlorne, der durch Leiden gegangen, am Kreuze geſtorben, um zu erquicken die Mühſeligen, Ruhe zu ſchaffen für ihre Seelen der Glaube an den engen Weg mit Dornen beſäet, der zum Himmel führt.

Es bildet ſich überhaupt der Sinn für die Wahrheit aus, ſei ſie bitter oder ſüß, komme ſie vom Freund oder Feind, und

der Hunger nach der Wahrheit, der in ehrlicher Treue nach Befriedigung ſtrebt, um ein immer erleuchteterer Chriſt zu werden. Dieſer Hunger iſt beiläufig geſagt was ganz Anderes, als das Jagen nach was Neuem, bloß um Profeſſor zu werden und nichts weiter. Vom Vater der Lügen und all ſeinen Propheten wendet man ſich mit Abſcheu ab und kriegt einen förmlichen Ekel ob allem Balgſtreichen und ſonſtigem Kitzeln des Fleiſches. Dieſe verſchiedenen Richtungen treten auf das Klarſte in's Leben hinaus in allen Verhältniſſen, in allen Ständen, in allen Altern. Es giebt auch Menſchen welche an jeder Wahrheit zweifeln, Mißtrauen haben gegen jeden ehrlichen Menſchen, welche immer ſagen: weiß nicht, kann ſein, wird ſein, iſt möglich, weiß aber doch nicht, ſo bei den klarſten Wahrheiten, welche man mit Pelzhandſchuhen greifen könnte. Die gleichen Leute glauben den ſchlechteſten Leuten, freilich keine tauſendjährige Wahrheit, ſondern am liebſten die allerneueſten und widerſinnigſten Lügen, und belügt man ſie hundertmal im Tage, ſo glauben ſie es hundertmal, waren ſie hundertmal in einem Tage ſchon angeführt, ſie ließen zum hundert und erſtenmale ſich noch anführen, natürlich bei gehöriger Bearbeitung des Balges von einem dieſer kunſtfertigen Gerber. Je mehr das Fleiſch im Preiſe ſteigt, deſto mehr und häufiger tritt dieſe ſchauerliche Verkehrtheit zu Tage. Ein ehrlicher Menſch muß des Tages, es kann kein Menſch zählen wie oft, nach dem Kopfe greifen, um zu erfahren, ob er ihn noch habe, und Stunden lang grübeln, ob er bei Verſtand ſei oder nicht, wenn er unter Menſchenkindern ſich befindet, welche auf dieſer Culturſtufe ſind: Muſterreiter, Poſthalter oder gar Schulmeiſter, Maurer- oder andere Geſellen. Jetzt kann man ſich denken, wie es einer ehrlichen Frau zu Muthe werden muß, wenn ſie dieſe Glaubensrichtung in ihrem Manne ſich entwickeln ſieht, wenn er ihren wohlgemeinteſten Räthen, ſeit tauſend und tauſend Jahren bewährt, (beiläufig geſagt erſchlugen die alten Deutſchen in den Hermannsſchlachten mit beſonderer Vorliebe

Schreiber und Rechtskundige; werden einen natürlichen Grund gehabt haben!) die Ohren verschließt und den Balgstreichlern sich zuwendet, wenn sie sieht, wie er umgarnt wird und eingesponnen gleich einer Fliege im Spinnennetz, wenn sie erfahren muß, wie ihm ein Dünkel eingepflanzt wird absichtlich, um denselben ihr zu entfremden, seine Ohren gleichsam verpicht werden grundsätzlich, ungefähr wie man denen, welche man erschießen will, die Augen verbindet, wenn sie wohl weiß, der Mann liebt sie, aber der Esel, der Mann, läßt sich aufweisen, weiß ferner, wie man sie lächerlich macht, ihm Mißtrauen einflößt, ihre Einsicht verdächtigt, ihr Recht, etwas zur Sache zu sagen, in Abrede stellt.

Und doch geht es um ihre Sache, geht um der Kinder Sache, und sie soll, stumm wie ein Fisch, den Esel fuhrwerken lassen je nach der Lust und der Bosheit einiger Spitzbuben, welche die Sache bloß so weit angeht wie einbrechende Diebe eine Geldkiste. Das ist wirklich ein hart Ding, und besonders für eine Frau, welche glaubt, einen gescheidten Mann geheirathet zu haben, einen Ausbund; der wird auf einmal rappelköpfig, sturm am Hirn, viel ärger, als wenn ein Roß den Koller hat. Wenn sie wirklich aus der Haut fahren thäte, es könnte ihr es niemand verübeln, aber was ist erst erlaubt, wenn diese Richtung des Mannes in einem bestimmten Fall klar hervortritt, wenn er an den äußern Rändern des Wirbels schwebt? Uli verstand von Recht und Gesetz, Formen, Terminen, Kosten u. s. w. gar nichts, er war in diesem Gebiete einem Wanderer gleich, der in stockfinsterer Nacht in einem Urwalde tappet. Wer das erfahren hat, weiß, wie man da d'ran ist. Wenn nun so ein stockdummer Mensch noch einen stockblinden Glauben hat zu irgend einem der Propheten, welche Lügen predigen, welche der Teufel angestellt hat, die Leute in's Unglück zu reiten, wie ein Stallmeister Stalljungen hat, um die Pferde in die Schwemme zu reiten, so kann man sich ungefähr denken, wie es geht, aber um es so recht zu wissen, muß

man ſolche Leute ſelbſt reden gehört haben, ſo aus bloßer Phantaſie, en théorie, kann man ſich dies doch nicht vorſtellen. Sie ſind akkurat wie Kinder, welchen man die Buchſtaben A B C zeigt. Das Lernen des A-B-C beruht auf dem Glauben, denn daß die wunderlichen Striche dieſen und jenen Laut repräſentiren, müſſen die Kinder glauben, und wenn ſie einmal durch Zucht dazu gebracht ſind, daß ſie wiſſen, welches Zeichen das große A bedeutet, ſo drücken ſie mit ungeheurem Nachdruck den Zeigefinger oder Daumen auf das große A und ſchreien gewaltiglich „A“ und dünken ſich groß abſonderlich. Mit Zeit und Weile lernen ſie auch B und C kennen, daran glauben, kommen vielleicht noch weiter, dünken ſich alle Tage größer und ſchreien alle Zeichen gewaltiger, aber den Zuſammenhang der Zeichen kennen ſie noch nicht, und wenn man ihnen denſelben ſchon zeigt, ſo begreifen ſie ihn nicht. Deswegen dünken ſie ſich nicht minder groß, ſondern eben deſto größer. Von einem Zuſammenhang der Buchſtaben wiſſen ſie nichts, darum ſcheint er ihnen lächerlich, ſie wiſſen, was ſie können, und können, was ſie wiſſen; darum ſcheinen ſie ſich ſo wichtig, und wer was mehr weiß, ſcheint ihnen dumm oder ſchlecht.

Nun, ſo ein Uli, der einen Prozeß anfängt, und ſein Lebtag kein Geſetzbuch geſehen hat, geſchweige geleſen, der iſt akkurat ſo ein A-B-C-Bub, der eine neue Fibel oder Namenbuch, wie wir hier ſagen, unter dem Arme hat und zur Mutter läuft mit großem Geſchrei: „Mutter, Mutter, das große A, wo iſt es, wo das große A?“ Zeigt ihm die Mutter das große A, ſo ſchreit er Wochen lang A, A, thut wie ein Elephant in den erſten Hoſen. Kriegt der Uli einen Prozeß unter den Arm, ſo läuft er damit zu den Gelehrten; dieſe ſagen: „A heißt A, und auf das A folgt das B, das kann nicht fehlen, Punktum, hier ſteht es geſchrieben, ſiehſt? Der Prozeß iſt gewonnen, ich nähme es nicht zum voraus, wenn man mir es ſchon geben wollte.“ Das glaubt nun der Uli ſteif und feſt und bildet

sich ein, ein Rechtsgelehrter zu sein, weil er das A auswendig weiß und etwas vom B kennt; wer ihm Zweifel äußert, der hält es nicht mit ihm, mag ihm sein Glück nicht gönnen, ist ein Lumpenhund und meint es mit dem Gegner gut. Es ist ein förmlicher Fanatismus in diesem Glauben, und je blinder und beschränkter er ist, desto leidenschaftlicher, unduldsamer äußert er sich. Wenn so ein Uli könnte, er würde jeden köpfen oder gar hängen lassen, welcher den geringsten Zweifel schimmern lassen würde, als hätte er nicht den besten Handel von der Welt. So ein Uli würde immer so stark verfahren, als ehemals der Groß-Inquisitor von Spanien oder die ehemaligen Ketzerrieher oder Ketzerrichter in Deutschland. Die Eintönigkeit, wo kein anderer Ton mehr anklingt, die Wuth, wenn doch ein anderer zu den Ohren tönet, werden nie aussterben im Menschengeschlechte und zu Tage treten allemal, wenn man der Katze lange genug den Balg gestrichen hat. Die Erfahrung machte nicht bloß Vreneli, die Erfahrung macht man dato im ganzen Schweizerlande. Was dabei noch sehr merkwürdig ist, ist die Festigkeit des Glaubens, wenn er sich einmal gehörig an eine Person geheftet hat. Wie der Tyroler z. B. an seine Amulette glaubte, welche hieb- und schußfest machen sollten, und daran glaubte, so oft er auch verwundet wurde, indem er allemal einer besondern Ursache oder eigener Schuld die Zulassung der Wunde zuschrieb, wie man einen Schatzgräberthoren siebenmal prellen konnte und zum achten Male doch noch Glauben fand, gerade so hat es so ein zum Prozeß angedrehter Uli. Es giebt Leute, welche durch rechtskundige Spitzbuben um ihr ganzes Vermögen gekommen sind und dennoch an die Spitzbuben glauben, und wenn sie wieder zum Vermögen kämen, wieder durch sie sich darum bringen ließen.

Man möchte manchmal vor Zorn die Wände auf springen oder vor Wehmuth sich die Augen aus dem Kopfe weinen, wenn man die alterthümliche und volksthümliche Balgstreicherei

und ihre Folgen ſieht, blinden Glauben, narrechtiges Treiben und endliches Verderben. — Wenn man das Obige begriffen hat, ſo wird man auch begreifen, wie es Vreneli war, daß Uli in dieſen Wirbel gezogen wurde. Der gute Uli begriff nicht, was Menſchen zu reden und zu thun im Stande ſind, wenn in ihren Bereich eine Kuh läuft, welche ſie hoffen mit Streicheln und Sanftthun dahin zu bringen, daß ſie ſich melken läßt. Vreneli verſuchte mehr als einmal noch, ihn vom Prozeſſe abzubringen, denn das Mannli ließ die Sache nicht liegen, wie man Uli, um ihn trotzig zu machen, vorgeſpiegelt hatte. Aber das half alles nichts, er hatte einmal jetzt den Glauben nicht zu ihm, ſondern zu Andern. Vreneli ſtellte ihm vor, es ſei bei dem Prozeß nichts zu gewinnen und nur ein kleiner Schaden zu leiden, wenn man den Prozeß unterlaſſe; verliere man denſelben aber, ſo könne der Schaden leicht zehnmal größer werden, Verdruß und verſäumte Zeit nicht gerechnet. Aber da half alles nichts. „Das verſtehſt du nicht," hieß es. „Ja, wenn ich reich wäre und vermöchte zu ſchenken, aber ich muß zum Kreuzer ſehen, es ſieht mir ſonſt niemand dazu." Wenn dann Vreneli fragte: „Aber magſt du ſolche Kreuzer, haſt du nie gehört, daß ein ungerechter Kreuzer zehn gerechte frißt? und Recht hat das Mannli, du magſt es mir glauben oder nicht!" „Das verſtehſt du wieder nicht," ſagte Uli, „das eben wird ſich zeigen, wer Recht hat, darum prozedirt man ja, wenn man es vorher wüßte, ſo prozedirte man ja nicht. So iſt's, und weiſer als alle Leute wirſt doch nicht ſein wollen. Vreneli mußte ſich darein ergeben, aber es hielt ihns hart. Es wird in Gottes Namen ſein müſſen, Uli wird eins von den Kindern ſein, welche ſich brennen müſſen, um das Feuer fürchten zu lernen; Gott wird ſorgen, daß mit der Zeit die Erfahrung kommt und mit der Erfahrung die Weisheit. Wenn das iſt, in Gottes Namen, ſo prozedire er, und wenn alles d'rauf muß, wenn nur am Ende die Hauptſache gewonnen wird, ſo iſt alles gut, denn was kann der Menſch geben zum Werthe

ſeiner Seele? So faßte ſich Vreneli beſtmöglichſt, aber ſchwer; zu dieſem Verdruß kam ein Bangen, welches den Verdruß verſchlang.

Kapitel 16.

Es kommt Angſt und über jedes eine andere.

Die Baſe begann ſtark zu kränkeln und ernſthaft, die Füße liefen ihr auf, der Huſten plagte ſie, die Nächte waren ohne Schlaf. Das ſei eine beginnende Bruſtwaſſerſucht, ſagte der Arzt. Wenn man Fleiß habe, die Mittel gebrauche, hoffe er der Krankheit zuvor zu kommen, tröſtete er. Die Baſe ſchüttelte dazu den Kopf, Mutter und Großmutter ſeien ungefähr im gleichen Alter, an der gleichen Krankheit geſtorben, das Gleiche werde ihr auch warten, ſagte ſie zum ebenfalls Hoffnung machenden Vreneli. „Es iſt nicht, daß ich das Sterben ſcheue, ach Gott, wie Vielem bin ich entronnen, wenn ich einmal im Grabe ruhe, aber was ſoll aus den Meinen werden? Da iſt meine Sünde, und da werde ich hart geſtraft. Was iſt ſterbenden Eltern der beſte Troſt? Wenn ſie ihre Familie ſo hinterlaſſen können wie einen geſunden Baum, der geſunde Wurzeln und Aeſten langes Leben und ein hohes Alter verſpricht, wenn die Kinder ſo ſind, daß man weiß, man kommt einſt wieder zuſammen. Nun weißt, wie ich es habe, habe keine Hoffnung," und gar bitterlich weinte die Baſe. „Denn," ſagte ſie, „ich bin an Vielem ſelbſt ſchuld. Ich habe gemeint, mit dem Alter komme der Verſtand, wo die Kinder dann von ſelbſt einſehen würden, was recht ſei. Ich zankte nicht gern mit Joggeli, der große Freude an ihnen hatte, ihnen alles nachließ, dachte, das werde ſich ſpäter ſchon machen. Ich ließ ſie beten, aber ob ſie in die Kirche gingen oder nicht, darum kümmerte ich mich nicht, konnte ich doch ſelbſt nicht viel

geben, eine Bäurin hat ſo viel zu thun! Dachte, man könne ſonſt fromm ſein und recht thun, wenn man ſchon nicht in die Kirche gehe, man ſei ja unterwieſen worden und wiſſe, was man ſolle und nicht ſolle, ſo dachte ich. Später ſah ich, daß ich unrecht gedacht, wollte nachher es und konnte nicht. Ich mochte ſagen, was ich wollte, ſo hörten ſie mich nicht oder begriffen mich nicht, lachten mich endlich gar aus, weil ſo altväteriſches Zeug nicht mehr paſſe in die heutige Zeit. Von der Welt waren ihre Herzen voll, das hatte ich ſorglos zugelaſſen; als ich ſpäter den rechten Samen ausſtreuen wollte, hatte er nicht Platz darin, fand den guten Boden nicht, Dornen und Diſteln hatten bereits ihn bedeckt. Ihr Trachten war, auf die Augenluſt, Fleiſchesluſt, die Hoffahrt des Lebens geſtellt, ich konnte lange reden, ich predigte tauben Ohren und predige noch heut zu Tage tauben Ohren. Was ſoll aus meinen Kindern, was ſoll erſt aus ihren Kindern werden? Bin froh, es nicht erleben zu müſſen, und doch graut mir vor dem Sterben, hätte ſo gern noch was für ſie gethan. Denk', wenn ſie ſterben und am Ende ihnen die Augen aufgehen über ihr Elend und ſie dann ſagen, daran iſt unſere Mutter auch ſchuld. Oder wenn ſie kommen an den Ort der Qual und ich ſie da ſehen müßte und denken in alle Ewigkeit, daran biſt du auch ſchuldt könnte da wohl ein Himmel für mich ſein? Was ſoll aus Joggeli werden? Er iſt in vielen Sachen ganz wie ein Kind, hat er noch einige Jahre zu leben, ſo bringen ſie ihn rein um ſeine Sache. Ihr dauert mich auch, denn was ſie jetzt Joggeli alles angeben werden, kann man ſich denken. Macht ja, daß ihr den Zins immer geben könnt, dein Mann ſoll ſich los machen von den beiden Burſchen, die immer mit dem Maul zahlen wollen, ſonſt geht es nicht gut. So iſt, wohin ich ſehe, bloß Trübes und Trauriges, ich bin froh, es nicht erleben zu müſſen, und ſollte es doch gut machen helfen, dieweil ich auch ſchuld daran bin. Ach, ich kann nicht ſagen: „Vater, es iſt vollbracht!“ wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß Gott gelinder

ſtrafe, als man es verdient, daß bei ihm möglich ſei, was Menſchen unmöglich ſcheint, daß er alles zum Beſten leite, ſieh, ich verzweifelte noch in meinen letzten Tagen. Härter liegt nichts auf dem Herzen, glaub' es mir, als zwei Kinder zu ſehen im Rachen der Welt, der Pforte der Hölle, und an den Armen keine Hände zu haben, ſie herauszuziehen."

Vreneli wollte tröſten, aufrichten, aber wie ſchwer iſt das nicht, wenn man das Herz ſelbſt voll hat zum Zerſpringen, und wenn es einen dünkt, die Klagen ſeien wahr, in gleicher Lage wäre es einem eben ſo? Was hatten ſie zu erwarten, wenn die Baſe ſtarb, und wen hatte Vreneli noch auf der Welt, bei dem es Rath und Troſt ſchöpfen, ſein Herz ergießen konnte, ſeit Uli ſeinen Glauben ſeinen Götzen zu gewandt, ungläubig gegen Vreneli geworden war? Es wußte nichts, als mit der Baſe zu weinen, ſie zu bitten, guten Muthes zu ſein, ihr Leben zu friſten ſo lange als möglich ſeinetwegen, denn wenn ſie 'mal im Grabe ſei, dann ſei ihr Stern erloſchen und das Elend vor der Thür. Es hätte nicht umſonſt Pathe ſein müſſen einem armen Frauell und ſich entſetzen über deſſen Armüthigkeit, es wiſſe jetzt, daß es ſich dazu vorbereiten ſolle, und dies wolle es thun alle Tage, denn dahin werde es mit ihnen kommen, wenn nicht noch weiter, jammerte Vreneli. „Du guter Tropf," ſagte die Baſe, „wenn es mir beſſer d'rum wäre, faſt müßte ich lachen. Ihr habt noch nichts erlebt, wem geht es immer wie gewünſcht, ohne Angſt und Anſtand? Glaubſt, ihr wäret die Einzigen, welche nicht Lehrgeld zahlen müſſen in der Welt, welche Thorheit büßen müſſen, oder welchen Gott handgreiflich darlegt, daß man ſich nicht auf Menſchen verlaſſen müſſe, noch auf des Menſchen Herrlichkeit? Wenn ihr hier ſchon nichts verdient oder noch dazu um alles kommt, was ihr habt, ich habe doch nicht Kummer um euch wegem Durchſchlagen durch die Welt. Du und Uli werdet euer Brod allenthalben finden, ſo lang' ihr euern guten Namen habt, dafür wirſt du ſorgen. Bereite dich, noch

viel Härteres zu ertragen. Was kommt, nimm immer mit Dank auf, daß es nicht härter iſt, und mache dich wieder auf Härteres gefaßt. Sorge nur dafür, daß du die Kleinen dem zubringſt, der da geſagt hat: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich.“ Beſonders dieſes da, mein klein Schätzeli,“ ſagte die Baſe und drückte das kleine Vreneli, welches auf ihrem Schooſe ſaß, an ihr Herz. Das kleine Mädchen war ihre Freude auf der Welt, ſo gleichſam das einzige Blümlein, welches einem alten Gärtner übrig blieb. Das Kind vergalt dieſe Liebe treulich. Vom frühen Morgen an war es drüben und mußte Abends zumeiſt ſchlafend heim getragen werden. Es war der Baſe kleine Aufwärterin, trug ihr hin und her, was ſie bedurfte, ihre Geſellſchafterin, klöpperlete mit ihr, ſo viel ſie wollte, ihr Schulkind, ſie lehrte es buchſtabiren und zwar mit Sanftmuth und Geduld, ſo daß die Kleine Fortſchritte machte wie ein klein Hexlein, dazu erzählte ſie ihm ſchöne Geſchichten und redete ihm zu, was es Vater und Mutter ſein ſolle, und das Kindlein nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und bei den Menſchen, und Alle ſagten, und wirklich nicht ohne Grund, es ſei weit über ſein Alter, ſie hätten noch keins ſo geſehen. Mit dem Kinde gab ſich jemand ab, und zwar nicht pedantiſch mit Buchſtabenzeigen bloß, oder ſonſtiger Schulfuchſerei, ſondern in warmer Liebe, mit ſchönen Geſchichten und lieblichen Worten, welche einem Kinde ſind, was im Frühling den Blumen der Thau. Es verderben gar unendlich viele Kinder am Geiſte, weil ihnen eben dieſer warme weiche Thau fehlt, die edelſten Keime vertrocknen, gehen nie auf. Es haben gar unendlich viele Kinder ihrer Großmutter viel mehr zu verdanken, als den gelehrteſten Herren Profeſſoren, welche oft nicht viel Anderes ſind, als vertrocknete Haarſeckel.

Joggeli benahm ſich eigen gegen ſeine Frau, er war böſe über ſie, zürnte ihr, daß ſie krank war. Der alte Mann fühlte wohl, was ſie ihm war, ſeine Stütze, ſein Stab im Leben,

und was er würde ohne ſie; aber eben deswegen hätte ſie nicht krank ſein ſollen, den Aerger darüber ließ er gleich einem unartigen Kinde an ihr aus. Bald ſagte er, ſie bilde ſich nur ein, krank zu ſein, bald ſchonte ſie ſich zu wenig, brauchte ihm nicht Arznei genug, fuhr zu wenig den Quackſalbern nach; ſie hatte ihre liebe Noth mit ihm. Er ſchleppte ihr ſogar einmal einen Arzt herbei, ſie wußte lange nicht, war es ein alter Bettelmuſikant oder ein verkleideter Kapuziner, dem Schmutz nach, der rund an ihm herumlag, hätte er am erſten das Letztere ſein können, indeſſen die Tonſur fehlte ihm, ſtatt deſſen hatte er altes Haferſtroh vom vergangenen Jahre und Bruchſtücke von Hanfſtengeln in ſeinem verwilderten Haar, das ihm um ſeinen ungewaſchenen Kopf hing. Denſelben hatte Joggeli einmal in einem Wirthshauſe erzählen hören von ſeiner erſtaunenswürdigen Geſchicklichkeit, wußte aber nicht, daß ſeine Frau ihm ſelten anders ſagte, als: du Hagels Lügner. Derſelbe erzählte, wie er ſchrecklich berühmt ſei und manchmal gar nicht wiſſe, wie wehren; von zuhinterſt in Deutſchland ſchrieben ihm die berühmteſten Doktoren, wenn ſie in Verlegenheit ſeien, und fragten ihn, was er meine. Er habe ſchon Manchen aus der Dinte gezogen, der es nicht rühmen werde, aber er habe es aufgeſchrieben. So habe ihm Einer geſchrieben aus einer Stadt, man ſage ihr nur Berlin, es ſei die Hauptſtadt von Rußland, derſelbe ſei Hofrath und heiße Schüli, und ihn gefragt, was er machen ſolle wegen der Cholera, die wolle kommen. Das ſei eine grauſame Krankheit, fange bei den Beinen an, bis zuletzt die Haare auf dem Schädel ſo feurig würden, daß man Schwefelhölzer daran anzünden könnte; dem habe er geſchrieben, was er machen müſſe, der Ketzer habe ihm noch nicht gedankt. Aber ſo machten ſie es, die Hagle, ſie behielten ſeine Räthe, würden Hofräthe, und kein Menſch in Rußland wiſſe, daß die Sache von ihm komme. Er habe angerathen, jedem Patienten ſieben Tage, ehe bei ihm die Krankheit ausbreche, nichts zu geben, als Buttermilch mit

Saanenkäse, in die Maaß Milch ein Pfund Käse geschabt, alle zwei Stunden eine Portion, er sei gut dafür, die Krankheit breche nicht aus. Nun sterbe in ganz Rußland kein Mensch mehr an der Cholera, da sei er gut dafür, aber dem Kaiser werde man nicht sagen, das habe Lürlipeterli angegeben; er glaube seiner Seele nicht, daß er sein Lebtag je Hofrath werde. Es nehme ihn jetzt wunder, wie es ihm mit dem Papste gehe. Es hätten ihm nämlich zwei wunderbar vornehme Herren von Rom, er glaube, sie seien dem Papste verwandt, wenigstens seien sie, nach allem zu schließen, sehr gute Freunde von ihm, geschrieben. Die hätten den Staar und schrieben ihm, sie hätten von ihm gehört, wie er berühmt sei im Stechen, Keiner sie, und hätten das Vertrauen allein zu ihm, er solle kommen und sie operiren, wenn er es begehre, wollten sie ihm ihre Kutsche schicken, sechsspännig, sonst solle er kommen, wie es ihm beliebe, sie wollten zahlen, bis er zufrieden sei. Gelänge ihm die Operation, so könne er ein steinreicher Mann werden, denn in Rom sei fast die Hälfte der Menschen blind von wegen dem feuerspeienden Berg, welcher dort sei, der verblende die Menschen und mache ihnen den Staar, den Berg nenne man Vulkan. Er wisse nicht, ob er gehen werde, denn sie wären im Stande und behielten ihn dort mit Gewalt, wenn sie merkten, was er könne, und das wäre ihm doch nicht anständig, er müßte vielleicht gar noch katholisch werden, und das möchte er erst nicht, er habe sein Lebtag keiner Religion viel nachgefragt, geschweige der katholischen. So erzählte der Doktor, und je abenteuerlicher er berichtete, desto mehr fand er Glauben und Respekt, denn die meisten Leute sind eben nicht aus der Wahrheit, haben kein Gefühl für die Wahrheit, glauben eher zehn Lügen als eine Wahrheit.

Den schleppte Joggeli seiner Frau zu, wollte, daß sie ihn brauche, denn er müsse mehr können als alle Andern, weil man so weit herum von ihm wisse, meinte Joggeli.

Als er kam, machte er ein sehr bedenklich Gesicht und

ſagte: die Sache ſei böſe und wohl weit gegangen; wenn Einer helfen könne, ſo ſei er es, aber er wiſſe nicht, gehe es noch, oder gehe es nicht. Der Bruſtkaſten ſei zu eng, Lunge und Leber hätten nicht mehr Platz, das gehe vielen fetten Leuten ſo; ſo wie ſie dicker würden, würden auch Lunge, Leber und das Herz größer, begreiflich, da werde es ihnen dann zu eng im Kaſten, denn der wachſe nicht, der ſei von Knochen, und bekanntlich ſeien Knochen Knochen. Die Hauptſache ſei nun, daß man den Kaſten größer mache, damit es wieder Platz gebe; er hätte ſchon lange eine Maſchine erſinnet, um ſolch' zu eng gewordene Kaſten auszudehnen, aber hätte noch keinen Schmied gefunden, welcher ſie ihm zum Dank gemacht, denn die müſſe apart fein gemacht ſein wegen des Hineinbringens, daſſelbe ſei nicht leicht. Einſtweilen ſei das Beſte, die Bruſt alle Tage zweimal mit heißem Hundsſchmalz einzureiben, das bringe ſie auch auseinander, aber nur langſam. Deswegen müſſe man auch etwas machen, um Lunge und Leber zuſammenzuziehen und Platz zu machen inwendig; da ſei nichts beſſer, als alle Abend vor dem zu Bette gehen ein Glas Branntwein und brav Abführen. So hätte er einſtweilen, bis er die Maſchine im Gang hätte, ſchon Manchem geholfen, an welchem die geſchickteſten Aerzte nichts hätten machen können. So ſchwatzte Herr Lürlipeterli, und Joggeli ſperrte Maul und Naſe auf über ſolche Weisheit, welche in Iſrael noch nie erhört worden. Seine Frau aber ſchüttelte den Kopf, wollte keinen Glauben faſſen; als der Arzt fort war, ſagte ſie, eine ſolche Kuh ſei ihr noch nie vor die Augen gekommen, mit dem ſolle er ſie ruhig laſſen.

Joggeli war böſe darüber, klagte ſehr, es wäre ſeiner Frau noch gut zu helfen, aber ſie mache ſich ſo köpfig, daß nichts mit ihr anzufangen ſei. Die gute Mutter wußte wohl, daß ihr Uebel nicht zu heben, bloß der Verlauf deſſelben zu erleichtern ſei, dafür hatte ſie einen Arzt, der freilich weder Hundsſchmalz noch Branntwein verordnete. Ihren Kindern

hätte ſie gern geholfen, ihnen die Augen aufgethan, für's Zeitliche und Leibliche auf beſſere Wege ſie geführt, aber alle ihre Mühe war vergeblich. Die Juden meinten, als Jeſus ihnen einmal die Wahrheit ſagte: „Das ſind harte Worte, wer mag ſie hören?“ und gingen hinter ſich. Nun giebt es viele Naturen, welche chriſtliche Worte nicht mehr vertragen mögen, ſo wenig wie verdorbene Magen tüchtige Speiſe; Widerwillen und Ekel laufen ihnen im Munde zuſammen und ſchütteln den ganzen Körper. Soll man das Chriſtenthum dieſen verdorbenen Magen accommodiren und verdünnen, bis ſie es ertragen mögen, oder ſoll man dieſe hinter ſich gehen laſſen in Gottes Namen? Was verſteht Paulus unter der Milch, welche er für Kinder bereite, und darunter, daß er Allen Alles werde, damit er ſie Chriſto gewinne? Sicherlich nicht ein Verkümmern oder Verläugnen der Wahrheit, denn wer redet Menſchen ſchärfer in's Gewiſſen, als Paulus den Corinthern, und fragt er nicht: „Oder ſuche ich den Menſchen gefällig zu ſein? Zwar wenn ich den Menſchen noch gefällig wäre, ſo wäre ich Chriſti Knecht nicht, und ſo jemand auch ein anderes Evangelium predigt, als ihr es empfangen habt, der ſei verflucht.“ Mit der Accommodation wird ein gar ſchmählich Spiel getrieben. Chriſtus wird aus dem Chriſtenthume herausaccommodirt, das Chriſtenthum aus den Kirchen und dagegen eine Moral eingewäſſert, in welche jede Regierung, jeder Polizeiminiſter das Beliebige rührt. Eine Moral in Juriſtenhänden iſt ein Stücklein Wachs in Schneidershänden, bald rund, bald viereckig, bald ſo, bald anders wird es geknetet. Es iſt eine Moral, daß Gott erbarm, ob welcher die Menſchen nicht bloß des Teufels werden möchten, ſondern wirklich auch des Teufels werden. Es iſt eine Staatsmoral, ob welcher ſogenannte Staatsmänner leiblich den Hals brechen, und was dann aus ihren armen Seelen wird, iſt Gott bekannt.

Dem Baumwollenhändler ſagte die Mutter nichts, an dem hatte ſie nichts erzogen und wußte wohl, daß man Perlen

nicht vor die Säue werfen soll. So einem geschliffenen Schliffel von Religion zu sprechen, dazu braucht es wirklich schon einen großen Muth. Selbst mit Johannes redete die Mutter nur leise und mit Zagen, was er auch denke, und wo das hinaus solle, er und seine ganze Familie machten ihr so großen Kummer. Johannes war nicht ohne Gefühl, die Mutter war ihm immer lieb gewesen, er sagte oft, wenn sein Babi wäre wie die Mutter, er würde einen Finger von der rechten Hand geben. Aber geistliche Zusprüche mochte er doch nicht, sie machten ihm wunderlich, sie krabbelten ihm in den Gliedern, er wurde ungeduldig, kriegte einen seltsamen Kitzel im Halse, daß er lachen mußte, wenn es ihm schon nicht um's Lachen war. „Mutter, habt nicht Kummer," sagte er dann, „die Sache ist nicht halb so gefährlich, so bös gehen wird es nicht. Braucht das Doktorzeug nur gut, so wird es Euch schon bessern. Es ist schon mancher Mensch krank gewesen und ist wieder besser geworden," und unter irgend einem Vorwande machte er sich von der Mutter weg. Mit Elisi war es aber anders, die war, als ob sie ein Herz von Blech hätte, die Mutter mochte sagen, was sie wollte, es machte ihr weder kalt noch warm, sie nahm weder Antheil daran, noch Notiz davon, schimpfte über ihren Mann, häßelte mit den Kindern, plagte die Mutter fürchterlich mit Eifersucht gegen das große und das kleine Vreneli, sagte höchstens, sie solle doch aufhören mit ihrem Gestürm, sie mache ihr so Langeweile; dann konnte sie wieder Angesichts der Mutter die kindlichste Freude haben an einem Kleidungsstück, sich vor dem Spiegel hin und her wenden, und mitten in Hustenanfällen sollte die Mutter ihr sagen, ob es ihr nicht gut stehe, ob es ihr nicht b'sunderbar gefalle. So eine Tochter zu haben, die schon Mutter mehrerer Kinder ist, das ist wirklich ein hartes Kreuz auf dem Todtenbette. O Mütter, bedenkt's! Und zu der Tochter eine Schwiegertochter, um kein Haar besser und auch wieder mit mehreren Kindern behaftet, das war ein zweites Kreuz und ein nicht minder schweres.

Trinette zwar zeigte ſich nicht, Kranke beſuchen war nicht ihre Liebhaberei, alte Leute verachtete ſie in Bauſch und Bogen. Es ſei doch nichts wüſter, ſagte ſie, als ſo eine alte Frau, die nichts mehr von neuen Moden wiſſen wolle und am liebſten ihre fünfzigjährigen Hochzeitskleider trüge. Pfi Tüfel! Einmal ſie begehre nicht ſo alt zu werden, oder wenn es ſein müßte, denn expreß jung hängen möge ſie ſich doch nicht, ſo wolle ſie dafür ſorgen daß kein Menſch wiſſe, wie alt ſie ſei; ſie wiſſe, wie man das mache, eine alte Hebamme habe es ihr einmal geſagt, dieſe hätte lange in der Stadt gedient und gewußt, wie die Stadtfrauen das machten. Trinette und Eliſi waren beide ungefähr gleich blechern um's Herz. Trinette hatte vielleicht etwas mehr Energie und Eliſi mehr Bosheit, ſie waren wie zwei Kutſchenpferde von gleichem Schlag und gleicher Farbe, von denen das eine lieber ſchlägt, das andere lieber beißt, eines beſſer ausgreift im Trott, das andere ſich hütet, die Stricke anzuziehen. Die gute Mutter konnte nichts abbringen an ihren Kindern, konnte nichts, als für ſie beten, ſie hatte nicht einmal den Troſt, daß Joggeli fortfahren werde, was ſie umſonſt verſucht. Joggeli und die Kinder redeten mit Aerger davon, wie geiſtlich die Mutter werde, fragten: wer Tüfel ihr das angethan, ob etwa ein Pfaff' zu ihr komme oder eine Betſchweſter. Wenn ſie wüßten, wer ſchuld daran wäre, dem wollten ſie den Marſch machen.

Sie meinten, ſo etwas könne bloß von außen herkommen, von dieſem oder jenem, wie in der That oft, beſonders bei Entſtehen von Sekten, etwas an die Leute kommt, ſieht aus wie Chriſtenthum, iſt's aber nicht. Sie hatten keinen Begriff davon, daß in geſunden Gemüthern ein Keim liegt, der früh belebt, langſam wächst, unbemerkt im Innern ſich entwickelt und vielleicht erſt leuchtend ſichtbar wird, wenn das Licht des Lebens erlöſchen will. Einen ſolchen Keim hatten ſie aber nicht in ſich. Indem er eben nicht in ihnen war, die Welt aber ganz Anderes in ihnen ausgebildet hatte, war eine

Kluft zwiſchen ihren Gemüthern entſtanden, faſt wie zwiſchen dem reichen Mann und dem armen Lazarus, ſie konnten nicht mehr zu einander kommen, die Mutter und die Kinder. Das hatte gewiſſermaßen ſein Gutes, ſie kamen ungern und blieben nicht lange. Die Furcht, die Mutter möchte von Breneli ausgeplündert werden an Kleidern und Kleinodien, hatten ſie nicht, ſo weit hatten ſie es im Vertrauen gebracht, daß ſie es weder dem Einen noch dem Andern zutrauten. Deſto mehr war Breneli dort, es war ihm dort wie bei einer Mutter. Es iſt ein eigenes Wort: bei der Mutter ſein. Es giebt Mütter, wo es den Kindern, wenn ſie zur Mutter kommen, wird wie einem Küchlein, das unter die Flügel der Henne flieht, wenn es ihm zu kalt wird draußen in naſſem Graſe oder eine Krähe in der Nähe iſt. Sind dann augenſcheinlich die Tage der Mutter gezählt, macht man ſich gegenſeitig kein Hehl mehr daraus, dann miſchen Wohl und Weh gar ſeltſam ſich in einander. „Will noch bei dir ſein," ſagt die Tochter, „es kommt eine Zeit, ich kann nicht mehr zur Mutter," die Thränen rinnen, und ſchmerzlich zuckt das Herz zuſammen. Dann wird es der Tochter wohl, faſt möchten wir ſagen, ſelig bei der Mutter, wenn die Krankheit Ruhe giebt. Beide Herzen liegen offen vor einander, was die Tochter hofft, was die Mutter wünſcht, was beide freut oder kümmert, ſchwillt in einander, verwebt ſich zu dem wunderſamen Gemeingut, welches die Mutter hinübernimmt, die Tochter hier behält, keine mehr, keine minder hat, jede alles hat, welches ein kleiner Theil des großen Schatzes iſt, den die Kirche Gemeinſchaft der Heiligen nennt. Das iſt das wunderſame Gut, wo, je mehr Einer hat, deſto mehr er den Andern gönnt, je größer die Menge der Theilnehmer wird, deſto größer die Theile der Einzelnen werden, mit der Zahl der Erben das Erbtheil wächst. Aus dem ſüßen Weh weckt wohl der Schlag der Uhr, den Verlauf der Zeit, welche kein Erbarmen kennt, verkündend. „Muß gehn," ſagt die Tochter. „Bleibe noch ein klein Weilchen,

weißt nicht, wie lange es währt," meint die Mutter. Endlich muß es doch ſein, es muß die Tochter gehn, aber allemal begleitet ſie bis beim der gleiche Seufzer: „Wenn die Mutter nicht mehr iſt, wie wird es mir ſein?"

Vreneli hatte vielfach Urſache, ſo zu ſeufzen. Wenn es daheim war, ſo ſagte es oft: „Will zur Baſe gehen, kann es dort vielleicht vergeſſen, aber wie es gehen ſoll, wenn ich nicht mehr dorthin kann, das weiß ich nicht." Es war wirklich ein bös Dabeiſein, die ganze Hausgenoſſenſchaft ſchien eine große Bande zu ſein, Einer des Andern Feind, Einer wider Alle und wiederum Alle wider Einen. Sie waren vollſtändig in den Geſindeverruf gekommen, welcher früher ſchon angedeutet wurde. Was Rechtes meldete ſich gar nicht mehr bei ihnen, und je ſchlechtere Leute Uli hatte, deſto böſer mußte er mit ihnen ſein, deſto öfter mußte er ändern, deſto mühſamer und ſchwerer ging jede Arbeit, deſto mehr ward er verrufen. Iſt man 'mal in dieſer Lage, ſo iſt man wie verheret, wie ein Krametsvogel auf einer Leimruthe, wie ein Menſch, der in einen Sumpf gefallen, je mehr er zappelt, deſto tiefer ſinkt er ein. Es verleidete Vreneli ordentlich das Leben, wenn alle Augenblicke was Neues losbrach, eine Liebesgeſchichte mit böſen Folgen, eine Diebesgeſchichte, von der man nicht wußte, wie weit ſie reichte, und bei welcher ſchwer auszumitteln war, ob nicht wenigſtens Hehler ſei, wen man des Diebſtahls nicht beſchuldigen konnte, eine Vernachläſſigung in den Ställen, welche Uli viel Geld koſtete und faſt aus der Haut trieb, oder was das Allerärgſte war, Leichtfertigkeit mit dem Feuer, ob welcher das Haus in Feuer aufzugehen drohte. Bald hatte Einer im Stall die Lanterne geſchneuzt, den glimmenden Docht in's Stroh geworfen, bald Einer Heu gerüſtet und Feuer d'rein gemacht, als er die Pfeife räumte, eine Magd heiße Aſche an eine hölzerne Wand geſtellt oder war unvorſichtig mit offenem Lichte in brennbaren Stoffen herumgefahren oder hatte Holz eingelegt wider allen Befehl, nur damit ſie am Morgen eine Mi-

nute oder zwei länger faulenzen könnte. Kurz, alle Augenblicke war so was los, und das höchste Wunder war, daß das Haus ihnen nicht längst über den Köpfen zusammengebrannt war. Nun ist auf der Welt kaum was peinvoller als die Angst vor Feuer, besonders wenn es Abend wird und Nacht. Man geht noch allenthalben herum und forscht, ob nichts Verdächtiges sei, hat man die Runde gemacht, so riecht man entweder was Verdächtiges oder hört Töne wie Knistern, Spretzeln und fängt die Runde von neuem an, legt sich endlich zu Bette; hat man aber kaum den Kopf auf dem Kissen, so fährt man von neuem auf, denn jetzt hat man es gar zu deutlich gehört, wandert frisch im Haus herum und findet nichts, legt sich wieder nieder, schläft ein, träumt, das Haus brenne, ist an Händen und Füßen gebunden, kann nicht aus den Flammen. Hat man sich endlich nach schrecklichen Qualen frei gerungen, springt auf in Schweiß gebadet, so ist all nichts, nichts als Nacht und nirgends Flammen, man hat bloß geträumt. Ja, das sind Qualen, welche nur der kennt, welcher mal diese Angst vor dem Feuer so recht im Leibe gehabt hat.

Dazu kam noch der Prozeß, welcher in vollem Gange war. Der kleine Handel war von kundigen Mäulern zu einer großen Geschichte aufgeblasen worden. Wenn Vreneli vom Feuer träumte, träumte Uli vom Prozeß, plädirte manchmal im Traume dem besten Advokaten z'trotz, redete von Terminen, Beweisen, Zeugen und Läumden. Es ging Uli wie es den Meisten geht, wenn sie zum ersten Male mit einem Prozesse behaftet werden; der Prozeß frißt sich in ihre Seele ein, bildet den alleinigen Mittelpunkt ihrer Gedanken. Tage, Wochen lang buchstabiren sie denselben bald vorwärts, bald rückwärts, schlagen mit einzelnen Paragraphen, welche ihr Agent sie gelehrt, wie mit Knütteln d'rein, verlieren Muth und Sinn für andere Sachen, kommen sich nebenbei sehr wichtig vor, dieweil sie einen Prozeß haben, welchen ja nicht jeder hat, meinen, ihr Prozeß müsse allen Menschen ungeheuer wichtig vorkommen,

darum geben ſie ihn männiglich zum Beſten, der ihnen auf Schußweite nahe kommt. Dazu kommt noch ein gewiſſes Bangen über den Ausgang, deſſen ſind ſie im Herzen doch nicht ſo ganz ſicher, wie ihr Mund es ausſpricht; ſie ſuchen daher dieſes Bangen durch die Urtheile zuſtimmender Menſchen zu beſchwichtigen. Nun werden allerdings mit ſeltenen Ausnahmen Alle, denen man in Wirthshäuſern, auf Straßen während dem Kirchengehen oder Marktgeläufe den Handel vorträgt, dem Erzähler vollkommen Recht geben. „Nur ausgefahren," wird es heißen, „du haſt Recht, deren Händel habe ich ſchon hundertmal erlebt, kenne die Sache, d's Land auf d's Land ab Keiner beſſer, aber glaubſt mir nicht, ſo frage noch Andere." Nun geht der Prozeßmann glücklich heim, ſchläft diesmal ruhig, aber am andern Morgen fängt das Bangen ſchon wieder an zu wurmen, er läuft wieder einer Beſtätigung nach, freilich keiner richterlichen, aber doch einer, welche ihm wohl macht einige Stunden und zu einer ruhigen Nacht verhilft, denn den Meiſten hängt vom Ausgang eines Prozeſſes ihre Exiſtenz ab. Der Werth, um den prozedirt wird, mag vielleicht bloß einige Groſchen betragen, aber die Koſten, welche auf den verlierenden Theil fallen, können raſch auf einige hundert Gulden ſteigen; die Herren Advokaten wiſſen noch ganz andere Rechnungen zu ſtellen als die Herren Schneider, welche gewöhnlich an die Rechnung ſetzen, was ſie zu wenig an's Kleid geſetzt; es iſt halt ſo ein kleiner Verſchuß, dem ſie unterworfen ſind, ſo von Handwerkswegen. Man hat Beiſpiele im Canton Bern, daß Prozeſſe wegen einem Ei und wegen einer Stroh-Bürde über zehntauſend Gulden koſteten. Ja, zehntauſend Gulden machen eine Summe aus, welche in's Tuch geht und ſelten Einer in der Hoſentaſche mit ſich trägt. Indeſſen muß man das doch den meiſten Herren Advokaten nachreden, ſie nehmen bloß die Wolle, ſelten die Haut dazu, ſie ſind kluge Schafſcheerer, dieß ſchinden die Schafe auch nicht, ſondern ſcheeren ſie bloß, denn wenn ſie die Schafe ſchinden thäten, ſo wüchſe keine Wolle

mehr nach, und das Scheeren wäre ein für allemal aus, thut man aber klüglich, so kann man alle Jahre frisch d'ran hin, bei Schafen mit gröberem Haar sogar zweimal im Jahr.

Probire aber einmal! Einer, diesen Rath möchten wir dringlichst geben, und trage immer seines Gegners Sache als die seine vor, und zwar so scharf und bündig, als sie seines Gegners Rechtskundius vorträgt, und höre dann auf das Urtheil der Menschen. Unter zehn werden ihm wiederum neun Recht geben und sagen: „Du hast Recht, fahr aus, es fehlt dir nicht, hat's schon hundertmal erfahren!" Dann weiß er, woran er ist, und was an dem Urtheil der Menge ist. Nun, das that eben Uli nicht, er lief auch dem Urtheil der Menge nach, um sich zu trösten; die Summe, welche nach und nach sich auf's Spiel stellte, war nicht unbedeutend, betrug schon mehr als doppelt so viel, als die ganze Kuh werth war. Uli's Agent hatte ihm schon mehr als einmal gesagt: „Wenn du mir etwas Geld auf Abschlag geben könntest, so wäre es mir anständig; es sind böse Zeiten, es geht nicht ein, und gewiß, weißt wohl, kauft jede Sache besser gesalbet als ungesalbet. Du gewinnst, dann kriegst alles wieder, es fehlt dir nicht."

Indessen lag alles noch in hängenden Rechten, der Entscheid schob sich immer weiter hinaus. Diese Ungewißheit, dazu der tägliche Verdruß, die harte Arbeit und doch das Nichtvorwärtskommen zehrten gar mächtig an Uli, er sah aus wie ein Marterbild, und Vreneli bekam recht Angst um sein Leben. Darum konnte es um so geduldiger seine zunehmende Mißstimmung, in welcher er selten einem Kinde mehr ein gutes Wort gab, ertragen. Er hatte von seinem Gelde gekündet, aber es half nicht viel; wenn unten in einer Flasche ein Loch ist, so kann man lange oben eingießen, die Flasche wird nicht voll. Ein solch Loch war der Prozeß. Es lebt selten ein Pächter auf Erden, welcher das Prozediren ertragen mag, ohne die Auszehrung zu bekommen. Es ist wirklich nicht angenehm, wenn man einen Geldsekel hat, welcher einer halben Sanduhr gleicht, und zwar

dem obern Theile, wo der Sand allmählig, aber unaufhaltsam niederrinnt, bis die ganze Büchse leer ist. Nun, an einer Sanduhr macht das nichts, ist's oben leer; kehrt man den untern Theil herauf, so ist's eben wieder voll und alles im Alten, und das Rinnen beginnt aufs neue. Aber bei einem Geldseckel ist's eben was Anderes, dem fehlt der untere Theil, ist's oben leer, so ist unten auch nichts mehr, da kann man den Geldseckel hundertmal rund um drehen, leer bleibt leer. Man könnte die Vergleichung drehen und sagen, der obere Theil der Büchse sei der Client, der untere der Advokat, was oben wegrinne, laufe dem Andern in's Maul, und so ja freilich, drehe man das Ganze um, so finde man oben beim Advokaten wieder, was der Client habe rinnen lassen; die Frage sei nur, ob der Advokat Gegenrecht halten und wieder wolle laufen lassen, was er habe. Aber die Sache ist doch nicht so, denn drehe man lange den Advokaten, in den alles geronnen, oben auf, so ist doch nichts oder wenig mehr in der Büchse. So ein Advokat ist noch lange nicht der untere Theil einer Sanduhr, welcher behält, was oben einkommt, weil er unten kein Loch hat, ein Advokat hat gewöhnlich viele Löcher, wo rasch abrinnt, was oben 'rein kommt, daß, je mehr hinein kommt, desto mehr unten ausrinnt, so daß, wenn man ihn schon lange auf den Kopf stellt, ja schüttelt und rüttelt, nichts mehr unten ausläuft, bis man ihn halt wieder irgendwo unterstellt, Clienten oder fette Aemtchen oben auf.

Es kam Vreneli wirklich oft der Gedanke: „Was wartet meiner noch? Die Base stirbt, Uli ist nicht z'weg, wo aus das will, ist Gott bekannt, alle Tage tiefer darin, und in einem Gehürsch, wo was kriegt, wer betrügt; darf nichts sagen, um die Sache nicht noch schlimmer zu machen, wenn Gott nicht wäre, meines Lebens wüßte ich wahrhaftig keinen Rath." Dieser passive, leidende Verhalt war für Vreneli um so schwerer, da dasselbe, rasch und unternehmend, zur Regentin von Gott geschaffen war. Das ist gar ein eigner Punkt, zu etwas er-

schaffen scheinen und was Anderes sollen; aber eben will uns Gott an schwachen Seiten doktern, das sollten wir fassen; was uns leicht geht und lustig scheint, dazu bedürfen wir keiner Ausbildung, aber da, wo wir nichts sind und nichts können, und es doch schön wäre, wenn wir etwas könnten, da müssen wir geschult und angetrieben werden, wenn wir was werden sollen. Die heutigen Schulherren (Schulmeister darf man nicht mehr sagen, denn die Schule ist emancipirt, und die, denen sie gehört, sind ja deren Herren) und sonstigen Pädagogen haben freilich andere Ansichten, aber von wegen der Erbsünde und einem höhern ewigen Leben sind wir ganz anderer Meinung. Eben was uns sehr schwer geht, fast unmöglich scheint, das müssen wir lernen. Wer zum Eingreifen, ja Einhauen sich geschaffen glaubt, soll oft eben das Dulden, das Zuwarten, das stille Wirken und das geduldige Ertragen solcher, welche zum Regieren und Befehlen halt nichts taugen, aber es eben lernen sollten, aushalten lernen, ohne sich zu hängen und aus der Haut zu fahren, siehe Exempel dato im Vaterland. Freigebige sollen von Bahnklemmern und Kreuzerschabern die Vorschriften zu gesetzlicher Freigebigkeit sich machen lassen und ihre wohlthätige Hand Hochdenselben Kreuzerschabern zu gesetzlicher Verfügung stellen, damit diese freiwillige Almosen aus anderer Leute Sack verwalten lernen, da aus ihren eigenen Säcken nie welche geflossen wären. So wurde das rüstige, feldherrliche Breneli nach innen getrieben, zum stillen Ergeben gezwungen, zum Schweigen und Ansichhalten, zum Sammeln und Prüfen der eigenen Gefühle und Gedanken. Aber schadet das was? Schneidet der kundige Gärtner die am üppigsten wachsenden Bäume nicht gerade am meisten und schärfsten zurück, damit sie nicht zu lustig in den Aesten, zu dünn im Stamm, zu schwach in der Wurzel werden für das üppige Geäste, welches keinem Sturmwinde widersteht? Der liebe Gott bleibt immer der allerbeste Lehrmeister, darum werden die Andern alle Tage um so weniger taugen, weil sie nach den eigenen Köpfen fahren

wollen, und zwar jeder nach seiner eigenen, gestern erdachten Methode, statt den alten Lehrmeister zum Vorbilde zu nehmen. Daher wird es denn auch wohl kommen, daß die meisten Kinder dieser Zeit eben nur Lehrplätze sind, so äußerst selten mehr ein Charakter zu finden ist, so selten Einer als Mann hält, was er als Kind versprochen, so selten Einer erleuchtet stirbt, wie erleuchtet er schon vom sechsten Jahre, d. h. schulpflichtigen Alter an, gepriesen wurde. Es ist aber auch wahr, Vreneli hatte mit sich selbst eine harte Arbeit, und oft mußte es unwillkürlich mit der Hand an's Herz fahren, um es zu halten, daß es nicht zerspringe, mußte sich zwingen, mit den Kindern zu reden und zu tändeln, es war ihm, als müsse es seinen Mund verschließen und seine Rede aussterben lassen, und manchmal wollte ihns ein wilder, zorniger Geist ergreifen, wollte in seine Hände fahren, sie reizen, zu turniren mit Pfannen und Schüsseln, wollte Glut werfen in seine Seele, um dann als zorniger Feuerstrom zu fahren aus seinem Munde, in die Schweine hinein, d. h. in Mägde und Knechte, ja manchmal auch über Uli und Kinder. Es mußte Vreneli gar heftig kämpfen mit sich selbst, um zu bewahren einen ergebenen Sinn, Ruhe des Gemüthes und ein mildes Wort. Manchmal wollte es sich ihm schier nicht geben, es erfuhr, was es heiße: „Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht."

Kapitel 17.

Nach der Angst kommt der Tod.

Lenore fuhr um's Morgenroth empor aus schweren Träumen, so ging's auch Vreneli. Vom Brennen hatte es geträumt, hatte seine Kinder in den Flammen gesehen, zu ihnen gewollt und nicht gekonnt, war wie in Ketten und Banden gelegen.

Ein heftiges Klopfen am Fenſter brach den Bann, mit einem Satze war Vreneli mitten im Zimmer, riß die Augen auf, ſtockfinſter war's, ob es geträumt oder nicht, war ihm nicht klar. Da klopfte es noch heftiger; raſch riß es das Fenſterchen auf und rief: „Wo brennt's?“ „Komm geſchwind, die Frau will ſterben, ſie kommt nicht mehr fort mit dem Reden; ſie wollte nie machen, was ich angab, d'rum geht's ihr jetzt ſo; hätte ſie gehorcht, ſie hätte es noch lange machen können, ſo wohl am Leibe wie ſie war.“ Es war Joggeli, der ſo ſprach. Ehe er wieder beim Stock war, war Vreneli hinter ihm, vor ihm in der Stube und fand die gute Baſe im Sterben. Nach Tropfen und Salben griff es ſchnell, die Baſe that wohl die Augen auf, tappte nach ſeiner Hand, ſtrengte ſich augenſcheinlich an, etwas zu ſagen, brachte bloß undeutliche Töne hervor, man wußte nicht, wollte ſie Haus oder Geld oder Hand ſagen, und wenn man nach dieſem oder jenem deutete, ſchüttelte ſie den Kopf und deutete auch, aber man wußte nicht nach was. Bei allem, was man ihr vorwies oder ſagte, ſchüttelte ſie den Kopf, ſeufzte tief auf, ſchlug die Augen, und öffnete ſie hienieden nimmer wieder. Sie habe die Sache nie zu rechter Zeit ſagen können, und man habe eigentlich nie recht gewußt, was ſie meine; wenn man geglaubt, jetzt ſei es ihr einmal das Rechte, ſo ſei es ihr eben nicht recht geweſen; wenn ſie auf ihn gehört, ſie lebte noch, aber ſie hätte es immer ſo gehabt, was er geſagt, habe nie etwas bei ihr gegolten. Daneben ſei ſie eine rechte Frau geweſen, und niemanden gehe es übler als ihm, ſie ſeien an einander gewöhnt geweſen, und ſo alt wie er ſei, gewöhne man ſich nicht mehr gern anders; da dünke es ihn, ſie hätte wohl können ihm zu Gefallen mehr um's Leben thun, das Geld hätte ihn nicht gereut, aber ſo ſei ſie immer geweſen, was ſie im Kopf gehabt, das hätte man ihr nicht mehr heraus gebracht. Das war Joggeli's Leichenklage, von welcher indeß Vreneli wenig hörte, denn ihm war die Mutter geſtorben. Es war, als ſei es vom Eckſtein ſeines

Daseins weggestoßen, schwebe über einem Abgrunde, der unergründlich, unerforschlich seinen Schlund ihm entgegen dehne. Doch seinem Schmerze gab es nicht lange ungemessen sich hin. Vreneli hatte sich unterthan gemacht der Pflicht; wo Pflicht erschien, gehorchte es ihr mitten in jeder Bewegung, wie der Soldat in allen Lagen, sie mögen heißen, wie sie wollen, die Hand an Tschako, Helm oder Käppi legt, wenn ein Offizier vorübergeht.

Vreneli fühlte, daß ihm jetzt hauptsächlich die Besorgung aller Formalitäten oblag, denn Joggeli hatte weder Uebersicht des Nöthigen, noch das schnelle Wort zur Beschickung des Nöthigen. Es drückte die Hand auf's Herz, wischte die Augen aus, stand auf und fragte Joggeli, was er meine, daß jetzt gemacht werden müsse. Eben, sagte er, habe er gedacht, und schluchzte erbärmlich dazu, es sei doch nichts gemacht von seiner Frau selig, daß sie nicht gesagt, wie sie es wünsche, es sei doch sonst überall Gebrauch, daß, wer sterbe, sage, wie man es mit seinem Leichenbegängniß halten solle, und sonst befehle, was er noch möchte. Sie habe kein Wörtlein davon gesagt, und das hätte sie doch sollen, wenn sie es gut mit ihm gemeint. Klagen wolle er nicht, es sei eine brave Frau gewesen, brävere werde es wohl nicht viele geben, aber das Wort hätte sie ihm nicht gegönnt, und wenn er was von sich aus gemacht, so sei er doch nicht recht gewesen; er wolle jetzt auch nichts dazu sagen, vielleicht wäre es doch nicht recht, es solle machen, was nöthig sei, es habe es ihr sein Lebtag besser getroffen als er. Vreneli versuchte nicht zu berichtigen oder zu widersprechen, fertigte vor allem einen Boten an Johannes ab, sandte ein Fuhrwerk nach Eliſi, that sonst das Nöthigste, was üblich ist in solchen Fällen, und hatte noch viel mit Uli zu thun, dem der Tod der Base auch sehr nahe ging, der den Schmerz aber auf ähnliche Weise wie Joggeli ausdrückte. Ihnen sei es viel zu übel gegangen, es sei eine brave Frau gewesen, hätte mit allen

Leuten es wohl gemeint. Jetzt könnten sie zusehen, wie es ihnen erginge. Vor dieser Pacht hätte ihm immer gegraut, aber es hätte müssen erzwungen sein, und jetzt werde man erfahren, wer Recht gehabt, und wie es einem gehe, wenn man höher fliegen wolle, als man Flügel dazu habe.

Vreneli gab darauf nicht einlässigen Bescheid, es war zu weich gestimmt, um diese Weise, seinen Schmerz in Beschuldigungen Anderer auszudrücken, zu züchtigen, wie sie es verdiente. Diese Unart haben übrigens sehr viele Leute. Bei allen Unfällen und Widerwärtigkeiten, auch wenn sie sich dieselben auf die augenscheinlichste Weise selbst zuziehen, fassen sie rasch nach einem Sündenbock, ziehen ihn bei den Hörnern herbei, laden ihm alle Schuld auf; finden sie keine Menschen, denen sie die Schuld aufladen können, so muß Gott selbst herbei und das Lamm sein, welches die Sünden und Schulden der Menschen trägt.

Die Kinder säumten nicht, mit Johannes kam auch Trinette. Vielleicht noch nie in ihrem Leben hatten Elisi und Trinette ihre Tolletten so schnell gemacht, denn wenn es an's Erben geht, kriegen selbst die kriechenden Thiere Beine. Indessen war es mit dem Erben ein schwierig Ding, denn nach der Sitte fallen Kleider und Kleinodien einer Mutter den Töchtern zu, Söhne und ihre Weiber haben keinen Theil daran, als was allfällig im guten Willen der Berechtigten liegt. Elisi war zuerst auf dem Platze. Kaum hatte sie den Vater gegrüßt, hatte an der Mutter Bette einige Male das Gesicht abgewischt, sagte sie: „He ja, gestorben muß sein, man wird sich d'rein schicken müssen, wehren hilft nichts, und mit Wüstthun macht man niemand wieder lebendig." Somit drehte sie sich um, sagte: sie müsse ein anderes Schnupftuch haben, das ihrige sei ganz naß, und öffnete Schrank um Schrank, um eins zu suchen, und wahrscheinlich geflissentlich zu allerletzt den rechten, wo die Schnupftücher, wie sie wohl wußte, ver-

wahrt lagen. Unterdessen war auch Trinette erschienen, und als sie Elisi über geöffneten Schränken sah, derselben zugefahren, ohne um die gestorbene Mutter sich zu kümmern, und hielt die Inspektion mit. Elisi nun war bosshaft genug, dieselbe nicht abzukürzen, sondern so recht auseinander zu legen, was da war, es zu preisen und zu sagen, was dieses und jenes gekostet haben möge, und was sie damit zu machen gedenke. So redete sie, bis der Trinette das Gift im Herzen siedete bis in den Kopf hinauf und Funken sprühete zum Mund heraus. „Du wirst doch nicht etwa meinen, dieses alles sei dein," sagte sie giftig. „Es nimmt mich doch wunder, wo das geschrieben steht, daß eine Tochter alles vorweg nimmt, so viel Mund, so viel Pfund, das ist das wahre Erbrecht. Das käme mir sauber heraus, wenn die Tochter alles allein haben sollte, da könnte ja eine Mutter all ihr Vermögen in Kleider stecken, und somit hätten die Söhne und ihre Weiber das Nachsehen; das wäre kommod, da könnte jede scheinbar den Narren machen wie jene bekannte Wirthin, welche über hundert Dutzend Hemden hatte, über hundert seidne Schürzen, die andern nicht gerechnet, seidene Tüchlein unzählbare, funfzehn schwere silberne, theilweise mit Gold ausgelegte Göllerketten und alles Andere in gleichem Verhältniß, so daß in ihren Schränken ein großes Vermögen stack. So könnte es jede machen, und darum, so viel Mund, so viel Pfund, hörst!" „Ja, ja," sagte Elisi, „wenn es auf dich ankäme, so wäre es so, ich glaub's, aber es haben glücklicherweise andere gescheidte Leute vor dir gelebt und die Ordnung gemacht; wenn deine Mutter stirbt, kannst's dann auch nehmen, heißt das, wenn was zu nehmen ist, was ich nicht weiß." Potz Himmel, wie es da los ging und Trinette keifte, wie sie auch irgendwo zu Hause sei, wo man noch ganz andere Sachen hätte und das hier nur ein Bettel dagegen sei. „Warum willst du dann von diesem Bettel?" grinste Elisi, „der ist jetzt mein und bleibt mein," zog die Schlüssel ab und steckte sie in die Tasche. Ja, jetzt gab es

erst ein Ungewitter, mit bedeutendem Donner drohte es loszubrechen; da steckte Johannes sein schwer Gesicht zur Thür herein und sagte: „Es wäre beim — anständig, ihr hieltet euch still, ihr Hagels Gränne. Was werden die Leute sagen? Höre ich euch noch einmal, so hocke ich euch kehrum auf's Maul, daß ihr das Reden auf acht Tage vergeßt, zählt darauf." Die Drohung wirkte, einen zwei und einen halben Centner schweren Wirth auf dem Munde haben, ist allerdings ein gewichtig Heftpflaster.

Johannes hätte eigentlich nicht Ursache gehabt, so hart zu reden, sintemalen er ein Zwiegespräch mit seinem Vater führte, freilich etwas leiser, welches die Selige vielleicht eben so sehr betrübt hätte, wenn ihre Ohren noch offen gewesen wären menschlicher Rede. Aber Gott schließt den Todten mit den Augen auch die Ohren, er weiß wohl warum. Sie disputirten mit einander, freilich mit Anstand, d. h. ohne Gebrüll, keiner wollte wegen der Mutter Tod zum Pfaffen, d. h. Pfarrer, denn so betitelt reformirte Wirthe, eidgenössische Lieutenants, sogenannte Schullehrer und andere Staatsmänner gewöhnlich die Geistlichen, und allgemach geht die Redeweise auch auf Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Schinder, Sattler und andere Majestäten des Tages über, ja sogar Schulbuben werden bei Anlaß der neuen Sprachlehren in die neuen Sprachweisen eingeübt, begreiflich! Wenn die Herrenmeister des Tages die Kinder nicht alles lehren dürften, was sie wüßten, könnten, wollten, möchten, ja, du lieber Gott, da wären sie in einem halben Tage am Ende ihrer Weisheit, und dann was weiter? Nein, da sind sie viel klüger, akkurat wie viele Müller, welche auch nicht meinen, daß sie das Mehl rein geben müßten, sondern Kleien und Spreuer noch beilaufen lassen, ja Taubenmist und Hühnerbohnen, und was sie irgend vom Mühlenstein abkratzen können, denn wer Liebhaber ist von reinem Mehl, kann es, wenn er es rein haben will, selbst auseinander machen. Joggeli wollte nicht gehen. Er sei zu krank und angegriffen,

sagte er. Johannes sagte: er wisse nicht, wie man das verrichte, es sei ihm noch nie dazu gekommen, und wenn es nicht sein müsse, gehe er zu keinem Pfaffen. Sie wurden räthig, Uli zu senden, aber wohl, Vreneli sagte ihnen, was Ordnung sei. Sein Lebtag hätte es nie gehört, daß man irgendwo solche Dinge durch einen Knecht verrichten lasse, wie man etwa ein Stück Vieh mit einem Knecht zur Metzg schicke. Solches werde durch die nächsten Verwandten verrichtet überall. Nun nehme es ihns wunder, ob die gute Base es verdient um sie, daß niemand zum Pfarrer wolle, um sie anzugeben. D'rüben zanke man sich wegen ihrer Kleider, hier um einen kurzen Gang. Es sei himmelschreiend, und wunder nehme es ihns, ob es irgendwo in Heidenlanden ärger zugehen könne. Wenn die Base diese Liebe mit ansehen müßte und hören die Worte, welche geredet würden, so würde ihr das Herz zu bluten anfangen, wenn es schon aufgehört habe zu schlagen.

Johannes hatte einen gewissen Respekt vor Vreneli und bequemte sich endlich zu dem Gang. Begreiflich trank er erst einen Schoppen oder zwei, ehe er in's Pfarrhaus ging, unter dem Vorwande, mit dem Wirthe wegen des Leichenmahls zu reden, eigentlich aber um sein Herz zu stärken und Courage zu trinken. Es ist curios mit solchen Menschen; sie scheinen ein Herz von Eichenholz zu haben, einen Muth, welcher den Teufel bei den Hörnern fassen darf, thun gewaltige Reden und zeigen gegen jeden Pfaffen die gründlichste Verachtung, renommiren vor ihren Gästen förmlich mit dieser Verachtung und predigen den Satz: wann endlich die Zeit komme, daß man mit solchen Tagedieben abfahre, auf alle mögliche Weise. Aber wenn sie dann 'mal zum Pfarrer sollen, so wird es ihnen unheimlich und öde um's Herz, sie müssen mühsam die Bruchstücke ihres Muthes zusammensuchen und sie dann erst noch zusammenleimen mit einem oder zwei Schoppen. Sie sagen zwar, es sei ihnen verflucht zuwider, zum Pfaff zu gehen, meinen vielleicht selbst oder möchten wenigstens Andern es glauben

machen, es sei wegen der Verachtung. Aber es ist durchaus nicht, sondern es ist nichts als das Grimmen, Krümmen, Wenden, Aufblähen, welches nach der Sage die bösen Geister dem gegenüber, welcher sie bannen und austreiben will, versuchen. Der böse Geist fühlt, es steht ihm gegenüber eine feindliche Macht, vor welcher er sich beugen, welcher er weichen müsse, wenn sie dazu kommt, sich an ihm zu versuchen. Er bietet daher alles auf, sie nicht an sich kommen zu lassen, sie fern vom Leibe zu halten. Er fühlt, es ist da eine Macht, welche gegen ihn berechtigt ist, die er fliehen oder der er sich unterwerfen muß, er fühlt es aber nur in unheimlichen Wehen, in peinlichem Regen, zum hellen Bewußtsein kommt es ihm nicht, wie übrigens diese Menschen selten oder nie im hellen Bewußtsein ihrer selbst sind. Dazu mag auch kommen, daß sie das Todtenregister nicht gern sehen, daß sie sich vor dem Gedanken fürchten, wie lange es gehen werde, bis wieder Einer zum Pfarrer kommt und sagt: „Guten Tag, Herr Pfarrer, muß eine Leiche angeben und (ihren Namen nennend) fragen, wann wir sie begraben können?“ So ging es Johannes. Der Pfarrer bedauerte während dem Einschreiben den Verlust der guten Frau sehr, sagte viel Gutes von ihr, der Segen, eine falsche Mutter zu haben, sei groß, es sei nur zu wünschen — „Ich werde fertig sein?“ fragte Johannes aufstehend. „Die Sache ist eingeschrieben,“ antwortete der Pfarrer, „ja, und wünschen möchte ich —“ „So lebt wohl, Herr Pfarrer,“ sagte Johannes, muß pressiren; wir haben eine große Verwandtschaft, nur bis Allen Bescheid gemacht ist und niemand vergessen, giebt es zu thun und zu denken. Lebet wohl!“ und wie ein Berg wälzte es sich ihm von der Brust, als er vom Pfarrhause weggieng, und immer leichter und wohliger ward es ihm um's Herz, je näher er dem Wirthshause kam, und als er endlich wieder drinnen saß, da ward es ihm akkurat, als sei er zu Hause. Der Pfaff hätte ihm noch eine Predigt halten wollen, sagte er zur Wirthin, aber dem habe er es schön gemacht, die Thür in die

Hand genommen und sei gegangen. Gewiß stehe er noch mitten in der Stube und glotze die Thür an wie eine Kuh das neue Tennsthor. So sollte man es allen denen — Pfaffen machen. Wenn Alle es so machen würden, das Predigen und Leute plagen verginge ihnen, denen — Dazu stieß Johannes die Augen aus dem Kopf, daß sie anzusehen waren wie zwei Mailänder Aepfel, riß das Maul auf, daß man es füglich für das berühmte Urnerloch hätte ansehen können, aus dem einfach geöffneten Thor flogen abwechselnd ganze Wolken Rauch und ganze Wolken Flüche, und mit den breiten Fäusten schlug er den Takt dazu. Kurz, er geberdete sich ganz als ein Mann, dem ein Berg sich von dem Herzen gewälzt hat, oder der einer großen Gefahr entronnen ist und es sich nun behaglich macht. Jetzt hatte er nichts mehr zu pressiren, ließ es sich so wohl sein, daß er geholt werden mußte, um Nöthiges zu beschicken. Vreneli verlebte die nächsten Tage voll Zorn und Wehmuth, es dachte an die Worte der Seligen über ihre Kinder und begriff sie. Es betete zu Gott, daß, was bei Menschen unmöglich sei, Gott möglich machen möge, der Seligen die Last von der Seele nehmen und sie nicht entgelten lassen möchte, was sie in Unwissenheit und aus gutem, wenn auch schwachem Herzen gethan. Am bösesten war es über die zwei Weiber. Es war ihm unmöglich, ihnen ein gutes Wort zu geben; daß so gemein, herzlos, blechern um's Herz zwei Menschen sein könnten, das hatte es sich nicht vorgestellt. Fressen und Zanken war ihr Tagewerk.

Am besten kam es mit Johannes aus. Der hatte doch noch ein Herz von Fleisch und Blut, und manchmal war es sogar, als fahre wie ein Blitz ein höheres Gefühl durch dasselbe, aber wenn man es fassen wollte, siehe, so war es schon nicht mehr da. Indessen begehrte er doch bestmöglichst den Anstand und das Uebliche zu berücksichtigen, hörte Vreneli an, wenn es etwas anbrachte, gab ihm zumeist Recht und half zuweilen

selbst etwas anordnen aus eigenem Antriebe. Johannes hatte eine von den brüllhaften Naturen, welche die ganze Welt voll himmeldonnern, daß man glauben sollte, in ihnen sei die Macht aller wahren und falschen Gottheiten concentrirt. Betrachtet man diese Naturen in der Nähe, so sind sie zumeist ohne alle innere Kraft und Macht, ihr ganzes Vermögen geht eben in ihrer Brüllhaftigkeit auf. Man sieht zuweilen Menschen in Kaffeehäusern, bei Spiel und Champagner, die bedeutendsten Rollen spielen, daß man meinen sollte, sie wohnten in Palästen, schliefen auf Schwanenfedern unter seidenen Decken, und es sind die ärmsten Schlucker von der Welt, wohnen zur Miethe oder wohnen auch gar nicht, und wenn sie Kinder haben, so haben diese oft gar nichts, um die Nase zu wischen, als was sie auf die Welt gebracht. Hört man sie, so glaubt man, Gott habe einmal statt Frösche, wie er zuweilen thut, Helden regnen lassen hageldicht, die halbe Welt voll, prüft man sie, so sind es lauter Windbüchsen, bläst man nichts hinten 'rein, kommt nichts vorn 'raus, sind ohnmächtige Wesen, unterthan jeglichem Winde, der über sie hinfährt, haben aber große Fähigkeit, den Wind zu fassen, große Fähigkeit, ihn wieder von sich zu geben, wäre aber kein Wind, so wären sie auch nichts. Es sind moderne Naturen, oder, etwas vulgär gesagt, die Schweinsblasen des Zeitgeistes oder jedes andern Geistes, der sein Maul an ihr Röhrchen wagt. Derlei Naturen stolpern zu Tausenden in der Welt umher, vom Himmel geregnete Frösche, brüllen die Welt voll, daß man in Versuchung geräth, sich zu ducken, als wäre eine Heerde von zehntausend Büffeln im Anzug. Wer aber Courage hat, Stand hält, merkt gleich, daß es eben nur Frösche sind, und wer Geduld hat und warten mag bis übermorgen, merkt keinen mehr von ihnen, unerwartet sind sie gekommen, unerwartet verschwinden sie, woher, wohin, weiß man nicht, aber wahrscheinlich ihrer Natur nach, aus dem Schlamm und in den Schlamm. So war auch der Johannes

ein Koloß an Gestalt und Gebrüll, und ein klein Kind konnte seine Grundsätze lenken, seine Redensarten bestimmen, konnte alles mit ihm machen, Speise und Trank ausgenommen, denn in dieser Beziehung allein besaß er große Selbstständigkeit.

Zu allem Peinlichen kam noch der ausgebrochene Kinderkrieg, welcher man möchte fast sagen Tag und Nacht kein Ende nahm. Elisi's Kinder waren da, Trinette's ebenfalls, die letztern größer, die erstern kleiner, mischten sich unter einander und mit Vreneli's Kindern, und so unartig, zanksüchtig, meisterlos als möglich erzogen gab es ununterbrochen Streit, begleitet mit einem Geheul, ungefähr wie die Indianer heulen, wenn sie die Hütte eines Blaßgesichts überfallen. Zuweilen stürzte in das Geheul mitten hinein scheltend und schreiend ein Weib, schlug d'rein links und rechts, trug zappelnd und blutend ein Kind von dannen, und hinter ihm her scholl mit verdoppelter Macht das Geheul. Wenn es noch eine Woche so ginge, so liefe es fort, sagte Vreneli, solcher Spectakel sei, so lange die Glungge stehe, nicht erlebt worden. So viel als möglich schloß es seine Kinder ein, denn mit diesen gingen die andern akkurat um als wenn es junge Katzen wären, welche man plagen und martern dürfe ungestraft.

Endlich kam der Tag, an welchem die gute Mutter begraben werden sollte. Da konnte man sehen, was eine gute Frau zu bedeuten hat in einer Gegend; sie ist, was ein warmer Ofen im harten Winter, jeder, dem es schaurig wird in der kalten Welt, läuft ihm zu, sucht und findet Behagen in seiner Nähe. Gar Viele legten in lauten Wehklagen Zeugniß ab, daß sie nackt gewesen, von ihr gekleidet, hungrig und durstig, von ihr gespeiset und getränkt worden. Diese Zeugnisse werden wohl noch ihren alten Werth besitzen, was sie diesen gethan, wird der, der einst kommt zu richten die Lebendigen und die Todten, ansehen, als hätte er es empfangen, und hier wird wohl auch die Sühnung liegen von dem, was sie gefehlt in Unwissenheit und allzugroßer Milde. Indessen wem die Klage

am tiefsten aus dem Herzen floß, waren doch Joggeli und Vreneli. Joggeli fühlte, daß man seinen Stab und seine Stütze zu Grabe trug, ein düsteres Ahnen der Tage, die seiner warteten, beschlich ihn. Schon Jahre lang war er immer am Stock gegangen und hatte es sich so angewöhnt, daß er vom Tische zum Bette den Stock zur Hand nahm. Aber viel schwächer als seine Beine war sein Wille, der änderte sich alle Tage, und jedes Kind konnte ihn meistern, seine Frau hatte ihn auch gemeistert, aber zu seinem Besten. So lange sie lebte, klagte er darüber bitterlich, jetzt, da sie todt war, vermißte er dieses Meistern noch viel bitterer; er fühlte, daß er den Halt im Leben verloren. Vreneli ging es fast eben so, es war ihm, wie es dem Schiffer ist, dem auf wild bewegtem Meere das Ruder entgleitet, der Kahn der Willkür der Wellen preisgegeben ist. Es war ihm wie einem Kinde, welches im Marktgetümmel der Mutter leitenden Hand entfährt, hin und her gestoßen wird von des Marktes Wellen und umsonst nach der Mutter sieht und schreit.

Das Verschwinden eines Menschen von der Erde ist schauerlich, und Wenige werden, wenn sie an einem offenen Grabe stehen, diesen Schauer nicht fühlen, sich nicht sagen: „Siehe, so sieht auch die Thür aus, durch die du gehen mußt zum andern Leben, so sieht dein Grab auch aus, aber wie wird dein und Aller Erwachen sein?“ So werden die Meisten denken, welche nicht mit besonderer Liebe an die Leiche gefesselt sind. Wo die Liebe recht lebendig ist, da verzehrt sie alle Gedanken, nur der Schmerz des Missens, das Sehnen nach Wiedersehen, fluthen durch die erregte Seele. Da wird uns klar, wie wir selbst ein Geheimniß sind im Werden und im Sterben, ein Geheimniß, welches kein Sterblicher offenbart; da begreifen wir, daß wir wandeln müssen im Glauben, nicht im Schauen, daß wir nichts sind als ein Hauch des Allmächtigen, aber ein wunderbarer, der kommt und schwindet nach seinem Wohlgefallen. Da fühlen wir, daß alles Wissen und Sagen der Gelehrten

Stückwerk iſt und ein kindiſch Gerede und nichts Kraft und Macht hat in den Schauern des Todes und des Grabes, als die Verheißung, daß auferſtehen werde in Kraft und Herrlichkeit, was verweslich und in Schwachheit ausgeſäet worden.

Wenn Einer geht in's beſſere Land, entſteht wohl eine Lücke in der Welt, kleiner oder größer je nach des Menſchen Stand und Bedeutung, aber ſchnell iſt die Lücke zugewachſen in der Welt, ſchneller noch, als das Gras wächst auf dem Grabe. Nur die Lücken in den Herzen wachſen nicht zu, wenn ſie aufhören zu bluten, blüht ein freundliches Gedenken auf, ſchöner als je Roſen auf einem Grabe geblüht.

So verſchwand auch die Baſe. Die Arbeit, welche ſie noch gethan, verrichteten Andere, der Lauf der Welt blieb der gleiche, aber die, welche ſie geliebt, vergaßen ſie nimmer, und lange wird kaum ein Tag vergangen ſein, daß ihrer hienieden nicht in Liebe gedacht wurde von denen, denen ſie wohlgethan. Sie ruhte im Grabe im Herrn und darum ſicher auch ſanft. Deſto weniger Ruhe hatte Joggeli. Beide Kinder oder ſtatt Eliſi vielmehr der Baumwollenhändler (denn was fragte Eliſi dem Vater und allem Uebrigen nach, ſeit es der Mutter Schätze geerbt,) ſtritten ſich um ihn ſchrecklich. Jeder wollte, er ſolle zu ihm ziehen, um auf den Händen getragen zu werden, daß ſein Fuß an keinen Stein mehr ſtoße, wie der Teufel es dem Herrn verhieß, als er ihn verleiten wollte, von der Zinne des Tempels zu ſpringen. Hier könne er nicht bleiben, ſo verlaſſen, wo niemand zu ihm ſehe, ihm begegnen könnte, was da wollte, ohne daß ſich deſſen jemand achte. Nun wollte ihn aber jeder zu ſich, darüber entbrannte der Streit. Jeder wußte, was mit Joggeli zu machen war, wenn man ihn in Händen hatte ungeſtört, darum wollte ihn jeder, aber um alles in der Welt nicht, daß er zum Andern ziehe. Johannes ſtellte ihm vor, wie kurzweilig es bei ihm ſei, da habe er den ganzen Tag Geſellſchaft und zu eſſen, was ihm nur in den Sinn komme; er habe eine Köchin, wo er ausbieten wolle, ſie mache gebackene Fiſche und

ſaure Leber trotz dem Koch beim Falken z'Bern. Der Baumwollenhändler dagegen ſchilderte gräßlich die Unruhe in einem Wirthshauſe, wo faſt kein Schlaf möglich ſei, man auch nie das Eſſen zu rechter Zeit haben könne, ſondern wenn es der Köchin gelegen ſei, und oft nichts als die Tellerräumeten der Fremden. Bei ihm hätte er goldene Ruhe und ausgeſuchtes Eſſen, welches er befehlen könne nach Belieben; wolle er Geſellſchaft, ſo könne er auslesen nach Belieben, im Orte, wo er wohne, ſeien neun und dreißig Wirthſchaften, allenthalben finde er ausgeſuchte Geſellſchaft, und wolle er Ruhe, ſo finde er ſie daheim, da ſolle er Herr ſein und kommandiren, wie er wolle, gehorcht ſolle ihm werden, wie wenn er der Napoleon wäre. Das waren die Präliminarien, von denen kamen ſie immer tiefer in die Materie hinein, zerrten erſt die Weiber gegenſeitig im Maul herum, daß wenig gute Fetzen an ihnen blieben, dann ſich ſelbſt, und faſt wäre es zum thätlichen Abſchluß gekommen, wenn Joggeli nicht ſelbſt gemahnt hätte, was die Leute ſagen würden, wenn man ſich ſo zu ſagen über der Mutter Grab prügle.

Das endliche Reſultat war, daß Joggeli bleiben durfte, ſo gleichſam auf neutralem Boden, und ſo war es Joggeli wirklich auch am liebſten, denn wenn er auch über niemand mehr zu klagen wußte, als über Vreneli, ſo vermunte er ſich ihm doch am liebſten an, er wußte, er hatte es hier am beſten und ruhigſten. Sein Aufbegehren war eigentlich nichts als der Aerger darüber, daß er der höhern Natur unterthan ſein müſſe, während nach der äußern Stellung das umgekehrte Verhältniß ſtattfinden ſollte. Indeſſen traute weder Johannes noch der Tochtermann dem Handel; jeder dachte, ſobald er glaube, der Andere ſei fort, ſo komme er wieder her und mache mit Joggeli, was er gut finde. Begreiflich aber dachte er zugleich, der Andere werde es auch ſo machen, der verfluchte Schelm ſei nicht zu gut dafür. Jeder ſuchte daher bei Vreneli eine Privataudienz ſo verſteckt als möglich, verſprach ihm, man werde

ihm daran denken, wenn es aufpasse, was der Andere mache, wenn er kommen sollte. Sobald es was Verdächtiges merke, solle es schnell Bescheid machen, sein Schade solle es nicht sein. Vreneli aber wollte sich mit solchen Aufträgen nicht befassen; zum Vetter wolle es sehen, daß es einmal es verantworten könne bei der Base, wenn sie wieder zusammen kämen, sagte es. Daneben würde es ihm übel anstehen, wenn es bei ihm den Landjäger machen wollte. Es werde ein jedes Kind das Recht haben, mit dem Vater zu reden, ohne daß jemand Anderes dabei sei; einstweilen sei er bei gutem Verstand, und trauten sie nicht, sollten sie ihn bevogten lassen, da seien sie Kummers ledig. Aber das wollte keiner, dieweil jeder von ihnen Privatabsichten hatte, welche unausführbar wurden, sobald ein Vogt oder Vormund Joggeli beschirmte und selbst verantwortlich war. Ob aber den Leuten hier zu trauen sei, fragte der Baumwollenhändler, dem diese Abfertigung verdächtig vorkam, und der Verdacht auftauchte, sie könnten Joggeli selbst melken wollen. Gutsprechen wolle er für niemand, sagte Johannes, indessen traue er den Leuten mehr als den nächsten Verwandten, denn bis dahin hätte er noch nichts Schlechtes von ihnen gehört. Uebrigens würde der Vater es bald genug klagen, wenn sie an ihm rupfen wollten. Der Schwager merkte die Prise: „Also aufgepaßt," dachte er; „jedenfalls thue ich den ersten Zug, dann macht jeder, was er kann."

Elisi mochte nicht warten, bis es mit seinen Sachen fort konnte, sie in Sicherheit bringen vor Trinette's gierigen Blicken, und hatte doch wieder Freude daran, alles so recht vor Trinette's Augen herumzuziehen, hatte eine leise Hoffnung, sie sterbe vielleicht vor seinen Augen an Neid und Aerger. Da hatte sich Elisi verrechnet, Trinette mochte mehr ertragen. Trinette paßte auf, ob Elisi nicht unter den Sachen der Mutter Dinge fortschaffe, welche zum Haushalt gehörten, und hatte den festen Entschluß, wenn das geschehe, Elisi tüchtig zu prügeln, kratzen, raufen, denn Trinette wußte sich die Stärkere,

hatte sich nicht umsonst Speise und Trank ungemessen behagen lassen, während es bei Elisi oft knapp genug zuging. Indessen es ging gerecht zu; Trinette kam so wenig dazu, Elisi zu prügeln, als Elisi, Trinette sterben zu sehen. D'rauf und d'ran war es einige Male, besonders als endlich alles geladen war, ein ziemlich großes Fuder schwer genug für zwei Pferde im Hofe stand und Elisi Trinette spöttisch fragte: „Willst mich etwa begleiten und mir auspacken helfen? es käme mir kommod!" da war's gut, daß Elisi im Hofe stand und sonst noch jemand da war, das Ding hätte gefährlich werden können. Das gute Elisi hatte niemand nöthig zum Auspacken, Uli war mit dem Fuder vorausgefahren, der Baumwollenhändler fuhr mit Frau und Kindern nach, säumte sich unterwegs eben so oft und lange, und Elisi hatte allenthalben so viel zu erzählen von den Schätzen, welche es bei seiner Mutter gefunden, daß Uli längst auf dem Heimweg war, als sie anlangten. Uli hatte Kasten und Kisten ihnen in's Haus gestellt, wo er Platz dazu fand, und dort ließ man sie stehen. Die kurze Zeit vor dem Schlafengehen mußte Elisi verschwatzen, noch hier und dort Bericht geben, wie es gegangen und was es mitgebracht; das war eine nothwendige Erleichterung, ohne welche es nicht hätte schlafen können. Elisi hatte zwei gute Dinge an sich, Appetit und Schlaf, selbst die Freude über sein Heimgebrachtes trieb es nicht aus dem Bette. Längst war acht Uhr vorüber als es sich schläfrig aus dem Bette wälzte, in den Haaren kratzte und nach dem Kaffee schrie. Als der Kaffee kam, fragte es: „Wo ist er?" „Weiß nicht!" sagte die Magd. Als der Kaffee getrunken war, ging Elisi nach seinen Kisten und Kasten, aber wo sie am Abend gestanden, standen sie nicht mehr, standen nirgends mehr, wohin es auch sehen mochte. „Tüfel! wo sind sie?" schrie Elisi der Magd zu. „Weiß nicht!" antwortete diese.

Ja, jetzt gab's Lärm. „Wo sind meine Sachen, wo sind meine Sachen?" erscholl es durch Stadt und Land. Unerschütterlich blieb die Magd bei der Antwort: „Weiß nicht!" Die

Leute lachten hinter den Fenstern, verschwanden aber, wenn das Geschrei: „Wo sind meine Sachen, wo sind meine Sachen?“ in ihre Nähe kam. Endlich kriegte es eine Frau Nachbarin satt und erschien dem schreienden Elisi unter der Thür und sagte: „Schweiget doch und brüllt nicht das Land voll, hilft Euch doch nichts; diesen Morgen in aller Frühe ist Euer Mann damit fort, herbeibrüllen werdet Ihr sie nicht mehr, und solltet Ihr brüllen bis zum jüngsten Tag und noch zehnmal so laut.“ So sprach sie und verschwand. Ja, jetzt war Elisi nicht mehr zu helfen, es wurde wirklich in allem Ernst fast gar ohnmächtig. „O meine Sachen, meine Sachen, o Mutter, o Mutter, und der verfluchte Schelm und ꝛc. Ja, das ging schrecklich, ein Schloßhund ist dagegen nur ein Anfänger. Aber es ging wie die Nachbarin sagte: Elisi brüllte die Sachen nicht herbei, und wenn es gebrüllt hätte wie zehntausend Ochsen. Der liebe Gemahl war allerdings damit fort auf Nimmerwiedersehen, d. h. der Sachen, er selbst wartete noch auf fettere Beute; er war in immerwährender, immer engerer Geldklemme, in welcher er sich jedoch mit großer Gewandtheit zu bewegen wußte; indessen trotz derselben hätten ihn die Gläubiger längst über Bord geworfen, wenn nicht der reiche Schwiegervater im Hintergrunde gewesen wäre. Trieben sie ihn zum Geltstag oder Concurs, so war zehn gegen eins zu wetten, daß er nichts erbte, sondern das ganze Erbe seinen Kindern zugestellt wurde, was gesetzlich zulässig war, dann hatten die Gläubiger das blinde Nachsehen. Man schenkte ihm also so gleichsam wie die Katze der Maus mit aufgehobener Tatze das Leben, vertraute ihm jedoch so wenig als möglich Neues an. Das brachte den Herrn in große Geldnoth und setzte ihn fast vor die Geschäfte hinaus. Der Nachlaß der Mutter selig war für ihn ein prächtiger Fang, der ihn wieder flott machte für eine Zeit. Er machte sich keinen Augenblick ein Gewissen daraus, die Hand darüber zu schlagen, ihn zu versilbern, so gut er konnte, so was verstand er und kannte die Gelegenheit.

Er löste eine beträchtliche Summe, ließ Elisi kaltblütig heulen und schreien und fuhr herum wie ein Fischlein, welches vom Trocknen wieder in's Wasser gekommen. Elisi hintersinnete sich fast, aber was half ihm das? Es war wirklich in einer sehr traurigen Lage. Vom Manne war es verrathen und verkauft, auf der ganzen Welt hatte es keinen Menschen, der sich seiner annahm, und wenn der Bruder und seine Frau es vernahmen, wie es ihm ergangen, so lachten sie sich den Buckel voll, das wußte es.

So in der Welt zu stehen ist wirklich trostlos, und Mancher wurde ein Narr darob. Aber Elisi hatte keine so spröde, sondern eine zähere Natur, viel Heulens mochte es ertragen, und wenn es einmal zu einem frischen weißen Brötchen kam und einigen Cotelettes oder einigen Batzen, welche es dem Manne stehlen konnte, so fand es darin großen Trost für manchen Tag.

Kapitel 18.

Ein Gericht und zwei Sprüche.

Unterdessen war Uli's Prozeßlein fortgelaufen, hatte sich ausgesponnen auf wunderbare Weise zu einem langen, langen Faden. Wenn er meinte, er packe das Ende, husch war es ihm entronnen und weit weg, wie dem Kinde das Fischlein, nach welchem es hastig gegriffen. Schon tüchtig war Uli durch seinen Agenten angepumpt worden, als es endlich hieß, an dem und dem Tage werde, wenn nichts dazwischen komme, abgesprochen, Uli müsse dabei sein, müsse auch einmal wissen, wie dies gehe, und sehen, wie der Gegner ein Gesicht mache, wenn er verspiele, er werde sich verwundern. Es machte indessen Uli doch Angst auf diesen Tag, es fiel ihm ein, es wäre noch immer möglich, daß er verlöre, dann könnte es ihn ärgern,

und der Andere zusehen; er habe schon gehört, es gehe bei den Abstimmungen oft verflucht ungerecht zu, und der beste Handel könne verloren gehen, denn die meisten Richter verständen nichts vom Recht, und die übrigen seien sonst nicht sauber im Nierenstück, dachte er. Bekanntlich müssen die Richter immer als Sündenböcke der Advokaten vor dem Volke paradiren.

Die Nacht vor dem Abspruch konnte er wenig schlafen, er wäre zu einem ziemlichen Opfer bereit gewesen, wenn er den Prozeß hätte ungeschehen machen können. „Das soll mir eine Warnung sein," sagte er mehr als einmal halblaut, „ist der 'mal aus, fange ich mein Lebtag keinen neuen an, wenn es nicht sein muß." Er war früh auf, und Vreneli versäumte ihn nicht mit dem Frühstück, war freundlich, aber vom Prozeß redete es nicht. Da war ein wunder Fleck in seinem Herzen, der nicht [illegible]en wollte, und schmerzte, so oft er berührt ward. Es war ein heißer schwüler Sommertag, kurz vor der Ernte, der Roggen beugte bereits seinen philisterhaften Rücken und neigte sein Haupt wie ein alter Professor, wenn er sich der Höflichkeit befleißigt. Das Korn hatte verblüht, stand keck gerade auf wie junge Fähndriche, welche Generale werden möchten. Uli dachte, in acht Tagen muß der Roggen ab, in drei Wochen das Korn, überschlug seinen Ertrag, machte Preise, handelte, daß er darüber fast den Prozeß vergaß und an Ort und Stelle war, ehe er es sich versah. Es war noch ziemlich still, die Stunde des Gerichts noch nicht da, und bekanntlich gehören die Advokaten, welche früh zur Stelle sind, entweder zu den Ausnahmen oder zu den Anfängern. Wer des Abends zu viel Wein im Munde hat, fragt dem Golde, welches die Morgenstunde im Munde hat, nicht mehr viel nach.

Nach und nach trappeten die Parteien an oder fuhren wohl auch, standen um's Schloß, wo das Gericht saß oder sitzen sollte, oder bewegten sich der Gaststube des Wirthshauses zu, um an einem Schnaps oder einem halben Schoppen Wein sich für die Operationen der Gerechtigkeit zu stärken. Auch

seinen Gegner sah Uli herantrappen an einem langen Stock, gelb und mager sah unter dem breiten Rande des schwarzen niedern Wollhutes das Gesicht hervor. Der ging nicht dem Wirthshause zu, sondern dem Schlosse, sah sich erst lange bedächtig um, lehnte sich dann noch lange an seinen Stock, endlich saß er auf eine Bank ab, nachdem er sich sorgfältigst überzeugt hatte, daß er am rechten Orte sei und sich nicht verfehle, wenn er sich da setze.

Endlich, als das Volk sich gehäuft hatte, die übliche Stunde längst geschlagen, kamen sie daher, die Helden des Tages, die Agenten und Fürsprecher, wie die Divisionärs und Brigadiers auch erst kommen, wenn die Bataillone aufmarschirt sind und oft schon lange stehen. In wunderlichen Kleidungen, in Kopfbedeckungen von allen Sorten kamen sie daher gefahren, drei kamen sogar geritten. Eben ritterlich sahen sie nicht aus, Einer von ihnen saß auf seiner Rosinante wie eine junge Laus auf einem alten Spittler. Wenige Agenten kamen zu Fuß; was ihnen dadurch an Ansehen abging, suchten sie zu ersetzen durch die Majestät, mit welcher sie ihre Pfeife hielten, den Stock handhabten oder den Kopf trugen. Sie Alle gingen der innern Stube des Wirthshauses zu, sammelten da ihre Gedanken bei einem Glase Rothen oder stärkten ihre Stimme mit Schinken oder Braten, stellten sich zuweilen in die Mittelthür groß und breit und schauten hinaus in des niedern Volkes, welches sich in der Gaststube gesammelt hatte, lautes Gesumme. Mit Schauer und Respekt sah das Volk auf die Helden hin, welche die Gerechtigkeit in den Händen hatten wie der Töpfer den Lehm, um sie zu drehen nach Belieben. „Sieh, dort ist der Meine," sagte Einer, und wies mit seinem langen Stock auf eine Figur, welche unter offenem Fenster stand. „Dort der Meine," sagte ein Anderer, zog seinen Hut und machte dem Seinen einen tiefen Bückling mit langem Scharwenzel, doch umsonst, derselbe hatte ein kurzes Gesicht und eben seine Brille in den Händen, um ihr den

Morgenthau auszuwischen. Ganz verblüfft und verwundert über dies kalte Benehmen sagte der Client: „Das letzte Mal, als ich bei ihm war, war er nicht daheim, und hat ihm vielleicht seine Frau vergessen zu sagen, die Fische seien von mir. Ich sagte ihr meinen Namen dreimal, vergessen wird sie ihn doch nicht haben." „Ich bringe nichts mehr," sagte ein Anderer, „sie führen einem die Sache zu stark aus, man weiß nicht mehr, was ihnen recht ist. Letzthin brachte ich meinem Fürsprecher zwei Hasen, verflucht brave, da sagte die Frau, sie wolle nur einen, der andere stinke. Sonst hat man geschenkten Rossen nicht in's Maul gesehen." „Warte hier, muß doch noch ein Wörtlein mit dem Meinen reden," sagte ein Anderer, „und ihn mahnen, daß er nur ja den und den Punkt nicht vergesse und die Satzung, welche darauf sich schicke, es ist die und die. Solche Herren sind oft gar schrecklich vergeßlich, besonders wenn sie vom Dischiniren kommen. So Einer hat so viel Händel, daß er um den einen oder den andern nicht die Hand umdreht, verliere ich den, he nun sodann, so gewinne ich einen andern, speculirt er. Unsereiner, der nur einen Handel hat, kann es minder leicht nehmen, gewinnt oder verliert er ihn." So sieht man Manchen an der Thür sich drehen, um seinem Fürsprecher abzupassen, ihm noch ein vertraut Wort zu sagen, vielleicht mitzutheilen, was man selbst Schlagendes gedacht oder gesinnt. Der Eine oder der Andere sucht in einer Ecke, wenn er seinen Advokaten mit dem des Gegners vertraut unter einem Fenster reden sieht, denn er hatte geglaubt, sie beide sollten sich mit dem gleichen Hasse hassen, mit welchem er und sein Gegner einander hassen. „Da werden sie mit einander abreden, wer gewinnen und wer verlieren soll wie die Schwinger am Ostermontage in Bern. Es ist doch von denen Hagle keinem was zu trauen, es ist ein Schelm wie der andere, wenn man es sagen dürfte, und Unterschied ist keiner, außer daß der Eine um etwas der Schlimmere, und der Andere um etwas der Dümmere ist," so wird geurtheilt.

Endlich wird das Publikum ungeduldig, Einige ſteigen voran, Einige ſchimpfen über das Zögern, ſie hätten weit heim und ſeien nicht zweiſpännig hergefahren, und es dünke ſie, die Herren ſollten an Hunger und Durſt auch etwas ſparen für den Mittag, ſonſt möchten ſie da nichts mehr. Endlich kommt der Gerichtsweibel und ſagt den Herren des Tages, die Richter ſäßen ſchon lange und verlangten nach den Herren, wenn man erſt Mittags anfange, ſo finde man den Feierabend nie. Indeſſen iſt der Herr Gerichtsweibel nicht halb ſo preſſirt, daß er nicht mit einem oder zwei Gläſern Wein Beſcheid thun kann. Hätten ſie drüben ſchon ſo lange gewartet, ſo würden ſie noch um einer kleinen Weile willen nicht aus der Haut fahren, calculirt er und gewöhnlich ganz richtig, denn ſein Calcul gründet ſich auf Erfahrung. Endlich muß doch aufgebrochen werden, denn unter all den Helden iſt denn doch kein Joſua, der die Sonne ſtellen kann, und nach Sonnenuntergang ſind Gerichtshandlungen nicht mehr gültig. Vor Gericht beginnt die Schlacht mit Plädiren und Repliciren und endlichem Indiciren. Partei um Partei treten vor und treten ab, und reiche Studien macht, wer die Wirkungen beobachtet, welche Gewinnen und Verlieren auf den Geſichtern hervorbringen, und bemerkt manch' Geſicht, dem man es durchaus nicht anzuſehen vermag, ob es ein günſtig oder ungünſtig Urtheil getroffen.

Uli war einer der Letzten, welche vorkamen, ihm war ungefähr wie Einem, der gehängt werden ſoll, aber erſt noch einige Andere zu ſeiner Stärkung und Erquickung muß hängen ſehen, wer dies erlebt hat, weiß, wie es ihm war. Endlich wurden ſie vorkommandirt. Seines Gegners Agent eröffnete das Feuer, und zwar ſo ſcharf, daß es Uli faſt ſchwarz ward vor den Augen. Der wuſch ihm den Pelz, daß er glaubte, er könne ſein Lebtag keinem Menſchen mehr in's Geſicht ſehen, daß er viel Geld gegeben hätte, nicht bloß wenn er den Handel nie angefangen, ſondern wenn er nur nie hergekommen

wäre, denn fortan werde jedes Kind, wo er sich zeige, mit Fingern auf ihn weisen und sagen: „Seht da, den Betrüger, den verlogenen Kuhhändler!“ und daß was an dem Gerede wäre, das sagte Uli was unter dem Brustlatz. „He nun, so ist's gut für einmal,“ dachte er, „ich merke jetzt, wie es die Leute meinen, hätte ich der Frau geglaubt, so wäre es mir nicht so gegangen.“ Nun trat auch sein Anwalt auf. Wenn der nur schweigen, oder die Sache ganz kurz machen würde, daß sie bald vorbei wäre, dachte Uli; aber dem Lumpenhund wolle er es doch einmal sagen, wie er ihn hineingeführt, denn mit Schein laute das Gesetz ganz das Gegentheil, als der Hagel es ihm angegeben. So gehe es, wenn man von der Sache nichts verstehe und sich bloß müsse b'richten lassen und noch dazu von solchen Beinschabern. Nun aber kam sein Anwalt nach einigen Präliminarien auch in Fluß der Rede. Potz Himmel, wie that Uli erst das Maul auf, und wie fing es ihm dann zu wohlen an; das Ding kam heraus wie ein umgekehrter Handschuh und Uli mußte immer denken: „Persche! ja so! Kuh, was ich bin, daß ich das nicht gedacht.“ Er fing an zu wachsen, mit souverainer Verachtung auf den andern Anwalt und das Lumpenmannli, d. h. seinen Gegner herabzusehen, der zuweilen das Maul aufthat, als ob er reden, eine Bewegung machte, als ob er auf den Redner einspringen wolle und ihn tractiren mit seiner Faust, die er immer geballt hatte und mehr oder weniger vorstreckte je nach dem Siedepunkt seines Zornes. Uli kam sich fast vor, als sei er eins von den Gespenstern, von denen man erzählt, daß sie sichtlich wachsen und wachsen, bis ihr Kopf in den Wolken ist, während sie mit den Beinen noch auf Erden stehen. Man hätte glauben sollen, im ganzen Berngebiet sei kein ehrlicherer Mann und noblerer Staatsbürger als Uli. Und wirklich hatte selbst Uli nie daran gedacht, daß er so Einer sei, und fürchtete fast, er könne künftig vor lauter Rechtschaffenheit, Tugend, Vaterlandsliebe und entschiedenem Fortschritt sich nicht vor den Leuten

ſehen laſſen, dieweil die Einen aus Neid zerſpringen, die Andern aus Begierde, ſo Einen zu ſehen, ihn erdrücken könnten. Recht hätte er, und ohne Lanterne ſehe man es, und wenn die Richter nicht Schelme ſeien, ſo müſſe er gewinnen, und daß ſein Agent ſo reden könne, als wäre er ſchon im Himmel geweſen, das hätte er ihm ſein Lebtag nie angeſehen, weder hinten noch vorn, weder im Wirthshaus, wenn er die Andern im Spiel betrog, noch daheim, wenn er die Frau prügelte. Das Gewinnen hätte er baar, ſo dachte Uli, und ſo war es auch. Als ſie nach kurzer Berathung des Gerichts wieder hinein gerufen wurden, war ſein Gegner mit ſeiner Klage abgewieſen und in die Koſten verurtheilt.

Das Mannli ward blaß, ſein langer Stab tanzte auf dem Boden, und weit, weit, ſtreckte er ſeine Fauſt vor, und es war, als wolle er ſich ducken zum Sprunge auf die Richter, dumpfe Laute quollen über ſeine Lippen; wahrſcheinlich drückten ſie nicht den größten Reſpekt aus, denn ſein Agent, welcher ihm am nächſten ſtand, fand ſich veranlaßt, ihn mit möglichſter Schnelligkeit vor ſich her aus dem Gerichtsſaale zu ſchieben. Uli war's wie Einem, der, in eine Dornenhecke gefallen, gefürchtet hatte, er komme nur zerfetzt und wie ein gerupftes Schaf mit Hinterlaſſung aller Wolle daraus, plötzlich auf freien Füßen ſteht mit heiler Haut, oder wie dem Daniel, als er ungefreſſen aus der Löwengrube kam, die Beſtien ihn nicht angetaſtet, und waren doch im Gerichtshofe acht Anwälte, ſechs Agenten und Geſchäftsmänner in ungezählter Menge, und Alle trotz aſiatiſchen und afrikaniſchen Beſtien mit Hunger und Durſt behaftet. „Alſo gewonnen, gewonnen! Was wird die Frau ſagen? Es iſt doch gut, daß man andern Leuten auch glaubt, als nur den Weibern; aber ſo leichtlich bringt mich nicht mehr jeder zu einem Prozeß. Es iſt allweg eine verteufelte Plag', man wäre leichter eine kleine Weile krank," ſo dachte Uli. So war er, ohne daß er es merkte, hinter das Mannli und ſeinen Agenten gekommen und hörte, wie

der erstere zum letztern sagte: „Machet, was Ihr wollt, aber einen solchen Handel zu verspielen, muß man ein Esel oder Schelm sein. Ich habe Recht vor Gott und Menschen in alle Ewigkeit, die Ochsen da oben mögen erkennen, was sie wollen. Macht jetzt, was Ihr wollt, ich habe kein Geld, habe nichts als ein mager Höflein, Kinder und Schulden, und wenn Ihr die wollt, könnt Ihr sie haben, welche Stunde Ihr wollt; ich will sie Euch noch vor's Haus bringen unentgeltlich. Vor und nach kann ich vielleicht was zahlen, aber überstürzt Ihr mich, werfe ich den Schlegel, rufe den Concurs an. Die Kinder können betteln gehen, und ich will stehlen, bis ich an obrigkeitliche Kost komme." Da sagte Uli's Agent: „Mit Reden zahlt man niemand, das wäre bequem; ich habe auch noch eine Rechnung, und die wird müssen bezahlt sein; es hat schon Mancher, der nichts haben wollte, gezahlt, wenn man ihn recht angefaßt hat." Da drehte sich das Bäuerlein um, sah Uli, stand still und sagte: „So, du bist auch da! hast mich betrogen und jetzt noch den Handel gewonnen, und ich werde mit Weib und Kind dem heiligen Almosen nach müssen! Mein Lebtag hat mich doch kein Mensch so verführt! Meinte, du seiest ein ehrlicher Mann, den Halunken sah ich dir nicht an! Aber ist ein gerechter Gott im Himmel, so treibt er dir dein Schelmenstück zehnfach ein und bald oder läßt es dich bis zum Galgen bringen und jagt dich dann dem Teufel zu, besser verdienst du es nicht!" Als er das gesagt hatte, drehte er sich um, ging rasch seines Weges. Es war Uli, als sehe er ihn mit dem Aermel über die Augen fahren.

Die Agenten lachten sehr über den Zorn des Bäuerleins und lebten noch manchen Tag wohl daran, ungefähr wie Buben, welche sich am Zappeln von Maikäfern ergötzen, die sie an Faden gebunden haben und denen sie allgemach Flügel und Beine ausreißen. Auf Uli dagegen machte die Rede Eindruck; es lag ein Fluch darin, und solche Worte hielt er nicht für gleichgültig, besonders da sich in seinem Herzen etwas rührte,

welches ſich mit dem Troſte, daß, hätte er nicht Recht gehabt, die Richter ihm nicht Recht gegeben, durchaus nicht beſchwichtigen laſſen wollte. Anlügen iſt anlügen, ein Gericht mag ſagen, was es will. Es iſt eine wunderbare Sache um die Macht des Wortes, nicht umſonſt hat ſo mancher Aberglaube ſich damit vermiſcht, daß z. B. das Wort des Menſchen Macht habe über Gott, ſo daß er müſſe tödten oder wettern oder, je nachdem das Wort die Macht habe, aus den Gräbern die Todten rufen und öffnen die Schatzkammern der Erde. Aber ein fromm vertrauensvolles Wort zum Vater im Himmel, eine Bitte aus innigem Herzen, was hat ſie nicht vermocht, und wie oft hat nicht ein Wort geſchlagen in das Herz des Sünders wie der Blitzſtrahl aus einer Donnerwolke? wie oft nicht ein Wort das Andenken großer Verſtorbenen herbeigerufen, neues Leben geweckt in den Herzen der Enkel? wie oft iſt nicht das Wort in Herzen gedrungen, hat Steine von den Gräbern geſprengt, unter welchen die edelſten Kräfte begraben lagen, und ein junger, ſchöner Frühling erblühte, wo früher Oede war und todtes Geſtein? wie oft ward das Wort nicht zur feurigen Röthe, welche den Böſewicht unſtät jagte über die Erde? Das Wort iſt unendlich mächtiger als das Schwert, und wer es zu führen weiß in ſtarker weiſer Hand, iſt viel mächtiger als der mächtigſte der Könige. Wenn die Hand erſtirbt, welche das Schwert geführt, wird das Schwert mit der Hand begraben, und wie die Hand in Staub zerfällt, ſo wird vom Roſt das Schwert verzehrt. Aber wenn im Tode der Mund ſich ſchließt, aus dem das Wort gegangen, bleibt frei und lebendig das Wort, über daſſelbe hat der Tod keine Macht, in's Grab kann es nicht verſchloſſen werden, und wie man die Knechte Gottes ſchlagen mag in Banden und Ketten, frei bleibt das Wort Gottes, welches aus ihrem Munde gegangen. Aber auch mächtiger als Dolch und Gift iſt das böſe Wort, das durch die Herzen fährt und in die Seelen ſchleicht oder ſchlüpft. Schlangen und Banditen ſind gräuliche, ſcheußliche Dinger,

aber viel scheußlicher sind glattzüngige Verführer, welche Gift träufeln in arglose Herzen, sind viele Wortführer des Tages, falsche Propheten des Lügengeistes, der im Paradiese sein heilles Amt begann.

Es war lange über Mittag, als sie zum Wirthshaus kamen, heiß war es zum Ersticken, kein Lüftlein regte sich, zum Himmel heraus hingen schwarze Wolken, Trauerfahnen, welche Gottes Hand heraushängt, wenn er seine Gerichte bereitet. Uli begab sich in's große Gastzimmer; in die innere Stube, wohin die Agenten gingen, wo auch die Richter erwartet werden, gehören die Laien nicht. Er ließ sich etwas zu Mittag geben, er meinte, er sei sehr hungrig, aber der Appetit fehlte ihm, als er zu essen begann. Der Wirth munterte ihn zum Essen auf. „Es ist alles frisch und sauber," sagte er, „und lange her, seit du etwas im Magen gehabt haben wirst." Eben das mache es, sagte Uli, daß er nicht essen möge, wenn es über die gewohnte Zeit gehe, so vergehe der Hunger. Dem war aber nicht so, das Wort des armen Mannli hatte Uli in's Gemüth geschlagen, gährte dort, verdarb ihm den Appetit. Was er auch Anderes denken wollte, es stand ihm immer vor der Seele, und wie er auch zum Zorn sich stacheln wollte gegen das Lumpenmannli, welches solche Reden führe, die Rede löschte immer den Zorn, und Bangen war da. Bah, sagte er, solcher Worte müsse man sich nicht achten, Recht sei Recht, und wer Recht habe, hätten die Richter gesagt, die sollten es wissen. So tröstete sich Uli, und der Trost hielt doch nicht. Solche Worte sollte man verbieten, beim Hängen; zu bedeuten hätten sie nichts, das wisse ja jedes Kind, aber man höre sie doch nicht gern; alles Fluchen sei ja schon von Gott verboten, und wenn er das daheim forttreibe, vielleicht noch mit seinen Kindern, so könnte ihnen allen das an der Seele schaden, und es wäre doch schrecklich, wenn sich die Kinder dessen entgelten müßten. Man sieht, Uli hatte bereits viel von den Agenten gelernt. Der Wirth fragte: „Du wirst doch gewonnen haben? Was hast

für einen Handel gehabt?" Uli erzählte. „Du haſt gewinnen müſſen," ſagte der Wirth; „jedes Kind auf der Gaſſe kann's ja begreifen; aber ich kenne das Mannli, das iſt nicht das richtigſte, ein böſes Tüfels-Mannli iſt das, es hat auch den Ruhm dafür. Es iſt gut, daß der einmal an den Rechten gekommen iſt, gerade recht haſt du es ihm gemacht, er beſinnt ſich dann ein ander Mal, ob er die Leute plagen ſoll. Brandſchatzen hat er dich wollen, und gerade ſo ſollte es Allen gehen." Aber die Worte, welche er ihm hätte drin zugemeſſen, hätte er doch ungern, er möchte nicht, daß jemand meine, er hätte ſie verdient, entgegnete Uli. „Deſſen mußt du dich gar nichts achten," ſagte der Wirth; „ſolche Worte haben gar nichts zu bedeuten, Worte ſind Worte und ſonſt nichts; um einen guten Schoppen will ich dir alles abnehmen, was dir dein Lebtag angewünſcht wird. Was meinſt, wie bös wäre ein Wirth daran, wenn ſolche Worte was zu achten wären? Jedes Hagels-Bäuerlein, wenn es meint, ich habe an einem Kalb zu viel Profit gehabt, oder an einem Leichenmahl zu viel Wein angerechnet, wo es doch gewiß nicht iſt, ſagt gleich, der Tüfel ſolle den Wirth holen, und ich habe ihn noch nie geſehen."

So tröſtete der Wirth, und der Troſt eines Wirthes iſt auch gut, warum nicht, er währt wenigſtens ſo lange als ſein Schoppen, und dies iſt auch ſchon was. Durch die in's andere Zimmer einbrechenden Gerichtsmänner wurde der Wirth in ſeinem Troſte unterbrochen, denn wenn Prieſter und Krieger der Gerechtigkeit einem Wirthe zu Handen kommen, gilt ſo ein Uli nichts mehr, und wenn er Troſt noch ſo nöthig hätte. Es war bereits über vier Uhr, als Uli ſich auf den Heimweg machte; er förderte raſch ſeinen Schritt. Der Wein, des Wirthes Worte, das Gefühl, gewonnen zu haben, drängten den empfangenen Eindruck in den Hintergrund, machten ihn guten Muths. Es ſei ſchon viel geſchwatzt worden in der Welt, dachte er, und habe nicht viel zu bedeuten gehabt.

Schwarz ſtand im Weſten ein Wetter, aber es bewegte ſich nicht; in kurzen Flügen flatterten die Schwalben um Bäume und Häuſer, ſtill und matt hingen die Blätter an den Zweigen. In den Wieſen ſah man in breiten ſchwarzen Hüten und hohen Holzſchuhen die eingefleiſchten Wäſſerbauern ſtehen und den zu erwartenden Waſſern die Wege bereiten, denn das Waſſer bei Gewitterregen, welches die Straßen fegt und die nicht wohlbewahrten Düngerhaufen umſpült, iſt für einen rechten Wäſſerbauer, oder vielmehr ſeine Wieſen, das beſte Labſal. Wer bei ſolchen Umſtänden den Andern am beſten um dieſes köſtliche Labſal betrügen kann, der geht mit den erhabenſten Gefühlen, mit dem gehobenſten Selbſtbewußtſein heim. Das hat wohl auch zu der Sage Anlaß gegeben, daß, wer ein Frohnfaſtenkind ſei, vor dem Ausbruch der heftigſten Gewitter alte längſt verſtorbene Wäſſerbauern, welche ſich gegenſeitig um's Waſſer betrogen, in den Wieſen wäſſern ſehe, Graben aufthun, Bretter einſchlagen, dann ſtehen hinter dieſem oder jenem Strauch oder Baum, Feuer ſchlagend und ihr Pfeifchen rauchend. Man denkt dabei nicht an die Sitte der rechten Wäſſerbauern, die alten hundertjährigen währſchaften Röcke ihrer Großväter anzuziehen und uralte Hüte aufzuſetzen, da modernes Zeug in's Waſſer hinaus nicht taugt. So ſieht man von fern allerdings ein uralt längſt zu Grabe gegangenes Geſchlecht in den Wieſen handthieren, und manche Geſtalt mag ſich vor der andern fürchten, hinter einen Dornenſtrauch ſich bergen. Ginge man den Geſtalten zu Leibe, würde man ganz bekannte Geſichter ſehen, deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten.

Uli ſah dieſe Geſtalten in den Gründen. „Muß preſſiren," dachte er, „werden glauben, es gebe ein ſtarkes Gewitter, muß auch profitiren; bin ich nicht daheim, ſo machte es mir niemand." Er eilte durch einen Boden oder Thal, welches ein ſtattlicher Bach bewäſſerte und, wie es ſchien, gut. Von weitem ſah er etwas nicht weit vom Wege, welches ihm ſo unheimlich vorkam,

daß er dachte, er wollte, er wäre schon vorbei. Es glich einem gestutzten ungeheuren Weidenstrunk, und doch war es keiner, denn es schien sich zu bewegen, oder einem kleinen alten Ofenhaus mit rußigem Dache, welches auf schwachen Stützen schwankte. Uli ging langsamer. Er hatte noch kein Gespenst gesehen, der Drang, einem zu begegnen, war durchaus nicht groß bei ihm, und noch dazu am heiterhellen Tage. Es wäre doch eine strenge Sache, dachte er, wenn man vor ihnen nicht mehr sicher ist, wenn noch die Sonne am Himmel steht. Als er näher kam, schien das Ungethüm zu wachsen, richtete sich auf und stellte sich an eine Wasserschaufel und war anzusehen wie ein Riese aus dem Gebirge oder wie der Rübezahl geschildert wird. Da stand Uli, einen solchen Wassermann hatte er nie gesehen. Da kam das Ungethüm mit der Schaufel auf der Achsel auf ihn zu, und unter einem Hut hervor, den wahrscheinlich ein Spanier im dreißigjährigen Kriege verloren hatte, rief eine Stimme: „Komm nur, komm, fürchte dich nicht, bin kein Gespenst.“ Es war die Stimme des Wirthes, seines Freundes, unter dem breiten schwarzen Hut hervor, der seine colossale Gestalt in einen alten Oberrock seines Vaters, der noch viel colossaler als er gewesen, gehüllt hatte, so daß er allerdings von weitem anzusehen war wie ein Elephant oder ein Rhinozeros, welches auf den hintern Beinen aufrecht stehen würde. Es leichtete Uli, er bekannte, daß er wirklich nicht gewußt, wer da so eine Postur mache, ein solcher Grüsel sei ihm noch nie vorgekommen. „Und wie ist es gegangen?“ fragte der Wirth, „hast gewonnen?„ Als Uli es bejahte, stimmte der Wirth einen Lobpsalmen an, aber wohlverstanden auf sich selbst. „Nicht wahr, ich hab's gesagt, nicht wahr, es kam besser, daß du mir Gehör gabest, als deinem sturmen aufbegehrischen Fraueli? Ja sieh, geirrt habe ich mich in solchen Sachen noch nie, wie ich sagte ist's noch allemal gegangen. Muß ich einmal aufhören zu wirthen, fange ich an zu agenten, und nicht lange soll es gehen, so will ich Alle überwunden haben. Komm

jetzt, auf den Schrecken hin wollen wir Eins nehmen, es soll dich nichts kosten. Uli dankte, sagte, er müsse pressiren, das Wetter gefalle ihm nicht. Es drohe grausam, und breche es los, so könne es übel gehen, wo es durchfahre. „Komm du nur," sagte der Wirth, „eine Flasche ist bald getrunken. So bald geht's nicht los, und daran machen kannst du nichts, ob du daheim bist oder nicht, das fährt durch, wo es will. Uns thut es diesmal nichts, zähle darauf, das fährt oben ein, den Bergen nach."

Kapitel 19.

Ein ander Gericht und ein einziger Spruch.

Uli war's nicht wohl. Gewohnt, dem immer sehr bestimmt ausgesprochenen Willen des Wirths sich zu unterwerfen, ging er wohl hin, erzählte, wie es gegangen, aber was das Mannli ihm gesagt, verschwieg er, das wollte ihm nicht den Hals herauf; hastig trank er den Wein und pressirte weiter, denn schon bewegte sich stark das Laub an den Bäumen wie von unsichtbarer Hand, denn kein Wind bewegte die dicke heiße Luft. Fern her donnerte es dumpf, fast an einander, als ob ein schwerer Wagen über eine hölzerne Diele fahre. Wenn es wettern will, eilt der rechte Hausvater heim so stark als möglich, dort ist sein Platz, wie der des Obersten an der Spitze des Regiments, wenn der Feind naht. Man weiß nie, was es geben kann, und beim Hausvater soll der Rath sein in allen Dingen und die Hand zur That in allen Fällen. Uli eilte weiter trotz den Versicherungen des Wirthes: er komme ohne Pressiren heim zu rechter Zeit, und das Wetter ziehe oben ein, er solle darauf zählen.

Es war merkwürdig am Himmel, drei, vier große Wetter standen am Horizonte, eins drohender als das andere, feurig

war ihr Schoos, schwarz und weiß gestreift ihr Angesicht, als ob mit der Nacht der Tod sich gatte, dumpf tosete es. „Dort geht es bös, dort hagelt's," sagte Uli halblaut für sich, „wie angenagelt steht das Wetter, dort hagelt es fast alle Jahre, da möchte ich nicht wohnen, hier durch kommen solche Wetter nicht, der Wirth hat Recht. Joggeli hat gesagt, als er die ersten Hosen getragen, da habe es einmal gehagelt, er möge sich noch gar wohl daran erinnern, seither nie mehr, daß es der Rede werth." Indessen schneller wurden unwillkürlich seine Schritte, langsam rückten auch die Wetter herauf am Horizonte, zogen sich rechts, zogen sich links, feindlichen Armeen gleich, die sich bald in der Fronte, bald in den Flanken bedrohen, es ungewiß lassen, ob und wo sie zusammen stoßen. Das gefährlichste der Wetter zog seinen gewohnten Weg oben ein, da kam von dort her ein ander Gewitter rasch ihm entgegen, stellte seinen Lauf, drängte es ab von seiner Bahn. Gewaltig war der Streit, schaurig wirbelten die Wolken, zornig schleuderten sie einander ihre Blitze zu. Wie zwei Ringer einander drängen auf dem Ringplatze ringsum, bald hier hin, bald dort hin, rangen die Gewitter am Himmel, rangen höher und höher am Horizonte sich hinauf, und je wilder es am Himmel war, desto lautloser war es über der Erde. Kein Vogel strich mehr durch die Luft, bloß ein Lämmlein schrie in der Ferne. Uli ward es bang. „Das kommt bös," sagte er. „Ich habe es noch nie so gesehen. Da ist ein großer Zorn am Himmel, wenn ich nur daheim wäre. Hageln wird es so Gott will nicht, es ist mir wegem Einschlagen, es ließe mir niemand das Vieh heraus. In einer guten Viertelstunde zwinge ich's." Wie er das für sich selbsten sagte, ward er scharf auf eine Hand getroffen. Er zuckte zusammen, sah um sich, sah einzelne Hagelsteine aufschlagen, auf der Straße durch die Bäume zwicken, nur hier und da einer, ganz trocken, ohne Regen, aber wie große Haselnüsse waren die Steine. „Es wird doch nicht sein sollen," dachte Uli, und sein Herz zog sich

zusammen, daß das Blut nicht Platz hatte in demselben, dessen Wände zu zersprengen drohte. Es hörte wieder auf. Uli dachte: „Gottlob, es wird nicht sein sollen, böser hätte es nie gehen können als gerade jetzt, so kurz vor der Ernte, und jetzt bin ich daheim oder so viel als." Uli stand auf einem kleinen Vorsprunge, wo der Weg nach der Glungge abging und das ganze Gut sichtbar vor ihm lag; da zwickte ihn wieder was, und zwar mitten in's Gesicht, daß er hoch auffuhr, ein großer Hagelstein lag zu seinen Füßen. Und plötzlich brach der schwarze Wolkenschoos, vom Himmel prasselten die Hagelmassen zur Erde. Schwarz war die Luft, betäubend, sinneverwirrend das Getöse, welches den Donner verschlang, Uli barg sich mühsam unter einen Kirschbaum, welcher ihm den Rücken schirmte, verstieß die Hände in die Kleider, senkte den Kopf bestmöglichst auf die Brust, mußte so stehen bleiben, froh noch sein, daß er einen Baum zur Stütze hatte, weiter zu gehen war eine Unmöglichkeit.

Da stand er nun gebeugt am Baume, in den sausenden Hagelmassen seines Lebens kaum sicher, fast wie an den Pranger gebunden, vor seinen vor Kurzem so schön prangenden Feldern, welche jetzt durch die alles vernichtenden Hagelwolken verborgen waren. Uli war betäubt, keines klaren Gedankens fähig, er stand da wie ein Lamm an der Schlachtbank, er hatte nichts als ein unaussprechlich Gefühl seines Nichts, ein Zagen und Beben an Leib und Seele, das oft einer Ohnmacht nahe kam, dann in ein halb bewußtlos Beten überging. Das Zagen und Beben entstand eben aus dem dunkeln Gefühl, daß die Hand des Allmächtigen auf ihm liege. So stand er eine Ewigkeit, wie es ihm vorkam, in Fetzen schien Gott die Erde zerschlagen zu wollen. Da nahm das schreckliche Brausen ab, wie eine milde liebliche Stimme von oben hörte man das Rollen des Donners wieder, sah die Blitze wieder zucken, der Gesichtskreis dehnte sich aus, die Schlacht tobte weiter, die Wolkenmassen stürmten über neue Felder, rasch hörte der Hagel

auf, freiern Athem schöpfte wieder der bis zum Tode geängstigte Mensch. Auch Uli hob sich auf, zerschlagen und durchnäßt bis auf die Haut, aber das fühlte er nicht. Vor ihm lag sein zerschlagener Hof, anzusehen wie ein Leichnam gehüllt in sein weißes Leichentuch, von den Bäumen hing in Fetzen die Rinde, und verderblich rollten die Bäche durch die Wiesen. Aber Uli überschlug den Schaden nicht, schlug die Hände nicht über dem Kopf zusammen, fluchte nicht, verzweifelte nicht. Uli war zerknirscht, war kraftlos an Leib und Seele, fühlte sich vernichtet, von Gottes Hand niedergeschlagen. Ob er was dachte oder nicht, wußte er nie zu sagen. Er wankte heim, merkte Vreneli nicht, welches weit vom Hause die Knechte regierte, daß sie Einhalt thäten den stürmenden Wassern, bis es ihm um den Hals fiel mit lautem Jubel und sprach: „Gottlob, bist da, nun, wenn du da bist, ist alles wieder gut und gut zu machen. Aber was ich für einen Kummer um dich ausgestanden, das glaubst du nicht. Mein Gott, wo warst in diesem Wetter? gewiß im Freien, und kannst lebendig davon!“ Die freundliche Theilnahme weckte Uli aus der dumpfen Betäubung, doch bloß bis zu den Worten: „Es wäre vielleicht besser anders, mir wäre es wohl gegangen und niemand übel.“ „Nit, nit,“ sagte Vreneli, „versündige dich nicht. Es ist übel gegangen, viel zu übel; als es am stärksten machte, wollte es mir fast das Herz abdrücken, es war mir, als sollte ich dem lieben Gott zuschreien, was er doch denke. Da fiel mir ein, du könntest im Wetter sein, vom Blitze getroffen werden oder sonst übel zugerichtet. Da war es mir weder um Korn, noch Gras, noch Bäume mehr; es kommt ein ander Jahr, und da wachsen wieder andere Sachen, aber wenn es nur Uli nichts thut, dieser recht nach Hause kommt, so macht alles Andere nichts, ward mir. Da faßte ich mich, und so bald man vor das Dach durfte, sah ich nach dem Wasser, und siehe, da kommst du daher, und jetzt ist alles gut. Jetzt komm heim, du hast es nöthig.“ „Siehst,“ sagte beim Gehen Uli, „kein Halm steht

mehr, kein Blatt ist an den Bäumen, alles am Boden, alles weiß wie mitten im Winter. Was jetzt?" Er stand still und zeigte Vreneli hin über das Gut.

Es bot wirklich einen herzzerreißenden Anblick, sah schaurig aus, ein Schlachtfeld Gottes, wo seine Hand über den Saaten der Menschen gewaltet. Unwillkürlich thränten Vreneli's Augen, und seine Hände falteten sich, aber es suchte sich stark zu machen, es sagte: „In Gottes Namen, es sieht schrecklich aus, aber denk', Gott hat es gethan, wer weiß warum? Wir müssen es nehmen, wie er es giebt, er, der uns geschlagen hat, kann uns auch helfen, mit Kümmern und Klagen richten wir nichts aus. Denk', wie es heißt: Sorget nicht für den morgenden Tag, es ist gut, daß jeder Tag seine eigene Plage habe." „Das steht schön geschrieben, aber wer kann es so nehmen?" sagte Uli, „b'sunders —" Doch Vreneli fiel ihm in's Wort und sagte: „Nit, nit, Uli, immer denken muß man so, dann kommt es einem auch so in's Herz, und man weiß nichts mehr Anderes. Aber sieh, was ist das? du mein Gott!" Es war eine Brut junger Wachteln; wahrscheinlich hatte die Mutter mit ihren Kleinen in's nahe Gebüsch fliehen wollen, und als sie merkte, daß es nicht ging, die Jungen, welche ihr gefolgt, noch einmal unter ihre schirmenden Flügel gesammelt und so mit ihnen den Tod gefunden. Sie lag mit ausgebreiteten Flügeln todt, unter denselben und um sie her ihre Jungen alle, sie war den Tod der Treue gestorben. „So wäre es einem am wohlsten," sagte Uli. Vreneli antwortete nicht darauf, sondern sammelte die armen Thierchen in seine Schürze und sagte, die müsse ihm keine Katze fressen oder ein ander wüst Thier. Die Alte mit ihren Kindern verdiene begraben zu werden wie ein Mensch, denn bräver als mancher Mensch hätte sie gehandelt.

Unter dem Dache seines Stöckleins steckelte Joggeli im Hagel, der dort hoch aufgethürmt lag, und sagte: „Groß wie Baumnüsse sind sie, so große Steine sah ich nie. Es war ein

ſchrecklich Wetter, es weiß kein Menſch wie übel es gegangen, gleich vor der Ernte, das wird manch Lehenmannli ſchütteln und erleſen. Aber ſie ſind ſelbſt ſchuld, warum thun ſie nicht in die Aſſekuranz, gerade für ſolche Leute, die ein Hagelwetter nicht ertragen mögen, wäre ſie. Aber wunder nimmt es mich, warum es gerade in dieſem Jahre, nach ſiebenzig Jahren zum erſten Male wieder gehagelt hat und ſo grob, da muß was Apartes dahinter ſein, ich wüßte ſonſt nicht, warum Gott es gerade jetzt wieder hätte hageln laſſen. Wenn es nur ſo wegen dem allgemeinen Gebrauch wäre, ſo wäre es ſchon lange wieder geſchehen, aber warum gerade jetzt wieder? Das dünkt mich curios." Er erhielt keine Antwort. Als ſie im Haus waren, ſagte Joggeli: „Jetzt iſt dem das Reden doch einmal auch vergangen, es dünkt mich nichts Anderes. Ich will nicht ſagen, daß ich es ihm gönnen mag, aber recht iſt, daß dem auch 'mal was auf die Naſe kommt. Wenn ich nur ſchon meinen Zins hätte, da läßt ſich zur rechten Zeit zuſehen, daß ich zu meiner Sache komme."

Vreneli unterdrückte mit aller Macht Klagen und Kummer, war mit aller Theilnahme um Uli beſorgt, legte trockne Kleider zurecht, bereitete einen guten Kaffee, der Weiber Tröſter in allen Nöthen. Aber düſter blieb Uli, ſprach nicht, legte, ſtatt zu eſſen und zu trinken, den Kopf in die Arme auf den Tiſch und ſeufzte tief. Vreneli ſprach zu, guten Muths zu ſein, das ſei die Hauptſache. Noch hätten ſie auch etwas, hätten gute Leute, und an dem, was Gott thue, ſei doch noch ſelten jemand zu Grunde gegangen, wenn er ſtandhaft geblieben und Herz und Kopf am rechten Flecke behalten; wer zu Grunde gehe, ſei gewöhnlich ſelbſt daran ſchuld. „Eben das iſt's," ſagte Uli, „du weißt eben nicht alles." „Und wenn du den Prozeß auch verloren haſt," ſagte Vreneli, „ſo macht das wieder nichts, es geht nicht um Frankreich, es iſt ein Lehrgeld für ein ander Mal." „Ja, wenn ich ihn verloren hätte, da wäre es wohl gut, ich wäre deſſen noch froh, dann hätten

wir das Hagelwetter nicht und ich nichts auf dem Gewissen, welches mir niemand mehr von demselben nimmt.“ Nun erzählte er Vreneli, wie er den Prozeß gewonnen, nach dem Gesetze habe er Recht gehabt, so hätten es die Richter gesagt. Angelogen habe er das Mannli, das sei wahr, aber das sei nicht gegen das Gesetz gewesen, und über den Gewinn sei er ganz froh gewesen, bis das Mannli von Weib und Kindern gesprochen und ihm angewünscht, daß Gottes Hand ihn entweder bei Zeiten treffen oder er am Galgen sterben möchte. Die Worte hätten ihm schwer gemacht und nicht aus dem Sinne wollen, es sei ihm immer gewesen, wäre er nur daheim, aber an ein Hagelwetter habe er nicht gedacht, da es ja hier nicht hagle, höchstens alle hundert Jahre einmal.

Er habe wohl gesehen, daß es hagle gegen das Oberland, er habe den Zusammenstoß der Wetter gesehen, und wie sie einander heraufgetrieben, gerade gegen ihn zu; es sei ihm kalt geworden um's Herz, er habe denken müssen, kommt ein Blitz und trifft er dich? Als der Hagel losgebrochen, als er wie ein armer Sünder am Halseisen unter dem Baume gestanden, da habe er den Blitz erwartet und nichts denken können als: Gott sei meiner armen Seele gnädig! Mit dem Leben sei er davon gekommen, aber was jetzt? Ein armer Tropf, so lange er lebe, daß ärmer keiner auf der Welt sei! Er sei nun um seine Sache, sei um ein gutes Gewissen, müsse sein Leben lang denken, er habe sich und noch Einen unglücklich gemacht, und wenn er schon gut machen wollte, so seien ihm die Hände gebunden, da er selbst nichts habe. Als der Alte vorhin gesagt, es nehme ihn wunder, warum es gerade jetzt hageln müsse, da hätte er es ihm sagen können, er könne aber nichts als wünschen, wenn er doch nur zehntausend Klafter tief unter dem Boden wäre.

Vreneli hatte mit Beben Uli's Beichte gehört. Es war weit entfernt, die Sache leicht zu nehmen und Uli die Art, wie er das Gewitter auffaßte, auszureden. Es hatte einen innigen Glauben an den Zusammenhang der göttlichen Fügun-

gen mit den menſchlichen Handlungen, glaubte an eine Vorſehung, welche die Haare auf dem Haupte kennt und die Sperlinge auf dem Dache behütet, es glaubte an die zeitlichen Strafen, aber als eine Zucht, welche wirken ſoll bei denen, welche Gott lieben, eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit. Als es ſtumm da geſeſſen und lange um das rechte Wort gerungen und es nicht gefunden, — klagen, Vorwürfe machen wollte es nicht, und wie tröſten? — da ſtand es plötzlich auf, holte das heilige Buch, ſuchte, fand und las: „Betrachtet doch den, der ein ſolches Widerſprechen von den Sündern wider ſich erduldet hat, auf daß ihr nicht matt werdet und den Muth fallen laſſet. Ihr habt noch nicht bis auf's Blut widerſtanden über dem Kämpfen wider die Sünde. Und lieber habt ihr ſchon allbereits vergeſſen der Vermahnung, die mit euch als mit Söhnen redet? Mein Sohn, ſpricht ſie, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn, und verzage nicht, wenn du von ihm geſtraft wirſt, denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er, er geißelt aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. So ihr die Züchtigung erduldet, ſo erbeut ſich Gott gegen euch als gegen Söhne, denn welcher Sohn iſt, den der Vater nicht züchtigte? Seid ihr aber ohne Züchtigung, deren ſie alle ſind theilhaftig worden, ſo ſeid ihr Baſtarde und nicht Söhne. Darnach ſo haben wir die Väter unſeres Fleiſches zu Züchtigern gehabt und ſie geſcheuet, ſollten wir dann nicht vielmehr unterthan ſein dem Vater der Geiſter, daß wir leben? Denn jene zwar haben uns gezüchtigt wenig Tage, nach ihrem Gutdünken, dieſer aber züchtigt uns zu Nutze, auf daß wir ſeiner Heiligkeit theilhaftig werden. Eine jede Züchtigung aber, wenn ſie gegenwärtig iſt, dünket ſie uns nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſein, aber darnach giebt ſie denen, die durch ſie geübet ſind, eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit. Darum richtet wieder auf die ſinkenden Hände und die müden Knie, und machet richtige Weggleiſe euren Füßen, auf daß nicht, was lahm iſt, abgeſtoßen werde, ſondern vielmehr geſund werde. Jaget dem Frieden

nach, gegen jedermann, und der Heiligung, ohne welche niemand den Herrn sehen wird, und sehet darauf, daß nicht jemand Gottes Gnade versäume, daß nicht etwa eine Wurzel der Bitterkeit aufwachse und Unruhe anrichte, und viel durch dieselbige befleckt werden." Das wäre schön, sagte Uli, als Vreneli zu lesen aufhörte und ihn ansah, wer es fassen könnte. Da wurde er abgerufen, die Knechte fühlten einmal, daß sie den Meister bedurften. Die Ställe waren voll Vieh, und keine Hand voll Gras wäre in diesem Augenblicke auf dem ganzen Gute zu haben gewesen; die Trümmer waren mit Hagel bedeckt, das neue Heu noch in Gährung. Da kam es Uli wohl, daß er dafür gesorgt hatte, so viel als möglich durch den größten Theil des Sommers altes Heu zu haben, dies kommt in gar vielen Fällen äußerst bequem, immer ist's freilich nicht zu machen, es giebt Jahre, wo man froh ist, wenn Heu und Gras einander erreichen.

Vreneli war sehr bewegt in seinem Gemüthe, es fühlte wohl, wie schwer es sei, den wahren Trost zu fassen, wie schwer über alle irdischen Kümmernisse den Glauben zu erheben, daß das, was Gott thue, wohlgethan sei. Es pries als ein großes Glück das Unglück, wenn dadurch Uli aus dem Wirbel des Zeitlichen dem höhern Ziele zugewendet worden, aber dazwischen kamen ihm doch die Sorgen: „Was werden wir essen, und womit werden wir uns kleiden?" Am tiefsten ergriff's es, daß, indem sie unglücklich geworden und geschlagen, das Mannli seine Sache doch nicht wieder hätte, doch vom Höfstein komme, mit den Kindern dem heiligen Almosen nach müsse, daß sie nicht im Stande seien, ihn mit Geld zu sühnen; was sie auf- und anbringen möchten, gehöre Joggeli, dem alten Gläubiger, und wie es heraus käme, wenn sie dem Mannli geben würden, was sie ihm nicht schuldig seien, und da nicht zahlen, wo die Schuld verschrieben sei. Das plagte ihns. Es sagte sich freilich, das Mannli sei auch etwas schuld an der Sache, es habe sich immer sehr häßig geberdet und aufbegehrt, wenn es freundlicher

gethan, ſo hätte Uli vielleicht nachgegeben. Indeſſen hatte eben das Mannli Recht und Uli Unrecht. Vreneli wußte ſich nicht anders zu helfen, als die Sache auf Gott zu ſtellen, ihn zu bitten, dort gut zu machen, was ſelbſt zu thun er ihnen ſelbſt die Hände gebunden.

Das Haus war ihnen alſo nicht verbrannt, aber alles, was auf dem Gute grünte, verhagelt worden. So geht es oft, man fürchtet etwas als das größte Unglück, damit wird man verſchont, dagegen bricht ein anderes über uns herein, an das man nicht gedacht, welches aber viel größer und ſchwerer iſt.

Der Morgen nach einem Brande iſt ein trauriger Morgen: da ſteht man an der Brandſtätte und denkt an's Haus, wie es geweſen, und was alles darin geweſen. Dann geht man auf die Brandſtätte, ſucht im rauchenden Schutte dieſes, jenes, das Eine findet man nicht, vom Andern Bruchſtücke, die nicht zu gebrauchen ſind; dann will man traurig weg und kann doch nicht, und immer wieder zieht es einen zurück, zu ſuchen nach dieſem, nach jenem, zu ſchauen, wie es jetzt iſt, zu denken, wie es geweſen. Aber nicht viel weniger traurig iſt der Morgen nach einem großen Hagelſchlag, beſonders für einen Pächter, der den verſchiedenen Pflanzungen nachgeht, traurig die Stummel und Trümmer betrachtet und überſchlägt, ſo viel hätte mir dieſes ertragen, ſo viel jenes, und jetzt nichts, die Bäume betrachtet und denkt, ſo manches Jahr ſind ſie nun unfruchtbar und viele ſterben, denken muß, wo jetzt zu eſſen nehmen, was jetzt pflanzen, daß man im Herbſt doch noch einen kleinen Ertrag hat, etwas für die allerhöchſte Noth. Das ſind traurige Wanderungen, beſonders wenn bei der Heimkunft der Pachtherr unter dem Dach ſteht und ſagt: „Höre du, was ich ſagen wollte, es wäre mir lieb, wenn du mir geben könnteſt, was du mir vom vorigen Jahre noch ſchuldig biſt, es war dieſen Morgen jemand bei mir, und ich ſollte Geld haben," und man dazu noch angegriffen iſt an Leib und Gemüth, alle Glieder ſchmer-

zen, die Beine ſo ſchwer ſind, daß man glaubt, ſie gingen knietief in die Erde, und die Seele ſo voll iſt, daß man ſich hinlegen, ſterben möchte, der Muth zu allem fehlt. Vreneli munterte Uli auf, gab verſtändigen Rath, tröſtete ihn über Joggeli's Unverſtand, daß der nichts zu bedeuten hätte, doch alles umſonſt. Uli blieb zerſchlagen in Gliedern und Gemüth. Nachmittags ſagte ihm Vreneli, ſie wollten zuſammen die mit dem Gute nicht zuſammenhängenden Aecker beſuchen. Auf einem derſelben, der durch einen Hügel vom Ganzen getrennt war, hatten ſie eine ſehr bedeutende Kartoffel-Pflanzung. Mit großer Mühe konnte Vreneli ihn dazu bewegen und bloß durch die Vorſtellung, daß ſie doch zuſehen müßten, ob man noch irgend einen Ertrag erwarten könne oder neue ſetzen müſſe. Wenn man gleich dran hingehe, ſo könne man bis im Spätherbſt noch Erdäpfel erwarten, beſonders von raſch wachſenden, ſchnell reifenden Sorten. In den nähern Aeckern fanden ſie die gleiche Verheerung, mit großer Noth bewegte Vreneli den Mann, noch zu den Erdäpfeln zu gehen. Er möge nicht, ſagte Uli, es ſeien ihm die Beine wie zuſammen gebunden. Vreneli gab nicht nach. Uli ging. Als ſie auf der Höhe waren, ſahen ſie zu ihrer großen Verwunderung den ganzen Acker faſt unverſehrt. Je ſtärker ein Hagelſchlag iſt, deſto ſchärfer iſt er zumeiſt begrenzt. Auf der einen Seite eines Weges oder eines Zaunes ſieht man alles zerſchlagen, auf der andern keine Spur eines Hagelkorns. Faſt laut auf hätte Vreneli gejauchzt. Es fühlte ſo recht die Freude über etwas, welches man verloren geglaubt und unverſehrt wieder gefunden. Es nahm es als ein Pfand, daß alles beſſer kommen werde, als es den Anſchein habe. „Nun freue dich, Uli,“ ſagte es, „hat man Kartoffeln, ſo hat man alles, die Sache wird ſich ſchon machen.“ „Ja, wenn es mit dem Eſſen gemacht wäre,“ ſagte Uli. „Es wäre ſchier beſſer, es wäre alles im gleichen Loch, ſo wüßte man, woran man wäre; was helfen Erdäpfel?“

Dem Muthloſen gilt alles nichts, dem Muthigen wenig

viel. Am folgenden Tage fuhr ein Wägelchen an, Vreneli ſtieß einen Schrei der Freude aus, Uli hob kaum den Kopf, denn ihm war noch ſchlimmer als am vorigen Tage. Auf dem Wägelchen ſaßen der Bodenbauer und ſeine Frau. Sie waren lange nicht da geweſen, hatten das Unglück vernommen, kamen nun ſelbſt zu ſehen, wie es ſtehe, und welche Hülfe die beſte ſei, es waren wahre Freunde in der Noth. Sie ſahen mit innigem Mitleid die Verwüſtung, wie ihnen ſeit Langem keine vorgekommen, beſonders erbarmten ſie die armen Bäume, welche Jahre lang ſiechen und fruchtlos bleiben mußten. Auf Vreneli's Antrieb gingen ſie allenthalben herum, und Vetter Johannes mußte rathen und ſagen, was man vorzukehren hätte, um noch ſo viel als möglich Nutzen zu ziehen aus dieſem und jenem, was umzufahren ſei, was man ſtehen laſſen, was abmähen ſolle u. ſ. w. Uli war wohl auch dabei, aber es war faſt, als ob er keine Ohren hätte, die Sache ihn nichts anginge. Joggeli trappete auch nach, gab hier und dort verblümte Stiche, die niemanden trafen als Vreneli, welches ſeine Redeweiſe am beſten kannte. Es lud ihn ein, mit ihnen zu eſſen, er gab jedoch zur Antwort: ſie hätten ihre Sache ſelbſt zu beſuchen und niemanden nöthig, ihnen dabei zu helfen.

Dem Bauer und der Bäurin war Uli's Niedergeſchlagenheit aufgefallen, nach der Weiſe bedächtiger Leute hatten ſie aber nichts davon geſagt. Nach dem Eſſen ſtellte Vreneli nach Landesſitte, wo der Wein erſt nach dem Eſſen erſcheint, wenn nämlich welcher erſcheint, eine Maß auf den Tiſch und ſchenkte ein. „Warum haſt doch Koſten," ſagte die Bodenbäurin, „wir haben es nicht nöthig und ihr das Geld ſonſt zu brauchen, daneben wenn ihr was nöthig habt, ſo ſprechet zu, wenn wir es haben, ſo ſoll es nie nein heißen. Gerade in ſolchen Zeiten hat man einander nöthig, geht's gut, ſo kann man es allein machen." „So iſt's," ſagte der Bodenbauer, „und was meine Frau ſagt, iſt nicht bloß geredet, ſondern iſt Ernſt. Aber ſag' mir, Uli, was iſt mit dir? Dich kenne ich

gar nicht wieder, warst doch sonst nicht so verdrückt und ohne Muth, warst wohl manchmal oben aus und ließest wieder die Flügel sinken vor der Zeit, aber wenn du sahest, daß man dir zu helfen begehre und man dir das Kinn in die Höhe drückte, so warst wieder ein Mann. Aber heute will gar nichts anschlagen bei dir, essen und trinken thust du nichts, reden nichts, und seit einer Weile ist's, als hörtest du nichts! Rede, was ist's?" „Ich bin nicht z'weg," sagte Uli matt, „es ist mir in allen Gliedern, es ist mir, als wäre ich unter der Erde. Es wäre gut, ich wäre es schon, denn an allem bin ich schuld." Vreneli wollte unterbrechen, der Bodenbauer fragte, Uli sagte zu Vreneli: „Rede selbst und sag', wie die Sache sich verhält, es thut mir der Kopf so weh! Sage nur alles, es ist am besten, sie wissen, wie es ist." Vreneli's Verstand sah alsbald, daß Offenheit hier am Platze sei. Johannes war Bürge, und wenn jemand mit Rath und That beistehen konnte, so war er es. Wenn man Beistand will, muß man offen sein, nichts schreckt hülfsbereite Menschen mehr ab, als wenn sie merken, daß man ihnen viel oder die Hauptsache verheimlicht, wodurch jede Hülfe nichts ist, als in einen Abgrund geworfene Schätze. Vreneli erzählte klar, aber so schonend als möglich. Als es ihre Finanzzustände auseinandersetzte, berührte es begreiflich auch das Verhältniß mit Wirth und Müller, aber nur leise, so daß, wer nicht die ländlichen Verhältnisse ganz genau kannte, nichts Besonderes bemerkte. Eben so machte es es mit dem Prozeß, als es aber zu dessen Ende kam und dessen Zusammenhang mit dem Hagelwetter erzählte und wie Uli dies jetzt so schwer nehme, da sagte die Bodenbäurin ein Mal über das andere: „Mein Gott, mein Gott, ist das möglich?" und der Bodenbauer meinte, so was sei doch wirklich seit Langem nicht erlebt worden. Aber wenn es so sei, so solle Uli sich eben trösten, denn es sei ein Zeichen, daß Gott es gut mit ihm meine. Eine Züchtigung, und sei es auch ein solch' Hagelwetter, sei doch immer besser, als am Galgen zu sterben. Auch

vergaß Vreneli nicht zu erwähnen, wie Joggeli keinen Verstand habe, was sie auch an ihm thäten. Doch hätte dieses so viel nicht zu bedeuten, denn Ernst würde er von sich aus nicht machen, aber Sohn und Tochtermann seien immer geldbedürftig, ließen sich vielleicht seine Anforderungen abkaufen oder beschwatzen ihn auf andere Weise, daß sie zwischen Thür und Angel kämen. Es sei keinem zu trauen, namentlich der Tochtermann sei des Aergsten fähig, und Joggeli, obgleich beständig aufbegehrend, sei so leicht einzuschüchtern wie ein Huhn und, obgleich alle Menschen tadelnd, in vielen Dingen einfältiger als die dümmste Frau. So sei er nicht immer gewesen, aber das Alter sei da und die Frau fehle ihm.

Johannes ging hinüber zu Joggeli und hatte eine lange Conferenz mit ihm. Diese Conferenz war keine Intervention, auch keine Mystification auf die Weise, wie ein übermüthiger englischer Junge sie wohl probirt an neugebackenen Diplomaten, sondern sie war bloß ein Sondiren, ein freundlich Bestimmen, ein Zusichern, man sei dann auch noch da, und deswegen solle Joggeli keinen Kummer haben, sondern bloß Geduld, wenn es sein müsse. Das Beste versprach Joggeli, denn Respekt hatte er vor dem Bodenbauer, und als die besten Freunde schieden sie. Darauf hatte Johannes noch eine Privat-Conferenz mit Vreneli: „Sieh, Frauli," sagte er, „dein Mann ist nicht z'weg, das Zeug hat eingeschlagen bei ihm, es ist sich aber auch nicht zu verwundern, so was wird nicht alle Tage erlebt; daneben ist's besser, nicht zu viel davon zu reden einstweilen. Laß morgen den Doktor holen, besser wär's er würde krank, als daß es ihm in's Gemüth schlägt, das ist schwer zu heilen. Du mußt die Zügel fassen, laß alsobald dies und jenes machen, und wenn du mich nöthig hast oder Geld willst, so laß es mir sagen. Bös steht's nicht mit euch, aber gut wärs, ihr ständet in keinen Rechnungen, das ist ungut, besonders wenn euer Hausbuch nicht in Ordnung ist, was kaum sein wird. Ich kenne das Hagelwerk und die Hagle, welche

auf dieſe Weiſe handeln, nie rechnen wollen und endlich, wenn es ſein muß, mit Rechnungen ausrücken, vor welchen des Teufels Großmutter ſich ſchämen würde. Du kannſt daran nichts machen, mußt warten, bis Uli wieder z'weg iſt, aber dann muß die Sache abgetrieben ſein und ausgemacht bis auf den letzten Kreuzer. Können ſolche Leute einem nur die Fingerſpitze berühren, ſo wird man ihrer nie los. Dann ſage aber Uli alle Tage: „Ehrlich währt am längſten," daß er es nie mehr vergißt. Von Joggeli habt ihr einſtweilen nichts zu fürchten; daneben kann man auf ſolche Leute ſich nie verlaſſen, es kommt immer darauf an, wer zuletzt bei ihnen iſt. Sieh gut zu ihm, ſo viel Verſtand hat er noch, daß er dies einſieht." Vreneli jammerte wegen Uli. Wenn man meine, man habe das größte Unglück erlebt, welches möglich ſei, ſo zeige ſich ſchon ein anderes noch viel größeres, daß man bitten müſſe: nur das nicht, und verſpreche, das vergangene wolle man gern ertragen und nicht mehr klagen. So gehe es ihm jetzt; vom Hagelſchaden wollte es nun nichts mehr ſagen, wenn nur Uli z'weg wäre, der mache ihm jetzt den größten Kummer. „Zeige ihn nur nicht und rede nicht zu viel mit ihm von der Sache, es wird ſchon beſſern, aber man muß einige Zeit vorüber laſſen. Haſt gehört, ſei nur nicht verzagt, es war ſchon Mancher tiefer d'rin und kam wieder z'weg."

Auf dem Heimwege ſagte er ſeiner Frau: „Es iſt doch curios mit dem Menſchen; daß Uli ſo einfältig ſei und ſo dumm thun könnte, hätte ich mein Lebtag niemand geglaubt; aber es muß halt alles gelernt ſein auf der Welt, und wenn Einer auf einem Platze gut iſt, ſo iſt es noch lange nicht geſagt, daß man ihn auf einem andern auch wieder brauchen könne. Uli war ein vortrefflicher Knecht, beſſer war er nicht zu wünſchen, jetzt als Pächter macht er dummes Zeug, und wenn man nicht zu ihm ſieht, ſo ſtellt es ihn auf den Kopf. Es iſt halt Mancher ein guter Soldat und ein ſchlechter Oberſt! Uli iſt ſparſam, häuslich, hat bös, und macht doch alles,

was dumm iſt und zu nichts führt. Macht den guten Mann, handelt mit Händlern, prozedirt, hat ſchlechtes Geſinde, es fehlen nur noch die Juden! Ueberſteht er's, ſo zweifle ich nicht daran, es wird noch ein Mann aus ihm, die Frau iſt gut, die hält ihm den Kopf über dem Waſſer. Gut iſt's, daß es zu rechter Zeit ſo kam, ſpäter hätte es doch fehlen können, aber merkwürdig iſt's, wie unſer Herrgott die Menſchen faßt." „Der alte Gott lebt gewiß noch," ſagte die Bäurin, „ich zweifelte zwar nie daran, aber wohl hart hat er es dem armen Uli gemacht. Es iſt noch die Frage, ob er es ausſteht, er hat zuletzt Sachen geſagt, wo ich nicht wußte, war er noch bei Verſtand oder nicht." „Habe nicht Kummer," ſagte der Bodenbauer, „wen Gott doktert, der geht an dieſem Doktern nicht zu Grunde, er iſt kein junger Pfuſcher, der ſich im Zeug vergreift und pfundweiſe giebt, was man bloß lothweiſe verträgt, er kennt das Maaß, das Einer ertragen mag, und das ihm gut iſt, er wird es wohl machen." „Amen!" ſagte die Frau.

Kapitel 20.

Des Spruches Folgen.

Breneli war von den ſeltenen Weibern, welche regieren und gehorchen können, beides am rechten Orte; das ſind rare Vögel. Es lief nicht umher wie ein Kiebitz, wenn er einen Froſch ſieht, mit ſchrecklichem Geſchrei: „Was ſoll ich machen? was ſoll ich machen?" und machte am Ende von allem, was man ihm angab, das Gegentheil, damit die Welt merke, wer da regiere und Meiſter ſei. Es regierte auch nicht von vorn herein in die Kreuz und in die Quer und fuhr nachher, wenn alles krumm kam, herum um Rath wie eine Katze, welcher man Nußſchalen an die Tätzchen oder Glöcklein an den Schwanz

gebunden. Dieſe Sorten von Weibern ſind weniger rar. Breneli war es weder um eine thörichte Erhebung ſeiner Perſon zu thun, noch war es von einer thörichten Selbſtverblendung beſeſſen, welche ſo raſch in troſtloſe Rathloſigkeit übergeht. Breneli war es um die Sache zu thun, es beſaß die Klarheit des Geiſtes, zu erkennen den beſten Rath, die Selbſtüberwindung, ihn da mit Dank zu nehmen, wo es ihn fand, und die Kraft, ihn mit Energie, als ob er in ihm ſelbſt entſtanden, durchzuführen. Uli mochte am andern Morgen wirklich nicht aufſtehen, lag in einer Abſpannung, welcher Breneli keinen Namen zu geben wußte. Der Doktor ward berufen, ſah den Zuſtand lange an und ſagte endlich, er wiſſe nicht recht, wo das hinaus wolle, er wolle etwas geben und ein oder zwei Tage die Wirkung abwarten. Es war der gleiche Arzt, zu welchem die Baſe ihr Zutrauen gehabt und es auf Breneli vererbt hatte. Joggeli konnte ihn aber durchaus nicht leiden, er behauptete immer, derſelbe habe ſeine Frau getödtet, aber ſie ſei ſelbſt ſchuld geweſen, hätte ſie einen Andern gebraucht, ſo hätte ſie noch bis zum jüngſten Tage leben können. Sobald der Arzt fort war, kam Joggeli daher geſteckelt und fragte, was es gegeben, daß er wieder da ſei. Es wäre ihm lieber geweſen, er hätte ihn nicht mehr ſehen müſſen. Er erſchrak ſehr, als er hörte, Uli ſei im Bett und gar nicht z'weg, der Doktor wiſſe noch nicht recht, wo die Sache hinaus wolle, die Krankheit habe den entſcheidenden Charakter noch nicht angenommen. Das glaube er, ſagte Joggeli, das wiſſe der noch nicht, aber lange könne man warten, bis es ihm in Sinn komme. Man werde doch nicht wollen den brauchen, der verſtehe ſich auf das Waſſer nicht, ſehe es kaum einmal an, verſtehe ſonſt nichts; wenn man es begehre, ſo wolle er es Lürlipeter ſagen, daß er komme; wenn man den nur höre, ſo dünke es einen, es habe ſchon gebeſſert, ſo verſtehe der die Sache darzuthun und könne exact ſagen, wo es fehle. Joggeli hatte ſehr Angſt, nicht ſowohl wegen Uli, ſondern wegem Gelde, plagte daher Breneli

sehr bald mit dem Gelde und bald mit dem Arzte. Dazu hetzten ihn der Tochtermann und theilweise auch der Sohn auf. Er sehe ja, daß das nicht gehe, er solle machen, daß die Schuld nicht zu groß werde, sonst habe er das leere Nachsehen. Was er dem Bodenbauer versprochen, war vergessen, und was Vreneli jetzt für eine Zeit hatte, das kümmerte ihn nicht, denn Vetter Joggeli hatte sich nie in die Lage eines Andern gedacht, zum Mitleiden war er nicht geschaffen.

Vreneli hatte viel auf den Schultern, sehr viel. Eine Menge Arbeiten mußten rasch gemacht werden, um den Boden einigermaßen noch zu benutzen und den Schaden zu verkleinern, dazu schlechtes Gesinde, Uli in einem hülflosen Zustande, zu welchem der Arzt den Kopf schüttelte, ein Nervenfieber hatte ihn erfaßt. Wenn man ihm zuvorkommen möchte, sagte der Arzt zwar, habe er diese Wendung so ungern nicht, viel lieber, als wenn es sich ihm in's Gemüth verschlagen hätte. Bei solchen Krankheiten merke der Arzt, wie alles Wissen Stückwerk sei; zu wundersam seien leibliche und geistige Zustände in einander verflochten, diese Verschlingungen zu verfolgen, gebe es keine Brille, man möge deren nehmen, von welcher Sorte man wolle. Zu diesem allem immer den nachsteckelnden Joggeli mit seinem Gestürm wegen Kürlipeter und wegen des Geldes. Vreneli ertrug ihn mit großer Geduld, aber endlich wußte es sich nicht mehr zu helfen und schrieb dem Bodenbauer. Der kam und wusch Joggeli tapfer den Kopf, zahlte ihm zugleich auch den Rückstand. „Aber jetzt plaget mir die Frau nicht mehr, das ist eine, die Hosen an hat und tüchtiger ist als mancher Mann. Wenn unser Herrgott einem Menschen Unglück geordnet hat, so sind die andern Menschen nicht dafür da, daß sie nun auch auf ihn losfahren und ihm vollends den Garaus machen, sondern um Geduld zu haben und nach Kräften zu helfen." Zugleich suchte er mit Joggeli wegen des Hagelschadens in Beziehung auf den laufenden Zins zu unterhandeln. Ehe eine Hagelversicherungsanstalt da war, stand in den mei-

ſten Pachtakkorden ein Artikel, welcher das Verhältniß beſtimmte, nach welchem Pächter und Pachtherr den etwaigen Hagelſchaden tragen ſollten. Jetzt übergeht man entweder dieſen Punkt ganz, der Pachtherr überläßt dem Pächter, zu verſichern oder nicht, kümmert ſich dann aber um den etwaigen Schaden nicht, oder aber es wird beſtimmt, daß man verſichern ſolle, und ein Beitrag des Pachtherrn zu den Verſicherungsgeldern beſtimmt. So etwas ſtand auch im Akkord auf der Glungge. Aber nun hatte Joggeli zu Uli geſagt: „Sei doch nicht ein Tropf und verſichere; was willſt du für die zahlen, welche alle Jahre verhagelt werden, es hagelt ja nie hier. Wenn du zehn Jahre zuſammenlegſt, was es dich in die Kaſſe jährlich koſten würde, ſo kannſt du ruhig im eilften hageln laſſen, und vielleicht hagelt es die nächſten fünfzig Jahre noch nicht.“ Uli gefiel das, er hatte das Geld nöthig, behielt daher gern den Kreuzer und vergaß den Thaler, der dadurch gefährdet war. Er dachte nicht an die Hälfte, welche Joggeli in die Kaſſe zahlen müßte, und nicht daran, Joggeli zu fragen: „Und wenn es dann hagelt, tragt Ihr mit die Hälfte des Schadens?“ Auch der Bodenbauer als Bürge hatte vergeſſen, danach zu fragen. Er wußte, was im Akkord ſtand, und hielt beide für geſcheidt genug, den Artikel zu erfüllen. Er war erſchrocken, als er hörte, wie es ſtand, und ging nun hinter Joggeli. Joggeli gab, als er den Rückſtand eingeſtrichen hatte, den beſten Beſcheid, aber keinen einläßlichen. Das werde ſich ſchon machen, wenn es um das Zahlen zu thun ſei, könne man dann ſehen, jetzt wüßte man ja noch nicht einmal recht, wie groß der Schade ſei. „Wie theuer, Vetter,“ fragte der Bodenbauer, „wollt Ihr das Uebriggebliebene?“ „Bin nicht kauflustig,“ ſagte Joggeli, „was ſollte ich damit machen?“

Mit Uli ſtand es bedenklich, er war Tage lang verirret, wie man zu ſagen pflegt, was auf dem Lande gewöhnlich als ein ſicheres Zeichen eines hoffnungsloſen Zuſtandes angeſehen wird. Er lag bewußtlos in Fiebern und ſprach gar

ſeltſame Sachen, daß denen, welche es hörten, ganz bange war, denn beſonders viel hatte er mit dem Teufel zu thun und den Züchtigungen, welche er ihm anthat. Wenn nun Breneli den ganzen Tag auf den Beinen geweſen war, ſich faſt allgegenwärtig gemacht hatte, daß oft ein Knechtlein oder eine Magd ſagte: „Die Donners-Frau, iſt die ſchon wieder da? Wenn die nicht ſchon eine Hexe iſt, ſo wird ſie eine, zählt darauf!“ ſo ſaß es des Nachts an Uli's Bett und wachte.

Das ſind ſchwere, bedeutſame Stunden, welche ein Weib am Bette ihres Gatten, der zwiſchen Leben und Tod in der Schwebe liegt, durchwacht. Das Geräuſch des Tages iſt verſtummt, das Ab- und Zugehen hat aufgehört, das Schaffen und Befehlen hat ein Ende, das wachende Weib iſt ungeſtört und allein beim kranken Manne, über ihnen iſt Gott, wohl ihnen, wenn er auch zwiſchen ihnen iſt. Iſt der Mann ſeiner Lage ſich bewußt, ſo werden es Stunden der Heiligung, ſie gleichen den Stunden in den Tagen der erſten Liebe; was das Herz bewegt, geht über die Zunge, man freut ſich in weicher Rührung der ſchönen vergangenen Tage, dankt ſich für Liebe und Treue, Geduld und Sanftmuth, beſpricht die gegenwärtige Lage, und wenn das Weib jammert um die Zukunft, das Schickſal der Wittwe und der Waiſen, die Noth einer Mutter mit Kindern ohne Vater, ſo tröſtet der Mann, giebt weiſe Räthe und ſtärkt des Weibes Gemüth, indem er ſie dem Allmächtigen empfiehlt, dem Vater der Wittwen und Waiſen. Wenn ſie betet um ſein Leben, und daß dieſer Kelch an ihr vorüber gehen möchte, ſo ſagt er Amen dazu, doch nicht unſer, ſondern dein Wille geſchehe. Das ſind heilige Nächte, wie auf Engelsflügeln ſchweben ſie vorüber.

Aber anders iſt's, wenn im Irrſinn der Mann liegt, das Weib allein iſt, ſeine Gedanken ihm niemand abnimmt als Gott. Auch vor ſein Auge ſtellt ſich ſein ganzes Leben, das vergangene, das gegenwärtige, das zukünftige, und klarer jede Nacht, immer mehr ſchwinden die Schatten, es wird ein großes

lebendiges Lebensbild. Süße Wehmuth, ſchöne Träume, bitteres Weinen, geduldiges Ergeben, muthvolles Erheben wechſeln in des einſamen Weibes Seele. Die Bilder, welche erſt regellos durcheinander flutheten, geſtalten ſich in immer feſteren Zügen und beſtimmter Ordnung, immer klarer bildet ſich aus der Gegenwart die Zukunft. Auch dieſes Weib ſieht: „Iſt's möglich, ſo gehe der Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!" Aber weil des Herrn Wille ihm nicht offenbar iſt, bildet ſich vor ſeinem innern Auge die Zukunft in doppelter Weiſe. Es ſieht ſich Hand in Hand mit dem Manne durch's Leben gehen oder ſieht in den nächſten Tagen ihn zum Grabe tragen, ſteht allein mit den Waiſen, muß allein ſie führen in's Leben, ſie ſtärken zum Leben. Wie dunkle, ſchwere Gewitterwolken wälzen ſich dieſe Bilder anfänglich an ſeinem Auge vorüber, aber allmählig klären ſie ſich ab, geſtalten beſtimmter ſich, gleichförmiger, aber ſchöner jede Nacht, geſtalten zu beſtimmten Entſchlüſſen ſich, zu einem Leben den Gedanken eines Malers ähnlich, in denen er ein Bild feſtſtellt, in großen Umriſſen zuerſt und allmählig von Geſtalt zu Geſtalt, bis zur Ausprägung der einzelnen Züge, an deſſen Ausführung er Jahre, ja ſein Leben ſetzt.

Man hat oft bewundert, mit welcher klaren Umſicht und großen Energie Wittwen die Zügel großer Haushaltungen faßten und führten, wie ernſt und feſt ſie ihre Kinder erzogen, wie mächtig ſie dem Schmerze geboten, der doch ſichtlich ihren Körper ſchüttelte. Wer dabei geweſen wäre in jenen ſtillen langen Nächten, geſehen hätte, wie ſie mit ihrem Schmerze, wir möchten faſt ſagen, mit Gott gerungen hätten, bis ſie zu der Kraft und Klarheit gekommen, welche ſie üben bis zum Grabe, durch welche ſie hinein glänzen in das Andenken der Ihren wie Sterne in die Nacht, der würde ſich nicht wundern, woher ihnen das Weſen gekommen, welches niemand in ihnen ahnte, welches ſo ſegensvoll wirkte. Doch auch in einer andern Richtung bildet die Seele, ſchafft eigentliche Lebens-

bilder; ſie denkt in Wehmuth, wenn Gott den Geliebten ihr wieder ſchenke, wie ſie beide ein neues Leben führen wollten in mildem Frieden, treuer Liebe, wie alle Schatten fort müßten aus dem Leben, alles Trübe, alles Zagen, alles Kümmern um Kleines, wie ſie ſchaffen wollten in aller Freudigkeit ihr Tagewerk, abſonderlich aber trachten nach dem Einen, das noth thut. Heitere Bilder folgen einander in längerer Reihe, glänzen immer heller, je mehr die Krankheit weicht, das Leben aus der Krankheit wieder empor blüht, werden trüber und trüber, wenn die Krankheit ſteigt; wenn der Tod kommt, erblaſſen ſie, werden begraben im Gemüthe, der wahren Familiengruft, in welcher die geliebten Todten geiſtig weilen bis zum Wiederſehen.

Manche ſolche ſtille, lange Nacht wachte Vreneli an Uli's Bette, war verſunken in tiefe Gedanken oder horchte mit blutendem Herzen auf die Irrreden des Mannes. Mehr als eine Woche kam es nicht aus den Kleidern, wollte trotz des Doktors Befehl niemanden Anderes wachen laſſen aus Liebe, aus Bangen, was die Leute denken und ſagen würden, wenn ſie Uli's Reden hörten. Von Irrreden haben die Menſchen keinen Begriff, kennen zumeiſt nur einen Grund derſelben, das böſe Gewiſſen, das Aufwachen der Angſt über geheime Verbrechen. Was hätten ſie gedacht und geſagt von Uli, der immer mit dem Teufel zu thun hatte, am Ort der Qual ſich glaubte? Eines Abends war's, als ob der Arzt nicht fort könnte vom Bette, er nahm eine Priſe nach der andern, endlich kehrte er ſich um, ſtäubte den Schnupftabak von den Kleidern und ſagte: „Fraueli, wenn es was geben ſollte in der Nacht, ſo laß mich rufen.“ „Mein Gott, Doktor, was meint Ihr! ſtirbt er mir, ſtirbt er?“ wimmerte Vreneli. „Kann es dir nicht ſagen,“ antwortete der Arzt, „aber endlich muß es einen Weg gehen, den oder dieſen, ſo kann es nicht bleiben, die Zeit iſt um, wo es ſich entſcheiden ſoll, vielleicht, daß es dieſe Nacht geſchieht, und ſchaden thut es nichts, wenn der

Arzt nicht weit iſt, manchmal kann er helfen, manchmal nicht, manchmal kann er Diener der Natur ſein, manchmal muß er es nehmen, wie Gott es will."

„Guten Tag, Fraueli, guten Tag, geſchlafen ein wenig, es iſt kein Wunder! Wie gehts, mit Schein nicht bös?" Dieſe leiſen freundlichen Worte weckten Vreneli, welches vom Schlafe überwältigt worden war. Hoch auf fuhr es vom Stuhle; es war hell im Stübchen, der Arzt, den die Theilnahme unberufen hergetrieben, ſtand am Bette und prüfte den Kranken. „Mein Gott, mein Gott!" rief Vreneli. Da legte der Arzt den Finger auf den Mund, winkte Vreneli vom Bette weg durch die Thür in die andere Stube und ſagte leiſe: „Fraueli, er kommt dir auf, die Sache iſt gut, jetzt ſchläft er ruhig, ſchwitzt recht, jetzt nur nicht geredet." Vreneli wollte laut auffahren, bachweiſe ſtrömten ihm die Thränen über die Backen nieder. „Bſch, bſch," machte der Arzt, „geh und mache mir einen Kaffee, nehme ſonſt nichts bei den Patienten, ſie meinen gleich, man wolle den Lohn doppelt. Aber ich möchte ihn erwachen ſehen und hatte noch nichts dieſen Morgen. Z'preſſiren haſt nicht, es wird noch eine Weile gehen, will unterdeſſen in den Stall, ſehen, wie du Haus hältſt, und deine Knechte rühmen oder ſcheiten, je nachdem ſie es verdienen. Ein fremd Wort wirkt manchmal; zuweilen nehmen ſie es einem übel, aber was frage ich den Hudelbuben nach!" Vreneli mußte wieder in's Stübchen, bevor es des Arztes Befehl nachkam. Was es dort machte, weiß Gott.

Der Arzt trappete mit den Händen in den Taſchen um's Haus herum und las dem Dienſtbotenperſonal in ſeiner barſchen aber heitern Weiſe tüchtig den Text. „Was zum Teufel, den Dünger, welchen du geſtern aus den Ställen gemacht, noch nicht verlegt! Wohl, das ſollten mir meine Buben machen, ich führte ſie beim Hagel am Hals auf den Miſthaufen. Das Jauchenloch läuft ja über! Was iſt das gemacht? Was giebt es doch Einem von euch zu thun, ein oder zwei

Faß auszuführen? Aber wenn man nicht immer hinten und vorn iſt, ſo iſt nichts gemacht; wohl, das wird ſauber ausſehen in den Ställen. Auf meine Seele, wenn ich es einmal ſo fände, ich jagte das ganze Pack mit dem Stecken vom Hof; ihr ſolltet euch ſchämen wie Laushunde! Auf die Ehre hättet ihr es nehmen ſollen, die Sache recht zu machen. Das Franzi hat ſich faſt getödtet, aber an allen Orten kann es nicht ſein. Ich habe einen alten, ſiebenzigjährigen Trappi und einen jungen, nur ſo ein Löhl, aber es iſt mir ein Jeder von ihnen, der Alte und der Junge, am kleinen Finger lieber als ihr Alle mit einander. Nein, hört Buben, ſo geht das nicht, das muß anders ausſehen, und zwar heute noch. Ja, lacht nur, aber gebt Acht, was ihr macht, es iſt Ernſt. Euer Meiſter kommt auf, wenn er Sorg' hat und man Sorg' zu ihm hat. Er iſt durch die Gefahr, Gottlob! Aber kommt er da heraus und ſieht die Schweinerei, ſo bekommt er das Gallenfieber, dann ſtreckt es ihn, dann heißt's, der Doktor habe ihn getödtet, und Frau und Kinder können ihm nachweinen. Das will ich nicht, habe ich ihn mit Gottes Hülfe gerettet, ſo ſoll ſolch' Volk mir ihn nicht tödten, da bin ich gut dafür. In zwei Tagen komme ich wieder, macht, daß es dann ausſieht, wie es ſich gehört, ſonſt muß mein Seel' die Frau Alle ausjagen, ich will es verantworten. Ich komme alle Tage in zwanzig Dörfern umher, weiß Knechte für ſieben ſolche Höfe, will dann aber auch allenthalben ſagen, was ihr für Burſche ſeid."

Unter der bekannten Ecke ſeines Stöckleins, ſo gleichſam ſein Wartthurm oder ſeine Sternwarte, wenn er ausgucken wollte, was im Hauſe vorging, ſtand Joggeli. Die laute Stimme des Arztes, dem er ſonſt aus dem Wege ging, hatte ſeine Neugierde gereizt. Als der Arzt ihn dort ſah, marſchirte er in langen Schritten auf ihn zu und ſagte: „Früh, Papa, früh; ſo alte Manne ſollten im Bette bleiben bis bald um Mittag. Sie ſind den Leuten ſonſt nur zur Plage mit ihrer

Wunderlichkeit, beſonders wenn ſie nichts thun. Ihr hättet aber jetzt etwas machen können, und es wäre Euch wohl angeſtanden, Ihr hättet es gemacht. Ja, ja, Papa, ſeht mich nur ſauer an, ich ſage meine Sache gerade heraus und fürchte mich nicht vor einem Paar ſauren Augen, die haben noch niemand erſtochen. Ihr hättet dem Fraueli an die Seite ſtehen ſollen und die Lumpenbuben da in Ordnung halten, die Frau konnte nicht an allen Orten ſein; Ihr hättet wohl Zeit gehabt, es wäre auf's Gleiche herausgekommen, ob Ihr hier um's Häuschen herumſteckelt oder dort bis zur Scheune hinunter. Aber ſo habt ihr's, ihr Hagels-Bauern, wenn ihr nur Geld habt, ſo fragt ihr keinem Menſchen was nach, dem eigenen Bruder nicht. Ja, ihr ſeid ein Volk, ihr, hab' es erfahren! Rette ich Hunderten das Leben und bringe ſie davon, ſo denkt mir kaum Einer daran. Thut ihm der Bauch wieder weh, läuft er zu einem andern Arzt oder gar ſo zu einem verfluchten Waſſerſchmöcker."

„Ja, ja," ſagte Joggeli, „zuweilen kommt Einer davon, und oft geht's dem Kirchhof zu, ihr tapfern Lieferanten, was ihr ſeid! Meine Frau ſelig die brachtet Ihr nicht davon, und der drüben wird ihr wohl nach müſſen, apartig glücklich ſeid Ihr hier nicht." „Um Eure Frau iſt's ſchade, wenn ſie nicht einen ſo wunderlichen Mann gehabt hätte, ſie lebte vielleicht noch, aber um ſie davon zu bringen, hätte man Euch doktern ſollen," entgegnete der Arzt; „der drüben kommt davon, ja freilich, wenn Ihr mir ihn nicht hintendrein tödtet mit Plagen, Quälen, Kummern wegen dem Zins. Aber eben, das will ich Euch ſagen, nehmt Euch in Acht damit, ſo gewiß Ihr das thut, will ich Eure Zunge ſpannen, daß Ihr ſieben Wochen das Reden laſſet. Das Waſſer g'ſchauen thue ich nicht, aber vom Hexenwerk verſtehe ich vielleicht mehr als ein Anderer, und wenn es nöthig iſt, mache ich, was ich kann. Jetzt wißt Ihr, woran Ihr ſeid, und behüt' Euch Gott und lebet wohl." Joggeli ſah ihm mit offenem Maule nach. „Er wär's im

Stande, der Hagels-Ketzer," ſagte er, ſteckelte in ſein Stöcklein zurück und machte ſorgſam die Thür zu.

Uli war erwacht, aber unendlich matt; es war ihm wie Einem der aus dem Grabe kommt. Er ſchloß bald wieder die Augen. „Komm," ſagte der Arzt, „laß ihn machen, ſchlafen, ſo viel er will, rede nicht zu viel, freue dich nicht zu ſichtlich, frage ihn um nichts, und was du ihm zu eſſen geben ſollſt und wie viel, will ich dir draußen ſagen. Halte dich tapfer mit den Portionen, du wirſt deine liebe Noth haben mit dem Hunger, wenn der einmal erwacht, oft hören müſſen, du gönneſt ihm das Eſſen nicht. Aber deſſen mußt du dich nicht achten. Sag' nur, ich hab's befohlen.

Vreneli hatte das Herz voll von Dank und Freude, die Augen voll Thränen, aber reden konnte es nicht, es konnte dem Arzt bloß die Hand geben, als ſie draußen waren. Der verſtand das aber wohl, drehte ſich um, trat an's Fenſter, that, als nehme er eine Priſe und wiſche den überflüſſigen Schnupf ab. Der Arzt war ſehr rauh, aber nur auswendig, es giebt Andere, welche es umgekehrt haben.

Uli war zum Kind geworden, mußte in jeglicher Beziehung ein neues Leben anfangen, ſo daß er es anfangs kaum merkte. Nachher berührte es ihn, daß er darüber weinte, Vreneli auch, welches den Arzt beſchied. Der tröſtete, ſchärfte aber auf's neue die größte Vorſicht ein, leibliche und geiſtige. Es fehlten Uli die Kräfte, er konnte nicht gehen, nicht einmal den Löffel zum Munde führen vor Zittern. Er hatte das Gedächtniß mehr oder weniger verloren, mußte ſeine Erinnerungen mühſam zuſammenleſen wie ein Kind Glasperlen, welche es im hohen Graſe verſchüttet oder zwiſchen loſen Steinen. Es war zum Weinen, wie das kleine Vreneli des Vaters wartete, ihn führte und ihm half, faſt als wäre er ſeine große Puppe. Joggeli hielt ſich aus Reſpekt vor des Arztes Worten fern, doch konnte er ſich einmal nicht enthalten, Uli, der in der Sonne ſaß, näher zu treten und ihm etwas zu ſagen. Die

Antwort fiel etwas linkiſch aus, daß Joggeli ſagte: „Dir wär's beſſer, du lägeſt im Kirchhof.“ Aber wie das Wort, welches Uli nicht einmal verſtand, heraus war, erſchrak er ſehr, ſteckelte, ſo ſtreng er es vermochte, ſeinem Stöcklein zu und ſchloß ſorgfältig hinter ſich die Thür. Indeſſen ging es bei Uli raſcher als bei einem Kinde, jeder Tag brachte ſeinen Fortſchritt, derſelbe ward immer entſchiedener, und zwar hier auf erfreuliche Weiſe. Er konnte alle Tage beſſer gehen, das Gedächtniß ſtellte ſich allmählig wieder ein, aber dazu auch ein Hunger, welcher Vreneli manchmal den Angſtſchweiß auf die Stirn trieb. Wenn ein Mann um Eſſen bittet, noch um ein Stücklein, um ein ganz kleines, ganz wie Kinder es thun, und die Frau ſagen muß ganz wie einem Kinde: „Ich darf weiß Gott nicht, warte nur eine Stunde, dann gebe ich dir wieder,“ und der Mann die Minuten zählt, ſo iſt es allerdings ein ſchweres Ding für eine Frau, feſt zu bleiben und nicht an das Sprüchwort ſich zu halten: „Wenig ſchadet wenig,“ nicht zu denken, daß aus vielem Wenigen viel wird und endlich um eines einzigen Tropfens willen ein Glas überfließt. Was Vreneli ganz beſonders freute, war eine Weichheit des Gemüthes, eine Ergebung in ſeine Lage, von der Uli in letzter Zeit ſo himmelweit entfernt ſchien. Anfangs erſchrak es darob, hielt ſie für kindiſche Theilnahmloſigkeit, für Mangel am Begreifen, in welcher Lage ſie ſeien, aber es ſtellte ſich alle Tage deutlicher heraus, daß es was Anderes war.

Vor ſeiner Krankheit waren alle ſeine Kräfte überſpannt, ſeine Stimmung unnatürlich gereizt, er glich einem Schwimmer, welcher alle ſeine Kräfte zuſammen nimmt, die Strömung zu durchſchneiden, das Ufer zu gewinnen. Je ſchwerer es ihm wird, deſto größer werden ſeine Anſtrengungen, alles bietet er auf, das Letzte ſetzt er daran, bis plötzlich die Kräfte brechen einem zu ſtark geſpannten Bogen gleich und der Strom ihn verſchlingt. So war auch Uli zuſammengebrochen im Kampf mit ſeinem Geſchick, ein Krankheitsſtrom war ihm über Seele

und Körper gegangen. Als er wieder auftauchte aus demſelben, aus langer Ohnmacht zu neuem Leben erwachte, war die Spannung vorüber, die Stimmung eine ergebene, dankbare, es ſtellte ſich das Vertrauen ein, die Züchtigung ſei vorüber, der Herr, der in die Hölle führt und wieder heraus, der bis hieher geholfen, werde auch ferner helfen. Uli konnte ſagen: „In Gottes Namen, komme was da wolle, wir wollen es annehmen, wir wollen das Mögliche machen, daß niemand an uns verliert, auch haben wir ja gute Leute, welche Geduld haben werden. Wir ſind jung, und wenn uns Gott geſund läßt, ſo iſt nichts verloren, und es macht mir keinen Kummer, uns mit Ehren durchzubringen; was will man mehr? Das Reichwerden wollen wir aufgeben, was hat man davon als Angſt und Noth und Zorn und Streit?“ Dieſem pflichtete Breneli vollkommen bei. Wenn ſie nicht zappelten und haſteten, nicht allzu nöthlich thäten und Gott ihnen ein oder zwei beſſere Jahre ſende, ſo werde es ſo ſchlimm nicht gehen; wenn man einander treulich helfe, ſei viel zu machen und alles zu ertragen, es danke dem lieben Gott, daß es ſo gekommen. Uli war auch dieſer Meinung. Wohl kam ihn zuweilen eine Haſt an, daß er aufſprang, meinte, er müſſe d'ran hin, müſſe alle ſeine Kräfte anſpannen, um den ſtecken gebliebenen Wagen zu heben und zu ſtoßen, aber Breneli konnte ihm durch ein freundlich Wort die ihm noch ſo nöthige Ruhe geben, daß er wieder nachließ und ſagte: „Du haſt Recht!“

Kapitel 21.

Wie Uli mit Menſchen rechnet und Gott ſucht.

Ihre Lage war allerdings trüb und bedenklich. Wenn Uli ſeine frühern Erſparniſſe einzog, ſo konnte er den Bodenbauer bezahlen und was er ſonſt noch ſchuldig war. Sein

ſo ſauer Erworbenes war alſo zugeſetzt, vor ihm war ein Jahr ohne Ernte, wo er genöthigt war, einen Theil des Brodes zu kaufen. Sein Freund, der Müller, hatte ihm ſo viel Korn abgeſchwatzt, daß ſein Speicher faſt leer war. Woher das Saatkorn nehmen? Brod kaufen müſſen bei einem Haufen Geſinde iſt übel. Er hatte nichts als Heu und Kartoffeln, beides reichlich und gut. Mit Milch und Butter konnte er etwas Weniges machen, aber es gab kaum die Hauskoſten, noch viel weniger die Dienſtenlöhne; wenn man Brod ſparen muß, muß man mit etwas Anderem nachhelfen.

Aus dem Stalle konnte er etwas ziehen. Jetzt ſah er ein, wie gut es geweſen, daß Vreneli für Vorräthe geſorgt, welche größer waren als er glaubte. Hanf und Flachs hatte man reichlich zum Spinnen, und vielleicht war vom erhaltenen Garn etwas zu erübrigen zum Verkauf. Dazu endlich hatte er noch die Rechnungen mit Müller und Wirth, welche nicht erledigt waren, von denen Uli Bedeutendes erwartete. Wie Vreneli manchmal geſagt hatte: „Mach' doch die Sache fertig, ich ließe mich nicht immer ſo abſpeiſen, du biſt viel zu gut und wirſt ſehen, wie es dir geht," wehrte es jetzt vom Rechnen ab und ſagte: „Wart', das preſſirt doch nicht ſo." Die beiden Buſenfreunde hatten in Uli's ganzer Krankheit nichts von ſich hören laſſen, und während ſeiner Geneſung ließen ſie ſich nicht ſehen. Sie mochten vielleicht das Wort Nervenfieber fürchten, jedenfalls aber fühlt ein Schuldner, welcher nicht gern zahlt, kein entſchiedenes Bedürfniß, ſich einem Gläubiger unter Augen zu ſtellen, von dem er vorausſetzen muß, er ſei Geldes bedürftig. Vreneli fürchtete Aerger und Zorn für Uli, und ob jetzt eine Woche früher oder ſpäter, darauf kam es in Beziehung auf das Geld nicht viel an, wohl aber in Beziehung auf Uli's Geſundheit. Endlich ſagte Uli: „Ich merke wohl, warum du mir das Rechnen mit den Beiden verhalten willſt, aber ſei ohne Sorge, ich kann es geduldig nehmen, wie es kommt. Sieh, ich habe da auch was verdient, ich ſehe es je länger je

bisser ein. Wären sie die Freunde, wie sie sich immer gestellt, sie wären wohl schon gekommen und hätten ihre Hülfe angeboten. Warum stellte ich meinen Glauben auf sie und bildete mir ein, wie wunder gut sie es mit mir meinten? Merke wohl, woher es kommt, und damit soll mich niemand mehr fangen, wie man mit Speck die Mäuse fängt. Es that mir einerseits wohl, Freunde zu haben, Männer, von denen ich meinte, sie bedeuteten was und meinten es gut. Solche Freunde sind was, nicht nur wegen der Hülfe, sondern es thut einem wohl im Herzen, wenn man denken kann, es mag dir gehen wie es will, so hast du Freunde und rechte Männer. Ich muß es bekennen, an diesem Gedanken habe ich große Freude gehabt und oft gedacht: „Nicht jeder hat Freunde, so wie nicht bei jedem Menschen die Hunde bleiben." Aber wahr ist's, ich lebte noch wohler an ihren Worten, sie rühmten mir alles und lobten mich immer, da war nichts als Uli hinten und Uli vorn. Wenn man nichts gewesen, thut es einem so wohl, wenn man auf einmal so viel sein soll, man weiß manchmal nicht, geht man auf dem Kopf oder auf den Füßen, man kommt ordentlich in einen Schwindel, wo man sich dreimal größer sieht als man ist, und in süße Träume, wo man meint, man sei wirklich im Schlaraffenland, und die gebratenen Würste hingen bereits zunächst dem Maule. Jetzt aus diesem Traume Gottlob erwacht schäme ich mich, kann nicht begreifen, wie ich das nicht merkte daß dieses eben die Speckbrocken waren, mit welchen man die Mäuse fängt, daß ich mich so ganz blindlings fangen ließ. Aber es dünkte mich, sie thäten den Nagel auf den Kopf treffen, und weil ich ihnen dieses glaubte, glaubte ich ihnen alles Andere, hielt sie für die glaubwürdigsten Männer auf der Welt. Ungefähr so wird es der Eva im Paradiese mit dem Teufel ergangen sein. Ward sie gestraft, werde ich billigerweise es auch. Wie ich merke, wird es vielen Menschen schon so gegangen sein. Ich sehe erst jetzt, wie gefährlich es ist mit dem Glauben, wie leicht man ihn am unrechten Orte anwendet.

Habe daher nicht Kummer, ich muß es nehmen wie es iſt, mich dauert nur, daß auch du damit leiden mußt."

An einem ſchönen Abend machte Uli ſich endlich auf zu dem Müller, weit war es nicht, aber müde ward er doch. Als er zur Mühle kam, wollte ihn lange niemand ſehen, dann lange niemand wiſſen, wo der Müller ſei, dann niemand Zeit haben, ihn aufzuſuchen, und als endlich jemand ſich dazu herbeiließ, verging eine mörderliche Zeit, bis der Müller ſich zeigte. Das ſind immer ſchlimme Zeichen und laſſen eben auf den zärtlichſten Empfang nicht ſchließen. Endlich erſchien der Müller. „Lebſt auch noch?" ſagte er. „Es hielt dich hart, wollte kommen und ſehen, wie es dir gehe, es wollte ſich aber nie ſchicken, daneben hätte ich doch nichts helfen können." „Du haſt Recht," ſagte Uli, „da mußte ein Anderer herbei; aber was ich ſagen wollte, ſchickt es ſich dir etwa, mit mir zu rechnen, es wäre mir ſehr anſtändig. Es plagte mich die Zeit über oft, daß ich meine Sache nicht im Reinen hatte, wenn ich hätte ſterben ſollen, wer hätte die Sache auseinander machen ſollen, an das ſollte man immer denken." „Du haſt Recht," ſagte der Müller, „es iſt auch gut für die Ueberlebenden. Wie aufrichtig man iſt, ſo ſollte man am Ende doch betrogen haben, beſonders iſt immer Alles auf den Müllern, wenn die einmal was eingeben, ſo ſoll es falſch und erlogen ſein. Es iſt akkurat, als ob alle Leute die Wahrheit redeten und nur ſie lügen könnten." So begehrte der Müller in einem fort auf, und Uli mußte denken: „Hat der etwa ſchon auf meinen Tod hin eine Eingabe gemacht gehabt in mein Beneficium oder Vermögensliquidation, und erſcheine ich ihm jetzt ſo gleichſam als ein Geſpenſt oder wie ein alter Papa aus dem Grabe erblüſtigen Söhnen?" „Haſt das Hausbuch bei dir?" fragte der Müller. „Den Kalender habe ich," ſagte Uli. „Haſt denn kein Hausbuch?" fragte der Müller. „Ich denke," ſagte Uli, „der Kalender werde einſtweilen wohl genug ſein." Er hatte eine ganz andere Antwort auf der Zunge, allein während ſeinem

Prozediren hatte er doch was gelernt, das theure Lehrgeld war nicht umſonſt ausgegeben, wie es übrigens oft genug der Fall iſt, er hatte uneinläßlich antworten lernen; dies iſt keine unbequeme Redeweiſe. „So gieb an, was ich dir ſchuldig ſein ſoll," ſagte der Müller. „Wenn du dann fertig biſt, ſo will auch ich dir deine Sünden ableſen, es wird dann bald ausgerechnet ſein." Wir wollen dem Verlauf dieſer Rechnung nicht folgen, das Ding wäre zu lang und langweilig. Wir wollen bloß ſagen, daß der Müller ſich offenbar auf Uli's Tod eingerichtet zu haben ſchien, wenigſtens dem Hausbuch nach, welches er in Händen hatte, denn vielleicht hatte er mehr als eins, eins für die Lebendigen und eins für die Todten. Bei jedem Anſatz von Uli gab es Anſtoß, bald wegen des Preiſes und bald wegen der Zahl der Säcke, und erſt als der Müller ſeine Gegenrechnung ablas, gab es der Anſtände bei jedem Wort, und nicht bloß über Maaß und Preis, ſondern ob die Sache wirklich geliefert worden oder nicht. Es war da Geld angeſetzt für Mehl, Spreuer, Kleien, Abſchlagszahlungen dazu und weiß Gott was alles, von dem Uli entweder gar nichts wußte oder aber überzeugt war, daß er daſſelbe frei in den Kauf gedungen, oder daß es von Mehl kam, welches er hatte mahlen laſſen, von dem der Müller Kleien und Spreuer von Rechtswegen ihm ſchuldig war. Aber man gehe und mache eine dreijährige Rechnung auseinander und dazu aus Büchern, welche ein Uli und ein Müller führten! Uli ſah mit Schrecken, daß der Müller, deſſen Rechnung nach, ihm viel weniger ſchuldig war als er gedacht, auch wenn Uli's Rechnung für Verkauftes als gültig angenommen würde. Des Müllers Gegenrechnung war gar gräulich. Es dünkte Uli doch ſtark, zu jedem A, welches der Müller vorſagte, B nachzuſagen, aber was ſollte er machen, mit ſeinem Buch konnte er vor dem Richter nicht viel ausrichten, ob das des Müllers beſſer ſei, wußte er nicht, prozediren wollte er nicht, ſeinem Kopf traute er nicht, und bei dem vielen Wechſel ſeines Geſindes während des ganzen Verlaufs der Rech-

nung wußte er nicht, ob nicht das Eine oder das Andere etwas auf des Meisters Namen genommen oder nicht. Man sollte immer, wenn man das Gesinde wechselt und offene Rechnungen irgendwo hat, wo Knechte und Mägde zu- und abgehen, bringen oder holen, diese beim Wechsel abschließen oder untersuchen, es giebt da manchmal fatale Entdeckungen. Uli kam das Aufschieben in Sinn, was gewöhnlich der beste Ausweg scheint, wenn man in Verlegenheit ist. Er solle es ihm auf ein Papier machen, was er zu fordern habe, sagte Uli, er wolle es der Frau zeigen und mit seinen Leuten reden, ob sie um dieses und jenes wüßten. Zudem könne man den Karrer bescheiden, welcher früher bei dem Müller gewesen und jetzt beim Sternenmüller sei, der habe das meiste Korn gefaßt und werde wohl noch im Kopfe haben wie viel, er sei der vernünftigste Mensch, der ihm je vorgekommen; zudem werde er dies Jahr viel aus der Mühle bedürfen und dem Müller noch schuldig werden, so daß es ihm im Grunde nicht so pressire mit der Rechnung. Das alles leuchtete dem Müller schlecht ein. Er kannte Vreneli, wußte also im voraus, was es sagen würde; mit seinem Karrer war er in großem Unfrieden auseinander gekommen, auch diente derselbe bei seinem ärgsten Feind, er wußte also im voraus, was er von diesem zu erwarten hatte; zudem machte er mit Uli nicht ungern fertig, er gab ihm nicht gern mehr was aus seiner Mühle, er war überzeugt, Uli sei zu Grunde gerichtet, wer an ihn zu fordern habe, verliere. Vor allem aus aber wollte er eine richterliche Untersuchung seiner Rechnung bei Uli's Lebzeit nicht, und am allerwenigsten eine Abtretung dieser Rechnung an Joggeli, wo deren Vereinigung wahrscheinlich dem Baumwollenhändler übertragen worden wäre, den kannte der Müller und haßte ihn.

Der Müller sagte daher: sie seien jetzt bei einander, das Gestürm wegem Rechnen sei ihm zuwider, und wenn sie nicht übereinkommen könnten, wer es denn solle? Uebrigens habe er geglaubt, er habe es mit einem braven Manne zu thun, und

nicht daran gedacht, daß hintendrein müsse gezankt sein, sonst hätte er die Sache längst in's Reine gebracht, daneben könne Uli machen was er wolle, aber das wolle er ihm sagen, er, Müller, sei dann nicht das Mannli, mit welchem Uli den saubern Kuhhandel gehabt. Wenn er dort gewonnen habe, so solle er ja nicht denken, es gehe immer so. Das war fast zu viel für Uli, er dankte Vreneli im Herzen, daß es ihn so lange hingehalten. Die Unverschämtheit des Müllers war doch gar zu groß, Uli war es noch nicht klar, wie viele Menschen, und zwar kleine und große, den Mangel an Recht durch Frechheit ersetzen. Er mußte sich gewaltig zusammennehmen, um nicht abzubrechen, sondern einzutreten in ein Markten, welches doch endlich nach manchem harten Worte und mit bedeutendem Schaden für Uli zum Ziele führte. Der Müller warf das Geld, welches er noch schuldig blieb, hin, fast wie einem Hund ein Stück Brot, und sagte: da solle er das ungerechte Geld nehmen, wenn er das Herz habe. Wenn er aber künftig Mehl oder sonst was nöthig habe, so sei es ihm lieber, er nehme es an einem andern Orte. Mehr als der Verlurst schmerzte Uli der Vorwurf, er sei der Betrüger, der ungerechte Forderer, und daß der Müller dabei auf seinen Kuhhandel sich stützte, und zwar nicht ganz mit Unrecht. Er fühlte jetzt, was ein gut Gewissen werth sei, und daß der geringste Makel daran sei, was ein Spalt in einem Bogen. Wenn nun der Makel im Gewissen auch zum Makel am Namen werden sollte, wenn es an jedem Markttage und bei jedem Handel heißen sollte, er sei ein ungerechter Mann und begehre die Leute zu betrügen, so war er ja für sein ganzes Leben unglücklich, gleichsam gebrandmarkt, das fühlte er so recht lebendig, und es ward ihm himmelangst dabei, denn welch' armer Tropf war er, wenn er den ehrlichen Namen verloren hatte, der war sein Vermögen, seine beste Bürgschaft, da er von Anderer Vertrauen leben mußte. Hatte er den nicht mehr, so war ihm der Weg zum ehrlichen Fortkommen versperrt, er mußte künftig vom Be-

trug oder vom Betteln leben. Da erkannte er, wie eine einzige Handlung, unbedacht und leichtſinnig vollbracht, als unbedeutend geachtet, entſcheidend für ein ganzes Leben werden kann.

Tief gedemüthigt und niedergeſchlagen kam Uli heim. Nun wäre das für manche Frau ein wahres Herrenfreſſen geweſen: „Siehſt, ich habe es dir geſagt, es gehe ſo, habe gewarnt, habe gemeint, ehrlich währe am längſten, aber du haſt mir nicht geglaubt, haſt gemeint, ich ſei nur ſo ein Weib und du viel geſcheidter; ſiehſt, jetzt erfährſt, wer Recht hat, jetzt denkſt, hätte ich nur geglaubt, aber jetzt iſt's zu ſpät, kannſt lange jammern. Ein ander Mal denk' daran! Ich hätte jetzt gute Luſt, nie mehr was zu ſagen und meinen Rath für mich zu behalten.“ Doch Vreneli war nicht von dieſer Race, es tröſtete, er ſolle es nicht ſo ſchwer nehmen, das Lehrgeld ſei nicht ſo groß, der Müller werde ſich hüten, viel von der Sache zu reden, es ſei nicht das erſte Mal, daß er es ſo mache, und er wiſſe wohl, daß man ihn kenne. Gut ſei es, daß die Sache abgemacht ſei, ſo wiſſe man doch jetzt, woran man mit ihm ſei; wenn es nur mit dem Wirthe auch in Ordnung wäre. Uli hätte gute Luſt gehabt, Vreneli zum Wirthe zu ſenden, aber Vreneli wollte nicht gehen. Wenn es nicht ſein müſſe, ſo bleibe es lieber einige hundert Schritte von dem weg, ſagte es, der werde es aber nicht ſo machen wie der Müller, der werde mit guten Worten zahlen wollen, denn man ſage, das Geld ſei rar bei ihm, wenn ihm ein Thaler eingehe, ſo ſeien Zehne da und möchten ihn.

Wie Vreneli ſagte, ſo war es auch. „Will ſchon mit dir rechnen, warum nicht? Die Sache iſt Punktum aufgeſchrieben und in der Ordnung, zähle darauf, aber Geld kann ich dir mein Seel' keins geben, habe ſelbſten keins, und wo nichts iſt, iſt nichts, wie du weißt,“ ſo ſprach der Wirth. „Ich glaube, wenn es mir drei Tage lauter Thaler durch den Rauchfang 'runter regnete, ſie wären immer alle weg. So hungrig nach

Geld habe ich mein Lebtag die Leute noch nie gesehen. Wenn ich von weitem jemand mit langen Schritten kommen sehe, so weiß ich schon, der wird auch Geld wollen; ich muß allemal lachen, nimm, wenn du sind'st, denke ich. Sie wissen wohl, daß nichts zu verlieren ist, bewahr', ich habe mehr als Sachen genug, aber es giebt Zeiten, wirst es auch schon erfahren haben, wo man beim besten Willen nicht zahlen kann. Da wird es den Leuten angst, und sie kommen daher wie Tauben, wenn man Hanf gesäet hat, und wollen Geld für Sachen, welche ich beim Hagel nicht einmal mehr im Hause habe, aber denen will ich daran denken, die müssen warten bis zuletzt. Du aber sei nur ruhig, sobald ich Geld bekomme, mußt du es haben, und lieber, als daß du einen Kreuzer an mir verlieren solltest, wollte ich es zusammenbetteln, und sollte ich laufen müssen bis nach Constantinopel. Einer, der seine Sache auch nur verdienen muß, soll an mir nie was verlieren, lieber wollte ich, so lange ich lebe, Hunger leiden und keinen Schoppen mehr trinken. Sieh, ich habe selbst viel Geld einzuziehen, aber es läuft nicht. Du glaubtest es nicht, wenn ich dir meine Schuldner nennen würde, aber sie können mir in diesem Augenblick nicht an die Hand gehen. Dann habe ich auch noch was verloren, es ist ein Nichts, d. h. es ist viel genug, aber es würde nichts machen, wenn es nicht alle Leute wüßten und nun Alle daher kämen und Geld wollten. So könnte man dem Rothschild die Hosen umkehren, wenn er in einem Tage alles bezahlen sollte, was er schuldig ist. Hast du das Geld so sehr nöthig diesen Augenblick?" „He!" sagte Uli, „wenn ich es haben könnte, würde ich es gern nehmen. Indessen," setzte er durch die guten Worte des Wirthes bestechen hinzu, „so einige Wochen könnte ich im Falle der Noth warten; der Lumpenhund, der Müller, hat mir einiges Geld geben müssen, ungern genug, aber wenn man Brod kaufen muß, so ist bald viel gebraucht." „Es ist schlecht vom Müller, es dir so zu machen," sagte der Wirth, „er ist nicht der Sauberste; es gelüstete mich manchmal, dir

zu ſagen, du ſollteſt dich in Acht nehmen, aber wenn ich dann ſah, wie gut ihr zuſammenhieltet, und weil er der Gevattersmann iſt, ſo wollte ich nicht was Böſes zwiſchen euch hinein machen, daß es hinterher hieße, ich hätte euch gegen einander aufgehetzt." „Joggeli iſt mißtrauiſch, er hat ſchon Kummer, er müſſe an mir verlieren. Wenn ich ihm zeigen könnte, daß ich noch einzuziehen hätte, ſo ließ' er mich deſto ruhiger," ſagte Uli. „Weißt was," ſagte der Wirth, „komm in's Stübli, wir wollen ſehen, wie viel ich dir ſchuldig bin, dann mache ich es dir auf's Papier, auf Stempelpapier, eine rechte Obligation mein Seel' und verzinsbar zu vier Procent, oder wenn du fünfe willſt, ſo ſag' es. Die kannſt du ihm zeigen, ſie iſt ſo gut als baar Geld, und ſobald mir Geld eingeht und du es begehrſt, ſo löſe ich ſie ein und gebe dir Geld." Wenn es nicht anders ſein könne, ſagte Uli, ſo laſſe er es ſich gefallen, Geld wäre ihm freilich lieber geweſen. Ihre Rechnung hatte nicht viel Stößiges, und wo ſich was zeigte, gab alsbald der Wirth nach. „Du wirſt Recht haben," ſagte er, „nimm es nicht für ungut, aber wenn man in einem ſo großen Weſen iſt, wie ich bin, und ſo viel im Kopfe haben ſollte, daß es mir manchmal iſt, als fahre der Napoleon mit ſeiner Reiterei darin herum, ſo iſt bald was vergeſſen oder bald was unrichtig aufgeſchrieben. Nimm es nicht übel, daß ich in deiner Krankheit nicht zu dir kam, aber es hieß, du kämeſt nicht davon. Das hat mich zu ſehr gedauert, als daß ich hätte kommen können, ich hätte deiner Frau nur Angſt gemacht. Es weiß kein Menſch, welch' weiches Herz ich habe, ich muß mich manchmal deretwegen ſchämen und darf es nicht zeigen, es kommt gar zu lächerlich heraus für ſo einen großen Mann, wenn er plären muß wie ein Kind.

Uli mußte dann noch mit ihm zu Abend eſſen, eine Flaſche vom Beſten trinken, kurz der Wirth war die Liebe und Güte ſelbſt. Die Wirthin brachte noch was in einem

Papier, ein alt Stück Kuchen; das sei für den Gevatters-mann, sagte sie, daß Uli ganz glücklich und Rühmens voll nach Hause kam. Es seien doch nicht alle Menschen gleich, sagte er, und wenn man von Einem Unrecht leide, so müsse man sich hüten, auch Andern Böses zuzutrauen, man könnte sich sonst leicht versündigen. „Ich will dem Wirth nichts Böses nachreden," sagte Vreneli; „aber urtheile auch du nicht zu schnell, sondern warte, bis du das Geld hast. Hast du dann einmal dies, dann will ich dir gegen den Wirth gar nichts mehr sagen, ich verspreche es dir." „Es ist immer das Gleiche," dachte Uli bei sich selbst, „haßt es jemanden, so haßt es ihn, und wen es liebt, den liebt es und dann ist's fertig." Indessen versprach er, sein Urtheil nicht abzuschließen und einstweilen vor dem Handeln mit dem Wirthe sich zu hüten.

Daß Uli wiederum so viel Glauben zu ihm hatte, freute Vreneli sehr, doch Eins freute ihns noch mehr, Uli's Gedanken hatten wieder eine höhere Richtung genommen, verarbeiteten nicht mehr bloß in ewigem und doch mühseligem Kreislauf das Einmaleins, sondern betrachteten Gottes Worte und Wege, forschten nach seinem Willen und bestimmten nach ihm das Thun. Er sprach gern mit Vreneli über höhere Dinge und erzählte gern göttliche Fügungen, welche die, die ihn lieben, zur Seligkeit führen, und wie Gott das Verlorne suche und trachte selig zu machen. Er fühlte einen unbestimmten Drang, ein Ungenügen, und dieses verschwand, wenn er mit Vreneli sprach oder las in der heiligen Schrift oder an göttliches Schaffen dachte, die Wunder der Welt betrachtete. Es war dies der geistliche Hunger und Durst, welche begehren nach den Worten aus des Herrn Munde, welche kennen die Speise des Erlösers, das Vollbringen von des Vaters Willen. Es war der eigentliche Zug in ihm erwacht, ohne welchen niemand zum Vater kommt, das wunderbare, unerklärliche Verlangen ward in ihm stark und mächtig, welches Christus mit den

Worten ausdrückte: „Mich verlanget, das Paſſamahl mit euch zu eſſen.“ Es verlangte ihn nach dem Pfande, daß er Einer ſei, der wohl in der Irre geweſen, aber wiedergefunden worden, und über den nun Freude im Himmel ſei, nach dem Bewußtſein, zu denen zu gehören, welche lebendige Glieder ſind am Leibe, deſſen Haupt Chriſtus iſt. In geſunden Menſchen lebt ein Trieb des Zuſammenhaltens, des Einsſeins mit Andern, man nennt ihn auch den geſellſchaftlichen Trieb. Derſelbe kommt in hunderterlei Geſtalten zum Vorſchein. Wie oft iſt's einem Menſchen, wenn er doch nur da oder dort eingeladen, in dieſe oder jene Geſellſchaft aufgenommen würde, es iſt der höchſte Gegenſtand ſeines Sehnens und Strebens. Iſt er aufgenommen, iſt er mitten unter ihnen, ſitzt er am erſehnten Tiſche, dann fühlt er ſich unendlich gehoben, er ſteht an einem Ziele, er iſt glücklich, hoffensvoll, er gehört einem Kreiſe an, der ihm Halt im Leben giebt, eine Stellung verſchafft. Aehnlich hat es das Kind mit dem Triebe, in den Kreis der Erwachſenen aufgenommen zu werden und einmal aufgenommen, wird es nicht fehlen, wenn der Kreis ſich ſammelt, die Stunde mag es nicht erwarten, lange vor der Zeit ſteht es draußen und klopfet an. Grade das gleiche Sehnen und Trachten nach der Gemeinſchaft ergreift die, welche Chriſtus angenommen haben. Es zieht ſie zu den Brüdern, ſie ſehnen ſich, das Pfand zu erhalten und das Bewußtſein zu ſtärken, daß ſie aufgenommen ſeien, Chriſto angehören und vom Vater zu ſeinen Kindern gezählt werden. Es ſtrömt eine eigene Wonne durch die Berechtigten, wenn ſie weilen dürfen in den heiligen Kreiſen und empfangen die heiligen Pfänder, und Keiner betrachtet die Berechtigung ſo gleichſam als ein altes Recht, welches man ererbt hat, das nichts abträgt, man jedoch nicht erlöſchen laſſen darf. Davon hat natürlich keinen Begriff, wer den chriſtlichen Zug nicht in ſich trägt, nicht geiſtigen Hunger und Durſt hat, ſondern bloß fleiſchliche Triebe und moderne Richtung nach Kneipen, Kaffeehäuſern, Spectakeln von allen Sorten, kurz

nach etwas Dieſſeitigem. Solcher Richtungen und Triebe ſchämt man ſich begreiflich nicht, ſondern trägt ſie offen zur Schau, mit großem Gepräge, rühmt ſich ihrer mit mächtigem Behagen, betrachtet ſie gleichſam als ein Siegel, daß man an der Spitze der Menſchheit marſchire munter nach dem Gipfel der Cultur, der freilich einſtweilen noch verhüllt im Nebel liegt. Gepränge treiben mit dem Zuge nach oben, mit ſeiner Freude an der Gemeinſchaft, kann der Chriſt nicht, ſonſt hat er weder den Zug, noch kennt er die Gemeinſchaft, doch ſchämen wird er ſich derſelben nicht, ſonſt kennt er ſie eben ſo wenig. Er wird den Hohn der Kinder der Welt nicht ſcheuen, der Kinder der Welt, welche in ihrem kurzen Sinne keinen Unterſchied zu machen wiſſen zwiſchen einer veralteten Mode und der Erlöſung durch Chriſtum. Schüchtern tritt man in unbekannte Kreiſe oder in ſolche, denen man fremd geworden, und eine gewiſſe Scheu iſt immer zu überwinden, ehe man über ihre Schwelle tritt, und eine Weile geht's, bis das Bewußtſein, daß man hieher gehöre, das Gefühl des Fremdſeins überwunden hat. Nun hatte Uli's Entfremdung nicht ſo lange gedauert, um recht Wurzel zu faſſen, ſie glich mehr einem Wirbel, in welchem er eine Weile halb bewußtlos herumgetrieben worden, einem Windſpiel, einer Waſſerhoſe, welche ihn ergriffen, durch die Luft geführt, ihn wieder hingeſtellt, daß ihm alle Gebeine knackten, er nicht wußte, wo er war, daß er ſich erſt langſam zurechtfinden, mühſam ſeine alte Heimath wieder ſuchen mußte. Uli hatte das Glück, welches nicht jedem wird, die Brücke in's alte Heimathland in der Nähe zu haben, es war Vreneli. Uli's ſich Abwenden und Weggeriſſenwerden hatte bei der eingeriſſenen Lauheit und Gleichgültigkeit wahrſcheinlich niemand bemerkt außer eben Vreneli; hatte er nun mit dieſem ſich verſtändigt, hatten ſie ſich gemüthlich wiedergefunden, ſo achtete ſich wahrſcheinlich niemand ſeiner, und wer ſein Wiedererſcheinen bemerkte, fand es ſicher ſehr natürlich, daß nach ſo ſchwerer Krankheit er im Hauſe Gottes und an des Herrn Tiſch

erſchien, wie ja auch der Kindbetterin erſter Ausgang in's Haus des Herrn iſt, und die nächſten Anverwandten, welche einen Geliebten zu Grabe getragen, es nicht verſäumen, am nächſten Sonntage in der Kirche zu erſcheinen.

In der Mitte des Herbſtmonats war es, als Uli mit Vreneli zur Kirche ging. Es war ein feuchter Nebelmorgen, nicht zehn Schritte weit ſah man. Kahl wie mitten im Winter waren die armen zerſchlagenen Bäume. Grummet lag gemäht in den Matten und harrte traurig der Sonne, um ſich trocknen zu laſſen. Hier und da, wo man das ſpärlich gewachſene Gras des Mähens nicht würdig fand, hörte man das Läuten der weidenden Kühe. „Wie doch die Zeit vergeht, und was ſie alles bringt und nimmt, in wenig Jahren wird es ganz anders um uns, und immer nicht ſo als wir es uns gedacht," ſagte Uli. „Wie lange iſt es wohl, daß ich das erſte Mal hier zur Kirche ging, es war im Winter und mächtig kalt, es iſt mir, als ob es erſt geſtern geweſen, und doch wird es ſchon neun Jahre ſein oder mehr. Damals dachte ich nicht, daß ich jetzt noch da ſein werde, damals wieſen mich die Leute auf, daß ich faſt noch ſelben Tages fortgelaufen wäre. Jetzt bin ich noch hier, ein verhagelter Pächter, damals ein munterer Knecht, den es dünkte, die halbe Welt ſei ſein, jetzt ein geſchwächter Mann, der nicht weiß, wo er über's Jahr iſt, und ob Frau und Kinder zu eſſen haben oder nicht." „Biſt reuig, daß es ſo gegangen, daß du nicht am ſelben Tage fortgelaufen biſt?" fragte Vreneli mit weicher Stimme. „Nein, wahrhaftig nein," ſagte Uli; „dann hätte ich ja dich nicht und die Kinder nicht, und was will ich mehr auf der Welt? Nein, ich danke Gott aufrichtig, daß er mich ſo geführt hat und nicht anders. Wenn man alles, was einem begegnet, zu Nutzen anwendet, ſo ſoll man nicht reuig werden, und wenn man hinein kommt, daß das Unglück über den Kopf hinaus geht, ſo iſt das wohl große Pein, aber es ſetzt ſich auch wieder, und wenn man endlich es überſtanden hat, ſo iſt man froh darüber,

und möchte gar nicht, daß es nicht begegnet wäre. Es freut mich nichts mehr, denn es iſt mir ein Zeichen, daß die Zucht Gottes bei mir wohl angeſchlagen hat, als daß ich ſo zufrieden bin mit meinem Lebenslauf und Gott aufrichtig danken kann. Ich weiß zwar nicht, wie es gehen wird. Macht Joggeli das Wüſteſte, ſo kündigt er uns, aber wenn wir einander verſtehen und helfen, ſo ſchadet alles nichts; der liebe Gott, der bis hieher geholfen hat, wird ferner helfen."

Uli's Vertrauen und Ergebung hatte noch eine Probe zu beſtehen. Als er unter die Menſchen kam, war es faſt, als ſei er ein Geſpenſt, welches aus dem Grabe komme, frech am hellen Tage. Mit weiten Augen glotzten ihn die Leute von fern an, als ſei er eine Giraffe aus Afrika, und kam er näher, ſo drehten ſie ſich weg und machten ſich auf die Seite. Da waren Wenige, welche ihm Stand hielten, und noch Wenigere, welche ihm freundlich die Hand boten, ihm Glück wünſchten über ſeine Geneſung, ihn bedauerten wegen ſeines Unglücks. Sie wußten zwar wohl, daß er kein begrabener Mann war, aber es wäre ihnen recht geweſen, er wäre es, dann aber auch im Grabe geblieben. Sie betrachteten ihn als einen verlornen Mann, und von ſolchen hat man es lieber, wenn ſie einem aus den Augen kommen, ſolche ſetzen die meiſten Leute in die größte Verlegenheit. Bloß die, welche allen feinern Gefühlen abgeſtumpft ſind, die gröbſte Selbſtſucht für die größte Tugend halten, halten ſolchen kaltblütig Stand und fertigen ſie ſackgrob ab. Andere kommen aber eben in große Verlegenheit. Dem Einen ſagt das Gewiſſen, ſie könnten helfen und ſollten helfen, aber ſie mögen nicht; Andere fürchten, ſie möchten um Hülfe angeſprochen werden, ſie wollen ſie abſchlagen, natürlich, aber ihnen fällt nicht gleich eine Ausrede ein; noch Andere glauben, herabgekommene Leute müſſe man verachten, man ſchade der eigenen Ehre und ſeinem Kredit, wenn man mit ihnen freundlich ſei, gut bekannt ſcheine, aber es drückt ſie eine gewiſſe Unbeholfenheit, mit Manier das alte Verhältniß

abzubrechen und ein neues feſtzuſtellen. Das Kürzeſte und Kommodeſte wäre immer in alle Wege, einen ſolchen Menſchen todtzuſchlagen und ſechs Fuß hoch mit Erde zu bedecken, da kriegte man ihn nicht mehr zu Geſichte. Wir ſind halt in alle Wege von Natur ſchwache ſchlechte Geſchöpfe, und zwar ehemals und jetzt, ſiehe Petrus in Caiphas Hofe, ſiehe auf jeder Börſe und an jeder Kirchthür, abſonderlich auf den Rathhaustreppen. Das ſind aber harte Erfahrungen für einen Menſchen, der ohne ſeine Schuld, wie man zu ſagen pflegt, obgleich es nur theilweiſe richtig iſt, in's Unglück gekommen, wenn er ſieht, wie man ihm ausweicht, ihn aufgiebt. Da giebt Mancher ſich ſelbſt auch auf. Es braucht Muth dazu, das Vertrauen feſtzuhalten, wenn man ſieht, daß Alle keines mehr zu uns haben. An die Stelle des Vertrauens kommt der Zorn, der Haß und die Rache, und aus Einem, der zu retten geweſen, wird ein unverſöhnlicher Feind der Menſchen. So geſchah es jedoch mit Uli nicht. Er bemerkte das Benehmen der Menſchen wohl, und Vreneli fühlte es noch beſſer, da ſogar Bettelweiber ſich ſeiner verſchämten und ihm auswichen. Anfangs that es Uli im Herzen weh, als er aber in die Kirche kam, die Orgel rauſchte, die Gemeinde ſang, der Pfarrer betete und predigte, die Gemeinde zum heiligen Tiſche wallte, da vergingen ihm die bittern Gefühle, er vergaß das Thun der Einzelnen, er fühlte nur die Wonne, der Gemeinde Chriſti anzugehören und Pfänder und Siegel zu empfangen, daß auch ihm ſeine Sünden vergeben und Gerechtigkeit und ewiges Leben um Jeſu willen aus Gnaden geſchenkt ſei. Wenn ſchon die Einzelnen von ihm wichen, er blieb doch in der Mitte der Gemeinde, blieb theilhaftig der Schätze und Gaben, welche unſer großer Meiſter und Herr ſeiner Gemeinde erworben hat. Was hat das Abwenden Einzelner zu bedeuten, wenn man dabei ein lebendig Glied des großen Ganzen wird, deſſen Herr und Meiſter der iſt, von dem ſich auch Alle gewandt, über den ein toll und thöricht Volk das „Kreuzige!“

gerufen hat? Aber wenn Einer die Gemeinde Gottes verlaſſen und Fleiſch für ſeinen Arm gehalten hat, und er wird nun auch von den Menſchen verlaſſen, der iſt dann allerdings ein armer Verlaſſener, ein unglücklicher Tropf.

Ein Herz voll reichen Segens trug Uli aus der Kirche; ſein Sinn war ſo mild wie die Sonne, welche den Nebel durchbrochen hatte und gar lieblich ſchien, er konnte von Herzen ſagen: „Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Er konnte wie ein Kind ſich freuen und ſagen: „Weichet nur von mir, ich gehöre euch doch an, und es kommt die Zeit, wo ihr mich werdet als Bruder erkennen, euch meiner freuen werdet und mir danken, daß ich nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, in Gott die Gemeinſchaft feſthielt, als die Welt feindſelig ſich zwiſchen uns ſtellen wollte.“ Als ſie allein auf dem Wege wieder waren und Vreneli fragte: „Und was ſagſt zu den Leuten?“ antwortete Uli: „Nicht viel, es iſt immer wie immer und wird alſo bleiben; man kann es zum voraus wiſſen, und doch thut es anfangs weh, wenn man es ſelbſt erfährt.“ Nun erzählte er Vreneli, was ihn getröſtet, das freute Vreneli ſehr, und einiger als je kamen ſie heim. Es war, als hätten ſie neu ihren Bund geſchloſſen, und mit neuer Kraft und Beſonnenheit gingen ſie an ihr ſchweres Tagewerk.

Eine große Freude hatten ſie. An einem ſchönen Morgen kam ein Wägelchen daher, faſt anzuſehen wie ein Müllerwägelchen, denn Kornſäcke lagen darauf. Den muntern Jungen auf demſelben kannten ſie nicht, und erſt als er den Gruß von Vater und Mutter vermeldete, erkannte ihn Uli als des Bodenbauers Kind, welches ihm aber aus den Augen gewachſen war. Der brachte einige Scheffel vom ſchönſten Samenkorn und anderes Geſäme. Der Vater habe geſagt, ſie könnten es wohl entbehren und hier werde man es brauchen können, berichtete der Junge. Eine ſolche Gabe in der Noth hat nicht bloß einen äußern Werth, ſondern einen noch viel größern innern, iſt ſo gleichſam das Oelblatt, welches die Taube dem

Noah brachte als das Zeichen, daß Gottes Zorn im Aufhören sei und seine Güte wieder hervorbreche im Grünen und Blühen der Erde. Joggeli ärgerte sich über des Bodenbauers Güte, wahrscheinlich nahm er sie als Vorwurf für sich. Er fragte den Jungen, was das Malter kosten solle. Soviel er wisse, nichts, sagte der Junge, es sei Steuer an den Hagel, wie das so der Brauch sei unter rechten Leuten von je. „Aber Junge, wenn dein Vater sein Korn so billig verkauft, was erbst du dann?“ fragte Joggeli hämisch. „Gottes Segen, sagt die Mutter,“ antwortete der Junge. „Ja,“ sagte Joggeli, „aber damit hat man nicht gegessen, und nur mit dem kriegst du keine reiche Frau. Wenn mein Vater so gewirthschaftet hätte, es hätte mir Angst gemacht.“ „Glaub's,“ sagte der Junge, „Ihr und der Vater werdet danach gewesen sein; mir aber macht es nicht Angst, habe noch nie gesehen, daß der Vater was Ungerechtes gethan, und wenn er auch alles weggiebt, so ist es seine Sache und nicht meine. Und wenn ich schon nichts erbe, so hat der Vater uns so erzogen, daß wir uns was erwerben können, und nicht zu Tagedieben und um von seiner Sache zu schmarotzen und sie zu verbrauchen.“ Das kam Joggeli in die Nase, er kehrte sich, steckelte in's Stöcklein und machte die Thür zu.

Uli's ruhigere Gemüthsweise, sein milderes Wesen, welches nicht immer erhitzt war zu Feuer und Flammen, im Jagen nach einem unerreichbaren Ziele, einem Wagen gleich, den man ohne Roß und ohne Schmiere dahin treibt, hatte einen wohlthätigen Einfluß auf die Arbeiter und das Gesinde. Dasselbe schaffte williger, schickte sich in die Lage, und der Eine oder der Andere sagte: es sei curios, er habe geglaubt, erst jetzt hätten sie es recht bös, das sei aber nicht, es sei ein viel besser Dabeisein, als vor Hagel und Krankheit. Der Junge wußte nicht, daß für das Dabeisein es viel mehr ankommt auf die Stimmung im Gemüthe, als auf das Schmalz im Gemüse. Diese Ruhe muß sein, wenn die nothwendige Besonnenheit,

welche allein den Sturm der Umstände siegreich bestehen kann, sich entwickeln soll. Napoleon's großer Heldenmuth bestand bekanntlich eben in diesem besonnenen Zusammenziehen seiner Kräfte, vermittelst welchem er nirgendwo unnütze Kräfte liegen hatte, sondern alle schlagfertig unter Augen, nicht bloß um Angriffen zu begegnen, sondern um am geeignetsten Punkte durch rasches Durchfahren sich Luft zu machen. Gelehrte, Schulmeister und andere Zuchtlinge der modernen Schule werden diese Vergleichung sehr ab Ort finden: der Krieg und ein Hauswesen, Napoleon und ein Uli scheinen weit außerhalb des Kreises möglicher Vergleichungen. Wir bemerken einfach, daß nicht bloß jeder Christ ein Kriegsmann sein soll, sondern daß jeder Hausvater einer sein muß, er mag wollen oder nicht, daß die Welt ringsum auf ihn schaut Tag für Tag, und daß er gegen diese Welt, bestehend aus Umständen und Persönlichkeiten, stehen muß, wenn er nicht zu Boden getreten sein will, daß er ihr abstreiten muß, was er sein nennen will. Die erlaubten Streitweisen, das wahre Kriegsrecht findet sich in Gottes Gebot und nicht in allerlei Gelüsten. Wahre Grundsätze müssen aber immer wahr sein, im Kleinen und Großen sich bewähren. Daher meinen wir, Napoleon's Kriegsgrundsätze, mit welchen er die halbe Welt bezwang, dann der halben Welt Stand hielt, bis die Uebermacht ihn ohnmächtig machte, seien von jedem Hausvater zu brauchen, der eine Ziege und drei Hühner hat. Es liegt eine so wunderbare Einfachheit darin, daß sicher so mancher Holzhacker wunderbare Triumphe über die Welt feiern würde, wenn er sich die Mühe nehmen thäte, dieselben sich zu eigen zu machen.

Daß aber menschliche Berechnung und die kaltblütigste Besonnenheit ihre Schranken haben, und daß nicht ein Mensch es ist, sondern ein ganz Anderer, der sagt: „Bis hieher und nicht weiter!“ das hat niemand wiederum besser erfahren, als eben der Napoleon. Die Anwendung aller in ihm liegenden Kräfte und die Bestimmung der Richtung dieser Anwendung

liegen am Menſchen, den Ausgang aber beſtimmt Gott. Das ſind große Worte für kleine Dinge, aber die kleinſten Dinge ſind für den, welcher nicht größere erlebt, groß genug, um mit den größten Worten ſie auszudrücken, und die Zahl derer, welche nur ſogenannte kleine Dinge erleben, iſt unendlich größer als die Zahl der Herkuleſſe, Alexander und Napoleon. Daher wird dem Volksſchriftſteller, welcher nicht für große Helden, nicht einmal für eidgenöſſiſche ſchreibt, erlaubt ſein, das ſogenannte Kleine, aber den Weiſen das Wichtigſte, auch mit den gewichtigſten Worten darzuſtellen, welche ihm zu Gebote ſtehen.

Kapitel 22.

Uli erlebt ein Abenteuer.

Uli zählte ſeine Kühe, maß ſein Heu und muſterte ſeine Pferde, überſah ſein Stroh und was ſonſt in Speicher und Keller, Genterli und Kammern war, hielt Kriegsrath mit Breneli und entwarf mit ihm Operationspläne. Da der Wirth nie Geld hatte, ſein Papier einzulöſen, die Düngungsmittel fehlten, das Futter knapp zugemeſſen war, weil das zweite Gras, Grummet, ganz oder doch ziemlich gefehlt, ſo ward angemeſſen gefunden, den Viehſtand zu beſchränken, Schafe und Kühe, welche eben nicht beſondere Nutzung gaben, zu veräußern. Uli that es ungern; er hatte auserleſenes Vieh im Stalle, wußte wohl, daß zu wenig Vieh dem Hof ſchade und was die Leute dazu ſagen würden. Indeſſen muß man ſich eben nach der Decke ſtrecken und dem Hofe glaubte er ſo wohl gethan zu haben, daß er jetzt um eines böſen Jahres willen ihm auch dankbar ſein könne. Landmann und Land müſſen gegenſeitig ſich aushelfen, und iſt der Landmann treu, läßt das Land ſich nie beſchämen, läßt ſeinen Meiſter nie im Stich. Indeſſen

scheute Uli sich doch trotz seines guten Rechtes, mit seiner Waare auf einen benachbarten Markt zu fahren. Er dachte, die lieben Nachbaren würden allenthalben sagen: „Klemmt den recht, der bedarf Geld, er muß verkaufen. Wären wir Pachtherr, wir wollten dem das Verkaufen vertreiben! Wenn alles fort und das Geld verthan ist, dann hat dieser das Nachsehen." Auch fürchtete er das Mannli anzutreffen und übles Nachreden. Er wählte sich daher einen entfernten Markt aus, nahm zwei junge schöne Kühe, welche aber eben nicht viel Milch gaben, und fuhr mit ihnen nach eingebrochener Nacht fort. Er ließ sie trappen nach Bequemlichkeit, friedlich zottelten sie ihm nach. Der Mond stand im ersten Viertel, nach Mitternacht ward es finster. So konnte er seinen Kühen alle Muße lassen und war doch am Morgen früh auf dem Platze, selbst wenn er sie einige Stunden in einem Wirthshause fütterte und ruhen ließ. Ganz einsam war es auf der Straße, und mit aller Muße konnte Uli seinen Gedanken Gehör geben. Diesmal waren sie weltlich, doch ohne Bitterkeit. Er dachte über Joggeli nach und seine Stellung zu ihm. Der Mann schitterte, Sohn und Tochtermann waren häufig bei ihm, was Uli sehr verdächtig vorkam. Joggeli wollte Uli wegen Vergütung beim Hagelschaden oder Zinsnachlaß kein bestimmtes Wort geben. Das werde sich schon machen, sagte er, „sieh nur gut zum Hof und laß mir ihn nicht ermagern." Ja, so von sich aus Dünger kaufen, wenn man auch Brod kaufen muß, ist für einen armen Pächter eine strenge Sache.

Allmählig ging der Mond zur Neige, schien zu wachsen, ehe er versank. Er glich einem mütterlichen Auge, welches noch einmal, ehe es sich schließt, mit besonderer Innigkeit über die Kinder strahlt, welche weinend um das Sterbebette stehen, oder einer väterlichen Seele, welche im letzten Augenblicke noch mit erhöhter Weisheit über die Kinder leuchtet. Wenn vor dem einsamen Wanderer Gestirne untergehen und verschwinden, wird er selten einer gewissen Wehmuth ganz fern

bleiben, es müßte denn sein Gefühl versteinert oder seine Gedanken anderswo gefangen sein. So wie beim Untergang der Sonne der Thau fällt auf die Erde, so kommt es über das Gemüth des Menschen. So wanderte Uli auch, achtete sich nicht der zunehmenden Finsterniß, es war ihm, als sei er allein auf der Welt.

Plötzlich schlug tief und wild dicht neben ihm ein Hund an. Uli erschrak, daß alle Glieder bebten, die Kühe nicht minder, sprangen auseinander. Die Bewegung reizte den Hund zu wilderem Bellen und Nachspringen. Da pfiff es grell und nah, daß Uli wieder zusammenfuhr, der Hund aber still ward, Bellen und Springen einstellte. Uli faßte seinen Stock fester, er sah in der Dunkelheit, daß ein Fußweg in die Straße sich münde, und auf demselben kam eine große Gestalt auf ihn zu. Es war Uli unheimlich, denn er wußte wohl, daß an Markttagen Nachts hier und da Einer auf der Lauer stehe, um einem reisenden Händler seine Geldkatze abzunehmen, und daß es wohl geschehe, daß man sich dabei vergreife und Einen erschlage, der keine Geldkatze habe. Jedenfalls wären seine Kühe immerhin ein schöner Fang gewesen, wenn auch ein gefährlicher. „Habe nicht Angst," sagte eine tiefe, harte Stimme, „es thut dir niemand was. Aber was thust du auf der Straße so spät?" Uli gab Bericht. Der Mann gesellte sich zu ihm, ein Wort gab das andere. Es ward schon bemerkt, wie offen ein bäurischer Wanderer sehr oft gegen den wildfremdesten Menschen auf der Straße ist und ihm Dinge erzählt, welche er daheim nicht vor den Mund lassen würde. Es kommt ein Bedürfniß zu reden die Leute an, dessen man daheim sie durchaus nicht für fähig gehalten hätte. So auf der Straße lassen die reichsten biographischen Studien sich machen. So erzählte, sobald er seine Kühe wieder hinter sich hatte und die friedfertige Weise seines Begleiters sah, Uli, woher er komme, warum er verkaufen müsse und so weit zu Markte fahre, damit es nicht heiße, er pfeife auf dem letzten Löchlein. Als Uli sagte, was

für Kühe er habe, und wie lange ſie trächtig ſeien u. ſ. w., meinte ſein Begleiter: „Du mußt zwei Monate länger angeben, das merkt niemand und jagt dir manchen Thaler in die Taſche.“ Das mache er nie mehr, ſagte Uli, um keinen Kreuzer wolle er mehr betrügen. „Du biſt ein rarer Vogel,“ antwortete der Mann. „Wie kommſt du vorwärts, wenn du ſo ehrlich ſein willſt?“ Nun leerte Uli ſein Herz und erzählte, wie es ihm ergangen mit dem Mannli und dem Hagelwetter, und wie er begriffen, daß Uebervortheilen nichts helfe, weil Gott es einem hundertmal eintreiben könne. Gehe er mit der Ehrlichkeit zu Grunde, was er übrigens nicht fürchte, da er die Sache verſtehe und ſich ſelten verfahre und das Sprüchwort: „Ehrlich währt am längſten,“ nicht umſonſt ſein werde, ſo habe er doch den Troſt, er ſei nicht ſelbſt ſchuld, und die Leute thäten am Ende doch ſagen: „Es iſt ſchade um den, er kann uns faſt erbarmen, daneben war er ein braver Burſche.“ Gehe er aber als Schelm zu Grunde, ſo müſſe er denken, er habe es verdient, und die Leute würden ſagen: „Dem geſchieht recht. Da kann man wieder ſehen, was betrügen hilft.“ „Aber was ſagt denn deine Frau dazu, wenn du ſo fahren willſt?“ fragte der Mann. „O der iſt es ganz recht,“ anwortete Uli und erzählte, wie ſie eine ſei, ſo eine adelige, daß man meine, ſie ſei eine Bauerntochter geweſen aus dem vornehmſten Hauſe, und doch ſo thätig, rühre alles an, und wie er längſt ein armer Mann wäre, wenn er die nicht hätte. Wie ſie ſich in alles ſchicke und ihn tröſte, wenn ſie ſich doch eigentlich am meiſten zu beklagen hätte. „Aber das hat ſie von der Bäſe ſelig, die hat ſie erzogen und bis auf die letzte Stunde lieber gehabt als die eigenen Kinder und gerathen und geholfen, es hätte ein Engel es nicht beſſer können. Es war mir manchmal zuwider und ich ärgerte mich, daß die Weiber immer ihre Köpfe zuſammenſteckten, bildete mir ein, ſie wieſen einander auf. Man erkennt gar oft erſt, was ein Menſch war, wenn er im Grabe iſt.“ „Alſo die Bäurin in der Gumgge iſt ge-

ſtorben?" ſagte der Mann, „ich hörte nichts davon. He nun, einmal muß es ſein, und gewöhnlich geht es niemanden übel und denen wohl, die ſterben können." Nun erzählte Uli, wann ſie geſtorben, wie Vielen es übel gegangen und namentlich ihrem Manne, für den ſie immer geſorgt wie eine Mutter, wie wüſt er auch gegen ſie geweſen ſei. Sie ſei ſchon lange nicht recht geſund geweſen, aber daß das Sterben ſo nahe ſei, daran habe ſie kaum gedacht. In der Nacht habe man ſeine Frau geholt, da hätte ſie ſchon nicht mehr reden können. Sie hätte noch gern was geſagt, es ſei Allen himmelangſt dabei geworden, man habe nicht gewußt, wolle ſie Hand oder Haus oder Hals ſagen, ſo daß ſie geſtorben ſei, ohne daß man begriffen, was ſie gewollt. Das habe ſeiner Frau grauſam weh gethan. Er wolle nicht einmal davon reden, wie übel es ihnen gegangen, da die Baſe ſelig dafür geſorgt, daß alles in Ordnung bleibe, jetzt wiſſe man von heute auf morgen nicht, was geſchehen könnte, ſie liefen alle Augenblicke Gefahr, aus dem Hof vertrieben zu werden.

Uli's Begleiter fragte dies und jenes, und treulich gab er Bericht, und zwei Stunden oder mehr waren dahin, ehe er ſich's verſah. Endlich fragte der Fremde, wie hoch er die Kühe im Preiſe habe. „Hundert und dreißig Thaler wären ſie unter Brüdern werth," ſagte Uli. „Ob ich es löſen werde, weiß ich nicht. Aber da es nicht anders geht, kann ich auf einige Thaler nicht ſehen, heimführen thäte ich ſie ſehr ungern." „Weißt was?" ſagte der Mann, „ich habe einen Nachbar, der Kühe kaufen will und nicht nöthig hat, auf ein paar Thaler zu ſehen, wenn er nur recht verſorget iſt, ſo iſt das alles, was er will. Iſt nun alles, wie du geſagt, und ich will es dir glauben, ſo ſind das gerade Kühe für ihn. Ich gehe bald da ab und will es ihm ſagen. Fordere dann aber herzhaft hundertvierzig Thaler, er zahlt ſie und zwar noch gern." „Ja," ſagte Uli, „wäre wohl gut ſo, aber wie machen, daß wir zuſammen kommen? Es giebt heute dort ſo viele Leute, und ich bin gar

nicht bekannt." „Weißt was," sagte der Mann, „stelle dort beim „wilden Mann" ein, er ist gleich, wenn du zum Thore hineinkommst, links. Sage weiter niemanden was, iß ruhig deine Suppe in der Gaststube, bis dir jemand nachfragt, dem Mann mit den zwei Kühen. Längstens bis um acht Uhr soll er dort sein. Kommt er bis um diese Zeit nicht, so fahre auf den Markt, es ist noch früh genug, Kühe wie diese verkaufen sich immer." Uli dankte und fragte, ob er nicht auf den Markt käme. Würde der Handel richtig, so gäbe er ihm gern ein schönes Schmausgeld oder zahle ihm das Mittagsessen und eine gute Halbe. „Bin kein Jude," sagte der Andere, „indessen habe Dank für den guten Willen. Möglich ist's, daß wir einander sonst noch antreffen." „Wo?" fragte Uli. „Wollen sehen," antwortete der Mann, schwenkte rechts um, und verschwunden war er im dichten Tannenbusch. Der Mann gab Uli viel zu denken. Es dünkte ihn, es sei an ihm etwas Bekanntes, aber er wußte nicht was. Die Züge konnte er nicht sehen, denn diese zu erkennen, war es zu dunkel. Der Mann war ihm überhaupt ein Räthsel, er war sehr geneigt, ihn für einen Räuberhauptmann zu halten, welche ja eben so erscheinen und verschwinden, Gutes und Böses thun nach ihren Launen. Er wurde mißtrauisch und spintisirte, was wohl hinter dem Vorschlag, beim wilden Mann einzukehren, stecken möge. Vielleicht daß dort der Wirth mit dem Unbekannten im Bunde sei und, während er Suppe esse, die Kühe aus dem Stalle stehlen lasse. Er hatte gute Lust, den wilden Mann zu lassen und direkt auf den Markt zu fahren. Die Kühe hatte er wohl gefesselt und die Stricke gut um die Hand gewickelt. Er konnte nicht klug werden aus der ganzen Sache, und namentlich daraus nicht, daß er des Mannes Nachbar zehn Thaler mehr abfordern solle und der Mann doch keinen Vortheil wolle, weder Schmaus noch Mittagsessen. Solche Uneigennützigkeit wird sonst sehr selten gefunden in Israel. Er konnte bloß denken, der Mann hasse

seinen Nachbar und möge ihm es wohl gönnen, wenn er zehn Thaler mehr zahlen müsse als ein Anderer, wenn nämlich überhaupt an der Geschichte mit dem Nachbar was Wahres sei. Der im Reden so offenherzige Uli wurde, als es zum Handeln ging, plötzlich mißtrauisch, wozu die so selten vorkommende Uneigennützigkeit des Mannes nicht wenig beitrug. Es ist wirklich eigen, daß man bei gewissen Klassen von Menschen sich mit nichts mehr verdächtigt als mit Uneigennützigkeit. Wer ungestraft gemeinnützig oder uneigennützig sein will, muß wenigstens, wer es über sich bringen kann, der Person oder der Gemeinde, welcher er Gutes thut, wacker den Balg streichen, sagen, ihr und keiner andern thäte er das, denn sie sei eine, wie keine mehr gefunden werde zwischen Himmel und Erde. Das ist aber dann auch ein gültiger Grund, der zwischen Himmel und Erde allenthalben begriffen und hie und da selbst dankbar beinahe anerkannt wird.

Die Nacht verschwand allmählig, es zeigten sich Schweinehändler, ja Menschen auf den Straßen. Da man auf Marktwegen Gespräche beginnen darf, wenn man sich schon nicht gegenseitig vorgestellt ist, so war Uli alsbald wieder in vollen Mittheilungen. Er wollte sich verblümt nach dem wilden Mann erkundigen und lief, um unverdächtig bis zu diesem zu kommen, erst das Register aller wilden Thiere durch bis zum Ochsen herab, von welchem der Sprung bis zum wilden Mann ziemlich unverdächtig konnte unternommen werden. Der wilde Mann wurde sehr gerühmt, der Wirth sei Rathsherr, hieß es. Das wolle heut zu Tage nicht viel sagen, meinte Uli. Nur wer nicht arbeiten möge, nicht mehr mit Ehren durchkommen könne, und dem man nichts nehmen könne, wenn der Schuß hinten ausgehe, sehe auf solche Pöstlein. Es komme noch dazu, daß wenn man Einem „Rathsherr" sage, der vermahne, weil er es für eine grobe Scheltung nehme. Potz Himmeltürk, jetzt hätte Uli, der in letzter Zeit bloß seinem Hause vorgestanden war, den Geist der Zeit in den Wirthshäusern nicht eingeschlürft

hatte, alſo auch nicht auf der Höhe der Zeit ſtand, bald erfahren, was es heißt, mit unbekannten Menſchen zu politiſiren auf der Straße. Der Schweinehändler, mit dem Uli ſprach, war eben neugebackener Rathsherr, kehrte den Geißelſtecken um und wollte Uli einen Begriff von neugebackener Würde beibringen. Uli dagegen war kein A-B-C-Kind mehr, verſtand bloß noch etwas vom gegenſeitigen Unterricht und verſuchte nun ſeinerſeits, dem Rathsherrn den Begriff von Freiheit im Allgemeinen und den Begriff von der Redefreiheit ins Beſondere ſo recht vaterländiſch einzuüben. Offenbar hatte Uli mehr Lehrtalent und größere Eindringlichkeit im Vortrag, wahrſcheinlich waren auch ſeine Lehrmittel bündiger und kürzer gefaßt, kurz der Schweinehändler ſchrie: „Willſt aufhören, du Vieh, weißt, wen du vor dir haſt, ich bin Rathsherr.“ „Meinethalben Rathsherr, Schweinehändler oder Schinder, wir ſind ja Alle gleich vor dem Geſetz,“ ſagte Uli, dem das Blut heiß war, und dem daher mehr einfiel, als wenn es kalt war. „Hol' der Henker das Geſetz,“ ſagte der Rathsherr, „und ſchweigſt nicht und gehſt deiner Wege, ſo kommſt in's Gefängniß, bis du vergeſſen haſt, wie Sonne und Mond eine Naſe haben.“ „Mach', was kannſt,“ ſagte Uli, „Streit haſt du angefangen, und wir haben Preßfreiheit, auf der Straße kann jeder machen, was er will. Komm verbinde mir das Maul, wenn du darfſt.“ „Mach', was du willſt, ſchreib', was du willſt, aber d's Rede, das will ich dir, du verfluchter Ariſtokrat und Jeſuit, zeigen, was das zu bedeuten hat,“ ſchrie der Schweinehändler. Da, von der ſtillſchweigenden Preßfreiheit Gebrauch machend, maß Uli noch einen zwei Fuß langen Artikel auf, ſtillſchweigend verſteht ſich, und trieb darauf ſeine Kühe zum wilden Mann, obgleich der Wirth dort Rathsherr war. Es war aber wirklich ein braves Haus, ein ererbtes mit altem Schilde und alten wohlanſtändigen Sitten. Es war ein bedeutender Verkehr da und ein ſtarkes Zutrauen. Gar manchen Gurt voll Geld ſah Uli dem Wirthe übergeben

zur Aufbewahrung. Kauften ſie was, ſo kämen ſie mit den Leuten hieher, ſie wollten lieber hier bezahlen als draußen auf dem Markte, ſagten die Händler. Nun begriff Uli wohl, daß er bei keinem Mitgliede einer Räuberbande ſei, und doch war es ihm nicht ſo recht behaglich hinter ſeinem guten Kaffee, denn es kam ihm immer wahrſcheinlicher vor, der Mann habe bloß eine Probe machen wollen, wie geſcheidt oder wie dumm er ſei. Hier könne er vielleicht die beſte Zeit verpaſſen, dann komme hinterher Einer und preſſe ihm die Kühe, welche er nicht heimführen wolle, wohlfeil ab.

Juden ſchwirrten herum mit der ihnen eigenen Geſchäftigkeit, beſchnoberten ganz ohne Komplimente Menſchen und Vieh, um zu erfahren, ob nicht ein Handelche zu machen ſei. Bald trat Einer zu Uli und fragte, ob er nicht ein Roß kaufen wolle, er könne ihn verſorgen, wolle tauſchen, begehre nicht baar Geld; ein Anderer pries ihm Uhren an, wie noch keine auf der Welt geweſen, und wollte ſie garantiren bis eine Woche nach dem jüngſten Tage; ein Dritter hatte Schnupftücher, Halstücher von ächter Seide und ſonſt noch Tuch von allen Sorten, wollte Allen alles halb ſchenken aus reiner Liebe und gerade weil ſie es ſeien und weil ihm das Artikelchen verleidet ſei. Uli war faſt ſeines Lebens nicht ſicher, ſein Kaffee wurde kalt, weil er ob dem Beſcheidgeben nach allen Seiten nicht Zeit fand, ihn zu trinken. „Was kommt er denn auf den Markt, wenn er nichts kaufen will?“ fragte endlich ein Jude häſſig. Er habe zwei Kühe da, antwortete Uli. „Wo hat er die zwei Kühe? wo ſind die zwei Kühe?“ fragten zwei, drei. Sie ſeien unten im Stalle, antwortete Uli. „Komm, zeige ſie, Bauer, wollen ſie ſchauen, kaufen ſie dir ab, tauſchen mit dir e Roß, e Kuh, wie du willſt.“ Als Uli ſagte, jetzt komme er nicht 'nunter, er müſſe hier auf jemanden warten, wollten ſie wiſſen, wo die Kühe ſtänden, wollten ſie ſchauen, ſagten, wollten e Handel mit ihm machen. Nicht lange ging es, ſo kam ein ſchlichter Bauersmann daher und fragte: ob nicht Einer

mit zwei Kühen da ſei. Da fiel Uli ein Stein von dem Herzen, im Ring der Juden war ihm ordentlich bang geworden, er wußte, wie man oft wider Willen auf einem Markte in ihre Hände geräth und nie anders d'raus kommt als geſchoren und beſchnitten. „Mein Nachbar hat mir geſagt, du hätteſt zwei Kühe, welche mir dienen könnten. Zeige ſie mir, wollen ſehn, ob wir Handels eins werden, wo nicht, iſt keiner verſäumt," ſagte der Mann zu Uli.

Als ſie hinunter kamen, hörten ſie großen Streit. Ein Jude hatte Uli's Kühe abgelöſ't und wollte mit ihnen aus dem Stalle, um draußen bei Licht ſie beſſer beſchauen zu können als drinnen im finſtern Stall, wie er ſagte. Der Stallknecht wollte es nicht geſchehen laſſen, bis der da ſei, welcher ſie ihm übergeben. Er ſei verantwortlich dafür und laſſe nicht jeden Schelm aus dem Stalle nehmen, was ihm beliebe, da käme er ſauber an. Als Uli kam, hingen ſie an ihn wie Kletten. „Wie theuer, Bauer?" fragte Einer; „ſind magere Kühe," ſagte ein Anderer; „für die iſt kein Kauf," ein Dritter; ein Vierter wollte Uli's Begleiter, der unterdeſſen die Kühe unterſuchte, von denſelben wegjagen. Sie ſeien mit dem Manne im Handel, ſagte er, die Kühe gingen ihn alſo nichts an, er ſolle gehen, das ſei keine Manier, zwiſchen einen Handel zu kommen. „Nun, Bauer, was willſt du für die Kühe?" Doch beide, Uli und der Andere, waren nicht zum erſten Male auf einem Markte. Uli ſchätzte die Kühe nicht, der Andere ließ ſich nicht ſtören, und als er fertig war, befahl Uli dem Stallknecht, die Kühe wieder anzubinden, einſtweilen gingen ſie niemanden was an als ihn, und beide verließen den Stall, um das Geſchnatter ſich nicht kümmernd. Hui die Juden ihnen nach, ſortirten ſich alsbald in zwei Hälften, die eine rühmte zu Handen des Verkäufers die Thiere, die andere machte zu Gunſten der Käufer die Kühe 'runter, daß man hätte glauben ſollen, es ſeien zwei miſerable Ziegen, welche noch dazu kein geſundes Haar am Leibe hätten. Da der Handel ihnen einſt-

weilen gefehlt, zielten ſie jetzt nach Schmausgeld und zwar hartnäckig, ſo daß der fremde Mann, der in dem Hauſe bekannt ſchien, Uli in ein beſonderes Zimmer winkte, wohin denn doch die Juden nicht nachkamen. Hier wurden ſie wirklich alsbald Handels einig. Mit ſchönem Gelde zahlte der Käufer aus, legte noch einen blanken Thaler als Trinkgeld für die Frau zu und ſagte: wenn er diesmal gut verſorget ſei, ſo ſolle es nicht das letzte Mal ſein, daß ſie mit einander handelten. Er hätte ein großes Hausweſen, müſſe viel ändern und ſei froh, ohne viel Geläufe aus verſorgter Hand ſeine Waare zu kaufen. Da es Uli wunder nahm, wer der Mann geweſen, der ihm Nachts begegnet war, ſo ſagte ihm der Andere, er ſei ein Metzger, der aber das Geſchäft nur noch für ſeine Freunde treibe, nöthig hätte er es nicht mehr. Er ſei ein wenig wunderlich, aber ein guter Mann, ſie ſeien gute Freunde, und wenn Einer dem Andern dienen könne, ſo ſpare es Keiner. Dieſe Auskunft ſetzte Uli über alles, was ihm dunkel war, in's Klare. Er dachte, ſolche Wunderlichkeit, die einem Freunde zehn Thaler abnimmt und ſie einem Fremden in die Taſche jagt, möchte er alle Tage erleben.

Es mögen von ſelbem Markte wahrſcheinlich Wenige fröhlicher aus gutem Grunde heimgekehrt ſein als Uli. Von Märkten kehrt freilich gar Mancher frohgemuth heim, jauchzt das Land voll, thut als ſei er nun Hans oben im Dorfe. Aber das ganze Glück kommt aus dem Weingrunde; iſt der verdunſtet, wird das Gemüth zu einer jämmerlichen Pfütze, über welcher wie ein ſtinkender Nebel eine elende Stimmung ſchwebt, welche das Publikum mit dem Ausdruck Katzenjammer bezeichnet. Nun, der geht in einem oder zwei Tagen vorüber, aber Mancher trägt einen Katzenjammer im Gewiſſen davon, und der geht nicht vorüber, regt ſich immer neu, und wenn er auch vergangen, beſonders bei ſchönem Wetter, kehrt er doch zurück, wenn es donnert. Und mancher und manche trägt das Gift heim, welches ihr Lebensglück für ihre ganze Lebenszeit zerſtört und viel-

leicht noch hinüber in's Jenseits wirkt. Uli freute sich nicht bloß der zehn Thaler wegen, sondern als er im Heimwege das Vergangene überschlug, fiel es ihm ein, der Mann habe ihm deswegen zehn Thaler mehr zugeschlagen, weil er ehrlich sein und Punktum bei der Wahrheit habe bleiben wollen, den Mann aber habe ihm recht eigentlich Gott gesandt, um ihm Freude über seine Umkehr zu bezeugen, und zum Zeichen, daß Ehrlichkeit immerhin die größte Klugheit sei. Uli war weit entfernt zu glauben, nun müsse und werde Gott ihm allemal, wenn Ehrlichkeit die Versuchung überwinde, ein besonderes Zeichen thun und den Lohn ihm immer gleich baar auszahlen. Aber es freute ihn, diesmal das so aufzufassen, er glaubte, er habe das Recht, was ihm begegne, aufzufassen, wie es ihm am wöhlsten thue, sein Gemüth am meisten stärke, also je frömmer desto besser. Er wußte wohl, daß gar Viele höhnisch ihn auslachen würden, wenn er ihnen die Sache erzählte, als hätte Gott sich ihm da eigens geoffenbart und ihn gestärkt, aber er glaubte, wie sie das Recht zum Lachen hätten, hätte er das Recht, Gottes Segen zu erkennen in allen Dingen und daran sich zu erbauen. Und wie sie das Recht hätten, um seines frommen Sinnes ihn auszulachen, habe er das Recht, von ganzem Herzen sie zu bedauern, daß alles ihnen bloßer Zufall sei, daß sie des trostlosen Glaubens seien, sie seien nichts als Rohr im Sumpfe, auf's Ungefähr von jeglichem Winde hin und her getrieben. Als er heim kam so früh, wäre Vreneli fast ob ihm erschrocken, denn wenn es mit rechten Dingen zugegangen, könnte er noch nicht schon wieder da sein, meinte es. Als es nun den Verlauf hörte, hatte es große Freude, denn es nahm die Sache gerade wie Uli zu großer Erbauung und zur Stärkung im Vertrauen, daß am Ende alles zum Besten sich wenden werde. Diese Stärkung hatten sie aber auch sehr nöthig.

Kapitel 23.

Joggeli erlebt auch was und was Altes: daß, was Einer säet, er auch ernten muß.

Joggeli ließ eines Abends Vreneli hinüberrufen. Es müsse ihm da etwas lesen, sagte er, er möge Brille nehmen, welche er wolle, so könne er nichts daraus machen, er verstehe sich gar nicht auf die neue G'schrift, welche aufkäme, man sehe es allem an, wie der Glaube abnehme und bald keiner mehr sei. Vreneli verstand sich, wie es schien, besser darauf, denn es ward blaß, las einmal, las zweimal, sagte endlich: „Das ist kaum, das kann nicht sein.“ „Was nicht?“ sagte Joggeli ungeduldig, „was nicht? sage es doch und stürme nicht.“ „Vetter, da steht, Ihr hättet Elisi's Mann eine G'schrift gegeben, gut für fünfzehntausend Thaler, die habe er eingesetzt oder versilbert, und jetzt wolle man das Geld.“ Joggeli begehrte mit Vreneli gräßlich auf, es könne nicht Geschriebenes lesen und wolle ihn zum Besten halten. Man ließ Uli kommen. Mit großer Noth und vielem Buchstabiren brachte derselbe ungefähr das Gleiche heraus. Das sei ein abgeredet Spiel, sagte Joggeli, um solche Sachen ihm abzulesen, hätten sie nicht gebraucht zu kommen. Wie sie das hätten abreden wollen, fragte Vreneli, sie seien ja Eines nach dem Andern gekommen, Uli hätte nicht gehört, was es gelesen. Wenn sie einen Narren haben wollten, so sollten sie sich einen eisernen machen lassen. Das begreife ja jedes Kind, daß sie gewußt, was im Briefe sei, sie hätten ihn sonst nicht so Punktum gleich ablesen können, wenn sie ihn nicht auswendig gewußt hätten, belferte Joggeli. „Komm, Uli,“ sagte Vreneli, „der Vetter ist aber so wunderlich, da ist nichts mit ihm zu machen. Morgen hat er vielleicht sich anders besonnen, daß wieder mit ihm zu reden ist.“ Sie gingen und kümmerten sich, was da für ein neuer Schelmenstreich abgekartet worden, riethen, was sie machen sollten, und

wurden endlich einig, nichts zu ſagen, bis Joggeli wieder anfange oder die Sache ſich von ſelbſt mache. Joggeli ſagte nichts mehr, ſie alſo auch nichts.

Einige Tage darauf kam Eliſi daher und zwar zu Fuß in einem ſchrecklichen Aufzuge, heulend und ſchreiend. Es ſuchte den Mann, der war verloren gegangen. Er hatte eine kleine Reiſe vorgegeben, nun war er ſeit vierzehn Tagen fort, niemand wußte wohin. Das Gerede ſchwoll an, er hätte ſich mit dem Schelmen davon gemacht. Dort, wohin er vorgeblich gereist, ſei er nie geweſen; an einem andern Orte hätte er viel Geld auf Joggeli hin genommen und ſei damit voraus, wahrſcheinlich den Weg aller Spitzbuben, d. h. nach Amerika. So heulte Eliſi in Abſätzen und wollte ſeinen Mann haben, oder weil er nicht da ſei, ſolle man ihm ihn herſchaffen. Nun der Mann war nicht da, aber ein bös Licht ging Uli und ſeiner Frau auf, doch enthielten ſie ſich ihre Gedanken zu äußern. Sie dachten, jetzt ſollte es doch dem Joggeli einfallen, was der Brief zu bedeuten hätte, es ſei denn, er hätte ihn vergeſſen. Aber Joggeli hatte ihn nicht vergeſſen und ſagte doch nichts. Er ſchweige dazu, dachte er. Wenn er nichts ſage, ſo würden ſie auch ſchweigen, und er wollte kein Narr ſein, da Beſcheid zu geben, wo er nichts ſchuldig ſei. Wollten ſie im Ernſt etwas, ſo könnten ſie ihn aufſuchen wie üblich und bräuchlich.

Da kam Johannes daher gefahren wie aus einer Kanone und blies Tabackswolken von ſich, daß man von weitem hätte glauben können, ſein Charabanc ſei eine Höllenmaſchine oder ein kleiner feuerſpeiender Berg und blaſe Rauch von ſich. Er hatte auch vernommen, der Schwager ſei zum Teufel, und zwar mit hunderttauſend Gulden vom Vater. Man kann denken, wie der ſchnaubte und tobte. Joggeli wollte nichts von allem wiſſen und das kam Eliſi wohl. Johannes hätte es zwar nicht gefreſſen, aber doch halb zerriſſen im erſten Zorn. Joggeli wollte auch nicht glauben, daß der Tochtermann fort ſei, er werde nur dem Geheul ein wenig aus dem Wege gegangen

sein, auch er hätte Lust zu gehen, so sei es ihm erleidet, und doch hätte er es noch nicht so lange gehört. Er wollte lieber, man ließe ihn endlich ruhig mit plagte ihn nicht bis auf den letzten Tag. Geplagt zu werden, werde ihm beschieden sein. Viele Jahre hätte ihn die Frau geplagt, es sei nie recht gewesen, was er gemacht, zu guter Letzt plagten ihn nun die Kinder und seien ihm immerfort vor der Thür. So kiefelte Joggeli, während die Kinder heulten und tobten. Der Alte sei ein Kind, brüllte Johannes den Uli an, man könne kein vernünftig Wort mehr aus ihm herausbringen. Sie hätten besser zu ihm sehen sollen oder Bescheid machen, als sie gesehen, wie er sei, und den Schelm nicht zu ihm lassen. Wenn etwas geschehen sei, so mache er sie dafür verantwortlich. Jetzt wolle er der Sache nachfahren, bis er wisse, woran er sei, das werde nicht so schwer zu erfahren sein. Und hätte er es 'mal, dann schone er niemand. Da solle er machen, was er könne, sagte Uli, an Joggeli hätten sie nichts Besonderes bemerkt, ihn auch nicht zu hüten gehabt. Sie, die nächsten Verwandten, seien gekommen und gegangen, wann es ihnen gefallen, ihm und seiner Frau wäre es übel angestanden, wenn sie ihnen hätten den Zugang verwehren wollen. Er hätte es ihm doch befohlen, sagte Johannes. „Selb hast," sagte Uli, „aber ich und die Frau haben dir wiederum gesagt, daß wir mit der Sache nichts zu thun haben wollen und können." Johannes ging ab, ganze Mäuler voll Lumpen- und Schelmenpack, dem er es eintreiben wolle, vor sich herstoßend.

Es war Johannes allerdings nicht wohl bei der Sache und er hatte Ursache dazu: was der Bock an sich selbsten weiß, traumet er der Geiß. Er ließ anspannen und fuhr dem Gerücht nach. Das ist ein Ding, welches oft weit schwerer ist als das Verfolgen eines flüchtigen Hirsches durch amerikanischen Urwald. Diesmal war es Johannes viel leichter, denn das Gerücht war nicht bloß ein leises Gemurmel, sondern ein lautes Geschrei, und nicht Johannes allein, sondern gar Viele

sagten ihm nach und suchten den wahren Grund. So vernahm man bald, daß der Bursche wirklich einen nicht sehr alten Paß habe, den man ihm ohne Bedenken gegeben, da er immer mit einem versehen gewesen sei, angeblich wegen Handelsgeschäften, den er regelmäßig, wenn er nach dem Gesetze ausgelaufen gewesen, mit einem neuen vertauscht habe. Man vernahm, wo er Geld aufgenommen haben sollte. Johannes fuhr darauf los, dort fand er den wahren Grund und ein Papier mit seines Vaters Unterschrift, auf welchem dem Schwager fünfzehntausend Thaler zugeschrieben standen. Dem Johannes verging eine ganze Weile das Fluchen, selbst die Pfeife löschte aus. Als er wieder Athem hatte, ging es freilich wieder los, und das Versäumte hatte er bald reichlich eingeholt. Erst ging es über den Schwager los, dann über den Vater und endlich über den Herrn Handelsmann oder Banquier oder wie man ihm sage, der auf das Papier hin das Geld gegeben hätte. Dem sagte er alle Schande, drohte ihm mit Galgen und Rad, und als dies nichts half, wollte er ihn ohrfeigen. Der aber war nicht dumm, hatte zu rechter Zeit für Hülfe gesorgt, und Johannes mußte abmarschiren, that es aber nur unter Donner und Blitz und mit dem Drohen, wenn er wieder komme, so bringe er dann Leute mit Handschellen und Stricken. Nun kam er auf die Glungge wieder gefahren, wie eine gejagte Seekuh durch das Schilf fährt. Der Vater wollte nichts unterschrieben haben, wenigstens nichts solches. Ein paar Mal hätte der Tochtermann ihm Päcklein von der Post gebracht, und da hätte er die Quittung unterschrieben, sonst wisse er von nichts. Wahrscheinlich hatte ihm einmal der Spitzbube das Papier als Postschein untergeschoben, nachdem er ihn früher einige Postscheine über Päcklein, welche durch seine Vermittelung Joggeli zukamen, unterschreiben lassen. Wenigstens hatte die Schrift Aehnlichkeit mit einem solchen Postschein, und Joggeli hatte schwache Augen, einen schwachen Sinn und war sein Lebtag kein Held im Geschriebenen ge-

wesen. Wahrscheinlich stand der sogenannte Banquier mit dem Spitzbub' unter einer Decke, sonst hätte er wohl bei Joggeli selbst über den Werth des Papiers sich näher erkundigt, ehe er Geld darauf gab. Aber bei solchen Händeln ist was zu profitiren, und weit mehr als bei ehrlichen; wie viel in seine Tasche floß, vernahm man nicht, auch würde es kaum in seinen Büchern zu finden gewesen sein. — Was das nun für einen fürchterlichen Spectakel auf der Glungge gab, kann man sich denken. Breneli mußte Elisi in's Haus nehmen, um es vor Johannes und Trinette, welche nachgefahren kam, zu sichern. Nun aber heulte Elisi drinnen das Haus voll, und Trinette heulte draußen um's Haus herum wie ein Hund unter einem Baum, auf den eine Katze sich geflüchtet. Breneli mußte seine ganze Tapferkeit aufbieten, um vor dem Aergsten zu sein. Es mußte für Joggeli in Riß stehen und gegen die Kinder den Vater schützen, über den das ganze Wetter losbrach, den selbst Elisi verwünschte auf eine schauerliche Weise. Breneli war vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, vor dem Johannes noch einigen Respekt hatte, und von Jugend auf mit ihm bekannt, wußte es auch, was auf ihn Eindruck machte. Freilich mußte es sich von ihm bittere Sachen sagen lassen, wie sie mit unter der Decke gesteckt, und wie man endlich sehen werde, wie sie den Vater beschummelt, und was man an ihnen verlieren müßte. Es mußte sehen, wie bei Trinette zum Zorn noch die Eifersucht kam, als sie sah, daß Breneli's Worte Macht über Johannes hatten. „So, von der nimmst du das an, von so Einer läßest du dir das sagen. So, jetzt merke ich, warum du immer hierher gefahren und mich nicht hast mitnehmen wollen. Jetzt das noch zu allem Andern," und sie fing an zu heulen, als ob sie hundert hungrige Hyänen im Halse hätte und gute Lust, ihre Tatzen an Breneli zu versuchen.

Dann brachte man noch Elisi's Kinder sammt der Nachricht, daheim hätte man ihm alles versiegelt. Johannes wollte alles mit der Peitsche fortjagen, und Trinette wollte alles,

was Joggeli hatte, auspacken und fortnehmen, und Joggeli saß da und stierte herum, wollte an nichts schuld sein, sagte, sie könnten seinethalben machen, was sie wollten. Die Frau selig habe alles auf dem Gewissen, sie hätte ihm den Spitzbub hergeschleppt, sie könne seinetwegen jetzt auch zahlen, er habe nichts mehr und werde wohl noch dem heiligen Almosen nach müssen. Er habe ihr oft gesagt, es käme so, aber sie habe es ihm nie glauben wollen. Vreneli wußte in dem gräulichen Spectakel nicht anders zu helfen, als zu Uli zu sagen: „Um Gottswillen thue mir den Gefallen, nimm das beste Roß im Stall, fahre so schnell du kannst zum Bodenbauer und bringe ihn her, der allein kann sie setzen und weiß den besten Rath, sonst gibt es wahrhaftig noch ein Unglück. Ich kann nicht allenthalben sein und Alle hüten. Statt daß sie allmählig sich fassen und ergeben, werden sie nur noch zorniger, erbitterter auf einander, es ist ein gräulich Dabeisein und traurig, wie ein Mensch sein Unglück so selbst noch unerträglich machen kann. Es ist gerade, wie wenn ein Mensch, der einen Centner Eisen tragen soll und schwer daran zu tragen hat, denselben noch glühend macht, um ja recht doppelt Qual zu leiden unter ihm." Uli war dieses Gedankens froh, doch bangte er um Vreneli. „Aber du bist dann allein," sagte er, „und selb ist nicht richtig unter solchen Menschen." „Habe nicht Kummer," antwortete Vreneli, „Johannes thut mir nichts, und die Weibsbilder fürchte ich nicht. Aber fahre rasch, es ist mir angst um Joggeli. Wenn niemand wehrt, so plündern sie ihn vollends aus, und hinterdrein, wenn die Gläubiger kommen und nichts mehr da ist, giebt es wüste Geschichten. Mit dem Johannes ist es auch nicht richtig, wie ich merken mochte, der wird auch gemacht haben, was er konnte. Die Liebe war es nicht, welche so oft ihn hergebracht." Uli spurtete sich, schonte das Pferd nicht. Wenn die Base das hätte erleben müssen! dachte er. Aber, dachte er wieder, wenn sie gelebt, wäre das nicht begegnet. Wie wenn man in einem Gebäude einen einzigen Stein

wegnehmen und dadurch dasselbe aus allen Fugen, vielleicht zum Umsturz bringen könne, so gebe es auch einzelne Personen in Familien. Auf einer einzigen Person ruhe das Ganze, sie halte es zusammen, bei ihren Lebzeiten merke man es vielleicht nicht einmal so recht, erst wenn sie gestorben sei, in Trümmer das Ganze auseinander gehe, merke man, daß sie der Eckstein gewesen.

Wie man doch das Gleiche verschieden nehmen könne, dachte Uli, und wie man erst, wenn was zu tragen sei, merke, ob Einer Kraft habe oder nicht. Er wisse wohl, er sei ein armer Sünder, aber um alles in der Welt möchte er nicht an ihrer Stelle sein. Er sehe wohl ein, daß er nichts davon bringe, denn dies Unglück werde auch ihm an die Beine gehen, und jedenfalls werde ihnen noch etwas übrig bleiben, ihm aber nichts als vielleicht noch Schulden. Indessen wüßten er und Vreneli zu sparen und zu arbeiten, Angst habe er nicht, er habe sich darein ergeben, es zu nehmen, wie es komme, und damit zufrieden zu sein. Aber wie Joggeli's Kinder es mit Wenigem machen würden, da es nicht mit Vielem gegangen und sie dazu weder arbeiten noch entbehren könnten, das begreife er nicht. Das gebe die unglücklichsten Leute, welche immer zwischen Können und Mögen hingen, an allen andern Orten den Fehler suchten, nur nicht an ihnen selbst und daher auch so wüst thäten ohne Unterlaß, sich verfeindeten allenthalben, wo sie Freunde doch so nöthig hätten. Er danke Gott nicht, daß er nicht sei wie jene, aber er fühlte sich doch glücklich, daß er nicht in ihrer Haut war, und das ist erlaubt. Dankbar soll man sein für alle Gnadengaben Gottes, und ist das nicht eine große Gabe, wenn man die Kraft empfangen hat, dem Willen Gottes sich zu unterziehen, und das Genügen, welches übrig haben und Mangel leiden kann und beides unbeschwert? Diese Gaben sind sehr zu unterscheiden von persönlichen Eigenschaften oder Vorzügen, auf die man stolz wird, um deretwillen man Andere verachtet oder verfolgt. Hier liegt

eben das unterſcheidende Merkmal für Alle, welche auch hier den Baum nur an den Früchten zu erkennen vermögen. Wer um eigener Vorzüge willen ſich erhebt und Gott ihretwegen dankbar ſein zu müſſen glaubt, der verachtet Andere, beneidet ſie, ſucht ſie zu erniedrigen. Wer um Gaben Gottes willen dankbar iſt, der iſt demüthig, er weiß, woher er das Beſte hat, er bedauert von ganzem Herzen den, der es nicht hat, er würde von ganzem Herzen mittheilen von ſeiner Gabe, um die zu erhöhen, welche ſie nicht haben. Daran eben dachte auch Uli. Nicht daß er glaubte, er könne da was machen, dazu war er zu beſcheiden und allzuſehr auf dem bürgerlichen Standpunkte, als daß er daran nur gedacht hätte, er könne was machen. Das iſt nämlich der bürgerliche Standpunkt, der im Chriſtenthum und namentlich im proteſtantiſchen eingeriſſen iſt, weil der Staat die Alleinherrſchaft uſurpirt hat, daß es auf die äußere Stellung eines Menſchen zu andern ankommt, ob Einer dem Andern eine Ermahnung geben darf oder nicht, ob die chriſtliche Ermahnung als anſtändig oder unanſtändig gewerthet wird. Es iſt in reformirten Ländern ſo weit gekommen, daß der würdigſte Geiſtliche einem unbedeutenden weltlichen Beamten, z. B. einem obrigkeitlichen Schaffner oder Statthalter oder gar Gerichtspräſidenten, welcher den unchriſtlichſten Wandel zur größten Aergerniß der Gemeinde führt, nicht die geringſte Vorſtellung unter vier Augen machen darf, wenn er ſich erſtlich nicht den ärgſten Grobheiten ausſetzen, zweitens als pfäffiſcher Zelot verſchrien und drittens obern Orts nicht als Jeſuit denuncirt ſein will. So kam es Uli wirklich nicht in Sinn, daß er als Pächter und Schuldner da was machen könnte, aber er dachte daran, den Bodenbauer darum zu bitten, und hätte ihm gern geſagt, wo die armen Leute am beſten zu erfaſſen ſein möchten. Aber er mochte denken wie er wollte, er fand nirgends eine Handhabe zu einem chriſtlichen Griff.

Dieſes Anſuchen ſetzte den Bodenbauer in große Verlegen-

heit. „Lieber nit, Uli, lieber nit. Kann ich dir was zu Gefallen thun, so ſoll es nicht nein ſein, aber da laß mich ruhig. Was ſoll ich da thun ſo unberufen? wenn ſchon du kameſt, ſo ſandte dich nur deine Frau und ebenfalls unberufen. Sie würden mir doch da wunderliche Augen machen, wenn ich hin käme und befehlen wollte. „Mußt doch gehen, Johannes," ſagte die Frau; „brauchſt ja nicht zu ſagen, kommſt du geheißen oder ungeheißen, brauchſt auch nicht mit dem Rath in's Haus zu fallen. Du brauchſt ſie ja nur zu grüßen, und wollen ſie nichts von dir, ſo kannſt wieder gehen. Sieh, thue das der Baſe unter der Erde zu lieb und denke, wenn unſere Kinder in einen ſolchen Fall kämen, wovor Gott ſie bewahre, wir wären auch unterm Boden dankbar, wenn ein guter Freund ungeheißen käme und ſich ihrer annehmen würde." Kurz Johannes mußte gehen, er mochte wollen oder nicht. Auf dem ganzen Wege wand er ſich wie Einer, der Bauchweh hat. „O Uli," ſagte er, „du weißt nicht, wie mir das zuwider iſt. Wenn man mit ſeinen eigenen Sachen faſt mehr zu thun hat als man fertigen kann, in der Gemeinde zu thun hat, daß man oft lange Zeit durch nicht zum Sitzen kommt oder Tage lang ſitzen muß, daß man glaubt, man ſitze auf Feuer, wenn draußen die Sonne ſcheint und alle Hände voll zu thun ſind, und dann noch die Naſe unberufen in fremde Händel ſtecken, unberufen und ohne einmal zu wiſſen, was man, um bei der Wahrheit zu bleiben, für ein Fürwort brauchen ſoll, daß man da iſt, das iſt dumm. Und zu wiſſen, daß das noch einen langen, langen Schwanz haben kann, und es doch thun, das iſt noch viel dümmer." „Was meint Ihr?" fragte Uli, „was für einen Schwanz?" „He, was für einen!" ſagte Johannes. „Wenn da ſo Einer dazwiſchen kommt, ſo mir nichts dir nichts, ſo denkt man, er habe Freude an ſolchen Sachen, und ſpricht ihn an, und am Ende, er mag wollen oder nicht, muß er darhalten, mitmachen, Lauf und Gänge haben und am Ende des Teufels Dank."

„Wenn Ihr das fürchtet, so habt ihr ja eine gute Ausrede. Ihr seid mein Bürge und, leider Gott kann es beide Wege geben, und manche Sache ist ja nicht ausgemacht. Wäre das nicht Grund genug?“ „Uli, giebst noch einen Gemeindsvater,“ sagte der Bodenbauer. „Du hast Recht; daß mir dies nicht einfiel! Aber die Sache ging mir zu rund und rasch im Kopf herum.“

Nun traf es sich, daß der Bodenbauer nicht in einem ruhigen Augenblick ankam, wo man Zeit hatte zu denken: was will der, und wo kommt er her? Es wurde gebrüllt, gestritten, gelärmt, und als Joggeli den Bodenbauer von weitem sah, rief er: „O Vetter! Vetter! wie gut ist doch, daß du kommst! da haben sie mich zwischen inne, als ob sie mich morden wollten, hilf mir, Vetter, rathe mir.“ Es waren nämlich Gerichtspersonen da der bekannten Schuld wegen. Da solche Formalitäten allenthalben anders sind, so enthalten wir uns aller nähern Specialitäten.

Der Sohn, welcher eben erst heim kam von einer Rundreise, auf welcher er bei Freunden Rath und Trost erst halbschoppen- dann schoppen- endlich flaschenweise geschöpft, wollte sie vom Hause wegprügeln, Joggeli wollte nichts unterschreiben, auch keinen Abschlag geben, kein Zeugniß, daß das Ding bei ihm verrichtet worden sei. Er rühre keine Feder mehr an, sagte er, ein Narr sei wer es thue. Wenn er gewußt, wie man sich damit verfehlen könne, er hätte sein Lebtag keine zur Hand genommen. Trinette und Elisi grämneten einander an, erst aus der Ferne, rückten sich aber näher und näher, und wäre Vreneli nicht dazwischen gestanden, so wären sie einander sicher bis auf Nagelweite nahe gerückt. Weiber liefern ihre Gefechte gern in nahen Distanzen, je näher je lieber. Männer haben es bisweilen umgekehrt. Die Gerichtspersonen begehrten ebenfalls auf. Hinter dem Mist krähte der Hahn, und zwei feindselige Hunde gingen zähnefletschend um einander herum.

Auch Vreneli verließ seinen Posten unbedacht, grüßte den Bodenbauer freundlich, da, risch die Trinette auf das Eliß, dann, ermuthigt durch das Beispiel, ein Hund auf den andern, und ein Brüllen, Wälzen, ein Spectakel entstand von Hunden, Trinetten, Eliß bunt durcheinander, daß niemand wußte, war man ganz im Thierreich oder noch halb und halb unter Menschen. Man riß Weiber und Hunde auseinander, nahm es aber nicht so genau, ob die Fußtritte Weiber oder Hunde trafen. Bekanntlich steckt man auch die Hände nicht gern zwischen streitende Weiber oder beißende Hunde, man kriegt gern Zähne drein. Nun, am Ende stoben die zusammengebissenen Parteien heulend auseinander, und die andere Partei, welche eigentlich nicht beißen wollte, sondern bloß reden, konnte ihre Verhandlungen wieder eröffnen. Die Gerichtspersonen beklagten sich bitterlich und sprachen des Bodenbauers Vermittlung dringlichst an. Sie trügen ja keine Schuld an der Sache, sagten sie, thäten nichts als ihre Pflicht, begehrten nichts, als was gesetzlich sei, da ließen sie sich nicht persönlich beleidigen, dafür sei ein Richter. Die Leute in's Unglück zu bringen, begehrten sie nicht, sie seien bereits tief genug darin, das sollten die Leute begreifen, dünke sie.

„Ja aber, Vetter Johannes, Vetter Johannes! der Lumpenhund, der Spitzbube hat mich betrogen, ist's dann recht, daß ich bezahle, soll ich allein darunter leiden, daß der Spitzbube mich betrogen hat?“ rief Joggeli. Der Vetter Johannes sagte, das könne er begreiflich nicht entscheiden, da er nicht wisse, warum es sich eigentlich handle, und was die Vorgänge seien. Nun erzählten es ihm Alle, aber das Ding war noch schwerer zu fassen als eine neubarbarische, d. h. philosophische Vorlesung. Endlich brachte der Bodenbauer Ordnung in das Chaos, begriff und endlich sagte er: das sei eine fatale Sache, sie bekümmere ihn sehr. Er könne nicht begreifen, daß man da so mir nichts dir nichts mit den Gerichten komme, ehe man den gütlichen Weg versucht, das sei sonst Sitte. Da mußte auf die

Einrede der Gerichtspersonen Joggeli endlich sagen, es seien ihm zwei Briefe gekommen mit allerlei Redensarten, die er nicht begriffen. Er habe nicht gedacht, daß das was zu bedeuten hätte, und das Papier abseits gelegt, es könnte ihm jeder Narr schreiben und in den Brief thun, was ihm gefalle. „Ja so," sagte der Bodenbauer, „also geschrieben hatten sie, aber angefragt vorher, wie die Sache sich verhalte, das wird nicht geschehen sein. Das wäre jedenfalls anständig gewesen, aber die Sache ist wie sie ist, mit Prügeln macht sich das allweg nicht. Gebt eine Antwort, daß eine Einigung Zeit und Platz hat, eines Tages macht sich das allweg nicht." So geschah es endlich, das Gerichtspersonal entfernte sich, und der Bodenbauer wollte ebenfalls gehen. Aber er mußte bleiben und sollte ratben. „Ja," sagte er, „die Sache ist schlimm. Da wird wenig anders zu machen sein, als zu zahlen." Die Unterschrift abläugnen thäte er nicht, denn es möge gegangen sein wie es welle, unterschrieben sei unterschrieben, ein Dritter vermöge sich dessen nichts, und wenn er auch unter der Decke sein sollte, so sei es doch nicht bewiesen. Elisi's arme Kinder könnten ihn dauern, denen sei es abgestohlen, daneben, wie er Vetter Joggeli's Vermögen kenne, schade das weiter niemanden etwas. Vielleicht daß, was Joggeli dem Tochtermann geschwitzt, als Weibergut könne geltend gemacht werden, und was später noch auf diese Seite fallen werde, solle er alsbald durch ein Testament bestimmen und regeln, daß der flüchtige Vater nichts mehr dazu zu sagen habe.

Ein Wort gab das andere, und endlich sah der Bodenbauer mit Schrecken zwei Dinge: daß Joggeli's Vermögen nicht mehr das war, was es gewesen, und Joggeli statt ein Mann ein Kind sei, das nicht wußte, was es machte, nicht zurechnungsfähig war. „Wißt Ihr was, Vetter," sagte er endlich, „wißt Ihr was, geht vor Eure Gemeinde und begehrt einen Beistand, der in diesen verwickelten Dingen mit Verstand Euch beistehe. Ihr seiet alt, Euer Sohn weit, und was

es koſte, zahltet Ihr gern.“ Potz Himmel, wie fuhr da Johannes, der Sohn, auf. Ehe er dulde, daß der Vater bevogtet werde, ſchlage er Himmel und Erde entzwei, brüllte er. „Da würdeſt du zu thun haben,“ ſagte der Bodenbauer ruhig. „Mache was du willſt, aber wäre ich an deiner Stelle, ich beſönne mich nicht zweimal, daneben mach' was du willſt, die Sache iſt nicht meine, ſondern ganz hauptſächlich deine. So wie ich merken mag, haſt du deinen Theil auch erhalten, und den guten Vater habt ihr beerbt bei Lebzeiten. Es ſcheint da allweg viel weggegangen zu ſein. Kommt nun deiner Schweſter Vormundſchaftsbehörde dahinter, ſo tritt ſie klagend auf, beſchuldigt den Vater unverſtändiger Handlungen ꝛc. Dann ſieh, wie es geht. Begehrt ihr es aber ſelbſt, ſo behaltet ihr die Sache in Händen, könnt euch mit eurer Gemeinde verſtändigen, und die Sache läuft ſo böſe nicht. Wenigſtens friedlich, ſo viel an euch.“

Da wolle er lieber den Teufel freſſen ſammt dem Stiel und die Großmutter als Deſſert, als daß er ſeinen Vater wolle bevogten laſſen. Wer es gut meine, könne ſo nicht rathen, aber wer was Unſauberes in der Wäſche habe, kriegte es vielleicht auf dieſe Weiſe am leichteſten ohne Waſcherlohn wieder, brüllte der brüllhafte Wirth. „Ja ſo,“ ſagte der Bodenbauer, „iſt das ſo gemeint. Ich hielt dich für witziger. Ich meinte es gut, dein Vater dauert mich, du aber nicht. Dir beſſert es nicht, bis du von der tauben Kuh gefreſſen haſt, und dann vielleicht noch nicht. Ich habe da allerdings etwas in der Wäſche, aber ich vermag den Wäſcherlohn zu bezahlen, und wäre er noch einmal ſo groß, ich bin kein Wirth, der am Verlumpen iſt. Und weißt, ich zahle den Waſcherlohn noch dazu gern, ich weiß, ich erhalte ihn wieder, ich würde für Uli lieber zehntauſend Gulden zahlen, als für dich tauſend, weißt! Und jetzt behüt' euch Gott und lebet wohl, wem nicht zu rathen iſt, iſt auch nicht zu helfen!“ So ſprach der Bodenbauer hoch aufgerichtet und im Zorn. Denn in ſolchen Punkten ver-

stand er nicht Spaß. Sie hätten ihm nicht gesagt, daß er helfen solle, wenn sie dann seine Hülfe begehrten, so wollten sie es ihm sagen lassen, sagte Johannes halblaut. Die Frau selig habe viel auf dem gehabt, jetzt sehe man, was er sei, sagte Joggeli, der von der ganzen Sache wenig oder nichts mehr begriff. „Fraueli," sagte der Bodenbauer zu Vreneli, „wenn du mir nicht so lieb wärest, so wäre ich mein Lebtag böse über dich, daß du mich da hinein gezogen. Aber so habt ihr Weiber es, ihr meint, es müsse allenthalben geholfen sein, und wo eure Arme zu kurz sind, stoßt ihr die Männer hinein. Da ist nicht mehr zu helfen, das ist, was ich euch sagen wollte. Macht euch gefaßt auf alles; wo ich wohne, wißt ihr, wenn ihr was nöthig habt, und sollte ihr rasch fort müssen, so hat mein Tochtermann ein kleines Heimwesen, welches für den Aufenthalt euch vielleicht anständig wäre. So viel im Vorbeigang, damit ihr euch nicht etwa ängstigt und nach dem Ersten Besten faßt. Sie haben den Alten ausgesogen auf eine heillose Weise, wie Spinnen eine Fliege. Vielleicht daß noch Ordnung zu machen, etwas zu retten wäre, aber Ordnung zu rechter Zeit will der dicke Büffel nicht, er weiß warum. Nun wird alles d'rüber und d'runter gehen, vielleicht giebt es Prozesse, vielleicht Gott weiß was, kurz, zählt darauf, innerhalb Jahresfrist ist das Gut verkauft, und der Alte, wenn Gott sich seiner nicht erbarmt, im Spital, oder der reiche Glunggenbauer kann von Thür zu Thür sein Essen suchen." „Nein, Gevattersmann, nein, das geschieht nicht, eher thue ich es für ihn; aber so lange ich sonst noch ein Stück Brod habe, hat er auch," sagte Vreneli. „Er war nie gut gegen mich, aber auch nicht böser, als gegen andere Leute. Ich aß sein Brod, als mir niemand welches gab, so soll er es nun auch bei mir haben." „Das ist brav," sagte der Bodenbauer. „Es ist schade, daß du nicht eine große Bäurin bist, du hättest den Sinn dafür und könntest Vielen Gutes thun, daneben ist noch alles möglich."

Trotz ihrer Fassung und des Bodenbauers Anerbieten erschreckte sie die Lage der Dinge doch, so arg hätten sie dieselbe nicht gedacht, so nahe den Wendepunkt nicht geglaubt. Ein oder zwei günstige Jahre noch, und sie hätten sich erholt gehabt. Uli hätte gern die Richtigkeit von Bodenbauers Ansicht in Zweifel gezogen. Aber Vreneli sagte: je mehr es darüber nachdenke, desto überzeugter werde es von derselben. Die Schlingel seien nicht umsonst so oft da gewesen und sicher nicht bloß wegen der Kurzweil. Die Beiden hätten was gebraucht. Bei einem einfachen Bauernwesen habe man keinen Begriff, was zwei solche Bursche in einer Wirthschaft oder im Handel durchzubringen vermöchten. Das gehe zweispännig oder vierspännig, wenn die Weiber helfen und nichts nutz seien, wie an beiden Orten der Fall sei. Uli meinte, wenn man nie viel gehabt, so könne man sich noch d'rein schicken, nichts mehr zu haben, und es liege die Hoffnung nahe wieder zu gewinnen, was man verloren. Wenn aber so große Vermögen, mit denen man es nicht hätte machen können, dahin gingen, so komme ihm das sich Todtgrämen sehr begreiflich vor. „Da ist keine Hoffnung, wieder zu Vermögen zu kommen, und das Leben mit nichts, wo man an so viel gewöhnt war, muß eine wahre Hölle sein. Es muß einem zu Muthe sein, als sei man eingenähet in einen Gallensack. Die Hauptsache für uns ist nun die, daß wir mit Ehren davon kommen, wenn schon mit sonst nichts, als vielleicht noch mit Schulden." Sie wollten machen was möglich und daneben das Beste hoffen, bis hieher hätten Gott und gute Leute sie nicht verlassen und würden es wohl auch ferner nicht. Und wenn es sein, die Prüfung bis dahin gehen sollte, daß sie in Pfändung fielen, so müßten sie sich auch d'rein schicken, sie hätten dabei doch den Trost, daß es weder muthwillig noch verschuldet sei, sondern hervorgebracht durch Unglück von höherer Hand, dachten sie.

Ihr Schicksal lag allerdings in der Schwebe, hing von Gottes Segen und des Bodenbauers gutem Willen hauptsäch-

lich ab. Diesem waren sie dreihundert Thaler schuldig, ihr Geld, welches sie auf Zins gehabt, war eingezogen. Dagegen hatten sie freilich eine Schrift vom Wirth von fast vierhundert Thalern auf dem Papier. Aber ob sie nicht mehr werth sei als etwa österreichisches Papier oder gar nichts, das wußten sie noch nicht. Ein ganzer Zins von achthundert Thalern war nächstens fällig, dazu noch der Zins für die Effecten. Nun hatten sie freilich etwas Geld vorräthig, etwas konnten sie noch machen, aber achthundert Thaler sind eine Summe. Bis zur Ernte mußten sie auch leben, und ob ihnen am Zins etwas geschenkt werde, das war unter obwaltenden Umständen mehr als zweifelhaft. Freigebig war Joggeli sein Lebtag nie gewesen, dazu besaß er eine zu kleinliche Natur. Eine solche Natur kann bloß bei großem Vermögen und einer guten Frau noch mit Ehren durchkommen, ohne als ein Geizhals verschrien zu werden.

Genau genommen ist es eigentlich gar keine große Kunst, bei großem Vermögen nicht schmutzig und ungerecht zu sein. Aber wenn das Vermögen geschwunden oder sonst klein ist, das Geld nirgends reicht, immer neue Forderungen kommen und dazu immer neue Verlurste, da nicht zu machen, was man kann, die Scheere nicht in's Fleisch gehen zu lassen, wo man was zu scheeren hat, nicht den letzten Tropfen auszupressen, wo man das Recht zum Pressen zu haben glaubt, das ist schwer. Darüber können so Viele sich nicht erheben, sondern halten sich an den Spruch: „Mache jeder was er kann." Sie mußten dieses auch von Joggeli erwarten, der dazu alle Tage kindischer, fast ganz regiert wurde von dem Sohne, der ganz erwildet war und im Lande herum fuhr wie der Teufel im Buche Hiob. Dazu kam noch die Abschatzung der Effecten, welche Uli zur Nutzung hatte. Beim Abtreten des Gutes mußten die wieder geschätzt werden. Den Minderwerth mußte er ersetzen, etwaiger Mehrwerth ward ihm vergütet. Hier konnte es einige hundert Gulden auf- oder niedergehen ohne eigentliche Ungerechtigkeit, aber doch,

je nachdem man ihm wohl oder übel wollte. Dann kam es, wie gesagt, hauptsächlich darauf an, ob er die Pacht ausmachen oder früher davon gestoßen werde, was bei Verkauf des Gutes oder Tod des Besitzers gegen eine billige Entschädniß freilich der Fall sein konnte, und ob die Jahre gesegnet oder ungesegnet seien.

Er überzeugte sich immer mehr, daß der Bodenbauer richtig gesehen und richtig gerathen hatte. So wie der Fall mit dem Tochtermann bekannt war, schneite es von allen Seiten Forderungen und Ankündigungen, wie es geht in solchen Fällen. Es hatten gar Viele Ursache zur Angst, wenn der Glunggenbauer noch mehr solche Stücklein gemacht hätte, so könnte es ihnen fehlen. Joggeli stand noch mancher Schuld als Bürge zu Gevatter und ganz besonders bei seinem Sohne. Diesem wurden nun alle Schulden, welche ablöslich waren, und von den unablöslichen die ausstehenden Zinsen eingefordert, das lief zu großen Summen auf, den Forderungen konnte auf keine Weise begegnet werden. Da machte es Johannes wie Viele, er wehrte sich mit Prozessen, das ist aber akkurat, wie wenn man, um dem Fegfeuer zu entrinnen, in die Hölle springt. Er verflocht auch seinen Vater in diese Prozesse, und namentlich verführte er ihn, wegen der fünfzehntausend Thaler einen Rechtshandel zu beginnen. Das war ein Geflecht von Prozessen, Forderungen aller Art, daß es einem vernünftigen Menschen die Haare zu Berge gestellt hätte.

Dies ward bekannt. Allgemein hieß es, wenn der Tochtermann am Schwiegervater den Schelm gemacht, so sei es sich nicht zu verwundern, denn der Sohn sei noch der viel ärgere Schelm an ihm gewesen. Elisi, das nirgends anders zu sein wußte als in der Glungge, heulte und lärmte, bis endlich der Gemeindebehörde seiner Heimath, welche eben nicht zu den erleuchteten gehörte, die Augen aufgingen, so daß sie auf Bevormundung von Joggeli drang. Nun erst gab es Spectakel. Dieser Antrag kam Joggeli vor wie ein Majestätsverbrechen,

und hätte er die Macht gehabt, er hätte die Antragsteller erst köpfen lassen. Begreiflich gab das einen neuen Prozeß auf die andern alle. Diese Prozesse sind die allerangreiflichsten für die Person, welche bevogtet werden soll und es nicht annehmen will. Die Antragsteller sind also genöthigt, ihr Begehren gehörig zu begründen. Um das zu können, müssen sie nun alle möglichen Merkmale aufführen, daß der Besagte nicht mehr im Stande sei, sein Vermögen selbst zu verwalten. Freilich werden Kinder, welche so was begehren, im Eingang sagen, wie das Begehren ihr Herz zerreiße, wie sie es aber den eigenen Kindern schuldig seien, sie werden nie anders reden als von ihrem geliebten, verehrten, unglücklichen Vater, werden dann aber dazu alle Schwachheiten, Dummheiten, welche er von den ersten Hosen an gemacht, aufzählen. Ja, sie sind im Stande, des Vaters Heirath mit ihrer Mutter als seine größte Dummheit, als ein Zeichen seiner momentanen Verrücktheit anzuführen. Zuweilen wird des Vaters kindischer Zustand nicht von der Heirath, sondern von der Mutter Tod weg datirt. Dann wird aber doch gesagt, daß er eigentlich sein Lebtag nie ein Mann gewesen, die Mutter die Hosen angehabt hätte; seit sie aber gestorben, sei er vollends dumm geworden. Nichs wird geschont, sein Bild nicht bloß aschgrau, sondern brandschwarz gemalt. Das alles nun muß der Betreffende lesen, sollte es verdauen und kann nicht, geschweige sich daran erbauen. Dann muß er ein anderes Bild von sich entwerfen lassen, wo er wie ein Herrgott strahlt, und hat er Malice auf seine verstorbene Frau, so wird der munter ausgewischt, wobei er sie jedoch immer seine liebe Selige nennt, welche er dem lieben Gotte von ganzem Herzen gönne. Hinterdrein kommen Aerzte, manchmal noch der Pfarrer und manchmal noch Andere und untersuchen nach Stand und Vermögen, gründlich und nicht gründlich, ob der zu Bevogtende dumm sei oder gescheidt, entweder ganz oder halb, zurechnungsfähig oder nicht zurechnungsfähig, entweder ganz oder halb. Das ist für den

Betreffenden eine äußerst interessante und lehrreiche Untersuchung, man kann es sich denken!

Kapitel 24.

Wie Gott und gute Leute aus der Klemme helfen.

Unterdessen verfiel der Zins, Joggeli wollte keinen Kreuzer daran schenken. Wenn man das Geld nöthig hätte wie er, so schenke man nichts, das wäre ja das Dümmste, was er machen könnte. Dann wohl, dann hätte man das Recht ihn zu bevogten. Wenn er schon wollte, er dürfte nicht. Johannes thäte viel zu wüst, er glaube, er risse ihm den Kopf ab, sagte er. Es dünkte Uli streng, er hatte Lust, wenn auch nicht zum Prozediren, so doch Vermittler anzusprechen, oder wie man hier sagt, eine Freundlichkeit anzustellen. Ueberdem, meinte er, könnte man ja eine Gegenrechnung machen. Breneli müsse so viel Zeit mit Joggeli versäumen, sie lieferten mehr als sie schuldig seien, und Elisi sammt ihren Kindern müßten sie ja fast allein erhalten, die Kinder seien immer bei ihnen und über ihrer Tischdrucke, als ob es ihre eigene wäre. Breneli wehrte: „Wo kein Verstand mehr ist, kann man keinen machen. Bei der Vermittlung käme nichts heraus, wenn die Männer schon einreden würden. Johannes, der Unflath thäte es nicht, der ist zu geldhungrig. Mit dem Rechnen ist's eben so. Sie würden sagen, wenn wir mehr gegeben als wir schuldig seien, so sei das unsere Sache, warum wir es gethan. Warum wir Elisi und ihre Kinder nicht fortgejagt; wenn wir die Guthätigen machen wollten, so sollten wir nicht hintendrein abrechnen wollen, das hätte keine Form. So würde man uns antworten, dann könnten wir prozediren, vielleicht thäten wir es gewinnen, vielleicht verlieren, und wollen wir das?" so sprach Breneli. Uli sagte, er wisse was prozediren sei, die

Luſt dazu habe er verloren. Er habe bloß gemeint, man könnte probiren, ſo gleichſam an die Thür pochen. „Weißt nicht, Uli," ſagte Vreneli, „daß der Teufel ein Schelm iſt? giebt man ihm einen Finger, nimmt er gleich die ganze Hand. Und dann iſt das: die Sache ſcheint ſich in die Länge zu ziehen, wir können ſicherlich da bleiben noch ein Jahr, und die Ausſichten ſind prächtig. Wir haben ja Lewat, der allein macht uns wenigſtens den halben Zins, wenn es gut geht. Zudem bedenke, ich habe lange das Gnadenbrod hier gegeſſen. Es war freilich oft ſtark geſalzen, doch nicht durch die Baſe, und wenn ich ſpäter auch etwas dafür geleiſtet, ſo wußten ſie doch dies nicht, als ſie anfingen es mir zu geben, denn ich war ein böſer Drache von Mädchen. Wenn wir es jetzt auch nicht überflüſſig haben, ſo haben wir es doch, und wer weiß, ob wir je wieder ein Zeichen thun könnten, daß wir erkennen, was ich empfangen." „Es wäre recht ſo," ſagte Uli, „wenn wir nur wüßten, wo nehmen und nicht ſtehlen." Ja, ſagte Vreneli, ſtehlen ſei eine wüſte Sache, das helfe es auch nicht. Aber als das letzte Mal der Bodenbauer da geweſen ſei, habe er geſagt, ſie wüßten, wo er wohne. Ja, ſagte Uli, das ſei alles gut, aber immer und immer wieder Bettlerwege laufen zu ſollen, ſei er doch endlich ſatt. Vreneli verſtand den Ton beſſer als die Worte, und in ſeinem lebendigen Gerechtigkeitsgefühle war es ihm klar, daß Uli allerdings Mehreres habe austreten müſſen, was es angegeben, daß ihm das wiederholte Hülfeſuchen bei dem Bodenbauer ſehr zuwider ſein müßte.

Vreneli hatte Vernunft und hielt ſeinen Mann nicht für einen dummen Schweizermann, zu nichts nutz, als deutſchen Jungen und Allerwelts-Buben, bankerotten Italienern und herrſchſüchtigen Weibern Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. „Weißt du was," ſagte Vreneli, „unſer jüngſtes Kind iſt noch nicht eingeſchrieben, das älteſte bitter ſchon lange, einmal zur Pathin zu fahren, ſie habe ihns eingeladen; nächſten Sonntag

nehme ich den Fuchs, er iſt ein guter alter Trappi, mit dem darf ich fahren, und will ſuchen, was da zu machen iſt. Es iſt jedenfalls am anſtändigſten, man verrichte ſolche Sachen ſelbſt." Uli begann keinen edlen Wettſtreit, er ſagte bloß: „He ja, wenn du meinſt." Vreneli fuhr wirklich am nächſten Sonntage mit dem alten Fuchs und ſeinen jungen Kindern. Es war ihm wie einer Henne, wenn ſie zum erſten Male ihre Brut zu Felde führt voll Stolz und Angſt. Es waren aber auch drei allerliebſte Kinder, mit welchen es ausfuhr. Sie hatten eine ganz abſonderliche Freude, und je mehr ſie ſich freuten, deſto wehmüthiger ward Vreneli. „Ihr armen Tröpflein," mußte es immer denken, ja, freuet euch nur, es iſt das erſte Mal und wahrſcheinlich auch das letzte, daß ihr mit einem Pferde fahren könnt, dann, ihr armen Tröpflein, könnt ihr einander ſelbſt ziehen, wenn ihr fahren wollt." Seit ſeiner Hochzeit war es nie da oben geweſen, eine rechte Hausfrau auf dem Lande kommt ſelten weit von Hauſe, beſonders wenn Gott ſie alle Jahre mit einem Kinde ſegnet, in den Schaltjahren mit zweien. Da gab es wohl Vergleichungen zwiſchen den frühern Reiſen zu Bodenbauers und der jetzigen. Es wäre zu wünſchen, ſolche Vergleichungen würde kein Gemüth peinlicher faſſen. Die erſte Reiſe war die, auf welcher Uli Vreneli eroberte, die zweite zur Hochzeit, die dritte alſo die mit drei Kindern, das jüngſte war daheim geblieben. Es lag in den äußern Umſtänden wohl eine Demüthigung. Pläne, Hoffnungen ſind zu Waſſer geworden, verhagelt, fremde Leute müſſen um Geld angeſprochen werden. Aber iſt's wiederum doch nicht was Schönes, eine eroberte Würde darin, daß eine Frau mit ſolchem Vorhaben ausfahren darf, mit unbeſchwertem Gewiſſen und in heiterm Vertrauen, die Bitte werde nicht abgeſchlagen? Sakerlot, ihr Weiber im Oberland und Seeland, in Baſelland und Waadtland, wie Manche unter euch darf ſich zu Wagen ſetzen, mit keinem Vermögen als einem Häuflein Kinder zu einem alten Gläubiger fahren und ihn erſuchen, auf's neue

einzuſtehen, und zwar nicht etwa in's geheim, daß es unſer Herrgott ſelbſt nicht einmal vernehmen ſoll, ſondern offen vor Weib und Kindern? Ja, das iſt doch etwas Großes, darin liegt ein ſchönes erobertes Vermögen.

Ja wie Manche aus aller Herren Ländern könnte mit Titeln vorn und Titeln hinten, zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, mit oder ohne Kinder in allen fünf Welttheilen umherfahren, ſie kriegte vielleicht mit Betteln einige Kreuzer zuſammen, aber anvertrauen, anvertrauen auf ihr ehrlich Geſicht oder ihren ehrlichen Namen, würde kein vernünftiger Chriſtenmenſch ihr drei Kreuzer! Ja, Mesdames zu Stadt und Land, ſo ſchlecht iſt's mit Tauſenden unter euch beſtellt, nicht drei Kreuzer auf euer ehrlich Geſicht oder enern ehrlichen Namen! Das iſt verdammt wenig, doch es ſind beide danach beſtellt. Doch tröſtet euch, Mesdames, es iſt mit den Herren oder Männern, wie man will, noch ſchlechter beſtellt. Wie Viele und Hochgeſtellte und Hochberühmte ſchießen im Lande umher wie eingeſchloſſene Fledermäuſe an den Fenſtern, ſuchen Vertrauen und finden keins, ja nicht einen einzigen Kreuzer kriegen ſie auf Geſicht oder Namen, ſie mögen ſchießen, furren, ſtürmen, ſo viel und ſo lange ſie wollen. Höchſtens vertraut man ihnen das Vaterland an, ein Zeichen, wie hoch man daſſelbe achtet! Ja wenn man alle die ſammeln und zuſammenſtellen würde, Weibervolk und Männervolk, welche Geld borgen möchten und gar keines oder höchſtens drei Kreuzer kriegen, man könnte mit ihnen ganz Hinter-Aſien bevölkern und Vorder-Aſien wenigſtens halb. Nun wenn dieſe Völkerwanderung 'mal ſtattfinden ſollte, was für die Bequemlichkeit und Ruhe Europa's nicht ſo unpaſſend wäre (man denke, wie viel Stellen ledig würden in Königthümern, in Republiken, an Höfen, in Waſch- und Rathshäuſern), ſo kann Breneli daheim bleiben, es bekäme Geld und notabene gern. Das Gern iſt noch ſeltener als Geld.

Des Bodenbauers Frau war aber auch eine, wie man ſie nicht hinter jeder Hausthür findet. Sie dachte nicht bei ſich:

„Giebt wohl der alte Narr der Jungen da Geld, wohl, dem wollte ich!“ Sie rief ihn auch nicht bei Seite und ſagte ihm: „Probir' und gieb dieſer, machſt's, beim — ich laſſe mich ſcheiden, das wäre mir, wohl, ſo alt wie du biſt, ſchäm' dich und denk' an Kinder und Großkinder!“ Die Bodenbäurin hatte tiefes Bedauern. „Nur nicht den Muth verlieren,“ ſagte ſie, „es kommt ſchon noch gut; ein paar Jahre, ſo könnet ihr euch wieder aufhelfen. Ja freilich, helfen muß man euch. Es iſt ja hundertmal nützlicher, man unterſtützt brave Leute, wo man noch den Glauben haben kann, das Geld ſei nicht zum Fenſter hinaus geworfen, als man wirft es in Speculationen, wo ein paar Spitzbuben reich werden, während man keinen Kreuzer davon wieder ſieht. Aber freilich, die Leute ſind ſelbſt ſchuld, daß man nicht ſo vielen aufhilft, als man wohl könnte und möchte. So viele begehren nicht wieder zu zahlen und werden die ärgſten Feinde, wenn man ſie mahnt an's Wiedergeben, es iſt akkurat als ob man ihnen ihre eigene Sache ſtehlen wolle. Und wie wohl käme es ſo manchem Handwerksmann, der was anfangen möchte und kein Geld hat, wenn das alte Vertrauen noch wäre! Früher, wenn ſo Einer kam, redete ich meinem Mann immer zu, jetzt freilich wehrte ich ſchon öfter ab. Aber ſchämen muß ich mich, daß es bei unſern Verwandten, freilich ſo ganz nahe ſind wir ihnen nicht mehr, ſo geht, darum iſt es nur billig, daß wir gut machen, was ſie ſündigen. Haltet es dem Alten nicht für ungut, denkt, er wiſſe nicht, was er mache, und daß er in der Klemme iſt, und da wird man gern wüſt gegen die Leute, will ſich damit helfen und macht die Sache immer ſchlimmer. Denk' an die gute Baſe und ſieh um ihretwillen zum Alten, ſie hatte auch nicht gute Zeit bei ihm und that ihm doch, was ſie konnte.“ Das war eine ſchöne Rede, welche die Bodenbäurin fallen ließ, in Kammern und Parlamenten hört man langweiligere, und kommt dazu doch nichts dabei heraus. Der Bodenbauer gab das Geld. „Probirt aber,“ ſagte er, „und gebt dem Vetter das Papier, wel-

ches euch der Wirth gegeben hat, an Zahlungsſtatt. Er iſt auch ſchuld, daß Uli ſich da eingelaſſen, und wenn er es ſchon nicht annimmt für immer, ſo iſt es doch nichts als billig, daß er dem Wirth ein wenig die Fauſt macht. Ein Handel mehr oder weniger ſoll ihm nichts machen, und vielleicht trifft er einen glücklichen Augenblick, wo es wieder tropfet beim Wirth." Vreneli nahm aber auch das Geld nicht leichtfertig, nicht mit den Worten halb Spaß, halb Ernſt: „Jetzt habe ich's, jetzt könnt ihr ſehen, daß ihr es wieder kriegt," ſondern mit einem tiefen Seufzer: „Weiß Gott, wann wir es wieder geben können, aber es ſoll geſchehen, wenn Gott uns das Leben läßt, und ſollte ich es mit Kuderſpinnen verdienen." „Das würde dich doch noch b'langen," ſagte die Bodenbäurin lachend.. „Wir wollen hoffen, es werde dir beſſer gehen. Ihr ſeid beide jung, eine Zeit iſt nicht alle Zeit, und wer das Unglück brav ertragen hat, der wird dann wohl auch mit dem Glück umzugehen wiſſen. Je ſchwerer es dir iſt, das Geld zu nehmen, deſto leichter, hoffe ich, wird dir das Wiedergeben, oft geht es umgekehrt."

Sie waren alſo ſo zu ſagen wieder unter Dach, geborgen im Wohlwollen oder in der wohlerworbenen Gunſt guter Leute und konnten ruhig die Tage kommen ſehen. Uli glaubte, er ſei es ihrer alten Freundſchaft ſchuldig, dem Wirth das Papier zuerſt zum Einlöſen zu präſentiren, ehe er es in fremde Hände zu geben verſuche. Dieſe Zartheit rechnete ihm aber der Wirth nicht eben hoch an. „Mache du mit dem Wiſch, was du kannſt, wenn ihn jemand will, ſo gieb ihn und wirf noch die Kappe nach. Aber Geld begehre nicht von mir, und wenn du mich auf den Kopf ſtelleſt, nicht einen halben Gulden fändeſt du. Wenn es der eigene Bruder wäre, jetzt könnte ich ihm nichts geben. Mit Betreiben habe keine Koſten, wenn ich dir einen guten Rath geben kann. Machſt du mich unglücklich, kriegſt du erſt nichts. Da ſind viele Hunderte vor dir, welche ihre Sache vorab wollen, wenn ſie was finden, heißt das. Wartet

man mir, iſt mir einmal der Schwäher geſtorben, und hat unſer Herrgott mir den Vater abgenommen, er muß ihm nicht lieb ſein, er hätte ihn ſonſt längſt begehrt, ſo geht's dann ſchon. Aber einſtweilen ſetze man ab. Wenn ich ſchon wollte, beim beſten Willen könnte ich nicht." Es ſei doch hart, meinte Uli, daß er ſein Geld ſo nöthig habe und es nicht erhalten könne und vielleicht gar für einen Andern Geld borgen müſſe. „Kann dir nicht helfen," ſagte der Wirth, „da ſiehe zu," ging und zeigte ſich nicht wieder. Als Uli den Joggeli zahlte, kam es dieſem doch ſelbſt über das Herz, daß er es Uli wüſt mache. „Ich würde dir gern was zurückgeben," ſagte er, „aber ich mangle des Geldes gar übel. Das andere Jahr aber, da will ich dir daran denken, ſinn daran und mahne mich." Das künftige Jahr ſoll gar oft gut machen, was im laufenden gefrevelt worden. Aber kommt es dem Frevler immer? Mit dem Papier, ſagte er, möge er nichts zu thun haben, er wollte, er hätte es ſein Lebtag ſo gehabt. Er ſolle es dem Johannes zeigen, wenn es dem recht ſei, ſo ſei es ihm auch recht. Dem Johannes war es aber begreiflich nicht recht. Er fluchte gar mörderlich Uli an: ob er auch einer von denen — Schelmen ſei, welche den Vater um den letzten Kreuzer betrügen wollten! Er wiſſe ja, der Alte wiſſe nicht mehr, was er rieche oder ſchmecke, geſchweige denn, was er leſe, und doch käme er ihm mit einem Papier daher, welches keinen faulen Heller werth ſei, er möchte es nicht für eine Pfeife damit anzuzünden. Uli ward böſe. Er habe nichts dawider, daß Joggeli durch Schelme um ſein Vermögen gebracht worden ſei, aber mit denen laſſe er ſich noch lange nicht zuſammenzählen, eiferte er. Er habe hier nichts gewonnen, das Widerſpiel, was er gehabt, laſſe er dahinten, und warum, weil man ihn behandle, wie es vor Gott und Menſchen nicht recht ſei, zum Dank, daß er den Hof in Aufgang gebracht. Das ſei doch wohl nie erhört worden, daß man erſt einen Pächter verleite, nicht in die Aſſecuranz zu thun, um den Beitrag zu erſparen, und hinterdrein

den Hagelſchaden allein tragen laſſe, keinen Kreuzer am Zins ſchenke. Daß er da Papier hätte ſtatt Geld, ſei auch nicht allein ſeine Schuld. Er werde ſich aber hüten, ferner von einem Wirthe Papier anzunehmen, deren Zeug ſei mit Schein heut zu Tage nicht einen faulen Heller werth. „Wie meinſt das?“ ſchnaubte Johannes. „Nimm's, wie du wilſt, es iſt mir gleich,“ ſagte Uli. Potz! brüllte da Johannes: „Ich will dir zeigen, wer du biſt, nackt mußt du mir auf die Gaſſe und vielleicht noch anders wohin.“ „Meinſt, ich ſolle dir nach,“ ſagte Uli; „habe keine Luſt dazu, und zwingen wird mich niemand, denn ich habe ein reines Gewiſſen und ſaubere Finger.“ „Wart' nur,“ ſagte der Wirth, ſchwarzroth im Geſicht, „dir will ich den Marſch machen.“ „Mach', was du willſt,“ ſagte Uli, „aber ich denke, es gehe nicht mehr lange, ſo werden ich und du hier auf der Glungge akkurat gleichviel zu befehlen haben, und wenn ich dann noch was ſchuldig bin, ſo bin ich es ſicher nicht dir ſchuldig.“

Sie griffen nicht zuſammen, aber großen Zorn hatten beide zu verwürgen. Johannes konnte dieſes nicht trocken thun, er mußte Wein dazu gießen, und zwar brav. Er ging daher zum Wirth, deſſen Papier er ſoeben ſo hart ausgeſcholten. Derſelbe war ſein beſter Freund geworden, ſeit Johannes öfters auf der Glungge war. Je ähnlicher ihre Verhältniſſe wurden, deſto mehr näherten ſich ihre Herzen, Keiner konnte dem Andern mit Geld helfen, aber mit Rath, und wenn Einem kein Kniff einfiel, ſo ſtolperte der Andere über einen. Ihr Hauptwitz drehte ſich um folgende drei Punkte: ſoviel möglich auf Borg zu kaufen, der Bezahlung auszuweichen oder die Laſt von einer Achſel auf die andere zu legen, wie man zu ſagen pflegt.

Hier erzählte nun Johannes, wie er es dem Uli gemacht und noch ferner es machen wollte. „Du haſt Recht, nur ausgefahren mit dem,“ ſagte der Wirth. „Das iſt der dümmſte Menſch auf Gottes Erdboden, jedes Kind kann ihn zum Nar-

ren halten. Man kann ihm angeben, was man will, er glaubt alles, und rühmt man ihn erſt, ſo ſteht er dir z'weg wie ein Hund, den man ſtreichelt. Er iſt mir alle Augenblicke vor der Thür und will Geld, aber er kann noch lange kommen und wird doch keines ſehen. Da wäre man ja dumm, ſein Geld zu verwerfen, um Leute zu bezahlen, welche man nicht zu fürchten hat. Zu denen muß man ſehen, welche wiſſen wo angreifen, die hat man zu fürchten, aber die, welche man zurückſchrecken kann, die kann man unbeſorgt ſpringen laſſen. Ein Mal giebt man ihnen gute Worte, ein ander Mal böſe, und laufen ſie endlich zu einem Agenten, ſo ſteckt man dem was, und die Sache bleibt Jahre lang am gleichen Orte, der Lümmel kann nichts daran machen und kommt nie darüber, wo es hält. So muß man es ſolchen Menſchen machen. Gott Lob und Dank, es giebt noch viel ſolche, ſonſt wäre unſereiner böſe beſtellt." Was der Wirth da ſo bündig auseinanderſetzte, iſt wirklich auch ſo. Es giebt Leute, welche mit Taſchenſpieler-Gewandtheit dem Bezahlen auszuweichen wiſſen, immer noch Kredit finden, eine unbegreifliche Schuldenmaſſe aufhäufen, ihre Laſt Jahre lang nicht einmal zu fühlen ſcheinen, bis endlich das künſtliche Gebäude ſchauerlich zuſammenbricht. Hinwiederum giebt es Leute, welche verdammt zu ſein ſcheinen, nie zu ihrem Gelde kommen zu können, beſtändig verlieren. Es ſind dieſes zumeiſt noch Leute, welche das Geld ſehr nöthig hätten, welche der Verluſt tief ſchmerzt, wie z. B. Uli. Es ſind zumeiſt gutmüthige, leichtgläubige Leute, welche man traulich zu machen weiß eben wie Hunde mit Streicheln, Leute, welche entweder keinen Begriff vom Rechtsweg oder nicht Muth haben, ihn zu verfolgen, Leute, welche von den Agenten noch gerupft werden, ſtatt bei ihnen Hülfe zu finden. Für die ärmere Klaſſe iſt in dieſem Punkte ein ſchweres Leiden. Was ſoll man aber zu einer Geſetzgebung ſagen, welche dieſer Sorte von Taſchendieben ihr Handwerk erleichtert und wohlverſtanden

auch ſichert, während ſie den Kredit der ärmeren, aber ehrlichen Klaſſe zerſtört?

Wie wenn es wirbelt in Fluß oder See, die Kreiſe ſich immer enger und enger ziehen, bis endlich eine unwiderſtehliche Kraft die Waſſer und was ſie tragen niederwirbelt auf den Grund, um ſie loszulaſſen, die Waſſer in Schaum aufgelöst, todt oder zerbrochen, was ſie trugen, ſo zogen ſich Joggeli's Prozeſſe, an denen er nichts begriff, enger und enger zuſammen. So ſollte er z. B. einen Eid ſchwören, er hätte dem Tochtermann die Schuldverſchreibung nicht unterſchrieben, während er auf der andern Seite bevormundet werden ſollte wegen Geiſtesſchwäche, anderer Händel nicht zu gedenken. Den Eid wollte er ſchwören durchaus gegen den klaren Buchſtaben. Aber der Sohn hatte es ihm ausgelegt mit einigen Flüchen. Die Auslegung hatte Joggeli gefaßt und hielt ſie feſt, und was Pfarrer und Andere ſagten, es war alles an eine Mauer geredet. Vreneli machte ihm einmal Vorſtellungen, ob er mit einem falſchen Eide in's Grab wolle. Um ſein Vermögen habe er ſich gebracht, ob er nun zu guter Letzt auch ſeine Seligkeit verwerfen wolle. „Das verſtehſt du nicht," antwortete Joggeli, „Weiber ſollten in ſolche Sachen gar nicht reden. Meine Frau ſelig that es auch immer, darum kam die Sache endlich ſo. Johannes hat es mir ausgelegt, daß der Eid mich gar nicht berühre, er wird das beſſer wiſſen als du. Ungerechteres könnte es doch nichts geben, als wenn ich ſo mir nichts dir nichts ein ſolch' Geld zahlen ſollte. Das wird mir doch kein rechter Menſch zumuthen? Aber du hielteſt es immer mit allen Andern gegen mich. Was ich dir zu Leide gethan, weiß ich nicht. Wenn wir dich nicht angenommen, als dich niemand wollte, ſo könnteſt du jetzt ſehen, was aus dir geworden. Das wird wahrſcheinlich der Dank dafür ſein ſollen. Ich ſagte es der Frau ſelig immer, was du für Eine ſeieſt, aber ſie wollte es nie glauben. Jetzt könnte ſie es wieder erfahren." Was ſollte Vreneli darauf ſagen? Kommt einmal ein Menſch in dieſe

Verſtocktheit, wird er ſo kindiſch, oder hat er ſich ſo tief in einen Wahn feſtgerannt, ſo nützen Worte nichts mehr. Die Thränen ſchoſſen Vreneli in die Augen. „Ja, wenn die Baſe noch lebte, es wäre viel anders, und Manches, das noch geſchehen ſoll, würde unterbleiben," ſagte es. „Ich kann nichts als beten, daß jemand Anderes weiſer ſei als Ihr und den Eid Euch nicht zulaſſe."

Dieſen heilloſen Eid, von welchem alle Welt wußte, daß er falſch war, während man dem alten armen Tropf alle Tage einredete, er ſolle ihn thun, weil er ihn thun könne, ſo daß er allein es glaubte, er ſchwöre recht, während er doch am beſten wiſſen ſollte, daß er falſch ſchwur, bejammerte Vreneli unendlich. Es meinte, es ſei da was zu machen, nicht bloß mit Beten bei Gott, ſondern auch mit Vorſtellungen bei Menſchen, denn was man ſelbſt ausrichten könne, das überlaſſe Gott dem eigenen Vermögen. Es lief umher, es lief zum Pfarrer, zu dieſem, zu jenem, Alle waren ſeiner Meinung, das Ding ſei ein heilloſes Spiel. Der Pfarrer meinte, am beſten wäre es, wenn der Eid verſchoben werden könnte, bis der Streit über Joggeli's Zurechnungsfähigkeit entſchieden ſei. Dieſer Aufſchub ſei ſehr wohl möglich, ſagte er, wenn das Gericht oder der Richter den guten Willen hätten. Dieſen hatte der Richter aber nicht, er war ein Juriſt von der gröbern Sorte, er fragte einer Seele gar nichts nach, und ob ein alter Mann einen falſchen Eid thue, kümmerte ihn viel weniger, als daß zu den Bratwürſten, welche er beſonders liebte, kein Kalbfleiſch genommen werde. Der Tag der Eidesleiſtung blieb angeſagt. Da, einige Tage vor demſelben, fand eines Morgens Vreneli den Alten, dem es das Frühſtück bringen wollte, ſprachlos im Bette, ein Schlagfluß hatte ihm die Zunge und eine Seite gelähmt. Im erſten Augenblick erſchrak Vreneli. Dann aber hob es ſein Auge auf und ſagte leiſe: „Das hat Gott gethan!" Der Arzt wurde geholt, das Möglichſte zu Joggeli's Wiederherſtellung verſucht, doch umſonſt. Der Schlag wiederholte ſich, am

dritten Tage war Joggeli eine Leiche. Jetzt waren die Prozesse zu Ende, ein höherer Richter hatte gesprochen. Das habe Gott gewiß der Base zu Lieb gethan, sagte Vreneli zu Uli. Es vergebe dem Vetter von ganzem Herzen alles, was er ihm gesagt und gethan, aber sagen müsse es, Gottes Güte habe er nicht verdient, denn keinen Menschen hätte es gekannt, der Gott weniger nachgefragt. „Aber wie es jetzt gehen wird, was meinst, Uli? Wer will die verwickelte Strange Garn lösen, daß eine Elle groß ganz bleibt?" „Weiß Gott, wie es geht," sagte Uli. „Ich wollte mich in alles gern schicken, wenn nur der Wirrwarr vorüber wäre und die Ungewißheit einmal aufhörte. Aber ungeduldig wollen wir nicht werden, es ist schon Vieles vorüber gegangen, das wird auch zu überleben sein."

Kapitel 25.

Wie der Knäuel entwirrt wird.

Ein harter Schlag war dieser Tod für Johannes. Wenn er früher auch Joggeli die Seligkeit, wie er sagte, gern gegönnt hätte, weil es dem Vater wohl und ihm nicht übel gegangen wäre, jetzt war dieser Tod für ihn ein großes Unglück. Jetzt kam die Vermögensmasse in unparteiische Hände, ihr Bestand mußte ausgemittelt werden, so wie Schuldner und Gläubiger. Er war nicht gerührt, aber tobte gewaltiglich, daß das hätte geschehen müssen, es sei gerade, als ob das ihm absichtlich zu Leid gethan sei, um ihn zu Grunde zu richten.

Noch acht Tage, so hätte der Vater gesucht (Eid geleistet) gehabt, dann hätte er seinethalb gehen können, wohin er gewollt, die Sache wäre gewonnen gewesen. Ueber solche Reden schalt Vreneli den Johannes fürchterlich. Er solle doch an die Mutter im Grabe denken, wenn er auch den Vater nicht achte. Es nehme ihns doch auch wunder, wo er so gottlos und fre-

velhaft geworden ſei, als Junge ſei er anders geweſen. Wäre er Bauer geblieben auf der Glungge, ſo wäre es nicht ſo gegangen, er wäre ein Anderer, inwendig und auswendig. Jetzt ſei es froh, daß es bald von ihm komme und hoffentlich ihn nicht mehr ſehen werde. Es ſei ihm immer angſt in ſeiner Nähe, vom Himmel komme ein Blitz und ſchlage ein in ſein gottlos Maul. „So wäre es für mich," ſagte Johannes, „und dich ginge es nichts an. Vielleicht daß es gut wäre, wenn es ſo ginge, dann wäre ich d'raus und weg und allem los. Jetzt ſchweige mir aber mit dem Geſtürm und mache, was zur Sache gehört. Ich mag viel von dir ertragen, aber genug iſt genug, ich will meinen Zorn auslaſſen wie ich will, magſt es nicht hören, ſo geh weiter." Vreneli ging und fiel Eliſi und Trinettte in die Hände, die gar jämmerlich hinter einander waren. Beide wollten geſchwind von des Vaters Sachen nun erben, was da war, dann zum Krämer, dann zu Schneider und Näherinnen und ſich neu kleiden laſſen für das Leichenbegleit. Da that Preſſiren noth, innerhalb dreier Tage mußte alles geſchehen ſein, und in der Nähe wohnten keine Pariſer Künſtler, weder Schneider noch Näherin (ein Geſchöpf, welches auf dem Lande auch die Putzmacherin vorſtellt). Trinette wollte jetzt allein erben, wie Eliſi bei der Mutter auch allein geerbt, was in ihrem Sinne ſo dumm nicht war. Aber Eliſi begehrte ſchrecklich auf, dieweil Vater und Mutter ganz verſchiedene Creaturen ſeien. Es wäre ſo was für Lumpenhunde von Söhnen und deren Schleipfen, wenn ſie den Vater, welcher das Vermögen in Händen hätte, allein beerben könnten. Potz Schieß, wie ſpitzte Trinette die Nägel, akkurat wie ein Kater, dem ein anderer in ſein Revier kommt. Da kamen die Gerichtsperſonen und theilten den Kuchen: ſie verſiegelten alles. Bekanntlich hatte Achilles eine Ferſe, welche verwundbar war, bekanntlich war ſogar der hörnene Siegfried zwiſchen den Achſelbeinen ſo empfindlich, daß der wilde Hagen ihn von dorther erſtechen konnte, die beiden Gerichtsperſonen aber, welche kamen,

waren mehr als Achilles, mehr als der hörnene Siegfried, ſie hatten keine verwundbare Stelle, ſie waren ledern, hörnen, eiſern über und über. Die Weiber mochten lieblich oder grimmig thun, Johannes blitzen oder donnern, ſie verſiegelten kaltblütig alles gut und währſchaft, es waren nicht bloß Halbgötter wie Achilles z. B., es ſchienen wirklich ganze Götter. Es waren nämlich Männer, welche Naſen hatten, die den Braten rochen, kaltblütig ihre Pflicht thaten, die Weiber auslachten, den Johannes kurz abfertigten. Wo die Mehrzahl der Erben zahm ſind und nicht viel verſtehen oder jung, daher blind wie Katzen vor dem neunten Tag oder Alles unter einer Decke liegt, ja, da läßt ſich ſchon was machen, da können Gerichtsperſonen human, liberal, halb oder ganz blind ſein, das läßt ſich ſchon machen und iſt manchmal noch was zu verdienen dabei. Aber wo es heißt: Feinde ringsum, das Erbe mit Luchsaugen bewacht, gleichſam umſtellt iſt wie der Bau eines eingejagten Fuchſes, da läßt es ſich aufpaſſen, wenn man nicht Schmutz an Aermel kriegen will ſtatt Geld in die Taſche. Ja felſenfeſt und unerbittlich wird man, hat nicht einmal an der Ferſe einen bleſſirlichen Fleck, wenn in ſolchen Fällen nicht eine Hand die andere waſchen muß, d. h. wenn der Verſucher nicht zum Andern ſagen kann: „Weißt nicht mehr, was dort und dort gegangen? jetzt mach,' was du willſt, aber machſt es nicht wie ich will, ſo rede ich.“ Unglücklicherweiſe für Johannes und die Weiber hatten ſie eine ſolche Handhabe an dieſen Männern nicht, Johannes hatte ſeit Langem nicht hier gewohnt, war hier nie in Geſchäften geweſen, die Männer kamen daher nicht in Verlegenheit, und ſcharf ward nach Pflicht und Vorſchrift gehandelt. Heulend legte ſich Trinette auf ein Bett, da ſtellte ſich Eliſi lachend davor und ſchabte Rübchen, bis Johannes dem armen Tropf eine Ohrfeige gab, daß ſie blutend und ſchreiend zu Breneli lief, welches ihnen vergeblich vorſtellte, welch' eine Schande es für Alle ſei, ſo zu thun, während ein Todter im Hauſe liege. Selbſt die geringſten Leute

thäten leiſe während dieſer Zeit, als ob ſie die Ruhe nicht ſtören wollten und hätten Reſpekt vor der Leiche, und ſie, die vornehm und gebildet ſein wollten, thäten wie betrunkene Menſchen. Aber es half nichts. Es iſt gar wunderlich mit der ſogenannten Bildung, ſie iſt gar oft nichts als ein ſimpler Kleiſter über eine rohe Natur. Bekanntlich aber mag der Kleiſter das Wetter nicht ertragen, die Sonne nicht, den Regen nicht, den Froſt nicht, ſo daß, wie man auch kleiſtert und firniſſirt, alle Augenblicke die Naſe der alten Natur wieder hervorguckt.

So ſchied der alte Mann von der Welt, wie er in der Welt gelebt hatte, in Mißvergnügen und Uneinigkeit. Es war ein großer Leichenzug, man ſah wohl, daß man einen großen Bauer zu Grabe trug, den Geſichtern dagegen ſah man an, daß im Sarge weder ein bedeutender noch geliebter Mann lag, denn nicht nur weinte niemand als Vreneli und wahrſcheinlich dieſes auch mehr der Baſe zu Lieb und Ehr als dem Vetter, ſondern es war ein Geſchnatter, ſelbſt ein Lachen oft im langen Zuge, wie man es ſonſt hinter einem Sarge her nicht für anſtändig hält.

Die Hinterlaſſenen konnten ſich kaum des Streites unter einander enthalten, und ſobald ſie einen geeigneten Ort fanden, ſchimpften ſie über einander, und Johannes, ſobald er ein Glas Wein im Kopfe hatte, pülverte dem Vater ſeinen Mißmuth noch in's Grab nach. Der Vater ſollte jetzt an allem ſchuld ſein, er, der Johannes, hatte keinen Fehler. Die Andern, welche außerhalb der Hörweite der ſogenannten Erben ſaßen, ergingen ſich in Muthmaßungen, ob wohl etwas Vermögen übrig bleiben werde; daß das Gut verkauft werden müſſe, darüber waren ſie einig. Sie hatten aber auch Recht, die Umſtände waren noch viel ſchlechter, als man es ſich vorgeſtellt hatte. Auch hier wollen wir Formen, in welchen eine ſolche Erbſchaft ermittelt, geſichtet, ſo gleichſam bis zu ihren reinen Beſtandtheilen abgeklärt wird, nicht näher bezeichnen.

Jedermann in aller Herren Ländern wird daran hauptſächlich das begreifen, daß bei einem ſolchen Läuterungs- oder Aufklärungsprozeß ein großer Abgang ſein muß. Ja manchmal iſt die Maſſe ſo confus und ſeltſam, daß, wenn man ſie aus den chemiſchen Apotheker-Tiegeln herausnehmen will, man ein Erfreuliches weniger als nichts darin findet. Die Deſtillation mußte um ſo genauer vor ſich gehen, da über die eine Hälfte der Erbſchaft der Concurs verhängt, jeder Gläubiger ein natürlicher und berechtigter Wächter war. Joggeli hatte keine Art von Verfügung hinterlaſſen. Im Gewirre der Prozeſſe hatte man weder daran noch an Joggeli's Tod gedacht. Es fiel Manchem auf, daß Johannes ſich den Hof nicht um ein Geringes vom Vater hatte abtreten laſſen. Wir wiſſen nicht, warum es nicht geſchah. Ob Joggeli nicht wollte, weil er mißtrauiſch geworden auch gegen den Sohn, oder ob Johannes nicht wollte, weil er dachte, einſtweilen ſei der Hof ſicherer in des Vaters Händen als in den ſeinen, und wenn des Schwagers Angelegenheiten beſeitigt ſeien, laſſe dies ſich beſſer und ſicherer machen als jetzt, können wir nicht ſagen.

Als die Angelegenheit vom Gericht zu Handen genommen wurde, that Johannes anfangs wie ein angeſchoſſener Eber. Aber da der Gemeinde in ſolchen Fällen eine gewiſſe Verantwortlichkeit aufgelegt iſt, da ſie zunächſt die damit beauftragten Perſonen erwählt, ſo hatte ſie Männer erwählt, von denen ſie ſagen konnte, die werden das Bürſchli ſchon ebha, da haben wir keinen Kummer. Es fanden ſich ſo wenig Zinsſchriften und Geld vor, und ſo viele Anforderungen häuften ſich, daß es ſich bald herausſtellte, daß das Gut müſſe verkauft werden. Begreiflich wollte Johannes nicht und ſagte, er ſei der Sohn und thue das nicht.

„An eine Steigerung es bringen iſt geſetzlich, da kannſt du bieten wie ein Anderer. Oder wenn du einen Preis zahlſt, mit welchem man zufrieden ſein kann, und Geld ſchaffeſt, ſo viel man nöthig hat, ſo kann man berathen, was zu machen,"

ſagte ihm ein Vorgeſetzter. Aber da eben lag der Haken, wo er möglicherweiſe noch an andern Orten liegen mag: wo Geld nehmen und nicht ſtehlen? Johannes hatte alſo ein Wirthshaus mit bedeutender Landwirthſchaft. Je größer das Geſchäft iſt, welchem Menſchen wie Johannes vorſtehen, deſto raſcher geht es dem Kukuk zu. Es iſt bekanntlich wegen Waſſerverbrauch ein Unterſchied, ob man an eine Feuerſpritze eine oder zwei oder ein halb Dutzend Röhren ſchraubt. Die Landwirthſchaft will von allen Wirthſchaften den nachhaltendſten Fleiß und eine ſtetige Behandlung, ſonſt verzehrt ſie nicht bloß mehr als ſie giebt, ſondern das Kapital wird alle Tage geringer, d. h. das Land ſchlechter. Die Gaſtwirthſchaft von Johannes wurde alle Tage ſchlechter, in dem Maaße, als der Wirth und die Wirthin die beſten Gäſte wurden, wenn das nämlich die beſten Gäſte ſind, welche am meiſten brauchen und nichts zahlen. Je ſchlechter ihre Wirthſchaft wurde, deſto mehr neue Wirthſchaften entſtanden um ſie herum, deſto weniger trug die ihre alſo ein, deſto mehr verringerte ſie ſich in ihrem Werthe. Des Johannes Beſitzung war alſo eigentlich eine freſſende, nicht eine nährende, keine einträgliche, ſondern eine austrägliche. Doch konnte Johannes nicht von ihr laſſen, das Leben eines Wirthes, der alle Tage friſches Brod, Fiſche und Fleiſch von allen Sorten haben kann, war ſeiner Natur zu zuträglich, um es laſſen zu können, auch hätte er für unſittlich gehalten, es zu laſſen, denn auf der heutigen Culturhöhe hält man für die höchſte Sittlichkeit ein Leben der Natur gemäß. Er ſagte, wenn er ſie jetzt verkaufen wollte, ſo würde er faſt die Hälfte daran verlieren. Beide Beſitzungen vermochte er nicht zu behalten, beſonders da ſein Schwiegervater ihm nicht helfen wollte, ſondern grobe Worte gab ſtatt Geld, er hatte ſie wahrſcheinlich auch beſſer. Den Vater hätte er gemolken, gab derſelbe zum Beſcheid, jetzt werde er auch den Schwäher melken wollen, aber ohä, das ſei ein anderer Knebel. Wenn noch was da ſei, wenn er ſterbe, ſo komme es allweg

den Kindern kommod, es sei Zeit, daß einmal auch jemand an die denke. Er war Einer von denen, dieser Schwäher, welche immer die schönsten Fürwörter haben, mit den Hauptwörtern dagegen desto schlechter bestellt sind. Er war Einer von denen, welche gern viel vorstellen. Er hatte ein großes Haus und das Haus voll hoffährtiger Töchter, von denen jede die schönere sein und am wenigsten thun wollte. Dies ist freilich auch eine strebsame Richtung, führt aber selten an ein glänzendes Ziel, sondern zumeist an ein lumpiges. Des Vaters Betragen mußte begreiflich Trinette entgelten, dadurch wurde sie nicht liebenswürdiger. Johannes sagte: man solle sie nur ansehen, was er mit einem solchen Storch als Bäurin anfangen solle, für Wirthin, um unter der Thür zu sitzen und die Hände zu reiben, möge sie noch gehen, wenn man es nicht zu genau nehme. Aber wenn er auch nicht selbst bauern könne wegen des Storches, so lasse er doch des Vaters Hof nicht, der käme einst seinen Kindern kommod, er müßte sich ja vor ihnen noch im Grabe schämen, wenn er denselben verkaufen ließe, den schönsten im ganzen Bernbiet. Das war auch ein schönes Fürwort, denn hätte er ihn wohlfeil erhaschen können, so würde er sich keinen Augenblick besonnen haben, ihn zu verkaufen, wenn der Profit ihm aus seinen Verlegenheiten geholfen hätte. Wir wollen jedoch nicht in Abrede stellen, daß es Johannes hart hielt, den väterlichen Hof zu verkaufen, das adelige Element war noch nicht ganz in ihm verflüchtig. Curios, daß Kinder so oft als Fürwörter gebraucht werden von den Verschwendern und von den Geizigen, wobei jedoch zwischen beiden zumeist ein bedeutender Unterschied im Gemüthe ist. Der Verschwender, der nicht ganz zum Vieh geworden, denkt wirklich an seine Kinder, aber leider zumeist hintendrein, wenn es zu spät ist; der Geizige aber wirklich selten. Ein Geiziger ward einmal um einen Beitrag zur Erziehung armer Kinder angesprochen. Das sei kein Verstand, ihm so was zuzumuthen, antwortete er.

Wie er es im Grabe verantworten wollte, wenn er den eigenen Kindern entzöge, um es fremden zuzuwenden. Der gleiche Geizige plaget jedoch ganz getrost durch unverständige Arbeit die eigenen Kinder bis in den Tod, so viel dachte er an sie.

Aber wenn Einer weder Geld hat noch Kredit, so wird er da, wo es auf Geld ankommt, wenig äſtimirt, mag er noch so laut brüllen. Da Johannes keine annehmbaren Bedingungen weder ſtellen wollte noch konnte, mußte der Hof an eine Steigerung kommen. Das that auch Uli und ſeiner Frau ſehr weh. Vreneli war da aufgewachſen, wußte kaum, wie es anderwärts war. Uli hatte ſchöne Träume gehabt.

An einem ſchönen Herbſtſonntage ſaßen ſie Nachmittags vor dem Hauſe. Tauben, Hühner, Kinder trippelten um ſie her, in traulicher Freundſchaft Keins das Andere fürchtend. Es war ein gar freundlich Sitzen da und ein lieblicher Anblick ringsum. Deſto größer ward in beiden die Wehmuth, und die gleichen Gedanken ſtiegen in beiden auf. „Wie manchmal wohl ſitzen wir noch hier?“ ſeufzte endlich Vreneli. „Es wird hart halten, ehe ich mich an einen andern Ort gewöhnt habe. Schöner mag es an manchem Orte ſein, wo weithin das Auge ſieht, an den ſchönen Seen, oder wo die Berge glühen oder glitzern über das Land herein. Aber heimeliger wird es mir wohl nirgends werden als hier, wo es grün und ſo ſtill iſt, am Sonntage man wie in einer großen Kirche iſt, Alles verſunken in heiliger Andacht, und am Himmel das große Licht ſo mild und freundlich über der Erde, und im Herzen das ewige Licht, das da leuchtet in der Finſterniß, und jetzt noch Kinder und Thiere durch einander glücklich und friedlich faſt wie im Paradieſe. Uli, was meinſt, bekommen wir es wieder ſo? Das Herz will mir ſo ſchwer werden, je näher das Scheiden kommt, ich wähnte, ich ſei gefaßt und könne mich in alles ſchicken, aber man kann wohl denken, wie man alles nehmen wolle; wenn es kommt, da erſt ſieht man, wie ſchwach man iſt.“

„Weiß nicht recht, wie mir iſt," ſagte Uli, „bald dünkt mich, ich möge die Stunde nicht erwarten, in der ich gehen kann, bald dünkt es mich, ich ſei ſo müde und matt, daß ich es nicht einmal ertragen möchte, auf den Kirchhof getragen zu werden, lieber gleich hier möchte ich begraben ſein. Es war eine Zeit, wo ich viel daran dachte, wenn ich allein arbeitete oder einſame Wege ging, ob es nicht möglich ſei, daß ich hier Bauer werden könnte. Ich dachte, daß, wenn die Kinder um ihre Sache kämen, Joggeli und die Baſe ſehr alt würden, wir glückliche Jahre hätten, reich würden, wir vielleicht zuletzt das Gut kaufen könnten. Dann ward es mir ſo frei und leicht, wenn ich mich als Bauer dachte, und was mir da alles im Sinn kam, wie ich ſchalten und walten wollte, du glaubſt es nicht! Gott wollte es anders, ſeine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken. Es ging umgekehrt, was wir langſam erworben, ging geſchwind dahin, mehr dazu, und wie wir jetzt ſtehen, weiß Gott. Was unſer Gevattersmann uns ſchuldig iſt, das wird verloren ſein, kein Menſch will das Papier anſehen. D'Schrift wäre ganz gut, ſagen ſie, wenn man nur das Geld hätte. Mit der Schatzung wollten uns die Leute nicht ſo übel, und auch mit dem Abzug nicht. Sie haben noch Erbarmen mit uns. Dachte das nicht, als ſie ſo ſchnöde mir auswichen, als ich zum erſten Male nach meiner Krankheit zur Kirche ging. Glaubten wahrſcheinlich, es werfe mich alsbald auf den Rücken, ich begehre ſie um Geld zu plagen, oder Gott weiß was. Jetzt, wo die Plage ihnen anders woher kommt, ſind ſie billig gegen mich, ich kann nicht klagen. In den Steigerungsgedingen wird alles, was ich in der Schatzung habe, der Zahl nach als Zugabe angeboten; gilt es gehörig, und findet ſich Einer, welcher es ſo kauft um den gehörigen Preis, ſo kann ich noch Manches verkaufen, womit ich das Inventar vermehrt habe. Ich kann bleiben bis im Frühjahr, oder wenn ich abziehen muß, ſoll mich der Käufer entſchädigen nach Ehrenmänner Befinden. Sie hätten mich härter halten können.

Da graut es mir nun bald, von vorn anzufangen, wie Einem, der von einem Baume, welchen er erklettern wollte, heruntergetutscht, sich dreimal besinnt, ehe er wieder an's Klettern gehen mag; bald ist's mir, wenn ich nur Berg und Thal zwischen mir und hier hätte, damit ich vergessen könnte, wie es mir hier gegangen, und wieder Muth fassen für die Zukunft, irgendwo anhängen könnte, wo mir die Hoffnung aufginge, daß wir mit Arbeit in Ehren fortdauern. Es ist mir fast wie Einem, der zwischen Leben und Tod schwebt und nicht weiß, was er lieber will, leben oder sterben. Nur hier bleiben in der Schwebe so als ein Hampelmannli zwischen Leben und Tod, zittern müssen vor jeder schwarzen Wolke, zappeln und angsten das ganze Jahr durch und doch am Ende des Jahres Gefahr laufen, mit einigen hundert Thalern im Rückstande zu bleiben und mit Schmach und Schande davon gejagt zu werden, das möchte ich nicht, ich glaube, ich hielte es nicht aus, am Leibe nicht und an der Seele nicht. Ich fühle hier, so wie wir jetzt stehen, eine Ohnmacht bis zum Sterben, fühle, daß unsere Kräfte nicht reichen, darum sehne ich mich fort, während es mir das Herz zerreißt, vom Hofe zu lassen, der mir fast wie eine Mutter so lieb geworden ist." „Ja, du hast Recht," sagte Vreneli, und beide begannen ein Lobpreisen des Gutes, was zu machen wäre noch und wie trefflich es bereits sei, als wäre es ihr neugekauftes Eigenthum, sie vergaßen gänzlich, daß sie es vielleicht in den nächsten Wochen mit dem Rücken ansehen mußten.

Auf Erden dauern schöne Träume selten lange, die rauhe Wirklichkeit läßt ihre Rechte sich nicht nehmen, und wenn die Träume am himmlischsten sich gestalten, macht sie einen Strich durch dieselben und streut Sand darauf. Johannes kam daher geraffelt und brachte Einen mit, um ihm das Gut zu zeigen. Natürlich that er, als ob er daheim sei, ging ungefragt überall herum, und wo er was Verschlossenes fand, befahl er zu öffnen, und wenn er ein hart bös Wort fliegen lassen konnte, versäumte er die Ge-

legenheit nicht. Es iſt nicht bald was Bittereres, als dieſes freche Durchſtöbern eines Hauſes, dieſes rückſichtsloſe Dahinwerfen giftiger oder roher Bemerkungen. Das Gefühl, das man dabei hat, iſt ähnlich dem, welches uns ergreift, wenn jemand uns die Kleider vom Leibe reißen will. Da fühlen wir es denn ſo recht, daß wir keine bleibende Stätte haben, ſondern Pilgrime und Fremdlinge ſeien, welche eine zukünftige ſuchen müſſen; gar gern ſchlägt dazu das Heimweh, ſcheiden möchte man von hier, heim möchte man, wo einem in jedem Falle viel beſſer wäre. — Bald nach Johannes raſſelte es wieder daher. Es waren Gläubiger vom flüchtigen Schwager, welche es wunder nahm, was etwa für ſie noch zu hoffen ſei. Dieſe machten mit der gleichen Freiheit ihre Runde, kümmerten ſich um die Bewohner bloß, wenn ſie was fragen, was tadeln wollten und dociren, wie es hätte gehen ſollen, und wie es in Zukunft gehen müſſe. Wollten Uli oder Vreneli ſich davon ziehen, machten ſie ſich neben aus, ſo wurden ſie entweder gerufen oder ſtießen auf die andere Partei, geriethen von einem Aerger in den andern. Es war nicht bloß, als ob ſie in keinen Schuh gut wären, ſondern als glaube man, ſie ſeien mit Büffelhaut überzogen, fühlten Büchſenkugeln nicht, geſchweige denn Worte. Nun kam auch noch der Mann, welcher Uli die beiden Kühe abgekauft hatte, und hätte wieder gern zwei gekauft. Es war, als ob es heute wieder hagle in der Glungge aber nicht Steine diesmal, ſondern Menſchen. Es war Uli ſehr unangenehm, daß der Mann ſehen mußte, wie er auf dem Punkte war leer abzuziehen. Dieſer hätte Uli gern noch zu einem Handel verleitet, welcher nicht redlich, indeß zu machen geweſen wäre und Uli ein ſchön Stück Geld abgeworfen hätte. Aber Uli wollte nicht. Er glaube, ſagte er, man könnte vor dem Richter nichts mit ihm machen, die Sache ſei eigentlich noch nicht verkauft, und er hätte ſo noch etwas für ſeinen Schaden. Aber es hätten nun ſchon Viele alles beſehen, und wenn man ſchlechtere Waare hinſtelle, um die Zahl der Stücke richtig zu machen, falls je-

mand in Bausch und Bogen kaufen wolle, sei dieser betrogen. Er habe mit Ehren nichts vor sich gebracht, mit Kniffen wolle er jetzt auch nichts. Der Mann sah sich das Gut auch an. Es gefiele ihm, sagte er, ein abträglicheres und gelegeneres hätte er nicht bald gesehen, aber es sei nicht jedermanns Kauf weil zu viel baar Geld gezahlt werden müsse, und um alles recht in Gang zu setzen, müßten wieder einige tausend Thaler, sein, so viel Geld wüßte er nicht aufzutreiben, es würden Wenige sein, die so viel flüssig hätten. Bei so Einem, der dies Gut zu kaufen vermag, wäre nicht bös, wieder Pächter zu sein, wenn derselbe einen haben will, froh wäre er sicher, dich zu behalten, weil dir alles bekannt ist, meinte der Mann schließlich. Das war eine Möglichkeit, an welche Uli gar nicht gedacht hatte. Er warf sie aber weit weg. Wenn er schon könnte, er wollte nicht, er möge die Stunde gar nicht erwarten, bis er los sei. Es sei ihm wie einem Finken, der einen Fuß in der Schlinge hätte, nnd Froheres könne dem Finken nicht begegnen, als wenn er sein Füßchen frei kriegen könnte, sagte Uli. „Allweg verrede dich nicht," sagte der Mann, „dann kannst du immer machen, was du willst. Sieh dir die Sache von beiden Seiten an. Mich reuete es, wenn ich hier Pächter gewesen wäre und fort müßte lebendig. Freilich, wohl zusehen muß man, wenn man solche große Dinge unternimmt; wie man es macht, so hat man's, und wie man bettet, so liegt man, aber wenn's zu machen wäre, ich machte es, und wenn ich Geld hätte, ich ließe den Hof nicht aus den Händen. Solche Höfe sind rar, und wo liegt das Geld besser als in solchem Lande, welches nicht bloß sichern Zins giebt, sondern wo das Kapital alle Jahre wächst. ·Mach' es, wenn du kannst, ein ander Mal handeln wir doch dann vielleicht wieder mit einander," sagte er und ging. Das ging Uli stark im Leibe 'rum, dem gleichen Uli, der vorhin gesagt hatte, er möge die Stunde nicht erwarten, in welcher er endlich ziehen könne. Es war, als habe ihm Einer das Herz umgedreht und andere

Augen in den Kopf gemacht. So felſenfeſt iſt der Menſch zumeiſt in ſeinen Anſichten und Grundſätzen. Er mußte immer denken, wie ſchön es doch hier ſei, und wenn ein Beſitzer käme und der ihm recht anhalte und gute Gedinge ſtelle, ſo ſei es noch möglich, daß er ihm den Gefallen thue, doch wolle er es auf Breneli ankommen laſſen, wenn es dieſem ein Gefallen ſei, ſo ſei noch möglich, er thue es, es hätte auch was verdient um ihn.

Des Mannes Rede ſetzte ſich in dem guten Uli immer feſter, aber Breneli ſagte er nichts davon, wahrſcheinlich wollte er es angenehm überraſchen. Er dachte es ſich immer feſter in den Leib, wie da ſicher ein reicher Herr kommen werde, das Gut zu kaufen, ſo ein reicher Neuenburger vielleicht oder gar ein engliſcher Narr, welcher Geld hätte wie Bettler Läuſe und es ebenſo äſtimirte wie Bettler Läuſe. Apropos von engliſchen Narren! Es giebt deren, welche hinter dem Narren den Schelm verbergen, hinter dem ungezogenen Jungen den Fuchs, hinter einem liederlichen, ärgerlichen Wandel politiſche Kniffe und Umtriebe, und die noble Nation verſchmäht es nicht, ſich durch Jungen, welche eines ſolchen Weſens ſich nicht ſchämen, dargeſtellt zu ſehen, durch ungezogene Jungen, welche, wenn ſie ausgeſcholten oder aus der Schule gejagt werden, ſich mit Gaſſenbuben die Zeit vertreiben, ſo recht wie Buben. Aber Uli ſah ſich umſonſt um nach engliſchen Narren und engliſchen Equipagen, nach reichen Neuenburgern, nicht einmal ein Basler, welche auch ſchrecklich viel Geld haben, jedoch immer noch das Geld mehr lieben als das Land, wollte kommen. Es kamen wohl Leute, aber zumeiſt ſolche in Halblein und mit Stäben in den Händen, faſt wie die Kinder Iſrael ſie hatten, als ſie dem gelobten Lande zu wollten. Noch am Morgen, als am Nachmittag die Steigerung abgehalten werden ſollte, ſah er ſich umſonſt nach Neuenburgern oder ſonſtigen Herrenbeinen um, es kamen keine, ſonſt Leute genug, welche die Naſe allenthalben hineſteckten, um dann einen Vorwand zu haben, an die

Steigerung zu gehen, um da vielleicht einige Maaß Wein zu erbeuten, denn gebräuchlich iſt es, daß jedem, der ein Gebot thut, eine Maaß Wein vorgeſtellt wird, ſo kann der Unverſchämte, der keinen Batzen im Sack hat, leicht zu einer Maaß Wein kommen, der Unverſchämteſte zu mancher. — Als Mittag vorüber war, ward es endlich leer auf der Glungge. Breneli ſagte, es danke dem lieben Gott, daß dies überſtanden ſei, das G'ſchaue und immer G'ſchaue hätte ihm faſt das Herz abgedreht, und wenn es ſchuld wäre, daß die Glungge verkauft werden müßte, es hätte ſich todt gegrämt. „Willſt nicht hingehen und hören, wie es geht?“ ſagte Breneli zu Uli; „du haſt kürzere Zeit dort, ſiehſt, wie es geht, und kannſt mir Bericht bringen, wenn es vorüber iſt.“ „Nein,“ ſagte Uli, „um keinen Preis brächte man mich dahin, ich glaube, das Waſſer ſchöſſe mir in die Augen, oder ich könnte mich vor Zorn nicht halten, wenn ich ſo von hundshäärigen Käufern den Hof müßte verläſtern hören, wie er verwahrloſ't ſei und in zwanzig Jahren nicht zurecht zu machen. Sie redeten ja ſchon hier ſo, die Halunken, um ſich gegenſeitig abzuſchrecken, und keiner kümmerte ſich darum, wie tief mir das in's Herz ging.

Gegen Abend bekam er doch große Neugierde und ward ſehr ungeduldig. Es iſt allerdings ein Eigenes, einſam und in aller Stille zu verharren, wenn man weiß, es geht in der Nähe Wichtiges und Entſcheidendes vor. Man wird von einem eigenen Bangen ergriffen und faſt unwillkürlich dem Orte der Entſcheidung zugezogen. Uli widerſtand dem Zug, das Grauen vor dem, was er hätte hören müſſen, war ſtärker als der Zug, aber als es dunkel ward, ſagte er zu ſeiner Frau: „Was meinſt, wenn wir den Haus ſchicken würden zu hören, wie es geht, und uns Bericht zu bringen?“ „Mach's,“ ſagte Breneli, „wenn du nicht ſelbſt gehen magſt. Aber er ſoll wiederkommen zur Zeit und nicht meinen, er müſſe warten, bis alles aus ſei und der Letzte fort. Nimmt's uns dann noch mehr wunder, ſo kann er ja wieder gehen.“ So lautete die Ordre. Haus ſchwoll

die Bruſt, als er ſie empfing ſammt zehn Kreuzern zu einem Schoppen. Er wuſch ſich tapfer, und ſtolz marſchirte er ab, ſtellte er doch mal einen Abgeordneten oder ſo gleichſam einen Repräſentanten vor! Zudem war ſein Vater ein St. Galler geweſen, ſeine Mutter eine Waadtländerin, und in einem Keller im Aargau ward er weiland geboren; man kann ſich das Gefühl nun denken und die Beine, welche er zu machen ſich anſtrengte auf dieſem wichtigen Gange. Es verliefen zwei lange Stunden, es zeigte ſich kein Hans. Vreneli ſchickte den Benz nach, denn Uli war ſehr ungeduldig aus den Ställen, wo er ſich herum getrieben hatte, in die Stube gekommen und hatte gedroht, Hans noch dieſe Nacht fortzujagen, möge es ſeinethalben wohl oder übel angehen im St. Gallerlande. Benz war einſtweilen noch ein ehrlich emmenthaler Blut, freilich ſehr ungebildet, aber pünktlich that er, was man ihm auftrug. Iſt auch was werth! Benz lief ab wie ein Pudelhund und gar nicht ſo ſtolz gebeinelt wie Hans, der früher lange um Zürich herum gedient hatte, drängte ſich nicht vor wie Hans, der an einem Tiſche ſaß mit breiten Ellbogen und vom Schlaraffenland erzählte, wo ſein Großvater, der ein Appenzeller ſei, ein großes Gut hätte, nebenbei große Geſchäfte mache im Lehrfache, großes Geld verdiene, neben ihm Keiner aufkommen könne, weil er dieſes Fach verſtehe. Benz ſtand in einer Ecke, wo niemand ſeiner ſich achtete, horchte gut, blickte ſcharf, und nach einer halben Stunde lief er wieder ab. Viel Leute ſeien da, berichtete er, doch die meiſten mehr um zu ſaufen als um zu bieten. Johannes brülle die Stube voll, aber man achte ſich ſeiner nicht viel; Einer mit einem Bocksbart und Bollaugen ſei da und ſchriebe zuweilen ein Gebot ein, aber es ſcheine ihm nicht recht Ernſt zu ſein. Ein alter Bauer ſitze in einer Ecke, er habe nichts geſehen als ſeinen Kopf, der ſehe aus faſt wie ein hundertjähriger Weidenſtock, aus dieſem komme hie und da ein Gebot wie aus einer verroſteten Kanone. Allem an werde der Meiſter, er benehme ſich, wie es Einer mache,

wenn er es zwingen wolle. Gefallen thue der ihm nicht, er mache eine Miene, daß er glaube, der freſſe Kinder, wenn er nicht Kalbfleiſch bekommen könne. Allweg könne es nicht lange mehr gehen, eine Unſumme ſei bereits geboten, es werde zuletzt darauf ankommen, wer das nöthige Geld zeigen könne. „Und Hans, wo iſt denn der?“ fragte Vreneli. „O, der ſitzt hinter einem Tiſche,“ ſagte Benz, „und berichtet den Leuten vom Zuchthaus in St. Gallen, und wie viele dort Platz bekommen könnten, man hätte ihm auch einen angeboten, aber einſtweilen hätte er doch noch keinen begehrt, und vom Großvater im Schlaraffenland, wie der ein Gut hätte, auf welchem der Miſthaufen ſo groß ſei wie das ganze Glunggengut, und wie der Großvater bloß für Beſen Jahr für Jahr ſo viel ausgebe, als die Thurgauer in einem Jahre verprozedirten und die Rechtsgelehrten mit Läugnen und Lügen verdienten, was ſie ſo wohl könnten, daß es ihnen ihr Lebtag nachgehe, ſie möchten zu Ehren kommen wie ſie wollten, und kämen ſie in die Tagſatzung.“ Dieſer Bericht ging Uli in's Herz. Er hatte immer noch gehofft, aber was ſollte er von ſo einem hundertjährigen ſtruben Weidſtock erwarten? „He nun ſo dann, ſo wiſſen wir jetzt, wie es iſt. Das Beſte iſt, wir gehen in's Bett, ſo wachen wir morgen zu rechter Zeit auf,“ ſagte er und ging. Vreneli ſah noch nach Feuer und Licht, und als es ebenfalls nieder wollte, begann das jüngſte Kind Spectakel. Deſſen iſt man in einer Haushaltung gewohnt, und wenn die Mutter treu iſt, ſchläft der Vater um nichts weniger ruhig, wenn er nämlich ſonſt ruhig ſchlafen kann, wenn ſchon ein Kind ſchreit. Wie müde auch die Mutter iſt, ſie nimmt das Kind und pflegt es nach ſeinen Umſtänden, ſie beklagt ſich darüber nicht, ihr iſt's ganz ordinäre Pflicht, welcher ſie mit Liebe obliegt. Uli hatte in frühern Nächten wachend viel geträumt, ſeine Träume hatten jetzt ein Ende, er konnte ſchlafen und das Kind ſtörte ihn im Schlafen nicht.

Kapitel 26.

Der neue Bauer in der Glungge erſcheint.

Endlich war das Kleine wieder entſchlummert, Vreneli hatte es abgelegt, zugedeckt, wollte eben auch die Ruhe ſuchen, da pochte es draußen. „Der Lümmel," dachte Vreneli, „wäre der doch jetzt im Wirthshauſe geblieben oder drüben in ſein Bett gekrochen, was braucht der jetzt ſo ſpät mit ſeinem Geſtürm uns unruhig zu machen." Unwillig öffnete es die obere Thür, aber draußen ſtand nicht Hans, ſondern ein alter Mann mit einem Kopf, der wirklich einem hundertjährigen Weidenſtock glich. „Möchte hier über Nacht ſein," ſagte rauh der rauhe Kopf. Erſchrocken ſagte Vreneli: „Es iſt wohl ſpät, mein Mann iſt nieder und ſchläft." „Selb iſt mir eben recht," ſagte der Mann, „deswegen brauchſt du nicht zu erſchrecken. Bin kein Vagabund, ſondern der neue Glunggenbauer. Im Wirthshaus iſt mir zu viel Lärm, will probiren, wie hier ein Schlafen iſt." Da blieb Vreneli nichts übrig, als Platz zu machen vor der Thür dem großen Mann, hinter dem ein Hund drein kam wie ein großes Kalb. Um Uli nicht zu wecken, führte es ihn in die jenſeitige Stube und fragte, ob es ihm mit etwas aufwarten könne. „Ein Kaffee wäre mir recht," ſagte der Mann, „wenn es dir nicht zu viel iſt," und dazu betrachtete er Vreneli mit zwei ſo ſcharfen Augen, daß Vreneli nicht wußte, was das bedeuten ſollte.

Doch Vreneli war keine erſchreckene Frau, wie bekanntlich, war eine Frau von dem Selbſtgefühl, welches Frauen eigen iſt, daß ihnen nichts Unanſtändiges begegnen werde, und daß, je ungeſtörter ſie mit einem Menſchen eine halbe oder eine ganze Stunde zubringen könnten, ſie um ſo beſſer wüßten, wie ſie mit ihm dran ſeien. Wichtig ſchien es wirklich Vreneli zu wiſſen, woran man mit dem neuen Bauer ſei, und manierlich mit ihm zu ſein, damit er nicht Urſache zum Gegentheil hätte.

In diesem Punkte traute es Uli wirklich nicht ganz, denn auch ihns kostete es Mühe, freundlich mit ihm zu sein. Es zwang sich, hieß ihn, es sich bequem zu machen, fragte ihn, wie er den Kaffee liebe, stark oder schwach, legte buchene Scheiter an's Feuer, damit tannene durch ihr Sprätzeln niemanden wecken möchten, fragte, ob es dem Hund auch was geben solle, und was derselbe liebe. Der Alte gab ganz kurzen Bescheid. Er sprach fast, als ob er seine Sprache aus dem Exercierreglement gelernt hätte. Rasch war der Kaffee fertig, sauber, appetitlich, wackeres Hausbrod sammt einem schönen Schnitt Käs standen dabei, oder ob er Butter liebe, fragte Vreneli, dieselbe sei aber nicht mehr recht frisch. Mit der Milch seien sie gegenwärtig nicht am besten bestellt. Zucker hätten sie keinen im Hause, entschuldigte es sich, dergleichen brauche ein Pächter nicht. Als alles da war, der Alte es sich behaglich gemacht, zog es einen Korb mit dürren Bohnen an sich, hülsete sie aus, um die Finger nicht müßig zu lassen. Ob sie schon lange da seien, fragte der Alte. „Ihr werdet euch da gewärmt haben?" „Wäre gut," meinte Vreneli, erzählte dann ruhig, welch Unglück sie gehabt, und wie sie jetzt davon müßten, ehe sie sich erholt. Wenn es ihm naß ward in den Augen, so trocknete es sie so unvermerkt als möglich. „So geht's," sagte der Alte, „wüste Leute thun wüst, d'rum geht's ihnen bös." Wen er damit meine, fragte Vreneli. „Den Glunggenbauer und seine Frau, wen sonst? Hätten die bräver gethan, so wäre der Hof schwerlich verkauft worden," entgegnete der Alte. Da wurde Vreneli warm, stand ein für Base und Vetter, absonderlich für die erste und ließ die Thränen laufen ohne Scheu. „So warst noch dazu verwandt," sagte der Mann, „und machten es euch so?" „Ja," sagte Vreneli, „und daß ich unehelich war, ließ mich die Base nie entgelten, sie war mir eine Mutter und ich ihr Kind und oft werther als das eigene Kind." „So, und wo warst du daheim?" sagte der Alte. Vreneli nannte kurz den Ort. „So," sagte der Alte, „deine Mutter wird gehei-

rathet haben?" „Sie ſtarb bei meiner Geburt, und wäre die Baſe nicht geweſen, die Großeltern hätten mich vielleicht nicht taufen laſſen. Aber Bericht, warum und wie, wollte mir die Baſe nie geben, kann alſo auch nicht Auskunft geben." „Doch Ihr werdet müde ſein und Ruhe Euch anſtändig, Euer Bett iſt gemacht, ich will es Euch zeigen." „Alſo ſeither warſt hier?" fragte der Alte. „So, ſo, und jetzt wohin?" Dafür ſei geſorgt, ſagte Vreneli kurz, ſie hätten ſich noch guter Leute zu tröſten, welche ſie nicht im Stiche ließen, wenn ſonſt auch alles fehle. „So, ſagte der Alte, „das iſt allweg kommod. Sie ſind rar, dieſe Leute, aber noch rarer ſind die, welche die guten Leute, wenn ſie ſie auch finden, auch gut behalten können." Das käme immer auf den Verſtand an, und wie man thue, ſagte Vreneli. „Mit Schein weißt du was davon, weil du deiner Baſe nicht davon lieſeſt, als ſie dich erzogen hatte, wie es die meiſten machen. Je nun ſo denn, ſo will ich in's Bett, ſo kannſt du auch hinein." Somit ſtand er auf, Vreneli erſchrak faſt vor dem Mann und ſeiner gewaltigen Gliedermaſſe. Wenn in einem Walde er ihm begegnet wäre, hätte es ihn für einen übriggebliebenen Rieſen gehalten und die Flucht genommen. Auch ſein Hund erhob ſich, dehnte ſich, ſtand auf die hintern Beine, legte ſeine vordern Tatzen auf Vreneli's Achſeln und leckte ihm das Geſicht. Ein kleiner Schrei entfuhr Vreneli, als das Unthier ihm ſo nahe kam, doch fiel es nicht in Ohnmacht. „So," ſagte der Alte, „das iſt ſeltſam, das hat er noch keinem Menſchen gemacht als mir. Niemanden wollte ich rathen, ihn nur von fern anzurühren. Curios!" „Ich gab ihm zu freſſen," ſagte Vreneli, „und manchmal ſind die Hunde dankbarer als die Menſchen." „Er frißt alle Tage dreimal, aber deswegen iſt er noch nie an jemanden aufgeſtanden, es mag ihm das Freſſen geben, wer will." Kopfſchüttelnd ſuchte der Alte ſein Lager, nachdem ihm Vreneli gute Nacht gewünſcht und ihn ermahnt, recht auszuruhen und am Morgen nicht zu früh aufzuſtehen. Als Vreneli ſich

niederlegte, ſchlief Uli feſt, und Vreneli weckte ihn nicht. Als es erwachte, war Uli fort, ohne daß er um den Gaſt im Hauſe wußte. Er hatte den Kehr, d. h. die Reihe war an ihm, das Waſſer auf ſeine Matte zu laſſen, die verſäumt kein Bauer und wacht, bis das Waſſer aufgelaufen, um zu ſehen, wie es überall ſeine Pflicht thue, und damit nicht etwa ein guter Freund und Nachbar in Verſuchung gerathe, an ihm zum Schelmen zu werden und das Waſſer zu ſtehlen. An der Sonne ſah Vreneli, daß es ſich verſpätet, handthierte nun um ſo raſcher, trieb mit kundiger Hand das Räderwerk des großen Haushalts. Es glaubte den Gaſt noch im Bette, ſorgte für Stille, um ſo lange als möglich nicht von ihm geſtört zu werden. Am Heerde handthierend, fühlte es plötzlich was Kaltes in der Hand, erſchrocken und mit einem kleinen Gix drehte es ſich um, da war der mächtige Hund, der liebkoſend ſeine kalte Schnauze Vreneli in die Hand geſtoßen hatte, und unter der Thür, dieſelbe faſt ausfüllend, ſtand des neuen Bauers gewaltige Geſtalt.

Eben willkommen war ſie nicht, doch Vreneli beſaß die Freundlichkeit, welche Mißbeliebiges überwindet, daſſelbe nicht tagelang ablagern läßt, bot freundlich einen guten Tag, hieß ihn zum Frühſtück kommen, fragte, wie es ihm hier gefalle ꝛc. Neugierig ſtreckten die Kinder eins um's andere ihr Geſichtchen durch die Thür, welche in's Nebenſtübchen, wo ſie ſchliefen, führte, fuhren dann mit Schreien und Lachen zurück, wenn ſie den fremden Mann und den großen Hund ſahen, der ſie noch mehr intereſſirte als der Mann. Der Mann war ernſt, doch nicht unfreundlich, gab gut Lob ihrer Wirthſchaft, fragte nach Uli, und als endlich die Kinder ſich dem Hund zu lieb in die Stube wagten, war er freundlich mit ihnen, beſonders mit dem kleinen Vreneli. Der Hund ließ mit ruhiger Ehrenhaftigkeit der Kinder Streicheln ſich gefallen, nahm ihnen das Brod ab, welches ſie der Mutter für ihn abgebettelt hatten. Vreneli mußte von den Kindern erzählen, mußte abwehren, daß ſie

nicht zutäppisch wurden. Da ging die Thür auf. „Vater, Vater, sieh, was das für ein Hund ist, hast du auch schon so einen gesehen?“ schrien die Kinder. Uli stand da wie Lot's Weib, als es Sodom und Gomorra brennen sah, und glotzte den Mann an mit offenem Munde. „Das ist der neue Bauer,“ sagte Vreneli, „er war hier über Nacht. Als er kam, schliefst schon, und heute warst fort, ehe ich es dir sagen konnte.“ Uli glotzte noch immer, so daß Vreneli es recht ungern hatte, daß Uli so unmanierlich that. Der neue Bauer sah Uli auch an, und seltsam zwitzerte es ihm um den Mund und in den Augen. Endlich fragte er: „Dünkt es dich etwa, du hättest mich schon gesehen und weißt nicht wo?“ „So ist's,“ sagte endlich Uli, „aber es wird nicht sein.“ „Wen meinst?“ sagte der Mann. „Es wird nicht sein,“ sagte Uli. „Wir haben Einen, der noch unser Vetter sein soll von der Frau her, der wohnt weit weg, bei dem war ich einmal, es ist schon lange her. An den mahnet Ihr mich im ersten Augenblick, aber der ist ein wüster und struber Mann, und es ist besser, man rede nicht viel von ihm.“ „Wirst doch nicht den Hagelhans im Blitzloch meinen?“ fragte der Bauer. „Wohl, gerade den,“ sagte Uli, „meine ich, kennt Ihr ihn?“ „Allweg, den kenne ich,“ sagte der Mann, „denn gerade der bin ich, der Hagelhans im Blitzloch, und jetzt der neue Glunggenbauer.“ Ja, jetzt gab es erst Gesichter, man kann sich's denken, und lange gieng's, bis Vreneli sich faßte und sagte: „Seid Gott wilche, Vetter, und zürnet nicht, böse gemeint war's nicht, und daß ein Mensch, absonderlich ein Mann, wenn er nicht gebartet hat, daheim strüber und wüster aussieht, als wenn er gesuntiget ist, selb versteht sich und ist nichts Böses. Es wäre uns grausam leid, wenn Ihr es uns nachtrüget und entgelten ließet, was Uli in der Unachtsamkeit gesagt hat.“

„Ihr guten Tröpfe,“ sagte der Mann, „Hagelhans hat schon ganz andere Dinge gehört; wenn er, was er gehört, nachtragen und eintreiben sollte, so müßte er den ewigen Juden

ablöſen, Hagelhans iſt aber nicht ſo wüſt, als er ſcheint, und wenn er den Menſchen ſchon nicht die Hände unter die Füße legt und jedem Narren flattirt, lebt, wie es ihm gefällt, ſo hat er das Recht dazu, ihm ward auch nicht flattirt, jede Katze meinte, ſie könne ihm den Talpen geben, und jeder Hund, er könne ſeine Schnauze an ihm abwiſchen. Uebrigens kam ich nicht in böſer Abſicht her, ſondern eigentlich wegen euch. Daß ihr mich zum Gevatter nahmet, darauf hielt ich euch nicht viel, und noch viel weniger, als ich hörte, daß die Bäurin hier dazu gerathen. Sie iſt viel ſchuld an dem, was ich geworden, den Hans hielt ſie für nichts gut, als um ihn zum Beſten zu haben, die alte Blindſchleiche war glatter und ihr lieber, ſie hat es erfahren, wie weit man mit einer ſolchen kommt. Wenn er nicht todt wäre, ich redete noch ganz anders von ihm. Deine Mutter, Gott verzeihe ihr ihre Sünde, hat es mir noch viel ärger gemacht. Möglich, daß ich es ärger nahm, als es war, als es nachher den Schein gewann, möglich, daß der Teufel ſeine Hände im Spiele hatte. Dachte oft darüber, ſeit das Blut kälter ward; daß der Hund dir flattirt, iſt wunderlich. Du trafſt es gut, als du kameſt," ſagte er zu Uli, „ein andermal wäreſt du übel weggekommen. Ich hörte nicht ungern Bericht von der Glungge, freute mich darüber, wie es ging, dachte oft, weißt jetzt, wer ſchuld iſt, daß es dir nicht beſſer geht! Aber daß ich deswegen einen Tritt verſetzte, hätte ich ihr nicht zu Gefallen gethan. Ich wußte wohl, die Alte vernahm gern etwas von mir, hätte mich vielleicht gern geſehen, aber jetzt war es an mir, den Kaltblütigen zu machen. Doch kam mir ſeit jener Zeit das vergangene Leben oft in die Gedanken und Manches anders vor als bisher. Als ich in jener Nacht dich antraf, wo ich eigentlich auch zu Markte wollte, den Tod der Alten und deinen Zuſtand vernahm, da kam mir Mitleiden, und es dünkte mich, ich möchte auch 'mal was thun und zeigen, daß der Hagelhans innen beſſer ſei, als außen ſchön. Daß du ehrlich warſt und aufrichtig, gefiel mir, ſo

habe ich die Leute gern, ſo ſie nöthig, obgleich ich Schelmen- und Lumpenpack nicht fürchte. Hagelhans weiß, wie man mit Pack umgeht, und kennt das Pack. Aber Eins hing am Andern, daß nichts zu machen war, bis endlich das Gut zum Verkaufen ſtand. Das ließ ich nicht gern aus der Familie, hatte ich es einmal, konnte ich machen, was ich gut fand. Das Blitzloch iſt nicht bös, die Glungge iſt aber doch was Anderes; daß die 'mal in meine Hände kommen würde, hätte ich nicht gedacht, das freute mich ſehr, wäre ſie vor Zeiten mein geweſen, wer weiß, wie alles gegangen. Der Lumpenhund, der verſoffene Sohn, wollte mir die Freude verderben, konnte es aber nicht, ich mußte ſie bloß einige tauſend Gulden theurer haben, macht aber nichts."

„Vernahm es beim Wäſſern," ſagte Uli. „Wenn Ihr dem Johannes geſagt hättet, wer Ihr wäret, und daß Ihr es eigentlich, wie es ſcheint, für ihn wollt, hättet Ihr das Geld ſparen können." „Wer ſagt es, daß ich es für ihn will? Mit dem Lumpenhund will ich nichts zu thun haben; bin kein Narr, der, wenn ein Haus brennt, Holz herbeiſchleppt, damit das Feuer nicht ausgehe. Das Gut iſt mein, und fragen wollte ich: willſt mein Pächter ſein einſtweilen, bis mir was Anderes einfällt?" Da waren beide wie aus dem Himmel gefallen, daran hatten ſie nicht gedacht. Hagelhans glich ſo wenig einem Engländer, nicht einmal einem Nenzburger. Vreneli ſchoſſen die Thränen in die Augen, und Uli ſagte endlich: d'Sach wäre ihm wohl recht, und hart halte es beide, hier fortzugehen, aber er ſei zu arm, um ſo was mehr übernehmen zu dürfen, und Bürgen wüßte er ihm keinen zu ſtellen. Dem Bodenbauer, der wie ein Vater an ihm gehandelt habe, ſei er bereits mehr ſchuldig, als er ihm bezahlen könne. Ihn nun noch einmal anſprechen wolle er nicht, die Sache könnte fehlen, dann müßte er ſich ſein Lebtag ein Gewiſſen daraus machen. „Wenn der Bodenbauer vermag, dir Bürge zu ſein, ſo vermag ich vielleicht, dir das Gut ohne

Bürgen zu verpachten, bin ich ja doch ſogar Gevattersmann und habe meiner kleinen Pathin noch gar nichts gegeben, nicht einmal einen Einbund. Ihr werdet mich doch oft ſchmählich herumgeriſſen haben, du und die Baſe," ſagte er zu Breneli und blitzte ihm ſcharf in die Augen. „Nicht einmal," ſagte Breneli. „Ich hatte es vom Anfang ungern, daß man ſo einen fremden unbekannten Menſchen anſprach, dem es wie eine Bettelei vorkommen mußte. Aber ſie wollte es haben, und als alles ging, wie es ging, hatte ſie es ungern, und man ſprach nicht davon." „Und jetzt wegen der Pacht, was meinſt?" „Ach Gott," ſagte Breneli, „was ſoll ich meinen? Mein Lebtag war ich hier, wie mir's um's Herz ſein muß, hier fort zu müſſen, kann man denken. Aber hier zu ſein zwiſchen Leben und Sterben und in beſtändiger Angſt, die Leute müßten an uns verlieren, das iſt ein ängſtlich Leben, welches ich in die Länge nicht aushielte und Uli nicht zumuthen möchte, um am Ende doch auf die Gaſſe zu kommen." „So haſt ein ſchönes Zutrauen zu mir," ſagte der Alte. „Indeſſen, man nimmt es, wie es iſt, bis es beſſer kommt. Einſtweilen habe ich nicht im Sinn, euch auf die Gaſſe zu bringen, und wie man es macht, ſo hat man's. Nach dem, was ich geſehen habe, wirthſchaftet ihr beide nicht übel, jedes an ſeinem Orte, habt ziemliche Ordnung und könnt es vielleicht noch beſſer lernen, denn im Blitzloch ſieht's beſſer aus. Das geht mir einſtweilen über den Zins, beſonders wenn es mich noch ankäme, ſelbſt Glunggenbauer zu werden. Ich könnte Uli zum Hausknecht machen, mag aber nicht. Hausknechte erfaulen gern, verlaſſen ſich auf des Herrn Geldſeckel, und ſcharf giebt die Frau nicht Acht, wie viel Mehl und Butter ſie zu einer Suppe braucht, geht es doch über des Herrn Buckel aus, es giebt ſelten etwas Geſcheidtes aus ſolchen Leuten, beſonders wenn ihr Dienſt lange währt, und Luſt zum Sterben habe ich einſtweilen noch nicht."

„Ihr habt ein ſchlecht Zutrauen zu uns, daß Ihr glaubt,

wir können zu fremder Sache nicht so gut sehen, als zu der eigenen," sagte Vreneli. „Mensch ist Mensch," sagte der Alte. „Aber warum sagst du nicht Vetter?" Vreneli wurde roth und sagte: Kinder, wie es eins sei, wüßten eigentlich nie recht, ob sie Verwandte hätten oder nicht. „Wie sagtest du der Bäurin hier?" fragte barsch Blitzhans. „Base und manchmal Mutter, wie sie auch eine an mir war," sagte Vreneli. „Ho!" sagte Hagelhans, „so ist es dir einstweilen erlaubt, mir Vetter zu sagen, vielleicht, wenn du siehst, wie ich es meine, sagst du mir einmal auch noch Vater. Also in den Schulden bist, dem Bodenbauer bist schuldig? Du weißt, ich habe den Hof sehr theuer sammt Schiff und G'schirr und aller B'satzung. Wie ich mir habe sagen lassen, hat man dich hart gehalten, und doch habest du den Hof verbessert, was mir zu gut kommt. Das mußt dem Alten und dem Jungen nicht für übel nehmen, wer ertrinken will, hält sich an jedem Rohr, denkt nicht, daß es ihm nichts hilft, als daß er das Rohr austreißt. Wer es aber hat und so es macht, der ist ein Hund und ist zu achten als ein Hund. Willst es mit mir probiren, so wollen wir zusammen hinauf zum Bodenbauer, die Sache richtig machen mit ihm, denn er hat seine Arbeit, und ich habe besser Zeit ihm nachzulaufen, als er mir. Ich heiße nicht umsonst Hagelhans, aber schlechter ist doch Mancher am kleinen Finger, als ich am ganzen Leibe. Nicht daß ich mich rühmen will, aber wenn mich schon Alles fürchtet, so hat doch niemand Ursache, mich zu hassen, als vielleicht — —. Doch redet mit einander. Ist's euch anständig, so gehen du und ich diesen Nachmittag zum Bodenbauer, bleiben dort über Nacht und machen die Sache. Wenn Hagelhans was anfängt, so fährt er gern gleich aus bis z'hinterst. Jetzt will ich in die Schreiberei; mach', daß wir was essen können, wenn ich zurückkomme, halte nicht viel auf Warten. B'hüt' euch Gott unterdeß.

Da saßen sie nun, Uli und Vreneli, sahen einander an, wußten nicht, hatten sie ein Gespenst gesehen oder einen guten

Engel. Unerwartet wie ein Hagel vom Himmel war der gräuliche Mann in ihr Leben hineingeplumpſt, aber nicht zerſtörend, ſondern Gaben verheißend. Er war wie eine Geſtalt in der Finſterniß, von der man nicht weiß, iſt ſie Freund oder Feind, die wohl ein Loſungswort giebt, von dem man aber nicht weiß, hat man es richtig gehört, iſt es das rechte oder nicht. „Was ſagſt dazu?“ fragte endlich Uli. „Weiß nicht,“ ſagte Vreneli. „Glauben thue ich, er meine es jetzt gut, aber wie lange das Gutmeinen währt, das weiß ich nicht. Es iſt mir gar wunderlich um ihn herum, bald wohl, bald angſt, bald graut mir vor ihm, bald dünkt mich, ich müſſe ein großes Erbarmen haben mit ihm. Die Baſe ſelig redete immer mit Schrecken von ihm, als wie von einem halben Ungeheuer, und doch glaube ich faſt, die letzten Worte, welche wir nicht verſtehen konnten, haben ihm gegolten, er lag ihr doch im Sinn.“

„Aber glaubſt, es ſei ihm Ernſt, er ſtelle uns nicht etwa Fallen?“ fragte Uli. „Glaube nicht,“ ſagte Vreneli, „daß er an ſo was denkt. Es möchte mir faſt ſcheinen, als ſei er ſo ein alter Menſchenfeind, der wieder das Verlangen nach Menſchen bekommt. Daneben aber ſchadet ſich in Acht nehmen nicht, und daß er zum Bodenbauer begehrt, gefällt mir, es iſt ein Zeichen, daß er uns nicht ſo ungeſinnet zu übernehmen begehrt.“ „Aber,“ ſagte Uli, „ich kann es doch faſt nicht glauben, wir wären ja viel zu glücklich, wenn das ſich jetzt ſo machen ſollte und, wie es ſcheint, viel beſſer, als es früher war, gerade als wir meinten, wir ſeien auf dem Aeußerſten.“ „So geht es mir freilich auch,“ antwortete Vreneli. „Aber das erſte Mal wäre es nicht, daß ſo was geſchieht, daneben kann man immer vorſichtig ſein. Du haſt gehört, wie er ſchon lange was im Kopf gehabt, er ſagte aber nicht was, aber nicht Gelegenheit bis zur Steigerung.“ „Da hätte es bald Streit gegeben,“ ſagte Uli. „Johannes hoffte, es werde ihn niemand abbieten, und hatte, wie man ſagt, einen Käufer an der Hand und die Ausſicht, eine ſchöne Summe zwiſchen auszunehmen.

Als nun Bot um Bot aus der Ecke kam von einem alten Mann, deſſen ſich niemand geachtet, fing Johannes Händel an. Jeder Lump und Stöffel könnte ihm den Hof heraustreiben um Wein oder aus Bosheit. Der alte Hund ſolle ſchweigen, oder er werfe ihn zur Thür hinaus. Der Alte rührte ſich nicht, bot kaltblütig weiter. Johannes wollte ihm auf den Leib, da ſtand der Alte auf, der Hund auch, und der Alte ſagte: „Bübli, laß dich nicht gelüſten, du biſt am Unrechten. Ich bin der Hagelhans im Blitzloch, vielleicht habt ihr auch ſchon von dem gehört. Da kann der Schreiber ſehen, daß ich nicht bloß bieten, ſondern auch zahlen kann, und zwar baar, ſo viel man will und ſo ſchnell man will.“ Er legte vor den Schreiber eine Brieftaſche, und nachdem derſelbe hineingeſehen, ward er höflich und ſagte: ja, ſo ſei es. „Und jetzt,“ fragte Hagelhans und ſtreckte ſeine Glieder, daß er anzuſehen war faſt wie ein alter Thurm aus der Römerzeit, „und jetzt, will mich noch jemand hinausthun oder mir das Bieten wehren?“ Aber niemand hatte Luſt dazu, weit um ihn ſtand niemand mehr. Die Einen hatten von ihm gehört und hielten ihn ſo gleichſam für des Teufels Halbbruder, die Andern erſchreckte der große Mann mit dem knurrenden Hunde. Johannes fluchte alle Zeichen, daß der Teufel den hergebracht, und daß er ihn nicht gekannt. Es ſei eigentlich ein Vetter von der Mutter ſelig her, habe keine Kinder, und wenn er es gewußt, ſo ſolle ihn der Teufel nehmen, den hätte er in's Garn jagen wollen, daß er einen prächtigen Fiſch für ihn abgegeben hätte. Solche Kühe ſeien das luſtigſte Metzgen, ſie fielen gut in's Gewicht, hätten zumeiſt mehr Fett, als man glaube. Es müſſe den Teufel thun, wenn er den Alten nicht um den Finger wickle, ehe die letzte Halbe getrunken ſei. Doch Johannes kannte Hagelhans nicht, mußte das Feld räumen, wenn er ſein Fell ganz erhalten wollte, und natürlich halfen Alle, welchen mit baarem Gelde gedient war, daß dem Alten das Gut baldmöglichſt zuſchlagen wurde. Jetzt wird er gegangen ſein, um Kaufbrief

und Zahlung zu beſorgen.“ „Weißt, was es koſtet?“ fragte Vreneli. „Gräßlich viel Geld,“ ſagte Uli, „ſechzigtauſend Gulden. Kein Chriſt bringt da den Zins vom Gelde heraus, und wer weiß, ob er nicht meint, mit Gutmeinen könne er uns locken, daß wir es um dieſen Zins übernehmen.“ „Zweifle,“ ſagte Vreneli, „er würde, wenn er das wollte, nicht zum Bodenbauer begehren. Und was hülf' es ihm, wenn er uns hineinſprengte, er weiß ja, daß wir nichts haben, begehrt keinen Bürgen, und wo nichts iſt, hat ja ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren. Mich dauert nur der Johannes und ſeine Kinder, daß die um das Gut kommen und für immer. Jetzt iſt kein Pardon mehr für ſie, ſie müſſen herunter bis zum Bettlerbrot. Er hat uns ſchlimm behandelt, aber ich kann mir nicht helfen, ſeine Mutter that mir Gutes, und nichts kann mich mehr erbarmen, als wenn Familien auf dieſe Weiſe zu Grunde gehen. Hundert und vielleicht mehr Jahre geht es, bis vielleicht wieder ein Glied derſelben feſten Fuß faßt, wurzelt, aus dem abgehauenen Stamme ein Sprößling hervorwächst, der wieder ſein Haupt erhebt über das niedere Geſträuch.“ „Und deine Kinder, erbarmen dich die nicht auch?“ fragte Uli, den jetzt eben kein großes Mitgefühl plagte. „Nicht halb ſo viel,“ ſagte Vreneli, „die werden gewöhnt, wie ſie es ihr Lebtag haben können, lernen arbeiten, kommen hoffentlich einſt mit Ehren durch, und wer weiß, was aus ihnen wird, was recht Gutes, ſo Gott will. Was jene an Gut haben, verpraſſen ihnen die Eltern, zu was Beſſerm helfen ſie ihnen nicht. Was meinſt, wer iſt mehr zu bedauern, wenn ſie nichts erben, ihre Kinder oder unſere Kinder?“ Er meine es nicht ſo, ſagte Uli, ſondern er meine, jene Kinder gingen ſie nichts an, die ihren wohl. Böſes wünſchen wolle er ihnen nicht, aber ſagen müſſe man doch, wenn es ungebeißen komme, unverdient ſei es nicht. „Uli, Uli, nicht ſo,“ ſagte Vreneli, „ſind nicht vielleicht auch noch Leute, die ſagen könnten, Gott ſtrafe unſere Kinder um der Eltern willen?“ Uli ſtutzte, gab Vreneli die Hand und ſagte: „Du haſt Recht!

wie ſchnell man doch ſo was vergißt! Umſonſt ſollſt du mich nicht gemahnt haben."

Hagelhans kam zurück, Breneli war mit dem Eſſen noch nicht fertig. „Jetzt iſt das Geſchäft mein, jetzt will ich mir es recht anſehen, da giebt es was zu ſchaffen." Die Sache hätte man in Ehren gehabt, ſo gut man gekonnt, ſagte Uli, dem die Bemerkung in's Fleiſch gegangen war. Aber Joggeli hätte nicht gern Geld ausgegeben für Handwerksleute, er ſelbſt hätte es ſonſt zu brauchen gehabt. Er hätte auch nicht immer alles aufputzen können; wenn man das Meiſte mit fremden Leuten machen müſſe, ſo graue es einem am Ende des Jahres über die vielen Tagelöhne. Daneben ſei das Haus ſo alt nicht, noch währſchaft, mit Wenigem komme man weit. Der Alte ſagte nicht viel darauf, guckte überall herum, und als ſie zum Eſſen kamen, ſagte er Breneli: „Was meinſt du dazu, wenn ich ein neues Haus da baue, eins, das einer hoffährtigen Frau beſſer anſteht, als dieſe alte Hütte?" Breneli meinte, das werde ihm nicht Ernſt ſein, wäre Sünde, denn das hieße das Geld in Bach geworfen, das alte ſei noch hundert Jahre gut. Den Alten hatte der ſeltſame Baugeiſt ergriffen, der unwiderſtehlich faſſen ſoll, wer ſich ihm einmal ergeben hat. Das alte Haus ſchien ihm Reparaturen nicht werth, zu klein, zu unkommod, zu viel Hüttchen aller Art darum herum, ſo übel anzuſehen, ſo unbequem: man müſſe, ſagte er, was zuſammengehöre, unter ein Dach ziehen. Er ſprach als ob morgen der Bau beginnen müßte, daß Breneli endlich ſagte: wenn es an ſeiner Stelle wäre, ſo wollte es ſich einſtweilen damit nicht ſo plagen, ſollten ſie dableiben, ſo wollten ſie ja zufrieden ſein, ſie begehrten es nicht beſſer. Dann dünke ihns, man hätte ihm einſtweilen ſtark genug zu Ader gelaſſen, er ſollte froh ſein, friſch Athem zu faſſen. „Das, Baſe, wenn's erlaubt iſt, dies zu ſagen, verſtehſt du nicht," antwortete Hagelhans. „Kommt Einer 'mal in Zug, dem Geld den Lauf zu laſſen, ſo iſt ihm nicht wohl, bis der letzte Kreuzer durch die Finger iſt. Der

Anfang iſt ſchwer im Sparen und Ausgeben, wenn Hagelhans was anfängt, ſo fährt er bis an's Ende, halbwegs bleibt er nicht. Doch wegem Weg, wenn wir zum Bodenbauer wellen, ſo mach' dich fertig, es iſt Zeit." Er ſei fertig, ſagte Uli, er wolle anſpannen laſſen, wenn er es befehle. „Was anſpannen?" ſagte Hagelhans. „Du wirſt doch nicht Einer von denen ſein, welche meinen, wenn ſie drei Schritte vor das Dach hinausgehen, es gefahren ſein müſſe? Das wäre mir nicht anſtändig." Es ſei wegen ihm, daß er fahren wolle, die Roſſe hätten eben nicht viel zu verſäumen, ſagte Uli. „Meinetwegen braucht es ſich nicht," ſagte Hagelhans. „Ob unſere Beine müde werden vom Fahren oder müde vom Laufen, kommt auf eins heraus, und wenn du nicht zu vornehm biſt, ſo ſchämſt dich nicht und nimmſt mit mir den Weg unter die Füße." Dagegen war nichts zu ſagen.

Kapitel 27.

Die dritte Reiſe zum Bodenbauer.

Uli mußte ſich anſtrengen, Schritt zu halten mit dem Alten, der einher ſchritt wie ein aus einem Hünengrabe erſtandener Recke, dem die Leute aus dem Wege gingen und nachſahen mit Verwundern. Uli dachte im Stillen, beſonders wenn die Rede des Alten heraufquoll wie ferner Donner: eigentlich ſei es kein Wunder, wenn ſeiner Zeit die Mädchen eben nicht ſonderlich durch ihn angezogen worden ſeien wegen ſeiner Liebenswürdigkeit, dazu ſei er doch wohl zu groß und ung'hürig. Sein Thun in frühern Jahren möchte ſeiner Geſtalt entſprochen haben. — Wenn man zuſammen wandert, ſo giebt ein Wort das andere, unvermerkt rutſcht man der Materie zu, von welcher man gern ſpricht, die Alten gern von Jugendzeit und Jugendſtreichen. Uli hörte mit offenem Munde

zu. Er glaubte auch was verrichtet, manchen tüchtigen Streich ausgetheilt zu haben, aber gegen Hagelhans war er bloß ein Kind gewesen. Der hatte Schlägereien gehabt, daß das Blut durch die Straße floß, Schabernack geübt und zwar groben, wo er konnte. Er hatte eine eigene Freude daran gehabt, den lieben Gott zu machen und zu züchtigen und zu plagen mit grober Hand, wen er für schlecht hielt oder wer ihm sonst nicht gefiel, denn es ist Vielen schwer, zwischen beiden zu unterscheiden auf die rechte Weise. Er hatte Geld verklopft, ein Pferd hätte es kaum gezogen, dafür aber auch einen Namen gehabt, mit dem man die Kinder zu Bette jagte, das Wort: „Wart, Hagelhans nimmt dich!" war ein Zauberspruch. Wenn er in einem Wirthshause erschien, so war's, als sei der Kindlifresser gekommen, allgemach schoben die Leute sich zur Thür hinaus, der Wirth räumte so unvermerkt als möglich alles Zerbrechliche weg, und die Stubenmagd tänzelte so graziös als möglich um ihn herum, wie ein Pudelhündchen um einen Löwen, doch wohlweislich immer sechs Schritte ihm vom Leibe. Hans rühmte sich alles dessen eben nicht, er sah zu wohl ein, wie er den Menschen vorkommen mußte, und wie schreckhaft er sich aufgeführt, aber er erzählte doch mit einem gewissen Behagen, ungefähr wie man überstandene Krankheiten erzählt, erlebte Gefahren, Gespenster- oder sonstige Geschichten. So kamen sie an das Ziel ihrer Reise, Uli wußte fast nicht wie. Bodenbauers waren eben am Nachtessen, als die Beiden klopften und auf ein lautes „Herein" in die Stube traten. Als der große Mann mit seinem großen Hunde in die Stube kam, ging es fast wie ehedem in den Wirthshäusern, es erschraken Alle, selbst den Bauer überfloß ein gewisses Erschrecken. Unwillkürlich wurde das naturgemäße Manöver ausgeführt, hinter den Vater, Schild und Schwert der Familie, barg sich Alles. Befangen streckte der Bodenbauer dem Hagelhans die Hand zum Willkommen und sagte: „Ihr seid es, aber ich hätte eher den Kaiser von Rußland bei mir erwartet als Euch;

ſah Euch an die zwanzig Jahre nicht, und es hieß, Ihr ginget nie von Hauſe." „Man ſagt Manches in der Welt," ſagte Hans, „was nicht wahr iſt," bot der Bäurin die Hand, und die ſchlotterte wie ein Mädchen, wenn es die Hand zum erſten Mal einem Jungen geben ſoll. In Hans wachte offenbar der alte Schalk auf und er hatte ſeinen Spaß an dieſem Schreck und Schlottern. Uli machte den Vermittler, ſtellte Hagelhans als den neuen Glunggenbauer vor und ſagte: ſie kämen, um mit Johannes über die Sache zu reden. Die Bodenbäurin wurde ganz bleich, als ſie das hörte. „Nun, auf das Geld habe ich ſo ſtark nicht gerechnet," dachte ſie, „das iſt verloren, und ich will nichts dazu ſagen, aber die armen Leutchen dauern mich, die ſucht doch unſer Herrgott ein Mal um das andere wohl ſtark heim. Erſt das Hagelwetter, jetzt noch Hagelhans als neuer Bauer, der ſchindet ſie lebendig." Auch Johannes konnte ſich ähnlicher Gedanken nicht erwehren, vergaß jedoch die Pflichten der Gaſtfreundſchaft nicht, hieß ſich ſetzen und eſſen. Beſondern Platz zu machen am Tiſche für die Gäſte brauchte er nicht, denn kaum war die Thür frei, ſo war der ganze Haufe verſchwunden, an das Eſſen dachte Keiner mehr. Sie hatten manchmal vom Hagelhans im Blitzloch reden hören als wie von einem gräulichen Kobold und manchmal gewünſcht, wenn ſie ihn doch einmal ſehen könnten, aber nur von weitem. Jetzt hatten ſie ihn geſehen, nur zu nahe. Hagelhans hatte die alte Sünde nie ablegen können, ſich den Leuten als den zu geben, für welchen ſie ihn nahmen, wendete oft größere Mühe an, ſein Gutmeinen zu verbergen, als Heuchler anwenden, gutmeinend zu ſcheinen. Merkwürdig war, wenn er gegen dieſe Sünde kämpfte, bald das Gutmeinen hervorbrach und dann wieder deſto greller die Bosheit, wie wenn am gewitterhaften Himmel bald die Sonne ſcheint, bald die Blitze zucken durch's ſchwarze Gewölke. Er habe die Glungge nicht gern in fremden Händen geſehen, und da er niemand hätte auf der Welt, der nach ihm frage, ſo habe er auch niemanden zu fragen, wenn es ihn ge-

lüſte, einige Kreuzer mehr oder weniger wegzuwerfen, bemerkte er dem Bodenbauer. Er würde gern noch einige Handvoll nachwerfen, wenn er wüßte, was jetzt die alte Glunggenbäurin im Himmel dazu ſage, und was ſie für ein Geſicht mache, daß Hagelhans Glunggenbauer geworden. Nun könne er nicht alsbald aus dem Blitzloch fort, ſondern müſſe einen Pächter haben auf der Glungge. Man ſei halt geſchlagen mit ſolchen, aber der, welchen er gefunden, ſcheine ihm von den weniger ſchlechten zu ſein, und noch dazu ſei er Pathe von einem Kinde des Pächters und ſolle ſogar deſſen Vetter ſein, da müſſe man begreiflich ein Einſehen thun, auf die Gaſſe begehre er die Leute nicht zu bringen. „Uli iſt dir ſchuldig, und du warſt ſein Bürge. Nun wirſt du nicht ferner Luſt haben, die Finger in die Tinte zu ſtoßen, ich habe aber auch nicht Luſt, einen Pächter anzuſtellen, den mir Einer, ſobald es ihm beliebt, auspfänden und bloß machen kann, ich mache dies lieber ſelbſt, wenn es ſein muß. Du haſt den vorigen Akkord machen helfen und jetzt mußt auch unſern machen helfen. Uli, der Vetter, hat das Zutrauen zu dir, weil der vorige ſo gut geweſen, und ich habe nichts dawider. Er ſoll nicht meinen, daß ich ihn übernehmen will. Aber vergeſſen muß man jedenfalls nicht, daß der Hof mich ſechzigtauſend Gulden koſtet, nicht gerechnet, was ich verbauen muß, daneben mag ich es den Leuten gönnen, daß ſie wieder auf kommen." „Du alter Schelm," dachte Johannes, „biſt immer der gleiche Unſtath, aber diesmal fängſt du uns nicht. Ehe wir eintreten, muß ich mit Uli reden." Die Bodenbäurin hatte ſich erholt, erfüllte ihre Pflicht als Wirthin wieder, und als man mit Eſſen fertig war, unterhielt ſie ſich mit Uli. Da ſagte der Bodenbauer zu Uli: „Komm doch geſchwind mit mir in den Stall, während es noch Tag iſt, möchte dir ein Füllen zeigen und fragen, was du meineſt, ob ich es fällen oder zum Hengſt gerathen laſſen ſoll." „Weißt was," ſagte Hagelhans, „ſchick die Frau mit Uli hinaus, er iſt hübſcher als ich, und lieber geht ſie mit ihm in den Stall, als

daß ſie bei mir in der Stube bleibt. Hätte übrigens auch noch ein Wort mit dir zu reden.“ Die Bodenbäurin kriegte einen Kopf ſo roth wie einen Kupferkeſſel, aber eine Antwort wollte ihr nicht kommen.

Draußen erſt brach es ihr los im Halſe, und hageldick flogen ihr die Schimpfwörter aus dem Munde, daß die Kinder ſagten: „Mutter, Mutter, um Gotteswillen, was haſt du, ſo thateſt du nie, mache die Haken auf am Göller, du erſtickſt ja. Herr Jeſes, Herr Jeſes was haſt?“ „Das Ungeheuer, der Unflath, der Utüfel, was er iſt, daß doch einen ſolchen Gottes Erdboden trägt! Ich habe von dem ſchon gehört, als ich ein junges Mädchen war, aber geſehen habe ich ihn nicht. Da war nichts Schlechtes, was man ihm nicht nachredete, der Schlechteſte war er, der je in einer Menſchenhaut über die Erde lief. Den ſchönſten Mädchen lief er immer nach, und wenn ſie nichts von ihm wollten, verfolgte er ſie ſchrecklich, ſie waren ihres Lebens nicht ſicher vor ihm. So machte er es der Glunggenbäurin, noch viel ſchlechter ſoll er es deiner Frauen Mutter gemacht haben. Man erzählte Sachen, ich darf ſie nicht denken, geſchweige ausſprechen. Er quälte ſein Lebtag alle Menſchen, der Teufel und Hagelhans ſind wie Brüder, wer beſſer ſei, weiß man nicht. Und jetzt muß der Unflath mir noch ins Haus kommen, mich beſchimpfen, und wir ſollen helfen euch ihm in's Netz jagen und unglücklich machen. Nein, beim Hagel, der Uteufel muß doch auch erfahren, was man auf ihm hält, und daß man ihn kennt, und daß nicht alle Leute ſich vor ihm fürchten, und daß er nicht machen kann bis zu allerletzt, was er will, der Unflath, der Uteufel! Daß ihr mir aber auch nicht d's'Herrgotts ſeied, mit dem alten Unflath euch einzulaſſen, ſonſt halte ich mein Lebtag nichts mehr auf euch. Wir haben, wenn es ſein muß, für euch zu arbeiten und zu eſſen. Was er an der Mutter nicht alles ausüben konnte, das wird er mit der Tochter treiben wollen, das Unthier!“ So begehrte die Bodenbäurin draußen vor dem Hauſe

auf, daß man mit keinem Hämmerlein hätte dazwischen kommen können und es Uli ganz angſt wurde, daß er nicht hineinging, bis es dämmerte und Johannes mit ſeinem Gaſte herauskam. „Wie habt ihr das Füllen gefunden?“ fragte Hagelhans, und der Spott zuckte ihm in jeder Runzel. „Geht und ſeht ſelbſt, Ihr verſteht euch beſſer darauf als ich,“ ſchnellte die Bäurin und fuhr in's Haus, als ob ſie auf einem Hexenbeſen ſäße, der Reſt ihr nach bis an Uli, der nicht wußte, ſollte er auch gehen oder ſollte er bleiben.

„Kannſt es ihm jetzt ſagen,“ ſagte Hagelhans zum Bodenbauer. „Uli,“ ſagte der Bodenbauer, „wir haben einen Akkord abgeredet, ich ſoll ihn ausfertigen laſſen, wenn du damit zufrieden biſt, ich denke aber ja, ich hätte ihn nicht beſſer erdenken können, wenn ich ſchon gewollt hätte. Du bekommſt den Hof auf zehn Jahre, die gleichen Zugaben, brauchſt hundert Thaler weniger Zins zu zahlen und kannſt einen Zins immer verzinſen, wenn du das Geld zum Betrieb brauchſt. Auszurichten haſt du nichts, als den Bauer zu ſpeiſen, wenn er da iſt, und will er das Stöcklein beziehen, welches er ſich vorbehalten, ſo macht ſich dies dann beſonders. Das iſt die Hauptſache, damit, denke ich, kannſt du wohl zufrieden ſein.“ Uli wußte nicht, was er ſagen ſollte, war das, was er hörte, ein Glück oder eine Mäuſefalle. Endlich fragte er: „Und mit den Schulden, wie iſt dies?“ „Der neue Bauer übernimmt ſie,“ ſagte der Bodenbauer. „Ich wollte ſie zuerſt nicht abtreten, aber als er es nicht anders haben wollte, machte ich es mit ihm, daß er ſie die erſten fünf Jahre nicht abſagen darf, bis dahin wirſt du dich hoffentlich erholen können.“ Da Uli mit der Sache immer noch that wie mit einem vortrefflichen Biſſen, mit dem man aber den Mund zu verbrennen fürchtet und ihn daher erſt von allen Seiten anbläſt, ſo ſagte der Alte, der den Handel wohl merkte, und dem der Spott im ganzen Geſichte herumfuhr wie ein Schwärmer durch's Gras: „Wenn du nicht weißt, was du willſt, ſo beſinne dich,

gehe das Land auf, das Land ab bei jedem Babi z'Rath, dann sage ab oder zu, wenn ich noch lebe! Gute Nacht!" Uli mußte mit, da sie in einer Stube schliefen, konnte es aber lange nicht zum Schlafen bringen. So hatte es aber auch der Bodenbauer. Der Bodenbauer war den berüchtigten Gardinenpredigten ganz entwöhnt. Mann und Frau lebten so einig, verstanden sich so gut, daß ein Blick, ein Wort genügte, sich zu verständigen. Aber wohl, diesen Abend brach eine los, daß der Mann lange seinen Ohren nicht traute, nicht wußte, kam sie wirklich von seinem Weibe oder von einem bösen Geiste.

„Mit einem solchen Uteufel und Unthier machst du gemeine Sache," brach es bei der Frau los, „um zu deinen paar Batzen zu kommen und die armen Leute um alles zu bringen, nicht bloß um das Geld. Das wird die Leute wundern, wenn sie vernehmen, was der Bodenbauer, vor dem sie so lange Respekt gehabt, für Einer sei, und lange Zeit werden sie nicht wissen, ist er zu einem Esel gerathen oder zu einem Schelm und ungetreuen Manne. Mich selbst nimmt es wunder, für welchen von beiden man in Zukunft ihn halten solle." Das ist so gleichsam der Text, über welchen die Bodenbäurin predigte. Die Predigt war viel länger und bündiger. Endlich konnte der Bodenbauer sagen: „Frau, du giebst dir viel zu viel Mühe, die Sache ist anders, ganz d's Gegentheil!" Potz Himmeltürk, bisher war der Bodenbauer im einfachen Pelotonsfeuer gewesen, jetzt kam er unter Vierundzwanzigpfünder. Wer 'mal dabei gewesen ist, wenn die trachten, der weiß, was d'rein reden hilft. Endlich sagte der Bodenbauer, als es ihm schien, die Munition sei am Ausgehen: „Du thust wie ein trunkenes Fraueli, weiß gar nicht, was dich ankommt. Habe dich nie so gesehen, als sechs Wochen nach der Hochzeit, da du einmal eifersüchtig wurdest auf deine eigene Großmutter. Wenn du ausgeredet hast, so sag's. Ein Wörtlein möchte ich doch endlich auch dazu sagen." Aber es surrte lange noch bei

der Bodenbäurin, ehe ſie ſagte: „Nun ſo rede, es würde mich doch wunder nehmen, was du dazu zu ſagen haſt.“ Der Bodenbauer ſetzte der Frau die günſtigen Bedingungen der Pacht auseinander und fragte: ob da böſer Wille ſein könne. „Du Tropf,“ ſagte die Frau, „daß du das nicht einſiehſt, das iſt gerade ſo wie beim Teufel, er verſpricht alles, um nichts als nur arme Seelen in ſeine Klauen zu kriegen.“ „Du haſt Unrecht, Frau,“ ſagte der Bodenbauer. „Der Mann hat ſich in meine Hand gegeben und mir Sachen geſagt und aufgetragen, daß ich weiß, woran ich mit ihm bin, und daß vielleicht nicht Viele umherlaufen, welche bräver ſind, als der verrufene Hagelhans, und daß Uli ein glücklicherer Mann werden kann als bald Einer.“ „Was hat er dir denn geſagt?“ fragte die Bodenbäurin. „Ich mußte ihm verſprechen, es niemanden zu ſagen, bis er es mir erlaube,“ ſagte der Bodenbauer. „Ho, wie doch wirſt du es ſagen können,“ ſagte die Bodenbäurin. „Darf nicht,“ ſagte der Bodenbauer, „er hat noch extra geſagt, dir ſolle ich es nicht ſagen, und ich habe es ihm in die Hand verſprechen müſſen.“ Doch Himmel, wie ging da das Zeug friſch auf, und wer 'mal ſelbſt ſolchen Theſpectakel erlebt hat, kann ſich den Gang des Stückes denken und wie manchen Aufzug es gab. Doch vielleicht iſt ſelbſt den Erfahrenſten das Ende überraſchend. Der Bodenbauer hielt ſein Wort, was er verſprochen hatte, nicht zu ſagen, das ſagte er nicht. Das iſt ſelten!

Es mag der Welt unglaublich, ja unnatürlich ſcheinen, und doch iſt es ganz einfach und naturgemäß. Der Bodenbauer hatte ſeiner Frau keine eigenen Geheimniſſe zu verſchweigen, darum konnte er fremde bewahren. Wer aber eigene Geheimniſſe hat, ſucht gern mit dem Ausplaudern fremder Geheimniſſe die ſeinen zu verdecken, die Weiber abzulenken. Wir wollen offen ſein und geſtehen, der Schluß befriedigte die Bodenbäurin durchaus nicht. Die Bodenbäurin verarbeitete eine ſchlafloſe Nacht, nicht eigentlich wegen der Neugierde,

ſondern, wie ſie ſagte, daß der Mann ſie ſo wenig liebe, ihr ſo wenig traue, daß er nach fünfundzwanzig Jahren ihr nicht ſagen möge, was ihm geſagt worden ſei. Als es endlich gegen Morgen ging, kam es ihr, denn ſie war vernünftig wie ſelten Eine, Verſprechen ſei eigentlich Verſprechen, und Ausnahmen ſeien Ausnahmen und Löcher in's Verſprechen, und wo 'mal ein Loch ſei, ſei die Sache nicht mehr ganz. Ihr Mann hatte dem Hagelhans was verſprochen, er habe aber auch ihr verſprochen Treue und ſonſt noch viel. Sie begehre, daß er ihr halte, und ſie glaube, er habe es gethan, warum ſolle ſie ihn verführen, daß er jemand Anderes nicht halte. Genau genommen ſei das ſchlecht von ihr, und wenn er ihr abfalle, ſo geſchehe es ihr ganz recht, dem Einen recht, dem Andern billig. Es that der Bäurin ſehr leid, daß es ſo lange gegangen war, ehe ſie dies begriff, und als am Morgen der Mann erwachte, da bat ſie ihn dringlich, daß er ihr doch nicht zürne. Da hätte er es bei einem Haar geſagt, denn er war noch ſchlaftrunken, und die unerwartete Liebe war faſt wie ein engliſcher Zopfenzieher, welcher alles öffnet. Zu rechter Zeit noch erwiſchte er das entſpringende Wort beim Bein und ſagte bloß: „Zähle darauf, die Sache kommt gut, mache Uli guten Muth, und einſt werden die Leute das Maul offen vergeſſen und nicht Babi ſagen können vor lauter Verwundern.“

Am Morgen wußte die Bodenbäurin nicht recht, wie ſie mit Hagelhans umgehen ſolle. Hagelhans ſchlug ihr ſeine großen Augen in's Geſicht, ſo gleichſam als ein Blaſenpflaſter, welches wieder herausziehen konnte, was nicht d'rin ſein ſollte. Die Bäurin merkte gleich, was das ſein ſolle, und ſagte: „Habt nicht Kummer, ich habe einen wüſten Mann, eigentlich ſind alle wüſt, aber meiner vor allen, ſagt mir nichts, als was er gern will. Nun, ich bin auch nicht halb ſo neugierig, es wäre mir ein Leid, wenn ich alles wiſſen müßte, was mich nichts angeht. Es giebt dagegen Sachen, welche man gern wüßte, und wo dies wohl zu verzeihen iſt. Wenn man z. B.

jemanden für gutmeinend halten ſoll, den man für einen Unflath gehalten, ſo wär einem ein „Warum“ doch vielleicht erlaubt.“

„Auf ein „Warum“ von der Frau paßt nichts beſſer als ein „Darum“ vom Mann. Das iſt der wahre Mannsbrauch,“ ſagte Hagelhans. „Wie weit kam Mancher mit ſolchen Bräuchen?“ antwortete die Bodenbäurin mit ſanfter Stimme, aber dem bekannten Weiberblick, welchen ſie an die Worte heften, welche zünden ſollen, gleichwie das berühmte griechiſche Feuer ehedem auch mit Pfeilen geſchoſſen wurde. Da that der Hagelhans ſeine Augen wieder weit auf und ſagte: „Habe er es dir nun geſagt oder nicht geſagt, ſo bedenke, daß, wenn ein Wort von dem geſchwatzt wird, was ich ihm geſagt, aus allem nichts wird, du aber dein Lebtag reuig wirſt, ſo wahr ich Hagelhans heiße. Jetzt mache was du willſt.“ Die Weiber haben zuweilen ein eigen Geſchick zu treffen auf's Gerathewohl, daß man meinen ſollte, ſie kennten das Ziel und hätten ſcharf gezielt, und iſt doch all nichts. Die Bodenbäurin betheuerte umſonſt, ſie wüßte wahrhaftig nichts, Hans traute nur halb. „Mach' was du willſt,“ ſagte er, „aber zähl' darauf, was ich geſagt, das halte ich.“ Der Bodenbauer, der jetzt mit Uli das Füllen beſehen hatte und mit ihm in die Stube kam, machte dem Geſpräch ein Ende.

Hagelhans preſſirte mit dem Aufbruch, die Sach' ſei gemacht, G'ſchwätz trag' nichts ab, die Zeit, welche vorbei ſei, ſei vorbei und nicht mehr zu gebrauchen, ſagte er. Er nahm Uli mit fort, trennte ſich aber bald darauf von ihm und marſchirte dem Blitzloch zu. Wann er wiederkomme, wiſſe er nicht, ſagte er, ſie ſollten alle Tage ſeiner gewärtig ſein.

Uli ging heim, als wäre er trunken. Alſo war er wieder Pächter auf der Glungge und unter Bedingungen, wo es ihm faſt nicht fehlen konnte, und doch wußte er nicht, ſollte er ſich freuen oder nicht, es war ihm etwas Dunkles im Hintergrunde, vom dem er nicht wußte, war es gut oder bös. Bald kam

ihm ſogar der Johannes verdächtig vor, der erſt ſo bedächtig gethan und dann ſo ſtark eingeredet, und am Morgen ſogar die Frau, es war gleichſam, als hätten ſie kalt und warm aus einem Munde geblaſen. Mit großer Spannung harrte ſeiner Vreneli, lief ihm weit entgegen, als es ihn von fern ſah. „Und du bangſt noch," ſagte es, als es alles vernommen, „biſt du ſo mißtrauiſch geworden? Haſt den Glauben ſo gutmüthig auf jeden faulen Steck abgeſtellt, und jetzt iſt dir kein Stein gut genug dafür. Sieh, Bodenbauers ſollten wir aus ihren Werken erkennen, wegen einiger Thaler verkaufen die uns nicht, Vetter Hagelhans iſt zu alt, um Bosheit mit uns zu treiben, und ſonſt etwas wäre an uns nicht zu gewinnen. Glaube mir, das iſt ein Anderer als Joggeli. Hagelhans kann einen Menſchen todtſchlagen, aber den Wurm zertritt er nicht. Warum er es ſo gut meint, weiß ich nicht, aber gut meinen thut er es, dafür wollte ich meine Hand in's Feuer halten. Die wildeſten Menſchen kommt es manchmal an wie Heimweh, wenn ſie alt werden. Sie hätten niemanden, klagen ſie, und ſuchen jemanden, der Antheil an ihnen nimmt, und dem ſie zeigen können, daß ſie doch noch Menſchen ſind. Vielleicht daß es Hagelhans auch ſo kam. Dazu ſind wir nicht ganz fremd, ſondern verwandt, freilich nur entfernt, aber böſe haben wir ihn nie gemacht, und er iſt Vreneli's Pathe. So habe ich alles Vertrauen, und wenn er kommt, will ich zu ihm ſehen, als ob er mein Vater wäre. Mag kommen, was da will, ſo iſt die Pacht gut, und zehn Jahre, denk', da läßt ſich was machen, und daß die Sache recht gemacht wird, darauf kannſt du zählen, der Bodenbauer iſt lauter wie Gold. Was meinſt, ſoll ich tücheln heut Abend und Nidle ſtoßen recht dick? Lange haben wir nichts Gutes gehabt, und das iſt ein kleines Mählchen werth. Ei wie werden die Kinder ſich freuen, wenn ſie wiſſen, daß wir da bleiben, die Butter riechen auf dem Feuer und die Nidle ſtoßen ſehen. Möchte ja ſelbſt ſpringen und jauchzen wie ein Kind, weiß gar nicht, wie leicht

es mir um's Herz iſt.“ So jubelte Vreneli kindlich, und große Freude war auf der Glungge ſelben Abend.

Kapitel 28.

Wie die Welt im Argen bleibt und gebeſſerten Menſchen es gut geht mitten in der argen Welt.

Als die Leute vernahmen, daß Uli friſch gepachtet und gut, und welche Freude darüber geweſen ſei auf der Glungge, da wunderten ſie ſich ſehr. Anfangs hatten ſie Mitleid gehabt mit Uli und gedacht, der wüſte Mann werde ihn handlich plagen, er könne ſie übel erbarmen, verdient hätte er es nicht, wenn er ſchon einige Zeit von dem Krant, welches nichts koſte, man nenne es Hochmuth, wohl viel gehabt. Als ſie nun aber vernahmen, daß es umgekehrt gegangen, Uli beſſer z'weg ſei als vorher, ja daß Hagelhans gar noch Vetter ſei und Pathe von einem Kinde, da hielten ſie alles für ein abgeredet Spiel, um Joggeli's Kinder und Kindeskinder zu verſtoßen. Ob es ſo ſei oder nicht, unterſuchte man begreiflich nicht, ſondern man hielt es einfach für grimmig ſchlecht. So viel Gutes hätten ſie dort genoſſen, und die Alte ihnen mehr gethan als den eigenen Kindern, und jetzt es ihnen ſo machen, wo ſie in der Noth ſeien, das ſei über das Bohnenlied. Da könne man wieder ſehen, wie ſchlecht die Welt werde, und daß gar keine Religion mehr ſei, ehedem hätte ſich der ſchlechteſte Hund geſchämt, ſo was zu machen. Als man nun gar ſah, wie Hagelhans oft auf die Glungge kam, und wie da eine Einigkeit war, die Kinder dem Alten nachliefen, der Alte kein Geld ſparte zu allerlei dem Hofe vortheilhaften Arbeiten, Uli Geld hatte und ſeinen Viehſtand ordnete, wie er ihm am vortheilhafteſten war, da ward es den Leuten gar zu kraus. Sie rührten im Moder der Vergangenheit, rührten halbverweste Bruchſtücke herauf aus

der Vergangenheit, ſetzten daraus grauſame Geſchichten zuſammen, daß einem die Haare zu Berge ſtanden, und flochten daraus Verhältniſſe, alte und neue, zwiſchen Hagelhans und Vreneli, an denen niemand hätte Freude haben ſollen als höchſtens der Teufel. Und doch hatten gar viele Leute Freude daran und unter Andern auch die, welche ſo bitter klagten, wie die Welt immer ſchlimmer werde. Am bitterſten mißgönnten begreiflich Eliſi und Trinette Vreneli ſein ſogenanntes Glück, d. h. daß ſie die Pacht wieder hatten und da im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod eſſen durften. Hätten ſie gearbeitet und geſchwitzt gehabt wie Uli und ſeine Frau, ſie würden den Hof noch eigenthümlich beſeſſen haben und nicht bloß das Recht, ihn zu bearbeiten, aber ſo weit denken ſolche Weiber nicht. Je weniger ſie taugen, je tiefer ſie in ſelbſtverſchuldetes Elend ſinken, deſto giftiger nagen in ihrem Herzen Neid und Rache, Haß und Zorn, das ſind die Schlangen, welche ſchon hienieden die Herzen zu Höllen machen, während ſie Tempel des Friedens Gottes, der über allen Verſtand geht, ſein könnten. Sobald Eliſi das Geklatſch der Leute zu Ohren bekommen, machte ſie ſich auf die Füße, um Vreneli alles, was ſie wußte, in die Naſe zu reiben. Eliſi hatte begreiflich den Verſtand nicht zu begreifen, daß durch Hagelhanſes Dazwiſchenkunft ihr einige tauſend Gulden zu gut kamen, ſondern bloß den Sinn, Vreneli ſo weh als möglich zu thun, weil Vreneli auf der Glungge bleiben konnte und Eliſi nicht. Doch, wie es geht in der Welt, die Sache ging ganz umgekehrt, als Eliſi gedacht. Vreneli war von früh an gewohnt, Eliſi zu ertragen, alle ihre Tücken und Bosheiten mit Gelaſſenheit geſchehen zu laſſen, ohne ſich viel darum zu kümmern. Freilich hatte es Vreneli viel gekoſtet, ehe es zu dieſer Gelaſſenheit gekommen war. So lange Eliſi im Glück war, mußte Vreneli von Zeit zu Zeit neu anſetzen, dieſelbe ſich zu bewahren; nun da Eliſi im Unglück war, ward es Vreneli leicht, in Geduld anzunehmen, was Eliſi that und ſagte, und je ärger ſie es trieb, deſto größer war ſein Erbarmen mit

der unglücklichen Person. Wer drinnen sei wie Elisi, der Mann mit dem Schelmen davon, der größte Theil des Vermögens d'rauf, einen Rudel Kinder ohne Zucht und Hoffnung, sei geschlagen genug, sagte es. Wenn man Verstand habe und Gottvertrauen und den Leuten lieb sei, so mache sich alles, man habe Trost in Gott, Hülfe von guten Leuten und Hoffnung auf die Zukunft. Aber wo weder Verstand noch Liebe, weder Religion noch Kraft sei, da sei der Mensch geschlagen und ohne Hoffnung weder für die Erde, noch für den Himmel. Und wenn der Mensch noch so bosthaft, neidisch, zänkisch sei, dann mache er sich zu allem Andern noch ein schwer Leiden selbst, dazu alle Leute bös, daß er das Schlimmste gewärtigen müsse von ihnen.

Das ist eben die Weise der edlern Naturen, daß das Unglück ihnen die Personen heiliget, wie widerwärtig sie an sich auch sein mögen, so wie den Muhamedanern die Wahnsinnigen heilig sind. Umgekehrt haben es die gemeinen Naturen, für das Edle haben sie keinen Sinn, ist's im Glanze, kriechen sie vor ihm im Staube und lecken ihm die Füße, ist's im Unglanz, werfen sie es mit Koth, treten sie es mit Füßen. Vide Weltgeschichte bis auf die allerneueste Zeit. Vreneli dachte bei Elisi immer: „Vater, vergieb ihr, sie weiß nicht, was sie thut." Was Vreneli schmerzte, war das Benehmen der Leute überhaupt. Mißgunst trat überall zu Tage, und diese erzeugte das heillosesste Streben, für edles Handeln schlechte Gründe zu ergrübeln. Das ist eine heillose Weise, die, wenn sie dem Thun nichts anhaben kann, demselben einen schlechten Sinn unterschiebt. Diese Weise vergiftet das Leben der edelsten Menschen, zerstört Erfolge, lähmt Alle, welche über das Urtheil der Menge sich nicht erheben können. Vreneli war sich so klar bewußt, jedermann Glück zu gönnen, mit beiden Händen und ganzem Gemüthe bereit zu sein, Anderer Glück zu fördern und ihr Unglück zu wenden, und hatte davon so manchen Beweis geleistet, daß es ihm wirklich wehe that, diesen Sinn der Welt

in all seiner Bitterkeit erfahren zu müssen. Indessen will es Gott so, und es ist gut so, das sind die kühlen frostigen Frühlingswinde, welche den zu raschen und zu üppigen Aufwuchs der Pflanzen, welcher denselben so gefährlich ist, hemmen. Dieses Sumsen und Reden soll den Christen demüthig bewahren, daß er sein Glück nicht als ein verdientes betrachtet, sondern als einen Segen Gottes. Um Gotteswillen soll er nach seinen Fehlern und Flecken spähen, sie ausreißen und ausreiben mit schonungsloser Hand, und gälte es das rechte Auge und wäre es die rechte Hand, an welcher das Aergerniß klebte, damit die Menge nicht sage, Gott theile seinen Segen blindlings aus, sei darin den Großen der Erde gleich, welche sehr oft ihre Gnaden an die Unwürdigsten verschwenden. Um Gotteswillen soll er sich als einen Verwalter der Gaben Gottes betrachten und treu sein, soll durch Güte und Milde versöhnen, soll feurige Kohlen sammeln auf der Feinde Häupter, soll zeigen, wie der Christ das Sprüchwort: „Es giebt keine Scheere, die schärfer schiert, als wenn der Bettler zum Bauern wird," Lügen strafet. Der Christ wird nie hochmüthig, schämt sich nie derer, welche früher seinesgleichen waren, verläugnet sie nicht, um so greller, je mehr er fürchtet, man möchte seiner Herkunft gedenken und die frühern Genossen ihm verwerfen, im Gegentheil, um so mehr Erbarmen hat er mit denen, deren Schmerzen er aus eigener Erfahrung kennt, und um so brüderlicher hält er Herz und Hand offen, je tiefer er fühlt, daß Gott ihn zu einem Werkzeuge erwählet und den wahren Lohn ihm nach der Treue zumißt, mit welcher er in seinem Amte steht.

Wären nun die Emporkömmlinge Christen auf diese Weise, demüthig statt hochmüthig, mild statt hart, dann würden sie nicht bloß die Menschen versöhnen mit sich, sondern es würde auch Mancher denken: „An dem habe ich mich versündigt, habe Schlechtes von ihm geredet, ihn nicht bloß verurtheilet, sondern leichtfertig und unverhört ihn verdammt, und mit welchem Maaße ihr messet, mit diesem soll euch wieder gemessen werden,

heißt es ja. Ein ander Mal werde ich anders sein, mich nicht ärgern an Gottes Güte, die er über Andere ausgießt, dem Cain gleich, mich nicht versündigen an Andern durch ein liebloses Verdammen, um nicht selbst verdammt zu werden."

Vreneli suchte diese Versöhnung, und zwar nachhaltig und standhaft. Es meinte nicht, daß wenn es einmal einer armen Frau ihr Säcklein gefüllt, mit einer Andern freundlich gesprochen habe, nun alles gut sein solle, alle Mäuler umgewandelt, nun nichts mehr als Lob und Preis allenthalben. Für's Schlechte schlägt die öffentliche Meinung plötzlich um, von einer Stunde zur andern, macht Purzelbäume, die schrecklich sind, in's Gute aber wandelt sie sich langsam um, und wenn man meint, jetzt sei alles wieder gut, so reibt Einer die alten Flecken wieder auf, macht neu den Verdacht, und lange geht es wieder, bis Achtung und Vertrauen sich wiederum eingestellt. Was Vreneli seine Langmuth erleichterte, war der Friede und das Behagen, welche sich bei ihnen eingestellt. Uli war ein Anderer geworden. Den alten heitern Sinn und die emsige Rührigkeit hatte er wieder, verband sie aber mit Ruhe und Besonnenheit. Da war keine Aengstlichkeit mehr, kein Jappen und Hasten, er meinte nicht, daß heute alles gemacht sein müßte, als ob morgen kein Tag mehr sei, zog dem Himmel keine schiefen Gesichter mehr, wenn es nicht regnen wollte, wenn Regen Uli passend dünkte. Er hatte in sich die Ergebung gewonnen, welche es nimmt, wie Gott es giebt, welche macht, was sie kann, aber nie meint, dieses oder jenes müsse so und nicht anders gehen, müsse erzwungen sein. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß, wo der Herr nicht das Haus behütet, umsonst die Bauleute arbeiten, wie wenig früh aufstehen und spät niedergehen und sein Brod mit Sorgen essen helfen, wenn der Herr nicht dabei ist mit seinem Segen. Zum Innern kam dann auch das Aeußere, welches allein aber nie die Ruhe giebt ohne innern Grund. Er konnte sich wieder helfen mit dem Gelde. Fluth und Ebbe wechselten nicht so, daß alles was eingegangen wie-

der abſtoß, es blieb wieder etwas zurück, ſetzte ſich ſo gleichſam feſtes Land an, auf welches er mit immer größerer Sicherheit ſeinen Fuß ſtellen konnte. Es ſchien, als ob der Hof erſetzen welle, was Uli eingebüßt, als ob er vergelten wolle, was Uli an ihm that.

Zudem half Hagelhans, der immer öfter da war, mit gar Manchem nach, faſt unvermerkt. Es thut einem Hof bald dies bald jenes noth oder thäte ihm wohl, aber niemand will es machen. Der Pächter ſcheut die Ausgabe oder denkt, wenn er von der Pacht müſſe, entſchädige ihn niemand. Der Beſitzer denkt, ich kriege gleichviel Pachtzins, ſei das gemacht oder nicht gemacht, ſchiebt die Arbeit auch von einem Jahr zum andern Jahr oder ſchlägt ſie gar ab. Es giebt keine Form eines Pachtakkordes in der ganzen Welt, wo ſolche Nachtheile, die erſt der Pächter leidet, welche aber ſpäter auf den Beſitzer zurückfallen, vermieden werden können. Von Joggeli hatte Uli gar nichts mehr erhalten können, er ſelbſt hatte es je länger, je weniger vermocht, jetzt griff Hagelhans mit beiden Händen zu, daß es Uli manchmal graute und er ſagte: es dünke ihn, mit dem könne man noch warten bis das andere Jahr, es ſei ſchon ſo viel geſchehen, und zu viel möchte er ihm doch nicht zumuthen. „Wenn ich es zahle, was geht es dich an?“ fragte Hagelhans. „Warum auf ein anderes Jahr verſparen, wozu jetzt Geld und Wille da ſind?“ Das waren zwei ſchlagende Gründe, gegen welche nicht viel zu ſagen war. Nur am Hauſe ſelbſt wollte er nicht repariren, nur das Nöthigſte in den Ställen und an den Jauchebehältern. Was man an die alte Hütte wende, ſei verloren, ſagte er. Er hatte immer feſter einen Neubau im Kopfe, hier aber ſtieß er auf Vreneli's Willen, welches nichts weniger als dieſem geneigt war. Vreneli hatte eine große Gewalt über den Alten, es herrſchte zwiſchen ihnen die Traulichkeit, wo Vreneli's ganzes Weſen in Ernſt und Scherz ſeine Macht üben konnte. Es ſuchte ihm das Bauen auszureden, und als das nicht möglich war, doch Zeit zu ge-

winnen. Die Gründe, wie lieb ihm das alte Haus sei, wie es in einem neuen sich nicht zu geberden wüßte, wie es sich für einen Pächter nicht schicke, in einem solchen Hause zu wohnen, und ihm viel Kosten nach sich ziehe, ließ er nicht gelten. Hingegen leuchtete ihm das ein, daß, wenn man zu rasch baue, man schlecht baue, und daß allemal das Land das Bauen entgelten müsse, denn während man baue, richte man sein Augenmerk auf den Bau, brauche den Zug für das Bauen, und gröblich werde das Land vernachlässigt. Es wäre daher zehnmal besser, man setze erst das Gut recht in Stand und führe nach und nach in müßigen Zeiten das nöthige Material herbei, so komme man vor und nach mit allem zurecht, Keines schade dem Andern, und der Pächter laufe nicht Gefahr, sich und seinen Zug zu Grunde zu richten. Es müsse sagen, es würde ihm Kummer machen für Uli, wenn er wieder so in ein Gewirre hineingestoßen würde. Derselbe habe gar ein ängstlich Gemüth, wenn man ihm schon jetzt nichts anmerke, so könnte es doch leicht ihm wieder kommen, wenn man ihn in Versuchung führe, ehe er so recht erstarket sei.

Der Alte war seit Jahren nicht gewohnt, daß jemand ihm widersprach, was er wollte, das wurde ausgeführt und um so unerbittlicher, wenn er sah, daß jemand ein schief Gesicht dazu machte; das hatte sein Gesinde oft erfahren. Der fremde Wille von Vreneli würgte ihn im Halse wie ungewohnte seltsame Kost, und doch würgte er ihn hinunter mit manch' seltsamem Gesicht und ergab sich darein, aber nicht, wie Joggeli es gethan hatte, unter Knurren und Murren und beständigem Widerstreben, sondern als er ihn endlich hinunter hatte, sagte er: „Nun, dir zu Gefallen, daß du es nur weißt. Aber darauf zähle ich dann auch, daß, wenn ich finde, der Hof habe seinen Theil und die Sache sei beisammen, du kein Wort mehr sagst. Hasse nichts mehr, als das beständige Wiederkauen." Vreneli zögerte noch, seine Hand in die dargebotene zu schlagen und das Versprechen abzulegen, denn das alte Haus war ihm an's

Herz gewachſen, aber da that Hagelhans ſeine großen Augen auf, und Breneli ſchlug ein. Ueber einen andern Punkt kamen ſie dagegen nie zum Einſchlagen, da war beſtändiger Streit, doch nie ein feindſeliger. Hagelhans haßte den Johannes, aber mehr noch Eliſi, wenn er ſie ſah, ward es ihm wie Andern, wenn ſie Mäuſe oder Kröten ſehen. Johannes ließ ſich auf der Glungge nicht mehr ſehen, ſeiner Väter Gut hatte er den Rücken gewendet auf immer. Eliſi hingegen hatte es wie die Katzen, welche nicht an den Perſonen, ſondern an den Häuſern hängen ſollen, ſie konnte nicht von der Glungge laſſen. Obgleich einige Stunden davon entfernt, erſchien ſie doch alle Augenblicke auf derſelben als wie vom Himmel herab, geberdete ſich daſelbſt als des Hauſes Tochter und behandelte Breneli auf die alte Weiſe, als ob daſſelbe um Gotteswillen da ſei, ſagte ihm das Unverſchämteſte und forderte von ihm, was ihr beliebte. Man wußte nicht recht, war es Dummheit, war es Bosheit, war es eingefleiſchter Hochmuth oder war es die Art von Anhänglichkeit, die ſich bloß durch Kratzen, Beißen, Klemmen zu äußern vermag. Breneli ertrug dieſes mit klarem Gemüthe, wie die Eiche die Fledermaus, welche in ihr niſtet, der Berg den Moraſt, der an ſeinen Fuß ſich ſchmiegt. Hingegen Hagelhans vermochte das nicht, gern hätte er ſie, gleich einer Made im Käs, mit dem Fuße zertreten. Er befahl Breneli, mit Eliſi abzubrechen, ſie einmal vom Hofe wegzujagen wie einen Hund, daß ſie das Wiederkommen bleiben laſſe, das Menſch wolle er nicht mehr antreffen. Es könnte ihn ankommen, er ſtecke ihm Eine, daß es mehr als genug daran hätte für immer. Aber Breneli wollte das nicht. Der Baſe Kind jage es nicht vom Hofe weg. Lieb ſei ihm Eliſi nicht und werde es nicht, aber ſie erbarme ihns, an allem ſei ſie nicht ſchuld und ſollte jetzt nirgends mehr ſein in der Welt. Die Baſe drehte ſich noch im Grabe um, wenn ſie wüßte, wie es ihren Kindern erginge. „So drehe ſie ſich meinethalben," ſagte Hagelhans, „aber das Menſch läſſeſt du mir nicht mehr in's

Haus und jagst es mit dem Besen vom Hofe, das thust.“ „Und das thue ich nicht,“ antwortete Vreneli. „Und das thust du,“ sagte Hagelhans, und seine Augen glühten lichter und wurden rund wie Pfingräder. „Und das thue ich nicht,“ sagte Vreneli, und seine Augen wurden rund und flammten, „und das thue ich nicht, und risset Ihr mir den Kopf vom Halse; recht ist recht, und schlecht ist schlecht, und da hat mir niemand etwas zu befehlen, als mein Gewissen und Gott.“ So hatte zu Hans noch niemand gesprochen. Erstaunt sah er die glühende Frau an, sagte endlich: „Sollte ich wohl vor dir mich fürchten müssen?“ ging, sagte von Stunde an nichts mehr von Elisi, aber wo er Vreneli einen Wunsch anmerkte, ward er erfüllt.

Es klopfte einmal an einem recht wüsten windigen Regentage, wo Vreneli die Küchenthür zugemacht hatte, damit der Wind ihm nicht in's Feuer komme, an der Thür. Vreneli öffnete, draußen stand seine Freundin, welcher es zu Gevatter gestanden, pudelnaß mit einem eben so pudelnassen Kinde auf den Armen. „Mein Gott, bist du es,“ sagte Vreneli, „bei solchem Wetter, was denkst doch, daß du heute zur Thür ausgehst, und noch dazu mit einem Kinde!“ Nun begann die Frau sich weitläufig zu entschuldigen, daß sie nicht früher gekommen, aber bei gutem Wetter habe sie Arbeit gehabt und diese nicht versäumen wollen. Vreneli dachte dazwischen: ihns zu mahnen an das Gutjahr hätte es nicht gebraucht, es sei ihm leid, daß die Freundin so unverschämt geworden, aber die Armuth werde dies machen. Aber, fuhr die Frau fort, sie hätte nicht länger warten wollen, ihm zu danken, es hätte sonst glauben können, es sei ihr nichts daran gelegen, und doch könne sie nicht sagen, wie schrecklich es sie gefreut, daß es so an sie gedacht, sie hätte einen ganzen Tag das Wasser in den Augen gehabt. „Weiß nichts,“ sagte Vreneli, „was meinst?“ „Vexire nicht,“ sagte die Frau, „du oder der Bauer, wird ja auf eins herauskommen, haben uns ja Bescheid machen lassen, es sei hier eine Behausung leer; wenn wir keine

hätten oder noch nicht zugesagt, so sollten wir kommen, sie sei gut, wohlfeil und das ganze Jahr Arbeit. Ich kann dir nicht sagen, wie das mich freute, daß du an mich dachtest, und daß ich in Zukunft doch auch jemanden haben soll, dem ich klagen darf, was mich drückt, und Rath holen, wenn ich nicht mehr weiß wo ein und aus." „Daran bin ich wahrhaftig unschuldig," sagte Vreneli, „weiß kein Wort davon." „Verschäm' dich dessen nicht," sagte die Frau, „sonst dauert es mich. Für einen Narren gehalten wird mich doch niemand haben," setzte sie erschrocken hinzu, „das wäre doch schlecht, mein Gott!" „Habe nicht Kummer, sagte Vreneli, „und wäre es so, so läßt sich aus Spaß Ernst machen. Aber mir fällt ein, was es sein könnte. Ich erzählte einmal unserm Bauer von dir, wie du mich erbarmet, wie ich gedacht, wenn es zu machen wäre, so möchte ich dich in die Nähe, dein Mann sei gut zur Arbeit, und eine vertraute Person käme mir in hundert Fällen so kommod. Jetzt ist ein Häuschen, welches der Bauer zu vermiethen hat, leer, was gilt's, er hat d'rau gedacht, was ich ihm gesagt, und er ist's, der dir Bescheid gemacht hat."

„Ist's noch ein Junger?" fragte die Frau. „Fragst wegen mir oder fragst wegen dir?" fragte Vreneli mit einer Miene, von welcher man nicht recht wußte, ob Zorn oder Spott in ihr stak. Die Frau erschrak und wußte nicht, was sie sagen sollte. „Sieh," sagte Vreneli, „das macht mich am bösesten, daß, wenn ein Mensch thut, was recht ist, Andern zu lieb zu leben sucht, so sucht man gleich was Schlechtes dahinter und fast ohne daß man es weiß. Es ist ein alter Mann, ein Bölimann, ein Kindlifresser von außen, hat aber ein gutes Herz, und wenn er 'mal weiß, daß man treu ist und es gut mit ihm meint, so thut er einem zu Gefallen, was er kann und mag. Er ist darin ganz das Gegentheil vom frühern Bauer. Doch das kannst am besten selbst erfahren. Er ist da, dort drüben im Stock, gehe hin und mach's mit ihm ab." Vreneli zeigte der Frau den Weg zum Bauer, „unterdessen mache ich dein Kind trocken und lege es in's Bett." Die Frau wollte nicht

gern gehen, meinte dies, meinte das, aber Mutter Vreneli konnte auch befehlen, besonders wenn ein wunder Fleck berührt worden war. Es ging nicht lange, so kam die Frau wieder daher mit langen Schritten, platzte fast zur Thür herein und schrie: „Wenn ich geschwollen werde am ganzen Leibe, so bist du schuld, mein Lebtag habe ich noch kein Ungeheuer gesehen als heute, es zittern mir alle Glieder.“ Hagelhans war wahrscheinlich im Negligé gewesen, hatte einen langen Bart gehabt und die Stimme tief unten heraufgenommen, als er den kurzen Bescheid gegeben, sie solle die Sache mit Vreneli machen, wie es sie mache, sei es ihm recht, daneben machen, daß sie fortkomme, sie sei eine Stürme. Das habe ihr doch noch niemand gesagt, und das habe er in einem Ton gesagt, daß es gerade gemacht, als ob es donnere. Es sei ihr gewesen, als zittere der Boden unter ihren Füßen, sie hätte gemacht, daß sie fortgekommen, und ihr sei immer gewesen, als sei hinter ihr eine Hand, fasse sie am Hals und wolle ihn umdrehen. „Und was dünkte dich,“ fragte Vreneli boshaft, „ist's ein Junger oder ein Alter?“ „Verzeih mir Gott meine Sünde,“ sagte die Frau. „Ich bin eine arme Sünderin, aber die schlechteste doch nicht, aber wenn ich den sehe, wäre es mir immer, der Leibhaftige wäre da und wolle mich nehmen.“ Vreneli hatte Mühe, die gute Frau zu beruhigen und sie zu bewegen, das Anerbieten anzunehmen. Wer weiß, wenn ihr die Behausung nicht so anständig gewesen, die Bedingungen nicht so eingeleuchtet hätten und Vreneli nicht so lieb, ob sie sich hätte bewegen lassen, so hatte der Alte ihr das Herz wackeln gemacht. Sie freute sich endlich doch der Sache, ging reich beschenkt weg. Aber sobald sie Vreneli nicht mehr sah, kam ihr die Angst wieder, sie lief, als ob der Leibhaftige ihr auf der Ferse sei.

Vreneli war äußerst dankbar für des Vetters zuvorkommende Güte. Einer vertrauten Person bedurfte es. Eine solche Person bildet die Brücke, welche die Meisterfrau mit der ihr untergeordneten oder sie umgebenden Welt verbindet, so wie der König mit sämmtlichem Gesindel in Zusammenhang steht

durch seinen Justiz- und Polizeiminister. Nun kommt es immer darauf an, daß der König genau die Beschaffenheit der Brücke kenne. Zwischen einer faulen und einer soliden ist bekanntlich ein bedenklicher Unterschied. Mit Bedauern bemerkte es freilich, wie weit, wenn auch die Herzen eins bleiben, die Wogen des Lebens die Menschen in ihren Anschauungen des Lebens auseinander tragen können. Die Einen werden in Niederungen abgesetzt, wo sie keinen freien Blick haben, sondern nur anschauen und auffassen, was die Fluthen an ihnen vorüberführen, während Andere auf Hügel getragen werden, wo sie weite Umschau haben, schauen können, was sie wollen, und ein sicher Urtheil sich bilden in dem Vergleichen des Vielerlei über jedes Einzelne. Oft geschieht es, daß dabei die Herzen auseinander gerissen werden, oft bleiben sie in Liebe eins, wenn die Treue über dem Dünkel steht, das Gefühl über der Meinung. Vreneli fühlte mit Schmerz diese Verschiedenheit des Standpunktes, doch tröstete ihns das Bewußtsein der Ueberlegenheit, welche es von je auf die Freundin geübt. Die wolle es anders machen, dachte es, die müsse es lernen, wie es gute Leute gebe, welche das Gute wollen und das Rechte üben, weil sie es lieben, und nicht aus Hinterlist und als Deckmantel der Sünde.

Zum Vetter ging es hinüber, um ihm zu danken für seine Güte. Dieser fragte nach Uli, er habe ihn heute nicht gesehen und möchte mit ihm reden. Er sei fort, sagte Vreneli, wahrscheinlich komme er heute wieder, doch wisse es es nicht bestimmt. „Wo ist er hin?“ fragte Hazelhans, „ist doch heute kein Markt hier herum.“ „Darf es Euch, Vetter, fast nicht sagen,“ antwortete Vreneli. „So laß es bleiben,“ sagte der Vetter. „Werde gleichwohl schlafen können.“ „Vetter, es ist nichts Böses,“ sagte Vreneli. „Damit Ihr nicht böse werdet, kann ich es Euch wohl sagen, jetzt, da die Sache abgethan sein wird. Vorher wollten wir nichts davon sagen, dieweil, je mehr man von solchen Dingen redet, man um so weniger sie thut, von wegen all den „Wenn“ und „Aber“, welche dazwischen gesprochen werden.“

„Schon lange drückte uns was, und besonders Uli. Ihr wißt, wie er einen Prozeß gewonnen, der im Grunde ungerecht war, und was das Mannli ihm gesagt. Wir durften nie nach ihm fragen, wie es ihm ging, und Uli ging immer mit Angst auf einen Markt hier herum, und nur, wenn es sein mußte, er mußte immer fürchten, dem Manne zu begegnen. Er sagte oft, er wollte fast lieber einen Stich in den Leib, als das Mannli vor's Gesicht. Was hätte es uns geholfen, wenn wir seine Armuth vernommen, während wir nicht helfen konnten, wir fürchteten nur noch unglücklicher zu werden. Jetzt geht es uns Gottlob wieder gut, wir haben Geld mehr als wir brauchen, aber keine rechte Freude daran gehabt. Es drückte uns immer das Gefühl, es sei ungerechtes Geld, und zwar so lange, als jemand unschuldig durch uns um seine Sache gebracht worden. Nun wißt Ihr, wie letzthin Uli so viel Geld aus dem Lewat gelöst. Als er es versorgte, sagte er mir: „Was meinst, wenn ich es probirte und abmachte mit dem Mannli?" Das war ein Wort wie aus dem Himmel, was ich sagte, könnt Ihr denken. Aber wir wurden räthig, es im Stillen zu machen, niemanden davon zu reden. Vor der Welt sind wir es nicht schuldig, darum hätten die Einen uns ausgelacht, Andere abgerathen, und die Dritten wären böse darüber geworden." „Meinst mich?" meinte der Alte und machte Vreneli die bekannten Augen. „Werdet nicht böse, Vetter," sagte Vreneli, „heute, wo Ihr mir eine so große Freude gemacht, möchte ich das nicht auf mein Gewissen laden. Aber wenn Ihr mich fragt, so muß ich ja sagen dazu, ja, an Euch haben wir gedacht. Nicht daß wir glaubten, Ihr seiet unter Allen der Wüsteste, wir haben das Gegentheil erfahren, aber Euch sind wir noch Geld schuldig, freilich ist's nicht fällig, aber Schuld ist Schuld. Wir meinten, es müßte Euch ärgern, wenn wir unser Geld brauchten für etwas, was wir nicht gesetzlich schuldig sind, und unbezahlt ließen rechtmäßige Schulden. Ihr hattet das Recht zu sagen, wir sollten zuerst bezahlen, was wir von Gottes- und Rechtswegen schuldig seien, dann, wenn

dies geſchehen, konnten wir mit unſerm Gelde machen, was wir wollten. Aber wir dachten, es könnte uns, ehe dieſes möglich ſei, ſo viel dazwiſchen kommen, dann blieben unſere Gewiſſen immer beladen, oder wir könnten unſern Sinn ändern, was ſo gern geſchieht, wenn man Gutes aufſchiebt, denn es ſcheint dann von Tag zu Tag ſchwerer, bis es unmöglich ſcheint und man es zu vergeſſen ſucht, wie ich ſchon oft erfahren, dann bliebe unſere Schuld vor Gott, und vielleicht bete der unglückliche Mann Tag und Nacht gegen uns vor Gott, und wenn das einmal weg ſei, hätten wir um ſo frohern Muth, größern Segen, könnten um ſo leichter auch Euch bezahlen, was Ihr ſo gutthätig uns vorgeſtreckt. Darum wollten wir vorher niemanden was ſagen. Uli hielt es hart zu gehen, einen ſchweren Tag hat er heute zu beſtehen. Er erwartete, der Mann werde ihm wüſt ſagen, ſtatt zu danken, und das iſt ungut zu ertragen, wenn man es gut meint. Aber darauf kommt es nicht an, wie er thut, d'Sach' iſt die gleiche, und etwas iſt ihm auch zu verzeihen, denn viel zu leiden darunter hatte er allweg. Anders, als daß er ſelbſt gehe, wußten wir es nicht zu machen. Zudem glaubte Uli, es gehöre auch dazu, daß er ſage: ich habe gefehlt, verzeih mir."

„So, meinſt das gehöre zur Sache?" ſagte Hagelhans in ſeltſamem Tone. „Seid doch ja nicht böſe," ſagte Breneli, „es wäre mir ſo leid, und ſchlimm wäre zu ſein dabei, wenn man auf der einen Seite bös macht, was man auf der andern gut machen möchte. Glaubt nur, wir wollen ſchaffen früh und ſpät, zu kurz ſollt Ihr nicht kommen, und was ich Euch an den Augen abſehen kann, will ich thun und Euch auf den Händen tragen, ſo gut es mir möglich iſt, aber zürnet nicht und ſeid nicht böſe." „So, willſt das?" ſagte Hagelhans, „und meinſt, man ſolle ſagen, ich habe gefehlt, verzeih mir? Kannſt vielleicht noch Recht haben, wenn es von dem Herzen iſt, ſo iſt es um eine Bürde leichter. So höre, ich will dir auch was ſagen. Ich habe auch gefehlt, und du biſt's, die

mir verzeihen muß. Ich habe gegen deine Mutter gröblich gefehlt und ſie in's Unglück geſtürzt. Sie trieben es zwar auch arg mit mir, die Alte von dier hielt mich zum Beſten. Als ich meinte, ich hätte die Sache mit ihr richtig, ließ ſie ſich mit Joggeli verkünden. Einige Jahre ſpäter trieb es deine Mutter noch ärger, meinte, ich ſei eigentlich nichts als ein Tanzbär, der tanzen müſſe, wie ſie geige. Ich hatte es mit ihr mehr als richtig, aber das Schätzeln mit Andern konnte ſie nicht laſſen, hatte um ſo größere Freude, je wüſter ich that. Ich mußte glauben, ich ſolle nur der Deckmantel ſein, ſie nehme mich den Eltern und meinem Gelde zu lieb. Der Mann könne ich ſein, aber daß ſie dann meinetwegen meine, ſie müſſe alle Andern haſſen, das nicht. So dumm, als man ihn hielt, war aber Hagelhans nicht, war, wenn man ihn böſe machte, ein Utüfel, und was er vernahm, ging an's Leben, war das Aergſte, welches zu erſinnen war. Als ich des Spiels endlich ſatt war, trieb ich deiner Mutter ihre Leichtfertigkeit fürchterlich ein, ſtellte ihr Fallen, ſprengte ſie hinein, gab ſie der öffentlichen Schande preis. Als dein Vater galt ein hübſcher aber liederlicher Burſche, der um Geld that, was man wollte, und ſo lange die Rache in mir friſch war, und das war ſie manches Jahr, redete ich es mir ſelbſt ein und glaubte daran, dann trieb ich alles aus meinem Kopf, bis der Rath der Alten, mich zum Pathen zu nehmen, alles auffriſchte, ſie wußte wahrſcheinlich am allerbeſten den Zuſammenhang der Dinge, glaubte, was deiner Mutter niemand geglaubt, wenn ſie es auch geſagt hätte, was ſie aber nicht that, denn ſie war ein wildes trotziges Mädchen, und das war, warum ſie mir ſo wohl gefiel, warum ich ſo lange ſie nie vergeſſen konnte im bitterſten Haſſe, in welchen die Liebe ſich verwandelt hatte. Was die Alte dir ſagen wollte, war ſicher mein Name, an mich wollte ſie dich weiſen, wollte dir ſagen, ich ſei dein Vater. Gut war es, daß du ſie damals nicht verſtandeſt, jetzt glaube ich es ſelbſt auch und gern, Vreneli, du ſeieſt meine Tochter, und will es dir auch bekennen. Magſt es nun ſein oder nicht ſein, ich habe

den Glauben, hier macht die Liebe die Sache aus, und die habe ich, mein Hund hat sie auch, und der irrt sich nicht. Für meine Tochter will ich dich halten mein Lebenlang, und Vater sollst mir sagen. Bin ich auch ein struber, will ich doch ein guter sein, darauf zähle."

Den Eindruck, welchen diese Worte auf Vreneli machten, kann man sich denken. Daran hatte es wirklich nicht gedacht, obschon es große Liebe zum Alten hatte und großes Erbarmen mit ihm. Es empfand sein gutes Herz und begriff, daß ihm früher, weil man nur sein ungeschlacht Wesen beachtet, arg mitgespielt sein mochte. Es freute ihns von ganzem Herzen, an ihm gut machen zu können, was die Base und Andere an ihm gesündigt, ihn wiederum zu versöhnen mit den Menschen. Nachdem es seinen Empfindungen den Lauf gelassen, endlich den ersten Eindruck verwürget hatte, sagte es: „Aber Vater, Eins, wir wollen es niemanden sagen." Da fuhr Hagelhans auf, daß selbst der Hund erschrak und winselnd eine Ecke suchte: „So, schämst du dich meiner?" „Nein, Vater, s nein," sagte Vreneli. „Aber hört mich an, bis ich fertig bin, wie ich es meine. Uli und ich haben erst eine große Krankheit überstanden, kommen langsam vorwärts, wir möchten das plötzliche Reichwerden nicht vertragen, könnten uns nicht darein finden. Laßt uns die Freude, nach und nach aufzukommen durch eigene Kräfte. Ein schöner Anfang ist gemacht, ich zweifle nicht am Fortgange, nehmt die Zinsen, ist's nöthig, könnt Ihr uns nachhelfen. Uli's Leben ist die Arbeit, was würden die Leute dazu sagen, wenn er fürder arbeiten wollte wie ein Knecht, was würden sie überhaupt für einen Lärm und Geschrei anfangen. Wir möchten thun, wie wir wollten, wäre es nicht recht. Lebten wir sparsam, so würden sie schreien, ließen wir es rutschen, würden sie wieder schreien. Niemanden könnten wir es treffen, und vielleicht würden wir wirklich das Rechte auch nicht treffen. Sind wir in einigen Jahren in guten Stand gekommen, so lernen wir auch so nach und nach mit dem Gelde ohne Aengst-

lichkeit umgehen. Wenn dann ſpäter noch mehr dazu kommt, iſt der Sprung nicht ſo groß, die Leute gönnen es uns beſſer, und wir ſchicken uns beſſer dazu. Ich fürchte wirklich, Uli würde irre, wenn er ſo auf einmal vernehmen würde, ich ſei Eure Tochter, das Geld käme ihm wieder in den Kopf. Jetzt hat er nun ſo eben rechte Freude daran, überläßt Gott, was kommt, und was kommt, darf er brauchen."

„Dein Mann ſoll es alſo auch nicht wiſſen?" grollte Hagelhans, und ſeine Augen brannten. „Eben meine ich nein, und zwar wegen mir meine ich es. Zürnen müßt Ihr mir nicht, Vater. Wir kamen zuſammen und hatten beide nichts, Keins dem Andern was vorzuhalten, was wir hatten, verdienten wir, was ſein war, war mein, das Meine ſein, wir hatten beide daran geſchafft. Beim Armwerden, beim Reichwerden hatte Keins dem Andern etwas vorzuwerfen, und wenn ſchon Uli hier oder dort eine Schuld trug, ſo hatte ich meine Fehler auch. Jetzt geht es vorwärts mit uns, beide haben wir gleiche Freude, gleichen Theil daran. Werde ich auf einmal zu Euer reichen Tochter, zu der Ihr mich machen wollt, ſo hat das ein Ende, und wer weiß, und eben da traue ich mir nicht, ob ich nicht dächte, das Vermögen käme von mir, ſtolz würde und Uli es fühlen ließe, oder ob Uli nicht mißtrauiſch würde und meinte, weil ich jetzt reich ſei, ſo ſei ich treulos, daß ich ihn genommen, und verachte ihn. Wo dieſer Wurm ſich eingräbt, da ſind Friede und Liebe hin. So lange Uli nichts davon weiß, muß ich mich halten für das alte, arme Vreneli, und nach ein paar Jahren, wenn wir ſelbſt warm ſitzen, macht es dann ſchon weniger aus. Der Sprung iſt nicht ſo groß, wir ſind beide vernünftiger geworden, und wenn er weiß, daß ich bereits die Probe beſtanden, ſo wird er mir nicht mißtrauiſch und hinterſtellig. Darum, Vater, ſoll er einſtweilen nichts wiſſen und die Sache beim Alten bleiben. Es iſt uns ſo wohl jetzt, ſo wie Fiſchlein im Waſſer. Warum ändern?" „Magſt was Recht haben," ſagte Hagelhans. „Lieber wäre es mir, die Sache wäre offen und abgethan. Auf alle Fälle, es mag geben, was

es will, so ist gesorgt, der Bodenbauer weiß davon, hat das Nöthige bei sich. Ich habe Respekt vor dir, du bist aber auch die Erste, vor der ich ihn habe. Aber blau Blitz, was wärest du für ein Hagelweib geworden, wenn du z'Bösem gerathen! Seltsam, daß die Alte hier dich so gut und tüchtig erziehen mußte, während ihr die eigenen Kinder so arg mißriethen, daß sie dem Hagelhans sein Meitschi zu einer solchen Frau machen mußte, dem Joggeli seine Kinder aber zu solchen Taugenichtsen. Nun, sei das, wie es wolle, so habe ich Ursache, ihr zu danken, und will ihr verzeihen, was sie an mir gethan. Und wer weiß, ob sie nicht an mich dachte, als sie dich erzog, und dachte, ich werde ihr einst verzeihen, wenn ich lasse, was sie hintendrein für dich gethan, und wer weiß — doch zu hart nachsinnen hilft nichts, danken wir Gott, daß es jetzt so ist."

Das brauchte Hagelhans seinem Vreneli nicht zu sagen, sein Herz war Jubels voll. So lange hatte es niemanden gehabt auf der Welt, jetzt auf einmal einen Vater! Es hatte nicht gewußt, wie Schweres es sich aufgab, als es den Vater bat, einstweilen ihr Verhältniß zu verheimlichen. Es ist schwer, es zu bergen, wenn das Herz voll Jammer ist, aber unendlich schwerer noch ist das Bergen, wenn das Herz voll Freude ist. Wäre Uli nicht selbst voll Freude heimgekehrt, Vreneli hätte sich verrathen, nun aber nahm er Vreneli's Freude für innigen Antheil an seiner Freude. Er hatte nämlich das Mannli glücklich gefunden, und zwar in großer Noth, wie er gefürchtet. Anfangs hatte derselbe große Augen gemacht, als Uli vor ihm stand, und dessen Frau, als sie vernommen, wer er sei, hatte die Schleusen ihrer Galle aufgezogen und Uli mit Schmähreden überfluthet, daß er fast den Athem verlor, geschweige daß er zur Rede gekommen wäre. Indessen alles Irdische hält nicht ewig aus, selbst der Athem eines zornigen Weibes nicht, endlich konnte Uli sagen, warum er da sei. Anfangs sah man ihn an, als ob er Hörner habe am Kopf, denn so was war seit Langem nicht erhört worden in Israel. Als man aber lauter verständliche Worte hörte, die blanken Thaler sah, welche

er auspackte, klaren, lautern Ernſt ſah im Handel, da fehlte wenig, ſie hätten ihn für einen Engel angeſehen und hätten ihn angebetet. Er kam ihnen eben in die bitterſte Verlegenheit hinein, ſie waren hinausgedrängt auf die äußerſte Spitze, hinter ſich eine Wand, vor ſich einen Schlund, und jetzt kam Einer und ſchlug eine ſilberne Brücke, ſie mußten ihn für einen Engel halten. Es machte Uli unendlich glücklich, als er ihr freudiges Erſtaunen ſah, ihr unausſprechlich Glück. Mit den reichſten Segnungen beladen kehrte er heim und ward nicht müde, Vreneli zu verſichern, wie er erſt jetzt mit rechter Freudigkeit arbeiten wolle und den Glauben habe, es werde ihnen gut gehen, bei ihnen und ihren Kindern werde Gottes Segen bleiben, ſie hätten ihm angewünſcht, ſein Lebtag habe er es nie ſo gehört, es käme ihm noch jetzt das Waſſer in die Augen, wenn er daran denke, und den Glauben habe er, daß frommer Segen von Gott erhöret, von ſeiner Hand reich und gütig verwaltet werde zu Heil und Frommen der Geſegneten.

Uli wurde durch ſeinen Glauben nicht getäuſcht. Der Herr war mit ihm, und alles gerieth ihm wohl, ſeine Familie und ſeine Saat. Offen blieben ihm Herz und Hand, und je offener ſie waren, deſto mehr ſegnete ihn Gott. Hagelhans blieb mitten unter ihnen, als Vater geliebt, aber nicht als Vater bekannt. Vreneli hatte die größte Mühe, ſeiner Güte Schranken zu ſetzen, ihn zu bewegen, ihre Kräfte durch ſeine Freigebigkeit nicht zu lähmen. Es naht der feſtgeſetzte Zeitpunkt, wo Hagelhans ſagen will, wer er iſt, wo Uli aus einem wohlhabenden Pächter ein reicher Bauer werden ſoll. Vreneli ſieht der Sache mit Bangen entgegen, es bebt vor der neuen Prüfung, ob ſie wohl beide darin beſtehen werden, fragt es oft ſein Gewiſſen. Wir glauben, ſie werden es. Der Gott, der ihnen durch ſo manche Noth, über ſo manchen hohen Stein geholfen, wird ihre Füße halten, wenn ſie einmal auch wandeln ſollen auf gebneten Wegen durch ein reiches Gelände.

Druck von Brandt & Schultze in Berlin, Roſtſtraße 8.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Vierter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Käthi, die Großmutter

oder

der wahre Weg durch jede Noth.

Erſtes Kapitel.

Von einem Gewitter, welches ſchönen Flachs in die Erde ſchlägt, dagegen aus der Erde gute Leute.

Wer dabei geweſen wäre, als die Erde die Berge gebar, als die ungeheuren Kinder der Erde Schooß ſich entwanden, die nackt geboren aus glühendem Schooße, erſtarrten in der kalten Luft, welche über der Erde lag; wer dabei geweſen wäre, als lauere Lüfte kamen, die kalten Kinder aufthauten in warmer Sonne, ihr eiſig Gewand zu Waſſer ward, die Waſſer aus den Bergen brachen, Rinnen riſſen, Gründe gruben, Thäler ſchufen, die Schweiz ein ungeheurer Waſſerfall ward — deſſen Mund wäre verſtummt im Schauen der Allmacht, ſeine Sinne wären erloſchen, ſeine Seele ein ewig Gebet geworden.

Wer in tiefem Bergesthale, Bergwände ringsum, über ihnen weiße Häupter, die gen Himmel ſtarren, eine enge Rinne der einzige Ausgang, es erlebt hat, daß warme Winde über die weißen Häupter kamen, an die ſteilen Wände ſchwarze Wolken ſich legten, Gottes Hand die ſchwarzen Wolken ſo preßte, daß ſie Blitze ſprühten, ihr donnernder Weheruf die Erde erſchütterte, ihre Thränen über die Seiten der Berge rannen, zu Fluthen wurden, welche zu Thale donnerten; wer ſo ſtand im engen Bergesſchlund, wenn auch des Lebens ſicher, von Blitzen umzuckt, alle Bergwände ein Waſſerfall, das Thal

ein schäumender Wasserkessel, verhallt im Donner der Wasser der Donner des Himmels, dessen Seele hat sich wohl in Demuth gebeugt. Zum Gebete ward sein Bangen, es dämmerte ihm die Ahnung, wie die Erde die Berge geboren, wie Welten erzeugt worden sind. Wer ganz hinten im Schächenthale, im Lande Uri, im Boden, „im Ausch" genannt, vor sich die steile Palmwand, zu beiden Seiten himmelhohe Berge, Wasserfälle an jeder Wand, den 22. August gestanden wäre, der hätte erlebt, was oben angedeutet worden, über den wäre ein Beben gekommen, wie das Beben des Todes. Gebet wäre sein Zittern geworden, auf die Knie wäre er gesunken und hätte seine Seele vor dem Allmächtigen gebeugt in unaussprechlicher Demuth.

Wer nun aber auf einem runden Hügel steht in üppigem Grün, schöne Häuser sieht in den Thalgründen und an den Bergwänden prächtige Bäume, ein lieblich, reich Gelände, dem wird es schwer, an den Graus und Kampf zu denken, in welchem diese lieblichen Thäler und Hügel geboren oder gebildet wurden; und zwingt er sich, daran zu denken, so beugt er sich vor der Allmacht Gottes, die nicht bloß im Schaffen der Welten, im Aufruhr der Elemente sich kündet, die am größten ist im stillen lieblichen Schaffen, im Wandel einer wilden Wüste zum freundlichen Garten.

Wer auf einem der freundlichen Hügel des Emmenthales steht, die ersten schwellenden Gedanken überwunden hat, das Einzelne in's Auge faßt, der wird in einem schmalen Thale, welches die Emme sich gerissen hat, über welchem zu beiden Seiten eine Reihe fruchtbarer Hügel, die Dörfer trägt und das reichste Gelände, ein klein Häuschen sehen, aus Holz erbaut, mit Stroh gedeckt. Das Häuschen liegt gar lieblich in grünem Grunde, und gar Manchem, der die Hütte sah und dem der Welt Getümmel zur Plage geworden ist, wünschte seufzend, dorthin sich retten zu können, aus der Welt Getümmel in die stille Ruhe des freundlichen Häuschens. Wen dieser

Wunsch bewogen hätte, das Häuschen in der Nähe zu sehen, dem verging der Wunsch sicherlich nicht. Das Häuschen ist freilich alt, die meisten der kleinen Scheiben in den kleinen Fenstern sind blind, aber reinlich ist alles um's ganze Häuschen her, und in jedem Winkel, an jeder Seite hat es ein klein Bänklein und vor dem Hause ist ein Gärtlein. Freilich ist der Zaun zerfallen, aber drinnen sieht es doch niedlich aus. Es ist nicht Kraut und Unkraut darin, sondern kein Unkraut, und statt dessen Nelken und Rosen, nebst einigen andern lieblichen Blümchen. Und über das Gärtlein weg sieht man die gewaltigen Berner Berge so kühn und ehrenfest, auf der Erde die gewaltigen Füße, halb im Himmel die ehrwürdigen weißen Häupter. Wer auf das Bänklein vor dem Häuschen sich setzt, hat eine schöne Matte vor Augen, sittig und still fließt zu seinen Füßen ein Bach, aus dessen klarem Wasser Forellen nach Mücken springen. Auf dem Bänklein hinter dem Häuschen wäre es für manches Gemüth schöner noch. In tieferm Grunde zieht ein Streifen Land sich hin, eine ländliche Speisekammer, bepflanzt mit Flachs, Bohnen, Kartoffeln, auch Rüben, Möhren und Kohl hätte man bei genauerm Nachsehen gefunden. Das Land stößt an ein Gebüsch, und aus dem Gebüsche steigt ein herrlicher Vogelgesang, denn es ist der befiederten Sänger Lieblingsaufenthalt, sogar die in der Schweiz so seltene Nachtigall soll hier sich hören lassen. Hinter dem Gebüsche rauscht tief und einförmig der Baß zum lustigen Gezwitscher, es ist die wilde Emme, welche das Thal gegraben hat, und welche es von Zeit zu Zeit dem Menschen in's Gedächtniß ruft, daß sie des Thales Mutter sei, und zwar eine gewaltige und zornige.

Wer den 12. Brachmonat 1845 des Nachmittags diese Hütte besichtigt hätte, hätte hinter dem Häuschen im Kartoffelstück auch des Häuschens Bewohner gesehen, deren viere waren, eine alte Frau, ein Bub zwischen vier und fünf Jahren, und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes.

Die alte Mutter stand in den Kartoffeln und hackte darin das Unkraut aus; sie war ärmlich aber sauber gekleidet, sie hatte Runzeln im Gesichte, aber auch zwischen den Runzeln war sie sauber. Glatt war des Knaben Gesicht und von Natur schön roth und weiß, aber man merkte es fast nicht, denn nicht so sauber war es als der Großmutter Gesicht. Aber daran war diese nicht schuld, denn wenn sie es ihm alle Viertelstunden abgewaschen hätte, so hätte sie allemal viel abzuwaschen gefunden. Es war ein hübscher Bub mit weißem Krauselhaar, der aber wohl viel Recht bei der alten Frau, seiner Großmutter, hatte, daher auch des Glaubens war, er könne mit seinen Händen anrühren, was er wolle, und dann mit den Händen fahren, wohin und worein er wolle, natürlich also auch in das eigene Gesicht. Kostbar war er nicht gekleidet, etwas besser als Eva ihre Buben gekleidet haben wird, jedoch hätte man ihm durchaus nicht angesehen, wie schwunghaft jetzt das Schneiderhandwerk betrieben wird. Er schnitzte an Schindeln zu einem Hühnerbauer und wollte alle Augenblicke von der Großmutter wissen, ob der Bauer groß genug würde, um ausgebrütete Hühnchen zu beherbergen. Unterdessen weideten traulich und friedlich das schwarze und das weiße Huhn in ihrer Nähe, besonders um die alte Frau herum, da sie dort in der aufgehackten Erde das beste Futter fanden. Zuweilen jedoch trat das eine oder das andere zum Buben und blinzte mit schiefem Kopfe dessen Treiben an. Eben dahin schaute auch sehr oft das alte Mütterchen mit sichtbarem Wohlbehagen, ohne die Hacke ruhen zu lassen deswegen. Sie konnte die Hände rühren und die Augen brauchen zu gleicher Zeit, was gar manche junge Dirne nicht kann. Ja es war allemal, wenn ihre Augen zurückkehrten vom Jungen zu den Händen, als ob sie neue Kraft brächten den Händen, die um so rüstiger sich rührten. Die Großmutter hatte nicht bloß große Freude an dem Großkinde, sondern es war ihr Leben, es war ihre Liebe, und weil es ihre Liebe war, so diente sie

ihm auch mit voller Hingebung. Ihr Leben ging nicht bloß in ſeinem Leben auf, ſondern ihr Leben hätte ſie mit aller Freude zehn Mal des Tages für ſein Leben gegeben. Man ſah es aber auch ihren Augen, wenn ſie auf dem Buben ruhten, an, daß es alſo war.

Es war ein ſehr ſchwüler Nachmittag, einzelne ſchwarze Wolken ſtanden hier und dort am Himmel, Diviſionen gleich, des Rufs gewärtig, zuſammenzuſtoßen zur beſchloſſenen Schlacht. Die Hitze hemmte jedoch die alte Frau an der Arbeit nicht, ſelten ſtand ſie an ihrer Hacke, friſchen Athem zu ſchöpfen. Die Frau wußte, wie ſchnell der Abend kömmt, wie raſch die Zeit von dannen eilt, die Nacht da iſt, wo das Arbeiten ein Ende nimmt.

Wie Viele die einzelnen Geldſtücke erſt dann bedächtig und beſonnen ausgeben, wenn ſie an den letzten ſind, ſo haben es gar Viele mit ihren Tagen. Die beſten Tage verſchwenden ſie, laſſen ſie dahinrinnen, wie Sand durch die Finger, ſo lange ſie noch eine unzählbare Menge derſelben im Hintergrunde wähnen. Geht dann das Leben zur Neige, ſtehn unerwartet nur einzelne wenige Tage vor ihren Augen, dann ſoll auf einmal die Arbeit beginnen, mit Weisheit wollen ſie dieſe Tage zählen; dann aber wiſſen ſie gewöhnlich nicht, wie ſie dieſes machen ſollen. So hatte es dieſe Frau nicht gemacht. Sie hatte treu gearbeitet immerdar, doch fleißiger, je älter ſie ward, und heute mit ganz beſonderm Fleiße; ſie hatte ein Tagewerk, welches ſie vollenden wollte, ſie wußte nicht, war morgen Zeit dazu, ſie wußte nicht, wie lange das Gewitter ſäumte. Sie freute ſich im Herzen, wie die Leute dann ſagen würden: Käthi ſei doch immer die fleißigſte, ſei fertig mit ihrer Sache, wenn die Andern erſt anfingen, wenn alle Leute ſo wären, würde es weniger arme Leute geben und die Zuchthäuſer nicht mehr ſo voll ſein.

Endlich war die letzte Reihe gehackt. Gott Lob, ſo wäre das auch gemacht, ſagte die Frau, welche alſo Käthi hieß,

Käthi Hänzig vollständig, strich und schabte sorgfältig die Erde von der Hacke und sagte: Jetzt, Bubi, wollen wir heim, aber erst noch dem Flachs sehen, ob er bald blühen wird. Der sogenannte Flachsplatz war von den Kartoffeln nur durch zwei Reihen Bohnen getrennt, und wie man sich wohl denken kann, nicht sehr groß und doch gleichsam die Schatzkammer der alten Frau, denn derselbe gab ihr zumeist den besten Theil an ihrer Miethe. Sorgfältiger konnte wohl auch ein Flachsplatz kaum gepflegt werden als der ihre, der auch den Vortheil sehr günstigen Bodens hatte, eine sandige, durch die Emme angeschwemmte, wahrscheinlich mit etwas Mergel vermischte Erde. Käthi war berühmt ihres Flachses wegen. Es that ihr auch nichts wehler auf der Welt, als wenn ihr jemand sagte: sie habe doch da das schönste Bübli und dazu den schönsten Flachs, den man sehen könne das Land auf und ab. Mit großem Behagen stand sie auch diesmal an ihrer Pflanzung und sagte für sich: Wenn es Gottes Wille ist, so habe ich ein gutes Jahr und brauche nicht zu sorgen, was essen und wo die Miethe nehmen. Wirklich gewährte das kleine Stück ein schönes Ansehen. Der Flachs stand wenigstens zwei Ellen hoch, blühte noch nicht, war dicht, fein und aufrecht durchaus in seinem Netze. In demselben standen nämlich, etwas mehr als einen Fuß von einander, keiner eine Linie weiter als der andere, kleine Stäbe und alle accurat gleich hoch gesteckt und von einem zum andern und dann über's Kreuz liefen grobe Fäden und bildeten kleine Felder oder Quadrate. In diese war der Flachs hineingewachsen, fand da Halt und Kraft, so daß der Wind ihn nicht beugte und übereinander warf, wodurch bekanntlich der Flachs krank wird, wenig und schwachen Stoff liefert. In Gedanken rechnete Käthi den Ertrag auf dem kurzen Heimwege, verglich ihn mit dem Bedarf, zog die Bilanz. So eine Frau trägt ihr Hausbuch im Kopf mit herum, und rechnet auf Stegen und Wegen wie der erste Kaufmann, verrechnet sich kaum weniger und mehr als

derſelbe, nur klingen die Summen, um welche ſie rechnen, anders.

Das Hänschen ſtand, wie erwähnt, etwas höher als der Grund, in welchem die Pflanzungen lagen, gewährte alſo eine freiere Ausſicht. Noch im Rechnen vertieft, ſtellte Käthi die Hacke weg, ging vor's Häuschen, Holz zu holen zum Kochen des Abendeſſens, und ſah nun die zornige Geſtaltung des Himmels. Ueber dem Jura, gegen Norden, lag eine ſchwarze Wolkenwand, nach Süden, an den Alpen, thürmten ſich Wolkenmaſſen, ragten, weißlich gezackt, hoch herauf am Himmel, neue Berge auf den alten Bergen. Du mein Gott, ſeufzte die Alte, wie ſieht das aus! Wenn uns nur unſer Herrgott verſchont mit Hagel und harten Wettern. Verdient hätten wir es wohl, aber wer wollte es aushalten, wenn er ſtrafte nach Verdienen?

Da kam das Bübchen getaufen und ſagte: Großmütti, komm und ſieh wie die Fiſche ſpringen im Waſſer, da ſoll es gut ſein zu angeln, mußt mir geſchwind eine Angel machen. Die Großmutter ſagte es dem lieben Kleinen nicht rund ab, ſondern nur beziehungsweiſe, gab Gründe an, erkannte halb und halb den Gegenſtand an ſich für ganz recht, nur den Zeitpunkt dafür nicht paſſend; accurat that die Großmutter wie unſere Staatsmänner, durch deren Schuld die größten Dummheiten ins Staatsleben hineinlavirt und bugſirt werden.

Was wollteſt du mit den Fiſchen anfangen, ſagte ſie, du wüßteſt ja nichts damit zu machen? Verkaufen, Großmutter, verkaufen; des Wirths Mareili hat mir geſagt, die Fiſche gelten viel Geld, viele, viele Batzen. Ja, die großen, ſagte die Großmutter; aber ſolche ſind keine in dem Bach, nur kleine ſind darin, nur ganz kleine, und die gelten kein Geld. Die backe man und eſſe ſie ſelbſt; ſie ſeien gar gruſam gut, hat Wirths Mareili geſagt, ſie hätten oft ſolche, wenn der Vater nicht daheim ſei, entgegnete das Kind. So,

geht es dort so? sagte die Großmutter. Sie würden dir nicht schmecken, und die Fische haben Gräten und daran erstickt man. Möchtest ersticken? Nein, Großmutter, das nit. Aber Wirths Mareili hat schon manchmal gegessen, und es lebt auch noch, und was es essen kann, das kann ich auch essen, und es wird mir schmecken, so gut als ihr. Sieh, Bübli, ich habe jetzt nicht Zeit, muß kochen, eine Erdäpfelrösti machen, denke, eine Rösti, wie du so gerne issest. Mag nicht mehr Rösti, sagte das Bübli, mag keine Erdäpfel mehr, sie sind mir verleidet, Großmutter. Eine Angel will ich, eine Angel, und zu heulen begann das Bübli: Großmütti hat mich nicht lieb, Großmütti hat mich nicht lieb (accurat das Geheul der so genannten Staatsmänner, daß man das Volk nicht lieb habe, man liebe das Volk nicht). Das Bübli wußte, das war der Kernschuß auf der Großmutter Herz, der nie fehlte, den Zweck immer traf. Bübli, schweig doch, schweig, sagte die gute Frau erschrocken, schweig und versündige dich nicht. Die Erdäpfel verleidet! Du mein Gott, was willst du denn essen? Und was meinst, wenn jetzt der liebe Gott die Erdäpfel verhageln thäte oder die Emme kommen ließe, was wolltest du essen, und was sollten wir essen? Dann würdest du wohl wieder Erdäpfel wollen, du weißt noch nicht, du gut's Bübli, was Erdäpfel sind, bitt Gott, daß du es nie erfahren müssest wie ich im sechszehner Jahr; du arm's Tröpfli, die rothen Backen würden dir vergehen, wenn du von Fischen leben solltest und keine Erdäpfel mehr hättest. Während sie so dem Kleinen zusprach, machte sie ihm eine Angel zurecht, d. h. sie band an einen langen Faden eine krumme Stecknadel. Jubelnd sah der Kleine zu, und wir zweifeln sehr, daß er ein Wort vom Zuspruch vernommen habe. Sieh, da hast jetzt eine Angel, aber falle mir nicht in den Bach, sonst sieh, wie es dir geht!

Ehe die Frau vollendet, hing der Faden im Bache. Nun erst konnte sie feuern, ihre Hacke recht waschen und den Hüh-

nern ihr Abendbrod geben, welche darauf ängstlich ihren gewohnten Nachtsitz in der Küche suchten. Du mein Gott, sagte Käthi, welche zuweilen unter die Thüre trat, nach dem Bübchen zu sehen, wie das doch blitzt, ist's nicht, als ob man ganze Körbe Feuer ausleere? Erbarme sich Gott der armen Leute, über welche das Wetter dahinfährt! Sieh, Großmutter, wie feurige Ketten herumfahren. Ja Tausend, wenn die ganz von Gold wären und ich hätte eine und du hättest eine, dann, Großmutter, wären wir reich genug, könnten es gut haben und dann wollten wir einen Hahn kaufen und noch mehr Hühner und Schafe und Roß und Kühe, und dann würde ich auch ein reicher Bauer, nicht wahr, Großmutter? Du arm's Bubi, was du nicht sagst, ei aber nein, was dir nicht Alles in Sinn kömmt. Komm du herein, hörst, wie es donnert in der Ferne? kömmt es hier durch, dann erbarme sich Gott unser! Die Großmutter hatte viel zu thun, ehe sie den Kleinen in der Küche hatte. Er war auf die Fische versessen und es donnerte noch nicht sattsam verständlich, bloß so von ferne, als ob ein Wagen über eine hölzerne Brücke fahre. Wenn es weit ist, so sind Kinder und große Leute außerordentlich keck, und wenn es donnert von ferne oder hinter den Bergen, so stehen die Helden im Lande so dick als der Flachs in Käthi's Pflanzung. Dann, wann Blitz und Donner über die Häupter brechen, die Fluth um die Füße spühlt, der Augenschein da ist, daß, was ferne war, nahe kommen kann, dann werden die Helden dünn, und wer unter ihnen der größte schien, als das Wetter jenseits der Berge war, der ist verschwunden, wenn der Blitz über dem Haupte zischt. Umgekehrt geht es auch, daß die zu Helden werden in der Gefahr, welche vor ihr warnten und zu zittern schienen, als sie in der Ferne noch war und nichts schien, als eine dunkle Nebelwolke im Traum.

So brachte die Großmutter an ihrem Kinde nichts ab, bis ein so recht blendender Blitz vorüberfuhr und ein ziem-

lich starker Donner folgte, ein verlorner Vorläufer. Da waren die Fische vergessen und die goldenen Ketten. Das Kind lief der Alten vorauf und bat sie, die Thüre fest zuzumachen, daß Blitz und Donner nicht hineinkönnten. Aber was zur Thüre nicht hineinkann, findet oft durch die Fenster den Weg und wie sie die Thüre öffneten, zuckte ein rother Schein ihnen entgegen. Johannesli schrie laut auf: Großmutter es brennt! und steckte seinen Kopf in ihre Schürze. Mit Mühe brachte die Großmutter den Kleinen hinter den Tisch, auf welchem ihr spärlich Mahl stand. Kaffee und Erdäpfelstücke in wenig, wenig Butter gebraten. Der Kleine war ein kecker Bube und ein furchtsam Kind; was er fassen konnte, dem sah er kühn in's Gesicht, vor allem aber, was aus der unsichtbaren Welt in seine ragte, vor jeglichem Geiste, der erscheinen konnte, bebte und zitterte er, und weil Geister des Nachts erscheinen, so fürchtete er die Nacht. Wenn er im Stübchen saß an der Großmutter Seite, und sie erzählte von Geistern, oder er hörte Gott donnern in der Höhe, sah dessen Blitze feurig zur Erde fahren, so bebte er, aber es war keine Pein in dieser Furcht, sondern etwas Süßes, Wohlthuendes, er war der Zuversicht, hier im Stübchen sei er sicher und wohl behütet und keine böse Gewalt habe Macht über ihn. Bet', Johannesli, sagte die Großmutter. Beide falteten die Hände. Speis' Gott, tränk' Gott alle arme Kind, die auf Erden sind, betete Johannesli.

Die Blitze wurden häufiger, dagegen fast Nacht über der Erde, obgleich die Sonne kaum untergegangen sein konnte. Aber es hatten tief die Wolken sich gesenkt, hingen schwarz und drohend über niedern Hügeln, einem Kriegsheere gleich, das sich erhebt und langsam in die Ebene steigt zur mordenden Schlacht. Die Vorboten des nahenden Gewitters brausten heran, einzelne Windstöße sausten durch die Bäume, beugten ihre Wipfel zur Erde, dumpf und mächtig rollte der Donner näher und die Hütte bebte.

Du mein Gott, seufzte Käthi, es wird Nacht, und hör', wie es toset, und die Wolken streichen ganz über den Boden. So schwarz habe ich es lange nicht gesehen. Was will unser Herrgott wohl mit uns? Bet', Johannesli, bet' das Gebet vom Wetter. Wenn's schon donnert und windet, unser Herrgott hört es doch. Johannesli faltete wieder seine Händchen und betete: Behüt uns Gott vor aller Noth, vor Wetter, Wasser und dem Tod, stell für uns Engel auf zur Wacht, die uns behüten diese Nacht, und wenn wir einstens müssen sterben, so laß uns dann den Himmel erben. Amen. Kannst das Vaterunser noch? frug Käthi. Johannesli begann, da klopfte es an der hölzernen Wand des Häuschens und auf dem klein gehauenen Holze, das an der Wand aufgeschichtet war, scharf und seltsam. Da ward Käthi blaß, fuhr auf und rief: Du mein Gott, das ist Hagel! Stille ward es wieder draußen; bet', Johannesli, bet', es ging viel zu übel, wenn's noch hageln sollte, was sollte man essen, was sollte man machen! Und kaum hatte die gute Frau dies gesagt, als es draußen wieder klopfte, rascher und rascher, bis endlich die Hagelstücke heftig an Wände und Fenster prasselten, Blitz um Blitz vom Himmel fuhr, die einzelnen Donnerschläge ineinanderflossen, in Einem Donnerschlag die Erde bebte.

In grauser Nacht und Pracht tobte ein Gewitter über die Erde, wie sie selbst im Berglande selten sind, ein Gewitter, in welchem die Sterblichen beben allzumal, die frechsten Lippen sich nicht weigern, Jehova, den Allgewaltigen, anzurufen um Gnade und Erbarmen. Die Elemente schienen ihre Fesseln zerrissen zu haben, entbunden gegen einander zu toben in ihrer wildesten Wuth. In Feuer und Wasser gemischt, getragen auf den Schlägen des Sturmes war die Erde gebadet, die Erde ward gestürmt, als ob ihre Feste zertrümmert, die Splitter weggespühlt werden sollten in den Ocean, in welchem Gottes Welten schwimmen. In wildem Zorn waren die Elemente, drei Schwestern gegen die vierte entbrannt,

trachteten wüthend nach ihrem Untergange, unbekümmert um das Elend der Geschöpfe, ihr Bangen und Zittern. Hagel und Regen rasselten in dichten Massen nieder, Blitze flammten durch Häuser und Wälder, in der Gewalt des Donners bebten die Grundvesten der Erde, die Brunnen der Tiefe brachen auf, Bergwände rollten zu Thale, Flüsse rauschten an die Berge auf, brachen durch die Dämme, strömten über das Land.

Es war ein Aufruhr, in welchem unwillkürlich Könige und Bettler ihre Ohnmacht zu Gemüthe fassen, jede denkende Seele es fühlt in tiefer Demuth, wie nichtig der Mensch ist: eine Blume des Feldes, die verwelket, wenn ein Hauch vorüberfährt; die Augen unwillkürlich aufschauen nach der Hand, welche die Welten gegründet hat, die Elemente ordnet, den Sturm zügelt und in Fesseln legt. Verstummt waren Großmutter und Kind im Donner der Elemente, gefaltet lagen ihre Hände auf dem Tische, und dicke Thränen rannen der guten Frau die Wangen nieder. Vor ihr standen ihre Pflanzungen, zermalmt, verschüttet, dahin die Frucht ihres Fleißes, was sie im Schweiße ihres Angesichtes erarbeitet hatte, das sollte sie weder erfreuen noch nähren. Ueber ihr Gemüth lagerte sich eine dunkle, schwarze Wolke. Es war nicht die Stimmung des Schifffahrers, wie sie ihn erfaßt, wenn auf weitem Oceane Feuer ausbricht auf seinem Schiffe, um's Schiff die Wellen rauschen, kein rettend Segel das Auge sieht, der Schifffahrer sein Haupt verhüllt, in stillem Gebete des Versinkens gewärtig. Ueber Käthi kam die Stimmung des erschöpften Wanderers, der einen schweren, langen Tag gerungen hat mit des Weges Pein und Noth, einen freundlichen Abend hoffte in traulicher Herberge, und auf der Höhe des Weges sieht er keine Herberge, sondern eine endlose Ebene, tief mit Schnee bedeckt, über welche eisige Winde wehen, und hinein in diese soll er, sieht kein Ende, kein Ziel, ein unaussprechlich Ermatten ergreift ihn, alle Gedanken fliehen, nur

einer bleibt: ſchlafen, o ſchlafen, ruhen, o ruhen, nur nicht weiter gehen, nicht ringen mit Schnee und Weg. So kam es über Käthi, die ſiebenzig Jahre gewandert war in Treue und Ehrlichkeit auf ſchwerem Wege, und jetzt ſtand ſie vor dem ſteilen Berge der Noth im Gefühle ermatteter Kraft, und kein Weg führte um den Berg, freundlicher Ruhe zu, als der Tod.

Aus dieſem Verſinken in troſtloſes Ermatten wurde die Großmutter plötzlich geriſſen durch des Kindes Stimme: Großmutter, Waſſer, Waſſer, wir ertrinken! Käthi fuhr auf aus dem trüben Sinnen, um die Füße plätſcherte ihr bereits das Waſſer, welches durch die gebrechlichen Fenſter und die vom Hagel zerſchlagenen Scheiben fluthete, und durch die Fenſter drang ein Rauſchen und Toſen, wie Käthi es nie gehört. In größter Angſt riß ſie die Thüre zur Küche auf, fand auch dort Waſſer, riß die Küchenthüre auf, welche ins Freie ging, da ſchlugen Blitz und Regen ſie faſt nieder, kaum, daß ſie die Thüre wieder ſchließen konnte. Sie tappte zurück ins Stübchen, das Waſſer war geſtiegen, war ſo hoch als die Schwelle zwiſchen Küche und Stübchen. Sie nahm Johannesli, ſetzte ſich auf das Bett, hielt ihn auf dem Schooße, und bangte jetzt nicht mehr um ihre Pflanzungen, ſondern um's Leben, nicht um ihres, ſondern um das des armen Kindes. Sie wußte nicht, ging's zum Leben, ging's zum Tode. Es donnerte und brauſte ſo gewaltig um das Häuschen her, das Waſſer ſtieg, daß ſie den Donner der Emme zu hören glaubte, die gewaltig die Dämme durchbrochen und ſie dahinreißen werde ſammt dem Häuschen in ihren Wogen. In ſolchen Wettern war Flucht unmöglich, Rettung in Gottes Erbarmen allein. So harrte zwiſchen Hoffen und Fürchten Käthi bange lange Stunden auf das Erbarmen des Herrn, denn das Gewitter war von ſeltener Dauer. Schien es vorüber, ſo kehrte es wieder in erneuetem Zorne, als ob zu zerſtören es noch was vergeſſen hätte. Die Hand, welche in

Fesseln legt die Elemente, schien erlahmt. Johannesli schlief, Käthi bangte und betete, begann endlich wieder zu hoffen, als die Blitze seltener wurden, der Donner schwächer, der Hagel ausblieb, der Regen nicht mehr so prasselnd an die Fenster schlug, das Wasser nicht mehr stieg. Dies war ein besonderer Trost, als Zeichen, daß das Wasser vom Regen komme, und nicht vom Fluß, welcher zumeist erst recht ansteigt, wenn das Gewitter vorüber ist. Doch hörte sie in dem Maaße als der Donner schwieg, lauter des Wassers Tosen und Toben, über ihr blieb lange noch schweben wie ein zweischneidend Schwert die Gefahr des Todes. Endlich schien es Käthi, als sei die Gefahr vorüber, sie legte sachte das Kind auf's Bett, schob das Schiebfensterchen zurück und versuchte sich umzusehen draußen. Aber finster war die Wolkenmasse, wogte noch unzerrissen am Himmel, und seltsam war's auf Erden, graulicht statt grünlicht, daß Käthi erst glaubte, es liege hoch übereinander der Hagel auf der Erde; aber seltsam rauschte es, und beweglich schien die Oberfläche, daß Käthi zweifelhaft wieder ward, ob es nicht Wasser sei, was so grau die Erde bedecke, und von ihm das seltsame Rauschen komme.

Sie plätscherte durch's Wasser bis zur Küchenthüre; diesmal schlug kein Sturm sie zurück, sie konnte über die Schwelle, aber anfangs sah sie nichts. In der Rinne des Daches lag der Hagel, es rauschte und wogte um's Haus, wie Wasserfluthen, aber die Emme schien es nicht, ihr Donner war es nicht. Endlich riß die Wolkendecke, es schimmerte einige Augenblicke der Mond, Wasser war, so weit Käthi's Augen sahen, es wogte wild und brauste mächtig, aber der Donner der Emme war es nicht. Es waren unbekannte Wasser, welche Käthi nie gesehen, darum ward es Käthi von neuem angst; was die wollten und konnten, wußte sie nicht. Sie schloß die Thüre wieder, setzte auf's neue neben ihr Kind sich zu beten und zu wachen über dasselbe. Aber stiller ward es draußen, leise zog das Kind den Athem, es zog Käthi neben dasselbe hin. Nur ein wenig die Augen zuzuthun,

dachte sie und als sie dieselben wieder aufthat, schimmerte der Tag in's Stübchen, aber blaßgrau, einem Angesichte gleich, welches dem Grabe verfallen ist, oder aus dem Grabe kommt.

Lange durfte die gute Frau ihren Kopf nicht heben, nicht nach dem Schaden sehen, den sie erlitten, es war ihr wieder so matt um's Herz, daß es sie dünkte, sie möchte sterben. So war es ihr, bis sie das Bübchen sah, welches so schön und süß neben ihr schlummerte. Ach du arms Kind, wie wird es dir gehen, seufzte sie und betete. Das stärkte sie, sie erhob sich, sah hinaus und sah Himmel und Erde grau, so weit sie sehen konnte. Sie sah nicht näher nach, feuerte, machte das Morgenbrod, Kaffee und geröstete Kartoffeln. Das Feuer prasselte, ein Huhn gakelte, davob erwachte das Kind, rief nach der Großmutter, wollte aufstehen, sah durch's Fenster den Wandel der Dinge draußen, und konnte ihn nicht begreifen. Die Angst vor Geistern hatte es verschlafen, wußte nichts mehr vom Wetter. Es vergessen die Kinder vieles so leicht vom Abend bis zum Morgen, und anderes will nicht mehr aus der Seele, hat wie mit Widerhaken sich festgemacht, und gewöhnlich ist dies das Schlimmste von allem Schlimmen. Als die Großmutter ihm erzählte, mit Klagen und Jammer, daß der Flachs dahin sei, die Kartoffeln, alles, auf was sie gehofft, und sie nun arme, arme Leute seien, die nichts mehr zu essen hätten, nicht mehr wüßten, wo sie hin sollten; da sagte der Kleine: Iß du, Großmüetti, es bessert dir dann schon, b'sunderbar wenn du Kaffee gehabt hast. Und wenn es mir jetzt schon bessert, du arms Bübli, was hülfs, wenn wir nichts mehr zu essen haben? Hungers sterben ist doch grüslich grüslich, denk, Bubi, nys Bubi. Großmüetti, so grüslich wird es nicht sein, es ist keine Schlacht so groß, daß nicht ein Paar übrig bleiben, sagst du ja sonst. So wird's auch Kartoffeln geben, an den Kirschbäumen röthelen die Kirschen, die Bäume hängen voll Aepfel und dann, Großmüetti, gebe es immer gute

Leute, ſagſt du ja, und der alte Gott lebe noch, und obendrein denke an meine Hühner, die legen faſt alle Tage, an denen hätten wir ja faſt genug, und wer weiß, wenn ich ſie recht füttere, ob ſie mir nicht zweimal legen des Tags, und damit ſtreichelte er die beiden Thiere, welche zu ſeinen beiden Seiten ſtanden, faſt wie der ſchwarze und der weiße Engel, mit dem Unterſchied, daß ſie es beide gleich gut meinten, beide Broſamen aus des Herrchens Hand gewärtig.

Es klingt uns anfangs wunderlich, wenn die Worte, mit welchen wir ſonſt Andere tröſten, uns wiederkommen, aus fremdem Munde, uns zu tröſten; wir ſind zuweilen geneigt, ſie als Spott aufzunehmen, böſe zu werden darüber. Aber wenn ſie uns kommen aus dem Munde eines Großkindes, abſonderlich, wenn wir ein Großmüetti ſind, werden ſie ihre Wirkung nicht verfehlen. Im traurigſten Herzen wird es blitzen wie Freude, wenn aus dem lieben kleinen Mund Troſt uns träufelt, unſere eigenen Worte als Balſam auf unſere Wunden gelegt werden. Es iſt wohl nichts weiſer, als wenn Großeltern die Herzen ihrer Großkinder zu ihren Schatzkammern machen, aus denen ſie dann, wenn die Tage kommen, von denen man ſagt, ſie gefallen mir nicht, ſchöpfen können Troſt, Freude, Hoffnung, Glaube, Liebe, Alles, was ſie bedürfen. So ging's auch Käthi. Alsbald blitzte ihr Licht in's Herz, doch ſagte ſie, wenn der Flachs verhagelt ſei, die Kartoffeln verwäſſert, ſo ſeien ſie dahin, und weder Gott noch gute Leute könnten da helfen. Aber Großmüetti, verſündige dich nicht, bei Gott ſeien alle Dinge möglich, ſagſt du ja, und warum können gute Leute dir nicht Flachs geben oder Erdäpfel, oder vielleicht noch was Beſſers, wenn's gute Leute ſind. Darum, liebs Müetti, weine nicht und iß, dann wollen wir hinaus, wenn es dir gebeſſert hat. Es beſſerte Käthi, ob's der Kaffee machte oder des Büdli's Zuſpruch, wiſſen wir nicht, denken aber, es werde beides geholfen haben.

Als ſie hinauskamen, war das Waſſer bis auf einige Pfützen verlaufen und Käthi ſah nun, daß es wirklich nicht die Emme geweſen, von welcher das viele Waſſer gekommen war. Ein unerhörter Wolkenbruch, theilweiſe mit Hagel vermiſcht, hatte ſich ergoſſen über die Umgegend und einige Seitenthäler, deren jedes einen Bach zur Emme ſendet. Dieſe Bäche waren zu Strömen aufgeſchwollen, hatten entſetzlichen Schaden angerichtet, ehe das weite Bett der Emme ſie aufnahm, wo ſie wieder unſchädlich wurden. Brücken waren gebrochen, Straßen zerriſſen, und vieles Land mit Sand und Kies überſchüttet. Was der Hagel übrig gelaſſen, hatte das Waſſer verdorben. Für Käthi namentlich ſah es ſchrecklich aus. Der Flachs war zerhackt, die Trümmer im Sande begraben, das Laub der Kartoffeln hatte Löcher, der Sand war mehre Zoll hoch herbeigetragen, in den Furchen ſtand noch Waſſer, und trat Regenwetter ein, ſo gab es faule Kartoffeln. Während zerſchlagen im Gemüthe Käthi den Schaden betrachtete, der unermeßlich für ſie war, ſo wenig er für einen Reichen zu bedeuten gehabt hätte, likerten luſtig um ſie herum die Hühner. Das Gewäſſer hatte ihnen überſchwengliches und zartes Futter gebracht, wie ſie es nie gefunden hatten, Würmer und Gramſelthiere von allen Sorten, welche Gelehrten unbekannt geweſen wären, geſchweige Hühnern. Aber bekannt oder nicht bekannt, was gramſelte, das fraßen ſie. Was Andern Schlimmes gebracht, brachte ihnen Gutes, ſie genoſſen es unbedenklich, doch auch ohne Bosheit und Schadenfreude, was man leider in ähnlichen Fällen nicht allen Menſchen nachrühmen kann. Verſunken in ihrem Jammer, achtete Käthi der Hühner nicht, aber als das Bübchen neben ihr aufjauchzte: Sieh, Großmüetti, ſieh! und einer Pfütze zuſtürzte, ſah ſie auf, und ſah eben, wie, plumps, kopfüber der Kleine in die Pfütze fiel, daß Schlamm und Waſſer hoch aufſpritzten. Er hatte Bewegung im Waſſer geſehen, an Fiſche gedacht, und lag nun ſelbſt als ein kleines

Waſſerungeheuer mitten im Waſſer. Nun vergaß Käthi plötzlich Flachs und Kartoffeln, ſtürzte mit lautem Aufſchrei dem Liebling nach, und, plumps, wäre ſie beinahe an ſeiner Seite gelegen. Mit Mühe zog ſie den Buben, einem kleinen Seehund ähnlicher als einem Menſchen, aus dem Loch, jammerte und wimmerte, ihn halb oder ganz todt glaubend, da derſelbe den Mund zu voll hatte, um ordentlich ſchreien zu können.

Es war ihr ein großer Troſt, als er wieder ſchreien konnte, als ob man ihn am Spieße hätte, und ſtatt wie ſonſt zu ſagen: ſchweig doch, mein Bübchen, ſchweig! ſagte ſie: ei Gott Lob, daß du wieder ſchreien kannſt, ſchrei nur recht, ſo laut als du magſt, ſo kömmt raus, was dir in Hals gekommen. Mit dem Schreien kam auch das Zappeln, er wollte durchaus von Großmutters Armen weg, den Fiſchen nach; ſie hattte Mühe, ihn feſtzuhalten, da ihr der Schreck noch in allen Gliedern lag, ſintemalen er in alten Gliedern länger liegen bleibt als in jungen, aber aus dem Kopfe brachte ſie ihm die Fiſche nicht. Er mußte ſich reinigen laſſen, mußte was Warmes zu ſich nehmen, denn was Warmes hielt die Großmutter als das beſte Mittel gegen jeglichen Schaden an Leib oder Seele. Eſſen und Trinken ließ begreiflich Johannesli ſich gefallen, ſobald es aber vorüber war, war es aus mit dem im Bettebleiben, die Großmutter mußte ihn anziehen, ja mußte einen Keſſel nehmen und mit dem Bübchen auf's neue an's Fiſchen gehen, denn es ſeien Fiſche dort, behauptete der Kleine, ganz ſchrecklich viel und große. Der Kleine hatte allerdings recht, in einigen Pfützen rührte ſich was, und es waren wirkliche Fiſche, wie es bei plötzlichen Waſſerſtürzen, wo die Fiſche nicht Zeit haben ſich zu ſichern, zu geſchehen pflegt; da müſſen die armen Fiſche aus ihrer ſchönen, klaren Heimath plötzlich weg, bleiben gleich anderm Gerölle auf verwüſteten Feldern liegen und ſterben eines elenden Todes, wenn nicht eine mitleidige Hand ihnen ein raſches Ende ſchenkt, oder ein ſcharfblickender

Vogel ihnen ein Grab gestattet in seinem hungrigen Magen. Es war aber kein Leichtes, diese Fische zu fangen, sie trieben ein boshaft Spiel mit den steifen Händen der Alten, den schwachen des Bübchens. Und während der wilden, verwegenen Jagd, jammerte Käthi in einem fort, wie das keine Art habe, daß es in seinem Alter noch fischen müsse, wenn nur kein Mensch es sehe, sie glaubten sonst, es sei ein Narr geworden, und thäten es in den Kalender. So komme es, wenn Kinder so zwängisch würden in der heutigen Welt, ehemals sei das nicht so gewesen, wohl, sie hätte ihrer Mutter so was zumuthen sollen, die hätte ihr würden — Und jetzt sei es so, es gehe witzigern Leuten, als sie sei, auch so, es werde so sein sollen, und da werde man sich in Gottes Namen darein schicken müssen, wie dumm dasselbe auch sei.

So jammerte die gute Großmutter, jedoch mit aller Ergebung, bis endlich die Fische bezwungen waren und im blechernen Kesselchen wild schwaderten, sieben ganze Stücke, als der Junge jauchzend und die Großmutter mit einem gewissen Behagen sie zählten. Aber mörderlich sahen die beiden Fischer aus; als die Großmutter es endlich merkte, ging ihr Jammer neu an. Das Kind jedoch hatte keine Theilnahme für sie, ein Held, der sieben Länder bezwungen, sieben Kronen erobert hätte, fühlte kein stolzeres Selbstgefühl. Man denke sich aber auch sieben ganze Fische, einige freilich von der Sorte, welche niemand essen mag, aber das wußte das Kind nicht, einige eßbare und endlich einen großen; großen, er kam Johannesli wie ein Wallfisch vor, war ungefähr acht Zoll lang und hatte so schöne rothe Punkte, wie Johannesli nie gesehen hatte, und also auch nach der Schlußweise junger Weisheit nie gesehen und erlebt worden waren.

Nun kam, wie bei allen Helden nach dem Sieg, die große Frage: was jetzt? Vor allem, meinte Johannesli, solle die Großmutter ihm dieselben kochen, Wirths Mareili habe gesagt, wie sie so gut seien. Auf den Einwurf der Großmut-

ter, sie könne nicht Fische kochen, meinte Johannesli: aber Großmüetti, nicht Fische kochen: feuern mußt, und dann brav Sachen dran thun, was du hast, so sieh dann, obs nicht gut kömmt. Du einfältiges Kind, jetzt, wo wir nichts mehr haben, nicht wissen, was essen, sollen wir anfangen Fische essen, ich brächte kein Stücklein hinunter. Da nahm Johannesli sichtlich sich zusammen und sagte, wenn die Großmutter nicht möge, so möge er auch nicht, sie wollten die Fische verkaufen, da lösten sie viel, viel Geld und könnten damit Brod und Erdäpfel kaufen, viel, viel, für manche Dublone. Du armes Kind, sagte Käthi und weinte fast, was hast du für einen Verstand von der Sach. Es wäre wohl gut, wenn wir zu vielem Gelde kämen, aber solche Fische kauft kein Mensch. Wenn du sie nicht kochen willst und nicht verkaufen, warum hilfst sie fangen, Großmüetti? sagte das Kind. Aber probire und komm in's Dorf, da kaufen viele Leute sie uns ab. Aber zu wohlfeil gieb sie nicht und sag den Leuten, ich hätte sie zuerst gesehen und die meisten gefangen. Die Großmutter wollte ablenken mit mancher Einwendung und namentlich, wie sie jetzt aus ihrem Lande das Wasser ableiten, das Gröbste wegräumen müsse, aber es half alles nichts, sie war nicht mehr Meister, sie mußte versprechen, die Fische zum Verkauf auszutragen. Nur wollte sie es verschieben bis zum Abend, am Abend dann bis zum Morgen, nach Art vieler Eltern, die versprechen und nicht halten, durch Verschieben betrügen.

So was ist kein Laster, fromme Leute treiben's, aber es ist ärger als ein Laster, es ist eine höllische Mode. Die Kinder nehmen daran ein Exempel, und nach der Eltern Treiben schneiden sie sich den himmlischen Vater zurecht, halten dafür, er verspreche auch und halte nicht, verschiebe von einem Morgen zum andern Morgen, und nie komme der Morgen, an dem er das Verheißene erfülle, diesseits nicht, und jenseits erst recht nicht, das Jenseits sei bloß erfunden, um die diesseitigen Täuschungen zu bemänteln.

Johannesli wollte aber davon nichts, vielleicht hatte er Erfahrungen in dem Punkte, jedenfalls hatte er es wie größere Kinder, welche auch nicht warten mögen, bis ihre Heldenthaten und namentlich ihre ersten benannt werden, und wenn niemand es thut, sich selbst dran machen, und wenn sie eben keine Heldenthaten gethan, ihre Kindereien oder Schelmereien zu Heldenthaten stempeln, und die Welt vollbrüllen damit. Jetzt, Großmüetti, sagte er, jetzt muß es sein. Die Fische könnten sterben, und dann könnten wir sie nicht essen und andere Leute auch nicht, und dann lösten wir kein Geld und hätten umsonst Mühe gehabt. Jetzt, Großmüetti, komm, jetzt ist es gerade am besten, jetzt sind die Fische noch fett, und wenn sie nichts zu fressen haben, so magern sie.

Sie mußte, die Gute, und schämte sich gewaltig. Alle Leute würden sie auslachen, der alt Narr, würden sie sagen, und wahrscheinlich war dabei das Gewissen in etwas im Spiele, welches ihr sagte, die Leute könnten merken, wie sie sehr Närrisches zu thun im Stande sei, wenn Johannesli es wolle. Es war ihr, als wären ihre Beine Blei, und als sie von weitem den ersten Menschen sah, kam es über sie wie über gewisse Thiere, wenn sie plötzlich ein neues Thor erblicken, die alte Käthi hätte Seitensprünge versucht, wenn ihre Beine leider nicht alt und obendrein wie von Blei gewesen wären. Die Augen durfte sie nicht aufschlagen, bis der Mann sie freundlich anredete, sie frug, wie es ihr ergangen, er habe mitten im Wetter an sie denken müssen, da sie so nahe am Auslauf des Baches in die Emme wohne. Als Käthi, erquickt durch die freundliche Theilnahme des angesehenen Mannes, ihre Noth erzählt hatte, frug er, was sie da habe in dem Kesselchen. Da schämte sich Käthi wieder und erzählte was wir wissen, und mit offenen Augen und offenem Munde paßte Johannesli auf die Rede des Mannes. Die Erben eines reichen Mannes sperren bei Eröffnung seines Testamentes ihre Augen sicherlich nicht weiter auf, als Johannesli es

that. Jetzt machte der Mann den Mund auf und rühmte den Buben, daß er begehre der Großmutter zu helfen und auch was zu verdienen, das gebe einmal einen tüchtigen Kerl, es wäre gut es wären alle so. Aus den Fischen löſten ſie allweg Geld, und wenn auch wenig, ſo ſei es doch beſſer als nichts.

Das machte Käthi guten Muth, und der kam ihr wohl, denn ſonſt wäre ſie trotz Johannesli's Zerren und Proteſtiren wahrſcheinlich umgekehrt. Heute waren alle Menſchen vor den Häuſern, ſelbſt Kranke verließen ihre Betten und wankten herum, alle wollten den Schaden ſehen, die Zerſtörungen an eigenen und fremden Sachen, und während die Einen wehklagten und jammerten, lobten und prieſen die Andern Gott, weil es noch viel übler hätte gehen können und was man hätte anfangen wollen, wenn auch die Emme groß geworden und losgebrochen wäre! Das Gefühl der Ohnmacht und daß der der Herr ſei, der da Licht ſchafft und Finſterniß, Regen giebt und Sonnenſchein, taucht doch noch an ſolchen Morgen auf, wo der Menſch die Wirkungen einer Macht vor Augen hat, welche augenſcheinlich keine Gränzen hat. Dieſes Gefühl, Schlechten eine Pein, thut guten Gemüthern wohl, iſt ein kühler Balſam in heiße Wunden. Allenthalben wurde Käthi mit Theilnahme angeſprochen, allenthalben erhielt ſie freundliche Worte. Im Donner Gottes da fühlt man es, daß wir alle gleich ſind, der Donner Gottes ſprengt Herzen auf und macht ſie weich, welche gegen alles menſchliche Gerede eine Steinwand waren. Dieſes Aufgehaltenwerden that ihr wohler, als den Fiſchlein, welche alle auf dem Rücken lagen, als ein freundlicher Mann ſie aufmerkſam gemacht hatte, ſie bringe die Fiſche nicht lebendig an den Mann, wenn ſie dieſelben nicht tränke mit friſchem Waſſer. Aber der alten Frau, die ſich auf Fiſche nicht verſtand, war dieſe Unaufmerkſamkeit zu verzeihen in einer Stunde, wo der reichſte Bauer ihr Verſtand zeigte, und daß er es begreife, wie es ihr, welche alles eingebüßt,

viel übler gegangen als ihm, welcher noch gar manche Jucharte unbeschädigtes Land hatte, einen gefüllten Speicher, einen gut besetzten Stall und einen nicht schlecht versehenen Geldsäckel.

Endlich schlugen sie sich durch bis in's Dorf, da ging das Schämen von neuem an und zugleich das Ueberlegen, wo sie ihre Fischlein zuerst feilbieten sollten, ob im Pfarrhaus, oder im Wirthshaus, oder beim Krämer, oder beim Schreiber, oder beim Doktor, oder bei irgend einer Frau, welche gerne etwas Gutes aß, doch so, daß nicht bloß niemand was davon kriegte, sondern auch niemand was davon wissen sollte? Wenn Johannesli nicht dabei gewesen wäre, Käthi hätte die Fische ausgeleert in's erste beste Gräbchen. Da trat das Pfarrhaus ihr vor Augen, dorthin steuerten sie. Pfarrers lachten sie am wenigsten aus und verstünden sich am mindesten auf die Sache, dachte Käthi, und Käthi hatte nicht Unrecht. Freilich lächerte es die Pfarrerin fast, als sie die Fischlein sah, indessen begriff sie den Zusammenhang der Dinge alsbald, gab einige Batzen für die Fische, freundliche Worte beiden, und sagte Käthi, wenn sie in's Dorf komme, so solle sie zu ihr kommen und erzählen, wie es ihr auch gehe. Die gute Alte wußte fast nicht wie ihr war, als sie so manchen Batzen in der Hand hatte und so guten Bescheid obendrein, sie hörte fast die Freude des Kindes nicht und wie er ihr vorhielt: Großmüetti, gäll, gäll, hab ich's nicht gesagt, gäll, Großmüetti, wenn ich nicht gewesen wäre, so viel Geld hättest du nicht!

Wer aus dem Pfarrhaus her kömmt, wird gerne angesprochen, besonders wenn etwa Weiber in der Nähe wohnen, die vor Neid ganz gelb sind, daß nur Gott allwissend ist und sie nicht auch; so geschah es auch Käthi. Sie mußte an gar manche Küchenthüre treten, erzählen, wie es ihr gegangen, was sie im Pfarrhaus gemacht, und was die Pfarrerin gesagt. Dann wurde noch mehr als ein Herz weich, und eine Maurin reinigte ihren Kessel, gab ihr Milch darein, eine andere steckte ihr ein halbes Brod unter den Arm, eine dritte hieß sie das

nächste Mal vorbeikommen, sie wolle ihr was zurecht machen, so daß die gute Käthi einen ihrer glücklichsten Gänge gemacht hatte und hatte ihn doch so ungern angetreten. Sie brachte die Hände voll Sachen heim, das Herz voll Dank und Hoffen, und was will der Mensch mehr?

Freilich mußte sie wieder weinen, als sie heim kam und die Zerstörung wieder sah. Denn sie war nicht der Art, daß sie ihre Zukunft auf fremde, wenn auch gute Leute hätte setzen können, zudem liebte sie, was sie gepflanzt, fast wie was Lebendiges, und jedes Unglück, das daſſelbe traf, that ihr im Herzen weh und nicht bloß im Kopf, wegen dem erlittenen Batzenschaden. Aber es lag doch nun schon ein Tag zwischen jetzt und ihrem Unglück, und ein viel glücklicherer, als sie erwartet hatte. Der Schmerz hatte sich nicht eingraben können, statt dessen war ihr Hoffnung in's Herz gekommen. Weine nicht, Großmüetti, weißt nicht, wie viel wir erhalten, und wenn das gebraucht ist, und du weißt nichts anzufangen, so bin ich noch da, ich will dir dann schon wieder was angeben! tröstete das Bubi. Früh faßte diesmal der versöhnende Schlaf Käthi in seine Arme, und als sie am Morgen erwachte, war sie wieder fest im Gemüthe, sah ohne Jammer den Schaden an und überdachte, was vorzukehren sei, daß er so gering als möglich werde. Ist einmal der Mensch bei einem stattgehabten Unglück so weit, so ist er wie einer, der in einen Sumpf gefallen, sich aber hinausgearbeitet und wieder festen Boden unter den Füßen hat. Vor allem aus ging sie hinter die Erdäpfel, säuberte sie bestmöglichst von Kies und Sand, und nahm die abgeschlagenen Zweige weg. Der Flachs war dahin, das Land umzugraben und Kartoffeln zu pflanzen, hielt sie für das Beste, den zwölften Juni war noch Zeit dazu. Einer, der nicht meint, er müsse vor der Sonne aufstehn, behauptet sogar steif und fest: die Kartoffeln, welche er drei Tage nach dem jüngsten Tage (längsten wollte er sagen) pflanzte, geriethen ihm immer am besten.

Eins war Käthi im Wege. Kartoffeln hatte sie kaum dürftig zum Hausbrauch, und welche zu kaufen, fehlte ihr das Geld. Sie dachte freilich an die Leute, welche ihr ihre Hülfe verheißen, aber sie meinte, es sei unverschämt, sie jetzt schon anzusprechen, wo sie mit sich selbst genug zu thun hätten, und da, wo Acht bis Zehn um einen Tisch säßen und alles verloren hätten, sei es noch übler gegangen als bei ihr und diesen möchte sie die Gutthaten nicht vorwegnehmen.

Das ist ein Sinn, der selten mehr gefunden wird in Israel, der aber, wo er sich findet, vom alten Gott nie übersehen wird, und seinen Segen in sich trägt. So dachte Käthi, während sie das Stücklein Land umgrub, so tief als sie konnte, damit die gute Erde wieder obenauf komme, und dann fiel ihr ein, ob's wohl wahr sei, daß es in alten Zeiten Feen gegeben hätte, welche umher gegangen und fromme Leute mit dem Nöthigen beschenkt hätten, und wie sie doch froh wäre, wenn der Busch sich aufthäte und eine Fee käme heraus und brächte ihr einen Korb Kartoffeln oder zwei. Und wie Käthi so dachte, that der Busch sich auf, aus dem Gezweige junger Tannen trat eine Gestalt. Da ließ Käthi die Hacke fallen, stieß einen Angstruf aus, als ob sie auf eine Schlange getreten, schlug die Hände zusammen und hätte zu beten angefangen, wenn sie vor Schrecken gekonnt hätte. Da lachte die Gestalt, und zwar ganz wie ein Mensch, und sagte: aber nein, Käthi, so alt und noch so klüpfig, wollte dich doch wirklich nicht erschrecken, sondern bloß sehen, wie es dir ergangen ist und deinem Flachs, er war der schönste weit und breit; ich hatte immer große Freude, wenn ich hier vorüberging. E aber nein Lisi, sagte Käthi, wie kömmst du da in das Gebüsch? es ist sich nicht zu verwundern, daß man erschrickt, wenn auf einmal jemand vor Einem steht. Du weißt, sagte Lisi, eine tüchtige, muntere Bäurin, wir haben da unten unsern Kornacker, und die Leute machten den Schaden so groß, daß es mich dünkt es wäre am halben zu viel, wenn's so wäre. Ich wollte

wiſſen, wie es ſei, und viel zu übel iſt es uns ergangen, ſchlimmer noch, als ſie ſagten. Es gab Jahre, wo es uns weniger geſchadet hätte, aber du weißt, wir bauen, und Waſſer, Hagel und Bauen in einem Jahr iſt wohl ſtreng. Mancher hat an einem zu viel. Aber in Gottes Namen, man muß es annehmen, wie er es ſchickt, er wird wohl wiſſen, für was es gut iſt. Es iſt dir auch übel gegangen, dein Flachs reut mich, als wäre er mein geweſen, was willſt du jetzt mit dem Platz? Ich dachte an Kartoffeln, ſagte Käthi, aber ich habe ſie nicht wohl. Wenn du dieſen Abend Milch holſt, ſo nimm dein Kartli mit, ich kann dir geben, was du nöthig haſt. Nein, Liſi, das darf ich nicht, das wäre unverſchämt, ſagte Käthi, ſo übel wie es euch ergangen und ſo viel Leute als ihr zu ſpeiſen habt alle Tage. Meinſt, wir ſeien ſo übel dran, daß wir nichts mehr hätten für eine alte Frau? Können wir das nicht einmal mehr, ſo will ich dann lieber das Haushalten aufgeben. Du haſt es alſo gehört, und daß du kommſt, ſonſt zürne ichs, ſagte Liſi und verſchwand wie ſie erſchienen war, beinahe wie eine wirkliche Fee. Nein aber, ſagte Käthi, war's Liſi oder ein Geiſt? Das iſt wahr, glücklich bin ich, und klagt man doch ſo viel über die Welt, und daß keine guten Leute mehr ſeien, die ſeien ausgeſtorben wie die Engel, und nichts mehr als ſchlechte Leute und Teufel, Blutſauger und Schelmen. Ich will nicht ſagen, daß es nicht Teufel und Schelmen giebt und Blutſauger gegen die Armen, aber gute Leute giebts noch viele; ungeſucht habe ich deren viele gefunden und dieſelben mir tauſendmal mehr genützt, als die ſchlechten geſchadet.

Die gute Käthi wußte nicht, daß es ein eigen Weſen iſt mit dem Finden von guten und böſen Leuten. Gute Leute finden immer gute Leute und böſe ſcheinen zumeiſt nur böſe zu finden, und finden ſie zuweilen jemand, von dem ſie ſelbſt bekennen müſſen, er gehöre zu den guten Leuten, ſo mißbrauchen ſie ihn ſo lange, bis er ſich ändert und bös wird,

wie ſie klagen, d. h. bis er ſich nicht länger will mißbrauchen laſſen. Dies möchte Vielen manches erklären, und hierin ein ſchwer Urtheil für Viele liegen, ein warnender Vorläufer des noch ſchwereren Urtheiles Gottes.

Das Bewußtſein, gute Leute zu haben, den Leuten lieb zu ſein, giebt gar kräftigen Troſt und macht das Vertrauen auf Gott erſt ſo recht lebendig und in's Leben greifend. Es iſt damit faſt wie mit der Liebe, von welcher Johannes ſagt: Wenn du deinen Bruder nicht liebſt, den du ſiehſt, wie willſt du Gott lieben, den du nicht ſiehſt. Wenn rund um uns keine Liebe iſt, alle Menſchen gehäſſige Blicke auf uns richten, ihre Hände uns verſchließen, dann verhärtet ſich ſo gerne auch unſer Herz, dann wird es ſo ſchwer, uns über alle irdiſche Pein und Troſtloſigkeit, ohne alle Stufe, gleich zur Liebe und Vertrauen zu Gott zu erheben, es wird dann ſo gerne auch dunkel über uns, wie es dunkel um uns iſt. Dagegen halten Liebe und Güte unſer Herz offen; liebe, gute Leute ſind uns Zeugen der Liebe und Güte Gottes, ſeine Engel, welche er uns ſendet, zu verkünden, der alte Gott lebe noch in alter Liebe und Güte, habe uns nicht vergeſſen, wir ſollten nur getroſt ſein und ausharren, es ſei der Herr, der in die Hölle führe und wieder heraus, der ſelig mache, wer getreu bleibe bis an's Ende. Härte und Unbarmherzigkeit, Unglaube und Gottloſigkeit ſind immer beiſammen.

So arbeitete Käthi getroſt an ihren Erdäpfeln, verwand mehr und mehr den Verluſt, obgleich ſie nicht wußte, wie es ferner gehen ſolle. Sie ſehnte ſich nach dem Sonntage, wie ein müder Wanderer nach der Spitze des Hügels, an deſſen Seiten er emporklimmt, wie ein dürſtender Wanderer nach der kühlenden Quelle. Die Sonntage waren ihre Sterne im Leben, waren die Tage, wo ſie neu ſich ſtärkte mit geiſtiger Nothdurft zur fernern Wanderſchaft; ſo war's nicht immer geweſen, aber ſo war es jetzt geworden.

Zweites Kapitel.

Der Sonntag nach dem Gewitter.

Als endlich der Sonntag Morgen anbrach, ſchön und klar, das erſte Zeichen klang durch die ſtille Luft, da war es Käthi ſo recht ſonntäglich oder hochzeitlich im Gemüthe. Den Frieden ſtörte ihr Verluſt nicht mehr. Sie dachte bei ſich, Gott habe ein Zeichen gethan aus Liebe, woran die Menſchen erkennen ſollten, daß er der Allmächtige ſei und ſonſt keiner mehr. Es gehe ſo ſchrecklich in der Welt und der Abfall ſei ſo groß, daß, wenn es nicht anders komme, die Menſchen ſich änderten, die großen Gerichtstage einbrechen und alle mit einander zu Grunde gehen müßten. Sie freute ſich, wie der Pfarrer das Ereigniß kräftig anwenden werde, daß es gehe wie ein zweiſchneidig Schwert in die Herzen und ſie bekehre.

Käthi gehörte nicht unter die Kirchenleute, welche lange, ehe der Prediger kömmt, um die Kirche ſtehen und über die Menſchen reden, oder über die Kühe. Sie nahm ſich zwar jeden Sonntag vor, einmal zu rechter Zeit fertig zu ſein, daß ſie nicht ſo preſſiren müſſe, und jedesmal war ſie froh, wenn ſie zur Kirche kam, ehe der Geſang zu Ende war und ohne Schnaufen und Huſten. Der Pfarrer hatte zum Text das ſechsundzwanzigſte Kapitel im Buche Hiob, welches alſo lautet: „Da antwortete Hiob und ſprach: Ei, wie fein haſt du geholfen dem, der keine Kraft hat, wie fein haſt du errettet den Arm, der keine Stärke hat. Wie fein haſt du Rath gegeben dem, der keine Weisheit hat, und haſt ihm den Handel nach der Länge erklärt. Lieber, wem haſt du dieſe Reden verkündigt, oder weſſen Athem iſt von dir ausgegangen. Es wäre kein Wunder, daß die Todten wiedergeboren würden, die unter dem Waſſer ſind und darinnen wohnen. Die Hölle iſt aufgedeckt vor ihm, und das Verderben hat keine Decke. Er breitet die Mitternacht aus auf das Leere, er hängt die Erde

an Nichts. Er faſſet das Waſſer zuſammen in ſeine Wolken, und die Wolken zerſpalten darunter nicht. Er hält ſeinen Stuhl, er bereitet ſeine Wolken darauf. Er hat um das Waſſer her ein Ziel in die Runde gezogen, bis daß das Licht ſammt der Finſterniß ein Ende nehmen wird. Die Säulen des Himmels erzittern und erſtaunen ob ſeinem Schelten. Durch ſeine Kraft ſpaltet er das Meer, durch ſeinen Verſtand ſchlägt er deſſen ſtolze Wellen nieder. Durch ſeinen Geiſt hat er den Himmel gezieret, ſeine Hand hat erſchaffen den Wallfiſch. Siehe, dies ſind Stücke ſeiner Wege, und wie geringe iſt es doch, das wir von ihm gehört haben. Wer möchte den Donner ſeiner Macht genugſam betrachten."

Nun ſtellte er dar Gottes Majeſtät, Weisheit und Macht, ihr gegenüber die Ohnmacht der Menſchen in Einſicht und Kraft, wie thöricht alſo der Uebermuth ſei, wie köſtlich dagegen die Demuth. Wie das eine falſche ſogenannte Weisheit ſei, welche zum Stolz den Menſchen verführe, daß er ſich dünke ein ſelbſtſtändig, unabhängig Weſen, deſſen Wiſſen und Vermögen keine Schranken geſetzt ſeien in der wohlbedachten Einrichtung ſeines ganzen Weſens; wie dies dagegen die wahre Weisheit ſei, welche die herrlichen Gaben des Menſchen wohl würdige, ehre, anerkenne als von Gott, und ſie weihe Gott, aber auch die Schranken ſehe, welche Gott ſelbſt geſetzt und geſagt, bis hieher und nicht weiter, und alle Tage unſere Schwäche erkenne und bekenne, welche kein Haar auf unſerm Haupte feſtigen und unſerer Länge keine Linie zuſetzen könne, annehmen müſſe in aller Ohnmacht, was Gott verhänge, Regen oder Dürre, Geſundheit oder Krankheit, fruchtbare oder unfruchtbare Jahre, Leben oder Tod, Noth oder heitere Tage. Sie ſollten doch gedenken, was ſie dagegen vermocht hätten, als der allmächtige Gott in den letzten Tagen ſeine Donner rollen ließ, die Wolken ſpaltete, die Grundfeſten der Erde erſchütterte. Da hätten ſie gezittert und gebebt, und ob es Einem eingefallen ſei, dieſer Macht ſich zu widerſetzen oder

bei einem ſterblichen Menſchen Schutz und Erbarmen zu ſuchen, ihn anzuflehen für's Ablaſſen oder ſonſtige Hülfe gegen die entfeſſelten Elemente? Da habe Gott gewaltet und in ſolchem Walten verſtumme jede Afterweisheit und alles läſtige Ueberheben. Nun, nachdem Gott ſeine Macht gezeigt, erwarte er vom Menſchen, daß er den Sinn zeige, welcher in ihm ſei, ob er den habe, in welchem in fruchtbaren und unfruchtbaren Jahren, in trüben oder heiteren Tagen ein großer Segen liege. Der Schaden ſei groß, aber wo Liebe und ein chriſtlich Genügen ſei, ſei er wohl zu ertragen, denn es ſei mehr übrig geblieben, als vernichtet worden, mehr als genug, daß jemand Hunger leiden ſollte. Solche Tage ſollten die Liebe anfachen, die brüderlichen Bande enger ſchnüren, denn in ſolchen Tagen trete es hervor, wie wir Alle vor Gott ohnmächtige Kinder ſeien, eins des andern bedürftig, und wie ſolche ſchwere Tage des Unglücks nur in Friede und Eintracht zu ertragen ſeien. Schwer hätten ſo Viele gelitten, aber wenn ſie den Sinn erringen könnten, den Hiob mit den Worten ausgedrückt: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt, ſo hätten ſie unendlich mehr gewonnen als verloren. Liebe Kindlein, liebet euch unter einander, rief er ihnen mit Johannes zu. Vielleicht liege ſchweres Unglück in der nächſten Zukunft, welches nur in Liebe zu überwinden ſei, durch den Donner ſeiner Macht habe der Herr die Schläfer wecken wollen, damit ſie noch Zeit hätten, nach der Liebe zu trachten, welche Alles erduldet und Alles überwindet.

Die Predigt hatte Eindruck gemacht, hatte Armen und Reichen gefallen, denn weder der eine noch der andere war auf Koſten des andern erhoben worden, und wenn auch einige mit der allerneuſten Weisheit Behaftete zugegen geweſen wären, ſo war die Angſt noch zu rege in den Herzen, der Donner von des Herrn Macht noch zu unvergeſſen in den Ohren, als daß ſie ſich mit ihrem Spotte hervorgewagt hätten. Ihr Glaube iſt von der Art, daß er nicht gerne Schläge riskirt,

auch mag er die Sonne nicht ertragen, und läßt ſich am liebſten des Nachts hervor, ungefähr wie die kriechenden Thiere und unter dem Geflügel die Eulen und die Fledermäuſe, die eigentlichen Philoſophen unter den Thieren. Den Tag ertragen ſie nicht; in etwas Licht und ſich mehrender Nacht, da tummeln ſie ſich luſtig und machen ſich bedeutend, ſogar gefürchtet, beſonders bei den Frauenzimmern. Iſt's ganz Nacht geworden, ſo ſieht man bekanntlich gar nichts mehr, weder Philoſophen von dieſer Sorte, noch Fledermäuſe, noch anderes Vieh.

Käthi hatte beſondere Erquickung in der Predigt gefunden, ſie kam ſich nicht bloß vor als eine arme alte Frau, ſondern als ein Kind Gottes, mit welchem der Vater auch geſprochen und welches ſeinen Beitrag zu leiſten habe, damit die Welt gebeſſert und Gottes Barmherzigkeit ergriffen ſtatt mit den Füßen weggeſtoßen werde. Es ſei traurig, ſagte ſie einer Nachbarin, welche mit ihr heimging, daß die Menſchen nicht wüßten, wie man Nahrung und Kraft in der Kirche finde, ſondern meinten, bloß bei'm Bäcker hole man das wahre Brod, nicht wüßten, wie der rechte Menſch nicht von Bäckers Brod allein leben könne, ſondern auch von jedem Wort leben ſolle, welches aus des Herrn Mund gehe. Das ſeien ihr doch die allerärmſten Leute, welche dieſes wahre Himmelsbrod nicht kennten, keine Nahrung hätten für ihre arme Seele, ſo daß dieſe kein Kräftlein mehr hätte zum Dulden, zum Hoffen, zum Troſt, zur Heiligung, keinen Theil an der Welt und keinen am Himmel, nichts als Hölle hier und dort, Hölle inwendig und Hölle auswendig.

So wanderte Käthi heim und verwiſchte den guten Eindruck nicht, weder mit eiteln Worten, noch mit eiteln Gedanken. Als ſie heim kam, mußte ſie feuern, das Mittagmahl bereiten. Der Leib will auch ſeine Speiſe, das faßt der Menſch, wollte Gott, er faßte es eben ſo gut, daß die Seele ebenfalls der Speiſe bedürftig iſt, auch wenn der Leib die Fülle hat und geſättigt iſt bis oben aus.

Käthi hatte weder ein Huhn noch ſonſt Fleiſch im Topfe, es war ihr zu theuer, und den ganzen Morgen Feuer zu unterhalten, fehlte das Holz. Indeſſen ließ ſie doch nicht gerne einen Sonntag verſtreichen, ohne etwas Beſſeres als gewöhnlich auf dem Tiſche zu haben, wenigſtens für Johannesli, das gehörte gleichſam zu ihrer Religion. Er ſei nicht ein Tag, wie ein anderer Tag, ſagte Käthi, derſelbe ſolle mahnen an die guten und heiligen Tage im Paradieſe, welche verloren ſeien, und an die guten und reinen Tage im Himmel, welche verheißen ſeien, und darum ſolle der Menſch an dieſem Tage reiner und beſſer leben als an den gemeinen Tagen und ebenfalls inwendig und auswendig. Zumeiſt kochte ſie etwas von Eiern, oder was von ſüßem Obſt, oder einen Speckſalat, oder es erſchien gar für einen halben oder gar ganzen Batzen Käſe zum Brod. Diesmal hatte ſie Eier und Brod geröſtet und zwar in ſo bedeutender Menge, daß Johannesli ſagte: Heute haſt du einmal recht viel gemacht, warum? Sie wiſſe es ſelber nicht, aber was man nicht auf einmal möge, ſei ein andermal auch gut, antwortete ſie.

Der Sonntag Nachmittag hat eine gar eigenthümliche Bedeutung. Er iſt ein Meilenzeiger auf unſerer Pilgerſtraße, er iſt aber auch eine Geiſtesprobe für unſer Inwendiges. Junge Beine laufen Spiel und Freuden nach, zum Verſtande gekommene Beine gehen allerlei nützliche Gänge, alte Beine ruhen gerne auf warmem Ofentritt oder einem ſonnigen Bänklein. Sinnliche Gemüther müſſen die Beine tragen zu Luſt und Tanz, andere pflegen den faulen Leib, andere tragen ihn umher zu allerlei Erwerb, andere verbringen ihn in ungeheurer Langeweile, das ſind die öden Seelen, die aller geiſtigen Speiſe entwöhnt, den höheren Gefühlen abgeſtorben ſind, die für nichts mehr Gefühl haben als für das Werktagstreiben, das Geklatſch des Tages, einen guten Schoppen und eine appetitliche Bratwurſt. Andere giebt's denn doch auch, die ihn feiern, indem ſie dem Wehen des Geiſtes die Seele öffnen,

Gott ſchauen in ſeinen Werken, in ſeinen Worten, ihre vergangenen Tage ſchauen und das Walten Gottes in denſelben, hinausſchauen in die kommenden Tage, prüfen ihre Stellung, ſich ſtärken, gottesfürchtig zu bleiben für und für. So hatte es unſere Käthi, ſie ruhte gerne am Sonntage in ſtillem Sinnen, freute ſich der ſchönen Stunden, wo ſie, ungeſtört von der Welt, nachdenken konnte über das Vergangene und Zukünftige, wie Gott ihr ſchon ſo manchmal geholfen und ferner wohl auch helfen werde.

Als Käthi die Reſte vom Mittagbrod wohl zugedeckt, das Geſchirr ſauber abgewaſchen, den Haushalt wohl beſtellt hatte, ſetzte ſie ſich auf ihr Bänklein gegen den Bach zu, wo ſie das Bübchen im Auge hatte, welches in großem Zorne angelte, weil die Fiſche nicht anbeißen wollten, zwiſchen beiden theilten die Hühner ihre Aufmerkſamkeit. Wer nicht ſechs Tage arbeitet, wer noch nicht morſche Glieder hat, welche ſiebenzig und mehr Jahre des Lebens Laſt getragen haben, der kennt die Süßigkeit der Sonntagsruhe nicht. Wer in geſchäftigem Müſſiggange lebt oder in gierigem Jagen nach des Lebens Gütern oder Genüſſen, dem iſt Ruhe Langeweile, eine läſtige Pein, der macht den Sonntag zu einem Werktage, den andern gleich. Aber unbeſchreiblich wohl iſt's dem alten Mütterchen, welches Sonntags in der Sonne ſitzt, in ſüßem Behagen die Stunden kann verrinnen laſſen, ohne aufzuſtehen, ohne ſie auszufüllen mit Arbeit, es iſt ihm der Vorgeſchmack der Seligkeit. Wohl hat ein alt Mütterchen, welches des Sonntags auf ſeinem Bänklein in der Sonne ſitzen konnte, zuerſt von himmliſcher Ruhe geſprochen und ſo recht innig Sehnen empfunden, an dieſe Ruhe zu kommen.

Diesmal ſchien indeſſen Käthi dieſes Behagen nicht ſo ungeſtört zu empfinden. Anfangs ſah man nichts Beſonderes, heiter und freundlich redete ſie mit Bübchen und Hühnern, ſah mit hellen Augen zum hellen Himmel auf. Allmählig aber richtete ſich ihr Auge ſtätiger vom Bübchen weg, einem

Wäldchen zu, in welches der Weg ſich verlor, welcher bei dem Häuschen vorbeiging, eine Wolke legte ſich über ihre Augen, Unruhe kam in ihre Glieder, ſie ſtand auf, ſetzte ſich wieder nieder. Man ſah keine äußere Urſache, wer jedoch der Menſchen Art und Weiſe nur wenig kundig geweſen wäre, hätte errathen, Käthi erwarte jemand mit großem Verlangen, das Ausbleiben mache ihr Kummer und Verdruß, preſſe ihr manchen ſchweren Seufzer aus, mache ihr die Augen feucht. Und wer gar in die Seele hätte ſchauen können, würde geſehen haben, wie dort die Liebe mit der Seele rang, jeden plagenden Gedanken, der zum Vorwurf ſich geſtalten wollte, zu unterdrücken, damit nicht etwa Gott in ihrer Seele eine Anklage ſehe, Entſchuldigung um Entſchuldigung aufbrachte und damit zudeckte alles, was Unzufriedenes in der Seele aufſteigen wollte.

Schon ſenkte ſich die Sonne, als ein hager lang Weib mit böſem Geſicht des Weges kam, bei Käthi ſich ſtellte und ſagte: So allein Käthi? Nimmt es deinen Johannes nicht wunder, wie es dir geht, dem würde doch wohl zukommen, einen Beſuch zu machen und zu ſehen, wie es der Mutter ergangen. Es iſt aber gar eine elende Welt und faſt nicht auszuhalten. Er iſt nicht gekommen, ſagte Käthi, aber es nimmt mich nicht wunder, alles was zu machen iſt, kommt an ihn, dann werden auch die Meiſterleute alle Tage ſchärfer und wunderlicher und Werktag und Sonntag ſoll gearbeitet werden. So iſt es nicht, ſagte die Frau, welche man Beſeliſe nannte. Ich war in vergangener Woche dort, ſeine Meiſterfrau nahm mir ein Dutzend Beſen ab, das iſt eine reſolute, die hat die Hand am Arm, daneben aber hat ſie Verſtand, und bös ging es nicht, wenn Alle wären wie die. Die hat gefragt, wie es bei uns ergangen, es nehme ſie wunder, einer ihrer Knechte habe ſeine Mutter dort, und ſie habe ihm ſchon geſagt, er müſſe am Sonntag hin und ſehen, was ſie mache. Es werde etwas dazwiſchen gekommen ſein, ſagte

Käthi. Möglich, und auch nicht möglich, ſagte die Beſelise. Aber, daß ich es dir gerade herausſage, es halten ſich alle Leute darüber auf, daß dein Bub noch nicht bei dir war, und wie er ſo ſchlecht iſt, dir das Kind auf dem Halſe zu laſſen und ſelbſt den Großen zu ſpielen, das geht ſauber zu, wenn alte Weiber ihren Söhnen die Kinder erziehen ſollen. So iſt es nicht, ſagte Käthi, er iſt b'ſunderbar gut gegen mich, aber was kann er dafür, daß er im Militair iſt und zBern b'ſundbar äſtimirt, daß er immer hinein muß, wenn etwas los iſt, und ſein Geld brauchen muß auf dieſe Weiſe. Er hat es mir ſchon manchmal geklagt, daß es mich recht erbarmet hat. Aber wenn du in dieſer Woche dort durchgehſt und dir die Mühe nehmen wollteſt zu ſehen, was er macht, ihm den Gruß zu verrichten und zu ſagen, es freute mich, wenn er bald käme, ſo ſollſt du großen mächtigen Dank haben. Aber ſieh, daß du zu ihm ſelbſt kömmſt, und richte es nicht der Bäurin aus, ſie könnte meinen, wie nöthlich ich thun wollte.

Zähl darauf, ſagte die Beſelise, dem Bürſchli will ich Beine machen, und wenn du nöthlich thäteſt, ſo hätten alle Leute mehr für dich, als jetzt, wo du dem Möff alles giebſt und für ihn bös haſt in deinen alten Tagen. Nun leb wohl, und ehe Käthi was entgegnen konnte, war ſie weg. Wenn es noch Hexen giebt, ſo iſt das eine, brummte Käthi ihr nach.

Drittes Kapitel.

Der Großmutter Vergangenheit.

Der geneigte Leſer wird es nicht ungern haben, wenn wir Käthi's Vergangenheit und gegenwärtige Lage einigermaßen beleuchten.

Vor fünfzig Jahren war die alte Frau ein armes aber rüſtiges und hübſches Mädchen geweſen. Kätheli hatte man

ſie damals genannt. Da war ihr begreiflich auch die Liebe angekommen zu einem gutmüthigen Burſchen, der aber ärmer war als ſie, d. h. beide hatten kein Geld, aber Kätheli mehr Gaben, mehr Ueberlegung und Ausdauer. Er that, was ihm geheißen wurde, nahm was ihm geboten ward, aber etwas für ſich zu beginnen, ſeine Lage zu verändern, dazu fehlte ihm nicht bloß Kraft und Einſicht, ſondern wir glauben wirklich, er habe niemals daran gedacht, das war zu kühn ſelbſt für ſeine Gedanken.

Die Leute hatten Kätheli dieſe Heirath ſehr widerrathen, denn Kätheli war von denen eine, welche allen Leuten lieb ſind. Wenn es geheirathet ſein müſſe, ſo finde ſie in dreißig Jahren noch einen ſolchen, ſagten ihr Alle. Allein, wer allen Leuten lieb iſt, muß auch viele Liebe im Herzen haben. Kätheli's Liebe fand kaum Platz in ihrem Herzen, ſie glaubte es ſei jetzt gut und ſonſt nimmermehr, und heirathete Sami. Das erſte Kind gaben ſie in Koſt und Kätheli diente wieder. Als das zweite anrückte, mußte ſie den Dienſt verlaſſen; ſie glaubten, zu zwei Koſtgeldern reiche ihr Lohn nicht hin, mit einer Haushaltung kämen ſie beſſer fort und ein Mal müſſe es doch ſein. Das Anſchaffen des Hausgeräthes, ein Bett, eine Pfanne, einige Töpfe und Schüſſelchen zehrte ihr ganzes Vermögen auf. So eine Haushaltung einzurichten ſei ein ſchrecklich Ding, ſagten ſie, ſie hätten es nie gedacht, daß das ſo viel koſtete, bis man nur das Halbe habe von dem, was man nöthig hätte. Sami hatte dreißig Thaler Lohn und einiges Trinkgeld von verkauftem Vieh, fünfzehn Thaler betrug die Miethe für eine kleine Wohnung und ein Stück Pflanzland, fünfzehn Thaler blieben noch für den Reſt übrig, das heißt für die ganze Haushaltung, Eſſen, Trinken, Kleidung und das beiderſeitige Privatvergnügen. Kätheli rechnete daneben auf vielen Nebenverdienſt. Wenn man den Leuten anſtändig ſei, ſo gebe es viel zu verdienen und daneben noch Manches. Man müſſe in Gottes Namen ſehen, wie man es

mache. Die Hauptsache sei, daß man sich nach der Decke strecke. Das Uebrige werde Gott dann schon machen, so rechnete Kätheli. So begannen sie guten Muthes, und es ging wirklich und zwar recht wunderbar. Es ging umgekehrt wie in vielen reichen Häusern, wo man von vorne herein mehr als genug sieht und hinterher viel zu wenig hat. Hätte man ihren Bedarf in Zahlen gefaßt — ihren Verdienst dagegen gestellt, so wäre immer viel zu wenig gewesen, und doch hatten sie am Ende des Jahres genug, und manchmal noch einen Kreuzer Geld. Knapp ging es freilich zu, und was Kätheli that und entbehrte, davon haben tausend und abermal tausend Damen zu Stadt und Land keine Vorstellung, aber Kätheli liebte ihren Haushalt, Sami, Kinder und alles, was dazu gehörte; ihm in guten Treuen vorzustehen, das war ihr Ehrenpunkt, ihre Krone, und wo Liebe und Treue ist, da wird die Bürde leicht und sanft das Joch. An Privatvergnügen dachte keines, für Wein und Schnaps gab Sami das Jahr durch keinen Batzen aus, und stand deswegen keine grausamen Entbehrungen aus. Erstens war er nicht daran gewöhnt und zweitens dachte er nicht daran, sondern an Weib und Kinder.

Kätheli brauchte nichts für sich, als dann und wann etwas für Schuhe. In der ledigen Zeit hatte sie für Kleider gesorgt und zwar für gute, haltbare und nicht für lumpichte Fähnchen. Jetzt konnte sie für die Kinder sorgen und doch ehrbar vor die Leute treten. Kätheli trug die Hauptlast, hatte Kinder im Umsehen, keins konnte dem andern helfen, man hätte alle mit einer Wanne zudecken können. Vier Kinder warten und verdienen dazu, dafür sorgen, daß die Kinder aus den Händen wachsen, das ist eine strenge Sache. Aber Kätheli hatte die Kinder lieb, sie waren keine Last, sie waren ihre Blumen, sie zu reinigen und zu pflegen war ihre Freude und Erholung. Darum siechten sie nicht, überstanden rasch und leicht die Kinderkrankheiten. Freilich mußte dabei die Mutter oft ganze Nächte wachen, wenn eins schwieg, schrie das andere.

Sie ſpann dann zwiſchen den Kindern, legte, wenn der Schlaf gar zu mächtig wurde, für einige Augenblicke die Arme auf den Tiſch, den Kopf darauf, und mußte doch am Morgen früh wieder an die Arbeit. Aber Kätheli meinte nicht, es müſſe nicht ſo ſein, ſondern ſchickte ſich darein, ſchimpfte nicht über den Mann, daß er ihr nicht half, ſondern wahrſcheinlich ruhig im Bette lag. Sie ſchimpfte eben ſo wenig über die reiche Bäurin, welche eine Kindermagd hatte, Milch im Keller und Geld im Sack; daß ſie arm geboren worden, hatte Gott geordnet, und an der Heirath war ſie ſelber ſchuld, und zur ſelben Zeit haßte und verfolgte man ſeinen Nebenmenſchen nicht um Dinge willen, welche Gott gethan, oder welche man ſelbſt gethan. Kätheli's Hauptſorge war: genug Erdäpfel zu pflanzen, und gelang es, daß die alten langten, bis die neuen kamen, ſo war ſie freudenvoll, gerieth dazu noch der Flachs, daß ſie einige Pfund verſpinnen und verkaufen konnte, ſo dankte ſie Gott am Neujahr für das geſegnete Jahr und bat, wenn es ſein Wille wäre, daß das kommende nicht ſchlimmer ſein möchte. Wenn dann an einem Sonntage Sami, der Vater, heim kam, was ſelten geſchah, da er nicht in der Nähe diente, ſo war es ein Familienfeſt. Wie am Baume die Raupen, krochen die Kinder an ihm auf, in heller Freude lief Kätheli herum und that ihm Gutes, was in ihren Kräften ſtand. Nie klagte ſie, wie bös ſie es hätte, oder verglich neidiſch die beiderſeitige Bürde, ſondern lobte die Kinder, hatte die größte Freude, verdiente Batzen zu zeigen, oder das Flachsgeld zu Sami's Lohn zu legen als Steuer für die Miethe. Solche Tage ſtärkten dann aber auch Sami, das Lob ſeiner Frau poſaunte er aus ſo weit er konnte, ſparte um ſo eifriger und wandte das nächſte Mal ein Trinkgeld zu einem kleinen Krämlein für Weib und Kinder an, zu einem weißen Brödchen, einer Flaſche Wein oder einigen Lebkuchen.

Freilich, wenn der Winter vor die Thüre kam, gab's

ſchwere Tage, wie das Geld geſtreckt werden könne, daß es reiche den lieben langen Winter durch zu Kleidern, Oel, Holz und was eine Haushaltung ſonſt noch bedarf. Und Kätheli ſtreckte es ſo gut wie möglich, und da ſie vielen Leuten lieb war, thaten ihr dieſe Leute auch viel Gutes. Manchmal war die Noth ganz vor der Thüre, dann erſchien wie von Gott geſandt plötzlich ein Pathe oder eine Pathin vor der Thüre und verjagte die Noth. Wahrſcheinlich hatte der liebe Gott ſeine abſonderliche Freude daran, wie dankbar und demüthig Kätheli jede Gabe empfing und wie ſie dann dieſelbe alſo zu Gemüthe faßte, daß nie verzagen ſolle, wer noch glaube an den alten Gott und daß er gezählt habe alle Haare auf unſerm Haupte. In der Gegend, in welcher Kätheli wohnte, gehörten die Wälder einzelnen Beſitzern, arme Leute baten dieſe um Holz, da war wohl kein Bauer, welcher Kätheli eine ſolche Bitte abgeſchlagen und nicht beigefügt hätte: Haſt du es zuſammengeleſen, ſo ſag's, ſo kann man es dir heimfahren. Und wenn Kätheli ſagte, ſie dürfe doch nicht ſo unverſchämt ſein und dieſe Mühe ihnen zumuthen, ſo hieß es: wenn niemand unverſchämter wäre, ſo wäre es gut. Und wer treu ausharrt, dem bleibt die Hülfe nicht aus, und Kätheli's Pflege der Kinder ward vergolten durch die Kinder ſelbſt. Freilich iſt dieſe Hülfe zuerſt nur klein und thörichte Mütter weiſen ſie ganz von der Hand, weil dieſelbe ſie anfangs nur zu verſäumen ſcheint. Sobald die Kinder ihr von dem Arme liefen, leitete Kätheli ſie an ſich ſelbſt zu helfen, ſich gegenſeitig zu helfen, der Mutter bei der Arbeit nicht im Wege zu ſein. Von Natur war Kätheli freundlich gegen fremde Leute und gegen ihre Kinder. Dieſe Töne hörten die Kinder der Mutter ab, wurden freundlich untereinander, die Mutter verſäumte wenig Zeit damit, Streit zu ſchlichten und Heulen zu beſchwichtigen. Jedes Haus hat ſeine eigene Tonart. Man ſpricht viel vom guten Ton, der wahre gute Ton für Alt und Jung, für Reiche und Arme

und für alle fünf Welttheile wäre doch der milde Ton, der freundliche Ton, in welchem die Liebe liegt, welche aus dem Herzen kommt.

Das älteste Mädchen konnte bald geschickt werden, Oel, Kaffee beim Krämer, Brod beim Bäcker zu holen. Für ein fleißig Weibchen, welchem jede Minute eine Münze ist, ist dies schon eine bedeutende Erleichterung. Redselige Weibchen freilich fragen solchen Erleichterungen wenig nach! Dann lernten sie auch einen Kreuzer verdienen. Was das für ein Jubel war, als sie den ersten verdienten Kreuzer in Händen hatten, sie konnten kaum mehr schlafen, konnten nicht erwarten, bis der Vater heim kam, daß sie ihm denselben zeigen konnten. Der guti Sami begriff nicht, was das Freudengeschrei zu bedeuten hatte, mit welchem man ihn empfing; ob etwa ein Sack mit Geld durch's Dach gefallen, oder die Mäuse im Häuschen zu Ochsen gerathen seien.

So viel Verstand hatte Sami, zu begreifen, daß der erste Kreuzer, welchen ein Kind verdient, mehr werth ist als ein Sack Geld, welcher durch's Dach fällt. Der Fund vermindert sich nach und nach, der Verdienst mehrt sich dagegen, wird alle Tage neu. Es kam ein großer Trieb zu verdienen in die Kinder, das Ziel ihres Strebens war, der Mutter eine Ziege kaufen zu können, damit sie selbst Milch hätten, die Mutter nicht mehr so sauer das Geld dazu verdienen müßte. Futter für eine solche wollten sie schon sammeln, meinten sie, alle Jahre kriege eine Ziege ein Gitzi, so hätten sie alle Jahre eine Ziege mehr, könnten Milch verkaufen, viel, viel, und mit dem Gelde könnten sie dann ein Häuschen kaufen und eine Kuh, vielleicht gar ein Roß.

Das sind schöne Tage in einer Mutter Leben, wenn sie Kraft in den Kindern sich entfalten sieht, aber noch schöner werden sie, wenn sie sieht, daß die Liebe der Kinder ihr diese Kräfte weihen, die Erstlinge ihrer Anstrengungen ihr zum Opfer bringen will. Indessen fehlten auch die bösen Tage in

Kätheli's Leben nicht, Krankheiten und Mißwachs ſtellten ſie oft weit, weit zurück, aber Kätheli nahm ſie hin in Ergebenheit und Geduld. Sie weinte wohl auch bitterlich, aber ſie verarbeitete die Drangſal im Gemüthe, bis ſie beten konnte: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Darum wurde Kätheli bei allem Unglück nie unglücklich, war bei allem Unglück unendlich glücklicher als mancher arme Teufel, Graf und Fürſt, welche Geld haben wie Heu und Hochmuth wie ein Bauernhaus, aber weder Frieden noch Genügen.

Aus dem Kätheli ward ein Käthi, es wußte niemand wie, gerade ſo wie niemand weiß, wann er eigentlich alt wird, ja oft nicht einmal, wie er aus einem Dreißiger zu einem Fünfziger geräth. Die Kinder wuchſen ihr nicht bloß aus den Händen, ſondern auch aus dem Häuschen. Die Leute ſtritten ſich faſt um ſie für Dienſtboten, ſie waren treu und fromm, reinlich und fleißig, genügſam und freundlich, an Arbeit und nicht an Butterbrod gewöhnt. Nun konnte es Käthi nach vieler Leute Meinung gut haben, d. h. weniger arbeiten und beſſer eſſen. Aber das wäre für Käthi kein Guthaben geweſen, denn es iſt eben nicht bloß ein Guthaben auf der Welt, ſondern jede Richtung des Sinnes oder des Gemüthes hat ihr eigenes Guthaben und dieſes begreifen viele Philoſophen, ja ſelbſt viele Räthe nicht. Käthi's Guthaben war, wenn ſie ihren Kindern was Liebes und Gutes erweiſen konnte, und es dünkte ſie zehn Mal beſſer ſich etwas abzudarben, um einem Kinde eine Freude zu machen, als daſſelbe ſelbſt zu genießen.

Sie war ihre Wäſcherin, ſtrickte ihnen Strümpfe an, ſchenkte ihnen Leinewand zu Hemden, wenigſtens zu Hemdenärmeln, ſie war ihre ſichtbare Vorſehung und an das Sorgen für ihre alten Tage dachte ſie nicht, dachte auch nicht daran, daß eine ſolche aufopfernde Liebe eben das beſte Sorgen ſei. Die Kinder erkannten aber auch dieſe Treue, denn

Käthi hatte sie nicht verzärtelt, nicht meisterlos erzogen, Käthi's Liebe war nicht die blinde, diese ist's, welche selbstsüchtige, undankbare Kinder erzieht. Käthi's Kinder vergaßen die Mutter nicht, sie besuchten sie oft und krameten ihr was in ihren Kräften stand. Dafür kriegten sie jedesmal Schelte und Käthi war im Stande, ein weißes Brödchen vierzehn Tage zu sparen, weil es sie reute, es selbst zu essen und sie hoffte, einem andern Kinde damit aufwarten zu können. Die Kinder besuchten sie oft, denn sie hielten das Bewußtsein, eine Heimath zu haben, als ihr höchstes Gut; Gott Lob, sagten sie, es mag mir gehen wie es will, so weiß ich doch wohin, und muß nicht zu fremden Leuten oder gar auf die Gemeinde. Dieses Bewußtsein, eine Heimath zu haben, in derselben ein mitleidig Herz, eine milde Hand, eine ruhige Ecke, um unverkümmert zu genesen oder zu sterben, ist ein unbeschreiblicher Trost und bewahrt vor Vielem: viele Mädchen vor leichtsinnigem Buhlen, viele Bursche vor unzeitigem Heirathen. Wer einen warmen Ofentritt weiß, wo er ruhig absitzen kann, ein gut Mütterchen dazu, welches von weitem frägt: was hast, was magst, wo fehlt's? der hat einen Halt im Leben, eine gewisse Zuversicht, er kann warten, bis er erstarket ist, auf eigenen Beinen zu stehen vermag, ehe er einen eigenen Haushalt gründet und auf die Schultern nimmt.

Diesem nebst dem guten Grunde im Herzen hatte Käthi zu verdanken, daß sie keinen sogenannten Verdruß an den Kindern erlebte. Anderem Leiden und Weinen jedoch enthob Gott sie nicht, sie war ihm lieb und wen er lieb hat, dessen Herz läutert er durch Leid. Erwachsen erkrankten die meisten ihrer Kinder, suchten die Heimath und starben dort. Ein solcher Tod that jedesmal Käthi grausam weh, es war ihr als ob ein Stück von ihrem Herzen geschnitten würde, denn ihr Leben war in ihren Kindern, und doch blieben alle diese Ereignisse in süßem Gedenken. Nicht, sagte sie in solchem Falle, daß sie dem armen Tröpflein nicht gerne die Ruhe

gönne, es ſei ihm ja ſo wohl gegangen, aber doch zerreiße es ihr das Herz, denn ein ſo Gutes ſei es geweſen, und hätte ſie ſo lieb gehabt. Müetti, o Müetti! hätte es am letzten Tage noch geſagt, wenn ich wieder aufkommen ſollte, ſo werde ich dir nie vergeſſen, was du an mir gethan haſt und ſo lange du lebſt, will ich für dich ſorgen als dein treu und aufrichtig Kind, und ſterbe ich, ſo ſoll es dir unſer Herrgott vergelten und mir nehmen von der Seligkeit und dir zulegen, ſo lange du auf Erden biſt, daß du zu beſſern Tagen kömmſt. Als der Tod ihm über's Herz kam, reden konnte es nicht mehr, nahm es meine Hand, ſah mich an, den Blick vergeß ich nie, wenn ich dran denke, rührt es mir das Herz noch, ich muß denken, wenn ich nur drüben bei ihm wäre.

Käthi mußte manchmal jammern im Laufe der Jahre, denn bis auf zwei ſtarben ihr alle Kinder, und eben wie es elterlichen Herzen gewöhnlich am ſchmerzlichſten iſt, erwachſen und gut gerathen, wenn die Freude an ihnen eben in der ſchönſten Blüthe war. Freilich ſollte theoretiſch (wiſſenſchaftlich!?) beim Tode erwachſener wohlgerathener Kinder der Dank gegen Gott größer ſein als der Schmerz, der Dank, daß er ſie ſo lange gelaſſen, ſo große Freude an ihnen beſchert und die Gnade verliehen, eine Seele für den Himmel erzogen zu haben. Aber die Liebe iſt eben weder theoretiſch und Gottlob auch nicht wiſſenſchaftlich, ſondern accurat noch ſo, wie ſie Gott geſchaffen hat, nicht zum dividiren, ſpekuliren und ſubtrahiren, ſondern ſich zu freuen über Freudiges, zu weinen, wenn es wieder dahin geht. Zwei Kinder blieben, eine Tochter und das jüngſte Kind, ein Knabe. Die Tochter heirathete weit weg ins Züribiet. Züribiet und das Mohrenland lagen für Käthi, welche nie drei Stunden von der Heimath weggekommen war, unter dem gleichen Himmelsſtrich, und ob ihr ein Kind ſterbe oder in's Züribiet oder unter die Mohren und Kindlifreſſer komme, das kam Käthi accurat

auf das Gleiche. Wehren konnte sie die Heirath nicht, ja sie half dazu mehr als klug war und weinte doch in einem fort darüber. Von dem armen Kinde werde sie hienieden nichts mehr vernehmen, jammerte sie, und sie fürchte, auch im Himmel nicht, für die da unten werde darin kaum mehr Platz sein, denn wenn die auch noch hinein wollten, so müßte er, es weiß kein Mensch, wie groß sein.

Kaum war das Mädchen weg, und im Züribiet wie vom Nebel verschlungen, so brachte man ihr Sami heim. Eine harte Krankheit war in langsames Siechthum übergegangen, und hatte Sami zu jeglichem Dienst unfähig gemacht. Sami war grausam wunderlich, nichts war ihm recht, und was Käthi auch that, es war ihm immer zu wenig. Die Art seiner Krankheit soll diese Wunderlichkeit mit sich bringen und was wäre nun Sami für ein armer Tropf gewesen, wenn die unchristliche Freiheit schon eingeführt gewesen wäre, welche dem Manne erlaubt vom Weibe und dem Weibe vom Manne zu laufen, gerade wenn das Eine das Andere am nöthigsten hat. Sami besaß die sogenannte politische Freiheit, aber was half ihm die in seiner Krankheit und seiner Wunderlichkeit. Da wäre die christliche Freiheit eine hohe Wohlthat gewesen, die, welche frei macht von Welt und Materie, den Geist zum Herrn über den Körper, ihn erhebt über des Körpers Leiden und seine Freuden regelt nach dem Maaßstabe seines Heils. Diese Freiheit besaß Sami nicht, er faselte aber auch über die Freiheit nicht, sein Kreuz trug er nicht mit Geduld, aber er erhob doch nicht den Freiheitsbaum über das Kreuz, fröhnte weder dem Fleische, noch höhnte er die christliche Freiheit, tanzte weder als Wolf im Schafpelze, noch als Fuchs mit eingezogenem Schweife um das goldene Kalb, das immer neu aufgerichtet wird, sobald über Sinai oder Golgatha einen Augenblick sich ein Nebel legt. Sami war kreuzwunderlich, wie ein Kind, welches die Blattern hat, er war von Ungeduld nach Gesundheit verzehrt,

er verzappelte vor Angſt, nichts verdienen zu können, denn woher ſollte die Miethe kommen, wenn ſein Lohn ausblieb? Und daß es ſo langſam ging, daran ſollte Käthi ſchuld ſein, wenn ſie beſſer zu ihm ſehen, ſeine Sache beſſer beſorgen würde, er wäre längſt wieder geſund. Der Doktor predigte ihm dringlich Geduld, aber Sami verlor allen Glauben zu ihm. Der Schelm könnte die Sache, aber er begehre ihm nicht zu helfen, er gebe ihm abſichtlich ſchlechtes Zeug, welches nicht anſchlagen wolle, um deſto länger ihm ſein Geld abnehmen zu können. Er wollte daher zu andern Aerzten und mit brav eſſen ſeine Geſundheit erzwingen. Käthi, welche einige Erfahrung gewonnen und zum Arzt, der ihr ſchon oft gar treu beigeſtanden, ein unbedingtes Zutrauen hatte, war gegen beides. Nun trug Sami das Mißtrauen gegen den Arzt auf Käthi über, meinte, auch ſie begehre nicht, daß er aufkomme, ein jüngerer Mann wäre ihr lieber, ſonſt würde ſie das Geld nicht reuen, zu andern Aerzten zu gehen, oder beſſere Speiſe ihm zu geben, von der er auch eſſen möge. Der gute Sami war zum erſten Male krank in ſeinem Leben, und zum erſten Mal daheim in ſeinem kleinen Haushalt, das brachte er aber nicht in Anſchlag. Er konnte nicht arbeiten, daher dünkte ihn das Eſſen ſchlecht, bei ſo ſchlechtem Eſſen könnte er alſo nicht geſund werden. An eine große Haushaltung gewöhnt, wo Hülle und Fülle war und große Schüſſeln auf den Tiſch kamen, ſah er nirgends genug, und meinte, Käthi gönne es ihm nicht, obgleich immer mehr da war, als er aß. Er begann zu glauben, Käthi hätte ſchlecht gehaushaltet, ſei ſchuld, daß ſie nicht zu Gelde gekommen, die Kinder ſo früh geſtorben, und wenn er es Käthi auch nicht auf den Kopf zuſagte, ſo ſah man doch, daß er es dachte. Das that Käthi ſehr weh, daß ſie dies am Ende ihrer Ehe noch erleben mußte, war doch Sami ſonſt ganz anders, und hatten doch die Kinder der Mutter Güte empfunden und erkannt bis zum letzten Augenblicke. Und that ſie

Sami noch mehr als den Kindern! Sie kannte die Urſachen von Sami's Stimmung nicht recht, verſuchte alle Tage, es ihm recht zu machen, ihm zu zeigen, wie gerne ſie ihn pflegte, und traf es doch nicht, ſtellte ihn nicht zufrieden. Es wollte ihr faſt das Herz abdrücken, wenn Sami ſeufzte: er hätte ſein Lebtag ſo großen Lohn verdient, allen heimgegeben, und jetzt wiſſe er nicht, wo er hingekommen, denn wohin man ſehe, ſei nichts. Wußte doch Käthi am beſten, wie ſie abgetheilt, wie kleine Theile es gegeben, wie hart ſie gearbeitet und dabei doch zuweilen hungrig zu Bette gegangen ſei. So durfte ſie Sami die Bedrängniß, in welche ſie nach und nach gerathen, nicht einmal mittheilen, aus Furcht, er werfe ihr vor, daran ſchuld zu ſein; dennoch verwand Käthi dieſe geiſtige und leibliche Noth recht ritterlich, ließ ſie Sami nicht entgelten. Sie werde das verdient, ſich mit etwas verſündigt haben, dachte ſie. Sie wiſſe zwar nicht, worob, aber unſer Herrgott werde es wiſſen, und ſie hätte Urſache ihm zu danken, daß er ſie hier die Schuld abbüßen laſſe, drüben hoffe ſie dann um ſo eher zu Gnaden zu kommen.

Käthi ſagte ebenfalls nicht, wie es wohl manche Frau an ihrer Stelle gethan hätte, es werde hoffentlich bald eine Aenderung geben, es ginge dann ihr und Sami wohl, und wenn's geſtorben ſein müſſe, ſo wolle ſie am liebſten, es würde je eher je lieber geſchehen, von wegen der Mühe und wegen den Koſten, ſie möge Sami die ewige Ruhe von Herzen gönnen. Und als Sami endlich ſtarb, weinte ſie nicht bloß, ſondern ſie trug wirklich großes Leid im Herzen. Er ſei ein gar Guter und Treuer geweſen, und keinen Kreuzer hätte er unnöthig verthan, es könnten Tauſende an ihm ein Exempel nehmen, aber ſagen, wie gut er's meine, das habe er nicht gekonnt, und wenn er in der Krankheit zuweilen häßig geweſen, ſo ſei ſich deſſen nicht zu wundern, und es ſei ihm ſelbſt am übelſten dabei geweſen. Wenn ſie ihn wieder lebendig machen könnte, ſie wartete keinen Augenblick, ſie habe grau-

ſam Längizyt nach ihm, es dünke ſie, ſie habe niemand mehr auf der Welt.

Buchſtäblich war dies nicht zu nehmen, und bald darauf hätte Käthi auch nicht mehr ſo geſprochen, denn einen Anhaltspunkt in der Welt, ohne welchen ein Menſch nicht gerne iſt, abſonderlich ein Weib nicht, fand ſie alsbald wieder und zwar in ihrem noch übrig gebliebenen Kinde. Johannesli hieß dieſes, war bereits aus dem elterlichen Hauſe, als der Vater ſtarb, ein munterer, aufgeweckter Burſche, dieſem wandte ſie nun das Herz ungetheilt zu, und ſobald ſie ſich aus den dringendſten Nöthen gearbeitet hatte, begann ſie dem Sohne zu helfen mit allerlei. Wenn er ihr etwas kramte oder ſonſt helfen wollte, ſo entſchuldigte er ſich wohl wie üblich, daß es nicht mehr ſei, aber der Lohn ſei klein, mit dieſem wollten die Bauern nicht nach, während doch alles theuerer ſei als ehedem, und man ohnehin auch mehr brauchen müſſe des allgemeinen Gebrauches wegen. Das glaubte Käthi natürlich, verbat ſich alle Hülfe und bedauerte ſonſt noch das arme Kind gar ſehr. Nun aber hat es eine ſehr eigenthümliche und zwar ſehr gefährliche Bewandtniß mit dem Bedauern. Gar zu gerne iſt jeder Menſch geneigt ſich ſelbſt zu bedauern, zu glauben, es gehe ihm bös, er werde nicht nach Verdienſt angeſehen von Gott und Menſchen. Kommt aber noch Einer hinzu und ſagt ihm, und er braucht es ihm nicht alle Tage dreimal zu ſagen: Du Armer, wie du mich doch dauern kannſt, ſo Einer wie du und ſo bös haben, und ſolchen Dank, ſolchen Lohn, nein, es iſt gar zu arg, ich und meine Frau ſagen es alle Tage zu einander, einen geplagteren Menſchen als du ſeieſt, gebe es nicht, ſo iſt der Teufel los! Iſt der ſo Bedauerte ein vierſchrötiger Bauer, ſo wird ihm halb ohnmächtig, er muß ſich ſetzen, aber dann ballt er die Fäuſte und flucht: aber jetzt habe ich's ſatt, den — will ich, wohl! Iſt derſelbe aber nicht vierſchrötig, ſondern ſchmächtigerer Art, Schulmeiſter oder gar Regent, ſo wird der ganz ohnmächtig, fällt dahin wie ein Ochs, und

kommt er wieder halb zu ſich, ſo weint er Ströme und ſeufzt, daß es knallt und grollt, als ob Lavinen donnerten und wirft die Hände über den Rücken, daß es dem Mond übel wird, die Sterne das Zittern kriegen, die Sonne ſelbſt ein verblüfft Geſicht macht, weil ſie nicht weiß, ſoll ſie retiriren oder ſtehen bleiben. Geſchieht ſolches Helden, ſo kann man es Käthi's Johannesli nicht verübeln, wenn er bei ſtätigem Bedauern der Mutter wirklich den Wahn kriegte, er ſei zu bedauern und hätte der Mutter Hülfe wirklich noch nöthig. Es ging ihm wie vielen Kindern, ſie überſchätzen die Lage der Eltern, wollen nicht begreifen, wie es ihnen geht, beſonders wenn ſie nicht bei ihnen wohnen oder ihre Geſchäfte nicht theilen. Er dachte nicht daran, wie leicht ein Thaler ihm aus den Händen ging, und wie ſchwer es der Mutter ward, wie manchen Biſſen ſie an ihrem Munde abbrechen mußte, ehe ſie für ihren Johannesli ein Hemd errungen und erſchunden. Es giebt ſich wirklich mancher Menſch tauſendmal weniger Mühe für ſeine Seele und ſeine Seligkeit als Käthi ſich gab um ein Hemd für ihren Johannesli. Leider gefiel derſelbe nicht bloß der Mutter wohl, ſondern auch den Mädchen und das Geſchick wollte, daß, wie um den Paris drei Göttinnen, um Johannesli drei Näherinnen ſich ſtritten. Die eine ſäumte ihm unentgeltlich, was er zu ſäumen hatte, bald ein Schnupftuch, bald ein Halstuch; die andere zupfte ihm den Hemdekragen zurecht, band das Halstuch ihm ſchön um; die dritte tanzte ſchön und zahlte ihm Wein, alle drei thaten zimperlig, aber ſpröde waren alle drei nicht, auch waren alle ſehr beredt wie Rathsherren und wußten z. B. handgreiflich darzuthun, wie darin das größte Lebensglück liege, daß man die Unfäthe, die Schneider, loswerde, und dies geſchähe auf keine Weiſe bündiger und angenehmer, als wenn Einem das Glück wolle, daß man eine Näherin zur Frau kriege.

Da nun wirklich Johannesli ſich ſo bedaurungswürdig

glaubte als die Mutter es ihm ſagte, ſo begann er zu denken, es ſei wenigſtens ſchon etwas gewonnen, wenn er einem Unglück entrinne, den Unfläthen, den Schneidern; daß man aus dem Regen in die Traufe kommen könne, war er zu jung, um es zu wiſſen. Schwierigkeiten und Bedenken verurſachte ihm die Auswahl. In der Zärtlichkeit merkte er keinen großen Unterſchied, wenn ſie nähten, machten alle drei Stiche, und wegen Schönheit und Reichthum konnte keine der anderen etwas vorhalten. Endlich kam er zum Schluß, da werde Liebe und Hülfe am größten ſein, wo man ihm am meiſten ſchenke und ihn am meiſten rühme. Der gute Johannesli hatte die Welterfahrung ebenfalls noch nicht, daß Näherinnen und heutige Volksliebhaber darin ſich auf's Haar gleichen, daß ſie Würſte nach Speckſeiten werfen, darum mit ihrer anläſſigen Liebe ſo nöthlich thun, um deſto bälder auf Koſten der Geliebten leben zu können; ja, daß gar oft die geworfene Wurſt nicht einmal bezahlt iſt, ſondern nachträglich von den Geliebten bezahlt werden muß. So heirathete Johannesli ſein Liſettli, glaubte ſich nun aller Noth enthoben, von allen Unfläthen frei, und dachte wirklich an einen Himmel, nicht bloß voll gewöhnlicher Geigen, ſondern voller Baßgeigen.

Käthi hatte große Freude an dieſer Heirath, obgleich ſie ſich in ihrer Demuth vor einer ſo vornehmen und geſchickten Frau faſt ſchämte. So ein anſchlägig und geſchickt Menſch ſei ihr viel lieber, ſagte ſie, als eine reiche Bauerntochter, welche alle Tage ihrem Bub' den Reichthum vorhielte. Begreiflich hatte Johannesli ſein Liſettli der Mutter ſehr gerühmt und geſagt, wie es eine rechte Mutter an ihm geweſen. Das zog bei Käthi, ſie war nicht wie viele Mütter ſind, ſie war nicht eiferſüchtig, liebte ihren Buben nicht um ihretwillen, ſondern um ſeinetwillen. Wenn ihr auch an der Schwiegertochter Einiges auffiel, ſo nahm ſie ihren Verſtand gefangen und urtheilte: es ſei halt eine neue Welt und nicht mehr wie

ehedem, das werde jetzt so sein müssen; und zweitens sei sie eine Näherin und die werden zeigen müssen, was wohl anstehe und jetzt Mode sei, wegen Verdienst. Der Schwiegertochter gefiel die Schwiegermutter desto weniger, das sei eine alte dumme Frau, sagte sie, ehe sie bei einer solchen sein möchte, wollte sie lieber betteln gehen. Lisettli dachte nicht daran, daß man sich mit Worten so gut versündigen könne als mit Thaten. Aber Worte und Thaten sind Saamenkörner, Saamenkörner gehen auf, der Säemann muß sie kosten, er mag wollen oder nicht, früher oder später, seien sie süß oder bitter.

Als nun Lisettli Frau war, so änderte sich das Ding accurat wie bei den Volksliebhabern, das Rühmen und Schenken hörte auf, jetzt sollte der Mann den Brodkorb vorstellen, jetzt wollte Lisettli ernten, es hatte lange genug ausgesäet, wollte ruhen, einem Wanderer gleich, welcher einen steilen Berg erstiegen hat. Es kam dem Johannesli, der nun ebenfalls zum Johannes avancirte, sonderbar vor, als die Sache sich so änderte, als nun auf einmal Lisettli's Verdienst nicht reichte, als er an allen Enden und Ecken zuschießen sollte, und wenn er es nicht that, ein schlechter Kerl, ein Bauernlümmel und grober Joggi genannt, mit Thränen und Schmollen regalirt wurde. Er hatte einmal gehört, man müsse sich nicht unterdrücken lassen, und einmal komme der Fall, wo man zeigen müsse, wer der Mann sei und die Hosen anhabe, dann habe man gewonnen für immer. Bei einem Anlaß, wo Lisettli munter ihre Schreyhörner an seinen Geldsäckel setzte, der ohnehin nicht viel ertragen mochte, da wollte er nun zeigen, wer Meister sei, und fabrizirte ein Donnerwetter, das schrecklich sein sollte. Aber gemachte Wetter bleiben gemachte Wetter, es knallt, aber es wirkt nicht. Lisettli, potz Wetter, führte eine Batterie auf, daß Johannes lange schwieg, als Lisettli's Batterie noch lange, lange fortdonnerte, ja daß er Lisettli der tusig Gottswillen bat, es solle wieder zufrieden, gut sein, wenn er gewußt hätte, in was für Umständen es

ſei, er hätte ja nichts geſagt, und es hätte ihm ſagen ſollen, wie es mit ihm ſtände, dann wäre er nicht ſo gekommen, er wiſſe doch wohl noch, was Brauch ſei. Je mehr er einlenkte, deſto ſchärfer donnerte Liſettli's Batterie. Wer nicht beſonnen angreift, beſonders wenn er zum erſtenmal ein Gefecht macht, der wird nicht bloß diesmal vollſtändig geſchlagen, ſondern er wird zumeiſt ſein Lebtag kein Held mehr. Je mehr er gut machen wollte, deſto länger ſchmollte Liſettli und lebte derweilen beſſer als gar manche Bäurin in ſolchen Umſtänden; das gute Leben ſchlug ihr in die Glieder, daß ſie nicht nur übermüthig ward gegen ihren Mann, ſondern auch vornehm that gegen die Kunden. Leider ſind nun Kunden mit einer Näherin nicht verheirathet, meinen bei der ſtattfindenden Auswahl nicht, daß ſie ſich alle Flauſen gefallen laſſen müßten; ein Kunde nach dem andern ging ab. Nun gab es böſe Zeiten, und Liſettli hielt ſie nicht aus.

Daß die Enden ſich berühren, ſagt das Sprüchwort, daß aus dem unverſtändig hoffährtigen Mädchen nicht eine Hausfrau, ſondern eine Hausſau wird, das lehrt die Erfahrung. Liſettli ward das unappetitlichſte Weib, welches man ſehen konnte. Sauberes einen Kreuzer groß hätte man am Leib und um den Leib nicht gefunden, und hätte man einen Fürſprecher mit einer Doppelbrille dazu beauftragt; Beſen hatte es keinen und flicken that es nichts, und wärs ein Loch geweſen, durch welches man ein Dorf ſammt der Kirche hätte ſtoßen können. Johannes that, was er aufbringen mochte, aber es war als ob er Waſſer gieße auf einen heißen Stein. Das erſte Kind ſtarb, das zweite war auf dem Wege. Liſettli bedurfte je länger je mehr, verdiente je länger je weniger. Johannes mußte keinen Rath als für ſeine Frau die Heimath anzuſprechen, wie alle ſeine Geſchwiſter gethan, wenn Noth an Mann kam. Die Mutter war mit allen Freuden bereit, obgleich ſie von Liſettli nie ein Liebeszeichen empfangen hatte, deſto wüſter aber that Liſettli, das ſei nichts als Aufreizung

von der alten Hexe, ſagte ſie, aber der wolle ſie es eintreiben, ſie ſei ihr gut dafür. Was ſie dachte, hielt ſie auch.

Was Käthi that, war ihr nicht recht und was Käthi hatte, verthat Liſettli und klagte daneben allen Leuten und abſichtlich, daß die Mutter es hören mußte, wie dieſelbe wüſt gegen ſie ſei und wenn ſie ſterben müſſe, ſo ſolle ſich darüber niemand wundern. Anfänglich nahm das Käthi ſehr zu Herzen, Liſettli und Johannesli waren als ein Fleiſch und nicht mehr zwei im gleichen Verſchlag ihres Herzens. Aber allmählig nahm Käthi eine geheime Eheſcheidung vor, bugſirte Liſettli hinaus und bedauerte Johannes grauſam, daß er an eine ſolche Frau gerathen und einen ſolchen Schuh voll habe herausnehmen müſſen. Sie wiſſe wohl, daß was Einem beſchieden ſei, ſei ihm beſchieden, und was Einem auf die Naſe fallen ſolle, falle Einem nicht auf die Füße, aber ſie müſſe bekennen, vom lieben Gott dünke es ſie ſtreng, daß gerade ihr Johannes, ihr einzig Kind, mit einer ſolchen Frau geſchlagen worden ſei. Es liefen doch der Maulaffen genug herum, für die es gar nicht ſchade geweſen wäre, wenn ſie ein ſo[illegible] Liſettli hätten haben müſſen. Sie könne nicht beſſers wünſchen, als daß der liebe Gott wieder von einander thäte, was er zuſammen gethan, und je eher er es thäte, deſto weniger würden ſie ſich an einander verſündigen. Sie wünſche Liſettli gar nicht den Tod, aber denken hätte ſie ſchon manchmal müſſen, ein Menſch, wenn er nicht geſund ſein könne und nicht arbeiten möge, ſei nirgends wohler als im Himmel.

So redete Käthi, aber nicht vor der Schwiegertochter. Doch für ſolche Dinge, für Haß und Liebe haben die Weiber ein fein Gefühl, Liſettli warf der Mutter nicht bloß vor, ſie ſähe ſie gerne ſterben, ſondern behauptete ſteif und feſt, ſie bete ſie zu Tode, ſie fühle ganz deutlich, wie ein Stück Leben nach dem andern weggebetet werde. Das ſolle ihr aber nichts nützen, wenn es geſtorben ſein müſſe, ſo wolle ſie der alten Hexe eine Suppe anrichten, worob ſie das Maul ver-

brennen ſolle, daß ihr das Beten vergehe in alle Ewigkeit. Kam dann Johannes, ſo fielen beide Theile ihn mit ihren Klagen an, daß er nichts zu ſagen wußte, als, er könne in Gottes Namen nicht helfen, ſie ſollten Geduld haben, der Fehler werde auf beiden Seiten ſein; was aber niemand ſo recht glauben wollte. Endlich gebar Liſettli einen Knaben, mochte ihn aber kaum anſehen, hatte gar keine Liebe zu ihm. Die Großmutter dagegen empfing ihn mit der größten Freude, breitete ihre ſchützenden Fittige über ihn aus, unter welchen er zu einem kräftigen Buben gedieh. Je mehr die Großmutter daran Freude hatte, deſto mehr ärgerte ſich Liſettli und behauptete, die Großmutter pflege das Kind ſo gut bloß aus Bosheit, um zu zeigen, daß ſie Kinder mit dem Leben davonbringen könne, was Liſettli nicht gekonnt. So verzehrte Liſettli ſelbſt noch den Reſt ihrer Lebenskräfte, ſie ſtarb, und als ihr Leib der Erde wiedergegeben war, war es in Käthi's Häuschen faſt, als ob ein bös Geſchwür, welches alle geſunden Säfte an ſich gezogen, den ganzen Körper krank gemacht, aufgegangen ſei. Der Schmerz hatte aufgehört, das Behagen, welches Geneſende empfinden, ſtellte ſich ein, Käthi athmete friſch auf, ein trüber Schleier, welcher ſich über ihr Leben gelegt hatte, war zerriſſen, ſie ſah in eine Zukunft hinein, voll Roſenroth und Sonnenſchein, wie es ſie dünkte, eine unbeſchreibliche Freude am Großkinde glänzte in ihrer Seele auf. Dieſe Freude war nicht bloß die übliche großmütterliche, ſondern ſie hatte noch eine tiefere eigenthümliche Bedeutung.

Es war Käthi gegangen, wie es vielen Weibern geht. Sie hatte ſich, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, der Kirche entwöhnt. Ein Weib, welches allein haushaltet, ein Kind nach dem andern hat und kein Kindermädchen dazu, entwöhnt ſich leicht der Kirche. Es fehlt die Zeit dazu, die Kinder darf man nicht allein laſſen, und der Sonntag Morgen iſt für ein Weib, welches die Woche durch verdienen muß, eine gar verführeriſche Zeit, Manches in der Haushaltung nachzuholen,

für was in der Woche keine Zeit war. Es wäre auch anders zu machen, wenn das Beispiel da wäre und ein rechter Ernst in der Zeit, denn bei den Katholiken sieht das anders aus. Als endlich andere Zeiten kamen, die Pflege von Kindern Käthi nicht mehr so scharf an's Haus fesselte, da waren die Kleider alt geworden; und was die Leute sagen und denken würden, wenn sie wieder zur Kirche ginge, daran dachte Käthi ebenfalls, und das Letzte namentlich hielt sie ab, denn die Furcht vor den Leuten und was Dieser oder Jener sagen würde, oder gar denken, will den Leuten nicht aus dem Leibe, sogar Majestäten nicht. Dabei war Käthi treu und fromm geblieben, dachte an Gott, betete zu Gott, las fleißig Gottes Wort und übte sein Gebot nach dem Maaße der erhaltenen Kräfte. Eine Lücke blieb ihr doch im Herzen, ein wunder Fleck, welchen zu heilen sie nicht die Kraft fand. Das Missen der Sacramente und der Verkündigung des lebendigen Wortes schmerzte Käthi. Mit tiefer Sehnsucht dachte sie an die Zeit der Unterweisung, des Tages, an welchem sie die Erlaubniß zum heiligen Abendmahl erhalten, an den Tag, an welchem sie es zum ersten Male genossen hatte, und wie es ihr da so heiß gewesen sei im Herzen, als ob Feuer darin sei, oder Gottes Auge, welches schaue, was darinnen sei, und wie sie sich gefreut, daß sie, das arme Mädchen, in einem Bunde sei mit Gott und den besten Menschen der Erde, mit Hohen und Niedern, Weisen und Unmündigen. So freute sich also Käthi der großen Tage in ihrem Leben und auch des Tages, an welchem ihre Ehe vor Gott geheiligt wurde, aber die eingerissene Gewohnheit zu überwältigen, dazu fehlte ihr die Kraft. Das aber ließ sie sich nicht nehmen, am Samstag aufzuräumen um's Häuschen, zu fegen, was sich fegen ließ, sich und die Kinder zu waschen, und zwar gründlich und nicht so oberflächlich, wie zuweilen die hoffährtigsten Mädchen thun. Am Sonntag waren sie und die Kinder rein angezogen, die schlechten Hemdchen so rein als möglich gewaschen. Das sei der Tag des Herrn, sagte Käthi,

habe der Pfarrer gesagt, und da schicke es sich doch, daß man rein zu sein suche vor dem Herrn inwendig und auch auswendig; zudem sei er auch der Gedächtnißtag an das verlorne Paradies und der Verheißungstag, daß, wer wieder rein zu werden trachte, wie der Heiland rein gewesen, statt des Paradieses den Himmel finden werde.

Wenn die Leute lachen und spotten wollten, solch Aufräumen und Reinhalten sei nicht für arme Leute, die hätten das Arbeiten nöthiger, das sei nur Hoffahrt, so blieb Käthi hier standhaft und sagte, sei das wie es wolle, so sei sie so gewöhnt von Jugend auf, und habe noch nie gemerkt, daß es ihr schade. Sie denke, der Herr des Sonntags sei auch der Herr der Woche, und wenn man seiner am Sonntag gedenke, so werde er nicht Gutes mit Bösem vergelten, sondern durch die Woche auch derer gedenken, welche den Sabbath feierten und heiligten, daß sie darum nicht weniger hätten. Wenn am Sonntag es dann zur Kirche läutete, so saß Käthi gerne auf einem Bänklein und gedachte seiner schönen großen Tage, und Thränen kamen ihr in die Augen, aber deswegen ging sie doch nicht mit den Christen, den Herrn zu verehren.

Als Johannesli geboren wurde, da sollte Käthi dessen Pathin sein. Lange weigerte sie sich dessen, mußte am Ende doch nachgeben. Am Abend vor dem Tauftage war es ihr gar seltsam zu Muthe, fast wie am Abend vor dem ersten Abendmahl oder vor dem Hochzeittage, im Schlafe ängstigten sie allerlei Träume, sie ließ das Kind fallen, sie gab es dem Pfarrer verkehrt, daß er es bei den Beinen taufte, sie sagte die Namen unrichtig, daß das Kind Anne Bäbi geheißen ward. Als sie das Kind zur Taufe trug, hatte sie Angst, wie ein siebenzehnjährig Mädchen, und erst als sie das Kind abgegeben hatte, saß und singen hörte, da wich die Angst und es ward wirklich wieder ein großer Tag für Käthi. Derselbe brach die Macht der Gewohnheit, verwischte das Bangen vor den Menschen und knüpfte Käthi wieder mit der Gemeinde

zuſammen. Sie hatte erfahren, daß an den geringen Kleidern niemand Aergerniß nahm, ging nun ſo oft ſie konnte zur Kirche, und es that ihr unbeſchreiblich wohl, es ſtärkte ihren Glauben an die Menſchen, ihr Vertrauen auf Gott, es ward ihr viel heiterer vor den Augen, viel leichter im Herzen, und dieſes hatte ſie dem Johannesli zu verdanken, er war ihr von Gott geſandt, ſie wieder einzuführen in ſein Haus. Sie hatte nun wieder ein Kind, welches ſie nicht mit der Welt theilen mußte, bloß mit einzelnen Spenden erfreuen durfte, ein Kind, welchem ſie leben, vergelten konnte, was er ihr gethan. Wie in einem Brennglaſe die Sonnenſtrahlen zuſammenlaufen und zum zündenden Strahle werden, während ſie vereinzelt bloß leidlich wärmen, ſo ſammelte ſich Käthi's Kindesliebe auf Käthi's großmütterlichem Herzen und ſtrahlte in vielfach erhöhter Glut über das geliebte Großkind. Ein Armer, welcher einen Schatz gefunden, ein Seefahrer, welcher ein neu Land entdeckt, ein Held, welcher einen Welttheil erobert oder zwei, können nicht größere Freude haben als Käthi am Großkinde, denn ein Menſch kann nicht mehr Freude haben als das Herz voll, und ſoviel Freude hatte Käthi. Dann aber war ein großer Unterſchied zwiſchen Käthi's und des Helden Freude: die Freude des Helden iſt am größten gleich nach errungenem Siege, ſchrumpft dann alsbald wieder zuſammen in den Mühen und Kümmerniſſen, welche die Behauptung der Eroberung mit ſich bringt; die Freude der Großmutter wächſt jeden Tag, wächſt mit dem Kinde, jede Sonne beſcheint neu entdeckte Schönheiten und Tugenden, und dieſe wachſende Freude dehnt das Herz aus täglich und zerſprengt es doch nicht. Tag und Nacht ließ Käthi ihren Schatz nicht aus den Augen, ging ſie einen Schritt von Hauſe, trug ſie ihn auf den Armen mit heraus, bei der Arbeit lag er in einem Korbe neben ihr, des Nachts hatte ſie ihn in ihrem Bette, und wenn er ſie nicht ſchlafen ließ, ſo war ſie am glücklichſten, denn dann konnte ſie ſich ungeſtört ihres Bübchens freuen. Etwas Wunderbares,

Unbegreifliches liegt in ſolcher Liebe, denn die Liebe iſt auch eine Kraft, welche Berge verſetzt, welches das giftigſte Unkraut tödtet im Herzen des Menſchen, die Selbſtſucht und den Eigennutz, ſie krönt aber auch dieſe Hingebung des eignen Ichs mit hohen Freuden, und zwar ſchon hienieden, während auf der Selbſtſucht, welche Kinder für eine Laſt hält, ein ſchauerlicher Fluch liegt, und zwar ſichtbarlich.

Dieſe Liebe dachte begreiflich an kein Koſtgeld. Als Liſettli ſtarb, nahm man als ausgemacht an, das Kind bleibe bei der Großmutter. Komm zuweilen und ſieh, was es macht, ſagte Käthi zum Sohne. Ja, ſagte der Sohn, und was mir möglich iſt, werde ich thun. Das war die Abrede, und bei dieſer blieb es. Was der Sohn brachte, nahm Käthi gerne, nicht ihretwegen, ſondern um ihres kleinen Abgotts willen, dann hatte der es deſto beſſer. Kam der Vater aber lange nicht, oder brachte er nichts, ſo klagte ſie nicht, forderte ſie nichts, ſondern dachte, er werde nicht fortkommen können, oder ſein Geld haben brauchen müſſen. Dieſer Mangel an Nöthigung jedoch taugte für den Vater Johannes nicht, er mochte ihn nicht ertragen. Johannes war kein böſer Menſch, aber von denen einer, die am ſchlimmſten werden können. Ihm fehlte die Kraft der Selbſtüberwindung und Selbſtbeſtimmung, er hing von denen ab, mit welchen er in Berührung kam. Wer ihn zum Beiſpiel recht unter dem Daumen hielt, konnte ihm all ſein Geld abnehmen, wer es ihm aber nicht abnöthigte, dem gab er keinen Kreuzer, ſondern opferte es alsdann ſeinen Gelüſten. Er hatte viel zu früh geheirathet, weder an Leib noch Seele ausgewachſen, er wußte, daß er eine Frau hatte, die ſagte ihm, was er zu thun hätte, was er mit ſeinem Gelde machen ſolle. Als Liſettli ſtarb, hörte dieſer Druck auf und Käthi legte ihm keinen neuen auf, er ward frei, athmete wieder friſch auf. Nun geſchieht es gar oft, daß namentlich junge Männer, welche lange in Noth und Druck geweſen und frei werden, in den Wahn

fallen, ſie wollten Verſäumtes nachholen, ſie hätten es lange bös gehabt, wollten es nun auch gut haben, auch wieder einmal an ſich denken, ſie ſeien keine Hunde, es ſei ihnen auch was zu gönnen. Wie weit aber ſolches Sinnen und Denken führt, daran denken ſie leider nicht.

Es giebt Zeiten, wo der Verſucher gar heftig umhergeht, wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge, und da nimmt er denn gar gerne die, welche friſch aufathmen, ſich was gönnen wollen. Unglücklicher Weiſe traf es ſich gerade in einer ſolchen Zeit, als Johannes friſch aufathmen, ſich was gönnen wollte. Johannes war Soldat und zwar ein hübſcher, der Freude am Soldatenſpiel hatte, dem Auge der Obern ſich gefällig darſtellte, dem man eine Sache nicht ſieben Mal ſagen und dazu noch jedes Wort mit ſieben Rippenſtößen begleiten mußte. Es traf ſich in einer Zeit, wo er alle Augenblicke in die Uniform mußte, das koſtet Geld, bringt gar Manchen rückwärts, abſonderlich einen Knecht, der mit ſeinem Lohn noch jemand ernähren ſollte. Er war, obgleich Knecht, ausnahmsweiſe noch Corporal, und darauf hielt er viel, und Käthi noch mehr. Wir ſind weit davon entfernt, Johannes und Käthi auszulachen, weil ſie Gewicht auf einen Ehrenpoſten ſetzten, wir ſind überzeugt, ſolche Stufen-Erhöhungen in der Geſellſchaft ſind durchaus nothwendig, nicht bloß um der Ordnung willen, ſondern um der Trägheit aufzuhelfen, den menſchlichen Kräften einen höhern, edlern Schwung zu geben. Wir gehören nicht zu den Narren, welche den Menſchen annehmen als ein rein Tugendbild, einen Tugendhelden von Natur, der rein tugendhaft ſei aus innerm Trieb, und nicht bloß ohne Lohn, ſondern auch ohne Zweck, indem er in allerhöchſter Majeſtät ſelbſt die Seligkeit verſchmähe, zum Zeugniß, daß er den ſittlichen Halt in ſich habe und tugendhaft ſei um der Tugend willen, und in vollem Bewußtſein, daß er kein Ziel habe als das ſechs Fuß lange, drei Fuß breite Loch, in welchem ihn die Würmer

freſſen. Ein ſolcher Narr ſind wir nicht, wir erkennen den Menſchen als ein ſchwach Gebilde, dem hundertfältig unter die Arme gegriffen werden muß. Wir meinen, der Narr ſolle er nicht ſein, ein eng Loch dem unendlichen Himmel vorzuziehen, bloß um der ſogenannten Tugend und des beliebten ſittlichen Haltes willen. Das ſogenannte Zopfthum wird lächerlich gemacht, aber die Geſchichte liefert den Beweis, und zwar einen vaterländiſchen und chriſtlichen, welchen Einfluß das Bewußtſein übte: Vater, Großvater, Ahn ſeien in Liebe und Ehre geſtanden im Gemeindeweſen, im Vaterlande, und wie gar Mancher dadurch geſtärkt und gehoben ward zu einer Würdigkeit, welche er ſonſt nicht erreicht hätte. Wir nehmen es daher unſerm Johannes durchaus nicht übel, wenn er auf ſeine Würde viel hielt, nur meinen wir, es ſollte auf die rechte Weiſe wirken, es ſollte ihn zur rechten Würdigkeit ſpornen und nicht bloß eitel machen und zur Meinung verleiten, er müſſe ſich nun auch zeigen und glänzen und genießen, dieweil er Corporal ſei.

An dieſer Sucht wird gar manche neuſilberne oder galvaniſch übergoldete Majeſtät unſerer Tage erblaſſen und erblinden. Johannes ſprang allemal hoch auf vor Freude, wenn ein Aufgebot kam, für eine Garniſon oder ein Lager oder ſonſt was, war zehnmal lieber unterm Gewehr als im Tenn oder am Pflnge. Es war nicht ſeine Sache, welche er verſäumte, und das Geld, welches er verthat, reute ihn nicht, er gönnte es ſich, lag doch keine Schuldigkeit auf ihm, und wenn er mit leeren Händen zur Mutter kam, ſo entſchuldigte ihn dieſe beſſer als er ſelbſt konnte. Mit leeren Händen kam er gewöhnlich, denn als Corporal wollte er nicht gerne der Letzte ſein, und wenn er ſchon nicht beſondere Ausſchweifungen beging, ſo iſt's doch immer zu viel für einen Knecht, wenn er es Bauernſöhnen gleichthun will. Das Jahr 1844 nahm die militäriſche Jugend gar ſehr in Anſpruch mit allerlei Spielereien, und als man endlich ſich in Ruhe glaubte für dieſes

Jahr, sprengte ein quasi diplomatischer Handstreich die Bataillone neu auf die Beine, aber zu früh, die Mine ging zu früh los, der Schuß hinten aus. Es ist heillos, mit welcher Gewissenlosigkeit sogenannte Volksliebhaber und Republikaner mit dem Volke umgehen, mit den Milizen manövriren, als ob sie Hollandermännchen oder bleierne Soldaten wären. Die Leute, die im Warmen sitzen, reich besoldet sind, reich sonst sind, oder reich auch werden möchten, sprengen, um einen Streich zu machen oder Rache zu üben, Tausende von der Arbeit weg und kümmern sich keinen Augenblick um die armen Weiber, welche darben, die Kinder, welche frieren, die Mütter, welche Noth leiden, die Väter, welche die Arbeit liegen lassen müssen, um die Haushaltungen, welche zerrüttet werden, um das alles kümmern sich diese Volksliebhaber nicht, und dieses sagen soll man nicht, sonst schlagen sie Einen auf's Maul. Sie spielen mit dem Wohl des Ganzen, dem Glücke der Hütten, wie Spieler mit Karten spielen, und verspielen sie alles, schieben sie das Unglück Andern in die Schuhe, und laufen davon, wie Kinder von einem Hause, welches sie in Brand gesteckt.

Den Rest seines Lohnes, den er für die Mutter aufgespart hatte, mußte Johannes einziehen, und wenn es schon nicht lange dauerte, so ging doch sein Geld dahin. Im Winter bei den langen Abenden, im Gebirge in Eis und Schnee macht ein Corporal es nicht mit seinem Solde, und was bei solchem Wetter an Schuhwerk daraufgeht, ist ebenfalls keine Kleinigkeit. Die Mutter mußte es entgelten, mußte den Hauszins allein schaffen, ging wahrhaftig manchmal hungrig zu Bette, um einige Tropfen Milch, einige Bissen Brod zu sparen. Die Gemeinde durfte Käthi begreiflich auch nicht angehen, man hätte sonst gleich nach dem Sohne gefragt, der ja Corporal sei, und was er Kostgeld zahle für sein einzig Kind. Die Welt sei bös, seufzte Käthi oft: ich und Sami haben sechse erzogen, und es ist gegangen, ohne jemand an-

zusprechen, jetzt kömmt man mit einem nicht durch, und Johannes muß in Gottesnamen alles dargeben, was er verdient, wegem Vaterland, und an das arme Kind dächte kein Mensch.

Johannes hatte versprochen, ausstehenden Lohn einzuziehen, sobald er dürfe, da hagelten neue Aufgebote in alle Häuser, und auf die Beine mußte auf's neue die Miliz. Die Regierungen und die entschiedenen Fortschrittler hatten Blindemaus mit einander gespielt; unter den sogenannten Augen der Regierungen hatten die Freischärler sich gebildet, waren bundesbrüchig in den Canton Luzern eingefallen, und wer von ihnen noch laufen konnte, zu allen Löchern, welche sie fanden, wieder hinaus gestoben. Jetzt konnten die unschuldigen Milizen büßen, konnte der Landmann büßen, welchem die Arbeit stille stand, mußten des gebrochenen Friedens wegen auf den Beinen sein, die Ruhe zu bewahren. Der arbeitsreiche April wurde vermilizlet, theilweise in ausgehungerten Quartieren brauchte der Soldat sein Geld, und Johannes kam so arm heim, daß er die Mutter dringlich bat, sie sollte ihm doch waschen, er hätte weder saubere Wäsche mehr, noch einen Kreuzer Geld für die Wäscherin, und Käthi that es mit großem Bedauern für den Johannes, aber daß sie manchmal nicht genug aß, das sagte sie nicht. Daß sie im Rückstand mit dem Hauszins geblieben war, welcher halb am sogenannten Frauentag oder der Maria Verkündigung fällig gewesen war, das wußte Johannes. Käthi hatte auf den Johannes gezählt, der mußte in's Feld, hatte die Hoffnung auf den Flachs gesetzt, der war verhagelt.

Nun, als siebenzigjähriges Mütterchen, nach so vielem Schaffen und Arbeiten, war sie übler daran als je. Rückstände, nichts zum Verkaufen, niemand der sich ihrer annahm, einen Sohn, der nicht einmal kam zu sehen, wie es Mutter und Kind gehe, und die Mutter hatte ihn doch so sehnlich erwartet, das war Käthi's Lage und dieses ihr Lebenslauf. Daß es der armen Frau wehe that, daß ihr Sohn nicht kam,

ist begreiflich, aber sie klagte es keinem Menschen, sie schlug es sich aus dem Kopf, so gut als möglich, und wenn die Leute fragten, ob ihr Sohn noch nicht da gewesen, so sagte sie, er habe Bescheid bringen lassen, er werde nächsten Sonntag kommen, er könne da, wo er sei, fast nicht weg.

Viertes Kapitel.

Des Sohnes Besuch und der Mutter Glück.

Als am folgenden Sonntag Käthi aus der Kirche kam, fand sie ihren Johannes auf dem Bänklein. Er hatte es eingerichtet, daß er nicht in die Kirchenleute laufen mußte. Es war ein stattlicher Bursche, schade, daß auf seinem Gesichte nicht die herzliche Freude lag, welche Käthi und 's Bubi an den Tag legten. Es war etwas in seiner Miene, es wäre schwer gewesen, zu entscheiden, war es etwas Verlegenes oder etwas Mißvergnügtes. Er übergab der Mutter ein großes Säcklein, das sei was für sie, sagte er. Käthi sagte: Du bist doch immer der Beste, das wäre doch nicht nöthig gewesen, sorge du für dich. Zu essen haben wir einstweilen. Ihr habt mir nichts zu danken, sagte Johannes, die Meisterfrau hat es mir gegeben für Euch. Aber nein, sagte Käthi, daran hätte ich doch gar nicht gedacht, und so viel, aber nein, gedörrte Birnen, so schöne, und noch was in einem Papier, Speck, ein großes Stück, und so schönen und fetten, wie ich lange nicht gesehen. Wohl, die muß das Mästen verstehen! Eine besonders gute Frau muß das sein, mir so viel zu schicken und kennt mich doch nicht, und du mußt ihr auch grausam anständig sein, daß sie dir das gegeben. Aber komm hinein und nimm ein Bischen Brod, bis ich Warm's gemacht, Anderes habe ich weiß Gott nichts. Eine wunderliche Frau ist's, sagte Johannes im Hineingehen, von der Güte ist nicht viel zu rühmen. Das ist eine, es

dürfte kein Metzgerhund hinter ſie, abputzen und Einen herunterwachen wie ſie kann kein Landvogt, und wenn es ſie ankömmt, ſo nimmt die noch den Stock und jagt die Leute vom Hauſe weg. He, ſie wird Recht haben und wird ihre Leute kennen, es giebt jetzt gar viele ſchlechte Leute in der Welt, wenn man ſich ihrer nicht erwehren könnte, würde man ja von ihnen gefreſſen, wie ein Hund von den Flöhen, entgegnete Käthi. So ſpitz nimmt ſie das nicht, ſagte Johannes, ſie macht dies, wie es ſie ankömmt, treffe es dann, wen es wolle. Sie hat mir auch ſchon manchmal wüſt geſagt, gerade heute auch, aber zähle darauf, die macht mir das nicht mehr oft ſo. Es wird nicht ſein, ſagte Käthi, du wirſt dich mit etwas vergangen haben. Wegen Euch hat ſie mir wüſt geſagt, als ſie mir das Säcklein gab, ich hätte es ihr bald um den Kopf geſchlagen, erſt, daß ich nicht letzten Sonntag gekommen, und wußte ſie doch, daß ich nach Gräulige mußte, wohin mir Einer Geld für eine Sackuhr bringen ſollte, und dann, daß ich immer Lohn einziehe durch's Jahr durch, und dann nichts hätte, wenn es plötzlich etwas gäbe. Du mußt das nicht ſo übel aufnehmen, ſie wird es nicht ſo bös gemeint haben, meinte Käthi. Wohl, freilich meint die es bös, und dann, was geht es ſie an, ziehe ich Lohn ein oder nicht, begehrte Johannes auf. Wer die meint, unſereins ſei ein Hund, der ſich gar nichts gönnen ſolle, ſondern das ganze Jahr vorlieb nehmen mit halbguter Milch, halblauterm Kaffee, dünner Erdäpfelſuppe und ungeſchundenen Erdäpfeln. He, wenn man geſund ſein kann, ſagte Käthi, und brav arbeiten mag, ſo dünkt Einen alles gleich gut, und das iſt die Hauptſache. Mutter, ſagte Johannes, eine Zeit iſt nicht alle Zeit, und was einem Menſchen zu gönnen, das iſt dem andern auch zu gönnen, und geſchrieben iſt's nirgends, daß die Einen wie das Vieh leben ſollen und die Andern wie die Herren, und wenn ich zuweilen einen Schoppen trinke, ſo habe ich das Recht dazu und

es geht die Meisterfrau nichts an. Es wird sein, sagte Käthi, aber wenn sie es daneben gut meint, so muß man ihr die Worte nicht abwiegen. Ich pfeife auf solch Gutmeinen, aber zähl' darauf, es kommt anders, sagte Johannes. Willst etwa gehen und sehen wie es mir gegangen ist, grausam übel, der Johannesli zeigt es dir. Unterdessen koche ich, aber da mußt du wahrhaftig vorlieb nehmen, ich gebe es, wie ich es habe, sagte Käthi. Das eben macht den Unterschied, sagte Johannes, sie geben es nicht, wie sie es hätten.

Nun wendete Käthi alle Kochkunst auf, den Kaffee sparte sie für den Nachmittag. Da sie Speck hatte, so sprang sie in's nächste Häuschen, suchte, ob da ein halb Glas voll Essig zu leihen sei, was glücklicher Weise der Fall war. Salat hatte sie im Garten, Eier und Mehl waren vorräthig, so war das Mittagmahl bald fertig, ein wahres Herrenessen. Suppe, geröstete Kartoffeln, Eierkuchen und Speecksalat. Ehe noch Johannesli dem Vater alles erzählt und gezeigt hatte, konnte Käthi sie zum Essen rufen, und die Freude erleben, dem Sohn aufstellen zu können, was sie in Haus und Heim vermochte und das Lob zu vernehmen: Es hätte das alles nicht gebraucht, Geringeres hätte es auch gethan.

Nachdem wie üblich zuerst die Vergangenheit durchgemustert war, und Käthi erzählt hatte, was sie jenen Abend erlebt und gedacht, und wie es ihr am Morgen gewesen sei, glitt man allmählig auf die Zukunft, verhandelte diese und zwar ohne alles Hehl vor dem Kinde, das wohl aufpaßte und nicht selten ein Wort darein redete. In höhern Ständen oder gar sogenannten vornehmen Häusern hat man hundert Geheimnisse vor den Kindern, diese bleiben eine Art von Fremdlingen im elterlichen Hause, was sie davon vernehmen, vernehmen sie zumeist durch Dienstboten oder sonst fremde Menschen, dadurch entsteht eine Theilnahmlosigkeit gegenüber den Eltern, welche oft haarsträubend ist. In armen braven Familien ist es anders, da wird dem Kinde wenig verhehlt, es

ist Zeuge von dem meisten, was verhandelt wird, es kennt namentlich auf's Haar den Finanzzustand, weiß, ob die Miethe gegeben ist, wie viel daran noch fehlt, worauf man zählt, was der Vater verdient, die Mutter braucht, was anzuschaffen, was zu verkaufen ist. Aus diesem Wissen wächst die Theilnahme, das Kind ist keine Schmarotzerpflanze, sondern ein lebendiges Glied, welches Freuden und Leiden der Familie empfindet, die Quellen von beiden kennt, die Sorgen theilt. Da entfaltet sich die Treue der Kinder, ihre empfangenen Gaben zu Nutz und Heil der Eltern anzuwenden, da werden Kinder ein Segen Gottes.

Freilich scheint dann das Kind nach dem üblichen Maaßstabe zu viel zu vernehmen, aber je mehr man in einem Hause einem Kinde verbirgt, desto mehr wird seine Neugierde erregt, desto mehr vernimmt es anderwärts und richtig gerade das Unpassendste, und dadurch wächst es eben nicht in die Familie hinein als Freund, sondern steht ihr gegenüber mehr als Widersacher. Verhehle man es sich auch nicht, an dieser Geheimnißkrämerei ist sehr oft das böse Gewissen, sind Familiensünden schuld, oder eine unglückliche Stellung zur Welt, welche zu den Verhältnissen und dem Zustande des Hauses durchaus nicht passen, welche zum Abgrund werden wird, und welche aufzugeben man die Kraft nicht hat.

Käthi kümmerte sich hauptsächlich um die Miethe. Nicht daß man sie drücke, sagte sie, auch habe der Bauer nicht aufgeschlagen damit, er werde es angesehen haben, daß sie seit vierzig Jahren da seien, schon unter seinem Vater und ihm nie zur Last gewesen und ihm immer die Miethe gegeben, daß er nie lange darauf habe warten müssen. Aber jetzt wisse sie gar nicht, woher sie nehmen, und der Bauer sei streng auf dem Gelde, er sei viel auf der Straße und viel der Halunken kehrten bei ihm ein, und wer viel Geld brauche, müsse sehen, woher er es nehme. Für das Andere sei ihr nicht bange, es gebe immer gute Leute, welche an arme

Leute dächten, ohne daß man zu klagen und zu betteln brauche an den Thüren. Johannes hatte kein verstockt Gewissen gegenüber der Mutter, er fühlte, was er sollte. Es sei ihm leid, daß er diesen Augenblick nicht helfen könne, sagte er, aber es solle bald geschehen, wenn den Großköpfen nicht was neues in Sinn fahre, daß sie auf die Beine müßten und den Jesuiten nachspringen im Land herum wie Hunde den Dachsen, wo keiner weder zu riechen noch zu schmecken sei; da können wir springen und unser Geld brauchen, während sie am Bratentisch sitzen, anderer Leute Geld verzehren und anderer Leute Geld vertheilen. Wegen selben sage mir nichts, antwortete Käthi, und wenn man dich noch zehn Mal gegen die Falliten oder Isiliten schickt, so marschire noch zehn Mal, das sollen mir schreckliche Leute sein, gräßlich, nicht viel minder als der Teufel, und wo sie hinkommen, den Leuten die Religion nehmen und das Geld dazu, wenn sie nämlich deren haben. Wegem Geld wäre es mir gleich, deren fände man keins bei mir, aber wegen der Religion. Denk, o Johannes, was ist eine arme Frau, wenn sie keine Religion mehr hat? Darum, wenn man dich wieder schickt gegen die Utüfle, die Ismaeliten oder wie man ihnen sagt, so kriege gegen sie, bis keiner mehr ein Bein machen kann, daneben thue nit z'grüslich, vergiß nie, zuletzt sind es immer Menschen, und wenn du einen fängst, so lasse ihn wieder laufen, aber heiße ihn laufen über alle Berge. Hörst du!

Wegen der Religion sei es nicht halb so gefährlich, meinte Johannes, die, welche an der Sache trieben, hätten wegen der Religion so wenig zu fürchten als die Mutter wegen Geld. Das sei ihnen um ganz andere Sachen, sie wollten den Nutzen haben und sie arme Burschen hätten den Schaden davon. Im Aargau verlor ich letzthin mein bestes Hemd; ich gab es zu waschen, wir mußten plötzlich fort, man versprach es mir nachzusenden, und wer es mit keinem Auge

wieder ſah, das war ich. Da hätte dir die Regierung wohl ein anderes geben können, ſagte Käthi, aber ſie werden ſie vielleicht ſelbſt nicht wohl haben, oder allweg nicht ſaubere; deretwegen ſei aber nicht böſe, über mich nicht und über Andere nicht. Ich wollte dich wahrlich nicht betrüben. Wenn du die Strapatzen haſt, ſo iſt's billig, daß ich mich ein wenig einrichte, und wenn ich dem Bauer anhalte, ſo wird er wohl noch warten. Aber du kannſt mich dauern wegen dem Hemde, ſie werden es nöthig gehabt haben im Aargau, ſie hätten es dir doch ſonſt nicht genommen, einem ſo armen Bürſchli. Zürns deswegen nicht an ihnen, es kommt mir in Sinn, ich könnte dir vielleicht helfen, ein ſchön Hemd iſt allweg das bräviſte, was man anhaben kann. Sie zog aus einem Schrank ein Bündel hervor: ſieh', ſagte ſie, es giebt vielleicht für zwei und iſt b'ſunderbar ſchöne Leinwand, ich hatte es für das Bubi da geſpart, wenn es zum erſten Mal zum Nachtmahl geht, und ich es erleben ſollte. Bis dahin aber geht es noch lange und der Flachs wird, ſo Gott will, wohl wieder einmal recht gerathen, daß ich für ihn ein paar Ellen kann auf die Seite thun. Mutter, Leinewand iſt mir anſtändig, ſagte Johannes, übel habe ich es nöthig, aber ich will es zahlen, anders nehme ich es nicht, nur habe ich jetzt das Geld nicht. Was denkſt, zahlen, ſagte die Mutter, die ganz glücklich war, freigebig ſein zu können (geben iſt ſeliger denn nehmen) von ſelbem red' mir kein Wörtli mehr. Stürbe ich unter der Hand, ſo wäre es ja ohnehin dein. Das ging Johannes doch in's Herz. Wenn er auch nicht dachte, er ſei einer ſolchen Mutter nicht werth, ſo kam ihm doch ein, es ſei nicht recht, wie er an ihr handle, daß eine alte Frau ihm ſein Kind erhalte und obendrein noch ihn unterſtütze, das ſei doch wohl nicht in der Ordnung, und es wäre doch wohl Zeit, daß er wenigſtens den guten Willen zeige. Johannes begann vom Aufbruch zu reden, den ließ die Mutter nicht zu, bis er Kaffee getrunken hatte. Mutter,

Ihr gebt mir ein wenig das Geleite, ſagte Johannes. Was denkſt auch, Johannes, ſagte ſie, ſo eine Alte und Wüſte wie ich bin, du würdeſt dich meiner wohl ſchämen und dazu noch an einem Sonntage, wo ſo viele Leute auf der Straße ſind; geh' in Gottes Namen und komme bald wieder. Kommt, Mutter, ſagte Johannes, wehren hilft nichts, ich wäre vielleicht weiter gekommen, wenn ich mit niemand gelaufen wäre, der hübſcher und hoffährtiger war, als Ihr, Mutter. Leeret das Säckli ganz, ich muß es mitbringen, ſonſt ſagt mir die Frau wüſt, und kommt, daß wir nicht ſo preſſiren müſſen.

Plötzlich ſchrie Käthi laut auf, und als Johannes ſich umwandte, ſah er, daß Käthi Geld in Händen hatte. Ich habe geglaubt, es habe Euch ein Löwe im Maul oder ein Scorpion gebiſſen, ſo habt Ihr mich erſchreckt, ſagte er. Ei aber nein, rief Käthi! ſieh', zehn Gulden noch im Säckli zu allem Guten, nein, das muß mir eine Frau ſein, das Säckli darf ich ihr doch ſo leer nicht zurückſenden, und was anderes als Eier habe ich nicht. Zürnen wird ſie mir nicht, wenn ich ein Dutzend hinein thue, ſage ihr dann, es ſei nur ein Zeichen, und ich wolle Gott alle Tage bitten, daß er ſo viel Jahre als Eier im Säcklein ſeien, ihrem Leben zulege; einer armen Frau zu lieb' wird er es wohl thun, und er wird am beſten wiſſen, wie vielen andern Leuten es dabei noch wohl geht. Johannes wollte wehren, ſie hätte Hühner und Eier genug, aber es half nichts. Käthi wollte auch geben, und zwar geben aus frommem, gutem Herzen.

Endlich ging der Zug von dannen. Käthi war ganz ſtolz auf den Sohn und daß er ihrer ſich nicht ſchäme. Johannes war ſtolz auf ſeinen Buben. Es wäre ſchade, wenn zu dem nicht recht geſehen würde, aus dem könnte es etwas geben, dachte er; und der Bube war ſtolz auf ſich ſelbſt, daß er ein ſo großer ſei, Fiſche gefangen habe, und jetzt mit dem Vater käme weit, weit weg. Käthi war aber nicht bloß ſtolz, ſie

war auch glücklich. Sie konnte dem Sohne ſagen, wem dieſer und jener Acker ſei, und es thut einer Mutter immer wohl, wenn ſie erwachſenen Kindern etwas ſagen kann, das ſie nicht wiſſen, ſie hörte ihn Bemerkungen machen, wobei ſie denken mußte: ei, aber nein, wie hat der einen Verſtand von der Sache, einen ſolchen habe ich die längſte Zeit nicht angetroffen. So wäre die Welt eigentlich voller Freuden, man könnte deren aufleſen bei jedem Schritt und Tritt, aber man muß eigene Augen haben, ſie zu ſehen, man muß eine Art von Glückskind ſein dafür. Es giebt Augen, welche keine Freude ſehen, und wenn man ſie darauf ſtieße, wer ſolche Augen in ſeinem Kopfe hat, der iſt ein armer Tropf. Mehr als eine halbe Stunde weit waren ſie miteinander getrappet, hatten daran mehr als eine Stunde gemacht, da ſtand Käthi ſtill und ſagte: Wir wollen dich nicht länger ſäumen, ſo leb' wohl, habe Acht, daß du die Eier nicht zerbrichſt, danke der Frau z'hunderttauſeyd Malen und der liebe Gott wolle es ihr vergelten, und läſſeſt du die Hemden machen, ſo gieb ſie einer Näherin, welche dir nicht die halbe Leinewand ſtiehlt, es iſt zwiſchen ihnen und den Schneidern faſt kein Unterſchied mehr. Mutter, ſagte Johannes, das macht ſich jetzt nicht ſo, dort iſt ein Wirthshaus, dort zahle ich noch eine Flaſche Wein, wir können da noch ein Wort miteinander reden. Vexir nicht, ſagte Käthi, biſt nicht witzig, ja wolle ich in's Wirthshaus. Es weiß kein Menſch, wann ich in einem war. Ebendarum müßt Ihr jetzt kommen, ein Tropfen Wein thut Euch wohl, ſagte Johannes, nahm ſie bei der Hand und wollte mit ihr gehen.

Nit, nit, rief Käthi, mach nit d'r Narr mit mir. Denk, was würden die Leute ſagen, wenn du ſo ein alt verhagelt Wittfraueli in's Wirthshaus brächteſt, ich müßte mich ja ſchämen, mein Leben lang. Da half aber alles Wehren nichts, der Sohn zog, der Großſohn, dem das ſehr recht war, ſtieß, und es war ein luſtig Zuſehen, wie die alte Frau ſo gleich-

sam in's Wirthshaus geschoben wurde, halb weinend, halb lachend. Halb weinte sie, wie der junge und der alte Ustath ihr Gewalt anthäten, halb lachte sie, wie ein jung hoffährtig Mädchen, daß sie sich wehrten, sei der Brauch, aber daß man ein alt Frauenli zum Weine schleppe, das sei doch wohl noch nie erhört worden, die sagten es sonst, wenn sie Wein möchten. Und doch freute sich Käthi innerlich, daß Johannes sich ihrer nicht schäme und noch dazu vor so vielen Leuten, und während sie immerfort grollte und klagte, so oft sie der Wirthin ansichtig wurde, nippte sie doch mit sichtlichem Behagen den Wein, freilich klagte sie nach dem ersten Schlucke schon, sie werde sturm, das würde was absetzen, wenn sie das Glas austrinken wollte. Indessen Johannes zwang sie zum zweiten und Wecken mußte sie essen, obgleich sie sagte, die seien nicht für arme Leute, und wenn sie jemand dabei sehen würde, so würde es ein Gerede geben. Wenn mein Hausbauer hinein käme, ich glaube, ich stürbe vor Angst, die Hausmiethe nicht gegeben und jetzt hinter Wein und Wecken. Der würde mir! Du gute Frau, sagte die Wirthin, du lebst abgeschieden von der Welt, und weißt nicht mehr, wie es geht. Wenn niemand in's Wirthshaus gehen und trinken wollte als wer die Miethe bezahlt hat, müßten wir ja Hungers sterben. Gerade solche sind die besten Kunden, zahlen sei ein verfluchter Zwang, sagen sie, es sei ja jetzt Freiheit, und so hätten sie das Recht, mit ihrem Gelde zu machen was sie wollten. Und es wird wohl so sein, allweg ist's mir so recht. Du mein Gott, seufzte Käthi, kein Wunder, hagelt und wettert es so, und wer weiß, wie es noch kömmt! Es wird Einem recht angst, und am wohlsten ist man daheim, wo man solches nicht vernimmt. Indessen vergaß sie dies Elend wieder und nach herzlichem Abschied ging sie ganz glücklich heim, es war recht rührend zu sehen, so glücklich wird in obern Regionen wohl selten ein Menschenkind gefunden. Der Mund brummte zwar immerfort, aber das Herz hatte die freudigsten Empfindungen. Traf

ſie einen bekannten Menſchen an, ſo ſtellte ſie ſich zu ihm und ſagte: er werde nicht wiſſen, wo ſie herkomme und wenn es nur der tuſig Gottswille kein Menſch vernehme. Der Sohn ſei bei ihr geweſen, wo Corporal ſei beim Militär, er ſei gar gruſam gut gegen ſie und gekommen zu ſehen, wie es ihr ergangen. Sie hätte ihm das Geleit gegeben und habe der Uflath ſie nicht ins Wirthshaus geriſſen, als ob ſie ein jung Meitſchi wäre! Sie habe trinken müſſen, ob ſie habe wollen oder nicht, und ſei nun ganz betrunken, und wenn ſie nur der Gottswille niemand anrede, ſie wüßte gar nicht, wie Beſcheid geben, und wenn es nur der Hausbauer nicht vernehme, daß ſie im Wirthshauſe geweſen ſeien. Sie ſeien ihm noch an der letzten Miethe ſchuldig, es wiſſe kein Menſch, was er ſagen würde, wenn er es vernehmen ſollte; aber ſie hätte es nicht erwehren können. Der Sohn habe es nicht anders thun wollen, er gönne ihr d'Sach gruſam. Aber ſie müſſe machen, daß ſie heim komme, es ſei ihr lieber, es ſähen nicht alle Leute, wie voll ſie ſei, und fragten ſie woher ſie käme. Aber Großmutter, ſagte endlich Johannesli, wenn du es ſo ungern haſt, wenn die Leute wiſſen, wo du geweſen, ſo mußt du dich nicht bei Allen ſtellen und es ſelbſt ausdampen. Wenn du es allen Leuten ſagſt, ſo vernimmt es der Bauer noch dieſen Abend und kommt er und jagt uns aus. Du tauſends Bubeli du, ſagte Käthi, was dir nicht in Sinn kommt, ei, nein, aber was du für einer biſt. So komm jetzt ſchnell, daß kein Menſch uns mehr ſieht. Und beim nächſten Menſchen ſtellte ſich Käthi wieder und war nicht wohl, bis ſie gebeichtet hatte; von wegen weſſen das Herz voll iſt, deſſen läuft der Mund über.

Dieſer Tag ward auch zu einem der freundlichen Sterne, welche Licht werfen in's Leben des Menſchen. Wohl dem, über deſſen Leben viele ſolche Sterne ſtehn und wehe dem, deſſen Augen keine ſehn, vor deren Augen beſtändig nur Graus und Noth ſtehen, oder Zorn und Neid.

Fünftes Kapitel.

Wie Käthi kümmert und was ſie von den Erdmännchen erzählt.

Mit großer Anſtrengung, wie aus hartem Geſteine, mußte Käthi der Welt das tägliche Brod abpreſſen und hatte noch einen Schaden gelitten, an welchen ſie anfänglich gar nicht dachte. Die Zeit war gekommen, wo ſie die erſte ihrer drei kleinen Ernten halten ſollte, und manchen Batzen erübrigen für die Zeit, wo der Herr auch dem Sperling ein gar ſpärlich Futter giebt. Der Arme hat keinen eigenen Acker ererbt, auf dem er ſäet und erntet, und hat er genug geſchnitten, ihn wieder auf ſeine Kinder vererbt. Aber ein großes Erntefeld hat der Herr dem fleißigen Armen doch bereitet, auf welchem er nicht zu pflanzen braucht, auf welchem er und Kind und Kindeskinder ſammeln können, wenn ſie fleißige Hände haben und den Sinn, der das Kleine nicht verſchmäht aus Trotz, weil das Große ihm verſagt iſt. Wenn im Walde der Kukuk ſchweigt, im Buſche die Amſel verſtummt, dann reifen in Wald und Buſch Beeren von allen Sorten für Alle, welche der Herr im Himmel ſpeiſet. Frei iſt ihr Sammeln, kein Herr nimmt den Zehnten, kein Markſtein beengt das weite Sammelfeld, in kühlem Schatten flattert das Vögelein der Speiſe nach, welche Gott ihm bereitet hat, ſucht der Arme die ſüßen Beeren unter dunklem Laube, und mancher Junge, der den Kreuzer nicht nöthig hätte, erinnert ſich mit unverwiſchter Freude der glücklichen Stunden, wo er Beeren geſucht im dunklen, geheimnißvollen Walde *).

*) Bei uns leider! müſſen in vielen Gegenden die Armen, die Beeren ſuchen, eine Abgabe dafür entrichten.

Anmerk. des Verlegers.

Nun ging eines Abends Käthi aus, zu ſchauen, ob die Erdbeeren bald reif ſeien und ſah nun zu großem Schrecken, daß auch dieſes Feld verwüſtet ſei. Die beſten Stellen verſandet, die lieben Stauden begraben. Sie weinte, als ſie dieſes ſah und nicht bloß aus getäuſchter Hoffnung, aber es waren ihr dieſe Stauden liebe Bekannte ſeit vierzig Jahren, hatten alle Jahre ihr freundlich geblüht, ihr willig ihre ſüßen Früchte geboten. Jetzt waren ſie begraben, die höhern Sträucher der Himbeeren und Brombeeren verſandet, ſchauten wehmüthig ſie an wie Leidtragende in Sack und Aſche, wie Sterbende, welche ihr Angeſicht verhüllen. Wenn Käthi in den Wald ging, ſo war es ihr allemal gar ſchaurig wohl zu Muthe, ſie betrat ihn immer wie ein groß Geheimniß, ihr bangte, ſie müßte doch einmal einen Waldgeiſt ſehen, oder aus einer Eiche herab rufe ein Luftgeiſt ihr zu, oder eine Fee erſcheine ihr. Sie lehrte unendlich wohl an dem Schreck, welcher ſie dann erfaſſen werde und ſann Stunden lang an die Antwort, welche ſie zu geben hätte, daß es die rechte ſei. Am liebſten aber weilte ſie, wenn ſie Erdbeeren ſuchte, bei dem Glauben: nachdem die Erdmännchen der böſen Leute wegen die Häuſer verlaſſen, hätten ſie ſich in Buſch und Wald zurückgezogen, die Erdbeere, ſo züchtig verdeckt unterm grünen Schirme, ſo duftig, ſo ſüß, ſo demüthig und verſchämt, ſei ihrer Hände Werk; Gaben für arme Leute, welche nicht eigene Aecker hätten, nicht eigene Bäume. Und allemal, wenn Käthi die erſte reife Erdbeere pflückte, dachte ſie, Gottlob, glücklich haben die lieben Leutchen ſich überwintert, ſind nicht aus dem Buſche gewichen und gedenken meiner noch. Jetzt, als Käthi die Verheerung ſah, die Erdbeerenſtauden begraben in grauem Grabe, mußte ſie weinen und denken, ihre Zeit ſei ausgelaufen geweſen, ihre Händchen, welche den armen Leuten die lieblichen Blüthen, die ſüßen Früchte gewoben, ſeien erſtarrt, und für die armen Leute komme nun eine böſe Zeit, wo niemand mehr ihrer gedenke. Oder ob ſie wohl weiter gezogen ſeien in ein ander Land,

ſatt der Menſchen, welche weder dankbar mehr ſeien noch demüthig, weil ſie nicht mehr gläubig ſeien, ſondern ungläubig, ſich nicht mehr lichten, ſondern einer des andern Feind ſei, weder der Menſchen Obrigkeit unterthan, noch der Obrigkeit Gottes und Diebe den Wald plünderten mit Fluchen und wildem Geſchrei. Und ſie müßten es büßen, ſie, die armen Weiber und die armen Kinder, was große und kleine Sünder frevelten gegen Gott und ſeine heiligen Gebote, und ob das gemacht ſei von Gott, ſo dachte Käthi und weinte bitterlich, an eine Tanne gelehnt. Da kam es ihr aber doch ein, daß ihr Grollen ein ungerechtes und ſündiges ſei, daß der Heiland auch habe leiden müſſen und zwar um Aller Sünden willen, und daß es eine Gnade Gottes ſei, um Anderer Sünden willen leiden zu müſſen und nicht der eigenen wegen, und daß ſie Gott zu loben und zu preiſen hätte, daß ſie Käthi ſei, welche niemand unglücklich mache und nicht ſo ein gewiſſenloſer Schurke, welcher das Verderben über Viele bringe. Der liebe Gott werde die armen Leute ernſtlich läutern wollen, damit ihnen ja der Himmel nicht fehle, und ſie die böſen kommenden Zeiten geduldig und Gott ergeben überſtehen könnten, ſo werde es ſein, dachte ſie, und nicht wie jüngſt ein alter Keſſelflicker geſagt habe, daß der Teufel von Zeit zu Zeit neue Treib- und Jagdhunde nöthig hätte, und ſich dieſelben hier dreſſire auf der Welt und ſie abrichte auf die Menſchen. In ſolchen Zeiten hätten es die guten Menſchen und die armen Leute bös, auf ſie abſonderlich dreſſire ſie der Teufel und was nicht des Teufels ſei, ſei vor ihnen nicht ſicher, und das währe ſo lange, bis der Teufel ſie gehörig dreſſirt habe, daß er ſie brauchen könne in der Hölle, dann gehe es wieder beſſer auf der Welt, ſo habe der Keſſelflicker geredet. In Gottes Namen, ſagte Käthi, ſei es was es wolle, ſo wird man ſich darein ergeben müſſen, und wandte ſich nach Hauſe, aber weder aus Herz noch Geſicht brachte ſie die Trauer weg.

Als Käthi heim kam, merkte Johannesli dies als-

bald, denn Käthi lachte gar nicht, als er die frohe Nachricht brachte, beide Hühner, das schwarze und das weiße, hätten gelegt. Solche Trauer konnte aber der Kleine nicht dulden, sie mußte ihm fort, und er war Herr in der Großmutter Herz. So ein kleiner Herzensherr ist viel mehr als ein sogenannter Hausherr, der vielleicht nicht über einen andern Finger als über die zehn seinigen zu befehlen hat, geschweige denn über Geberden oder gar über Stimmungen. Solche kleine Herzkönige, man nennt sie auch Herzkäfer, laufen gar viele in der Welt herum, leider aber wachsen die meisten aus den Herzen heraus. Ach, und wie viele sind, welche, wenn sie zu Grabe getragen werden, kein Plätzlein in irgend einem Herzen bewahrt haben, geschweige denn einen Thron in vielen Herzen.

Der Kleine hatte es wie alle Könige, vertrug nicht Widerspruch, geschweige denn Widerstand. Großmütti, sagte er, wenn du so gegen mich sein willst und ein solches Gesicht machen, so habe ich dich nicht mehr lieb und laufe fort zu Käsreise, sie haben mir einen Widder versprochen, wenn ich kommen wolle, und dann ein lebendig Roß, wenn ich groß bin. So, sagte Käthi, also ein Roß ist dir lieber als ich, hast's auch wie die Andern. He, nun in Gottes Namen, ich bin froh, daß ich alt bin und bald sterben kann. Nein, Großmütti, sterben sollst nicht, sagte Johannesli, aber thue nicht so wüst, und rede und mach' ein freundlich Minneli wie sonst, dann bist du mein lieb Großmütti und ich will nicht zu Käsreise. Ach Gott, Bubi, sagte Käthi, gern wollte ich, wenn ich könnte, aber unser eins hat gar viel Kummer, welcher Einem fast das Herz abdrückt, von welchem du nichts weißt. Daran bist du selbst schuld, Großmütti, sagte der Kleine, warum sagst du es mir nicht? Man kann einem Kinde nicht alles sagen, sagte Käthi. Das wäre wunderlich, meinte Johannesli, und jetzt thue doch nicht so wüst und sag mir auf der Stelle, was dir das Herz abdrückt.

Aber Bubi, schämst du dich nicht, mit der Großmutter

ſo zu reden, kein Wort ſage ich dir, wenn du ſo thuſt. Willſt lieb und gut ſein, ſo mußt du's wiſſen, aber erſt muß ich kochen. Das ließ Johannesli ſich gefallen, denn er hatte Hunger, half aber nach ſeinen Kräften, trug Holz herbei und ſchaltete, daß die Großmutter, welche mußte, was das Holz werth war, aus Leibeskräften wehren mußte. Die gute Großmutter hatte überhaupt mit der Ungeduld des Kindes viel Plage und war ſie doch ſo geduldig, aber der Unterſchied war der: der ſtarke Gott hatte ſie erzogen, die ſchwache Großmutter den Johannesli. Endlich war das Nöthigſte gethan, Käthi ließ vom Kinde auf das bekannte Bänklein ſich zerren, jetzt red', ſagte das Bubi und Käthi that alſo. Nun, wenn's ſein muß, ſagte ſie, aber ſchweig mir ſtill und unterbrich mich nicht, habe gar ein ſchwach Gedächtniß, und vergeſſe, was ich habe ſagen wollen. Ehedem war's nicht ſo, aber wenn man altet, ſo ſchwachet man. Großmüetti, ſtürme nicht mehr, fange doch an. Böſes Bubi, was du biſt, ſagte Käthi und begann:

Gott der Herr liebte die Menſchen, verſtieß ſie nie ganz, wenn ſie auch böſe wurden. Einmal als der liebe Gott die Engel im Himmel zu brauchen hatte, und der Heiland ebenfalls noch nicht Zeit hatte, auf die Welt zu kommen, da wollte der liebe Gott, daß die Menſchen doch nicht verlaſſen wären, denn der Menſch iſt gar ein arm Weſen und nichts für ſich alleine. Tief unten im Boden, viel tiefer als der längſte Kirchthurm auf Erden oder im Himmel, leben kleine, kleine Leutchen, die größten wie mein Daumen, die kleinſten wie dein klein Fingerchen. Sie leben in unſeres Herrgotts unterirdiſchen Kammern, ſind gar gute Leute, lieben den Frieden und was ſonſt ſchön iſt und herrlich. Sie kochen unſerm Herrgott die Diamanten und Edelſteine, ſondern vom groben Geſtein die edlen Metalle, tragen jedes an ſeinen Ort und weben die Blümlein und bereiten den himmliſchen Thau. Es iſt ein gar zahlreich Völklein, ſie haben einen König und eine Königin, die tragen die herrlichſten Krönlein auf ihren Häup-

tern, aus einem Karfunkelſteine iſt des Königs Krone, aus einem Diamanten die der Königin, denn in den Stunden, welche unſer Herrgott ſie nicht braucht, machen ſie aus den Edelſteinen und Metallen ihr Hausgeräthe und Zierrathen, ſo ſchön wie kein Menſch ſie machen kann, und das leuchtet und glänzt in ihren Kammern ſo herrlich und ſchön, als ob die Sonne ſcheine für und für. Aber unterirdiſch iſt immer unterirdiſch, da leuchten die himmliſchen Sterne nicht, wehen friſche, laue Winde nicht, wandelt der Mond nicht durch den blauen Himmel, wohnen nicht vernünftige Menſchen, da ſind ſchreckliche Schlangen und Drachen, welche Gott gebannt hat und gefeſſelt in ſchauerlichen Höhlen, deren Gebrüll tönt bis in die Kammern der guten Leutchen; da wohnen böſe Geiſter, welche Schätze hüten und zu Zeiten wieder kommen müſſen, die Einen zu plagen, die Andern zu warnen.

Als nun einmal Gott viel zu ſchaffen hatte im Himmel, und doch die Menſchen nicht ohne Hülfe und Hüter wollte ſein laſſen, ſandte er den Engel Gabriel zu den Leutchen und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten ſich aufmachen auf die Erde hinauf und da den Menſchen helfen und ſie hüten; die guten Leutchen ſollen anfangs ſich gar grauſam erſchreckt haben über den Auftrag. Sie liebten den Frieden ſo, und ſo böſe, wüſt und zänkiſch ſollten die Menſchen ſein, haben ſie geſagt. Da hat ihnen der Gabriel zugeſprochen und geſagt, ſie brauchten nur zu den guten Menſchen zu gehen, die Böſen begehre ja der liebe Gott nicht hüten zu laſſen, und ſobald an einem Orte Unfrieden und Streit einreiße, den ſie nicht verhüten könnten, ſollten ſie ſich aufmachen und weiter ziehen. Da ihnen das verſprochen war, machten ſie ſich an's Werk und gruben Gänge hinauf auf die Erde gar ſicher und ſchnell, denn ſie ſind Bergleute von Natur und wiſſen umzugehen mit den Steinen gar wunderbar und mächtig. Als ſie auf die Erde kamen zum erſten Male, ward ihnen faſt übel in der friſchen kühlen Luft. Aber bald gefiel es ihnen gar grauſam wohl

hier oben unter'm Himmel, wo die Sterne scheinen und der Mond schiffet durch den Himmel. Die Sonne war ihnen zu hell und heiß, es war ihnen ein zu großer Abstand zwischen den Sonnenstrahlen und der Luft in ihren unterirdischen Gewölben, und mußten sie zum Tage auf Erden sein, so hausten sie in Kellern oder im dunkelsten Waldesschatten. Aber in schönen Nächten, wenn im Sternenglanz und Mondeslicht die Erde silbern schimmert und leise, warme Winde wehen, dann machte das liebe Völklein sich auf, voran Spielleute, welche auf goldenen Flöten und Schalmeien gar herrlich spielten, dann kamen der König und die Königin, ihre Kronen auf den Köpflein, die roth und weiß gar wunderbar erglänzten durch die Nacht und hinterdrein in unabsehbaren Reihen des Völkleins ungezählte Schaaren, und wo die Blumen am süßesten dufteten, die Quelle am reinsten rieselt, der Wiesengrund am lieblichsten und zärtlichsten sich lehnt an den dunkeln Waldessaum, da schlingen sie ihre Reihen und tanzen in fröhlicher Luft in der klaren Luft, bis der Hahn kräht und einzelne Lichtstrahlen, Vorreiter der Sonne, in der Luft erzittern, dann ordnen sie sich wieder in lange Reihen, und wer nicht auf Erden Arbeit hat, zieht unter hellem Spielen, voran der König und die Königin, hinunter in die untere Welt.

Wenn es aber Winter war, weiß die Erde, kalt die Luft, und sie hatten eine große Freude, welche sie gerne gefeiert hätten so recht von Herzensgrund, eine Hochzeit, eine Taufe oder sonst was Schönes, da suchten sie sich ein fromm vornehm Haus aus, wo schöner Platz war und doch ein ehrbar Wesen. Dort hauchten, wenn der Abend kam, Gesandte des Völkleins die Bewohner mit süßem Schlafe an, ordneten dann und säuberten den Platz, dann kam Haufe um Haufe der Leutchen mit goldenem Geschirre, mit demantenen Bechern und Näpflein, gar so klein alles und doch so herrlich und schön. Wenn alles geordnet war, kamen der König

und die Königin mit den Spielleuten, den Hochzeitleuten und allen, die fröhlich waren im Gemüthe, und bankettirten da die ganze Nacht in großer Luft und Freude, bis der Hahn krähte, der erste Tagesschimmer erzitterte in der Luft. Dann gingen der König und die Königin und legten schöne Geschenke, kleine niedliche Geräthe aus Gold oder Edelstein auf die Betten der schlafenden Bewohner, und am Morgen, wenn sie erwachten, fanden sie dann die herrlichen Sachen, daran merkten sie, wer da gewesen, freuten sich sehr, denn es war ihnen ein Zeichen, daß sie vor Gott angenehm seien und sein Segen mit ihnen sei. Was aber das Allerbeste und Köstlichste war, das war, daß solche Häuser von den guten Leuten absonderlich bewacht und behütet wurden, weit mehr als alle andern. Sie hüteten die Kinder und das Vieh, kein Kind fiel in einen Bach, vom Baume, kein Vieh wurde verhext im Stalle, an der Milch oder am Fleisch. Sie verscheuchten die Wölfe, reinigten von giftigen Kräutern die Wiesen, bewahrten die Häuser vor Feuer, die Felder vor Wasser, schafften viel für Fleißige; wenn diese am Morgen an die Arbeit wollten, war sie gemacht, treue Knechte fanden Tannen und Buchen gefällt, welche an gefährlichen Orten standen, treuen Mägden ward die Milch nie sauer in ihren Milchgeschirren, arme Weiber fanden Bürden Holz vor den Fenstern und armen Vätern trugen sie Heu zum Stalle von den steilen Felsbergen. Die Menschen wußten um diese Gäste, freuten sich ihrer, erzählten von ihnen den Kindern, damit diese sich nicht fürchteten, wenn ihnen die Erdmännchen erscheinen sollten, was sie zuweilen bei lieben, guten Kindern, thaten, mit ihnen spielten, die Zeit ihnen verkürzten, während die Eltern auf dem Felde waren.

Aber wenn Erwachsene sie belauschten, duldeten sie es nicht, und gar manch vorwitzig Knechtlein fand man mit umgedrehtem Kopfe, denn was Gott verborgen hat, das soll der Mensch nicht ergründen, und wer's sucht, muß gar schreck-

lich büßen seinen Vorwitz. Sonst hatten sie große Freude auf der Erde, das Arbeiten unter dem Himmel war ihnen viel lieber als das Arbeiten unter der Erde, und wer sich auszeichnete da unten und in Gunst kam bei dem Könige und der Königin, wurde ein Auserwählter und durfte oben die Werke thun, die Gott ihnen auftrug. Da Gott sah, wie geschickt sie sich stellten auf der Erde und wie lieb ihnen das Arbeiten da oben war, so ließ er sie da, auch als er die Engel nicht mehr so nöthig brauchte im Himmel und der Heiland geboren worden. Aber eines blieb ihnen: Zank und Streit, Geiz und Unbarmherzigkeit mochten sie nicht leiden, und wo so was in einem Hause einriß, da verließen sie es und kehrten nimmer wieder. Wo Unfriede einzog, Zank und harte Worte an den Wänden wiedertönten, die Menschen Geld zählten statt beteten, schlemmten und praßten und die armen Leute vergaßen, da blieben die Kinder ohne Huth, fielen todt, über das Vieh kamen Krankheiten, über die Felder stürzten Ströme, und oft vom Feuer wurden die Häuser verzehrt.

So ward Haus um Haus und Schloß um Schloß verlassen und weil sie nimmer wiederkehrten, wurden die Häuser, wo sie ihre Bankette hielten und die sie absonderlich hüteten, immer seltener, bis ihnen endlich hier in weiter Umgegend ein einziges blieb, eines reichen Bauern Haus auf dem Brittenwalde. Jetzt steht dort manch stattlich Haus und Platz ist da für mehr als einen reichen Mann, damals stand dort ein einzig Haus und der Bauer auf dem Brittenwalde war reich wie Salomo, seine Wälder, Felder und Matten waren ungemessen und sein Vieh ungezählt und Knechte und Mägde hatte er fast wie Abraham. Es waren grusam gute Leute, die Leute auf dem Brittenwald, so lange man wußte; sie lebten in der Eintracht, und ohne Trost verließ kein Mensch das Haus, und wer den Brittenwald erreichen konnte in Noth, Winter oder Krankheit, der brauchte nicht mehr sich zu kümmern, bis Noth und Winter und Krankheit vorüber waren,

und wenn es aus war mit ihm, konnte er auf einem ruhigen Plätzlein in der Wärme sterben. So war's gegangen seit Menschengedenken und der Leutchen liebstes Haus blieb es, und sie hüteten sorglich auch das einzige Söhnelein von dem Brittenwaldbauer, unter welchem sie das Haus verlassen mußten. Derselbe und sein Weib waren auch gute Leute ganz von der alten Art und ihr Söhnelein war gar ein gut Kind und gehorchte den Eltern und war darum auch gar schön groß und stark.

Nun gewann derselbe ein Mädchen gar lieb und wollte es heirathen. Das Mädchen war auch schön, hatte himmelblaue Augen und Haare gelb wie Gold und zart wie Flachs, aber es war nur eines Knechts Tochter und arm. Drüben über der Emme wohnte eine gar erschrecklich reiche Bauerntochter, diese gefiel den beiden Alten absonderlich und viel besser als das arme Mädchen, und waren streng hinter dem Sohne, daß er sich hinter die reiche Tochter mache. Es waren recht gute Leute, sie sagten, je reicher sie seien, desto mehr Gutes könnten sie thun und gleich und gleich gesellt sich am besten. Aber vielleicht meinten sie eigentlich nur, wer reich sei, sei gut, und hatten ein Gelüste nach noch größerem Reichthume, und was sie eigentlich meinten und was sie im Herzen hatten, merkten sie selbst nicht. Der Sohn wollte die Eltern nicht traurig machen, er heirathete die Reiche, ließ die Arme. Dem schönen Kinde brach das Herz. Erst weinte es, bis seine Augen schwarz wurden wie die Nacht und grämte sich, daß seine Haare weiß wurden wie frisch gefallener Schnee, dann starb es. Die Reiche zog in's Haus, nun erfuhren es die Alten, daß nicht alle Reichen gut sind und daß reich und reich nicht immer gleich und gleich ist. In der Reichen steckten zwei Teufel, aber wie es auch bei den Menschen geht, nicht gleich große, erwachsene Teufel, sondern das ganz kleine, kleine Teufelchen, welche man gar nicht merkt, Hörner und Schwänze sind auch noch nicht ge-

wachsen, wie es auch bei den Hähnen geht, welchen der Kamm und die Schwanzfedern erst lange hintenher kommen. Die beiden Teufel hießen der Hochmuthsteufel und der Geizteufel, und wo diese beiden sich zu rühren anfangen, Schwanz und Hörner ihnen wachsen, da geht es gar grob und unmanierlich zu und es wird den Leuten übel dabei, wenn auch nicht wegen des Gestanks, so doch sonst wegem Wüstthun. Nach und nach sahen die alten Leute mit Grauen, wie die Schwiegertochter die armen Leute verachtete, sie für zu schlecht hielt für gute Worte und immer mehr auch für gute Gaben, und wie sie einen Kopf bekam wie der Hahn einen Kamm, so roth, kühn und trotzig, und herum schoß den Arbeitern nach, wie die Schwalben den Mücken. Sie thaten das Möglichste mit Geduld und Sanftmuth, die junge Frau in's alterthümliche Geleise zu bringen, und die alte Hausart und Sitte ihr beizubringen, aber mit Sanftmuth und Geduld bändigt man bekanntlich zwei Teufel, den Hochmuthsteufel und den Geizteufel in einer Schwiegertochter nicht.

Die armen Leute, sie sollten es gewahr werden, was es heißt: einen reichen Menschen einem armen vorzuziehen, unbekümmert darum, ob werdende Teufel oder werdende Engel in dem einen oder in dem andern wohnen. Dieweil auf dieses zu sehen, gründlich genommen, die Hauptsache ist. Auch der Sohn sah das Unglück, und besser noch als die Alten, denn gegen ihn ließ sie absonderlich ihre wachsenden Teufel los. Er versuchte, ihr dieselben mit guten Worten und schönen Sprüchen aus dem Leibe zu jagen, aber er fand die rechten nicht, die Teufel wuchsen alle Tage mehr, und die schönen Sprüche schienen für sie zu sein was Hafer für die Rosse.

Die junge Frau hatte alle Tage größern Zorn im Herzen über die alten Leute und ihren Mann, alle Tage wuchs der Widerwille gegen die alte Hausordnung und alle Tage glühte heißer der Vorsatz, dem alten dummen Wesen ein

Ende zu machen und ein neues einzuführen nach ihrem Sinn und wie es recht sei und Brauch sein sollte. Sie sah in nichts mehr Heil, als daß es anders werde, und daran, daß sie das Rechteste wolle und das Beste, kam ihr kein Zweifel. Alle Tage blitzte es mehr und mehr um sie herum, so wie es auch wettert an den Bergen herum oder sonst von weitem, bis das rechte Wetter kömmt und über unsern Köpfen losbricht. Die alten Leute fühlten alle Tage bitterer die Reue, aber ungeschehen macht man kein geschehen Ding, gebrochene Herzen nicht mehr ganz, und todte Leute nicht mehr lebendig. Die Reiche, die da herumschoß im Hause wie eine Wespe an den Fenstern, konnten sie nicht mehr austauschen gegen das arme Mädchen, welches nun ruhig im Grabe lag. Dort hätte auch der Sohn gerne gelegen, ihm ahnte das sich sammelnde Wetter, aber ihm fehlten Muth und Liebe, sein Weib zu ändern.

So ging's eine Weile, da kam ein heißer Erntetag, und der letzte dazu; die letzten Garben, und zwar viele, viele Fuder, sollten, des sonnigen Wetters wegen, eingefahren werden. Das war von je ein großer Festtag auf dem Brittenwalde, für den eigens geschlachtet ward, mancher Malter Korn in die Mühle wanderte, als weißes Mehl zurückkehrte und mehr als ein Centner Butter zum Kuchenbacken harrte. Der Arbeiter waren viele auf dem Hofe, zumeist waren ihre Familien groß, Schaaren von Aehrenlesern deckten die weiten Felder. Alte, Lahme, Blinde trabten daher, alle wußten, daß an diesem Tage niemand ungesättigt den Brittenwald verließ. Darum, wenn es auch heiß war auf dem Acker, so war es doch ohne Vergleich heißer noch in der Küche, wo während zwei Tagen das Feuer nicht ausging, um das Gehörige zu backen und zu kochen, damit niemand ungesättigt den Hof verlasse und Greis und Kind diesen Tag und den Brittenwald lobe und preise, und noch mancher Kranke daheim und manches Mütterchen, dessen Füße es nicht mehr trugen, und

denen Gaben und Labung in's Haus geſchickt wurden. Sie hatten's und ſie gönnten's.

Das war ein Tag, an welchem die Erdmännchen ſehr große Freude hatten, aber auch große Arbeit. Sie hatten große Freude am Fleiße der Arbeit, an der Gutthätigkeit des Bauern und ſeiner Frau, an den glücklichen Geſichtern derer, die gaben und derer die nahmen. Sie hatten große Arbeit, alle Störungen zu vermeiden und in der Hitze der Arbeit die Ordnung und die nöthige Sanftmuth zu bewahren überall. Sie wehrten auf dem Acker den Roſſen die Bremſen, damit die Roſſe nicht wild würden, dämpften des Feuers Wildheit und Tücke, damit die Butter nicht zornig werde, ſich in das Feuer ſtürze; ſie ſchafften neue Butter in die Kübel, damit dieſe nicht leer würden; ſie hüteten aber auch das Geſchirr der Roſſe, das Werkzeug allzumal, ſie hüteten Alles und vorab der Menſchen Gemüther, daß dieſe nicht heiß würden, nicht überliefen in Zorn und Wuth, Streit und Zank den Tag nicht verdürben. Darum hatte ſeit Menſchengedenken an dieſem Tage kein Unfall auf dem Brittenwalde ſich ereignet, kein Wagen ſtürzte um oder fiel ein, weder Roß noch Menſch nahm Schaden, keine Butter kam in's Feuer, kein Feuer in's Dach, kein Streit entweihte dieſen Tag, es war immer der glücklichſte Tag auf dem Brittenwalde. Nun war der Tag da, wo es anders werden ſollte, die junge Frau ward die Butter, welche in's Feuer lief und das Feuer in's Dach brachte, und die Erdmännchen aus dem Hauſe. In ſtummem Zorn hatte ſie ſchon lange von dem Erntetage reden hören und geſehen, wie die Leute ſich darauf freuten, ſie wußte nicht warum. Als ſie nun eine Kuh ſchlachten ſah und zwei Schafe, die Körbe dürren Fleiſches ſah, welche gekocht werden, die Körbchen voll Eier, die Kübel voll Butter, die Säcke voll Mehl, welche verbacken werden ſollten, alles für einen Tag, ſah, wie es wimmelte auf dem Acker, wie es ſchlich und lief von allen Seiten dem Hauſe zu, da wuchſen

Zorn und Angſt in ihrem Herzen gewaltig. Angſt kriegte ſie, ſie kämen um Hab und Gut, ſie hatte es nie erfahren, wie ſolche Güte durch größern Fleiß und größere Treue reich vergolten werden, Zorn, daß man für ſolche Menſchen ſolche Mühe habe, und ſchaffen müſſe für ſie, und ſchwitzen ärger als Knechte und Mägde für ihre Herren. Und je heißer es ward in der Küche, deſto heißer ward ihr Blut, und je ſtärker die Butter brodelte in der Pfanne, deſto wilder kochte der Zorn ihr im Gehirne. Bös wurden ihre Augen, ſcharf ihre Worte, und polternd flog das Geſchirr aus ihren Händen auf Tiſchen und Bänken herum. Die Erdmännchen, welche unſichtbar in der Küche wachten und ſchalteten, erſchracken und flohen, und alsbald zeigte es ſich, wie es fehle an der üblichen Hut: Schüſſeln brachen, aus den Vorräthen wich der Segen, aus Feuer und Butter die Mäßigung, mit der größten Mühe waren ſie auseinander zu halten. Darüber erſchrakken die einen Gemüther, in heißer Ungeduld ſiedeten die andern auf, heißer und immer heißer und immer ungeſtümer ging es zu in der Küche, im ganzen Hauſe herum lärmte es.

Auf dem Acker indeß ging's wie üblich, die Roſſe ſtanden, die Arbeit ging luſtig von der Hand, grad auf luden ſich die Garben, kein Rad brach oder ſank ein, kein Strick und kein Riemen riß. Aber als der erſte Wagen in die Einfahrt lenkte, ſtürzte er um, denn da waren keine Erdmännchen mehr, welche die Pferde in die gehörige Runde führten, die Räder hüteten vor dem großen Abweisſteine. Ein umgeworfener Wagen in der Einfahrt, welche nicht zu umfahren iſt, bringt große Säumniß, und wenn dazu noch zornige Wolken auf die Berge ſich ſtellen, wenn es wetterleuchtet in der Ferne, allmählig dumpf donnert, und viele Garben gebunden im Felde liegen, dann kömmt eine unheimliche Haſt über den Menſchen, er ſtolpert über die eigenen Beine und meint, ſein Nachbar habe ihm einen Knittel dazwiſchen geworfen. Je mehr er zappelt und wirthſchaftet, deſto mehr ſcheint ihm Harz in den

Händen zu wachſen, nichts will ihm mehr aus den Händen, und je mehr die Eile noth thut, deſto mehr ſtockt es allenthalben. Endlich, ehe noch das Wetter losbrach, aber ſpät und unmuthig ſammelten ſich die Arbeiter im Hauſe, unmuthig ſaßen Aehrenleſer und Dürftige, denen die gewohnten Gaben noch nicht verabreicht waren, um's Haus. Doch war man drinnen noch nicht fertig, die angetriebenen Mägde ſtolperten über die Schwellen, zerbrochene Näpfe flogen in der Stube herum, Fleiſch wurde unter den Tiſch geworfen; immer lauter ward das Schelten in der Küche, glühender zügelten am ſchwarzen Himmel die Blitze, und lauter begann es zu donnern.

Den alten Leuten und ihrem Sohne ward es bang und ſchwer um's Herz, unheimlich, denn ſo war es noch nie geweſen, bei ihrem Gedenken. Sie gingen von Einem zum Andern, ſühnten und ſänftigten mit freundlichen Worten, trugen den draußen Vergeſſenen Gaben zu. Sie wollten mit Liebe und Güte ſühnen die Schuld und ihre Folgen, welche ſie ahnten, aber wann haben leiſe Winde und der Bäume Fächeln ein Gewitter gehemmt, die Wolken aufgelöſt, die Blitze ausgelöſcht, den Donner erſtickt?

Der Sohn war der Mundſchenk, trug den Wein herbei in großen Flaſchen und zählte ſie nicht, ſchenkte ein, und je mehr man trank, deſto mehr freute es ihn, Alles wie üblich. Aber was nicht üblich war, es tranken Alle böſen Wein, und allenthalben zügelte der Zorn hervor, die Flamme des Streits ſchlug auf, wenn auch nur auf Augenblicke; wie Oel nicht gut thut im Feuer, ſo Wein nicht in entbrannten Herzen.

Wenn Knechte im Stalle zornig werden über den Meiſter, pflegen ſie ſein Vieh zu ſchlagen, wenn Menſchen zornig werden an einem Mahle über Meiſter oder Mitmenſchen, ſo muß gewöhnlich zuerſt das zerbrechliche Geſchirr herhalten, ein Glas oder ein Teller, oder was ſonſt am nächſten zur Hand iſt, und das klirrte und klingelte, als ob Kobolde das Oberſte

zu unterſt kehrten, und das Unterſte zu oberſt. Als die junge Frau, deren Kopf glühte wie eine ſeit drei Tagen über dem Feuer geſtandene Küchelpfanne, ſah, wie der Mann nach Wein rannte und einſchenkte, wie das Eſſen verſchwand, Schüſſeln und Teller brachen, da zerſprengte der Zorn ihr Herz, und wie aus einem zerborſtenen Dampfkeſſel das ſiedende Waſſer über die Reiſenden, ſo nun ihr Zorn über die Eſſenden und Trinkenden. Das ſei ein theurer Tag für eine ſchlechte Ernte, und viel Eſſen für ſchlechte Arbeit; mehr Aufwand und nichtsnutziger Volk hätte ſie nie an einem Erntetage geſehen. Lieb wär's ihr, ſie ließen ihr wenigſtens die Schüſſeln ganz, und d'rin noch was übrig für den nächſten Tag, ſonſt wolle ſie rechnen mit ihnen ein für allemal. Frau, ſagte ein Graubart, ſeit ſiebenzig Jahren bin ich an dem Erndtetage auf dem Hofe, ſie hatten's und gönnten's. Wie ſie gaben, ſo geſchah, was wir ihnen wünſchten, ſie hatten nie deſto weniger, ſondern alle Jahr mehr, denn alles ging in Frieden und hatte den Segen, ſie gönnten es uns und wir ihnen. Heute geht es anders, und an dir liegt's. O Frau, bedenke, halte uns weder Arbeit vor noch Eſſen, laß dich Gutes nicht reuen und meide Zank, ſonſt, o Frau, treibſt du mit deiner neuen Mode den alten Segen aus.

Da ſchwur die Frau, dem alten Segen frage ſie nichts nach, wenn ſie neue Arbeiter hätte. Siebenzehn hätten heute gemäht in der Matte und was ſie abgehauen, freſſe eine Kuh in einem halben Tage; und was ſie heute verzehrt und zerſchlagen hätten, ſei mehr als aller Segen in zehn Jahren gut machen könne. Frau, frevle nicht! Was du ſagſt, weißt du nicht. Was es iſt durch Wurmerde mähen, kennſt du nicht, und was der Segen Gottes iſt, haſt du nie erfahren, darum ſchweige; ſchweige, ſchweige wenigſtens in dieſer Nacht! Wie nahe dir Gott iſt, weißt du nicht. Da ſchlug die Frau auf den Tiſch, daß die Flaſchen zitterten, die Gläſer auf-

ſprangen, riß den ſchäumenden Mund auseinander, aber ehe dieſem ein Laut entfahren war, füllte ein Lichtſtrom die Stube, und ein Donner praſſelte, als ob der Himmel gläſern geweſen und in Millionen Scherben zerſprungen wäre. Geblendet, betäubt waren Alle, ſtille wie im Grabe ward es einen Augenblick, dann raſſelte das Feuer über alle Balken, an allen Wänden auf, zur Thüre ſtürzte, wer ſeiner Sinne mächtig war. Der Greis trat hinter dem Tiſche hervor, ihm war's geweſen, als fahre der Blitz zwiſchen ihm und der Frau herab, er ſah ſie nicht, ſuchte ſie am Boden, fand ſie nicht, und gefunden ward ſie nimmer. Die alten Leute und der Sohn waren nicht im Hauſe geweſen. Als die junge Frau in die Stube ſtürzte, hatten ſie Geld in die Taſche genommen, waren in die Küche gegangen, hatten zuſammengerafft an eßbaren Sachen, was ſie noch fanden, hatten alles hinausgetragen und gelabet und beſchenkt, wen ſie draußen noch fanden. Dann ſetzten ſie ſich an den Zaun, weinten beide bitterlich, und ob's auch immer wilder wetterte und donnerte, mochten ſie doch nicht in's Haus.

Da hörten ſie hinter ſich ihren Namen und als ſie aufſahen, ſahen ſie niemand, aber auf den beiden Zaunpfählen über ihnen glänzte es wie zwei Sterne und als ſie genau hinſahen, waren auf den Zaunpfählen zwei Erdmännchen, von denen ſie von Kindesbeinen auf gehört und keines je geſehen. Dieſe waren ungefähr einen Daumen hoch und hatten Krönlein auf den Köpfen, denn es waren der König und die Königin, und die Krönlein waren es, welche leuchteten in der Nacht.

Der König mit der rothen Krone ſprach ganz fein und daß es ihnen doch durch Mark und Bein ging: Lebt wohl, wir müſſen ſcheiden. Durch manches Geſchlecht gingen wir in dieſem Hauſe aus und ein, uns war es lieb und dem Hauſe zum Segen. Ihr habt einen Geiſt in's Haus gebracht, der vertreibt uns, wir ziehen aus mit Leid und

Schmerz und kehren nimmer wieder. Lebt wohl, sprach darauf die Königin mit dem weißen Krönlein, ihr habt uns weh gethan, doch weher noch euch selbst, aber ohne Andenken wollen wir nicht scheiden. Gar mühsam ward oft das Mähen in den Matten dem armen Arbeiter, der nicht viel Kräfte hatte, dieweil so viel Wurmerde in der Matte war. Von dieser Stunde an soll zu Nutz und Frommen von Bauer und Knecht, so lange auf dem Brittenwalde gemäht wird, keine Wurmerde daselbst zu finden sein. Das waren ihre letzten Worte, darauf verschwanden sie, und wie sie verschwunden waren, fuhr der Blitz vom Himmel, das Haus stand in Feuer, fiel in Graus und Asche, aber auch Wurmerde war keine mehr in der Matte und ward keine mehr gefunden auf dem Brittenwalde bis auf den heutigen Tag.

So erzählte Käthi dem kleinen Herzkönig ihr Mährlein, pünktlich, wie ein Mährlein erzählt zu werden pflegt, und der Kleine horchte lautlos zu und unterdrückte alle Fragen, weil er nach dem Ende begierig war und bereits erfahren hatte, daß das Ende gar nicht kommen wolle, wenn er die Großmutter unterbreche und aus dem Geleise bringe. Jetzt, sagte Johannesli und weinte fast, jetzt, wegen der wüsten Frau kommen die Erdmännchen nicht mehr auf Erden, und ist's auch recht, daß der liebe Gott wegen Einer Viele straft? Aber, was du nicht sagst, schäme dich, denk', wenn es der liebe Gott hörte, was würde er sagen, meinte Käthi. Nein, so ist der liebe Gott nicht. Es erbarmte sich der liebe Gott der Erdmännchen, welche gar sehr trauerten, daß sie jetzt kein Haus mehr hatten, wo sie einkehren und keine Menschen, welchen sie Gutes thun konnten, denn dieses war ihnen gar lieb geworden, und sie hatten keinen Muth mehr in den unterirdischen Gewölben, und was sie da arbeiteten, kriegte Flecken und war ohne Glanz und Schönheit. Der liebe Gott schickte ihnen wieder den Engel Gabriel und ließ ihnen sagen, sie sollten Ständchen und Blümlein flechten, welche süße Beeren

trügen, ſollten, wenn die Sonne ſteige, der Schnee weiche, in lauen Nächten dieſe pflanzen in Buſch und Wald, dann gute, fleißige Leute, fried- und folgſame Kinder locken, ſie zu pflücken zur eigenen Labung oder zum Verkauf, hungerige Vögelein locken zu den Sträuchen zur ſüßen Nahrung.

Das freute nun die Erdmännchen ſehr, ſie bekamen neuen Muth, und was ſie arbeiteten, hatte wieder den alten Glanz, und als der Frühling kam, zogen ſie in großen Reihen hinaus in Buſch und Wald, pflanzten die zarten Sträuche und tanzten luſtig in den Wieſengründen, wenn Mond- und Sternenglanz die Erde verſilberten. Im Sommer bergen ſie ſich im kühlen Waldesſchatten, locken und lauſchen, freuen ſich der hungerigen Vögelein, der guten Kinder, der armen Leute, welche kommen, den Hunger zu ſtillen oder Beeren zu ſammeln, um Brod zu kaufen. Aber Großmüetti, iſt es denn wahr, frug Johannesli, ich habe auch Beeren geſucht und keine ſolche Leutchen geſehen, und weißt nicht, was letzthin der Krämer geſagt hat, man müſſe nicht alles glauben, was die Leute ſagen und was man nicht ſelber ſehe? O Bubi, o Bubi, mußt du ſolche wüſte Worte behalten, und denkſt nicht, daß du den lieben Gott ja auch nicht ſiehſt. Ja freilich glaube ich an die Erdmännchen, wenn ich ſie ſchon nicht ſehe, ſagte Käthi. Wenn du recht gut und folgſam biſt und ich noch lebe im andern Frühjahr, dann will ich dir was zeigen, wenn die guten Leutchen nicht erſchrocken und fortgezogen ſind. Wo, Großmüetti, wie, Großmüetti? ſchrie Johannesli. Käthi wollte anfänglich nichts ſagen, wollte ihn vertröſten auf den Frühling, wenn ſie noch lebe, aber umſonſt, ſie mußte reden, ſie mochte wollen oder nicht. Sieh, ſagte ſie endlich, wenn ſie in warmen hellen Nächten die Sträuchchen gepflanzt, das Erdtefeld für die armen Leute bereitet haben, ſo freuen ſie ſich und ziehen hinaus auf eine nahe Wieſe oder in einen Baumgarten und ſchlingen da ihre Reihen, bis die Sterne bleich werden, der Morgenwind in den Blättern liſpelt, dann ziehen

sie hinunter in ihren unterirdischen Palast. Wo sie einmal getanzt ungestört, da tanzen sie alle Frühling wieder. Im jungen Grase sieht man dann die Ringe rund und ineinander geschlungen, wo sie getanzt haben und freut sich, daß sie da gewesen und hofft auf viele Beeren. Droben bei dem Dorfe nun tanzen sie, dort sieht man die Ringe im Grase, dort will ich sie dir auch zeigen, wenn sie wieder kommen, aber eben werden sie ausbleiben und darum war ich auch so traurig. Aber warum, Großmüetti, sagte Johannesli, das wäre ja nicht recht vom lieben Gott, wenn er sie nicht kommen ließe, denn daran, daß die Erdbeeren versandet worden, ist ja Er schuld, und die armen Leute vermögen sich dessen nichts, und den Erdmännchen wird Gott ihre Freude nicht verderben wollen. Nein, Großmüetti, habe nicht Kummer, wenn nur schon der Schnee ab wäre, ich kann es nicht erwarten, bis ich die Ringe sehe im Grase.

Sechstes Kapitel.

Vom Aehrenlesen und Kräutersammeln, von Müllern und Apothekern.

Es kam Käthi die zweite ihrer Ernten allmählig näher, und darüber freute sie sich sehr. Kornäcker hatte Käthi keine, aber an die Kornäcker ein Recht, welches ihr Gott schon durch Moses gewährleistet hatte, wie man heut zu Tage zu sagen pflegt. Käthi war eine treue, fleißige Aehrenleserin, wie sie schon vor vier tausend Jahren in Ehren standen, eine, die mit frommem Sinn und ohne Sünde Aehren las, den Bauer um seine Garben nicht beneidete, ein fröhlich Genügen fand an ihrem Körbchen voll Aehren. Das ist der fromme Sinn, der aus dem Glauben kömmt, daß nichts aus dem Zufall hervorgehe, sondern Alles von Gottes väterlicher Hand uns zugetheilt werde, Vieles oder Weniges, und Alles zu unserer Se-

ligkeit. Dieſer Sinn findet eben das fröhliche Genügen in dem Wenigen, was ihm Gott beſcheert, in dieſem Wenigen iſt Gottes Segen, und frei von dem verzehrenden Neid iſt ſein Herz, von dem Neid, dem nichts recht iſt, was Gott geordnet, und der an dieſer Ordnung nichts ändern kann, nichts kann, als durch das Auflehnen gegen dieſe Ordnung ſich und Andere unglücklich machen. Dieſer Neid kommt, wenn der fromme Glaube geht, ein Kind dieſes Neides iſt der Communismus dieſer Zeit, der eigentlich gar nichts iſt, als ein reißender Wolf im Schafspelz, dieſer neidiſche Sinn würde dem Aehrenleſen ein für allemal ein Ende machen. Erſt würden Aehrenleſer und Bauern ſich gegenſeitig erſchießen oder todtſchlagen, darauf würde niemand mehr der Narr ſein wollen, den Acker zu beſtellen, dann iſt's begreiflich aus mit der Ernte.

Käthi freute ſich allemal ſehr auf dieſe Zeit und abſonderlich jetzt, wo Johannesli zu helfen begann, an jeder Aehre, welche er auflas, hatte ſie eine Freude, als ob ſie eine goldene wäre. Es iſt freilich eine ſtrenge Sache für einen ſiebenzigjährigen Rücken Aehren leſen zu müſſen, aber Käthi trug dies unbeſchwert. Sie mußte dabei immer an den ſchönen Spruch des Heilandes denken: Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr als die Speiſe, und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an, ſie ſäen nicht, ſie ernten auch nicht, ſie ſammeln auch nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seid ihr aber nicht viel beſſer denn ſie? Wer iſt aber unter euch, der mit Sorgen ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht, doch ſage ich euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eine. So dann Gott das Gras

auf dem Felde kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollt' er nicht viel mehr euch kleiden? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen, was werden wir essen oder was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Denn nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet. Trachtet aber am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dies alles zugegeben werden. Darum sorget nicht auf den morgenden Tag, der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Viele Aehren fanden sich aufzulesen. Das Korn war mürbe, mußte oft mehrere Tage liegen, wurde zuweilen in großer Hast eingesammelt, wobei dann nicht sanftmüthig mit den Garben umgegangen ward. Käthi hätte eine ihrer besten Ernten gemacht, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, der ihr hinderlich war. Eben diese Hast, welche über die Menschen gekommen war, auf seltsame Weise, ohne daß sie eigentlich in andauerndem Regenwetter zureichenden Grund hatte, verleitete die Menschen, an den Sonntagen zu ernten, und zwar gerade an diesen Tagen mit einer Hast, als ob sie vor Gott die Sache retten, sie ihm gleichsam aus den Händen reißen müßten. Aber der Herr zeigte ihnen, wer Meister sei. Am Sonntag wurde schlecht und feucht das Korn gesammelt, am Montag war schön Wetter, und wer gewartet hatte, dem wurden Gehorsam und Vertrauen gesegnet. Der arme Menschentropf, erzwingen kann er nichts, ist nichts ohne Gott, wohin geräth er nun ohne Gehorsam gegen Gottes Gebot? Es mag Jahre geben, in welchen man von Christus die Erlaubniß hat, am Sonntag zu ernten, wenn man das Korn fast aus dem Wasser ziehen muß, wie den Ochsen aus dem Brunnen; eine solche Nöthigung war aber lange nicht vorhanden. Käthi brachte es nun aber nicht über's Herz, am Sonntag Aehren zu lesen. Sie sagte, wenn die armen Leute,

welche niemand hätten als Gott, seine Gebote nicht mehr hielten, wer sie dann eigentlich halten solle, einmal den reichen Leuten sei es nicht zuzumuthen, welche noch so viel Anderes hätten neben Gott, worauf sie ihr Vertrauen setzen könnten? Was die armen Leute aber, welche Gottes Gebote verachten, dächten, das begreife sie nicht. Sie hätten keinen Theil an der Welt, bekämen keinen am Himmel, hier bös haben, dort noch böser und dann in alle Ewigkeit, Schrecklicheres könne man sich doch nicht denken! Nun hatte Käthi auch so gleichsam ihre Erbäcker, Aecker, auf welchen sie seit vierzig oder mehr Jahren Aehren gelesen hatte, wo sie gleichsam die privilegirte Aehrenleserin war, zunächst hinter dem Wagen ging, und vom Bauer Winke bekam, wenn er unter einer Garbe, die er an die Gabel steckte, ein Häuflein Aehren sah. Wenn nun auf einem solchen Acker am Sonntage eingesammelt ward, Käthi es wimmeln sah von Aehrenlesern, so that das weh, und schwer war es zu verwinden. Käthi dachte dann wohl: in Gottes Namen, deretwegen werde ich nicht verhungern, und wenn es sein müßte, ei nun, so würde ich es annehmen müssen, wenn nur dann die Seele in den Himmel kömmt, das ist allweg die Hauptsache.

So saß einmal Käthi an einem Sonntage auf dem Bänklein, sah in einiger Ferne nach einem Acker, worauf es wimmelte, und hatte fast Thränen in den Augen, denn das gerade war immer ihr ergiebigster Acker gewesen. Bist krank, Käthi, daß du nicht auf dem Acker bist? tönte plötzlich eine Stimme und eine Bäurin stand neben ihr, die Käthi, versunken in Betrübniß, nicht kommen gehört hatte. Gottlob nein, sagte Käthi, aber es ist heute Sonntag, Anne Bäbi. Selb weiß ich, sagte die Bäurin und ward roth im Gesichte. Habe bloß geglaubt, wenn wir uns heute mit Ernten mühen mögen, werdest du nicht zu vornehm sein zum Aehrenlesen. Wirst es aber besser können als wir, Sonntag zu halten! So sprach sie und schritt weiter. Sei doch nicht böse, Anne Bäbi, sagte

Käthi, es iſt nicht wegem Hochmuth, ſondern wegem lieben Gott. He nun, ſagte Anne Bäbi, wann du dann Holz mangelſt oder ſonſt was, ſo gehe auch zu dem, mag er dir ſelbſt helfen.

So ſei es doch faſt nicht dabei zu ſein, ſeufzte Käthi, ſehe man auf Gott, ſo mache man böſe Leute, und wolle man es den Menſchen treffen, ſo verſpiele man es mit Gott. Guten Abend, Käthi, tönte es wieder, und wieder kam die Frage: Warum nicht auf dem Acker? Sitzeſt da ſo ruhig, als ob du allen Aehren auf der Welt nichts nachfrügeſt. Da erſchrack Käthi und eine Lüge war ihr auf der Zunge. Da dachte ſie, Sünde ſei ja Sünde, und was es ihr hülfe vor Gott, hier ruhig zu ſitzen, wenn ſie dabei lüge und trüge. Darf es dir nicht ſagen, Mädeli, ſeufzte Käthi, du wirſt ſonſt auch böſe über mich, und das ginge mir viel zu übel. 'S iſt keine Gefahr, ſagte Mädeli, ich wüßte nicht, was ich dir übel nehmen ſollte? Hör', ſagte Käthi, ich mache mir ein Gewiſſen daraus, am Sonntag Aehren zu leſen. Wenn ich auf den lieben Gott mein Vertrauen ſetzen will, ſo muß ich auch ſo viel möglich ſeine Gebote halten. Daneben will ich die nicht tadeln, welche ernten, ſie werden wohl wiſſen, was ſie machen, bei mir hat es in Gottes Namen nicht gehen wollen. Das iſt die Frage, ſagte Mädeli, ob ſie wiſſen, was ſie machen, und ſetzte ſich neben Käthi. Mein Großvater war ein ſehr alter Mann, er ſagte oft, er habe am Sonntag nie eine Garbe eingeführt, und deswegen doch nie weniger gehabt als die Andern. Mein Vater ſelig war ein reicher Mann, aber er verlumpte die heiligen Werktage auch nicht im Wirthshauſe, darum konnte er den Sonntag heilig halten. Aber die neue Ordnung hat alles verkehrt, ſechs Tage hudeln und arbeiten am ſiebenten, das wird einen ſaubern Ausgang nehmen. Ich habe heute großen Verdruß gehabt, vielleicht noch keinen ſo, dir darf ich's wohl ſagen. Wir haben zwei ſo hoffährtige Aechtlein, die nie in die Kirche wollen, aber

nach Mädchen laufen alle Nächte, und den Lohn weit voraus eingezogen haben; die haben ihre Freude daran, alles auszuspotten, und den Menschen und dem lieben Gott alles z' Trotz zu machen, was sie können, werden aber, ehe es lange geht, sauber an die Kost kommen, und Kopf voran in's Elend. Die hatten die Freude, meinen Buben in Kopf zu thun, heute müsse geerntet werden, diese thaten es meinem Alten in Kopf, ich redete dagegen, aber wie gegen eine Wand, was die Knechtlein wollten, das galt. Das that mir weh, ich glaubte, ich könnte es nicht verwinden. Nun freut es mich, daß es noch jemand giebt, der meinen Sinn hat. Wenn du heute auch nicht auf dem Acker bist, deswegen sollst du nicht weniger haben. Willst du Obst im Herbst, so hole es ungeheißen, hast sonst was nöthig, so sag's; kann man, so hilft man, kann man nicht, so habe es nicht ungern. Jetzt muß ich gehn, ihnen das Abendbrod bringen, hätte lieber sechs Tage arbeiten wollen wie ein Roß, als dieses thun.

Als Käthi allein war, dachte sie, wie es doch wunderlich sei mit den Menschen, mache man einen bös, so treffe man es dem andern, wer es allen treffen wolle, sei ein Narr oder müsse einer werden. Da sei es doch am besten, Gott zu gehorchen und nicht den Menschen, der bleibe allezeit der Gleiche, mit Gott hätte man noch die guten Leute, und wie Gott Einem helfen und lohnen könne, wenn man es mit ihm halte, habe sie gleich jetzt erfahren.

Hast Sonntag und gute Ruhe, erscholl plötzlich eine rauhe Stimme neben Käthi, und als Käthi sich umsah, stand Mädeli's Mann neben ihr, ein großer, dicker Bauer. Es ist gut zu feiern, wer's vermag, und nicht sehen muß, woher das Brod kömmt, sagte er. O Hans, sagte Käthi, spotte mich nicht aus. Aermer und nöthiger ist niemand als ich, und Andere plagen, thue ich nicht mehr als es sein muß. Aber eine arme alte Frau, mit einem Fuß im Grabe, hat niemand nöthiger als Gott, und dem es recht zu machen, ist ihr die Haupt-

sache. Ein paar Aehren aufzulesen, hätte dich nicht um die Seligkeit gebracht, sagte der Bauer. Daneben mache was du willst, an deinem Glauben will ich dir nichts befehlen, aber behalte ihn für dich und hetze nicht andre Weiber auf. Machst du das noch ein Mal, so ist es mir lieber und dir besser, du kommest mir niemals mehr in's Haus. Aber Hans, deine Frau habe ich nicht aufgereiset, wir haben nur mit einander geredet, und so wüst wirst nicht gegen mich sein. Wenn du vielleicht bald mit mir zu Grabe mußt, so würde dir das doch leid sein. Leid sein oder nicht leid sein, aber mich dünkt, du könntest thun wie andere Leute. So eine alte Frau wird die Ordnung nicht machen wollen, weder auf der Welt noch im Himmel. Gute Nacht geb' dir Gott und denk daran! Dahin ging er und kehrte sich nicht um, wie Käthi ihm auch nachrief. So gehe es Einem, sagte Käthi für sich selbst, wenn man alsobald den Lohn der Welt haben wolle, so gehe Einem der Ruhm bei Gott dahin. Aber schrecklich sei das doch, dachte sie bei sich, daß man nicht mehr seines Glaubens leben dürfe, und verfolgt werde, wenn man Gottes Gebote halten wolle. Man rede immer von der Freiheit, aber ein solcher Zwang sei doch noch nie erhört worden (Käthi's Geschichtskunde reichte nicht über's Großmüetti hinauf). So könne es ja dahin kommen, daß man Gott verläugnen oder abschwören müsse, und daß man in jedem Dorfe Einen zum Moloch mache, den man als Herrgott zu verehren und anzubeten hätte. Käthi nahm die Worte sehr ernsthaft und mit Recht. Man könnte zwar sagen, sie hätten nichts zu bedeuten, nur Einer habe sich so ausgesprochen, aber man hätte sehr Unrecht, wenn man solche Redensarten und Zumuthungen übersehen, ihnen alles Gewicht absprechen wollte, sie sind im Gegentheil von hoher Bedeutung.

Was so Einer sagt, erfindet er nicht selbst, es sind Floskeln, Phrasen des Zeitgeistes, mit denen man erst spielt

als wie mit Zahlpfennigen, dann aber werden sie Samenkörner des Zeitgeistes, gehen auf, gestalten sich zu lebendigen Formeln, zu den Grundsätzen der Zeit, zu den Zauberssprüchen, mit welchen man den Teufel ruft; aus scheinbar leeren Redensarten solche Grundsätze und Zauberssprüche zu machen, ist des Teufels Bande thätig immerfort. Mitten in Europa als Christ verfolgt zu werden, gehört zu den Möglichkeiten des Tages.

Bei gedachtem Hans hatte die Zeit allerdings noch nicht so tief gegriffen, denn als Käthi bald darauf scheu an seinem Hause vorüberstrich, rief er sie, hieß sie hineingehen, da seine Frau etwas mit ihr wolle. Es ist brav, daß du wieder kommst, sagte drinnen Mädeli. Was bringt dich Gut's? Hans hat mich gerufen und heißen hineingehen, du wollest was mit mir, antwortete Käthi. So, hat er das? sagte Mädeli. Der Wüsteste war er nie, und wird's hoffentlich nicht auf die neue Mode. Ich hatte es grausam ungern, daß er dich so angefahren. Er rühmte sich dessen, sobald er heimkam. Aber wohl, dem machte ich die Läuse runter. Es sei kein Wunder, wenn die armen Leute die Reichen haßten, wenn diese den Armen nichts mehr gönnten, nicht einmal mehr die Religion und die Gnade Gottes, und ihnen den Glauben zu nehmen begehrten. Das sei eine saubere Freiheit, wenn eine alte Frau nicht einmal mehr die Gebote Gottes halten dürfe. Das sei ja viel ärger als zu Cleasars Zeiten, wo die Egypter die Juden zwingen wollten, Schweinefleisch zu essen, jetzt aber wollten Christen Christen zwingen zu sündigen und vom Gehorsam abzufallen. Wohl, denen werde der alte Gott ihre saubere Freiheit und ihr noch sauberer Christenthum tapfer ausklopfen seiner Zeit. Hans hat's eingesehen, und jetzt hocke du nur vor deinem Häuschen am Sonntag, Hans wird dir nichts mehr sagen, er mag heuen oder ernten. Für den Schreck mußt jetzt Aepfel haben. Wir haben sie in diesem Jahr, und z' danken brauchst nicht so

nöthlich, ich bin froh, wenn ich die frühen los werde und Platz kriege für die spätern. Sie füllte Käthi einen Korb und meinte: du wirst wohl daran leben, sie sind honigsüß, und Holz brauchen sie fast keins, sie brauchen nur kurze Zeit auf dem Feuer zu sein, so sind sie weich und gut.

Wer es nie erfahren, weiß nicht, wie glücklich eine arme christliche Frau ist, wenn sie unerwartet zu einem Korb Speise gekommen, während sie denselben nach Hause trägt. Sie ist viel glücklicher als so ein Krösus, wenn er eine Million gewonnen hat. Bekanntlich haben es unchristliche Weiber ganz anders, sie entbehren dieses Glück, weil sie nichts wissen von der Dankbarkeit, sie sind unzufrieden, daß es nicht mehr ist oder denken, es sei doch verflucht, daß sie das selbst tragen müßten, daß der Bauer sie nicht in einer Chaise habe heimfahren lassen.

Als Käthi heimging, begegnete ihr Hans wieder und als sie danken wollte, fragte er: Kennst du den Hubechbaum im Acker, gegenüber deinem Häuschen am Zaun? Ja, sagte Käthi, den schönen runden Baum wirst meinen? Gerade den, sagte Hans. Hast du unsere Aehren nichts geschätzt, so nimm dort die Aepfel, wenn du sie was schätzest, und meinethalb hol sie am Sonntag oder am Werktag, das kannst dann machen, wie du willst. Käthi verstummte ordentlich ob solcher Güte, und als ihr das Reden wiederkam, war Hans schon weit weg.

Käthi hatte übrigens beim Aehrenlesen einen guten Ertrag gehabt, Johannesli hatte tapfer geholfen, es war ordentlich zu merken; neun ganze Mäß hatte Käthi zusammengelesen, und das ist viel für eine alte Frau, da bekanntlich alte Frauen auch alte Rücken haben. Mit gesenktem Kopfe ging sie manchen Tag herum, man wußte nicht, war's ihr besonders im Rücken oder was Apartes im Kopfe. Bald schaute sie den Sack mit Korn an, bald einen hervorspringenden Schrank, der bis an die Decke der Stube reichte und ungefähr zwei Schuh hoch

war. Diesen Schrank nennt man das Genterli, und er ist, wenn nicht in den meisten Stuben, so doch fast in allen Nebenstübchen zu finden. Dieses Gänterli ist ein gar bedeutsamer Behälter, an manchem Orte fast was das Herz im Leibe, er ist die Schatzkammer des Hauses, birgt Kleinodien, Schriften und Baarschaft. Bei ärmern Leuten sind begreiflich die Kleinodien sehr einfach, es ist ein Ring, der aussieht wie Gold, ein glänzend Silberstück, ein schönes Glas, eine weiße Flasche. Den Uebergang von den Kleinodien zu den Schriften bilden die sogenannten Einbünde der Kinder, Geschenke der Pathen am Tauftage. Der Einbund besteht vor Allem aus einem gemalten Blatte, schön gefärbt, oft zwei Engel obenan, unten ein schöner Spruch aus der Bibel oder ein Vers mit Anmerkung des Tages und vom Pathen unterschrieben. Dieses Blatt ist künstlich zusammengefaltet und enthielt ursprünglich den eigentlichen Einbund, ein schönes Geldstück von einem Gulden weg bis zu einem Doppellouisd'or. Bei diesen Einbünden befindet sich die Baarschaft der Kinder, gewöhnlich in einer Büchse oder einer kleinen Schachtel, die Batzen, welche sie hier und dort geschenkt kriegen oder verdienen. In einer großen Schachtel liegen die Schriften, Tauf- und Copulationsscheine, Zeugnisse, manchmal sogar Quittungen, sogar manchmal ein Miethakkord, ja vielleicht sogar eine G'schrift, eine Erbtheilung, ein Erbauskauf, die weiß Gott wie in den Händen des Besitzers geblieben, durchaus werthlos ist, aber doch mit großer Sorgfalt aufbewahrt wird, von wegen, man könne nie wissen —! Hier befindet sich endlich auch die Baarschaft, der Hausschatz, und in zwei Theile gesondert. Vornen in einem Körbchen oder einer zerbrochenen Untertasse befindet sich die Kasse für die laufenden Ausgaben, sie besteht aus mehr oder weniger schlechten Münzen. Hinten in einer Ecke liegt ein Säcklein oder ein alter Strumpf, jedenfalls wohl verbunden, um unbedachtes Dreinfahren zu verhindern, darin liegt das Silber,

welches man das Jahr durch in die Hand kriegt, es ist bestimmt, Miethe oder sonst Zinse zu entrichten. Bleibt nach Bezahlung des Schuldigen was übrig, dann giebt es was Neues, Nothwendiges, ein Bettstück, einen Karren, eine Art, einige Hemden oder sonst Kleider, und bleibt dann noch was übrig, ja dann ist die Freude groß, und bedenklich wird das Ueberlegen, was jetzt? Die Einen denken an die Kinder, sammeln künftige Lehrgelder; Andere an die alten Tage und sparen ein Ruhkissen; Andern zuckt es in allen Gliedern und: Frau, sagt der Mann, was meinst, wenn wir uns einmal ein Freudeli gönnen würden? Was willst lieber, einen Spiegel, einen Schrank, oder wollen wir zu Markte gehen und es einmal lustig flädern lassen, Fraueli, was meinst?

Dieses Genterli war's, welches Käthi eine ganze Woche bedenklich angesehen hatte und endlich am Sonntag Nachmittag öffnete. Das war allemal ein festliches Ereigniß für den Kleinen, denn da erhielt er zum Besehen seine Einbünde, von denen nicht bloß das Papier übrig war, sondern auch die Zulagen. Gewissenlose Eltern gebrauchen dieselben als ihr Eigenthum, mißbrauchen sie namentlich zu einem Taufschmause. Sie wollen auch einmal freigebig sein, groß thun, Gäste bewirthen. Das ist schön und gut, wenn man es hat. Aber dafür die Einbünde brauchen, darüber aus drei bis vier Thaler schuldig bleiben, dabei Frau und Kinder darben lassen, das ist nicht bloß unverständig, es ist schlecht. Käthi hätte manchmal die Einbünde brauchen können, aber sie dachte nicht einmal daran, und wäre es ihr angerathen worden, so hätte sie es mit Abscheu als einen großen Frevel von der Hand gewiesen. Während Johannesli an seinem Schatz sich erfreute, nahm Käthi den ihren zur Hand, welcher in einem ihrer Hochzeitstrümpfe enthalten war. Er war dünn, dieser Strumpf, und als er ausgeleert war, lag ein gar klein Häufchen auf dem Tische, einige Basler Dreibätzler, ein halber Brabanter Thaler, einige Franken und halbe Guldenstücke. Als Käthi

das sorgsam zusammenzählte, so fand sie, aber nicht beim ersten Male, daß vierthalb-Thaler ihr Schatz betrug, und achtehalb betrug ihre Schuld, und das halbe Jahr, wo wieder ein Miethzins entrichtet werden sollte, war mehr als halb verflossen. Da ward es Käthi recht himmelangst, sie faßte den Entschluß, diesmal die Aehren zu verkaufen, und dieser Entschluß kam Käthi sehr hart an. An diesen Aehren hatte Käthi sonst große Freude gehabt, es war ihr Korn, sie konnte auch in die Mühle geben, das Mehl, welches sie erhielt, war vom eigenen Gewächs, und jeder weiß, was es sagen will: vom eigenen Gewächs! und wie ganz anders solches schmeckt als gekauftes. So hält der Weinbauer sein eigenes Gewächs höher als Burgunder und Rheinwein, während es andern Leuten vorkömmt, wenn sie davon trinken müssen, als kratze man ihnen mit einem Dornbusche den Hals hinunter, als fahre eine scharfe Lauge nicht bloß durch den Magen, sondern den Leib hinunter durch die Schuhsohlen tief in den Boden hinein. Dieses Mehl hatte Käthi das ganze Jahr hindurch in besondern Ehren gehalten, nur bei besondern Anlässen, wenn sie so recht gut leben wollte, dasselbe gebraucht, ein Breichen gekocht, wenn die Kinder so recht gut gewesen, dem Mann wenn er zum Besuch kam, einen Eierkuchen gebacken, am Neujahr Kuchen gebacken, um das Fleisch zu sparen u. s. w. Verkaufte nun Käthi diese Aehren, so opferte sie alle die damit verbundenen Freuden, aber dann war sie die Schuld größtentheils los, denn wenigstens drei Thaler schätzte sie die Aehren, ja, sie dünkten ihr so schön, sauber und schwer, daß viertehalb nicht übertrieben schienen; löste sie so viel, hatte sie ja sieben Thaler, und wer weiß, wenn ich die sieben Thaler bringe und er den guten Willen sieht, schenkt er mir den halben, weil ich verhagelt und verwässert worden, so dachte Käthi, doch nur ganz leise und ja nicht, als ob ein Recht zu solchen Erwartungen da wäre. Freilich war dann gar kein Geld mehr da als einige St. Galler Halbbätzlein,

hinter welchen nicht viel Trost liegt. Dies machte ihr jedoch nicht Kummer, es gab im Herbst nicht bloß Verdienst, sondern es ging ihr jetzt eine Ernte an, von welcher Käthi manchen bessern Batzen hoffte. Käthi sammelte alle Jahre Bocksbart, Kamille, Kümmel, Wachholderbeeren, und was sie nicht in den sogenannten bessern Häusern absetzen konnte, trug sie in die Apotheke, und löste dort immer etwas, wenn auch eben nicht viel. Die Apotheker heißen die Neunundneunziger sicher nicht umsonst. Doch wir gönnen ihnen den Profit von ganzem Herzen. Aber wenn in demselben so ein rechter Gottessegen sein soll, dürfen sie keine harte Hand haben gegen die alten Mütterchen und die Kinder, welche ihnen Beeren und Kräuter bringen, müssen sich nicht mästen wollen am Schweiße der Fleißigen, müssen sich begnügen lassen am Verdienste von der Thorheit der Reichen und den Seufzern der Kranken. Wenn so eine Provisors- oder Principals-Seele, die eine wie die andere dürr wie getrockneter Hollunder, von denen die erste je den dritten Sonntag den Nachmittag frei hat, die andere jeden Abend, beide aber alle Tage was Fettes und gut Gepfeffertes auf dem Tische, von unserm Herrgott verurtheilt würde, durch Sommer und Herbst, in Thau and Regen und Sonnenbrand einem alten Mütterchen, welches für sie Kräuter sammelt und Beeren, nachzukriechen und dazu zu essen und zu trinken, was das Mütterchen ißt und trinkt, die würden weicher werden und nicht wegen Mangel an Concurrenz und weil sie wissen, daß die alte Frau Hollunder und Kamille nicht selbst vertrinken kann, ihre Waare wie einen andern Handelsartikel betrachten, den man am liebsten um Halbnichts hätte, sondern würden Fleiß und Armuth betrachten und ihr Privilegium, mit billigem Profit sich begnügen, würden leben und leben lassen.

Wenn so eine ausgetrocknete Pillen-Seele auf Kanonenschußweite hören könnte, wie alte Mütterchen, denen man schlecht gewogen, schlechtes Geld gegeben, vielleicht erst eine

halbe Stunde der Gotteswillen hat bitten laſſen, daß man ihr ihre Sache abnehme, ſeufzen und brummen, wenn dieſe Seele eine Apothekerwage würde, auf welcher er dieſe Seufzer und die damit verbundenen Wünſche wägen müßte, wir glauben, die Kamille und der Bocksbart würden aufſchlagen und die dürreſte Apothekerſeele aufthauen.

Nun ſind aber nicht alle Apothekerſeelen dürr und trocken wie Kamillenſtengel nach Michelstag, ſolchen noch grün und ſaftigen Seelen wünſchen wir ebenfalls Ohren, welche hören auf Kanonenſchußweite (was übrigens nicht bloß den Apothekern, ſondern auch andern Majeſtäten zu wünſchen wäre). Solche würden dann auch hören: das iſt noch ein rechter Herr und ein guter, wenn ſie nur alle ſo wären, der führt Einem die Sache nicht aus, als ob's lauter Hühnerdreck wäre und thut, als ob er's der Gotteswille nehme, und er lieber ſonſt ein Almoſen geben würde, und putzt Einen aus, daß man ihm dieſes Jahr nicht mehr vor das Haus komme. Der hat noch Verſtand, der weiß, wie genug man thun muß, bis man zuſammengeleſen hat, daß man an's Verkaufen denken kann, ſchnauzt Einen nicht aus, als ob man ein Hund ſei, ſondern giebt Einem ein gut Wort und das thut Einem auch wohl. Biſt aber fleißig geweſen, Mutterli, ſagt er, das hat manchmal Bückens gekoſtet, bis du das beiſammen hatteſt. Wenn Alle wären wie du, es wären Viele weniger arm, und Reiche und Arme beſſer gegen einander als jetzt. Wenn alle Herren Verſtand hätten wie der, und wüßten, wie wohl unſereinem ein freundlich Wort thut, man liefe für ſie durch's Feuer. Ja, ein b'ſunderbar ein guter iſt das, nach unſerm Herrgott iſt der mein Troſt, und wenn er nur länger lebt als ich. Wenn der mir ſtürbe, ich grämte mich zu Tode, und hör', du Bubi, ſagte ſie zu dem Kinde, das ihr an der Schürze hing, den Herrn, der dir den Zuckerſtengel gegeben hat, den vergiß du nie, und wenn du ihm einſt was thun kannſt, ſo ſpar es nicht, laß es dich nicht reuen, das iſt einer

wie es unter Tausenden nicht zwei giebt. Unser Herrgott muß bös zufrieden sein mit den Menschen, daß er solche so rar werden läßt. Sieh, wie schönes Geld er mir gegeben hat und einmal, wo mir so wunderlich gewesen, gar ein Gläsli, und hat nichts dafür wellen, etwas b'sunderbares muß das gewesen sein, hab mein Lebtag so was nicht gehabt. D'Wunderligi ist mir auf der Stelle vergangen und es ist mir in die Glieder geschossen, es dünkte mich, ich werde wieder jung und möchte über Stock und Stein. Ach ja, wenn der nur hundertjährig würde, ich möchte es allen armen Leuten gönnen. Bubi, wir wollen fleißig für ihn beten, vielleicht daß unser Hergott noch auf uns hört.

Von ganzem Herzen gönnten wir einem guten Apotheker, der nicht bloß alle Tage was Fettes und gut Gepfeffertes auf dem Tische liebt, sondern wirklich noch Besseres, Ohren, solche Herzergießungen zu hören auf Kanonenschußweite.

Käthi zählte also auf diesen Verdienst, darum scheute sie sich nicht so sehr, so ganz von Gelde sich zu entblößen. Sie hatte einen Herrn an der Hand, wenn auch nicht einen von den Besten, so doch auch nicht einen von den Bösen, er hatte wohl die Batzen sehr lieb und die guten reuten ihn immer mehr als die schlechten, aber gute Worte hatte er doch und Manieren, welche einer alten Frau wohl thaten.

In zwei Bündeln, da Käthi das Ganze nicht tragen konnte, lud sie ihren Reichthum auf einen Schiebkarren, fuhr damit zur Mühle, trug dem Müller ihr Anliegen vor und sagte: sie hätte sonst die Aehren nie verkauft, sondern sie mahlen lassen, aber jetzt sei sie die Hausmiethe schuldig, der Flachs sei ihr verhagelt, sie müsse zu Geld machen, was sie könne und möge. Der Müller glich vielen Apothekern, im Handel hatte er nur einen Grundsatz: so wohlfeil als möglich zu kaufen. Zu diesem Zwecke machte er die Waare so schlecht als möglich, stellte sich, als hätte er dieselbe durchaus nicht nöthig und merkte er noch dazu, daß die Verkäufer Geld nö-

thig hatten, dann wußte er sich zu drehen und zu winden, und während er mit dem Munde sagte, er wolle lieber mit der Sache nichts zu thun haben, klingelte er mit der Hand fortdauernd im Hosensack mit dem Gelde, und wenn er am Ende die Sache um's halbe Geld kaufte, so sollte es doch den Schein haben, als nähme er es höchst ungerne, eigentlich nur so der Gotteswille, und wegen guten Herzens, den Leuten zu Gefallen. Das war sein Grundsatz, von dem er nie abließ, der nur insoweit eine Veränderung erlitt, daß der Müller denselben um so schärfer und härter anwendete, je geldnöthiger die Leute waren, also am allerhärtesten gegen die Allerärmsten. Der Müller konnte das, sein Herz war ein Mühlstein, und wenn jemand kam, der ihm sagte: Müller, ich habe Geld nöthig, dann hatte er eine Freude accurat wie eine Katze, welche eine Maus kommen hört. Der Müller gehörte unter die scheuslichste Klasse der Wucherer, welche mit ihrem Gelde armen Leuten ihre Kreuzer abpressen, ihnen alles zu theuer verkaufen, zu wohlfeil abkaufen, er konnte es, weil er Geld hatte und sie keines. Was doch solche abgepreßten Kreuzer brennen müssen in der Hölle!

Dieser Müller also machte mit Käthi keine Ausnahme, erst kriegte er Galgenfreude in's Herz, als er hörte, was Käthi sagte, dann machte er das Korn schlecht, wog es schlecht, maß es schlecht, zahlte es schlecht und zwar wollte er dieses noch mit schlechtem Gelde thun, und dieser Mann besaß vielleicht hunderttausend Thaler. Käthi mußte sich alles gefallen lassen, nur das schlechte Geld wollte sie nicht, sie müsse damit die Hausmiethe zahlen, sagte sie, und solches dürfe sie dem Hausbauer nicht bringen. Der Müller begehrte sehr auf und meinte, auch diesen Profit wolle er sich nicht entgehen lassen, und erst als Käthi erklärte, lieber wolle sie das Korn zurück und dieses statt Geld dem Hausbauer bringen, rückte er mit Silber heraus. Dieses Silber tröstete Käthi einigermaßen dafür, daß sie nur zwei Thaler bekam, statt drei, also mit

den gehabten vierthalb nur sechsthalb an der Miethe bezahlen konnte, zwei Thaler schuldig bleiben mußte, welche geschenkt zu erhalten sie keine Hoffnung hatte.

Siebentes Kapitel.

Käthi erzeugt ein schreckliches Donnerwetter und ist doch keine Hexe.

Die Bäurin gab Bescheid, als Käthi an der Thüre klopfte und dem Bauer nachfrug. Bin froh, daß du kömmst, daß er von dem verfluchten Gstürm weg muß, sagte dieselbe. Er hocket schon den ganzen Abend darob, buchstabirt daran, kein vernünftig Wort kriegt man aus ihm, und hat er genug gelesen, läuft er fort, und es weiß kein Hund, wann man ihn wieder sieht, O ich wollte! — der Rest verhallte. Wahrscheinlich meinte die Bäurin mit dem Gstürm die Darstellungen, welche dem reichen freien Bauernvolke seinen Druck und sein Elend handgreiflich klar machten.

Der Bauer war sehr unwillig, als er im Stübli, wohin er gerufen wurde, nur Käthi fand. Wahrscheinlich hatte er eine jener Majestäten erwartet, welche im Lande herumliefen, den Leuten einen Begriff von deren Elend beizubringen, und zu gleicher Zeit mit Schmarotzen ihr Leben fristeten. Solche thaten seit einiger Zeit dem Bauer häufig die Ehre an, bei ihm einzukehren, weil der Bauer eine gute Speisekammer hätte, und solche lieben bekanntlich sowohl geistliche als politische Speisprediger. Käthi brachte Entschuldigungen vor, daß sie ihn gestört; daß sie so lange mit der Hausmiethe gewartet, sobald sie etwas gelöst, hätte sie es gebracht, leider sei noch nicht alles da, sobald möglich wolle sie den Rest bringen. Sie löste das Band um den Strumpf, leerte das Geld auf den Tisch und sagte, er solle zählen, wie viel es sei,

sie hätte es auch gethan, aber sie könnte sich geirrt haben. Während er zählte, frug die Frau: Was hast du denn zu verkaufen gehabt? Käthi erzählte es. Bist so lang hinter uns zu Haus, und hast solch Zutrauen zu uns, daß es dir angst wird, als ob wir die wüstesten Leute von der Welt wären, und armen Leuten den Auspfänder auf den Hals schicken. Wohl, das ist sauber von dir, brummte die Bäurin; Käthi entschuldigte sich sehr, daß dies nicht also sei. Sie seien ja immer gut gegen sie gewesen, aber es plage sie so, wenn sie jemand schuldig sei, und sie müsse immer denken, die Leute könnten denken, sie begehre gar nicht zu zahlen. Solche Leute sind rar, sagte die Bäurin. Also zwei Thaler fehlen noch, sagte der Bauer, der das Geld gezählt hatte, die bringst du mir sobald du kannst.

Es wäre mir lieb, ich könnte es machen, ehe wieder einer verfallen ist, aber diesen Augenblick weiß ich wahrhaftig nicht, wo ich das Geld hernehmen soll, antwortete Käthi. He, sagte die Bäurin, wegen denen zwei Thalern wollte ich mich nicht kümmern, Käthi, Christen wird dir, so Gott will, daran denken, daß du Hagel gehabt hast. He, sagte Christen, sieh einmal, daß du sie bekömmst, kann ich dir dann was schenken, so wirst es immer noch nehmen. Ich bin auch verhagelt worden, und es kommt keinem Menschen in Sinn, mir einen Kreuzer daran zu geben. Käthi dankte für den guten Bescheid und ging. Der wüstest Hund bist du doch, sagte die Bäurin, der armen Frau die zwei Thaler nicht gleich zu schenken, sondern sie in der Angst zu lassen, und wenn sie dieselben bringt, so bist du Hunds genug, sie zu nehmen. Solche Leute muß man nicht leichtsinnig machen, sagte Christen, sie müssen wissen, daß sie nicht bloß auf der Welt sind, für Einen zu plagen und zu schmarotzen. Diese Frau machst du wenigstens nicht leichtsinnig, aber der Brauch war's unser Lebenlang bei braven Leuten, den Lehnsleuten zu schenken, wenn sie verhagelt wurden, entgegnete die Frau. Meinethalb sei es der Brauch oder

nicht. Aber wofür wird man alle Tage gescheidter und witziger, als um solche alte dumme Bräuche abzuschaffen und desto besser zu sich selbsten zu sehen. So redet mancher Lümmel, sagte die Frau, und sieht nicht, wie er mit all seiner Weisheit, mit Leib und Seele, mit Weib und Kind dem Teufel zusteuert.

Das war der Eingang zu einem gewaltigen Ehegewitter, welchem lange böses Ehewetter folgte. Es ist am Ehehimmel ähnlich wie am natürlichen Himmel. Am natürlichen Himmel sammeln sich allmählig Dünste, der elektrische Stoff häuft sich, die Dünste ballen sich, es kömmt Reiz in die Wolken, sie reiben sich, es blitzt hier, es blitzt dort, Lücken reißt der Blitz, in's Leere stürzen Massen nach, ihnen nach strömt und fluthet, was hinter ihnen liegt. Je mehr von hinten nachgerissen wird, desto gewaltiger wettert, donnert und blitzt es vornen, desto mehr dehnt das Gewitter sich aus, desto wüthender braust der Sturm, desto feuriger gießt der Himmel sein Feuer aus, desto gewaltiger kracht der Donner, desto jämmerlicher bebt die Erde. Und solche Gewitter enden nicht, bis alle Massen herangezogen sind, bis es wettert von einer Bergkette zur andern über alle Thäler, alle Kräfte im Kampfe erschöpft sind. Ohnmacht kömmt über die streitenden Mächte, es hüllt sich Alles in trübes, dunkles Nebelwetter. Das Ehewetter ist einem feuerspeienden Berge auffallend ähnlich. In tiefen Schlünden grollt und gährt der Berg, und je mehr er gährt und innerlich grollt, desto stiller wird es äußerlich, ja selbst der übliche Rauch bleibt aus, staucht sich wahrscheinlich innerlich auf, um, wenn das Ding reif ist, lozzubrechen mit vollem Rachen. Wenn es losbricht innerlich, der schauerliche Bauch die glühende Masse, den qualmenden Dampf nicht mehr fassen mag, dann bricht's los, in Absätzen erst, hier ein Maul voll, dann wieder eins, bis endlich in ungemessenen, unbezähmbaren Strömen die zurückgehaltene Wuth des Berges sich ergießt, Schrecken verbreitet, Verderben ausströmt weit über den Fuß des Berges, weit über die Wurzeln des Berges hinaus, bis

die Kraft erschöpft ist und Jahrelang die erschöpfte Kraft nichts mehr vermag als grollen und grollen, brummen und brummen und rauchen immerfort und ohne Unterlaß. Ein rechtes Ehegewitter am Ehehimmel ist sehr ähnlich einer Schlacht in weitem Felde, geliefert von großen Armeen, zusammengesetzt aus allen möglichen Truppengattungen, vom Baschkiren an, der mit Pfeilen schießt, bis zum Artilleristen, der feuert mit dem schwersten Positionsgeschütz, drei Batterien auf einmal lauter Vierundzwanzigpfünder und wenn er's hätte, schösse er aus Vierundsechzigpfündern. Beide Armeen sind giftig auf einander und wollen streiten, aber jede um Vortheil. Oft sind die Jäger losgebrochen, haben geschossen mörderlich, aber zur eigentlichen Schlacht fand sich keine Armee bewogen. Nachdem einige Jäger erschossen worden, zog sich jede in ihr Lager. Endlich giebts eine Schlacht, manchmal weil es beide suchen, manchmal weil der Zorn und das Gift so mächtig ausbrechen, daß alle Vorsicht und aller Rückhalt zum Teufel gehen. Im Anfang ging es wohl auch gemessen zu, hier ein Schuß und dort ein Schuß, hier ein Stich und dort ein Stich, wie aber ein Stich durch's Leder ordentlich auf's Leben geht, ja da wirkt's wilder, da prasseln die Schüsse von Regimentern, da hauen Husaren ein, dann rücken Massen nach, dann donnert die Artillerie, Batterien fahren auf, eine speit der anderen in's Gesicht, bis eine schweigt, Massen rücken nach, Küraſſiere reiten auf, die Bajonette werden aufgesteckt, die Pferde kriegen die Sporen in Leib, das geht einander in Ernst auf den Leib, die Schlacht geht los. Zum Wirbel wird die Schlacht, schwankt hierhin, schwankt dorthin, in Donner und Blitz, in Rauch und Dampf. Das ringt nun mit einander, bis die Kräfte dahin sind, jedes absetzt um ermattet zu ruhen, zu grollen, einen gelegnern Augenblick abzupassen; oder es bricht die Reserve los von einer Seite, eine verborgene herbeigezogene Macht, eine verdeckte Batterie, oder Utüfel von Dragonern, die stille in einem Graben gesessen, brechen, don-

nern los auf den betäubten Feind, sprengen ihn auseinander, reiten ihn zu Boden, machen stumm seine Geschosse, erringen einen vollständigen Sieg, jedoch nur einstweilen, denn gar mancher Feind am Boden erholte sich wieder und nach einer Weile war es anders: der Sieger lag am Boden, gebunden an Händen und Füßen, das Maul verstopft, entweder mit einer Bratwurst oder einem braven Knebel, oder einer tüchtigen Bombe.

Wie Gewitter, Feuerberg und Schlacht sich ähnlich sind in Feuer, Donner, Dampf und Graus, Anfang, Fortgang und Ende, und doch weder das eine noch das andere sich gleich sind, so umfaßt ein Wetter am Ehehimmel alle jene drei in Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, es ist ein wild, wüst, grausig Ding, und ein solches brach auch aus zwischen Lisi und Christen, scheinbar ganz um nichts und wieder nichts. Aber da hatte es sich auch schon lange angesammelt, aufgestaucht innerlich, während es äußerlich ganz windstill gewesen war. Lisi war über ihren Mann sehr böse, der immer freisinniger ward, immer weniger that, das Vaterland immer mehr liebte, immer weniger daheim war, immer hochmüthiger wurde, je weniger er taugte, immer brutaler, je liberaler er sich nannte, immer unbarmherziger gegen die Armen, je mehr er als Volksliebhaber und Freiheitsfreund sich geberdete, immer mehr über die Herren schimpfte, immer mehr den Herrn machte, immer mehr von bessern Zeiten sprach und immer mehr den Grund zu Bösem legte und legen half, immer lauter von Selbstständigkeit sprach und immer handgreiflicher von Andern ausgebeutet wurde. Dieses alles kochte schon lange in Lisi's Herz und seit einem Jahre immer heftiger, so lange kocht es selten in einem Weiberherz ohne loszudonnern. Bei Christen kochte es ebenfalls nicht schlecht. Es schien ihm, seine Frau hielte zu wenig auf seine Sache, ästimire ihn zu wenig, muthe ihm zu viel zu, trage seiner Stellung zu wenig Rechnung, habe zu viel ihren eigenen Kopf, sei zu träge ihre Sachen zu

machen und seine dazu, sei viel zu altväterisch, eigentlich viel zu dumm für ihn, spare am unrechten Orte, sei wiederum freigebig am unrechten Orte, gebe sich überhaupt viel zu viel mit geringen Leuten ab, und sei viel zu abergläubisch d. h. christlich, und wenn man leben wollte zeitgemäß, so spränge sie an den Wänden hinauf wie eine tolle Katze. Das alles ging längst in ihnen herum wie Wurmpulver, und Selbstgespräche waren längst gehalten worden, lange und bündige, gegen welche die Reden der angebranntesten Großräthe zarte Wiegenlieder sind. Die unglückliche Käthi berührte unglücklicher Weise die aufgeschwollenen Zornwolken, sie geriethen aneinander und jetzt brach's los, was längst in Beider Herzen kochte. Rasch ging die Schlacht los, alle Truppen wurden in's Feuer gejagt, die Batterien spieen einander die Grundsuppe in's Gesicht, die Schüsse brannte man sich in die Augen, die Munition wurde verschossen bis auf die Patrone, welche schon am Tage nach der Hochzeit gemacht wurde, nur zum Handgemenge kam es nicht, das Terrain gab's nicht zu, Mangel an Munition und Entkräftung machten der Schlacht ein Ende. Christen lief in's Wirthshaus, ergab sich dem Vaterland und verschrie seine Frau, Lisi blieb daheim und weinte sich fast die Augen aus dem Kopfe über des Mannes entschiedenen Fortschritt.

Wie schnell einer fleißigen alten Frau die Tage durch die Finger rinnen, begreift nicht, wer im geschäftigen Müßiggange lebt; der Buß- und Bettag, die eigentliche Herbstweihe war da, ehe Käthi daran dachte. Wenn die Aecker getragen haben, der Wind mit den Blättern zu spielen beginnt, soll der Mensch seine Schuld fühlen und fassen seine Vergänglichkeit, sich sehnen nach der Sühnung seiner Schuld, fassen nach der Hand, welche ihn zieht aus dem Wirbel der Vergänglichkeit, ihn stellt auf den Fels, dessen Fuß ruht in der Ewigkeit, dessen Gipfel die himmlische Krone trägt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dieser Tag ist frommen Leuten überaus

lieb, besonders alten. Er ist ihnen die Weihe für den langen Winter, vielleicht auch die für das kalte, dunkle Grab. Es rieselte ihnen im vergangenen Winter so kalt durch die Glieder, sie wissen, was solch Rieseln so gerne bedeutet, das manchmal lange vorauskömmt, sehr oft aber erst, wenn der Angekündigte vor der Thüre ist. Sie freuen sich auf das, was jenseits ist, aber mit Furcht und Zittern, sie fühlen im Gewissen, daß zwischen ihnen und Gott noch manches ist, zwischen ihnen und dem neuen Menschen in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit noch ein großer Unterschied. Dessen möchten sie sich daher noch versichern so recht von Herzensgrund, daß der Heiland ihr Wahrer und Hüter sei, wenn die Nacht kömmt, durch die man muß zum Grabe, daß er ihr Führer und Fürsprecher sei durch die enge Pforte und vor Gottes Throne. Aber nicht Alle lieben diesen Tag, absonderlich junge Regenten nicht, denen ist's wie Schwefel unter die Nase, wenn man von Sünde spricht, denen klingt's wie Hochverrath, daß Strafe und Gnade bei Gott sind, nicht bei ihnen, und daß seine Züchtigung so gut über junge Regenten kommt als über alte arme Sünder.

Je älter Käthi ward, desto inbrünstiger feierte sie diesen Tag, sie fühlte, wie leicht in den kurzen Tagen ihr der immer kürzer werdende Athem ausgehen könnte. Selig zu sterben, war ihr höchster Wunsch, aber zu leben bis Johannesli selbst fortkommen könnte, das war der zweite, den sie freilich nicht mit Worten ausdrückte am Bettage, aber alle Tage mit unaussprechlichen Seufzern. Käthi freute sich aber auch, Gott zu danken an diesem Tage. Dankbarkeit ist ein sehr merkwürdig Kennzeichen der Beschaffenheit eines einzelnen Herzens, sowie der Culturstufe eines ganzen Geschlechtes. Bei der Dankbarkeit ist Demuth, Freude, Friede in Gott und die Liebe, welche unbeschwert giebt und nimmt, der Geber den Begabten liebt, der Begabte den Geber; bei der Undankbarkeit ist ein ewig Begehren, ein ewig Un-

genügen: ist Neid und Hader, ein Dunkel auf Nebel gegründet, ein Ueberschätzen, welchem der Fall folgt, eine Selbstsucht, welche sich selbst vernichtet. So bei Einzelnen, so bei ganzen Geschlechtern.

Käthi, trotz kürzlich gemachten Erfahrungen, behauptete doch, sie hätte nie geglaubt, daß die Leute so gut seien und sie ihnen so lieb, und wenn sie nicht verhagelt worden wäre, so hätte sie dies nie erfahren, darum habe sie Gott zu loben und zu preisen, daß er ihr dies in ihren alten Tagen noch gezeigt.

Der Pfarrer predigte gewaltig von der Sünde und von der Gnade, den Uebelthaten der Menschen, den Gutthaten des Herrn. Es sei Zeit umzukehren und sich zu bekehren, der Herr habe warnend den Finger aufgehoben, auf den Unbußfertigen und Verstockten werde sich legen des Herrn schwere, gewaltige Hand. Käthi hatte gebetet, geschauert, sich gefreut und ging heim fast wie in einer heiligen Wolke. Sie fluthete nicht lange im Strome der Menge, sie lenkte seitwärts ab, sie liebte das Geschwätz der meisten Kirchengänger nicht, welche statt der eigenen Sünden die muthmaßlichen Schwächen der Nächsten verhandelten. An ihrer Hand zottelte Johannesli, welcher in der Kirche vaterländisch geschlafen hatte, jetzt übellaunig war, über Durst klagte, um's Trinken die Großmutter übel plagte. Dem mußt' abhelfen, Frau, erschall hinter ihnen eine rauhe Stimme, ein solch Bübli darf man nicht so befehlen lassen. Potz Sacker! Hörst jetzt, sagte Käthi, der Mann hat es gehört wie du ein zwängischer bist, jetzt kannst dich schämen. Er wird es so gewohnt sein, sagte der graue Mann, von dem die Stimme kam, mit gutmüthigem Lachen. Allweg ist's besser, man sage es, wenn man durstig ist, als man saufe den Leuten hinter'm Rücken kübelweise. Sieh, dort bei jenem Hause mußt du zu trinken haben bis du selbst sagst, jetzt sei es genug. Mag nicht Wasser, will Milch, schrie der Junge.

Was Käthi das ungern hatte, und wie sie auch redete, sie machte die Sache immer schlimmer. Tritt ein, Frau, sagte der Mann, heute dressirst du deinen Jungen nicht anders. Frau, da bringe ich dir einen Jungen, der Milch will, hast welche? sagte er zu seinem Weibe, welches sie erwartend auf des Hauses Terrasse stand. Der soll Milch haben und Kaffee dazu, wenn er will. Wir kochen am Bettag nie Fleisch, sagte sie zu Käthi, machen es kurz über Mittag, damit zur Kirche kann, wer laufen mag. Nachmittags schmeckt dann ein Kaffee doppelt gut. Der Mann ging dem Hause zu, Johannesli zögernd nach, Käthi blieb stehen mitten auf der Straße. Seh, komm! rief die Frau und halte mit, du hast doch nichts zu thun daheim. Käthi weigerte sich, sagte, das wäre viel zu unverschämt, das mache sie nicht, und ließ sich erst bewegen, zu gehn, als der Mann sagte: He, nun, wenn du ihn nichts schätzest und meinst, meine Frau mache den Kaffee dir zu schlecht, so wollen wir dich nicht zwingen. Kommend wehrte sich Käthi doch noch und meinte, sie dürfe wahrlich nicht mit ihnen Kaffee trinken, das sei gar nicht anständig. Hätte nicht geglaubt, daß du so hochmüthig seiest und dich unser verschämtest, sagte der Mann. Komm du, meinte die Frau, sonst mußt du noch mehr hören. Wenn er an's Trümpfen kommt, so wäre es mir manchmal lieber, er hätte die Peitsche in der Hand als Trümpfe im Maul. Noch vor dem Hause meinte Käthi, in die Stube dürfe sie nicht, wenn man ihr eine Tasse da auf die Bank geben wolle, so wolle sie es mit grausamen Danke angenommen haben. Mach nicht länger Schneckentänze. Hast nicht gehört, was der Pfarrer gesagt hat: wir seien Alle arme Sünder, Reiche und Arme, und in manchen Stücken hätten sich die Reichen vor den Armen zu schämen, erstlich wegen dem Beispiel und zweitens wegem Hochmuth. Und jetzt marsch!

Es war Käthi ganz eigen zu Muthe, als sie da in dem

vornehmen Hause zu Tische saß und wenn der Kaffee schon sehr gut war, wie sie ihn seit Jahren nicht getrunken, so that es ihr noch wohler und zwar nachhaltender, daß solche Leute sich ihrer nicht schämten und mit ihr umgingen accurat wie mit ihresgleichen. Drei Tassen voll mußte Käthi trinken, den Rest des aufgestellten schönen Emmenthaler Käses wickelte die Frau ihr in ein Papier, sie mußte ihn in die Tasche stecken und als sie fortwollte, fragte der Mann: hast zu pressiren? Apart nicht, antwortete Käthi, zu kochen brauche ich heute nicht mehr, ich habe gegessen und getrunken, ich könnte es vierundzwanzig Stunden aushalten. Das könnte dir doch wohl zu lange werden, bemerkte er. So komm und sitz ab. Somit saß er selbst ab auf die große grüne Bank vor dem Hause, rief seine Frau, sie solle auch kommen und Käthi mußte zu ihnen sitzen, wo alle Leute es sehen konnten.

Es war ein schöner Abend. Wunderbar klar war der Himmel, und wunderbar stille ward es unterm Himmel, so eine rechte Sabbathsstille, wo es Einem so unendlich weit wird um's Herz, es Einen dünkt, man fühle Flügel wachsen und werde aufgehoben stille zum Himmel auf. Kein Fuhrwerk rollte durch die Straße, keine Stimme scholl von einem Hügel zum andern Hügel, der Mühlebach rauschte leiser, die Vögel regten sich nicht im Baume, es war, als ob auch sie Bettag hätten und in stiller Andacht dem Herrn dankten für den grünen Baum, auf dem sie saßen, für das reiche Feld, welches er ihnen bereitet hatte. In stiller Freude saßen sie auf der Bank, wechselten trauliche Worte, und wenn sie schon weltlich lauteten, klangen sie doch feierlich und geistlich in den Seelen. Sie merkten das Eilen der Zeit nicht und wer weiß wie lange sie zusammengesessen hätten, wenn Johannesli nicht nach Kinderweise Heimweh bekommen und immer ungestümer heim begehrt hätte. Den dressire dann anders, sagte der Mann beim Abschied, und komm bald wieder. Es Plätzli und es Bitzli ist immer da für dich. In stillem Glücke ging Käthi heim,

ſo wohl war es ihr lange nicht geweſen. Sie hatte im Herzen Gottes Gnade gefühlt und die Güte der Menſchen erfahren, was will der Menſch mehr auf Erden? Wie am wolkenloſen Himmel heute die Sonne unterging, ſo legte ſich auch Käthi's Seele ſorgenlos in die Arme des Schlafes, und ein unbeſchwert Gemüth iſt vielleicht ſeltener noch als ein wolkenloſer Himmel. Solche Tage hinterlaſſen im Gemüthe lange einen freundlichen Eindruck, wie die Furche, welche ein Schiff im See gezogen, ſichtbar bleibt, wenn längſt das Schiff vorüber iſt. Aber auf wolkenloſen Himmel folgt gerne der Sturm, auf ein unbeſchwertes Gemüthe lagern ſich gar zu gerne ſchwere Tage ab.

Achtes Kapitel.

Gott ſtellt eine Lebensfrage, da werden die Gelehrten ſtumm und die Unmündigen bange.

Die Tage wurden kürzer, wer nicht mit den Hühnern zu Bette wollte, mußte die Lampe hervorſuchen. In andern Jahren hatte Käthi Oel gehabt von ihrem Flachsſamen, ach, und wie brannte das eigene Oel ſo ſchön und hell, ſolches kriegte ſie nie beim Krämer, wie theuer es auch war! Dieſes Jahr hatte Käthi keinen Flachsſamen, mußte zum Krämer gehen. Fleißige Weiber thun ſolche Gänge gegen Abend. Das Reſtchen Sonnenlicht reicht nicht zur Arbeit, iſt aber vollkommen genügend zu einem kurzen Gange auf bekanntem Wege. Leichtſinnige Mädchen benutzen die gleiche Zeit zu luſtigem Geſtatter, das Bischen Licht reicht hin zu finden was ſie ſuchen, und willkommen iſt ihnen dann die Nacht, ihren Fund zu verbergen, zu verhüllen in Finſterniß, weſſen ſie ſich ſchämen müßten, nicht vor den Menſchen nur, ſondern vor jedem Lichtſtrahle, der vorüber ſtreift.

Als Käthi in's Dorf kam, ſah ſie viele Leute beiſammen ſtehen, andere liefen fort, andere herbei, dabei war ein Reden und Hände verwerfen, daß es Käthi recht angſt wurde. Feuer ſah man keins, Krieg war nicht, vom Ausjagen der Obrigkeit war nicht die Rede geweſen, und doch mußte es was Wichtiges ſein. Es werde ein Mann ſeine Frau halb todt geſchlagen, oder ein Pintenwirth ſich gehängt haben, es werde für ſie nichts Schlimmes ſein, allweg werde es ſie wenig angehen, dachte Käthi und wollte vorübergehen. Einen Vorwand, ſich zu verſäumen, ſuchte Käthi nie, ſie mied das Verſäumen, wie ein Mütterchen es wohl thun muß, welches einem Korporal ſein Kind durchzubringen hat. Da riefen zehn Stimmen auf Käthi los: Haſt ſie auch, haſt ſie auch? Käthi erſchrack; Herr Jeſus, was ſoll ich haben? rief ſie. Die Erdäpfelkrankheit, den Erdäpfelpreſten, rief es von allen Seiten. Sie fühle nichts, ſagte Käthi, ſie ſei eine alte Frau, aber arbeiten und eſſen möge ſie Gott Lob. Keine Miene verzog ſie ob dieſer Antwort. Nicht am Menſchen iſt die Krankheit, ſondern an den Erdäpfeln. Sind deine Stauden nicht auch ſchwarz und ſtinken ſchrecklich? rief's von allen Seiten. Weiß nichts, ſagte Käthi. Habe ſie ſeit einigen Tagen nicht geſehen. Aber es wird nicht ſein, bin eine alte Frau und habe von ſolcher Krankheit nie gehört. Da ſagte ihr eine Bekannte, die Zeitungen hätten ſchon lange davon geſtürmt, aber man habe ſich deſſen nicht viel geachtet und gedacht, das ſei gerade ſo wie das andere Geſtürme, wo das Halbe nicht wahr ſei und das andere Halbe gelogen. Aber jetzt ſei die Krankheit da, kein Menſch wiſſe woher. Schwarz wie ein Leichentuch ſeien alle Aecker, es ſei eine grauſame Peſtilenz. Die Erdäpfel haben Peſtilenzflecken und wer davon ißt, Menſch oder Vieh, muß ſterben. Denk, o Käthi, was ſoll man eſſen bis das andre Jahr? Von allen Seiten her kamen mehr und mehr Menſchen, brachten von allen Seiten her Bericht, daß die Peſtilenz auch bei ihnen ſei, alles ſchwarz. Niemand

weinte, aber Rathlosigkeit, Trostlosigkeit lag auf allen Gesichtern. Es war ein Donnerschlag aus hellem Himmel, in Angst wie versteinert standen die Menschen, wie das Vögelein vor der Schlange versteinert, deren Beute es im nächsten Augenblicke werden wird.

Auch Käthi war wie vom Schlage gerührt, vermochte kaum die zitternden Glieder zum Krämer zu schleppen, die Krämerin konnte kaum das Oel ausmessen, so zitterten ihr die Hände. Es wird nicht sein, es kann nicht sein, so wird unser Herrgott uns doch nicht heimsuchen, seufzten beide. Aber wie in heißen Fiebern kein Trank den Durst löscht, so stillte kein Seufzen ihr Bangen. Die Angst zog Käthi heim, die zitternden Beine wollten nicht fort, der Athem stockte in der gepreßten Brust, stille stehen, absitzen mußte Käthi manchmal, ehe sie zu ihren Erdäpfeln kam. Es war Nacht geworden, mondlos der Himmel, an demselben glitzerten viele Sterne und doch war es finster auf Erden, ungefähr wie es bei vielem Wissen doch dunkel bleibt in mancher Seele. An den Erdäpfeln war nichts zu sehen, wie Käthi auch die Augen anstrengen mochte. In der Ungewißheit bleiben eine liebe Nacht durch konnte Käthi nicht. Sie ging heim, zündete die Lampe an, stellte sie in ein Laternchen, und eilte wieder den Erdäpfeln zu, hintendrein Johannesli, der wissen wollte, was das gebe, und immer lauter schrie, je weniger die Großmutter den Athem fand zu gehöriger Auskunft.

Gebeugt leuchtete Käthi in den Erdäpfeln herum, hintendrein schrie immer lauter Johannesli. Wer aus einiger Ferne das wackelnde Licht gesehen, des Kindes Geschrei gehört hätte, würde wahrscheinlich geglaubt haben, da spuke es, entweder habe ein böser Geist ein Kind geraubt und fahre damit von dannen, oder Einer wolle einen Schatz heben und suche die Stelle, wo er zur Hebung desselben das Blut eines Kindes vergießen müsse. Jetzt sah Käthi im Lampenscheine die grause, schwarze Pestilenz an allen ihren Erdäpfeln, und es war ihr,

als werde, je mehr sie zünde, die Pestilenz immer schwärzer und grausiger. Da überwältigte der Jammer die alte Frau. Sie setzte sich an die Furche und weinte bitterlich und Johannesli setzte sich neben sie und weinte noch bitterlicher, aber nicht wegen den Erdäpfeln, sondern weil die Großmutter so bitterlich weinte und ihm nicht sagen wollte, warum. Das war eine viel bitterere Nacht als die Gewitternacht. Damals war es früh im Sommer, Hoffnung zum Gedeihen einer neuen Pflanzung, jetzt war diese dahin, der Winter vor der Thüre. Verkaufen zur Bezahlung der Miethe nicht nur nichts, sondern es stand schwarz und grausig die Frage vor ihr, wie ein wildes Thier und wollte nicht weichen von ihrer Seele: Was sollen wir essen, und womit sollen wir uns kleiden? Käthi rang mit dieser Frage fast wie wenn sie der Teufel selbst gewesen wäre. Käthi wußte, die Frage war Sünde, wußte, daß man sich nicht kümmern solle um den folgenden Tag, aber sie konnte in Gottes Namen nicht anders, sie mußte fort weinen und zwar bitterlich.

Das Auge, welches nie schläft, sah wohl diesen Kampf in Käthi's bebender Seele, aber der, welchem das Auge gehört, zürnte wohl nicht, hielt wohl ein mild Gericht. Ein ganz ander und schwerer Gericht wird sicher der Herr über Manchen haben ergehen lassen, der ganz sorglos an seiner schwarz gewordenen Pflanzung stand, sich gar nicht darum kümmerte, was sollen wir essen, womit sollen wir uns kleiden, vielleicht zehn Kinder daheim hatte und nicht zehn Kreuzer vorräthig Geld dazu, ja vielleicht mehr als zehn Thaler Rückstände. Aber diese Sorglosigkeit war nicht die Frucht eines schwer errungenen bewährten Gottvertrauens, ferner als nie stand der Sorgleſe von Gott, es war das Erzeugniß eines übermächtig gewordenen thierischen Sinnes. Mit großem Behagen glaubte so Einer einen guten Grund erhalten zu haben, sich einstweilen gütlich zu thun. Unter dem Vorwande, seine Kartoffeln seien angesteckt, es sei besser etwas daraus zu lösen als

sie faulen zu lassen, brachte er, was er hatte, dem Brenner, nahm Branntwein dafür oder Geld, um es anderwärts zu vertrinken. Mit großem Behagen glaubte er einen fernern Grund gefunden zu haben, sich sammt seiner Familie ohne Arbeit durch Andere erhalten zu lassen, oder das Recht, zu nehmen, was sie nicht freiwillig geben. Eine solche Sorglosigkeit ist keine christliche, sondern das Gegentheil. Der Christ weiß, daß was er ernten will, er säen muß, er auf Anderer Fleiß sich nicht verlassen dürfe, sondern das eigene Pfund gebrauchen, jeder im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen müsse, wer nicht arbeiten wolle, nicht essen solle, und wer seiner Haushaltung nicht Vorsorge thue, ärger als ein Heide sei. Der Christ weiß, Gott hilft da nicht, wo er Kräfte gegeben hat, sich selbst zu helfen, und giebt zur menschlichen Hülfe nur da den Segen, wo sie dem Unvermögen nachhilft und nicht dem Kreuzer, welchen der faule Bettler erhält, nicht der Gabe, welche dem Müßiggänger wird. Hat der Christ im Schweiße seines Angesichts treu gearbeitet, und die Wetter kommen, die Wasserwogen brausen, Hagel fällt, ein giftiger Hauch weht über die Felder, die Früchte sind verschwunden, am öden Acker steht der Christ, zagt und weint, da zürnt ihm wohl der Herr nicht. Es ist ja das Zagen und das Beben das Ursprüngliche in der menschlichen Natur, so bebte auch Hiob, denn ein arm sündig Menschenkind ist der Mensch, und nicht umsonst heißt es: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst? Gott ist unser Fels und Hort, und reicht uns seine Hand, auf diesen Fels uns zu stellen, abzustellen darauf unsern Glauben, unser Vertrauen, unser ganzes Sein, das ist unsere Aufgabe; und auf diesem Felsen sollen wir uns halten in guten und bösen Tagen, im Leben und im Sterben. Aber daß hier auf dieser Erde das Kind selbst zum Felsen werde, der nie wankt, nie bebt, nie erschüttert wird, nie das Haupt beugt im Gefühle unaussprechlicher Ohnmacht, wenn

die Schläge fallen, die Wogen rauschen, das Vergängliche dahinrollt, das Liebste auf Erden untergeht, das will ja Gott nicht.

Ein Gott kann der Mensch nicht werden, bloß ein Götz, einen solchen nimmt jeder Wind; ein Kind soll er werden, ein lieb, gut Kind, solchen gehört das Himmelreich. Und wenn die Nacht kömmt und noch dazu der Sturm, der Blitz über die Erde zuckt, das Haus in Donner bebt, da bebt auch jedes Kind, schaurig rieselt es ihm durch die Glieder, und eben in diesem Zittern sucht es den Vater, klammert sich an ihm fest und dann noch zittert es lange fort und lange geht's, bis es zum Bewußtsein sich erholt, daß es unter des Vaters Schutze sicher sei und keine Macht und keine Kreatur es von dessen Liebe scheiden könne. Und wie lange Einer bebt, und wie stark der Sturm ist, in dem er bebt, und wie groß die Gefahr ist, unter welcher er bebt, alles dies zu wägen und daraus auf die Größe des Vertrauens zu schließen, dafür hat der Mensch weder Wage noch Urtheil, beide hat sich Gott vorbehalten. Die arme alte Frau, welche bebend und zitternd am vergifteten Aeckerlein sitzt, dessen Ertrag wenige Thaler beträgt, ist vielleicht vor Gott doch viel stärker im Vertrauen, als der Handelsmann, der kaltblütig zerfahrenen Millionen nachsieht, der König, der um einen umgestürzten Thron, der Schultheiß, der um einen eingebrochenen Sessel flennt.

Dieser Gott nun, der für solche Dinge allein die rechte Wage hat, wenn auch keine obrigkeitlich gestempelte, der sah die arme Käthi weinen und wußte, wie lange sie weinte, sie wußte es nicht. Neben ihr war Johannesli eingeschlafen, das Lämpchen erloschen, sie hatte es nicht bemerkt. Allgemach rieselte es ihr kalt durch die Glieder, ein kühler Wind weckte sie aus ihrem Weinen und Sinnen. Tiefe Nacht war ringsum, kein Licht flimmerte mehr im Dorfe, in tiefem Schlafe schien alles Lebendige begraben, aber klar glänzten am dunkeln Himmel die Sterne. Es kam Käthi wunderbar in's Herz. Es ward ihr,

als sei sie mit Gott allein und nicht im engen Kämmerlein, sondern in seiner unendlichen Weltenkammer, und er öffne ihr alle Geheimnisse der Natur und zeige ihr alle Geschöpfe, die da in den Wassern sind und in der Erde kriechen, unter dem Himmel fliegen und rennen, für welche er sorge tagtäglich; und er rolle vor ihr die Jahrtausende auf und zeige ihr, wie er mit väterlicher Hand alles geleitet bis auf diesen Tag, und der Zufall nichts gemacht habe, weder Regen noch Dürre, weder Laub noch Gras, weder Gesundheit noch Krankheit, weder fruchtbare noch unfruchtbare Jahre. Und als er ihr alles gezeigt habe, da nehme er Käthi ihr Herz aus der Brust, falte es auseinander weit, weit und suche darin und sehe Käthi an, als ob er fragen wolle: Käthi, und wo ist dein Vertrauen? Da ward es heiß und ihr Kopf brannte ihr, und ihre siebenzig Jahre standen vor ihr und in jedem Jahre sah sie Gottes Hand mächtig über sich, sah sich sichtbarlich so manchmal von Gott gerettet, und trotzdem kein Vertrauen, und wie sie doch bei jeder neuen Drangsal die alte Hülfe vergessen, in der neuen Noth gewimmert habe, als wäre es die erste und wüßte sie von keinem Helfer. Jetzt sei wieder so eine Noth da, eine nie erlebte zwar, aber jede Noth sei einmal zuerst gewesen und über jede Noth sei der alte Gott mächtig gewesen, warum sollte er es nicht auch über diese sein? Siebenzig Jahre sei sie alt, und so nahe der letzten Noth, welche über jeden Menschen auch nur einmal komme, wie es ihr dann ergehen werde, wenn da auch kein Vertrauen sei, der Herr ihr Herz auseinanderfalte, und sie ansehe fragend: Käthi, und das Vertrauen? Käthi kam sich vor wie eine der fünf thörichten Jungfrauen, welche kein Oel in ihren Lampen hatten, als der Bräutigam kam. Sie weinte, daß die Ergebung nicht bei ihr einkehren wolle, welche mit Hiob sage: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt; das Jagen nicht aufhören, das Beten nicht kommen wolle: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Als Käthi so weinte, ward es ihr nach und nach heller im Gemüthe, es schien ihr, Gott vergebe ihr das Wanken, weil es doch kein Abfall sei, und sie sich aufrichte und ihn zu ergreifen suche, und weil sie das könne, sei sie doch unendlich viel besser daran ohne Erdäpfel mit Gott im Herzen, als andere Menschen mit viel Erdäpfeln aber ohne Gott im Herzen. Nun wolle sie ihn aber auch behalten, dachte sie, damit, wenn die letzte Noth komme, er drinnen sei, vielleicht, daß dann keine Zeit wäre, ihn lange zu suchen. Da regte sich Johannesli im Schlafe, mahnte Käthi an sein Dasein. Da erschrack Käthi gar sehr, begann laut zu reden und sagte: Ei aber nein, du arm's Tröpfli, habe ich dich so ganz vergessen hier in Thau und Nachtluft, wenn das arm Bübli nur keinen Schaden nimmt. Hab ich dich vergessen, und wie würde es dir erst gehen, wenn du kein Großmüetti hättest, das noch an dich denkt, keinen Menschen hättest du, der deiner sich annehmen würde, ganz verlassen wärst du, du arm's Tröpfli! Ja weiß Gott, wenn ich sterben sollte, es wüßte kein Mensch, wie es dir erginge. So kummernd trug Käthi ihr Johannesli heim und kümmerte noch daheim sich lange um ihn, daß sie fast nicht schlafen konnte. Die gute Käthi, welche sich wegen der Erdäpfel Gott ergeben hatte, dachte nicht daran, das errungene Vertrauen auch auf Johannesli auszudehnen, und daß das wieder nicht recht sei, daran dachte sie wieder nicht. O es ist schwer für den armen Menschen, ein unumschränktes Gottvertrauen zu fassen, welches über alle Gebiete des Lebens sich erstreckt. All unser Jagen führt nicht zum Ziele, unser Ringen ist kein Erringen, unsere Siege sind nur Bruchstücke und Stückwerke im Kampfe, der alle Morgen neu beginnt; uns mangelt der Ruhm vor Gott, unsere Gerechtigkeit ist wie ein unfläthig Kleid, mit Sünden befleckt sind unsere besten Werke.

Käthi hatte am folgenden Morgen Mühe, den vergangenen Tag sich zu vergegenwärtigen, sich zu erinnern, wann

und wie sie zu Bette gekommen. Als es endlich geschah, wollte neue Angst sie erfassen, besonders als die Erdäpfel ihr am Tage noch viel schwärzer vorkamen als des Nachts, so recht graufig, daß sie nicht einmal wagte den Fuß hineinzusetzen, aus Furcht, derselbe könnte angesteckt werden von der Pestilenz. Es duldete Käthi nicht daheim, sie mußte in's Dorf, mußte zu vernehmen suchen, was da zu machen, was Menschen vorzukehren hätten. Denn die Frage: was soll ich thun? stellt dem Menschen sich um so dringlicher, je fester sein Vertrauen auf Gott ist, dieweil er weiß, daß Gott dem Menschen das überläßt, welches im Bereiche von dessen Kräften liegt. Innerhalb dieses Bereiches erwartet der Christ nie göttliche Hülfe. Käthi fand nun des Geredes viel im Dorfe, aber guter Rath war nicht nur theuer, sondern gar nicht zu haben. Man hatte seit einiger Zeit so viel von Lebensfragen geschwatzt, jede Lumperei zu einer solchen erhoben, mit Gewäsch und Geschrei sich darum gerauft, verlogen und verlästert; man hatte an solchen Lumpereien, welche man Lebensfragen nannte, so gewaltig sich versündigt, daß Gott es für gut fand, den Völkern einmal selbst eine Lebensfrage zu stellen, und zwar die Kartoffelfrage.

Da hatte der Mensch Gelegenheit zu zeigen, wie selbstständig, mündig, unabhängig er sei, sein eigener Gott; da konnten die Weisen der Zeit ihre Weisheit an den Tag legen, ihren Nutzen für das wirkliche Leben, konnten den Beweis führen, daß sie auf der Culturhöhe ständen, von welcher aus sie alle Lebensgebiete nicht bloß übersehen, sondern auch beherrschen könnten, viel besser als weiland Satan auf seinem bekannten Berge alle Reiche der Welt; da konnte das gegenwärtige Geschlecht den Weisheitszahn, mit welchem es sich allen gewesenen Geschlechtern gegenüber so gewaltig brüstet, erproben, den Versuch machen, ob es eigentlich wahr sei oder eine bloße Verleumdung, derselbe tauge eigentlich zum Beißen

nicht, und obgleich er am ſpäteſten komme, gehe er doch am früheſten wieder ab.

Es war in der That eine Lebensfrage, wie nur Gott ſie ſchaffen konnte, welche dem Menſchen vom Scheitel bis zur Fußſohle durch's Mark und alle Glieder fuhr, an welcher die Maſſe menſchlichen Wiſſens am beſten ſich erproben konnte, ſo an einer ſcheinbar einfältigen und geringen Sache, wie die Kartoffeln ſind. Und ſie begriff ihren Beruf und die Gelegenheit, die menſchliche Weisheit und Wiſſenſchaft, ſie ſtürzte ſich auf dieſe Frage, wie auf ein fettes Lamm der hungrige Wolf. Von Rathſchlägen und ſichern Hülfsmitteln wimmelten die Zeitungen, fuderweiſe flogen die guten Räthe unter dem Volke herum, und zwar unentgeltlich, und doch kamen ſie Manchem theuer genug zu ſtehen.

Gründlich und zwar wiſſenſchaftlich gab man die Gründe an, warum dieſe Krankheit entſtanden ſei, habe entſtehen müſſen, wie nun ihr Fortgang zu hemmen, der Krankheit künftig gründlich vorzubeugen ſei, dann kamen die Räthe und Mittel, wie man mit den Kartoffeln zu verfahren hätte, ſie zum Theil ganz zu retten, die angeſteckten ſo gut als möglich zu benutzen, denn nach einigem Schwanken und Zweifeln hatten die Gelehrten mit Glanz zur beſtimmten Wahrheit erhoben, daß weder Schweine noch Menſchen vom Genuſſe der angeſteckten Erdäpfel ſtürben; es hatten nämlich einige Schweine und Menſchen davon gefreſſen, und es hatte ihnen nichts geſchadet, und darauf hin eben bewieſen die Gelehrten gründlich, daß es ihnen wirklich nichts geſchadet und auch nichts hätte ſchaden können.

Ueber den Urſprung der Krankheit waren die Gelehrten verſchiedener Meinung, begreiflich behauptete jeder, er habe recht. Nach dem Einen war der Regen ſchuld, nach dem Andern die Sonne, nach dem Dritten der Dünger, nach dem Vierten der Boden, nach dem Fünften der Same oder die Setzlinge, nach dem Sechsten Schwämme, nach dem Sieben-

ten Insekten u. s. w., u. s. w. Nun sollte man das Kraut abmähen und vergraben kirchthurmtief, sollte eggen, sollte schnell graben nach dem Einen, nach dem Andern die Erdäpfel im Boden lassen, bis sie zu sich selbst gekommen und sich wieder erholt hätten, denn warum sollten Erdäpfel sich nicht so gut erholen können als Menschen, seien ja doch die Vorrechte aufgehoben. Nach dem Einen sollte man sie auf dem Acker liegen lassen, nach Andern an trockne Orte ausschütten. Dörren sei gut, sagten die Einen, beizen noch besser, die Andern. Die Allerklügsten gaben an, man solle die Erdäpfel in kleine feine Scheibchen schneiden, sorgfältig dann jedes Scheibchen mit Salz bestreuen, säuberlich sie dann im Backofen langsam trocknen, dann kriege man ganz herrliche Kartoffelschnittchen, vornehmlich für Salat. Eine äußerst interessante Arbeit für einen Bauer, der die Erdäpfel von zwei bis drei Jucharten in Scheibchen zu schneiden und diese säuberlich mit Salz zu bestreuen hätte. Die Einen riethen im Herbste Kartoffeln zu setzen, die Weisesten aber meinten, am allersichersten führe man, wenn man im Februar die Kartoffeln in Blumentöpfe stecke, sie so an der Wärme hätte im Zimmer, bis es draußen warm werde, dann setze man sie hinaus in's Feld, eine allerliebste, interessante Arbeit, für drei Jucharten die Setzlinge in Blumentöpfen zu ziehen. Das wäre ein Herrenfressen für die Töpfer, eines Absatzes von Billionen Millionenmal Blumentöpfen wären sie sicher. Ach das wäre schön!

Die Trompeter der Wissenschaft, die Hausirer der Cultur, welche dieselbe en detail vertragen und verschachern bis in die unterste Klasse der Culturmenschen, die Zeitungsschreiber, ermangelten nicht, was die Gelehrten entdeckten, so kräftig auszuposaunen, daß Jericho's Mauern eingefallen wären, wenn sie nicht glücklicherweise schon eingefallen gewesen wären.

Je merkwürdiger und interessanter so eine gelehrte Ent-

deckung war, desto lauter wurde sie ausposaunt, desto nöthlicher angepriesen; die Regierungen geberdeten sich wirklich sehr landesväterlich, es fehlte nicht viel, sie wären ausgezogen, die Räthe, die Schreiber allzumal hätten den Bauern gezeigt, wie man Erdäpfel in Scheibchen zerschneide, mit Salz bestreue säuberlich; wären mit Töpfen (Setzer, setze nicht etwa Tröpfe) gekommen und hätte den Bauern gezeigt, wie man Erdäpfel ziehen könne accurat wie Hyazinthen. Ach Gott, wie schön wäre das gewesen! Wie hätte dies das Vertrauen zwischen Regent und Volk festigen müssen, ganz anders als so ein lumpichtes Vertrauens-Votum oder eine noch lumpichtere Adresse! Und welch Exempel für die Nachwelt, wenn die Regenten selbst die Träger der Cultur gemacht, mit leeren Töpfen im Lande herum von Hütte zu Hütte gezogen wären, mit leeren Töpfen, worein man was setzen könnte. Ha, das war eine Zeit, wo die Wissenschaft sich geltend machte, die ihr gebührende Stelle einnahm, wo, wie ein Hirsch zur Wasserquelle, zu diesem Borne der Weisheit jeder Landmann lief um Rath und Regeln, welche die Erfahrung bei dieser unerhörten Erscheinung ihm nicht an die Hand gab. Da hätte mancher dumme Junge lernen können, was das Wissen ohne Erfahrung ist, und das wollte Gott vielleicht auch zeigen, als er diese Lebensfrage vor die Völker stellte. Und mancher Gelehrte hätte sich veranlaßt finden können, alle seine unumstößlichen Sätze von neuem zu durchgehen. Vielleicht wollte Gott diesmal nicht bloß den Unmündigen was zeigen, sondern auch den Gelehrten. Indessen dumme Jungen und Gelehrte sind nicht immer so weit auseinander als man denkt, nicht selten haben sie mit einander gemein: Augen, die nicht sehen, Ohren, die nicht hören, einen Verstand, der nichts begreift, und namentlich Gottespredigten nicht. Wir sind weit davon entfernt, den Werth des Wissens nicht zu schätzen, aber sein Ueberschätzen mögen wir nicht leiden. Das Wissen allein hat noch keine Nation groß gemacht, wohl

aber dessen Ueberschätzen sie verdorben und in Knechtschaft gebracht. Als die Babylonier reden wollten wie Gott, wurden sie verrückt, und als die Griechen nur räsonniren, disputiren, definiren wollten, wurden sie erniedrigt bis zu Hunden der Türken. Es soll in Allem Maaß und Schranke sein, werden diese überschritten, so öffnen sich die Abgründe.

Nun stand Käthi, wir wollen es offen bekennen, nicht einmal auf der Culturhöhe, daß die Wellen des Wissens ihre Schwelle bespült hätten, ihr Lebtag hatte sie keine Zeitung gelesen, höchstens eine gesehen, jedoch immer nur von weitem. Was Andere gelesen, gehört hatten, das vernahm allerdings auch Käthi, aber so kraus und kunterbunt durch einander, daß sie recht traurig war und dachte, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß er jemand schicke, der Einem sage, welcher unter den Räthen der beste sei, so aber habe man vor lauter Räthen gar keinen Rath.

Neuntes Kapitel.

Vom Verlauf der Frage und wie es Käthi und Andern dabei geht.

Das erste, was man Sicheres vernahm, war eben, daß die angesteckten Kartoffeln nicht giftig seien und mit Vorsicht genossen werden könnten. Wenn es recht finster ist, kömmt das kleinste Licht willkommen, und wo man das Aergste erwartet hat, ist jede Milderung ein Trost.

Gottlob, sagte Käthi, so ist doch nicht alles verloren. Es war mir von Anfang, ich wollte mich darein ergeben, wenn man doch nur zur Nothdurft zu essen hätte. Gottlob, es ist doch Einer über uns, und der lebt noch.

Das Zweite, was man glaubte, war, daß man die Erdäpfel so rasch als möglich aus dem Boden nehmen müsse.

Das traf sich nun in einer Zeit, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat, und in ein Jahr, wo man, der vielen Regentage wegen, ohnehin mit allen Arbeiten zurück war. Mit Grummet, Hafer hatte man noch zu thun, sollte dazu den ganzen Tag mit dem Pfluge im Felde sein, denn früh säen hat Gold im Munde, und voll Obst hingen an vielen Orten die Bäume, und jetzt, in das alles hinein, das Erdäpfelgraben, welches man sonst zuletzt vornahm, oder wenn an den Erdäpfelacker die Reihe kam gesäet zu werden, was zumeist zuletzt geschieht.

Da wurden die Hände rar. Nicht bloß die gewohnten Leute mußten alle an Tanz, und kein Bauer knauserte und wollte alles mit seinen eigenen Leuten erzwingen. Da sandte man hinaus auf die Kreuzwege und las zusammen, was man fand, fragte nicht, ob sie taub, blind oder lahm seien, sondern bloß, ob sie Erdäpfel graben oder doch wenigstens auflesen könnten.

Die meisten ärmern Leute haben ihre Häuser oder ihr Haus, aus welchem ihnen ihr Verdienst zuwächst, wo sie nachrechnen, wann sie wieder hingehen, oder ihnen was zufallen könne, und wo sie es sehr übel nehmen, wenn sie einmal übergangen werden sollten. So einer macht oft ein sauer Gesicht und spitzt die Ohren, man weiß nicht warum. Er hat vernommen, Jöre Joggi fange morgen an zu heuen, und ihm hat noch niemand was gesagt. Da pocht es an seinem Fensterchen, plötzlich macht er glückliche Augen, öffnet und hört: Peter, morgen geht's Heuen an, fehl nicht, der Melker sollte es dir gestern sagen, vergaß es aber. Der ist ein Löhl und bleibt ein Löhl, sagt Peter, und fragt, in welche Matte geht's, und ist glücklich, daß der Verdienst wieder angeht. Jetzt aber dachte jeder Arme, wenn es nur Gottes Wille wäre, daß mich niemand bestellte, daß ich meine zuerst ausmachen könnte, und nun klopfte nicht bloß ein Finger an sein Fensterchen, sondern mancher, die Fragen purzelten ordentlich über einander. Hab

dich wollen fragen, ob du morgen kommen könnest? Bin schon an sieben Orten gewesen und an allen hatten sie schon versprochen, und Leute müssen wir haben, selb ist fertig! Diese reichen Nachfragen freuten den Armen nicht. Gepreßt sagte er: Kann nicht kommen, hab' schon versprochen, wäre aber lieber daheim geblieben, und macht mit Seufzen das Fensterchen wieder zu. Er muß gehn und andere ausmachen, seine im Boden lassen. Aeußerer Zwang ist freilich keiner da, aber er denkt, lasse ich den Bauer stecken in seiner Noth, so hilft er mir auch nicht in meiner Noth.

Es scheint schrecklich, daß der Arme dem Reichen helfen muß, sein Vieles retten, statt daß der Reiche dem Armen zuerst hilft, sein Weniges aus dem Boden machen, daß der Arme solchem Zwange zu unterliegen scheint, nicht davon emanzipirt wird. So scheint es theoretisch, und so würde es auch ein Dachstübchen-Gelehrter darstellen, der für die Emanzipation des Volkes schreibt, im Grunde aber sich vom Dachstübchen emanzipiren und zu confortabelm Leben, zuweilen mit etwas Champagner, sich verhelfen möchte. Indessen sieht dieses viel grausamer aus, als es wirklich ist. Vor allem aus darf man das patriarchalische Verhältniß, welches Gottlob noch öfter stattfindet als man denkt, nicht vergessen. Der Reiche, welchem der Arme arbeitet, wird vom Armen betrachtet als seine sichtbare Vorsehung, welche ihn nicht im Stiche läßt, und der Reiche ist's auch. Bedarf der Arme was, Geld, Holz, Zug, Taufzeugen, so ist's bei seinem Bauer nie Nein, wie er sagt; und sagt jener: ich sollte morgen absolut daheim sein, so sagt der Reiche: es ist lätz, es ist mir z'wider, aber wann du es nicht anders machen kannst, so sei's, aber übermorgen komme mir, du weißt, was zu thun ist. Nun betrachtet sich der Arme auch als dem Reichen nothwendig, er glaubt, ohne ihn könne es dort nicht gehen, das ist sein Stolz. Er betrachtet seinen Verdienst als die Hauptsache, die eigenen Pflanzungen als eine Nebensache, welche durch Frau und Kinder zu beschicken

ſind, und wenn Noth an Mann kömmt, ſo ſagt er: Meiſter, wenn du die Frau oder die Kinder brauchen kannſt, ſo ſag's, ſie müſſen auch kommen, was ſie daheim zu machen haben, können ſie immer noch machen. Ferner hat der fromme Arme, welcher ſeine Abhängigkeit von einem höhern Willen täglich erkennt und bekennt, zumeiſt mehr Ergebung und Geduld als der Reiche, welchem mehr Mittel zu Gebote ſtehen, den eigenen Willen durchzuſetzen, welcher mehr zwängen kann. So bös, wie man ſagt, wird es kaum gehen, der liebe Gott wird wohl noch an die armen Leute denken. Und wenn's iſt, wird man es ertragen müſſen, bis es beſſer kömmt, wer weiß, für was es gut iſt, wenn er nur die guten Leute nicht alle nimmt und der alte Gott bleibt, ſo wird es wohl zu leiden ſein, ſo heißt's. Was der Arme entbehrt, darf ferner nicht beurtheilt werden vom Standpunkte des verwöhnten Menſchen und des verderbten Menſchen, der meint, was der Reiche genieße, ſei Bedürfniß für Alle, weil ihm der Neid daſſelbe zum Bedürfniß macht. Es muß beurtheilt werden mit den Augen des Armen ſelbſt. Per Exempel, ſo ein Taugenichts von Stadtſchlingel muß das Leben eines Tagelöhners für eine Hölle anſehen, während der ehrliche Tagelöhner den Stadtſchlingel von oben bis unten mit der allerſouverainſten Verachtung anſieht. Mit viel mehr Reſignation ſtirbt auch der Arme aus den gleichen Gründen, bleibt bei einer Gefahr, welche in ſein Leben hineinragt, gelaſſen, während der Reiche zappelt und mit Händen und Füßen dreinſchlägt.

So iſt's im Gewöhnlichen, nun aber war die Kartoffel-Krankheit was Ungewöhnliches, Ungeheures, ſie war eine Lebensfrage und ergriff Reiche und Arme, und mancher Arme hörte den Ruf zur Arbeit nicht gerne, es war ihm wie einem Hausvater, der bei einem Brande erſt die eigenen Kinder, ſein Weib, ſeine Habe retten will, ehe er Andern zu Hülfe eilt, denn da ſchien eben kein Warten zu ſein, ſo wenig, als bei manchem Brande. Er machte Tag und Nacht Kartoffeln aus

in seiner Seelenangst, reife und unreife, während andere sich Gewalt anthaten und andern halfen.

Käthi gehörte zu den Letztern, sie gehorchte, ging und half, aber manchen Kampf hatte sie zu bestehen, und manchmal brannte ihr der Boden unter den Füßen, meinte sie, vom Acker laufen zu müssen. Verschieden waren die verschiedenen Sorten angesteckt, die Leute meinten, es liege an den verschiedenen Sorten, meinten, die Insekten oder die Schwämme liebten die einen mehr als die andern u. s. w. Machten sie nun an einer Sorte aus, wo es keine oder wenig angesteckte gab, so waren die Arbeiter wohlgemuth, und Käthi schlief prächtig selbe Nacht. Kam nun eine andere Sorte, bei welcher die meisten Knollen Flecken trugen oder ganz krank waren, dann war's, als ob keine Sonne am Himmel sei, wie schön sie auch scheinen mochte, keinen Spaß hörte man, kein hellGesicht sah man, und wer in die Gemüther gesehen hätte, der hätte gesehen, wie in mancher sonst leichtfertigen Seele die Wolken des schwersten Kummers herauf gezogen waren. An solchen Tagen mochte Käthi den Feierabend nicht erwarten, und ob's auch Nacht war, wenn sie heim kam, ging sie mit dem Laternchen auf ihr Aeckerlein, hob Stauden auf, forschte, wie es mit den Erdäpfeln bestellt sei, und vielleicht entrann ihr wohl zuweilen das Wort: Gottlob, noch lange nicht so böse, wie dem Bauer seine!

Das war ein Herbst, in welchem die Hausfrauen geprüft wurden, eine recht fest sein mußte, wenn sie bestehen wollte, und ob Eine bestanden ohne Ungeduld, das weiß Gott. Im Herbste wartet der Bäurin in gewöhnlichen Jahren Arbeit, daß sie oft nicht weiß, steht sie auf den Füßen oder geht sie auf dem Kopf, und wo sie zu allem die Hände hernehmen soll. So viel Hände als er kann, nimmt der Mann selbst, wenn er kein schlechter Hauswirth ist, auf den Acker, zu dem großen Geschäfte des Sammelns, der Hausfrau bleiben die Geschäfte des Innern. Was sie nicht selbst machen kann,

dazu muß sie Zeit und Hände stehlen. Sie muß die Besorgung von Flachs und Hanf zu Ende bringen, den Samen der Gartengewächse einsammeln, das Obst, den Kohl, die Rüben und Möhren dörren und einkellern, sollte waschen, sollte noch eine Menge Dinge machen, denen man keinen Namen geben kann. Zu diesem allem kam nun noch die Erdäpfelplage mit allen den unsäglichen Plackereien, welche die Gelehrten anriethen, von denen kaum einer eine Kartoffel gesehen anders als geschunden und gebraten. In die Keller sollte man sie nicht thun, was schon in den Kellern war, herausnehmen, sie um's Haus herum legen, bald an die Sonne, bald nicht an die Sonne, bald rühren, bald nicht rühren, gedörrt, gebeizt, geschelbelt mußte werden, ausgelesen alle Tage die neu sich anfteckenden aus den gesund gebliebenen. Dazu kam an vielen Orten das Obst, mit welchem man nicht wußte wohin, das auch gedörrt sein wollte oder faulte. Das alles sollte die Bäurin besorgen, dazu einen Trupp hungriger Arbeiter speisen, die Speisen selbst rüsten und kochen, und dazu nicht wissen, wo laufen, ohne über Erdäpfel zu fallen oder Aepfel zu zertreten. Das war ein Herbst, an welchen jede Bäurin denken wird, und ob welchem mancher Herrenfrau, wenn sie nämlich was davon begreift, das Haar sich zu Berge stellt beim bloßen Denken daran.

In diesem Herbste sah man selten eine Bäurin Erdäpfel graben auf dem Felde. Das Sammeln jeder Frucht erweckte sonst Freude, ein fröhlich Leben regt sich auf den Feldern, in den Weinbergen, es ist ein Vorgeschmack der seligen Zeit, wann der Landmann die Ernte sammelt, die auf dem Acker seines Geistes in's ewige Leben wuchs. Unter allen Ernten ist die Kartoffelernte wenn nicht die fröhlichste, so doch die bedeutsamste für den Lebensunterhalt. Es erntet da der Reiche und der Arme, und der Arme und der Reiche verrichten wenige Arbeiten lieber als das Ausgraben von Erdäpfeln. Es giebt Bauern und Bäurinnen, welche wenig mehr arbeiten

im Felde, aber beim Erdäpfelgraben sind sie dabei, und selten wird Bauer oder Bäurin zu finden sein, welche nicht wenigstens einen halben Tag an diesem eigenthümlichen Schatzgraben Theil nehmen, denn da geht es hell und lustig zu bei heiterem trocknem Wetter, und was da für ein Treiben ist um die schönen Stauden, welche der verborgenen Schätze viele versprechen, wie hoch die Hacke gehoben wird, um glatt und sauber in einem Ruck den ganzen Schatz zu Tage zu fördern! Nein, aber sehet, sehet, schreit der glückliche Gräber auf, wie große, wie viele, und während man sieht und zählt, schreit am andern Ende ein anderer auch über einen noch glücklicheren Fund. So läuft ein halber Tag herum, man weiß nicht wie, und unerwartet tönt die Feierabendglocke, welche die auf den Feldern Zerstreuten zu Weib und Kind und Vieh, zu ruhigem Schlafe unter sicherm Dache ruft. Freilich mag wohl hie und da ein faul Knechtlein, eine meisterlosige Magd, ein verzärtelt Töchterlein nicht bloß die Abendglocke gerne hören, sondern auch bei jeder Kartoffel, die sie aufleſen müſſen, seufzen: Ach Gott, wenn die nur schon gegessen wäre, oder wenn's ein Pfannkuchen wäre, oder gar ein Speckſalat! Ja, es mag sein, daß hie und da ein ganzer zuchtloſer Haufe, vielleicht einem Wirthe, einem Müller oder einem Fabrikanten angehörend, sich ärgert am Erdäpfelsegen, flucht, wenn sie doch nur alle z' D... würden, ehe man sie zu freſſen kriege, oder, daß der Bauer oder die Bäurin sie allein freſſen müßten, und daß der in alle Ewigkeit nichts als Erdäpfel freſſen müſſe, welcher sie erfinnet hätte. Neben dieſer heilloſen Schaar gräbt vielleicht ein einzig Weib Erdäpfel auf einem kleinen Acker. In der Furche ſitzt oder liegt ein Kind, ein bedeckter Topf iſt nicht weit davon, ein ander Kind trippelt mühſam um die Mutter, fällt alle Augenblicke nieder. Bald muß die Mutter dieſes aufheben, bald das in der Furche trösten und ihm zu trinken oder zu eſſen geben, das andere neben ihn's ſetzen, daß es mit ihm ſpiele, die Zeit ihm vertreibe und die Fliegen.

Trotz diesen Mühen wird die Mutter nicht ungeduldig, sondern ist freudig bei der Arbeit. Groß und prächtig rollen die Erdäpfel zu Tage, bei jeder Staude schöner. Die gute Frau zählt sie mit freudeglänzenden Augen. Nein aber, siebenundzwanzig unter einer einzigen Staude, und so schöne, zwei ganze Mahlzeiten, und wie die gut schmecken werden! O, man weiß nicht, wie gut man lebt, wenn man gute Kartoffeln hat. Gottlob, für ein Jahr wäre wieder gesorgt! Gottlob, daß mrs hey, können wir beten, und daß wir dazu beten können, Gottlob, daß mrs meu (Gottlob, daß wirs haben, Gottlob, daß wir's mögen)! das wird er wohl auch schaffen. Unserein sollte nicht kummern, lebt doch der alte Gott noch, und daß er an uns sinnet, das sehen wir den Kartoffeln an. So ein klein Stücklein Land, unserer viere leben davon, können vielleicht noch verkaufen, und bringen wir das Geld zusammen für eine Ziege, so ist genug auch für die da. Gott Lob und Dank. So spricht eine Mutter, deren Mann den Hauszins verdient und vielleicht was an die Kleider, welcher also die Sorge für die Haushaltung und deren Unterhalt fast allein obliegt; freudig gräbt sie, bis es Abend wird, und wenn sie endlich ihren Karren an den Wagen eines Bauern, der mit vier Rossen seine Erdäpfel heimführt, hängen darf, geht sie, ein Kind auf dem Arme, eins an der Hand, freudevoll, mit munterm Schritt und kühnem Gesichte, fast wie ehedem, wenn sie vom Tanze kam und die Buben sich um sie die Haare aus dem Kopfe gerissen. Sie belebt das freudige Gefühl, sie habe nun Speise, welche sie selbst gepflanzt und besorgt, für sich und ihre Kinder einen langen Winter durch und einen noch längern Vorsommer, sie denkt in demüthiger Freude, sie müsse Gott doch lieb sein, daß er ihr alles so wohl behütet, so schön und reich habe gedeihen lassen.

Wer die Erdäpfel kauft, hat solche Freuden nicht, und wer nicht Mutter ist, und arm dazu, der begreift solche Freuden schwer. Sie sind süß und wonnereich und stärken ein

solch arm Weib mit der großen Kraft, sein Kreuz zu tragen und auszuharren treu in allen Nöthen des Lebens, und die Kinder zu erziehen in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Solche Freuden sind wahre Zaubertränke, durch welche der Herr arme Menschenkinder erfüllt mit wunderbaren Kräften, sie groß macht in der Treue, wenn auch über Wenigem. Aber solche Freuden sind nur bei dem, welcher sich genügen läßt und demüthig ist, der den Bruder nicht beneidet, Gott seine Gelüste nicht vorzählt, ihr Gewähren fordert als ein Recht; nur bei dem, welcher Weniges und Vieles empfängt dankbar als unverdiente Gabe, und in dem Wenigen und Vielen die Huld sieht, welche zum Heil führt, den Einen durch Weniges, den Andern durch Vieles, und Jeden mit der gleichen Liebe und der Weisheit, welche die Mücken geschaffen hat und die Sterne gerundet. Wer auf einem großen Felde die Menschen übersieht, welche in der gleichen Ernte stehn, und er könnte sehen in die Herzen hinein und erfassen, was da wächst und wuchert, da würde er sehen, wie der Herr der großen Ernte auf dem gleichen Felde Tausende von Aeckern hat, und jeden verschieden; es würde ihn schaudern, wenn er denkt, was mit so vielen Aeckern der Herr machen muß, er würde aber auch demüthig werden und beschämt, wenn er sieht, mit welchem Wohlgefallen der Herr in Herzen sieht, welche der Mensch nicht achtet, welche aber in Liebe und Treue blühen und vor Gott die reichsten Früchte tragen.

Im Herbste 1845 war bei der Kartoffelernte keine helle Stimmung, stille war es auf den Feldern, trüb waren die meisten Gesichter, und wenn man schon einen Bauer und hie und da eine Bäurin auf dem Felde sah, so war es nicht wegen der Freudigkeit, sondern wegen der Bangigkeit, und wer sonst arme Weiber freudvoll sah, sah jetzt sie weinen bitterlich. Hie und da wohl mag ein frech Knechtlein oder gar eine ruchlose Gesindeschaar frohlockt haben, daß die Erdäpfel bald gegessen seien, mit Reis und Mehlbrei der Bauer jetzt auf-

warten, zwei Mal in der Woche backen und mit dürrem Obst und vorräthigem Fleisch zum Vorschein müsse, jetzt einmal sei die Zeit, wo der Bauer seinen Diensten gönnen müsse, er möge wollen oder nicht, was sonst Müller und Metzger kriegten. In solchem Gesindel ist keine Spur von der Treue, welche im Hunde wohnt, kein Blick, der über die nächste Stunde reicht, während in so vielen Thieren die Ahnung der Witterung ist, und bedächtige Vorsorge für kommende Gefahren. Solche Tröpfe dachten nicht, daß in dem Maaße, wie die Speise fehle, desto mehr Leute verabschiedet würden, weil der Bauer Arbeit verschob, mehr selbst machte, mehr den Kindern zumuthete, und daß der Bauer den Instinkt habe, die zu verabschieden, welche sich am meisten auf Reis und Mehlbrei freuten. Wo sollte dann so ein verabschiedet Knechtlein Platz finden bei dem Mangel an Speise, den überflüssigen Händen, den hungrigen Bäuchen ohne Zahl? Verflucht wunder nehme es ihn, was die Bäurin für ein Gesicht machen werde, wenn sie den ersten Reisbrei an einem ungeraden Werktage auf den Tisch stelle, sagte ein halbbatzig Knechtlein. Am folgenden Tage schon kam eine große Schüssel Reisbrei auf den Tisch, und eine zweite noch brachte die Bäurin eigenhändig, stellte sie vor das Knechtlein ab und sagte: Jetzt sieh, was ich für ein Gesicht mache, dann iß und wenn du genug hast, so komm und hol den Lohn, er ist schon aufgezählt. Dann kannst an andern Orten auch sehen, was die Bäurin für ein Gesicht macht, wenn sie Reisbrei auf den Tisch stellt. Da waren dem Knechtlein Freude und Hunger so ziemlich vergangen, indessen hielt es sich nicht dafür abzubitten, es machte ein trotzig Gesicht, sagte, es lasse sich das Maul nicht verbinden, und was es rede, ginge niemand was an, holte den Lohn und marschirte ab. Aber wohl, diesem Knecht verging der Trotz; sechs Wochen marschirte er und noch hatte er keine Bäurin gesehen, welche Reisbrei auf den Tisch gestellt hatte, ja er hatte noch keinen Tisch gesehen, an welchem man ihm

einen Platz angewiesen hätte. Er mußte gebettelt Brod essen, mußte in Ställen schlafen, wohl, da verging ihm der Trotz und froh war er, als er nur alle Tage genug Erdäpfel hatte, ganze Tage dreschen durfte, und was ihm dabei so noch alles in die Brüche gegangen, durfte er nicht einmal sagen.

Er war kaum zwanzig Jahr alt, aber das Dienen hatte er schon grausam satt. Solche verfluchte Sklaverei stehe er nicht länger aus und lieber wollte er ein Hund sein als ein Knecht, hatte er alle Tage gesagt. Nahe wohnte ein Mädchen, welches kürzlich dreißig Thaler ererbt hatte, auf die hatte er spekulirt. So viel Geld hatte er sein Lebtag nie beisammen gesehen, den Lohn zog er immer ein batzenweise, dreißig Thaler kamen ihm vor wie ein großes Vermögen, auf welchem er sich behaglich zur Ruhe legen, die Füße von sich strecken, eine Pfeife in's Gesicht stecken und so gemächlich den jüngsten Tag erwarten könnte. Nebenbei dachte er, könnte er Tabaksfabrikant oder Müsterler werden, am liebsten Wirth, der brauche den Leuten nicht nachzulaufen, sie kämen zu ihm, und werde er durstig, so habe er den Wein nicht weit. Er glaubte die Katze im Sack zu haben, denn das Mädchen hatte sich schon bei ihm gestellt und mit ihm gesprochen: Er sei ein Unflath, hatte es ihm gesagt; ein Schlingel, nicht werth der Sonne, welche auf ihn scheine, wenn es der liebe Gott wäre, es verschlüge ihm das Maul mit D..., und das wäre noch fast schade, es wäre das Sauberste, was er je darin gehabt. Komme er ihm näher als drei Schritte zum Leibe, so zeichne es ihm mit seinen fünf Fingern das Gesicht, daß man meine, der Teufel und seine Großmutter hätten darauf g'neujahrt. Das hatte der Bursche für Liebe genommen und gesagt, sie hätten es alle so, je stärker sie Einen liebten, desto wüster sagten sie ihm, die Mutter hätte manchmal gesagt, sie hätte ihrem Alten nie anders gesagt als Hung und Schelm und sonst noch mehr. Er hatte schon lange gestürmt, nach Weib-

nächt müsse geheirathet sein. Jetzt war es aus mit dem Heirathen, um bittere grüne Erdäpfel konnte er einen ganzen Tag dreschen und nach Weihnacht wußte er wieder nicht, wo er sein Haupt hinlegen solle, und was essen? So gehts in der Welt, so oft ist der Mensch selbst der Bengel, den er sich selbst zwischen die eigenen Beine wirft, wir meinen nicht bloß wegen Mädchen, sondern auch wegem Reisbrei.

Auf ihr Aeckerlein kam Käthi lange nicht, an gar manchem Orte mußte sie Kummerhülf sein, wie man zu sagen pflegt. Eine vertraute Person, welche man über alles schicken konnte, kam gar mancher Bäurin wohl in diesem Herbste. Käthi verdiente ihrer Ansicht nach ein ordentlich Stück Geld, wenn auch der Taglohn nicht mehr als drei Batzen nebst der Speise betrug, und an den Erdäpfeln litt sie nicht Schaden, eher das Gegentheil. Nach und nach war der vor lauter Gelehrsamkeit stille gestandene schlichte Verstand wieder in Fluß gekommen und hatte begriffen, daß das Herumrühren der Erdäpfel um die Häuser, wie man geschmolzene Butter rührt, daß sie nicht Knollen kriegt, nicht bloß die Krankheit nicht hemme, sondern auch die Gesunden verderbe, indem Erdäpfel das Trockenliegen und absonderlich die Sonne nicht ertragen mögen, Erdäpfel wollen Erde über sich oder Kellerluft um sich. Wer spät ausmachte, hatte den Verdruß nicht, daß ohne Flecken ausgemachte hintendrein die Pestbeulen zeigten; was er gesund ausmachte, blieb gesund. Indessen hatte auch Käthi kein freudig Ausgraben, denn sehr viele angesteckte fanden sich, und je mehr Erdäpfel im Boden sich fanden, desto mehr drängte der Gedanke sich auf: wie schade, so viel angehängt und so viele nichts werth. Bei dem vielen Graben jedoch und dieweil man anfänglich Alles verloren gab, hatte Käthi sich angewöhnt, jeden gesunden Erdäpfel als einen gefundenen anzusehen, während man zuerst jeden kranken als einen verlorenen betrachtete. In Beziehung auf den Ertrag kam es wohl auf eins heraus, ob man es auf die erste oder

zweite Weise ansah, doch in Beziehung auf die Gemüthsstimmung lag zwischen beiden Ansichten eine himmelweite Kluft. Nur reuten Käthi die sogenannten Tschägger oder Corsikaner grausam, sie blieben am längsten und Käthi hatte viele dieser Art, und wenn man deren übrig hat, so gelten sie am meisten, weil sie noch um Michelstag so schön mehlicht sind, daß Einem ordentlich das Herz im Leibe lacht; diese fehlten fast ganz. Der giftige Wind hatte gerade diese in der Entwickelung im Blüthenstande getroffen, in welcher die Pflanze Schädliches am wenigsten ertragen mag, wie man an den Obstbäumen das Exempel so oft hat. Mit den kranken wußte Käthi nichts zu machen als sie zu essen oder zu dörren, um eingebeizte zu brauchen muß man Schweine haben, diese fehlten Käthi. Scheibchen zu machen, ein Büschelchen Salz auf jedes zu streuen, wie Kinder auf das Butterbrod, dazu fehlten ihr drei Dinge, Glauben, Salz und Zeit. Dem Brenner mochte sie sie nicht geben, sie hatte ein Grausen darob, sie sah, wie viele Menschen sich ob dem Brennen und dem Branntwein versündigten, und wie sehr sie sich bei diesen Sünden betheilige, wenn sie ihre Erdäpfel brennen ließe, vermochte sie nicht zu ermitteln. Alle auf einmal essen, war wohl stark, besonders für eine alte Frau und ein Kind, denn zehn Centner angesteckter Kartoffeln waren ungefähr zu versorgen.

Zum Dörren hat man Holz nöthig, Käthi besaß keinen Wald und auch kein Recht in irgend einem Walde. Wohl hatte sie eine sogenannte Kunst in der Stube, d. h. in der Stube einen Tritt am Ofen von Sandstein, welcher durch das Kochen von der Küche her warm wurde. Aber so ein arm Fraueli, welches das Holz kaufen oder von guten Leuten erbitten muß, kocht weder Schinken noch Rinder, hat nicht wie eine Herrenköchin, entweder halb zu viel Feuer oder halb zu wenig, sondern geht mit dem Holze um, wie sparsame Weiber mit dem Zucker, so ein Tritt wird daher nur gewöhn-

lichen Kochen nicht heiß zum Dörren. Eigentlich zu heizen schon im Oktober brachte Käthi auch kaum über das Herz, ihre Großmutter selig hatte es auch nie gethan. Käthi wäre eigentlich eine Frau gewesen für die neue Zeit, wo unvernünftig Holzschlagen und unvernünftig Holzbrennen viele Länder holzarm machen. Es ist ein heillos Ding, wie Staatsmenschen und Küchenmenscher aus Muthwillen, Bosheit, Hochmuth, Unverstand Holz brauchen, das Holz verdünnern. Was Küchenmenscher nutzlos verbrauchen, diente Tausenden von Armen für einen warmen Ofen. Waren doch die Küchenmenscher auch arm, sind arm und bleiben arm! Und was die sogenannten Staatsökonomen in diesem Punkte sündigen, werden sie wahrscheinlich büßen müssen, daß sie in der Hölle nicht in's Feuer geworfen, sondern in Eis gesetzt werden, denn sie sündigen nicht bloß an diesem Geschlechte, sondern auch an dem zukünftigen und nicht nur wegem Holz sondern auch wegen dem Klima, wegen Wassergüssen, Schneelavinen und Erdfällen. Der Arme muß Holz haben, je schlechter er gekleidet ist, um so mehr bedarf er der Wärme. Ehedem war es ihm zugänglicher, jetzt je länger je weniger, und je theurer es wird, desto spärlicher fallen die freiwilligen Holzspenden aus, und in dem Maaße, als Alles theurer wird, steigen die Tagelöhne nicht, und am Ende, wo nehmen und nicht stehlen?

Käthi wohnte an einem Orte, wo man noch Verstand hatte, wo kein Rathsherr wohnte. (Bei einer Büchersteigerung forderte ein Herr den Ausruf eines Buches außerhalb seiner Reihe, es geschah. Alsbald forderte ein Student das Gleiche, es wurde ihm abgeschlagen. Er begehrte auf, weil dem Herrn Rathsherr X. dasselbe so eben gewährt worden sei. Seid Ihr auch ein Rathsherr? frug der Buchhändler. Nein, antwortete der Student. Nun so dann, meinte der Buchhändler, so habt Verstand). Es herrschte noch nicht die herzlose moderne Selbstsucht und die eiskalte Freisinnigkeit war

noch nicht allgemein, sondern das patriarchalische Verhältniß bestand noch und ein gewisser väterlicher vorhauender Sinn dachte an die Bedürfnisse der Armen, ehe sie gen Himmel schrien. Es traten die besitzenden Bauern zusammen und beschlossen, damit die Armen nicht genöthigt seien, die kranken Kartoffeln faulen zu lassen oder dem Brenner zu geben, sondern für Speise sorgen könnten, ihnen das nöthige Holz zum Heizen in ihren Wäldern anzuweisen. Leider weckte diese Freigebigkeit in vielen Armen eine Begehrlichkeit, daß sie den Reichen ihr Thun verbitterten, daß man sich ordentlich zwingen mußte, zu sagen: Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Sie verleumdeten sich gegenseitig, um Einer den Andern aus dem Verzeichniß der Bedürftigen zu bringen, sie verleumdeten die Geber, als ob sie damit die Armen für immer abspeisen wollten, als ob sie eine allgemeine Maßregel nur darum verabredet hätten, damit einzelne Hausbesitzer ihren Miethsleuten nicht mit Holz helfen müßten u. s. w. Kurz sie trieben es so, daß den besseren Armen bange wurde, eine solche Unverschämtheit werde die milden Hände verschließen für immer, daß sie um so inniger dankten, um gut zu machen, was die andern böse gemacht. Freilich soll man seine Gaben nicht um des Dankes willen geben, aber wo kein Dank beim Empfänger ist, da ist in der Gabe kein Segen, da wird die Wohlthat zur Rechtsansprache. Thut doch auch Gott von Zeit zu Zeit seine milde Hand zu, läßt die Sonne nicht scheinen, nicht regnen zu rechter Zeit, den trotzig gewordenen Menschenkindern zu zeigen, daß sie nicht souverain seien, sondern Sonne und Regen, Gedeihen und Leben Gnadengaben seiner Hand sind. Dank ist keine Erniedrigung, sondern ein Zeichen hellen Verstandes, welcher die Verhältnisse erkennt und ein Zeichen eines guten Gemüthes, welches der Liebe fähig ist, denn wer nicht danken kann, kann auch nicht lieben, steht unter dem Hunde, welcher, wenn er's auch nicht sagen kann, sich alle Mühe giebt, mit Wedeln und Lecken

seine Dankbarkeit sichtbar zu machen. Wie man bösen Hunden aus dem Wege geht, sie meidet, so hat man es mit unverschämten, hoffährtigen Armen, während dem Demüthigen und Dankbaren die Gunst der Menschen sich zuwendet; wer sich erniedrigt, wird erhöhet werden. Frau, hast gehört, wie der gedankt so recht von Herzen, so wär's noch eine Freude zu geben, sagte der Bauer. Denk dem daran, wenn er wieder kömmt, und wenn er krank werden sollte oder sonst in Leiden kommen, so gieb ihm!

Wo unverschämte Arme sind, sind auch harte Reiche, beide sind böse Geschwüre, Zeugen innerer Fäulniß, Vorboten schwerer Krankheit, und jede Krankheit kann in Auflösung übergehen. Käthi's Bauer hatte Schandenhalber mitstimmen müssen, aber von Herzen ging es ihm gar nicht, die Sache machte ihm böses Blut. Er war eigentlich kein böser Mann, aber er hatte es wie viele andere und namentlich sehr hohe Herrschaften, er war in einer Uebergangsperiode. Er wollte sein Gut nicht verschwenden, im Gegentheil, er wäre gerne alle Tage reicher geworden. Nun aber mußte er, wie er meinte, standesgemäß leben, d. h. wegen seiner Freisinnigkeit alle Tage mehr Zeit versitzen und mehr Geld verblitzen im Wirthshause. Damit brachte er seinen Hof nicht in Aufgang, sondern in Abgang, aber er wollte doch nicht zurückkommen. Wie nun das machen, wie den Ausfall decken? Da sind allenthalben zwei Wege und accurat die gleichen in Moskau und Nidau, z. B. erstlich tröstet man sich mit der Zukunft, der Aufwand soll nur sein, was eine Wurst an eine Speckseite, entweder ist's eine Heirath oder das Vaterland, ein vaterländischer Aderlaß, was man im Auge hat; zweitens zwackt man ab, wo man kann und mag, will an Knechten und Mägden, Arbeitern und Armen, Schneidern und Schuhmachern, an Weib und Kind, kurz an allen Seelen und allem Vieh, mit welchen man in Verkehr kommt, einbringen was man versitzt und verblitzt. So hatte es nicht bloß Käthi's

Bauer, ſo haben es ſehr hohe Herrſchaften in Moskau und ſonſt noch wo. Demſelben waren einige alte Weiber, unter dieſen auch Käthi als ſeine ſogenannte Hausfrau, zugetheilt worden, und dieſen wies er nun eine ſteile wüſte Halde an, auf welcher nicht viel andres ſtand als Dornen, um da Reisbündel zu machen. Mancher, welcher nicht vorräthiges Holz beim Hauſe hatte, wies die Armen in ſeinen Wald, aber Keiner an eine Dornhalde und namentlich alte Weiber nicht. Das Ding wurde natürlich bekannt, und erregte großes Aufſehen und es wurde viel von der Freiſinnigkeit gegen alte Weiber geredet.

Zehntes Kapitel.

Volksdiplomatik und Volksjuſtiz.

Wenn man alte Roſſe ausſchirrt, ſo gehen ſie ordentlich dem Stalle zu und machen ſich's behaglich, ſchirrt man junge Roſſe unachtſam aus, ſchlagen ſie hinten und vorne aus und ſuchen das Weite. Hört am Samstag Abend die Arbeit auf, freuen ſich die Alten der Ruhe, das junge Volk aber, wenn der Zügel ihm frei gelaſſen iſt, ſpringt erſt jetzt zu vollem Leben auf, zu allen Streichen und Schwänken aufgelegt.

Vor dem Dorfe, zu welchem Käthi gehörte, lagen gezimmerte Balken zu einem neuen Hauſe, dort ſammelten ſich eines Samstags Abends die jungen Burſche, tubakten und ſchwatzten, als ob ſie eigentlich nichts wollten, als tubaken und ſchwatzen. Als aber allgemach die Leute ſich verliefen, niemand mehr zu ſehen war als der Mann im Monde, frug Einer: Luſt ſehn, was muß jetzt gehn? Er ginge mit, ſagte Einer, bis nach Sprüzligen, und thäten ſie einen Sprüzliger Burſchen erwiſchen, wollten ſie ihn abklopfen nach Noten und dann durch's Waſſer ziehen, wie gebauchtes Garn. Die

Sprüzliger Buben wollten allenthalben Hans oben im Dorfe sein. Am letzten Solothurner Markt seien sie ihnen den Weg vorgelaufen, aber mit langer Nase hätten sie abziehen müssen, ein Mädchen hätte es ihnen verrathen und da sei es ihnen wohl gekommen, daß mehr als ein Weg sei auf der Welt. Heute seien jetzt ihrer viele bei einander, sie könnten es ihnen eintreiben. Dem, welcher diesen Vorschlag machte, war aber an den Sprüzliger Buben nicht viel gelegen, sondern der Weg nach Sprüzligen führte durch Schlüstigen, dort wußte er ein reich und hübsch Mädchen, hoffte unter der starken Begleitung sicher und doch unvermerkt zu demselben gelangen zu können. Das sei weit und prügeln koste Geld, sagte ein Zweiter. Er ginge lieber dem Raggerbauer zu Schnürsligen in seine Birnen. Erstlich seien die Birnen gut und zweitens könnten sie große Freude am Bauer haben, denn der schlafe das ganze Jahr nur auf dem Ellbogen und wenn er höre, daß jemand hinter seinen Birnen sei, so komme er im Hemde heraus, den könne man dann narren nach Herzenslust. An den Birnen war aber diesem wiederum nichts gelegen, aber der Bauer hatte eine schöne Tochter, die hüteten er und sein Hund gar sorgfältig. Sprangen nun der Bauer und sein Hund den Birnendieben nach, so war der Weg zum Meitschi frei. Das war ziemlich richtig kalkulirt. Die Birnen seien noch nicht reif, rief ein Dritter. Zum Wirth im Surgraben ginge er mit, der solle ganz besonders guten neuen Wein haben, noch ganz süßen, und da wisse man doch, wie viel man zu zahlen habe, auf den andern Wegen könnte die Zeche leicht größer werden, als man denke. Klug war das geredet und dem Burschen doch nicht Ernst. Aber der Wirth im Surgraben hatte eine gar süße Stubenmagd oder Kellnerin, und diese hatte obendrein süße Hoffnungen zu bedeutenden Erbschaften. Diese Süßigkeiten stachen dem Burschen in die Augen und in solchem Geleite hoffte er ganz unvermerkt seine Laufgräben eröffnen und Bresche schießen zu können.

Da erhob sich noch eine Stimme: Ein andermal sei ihm das Eine, das Andere recht, auf ein paar Prügel mehr oder weniger komme ihm es nicht an, Birnen liebe er und auch den Wein, aber diesmal hülfe er zur Seltenheit alten Weibern was machen z'Lieb und z'Ehr. Der Grenzbauer habe alten Weibern die Dornhalde angewiesen, um Reisbündel zu machen zum Erdäpfeldörren, er hülfe ausziehen dort den alten Weibern, die Bündel hacken, und wenn Buchäste und Tannlein ihnen in der Dunkelheit in die Finger kämen statt Dornen, so sei eben die Dunkelheit daran schuld und nicht sie. Gingen sie rasch dahin, so sei gemacht, was die alten Weiber in acht Tagen nicht fertig brächten, und vielleicht sei noch Zeit, sie ihnen gleich vor das Haus zu bringen, daß die Bauern mit dem Fahren nicht geplagt würden. Der Vorschlag fand rasch Beifall, es war was Neues, und bei allgemeinem Beifall verstummen bekanntlich diplomatische Bedenken.

Bloß ein klein eitel Knechtlein, an dem nichts groß war als der Hochmuth, welcher dann aber auch so groß war, daß er in Sonne, Mond und Sterne und daneben auch in allen Planeten und Kometen nicht Platz hatte, begehrte schrecklich auf: Für solch alte Hexen, welche Einem nicht einmal einen Schnaps zu geben vermöchten, rühre er keinen Finger, und er habe Durst und wolle saufen, bis er nicht mehr Babi sagen könne. So brüllte das Bürschli und streckte dabei seine Pfeife hoch, als ob er Löcher stechen wolle in die Sterne. Aber kein Mensch sah den Brüllhund über die Achsel an. Wer nicht in zehn Minuten mit einem Werkholz beim Krüzernthürli ist, zahlt eine Maaß (Wein), hieß es, und zerstoben war der ganze Haufe bis an das halbbatzige Knechtlein. Dies fluchte erst eine Zeit lang, endlich sagte es: He nun, wann sie nicht wollen, so will ich. Das Meitschi im Surgraben wird es haben wie die anderen, wenn Hirsche nicht kommen, sind Hasen auch gut. Er ging, machte den Zärtlichen, kriegte Kopf und Buckel voll Schläge, mußte acht Tage das Bett hüten, und mußte

nicht einmal, von wem er das Schmerzengeld fordern könne, und das war das Schlimmste.

Am folgenden Morgen war, wo zwei zusammen kamen, zwischen ihnen die Frage: Nein aber, hast's auch gehört, in Grozenbauers Dornhalde, wie doch das gemacht hat. Was ist's wohl gewesen? Wer es nicht gehört hatte, dem erzählte man: Zwei Stund vor Mitternacht und zwei Stund nach Mitternacht habe es an der Dornhalde gehackt, geraffelt, geschleift, als ob hundert Holzer dort gewesen seien und doch seien es nicht Holzer gewesen, man habe keinen menschlichen Laut gehört, zuletzt seien Wagen davon geraffelt, aber Pferde hätte man keine gehört. Die Gelehrten waren auch da verschiedener Meinung, die einen meinten, es sei der Zwingherr auf der Wartburg, welcher dort den Schatz hüten müsse, der habe Holz geholt und müsse Dornen hacken, wenn er Holz haben wolle. Es werde einen grausam kalten Winter geben, man könne sich in Acht nehmen. Andere glaubten nicht an den Zwingherren, aber Herrenköchinnen seien es gewesen, sagten sie, welche grausam Holz verschwendet und immer drei Scheiter gebraucht, wo sie es mit einem halben hätten machen können, die schicke der Teufel auch bei aufgehendem Mond herum, Dornbündel zu machen, zu Hauptkissen für böse Weiber, welche Kinder in Kost genommen und sie schlecht und unbarmherzig hielten. Die hätten ringsum Feuer wie die andern, aber unter'm Kopf Dornen, weiter unten Nesseln, die Füße in einem Eiskübel und ein Deckbett von Scorpionen und Hurnussen. So erzählten die Leute, und selben Morgen ward gar mancher Kaffee später getrunken als sonst, weil die Bäurin das Feuer wieder ausgehen ließ, die arme Frau die geholte Milch eine Stunde später als sonst nach Hause brachte.

So ging's auch mit der Kirche. Der Pfarrer war ganz verwundert, so wenig Leute zu finden, als er auf die Kanzel kam. Viele kamen später, viele nicht, sie gingen nach der

Dornhalde, nachzusehen, ob man da etwas sehe und was? Käthi hatte sich verspätet, so kam sie nicht dazu, mit Menschen zu reden, bloß so im Hinterdreingehen hörte sie etwas von Dornhalden und Teufel, aber sie wußte nicht, was die Leute damit meinten. Ob Käthi in der Predigt andächtig war, wissen wir nicht; aber sobald die Kirche aus war, fingen die Leute wieder davon an und Käthi vernahm Bericht, was man gehört und was man denke und meine und Käthi erschrack sehr. Der liebe Gott soll mich bewahren, was muß ich erleben, sollte ich dem Teufel, Gott sei bei uns, so lieb und werth sein, daß er mir Holz zum Hause schafft, das kann doch wohl nicht sein? Als die Leute sie ansahen, erzählte sie, wie sie diesen Morgen, als sie Wasser im Bache geholt, um Kaffee zu machen, einen prächtigen Haufen, wohl bei hundert Bündel vor ihrem Fenster gesehen und prächtige Bündel, viel grobes Holz, tannenes und sogar buchenes darin. Sie sei ganz versteinert, und habe denken müssen, sie seien aus dem Boden gewachsen, denn sie habe einen so leisen Schlaf, daß sie es höre, wenn ein Mäuslein gähne, und die ganze Nacht sei sie nie erwacht, hätte keinen Menschen um's Haus herum gehört. Sie sei ganz wie verblüfft gewesen, hätte mit nichts fertig, nicht zum Fragen kommen können. Wenn sie doch der tusig Gotteswille wüßte, wie der Hause daher gekommen sei und ihr nur jemand wieder davon hülfe. Fürs selbe laß dir keine grauen Haare wachsen, sagte ein Mann, vom Holz kömmt man immer und wenn man es vom Teufel selbsten hätte. Aber warst du nicht an die Dornhalde gewiesen, um Bündel zu machen? Wohl, sagte Käthi, dort wurde diese Nacht geholzet. Hast du etwa jemand hingesandt? frug der Mann. Was denkst, sagte Käthi, wer wollte mir gegangen sein, und solche Bündel giebt es nicht an der Dornhalde. 'S ist doch curios, sagte der Mann, da wird wohl ein Zusammenhang sein zwischen deinem Holz und dem Holzen dort. Es will mir fast in Sinn kommen, wer die Ungeheuer

waren. Da ſtellte ſich eine Bäurin mit unterſtellten Armen, ſo dick wie Zwölfpfünder-Röhren und einem Geſichte, wie das Zifferblatt an einem Kirchthurme, vor ihr Haus und rief mit einer Stimme, wie ſie der Goliath gehabt haben wird, als er das Volk Israel ausſpottete: Kann euch aus dem G'wunder helfen! So eben brachte man unſer Knechtlein halb todt geſchlagen, und als man ihn fragte, ob denn die andern ihm nicht geholfen, ſagte er, es ſei keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden, er habe nicht einen Holzſchelm abgeben wollen, wie die andern, die gegangen, dem Grozenbauer zu holzen und weil er keinen Schelm habe abgeben wollen, ſo habe er jetzt ſo heillos Schläge gekriegt, ob das jetzt recht ſei?

So, alſo die Nachtbuben haben den Spuk gemacht, ſagte ein Mann, und viel ward gelacht über das Stücklein und nur hier und da nannte man es ein kreuzdummes, dieweil es noch nicht erhört worden ſei, daß man wegen drei armen alten Weibern einen Bauer bös gemacht. Da erſchrack Käthi ſehr, denn wer ſiebenzig Jahre alt wird, iſt ſo weit in ſeinen Erfahrungen, daß er weiß, wie, wenn zwei große Mächte (und Nachtbuben ſind eine Macht) einander recht böſe gemacht, eine dritte ſchwache ihren Zorn entgelten muß. Sogleich machte ſie ſich dem Grozenbauer zu, den ſie nicht in der Kirche geſehen hatte. Seit er freiſinnig geworden, ſah man ihn ſelten dort. Er ſchäme ſich, ſagte er, ſo mit allem Schelmen- und Lumpenpack zuſammen zu ſitzen, für einen Liberalen ſchicke ſich das nicht. Dann wolle es ihm je länger je mehr dünken, z'Kirche laufen ſei überflüſſig. Einer mit der rechten Geſinnung brauche das nicht, und dann frage es ſich noch, was am ganzen Gerede wahr ſei. Er hätte einen Ton davon gehört, es werde nicht mehr lange gehen, ſo werde man den Leuten ſagen, woran ſie ſeien, und daß ſie ſich wegen Himmel und Hölle nicht mehr zu ſchiniren (geniren) hätten.

Käthi traf ihn noch am Frühſtück. Geſtern Abends war er in einer Kneipe dem Vaterland obgelegen und hatte es

grausam geliebet, bis er den Mond nicht mehr von den Sternen unterscheiden konnte, den Dorfbach für die Heerstraße ansah, den Kirchthurm für den Nachtwächter, und ihn prügelte, weil er ihm nicht aus dem Wege wollte. Es ging lange, bis er was von der Sache begriff, deretwegen Käthi sich tausendfältig entschuldigte; als ihm endlich ein Licht aufging, ward er schrecklich zornig, und je mehr Käthi sich entschuldigte, wie sie sich der ganzen Sache nichts vermöge, sie ihr von ganzem Herzen leid sei, desto mehr zog sie des Bauern Zorn auf sich. Wenn es so gemeint sei, sagte er, so vermöge er das Häuschen leer zu lassen, wenn er nicht Hausleute finde, welche es besser mit ihm meinten und seine Gesinnung mit ihm theilten. Aber er wisse es wohl, sie sei auch so eine verfluchte Konservative! Käthi erschrack sehr, aber jetzt schwieg sie, sie wußte nicht, was das Wort bedeute, dachte aber, da der Grozenbauer als Ungläubiger galt, Konservative sei Eine, welche noch an Gott und Teufel glaube, darum schwieg sie, sie wollte weder den einen noch den andern verleugnen. Vom Frühstück weg lief er stracks den Schaden zu sehen, kam noch zorniger heim, aber langsamer, denn bei jedem Begegnenden stellte er sich und fluchte sich fast die Finger ab, wie er es den Schelmenbuben anstreichen wolle. Er wisse wohl, er müsse das nur leiden wegen seiner Freisinnigkeit, aber jetzt sei nicht mehr die Zeit der Landvögte, welche über solche Dinge nur gelacht hätten, die Donnersbuben müßten ihm in's Zuchthaus.

Auf der Stelle spannte er an und fuhr die Bündel heim, welche die Weiber zu viel erhalten. Er wollte alle nehmen, aber das litt seine Frau nicht. Drei Weiber waren ihm zugetheilt, und jede sollte vierzig Bündel machen können, nun hatte jedes Weib einen Haufen von wenigstens achtzig beim Hause, und nicht Dornbündel, sondern ganz andere. Es wollte ihm fast das Herz abdrücken, daß seine Frau mit geballter Faust ihm erklärt hatte, er solle ihr d's Herrgotts

ſein und ein Stück von den vierzig einem Weibe wegführen, ſie ſei dann auch noch da und habe was zur Sache zu ſagen. Der Grenzbauer konnte ſein Weib und hatte Urſache, es einſtweilen nicht auf's Aeußerſte kommen zu laſſen. Aber, ſagte er für ſich, es komme noch die Zeit, er ſei gut dafür, wo man den Weibern zeige, wofür ſie gut ſeien und was ſie der wahren Sache nach zu bedeuten hätten. Nun richtete er ſeinen ganzen Zorn gegen die Nachtbuben, denen wolle er einen Conto machen, daß ihnen das Bündelmachen ihr Lebtag verginge, drohte er. Man wollte es ihm ausreden, ſtellte ihm vor, an den Nachtbuben gewinne niemand was, am beſten komme man aus mit ihnen, wenn man lache zum Spaß. Wolle man ſich rächen, ſo greife man in ein Wespenneſt; den letzten Streich wollten ſie haben, das ſei gewiß. Seine Frau ſagte bloß: ſieh, was du machſt, daneben, wenn du es zwängen willſt, ſo zwängs, vielleicht iſt es dir gut. Er klagte förmlich und ward, wie üblich, zur Verſöhnung gewieſen. Volksthümliche Behörden befaſſen ſich nicht gerne mit Klagen gegen das Volk, und namentlich nicht gegen Nachtbuben; die Parteien zur Verſöhnung weiſen, iſt kürzer. Iſt der Fortſchritt entſchieden, ſo wird ganz ſicher bei allen Diebſtählen nicht weiter amtlich verfahren, als die Parteien, d. h. den Dieb und den Beſtohlenen an eine Verſöhnung zu verweiſen. Der Urheber des Vorſchlags erſchien an derſelben. Es war ein ſtiller Burſche, aber einer, der ein heißes Herz hatte. Er haßte alle Ungerechtigkeit, alle Heuchelei, geiſtliche und weltliche, haßte ärger als falſches Geld alle falſchen Worte, z. B. daß einer ſich liberal und freiſinnig nannte, und war doch der ärgſte Zwängkopf, hart gegen die Armen, und unduldſam und unverträglich gegen jeden mit einer andern Meinung. Hans hätte unter Umſtänden ein Räuberhauptmann werden können. Er hatte ſchon manchmal Juſtiz geübt, Prügel ausgetheilt, dem Schwächern zum Recht geholfen, ſchon manchem ſogenannten Freiſinnigen die Larve vom

Gesicht geschlagen, und ihn erscheinen lassen, ärger als einen Jesuiten und ärger als einen Dominikaner, welche bekanntlich die Inquisition einführten und alle marterten oder verbrannten, welche anders dachten als sie und ihnen nicht nachbeten wollten. Daneben war Hans vermöglich, hatte so viel Bildung, um ein eigen Urtheil zu haben, war also wirklich innerlich und äußerlich unabhängig und selbstständig, souverain.

Hans trieb an der Versöhnung Gespött mit dem Grozenbauer. Das werde seine Liebe zum Volke sein, daß er alte Weiber, um Bündel zu machen, an seine Dornen weise, und das seine Freisinnigkeit, daß er nicht einmal Andern erlauben wolle, der alten Weiber sich zu erbarmen. Wenn es junge Weiber gewesen wären, vielleicht, daß er ihnen näher einen schicklichern Platz gewußt hätte um Bündel zu machen! Begreiflich loderte der Grozenbauer auf wie ein Feuerteufel, auf welchen feuriger Schwamm gelegt wird, und wer weiß, wie weit er in seiner freisinnigen Cultur gegangen wäre, wenn er nicht einen unwillkürlichen Respekt vor Hanses sehr tüchtigen Knochen verspürt hätte. Er begnügte sich daher mit Schimpfen und sagte: wer ihm wegen Weibervolk Schlechtes nachrede, lüge wie ein Schelm, und in anderer Leute Wald zu holzen, wie ein Schelm und Spitzbub, dessen hätte er sich sein Lebtag geschämt. Wenn das ihn angehen solle, so wolle er vermahnt haben, sagte Hans. Sie hätten für alte Weiber Reisbündel gemacht, da wo es ihnen erlaubt gewesen sei, und gesagt habe ihnen niemand, daß nicht jemand anders sie machen und daß es bei Tage und nicht bei der Nacht geschehen müsse. Tann- und Buchenholz dazu zu nehmen, hätte ihnen niemand verboten, und als man den Armen Holz erkannt, hätte gewiß niemand daran gedacht, daß einer Hunds genug sein könnte, alten Weibern Dornen anzuweisen, sonst würde man Dornen ausdrücklich verboten haben. Daß sie sich verzählt, dafür könnten sie nichts, es verrechne sich mancher, der meine, er sei mehr als gut zum Rathsherrn,

und wenn sie der Schulmeister besser gelehrt hätte, so könnten sie es besser. Uebrigens sei er nicht zu Schaden gekommen, sie hätten die Bündel dahin geführt, wo sie hingehört, dort habe er, wie die Leute sich nicht genug darüber aufhalten könnten, die, welche zuviel gewesen, weggenommen. Es wäre noch nachzusehen, ob er sich nicht auch verzählt, jedenfalls sei er ihnen den Macherlohn schuldig, und unverschämt genug werde er nicht sein, ihnen nicht wenigstens einen Schnaps einzuschenken, wenn sie ihm nächsten Samstag vor's Haus kämen. Sie wüßten zwar wohl, daß er freisinnig sei, aber für so unverschämt hielten sie ihn doch wirklich nicht, daß er für das Bündelmachen nicht wenigstens ein Trinkgeld gebe. Da meinte der Vermittler, ja darum sei es nicht zu thun. Der Bauer habe geklagt, und jetzt frage es sich nicht, was derselbe thun wolle, sondern wie sie ihn zufrieden zu stellen, und was er zu empfangen hätte an seinem Schaden. Da gebe er keinen faulen Rappen, sagte Hans, und wie sonst üblich, solle der Vermittler in der Mitte sein und nicht dem Einen oder dem Andern sein Agent, aber das werde die neue Mode sein; sei es wie es wolle, so behalte ich mir meine Rechte vor, und Adie wohl! so sprach Hans. Man wollte ihn zurück behalten, aber Hans war fort. Nun saß man da, sah sich verblüfft an und endlich ward man einig, das beste sei, man rede so wenig mehr von der Sache als möglich, denn der Hans sei ein Donnersbub.

Eilftes Kapitel.

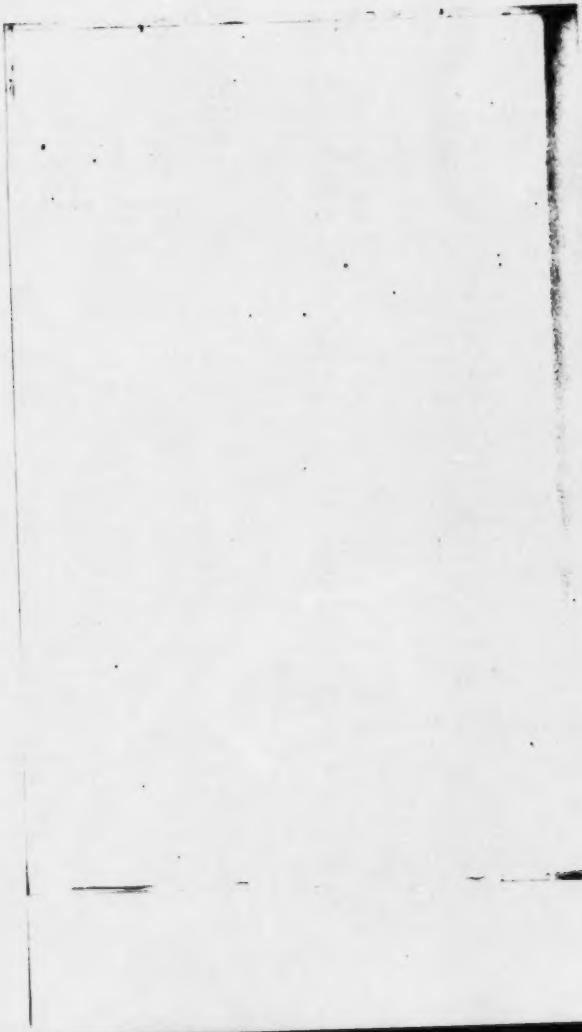
Neuer Kummer und ein großer Entschluß.

Bei der ganzen Sache, und besonders als der Ausgang bekannt wurde, war es Käthi bang, sie hatte nicht vergessen, was der Bauer gedroht hatte. Nun war Käthi kein Diplomat, sie bedachte nicht, daß es Leute giebt, welchen man, wenn

sie zornig sind, aus dem Wege gehen muß, indem sie am ersten besten Gegenstand, welcher ihnen vor die Augen kömmt, ihren Zorn auslassen, sei er nun mit dem Zorn im Zusammenhang oder nicht, daß es ferner Leute giebt, die desto gröber werden, je mehr man sich demüthigt, um so mehr Ursache zu Zorn und Wüstthun zu haben glauben, je mehr man sich in Entschuldigungen erschöpft. Käthi meinte, sie müsse handeln, abwenden, zuvorkommen, und Gott weiß was alles, was eben nur gut ist, wenn die Personen darnach sind, und sind sie nicht darnach, so ist's eben hundsschlecht. Mit leeren Händen dürfe sie nicht kommen, dachte sie, dies war allerdings das Richtigste bei Käthi's Kalkuliren, sie raffte daher alle Batzen und Kreuzer, welche sie finden konnte, zusammen, und als sie alles, was ihr noch übrig war vom Erlös von Beeren und Kräutern, von ihren Tagelöhnen, beisammen hatte, so hatte sie an den zwei Thalern, welche sie an der Miethe noch schuldig war, noch drei Batzen zu wenig, an die Miethe dagegen, welche in wenig Tagen auf's Neue verfiel, keinen Kreuzer, und wußte nicht, wo einen nehmen. Indessen, dachte sie, bezahle sie das Alte, so habe der Bauer desto eher Geduld mit dem Neuen, und der alte Gott lebe noch, er habe bisher geholfen und werde ferner helfen, wenn nur einstweilen der Bauer wieder zufrieden sei. Käthi suchte die drei fehlenden Batzen zu leihen, und als es gelungen, wanderte sie dem Grozenbauer zu. Die Bäurin stand am Brunnen, ihr zu trappte Käthi und wünschte ihr guten Abend und sagte, warum sie komme. Lieber wäre mir, du wärest nicht gekommen, so lieb du mir sonst bist, sagte die Frau. Aber es ist noch nicht gut Wetter, und sieht er dich, so geht es frisch los. Hat er dich nicht gesehen, so gehe wieder und zeige dich nicht, bis ich dir Bescheid mache. Du kannst dich auf mich verlassen, aber erzeige es nicht, daß du es weißt. Während Käthi dankte für den guten Bescheid, aber leider etwas lange, kam der Grozenbauer um die Ecke, und machte Augen wie Pflugrädli. Nun

mußte Käthi warten, rückte mit den zwei Thalern aus und vielen Entſchuldigungen, Bitten um einſtweilige Nachſicht, Verſprechen, daß es beſſer werden müſſe. Der Bauer nahm das Geld, vom Nachlaß wegen Hagel war keine Rede, ſchimpfte viel über ſchlechte Münze und frug endlich, wie es ſei mit der Miethe, welche in wenig Tagen verfallen ſei?

Die müſſe er gewiß haben, ſagte Käthi, aber wann, könne ſie ihm nicht beſtimmt ſagen. Sie habe alles Geld zuſammengerafft, welches ſie im hinterſten Winkel gehabt, und noch drei Batzen dazu leihen müſſen (das dumme Babi, ſagte die Bäurin am Brunnen halblaut), und jetzt wiſſe ſie nicht, wie ſchnell ſie wieder was zuſammenbringe. Und dein Maulaffe, hilft der dir nicht? frug der Bauer. Er macht was er kann, ſagte Käthi, aber d's Vaterland hat ihn im letzten Jahre zurückgebracht, er mußte die Ismaeliten helfen abwehren, und das koſtet Geld, und dazu verloren ihm die Aargauer noch ein Hemd. Ja wolle, was geht einen Solchen das Vaterland an, ſagte der Grozenbauer. Verſoffen hat er ſein Geld, ſonſt hätte er es machen können mit dem Solde, ſo gut als die andern. Und kurz und gut, mache daß du zahlen kannſt, zahle dann wer wolle! Sonſt ſieh, wie es dir geht. Vielleicht, daß dir die Nachtbuben auch hier helfen, geh und frag ſie. So ſprach er und ſchoß von dannen, faſt wie ehedem die Hexen auf den Beſenſtielen, wenn ſie auf den Blocksberg ritten. Da ſtand nun die arme Käthi angedonnert, und als ſie ſich endlich aufmachte, war ihr Gemüth beſchwerter als je. Bisher war des Herrn Hand über ihr geweſen, jetzt ſollte ſie noch in die Hände der Menſchen fallen. Beim erſten Unglück beugte Käthi ihr Haupt bis auf den Boden, ſie glaubte ſich geſchlagen auf das Härteſte. Da kam die Peſtilenz über die Kartoffeln, Käthi's Seele erbebte in ihren Grundfeſten, und wie mühſam ſie ſich wieder ſtellte auf den Fels, der nie wankt, weder im Sturmwinde noch in den Waſſerwogen, haben wir geſehen. Jetzt ſchwebte der härteſte Schlag über



Käthi's Haupt, an den sie nicht gedacht, den sie auch nicht zu überleben dachte. In dem Häuschen zwischen Bach und Emme, im freundlichen Boden hatte Käthi seit vierzig Jahren gewohnt, hier war ihre Heimath, die sie nicht zu verlassen gedachte, bis der Herr die himmlische ihr öffne. Mit dem Häuschen war sie zusammengewachsen, wie die Seele mit dem Leibe, und das Stücklein Land war ihr auch in's Leben gewachsen. Seit vierzig Jahren hatte sie es verbessert und hielt mehr darauf als mancher Bauer auf seinem Hof. In der Welt war sie ein Fremdling geworden, ein Gang in einen andern Ort, als da, wo ihre Kirche stand, ihr Krämer, ihr Apotheker wohnte, kam ihr vor wie eine Reise nach Amerika, und bloß bei dem Gedanken, dort wohnen zu müssen, kam sie ein bitter Heimweh an. Und wie sollte sie das Kind durchbringen, wenn sie das Land nicht mehr hätte, und die Häuser nicht mehr mit den guten Leuten und dem schönen Verdienst? Eine wahre Seelenangst kam über Käthi, ob welcher sie Flachs und Kartoffeln vergaß, welche sie nicht schlafen ließ. So geht's dem Menschen oft, das Schwerste hat ihn getroffen, Schwereres hielte er nicht aus, so glaubt er. Nun kömmt Schlag auf Schlag und immer Schwereres, und er hält es aus. Es soll der Mensch zuweilen erfahren, wie groß seine Kraft ist und wie wenig ihm Gott gewöhnlich zu tragen giebt, wie wenig er ihm nimmt, wie viel er ihm läßt.

Wie Einer, der in finsterer Nacht in der Wüste irre gegangen, die Augen anstrengt, einen Weg zu finden, doch umsonst, nichts erblicken kann als Nacht um und um, so wanderte Käthi heim, dachte nach, wie sie die Miethe schaffen sollte in so kurzer Zeit, und dachte immer umsonst. Nur Kreuzerweise tropfte der Verdienst, drei Batzen hatte sie geliehen mit großer Mühe, wie zu sieben und einem halben Thaler kommen? In diesem Kreise bewegten sich Käthi's Gedanken, darüber hinaus streiften sie nicht. Gar manche Frau wird sich über Käthi's Dummheit wundern und sagen: dieser kömmt doch nichts in

Sinn, hatte die denn nichts zu verkaufen? Es giebt Leute, und namentlich Weiber und Frauen, welche immer was zu verkaufen und zu verschachern haben; Leute, sie haben den Eltern gemauſt und verkauft, dann dem Mann gemauſt, dann wiederum den Kindern, ja wenn unser Herrgott sie zu sich nimmt, so ist er nicht sicher, daß sie ihm nicht den Himmel mausen und ihn verschachern um's halbe Geld. Es giebt andere, welche alle Tage schachern, weil sie, was sie acht Tage im Besitz haben, nicht mehr mögen, Neues sie gelüstet; Weiber, welche ihre Röcke verschachern, ihre Männer um neue plagen; Dienstmädchen, welche Hals- und andere Tücher verschachern um's halbe Geld, weil eine andere Farbe Mode geworden, Hemden verschachern, um eine neue Haube, Kappe oder Hut zu kaufen. Es giebt leichtsinnige Leute, welche von der Hoffnung leben, Alles die Fülle sehen, im Herbst die gewonnenen Speisen verschachern um geringen Preis, im Frühjahr hungern, betteln und vielleicht Kleider und Betten verkaufen müssen, um Speise zu kaufen zu hohen Preisen. Diese alle an Käthi's Platz wären durchaus nicht verlegen gewesen, war da doch um mehr als sieben und einen halben Thaler zu verkaufen: Kartoffeln, Kleider, Hühner, Geräthe, kurz in vielen Augen große Reichthümer. An das alles dachte Käthi wirklich nicht. Käthi war eine viel zu gute, treue Hausmutter gewesen von jeher. Gute Hausmütterchen nun können selten was verkaufen, was einmal zu ihrem Haushalt gehörte. Geräthe lassen sie flicken bis es zusammenfällt, die Röcke werden zu Unterröcken, die Unterröcke zu Futtertuch, auch giebt's Kinderkleidchen, das Futtertuch, die unbrauchbaren Hemden liefern sogenannte Plätze, Lappen, Hudeln, kommod in hundert Fällen, und selbst die Hudeln kriegt der Lumpensammler nicht, sie werden zu Ehren gezogen, bis sie gar nichts mehr sind. Grämplerinnen und Hausir-Juden machen bei solchen Hausmüttern schlechte Geschäfte. Nicht einmal an die Erdäpfel dachte Käthi, welche vielleicht entbehrt werden konnten.

Man war so in Angst gekommen wegen der Speise im Frühjahr, und bange, die meisten möchten in den Kellern faulen, daß Frauen, wie Käthi, gar nicht an's Verkaufen dachten.

Johannesli war ein verwöhnter Junge und regierte die Großmutter meisterlich, aber er war kein böser, selbstsüchtiger Junge noch, wie verwöhnte Jungen später gerne werden. Er liebte die Großmutter innig, ihr Leid war sein Leid. Als sie selben Abend so kummervoll am Tische saß, und weder essen noch trinken mochte, da wollte er wissen, was sie habe. Als sie Ausflüchte machte, brauchte er sein unfehlbar Mittel, er begann zu weinen und zu sagen, wenn sie ihn nicht mehr lieb hätte, so habe auch er sie nicht mehr lieb, wolle fort, wolle sterben, du wüste Großmutter du, daß ich von dir fortkomme! Da war begreiflich die Großmutter überwunden und erzählte ihm, wie der Bauer es ihr gemacht, und wie es sie fast tödten wolle, daß sie aus dem Häuschen müßten, und wüßte nicht wohin, und sei hier gewohnt, wisse an einem andern Orte nichts anzufangen, könnte nicht mehr pflanzen, und seine Hühner würden auch fort müssen, und das werde sein müssen, sie sehe keine Hülfe. Johannesli hörte alsbald auf zu weinen, ward dagegen zornig und sagte: Weißt was, Großmüetti? Morgen, wenn's Tag ist, wollen wir zu ihm und ihm recht wüst sagen, und ihm sagen, wenn er arme Leute so plage, so nehme ihn der Tüfel! Da sagte Käthi: du gut's Bubi, das hülfe wenig, das ist einer von denen, welche an keinen Teufel glauben und sonst nichts. Warum nimmt ihn dann der Tüfel nicht, sagte Johannesli, du sagt ja, solche Leute, welche nicht an den Tüfel glaubten, die nehme er zuerst. Kann es dir nicht sagen, sagte Käthi, er spart sie vielleicht zusammen und nimmt dann einen ganzen Haufen miteinander. Oder weißt was, Großmüetti, er wird z' alte sein und wohl fule, oder keine Zähne mehr haben, um recht zu beißen. Wir wollen den lieben Gott bitten, daß er einen neuen Tüfel mache, so einen recht haarigen und e wüsten und e bösen, was

gilts, der nimmt dann den Hausbauer, und dann können wir dableiben. Kind, sagte die Großmutter, mit solchen Reden könntest dich versündigen. Was dir doch nicht z' Sinn kömmt, ein neuer Teufel! Der liebe Gott wird dem Teufel schon Beine machen, wenn er es an der Zeit findet, aber dann bin ich wohl längst todt, und du, weiß Gott, wo! Die Großmutter weinte jetzt, Johannesli schmiegte sich an sie und sagte: Weißt du was, Großmüetti, so nimm du die großen, schönen Batzen in meinen Taufzettein, sie gefallen mir nicht mehr, ich mag sie nicht mehr sehen, die Buchzeichen im Psalmenbuch und die Bilder im Kalender gefallen mir viel besser. Nimm die Batzen und bringe sie dem Bauer, und dann solle er stille sein, oder er solle sehen, wie es ihm gehe! Das löschte fast die Glut von der Großmutter Schmerz, daß das Bubi von seinem Liebsten, seinem einzigen Eigenthum sich trennen wollte um ihretwillen. Aber sie nahm das Opfer nicht an, sie müßte sich schämen ihr Leben lang, wenn sie ihm seine Einbünde verbrauchen wollte, und die wenigen Tage, wo sie noch zu leben habe, wolle sie sich nicht noch so was auf das Gewissen laden, sagte sie.

So weißt du was, sagte das Bubi, wir wollen zum Vater gehen, der hat Geld, und giebt uns davon, was wir nöthig haben, oder er nimmt den Säbel und haut dem Bauer den Kopf ab, dann wird er schon aufhören uns zu plagen. Du gottlos Kind, rief die Großmutter, was dir nicht alles in Sinn kömmt. Ja wolle, den Kopf abschlagen, das käme noch manchem wohl, wenn's erlaubt wäre, so seine Schulden zu bezahlen. Aber komm, Kind, wir wollen in's Bett und beten, das sind Gedanken vom Teufel, die giebt er dir ein, weil du ihn vorhin verspottet hast; o Kind, man kann sich nicht genug in Acht nehmen mit den Worten, gar leicht kommt's, daß man sich versündigt. Wie die Großmutter gesagt, geschah es, sie gingen zu Bette. Aber der Junge war aufgeregt, schlief lange nicht, begehrte auf, bis er einschlief. In Renommiren

und Schwadroniren zeigte er bedeutende Anlagen, wenn er eines Rathsherren Sohn gewesen wäre, es hätte mancher Rathsherr seine große Freude an ihm gehabt. Wenn ich bete, kann mir der Tüfel nichts thun, und kömmt er, nehme ich mein Messer und steche ihn todt, dann ist kein Tüfel mehr, dann hat er's! Ob diesen Worten schlief er endlich ein.

Die Rede des Kindes hatte sich eingehakt im Herzen der Großmutter, freilich im hintersten Winkel nur. Dort war der wunde Fleck, wo Gedanken entstanden, welche Käthi so gut als möglich vor Gott selbst zu verbergen suchte. Dort stand zuweilen der Gedanke, es sei doch nicht recht von Johannes, daß er sich so wenig um sie kümmere. Sie meine nicht, er solle mehr thun als er könne, aber doch zuweilen kommen, sehen, wie es ihnen gehe, und rathen, was sie anfangen sollten, das sollte er doch können. Ein b'sunderbar Witziger müsse er sein, und andere Leute würden es auch finden, er wäre sonst nicht Korporal geworden, und sie hätte sonst niemand auf der Welt, wo sie besser z' Rath könnte als ihn. Dieser Gedanke stand gar fest und aufrecht in Käthi's Seele, die ganze Nacht durch konnte sie denselben nicht los werden. Es war aber auch, als ob derselbe in Johannesli's Seele sich festgesetzt hätte, denn er erwachte mit der Frage, wann sie zum Vater wollten? Als es Morgen war, da kam der Gedanke, zum Sohne zu gehen, Käthi viel schrecklicher vor als gestern Abend, denn das war mehr als Amerika, mehr als zwei Stunden weit wohnte Johannes! Es ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen Jungen und Alten, nicht bloß an der Haut, sondern auch darin, daß die Jungen reisesüchtig sind, die Alten reisemüde. Das ist auch eine Ordnung Gottes. Eine schwere, weite Reise liegt vor den Jungen, darum hat Gott ihnen Reisekraft und Lust in's Herz gegeben, wohl ihnen, wenn sie munter sind und klug, Lust und Zeit wohl nützen und sorgfältig achten auf den Weg. Lange sind die Alten gewandert, darum kommt das Sehnen nach Ruhe

über ſie, darum mögen ſie nicht mehr reiſen, nicht mehr wandern; wohl ihnen, wenn ſie klug gewandert ſind, in die Nähe des Hafens gekommen ſind, wo das Schifflein wartet, welches fromme Seelen zur ſeligen Ruhe führt. Die Müdigkeit mahnt die Alten ernſt, zu gedenken dieſes Schiffleins, es zu ſuchen zu rechter Zeit.

Alſo nicht bloß Großmüetti und Großkind, ſondern die alte und die junge Welt ſtritten ſich um die Frage: ſoll's gewagt werden, ſoll es nicht, wollen wir zum Vater gehen oder hier bleiben? Darum war dieſer Kampf andauernder als ſonſt einer und dauerte mehr als einen Tag. Und als es endlich dem Grundſatze nach entſchieden war, daß ſie reiſen wollten, entſtand erſt ein langes Berathen über das Wann und das Wie. Käthi wußte, daß Meiſterleute nicht gerne von den Angehörigen ihrer Dienſtboten überlaufen werden. Nun war Käthi noch nie beim Sohne geweſen, aber an was der Unbeſcheidene vielleicht beim zwanzigſten Male denkt, das hat der Beſcheidene ſchon beim erſten Male im Auge. An einem Werktage ſchicke es ſich nicht zu gehen, ſagte Käthi, man dürfe einen Knecht bei ſeiner Arbeit nicht verſäumen, ſie hätten den Lohn zum Arbeiten, nicht für das Klappern. An einem Sonntage, wo Fleiſchtag ſei, möge ſie auch nicht gehen, meinte ſie, die Bäurin könnte ſonſt glauben, ſie käme wegem Schmarotzen, wegen Speck und Fleiſch und nicht wegen dem Sohne. Da nun aber zwiſchen Sonn- und Werktagen keine andern Tage ſind, ſo war guter Rath theuer. Johannesli war ſehr geſtimmt für den Sonntag, es iſt möglich wegem Speck und Fleiſch, indeſſen gab er die neuen Hoſen vor, welche er dann anziehen dürfe, an einem Werktage aber nicht. Als die Großmutter ihm ſagte, eine ſolche Reiſe mache eine Ausnahme, da ziehe ſie dieſelben ihm auch am Werktag an, ſo ſagte er: Aber was ſagt dann die Bäurin, wenn du an einem Werktag herumläufſt? Balgeſt du nicht immer über die, welche am Werktag herumlaufen und ſagſt, es ſeien faule

Leute, sonst blieben sie daheim und thäten was? Das schlug die Großmutter, denn wer nicht völlig radikal unverschämt ist, den schlägt nichts mehr als die eigenen Worte. Sie stand da, die Großmutter, ganz als ob sie vom Himmel herabgefallen wäre und sagte endlich: Selbigs habe ich doch noch nicht erlebt, so ein Listiger ist mir nicht vorgekommen. Was wird der Pfarrer für Augen machen, wenn du zu ihm in die Unterweisung kömmst, so einen Listigen hat er sicher auch noch nicht gehabt. Der kann sich nur vorsehen, sonst wirst ihm auch Meister. Nein aber auch, mir so was aufzulesen, und mich damit abzutrümpfen!

Also war es abgemacht und beschlossen, am nächsten Sonntag ward die Wanderung unternommen; das war ein Ereigniß in ihrem Leben, für Johannesli das allergrößte, welches er mit Bewußtsein erlebte. Er sollte die ersten, vom Pathen geschenkten Hosen tragen, mit denen die Großmutter bis dahin auf das Sorgfältigste hinter dem Berge gehalten und zwar aus guten Gründen. Mütter und Großmütter hinterhalten sie gerne, ist's ja das Kleidungsstück, in welchem Buben ihrer Zucht entwachsen, heißt es nicht: der hat Hosen an, wenn man des Mannes Souveränität bezeichnen will, und giebt's nicht so viele Weiber, welche dem Mann die Hosen nehmen, an ihre Unterröcke sie tauschen möchten. Ach, 's ist oft nicht einmal nöthig. Ja, der Bube, der die ersten Hosen anzieht, kömmt sich vor auf das allerwenigste so groß wie der große Philister, der Goliath, als ein Held erster Sorte, und — statt zu Helden gerathen die meisten zu erbärmlichen Höfelern. An so was denkt freilich der Knabe nicht, wenn er zum ersten Male in den ersten Hosen steckt, mit einer Kaisermiene die kurzen Beine über die hohe Schwelle streckt, vor das Haus sich stellt, zu triumphiren, d. h. die Bewunderung der Welt in Empfang zu nehmen. Denkt doch gar mancher Erwachsene nicht, der mit Schnauben auszieht als wie ein Held, daß er anziehen werde vor dem Feind wie ein Hase,

und heim kommen mit Schlottern. Gar mancher will über Gott aus mit kurzem Sinn, wie der Kleine mit kurzen Beinen über die hohe Schwelle, und wie er das eine Bein am höchsten hat, will ihn das andere nicht mehr halten, er fällt in das allerjämmerlichste Siechthum, schickt sein Wasser von einem Wunderdoktor zum andern, schickt um Bündelchen aus und Kapuziner nach allen vier Winden, und wäre bereit, mit Leib und Seele zu allen Religionen der Welt zu schwören, wenn nur irgend ein Schimmer von Hoffnung das Feuer in Gebein und Seele kühlen wollte.

Sie freuten sich beide sehr auf die Reise, das Kind wegen Hosen, Fleisch und Speck, die Großmutter, einen solchen Staatsbuben durch die Welt führen zu können, nur kummerten sie, es möchte vielleicht nicht schönes Wetter sein. Großmüetti, es macht nichts, wenn's schon ein wenig regnet, sagte das Staatsbubi, es macht dann nur weniger warm. Das gute Staatsbubi, es ging ihm wie andern Staatsbübchen, es hatte den Spruch im Sommer gehört, und wendete denselben nun auf den Winter an, es fehlte ihm halt noch der Verstand für die rechte Anwendung, er war bloß noch aberwitzig und vorwitzig. Der Samstag rückte endlich ein und zwar schön. Johannesli ward es angst, je länger es ginge, desto eher konnte sich das Wetter ändern und meinte, wenn er seine Hühner z'Mittag in den Stall jage und gleich darauf die Großmutter in's Bett, so sei der Samstag auch vorbei und der Sonntag im Nu da. Er versuchte der Zeit vorzugreifen. Aber junge Bübchen ändern die alte Welt nicht, die Hühner wollten für alle Gewalt nicht in den Stall. Wären diese gegangen, dann hätte Johannesli es wahrscheinlich bei der Großmutter durchgesetzt, daß auch sie mit ihm zu Bett gegangen wäre. Endlich nach vier Uhr ließen sich die Hühner herbei, suchten ihre Sitze, und bald darauf mußte auch die Großmutter daran glauben, wie sie auch seufzte und jammerte: wenn's die Leute vernehmen würden, sie sei schon zu Bette,

so würden sie glauben, es fehle ihr im Kopfe. Desto früher am Morgen krähte der junge Hahn und die Großmutter mußte auf, was sie auch sagte, es sei nicht viel über vier Uhr. Je früher wir gehen, sagte der Bub', desto mehr können wir unterwegs ausruhen, dann weißt du noch nicht, wann wir fort kommen, mit neuen Hosen geht's manchmal lang, bis man sie an hat.

Zwölftes Kapitel.

Käthi thut eine Reise und hat das Glück wieder heimzukommen.

Mit den Hosen ging es rasch, aber eine andere Geschichte gab's, an die man nicht gedacht. Johannesli hatte gegen Ende des vergangenen Winters Schuhe und Winterstrümpfe von einer Pathin erhalten. Diese hatte gesagt, sie hätte sie etwas groß genommen, damit man sie sparen könne, wenn man sie diesen Augenblick vielleicht nicht nöthig hätte. Diese hatte die Großmutter hervorgenommen, es sei ihr lieber, das Bubi erfriere ihr nicht, sagte sie. Hier haperte es, die Schuhe wollten nicht über die Strümpfe. Die Großmutter schwitzte und schnaufte, Johannesli schrie, die Hühner gakelten, es war ein streng Dabeisein; wer vorbeiging, hätte leicht glauben können, man hätte jemand am Messer. Wirklich ging auch die Thüre auf und eine Stimme frug: Mein Gott, was giebt es doch da? Es war Andrese Anne Bäbi, des nächsten Nachbars Tochter, welche die Hut des Häuschens übernahm, wenn beide fortgingen, und die des Buben dazu, wenn Käthi ihn allein lassen mußte. Als Anne Bäbi die Sache vernommen, schlug sie zuerst alte Schuhe vor. Wer würde darauf achten, was so ein kleiner Junge für Schuhe an hat, sagte sie. Aber poh, so meinte es das Bubi nicht, er hielt

sich für die allerwichtigste Person, welche selben Tags auf der Welt sei, auf den Aller Augen sehen würden, und Käthi neigte sich bedeutend dieser Ansicht zu. Nun meinethalben, so lauf barfuß oder wenn doch absolut die neuen Schuhe mit sollen und ihr Blasen wollt, so müssen dünnere und kleinere Strümpfe herbei, in die könnte man ja ein Elephantenbein stoßen, sagte sie. Das gefiel, und es ging, und Johannesli sagte: Ja gäll, wenn Andrese Anne Bäbi nicht gekommen wäre, so hättest du nicht gewußt, was machen? Das war der Dank, daß vorhin die Großmutter seine Meinung wegen den Schuhen getheilt hatte. Nun trat aber was Wichtiges hervor, eine wahre Lebensfrage, die Frage über den Proviant, der mitzunehmen sei. Da müsse man zu essen mitnehmen, sagte Johannesli, viel, viel, sonst stünde man es nicht aus, so weit wie es sei. Das meinte die Großmutter auch, aber wegen dem Quantum konnten sie sich nicht verständigen. Johannesli wollte an Brod, Aepfeln, Birnen, Pfannkuchen so ziemlich einen Tragkorb voll, oder einen Karren, indessen mußte er es sich endlich gefallen lassen, daß man bloß mitnahm, was man füglich in die Taschen bringen konnte. Als man das im Reinen hatte, ging's unerwartet noch einmal les. Der Junge wollte nun auch einen Stock, und zwar Großätti's Stock, den langen, dicken, den die Großmutter zum Andenken aufbewahrt hatte. Er müsse einen Stock haben, sagte er. Er müsse sich wehren, wenn böse Hunde kämen und die Großmutter beißen wollten, sie könne nichts mehr machen, sie sei afe gar eine Alte. Und da in den Dörfern seien gar böse Buben, die werden ihn plagen wollen, die welle er abschlagen vom Tüfel.

Der Junge zog zu seinem ersten Abenteuer aus. Wie der Rittersohn vor allem gerne des Vaters Schwert umgürtete, wenn er zum ersten Male in die Welt ritt, stritt jetzt der Bube um des Großvaters Stock. Die Großmutter rühmte ihn, wie er ein Braver sei, daß er sich für sie wehren wolle,

aber der Stock sei ihm zu schwer, sie wolle ihm einen viel bessern schneiden im nächsten Zaune; aber sie hätte diesmal vielleicht doch nachgeben müssen, wenn nicht Andrese Anne Bäbi mit Spott gekommen wäre: Was doch die Leute sagen würden, und Buben und Mädchen würden ihn auslachen, wenn so ein kleiner Knopf mit einer langen Bohnenstange daherkäme, noch manche Woche würden sie davon reden und lachen. So ließ der kleine Held sich endlich beschwichtigen mit dem Versprechen, daß die Großmutter im nächsten Zaune ihm einen großen, dicken Stock schneiden wolle, dann befahlen sie Andrese Anne Bäbi Häuschen und Hühner wohl, sagten Adie, und zogen endlich von dannen in die Welt hinaus, zwei Stunden weit!

Es war ein gar schöner halb Winter- halb Herbstmorgen, kurz vor Martinstag, so einer von den duftigen Tagen, wo wie in träumerischem Glanze die Erde schwimmt, ein durchsichtiger Schleier die Welt verhüllt, wie helle Ahnung die zukünftige Welt. Das sind Tage, an welchen so gerne ein süßes Heimweh über den Christen kömmt. Es ist nicht das Heimweh, welches mit schweren Thränen die Augen füllt, wie eiserne Klammern um den Hals sich legt, wie mit siedendem Blei das Herz erfüllt: es ist dies Heimweh ein freundlich Sehnen, dem Wehen der ersten Liebe vergleichbar. Die Seele vergißt die wirkliche Welt, die Seele träumt, das Auge wird feucht, sieht in den blauen Himmel hinein, sucht, und weiß nicht was, sieht der scheidenden Sonne nach, fühlt zum Zerspringen süßer Wehmuth voll das Herz. So träumen Jungfrau und Jüngling, wenn die erste Liebe sie durchglüht, so träumen aber auch der alte Mann, die alte Frau, wenn in süßem Bangen die ewige Liebe ihre Herzen schwellt, es ist das Heimweh nach dem Himmel, das Sehnen nach Gott.

Es war tiefe Sabbathsstille, als die Beiden wanderten in die Welt hinaus, kühn und stolz der Junge, bang die Alte, aber beide neugierig, was die Welt zum jungen Helden sagen

werde, und neugierig die Großmutter noch, wie die Welt dem jungen Recken gefallen und wie er über sie urtheilen werde. Anfangs hatte er auch Augen für die Welt, zeigte der Großmutter große Tannen, große Bäche, späte Birnen an den Bäumen, Hühner vor den Häusern, und die Großmutter freute sich sehr, was der für Augen habe, und wie er alles sehe.

So hatte er anfangs ein weites Herz und Augen für vieles, aber nach und nach, wie es auf der Reise durch die Welt geht, zog sich ihm das Herz zusammen, er dachte mehr und mehr an sich allein, und seine Augen sahen nur sein eigen Persönchen. Großmüetti, du zerdrückst doch das Essen nicht, und die Birnen, hast du die nicht zerquetscht? Bei Feldzügen ist nicht das die Hauptsache, daß man Proviant mitnimmt, sondern nach den allerneusten Erfahrungen das, daß man zu ihm sieht, zu rechter Zeit ihn vertheilt, und ja eher zu früh als zu spät. Wie es Leute giebt von großem Talent, welche der Erfahrung nicht bedürfen, so faßte unser Junge in seinem Genie den Satz, besser zu früh als gar nicht, mit mathematischer Sicherheit auf, und was er erkannte, setzte er durch mit rücksichtsloser Entschiedenheit, kurz, der Junge entwickelte eine große Natur und hatte noch keinen Schnauz. Gott, was wird aus dem werden, wenn er mal noch einen Schnauz kriegt!

Als er sich vergewissert hatte, daß die Vorräthe noch wohlbehalten seien, sagte er, es dünke ihn, er möchte was, es sei da ein Apfel gewesen, der hätte ihm b'sunderbar gefallen. Die Großmutter schälte ihn, Johannesli aß ihn, und bald darauf sagte er: Es dünke ihn, er möchte absitzen, er sei ein wenig müde. Gäll Großmüetti, jetzt ist es gut, daß ich pressirt habe, jetzt können wir absitzen, wenn wir müde sind. Als er abgesessen war, nahm es ihn wunder, ob die Großmutter, als sie den Apfel aus dem Sacke genommen, den Pfannkuchen nicht zerdrückt hätte. Was sie sagen mochte, Johannesli war von denen, welche erst sehen, dann glauben wollen. Als er ihn endlich gesehen hatte, nahm es ihn wun-

der, wie er schmecke, und als er dies erforscht hatte, war nur noch eine kleine Ecke mehr übrig. Endlich ging es weiter, aber nicht weit. Es klagte Johannesli: Großmüetti, hab' ein Steinchen im Schuh. Die Großmutter hatte seit diesem Morgen wegem Schuh abziehen ein Grauen im Leibe, sie meinte, Johannesli solle es ertragen, das werde nicht viel machen. Aber das half nichts, sie mußte dran, sie schlug den Schuh wacker aus, rieb die Sohlen an den Strümpfen rein, und schraubte den Schuh unter vielen Seufzern wieder an den Fuß. Kaum waren sie hundert Schritte gegangen, so lamentirte Johannesli auf's neue: Großmüetti, du kannst nichts, der Stein ist noch im Schuh, uy! uy! Was die Großmutter auch sagte, es half nichts, sie mußte auf's neue an die Operation, unter schweren Nöthen vollbrachte sie dieselbe, aber kaum war der Schuh an seinem Orte, fing das Jammern des Buben von neuem an. Jetzt begriff die Großmutter den Stand der Dinge. Schweig, Bübchen, schweig, tröstete sie, das ist kein Stein, das ist eine Blase, die kann man dir nicht aus dem Schuh machen, du mußt dich gedulden, bis wir beim Vater sind, dort zieht man dir dann den Strumpf ab, und vielleicht sticht sie dir der Vater auf.

Aber das Bübchen wollte sich nicht gedulden; was es sich selbst angelaufen hatte, sollte die Großmutter wegmachen, geschwind, schnell, auf der Stelle, je weniger er wußte, was es war, desto wüster that er — begreiflich. Als die Großmutter die Blase nicht wegmachen konnte, schrie er nach Andrese Anne Bäbi, da diese nicht kam, schrie er, die Großmutter solle ihn tragen. Begreiflich trägt eine siebenzigjährige Frau einen fünfjährigen gewaltigen Jungen nicht lange, in den Schuhen wollte er nicht laufen, und da es ihn schmerzte auch in den Strümpfen zu gehen, so mußten auch diese abgezogen sein, er wollte barfuß gehen. Und als er barfuß ging, that's ihm wieder weh, und die Großmutter mußte ihn tragen, und auf der Großmutter Armen winselte er fort und fort, und die

Großmutter hatte ebenfalls Luſt dazu. Ach, ſie waren im bitterſüßen Jammer und dazu das Wetter ſo ſchön und von ſchön geputzten Menſchen waren die Straßen voll, und die meiſten ſtanden ſtill bei ihnen, theilnehmend wegen dem Gewimmer, und wenn ſie weitergingen, ſagten ſie, daß es Käthi hören konnte: Das iſt mir jetzt doch der wüſteſte Bub, den ich noch geſehen, wenn der der meine wäre, dem zerhiebe ich den H....., daß man ihn ſpinnen könnte wie den beſten Flachs. Und eine dumme alte Frau iſt's, der ſollte man es auch ſalben, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könnte, es iſt eins wie das andere. Solche Schande mußte jetzt Käthi ausſtehen, und alles darum, weil ſie eitel war, und mit dem Bubi großthun wollte, und weil ſie ſchwach war und ein jung Bubi das Regiment führen ließ, und jetzt ſie an einander zaggeten und ſchleppten zum Gotterbarmen, und wimmerten und winſelten gegenſeitig zum Allerweltsgeſpött. So gebären oft die herrlichſten Erwartungen die jämmerlichſten Entſprechungen und ſo iſt Zeit und Wetter oft ſo herrlich, und geberdet ſich der Menſch ſo jämmerlich. Mehr als vier Stunden zaggeten ſie ſo aneinander, da ſtand endlich das Haus, in welchem der Vater diente, vor ihnen. Es war Eſſenszeit, die hätte Käthi gerne vorüber gelaſſen, allein der Kleine, der Speiſe und Trank nach ihrer Bedeutung in der heutigen Kriegskunſt zu würdigen wußte, der wollte nicht. Ihr Proviant war trotz des Jammers aufgezehrt, und jetzt wollte er hinter die Fleiſchtöpfe Egyptens. Freilich ſagte er dieſes nicht, ſondern mitten im Jammer war er diplomatiſch und ſchrie, der Vater könnte hinten aus und fort, und dann kämen ſie nicht zu ihm, und was Käthi dagegen ſagen mochte, das Bubi ſchrie das Gleiche immerzu.

Käthi mochte wollen oder nicht, ſie mußte vorrücken zur Thüre und klopfen daran, und zwar zwei Mal, denn bekanntlich machen Dienſtboten ſo wenig gerne eine Pauſe im Eſſen als ihre Herrſchaften, geſchweige denn, daß ſie aufſtehen von

demſelben. Endlich, wahrſcheinlich auf Geheiß der Bäurin, öffnete ſich ein Schiebfenſterchen, eine häſſige Jungfernſtimme fuhr heraus und frug: Was habt ihr wollen? Der Johannes ſelle herauskommen, antwortete Käthi, welche nur an einen Johannes in der Welt dachte, zog ſich dann neben die Thüre zurück, um nicht wie eine Bettlerin davor zu ſtehen.

Johannes, du ſolleſt hinaus, ſagte die Magd. Wer iſt's? frug eine Frau, welcher man die Meiſterfrau alsbald anſah, obgleich ſie unten am Tiſche ſaß. Eine alte Frau mit einem Buben, war die Antwort. Es wird deine Mutter und dein Kind ſein, ſagte die Frau. Geh, heiße ſie hineinkommen, ſie kann mit uns eſſen! Johannes war ganz roth geworden im Geſicht und ſagte: er ſei fertig mit eſſen, wolle hinaus und ſehen, wer es ſei, vielleicht ſei es jemand ganz anders. Da ward auch die Bäurin roth im Geſicht, ſtand auf und ging hinaus. Während ſie draußen war, munkelte Johannes vieles, was die Bäurin nicht hörte und doch vernahm. Es dauerte einige Zeit, bis ſie wiederkam, denn Käthi machte ſehr Komplimente, und zwar von Herzen, während der Bub zuerſt dumm that, der Bäurin nicht die Hand geben wollte, ſich unter der Großmutter Schürze verkroch, dann aber unter derſelben hervor rief: Wohl, wir wollen hinein, wollen zum Aetti, zum Aetti will ich. Da lächelte die Bäurin und ſagte: Du wirſt müſſen, magſt wollen oder nicht, und Käthi ward auch roth, ſie fühlte, wie die Sünden der Eltern an den Kindern zu Tage kommen. Da ſtreckte die Bäurin die Hand dem Johannesli dar. Komm, ich will dich zum Aetti führen, ſagte ſie. Alsbald ſchoß derſelbe der Bäurin zu und ließ die Großmutter im Stich. So komm jetzt auch, ſieh, der Kleine will, ſagte die Bäurin. Sie wolle draußen warten, ſagte Käthi. Jetzt mach mich nicht ungeduldig, ſagte die Bäurin, komm herein und eß mit uns. Sie ſei nicht deswegen gekommen, ſie möchte gerne mit Johannes reden, wolle warten, bis ſie fertig ſeien u. ſ. w. Haſt's gehört, und komm, und Käthi

mußte nach, aber immerfort proteſtirend, und zwar nicht bloß zum Schein, ſondern wirklich von Herzen. Innerlich ſchmälte ſie über das unverſchämte Bäbchen, ſo ſei die Welt jetzt, ſeufzte ſie, ehedem ſei es doch nicht ſo geweſen. In die Stube zu müſſen, wo Alle zu Tiſche ſaßen, war ihr faſt, als müſſe ſie aufs Hochgericht.

Kennſt du den Aetti? frug die Frau, als ſie in die Stube traten, den Jungen, welchen ſie an der Hand führte. Als derſelbe mit dem Finger auf den Aetti zeigte, ſagte ſie: ſo geh zu ihm, er ſolle dir zu eſſen geben. Das ließ der Bube ſich nicht zweimal ſagen, deſto größere Noth dagegen hatte man mit Käthi, bis man ſie beim Tiſche hatte. Sie war mit dem üblichen Gruße: Gott wilche und Gott g'ſegnechs! eingetreten, dann drehte ſie ſich dem Ofen zu, wollte dort abſitzen, wollte nicht zum Tiſche, wollte nicht hungerig ſein, und deretwegen ſeien ſie nicht gekommen, ſie hätte warten wollen, bis gegeſſen ſei, aber das Bubi habe ein gar zu großes Verlangen nach dem Vater gehabt. Sie hätte es recht ungerne, daß ſie es ſo getroffen, daß man meinen könnte, ſie ſeien deretwegen gekommen. Aber die Bäurin verſtand nicht Spaß. Eine Schmarotzerin hätte nicht ſo lange gewartet, ihren Sohn zu beſuchen, ſagte ſie, und dann ſei es ihr lieber, die, welche einander angehörten, liebten ſich, als ſie ſchämten ſich der Verwandtſchaft. Auf ſolchen hielte ſie nichts, ſagte ſie, und ſchoß einen ſcharfen Blick gegen den Herrn Korporal hin.

Käthi mußte eſſen, und als die andern die Löffel abwiſchten am Tiſchtuche und Käthi es auch thun wollte, ſagte die Frau: Noch nicht, iß du nur, die haben lange vor dir angefangen, und mit deinen alten Zähnen ißt man nicht mehr ſo ſchnell wie mit jungen. Biſt du draußen im Stalle fertig, ſo komm herein, ſagte ſie zum Korporal, der mit dem Buben ebenfalls hinausging. Nun legte die Bäurin Käthi vor, was für alte Zähne am beſten paßte, nahm das Kraut weg, und ſagte: Mit dem mühe dich nicht, wirſt deren auch haben,

Fleisch wird dir seltener sein. Das ist brav, daß du einmal kömmst, wirst es nicht gewagt haben, dein Bub wird mich verklagt haben, wie ich eine Böse sei? Käthi wollte begreiflich dies nicht glauben, sondern sagte: sie komme sonst nicht von Hause und sie wisse sich nicht zu erinnern, wann sie eine so große Reise gethan, und wenn nicht der Kummer sie getrieben hätte, sie hätte den Weg kaum mehr unter die Füße genommen. Hier war der Punkt, wo wahrscheinlich die Bäurin Käthi haben wollte, denn sie war auch ein Weib, und wußte gern alles. Hast was Ungerades? frug sie. Nun erzählte Käthi ihre Lage, wie sie jetzt fürchte, aus dem Häuschen zu müssen, was ihr Tod wäre, und wie, wenn Johannes nicht helfe, es werde sein müssen, dieweil ihr Bauer, seit er sich mit dem neuen Zeug abgebe, ein gar Harter gegen die Armen geworden sei. Johannes wird dir ein Tischgeld geben für das Kind? frug die Bäurin. Er giebt mir was er kann, er ist ein gar Guter gegen mich, sagte Käthi ausweichend. In diesem Jahre wie viel gab er dir? frug die Frau. Kann's nicht bestimmt mehr sagen, das Gedächtniß hat mir gar grusam g'schwachet, antwortete Käthi. Doch sorgt er für den Hauszins? setzte die Frau wieder an.

B'hütis, was denkt ihr, Frau, der fremdest Mensch hätte es ja wohlfeiler, und ich bin die Großmutter, und muß auch was für ihn thun, wie recht und billig. Und mir ist es nicht einmal ein Muß, es ist meine Freude; wenn man mir das Bubi nehmen würde, es wüßte kein Mensch, was ich anfinge. Hergegen, der Sohn ist noch jung, e grusam ein Militärischer und ein Postirter, und ein solcher hat das Geld nöthiger als eine alte Frau, wenn er nicht ganz verachtet sein will. An Böshaben bin ich gewöhnt, und es ist mir wohler dabei als Manchem, der Haus und Hof hat und Geld am Zins. Du bist eine rare Frau, sagte die Bäurin, solche finden sich heut zu Tage selten. Jetzt will jeder seine Bürde dem Nachbar auf die Achseln legen, du aber nimmst noch

einem Andern seine ab und entschuldigst dich, daß du nicht doppelt trägst, während manche Jüngere als du für niemand sorgt, dem Bettel nachläuft, oder der Gemeinde zur Last liegt. Aber für deinen Jungen ist's eine blutige Schande, daß er dir nicht besser hilft! Da erschrack Käthi sehr, merkte erst jetzt, was sie eigentlich geoffenbaret, bat dringlichst, die Bäurin möchte doch ja nichts merken lassen, er sei der beste Mensch unter der Sonne, aber wie Feuer und Büchsenpulver, er wäre im Stande, er nehme ihr das Kind auf der Stelle fort, und das wäre ihr schrecklicher, als wenn man ihr bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust risse. Ehe die Bäurin antworten konnte, kamen Vater und Sohn zur Thüre herein. Gehe mit der Mutter in die Hinterstube, sagte die Frau, die ist warm, und wann sie wieder fort will, so sage es mir. Johannes meinte, vielleicht, daß die Mutter lieber draußen an der Sonne wäre. Die sei heute lange genug an der Sonne gewesen, meinte die Bäurin, und Johannes mußte mit der Mutter gehen, aber er that es unwillig. Er war sehr böse, daß die Mutter gekommen war, er schämte sich ihrer, fürchtete das Gespött seiner Mitdiensten. Er fürchtete Vorwürfe von der Bäurin, welche ihn schon lange gemahnt hatte, einmal wieder zur Mutter zu gehen, was er unter allerlei Vorwänden immer abgelehnt hatte. Er fürchtete sich, mit der Mutter allein zu sein. Nicht, daß er sich vor ihren Vorwürfen fürchtete, aber sie erbarmte ihn und er konnte ihr doch nicht helfen, und zwar durch eigene Schuld, und nun ist wohl nichts peinlicher als ein solches Erbarmen, dem man keine Folge geben kann, und zwar durch eigene Schuld. Bei vielen Menschen regt sich wohl das Gewissen, peinlich fühlen sie dessen Schläge, aber eben deswegen fliehen sie ängstlich Gelegenheiten und Menschen, welche dieses Gewissen wecken, dessen Schläge erregen, und können sie es nicht meiden, kommen Menschen, welche es erregen, ihnen unerwartet über den Hals, werden sie mürrisch, unwirsch, unhold, Kindern gleich, welche man aus dem Schlafe weckt.

Die meisten Mütter verstehen sich auf die Mienen ihrer Herren Söhne, und kümmern sich darum häufig mehr als um die Mienen ihrer Männer. So ging es auch der guten Käthi. Mit schwerem Herzen betrat sie die Hinterstube und mit Entschuldigungen begann sie die Unterhandlungen. Entschuldigungen recht zu würdigen, dazu muß man etwas mehr sein als bloß simpler Korporal, es vermögen dieses sehr viele hochgebildete Leute nicht, es vermögen dieses nur eigentliche Christen. Alsbald entlud sich auch unseres Korporals Zorn, doch nicht über die Mutter, sondern zuerst über die verfluchten Bauern. Das sei aber ein schön Müsterchen ihrer Freisinnigkeit, sagte er. Freisinnig seien sie, wenn sie aus anderer Leute Säcke Geld in ihre Säcke kratzen könnten. Würde jemand ihnen die Häute armer Leute abkaufen wollen, noch heute würden sie dieselben schinden und geschunden wieder laufen lassen. Aber das komme anders, darauf könnten sie zählen; es sei die Zeit nahe, wo diese Dorftälker froh sein würden, wenn man ihnen Brod gebe mit der einen Hand und Schläge mit der andern, und wo sie barfuß kämen und bäten über Nacht sein zu dürfen in den Ställen, die Himmels —! Jetzt solle sie den Bauer nur machen lassen, es komme die Zeit, wo sie in einem großen Bauernhause wohnen werde ohne Zins.

Käthi schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie solche Worte vom eigenen Sohne hörte, es war ihr, als dürfe sie nicht mehr warten, ob aus Furcht vor Gott oder aus Furcht vor der Bäurin, in deren Hause solche Worte geredet wurden, wußte sie selbst nicht. Sie hielt ihm der tusig Gotteswillen an, er solle doch schweigen, wenn ein Mensch solche Worte hörte, so könnten sie ja unglücklich werden zeitlich und ewig. Wenn sie ihm Ungelegenheit mache, so solle er es doch recht nur sagen, sie wolle sich ja leiden, und wenn es sein müsse, noch in ihren alten Tagen weiter. Sie wüßte zwar nicht wohin, und wenn es bekannt werde, daß

sie den Hauszins nicht zahlen könne, so würde man sie nicht gerne irgendwo hineinlassen. Das sei ein verfluchter Zwang, dem aber bald ein Ende gemacht werden würde, daß die Bauern ihre Häuser vermiethen wollten, und gerade nur denen, welche ihnen anständig seien und schmeicheln könnten; wen Gott geboren werden lasse, der hätte ein Recht an eine Wohnung, und das sei eine verfluchte Ungerechtigkeit noch aus der alten Zwangszeit her, daß die Einen Häuser hätten, die Andern nicht, Gott hätte die Welt für Alle geschaffen und nicht bloß für Großköpfe, Geizhälse und Gerichtsässe, polterte der Korporal. Aber Johannes, aber Johannes, schweig der tufig Gotteswille, du weißt nicht, wie leicht man sich versündigen kann für Zeit und Ewigkeit. Hast gehört, ich will mich ja leiden, der alte Gott lebt noch und wird mir ja schon helfen, es ging am Ende immer besser als ich dachte.

Mutter, habt nicht Kummer, das versteht ihr nicht, das ist nicht halb so bös, antwortete der Sohn. Aber verflucht ist's, daß man immer die Hand im Sack haben soll, um Geizhunden und Gerichtsässen ihren Reichthum zu mehren, ihnen alles wiedergeben muß, was wir mit saurem Schweiße ihnen abverdient haben. Das ist's, warum wir nie zu was kommen. Haben wir ein paar Krönlein verdient, so ist ein Hund da und bellt es uns ab, bald wegen Holz, bald wegen Zins, bald wegen diesem oder jenem. Deswegen bin ich doch kein Hund, sagte Käthi traurig, und hab's dir ja gesagt, ich wolle mich leiden, dir nicht Ungelegenheit machen. Mutter, das geht euch nichts an, sagte Johannes, euch habe ich nicht gemeint. Wieviel hättet ihr nöthig? Wenn's vier Thaler wären, oder auch nur drei, sagte die Mutter, die eigentlich an den ganzen Hauszins gedacht hatte, so könnte ich es machen. Jetzt, gegenüber dem aufbegehrischen Sohne, fielen ihr die Kartoffeln ein, von denen sie wohl etwas entbehren konnte, um daraus die übrbleibenden drei und einen halben

Thaler zu bezahlen. Geld müßt ihr haben, nur ist's mir zuwider, daß ich es der Meisterfrau abfordern muß, die gränniet allemal ärger als der Teufel, wenn sie Geld geben soll. Wäre uns das Arbeiten so zuwider, wie ihr das Geldgeben, wohl, der Hof würde schön aussehen. Habt ihr mich etwa bei ihr verklagt? Bewahre, sagte Käthi. Ich will sehen, wo sie ist, sagte Johannes, aber es wäre mir lieber, wenn ihr mir ein ander Mal Bescheid machen ließet, statt selbst zu kommen. Das Gehen wird mir leichter als euch, und mir ist's lieber, sie stecke die Nase nicht auch noch in unsere Sache, sie hat sie schon zuviel an Orten, wo es sie nichts anginge. Als Johannes zur Bäurin gegangen war, seufzte Käthi: Ach Gott, wie hat sich der doch geändert, ich muß mich fast fürchten vor ihm. Einen Kummer habe ich fortgetragen, zwei trage ich mit mir heim. So kommt es ihm nicht gut, aber ich will den lieben Gott Tag und Nacht bitten, daß er es ihm nicht anrechne, sondern ihn bekehre.

Johannes erschien vor der Frau halb verlegen und halb zornig, accurat wie einer, dessen Gewissen nicht ganz eingeschlafen ist, dem aber der Zeitgeist eine Art von Blendung fabrizirt hat, so daß er seine Schuld großentheils an Andern sieht, den Wiederschein für die Sache selbst nimmt. Auf sein kurzes Gesuch um Geld antwortete sie: wenn du es der Mutter geben willst, so mußt du den Rest deines Jahrlohnes haben, besser kannst ihn nicht anwenden, aber groß ist er nicht mehr. Hast aufgeschrieben, was ich dir schon gegeben? Nein, sagte Johannes, ich weiß es sonst. Selb ist mir nicht recht, sagte die Frau. Was man zu fordern hat, vergißt der dümmste Bub nicht, aber gar kurz sind die Gedächtnisse für das, was man eingezogen hat. Sieh, ist's so? sagte die Frau, und legte ihm ein groß blau Buch vor. 'S wird sein, und wenn's nicht wäre, sagte Johannes, was sollte ich, das ist ja ein Haushuch, dem muß man glauben. Johannes, Johannes, sagte die Frau, seit einer Zeit hast du was im Kopfe,

was nicht gut ist, du lebst übel daran und andere auch, und nützen thut's dir nichts. Hast gerechnet, wieviel ich dir noch schuldig bin? Zwei Fünffränkler (zwanzig Kreuzer weniger als fünf Gulden), sagte Johannes kleinlaut.

Hör, Johannes, ich muß dir was sagen in Liebe und Ernst. Noch lange nicht Weihnacht, der Lohn so groß, hast ihn schon eingezogen, und giebst deiner Mutter wenig, sie muß fast allein dir dein einzig Kind erhalten. Sie hat es mir nicht gesagt, aber du weißt, ich habe meine Augen nicht hinten am Kopf und Merks muß man mir nicht einschütten wie einer Kuh einen Trank. Aber denk, wenn es die Leute wüßten, was würden sie von dir halten, und wenn du noch einen Tropfen gutes Blut hast, so schämst du dich vor dir selbst. Sieh, statt zwei Thaler will ich dir vier geben, zwei Trinkgeld, aber gieb sie deiner Mutter. Die zwei will ich dir auch das nächste Jahr geben, wegen der Arbeit bist du mir anständig, aber den Kopf mußt du ändern, der ist mir nicht anständig. Du mußt nicht meinen, daß wir euch den Lohn nicht gönnen. Ja, freilich, haben müßt ihr, was ihr verdient, und gerne, aber nehmen lassen wir uns es nicht, Meister wollen wir im Hause sein und jedem sagen, was wir für recht und anständig halten, und wem das nicht recht ist, dem kann es Feierabend geben ung'sinnet. Merks und sinns. Jetzt sag der Mutter, sie solle kommen, es sei ein Kaffee bereit. Es gramselte Johannes im Kopf, aber sein Dienst war gut und die Zeit schlecht, er faßte sich daher, dankte wenig und ging trotzig.

Käthi machte stark Komplimente, ehe sie sich zum Kaffee setzte, aber als sie einmal dran saß, da zitterte ihr das Herz vor Behagen, denn derselbe war sehr gut. Als der Kleine vom Heimgehen hörte, begann er wüst zu thun, sagte, er möge nicht gehen, der Fuß thue ihm weh, er wolle bleiben. Käthi tröstete, wie sie konnte und mochte. Die Bäurin bot ihnen das Uebernachten an, was aber Käthi ausschlug,

weil sie nicht wüßte, wie ihr wäre des Nachts an einem fremden Orte. Dazu müsse sie Morgens an eine Wäsche, da gäbe es einen Kreuzer zu verdienen, und das sei nicht zu versäumen. Es wäre gut, es dächten alle so, darum will ich dich auch nicht aufhalten, entgegnete die Frau. Geh, schirre die Mähre, sagte sie zu Johannes, die hat wohl Zeit und in vergangener Woche wenig gethan, und fahre ein Stück mit ihnen. Es ist mir sonst zuwider, am Sonntag die Rosse aus dem Stalle zu nehmen, es ist ihnen Ruhe geordnet so gut als dem Menschen, aber ich denke, hie und da eine Ausnahme, und nicht wegen Hochmuth und Hoffahrt, sondern einer alten Frau zu Lieb, werde keine große Sünde sein. Die Mähre ist nicht gut beschlagen und das Wägeli nicht gesalbet, sagte Johannes. Das Wägeli schmier ein, der Mähre ziehe die Eisen ein wenig an, und wenn was fehlt, so sag's ein andermal zu rechter Zeit und nicht erst, wenn man die Sache brauchen will, sagte die Bäurin unwillig. Er wisse nicht, ob noch Wagenschmiere da sei, sagte Johannes. Ist nicht da, so sieh, daß du bekömmst, und ist angespannt, so komm und sag's, befahl die Frau in einem Tone, dem man es anhörte, daß sie wußte, was befehlen sei.

Johannes hätte gerne noch was gesagt, allein er kannte den Ton und ging. Unterdessen hatte Käthi immer geredet, gesagt, sie dürfe nicht fahren, fürchte sich, ertrüge es nicht, schäme sich, so eine arme alte Frau im Wägeli fahren u. s. w. Die Frau hatte sie reden lassen, als Johannes endlich draußen war, schnitt sie alles Gerede mit der Frage ab: Und mit den Erdäpfeln, wie steht's, halten sie sich in den Kellern? So eine Frage gleicht einer aufgezogenen Schleuse. Wie bei der Schleuse das Wasser, strömt bei der Frage unwillkürlich eine ganze, vielleicht längst aufgestauchte Gedankenreihe nach, absonderlich bei Weibern. Aber lange ehe das Wasser durch die Schleuse war, kam Bescheid, es sei angespannt, doch brauchte Johannes ihn nicht selbst, es half ihm aber nichts, er mußte

hineinkommen. Da ist ein Kacheli Kaffee, sagte die Bäurin, trink, dann fahr so weit du willst, auf ein Bitzli weiter kommt's nicht an, wenn es einmal angespannt ist. Er möge nicht Kaffee, sagte Johannes, und wenn man lange mache, so wäre es besser, der Bub fahre, sonst sei er zum Melken nicht zurück. Du fährst, sagte die Frau, und wenn du nicht da bist, so milcht ein anderer. Du wirst dich wohl erinnern, daß schon mehr als einmal ein anderer für dich gemolken hat, es wäre heut nicht das erste Mal. Johannes ward roth und ging. Aber ich wollte für ihn angehalten haben, sagte Käthi, wenn er nicht gerne fährt, daß er nicht muß, er könnte es an mir zürnen. Ich begreife, daß er lieber daheim bleibt, wenn das Melken nahe ist. Mutter, höre ein Wort, und nimm es nicht für ungut, sagte die Bäurin. Du bist viel zu gut gegen deine Buben, gegen den großen und den kleinen, so mußt du der Narr im Spiele sein, ihnen ist's der größte Schade, und zuletzt versündigen sie sich an dir und schämen sich deiner. Das sei doch nicht, sagte Käthi, er habe sie letzten Sommer in's Wirthshaus gerissen, wie ein jung Meitschi. Habe nichts darwider, das war bei dir daheim, wo man dich und ihn kennt, daneben sind solche Bursche heute so, morgen anders, je nachdem es sie ankommt, haben keine Regel und keine Liebe. Aber das weiß ich, Mutter, daß ich denen ganz anders den Daumen auf das Auge hätte, sonst ging's mir wie der Regierung, ung'sinnet müßte ich an einem schönen Morgen in den Spital. Aber jetzt komm, sonst giebt's noch schlimmer Wetter.

Als Käthi das Wägeli besteigen wollte, sah man wohl, daß sie dasselbe nicht in der Uebung hatte. Sie wußte nicht recht, sollte sie der Mähre über den Kopf steigen, oder von unten herauf auf den Sitz kommen. Als man sie endlich an die rechte Stelle gebracht hatte, gab's Mühe, ehe man sie oben hatte, und als sie oben war, seufzte sie schwer auf: Ach Gott, wenn ich nur wieder unten wäre!

Die arme Mähre mußte Johannes Zorn über die Bosheit und Teufelsüchtigi der Bäurin entgelten. Johannes nahm die Gutthat an Mutter und Kind eben auf als eine Bosheit, ihm die Schande zu machen, am hellen Tage, und noch dazu an einem Sonntage, mit einer solchen Bettlerfuhre im Lande herum fahren zu müssen, damit, wenn jemand die Bäurin oder eine Magd frage: habt ihr jetzt die Bettelfuhre? man antworten könne: Nein, es waren dem Johannes seine Mutter und sein Kind. Ein vergiftet Gemüth saugt Gift aus den süßesten Blumen.

Der Kleine hatte große Freude am Fahren und an der Mähre, sein Geplauder hinderte den Korporal am Loslassen seiner Galle. An einer einsamen Stelle der Straße hielt Johannes, von wo sie noch eine gute halbe Stunde bis nach Hause zu gehen hatten. Die Mutter hatte einige hundert Schritte vorher in einem Dorfe gefragt, ob er der Mähre nicht was wolle geben lassen? Die mangle nichts, hatte er gesagt, und jetzt stellte er sie plötzlich ab. Käthi fühlte wohl warum, es that ihr weh, aber sie sagte nichts. Es kostete viele Mühe wieder, ehe sie den Boden ergriffen hatte. Endlich unten, wollte sie abladen, was ihr schwer auf dem Herzen lag. Hör', begann sie den Zuspruch, laß dich doch recht nicht verführen von denen, welche keine Religion haben und nichts als Neid und Durst, Lumpenhunde sind und Herren werden möchten. Bleib fromm und gut, und werde mir der tusig Gottswille nicht freisinnig, wie unser Bauer und andere noch mehr. Denk, der alte Gott lebt noch, an den halte dich und nicht — Adie, Mutter, b'hüti Gott, Bub, d' Mähre will nicht stehn, und auf und davon fuhr er und nahm sich nicht einmal Zeit, die Hand zu fassen, welche die Mutter ihm in der Eile noch darstreckte, als er ihr das Wort vom Munde schnitt. Plötzlich hielt er stille und winkte. Die alte Käthi humpelte so schnell als möglich, um Mähre und Sohn nicht ungeduldig zu machen. Unterdessen hatte der Sohn aus dem

Kasten des Sitzes ein Säcklein genommen und sagte: Hätt's bald vergessen, die Frau hat's hinein gethan für euch, hätte es auch können bleiben lassen, aber sie möchte die Gute machen, und man soll nicht merken, wer sie ist, und denen nicht glauben, wo es sagen können. Adie, schloß er, und hörte nicht den Dank der Mutter, und alle die Aufträge, welche sie ihm nachrief, ebenfalls nicht. Eine Hand voll Backobst, welche im Säcklein waren, tröstete Johannesli über die davonsprengende Mähre, und machte ihn recht liebenswürdig, so lange er Backobst zu essen hatte.

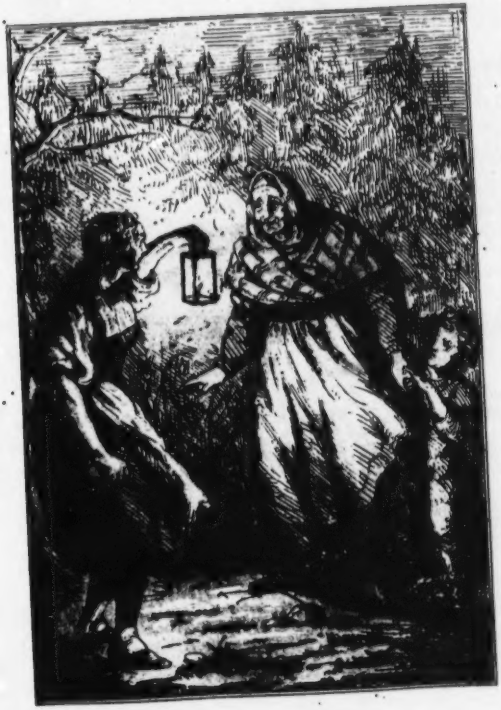
Unterdessen war von der Aare her ein dichter Nebel, den man mit dem Messer hätte schneiden können, einer ungeheuren Schlange gleich, das Land herauf gekrochen, hatte sich der Emme nach, links und rechts in die Thäler hineingewunden. Dunkel, ja finster ward es auf Erden, unheimlich, und Angst kam über unsere Wanderer. Die Angst fängt innerlich an, dann kriegt sie Augen, dann sieht sie Gespenster, dann schreit sie, dann läuft sie, wenn sie nämlich noch die Beine rühren kann. Erst schwiegen beide, dann begann der Junge zu jammern über Nacht und Nebel, und daß sie den Weg nicht finden würden; und, Großmüetti, wenn jetzt der Böllimann käme, oder gar der Tüfel, Großmüetti, was wollten wir machen? Käthi zitterte an allen Gliedern; beten, sagte sie bebend. Siehe, siehe, Großmüetti, jener dort mit den Hörnern, beim Baum, dort ist er, er kömmt, er kömmt, so rief der aufgeregte Bube, und drängte sich unter die Schürze der Alten. Diese sah zwar nichts, aber sie glaubte, junge Kinder sähen mehr als alte Leute, und hätte Reißaus genommen, wenn ihre Beine sie getragen hätten.

Da Käthi nicht rennen konnte, begann sie zu beten und zwar stark, und obendrein machte sie noch das Kreuz, so viel sie konnte. Sie hatte einmal gehört, das sei b'sunderbar gut gegen die bösen Geister. Da niemand kam, niemand sie nahm, erholten sich beide langsam, der Schlotter verließ sie

jedoch nicht, mit Beben gingen sie weiter. Bekanntlich streckt sich die Zeit einem Menschen, welcher Angst hat, unendlich, darin ist sie ähnlich dem Golde. Jeder Schritt schien ihnen eine Viertelstunde lang, es schien ihnen daher, sie sollten längst zu Hause sein, und rundum schien ihnen Alles fremd, sie mußten verirrt sein oder verhext, eins von beiden. Wohin sollten sie sich wenden in der trüben Nebelnacht? Einem Schiffer auf dem weiten Weltmeere im Nebel und ohne Kompaß kann es nicht banger um's Herz werden, als unserer guten Käthi. Und wie in solchen Aengsten und Nöthen die Einbildungskraft lebendig wird, so geschah es auch hier, alle Schreckniſſe und alle bösen Geister, von denen die Alte je gehört, dem Bübchen davon erzählt hatte, wurden jetzt lebendig, erschienen ihnen, stellten ihnen zu Berge die Haare: Schlangen, Drachen, Löwen und Elephanten, feurige Männer, Teufel und Böllimann, Abgründe, Waldmenschen, Wasserjungfern, Mörder, Stiere, Alles bunt durcheinander in gräulichem Gemische, tanzte vor ihnen, griff nach ihnen, und bald schrie Käthi fast laut auf wegen einem schrecklichen Waldmenschen, bald Johannesli über eine Schlange oder den Böllimann mit dem langen, langen Hacken. Und das Ding wollte kein Ende nehmen, immer lebendiger ward der Nebel und scheußlicher, eine Ewigkeit glaubten sie gewandert, und nirgends eine Spur eines Fetzleins bekannter Welt! Schon redeten sie davon, das beste wäre, wenn sie ein trocken Plätzlein fänden, da zu bleiben und den Kopf zu verhüllen, erleiden möchten sie es wohl, dieweil es so kalt noch nicht sei. Da glaubte Käthi was Helleres zu sehen, einen bessern Weg. Komm, besser links wollen wir gehen, sagte sie zu Johannesli, und kaum hatte sie das gesagt, plumps, so lag sie im Wasser, stieß einen gräulichen Schrei aus, und Johannesli, als er die Großmutter plumpsen hörte, schrie noch viel gräulicher, denn an natürliches Wasser dachten beide nicht. Dazu färbte sich vor ihnen der Nebel roth, ward ganz wie Feuer, und mitten

im Feuer ſahen ſie noch eine Flamme, und die Flamme kam näher und näher, Käthi konnte vor Schreck nicht aus dem Bache, und betete und bekreuzte ſich immer heftiger, und Johannesli that eben ſo, und jetzt kriegte die Flamme noch eine Stimme und rief: Wo ſeid ihr? Da war ihnen nicht mehr zu helfen. Mein Gott, ſo gebt doch Antwort, wo ſeid ihr? rief's wieder. Das Wort: mein Gott! kam über ſie, wie das Wort Gnade über einen armen Sünder, welcher ſchon einen Fuß in der Hölle hat.

Ein guter Geiſt war's alſo, der da aus der Flamme ſprach, und da er noch näher kam, erkannten ſie ihn. Es war ein Geiſt, der einſtweilen noch Fleiſch und Bein hatte, es war Andreſe Anne Bäbi, welche ſagte, ſie hätte ſchon lange nach ihnen geblanget, die Laterne angezündet, um ihnen entgegen zu gehen, und als ſie hätte ſchreien hören, gleich gedacht, daß ſie es ſeien. Sag' um Gotteswillen, wo ſind wir, wie konnteſt du uns finden? frug Käthi. Aber mein Gott, Mutter, was iſt mit euch? frug Andreſe Anne Bäbi, und konnte ſich nicht erwehren, an ein Gläschen zu viel zu denken, ihr ſeid ja daheim, nicht zwanzig Schritte weit ſteht euer Häuschen. Nein aber nein, ſagte Käthi, daheim ſein und es nicht wiſſen, das iſt mir doch noch nie begegnet, jetzt weiß ich, was verhexen iſt, laufen und immer laufen, laufen eine Ewigkeit lang und nicht heimkommen können! Du mein Gott, was ſoll das wohl zu bedeuten haben: bös Wetter, oder gar Krieg? — Kommt, Mutter, heim und geht in's Bett, daß ihr wieder erwarmen könnt. Unterdeſſen will ich euch Kaffee machen oder Thee, wenn ihr glaubt, der mache euch beſſer. — Du denkſt doch nicht, Meitſchi, daß ich zu viel getrunken! Nicht ein Tropfen Wein oder ſonſt was Hitziges kam heute über meine Zunge, aber wenn du erlebt hätteſt, was wir, Meitſchi, dann dächteſt du nicht mehr an einen Rauſch, dann wüßteſt du, was Ungeheuer ſind und was verheret ſagen will. Was iſt wohl für Zeit, es wird bald Mitternacht ſein oder



doch zehne? — E aber, was denkſt, Mutter, nicht vor langem hat es ſieben geſchlagen drüben an der Kirche, halb achte iſt's noch nicht. — Aber nein, aber nein, wär' das möglich, ſagte Käthi, und ſind wir doch gelaufen, es dünkt mich, viel, viel Stunden lang und jetzt noch nicht achte! Das war ein ſicherer Beweis, daß ſie Wunderbares erlebt, und daß ſie verhext geweſen. Schon oft ward beſchrieben, wie herrlich es dem Schiffbrüchigen zu Muthe geweſen, welcher aus Meereswellen und Todesnoth auf's Trockne geworfen und jetzt nicht von wilden Menſchenfreſſern empfangen wird, ſondern von Leuten mit Manieren, welche ihn freundlich aufheben, in ihre Häuſer führen, ihm trockne Kleider geben und was zu eſſen, was Warmes, wenn ſie es haben. Ach, wie gut und wie ſchön war's ihm da um's Herz, und lange kam er nicht recht zu ſich und konnte es nicht ordentlich faſſen, daß er gerettet ſei. Als er es endlich loskriegte, da weinte er ſelige Thränen, und als er ſie geweint hatte, trocknete er mit was Trockenem die naſſen Backen ab. Schön, prächtig iſt's, wir geben es gerne zu, denn allweg iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Erſaufen im kalten Waſſer, und gerettet im Trocknen ſitzen mit was Warmem im Munde.

Aber bei allem Wonnegefühl fehlt denn doch ein Element, das Heimelige, das unbeſchreibliche Behagen daheim zu ſein, daheim bleiben zu können. In der Hütte, in welche der Schiffbrüchige aufgenommen wird, iſt er fremd, muß wieder weg, weiß nicht wie? Wo ſind jetzt die Deinen, denken ſie wohl an dich, ſiehſt du je ſie wieder, dieſe Gedanken flattern wie düſtere Nachtvögel vor ſeiner Seele, ſtören das Behagen am Feuer, das Gefühl gerettet zu ſein. Ganz anders iſt es einer ausgewanderten Familie, die in fremden Landen, ſei es in Amerika oder im Kirgiſen- oder Baſchkirenlande in Noth und Drangſale gekommen iſt und ſtatt ein gelobtes Land ein verlogenes Land gefunden hat. Hinter ihr drein ſchlich leiſe, unſichtbar das Heimweh, und als ſie ſich niederſetzte im frem-

den Lande, Alles anders fand, als sie erwartete, fremde Leute, fremde Sprache, fremde Lebensweise, als sie ermattete in Noth und Drangsalen, so ergriff leise, unsichtbar das Heimweh die Menschen, schlich ihnen in die Herzen bis mitten hinein. Hier nun beginnt es sich zu regen, es nagt da innen ein Wurm, es brennt ein unaussprechlich Weh, und das Weh dehnt sich aus durch alle Glieder, zieht den Hals zusammen, trübt die Augen, bricht die Stimme, lähmt die Kräfte, versengt den Muth, gießt Blei in's Gebein. Plötzlich schwillt es auf zur Meereswelle, braust es auf zur Windsbraut, reißt die Familie von der Scholle, auf welcher sie sich niedergelassen, auf welcher sie verlassen weint, treibt sie heim durch Noth und Drangsale, fast wie die Familie Loths aus dem brennenden Sodom. Der Schlaf will nicht weilen bei ihnen, Ruhe nicht kommen über sie, weiter und weiter über Meer und Land jagt sie bange Hast, je näher sie kommen der Heimath, desto mehr brennen die Herzen, es dehnen sich unendlich Weg und Stunden, zu Ewigkeiten werden die Tage, sie kommen sich vor wie Gespenster, welche ruhelos irren müssen in unsäglicher Pein, ohne je das Ziel zu finden. Ihre Seufzer vertrocknen, ein stummer Harm, schwarzem Nebel gleich, legt sich über ihre Seelen. So wandern sie Wochen, Monate in unaussprechlichem Sehnen, aber in unaussprechlicher Pein. Die Heimath will nicht kommen, wohl kömmt dem Einen, dem Andern der Tod, löst die müde Seele aus dem gebrochenen Leibe und trägt sie in's bessere Land, die ewige Heimath. Endlich aber, endlich kömmt doch der Tag, der an's Ziel sie bringt. Hinter einem Hügel taucht der Kirchthurm auf, es breitet sich das Dörfchen aus, es öffnet die alte traute Hütte sich, drinnen sitzen sie ab, daheim sind sie! Nun aber geht es lange, bis das Bewußtsein kömmt, die Seele aufthaut, der Harm sich verflüchtigt, das Heimweh sich verflüchtigt, das Heimweh sich verklärt in's selige Gefühl daheim zu sein. Dann wird es aber auch den armen Wanderern unaussprechlich wohl, unendlich seliger sind sie, als ge-

rettete Schiffbrüchige, sie sind daheim, müssen nicht weiter, sie können schlafen gehen, und wenn sie erwachen, haben sie das selige Gefühl, sie müssen heute nicht weiter, sie sind daheim, da können sie weilen, da werden sie weilen. Wem es so recht weh geworden um's Herz in der Fremde, der erst weiß, was die Heimath ist, der geht nicht mehr in die Fremde, wo eine Angst ihn ergriffen hatte, als ob von dort kein Weg zum Himmel führe.

Aehnlich war's Käthi und dem Kleinen, als sie vom Bache sich losgemacht, des Häuschens Schwelle ergriffen hatten und daheim saßen, behaglich, wohlig, vor ihnen ihr Tisch, hinter ihnen ihr Bett. Ach Gott, solch Glück zu erleben hatten sie nicht mehr gehofft, und jetzt saßen sie, seit Käthi andere Strümpfe angezogen, im Trocknen und zwar daheim, und jetzt kam Andrese Anne Bäbi mit warmem Kaffee, stellte denselben vor sie auf den Tisch, hinter ihnen wartete das warme Bett, in demselben süße Ruhe für viele Stunden, und am Morgen ein Erwachen mit dem seligen Bewußtsein, daheim zu sein, daheim bleiben zu können. Daheim bleiben zu können ist doch immer das schönste für Alle, welche Ruhe gefunden haben für ihre Seele. Und all' diese Wonne und das Glück zu begreifen, was daheim sein sei, hatten sie mit einer Stunde Angst erkauft, so wohlfeil giebt Gott denen, welche ihn lieben, was zu ihrer Seligkeit dient, und wer ihn nicht liebt, der faßt, und wenn er die Weisheit der Welt im Leibe hätte, die Liebe Gottes nicht, würdigt seine Gaben nicht.

Dem Weltmeer entronnen, war Käthi glücklich am Gestade ihrer Hütte gelandet, vor den Gefahren der Welt geborgen, und sobald wage sie sich nicht mehr so weit hinaus, sagte sie, es sei denn, man trage sie hinaus, und der Kleine werde einstweilen der Welt auch satt sein. Bei jedem Schlucke Kaffee sagte sie, wenn sie ihr Kacheli absetzte: E Gottlob, daß wir wieder daheim sind! O, es weiß kein Mensch, wie wohl es Einem daheim ist, bis man fort gewesen und geglaubt

hat, man komme nie mehr heim! Glücklich ist, wer vom Reisen als die beste Beute den Spruch heimbringt: Gottlob, daß ich wieder heim bin. Und als am folgenden Morgen Käthi erwachte, war wieder das erste, was sie sagte: Ach, Gottlob, daß ich wieder daheim bin!

Dreizehntes Kapitel.

Wie Käthi in Ehren und ohne jemand zu plagen mit Zelen und Arbeiten sich durchzuschlagen sucht.

Darauf trieb Käthi alsbald ihre Hauptangelegenheit ab und verkaufte Erdäpfel, bis sie die achtehalb Thaler beisammen hatte. Es hielt sie sehr hart. Man wisse nie, was es gebe, sagte sie, aber die Hauptsache sei, daß sie dableiben könne, ein paar Mal mehr oder weniger hungrig in's Bett; darauf komme es nicht an. Als es einmal geschehen war, Käthi das Geld beisammen hatte, da waren die Erdäpfel auch verschmerzt. Frohgemuth wanderte Käthi dem Bauer zu und zahlte.

Der Bauer nahm das Geld sehr gerne und schmunzelnd. Er habe es wohl gewußt, daß die Alte zahlen könne, wenn sie wolle. Es komme nur darauf an, daß man ihnen den Verstand zu machen wisse, und daß sie wüßten, wen sie an der Hand hätten. Er wisse die Flausen zu vertreiben und es werde sich nicht leicht jemand einfallen lassen, den Grozenbauer zum Besten haben zu wollen, so rühmte er sich. Er that sich viel zu gut auf seine gute Manier; wie hart sie in die Herzen schnitt, davon hatte er keinen Begriff. Er hatte trotz seiner Freisinnigkeit keinen Begriff von einem Herzen, sondern nur vom Gelde. Seine Frau hatte das äußerst ungern, doch hielt sie an sich und sagte Käthi nur im Vorbeigehen kurz: Das hätte nicht halb so pressirt. Es mag geben,

was es will, se vergiß nicht, daß ich auch noch da bin. Ganz glücklich ging Käthi heim. Gottlob, sagte sie, dableiben kann ich, und das ist die Hauptsache, das andere alles wird sich schon machen.

Für viele tausend Haushaltungen begann eine sehr bange Zeit, unter diese gehörten aber alle die nicht, welche sich darauf freuten, wie Käthi auf das Aehrenlesen, um ungestraft und gleichsam von Gott und Rechtswegen betteln zu können. Die, welche wir meinen, hatten beim Beginn des Winters wohl alle noch zu essen. Aber wie lange noch, und was dann? Das lag so schwer auf ihrem Herzen. Es waren Hausväter und Hausmütter, welche sich vorgesetzt hatten mit Ehren durch die Welt zu kommen und ohne jemand zu plagen. Mit Ehren durch die Welt kommen und niemand zu plagen, das ist ein gar schöner Spruch, und der hat einen goldenen Klang. Allerdings ist's eine Ehrensache und zwar nicht bloß für diesen oder jenen Stand, sondern eine allgemeine, rein menschliche, mit eigenen Kräften und ohne Beihülfe und ohne Krücke sich so durch die Welt zu helfen, daß man vor Gott und Menschen bestehen mag mit Ehren. Dieses Vermögen bedingt die Selbstständigkeit des Menschen, es allein macht den Mann zum Manne, es allein giebt die Würde, mit Rath und That das allgemeine Wohl und Heil fördern zu dürfen. Dieses Vermögen zu erlangen, soll das erste Ziel des Menschen sein, an der Hand der Eltern soll er ihm zuerst entgegen geführt werden, der Menschen höchstes Ziel ist es aber nicht. Das höchste Ziel des Menschen ist die Seligkeit im Himmel. Aber beide Ziele liegen nicht in entgegengesetzten Richtungen, sie liegen auf der nämlichen Straße, sind bloß verschiedene Stationen auf der Lebensreise. Das erste zu erreichen, thut Arbeiten Noth, zur zweiten kömmt man ohne Beten nicht. Beten heiligt die Arbeit, denn Beten giebt die Treue, die sich nicht durch jeden Wind hin und herblasen läßt, sondern fest bleibt in den

Fußstapfen des Herrn und ausharrt darin bis an's Ende. Beten allein heiligt die Tage des Reichen, daß, wenn er auch nicht für sein täglich Brod schaffen muß, er sie doch verbringt, daß er Gott Rechenschaft zu geben vermag über seine Gaben.

Bleibt ein Mensch, eine Nation auf der ersten Station, ist sie so in die Materie hineingerannt, daß sie den Aufblick zum Himmel nicht mehr hat, so gleichen sie den Ameisen in einem Haufen von Tannennadeln, mit dem Unterschiede nur, daß die Ameisen bewunderungswürdig sind, denn sie erfüllen vollständig ihre Bestimmung, die Menschen aber bejammerungswürdig, denn zum Ziele ihrer Bestimmung gelangen sie nie. Sollte es aber je geschehen, daß der Repräsentant einer Nation von derselben sagt: ihr Beten sei Arbeiten, so legt er von dieser Nation ein traurig Zeugniß ab. Ist es wahr, so steht die Nation auf einer sehr tiefen Stufe, und der Repräsentant ist zu bedauern, eine solche Nation vertreten zu müssen. Legt er das Zeugniß aber fälschlich ab, vielleicht bloß um einen gemeinen Witz zu machen, dann ist die Nation zu bedauern, daß sie unwürdig vertreten wird von einem Menschen, der sein Volk nicht begreift, ja nicht einmal begriffen hat, wie ein Mensch mit Ehren durch die Welt kömmt und ohne jemand zu plagen. Denn wo das Beten aufhört, das Hinaufsehen zu Dem, welcher die Arbeit geheiligt, befohlen hat, sechs Tage sollst du arbeiten und schaffen all deine Werke, der siebente ist der Tag deines Gottes, da sollst du ruhen, den Tag sollst du heiligen, da verleidet dem Menschen die Arbeit, das Fügen in die Ordnung Gottes hört auf, die Arbeit wird eine Plage, Fleischeslust, thierische Genußsucht die leitende Kraft, dazu gesellen sich die Raubsucht und schließlich der Blutdurst; Rauben und Fressen, darin allein besteht dann noch die Arbeit. Freilich nur der Christ, dessen Seele kein gedankenloser Geldsack geworden ist, begreift den Zusammenhang zwischen beten

und arbeiten, und den tiefen Sinn in den einfachen Worten: mit Ehren durch die Welt kommen, ohne jemand zu plagen. Wenn einem Menschen die Augen zugehen wollen zum letzten Schlafe auf Erden, sei es ein Held oder ein Hausvater, eine Wittwe oder ein König, was kann er wohl Bedeutsameres sagen, als, er sei mit Ehren gewandert alle Tage seines Lebens und habe niemand geplagt? Dazu mußte er den Sinn haben, der andern thut, was man selbst gerne hätte; dazu mußte man den Fleiß haben, der alle seine Gaben und Kräfte zu Nutz und Heil der andern Glieder anwendet; dazu mußte man den Geist von oben haben, der nur dem Beter gegeben wird. Der kennt dann aber auch das Genügen mit dem, was Gott bescheert, das unbeschwert Mangel leiden kann und übrig haben, der kann zur Ehre Gottes essen und trinken, und volles Vertrauen haben zu dem, welcher die Lilien kleidet und die Vögel speiset. Freilich begreift ein Mensch der Cultur solche Grundsätze nicht, sie kommen ihm vor wie Ringe in der Nase des Schweins, er spottet sie aus, macht commune Witze in seiner communen Dummheit.

Das Gräuliche aber ist, daß man die communen Witze communer Dummheit dem Volke vorwirft als hohe Wahrheiten neuer Weisheit, dem Volke sie aufdrängt mit einer Heftigkeit, die man Fanatismus nennen würde, wenn der Heftigkeit etwas Religiöses zu Grunde läge und nicht bloß der gemeinste thierische Sinn, den man jedoch mit dem buntesten Festkelgehänge bekleidet, wie verarmte Komödianten mit kaiserlichen und königlichen Lumpen. Das Gräuliche ist, daß das Volk sie einsaugt, wie dürrer Boden lang entbehrten Regen, die Arbeit ihm verflucht erscheint, Genießen seine Religion wird und alle Mittel dazu ihm geheiligt scheinen, Gnadenmittel. Das Gräulichste ist die Frucht des Einsaugens: thierische Bestialität, aus welcher das Christenthum uns herausgewunden hat. Der Anfang zum Ende hat begonnen

und besteht eben darin, daß Tausende ein Recht zu haben glauben, Andere zu plagen, und keinen Sinn dafür, sich mit Ehren durchzubringen; daß Tausende jeden Anlaß benutzen, ihr vermeintlich Recht geltend zu machen, jeden Vorwand geltend machen, der von ihnen verfluchten Arbeit sich zu entziehen, weil Tausende eben nicht mehr beten, den Glauben nicht mehr haben, daß alles, Regen und Dürre, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, Reichthum und Armuth nicht von ungefähr, sondern aus Gottes väterlicher Hand uns zukomme. Tausende können nicht mehr in Liebe empfangen, was Liebe giebt, und im Trotze, der nimmt, erstarrt so gerne die Liebe, die giebt.

Es ist schön, einen Helden zu sehen in der Schlacht, wie er durch die Reihen bricht, nach den Kronen der Ehre ringt; schön das Schiff zu sehen, welches dem Sturme trotzt und durch die Wellen schneidet, aber unendlich schöner ist's, ringen zu sehen einen treuen Vater, eine treue Mutter mit des Lebens Nöthen, mit den Drangsalen der Armuth, welche Jahre dauern, alle Morgen neu werden, oft nicht enden bis zum letzten Morgen, welcher ihnen anbricht auf Erden. Nur beim treuen Ringen ist die rechte Demuth, welche zu empfangen weiß, nicht plagt, das Almosen zu Ehren bringt, und trotz dem Almosen nicht bloß mit Ehren durch die Welt, sondern mit Ehren in den Himmel kommt. Wie dem Helden, der in der Schlacht Glieder verloren hat, oder gelähmt worden ist, die Gaben des Vaterlandes verdiente Ehrenzeichen sind, so sollen auch dem treuen Krieger mit dem Leben, dem die Kräfte ausgegangen sind im Kampfe, der an erhaltenen Wunden darniederliegt, die Gaben der Liebe Ehrenzeichen sein, in Ehren hat er sie verdient, mit Ehren darf er sich ihrer rühmen. Dieses Sinnes sind wirklich noch Tausende, sie kämpften treu einen harten Kampf, mancher siegreich, mancher erliegend.

Dieses Sinnes war auch Käthi; war sie auf der einen

Seite der Schuld los, so war sie auf der andern auch geldlos, vor ihr war der Winter, Ernte hatte sie keine in demselben, und wie groß der Verdienst einer alten Frau ist, ist bekannt.

Ihr Hauptverdienst war das Spinnen. Seit Baumwollenzeug dadurch, daß die Baumwolle mit Maschinen gesponnen werden konnte, das Leinenzeug im Preise hinunterdrückt, nahm der Verdienst der Spinnerinnen von Flachs und Hanf ab. Mit dem Verdienst nahmen auch die Spinnerinnen ab und der Spinnerinnen Geschicklichkeit, die Aufmunterung begann zu fehlen. Nach vielen Proben und fehlgeschlagenen Versuchen gelang es endlich, auch den Flachs mit Maschinen zu spinnen, englisches Garn überfluthete die Schweiz und der Verdienst durch das Spinnen schmolz fast auf nichts zusammen. Im Handel ward fast nur Maschinengarn benutzt, für den Hausgebrauch allein ward Handgespinnst gebraucht. Nun bewährte sich auch hier der alte Grundsatz, daß wer sich Mühe gegeben hat, sich in einer Arbeit auszuzeichnen, Verdienst hat, so lange noch irgend etwas von dieser Arbeit zu machen ist, während erst alle schlechten, dann alle mittelmäßigen Arbeiter brodlos werden. Und wenn endlich alle Arbeit aufhört, so hat der geschickte treue Arbeiter gute Leute, oder aber, ist er noch in rüstigen Jahren, Gewandtheit und Willen, welche ihn leicht was Anderes ergreifen lassen. Es giebt keine Tugend, welche nicht in gegebenen Fällen den Lohn in sich trägt. Käthi war eine der treuen fleißigen Spinnerinnen, denen nie das Gewicht fehlt, welche aus einem Pfunde schönen Flachses fünfzehn, zwanzig und mehr Tausend spinnen konnte, wenn man es so haben wollte, und trotz der Feinheit doch so fest, daß die Weber nie über dieses Garn klagten, was doch von einem Weber viel sagen will. Ihr fehlte es selten an Arbeit, aber klein blieb der Verdienst dabei. Es war eine Zeit gewesen, wo Käthi mehr als zwei Tausende gesponnen hatte und damals hatte sie acht bis zehn Kreuzer vom Tausend Spinner-

lohn. Jetzt, bei steifer gewordenen Gliedern, spann Käthi wohl noch Tausend im Tage, erhielt dafür statt zehn Kreuzer sechs Kreuzer, statt fünf Batzen verdiente sie also sechs Kreuzer, wenn es wohl ging, für jedes von ihnen also drei Kreuzer im Tag, oder wenn sie anderthalb Tausend spinnen konnte, für beide acht bis neun Kreuzer.

Nun aber war es nicht mehr jene Zeit, wo der Baumeister, welcher den Münster in Bern baute, seinem Weibe das Mittagessen hinter die Thüre schmiß (wird doch Augen gemacht haben, die Frau Baumeisterin), dieweil ein Mann, welcher täglich seinen Batzen verdiene, nicht bloß mit Bohnen und Speck vorlieb nehme über Mittag. Indessen Käthi murrte nicht, sondern dankte Gott, wenn sie zu spinnen hatte, und das hatte sie auch, dieweil sie eben bewährt war in diesem Fache. Es giebt noch immer viele Leute, welche mit dem Baumwollenzeug nichts zu thun haben wollen, nicht Maschinengarn mögen, und schönes Leinenzeug für eine Zierde des Haushalts halten. Die Frau Pfarrerin gab Käthi gerne Arbeit, und noch manche Frau im Dorfe sagte zu ihr im Vorübergehen: Käthi, wenn du einmal nichts zu spinnen hast, so komm, habe schon lange Etwas für dich gerüstet. Und Käthi war dankbar für den Batzen, hörte sie doch, daß mancher Händler kaum einen Batzen zahle.

Hier und da gab's wohl größern Verdienst, an einer Metzg z. B. oder sonst einem häuslichen Geschäfte, zu welchem man mehr Hände bedurfte, als man im Hause hatte; doch diese Fälle waren selten. Indessen ging es doch mit Ehren und ohne jemand zu plagen. Wir können keine Rechnung anstellen, wie Käthi es machte, für wie viele Kreuzer sie brauchte von diesem und für wie viele von jenem. Zwei Dinge waren da, welche sich durchaus nicht in Rechnung bringen lassen. Das erste ist der Segen Gottes. Was ist das? frägt man wohl. Der Segen Gottes ist der Segen Gottes, und mehr kann man nicht sagen, so wie Licht Licht ist, und Geist Geist

ist, und Gott Gott ist; er ist da, er ist dort augenscheinlich, so wie da, dort augenscheinlich der Unsegen ist; der Wittwe Oelkrüglein ist an einem Orte, ein Faß ohne Boden an einem andern, und sagen kann man doch nicht, es liegt an dem, es liegt an diesem. Es ist so, aber erklären kann man es nicht, so wenig man erklären kann, warum die einen Menschen immer saubere Kleider haben, reinlich aussehen, während andere immer unrein, immer unsauber sind. Bei Bruder und Schwester treten diese Gegensätze heraus, und Vater und Mutter wissen, daß es so ist, aber das Warum wissen sie nicht, helfen können sie nicht. So ist's mit dem Segen Gottes, man kann ihn so wenig mit Worten fassen, als das Licht der Sonne mit den Händen, aber wo er weilet, macht er aus Wenigem Vieles und segnet es an Leib und Seele. Dieser Segen ist das Erste, was das Rechnen in Käthi's Haushalt unmöglich macht. Das Zweite ist gerne bei diesem Ersten und zumeist, das sind die guten Leute mit ihren freundlichen Gaben. Brachte Käthi Garn in ein Haus, so trug sie wenigstens zum Lohn noch Brod heim, manchmal noch Aepfel, manchmal was Anderes, was einer guten Frau gerade bei der Hand war, denn es war gar zu schön, Käthi, die so dankbar empfing, so innig dankte, etwas zu schenken, als daß man die Gelegenheit dazu vorüber ließ. Nun wird es anderwärts sein wie bei uns, daß noch gar viele Weiber darauf Anspruch machen, eine gute Frau zu sein. Man glaubt gar nicht, wie so viele Menschen vom Wunsche beseelt sind, gut zu heißen und lieb zu sein, und besonders unter den sogenannten untern Klassen findet sich dieses Sehnen nach Liebe, dieser Drang wohlthätig zu sein. Man lacht so oft über den heiligen Crispin, welcher Leder stahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Das ist eine von den Geschichten, welche alle Tage neu werden, und daß man darüber lacht, beweist nur, daß man ebenfalls noch immer Augen hat, welche nicht sehen, und Ohren, welche nicht hören. Solche Crispine giebt's noch alle Tage, nur

werden sie nicht mehr heilig gesprochen, sondern einfach geprügelt oder fortgejagt.

Wie oft mausen Kinder den Eltern, Dienstboten den Meisterleuten aus keinem andern Grunde, als nur um zu verschenken, lieb zu werden und gut zu heißen. Ach und wie manches Weib erhielt ihre heiligen Prügel, weil sie gerne die gute Frau sein wollte, und über diesem Wunsche den Mann vergaß und seine Interessen. Im Schweizerlande, wo alle Männer souverain scheinen, sind gar viele Weiber wirklich souverain, und wir möchten den Mann sehen, welcher Hand an ein solch souveraines Weib legen wollte. Daher findet man wirklich viele gute, freigebige Frauen, zwischen welchen bloß der Unterschied obwaltet, daß die einen gut sind mit Verstand, die andern gut ohne Verstand. Die Guten ohne Verstand sündigen vielfältig, sie machen die Armen schlecht und unverschämt, und schon manche hat ihren Mann um Hab und Gut gebracht, Kinder oder Kindeskinder zu Bettlern gemacht. Im Gutsein muß Verstand sein und Bedacht, sonst artet dasselbe übel aus, es giebt keine Tugend, welche ohne Bedacht und Verstand sich nicht zum Laster gestaltet. Die guten Frauen mit Verstand, das sind nicht bloß Perlen unter ihrem Geschlechte, Perlen sind leicht zerbrechlich, das sind Diamanten in der Menschheit, und was solche gute Frauen Gutes thun, das ist vom Allerschönsten, was im Himmel angeschrieben wird.

Mit Gottes Segen und guten Frauen schlug Käthi sich durch, doch nichts vor, der Hochzeitstrumpf blieb leer, kein Silberstück wanderte in denselben. Zu diesen beiden gab Gott noch ein drittes, aber nicht bloß Käthi und allen denen, welche mit Ehren und ohne jemand zu plagen durchkommen wollten, sondern auch denen, welche um Ehre und Plage sich nicht kümmern, sondern bloß um's Guthaben, sei es nun auf welche Weise es wolle, er ließ über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte seine Sonne scheinen. Der liebe Gott erbarmte

sich sicherlich so viel tausend armer Kinder, die bitterlich hätten frieren müssen bei der theuren Speise, wenn es noch so recht kalt geworden wäre und der Vater nicht Geld gehabt hätte für Holz und warme Kleider und gute Schuhe. Und wenn es so recht kalt geworden wäre, so wäre man auch, wie bekannt, viel hungeriger geworden, hätte um so mehr entweder von Kälte oder Hunger leiden müssen. Absonderlich der guten, armen Kinder wird er sich erbarmet haben, welche die Sünden solcher Väter hätten büßen müssen, welche ihr Geld verschmauseten, für Branntwein gaben unbekümmert darum, daß kein Brod zu Hause war, keine Erdäpfel im Keller, kein Holz in der Küche, keine warmen Kleidchen an den Gliedern ihrer Kinder.

Dem Reichen, besonders dem Städter sind liebliche Wintertage ein Labsal, schönen Damen die warme Wintersonne eine Wonne. Was müssen sie erst alten Mütterchen, armen übelbeschuhten Kindern sein? Gar manchen Nachmittag spann Käthi draußen auf dem Bänklein an der Sonne, ward dabei wie verjüngt, sagte, das hätte sie nie erlebt um diese Zeit; da könne man sehen, daß der alte Gott noch lebe, und wie gut er es meine mit den armen Leuten. An andern warmen Nachmittagen ging Käthi mit dem Bäbchen in den Wald, vornehmlich in den Schachen (so heißt Busch und Wald der Emme nach), sammelte Reiser, obgleich sie dieselben jetzt noch nicht nöthig hatte. Aber sammelt man in der Zeit, so hat man's in der Noth, so kalkulirte die alte Käthi, junge Gelehrte kalkuliren anders. Unangefochten wanderte sie durch Wald und Busch, Johannesli ging schon treulich an die Hand, und die Großmutter freute sich mehr über dessen Emsigkeit und Anstelligkeit, als über das gefundene Holz, obgleich noch manch ansehnlich Stück ertappt wurde, welches, hergeschwemmt, erst nach abgefallenem Laube sichtbar wurde. Da wo Käthi wohnte, war es nämlich noch Sitte, daß man alte Weiber und Kinder unangefochten Holz lesen ließ, Holz-

ſchelme aber, welche Tannen und Buchen fällen, ſolche, die mit Roſſen ſie aus dem Walde führen, zuweilen ſogar zur Säge, ja vielleicht ſogar an öffentliche Steigerung bringen, die ſtrafte man als Diebe.

Das ſchöne Wetter ſchlug niemand aber beſſer an, als den Hühnern, den beiden, dem ſchwarzen und dem weißen. Hühner ſind bekanntlich etwas curioſe und ſehr capricioſe Perſonen, accurat wie man ſie in Serails zumeiſt finden ſoll. Und je üppiger ein Serail iſt, um ſo curioſer und capricioſer ſollen, dem Vernehmen nach, die Perſonen werden, bald rapplicht, bald brütig, bald mit dem Pips behaftet, bald waſſerſüchtig, bald geſchwollen an der Leber, bald ſturm im Kopfe, oder gar kaput an den Nerven, was gar bös ſein ſoll, und accurat auch ſo geht's den Hühnern. Man hat Beiſpiele, daß Hühner grundſchlecht Eier legen, und nichts als üppig ſind, den Hafer verſchmähen, den Hähnen nachſtreichen, an der Sonne liegen, dreimal im Jahre ſich mauſen, und alles, was ſie freſſen und fordern, mit der größten Unverſchämtheit an die Federn wenden, und immer ſchöner werden möchten, als ſie von Natur werden können. Arme Hühner, d. h. Hühner von armen Perſonen, die haben es ganz anders; ach, die wiſſen nicht einmal, was Hafer iſt, leben glücklich bei den armüthigen Broſamen von des Herrn Tiſche, ſind von Herzen glücklich, wenn unſer Herrgott die Sonne ſcheinen läßt, die Erde offen erhält, ſie Futter ſuchen können, ſie denken nicht an die Federn, aber ſie legen prächtig. Ach, und bei Hühnern, was kömmts doch auf die Federn an, ſind nicht die Eier die Hauptſache jedenfalls! Hühnerfedern — pfui! Käthi's Hühner waren beſcheidene Hühner, theilten genügſam die Armuth, benutzten die Sonne draußen, waren zufrieden mit Wenigem, legten Eier, ließen nicht bloß Federn fallen. Sie legten nicht alle Tage, ſondern über den andern Tag, wenigſtens ſo lange ſie an die Sonne konnten; ja und ſieben Eier in einer Woche, wenn das Ei einen Kreuzer werth

ist, oder gar fünf Eier zwei Batzen oder acht Kreuzer gelten, sind für eine arme Haushaltung keine Kleinigkeit. Wenn am Samstag Käthi in's Dorf ging mit fünf Eiern, konnte sie vom Bäcker ein Brödchen dafür bringen oder fast ein halb Pfund Butter und hatte doch noch zwei Eier übrig, am Sonntag einen Eierkuchen zu machen als Festtagsspeise, ob welcher sie gar herrlich satt wurden, halb am Kuchen, halb an der Freude über die treuen Hühner, welche legten im Winter, und den guten Herrgott, welcher die Sonne dazu gab.

Freilich gab es auch trübe Tage, und Schneeflocken wimmelten vom Himmel, aber auch diese Tage gingen ihnen heiter und kurz vorbei, und das ist doch die Hauptsache an den Tagen. Doch machte Käthi den Tag so lang sie konnte. Selten war es viel über fünf Uhr, wenn sie aufstand, Licht machte und an's Rad saß, bis es tagte oder das Bubli sich rührte. Dann stellte sie das Rad bei Seite, ging in die Küche, machte Feuer, wärmte Wasser, Milch, machte Kaffee. Zwischendurch kleidete sie das Bübchen an, rührte Erdäpfelstücklein in etwas Butter und Wasser um über dem Feuer, und wenn alles fertig war, frühstückten sie. Nun kamen auch die Hühner, welche im Winter unter dem warmen Ofen ihre Herberge hatten, schüttelten sich frisch, machten sich bemerklich und schauten begierig nach ihrem Antheil am Mahle. Hatte Alles abgegessen, dann ward das gebrauchte Geräthe gewaschen, das Bett gemacht, das Stübchen gelüftet und gekehrt, Käthi saß wieder am Rade und neben ihr spielte Johannesli mit Stäbchen oder Steinchen, klaubte Bohnen aus, versuchte sich am Buchstabenlernen, oder die Großmutter mußte ihm erzählen vom Teufel und dem Böllimann, von Gott und den Engeln und vom Heiland, kurz alles was sie wußte. Käthi's Wissen mehrte sich begreiflich nicht, das schadete aber ihrem Erzählen durchaus nichts, denn Johannesli's Geschmack war noch nicht so verdorben, daß er alle Tage was Neues hören wollte.

ſondern das Alte genügte ihm vollſtändig. Er hatte ſeine Lieblingserzählungen, welche ihm die Großmutter nicht oft genug wiederholen konnte, und allemal, wenn er ſie hörte, dünkten ſie ihn ſchöner und ergreifender. Man täuſcht ſich ſehr, wenn man glaubt, im Volksſinn ſei das Streben, alle Tage was Neues zu haben, was Wunderlicheres, Curioſeres, Ungereimteres.

Im Volksſinn, der ſich auch im unverdorbenen Kinde offenbart, liegt das Gegentheil, das Volk liebt das Einförmige, Bekannte, Bleibende, und zwar in ſeinem ganzen Lebenskreiſe, in Sitten und Speiſen, Büchern und Geſängen, Häuſern und Bekannten, kurz in Allem. Dieſe Eigenthümlichkeit liegt in der Natur aller Kernvölker, und was Gott in die Natur gelegt, iſt gut, und wer es aus der Natur thun will, frevelt. Pfropfe man einen Baum alle Jahre neu oder verſetze ihn alle zwei Jahre und ſehe dann zu, wie mächtig er wächſt, welche Früchte er trägt, wie lange er lebt? Ein Baum, der ſchön, ſtark, fruchtbar werden ſoll, muß feſt wurzeln auf ſeiner Stelle, nicht immer neu gepfropft werden, in ſeinen Aeſten und Zweigen darf man nicht herumfahren wie ein Perückenmacher oder Friſeur in den Haaren einer Pariſer Dame. Darum ſind Leute, welche wenig mehr als ihre uralten Hausbücher leſen, gründlich viel geſcheuter, wirklich gebildeter, als die, welche nichts leſen als alle Tage friſche Zeitungen. Würde man dieſe Wahrheit beſſer begreifen, man würde nicht am Volke herumpfuſchen und zerren, ärger als Buben an einem jungen Hunde.

Oft, wenn die Großmutter am beſten im Erzählen war, unterbrach ſie ein Huhn mit fröhlichem Gegakel, die Nachricht verkündend, daß es glücklich ein Ei geboren. Wenn dann bald darauf ein zweites Gegakel ein zweites Ei verkündigte, dann war die Freude groß in der Hütte, denn zwei Eier in einem Tage von zwei Hühnern im Winter: ſelb iſt ein rar Ding. Läutete endlich von der Kirche her Mittag, was um eilf

Uhr zu geschehen pflegte, damit die Mütter Zeit hätten bis zum wirklichen Mittage ihren Kindern zu kochen in Gottes Namen, so stellte Käthi ihr Rad wieder bei Seite und ging zu kochen, wusch Erdäpfel im Bache, kranke, so lange sie deren noch hatte, kochte sie dann im Wasser, ein Süpplein dazu und als Dessert, doch meistens nur für Johannesli, ein Schnefelchen Brod, das war ihr Mittagessen, auf welches sie sich allemal freuten, Gott lobten, daß er es ihnen gab, Gott dankten, daß es ihnen schmeckte, denn der Hunger würzte es ihnen, der Neid vergiftete es nicht. Sie genossen ungetrübt und unverkünstelt die hohe Wohlthat Gottes, für welche Gott den Menschen durch die Gabe der Zunge, in welcher der Geschmack sitzt, empfänglich gemacht hat. Ihnen schmeckte zumeist das ärmliche, spärliche, einförmige Essen herrlich, besser als dem reichen Banquier oder Fabrikanten sein gekünsteltes, verwickeltes, alle Tage neues Essen, für welches er zumeist noch den Appetit erkünsteln muß. War abgegessen, so ward abgewaschen, und wie der Morgen verging der Nachmittag mit Spinnen und Spielen, Erzählen und Fragen; nur fehlte das Gakeln der Hühner. Ehe man es sich versah, dunkelte es, die Hühner suchten ihre Sitze unter dem Ofen, Käthi mußte das Spinnen lassen, und ging nun an die Hausgeschäfte, trug Wasser und Holz, wobei Johannesli schon wacker half und die Großmutter häufig sagte: Ei, aber nein, wie ein Großer du doch bist und wie du mir schon helfen kannst. Die nothwendigen Gänge wurden gemacht, Milch geholt zum Beispiel, auch Brod oder Kaffee. Dann kochte Käthi wieder das Abendbrod, Kaffee und Kartoffeln, und wieder lebten sie zum dritten Male herrlich an Gottes Gaben, während ein reicher Schlemmer mit großer Mühe es dahin bringt, einmal im Tage wohl zu leben, und dann wenigstens zwölf Stunden mit Ueberladungen und Belästigungen zu kämpfen hat. Nachher wurde das Nöthige für den folgenden Tag besorgt, namentlich mit den kranken Kartoffeln gefochten und das

Dörren besorgt, schließlich Johannesli in's Bett gebracht, mit ihm gebetet, und wenn alles stille war, um die sieben herum ungefähr, setzte Käthi sich wieder an's Rad und spann bis gegen zehne und manchmal weit darüber, wenn sie einmal wieder versuchen wollte, zwei Tausende zu spinnen, weil drei Batzen ihr besonders wünschenswerth waren. Stille Stunden waren dies, aber kurze für Käthi, da ging die Vergangenheit an ihr vorüber, ein Stück heute, ein Stück morgen, bald ein Kindbette, bald eine Kindtaufe, manchmal der Hochzeitstag, manchmal ein Todestag, und manchmal suchte das Auge in die Zukunft zu dringen, stellte sich Johannesli vor in erwachsener Gestalt, dachte an Johannes oder an die nächsten Tage und was ihr wohl noch bescheert sei in selbigen, Gutes oder Schlimmes. Wenn dann das Oel zu Ende ging in der Lampe, der Docht sprenzelte, stellte Käthi das Rad wiederum bei Seite, goß neues Oel auf, damit der Morgen keine leere Lampe finde, legte das Feuerzeug zurecht, ging zu Bette, empfahl dann ihre Seele Gott und harrte des Schlafes. Und so ging ein Tag fast wie der andere vorüber, und in dieser Einförmigkeit war sie glücklich, und von Langerweile wußte sie nichts, nichts von Lebensmüde. An jedem neuen Morgen erwachte sie frisch gestärkt an Leib und Seele zum neuen Tagewerk. Während des Winters gab es wohl auch einige Abende, an welchen diese Einförmigkeit unterbrochen wurde, dies waren Ereignisse im Leben. Es kamen junge Mädchen, Andrese Anne Bäbi und noch eins oder zwei zu Käthi mit ihren Rädern, bei ihr zu spinnen. Junge Mädchen machen sich gar gerne an alte Mütterchen, hören sie erzählen, von Gespenstern sowohl als von des Mütterchens Vergangenheit, ihrem Hochzeitstage, ihren Kindbetttagen oder sonstigen Erlebnissen. Es ist ihnen, es rolle ihre Zukunft auf, sie freuen sich oder schauern, je nachdem sich dieselbe gestaltet, es ist ihnen, als wären sie bei einer Wahrsagerin, welche junge Mädchen so gern besuchen,

um den Vorhang heben zu lassen vor den kommenden Tagen, denn jungen Mädchen klopft das Herz gar mächtig und voll der Zukunft entgegen, es könnte zerspringen, meinen sie, wenn sie es nicht zuweilen sänftigten mit Versprechungen und Hoffnungen, welche verbotene Blicke in die tiefverborgene Zukunft ihnen geben. Käthi erzählte dann, und die Mädchen hatten es wie Johannesli, jedes hatte seine Lieblingsgeschichte, welche es hören wollte, mit welcher Käthi hervorrücken mußte, sie mochte wollen oder nicht. Die Mädchen ihrerseits rückten auch mit etwas hervor, die eine mit Brod, die andere mit Nüssen oder Aepfeln, manchmal brachte eine sogar ein klein Fläschchen mit süß angemachtem Schnaps, und sehr möglich war's, daß alle drei, um gute Mädchen zu sein, ihre Gaben gemauft hatten, den Schnaps wenigstens sicherlich. Spät gingen sie heim, sich schrecklich fürchtend, legten sich zu Bette und freuten sich der Träume, die da kommen würden, denn süßere hatten sie nie.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Käthi die Weihnacht feiert und am Neujahr sich labet.

So kam Weihnacht heran, ein großer Tag im Volksleben wie im Leben der Menschheit. Es ist der Tag der Kinder. Durch ein Kind ward die sündliche Welt gesühnt und geheiligt, darum bringen die Erwachsenen den Kindern Gaben dar, Dankopfer, sichtbare Zeichen heiliger Gelübde, an den Kindern zu vergelten, was ein Kind an ihnen gethan. Die Kinder freuen sich inniglich, es ist ein Gefühl in ihnen, daß sie die Heiligen der Eltern seien. Wo keine Kinder sind, fehlt oft der kindliche Geist, der nach oben zieht, nur zu gerne bemächtigt sich die Materie in hundererlei

Gestalt der Menschen und zieht sie nach unten. Kinder bleiben die Mittler zwischen Gott und den Menschen, verbinden und sühnen die Menschen mit einander. Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüste, die Wandernden würden erst zu Thieren werden, dann verschmachten. Wo Kinder nicht eine Gabe Gottes sind, jedes ein Zug nach oben, wo Kinder erst eine Last sind, später Diener der Selbstsucht, welche sich auch auf hundert Weisen formirt, werden sollen, da ist dem Volke der Himmel verhüllt, bei den Wurzeln fault es an. Weihnacht ist alten Leuten, was den Weisen im Morgenlande der Stern war, der ihnen erschien, der Stern, der ihnen den Heiland verkündete, sie auftrieb aus ihrer Ruhe, daß sie Schätze zusammenrafften, sich auf die Beine machten, um den König der Ehren zu suchen, ihn anzubeten. Weihnacht ist ihnen die heilige Nacht, welche sie weiht und stärkt, getrost zu treten in die Nacht des Todes, denn sie verheißt ihnen, daß in der Todesnacht ihnen das ewige Licht geboren wird, welches leuchtet zur Seligkeit. Und mit dem Kindlein, welches geboren wird, steigt die Sonne höher, die Nacht nimmt ab statt zu, der Tag mehret sich und lieblicher wird es auf Erden. Aber der Tag nimmt wieder ab, steigt nicht für und für, bis er die Nacht verdrängt hat, die Nacht dehnt sich aus und geht dem Tag an's Leben, und wohl uns, daß das Jahr zu Ende geht, ehe die Nacht den Tag verschlungen, ein neues Jahr an die Stelle des alten tritt. Wie die Jahre sich ablösen, lösen die Geschlechter sich ab, und wohl uns. Wie jedes Jahr von vorne beginnen muß, so jedes Geschlecht, so jeder Mensch, das vergesse man nicht. Und wie die Nacht ihre Gränzen hat und der Tag die seinen, so hat bei den Menschen die Barbarei ihre Gränzen, und wohl uns; und wenn die Finsterniß den Tag verschlungen, die menschliche Weisheit über alle Schranken steigt, zur Thorheit wird, sagt Einer: Halt! und zwischen Tag und Nacht ordnen sich die Gränzen wieder, wie eben Einer sie geordnet haben will.

Käthi freute sich immer sehr auf diesen Tag, aber wir möchten fast sagen, mit Furcht und Zittern, es war ihr geistiger Loostag. Der Bauer hat viele Loostage im Jahre, Tage, deren Beschaffenheit ihm deuten auf künftige Witterung, den Ertrag der verschiedenen Ernten. So z. B. deuten vom kürzesten Tag weg die ersten zwölf Tage auf die Witterung der zwölf Monate; wenn an alt und neu Lichtmeß die Sonne scheint, so wird jede Frucht reif, bis in den hintersten Bergwinkel hinein, wenn es am Agathetag schneit, so schneit es noch vierzig Male. Geht am Gregorstag der Nordwind, so giebt es eine schlechte Heuernte; ist es am Urbanustag schlecht Wetter, so ist die Weinernte schlecht, und die Wadtländer schleppen ein Bild, welches den heiligen Urbanus vorstellt, im See herum, um ihm seine schlechte Vorsorge einzutränken. Solche Loostage sind eingestreut in's ganze Jahr. Fromme Frauen aber haben einen geistigen Loostag, und das ist Weihnacht. Wenn die zwölfte Stunde der Nacht geschlagen hat oder wenn sie später erwachen durch die Nacht, so schlagen sie die Bibel auf und das Psalmenbuch, legen in beide ein Zeichen, und wenn der Tag anbricht, lesen sie die aufgeschlagenen Stellen, das Kapitel und den Psalmen, und je nachdem sie lauten, verheißend oder drohend, klagend oder lobpreisend, gehen sie freudig oder zagend in's neue Jahr hinein, Trübes gewärtigend oder Heiteres hoffend. Diese Sitte hatte auch Käthi und wenn sie in der Nacht die heiligen Bücher aufschlug, erbebte ihr Herz in heiligem Schauer, als ob sie eine Offenbarung Gottes empfangen sollte. So hatte sie auch diesmal gethan und als sie am Morgen die bezeichneten Stellen aufschlug, fand sie in der Bibel bezeichnet das siebente Kapitel im Buche Hiob, allwo es heißt: Hat nicht der Mensch eine bestimmte Zeit auf Erden, sind nicht seine Tage wie die Tage eines Tagelöhners? Also habe ich eitle Monat zum Erbtheil bekommen, und mühselige Nächte hat man mir bestellt. Wenn ich mich lege, so spreche ich:

Wann werde ich aufſtehen? Und wenn der Abend dahin geflogen iſt, ſo werde ich ſatt von hin- und herwälzen bis an die Dämmerung. Mein Fleiſch iſt angezogen mit Würmern und Schollen des Staubes; meine Haut iſt aufgeriſſen und zerfloſſen. Meine Tage ſind leichter denn ein Weberſpuhl und vergehen ohne Hoffnung. Gedenk, daß mein Leben ein Wind iſt, und daß meine Augen nicht wieder kommen werden, zu ſehen das Gute. Und daß mich auch das ſcharfſichtigſte Auge nicht mehr ſehen wird, ja wann auch deine Augen nach mir ſehen werden, ſo werde ich nicht mehr ſein. Eine Wolke vergehet und fahret dahin, alſo wer in's Grab hinunterfähret, kommt nicht wieder herauf. Er kommt nicht wieder in ſein Haus, und ſein Ort kennet ihn nicht mehr. Darum will auch ich meinem Munde nicht wehren, ich will reden von der Angſt meines Geiſtes, ich will klagen von der Betrübniß meiner Seele. Bin ich dann ein Meer oder ein Wallfiſch, daß du mich alſo verwahreſt. Wann ich ſpreche: Mein Bette wird mich tröſten, mein Lager wird von meiner Klage etwas benehmen, ſo erſchreckeſt du mich mit Träumen und betrübeſt mich mit Geſichtern, daß meine Seele wünſchet, daß ich erhänkt werde, und den Tod mehr als mein Gebein. Ich verachte das Leben, ich werde nicht ewiglich leben. Höre auf von mir, denn meine Tage ſind eitel. Was iſt der Menſch, daß du ihn groß achteſt, daß du dich mit ihm bekümmerſt? Und daß du ihn alle Morgen heimſucheſt, daß du ihn alle Augenblicke prüfeſt? Wie lange willſt du dich nicht von mir wenden, wie lange nicht von mir ablaſſen? Habe ich geſündigt, was ſoll ich dir dann thun? O du Menſchenhüter! Warum macheſt du mich zum Zweck, auf welchen du anlaufeſt und bin mir ſelbſt eine Laſt? Und warum vergiebſt du mir meine Uebertretung nicht, und nimmſt nicht weg meine Miſſethat? Dann alſo würde ich nun in der Erde liegen, und wenn du mich ſchon frühe ſuchteſt, ſo würde ich doch nicht da ſein.

So las Käthi und ihrer Seele ward bange. Alſo ſollte

die Hand Gottes noch schwerer auf ihr liegen, bis sie zu sterben wünsche, ihr einziger Trost der sei, nicht mehr zu sein. Was wohl kommen werde? dachte sie, ob's der Hunger sei, oder Johannesli sterben müsse, oder eine grausame Krankheit sie überfalle, so dachte sie und weinte sehr, aber stille, daß Johannesli nicht erwachen möchte. Da dachte sie an das Psalmenbuch, daß da vielleicht ein Trost für sie sein möchte; sie streckte ihre Hand darnach aus, aber die zitterte sehr, daß sie die Stelle fast nicht finden und aufschlagen konnte. Endlich schlug das Buch auseinander und vor ihr lag der zweiundvierzigste Psalm, und in Angst zuckte ihr Herz, denn sie las:

Ich erhebe meine Seele
Mit Verlangen, Gott, zu dir:
Wie nach einer Wasserquelle
Ein Hirsch schreiet mit Begier,
Nur nach dir, o Lebensgott,
Dürstet sie in ihrer Noth.
Ach! wann werd' ich dahin gehen,
Wo ich kann dein Antlitz sehen?

Meine Nahrung ist das Klagen
Und das Weinen. Mir zum Spott
Hör ich meine Feinde fragen:
Wo ist er, wo ist dein Gott?
Traurig denk' ich an die Zeit,
Da ich mich in Gott erfreut;
Da ich dankend ging, den Herrn
Mit den Frommen zu verehren!

Seele, was willst du dich kränken,
Und voll banger Unruh sein?
Hoff' auf Gott, er wird dir schenken
Seines Trostes Gnadenschein.
Hoff' auf ihn mit Zuversicht.
Denn sein holdes Angesicht
Giebt dir Freude, Heil und Leben!
Du wirst ihn mit Lob erheben.

Meine Seele iſt betrübet,
Doch ich denke ſtets an dich,
Gott, den meine Seele liebet,
Siehe doch mit Gnad' auf mich.
Wenn das Elend mich umringt,
Wenn das Unglück auf mich dringt,
Will ich gläubig zu dir beten,
Du, o Gott! wirſt mich erretten.

Zu dir ruf' ich nie vergebens,
Deine Güte, deine Macht
Will ich rühmen, Gott des Lebens,
Und dich preiſen Tag und Nacht.
Wie, vergiſſeſt du mich gar?
Soll ich trauern immerdar,
Wenn die Feinde ſpottend ſagen:
Iſt dein Gott auch zu erfragen?

Meine Seele ſei nur ſtille,
Bleib getroſt und zage nicht;
Hoff' auf Gottes Gnadenfülle
Und ſein liebreich Angeſicht.
Du wirſt in der Ewigkeit
Gott und ſeine Freundlichkeit,
Seine Hülf- und Liebesproben
Einſt mit frohem Danke loben.

So las ſie und ihr Herz bebte fort, doch rieſelte durch die bittere Angſt ein ſüßer Troſt, daß, was kommen möge, Gott bei ihr bleiben und Alles zum Beſten lenken werde, ſo daß ihre Seele wieder froh werden und Gott loben und preiſen könne, daß er ſie ſo geführt und nicht anders. Und ſie betete innig zu Gott und dankte ihm für alles Gute, ſo er ihr bis dahin erwieſen, und bat, daß der Kelch nicht zu bitter ſein oder an ihr vorübergehen möge, doch nicht mein Wille geſchehe, ſondern dein Wille, daß, komme was da wolle, keine Kreatur, keine Drangſal, keine Noth ſie von ſeiner Liebe ſcheiden möge, ſondern, daß ſie ihrem Heiland eigen bleibe im

Leben und im Sterben, mit Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit.

Johannesli erwachte, während das Licht noch brannte, die Weihnachtsfreude hatte ihn geweckt. Die glücklichen Kinder, sie werden durch Freude und freudige Erwartungen aufgeweckt, das Alter durch Bangen und Kummer. Wer erinnert sich nicht an die goldenen Tage, wo er nicht schlafen konnte, weil am Morgen Bescherung war, eine kleine Reise bevorstand, oder was Neues in's Leben trat. Freilich war die Bescherung, welche Johannesli zu hoffen hatte, nicht groß, nicht viele Kreuzer kostete sie, aber auf die Größe, auf die Kostbarkeit kommt es nicht an, ob die Freude groß oder klein sei, sondern auf das Gemüth, welches sie empfängt, so wenig, als das sogenannte Glück bedingt wird durch sogenannte große Glücksgüter. Das wahre Glück, welches das Wasser nicht nimmt, der Hagel nicht verhagelt, hat einen ganz andern Grund. Splendide, große, stolze Herren und Damen sieht man viele in Palästen und auf Schlössern, aber glückliche, ja — das ist was anderes! Gar mancher Herr mit sieben Sternen auf der Brust und gar manche Dame, splendid und elegant vom Teufel, rauschen daher, als ob die Glücksgöttin ihre Pathin wäre, und machte der Schönlein ihnen ein Loch in's Herz, so thäte lauter Gift und Galle herausspritzen und kein einzig Tröpflein Glück und Friede. Chlei Ding freut d' Chind, sagt ein Berner Sprichwort. Wohl denen, welche in ihren Kindern den Sinn bewahren, daß kleine Dinge sie freuen, wohl denen, welche in ihren eigenen Herzen den Sinn bewahren, daß auch sie freut, was die Kinder freut, denn den Kindern gehört das Himmelreich, und wenn wir nicht wie sie werden, so haben wir nur Theil an der Welt und die Welt ist eng und der Sinn, den die Welt liebt, ist unersättlich und findet kein Genügen, und wo kein Genügen ist, da ist kein Glück, da ist keine Freude.

Was aber Johannesli für eine Freude hatte über seine

Bescherung, so wird sie wirklich selten gefunden auf Erden. Die Bescherung bestand aus acht Nüssen, welche einen Kreuzer gekostet hatten, einem bezuckerten Schäfchen, dessen Schwenz ein Pfeifchen war, es kostete zwei Kreuzer, einem Pfefferkuchen für zwei Kreuzer, Summa Summarum fünf Kreuzer; dabei lag noch ein Semmelring, sogenannter Weihnachtsring, welchen die Bäckerin Käthi geschenkt hatte. Das war eine unendliche Freude, ein Glück über alle Worte, und auch Käthi nahm Theil an diesem unendlichen Glücke, während immerfort Thränen ihr über die Backen rieselten und sie denken mußte: ach Gott, du armes Bubi, wenn du wüßtest, was ich, und wo bist du wohl über's Jahr?

Als der erste Rausch des Kleinen vorüber war, der graue Tag durch die Fenster guckte, rief der Kleine: Großmüetti, habe dir auch was, rathe mal! Aber die Großmutter konnte nicht rathen, da holte der Kleine in großem Triumphe zwei Eier, welche in der Großmutter Abwesenheit gelegt worden waren, und welche er versteckt hatte, um ihr auch eine Freude zu bereiten. Sieh, Großmüetti, sieh, zwei Eier und wie schöne und wie große, daraus machst du heute Eierbrod zum Kaffee, und dann kannst den Leuten sagen, daß ich dir auch das Weihnachtskindlein habe kommen heißen.

Ach wie manches Kind bittet so innig: Vater, laß mir doch das Weihnachtskindlein kommen; und wie manches Kind danket innig, daß ihm dieser Wunsch erfüllt worden, und die Eltern freuen sich der Freude der Kinder, und ihr Gewissen rühmet sie, daß sie den Kindern gute Eltern sind, so viele Freuden ihnen bescheren. Aber Leute, klebt nicht am Zeichen, treibt nicht Kindisches, gedenket an das, was das Zeichen bedeutet, und an das Himmelreich, welches vom wahren Weihnachtskindlein den Kindern beschert wurde, und welches Vater und Mutter ihren Kindern öffnen sollen, das wahre Weihnachtsgärtlein, in dessen Mitte der Tannenbaum voll Lichter und ohne Schlanze. Das Weihnachtskindlein kommen heißen

in Zuckergebäcken und buntem Spielzeug, und das wahre Weihnachtskindlein, das vom Himmel kam und zum Himmel führt, verläugnen, den Kindern es verbergen, goldene Schäfchen bescheren und um das Lamm, welches der Welt Sünden trug, sie betrügen, heißt das nicht den Kindern Steine, Schlangen bieten, Brod und Fische ihnen vorenthalten, mit Kindischem sie kindisch machen, die Augen blenden für das Ewige, den Stamm verstümmeln, der zum Himmel wachsen soll, zum Zwergbaume, der nicht von der Erde will? Das Weihnachtskindlein kommen lassen und die Kindlein nicht weihen in der heiligen Nacht dem ewigen Heiland, der um ihretwillen ein Kind geworden, das heißt, geblendet und kindisch geworden zu sein, die Augen versengt zu haben an der Afterweisheit des Tages, wie die Mücken die Flügel am Lichte versengen, dasselbe für die Sonne haltend, welche sie geboren.

So war es aber bei Käthi wirklich nicht, sondern sie mußte dem Kinde erzählen vom rechten Weihnachtskindlein, das in Bethlehem geboren worden in einem Stalle und gelegt ward in eine Krippe, und wie die Engel des Himmels den Hirten es verkündet und die es angebetet hätten und die Engel gesungen in der Klarheit des Himmels das himmlische Lied: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Wie dann die Weisen aus dem Morgenlande gekommen, der Melchior, der Balthasar und der Kaspar, mit Kameelen und Elephanten und ganz schwarzen Mohren, und Gold, Weihrauch und Myrrhen gebracht und das Kindlein auch angebetet hätten. Wie ihnen dann ein Engel im Traume erschienen, vor Herodes sie gewarnt hätte, sie schnell in ihr Land geeilt, und wie Joseph auch gewarnt worden durch einen Engel und schnell ein Eselein gekauft hätte, und mit der Mutter und dem Kinde geflohen sei in's Egypterland, wo früher die Kinder Israel als wie in einem Dienſthause gewohnt hätten viele hundert Jahre lang. Und wie dann der grausame gewaltige König Herodes von Jeru-

salem gekommen sei mit all seinen Soldaten und das Kindlein gesucht, welches der neugeborne König der Juden sein sollte, und wie er, da man es ihm nicht gezeigt, weil es nicht mehr da war, alle Kindlein habe tödten lassen in und um Bethlehem, und wie ihn darauf eine schreckliche Krankheit elendiglich zu Tode gemartert, dieweil Gerechtigkeit im Himmel sei.

So erzählte die Großmutter und Johannesli weinte fast vor Zorn und Wehmuth, und meinte, wenn er dabei gewesen, so wäre es nicht so gegangen, er hätte dem bösen König den Kopf abgeschlagen und den kleinen Heiland zum König gemacht, daß er nicht in Egypten hätte fliehen müssen und bös haben dort und zimmern nachher. So verfloß ihnen der Morgen, da Käthi diesmal schlechten Weges wegen nicht in die Kirche sich wagte, und ja auch den Heiland zu Hause hatte und nach ihrem Vermögen mit dem wahren Christkinde das Kind zu bescheren suchte. Auch war wohl der Gedanke im Hintergrunde, sie wollten bei einander sein, so lange sie könnten, es wisse kein Mensch, wie lange es währe, sie habe Ursache zu glauben, nicht mehr lange, und wenn es auch nicht im Februar sei, so sagte das Sprichwort: was der Hornung nit will, das nimmt der April. In ganz eigener Weichheit durchlebte Käthi den Tag, es war ihr immer, als müsse sie noch was Besonderes erleben, und als nichts kam, war es ihr wie Einem, der noch jemanden erwartet, sie durfte nicht einschlafen, aus Furcht, sie möchte es dann nicht hören, nicht bereit sein. Aber es ging Käthi wie Vielen, wenn man erwartet, kommt nichts, während das Unerwartete unverhofft kommt.

Ein Sprichwort sagt: wo man Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben, und ein ander Sprichwort sagt: alle Gleichnisse thäten hinken. Indem wir die Wahrheit beider Sprüche und namentlich auch des letzteren erkennen, sagen wir doch, an das erste Sprichwort mahnten uns Weihnacht und Neujahr, die erstere an die Kirche,

das letztere an die Kapelle. Wir wollen hier nichts Gelehrtes anbringen und von den Römern reden und warum das Jahr am ersten Januar anfange, während die Sonne das neue Jahr bereits zehn Tage vorher begonnen hätte, sondern wir wollen ganz einfach dabei bleiben, zu sagen, daß das Neujahr eine Lebensstation sei, eine alte geschlossen werde, eine neue beginne, und zwar so eine ziemliche Station, nicht bloß von drei oder vier kleinen, d. h. preußischen Meilen, sondern eine von circa acht tausend sieben hundert und neunzig großen Stunden. Diese Station ist nicht bloß lang, sondern sie geht durch unbekannte Gegenden; durch Kornfelder und Schlachtfelder kann sie gehen, durch üppige Gegenden oder wüste Steppen, durch stürmische Meere, durch schauerliche Abgründe, rechts der Tod, links der Tod, oder über Blumenteppiche, umgaukelt von Freuden ohne Zahl vom Anfang bis an's Ende. Ohnmächtige Geschöpfe sind die Menschen, feige von Natur obendrein, möchten aber doch gerne stolz sich geben, die Helden machen, Herren ihres Geschickes scheinen. Sie gaukeln daher ordentlich in's neue Jahr hinein, besteigen, mit Blumen bekränzt, unter fröhlichem Singen und Läuten den Reisewagen und in lustigem Galopp tanzen sie in die neue Station hinein, und vor lauter Galopp und Singen und Jubiliren kommen sie Tage, Wochen lang nicht zu sich, sie thun, als ob es das ganze Jahr durch auf der ganzen Station also gehen müßte, in lauter Saus und Braus und dulci jubilo. So thun sie, aber innerlich ist's ihnen wie einem Menschen, welcher mörderlich Zahnweh hat, aber schrecklich Angst, den Zahn ausziehen zu lassen, und weil es sein muß, eine Flasche Branntwein trinkt, um Courage zu kriegen und keinen Schmerz, wenn der Zahn raus gerissen wird; sie taumeln sturm in's neue Jahr hinein, um die Angst vom Leibe zu kriegen, daß wieder eins dahinten ist und ein neues da, von dem sie nicht wissen, geht es für sie zu Ende oder brechen sie in irgend einem Abgrunde den Hals, oder ver-

schmachten sie in dessen Wüsten. Sie stoßen den Kopf bis an den Hals in Rauch und Staub der Welt, verkleben die Ohren mit Musik, verkleistern die Augen mit Geschenken und rasen herum wie toll in Wein und Branntwein, in Pasteten und Braten. An's Kindlein, das sicher durch alle Stationen leuchtet, der Menschen Bürde trägt, die Thüre des Himmels öffnet, denkt keiner, in den Himmel will nämlich vorläufig keiner, sondern eben nur lustig leben auf Erden. Darum wird mit dem Neujahr die Weihnacht verschwendet, und statt dem Himmelskinde zu folgen, wird zu einem Kind der Welt der Mensch neu gesalbet und geschmiert.

Wenn der Rausch vorbei ist, ach, da sitzt Mancher nackt und bloß im Schnee, hat weder Brod für sich noch für seine Kinder, und mancher keinen Muth mehr für's ganze Jahr, mancher keine Kraft mehr für's Leben, und mancher alle Freude verhudelt für's ganze Leben. Da ist vor dem Neujahr keine Polizei mehr und nach demselben ist keine, und jeder Wirth stellt das Möglichste an, die Leute anzulocken und auszubeuten. Meint man endlich, der letzte Athemzug sollte vertanzt, der letzte Kreuzer ausgepumpt sein, so geht's von vorne los, es kommt das sogenannte alte Neujahr, d. h. das Neujahr nach dem alten Kalender, und noch einmal muß es angesetzt sein und versucht, was noch möglich sei. So wird die Weihnacht durch's Neujahr verschwendet und alles versucht, den Menschen nicht bloß nicht zu sich selbst kommen zu lassen, sondern ihn so recht planmäßig zu berauschen, um ihn glücklich über die Stelle, wo er sich vielleicht bekehren könnte, unbekehrt hinüber zu bugsiren.

Nun, so ging's bei unserer Käthi nicht zu, sie ging ohne Rausch bang in's neue Jahr hinein. Es war stürmisch, ungestüm Wetter, fast bis Neujahr. Als am Sylvester mit allen Glocken das alte Jahr eine Stunde lang ausgeläutet wurde, da mußte Käthi weinen. Es war, als scheide sie von einem Freunde auf Nimmerwiedersehn. Alles Böse, was

dasselbe gebracht hatte, war vergessen, und nur des Guten gedachte Käthi, an die ungestörte Gesundheit, den schönen Verdienst, die vielen guten Leute, und es war ihr fast, als sollte sie von dem Allen Abschied nehmen. Dazu plagte sie das Bubli, wie sie morgen neujahren wollten. Andrese Anne Bäbi hätte gesagt, sie hätten Wein und Wecken und zwei Arten Fleisch, und von allem bis sie nicht mehr möchten. Darum müßten sie auch Fleisch und Wein haben. Käthi mochte trösten, wie sie wollte, das Bubli blieb auf seinem Sinne, und Käthi brachte es nicht über's Herz, die wenigen Batzen, welche sie im Körbchen hatte, während noch gar nichts im Geldbeutelchen war, für Leckerbissen auszugeben. Betrübt ging sie in's Dorf, Milch zu holen, Johannesli an der Hand, der in einemfort an ihr war, auch zum Metzger zu gehen und in's Wirthshaus. Am Wirthshaus hatte er es accurat wie ein alter Kutschengaul, er ward stätig und wollte nicht vorüber, wie auch Käthi sich schämte und ihm zusprach, er sollte nicht so thun, sie hätte ja kein Körbchen, wie er sehe, um was heimzutragen, und wenn sie was wollten, so könnten sie es morgen noch immer holen. Aber Johannesli ließ sich nicht abbringen. Kinder haben viel Instinkt für günstige Augenblicke, und große Standhaftigkeit, sie zu benutzen, sie sind sehr oft viel nachhaltiger und durchgreifender als große Staatspersonen. Da kam plötzlich eine Stimme: Was giebt's, Käthi, will der Bub dir einen Schoppen zahlen? Käthi weinte fast und erzählte. Die dicke Wirthin lachte und sagte: Der Bub hat Recht, er wird wissen, was zwängen ist, und meinen, wenn alle Leute neujahreten, so hätte er auch das Recht dazu.

Sie hieß sie hineinkommen und Käthi trug ein Stück Braten heim und einen Schoppen Wein, hatte es aber sehr ungern, sowohl weil der Bube so wüst gethan, als weil die Wirthin glauben konnte, das sei ein abgekartet Spiel gewesen, um was zu erhaschen auf eine unschuldige Manier.

Am Morgen um fünf wurde Käthi geweckt durch das Läuten aller Glocken, da wiederum eine Stunde lang das neue Jahr eingeläutet wurde, d. h. feierlich begrüßt im Namen Gottes, und den Menschen verkündet, daß sie es mit Gott beginnen sollten, damit sie es auch mit Gott endigen könnten. Dieser feierliche Ruf, zu wachen und zu beten, mahnte manchen trunkenen Zecher das Wirthshaus zu verlassen, ehe es Tag werde und die Töne geleiteten den Wandernden, aber er hörte sie kaum, in's Herz drangen sie ihm nicht, er betete nicht, er stolperte, er fluchte, so beschaffen war sein erster Gang im neuen Jahre! Wie wird wohl sein letzter sein im begonnenen Jahre?

Käthi wachte auf schweren Herzens, es war ihrer Seele so bange, sie wußte nicht warum, ihre Gebete waren unaussprechliche Seufzer. Es war ein trüber, stürmischer Tag. Indessen ging Käthi dennoch zur Kirche oder vielmehr in die Predigt, am Neujahr hätte Käthi dieses nicht gerne unterlassen. Im Winter ward die Predigt zumeist in der geräumigen, warmen Schulstube gehalten, was den alten Gliedern und kühlem Blute der Alten besonders zuträglich war, und denen namentlich, welche weder Wärmflaschen noch Mäntel vermochten, sondern höchstens über ein dünnes Hemdchen ein dünnes Röckchen.

Der Pfarrer hatte den Text Matthäi 7, 24—27. „Darum ein jeglicher, der diese meine Rede höret und thut sie, den will ich vergleichen einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat. Da nun ein Platzregen herab fiel, und Wasserflüsse daher kamen, und die Winde bliesen und an dasselbe Haus stießen, da fiel es nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede höret, und thut sie nicht, der wird verglichen werden einem thörichten Manne, der sein Haus auf den Sand gebaut hat. Da nun ein Platzregen herab fiel, und die Wasserflüsse daher kamen, und die Winde bliesen, und an dasselbe Haus stießen, da fiel es, und that einen großen Fall."

Der Pfarrer begann zu predigen und es war Käthi anfangs, als thue er ihr Herz auf und predige aus demselben, es war ihr ganz wunderlich, und oft wußte sie lange nicht, rede sie laut, oder predige der Pfarrer. Er sprach, wie er erwacht sei vom Glockengeläute, welches rufe zu wachen und zu beten. Wie ihm da bange geworden sei, sprach er, wie die leibliche Noth und die geistige Noth sich vor seinen Geist gestellt, wie er habe fragen müssen: wie soll das enden? daß er habe ausrufen müssen: ach Herr, wie ist meiner Seele so bange! Und er nannte alles, was ihm bange gemacht, und wie leibliche Augen da keinen Ausgang erblickten, und wie der Mensch in seiner Ohnmacht sich nicht zu helfen wüßte, nichts könnte, als beben und zittern, des geistigen und leiblichen Unterganges gewärtig.

Nun aber sei Einer, der nicht ohnmächtig sei, sondern allmächtig, wie sein Wesen unveränderlich sei, so sei es auch sein Wille und die Ordnung, welche dieser Wille geschaffen. Er sei der Fels der Welt, und während Alles um ihn in ewigem Wirbel sich drehe, stehe derselbe für und für und in alle Ewigkeit, und wenn die Welt zu zersplittern scheine, so sei es nur ein Abschäumen des Unreinen, eine Läuterung, in welcher untergehe das Todte, ausgehauen werde das Faule, weggespült die Schlacken der Welt und ausgewaschen die Geschwüre der Zeit. Was im menschlichen Lebenskreise nicht von Gott sei und auf Gott ruhe, das gehe unter, und nur das bleibe, was in Gott und mit Gott sei. Nun zeigte der Pfarrer an einzelnen Menschen, wie die zerstört würden, welche durch wilde Triebe sich treiben ließen oder segeln wollten nach den Eingebungen eigner Weisheit, welche am Ende nichts sei, als die Selbstsucht mit einer Schlangenzunge, am gefährlichsten dem, der sie besitze, wie dagegen der Einfältige und Unmündige, der in treuem Glauben fromm wandle in des Herrn Wegen, mit Ehren bestehe, ein Ende nehme im Frieden und nicht

mit Schrecken. Der Pfarrer zeigte an Häusern und Familien, wie die, welche in Gott gegründet seien und ihm treu blieben, mit Ehren beständen, feste Wurzeln schlügen und wahrhaft würden, was die Welt vornehm nennt, hochgeehrt von der Welt und Gott lieb, und zwar von Geschlecht zu Geschlecht; und wie Häuser und Familien fielen, und desto größer der Fall sei, je höher sie stünden, sobald sie von Gott ließen, die Liebe wiche, der Teufel einzöge mit Hochmuth und Hartherzigkeit, mit Hoffahrt und Ueppigkeit, mit der ganzen Fleischeslust. Ja, sagte der Pfarrer, und sein Auge flammte wie ein Prophetenauge, wie es Häusern und Familien geht, geht es Regierungen und Regenten, nur die, welche Gott erkennen und auf ihn bauen, bestehen, verlassen sie Gott, so verläßt sie Gott, und sie thun einen großen Fall. Und warum bangt uns? fuhr er fort. Eben weil wir so viele Menschen, Familien, ja Regierungen und Regenten nicht stehen sehen auf dem Felsen, der nicht fällt, sondern wirbeln im Wirbel der Welt, dieser Wirbel immer wilder aufkocht, je mehr in denselben sich stürzen, je größer Gewühl und Gedränge von Unglücklichen in diesem grausen Wirbel ist. Es wird uns, als ob alles zu Grunde gehen müßte, alles verschlungen werden würde von der Finsterniß und den Schatten des Todes. Und es werden viele zu Grunde gehen, Menschen, Familien, Regierungen voran; vielleicht bricht die Zeit einer großen Läuterung an, vielleicht will Gott mit Wasserwogen und Meeresfluthen ausspülen die Geschwüre der Welt. Aber bangen wollen wir nicht, weinen dürfen wir über Jerusalem, daß es nicht erkennt zu rechter Zeit, was zu seinem Frieden dient; aber zagen wollen wir nicht, und wenn die Fluth unsre Leiber verschlingt, so vergessen wir nicht, daß, wer dem Herrn lebt, auch dem Herrn stirbt, und daß er in die Hölle führt und wieder heraus. Vielleicht daß er auch nur drohend den Finger aufhebt, damit man umkehre und sich bekehre, wie er es den Kindern Kains that, daß unsre Lage eine Bußpredigt

ist, wie Jonas den Niniviten eine hielt, vielleicht, wir wissen es nicht! aber das wissen wir, daß, was Gott thut, wohlgethan ist, und daß er die Niniviten nur deswegen schonte, weil sie Buße thaten im Sacke und in der Asche. Nun, wem das Herz klopft in Sündenangst, wer sich bewußt wird, sein Fuß stehe nicht auf dem ewigen Fels, der thue Buße im Sacke und in der Asche, er suche den, der sich finden läßt von allen, die ihn ehrlich suchen. Und wer sich bewußt ist, ergriffen zu haben den ewigen Fels, der traue Gott und zage nicht. Der Herr der Ewigkeiten ist auch der Herr des betretenen Jahres, was er verhängt, wird zur Seligkeit dienen denen, die ihn lieb haben und seine Gebote halten, und wer in diesem Jahre sterben sollte, wird des Herrn bleiben, wenn er dem Herrn gelebt hat. Darum, was kommen mag, laßt uns des Herrn harren unverzagt, sei in seiner Hand die Ruthe der Züchtigung, oder der Zweig des Friedens, so laßt diese Hand uns verehren in tiefer Demuth, es ist die Hand, die seguet und selig macht die, welche Treue halten und die Liebe bewahren.

So sprach der Pfarrer, und wenn auch Käthi die Beine zitterten, so ward ihr doch wohl, im Herzen blühte ihr die Ergebung auf, welche das Größte trägt und vollbringt, die Ergebung, welche mit ganzem Herzen sagen kann: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt!

Solch ein kräftig Wort am Neujahrstage ist wohl das vornehmste und beste Neujahrsmahl, und Käthi empfand es auch, und empfand es fort und fort, trotz dem seltenen Mittagsmahle, welches auf schönem reinem Tischtuche stand. Braten, Wein und süße Aepfelschnitze, ein wahres Herrenfressen! Johannesli lebte schrecklich wohl daran und konnte den Braten nicht genug rühmen, und doch klagte er zwischen durch, er könne ihn nicht beißen und Eierkuchen wäre viel kommoder; besser, hätte er gerne gesagt, aber er war auch schon angesteckt

vom Weltgift, welches das Rare und Theure für das Beste hält. Und was er den Wein rühmte, und dabei heimlich darüber grännete, und am Ende sich nicht enthalten konnte, die Großmutter um einen Schluck Milch zu bitten: der Wein sei viel besser, wohl hundertmal, aber er könnte ihn sturm machen, sagte der kleine Diplomat. Nachmittage hatte Käthi Besuch, erhielt Kram, ein sogenanntes Gutjahr von Johannesli's Pathe. Es bestand in einem Hemde, ein Paar Strümpfen und einem großen Neujahrring, und für die Großmutter war ein halb Pfund Kaffee dabei, eine köstliche Bescherung für eine alte Frau, welche den Kaffee so liebt und doch die Bohnen zählt, welche sie zu jedem Kaffee braucht. Dabei aber stürmte es schrecklich draußen, es war, als ob ein schrecklich Gewitter heraufziehen wolle, mit Blitz, Donner und Hagel.

Eine schreckliche Vorbedeutung am ersten Tage des Jahres. Die Fenster klirrten, die Hütte wankte, Nacht ward es draußen und drinnen betete Käthi emsig, denn Angst hatte sie wieder ergriffen; sie bangte sehr, denn das Bangen ganz zu überwinden und das Zagen, daß es nie wieder kommt, wenn stark an ihm des Herrn Hand rüttelt, ist keinem Menschen gegeben. Endlich ließ der Sturm nach, Tag ward es wieder, das schwarze Gewitter jagte nach Osten. Käthi trat vor das Häuschen; ein milder Sonnenblick empfing sie auf der Schwelle, und als sie sich umwandte, dem jagenden Gewitter nachzusehen, sah sie gen Morgen hin das Gnadenzeichen des Herrn, einen prächtigen Regenbogen, am Himmel stehn. Unaussprechlich war der Eindruck auf Käthi, verstummt blieb sie stehn, sah mit gefalteten Händen zum Himmel auf, sie wußte es nun, Gott verlasse sie nicht, und breche auch Sturm und Gewitter los, so komme doch die Gnade nach.

Das seltsame Zeichen in dieser Jahreszeit am Neujahrstage ward von vielen Menschen bemerkt, aber wir zweifeln,

daß dasselbe auf viele einen Eindruck gemacht habe, wie auf Käthi. Um die Zeichen Gottes wahrzunehmen, muß man eben ein auf Gott gerichtetes Auge haben, und um sie zu empfinden, muß man haben ein Gott ergebenes Herz. Ganz hell ward es Käthi im Gemüthe, und sie erzählte eben Johannesli eine schöne Geschichte von einem Knaben, welcher in der Jugend gestohlen worden, endlich aber wieder ein großer Herr geworden sei: als Andrese Anne Bäbi kam und sie einlud, diesen Abend mit ihnen zu neujahren, wie man zu sagen pflegt. Es ging Käthi wieder wie gestern vor dem Wirthshause, wie sie sich auch sträuben mochte, Johannesli war Meister. Kurzweilig verging der Abend, und es war Zeit auseinander zu gehen, ehe man daran dachte. Die Zeit recht kurz zu machen ist eine Kunst, und recht kurze Zeit zu haben ein Glück.

Fünfzehntes Kapitel.

Was das neue Jahr Käthi Neues bringt.

Am folgenden Tag war es Käthi wohler, als hunderten von vornehmen Herren; sie hatte weder einen schweren Kopf, noch ein schweres Rechnen. Das ist gar fatal für so Viele, daß sie, wenn sie am zweiten Tage im Neujahre aufstehen, trüb im Kopfe sind und trübe im Gemüthe; denn nun geht das Rechnen an, und sie sollen ausmitteln, ob's im vergangenen Jahre mit ihnen vorwärts oder rückwärts gegangen, wir meinen nicht an der Seele, sondern bloß im Geldseckel. Ja, wenn man das wegen der Seele und wegen Ehre und gutem Namen ordentlich ausrechnen könnte, oder wenn man noch besser beim Aufstehen am Morgen die Bilanz gegenüber im Spiegel sehen würde, Herrgott, was würde das für Ge-

sichter geben an [illegible] Tage des Jahres, und was für Gsxe würde so manche Dame auslassen!

Ohnedies aber giebt's bedenkliche Gesichter genug, wenn es am Morgen zu klingeln und zu klopfen beginnt, und die Liebesbriefe kommen von Schuster und Bäcker, von Metzger und Schneider, von Perückenmachern und Putzmacherinnen, von Kaufleuten von allen Sorten, und es ist kein Geld mehr da; was eingegangen war, wurde alsbald für das Laufende gebraucht. Aufschreiben ließ man, was man konnte, und an niemand hat man zu fordern; und nun liegen sie da, die unbezahlten Conto's, und wie einen großen und wachsenden Verdruß muß man sie mitnehmen in's neue Jahr hinein, und wer weiß, wie manchem sie, noch ehe das Jahr zu Ende ist, zu Mühlsteinen gewachsen sind, sich ihm um den Hals gelegt haben und ihr niederziehen in den Morast, zusammengeführt aus Noth und Schande?

Da ist doch ein arm alt Fraueli besser dran, dem klingelt es nicht, dem klopft es nicht, dem kommen keine Conto's, dem sagt höchstens der Bäcker: bist mir noch eine halbe Krone schuldig, wäre mir lieb, du gäbst sie mir; die Müller sind gar geldhungrig, ehemals war es nicht so, aber jetzt ist es nichts mehr mit ihnen!

Käthi hatte es noch besser, sie war niemand was schuldig, hatte nichts zu rechnen, sie schrieb nichts auf, wäre ihr auch eine Kunst gewesen. Ihr Vermögen konnte sie alle Tage im Kopf ausrechnen, sie lief nicht Gefahr, daß es ihr ging, wie zuweilen einem Kaufmann, der sich Millionär glaubt, und an einem schönen Morgen zu seiner großen Verblüffung die Entdeckung macht, daß er unter Null sei.

Ganz friedlich und still begann Käthi das neue Jahr mit Beten und Arbeiten, um mit Ehren und ohne jemand zu plagen durchzukommen. Am dritten oder vierten Tage desselben war es, sie saßen eben an ihrem Mittagsmahl, und unter dem Ofen gakelte ein Huhn. Da ging die Thür

auf, und Johannes trat ein, den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge (den Arm am Schlingel, sagt ein Volkswitz). Käthi fuhr hoch auf. Mein Gott und Vater, rief sie, bist du es oder dein Geist? — Nur ich, sagte Johannes, Gott grüße euch! — Gott willche, Gott willche, sagte Käthi, mein Gott, was hast? Hocke nieder und iß! Bist gefallen? Soll dir Thee machen oder willst Kaffee? Ist dir übel? Ach Gott, wenn ich Wein hätte, du müßtest Wein haben. Johannesli! Kannst wohl holen, und die Flasche nicht zerbrechen? So tollte bei der guten Mutter Alles durch einander; Kummer, Theilnahme, der Trieb, ihm was Gutes zu erweisen, die Angst, was er hätte. Eine Weile ging's, ehe Johannes saß, was vor sich hatte, die aufgeregten Gedanken Käthi's sich zur Ruhe gelegt hatten, so daß sie Antworten erwarten, Johannes Bericht anhören konnte.

Dieser Bericht war nicht lang, aber betrübend; Johannes war ein armer Märtyrer. Johannes war mit Andern den Tag nach dem Neujahr nach Michelhofen in's Wirthshaus gegangen, wie es üblich und bräuchlich sei allenthalben. Dort war Musik und Tanz; dort saß Johannes ganz ruhig bei einem Schoppen, bis es Feierabend gemacht wurde. Dann ging er ruhig heim, wurde unterwegs von den Neuhäusern überfallen. Er wehrte sich sehr, aber sie waren ihrer Viele, kamen mit Spießen und Stangen, er wurde wund geschlagen, durch den Arm gestochen, mißhandelt schrecklich, gräßlich, bis er sinnlos am Boden lag. Käthi weinte und bebte, Johannesli meinte, wenn er dabei gewesen wäre, so hätte er die Neuhäuser noch ganz anders stechen wollen, ganz durch und durch, daß sie nie mehr hätten aufstehen können. Als er wieder zu sich selbst gekommen, sei er zurück nach Michelhofen gegangen, habe den Doktor holen und sich verbinden lassen, sei einen Tag dort gelegen, dieweil ihm ein über das andere Mal übel geworden sei. Sobald er gekonnt, sei er heim gegangen, aber da sei das Wetter erst los gegangen. Die

Bäurin gönnte [illegible] eine Freude, geſchweige eine freie Stunde, und wenn ſie nichts zu arbeiten hätte, ſo würde ſie, nur um die Dienſtboten zu kujoniren, Holz um's Haus herum tragen, und accurat an gleichen Ort wieder legen, oder Stroh von einer Bühne zur andern tragen laſſen. Wenn das noch keine Hexe ſei, ſo werde ſie ſicherlich eine werden; es ſagten es alle Leute, die ſei dem Teufel von dem Karren gefallen. Statt daß ſie ihn bedauert hätte und gefragt, wie es ihm ſei und was er möchte, habe ſie ihn in's Stübli genommen, und angefangen, ihm alles Elende vorzuhalten, ihn runter zu machen, als ob er keinen Kreuzer werth wäre, und allerhand zu drohen, jedes Kacheli Thee oder Kaffee, und jeden Kreuzer, welchen er je erhalten von ihr, habe ſie ihm unter die Naſe gerieben. Aber eine Zeit ſei nicht alle Zeit, jetzt laſſe ſich kein Knecht wie er mehr behandeln wie ein Schulbub oder wie ein Sklave. Er habe wohl gemerkt, warum es eigentlich der Bäurin ſei. Sie habe gefürchtet, ſie müßte ihn einige Tage behalten, ohne daß er arbeiten könnte, und krank habe ſie niemand gerne; wenn einer am Sterben wäre, ſie jagte ihn mit der Miſtgabel zur Arbeit. Sie habe wohl gewußt, daß er ſich nicht behandeln laſſe wie ein Hund, und ſie habe auch recht gehabt, wie ſie gewollt, habe er auch gethan. Als ſie ihm ſo gekommen, habe er ihr auch geſagt, wer ſie ſei, und wenn der Teufel nicht ſchon eine Großmutter hätte, ſo müßte ſie es werden; bei einer ſolchen bleibe er keine Stunde länger. Sie könne ſehen, wo ſie Knechte kriege, welche ſich wie Hunde behandeln ließen. Geſund ſei er ihr gut genug geweſen; jetzt, da er krank ſei, da reiße ſie alles aus dem hinterſten Winkel hervor, um ſeiner los zu werden. So hielten es die eigennützigen Bauern, aber es werde noch anders kommen, da ſei er ihr gut dafür. Mit ihm mangle es nicht halb ſo viel Federleſens, er werde einpacken und gehen, es werde ſich wohl jemand finden, der ihn krank behalte, wenn er ihn auch nicht geſund gehabt. Das ſei der

Bäurin doch in's Leben gegangen, und sie habe allerlei gestürmt, und hätte ihn zurückhalten mögen, aber ohä, er habe gedacht: jetzt kannst mir pfeifen. Bis seine Sache ausgemacht sei, wolle er bei ihr bleiben, sagte er zu Käthi, es solle ihr Schade nicht sein; behalten werde sie ihn doch wohl können? Wo wolltest sonst sein, sagte Käthi, und wer wollte zu dir sehen? Ich litte es nicht, daß du an einen andern Ort gingest; es drückte mir das Herz ab, und ich müßte glauben, du schätztest mich nicht mehr. Nebenbei dachte sie, wie man sich doch in den Leuten irren könne: sie habe die Bäurin für eine ganz andre gehalten, als sie sich jetzt zeige; aber es werde sein, wie man sage, eine sei wie die andre, und dienen sei bös, sterben wäre besser! Ehedem sei es doch nicht so gewesen. Gottlob, daß sie nicht mehr dienen müsse und noch gute Leute habe. Die gute Käthi dachte nicht daran, daß alle ihre guten Leute Dienstboten hätten, und daß schlechte Dienstboten nirgends gute Meisterleute finden.

Nun, so einer alten Käthi und Mutter dazu ist's erlaubt, trotz handgreiflicher Gegenbeweise, zu glauben an die Lügen ihres Sohnes und seine Schilderungen über seine Meisterfrau, welche seinen freien Aufflug hemmen und seinem entschiedenen Fortschritt Schranken setzen wolle, als eine wahre Jesuitin, ja, wir gehen noch weiter, wir wollen allen Magistraten und Majestäten, allen Capacitäten und Souveränitäten erlauben, an ihre Söhne zu glauben, an gerathene und ungerathene, aber dann erlaube man uns, von all diesen Leuten zu sagen, das wundere uns nicht, dünke uns gar nichts anders, es werde halt es dumms Käthi sy! Die Sache war wirklich auch ganz anders, als Johannes sie erzählte, und zwar so war sie: Johannes war nach Michelhofen gegangen, hatte dort ein Mädchen aufgegabelt, stark getrunken, das Mädchen machte sich von ihm los, schloß sich einem Vetter, einem Neuhäuser an, der sich mit einem Trupp Kameraden auf den Heimweg machte. Johannes kriegte Zorn, er sah es an als einen Mädchenraub, lief mit einigen Kameraden den Neuhäusern den Weg vor,

empfing Neuhäuser mit Scheitern und Steinen, und stürzte sich auf sie; die Neuhäuser aber waren ganze Burſche, verloren weder den Muth noch den Kopf, riſſen Pfähle aus den Zäunen, und nun ging es an ein wildes, blutiges Schlagen, in welchem endlich die Neuhäuſer ſiegten, Johannes liegen blieb mit zerſchlagenem Kopf und einem Meſſerſtich durch den Arm.

Leider gewinnt die verruchte Sitte des Meſſerzuckens immer mehr Eingang, weil die witzigen Richter gewöhnlich fragen: Nicht wahr, du haſt nicht die Abſicht gehabt, das Meſſer zu ziehen? oder wenn du mit Abſicht es gezogen haſt, ſo hatteſt du doch weder den Vorſatz noch die Abſicht zu ſtechen, ſondern der Stich wurde ganz zufällig geſtochen, ganz von ungefähr ging ihm das Meſſer in den Leib; nicht wahr, ſo iſt's? Ja, ſo iſt's, ſagt der Verklagte, der Teufel hat's gemacht mit meinem Meſſer. Nun, das habe ich doch gedacht, ſagt der kluge Richter, ſo ein braver und gebildeter Burſche ſticht nicht mit dem Meſſer. So gehe du nun heim in Gottes Namen, geſchehen ſoll dir nichts. Nur eines möchte ich dir ſagen, aber nimm es mir nicht übel: Ein andermal laß dem Teufel das Meſſer nicht, oder wenigſtens laß es ihn nicht aufthun; denke, der Teufel iſt ein Schelm, zuletzt könnt' es doch fehlen!

Johannes ſchleppte ſich in's Wirthshaus zurück, ließ den Doctor holen, ſich verbinden, ein ärztlich Atteſt ausſtellen, und gedachte die Neuhäuſer anzugreifen und ſich eine tüchtige Summe als Schmerzengeld auszahlen zu laſſen. Da der Wirth in Michelhofen es mit den Neuhäuſern hielt, vielleicht nicht mit Unrecht, ſo wollte er Johannes nicht behalten, ihn nicht bei ſich in der ſogenannten Leiſtung liegen laſſen, er mußte zu ſeiner Meiſterin zurück. Dieſe war allerdings bitterböſe über das Lumpen im allgemeinen und das Lumpen von Johannes insbeſondere, ſchoß im Hauſe herum wie ein Sturmwind, und hielt dem Geſinde über Tiſch eine Vorleſung, zwar nicht aus Heften, ſondern aus dem Kopfe, aber doch, wie ſie mancher Profeſſor nicht zu halten im Stande geweſen

wäre. Kaum hätten Knechte und Mägde die wenigen Batzen, welche sie nicht schon im Laufe des Jahres eingezogen hätten, in der Hand, so lasse man das Lumpenwerk los, und reize die Tröpfe auf alle Wege, ihr Geld ganz und gar zu verhudeln. Sei das geschehen, hätten sie nichts mehr, als leere Säcke und sturme Köpfe, so kämen sie wieder daher, und die Meisterleute könnten sie wieder haben, aber wie? Mißmuthig, übellaunig, unwirsch, daß lange Zeit nichts mit ihnen anzufangen sei, daß nichts besser wäre, als sie des Tages dreimal zu prügeln, statt dreimal zu füttern. Denn nun müßten die Meisterleute an allem schuld sein, jetzt werde geklagt über den schlechten Lohn, und daß man halb umsonst arbeiten müsse, während die Hunde von Bauern im Wirthshause säßen. Und daß das Hudeln der Dienstboten niemand mehr zuwider sei, als den Meisterleuten, und daß einem Hudel kein Lohn groß genug wäre, daran denke kein Maulaffe, sondern jeder sperre die Nase auf, mache Glotzaugen, und gebe wochenlang kein gut Wort; und weil er den Meister nicht prügeln dürfe, so prügle er dessen Vieh, daß es sie dünke, sie möchte so Einen huschen und ohrfeigen, bis er weder Haare auf dem Kopfe noch Ohren am Kopfe mehr hätte.

Das sagte die Bäurin Allen über den Tisch in's Gesicht, und als Johannes endlich heim kam, ging sie zu ihm in seine Kammer und kanzelte ihn also ab: Es nimmt mich wunder, ob du niemals witzig werden wollest; es wäre Zeit dazu, sonst giebt es sich nicht mehr. Schämst du dich nicht, zu thun wie ein junger Löffel, Schlägereien anzustellen? Du solltest doch wissen, was dabei herauskommt, bist Wittwer, hast ein Kind, und thust noch so! Wenn du einen guten Blutstropfen im Leibe hättest, thätest du deinen Lohn nicht versaufen und deine alte Mutter dein Kind erhalten lassen! Du wirst es noch dahin bringen, daß sie noch dich dazu erhalten muß; du hast das neue Jahr darnach angefangen, daß es so wird kommen müssen.

Ja, so was läßt ein Korporal sich nicht gerne sagen, wenn er es auch wohl verdient hat. Johannes begehrte auf: was er für Blut im Leibe habe, gehe sie nichts an, und wer ihm sein Kind erhalte, ebenfalls nichts, einmal sie thue es nicht; es gebe noch an andern Orten zu essen und zu arbeiten als hier; es sei dann nicht, daß, wenn er nicht mehr hier sei, ihn die Mutter erhalten müßte; das noch lange nicht. D'r Gotteswille Brod hätte er nie gegessen und wolle er nie essen. Red nit so, sagte die Bäurin, du Bürschli weißt noch nicht, wie weit es mit dir kommen kann. Und wenn ich dich nicht behalten wollte in diesem Zustand, wo du, weiß kein Mensch wie lange, nicht arbeiten kannst, und halb aus Muthwillen, wo wolltest du hin, als zur Mutter, hast ja nicht einen Kreuzer Geld! Drum Bürschli, poch nicht so! Ja, so lasse er sich nicht kommen, er lasse sich nicht vorhalten, daß man ihn um Gotteswillen hätte. So hätten es die dolders Bauern; so lange man arbeiten möge, geben sie zu essen nothdürftig, und werde man krank, so jage man Einen zum Loch aus, wie einen Hund. So gehe es Einem. Er lasse sich so was nicht zweimal sagen; sie solle ihm den Lohn geben, was es auch austragen möge; auf der Stelle wolle er fort. Ich habe dich nicht gehen heißen, sagte die Frau, habe dir nur gesagt, wie es dir gehen könnte. Und sagen, was wahr ist, wird wohl erlaubt sein: sagt ihr doch auch, was euch in den Mund kommt; man muß schlucken, daß man lange Zeit nicht weiß, bringt man es runter oder nicht. Sie hätte es gehört, sagte Johannes, er wolle den Lohn und fort. Alles Leids und Schlechts sich vorhalten lasse er nicht, dazu sei er zu alt geworden. Thue nicht dumm, sagte die Frau, es fiel mir nicht ein, dich gehen zu heißen; ich habe dir bloß gesagt, was dir gehörte und mir zustand, so lange ich die Meisterin in meinem Hause bin. Das stehe ihm zu, ob er es annehmen wolle oder nicht, sagte Johannes, und sie hätte gehört, er wolle fort. Anhalten will ich dir nicht, sagte die Frau, so

wenig, als ich dich gehen geheißen; aber bedenke es wohl, was du machst. Die paar Batzen Lohn, die du noch bekommst, sind bald gezählt; unterdessen komme zu dir und mache nichts, was dich übel gereuen könnte. Aber als die Bäurin zurück kam, war Johannes gleich aufsegehrisch, und die Bäurin ließ ihn ziehen. Sie wußte zu gut, welche Folgen es hat, wenn man Knecht oder Magd zu bleiben bittet; es giebt wenig Köpfe unter ihnen, welche solches Bitten ertragen mögen; die meisten werden geschwellen und groß wie Backöfen.

So war die Geschichte, und so sieht man wieder, daß, wer nicht selbst dabei ist, selten weiß, was eigentlich vorgegangen, dieweil ein jeder, der eine Geschichte erzählt, derselben eine eigene Kutte oder einen eignen Rock anzieht, und so wie der Rock den Mann macht, macht die Kutte die Geschichte; und je nachdem man ihr eine anzieht, wird sie so oder ganz anders. Nun also war Johannes bei der Mutter und aß wirklich ihr Brod, und sie mußte ihn einstweilen erhalten, freilich auf die Vertröstung hin, vom Schmerzengelde wolle er ihr ein schönes Kostgeld bezahlen. Sie pflegte ihn nebenbei treulich, schmierte ihm von Salben ein, was sie auftreiben konnte, und hatte Freude dabei, daß sie ihm Mutter sein, ihm zeigen konnte, wie gut sie es mit ihm meine, und dazu noch die größte Kurze-Zyti. Wenn sie jemand bedauern wollte, so sagte sie: wenn sie wüßte, daß wieder Alles gut käme, so könnte sie nicht einmal sagen aufrichtig: sie wollte, es wäre nicht.

Sechszehntes Kapitel.

Käthi kriegt den Johannes in's Haus sammt einem Prozeß, und wie der Prozeß ausläuft.

Johannes aber war in einem eigenen Zustande; er hatte einen Prozeß! Einen Prozeß haben, einen Prozeß, den man

gewinnen, den man verlieren kann, mit dem man viel gewinnen, viel verſpielen kann; einen Prozeß, durch den man eingeführt wird in's Labyrinth der Geſetze und Formen, der Ränke und Kniffe, wo man nie weiß, wo man daheim iſt, oft plötzlich wieder beim Eingang, wenn man beim Ausgang zu ſein glaubt, und plötzlich beim fatalen Ende, wenn man eben erſt guten Boden errungen zu haben glaubt; einen Prozeß, der, wie man meint, Einen zu einer ungeheuer wichtigen Perſon macht, auf welche Europa ſieht, indem nie noch ein ſolcher Prozeß geweſen, noch je mehr einer ſo ſein werde. Was unwiſſende Menſchen zum erſten Mal erleben, das, meinen ſie, ſei zum erſten Male in der Welt; ſo nahm der Prozeß auch Johannes ein und machte ihn faſt ſturm im Kopfe; er rutſchte auf allen Ofenbänken herum, wo er ihn erzählen konnte. Allenthalben gab man ihm Recht, und allemal kam er ſtürmer heim, baute größere Luftſchlöſſer, lief hie aus, dort aus um Rath und machte dennoch was ihm wohlgefiel, und wählte den Rechtspraktikanten, welcher ihm den Kopf am ſtürmſten machte, die kannibaliſchſten Luftſchlöſſer vorſpiegelte.

Wir wollen dieſen Prozeß nicht verfolgen, wir könnten unverſehens ein ganzes Buch voll darüber kriegen. Wir wollen bloß bemerken, daß er ſehr verwickelt wurde; denn die Neuhäuſer wußten ſich zu wehren, und ganz beſonders damit, daß die Gegner ihnen den Weg vorgelaufen hätten und ſie überfallen, ſo daß ſie ſich hätten wehren müſſen, wie ſie hätten können. Es gab Verſöhnungsverſuche, Erſcheinungen, Eide drohten, und unterdeſſen aß Johannes bei der Mutter, und ſie erhielt ihn. Johannes ſuchte keinen Dienſt, erſtlich meinte er, er müſſe Zeit haben, ſeiner Sache nach zu laufen und ſie recht zu betreiben, es habe ſchon Mancher ſeinen Handel verſpielt, weil ſo ein Menſchenſchinder von Bauer ihm nicht Zeit gegönnt hätte, zu ſeiner Sache zu ſehen, d. h. mit andern Worten, weil ein Meiſter einem

Knecht nicht Lohn und Essen geben wollte, um einen Prozeß betreiben zu können. Zweitens wollte es mit seinem Arm nicht gut gehen, er konnte denselben nicht recht brauchen. Die einen Doktoren sagten ihm, sie wollten ihm alsbald helfen, und halfen doch nicht; die andern sagten ihm, er hätte ihn verquacksalbert, und wenn er alle Tage zu einem andern Arzt laufe, so komme es ihm nicht gut. Ueber diese fluchte er sehr, und ging zu keinem wieder: das seien verfluchte Brandschatzer, sagte er, meinten, sie wollten alles alleine.

Nun war bei dem allem Eines gut: er sah nun, wie es die Mutter hatte, und wie er es als Knecht gehabt hatte. Käthi gab es so gut wie möglich, aber wie sehr man dehnbare Dinge dehnen kann, am Ende nimmt die Dehnbarkeit doch ein Ende. Viel mehr Pulver nahm sie nicht zum Kaffee, mit dem Wasser vorzüglich besserte sie nach. Brod aß sie selbst desto weniger, absonderlich ging's über die Erdäpfel her. Käthi wagte es kaum mehr, die Lampe mit in den Keller zu nehmen, aber denken mußte sie manchmal, wie gut es gewesen wäre, wenn sie den Hauszins anders hätte machen können, nicht Erdäpfel hätte verkaufen müssen. Aber was sie dachte, sagte sie nicht, ja man sah es ihr nicht einmal an. Und auch Johannes machte kein bös Gesicht, und so manierlich war er doch, wie wirklich nicht alle Korporale es sein sollen, daß er es nicht besser verlangte, als die arme Mutter es geben konnte. Aber er magerte sehr bei dieser Kost, er war es ganz anders gewohnt: da war Hülle und Fülle gewesen, aufgegessen wurde nie. Zwei große halbe Brode lagen oben und unten auf dem Tisch, Milch genug, und wenn irgend wo was fehlte, so muckelte man sofort über den Tisch weg, als ob man das Recht dazu hätte. Man muckelte über magere Suppen, selten war das Fleisch Allen recht, entweder schien es ihnen zu hart oder zu weich, gewöhnlich zu mager, und oft hörte man halblaut den Witz, das werde von einer

Ziege sein, welche zum Himmel gefahren; und noch seltner war das Kraut recht, das sollte allemal alle Untugenden der Welt am Leibe haben, und manch üppig Knechtlein gränuete über das Beste und lästerte, als ob alle Tage das Essen schlechter und ungenießbarer würde, und doch kochte die Bäurin bereits seit vierzig Jahren, und eher alle Jahre besser als schlechter.

Nun war bei seiner Mutter alles dünn, sparsam; man durfte fast in keine Schüssel fahren, ohne zu fürchten, es bleibe nichts darin und alles hange am Löffel; und ob das Kraut Butter gesehen hatte oder nicht gesehen, wußte man nicht; denn es konnte es nicht sagen, und sonst merkte man es ihm nicht an; und über das Fleisch hatte man gar nicht zu klagen, denn da sah man gar keines. Ja, jetzt sah Johannes ein, welch großer Unterschied zwischen Essen und Essen sei, wie man oft nicht wisse, wie gut man es habe, und wie leicht man sich versündigen könne. Aber so weit war er noch nicht, daß, was er sah, er auch bekannte. Einen andern sehr bedeutenden Unterschied aber merkte er jetzt noch nicht, konnte ihn also auch nicht bekennen. Das Knechtlein kommt zu Tische und will essen, und zwar gut; ob der Bauer es hat und woher er's nimmt und was es kostet, das kümmert ihn nicht im mindesten; da siehe du zu, denkt er. Er ißt, so lange er kann, und manchmal noch ein Stücklein mehr, dem Bauer zu Leid und zu Trotz, und kümmert sich im mindesten nicht, bleibt was übrig für den kommenden Tag oder nicht. Da siehe du zu! denkt er wieder. Und kommt nicht auf den Tisch, was er denkt, z. B. nicht Milch, daß er und sein Babi füglich darin baden könnten, so wird er zur lebendigen Brummelsuppe, und giebt deutlich zu begreifen, daß ein solch Hundefressen ihm nicht anständig sei, und wenn es nicht besser komme, so könne man sehen, was er anstelle. So ein Bürschchen weiß gar nicht, was es heißt: Ohne Sorgen zum Tisch und ohne Sorgen davon! So hat es eine

arme Hausmutter und namentlich so eine arme Käthi nicht. Die muß sich kümmern, woher nehmen und wie lange daran machen, muß sich kümmern, wenn das halbe viertel Pfund Kaffee all ist, woher die vier oder fünf Kreuzer zu einem neuen viertel Pfund nehmen; muß fast abwägen die Stücklein Brod, damit das zweipfündige seine acht Tage herhalte, muß unterdessen sich abarbeiten um zwei oder drei Batzen für ein frisches Brod heraus zu arbeiten, muß zur Butter Sorge tragen, wie zu den eignen Augen, selbst mit den Kartoffeln zart umgehen und es als Gewinn achten, wenn eine weniger gebraucht wird, als man gerechnet.

So eine Hausmutter bricht manchmal ab mit Essen; sie möchte noch viel mehr, und manchmal bricht ihr der Schweiß aus bei dem Essen, wenn sie den muntern Appetit der Kinder sieht, wie sie das Essen zusammenschlagen; sie darf ihnen nicht wehren, sie muß sagen: Gottlob, daß sie es mögen; aber sie muß hinzusetzen: Ach mein Gott, wo soll ich genug hernehmen? Zwischen den Mahlzeiten geht es ihr im Kopfe herum, was sie brauchen müsse, wie viel ihr überbleibe, wie sie es wohl machen könnten, ohne betteln oder stehlen. Und nicht bloß arme Weibchen müssen so denken und sorgen, sondern auch weise Bäurinnen müssen denken und sorgen, was alle Tage kochen, damit die Kirche mitten im Dorfe bleibe, d. h. das Gesinde ihr nicht davon laufe, sie aber sich nicht selbst arm koche. Von all dem weiß so ein Knechtlein nichts, muß es aber später zumeist bitterlich erfahren.

Das fühlte anfangs auch Johannes nicht; er saß zum Tisch, accurat wie an seinem Dienstorte, er dachte nicht daran, woher die Mutter es nahm, sondern bloß: wenn seine Gegner mit ihm abgemacht hätten und viel Geld ihm gezahlt, so wolle er die Mutter mit einem Kostgeld schadlos halten.

Der Staat erbarmte sich in diesem Winter der armen Leute, ließ Lebensmittel austheilen, die kamen Käthi wohl.

War's auch nicht viel dem Anschein nach, so ist doch, wo nichts ist, wenig eine große Wohlthat. Den alten Joseph mit seinen sieben guten und seinen sieben schlechten Jahren, mit seinen Speichern und Vorrathskammern hat man vergessen und sich ganz modern eingerichtet, hat keine Vorräthe und das Geld auf Procente ausgelegt. Die alten großen Schränke der Großmütter sind zum Trödler gewandert, die Hausfrau behilft sich mit sechs baumwollenen Betttüchern und drei baumwollenen Hemden. Die Keller hat man einem Seifensieder oder Lichtzieher vermiethet und läßt den täglichen Bedarf täglich vom Markte holen; dieweil man ja auch bloß für das tägliche Brod bittet und nicht für zwei oder drei Tage oder gar ein Jahr zusammen.

Die Regierungen haben ebenfalls dieses Princip angenommen, rechnen nach Procenten, nehmen keine andern Facteren in ihre Rechnungen auf, ja einige Hexenmeister im Rechnen haben es klar bewiesen, daß Schulden einem Staat viel vortheilhafter seien, als Gulden, das Volk ein verhudelt Vaterland, dem man alle Tage mit neuen Steuern auf die Beine helfen müsse, viel zärtlicher liebe, als ein habhaftes und zahlungsfähiges. Also auch die Regierungen haben keine Vorräthe mehr, die Vorrathskammern verschenkt oder vermiethet. So lange die guten Jahre dauerten, gab es einen klaren Beweis, wie viele Procente ein solcher Haushalt einträge, und aus diesen Procenten könnte man in Fällen der Noth schon viel anschaffen, hieß es. Daran dachte man nicht, daß dann, wenn die Noth kommt und die Regierungen kaufen wollen, es einen Mords-Spectakel giebt. Man sagte, die Transportmittel seien jetzt so gut, der Verkehr so rasch, daß man im Hui aus allen Welttheilen Sachen mehr als genug zusammengepfiffen hätte. Man dachte nicht daran, daß die Leute, von denen man es kaufen wolle, auch Bericht kriegten vom Mordslärm und nun Preise stellten aus dem FF., ja daß der Wucher den Mittler machen und Regierungen nö-

thigen könnte, den Speck von den Mäusen zu kaufen, ja daß es Regierungen in den Sinn kommen könnte, den Weg zu versperren oder Krieg anzufangen. Eine Regierung kann rappelköpfig werden, so gut als irgend ein anderer Christ. Jedenfalls ist ein sehr unheimlich Gefühl dabei, wenn's heißt, die Noth ist da! Getreide haben wir nicht, aber in Amerika ist mehr als genug, wollen geschwind holen lassen. Ja, Amerika ist ein Stück von hier und gar ein breiter Bach dazwischen!

Und wenn überhaupt wenig oder gar kein Vorrath in einem Lande ist, so braucht es gar ungeheuer viel, bis das Bedürfniß befriedigt, das Loch, welches eine schlechte Ernte macht, ausgefüllt ist. Eine einzige mißrathene Ernte kann die Noth bis nahe an den Hungertod steigern, vide Irland. Nun, so arg ging's im Jahre 1845 noch nicht, aber bedeutenden Lärm gab's doch, als es hieß, die Regierungen wollten was kaufen. Und es war wirklich sehr lustig, wie man das anstellte, ungefähr so, wie ein Kaufmann, welcher Kaffee oder Zucker in Marseille oder in Havre kaufen will, und vor sich her sieben blasende Trompeter sendet und hinter diesen sieben Herolde, welche in allen Gassen es verkünden, hinten her komme gefahren der reiche Mutz aus Lämlismyl und wolle Zucker und Kaffee kaufen, so viel er finde und um jeden Preis. Indessen, man fand was man wollte, brachte glücklich in's Land Waizen und Reis; kaufte noch Hafermehl, theilte Reis und Hafermehl aus, und erquickte manchen Menschen damit, namentlich mit dem Hafermehl. Reis verstehen die wenigsten ländlichen Köchinnen zu kochen, jedenfalls brauchten sie viel Holz. Haferbrei und Hafermuß oder Suppen sind gesunde vaterländische Speisen, die vorzüglich nährten, ehe Erdäpfel und Kaffee kamen, die alte Landeskraft. Nur wenige Pfunde erhielt jede Haushaltung, aber wenn sie nur eine Woche oder zwei die Ausgaben unnöthig machten, daß man den Verdienst zusammen legen konnte, so reichte derselbe wieder

einige Wochen und so viel war glücklich überstanden, vom Winter abgelöst. Und wir können es nicht oft genug wiederholen, wo Wille, Sinn und Segen ist, da reicht Weniges unglaublich weit.

Indessen, wenn sie sich freute, daß der Winter zu Ende rückte, so nahte damit was anderes, welches Käthi bange machte und das war der Tag, an welchem die Hälfte des Hauszinses fällig war, der sogenannte Frauentag oder Mariä Verkündigung. So ist es oft im Leben, daß das Eilen der Zeit wohl angenehm und wünschbar ist, wenn nur eines nicht wäre, welches mit jedem Tage näher tritt und nicht zu umgehen, nicht zu überspringen ist. Oberhalb des Rheinfalls kann man landen und unterhalb wieder einsteigen, aber es giebt Tage, vor denen man bleich wird und durch die man doch muß. Der Candidat durch's Examen, die junge Frau durch ihren schwersten Tag an den Pforten des Todes vorbei, der alte Mann durch den Begräbnißtag seiner alten Frau, mit welcher er manch' Jahrzehnt in treuer Einigkeit gelebt, nun die arme Käthi über den Frauentag, an welchem sieben und ein halber Thaler fällig wurden, zu denen kein Kreuzer lag im Hochzeitsstrumpf, und keine Aussicht, irgendwie dazu zu kommen, außer wenn Johannes viel Geld erhielt von denen, welche ihn geschlagen.

Diese Hoffnung aber verdüsterte sich mehr und mehr. Johannes behauptete, es helfe alles einander und ein Schelm sei wie der andere. Seine Gegner seien Bauernsöhne und seine Richter Bauern; bekanntlich hacke keine Krähe der andern die Augen aus: seine Gegner hätten Geld und er keines, bekanntlich aber seien die Agenten für das Geld da, und wo sie welches sähen, da thäten sie nehmen und frügen Gott und Teufel nichts nach, wie sie sich dessen selbst rühmten; er merke, wo es hinaus solle. Der gute Johannes meinte: es müßten alle Leute die Sache ansehen wie er, und wer es nicht thäte, sei bestochen oder sonst ein dolders Schelm,

und daß er den Weg vorgelaufen und zuerst geschlagen, das, meinte er, das könne ihm kein Teufel beweisen. Es giebt curiose Ansichten in der Welt, aber doch die curiosesten bei Prozessen. Das Hauptunglück dabei war, daß der Arm nicht heilen wollte, er hatte nicht Kraft darin, es schien, als schwinde er und werde dünner, er konnte in keinen Dienst, keine Arbeit verrichten, höchstens ein wenig holzen, wo er das meiste mit einer Hand machen konnte. Er verdiente dabei nicht das Essen, und es kränkte ihn sehr, wenn er, der große Bursche, kaum so viel verrichtete, als ein halbgewachsener Junge, wenn ein alter Mann mehr zu schätzen war als er.

In ihrer treuherzigen Ehrlichkeit meinte Käthi: sie müsse gehen und sich bei ihrem Bauer wieder entschuldigen, daß sie den Hauszins noch nicht bringe und ihm sagen, es solle sobald geschehen, als Johannes seinen Prozeß gewonnen hätte. Sie traf ihn aber nicht zu Hause. Die Frau nahm Käthi in's Stübli und sagte ihr: Hör mal, du bist das dümmst Fraueli, welches auf zwei Beinen läuft, du schickst dich nicht mehr in die heutige Welt. Wenn du jemand was schuldig bist, kriegst du Himmelangst, läufst dem, welchem du schuldig bist, auf den Schuhen herum und zappelst und bittest, daß es Einem selbst angst wird dabei; das ist nichts, damit mahnst du die Leute an die Forderung, machst entweder sie böse, oder, daß sie meinen: weil dir so angst sei, so müßten sie eilen mit Eintreiben, sonst sei alles verloren. Sieh, Käthi, das geht heut zu Tage ganz anders, jemehr sich jemand duckt, desto gröber verfährt man mit ihm und jeder Lumpenhund meint, er könne auf ihm herumtrappen. Man muß keck und aufbegehrisch sein vom Teufel, dann kriegt man was, dann wird man was. Denn sieh, eine Zeit ist nicht alle Zeit; ehemals hieß es, wer demüthig sei, dem sei Gott hold und jetzt heißt es, wer unverschämt ist, der lebt best bas, und wer der Wüsteste ist, der wird der Oberst! Und der Gebrauch ist,

daß man denen, welchen man ſchuldig iſt, nicht vor der Thüre iſt und unter der Naſe herumläuft, im Gegentheil, man flieht ſie, man läßt ſich verläugnen, man wird wie unſichtbar für ſie und wenn man's nicht meiden kann und ihnen unter die Augen muß, ſo thut man weder ſchüchtern noch demüthig, ſondern daß die Leute ſagen müſſen: er wird es ihm gewiß nicht ſchuldig ſein, oder doch nicht Urſache haben ſich zu fürchten. Wenn aber dein Gläubiger trotz dem dich mahnt, ſo mußt du ihm ſagen: du brauchſt mir den Verſtand nicht zu machen, gieb du mir Geld, ſo will ich dich ſchon bezahlen! Meinſt, du hätteſt den Verſtand allein gefreſſen, und es wäre mir nicht ſelbſt in Sinn gekommen zu zahlen, aber wenn du kein Geld haſt, ſo zahl, du Löhl! So mußt es machen, dann läßt man dich ruhig. Kannſt es nicht machen, wegen der täglichen Ausgaben, ſo geh vor die Gemeinde und ſage ihnen wüſt, und geben ſie dir nicht, was du willſt, ſo ſage, du wolleſt ſie verklagen, oder ſie ſollen ſich in Acht nehmen, daß ihnen nicht die Häuſer ob dem Kopf verbrannt würden; dann laſſen ſie das Herz fallen bis in die Schuhe und du haſt was du willſt. Nur recht wüſt thun, ſo ſchlottert Alles, es iſt keine Courage mehr in der Welt, ſind alles Höſeler, und wenn ein Hund einen Obriſt anſieht, ſo wird der Obriſt verliegen und nimmt eine Priſe Schnupf, und vertreibt das den Hund nicht, ſo ſagt der Obriſt: das iſt ein ſchöner Hund, Landjäger, geht und ſagt der Köchin, dem ſolle ſie zu freſſen geben, ſo gut ſie es habe. Man kann es dann dem Staat aufſchreiben. Beſinnt euch daran und vergeßt es nicht! So geht's, Käthi, und jetzt geh heim, mach, daß mein Mann dich nicht ſieht. Läuft er dir ungeſinnet an, ſo erſchrick nicht, ſondern ſchimpf über die Zeit, ſo viel du in's Maul bringſt; willſt aber was von mir, ſo komm, wann er im Wirthshaus iſt; alle Abend ungefähr und alle halbe Jahr eine Stunde länger. Das ſteigt mit der Aufklärung, und wenn ſie endlich ganz aufgeklärt ſind, ſo werden ſie erſt heim-

kommen, wenn die Sonne am Himmel steht, im Sommer um viere, im Winter um achte. So sprach die Frau, zornige Thränen standen ihr im Auge, aber weich blieb ihr Herz für die Armen und offen ihre Hand. Dankend und segnend verließ Käthi das Haus.

Wenn es Käthi an einem Ort besserte, so böjete es ihr an einem andern, es lag ein eigen Verhängniß über ihr. Als die Bäurin ihr diesen Trost eingesprochen hatte, ging Käthi nicht wohlgemuth aber doch gelassen nach Hause. Wenn kein Mensch in ähnlichen Fällen bösern Bescheid erhielte, so wäre es dabei zu sein und man hätte Ursache, Gott zu loben und zu preisen, dachte Käthi. Aber nun begann ein eigen Leiden mit Johannes. Seine Sache ging zum Abdrücken, wie man sagt, obschon sie sich sehr verwickelt gestaltet hatte; dieweil die Rechtsgelehrten es, absonderlich seit die Tarife beschnitten worden, mit den Prozessen haben, wie Buben mit den Schweinsblasen. Haben die Buben mal einen Federkiel in eine Blase gebracht, blasen sie, so viel sie Blast haben und aus einem kleinen Ding wird ein gewaltig großes, daß man meinen sollte, was es wäre. Es wurden die Parteien in den Eid erkannt und die Agenten hatten es mit den Parteien accurat, wie die Engländer mit Hähnen, welche mit einander kämpfen und bedeutende Wetten entscheiden sollen. Jeder Agent stärkte, steifte seine Partei, blies ihr den Kamm in die Höhe, kämmte ihr die Schwanzfedern, schnitt die Sporen zu, kurz, that alles, um dieselbe stolz auf den Kampfplatz zu führen, und wenn nicht mit Ehren, so doch als Sieger davon wegzugehen. Wie es nun den Hähnen geht, ob sie auf dem Platz bleiben, Federn verlieren oder lebensgefährlich gepickt werden, ist denen, welche die Hähne halten, ganz gleichgültig, wenn sie nur gewinnen und wirklich Geld kriegen. Merkwürdig ist's zu sehen, wie solche Hähnehalter oder Rechtsagenten mit ihren Parteien zu Gericht marschiren und vor Gericht aufmarschiren, es ist ein irländisch Bild, welches wir auf ein ander Mal versparen.

So wurde von seinem Rechtsbeistand auch Johannes gekämmt und gesteift, und Johannes ließ sich steifen und kämmen, obgleich er das größte Mißtrauen in den Rechtsagent setzte, denn gar merkwürdig ist das Menschenherz. Es ist wohl selten ein Mensch, welcher nicht den Teufel fürchtet und haßt und doch glauben von Natur alle lieber dem Teufel als Gott, setzen ein größer Vertrauen auf den Teufel als auf Gott und von Hunderten würden auf Zureden des Teufels immer sechzig in den Apfel beißen. Wären wir ein Weib und nicht ein Mann, so würden wir wenigstens von neunzig reden.

Käthi hatte darüber eine schreckliche Angst. Ein Eid kam ihr ganz schrecklich vor; so viel sie wußte, war in ihrer Familie nie einer gethan worden. Es machte sie schlaflos, ein Eid kam ihr wie eine Verletzung der Seele vor, wenn sie auch so im Allgemeinen sagte: ja, ja, sie habe nichts dawider, ein rechtmäßiger Eid werde wohl erlaubt sein, es heiße so im Fragenbuch. Aber doch sei es ihr grausam zuwider, wenn Johannes einen thun sollte, gar leicht sei die Seele berührt und er sei ihr einzig Kind und wenn sie einmal nicht wieder zusammen kommen sollten, sie grämte sich zu Tode.

Doch der Eid ging nicht vor sich, es legten sich Mannen dazwischen. Das ist ein ganz eigen Wort: d'Manne — haben gesagt, sich dazwischen gelegt, dem Spiel ein Ende gemacht. D'Manne, das sind nicht die Erwachsenen, nicht die, welche Weiber haben, oder gar Gemeinderäthe sind, oder auch Neuhäuser ohne Knöpfe aber mit Bärten. D'Manne können Gemeinderäthe sein, Weiber haben, Bärte oder Knöpfe, das ist gleichgültig, aber drei Dinge dürfen nicht fehlen: ein weiser Rath, ein festes Wort und saubere Finger. Das sind drei Worte und drei Dinge, welche nicht zu oft beisammen sind, aber beisammen sein müssen, um jemand zum Mann zu machen, der als ein solcher gilt in allen Dingen und bis zu seinem Tode. Diese drei Dinge sind nothwendig, um ein Individuum

zu einem Manne zu machen, um unter d'Manne gezählt zu werden, so nothwendig, als drei Linien nöthig sind zu einem Dreieck. Rathsherrn, Präsidenten ꝛc., solche Dinger macht man viel wohlfeiler. D'Manne ohne andern Titel und mit der selbst erworbenen Würde, wozu weder Patent noch Diplom nöthig ist, bilden eine große unsichtbare Macht, sie sind die Felsen am Meeresstrand; wo d'Manne anfangen zu fehlen, wo der Statthalter sagen muß: Verzeiht, Junker Landvogt, mr hey se nit, mr hey se nit, da hat's gefehlt, da ist das Volk trotz allen Rathsherrn, und hätte man sie wie Sand am Meere, unberathen und Beute von Schnapphähnen und andern reißenden Vögeln und Volksliebhabern. D'Manne machen einfach durch ihre Persönlichkeit den Dorfgeist, machen Zucht und Ordnung, erhalten das Streben nach Oben bei aller Unterordnung gegen höhere Geister und obere Mächte; ersetzen, wenn es sein muß, und die Obrigkeit oben abfault, die Gewalt, welche das Volk in seinen Fugen hält, sie sind die Volksrathsherren, zu welchen Wittwen und Waisen, zu welchen alle Bedrängten und Rathlosen zu Rathe gehen. Sie sind aber nicht zu verwechseln mit den sogenannten Dorfmagnaten oder Dorfmatadoren; oft ist ein Dorfmagnat wirklich ein Volksrathsherr im besten Sinne des Wortes; oft aber ein Dorftyrann, und die eigentlichen Volksrathsherren, d'Manne, sind seine bestimmten und ausgesprochenen Gegner. Oft geschieht es wohl auch, daß einer ein Mann scheint, aber der Schein vergeht, ein gleisnerisch Wort kommt zum Vorschein, falsche Räthe, und die Finger werden allgemach unsauber, wie Gelegenheit ebenfalls Diebe macht. Ein solcher kommt in vernünftigen Zeiten nie mehr zu Gnaden, bloß in trüben, aufgerührten, wo es ist mit der Zeit wie zu Zeiten mit den Teichen, es hebt der Schmutz sich oben auf, man mag machen, was man will, man muß warten, bis Der da oben ander Wetter macht.

Solche Manne legten sich dazwischen. Diese werden

von einer Sorte Rechtstreiber gefürchtet wie das Schwerdt, und gehaßt wie Gift, jedoch nur heimlich und verblümt werden sie verdächtigt, denn sie gehören zum Volke und können bedenklich schaden. Einer der Schläger hatte einen Vater, welcher ein solcher Mann war, und zwar von den bessern einer. Es sollte geschworen werden, man wisse nicht, wer gestochen habe, oder Johannes sollte schwören, er wisse bestimmt, wer gestochen, bestimmt, daß nicht einer von seinen Freunden es gewesen sei u. s. w. Der Mann hatte alle Ursache zu glauben, sein Sohn habe das Messer gebraucht, und es schien ihm nicht recht, daß derselbe straflos daraus komme, denn er haßte das Messerziehen als etwas Banditenmäßiges sehr. Er gab so halb und halb Nothwehr zu, aber es dünkte ihn hart, daß Johannes so schwer gestraft sein sollte, vielleicht sein Lebtag arbeitsunfähig, und Kosten und Schmerzen an sich selbsten haben, oder aber einen falschen Eid thun müsse. Es dünkte ihn, wegen einigen Thalern sollte man keine Seele versuchen, vielleicht verloren gehen lassen. Er steckte sich hinter einen Mann in Johannes Gemeinde; derselbe fand die Gelegenheit, Johannes die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte darzustellen, ihn aufmerksam zu machen, daß es sich eigentlich handle um seine Seele oder den Verlüst des Prozesses, indem die Fragen so gestellt seien und er so hineingearbeitet, daß kein Ausweg mehr für ihn sei. Johannes polterte gewaltig, endlich begriff er, daß eine Vereinigung um jeden Preis für ihn das Beste sei. Wiederum wurde eine Versöhnung angestellt und dafür gesorgt, daß man nicht mit Schimpfen beginne und mit bösern Köpfen fortgehe, als man gekommen. Die Rechtstreiber wurden nicht beigezogen. Endlich wurde ausgemacht, um eine runde Summe, welche Johannes erhielt, dabei aber seine Kosten, sowohl Rechts- als Arztkosten übernehmen mußte.

Es war Johannes schwer in diesen Apfel zu beißen, aber zwei Gespenster standen vor ihm, vor beiden bebte seine

Seele. Das eine Gespenst war ein zweifelhafter Eid, wie es deren viele giebt, wo man sich mit Gewalt einredet, man habe recht, und es wirklich glaubt, bis der Eid gethan ist. Dann fällt es plötzlich wie eine Binde, ein Nebel von den Augen, und klar und fest steht der Meineid da und er weicht nicht mehr, er macht sich Platz in der Seele, gräbt seine Krallen alle Tage tiefer ein, denn da will er Herberge für immer, will der wüste Teufel sein, welcher in des armen Sünders Seele die Hölle bereitet. Das andere Gespenst war ein armer Krüppel, arbeitsunfähig, mit gelähmtem Arme. Der arme Krüppel siechte, bettelte, fror und hungerte, war Allen eine schwere Last, ein Stein des Anstoßes wohin er kam, und dieser arme Krüppel war er selbst. Krüppel im fünfundzwanzigsten Jahre, sonst so stolz, aufbegehrisch, Korporal, und jetzt ein Krüppel, und wie viele lange Jahre durch! Und wie oft wird er wohl hören müssen, daß ein Vater zu seinem Buben sagt: sieh Bub den da, der war einmal einer der stolzesten Bursche und jetzt ein armer Bettler, so lange ich mich besinnen mag. Er fing Streit an und trug einen lahmen Arm davon. Sieh, so geschwind hats dem Menschen was gegeben, und so wenig ist nöthig, so ist er nichts mehr. Darum Bub, bleibe demüthig und so viel an dir, halte Frieden, damit, wenn es dir was giebt, die Menschen nicht sagen: dem geschieht es recht; du dir nicht selbst vorwerfen mußt, als geschehe dir recht und die Strafe sei wohlverdient. Das ist ein graufig Gespenst für einen jungen Menschen, der meinte, er hätte nach niemand zu fragen, der beim dritten Worte sagte, er lasse sich nicht kujoniren, und frage niemand was nach. Dieses Gespenst sah ihn graufig mit hohlen Augen an, hob die rechte Hand und daran drei Finger auf und stand vor ihm Tag und Nacht, und aus dem bleichen Munde quollen ohne Unterlaß die Worte: Schwöre, schwöre! Den Eid that er nicht gerne, er schauderte, wenn er daran dachte, aber dann ein armer Krüppel sein, ein Bettler

ſein Lebenlang! Er hatte ſich eingeredet, er werde, wenn er ſchwöre, eine Penſion erhalten, oder doch eine ſo große Summe, daß er von den Zinſen leben könnte. Dieſes Hoffen und das Fürchten vor dem Eide hatte in ſeiner Seele täglich ſich geſtritten, bald war das Eine Meiſter, bald das Andere, doch keines lange. Das beſiegte erhob ſich mit neuer Macht, und ließ nicht ab, bis es die Oberhand hatte, doch nur um wieder unten zu liegen.

Als nun die Manne ihn in die Hände nahmen, redeten ſie ihm ganz anders, als ihm ſonſt geredet worden war. Sie ſagten ihm: ſieh, du erbarmeſt uns, darum wollen wir verſuchen es auszumachen, darum thue vernünftig. Sieh, du thuſt den Eid ungern, und rechtmäßig und ohne Gefährde kannſt du ihn nicht thun, man mag dir ſagen was man will. Und thuſt du ihn doch, ſo haſt du einen Eid auf dir, den wäſcht der Rhein dir nicht mehr ab, und gewonnen haſt du nicht viel, denn man wird dir beweiſen, daß du deinen Arm ſelbſt verpfuſcht haſt, daß er längſt wieder gut wäre, wärſt du bei einem rechten Arzt geblieben; noch mit anderm kommt man dir vielleicht, was das Blatt wenden, des Prozediren dir vielleicht doch dann verleiden könnte. Darum mach aus. Billig und recht iſt's nicht, daß du alles allein trageſt, denn das Meſſer zu ziehen iſt Unrecht. Aber denk daran, du haſt angefangen, denk, ob es nicht möglich iſt, daß jemand eure Abrede gehört habe, und hintendrein auch noch reden könnte! Darum iſt es billig und recht, daß du auch was leideſt. Wir geben es zu, es kommt dir ſchwer und du vermagſt es faſt nicht. Aber deretwegen iſt dir nicht mehr erlaubt als Anderen, du hätteſt zu rechter Zeit daran denken ſollen. So ſprachen die Mannen und Johannes fühlte die Wahrheit ihrer Worte wie ein zweiſchneidend Schwerdt, und er mußte bekennen, wenn die gleich anfangs dahinter gekommen wären, ſo wäre die Sache nicht ſo weit gelaufen. Er machte alſo endlich aus um eine runde Summe, und hoffte dabei, daß ihm

über seine Kosten aus immer noch ein Ziemliches übrig bleibe, und einer der Mannen gab ihm noch den Rath mit: er solle sich im Spital zu Bern, die Insel genannt, melden, dort werde er unentgeltlich kurirt oder aber in ein Bad geschickt und ebenfalls unentgeltlich, wie bekannt. Johannes sagte, er hätte auch daran gedacht, aber des Prozesses wegen wäre er nicht gegangen.

Der Rechtsagent oder Anwalt von Johannes war schrecklich böse, als Johannes ihm die Nachricht von der Vereinigung brachte und seine Rechnung verlangte. Jetzt schimpfte er mörderlich über die Bauern, welche arme Knechtlein auf solche Weise beschummelten, und über die dummen Knechtlein, welche sich so beschummeln ließen. Hätte er ihn machen lassen, für wenigstens tausend Gulden wäre er ihm gut gewesen, jetzt solle er sehen, was ihm übrig bleibe. Er werde Augen machen, sagte der Rechtsagent. Sei das jetzt wie es wolle, so sei es ihm zuwidergewesen zu eidigen, ein Eid sei immer eine schwere Sache, habe man recht oder habe man unrecht, entschuldigte sich Johannes. Ja, du Narr, sagte der Agent, für dumme Leute, welche noch den Pfaffen glauben, denen holders schwarzen Vögeln, aber wer ein wenig in der Nase hat, was Trumpf ist, dem ist ein Eid und eine Prise Schnupf accurat gleich. Ein paar Worte, damit ist's aus, und kein Hahn kräht darnach. Der Teufel kam noch nie und holte einen, wenn er schwur nach seinem Kopf und nicht nach der Sache. Was frägst darnach, todt ist todt, und was die Pfaffen schwätzen von der Ewigkeit, ist Gstürm, kein rechter Mensch hält ihnen was darauf, und wer leicht aufgeheitert ist, lacht sie aus, und nur das dumme Volk und Tröpfe wie du lassen sich den Bölimann machen und in's Bockshorn jagen.

Während er also seine scharfsinnigen und tiefgehenden Ideen entwickelte, machte er seine Rechnung. Praktischer Sinn war ihm nicht abzusprechen; wo er Geld witterte, ließ

er ſich die Rechnung nicht zweimal fordern, ausgenommen, wenn er jemand länger im Netz behalten wollte und nicht zu fürchten brauchte, daß das Geld derweilen ausgehen könnte. Gänſe, welche ſich rupfen ließen und welchen die Federn immer anwuchſen, liebte er ungeheuer. Dieſe Rechnung fiel allerdings aus, daß ſie Johannes die Augen übertrieb, denn ihm blieb faſt nichts übrig. Der Agent ſah ſein Erſchrecken wohl, und gewöhnt, aus dem Stegreif zu reden, ſagte er: Erſchrick nur, du haſt recht. Da nimm Exempel, wie es geht, wenn man ſo dummen Bauern und Dorfmagnaten mehr glaubt, als guten Freunden, welche die Sache verſtehen. Hätteſt du die Finger aufgehoben und mich machen laſſen, die Sache wäre anders gekommen, ich bin dir gut dafür, denen hätte ich es zeigen wollen, was ſtechen koſtet. Aber es iſt Einer nur ein Narr, wenn er ſich euretwegen Mühe giebt; was Gutmeinen iſt, das wißt ihr nicht und lernt ihr nicht. Ich habe dir nicht zuviel angeſetzt, im Gegentheil, weil du ein armer Burſche biſt, ſo hatte ich ein Einſehen, wenn du Verſtand gehabt hätteſt, und den Andern die Koſten überbunden, wohl, die hätte ich anders ſchroten wollen! Ich habe wollen, ſagte Johannes, aber ſie wollten nicht. Sie ſagten, Ihr ſeiet gar ein Betrügeriſcher, ſie wollten lieber nichts mit Euch zu thun haben. So, haben ſie das geſagt? fragte der Agent, haſt Kundſchaft dafür, kann man es im Fall beweiſen? Es war niemand weiter in der Stube, ſagte Johannes. Denen grauen Schelmen kommt das wohl; wohl, denen wollte ich den Marſch machen, und ihnen zeigen, wer betrügeriſcher iſt, ſie oder ich, die müßten mich gut machen, daß beſſer nichts nützte. Aber damit du ſehen kannſt, wer es gut mit dir meint, ſie oder ich, will ich dir, wenn du mich gleich bezahlſt, zwei Thaler ſchenken, obgleich mir deine verfluchte Verſöhnung mehr als zwanzig Thaler ſchadet. Johannes erkannte dieſe Gutgemeintheit, zahlte, kriegte deſto größeren Groll gegen die Bauern wieder in den Leib, dabei dachte er:

Er hätte der Mutter nie glauben wollen, wie schlecht die Welt sei, aber jetzt fange er doch an zu glauben, sie habe recht. Es sei keinem der Schelme mehr zu trauen, jeder wolle es gut meinen, und wenn man es glaube, so sei man betrogen und beschummelt. Wenn es aber Einer gut meine, so müsse es der Agent sein, der habe sich seiner doch noch erbarmet, und als er gesehen, wie ihn die Manne betrogen wie die ärgsten Schelme, ihm zwei Thaler geschenkt. Der gute Johannes begriff nicht, daß dem Agenten alles am Erhalten des Geldes lag; erstens, weil er in der Klemme war, großen Durst hatte, eine leckere Zunge und wenig Verdienst, und zweitens, weil die Rechnung eine Moderation nicht ertragen mochte. Ging nun Johannes mit derselben herum und klagte, so hätte man ihm gesagt, zahle nicht, laß dich angreifen, das macht sich dann anders, oder gehe und laß moderiren. War die Rechnung einmal bezahlt, war das Ding viel schwerer, da mußte ordentlich geklagt werden, und zwar bei solchen, welche eben wieder nichts mehr als Rechtsagenten sind, und ehe man solche Klagen wagt, welche zudem wieder viel Geld kosten, leidet man lieber Vieles.

Mit viel Zorn über die dolders Bauern, aber mit wenig Geld ging Johannes heim. Das seien die wahren Unglücksmacher, dachte er, und wenn man denen einmal auf den Leib könnte, sein guter Arm reuete ihn nicht, ob einer mehr oder weniger, es komme fast auf eins.

Gar manche Erscheinung dieser Zeit kann man sich nicht erklären, und zwar einfach darum nicht, weil gar viele Menschen von der gänzlichen Urtheilsunfähigkeit der Menge keinen Begriff haben. Alle die haben keinen davon, welche selbst in diesem Spitale krank sind, und dann die größere Hälfte derer noch, welche mit dem Volke sich befassen. Bloß die pfiffigen Demagogen kennen sie, und wissen sie auch auszubeuten. Man konnte sich nicht erklären, wie das Volk von heute auf morgen seine Ansicht ändern, Leuten volles Ver-

trauen ſchenken kann, welchen es ohne ſiebenfache Bürgſchaft nicht drei Gulden anvertraut hätte; und doch iſt dies einfach. Eine große Maſſe iſt urtheilsunfähig, hat aber zwei Handhaben, woran man ſie führen kann, wie die Pferde am Leitſeil: Mißtrauen und Eigennutz.

Verleumde, verdächtige man ihr die beſten Leute, welche die Wahrheit ſagen und Recht und Ordnung wollen, und ſtelle ſich dar als gutdenkend, verſpreche, was man alles für ſie thun wolle, lüge Vortheile her, daß Himmel und Erde krachen und fahre dann fort im Lügen, Verleumden, Verſprechen, Aufhetzen, ſo wird man eine urtheilsloſe Maſſe an dieſem Leitſeil führen, bis daß ſie die Beine ſchindet, den Kopf voll Beulen kriegt, die Finger ſtatt im Honig in Wespennestern, das Haus leer von Brod, den Bauch voll Hunger hat; dann ſtolpert man über die Wahrheit, und was der Verſtand nicht einſah, das machen Beulen und Hunger begreiflich und klar. Kurz, es geht der Maſſe accurat wie unſerm Johannes, der auch kein eigen Urtheil hatte und doch Korporal war.

Nicht bald macht was ſo durſtig als der Zorn; darum kehrte Johannes auf dem Heimweg ein, was er ſonſt wirklich in der letzten Zeit nicht öfters gethan hatte, als er mußte. Dort war auch der Grozenbauer mit einigen andern Freiſinnigen, und alle weingrün. Sie redeten frei und freuten ſich laut über die kommende Zeit, wo ſie zeigen wollten, wer Meiſter ſei, und daß der Kern des Volkes der Bauer ſei. Die Herren ſeien runter, jetzt möchten Fürſprecher und Schreiber auf den Thron, aber ohä, denen wollten ſie zeigen, wer Meiſter ſei. Sie, die Bauern, hätten eine Zeitlang gezahlt und gehorcht; jetzt wollten ſie probiren, wie das Befehlen und Nichtzahlen gehe. Der Unglücksmacher und Agenten ſeien viel zu viel im Lande, an den halben ſei es zu viel. Wenn der Napoleon noch lebte, ſo könnte man ihm ein Regiment auf die Beine bringen und wenn das in Rußland dahintenbliebe, ſo wäre der Schaden nicht groß und niemand würde ſich zu

Tode weinen u. ſ. w. Dieſe Reden machten den Johannes zorniger, alſo durſtiger, und als er auch weingrün war, konnte er ſich nicht enthalten, einige Worte gegen die Bauern fliegen zu laſſen. Wenn alle Unglücksmacher und Leuteſchinder zum Land aus müßten, ſo könnte mancher Bauernhof feil werden, und wenn die Bauern regierten, ſo wäre es den armen Leuten beſſer, man ſchlüge ſie vorher todt, ſo ſagte er.

Nun gab's bös Blut und ungute Worte, und bei ihrem Auseinandergehen ſagte der Grozenbauer zum Beweis ſeiner Freiſinnigkeit und wie Unrecht Johannes den Bauern thäte: Wart, Bürſchli, du biſt mir gerade der Rechte, dir will ich es eintreiben, daß du an mich denken ſollſt, und ehe es lange geht. Ich will dir zeigen, wer du biſt, wenn ich ſchon nur ein Bauer bin, wie du meinſt. Das war auch ein Beweis nicht bloß von der Urtheilsfähigkeit des Grozenbauers, ſondern von ſeiner Logik überhaupt, die mit Thaten beweiſen wollte, welche das Gegentheil auswieſen von dem, was mit Worten behauptet worden war.

Käthi hatte eine gar unendliche Freude gehabt, daß der Eid vermieden worden war. Jetzt, ſagte ſe, ſei ihr wieder wohl, es dünke ſie, man hätte allen Leuten genommen und ihr gegeben. Das hätte ſie geplaget bis in's Grab, und noch im Grabe hätte ſie ſich umgekehrt, wenn ihr Kind einen Eid gethan hätte. Die einen Leute hätten ihr geſagt, Johannes hätte Recht, er ſolle nur ſchwören, die andern: er ſolle es nur machen, wenn er dem Teufel zu wolle, und ſo hätte ſie keine ruhige Stunde mehr gehabt auf dieſer Welt. Sie könne dem lieben Gott nicht genug danken, daß es ſo gegangen, und den Mannen, welche ſich die Mühe hätten nehmen wollen, ein gut Wort noch zu rechter Zeit darein zu reden; da das glücklich vorbeigegangen, ſo dünke es ſie, was jetzt auch noch kommen möge, es mache ihr nichts mehr, das Gräßlichſte von Allem hätte ſie jetzt ausgeſtanden.

Am folgenden Morgen wuſch Käthi im Bache ihre Erd-

äpfel mit einem ſtumpfen Beſen und dachte bei ſich: Gottlob, wie ſchöne noch! Vielen ſollen ſie gefault ſein, und keinen einzigen faulen finde ich unter den meinen. Machſt's ſauber? tönte eine rauhe Stimme hinter ihr. Ich ſollte, antwortete Käthi im Umwenden, und erſchrack ſehr, denn es war der Grozenbauer in eigener Perſon. Du wirſt nicht mehr wiſſen, wann der Frauentag iſt, fuhr derſelbe Käthi an, oder meinſt, das Häuschen ſei deins und das Zinſen abgeſchafft? Bewahre mich Gott vor ſolchen Gedanken, antwortete Käthi, nein, ſo ſchlecht denke ich nicht, und der Frauentag kam mir nie aus dem Sinn, und ſchon längſt hätte ich mit dir geredet, wenn ich dich angetroffen hätte. Es war mir, weiß Gott, nicht möglich, den Zins zuſammen zu bringen. Konnte nichts verkaufen, der Verdienſt war bös, das Eſſen theuer und wie ich auch geſpart, ich konnte nur dürftig mich durchbringen, ohne jemand zu plagen. Gewiß, ſobald der Verdienſt kommt, müßt ihr alle Kreuzer haben. Nun brach der Grozenbauer los, faſt wie ein Waldbach, der durch einen Erdrutſch in ſeinem Laufe geſtört worden und endlich Bahn gefunden. Er wolle nicht Kreuzer, ſagte er, er ſei kein Bettler, er wolle den Zins. Er hätte des Dings ſatt und wolle nicht ſchlechte Leute zu Hausleuten, welche andern Leuten zur Laſt wären, und vor denen man nicht ruhig ſitzen könne in einem Wirthshaus; die kein Geld hätten, aber ſchnöde Worte, Einen zu Schanden machen möchten vor allen Leuten. Faule Leute, welche aufeinander ſäßen und nichts zu verdienen begehrten, nur darauf ausgingen, die Bauern zu plündern und zuzugreifen, wo ſie was fänden, ſolche Leute wolle er nicht haben unter ſeinem Dache, entweder ſolle ſie ihn zahlen und zwar in vierzehn Tagen, oder er nehme ihr die Sachen weg und jage ſie aus, das ganze Pack mit einander, und den großen Schlingel voran.

Siebzehntes Kapitel.

Wie es dem Grozenbauer, dem neuen Helden, ergeht.

Und als der Grozenbauer das gethan hatte, da ging er kühn von dannen; er hatte eine arme, demüthige Frau niedergedonnert, er hatte einer armen Mutter die Schläge gegeben, welche er dem Sohne angeflucht, er hatte gezeigt, potz Himmelsakrament, daß er der Grozenbauer sei und solche Lumpenleute nicht fürchte. Und dahin ging er, das Bewußtsein im Herzen, daß er eine Heldenthat gethan habe an einer ehrlichen alten Frau. Man hat heut zu Tage Helden von gar verschiedenen Sorten, darum muß man sich über den Grozenbauer nicht wundern und sein eigenthümlich heldenthümlich Bewußtsein. Es wechseln halt die Moden in allen Dingen, und so auch die Moden im Heldenthume. Bald heißt man die Helden, welche am längsten stehen, bald solche, welche am längsten laufen, bald solche, welche Eide brechen, das Vaterland verrathen, bald solche, welche ihre Treue mit dem Tode besiegeln, bald solche, welche alte Weiber plagen und Kinder kujoniren, bald solche, welche keinen Wurm zertreten, aber voran mähen in der Schlacht, sich und hundert in die Luft sprengen. So ist's auch mit den Weisen: ehedem mußten sie graue Bärte haben, jetzt liebt man Milchschnäuze, besonders wenn sie etwas nach Wein riechen. Je nach der Mode bildet sich auch das Bewußtsein; darum wollen wir es dem Grozenbauer, einem treuen Kinde seiner Zeit, einem Modehelden, nicht verübeln, wenn er stolz war auf seine Heldenthaten an unserer lieben, alten Käthi. Gab er sich doch auch nicht für einen alten Helden aus, sondern machte bloß Anspruch auf das Neuheldenthum, dessen Kraft besonders im Maul sitzt, und zwar in jeglicher Beziehung. Denn eben auch in Beziehung auf das Organ des Heldenthums, seinen Sitz, wechselt die Mode, bald ist's oben, bald unten, bald hinten,

bald vornen, bald im Kopf, bald in den Füßen, bald im Schnauz, bald in den Haarlocken, kurz, bald hier, bald da. Und wenn man das Ding bloß nach der Wirkung mißt, so iſt es manchmal auch wirklich accurat gleich. Hätte man z. B. eine Batterie von Vierundzwanzigpfündern auf ein Regiment Küraſſiere losgelaſſen auf zwanzig Schritte Diſtanz, ſo wäre dem Regiment accurat nichts anders widerfahren, als der alten Käthi durch den Grozenbauer, es wäre halt niedergedonnert worden.

Niedergedonnert war Käthi wirklich auch und kam vor lauter Schreck lange nicht zum eigentlichen Jammer. An den verfallenen Zins hatte ſie nicht gedacht, und jetzt, wo eine ſchwarze Wolke verſchwunden war, ſie lauteren, hellen Himmel geſehen hatte, auf einmal der Donnerſchlag, fortzumüſſen aus der alten Hütte mit dem gelähmten Sohne und dem unmündigen Kinde, war das nicht ſchrecklich? und alles ſo Knall und Fall, nachdem bereits das Stückchen Land umgegraben, der Salat geſäet, die Bohnen geſteckt, der Flachsplätz gerüſtet, und die Kartoffeln zum Setzen erleſen waren! Jetzt fort, und wo ſein, und wo pflanzen, und was eſſen, wo liegen, da der Bauer des Zinſes wegen wahrſcheinlich auf die Betten griff? Und warum kam der Bauer ſo in Zorn, war es wohl einzig wegen der ſieben ein halb Thaler? Da kam es Käthi in den Sinn, was der Johannes geſagt, als ſie ihn beſucht hatten, über die Bauern, und was mit ihnen geſchehen ſolle, und ob er etwa hier auch ſo geredet und er wirklich ſo geſinnet ſei, das fiel Käthi bei und machte ihr noch mehr Angſt, denn wenn das auskomme, werde Johannes, wenn nicht gerädert, ſo doch geköpft, dachte ſie.

Die gute Käthi war in Beziehung auf die Welthändel und den Zeitgeiſt auch nicht urtheilsfähig, wie man ſieht. Sie wußte, was recht und ehrlich war, ſie wußte, was ſie ſchuldig war, und daß was man ſchuldig ſei, man zahlen müſſe. Sie glaubte, daß ſtehlen ſtehlen ſei, ſei es nun viel

oder wenig, und daß man halten müsse, was man versprochen, sei es nun Menschen oder Gott, sei man ein Rathsherr oder eine alte Käthi, das glaubte sie. Sie wußte nicht, daß der Grozenbauer ihr Sachen angedroht, welche er nicht ausführen konnte; denn so geschwind geht ausjagen und ausplündern nicht, und wegen solchen Reden, wie Johannes führte, hängt man niemand mehr, ja man hat Obrigkeiten in der Welt, welche in großer Verlegenheit wären, wenn sie jemand strafen sollten, der so etwas wirklich auch thäte. Käthi verlebte vielleicht den bittersten Tag in ihrem Leben, und dachte öfters, so ergehe es Einem, wenn man sein Herz an was Irdisches hängen, etwas erzwingen wolle in der Welt. Wären sie im letzten Herbst ausgezogen, so hätten sie doch vielleicht einen barmherzigen Hausherrn erhalten und könnten jetzt ungesorgt pflanzen und im Hause wohnen, und fänden Geduld mit dem Zins, bis der Flachs verkauft sei, oder sonst ein paar Batzen zusammengebracht. Jetzt sei der Kelch, welchem sie damals entronnen, wieder da, werde getrunken werden müssen, und sei viel, viel bitterer, als er im Herbste gewesen, jetzt wo es so schön werde im kleinen Grunde, so schön die Vögelein sängen, so fruchtbar alles sich anlasse. Mit ihrem Schmerz war sie allein, ihr Sohn war nicht daheim, er war nach Bern gewandert, um sich im Spital vorzustellen und Heilung zu erhalten; und jemand anderem die Sache klagen, durfte sie nicht, sie schämte sich, sie schämte sich wegen Johannes, sie schämte sich wegen der Sache selbst. Sie durfte nicht einmal dem Johannesli klagen, sie durfte ihm nicht sagen, was sie denke vom Vater, und was er gesagt haben konnte. Selben Tag, die ganze Nacht und den folgenden Tag würgte Käthi an ihrer Angst, ihrem Leid und konnte sie nicht verwürgen, da dachte sie, was ihre Hausbäurin ihr gesagt hatte: wenn es was giebt, so komm' Abends, wenn er im Wirthshaus ist.

Sobald Johannesli zu Bette war, machte sie sich auf, aber mit klopfendem Herzen. Es machte ihr Angst, das Kind

alleine und ſchlafend im Häuschen zu laſſen; ſie hatte Angſt, ſo ſpät Abends noch fortzugehen, und Angſt, ſie könnte doch unverſehens dem Grozenbauer vor die Augen laufen. Glücklich kam ſie zum Hauſe, ſchlich um daſſelbe wie die Katze um's Mäuſeloch, guckte zu dieſem, zu jenem Fenſter ein, konnte nichts ergucken, mußte endlich klopfen an die Küchenthüre, und glücklicher Weiſe gab ihr die Bäurin ſelbſt Beſcheid. Dieſer klagte ſie ihr Leid. Sieh, ſagte die Frau, daran iſt dein Bub ſchuld. Warum geht er in die Wirthshäuſer, ſäuft ſich voll, raiſonnirt über die Bauern, und wie man ihnen es machen werde. Dies, begreifſt, macht nicht gutes Blut. Käthi wollte erklären, wie das ſicher nicht ſo bös gemeint ſei. Sei jetzt das, wie es wolle, ſagte die Frau, ſo habe nicht Angſt. Pflanze wie ſonſt, ſo geſchwind geht das Ding nicht, und ich glaube nicht, daß es ihm Ernſt iſt, er will oft nur zu fürchten machen. Ich wäre längſt gefreſſen, wenn er alles ausübte, was er droht, und kein Menſch weiß, wie alles ſchon gegangen wäre. Er wollte an dir ſeinen Zorn auslaſſen und dir eintreiben mit Angſt, was dein Bub ſich an ihm verfehlt, ſo gehts ja, daß man den Unſchuldigen plagt ſtatt den Schuldigen. Aber das muß ich dir ſagen, deinem Bub ſage, daß er künftig ſein Maul halte. Es hat keine Manier und Art, wenn man ſo iſt, wie er und unſer Einem ſo zu kommen und nehmen zu wollen, was ihm beliebt. Es iſt zwar nur geredet, aber aus dem ſieht man doch, wie er es meint. Unſer Pfarrer ſagte uns manchmal: jedes Wort ſei ein Zeugniß unſeres Inwendigen, ein Gedanke mit einem Kleide oder einem Leibe, und jeder habe ein Recht, dem Menſchen ſeine Worte als ſolche Zeugniſſe aufzunehmen. Darum habe man ſich auch in Acht zu nehmen, was man ſage, und wenn hintenher Einer lange ſage, es ſei ihm ſelb mal nicht Ernſt geweſen, ſo könne man auch nicht wiſſen, ob ihm jetzt Ernſt ſei, wann ihm Ernſt ſei, man könne ihm nicht glauben, ſei aber in Verſuchung, ihm das Schlimmſte

zuzutrauen, so sagte der Pfarrer. Ich habe es meinem Manne auch gesagt, aber der meint: Reden sei die Hauptsache, denken könne man, was man wolle, selb hätte nicht viel zu bedeuten. Er ist auch auf die neue Mode. Dein Bub ist noch jünger, bericht ihn anders; es wäre mir leid, wenn du seinethalb noch mehr zu leiden hättest, denn du mußt es entgelten, über dich geht's aus, die Welt ist halt nicht gescheidter. O, ich bin schon manchmal so zornig geworden, daß, wenn die Welt gläsern gewesen wäre, ich sie mit dem Besenstiel zerschlagen hätte. Doch gut Nacht, und schlaf ohne Kummer, aber jetzt geh', es ist mir lieber, er treffe dich nicht an einstweilen.

Käthi blieb wirklich auch unangefochten, und sagte oft bei sich, eigentlich sei es doch nichts gemacht, eine arme, alte Frau so zu erschrecken, für nichts und wieder nichts; daneben sei es ihr doch lieber so, als wenn er Ernst gemacht hätte. Ein Ereigniß trug auch bei, den Grozenbauer die alte Käthi vergessen zu lassen.

In einer schwarzen, sternlosen Nacht, es war die erste Mainacht, wo die Hexen auf den Blocksberg reiten, erwachte der Grozenbauer von einem dumpfen, seltsamen Geräusche. Er saß auf, er begriff nicht, was es war; es waren nicht die Rosse im Stalle, es war weder der Brunnen, noch der Wind, er weckte seine Frau, sie begriff auch nichts an der Sache. Er ging an's Fenster, stieß ein klein Schiebfensterchen auf, die Fenster konnte man nicht aufmachen, sie waren nach der alten Mode in die Wand genagelt, er horchte hinaus. Es war schwarz draußen, kein Blatt regte sich an den Bäumen, aber bung, bung, bung machte es um's Haus herum in abgemessenem Fortschritt, accurat wie eine abgespannte Trommel schlägt an militärischen Leichenbegängnissen. Wer ist da, was soll das? rief der Grozenbauer hinaus, aber nicht mit fester Stimme, es rieselte ihm gar kühl von den Fußsohlen her den Rücken hinauf. Aber bung, bung ging's

um's Haus herum, und nahm von Hans keine Notiz. Als es Hans fast gegenüber war, schlug's wie ein Wirbel, und plötzlich ward's stille. Da kam eine Stimme von oben, gerade über ihm in der Luft, wie es dem Bauer schien und die Stimme rief: Nachbarn und Freunde, es ist euch bekannt, daß der Grozenbauer gestorben ist und wie, und daß er hinterlassen hat, nebst den Schulden, seinen großen Hof, die Freisinnigkeit genannt. Die natürlichen Erben haben einstweilen nicht Lust dazu, und wollen ihn nicht, ihm fehlt die nöthige Ordnung, ihm fehlen gute Dienstboten und brav Vieh, aber wer ihn recht weiß zu nutzen, der wird ein reicher Mann; es ist alles da dafür und er liegt darnach. Bietet brav, ihr Nachbarn und Freunde, thuts eurem seligen Freunde zu Lieb' und zu Ehr', es wäre doch schlimm, wenn seine Freisinnigkeit an eine öffentliche Versteigerung müßte. Schreiber, leset die Voröffnungen und die Steigerungsgedinge ab! Eben wollte der Grozenbauer drein reden, da kam eine andere Stimme aus der Luft, fast wie aus dem Gipfel eines mächtigen Birnbaumes. Mit gebührender Bewilligung läßt der Massaverwalter der Hinterlassenschaft des seligen Hans Begehrauf, genannt der Grozenbauer, Sameli Stybitz, an eine öffentliche Steigerung bringen, und wird auf genugsames Bieten kaufsweise hingeben lassen: Den großen Hof, Freisinnigkeit genannt, so noch nicht ausgemessen, aber unschätzbar und alles in einer Einhäge, Mattland, Ackerland, Waldung und Weidgang für Vieh, so viel man will. An Gebäulichkeiten stehen darauf ein laufender Springbrunnen, dienlich für's Federvieh, besonders für Enten oder Schneegänse, ein Branntweinkessel mit zudienlichem Loch, eine Scheuer zum Aufbewahren von Gegenständen, das schöne Wohnhaus, wenn es neu reparirt wird und endlich viel Platz zu zweckdienlichen Bauten, böhmischen Dörfern oder spanischen Schlössern. Rechte gehören noch dazu: zwei Fuß in der Kälberweide zur Hoffnung, ein Achtel Fuß im Sesselgraben, sieben Drittel Fuß im Renngloch und endlich Frevel-

rechte nach Belieben im Staatswald. — Beigaben: Der diesjährige Staub und ein Wagen, der dazu eingerichtet ist, Schweine zu Markte zu fahren, aber alsbald zum Staatswagen kann eingerichtet werden. Verhaftungen: Eine Bürgschaft in der Verlassenschaft des Fürsprech Nix, eine Streitigkeit mit des Seligen Halbbruder Fritzli Häbdi, den Achtel Fuß im Sesselgraben betreffend; eine Abrechnung mit sieben Wirthen und einer Kellernagd, dato noch nicht ausgerechnet, und endlich einige noch nicht ausgemittelte Versprechungen an einige Vaterlandsfreunde. Beschwerden, Zehnten und Bodenzinse sind umgewandelt in persönliche Leistungen: zu erscheinen bei allen Volksversammlungen, zu stimmen nach Befehl und jährlich bei den gedachten sieben Wirthen zu verzehren vierzehnhundert Gulden. — Gedinge: Aeußerst günstig. Die Restanz lassen die allfälligen Erben stehen nach Belieben. Bürgen genügen, und auf die Gesinnung wird gar nicht gesehen: wenn sie solid sind und habhaft, genügt es. Schließlich wünschen die Erben, daß der Ersteigerer die Freisinnigkeit, welche in den letzten Tagen des Erblassers etwas in Verfall gerathen, neu decken und frisch anstreichen lasse zu Ehren der Familie. Schließlich wird bekannt gemacht, daß jedem Bietenden Bou ausgestellt werden, gut für sieben Maaß Wein und sieben Bratwürste, zahlbar in einem Jahr, wer noch lebt nämlich. Also gegeben auf der Freisinnigkeit den 1. Mai 1846. Der Massaverwalter (Verwalter des Vermögens) Samuel Stybity, dato obrigkeitlicher Säckelschier und freisinniger Honigtopf-Verwalter.

So las der Schreiber und dem Grenzbauer war die Furcht vergangen, der Zorn gekommen. Er dachte an die alten Baben-Witze, welche in unserm, man kann nicht sagen nüchternen, auch nicht trockenen, aber materiellen, berechnenden Zeitalter selten geworden sind, und gedachte an Hans und die Dornhecke. Schon wollte er hinausstürzen, da tönte von die Stimme von oben: Nun, ihr Nachbarn und Freund,

bietet brav, zeigt jetzt eure Freundschaft; jetzt kann der Gestorbene und so Gott will, selig Gestorbene sehen, wer sein wahrer Freund war, seine Freisinnigkeit im wahren Werthe schätzte. Und jetzt geht es an, Weibel ruf aus! Da fesselte ihn die Neugierde wieder am Fenster, es nahm ihn doch wunder, wie das ablaufen sollte, und je mehr er höre, desto eher gedachte er die Thäter zu erkennen. Auf den Ruf des Weibels begann es lebendig zu werden rundum, von allen Bäumen, aus allen Ecken, das bot, das trieb Witz. Da wurde eine schauerliche Kritik geübt, die den Grozenbauer nicht zur Haut aus trieb, sondern zum Fenster hinaus. Er sprengte eins auseinander. Da ward es plötzlich stille draußen, jede Stimme verstummte, kein Blatt rauschte an den Bäumen, stockfinster war's rundum, verschwunden war die ganze Steigerung wie ein Gespensterspuk. Diese Stille fuhr dem Grozenbauer wieder in die Glieder; denn es giebt wohl nichts Schauerlicheres, als wenn ein reges Leben um uns plötzlich versinkt, Nacht und öde es um uns wird, kein Sinn was wahrnimmt, wenn man so auf ein Mal zur blinden Kuh wird, welche was haschen möchte und nur an Bäume schießt oder sonst an was Hartes, aber an keinen Menschen. Er brüllte wohl, er wollte den D— runter helfen, lief zum Hause, rief die Knechte, that als ob er sieben an einen Spieß stecken wollte, wie Leipziger Lerchen. Aber gut zu Muth war ihm doch nicht und der Laterne, welche die Knechte endlich brachten, ging er nicht voran; und auf die Leitern, welche er bringen ließ und an die Bäume legen, stieg er nicht, er benahm sich mit einer Vorsichtigkeit, welche sonst nicht sein eigen war. Und als endlich niemand gefunden ward, auf den Bäumen nicht, beim Hause nicht, nirgends, da ward es ihm unheimlich im Gemüthe. Der Teufel werde es doch nicht gewesen sein, sagte er und ging in's Haus. Sich als todt ausrufen, seine Freisinnigkeit versteigern hören, hat schon an sich was Unheimliches, etwas, das böse Ahnungen wecket;

denn man ſage mir nichts, aber die Freiſinnigen ſind in casu immer ſo abergläubiſch als die Konſervativen; man hat Beiſpiele von Exempeln.

Endlich aber niemand finden, nichts als ſchwarze Nacht, nicht wiſſen, wer gerufen und die Stimmen kamen doch von oben, das alles hatte etwas, welches durchaus nicht freiſinnig im Grozenbauer herumkrabbelte und wurmte. Es ging ihm gleich wie dem Johannes, er ſtand auch zwiſchen zwei Geſpenſtern. Bald glaubte er, das habe ihm der Hans angethan mit den andern Nachtbuben, dann ward er ſchrecklich zornig über ſolche Frechheit und traurig über das Vaterland, daß man ſeinen Liebhabern ihre Liebe alſo lohne, daß noch ſo ſchrecklich viele Jeſuiten und Ariſtokraten im Lande ſeien, daß Geld fließe von ihnen, ſo viele Finſterniß ſei, ſo dumme Leute und ſo Viele ſo dumm, das ſei das Schrecklichſte. Er hob den Fuß, daſſelbe der Gemeinde anzuzeigen, daß ſie von ihr aus den Handel unterſuche und auf ihre Koſten die Schande tilge, daß in einer ſo freiſinnigen Gemeinde ſo was begegne, einem freiſinnigen Manne ſeine Freiſinnigkeit öffentlich zu verſteigern und auf ſo ſpöttiſche, anzügliche Weiſe.

Dann aber kam ihm doch wieder vor, das Ding ſei was andres. Die Knechte wollten nichts gehört haben. Der Meiſter fluchte nur mit ihnen und arbeitete ſelten mit ihnen, und ſolche Meiſter ſind ſelten beliebt. Seine Frau wußte auch nicht viel zu ſagen. Als er zum Fenſter gegangen, habe ſie der Schlaf übermannet, ſagte ſie. Die Stimmen kamen von oben, man hatte von ſeinem Tode geredet, allerlei ſonſt, das ihn tief in die Seele brannte, das er Geheimniß glaubte. War's doch vielleicht eine nächtliche Erſcheinung in der Mainacht, eine grauſe Verbedeutung ſeines baldigen Endes? Das bloß mit Waſſerfarbe übertünchte Alte trat hervor, und der Grozenbauer fing an, ernſt zu bedenken, was er eigentlich ſei, was er werden und wohin er fahren könnte. Es wurde nun viel über ihn geklagt, ſeine Freiſinnigkeit nehme ſtark

ab, ſeine perſönlichen Leiſtungen bei den ſieben Wirthen erfülle er nicht, dagegen ward er manierlicher gegen die andern Leute, machte niemand mehr Stierenaugen und die alte Käthi ließ er ganz in Ruhe.

Achtzehntes Kapitel.

Johannes wird geſund am Herz, muß aber in's Bad wegen des kranken Arms.

In Bern war, wie man zu ſagen pflegt, der Johannes vor Schauſaal geweſen. Die Herren Doktoren und Profeſſoren hatten ihn beſchaut und befragt, hatten geweltſcht und einander angeblickt, und darauf hieß es: er ſolle die Kutte wieder anziehen und abtreten. Er möchte den Beſcheid wiſſen, ſagte er. Den werde er vernehmen, hieß es, er ſolle nur abtreten. Noch was, ſagte Johannes, er hätte es bald vergeſſen. Die Herren drehten raſch ſich um, glaubten was Neues, eine andere Verletzung, eine andere Urſache oder Erſcheinung zu vernehmen. Er ſei Korporal im Auszug, ſagte Johannes, und ſah die Herren ſtark an. So, ſagten dieſe, und drehten ſich ſo, daß Johannes nicht ſah, wie ſein Wort wirkte. Als die Beſchauung vorüber war, wurden deren Reſultate den Wartenden eröffnet. Als Johannes dann abgeleſen wurde, daß er eine Badefahrt erhalten, freilich erſt bei der zweiten Fahrt in der Mitte des Sommers, da ſagte er im Weggehen: es ſei doch gut daß es ihm noch in Sinn gekommen zu ſagen, er ſei Korporal, ſie hätten ihn ſonſt beim Hagel nicht genommen, das aber habe gewirkt und Reſpekt gemacht, ſie hätten gewußt, daß ſie ihn zu äſtimiren hätten.

Sonſt aber war Johannes nicht breit, wie man dieſen Worten nach hätte glauben ſollen, ſondern ſehr ſchmal. Wie es zu gehen pflegt, auf dem Wege nach Bern hin und her

hatte er hundert Mal seinen Fall erzählt, und wenigstens zweihundert Geschichten hatte er vernommen von solchen Fällen und was sie für einen Ausgang genommen und zwar zumeist einen schlechten. Den Einen war der Arm so klein geworden wie ein Kindsärmlein, daß sie nicht einmal mehr zu einem Schneider taugten; Andern war er endlich ganz verschwunden, daß man gar nicht wußte, wohin er gekommen, oder es trat der Brand dazu, oder es artete in eine Auszehrung aus, oder in eine Wassersucht, oder gar in einen Hirnebrand (Gehirnentzündung), kurz, es war fast keine Krankheit, welche ihm nicht in Aussicht gestellt worden wäre. Das war ihm auch nicht entgangen, daß die Herren einander bedenklich angesehen, und wenn sie weltscheten mit einander, so sei die Sache nicht richtig, das sagte man ihm allenthalben. Und jetzt mußte er noch bei zwei Monaten verdienstlos warten, ehe er an eine Besserung nur denken durfte, mußte von der Mutter Verdienst leben, sie aufzehren! Das begann ihm alle Tage härter zu werden. Die Augen waren ihm nach und nach, besonders seit der Prozeß zu Ende war, aufgegangen, er sah wie schwer es der Mutter ward, sie zu erhalten, wie wenig sie aß, wie sichtbar sie magerte. Von dem Gelde, welches er erhalten hatte, war ihm, nachdem er alle seine Kosten berichtigt, wenig übrig geblieben. Was er hatte, wollte er wirklich der Mutter geben, sie aber wollte nicht alles, nur das Nöthigste, um einige Rückstände zu berichtigen beim Bäcker und für Milch. Er werde auch Geld brauchen im Bade und wenn er da ein paar Batzen habe, so sei er froh, sagte die Mutter, so geldlos ihn in die Fremde zu lassen, könnte sie nicht, nur zu seinen Hemden sollte er Sorge tragen, wenn er fort müsste. Einen Kreuzer Geld im Sack müsse man allweg haben in einem Bade, sagte sie, sonst könnte es sich treffen, daß man fast Hungers stürbe. Damit der Sohn nicht Hunger leide, aß sie einstweilen kaum halb genug. Sie hatte auch etwas Grund dazu. Sie war am Erdäpfelsetzen, dabei half ihr der

Sohn und das freute sie sehr, es gehe noch einmal so schnell und sei viel kurzweiliger, wenn man einander helfe, sagte sie. Doch verrichtete er bloß die leichtere Arbeit, legte den Mist bei, die Erdäpfel ein, mit dem Spaten konnte er nicht umgehen. Aber bei dem Setzen minderte ihr Vorrath, sie sahe mit Schrecken, daß derselbe kaum noch wenige Wochen dauern werde und dann — was essen? Sie hatte ein oder zwei Mäßz dürre, aber das Kochen von dürren Erdäpfeln ist immer kostbarer als das Kochen von grünen und dann sind zwei Mäßz auch kein großer Hausc. Zudem grämte sie heimlich der Gedanke, daß, wenn der Johannes die Speise recht hätte, er auch eher hergestellt wäre, und gar manches bösen Gedankens gegen dessen Meisterfrau, daß dieselbe ihn zu solcher Zeit aus dem Hause gestoßen, ward sie nicht Meister.

Wenn Käthi ihren Flachs zeigte, welcher wirklich sehr gleichmäßig gesäet war, nicht zu dünn, nicht zu dick, wie der Flachs wirklich schwer zu säen ist, so konnte sie sich nie enthalten zu sagen: der Johannes habe ihn gesäet; der könne es b'sunderbar wohl, er hätte bei seiner letzten Meisterfrau alles allein gesäet, sie habe immer die schönsten Sachen gehabt weit und breit und jetzt gebe sie und mache es ihm so, Schlechteres hätte man nicht leicht gehört. Aber in Gottes Namen, es werde auch vorbei gehen und es werde so haben sein sollen. Sie müßte es sagen, wenn es nicht wegem Verdienst wäre, sie wünschte es nicht anders. Man wisse nicht, was man habe, wenn man bei einander sein könne, einander helfen und rathen, besonders wenn einer so geschickt und gut sei, wie der Johannes. Sie müsse ihn rühmen, wie er mit allem zufrieden sei und vorlieb nehme, wie schlechtlich sie es ihm auch geben könne, aber sie hätte es in Gottes Namen nicht besser. Daß sie es nicht hätte, wolle ihr fast das Herz zerreißen, besonders weil sie sehe, wie es ihm leid wäre, daß er nicht verdienen könne und wie er das Brod schone und vielleicht nicht genug nehme, weil er sähe, daß sie

es nicht wohl hätte. Er könne sie grausam dauern und das Wasser schieße ihr allemal in die Augen, wenn er da so sitze, seufze und ein schwermüthig Gesicht mache und manchmal nicht wisse wo er sei, daß man oft dreimal ihn ansprechen müsse, ehe er merke, daß jemand mit ihm reden wolle. Er sei ganz nicht mehr der Gleiche, wie ein Engel hätte er ein Gemüth und thue so weich und sanft, daß sie sich oft von ihm wegkehren müsse, weil sie denken müsse: stirbt mir der wohl auch noch?

In der That war Johannes so und nicht bloß die Mutter sah ihn so: das muß man sagen, das versteht sich nicht von selbst; denn bekanntlich sehen nur zu oft die Mütter ihre Söhne ganz anders als die übrige Welt. Das Herz der Menschen ist ein gar wunderlich Ding, es hat viel Aehnlichkeit mit einer Kalbsleber. Wer das Glück genossen hat, zuweilen mit Köchinnen ein vertraut Wort zu reden, der weiß, wie es mit der Kalbsleber ein sonderbar Ding ist, daß die gleiche Leber zart wird wie Butter oder zäh wie Sohlleder, je nachdem das Feuer ist, auf dem sie sitzt oder sitzen muß. Accurat so hat es auch des Menschen Herz, d. h. es wird hart oder weich, bitter oder gut, je nachdem die Luft ist, in welcher er ist, während die entscheidenden Momente über ihn ergehen. Wäre Johannes bei seinen Anlagen und eingesogenen sogenannten Ansichten bei schlechten Leuten gewesen, welche seine Bitterkeit genährt, über Gott und Menschen aufgehetzt, ihre Zeit mit Plänen verbraucht hätten, wie sie die Macht in die Hand kriegen und wann der Augenblick gekommen sei, um los zu schlagen und zuzugreifen, so wäre Johannes ärger, bitterer, zurückstoßender geworden als je. Seine Lage hätte zu nichts gedient, als ihm die Glücklichern zeitlebens zu einem Steine des Anstoßes zu machen, dem er noch gerne einen Mühlstein an den Hals gehängt und ihn versenkt hätte, wo das Meer am tiefsten ist.

Nun war Johannes bei seiner guten, weichen Mutter,

welche ihr Möglichſtes that, Genügen hatte bei Wenigem und Gott und Menſchen rühmte. Ihre Liebe zu ihm machte ſein Herz weich, mild, und weiche, milde Herzen reflectiren ganz anders als harte, bittere, trotzige; in der Liebe ſpiegelt ſich die Welt ganz anders als im Haß, ſo wie ein Menſchengeſicht auch ganz anders ausſieht in kothiger Pfütze als im klaren See. Sogenannte Philoſophen möchten vielleicht ſagen: wo bei ſolchen Umſtänden die Freiheit des Menſchen ſei. Denn wenn die Beſchaffenheit des Menſchen abhange von der Luft, in welcher er ſitze, ſo ſei er ein unfreies, unzurechnungsfähiges Weſen. Wir haben vorhin von der Urtheilsunfähigkeit vieler Menſchen geſprochen und damit allerdings auch die Unfreiheit vieler Menſchen behauptet; denn wer urtheilsunfähig iſt, iſt unfrei, er wird hin und her getrieben wie Rohr im Sumpf vom Winde. Eben darum thut eins ſo noth, was die Philoſophen ſo gerne weg philoſophiren möchten, das iſt der Glaube und zwar der chriſtliche Glaube, der den Unmündigen geoffenbaret wurde. An den Vater ſollen ſie glauben und was er geoffenbaret, und thun was er befohlen hat. Thun ſie dies, ſo bildet ſich ihr Urtheil, ſie kommen zur Freiheit und in dieſer Freiheit wollen ſie eben was der Vater will, und wie die Sonne die Erde verklärt, verklärt die Liebe ihr Herz. So muß auch das Kind an Vater und Mutter glauben, es iſt urtheilsunfähig und ebenſo iſt es der Alte, und er iſt ein Thor dazu, wenn er das Feld des Glaubens verlaſſen und ſeinem Bub Alles erklären will, das Warum und das Darum, das Was und das Wie, das Wann und das Dann und den andern Reſt auch noch. Hat das Kind im Glauben ſich geſtärkt, dann kömmt ihm das Urtheil, es begreift den Vater und auch die Mutter und liebt beide. Nun wird eben dieſer feſte Boden, der Fels im Meer, der Glaube verlaſſen. Buben ſollen räſonniren ſtatt paſiren, klauben ſtatt glauben, fliegen ſtatt wandeln; was nicht feſte Wurzeln hat, wird nie ein Baum, der Bube in der Luft bleibt ein Bube, wird nie

ein Mann, kriegt nie ein Urtheil, wächst nicht zum Himmel auf. Die hin und her wogende Masse, heute so morgen anders, heute Hexen suchend, morgen Gott verläugnend, heute aristokratisch, morgen demokratisch, heute schimpfend, morgen lobpreisend, heute das Herz in den Hosen, morgen ein Maul wie Goliath, wird ein Volk am Leitseil der Verführer wie ein Wachtelhund an der Leine, parirend dem Pfiff von hinten.

Nun führte Gott den Johannes zu seiner Mutter, bei der Bäurin wäre er nicht kurirt worden an der Seele und auch jetzt war er noch nicht kurirt, doch auf dem Wege zur Besserung. Wenn er betrachtete, wie die Mutter es hatte und was sie that, so schämte er sich in seine Seele hinein, daß er ihr nicht besser beigestanden, er hätte es wohl denken können, aber er hatte eben nicht gedacht und weil sie ihn immer festlich aufnahm, so dachte er, es sei immer so, alle Tage Juchhe und frisches Brod, und woher es kommen sollte, daran dachte er wiederum nicht. Jetzt sah er es und sie klagte wieder nicht, sie trug alles mit der Liebe, die nicht das Ihre sucht, sich nicht aufbläht, sich nicht verbittern läßt, die aber auch alles überwindet. Er dachte nach, wie manchen Schoppen er zum Ueberfluß getrunken, während seine Mutter aus ihren Kreuzern Milch für sein Kind gekauft, wie manchen Thaler er hätte bei Seite legen können, welcher ihm jetzt wohl käme. Er konnte nicht Latein, aber er dachte was der Lateiner sagt: **o si redderet Jupiter mihi praeteritos annos**, o wenn mir Gott wieder schenkte die vergangenen Jahre! Vor solchem fruchtlosen Wunsche schützt eben nichts als der Glaube, der die Jahre braucht wie Gott es geboten hat. Er stellte immer wieder vor sein Gedächtniß die unglückliche Nacht, in welcher er angetrunken den Streit begonnen, welcher ihn in die Lage versetzte und wie er repetiren und repetiren mochte, zwei Dinge wurden ihm immer klarer: er hatte den Streit angefangen, er wußte nicht, wer ihn gestochen! Und wenn er jetzt den Eid gethan hätte, einen Eid, den der Rhein nicht

abwäſcht und alle Waſſer, die auf der Erde und über der Erde ſind, nicht! Den Eid, der brennt mit einem Feuer, welches nicht verlöſcht, den hatte er nicht gethan, das war's, was ihn freute und aufrecht erhielt. So nahe dem Abgrunde war er geſtanden und Gott hatte ihn nicht hinein fallen laſſen, und er durfte daran denken, daß ſein Zuſtand zum Sterben führen, vielleicht eine Waſſerſucht oder ein Hirnbrand kommen könnten, durfte er doch hoffen ſelig zu werden. Er fühlte, daß er wohl ein armer Sünder ſei, aber doch ſtand kein Meineid zwiſchen ihm und Gott, keine Scheidewand, durch welche kein Strahl der Gnade dringt. Er hatte auch getrieben was Andere und war geweſen wie Andere, er hatte gethan, was ihm wohl gefiel und dabei um die Gebote Gottes ſich nicht gekümmert, er hatte ganz nach der gewöhnlichen Religion gelebt, nach welcher der Menſch ſagt: er ſei auch ein armer Sünder, und dabei keinen Fehler haben will, der ſelig werden will, aber um Gott ſich nicht kümmert, auf ſeine Gerechtigkeit pocht, auf ſein Weſen ſtolz iſt; dabei über alles andere ſchimpft und mit der ganzen Welt unzufrieden iſt. Und ob das alles recht ſei, darum hatte er ſich gar nicht gekümmert, hatte darüber in keinem Buche nachgeſchlagen, in der Bibel nie mehr geleſen und in der Kirche war er ſelten geweſen. Ungläubig, ein Unchriſt hatte er freilich bei Leibe nicht ſein wollen, aber über alles Chriſtliche lachen, ſpotten, fluchen können, je nachdem er ein einfaches Waſſer, Kirſchenwaſſer oder Bäziwaſſer im Leibe gehabt hatte oder gar nichts; und hatte dabei gar nicht gedacht, daß er ſich verſündigen könnte, kurz, er hatte eine gar wunderliche Religion, wie leider Viele ſie haben, eine Kutte, welche man dieſen, jenen Weg tragen kann, verkehrt und nicht verkehrt oder gar nicht, wenn's ſchön Wetter iſt und luſtig in der Welt. Jetzt kam es ihm anders: er hatte Zeit zu denken, Zeit zu leſen, er ging in die Kirche, ſeine Seele thaute auf wie ein Blumenbeet in der Frühlingsſonne; die Dinge der Welt kamen ihm ganz anders

vor und seine Person ganz anders. Jetzt begriff er, daß er ein armer Johannes sei und ohne Gottes Hülfe nichts mehr in dieser Welt und ohne Gottes Gnade ein verstoßener Sünder in jener Welt. Er kam zur Demuth, er wurde klein und das kam ihm wohl.

Der Polizeidiener, welcher zumeist von Polizei nichts weiß, sondern mit Weibeln sich die Zeit vertreibt, kam einmal beim Häuschen vorbei und sagte zu Johannes: du sollst zu den Mannen kommen, sie sind bei einander (Gemeindrath), sie wollen dich was fragen. Dem Johannes war das ganz sonderbar; was ist's, was haben die mit mir? frug er. Weiß nicht, sagte der Polizeidiener. Es ist ein Schreiben da, wo was von dir drin ist, es wird wegen dem sein. Mach' gleich und komm'. Das kam dem Johannes schwer vor. Daß er sich in etwas versehlt, wußte er nicht; endlich dachte er, vielleicht daß sie ihm ein Pöstlein geben wollten aus Erbarmen, etwa Mauser oder Bettelsäger oder sonst was. Er machte ziemlich lange Schritte, und bald stand er vor den Mannen. Schreiber, lies ab, sagten sie. Der las nun ein Schreiben ab, von der Inselverwaltung, worin die Gemeinde aufgefordert wurde, den üblichen Beitrag von ungefähr einem Drittel, welches vier Thaler betragen mochte, zu bezahlen. Das war ganz das Gewöhnliche, aber Johannes wußte nichts davon, er erstaunte daher ganz. Wir haben dich kommen lassen, sagte Einer, um dich zu fragen, ob du das etwa machen wollest? Es dünkte uns, du könntest das wohl; du hast erst brav Geld bekommen, und das wendest du gerade hier am besten an, denn um dich heilen zu lassen, wirst du es bekommen haben. Wir haben ohnehin so viel Unkosten, daß wir gar nicht auskommen können, und wenn wir anfangen wollen, für solche Bursche zu zahlen, wie du einer bist, so gemeinräthlen wir uns selbst von Haus und Hof und können nach Amerika. Ja, sagte ein Anderer, du weißt dann, was du Anderen den Weg vorzulaufen hast, wärest du daheim geblieben, so hätte kein Mensch

dir was gethan, du bist an der Sache halt selbst schuld. Vor Gott und Menschen ist's nicht recht, wenn es zuletzt noch über die Gemeinde ausgehen soll, nein, ist's nicht. Die Gemeinde, die Gemeinde, sagte ein Dritter, soll an allen Orten herbei, den Buckel darhalten. Den Lohn versauft ihr, und sagt man ein Wort, so heißt es, du hast mir nichts zu befehlen, ich versaufe mein Geld und nicht deins. Und Handkehrum ist er Einem vor der Thüre, und zum Helfen ist man gut genug. So ist's, sagte ein Vierter. Zu Allem sollte man nichts sagen, Alles gehen lassen, je wüster desto besser; aber zu helfen, da ist man gut genug. Da kommen sie dann daher und wollen befehlen, und wenn man ihnen nicht nachsagt, was sie vorsagen, und giebt, was sie befehlen, so muß man wüste Hunde sein, ist nirgends mehr sicher, und das Haus wolle man Einem über dem Kopfe abbrennen, kann man hören. Ja, nicht einmal mehr einen Schoppen in Ruhe trinken kann man. Kommt man in ein Wirthshaus, so sitzen ein Halbdutzend deren Lumpen da, wo die Kinder mit Betteln Einem alle Tage vor der Thüre sind, und die Weiber mit Jammer und Heulen uns bald um Schuhe bitten, bald um Butter, eine Suppe zu machen. Und die Lumpen fressen Braten und saufen rothen Wein, daß man vor Zorn verspritzen möchte, und darf doch kein Wörtchen sagen, wenn man nicht Streit haben will, und das Schlechteste alles hören. Und wenn man schon kein Wort sagt, so ist man nicht ruhig, sagte ein Sechster. Es ist bald, als ob wir kein Recht mehr hätten, in einem Wirthshaus einen Schoppen in Frieden zu trinken. Kaum sitzt man ab, so fängt das an zu sticheln und zu spötteln, daß es ein Elend ist, daß man meinen sollte, wir seien nur um Gotteswillen da. Sagt man nichts und nimmt Alles an, so ist man kein Mann, und sagt man was, so rührt man im Koth und hat die Nase voll. Es ist ein Elend heut zu Tage, aber zähl darauf, das kommt anders, es ist dann endlich Einer, wenn der kommt, der macht dann Ordnung, zähl' darauf, Bürschli!

So wetterte es auf Johannes ein, Schlag um Schlag, mit keinem Hämmerlein hätte man dazwischen gekommt. Die Mannen waren offenbar übler Laune, und in Gemeinderäthen geht es accurat gleich wie in Ministerräthen und andern Räthen mehr, von den Stimmungen hängt das Meiste ab. In Johannes Kopfe pochte ein Hämmerlein alleweil rascher und stärker, es war das Hämmerlein des Zornes, welches auf die Stirn trat, sagen wollte: Wie das eine schlechte Sache sei, einem Armen sein Unglück vorzuhalten, und sie seien nicht da, um den Leuten wüst zu sagen, sondern um ihnen zu helfen, und wenn die Bauern bessere Beispiele geben würden, so wären die Armen auch anders u. s. w. Aber der alte Johannes und Korporal war nicht mehr allein Meister, es war nun noch ein anderer Johannes da, es war der arme, lahme Johannes. Dieser arme, lahme Johannes fand, die Mannen hätten eigentlich recht, und wenn ihnen der Aerger zuweilen auch überlaufe, so sei es sich nicht zu wundern, und als Gemeindeväter hätten sie nicht bloß die Pflicht zu geben, sondern auch das Recht, ein Wort dazu zu reden und zu strafen, accurat wie die leiblichen Väter auch. Und in der That, wenn sie Allen helfen sollten, welche faul waren oder Streiche gemacht, so wären es nicht rechte Väter, sie brächten sich um ihre eigene Sache und pflanzten nichts als Begehrlichkeit, Bettelei und Unordnung. Es fühlte der arme, lahme Johannes, daß er wirklich ein armer Sünder sei und diese Strafpredigt mehr als verdient hätte und daß sie ihm eigentlich nichts sagten, als was er sich oft schon selbst gesagt habe, was sie aber wahrscheinlich nicht wußten, und deswegen im Glauben standen, sie täten ihm mit lauter Neuigkeiten. Der Apostel Paulus sagt: so wir uns selbsten richteten, so würden wir nicht gerichtet werden. Das ist ein tief und schwer Wort, denn wer über sich selbsten zu Gerichte sitzt, den zu richten werden die Menschen sehr selten sich veranlaßt finden, Gott vollends nicht. Bescheidenen, fleißigen Armen wird kein verunglimpfiger

Mensch Strafpredigten halten oder bloß verstockte Tröpfe werden es thun, welche nur auf einer Saite geigen können und meinen, es sollte niemand auf der Welt sein als fette Schweine, gute Kälber, sichere Zinsleute und sie. Die Wehmuth rang in Johannes mit dem Zorne. So weit habe er es gebracht in der Welt, dachte er, vor dem Gemeinderath stehen zu müssen wie ein armer Sünder, sich die bittersten Sachen sagen zu lassen und bei allem gestehen zu müssen: sie haben ganz recht, so ist's, und wenn sie nichts auf mich halten, so bin ich daran schuld und nicht sie. Das Weinen war ihm zuvorderst und löschte des Zornes Flamme.

So bald eine Pause entstand, war der arme, lahme Johannes hinterher, die Rede zu ergreifen. Ja, ihr ehrenden Vorgesetzten, sagte er, ihr habt recht, es ist mir leid, daß ich es sagen muß. Wenn es mir erlaubt wäre, so möchte ich ein Wort sagen. Red', aber mach's kurz, wir haben noch anderes zu thun, sagte der Präsident. Da ließ der alte Johannes einen Blitz fahren und der Blitz wollte sagen: wenn ihr so viel zu thun habt, warum reden dann sechs auf einen einzigen ein und jeder so lange er will, und wenn der Einzige reden will, sagt man ihm: Mach's kurz! Indessen der Blitz verzuckte und der neue Johannes fuhr fort: Ihr habt mehr als recht, die Augen sind mir aufgegangen und es wird wohl den Meisten so gehen, daß sie nicht witzig geboren worden, sondern es erst mit der Zeit wurden. Ich hätte besser hausen können, es ist wahr, aber das Militär kostet viel Geld und was ich für eine Frau gehabt, wißt ihr und damals habe ich doch niemand geplagt, wie schwer es mir auch ankam, sie in ihrer langen Krankheit durchzubringen. Es ist wahr, die letzte Schlägerei ist ein Unglück, aber es war nicht die erste, es wird nicht die letzte sein. Ihr Manne wißt, wie das geht, es wird wohl keiner sein, der nicht auch schon dabei gewesen ist. Wenn's Feuer im Dache ist, so kommt man dazu, man weiß nicht wie. Ich habe das Unglück davon, was

ich erhielt, war ein Trinkgeld, das Meiſte nahmen wie üblich die Agenten. O, vor denen ſollte man ſich hüten, ärger als vor Wanzen oder Krätzigen. Was mir über blieb, iſt nichts, bloß noch ein paar Batzen; nicht einmal ein Tiſchgeld konnte ich der Mutter geben und das iſt, was mich am meiſten plaget, ihr Manne; das iſt eine Frau, wenn ſie alle ſo wären, ihr müßtet weniger verſorgen und erhalten. Ich wußte auch nicht, was ſie thut und hätte ihr beſſer beiſtehen ſollen, als ich's that und daß ich's nicht gethan, das kommt mir oft des Nachts vor, ihr mögt es mir glauben oder nicht. Jetzt weiß ich mir, weiß Gott, nicht zu helfen; was hier nöthig iſt, habe ich nicht, die Mutter hat es nicht, aber ſie würde das Bett unter dem Leibe verkaufen, wenn ſie wüßte, wie ich dran bin. Das werdet ihr aber nicht wollen, das weiß ich und wenn es Gottes Wille iſt, daß ich geſund werde, ſo ſoll es mein erſtes ſein, wieder zu geben, was ihr mir vorgeſtrecket. Glaubt mir, ich weiß jetzt wie es Einem iſt, wenn das Bettlerbrod vor's Maul kommt und wenn man nicht zu rechter Zeit denkt, was kommen könnte und an ſeine Schuldigkeit. Gottlob, jetzt ſind mir die Augen aufgegangen und wie bitter mir manchmal das Eſſen wird, das ſtellt ſich keiner unter euch vor. Ich möchte daher angehalten haben, daß ihr das Geld für mich nach Bern ſchicktet, denket, ihr thätet's der Mutter, ſie hat euch noch nie geplaget und iſt immer mit Ehren durch gekommen.

Die Manne hatten die lange Rede geduldig angehöret und noch mit einer Art Behagen. Es kam ihnen gar ſelten vor, daß Einer ſich als Sünder bekannte und in Demuth unterzog, die Meiſten begehrten auf wie Häftlimacher, wollten an nichts ſchuld ſein, ja, behandelten oft die Gemeinderäthe, als wären es lauter Schulbuben oder Blutſauger.

Deine Mutter iſt eine brave Frau, ſagte der Präſident, darwider ſind wir nicht, es wäre gut, es thäte mancher Exempel an ihr nehmen und du auch. Es will mir ſcheinen, es

käme ihm, ſagte Einer, er fängt an einzuſehen, daß andere Leute nicht bloß für ihn da ſind und das iſt ſchon etwas. Ja, ſagte ein Anderer, und wenn ſich einer auch noch dafür hält und kommt mit Manier und giebt ſich dar wie er iſt, ſo iſt's wieder eins. Man kann auch noch Erbarmen haben einmal, ich will ihm für diesmal das Wort geredt haben. Ja, wenn ſie Alle ſo kämen, ſagte ein Anderer, ſo wäre es wieder eins. Wenn man jung iſt, ſo ſinnet man es oft nicht beſſer, es wird ſich ein jeder beſinnen, wie man iſt in ſelber Zeit. Und gäll, wie leicht hat es etwas Ungeſchicktes gegeben, wo man ein Näggis hat für ſein Lebtag. Aber was haſt eigentlich am Arm, daß du ihn nicht brauchen kannſt?

Nun kam's auf ein neues Feld und es war, als ob plötzlich der Gemeinderath verſchwunden, eine Verſammlung von Aerzten emporgetaucht wäre. Johannes zog die Kutte ab und zeigte die Wunde, erzählte, wie viele Aerzte er gebraucht und was dieſer, was jener vorgenommen. Nun hatte ein jeder der Räthe auch was erlebt und noch viel mehr gehört und jeder fand es läß (fatal), daß Johannes nicht zu dieſem gegangen, nicht jenes gebraucht, er wäre ſicher längſt davon, denn die, zu denen er gegangen, könnten alle nichts, zögen die Sache auf die lange Bank, es ſei ihnen nie um die Leute, ſondern nur um's Geld. Geh in's Bad, aber es wird dir nicht viel helfen, ſagte Einer. Wenn ſie nichts mehr anzufangen wiſſen mit den Leuten, ſo ſchicken ſie dieſelben in's Bad, habe ich mir ſagen laſſen. Wenn du wieder kommſt, ſo komme zu mir, ich will dir dann eine Anweiſung geben, die hilft gewiß, wenn einmal noch was zu machen iſt. Iſt nichts mehr zu machen, je nun, ſo hilft kein Zeug nichts, ſelb weiß man. Ich dächte, ſagte endlich der Präſident, wir führen fort. Du kannſt jetzt gehen in Gottes Namen und vergiß nicht, was du verſprochen haſt. Leb wohl. Iſt's erkannt? frug der Schreiber. Ich denke, ſagte der Präſident, oder wenn jemand was darwider hat, ſo ſag er's und wer's ge-

nehmigen will, beyg uf. Einhellig! Die Armenkasse solle das Geld schicken, aber es nicht wieder vergessen, wie sie es zuweilen thut, oder das Geld lieber an einem andern Orte brauchen.

Johannes ging viel langsamer nach Hause, als er nach dem Gemeinderath gegangen war. Ueber die Behandlung konnte er nicht klagen, sie war väterlich, sie war ihm fast wie eine Bürgschaft für die Zukunft, daß, wenn er mit guten, freundlichen Worten komme, er sicher auch gute Leute und offene Hände finden werde. Wenn man sich das Maul gönnt, wie der Schweizer sagt, d. h. wenn man nicht zu hochmüthig ist für ein gut Wort, eine freundliche, manierliche Bitte und nicht alles wollte von Rechtswegen, mit geballter Faust und unter Blitz und Donner, es wäre gewiß ganz anders unter den Menschen, viel Liebe und Erbarmen würde sich finden und manches Herz, das ganz verhärtet scheint, würde sich weich und voll Mitleid erzeigen.

Es war ihm aber doch, als trüge er eine schwere Bürde und er trug auch eine, er war in Schuld verfallen, da ja die Gemeinde für ihn zahlen mußte. Das Wort hat einen eigenen Klang und ein besonder Gewicht. Nun giebt es wohl Ohren, welchen der Klang nicht auffällt, Gemüther, welche das Gewicht nicht gewahren. Indessen giebt es noch viele, welche Klang und Gewicht empfinden und schwer dran tragen, denen es fast ist, als seien ihnen Hände und Füße gebunden, als rufe das Wort eine Scheidewand zwischen ihnen und anderen Leuten auf, als klebe es sich wie eine Art Brand, Malzeichen auf ihre Stirn. Das ist allerdings drückend, aber es liegt dieses Gefühl in der Natur der Sache und concentrirt sich im Worte; es liegt nicht in den zufälligen Nachtheilen, welche damit hier oder dort verbunden sind; es liegt im Bewußtsein des eigenen Unvermögens, der mangelnden Kräfte, sich selbst zu ernähren oder eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen, im Bewußtsein, eine Persönlichkeit zu besitzen, welche gleich-

sam unter der Grundzahl Eins steht d. h. unter der Fähigkeit der Selbsterhaltung. Kinder und Kranke und Alte wird dieses Bewußtsein nicht plagen, denn ihr Unvermögen ist ein unverschuldetes und Kinder gleichen den Vögeln des Himmels, sie nähren sich, aber kümmern sich nicht, wer säet und wer schneidet und woher ihre Nahrung kommt. Aber wer das Unvermögen verschuldet hat, sei es, daß er die Kräfte brach läßt oder verschwendet und vergeudet, der soll dieses Gefühl haben, ihn soll es drücken, ihn soll es plagen, bis er sucht der Plage los zu werden. Nach den mondsüchtigen Humanitätsideen und Culturansichten dieser Zeit gestaltet sich das ganz anders, es soll dieses Gefühl verwischt werden, es ist ein Gefühl, der Menschenwürde unwürdig und wer nicht mag, was er soll, oder mehr mag, als er hat, dem soll man dies ja nicht fühlen lassen, sondern eben brüderlich sorgen dafür, daß er nicht thun muß, was er nicht mag und daß er alles hat, was er braucht und Nachtheil soll das durchaus keinen haben für ihn, der gebende Mensch soll darin durchaus Gott gleich sein, der seine Gaben auch niemand aufrücket. Das sind prächtige Ideen, eben von denen ersonnen, welche nicht thun mögen, was sie sollen und Dinge möchten, welche sie nicht haben, und den kreuzdummen, indessen aufgeklärten Menschen dieser Zeit, dieselben aufbinden und noch theuer verkaufen als die allerneueste Weisheit. Diese begreiflich wollen alle Nachtheile, welche das Schuldigsein mit sich bringt, weg, alle daherigen Gesetze aufgehoben, den Schuldner den übrigen Menschen gleich gestellt in jeglicher Beziehung.

Nun, Johannes fühlte das Gewicht des Wortes Schuldner sehr schwer und wir freuen uns darüber. Und als er nach Hause kam und der Mutter erzählen mußte, wo er gewesen und warum, da legte sich das Wörtlein noch schwerer auf die Mutter, sie weinte fast und zankte zum ersten Male mit ihrem Sohne, daß er ihr die Sache nicht gesagt, sie hätte sehen wollen, wie machen, um sich der Schuld zu er-

wehren. Als sie der Sohn aber fragte: Aber Mutter, wie hättet ihr es denn aber machen wollen? da war sie freilich in Verlegenheit; denn was zu verkaufen fiel ihr nicht bei und wer hätte ihr drei oder vier Thaler leihen wollen für so was? Und was haben sie gesagt? frug Käthi. Du mein Gott, wie wüst werden die gethan haben über mich! Es sind gute Mannen daneben, aber steuern thun sie je weniger je lieber und wenn ich hätte vor sie gehen sollen deretwegen, die Beine hätten mich nicht getragen. Da erzählte Johannes, wie alles gegangen, was sie gesagt, was er gesagt, was sie dann wieder gesagt und wie es ihn bei allem gefreut, daß sie Verstand gehabt und am meisten, daß sie die Mutter so gerühmt und einer gar gesagt: vor der hätte er Respekt, es sei mancher, man ziehe vor ihm den Hut ab, er sei nicht, was sie. Mutter, wenn du vor den Gemeinderath gingest, du hättest, was du wolltest. Nein aber, was sagst, schäme dich, sagte Käthi, nein aber, ich vor den Gemeindrath, ei was denkst du! So was soll man nicht sagen, manche Nacht kann ich jetzt nicht schlafen, es wird mir immer vor kommen. Ich glaube nicht, daß ich's über's Herz brächte. Vor den Gemeindrath, nein aber, das stünd ich nicht aus, lieber noch sieben Kindbetten, verzeih mir Gott meine Sünde! Käthi war sehr unschuldig in diesem Punkte, wie man sieht. Aber was sie da gesagt haben von mir, das hast du ersinnet, das haben sie nicht gesagt, meinte sie. Als nun Johannes ernst versicherte, nicht mehr oder minder hätten sie gesagt, da kam Käthi das Augenwasser: nein aber, sagte sie, das hätte ich nicht geglaubt, daß solche Manne einem armen Fraueli sich achteten! Nein aber, und Respekt haben sie gesagt! Sie werden verirt haben, gedacht haben, so einem jungen Löhl könne man sagen, was man will. Als aber Johannes versicherte, das hätten sie gewiß gesagt und sehr im Ernste, da ward Käthi gerührt und glücklich, gewiß inniger glücklich als mancher General, dem nach gewonnener Schlacht sein König ein Kreuz an die

Hals hängt, ihn zum Marschall macht und Graf sagt, wo er sonst nur Baron gewesen. Käthi hatte aber vielleicht auch mehr Ursache glücklich zu sein, denn nicht bloß einstündiger Heldenmuth hatte ihr das Lob verdient und den Respekt, sondern ein mehr als vierzigjähriger Heldenmuth, der im Kampfe aushielt und Stand hielt, wenn auch der Feind nie fliehen wollte, sondern alle Tage neu ansetzte. Sie wiederholte oft: aber nein, sie werden doch wohl nur verirt haben! Das war's, was sie im Schlafe störte, aber nicht plaghaft, und ihr Vertrauen und Respekt vor den Mannen gab, die einen Unterschied machten zwischen den Leuten, die doch nicht so von ungefähr regierten, wie die Leute immer sagen wollten und nicht zu vornehm seien, sich einer armen alten Frau zu achten. Das seien Manne, sagte Käthi, wenn es allenthalben solche geben würde, es ginge besser in der Welt und hatte von Stunde an noch viel größern Respekt vor ihnen, als vorher und arbeitete viel glücklicher und leichter. Es sei eine Freude zu arbeiten und sich zu leiden, wenn jemand es schätzte und ästimirte, sagte Käthi. Mit einem guten Worte kann man viel machen! Wenn die Reichen den Armen, die Armen den Reichen gute Worte geben würden aus gutem Herzensgrunde, da wäre schon unendlich viel gewonnen. Die Herzen ständen sich freundlich offen, der brüderliche Sinn zöge wieder ein. Aber wo lernt man gute Worte, wie kommt man zu gutem Herzensgrunde? nicht in den Zeitungen, nicht in Volksversammlungen, nicht in den Kneipen und auf den Straßen, sondern im Evangelium findet man die Perlen und die Worte, welche das ewige Leben haben und die Liebe, die mehr ist als Engelszungen, welche über alles geht. Am Tische des Herrn, wo um den Hausvater die Kinder sich sammeln, gedenken dessen, der aus Liebe für Alle gekommen, der nach der gegeneinander erzeigten Liebe richten will, wo wir das Pfand erhalten, daß wir durch den armen Menschensohn, der da nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, von Sünde

und Tod erlöst werden sollen und das ewige Leben erhalten, da soll die Bruderliebe aufflammen, der brüderliche Sinn fest werden in den Herzen. Aber wie viele kennen das Evangelium nicht mehr, wie viele sammeln sich nicht mehr um des Herrn Tisch und zwar Arme und Reiche nicht! Ist sich da zu wundern, daß die guten Worte fehlen und der gute Herzensgrund?

Es war ein schönes Frühjahr; früh that sich der Schoos der Erde auf und ward fruchtbar; gar manches edle Kraut bot dem Menschen Speise, und fleißig wurde diesmal das weiße Kraut, welches den Winter über unter aufgefahrener Erde gelegen, jetzt frei gehackt, aufgelesen, gut verkauft oder mit Behagen selbst verspeist.

Früh fand Käthi zu ihrer unaussprechlichen Freude das Zeugniß, daß die lieben Erdleutchen Wald und Busch nicht verlassen hätten, sondern fleißig gewesen seien den Winter über und reichlicher und üppiger die Sträucher gepflanzt und Blüthen gewoben, und lustig waren sie wieder gewesen im grünenden Busche, im keimenden Grase, denn verschlungener und größer waren die Ringe, welche sie im Grase getanzt. Bald rötheten sich lieblich und jungfräulich der zarten Beere blasse Wangen, und ehe der Mai zu Ende war, konnte Käthi ihre erste Ernte beginnen, und löste gar manchen schönen Batzen aus dem süßduftenden Waldsegen. Diese Batzen halfen etwas nach: kümmerlich ging's, aber von Tag zu Tag ging es doch, und allemal stand was auf dem Tische. Freilich das könnte man nicht sagen, daß sie allemal wohlgesättigt den Tisch verließen.

Johannes hatte großes Verlangen, bald in's Bad zu gehen, um zu erfahren, was aus ihm werden sollte. So konnte es nicht bleiben, das begann er zu begreifen. Besserte der Arm sich nicht, daß er wieder stark wurde zur Bauernarbeit, so mußte er was vornehmen, um zu verdienen. Aber es ist wirklich schwer, wenn Einer bald dreißig Jahre alt ist,

einen Broderwerb ſuchen zu müſſen. Wir ſagen abſichtlich müſſen, denn freiwillig ändern gar viele, ſpringen von einem Aſt zum anderen und alle Tage auf einen anderen, wollen es immer leichter und bequemer haben, ſchaukeln ſich immer luftiger, bis es endlich genug iſt, und ſie groß purzeln und tief hinunter oft bis in's Zuchthaus und noch tiefer, wenn alles mit rechten Dingen zuginge. Bäcker, Mezger, Lohnkutſcher, Verwalter, Schaffner, Garnhändler, Wirthe, Agenten, Rathsherren, Bauern, Schuhmacher, Käſehändler, Gerichtspräſidenten, Spängler, Vorſinger, Trompeter, Schleifer, Bankdirectoren und endlich Müller, Salzfaktoren und Schulmeiſter, und wie eine Laus im Kraut wohl auch ein Pfarrer, das alles purzelt bunt durcheinander in luſtigem Gemiſch. Heute iſt das oben und morgen das Umgekehrte, und jeder kann alles und eins accurat gleich gut wie das andere. Es iſt, als ob die Leute das Hexenwerk mit der Muttermilch einſaugen thäten, haben aber doch wahrſcheinlich die Fertigkeit, alle Tage was anderes zu ſein, der heutigen Cultur und Bildung zu verdanken. Aber was anderes werden müſſen, das iſt nicht das Gleiche, beſonders wenn das Ausleſen nicht frei iſt, nicht die Luſt entſcheiden darf, ſondern ein lahmer Arm die Hauptſtimme hat. Johannes dachte wirklich an Mauſefallenhändler oder Topfträger, Schwammträger, Fußbote, ja es dünkte ihn manchmal, er könnte auch Landjäger ſein, am Spazieren und Tragen von Briefen hinderte ihn ſein lahmer Arm nicht. Aber es war ihm alles zuwider, denn Johannes war eine ſtabile Natur, aus freiem Triebe ändern oder erſinnen, das war ſeine Sache nicht. Ein guter Knecht war er geweſen, hatte namentlich Freude am Vieh gehabt, wäre daher gerne beim Vieh geblieben. Käthi dagegen ſchwebte zwiſchen Bangen und Verlangen, Johannes ſah übel aus; er hätte keinen Muth mehr, ſagte Käthi, und wenn man ſo weit auseinander komme, ſo wiſſe man nie, ob man wieder zuſammen komme. Und wenn ſie ſchon bös hätten, ſo ginge es doch. Er ſei ſo ein guter, mit

allem zufrieden, helfe ihr, trage Waſſer, helfe, wo er könne und möge, ſei jetzt immer daheim, leſe in einem Buche, lehre den Johannesli, daß ſie oft denke, wenn es doch immer ſo bliebe. Der Friede, und wenn man einander liebe, ſo ſei das am Ende doch die Hauptſache. Daneben, wenn er wieder geſund werden könne, ſo möge ſie es ihm grauſam wohl gönnen, denn eine ſchreckliche Sache wär's für einen ſolchen Burſch, wenn er ein Krüppel bleiben ſollte ſein Lebenlang.

Die Befehle zur Abreiſe in die Bäder kommen raſch; kurze Friſt bleibt zur Zurüſtung, was bleibt, darf man nicht verjammern, man muß ſich zurechtmachen und ſcheiden. Käthi und Johannesli gaben dem alten Johannes das Geleit, und ein Stücklein Weges liefen noch beide Hühner hintendrein. Erſt blieben die Hühner zurück, dann meinte Käthi, welcher der Athem zu fehlen begann, ſie wolle nicht ſäumen, er hätte ſich deſſen vergewiſſert hatte, gab ſie ihm die Hand und ſagte: Lebe wohl, und gieb Beſcheid wenn du kannſt, wie's dir geht. Da, nimm das noch und häb nit Hunger. Es war Käthi's ganzer Schatz, es waren fünf Batzen. Nein, Mutter, ſagte Johannes, das nehme ich abſolut nit, bin euch lange genug eine Laſt geweſen. Glaub' das nit, ſagte Käthi, und nimm's, es thäte mir in der Seele weh, wenn du es nicht nähmeſt. Glaube, du biſt mir werth, kommſt du heim, geſund oder wie jetzt, nur gleich gut gegen mich, wo die Liebe iſt, da ſteht man alles aus, und hat noch Freud' dabei. O Mutter! ſagte Johannes. Geh', ſagte Käthi, denk', wenn du zu ſpät kämeſt! Mach' Beſcheid, haſt es gehört? Lebe wohl, und geh' mir ſacht. Johannes mußte gehen, aber er hatte noch lange Thränen in den Augen, er mußte denken, wenn das Weibervolk alles wäre wie ſeine Mutter, was das für ein Leben wäre in der Welt! Aber wie ſie ſei keine mehr, dachte er. Hatte ungefähr ſo recht als der Jeſaias, der wimmerte: es gebe keine gottergebenen Juden mehr. Wohl, es giebt noch gute

Weiber, abſonderlich gute Mütter. An Liebe fehlt's dem guten Weibervolk nicht, zuweilen wohl an Verſtand. Daß es ihm an der Liebe nicht fehlt, ſieht man abſonderlich an der Eiferſucht, welche viele ſo ſchrecklich plagt, noch viel ſchrecklicher als der Bandwurm manchen Mann plagt; was man auch vorkehrt, der Wurm will nicht fort. Wir wollen den Johannes baden laſſen, und uns um ihn nicht kümmern, obgleich ſo eine Badefahrt von manchem Dutzend verſchiedenartiger armer Kranken ein eigenthümlicher und zwar noch unberührter Stoff wäre.

Neunzehntes Kapitel.

Zwei erſcheinen, eine alte Bekannte und eine neue: die Erdäpfelkrankheit und ein hübſches Mädchen.

Bekanntlich war es im Juli 1846 manchmal ſehr warm, das erfuhr niemand mehr, als Johannes ehemalige Meiſterfrau. Sie ſaß an einem heißen Morgen auf einem Wägeli und ſchwitzte gar mörderlich. So eine Bäurin ſei doch das ärmſte Geſchöpf von der Welt, brummte ſie, arme Weiber könnten Morgens in der Kühle gehen, Leute ihrer Art aber müßten erſt ſorgen für gehöriges Frühſtück, dann noch für das Mittageſſen, denn wenn ein Brosämlein fehlte, ſo ging's über ſie her, es wiſſe kein Menſch wie, und wenn ſie heim käme, kriegte ſie Geſichter, daß eine Kuh daran erſticken müßte. Hinten auf dem Wägeli hatte die Bäurin ein Fäßchen, ſie wollte weinen für die Ernte. Es war Markttag im Städtchen, doch ziemlich leer war die Straße. Die meiſten hatten eben die Kühle benutzt. Auch dies machte die Frau ärgerlich; ſie war nicht gern lange alleine, hatte Langeweile. Sie ging nicht zu Markte, um nichts zu vernehmen; ihre eigenen Gedanken abhören, konnte ſie daheim auch. Sie pflegte, wenn

sie zu Markte fuhr, alsbald jemand das Heimfahren anzubieten, doch mit Auswahl. Heirathsfähigen Männern erwies sie diese Gunst nie, denn wie leicht, so komme man in's Geschrei und das begehre sie nicht. Sie frage dem Zeug allem nichts nach, und da möchte sie doch den Namen auch nicht haben, pflegte sie zu sagen. Endlich sah sie was Weißes durch die Bäume. Hü, Mähre! sagte sie, du thust heute so faul, als wärest eine Weltschlandjungfer; und stark schüttelte sie das Leitseil, denn sie fuhr immer ohne Peitsche. Ein Mädchen ging vor ihr her, ein dickes, rundes, und als es sich umdrehte, hatte es ein freundlich Gesicht, weiß und rothe Backen, blaue Augen, kurz so ein Gesicht, wie es sich für ein liebevolles Mädchenherz am allerbesten schickt. Ei Base, hü, Mähre! komm' sitz' auf. Kannst nicht stehen, du alte Täsche, komm' auf die andere Seite; hast den Hafer schon in der Nase! Gieb mir das Säckli! So lauf' denn, wenn es dir so pressirt! Also eine Base bescheerte der Bäurin das gütige Geschick, und nun kam die Rede in Fluß, was die Frau ungemein erleichterte. Sie schwitzte nicht halb mehr so stark, als früher. Die Base war nicht nahe verwandt, wohnte ihr nicht nahe, um so mehr hatten sie sich zu fragen und zu sagen. Die Base war eine Waise, welche ein Vermögen von einigen tausend Gulden besaß, und so viel Liebhaber hatte, daß sie vor lauter Liebe zu gar keinem Manne kam. Sie konnte nicht ausfindig machen, welcher sie am meisten liebe und am längsten lieben würde, und wie das erforschen, wußte sie nicht, und hätte es doch gar zu gern gewußt, sie war in sehr großer Verlegenheit, und während sie sich besann, wurden ihr die Liebhaber verjagt, und dies verminderte die Verlegenheit nicht.

Sie hatten sich noch nicht halb ausgeschwatzt, als sie bereits am Ort ihrer Bestimmung angelangt waren, der Stallknecht erst nach seiner Kappe, dann nach der Mähre griff, die Bemerkung nach hinten schickte, es macht warm heute, und

zur Mähre sagte: komm' nur, komm', fürchte dich nicht, du wirst nicht alle Tage solche Fuhrwerke sehen. Nach getroffenen Abreden wanderte die Frau ihrem Weinlieferanten zu, zu welchem sie ein unbedingtes Vertrauen hatte. Das sei ein rechter Herr, sagte sie, und der vermöge den Wein recht zu geben, er brauche nicht allen möglichen Dreck drein zu machen, um den Schulden Bescheid und Antwort geben zu können. Sie wollte aber nur mit ihm selbst verkehren und mit den Schreiberbuben nichts zu thun haben. Das sei ihr ein Volk das, sagte sie, die wären im Stande, ihr halb Wasser drein zu lassen und den Wein selbst zu saufen, denn das sei ihr ein durstig Volk und ein nichtsnutziges! Der Herr aber, der wußte sie auch zu nehmen. Er begrüßte sie wie die beste Bekannte, hieß sie sitzen, frug nach dem Stande der Arbeit und der Früchte, zeigte ihr Respekt vor ihrer Meisterschaft, redete von selbem Male, wo er bei ihr gewesen war, und rühmte Kaffee, Milch und Kuchen, versprach bald wieder zu kommen, hieß Weinproben bringen, sagte, den kann ich euch nicht rathen, aber von dem würde ich nehmen, er ist einen halben Batzen theurer, euch lasse ich ihn für fünf Batzen. Wer auf mich hören will, dem rathe ich immer, für Enten und solche Feste bessern Wein zu nehmen. Bewahre, nicht wegen mir, ich verkaufe den schlechtern Wein viel lieber, als den bessern. Aber, glaubt mir, ihr kauft wohlfeiler, den schlechten Wein saufen sie euch weg wie Wasser und hören nie auf; vom bessern kriegen sie bald genug. Und wenn sie schon noch möchten, so können sie nicht, und obendrein rühmen sie den Wein, und über den andern schimpfen sie um so ärger, je mehr sie davon saufen. Also fünfbatzigen. Aber jetzt wollen wir ein Glas bessern mit einander trinken. Holt vom hintern Gestell rechts. Da hilft jetzt wehren nichts, und sei es Morgen oder nicht Morgen, wenn man so weit gefahren ist, so thut Einem ein gut Tröpfli wohl. Es freut mich viel zu wohl, ein Wörtlein mit euch zu reden, sobald lasse ich euch nicht

fort, oder wollt ihr mit uns essen, wie wir es haben, nichts Gutes, es würde meine Frau freuen. Mit dem Gelde pressirt's ja nicht, ich hol' es einmal. Nun, wenn's sein muß. Geld nimmt man immer. Friedrich, rechnet es aus, wie viel bringt's. Wenn alle Leute so exact mit dem Handeln wären, da wär's eine Freude, Handelsmann zu sein, viel hundert Centner Papier brauchte man weniger und viel tausend Gulden reicher wäre ich.

So und viel anderes redete der Herr, und machte sich sehr zu thun mit der Frau, so daß, wer sich ein wenig auf die Leute versteht, es begreift, daß die Bäurin ihren Wein nirgends anders kaufte, und den besten Wein, der nicht von ihrem braven und rechten Herrn kam, schlecht gescholten hätte. Indessen beim Fortgehen sagte sie doch: daß ich aber doch von dem bekomme, wo ihr gesagt, und der Küfer oder einer von euren Jungen da mir nicht etwas anderes darein macht! Habt nicht Kummer, Frau, sagte der Herr, es sollte sich einer unterstehen, wohl, dem wollte ich. Es kommt kein Fäßchen fort, wo ich nicht erst versuche, was drin ist.

Noch allerlei hatte die Frau zu verrichten, und allenthalben trat sie ein mit dem heitern Bewußtsein, eine willkommene und respektirte Erscheinung zu sein. Sie hatte immer Geld, wenn sie kam, über alle Dinge ein verständig Urtheil, und wußte immer, was sie wollte. Man brauchte ihr nicht den ganzen Kram hervorzuschleppen und Stunden lang bei ihr zu stehen, und ihr Ueberlegen abzuwarten, welches oft noch dahin ausläuft, daß man sagt: excusez, komm' ein andermal wieder!

Die Stunde, in welcher die Bäurin und die Base, welche Bäbeli hieß, sich ein Stelldichein gegeben, hatte längst geschlagen, als die Bäurin zu der harrenden Base sich fand, schwitzend, müde und klagend, was das für ein Gelaufe sei. Sie habe schon manchmal sich fast verschworen, nie mehr auf einen Markt zu gehen, und dann müsse es doch wieder sein,

wenn man niemand hätte, dem man die Sache anvertrauen könnte. Abhocken wolle sie, und mal auch versuchen, wie das Sitzen hinterm Tisch in einem Wirthshause ihr zuschlage, und wie lange sie es ertragen möge. Beim fragenden Stubenmädchen bestellte sie für beide eine gute Flasche und was auf einem Teller, doch nichts Aufgewärmtes und keine Ueberbleibsel, sondern was rechts, daß es Einen freue davon zu essen und nicht ekle. Die Stube war voll; es schien, die Leute wünschten die Hitze vorüber zu lassen. Von einem anderen Tische ward die Bäurin gegrüßt, es war die Beselise, welche wir auch schon kennen, welche es that. Wie es solche Weiber haben, welche vom Hausiren leben, sie sind um Conversationen nie verlegen, der Gesprächstoff geht ihnen nie aus, sie führen ihn mit sich von allen Sorten und wissen zumeist jede Person nach Stand und Würde mit der rechten Sorte zu bedienen. Nach allgemeinen Bemerkungen, es mache warm und wenn's so fortgehe, so seien in acht Tagen allenthalben Ernten oder wenigstens in vierzehn, frug sie: und habt ihr vernommen, wie es euerm Knecht, dem Johannes geht, wo so wüst gethan. Dem Lumpenbub' geschieht es recht, es sollte allen so gehen. Die Bäurin sagte, sie hätte gehört, er habe lange prozedirt und sich immer krank beschrieben, um die Andern recht zu brandschatzen; als es aber habe zum Eid kommen sollen, sei er abgestanden, und habe ausgemacht. Wo er jetzt sei, wisse sie nicht, und nehme sie apart nicht wunder; er hätte in der letzten Zeit einen gar zu bösen Kopf gehabt, sonst wäre er ihr anständig gewesen, einen bessern Knecht werde sie nicht bald bekommen. He nun, wenn du es nicht weißt, so kann ich es dir sagen, sagte Beselise. Es sollte allen, welche nicht wissen, was sie thun wollen vor Hochmuth, so gehen wie ihm, die, welche nachkommen, könnten dann ein Exempel nehmen daran.

Nun erzählte sie auf ihre Weise, und färbte das Ganze, wie eine Beselise zu färben pflegt. Er sei im Bade, sagte

sie, der Arm sei lahm, und wahrscheinlich komme er nicht mehr zurück, denn er habe noch die Auszehrung und sonst noch was, dem sie den Namen nicht geben könne. Er hätte seine Gegner mögen brandschatzen, aber nicht können, derweilen seine Mutter fast aufgefressen, die hätte grausam viel gehabt, man könne denken, eine siebenzigjährige Frau, ein unmündiges Kind, und solch einen Schlingel alleine durchbringen, das wolle was sagen. Die Frau hätte sie fast erbarmt, wenn sie nicht eine so überwitzige wäre. Sie gehe herum, wie ein Schatten an der Wand, und wenn der Mond ein wenig anwendete, so möchte er durch sie durch. So erzählte die Beselise.

Da fing es an lauter zu werden in der Wirthsstube, die Stimmen polterten zornig durcheinander. Einer, der das redet, ist ein Aristokrat und Lumpenhund! hörte die Frau. Und du bist ein donners Löhl, und was ist, das ist, und was ich gesehen habe, das werde ich auch sagen dürfen, ein Schlingel wie du wird es mir nicht verwehren! Und ich sage, wer redet, was du, ist ein Schelm und Spitzbube und kein Vaterlandsfreund! Und sei ich, was ich wolle, so bist du eine Kuh und die Erdäpfelkrankheit ist wieder da, und brülle du, wie du willst, so ist sie da! Herr, was, was sagen sie? frug die Bäurin, aber vor dem Streite, der lauter ward, hörte sie niemand. Der Streit ward immer lauter, Schläge hätte es wohl gegeben, da kam ein Landjäger und legte sich darein, wie man zu sagen pflegt. Er frug, was es gebe, mit gewaltig barschem Gesicht, und als er endlich gehört, was er schon gehört, da entschied er wie Solon: Wer so was sage und von der Kartoffelkrankheit rede, der sei kein Volksfreund, der wolle nur aufreizen und die Leute böse machen, ein Lumpenbub sei er und halbwegs ein Spitzbub. Er wolle nicht fragen, wer so was geredet, aber er wolle gewarnt haben, daß in seiner Gegenwart niemand so was sage, sonst gehe es ihm nicht gut. Er nehme jeden auf der Stelle, führe ihn in's Schloß und der Regierungsstatthalter werde ihn an Schatten thun, wo er

diesen Sommer nicht mehr schwarz werde. Man kenne die verfluchten Aristokraten, Spitzbuben, Patrioten und Burgdorfer und wie die das Volk aufrührten und unzufrieden machten, und von denen und von niemand anders rühre der Lärm her. Aber denen werde man das Handwerk legen, ein- für allemal und nicht für Spaß. Der droben (der Regierungsstatthalter) habe es ihm gesagt, wenn er Einen höre, der so was treibe, den solle er ihm bringen und ungesäumt, und wenn es sein müsse gekettet oder mit einem Ring in der Nase, den wolle er lehren, was reden heiße, und was das sei, das Volk aufwiegeln. Ihr Leute, ich will euch gewarnt haben, und daß ich kein Wort mehr höre von Kartoffelkrankheit, sonst seht, wie es geht. Aber lieber wäre es mir, wenn ich niemand unglücklich machen müßte. — Donner! es wird doch erlaubt sein zu sagen, meine Erdäpfel haben die Krankheit, das zu sagen, habe ich das Recht; ich möchte den Scheim und Lumpenhund sehen, welcher es mir wehren will. Und will es Einer nicht glauben, so sage ich ihm: komm, setze die Brille auf und halte die Nase dar, und das sage ich, und sollte es der Regierungsstatthalter sein und nicht bloß so ein Lumpenhund und Halunke! Ja, da brannte der Landjäger himmelhoch auf und hatte Hülfe. Da kam der Wirth herbeigeschossen und schrie als wie fünfhundert Ochsen, er dulde hier keinen Streit. Der Himmeltürk, welcher hier Streit mache, müsse ihm raus und finde derselbe die Thür nicht, so wolle er ihm zeigen, wo das Fenster sei. Der arme Teufel, der nicht nachgeben und zurücknehmen wollte, daß keine Kartoffelkrankheit sei, wurde nun unsauber erst zur Thüre und da er nicht aufhörte zu protestiren und seine Sache zu behaupten, die Treppe hinunter spedirt, und zwar unsauber, und verspritzte fast vor Zorn, daß man bei aller Glaubensfreiheit Gott verspotten, aber nicht sagen dürfe, die Kartoffelkrankheit sei da. Allerdings curios! Aber eben das ist die curiose radikale Freiheit, daß die Einen alles sagen dürfen, was ihnen in's Maul

kommt, aber was Andere ſagen wollen, ſoll entweder ihre Cenſur paſſiren, oder der, welcher es ſagt, wird verleumdet und verketzert. Das iſt die gelinde Strafe; macht er nicht peccavi, ſo wird von Hängen, Erſäufen, Vergiften und Erſtechen geſprochen. Die Radikalen haben es accurat wie Mucker, Neutäufer und andere religiöſe Sekten. Erſt predigen ſie unbedingte Freiheit und locken dadurch das Volk; läßt daſſelbe ſich äffen, kriegen ſie es in die Hände und durch daſſelbe das Mehr, ſo kehren ſie den Spieß um, predigen die größte Unduldſamkeit, üben den ſchrecklichſten Zwang, vide Exempel an Cromwell und Robespierre, und manche rauben noch dazu, was ſie können, Geld und Weiber, vide Exempel an Johann von Leyden, welcher zu Münſter einen ſo merkwürdigen Spectakel aufgeführt hat, einen merkwürdigen Zauberſpiegel für alle politiſchen und religiöſen Schwärmer und Fanatiker.

Die Leute in der Wirthsſtube waren ganz verſtaunet und verſtummet der Mehrzahl nach. Erſtlich waren alle ſehr erſchrocken, wie über einen Blitz aus heiterm Himmel, und zweitens dünkte es ſie doch wunderlich, daß man davon nicht reden ſollte. Sie hätten wohl begriffen, daß in einem offenen Wirthshaus zu ſagen nicht erlaubt ſei, der Schultheiß ſei ein Judas und Lumpenhund, hätte das Vaterland verrathen, aber ſollte man denn nicht ſagen dürfen, unſer Herrgott habe wieder die Kartoffeln krank gemacht? Was Gott thut, iſt wohl gethan; ſagt der Chriſt, und was wohl gethan iſt, darf man nicht ſagen? Die guten Leute begriffen halt nicht, daß man das wegen der Wohlfahrt des Vaterlandes nicht ſagen darf, ſintemalen die Wohlfahrt des Vaterlandes, verſteht ſich nach moderner Anſicht, davon abhängt, daß das Volk glaubt, die Wohlfahrt des Vaterlandes hänge eben nicht von Gott, ſondern von einer freigeſinnten, culturwüchſigen Regierung ab, ſo eine habe zu befehlen im Lande, und Gott, wenn er noch lebe, das Zuſehen, wie ein altersſchwacher Großvater.

Als der Wirth ſchnaufend und keuchend von ſeiner vater-

ländiſchen Expedition zurückkehrte, und ſehr triumphirende Blicke von ſich gab, ſcholl es hier, ſcholl es da: Wirth, was bin ich ſchuldig? Wirth, mach mir die Rechnung; Wirth, wo iſt wohl der Stallknecht, er ſoll anſpannen; Wirth, wo haſt du mein Säcklein? So erſcholl es aus allen Ecken und Enden. Und wie der Wirth auch ſagte: ich würde noch warten, es iſt noch gar zu warm, es iſt noch viel zu früh für heim, wartet doch, bis der Staub ſich geſetzt hat, nahm das Rufen kein Ende. Wirth, ſieh hier einen Thaler, hier einen Gulden, ich bin preſſirt, muß zeitlich heim ſein u. ſ. w. Ganz erſtaunt und verblüfft ſagte endlich der Wirth, die Silberſtücke betrachtend in der Hand: habe nicht Münze im Sack, muß holen. Im Stübli ſchüttelte er ſchrecklich den Kopf und verzählte ſich beſtändig. Da ſchoß ſeine Frau hinein und rief: wo Tüfel bleibſt, die Leute preſſiren, es iſt, als ob Alle Büchſenpulver unter den Beinen hätten, weiß gar nicht, was die Leute haben, daß ſie alle ſchon fort wollen. Es iſt beim — nicht mehr zu leben heut zu Tage, ſtieß der Wirth als Seufzer aus, man weiß gar nicht mehr, was man ſagen ſoll, um es Allen zu treffen; am beſten wäre es, man ſagte gar nichts. Da hätte er dem Landjäger geholfen Einen raus zu ſchmeißen, welcher grade aus gebrüllt hätte, die Erdäpfel ſeien wieder krank. Zum Donner, ſolche Leute könnten Einen ganz unglücklich machen; da heiße es gleich, es ſei dort oder dort geredet worden, und dem Landjäger hätte er helfen müſſen, derſelbe ſei auch ein Gutgeſinnter und Vaterlandsfreund, und ſo ein Hagel könne Einen gleich unglücklich machen, denn wie leicht könne man ein Geſetz übertreten, bis am Morgen aufhaben, ſtatt um zehn das Haus zu ſchließen, und ganze Feſttage budeln laſſen, ſtatt gar nicht. Und jetzt brülle Alles fort, fort! wenn er das gewußt hätte, der Landjäger hätte ſeinethalben Mordio ſchreien können, er hätte nichts gehört, er wollte, ſolche Lumpenbande ſetzten keinen Fuß mehr über ſeine Schwelle. Aber auf die Leute verſtehe er ſich nicht mehr, vor

acht Tagen hätte Alles gebrüllt, wenn er nicht dem Landjäger geholfen, heute ſchreie Alles, weil er es gethan, ſo möchte am Ende der Teufel dabei ſein. Die Leute hätten halt keine Geſinnung, keine Grundſätze, kein Menſch wiſſe, woran man mit ihnen ſei — den Ketzern.

Als der Wirth endlich mit der Münze wieder kam, wollte jeder zuerſt haben; es ſchrie in allen Ecken, und der Wirth ſpedirte ſehr langſam, wollte wieder gut machen; ſagte, man ſolle doch nicht ſo preſſiren und er habe nichts dawider, etwas könne an der Sache ſein, es ſei alles möglich; aber allweg ſei es eine wüſte Sache, und beſſer ſei, nichts davon zu reden, oder ſo wenig als möglich. Es ſei ihm wegen der armen Leute, denen müſſe man nicht Angſt machen, und die Landjäger und Regierungsſtatthalter hörten es auch nicht gern, wie ſie ja ſelbſt hätten mögen merken. So daheim herum könnte man reden davon, aber nur leiſe, dawider hätte er nichts, und wenn es ſei, ſo könne man die Sache in Gottes Namen nicht anders machen, aber öffentlich ſolle man ſich's nicht merken laſſen, böſen Sachen müſſe man ja zum Beſten reden, dies ſei allweg das beſte. So redete der Wirth, aber es half ihm nichts, die Leute ſtoben fort, und wirklich redete kein Menſch mehr von der Erdäpfelkrankheit. Der Wirth machte ein langes Geſicht und ſagte, er würde einen Thaler geben, das wäre ihm nicht paſſirt, ſolches ſeien fatale Sachen. Wär's dem Bärenwirth paſſirt, ſo hätte es ihn nur gelächert, der hätte dann auch erfahren, was Einem die Freiſinnigkeit eintrage, und der hätte es beſſer verdient, als er.

Die Bäurin und ihre Baſe gehörten auch unter die, welche Reißaus nahmen wegen der Kartoffelkrankheit und wegen der Freiſinnigkeit. Nicht ſchnell genug konnte der Stallknecht einſpannen, bald hätte ſie den Wein aufpacken zu laſſen vergeſſen, und erſt frei athmete ſie auf, als ſie das Städtchen im Rücken hatte. Es ſei ihr in allen Gliedern, ſagte ſie zur Baſe; wenn's wäre, daß die Erdäpfel wieder fehlen ſollten,

so gehe es viel übler, als im vergangenen Jahre, da wären noch Vorräthe gewesen, jetzt seien keine mehr. Ich glaube indessen nicht daran, allweg habe ich lauter gesunde gesetzt, und hieß es doch, auf den Samen komme alles an, und das Kraut habe ich auch verbrannt, wie's vorgeschrieben war, obgleich es mich sehr reute, denn was Mist giebt, geht über Zucker. Aber eins hab' ich gehört, und das plagt mich, denn es wird das meiste wahr sein daran, fuhr die Bäurin fort, und wandte sich zu ihrem sehr schweigsamen Bäschen, dem Bäbeli. Das ist wegen dem Knecht, dem Johannes, das ist dem doch zu übel gegangen, wenn der ein Krüppel geworden sein sollte. Und die Mutter dauert mich auch, das ist die bravste Frau von der Welt, bös haben nimmt sie für gut, wenn nur die Leute zufrieden sind mit ihr. Und wenn's solchen Leuten ganz bös gehen sollte, so ist's nicht gut, da sagen Einem die Leute gleich, wenn ein Gott im Himmel wäre und gut sein was nützte, dem oder jenem ginge es besser, der erfahre jetzt, was fromm thun und ehrlich sein abtrage. So bös wie die Lise es machte, wird's nicht sein, aber allweg nicht gut, und wenn ich wüßte wie, ich thäte der Frau von Herzen gerne was. Aber eine Magd schicken oder selbst gehen, mag ich nicht, du weißt, wie die Leute sind, und Einen in's Geschrei bringen, absonderlich eine Wittfrau, man kann nicht Täfels genug sein, damit die Leute Einem nicht nachreden, man hätte die Knechte zu lieb.

Base, sagte das Bäschen, ich möchte dir was sagen, wenn du hören willst und mir nicht zürnen. Red', fuhr die Base auf, bin ich etwa schon im Geschrei, das wäre mir doch der Teufel! Nein Base, sagte Bäbeli kleinlaut, was denkst, es ist wegen meiner. Aber du sagst es nicht weiter, versprich mir's. Du hast dich verbin, als die Frau das erzählte vom Johannes, der bei dir Knecht war, meiner nicht geachtet, sonst hättest du gesehen, daß ich ganz blaß wurde, es war mir, als gebe mir jemand mit einem Schlegel auf den Kopf, so daß

mir die ganze Welt ringsum ging. Du wirſt gehört haben, daß ſein Streit wegen einem Meitſchi entſtand hauptſächlich. Weißt du, wer das Meitſchi war? Doch nicht etwa du? frug die Baſe mit großen Augen. Eben, ſagte Bäbeli, war ich es. So, das wußte ich nicht, an dich hätte ich zuletzt gedacht, wußte nicht, daß du dich mit Knechten abgäbeſt, ſagte die Bäurin. Baſe, zürnt mir doch recht nicht, ſagte Bäbeli, ich bin nicht ſo viel im Fehler, als ich ſcheine, habe mir ein Gewiſſen daraus gemacht ſchon lange, und jetzt, wo ich weiß, wie die Sache einen Ausgang nimmt, weiß ich nicht, was machen, ich glaube, ich habe keine ruhige Stunde mehr. Ihr wißt, ich wohne bei meinem Bruder, er giebt mir nichts und ich ihm nichts, ich meine, ich verdiene mein Eſſen wohl mit Arbeit, an einem andern Orte bekäme ich für das, was ich mache, einen ſchönen Lohn. Nun, mit dem Bruder ging's, über den hätte ich ſo viel nicht zu klagen, aber ſein Weib, das iſt ein Hagel, böſer iſt nichts. Sie gönnt niemand was, und ſelber eſſen macht fett, das iſt ihre Meinung. Es vergeht kein Tag, daß ſie nicht verſtohlen Kaffee oder Pfannkuchen macht; daß ſie mir nichts davon giebt, das dünkt mich nichts anders, aber auch nicht ein Aug' voll davon kriegt mein Bruder, ſelb dünkt mich eine ſtrenge Sache, und macht mir das Herz bluten. Und wenn ſie zum böſen Eſſen mir noch böſe Worte zumeſſen kann, ſo ſpart ſie es nicht. Es dünkte mich oft, es wolle mir das Herz zerreißen. Bleib nicht dort, ſagte die Baſe, du vermagſt an einem anderen Orte das Koſtgeld zu geben. Was wollt ihr euch quälen und euch gegenſeitig an einander verſündigen! Du haſt wohl recht, ſagte Bäbeli, aber der Bruder dauert mich, und er hat mir geſagt, ich ſolle ihm nicht die Schande anthun und weiter gehn. Dann hab' ich mich gewöhnt an ſein Haus, war mein Lebtag darin. Wirſt doch einmal daraus müſſen, ſagte die Baſe. Bäbeli gab darauf keine Antwort, ſondern fuhr fort: Nun am Neujahr und den Tag nachher that die Frau b'ſunderbar

wüst. Man brauchte begreiflich mehr, das leute sie schrecklich, sie machte ein Wesen und hatte ein Aufbegehren, daß man glaubte, sie walle Allen wieder aus dem Halse herauskraßen, was sie genossen hatten. So verleidete es mir dabei zu sein. Ich gab vor, bei einer Wollenrüsterin was zu verrichten zu haben, und machte mich fort. Als ich meine Sache verrichtet hatte, war es über Mittag; ich hatte nicht Lust, des Bruders Frau unter die Augen zu kommen und sie zur Unzeit um etwas zu essen zu bitten, obgleich sie Fleisch genug gehabt hätte im Küchenschrank. Die Wirthin zu Michelhofen ist mir noch von weitem verwandt, daneben meine gute Freundin. Dorthin ging ich und dachte an gar nichts, als daß ich es mir dort einmal recht wohl sein lassen welle für mein Geld, einmal essen ohne saure Augen. Es freute die Wirthin, daß ich kam, sie wartete mir gut auf, und versäumte sich bei mir, daß keine von uns dachte, was es für Zeit sei. Da hörten wir geigen; Teufel, sagte die Frau, sind die Geiger schon da, und schoß hinaus. Sie kam lange nicht wieder und für die Langeweile gehe ich in den Tanzsaal, um zu sehen, was da gebe. Da saßen drei Geiger, geigten in der leeren Stube, nur damit man wüßte, sie seien da. Einige Bursche waren da und tranken in einer Ecke, ich kannte sie nicht. Wie ich hinein komme, schreit ein Geiger, sebt, da kommt eine, nehme sie Einer, wir wollen aufspielen, es soll nichts kosten, nur damit was geht, und es einmal angefangen werde. Nun kam der größte der Bursche auf mich zu und nahm mich, was sollte ich da machen? Aus einem Tanze wurden zwei, drei u. s. w., er tanzte gut, und wenn man tanzt, hat man nicht Zeit zu sinnen und zu denken, was klug sei und am besten wäre, und besonders, wenn man so aus dem Verdruß herauskommt und weiß, daß Einem daheim niemand was nachfragt, weiß man nicht, wie es Einem wird, wenn man sich einmal lustig machen und das Elend vergessen kann. Nach und nach kamen Leute, die Stube füllte sich. Ich hätte mich von ihm

losmachen sollen, es ist wahr, aber ich wußte nicht, wer er war, er that manierlich, und ich kannte sonst niemand hier. Ich mußte ihm mit Wein Bescheid thun, er wurde wilder, übermüthiger, es kamen Bekannte, und ich vernahm, daß er nur ein Knechtlein sei, wurde ausgelacht und ausgespottet, es ward mir angst vor Streit, angst vor dem Bruder, absonderlich vor seiner Frau, was die mir sagen würden, wenn sie vernähmen, wo ich gewesen und mit wem ich getanzt habe. Ich machte mich von ihm los, und in der Angst nicht mit Manier, schloß ich mich an Bekannte an, trieb zum Fortgehen, und was geschah, weißt du. Ich bin nicht schuld, und doch hatte ich es schwer auf dem Herzen, denn wenn ich nicht gewesen wäre, so wäre das alles nicht begegnet, und erst jetzt, da ich weiß, was die Sache für einen Ausgang hat, wird es mir Tag und Nacht nicht Ruhe lassen. Daß mich die Gwundernase in den Saal getrieben, und des Bruders Frau mich böse gemacht, das ist daran schuld, daß ein Bursche ein Krüppel wird, und eine alte Frau fast verhungert, wie die Beselise sagt. Das ist doch schrecklich, und da weiß man wahrhaftig nicht, wie beten und wie thun, daß man sich nicht Unglück auf den Hals zieht oder Andern, und während man keinem Kinde das kleinste Leid anthun will, macht man Leute zeitlebens elend, und weiß es vielleicht nicht und vernimmt's erst, wenn man vor den Richter muß am jüngsten Tag, und links die Böcke sind. Es dünkt mich, ich möchte zur Mutter und ihr etwas thun und jetzt, weil er im Bade ist, schickt es sich am besten. Sie kennt mich nicht und in der Gegend dort niemand, so viel ich weiß. Wenn's dir recht ist, so will ich mich für deine Magd ausgeben und sagen: du sendest ihr was. Meitschi, nimm dich in Acht, was du machst, sagte die Bäurin, denk', wenn es dir auskäme, so könntest du Verdruß haben und Meitscheni müssen sich in Acht nehmen, das hast du ja erfahren.

Ach, was frage ich dem allem nach, antwortete Bäbeli,

es hat mich doch niemand lieb und nirgends sollte ich sein, ach wenn ich nur sterben könnte und unter die Erde, da wäre mir wohl, und gar bitterlich begann Bäbeli zu weinen.

Die Bäurin ließ Bäbeli eine Weile machen, wahrscheinlich wegen eigener Bewegung, denn es zuckte ihr gar seltsam um den Mund herum. Endlich sagte sie: he nun, wenn du meinst, es mache nichts und die Sache liegt dir am Herzen, so ist es mir sehr anständig. Aber dann kommst du erst bei mir vorbei, ich möchte auch was mitgeben und wieder bei mir durch, es nimmt mich wunder, ob's wirklich so ist, wie die Beselise sagte, der ist nicht zu trauen, die hat ein Maul, als ob sie es des Teufels Großmutter gestohlen hätte. Komm Abends zuver und bleib bei mir über Nacht, es ist weit und dann können wir noch eine Weile mit einander plaudern. Und Meitschi, hörst, wenn es dir deines Bruders Frau zu arg macht, so mach nichts dummes, sondern komm zu mir, ich habe dir zu arbeiten und zu essen. Das ist guter Bescheid, Base, sagte Bäbeli, ich danke euch. Aber was meint ihr, Base, wann soll ich gehen, wann wäre es euch recht? Wann du willst, sagte die Base, wenn es dir am schicklichsten ist. Wäre es vielleicht nicht am besten, so bald möglich? sagte Bäbeli, er könnte ungsinnet aus dem Bade kommen, dann dürfte ich für mein Leben nicht hin. Es ist mir völlig recht, sagte die Base, durch diese Bereitwilligkeit sichtlich erfreut, fahre gleich mit und gehe morgen. Das, Base, das geht nicht, muß erst heim, hatte Sachen zu verrichten für den Bruder. Und wenn ich so gekleidet ginge, so würde man nicht glauben wollen, daß ich eine Magd sei, oder eine in geliehenen oder gestohlenen Sachen. Du hast recht, sagte die Bäurin, Mägde in solchen Hemden und mit solch silbernen Ketten sieht man nicht oft und wo man sie sieht, gehr's nicht mit rechten Dingen zu und viel darauf hält ihnen niemand.

Unter diesem Gespräche war die Mähre langsam weiter geschritten, als ob sie in Behaglichkeit dem Gespräch der bei-

den Basen zubère und endlich an ein Wirthshäuschen gekommen, wo sich die Wege schieden. Gegen alle Gewohnheit trank dort die Bäurin mit Bäbeli einen Schoppen, wegem Durst, sagte sie, aber Bäbeli zahlte ihn, die Bäurin mochte sagen was sie wollte. Das offene Herz hatte auch eine offene Hand gemacht und wenn nicht das Hemd, so doch das Mieder hätte Bäbeli vom Leibe gegeben, wenn sie darum angesprochen worden wäre.

Zwanzigstes Kapitel.

Von einem Besuch und allen und jungen Gedanken.

Diesmal schlug die Nachricht von der Anwesenheit der Kartoffelkrankheit nicht wie ein Blitz in's Volk, sie schlich wegen den Landjägern verstohlen ein und nistete langsam sich ein, weil des ungläubigen Zeitgeistes wegen auch der Unglaube an die Erdäpfelkrankheit von oben her sehr begünstigt und unterstützt ward. Alle Radikalen durch die Bank weg läugneten sie pflichtgemäß und jeder, der auf sie aufmerksam machte, wurde schlechter Gesinnung wegen sehr verdächtig. Es gab bekannte Orte, wo er bei solcher Meinungs-Aeußerung Schläge riskirt hätte, auch wenn er sich mit großen Bürden angesteckten Erdäpfellaubes legitimirt haben würde. Es gehörte förmlich zum guten Ton, die Sache abzuläugnen und bloß die guten Urner dachten an den, der die Wahrheit ist, vor dem Läugnen nichts hilft, der alles macht und alles gnädig wenden kann, hielten Bittgänge, unterzogen sich demüthig seinem Willen, suchten gläubig seine Gnade. Anderswo gedachte man mit Landjägern und Läugnen die Sache zu machen, an Gott dachte man gar nicht. Wenn's mal zu viel regnet, werden die guten Leutchen den Himmel mit Lumpen verstopfen wollen und wenn's hagelt, mit Bundesbrüdern die Wolken verschla-

gen, wie man ein Faß verſchlägt mit einem Zapfen. Die guten Leutchen ſind aber eben nur aus einer jungen Schule! Die Gelehrten miſchten ſich wieder drein, ſo wie wenn das Moor aufgeht, die Fröſche zu ſingen beginnen und gaben wunderliches Zeug an, und namentlich, man ſolle alles kranke Laub über dem Boden weghauen, dann kriege man jedenfalls vortreffliche Kartoffeln. Die guten Kinder wußten nicht, daß, ſobald man an den Kartoffeln das Laub oben wegſchneidet, unten das Wachsthum der Knollen ſtille ſteht. Sie wußten nicht, daß ſpätere Sorten oder ſpäter geſetzte Erdäpfel erſt Knollen anzuſetzen begannen oder eben angeſetzt hatten und daß nach abgeſchnittenem Laub jeder Fortſchritt der Knollen radikal abgeſchnitten ſei. Indeſſen trotz Lumpen, Landjägern, Gelehrten, kam die Nachricht der Krankheit doch unter die Leute, man redete davon, jederman eilte auf ſein Feld, aber vom Zeitgeiſt waren die Meiſten angeſteckt. Denn wenn ſie auch die bekannten ſchwarzen Flecken an den Blättern ſahen, redeten ſie doch ſich ein, das mache dieſes Jahr wenig, die Hitze vertreibe alles wieder, die Stengel ſchlügen neu aus und wenn der Herbſt gut ſei, würde eine Maſſe wiedergeborner Kartoffeln zu ernten ſein.

Auch zu unſerer Käthi war die Nachricht geſchlichen und hatte ſie gröblich erſchreckt. Diesmal ging ſie Tags hin und ſah zu ihrem Schrecken ganz frühe Erdäpfel ſchwarz im Laub. Sie grübelte, wie die Weiber pflegen, und fand zu ihrer großen Freude viele und faſt ausgereifte unter einer Staude, freilich mehrere gefleckt. Sie dachte, Gottlob, doch wieder was zu eſſen, denn daß man im Juli Erdäpfel graben könne, daran hatte ſie nicht gedacht. Ausmachen wird das beſte ſein, dachte ſie, und gedacht, gethan.

Aber nicht manchen Tag ging es, ſo waren die ausgegrabenen Kartoffeln größtentheils in Fäulniß übergegangen. Als Käthi darüber ſah, erſchrack ſie grauſam, denn ſelbſt ſie wäre geneigt geweſen, diesmal das Beſſere zu glauben: die

Flecken schadeten in diesem Jahre nicht so viel, böse Leute hingen ihnen böse Verleumdungen an, so glaubte auch Käthi, bis sie durch Anschauungen anders unterrichtet wurde. Käthi weinte und wußte nichts zu sagen als: du mein Gott, so ist's doch, du mein Gott, wie soll es jetzt gehen?

Gott grüß euch, erscholl eine Stimme hinter ihr, daß sie erschrack und herumsah. Habt ihr einen Sohn im Bade und heißet Käthi? frug ein Mädchen, sehr schlicht angezogen mit einem großen Säcklein in der Hand. Ist er etwa gestorben? frug Käthi und fuhr hoch auf. Weiß nichts davon, sagte das Mädchen, aber ich habe einen Gruß für euch und sonst noch was von eures Buds alter Meisterfrau. So, sagte Käthi gedehnt, sinnet die noch an ihn und hat ihn doch so schnöde zum Hause hinaus gejagt, ist's ihr etwa über's Gewissen gekommen? Glaub nicht, daß sie Ursache dazu hätte, sagte das Mädchen, so viel ich weiß. Aber man kann eine Sache auf mehr als eine Art erzählen. Eine Meisterfrau hat das Recht, ein Wort zu sagen und euer Sohn mochte nicht viel ertragen und unsere Frau läßt sich auch nicht auf die Füße treten, da ist man bald neben einander vorbei. Bist du bei ihr? frug Käthi. Sollte Jungfrau sein dort, sagte das Mädchen. Sie hat letztlich vernommen, es gehe eurem Sohne bös und das hat sie erbarmet, sie kann wohl scharf auftreten, ist daneben aber eine Gute und hat ein lind Herz. Ich hatte sonst noch was zu verrichten, da gab sie mir das Säcklein mit einem freundlichen Gruß, läßt fragen, wie es gehe und wenn Johannes zurückkomme, so solle er einmal zu ihr kommen.

Käthi hatte auf der Zunge zu sagen: das wird kaum gehen, indessen wendete sich das Wort ihr unwillkürlich im Munde und sie sagte: he, das kanns wohl geben. Aber sieh doch, wie ich Erdäpfel habe, es geht mir viel zu übel, ich darf gar nicht daran denken, wenn die andern auch so sein sollten. Aber komm hinein und sitz ab, es wird dich nicht

wunder nehmen, wie es so einer alten Frau geht, junge, lustige Meitli haben anders zu sinnen. Das Mädchen that manierlich, sagte, es sei schrecklich für viele Leute, wenn es so kommen sollte; fragte, was sie da für ein hübsches Bubi habe und ob es auch so gut sei wie schön und frug das Bubi, ob das seine Hühner seien und ob sie legen thäten oder nicht? Vor lauter Fragen und Antworten brachte Käthi das Mädchen fast nicht in die Stube. Käthi entschuldigte sich, es sähe strub aus und gar so armüthig, sie werde es anders gewohnt sein, in Bauernhäusern sähe das anders aus. O, sagte das Mädchen, das mit hellem Behagen sich um sah, es gebe viele Bauernhäuser, wo es nicht halb so sauber aussähe und wo man nicht halb so gerne absitze als hier. Das Mädchen hatte aber auch recht, es sahe so hell und nett aus, wie in manchem Herrenhause nicht. Selbst Hühner und Fliegen schienen dressirt zu sein, nichts am unrechten Orte fallen zu lassen. Während drinnen das Mädchen mit dem Kinde sich abgab, ließ draußen Käthi das Feuer prasseln, Kaffeebohnen springen in der Pfanne und sogar an drei Eier vergriff sie sich rasch, denn es war Mittagszeit und wenn es Käthi gehabt hätte, sie hätte alle Hungrigen und Durstigen in der ganzen Welt gespeiset und getränket. Als Käthi mit dem Kaffee herein kam, protestirte das Mädchen wohl gegen alle Ungelegenheiten und in Kosten bringen, ließ denn doch das Weitere geschehen, besonders da Johannesli, in beiden Händen Pfefferkuchen, seine Stimme stark geltend machte und als kleiner Hausherr der Großmutter befahl, sie solle Pfannkuchen machen, viel, viel, das Meitschi sei gar ein gutes und müsse auch was haben! Als Käthi mal abgesessen war und Kaffee eingeschenkt hatte, stellte sich das Behagen ein und der trauliche Redefluß, um dessenwillen die Weiber den Kaffee so sehr lieben. Käthi erzählte vom Sohne und das Mädchen hörte freundlich zu, erhielt den Fluß warm und die Rede in gleichem Geleise. Käthi ward nicht müde zu erzählen, wie er so lieb und gut geworden, ganz ein An-

derer und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß er wieder geheilt würde und sie bei einander bleiben könnten. Doch wenn das erstere geschehe, so wolle sie es gerne leiden, hätte sie doch die Hoffnung, daß sie einst im Himmel desto länger bei einander sein könnten. Mit dem Essen wolle sie nicht rühmen, aber sonst habe sie nie so gut gehabt, wie die letzte Zeit. Holz und Wasser hätte ihr ihr Lebtag niemand so treulich getragen und angefeuert und alles gethan, was er konnte, als der Johannes, es habe ihr oft das Augenwasser übergetrieben, wenn er sie so bedient, als wäre sie eine Herrenfrau. Sie müsse sagen, sie hätte nie geglaubt, daß er ein so gutes Herz hätte. Sie hätte wohl gesehen, wie ihn jedes Stücklein Brod gemüht hätte, welches er habe essen müssen. Sie müsse sagen, erst sei sie bitterböse über die Bäurin gewesen, daß sie ihn krank so schnöde aus dem Hause gewiesen, aber jetzt wollte sie um keine Lieb, daß es nicht so gegangen wäre.

Bäbeli meinte, sie könne nicht glauben, daß die Bäurin es böse gemeint, aber hitzig sei sie und der Johannes werde es auch sein, da ziehe ein Wort das andere nach und man sei uneins, man wisse nicht wie: die Frau meine es sicher gut, sonst solle sie nur sehen und nun erst packte Bäbeli das Säcklein aus und zog Brod hervor, ein schwarzes großes und ein kleines weißes, ein Stück Käse, Butter und sonst noch allerlei und aus dem weiten Sack im Mieder wanderte eine Flasche Wein und ein klein Papier, in welches was gewickelt war. Käthi schlug die Hände über dem Kopf zusammen über die Bescherung, rief in einem fort: ei nein aber, das ist zu viel, das darf ich nicht nehmen! War ich so böse über die gute Frau, wenn sie gewußt hätte, was ich manchmal über sie gedacht habe, gesagt habe ich nichts, keinen Mundvoll hätte sie mir gesandt. Sage es ihr, wie ich mich an ihr versündigt hätte, aber es sei mir von Herzen leid, sie solle mir verzeihen und ich will den lieben Gott

bitten, daß auch er mir vergebe, ihr aber vergelte hunderttausendfältig. Eine solche Dankbarkeit hatte Bäbeli noch nie gesehen und einen guten Theil davon konnte sie auf ihre Rechnung nehmen. Der Johannesli vergaß seine Kuchen, schrie nach weißem Brod, nach Käse und Wein. Da Käthi bemerkte, sie wollte einschenken, wenn sie ein Glas hätte, so sagte Johannesli, Andrese Anne Bäbi hätte zwei, er wolle sie holen. Nun mußte Bäbeli mit trinken, trotz allem Protestiren. Da ging der Käthi das Herz erst auf, sie erzählte von alten Zeiten, was Johannes für eine Frau gehabt und wie er doch gut gewesen sei gegen sie bis zuletzt und jeden Kreuzer, den er hätte aufbringen mögen, an sie gewandt hätte und wie er erst gegen eine Frau sein würde, die anders thäte und auch gut gegen ihn wäre. Sie hätte schon manchmal gedacht, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß Johannes wieder eine fände, aber nicht, wie er eine gehabt, sondern eine gute und mit etwas Mittel, daß er was anfangen könnte, ein klein Händeli mit irgend etwas, was er am besten verstehe, wenn es mit dem Arm nicht bessern sollte. Das Kind sollte sie nicht plagen, das lasse ich nicht von mir, oder wenn sie zu mir kommen wollte, so brauchte sie nicht zu fürchten, daß sie das wüstest alles machen müßte, für das wäre ich immer da. Wenn man einander treulich helfen würde, wir könnten die besten Händel haben, wenn Gott uns gesund ließe. Waret ihr wohl für einander? Bäbeli frug: wie meint ihr? He, ob du und er, als er noch bei euch war, wohl für einander gewesen seiet? du weißt, man kann einander viel helfen oder aber einander viel plagen, wenn man am nämlichen Orte dient. Das Mädchen ward sehr roth und sagte, es sei damals noch nicht dort gewesen, sondern erst seither hingezogen. Selb ist schade, meinte Käthi, ich glaube, ihr hättet euch gut vertragen.

Nun frug Käthi hin und her und das Mädchen mußte ein förmlich Examen bestehen über seinen Lebenslauf. Du

wirst Mitteli haben, oder noch zu erwarten? meinte endlich Käthi. Das Mädchen ward sehr roth und sagte endlich: etwas wenigs, aber nicht viel, und ob's noch was giebt, weiß ich nicht, allweg auch nicht viel. He nun, wenn es nur etwas ist, dann kann man es leicht weit bringen. Ich und mein Sami selig brachten nichts zusammen als gesunde Glieder, wie man sagt. Nun, weit brachten wir es nicht, aber kamen doch mit Ehren durch und ohne jemand zu plagen, mit Beten und Arbeiten. Hätten wir was gehabt, um was anzufangen, es wäre vielleicht auch anders gegangen, wir hätten etwas vor uns bringen können. Nun, es wird so haben sein sollen, alle Leute können nicht reich sein. Wie viel ist's, was du hast? Fünfzig Thaler, sagte mit einigem Stottern das Meitschi, und nur ein Bett. Bhütis, du meine Kraft, fünfzig Thaler, sagte Käthi, nein aber, fünfzig Thaler sind ein Geld, habe mein Lebtag so viel nie beisammen gesehen! Wenn manche dieses Geld hätte, sie säße nicht so da bei einer alten Frau und hätte Geduld mit ihrem Geplauder, und hätte noch einmal so viel gesagt oder gar von zwei hundert Gulden und die Sache recht groß gemacht; gerühmt ist bald viel und kostet wenig. Es hat schon mancher ein Schuh voll rans genommen, er meinte, er hätte eine reiche Frau und als er nach dem Hochzeittag das Vermögen untersuchte, fand er ein alt Paar Schuhe und drei Strümpfe und mehr nicht. Wie du bei einem solchen Vermögen so brav daherkömmst, nichts Ueberflüssiges und alles währschaft, nicht so Hudelzeug, welches in Fetzen fährt, wenn man es von weitem angrämet. O mein Gott, wenn ich an Johannes Frau selig denke, was die für Kleider gehabt hat und Schühli, man hätte dieselben fast wie eine Brille brauchen und Geld durch dieselbe zählen können. Kein einzig Stücklein hat sie angehabt, wie daß dein Fürtuch ist. Wirst das selbst gesponnen haben und haben machen lassen? Ja, so ist's recht, so gefiel's mir, wenn alle Mädchen so wären, es würde weniger arme Leute geben. Ja,

wenn mein Johannes ſo eine bekommen könnte, dann wollte ich mit Freuden unter die Erde, wüßte ich doch, daß das arme Bubi da eine Mutter hätte, welche zu ihm ſehen würde. Johannesli, möchteſt ein ſolches Müetti? Wollteſt du mir dann noch mehr Lebkuchen geben und ſo ſchönes Brod? frug Johannesli. Dem Mädchen ward es eng um's Herz vor lauter Traulichkeit, abbrechen ſei das beſte, dachte es. Wollteſt mich als Müetti? aber du weißt ja nicht, daß ich grauſam böſe ſein kann. Das kannſt du nicht, ſagte das Bubi. Meinſt! ſagte das Mädchen, nahm den Buben, gab ihm einen herzhaften Kuß, hätte gerne ihm noch ein Stück Geld gegeben, ſchon griff es in die Taſche, aber daß ſich das für eine Magd nicht ſchicke, kam ihr noch zur rechten Zeit in den Sinn. Muß fort, ſagte ſie, du mein Gott, was wird die Frau für ein Geſicht machen, wenn ich ſo ſpät heim komme, die wird mir was ſagen.

Umſonſt ſuchte Käthi das Mädchen wieder zum Sitzen zu bringen, es wollte fort und ging doch nicht, ein Wort zog immer das andere nach und wirklich ſchien die Sonne ſchon tief durch das niedere Fenſterchen, als das Mädchen endlich ging, mit unendlichem Danke beladen und vielen Wünſchen, daß es ihm doch gut gehen möchte und wenn es da vorbei komme, ſo ſolle es nicht vorüber gehen ohne einzuſprechen. Als es endlich fort ging, ſah Käthi ihm ſo lange nach, als es zu ſehen war. So eins, das einen ſo ſchönen Gang hätte, geſchwind und doch gut abtrappend, hätte ſie lange nicht geſehen, und ſo ein manierliches und ehrbares *und doch ſo reich! Ja, das wäre eins! Wenn das der Johannes gekannt hätte vor ſeinem Unglück*, ſie glaube, die wären zuſammen gekommen, es hätte nicht gefehlt, die ſchickten ſich zuſammen wie zwei Tropfen Waſſer; aber jetzt! Und Käthi fuhr mit verkehrter Hand über die Augen und ging in's Häuschen.

Das Mädchen aber wiſchte die Augen nicht, obgleich ſie

glänzten wie zwei flimmernde Sternlein. Leicht wie ein Reh, das im Mondschein der bekannten Waldmatte zutanzt, flog Bäbeli in den schönen Abend hinein, wo die ganze Welt rosenroth ihr entgegen glänzte. Vom erquickenden Wonnegefühl, jemand eine reine Freude, jemand glücklich gemacht zu haben, ward Bäbeli zuerst durchströmt; so war ihr nie gedankt worden, so innig dankbar hatte sie noch keinen Menschen gesehen, wie die alte Käthi. Ward in ihres Bruders Hause gegeben und empfangen, so sah man zumeist dem einen Gesichte an, daß ungern gegeben wurde und dem andern Gesichte, daß es die Gabe gering schätzte und eine bessere erwartet hatte. Hier hatte man sie gehalten wie ein wohlthätig Wesen, fast wie eine Fee und obgleich angeblich nur fünfzig Thaler reich, war sie doch von Käthi viel höher geehrt worden, als je irgendwo, wo man wohl wußte, wie viel tausend Gulden sie besaß. Wie gute Leute waren das und wie hatten sie sich so lieb, wie friedlich und sauber sah nicht alles aus, wie wußten sie nicht mit wenigem sich zu begnügen, als ob es viel wäre und wie sah es dagegen in ihres Bruders Hause aus und was waren da für Gesichter bei allem Reichthum? Wenn man eins derselben in eine Schüssel mit Salat getaucht hätte, Pfeffer und Essig wären völlig überflüssig geworden und der Salat doch scharf und sauer mehr als genug. Da sei es ein gut Weilen, wo Freundlichkeit sei, ein friedlich Wesen, die Leute einander gönnten was sie brauchten und jedes gerne dem andern diente und in Liebe an ihm hinge. So an einem Orte möchte sie leben, dachte Bäbeli und seufzte schwer. Und wenn in ein so armüthig Hauswesen eine käme mit einem schönen Sack voll Geld und ohne Stolz und Hochmuth, ihr Geld brächte und dagegen ihren Frieden mit ihnen theilen könnte, und diesen Frieden noch höher schätzte als das Geld, und die Andern befreiet wären von allen Kümmernissen, Speise und Trank hätten ohne Sorgen und den alten Frieden, noch neue Liebe dazu, was wäre das für ein Leben, das wäre ja das Paradies!

Was iſt wohl mehr, Friede oder Geld, und wer erheirathet mehr, wer das Geld brachte, oder wer den Frieden brachte, und wer wäre der Vornehmere? Was iſt mehr, Friede und Liebe, oder Geld und Vornehmſein? Und doch dachte Bäbeli: was wäre es für eine Herrlichkeit, wenn ich mit meinem Gelde in dieſe Armuth käme, da wäre ich wie die Sonne, wenn ſie in die Finſterniß kommt. Was hilft es mir, wenn mein Geld in einen Bauernhof fließt, accurat das, was einem Bach, wenn er in die Emme, die Aare, den Rhein fließt, accurat nichts, er iſt nichts mehr, und man weiß von ihm nichts, während er äſtimirt war und hochgehalten, ſo lange er Bach war und der größte in dem Thale. Hier wäre ich die Sonne und alles in allem und mein Geld wäre, was ein guter Regen in trocknem Sommer in durſtendem Lande. Wenn ich auch wäre wie der Regen, niemand es vorrückte und demüthig zufrieden wäre, wenn ich das Land tränkte, daß es grün würde, ſo lebten wir im Paradieſe, in Friede und Einigkeit. In Pracht leben könnten wir nicht, in Chaiſen fahren nicht, es hieße nicht, die große Bäurin von da, von dort, oder die Rathsherrin oder was Narr's ſonſt, aber was hilft das Prächteln, das Chaiſenfahren, das Rathsherrlen, wenn das Weib daheim der Hund ſein muß und der Mann alle Abend mit Stierenaugen heimkommt, wenn der Friede, das Geld, der gute Name alle Tage Stück für Stück abgehen und das Böshaben alle Tage Stück um Stück zunimmt? Das Vornehmſein nun, wie viel verſüßt das das Böshaben und was iſt das Vornehmſein, wenn man in alle Wege drin iſt bis über die Ohren in Schulden, in Verachtung, in Geſpött, kurz, wenn man ſelbſt nichts iſt? Ach Gott, dachte Bäbeli, ſo Mancher hat mich wollen und grauſam gefochten mit Zärtlichkeit und Rühmen und Verſprechen und wenn ich nachfrug, ſo war's Lüge und Lüge. Bald hatte ich der Familie auf die Beine helfen, bald des Burſchen Schulden bezahlen, bald Geld liefern ſollen, für ſich von einem Andern los zu

kaufen oder gar um Pulver zu haben, um an ein Scheibenſchießen zu gehen, oder um zu vermögen Rathsherr zu ſein. Wäre ich hinein getrappet, ſo wäre es mir wohl gegangen wie jemand, der in einen Moraſt kommt, tiefer und tiefer geht, bis zuletzt derſelbe über den Kopf geht. Gottlob haben ſie es mir daheim immer gewehrt und wüſt gethan, wenn mich einer wollte! Alles iſt doch zu etwas gut. Wehren iſt doch immer beſſer, als an den Hals werfen, dem erſten beſten, als ob ein Meitſchi wäre, was ein Stein im Schuh. Hätten ſie nicht gewehrt, wäre ich längſt unglücklich, jetzt ſehe ich's; was will man, ein jung ledig Meitſchi iſt ein Löhl und meint, ein Mann und das Himmelreich ſeien accurat das Gleiche, und ohä!

Wenn der Mann heirathet, um mehr vorzuſtellen und das Meitſchi heirathet aus gleichem Grunde, und jetzt will jedes voran, da giebt es ja erſt den rechten Streit, und am Ende werden beide nichts, beide verachtet, beide arm, ja beide verteufelt, und was das ſagen will, das weiß man, ach Gott, das ſieht man alle Tage, und glücklich bin ich mit meinem ledigen Leib, und daß ich's machen kann, wie ich will. — Ein b'ſunderbar Guter ſoll er ſein — was will ein Meitſchi mehr! Wenn er gegen die Mutter ſchon ſo gut iſt, wie wird er es nicht erſt gegen ein Weib ſein, und was hilft Einem die ganze Welt, wenn man einen böſen hat, da hat man ja den Teufel auf der Welt. Vornehm iſt er nicht, aber was iſt das, vornehm und was hat das zu bedeuten, wenn einer ein Wüſter iſt! Was nicht iſt, kann werden, wenn man ſich recht aufführt und Gott und Menſchen liebt. In jeder Familie war einer der Erſte, der vornehm ward. Ach, wenn ich Einen erhielte, der mich ſo von Herzen lieb hätte, daß ich auch ſo recht wüßte, ich ſei Jemanden, was früge ich allem nach, es dünkte mich, der liebe Gott hätte Allen genommen und mir allein gegeben. Aber wehren würden ſie es mir! Mein Gott, wie thun, und wie ſollte ich es zwingen, ſie ſchlügen mich todt

oder bänden mich an, und kein Mensch auf der Welt, der mir beistünde. Die Base vielleicht, aber sie ist auch eine Bäurin und wird meinen, Knecht sei nur Knecht. Und Er? Bin ich ihm anständig, und möchte er mich? Da war Böbeli an einem eigenen Punkte. Geld hätte ich, hübsch genug wäre ich, arbeiten kann ich, und was Schlechtes kann mir niemand nachreden. Aber gefalle ich ihm, oder hat er eine Andere, oder meint, ich würde ihn verachten nachher, oder ich wollte die Dame machen, und er sollte der Knecht sein und vermöchte zuletzt mich nicht zu erhalten. Es wäre möglich, daß es ihm so vorkäme, man hat ja Beispiele genug, daß es so ging. Aber bei mir ging's nicht so, ich meine ja nicht, daß ich das Glück alleine bringe, im Gegentheil, was er mir bringen sollte, Liebe und Friede, das ästimire ich ja mehr als Geld, und meine nicht, daß ich deswegen mehr sei als er. Aber, und wenn er mich schon wollte, wer sagte ihm, daß ich ihn möchte, von ihm selbst kommt das ihm nicht in den Sinn, und ihm es selbst sagen, das thue ich doch wahrlich auch nicht. Er sah mich ein einziges Mal, und weiß, denk' ich, kaum wie ich heiße. Hundertmal habe ich es schon gehört, wie es hundertmal so gehe, daß zwei einander liebten oder sich von Herzen gerne heiratheten und ganz glücklich mit einander würden aber es weiß keins vom anderen, sie kommen nicht zusammen, oder es vernimmt keins, was das andere denket und sinnet, und darf und kann nicht sagen, wie es ihm ist, und niemand ist, der berichtet von dem einen zum andern, und sie kommen nie zusammen und keins wird je glücklich. Wäre doch schrecklich, wenn es mir so gehen sollte und niemand berichten wollte zwischen ihm und mir.

Dem Mädchen kamen Thränen in die Augen; es hatte sich so in Heirathen und Liebesglück hinein gedacht, als ob morgen schon geheirathet werden sollte, daß der Gedanke, es könnte am Ende gar nichts daraus geben, niemand zwischen ihnen berichten wollen, ihm Stiche durch's Herz gab, daß es

hätte laut aufschreien mögen, und sich setzen mußte. Mädchen werden am besten begreifen, wie ein Mädchen sich so tief in der Liebe Lust und Weh hineinreden und denken kann, daß es alles wirklich zu erleben glaubt, und bald das Jauchzen ihm zuvorderst ist, und es dann wieder des Weinens sich nicht erwehren mag. Manchmal zieht das ganze Gebilde rasch vorüber, wie ein Frühlingsnebel über'm See; manchmal aber heftet es sich fest, hakt sich an, wurzelt ein, und wie, nach Mahomet, jedes Gebilde von Menschenhand zu einem Gespenste wird, welches seinen Schöpfer verfolgt, Leben und Seele von ihm fordert, so thut es auch ein solch festgewurzelt Gebilde, und peinigt die Seele dessen, der es hervorgerufen und gestaltet, hinausgestellt zu werden in die Welt. Zur Wirklichkeit will es werden, Leben und Seele erhalten. Und wenn wir den Ursprung fixer Ideen in den Seelen der Wahnsinnigen verfolgen könnten, so würden wir zumeist auf solche luftige Gebilde treffen, die über der Seele schwebten, wie ein luftig Nebelwölkchen über der Wiese oder über'm See. Ja, den Ursprung von noch andern Dingen könnte man in solchen Gebilden finden, wenn unser Herrgott Fensterchen gemacht hätte, durch welche man in die Seele gucken könnte. Es ist ein gar wunderliches Spiel, das Gedankenspiel, alle Menschen treiben es, die meisten, wie sie meinen, nur zur Kurzweil, die wenigsten erkennen es in seiner Bedeutsamkeit, machen es zur Quelle, die Gold führt, Diamanten sprudelt.

Spät kam Bäbeli zur Bäurin heim. Du hast lange gemacht, wirst kurze Zeit gehabt haben, war er vielleicht schon heim? frug die Bäurin in einem Athemzuge. Bäbeli stattete Bericht ab, und zwar einen sehr ausführlichen. Wie die Frau gedankt, wie sie so arm seien, kein Glas hätten sie gehabt im Hause, und sie glaube keinen Kreuzer Geld. Die Frau habe lange gesucht, sie glaube, sie hätte ihr ein Trinkgeld anbieten wollen, aber nichts gefunden. Und doch sei alles so sauber gewesen und in Ordnung, daß man im ersten Augen-

blick an diese Armuth gar nicht gedacht hätte, noch nirgends hätte sie es so gesehen. Dann kam alles durcheinander vom Bubi und vom Frieden und Liebe und vom Sohn im Bade, und wie es ihm nach erhaltenem Bescheid nicht sonderlich gebessert, aber wie er sich geändert hätte, so lieb und gut geworden sei, damit konnte Bäbeli gar nicht fertig werden. Aber vom andern, den fünfzig Thalern, und wie Käthi an eine Sohnesfrau denke, und wie sie ihr gefallen, und daß das Bubi sie zum Müetti möchte, davon sagte Bäbeli kein Wörtchen. Und doch hätte Bäbeli es so gerne gehabt, wenn die Base alles gewußt hätte, für ihr Leben gerne gesehen, was sie für ein Gesicht dazu gemacht und gehört, was sie dazu meine.

Aber die Frau war eine kluge Frau, brachte Bäbeli nicht zum Plaudern, stichelte nicht, machte keine absonderlichen Mienen. Sie merkte Bäbeli wohl, aber sie wollte nicht wehren, nicht fördern. Wir glauben nicht, daß sie ihre Tochter ihrem Knechte gegeben hätte, doch wissen wir es nicht. Auch bei Bäbeli stieß sie sich anfangs an diesen Gedanken, dachte aber, das werde ihr schon erleiden. Als sie aber sah, daß das Ding ihr im Kopf blieb, dachte sie: geschehe am Ende nichts Böseres, und leicht zehnmal schlimmer als so könne es ihr gehen, wenn man auch anfangs meinte, wie gut man es mache. So Kinder ohne Eltern mit etwas Vermögen seien accurat wie Kirschbäume mit Frühkirschen, wo man meine, alle Spatzen auf der ganzen Welt thäten sie riechen, und wollten da absitzen. Ein blindes Ungefähr gewöhnlich entscheide, wen sie heiratheten; wer am nöthlichsten thue, kriege sie gewöhnlich und das seien selten die besten, eher das Gegentheil. Es möge gehen wie es wolle, so hätten sie keine Heimath wo sie klagen, wo sie rühmen könnten, sie seien verlassene Geschöpfe. Absonderlich, weil ein dummer Bruder und eine böse Schwägerin das Heirathen hätten verwehren wollen, so hätte sie keinen Schutz und Schirm in der Welt und un-

gestraft könne man sie mißhandeln, ihr Vermögen verschleudern, und am Ende könne sie Gott danken, wenn man sie nicht verhungern lasse, oder gar todt schlage; so gehe es vermöglichen Kindern ohne Eltern gerne in der Welt. So übel würde Bäbeli allerdings nicht mit dem Johannes fahren, das wußte die Base. Indessen, daß es gut gehe, verbürgte ihr niemand, und daß Bäbeli später nicht reuig würde und ihr Vorwürfe mache, sie hätte weiser sein sollen, ebenfalls nicht. Jedenfalls gebe es ein mächtig Gerede, dachte sie, und da wolle sie lieber, es heiße nicht, sie hätte da gekuppelt und die Sache gemacht. Man könne es nicht immer erwehren, aber sagen müsse sie, sie sei lieber im unfläthigsten Ort als in der Leute Mäuler. So ein böses Maul sei ihr der Unflath aller Unfläthe, da werde man dreckig und stinke, daß man den Gestank oft sein Lebtag nicht mehr weg bringe. Sei es dem Bäbeli Ernst und unserm Herrgott recht, so werde es was daraus geben, habe sie die Finger darin oder nicht. Sei die Sache einmal richtig, nun, dann sei sie immer noch da, und könne dann um so besser ein Wort zur Sache sagen und helfen, wenn es sein müsse. So kalkulirte die Base und nicht dumm, wie wir glauben. Aber recht war es Bäbeli nicht, denn verschlossene junge Liebe ist ungeduldig und verzagt, alte Liebe ist geduldiger und hat sich fassen lernen in Geduld. Sie hatte gehofft, die Base werde eintreten, werde wissen wollen, wie es ihr um's Herz sei, die Mittelsperson zu machen sich geneigt zeigen, und von allem dem geschah nichts.

Am folgenden Morgen redete die Base weder was von Käthi noch von den gestrigen Erlebnissen, und als Bäbeli fort wollte, hieß sie sie bloß bald wiederkommen. Da konnte Bäbeli sich nicht mehr halten und sagte: Wenn du was vernimmst, so machst du mir doch Bescheid? Wenn du willst, sagte die Base. Aber man weiß nie, wie so was verrichtet wird und wann. Das beste ist, du kommest bald zu mir. Zeit hast du wohl, und willkommen bist du immer. Danke, Base, du bist

allweg immer mein Troſt, ich ſehe, du meinſt es gut mit mir. Wenn ich dich nicht hätte, keinen Menſchen hätte ich auf der Welt, ſagte Bäbeli, und bitteres Weinen quoll ihr herauf, daß ſie lange nichts ſagen konnte. Lebe wohl und erhalte dich Gott geſund. Mitleidig ſah ihr die Baſe nach. Du armes Tröpfli, ſagte ſie endlich, dein Herzchen iſt dir wohl voll. Aber warte nur, das wird ſich ſchon legen; ich habe noch vollere gekannt, und jetzt ſind ſie leer, wie ein vorjähriges Wespenneſt.

Aber nicht bloß Bäbeli's Herz war ſo angeſchwollen, Käthi's Herz war es nicht minder. Käthi's altes Herz, von dem man glauben ſollte, es gliche dem Geldſeckel eines verarmten Batzenklemmers, Käthi's Herz war angeſchwollen, glich accurat einer alten Blumenzwiebel, die neu treiben will, Gränes und Schönes. Vor Allem aus war daſſelbe mit dem innigſten Danke erfüllt, über die erhaltene Gabe; im Papier waren zwei Fünffrankenſtücke geweſen, eine große Summe für die arme Frau, ein Reichthum, welcher ihr vom Himmel gefallen, an welchem ſie wenigſtens drei oder vier Wochen zu verdienen gehabt hätte. Die beiden Stücke wanderten alsbald in den Hochzeitſtrumpf; denn wenn Käthi Geld kriegte, dachte ſie nicht an Wünſche und Bedürfniſſe, ſondern an ihre Schuldigkeiten, dieſe waren ihr heilig. Und was jetzt Geld brauchen, wo man ſo viel zu eſſen hätte und ſo gutes! Dann war das Herz voll Reue wegen des Urtheils über die Bäurin. Schon hundertmal habe ſie ſich vorgenommen, ſagte Käthi, nicht leichtlich und ungehört verdammen zu helfen, und nicht alles zu glauben, ſelbſt wenn es der Johannes ſage, und immer wieder fehle ſie, und glaube das Böſe lieber als das Gute. Das werde daher kommen, daß ſie ſelbſt noch immerdar zu allem Böſen geneigt ſei, und meine, andere Leute hätten es eben ſo, und das müßte ſie der Frau noch abbitten, ſie glaube nicht, daß ſie ſonſt ruhig ſterben könnte.

Aber am allervollſten, daß es gar keine Art hatte, war

ſie von dem Mädchen, das hatte ihr gefallen, ſie wußte nicht wie, faſt als ob ſie ſelbſt ein junger, heirathsluſtiger Burſche wäre. Sie ſei alt, aber ſo ein anſtändig und geſcheut Mädchen habe ſie nicht angetroffen, und ſo ein hübſches, mit ſolchem Vermögen. Wenn der Johannes ſo eins kriegen könnte oder gerade dieſes, er wäre der glücklichſte Menſch unter der Sonne, und wenn ſie ihm dazu verhelfen könnte, ſie wollte mit aller Freude am Tage nach der Hochzeit unter die Erde, ſie wüßte dann doch, daß der Johannes und das Bubi verſorget wären. Das bringe ſie nicht aus dem Kopfe, es dünke ſie, wenn ſie es nur hätte dabehalten können und einſchließen, bis der Johannes wieder da ſei. Gewiß ſeien ihm zehn nachgelaufen, ehe es heim geweſen, und wenn der Johannes noch lange nicht heimkomme, ſo ſei das gewiß hundertmal verheirathet. Es war Käthi, als ob ſie das Mädchen neu entdeckt hätte und dieſes jetzt vor niemand ſicher ſei, und doch lief daſſelbe ſchon mehr als zwanzig Jahre auf der Erde herum und war weder gekapert noch ſonſt geſtohlen worden. Und mitten in Freude und Dank wuchs ihr der Kummer hinein, ob Johannes ſich darüber berichten ließe? Seit die Erſte ihn ſo angeführt, haßte er alles Weibervolk grauſam, ſie ausgenommen, und eine Reiche möchte er nie, er möchte ſich nicht jeden zugebrachten Kreuzer vorhalten laſſen, habe er oft geſagt. Die gute Mutter! Das alles glaubte ſie, wie das Evangelium — Aber ſo ſind eben die Mütter. Wenn er nur heim käme, das ſtach der guten Käthi viel mehr im Kopf, als daß er geheilt heimkäme; ſie hatte es ähnlich wie Buben, welche ein Vogelneſt wiſſen, und immer fürchten, andere Buben möchten es auch entdecken und ihnen zuvorkommen.

Den allergrößten Kampf hatte Käthi auszuſtehen, wenn die Beſelise beim Häuschen vorüberging. Ungeheuer gerne hätte ſie Erkundigungen eingezogen bei derſelben über die liebliche Magd, ob's wahr ſei, was ſie geſagt, und wie ſie daneben ſei, und was die Leute ſagten von ihr, und

Käthi wagte es doch nicht. Die Beſeliſe war eine abgeſeimte Perſon, handelte nicht bloß um Beſen, ſondern um Wittwen und Mädchen, wenn was dabei zu verdienen war. Derſelben Aufmerkſamkeit auf das Meitſchi lenken, wollte Käthi nicht, ſie wußte, ſie waren beide eben nicht wohl für einander, und wenn die Hexe etwas von weitem riechen würde, ſo rührte ihr dieſelbe Schmutz in die Suppe. Aber die Hexe, die von allem möglichen redete, konnte wohl einmal ihr zu Gefallen von der Bäurin Magd reden, meinte Käthi, und das wollte die Täſche nie. Alles mögliche brachte ſie auf die Trommel, nur das Meitſchi nie. Abſonderlich verhandelte ſie die Erdäpfel, und verketzerte alle, welche nichts aus der Sache machen wollten, und meinte von ihnen, es ſeien Kühe mit Brettern vor den Augen, die, welche meinten, weil es ihren Köpfen nach ginge im Canton Bern, ſo dürfe der Herrgott nicht anders als nach ihrer Geige tanzen, ſagte die Beſeliſe. Aber Käthi, obgleich ihre Stauden alle Tage ſchwärzer wurden, frug den Erdäpfeln wenig nach, glaubte auch, ſie würden alle Tage beſſer, ſchlügen aus, wüchſen nach, und der Teufel weiß was alles, was die Gelehrten gegen alle Grundſätze in der Pflanzenwelt verbreiteten, und das gläubige Volk gerne glaubte, dieweil es ihm gefiel. Jemehr die Beſeliſe ſchimpfte über die Verblendung, deſto kühler ward Käthi, je mehr die Beſeliſe zu verſtehen gab, wenn die armen Leute Hungers krepirten, deſto mehr thäte es die Bauern und die Herren an der Regierung lächern, deſto eifriger gab Käthi zu verſtehen, es gäbe Leute, denen nie was recht ſei, und die immer die Leute aufzureizen ſuchten. Wenn ihnen die Tauben nicht gebraten in's Maul flögen, ſeien ſie nicht zufrieden, und viele ſeien erkauft, um den Leuten recht angſt zu machen, und ſehe man doch augenſcheinlich, wie es beſſer würde. So redete unſere gute Käthi, dieweil ſie Bäbeli im Kopf hatte, und böſe war, daß die Beſeliſe ihr nicht von dem redete, was ſie ſo gerne gehört hätte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Käthi macht einen entſchiedenen Fortſchritt, beginnt Unterhandlungen, übernimmt eine Geſandtſchaft.

Ungſinnet kam ihr der Johannes heim, nicht geheilt, bloß mit dem Troſte, er ſolle nur Geduld haben, es werde ſchon noch beſſern; die Wirkungen eines Bades kämen erſt hinten her, accurat wie das Gras nach einem Regen. Ach, was die gute Käthi für ein Mitleid hatte mit dem Sohne, was er werde ausgeſtanden haben, wie ſchlecht er ausſehe, aber das dünke ſie nichts anders, man lebe da unten ſo ſchlecht, ſie hätte gehört, da habe man nichts zu eſſen, als abgeſchweizte Rüben und gekochte Kohlſtränke. Johannes war froh, daheim zu ſein, rühmte aber, wie es ihm da unten nicht ſchlimm ergangen, nicht halb ſo bös, als die Mutter denke. So in einem Bade kämen gar viele Menſchen zuſammen, ſagte er, von den Vornehmſten, wo man finden wolle, daß alles um und um glitzere von Gold und Seide. Aber er hätte nicht geglaubt, daß unter ihnen noch ſo viel Vernünftige wären, welche ſich darum kümmerten, wie es anderen Menſchen ſei, und die ſich nicht für zu vornehm hielten, nachzufragen. Freilich gebe es auch Andere, welche ſich nur ſpienzeln möchten, Weibervolk und Mannervolk, und gerne einen guten Schick machen möchten mit Heirathen. Aber er habe bei ſich ſelbſt gedacht, wenn er mal wieder weiben wollte, einmal in einem Bade möchte er keine aufleſen (was das Käthi leichtete ums Herz, als ſie das hörte!) Da ſeien ſie daher geflogen und herum gefahren, daß er oft lange nicht gewußt habe, ſeien es Pfyfolter oder Schneegkufe. Solche hätten ſich allerdings armer Leute nicht geachtet und hätten ihre Naſe getragen, wie ein Wachtelhund, welcher ſpüre. Aber viele Andere hätten mit den armen Leuten geſprochen, ſie gefragt,

wer, was, wie u. ſ. w., hätten Räthe gegeben, Beſchäftigung, Geſchenke dieſer, jener Art, hätten ſich gegen ſie benommen, daß man geſehen habe, ſie hielten Einen auch für Menſchen. Er hätte gedacht, da könnte mancher Bauer und noch mehr der halbbatzigen Schreiberlein oder ſonſt Agenten ein Exempel daran nehmen. Ein alter Herr mit einem grauen Schnauz (dä Göhl, meinte Käthi) hätte ſich viel mit ihm abgegeben und ihn gebraucht. Da habe er verdient, daß es ihm nicht übel gegangen ſei, und ohne Geld er nicht heimkomme, ſo daß die Mutter ſich einſtweilen nicht ſo zu kümmern brauche wegen den Erdäpfeln, mit welchen es ſo ſchlecht ſtehe. Johannes war ganz verwundert, als er die Mutter das Ding ſo halb und halb leichtfertig nehmen ſah, ſie nicht recht an die Krankheit glauben wollte, meinte, wenn man es recht anfinge, ſo käme man davon, allweg werde es nicht ſo übel gehen, als voriges Jahr, und wiſſen thue man nie, ob Einem nicht ungeſinnet ein guter Schick in die Hände laufe.

Johannes wunderte ſich über die Redeweiſe der Mutter. Er dachte, ſie werde ſich Zwang anthun ſeinetwillen, um ihm mit Kummern ſeine Lage nicht peinlicher zu machen. Er ſagte, er ſei müde und ging zu Bette, weil es ihn jammerte, ſo ohne Ausſicht wieder da zu ſein. Käthi war's nicht recht, daß der Johannes ſchon zu Bette wollte, das Bubi ſchlief, und ſpät war's nicht. Indeſſen, Käthi ließ ihn gehen. Käthi war ſiebenzig Jahr alt, und wußte, daß man nicht einen Müden und Schläfrigen mit Gewalt auf den Beinen halten und vom Bette abhalten muß, wenn man ihm angenehme Eindrücke beibringen und mit Behagen was auseinanderſetzen will. Am nächſten Morgen beſichtigten ſie die Pflanzungen, und es war Johannes, welcher über das Abdorren der Erdäpfelſtauden am meiſten jammerte. Das werde bös kommen, ſagte er, es ſei an allen Orten gleich ſchlimm, bis in die höchſten Bergthäler hinauf. Er könne daher unmöglich glauben, daß die Urſache am Boden liege oder an der Sorte, oder

an einem beſonderen Regen, welcher hier oder dort gefallen ſei. Man habe im Bade viel davon geſprochen. Einer habe Allen dargehalten, und endlich habe, was er geſagt, am meiſten gefallen. Die Sache liege in der Luft, im Winde, habe der geſagt. Sonſt ſei der Föhn oder Flühluft nicht gegangen im Sommer, ſondern im Frühjahr, und da habe er ja den Bäumen immer geſchadet. Wenn ſie ſo recht in Saft geweſen, habe er die Blüthen getödtet, manchmal die Bäume ſelbſt. Dem einen Baum habe er mehr geſchadet, als dem anderen, manchen ganz überſprungen. Warum, das könne er nicht ſagen, entweder bringe der Wind das Gift nur ſtoß- oder ſchichtenweiſe oder die einen Bäume ſeien nicht im Zuge geſtanden oder nicht ſo im Safte geweſen, daß er ihnen habe ſchaden können. Gewöhnlich hätte man im Sommer keinen Föhn oder Südwind gehabt, ſondern Byſe und Regenluft (Oſt und Weſt) hätten mit einander abgewechſelt. In den beiden letzten Sommern habe man Föhn gehabt und Nordwind, die hätten mit einander abgewechſelt. Daher auch die fürchterlichen Regengüſſe, wegen der großen Abwechſelung von kalt und warm in der Luft, und die unbeſtändige Witterung überhaupt. Im vorigen Jahre ſei bei uns der Föhn erſt im September gekommen, wo die Kartoffeln ſchon Knollen angeſetzt hätten, theilweiſe faſt ausgewachſen ſeien. Daher hätten die frühen Sorten faſt nichts gelitten, man habe viele und große Erdäpfel gefunden, aber viele angeſteckte. In dieſem Jahre werde es viel böſer gehen. Da ſei der Föhn früh gegangen, ſchon Anfangs Juli, als die Erdäpfel eben Knollen anſetzten. Daher werde man wenig Erdäpfel finden, und viele ganz kleine, wenn ſie nicht vor dem Ausmachen verfaulten im Boden. Gegen dieſe Krankheit ſei nichts zu machen, die komme von unſerem Herrgott, nur er könne ſie wieder nehmen, und das werde er ſicher auch, wenn der Uebermuth der Menſchen gebrochen ſei, und ſie die allmächtige Hand wieder anbeten würden, gegen welche kein Sterblicher was vermöge,

und ohne welche kein Sterblicher was wäre. So hat dieser Herr oft gesprochen, und viele Leute sind dabei gestanden und haben ihm zugehört. Der müsse recht haben, meinten die Meisten. Einigen gefiel er auch nicht, sie sagten, das sei ein verfluchter Pfaff oder Aristokrat, der wolle nur das Volk aufreizen und unzufrieden machen, dem sollte man das Reden abstellen. Aber man hat sich ihrer nicht viel geachtet, es dünkte die Leute, über solche Dinge sollte man doch seine Meinung sagen dürfen, und was der Herr sagte, war vernünftig, und bestätigte sich, wo man nachfragte. Und so, Mutter, steht eine schwere Zeit vor uns, weiß Gott, wie es gehen soll den Winter durch, wenn die Erdäpfel wieder fehlen, und mehr noch als im letzten Jahre.

Du mußt nicht jammern, Johannes, sagte die Mutter, der alte Gott lebt noch, und hat er bis hierher geholfen, so wird er weiter auch helfen, ungsinnet kann er Einen daraus nehmen, wenn man am tiefsten darin ist. Sieh, wir haben schönen Flachs, d'sunderbar schönen, man sieht nicht schönern. Morgen wollen wir ihn ziehen, und geht nichts darüber, so giebt das eine schöne Handvoll Geld, daß der Hauszins uns wenig Kummer machen soll. Und dann ist noch was begegnet, während du fort warst. Ich wollte es dir schon gestern erzählen, aber du wolltest zu Bette, du kannst nicht errathen, was. Wie sollte ich, Mutter, sagte Johannes. Denk', sagte sie, deine Meisterfrau hat geschickt. Sie hatte nicht gewußt, wie übel es dir gegangen. Die Beselise hat es ihr gesagt. Da sandte sie auf der Stelle eine Jungfrau mit einem Säcklein voll Sachen und zwei Fünfunddreißiger in einem Papier, denk' zwei; ich will sie dir zeigen, wenn wir heimkommen, ich habe sie in den Strumpf gethan. Ich habe mich schämen müssen gar erschrecklich, daß ich mich so an der Frau versündigt habe, und gemeint, wie das eine wüste und eine böse sei. Du mußt auch im Fehler gewesen sein, Johannes, und geredet haben, was nicht recht war. Ja, Mutter, sagte Je-

hannes; aber sie hätte witziger sein sollen, und ich wollte nicht, daß es anders gegangen wäre. Ich habe viel gelernt unterdessen, und wäre ich euch nicht zur Last gewesen, so wollte ich sagen, es sei recht gut gegangen. Es gingen mir hier über Manches die Augen auf, was ich sonst wahrscheinlich nicht gesehen hätte. Und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß ich wieder verdienen könnte, so wollte ich von Herzen zufrieden sein. Aber jetzt muß gsinnet werden, was ich anfangen soll, so kann das nicht gehen. Wer weiß, wie lang es geht, bis ich den Arm wieder ordentlich brauchen kann wie ehedem, doch wahrscheinlich nie mehr.

Ja, du kommst mir gerade recht, ich wollte noch was mit dir reden, ich habe unterdessen auch gsinnet und gedacht an dich, sagte Käthi und erzählte nun Johannes von der Jungfrau, welche das Geschenk gebracht. Wie die ihr so ausnehmend wohl gefallen, von wegen der Hübschi und der Manierlichkeit und wie sie doch so ehrbar daher gekommen, sie könne gar nicht sagen wie. Das Mädchen habe ein schön Vermögen, fünfzig Thaler, und sie glaube nicht, daß es gelogen, daneben könne man so etwas bestimmt vernehmen. Nun hätte sie gedacht, er solle das Meitschi heirathen, sie glaube, es nähme ihn, und dann das Korben lernen. Fünfzig Thaler seien ein schöner Anfang, wenn sie je so viel gehabt, es wüßte niemand, wie weit sie es damit gebracht hätten. Die Frau könnte ihm helfen, oder aber die Köche vertragen. Man glaube gar nicht, was da für ein Verdienst sei, Köche seien allweg die Hauptsache in einer Haushaltung und im Umsehen sei so ein Korb dahin. Hier sei's der beste Ort für das Korben, hier am Schachen, wo Weiden genug seien, dann könnte er auch die obrigkeitlichen empfangen der Straße nach. Das sei eine Arbeit unterm Dache, welche er vertragen möchte, und schon mancher Korber sei zu Geld gekommen und hätte keinen solchen Anfang gehabt. Und du glaubst gar nicht, was das für ein Meitschi ist, es wollte mir solcher gar nicht aus dem Sinn.

Aber Mutter, meinte Johannes, wenn das Meitschi ist, wie ihr sagt, so nimmt es mich nicht, Herr, das muß ein anderer Kerli sein. Das Korben aber wär nicht das Dümmste, es gefiele mir nicht übel, und ganz unbekannt ist's mir nicht. Ich habe in den langen Wintern gar manchen Korb gemacht, die feinsten nicht, aber sie hielten doch, und das ist die Hauptsache, das andere, wenn es sein muß, ist dann bald gelernt. Wegem Meitschi habe nicht Kummer, sagte Käthi, das ist gar nicht wie ein anderes, sondern ganz anders. Luftigen wilden Buben frägt es nichts nach, so Einen nimmt das nicht. Gesagt hat es mir's nicht, aber ich habe es ihm angesehen, ein guter und manierlicher Bursche, bei welchem es nicht bös hat, das ist dem gewiß die Hauptsache. Und für Körbe zu vertragen und Besen, wenn es sein müßte, warum nicht, schickte das sich bsunderbar wohl, es könnte die Sache den Leuten anrekommandiren, sie müßten sie nehmen, sie möchten wollen oder nicht. Und wenn das Wetter strub wäre, oder der Weg bös, so wollte ich schon gehen und auch mein Möglichstes thun. Ich weiß Weiber, sie würden gleich niemand mehr einen Besen oder einen Korb abnehmen, als mir. Mutter, wenn das Meitschi ist, wie ihr sagt, so muß das was wurmstichiges sein, sonst hätte es ja längst einen Mann, und wäre nicht mehr Jungfera.

Gerade solche, sagte Käthi eifrig, bleiben am längsten ledig, die thun nicht so nöthlich, wie wenn es nur heute gut wäre und sonst nie mehr, reißen dem Burschen nicht die Kuttenfecke vom Leibe und schleppen ihn heim, wie die Landjäger einen Hausirer. Die wollen auslesen, und es pressirt ihnen nicht, die denken, sie fänden immer noch einen Mann, wenn es sein müßte. So eine Hübsche mit einem solchen Vermögen — denk Johannes! Und vielleicht giebt es noch mehr, einen Deut davon ließ sie fallen. Mutter, die nimmt mich nicht, sagte Johannes, Körbe und Besen tragen thut keine, wenn sie es anders machen kann. Körb und Bese trage ist

keine Schande, ſagte Käthi unwillig. Was fragt die übrigens Körb und Beſe nach, der Mann iſt deren die Hauptſache, glaub's doch, Johannes. Das iſt eine ganz andere als die anderen, nicht ſo ein eitel, gedankenlos Ding, wie man ſie ſonſt hat! Geh' ſelbſt und ſchau's, das iſt das beſt'. Du kannſt zu gleicher Zeit der Frau danken für ihre Gutthaten, und wenn es dir gefällt, ſo redet ſie dir noch z'beſt beim Meitſchi. Nein Mutter, ſagte Johannes, das mache ich nicht, der Frau darf ich einſtweilen noch nicht unter die Augen, mag mich nicht vom andern Geſinde auslachen laſſen, und mit dem Meitſchi iſt es nichts, zähle darauf. Möchte mir keinen Korb holen, daß ich zu allem Unglück noch zum Geſpött würde. Aber wenn ihr meint, es ſchicke ſich, wenn man gehe und der Frau danke, ſo geht ihr, ich will gaumen. Ihr ſeht dann ſelbſt am beſten, wie die Sachen ſtehn, ohne daß ihr mit dem Holzſchlegel an die Wände zu ſchlagen braucht.

Johannes wollte nicht den Namen haben, aber der Funke hatte doch gezündet, das Mädchen ſtach ihm im Kopfe. Wenn alles ſo war, wie die Mutter ſagte, ſo hätte er wirklich lieber heute angebiſſen, als morgen. Aber er wollte den Schein nicht haben, er hatte es wie hie und da Söhne, welche die Mütter verheirathen möchten. Es iſt nämlich ſehr curios, ſo ſehr die Weiber über ihre Männer die Naſe rümpfen, ein ſo großes Verlangen haben ſie, Mädchen mit ihren Söhnen glücklich zu machen. Sie müſſen entweder denken, ein Mann ſei ein Herrenfreſſen, oder aber aus Teufelsſucht den armen Mädchen das Unglück an den Hals hängen wollen, unter welchem ſie zu ſeufzen ſcheinen. Die gedachten Söhne kommen nämlich den Müttern durchaus nicht heirathsluſtig vor und die guten Mütter meinen, ſie müßten alle Kräfte im Himmel und auf der Erde anwenden, um ihr Söhnelein zu bewegen, ſich glücklich machen zu laſſen. Sie reden nun und ſtellen vor und verwerfen die Hände und ſtützen die Augen und machen Geſichte, als ob ſie poſaunen oder gar donnern

und blitzen möchten. Und das alles wäre gar nicht nöthig, denn das Söhnelein ist von ganzem Herzen und allen Kräften bereit zu heirathen, will nichts lieber, als was die Mutter will, aber zeigen will er es nicht, man soll ihn so gleichsam zwingen. Er meint, im Fall der Noth könne er dann sagen: was kann ich dafür, ihr habt es so haben wollen, ihr habt mich gezwungen. Der dumme Kerl, was hat er davon, wenn er schon so sagen kann, lebt er damit desto besser, und ist's ihm wohler dabei, wenn er sein Lebtag denken muß, du warst ein Esel, daß du dich hast zwingen lassen? Zudem läßt zu solchen Dingen sich gewöhnlich niemand zwingen, der es nicht halbwegs gerne thut, wenn er auch nicht den Namen haben will und selbst vor der eigenen Seele nicht. Die Mutter werde schon reden, dachte Johannes, und wenn es fehle oder ihm allfällig nicht gefalle, so könne ihn niemand hinein ziehen und ihm was anhängen.

Der Mutter dagegen war dieser Gedanke, dieser Plan so in den Kopf gewachsen, daß sie sich wirklich zu der Reise entschloß; man denke! Doch wollte sie ohne Johannesli gehen und nicht an einem Sonntage. Die Tage seien lang, sagte sie. Zeitlich am Morgen sei sie dort, könne vor dem Mittagessen wieder fort, damit die Frau nicht meine, sie komme deswegen; auf dem Wege werde dann wohl ein Teller Suppe zu erhalten sein oder sonst was, es gebe aller Orten gute Leute. Gottlob! Was sonst der guten Mutter schrecklich war, das wurde ihr auf einmal wie jungen Mädchen eine Tanzpartie, welche gewöhnlich nicht warten mögen, bis sie angeht. Man wisse nicht, was es geben könne über Nacht, sagte sie, heute roth, morgen todt, sage das Sprichwort. Was dann eine alte Frau, welche nicht mehr roth sei, zu gewärtigen hätte? Was sein solle, das müsse sein, und wenn es morgen schön Wetter sei, so mache sie sich auf die Beine, aber dem Bubi müsse man nichts sagen, sonst wolle der mit.

Am andern Morgen war es wirklich schön Wetter und

Käthi machte sich auf in aller Kühle. Ein arm Weib hat es darin besser, als eine reiche Frau, sie hat nicht für so Viele zu sorgen, ist zehnmal unabhängiger und freier. Man glaubt es nicht, aber es ist doch so, daß sehr reiche Weiber angebunden sind, nicht zusammengezählt aber doch accurat wie der Haushund, und wenn sie das ganze Jahr durch zu einem freien Tage kommen, so ist es viel; ihre Mägde haben es gar viel besser. Unser Mütterchen beineltе davon, fast wie ein jung Mädchen. Junge, lustige Gedanken sind Flügel, sie tragen alte Beine davon, als ob es junge wären. Und was giebt es in eines Weibes Herz für lustigere Gedanken, als Heirathsgedanken, absonderlich in einem Mutterherz. Wenn so eine Mutter einen Sohn unter eine Haube bringen kann, so ist's ihr nicht bloß, als habe sie das große Loos in der Lotterie gewonnen, sondern als habe sie den Sohn aus dem Rachen des Teufels gerissen und unter sicheres Obdach gebracht. Käthi war des Glaubens voll, fehlen könne es nicht. Das Mädchen, wenn es das sei, wofür sie es ansehe, werde mit beiden Händen nach dem Johannes greifen, dachte sie. Es sei jetzt bloß die Frage, ob nichts am Mädchen zu scheuen sei, und ob es nicht gelogen habe. Sie glaube es nicht, ihr Lebtag hätte sie fast niemand so betrogen, aber man könne doch halt nicht wissen, die Welt sei gar zu schlecht und das heutige Weibervolk, sie müsse es leider sagen, nicht das Zehntel mehr so viel werth, als wo sie jung gewesen sei.

Aber wie bei der Bäurin einrücken: mit der Thür in's Haus, oder hinten um? Das beschäftigte die gute Käthi stark, denn auf die Manier kommt gar viel an, das wissen die Diplomaten gut und müssen sich manchmal fast den Kopf zerbrechen, um die beste heraus zu kriegen; besonders wenn sie was Krummes gerade machen sollen. Eine große Kunst ist's auch für sie, einander die gröbsten Grobheiten höflich zu sagen, und so, daß man nichts daraus machen, oder die Sache auch zwei Seiten haben kann. Doch excusez und nicht für ungut,

von einer alten Käthi auf einen Diplomaten zu kommen, ist wirklich auch ein Bocksprung.

Käthi erwägte die Gedankenreihe sehr, welche sie bei der Bäurin in Worte kleiden wollte. Erst kam natürlich der Dank, dann frug es sich, sollte sie sagen, sie sei expreß gekommen oder hier durch und habe nicht vorbei können, ohne sich zu künden, sollte sie so hinten um nach dem Mädchen sich erkundigen, oder geradezu die Frau um Rath und Fürsprache ersuchen u. s. w.? Käthi neigte sich zur feinen Manier, zum Hintenum. Käthi kriegte Anfälle von Mucken und dachte, sie wolle schon herauslocken was sie möchte, ohne daß die Bäurin was merke. Indessen war Käthi doch noch nicht zu einem festen Entschluß gekommen, als sie schon am Ziel ihrer Wanderschaft war. Sie traf es sehr gut. Die Bäurin war alleine daheim, besorgte die Haushaltung, rüstete eben Bohnen auf der Bank vor dem Hause. Käthi ward alsbald erkannt, freundlich empfangen und konnte nicht anders als sagen, sie sei expreß gekommen um zu danken. Es hätte sie und den Johannes gedünket, es hätte keine Art, wenn nicht eins von ihnen den Weg unter die Füße nehme um zu sagen, wie groß ihr Dank sei, und wie das Geschenk viel zu groß gewesen, sie hätte sich verköstigt, daß es über alles Maaß gehe. Der Johannes wäre selbst gekommen, aber das Bad hätte ihn angegriffen, und weit laufen dürfe er nicht. Nun erzählte sie von Johannes, wie er sich geändert, und jetzt so gut sei gegen sie, ihr alles thue, was er ihr an den Augen absehen könne, er sei gar nicht mehr der Gleiche. Und was will er jetzt anfangen? frug die Frau. Das ist eben, sagte Käthi, was uns Kummer macht, und viel zu sinnen giebt. Es kam mir in Sinn, er solle das Korben lernen und weiben, und ihm gefällt es auch nicht übel. Korben ist eine gute Profession und er kann sie verrichten, und Körbe sind Sachen, welche man immer braucht; die Frau könnte helfen und die Körbe vertragen, ich will die Haushaltung machen und pflan-

zen, und wenn so Alles einander hülfe, und die Frau Vermögen hätte zum Anfangen, so könnte man es weit bringen. So, sagte die Bäurin, meinst? Habt ihr eine im Spiel? Ja, da war die Diplomatik aus, das Hintenum und das unvermerkte Ausfragen, und stotternd anfangs rückte Käthi mit der Hauptsache heraus. Eben deretwegen bin ich eigentlich gekommen, darf's aber schier nicht sagen. Ich weiß es wohl, wie es die Meisterleute haben, wenn Eins für sie ist, so ist's ihnen zuwider, wenn sie es fort lassen müssen. Weiß nit was du meinst, sagte die Frau, und spitzte die Ohren. He, so will ich es grade heraussagen, aber zürn' mir doch recht nicht. Das Meitschi, welches die Sache brachte, dein Jungfräuli, hat mir bsunderbar wohl gefallen, so ein manierlichs und ehrbars ist mir lange nicht vor die Augen gekommen, dem sieht man es von weitem an, daß es von rechten Leuten herkommt, und scheint arbeitsam zu sein und anschlägig, und wie es gesagt hat, hat es ein schön Vermögen. Funfzig Thaler hat es gesagt, habe es, und vielleicht könne es noch erben, aber bestimmt sei es nicht, und ich kann nicht glauben, daß das Meitschi gelogen hat. Da hielt Käthi an, eine Antwort gewärtigend.

Als die gute Frau Käthi's Projekt hörte, Bäbeli zur Korberin zu machen und Hausiererin, da hatte sie ein Lachkrampf ergriffen, der sie fast von der Bank aufhob und in einen Husten überging, der sie hochroth im Gesichte machte, daß Käthi lange auf eine Antwort warten mußte, denn allemal, wenn sie ein Wort sagen wollte, kam der Husten wieder. Endlich sagte sie: rede nur, es kam mir was in den Hals. Besser als mit dem Johannes, kann es das Meitschi nicht machen, fuhr Käthi fort. Ein Häbscher ist er immer noch, ein Guter dazu und wenn er einmal was ergriffen hat, so ist er bald darin Meister. Und gut hätte es eine bei uns, hundertmal besser, als so bei einem Schuldenbäuerlein, wo man über das andere Jahr nur den Zins geben kann, und

nur halb genug zu eſſen und d'halb zviel zu arbeiten hat. Sein Geld brächte die Sach in Gang. Der Gemeinde hat Johannes vier Thaler zu zahlen, zehn brauchte er als Lehrgeld, ein Vierteljahr müßte er doch noch zu einem Meiſter, mit vier oder fünf Thalern könnte man ein zweiräderig Handwägelein anſchaffen, daß das Fraueli die Körbe leichter fort brächte (die Bäurin huſtete gräßlich, zum Erſticken), dann blieben immer noch dreißig Thaler übrig, ſo daß man ſich kehren könne und ſich nicht zu ängſtigen brauche, wenn man nicht alle Tage alle Körbe verkauft hätte. Sie ſei gut dafür, wenn Gott ſie geſund ließe, ſo gehe nicht manch Jahr vorbei, ſo hätten ſie ein Vermögen beiſammen, ſie gäben es nicht um hundert Thaler. Aber Johannes ſage, das Geld ſei gut, aber nicht alles, und wenn's ein Mädchen ſei, wie ich ſage, ſo ſei vielleicht was Wurmſtichiges da, ſonſt hätte es bereits einen Mann. Ich habe ihm geſagt, gerade ſolche Meitſchi blieben am längſten ledig, weil ſie nicht ſo nöthlich thäten und ohne alles Bedenken jedem Mannbein nachſpringen. Aber er ſei wunderlich darin, und ſie könne es ihm nicht übel nehmen, gebrannte Kinder fürchteten das Feuer. Da habe ſie gedacht, die Bäurin könnte am beſten darüber Auskunft geben, wenn was Schlechtes an ihm wäre, ſo hätte die das Meitſchi ſicher nicht in's Haus genommen.

Was das betrifft, ſagte die Bäurin in Abſätzen, ſo hat's da nicht Kummer, wenn alle ſo wären, ſo müßte das nichtsnutzige Männervolk ſich beſſern oder hängen, eins von beiden. He nun ſo dann, ſagte Käthi, ich dachte es doch, es gefiel mir nicht bald ein Weibervölkli beſſer als das. Ich muß fragen, wäre es erlaubt mit ihm zu reden? Ich mag nicht warten bis ich die Sache richtig habe, dann will ich gerne ſterben. Die Bäurin huſtete wieder, doch nicht ganz in gleichem Tone, dann ſagte ſie: Es iſt mir leid, heute giebt es ſich nicht, ich habe das Meitſchi fortgeſandt, mir was zu verrichten, es kommt erſt ſpät Abends wieder, und das wird dir zu lange gehen,

um zu warten. Aber wenn du willst, so will ich mit ihm reden, und kann dann Bescheid machen. Allweg wird es den Johannes erst sehen wollen, so die Katz im Sack wird ein Meitschi wie Bäbeli und mit funfzig Thalern Vermögen (da kam der Frau das Husten wieder an) nicht kaufen wollen. Das wird sein, sagte Käthi, aber was meinst du, nimmt es ihn, oder hat's vielleicht schon einen andern? Ich hätte es nicht meinen sollen, so wie es gethan. Ja, sagte die Bäurin, da hast du zu viel gefragt. Du weißt, solche Meitschent sagen es nicht zu allererst der Meisterfrau, wenn sie Einen haben, gemerkt habe ich nichts. Im Gegentheil, es thut, als wenn ihm Sterben und Heirathen auf eins herauskäme. Aber gerade solchen ist am wenigsten zu trauen, und wenn ihnen der Rechte vor Augen kommt, so haut es sie, wie die Fliegen. Wegem selben hast recht, man kann sich oft gar nicht auf sie verstehen. Aber es wäre mir an der Sache grausam gelegen und wenn du ein gut Wort einlegen kannst, so mach's doch recht, du weißt ja, mit einem guten Worte kann man oft viel machen, und wenn du zbest redst, so thut's das Meitschi. Weiß nit, weiß nit, sagte die Bäurin, Meitscheni thun oft das am liebsten, was man ihnen am meisten wehrt, haben es von der Eva gesogen, und in solche Sachen mische ich mich nicht gerne. Geht's nicht gut, muß man schuld daran sein; da kommen sie mit Heulen und Zähneklappern: hättest mir's gewehrt, hättest mir's gewehrt, du hättest es sinnen können, wie es gehen könnte, so einem junge Meitschi, wie ich war, ist nicht zuzumuthen, daß es es sinnete, für was sind sonst die Alten auf der Welt. Das ist der Dank, den man hat, wenn es bös geht, und geht's gut, so sagen sie: es geht gut, habe aber nie nicht zu klagen, aber es ist auch nicht Eine zehn Stunden in der Runde, die thut, was ich, und er ist auch nicht der Dümmste und daneben ein guter Lappi. Es wäre dumm gewesen von dir, wenn du uns abgerathen hättest. Einreden will ich darum nicht. Aber reden will ich mit dem

Meitschi, wenn's heim kommt. Es kann sich die Sache überschlagen, und wenn es weiß, was es will, so soll es dir Bescheid machen. Aber so geschwind geht es nicht, darauf zähle. Habe also nicht Langeweile und denke, ich habe es dir versprochen, daß du es vernehmen sollest.

Wie du meinst, sagte Käthi, und Dank sollst du haben für den guten Bescheid. Aber pressiren thäte es mir doch, von wegen wenn Johannes das Korben lernen will, so sollte er diesen Herbst daran hin. Du weißt, das Korben geht im Herbst am besten, es kostet auch am wenigsten Lehrlohn. Wie gesagt, sagte die Bäurin, du sollst Bescheid haben, aber gar zu nöthlich darf man dem Mädchen doch auch nicht thun, es faßt sonst Verdacht, und meint, es sei was Besonderes dahinter. Hast wohl recht, sagte Käthi, aber kannst ihm ja sagen, was es sei, und vorstellen, wie gut es es haben werde. Wenn's bös Wetter sei oder ihm sonst nicht anständig, so wolle ich mit den Körben fahren, und kannst ihm sagen, so für zu hausiren und den Leuten was zu verkaufen schicke sich niemand besser als es. So ein manierlich, anständig Weibervölkli, wie es, verkaufe d'ö halb mehr als ein anderes. Und dann sei es nicht, daß man meinen werde, es solle nichts brauchen, und daß man ihm das Geld so exakt nachzählen und meinen werde, es solle alles beim Kreuzer heimbringen. O nein, wenn ihns was gelüste, für einen halben Batzen Suppe und sonst noch was um einen halben Batzen, oder sei es auch um einen ganzen, so werde ganz sicherlich kein Mensch was dagegen haben. Es könne sicher brauchen, was es ertragen möge, und was ihm wohl mache. Das sei alles gut, sagte die Frau, und sie wolle es ausrichten, und möglich sei es, daß dem Meitschi die Sache gefalle, daneben wisse sie es nicht und zu stark darein mischen thue sie sich nicht; Käthi hätte gehört warum. He ja, sagte Käthi, aber mit einem Worte kann man manchmal sehr viel machen. Allweg, sagte die Bäurin, aber komme jetzt hinein, du wirst hungrig und

durstig sein und halte es nicht für ungut, daß ich dich nicht früher kommen hieß, aber ich mußte fertig machen. Wie Käthi sich sträubte, die Bäurin blieb Meister und bewirthete Käthi brav, doch mit einem gewissen Wesen, welches eben nicht langes Säumen zuließ, und welches, wo es sich zeigt, immer sehr fühlbar wird.

Als sie abgegessen hatte, konnte Käthi nicht anders als Abschied nehmen und die Frau hielt sie nicht. Es wurmte Käthi zwar etwas, zu gehen, ehe das Volk vom Felde kam, denn das übliche Mißtrauen wollte sich in ihr regen, das Mädchen könnte doch daheim sein, die Bäurin sie nur abschüsseln wollen, damit sie nicht zusammen kämen. Beinahe wäre sie hinterm nächsten Zaune liegen geblieben und hätte gelauert, bis das Volk zum Essen kam. Käthi jedoch that es nicht, und wenn sie es gethan hätte, so würde sie wirklich gesehen haben, daß das Meitschi nicht da war, die Frau insoweit die Wahrheit geredet hatte.

Als Käthi fort war, wußte die Bäurin wirklich nicht, sollte sie dazu lachen oder weinen, denn gar zu merkwürdig kam ihr die Sache vor. Sie dachte an das Sprichwort, daß wenn es geordnet sei, daß Zwei zusammen kommen, weder Berg noch Thal, weder Mensch noch Teufel es hindern könnten. Es sei vom Meitschi eine strenge Sache, zu meinen, es müsse ein halb lahm Knechtlein haben, welches es nur einmal gesehen habe. Es sei wohl wahr, etwas sei es an dessen Unglück schuld. Aber wenn alle Meitschen so zarte Gewissen hätten, und meinten, sie müßten alles Unglück gut machen, welches sie anrichteten, der Kukuk wüßte, wie es ginge. Viele würden um ihren Verstand kommen, und die anderen sich wohl gar um ihr eigenes Leben vergrämen. So bloßes Erbarmen habe ich bei Meitschen selten gesehen, im Gegentheil, viele haben die größte Freude daran, wenn sie recht viel Unglück anrichten können, und thun, als ob sie ganz frisch dem Teufel vom Karren gefallen wären. Aber wenn die Liebe und Er-

barmen kommt, dann wird daſſelbe grauſam groß, hab's ſchon erfahren, und ſo wird's bei Bäbeli ſein. Das Meitſchi hat bös, lieb hat's niemand, niemand gönnt ihm was, am wenigſten einen Mann, hätten es am liebſten im Kirchhof und ſein Geld im Sack. Und wenn einer von weitem dem Hauſe nahe kommt, ſo wird er geplagt, in den Brunnen geworfen oder in's Miſtloch, ſo daß das Meitſchi ganz verlaſſen iſt, und dazu iſt der Bruder noch ſein Vormund. Natürlich iſt, daß ein Meitſchi lieber heirathen will, als eingemezget werden, und er wird ihm gefallen haben, als es mit ihm tanzte, er wird ihm anſtändig und manierlich geweſen ſein, und von ihm wäre es ſchon ſelb Mal nicht gelaufen, wenn es nicht Angſt gehabt hätte vor dem Bruder oder deſſen Weib, dem Hagels Strohſtuhl. Jetzt möchte es ihn, könnte es doch dann mit ſeinem Gelde machen was es wollte, hätte es deswegen dann doch jemand lieb, während man es jetzt deswegen haßt und verfolgt, und zwiſchen lieb haben und verfolgen iſt doch allweg ein großer Unterſchied. So viel könne ſie dem Meitſchi nicht dawider haben, fange es nicht auf dieſem Wege an, ſo komme es zu keinem Manne. Es wäre möglich, wenn ſie in ähnlichem Falle geweſen wäre, ſie hätte es längſt ſo gemacht. Was Teufels hätte man am Ende von der Vornehmheit, wenn man nur halb genug zu eſſen hätte und alles mit Mißgunſt geſalzen und Uebelwollen gepfeffert. — Aber das alte Mutterli, das hätte ſie faſt verſprengt, ſie habe gemeint, es müſſe ſein. Da iſt das alte ſiebenzigjährige Fraueli von der Narrheit noch nicht geheilt, daß im Heirathen alles Glück liege. Hat bös gehabt ſein Lebtag wegem Heirathen, und weil auch der Sohn geheirathet, den Angſtkarren gezogen mehr als vierzig Jahre, und nun kommt's zum dritten Mal, läuft in der Welt herum, und für alle Gewalt ſoll es wieder geheirathet ſein und gekorbet und gehauſirt und für einen halben Batzen Suppe und für einen halben Batzen ſonſt noch was! Wohl, das Bäbeli wird etwas erfahren, wenn es

mit Körben hausiren soll, z'tod schlüge es der Bruder, das ist nur zu richtig. Aber wie die Alte das sich ausgedacht hat und ausgeheckt, wenn es nichts daraus geben würde, ich glaube, die rührte der Schlag. Nun, Korben ist nicht nöthig, wenn es was aus der Sache giebt, die Sache läßt sich anders machen. Groß ist das Vermögen nicht, aber wenn beide gut thun, so kriegen sie schöne Händel bei einer Arbeit, ihrem Stande und ihren Kräften gemäß, ohne korben und hausiren, deren ich übrigens keines verachte.

Aber, was machen jetzt? Nichts, denk' ich, sagte die Frau. Steckt das Ding dem Meitschi noch im Kopf, war es nicht bloß so ein Wind, der vorüberweht, so kommt es zu mir und möchte was verruhnen. Freilich wird es nicht sagen, es komme deswegen, es wird wegen Blumen kommen oder einem Muster zu irgend was, oder einer Person nachfragen, die weder im Himmel noch auf der Erde ist, an welche es dergleichen Dinge zu verrichten hätte. Kurz, es wird kommen, und dann kann man weiter sehen, und wenn's nicht kommt, he nun, so ist die Sache vorbei, wie's öfters der Fall ist. So kalkulirte die Bäurin. Uns kommt dieser Kalkul nicht dumm vor, vielmehr zehnmal gescheidter, als der Kalkul von Hungerleidern, mögen sie nun künstliche Hochzeiten oder künstliche Revolutionen machen. Es ist und bleibt immer eine verruchte und verfluchte Sache, wenn man Leben und Lebensglück von vernünftigen Geschöpfen aufs Spiel setzt, um einem Thier Speise und Trank zu verschaffen.

Käthi hatte nicht daran gedacht, so sich wieder heimzugehen. Sie hatte nichts anderes geglaubt, als das Mädchen anzutreffen, die Sache mit demselben richtig zu machen, was so leicht bis auf den Abend dauern konnte, wenn auch an einem anderen Orte als bei der Bäurin, dann hätte es am liebsten das Mädchen gleich wieder mit sich heim genommen. Jetzt war Käthi fast wie starr, wußte nicht recht, welchen Weg, hätte sich gerne irgendwo gesäumt, noch was gethan,

kundschaftet über der Bäurin Jungfrauen. Aber die gute Käthi war zum Kundschafter so wenig als zum Diplomaten auferkoren, zudem sorgte Gott, daß sie auch nicht in die geringste Versuchung geführt wurde, denn auf der ganzen Straße regte sich nichts Lebendiges, weder Mann noch Maus, selbst die Spatzen ließen den Abfall auf der Straße unbeachtet, und machten es sich behaglich im grünen Zaun.

Käthi ward recht ärgerlich, und hätte für ihr Lebtag gerne wie sie gethan, sich an ein schattiges Plätzchen hingesetzt, und ein gut Schläfchen gehalten. Allein sie getraute sich nicht an der Straße und noch weniger in des Waldes tiefen Gründen zu schlafen. An der Straße konnte sie überfahren, von Zigeunern gestohlen werden, im Walde konnten Räuber, Schlangen, Leoparden kommen. Alle Geschichten, welche sie je gehört, wie es schlafenden Reisenden ergangen, fielen ihr ein, vertrieben ihr den Schlaf gründlich und machten ihr rasche Beine, denn es fielen ihr auch Geschichten ein, wo Reisende, welche nicht schlafen wollten, endlich wachend gefangen oder gefressen wurden. Das waren ganz andere Gedanken, als sie gehabt beim Hingehen. Es ist aber auch sehr merkwürdig, wie die Seele zu jeder Tageszeit Neigung zu anderen Gedanken hat, sie hat es fast wie die Erde, welche zu jeder Tageszeit eine andere Färbung hat, eine andere am Morgen, eine andere am Mittag, eine andere am Abend, Nebel und Regen, Winter und Sommer nicht einmal gerechnet.

Dem Johannes kam das Benehmen der Bäurin merkwürdig vor, er wurde mißtrauischer als die Mutter. Dahinter stecke was, sagte er. Die Jungfrauen schicke sie nicht so mir nichts dir nichts an Werktagen fort, und wenn sie nicht gefürchtet hätte, die Mutter käme mit dem Mädchen zusammen, sie hätte sie nicht bald um Mittag weggehen lassen, dies sei sonst auch nicht ihr Brauch.

Tag um Tag verging und Tag um Tag gingen die Ansichten der Mutter und des Sohnes weiter auseinander. Der

Sohn behauptete immer beſtimmter, die Bäurin hielte ſie zum Beſten und wolle nichts von der Sache, vielleicht habe ſie mit dem Mädchen nicht einmal davon geſprochen. Die Mutter dagegen behauptete immer beſtimmter, wenn nichts wäre, ſo hätte die Frau was ſagen laſſen und hielte ſie nicht ſo hin, und weil ſie nichts ſagen ließe, ſo werde jemand kommen und guten Bericht bringen; aber einen ſo weiten Weg zu machen, ſchicke ſich Einem nicht alle Tage. So kann man halt die gleiche Sache nicht nur ungleich anſehen, ſondern das Gegentheil daraus ſchließen. Endlich wurden ſie einig, bis zum nächſten Sonntag zu warten, wenn dann niemand komme, ſo müſſe etwas geſchehen. Was? darüber ſprachen ſie ſich noch nicht aus. Am nächſten Sonntag kam jemand, aber nicht Bäbeli, ſondern eine ganz andere.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Emme bricht los, begräbt, was Käthi hoffte und hatte.

Es war regneriſch Wetter geweſen die Woche über, heiße Winde hatten geweht vom Weltſchland her, ſchwärzer waren die Kartoffelfelder geworden, an manchem Orte ſah man die Stauden kaum mehr, während grünes Unkraut luſtig wucherte, die Kräfte des Bodens in Anſpruch nahm, welche auch keine gute Pflanze mehr verzehrt wurden. Da hätten Viele ein Exempel daran nehmen können, denn accurat wie auf dem Feldacker geht es auf dem Seelenacker, die inwohnende Kraft will gähren, treiben, ſchaffen; liegt nun nichts Gutes da, welches die Kräfte anzieht und verbraucht, ſo ſchaffen die was Böſes und laſſen Unkraut luſtig wachſen, Diſtein und Dorken. Solche verwilderte Aecker, und unbemerkt verwildert, laufen millionenweiſe in der Welt herum. Es iſt, wie der Heiland mit andern Worten ſagt: wenn der böſe Geiſt aus-

getrieben wird und man läßt das Haus leer stehen, so kehrt der böse Geist mit sieben andern wieder, und der Zustand wird siebenmal ärger, als er zuvor gewesen ist. An den schwarzen, abgestorbenen Kartoffelstauden und dem grünen Unkraut könnten Millionen ihr Herz wie in einem Spiegel sehen und Exempel nehmen. Aber wir leben halt in einem Zeitalter, wo niemand mehr Exempel nehmen, aber jeder Bube, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist, dem höchstens ein Schnauz gewachsen ist, ein Exempel für Andere sein will, d. h. in einem Zeitalter, welches die Geschichte verachtet, aus der Vergangenheit keine Lehren mehr ziehen will, sondern jeder Tropf meint, bei ihm solle die Geschichte erst anfangen, er sei der erste Mensch, der erste wahre Cultur-Stoffel.

Dabei ward es den Menschen doch bang, trotz den Versicherungen der Landjäger, denn das sah man, daß diese an der Krankheit nichts machen, auch nicht eine einzige Staude wieder grün machen konnten, ja selbst Leute von sogenannter guter Gesinnung, d. h. dem Rationalismus blind ergeben, konnten nicht umhin, zu bekennen, es sei wirklich was an der Sache, die Erdäpfel würden nicht gerathen wie andere Jahre, aber man solle doch nicht etwa so dumm sein zu glauben, das seien Strafgerichte Gottes, daran mache der so wenig als die Landjäger, das sei halt in der Natur, und wenn es nicht mehr in der Natur sei, so werde es schon bessern. Indessen glaubten dies doch nicht alle Leute, und viele hielten an dem Glauben fest, daß Alles, Kleines und Großes, nicht von ungefähr oder von der Natur, sondern durch Gottes väterliche Hand uns zukomme. Diese suchten den Gott, von dem Alles kommt, baten, daß der Kelch an ihnen vorüber gehen, doch wenn es nicht sein Wille sei, derselbe ihnen zum Heil der Seele dienen möchte.

Dieses Sinnes war auch unsere Käthi, und Johannes begann mehr und mehr in der Mutter Sinnesweise Trost, Ruhe und Kraft zu finden. Wenn früher was geschah, wallte

der Zorn in ihm auf, er fluchte über die Menschen, faßte böse Anschläge, fluchte über die bestehende Ordnung, und wenn er auch noch nicht Gott verläugnete, so schimpfte er doch die Religion Pfaffengeschwätz, und nannte sie den Ring, den man den armen Leuten durch die Nase ziehe. Er begriff halt nicht, daß sie der Ring in des Sünders Nase ist, das Schwert, das über den alten Menschen geschwungen ist. Er hatte es wie Tausende, die wollüstig, faul, neidisch, diebisch, hoffährtig, eitler Ehre begierig und weiß der Gugger was alles noch sind, und arm obendrein. Nun schwingt das Christenthum sein feurig Schwert gegen die Wollust, den Neid, die Diebeslust, die Faulheit, setzt Damm und Schranken ihnen entgegen. Da schreien sie mörderlich, nicht daß sie diebisch, neidisch ꝛc. seien, sondern arm, arm, und auf dem Armen sei Alles, und nur gegen die Armen das Evangelium gekehrt, während es doch nur gegen den alten Menschen ist, und eine fröhliche Botschaft gerade für den Armen. Aber damit eben legen sie Zeugniß ab, daß sie weder kennen, was in ihnen sich reget, noch kennen, was das Evangelium ist und will, daß in ihnen nur das Thier lebendig geworden ist, das Thier, das reden, schreiben und lästern thut und weg lästern möchte, was Gott zum Heil der Menschen gethan, welche nicht bloß dem Fleische leben, sondern dem Geiste. Der Arme, der der Lust des Fleisches sich entrungen, den alten Menschen erkannt hat, und ihn tödten möchte, der erkennt im Evangelium das Heil für die Armen, die Kraft, welche selig macht, welche tödten hilft den alten Menschen mit seiner Wollust, seinem Neid, seinem Raubsinn, und lebendig macht den neuen Menschen, der da nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Ein solcher Armer findet darin Trost in der Noth, Ruhe für die Seele und den Frieden, der über allen Verstand geht, und weit, weit über das Glück, welches Reichthum giebt oder Macht der Welt. Diesem Evangelium hatte Käthi es zu verdanken, daß sie aufrecht blieb in allen Stürmen des Lebens,

daß sie trotz aller Noth glücklicher war als Millionen, die in aller Fülle sich wälzen, glänzen in der Pracht der Welt. Diesem Evangelium wandte Johannes unwillkürlich sich zu, und dasselbe verzehrte ihm das Gift, den Neid und den Zorn und das Ungenügen, wie die Sonne den Schnee verzehrt und den Nebel.

So ging auch Johannes wiederum zur Kirche, was ihm um so leichter ward, da es hier niemand auffiel, weil niemand wußte, wie lange er an andern Orten in keiner Kirche gewesen war. So war er auch den drei und zwanzigsten August mit der Mutter zur Kirche gegangen, während Johannesli bei Andrese Anne Bäbi blieb, welche ihn mit Haselnüssen gelödert hatte. Während der Predigt ward Unruhe in der Kirche, Gepolter auf dem obersten Chor. Man wußte nicht, was es war, achtete sich jedoch dessen nicht besonders, so ganz ungewohnt war ein Lärm von dort her nicht.

Als die Predigt zu Ende war, die Thüren geöffnet wurden, scholl den Heraustretenden ein gewaltiges Brausen entgegen, sie sahen alsbald die Emme hoch aufgeschwollen in ihrer grimmigsten Wuth das Thal hernieder rollen mit gewaltigem Schnauben und Brüllen, die Ufer überfluthend, bereits über die Dämme schlagend. Man hatte hie und da von einer zu erwartenden Wassergröße gesprochen; man hatte auf trockenem Lande Kröten, Blindschleichen, Molche gefunden, sonstige Anwohner der Emme; man hatte den alten Ritter von Brandis mehrere Nächte durch an der Emme schwellen hören; man hatte das Bett der Emme hinauf das Geraffel eines schwer beladenen Wagens gehört am hellen Tage, und als man nachsah, war kein lebendig Wesen auf dem Emmengrund zu sehen, so weit man ihn überblicken konnte, aber jetzt hatte man an das Anschwellen nicht gedacht. Es hatte wohl geregnet im flächern Lande, über die niedern Hügel, doch nicht überschwenglich, Furcht erregend. Aber es war wie im Jahre 1837 bei der großen Wassernoth. Eine Masse Dünste hatte sich gesammelt

in den Bergen und Thälern, schwer geschwängert hatten sie nicht Kraft, sich zu erheben über die Berge, und die Berge wollten sich nicht beugen vor luftigem Gewölke, dem vergänglichen Gesindel, das heute lebt, morgen zu Koth geworden, machtlos liegt, um bald sich zu verflüchtigen. Da brach die Wolkenburg, maaßlos strömte die Fluth über die Bergwände, füllte die höchsten Thäler und stürzte mit der Wuth eines Bergsees, der tausendjährige Wände gebrochen, in's tiefere Land, verwüstend, wie vor Zeiten ein wild Tartarenheer, das aus des Morgenlandes geheimnißvollem Schooße daher brauste wie auf des Sturmes Fittigen, einem ungeheuren Feuerbrande gleich, zerstörend durch die Länder flammte.

Erstarret standen die Menschen auf dem über der Emme gelegenen Kirchhofe, und schauten in die Wuth der Wasser. Wellen, hoch wie kleine Häuser, wie man sie nie gesehen, warf die Emme stellenweise auf, segte Holz und Bäume an ihren Ufern weg, warf sie wüthend an Brücken und Schwellen, warf sich über die Dämme, brach sie stellenweise, fluthete weit hin über das wohlgebaute Land, besuchte die alten Gründe wieder, in denen sie sich vor viel hundert Jahren ergossen hatte, in denen sie wahrscheinlich alle Jahre zur Abwechselung einigemal spazieren gegangen war.

Käthi ward sterbensangst. Jenseits der Emme war Johannesli, die morsche Brücke bebte im wilden Wogensturme, jenseits der Brücke schlugen einzelne Wellen bereits über die Straße. So rasch sie konnte, eilte sie trotz allem Mahnen über die zitternde Brück, aber schon war die Straße mit Wasser bedeckt und jeden Augenblick drohte ein Einbruch und der ganzen Emme donnernde Fluth. Käthi achtete auf das Wasser nicht, obgleich niemand wußte, wie tief es war. Da ereilte sie Johannes, und wollte ihr zureden, diesseits zu bleiben, er wolle alleine gehen. Aber um keinen Preis wollte die Alte sich dazu verstehn. Da lud Johannes sie auf seinen Rücken, und trug sie durch das Wasser. Aber schon tanzten

ſie nicht mehr den nächſten Weg zu ihrem Häuschen gehn, auf einem großen Umweg gelangten ſie dazu, und nichts ohne daß Johannes die Mutter noch einmal auf den Rücken nahm. Trocken ſtand noch die Hütte, aber o Himmel! die Emme lief über ihren Flachs, welcher auf der Roſſe lag. (Im Bernbiet wird der Flachs nicht im Waſſer geroſſet, ſondern mehrere Wochen auf einer Wieſe ausgebreitet und fleißig gekehrt, bis das ſogenannte Linti vom Stengel läßt.) Nun iſt nichts ſchädlicher, als das trübe Emmenwaſſer, wenn es über den Flachs kommt, zudem wie leicht es anläuft, ſpült es ihn weg und im Gehölze und auf Bäumen kann man einzelne Stengel wiederfinden, natürlich ein ſchmerzlich Wiederſehen. Käthi ſchrie laut auf, warf die Hände über dem Kopf zuſammen und wollte in's Waſſer, ihr Hab und Gut war ja darin. Nit, nit, ſagte Johannes, ihr könnt doch nichts machen, laßt mich einen Rechen nehmen, ſtellt euch hier an den Rand und nehmt mir ab, was ich fiſchen kann. Aber wenig war es, denn höher und höher ſchwoll das Waſſer, ſtieg dem Johannes von den Knöcheln bis an die Knie, ſpülte Käthi um die Füße, ſtieg über die Schuhe. Da brauste es im Buſche und als ob ein wilder Drache breche durch das Gebüſch, krachte es und ſchoß heran, es war die Emme, welche den Damm durchbrochen. Hoch auf ſchrie Käthi: Johannes, ſpring, ſpring! Springen konnte Johannes nicht, aber mächtig brach er zu rechter Zeit noch mit Hülfe des Rechens durch das wüthende Waſſer und frühe genug noch, um die in Schreck erſtarrte Käthi auf die Arme zu nehmen und dem Häuschen zuzutragen, welches, eine kleine Inſel, mitten in dem ſtuthenden Gewäſſer ſtand.

Dort ſetzte Johannes die Mutter ab und ſchaute aus, wo hinaus ſich weiter retten, aber rundum war Waſſer, Waſſer, das nicht bloß über dem Boden ſtille ſich gelagert, ſondern ſtrömendes, Wellen werfendes Waſſer. Der Emme Waſſer iſt ein freſſend, grabend Waſſer; wo es in Strömung kommt,

entstehn Löcher und Gräben, leicht verliert den festen Stand und wird verschlungen, wer hinein sich wagt. Johannes sah, daß sie im Häuschen selbst noch am sichersten seien. Es war Tag und also sichtbar, wo das Wasser am gefährlichsten andrang. Aber Wassernoth in schwarzer Mitternacht, wo man den Donner der Wogen hört, das schauerliche, geheimnißvolle Plätschern näher und näher kömmt, der Boden lose wird unter den Füßen, Wellenschaum das Gesicht bedeckt, auf einmal man gehoben wird wie von unsichtbaren Armen, und dahin gespült wie ein Blatt, welches in's Wasser gefallen, das ist schrecklich! Johannes sah, daß die Strömung im Grunde war, der Zug nicht gegen die Hütte ging, das Wasser da nur schwebte und der Ueberfluß über die Höhe gespült ward, aber einstweilen nicht gefährlich, bloß daß man naß ward und Kummer und Angst ausstehen mußte. Das Wasser stieg noch immer und wenn die Strömung stockte, indem Holz sich stauchte, oder ein untergrabener Baum quer über fiel, oder das Wasser in lockerer Erde Löcher und Graben grub, so war die Gefahr groß und Hülfsmittel hatte Johannes keine, als höchstens ausgehobene Thüren und Bettgestelle, den Drang des Stromes bei Seite zu lenken. Er stand Wache vor dem Häuschen. Drinnen wimmerte und betete Käthi, redete zum Schiebfensterchen hinaus mit dem Sohne, die Hühner standen auf dem Tische, der Kleine kniete auf der Bank und ergötzte sich an den Trümmern aller Art, welche auf dem Wasser trieben. Der arme Kleine begriff die Gefahr nicht und jubelte über die Fische, welche nach abgelaufenen Wassern zu fangen sein würden. So hat's mancher Junge, beschwört den Sturm herauf und freut sich auf die Fische, welche er im Trüben zu fischen hofft und bedenkt nicht, daß der Sturm ihn verschlingen könnte. Der Sage nach beschwor mancher dumme Junge den Teufel herauf und zum Dank nahm ihn alsbald der Teufel.

Es war ein trüb, grausig Harren auf der umfluteten

Insel für Leute, welche so etwas nicht erlebt. Für Leute in Friesland drunten, für Schiffer, welche schon auf einem Brette sich im Meere herum getrieben, hätte die Lage nichts besonderes gehabt, aber für Leute, an's Trockene gewohnt und höchstens an der Emme Gebrüll, nicht an ihre Wellen über der Höhe hinein, auf welcher das Häuschen stand, war es etwas anderes. Trüb hingen die Wolken auf die Erde herein, über die Erde fluthete graugelb das ausgebrochene Gewässer und hinterm Busch brüllte noch mit voller Stimme der gewaltige Strom. Zwischen Wolken und Wasser, auf den Rändern der Hügel sah man Menschen stehen, welche schauten in den Graus der Wogen, bedeckt mit Holz und Bäumen, mit Trümmern von Schwellen und Häusern. Aber diese Menschen konnten nicht helfen, konnten nur schauen und schreien, wenn sie untergingen, denn Stunden in der Runde herum war kein Kahn. Kein Wind ging, es regnete leise, man hörte nichts, als das Brausen der ausgebrochenen Wasser, das Donnern des Stromes und manchmal war's, als sehe man über den Busch hin der ungeheuern Wellen eine ihr graugelb Haupt erheben, als wolle sie sehen, ob jenseits des Busches noch was zu zerstören sei. Und höher schwoll noch immer das Wasser, spülte durch die Küche hin, bald hier, bald dort brandete es, schien das Wasser Wirbel ziehn, graben zu wollen, die Strömung sich zu verändern. Es war, als ob unter dem Häuschen im Grunde keine Tiefe mehr sei, die Fluth dem Hause zu über die Wiese hin dem westlichen Emmenrande zu getrieben werde. Und Johannes war da alleine, that was er konnte, hinter ihm wimmerte Käthi und schloß das Bubi in die Arme, damit dasselbe, wenn es gestorben sein müsse, nicht so allein sterbe, sondern mit dem Großmüetti zum Tode entschlafe, so wie es auch im Leben in dessen Armen geschlafen.

Wenn ein Löwe daher trabt mit donnerndem Brummen, sich duckt und in wildem Satze auf den Wanderer einspringt da zuckt wohl der Schreck, einem Blitzstrahl gleich, durch

deſſen Glieder und ehe die Gedanken ihm kommen, hat er den Tod gefunden. Wenn vor dem Wanderer aus hohem Graſe eine mächtige Schlange ihr Haupt erhebt, weit aus einander die Kinnladen klaffen, über ihnen ein grün Augenpaar glüht, dann erſtarrt derſelbe auch, kalt wird das Blut, kalt ſteht der Schweiß auf der Stirne, langſam hebt ſich die Schlange höher, langſam ſchleift ſie den langen Leib durchs hohe Gras, ringelt ſich dann kalt und eng an ihm herauf, legt eng ſich um ſeinen Hals, ringelt ſich hinunter, zieht enger und enger ihre Ringe; es ſchwellt der Kopf auf, es knackt Knochen um Knochen, es endet der Athem, es bricht der todte Leib zuſammen und langſam ſah der Wanderer die Schlange kommen, fühlte, wie ſie ſich ringelte an ihm herauf, fühlte, wie ſie legte den kalten Leib um ſeinen Hals, fühlte, wie ſie ſich hinunter ſchlang, ihre Ringe enger zog, fühlte alles langſam, eines nach dem andern, konnte denken, konnte rechnen, konnte mit den Gedanken den letzten Athemzug begleiten — Menſch, was meinſt du, was willſt du lieber, durch einen Löwen ſterben oder durch eine Schlange?

Wenn in der Blitze Glut der Himmel brennt, im Donner des Himmels die Erde bebt, von den Bergen die Bäche ſtrömen, die Brunnen der Tiefe aufbrechen, der Sturm die Wälder bricht, die Häuſer umwirft, die Elemente ihre Feſſeln brechen, wüthend auf einander ſich ſtürzen, in einander ſich miſchen und mitten drinnen ſteht der Menſch, vor ihm gähnt der Tod, erſtarrt iſt er ſchreckensvoll, aber es iſt der Rachen des Löwen, der ihm entgegen gähnt. Aber wenn grau der Himmel iſt, tief die Nebel hängen, der Regen leiſe fällt, die Waſſer langſam ſteigen, höher die grauen Wellen ihre Häupter heben, höher ihren Schaum ſpritzen, näher und näher rollen, kalt um die Füße ſpülen, höher und höher plätſchern, in engeren Ringen um's Häuschen branden, Stück um Stück bricht, endlich das Ganze in einer wilden Woge begraben wird, gleicht das nicht dem Schlangentode, dem langſamen und gräulichen?

Dieſer Tod ſchien den Armen näher und näher zu ſchleichen, denn immer höher ſpülten die Wellen, immer näher dem Häuschen wurde der Zug des Waſſers gedrängt. Johannes hatte die Hausthür entgegengeſperrt, ſie wurde weggeriſſen, einen alten Schweinstrog rammelte er ein, es drohte ihm das gleiche Schickſal. Stunde um Stunde war verronnen langſam in grauſamer Angſt, der Himmel war ſo trübe, daß es Nacht werden zu wollen ſchien. Offenbar mußte der Abend nahen und wenn noch immer die Wogen ſtiegen, ſo war es ihr letzter Abend auf Erden und nach dem Abend kam die Nacht, nach welcher der Morgen nicht mehr anbricht auf Erden. Da ſchien es Johannes, als ſchwanke der Schweinstrog nicht mehr ſo heftig in der Brandung, die Wellen ſchienen nicht mehr ſo hoch über ihn herzuſchlagen, ſeine Oberfläche ragte ſchon mehr aus dem Waſſer empor. Mutter, ich glaube die Emme ſetzt ſich, rief er zum Fenſter in die Stube. Gott Lob und Dank, ſagte Käthi, alſo noch nicht ſterben! Habe geglaubt, es mache mir nicht ſo viel, und doch graute mir jetzt ſo davor. Ach, wenn die Sache weit von Einem iſt, ſo erſcheint ſie ganz anders, als wenn ſie Einem vor Augen ſteht! Aber, Johannes, gieb wohl Acht, die Emme iſt nie böſer, als wenn ſie abnimmt, erſt dann gräbt ſie ſo recht und frißt ſich ein. Ja, Mutter, an den Schwellen und Dämmen iſt's ſo, aber hier, wenn das Waſſer abnimmt, ſo ſind wir gerettet, denn dann zieht das Waſſer ſich zurück und läuft ab. Und richtig, das Waſſer ſetzte ſich, wie man ſagt, tiefer und tiefer, bald ſtand das Häuschen nicht mehr ganz im Waſſer, hier und dort ward eine Stelle frei und die Stelle ward immer größer, und der Stellen gab es immer mehrere. Dann ſchlug wohl eine Welle wieder über alles herein, und alles war wieder ein See. Aber wenn die Welle abgelaufen war, dann war des Trockenen deſto mehr, und bald konnte man um's ganze Häuschen gehen, ohne Waſſer in die Schuhe zu kriegen.

Aber kaum freuten ſie ſich ſo recht innig der Hoffnung,

das Leben zu retten, so begann es zu läuten oben, unten im Thale, wimmernde, schmerzliche Töne schwammen über dem Gewässer, wimmerten um Hülfe. Es war Sturmgeläute. Ausbrechen hier, dort, an Stellen, wo ganze Dörfer, große Ländereien gefährdet waren, wollte die zornige, tückische Emme. Die geängstigten Menschen verkündeten ihre Noth, riefen nach Erbarmen und Hülfe. Dazu ward es trüber auf Erden, es begann zu nachten. Lichter sah man funkeln. Es war, als wären alle sogenannten feurigen Männer in Bewegung und müßten den Menschen leuchten bei ihren gefährlichen, unheimlichen Werken. Denn nichts ist wohl unheimlicher und gefährlicher, als im Laternenschein zu arbeiten gegen zornige Gewässer. Da kommt es Einem unwillkürlich über's Herz, als hätte man es zu thun mit geheimen, finstern Mächten. Die Noth schien am jenseitigen Ufer zu sein, und die gute Käthi konnte sich ihres Glückes nicht mehr freuen, sie mußte sich ängstigen für die armen Leute, über die jetzt in schwarzer Nacht die wilde Fluth komme. Das hätte man denken können, dort würde die Emme einbrechen, jammerte sie. Dort sei ein Wegknecht, der habe keinen Glauben und achte sich auf keine Zeichen. So lange sie lebe, habe sie gehört, im Krebs solle man die Emme ruhig lassen. Was man im Krebs an ihr arbeite, schwelle, dämme, brücke oder sonst was, das sei verlorne Arbeit, das nehme sie alsbald weg, und gegen welches Ufer hin man Steine wegmache, grabe, gegen dieses Ufer richte sie beim nächsten Anlauf ihren größten Zorn, Schwellen und Dämme müßten dort fort. Nun habe man schon lange gemuckelt, Säbelberger, der Schneider, sei manchen Morgen auf dem Emmengrunde gesehen worden, Manche sagen auf einem schwarzen, magern Bock und habe mit einer Hacke gegen das andere Ufer hingescharrt, und im Krebs solle es gewesen sein. Ich habe es nicht glauben wollen, daß ein Mensch so schlecht sein könne, aber es wird sein, er wird machen müssen, was sein Meister will, so lange er ihn am

Leben läßt. Zum Dank dafür dreht er ihm dann ungsinnet den Hals um. Verdienet hat er's, es ist nichts dawider zu sagen, aber erbarmen thut er mich doch, ich muß es sagen, es ist doch allweg immer ein Mensch, wenn's schon ein Schneider ist und noch dazu so ein boshafter und teufelsüchtiger.

Selbe Nacht schliefen die Anwohner der Emme wenig. Wenn auch das Wasser abnahm, so ward die Emme dadurch nicht weniger gefährlich, versuchte allenthalben ihre Tücke, und als es Tag ward, dankten wohl Alle Gott, denn mit dem neuen Tage kam Trost und Hoffnung, allen weitern Schaden mit Erfolg abwenden zu können.

Fernerer Schade ward wohl abgewendet, indeß war der geschehene groß genug. Viel Land war verwüstet, viel Holz weggeschwemmt, viele Schwellen weggerissen, ja Häuser und Menschen. Das Land an der Emme ist meist sogenannter Schachen, besteht, so weit es urbar ist, zumeist aus kleinen Stücken, welche gewöhnlich von ärmern Leuten besessen oder gemiethet sind und als Pflanzland benutzt werden. Ganz besonders ist dieser Emmenboden, d. h. von der Emme angeschwemmtes, aber im Laufe der Jahrhunderte urbar gewordenes Land, geeignet zum Flachsbau, wird daher auch besonders dazu benutzt. Der Schade war daher besonders groß. Der ganze Jahrertrag war zumeist dahin und verdorben. Der Flachs, wenn auch gezogen, lag in der Nähe auf einem Grasstück, ward weggeschwemmt oder verdorben und wo die Emme die Erdäpfel nicht selbsten grub, im Boden ließ und bloß überschwemmte, da faulten sie doch nach wenig Tagen gründlich und sämmtlich. Es traf arme Leute, nahm ihnen Alles, ihre ganze Arbeit, ihre ganze Hoffnung, wenn es auch in Silber berechnet wenig war, einem reichen Menschen nichts geschienen hätte. Aber denke man sich eine arme Haushaltung, sechs Kinder um den Tisch und die Mutter, der Vater geht der Arbeit nach, sucht einen Kreuzer Geld zu verdienen.

Die Mutter und die Kinder, welche laufen können, haben das ganze Frühjahr durch geschafft und geschwitzt, um sattsam Essen zu pflanzen, dasselbe nicht kaufen zu müssen. Sie haben Kohl, Rüben, Rübli, Bohnen, Kartoffeln, Flachs und alles schön und hoffnungsreich. Und am Sonntag, wenn der Mann heimkam, hatte ihn die Frau hinaus geführt, hatte ihm ihre Hoffnungen gezeigt, ihm gesagt, wie sie geschafft, vorgerechnet, wie viel sie erwarte und was noch zu verkaufen sein werde, was sie möglicherweise noch einschießen könne in die gemeinsame Kasse, woraus, wie wir wissen, der Zins gegeben, die Kleider gekauft werden. Wenn dann der Mann sagte: He nun ja, es ist gut so, so ist's dabei zu sein und man mag auch gern heim kommen. Es wäre gut, es wäre an allen Orten so. Aber mein Nebenknecht ging vor vierzehn Tagen auch heim, kam ganz krank wieder und vorgestern hat man ihn begraben. Er hat zu einem Trupp Kinder eine schlechte, faule Frau, obgleich er sein Möglichstes that, kam er alle Tage tiefer in die Armuth. Er meinte, sie sollten auch pflanzen und wenn er nachsah, so war alles im Unkraut erstickt. Er meinte, sie sollten Flachs säen, kaufte Saamen und Dünger, die Frau sollte es besorgen, und als er vor vierzehn Tagen heimkam und nachsah, war kein Flachs gesäet. Flachs und Dünger hatte die faule Frau wieder verkauft, da ward er schrecklich zornig, die Galle lief ihm über und ehe vierzehn Tage um waren, lag er im Grabe. So aber kommt man gerne heim, hat gerne bös und spart, wenn man sieht, daß die Andern auch gern helfen, was ihnen möglich ist.

Wenn der Mann so spricht, so ist es großer Lohn für die Frau. Sie sagt ihm wohl: he nun, es wundert mich, daß du einmal zufrieden bist! Aber sie ist doch glücklich im Herzen, braucht noch etwas weniger Mehl in die Suppe, trinkt den Kaffee dünner, steht früher auf, geht später zu Bett und freut sich allemal beim Essen, wenn die Kinder so hungrig thun: Gottlob, für einen Winter hätten wir wieder, wenn's

Gottes Wille iſt. Aber Gottes Wille war es nicht, an der verwüſteten Pflanzung ſteht ſie am Montag Morgen, lieſt mit bebenden Händen die Trümmer zuſammen und Muth und Kraft in ihrem Herzen gleichen dem glimmenden Docht, der verliſchen will. Die Thränen laufen ihr über die blaſſen Wangen, und was anfangen und wie es gehen ſoll, das weiß ſie nicht. Wie ein ſchwarzer, unergründlicher Abgrund gähnt die Zukunft ſie an, wenn die Kinder nicht wären und dazu auch der Mann nicht, am liebſten thäte ſie beide Augen zu, und ſtürzte ſich zu Grabe.

So troſtlos ſtand an ſelbem Morgen manche Mutter an ihrem Stücklein Land, ſo troſtlos ſtand an ſelbem Morgen auch unſere Käthi vor ihrer Hütte. Geſtern den ganzen Tag hatte ſie um ihr Leben gebebt, als die Sturmglocken wimmerten, jammerte ſie für die andern armen Leute. Jetzt, als der Morgen kam, das Leben geſichert war, die Sturmglocken ſchwiegen, als ſie vor die Hütte trat, und grau wie der Himmel auch die Erde vor ihr lag, jetzt mußte ſie an dem Thürpfoſten ſich halten, jetzt erſt ſah ſie, wie übel es ihr ergangen. Ihr kleiner Grund war überſchwemmt, noch ganz anders als im vergangenen Jahre, er ſah aus wie das Bett der Emme ſelbſt, der Flachs, und auch der, welchen ſie vor dem Durchbruch herausgefiſcht, aber nicht geborgen hatten, war ſpurlos verſchwunden. Ueberſandet, fußhoch, war ihr ganzes Grundſtück, keine Spur von Anbau ſah man mehr. Das war hart! Johannesli wollte mit ſeinen Fiſchen tröſten, aber dieſer Troſt war wie mancher andere leer, denn wie er auch ſuchte, Fiſche waren nirgends, des Waſſers Zug war zu mächtig geweſen. Schwermüthig ſtand Johannes da, ſagte lange nichts, meinte endlich, wo er ſei, ſei Unglück, das ſei ausgemacht! Das beſte ſei, ſie ſchickten ſich drein, thäten es nehmen, wie es komme, arbeiteten, bis ſie nicht mehr könnten, das Weitere überließen ſie Gott. Hungers ſterben werde man ſie nicht laſſen, und thäte man es, he nun ſo dann, ſo ſeien

sie Leidens ab und gestorben müsse es doch einmal sein. Sie wollten abzuräumen suchen, wo der Sand am mindesten tief liege, und die Erdäpfel nehmen, welche noch gut seien. Es sei eine böse Arbeit, aber wenn sie das möglichste thäten, so könnte später ihnen niemand was vorhalten. Ein Nachbar, welcher vorbei kam, meinte, das beste wäre, Johannes lasse sich von den Vorgesetzten ein Zeugniß ausstellen, wie es ihm ergangen sei; mit diesem Zeugniß solle er im Lande herum gehen, Almosen fordern, aber pressiren und machen, daß er der Erste sei. Er könne ihm sagen, wenn man es recht anstelle und nöthig thun könne, so sei das eine Sache, die nicht dumm sei. Der aber hatte Zeit zu gehen, Johannes wollte vor der Hand noch nicht betteln.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Auf den Gräbern wachsen die schönsten Rosen, und wenn die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten.

Traurigere Arbeit gab es wohl keine, als sie jetzt verrichteten. Sie konnten Stundenlang schaufeln und Kies abtragen, und wenn sie endlich zu einer Erdäpfelstaude kamen und gruben sie aus, so waren einige schlechte Erdäpfel darunter, sie thaten sie in die Tenne zum Trocknen und wenn sie nach einigen Tagen nachsahen, so war die Hälfte davon schon gefault, und was mit der andern Hälfte werden werde, das wußten sie nicht. Sie sputeten sich, sie wollten das Möglichste retten. Es wurde geredet, die Emme werde wieder losbrechen und zwar bald. Man bebte davor, denn Schwellen und Dämme waren zertrümmert, das Wenigste wieder hergestellt, Sommer-Arbeiten aller Art nahmen alle Hände in Anspruch. Einige, die Zeit gehabt hätten, hatten nicht Holz und Andere plagte der Widerspruchsgeist. Es sei schon viel

geredet worden und nicht in Erfüllung gegangen, wenn man sich jedem Geschwätz achten wollte, man würde das ganze Jahr nicht fertig. Indessen mit offenen Dämmen und Schwellen läßt sich nicht spaßen. Wenn ein Schloß zerbrochen ist, so läßt man den Schlosser holen, wenn es einem schon unkommod ist, man läßt es nicht darauf ankommen, ob Diebe kommen und einbrechen. Nun ist die Emme viel mächtiger als ein Dieb, Diebe kann man noch verjagen, aber verjage Einer die Emme, wenn die einmal vor einer offenen Thür ist! Aber das Schwellen um diese Zeit war eine ungewohnte Sache, man war gewohnt, anderes zu machen um diese Zeit, und meinte, gemacht müsse es sein, und geschrieben stehe nirgends, die Emme komme wieder. Gelesen habe man es nirgends, daß sie so rasch hinter einander anlaufe, man hatte schon vergessen, daß es im Jahr 1837 zwei Abende hinter einander geschah.

Und geschrieben oder nicht geschrieben, sie kam wieder. Accurat am Sonntag darauf, als niemand dessen sich versah, kam sie wieder die Thäler herunter, aber nicht brüllend und brausend wie das erste Mal, sie schlich leise, unvermerkt daher, aber tückischer und böser. Als der wahre böse Thalgeist erschien sie und jagte die Menschen mit Schrecken auf die Beine, statt zu Schoppen und Karten mußten sie greifen nach Aexten und Ketten, mußten in's Wetter hinaus, an den drohenden Strom. Sonderbar, daß die Emme immer die Sonntage wählt zum Anlauf und Ausbrüchen. Oder wählt sie dieselben etwa nicht, schickt sie ein Anderer an diesen Tagen den Menschen zu, den Menschen, die am Sonntage an die Arbeit sich gewöhnen, und keine Zeit mehr haben für Gott? Den schrecklichen Prediger aus der Wüste sendet er ihnen zu, ihnen zu verkünden, daß wenn sie doch arbeiten müßten am Sonntage, so wolle der Herr selbst ihnen Arbeit schaffen und zwar Arbeit genug und für manchen Tag, bis sie wieder wüßten, was Sonntag sei und Verstand bekämen, ihn zu hei-

ligen, damit der Herr ihnen nicht wieder ſende ſeinen ſchrecklichen Prediger aus der Wüſte.

Zornig predigte dieſer wüſte Prediger. Ringsum bebten die Herzen der Menſchen, der Schlaf wich aus den Augen, die feurigen Männer liefen wieder an der Emme auf und nieder, Lichtſchein tanzte hier, tanzte dort auf den grauen Wellen. Käthi's Hütte ſtand diesmal nicht in Gefahr, der Emme Launen wechſeln. Aber nicht weit davon, doch auf dem anderen Ufer, geſchah ein ſchrecklicher Ausbruch mitten in der Nacht durch einen Boden, in welchem die Häuschen ſtehn faſt wie der Hanf auf dem Acker, und in jedem Häuschen Menſchen, abſonderlich Kinder ſind, faſt ſo viel als Schindeln auf den Dächern. Wer Jäger iſt, weiß, wie das flattert im Eichwalde, wenn Nachts ein Zug Wildtauben aufgeſtöbert wird. Man denke ſich, wie das ſchrie und zappelte, als die wilden Fluthen um die Häuschen brauſten, die Kinder aus den Betten mußten, nackt auf die obern Boden geſchoben wurden und wußten nicht warum, und niemand hatte Zeit, es ihnen zu ſagen, und wer etwas ſagte, ward nicht verſtanden. Alles ſchrie, jammerte und heulte; es war ein Gemiſch von Tönen, wie es am jüngſten Tage kaum verworrener aus den Gräbern brechen kann. Von Häuschen zu Häuschen ſtieg das Schreien auf, dazwiſchen brauſte die Fluth, aber wie es hier ging, wie es dort ging, warum man hier ſchrie und dort ſchrie, das wußte man nicht, niemand konnte zum Andern. Das Aergſte, ſtellte man ſich vor, ergehe über die Anderen, erwartete das Aergſte für ſich, und wenn irgendwo eine Laterne loſch, glaubte man das Häuschen im Wellengrabe.

Weiter unten ſtand der Emme ein Berg im Wege. Mit ſchrecklichem Gebrülle brach ſie ſich einen tiefen Schlund auf, mitten durch Häuſer, brach Brücken und Maſten, und ſtürzte ſich wieder in's alte Bett, beladen mit Beute aller Art, denn rein fegte ſie um die Häuſer weg, was Sorgloſig-

keit nicht hinter eine Thüre gethan, oder was nicht dahinter gethan werden konnte. Droben ließ sie die Armen in Todesangst, fuhr mit Schnauben das Land hinab, rüttelte an allen Schwellen, brach deren für viele tausend Thaler, trug die Kunde von ihrem wilden Thun auf ihrem Rücken durch's Land, und wo sie durchfuhr, erhob sich der Jammer, die Weiber weinten um die Gräuel, welche geschehen sein mußten im oberen Land, und so wie die Weiber zu weinen begannen und die Herzen dem Erbarmen sich geöffnet hatten, erhob sich die Sage, oder, wenn man lieber will, die Fama aus ihrem Grabe, blies ihre Backen auf, lief die Emme auf und nieder und streute ihre Merkwürdigkeiten aus. Kinder in den Wiegen hatte sie gesehen, Mütter mit den Säuglingen an der Brust, Kühe heerdenweise, eine ganze Haushaltung von neun Personen, alle mausetodt, ganze Häuschen, auf einem ein Hahn, der unbefangen krähte, so schön er konnte, ja sie hatte eine Scheune auf der Emme treiben gesehen, in welcher sechs Dreſcher emsig fort draſchen, ohne zu merken, daß sie auf dem Waſſer waren. Dieſes und viel Anderes und Merkwürdiges breitete sie aus, und es war fast, als wolle sie nicht wieder zur Ruhe; denn durch eine lange Reihe von Tagen brachte jeder neue Tag neue Merkwürdigkeiten auf die Trommel, Land auf, Land ab. Beſonders von dieſem Einbruche ward Grauſiges erzählt, und eine unzählbare Menge zog hin, den Einbruch und das neu gegrabene Bett der Emme zu sehen. Dieſes eine Unglück zog die Aufmerkſamkeit von den übrigen Beſchädigten ab, sie konnten ungeſtört weinen bei ihren verödeten Pflanzungen, man ließ sie in Frieden.

Da Alles hinlief, so wurde auch Johannesli lüſtern, den Einbruch zu sehen und war stark am Vater. er ſolle mit ihm kommen und die Großmutter redete zu. So was ſehe man in hundert Jahren vielleicht nur einmal, und wenn einſt in fünfzig oder mehr Jahren davon die Rede ſei, so könne das Bubi dann doch ſagen, es habe die Sache auch geſehen, der

Vater ſei mit ihm gegangen und habe ihm alles gezeigt, damals habe die Großmutter noch gelebt, und er habe die erſten Hoſen getragen. Dies war ein ſehr vernünftiger Grund, welchem Johannes nicht widerſtehen konnte. Dies iſt der natürliche allererſte Geſchichtsunterricht, der über den allerkünſtlichſten geſchichtlichen Schulunterricht geht.

Käthi blieb alleine daheim mit den beiden Hühnern. Es iſt bekannt, wie es die Leute dahin zieht, wo ihr Schatz iſt, oder nach den Stätten, wo Liebes begraben liegt, nach den Orten, wo man jung geweſen und die harmloſen Freuden der Jugend an Einem vorübergegangen ſind. So ſieht man Menſchen auf Gräbern weinen, und wenn auch allemal die Wunden friſch aufbrechen, das Weh neu wird, ſo zieht es ſie doch dorthin an allen Haaren. So ſieht man Menſchen auf Brandſtätten herumirren, hundertmal haben ſie alles durchſtöbert, und doch müſſen ſie wieder hin zum Grabe ihrer Habe. Aehnlich hatte es Käthi mit ihrem Pflanzſtück. Wenn ihr ſchon jedesmal das Herz faſt brach, wenn ſie ſo grau und leer vor Augen hatte, was ſo ſchön geblüht, woran ſie ſo manche Hoffnung geknüpft hatte, ſo mußte ſie doch hin auf die verödete Stätte. Viel ließ ſich jetzt nicht machen, zu irgend einer Ausſaat war es zu ſpät und der Boden nicht tauglich dazu, gute Erde mußte wieder herbei, noch mehr Sand und Steine weg geſchafft werden. Aber Käthi war doch dort, ſchaffte etwas, wußte kaum was, ſuchte und wußte auch nicht was, und wußte vorher, daß ſie nichts finden würde. Wenn ſie dann ſo umſonſt gearbeitet hatte, ſie wußte nicht was und nicht warum, dann ſetzte ſie ſich, wenn ſie alleine war und niemand ſie ſehen konnte, an des Grundes Rand und weinte und trauerte, ſuchte Hoffnungen und fand ſie nirgends.

Vor etwas mehr als einem Jahre, dachte Käthi, ſei ſie auch da geweſen, hätte Sand weggeräumt, über Flachs geweint und gemeint, ſie habe alles erlebt, was zu erleben ſei,

größeres Unglück könne nicht über sie kommen. Ach und jetzt, was alles hatte sich abgelagert seit einem Jahre über sie! Zweimal die Erdäpfelkrankheit, eine Lähmung des Sohnes, und jetzt nochmal eine Ueberschwemmung, welche Alles, Alles vernichtete. Damals noch etwas Geld im Genterli, jetzt dasselbe mehr als leer; damals noch gute Leute, und jetzt hätten die Leute mit anderm zu thun; damals seien Wenige beschädigt worden, und die Leute hätten mit denen großes Mitleid gehabt und es auch erzeigt, jetzt sei das Unglück über gar Viele gekommen, und vom Erbarmen und Mitleid ziehe es dem Einzelnen wenig oder nichts. Die Leute hätten mit sich zu thun oder sonst die Köpfe voll, und wen das Unglück nicht betroffen, der laufe zu dem großen Einbruch, und daß es Andern ebenso übel ergangen, daran denke niemand. Da könne sie allein verlassen sitzen, weinen, denken, was zu machen sei. Um sie kümmere sich kein Mensch! Damals sei sie auch so da gesessen, habe gekummert, woher Erdäpfel nehmen, um in den Flachsplatz zu setzen, da habe der Busch sich von einander gethan, und eine gute Frau sei herausgekommen und habe daraus geholfen. Aber jetzt könne sie lange hier stehn, Busch bliebe Busch und keine gute Fee trete daraus.

Aber wie Käthi hinsah, wo die Bäurin heraus getreten war, stand wieder jemand dort, aber nicht eine dicke, schwere Frau, sondern ein lieblich Gesicht, wie Milch und Blut, sah durch die Tannenzweige. Bald hätte Käthi laut aufgeschrien, sie glaubte im ersten Augenblick, es sei eine wirkliche Fee, ein Waldfräulein oder gar ein Engel, den Gott ihr sende, ihren Jammer zu stillen. Ganz nahe mußte das Mädchen kommen und freundlich sie begrüßen, ehe sie sich zurecht fand und in demselben der Bäurin Jungfrau erkannte, die reiche mit den fünfzig Thalern im Vermögen. Sie hatte alle Hoffnung aufgegeben gehabt, da kein Bescheid gekommen, und vor lauter Elend gar nicht mehr daran gedacht. Die Emme hatte mit dem Flachse Hoffnungen und

Pläne fortgeschwemmt. Als sie das Mädchen endlich erkannte, tauchten alle Hoffnungen plötzlich auf, standen wie ein Zaubergarten vor Käthi's Augen, über welchem bloß eine kleine düstere Wolke hing, der Zweifel nämlich, ob sie komme um ab- oder zuzusagen. Doch hoffte Käthi das Letztere, denn den Abschlag, dachte sie, würde das Mädchen doch kaum selbsten bringen; vielleicht, daß es sich die Sache noch besser ansehen wolle.

Mit glücklichen Augen bewillkommte die alte Frau das liebe Mädchen, führte es dem Häuschen zu und nöthigte es in die Stube. Das Mädchen machte Komplimente, sagte, es könne sich nicht aufhalten, habe nur im Vorbeigehen sehen wollen, wie es ihnen gegangen, habe gedacht, sie hätten auch gelitten, es müsse noch weiter. Doch ein wenig, sagte Käthi etwas entmuthigt, da draußen kann man kein vertraulich Wort reden, du wirst mir doch den Bescheid bringen. Was für Bescheid? frug Bäbeli. Die Bäurin wird dir's doch verrichtet haben? frug Käthi. Die Frau hat mir nichts gesagt, antwortete das Mädchen. Nein aber seht mir doch, was das für eine Frau ist, und traue Einer mehr einem Menschen! rief Käthi. Dachte einen Augenblick, sie könnte so was im Sinne haben, als sie mich so geschwind fortließ und mir das Mittagessen nicht anbot und war doch so heiß, und hatte Lust zu lauern hinterm Zaun.. Sie wird dich nicht fortlassen wollen, du wirst sie reuen, und deretwegen fertigte sie mich so kurz ab und sagte dir nichts, die wüste Frau, was sie ist! Ihr waret also dort? frug Bäbeli. Ja wohl war ich dort, aber komm hinein und sitz ab, ich will dir einen Kaffee machen und berichten, wie die Sache ist. Die wüste Frau das, was sie ist!

Indessen war die Bäurin nicht ganz so wüst, wie Käthi sie sich dachte, Bäbeli war unterdessen nicht zu ihr gekommen, und Bescheid machen, die Unterhändlerin sein, wollte sie ja nicht. Bäbeli hatte es gar schmerzlich empfunden, als die

Base ihr nicht mehr Theilnahme zeigte, nicht merken wollte, was ihr auf dem Herzen lag. Das sei eine grobe, wüste Frau, dachte sie, frage niemand viel nach, wenn sie nur regieren und befehlen könne, so sei sie lange zufrieden. Aber sie hätte keinen Menschen auf der Welt, der ihrer sich annehme. Vater und Mutter seien im Himmel, ach, wenn sie auch nur bei ihnen wäre, dann wäre sie niemand mehr im Wege und ihr wäre wohl. So dachte Bäbeli, und nicht bloß so flüchtig wie ein Schein, der vorüber fährt, sondern das war ihre Stimmung, die sich ausprägte auf ihrem Gesicht, in allen ihren Geberden, ihr ward es so schwer im Gemüthe, und diese Schwere legte sich in alle ihre Glieder, von weitem hätte ein kundig Auge es sehen können, daß etwas mit dem Mädchen sei. Auch gab es Augen, welche es bemerkten, diese machten Bäbeli einen bösen Lärm; die Schwägerin stichelte giftig, der Bruder polterte und stellte Bäbeli zur Rede. Dies machte sie noch trauriger und elender, und auf der ganzen Welt keinen Menschen, welchem sie sich hätte anvertrauen mögen! Es kam ihr wohl zuweilen an, sie möchte zur Base gehen, und dann ließ sie es doch sein, die lacht dich aus oder putzt dich gar ab, dachte sie.

Mit dem eigenen Weh beschäftigt, hatte Bäbeli keine Theilnahme für die Händel der Welt: daß die Emme wüst gethan, hörte sie wohl, achtete es aber nicht. Als der zweite Ausbruch kam und die Leute dahin liefen, wie an eine große Feuersbrunst, wie von einem Wirbel, der immer weiter und weiter seine Kreise zieht, ergriffen, da fuhr Bäbeli ein Gedanke durch den Kopf: wie es wohl der armen Frau ergangen, ob sie noch lebe, ob sie alles verloren, ob man ihr vielleicht helfen könne? Der Johannes blieb im Hintergrunde, fast wie in einem Puppenspiel die Hauptperson, die sieht man nicht, und doch regiert sie die Drähte und alles Leben geht von ihr aus. Bloß bangte Bäbeli, wenn sie ginge und nachsehen würde, sie könnte ihn antreffen, wollte lieber nicht, und

doch dachte ſie immer: Du mein Gott, wenn ich ihn antreffe, was will ich für ein Geſicht machen und ihm ſagen und was macht er für ein Geſicht, und kennt er mich wohl, und was ſagt er mir und wie kommen wir wohl wieder auseinander? Und je mehr Bäbeli Angſt vor einem ſolchen Zuſammentreffen kriegte, um ſo mehr nahm es ſie wunder, ob ſie ihn wohl antreffen und mit was für Augen er ſie anſehen würde. Und dieſer Gwunder ließ ihr keine Ruhe, nahm ihr vollends Eſſen und Schlaf, ſie mußte gehn und ſehn.

Zur Baſe wollte Bäbeli aber nicht, wollte die Reiſe auf eigene Fauſt machen, im Gewühl der Menſchen konnte ſie hierhin, dorthin unbemerkt und daß ſie ging, fiel ja nicht auf, da Alles ging. Was ſie plagte, war, daß ſie faſt kein Geld hatte um mitzunehmen, und hätte ſie doch gern beide Taſchen damit gefüllt, und von dem Vormund fordern mochte ſie nicht. Bäbeli hatte es wie Viele unter einem unverſtändigen Vormund; derſelbe wollte ſchöne Rechnungen machen, d. h. viel ſparen; ob Bäbeli ihre Sache habe, das kümmerte ihn nicht, und wenn ſie Geld wollte, ſo mußte ſie betteln darum, wie ein Bettler bettelt um einen Kreuzer. Gewöhnlich liegt ſolcher ſcheinbaren Unverſtändigkeit wohl ermeſſener Eigennutz zu Grunde, man ſpart nicht dem Mädchen, man ſpart ſich, man betrachtet das Mädchen als ein gut Stück zum Einmetzgen, und mäſtet es daher beſtmöglichſt.

Es giebt Behörden, welche ſolcher Unverſtändigkeit kein Ziel ſetzen, dieweil ſie eben auch nicht verſtändig ſind, ſowie es wiederum Behörden giebt, welche die Vormünder angerügt und unbelegt hunderterlei aufſchreiben laſſen, von denen der Mündel nie was geſehen noch gehört. Gewöhnlich ſind die Vormünder der letztern Art dem Mündel nicht verwandt, wenigſtens nicht ſo nahe, daß ſie an's Erben denken können, begreiflich müſſen die für ſich ſorgen, während der Mündel lebt, iſt er einmal todt, ſo iſt nichts mehr zu machen.

Bäbeli's Vormund war der erſteren Art. Sie ging bloß

mit zwei Gulden im Sack, aber um so schwerer im Gemüthe, daß sie nicht einmal mit ihrem Gelde machen könne, was sie wolle, obwohl sie es hätte, ein wenig zu helfen, und dazu nicht einige Thaler fordern dürfe. Die Lage des Häuschens war ihr also bekannt; sie wollte auskundschaften, ob wohl Johannes daheim sei oder bloß die Mutter, und da sah Käthi in den Tannenzweigen ein Gesichtchen, das ihr wie das Gesicht eines Engels erschien, und Bäbeli trat hervor, erleichtert um's Herz, weil Johannes nicht sichtbar war, und doch sah sie in alle Ecken, ob nicht Johannes aus einer kommen wolle, und da er nicht kam, fehlte ihr was, und fragen, wo er sei, schickte sich ihr einstweilen noch nicht. Käthi feuerte und redete, und machte Kaffeebohnen und war in einer Aufregung, daß es wirklich ein großs Wunder war, daß endlich die Kaffeekanne wohlbehalten auf den Tisch kam, und daß wirklich Kaffee darin war. Und als endlich eingeschenkt war, und Käthi zum Absitzen kam, legte sich nach und nach die Aufregung und sie kriegte den Faden ihrer Gedanken zur Hand. Also nichts gesagt hat sie dir, ist doch schlecht von ihr! He nun so dann, so kann ich es dir selbsten sagen, es verdreht es mir doch dann niemand, und du vernimmst die Sache punktum.

Nun erzählte Käthi, was sie gedacht, wegen Korben und wegen Bäbeli und Johannes, und wie sich beide dazu vortrefflich schicken, und Johannes es recht sei, und Bäbeli es auch wohl gefallen müsse, denn wegen Brauchen werde man nicht wüst sein, wenn es ihr geküßte um einen halben Batzen Suppe, so werde ihr niemand was dawider haben, und wenn es wüst Wetter sei, so wolle sie gehen, und wenn es sein müsse, so könne man bei einem solchen Vermögen daheim bleiben, wenn es gar zu häßlich Wetter sei. Wegen der Bäurin brauchte sie sich nicht zu fürchten, wenn Eins heirathe, könne es aus dem Dienst, so wie der Tod einen Akkord breche, wenn er nicht darnach gemacht sei, und gewiß werde sie es nicht bereuen, sie wollten sie auf den Händen tragen.

So redete Käthi lange und Bäbeli hörte mit Wonne zu, denn so viel gegolten hatte sie lange nicht, und solche Liebe hatte man ihr seit Jahren nicht erzeigt. Und jetzt, Bäbeli, was meinst, was sagst dazu? frug Käthi. Ja, jetzt war Bäbeli in großer Verlegenheit; anfangs hatte sie mit Wonne zugehört, und nachher hatte es Bäbeli sehr gelächert wegen dem Korben und dem Körbevertragen, und sie hatte gedacht, was die für Augen machen werden, wenn die hören, wer ich bin und was ich habe, und wie wir es ohne Korben können. Aber jetzt, als die plötzliche Frage kam, fiel sie Bäbeli doch centnerschwer auf's Herz, hatte sie doch den Johannes nicht gesehen, alle ihre Verwandte standen ihr vor Augen sammt der Base, die sie für falsch hielt, und wie sollte so eine arme, verlassene Waise Widerstand thun und durchbrechen? Gegen so eine geschaarte Verwandtenschaar durchzubrechen! Hat man doch Beispiele, daß Männer im besten Alter und mit Köpfen, wie der Knopf an der Münsterkirche zu Solothurn und mit einem Geldsäckel wie eine Zehntscheuer, vor einem solchen Gedanken erblassen, soll es dann einem zarten Mädchen in solchen Umständen nicht fast übel werden? Ach, Bäbeli mußte weinen, so süß und so bitter kam es ihr über's Herz, und wenn Nord und Süd hinter einander kommen, so giebt's bekanntlich Platzregen.

Als nun das Mädchen so bitter zu weinen begann, so verstand sich Käthi nicht darauf. Es fiel ihr nicht ein, was da für ein Jungfrulein zu weinen wäre, wenn es den Johannes kriegen könnte und alles in der Ordnung wäre, wie es sein sollte. Sie begann zu fürchten, sie komme jetzt zu spät mit dem Antrage, Bäbeli wollte und könnte nicht, und wenn die Bäurin das Maul aufgethan zu rechter Zeit, wäre auch Käthi über's Herz, der erschienene Zaubergarten ward von der schwarzen Wolke ganz niedergedrückt, war am Versinken, und Käthi begann auch zu weinen, so recht bitterlich,

aber doch nicht so schön und nöthlich wie Bäbeli. Zwischen dem Weinen von jungen Mädchen und alten Weibern ist nämlich ein Unterschied.

Und als sie so weinten, ungleich schön, aber gleich herzlich, kam plötzlich eine Stimme über sie: Was Tüfels! Und als sie beide erschrocken sich umsahen, stand die Base hinter ihnen und der Johannes unter der Thüre. Nun gab's auch eine Stille in Käthi's Stübchen, doch keine bei einer Stunde, aber wunderlich sahen die vier Gesichter einander sich an. He nun so dann, sagte die Bäurin, jetzt sage ich nichts mehr. Meinetwegen, was ist, das ist, und was sein muß, wird geschehen. Seh Mutter, hast du auch ein Kacheli für mich und ein Tröpflein noch in der Kanne? Durst hätte ich. Wird von den Bratwürsten kommen, welche ich droben aß, sie werden was Wunderliches drein gehackt haben. Nicht wahr, Mutter, das dünket dich curios, daß ich daher komme, wie vom Himmel herab. Es ist mir gegangen wie Andern auch. Da alle Leute den Ausbruch der Emme sehen wollten, so glaubte ich, ich müsse ihn auch sehen. He nun, wenig bin ich nicht, aber verstellen hätte ich es mir auch können. Wie ich da hinauf komme, dünkt mich, der Gstabi mit dem Kind sollte mir bekannt sein, und richtig, es war auch so. Aber wer lange nicht zeigen wollte, daß er mich kenne, und auf die andere Seite sah, wie es die Herrenleute machen, wenn sie einander sich verschämen, das war auch der da. Nun, ich habe ihm den Kopf gedreht, er mußte, ob er gleich nicht wollte. Von ihm vernahm ich, daß ihr auch großes Unglück gehabt habt, und da das Kind absolut fahren wollte, dachte ich, es gehe in einem zu, auch zu sehen, wie die Emme hier es getrieben, und wüst genug ist's gegangen; treffe da ungsinnet Gesellschaft zum Heimfahren. So redete die Bäurin und sah mit spöttischen Augen auf Bäbeli hin.

Käthi konnte von dem Allem nichts begreifen, begriff gar nicht, was das bedeuten solle, daß die Bäurin ihre Magd

nicht vaterländisch aushukte, da, wie Käthi vermuthete, dieselbe sich hinter dem Rücken der Bäurin fortgemacht hatte, nach dem Sprichwort: wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse. Käthi hatte Bosheit im Leibe, gedachte der Bäurin ihr verrätherisch Stillschweigen einzutreiben, und sie hier vor Allen zu Schanden zu machen. Johannes, sagte sie, das ist das Jungfräuli, welches einmal hier war und von dem ich dir geredet habe. Wo Stiefmüetti werden will, gäll du? ergänzte das Bubi. Bäbeli nahm den Kopf in beide Hände. Johannes aber sagte: Mutter, das ist gspirt, das ist keine Magd. Was sagst, meinte Käthi, wer sollte es dann sein? He, antwortete Johannes, das ist das Meitschi, wegen welchem ich den Streit gehabt habe, es soll eine Bauerntochter sein, hat man mir gesagt. Wird nicht sein, rief Käthi, eine alte Frau wird man doch nicht so zum Besten halten! Wohl, es ist, sagte Johannes. Nein aber, und kann so manierlich thun, und ist so nichtsnutz, und am Vermögen wird auch nichts sein, und für jemand, der witziger sein sollte, zu helfen, eine arme, alte Frau zum Narren halten, das dünkt mich auch nicht viel gemacht, sagte Käthi zornig, wie sie vielleicht ihr Lebtag nie gewesen, ausgenommen zur Zeit, als die Bohnsfrau bei ihr war.

Etwas Recht aufzubegehren hast du, sagte die Bäurin halb im Lachen, aber so wie du meinst, ist die Sache doch nicht. Zum Besten haben hat dich niemand wollen, sondern das Gegentheil, aber wenn ich geglaubt, die Sache ginge so weit, so hätte ich mich wohl besonnen, ehe ich mit einem Finger dazu geholfen, aber es wird so haben sein sollen. Sieh, ich und das Meitschi haben Erbarmen mit euch gehabt, als wir vernahmen, wie ihr übel daran seiet, und sie hat dazu noch das Gewissen gebissen, weil sie die Ursache des Streites war. Ihr schickte es sich nicht, zu dir zu kommen unter ihrem Namen, und ich wußte auch nicht, wie machen, um den Leuten nicht in die Mäuler zu kommen und euch doch

etwas zu helfen. Base, vorwegen wir sind noch mit einander verwandt, Base, sagte sie, wißt ihr was, dort oben kennt mich niemand, ich will mich für eure Magd ausgeben und die Sachen bringen, dann kömmt's nicht unter die Leute. Ich, Narr genug, lasse es mir gefallen, und sinne nicht daran, was einer alten Frau und einem jungen Meitschi Narrs in Sinn kommen könne. Was ihr mit einander alles berichtet habt, weiß ich nicht, aber viel Weises wird es nicht gewesen sein, als das Meitschi zurückkam, machte es Augen wie ein verstaunet Huhn.

Jetzt fiel mir ein, daß hier vielleicht wohl viel geredet worden sei, aber ich dachte, wenn niemand bläst, so erlischt es wieder. Da kamst du, Mutter, mit deinen Heirathsflausen und wolltest zu meiner Jungfrau. Es wollte mich fast versprengen, ich meinte, es müsse gestorben sein, als du da mit deinen Vorschlägen wegem Korben kamest und wegen dem halben Batzen für Suppe. Ich hätte es dir sagen können damals, aber einerseits lächerte es mich viel zu sehr, anderseits sagte ich es ungern, wie es sich verhalte und dachte, entweder erkalte die Sache von selbst, wenn niemand mehr was sage, und wenn es doch erzwungen sein müsse, so sei es immer noch früh genug. Wäre das Meitschi zu mir gekommen seither, hätte ich ihm vielleicht was gesagt und zugesehen, was es für ein Gesicht mache. Aber das Meitschi trauete mir nicht, oder war sonst böse, daß ich nicht mit Händen und Füßen schieben half, zeigte sich nicht bei mir, und so ließ ich die Sache gehen, dachte, es sei dem Johannes und euch vielleicht auf eine andere Weise zu helfen, ohne Meitschi, denn vergessen hatte ich euch wirklich nicht. Aber siehe, das Meitschi weiß sich selbst zu helfen, ungsinnet treffe ich da mein sauber Bäschen hinter dem Tische, habt wahrscheinlich tapfer über mich geschimpft, über die bösen Leute und die böse Welt, und werdet jetzt mit dem Korben richtig sein und wegem halben Batzen für Suppe? Und gar mächtig schütteite es wieder die gewaltige Bäurin, daß die Fenster klirrten.

Unterdessen war die gute Käthi wieder weich geworden und wischte sich die Thränen ab. Sie sehe, daß es nicht böse gemeint gewesen, aber übel nehmen solle man es ihr auch nicht, daß sie an so was gesinnet; wenn man nicht mehr wisse, wo aus und an, so habe man allerlei Gedanken und wer ertrinken wolle, halte sich an jeden Strohhalm. Das Meitschi habe ihr sehr gefallen, sie müsse es sagen und das Vermögen auch, mit dem hätte der Johannes etwas anfangen können. Jetzt sei die Sache aus, sie sehe es wohl, eine Bauerntochter sei immer eine Bauerntochter, wenn schon manchmal gar kein Vermögen da sei. Das daure sie sehr, sagte sie, sie seien jetzt wieder auf dem alten Flecke.

Höre Mutter, sagte die Bäurin, man muß nicht gleich verzappeln und alle Hoffnung fahren lassen. Ich habe den Glauben, seit ich das Meitschi hier angetroffen, es gebe was aus der Sache. Ich und du brauchen die Jungen nur machen zu lassen, Spectakel wird's geben, aber das geht vorüber. Es ist doch nichts, sagte Käthi, was soll Johannes mit einer Bauerntochter anfangen, Hof hat er keinen, Körbe vertragen thut sie auch nicht, wovon dann leben? Fünfzig Thaler, wenn sie da sind, sind freilich ein Geld, aber wenn man davon leben soll, so werden sie doch bald ausgegeben sein.

Da kriegte die Bäurin wieder Krämpfe, sagte endlich, für diese Lüge kann ich nichts, die ist vom Meitschi alleine. Hat es dann nichts? frug Käthi traurig, das hätte ich ihm doch wirklich nicht zugetraut. Sieh, antwortete die Bäurin, das ist eine Lügnerin, wie es nicht bald eine giebt. Sonst lügen sich die Mädchen Vermögen zu, daß die Schwarten krachen, einen Hof, so groß wie Amerika und ein Zinsbuch, so dick wie eine Bibel lügt sich Manche an, welche keinen ganzen Strumpf hat. Nun, Hof hat das Meitschi keinen und kein Zinsbuch, so dick wie eine Bibel, aber doch ein Büchlein und darin werden wohl, was meinst Alte? He, wohl

zwei Tausend Thaler stehn! Da sah Käthi die Bäurin auch an mit Augen wie ein verstaunet Huhn, aber sagen konnte sie kein Wort. Komm Alte und zeige mir dein Pflanzland und wo die Emme eingebrochen, sagte die Frau und nahm Großmutter und Großkind hinaus. Sie war der Meinung, die Jungen drinnen könnten zusammen reden, während sie draußen ihre Ansichten der guten Käthi des Nähern erläuterte.

Als sie meinte, genug Zeit sei verflossen zu allen möglichen Erklärungen, wandte sie ihre Schritte dem Häuschen zu. Nach statt gefundenen Präliminarien schien ihr der Abschluß bald gemacht und ohne großen Zeitverbrauch. Aber auch eine Bäurin kann sich täuschen. Als sie eintrat mit der Frage: Nun, seid ihr richtig? antwortete ihr weder Johannes noch Bäbeli. Sie hatten während der Zeit vielleicht kaum zehn Worte mit einander gesprochen. Jedes meinte, das Andere sollte anfangen und keines hatte das Herz dazu, Johannes nicht, weil er ein armer, lahmer Bursche war und Bäbeli nicht, weil sie trotz dem Herzen voll Liebe ein Meitschi blieb. Da sagte die Bäurin: jung's dumm's Zeug seid ihr, wißt nicht, daß man die Zeit brauchen muß, wenn man sie hat. Aber jetzt wollen wir fort und du, Meitschi, fährst mit mir, es scheint mir nöthig, dich im Auge zu haben. Als Johannes ein Wort reden wollte, sagte sie: Hättest geredet, du hast Zeit gehabt, jetzt mach, daß mir angespannt wird. Hast noch was mit dem Mädchen zu reden, so geh' nicht zu ihm, dort könntest du übel wegkommen: komm nicht zu mir, ich will nichts damit zu thun haben, bis die Sache richtig ist. Man soll mir nicht nachreden, ich habe gekuppelt, später kann ich dann schon reden, und je weniger ich vorher mit der Sache zu thun gehabt, um so unverdächtiger kann ich helfen, wenn's noth thut und im Fall ihr richtig werdet, was ich nicht weiß. Probirt's meinethalben, ich dächte, bei der Base zu Michelhofen wäre kein unschicklicher Platz und bis nächsten Sonntag könnt ihr allfällig noch Schuhe machen lassen, wenn es einem oder

dem andern daran fehlen ſollte, und euch beſinnen, was ihr einander ſagen wollt, und jetzt Adie und lebet wohl.

Wie das Lied ſagt: Scheiden und Meiden thut weh, abſonderlich wenn das Herz ſo voll iſt, und was im Herzen iſt, den Gang durch den Mund noch nicht gefunden hat. Gerne hätten ſie jetzt noch geredet, aber was die Baſe mal geſagt hatte, das war geſagt.

Käthi war wie ſturm über alles, was ſie gehört und was ihr die Bäurin noch extra vertraut hatte. Sie wußte nicht, träumte ſie oder war ſie ſonſt verwirrt, ſie hatte Fieber, mußte am folgenden Tage, ſeit ihrer letzten Kindbetti zum erſten Male wieder, einen Tag zu Bette bleiben und wenn ſie ſchlummerte, träumte ſie, ſie hätte Flügel und fliege und plötzlich ließen die Flügel und plötſch, ſtürzte ſie zur Erde, fuhr hoch auf im Bette und ließ einen gewaltigen Nothſchrei aus, und wie ſie die Augen wieder ſchloß, ſo kam der Traum wieder, er war wie ein Hund, der, wo er einmal anſetzt, nicht wieder abſetzen will. Wahrſcheinlich redete auf der Heimfahrt die Bäurin ebenfalls deutſch mit Bäbeli und löſte ihr die Zunge, denn als am folgenden Sonntag Johannes von der angeſtellten Zuſammenkunft heim kam, freilich ſehr ſpät, kam er noch zu der Mutter Bette und ſagte ihr, die Sache ſei richtig, er wolle ihr morgen das Nähere ſagen. Da träumte Käthi wieder und ihr wuchſen Flügel und ſie flog in die Luft, aber die Flügel ließen nicht, ſie plötſchte nicht nieder, ſie flog in einen ſchönen Paradiesgarten, dort blühte Flachs, dort ſtanden Erdäpfel, wie ſie in ſolcher Pracht nie geſehen, dort waren die ſchönſten Bäume, war Korn in üppiger Fülle, Bohnen, Salat und Kohl, war ein ſchön Haus, zierliche Tauben flogen darin herum, kleine Engelein mit goldenem Haar und goldenen Flügeln liefen zu den Thüren aus und ein, und die Tauben und die Engelein flogen und liefen durch einander, flogen und liefen endlich alle ihrem Schooße zu, hold und ſchön und wunderbar. Eine unendliche

Wonne erfüllte ihr Herz und groß ward ihr Schooß. Tauben und Engelein hatten Platz darin, wie viele kamen, und sanft, leise hob sie sich mit allen gen Himmel, glitt leise durch die Luft, und süß und lieblich, wie sie nie erlebt, schwebte sie höher und höher und herrlicher sangen die Engelein und über ihnen strömte immer goldener und flammender das Licht, es ward ihr, als athme sie ewiges Leben ein, als öffne weiter sich ihr Auge, als trete leise vor ihr Angesicht, was sie hier nur in Räthseln gesehen, als ginge ein heilig, unaussprechlich Beben durch ihre Seele, als — da erfaßte sie plötzlich ein wild Thier, schrecklich schrie sie auf, ihre Augen gingen auf, aber wirre irrten sie herum, Sehkraft war nicht da, lange ging's, bis sie zu sich selbst kam, die entschwundene Kraft sich wieder einstellte, sie wußte, wo sie war und Johannes an ihrem Bette stehen sah. Mutter, sagte Johannes, ich mußte euch wecken, zürnet nicht, aber ihr machtet ein gar wunderlich Gesicht, ich kriegte Angst. Ach Johannes, sagte sie, du hast mich grausam erschrecket, ich hatte einen so schönen Traum. Aber und jetzt? Da erzählte Johannes, sie seien einig geworden und am nächsten Sonntag wollen wir verkünden lassen. O Mutter, ihr seid mein guter Engel. Danken kann ich euch nicht, aber unser Herrgott wolle es euch vergelten in der Ewigkeit. In der Zeit wollen wir thun, was wir können, auf den Händen tragen wollen wir euch, keine Arbeit sollt ihr mehr thun, so haben wir es abgeredet. Gott Lob und Dank, sagte Käthi, und die Thränen liefen ihr die Backen ab, so bist du versorget und das Bubi auch. Aber mit mir habt nicht Mühe, ich bringe mich gut durch, und unser Herrgott und gute Leute helfen mir schon nach. Aber Gott Lob und Dank, daß einmal ihr versorget seid, und plagen will ich euch nicht, habe nicht Kummer, die Leute sollen nicht sagen, die alte Käthi lasse die Arbeit jetzt der Sebusfrau. Aber was sagt die Meisterfrau dazu und die andern Verwandten? Die Verwandten werden wüst thun, aber können nichts machen,

und die Frau hat gesagt, wir sollten machen, was wir gut finden, und wenn wir es zur Hochzeit gebracht, dann sollten wir kommen, vielleicht habe sie uns was zu sagen. Was, sagte sie nicht, aber wir haben vermuthet, sie wolle uns ein Häuschen vermiethen und ich solle dann Hausknecht oder so was sein, wo ich machen kann, was ich mag, daneben ein wenig zu ihren Sachen sehn. E aber du mein Gott! Ja, der alte Gott lebt noch, und wenn die Noth am größten ist, so ist die Hülfe am nächsten! Aber jetzt, in der theuren Zeit, wo die Erdäpfel fehlen und das Pfund Brod sechs Kreuzer gilt, da graut es mir doch eine Haushaltung anzustellen, haushalten hat ein weit Maul. Hast das gesinnet, Johannes, und meinst, du mögest es wagen? Mutter, sagte Johannes, man muß die Schnepfen schießen, wann sie im Lande sind, das Meitschi könnte ich nicht lassen, lieber das Leben, und hat Gott bis hieher geholfen, warum zagen? und Geld ist ja da. Wie viel doch, was haben sie gesagt? frug Käthi. Wenigstens zwei Tausend Thaler, antwortete Johannes. Das macht mir ganz Angst, sagte Käthi, kann mir gar nicht denken, wie viel das eigentlich ist. Aber, Johannes, um Gotteswillen, vergiß nie, daß die Liebe die Hauptsache ist, und nicht das Geld, und mach nicht — daß das Geld der Rost wird, welcher die Liebe frißt, viel besser wär's, der Rost käme dir hinter das Geld, als hinter die Liebe.

Es war sehr merkwürdig, welche Wirkung dieses Glück vom Himmel herab auf Käthi hatte. Manche Mutter wäre darauf hin ungeheuer aufgeschwollen, hätte keine bleibende Stätte mehr gehabt, wäre herumgefahren wie ein angebrannter Feuerteufel, hätte allen Leuten gerühmt, was der Sohn für ein Glück mache und siebenmal mehr dazu gelogen, als an der Sache gewesen, hätte einen Hochmuth gekriegt fast wie ein Rathsherr, der keinen Rath hat, sondern nur den Titel so vom Himmel nieder, daß er selbst nicht weiß, wie er dazu kam und daher meint, es sei apart aus Gottes Gnaden.

Käthi blieb nicht bloß bescheiden, sondern sie schämte sich ihres Glücks, sie durfte nicht in's Dorf, sie ging aus dem Wege, wenn sie jemand von weitem kommen sah, sie machte sich schier verdächtig, die Leute wußten nicht, sollten sie es als Hochmuth auslegen, oder als ein bös Gewissen.

Eine sehr harte Stunde war es für Bäbeli, dem Bruder zu eröffnen, daß sie am nächsten Sonntag verkündet oder aufgeboten werde, und das mußte sie thun des Anstands willen, damit nicht etwa derselbe oder seine Frau zugegen seien in der Kirche und das Kreuzfeuer der Blicke ausstehen müßten. Der Bruder sagte eben nicht viel als: so, das ist schön, das ist mir eine saubere Sache, aber habe Geduld, den Nagel wollen wir dir stecken, daß du weißt, daß er gesteckt ist! Darauf polterte er hinaus, aber alsbald kam die Schwägerin daher gefahren als wie eine, welche geradewegs auf dem Besen von dem Blocksberg kommt, und turnirte aus, daß die Mäuse Reißaus nahmen und alle Fliegen wieder wach wurden, am Ende Bäbeli selbst aufpackte und die Flucht nahm. Bäbeli wollte erst zur Base, die aber hieß sie zu ihrer Freundin, der Wirthin gehen. Glaub's, sagte sie, je weniger ich jetzt was mache, desto besser kann ich dir hintenher helfen. Geh aber zum Pfarrer und berichte ihn über die Sache, so kann er vor jeglicher Einsprache sein, welche doch nichts hülfe. Bäbeli gehorchte, aber ungerne, brachte einige Nachmittage bei der zukünftigen Schwiegermutter zu, und gar liebliche Nachmittage, denn da war lauter Liebe und keines konnte aussprechen, wie wohl es ihm in dieser Liebe war, und jedes blieb dabei so demüthig, denn jedes fühlte, wie es viel mehr Liebe empfing, als es geben konnte. Wie die alte Mutter der schönen, reichen Tochter einen Respekt erzeigte, und den Reichthum von zwei Tausend Thalern nicht fassen konnte, das läßt sich nicht beschreiben. Die Hochzeit konnte allerdings nicht gehindert werden, wie guten Willen dazu die nächsten Verwandten auch hatten, und wurde baldmöglichst vollzogen. Ein

Mittagessen wurde bei der Freundin bestellt, Mutter und Base mußten sich einfinden, sie mochten wollen oder nicht.

Und jetzt, du neuer Vettermann, fragte die Base, wann soll jetzt das Theilen angehen, was meinst? Es sei ihm nie Ernst gewesen, meint: Johannes, man sage Manches, wenn das Blut heiß sei. Glaub's, Vettermann, der Teufel ist ein Schelm, und was man erst im Spaß sagt, thut man endlich im Ernst. Aber gäll, Vettermann, wie das curios ist, wie man andere Augen hat und einen ganz anderen Verstand, wenn man selbst ein paar Tausend Gulden hat. Ja, das ändert, es hat gar Mancher seine Grundsätze in der Hosentasche und ändert damit, je nachdem was oder nichts darin ist. Ja gäll, Vettermann, könnte dir Beispiele von Exempeln geben, aber es ist wüst, davon zu reden.

Die alte Käthi saß hinter'm vollen Teller und vor dem Teller stand ein volles Glas, aber sie aß nicht, sie trank nicht. Aber Mutter, sagte Bäbeli mit ihren weichsten Tönen, aber Mutter, warum eßt ihr nicht, warum trinkt ihr nicht, ist's euch nicht wohl? Ach Bäbeli, sagte Käthi, weiß Gott, wie's mir ist, so voll, so voll, Platz hat nichts mehr. Wollt ihr Tropfen, Mutter, oder Wasser? frug Bäbeli. Hülf' nicht und will's ja nicht vertreiben, antwortete Käthi. Voll Dank bin ich, voll Glück, weiß nicht mehr, wer ich bin, erst noch in finsterer Nacht und jetzt mitten in der Sonne. Wenn ich lebendig im Grabe gewesen wäre, und man erlöste mich, es würde mir wahrhaftig nicht viel anders sein, möchte auch nicht essen, nicht trinken, könnte nur Gott danken. Erst den schwarzen Hunger vor Augen und jetzt es manierlichs und es lieblichs Gschöpfli zur Sohnsfrau, wie wohl nicht manches auf Erden läuft, und ein Vermögen, es weiß kein Mensch wie groß. Weiß Gott, ich muß alle Tage unsern Herrgott bitten, daß er mich nicht zur Närrin werden läßt. Und dann muß ich immer denken, so viele arme Leute in so bitterer Noth und viel frömmere als wir, und uns hat Gott geho-

ſen, und ſie ſind noch in bitterer Noth und iſt dann niemand da, ihnen zu helfen! Ach Gott, wer nicht darin geweſen, der weiß nicht, wie es Einem iſt, wenn der Winter vor der Thüre iſt, nichts im Keller iſt, nirgends was iſt, als noch Schulden auf dem Halſe! Ach Gott! Geſundheit, Mutter, ſagte die Baſe, und trink und nimm jetzt nicht den Kummer der Andern auf dich, da du deinen eigenen los biſt. Ich weiß zwar wohl, daß es derlei Menſchen giebt, die ſich immer kümmern müſſen, und ſind ſie der eigenen Sorge los, über fremde, hab's auch erlebt. Es giebt Herzen, denen nichts fremd iſt, es giebt Zeiten, wo Einem auf die Seele brennt, was hundert Stunden von Einem vorgeht, geſchweige dann, was ſich in der Nähe zuträgt.

Du aber, Johannes, nimm ein Beiſpiel an deiner Mutter. Oft geht's nicht gut, wenn ein armer Burſche ein reiches Meitſchi heirathet; gerne wird derſelbe hochmüthig und brutal gegen ſeine Frau und alle Leute, und gerne wird er im Alter wieder ein Bettler. Weil es ihm gelungen, zu einer reichen Frau zu kommen, bildet er ſich ein, er ſei ein halber Herrgott, und verachtet Alles rundum im Himmel und auf Erden, behandelt Alles ſchlecht, vorab ſeine Frau und dann die Armen. Und weil der Hochmuth alle Liebe austreibt, kriegt er Laſter um Laſter, bis keines Kreuzers groß Gutes mehr an ihm iſt, bis er endlich wieder ein armer Bettler iſt. Glaub's oder glaub's nicht, aber es iſt viel ſchwerer, in Ehren reich zu ſein, wenn man arm geweſen, als in Ehren arm zu bleiben und arm zu ſterben. Wenn es gut gehen ſoll, ſo muß die Frau auch helfen und nicht ſagen, das Geld kommt von mir. Ach mein Gott, es iſt ſo eine Handvoll Geld bald verthan, beſonders wenn beide helfen, und wenn ihr zehnmal mehr hättet, ſo käme man doch in wenig Jahren zu Ende, wie ſehr man auch einwendete, man brauche nicht viel. Aber was ſollen wir jetzt anfangen? frug Johannes. Davon wollen wir heute nicht reden, bringe du erſt mit Bäbeli's Vormund

Alles in's Reine, wenn du weißt, woran du bist, kann man dann sehen. Gsundheit alle mit einander, und daß es euch jetzt Allen wohl ergehe, und daß es der Mutter vergolten werde siebenmal, was sie an euch gethan und was sie ertragen, und daß sie euch Gott noch lange gesund und wohl erhalte, auf daß ihr ein Exempel an ihr nehmen könnt, wie ihr werden sollet, daß euch Gott und Menschen lieben, und wie die sein müssen, welche Gott im Leben segnet und nach dem Leben selig macht. Gsundheit wohl alle mit einander!

Diesem ehrwürdigen Toaste haben wir nichts beizufügen, es ist noch nicht manche Woche her, daß er gehalten worden ist. Wir wünschen bloß, und zwar von ganzem Herzen, daß derselbe in Erfüllung gehen möge.

Gedruckt bei C. B. Hendeß in Cöln.

Inhalt.

			Seite
Kapitel	1.	Von einem Gewitter, welches schönen Flachs in die Erde schlägt, dagegen aus der Erde gute Leute	1
—	2.	Der Sonntag nach dem Gewitter	28
—	3.	Der Großmutter Vergangenheit	35
—	4.	Des Sohnes Besuch und der Mutter Glück	62
—	5.	Wie Käthi kummert und was sie von den Erdmännchen erzählt	72
—	6.	Vom Aehrenlesen und Kräutersammeln, von Müllern und Apothekern	91
—	7.	Käthi erzeugt ein schreckliches Donnerwetter und ist doch keine Hexe	107
—	8.	Gott stellt eine Lebensfrage, da werden die Gelehrten sturm und die Unmündigen bange	117
—	9.	Vom Verlauf der Frage und wie es Käthi und Andern dabei geht	129
—	10.	Volksdiplomatik und Volksjustiz	145
—	11.	Neuer Kummer und ein großer Entschluß	154
—	12.	Käthi thut eine Reise und hat das Glück wieder heimzukommen	165
—	13.	Wie Käthi in Ehren und ohne jemand zu plagen mit Beten und Arbeiten sich durchzuschlagen sucht	188
—	14.	Wie Käthi die Weihnacht feiert und am Neujahr sich labet	203
—	15.	Was das neue Jahr Käthi Neues bringt	221
—	16.	Käthi kriegt den Johannes in's Haus sammt einem Prozeß, und wie der Prozeß ausläuft	229

Seite

Kapitel 17. Wie es dem Grozenbauer, dem neuen Helden, ergeht 251
— 18. Johannes wird gesund am Herz, muß aber in's Bad wegen des kranken Arms 260
— 19. Zwei erscheinen, eine alte Bekannte und eine neue: Die Erdäpfelkrankheit und ein hübsches Mädchen 280
— 20. Von einem Besuch und alten und jungen Gedanken 295
— 21. Käthi macht einen entschiedenen Fortschritt, beginnt Unterhandlungen, übernimmt eine Gesandtschaft 313
— 22. Die Emme bricht los, begräbt, was Käthi hoffte und hatte 331
— 23. Auf den Gräbern wachsen die schönsten Rosen, und wenn die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten 345

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Fünfter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
PARISIS.

Vorwort für Laien.

Weil dieſes Buch von einem Schulmeiſter handelt, werden viele Laien es nicht anrühren mögen. Es iſt eine alte Mode, daß man die Naſe rümpft, wenn man einen Schulmeiſter von weitem ſieht, daß zu gähnen anfängt, wer nur von einem Schulmeiſter hört. Und doch iſt ein Schulmeiſter akurat ein Menſch wie ein Anderer. Vielleicht trägt er einen kurioſen Rock, halb herrſchelig, halb bäuriſch, vielleicht ſchleudert er hinten die Schöße auch auf appartige Weiſe; aber unter dem Rock im Herzen ſitzt genau der gleiche Menſch wie unter des Ammanns, wie unter des Schultheißen Rock. In dieſem Buche ſteht nun freilich beſchrieben, wie der Schulmeiſter ſeinen Rock apart ſchleudere, aber noch beſſer iſt der Menſch beſchrieben, der auch Euch im eigenen Herzen ſitzt. Schauet Euch dieſen Menſchen recht an, vielleicht macht Euch deſſen Anblick milder gegen Andere, namentlich gegen Schulmeiſter, ſtrenger aber gegen Euch ſelbſt, dann hat dieſes Buch auch für Euch, Ihr Laien, reichlich Frucht getragen.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters.

Erster Band.

Erſtes Kapitel.

Von großer Betrübnuß und Elend.

Peter Käſer heiße ich, ein Schulmeiſter bin ich, und im Bette lag ich trübſelig, nämlich den 31. Juli 1836.

Deſſelben Tages, als wir gefrühſtückt hatten, trug meine Frau Kaffeekanne und ſonſtiges Geſchirr hinaus, kam aber nicht wieder herein. Da ging ich nach und wollte fragen: warum ſie den Milchhafen nicht auch hole? Ich halte auf Ordnung, aber ihn ſelbſt hinauszutragen kam mir nicht in Sinn. Aber ich fragte nicht, denn ich fand ſie übel, mit dem Kopf angelehnt an die Bank, auf welcher unſer Geſchirrvorrath ſtund, die eine Hand auf dem Herz. Mir wurde angſt, wie es einem rechten Manne ziemt, und beſorglich wollte ich wiſſen, wo es ihr fehle? Als ſie wieder athmen und reden konnte, meinte ſie weinerlich: was wird mir fehlen?

Und weinerlich wurde auch ich, fragte nicht weiter, ſondern ſagte bloß: Es wird wohl nichts ſein — und ſtolperte betroffen zur Küche hinaus vor das Haus. Dort trat mich der Polizeidiener an, und brachte mir einen Brief von dem Schulkommiſſär, in welchem der Befehl ſtund, Punkt zwei Uhr Nachmittags bei ihm zu ſein, indem er mir etwas zu eröffnen hätte. Potz tauſend! dachte ich, der wird mir ſagen wollen, wie hoch ich taxirt worden ſei, und wie viel mehr Ein-

kommen ich künftig erhalten werde; und wohl ward mir wieder um's Herz; ich hätte Luftsprünge thun mögen und gerne dem Polizeidiener einen Batzen gegeben für seine Mühe, wenn ich nur einen im Sack gehabt hätte.

Es war nämlich von der hohen Obrigkeit auf Antrag des wohlweisen Erziehungs-Departements einmal 40000 Schweizerfranken (drei Franken thun zwei Gulden) und wieder einmal 50000 stipulirt worden zu Gunsten der Schulmeister und ihrer Besoldungen. Und darauf war eine Kommission im Lande herumgefahren, um alle Schulmeister zu inquiriren, wie gelehrt ein jeder sei. Es waren gar schöne und gelehrte Herren und sie machten ihre Sache im Ganzen recht manierlich. Ich war recht gut bestanden, und hatte ihnen oft so geantwortet, daß sie gar nichts darauf zu sagen wußten. Ein anwesender Bauer meinte: die hätte ich recht beschlagen, und der Frau sagte ich daheim: ich hätte manchen Schuß mitten in die Scheibe gethan.

Wir hofften nun alle Tage auf ein Bündel Geld, aber alle Tage umsonst. Wir hätten es so nöthig gehabt, und ich hatte darauf hin schon der Frau Flanelle zu einem warmen Unterrock gekramet, war es aber dem Krämer noch schuldig geblieben, der das Geld gerne haben wollte. Da hingen die goldenen und silbernen Aepfel dicht vor unserm Munde, wir thaten ihn weit, weit auf, aber sie fielen nicht hinein, sie legten sich sachte nieder in die Staatsbank und unsere Begierde war doch so groß gemacht, und unsere Säcke waren doch so leer! Meine Kinder pflegten zuweilen unserer Katze ein Stück Brod vorzuhalten und es wieder wegzuziehen, wenn sie darnach schnappte; dann ward die Katze böse, knurrte und kratzte; dann schrien auch die Kinder und wollten die Katze schlagen oder verklagen, aber ich schalt dann die Kinder, nicht die Katze, und that ihnen gar bündig dar, wie es unbarmherzig sei, muthwillig eine Lust zu erregen, und dann ihre Befriedigung muthwillig hinzuhalten. Ich stellte ihnen vor,

wie auch ihnen wäre, wenn man am Morgen das Essen vor sie hinstellte und sie erst am Abend es genießen ließe; ob das nicht ein schlechter Trost für sie wäre, wenn ich ihnen sagen würde: schweiget doch und seid geduldig, ihr erhaltet es ja, und es kömmt nicht darauf an, ob früher oder später.

Das begriffen meine Kinder nach und nach und trieben das Spiel nicht wieder.

Leider müssen die Herren, die uns so lüstern gemacht, weder Kinder noch Katze oder wenigstens nicht Mitleid mit der Katze gehabt haben, sie würden uns sonst nicht so lange haben warten lassen und dann gar noch, wenn unser leere Magen murrte und knurrte, über fleischliche Gelüsten geklagt haben.

Man kann sich daher denken, wie ich freudenvoll ward, und nicht warten mochte, wie ein Kind am Neujahrmorgen, bis ich vernahm, wie viel ich nun einsecken konnte. Ich lief in die Küche, der Frau unser Glück anzukünden (ich konnte es aber nur in unbekannten Zahlen nennen) und ihr anzuhalten, heute das letzte Stück Fleisch, welches wir im Hause hatten und das sie so lange gespart, zum Kraut zu legen; es werde ihr wohl thun, meinte ich. Dann nahm ich mein Töpfchen heißes Wasser zum Rasiren, schüttete mir aber einen Theil über die Finger, und mit den verbrannten Fingern schnitt ich mir manchen tüchtigen Hieb in's Kinn, denn ich schletterte ordentlich vor Freude, darum that mir alles nicht weh. Mit dem halben Gesicht voll Schwammpflästerchen ging ich zum Herrn Pfarrer, den Psalmen zu holen. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; ich verkündete ihm mein ungenanntes Glück. Er schien auch Freude daran zu haben, was mich wunder nahm, denn wir glaubten von den Pfarrern, sie mißgönnten uns größeren Lohn und seien schuld daran, daß wir nicht schon lange mehr hätten. Warum wir das glaubten, weiß ich eigentlich nicht, denn auf der andern

Seite hörte ich oft von den Bauern muckeln, man könne den Pfarrern nicht genug für die Schule thun, und die Schullöhne nicht groß genug machen, man sehe wohl, daß sie nichts daran zahlen müßten.

Unglücklicherweise gab der Pfarrer einen moll Psalmen und ich war doch so fröhlich gestimmt, und dazu spielte unser Organist so gar verzweifelt langsam. So geschah es, daß ich den moll Psalm und den Organist vergaß in meiner Freude und dem Herrn ein Loblied sang nach der Stimmung meines Herzens und nach dem Takte meines munter hüpfenden Blutes, hoch und rasch. Da entstund ein wunderlicher Gesang, der viel Redens gab, wer eigentlich recht gehabt hätte. In munterer Weise sang ich fort, und merkte in meinem Jubel nicht, daß der Organist unter und hinter mir blieb; und daß er immer zorniger über die Achsel blickte, sah ich gar nicht: daß der Theil der Gemeine, der fröhlichen Herzens war, mir nachsang, der schwerfälligere dem Organist; daß der Pfarrer, der eben kein Held in der Musik ist, bald mit mir Schritt halten wollte, bald mit den Andern, und gar nicht wußte, woran er war, das alles merkte ich nicht, bis ich mit meinem Liede zu Ende war und mit meinen Mitsängern schwieg, der Organist aber mit seinen Treuen noch fort orgelte und sang. Da sah auch ich erstaunt über die Achsel, erwacht aus meiner Herzens-Andacht, und gab ihm mit spöttischen Blicken meine Verwunderung kund über seine Böcke. Aber er sah mich nun auch nicht an. Was der Pfarrer predigte, kann ich euch wahrlich nicht sagen. Liebe Leute! verzeiht es einem Schulmeister, der 80 Schweizerfranken oder 30 Thlr. baaren Lohn und fünf lebende Kinder auf der Welt hat, der nun zu einer Theilung von 90000 Schweizerfranken sich berufen glaubt, wenn er nicht Platz in seinem Kopfe hat für eine Predigt, sie mag noch so schön sein. O könntet ihr sehen in so einen Kopf hinein, wie da die Gedanken wimmeln, sich drängen, verschlingen, wenn sie kaum geboren sind! Bringt ein Glas

Essig neumodisch unter ein Vergrößerungsglas, und seht da die Welt voll Thierchen, seht das Gewühl, das nie ruhende Gebähren und Vernichten, so könnt ihr euch eine Vorstellung davon machen. Da tauchen zuerst die Schulden auf, die zu bezahlen sind, die werden von den Bedürfnissen verschlungen, die sich darstellen in bunter Mannigfaltigkeit, von den mangelnden Kinderstrümpfchen weg bis zu einem neuen Ueberzug an das Deckbett, aber auch die gehen schnell in einer Wolke von Wünschen unter, die dicht und schwarz herauf sich wälzt und bald den ganzen Horizont der Gedanken bedeckt. Ach was hat ein Schulmeister mit achtzig Schweizerfranken und fünf Kindern nicht alles zu wünschen, wie unendlich hat er entbehrt, von der verstümmelten Tabakpfeife weg bis zu einem Buche, worin alles steht, was er zu wissen noch nöthig hätte! Ich war ganz erschrocken, als die Andern um mich aufstunden, denn nun erst fiel mir wieder ein, daß ich in der Predigt sei, und mir wurde bange, ich hätte geschlafen, ein böses Beispiel gegeben. Da nahm ich mich zusammen, betete andächtig mit und hielt diesmal mit dem Organisten besser Schritt.

Noch nie schien mir meine Frau mit dem Essen so lange zu machen, aber auch nie schmeckte es mir besser als heute. Die Frau sah ihrem letzten Stück Fleisch wehmüthig nach, ich aber war ganz holdselig und trieb das Narrenwerk mit den Kindern, so daß sie endlich sagte: Peter, ich wollte den Pelz nicht verkaufen, bis ich den Bären hätte. Ich aber lachte sie aus, wischte mit dem Aermel den Mund ab, ließ mir das beste Halstuch im Hause umbinden und machte mich auf den Weg. Das ging wie durch die Lüfte und lange vor zwei Uhr war ich an Ort und Stelle. Zum Schulkommissär konnte ich noch nicht, der war noch in der Kinderlehre. Das ungewohnte Fleisch und der rasche Lauf hatten mich durstig gemacht; es kam mich daher das Gelüsten nach einem Scheppen an, dem ich sonst sehr selten nachgab, denn es dünkt mich unrecht für einen Mann, einen Schoppen zu trinken, während das Weib

zu Hause einem Kinde, das gerne Brod möchte, sagen muß: Warte nur, wir essen bald, dann bekommst Erdäpfelbitzli. Ich hatte bis an sechs kr., die ich der Frau zu Hause ließ, all unser baar Vermögen bei mir, welches sich auf fünftehalb bz. belief. Es war nicht viel, aber ich meinte: einen Schoppen möge es immer erleiden, wenn man 90000 Schweizerfranken zu theilen habe. Wie ich in die Gaststube kam, merkte ich, daß es gar lustig herging in der Nebenstube, und ehe ich noch meinen Schoppen befehlen konnte, rief es aus derselben: Komm, Käser, trink es dir zu, thue Bescheid!

Ein Schulmeister, und besonders einer, der nur fünftehalb bz. im Sack hat, sagt wohl: Bleib nur ruhig, aber er geht doch hinzu und sieht, wer es ihm bringen will. So machte ich es auch, und sah da den Unterlehrer von selbigem Orte, wie er freudestrahlend am Tische oben an saß, und da regierte und handthierte, als ob er allein Meister wäre. Er befahl mir, einen Stuhl zu bringen, hieß mich sitzen, nehmen, essen und trinken, daß ich gar nicht zu Worte kommen und nicht begreifen konnte, wie ein Unterlehrer dazu komme so zu thun, als komme er hoch vom Himmel her.

Endlich merkte ich den Leuten am Tische an, daß da ein Taufschmaus sein müsse, und es fiel mir ein, daß der Unterlehrer vor gar nicht langem geheirathet und also wahrscheinlich der Gastgeber und Taufvater sein werde. Der Gauch, dachte ich, meint, auch er habe einen Prinzen erzeugt, und so einen habe die Welt nie gesehen, und macht sich Pläne, wie er ihn wenigstens bis zum Schulkommissär bringen könne; der Gauch weiß nicht, daß solche Mucken die meisten Väter beim ersten Kinde stechen, daß dann beim fünften und sechsten man ein ganz anderes Gesicht macht, de- und wehmüthig unten an den Tisch sich setzt, und beim achten und neunten gar unter den Tisch schlüpfen möchte. Aber ich sollte nicht lange im Irrthum bleiben über dessen Freude und den Grund, warum vom Mehbessern auf dem Tische stund.

Nicht wahr, du willst auch zum Kommissär? sagte mein Gastgeber. Nun ich wünsche dir, daß er dir so Gutes verkündet wie mir; ich bin ganz entzückt. Heute, als wir aus der Kirche kamen, sagte er mir, daß ich auf 300 Schweizerfranken jährlich geschätzt worden sei, und da ist es wohl der werth, einen Schluck über den Durst zu nehmen. Das begriff ich, und es wurde mir nicht schwarz, aber roth, blau und grün vor den Augen, wenn ich dachte, was erst ich bekommen müsse, ein über vierzigjähriger Mann, der zwanzig Jahre Schule gehalten und recht gute Zeugnisse habe und das beste an einer belobten Schule, wenn so ein junger Mensch, der noch nicht trocken sei hinter den Ohren und sich nirgends bewährt habe als im Seminar, 300 Schweizerfranken erhalten hätte.

Es gramselte mir in allen Gliedern, und ich konnte die Beine gar nicht mehr stille halten unter dem Tische, aber ich durfte doch nicht alsobald fort. Eins gab das andere, und die Kinderlehre war längstens aus, als ich endlich aufbrach, recht ordentlich angestochen von gutem Wein und guter Hoffnung. Ich mußte noch versprechen, wieder vorbei zu kommen und zu berichten, wie ich geschätzt worden sei. Ich machte recht lange Beine hin zu meinem Herrn, um bald seine Botschaft zu vernehmen und wieder berichten zu können.

Der Schulkommissär spazierte vor dem Hause auf und nieder und rauchte sein Pfeifchen. Er grüßte mich freundlich und sagte: Es wird euch nicht preßirt haben, ihr werdet gedacht haben, ihr vernehmet die Sache immer früh genug. Ein curioser Eingang ist das, dachte ich bei mir selbst. Ja, fuhr er fort, es thut mir leid für euch und noch ein paar Andere, daß es so gegangen ist, ich begreife gar nicht, was sie auch denken in Bern oben; aber so geht es, wenn man allein witzig sein will. Der gute Herr sei ein wenig sturm im Kopf, fing ich an zu glauben, denn wenn die z'Bern oben dem Unterlehrer für den Anfang 300 Schweizerfranken geben und mir nach Verhältniß, so sei das mir einmal witzig genug.

und es wäre unverschämt, noch mehr zu erwarten, meinte ich. He, Wohlehrwürdiger Herr Schulkommissär, antwortete ich daher, was sie gemacht haben, wird wohl gut sein, unser einer ist bald zufrieden, wenn man nur einmal sieht aus der Noth und dem Elend herauszukommen. Das ist's aber eben, erwiederte der Herr, was noch nicht bald geschehen wird, wenn es dem nach geht, was ich in Händen habe. So ist's mir eben leid, euch sagen zu müssen, daß sie euch gar nichts mehr gesprochen und unter die Klasse versetzt haben, welcher man noch nicht 150 Schweizerfranken zusprechen könne, sondern sie bei ihrem einstweiligen Einkommen lassen müsse; doch könnt ihr bei besserer Fortbildung neue Ansprüche machen, und von Glück noch reden, denn wäret ihr, als ihr das Examen gemacht, einen halben Monat älter gewesen, so würdet ihr vielleicht für bildungsunfähig erklärt worden sein.

Da stund ich mit offenem Munde, konnte lange ihn nicht zubringen, nicht bewegen; endlich stotterte ich heute zum zweiten Mal: Es wird wohl nicht sein. Aber der Schulkommissär sagte: Leider sei es so, er könne es mir schwarz auf weiß zeigen, wenn ich wolle. Ich wäre gerne noch da geblieben, hätte gerne mich ausgejammert und gefragt: ob denn da gar nichts zu ändern wäre; allein dem guten Manne machte die ganze Sache sichtlich Mühe, und so hatte er es wie jener Guggisberger, der bei einer unbeliebigen Frage an einem unbeliebigen Orte erwiederte: Na, liebe Herren, das ist eine wüste Sache, wir wollen lieber nicht davon reden. Mit schwerem, vollem Herzen drückte ich mich ab, machte es aber wie die Weisen aus dem Morgenlande und hielt mein Versprechen, wieder zu kommen, nicht. Wer will es mir verargen, wenn ich meine Schmach nicht vor einem Unterlehrer, vor einer lustigen Gesellschaft zur Schau tragen mochte? Ein theilnehmend Herz, um das meinige abzuladen, hätte ich so gerne gehabt; aber ein solches fand sich nicht. So drückte es schwer mich nieder, es war mir, als ob ich Knie tief

in der Erde gehe und Blei in allen meinen Gliedern liege. Vor jedem Menſchen, der mir begegnete, erſchrack ich, fürchtend, er möchte es mir anſehen, daß ich ein Schulmeiſter ſei, den man nicht 150 Schweizerfranken werth geachtet. Um einem Trupp Kugelwerfer zu entgehen, flüchtete ich mich in das Dickicht eines Tannwaldes; dort war es düſter, wie in meinem Gemüthe. Meine große Bedrängniß ſtieg wie ein Geſpenſt vor mir auf, endlos ſich ausdehnend, immer ſchreckbarer werdend; in feuchtes Moos barg ich mein Antlitz und weinte bitterlich, und die Thränen wollten kein Ende nehmen, weil vor den Augen es immer gleich finſter blieb. Menſch! willſt du, daß die Thränen dir verſiegen und es heiter werde in deinem Gemüthe, ſo mußt du deine Augen nicht an den Schoos der Erde drücken, daß es dunkel bleibt vor denſelben; du mußt ſie aufwärts kehren, dahin, wo die Sonne glüht, die Sterne flimmern, die hellen Zeugen des ewigen Lichtes, mit welchem Gott Herz und Seele erleuchten und jegliche Trübſal in ewigen Frieden und gläubige Hoffnung verklären will. Dieſe ſichtbaren Zeugen am Himmel wirken, du weißt nicht wie, auf dein Gemüthe, tröſten, erheitern es, laſſen es nicht untergehen in die Hölle der Hoffnungsloſigkeit. Sicher hat Gottes Gnade ſie auch deswegen am Himmel aufgerichtet, und nicht bloß deswegen, daß ſie heiter machen Stege und Wege zu irdiſchem Treiben. Darum, o Menſch, verſchmähe ſie nicht! Wenn es dunkel wird in dir, ſieh zu ihnen auf, laß durch dein Auge hinein ſie ſcheinen auf des Herzens Grund, ſo wirſt du die Wege Gottes erkennen, die er dich führen will zu deinem ewigen Heile, und wirſt mit neuem Muthe ſie wandeln, wie rauh und dornenvoll ſie auch ſein mögen.

So that ich leider nicht in meiner Betrübniß. Da ging die Sonne unter, die Sterne verſteckten hinter Wolken ſich, finſter ward es um mich, finſter blieb es in mir, ſchwer und mühſelig war mein Heimgang. An einem hell erleuchteten

Hauſe führte er vorbei, wo die Fenſter offen ſtunden, eine Menge Menſchen die Stube füllten, um die Fenſter Viele ſtunden, und eine heiſere, angeſtrengte Stimme vernehmbar ward. Wunder nahm es mich, was es da gebe, und überzeugt war ich, nicht erkannt zu werden; darum ſtellte ich mich auf der Straße und horchte. Ich vernahm nur einzelne Worte, deren Zuſammenhang ich nicht finden konnte; daß es eine Verſammlung ſei, merkte ich wohl, aber ob eine geiſtliche oder weltliche, ward mir aus ihrem Benehmen nicht klar.

Da entſpann ſich aber folgendes Geſpräch leiſe in meiner Nähe und gab mir Aufſchluß. Ja, Trini, ſagte eine weibliche Stimme, du glaubſt nicht, wie es uns gut geht, ſeit mein Mann geiſtlich geworden iſt, das iſt ein viel beſſer Handwerk als das Schuſtern. Jetzt haben wir, wie wir es nur wollen, und beſſer zu eſſen als viele Bauern, und wenn er mich auch noch immer ſchlägt und wüſt gegen mich iſt, ſo läßt ſich das doch gar viel beſſer ertragen, wenn man den Magen voll Kuchen und Schinken hat, als nur halb voll Waſſerſuppe und Erdäpfel. Ein andermal hätte ich darüber gelacht, nun aber betrübte es mich noch mehr, daß alle Leute und namentlich ſolche es beſſer und mehr Glück in der Welt hätten als wir.

Je näher ich der Heimath kam, deſto mehr ängſtigte mich der Gedanke: was meine Frau zu dieſem ſagen werde, ob ich ihr alles bekennen oder verbergen ſolle? Ich konnte lange nicht mit mir einig werden, ſie dauerte mich ganz beſonders, beſonders wenn ſie in dem Zuſtand ſein ſollte, von dem ſie mir dieſen Morgen geſagt. Ich konnte aber doch die Hoffnung nicht fahren laſſen, daß ſie ſich getäuſcht; ich konnte nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß ein armer Schulmeiſter an einem Tage ſo bitter ſollte getäuſcht werden in dem Guten, das ihm ſo lange vorgeſpiegelt worden, und aber nicht in dem, was eine neue Bürde ihm aufzulegen drohte. Ach ſcheltet mich nicht lieblos, ihr, die ihr dieſes leſet. Wohl

weiß ich auch, daß David die Kinder einen Segen Gottes nennt, aber es war ein König und nicht ein Schulmeister mit dreißig Thaler Lohn. Wohl weiß ich, daß auch bei dem armen Schulmeister der Kindersegen ein wahrer Gottessegen werden kann, wenn er auszuharren und getreu zu bleiben weiß bis an's Ende. Aber eben dieses Ausharren und Getreubleiben bis an's Ende in allen Bedrängnissen, in jeglicher Noth ist gar zu schwer: und wenn schon die gegenwärtige Noth so schwer ist, daß man beinahe einsinkt, wer will den Stein auf Einen werfen, wenn das arme Herz verzagen will bei der Aussicht auf die noch schwerer werdende Bürde? Wer will richten, wenn dieses Vermehren der Bürde als ein Leidenskelch angesehen wird von der schwachen Menschennatur und aus dem zagenden Herzen der Wunsch empor sich ringt: Vater, laß ihn vorübergehen! wenn man dann nur nach langem Kampf und nach vielem Beten hinzuzusetzen vermag: doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe? Doch das darf ich sagen, daß so wie ein Kind zur Welt geboren war, ich mit der herzlichsten Liebe an ihm hing und gerne alles ertrug um seinetwillen, und willig alles geopfert hätte, um es zu erhalten.

Ich war noch nicht mit mir einig geworden, als ich zum Hause kam, was ich meinem Weibchen zu sagen hatte: da guggete ich zum Fenster hinein, und sah die Kinder um den Tisch gereiht ein Schullied singen, das Mutterli aber im Ofenecken sitzen, den Kopf hatte es aufgelegt, so daß ich nicht sehen konnte, weinte oder schlief es. Dieser Anblick gab mir den Muth, nicht mit der Wahrheit herauszurücken; ich beschloß sie zu verbergen, mich lustig zu stellen, zweideutigen Bescheid zu geben, faßte das Herz in beide Hände und trat mit einem herzhaften: Guten Abend gebe euch Gott, in die Stube. Die Kinder fuhren fröhlich auf und riefen freundlich: Guten Abend, Vater. Das Mutterli kam auch, wischte sich aber geschwind die Augen ab, und sagte: Bist spät, sitz zum Tisch, wirst froh

ſein über was Warmes, hab dir was. Sie trug auf, frug mich nichts, aber ſcharf ſah ſie mich an, wie ich mich abmühte mit den Kindern zu ſpaßen. Und übers Herz konnte ich es nicht bringen, ſo oft ich auch anſetzte, zu ſagen: Mutterli, es iſt gut gange. Als endlich die Kinder zu Bette waren, ſetzte ſie ſich zu mir und ſagte weinerlich: Nicht wahr, es hat gefehlt, und umſonſt haben wir das Fleiſch gegeſſen? — Ich wollte nicht bekennen, aber ſie ließ ſich nicht täuſchen, behauptete: ſie kenne mich zu gut, als daß ich mich vor ihr verſtellen könne, ſie ſehe es mir auf den erſten Blick an, ob mir wohl oder übel zu Muthe ſei. Ich mußte mit der Sprache heraus und dem guten Weibchen meinen Jammer mittheilen. Es weinte und ich weinte, eins wollte das andere tröſten, aber unſere Troſtgründe waren ſo wenig erheblich, und jedes traute den ſeinigen ſelbſt ſo wenig, daß ſie unſere Thränen nicht ſtillten. Wir wollten Vorſätze faſſen, früher aufſtehen, ſpät uns niederlegen; aber als wir rechneten, fanden wir, daß uns das nicht weiter bringe, beſonders da ich jetzt ſo viel mehr Schule halten mußte als früher, und faſt um den alten Lohn. Wir gedachten daran, unſere Kinder bei guten Leuten unterzubringen; aber der Gedanke that uns ſo weh, daß keins ihn mehr berühren mochte. Wir ſahen keinen Ausweg, fanden keinen Troſt. Da ſagte endlich meine Frau: Es iſt Nacht, wir ſind beide müde und matt, da kommen die guten Gedanken nicht. Laß uns zu Bette gehen. Für arme Leute hat Gott den Schlaf erſchaffen. Er ſei das große Meer, in welches arme Leute ihr Elend verſenken könnten, ſagte meine Mutter. Und wenn ſie es auch immer wieder hinausnehmen müßten, ſo ſei es doch allemal leichter geworden.

So ſprach meine fromme Frau. Wir empfahlen uns dem Herrn und thaten, wie ſie angegeben hatte. Aber ſchlafen konnte ich nicht, meine Gedanken verfolgten und hetzten mich wie Geſpenſter, eine heftige Bitterkeit ſtieg in mir auf gegen die, die mich ſo tief gewürdigt hatten, und ich ſann

darüber, ob sie nicht zu verklagen wären, und gezwungen werden könnten, ihre Befehle zu ändern. So wollte der Schlaf lange nicht kommen, bis er mich endlich doch ergriff.

Da trat folgendes Traumgesicht vor meine Seele: Es öffnete sich die Thür, und herein trat ein mir wohlbekannter Schulmeister, ein klein aber streitsüchtig Bürschchen, den weißen Hut hinten im Nacken, eine große Porzellanpfeife mit kurzem Rohr fast gerade ausgestreckt. Keck und trotzig stellte er sich mitten in die Stube mit einer langen Schrift in der Hand, die Nase aufwärts gerichtet, und sprach: Käser, es wird dir wie mir gegangen sein? Ich galt für einen Gelehrten, ich habe mich von jeher dafür ausgegeben, und die Leute glaubten mir. Nun kommen die da und setzten mich in eine untere Klasse. Es ist vor Gott und Menschen nicht recht, so das Vaterland zu verrathen. Ich hoffte, die ganze Einwohnerschaft werde rebelliren und den Gehorsam aufkünden wegen mir, daß man mich so behandelt; aber das sind lauter Strohköpfe und Eiszapfen, und fürchten sich vor den Magnaten, die es mir wohl gönnen mögen, denn ich bin ihnen bald zu gescheut, und sie müssen mich fürchten ärger wie ein Schwerdt. Keiner hat meinetwegen den Fuß versetzt, ich glaube gar noch, auch sie gönnen es mir. Nun habe ich da eine Schrift aufgesetzt an den Großen Rath, da sind doch noch Männer, die Vaterlandsfreunde sind. Ich will sie dir verlesen, du mußt mir sie unterschreiben, es wird noch Mancher gerne thun und mir danken, daß ich immer für Alle sinne, und mich allenthalben zuvorderst stelle. Er las mir nun vor, wie das Erziehungs-Departement das Volk verdumme, entsittliche, seine Lehrer verhungern lasse, alles zwängen wolle und nichts verstehe, die ausgesetzten Gelder verschleudere; wie der Regierungsrath verrätherisch still schweige und nichts weniger verstehe als das Regieren — dann noch allerlei von den Pfarrern, wie die allein begünstigt seien, und wie man besser thäte, die Lehrer, da sie doch wichtiger seien als die Pfarrer, zu besolden wie

die Pfarrer, und dann seinethalben die Pfarrer wie bisher die Lehrer; auch vom Obergericht und den Reactionsprozeduren und noch allerlei, das ich nicht verstund, bis an den Schluß, wo gefordert wurde, daß der Große Rath eine Kommission niedersetze, die beklagten Behörden zu untersuchen, einstweilen aber, bis diese Kommission Bericht erstattet habe, das Obergericht, den Regierungsrath, das Erziehungs-Departement in allen ihren Functionen einstelle, damit der Schaden nicht alle Tage noch größer werde. Als er fertig war, suchte er Feder und Dinte, um mich unterschreiben zu lassen. Da schlich aus einer Ecke der Stube her eine andere Figur. Wie sie hereingekommen, wußte ich nicht; ihre Schritte hörte ich so wenig, als eine Maus den Schritt eines Fuchses. Es war eine magere Gestalt, aber mit rothem Gesicht und einer merkwürdigen Nase, in der einen Hand hielt sie einen Kuchen, in der anderen eine Schinkenschnitte; aus der Busentasche sah der Zapfen einer Flasche. Sie schlich sich hinter den Rücken des suchenden Schulmeisters in die Mitte der Stube, schüttelte mit dem Kopfe gar eifrig und machte mit dem Kuchen verächtliche Bewegungen gegen jenen, die Schinkenschnitte zeigte sie mir (sie war groß und so schön weiß und roth, steckte sie dann in den Mund und schmatzete nach Herzenslust. Als sie eine Weile gegessen hatte, sprach sie, aber so wunderbar, daß der Andere es nicht hörte, zu mir Folgendes:

Käser! der Geist hat mich zu dir getrieben; er hat dein Elend erkannt und erbarmt sich deiner; er will dich aufnehmen unter seine Auserwählten und dich bestellen, das Evangelium zu predigen den verblendeten Gliedern der Kirche, die zum großen Schweinstall geworden ist. Er sucht vor allem aus Schulmeister; denn sie können reden und am besten unvermerkt bei Jung und Alt das große Werk beginnen, und sie dem Heiland fangen, ohne daß sie es merken, wie Fische in einem Garne. Es steht ja geschrieben: ich will dich zu einem Menschenfischer machen. Entsage, o Käser, der Welt

und ihren Lüsten und folge dem Heiland nach. Siehe, du wirst es gut haben, brauchst nicht mehr in feuchtem Webkeller dich abzuzehren, du kannst herumlaufen und je mehr je lieber. Siehe diesen Schinken und diesen Kuchen. Solcher Dinge wirst du genug haben alle Tage. Und hier diese Flasche wird dich laben und nie leer werden. Es ist alter Aepfelgeist von 1834. Deren hat eine alte Frau noch mehr als einen Saum, und das alles ist unser. Geschenke wird es dir in's Haus regnen, wie Manna den Kindern Israel in der Wüste, und wenn du heim kommst, so wird dein Schnappsack beständig voll sein, daß du die Kinder speisen kannst, wie die jungen Raben am Bache. Und dann wirst du noch gar manche Freude haben, von denen ich dir jetzt noch nichts sage. Die Schwestern werden sie dir schon begreiflich machen, wenn es Zeit ist. Aber rühmen wird man dich über Berg und Thal, und zulaufen wird man dir aus allen Dörfern und Höfen, und überall wird es heißen: der Käser ist doch der best, es dünkt Einen, er kommt gerade vom Himmel. Und Leitern wird man dann anstellen in den Rauchfang und aufs neue Schinken und Würste abhauen, ganze Schürzen voll. So wird all dein Elend in Zeit und Ewigkeit ein Ende nehmen. Drum sei mein Jesusbruder, beiß ab von diesem Schinken und ziehe eins aus dieser Flasche auf heilige Brüderschaft in dieser bösen Welt.

Unterdessen hatte der Schulmeister Feder und Dinte gefunden, Feuer geschlagen in seine ausgegangene Pfeife und streckte mir die Schrift zum Unterschreiben dar, und auf der andern Seite streckte mir der Bruder die Schinkenschnitte zum Abbeißen dar. Und da war ich und wußte nicht, sollte ich abbeißen oder unterschreiben. Gar schwach stellte ich mich im Traume dar, wie ein Rohr schwankte ich zwischen beiden Drängern. Dem kleinen Schulmeister durfte ich das Unterschreiben nicht wohl abschlagen; so klein er war, fürchtete ich ihn doch wie ein Schwerdt, er konnte gleich thun wie eine wilde Katze am Strick. Denn doch fürchtete ich mich vor dem

Unterschreiben; die Herren könnten uns am Ende noch hängen laſſen, wenn ſie Meiſter blieben. Dann wieder roch der Schinken ſo lieblich, der Kuchen duftete ſo zärtlich, daß Fleiſch und Blut die Luſt empfingen, und dem Mund gar ernſtlich zuſprachen zuzubeißen. Dabei bangte mir doch gar ſehr vor dem Pfarrer, vor meiner Frau und noch vor andern Leuten; ſagen durfte ich denen ja nie, daß ich das Handgeld empfangen, um geiſtlich zu ſein. Während es in mir alſo kämpfte, waren die beiden Verſucher näher und näher gerückt. Der Eine, in der einen Hand die Schrift darſtreckend, mit der zweiten Hand die Pfeife haltend; der Andere, mir weit entgegenbietend die Schinkenſchnitte, mit der zweiten Hand innig an's Herz drückend ſeine liebe Flaſche mit dem alten Aepfelgeiſt. Meine Hand ſtreckte ich nur wenig und zagend und zögernd aus nach der Schrift, und ungefähr gleich weit hin ſchob ich den Mund vor nach dem Schinken; ſo wie jene beiden nun mir ihre Lockvögel raſch in Hand und Mund ſchieben wollten, ſtießen ſie an einander, fuhren wie vom Blitz getroffen aus einander und ſtarrten ſich eine Weile an wie verſteinert. Dann faßten ſie Muth und rückten wieder gegen das Bette vor. Der Kleine ſchob ſeinem Feinde als Schild ſeine Pfeife entgegen, der Fromme deckte ſich vorſichtig mit der Flaſche.

Sie kamen zu gleicher Zeit am Bette an, wo ich mich leidend verhielt; ich wollte es mit keinem verderben. Sie merkten, daß ich den Kampf nicht entſcheiden werde, ſondern ihre eigene Kühnheit. Da zog der Kleine mit weit aufgethanen Naſenlöchern kühne Züge aus ſeiner Pfeife, der Fromme that tiefe Züge aus ſeiner Flaſche, und nun begannen ſie ein Drängen und Stoßen an meinem Bette, um meiner Hand oder meines Mundes ſich zu bemächtigen. Ach ich bin zu ſchwach, nun des Kampfes kühnes Walten und der Helden Heldenthaten würdig zu beſingen, auch erlebte ich des Kampfes Ende nicht. Es krachten und brachen ihre kühn geſchwungenen

Schilde. Der Pfeife Feuer sprühete mir funkelnd übers Gesicht, der Flasche brennend Naß stürzte dem Feuer nach, und im Gesicht und im Halse schien mir der Hölle Feuer zu brennen. Und wie im kühnen Männerkampfe, wenn die Schilde brechen, die kühnen Kämpfer zu ringen beginnen, so faßten sich nun auch der Versucher Hände. Nämlich jeder faßte den andern mit einer Hand, während die andere mir aufzudringen suchte Schrift oder Schinken. Ach Gott, wie wüthete der Kampf und wie nahe auf den Leib rückten sie mir! Der Fromme hatte den Vortheil der längern Arme, des längern Leibes. Ihm gelang es, sich auf mich zu werfen, wie eine schwere Alp, und den Schinken mir in den Mund zu schieben bis hinten an. Da sprühete der Kleine auf wie ein Feuerteufel, warf sich auf uns beide hin und schob in verblendeter Kampfeswuth dem Schinken nach seine Schrift. In grausenhafter Angst glaubte ich erstickt zu sein, und mir vergingen die Sinne oder vielmehr des Traumes Bewußtsein.

Es war Morgen, als ich von Mädeli sanft gerüttelt erwachte, noch immer in Angstschweiß gebadet. Mein tiefes ängstlich Stöhnen hatte meine Frau erweckt, und sie dann endlich auch mich aus Mitleid.

Ich war wie zerschlagen am ganzen Leibe und noch muthloser in der Seele als am Abend vorher, und that nichts als seufzen und kummern. Da hatte mein Frauchen Erbarmen mit mir und einen guten Gedanken. Sie sandte mich zu einem guten Freunde, bei ihm Trost zu suchen und Erheiterung. Diesen Gang werden meine Leser am Ende beschrieben finden. Nur so viel kann ich ihnen sagen, daß diesem Gang dieses Buch sein Dasein verdankt.

Zweites Kapitel.

Von Vater und Mutter.

Mein Vater war ein magerer blasser Mann, von Profession ein Weber. Alle Winter hatte er den Husten; und wenn der Winter acht Monate dauerte, wie im Jahre 1856, in welchem es nur während vier Monaten nicht geschneit hat, so hustete er auch acht Monate lang. Meine Mutter war eine Frau, wie man sie auf dem Lande zu Tausenden sieht, nicht groß, nicht klein, ohne besondere Merkmale, aber mit vor der Zeit verwitterten Zügen; am Sonntag, oder wenn sie das Haus verließ und gewaschen und gekleidet war, nicht eben häßlich, in der Woche aber und zu Hause oft einer Vogelscheuche ähnlicher als einem Menschen. Sie besaßen ein kleines Heimwesen, auf welchem man in guten Jahren eine Kuh und einige Schafe mühselig durchbringen konnte, wenn man Aepfel- und Erdäpfel-Schalen sorgsam zu Rathe zog. Korn konnte man wenig pflanzen, aber gar viel hielten sie auf Spinnstoff, weil der Vater ein Weber und die Mutter eine Frau war, d. h. weil sie sich gerne rühmte, so und so viel Flachs und Hanf gemacht zu haben. Das war dem Lande kein Nutzen, es blieb um so magerer. Und daß man um so mehr Brod kaufen mußte, rechnete man nicht, sparte es aber gar ängstlich. Es war zudem ein Gütchen, auf welchem die guten Jahre selten waren, besonders wenn man es nicht recht düngen konnte, sondern der natürlichen Fruchtbarkeit das Gedeihen überlassen mußte. Jener Luzerner meinte, auf die Frage, ob sie viel Heu gemacht? wo man brav gemistet, hätte es viel Heu gegeben; wo man es aber nur dem lieben Gott überlassen, wäre nichts gewesen. Diese Antwort scheint gottlos zu sein, sie enthält aber den tiefen Sinn, daß Gott nichts thut, wozu er dem Menschen Mittel und Kräfte gegeben, es selbst zu machen. Das Gütchen lag an eines Waldes Saum,

hatte steinigten Boden, viel Schatten, war uneben und wasserlos, bis an das Abwasser vom Hausbrünnchen, das aber in trocknen Jahren einen Wasserstrahl hatte, kaum wie eine Stricknadel. Es gingen einmal fremde Reisende, während man im Dorfe ihre Pferde fütterte, spazierend bei uns vorbei. Als sie in den Baumgarten kamen, wo die Bäume so schön grau und grün unter ihrem Moose hindurch guggeten, und zum Häuschen, das halb blind hinter seinen papierenen Fenstern sich schämte und sein strohloses Dach mit allerlei Pflanzen und Trümmern bedeckt hielt, halb versteckt in den Bäumen und im Schatten des Waldes — meinten sie: das sei hier doch gar zu romantisch. Ich verstund den Ausdruck nicht, hielt es aber für ein Spott- und Hohnwort, und hetzte hinter dem Tennsthor hervor unsern Spitz auf sie. Daß Alles nicht besser aussah, hatte seine zwei guten Gründe. Mein Vater hatte das Gütlein nicht schuldenfrei, sondern er mußte alle Jahr fünfzig Gulden Zins haben auf demselben. Sein Vater war schon schuldig gewesen, und er wurde noch mehr schuldig, weil er seinen Schwestern herausgeben mußte. So häufte sich von Geschlecht zu Geschlecht die Schuldenlast an. Gewiß ist aber auch niemand gedrückter, als der Besitzer eines kleinen verschuldeten Heimwesens, er mag ein Handwerk haben oder keins; der hängt sein Lebenlang zwischen Tod und Leben, kann nicht leben, kann nicht sterben, wenn er auch noch so fleißig ist. Die gemeinen Lasten sind im Verhältniß größer als bei größern Gütern, Verbesserungen lassen sich weniger anbringen, auch hat man nicht die Mittel dazu; was gepflanzt wird, muß in's Haus gebraucht werden; man bleibt hungrig dabei, und muß noch dazu kaufen. Hat man kein Handwerk, so zieht es keinen Nebenverdienst und der Zins kann nicht aufgebracht werden; hat man ein Handwerk und ist nicht sehr gescheut, so pfuschet man auf dem Gut und im Handwerk, treibt keines recht und kommt auch nirgends hin. So mußte auch bei uns alles aufgeboten werden, um den jährlichen Zins

aufzubringen; auf Verbeſſerungen oder gar Verſchönerungen hatte man nichts zu verwenden, nicht einmal auf die nöthigen Reparaturen. Und weil man kleinen Schaden nicht ausbeſſerte zur rechten Zeit, ſo wurde er groß, und um ihn zu heilen mußte man neue Schulden machen. Wer für ſein Dach z. B. zur rechten Zeit zehn Kreuzer ſchent, der kann ſpäter zehn Gulden rüſten. Aber das bedenken Wenige; ſie fühlen nur den Geldklamm, in dem ſie ſind. Mein Vater hielt ſein Handwerk für die Hauptſache, und es war ihm in der Seele zuwider, wenn er außer ſeinem Webkeller etwas thun ſollte; dann konnte ihm niemand etwas recht machen. Die Frau und ſpäter die Kinder ſollten alles beſorgen; und das iſt der zweite Grund, warum es nicht beſſer ausſah. Man kann ſich denken, wie es zugeht, wenn eine Frau, die entweder Kindbetterin oder ſchwanger iſt, Alles in Allem thun muß: Kinder ſäugen oder hüten, Schweine mäſten, Kühe füttern, für Menſchen kochen, pflanzen, begießen, jäten, mähen, dreſchen, ſpinnen ſoll; und wie es ihr ſein muß, wenn ſie nirgends kommen mag, weder mit der Arbeit noch mit dem Gelde; wenn ſie manchmal in die Erde ſinken möchte vor Mattigkeit und Müdigkeit mit ihren geſchwollenen Beinen, und dazu ein Kind hier ſchreit, das andere dort, und der Mann mit ſauern Augen ſie fragt: warum das noch nicht gemacht ſei und jenes nicht, und wann man doch einmal eſſen könne, und warum ſie die Kinder brüllen laſſe?

Und wenn ſie zu dieſem allem nichts brauchen ſoll, nichts anſchaffen darf, und über jeden Kreuzer ein endloſes Gefrägel iſt, und der Mann keinen Verſtand hat über einen Hausbedarf, ſondern nur den jährlichen Zins von fünfzig Thalern im Sinn und Kopfe hat, ſo kann man denken, wie bös es eine ſolche Frau hat. Das iſt wahr: er ſelbſt arbeitete auch brav. Allein entweder war er nicht beſonders geſchickt oder unglücklicher Art, — er kam nicht weit. Früher hatte er Garn gekauft und auf eigene Rechnung gewoben für die

Händler, allein das wollte nicht gehen. Und wenn er auf dieses Kapitel kam, so konnte er nicht aufhören zu schimpfen über die Ungerechtigkeit in der Welt. Je ärmer man sei, meinte er, desto mehr hätte man nöthig zu lösen. Aber das sei gerade umgekehrt, die Reichsten lösen aus ihren Sachen am meisten. So ein Händler oder Handelsherr sehe es Einem auf hundert Schritte an, ob man Geld nöthig habe, und gebe Einem sicher einen halben oder einen ganzen Vierer weniger für die Elle, als wenn man kein Geld nöthig hätte. Da werde man gedreht, daß Einem die Augen übergehen, und man nur noch sehen könne, wie sie Einem, der es nicht so nöthig hätte, mehr geben für sein Tuch, das doch nicht so gut sei. Doch das sei noch nicht alles. Wenn man glaube fertig zu sein und sein geringes Profitchen geschirmt zu haben, so müßte es gar nicht zu machen sein, wenn sie Einem nicht noch einen Abzug zu machen wüßten, entweder für die Fehler im Weben, oder für Bleifäden oder für irgend etwas, an das das arme Weberchen nicht gedacht, das er sich aber mit blutendem Herzen müsse gefallen lassen, weil er halt nichts anders zu machen wüßte und mit solchen Großköpfen nicht prozediren könne.

Wenn diese wüßten, wie manchmal das arme Weberlein in seinem feuchten Keller bei seiner mühseligen Arbeit bei Kreuzer und Pfennig ausrechnet, was es lösen sollte, und wie es aber je oft seinen Gewinn gegen seine Schulden hält oder seine Bedürfnisse, und das Schifflein emsiger fliegt, weil ihm angst wird, es möge es nicht geben; und wie das ein wichtiger Tag ist, wenn der Vater ein Stück abnimmt und damit auf Burgdorf oder Langenthal zu wandert, und wie auf einen Pfennig mehr oder weniger unendlich viel ankommt, und wie Weib und Kind bang auf die Heimkunft harren, und was der Handelsherr gesagt und gegeben, und wie die ganze Haushaltung entweder seufzt, oder jubelt, wohl oder übel schläft, je nachdem der Handelsherr bei guter oder böser Laune gewesen

— wenn ſie das alles wüßten, ſie würden ſicher eine Flaſche weniger zum Ueberfluß trinken und einen Pfennig mehr zur Nothdurft geben, oder ſie müßten dann ſteinern ſein durch und durch und um und um. So mußte endlich mein Vater ſeine Selbſtſtändigkeit auf- und ſich einem der Herren als Weber zu eigen geben. Nur was man ſelbſten pflanzte, verweb er auf ſeine Rechnung, und wenn er einmal ein eigenes Stück wegtragen konnte, ſo hatte er einen ganz andern Schritt und trug den Kopf ganz anders; und wenn er dann dieſes Stück keinem Händler zu geben brauchte, ſondern irgend einer Frau in der Stadt anhängen konnte, dann kam er wohl auch mit dem Hütchen auf der Seite und einem kleinen Stecher heim. Einmal hatte er einen großen; da hatten wir Kinder Spaß und Freude. Er hatte einer Frau Tuch verkauft, und die hatte ihm, weil eben ihr alter Weber geſtorben, zu weben gegeben. Der Vater hatte ſich anfangs geweigert es zu nehmen, weil ſein Herr verdammt aufbegehriſch war und keinen Tag auf die Arbeit warten wollte, und ſeine Arbeiter beim geringſten Verzug anſpudelte, ärger als ein Paſcha mit drei Roßſchweifen. Endlich nahm er doch eine Parthie Garn, weil er mehr Verdienſt dabei ſah, und durch früheres und ſpäteres Arbeiten den Andern nicht aufzuhalten hoffte. Als er der Stadtfrau das Tuch brachte und vormeſſen wollte nach Weberſitte, machte die gar ein ſchlaues Geſicht und ſagte: Ja, Weber, ich bin auch nicht dumm. Wenn d'Weber ſchon ſchlimme Vögel ſind, ſo können ſie mich doch nicht mehr überliſten. Ich will darum abſolut nicht, daß du mir den Daumen miſſeſt zu der Elle und mich ſo an Ellen verkürzeſt. Ja, Frau, das mache ich euch, wie ihr befehlet, hatte mein Vater geſagt ohne zu lachen." Beide ſchieden zufrieden mit einander, die Batzen aber, die der ausgelaſſene Daumen an vermehrtem Weberlohn ihm eingetragen, hatte mein Vater vertrunken und darum den tüchtigen Säbel heimgebracht.

Mein Vater bildete ſich ein, ſein Verdienſt ſolle den Zins

machen und der Reſt verwendet werden zu Abbezahlung der Schulden; der ganze Hausbrauch und alle Ausgaben ſollten vom Ertrag des Gütchens beſtritten werden. Er behauptete, Andere ſeien keine Weber, hätten überhaupt keinen Nebenverdienſt, aber Schulden wie er und nicht mehr oder beſſeres Land; — die müßten alſo auch gelebt und Zins haben. Und woher müßten dieſe beides nehmen als aus dem Lande? Er rechnete daher alle Jahre mit der Kreide und im Kopf, wie es nun anders geben müſſe; welches Pöſtchen er ablöſen wolle und wie er dann das andere Jahr noch ein größeres abzahlen werde. Aber er rechnete alle Jahre falſch, und mußte froh ſein, wenn er ſchlüpfen konnte ohne neue Schulden. Der gute Weber hatte nur das Einnehmen im Kopf, aber nicht die Ausgaben; — die ſchneite es ihm unerwartet zu unbeliebigem Nachtrag. Es mußte z. B. der Zimmermann ein neues Jauche-Loch machen, weil das alte einfiel. Das koſtete Geld und deswegen gab er der Frau manchen Tag kein gutes Wort. Die Kuh wollte nicht mehr trächtig werden, ſie mußte vertauſcht, Geld zugeſchoſſen werden. Er ſagte: Frau! jetzt kannſt ſehen, daß es mit dieſer nicht eben ſo geht wie mit der alten — ſonſt geht es dir nicht gut. Es kamen Krankheiten über die Kinder, die machten Auslagen, Krankheiten in den Flachs, die verminderten die Einnahmen, und die Frau mußte alle Tage ihre Brummelſuppe ſchlucken. Und wenn dann noch ein Kindbett dazu kam, dann mußte ſie alle Tage hören: Sie könne nichts anders als Kinder haben, und wenn ſie, wie es auf dem Lande der Brauch iſt, zu Ader laſſen wollte, ſo müßte ſie alle ihre Schliche anwenden, um zu den vier oder fünf Batzen zu kommen, welche zu der üblichen Kur nöthig ſind. Die Weiber bilden ſich nämlich ein, wenn man Blut auslaſſe, ſo ſei eben darauf wenigſtens ein Schoppen rother Wein nöthig und ein Stück Fleiſch; und der Doktor, welcher dieſe Kur am beſten zu verordnen weiß, bei dem laſſen die Weiber am liebſten zu Ader. So ſah man vor einiger

Zeit an bestimmten Tagen eine Menge stattlicher Weiber an einem gewissen Orte stattlich einherschreiten, und keine ging ohne ein gefülltes Säcklein heim, und eine Menge minder stattliche Weiber trank wenigstens den genannten Schoppen Rothen. Es war nicht Sonntag, nicht Markt, aber es war Aderlaßtag, und der Doktor an selbem Orte verstund das Aderlassen besser als alle. Er verordnete nämlich den Vermöglicheren nicht bloß einen Schoppen, sondern eine förmliche Kur, die mehrere Tage dauern sollte und darin bestand, daß die Weiber während dieser Zeit frisches Fleisch und ein Glas guten Wein brauchen sollten. Das war den Weibern das Rechte, und sogar die Kinder, denen ein gutes Mutterli immer einen Theil von dem, was es ißt und trinkt, zukommen läßt, freuten sich auf diese Tage und fragten oft: Mutter, willst nicht bald wieder zu Ader lassen? Der Doktor, der Schalk, vergaß sich aber auch nicht, zum Aderlaß gab er mit bedeutsamer Miene ein klein Tränklein, welches nothwendig mit den andern Sachen zu gebrauchen sei, und so zog er über den gewohnten Aderlaßbatzen noch drei Batzen für unschuldige Kräuter, und verschaffte sich so nicht nur stattliche Weiber zum Aderlassen, sondern auch eine stattliche Einnahme, daß er auch für sich die Kur brauchen, frisches Fleisch essen und guten Wein trinken konnte, so viel er wollte.

Die Behandlung des Vaters nahm die Mutter so hin, ohne daß es oft Streit gegeben hätte. Sie stichelte zuweilen wieder, sagte z. B.: es sei kommod am Schatten zu sitzen, und zu befehlen; klagte bei einer Nachbarin: ihr Mann sei der unverständigst wüsteſt, den es geben könne, und nie wüster, als wenn sie guter Hoffnung sei. Später mußten dann die Kinder hören, was sie gegen den Vater auf dem Herzen hatte.

So war unsere Haushaltung nicht bekannt als eine störrige, zweispältige, sie war nur, was tausend andere auch waren. Diese täglichen Reibungen, dieses freudlose Ringen

mit des Lebens Mühen und Nöthen hatte die Gemüther versäuert durch und durch, so daß alles im schlimmsten Lichte angesehen, bitter aufgenommen wurde, am bittersten das Glück des Nächsten. Wenn einer ein Erbe gemacht oder einen guten Handel, so ergoß sich die Galle der Eltern auf alle erdenkliche Weise, und der Vater hustete noch einmal so viel als sonst. Unglück mochten sie aber jedem gönnen, und es nahm sie immer wunder, daß es nicht schon früher eingetroffen oder nicht ärger gekommen sei. Aus diesem kann man schließen, daß Beide nicht besonders viel eigentliche Religion hatten. Sie schimpften zwar oft über die Welt, und wenn sie jemand recht herunter machen wollten, so sagten sie: Er glaube an keinen Gott und an keinen Teufel. Sie ließen uns Kinder beten, und mitten drin sagte die Mutter: dort geht der D... Schelm, der uns unsere Aepfel gestohlen hat! Der Vater ging öfters in die Kirche, weil er im Dorfe etwas zu verrichten hatte und gerne etwas Neues vernahm; besonders im Winter, wenn man Schweine zu verkaufen hatte, zu hören was sie gelten. Die Mutter hingegen ging höchstens alle zwei Jahre einmal zum Nachtmahl. Wir fürchteten es allemal, denn am Morgen ehe sie ging, war sie von einer Laune ohne Gleichen; sie turnirte in der Küche herum wie wild, und das Kind, das ihr vor die Füße lief, erhielt Schläge. Wenn sie heim kam, hatte sie gewöhnlich auf den Pfarrer zu schimpfen: der sei auch einer auf die neue Mode, man verstehe sich gar nicht auf ihn. Ehemals hätte man das Abendmahl ausgelegt, wie es Einem so wohl mache, und wie man selig werden könne, wenn man es genieße, wie ja darum Christus für Alle gestorben sei, wo das glaubten, und wie die Seligkeit so schön sei, und im Himmel alles glitzere und es lustig sei dort. Der wisse von dem Allem nichts zu sagen, sondern sage nur immer, man solle das thun, und jenes nicht thun, und eine Frau hätte ihr heute gesagt: der Pfarrer habe letzthin gesagt, er wisse nicht wie es im Himmel sei. Ob

man denn einen solchen Laffen zum Pfarrer machen solle? frage sie. Ehedem wäre er nicht gut gewesen für einen Schulmeister, jetzt mache man solche Pfarrer. Da wundere es Einen nicht, wenn der Unglauben so überhand nehme, wenn der Pfarrer nicht mehr wisse, wie es im Himmel sei. Das werde doch wohl in der G'schrift stehen. Die Mutter und der Vater hatten keinen Begriff davon, daß die Religion etwas sei für alle Tage und für das Haus, daß sie im Grunde nichts anders sein solle, als der Urquell all unsers Denkens, Redens, Handelns, der Urquell unsers ganzen Seins; sie hielten sie für ein Fürwahrhalten, daß Gott alle Worte in der G'schrift gesprochen, und daß man durch Christus selig werden könne, verbunden mit einem Dienst, den man durch Hersagen von Gebetsformeln und in der Kirche zu verrichten habe. Darum gedachten sie auch nicht von ferne daran, daß die Religion ihr Benehmen gegen die Nächsten und besonders ihr gegenseitiges zu bestimmen habe; gedachten gar nicht daran, daß durch die Religion jedes menschliche Wesen veredelt werden solle, und daß diese Veredlung gerade die Bestimmung des Menschen sei. Das Nichtgedenken an diese Wahrheit hat die traurigsten Folgen allenthalben und vorzüglich in der Erziehung. So dachte keines, daß es sich zu bessern, Fehler zu überwinden, die Kinder vor bösen Neigungen zu bewahren hätte. Dabei waren meine Leute aber doch nicht schlechte Leute, was man so nennt; sie galten für brave, von denen man nichts apartiges wisse, als daß sie mit Mühe sich durchbrächten. Sie hatten so die allgemeine Rechtlichkeit, die vor allem sich wahret, was auskommen könnte. Wenn wir etwas fanden, das Nachbarsleuten gehörte, so mußten wir es alsobald zurückgeben. Was denkst, wenn es ihnen vor die Augen käme, was würden sie sagen? Gehörte das Gefundene aber einem Unbekannten, so gab man sich keine Mühe, ihn aufzufinden, ja er müßte guten Beweisthum gehabt haben, wenn man es ihm zurückgegeben hätte. Sie betrogen auch keinen

Nachbar und überhaupt niemand ihresgleichen, aber wenn meine Mutter des Pfarrers oder Doktors Weibern einige schlechte Eier unter den guten anhängen konnte, so lachte ihr das Herz im Leibe; und wenn sie ihnen Spinnstoff verkaufte, so that sie kurzen Hanf unter den langen. Dann lachten beide, die Mutter und der Vater, und meinten: das thue solchen Leuten nichts, sie hätten Geld genug und merkten es nicht. Sie aber hätten es nöthig, und was Einem Kniffe nützen thäten, wenn man sie nicht brauchen sollte. Wenn dann einmal eine der Frauen Unrath merkte, sich beklagte und drohte, nichts mehr von uns nehmen zu wollen, so begehrte meine Mutter nicht übel auf und räsonnirte über die geizigen Herrenhunde, die Einem nichts gönnten, die Einem nichts für eine Sache geben und doch von allem das beste haben wollten.

Drittes Kapitel.

Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten.

Das Ehepaar, das ich bis dahin schilderte, besaß acht Kinder, von denen ich das dritte war. Man nehme mir es doch nicht übel, daß ich so offenherzig von meinen Eltern rede. Ich thue es wahrhaftig nicht, um sie herabzuwürdigen. Weil ich weiß, daß unzählige Ehepaare dem elterlichen gleich sind, so hoffe ich, es könnte vielleicht eine solche Schilderung sie zur Erkenntniß ihrer selbst bringen, und so ihnen und manchem Kinde Heil geschehen. Ich hoffe, daß je ehrlicher und aufrichtiger ich mich dargebe, um so größeres Erbarmen werde das Publikum mit mir haben, und desto eifriger mein Buch lesen. Wir Kinder wurden von den Eltern eigentlich als eine Last betrachtet, die man dadurch zu verringern suchen müsse,

daß man alle Kräfte des Kindes in Anſpruch nehme. Wir hörten ſehr oft, die und die ſeien doch glückliche Menſchen und könnten es ſo gut haben, weil ſie keine Kinder hätten oder nur eins. Doch hatte alle Selbſtſucht und die angeſetzte Säure in den Gemüthern die von Gott ſo gütig in die Herzen der meiſten Erzeuger gepflanzte natürliche Liebe zu ihrer Nachkommenſchaft nicht ganz wegätzen können; ſie liebten auch, aber auf eigene Weiſe und Keines, was das Andere. Der Vater hielt viel darauf, daß er ein Gütchen hatte, und wenn er doch Kinder haben mußte, ſo wollte er einen Buben, um daſſelbe auf ihn vererben zu können. Unglücklicherweiſe gebar aber die Mutter zuerſt zwei Mädchen nach einander; die konnte nun mein Vater nicht leiden. Alles an ihnen war ihm zuwider, und über jeden Kreuzer, der um ihrentwillen ausgegeben werden mußte, ärgerte er ſich. Natürlich nahm ſich die Mutter ihrer an, vertheidigte ſie vor dem Vater. Schalt er, ſo liebkoſte ſie die Kinder und helferte gegen den Ehemann. Hatten die Mädchen etwas gethan, das den Vater ärgern mußte, ſo half ſie es ihnen vertuſchen, den Vater belügen. Für ihre Kleidung wußte ſie immer heimlich einige Batzen auf die Seite zu bringen, entweder aus dem Buttergelde, (denn von der einzigen Kuh wurde neben der großen Haushaltung noch Butter verkauft), oder aus andern Erzeugniſſen des Landes. Ein Weib, das Geld machen will, findet auf der Stelle hundert Mittel dazu, kein Mann iſt ſchlau genug, es zu verhindern: und doch ſind hunderte von Männern, die ihre Weiber durch übertriebene Kargheit zu ſolchen Kniffen zwingen, und dummer Weiſe ſich einbilden, ſie könnten nicht belurt werden. Je älter die Mädchen wurden, deſto mehr bedurften ſie, deſto mehr mußte der Vater betrogen werden und dabei war das das größte Unglück, daß die Mädchen mit betrügen, mit ſtehlen halfen. Sie gewöhnten ſich, ihre Wünſche nicht zu unterdrücken, ſondern die Mittel zu ihrer Befriedigung auf unrechtem Wege zu erlangen. So

ſtahlen ſie ſpäter nicht bloß dem Vater, ſondern auch ihren Meiſterleuten. Sie kamen in Schande, und wir in großen Verdruß. Es iſt merkwürdig, daß gar viele Leute glauben, den Eltern ſtehlen ſei keine Sünde. Und doch iſt ſicher die Sünde weit größer, wenn ich jemandem ſtehle, dem ich Dankbarkeit ſchuldig bin und der mir zu eſſen giebt, mich kleidet, als einem Fremden, der weiter mich nichts angeht. Aber eben ſo merkwürdig iſt es, daß dem Vater ſelten auffiel, daß die Kleidungen, die ſie trugen, nicht aus dem von ihm bewilligten Gelde angeſchafft ſein konnten, daß er wenigſtens ſelten darnach fragte. Zufrieden im Glauben, es ſei nicht aus ſeiner Sache gekauft, bekümmerte er ſich nicht darum, woher es genommen ſein könnte. Und wenn er zur Seltenheit einmal fragte, woher dieſes oder jenes? ſo hieß es ſchnell: der Pathe oder die Pathin hätten es gegeben, und dieſes wurde ohne irgend eine Nachfrage gläubig angenommen.

Als ich ihm endlich geboren wurde, hatte er gar große Freude, daß ihm nun ſein Kronprinz für ſein Kuhgütchen und ſeine 2000 Gulden Schulden geboren ſei, und auf dieſen Thronfolger baute er fortan alle ſeine Pläne und Hoffnungen. Er ſei nichts, ſagte er oft, aber der da müſſe etwas ganz anders werden, der müſſe alles lernen, was auf der Welt Einer nur lernen könne. Und würde es hundert Thaler koſten, es reute ihn nicht. Er wiſſe auch Leute, die nicht einmal Weber geweſen, die jetzt Geld hätten wie Heu und Häuſer wie Palläſte: die auf allen Märkten Haus oben im Dorfe ſeien und ſo ein Weberlein gar nicht anſehen, wie tief es auch ſich beuge. So ein Händler müßte ich auch werden; hätten es Andere ſo weit gebracht, ſo wüßte er nicht, warum ich es nicht auch ſo weit bringen könnte. Und dann müßte ich eine reiche Frau nehmen, ſie hätten auch alle reiche Weiber: ein ſchönes Haus bauen, ſie hätten auch alle ſchöne Häuſer; eine Chaiſe kaufen, ſie hätten auch ſolche. In dieſer wollten wir dann zuſammen zu Markte fahren, und allemal

an dem Herrentisch sitzen und nach dem Essen um den Kaffee spielen. Dem Kaffee frage er zwar nichts nach, ein Glas Branntwein sei ihm lieber. Aber wenn man vornehm sei, so müsse man auch vornehm thun, sonst werde man verachtet. Dann ergötzte er sich an dem Gedanken, wie er diesem und jenem es eintreiben wolle, daß er ihn schnöde angesehen und wie er dann auch den Hut aufhaben und Andere die Kappe wolle heben lassen. Hatte er so recht sich ergangen in allen Hoffnungen, die er auf mich baute, so betrachtete er mich ordentlich mit Respekt und behandelte mich darnach. Er wollte nicht, daß ich schrie und nie glauben, daß ich auch schreie aus unbekannten Ursachen wie andere Kinder, sondern nur wenn man mich mit Fleiß zu schreien mache. Hörte er mich in seinem Webkeller, so kam er hervor, und prügelte die Schwester, die mich warten sollte, oder begehrte mit der Frau auf, warum sie mir nicht zu saugen gebe, ihm zum Trotz lasse sie mich verschmachten. Es war keine Rede davon, daß man mir etwas abschlagen durfte. Geschah es einmal in seiner Gegenwart und verzog ich nur eine Miene, so brüllte er sie an: Willst oder soll ich!

Er ging auf keinen Markt, daß er mir nicht etwas kaufte, keinem andern Kind aber je um einen Kreuzer. Und wehe dem, welcher meine Sache auch nur mit einem Finger anrührte! Ich war kaum zwei Jahre alt, so nahm er mich allemal mit, wenn er des Sonntags zur Seltenheit einmal in's Wirthshaus ging, gab mir zu essen, was ich wollte, schüttete mir Wein ein, mehr als ich mochte, und rühmte dann: der möge ihn ertragen, aber der müßte ihn lernen trinken, der müsse einmal Wein genug haben. Meine Mutter nahm er dagegen nie mit, so oft sie stichlen mochte: Einen Tropfen Wein hätte sie nöthiger, als der Lausbub da.

Man kann sich denken, wie lieb ich auf solche Weise der Mutter und den Schwestern wurde. Sie hatten meinetwegen alle Tage Verdruß, konnten mich nie gut genug halten und

mußten zusehen, was ich alles erhielt, ohne Theil daran nehmen zu können.

Es scheint, mein Vater hatte die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern nie gelesen, oder sie nur so gelesen, wie die meisten Leute lesen können. Er hatte nur die Worte gebrummelt mit den Lippen, ohne ihren Sinn zu verstehen, und noch viel weniger die Anwendung auf das gewöhnliche Leben und auf seine eigenen Verhältnisse machen zu können. Er hatte nicht begriffen, was der Neid sei, wie leicht er geweckt werde, wie unglücklich er mache! Das habe ich seither nur zu oft bemerkt, daß die Menschen die Namen von Tugenden und Lastern wohl kennen, aber sie nicht erkennen, wenn sie im Leben in ihnen selbst sich äußern oder äußern sollten. Sie merken nicht, wie sie hervorgerufen werden, gewahren die Zeichen nicht, die ihr Keimen, ihren Wachsthum ankünden, und wissen noch viel weniger, wie der Wachsthum des Bösen könne gehemmt werden. Wenn der Fehler eines Nächsten sie reizt, so machen sie es wie ein einfältiger Mensch, dem ein Nagel in der Wand die Hand verwundet. Statt mit Vorsicht ihn herauszuziehen und ihn zu entfernen, schlägt er ihn zornig an und in die Wand; hat damit die Wand verdorben, sich die Hand verwundet und wird früher oder später den Nagel noch empfindlicher fühlen müssen. So denken die wenigsten Eltern daran, daß das ganze Thun und Lassen ihrer Kinder aus ihren Herzen entspringt und ganz nach dessen Beschaffenheit sich regelt; sie achten bloß auf das Thun und Lassen derselben. Und ein Thun und Lassen, das die Eltern selbst durch das Verderben der Kinderherzen erzeugt, meinen sie dann durch Schläge und Schimpfen züchtigen zu müssen und vertreiben zu können. Sie schlagen die Verdorbenheit nur in die Herzen hinein, Tücke und Verschlagenheit wölben sich als Rinde darüber, aber es kömmt die Zeit, wo die Eltern ihre Thorheit büßen müssen. So hatte mein Vater von Neid gehört und gelesen, aber daß er selbst an ihm litt,

wußte er nicht; daß er ihn in Weib und Kind pflanze, dachte er nicht, daß er durch Schlagen und Schimpfen den Neid mehre, in Haß verwandle, merkte er nicht; daß er durch eigene Schuld täglich größern Aerger habe, fiel ihm nicht ein. Und doch war das so natürlich, daß man glauben sollte, ein Blinder hätte es sehen müssen. So wie die Mutter die Mädchen liebte, weil der Vater sie verfolgte, so war ich ihr zuwider, weil der Vater mich liebte. So wie er nur für mich Sinn und Sorgen hatte, so überwältigte sie der Neid, weil sie glaubte, sie verdiene doch eher ein weißes Brödchen oder einen Schluck Wein als ich. Und wenn sie meinetwegen noch mehr Verdruß haben sollte, als sonst, so wollte sie, unser Herrgott nähme mich wieder, es ginge mir wohl und ihr noch besser, sagte sie oft. Die Schwestern, die an der Mutter hingen, theilten natürlich ihre Meinung; und weil ich immer Sachen hatte, die sie entbehren mußten, so mußte der Neid in ihren Herzen groß werden, und dann noch alle Tage Schläge wegen mir, mußte den Neid in Haß verwandeln, mußte die Folge haben, daß der Vater oft mit Recht sie abstrafen mußte, weil sie wirklich sich gegen mich vergingen. Die Mutter schoß mich herum wie einen Strohwisch, wenn der Vater es nicht sah. Die Schwestern stahlen mir, was sie konnten, oder die Mutter gab ihnen, was mir gehörte. Sie stießen mich, und war ich gefallen, so rissen sie mich mit einer Sanftheit empor, die viel weher that als der Fall. Da mein Geschrei in beiden Fällen ungefähr das gleiche war, so mochten sie denken, weil sie allweg Schläge kriegten, so sei es nichts als billig, daß ich doch auch wüßte warum. War mein Vater den ganzen Tag fort, so war das ein Herrentag für sie und ein Leidenstag für mich. Konnte ich doch so viel schreien als ich wollte, er hörte es nicht: mochten sie mir nur halb genug zu essen geben, er sah es nicht.

Natürlich hing ich mich, getrieben durch angebornen Instinkt, an den Vater, wollte nur bei ihm sein. Natürlich

klagte ich dem Vater, so bald ich reden konnte alle erlittene Mißhandlungen, lief zu ihm, wenn eines mich nur sauer ansah. Natürlich hörte dies der Vater gerne und verleitete mich, all ihr Thun und Lassen ihm zu berichten. Darum wollten sie mich auch nicht bei sich leiden, sondern jagten mich von all ihren Arbeiten weg, und ich lief zum Vater. Daher wollte auch niemand mit mir lernen in den ABC-Büchern, welche der Vater mir schon im dritten Jahre kramte und immer eines schöner als das andere. Die Mutter wollte nicht Zeit finden, mit den Schwestern gab es Krieg, und da die Lebrenden immer den Kürzern zogen, so kam der Lernende nicht weit und strengte sich nicht besonders an, er wollte lieber die goldenen Elephanten und Affen außer dem Buche, als die Buchstaben im Buche betrachten. Da aber dieses nicht Lernen hieß, so kamen die Schwestern und ich hintereinander, und die Schule endigte mit beiderseitigem Heulen. Der Vater mußte Lehrmeister werden, weil er absolut mich geschickt haben und zu einem großen Manne machen wollte. Er war ein wunderlicher Lehrmeister, der, wie sich von selbst versteht, keine Ahnung mehr davon hatte, wie lange das A-B-C-Lernen bei einem Kinde geht, wenn es nicht an bestimmte Anschauungen mit Bewußtsein gewohnt ist, sondern zum ersten Male an den Buchstaben, die zudem nicht besonders auffallende Merkmale haben, sie nicht nur üben, sondern alsobald die Folgen des gebildeten Anschauungsvermögens, eine schnelle Auffassungskraft bewähren soll. Er war, außer bei seinem Webstuhle, wo er mit dem schlechtesten Garn die größte Geduld haben konnte, äußerst ungeduldig und reizbar, und konnte daher gar nicht begreifen, warum ich, da ich den ersten Buchstaben doch alsobald gekannt, die andern immer wieder vergaß und verwechselte. Er schrie mit mir, kratzte in den Haaren, lief fort, aber schlagen that er mich doch nicht. Und weil ich gerne bei ihm war, und um bei ihm sein zu können, den Vorwand brauchte, lernen zu wollen, und damit er nicht fort-

lief oder mich fortſchickte, mit aller Anſtrengung Achtung gab: ſo kam ich bald glücklich durch das A-B-C zu den Sylben und auch ſchnell durch dieſe. Da ich aber nicht immer lernen konnte, ſo nahm ich faſt von ſelbſt das Spuhlen vor, und machte es bald ſo ordentlich, daß der Vater mich für ein Weltwunder hielt und allen Menſchen rühmte: Er hätte einen Buben daheim, ſolchen gäbe es unter tauſenden nicht. Dieſen Ruhm ſpendete er mir auch in meiner Gegenwart bei jeder Gelegenheit, ſo daß ich ſelbſt nicht wenig auf mir hielt und wirklich glaubte, ich ſei ein Wunderkind.

Sobald ich größer wurde, plagte mich der G'wunder, wohin der Vater Dienſtags oder Donnerſtags gehe und woher er mir den ſchönen Kram bringe? Lange hielt ich ihm an, mich mitzunehmen. Er hätte es längſt gethan, denn er freute ſich ſelbſt darauf wie ein Kind, und mochte nicht warten, zu vernehmen, was man z. B. in Burgdorf von mir ſagen und wie man allgemein über mich ſtaunen werde, indem er überzeugt war, daß man dort noch nie einen ſolchen Knaben geſehen. Als ich ſechs Jahre alt war, verſprach er mir einmal zur Herbſtzeit, mich an den Markt nach Burgdorf zu nehmen, wenn ich das A-B-C-Buch noch einmal auslerne und ihm fleißig ſpuhle. Wie ich des Tages lernte und ſpuhlte, und dann des Nachts träumte von dem Markt und der Stadt und allem dem, was mir der Vater ſagte, das man da ſehen könne, wie ich in einem beſtändigen Fieber war und an den Fingern Tag und Stunden abzählte und des Tages hundertmal ſagte: Vater, wenn wir noch 4mal oder 3mal geſchlafen haben, dann iſt der Markt, nicht wahr? kann man ſich denken. Endlich brach der erſehnte Tag an. Er traf mich ſchon erwacht und ungeduldig, weil die Mutter expreß mit dem Frühſtücke zu zaudern ſchien, und die Schweſtern mir meine Schuhe auch nicht ſalbten, ſo geſchwind ich wünſchte. Da verklagte ich ſie beim Vater; dafür haareten ſie mich, als ſie mir das Halstuch umbanden. Daß ich auf den Markt konnte und das

ganze Jahr sonst niemand, das wollte Mutter und Schwestern fast das Herz abdrücken.

Endlich wanderten wir fort, der Vater mit einem Tuch zum Abliefern auf der Achsel, einem Korbe mit einer Balle Butter am Arm und ich mit einem Stecken in der Hand, der wenigstens eben so groß war als ich. Wie bei einem tüchtigen Landregen aus allen Winkeln Bächlein fließen, zusammenströmen, zu Bächen werden und endlich, in den Fluß sich mündend, diesen anschwellen zum gewaltigen Strom: so sendet in weiter Umgegend fast jedes Haus seine Stellvertreter aus an einen schönen Burgdorfer Markt zu Lust und Kauf. Jeder trägt zu Markte was er hat, viele nur den eigenen Leib. Auf allen Fußwegen sieht man Eilende. Sie sammeln sich schon zu Truppen in den Sträßchen und werden zu einer unabsehbaren Menge, wenn die Hauptstraße sie aufnimmt. Da wogt es dann wild durcheinander von Menschen und Vieh und rasselnd schnurren die Bernerwägeli mitten durch, daß die Schafe nicht wissen wohin und die plaudernden Fußgänger auseinander fahren, als ob eine Bombe unter sie gefallen wäre, und aus einzelnen Chaisen und Charabank's schauen breite Gesichter wohlbehaglich auf die Menge nieder und fahren rasch durch sie hin, als ob sie den Herrentisch schon in der Nase hätten. Was war da für einen Buben, der noch nie auf der großen Straße und an einem Markt gewesen war, nicht alles zu sehen? Das Vieh zog mich mehr an als die Menschen, und bei den kleinen lieben Lämmchen mußte ich alle Augenblicke stille stehen. Je näher wir der Stadt kamen, desto schwerer hing ich an des Vaters Rocktasche, denn immer mehr hatte ich zu sehen. Als erst das Städtchen und das schöne Schloß so stolz sich mir darstellten, da wäre ich fast am Boden festgewurzelt, so große und so viele und so schöne Häuser hatte ich nie gesehen. Sobald ich mich von dem ersten Eindruck erholt, machte ich, um bald dort zu sein, so geschwinde Beine, daß der Vater kaum nach konnte. Als

wir in die Stadt kamen, gab es wieder Halt, und zwar bei jedem Kramladen: Nein, sieh doch, Vater, komm hierher, schrie ich bei jedem Schritt und zerrte an der Rocktasche, daß sie krachte. Aber der Vater hatte nicht Zeit, er mußte das Tuch abliefern. Der Herr war gar ein exakter, und schnauzte die Weber, die ihm nicht zu der Zeit kamen, welche er im Kopfe hatte, gar rauh ab. Wir waren ohnehin schon ziemlich spät; darum gab der Herr auch gar kurze Worte, würdigte mich keines Blickes und gab mir weder einen Batzen noch ein gutes Wort. Darauf hatte der Vater gezählt und nahm es sehr übel. Wenn er einen Andern wüßte, der ihm beständig zu weben hätte, er ginge auf der Stelle zu ihm und ließe den fahren — sagte er. Nachdem er das erhaltene Garn versorgt hatte, stellte er sich mit seiner Butterballe z'weg zum Verkaufen und legte das Tuch, mit welchem die Balle zugedeckt gewesen, schön zurück. Mir brannte der Boden unter den Füßen, ich zappelte um den Vater herum, und hielt ihm an, daß er doch mitkomme aus der finstern Laube weg, zu den Krämern. Endlich gab er mir einen Batzen mit dem Bedeuten: Ich solle mir daraus etwas kaufen, mich ein wenig umsehen, aber nicht weit gehen und ja bald wieder kommen. Er ließ mich ungern von sich; nicht daß er fürchtete, es könne mir etwas geschehen, sondern weil er dadurch um das Lob kam, das er von den Butter kaufenden Frauen über mich einzusammeln hoffte. Bis dahin hatte mich noch kein Mensch ordentlich angesehen, geschweige denn gerühmt; und das machte ihn fast böse.

Glücklicher als ein König stürmte ich fort mit meinem Schatz unter die Herrlichkeiten alle. Wo der Vater stund und welchen Weg ich nahm, achtete ich nicht; und daß ich ihn nicht wiederfinden könnte, dachte ich nicht. Ich ging von Bude zu Bude und versank in immer tiefere Bewunderung. Hier sah ich so schöne Manne auf den Rossen, oben roth und unten blau, und Säbel und Gewehre daneben und schöne

Wagen aller Art; dort Pelzkappen und Gold darum, das ganz prächtig glitzerte, gerade wie des Statthalters Bub eine hatte, um welche ich ihn immer beneidet, an einem dritten Orte ganze Haufen von Büchern und Bildern dabei, ach, so schön, so schön, wie ich mein Lebtag nicht gesehen; und neben dabei Lebkuchen, ganze Stöße und groß wie Ofenbretter. Vor allem stund ich still; wie lange, weiß ich nicht. Ich hatte Vater und Zeit und Alles vergessen. Den Batzen hielt ich in der Hand, dachte vor dem Sehen lange nicht an das Kaufen, und als endlich Wünsche nach dem Besitzen von etwas in mir aufstiegen, wußte ich lange nicht, was ich nehmen sollte. Mich hungerte und die Lebkuchen lockten mich gar sehr. Aber die Pelzkappen waren so schön, die Manne auf den Rossen so stattlich, und die Bilder, ach! die gefielen mir gar zu wohl. Endlich siegte die Lust nach diesen, ich drängte mich durch, streckte den Batzen dar und begehrte das Bild, welches mir am besten gefiel. Aber es lachte der Krämer und sagte: Dieses koste manchen Batzen. Kleinere wollte er mir zeigen, aber mein Sinn war einmal auf dieses gestellt. Da gedachte ich des Vaters, daß der viele Batzen hätte, kehrte um, ihn zu suchen und Batzen zu holen. Ich lief und lief, aber fand den Vater nicht, fand den Ort nicht, wo ich ihn gelassen. Aus dem Gedränge der Leute konnte ich nicht kommen, konnte nicht wissen, wo ich war. Da wurde mir entsetzlich bange auf einmal um's Herz, eine Angst, von welcher man sich keinen Begriff macht, befiel mich, der Schweiß bedeckte mich, das Weinen übernahm mich und ich fing an zu schreien: Aetti, o Aetti, wo bist? Aber kein Aetti gab Bescheid. Es wurden Leute auf mich aufmerksam und fragten: wo es mir fehle? Ich fragte nach dem Aetti, sie nach seinem Namen und wie er einer sei? Hans heiße er, sagte ich, und habe einen gelben Rock an. Es geb gar manchen Hans und viele gelbe Röcke hier, entgegneten sie, der Aetti werde wohl noch anders heißen und wie man ihm noch sonst sage? O'Mutter,

ſchluchzte ich heraus, ſag' ihm zuweilen Zankeiſen und Brummelbär. Da lachten die Leute und ließen mich ſtehen und weinen und Aetti ſchreien!

Alleine war ich in der großen Stadt, die mir endlos ſchien, allein unter den Tauſenden; unter ihnen kein bekanntes Geſicht, keine theilnehmende Seele. Ein jeder ſtolperte Geſchäften nach oder gaffte nach einem guten Schick herum. Nirgends einen Aetti, nicht einmal das Thor fand ich, zu welchem wir herein gekommen. Ich wußte nur, daß ein großes Haus mit einer kleinen Thür dabei ſtund. In unendlichem Jammer drückte ich mich endlich an eine Mauer, hielt die Hände vor das Geſicht und weinte bitterlich, bitter wie in meinem Leben vielleicht nie. O, man kann ſich das Furchtbare der Angſt in einer Kinderſeele, die ſich verloren glaubt, nicht mehr vorſtellen in den Jahren, wo man vergeſſen hat in eitlem Uebermuthe, daß man verloren gehen könne. Wenn einmal das Eisfeld der Selbſtſucht ſich über das Herz gelegt und es kalt geworden iſt in demſelben wie in Lapplands unermeßlichem Schnee, da weiß man nicht mehr, was ein Kind fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter weiß, kein bekanntes Geſicht ſieht, und es ſich verlaſſen glaubt, alleine fühlt. Es iſt wahre Höllenangſt, und in dieſer ſieht man nichts und fühlt man nichts als ſie. Die Mannen auf den Roſſen, Pelzkappen, Bilder, Lebkuchen — Alles war noch und auch mein Batzen noch. Aber für alles dieſes hatte ich keine Augen mehr, für mich gab es keinen Troſt, da der eine mir fehlte, der mir alles war, der Aetti. Und mein Aetti, den ich verloren, war nur ein armer Weber mit gelbem Rocke. Da oben iſt ein anderer Aetti, ſtrahlend in ewigem Lichte der allmächtigen Liebe, es iſt der reiche Gott und die Sterne ſind ſein glänzend Kleid. Und den haben viele verloren aus den Augen und ſie wiſſen nicht, wo er iſt; und doch haben ſie keine Angſt und behaglich wandern ſie auf dem Lebensmarkte auf und ab, ergötzen ſich mit Bildern und Lebkuchen, mit Puppen und

Pelzkappen. Es wird Morgen, es wird Abend — sie kümmern sich um den Aetti nicht; ja, gemahnt an ihn, erschrecken sie, und möchten die Reden von ihm für Träume ausgeben, für Träume schwindsüchtiger und mondsüchtiger Thoren. Ihre Herzen sind gefroren, sind Eisberge und Schneefelder geworden. Aber bedenk! diese Herzen werden aufthauen, auffrieren. Dann wird das Bewußtsein sie erfassen, den großen Aetti verloren zu haben; dann wird ein unendlich Weh sich festsetzen in ihren Herzen, ein Weh über den verlornen Aetti, das keine Zunge ausspricht. Kennt ihr den Schmerz, wenn man gefrorne Hände unvorsichtig an den heißen Ofen bringt? wie man die Hände zusammendrückt und von einem Bein auf das andere sich stellt, wie Störche auf den Matten? Was meint ihr? Wie wird es dann thun, wenn einst die gefrornen Herzen am heißen Feuer der Seelenangst aufthauen müssen?

Ich weinte bitterlich; wie lange, weiß ich nicht. Da nahm mir jemand die Hände von den Augen und eine bekannte Stimme fragte: Eh, Peterli! bist du's? Was hast, daß du so weinst? Mit verdunkelten Augen sah ich durch Thränen auf und erkannte unsern Schulmeister. Unser Schulmeister hatte eine Schnupfnase und rothe Augen, und die Augen und die Nase wässerten beide fort und fort das Gesicht, das sonst kein Wasser sah; die Bächlein liefen durch die Furchen in alle Ecken hin, oft zusammen und malten die lustigsten Striemen in das aufgelaufene Gesicht, besonders wenn er zuweilen mit dem Aermel unter dem Munde Ueberflüssiges wegwischte und es unwillkürlich auf die Backen strich. Aber ein Engel, und wäre es der Gabriel gewesen, hätte mir nicht schöner erscheinen können, als der alte Mann. O, was so ein bekanntes Gesicht Einem wohlthun kann, wenn man sich verloren glaubt. Das glaubt niemand, als wer es erfahren. Thun nun bekannte Gesichter Einem schon so wohl, was meint ihr, wie müßten dem Verlassenen erst bekannte Herzen thun?

Aber leider bleiben auf der Welt die meiſten Herzen ſich fremde; ſind doch die meiſten Menſchen fremde in dem eigenen Herzen. Meinem Schulmeiſter konnte ich nichts anders ſagen als: Ich habe den Aetti verloren; konnte ihm meine Freude über ihn nicht ausdrücken. Aber meine Thränen verſiegten, ſobald er mich bei der Hand nahm, die Angſt ſchwand und es war mir, als ob ich den Aetti ſchon hätte. Je größer ein Elend iſt, deſto dankbarer iſt man für jede Hülfe, und der erſte helfende Menſch, wenn er ſchon nicht der erſehnte iſt, wird zum Engel, zum eigentlichen Gottesboten.

Dem Manne vergaß ich die Hülfe mein Lebtag nicht. Wie er auch ſein mochte, ich behielt ihn lieb; und dieſe Liebe trug das Meiſte dazu bei, mich zum Schulmeiſter zu machen. Er nahm mich bei der Hand und verſicherte mich, daß wir den Aetti ſchon finden wollten. Im Stübli, wo er ſein Garn hatte und das der Schulmeiſter wohl kannte, ſuchten wir ihn, fanden ihn aber nicht, ſondern nur den Beſcheid, daß er außer Athem da geweſen, nach mir gefragt und wieder fortgelaufen wäre. Wir gingen durch mehrere Straßen — wir fanden ihn nicht. Da erklärte mein Begleiter: Es ſei doch dumm, ſo einander nachzulaufen, ſo finde man ſich nicht. Zudem ſei es durſtig Wetter, darum wollten wir in's Stübli gehen; dorthin käme der Vater allweg und man könne doch dabei ruhig warten. Als wir dorthin kamen, ſtunden wir vor der Thür ſtill und ſahen nach allen Ecken hin. Da ſah ich aus einer hervorſchimmern den ausgewäſſerten weißlich-gelben Rock des Vaters, und wie er haſtig und die Hände werfend daher ſchoß. Wie ich da aufjauchzte und ihm entgegen ſchoß! Und wie der Aetti mich empfing und Donnersbueb ſagte und mich bei den Haaren nehmen wollte. Und wie ich von neuem zitterte und weinte und der Schreck mir in alle Glieder ſchoß, daß ſie bleiern wurden und faſt ſteif! So hatte der Aetti mich nie angeredet, nie ſo begegnet, das werde ich nie vergeſſen. So war das Wiederfinden. Begreift ihr

es Leute? Ein erwachsener Mensch will nichts Unangenehmes empfinden, und wenn er es empfindet, nie schuld daran sein, sondern das Kind soll zu den bereits erlittenen noch Strafe tragen für fremde Schuld. So geschieht es zu tausend Malen, so geschah es auch jetzt.

Mein Vater hatte gewiß Schrecken und Angst empfunden, so gut als ich, hatte Stunden lang mich in Angstschweiß gesucht. Die Angst wurde unbewußt zum Zorn gegen den Buben, der ihm die Noth verursachte, und Zornausbrüche bewillkommten mich statt Zeichen der Freude. Wer war aber eigentlich an allem schuld, als der Vater, der nicht daran dachte, daß ich noch nicht siebenjährig, nie hier, nie auf einem Markt gewesen; der nicht mehr der Eindrücke sich bewußt war, die ein Kinderherz empfangen mußte, der nicht merkte, daß es nothwendig ohne ein Wunder so gehen mußte. So dachte mein Vater auch durchaus nicht an den Eindruck, den sein Benehmen auf mich machen mußte, nicht wie er mit roher Hand die ganze Marktfreude mir zerdrückte und noch manches andere mit. Freilich kam mein Vater bald wieder zu sich. Als er meine Thränen sah, ward er sogar weichherzig. Im Stübli ließ er aufstellen und nöthigte mich zu essen und zu trinken. Bratwürste ließ er kommen und befahl vom besten Wein. Allein mir war nicht mehr wohl, ich schluchzte fort und fort. Um mich zu trösten und seinen Fehler gut zu machen, schenkte er mir um so fleißiger ein, versprach mir noch Kram und sagte alle Augenblicke: Weine nicht, Junge, wir wollen noch auf den Markt und kramen! Allein ich begehrte nicht mehr hin, der Kopf that mir weh von Wein und Weinen, daß ich nicht mehr aufsehen konnte. Ich wollte fort, ging aber so mühselig und klagte so nöthlich, ich möge nicht mehr laufen, daß der Vater froh war, als er mich unserm Müller aufladen konnte. Auf dessen Wagen schlief ich bald ein, und erwachte erst wieder, als man mich vom Wagen nahm. So endigte dieser langersehnte Freudentag mit Noth

und Leiden und ich begehrte nachher nicht wieder zu Markt zu gehen, und noch lange träumte es mir, ich sei verloren und der Vater nehme mich beim Haar, und dann schrie ich so wehlich auf, daß der Vater aufstehen und mich trösten mußte.

Viertes Kapitel.

Wie ich um mein Kronprinzenthum komme.

Nach mir hatte die Mutter noch zwei Mädchen geboren, die ganz munter aufwuchsen. Wenn andern Leuten Kinder starben, so jammerten die Eltern oft: sie hätten nie das Glück, daß ihnen je eins sterbe. Meine Mutter gebar zum sechstenmale, und das Kind war ein Sohn, und es starb wieder nicht. Eine Kindbette im Hause war eine so gewöhnliche Sache, daß man sich derselben wenig achtete; nur die Schwestern fingen an zu muckeln: Die Mutter könnte das bleiben lassen, das trag nichts ab, so kleine Kröten seien Einem nur zur Plag und zu erben werde es am Ende wenig geben. Zwei Tage blieb die Mutter im Bette, dann fing der Vater zu fragen an, wo es ihr fehle, daß sie noch nicht auf möge. Dann zwängte sie sich auf und fing wieder an die Haushaltung zu machen. Sie mußte zwar alle Augenblicke absitzen, und klagte sich bald hie bald da. Da meinte der Vater, es werd schon bessern, und gab sechs Kreuzer, um ein weißes Brödlein zu holen; das solle sie einstweilen brauchen und etwa auch ein Süppli kochen. So bald möglich ging daher die Mutter in die Kirche, weil sie dabei einen Schoppen warmen Wein trinken durfte im Wirthshause, ohne daß der Vater was sagen durfte. Auch mit der Kindtaufe pressirte sie gar sehr, und das aus folgenden Gründen. Das weiße Brödchen hielt natürlich nicht lange an, die Mutter sehnte sich nach den Gaben guter Leute,

die man nach Landesſitte einer Kindbetterin bringt, aber erſt nach der Taufe. Es heißt, wenn man ſie vorher bringe, ſo ſei das ein Zeichen, daß man zu Gevatter wünſche gebeten zu werden. So aufdringlich will man alſo nicht ſein. Es iſt aber im Grunde mehr die Angſt, zu Gevatter gebeten zu werden, welche abhält, ſich zu zeigen; denn eine ſolche Gevatterſchaft zieht gar bedeutende Koſten nach ſich. Sogenannter Einbund, Kinderkleidchen, Geſchenke an die Wöchnerin, an manchen Orten das ſogenannte große Gutjahr, die erſten Hoſen, das erſte Mieder, ein blanker Thaler, gewickelt in ein Papier, auf welchem ein ſchöner Wunſch ſteht, und alle Jahre etwas, an manchen Orten bis man verheirathet iſt; dann die Anſprüche armer Eltern, das ganze Jahr durch, die das Recht zu haben glauben, bei den Gevatterleuten zuerſt anzuklopfen in jeder Bedrängniß; und manchmal, wenn die Eltern ſterben, die ganze Erziehung eines Kindes, das man zu den Seinigen in's Haus nimmt, das ſind die Folgen einer Gevatterſchaft auf dem Lande. Das iſt ſchon bedeutend, aber die Menge bringt erſt die Strenge. Man macht ſich in der Stadt gar keine Vorſtellung davon, wie oft die ſogenannten guten Häuſer von den wildfremdeſten Leuten in Anſpruch genommen werden. Es giebt Häuſer, und nicht wenige, wo ordentlich über die Gevatterkinder Buch geführt werden muß, und wo ihre Zahl über hundert anſteigt. Ja, ich kannte eine Perſon, welcher dieſe einzige Ausgabe jährlich den ganzen Zins einer verpachteten Schmiede wegnahm, und der, wenn ich nicht irre, zweihundertvierzig Thaler betrug. Das iſt eine indirekte Steuer, die auf den Reichen des Landes laſtet, die man nicht beachtet. Zuweilen geſchieht es allerdings, daß irgend ein heirathsluſtiges Töchterlein an dunklem Abend mit einem Backwerk aus Semmelmehl, oft ſo ſchwer wie ein jähriges Kind, unter der Schürze vor der Taufe anrückt und zu verſtehen giebt: ſie wäre gerne Pathin, aber mit dem und dem; oder daß eine kupplerische Mutter eine Maaß Wein bringt

und dabei verdeutet: ihr Sohn wolle Pathe sein, aber jenes reiche Mädchen müßten sie zur Pathe nehmen; oder daß man eine Mittelsperson dazu braucht, um armen Leuten den Verstand zu machen, wen sie zusammen bitten sollten. Zuweilen kömmt dieses armen Leuten selbst in Sinn, und sie benutzen die Taufe, um junge Leute zusammen zu bringen, in der Hoffnung, man schlage ihr Gesuch um so weniger ab, wenn man höre, wer auch noch da sein werde. Das hat mich als Schulmeister tausendmal geärgert, wenn ich die heilige Taufe zu solchen Kupplereien mißbraucht sah; wenn ich sah, wie die jungen Leute gar nicht daran dachten, wo sie stunden, und wie wichtig das sei, welches sie hier vor dem Herrn versprechen mußten.

Meine Mutter preſſirte also mit der Taufe, um die Geschenke der guten Leute und die der Gevatterschaft, so wie die Maaß Wein und das Stückleiu Fleisch, welches der Vater vom Kindtauffschmaus heimbrachte, bald zu erhalten und sie zu ihrer Stärkung zu benutzen. Das wirkte aber wenig, weil ihr die gehörige Ruhe fehlte und sie zu früh wieder alles machen mußte. Ich bin überzeugt, eine Menge Weiber verwittern und verfallen vor der Zeit an diesem Mangel an Schonung und Ruhe in den Kindbetten. Mein Vater hielt den Kindtauffschmaus im Wirthshause; er sagte, man sei zu Hause nicht dafür eingerichtet; der eigentliche Grund war aber, daß er glaubte, wohlfeiler davon zu kommen. Zu Hause hätten die Frau und die Kinder auch mitessen müssen, im Wirthshause waren die nicht, und manchmal zahlten die Gevattersleute noch die Zeche ganz oder zum Theil. Der Frau schickte er das Kind aus der Kirche alsobald heim, so daß nicht begegnen konnte, was zu N. einmal sich zutrug. Dort saßen Mann und Weib mit den Gästen lustig am Tisch, auf dem Ofen eingepackt lag das Kind und war endlich nach langem Schreien eingeschlafen. Als es bald Mitternacht schlug, die Flaschen leer, die Köpfe schwer waren, brach man

auf und das Ehepaar wanderte wohlgemuth und ſingend von dannen und vergaß ſein Kind. Als die Wirthin abräumte, fing es an zu wimmern auf dem Ofen in dunkler Ecke. Sie erſchrack und glaubte es ſei unghürig. Sie lief aus der Stube und ſchrie das ganze Haus zuſammen, und vor der Thür hörten Alle das Wimmern, aber keines durfte hinein. Endlich kam der Wirth aus dem Keller und wagte von ferne zu zünden. Da entdeckte er auf dem Ofen den zurückgelaſſenen Kram, das wimmernde Kind. Sie wollten ihn aber nicht behalten. Der dem ſaubern Elternpaar mit dem Kinde nachgeſandte Knecht hatte die größte Mühe, es ihnen aufzudringen. Sie behaupteten, es ſei nicht das ihrige, das hätten ſie längſtens heimgeſchickt.

Bei der Taufe meiner beiden jüngern Schweſtern war ich mit dabei geweſen, der Vater hatte mich das erſtemal ſogar hin und heim getragen; diesmal mußte ich trotz meines Anhaltens und Weinens zu Hauſe bleiben; ich konnte nicht begreifen warum? Als der Vater fort war, löſten mir die ältern Schweſtern das Räthſel. Ja jetzt, Peterli, biſt abgeſetzt, kannſt es nun haben wie wir, ein anderer iſt nachgekommen, der hat dich durchgethan.

Ich merkte nun wohl, daß ich nicht mehr der Jüngſte ſei, welcher des Vaters Wohnſitz erbt; aber das plagte mich doch nicht beſonders. Ich hatte die Mutter zu oft ſagen hören: wenn ſie nur den verfluchten Bettel nicht hätte, ſie könnte es viel beſſer haben. Und vom Vater hatte ich wieder gehört: ich müßte ein Gelehrter werden, dann bekomme ich Geld wie Heu und könnte Häuſer bauen und Land kaufen, ſo viel ich wollte. Das Gütchen dacht ich dem Brüderli gerne zu laſſen, lieber wollte ich mich unten im Dorfe ſetzen, da ſei es viel luſtiger, ſchöne Matten ſeien da und ſchöne Krämerbuden, und alle Augenblicke führen Kutſchen durch mit ſchönen Herren und Frauen; und wenn ich dann eine Chaiſe hätte, ſo wäre da ein viel kommoder Fahren als bei uns, wo Steine, wie Kinds-

köpfe die Kleinſten, im Wege ſeien. So machte ich meine Rechnung, aber ohne Wirth.

Aber der Vater wurde nun auch ein anderer und betrachtete mich mit andern Augen. Wie geſagt, ſein Gütchen war ſein größter Stolz, und von jedem, der keines hatte, ſagte er mitleidig und verächtlich: Er iſt nur ein Miethsmann. In mir hatte er den künftigen Beſitzer deſſelben geſehen, als ſolcher war ich ſein Stolz und ihm beſonders werth. Nun war mein Brüderlein künftiger Beſitzer geworden. Der Vater trug daher alles, was er für mich gefühlt hatte, auf jenes über. Es nahm meinen Platz ein nicht nur im Erbrecht, ſondern auch in des Vaters Herzen. Das ging freilich nicht auf einmal zu, und der Vater war ſich ſeiner Umänderung vielleicht kaum bewußt; aber ich fühlte ſie immer ſchmerzlicher. Allgemach erhielt ich keinen Kram mehr; er wanderte dem Erbprinzen zu. Der Vater rühmte mich nach und nach ſeltener, und daß ich ein großer Herr werden ſollte, ſagte er gar nicht mehr. Was ich früher gerne und ſpielend that, um bei ihm ſein zu können, das Spuhlen, das wurde mir zur ſtrengen Pflicht gemacht, und wenn ich nicht die gehörige Portion machte, ſo erhielt ich erſt Vorwürfe, dann Schläge. Zum Lernen hielt man mich auch nicht mehr, im Gegentheil, wenn ich nach dem Buche griff, ſo hieß es: ſpuhl du, du biſt lang geſchickt genug, du kannſt noch viele Jahre lernen, und für einen armen Weber kannſt du bald genug. Dann erzählte wohl der Vater, wie er auch nicht habe viel lernen können, er wüßte nicht, warum ich mehr lernen ſollte als er, er ſei doch auch durch die Welt gekommen. Und wenn das alles nicht fruchtete, ſo erhielt ich das Buch um den Kopf. So redete der Vater kalt und warm aus einem Munde, bei dem einen Kind ſo, bei dem andern anders. Die Mutter hatte gar große Freude daran, daß noch ein zweites Söhnchen nachgekommen und mich aus dem Sattel gehoben hatte. Sie liebte daher den neuen Kronprinzen auch ſo gut wie der

Vater, er ward so doppelt verzogen und meisterlos. Wie ich aber nun im Hause z'weg war, kann man sich denken. Der Vater, der die Schuld trug, daß die Andern mich beneidet hatten und haßten, ließ mich im Stich, wandte sich von mir. Die Gesinnungen der Andern gegen mich blieben. Sogar unser Spitz, dem ich öfters von meinen Semmeln gegeben hatte, ließ von mir und hielt sich nun zu dem Bruder, der jetzt die Semmel hatte: Allen war ich preis gegeben und niemand war zu meinem Schutze da. Die Schwestern vergalten mir nun doppelt ihre frühere Zurücksetzung und was ich ihnen beim Vater angerichtet hatte. Es war mir auf diese Weise recht weh um's Herz; Hund und Vater hatten mich verlassen, und es giebt für das menschliche Herz sicher keinen größeren Schmerz, als niemand zu haben, den man lieben kann, oder niemand, der uns unsere Liebe abnehmen will. Im mittlern Alter, wenn die Lebenssonne hoch am Himmel steht und unser Dichten und Trachten auf Gewinn und Gewerb gerichtet ist, mag der Mensch dieses weniger fühlen, als in der Jugend und im Alter, denn in der Jugend ist man liebevoll, im Alter liebedurstig. Darum bewerben Großeltern sich so ängstlich um die Liebe der Großkinder, und thun das Thörichteste, um sie zu gewinnen. Darum schließen die Kinder so gerne an die Alten sich an, die ihnen ihre Liebe so gierig und dankbar abnehmen. Wie manches Herz wohl, das seiner inwohnenden Liebe kein ander Herz fand, in das es sie ergießen konnte, ist allmählig versteinert und hart geworden, wie Granit. Und wie manches andere wohl ist zum Verbrecher geworden an den Menschen aus Rache! weil sie die Liebe nicht wollten, hat es sie mit Haß bezahlt in That und Wort.

Glücklich war's für mich, daß es mir nicht so ging, und daß die gütige Vorsehung mir einen Retter vor diesem Zustande in den Weg führte, für mich ein Engel, d. h. ein Bote Gottes. Und was für einen — sollt ihr im folgenden Kapitel hören.

Fünftes Kapitel.

Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde.

Mein Engel, den ich fand, hatte keine Flügel, sondern eine Schnupfnase und Augen, die tropften wie ein Schleiferkübel. Es war unser alte Schulmeister, der mich in Burgdorf gefunden, sich meiner liebreich angenommen und mein Fürsprech gewesen war beim Vater, als er mich in der ersten Hitze schlagen wollte. Das hatte ihm mein ganzes Herz gewonnen, ich hing an ihm mit wahrer Ehrfurcht und Zärtlichkeit. Jeder Mensch macht auf den andern einen Eindruck, der gewöhnlich erzeugt wird durch die äußere Gestalt und die Gesichtszüge. Dieser Eindruck ist oft ein sehr wichtiger, denn der Seele Spiegel ist das Gesicht, und Mancher hat es bereut, daß er den ersten Eindruck über den Worten eines Menschen vergessen, er hätte sich bittere Täuschungen erspart. Zuweilen aber wird dieser Eindruck auch erzeugt durch die Lage oder die Handlung, in welcher wir einen Menschen zum ersten Mal erblicken, und dieser Eindruck ist noch bleibender als der erste. Ein Kind, das zum ersten Male in die Schule kömmt und es sieht den Schulmeister im Zorn, sieht ihn rauh und auffahrend, wird Jahre lang die Furcht vor ihm festhalten, und selten es bis zur Liebe bringen. Ja, man wird es mit Schlägen in die Schule treiben müssen, was das Uebel nur ärger macht.

So hatte ich es mit meinem Schulmeister; was Andere an ihm sahen, sah ich nicht, und wenn Andere ihn neckten, so that ich ihm, was ich ihm an den Augen absehen konnte. Er war häßlich und durch Unreinlichkeit fast ekelhaft; er liebte neben dem Schnupf auch den Schnaps, und den trank er manchmal vor, manchmal während der Schule. Seine Besoldung war gering, und um sich mehr Geld zu verschaffen, trieb er das Küferhandwerk und im Winter war die Schulstube

ſeine Werkſtatt. Er galt für einen b'ſunderbar Geſchickten, denn er konnte den Bauern das Heu meſſen und ſogar Briefleln und Zeugniſſe ſchreiben für ſie. Sein Schulhalten war aber nicht weit her. Des Morgens mußte man zuerſt lernen, was man aufſagen wollte. Aufſagen hieß ſowohl Herſagen des Auswendiggelernten, als Leſen und Buchſtabiren. Dann fing das Aufſagen des Auswendiggelernten an, und wenn dieſes nicht bis Mittags dauerte, ſo las man noch ein wenig. Des Nachmittags fing man mit Leſen an, ſpäter konnten Einige manchmal etwas ſchreiben oder rechnen; die meiſten, und beſonders die Leſer und Buchſtabirer, kamen nicht von ihren Büchern weg. Aber auch dieſes Schulhalten war dem Schulmeiſter beſchwerlich und er that es ſelbſt ſo wenig als möglich. Entweder hatte er mit dem Branntwein zu ſchaffen oder mit dem Handwerk. Er hatte daher immer einen oder zwei Adjutanten, denen er ſein Scepter, die Ruthe, anvertraute. Gewöhnlich waren es die Reichſten, denen er damit die Gelegenheit gab, ſich einzuüben, künftig die Untergebenen tyranniſiren und quälen zu können nach Noten. Ordnung war keine in der Schule, aber Prügel vollauf von dem Alten und von den Jungen. Die Achtung fehlte, und wer dem Schulmeiſter am meiſten Streiche ſpielen, ihn am beſten ausſpotten konnte, der hielt ſich für den Größten und wurde auch von den Andern dafür gehalten. Man that ihm alles Wüſte, z. B. gefrornen Roßmiſt in ſeine weiten Rocktaſchen, leerte ihm ſeine Tabaksdoſe aus und füllte ſie mit Staub aus Weidenbäumen, ſchlug ihm Nägel in die Aeſte, die er aushauen wollte. Doch der Jubel ging erſt recht an, wenn er des Nachmittags einſchlief, was nicht ſelten geſchah. Sobald man ſah, daß der Schlaf über ihn komme, verſtummte der gewöhnliche Lärm, und mäuschenſtill ward's ringsum. Glaubte man ihn ordentlich eingeſchlafen, ſo ließ Einer zur Probe ein Buch fallen oder ſchlug mit dem Lineal auf den Tiſch. Selten erwachte er. Dann wurde Kriegsrath gehalten, was anzufangen

ſei, und nie war man über etwas Luſtiges verlegen. Man band ihn mit Stricken an die Ofenbeine an, ſtrich ihm Tinte in's Geſicht, verſtopfte ihm die Naſenlöcher mit Papier, klebte ihn an den Haaren mit Pech am Ofen an u. ſ. w. War die Sache ausgeführt, ſo machte man ſich in aller Stille aus dem Staube bis auf Eines, welches an irgend einem Fenſter den Austrag der Sache anſehen mußte; denn das Luſtigſte war dann doch, zu wiſſen, wie es abgelaufen. Wenn die Frau (eigne Kinder hatten ſie keine) die Kinder fortgehen hörte und der Mann nicht kam, ſuchte ſie ihn endlich und weckte ihn unſanft auf, betitelte ihn auf allerlei Weiſe und befreite ihn nicht auf die gelindeſte Art, wenn er angepicht war. Das alles dann erzählen zu hören, war die größte Burgerluſt für die Schüler. Der Schulmeiſter fragte nie nach den Miſſethätern, aber am folgenden Morgen handhabte er die Ruthe mit beſonderem Nachdruck, und die, denen er den Streich zutraute, erhielten ihre Heiligen mit oder ohne Anlaß. Aber man war derſelben ſo gewohnt, daß man ſich aus ihnen nichts machte, obſchon er bis zu ſechs Dutzend ſogenannte Tözeni aufzählte auf eine einzige Hand.

Ich war ſchon früher zu ihm in die Schule gegangen, ohne daß ich mich über ihn beſonders zu beklagen gehabt hätte. Durch mein vieles Lernen zu Hauſe war ich meinen Altersgenoſſen zuvorgekommen, konnte immer ohne Fehler aufſagen, und an den Streichen, welche die Aelteren verübten, war ich zu jung, um Theil zu nehmen. Seit er mich aber erlöſt hatte aus meinem Jammer und ſeit ich keine Liebe mehr fand zu Hauſe, war die Schule mein liebſter Aufenthalt und der Schulmeiſter mir der liebſte Menſch unter der Sonne. Ich that alles Mögliche, um ihm zu gefallen, und dadurch gewann ich ſeine Zuneigung, vielleicht auch dadurch, daß er mir eine Wohlthat hatte erzeigen können. Der Menſch thut ſo ſelten etwas Gutes, daß er ſich ordentlich zu dem hingezogen fühlt, der ihm Gelegenheit dazu gegeben hat, etwas

Löbliches zu vollbringen, und ſeinem Gewiſſen Stoff, ihn auch einmal zu rühmen. Freilich waren die Mittel, welche ich ergriff, um mich ihm wohlgefällig zu machen, nicht die ſauberſten. Ich ſah, daß andere Kinder ihm zuweilen Geſchenke brachten, Milch, Brod, Speck, Metzgeten u. ſ. w. Daß die es einige Tage beſonders gut bei ihm hatten, kam bei mir nicht ſowohl in Betracht, als daß ich ſah, wie ſehr es ihn freute und wie ſeine Frau nicht aufhören konnte zu danken und der Mutter und dem Vater alles Gute zu wünſchen. Ich forderte daher einmal, als wir backten, ganz unbefangen ein Brod, um es dem Schulmeiſter zu bringen. Wohl, da kam ich ſchön an!

Der Vater meinte: Ihr freſſet noch nicht genug Brod, ja wolle! Ja denen wohl, die würden unſer Brod ſchön ausſpotten, ihre Ziege kriegte es zu freſſen. So war ich abgefertigt, aber nicht zufrieden. Nun konnte ich freilich nicht thun, was jener Knabe, der gern unterwieſen ſein wollte, und, um den Pfarrer dazu zu bewegen, ihm ein Geſchenk zu bringen trachtete, und es recht gut machen wollte, damit es ja den Zweck erreiche; der daher ſeinem Meiſter zwei Schinken auf einmal ſtahl, aber auch die Sache ſo ausbrachte. Denn hätte er dem Pfarrer nur einen Schinken auf einmal gebracht, ſo wäre es dieſem nicht aufgefallen, allein zwei auf einmal, das war er nicht gewohnt und fragte nach, und die Sünde kam aus. Aber ich ſtahl Eier, und da es dieſe ſelten gab im Winter, ſo ſtahl ich ſie im Sommer in Vorrath und verbarg ſie in's Heu, ſtahl Aepfel, Backobſt, und wollte einmal ſogar der Kuh eine Halbe Milch ausziehen. Die aber verſtund keinen Spaß, ſondern ſchlug den ungewohnten Melker gar tüchtig in den Miſt, daß er Mund und Naſe voll bekam. — Das Zweite, was ich verſuchte, um die Gunſt des Schulmeiſters zu erlangen, war, daß ich ihm nach und nach zu ſagen anfing, was die Andern thaten. Es war nicht bloße eigennützige Abſicht dabei, ſondern wahrhaftig großentheils Liebe zu dem Manne, und Aerger, daß man ihm ſo mitſpiele.

Fleißiger Schulbesuch gehörte sonst nicht zu den Tugenden unseres Hauses. Erstlich hatten die Eltern kein Schulgewissen, es fiel ihnen Wochenlang nicht ein, daß es Schule sei und die Kinder geschickt werden sollten. Sie hatten ferner keine andere Vorstellung von dem Nutzen einer Schule für gewöhnliche Leute, die nicht etwas Apartigs werden sollten, als daß man darin lesen lerne, um confirmirt zu werden, und weil es Einem überhaupt kommod sei, lesen zu können. Und da wir älteren Geschwister lesen konnten, so hielten sie dafür, die Schule trage für uns also wenig mehr ab. Endlich hatten sie auch den gewöhnlichen republikanischen Trotz: Es hätte ihnen niemand was zu befehlen, sie gäben den Kindern zu essen und schafften ihnen die Schuhe an.

Die Eltern hätten mich daher nicht fleißig zur Schule gesandt, wenn ich nicht gerne gegangen wäre: sie hätten mich viele, viele Tage um das Haus können schlingeln sehen im Nichtsthun, ohne mich an die Schule nur zu mahnen. Ich bin überzeugt, an wenigstens einem guten Drittel von Schulversäumnissen ist, besonders bei den Knaben, nicht die Arbeit, sondern die Gleichgültigkeit der Eltern schuld, die gar nicht an die Schule denken, oder wenn sie das Geringste zu machen, nur ein Körbchen mit Erdäpfeln zu waschen haben, alsobald sagen: Du kannst heute nicht in die Schule, es müssen Erdäpfel gewaschen sein — nicht denken, daß dieses bei gutem Willen füglich vor oder nach der Schule gemacht werden könnte, oder füglich von jemand, der zu Hause bleibt und nichts dabei versäumen würde. Alle Morgen und alle Mittag war ich bereit zum Gehen. Da glaubten die Eltern Einhalt thun zu müssen, theils weil sie glaubten, ich könnte das Spuhlen versäumen, theils sagten sie: Was werden die Leute dazu sagen, wenn sie einen so großen Buben alle Tage zur Schule sendeten? Sie könnten ja denken, sie wüßten ihn zu nichts zu brauchen oder hätten ihm nichts zu arbeiten. Und die Schwestern, so wenig sie zu gehen begehrten, redeten auch

darein und ſagten: Wenn ich immer gehen könnte, ſo wollten ſie auch gehen, ſie hätten ſo viel Recht als ich. Das half aber alles nichts; ich zwängte es die meiſten Male durch. Denn ein Kind, das hartnäckig iſt, kann auf dem Lande ungeheuer viel zwängen, ſobald es ſich auf das Zwängen legt, weil man wohl Schläge, aber den nachhaltenden Ernſt nicht kennt. Freilich mußte ich zwiſchen durch ſpuhlen über Hals und Kopf, früh und ſpät; freilich bürdete man mir noch immer mehr zu machen auf zwiſchen durch, Futter rüſten, holzen u. ſ. w. Aber ich gab nicht nach, machte ſo viel ich immer mochte; und wenn das nicht genug war, ſo brauchte ich am Ende auch das Maul drohte mit Fortlaufen, ſagte, der Pathe wolle mich zu ſich nehmen u. ſ. w. Dann ſetzte es wohl Ohrfeigen, aber dies Drohen half doch etwas; denn entbehrt hätte man mich ungerne. Es wäre dadurch eine Lücke in dem Hausweſen und in der Arbeit entſtanden, die niemand gerne ausfüllen mochte. Ich lernte in und außer der Schule gar gewaltig, und hatte eine Vorrichtung erſonnen, um dem Spuhlen unbeſchadet es thun zu können. Es iſt merkwürdig, daß auf dem Lande ſo wenige Haushaltungen auf den natürlichen Einfall kommen, daß die Kinder und namentlich die Mädchen lernen und arbeiten können mit einander. Freilich bedarf es dabei geſpannte Aufmerkſamkeit, aber eben die Aufmerkſamkeit ſpannen zu lernen, wäre auch eine gar nöthige Sache, welche ſo wenige verſtehen. Beſonders für eine Sache wäre es recht gut. Der Menſch denkt faſt immer etwas, und ganz unwillkürlich kommen und gehen die Gedanken, und bei keiner Arbeit kann man kommoder ſinnen als bei den Mädchenarbeiten, ſpinnen, ſtricken, nähen und bei vielen andern mehr. Da kommen dann den erwachſenden Mädchen die Gedanken von ſelbſt angezogen und ſetzen ſich wie Mehlthau in ihren Seelen feſt und vergiften Keuſchheit und Schamhaftigkeit. Sicher iſt ſo manches Mädchen durch ſeine eigenen Gedanken, die ſich während der Arbeit entſpannen und dann ſich fort-

ſetzten, wenn das Licht ausgelöſcht war, verführt worden. Darum wäre es von großer Wichtigkeit, wenn man während der Arbeit die Gedanken mit etwas Gutem beſchäftigen könnte, ſo daß die böſen keinen Platz fänden. Das wäre ſo gar nicht ſchwer, wenn man nur wollte. Aber man legt ſo gar wenig Gewicht auf ſeine Gedanken, und bedenkt nicht, daß Jeſus ſagt: Aus dem Herzen heraus, von den Gedanken her, kommt alles Arge. Man iſt gewöhnlich auch ſo wenig Meiſter ſeiner Gedanken, daß man den einen nicht befehlen kann zu kommen, den andern nicht zu gehen. Man hat es mit ihnen wie mit den Einquartierungen: ſie kommen und gehen nach Belieben; und ſie gehen heißen fällt niemand ein, weil man wähnt, es hülfe nichts, ſie blieben doch. So lange aber Einer nicht Herr ſeiner Gedanken wird, daß er ſie kann auf- und abmarſchiren laſſen nach Gefallen, ſo lange iſt er nicht Herr in ſeinem Hauſe. Er iſt ein Sklave und weiß weder für heute noch morgen, was ſeine Gedanken aus ihm machen werden.

Bei ſolchem Fleiße kam ich ganz gewaltig vorwärts. Der Heidelberger Katechismus war im Hui auswendig gelernt, Pſalmen eine Menge ebenfalls. Davon verſtund ich freilich nichts, aber aufſagen konnte ich, daß man mit keinem Hämmerlein dazwiſchen ſchlagen konnte. So weit hatte ich es in der Kunſt aufzuſagen gebracht, daß ich bei vielen Fragen nie Athem ſchöpfte, und bei den längſten nicht mehr als einmal. Das gefiel den Leuten gar wohl, und wer am wenigſten zu athmen brauchte, den hielten ſie für den Geſchickteſten. Am Ende des Winters gehörte ich unter die Geſchickern, und der Schulmeiſter, dem ich gar lieb war, hätte mich gerne auf eine vordere Bank gethan. Er durfte es nicht, weil gerade ob mir eines Vorgeſetzten Bub ſaß. Hätte er mich über dieſen ſpringen laſſen, ſo würde es einen Lärm abgeſetzt haben furchtbarlich, daß des Webers Bub über des Weibels Bub hinauf geſetzt worden ſei im Examenrodel und einen halben Batzen mehr Examengeld bekommen ſolle. Meine Fortſchritte wa-

ren jedoch bei Anfang des folgenden Winters recht auffallend.

Als die Schule anfing, ging es vor allem an ein Repetiren, und bis repetirt war, war von Schreiben und Rechnen keine Rede. Dieſes Repetiren dauerte wenigſtens bis zum Neujahr; bei Vielen, die erſt nach dem Dreſchen kamen, bis nach Faſtnacht. Andere brachten es nicht mehr ſo weit, als ſie im vergangenen Winter geweſen waren. Den ganzen Sommer hatten nämlich die meiſten Kinder gar kein Buch angeſehen; mit den Strümpfen im Frühjahr hatten ſie es weggelegt, und erſt mit den Strümpfen oder oft noch nach denſelben nahmen ſie es wieder vor. So war bei Vielen alles rein vergeſſen. Buchſtabirer mußten Buchſtaben wieder kennen lernen. Wer den Heidelberger Katechismus oder die Fragen, wie man zu ſagen pflegt, im letzten Winter zum erſten Mal auswendig gelernt, hatte alle vergeſſen. Das Leſen ging durchaus ſchlecht, und Viele, die es gekonnt, mußten wieder zu buchſtabiren anfangen. Daher wurden in der Schule ſo geringe oder gar keine Fortſchritte gemacht. Weil ich nun den ganzen Sommer durch gelernt hatte beim Spuhlen und für mich immer aufſagte, wo ich ging und ſtund, ſo war ich im Herbſt Allen vor, mit dem Repetiren im Nu zu Ende, und konnte bald mehr auswendig als alle Andere.

Das gefiel dem Schulmeiſter gar wohl. Peterli, ſagte er, du giebſt einen ganzen Kerli, ſchade iſt's, biſt du nur des Webers Bub, da lern was du willſt, ſo trägt es dir nichts ab. Ich hielt bei ihm um zwei Dinge an. Vor Allem wünſchte ich, die Andern überhören zu können, oder mit andern Worten, ſein Stellvertreter zu werden. Peterli, ſagte er, das könnteſt wohl, aber eins noch nicht, verkehrt leſen, und bis du das kannſt, kann ich dich nicht brauchen. Wer nämlich ſein Stellvertreter ſein wollte, der mußte mehr auswendig können als die Andern, ſo daß er zum Abhören derſelben kein Buch brauchte. So that es der Schulmeiſter, ſo, meinte man,

müſſe es auch deſſen Stellvertreter können. Zweitens mußte er die Buchſtaben verkehrt kennen und ſo leſen können. Der Schulmeiſter ſtund vor den Büchern der Lernenden, ſah in der Kinder verkehrte Bücher und mußte ſie ſo verſtehen. So that der Schulmeiſter, und daß es ſein Stellvertreter auch könne, war ſeine zweite nothwendige Eigenſchaft. — Drittens mußte er, wie ſchon geſagt, vornehm ſein, und es gehörte zu den denkwürdigen Seltenheiten, wenn einer der Untergebenen die Ruthe, d. h. als Scepter erhielt. Und dieſes Letztere war wahrſcheinlich eigentlich der Grund, warum der gute Mann mir das Amt nicht anvertrauen konnte. Im andern Winter ging dann des Schulzen Knabe in die Unterweiſung, und kein vornehmes Söhnchen war vorhanden, das alt genug dazu war.

Das andere, warum ich ihn bat, war, daß ich auch Schreiben und Rechnen lernen dürfte. Peterli, ſagte er, das trägt dir hell nichts ab, darum ſetz ab. Gülten haſt nicht zu rechnen. Vorgeſetzter wirſt du auch nicht, und wer Teufel wollte Vorgeſetzter ſein, wenn ein jeder Lump rechnen und ſchreiben und das Maul in alles hängen könnte?

Aber Peterli ſetzte nicht ab, bis er endlich das Verſprechen erhielt, wenn er verkehrt leſen könne, ſo wolle man ſehen.

Auf das hin ſtudirte ich mit unermüdlichem Eifer in umgekehrten Büchern, bis ich es zu ordentlicher Fertigkeit im Leſen brachte. Mein Vater ſah dem Ding mit Verwunderung zu. Da ſo ein Weberlein ſich gerne rühmt und eben nicht viel Stoff zum Rühmen hat, ſo rühmte er ſich meiner nicht wenig, obgleich er mir deswegen nicht holder ward. Er habe einen Buben, pflegte er zu ſagen, der könne leſen beid Weg in allen Büchern, man möge ihm vorlegen welche man wolle; eine Halbe vom Beſſern wolle er wetten, er möge den Pfarrer weit. Gewöhnlich pflegte er dann noch hinzuzuſetzen: ob er aber ein Narr wird oder etwas anders, das weiß ich ſelbſt noch nicht.

Im nächsten Winter übergab mir der Alte, mit einigem Widerstreben freilich, die Ruthe; es machte aber auch nicht geringes Aufsehen, daß 's Webers Bub in der Schule zu befehlen habe. Das komme gut, hieß es im Dorfe, wenn man Bettelbuben mehr ästimire als Bauernsöhne. Eine Mutter, deren Mädchen ich getroffen mit der Ruthe, kam geradezu in die Schule, sagte dem Schulmeister wüst, und wollte an mir Gegenrecht üben. Glücklicherweise war es nur eine Tagelöhnerfrau, die halt ihre Kinder nicht von ihres Gleichen wollte züchtigen lassen. Von den Vornehmern hätte sie es geschehen lassen. Weil also die Frau auch nicht viel zu bedeuten hatte, so wurde sie bündig zur Thüre hinausgewiesen. Der Schulmeister war aber doch in Verlegenheit, und würde mich wohl abgesetzt haben, wenn er sich bei meinem Regiment nicht so wohl befunden hätte. Früher hatten alle Kinder gegen ihn Partei gemacht, ja die Lehrmeister waren als die Aeltesten oder Vornehmsten gewöhnlich die Rädelsführer gegen ihn gewesen. Jetzt stund ich auf seiner Seite, und konnte Kraft meines Amtes Vieles abwenden. Darum konnte er sich nicht entschließen, mich zu entlassen; aber er schärfte mir die größte Vorsicht ein, und bezeichnete mir die, welche ich schlagen dürfe, ohne daß es etwas mache. Die Andern sollte ich ihm überlassen. Unter denen, die am meisten kriegten, waren meine Schwestern. O wie that das mir so wohl, wenn ich ihnen in der Schule eintreiben konnte, was ich zu Hause von ihnen abthun mußte; o wie wohl that mir überhaupt das Regieren! Wenn ich so mit der Ruthe in der Hand die Stube auf und ab spazierte; wenn ich mit angestrengter Stimme rufen konnte: lernt; oder einem das Buch in der Hand zurückstoßen und sagen konnte: kannst aber nichts, lerns besser — o da glaubte ich nicht, daß irgend auf der Erde jemand mehr zu bedeuten hätte als ich.

Freilich ging dieses Alles mir nicht ungestraft hin. Sobald die Schule aus war und die Heerde auf der Gasse, so

war ich wie vogelfrei, und jedes ſuchte ſich an mir zu rächen, und zu Hauſe vergaßen meine Schweſtern auch nicht, was ſie von mir in der Schule erhalten hatten. Ich war keiner der Stärkſten und verſtund anfangs gar nicht, mich zu wehren. Ich glaubte, ſie ſollten auch außer der Schule vor mir Reſpekt haben, und drohte mit Verklagen ſtatt wieder zu ſchlagen. Allein da der Reſpekt nicht kommen wollte, ſo lehrte die Noth mich beſſer zu vertheidigen, und die andern Kinder ſo viel wie möglich zu meiden. Das machte mir die Schule und den Schulmeiſter immer lieber, weil ich in derſelben und bei demſelben am ſicherſten und wohlſten war.

Die Erfüllung des zweiten Verſprechens hielt härter als die des erſten. Schreiben und Rechnen wollte ich jetzt auch lernen, aber mein Schulmeiſter wollte lange nicht daran. Er dürfe es nicht verantworten bei den Vorgeſetzten, ſagte er. So lang das Schulhaus ſtehe, ſei es nicht erhört geweſen, daß ein Solcher, wie ich, Schreiben oder gar Rechnen gelernt. Die Bauern würden ſagen, wenn er ſolche Kinder alles lehren wolle, was ihre Kinder, ſo ſollen die ihm auch die Würſte und Brode bringen, welche ihre Kinder ihm ſonſt gebracht hätten. Wenn ſie nicht mehr lernten als die andern, ſo wüßten ſie nicht, warum ſie ihm noch aparte bringen ſollten; ſie müßten ohnehin den Schullohn faſt allein zahlen. Einen ſo großen Schaden vermöge er bei ſeinem kleinen Lohn nicht zu ertragen und ſeine Frau würde auch ein Wörtlein dazu ſagen wollen. Aber ich ließ nicht nach, und unter andern Gründen brachte ich ihm vor, daß ich doch den Andern auch das müſſe zeigen können, wenn er ſchlafe oder küfere; und daß, wenn ich ihnen es nicht zeigen könne, ſie nur wüſt thäten und Ungereimtes anfingen. Er meinte, je weniger ſie ſchrieben und rechneten, um ſo lieber ſei es ihm. Daß ſie während demſelben am unwirſchſten ſeien, wiſſe er wohl, und habe es ſchon manchmal erfahren. Darum wolle er mir zwar etwas davon zeigen, aber ich müſſe ihm verſprechen, keinen Examen-

zettel machen zu wollen, es mache dann minder. Vorgesetzte kämen keine in die Schule, auf Kinderg'schwätz achte man sich doch nicht so viel, und wenn der Pfarrer komme, könne ich die Schrift geschwind unter die Bank thun. Es versteht sich, daß ich diese Bedingungen einging. Voll Jubel kam ich heim, kündete an, daß ich künftig rechnen und schreiben könne in der Schule, daß ich dafür Federn, Tinte, Papier, Tafel und Griffel nöthig hätte, also ein Kreuzer für Federn, ein Kreuzer für Tinte, ein Bz. für das Tintenhaus, einen halben Bz. für Papier, zwei Batzen für die Tafel; den Griffel hoffte ich dazu einmärten zu können. Summa Summarum also vier Bz. Ein Jude hätte Wai Wai geschrieen über das Zorngeschrei, das mich bei diesem Antrage aus allen Ecken empfing. Es ergoß sich aus des Vaters, der Mutter, der Schwestern Mäulern, es ergoß sich über den Schulmeister; was der für ein verrückt Gehirn habe, daß er mich etwas lehren wolle, das ich mein Lebtag nicht brauchen werde (denn ich habe ja weder Gut noch Gülte), daß er dem Vater zumuthe, so viel Geld auszugeben. Man finde das Geld nicht auf der Gasse, und wenn man Geld hätte, so hätte man es für ganz andere Sachen nöthig, als für solch Narrenwerk. Lehre er dies alles doch die, welche es begehrten, die Bauernsöhne. Wenn die dem Teufel zu wollten, so hätten sie nichts dagegen. Rechnen und Schreiben mache nur schlechte Leute und mache, daß kein Glauben mehr sei in der Welt. Auch ich erhielt meinen Theil. Sie schlügen mir bald die verfluchten Bücher um den Kopf, bis sie zu Fetzen führen; wenn ich noch einmal das Maul aufthäte und Geld wollte für solch Teufelszeug, schlage man mit dem Holzschlägel hinein. Den Alten aber verklage man beim Pfarrer, der sei zwar auch nicht der Beste, aber für solch Donnerwerk werde er doch wohl Ohren haben.

So hatte ich meine Abfertigung ungefähr wie damals, als ich dem Schulmeister Geschenke bringen wollte; aber wie ich mich damals nicht abschrecken ließ, so auch jetzt nicht.

Die vier Bz. mußte ich haben, und wie ich zu Geſchenken kam, dachte ich auch zu Gelde zu kommen. Schon lange hatte ich gemerkt, daß Mutter und Schweſter mauſeten; ich kannte auch die Krämerin, welcher ſie die Sachen brachten, und bei ihr eintauſchten, was ſie nöthig hatten. So faßte ich heimlich auch einen Kloben Hanf und hoffte damit mehr als das Nöthigſte zu erhalten. Allein die Frau verſtund ihren Pfiff gar zu wohl und gab für geſtohlene Sachen Erwachſenen kaum die Hälfte, Kindern nicht ein Drittel des Werthes. O ſo eine Krämerin iſt eine wahre Peſt, und mich nimmt wunder, daß Männer ihr das Handwerk nicht legen und ſie auf irgend eine Weiſe recht zu Schanden machen. So eine Krämerin tauſcht von den Weibern Korn ein gegen Wein und Sammetſchnüre, von Kindern Pſalmenbücher gegen Pfefferkuchen, von Dienſtboten Flachs, Garn ꝛc. gegen Zimmetwaſſer und Bänder. Und von allen Bettelkindern weiß ſie ſich den Zuzug zu verſchaffen und lockt ihnen die erbettelten Kreuzer ab. O ſo eine Krämerin, die den Hausdiebſtahl nährt und die Schleckerei und die Hoffahrt mit ihrem Handel, die müßte mir einſt auch handeln müſſen und zwar in alle Ewigkeit, und zwar müßte ſie mir um Schwefel handeln und Feuer dagegen eintauſchen, und immer mehr Schwefel und immer mehr Feuer müßte vor ihr und hinter ihr ſein, bis ſie keines mehr unterſcheiden könnte, Feuer und Schwefel, bis ein jedes ihrer Haare ein brennender Schwefelzopf und jedes ihrer Worte zu einem feurigen Pfefferkuchen würde. Und ſo müßte es an jedem ewigen Morgen anfangen und am Abend müßte ſie mir ſein wie ein ausgebrannter Kohlhaufen, und das ſo lange, bis auch ihrer die ewige Liebe ſich erbarmen müßte ob ihrem Wehgeſchrei.

Dieſe Krämerin, welche aus langer Uebung Geſtohlenes gar gut von etwas Anderem unterſcheiden konnte, kannte meinen Kloben Hanf auch und wußte wohl, daß ich ihn nirgends anderswohin bringen durfte. Darum ließ ſie ſich kaum

erbitten, eine Tafel, Griffel und eine ſchlechte Feder dafür zu geben. Und ich gab ihn hin darum, alſobald an neues Stehlen ſinnend, um noch zu dem Reſt zu kommen. Als ich des Abends in der Dunkelheit heim kam, hatte mir der Teufel bereits etwas gebeizt. An der Stange vor dem Hauſe hing das Nastuch des Vaters, das man ihm ausgewaſchen und draußen vergeſſen hatte; das wanderte alſobald in meine Taſche. Am Morgen fand man es nicht, und es erhob ſich ein Höllenlärm. Der Vater prügelte die Schweſter, die es gewaſchen und vergeſſen hatte; die Mutter ſchimpfte auf die Schelmen und warf den Verdacht auf eine Nachbarsfrau, und wenn ſie übrige ſechs Kr. gehabt hätte ſo wäre ſie ſicher zu einer Wahrſagerin gelaufen, um ſich dieſen Verdacht beſtätigen zu laſſen. Das geſchah zwar nicht, aber die Mutter ſtichelte doch ſo lange, bis es Feindſchaft gab und man ſich von da an alles Leid anthat, was man konnte. Unterdeſſen hatte ich das Nastuch ganz gelaſſen in der Taſche, wanderte zur Krämerin und erhielt endlich den noch fehlenden Schreibbedarf.

Obgleich ich nun auf und mit geſtohlenen Sachen ſchrieb und rechnete, ſo glückte es mir doch beſſer, als ich es verdiente. Ich machte recht muntere und wohlbeleibte Buchſtaben, recht kenntlich für den Kenner, und konnte ſagen wie ſie hießen, was nicht jeder konnte. Denn Mancher machte Jahrelang Buchſtaben, er kannte ihre Namen nicht und der Schulmeiſter fand nicht nöthig ſie ihm zu ſagen. Ja ich konnte nach und nach auch alte G'ſchriften buchſtabiren und leſen. O mit welcher Luſt ich ſo hinter altem gelben Pergament ſaß und in einem halben Tag ein halbes Wort lernte!

Im Rechnen, da ging es noch viel beſſer, und der Schulmeiſter ſagte oft: du biſt ein Teufelsjunge, kannſt bald ſo viel als ich. Er pflegte denen, die rechnen wollten, zuerſt eine Addition vorzuſchreiben und dann ſie mit ihnen zuſammen zu zählen. Gab es über zehn, ſo ſagte er: Da behaltet man

eins; ſtieg ſie auf zwanzig, ſo ſagte er: Hier behaltet man zwei, und ſo fort. Weiter ließ er ſich nicht ein, nur daß man dann zuletzt nichts behalten dürfe, ſondern alles hinſetzen müſſe, ſagte er noch. So ging es lange bis man addiren konnte, aber noch länger bis man durch das Abziehen war. Denn hier vernahm man nur, daß man, wenn man von einer Zahl nicht abziehen kann, bei der folgenden zehn entlehnen könne. Beim Multipliziren happerte es. Freilich kam auch das Behalten vor, allein weil man das Einmal Eins nicht konnte (das wurde vorausgeſetzt, obgleich es keiner kannte) und daſſelbe erſt durch hundertfältige Uebung mangelhaft auffaßte, ſo war es eine Seltenheit, wenn eine Rechnung richtig war. Noch ſchlimmer ging es beim Dividiren. Man wußte zwar wohl, daß man da vornen anfangen müſſe, und beim Multipliziren hinten; aber ſelten kam einer vor dem Schulaustritt dahin, daß er ſagen konnte: vier in zwei geht nicht, vier in vierundzwanzig — ſechs Mal. Und das alles ging darum ſo mühſelig und langſam zu, weil auch nicht für das Geringſte ein Grund angegeben war, weil man nie wußte, warum man es ſo machen müſſe und nicht anders. Und eben deswegen vergaß man alles alſobald wieder. Nicht nur mußte man alle Winter mit gleicher Mühe von vornen anfangen, nicht nur wußte man von Rechnen gar nichts mehr, ſobald man aus der Schule war, ſondern ob einer Species vergaß man die andern, und wenn man beim Multipliziren war, ſo hatte man das Subtrahiren vergeſſen. Als einſt der Herr Pfarrer an einem Schulexamen uns eine Addition aufgeben wollte, ſagte der Schulmeiſter: Verzeiht, Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ſolches haben wir lange nicht gerechnet, ſie können es kaum mehr, wir ſind jetzt beim Dividiren. Darüber verwunderte ſich kein Vorgeſetzter, man fand das ganz natürlich, denn der Statthalter ſagte: gerade ſo gings auch mir, und wenn es mir lange nicht zu Handen kommt, vergeſſe ich es noch jetzt.

Weil ich beharrlich immer aufpaßte und ein gutes Gedächtniß hatte, so konnte ich zum Erstaunen meines Alten ihm mit einer Fertigkeit folgen, die ihm noch nicht vorgekommen war. Daher sagte er mir einmal an einem Samstag Nachmittag, nachdem ich eine Division nachgemacht hatte, wo vorher der Alte gesagt hatte: er wolle morgen auf dem Kopfe zur Kirche gehen, wenn ich sie machen könnte, Peterli, morgen nach der Kinderlehre bleibe da, will dir was sagen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Es war um Fastnachtzeit; ich hatte mehrere Kinder gesehen, die etwas in den Nastüchern Eingebundenes in des Schulmeisters Stube trugen; ich hoffte daher auf einen tüchtigen Kuchenschmaus zum Lohn meiner Stellvertreterei und freute mich gar sehr. Aber als ich in seine Stube kam, sah ich keine Kuchen auf dem Tisch, sondern eine Tafel, und der Schulmeister sprach also zu mir: Peterli, bist bsunderbar ein Guter, einen Kopf hast wie eine Zehntscheuer, wärest der Meine, müßtest Schulmeister werden. Dennoch will ich dir was zeigen, habe es noch keinem gezeigt. Die Großköpfe meinten sonst gleich, sie hätten keinen Schulmeister mehr nöthig.

Nun fing er an mir zu erläutern, daß er noch keinem gezeigt, wie man die Zahlen setzen müsse, und noch keinem sei es in Sinn gekommen, darnach zu fragen. Sie betrachteten das als etwas, welches sich gar nicht lernen lasse. Darum kommen sie auch in keinen Rechnungen fort und müßten immer zu ihm kommen damit, indem sie immer das hinterst zu vorderst setzen. Mir nun, sagte der Alte, wolle er es zeigen. Es gebe doch vielleicht eine Zeit, wo ich es brauchen könne. Nun paß auf, Peterli, sagte er. Wenn du Zahlen setzen willst, so mußt du immer zuvorderst anfangen, gerad so, wie man schreibt und wie man redet. Man sagt hundert und fünfzig, darum setze zuerst eins, das bedeutet hundert, und dann fünfzig nach, das bedeutet dann hundert und fünfzig. So sagt man auch tausend, zehn-hundert-

tauſend zuerſt und dann erſt, was nachkömmt. Aber paß gut auf und vergiß keine Zahl zu ſchreiben, die man ſagt. Es iſt beſſer, du ſetzeſt eine zu viel als eine zu wenig. Und wenn dir jemand Zahlen aufmacht, daß du ſie ausſprechen ſollſt, ſo vergiß nicht, daß wenn drei Zahlen ſind, ſo bedeutet es, daß ſie hundert machen, vier machen tauſend, fünf zehn-, ſechs hunderttauſend. Mehr zu wiſſen braucht kein Chriſt. Man ſagt, es gebe noch Millionen, doch deren habe ich noch keine geſehen. Und noch eins, Peterli, vergiß nicht. Wenn dir einer mit hunderttauſend anfangt, ſo mußt allweg ſechs Zahlen ſchreiben, wenn er auch nicht ſechs ausſpricht. Du mußt dann Nullen zwiſchen ein thun, bis ſechs haſt, eine, zwei oder drei, je nachdem es ſie mangelt; und du wirſt bald merken, wo ſie am beſten paſſen.

Das war das große Geheimniß, an dem ich gar unbändig große Freude hatte, und Zahlen ſchrieb und ausſprach, bis ich faſt ſturm wurde. Auch brachte ich es zu einer gewiſſen Fertigkeit und Sicherheit die Nullen anzubringen.

Es möchte irgend jemand glauben, ich ſchreibe da etwas Erſinnetes in's Blaue hinein, um entweder die alte Zeit oder die alten Schulmeiſter zu verleumden; nein, ich lüge wahrhaftig nicht: ſo iſt es vor 30 — 40 Jahren nicht nur in einer, ſondern in vielen Landſchulen des Cantons Bern geweſen. Ich berufe mich z. B. auf einen grauſam vornehmen Mann, der jetzt ſeine Kinder beſſer ſchulen laſſen will, ob es nicht ſo geweſen. Der kanns erzählen, wie es ihm ergangen, als er den Katechismus, Pſalmen und Stücke aus dem neuen Teſtament auswendig konnte, die Noten kannte, und nun dem Schulmeiſter ſagte, er möchte noch lernen, er hätte wohl Zeit noch für Rechnen und Schreiben. Der kanns erzählen, wie er nicht zur Erfüllung ſeines Wunſches kam, ſondern wie der Schulmeiſter, der Rechnen und Schreiben für die damalige Zeit recht ordentlich konnte, ihm ſagte: Höre Chriſten, das brauchſt du nicht. Haſt du was zu ſchreiben

oder zu rechnen, ſo komme zu mir. Wenn ein jeder Alles lernen wollte, es wär bald gar keine Religion mehr, glauben doch ſchon jetzt die Leute je länger je weniger.

So hinterhielten nicht nur die Reichern den Aermern das Lernen, ſondern auch die Reichern konnten oft trotz dem beſten Willen nicht dazu kommen, wenn der Schulmeiſter ein Pfiffikus und ein Politikus war. So wäſcht eine Hand die andere. Die Bauern gaben dem Lehrer einen Hundelohn, bei dem er nicht leben, nicht ſterben konnte; und die Lehrer halfen ſich dadurch, daß ſie die Bauern in der Unwiſſenheit ließen und dadurch zinsbar behielten in allen ihren Geſchäften. So ſtraft ſich der Geiz und die unverſtändige Kargheit gewöhnlich. Die Bauern blieben unwiſſend und mußten dieſe Unwiſſenheit ſehr oft mit ſchwerem Gelde büßen, aus welchem ſie viele Schullöhne hätten bezahlen können. Aber merkwürdig bleibt es doch, daß dieſes alles ſo geſchehen konnte, und daß die Schulmeiſter lehren konnten, was und wie viel einer wollte; daß niemand da war, der dieſer Willkür ein Ende machte. Dieſe Zeit iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vorüber, und das iſt das Merkwürdigſte an der ganzen Geſchichte.

Sechstes Kapitel.

Wie ich auch um dieſes Prinzenthum komme.

Durch mehrere Jahre hatte ich mein Regiment ſtandhaft und am Ende unangefochten geführt. Da war ich herangewachſen zur Unterweiſung und mit derſelben ging meine Herrlichkeit zu Ende. Es war nämlich in unſerer Gemeinde, wie in vielen andern, die Sitte, daß kein Unterweiſungskind die Schule mehr beſuchte. Und als einſt ein naſeweiſer

junger Vikar es anders wollte, ſprach die verſammelte ehrbare Gemeinde: Seit Menſchengedenken habe kein Unterweiſungskind die Schule beſucht, ſolche Neuerungen ſeien gegen alle Religion. Wie ihre frommen Vorväter es gehalten, ſo ſolle es bleiben ihr Lebenlang. Wer etwas anders wolle, ſolle es nur probiren, ſie wollen d. D. ſehen. Und dabei blieb es. Noch während der Kinderjahre, — denn ſo lange man noch nicht unterwieſen iſt, iſt man ein Kind, und Viele bleiben es bis zum und über das Schwabenalter hinaus, ja bis zum Tode, — während dieſer Zeit noch vergaßen Viele bereits einen Theil des Gelernten; ſie repetirten nicht mehr und in wenig Jahren war das meiſte in Wind gegangen. So hatten die Menſchen im Grunde auch nicht Unrecht, wenn ſie behaupteten, die Schule trage eigentlich nichts ab und die Geſchickteſten würden ſpäter die Schlimmſten; wenn die Kinder einmal aus der Schule ſeien, ſo rührten ſie kein Buch mehr an. So muß es auch ſein, wenn man mit dem Lernen aufhört, ehe die Kinder am Gelernten etwas begreifen.

Wenn ich an das ſo recht lebhaft denke, ſo werde ich immer neugierig, was der liebe Gott gedacht haben und einſt ſagen werde zu ſolchen Schulen, zu der verſchleuderten Zeit, zu den Schweißtropfen der Kinder, zu den Schulmeiſtern, die wie Eichhörnchen in einer Trülle rundum liefen aber nirgends hin. Ganz ſicher wird er manches ſagen, aber über die ſchwitzenden Kinder und die trüllenden Schulmeiſter wird er ſich erbarmen: denn ſie wußten es nicht beſſer, und die Andern wollten es nicht beſſer.

Sobald ich in die Unterweiſung eingeſchrieben war, hörte alſo das Schulgehen auf, was mir ſehr weh that, und ich mußte zum Handwerk, ein Weber ſollte ich werden. Wahrſcheinlich dachte das mein Vater nicht einmal, ſondern er dachte nur daran, wenn zwei weben, ſo ſei der Verdienſt größer und er könne es beſſer haben.

Aber Lehrbub ſein bei ihm, das war eine gar ſchlimme

Sache. Er hatte keine Geduld mit mir und doch mußte ich das ſchlechteſte Garn, das alle Augenblicke riß, verarbeiten. Schläge bekam ich, wenn ich nicht fort mehr konnte, wenn ich nicht auf der Stelle alles begriff, wie der Vater es mir befahl. Luſt bekam ich auf dieſe Weiſe gar keine zur Arbeit, Furcht vor den Schlägen ließ mich aufpaſſen und arbeiten, ſo gut ich konnte.

Meine einzige Freude war das Beſuchen der Unterweiſung, über die aber der Vater, wenn ſie ihm zu oft wiederkam, läſterlich ſchimpfte. Ehemals ſei die Welt viel beſſer geweſen und doch hätte man nicht halb ſo viel in die Unterweiſung müſſen, pflegte er zu ſagen. Er ſehe gar nicht ein, was das Laufen abtrage. Je beſſer ein Pfarrer unterweiſen könne, deſto kürzer mache er es. Ich ging gar gerne in die Unterweiſung, weil ich dadurch vom Webſtuhl weg an die freie Luft kam und gewöhnlich noch einige Zeit in der Schule mich aufhalten konnte, wo es mich an die alten ſchönen Zeiten nicht wenig heimelte, ſo daß ich noch oft die Ruthe zur Hand nahm und mein altes Amt übte, bis der Pfarrer kam.

Der Pfarrer war ein alter freundlicher Herr, den wir alle lieb hatten. Er hatte mich auch lieb, denn ich war der Geſchickteſte, und mit mir konnte er am beſten fortkommen. Wenn Einige eine Frage nicht beantworten konnten, ſo ſagte er am Ende: Ich weiß Einen, der es kann, Käſer, ſag du es ihnen. Ich war aber aufmerkſam und ſtrengte mich aus allen Kräften an, immer antworten zu können. Aber dieſes Antwortenkönnen war mir auch die Hauptſache und war Allen die Hauptſache. Wer es konnte, freute ſich. Die Schwachen zitterten und bebten, nicht ſowohl vor dem Pfarrer, als vor dem Spott und dem Auslachen der Andern. Uns unvermerkt bildete ſich freilich ein Glaube, ein Fürwahrhalten, zuſammengeſetzt aus dem wunderlichen abergläubiſchen Zeug, das wir bei Abendſitzen und aus dem, was wir in der Unter-

weiſung hörten. Aber unſer religiöſes Gefühl wurde nicht erwärmt, unſer Wille nicht angeregt, unſere Seele zu frommem Thun nicht begeiſtert. Und das alles ſicher um deswegen, weil wir all unſer Sinnen dahin richteten, antworten zu können und nur auf die Frage paßten, und weil das beſtändige Fragen und Antworten keine erwärmende Rede recht aufkommen ließ, und bei ungeſchickten Kindern entweder grauſam ermüdete oder zum Lachen reizte. Es fiel mir erſt ſpäter ein, daß das Katechiſiren für den eigentlichen Religionsunterricht doch nicht recht paßt. Das Katechiſiren iſt ein mühſelig Herausklauben von Begriffen und Sätzen, recht dienlich den Verſtand zu üben und den Scharfſinn, und läßt in vielen Fächern ſich anwenden; aber daß man daſſelbe beim Religionsunterricht faſt allein gebraucht, die Form zur Hauptſache gemacht, den Stoff und den Zweck dabei aus den Augen verloren, ſcheint mir ein Mißgriff zu ſein. Namentlich in der Unterweiſung, im letzten Religionsunterricht, ſollten die Seelen der Kinder erhoben und geſtärkt werden zu dem vor ihnen ſich öffnenden Leben, und nicht bloß ihr Verſtand angeregt und ihr Gedächtniß beſchwert mit einzelnen Sätzen.

Darum ſollte da eine freie Rede ſein aber auch beim Kinde; und es ſollte fragen und nicht nur antworten. Aber du lieber Gott, dafür müßten wir in den Schulen auch andere Kinder ſchaffen, müßten da einen ordentlichen Religionsunterricht zu geben verſtehen. Denn das Kind, das einen rechten Religionsunterricht empfangen und fühlen ſoll, muß einen geöffneten Sinn bringen; dann laſſen auch die höheren Seelenkräfte leicht ſich anregen. Auch treibt man das Katechiſiren auf die ſchlimmſte Art, ſagt alles heraus bis auf die letzte Sylbe oder fragt, daß man abwechſelnd Ja oder Nein ſagen muß. Ein ſolches Katechiſiren iſt eine wahre Seelenmörderei, und iſt mit die Urſache, daß den Kindern die Unterweiſung faſt fruchtlos bleibt.

So verflog mir nur zu ſchnell der Winter, in dem jeder Un-

terweiſungstag mir ein Lichtpunkt war, der mich einige Stunden erlöſ'te aus dem Dienſthauſe. Oſtern war da, ehe ich es dachte. Sie war ſo grün und ſchön und die Matten blüheten ſo lieblich, die Bäume knospeten ſo kräftig, die Vögelein ſangen ſo heiter und munter, auf dem Miſte krähte der Hahn ſein kräftiges Lied, und auch der Vater war luſtig und ſagte: er ſei froh, daß die verfluchte Unterweiſung zu Ende ſei. Halb traurig, halb ſtolz ſchritt ich hinter ihm drein zur Kirche zum erſten Abendmahl und nahm mit bangem Herzen das Pfand des Herrn, daß auch ich erlöſ't werden könne. Ach, ich fürchtete mehr der Menſchen Augen, die auf mich ſahen, als des Herrn Auge, das in mich ſah.

Ein Stein fiel mir ab dem Herzen, als ich wieder aus der Kirche war, und des Nachmittags ſchien ich mir einen halben Schuh länger geworden. Kecker antwortete ich in der Kinderlehre und als es vor dem Wirthshauſe an das Eierſpiel, Düpfen genannt, ging, bei welchem man die Spitzen der Eier zuſammenſchlägt, und der das Ei gewinnt, der mit ſeinem Ei die Spitze von des Gegners Ei einſchlägt, da ſchien mir, als guckten alle Mädchen nach mir; aber düpfen wollte ich mit keinem, ich fürchtete künſtlich hartgemachte Eier. Sorgſam wie eine Bruthenne hielt ich meine vier Eier ſchön warm in der Taſche (zwei gelbe und zwei braune waren es); ſah dem Düpfen zu und freute mich allemal, wenn ein fremdes Ei zerbrach und ich die meinen noch ganz fühlte. Allein das Gewinnen der zerbrochenen Eier gefiel mir auch. So ein Sack voll gewonnener Eier, welch Schleck für einen Weberbub! Mit klopfendem Herzen ging ich bei Seite, unterſuchte lange mit Zähnen und Zunge, welchem meiner Eier am beſten zu trauen ſei, und wagte es endlich mit einem gelben. Einen kleinen Buben ſuchte ich aus, um an ihm mein Glück zu probiren; er aber traute mir lange nicht. Endlich ließ er ſich bereden, und nachdem wir lange darum geſtritten hatten, wer ſchlagen ſolle, that ich mit bebender Hand den Schlag und,

o Glück! gewann ein Ei, gewann später noch eins, zwei, drei, eine ganze Tasche voll. In Wonne schwimmend, hatte ich die Zeit vergessen, hatte die Sonne nicht untergehen sehen; da wurde es dunkel auf dem Platze, die Leute verliefen sich, und einsam war ich mit meiner Tasche voll Eier, niemand mehr da, der mit mir düpfen wollte. Traurig wanderte ich heim, Ei um Ei essend, aber meines Glückes mich nicht freuend, weil mit dem Glücke meine Wünsche sich gemehrt und die fliehende Zeit ihre Erfüllung unterbrochen hatte. Es ist eine eigene Sache mit den Wünschen, wie sie mit ihrer Erfüllung sich vervielfachen, wie ein erfüllter Wunsch ein Dutzend andere gebiert. Wem Ruhe und Frieden lieb sind, der hüte sich vor den Wünschen, sie sind nimmer satt und quälen ärger als Hunger und Durst. Und wie die Zeiten eilen, wenn sie unsere Wünsche krönen und glücklich machen! und wie sie langsam unerträglich schleichen, wenn sie Wünsche versagen, Hoffnungen tödten, Schmerz spenden! Aber die Zeiten sind menschenfreundlich, mit schnellem Flügelschlag eilen sie sammt dem Glück vorüber, damit das schwache Herz sich nicht selbst verliere; und langsamen Schrittes treten sie mit Unglück und Unerwünschtem ihn an, um den irdischen Sinn zu bekämpfen, die Seele zu läutern; langsam ziehen sie an ihm vorüber, denn der Seele Reinigung ist ein langsam Werk.

Wenn so ein glücklicher Augenblick oder Tag entschwunden ist, wer hat es nicht erfahren, wie da eine Leere, eine Oede im Herzen bleibt, wenn nicht im Hintergrunde der Zeit ein neuer Tag auftaucht, der neue Freude verspricht, an den das Auge fest sich heftet über die trübe, unlustige Gegenwart hinweg. So hatte ich auch einen Tag, der mich die geschwundene Ostern und ihre Eier vergessen ließ, der mir neue Freuden, etwas noch Unerlebtes versprach. Es war der Sonntag nach Ostern, an welchem alle Jünglinge, welche die Erlaubniß erhalten hatten, nach der Kirche des Amtssitzes mußten, um da den Huldigungseid zu schwören. Was Huldigung sei

und was sie zu bedeuten habe, darum kümmerten wir uns wenig. Was sollten auch Buben von fünfzehn bis sechszehn Jahren wissen, was Huldigung sei, denen man nie etwas gesagt hatte, was ein Staat sei, was eine Obrigkeit zu bedeuten habe, welche Pflichten jedem Bürger obliegen; Buben, die nur von dem Landvogt gehört, entweder er sei ein gutmüthiger Tropf, oder ein böser Teufel, oder ein grausam Stolzer; Buben, die von keinen Gesetzen einen Begriff hatten und nun einen Eid des Gehorsams schwören sollen: ist das nicht Unsinn? Von uns kannte wohl kaum ein Einziger den Namen des Landes, in dem er wohnte, geschweige denn dessen Begründung und Einrichtung. Von einem Vaterlande hatten wir nie gehört, wußten daher nicht, was ein solches Ding sei, und doch sollten wir Vaterlands-Vertheidiger werden. Heißt das nicht, dem Lande, das nur der Vaterlandsliebe seine Begründung dankt, den Boden unter den Füßen wegnehmen? Und doch ist es merkwürdig, daß von Ur-Urältern her in jedem Schweizer Vaterlandsliebe schlummert, wie in jedem reinen Mädchen Mutterliebe, wie im Feuerstein der zündende Funke; daß des Schweizers Auge weint um sein Land, wenn es ihm entrissen wird, wie die Frau um ihr Kind; daß das Schweizerherz Funken sprüht des freudigsten Todesmuthes, wenn ein gieriger Feind nach dem Vaterlande, dem theuren, seine Tatzen ausstreckt.

Wie gut man wußte, was man schwor, bezeugte das Benehmen der schwörenden Buben am Tage selbst nach abgelegtem Eide. Das war nämlich der erste Tag, an welchem man der Welt zu zeigen gewohnt war, daß man nun Erlaubniß, d. h. mit dem Nachtmahl die Berechtigung empfangen habe, wie ein Erwachsener zu thun, zu Kilt und in die Wirthshäuser, die früher vom Pfarrer verboten gewesen, zu laufen, auf den Straßen wüst zu thun und sich zu prügeln nach Herzenslust; so nämlich legt man die Erlaubniß aus. Man übertrat also an dem Tage, an welchem man der Obrig-

keit den ersten Eid abgelegt hatte, ihr und ihren Gesetzen unterthan zu sein, auch zum ersten Mal mit Bewußtsein ihre Gesetze, beging brühwarm einen Meineid. Diese Uebertretung der beschwornen Gesetze wurde gewöhnlich nur belacht, während ganz anders verfahren worden wäre, wenn einer nur den Schein des Zweifels an der Rechtmäßigkeit der Obrigkeit hätte blicken lassen. Eine solche Scheidung, wo mehr Respekt für die Personen als für die Gesetze gefordert wird, ist schlimm. Sie begründet den noch immer unselig wirkenden Glauben, daß die Obrigkeit um ihretwillen da sei, um ihres Nutzens, ihrer Ehre willen, und nicht zum Besten des Landes, zur weisen Handhabung weiser Gesetze. Für diesen Tag sorgte jeder Bube lange voraus, daß er einen Kreuzer Geld im Sacke habe. Er sparte zusammen, bettelte den Eltern, entwendete, lieh — kurz, Geld mußte sein. Den neu erhaltenen Sonntagsstaat zog man an und zog dann in Begleit des Statthalters oder Schulzen nach dem Amtssitze. Nach angehörter Predigt und abgenommenem Eide schlug sich der Statthalter zum Landvogte, der ein schönes Essen geben mußte; die Knaben sollten nach Hause. Das thaten sie aber nicht, sie dachten so gut das Recht zu haben zu essen und zu trinken als der Statthalter und der Landvogt. Zahlten sie doch, wie sie meinten, ihre Zeche aus dem eigenen Sack und nicht von anderer Leute Gelde.

Sie machten sich aber von den schmausenden Honoratioren weg, so weit, daß diese sie nicht mehr hören konnten, in irgend ein Wirthshaus, wo noch Knaben aus mehreren Gemeinden beisammen waren. Wie die Burschen da so stolz eintraten, sich in die Brust warfen, kommandirten, anstießen, daß die Gläser spalteten und der Wein überfloß, es war eine Freude für alle Anwesenden. Jeder wollte der Größte sein nnd meinte, er müßte es dadurch zeigen, daß er am wüstesten thäte.

Aber noch auf etwas Anderes paßten die Leute. Es war

nämlich die Zeit noch, wo jede Gemeinde die andere haßte, jede ihren Spitznamen hatte, keine Gemeinde mit der andern gemeinsame Sache machte, außer etwa im Streit gegen eine dritte; die Zeit, wo fast allemal, wenn Leute aus verschiedenen Dörfern in einem Wirthshause tranken, blutige Händel entstunden und nicht nur zwischen jungen Burschen, sondern wo auch erwachsene Männer, ja selbst Greise daran Theil nahmen. Es war die gute alte liebe Zeit, welche die Unverständigkeit der heutigen Zeit immer wieder als Muster der Religiosität und guten Sitte vorhält, vorhält als eine Zeit, in welcher Ordnung und Einigkeit geherrscht hätten. Die Buben, schon lange eingeweiht in diesen Haß, mußten nun zeigen, daß sie ihrer Väter würdig seien, treue Söhne der Obrigkeit, d. h. unfähig, unter sich gemeinschaftliche Sache zu machen. Bald fing der ungewohnte Wein in den jungen Schläuchen an zu gähren, Stichworte folgten, Begegnende stießen sich wie zufällig, Aeltere schürten das Feuer; Gläser folgten den Worten nach und bald war ein Handgemenge zu Stande gebracht, das heftiger und blutiger wurde, je nachdem die Anwesenden, welche am Ende die Streitenden auseinander brachten, vernünftiger oder unvernünftiger waren. Geprügelt zog man heim mit zerzaustem Sonntagsstaat und blutigen Schläg- und Weinsturm-Köpfen. Und um ja alles zu thun, was die Großen, rauchten viele zum erstenmale aus kreuzerigen Pfeifchen dreikreuzerigen Tabak in vollen Zügen. Der setzte nun den Punkt auf das I und übel zugeputzt kam man nach Hause und am folgenden Morgen dachte man an alles andere, nur nicht an den Eid, den man abgelegt.

Dieser Tag und seine Erwartungen waren es, welche mich die entschwundene Ostern vergessen ließen. Einige Batzen Examengeld hatte ich mir erspart, hatte meinem Pathen einen Besuch gemacht, mein Dintenhaus und Federnrohr, die ich doch vor meinem Vater nicht zeigen durfte, verkauft, einige Kreuzer im Spiel gewonnen, so daß ich den für mich uner-

hörten Reichthum von dreizehnthalb Batzen zusammengeschabt hatte. Diese zählte ich doch manchmal während der langen Woche so heimlich als möglich, denn um meinen Schatz durfte im Hause niemand wissen. Am Sonntag aber, nachdem ich das Haar tüchtig genetzt, eine halbe Stunde lang schön glatt über die Augen hinunter gekämmt hatte, that ich das Geld in den rechten Hosensack und, kaum vom Hause weg, klimperte ich mit der Hand den ganzen Tag darin, bis keins mehr war darin. Andere klimperten freilich mit Thalern.

Wir zogen hin, den Statthalter voran, der gewiß nicht recht gefrühstückt hatte, damit ihm am Mittag der Appetit ja nicht fehle. Der Pfarrer hielt eine lange Predigt, auf die ich aber nicht viel hörte; denn ich hatte meine rechte Hand im Hosensack und mit der linken strich ich meine Haare glatt. Darauf trat der Landvogt vor, ein schöner großer Herr, der hatte einen langen Säbel an der Seite und einen Dreimaster in der Hand, und der that eine kurze Rede dar, der sagte nämlich: Habt ihr gehört, was der Pfarrer euch so schön gesagt hat? Jetzt hört auf den Amtschreiber, dann hebt drei Finger auf, und sagt nach, was ich euch vorsage. Herr Amtschreiber, leset ab. Derselbe war ein spitzes mageres Männchen, das der Landvogt fast in die Rocktasche hätte stoßen können, wenn die Nase nicht gewesen wäre, denn die war gar lang und spitz und recht gemacht für sie in alles zu stecken.

Mit krähender Stimme las derselbe etwas ab von Obrigkeit und Gehorsam, von Treue und Wahrheit, und darauf sprach der Landvogt etwas vor, welches man mit erhobenen Fingern nachsprechen mußte; wir hinten Sitzenden verstunden blutwenig davon, machten und brummten den Vordern nach und konnten nicht warten, bis wir aus der Kirche waren. Der Boden brannte uns ordentlich unter den Füßen und das Geld war wie lebendig in den Säcken. Endlich gingen die Thüren auf, wir wurden losgelassen, doch erhielten wir auf dem Kirchhof vom Statthalter noch die Mahnung, alsobald

nach Hauſe zu gehen und nicht wüſt zu thun. Er hätte ſie ſparen können, er wußte wohl, daß wir nicht darum thaten.

Wir gingen und tranken und polterten unſerer Väter würdig. Jeder von uns dünkte ſich ein Held, auf den Straßen wurde niemand reſpektirt und ſchon auf dem Wege, ehe man noch in's Wirthshaus gelangt war, gab es einige Rauferein, Vorſpiele der kommenden. Der Wein zündete erſt recht an, und was ging, will ich nicht weiter beſchreiben. Ich will kurz ſagen, daß ich um all mein Geld kam, ein ſchönes Halstuch mir zerriſſen wurde, daß ich Schläge erhielt recht tüchtige, zuerſt von andern Buben, dann von Erwachſenen, die ſich in den Streit miſchten, daß ich betrunken heim taumelte mit einer Pfeife im Munde; daß ich aber an einem Zaune liegen bleiben und ſterben zu müſſen glaubte. Da wurde ich nüchtern, der Geiſt des Großmachens lag am Haag im D....f, und marode, matt, krank, elend ſchlich ich nach Hauſe, und war ſeelenfroh, daß der Vater mich nicht noch in die Finger nahm, ich ruhig in's Bett konnte, den ſturmen Kopf zur Ruhe zu legen. Das war ein ſogenannter Huldigungstag!

Siebentes Kapitel.

Wie das Vaterhaus mir zum Dienſthauſe gemacht wird.

Schon früher hatte ich alſo das Weben lernen müſſen. Seit aber die verfluchte Unterweiſung, wie der Vater geſagt hatte, zu Ende war, wurde ich förmlich eingeſpannt und an den Webſtuhl angekettet. Vom Morgen früh bis Abends ſpät ſollte ich daran ſein, und doch wieder der Mutter auf dem Lande helfen. War ich nun durch ſchlechtes Garn oder durch Arbeit auf dem Lande abgehalten worden, das Stück in der Zeit fertig zu haben, in welcher deſſen Vollendung der Vater

ſich in den Kopf geſetzt, ſo ſchnauzte er mich ab ärger als einen Hund. Einigemal weh ich ganze Sonntags Morgen, um ſolche Verſäumniſſe einzubringen. Flugs machte er das zu einem Recht und verkürzte mir die Zeit, in welcher ein Stück fertig ſein ſollte. Was aber hatte ich von dieſer angeſtrengten Arbeit? Nichts. Kleider hatte ich nur die nothdürftigſten, und auch die nur mit Mühe und Noth und manchem bittern Wort.

Erhielt ich kaum Kleider, ſo bekam ich noch viel weniger Geld; dreizehnthalb Batzen brachte ich nicht mehr zuſammen, kaum ſechs Kreuzer. Es iſt nicht gut, wenn junge Leute zu viel Geld in Händen haben. Sie verſchwenden daſſelbe nicht nur leicht, ſondern gewöhnen ſich an Verſchwendung, glauben gar zu gerne, die Quelle, welche ihnen jetzt ihre Taſchen füllt, vertrockne nie und gebe immer das Hinreichende. So ſieht man Bauernſöhne, Handwerksburſche, Knechte um die Wette Geld verthun in ihrer ledigen Zeit; Mancher auf eine Weiſe, bei der er nicht einmal Freude hat, ſondern nur den Genuß, daß man von ihm redet als von einem Generalslümmel. Dieſen allen kömmt die Zeit, wo das Geld rar wird bei ihnen, wo ſie ſich für jeden unnützen Kreuzer, den ſie verthan, die Haare ausraufen möchten, und ganze Nächte ſchlaflos zubringen mit dem troſtloſen Rechnen, was ſie jetzt mit dem vergeudeten Gelde anfangen könnten. Es kommt die Zeit, wo ſie für ſich ſelbſt ſein möchten oder eine Haushaltung anfangen müſſen, dann fehlt das Geld hinten und vornen, und Tauſende verlieren den Muth, gehen zu Grunde, fallen den Gemeinden zur Laſt, die Männer gegeben hätten, wenn ſie funfzig Kronen zum Anfang gehabt.

Aber wenn ein junger Menſch gar kein Geld in Händen hat, ſo iſt es ebenfalls ſchlimm. Auf jeden Fall lernt er nicht mit demſelben umgehen. Wenn er ſpäter welches in die Hände kriegt, ſo kommt er gar zu gerne um daſſelbe. Mancher wird zu allerlei Böſem verführt, um zu ſolchem zu kom-

men. Selbſt Bauernſöhne werden Diebe, durch die Kargheit ihrer Väter dazu getrieben. Man ſtelle ſich doch nur einen jungen Menſchen vor, der kein Geld hat, wie er ausgeſchloſſen wird von der Geſellſchaft. Nun giebt es welche (und ich tadle die gar nicht), die keine Kameradſchaft begehren, die Jahr aus Jahr ein zu Hauſe bleiben; aber die haben gewöhnlich ein Intereſſe dabei, ſie wollen kein Geld verthun, wollen ſich etwas erſparen und an den erſparten zehn Kreuzern laben ſie ſich die ganze Woche durch, weil ſie näher zu ihrem Ziele, der erwünſchten Summe, gekommen. Allein wenn man gar kein Intereſſe hat, ſich nichts erſparen kann bei aller Arbeit, weil man gar nichts erhält und doch ſich ausſchließen ſoll von Allem — das macht elend. Und ausſchließen muß man ſich ohne Geld. Ging ich zu Kameraden, ſo wollten die etwas treiben, und was getrieben wird von jungen Leuten, koſtet Geld bekanntlich.

Und doch verdiente ich außer dem Koſtgelde in der Woche wenigſtens dreißig bis vierzig Batzen, faſt ſo viel als der Vater. Gleichwohl hatten wir es in der Haushaltung nicht beſſer, obſchon der Verdienſt ſich vermehrt hatte, es war immer das gleiche Klagen, Schinden und Brummen. Der Vater ließ es ſich behaglicher ſein, arbeitete weniger früh und weniger ſpät, ließ ſich leichter verſäumen. Wenn er auf Burgdorf oder Langenthal ging und die Hälfte mehr einſtrich, trank er einen Schoppen mehr, aß eine Bratwurſt mehr, kramte ſeinem Kronprinzen zwei Pfefferkuchen ſtatt einen. Die Mutter wurde auch begehrlicher, erzwang mehr Geld zu Kleidern, kaufte breitere Sammetſchnüre für ihre Mädchen, und wenn ſie zu Ader ließ, trank ſie eine Halbe ſtatt einem Schoppen. So lebten Alle aus meinem Verdienſte beſſer, nur ich nicht, und dafür erhielt ich nicht einmal gute Worte.

O wie das mir Stiche gab in's Herz durch und durch, ſo ein Sklave zu ſein ohne Lohn und ohne Liebe! Und wenn ich an einem ſchönen Sonntag vom Waldrain weg Mädchen

und Burſche fröhlich ziehen ſah dem Dorfe zu kummerlos, und wenn der Jubel von dort her zu mir ſcholl und Paar um Paar Arm in Arm zurück kamen, und ich da oben allein war verlaſſen und freudelos — o wie oft drückte ich da die brennenden Augen in's grüne feuchte Gras!

Wer will wohl den Stein auf mich werfen, wenn in dem weinenden Herzen böſe Gedanken entſtunden, und dort die ſich ſammelnden Thränen in Tropfen bitterer Galle verwandelten; wenn die Selbſtſucht der Andern auch die meinige erzeugte; wenn ich das vergaß, was die Eltern an mir gethan und nur das ihnen nachrechnete, was ſie von mir genoſſen; wenn der Widerwillen immer größer wurde, etwas für ſie zu thun und der Entſchluß emporddämmerte, ſie zu verlaſſen und für mich ſelbſt zu ſorgen?

Man ſieht und ſah immer eine Menge Kinder, die ſich um ihre Eltern nicht bekümmern, ſie gefühllos dem Elend überlaſſen, als ob dieſelben ſie nichts angingen, ſie ihnen gar nichts ſchuldig wären, und es wurden und werden immer Kinder verdammt, die wie des Waldes wildes Thier ihren Erzeugern vor dem Munde weg das Eſſen ſtehlen, wenn ſie die Stärkern geworden ſind.

Und es iſt allerdings kein häßlicheres Geſchöpf als ſo ein aufgeputztes Ding, das all ſein Hab und Gut an ein paar ſilberne Knöpfe, eine ſeidene Schürze gewandt und Handſchuhe an hat; deſſen Mutter barfuß läuft und an der Thüre bettelt, innert welcher ihr Mädchen prächtlet und Buben Wein zahlt. Wenn ſo ein Mädchen, das eine ganze Samſtagnacht nicht ſchlafen kann aus freudiger Erwartung, was wohl die ganze Welt zu dem Kleide und zu den breiten Haarſchnüren ſagen werde, mit welchen es am Sonntag aufzuziehen gedenkt und nicht zweifelt an gutem Schick und hoffet für eine Bauerntochter ſich ausgeben zu können; — wenn ſo ein Mädchen, ſage ich, wüßte, wie die Welt mit Fingern auf ſie zeigt und ſagt: die mag wohl, wir haben ihrer Mutter

erſt geſtern Almoſen gegeben! — es würde ſich wohl ſchämen und weniger an die Sache thun. Und ſo ein Bürſchli, dem am Sonntag kein Weg breit genug iſt, mit einer Uhr ſich breit macht und ganze Wolken Rauch aus ſeiner Tabakspfeife bläſt, Mädchen herum zieht, Wein zahlt, Semmel frißt wie ein Wolf und meint, er allein ſei groß und mache ſich g'äſtimirt; — wenn dieſes Bürſchchen wüßte, wie man es verachtet und wie man wohl weiß, daß ſein Vater lange Zeit kein Brod hat, auf Lumpen ſchläft, Schwefelholz verkauft und bettelt, — es würde zu Hauſe bleiben und ſeine Kreuzer ſparen, um ſeinem Vater die Kutte ſticken zu laſſen.

So laufen allerdings eine Menge Kinder von ihren Eltern weg, ſobald ſie confirmirt ſind; bekümmern ſich um die Eltern nicht nur nichts, im Gegentheil, ſie nehmen noch von ihnen, was ſie können. Sie verthun ihren Lohn mit Hoffahrt und Praſſen und ſchamlos laſſen ſie der Gemeinde die Eltern zur Laſt fallen. Fremde müſſen an dieſe Eltern wenden, was ſie mit ſauerm Schweiß aufbringen mögen, während die Kinder ſich den Buckel voll lachen und ſagen: es geſchehe den reichen Schelmen nur recht. Und wenn ſo ein hungriger Vater oder eine frierende Mutter Stunden weit die matten Beine ſchleppt, in der Hoffnung, von Sohn oder Tochter, denen man keinen Mangel anſieht, etwas zu einem guten Tag zu erhaſchen, ſo ſchämen ſich die Kinder, verläugnen die Eltern oder fertigen ſie mit ſchnödem Beſcheid ab, daß ſie merken, wie unwerth ſie gekommen und das Wiederkommen ſie nicht wieder gelüſtet. Schon manche Meiſterfrau hat ſich einer alten Mutter erbarmet, welche die eigene Tochter fortgewieſen hatte. Was meint man wohl, wenn ein ſo abgefertigter Alter mit ſeinen ſchlotternden Gliedern kaum heimzukommen vermag, welche Gebete für ſein Kind wird ſein Herz auf ſeine Zunge legen, welcher Segen kömmt über die brummenden Lippen? Andere Kinder bleiben bei ihren Eltern, aber nur um ſie auszuſaugen und ſie auf die Gemeinde zu bringen;

und gar mancher Vater kömmt fort, so lange die Kinder klein sind; sobald diese aufgewachsen sind, kömmt er in die Armuth. Was sie verdienen, brauchen sie für sich, was er verdient, soll er mit Allen theilen, soll dafür alles anschaffen, und reicht das nicht hin, behält er nichts für sich, so bekümmert sich keins der Kinder darum. Da kann der Alte zusehen, und geht es nicht mehr, so lassen sie ihn im Stich und die Gemeinde kann zusetzen und zuschießen.

Also, selbstsüchtige unkindliche Kinder giebt es in großer Menge, die ihren Eltern nicht zur Stütze, sondern zum Schaden herangewachsen sind, Kinder, die ihnen nicht Trost geben, sondern Schmerz bereiten. Aber bleiben wir nicht bloß bei dieser Erscheinung stehen, sondern denken wir tiefer nach und forschen wir nach den Gründen dieser Erscheinung, nach den Gründen, warum so viele Eltern von ihren Kindern hintangesetzt und schnöde behandelt werden, — dann werden wir finden, daß nicht alle Schuld bei den Kindern zu finden ist, sondern daß viele Eltern den größten Theil derselben tragen.

Betrachten wir das Betragen der Kinder, so ist es dasjenige, welches allen Thieren gemein ist. Ein alt schön Lied sagt: Der Mensch sei halb Thier halb Engel, d. h. als Thier wird er geboren, ein Engel soll er werden. Dazu besitzt er die Anlagen, dazu hilft ihm Gott, dazu beruft ihn das Christenthum. Aus dem Thier muß sich der Engel herauskämpfen, wie aus der Puppe der Schmetterling sich entfaltet. Das Beginnen dieses Ringens oder das Trachten nach dem, was droben ist, das, so lange der Mensch im Leibe lebt, kein Ende nimmt, bloß rüstiger und freudiger wird, nennt Christus die Wiedergeburt, Paulus: Absterben des alten, Auferständniß des neuen Menschen. Zu diesem Ringen, zu einem werdenden Engel das thierisch (in der Erbsünde) geborne Kindlein zu erziehen, verpflichtet sich der christliche Vater in der Taufe, und unchristlicher Unverstand, kirchlicher Unsinn ist's, wenn in einem christlichen Staate diese Verpflichtung thierisch geblieb-

nen oder aberwitzig gewordenen Vätern erlassen wird. Aus der Selbstsucht geht des Thieres Leben hervor, im Engel lebt die Liebe, sie tritt aus ihm heraus und wird die Mutter seines Thuns.

Nun lebt leider in einer Menge von Eltern nur noch das Thier, der Engel in ihnen weint ohnmächtig, die Selbstsucht drückt ihrem ganzen Betragen ihr Siegel auf, auch dem Betragen gegen ihre Kinder. Von einer höhern Bestimmung der Menschen haben sie gar keinen Begriff und noch weniger davon, daß man diese Bestimmung theilweise schon auf Erden erfüllen müsse. Ihr Dichten und Trachten geht darauf aus, es gut zu haben auf der Welt. Zu diesem Guthaben sollen alle andern Menschen ihnen helfen, und wer sie daran stört, betrachten sie als eine Last oder als einen Feind. Kinder stören also vor allem aus ihre Behaglichkeit, ihr Guthaben, durch unruhige Nächte und geschreivolle Tage; Kinder kosten auch; und wenn es auch nur täglich für einen Kreuzer Milch wäre, so muß besonders bei Armen, wo das Einkommen und Ausgeben gewöhnlich grad aufgeht, dieser Kreuzer an einem Orte erspart werden, entweder am Kaffee der Frau oder an den Schoppen des Mannes. Kinder sind oft eine Last und je mehr Kinder, desto größer und fühlbarer wird sie.

Nun herrscht aber unter dieser Klasse von Menschen eine ganz eigene Offenheit. Da weiß man noch wenig davon, unter sich die Gefühle zu verstecken und mit erkünstelter Miene Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe zu heucheln, wenn sie nicht da sind. Da sagt z. B. eine Tochter ganz offenherzig von ihrem kranken Vater: Wir beten alle Tage, daß er bald sterben könne, es ginge ihm und uns wohl. Und der alte Mann nimmt das gar nicht übel, er findet es ganz natürlich; denn er ist eine Last und einer solchen wünscht man es zu sein — das weiß er aus eigener Erfahrung. So sagt ein Mann am Krankenbett seines Weibes ohne Hehl: In Gottes Namen, wenn es muß gestorben sein, so wollte ich, es geschehe bald,

es ginge ihr wohl und uns nicht übel. Unsereiner hat, weiß Gott, nicht Zeit, immer in der Stube zu sein, es ist gar viel zu arbeiten draußen und jemand anstellen mag man auch nicht. Das Weib macht dabei nicht mur, denkt vielleicht an Pflanzungen, welche gegätet, und nun wegen ihrer Krankheit ungegätet bleiben, so daß es eine Schande sei für das ganze Haus, und sie sich noch im Tode schämen müsse deretwegen. Mit der gleichen Offenheit drücken sich die Eltern gegen ihre Kinder über die Last aus, die sie an ihnen zu haben glauben. O, wer Kinder hat, ist doch ein geplagter Mensch, o, man weiß gar nicht, wie wohl man ohne Kinder ist — sind Redensarten, die man tagtäglich in einer Menge Häuser hören kann. Diese Redensarten bleiben nicht wirkungslos beim Kinde, wenn es sich der Wirkung schon nicht bewußt ist; auf alle Fälle entbehrt es der wahrhaften Liebe, welche Liebe wecket. Doch dieses ist noch nicht die schlimmste Seite dieser elterlichen Selbstsucht, sondern das Bestreben der Eltern, durch die Kinder selbst sich diese Last erleichtern zu helfen, ja es bis zum Guthaben zu bringen, das ist das Allerschlimmste. Dieses selbstsüchtige Bestreben ist aber meistens eitel, und wird vereitelt durch die im Kinde erzeugte Selbstsucht. Selbstsucht trennt, nur Liebe ist das Band, das unauflöslich ist und Kinder zu Trost und Freude an die Eltern bindet.

Das Bestreben der Eltern geht also darauf aus, sich durch die Kinder die Last erleichtern zu lassen, derselben Kräfte sobald möglich zu ihrem Nutzen auszubeuten. Die gar beschränkten Eltern bekümmern sich nicht um die Ausbildung der Kräfte ihrer Kinder, überlassen dieselben durchaus sich selbst und geben sich nicht die geringste Mühe, die Kinder zu befähigen, sich mit Ehren in der Welt fortzuhelfen. Die Faust oder Flüche sind Lehrmeister und zwingen zu mechanischer Verrichtung des Aufgegebenen. Vom Erwecken des Verstandes, des eigenen Denkens, überhaupt der geistigen Kräfte, ist keine Rede. Will man einen solchen Vater anhalten, sein Kind

ſchulen, geiſtig wecken zu laſſen, ſo antwortet er wohl: Er vermöge nicht ſein Kind alle Tage in die Schule zu ſchicken, es müſſe ihm arbeiten; er könne keinen Reichthum hinterlaſſen, es müſſe einſt ſeinen Unterhalt verdienen, und da frage der Bauer nicht: kannſt beten, ſondern kannſt arbeiten? Sie thun alſo eigentlich gar nichts für das Kind, ſondern ſie ſorgen nur für ſich. Und gar mancher Vater oder Mutter verthun in wüſtem Leben, was die Kinder mit ſaurem Schweiß erworben und laſſen es ſich recht wohl ſein auf Koſten der Kinder. Und auf gemachte Vorwürfe antworten ſie wohl: jeder müßte zu ſich ſelbſten ſehen. Der Kinder wegen hätten ſie lange bös gehabt, jetzt könnten ſie ſich's wohl ſein laſſen. Andre, welche ihre Kinder nicht einmal zur Arbeit halten, ſchicken ſie doch gewöhnlich dem Bettel nach. Ob das Kind ſtehle oder nicht, das bekümmert ſie gar nicht, wenn es ihnen nur etwas heimbringt. Das Beſte leſen ſie dann aus für ſich, mit dem Uebrigen kann das Kind ſich begnügen.

So wird das Kind von Jugend auf am Buſen der Selbſtſucht auferzogen, das Thier wird genährt in ihm, um den Engel bekümmert man ſich nicht. Es fehlt alſo die rechte kindliche Liebe und auch die Dankbarkeit ſtellt ſich nicht ein. Denn die kommt da niemals, wo man Einem alle Tage Wohlthaten vorhält. Sie iſt eine gar wunderliche Pflanze; ſobald man ihren Wachsthum erzwingen will, verdorret ſie. Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt wächſt im Kinde ebenfalls die Selbſtſucht. So wie es größer wird, fängt es an zu denken: Es müſſe auch zu ſich ſelbſten ſehen, bei den Eltern komme es nicht zu Gelde, ſo manches erregte Gelüſten zu befriedigen, nicht einmal zu ordentlichen Kleidern. Es ſei nicht billig, daß es alles dargeben ſolle für die Andern, ohne daß ihm „Danke Gott" dafür geſagt werde. Dieſe Gedanken regen ſich weit früher, als man es glaubt. Schon das Bettlerkind ißt die beſten Biſſen, verthut die meiſten Kreuzer, ehe es heim kömmt, giebt den Eltern je länger je weniger ab.

Diese Gedanken werden aber immer mächtiger, legen sich immer feindseliger zwischen Eltern und Kinder, bis die erstern von den letztern entweder ausgesogen oder verlassen sind. So wie früher die Kinder den Eltern Plage und Last waren, so werden die Eltern den Kindern Plage und Last, die sie so ungern als möglich tragen, so schnell als möglich von sich ab auf die Gemeinde wälzen, um zu sich selbsten zu sehen.

Wie Liebe die Liebe zahlt, so zahlt auch Selbstsucht die Selbstsucht. Es ist schauerlich, die Hartherzigkeit der Kinder zu sehen, zu sehen, wie sie unbewegt und ungerührt der Eltern Noth und Elend zusehen können, ohne sich im Geringsten etwas abzubrechen. Aber eben so schauerlich wäre es gewesen, wenn man früher der Erziehung oder vielmehr Verwahrlosung dieser Kinder mit aufmerksamem Auge gefolgt wäre. Ueber solche hartherzige, gefühllose Kinder erhebt nun die Welt ein Geschrei, die Eltern schimpfen, die Gemeinde begehrt auf, klagen über die gottlose Zeit. Aber Eines bedenken alle diese Schreier nicht: daß jede Wirkung eine Ursache, jeder Baum seine Wurzeln, jede Erscheinung ihre vorbereitenden Vorgänge habe. So ist diese Zeit, in welcher wir leben, von einer frühern geboren, und die in ihr hervortretenden Erscheinungen sind Kinder der Vergangenheit. Aber auch diese Zeit zeuget fort und fort an dem Kommenden und die Zukunft wird Zeugniß ablegen: ob das, was unsere Zeit geboren und der Zukunft überliefert, nicht edlerer Art sei, als was die letzte Vergangenheit uns als Erbtheil übermacht hat und was jetzt in der Masse hervortritt.

Aus dieser etwas weitläufig gerathenen Durchführung wird hoffentlich männiglich klar geworden sein, daß an dem ganz natürlichen aber nicht christlichen Betragen vieler Kinder die Eltern eine große Schuld tragen. Für arme Eltern ist es allerdings viel schwerer, als für reiche, von dieser Selbstsucht sich ferne zu halten, die durch die Kinder verursachten Opfer freudig zu bringen, die Entbehrungen geduldig zu tra-

gen, den Kindern nichts anders zu zeigen, als treue Liebe, und aus dem ganzen Betragen hervorleuchten zu laſſen den innigſten Wunſch: zu ſorgen für ihr künftiges zeitliches und ewiges Wohl. Aber das Leben hienieden iſt ein Kampf, und es wird niemand gekrönet, er kämpfe denn recht. Und wie dem Reichen Kämpfe anderer Art bereitet ſind, ſo findet ſie der Arme außer ſich, beſonders in ſeinen nächſten Umgebungen, im heiligen Familienkreiſe und in ſich mit der einfachen und alſo kenntlicher hervortretenden Selbſtſucht. Hier iſt ſein Saatfeld, und was Einer ſäet, wird er auch ernten; wer ernten will, ehe er treulich ausgeſäet, iſt eben ein Thor, und wird zur Erntezeit heulend und zähneklappend am verödeten Acker ſtehen. Nur innigere Religioſität, eine klarere, lebendigere Auffaſſung der Beſtimmung des Menſchen und der menſchlichen Verhältniſſe unter einander wird dieſe Quelle der ſich vermehrenden Armenlaſten verſiegen laſſen. Denn das Chriſtenthum iſt auf der einen Seite die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menſchlichen Kräfte, und daſſelbe allein vermag hinwiederum die Kräfte in Liebe zu verbinden zu mächtiger Anſtrengung und gegenſeitiger Hülfsleiſtung. Man mag daher in Wirthshäuſern und Rathsſälen lange kannengießern über Armenweſen und Armengeſetze, man dreſcht nur leeres Stroh ſo lange, bis die Schoppentrinker und Rathsherren zur Einſicht kommen, daß ächt chriſtlicher Sinn im Hauſe, in der Gemeinde, im Staate das erſte Heilmittel der überall hervortretenden Uebel iſt; und bis ſie mit ihrem Beiſpiele vorangehen, ſind alle ihre Reden umgekehrte Windbüchſen, d. h. ſie knallen tüchtig, treffen aber nichts.

Bin ich nun wohl nicht entſchuldigt, wenn die kindliche Liebe erloſch, wenn ich die Pflicht vergaß, Stütze der Eltern zu ſein, und nur an mich ſelbſt zu denken anfing, weil niemand anders an mich dachte.

Nun konnte ich aber wenig anders als weben, und zum Bauernknecht fehlte mir Geſchick und beſondere Luſt. Es

giebt Stimmungen im Menſchenleben, wo man zu gar nichts mehr Luſt hat, und das ſind wohl die trübſeligſten. Des Morgens erwachte ich mit Ekel an der Arbeit, zu der ich mußte; bei jeder Elle, die ich wob, dachte ich, was der Vater mit dem Lohn dafür anfangen, wie die Mutter ihn brauchen werde, und was ich wohl daraus kaufen, genießen könnte. Aber am traurigſten war ich, wie geſagt, des Sonntags, wenn ich ſo einſam blieb mit dem verlangenden Herzen. O das iſt wohl das Traurigſte, wenn es trübe wird außer uns und in uns, wenn Mißgeſchick, Unglück, eine harte Lage auf uns drücken und dieſe das Gemüth verfinſtern, den lieben Sonnenſchein des Frohſinns uns nehmen, wenn das Herz der Spiegel wird des äußern Schickſals. Da iſt dann Trübſeligkeit ringsum, kein Troſt, keine Hoffnung mehr. Es giebt Menſchen, die in der glückſeligſten Lage finſter werden in ſich, es iſt eine Krankheit des Gemüthes, zuweilen Folge allzu großer Sättigung, allzu reichlichen Genuſſes ihrer Glücksgüter. Sie ſind zu bedauern, daß ihnen die Kraft der Seele fehlt, die Finſterniß zu verjagen; aber ihr Unglück iſt doch nicht ſo groß als jenes, wo mit der innern Noth noch die äußere ſich gattet. Wie glücklich der Menſch wohl wäre, wenn er ſein Inwendiges unabhängig bewahren könnte von dem wechſelnden Geſchick, wenn er in jeder Lage froh und freudig bleiben könnte im Bewußtſein, daß jede aus des lieben Gottes lieber Hand kömmt!

Wäre dieſes nicht die wahre Unabhängigkeit, köſtlicher als Silber und Gold? Würden an ihr nicht die Worte Unglück und Mißgeſchick ihre Bedeutung verlieren? Wäre das wohl nicht der glücklichſte Menſch, der ſie beſitzt? Iſt ſie aber möglich? Dem Chriſten iſt ſie verheißen, es iſt der Friede Gottes, der über allen Verſtand geht. Aber ich armes Weberknechtlein beſaß ſie nicht, ich kannte ſie nicht, und doch konnte ich alle Fragen und das halbe Teſtament auswendig. Jetzt kenne ich ſie und ringe darnach. Aber dieſe Siegeskrone des Kampfes, die Gott ſchon im zeitlichen Leben bietet,

hängt gar hoch oben, und an die Füße hängt ſich mit Bleigewicht der irdiſche Sinn und die irdiſche Noth. Aber ich verzweifle nicht.

Achtes Kapitel.

Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt.

So waren zwei Jahre verbeigeſchlichen, ſeit ich am Huldigungstage meine dreizehnthalb Batzen verthan, einen beſudelten Kopf, verſudelte Kleider und ein ödes Herz heimgebracht hatte. Der Sommer war heraufgezogen und brannte heiß auf die Erde. Ein Sonntag ſtund im Kalender. Der Vater war am Morgen früh ausgegangen, eine Kuh zu kaufen, da wir die unſere hatten verkaufen müſſen. In den Webkeller hätte ich eigentlich gehen ſollen, aber es widerte mir davor. Da wandelte mich auf einmal das Gelüſten an, wieder zur Kirche zu gehen, was lange, lange nicht geſchehen war.

Ich ſuchte meinen Sonntagsſtaat zuſammen, ſtreckte die lang gewordenen Glieder durch die gleichgebliebenen Kleider, weit hinaus in die freie Luft, und wanderte getroſt trotz dem Schelten der Mutter und ihren Drohungen: ſie werde es dem Vater ſagen — der Kirche zu. Es that mir ſo wohl, zu Leuten zu können auch ohne Geld.

Auch das Sein in der Kirche erquickte mich. Die Orgel klang mir ſo voll und ſo ſchön in's Herz hinein, das Gebet that mir ſo wohl, und während der Predigt vergaß ich mich ſelbſt und erbaute mich gar inniglich an kräftigen Worten von Gottes Macht und Herrlichkeit; ich glaubte mich in einer andern Welt. Aber als die Orgel zum letztenmal erklang und ihre Töne majeſtätiſch verrauſchten, als die Thüren aufgingen und ich wieder aus der Kirche ſollte, wo mir ſo wohl geweſen,

heim in die Welt, wo mir ſo übel war, da ward mir weh um's Herz. Weinen hätte ich mögen, als ich über die Schwelle ſchritt und denken mußte: wie manche lange Woche, wie manchen langen Monat geht es wohl, bis ich wieder hin kann aus dem Sündenhaus in das Gotteshaus? Wie ich ſo trübſelig über den Kirchhof ſchritt, da griff mich mein alter Schulmeiſter auf, den ich lange nicht geſehen und jetzt in meiner Traurigkeit überſehen hatte. Er klagte, daß ich ihn ganz vergeſſe, aber er könne mich nicht vergeſſen, einen ſolchen Schüler kriege er nicht mehr. Er fragte, warum ich nie zu ihm komme und was mir fehle, daß ich ein Geſicht mache, als ob ich eine Maaß Eſſig verſchluckt hätte. Da ich unter den Leuten nicht recht zu Worten kommen konnte, ſo zog er mich beim Aermel ſeinem Hauſe zu, und ſagte: Er hätte etwas daheim, ein Schluck davon werde mir nicht ſchaden, und da könne ich ihm dann ſagen, wie es mir gehe, er ſehe wohl, es ſei nicht alles, wie es ſein ſollte, und Andern könne er beſſer rathen als ihm ſelbſten, das hätten Andere und er ſchon oft erfahren.

Bei einem Gläschen Branntwein floß es mir nun beſſer vom Munde.

Ich erzählte meine Noth, wie hart mich die Eltern hielten, ohne Geld ließen, kaum Kleider mir gönnten. Da fluchte mein Schulmeiſter und wußte von meinen Eltern allerlei Unrepetirliches zu erzählen. Ich ſolle machen, daß ich von ihnen fortkomme und zu mir ſelbſten ſehen: zu weben finde ich an allen Orten, und zu einem Bauern gehen könne ich ja auch im Nothfalle. Nun beichtete ich, daß das Weben mir gar grauſam erleidet ſei, daß ich zu einem Bauern auch nicht möge, indem ich faſt keinen Lohn erhalten würde, da ich nicht ſäen, nicht melken, nicht füttern könne, und mein Lebtag kein Roß in den Händen gehabt habe. Da ſchaute mein Schulmeiſter bedenklich drein, und ſchenkte ſich ein friſches Gläschen ein. Auf einmal ſchlug er auf den Tiſch und rief: Peterli, du mußt Schulmeiſter werden! Und ſtille ward's wieder. Er

ſchwieg, ich war, als hätte mich ein Blitzſtrahl getroffen und mit großen Augen ſahen wir über den Tiſch einander in's Geſicht, er vor Bewunderung, ich vor Verwunderung. Als ich zu mir ſelbſt kam vor dem unerwarteten Gedanken, wandte ich Manches ein gegen den Vorſchlag. Meine Ungeſchicklichkeit, daß ich ſchon Vieles vergeſſen, daß der Vater mich nicht fortließe u. ſ. w. Aber wie alle Einwendungen, bei denen es Einem nur halber Ernſt iſt, waren auch dieſe bald widerlegt. Er ſei nicht von den Ungeſchickteſten einer, ſagte er, und ich ſei faſt ſo geſchickt wie er. Den Vater frage man nicht lange. Wolle er mich nicht gehen laſſen, müſſe ich fortlaufen. Wo ich wohl einen Platz finden könnte? fragte ich endlich. Da laß mich machen, ſagte er mir, trank ſein Gläschen aus und ging. Seine Alte hatte ihn ſchon zweimal gerufen zum Eſſen, und mit dieſer durfte er nicht ſpaßen.

Neuntes Kapitel.

Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir in's Schulmeiſteramt geht.

So machen es die Leute, ſie ſetzen Einem eine Floh hinters Ohr und, ſtatt ſie jagen zu helfen, jagen ſie Einen fort, und man mag zuſehen, wie man mit derſelben zurecht kömmt. Es iſt recht ſeltſam, wie ein in beſonderer Stunde angeworfener Gedanke haften bleibt, ſich einbohrt in unſern Kopf hinein, alles Vorhandene auf die Seite wirft, unſere geſammte Einbildungskraft überſchwemmt und als ausgebrochener Strom ſich ergießt in das weite Feld unſerer Zukunft hinaus. Es giebt Leute oder vielmehr Köpfe, die dieſen Ueberſchwemmungen gar häufig ausgeſetzt ſind. Alle Augenblicke ergießt ſich in ihnen die Fluth von Anſchlägen und Vorſchlägen:

aber diese Ueberschwemmungen haben meist die Art wie die der Emme: ihr Niederschlag besteht aus Sand und Steinen, und das Feld, über welches sie sich ergossen, bleibt unfruchtbar auf lange und für immer, wenn sie sich zu häufig wiederholen.

Es giebt aber auch Ueberschwemmungen anderer Art. Diese wiederholen sich seltener, sie ergießen sich auch über das leere Feld der Zukunft, aber sie hinterlassen einen fruchtbaren Niederschlag, wie der Nil im Egypterland; in diesem wächst lustig eine lustige Ernte, und nicht wieder kommen sie, bis diese Ernte eingesammelt und des Feldes Schoos zu neuer Empfängniß offen liegt. Der Kopf, in dem gar keine solchen Ueberschwemmungen Statt finden, der ist ein trockner Kopf, der wird sich in Schlafrock und Pantoffeln wohl sein lassen, wenn er es vermag. Er wird in aller Behaglichkeit den Batzen zu dem Batzen legen oder den Schoppen zu dem Schoppen schütten; und wenn er es nicht vermag, so wird er entweder arbeiten, was man ihn heißt und was er muß, oder er wird mit Bequemlichkeit den Bettelsack tragen von Haus zu Haus. Die Welt wird ihm weder eine That noch einen Gedanken zu verdanken haben. Auf sein Grab wird man schreiben müssen: In diesem Grabe liegt ein Leib begraben, in dem Leib war eine Seele begraben; des Leibes Leben kannten wir, was die Seele that, wissen wir nicht.

Unter den überschwemmenden Köpfen giebt es welche, wo in der unsichtbaren Seele geheimnißvollem Schoos eine göttliche Kraft haust und schafft. Diese zeuget in dem nie erblickten tiefsten Grunde der Seele den lebendigen Gedanken, diese nährt ihn, bis er mächtig die Seele füllt; sie sprengt ihm Schloß und Riegel, strömt ihn befruchtend aus in die Welt, schafft und besorgt die Ernte. Das sind die selbstständigen Geister. In ihnen allein wohnt ungeschwächt und ungetheilt die Urkraft, die zeuget und gebiert ohne fremde Hülfe; sie sind selten diese Geister auf der erkaltenden Erde.

mich anzubinden durch allerlei Plackereien. Allein der Trieb war doch zu stark in mir und überwand die Unterthänigkeit und die Angst, ausgehunzt zu werden.

Eines Abends, als ich die Ziegen abgefüttert hatte, machte ich mich fort, dem Hause zu, wo man mich am meisten eingeladen hatte, wo der Knabe war, der anfangs nicht in die Schule wollte und jetzt nicht daheim zu behalten war. Gar freundlich wurde ich aufgenommen, alsobald stellte man mir Essen und Trinken auf, und rühmte mich nun, während ich aß, gar meisterlich. Ach, beides that mir so wohl! Als dieser Stoff zu versiegen begann, sprang man über auf den Lärm, den mir d's Schulmeisters machen und erzählte mir, was sie alles über mich gesagt hätten, aber niemand glaube es ihnen. Die Frau sei bekannt als die böseste und jedermann hasse sie. Aber man habe sie zu fürchten; denn wem sie nicht wohl wolle, dem Gnade Gott. Ach, das machte mir wohl, mir ging der Mund auch auf, und ich erzählte nun auch alles, was ich als Hausgenosse wahrgenommen, und wie es mir der Schulmeister in der Schule mache, und wie ich die Kinder ganz anders lehren wollte, wenn ich es machen könnte, wie ich wollte, und rühmte mich selbst nicht wenig. So verging uns der Abend gar kurzweilig, ich hatte all mein Leid vergessen. Aber wie erschrack ich, als es zehne schlug. Nun gedachte ich an's Ende des Liedes, an den Empfang daheim, es wollte mich fast schlottern. Da drückten mir die guten Leute noch einen Fünfbätzler in die Hand für meine Mühe. Das ermuthigte mich wieder, konnte ich doch meine Hemden waschen lassen. Ueberhaupt ist ein Mann, der fünf Batzen im Sack hat, schon ein ganz anderer Mann als der, der Brosamen darin hat. Die fünf Batzen erhielten mich mannlich, auch ging es mir so übel nicht, als ich mir vorgestellt hatte vom väterlichen Hause her. Ich wurde weder mit allen Schimpfnamen belegt noch gestoßen; war ich nicht ihr Bub, sondern ein halber Schulmeister. Man brummte und stichelte

Aber andere Köpfe giebt es in größerer Menge, die Väter bedürfen zu ihren Gedanken, zu ihren Anschlägen und Vorschlägen, und diese Väter finden sich wohl auch vielfältig in vielerlei Gestalten. Alte Schulmeister und junge Mädchen, beide leisten gute Dienste. Wenn dann der Gedanke in der Seele schwillt, so pocht er an allen Wänden dieser Köpfe an. Doch umsonst, da ist keine Kraft in ihnen, den Durchbruch zu vollbringen. Wie diese Köpfe fremde Väter bedurften, so bedürfen sie auch zur Entbindung Hebammen, die den Gedanken an's Tageslicht fördern, ihn einwickeln in die nöthigen Windeln, ihn hegen und pflegen. Da finden sich dann oft Vater und Hebamme in einer Person.

Gerade einen Kopf auf die letzte Manier hatte ich. Der Schulmeister hatte in mir einen Gedanken gezeuget, der wurde nun nach und nach lebendig in mir. Anfangs konnte ich ihn nicht erkennen, es war etwas Neues in mir, aber ich wußte eigentlich nicht was. Ich war sturm, rundum ging es mit mir, bald hätte ich den mir so wohl bekannten Heimweg verfehlt. Das Keifen der Mutter über mein spätes Heimkommen hörte ich nicht; daß sie geschwind Teller heraustrugen, und also Fleisch gehabt (denn wenn man kein Fleisch hat, braucht man keine Teller), sah ich nicht; daß ich kein Fleisch erhielt und nur kalte dürre Bohnen, so breit und dick wie ein Schmiedsdaumen und mit Faden wie Packschnüre, merkte ich nicht; sondern kaute tapfer darauf los, und schluckte aus Leibeskräften hinunter, was sich kauen ließ. Bald darauf kam der Vater heim. Dem wurde ich verklagt. Der schalt mich tüchtig aus und jagte mich in den Webkeller. Ich ging ohne Murren und web, ich weiß nicht was, nicht wie.

Endlich gestalteten sich aus diesem Sausen und Brausen, diesem Wogen formloser Nebel bestimmte Gedanken, bestimmte Gefühle, deren ich mir bewußt ward.

Der Gedanke, ein Schulmeister zu werden, verursachte

freilich, und besonders am Morgen, als mir die Erdäpfelsuppe nicht besonders rutschen wollte. Ich werde von gestern noch genug haben, meinte man, Ammans hätten immer Vorrath zum Aufwarten, aber desto weniger für die Dienstboten; die müßten schwarzen Hunger leiden. Es wäre besser, sie würden denen recht z'fressen geben, die es verdienten, als fremden Strolchen, die sie nichts angingen. Aber das seien auch die falschesten Leute von der Welt, vorwärts könnten sie Einem flattiren, wie wenn sie lauter Seide und Sammet wären, um dann hinterrücks desto wüster über Einen zu thun. Das seien eben die, welche am meisten über mich schimpften, und erst vorgestern habe die Frau gesagt: Es sei eine Schande für das ganze Dorf, daß sie einen Schulmeister hätten, dem das Hemd zu den Hosen heraus guckte.

Das stach mich verzweifelt in die Nase, daß man mir den Ruhm, den ich, wie sie sich wohl denken konnten, erhalten hatte, so zu Wasser machen wollte. Ich wollte zeigen, daß man mich nicht so leicht überreden könne, und daß ich es gut wisse, wie die Leute es eigentlich meinten. Ich beging daher die Unbesonnenheit und zog meine fünf Batzen, denen ich ohnehin den ganzen Morgen im Hosensack flattirt hatte, hervor und sagte: He, so böse über mich werden sie nicht sein, sie hätten mir sonst nicht diesen da gegeben. Potz Wetter! was gab das für sechs Augen um die Erdäpfelsuppe herum, wie funkelten sie so graulich, grün und gelb. Das ging ihnen in's Fleisch.

Von da an behagte mir das Abendsitzen gar sehr und trug mir manchmal etwas ein. Wie die Alte es machte, daß sie allemal vernahm, wo ich gewesen, weiß ich nicht, aber allemal nahm sie dann die aufs Korn und zersetzte sie mit der Zunge durch und durch, mit der Ermahnung, daß ich es doch wieder sagen sollte. Was doch so eine Frau für einen Kopf haben muß, so alles Lästerliche und Böse, das in zwei, drei Gemeinden sich zugetragen hat, im Kopf behalten

mir Herzklopfen, wunderbar erzeugt aus Stolz und Bangigkeit. Man wird nicht begreifen, warum auch der Stolz den Klopfer im Herzen bewegt, nicht begreifen, wie man Urſache haben könne zum Stolz, wenn man Schulmeiſter werden will oder wird. Wohl, Leute, das iſt ſehr begreiflich und ſehr natürlich und ſehr ſchwer iſt es, ſich dieſes Stolzes zu erwehren. Das vermögen darum auch nicht alle Schulmeiſter, und manchem ſieht man ihn auf hundert Schritte am Rücken an, andern am Munde, ſie mögen ihn öffnen zum Reden oder zum Singen. Wohl, Leute, daß ſich mancher des ihn beſchleichenden Stolzes nicht erwehren kann, iſt begreiflich. Viele Jahre kränkelte ich daran und noch jetzt fieberlet er zuweilen an mir. Darum habe ich es mir als Buße auferlegt: dieſe Sünde zu bekennen vor allen meinen Amtsbrüdern, die mich ſicher darüber ſchimpfen werden, daß ich ſo ung'ſchämt vor den Leuten bekenne, daß ein Schulmeiſter einen Fehler haben könne und noch dazu einen ſolchen. Aber bedenkt nur, was wären die Meiſten von uns, ehe wir in dieſes Amt traten? Wären wir nicht arme Teufel geweſen, ſo wären wir gar nichts geweſen und wären kaum Schulmeiſter geworden. So ein armer Teufel, ein Waſchlumpen der ganzen Welt, der Alles hudelte, pudelte, der ſieht ſich auf einmal im eignen Hauſe, ſieht unter ſeine Fauſt und Ruthe hundert Kinder geſtellt, ſieht ſich zum Geſchickteſten nach dem Pfarrer gemacht in der Gemeinde von Rechtswegen, kann Kinderlehren halten im Winter und hie und da einen Nachbar oder vielmehr ſeine Frau trümpfen in derſelben. Dann hat er noch obendrein umſonſt eine Maſſe von Hoffnungen aller Art, die ihn umſurren und ſich an ihn hängen, wie an die Pferde im Sommer die Bremſen. Ach wer will es ihm verargen, wenn er dieſen Stolz behält, ſind auch alle ſeine Hoffnungen geſchwunden? Dieſer Stolz allein iſt ihm geblieben aus der ſchönen Zeit der Träume; denn auch ein Schulmeiſter hat eine Zeit der Ideale. Die Einen bilden ſich dieſelben freilich oft etwas

fleiſchig und rothbäckig aus, aber auch geiſtiger Andere. Soll er ihn wegwerfen dieſen Stolz, das einzige Andenken an eine beſſere Zeit? Ach, wer will ihn nicht bemitleiden, den armen Schulmeiſter, wenn er zu Zeiten auch dieſen Stolz ängſtlich verbergen muß unter ſeinen zerriſſenen Rock, wenn ihm das Geld ausgegangen und er den Nachbar um ein Anleihen von zehn Kreuzer zu bitten geht, wenn er zur Nachbarsfrau geht kummersvoll, daß ſie ihm eine Woche noch die Milch auf Borg gebe? Und wer will es ihm übel nehmen, wenn der arme Mann, ſobald er von dieſen ſauren Gängen heimkehrt, zu ſeinem Troſte den Stolz wieder hervorkehrt gegen ſein noch ärmeres Weib? Und wer will es ihm nicht gönnen, wenn er in ſtiller Freude bei düſterm Lampenſchein ſeine Handſchrift mit der des Pfarrers vergleicht, und wenn er dann an die Bruſt ſchlägt und wonniglich ausruft: Ich bin doch ein anderer Kerl, als der da. Da wird er aber von ſeiner Frau, die in dunkler Ecke ein Kind wiegelt und ein anderes ſäugt, einen ſchweren Seufzer vernehmen und hinten drein die Worte: Ach ja, es geht ungerecht in der Welt!

Ich muß aber doch ſagen, nicht bloß Stolz regte ſich in mir, Schulmonarch oder Schulmeiſter (Schullehrer wollen ſie heutzutage heißen! aus Stolz oder aus Demuth? Was iſt mehr, Lehrer oder Meiſter; was ſagt Luther darüber?) zu werden, es war damals noch eine gute Portion Bangigkeit dabei, Bangigkeit nicht bloß, wie ich vom Vater loskommen könne, ſondern Bangigkeit: ob ich wohl eine Stelle erhalten und an der erhaltenen Stelle mich werde behaupten können?

Mehr als ein Jahr lang hatte ich von meinen Schulkünſten nichts wiederholt, als ſelten genug das Leſen. Wie lange ſolches Zeug, das man lernt, im Kopfe bleibt, wußte ich nicht aus Erfahrung. Nun nahm mich gewaltig wunder, was mir noch geblieben ſei, aber ich armer Teufel konnte den

Gwunder nicht so schnell stillen als ich wünschte; meine Wiederholungskurse mußte ich im Verborgenen vornehmen, wenn ich nicht gepriegelt sein wollte. Ich fand, daß ich in den gewohnten Büchern schön laut und fix noch lesen könne z'hinterfür und recht: nur in einer alten Zeitung, welche der Vater um einen Pfefferkuchen für den Erbprinzen gewickelt heimbrachte, kam ich nicht recht fort. Aber das machte mir keine grauen Haare, liest man doch Gottlob in der Schule nicht in den Zeitungen. Schreiben und Rechnen zu wiederholen hatte größere Schwierigkeiten, denn im Hause war weder Tinte noch Papier, nicht einmal ein Bleistift. Endlich fand ich ein Stück Kreide und fand am Tennsthor und an der Stallthür, daß ich noch alle Buchstaben machen könne, bis an einige große, die ich vergessen hatte. Aber ich dachte, die könne man auch klein machen, klein seien sie eben so gut und man spare Papier. Im Rechnen bestund ich auch gar nicht übel. Nur besann ich mich nicht recht: ob man beim Dividiren die eine Zahl unter die andere setze und beim Multipliziren beide Zahlen neben einander oder umgekehrt. Aber ich tröstete mich mit dem alten Schulmeister, der mir diese Zweifel sicher tröstlich lösen werde. Mit der Prüfung war ich also im Ganzen recht zufrieden und die Bangigkeit schwand nach und nach. Und wie sie schwand, so gaukelte gar allerlei mir vor den Augen und in den Gedanken herum, lieblich und lockend. Ich sah mich des Morgens um sieben noch im Bette und des Abends auf dem Ofentritt statt im feuchten Webkeller; sah mich schön dunkelroth bis hinter die Ohren vorsingen in der Kirche; sah Kinder Säcklein, Flaschen, Körbchen in meine Stube bringen und abstellen, hörte sie sagen: Guten Tag, Schulmeister! Vater und Mutter lassen dir einen guten Tag wünschen und da habest du Was.

Dann sah ich mich wieder des Morgens einen guten Kaffee machen, sah mich des Mittags kochen in der Küche, sah wie die Blutwürste zischten, die Bratwürste prasselten und

den Schweinsbraten roch ich! O es ging mir bereits durch Mark und Bein, und das Waſſer quoll mir im Munde empor und zu beiden Ecken heraus.

Ich hätte es gehabt, wenn ich in dieſen Augenblicken zum Reden gekommen wäre, wie jener barfüßige Junge. Der erzählte mit ganz wunderſamer Beredſamkeit, wie herrlich Braten ſei. Die andern Barfüßler, die den kleinen Prediger umringten, vergaßen Mund und Naſen offen, und endlich ermannte ſich einer aus tiefem Erſtaunen empor und fragte: Haſt ſchon gehabt? Ne, antwortete der kleine Redner, aber meiner Großmutter Bruderſohn beinahe, gerochen hat er ihn ſchon! So roch ich und dachte mich dann eſſen, ohne daß jemand das Beſte mir vorwegnahm, ſah wie ich die Reſte verſorgte im Schranke, wie ich des Nachmittags über den Schrank ging und mit einem Bratwurſt-Zipfel mir den Mund ſalbte, und des Abends die Blutwürſte mir zu Gemüthe führte. Das alles ſah ich und noch Anderes mehr, das ich nicht einmal ſagen will, ich würde ſonſt roth und meine Frau hätte es ungern.

Und wenn ich dann ſo recht in's Denken, Sehen und Riechen kam und es mir ward, als hätte ich es ſchon zwiſchen den Zähnen und die Hände unwillkürlich ruhten oder nach dem Munde fuhren, da fuhr ich unſanft aus den ſchönen Träumen empor, erweckt durch Stimme oder Fauſt des Vaters, die beide ſo unſanft als möglich waren und mit Flüchen und Püffen nicht ſparſam. Dann fuhr ich empor und ließ das Schifflein fliegen, aber wenn der Vater dann Webernester ſah und Faden zerriſſen, dann ging Donner- und Prügelwetter erſt an, und er wollte wiſſen, warum ich nicht mehr ſehen und riechen könne. Ach! er wußte nicht, daß ich beides konnte nur zu gut, aber auf andere Weiſe als er wollte.

So ſaß ich auf meinem Webſtuhle brütend über meinen Gedankeneiern. Alle Tage legte ich neue zu den alten, der

Kopf war zum Zerſprengen angefüllt damit, allein ausbrüten konnte ich ſie nicht. Ich glaube ich ſäße noch heute auf dem Webſtuhle und brütete, wenn nicht der Schulmeiſter darab mich erlöſt und der Bruſt Luft gemacht hätte.

An einem Samſtag Abends — die ermattenden Bäume ſtreuten ſchon ihre vergilbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde aus — wohl die alterthümlichſte Perücken-Art — ſah ich den treuen Alten am Hauſe vorbeigehen dem Wäldchen zu. Ich ſah ihm wohl nach durch die in allen Regenbogen-Farben ſchimmernden Fenſter, aber ihm nachzugehen fiel mir nicht ein. Nach einiger Zeit hörte ich ihn reden mit meiner Schweſter am Brunnen. Ich ging aber wieder nicht heraus; dachte freilich bei mir ſelbſten: Ach, wenn er nur was wüßte. Sie redeten lange mit einander — aber ich ging nicht heraus. Endlich wurde er ungeduldig, fragte nach mir, kam zu mir in den Keller, und das Erſte, was er mir ſagte, war: Peter, biſt ein Lümmel, riechſt und merkſt nichts mehr. Kam dir nicht in Sinn, ich hätte dir was zu ſagen? konnteſt mir nicht nachkommen? Komm Morgen nach dem Mittageſſen zu mir, ich weiß etwas. Mehr konnte er nicht ſagen, denn die Mutter kam ſchon nach, um zu hören, was wir mit einander zu verhandeln hätten.

Was ich nun da für eine Nacht verbrachte, und wie die frühern Träume ſich kreuzten und drängten und dann mit mancherlei Vermuthungen über den Ort und die Beſoldung ſich miſchten — wer kann ſich das wohl recht vorſtellen?

Endlich brach der Morgen an, aber langſam ſchlich er vorüber, und die Mutter leierte mit dem Mittageſſen ſchrecklich. Ich ſchlich einige Male aus dem Keller, wenn ich hörte, daß die Mutter in der Stube war, und legte einige Scheiter in's Feuer, damit ſchneller gekocht ſei; allein umſonſt, man mußte dem Vater warten, der in der Kirche war. Der Pfarrer hielt die Schulpredigt und die dauerte gewöhnlich länger als andere.

Mit verwunderten Blicken ſah man mich an, als ich mit dem Sonntagsrock am Leibe fortgehen wollte. Ich war ſonſt ſo treulich zu Hauſe, beſonders des Sonntags. Die Mutter wollte zu keifen anfangen, allein der Vater ſagte: Laß ihn doch laufen, verſaufen wird er kein Bauerngut. Der Schulmeiſter war bereits z'weg, und unterwegs erzählte er mir: er führe mich zu dem Schulmeiſter nach Y, der eine gar große Schule habe und nicht mehr der rüſtigſte ſei. Daher habe die Gemeinde ihm zehn Thaler verſprochen, wenn er einen Gehülfen anſtelle durch den Winter und ihm dann zu eſſen gebe und Herberge. Der Schulmeiſter hätte ſich dazu verſtanden, weil er müßte, und wolle es heute mit mir machen. Das Ding war mir doch nicht ganz recht ſo. Ich hatte mich ſelbſtſtändig gedacht, allein in einer Schulſtube; der dienſtbaren Verhältniſſe hatte ich ſatt. Ich muckelte meine Gedanken meinem Begleiter: Ich hätte lieber eine Schule allein für mich. Allein er ließ mir nichts daraus gehen, meinte, für den Anfang ſei das lange gut genug, ja ein wahres Glück für mich. Die erſten drei Jahre hätte er Schule gehalten um die Koſt und ein paar Schuhe, und nie ſei ihm mehr ſo wohl geweſen. Dawider konnte ich nichts ſagen, und wenn ich ſchon etwas geſagt hätte, ſo hätte es wenig geholfen; denn wenn der Schulmeiſter einmal etwas angefangen, ſo ſetzte er nicht ſobald ab, weder ein Glas noch ein Unternehmen.

Vor dem Schulhauſe ſitzend fanden wir das ſchulmeiſterliche Eheparr, beide noch in beſtem Alter, ihn ſchwindſüchtig auf der Bruſt und hitzig im Geſichte. Unſer Handel wurde nicht alſobald richtig. Er glaubte wahrſcheinlich, wir wüßten nichts von den zehn Thalern und bot zuerſt nur die Koſt, dann Thaler um Thaler nach, bis er endlich mit allen heraus mußte. Da jammerte er gar ſehr, wie übel es ihm gehe, und er hätte lieber einen Kleinern gehabt — ſo ein Großer möge gar viel eſſen. Zu gleichſam als Entſchädigung forderte

er, daß ich in der Zwischenzeit sein Knechtlein sei, und mein Alter sagte zu, ohne mich lange nach meiner Meinung zu fragen, und bestimmte den Sonntag nach Martini zu meinem Antrittstage. Und nach eingenommenem Kaffee wanderten wir heim — er sehr redselig, ich sehr schweigsam.

Zehntes Kapitel.

Der Abschied.

Mir war bange. Die Leute, zu denen ich kommen sollte, gefielen mir nicht, und daß ich nebenbei noch arbeiten sollte, behagte mir auch nicht. Nicht daß ich die Zeit für etwas anderes, etwa für meine Fortbildung, zu gebrauchen gewußt hätte: wie sollte damals Einer, der beidweg lesen und schreiben und rechnen konnte (mit Ausnahme einiger großer Buchstaben und einiger Bedenklichkeiten beim Multipliziren und Dividiren) an Fortbildung gedacht haben! Fortbildung ist ein ganz neu entdecktes Wort, und darum noch nicht von Allen begriffen, und von denen vielleicht am wenigsten, die es am meisten gebrauchen. Aber am meisten lag mir auf den Herzen die Angst: wie wegkommen von meinen Leuten? Was wird die Mutter sagen, wie wird der Vater thun, wenn sie es vernehmen? wer soll es ihnen sagen? Während ich so sann und fast reuig ward, redete der Alte immer fort, aber was, weiß ich nicht. Endlich merkte er, daß ich nicht auf ihn achte und ein betrübt verblüfft Gesicht mache. Ich gestund ihm meine Sorge. Er lachte dazu und meinte: fressen werden sie dich nicht, wenn's Prügel giebt, so wird es auch nicht das erste Mal sein — und dann hast du um so mehr Recht fortzugehen. Noch heute mußt du es ihnen sagen. Es macht sich am besten, es würde dir alle Tage schwerer werden. Wenn du heim kommst, werden sie mit dir aufbegehren —

da wirf ihnen gleich den Bündel vor die Thüre. Aber Courage mußt du haben dazu, darum komm, wir wollen dort im Wirthshause eine Flasche trinken — aus einer wurden zwei. Als ich sie getrunken hatte, zitterte ich nicht mehr, mir bangte nicht mehr, gar aufrecht stund ich da, schief saß mir die Kappe auf einem Ohr, trutziglich schauten die Augen drein, und schalkhaft lachte der Alte und sagte: so gefällst du mir, gehe jetzt nur.

Es ist curios, wie der Mensch, in dem der Geist nicht eine besondere Macht übt, sich gestaltet und geberdet bald so bald anders, je nachdem er etwas im Leibe hat oder auf demselben. Das bedenken die Menschen selten; sind deswegen selten behutsam gegen sich und billig gegen Andere. Lustig ist's, wenn der Weingeist im Leibe spukt, und ein ganz anderes Leben glüht auf. Aber eben weil man weder behutsam noch billig ist, so begimt er nur zu gerne Streiche, über denen, wenn der Geist ausgefahren ist, der Leib blutet oder die Seele weint. Nun so arg ging es mir diesmal nicht, nur männlicher als sonst trat ich auf und zur Stube herein, wo Alle eben noch Aepfel rüsteten. Es war Windstille vor einem Sturm. Niemand dankte auf meinen Gruß, niemand bot mir etwas an oder rührte sich, um mir etwas Essen zu holen. Wahrscheinlich hatte man von mir geredet, war böse geworden über mein ungewohnt spätes Heimkommen, und wahrscheinlich die am meisten, die etwas hatten thun müssen, was sonst mir oblag. Das machte mich böse, war es doch erst acht Uhr, war es doch das erste Mal, und kamen doch mein Vater, meine Schwestern oft später heim, und niemand hielt es ihnen vor und fanden immer was zu essen. Da mir niemand das Essen anbot, niemand etwas zu mir sagte, protzte ich auf und wollte in meine Kammer gehen. Da platzte meine Mutter los: Das wäre lustig, jetzt in's Nest zu gehen, nachdem ich den ganzen Nachmittag verhudelt und sie noch alle rüsten müßten, damit ich z'fresse hätte! Kaum hatte die Mut-

ter ihr Solo fertig, fiel der ganze Chor ein, sogar der kleine Erbprinz schrie einen tüchtigen Diskant in den Baß des Vaters hinein. Nun blieb ich auch nicht stumm und begehrte auf, was ich konnte, und es hallte wider an den Wänden der Stube das Schelten. In einer Pause kam der in mir wohnende Geist noch gewaltiger über mich und schrie laut aus meinen Entschluß fort zu gehen und nicht mehr Aller Hund sein zu wollen. Die Mutter schrie: Ich solle nur gehen, es wäre ihr schon lange recht gewesen. Der Vater meinte: ihm sei es auch recht, nur schade sei es, daß so einen Lümmel niemand werde nehmen wollen. Ich aber ward stille, nachdem ich meinen Entschluß einmal heraus hatte. Das Höchste, was meine Kraft vermochte, war gethan, und mit dem Heldenwort war auch der Heldengeist fort, und der da bleibende Ueberrest war ordentlich erschrocken über die vollbrachte Wagniß. Mich ärgerte nur, daß ihnen mein Weggehen so wenig mache, und daß der Vater so gar wenig Glauben an mich hätte, daß er meine, ich fände nirgends Platz. Am folgenden Morgen war ich gar fleißig am Webstuhle, um das aufgespannte Stück noch fertig zu machen. Dies nahm männiglich für ein Zeichen der Reue über mein Aufbegehren und behandelte mich gar höhnisch und puckt. Nun fing ich an, meine Kleider zu mustern, fand zerrissene und beschmutzte Wäsche, überhaupt meine ganze Garderobe in elendem Zustande.

Da ich von Wäsche redete, so könnte eine Herrenfrau vielleicht meinen, ich rede da von fünf bis sechs Dutzend Hemden, dito Strümpfen, dito Nas- und Halstüchern. Nein, meine liebe Herrenfrau: Ich rede von fünf Hemden, ein Paar wollenen Strümpfen ohne Hacken, ein Halstuch und zwei Nastüchern. Das war alles, was ich hatte, und das meiste war noch sehr schlecht. Die übrige Kleidung paßte dazu. Mich dünkte nun in meiner Einfalt, die Mutter könnte mir gar wohl sticken und waschen, und der Vater

wenigstens Schuhe und wohl auch Strümpfe anschaffen. So aufzuziehen in's neue Amt und zu fremden Leuten schämte ich mich.

Als die erste Woche vorbei war und der Vater an einem Dienstag nach Langenthal wandelte, brachte ich mein Anliegen vor. Potz, was vernahm ich wieder von allen Seiten und hatte dazu keinen Wein im Leibe. Von allen Seiten hieß man mich nur gehen, aber es sei mir nicht Ernst, ich wolle nur drohen, um neue Schuhe und neue Strümpfe zu erhalten. Kleinmüthig nahm ich alles hin und tröstete mich damit, daß ich die beschmutzten Hemden verkehrt anziehen und wohl noch vierzehn Tage tragen, Nastücher selbst waschen, und als Schulmeister mit meinen alten Holzschuhen den Winter durchmachen könne. So ergab ich mich in mein Schicksal, ungewaschen und ungeflickt aufziehen zu müssen, packte am abgeredeten Sonntag Morgens meine Sachen zusammen, und setzte mich sonntäglich angezogen an den Tisch. Die Mutter hatte dem Treiben verwundert zugesehen, aber nichts gesagt; der Vater war nicht zu Hause und kam erst, als wir beim Essen waren. Nachdem ich meinen Löffel am Tischtuch und den Mund am Aermel abgewischt hatte, ging ich hinauf in die Kammer, holte den Bündel herunter, stellte ihn glücklicherweise vor die Thür und ging hinein, Abschied zu nehmen. Man hatte mich in den letzten Tagen so oft gehen heißen und sich über mein Fortgehen so lustig gemacht, daß ich wohl Erneuerung des Spottes erwartete, aber nichts anders. Den wollte ich ertragen und fest hatte ich mir vorgenommen, ihnen nicht zu sagen, wo ich hingehe, und daß ich schon einen Platz hätte. Sie sollten mich alle Tage umsonst zurück erwarten, sollten von Tag zu Tag meinen Verdienst mehr missen, von Tag zu Tag g'wundriger werden nach meinem Aufenthalt, und wenn er ihnen endlich bekannt würde, merken, daß ich es machen könne ohne sie. So hatte ich es mir ausgedacht, das sollte meine Rache sein.

Ich ging alſo hinein und ſagte: jetzt will ich gehen. Behüt euch Gott und zürnet nicht.

Da drehten ſich alle Geſichter nach mir um, in ihren Augen fing es an zu ſprühen wie in Katzenaugen, und als ich der Mutter, die zu unterſt am Tiſch ſaß, die Hand geben wollte, ſchlug ſie mir ſie weg; die andern machten es eben ſo, und als ich zum Vater oben am Tiſche kam, donnerte mich der ganz unerwartet an: Das wäre ihm luſtig, wenn die Kinder, welche man mit großen Koſten auferzogen, ſobald man ſie etwas brauchen könnte, das Maul wiſchen und gehen wollten. Packe dich in den Keller und daß du mir nicht einen Fuß vor das Haus ſetzeſt. Verdutzt ſtund ich da, wußte nicht recht, wie das gemeint ſei, und ſagte endlich: es ſei mir Ernſt, ich wolle fort, ich könne ihnen doch nichts recht machen. Da ging grob und klein Geſchütz los. Der Vater ſprang auf, die Mutter ſchrie: gieb ihm, bis er genug hat, dem Lümmel. Aber ich wartete den Vater nicht ab, ſondern ſtürzte zur Thür hinaus, überrannte den kleinen Bruder, der mir ſie zuhalten wollte, ergriff meinen Bündel, und machte, daß ich den Vorſprung bekam. Der Vater lief mir nach bis in den Baumgarten, und ſich hoch und theuer verfluchend, er erwürge mich, ſobald er mich in die Hände kriege; er wolle zum Landvogt und ſehen, ob Kinder ſo fortlaufen könnten. So tobte der Vater und aus allen Schiebfenſterchen guckten Köpfe, gaben als Echo die Laute des Vaters wieder, und wenn dem der Athem ausging, ſo war, was die Mutter zuſetzte, noch gräßlicher, als was der Vater ſagte.

Das war der Segen, den ich von Vater und Mutter erhielt, als ich ihr Haus verließ. Er brannte mich heiß auf dem Herzen, dieſer Segen; es lähmte meine Füße mir, dieſer Segen, ſie erſtarrten, wollten mich kaum weiter tragen. Ein einzig freundlich Wort, und ich wäre ſtille geſtanden, wäre umgekehrt, hätte an den Webſtuhl ruhig mich hingeſetzt und ſäße ruhig wahrſcheinlich heute noch dort. Aber es wollte

nicht kommen, dieſes freundliche Wort, und die immer noch ſchallenden Flüche ſchreckten die Füße weiter und weiter, während ſie das Blut im Herzen ſtocken ließen. Es ſchauderte mich durch und durch, und Adam und Eva kamen mir in Sinn, als ſie liefen vor des Engels flammendem Schwerte, und faſt wie Kain kam ich mir vor, den das Wort Mörder, das Gottes Hauch ohne Unterlaß durch ſeine Seele dringen ließ, unſtät über die Erde trieb. Aber endlich erſtarben die Flüche, ehe ſie mein Ohr erreichten, ſpurlos verrannen ſie in die Luft, das Blut löſte ſich wieder im Herzen, der Schrecken wich, dem Geiſte kam die Beſinnung wieder. Ich fühlte tief die Schreckniß, mit ſolchen elterlichen Verwünſchungen belaſtet in die Welt zu gehen. Aber gegen das Gefühl erhob ſich der Verſtand und wollte mir begreiflich machen, daß ich recht gehabt. Er rechnete mir vor, daß ich den Eltern wohl ſo viel verdient, als ich ſie gekoſtet, daß ſie mich ſchnöde behandelt und eigennützig, daß ich auf dieſe Weiſe zu Grunde gegangen wäre, und dieſe Behandlung mich aller Dankbarkeit entheben hätte. Er zeigte mir, daß ich die Eltern früher geliebt und durch ſie ſelbſt um dieſe Liebe gebracht worden ſei. Er zeigte mir, daß je dankbarer, je unterwürfiger ich mich gezeigt hätte, deſto mehr ich mißbraucht worden wäre. Es zeigte mir dieſes Alles der Verſtand; er bewies mir, daß er und ich Recht, die Eltern Unrecht hätten. Aber ein gewiſſes Brennen im Herzen konnte er nicht löſchen, ein tiefes Bangen nicht aus der Seele tilgen, ein Bangen vor den Wirkungen dieſes gräulichen Segens, vor den Wirkungen dieſes ſchauerlichen Begleiters, den Eltern an die Ferſen des Kindes geheftet. In Mark und Bein blieb mir dieſes Bangen, und als ich bei meinem neuen Meiſter über die Schwelle ſtrauchelte, und wo ich ſonſt noch ſtrauchelte im Leben, und wo ſonſt das Leben hart mich anſtieß, da hörte ich der Eltern Flüche wieder, und ihnen ſchrieb ich zu das Straucheln und die Stöße, und bangte vor noch tieferem Fallen, zermalmenderen Stößen,

und nur Eines, das man ſpäter leſen wird, aber nicht der Verſtand, konnte mir reinigen von dieſem Eiter das Herz.

Iſt es aber doch nicht traurig, wenn man mit ſolch eiterndem Herzen die Eltern verlaſſen oder mit zerdrücktem Herzen bei ihnen untergehen muß?

Eilftes Kapitel.

Wie es mir als Schulmeiſter-Adjutanten erging.

Wie geſagt, ich ſtolperte über die Schwelle und plumpſte an die Thüre. Deswegen empfing mich der Schulmeiſter nicht ſehr freundlich. Ein ander Mal ſolle ich etwas manierlicher thun, ſagte er, ſonſt ſchieße ich ihm die Thüre ein. Während man mir eine Schüſſel mit Suppe auszueſſen gab, betrachtete die Schulmeiſterin mein Bündelchen und fragte: ob das meine Kleider alle ſeien? Da wurde ich roth bis über die Ohren, ſchämte mich und ſtotterte etwas. Mein Lebtag konnte ich nie lügen, daß es wie eine Wahrheit ausſah. Sie merkte die Wahrheit und fragte wieder: Es werde doch alles gewaſchen ſein? Wieder Röthe und Stottern. Da zog ſie ein gar ſaures Geſicht und ſagte: Fremden Dreck mangelten ſie nicht, ſie hätten deren ſelber genug. Alle Wochen zu waſchen, dazu habe ſie auch nicht Luſt; ich könne ſehen, wie ich es mache.

Ja, das war eine Frau wie ein Reibeiſen oder wie ein Käsſchaber; es lag aber auch eine bedeutende Bürde auf ihr. Der Mann war kränklich, bildete ſich aber noch mehr Uebel ein, als er hatte, und machte die, welche er hatte, größer als ſie waren; verdökterlete, was er auf und anbringen mochte, und ſelten verging ein Tag, wo er nicht an der Wärme einen

Hafen mit Medicin zu ſtehen hatte. Die Frau mußte dafür ſorgen, wenn man etwas anders als Medicin im Hauſe haben wollte. Sie ſchien durchaus unbarmherzig. Der Mann mochte huſten und keuchen, ſo nöthlich er wollte, ſie zeigte ihm kein Mitleiden; wenn es gut ging, ſo ſagte ſie: Es dünke ſie, er ſolle es einmal bleiben laſſen. War ſie aber üblerer Laune, ſo ſagte ſie ihm kurz und bündig: Wäre er nicht ſo faul, würde er mehr arbeiten, ſo wäre ihm auch wöhler.

Damals ſchien mir das gar hart zu ſein, es war noch härter als mein Vater gegen die Mutter war. Spätere Erfahrungen aber haben mich belehrt, daß Noth reſolutere Weiber ſo bilden muß, und daß ein Mann, der nur immer an ſich denkt und jeden Athemzug kritiſch unterſucht, eine Frau faſt die Wände auftreiben, ihr endlich jedes Mitleiden nehmen und den Glauben beibringen muß, ſeine vorgegebenen Uebel ſeien entweder gar keine oder zehnmal kleiner als er ſie mache. Wo Geld genug iſt, wird nur die Geduld auf die Probe geſetzt; wo das aber mangelt, da wird, während das Eine Medicin trinkt, dem Andern das ganze Gemüth verſäuret.

So war mein Empfang kein freundlicher und unfreundlich blieb der ganze Abend. Abgebrochenes fragte man mich, und in der Betonung jeglichen Wortes lag der Vorwurf: Ich ſei ein unwillkommener, aufgedrungener Gaſt. Endlich wurde ich in die Kammer zum Schlafen gewieſen, die ich mit der fünfzehnjährigen Tochter theilen mußte; ein Mädchen, deſſen Zunge ſpitzig, deſſen Augen lüſtern waren. Ach, zum erſten Mal in meinem Leben ſchlief ich unter fremdem Dach neben fremden Menſchen. Da zog ſich mir die Bruſt gar enge zuſammen, und gerne wäre ich wieder daheim geweſen. Ach, es iſt doch noch viel leichter, bei unfreundlichen Eltern zu wohnen in der heimiſchen Umgebung, als bei unfreundlichen unbekannten Menſchen in einem fremden Hauſe in unbekanntem Dorfe!

Am andern Morgen war noch keine Schule. Die Schulmeisterin hatte erklärt, ehe sie die Schule anfangen lasse, müssen erst die Rüben heimgemacht und ihre wenigen Garben gedroschen sein, sie wolle nicht alles alleine machen, und wer ihr bei dem einen helfe, müsse auch helfen beim andern. Da mußte noch die Schulstube ausgeräumt werden. Das war ein schweres Werk. Sie hatte den Sommer über zur Vorraths- und Plunderkammer gedient. In ihr war Obst aufgeschüttet worden, die Spinnräder stunden darin, und Flachs und Hanf ganze Haufen. Die Stube war nicht viel größer als eine gewöhnliche Bauernstube, und über zweihundert Kinder sollte sie fassen. In der Stube waren vier Tische. Der größte ging quer durch die Stube, zwei andere den Wänden nach, der vierte stund beim Ofen. Drei Tische waren drei Fuß breit, der vierte ein Tischlein, wo an jeder Seite ein Kind sitzen konnte.

Die Fenster waren rund, glitzerten in allen Farben, waren seit Jahren nicht gewaschen, ich glaube nicht, daß man eines herausnehmen konnte. Fenster und Vorfenster blieben Sommer und Winter stehen, unveränderlich, schmutzig und dunkel. Das ganze Haus entsprach den Fenstern, war klein und schmutzig, ein Bild unaufgehaltener aber unmerklich fortschreitender Vergänglichkeit. Nur daran merkte man sie, daß Jahr für Jahr die Dachbänder sichtbarer wurden, und ein Fetzen Stroh mehr aus dem Rande des Daches heraushing. Und wie ein unantastbares Heiligthum hielten die Bauern dieses Haus. Da war keiner, der Hand angelegt hätte oder gesorget, daß man mit einigen Strohbunden das Dach erneuere, die Schulmeisterin mochte aufbegehren wie sie wollte. Ja als ihr einmal eine Ziege erfror in dem durchsichtigen Ställchen und sie die ganze Gemeinde verantwortlich machen wollte für diesen Schaden, gab man ihr kaltblütig die Antwort: Sie solle nur machen, was sie könne. Aber sie selbst sei schuld daran, warum sie es zwingen wolle, im Winter

Ziegen zu halten, der frühere Schulmeister hätte im Winter auch keine gehabt. Darum blieb auch der Ofen stehen, halb so groß wie die Stube, aus Steinen aufgeführt, die fast zehn Zoll dick, aber gespalten waren über und über, so daß manchmal das Feuer g'wunderig in die Stube hineinguckte und der Rauch lustig wirbelnd durch die Risse drang, so daß man füglich Schinken und Würste hätte räuchern können in derselben. Darum hatte der Stubenboden auch Löcher, daß es eine Kunst brauchte, die Tische zu stellen, und mancher Holzschuh blieb stecken, daß der Schulmeister das Kind lösen mußte aus dieser Falle. Darum ging es auch lange, bis die Schulstube ausgeputzt und die Aepfel und Erdäpfel aus allen diesen Löchern zur Zufriedenheit der Schulmeisterin herausgelesen waren.

Endlich war die Stube rein, und es schneite der Himmel ein gar herrliches Schulwetter. Da sandte man mich durch das Dorf, um zu sagen, daß morgen Schule sei und zugleich dem Seckelmeister anzuhalten, daß er doch Reisbündel zur Heizung des Schulofens herbeischaffen lasse, indem gar keine mehr da seien. Es weiß nämlich jeder Bauer sehr wohl, daß man mit dürrem Holz besser heizen kann, minder braucht, die Ofen weniger verderbt als mit grünem; derowegen hat auch jeder halbwitzige Bauer dürres Holz beim Hause und das seit Urvaters Zeit. Aber eben so lange ist es Sitte an vielen Orten, daß man dem Schulmeister nicht nur grüne Reisbündel liefert zu plötzlichem Gebrauch, sondern daß man sie erst mitten im Winter macht und sie ihm liefert voll Eis und Schnee. Und weil man das lange vor dem Großätti so gehalten, so brächte man mit aller Gewalt nicht von diesem Gebrauch ab. Der Schulmeister muß seine Reisbündel halb Holz halb Eis haben, und wenn er dagegen aufbegehrt, so heißt es: Man könne nicht begreifen, was er immer zu räsoniren habe, die Andern hätten heizen können, warum er es nicht auch könne und warum er etwas Apartiges wolle? O wie das dann herrlich ist, wenn man um fünf Uhr aufstehen

muß und anfeuern bis um ſechs, und zwei Bündel brauchen, um drei andere zu verbrennen, und wie das dann rauchet, ſo ſchön dick und ſchwarz, wie wenn man eine Reute brennt. Wie dann das Waſſer in dem Ofen herum läuft, daß die Bündel halb ſchwimmen und im Hausgang herum, daß die Kinder Fußwaſſer kriegen, und wie es dann ſo feucht heiß riecht und dampft in der Stube, daß man zweimal ziehen muß, um einmal Athem zu bekommen!

Ich mußte meinen Auftrag ausführen, ſo ungern ich es that, denn ich war ſehr ſchüchtern. Der Seckelmeiſter ſagte mir: Er könne mir wahrhaftig nicht ſobald Holz verſprechen, aber wenn er ausgedroſchen habe, wolle er ſeine Knechte in den Wald ſchicken. Unterdeſſen könne ich ſeinen Zaun, der nicht weit hinter dem Schulhaus ſei, abholzen und Reisbündel machen. Zwiſchen der Schule möge es ſchon viel ergeben, auch könne der Alte hie und da einen halben Tag alleine Schule halten. An den andern Orten ſah man mich g'wundrig an, wie ein fremdes Thier. Bei einem einzigen Hauſe hieß man mich in die Stube kommen, um Bekanntſchaft zu machen mit einem kleinen Knaben, der den Schulmeiſter gar fürchte und nicht mehr zu ihm wolle. Ich geberdete mich ſo freundlich als möglich und gewann glücklich des Kindes Wohlgewogenheit. Zu Hauſe ſollte ich Auskunft geben über jede mir begegnete Miene, und man war gar glücklich, daß ich nur an einem Ort in die Stube gerufen wurde, doch über die, welche es gethan, fiel manche ſpitzige Rede.

Der folgende Tag brachte nicht viel Kinder in die Schule, kaum ein Dutzend kleinere. Mit dieſen ließ mich der Schulmeiſter fechten Vormittag und Nachmittag und machte den Schulrodel z'weg. Mir gefiel das Schulhalten beſſer, als das Reisbündel machen, ich hatte gar kurze Zeit dabei. Ein halber Tag ging mir vorbei, wie ein Augenblick. Ich lehrte ohne Unterlaß mit den Kindern, und was wir trieben, war mir wieder neu und heimelte mich doch. Faſt bei jedem Wort

kam mir eine Geſchichte oder ein Spaß in Sinn, der ſich in Bezug auf dieſes Wort oder als ich es gerade lernte, zugetragen. Das lächerte mich zuweilen, und da fanden die Kinder, daß ich gar ein Lächerlicher ſei und faßten Zutrauen zu mir. Neues trieben wir natürlich nichts mit einander. Es wurde buchſtabirt und geleſen, auswendig gelernt und aufgeſagt, und das an einem Tage wie am andern.

Die Kinder mehrten ſich von Tag zu Tag, doch füllten ſie die Stube noch lange nicht, und Schulmeiſters wunderten ſich doch, daß ſchon ſo viele kämen: das müſſe der G'wunder machen, meinten ſie. Ich aber meinte es nicht ſo. Ich meinte, das geſchehe, weil die Kinder mich liebten und gar viel bei mir lernten, denn ich war gar fleißig immer auf den Beinen, und beim Auswendigſagen wartete ich recht geduldig, wenn ſie ſtecken blieben, bis ſie das Vergeſſene von Andern gehört oder im Buche nachgeſehen hatten.

Den Stock hatte ich freilich immer in der Hand, aber ich drohte nur damit, führte die Drohung nie aus. Es war ein gewaltiges Sehnen in mir, geliebt und gerühmt zu werden; war ich doch ſchon ſo viel gehaßt und geſcholten worden! Und bei den kleinern Kindern — die größern mußten noch dreſchen — kam ich mit der Liebe recht ordentlich durch. Freilich lärmte es tüchtig an allen Tiſchen, außer an dem, an welchem ich eben war; aber deſſen war ich gewohnt und meinte, es müſſe ſo ſein. Da hörte ich eines Morgens früh, während ich heizte, und vor dem erſtickenden Qualm in die Küche geflüchtet war, die an des Schulmeiſters Stube ſtieß, die Frau mit dem Manne aufbegehren, daß er gar nicht in die Schule gehe, und mich darin ſchalten und walten laſſe. Des Metzgers Frau habe geſtern gefragt: Was ſie doch für ein freundliches Knechtli hätten, die Kinder kämen gar gerne in die Schule und rühmten es gar ſehr daheim, es dünke ſie, ſie hätten keinen Winter ſo viel gelernt. Das dürfe er nicht ſo gehen laſſen, ſonſt beiße ich ihn ganz aus und dann könne er

den Stecken am dreckigen Ort nehmen. Nach diesem besondern Eingang folgte dann die allgemeine Predigt über seine Faulheit, und daß kein Nichtsnutzigerer auf dem ganzen Erdboden sei als er; denn sonst brauchte er keinen Schnuderbueb, den alle Leute rühmten. Er begehrte auch auf und meinte: das werde sich bald zeigen, wer minder tauge, er oder ich. Er fürchte keinen im ganzen Canton. Schon vor zwanzig Jahren hätte ihm einmal der Landvogt gesagt, so einen Bornirten, wie er sei, gebe es in der ganzen Welt nicht. Und das wolle doch, so Gott wolle, noch was sagen, was so ein Landvogt sage.

Man glaubt nicht, wie wohl mir dieses Gespräch der beiden Eheleute that. Ich war seit meinem ersten Ausgang noch zu keinem Menschen gekommen, es war das erste Lob, das ich vernahm, darum erquickte es mich so. Ich war überzeugt, daß wenn mich der Landvogt kennte, er mich für den noch Bornirteren halten würde. Ach, wenn er mich doch kennte! seufzte ich oft. Von diesem Tage her fing ich an zu glauben, ich sei doch etwas, und gewöhnte mir im Gehen die Manöver mit dem Rücken an, die mein Fraueli mir gar gerne abgewöhnen möchte, weil sie sagt, sie hätte schon Kinder gesehen, die mich verspotteten, und ich gefiele ihr noch einmal so wohl, wenn ich schön fittsam grad auf ginge.

Häßig kam der Schulmeister in die Schule und betete selbst, d. h. er schnauzte den lieben Gott gar gewaltig an. Dann sprach er, er werde selbst b'hören müssen, wenn's was nutz gehen solle. Ich stund ganz kaput da und wußte nicht, was anfangen, da fuhr er mich an: Ob er mir den Lohn gebe und mich futtere, daß ich da stehe und öhlgötze? Ob ich mich für einen Schulmeister ausgeben wolle, und nicht wüßte, was ich in einer Schule zu thun hätte? Ob ich nicht sehe, daß Buchstabirer genug da seien, um mit ihnen zu lehren? Würde ich das eheliche Gespräch nicht gehört haben, so hätte mich dieses Betragen allerdings geschmerzt. Allein nun war der Satan in

mich gefahren, ein Feuerfunken war gefallen in das in mir liegende Pulverfaß der Eitelkeit, und die flatterte nach allen Seiten empor. Freilich durfte ich nicht aufbegehren, es lag nicht in meiner Natur, und damals war es noch nicht Mode, daß man gegen ſeine Obern gleich den Kamm ſtellte. Aber ich lächelte ſpöttiſch. Und wenn ein Kind ausgeſchimpft worden war aus bloßer böſer Laune, und dann hinter des Alten Rücken mich ſchnippiſch anſah, ſo machte ich ihm auch ein ſchnippiſches Zeichen. Zwiſchendurch war ich recht fleißig auf dem mir angewieſenen Poſten, und war noch einmal ſo freundlich als ſonſt. Wollte der Schulmeiſter mich durchthun mit ſeiner Oberherrlichkeit, ſo verſuchte ich das Gleiche gegen ihn in meiner Untergebenheit. Sobald Einer, der die Gewalt hat, den Weg meines Schulmeiſters einſchlägt, um ſein Anſehen zu bewahren, und einem, der unter ihm ſteht, ſein Anſehen zu nehmen, ſo hat der Letztere, wenn er mit Lieblichkeit und Nachſicht fichtet, gewonnenes Spiel. Man ſieht Manchen, der in Nachläſſigkeit und Unordnung alt geworden, ſich dem jungen Mann entgegen ſetzen, der des Alten Fehler verbeſſern, gut machen will; ſieht den alten Mann mit Schmeicheln und Wädelen die Leute zu bethören ſuchen, und das mit großem Glück. Aber das iſt wohl das größte Unglück für die Menge, wenn zwei, die über ihr ſtehen in Amt und Pflicht, mit den gleichen Waffen gegen einander kämpfen und Einer den Andern ausſtechen will, durch Lieblichkeit und Gelindigkeit, ſich gegenſeitig überbietend mit dem Haſchen nach der Unverſtändigen Gunſt. Dann iſt der Teufel los, Alle thun, was ſie wollen, nur die nicht, welche zu befehlen haben, die ſind der Andern niederträchtige Knechte. Dann gute Nacht Ordnung und Sitte. Es iſt beides böſe, aber für die Menſchheit das letztere noch in weit höherem Grade. Dieſe wahren Wahrnehmungen möchte ich Regenten, Lehrern, Eltern ſchreiben mit glühendem Griffel in's Herz hinein.

So plagte mich der Schulmeiſter in der Schule, und

plagte mich immer mehr. Ich konnte ihm weder recht buchſtabiren noch recht leſen, am wenigſten ſingen. Beim Leſen und Buchſtabiren konnte ich ihm die Selbſtlauter und Endſylben nie lang genug ausſprechen, er wollte ſie haben mit Stielen ſo lang wie Rattenſchwänze. Beim Singen warf er mir vor, ich verſtöre ihn ganz. Jeder von uns wollte es ſchöner machen, d. h. jeder ſuchte den andern zu überſchreien, bis wir kühroth wurden im Geſicht. Dann befiel ihn der Huſten und er mußte aufhören. So verſtörte ich ihn allerdings. Am meiſten begehrte er auf, wenn ich zu dem kleinen Tiſchchen mich nahte, zunächſt beim Ofen, wo nach dem Neujahr drei oder vier zu ſchreiben anfingen. Vom Rechnen war keine Rede. Ich konnte mich ſelten enthalten zu zeigen, daß ich auch ſchreiben könne, und deutete mit dem Finger, wie dieſer oder jener Buchſtabe eine Beugung haben ſollte. Da begehrte dann der Alte läſterlich auf. Einer, der das Gedruckte nicht könne, ſolle ſich nicht ſtellen, als kenne er Geſchriebenes. So ging es in der Schule, aber nebenbei wohl noch ſchlimmer. Freilich konnte der Schulmeiſter gewöhnlich nach der Schule nicht mehr reden, trank Medicin und zog ein ſchauerlich Geſicht. Aber ſeine Frau löſte ihn ritterlich ab, und wußte ſo ſcharf und derb zu ſticheln, daß ſie mir das Eſſen richtig verpfefferte. Ihr war nichts zu gering mir aufzurupfen. Sie fragte mich alle Tage: wie ich heute das Hemd anhabe, und wie viel noch an meinen Strümpfen ſei? Sie ſchimpfte über mein Heizen, noch nie ſei es ſo wenig warm geweſen, noch nie ſo viel Holz gebraucht worden. Sie hielt dem Mann vor: Er könne zuſehen, was er mache, die Leute klagten gar bitterlich, es ſei noch nie ſo ſchlecht in der Schule gegangen, die Kinder lernten in Gottes Namen nichts, beſonders die Kleinen; die und die hättens rund weg erklärt, ſie wollten ſie gar nicht mehr ſchicken.

Zudem war das Eſſen noch gründlich ſchlecht, und von allen den Dingen, welche in's Haus flogen, erhielt ich nichts,

die wurden in der Zwiſchenzeit gegeſſen. Ich roch ſie wohl, damit mußte ich mich begnügen.

Die Kinder merkten auf der Stelle dieſes Verhältniß, und ich dauerte ſie, denn ſie ſahen wohl, daß ich es gut mit ihnen meinte. Sie erzählten ſolche Dinge zu Hauſe, erweckten Mitleiden mit mir, und erhielten den Auftrag, mich zu ihnen einzuladen zum Abendſitz. Und wenn ich Reisbündel machte oder miſtete, ſo ſtellte ſich wohl ein Hausvater bei mir, ſobald er niemand von Schulmeiſters ſah, rühmte mich und lud mich ein. Natürlich nahm ich alles für baar Geld, und merkte nicht, daß mit dem Mitleiden auch die Hoffnung ſich paarte, bequemlich über Schulmeiſters vernehmen zu können, was man wollte. Wer will es mir verübeln, wenn es mich bei allen Haaren hinzog zu den Leuten? Es war mir ſicher nicht nur wegen deſſen, was ſie mir aufſtellen mochten, ſondern es war ein wahrer Hunger und Durſt, mich ungeſtört rühmen und preiſen zu hören nach allem dem Schelten, das ich ausſtehen mußte. Es war vielleicht auch im Hintergrunde der Trieb, mich über Schulmeiſters auszuſprechen, über ſie klagen zu können, der mich nach Leuten hungrig ſein ließ. O man klagt gar gerne über ſeinen Nächſten, man klagt Fremden auf der Straße über ſie, wenn man niemand Bekanntes findet. Und doch wird jeder böſe, wenn er hört, daß ein Anderer auch gethan, was er alle Tage thut, daß er über ihn geklagt habe. Dieſe Klagen ſagen uns, daß unſer Herz ſich fort und fort mit den kleinen Beleidigungen und Hintenanſetzungen beſchäftigt, welche wir von Andern erlitten zu haben wähnen. Darum wird es voll davon, unſer kleines enges Herz, und darum läuft auch der Mund über.

Dieſen Einladungen zu entſprechen ward mir gar ſchwer gemacht. Man hatte mir beſtändig etwas zu thun. Ich mußte haspeln und gewöhnlich ganz allein Speiſe rüſten für den folgenden Tag, indem der Alte nichts that, und Mutter ſammt Tochter ſpannen. Selbſt des Sonntags wußte man

und bei jeder Gelegenheit an den Fingern herzählen zu können, ohne daß ein Düpflein daran fehlt. Was doch so eine Frau für einen Kopf haben muß, daß sie im Stande ist, zu dem, was sie weiß und was geschehen ist, noch zehnmal so viel zu erfinnen, und aus jeder gesehenen Mücke einen Elephanten zu machen, und das alles so in einander zu kneten, daß keine Seele unterscheiden kann, was wahr, was falsch ist, und sie selbst am allerwenigsten! Ja, das müssen Köpfe sein! Und curios ists, daß gar viele Mädchen, denen man in der Schule keine besonderen Gaben anmerkte, als Weiber solche Köpfe kriegen.

Den erhaltenen Ermahnungen, das Gehörte wieder zu sagen, machte ich nicht selten Gebrauch. Es geschah nicht aus Bosheit; aber wenn mir die Leute sagten, wie die Schulmeisterin mich allenthalben verbrülle, so gehörte wahrlich mehr Verstand dazu, als ich besaß, zu schweigen, sondern ich platzte los, und die Leute konnten von mir vernehmen nicht nur alles was sie selbst betraf, sondern auch was über die andern gesagt wurde.

Ich wurde, ohne daß ich es selbst wußte, eine förmliche Dorfbase, eine harmlose freilich, aber doch eine schädliche. Klatschereien ohne Zahl entstunden und giftige Streitigkeiten. Was ich in einem Hause erzählte, wurde in ein anderes getragen, verkehrt, und so von Haus zu Haus und immer verkehrter, und die Worte bald diesem, bald jenem in den Mund gelegt, je nachdem es dem Erzähler kommod war. Es verging kein Tag, daß die Schulmeisterin nicht Streit hatte, aber andere Weiber ebenfalls, und die Männer wurden ganz sturm von den Klagen ihrer Weiber, was sie alles leiden müßten. Aber auch ich mußte büßen, wie billig.

Nicht nur wurde ich zu Hause täglich ausgeschimpft, und sogar in der Schule selbst vor den Kindern mußte ich von Verleumdern und Streitmachern hören, sondern auch in vielen Häusern wurde ich unwerth, und die Männer brummten oft,

wenn die Weiber mich in Zug brachten: Sie hätten des Geschwätzes bald genug und wollten lieber etwas anderes hören. Am Ende mußte ich gar noch zum Pfarrer, dem der Schulmeister mich verklagt hatte. Der las mir nun ein Kapitel, daß mir fast übel wurde, ohne weiter nach meiner Vertheidigung zu fragen. Das hätte freilich nicht viel genützt, denn ich war kein Redner im ordinären Zustand, geschweige denn, wenn ich vor jemand zitterte. Und was hätte ich eigentlich sagen sollen, als daß ich es nicht böse gemeint. Endlich schlich der Winter vorüber. Am Examen wurde mir noch ein tüchtiger Zuspruch zu Theil, und nachdem ich meine zehn Thaler mit Mühe erhalten und von der Schulmeisterin ein paar kräftige Segenswerte auf den Weg, schüttelte ich den Staub von den Füßen und verließ den Ort, wo ich vieles erlebt, aber nichts erfahren hatte. Denn um Erfahrungen zu machen, bedarf es der Weisheit, und von der hatte ich noch keinen Anfang.

Zwölftes Kapitel.

Ich suche Brod und finde — endlich.

Fertig war ich geworden also und eigentlich froh, bei Schulmeisters weg zu kommen; aber es ärgerte mich doch, daß die Leute nicht nöthlicher thaten, daß ich fortgehe, daß sie mir nicht dringender anhielten wieder zu kommen im Herbst, ja, daß mir kein Bauer das Anerbieten machte, mich bei ihm zu behalten, bis die Schule wieder angehe. Es hätte mich gar sehr gefreut, den Spröden und Wichtigen spielen zu können. Ich fand, daß die Welt eine gar undankbare sei, und besonders die Bauern in diesem Dorfe. So viel glaubte ich an ihnen gethan zu haben, und so kalt ließen sie mich ziehen. Aber, dachte ich mir zum Troste, sie werden es noch

erfahren, wen ſie an dir gehabt haben, ſo Einen wie du bekommen ſie keinen mehr. Es nahm mich nur wunder, wie ſie es werden machen können ohne mich, und wie es auch gehen werde, wenn ich fort ſei. So dachte ich, als ich mein Bündelchen zum Dorfe hinaus trug. Es war nicht größer geworden und die Hemden noch böſer, als ſie geweſen, aber doch waren ſie gewaſchen und ein Halstuch und ein Paar Schuhe hatte ich mit angeſchafft aus den Trinkgeldern. Ein alter Bauer, dem ich außer dem Dorfe begegnete, meinte, nachdem er mich von oben bis unten ſcharf angeſehen und wahrſcheinlich die Neuigkeiten an mir bemerkt hatte: Es werde mir doch leid thun, von ihnen weg zu kommen, denn ich hätte mich bei ihnen ſchon viel bereichert. Es iſt wahrhaftig lächerlich, wie ſie faſt allemal, wenn ein Beamteter oder ſonſt bei ihnen Angeſeſſener fortzieht, alle Stücklein zählen, die er mit ſich fort nimmt, ſich dann brüſten und ſagen: nichts hat er gehabt, als er kam, und jetzt, was er nicht Alles hat!

Ich trabte meinen Weg fort und vergaß meinen doppelten Aerger ob dem Geklimper der zehn Thaler im Hoſenſack. So viel Geld beiſammen hatte ich wohl ſchon von weitem geſehen, aber noch nie ganz nahe, geſchweige denn im Hoſenſack gehabt. So viel im Sack, ſo wenig im Bündel am Rücken, ſo Schlechtes am Leibe, man denke, was Einer da denkt. Eine ganz neue Kleidung ſchwebte mir vor Augen, doch dieſe ließ ich einſtweilen bloß in Ausſicht ſtehen und nahm mir den Kauf von einem Dutzend Hemden vor und von zwei Paar leinenen Strümpfen. Ohne Strümpfe auch am Sonntage zu ſein, ſchien mir nicht mehr anſtändig für mich, und ich fürchtete die wollenen, die ich den ganzen Winter durch ununterbrochen getragen hatte, möchten im Sommer mich anfangen zu beißen. O wie freute ich mich über dieſe Herrlichkeiten alle und über die Möglichkeit, künftig die Hemden immer den rechten Weg tragen zu können. Ich war ein Weberbub und ein Schulmeiſter, aber meine zehn Thaler mit mei-

nen Projecten vergleichen und überschlagen, was ein jedes koste und wie viel alles zusammen — das vermochte ich nicht. Ich wußte nicht, was die Elle irgend eines Tuches koste, so viele ich auch gewoben hatte, und wußte noch viel weniger, wie viel Ellen irgend ein Kleidungsstück brauche. Das wird mancher Landesvater, der alles kennt, nur das Land nicht, in dem er wohnt, nicht glauben, daß dieses möglich gewesen sei.

So wanderte ich sinnend und wohlgemuth wieder dem alten Schulmeister zu, damit er mir zu etwas verhelfe oder rathe, was ich vorzunehmen hätte. Ich selbst hatte gar nicht darüber nachgedacht, sondern es als ausgemacht betrachtet, daß ich mich nicht darum zu bekümmern habe, sondern daß das des Alten Sache sei.

Dieser saß gerade an seiner Schnitzbank im Schopf und flickte einen alten Kübel, als ich zu ihm kam. Er freute sich mich zu sehen, fragte allerlei, und endlich auch: Ich werde wieder zu meinem Alten wollen, daß ich die Kleider bei mir habe? Wie aber der Alte erschrack, als er hörte, daß ich daran nur nicht von ferne gedacht und um kein Geld in der Welt mehr zu ihnen dürfe, sondern daß ich zu ihm käme, damit er mir an einem andern Ort z'weg helfe und unterdessen bei ihm zu bleiben. Daraus könne nichts werden, sagte er. Er hätte sich schon manchmal vorgenommen, sich um niemand zu bekümmern, als um ihn selber, man habe immer Verdruß davon, wenn man Einem helfen wolle. Von mir hätte er z'Tüfels Verdruß gehabt. Meine Alten hätten es natürlich bemerkt, daß wir etwas mit einander hätten, da ich so dumm gethan, daß er in den Webkeller habe kommen müssen. Auf weitere Nachfragen hätten sie vernommen, daß er mit mir fort gewesen sei, und wahrscheinlich den Platz gesucht hätte. Nun sei meine Mutter zu ihm gekommen und hätte ihm alle Schande gesagt: Seelenverkäufer, Kinderschelm, kurz Alles, was sich erdenken läßt. Das hätte er ausgestanden meinethalb und genug daran. Es wüßte kein Mensch, wie es ihm

ginge, wenn er mich bei ſich hätte. Ich bat ihn der tuſig Gotteswille, mich nicht zu verſtoßen, zu den Eltern ginge ich um kein Geld der Welt. Nachdem ſie mich halb todt geſchlagen, müßte ich mein Geldlein dargeben und hätte dann hinten und vornen gleich viel. Ich ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis er mir eine Nacht zugeſtund, und unterdeſſen könnten wir Kriegsrath halten. Er mußte gar lachen über die Schulmeiſterin, und drohte ſeiner Alten, wie er ſie übers Knie nehmen wollte, wenn ſie es ihm ſo machte. Der gute Alte merkte nicht, daß er auch gepantoffelt wurde, nur auf andere Weiſe. Wir wurden räthig, ich ſolle den Sommer über um Arbeit aus, Schule ſei doch nirgend. Bis im Herbſt zeige ſich dann ſchon etwas, meinte der Alte, Vögel wie ich ſeien rar und fänden immer ein Unterkommen.

Ach! es behagte mir die Arbeit nicht recht und der Sommer ſchlich gar unglaublich langſam. Wann ich entrinnen konnte, lief ich zu meinem geiſtigen, ſelbſtgewählten Vogt, um zu erfahren, ob er noch nichts aufgetrieben habe, und wo ich ein Avisblatt erhaſchen konnte, da ſtudirte ich gar eifrig die Ausſchreibungen, und wo ich einen alten Schulmeiſter wußte, da fragte ich gar emſig nach: ob er nicht etwa kränkle, und ob man glaube, er werde es noch lange machen? O was hatte ich endlich für eine Freude, als ich in einem verſalbeten Blatt in einem Wirthshauſe eine Schule ausgeſchrieben fand, die meine Wünſche mehr als übertraf. Ich konnte die Beine nicht mehr ſtille halten, bis ich dem Alten mein Glück verkündet. Ich dachte gar nicht von weitem daran, daß ſie mir fehlen könne. Ganz athemlos langte ich bei demſelben an und rief ſchon vor der Thür: Ich habe eine, ich habe eine! Was haſt? ſagte der Schulmeiſter, indem er ſchnell eine Flaſche in die Ecke des Schrankes ſtellte und ſich den Mund wiſchte. Eine Schule, eine Schule habe ich! Wo haſt ſie? Im Sack. Das muß eine kleine ſein, meinte er trocken, nahm die Brille und ſetzte ſie ſchrittlings über die braun und rothe

Naſe, nahm das Blatt und hielt es mit langausgeſtreckten Armen ſo weit weg vom Leibe, als er konnte. Er las lange, nahm dann die Brille, wiſchte ſie ab, las wieder, ſagte endlich, darauf könne er ſich gar nicht verſtehen, ob denn der ſchon wieder geſtorben ſei, das ſei doch ein ſtarker Mann geweſen. Wie er das Blatt ſo herumtrüllete in den Fingern, um es wieder zuſammenzulegen, fiel ihm die Jahrzahl in die Brille, und die ſagte ihm, daß daſſelbe ein zweijähriges ſei. Da ſchiug er eine tüchtige Lache auf, daß es ihn und die ganze Stube erſchütterte. Lange konnte er mir auf meine verblüffte Frage nicht Antwort geben, und erſt nach langem vernahm ich ganz kaput, daß ich ein junger Eſel ſei. Aber ſo hätten es die Jungen alle; wenn ſie ſchon geſchickt ſeien, ſo ſeien ſie doch gewöhnlich dümmer als Kühe, und wenn die Alten nicht wären, ſo wüßte niemand, wie es ginz.

Doch ging es nicht lange, bis ich Beſcheid erhielt, mich eines Morgens früh bei ihm einzufinden. Da der Bericht nicht mehr enthielt, ſo mochte ich den Tag kaum erwarten, um das Weitere zu vernehmen. Ich putzte die halbe Nacht meinen Leib und lange vor der beſtimmten Zeit klopfte ich das träumende Ehepaar auf. Es ſollte an ein Examen und auf eine Schule losgehen. Es ſei zwar nicht die beſte, erzählte mir der Alte; allein für einen Jungen, der keine Frau habe, lange gut genug. So einer brauche nicht viel, werde viel eingeladen, um ihm das Kochen zu erſparen, und er erhalte ſonſt noch viel. Es ſei eine Tüfels Sache, daß die Weiber gegen einen Ledigen viel barmherziger ſeien, als gegen einen Verheiratheten, der doch die Barmherzigkeit viel nöthiger hätte. Das ſei die Hauptſache, daß ich einen Platz erhielte, hätte ich einmal einen, ſo könnte ich weit leichter einen beſſern erhalten. Das ſei grade ſo wie bei den Dienſtboten, die den erſten Platz zu erhalten immer die meiſte Mühe hätten, mit einem ſchlechten vorlieb nehmen müßten, von dieſem weg aber leicht und gut weiter kommen: ſo ſei

es auch bei der Regierung. Wenn man nur einmal den Naſenſpitz hinein drücken könne in das Regiment, ſo habe man gewonnen Spiel, zwänge bald den ganzen Leib hinein und könne bis zu oberſt kommen. Unter dieſen Reden hatte er ſich angezogen, von der Frau ſich das beſte Halstuch umbinden laſſen.

Mit einem langen, langen Stecken, den er einen halben Schuh unter dem obern Ende gefaßt hielt und ihn hoch aufhob und weithin ſetzte, marſchirte der Alte immer einen oder zwei Schritte voran, ſtattlich und ſtolz. Er war faſt wie eine thörichte Mutter, die einer aufgeputzten Tochter voranbeinelet einem Markt oder Kirchweih zu, und deren Augen jeden fragen: ob ihr Meitſchi nicht das ſchönſte ſei weit und breit? und deren Herz in feuriger Erwartung ſchlägt über den Zulauf, den das Meitſchi haben werde, und in neugieriger Angſt, welcher Bauernſohn ſich am Ende das Glück erprügeln werde, mit ihm heimzugehen. Er wolle ihnen heute zeigen, ſagte er, daß er nicht der Ungeſchickteſte ſei, wenn ihn ſchon die Neuen und Jungen ſo verachteten. Wenn ich ſchon keine apartige Schule beſucht hätte, wie man ſie, ſeit die Franzoſen gekommen ſeien, eingeführt, und in welchen man nichts lerne als Hochmuth und Weltliches, ſo wolle er doch wetten, ich thue ſie alle durch, und das hätte ich ihm allein zu verdanken und nicht ſo einer ſolchen Nomadenſchule oder wie man die Dinger heiße. Und wenn ich etwas nicht wiſſe, ſo ſolle ich nur ihn anſehen, er wolle mir winken, oder, wenn er könne, ſich hinter mich ſetzen und mir zuflüſtern. Ueberhaupt ſolle ich gar nicht Angſt haben und mich auf ihn verlaſſen. Der Pfarrer ſei ſein beſter Freund, ſie ſeien wie zwei Finger an einer Hand; er ſei einmal neben ihm geſtanden, als derſelbe Tabak gekauft habe in der Apotheke. Auch der Schulkommiſſär kenne ihn beſonders, derſelbe hatte zu Langenthal beim Kreuz einmal abſpannen laſſen, während er juſt vor dem Hauſe geſtanden, und habe ihm gar freundlich

einen guten Abend gewünſcht. Es ſei zwar erſt Morgen geweſen, aber ſo ein Herr wiſſe ſelten, welche Zeit es ſei. Wenn er ihnen etwas ſage, ſo ſei es ſo gut, als wäre es gedruckt. Die kennten ihre Leute und wüßten, wem ſie glauben ſollten. Das Examen ſei nur eine dumme Mode, es komme doch am meiſten auf die Empfehlung an, und daß man den Herren gefalle. Im Geben unterwies er mich ferner in den Manieren, wie man gefallen müſſe, und machte mir die Bücklinge vor. Unglücklicherweiſe ſtund ich das erſte Mal grade hinter ihm und erhielt den gewaltig beſchlagenen Schuhabſatz, der hintenausſchlug, ſo weit das Bein reichen mochte, tüchtig an das Schienbein.

Auch die Titulaturen ſagte er mir vor und ließ ſie mich wiederholen, bis ſie mir geläufig waren. Es iſt mir noch, als ob es geſtern geweſen wäre, wie ſchwer es mir ward, Wohlehrwürdiger Herr Schulkommiſſär zu ſagen, und wie der Alte lachte, als ich immer wieder ſagte: Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär. Der Name Kommiſſär war mir bis dahin ein ganz fremder, und ſo was Unbekanntes ſpricht eine Bauernzunge mit Widerſtreben aus, wahrſcheinlich aus Inſtinkt, weil ſie fühlt, daß ihr das Fremde nicht heilſam ſei.

Unter ſolchem Unterrichte kamen wir ung'ſinnet an Ort und Stelle. Etwas ſpät waren wir, darum trafen wir die Herren nicht mehr im Pfarrhauſe an. In der Schulſtube befanden ſich dieſelben nebſt mehreren Bewerbern. Mir ward beklommen zu Muthe, nicht ſo meinem Begleiter. Der ſchritt an ſeinem langen Stocke vorwärts, begrüßte mit Bücklingen und Titulaturen gar ſchön die Herren und reichte ihnen die Hand wie alten Bekannten. Dann winkte er auch mir vorwärts und mit gewichtiger Gönnermiene ſagte er: Da hätte er Einen, an dem ſie Freude haben würden, er ſei faſt ſo geſchickt, als er ſelbſt. Mir winkte er zu, daß ich mich auch bücken und grüßen ſolle, und dringender und immer dringender. Aber wohl brachte ich es endlich zu Bücklingen, doch

nicht zu den Titulaturen, ich wußte durchaus nicht mehr, ſollte ich Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitair oder Herr Schulkommiſſär ſagen.

Nach den üblichen Einſchreibungen der ſieben Bewerber begann das Examen. Leſen that ich gar laut und ſchön: die Vokale und Endſylben beſonders ſprach ich aus, ungefähr wie wenn eine ganze Note darüber geweſen wäre. Es gefiel ihnen auch ganz beſonders wohl, es lächerte ſie die ganze Zeit. Das Katechiſiren aus dem Fragebuch ging recht gut. Nun wurde die Kinderbibel genommen und jeder ſollte eine Geſchichte erklären. Der Alte hatte mir geſagt, ich ſolle machen, daß ich der Oberſt zu ſitzen komme, das ſei immer eine gute Vorbedeutung; faſt immer erhalte derſelbe die Schule und die Herren luegten auch darauf. Ich hatte es erzwängt und mußte es büßen. Ich war alſo der Erſte und ſollte die vierzigſte Geſchichte im alten Teſtament erklären. Ich begann mit der Frage: Wer ſind Adam und Eva geweſen? Mein Schulmeiſter hatte mich gelehrt: die ſeien bei allen Dingen das Hauptfundament, und wenn man da anfange, ſo komme man am weiteſten und am beſten fort. Aber der Schulkommiſſär fiel mir bald in die Rede, was ich, beiläufig geſagt, ſehr unanſtändig finde; denn an einem Examen ſoll es ja eben Einer machen, wie er kann. Er fiel mir alſo in die Rede und ſagte: Ich ſolle bei der Sache bleiben. Wenn wir allemal bei Adam und Eva anfangen wollten (ich hatte beim Katechiſiren auch da angefangen), ſo müßten wir den lieben Gott um einen Joſua bitten, der die Sonne ſtille ſtehen heiße. Da über den quasi Witz Alle lachten und mir der Faden abgeſchnitten war, ſaß ich verblüfft da und wußte gar nichts mehr zu ſagen. Nun, ſagte der Schulkommiſſär, conſtruire doch, das iſt bei der Erklärung immer die Hauptſache, und wenn man einen Satz recht conſtruirt hat, ſo hat man ihn auch begriffen. Da ſaß ich und ſah mit offenem Munde den Schulkommiſſär an wie ein Schaf, denn ich wußte gar

nicht, was conſtruiren ſei. Das Wort hatte ich noch nie gehört. Na, ſo conſtruire doch und ſieh in's Buch, an meiner Naſe ſind keine Buchſtaben, erhielt ich die ungeduldige Mahnung. Da fiel mir ein, conſtruiren werde weltſch ſein, und die Herren, wo recht herrſchelig reden wollten, werden dem Buchſtabiren conſtruiren ſagen, und munter fing ich zu buchſtabiren an. Verſtehſt nicht deutſch? Wohl, Wohlehrwürdiger Herr Schulcumpan. So conſtruire! Ich buchſtabirte. Ich habe gefragt, ob du deutſch verſtehſt! Ja, Wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär, aber nicht weltſch, ſagte ich mit weinerlicher Stimme. Da tönte rings um mich ein ſchallend Lachen, Alle betrachteten mich fortwährend als den Narren des Tages. Nun hatte ich eine verſpielte Sache.

Beim Aufſatz wußte ich gar nicht was anfangen, denn mein Lebtag hat mir niemand geſagt, daß man das Schreiben zum Aufſetzen brauche; daß Einer Worte aus dem Kopfe aufſetzen ſollte, war mir noch in keiner Schule vorgekommen, geſchweige daß es mir zugemuthet worden. Ich blickte daher rechts, ich blickte links, aber der Linke blickte auch links und blickte rechts und der Rechte that eben ſo, und leer blieben die Tafeln links und rechts. Ein Einziger war, der geſchickter ſein wollte als die Anderen; allein keiner hielt ihm viel darauf. Glücklicher Weiſe gingen nun die Herren weg und aßen zu Mittag, wir ſollten unterdeſſen arbeiten. Sie glaubten wahrſcheinlich, mit leerem Magen würden wir emſiger in der Arbeit ſein und derſelbe in umgekehrtem Verhältniß zum Kopfe ſtehen. Die Thoren! Ein Schulmeiſter iſt denn doch kein Jagdhund, der am hungrigſten am beſten jagt, ſondern ſein Kopf ſteht bis auf einen gewiſſen Punkt in accurat geradem Verhältniß zu dem Magen.

Sobald die Herren fort waren, traten die Zuſchauer vor und halfen ein, ſo gut ſie konnten, brummten dazwiſchen aber gar mächtig, daß man einem Schulmeiſter ſo etwas zumuthe — daß ſei doch ehemals nicht ſo geweſen. Als jeder Bewer-

der einige Zeilen geſchrieben hatte, kamen die Herren wieder, überlaſen flüchtig unſere Arbeit, aber man ſah wohl, daß ſie eben keinen großen Werth darauf ſetzten. Das Rechnen wurde mit einem Heuſtock, wo der Kubikinhalt geſucht wird, abgethan und zu dem Singen geſchritten. Wir mußten jeder das ut re mi ſingen, und ſo laut wir es thun mochten, trat doch der Schulkommiſſär mit der Hand hinter dem rechten Ohr zu jedem heran, und hielt ſein Ohr an deſſen Mund und erhielt manchen tüchtigen Brüll in daſſelbe. Warum er dieſes Manöver vornahm, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich hatte er gar kein Muſikgehör, oder ein ſchlechtes, und bildete ſich nun ein, es gehe mit dieſem Gehör wie mit dem allgemeinen Gehör, je näher man das Ohr zu dem Urſprung des Tones bringe, deſto beſſer könne man den Ton faſſen und unterſcheiden. Ach mein guter Schulkommiſſär, und wenn ihr ein Ohr vor die Stimmritze und das andere mitten in die Lunge hättet poſtiren können und hinter jedes Ohr eine eurer großen mächtigen Hände: über den Werth der Richtigkeit und Unrichtigkeit der Töne würdet ihr nicht klüger geworden ſein. Und dennoch machte er bei dieſem Allem eine ſehr wichtige Miene und faſt Augen, wie die Hühner, wenn ſie das Pfiffi haben. Und mit einer noch wichtigern Miene fragte er mich nach gehaltenem Umgang: Ob ich ihm ſagen könne, was für ein Unterſchied ſei zwiſchen Choral- und Figuralgeſang? Ja da ſtund ich wieder am Berge, hatte ich davon doch mein Lebtag nichts gehört. Das war wieder Weltſch, mit dem ich nichts machen konnte. Aber ich war nun ſchon etwas klüger geworden und beſann mich auf eine in den Unterweiſungen oft gebrauchte Ausflucht: Ich wiſſe es wohl, aber ich könnte es nicht ſagen. Das half, und der Herr fragte mich nun ſo, daß ich nur Ja und Nein zu ſagen brauchte, ſo daß ich recht gut beſtund, obgleich ich nichts davon verſtund.

Aber die Schule erhielt ich doch nicht, ſondern den guten Rath und zwar wohlfeil, nämlich umſonſt: Kein Schulmeiſter-

Examen mehr zu machen, ehe ich wüßte: welcher Unterſchied zwiſchen conſtruiren und buchſtabiren ſei.

Zerknirſcht ſaß ich im Wirthshauſe an dem Imbiß, den uns die Gemeinde als Entſchädniß für die ausgeſtandenen Drangſale geben ließ, aufbegehrriſch ſaß neben mir mein Lehrmeiſter. So ein Examen, räſonnirte er, hätte er ſein Lebtag nicht gehört, es müſſe alles auf die neue Mode ſein, und wenn es die verflucht dümmſte Sache wäre. Er frage doch, was das mit dem Conſtruiren für eine Dummheit ſei, und was es abtrage, mit dem könne man doch weder ſelig werden, noch gebe es Einem z'freſſe, und beides ſeien doch die Hauptſachen! Er hätte aber geglaubt, ſolche Herren würden doch witziger ſein als ſo; aber ſo gehe es, wenn man den Menſchen fremde Namen anhänge, ſie würden gerne z'Narren darob. Ehedem habe man nichts von Kommiſſärs gewußt, aber auch nichts von Conſtruiren. Da ſeien die Franzoſen in's Land gekommen und mit ihnen die Kommiſſärs, die hätten Zipfel aufgehabt und lange Säbel nachgeſchleppt und hätten alle Leute cujonirt, aber vom conſtruiren hätten ſie doch nichts geſagt. Er könne gar nicht begreifen, warum die Regierung jetzt, wo die Franzoſen fort ſeien, nachdem ſie, und beſonders die Kommiſſärs uns ſo viel geſtohlen, auch Kommiſſärs erzwängen wolle, und ſogar in den Schulen, um die Leute nicht nur zu cujoniren, ſondern ſogar noch zu conſtruiren. Er glaube aber nicht, daß das der Regierung Wille ſei, und wenn ſie wüßte, was die Kommiſſärs einführen, ſie würde ihnen das Handwerk wohl legen. Es ſeien doch noch brave Herren in Bern, die nicht wollten, daß man die Leute (das Wort Volk war noch nicht in Sprachgebrauch gekommen) ſo verführe und auf die neue Mode dreſſire. Ich ſagte nichts dazu, ſondern war ganz muthlos. Ich war im Glauben an meine Geſchicklichkeit geſtört worden gröblich, und glaubte es unmöglich, ſo neue unbekannte Sachen in Kopf zu bringen. Ich erklärte auf dem Heimwege kleinlaut: Es würde wohl

das beſte ſein, wenn ich das Schulmeiſterwerden aufgebe, ich werde doch keiner, ſo wie die Herren jetzt ſeien. Aber davon wollte mein erbitterter und illuminirter Begleiter nichts hören. Er wolle mich zum Schulmeiſter machen, ſchwur er, und wenn alle Kommiſſärs dagegen wären, er fürchte ſie alle nicht, und wenn ſie auch alle Zipfel auf dem Kopf hätten, ſo hoch wie der große Thurm in Bern, und Säbel am Reſt wie der Goliath.

Er hielt auch richtig Wort. Kaum vierzehn Tage waren vergangen, ſo kam er wieder daher mit ſeinem langen Stecken, ſeinem wichtigen Geſicht, ſeiner Schnupfnaſe mitten drin und über derſelben, wie zwei Sterne über einer ſchwarzen Wetterwolke, ſeine ehrlichen Augen. Er brachte mir die Nachricht, daß er für mich Platz als Schulmeiſter gefunden habe, freilich ohne Schule.

Mein Platz ſei in der Gemeinde Hinterhäg, wo man ſeit Jahren wegen den Schulen bald zanke, bald prozedire, bald ſtöckiſch ſchweige. In der Gemeinde ſei nur ein Schulhaus, welches nicht die halben Kinder faſſe und wohin einige mehr als eine Stunde weit hätten. Daß neue Schulhäuſer gebaut werden müſſen, ſehe man gar wohl ein, allein jeder Bauer wolle das Schulhaus vor ſeine Hausthüre, und wenn des Nachbars Kinder an einen erwählten Platz zehn Schritte näher hätten, ſo hintertreibe er auf jegliche Weiſe den Bau. Dann wolle wieder jeder Theil der Gemeinde zuerſt ihr Schulhaus haben, daher würden ſie nie einig, wo anfangen, und wenn dieſes auch einmal beſtimmt worden, ſo wüßten die Uebergangenen eine andere Erkanntniß an der nächſten Gemeinde durchzudrücken. Mit dieſer Gemeinde traktire die Regierung wie eine alte Großmutter, bitte bald, befehle bald und laſſe ſie am Ende doch machen, was ſie wolle. Man ſehe wohl, daß da kein rechter Ernſt dahinter ſei, und daß ihnen gleich ſei, ob Schulen wären oder nicht, wenn ſie nur regieren könnten. In dieſer Gemeinde wohne ein reicher

Bauer, der gar weit zur Schule hätte. Der nehme nun alle Winter Einen in's Haus, für ſechs oder acht Wochen, weil er ſich verredet habe, ſeine Kinder nicht mehr in's alte Schulhaus zu ſchicken. Manches Jahr durch habe er einen alten abgedankten Schulmeiſter gehabt; — der ſei nun geſtorben. In der Verlegenheit um einen andern hätte er Schulmeiſter den Bauern zufällig einmal an einem Donnerſtag angetroffen und ihm verſprochen, für einen zu ſorgen, und das für einen guten.

Als Lohn habe er mir alle Tage zwei Batzen ausbedungen. Als Schulmeiſter brauche man mich erſt nach Weihnacht, wenn das Dreſchen vorbei ſei. Doch könne ich um den gleichen Lohn alſobald anſtehen, man habe mir allweg zu thun, entweder zu weben oder zu dreſchen. Das Ding war mir nicht ganz recht, ich hätte weit lieber eine Schule gehabt, allein das verdammte Conſtruiren nahm mir allen Muth, ein Examen zu machen.

Der Alte erklärte mir aber noch, daß er von nun an nichts mehr mit mir zu thun haben wolle. Meine Eltern paßten immer darauf, daß ich zurückkäme, wie der verlorne Sohn im Evangelium. Aufnehmen würden ſie mich gar gerne, doch nicht mit Singen und Reigen, ſondern mit Fluchen und Prügeln, in der Hoffnung, daß ich, weil mich niemand mehr wolle, froh ſein werde, auf jegliche Art und Weiſe bei ihnen zu bleiben. Leider hätten ſie wieder vernommen, daß er mit mir an einem Examen geweſen und mir Platz ſuche, da hätte ihm geſtern mein Vater alle Schande geſagt, und er glaube geprügelt, wenn nicht noch ein anderer Mann dabei geweſen wäre. Nun eſſe er keine Suppe gerne, aber Prügelſuppe am allerwenigſten.

Es ging nicht lange, ſo wanderte ich zum zweiten Mal mit meinem Bündelchen meinem Poſten zu, lange vorher, ehe die Schulzeit beginnen ſollte. Dort nahm man mich freundlich auf, erklärte mir aber gleich, daß ſie gar nicht

begehrten, daß ihre Kinder zu geſchickt würden, ſie ſollten keine Agenten oder Wirthe werden, ſie hätten ihnen ſonſt zu arbeiten und zu eſſen. Wenn ſie beten lernten, gut leſen, die Fragen ſammt Pſalmen und Hiſtorinen, was es geben möge, ſo ſeien ſie zufrieden. Mit Schreiben und Rechnen ſolle ich die Kinder nicht plagen, ſie hielten aparti nicht viel darauf, die Kinder vergäßen es doch wieder. Wenn man es einſt brauchen müſſe, ſo hätte man bald das Nöthigſte gelernt, und wenn auch das nicht, ſo mache es immer jemand für Einen, wenn man Geld habe.

So lautete meine Inſtruktion. Damit ich am Morgen deſto früher bei der Hand ſei, wenn einmal der Tanz angehe, ſo wurde mir mein Nachtquartier beim Melker angewieſen, der des lieben Viehs wegen der Erſte auf den Beinen ſein mußte im Hauſe. Unterdeſſen mußte ich mitarbeiten, was eben bei der Hand lag. Ich war ein guter und eben kein übler Burſche, aber nicht abgerieben, nicht ſchlau, ſondern unbehülflich, ſchüchtern, faſt verſchämt, kurz ich war juſt ſo, wie man Einen am liebſten zum beſten hält, beſonders die Mädchen. Für die ſind ſo verſchämte, unbehülfliche und dabei rothbäckige Burſche ein wahres Herrenfreſſen, und ein jedes reibt ſich an ihnen, um ſie abzureiben. So hatten ſie ihr Spiel mit mir in der Stube und in der Tenne, und die Meiſterleute hielten ſich manchmal faſt den Bauch vor Lachen. Es war dort Sitte, daß auch die Mägde dreſchen mußten, wenn nicht alle Männer bei der Hand waren; und wenn das Mannsvolk alles zu Hauſe war, ſo ſtrichen ſie doch, ſo viel es ſich thun ließ, um die Tenne. Nach dem Mittageſſen wurde gewöhnlich d'sNarrenwerk getrieben, ungefähr wie in der Ernte und im Heuet auf dem Felde, da fiel Manches vor, was ich jetzt nicht weitläuftig beſchreiben will. Da nun ging der Hauptſpuck mit mir an. Man hetzte mich hinter die Mädchen und wenn ich nicht durfte, ſo kamen ſie hinter mich, und was dann geſchah, blieb gewöhnlich das Geſpräch den

ganzen Nachmittag über. Bald rühmten ſie mich, bald führten ſie mich aus, und da ſie ſchnell merkten, daß das Rühmen gar wohl bei mir anſchlug, ſo wußten ſie es ſo anzuwenden, daß ich bei meiner natürlichen Gutmüthigkeit und Willfährigkeit Aller Handlanger wurde. Des Abends trug ich ihnen Holz und Waſſer hinein; bei dieſer Arbeit begegnete mir einmal ein Spaß. Es war am Tage vor der Fleglete, ſo heißt die Mahlzeit bei Beendigung des Dreſchens, daß ich viel Holz hineintragen mußte. Da fand ich zwei Schuhſohlen, welche der Schuhmacher, den wir eben hatten, von des Meiſters Leder abgeſchnitten und dort verſteckt hatte, um ſie am Samſtag mit nach Hauſe zu nehmen. Ich brachte ſie ſammt den Scheitern in die Küche. Nun wurde lange Rath gehalten, was man damit anfangen, wie man den Schuhmacher am beſten beſchämt machen könnte. Endlich hatte die ſchlauſte der Mägde, ein kleines rundes Ding mit ſchlauen ſchwarzen Augen, den Einfall: man ſolle ihm dieſelben den Tag darauf küchеln und ſie ihm geben zum Heimtragen. Geſagt, gethan. Als man fertig war, küchelte man die Stücke Sohlleder gar ſchön, band ſie ihm ein und gab ſie ihm mit. Faſt konnte man es nicht vor Lachen, als er ſo ſchön dankte. Aber wie wurde erſt gelacht, als man vernahm, derſelbe ſei mit ſeinen gekküchelten Schuhſohlen zu einem Mädchen gegangen, hätte ſie ihm gekramet, und beide hätten faſt die Zähne ausgekaut, ehe ſie den Spaß gemerkt.

Nach der Fleglete ging das Lehren an und wurde allerdings mit ſchrecklichem Eifer getrieben, daß es mir zuweilen faſt übel wurde. Das ging mit dem Lehrer wie mit einem Trank, von dem man, wenn man ihn einmal hat, keinen Tropfen zu Schanden gehen laſſen will und ſollte man darob ſelbſt zu Schanden gehen. Sobald der Melker aufſtund, mußte ich auch, und zuerſt mit dem armen Güterbuben, welcher auf dem Hofe ernährt werden mußte, lehren, der nicht den ganzen Tag über dabei ſein konnte. Des Abends nach

dem Rüſten der Speiſen mußte ich noch oft hören: Seh, Schulmeiſter, du könnteſt den Buben noch ein wenig überhören. O wie kurzweilig der Bub und ich manchmal des Morgens um fünf Uhr einander gegenüber ſaßen und gähnten, daß die Mundwinkel faſt zerriſſen, und wie ich dann dem Buben ſagte: Danke, daß du mich nicht geſchluckt, und wie er mir antwortete: Danke, daß du nicht hineingekrochen. O wie das lange ging, bis die Meiſtermagd auf wollte und das Feuer in der Küche zu ſprezeln anfing. Nein, das waren nicht kurzweilige Morgen, und die erleideten mir mein Amt gar ſehr, ſo wohl es mir ſonſt geweſen wäre.

Dreizehntes Kapitel.

Wie ich Schulmeiſter lerne auf die alle Mode.

Das ging mir im Kopf herum, und einſt an einem Sonntag nach der Predigt klagte ich mein Leid dem Schulmeiſter zu Hinterhäg, der damals für einen grauſam G'ſchickten galt. Ich ſagte ihm, wie ich gerne Schulmeiſter würde, aber wie da neue Moden aufkämen, von denen ich nichts wüßte, niemand wüßte, der mir ſie zeigen könne. Da ſagte er mir, ich komme ihm eben recht, es hätten ihn ſchon zwei gefragt, ob er ſie nicht Schulmeiſter lehren wolle, er hätte Luſt und Zeit dazu, und wollte es ſo gut oder beſſer machen als die, welche Schulmeiſter-Schulen hätten, und ſollten es ſeinethalben Pfarrer ſein, die doch nie wüßten, was ein Schulmeiſter alles wiſſen müſſe. Aber er ſei nicht bekannt in Bern, und die Andern würden es ihm nicht gönnen und ihm z'böſt reden. Er hätte daher Luſt, nur etwa mit vieren anzufangen und nicht zu ſagen, daß er eine eigentliche Schule halten, ſondern nur, daß er etwelche vorbereiten wolle, damit

ſie mit deſto größerem Nutzen die Normalſchulen beſuchen könnten. Dafür möchte er aber die Erlaubniß vom Kirchenrath haben. Es ſei ihm erſtlich wegen der Gratifikation, denn wir würden ihn doch nicht gehörig bezahlen können, indem wir wahrſcheinlich bösdings die Koſt aufzubringen vermöchten. Zweitens zweifle er nicht, wenn er uns den Herren vorſtellen könnte zum Examen, ſo müßten ſie finden, er ſei ſo geſchickt als irgend Einer, und würden ihn bitten, eine eigentliche Schule zu halten. Das gefiel mir und ich fragte ihn: Ob er denn wirklich das Conſtruiren und das Figural auch kennte? Habe nicht Kummer, Käſer, ſagte er, da iſt keiner im ganzen Canton, den ich fürchte, und wäre er ein Profeſſor. Das war mir nun angeholfen, und ich mochte gar nicht erwarten, bis ich die Lehrzeit antreten konnte, um das Hexenwerk zu erlernen. Ich lief in der Woche wenigſtens einmal in's Dorf hinunter, zu vernehmen, welche Antwort er erhalten und wie bald er die Lehr anfangen wolle.

Endlich traf ich ihn mit erſchrecklich ertaubtem Geſicht und die Thüren ſchmetternd, daß man es im halben Dorfe hörte. Ich glaubte, ſeine Frau hätte ihn etwa ertäubet und wollte gehen. Allein er hielt mich auf und ſagte: Heute habe er eine luſtige Antwort erhalten, und nicht geglaubt, daß man eine ſolche Regierung habe; ſein Lebtag werde er nichts mehr auf ihr halten. Er habe durch jemand, der einen guten Freund im Kirchenrath habe, ſchreiben laſſen an dieſen Freund, um zu vernehmen, wie man ſein ſchönes Anerbieten aufnehmen würde.

Dieſer ſei nun ſo eben bei ihm geweſen und hätte ihm einen Brief abgeleſen, in welchem gar wüthend aufbegehrt worden über ſeinen Antrag. Was man ſich doch auf dem Lande nicht alles einbilde, heiße es darin. Kaum habe man dem Lande die Wohlthat angedeihen laſſen und Normalſchulen erlaubt, welche der Regierung jährlich wenigſtens tauſend bis fünfzehnhundert Thaler koſteten — die Geſchenke an die Zög-

linge nicht einmal gerechnet — ſo ſei man ſchon damit nicht zufrieden. Es ſcheine, dieſe Normalſchulen, die doch drei Monate, manchmal auch fünf dauern, und vollkommen hinlänglich ſeien zur Bildung eines Schulmeiſters, wie ihn das wahre Wohl des Landes erfordere, wolle man zu Univerſitäten machen und jetzt noch Gymnaſien einrichten. Mit ſolchen Flauſen ſolle man nicht mehr kommen, es mache nur böſes Blut.

Nun war ich wieder am Berge und wußte nicht was anfangen. Da ſagte mir der abgefertigte Schulmeiſter noch in ſeinem Zorn: Ich hätte es gehört, er könne mir nichts helfen, er wolle mit der Sache nichts mehr zu thun haben. Seinethalben könne ich jetzt zu einem Normallehrer gehen und ſehen, was ich da lerne. Was er mir im Aerger geſagt, ſchlug im Ernſte bei mir ein. Etwas mußte geſchehen, wenn ich Schulmeiſter werden wollte, und auf meinen Alten konnte ich mich nicht verlaſſen.

O das iſt eine ſtrenge Sache, wenn Einer es gewohnt iſt, daß Andere für ihn denken, für ihn laufen, für ihn handeln, und die Noth es nun an ihn bringt, daß er ſelbſt denken, ſelbſt laufen, ſelbſt handeln muß! Schüchternheit und Trägheit liegen wie Blei in den Gliedern, und eine große Menge bringt ſich nicht vom Platze, weil ſie verblüfft kein Bein zu machen weiß und niemand für ſie ſich auf die Beine macht. Von dem Beinemachen hängt doch heutzutage Alles ab, wie ehedem. Sagt man doch von einem Menſchen, der von Pöſtlein zu Pöſtlein ſich ſchwingt und den Kopf immer höher ſtreckt, er macht eine ſchöne Carriere, d. h. er und ſeine Leute brauchten ihre Beine im Galopp; denn Carriere bedeutet galoppiren.

O es giebt der glücklichen Leute, für die ſchon von der Wiege an Beine galoppiren, vielleicht um eine reiche Heirath aus oder um ein ſchönes Amt. Und wenn ſie aufwachſen, dieſe Leute — wie dann der Tanten, Schweſtern, Baſen,

Bettern Beine gehen und ihre Zungen dazu! Und wie ſie ein Weſen machen von dem Glücklichen, und wie ſie reden von ihm und ſeinen Talenten, ſeinem Fleiß, und wie er ſich widme für dieſes Amt und für jenes Fach. Und wie dann allgemein das Gerücht ſich verbreitet, welche wichtige beſtimmte Vorbereitungen der Fleißige treffe, und wie dann allgemein der Glaube ſich feſtſetzt, das Vaterland oder das Mädchen könne keine glücklichere Acquiſition machen. Und wie das Vaterland und das Mädchen leider nicht warten mögen, um das Verdienſt zu belohnen! Und wie oft es beiden geht, wie dem armen Teufel, der von den Juden ein Roß gekauft, bethört durch ihr Geſchwätz! Einen Staatsgaul meint er zu haben, frei und frank, zu allen Sprüngen fertig. Nun findet der Gaul ſich, nachdem der Juden Geſchnatter aufgehört, bläſtig und unterſätzig, mähnig und ſtettig, ſchwach auf allen vier Beinen, faul am ganzen Leibe, und im Stalle endlich zeigt er ſich bald als ſtiller Kolder, bald als Krüpfendrücker.

Heutzutage hat man es auch hierin viel kommoder als ehedem. So wie man durch Dampf- und andere Maſchinen viele Arbeit leichter, ſchneller machen, weiter verbreiten, viele Arbeiter erſparen kann, ſo hat man auch bei dem Beinemachen die Sache vereinfacht. Tanten, Schweſtern, Bettern braucht man nicht mehr ſo nothwendig; hat man ſie, ſo läßt man ſie laufen, aber man kann es machen ohne ſie.

Man hat nämlich eine General-Baſe erfunden, die gar lange Beine und einen weiten Mund hat, und wer die auf ſeine Seite bringt, daß ſie ſich für ihn auf die Beine macht von Haus zu Haus, der macht in Carriere ſeine Carriere. Dieſe Hauptbaſe iſt nämlich die Preſſe und ihre vielen Töchter ſind die Zeitungen. O was ſind alle alten und jungen Baſen, nenne man ſie Klatſch- oder Schnaps-Baſen, in der ganzen Welt gegen dieſe Hauptbaſe und ihre Töchterlein!

Die wiſſen zu ſagen, was ſonſt niemand weiß; die wiſſen

zu rühmen, wo niemand es ſonſt thäte; die können ſchelten und ſpotten, wo ſonſt jeder ehrliche Menſch ſich ſchämen würde. O wer dieſe Baſe und einige kleine Bäschen beſtochen hat durch Frechheit oder Karikiren, der kann ſicher ſein, daß er es weit bringt und wenn auch kein guter Faden an ihm wäre, und er eine noch weit elendere Creatur wäre als jener koldrige, krüpfendrückende Gaul! Doch ich will nichts weiter ſagen, ich könnte ſonſt in einen Aſt ſägen, und mancher edle, hochherzige Vaterlandsfreund, der auf einem Zeitungsbeſen (die Hexen brauchten ehedem nur gewöhnliche Beſen, aber ſie konnten eben hexen) hoch in die Lüfte zu den Sternen empor und dann in ein ſchönes Amt geritten iſt, wo er jetzt ſteht und wie? könnte ſonſt meinen, ich rede Anzügliches, und mich bei der Baſe oder gar bei dem Richter verklagen. Und die Baſe will ich nicht böſe machen, eben weil ſie die Hauptbaſe iſt und nicht nur erhöhen, ſondern auch erniedrigen kann. O das hat mancher brave Mann erfahren, der von ihr im Kothe herumgezogen worden iſt, bis er ausſah wie ein Saunigel und bis die Leute ſagten: wie wäſt der doch ausſieht, den können wir nicht mehr brauchen.

Ich wußte nicht an wen mich wenden, um Nachricht einzuziehen, wo Normalſchulen abgehalten wurden und welche die beſte ſei. Ich ſaß bei meinem Bauer wie auf Dornen, half Haberäcker hacken, bis ich Blattern bekam wie Haſelnüſſe. Endlich half mir das liebe Wochenblatt aus der Noth, und diesmal ein diesjähriges. Dort war eine ſolche Schule angekündigt und der Termin zum Einſchreiben beſtimmt. Ich verſäumte ihn nicht. Der Lehrer, bereits ein ältlicher Mann, empfing mich etwas vornehm, und machte mich bekannt mit Büchern, die ich mitbringen müſſe und mit der Nothwendigkeit, ein Koſtort zu ſuchen, was ich um achtzehn oder zwanzig Batzen per Woche wohl finden werde.

Beim Heimgehen ward mir das Herz ſchwer, indem ich mein Vermögen und die bevorſtehenden Ausgaben überſchlug.

Die letztern ſchienen mir wenigſtens auf zwölf bis fünfzehn Thaler ſich zu belaufen, während ich den ganzen Winter durch kaum ſo viel verdient. Und ach, wie ſahen meine Hemdchen aus! Ich durfte ſie kaum mehr zu waſchen geben. Wie übel war ich mit Werktagskleidern beſtellt! Des Morgens mußte ich alle Künſte anwenden, um mit den Füßen nicht bei den Knien in den Hoſen herauszufahren, ſtatt am gehörigen Ort. Nun ſah ich keine Möglichkeit etwas anzuſchaffen, wenn ich das Conſtruiren lernen wollte, und ſchämte mich doch, ſo verhudelt in die Lehre zu gehen. Doch eben weil ich einmal dieſen Weg zu gehen angefangen hatte, ging ich ihn fort.

Mein Bauer ſah mich ungern gehen. Ich glaube, ich war ihnen lieb geworden, obgleich ſie viel über mich lachten. Er hieß mich wieder kommen, aber von dem neuen Larifari ſolle ich ihm nichts an ſeine Kinder bringen, ich wäre geſchickt genug, und nöthig wäre es nicht geweſen, daß ich mein Löhnchen ſo liederlich verthäte. Er gab mir ein Trinkgeld und, was mich am meiſten freute, ſeine Frau brachte mir ein neues Hemde, wie für die Ewigkeit gemacht. Sie hatte es über und über geſteift, daß es ſtund am Boden. Und hoch war der Kragen und geſteift, daß es mir das erſte Mal Plätzen abmachte an den Ohren. Wie meinte ich mich da!

Wir waren bei zwanzig in der Lehre, angeſtellte Schulmeiſter und ſolche, die es werden wollten. Mehrere gingen des Abends heim; wir andere waren hie und dort verkoſtgeldet. In den erſten Tagen hatte ich einem Kameraden meine Noth geklagt, und dieſer mir den Rath gegeben, ich ſolle meinem Koſtmeiſter anbieten, für ihn zu weben in der Zwiſchenzeit und, wenn es nöthig ſei, noch nach Beendigung der Lehrzeit. Dieſer war es ſehr wohl zufrieden, und ſomit war ich meiner ökonomiſchen Sorgen enthoben.

Unſere Penſen waren: Leſen, Schönſchreiben, ſogenannte Sprachlehre verbunden mit Conſtruiren, Themaſchreiben, Rechnen, Katechiſiren und Singen.

Von Schönlesen wußte man nichts, bloß wurde aufmerksam gemacht, daß man bei Sprachzeichen den Ton mehr oder weniger müsse fallen lassen. Das Richtiglesen war die Hauptsache, denn Mancher konnte es nicht und brachte es bis zum Examen nicht dahin. Die Sprachlehre wurde diktirt, und wer nicht nachkam, schrieb aus dem Buche nach oder aus den Heften der Anderen, wenn er Geschriebenes lesen konnte. Ich weiß nicht mehr recht, was sie enthielt, denn die Hefte las ich nie mehr nach, und ich kann sie auch jetzt nicht mehr nachsehen, denn ich habe sie verloren. So viel ich mich erinnere, kam darin von Sprachzeichen vor, und die Namen aller Wörter wurden angegeben; wenn ich nicht irre, waren die Wörter eingetheilt in vierundzwanzig Klassen. Dann von den Redefällen und den verschiedenen Zeiten. Weiter weiß ich nichts mehr, und ich glaube nicht, daß sie mehr enthielt.

Das Construiren war die Hauptsache, man übte es in der Kinderbibel. Der Lehrer machte aufmerksam, daß von einem Punkt zum andern wenigstens ein Zeitwort sei, d. h. ein Wort, welches angebe, in welcher Zeit etwas geschehen sei. Manchmal seien auch mehrere, aber man sehe es dem immer an, welches das Hauptzeitwort sei. Dieses Wort nun müsse man vor allem Andern suchen. Er ließ einen Satz lesen, oder, wie er sagte, bis zu einem Punkt. Dann fragte er nach dem Zeitworte. Oft rieth die ganze Reihe Schüler alle Wortklassen durch, ehe sie das Rechte trafen. Hatte man dieses einmal, so wurde weiter gefragt: wer? wessen? wem? wen? was? von wem? wann? wie? wo? und wie die W alle heißen. Wenn man alle Wörter abgefragt hatte, so war man mit dem Satz fertig. Gewöhnlich wurde noch auf die Hauptwörter aufmerksam gemacht, die man an den großen Anfangsbuchstaben kennen lernte: um die andern Wörterklassen bekümmerte man sich weniger. Der Sinn der Worte, der Inhalt des Gelesenen ꝛc. wurde nie erklärt. So geschah es z. B., daß bei dem Vorexamen der Schulkommissär nase-

weis fragte: Was das Wort Paläſtina bedeute? Schnell flüſterte unſer Lehrer dem Gefragten zu: Eine Stadt im jüdiſchen Lande. Er wußte alſo wohl, warum er ſich nicht tiefer in's Erklären einließ.

Beim Themaſchreiben ging es wieder recht langſam zu; denn im Auffaſſen der Worte waren wir ungeübt und noch viel mehr im Auswendigbuchſtabiren derſelben, und ſo ſehr im Auffinden der nöthigen Buchſtaben, daß wir ſelten Zeit hatten, an die Wörterklaſſen noch obendrein zu denken. Das Denken an die Satzzeichen erſparte man uns, indem ſie angegeben wurden. War man endlich fertig, ſo gab der Lehrer Einem ſein Buch, dieſer buchſtabirte vor, und wir ſollten corrigiren, wobei ſelten Einer nachkam, und gewöhnlich die Hälfte der Fehler ſtehen blieb. Auch wechſelte man dabei unter einander die Tafeln in dem ſchönen Glauben, daß man die Fehler des Buchſtabirers beſſer ſehen werde, als die eigenen, aber das half nicht viel, weil der Buchſtabirende mehrere buchſtabirte, während der Corrigirende in ſeiner Unbehülflichkeit einen einzigen Buchſtaben machte. Und einen Buchſtaben machen, und zugleich auf den andern hören, das gehörte mir damals unter das Hexenwerk, das einem ehrlichen Chriſtenmenſchen nicht zuzumuthen ſei.

Bei dem Rechnen wurde wirklich Hexenwerk getrieben. Denn wir machten faſt alle möglichen Rechnungsarten durch: die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, Kubikrechnung, gewöhnlich jedoch nur auf die Heuhaufen (Stöcke) angewandt, daher Heuſtockrechnung genannt, Regula de tri, Geſellſchaftsrechnung, Zinsrechnung; ſogar die Quadratwurzel zogen wir aus, und faſt wären wir ſogar bis zur Kettenregel gekommen. Das ging wunderſchnell zu. Es hieß: Paſſet auf, das macht man ſo und ſo, und an der Tafel wurde es vorgemacht. Dann mußten ein oder mehrere Beiſpiele an der Tafel von Schülern durchgerechnet werden, und wer ein gutes Gedächtniß hatte, der machte Strich für Strich

nach, wie er es vor einigen Minuten gesehen hatte. Dann hieß es: Es geht, schreibt jetzt das oder diese Beispiele in eure Schrift ab, damit ihr es nicht wieder vergesset. Und es geschah also. Wahrscheinlich kannte der Lehrer das Lied: „Mit seinen Heften ausstaffiret, heißt er ein grundgelehrter Mann.“ An das Zahlensystem dachte niemand, das setzte man voraus.

Auf das Katechisiren wurde viel verwandt. Hing es doch mit den Kinderlehren zusammen, der Herzensangst der angehenden Schulmeister, der Seelenlust der ältern. Natürlich lag hier einzig und allein das Fragenbuch zu Grunde, über dessen Abfassung, Form, Veranlassung uns gar nichts gesagt wurde. Wir wußten nicht, wer da fraget und wer antwortet. Von den christlichen Lehrsätzen, auf welchen die Antworten ruhen, sagte man uns gar nichts, sagte uns nichts von der Trennung und dem Unterschied der katholischen und reformirten Kirche, wodurch einzig eine Menge Fragen begreiflich werden. Also eigentlichen Stoff gab man uns nicht zur Hand, eine eigentliche Grundlage legte man nicht. Die Hauptsache war die, daß der Lehrer fragen konnte, was er zu fragen wußte, mit Fragen nie stockte. Ob auf die Frage eine vernünftige Antwort natürlich folgen könne; ob auf die letzte Antwort die nächste Frage passe, und ob jede zum Ziele führe, darauf kam es wieder nicht an. Man fragte so, daß man Ja oder Nein bestimmt erwarten konnte; man half sich mit Müslins Erklärungen zum Heidelberger durch, der das Fragen und auf das Fragen das Antworten recht bequem macht. So wußte Mancher nicht, ob die erhaltene Antwort die rechte sei. Die Erklärung der Worte und Begriffe bestund nur darin, daß man die Hauptwörter mit dem Zeitwort umschrieb, und wo kein Zeitwort aus dem Hauptwort zu machen war, da nahm man einen Sprung über das Wort, z. B. über die Worte: Natur, Reich ꝛc. Z. B. was ist Trost? Wenn man Einen tröstet. Ja wenn er betrübt ist und man

ihn dann tröſtet. Was iſt Leben? Wenn Einer lebt, wenn Einer hier auf der Welt iſt und lebt. Dann mußten wir auch Anwendungen machen, zu welchen Bücher uns halfen, und machten gar oft ſolche, die wir ſelbſt nicht begriffen.

Ganz beſonderes Gewicht wurde darauf gelegt, daß man eine Sache durch Gleichniſſe erörtere. Wo mein Lehrer dieſen Grundſatz aufgefiſcht, weiß ich nicht. Aber auf Beiſpiele hielt er viel; mochten ſie übrigens paſſen, wie eine Faust auf das Auge, das war gleichgültig, wenn es nur ein Gleichniß war.

Das war an ſich ganz recht, daß man die todten Begriffe übertragen ſollte auf die lebendigen Verhältniſſe und das Dunkle klar machen durch Anſchauungen. Allein das wurde gar nicht begriffen, und ſo dem Kind Anſchauungen und Verhältniſſe vorgeführt, von denen es noch viel weniger begreifen konnte und ſollte, als von den Begriffen ſelbſt, z. B. über das ſiebente Gebot. Ueberhaupt ward hauptſächlich darauf geſehen, daß Einer an einer Frage ſeine gehörige Zeit zu verbrauchen wüßte, ohne eben merklich zu ſtocken. Das iſt allerdings eine große Kunſt, die in der großen Welt beſonders geübt und geſchätzt wird, eine halbe Stunde über eine Sache zu ſchwatzen, ohne etwas davon zu verſtehen. Dieſe Kunſt hat ſchon viel Geld, viel Ehre erworben und viel Sand in die Augen geſtreut. Und dieſe Kunſt uns Lehrlingen, die wir ein ſo ſteifes ſchweizeriſches Mundwerk hatten, und ſo gar keinen Schwung in der Einbildungskraft, und ſo gar keinen Wortvorrath, beizubringen, war eine noch viel größere Kunſt. Man hätte uns leichter die Sache ſelbſt beigebracht, unſere Seelen mit dem Stoff bereichert, als ohne Stoff uns darüber ſchwatzen gelehrt. Aber ſo haben es die Menſchen, ſie zäumen lieber das Roß beim Schwanz als beim Kopf, und treiben lieber das Verkehrteſte mit großer Anſtrengung und ohne Nutzen, als das Natürliche verſtändig. Es nimmt mich nur wunder, wie viele Menſchen einſten zur

Strafe ihres hiesigen Treibens in der Unterwelt Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen und den Mühlstein den Berg keuchend hinaufwälzen müssen, um denselben droben entgleiten und in's Thal rollen zu sehen, und so Tag um Tag, für und für in der langen, langen Ewigkeit.

Es ist doch gewiß ein gräßlich Ding, ein solch Abrichten, gerade wie man Dompfaffen abrichtet, zu pfeifen, was sie auch nicht begreifen. Und das ist das Schauervollste, daß man im neunzehnten Jahrhundert solches treiben konnte und nicht wußte, was man that, wie man sich damit an der Menschheit und somit auch an Gott versündigte. Vielleicht wußten die wohl, was sie thaten, welche mit solchen Normalschulen nur den Schein retten wollten, die Sache selbst aber nicht wollten. Nun, dann möge der liebe Gott ihren armen Seelen gnädig sein! Am schauervollsten aber ist die Schamlosigkeit oder die bodenlose Dummheit, mit welcher sich diese Menschen dieses Treibens rühmen, behauptend, bei der künstlich erhaltenen Dummheit sei das Land glücklich und fromm gewesen, und durch Aufklärung, durch Weckung und Bildung der Geisteskräfte werde es unglücklich und gottlos. Glauben denn eigentlich solche Menschen auch an Gott, glauben die auch an Jesum Christum, der ein Licht der Welt war und kam die Menschen zu erleuchten. Glauben solche Menschen an beide? — die öffentlich sich aussprechen, nur mit andern Worten: Die Bestimmung des Menschen sei die der Sau, daß es ihm wohl sei und behaglich im D...t; die nach obrigkeitlichem Maaß und Gewicht dieser Sau nur so viel Verstand zukommen lassen wollen, daß sie einsehe, sie müßte sich mästen, um von Zeit zu Zeit das überflüssige Fett sich abzapfen zu lassen? Glauben denn die auch an Gott, welche die Geister der Menschen binden mit den Fesseln des Aberglaubens, der Finsterniß, der Vorurtheile, um der Leiber ungestörter sich bemächtigen zu können? Gerade so gut als die, welche trostlose Verneinung und Glaubenslosigkeit mit Aufklärung und Fortschritt verwechseln.

Hatten wir uns ſturm katechiſirt, ſo ging es an's Singen, vom Pſalmenſingen bis zum Figuralgeſang, wofür wir den Gellert hatten. Da lernten wir die Kreuze kennen und die Noten theilen in halbe, Viertel- und Achtelnoten, lernten die Taktſchläge, den Seitenſchlag, den Bruſtſchlag, und wie die Schläge alle heißen; lernten ſingen, daß die Fenſter klirrten und die Grillen auf dem alten Ofen herumſprangen wie wild. Damit beſchloſſen wir gewöhnlich unſere Lehrſtunden.

Faſſen wir nun das Ganze in's Auge, ſo ſieht man zuerſt, wie Weniges uns beigebracht wurde, und betrachtet man das Wenige, wie man es uns beibrachte, ſo ſteht Einem der Verſtand ſtille. Daß wir es in Allem zu einiger Fertigkeit brächten, war die Hauptſache; ob es beim Kinde von Nutzen ſei, und wie, und in welcher Stufenfolge man es ihm beizubringen habe, darum bekümmerte ſich niemand. Ueberhaupt, von der Natur des Kindes war nie die Rede, alſo eben ſo wenig von der Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte. Daß die Schule ein Doppeltes ſolle, vor Allem aus die inwohnenden Kräfte entbinden durch den den Kindern vorgeführten Stoff, dann freilich auch dieſen Stoff ihnen zu eigen geben und Fertigkeit in ſeiner Anwendung, davon war keine Rede.

Da in dem Stoff, den wir zu uns nahmen, hundert Dinge waren, die wir ſelbſt nicht begriffen, an deren Erklärung man gar nicht dachte, entweder weil der Lehrer ſie nicht erklären konnte, oder weil er vorausſetzte, wir wüßten es ſchon, ſo lernten wir auch die große Kunſt nicht, bei den Kindern nichts vorauszuſetzen, ſondern alles Gegebene und Vorkommende klar zu machen. Und dieſes leidige Vorausſetzen von unbekannten Dingen als bekannt in den Kinderköpfchen und Herzen hemmt jeden geregelten Unterricht, jede ordentliche Erziehung, und pflanzt ein gedankenloſes Hinnehmen und ein gedankenloſes Ausſprechen von Worten, an deren Sinn man nie denkt. Dieſes Vorausſetzen iſt ein Krebsſcha-

den in unſern Schulen. Es iſt freilich eine ſchwere Sache, ſich ſelbſt zu vergeſſen und ſo in ein Kindesköpfchen hinein ſich zu denken, da ſich umzuſchauen, was alles darin und nicht darin ſei. Aber wer es verſteht, das Kinderherz ſich offen zu erhalten, ſieht auch in den Kopf hinein und erkennt, was der bedarf, und zu ſeiner Ausfüllung arbeitet er dann ſtätig vorſichtig, wie die Biene in ihrem Korbe, die mit bewunderungswürdiger Kunſt erſt die Waben anzuheften, dann die Zellen aufzubauen und dann endlich mit Honig ſie anzufüllen verſteht.

Wenn ich beim Zurückdenken an dieſe Sachen wild werde, verzeiht es mir, liebe Leute. Ich will euch jetzt auf die andere Seite des Bildes blicken laſſen, vielleicht werde ich dann wieder weich, oder auch wieder wild, denn ich habe eine gar wunderſame Natur, ich weiß nie, ob ich über eine Sache wild oder weich werde.

Rührſam war ſicher der Anblick der Lehrlinge und ihr Treiben. Alle hatten tief gefühlt, daß ihr Wiſſen Stückwerk ſei, ſo viel ſie ſich auf dieſes Stückwerk einbildeten; hatten gefühlt, daß es ihrer Beſtimmung nicht genüge. Alle waren wahrhaft hungrig und durſtig, lechzeten ordentlich nach Vervollſtändigung dieſes Stückwerkes. Aber alle waren durchaus ohne Bildung, ohne Hülfsmittel; ſie wußten, was ſie wußten, aber von dem, was ſie nicht wußten, was es ſei und wie viel es ſei, hatten ſie keinen Begriff, alſo eben ſo wenig von dem, was ſie eigentlich bedurften außer einigen Namen, wie z. B. Conſtruiren. Vor allem Wiſſen lag für ſie ein undurchdringlicher Vorhang, wie für alle Menſchen vor der Zukunft. Alle hatten mit tauſend Schwierigkeiten zu kämpfen, um dieſe Normalſchulen zu beſuchen. Einige mußten ihren Familien den nothwendigen Sommerverdienſt entziehen, mußten ihre Sonntagskleider, die für einen Schulmeiſter manches Jahr halten müſſen, abnutzen; ſahen einem Winter entgegen, wo geſchmalbartet werden mußte; ſahen allemal, wenn ſie heim kamen, der Frau ſaures Geſicht, und hörten ſaure Klagen

über Kinder und Nachbarsleute; ſahen voraus, dieſes ſaure Geſicht den ganzen Winter über ſehen zu müſſen, wenn die Butter in der Küche fehlte und das Salz auf dem Tiſch. Aber ſie kamen doch. Andere hatten ähnlichen Stand mit Vätern und Müttern, die das Geld für ſo etwas Neumodiſches zu lernen nicht hergeben wollten; mußten von allen Geſchwiſtern ſich angränneu laſſen, wenn ſie das wöchentliche Koſtgeld, mühſelig erbettelt, endlich forttrugen. Andere brachten den ſauren Verdienſt von Jahren dar, alle aufgeſparten Kreuzer ſeit ihrer Geburt, verſagten ſich das Nothwendigſte, um nur auszukommen, oder mußten, wie auch ich, jede Zwiſchenſtunde, die zu ermäßigen war, zur Arbeit benutzen, mußten, an Leib und Seele ermüdet, ein Werkholz in die Finger nehmen, wenn auch die ermatteten Augen alle Augenblicke zufallen wollten.

Alle dieſe ſammelten ſich des Morgens, wie die Spatzen auf einem Weizenfelde, auf den harten, hölzernen Bänken, und horchten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf die vorgetragene Weisheit. Sie ſchrieben mit Aengſtlichkeit, als wenn ſie Evangelien zu ſchreiben hätten, und auch das vergeſſene Komma ließ ſie nicht ruhen, bis ſie es ergänzt. Alles wollte man behalten, und es konnte Einen recht unglücklich machen, wenn man am Abend nicht alle Worte des Lehrers wieder herſagen konnte, wie die Fragen im Heidelberger. Denn das Auswendigbehalten hielt man natürlich für die Hauptſache, war es doch auch die Hauptſache in den Schulen. Man begnügte ſich aber nicht nur mit den Lehrſtunden, ſondern auch in den Mittags- und Abendſtunden ſchrieb man und trieb man, was zur Sache gehörte, kaum ließ man ſich Zeit zum Eſſen. So wollte mir z. B. das Conſtruiren nicht recht in den Kopf. Wo ich ſtund, ging und arbeitete, hatte ich das Conſtruiren im Kopf, und repetirte das am Tage Vorgekommene. Ich konnte die meiſten Geſchichten auswendig, daher konnte ich mich allenthalben beſchäftigen.

So heißt es z. B. in der zweiten Geſchichte des N. T.: Um jene Zeit befahl der Kaiſer Auguſtus, daß alle Einwohner Paläſtina's aufgeſchrieben würden. Nun ſuchte ich das Zeitwort, fand es aber gewöhnlich lange nicht. Ich verſuchte mit: würden, mit: jener, mit: aufgeſchrieben, aber alles ging nicht. Endlich probirte ich mit: befahl. Es befahl! wer befahl? der befahl! wer der befahl? der Kaiſer Auguſtus befahl; was befahl er? um jene Zeit. Ja das war nicht recht; ich ſann lange, und fand endlich, daß ich fragen müſſe, um alle Worte ordentlich zu bekommen: wann befahl der Kaiſer Auguſtus? Um jene Zeit befahl der Kaiſer Auguſtus. Und was befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. Was: daß befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß (nun langes Beſinnen und Irriges): würden. Was: daß würden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit? Daß aufgeſchrieben würden befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. Daß wer (das: was, ſetzte mich lange in Verwirrung) aufgeſchrieben würden, befahl um jene Zeit der Kaiſer Auguſtus? Daß alle Einwohner Paläſtina's aufgeſchrieben wurden, befahl der Kaiſer Auguſtus um jene Zeit. O wenn ich eines ſolchen Satz glücklich zu Ende gebracht hatte, wie glücklich war ich dann! und wohl zehn Mal repetirte ich ihn, um ihn ja nicht wieder zu vergeſſen.

Doch ſelten kam ich ſo glücklich und leicht durch. Dann mußte mich ein Anderer h'hören, mir einhelfen, dem ich den gleichen Dienſt bei Gelegenheit wieder that. Ebenſo repetirte ich anderes, namentlich die verſchiedenen Taktarten, die Schläge aller Arten, und verwarf für mich die Hände, ärger als der Pfarrer auf der Kanzel. Auch die Zauberformeln des Rechnens, das Multipliciren der Zähler mit den Nennern, der Zähler mit einander und wieder der Nenner: das Teufelswerk konnte ich nie recht behalten. Ich glich einer wandelnden Brummelſuppe, man hörte mich von weitem

ſurren, und meine Koſtleute beklagten ſich, das gehe auch im Traume fort, ſo daß des Nachts ſie meinten das Spuhlrad zu hören.

Nebenbei ſorgte man noch vorſichtig für die Zukunft, für Kinderlehren und Leichenpredigten, auf die man hinfah mit ſchauerlicher Wonne, wie die Weiber auf eine Kindbette. Es beſuchte uns oft Einer, der gab ſich aus für einen gar Gelehrten, und im Reden fürchte er niemand und keinen Pfarrer, und es hätte ihn ſchon manchmal dünkt, es ſeien viel ſchlechtere Sachen gedruckt, als was er aufſetze. Er ſetze zwar nie für ſich auf, ſagte er, ſondern für gute Freunde, die ihn darum bitten. Wir betrachteten den Mann mit gar großem Reſpekt, der es faſt bis zum Drucken gebracht, und baten auch von ihm Aufgeſetztes, um es abzuſchreiben. Er brachte uns gar willig, und erzählte uns bei jeder Rede gar ſchön ihre Empfängniß, ihre Geburt und ihre Wirkung. Einmal verlor er ein ganzes Säckli voll; wie er das machte, weiß ich nicht, man wurde nie recht klug daraus. Das hätte jeder von uns ſo gerne gefunden, aber ich glaube, keiner den papiernen Schatz zurückgegeben.

Obgleich ſchon anfangs wir die Sache ſo ernſt betrieben, ſo war doch das noch gar nichts gegen unſern Eifer, als es gegen das Ende der Schule und gegen das Examen ging; da wußten wir wirklich nicht mehr recht, gingen wir auf den Köpfen oder auf den Füßen. Man glaube aber ja nicht, daß dieſer Eifer nur erzeugt wurde durch das Examenfieber. Allerdings klopfte uns das Herz, wenn wir daran dachten, daß wir nach Bern vor die Herren des Kirchenrathes müßten, die wir uns vorſtellten wie kleine Herrgötter oder wenigſtens wie Erzengel. Damals wußte man noch nicht, daß Erzväter eigentlich Erziehungsväter bedeuteten, wie Erz-Departement Erziehungs-Departement, ſonſt hätten wir ſie uns wie Erzväter vorgeſtellt, wie Abraham, Iſaak und Jakob. Nein, ſondern es war die Angſt, wir möchten um einige Biſſen

Wiſſen verkürzt werden oder einige erhaltene Biſſen wieder vergeſſen. Die Felder des Wiſſens blieben wie zuvor hinter dem dicken Umhang, und aus dem hervor reichte uns der Lehrer Brecken um Brocken. Wie viel noch dahinter ſei, wußten wir nicht. O wie wir uns über jeden erhaltenen freuten, weil er uns ein ganz neuer und eben ein Brocken war, und wie wir uns meinten, wenn wir ihn zu uns geſteckt hatten. Und um ſo mehr meinten wir uns, weil wir glaubten, wir hätten bald alles im Leibe, was Brauchbares hinter dem Umhang ſei. Das war es, was uns den Trieb und die Ausdauer gab, welche die Meiſten von uns beſeelten. Freilich waren auch Einige darunter, die träger Seele und faulen Leibes waren, die ſchliefen, wenn ſie hören, und gafften, wenn ſie ſchreiben ſollten. Wir ſchämten uns ordentlich ihrer und beſonders der Erzväter oder Erzengel wegen, weil wir fürchteten, wenn ſie zufällig hinter einen ſolchen geriethen anfänglich beim Examen, ſo möchten ſie ein böſes Vorurtheil gegen Alle kriegen. Denn wenn ſolchen Herren einmal eine Mücke hinter die Ohren geflogen iſt, ſo bringt man ſie höchſtens mit vielem Wedeln wieder weg.

Wenn jemand mit klugem Kopf und warmem Herzen uns zugeſehen hätte, ſo hätte ſein Mund ſich halb todt gelacht, während ſein Herz geblutet in bitterm Schmerz.

Was war wohl lächerlicher als das Wichtigthun unſeres Lehrers und unſer Wichtigthun, unſer Eifer und unſer Brüſten mit leeren Nüſſen und weggeworfenen Schaalen? Was lächerlicher, als wenn zwanzig Männer mit der höchſten Anſtrengung einen Satz conſtruiren Stundenlang und nicht die halben Worte darin begreifen, und mit dem höchſten Ernſt vor ſich hinſagen: Nennfall, Beſitzfall ꝛc. wer? weſſen? ꝛc. bis ſie in der gehörigen Reihenfolge es ſich eingeprägt, ſo aber, daß ſie in der Anwendung nie zurecht kommen können? Und bei allem dem doch das Glück auf allen Geſichtern und ein bedeutendes Selbſtgefühl in allen Geberden. War es nicht faſt,

wie wenn junge Affen mit geſtohlenen Glasperlen oder einer alten Matroſenjacke auf einem grünen Aſte wichtig und poſſierlich thun, und ſich lieber das Leben nehmen laſſen, als die Jacke mit ihren Löchern, die ſie dazu noch verkehrt angezogen. Das waren aber Männer, mit denen man Spaß trieb, wie mit jungen Affen, welche die Jugend des Staates, Chriſtenkinder unterrichten, erziehen ſollten. Es waren Männer, welchen ehedem der Religionsunterricht faſt allein anvertraut war, und die jetzt noch das Fundament zu legen haben; Männer, von denen die Bildung der Vorgeſetzten abhing und das Wecken aller Klaſſen zum Denken und ihre Befähigung zum Gewerb. Es waren Männer, die einem der ehrwürdigſten und einflußreichſten Stände im Staatsverband angehörten, mit denen man auf dieſe Weiſe bewußt und unbewußt das Narrenwerk trieb. War das nun nicht zum Weinen? War es nicht zum Weinen, daß ſo viel Eifer, ſo viel Hingebung und ſicher auch ſo manches ſchöne Talent auf ſo läppiſche Art und an ſo läppiſchen Dingen vergeudet, verzehrt wurde?

Auf dieſe Weiſe wurden Schullehrer gebildet. Ich will nicht ſagen alle. Es mag Normalſchulen gegeben haben, in denen auf geiſtreichere Weiſe handthiert wurde, obgleich in den Examen, welche ich mit Schülern derſelben hier oder dort machte, faſt kein Unterſchied zu merken war. Sicher iſt auch mancher Normallehrer geweſen, der wußte, was Paläſtina ſei, aber ob er es auch erklärt, ob er es nicht als bereits bekannt vorausgeſetzt hat? das iſt eine andere Frage. Mancher dieſer Lehrer hat ſich ſicher aus aufrichtigem Herzen die größte Mühe gegeben, aber hatte er denn auch wirklich den wahren Beruf zu dieſem Unternehmen, die Kenntniſſe und den pädagogiſchen Sinn und Takt? Auf alle Fälle verrieth er darin nicht die gehörige Einſicht, daß er glaubte, in einigen Monaten einen Schulmeiſter bilden zu können. Braucht doch die allmächtige Natur neun Monate zur Bildung eines Kindes, und ein mittelmäßig guter Schneidermeiſter drei Jahre

zur Bildung eines mittelmäßig guten Schneidergeſellen; und ein Kind und ein Schneidergeſelle, und wenn es auch ein Altgeſelle wäre, ſind doch noch lange keine Schulmeiſter. Aber daraus ſieht man, wie hoch der Lehrerſtand bei Hoch und Niedrig galt, und wie groß der Schulverſtand allenthalben war.

So ging es damals mit der Bildung des Lehrerſtandes zu.

Wahrlich, die menſchliche Natur muß noch viel Gutes an ſich haben, daß ſie durch die Sorgloſigkeit und den Unverſtand der Menſchen nicht in Grund und Boden hinein verteufelt iſt! Das kömmt uns aber wohl. Denn wenn wir jetzt ſchon freilich beſſere Schulmeiſter-Bildung und beſſere Schulmeiſter haben, ſo ſind Andere da, die den Souverain, das Volk, verhunzen aus Leibeskräften mit unzeitiger Nachſicht und unzeitigen Schmeicheleien und böſen, liederlichen Beiſpielen; — gerade wie ſchlechte Kammerdiener bei vornehmen Prinzen es machen, um ihnen lieb zu werden, viel bei ihnen zu gelten und ihnen die Augen zuzudrücken für ſchlechte Streiche oder behagliches Nichtsthun. Und ſind nicht noch andere da, welche die Schulmeiſter verhunzen, ſie bekleiden mit abgelegtem Theaterplunder, ihnen Phraſen vorſagen, königlich-kaiſerliche Geberden einüben, und Allerhöchſte Läuſe hinter die Ohren ſetzen?

Vierzehntes Inzitel.

Alleluja! Endlich.

Unſer Examen lief glücklich ab für mich, nur die wurden zurückgeſtellt, welche nicht leſen konnten. Ich erhielt einen ſchönen Brief, ein ſogenanntes Schulmeiſterpatent.

Wie glücklich und ſtolz ich es in der Buſentaſche trug, wie manchmal des Tages es betrachtete! Ich mochte gar nicht warten, bis ich meinem alten Lehrmeiſter gezeigt, wie geſchickt ich nun geworden, und wie ich jetzt alles könnte, was nur vorkäme. Er hatte Freude an mir und auch an meinem Patent, doch ſagte er: Ehemals hätte man kein ſolches Papier nöthig gehabt, es wäre nur darauf angekommen, daß der Mann gut ſei, und das wüßten die Bauern ſelber viel beſſer als ſo ein Herr, der nur in der Stube hocke, und alle Fliegen kenne darin, aber keinen Menſchen außer derſelben; der wiſſe, wie lange Ohren die Lappländer hätten, aber nichts von einer Bauern-Natur. Die würden deswegen auch am meiſten zum Narren gehalten, beſonders wenn ſie Brillen an hätten und deswegen die Naſe hoch trügen. Während ſie den Bauern überſehen, durchſehe derſelbe ſie ganz und gar und ſchlage ihnen den Haken, ſo oft er wolle. Als ich ihm nun aber auskramen wollte mein neues Wiſſen von den Redefüllen und den verſchiedenen Zeiten, und den wer? weſſen? wenn? wen? von wem? — da wurde er bitterböſe und ſagte: Solch neues Zeug trage gar nichts ab, als daß man die Religion vergeſſe und hochmüthig werde. Wenn die Herren Verſtand hätten, ſo würden ſie es verbieten ſtatt einführen; aber ſeitdem die Franzoſen in's Land gekommen, ſei alles verherget. Ich hatte Zeit einzulenken, meine neue Gelehrſamkeit in Sack zu ſtoßen und ihm vom Rechnen, Schreiben und Katechiſiren zu berichten. Daß ich die Brüche konnte und die Heuſtöcke auf zwei Wegen rechnen — auch die Renner-Probe — das flößte ihm doch eine Art Reſpekt ein, und er meinte: Wenn ich das Larifari fahren laſſe, ſo könnte ich noch von den Beſten einen geben.

Man kann denken, mit welcher Begierde ich auf ausgeſchriebene Schulen wartete, und mit welchem Aerger ich wieder in meinen Bekkeller zurückging, wo ich noch an der Koſt abzuverdienen hatte, wenn ich keine fand, außer vielleicht eine

aus dem Oberlande, für welche ohne Wohnung Summa Summarum acht Thaler verſprochen waren.

Endlich kamen ledige Schulen, ich machte Examen, allein ich war nicht glücklich, und doch war ich überzeugt, daß ich der Geſchickteſte geweſen, daß mir die Schule gehört hätte. Freilich geſtund ich, daß die Glücklichen in einigen Fächern es beſſer gemacht; allein im Ganzen, meinte ich, hätte ſich doch keiner ſo durchgeſchlagen wie ich. Endlich brachte ich es zum Zweiten im Vorſchlag. Das war etwas, aber ich war doch ärgerlich, beſonders da ich ein Patent hatte und jener keins. Im Wirthshauſe trank ich auf der Gemeinde Koſten ein Glas geſchwefelten Wein zu viel und traf im Heimgehen auf den Schulkommiſſär. Zu meinem geſchwefelten Muthe beſchwerte ich mich über meine Zurückſetzung, und fragte recht preußiſch: Was denn Meiner Gnädig Herren G'ſchrift nütze, wenn man nicht darauf achte? Der Schulkommiſſär, ein runder guter Mann (es iſt, beiläufig geſagt, merkwürdig, daß die Runden gewöhnlich feiner ſind als die Langen), ſagte mir, er wolle es mir erklären, wenn ich es nicht übel nehmen wolle. Allerdings ſei ich der Beſte geweſen im Examen, aber die Bauern, auf die man auch hören müſſe, hätten mich nicht gewollt. Sie hätten geſagt, ich ſei ein gar Hochmüthiger. Geſtern, als ich durch ihr Dorf gegangen, hätte ich niemand bei den Häuſern gegrüßt, und wenn mir jemand die Zeit gewünſcht, nur ganz puckt gedankt, und wenn ſie geſagt: „Guten Abend geb Euch Gott," nur geſagt: „Große Dank," ſtatt: „große Dank geb Euch Gott," und bei niemand mich geſtellt. Dann ſei ich ihnen viel zu herrſchelig und hätte eine ſchwarze Kutte an. Die ſtände dem Pfarrer wohl an, aber ſie begehrten keinen Schulmeiſter, der hoffährtiger und vornehmer daher komme, als ſie ſelbſt. Mein Gott! ſagte ich, das ſind doch dumme Bauern, daß ſie nicht geſehen haben, daß ich mich ſcheute durch das Dorf zu gehen und faſt nicht neben aus zu ſehen wagte aus Schüchternheit.

Ich hätte gerne mit Einem geredet, aber es wollte mich keiner anreden. Die Kutte kaufte ich in Bern, sie gefiel mir gar wohl, war halb so wohlfeil als eine halbleinene, und ich dachte, es sei für einen Schulmeister doch anständig, wenn er auch etwas geistlich daher komme und nicht nur so weltlich. Der Schulkommissär antwortete mir: Schüchternheit und Hochmuth könnten noch gescheutere Leute, als jene Bauern seien, nicht unterscheiden. Der Bauer komme niemand entgegen, am wenigsten einem Fremden. Für Freundlichkeit oder Holdseligkeit sei er aber um so empfänglicher, je mehr sie ihm abgehen. Freundlichkeit sei ein gar holdes Wort, und eine viel wichtigere Tugend, als man es gewöhnlich glaube, und auch in dieser voranzugehen, sei des Schulmeisters Pflicht. Die Kutte mache eben die Geistlichkeit nicht aus, und in einer geistlichen Kutte könne ein gar weltlicher Sinn stecken. Daß ein Pfarrer eine solche tragen müsse, fordere ein altes Vorurtheil, es wäre auch besser anders. Den Schulmeister aber wollten die Bauern in ähnlicher Kutte haben, wie sie trügen, damit sie die Ueberzeugung gewinnen könnten, daß auch in solchen Kutten ein ächt geistlicher Sinn wohnen könne. Ich wollte wieder das Maul aufthun um zu räsonniren, da stund der Herr stille, gab mir die Hand und sagte: Behüte euch Gott, Käser, ich muß hier links, ihr begreift mich noch nicht. Denket über meine Worte nach, so werdet ihr finden, daß ich Recht habe. Wollt ihr aber lieber durch Schaden klug werden, so macht's, er ist auch ein Weg zum Ziel. Behüt euch Gott!

Er ging links, ich rechts. Ich pülverte gewaltig über den rathenden Schulkommissär. Ich behauptete: Das hätten die Bauern nicht gesagt, nicht gedacht, sondern der Herr habe das selbst ersonnen. Der möge viel von Hochmuth sprechen, während er nicht leiden möge, daß ein Schulmeister eine Kutte von gleicher Farbe trage; denn das habe ihn und nur ihn geärgert, daß ich eine schwarze Kutte angehabt, auf so was

hätte kein Bauer Acht gegeben. Das sei mir aber auch wieder ein luſtiger Herr und der Rath ein luſtig Pfaffenſtücklein, mich nehme nur wunder, wie der über den Text predigen wolle: Daß man nicht nach dem Splitter ſuchen ſolle in des Nächſten Auge, während man den Balken noch im eigenen habe. Ihn gehe es aber gar nichts an, welche Kutte ich trage, ich hätte ſie aus meinem Gelde bezahlt; und ihm zum Trotz werde ich ſie an allen Examen anziehen. So dachte ich damals.

Würde ich jetzt den guten runden Herrn irgendwo antreffen, ſo würde ich ihm recht herzlich für ſeinen Rath danken. Denn jetzt ſehe ich durch lange Erfahrung belehrt ein, daß er Recht hatte, und das Land weit beſſer kannte als ich, der doch darauf auferzogen wurde. Aber wenn man mitten in einem Walde ſteht, ſo weiß man ſelten, wo man darin daheim iſt. Man muß ihn überſehen können, wenn man ſich zurecht finden will.

Wie es kam, weiß ich nicht, allein als ich an das nächſte Examen gehen wollte, zog ich meinen ſchwarzen Rock nicht an, ſondern den alten gelben. Als ich das Haus verließ, begegnete mir kaum funfzig Schritte davon ein alt ſtruppig Weib mit einer Tabaksnaſe, grüßte mich freundlich und wollte mir die Hand langen. Ich aber wurde feuerroth im Geſicht, daß ein altes Weib auf meinem Weg nach gutem Geſchick mir zuerſt begegne, und noch dazu ein ſo wüſtes und noch dazu mir die Hand geben wolle; ſie kannte mich und kam aus meiner Gemeinde. Ich brummte ärgerlich ein paar Worte und ſchnurrte an ihr vorüber wie ein Pfeil, und hatte bereits alle Hoffnung, im Examen glücklich zu ſein, aufgegeben. Denn wenn ſo ein altes Weib Einen bei einem Ausgang zuerſt anläuft, dann gute Nacht Glück! Die ſtund über mein Benehmen ganz verdutzt ſtill, und rief mir erbittert nach: E Peterli! Nur nicht ſo hochmüthig. Bauernhof haſt keinen zu verkegeln, und braucht deine Naſe ein Tuch, mußt erſt ſpringen und eines leihen!

Ich lief was ich konnte, dachte aber bei mir selbſt, das ſei doch verdammt ungerecht, daß jedes alte Weib und ein jeder Pfaffe mich als hochmüthig verſchreien wollten. Aber denen wollte ich es zeigen, daß ich es nicht ſei. Ich nahm mir feſt vor, mit jedem anweſenden Vorgeſetzten recht manierlich und reputirlich zu reden. Dieſen Entſchluß führte ich aus, ſo ſchwer es mir ward, und ſiehe, ich erhielt die Schule, d. h. ich war der Erſte auf dem Vorſchlag, und beim Abendeſſen rühmten mich die Vorgeſetzten gar ſehr und ſagten, das hätte ihnen gefallen, daß ich gar ſo ein Gemeiner ſei und niederträchtig mit jedermann. So einen Herrſcheligen und Hochmüthigen begehrten ſie nicht. Da ging mir der erſte Stich durch's Herz wegen angethanem Unrecht, und ſeither noch mancher.

Gegen hundert Kinder gehörten zu dieſer Schule. Etwas Land nebſt dem nöthigen Holz und Wohnung und dreißig Thaler baare Beſoldung machten ſie zu einer der angenehmſten im Canton zu damaliger Zeit. Lage und Haus hatte ich noch nicht geſehen, mußte aber verſprechen, bald zu kommen und mich umzuſchauen.

O wie ging ich ſelben Abends heim, ſo träumeriſch glücklich, daß ich nicht wußte, wo ich war und wie die Füße liefen; bald ſchnell, bald langſam wahrſcheinlich, je nachdem es in mir quoll und ſchwoll. Was alles an meiner Seele vorüberrann, weiß ich nicht; war es doch eben ein Traum in wachendem Zuſtande. Aus dieſem Traum erwachte ich erſt, als mich etwas heftig in die Finger ſtach. Es war ein Dornzweig, der in die Straße hing, und den ich in meine Hand gedrückt hatte, träumend, es ſei die Hand des Ammanns, der mich bewillkommne vor ſeinem Hauſe.

O ſo ein Zuſtand iſt rührend und ſchön begreiflich auch bei einem armen Kerli, der in bitterer Noth mit ſchweren Hinderniſſen Jahre lang gekämpft und nun auf einmal ſorgenlos am ſchönen Ziele zu ſtehen meint. Aber leider iſt ein

ſolcher Zuſtand nur ein Traum, der uns bei Erreichung eines Zieles, auf das wir unverwandt unſer Auge geheftet, beglückt, und dieſer Traum währt nur ſo lange, bis wir wieder die Augen aufſchlagen, am Ziele rund um uns ſchauen. Dann ziehen neue Sorgen, neue Kümmerniſſe ein.

Es keucht der Wanderer in ſchwerer Sonnenhitze einen ſteilen Hügel hinan, ängſtlich den Gipfel im Auge und zunächſt am Ziele träumt er von Ruhe und ebenen Wegen, als ob dies der einzige Hügel, der einzige ſteile Gipfel ſei, und fühlt ſich glücklich in dieſem Traume, aber wenn er oben ſteht und die Augen aufſchlägt, ſo erwacht er aus dieſer glücklichen Täuſchung, denn er ſieht rings um ſich andere Hügel, noch ſteilere Gipfel; die Ruhe wird ihm nicht. Nach kurzer Raſt muß er weiter, keuchend und ſchwitzend. Und dennoch giebt er ſich in der Nähe jedes Gipfels den gleichen wonnereichen Täuſchungen wieder hin. Ach ſolche Täuſchungen wären köſtliches Labſal auf der weiten Reiſe, wenn alle Herzen ſie ertragen möchten, und nicht gar manches nach jedem Erwachen matter und muthloſer ſich fände und zuletzt troſtlos niederſänke, und auf dieſer Stelle nach vielen Kämpfen verendete, wie der Fiſch, den eine hohe Meereswelle in den Uferſand geworfen, zappelt, nicht fort kann, und verſchmachtend ſtirbt in vergeblichem Mühen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie mir die Augen aufgethan werden.

Des andern Morgens weckte mich früh die Freude und das Verlangen, meinem alten Schulmeiſter mein Glück zu verkünden. Es war ein heller Tag, Sonne und Mond ſtunden am Himmel, und nur zögernd legten ſich die Sternlein in ihre aus ewigem Lichte geflochtene Bettlein. Auf der Erde

wimmelte es wie in einem Bienenkorbe, der ſtoßen will. Aus Haus- und Stallthüren kam heraus, was drinnen war, zum Schaffen und Luſtigſein. Fröhlich blöckten die Schafe, umgaukelt von ihren Lämmlein, der Weide entgegen und ſprangen munter den Kühen voran, die in ſteifem Ernſte nachſchritten, höchſtens einen ſchwerfälligen Trott verſuchten, nachdenkliche Geſichter ſchneidend. Andere bogen ungerne ihren Hals unter das Joch und muhten wild, wenn man ſie mit Schlägen auf die Naſe trieb an die Deichſeln der ſchwer beladenen Miſtwagen. Sie wären auch lieber auf der Weide geweſen, als am Wagen, und machten Geſichter dazu, wie Profeſſoren, wenn ſie aus der Kneipe in's Colleg müſſen, oder Gemeinderäthe, wenn ſie der Schreiber aus dem Wirthshauſe in die Gemeindſtube muß holen laſſen, oder wie Waadtländer Räthe, wenn der Weibel aus den Pinten ſie zuſammentreiben muß, damit Beſchlüſſe gefaßt werden könnten. Müden Schrittes zogen Pferde den Pflug und ſtreckten lang ſich aus, durch die lange Furche. Als rüſtige Landwehr zog Mann und Mädchen aus mit Kärſten und Haken hinter die Erdäpfel her und hinter die Furchen, ſchäkernd und mit Aepfeln die Säcke füllend. Um das Haus herum räumte auf die geſchäftige Hausfrau, und erſt lange hinter den andern zog ſie die reine Schürze an, die Thüre zu, und ſchritt ſtattlicher, aber raſcher als die Anderen, dem Felde zu. Von weitem ſah man ihr an, daß ſie wußte, man ſehe auf ſie, und das Auge des Dorfes ſei offen über ſie, wann und wie ſie ausgehe auf's Feld! O ſo ein Dorfauge iſt eine gute Sache und hält manche im Geleiſe. Es wirkt auf die Weiber viel mehr als auf die Männer. Man denkt gar nicht, was alles getrieben würde, wenn die Furcht vor dieſem Dorfauge nicht wäre.

Auf den Feldern war ein luſtig Leben. Kleine und große Truppe Leute rührten ſich rüſtig; hell jauchzte der Weidbube bei ſeinem Feuerlein; einförmig, aber an's Herz dringend, läuteten die Kühe ihre Glocken. Alles hatte mit

ſich ſelbſt zu thun, ſchaffte für ſich, ſchien um die Andern ſich nicht zu kümmern. Aber wenn ein Haſe aufſprang, aufgejagt aus einem Erdäpfelplätz, mit mächtigen Sprüngen durchs Feld ſetzte und der Ruf erſcholl: e Has! e Has! Da, wie durch einen elektriſchen Schlag getroffen, ſtund Menſch und Vieh ſtill, hoben alle Köpfe ſich auf, ruhten alle Arme. E Has! e Has! da! da! ſchrie es durchs ganze Feld. Ein Auge und Ein Sinn war die zerſtreute Menge geworden, bis der Haſe des Waldes Dunkel, von ſchwerer Angſt gejagt, erreicht hatte. Dann verſchwand die Einheit wieder und jedes Auge ſenkte ſich wieder auf ſeine Sache nieder, jeder Fuß ging ſeinen Weg und jeder Arm rührte ſich für ſich. Ein merkwürdig Bild unſeres Lebens, das man aber nicht auf dem Rumedingerfeld ſehen kann, denn da ſieht Keiner auf und einem Haſen nach — wenn er Erdäpfel vor ſich hat.

Wohlgemuth lief ich in ſchönem Sonnenſchein durch die wimmelnde Menge, und ſah ganz glücklich auf jeden Bauer, den ſeine vier Rappen in's Feld führte, und dachte bei mir ſelbſt: du armer Teufel mußt doch genug thun, wenn du wüßteſt, wie gut es ein Schulmeiſter hat! Und dann ſang ich vor mir hin folgendes Liedchen, das ich in der Normalſchule gelernt hatte, und das wahrſcheinlich mit einigen Variationen ein Soldatenliedchen geweſen war:

We di Bure früh aufſtad,
Thut is d'Frau im Bett ephah!
We di Bure Garbe ſchnyde,
Then m'r ſchön am Schatte blybe!
We di Bure z'Acher fahre,
Then m'r ſchön das Chniepe ſpare!
We di Bure Garbe dröſche,
Laß mir nit die Pfyfe löſche!
Da capo: Ll we die Bure mezge,
Su eſſe mir das Beſte! Juhe!

So wanderte ich in wohlgemuthem Uebermuth durch Feld und Wald meinem Schulmeiſter zu und dachte, was er

ſagen werde, daß mir das Conſtruiren eine ſo ſchöne Stelle eingebracht. Ich dachte an den ſchönen Lohn und an die ſchönen Sachen alle, die ich daraus wollte machen laſſen, und wie ich Einer ſein wollte, daß weit und breit kein ſolcher wäre, und daß die Leute ſagen müßten, ſie hätten noch nie von einem ſolchen gehört, geſchweige denn einen ſolchen geſehen oder gar gehabt. Ach wie leicht man bei ſo lüftigen Träumen läuft! Es iſt wirklich faſt, als ob man durch die Luft führe; hingegen wenn man irdiſche ſchwere Sorgen hat, iſt es da nicht, als ob man knietief in der Erde ginge?

Mein Alter hatte auch Freude an meinem Glück, doch that er mir die trunkenen Augen auf und ſchüttete kaltes Waſſer über meine Träume. Und jetzt, Peter, fragte er mich, haſt du Geld? Wie willſt du den nöthigen Hausrath, ein Bett ꝛc. anſchaffen? — Ja an das hatte ich nicht gedacht und wußte keinen Beſcheid, als daß ich werde z'Koſt gehen müſſen.

Das thue ja nicht, Peter, ſagte er. Erſtlich nimmt dir das Koſtgeld mehr als den halben Lohn weg; zweitens mußt du an deinem Koſtort gar vieles machen helfen, man giebt dir nichts dafür, aber man nimmt es übel, wenn du es einmal verſäumſt; und drittens ſchadet es dir gar ſehr an Präſenten; wenn du keine Haushaltung haſt, ſo bringt man dir nichts. Das leuchtete mir ein, aber wo Geld nehmen zu Allem, da war ich am Zaune. Der Alte erbot ſich mit ein paar Gulden mir zu Küchengeſchirr, d. h. zu einer Pfanne, einigen Tellern, Kacheln und Kellen zu helfen; allein das Bett, den Schrank ꝛc. anlangend, war guter Rath theuer. Endlich meinte der Schulmeiſter: Ich ſollte zu meinen Alten gehen, die würden doch nicht immer zornig ſein wollen, und würden vielleicht Freude haben, daß ich jetzt Schulmeiſter ſei. Einige unbenutzte Bettſtücke hätten ſie allweg, die könnten ſie mir gar wohl leihen. Ich wehrte mich hinzugehen, aber es half alles nichts, ich mußte in den ſauern Apfel beißen. Mich

zog es nicht zum Vater, nicht zur Mutter, nicht zu den Geschwistern; mir klopfte das Herz, wenn ich nur an das Wiedersehen dachte, aber mich zog es doch auf meinem Wege fort; es war das Heimelige, das sich mir immer mehr aufdrang. Es war das Bächlein, in dem ich Fische und Krebse fing; es war der moosige Baum, in dem die Staaren nisteten; es war der bekannte Rain, wo wir schlitteten; es war der Heubirnenbaum, den ich so oft geplündert; es war das grüne Dach, unter dem ich so oft geschlafen und geweint. Das alles füllte mein Herz mit Sehnsucht und zog mich hin zum Vaterhause, das ich über zwei Jahre nicht gesehen hatte. Je näher ich kam, desto heimeliger ward es mir; ich vergaß, daß die Eltern böse sein könnten, und trat ganz fröhlich in die Küche. Aber als die kochende Mutter mit sauerm Blick mich empfing, auf mein: „Gottwilche Mutter", ein trocknes: „Danke Gott" antwortete, die Hände nicht aus dem Waschfaß nahm, sie nicht an der Schürze abtrocknete, um meine dargebotene zu ergreifen; auf meine Frage: wie geht es euch? antwortete: Es hat dich lange nicht wunder genommen — da merkte ich, daß ihr Herz sauer geblieben, keine Liebe, keine Vergebung da sei. Ich fragte nach dem Vater, sie wies mich nach dem Webkeller. Der Alte sah nicht einmal nach mir um, hörte keinen Augenblick auf zu arbeiten, so daß ich nach und nach in die größte Verlegenheit gerieth, und gar nicht wußte, wie mein Anliegen vorbringen.

Ich wußte nicht, was reden, mit allem fürchtete ich zu fehlen. Ich sagte von schönem Wetter. Es sei lustig genug für die, welche nichts zu thun hätten, als herumzulaufen — war die Antwort. Ich sprach von der guten Saatzeit und wie man die Erdäpfel gut einbringen könne. Ja, das sei lustig für die, welche zusehen und fressen könnten, was die Andern gesäet. Aehnliche Antworten auf ähnliche Eingänge erhielt ich eine Menge. Endlich sagte ich, sie würden gehört haben, daß ich Schulmeister geworden sei? Das habe sie

nicht wunder genommen, was aus mir werde, allweg nichts gutes, selb hätten sie im voraus gewußt. Es sei doch eine schöne und gute Schule, sagte ich. Das gehe sie nichts an, sie hätten doch nichts davon — lautete die Antwort. Nach diesen Präludien mußte ich endlich mit meiner Bitte herausrücken, obgleich ich daran fast erstickte. Das sei seltsam, daß ich jetzt an sie denke. Ich solle jetzt zu denen gehen, welche mir den Kopf groß gemacht. Ob sie mich nöthig hätten, habe ich sie nicht gefragt, als ich fortgelaufen, was ich nöthig hätte, darum kümmerten sie sich jetzt auch nicht. Wahrscheinlich hatte die Mutter an der Thüre gehorcht, trat ein, und fragte, was es denn eigentlich gegeben hätte, daß ich noch an sie gedacht? Ho, antwortete der Vater, wir hätten bleiben können, wo wir wollen, wenn er nicht gedacht hätte, wir hätten Bettstücke, welche er brauchen könne. Mit funkelnden Augen betrachtete mich die Mutter, sagte aber kalt: so Einer, wie ich, brauche ein Herrenbett, deren hätte sie keins (unglücklicherweise hatte ich wieder meinen schwarzen Rock an). Ich wollte anhalten, allein alsobald hieß es: Ich hätte es gehört, für mich hätten sie kein Bett und keine Zeit, länger sich mit mir zu versäumen. Sie müßten zu sich selbsten sehen, wenn sie die Kinder machen ließen, dieselben zögen sie noch heute nackt aus. Es sei eine böse Welt, und werde je länger je schlimmer, und Religion sei auch gar keine mehr.

So mußte ich abziehen unverrichteter Dinge, auch nicht ein Stücklein Brod hatten sie mir angeboten, geschweige denn ein freundlich Wort mir gegeben. Natürlich ging ich wieder in's Schulhaus; endlich wurden wir dort räthig: Ich sollte oben bei dem Bauer, wo ich einen Winter gewesen, den Versuch machen, ein Bett zu leihen, es sei eine gute Frau oben, die schlage es mir kaum ab.

Kaum war das abgethan und hatte mir gewohlet, als der Alte fragte: Ob ich die erste Kinderlehre in Bereitschaft hätte und eine Leichenpredigt, von wegen man wüßte nie,

wenn man daran müſſe. O Herr Jeſes! Eine ſelbſt zu machen, daran dachte ich nicht, eine erſte Kinderlehre hatte ich nicht abgeſchrieben, ſie mußte alſo erſt abgeſchrieben, mußte gelernt und gehalten, ach! gehalten werden. Alles andere machte nichts, wenn ſie nur nicht hätte müſſen gehalten werden. Da ward mir ſchwer um's Herz. Allein der Alte machte mir mit einem Gläschen Courage, verſprach, daß ſeine Frau die kleineren Einkäufe beſorgen ſolle; denn ich hätte doch keinen Verſtand davon, meinte er. Dieſe ſagte den Dienſt nicht ab, ſetzte aber doch hinzu: vom Geld würden ſie kaum etwas wieder ſehen; ſo einem jungen Schulmeiſter komme gar Manches in Kopf, nur nicht Geliehenes wiederzugeben.

In meinen Gängen war ich glücklich. Von der Bäurin erhielt ich nicht nur das Bett, ſondern auch einen alten Kaſten, mit dem Beſcheid, daß das Wiedergeben nicht preſſire, nur möchte ſie nicht, daß Wanzen hinein kämen. Die haſſe ſie, und in den Schulhäuſern ſeien die nur zu gerne daheim.

Es blieb mir nichts mehr übrig, als in meiner Gemeinde mich zu zeigen, den Augenſchein zu nehmen und mich in Augenſchein nehmen zu laſſen. Das Dörfchen ohne Kirche lag recht hübſch zwiſchen Feldern und Wäldern. Ehrwürdig ſtreckten die ernſthaften Strohdächer ihre bemooſ'ten Firſten zwiſchen den grünen Bäumen empor, und vor den Häuſern waren trotzig hingepflanzt die zierlichen reinlichen Miſthaufen, an denen manch Bauernherz inniger hängt und zärtlicher ſie tätſchelt, als manch Herrenherz an ſeiner Frau. An der Seite hin zog ſich ein ſchön bewäſſertes ſchmales Thal, und im Hintergrunde lag der liebe blaue Berg lang hingeſtreckt, beſetzt auf ſeiner ganzen Länge mit einem ſorgloſen Völklein von Kühern und Kühen.

Recht freundlich zu ſein hatte ich mir vorgenommen, bei allen Leuten wollte ich mich ſtellen, und ſo holdſelig thun als möglich. Die Leute machten mir die Sache nicht ſchwer. Sie ſtunden z'weg vor den Häuſern, fragten, das werde der

neue Schulmeiſter ſein, und hießen mich Gottwilche. Allenthalben ließ man mich in die Stube kommen und ſetzte mir kräftiges Brod vor und Brönz und die Weiber machten mir Warms. Mein Lebtag trank ich in einem Tage nie ſo viel Kaffee als damals. Ich mochte mich wehren, wie ich wollte, ich konnte nicht anders. Ich werde doch keinen Ekel haben vor ihren Sachen, hieß es, ſie gäben es, wie ſie es hätten, aber es ſei doch alles reinlich. Nun, das Trinken ging noch an, da ich mit dem Kaffee immer das Brönz löſchen konnte, aber das Eſſen war eine ſtrenge Sache. Doch in noch viel größere Verlegenheit als das Eſſen und Trinken brachte mich das Anerbieten, mir meinen Hausrath holen zu wollen und die Frage: Wie viele Wagen ich brauche, und ob ich ſie zwei- oder vierſpännig haben wolle? Du mein Gott, was ſollte ich ſagen? Anfangs wollte ich es ablehnen, allein davon wollte man nichts hören.

Daß ein kleines Wägeli mit einem kleinen Rößli vollkommen hinreiche, ſchämte ich mich zu ſagen, und ſtotterte endlich etwas von einem zweiſpännigen Wagen hervor.

Der wurde mir zugeſagt, der Tag abgeredet, und Jedem ſollte ich verſprechen, die erſten Tage bei ihm zuzubringen, und Alle ſagten, ſie hätten es ungern, wenn ich es ihnen abſchlüge und Andern es zuſagte. Spät war's, als ich fortging. Man wollte mich dabehalten, allein mir graute es vor Eſſen und Trinken, mich verlangte ſo ſehr nach Ruhe für Mund und Magen, daß ich um kein Geld in der Welt geblieben wäre. Ich war nicht daran gewöhnt und konnte mich nie daran gewöhnen, auf den Geiz hin zu eſſen, und einzupacken, als ob ich Tage lang nichts gegeſſen und Tage lang nichts mehr eſſen wolle. Ich ſah wohl viele Leute, die dieſes Manöver machten, und einen ganzen Tag hinter einander eſſen konnten, aber mich ſchüttelte es immer ab ihnen. Weiß doch auch das Thier, wenn es genug hat, und läßt ſogar die Kuh die Krippe voll ſtehen, wenn ſie ſatt iſt.

Sechszehntes Kapitel.

Des Amtes Antritt.

Der Fuhrmann, der Sohn eines reichen Bauern, lächelte, als man ihm das Bett aufgeladen hatte, sammt dem Kasten (worin Kacheli und Kelle und Kleider sämmtlich eingepackt waren) und eine Pfanne und eine Kaffeekanne und gar nichts mehr kommen wollte. Er hatte dem Landfrieden nicht getraut, geglaubt: ich wolle nur zwei Rosse, um mir Kosten zu ersparen, und daher drei vorgespannt. Mit einem Roß, meinte er, hätte man das geführt, es zöge es Einer ja von Hand. Ich schämte mich, aber er schämte sich auch, wenn die Begegnenden ihn fragten: Magst fortkommen? Er gab ihnen trutzigen Bescheid, wurde aber auch zusehens kühler gegen mich, und als wir endlich bei eingebrochener Nacht anlangten, lud er mich kühl ein, zu ihnen zu kommen und zu essen. Ein anderer Bauer, der abpacken half, that es dringlicher, so daß ich ihm Hoffnung ließ, vielleicht am Morgen zu kommen, diesen Abend wolle ich mich einhausen, und mich früh schlafen legen.

Als sie mit ihrer Laterne fort und mir noch mein Licht anzünden wollten, fand sich unter meinem Hausrath gar nichts vor, das man als Licht hätte brauchen können. Die Schulmeisterin hatte entweder nicht daran gedacht, oder, was wahrscheinlicher ist, nicht mehr Geld aufwenden wollen. Es ließ mir daher Einer seine Laterne da und mich in meinem Hause.

In meinem Hause — die Worte haben einen ganz eigenen Klang, besonders für den, der lange in fremden gewohnt und nicht gewohnt war, etwas für das Seine anzusehen.

Ich kann mein Gefühl nicht beschreiben, mit welchem ich, die Laterne in der Hand, im ganzen Hause herumschlich und bei allen Ecken dachte: in dem und mit dem kannst du machen,

was du willſt. Es kam mir vor, als gebiete ich über eine halbe Welt, und viel feſter als ſonſt trat ich auf und freute mich gar ſehr, wenn es im ganzen Hauſe tönte, ohne daß jemand mich ſchalt: Peter, was lärmſt ſo ſehr!

Das Haus war nicht alt und ſeine neuen Gebrechen: Wände, die nicht in den Fugen waren, Fenſter, die nicht ſchloſſen, einfache Dielen ſah ich nicht; nur den Platz ſah ich. Die zwei Stuben, die mein waren, — mein, der ich bisher nur in einer oberen Kammer geſchlafen — und die Küche, auch zwei Ställchen und einen Eſtrich groß zum Tanzen — ſah ich und legte mich mit dem ſtolzen Gefühl zu Bette, in meinem Hauſe und in einer Stube zu ſchlafen.

Am Morgen erwachte ich, geweckt durch die Sonne, die mir in die Augen funkelte. Es verſteht ſich, Vorhänge hatte ich weder am Bett, noch an den Fenſtern. Munter ſprang ich auf, und ſtund bald angezogen mitten in meinem Hauſe. Aber da ſtund ich eben, und wußte nicht, was anfangen. Der Sonne ſah ich an, daß es ſpät ſei, und ehrliche Leute wahrſcheinlich ſchon gefrühſtückt hatten. Auch wollte mein Gedächtniß mir durchaus nicht ſagen, in welchem Hauſe der Bauer, der mich eingeladen hatte, wohne: um ihm nachzufragen, hätte ich ſeinen Namen kennen ſollen, den ich aber eben ſo wenig wußte, wie ſein Haus. Er hatte, weil ich einmal mit ihm geſprochen, einmal bei ihm geweſen, vorausgeſetzt, ihn und ſein Haus müſſe ich nun kennen ewiglich. Er wußte nicht, daß gar mancher Bauer und gar manches Bauernhaus einander gleichen, wie ein Ei dem andern.

Ich wußte nicht, was machen. Je hungriger ich wurde, deſto verlegener wurde ich auch. Vor dem Hauſe mochte ich mich nicht zeigen, aus Furcht, es möchte mir jemand meinen Hunger und meine Verlegenheit anſehen. Ich trat in die Küche, in der Hoffnung, da vielleicht einen unerwarteten Fund zu thun, aber da war es ſo leer, wie in einer Kirche, auch nicht ein Spänchen Holz war zu ſehen, auch um's Haus

herum nicht, zu welchem Fenſter ich auch ſo verdeckt als möglich, damit mich ja niemand ſehe, hinausguggen mochte. Ich viſitirte meine Habe, ob ſich vielleicht da unverhofft etwas fände, was zu frühſtücken wäre; alle meine Kacheli, zwei an der Zahl, meine Häfeli, d. h. eins, wurden oben und unten beſehen, aber da war nirgend eine verirrte Kaffeebohne oder ein vergeſſener Tropfen Milch. Was will aber Einer eſſen, wenn auf der lieben Himmelswelt nichts da iſt? ich frage!

Nun, ich verlor den Muth nicht, ich dachte, die Leute meinten, du ſchliefeſt lange, und werden dir ſchon bringen, was du nöthig haſt, und die Kinder und die Weiber werden eins nach dem andern kommen mit Milch und Butter und Brod, kurz mit allem, was ſie haben. Ich machte die Pfanne zurecht und wiſchte die Schüſſelchen mit meinem Rockſchoß aus, ſtellte alles ſchön zurecht und hätte Feuer angemacht, wenn ich Holz gehabt hätte und Feuerzeug. Da ich dieſes nun nicht hatte, ſtellte ich mich zwei Schritte hinter das Fenſter und ſah nach den Leuten, die Milch, Butter, Brod ꝛc. bringen ſollten ſchaarenweiſe. Es kamen Leute die Straße nieder, aber ſie riefen nicht: Schulmeiſter! ſie klopften nicht an die Thüre — ſie gingen vorbei.

In den Häuſern ringsum dreſchten ſie; wenn ein Menſch an die Straße, vor des Hauſes Dach trat, dachte ich, der wird kommen, allein auch der kam nicht. Es verrann Stunde um Stunde. Die Sonne ſtund oben am Himmelsbogen, das Dreſchen hörte auf, gewiß aß man in allen Häuſern, — und der Schulmeiſter ſtund zwei Schritte hinter dem Fenſter, war hungrig, durſtig, müde vom Stehen, müde vom Guggen, aber das war, als ob es niemand etwas anginge. Endlich ſetzte ich mich auf den kalten Ofentritt und dachte, was da zu machen ſei. Brachte mir niemand etwas, ſo mußte eingekauft werden, und was alles? Ach, als ich anfing nachzudenken, hörte die Reihe gar nicht auf, welche mir noch mangelte: Lebensmittel aller Art, Brod, Kaffee, Milch, Erdäpfel (die

hatte ich gehofft überſpringen zu können), Salz, Mehl, Fett; dann hatte ich keinen Lichtſtock, keinen Stuhl, keinen Tiſch (das, hatte ich geglaubt, werde im Schulhaus ſein), keine Kaffeemühle. Kurz ich ſah, daß ich noch gar vieles nicht hatte, nicht einmal ein Gefäß, um Waſſer zu holen, in der Pfanne konnte ich das Waſſer doch nicht wohl beim Brunnen holen. Endlich brach ich mit dem Denken ab, griff in meinen Hoſenſack, zog mein Beutelchen hervor, welches mein Vermögen barg. Ich zählte dreimal, aber ich brachte nicht mehr heraus als drei und zwanzig Batzen. Ich dividirte nicht in die einzelnen Bedürfniſſe, ſondern war zufrieden, wenigſtens genug für den erſten Hunger und Durſt zu finden. Ich ſtellte mich etwas näher zum Fenſter, um das Krämerhaus zu entdecken, aber da ſahen mir alle Häuſer accurat gleich aus, und nach dieſem Hauſe fragen durfte ich nicht; ich fürchtete, die Leute möchten glauben, ich wolle ſie beſchämt und ihnen den Beſtand machen, daß ſie mir etwas geben ſollten. So gerieth ich aber immer mehr in's Elend, und je länger ich wartete, deſto weniger durfte ich mich zeigen, durfte nicht einmal an einen gewiſſen Ort gehen, der außerhalb der Hausthüre war; Stunde um Stunde war wieder verronnen und die Sonne ſchlich dem blauen Umhang zu. Ich hatte mich auf's Bett geworfen und war rathlos. Da — horch, da kömmt man, da klopft man, da mit beiden Füßen vor die Thüre, und draußen ſtand der Bauer, der mich eingeladen hatte, und Berge fielen mir vom Herzen. Er ſagte, ſie hätten Feierabend gemacht, wollten zu Abend eſſen, da habe er noch ſehen wollen, ob ich noch lebe, weil man mich den ganzen Tag nicht geſehen, ob ich kommen wolle und jetzt mithalten, da ich ſie am Morgen nichts geſchätzt.

Man kann denken, daß ich zuſagte und zugriff. Ich wurde gefragt, was ich den ganzen Tag gemacht hätte und bei wem ich geweſen wäre. Bei niemand, ſagte ich, und über die erſtere Frage brummelte ich etwas. Da die Frau

aber ſah, daß ich noch blutjung und nicht der Schlauſte ſei, ſo wußte ſie es heraus zu kriegen, daß ich den ganzen Tag nichts gegeſſen und mich nicht vor das Haus gewagt habe. So eine Frau fragt verdammt gerne, weiß aber trefflich zu unterſcheiden, wen ſie fragen darf und fragen kann oder nicht, und weiß allfällig ihre Fragen ſo einzukleiden, daß man ſie gar nicht merkt. Gar manche würde einen zehnmal beſſern Diplomat abgeben, als acht von unſern neuen obligatoriſchen Diplomaten. Man bemitleidete mich, aber man lachte doch nicht wenig, und ich will wetten, von dieſem Tage an ſtund das Urtheil über mich feſt im Dorfe. Man wird in jedem Hauſe geſagt haben, ich könne ein guter Schulmeiſter ſein, man hätte nichts darwider, aber gruſam ein armer, gruſam ſchüchtern und für den Hausbrauch gruſam einfältig.

Am folgenden Tag, auf die erſchollene Nachricht hin, wie der Schulmeiſter ein Armer ſei, aus G'wunder, das zu ſehen, und weil die Einen Andern nicht zurückbleiben wollten, erhielt ich gar viel Geſchenke, Eßwaare und Hausrath, ſogar Beſen und einen Kübel. Nun war ich wieder in großer Verlegenheit. Ich konnte die Leute nicht ſitzen heißen, wenigſtens nicht alle, wenn mehrere waren. Dann ſahen die Leute mit gar großen Augen in der Stube herum und blickten einander, und weil ſie gehört hatten, ich ſei ein Einfältiger, ſo glaubten ſie, ich merke es nicht. Aber ich war mir meiner Armuth bewußt, der Mangel drang ſich mir auf darum merkte ich das Blicken wohl, und ward um ſo verlegener. Man iſt dann erſt merkig, wenn man die Sache wohl kennt, welche mit Blick oder Wort angedeutet wird. Darum ſind oft die ſtolzeſten und vornehmſten Leute am wenigſten merkig, weil ſie ſich gar nicht träumen laſſen, daß ſie Fehler hätten und daß Untergebene dieſe Fehler merkten. Es muß ein Kluger ſein, der das Blicken anwendet und muß wiſſen, vor wem und wem er blickt; denn wird ein ſolcher Blick ertappt und verſtanden, ſo hat er ſeine Karten, d. h. ſeine Geſinnung ver-

rathen. Ich muß gestehen, daß ich später, als ich mich besser kannte und darum auch besser die Menschen, aus solchen Blicken, die Andere meinetwegen wechselten, sehr oft ihre wahre Gesinnung gegen mich errieth, vor ihnen mich in Acht nehmen konnte. O es ist viel werth, Einem recht scharf in die Augen sehen zu können, wie es auch beim Fechten die Hauptsache ist; und was ist das Leben am Ende als ein allseitig Fechten?

Ich hatte auf den Sonntag die Kinderlehre zu studiren, und erfuhr zum ersten Mal, wie es Einem zu Muthe ist, wenn man auf eine bestimmte Stunde, die nicht zurückgeschoben werden kann fertig sein soll mit dem Studium, von vornen herein in der Angst, man möge nicht fertig werden, dann noch beständig unterbrochen, an der Zeit verkürzt zu werden. O wie kömmt es Einem da warm den Rücken auf und kraus vor die Stirne und im Munde schwellen die Worte auf, daß sie gar nicht mehr hinaus mögen. Und wenn der Besuch auch fort ist, so kann man doch noch lange nichts machen, die Gedanken nicht sammeln und je ängstlicher man wird, ob man wohl fertig werden möge, desto weniger kömmt man fort. Wer am meisten pressirt, hastet, der macht gewöhnlich am langsamsten. Besonders wenn Einer zum ersten Mal auftreten soll vor den Menschen als Redner, durchkreuzen seinen Kopf die verschiedenartigsten Gedanken und Vorstellungen. Bangigkeit und Hoffnung kämpfen in der Seele, bald sieht man sich ausgelacht, bald hört man sich gerühmt, mit großer Mühe muß man diesen ungebetenen Gästen Ruhe gebieten.

Eingang und Anwendung hatte ich ordentlich auswendig gelernt, ich fürchtete nicht, daß das mir fehle, besonders da ich das Concept mitnehmen wollte. Aber ich fürchtete das Katechisiren, und repetirte immer wieder den Müsli, und prägte mir es tief ein, was mir mein Alter gesagt hatte, man müsse auf krumme Antworten gar nicht achten, sondern

darüber wegfahren, ſonſt komme man neben den Weg in den Zaun. Dann hatte ich wieder Angſt, alles ſchön nach einander zu machen, wie es ſich gehört, den Hut zuerſt vor das Geſicht zu halten, dann zu ſingen, zu beten, Eingang, Katechiſiren, Anwendung, dann wieder Beten, Singen und wieder Beten. Am meiſten Angſt machte mir das Hineintreten in die Stube und die wenigen Schritte bis zur kleinen Kanzel. O, dachte ich hundert Mal des Tages, wenn du nur einmal da oben biſt, ſo wird es ſchon gehen.

Am Sonntag verſchlief ich mich nicht. Früh am Morgen und während der Predigt probirte ich manch liebes Mal das Hineingehen, das auf dem Känzeli Stehen, und verſuchte die Hände zu verwerfen. Je näher die Stunde der Kinderlehre kam, deſto mehr klopfte mir das Herz, ſo daß ich kaum Athem kriegen konnte, deſto mehr hatte ich noch zu thun, und mußte doch immer am Fenſter ſtehen, um zu ſehen, wie zahlreich die Leute kämen. Sehr viel Mühe machte mir mein Halstuch, ein ſehr ſchönes ſchwarzes, mit roth und blauen Rande. Ich hatte keinen Spiegel, vor dem ich es binden konnte, ich mußte es nur vor den Fenſterſcheiben thun, aber jede Fenſterſcheibe zeigte es mir anders; und wenn ich meinte, einen recht ſchönen Knoten gemacht zu haben, ſo ſagte mir eine andere Scheibe das Gegentheil. Ich ſchwitzte ob dieſer Arbeit, und wäre vielleicht heute noch an der Arbeit, wenn nicht Einer heraufgekommen wäre mit dem Bericht: Ich ſolle doch kommen und anfangen, ich könnte ſonſt nicht mehr hinein, die Leute hätten ſchon Bänke und Stühle hineingetragen. Bum Bom, wie pochte es auf der linken Seite, wie roth ward ich, als ich die Stube ſo voll ſah! Es flimmerte mir vor den Augen, ich ſtolperte mehr als ich ging zu meinem Platz. Als ich den Pſalmen verleſen wollte, war es mir, als ob eine eiſerne Fauſt den Hals mir zuſammen ſchnüre; wie tief unten ich den Athem auch ſuchen mochte, ich fand immer nur einen Fingerhut voll. Kaum konnte ich leſen, mit langen Pauſen,

als ich aber präludiren ſollte und la mi re ut ſingen wollte, da quakte ich bald wie ein Froſch, pipte bald wie ein Spatz, mußte den Kahn in's Waſſer ſtoßen, ehe ich das Ruder ergriffen hatte. Aber der Pſalm ging gut, es waren Leute da, die ihn meiſtern konnten. Ich fand den Athem wieder und konnte mit meiner ſtarken, volltönenden Stimme die Zügel ergreifen und wurde Meiſter des Geſangs; das hob mich in Sattel und gab mir den Muth wieder. Man glaubt überhaupt gar nicht, was der Geſang für eine beſänftigende, kräftigende Macht übt auf das Menſchenherz, beſonders wenn man ſich ihm mit der eigenen Stimme hinzugeben vermag. Schon manches Leid, ſchon manchen Groll habe ich verſenkt in's Meer der Töne.

Von da an ging es gut, ich brauchte das Concept nicht, und beim Katechiſiren hielt ich auf Fortſchritt, mußte aber das alles allein machen, bekam zwar keine krummen Antworten, ſondern gar keine. Die Kinder ſahen mir ſteif in's Geſicht, lächelten einander zu und ſtießen einander an mit den Ellbogen. So machte ich, daß ich fort kam, und wenn ich gefragt hatte, ſo ſagte ich auch die Antwort mit der angehängten Frage, nicht wahr?

Kurz, die Kinderlehre lief recht gut ab, ich blieb nicht ſtecken, machte nichts verkehrt, und wie ich im Anfang zu wenig Athem hatte, ſo hatte ich jetzt beide Backen voll, konnte mich aufblaſen, ſo dick ich wollte. Es blieben einige Männer da und rühmten mich. Sie hätten nicht geglaubt, daß ich ſo kinderlehren könnte. Für ſo einen Jungen ſei das viel gemacht, es könne es mancher Alte nicht ſo. Ihr früherer Schulmeiſter hätte es auch noch können, nur im Katechiſiren ſei er nicht fort gekommen, er ſei in Gottes Namen immer am gleichen Orte geweſen und hätte ſich bei einem Worte können verweilen, daß man faſt aus der Haut hätte fahren mögen.

O wie mir dieſes Lob ſo wohl that nach der ausgeſtandenen Angſt! Merkwürdig iſt, daß der Satan nie beſſer Ge-

legenheit findet in uns zu fahren, seine Thüren nie weiter offen findet, als wenn wir gerühmt werden. Ich warf mich in die Brust, erzählte, wie ich nicht Zeit gehabt hätte zum Lernen, wie ich nur diesen Morgen etwas hätte nachsinnen können, wie es ein andermal besser gehen sollte und wie ich im Kinderlehren Keinen fürchte, und dergleichen Zeug mehr. Ein gewisser Instinkt, über den selten jemand sich aussprechen kann, verurtheilt beim Redner alle lange, mühselige Vorbereitung und noch viel mehr die Schwäche, wenn der Redner diese Vorbereitung so wenig sich zu eigen machen kann, daß er sie vor dem Publikum zeigen und ablesen muß, was ja jeder Andere auch könnte. Die Rede soll nach dem dunkeln Gefühl eines Jeden ein unmittelbares Produkt des Geistes sein, ein Zeugniß innern Lebens und Kraft, ein Zeugniß innern Reichthums und Fülle, an die man jeden Augenblick sich wenden kann um Nahrung; eine Offenbarung Gottes, die nie versiegt; soll ein lebendiger Quell sein und nicht ein Ziehbrunnen, wo man mühselig ziehen muß, ehe es Wasser giebt, oder gar ein trockner Behälter, in den man aus allen Brunnen und Bächen das Wasser keuchend zusammen schleppen muß. Dieses Gefühl ist allenthalben, aber am stärksten bei dem Ungebildeten, der den Inhalt der Rede nicht zu prüfen vermag, sondern sie glauben soll. Zu diesem Glauben will er aber ein Zeugniß, und dieses Zeugniß ist ihm, daß sie aus dem Geiste lebendig geflossen sei. Darum auch machen bei ihm die Reden der herumziehenden Sektirer so vielen Eindruck, weil er ihre Reden nicht prüft, sondern bei ihnen das Unmittelbare derselben erkennt und bewundert. Darum auch geben viele Redner sich die größte Mühe, alle Vorbereitung sorgfältig zu verhehlen, und daran thun sie recht. Aber unrecht thun sie, wenn sie windbeuteln mit Dingen, die nicht sind, und sich rühmen, da wo sie keinen Ruhm verdienen. Noch größeren Frevel aber treiben die, die wirklich aller Vorbereitung sich entheben, weil sie glauben, eine

halbe Stunde hinter einander Worte machen zu können, ohne zu ſtocken. Worte machen heißt nicht Reden halten, es iſt nur ein Spiel des Blaſebalges, wo kein Feuer dabei iſt. Wo Einer frei reden will, da muß ein reicher Schatz im Inwendigen ſein, von dem man nehmen kann. Und auch wo dieſer Schatz vorhanden iſt, muß der Verſtand ſich Zeit nehmen zu prüfen, was und wie viel von dieſem Schatze jeder Stunde gehöre. Und je reicher der Schatz, deſto nöthiger dieſe Prüfung, ſonſt kömmt ein Krauſi Mauſi heraus, aus dem kein Verſtändiger klug wird, das vielleicht den nicht Prüfenden hinreißt, ſo lange er es hört, ihm aber weder eine klare Ueberzeugung noch ein wohlverſtandenes Gefühl erzeugt.

Nachdem der Ruhm erſchöpft war, ſtach es mich doch, zu vernehmen, warum die Kinder gelacht hätten, ob ich etwa etwas Lächerliches an mir habe? Nein, ſagten ſie, das nicht, aber ich hätte ſo fremd geredet, und das hätte die Kinder gelächert, aber ich werde ſchon reden lernen, wie es der Brauch ſei. Das konnte ich nicht begreifen, ſprach ich doch die rechte Sprache. Ich fragte daher nach Beiſpielen. Ich hätte ni geſagt, ſtatt wie ſie nei; ja, ſtatt jo; Kriſi, ſtatt Kierſi; Bümeli, ſtatt Bäumeli u. ſ. w.

Das ſollte ich mir abgewöhnen, meinten ſie, kein Menſch rede hier ſo, es dünke ſie, es ſei wüſt und trage nichts ab, ſo ſonderbar und ſeltſam zu reden.

Dieſe Leute meinten, gerade ſo wie ſie redeten ſei es recht und ihre Sprache ſei die, welche der liebe Gott verſtehe und welche man im Himmel rede. Meinte doch einmal Einer, der in einer welſchen Predigt geweſen war und den Eifer und die heftigen Geberden des Predigers geſehen hatte: der möge ſich Mühe geben, ſo viel er wolle, der liebe Gott verſtehe ihn doch nicht. Er möchte nicht ein Welſch ſein, und eine Sprache haben, welche beim Beten nichts helfe.

So haben es die Leute, welche ſelten aus ihrem Dörf-

chen kommen, ja ſelten aus ihrer Haushaltung, und ſelten hören, wie es anderwärts zugeht. Es bildet ſich bei ihnen eine Selbſtgefälligkeit und eine Verachtung gegen Alle, die nicht gerade ſo ſind und alles ſo machen wie ſie, die jede Belehrung, jeden Fortſchritt hemmt. Es bildet ſich das Lächeln auf den Stockzähnen gegen jeden, der ſie über etwas belehren will. Das Lächeln will nichts anders ſagen, als: Was willſt doch, ein Tropf wie du biſt! Eine Hausfrau dieſes Schlages ließe ſich eher hängen, als daß ſie glauben würde: Es könne jemand anders eine vernünftige Mehlſuppe machen oder eine vernünftige Sau mäſten als gerade ſie.

Obſchon ich in dieſer Nacht nicht viel ſchlief, ſo war mir doch recht wohl in meinem Bette. Ich träumte bei wachendem Leibe, und ſolche Träume halten wach, ſo gut als das Umgekehrte davon, der Kummer. Beide, ſo entgegengeſetzt ſie ſcheinen mögen, ſind doch meiſt eins in ihrer Wirkung. Sie erſchlaffen die Seele und nehmen ihr die Kraft, der Gegenwart mit Luſt und Beſonnenheit zu begegnen. Der Kummerhafte mag nicht, er denkt: Was hilft es mir, daß ich das habe oder das thue, wenn es ſo und ſo kömmt? Wie gut er es haben mag — die Angſt vor dem Kommenden trübt ihm den Genuß und gießt ihm Wermuth in alles. Der in der Zukunft großes Glück, große Ehre Träumende macht einen dreifachen Fehler. Die Gegenwart ſchätzt er nicht, denn ſie giebt ihm nicht, was er von der Zukunft hofft. Er vergißt, daß die Zukunft das Fundament in der Gegenwart haben muß, und nimmt, eben weil er die Gegenwart zu gering achtet, nicht die Mühe, es zu legen. Er hofft auf die gebratenen Tauben, die in's Maul fliegen. Und wenn endlich die Zukunft eine andere iſt als die geträumte, ſo findet ſie an ihm nicht einen Mann, der ſie zu bemeiſtern, zu ertragen vermag, ſondern ein Kind, das ſtampft und heult, wenn ihm ein Spielzeug verſagt wird. Wenn an die Stelle des Kummers die Nüchternheit treten würde, die ſich auf alles gefaßt

macht, und an die Stelle der hohlen Träume der Glaube an eine hohe göttliche Bestimmung jedes Menschen — die aber nicht in einem äußern Zustande, einem Genießen besteht, sondern über diesem in dem hergestellten Werthe der Seelen — und wenn mit dieser Nüchternheit und diesem Glauben das Vertrauen und eine nie ruhende Thätigkeit, eine nie erschütterte Kraft sich gatten: dann träume man so viel und so lustig man will, dann sind allerdings solche Träume wie kühler Schatten dem, der in versengender Mittagshitze Klötze gespalten hat.

Ueber das Schulhalten hatte ich apartig nicht nachgedacht. Aus dem Vorhergehenden sieht man, daß ich zu denken genug hatte, und dann hätte ich eigentlich nicht recht gewußt, was darüber denken. Ich kannte das Schulhalten von Jugend auf gar wohl, und daß man auf mehrere Arten Schule halten könne, wußte ich auch, d. h. ich wußte, ein Schulmeister könne fleißig oder faul, zornig oder gut sein, exakt oder nachlässig: aber daß man andere Dinge treiben oder die gewohnten Dinge nach einer andern Methode treiben könne, das wußte ich nicht. Ich hatte freilich construiren gelernt und Figuralmusik; aber niemand hatte mir gesagt, daß das in der Schule eingeführt werden müsse. Ich hatte geglaubt, das müsse Einer wissen, wenn er Schulmeister sein wolle, so gut wie der Pfarrer hebräisch können sollte, ohne es jedoch die Andern auch lehren zu müssen.

Ich fing also an mit der Schule, wie es üblich war. Des Morgens, so wie die Kinder kamen, überhörte ich die Größern; dann las ich mit den Fragebüchleren und buchstabirte mit den Namenbüchleren, und zum Schluß las ich auch mit den Größern in der Kinderbibel. So ging es auch Nachmittags, wenigstens in den ersten Wochen der Schulzeit. Aber wahr ist's, b'sunderbar fleißig war ich. Schon zeitlich war ich in der Schule und wartete nicht erst, bis die Kinder Stühle und Bänke übereinander geworfen hatten. So wie

ſie ankamen, fing ich an zu hören, und das war keine kleine Mühe. Denn die Kinder lernten ganze Fuder auswendig: die Fragen, Gellert, Pſalmen, Hiſtorinen und ſogar ganze Kapitel aus dem N. Teſtament. Die Kinder wetteiferten, wer mehr aufſagen könne. So mußte ich ganze Fuder überhören und durfte keinen Augenblick müßig ſein, wenn ich des Tages zwei oder gar vier Mal zu den Namenbüchleren wollte. Manchmal blieb ein Kind eine ganze Woche zu Hauſe und lernte auswendig und wollte dann auf einmal überhört ſein, was faſt halbe Tage weg nahm. Darum ſagten aber dann die Leute: Gäll Schulmeiſter! Wir brauchen unſere Kinder dir nicht immer zu ſchicken, ſie lernen daheim ſo viel als in der Schule.

Die Leute rühmten mich, wie ich ein Fleißiger ſei, die Sache komme gut, ſie hätte's nit glaubt, bloß zu nachſichtig ſei ich. Das hatte ich mir allerdings in den zwei letzten Wintern angewöhnt, um mich werth zu machen, und fuhr ſo fort, in der Meinung, ich könne es mit der Liebe machen zuerſt. Wenn die Kinder an mich gewöhnt ſeien, ſo könne ich immer noch mit dem Ernſt anfangen, wenn es dann noch nöthig ſei. Die Kinder hatten mich nicht ungern, aber kein Kind, und beſonders ein roh erzogenes Kind, wird aus purer, lauterer Liebe gehorſam, wird nicht auf einmal ſeinen Willen unterordnen, den es ſonſt frei walten läßt. Die Liebe wirkt nur da Gehorſam, wo ſie von der Achtung begleitet iſt, und dieſe Achtung muß errungen werden dadurch, daß das Kind fühlt, ein höherer, kräftigerer, ſtätigerer Wille ſtehe dem ſeinen entgegen, dieſer Wille laſſe ſich nicht blenden, nicht umgehen, nicht einſchläfern, ſondern er ſei gleich feſt und beſtimmt am Morgen wie am Abend. Da wird das Kind ſich beugen, und kann man Liebe erzeugen zur Achtung, ſo wird erſt der Gehorſam ein freiwilliger, freudiger. Als ich ſpäter Ordnung ſchaffen wollte, weil nicht mehr dabei zu ſein war, und Ruthe und Stecken brauchte, da wirkte ich nichts, als daß ich bei

den Kindern das Gefühl erzeugte, es geſchehe ihnen Unrecht, ich hätte gar nicht das Recht, ihnen etwas zu thun, d. h. ſo wie in ihrem Gemüth, in ihrer Vorſtellung meine Natur ſich abgebildet hatte, ſo konnte ich nicht ſchlagen, ſie aber konnten machen was ſie wollten. Schlug ich, ſo ſchien ihnen das unnatürlich von mir und ungerecht; denn ich hätte es ja ſchon hundert Mal thun können, wenn es in meiner Natur gelegen oder recht geweſen wäre.

Es ſchien ihnen nur eine böſe Laune zu ſein oder ein beſonderer Groll gegen das Geſchlagene oder ſeine Leute. Denn das nahm man als bekannt an, daß der Schulmeiſter an den Kindern auslaſſe, was er gegen die Eltern habe. Und die Eltern kamen wohl und fragten mich, was ich gegen ſie habe und was ſie mir zuwider dienet hätten, daß ich heute ihr Kind geſchlagen oder nebenaus geſtellt. Wenn ich dann ſagte, gar nichts, aber es habe gar nicht gehorchen wollen, ſo ſagten ſie: Sie hätten geglaubt, es müßte etwas apartiges ſein, weil andere vielmals das Gleiche gethan, ohne daß ſie geſtraft worden wären. So machte jede Strafe einen böſen Eindruck.

Darum vergeſſe man nicht die Wichtigkeit des erſten Eindruckes. Man zeige ſich den Kindern ja nicht als ein Schaf, aber eben ſo wenig als ein Tiger, ſondern eben als ein Mann, der über den Kindern ſteht, ſie liebt, aber geachtet ſein will und Gehorſam fordert. Dieſe Lehre iſt für Schulmeiſter gewiß ſehr wichtig, allein ſie iſt es noch für viele Leute, namentlich für alle, welche in Amt und Würde ſtehn.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie mir der Verſtand gemacht wird.

Da die Leute mir immer mehr in die Kinderlehre liefen und ſogar Mädchen aus andern Gemeinden kamen, zwei, drei und vier mit einander, ſchön in einer Reihe, Hand in Hand, ſo dachte ich bei mir ſelbſten, die ganze Kirchgemeinde werde g'wundrig ſein, den berühmten Schulmeiſter zu ſehen und es ſei nichts als billig, daß ich mich einmal zeige. Wenn ſie einmal wüßten wie ich wäre, glaubte ich, es kämen noch viel mehr Leute in die Kinderlehre.

An einem ſchönen Sonntag machte ich mich daher ſchön zu meinem erſten Kirchgang. Früh hatte ich angefangen zu waſchen und zu kämmen und wurde doch ſpät fertig, die Haare wollten nie recht ſchön ſich kräuſeln, wie ich ſie netzen und drücken mochte. Es iſt curios, wie ſo viele Leute nie zur rechten Zeit fertig werden können zur Kirche, ſondern ſich außer Athem und in Schweiß laufen müſſen, daß man ſie in der ganzen Kirche ſchnaufen hört. Das thun ſie ſicher nicht, um Aufſehen zu machen, nein, die Leute ſtehen viel zu gerne um die Kirche herum und erzählen ſich, was ſie wiſſen, und vernehmen Nahrung für den G'wunder auf eine ganze Woche hin. Aber es hängt ein eigenes Geſchick über das Kirchengehn und das zu ſpät Kommen. Es ſind viele Leute, die in den Träumen oft und viel damit gequält werden. Sie träumen, es ſei Sonntag und ſie wollten zur Kirche, aber ſie können ſich nicht anziehn, ſie finden die Schuhe nicht, ſie kommen nicht fort, wie ſie auch ſpringen möchten. Unterdeſſen läutet es und immer neue Säumſteine legen ſich in den Weg, ſo daß ſie meiſt gar nicht zur Kirche kommen. Eine alte Frau deutete dieſe Träume ächt chriſtlich alſo: Unſer Herrgott will uns mahnen, daß wir uns früh aufmachen den Himmel zu

ſuchen, es uns nicht gehe wie mit der Kirche, daß wir zu ſpät kämen, wie die unklugen Jungfrauen.

Ich hatte mich beſonders gefreut, vor der Predigt auf die Kirchmauer zu ſitzen oder unter dem Vordache der Kirche zu ſtehen und die Leute fragen zu hören: Iſt's der dort? Sieh, ſiehſt ihn, der Hübſche dort, das iſt der neue Schulmeiſter, welcher ſo geſchickt iſt und ſo ſchön kinderlehret. So hatte ich die Sache mir ausſpekulirt, und im voraus ſchon herrlich wohl daran gelebt, und durch mein Säumen brachte ich mich nun ſelbſt um dieſes Herre- oder Schulmeiſterfreſſe. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, machte lange Beine, holte noch den Zug der Wandelnden ein und wollte vorüber, aber ſie ſagten: Schulmeiſter, nit preſſirt, wir ſind noch früh genug. In meinem Kopfe war es vor lauter Angſt viel ſpäter, und wäre ich fertig geworden zu der Zeit, wie ich gewollt, ich hätte wahrſcheinlich eine halbe Stunde allein auf dem Kirchhof geſtanden. Nun mußte ich Schritt halten mit dicken Weibern, die ſich damit unterhielten, welches das beſte Zeichen ſei, den Kohl zu begießen. Mußte Schritt halten mit geſetzten Männern, von denen die Einen prozedirten, die Andern handelten, die Dritten rühmten, wie viel ſie melken, die Vierten klagten, wie wenig ſie dreſchen. Mußte das alles anhören und durfte nicht voraus. Jetzt wußte ich, wie es einem Roß zu Muthe ſein muß, das man zum erſten Male in die Zügel nimmt.

Endlich war der Kirchhof erreicht, es läutete noch nicht, aber ſchon viele Leute ſtunden auf demſelben herum. Drei Männer ſtunden nicht weit vom Eingang, die Pſalmenbücher unterm Arm (meines hatte ich vergeſſen). Einer derſelben wandte ſich nach mir um, bot mir die Hand und ſagte, es dünke ihn, ich ſollte der neue Schulmeiſter auf der Schnabelweide ſein? Auf die Bejahung vernahm ich, daß die drei andern Schulmeiſter der Gemeinde vor mir ſtünden. Meine Herren Kollegen, würde man heutigen Tages ſagen. Dieſe

fragten mich die üblichen Fragen, wie es gehe, wie es mir gefalle? Ich, ehrlich oder dumm, war Rühmens voll in jeglicher Beziehung über mich und andere. Darauf meinte Einer: Es gehe allen jungen Schulmeistern so, aber es werde schon anders kommen! Der Andere meinte spöttisch: Neue Besen kehren gut! Der Dritte sagte: Je mehr man zuerst rühme, desto mehr habe man zuletzt zu klagen. Der Eine fragte mich: Ob ich nicht singen könne, daß ich kein Buch bei mir habe, oder ob es mir zu viel Mühe mache, eins zu tragen? Der Andere wollte wissen: Ob ich dem Pfarrer meine Aufwartung gemacht, wie es üblich und schicklich sei? Er werde mich sauer ansehen, wenn es noch nicht geschehen sei. Der Dritte fragte: Ich werde doch wohl Schule halten auf die neue Mode? Auf meine Antwort: Ich halte Schule, wie allenthalben der Brauch sei, sagte er: Ich werde doch auch construiren. Da ich antworten mußte, daran hätte ich noch nicht gedacht, so erwiederte er spöttisch, so sehe er nicht, was da apartig zu rühmen sei, seine Kinder könnten construiren, es gehe wie Mühlräder.

Ach Gott! wie brühheiß ward mir da ob all den verfänglichen Fragen und spitzigen Redensarten. Ach wie andere Dinge waren das, als ich erwartet hatte. Ich suchte mich loszumachen, um zu ehrlichen Leuten zu kommen und etwas Schöneres zu hören, aber sie ließen mich nicht los: wie ich den Fuß zum Gehen hob, war einer mit einem Trumpf da und stellte mich. Und das geschah alles mit lächelndem Munde; aber dem Einen unter ihnen blitzte es beständig in den Mundwinkeln und seine Knie waren keinen Augenblick still. Ich merkte eigentlich ihr Spiel nicht und begriff manchen Stich nicht. Es ärgerte mich nur, daß ich da mit denen wortwechseln mußte, statt anderwärts schöne Redensarten zu hören. In der Kirche aber, während des Betens und Singens, fing es an, mir einzufallen, daß sie mich eigentlich durchgehechelt hätten. Erst jetzt glaubte ich manches Wort

zu verſtehen, das ſie hatten fallen laſſen, und wurde roth, und mochte mir faſt die Finger abbeißen, daß ich ſie nicht wieder getrümpft, ſo und ſo ihnen geantwortet. Das ſchien mir nicht ſchön von ihnen, einen jungen Kollegen ſo zu empfangen mit Stich und Hieb. Im Sack machte ich die Fauſt, und ſah ſie ſeitwärts an, was ſie eigentlich für Kunden wären, fand aber in ihren Geſichtern nicht den Muth, mit ihnen anzubinden. Allen dreien zuckten Spuren von Feuerteufelchen auf der Stirne herum, die nur eines Funkens bedurften, um zu knallen und zu ziſchen.

Unterdeſſen predigte der Herr tröſtlich zu, und obgleich ich kein Wort verſtund, weil ich Anderes dachte, wuchs mir doch ein Troſt im Herzen, wie ein Schwamm aus einem faulenden Baumſtrunk. Das ſei der Neid geweſen, dachte ich bei mir ſelbſten, der ſie ſo hätte reden laſſen. Sie müßten gehört haben, was für Einer ich ſei, und das möchten ſie mir nun nicht gönnen und ſeien eiferſüchtig. Das ſei doch wüſt von ihnen, dachte ich, und noch dazu von Schulmeiſtern; aber ihnen zum Trotz wolle ich erſt jetzt recht zeigen, was ich eigentlich ſei. Das freute mich doch, daß ſie von mir reden gehört in ihren Dörfern, und es nahm mich wunder, wer es ihnen geſagt und was man ihnen eigentlich geſagt, und ich mochte es ihnen gönnen, daß ſie durchgethan wurden durch mich. Was ſie mir geſagt, beachtete ich nicht, am wenigſten den Spruch: Je mehr Einer anfangs rühme, deſto mehr klage er zuletzt.

Mit recht hämiſchem Lächeln warf ich Blicke auf ſie, und nahm mir vor, ihnen einzutreiben ihre Bosheit. So war in der erſten Stunde der Teufel zwiſchen unſere Herzen gefahren, hatte die Zwietracht uns in die Haare geſetzt, und den unglücklichen verkehrten Sinn in uns ausgegoſſen: Einer ſei des Andern Widerſacher, des Einen Erhebung ſei des Andern Erniedrigung, und dieſes: die eigene Erhebung, des Andern Erniedrigung, ſei unſere Aufgabe.

Wie mag aber wohl ein Reich bestehen, wenn es uneins in sich selbsten ist?

Es ist ein Elend in der Welt, daß die Herzen so leicht sich feindlich gegen einander auslegen, besonders junge und alte Herzen: sollte es doch zwischen ihnen sein, wie zwischen altem und jungem Wein, wo der junge durch den alten gereift und gemildert wird, der junge den alten vor dem Flauwerden, dem Abstehen schützt. Aber die alten Herzen, bitter gemacht durch die Erfahrung und doch stolz darauf, blicken verachtend auf die jugendliche Kraft und fordern zürnend von ihr des Greisen zitternd, zagend Wesen. Die jungen Herzen blähen sich auf zu raschen Sprüngen, und im Bewußtsein der Kraft ihres Willens vergessen sie die Unkenntniß des Bodens, auf dem sie springen wollen, brüsten sich gegenüber dem Alter mit ihrem jugendlichen Wesen und Wissen, leichtfertig verschmähend dessen Erfahrungen. Und mitten zwischen beide lagert sich die böse Welt, das Neue liebend und doch jede Verbesserung hassend. Sie bethört erst das junge Herz durch reiches Lob und Eitelkeit, empört es gegen das Alte und schlägt es, wenn es verbessern will, nieder mit Hohn und Spott, bis auch es alt geworden ist an Bitterkeit und die Eitelkeit verwittert ist zur Verachtung jugendlichen Treibens, in den Wahn versunken ist, dasselbe allein hindere, daß mit der Krone der Weisheit die Welt das weiße Haupt bedecke. Ach wenn die Herzen, beide, jung und alt, doch nur Eins bedächten: Daß Gott beide gemacht, jedes in seiner Eigenthümlichkeit, eines zur Hülfe und Schutz des andern; daß beide arbeiten sollten für Den da oben, keines seine Ehre suchend, seinen Nutzen, sondern die Ehre Des da oben; daß der der Höchste ist, der des Andern Diener wird; daß Ein Werk aller Werk ist und Ein Meister alle lohnet, einen jeden nach seiner Treue, die das Ihre gethan und kein gutes Streben gehemmt. Da würden die Herzen sich zusammenlegen, die alten in süßer milder Kraft, die jungen in feurig

ſprudelndem Muthe. Was, wer vermöchte dieſem Bunde zu widerſtehen? Ihr Meiſter wäre Gott, ſie aber würden Meiſter der Welt, der Welt in ihnen, der Welt außer ihnen.

Nach der Predigt machte ich mich alſobald fort, ohne nur ein einziges Sprüchlein gehört zu haben, wie ich ſie zu Dutzenden auf mich herabregnend gedacht hatte. Statt deſſen war ich 'runtergemacht und ausgelächelt worden. So ging es mir doch viel in meinem Leben, daß ich Schmach und Spott erntete, wenn ich Lob und Preis erwartet hatte. Ich brauchte nur zu mir zu ſagen: Ja Peter! das iſt wieder ein brav Stück von dir, das macht nicht ein jeder; und wie werden doch die Leute Augen machen, wenn ſie es vernehmen, und dich rühmen: ſo konnte ich faſt ſicher darauf zählen, daß ich Verdruß, Schaden und Spott davon hatte. Und doch waren viele dieſer Sachen wirklich gut und verdienſtlich und meine Erwartungen ſchienen mir ganz billig zu ſein. Warum denn ſo bittere Früchte aus guter Saat? Dieſes Räthſel konnte ich lange nicht löſen, und ich fing an in der Leute Meinung einzuſtimmen, daß Einer ein Narr ſei, etwas beſonders Gutes thun zu wollen, und daß die wahre Klugheit darin beſtehe, daß ein jeder zu ſeinem Vortheil ſehe und um alles andere ſich nicht kümmere. Da ſollte ich einmal an einem Sonntage die Worte erklären: „alle unſere guten Werke ſeien mit Sünden befleckt". Lange konnte ich das nicht begreifen, endlich fiel es mir ein, daß dieſe Sünden der Stolz und die Eitelkeit ſeien, die ſich erheben, ſobald wir ein gut Werk thun wollen oder gethan haben; daß die Sünde in der das Werk begleitenden Geſinnung beſtehe. Wie nun Gottes Güte auf jede Sünde eine Mahnung oder Strafe innerlich oder äußerlich folgen läßt, damit der Sünder ſich bekehre, ſo züchtigt er Stolz und Eitelkeit dadurch, daß er ſie nicht befriedigen, ſondern verletzen, kränken läßt. Das verſtehen aber die Leute nicht, ſondern ſtatt Stolz und Eitelkeit zu bändigen, unterlaſſen ſie das Gute. O könnten wir

es dahin bringen, unſere guten Werke in bewußtloſer Beſcheidenheit zu vollbringen, wie das Kind, das Jeſus in die Mitte der Jünger ſtellte, ſo würde für uns die Hälfte aller Kränkungen wegfallen und unſere beſten Werke wären nicht mehr durch ſündhaften Sinn vergiftet.

So weit dachte ich damals aber nicht, ſondern wie ein junger Schulmeiſter nur der Naſe lang, nämlich daß ich hinter den Andern nicht zurückbleiben wolle und meine Kinder das Conſtruiren auch lernen müßten, wie Mühlräder. Und da man an meiner Singkunſt zu zweifeln ſchien, ſo nahm ich mir vor, die Kinder im Figuralgeſang zu üben, wozu ſich glücklicher Weiſe einige Exemplare von Gellerts Liedern in der Schule vorfanden. Endlich wollte ich nicht, daß die Andern dem Pfarrer werther ſeien als ich, und nahm mir vor, ihm in der nächſten Woche meine Aufwartung zu machen.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ich einen Pfarrer beſuche.

Dieſen Beſuch verdrehte ich bis an's Ende der Woche. Zum Herrn zu gehen iſt ein Ereigniß für jeden in der Gemeinde, beſonders für einen ſchüchternen jungen Schulmeiſter damaliger Zeit. Es ſieht gar ſo fremdartig aus das ſteinerne Haus, der Klopfer an der Thür und die ſchwarze Kleidung. Der Herr ſelbſt iſt ſo eine Majeſtätsperſon, eingehüllt in dichten Dunſtkreis von Amt und Würde, und man weiß nie, wann es aus dieſer Wolke blitzen und donnern wird, ob man gelegen oder ungelegen kömmt. Aber eine verfluchte Schadenfreude hat man, wenn aus dieſer Wolke heraus etwas Menſchliches durchzwitzert. Dennoch will man dieſe Wolke, man lebt wohl an dem geheimen Schauer vor derſelben, faſt wie

an Geſpenſtergeſchichten. Wo ein Pfarrer derſelben ſich entkleiden will, und aus derſelben heraustreten möchte, da ſchreit man zetter Mordio! als ob man die Kirche abbrechen, Hand an das Chriſtenthum legen wollte. Man glaubt, eine ſolche geheimniß- und grauenvolle Wolke müſſe neben der Kirche ſich lagern und über das Chriſtenthum, und mitten drin ſolle der Herr ſtehen, eben um zu Zeiten zu donnern und zu blitzen. Für das Einfache, rein und ſchön Menſchliche, hat man noch ſo wenig Sinn als für die Liebe Gottes. Man will die Furcht und das Grauen, man will lieber zittern wie ein Kind, als lieben wie ein Kind.

Langſam machte ich mich eines Abends auf, kürzer wurden meine Schritte, je näher ich dem Hauſe kam, und mit klopfendem Herzen klopfte ich an der Thür. Lange ſtund ich draußen, es regte ſich niemand drinnen. Endlich wagte ich noch einmal zu klopfen. Da kam eine Magd, aus dem vollen kauenden Mund mich anſchnurrend, was ich ſo preſſirliches habe, daß ſie nicht einmal zu Abend eſſen könne ruhig? Ich wolle zum Pfarrer, ſagte ich. Der Herr Pfarrer trinke Kaffee, erwiederte die rußige Köchin; ich könne warten, bis er fertig ſei. Die Leute hätten keinen Verſtand, daß ſie immer zur Eſſenszeit kämen, ſie müßten dieſe doch endlich kennen.

Ich ſtund lange wartend, da ſtürmten zwei Kinder heraus, ſagten mir weder „guten Abend“ noch „Gott grüß euch!“ ſondern beguckten mich von allen Seiten, fragten, wer ich ſei, was ich wolle, ob ich die Schuhe abgewiſcht und ſagten, die Mamma habe geſagt, es ſei doch unverſchämt, daß man den Papa nicht ruhig ſeinen Kaffee trinken laſſe. Das alles hörte ich verblüfft an und antwortete ſo gut ich konnte, bis man mich endlich zum Herrn rief und in ein kleines düſteres Stübchen führte. Der Herr, ein ſtattlicher Mann mit einem ſchwarzen Käppchen auf dem Kopfe, ſtopfte eben ſeine Pfeife und ſah ſich nicht nach mir um, bis er fertig war und Feuer zu ſchlagen begann. Das ſtille Warten ſchnürte mir den

Hals faſt zuſammen wie die Kinderlehre. Endlich begann er: Es ſei Zeit, daß ich mich endlich zeige. Er könne gar nicht begreifen, was ſo ein junger Schulmeiſter heutzutage ſinne, daß er vier Wochen Schule halte, ehe er zum Pfarrer komme. Aber ſie wollten heutzutage alle oben aus. Er könne gar nicht begreifen, wie auch ein Schulmeiſter ſo in eine Schule fallen könne, wie vom Himmel herab, ohne mit ſeinem Vorgänger und mit dem Pfarrer geredet zu haben über den Standpunkt der Schule und die allerlei ſonſtigen Verhältniſſe, die man kennen müſſe, wenn man gut fahren wolle. Aber wir meinten halt, wir ſeien Propheten, und eine Schule ſei ſo eine Bettlerkutte, bei welcher es gleichgültig ſei, ob man oben oder unten, hinten oder vornen zu flicken anfange. So kapitelte er mich ſtehend ab, mächtige Tabakswolken um ſein Haupt wirbelnd. Nachdem ich mich ſo gut möglich entſchuldigt hatte mit Mangel an Zeit, beſonders wegen den Kinderlehren (da rühmte ich mich nicht, wie raſch ich ſie mache), ſtellte er mir einen hölzernen Stuhl dar und ſetzte ſich in einen großen Seſſel mit langem, langem Rücken und Leder überzogen, wie ich noch keinen geſehen hatte. Was mir aber am ſonderbarſten däuchte, war ein Feuer in der Wand in der Stube, ein Feuer, das nicht rauchte und nichts anzündete und auf dem man nicht kochte, ſondern nur dabei ſaß, Tabak anzündete und darein ſpuckte. Was doch die Herrenleute nicht alles erſinnen, um ihrem Geld und ihrem Holz abzukommen!

Nun, nachdem er ausgurnirt hatte und wir ſaßen, wurde er manierlicher und fragte mich, was ich bis dahin in der Schule gemacht und wie ich fortzufahren gedächte?

Ich berichtete ordentlich meinen gewohnten Gang, wie die Kinder vernachläſſigt geweſen, wie ich mich befleiße und die Kinder ſchon merklich vorwärts gekommen ſeien. Wann ich denn zu ſchreiben und zu rechnen anfangen wolle? fragte er weiter. He! es hätten ſchon zwei oder drei Buben geſagt, ſie wollten nach dem Neujahr zu ſchreiben anfangen und

wollten Heuſtöcke rechnen lernen. Der Pfarrer ſagte mir aber: Das gehe nicht ſo, wie jeder wolle; was in der Schule gehen ſolle, habe eben er zu befehlen. Er wolle nun nicht, daß ein Kind zu rechnen und zu ſchreiben anfange, ehe es den Katechismus auswendig gelernt, und allemal bei Anfang der Schule müſſe vor allem aus alles Auswendiggelernte repetirt werden, und wenn ſie die ganze Bibel auswendig könnten. Darauf müſſe man ſtreng halten, Religion ſei die Hauptſache in der Schule und wenn Eins nichts auswendig wiſſe, ſo wiſſe man nichts anzufangen mit ihm in der Unterweiſung. Wenn dann dieſes gemacht ſei, ſo ſolle man nicht lange fragen: Wer will rechnen? wer will ſchreiben? ſondern da müßten alle es lernen, ſo viel ſie davon noch lernen könnten. Vor allem aus die Buben, die hätten es am nothwendigſten, ſie mögen reich oder arm ſein, ja die Armen brauchten es noch mehr als die Reichen. Aber auch die Mädchen ſollten es lernen, ſie wüßten nicht, wozu es ihnen käme und wie ſie es brauchen könnten. Alle Tage ſollte ich mit denen, welche das Ihre auswendig gelernt, des Vormittags eine Stunde rechnen, des Nachmittags eine Stunde ſchreiben; vielleicht gebe es noch mehr Zeit dazu. Dem vorigen Schulmeiſter habe er es auch befohlen gehabt, allein es nie dahin bringen können. Ein einziges Mädchen habe es angefangen, allein am Ende, weil es nicht das Einzige bleiben wollte, auch unterlaſſen.

Nachdem der Herr damit fertig war, ſprang er zu einem andern Thema über.

Er ſagte mir, daß ich mich dann als ein Schulmeiſter aufführen und nicht mit dem jungen Volk mich abgeben ſolle und dem Weibervolk. Sie hätten die Freude daran, ſo ein junges Bürſchchen, das Schulmeiſter ſei, zu lecken, in alles hineinzuſprengen, was wüſt ſei, erſtlich um über ihn zu lachen, im Glauben, ſie ſeien viel geſcheuter als ſo ein Schulmeiſter, und zweitens, ihr eigen Thun und Laſſen mit dem Sprüchlein zu beſchönigen: Der Schulmeiſter hat es auch ge-

macht, war immer voran, was er darf, wird uns wohl erlaubt sein, er soll am besten wissen, was angeht. Ich solle mich hüten. Gerade in der Schnabelweide seien Menschen, welche die größte Freude an solchem hätten; und der frühere Schulmeister habe es erfahren. Am Abend solle ich zu Hause bleiben und mich in allerlei üben und des Nachts in meinem Bette sein, das stehe einem Schulmeister wohl an.

Nachdem er diese Predigt, mit zweien so ungleichartigen Theilen, gehalten hatte, während ich, wie es in einer Predigt bräuchlich ist, stille geschwiegen, aber meinen Theil gedacht hatte, ward er zusehends einsylbiger und mir ward auch, wenn ich nur da weg wäre, ehe vielleicht noch ein dritter Theil nachkäme. Aber ich wußte nicht recht, wie gehen, wie aufstehen. Ich rutschte auf dem Stuhle herum, brachte es aber nicht ab demselben, bis endlich der Herr selbst aufstund und sagte: He nun, Käser! Ihr habt gehört, wie ich es haben will, ich will hoffen, ihr richtet euch darnach, sonst kömmt es nicht gut. Ich werde thun, was mir möglich sei, antwortete ich; wünschte dem Herrn eine gute Nacht, drehte mich von ihm weg der Thüre zu, und unter der geöffneten machte ich, mit dem Kopf gegen den Gang hinaus, den Rücken dem Herrn zukehrend, einen gar schönen und tiefen Reverenz, so daß ich ab der Schwelle mit dem Kopf etwas unsanft an die Mauer stolperte und unendlich froh war, als ich nicht nur den Herrn, sondern auch das Haus hinter mir hatte.

Himmel! wie wirbelte mir die gehörte Predigt im Kopfe herum, noch keine so. Da sollte also in der Schule ein jedes rechnen und schreiben können, Arme und Reiche, Knaben und Mädchen! Was doch so ein Pfarrer nicht alles ersinnet und was er Einem nicht alles zumuthet!

Unvernünftig kam es mir vor, daß Alle dieses lernen sollten. Es wisse doch jeder wohl, ob er Schreiben und Rechnen brauchen könne, dachte ich; das sei nur ersonnen, um die Bauern zu plagen und ihnen unnöthige Kosten zu machen

und um den Schulmeiſter zu cujoniren. Wie ſollte man dieſem zumuthen, daß er bei dem vielen B'hören noch mit ſo Vielen rechne und ſchreibe? Wenn ja nur drei ſchreiben, ſo habe man immer mit ihnen zu thun, wie dann, wenn dreißig bis vierzig ſchreiben? Herrgott, welche Unvernunft und noch dazu von einem Pfarrer! Mer ſell dann mit den Andern buchſtabiren und leſen? Wohl! das würde lange gehen, bis Eins leſen lernte. So was könne aber nur Einem in Sinn kommen, der nie ſelbſt Schule gehalten und in ſeiner Studirſtube ſo allerlei ausſpintiſire aus langer Weile, dachte ich mir, und ich wünſchte nur, der Herr möchte ſelbſt Schule halten, um zu erfahren, wie wenig er davon verſtehe und wie kommod es ſei, ſo von ſeinem langen Seſſel aus zu befehlen, was man ſelbſt nicht machen könne.

Ebenſo ereiferte ich mich über den zweiten Theil der Predigt. Da nahm ich von vornen herein an, der Pfarrer ſei eiferſüchtig über mich, daß ich es ſo gut mit den Leuten könne, daß ſie mich ſo lieb hätten, mir ſo in die Kinderlehre ließen, und wolle mich auf dieſe Weiſe ihnen entfremden und das gute Verhältniß ſtören. Es lächerte mich, daß er glauben konnte, die Leute wollten mich zum Beſten haben und zum Sündenbock brauchen. Da wiſſe er doch wenig, wie lieb die Leute mich hätten, wie treuherzig ſie es mit mir meinten und wie geſcheut ich ſei. Uebrigens ginge ihn die Sache nichts an, meinte ich; ich ſei kein Herr, ſondern ein Schulmeiſter, der ſo gut das Recht habe, ſich luſtig zu machen als ein Anderer. Wie es wohl kommen würde, wenn ich ſo apartig mich aufführen wollte, wie der Herr meine? Da würden ja die Leute ſagen, ich ſei hochmüthig und wolle vornehm thun, und da würden ſie mich auslachen und nichts auf mir halten.

So mit dem Pfarrer in Gedanken prozedirend und räſonnirend kam ich in mein Dörfchen zurück und ging nicht heim. Ein junger Menſch, der den Kopf voll hat, beſonders

wenn es Aerger iſt über einen Andern, vermag es ſelten über ſich, die Sache in ſich ſelbſten zu verwerchen, es drängt ihn, die ganze Paſtete unverdaut auszukramen ſeinen Freunden, und für ſeine Freunde hält er gar zu gerne die Erſten Beſten, welche ihm zuhören wollen. Ich trat alſo in ein Haus ab, wo man mir beſonders wohl zu wollen ſchien, und ſetzte mich dort auf den Ofentritt. Ich machte ein ſaures Geſicht, gab manches Zeichen des Mißvergnügens von mir, bis man mich endlich fragte: Was mir über den Weg gelaufen ſei, daß ich mich ſo geberde.

Natürlich antwortete ich nicht auf die erſte, ſondern erſt auf die dritte Frage, daß ich bei dem Pfarrer geweſen ſei, und daß der mich böſe gemacht habe. Ich erzählte die Anmuthungen, die er an mich geſtellt. Das war den Leuten angeholfen. Potz Wetter, wie pülverte die Frau, daß ihre Mädchen rechnen und ſchreiben ſollten. Das wäre ſchön, wenn die Kinder g'ſcheuter und geſchickter werden ſollten, als die Alten. Da möchte der Tüfel dabei ſein. Schon jetzt wär kein Gehorſam mehr. Was ſolches abtrage? Arbeiten ſei die Hauptſache. Sie könne auch nicht ſchreiben und rechnen, aber ſie ſei doch eine Bäurin und es nehme ſie wunder, wo eine herkommen wolle und ſagen: Sie ſei die tüchtigere und ſparſamere. Der Mann begehrte nicht minder auf, daß ein jeder Hudelbub lernen ſollte, was ein Bauernſohn. Das mache nur ſchlechte Leute und die würden dann die Naſe in alles ſtecken und befehlen wollen; da möchte er auch dabei ſein. Aber der Pfarrer ſitze den Bauern auf, wo er nur immer könne. Er möge es ihnen nicht gönnen, daß ſie mehr hätten als er. Er halte es mit allen ſchlechten Leuten, er höre auf einen Jeden und verklage dann die Bauern bei dem Landvogt, wie der Schreiber ſage, aber der Landvogt meine es beſſer mit ihnen als der Pfarrer. Sie zahlen den Schulmeiſter, und ich ſolle nur ſo fortfahren, wie ich angefangen habe, gerade ſo ſei es ihnen recht.

Ebenſo machten ſie ſeine Ermahnungen wegen der Aufführung herunter, die ich ihnen natürlich auch klagte. Es ſei ſchlecht vom Pfarrer, den Schulmeiſter ſo aufzuweiſen und ſie zu verdächtigen. Es ärgere den Pfarrer nur, daß er nicht mitmachen dürfe; er ſei nicht beſſer als ein Anderer, aber darum gönne er auch niemanden eine Freude. Sie hätten einem Schulmeiſter wenig darauf, wenn er thun wollte wie ein Herr. Ich ſei ihres Standes und ſolle auch thun wie ſie. Auf ſolches Geſchwätz ſolle ich gar nicht hören, und den Pfarrer Pfarrer ſein laſſen, ſie machten es auch ſo. Ich fand, daß die Leute durchaus Recht hätten, und wir wurden einig, daß es beim Alten bleiben ſolle.

Neunzehntes Kapitel.

Etwas vom Weſen und Treiben der Liebe und wie es ſich bei mir geſtaltet.

Die Liebe iſt das eigentliche Götterwort auf Erden, ſie iſt's, die beſänftigend zum Kinde tritt, wenn es ſchreiend die Erde begrüßt, die ſeine Schmerzen ſühnt, ſeinen Geiſt belebend anhaucht. Die Liebe wächſt in kindlichem Herzen auf, ſie fließt in Blick und Worten aus dem befreundeten Geiſte entgegen, ſie offenbart auf jede Weiſe das Sehnen, Zeichen der Liebe von ihm zu empfangen. Es zieht die Liebe zum Menſchen hin, aber eben ſo ſehr möchte ſie auch den Menſchen anziehen an ſich. Ein Doppeltes iſt ſie alſo, ein Gefeſſeltwerden, ein Hingeben, ein Feſſeln Anderer, ein Gefangennehmen der Geliebten in der Liebe reiche Bande. Des Kindes Herz iſt der Liebe voll; ſie fließt nicht bloß den Eltern entgegen, ſondern auch den ſie umgebenden Kindern, und da bereits wird der Knabe zum Mädchen gezogen und das Mädchen

ſucht den Knaben an ſich zu ziehen mit allen Zeichen der Liebe. Freilich ſind dieſe Zeichen verſchieden, je nach Alter und Stand, und anders bei Knaben, anders bei Mädchen; aber der Beobachter ſieht ſie beim Bettlermädchen, das barfuß läuft, und beim Grafenkind, das vierſpännig fährt. Aber wie beim Mädchen das Sehnen wächſt, die innere heißere Liebesglut, deſto unſichtbarer werden in der reinen Mädchennatur, die weder durch Spekulationen ſpekulativ gemacht, noch durch Begehrlichkeiten vergiftet worden, dieſe Zeichen; deſto mehr hüllt das, was man ächte Weiblichkeit nennt, der Duft der Jungfrau, zart wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln, die Liebe, die anziehen will und angezogen wird, das Sehnen, ſein Herz zu geben, ein anderes zu gewinnen, in zarten Schleier ein. Dieſer iſt gar reich und rein gewoben aus holder Schüchternheit und ſüßem Sehnen; einmal zerriſſen, flickt keine Kunſt ihn wieder. Da ſieht man nur am Leuchten des klaren Auges, hört nur am Ton der weichen Stimme die Bewegung des Herzens, und ſieht auf deſſen Grund funkeln den Demant der Liebe. So umhüllt wirkt aber der Liebe Kraft am meiſten und bindet am gewaltigſten. O wer kennt nicht das Blümchen Wunderhold, das ſo ſelten ſich findet, und wie das Veilchen nicht in der Felder Mitte, nicht auf den Kronen der Hügel. Im Herzen dieſes Blümchens iſt ein wunderbarer Einklang zwiſchen Anziehen und Angezogenwerden, zwiſchen Nehmen und Geben, zwiſchen Kraft und Schwäche, beide entfalten ſich Hand in Hand. Während des Mädchens Lieblichkeit den Jungen näher und näher zieht, entfaltet ſich weiter und weiter in des Mädchens Herzen der Liebe reich duftender Kelch, und wie es den Jungen feſter und feſter kettet, fühlt es ſich immer unauflöslicher an ihn gebunden mit demantenen Feſſeln. So werden die Herzen eins in treuer Liebe, und dieſe treue Liebe wird nicht zertrümmert durch des Schickſals Schläge, verwittert nicht in des Lebens Sorgen, vergiftet ſich nicht gegenſeitig, blüht roſig fort unter weißen Haaren,

und nur die Körper vermag der Tod zu ſcheiden, dann vereinigen zu ewiger Liebe die Seelen ſich.

Es giebt aber auch Herzen, wo die Liebe ſich nicht umhüllt, wo man die Kraft, die anziehen möchte, ungeſcheut ſpielen läßt. Die Dame, die mit Augen und Händen ſpielt, mit Fächer und Schnupftuch, mit feinen Redensarten und beſonderem Augenaufſchlag, nennt man eine Kokette. Die Magd aber, welche an einem Markte ſagt: Jetzt gehe ich noch einmal rum; krieg ich keinen, geh ich heim, und die am Ende im Drang ihres Herzens Einen beim Rockſchooß nimmt und ihn um Gotteswillen bittet, mit ihr heim zu kommen — die nennt man ein anläßig Menſch.

Man ſieht Mädchen, aus denen, ihnen unbewußt, eine gewaltige Kraft des Anziehens ſprüht, die viele Herzen faſt unwiderſtehlich an ſich reißen, die aber gegen das Angezogenwerden ſich auf das mächtigſte ſtemmen, und wenn ſie dem innern Trieb nicht widerſtehen können, ihn umhüllen mit ſiebenfachem Schleier, und den Gegenſtand, der ſie anzieht, den Geliebten, unbarmherzig mißhandeln. Spröde nennt man dieſe. Man mißkennt dieſe Mädchen, die faſt den wilden Füllen gleichen, die bald luſtig ſich nähern, bald wild mit allen Vieren ausſchlagen. Es ſind die kräftigſten Naturen, die hochbegabteſten, aber ſelten die glücklichſten. Der ſchüchtern liebende, vielleicht geliebte Jäger, wird an ſich ſelbſt verzweifelnd abgeſchreckt, der kühle erfahrene Jäger fängt ſie ein, um ſie zum Ziehen und Schleppen zu dreſſiren, zum Karren im Ehejoch, oder aber der wildeſte Jäger, und in deſſen wilder Hand geben ſie zu Grunde. Manche entrinnen der wilden Jagd, ohne gefangen zu werden, dann ſehen ſie ſich einſam in einſamer Gegend — wohl ihnen, wenn nicht die Reue, die Mattigkeit, das Sehnen nach verſchmähter Liebe ſie in den Boden drückt, wenn der Hochſinn, der ſie früher gegen die Jäger ſchützte, in der Einſamkeit ihr Begleiter bleibt und ein höheres Leben beginnt, aber nicht eines, das mit ei-

nem geiſtlichen Bräutigam tändelt aus Mangel eines leiblichen.

Manchen Bedauerungswürdigen brennt die Liebe heiß im Herzen, aber ihnen fehlt die Kraft des Anziehens. Sie gäben ihre Herzen ſo gerne hin, aber niemand will ſie ihnen abnehmen und das ſeine geben dafür. Da brennt ein tiefer Schmerz im Herzen. Kinder ſpielten einſt in dunkler Stube, da brach auf einmal ein dunkles kleines Mädchen, vergeſſen auf einem Bette ſitzend, während Buben mit anderen Mädchen in der Stube ſich herumtrieben, jammernd in die Worte aus: Ach, hat mich niemand lieb! Das war ein Schrei des tiefſten Leids aus einem Herzen, das ſo gerne lieben möchte, und niemand findet, der ſeine Liebe abnehmen will. Wo ein ſolches Leid in thörichtem Herzen ſich findet, thut es ſich in Thorheit kund. Wo man ein wunderlich geſchmücktes Haupt ſieht, bunte Farben um den verblichenen Leib, ein alterndes Geſicht, ein jugendlich Thun; wo da feines und grobes Selbſtlob hört, und über Andere bitter grollende Urtheile; ein verächtlich Lächeln ſieht über jede wohlthuende Mädchengeſtalt; ein ſeltſam Schwatzen hört, wo man nicht unterſcheiden kann, was hinten und vornen iſt; — da lache nicht, da iſt ein tiefes Weh im Herzen, das Herzen gewinnen möchte auf unnatürliche Weiſe, da ihm abgeht die natürliche Kraft dazu.

Aber wenn du ein träumend, ſinnend Mädchen ſiehſt, das ſchweigt, wenn Andere reden; dem in allgemeiner Freude um den Mund ein trüber Zug ſpielt; das tief die Augen niederſchlägt, wenn der Liebe holde Zeichen zwiſchen Andern gewechſelt werden; das vergeſſen da ſitzt, mit wenig Worten aber freundlichen Blicken ein freundliches Entgegenkommen lohnet: da fühle Mitleid, da iſt ein Mädchen mit tiefem Leid im Herzen. Es ſchreit nicht mehr laut in die Geſpielen hinein: Ach, niemand hat mich lieb! Aber es weint oft in ſtiller Nacht, daß es einen Stein erbarmen möchte, und klagt ſeinem Gott ſein Leid. Es weiß wohl, die Welt würde ſpotten

über ſeine Thränen, aber es weiß, daß ſein Gott, der ſein Herz geſchaffen hat, ſolche Thränen nicht verlacht, darum verbirgt es ſie auch nicht dem Vater, der die einſamen Herzen kennt. Und der Vater wird dieſe Thränen vergelten, wenn dieſes Herz milde bleibt und unerſchütterlich in ſeinem ſtillen Vertrauen zu ſeinem Gott.

So wie im Mädchen die Liebe ſich verſchleiert, ſo tritt ſie im Knaben immer mehr hervor, er muß die ſeine zeigen als der Stärkere, damit das Mädchen Vertrauen faſſe und ſpäter ſeine Schwäche nie ſich vorwerfen höre. Aber auch in manchem wilden Knaben ringt die Unbändigkeit gegen ſeine Schwäche und daß er der Liebe unterthan ſei, will er lange nicht geſtehen, will ſpröde thun gegen ſie, bis ſie ihn ihre Allgewalt lehrt. Meiſt regt im Knaben erſt eine allgemeine Liebe ſich, das Herz iſt voll derſelben, und jedes Mädchen, das in die Nähe deſſelben kömmt, entlockt Zeichen denſelben, wie jeder Finger Funken aus der Elektriſirmaſchine. Nun kömmt es auf das Mädchen an: ob es feſter feſſelt.

Gewöhnlich ziehen die Mädchen den luſtigen Schein der gutmüthigen Plumpheit vor.

Man könnte die Welt mit all ihren Knaben- und Mädchenherzen faſt denken wie eine Matte voll Paradiesblümchen, knoſpend und aufgehend in aller Holdſeligkeit, über ihnen munter zwitſchernd und pickend die Paradiesvögelein, alle in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, und über ſie alle ausgegoſſen ein Meer von Leben und Luſt, blühend und duftend, girrend und ſchnäbelnd.

Aber leider iſt die Welt kein Paradies, und in der Welt ſind nicht nur Herzen, ſondern noch viel anderer Plunder; und in den Herzen iſt nicht nur der Drang nach Herzen, ſondern auch viel Herzensgelüſten eben nach dem andern Plunder, der wieder ſeine beſondere Anziehungskraft beſitzt für das wunderliche Menſchengeſchlecht. Drum ziehen nicht nur die Herzen das Geſchlecht zum Geſchlecht, ſondern da ziehen auch

Geld und Sinne, Trägheit und Leichtſinn; es ziehen Hochmuth und Hoffahrt, Eitelkeit und Begehrlichkeit, Behaglichkeit und der Drang es zu machen wie die andern; es ziehen Mütter und Tanten, Nachbarsweiber und Kaffeeweiber — ja eine Unzahl von Kräften ziehen zum Menſchen den Menſchen.

Und wo lebt der Hexenmeiſter, der jedesmal aus dieſem Gewirre von Kräften die Kraft ausfindig zu machen wüßte, welche den Menſchen zum Menſchen gezogen, ob die Herzen oder etwas Anderes. Ja weiß es doch manchmal der Menſch ſelbſt nicht, was ihn eigentlich zu ſeiner Hälfte geführt und an ſie gebunden hat. Mancher weiß es, aber er ſagt es nicht, denn während öffentlich und ungeſcheut die Welt die Sache treibt, will ſie das Wort nicht, duldet das Geſtändniß nicht, daß nicht das Herz, ſondern etwas Anderes den Bund gemacht.

Wehe aber, wo zwei Herzen ſich fügen, das eine vom Herzen ſelbſt gezogen, warm und liebend, das andere von irgend einer Zugabe, kalt und klug! Da wird am Hochzeittage wohl gelacht und ein künſtlicher Himmel voll Freuden wölbt ſich über die Leutchen. Aber dieſer Himmel iſt eben nur ein künſtlicher; kein Frühling der Liebe, ewig jung, ewig neu blüht in dieſem Himmel, wohl aber legt ſich allmählig ſtarrer, kalter Winter über das unglückliche Herz. Vergebens verſucht das arme Herz mit heißen Thränen ihn zu ſchmelzen, wieder zu Eis werden die Thränen, wie heiß ſie auch ſein mögen, und dieſe zu Eis gewordenen Thränen legen ſich fort und fort über das arme Herz, bis es kalt wird wie des Todes Hand.

Luſtig faſt iſts, wenn der Menſch ſelbſt zweifpältig iſt, das Herz ihn rechts zieht und irgend ein Gelüſten links und man ihn dann willwankig zwiſchen beiden ſtehen ſieht, wie einen Eſel zwiſchen zwei Heuhaufen. Traurig iſts, wenn die Herzen gar nicht mehr ziehen und doch die Menſchen ſich zuſammenthun, z. B. wie jener alte Mann, der auf die Frage:

warum er noch heirathe? antwortete: es sei ihm wegen dem Mist; oder jene im Lande herumziehende Krämerin, die bei der Heirath im Vertrauen bekannte: sie hätte jemand haben müssen, der ihr den Karren ziehe.

Nun ist die Welt voll Klagen über Treulosigkeit, Verrätherei, Flüchtigkeit u. s. w. Mädchen, hast du aber untersucht: ob die Zeichen der Liebe eigentlich dir galten oder dem ganzen Geschlecht? ob du sie absichtlich hervorgelockt, oder ob sie dir unwillkürlich entgegen sprühten? Wo der Batzen zieht, die Leibeslust oder die Eitelkeit, da ist ebenfalls treue Liebe nicht. Drei Batzen mehr brechen einen Bund, gesättigte Sinnenlust scheidet, und Eitelkeit läßt sich locken mit schönen Worten nach allen Winkeln hin, wie Speck die Mäuse lockt in alle Fallen. Wo nicht die Herzen sich einen, da erwarte man nichts, als höchstens ein kühles Halten des gegebenen Wortes; und wo man nicht das Herz begehrte, sondern eigentlich nur die Hand und etwas anderes damit, da klage man nicht, wenn man diese Hand auch noch am Altar wieder an sich zieht. Mädchen, die ihr vor Gericht solche verfolgt, die euch sitzen ließen mit eures Leibes Frucht, tragt ihr etwas anderes als die Strafe, daß ihr durch diese Frucht einen Mann erzwingen wolltet; die Strafe, daß ihr locktet, reiztet, daß euch an dem Herzen nichts, an allem Andern Alles gelegen war? Ja, in wunderbarer Verblendung fordern Menschen Liebe, sie selbst haben keine; fordern Treue, leisten keine. Liebe und Treue bestehen aber nur zwischen Herzen und Herzen, nicht zwischen Geld und Geld, nicht zwischen Wollust und Wollust, nicht zwischen Hochmuth und Hochmuth, am allerwenigsten zwischen Eitelkeit und Eitelkeit.

Diesem Zug der Geschlechter zu einander wird auf alle mögliche Weise Vorschub geleistet, auch weiß sich das gezogene Völklein selbst recht gut Gelegenheiten zur Annäherung zu verschaffen, ordentliche und außerordentliche.

In höhern Ständen sind die Gelegenheiten feierlicher

ab- und zugemeſſen, und die Sitte und der Mütter Augen wachen, daß die Gelegenheit nicht Diebe mache und das Luſtſpiel ſittſam mit einer Heirath ſich ende; daß das Geld zum Gelde paſſe, zur Familie die Familie; aber Wachen und Sitte hindern Seitenſprünge nicht, glückliche oder unglückliche.

In andern Klaſſen iſt größere Freiheit, mehr Gelegenheit, Gelegenheit, daß es Einem dunkel werden möchte vor den Augen. Und beſonders in unſerm Ländchen iſt herrlich dafür geſorgt, daß ja keine Kluft ſei zwiſchen Knab und Mädchen, daß jede hemmende Zwiſchenwand eingeriſſen ſei, daß Sitte und Mütter nicht zuſehen können, daß ſie ſich zuſammen thun mögen nach Herzensluſt. Wenn die dunkle Nacht herauf dämmert und es ſtille wird im Hauſe, dann macht ſich der Knabe auf und pocht an ſeines Mädchens Fenſterlein. Unten im Hauſe ſchlafen Vater und Mutter, ſchlafen Meiſter und Meiſterfrau; aber das Mädchen wacht und öffnet, wenn es nicht ſchon jemand drinnen hat, und in der dunkeln Kammer ſtört die Beiden niemand mehr, nicht Vater, nicht Mutter, nicht die Welt, ſelten Gott, öfters die Vorſicht und die Rückſicht.

Neben dieſen täglichen gewöhnlichen Gelegenheiten, giebt es noch eine Menge beſonderer, wo es luſtig zugeht bei Spiel und Tanz, und mit Geigen und Pauken, mit Wein und Brönz das junge Volk angelockt wird, ſich würdig vorzubereiten und zuzuputzen öffentlich zum nächtlichen einſamen Beſuch. Da ſind öffentliche Anſtalten zum allgemeinen Gebrauch, vor Allem die Märkte, die alle Fingerslang bald hie bald dort abgehalten werden, und die Muſterungen. Dann hat die gnädige Regierung, damit das Volk recht luſtig ſein könne, noch ſechs Sonntage zu Tanzſonntagen gemacht, an denen das ganze Land tanzen ſollte zum Zeichen ſeines Glückes unter ſolch gnädiger Obhut. Und mit dieſen Sonntagen wurde es nicht einmal ſo genau genommen. Ferner waren an dieſe Beſchränkung auf ſechs Sonntage die Badwirthſchaften nicht

gebunden, wurden die Schnittersonntage nicht daran gerechnet, die Alt- und Neujahrsnächte nicht und von Aufhören um acht Uhr, wo war da die Rede? Nun macht man es noch gnädiger, man vermehrt die Wirthshäuser um's Doppelte, man sendet den Wirthen die Tanzbewilligungen umsonst in's Haus, und wie genau man sich dabei an das Gesetz bindet, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß unsere Beamtete liebe Leute sind, die dem Volk die Freude gönnen.

Ja, meine Leute in der Stadt, man weiß auf dem Lande auch zu leben, hat auch seine Soirées und Societäten, Diner und Souper, so gut als ihr. Aber von diesen kehrt man dann nicht halb ohnmächtig vor Hunger und Durst heim, wird, wenn man das Geleit nach Hause gibt, nicht mit einem kalten bon soir Monsieur verabschiedet. Nein, gewöhnlich hat man im Magen und Kopf, was beide ertragen mögen, und findet noch obendrein freundliche Herberge und warme in der kalten Winternacht.

Das ist also der gesellschaftliche Boden auf dem Lande; er ist gar lustig.

Dieser Boden lag vor mir, auf ihn zog es mich; denn auch in meiner Brust war der Trieb, den man wohl verbergen, verläugnen mag, der aber doch in Allen wohnt, die aus Fleisch und Bein geschaffen sind.

Er hatte sich schon früh bei mir geregt, freilich mir unbewußt, Andern unbemerkt. Ich fühlte schon als Schulbube ein eigenes Grausseln, ein Warmwerden unter dem Gilet, wenn ich mit Mädchen lief. Es geschieht wohl, daß schon in der Kindheit besondere Zuneigungen sich machen bei früh reifen Gemüthern, oder bei denen, denen man die Nase darauf stößt. Ich wurde aber nicht an milder Sonne aufgezogen, sondern Schattseite, wurde daher spät reif, und um meine Nase bekümmerte sich niemand, bis man sie groß genug fand, mich daran herumzuführen. Wenn schon eines Tags ein Mädchen mir recht warm machte, so hatte des andern Tages

ein ander Mädchen die gleiche Kraft über mich. Aber mir wohnte auch eine tüchtige Portion Plumpheit an, ſo daß ich meine Aufmerkſamkeit ihm nicht anders zeigen konnte, als durch einige ungelenke Sprünge oder eben ſo ungelenke Neckereien.

Nun war ich Schulmeiſter, bewohnte ein ganzes Haus, und öde ward mir in demſelben und daher auch öde im Herzen, ſo öde, daß ganze Dutzend Mädchen darin Platz hatten, gerade wie in der Kinderlehrſtube.

Man merkte mir bald an, daß ich gerne von Mädchen hörte, gerne Mädchen ſah, daß ich mich ihnen bemerklich zu machen ſuche und nach der Kinderlehre auch nicht davon laufe, wenn die Mädchen ſäumten, die Stube zu verlaſſen; daß ich gar gerne noch ein Lied drüberein ſang, um ihnen einen Vorwand zum Bleiben zu geben. Die Leute ſagten bald: Unſer Schulmeiſter ſieht die Mädchen auch gerne. In dieſen wenigen Worten liegt ein dreifacher tiefer Sinn. Sprach man ſie gegen mich aus, ſo klangen ſie wie ein Lob, daß ich auch ihrer Art ſein wolle und nichts Apartes; wie eine Aufmunterung, dem inwohnenden Trieb zu folgen. Wurden ſie aber zu andern oder von jüngern Leuten ausgeſprochen, ſo war Schadenfreude darin, daß ich um nichts beſſer ſei als ſie, daß der Schulmeiſter in keinen Theilen berechtigt ſei, ihnen Vorwürfe zu machen. So unſchuldig die Worte „die Mädchen gerne ſehn" klingen, ſo verbindet man damit ſo viele Handlungen und nimmt als Quelle des „gerne ſehn" die gemeine Sinnlichkeit an, und hält dieſen Trieb für ſtärker als die Selbſtüberwindung bei dem, welcher es zeigt, daß er die Mädchen gerne ſehe, daß dieſe Schadenfreude verzeihlich war. Redeten ältere Leute unter ſich davon, ſo war es ein ſtrenger Tadel. Aeltere Leute vergeſſen ohnehin, was ſie geweſen und gethan und ſind unduldſam gegen die jüngern, beſonders aber gegen einen Schulmeiſter, und beſonders wenn dann die jüngern Leute auf Vorwürfe der Alten über Ausſchweifun-

gen ꝛc. antworten: ſie ſeien nicht allein geweſen, der Schulmeiſter ſei auch dabei geweſen, und der werde wohl wiſſen, was in's Maaß möge. Den alten Leuten ſoll der Schulmeiſter kein Alter haben, d. h. er ſoll nicht alt, nicht matt in der Schule ſein, nicht jung, nicht windig außer der Schule. Ein dunkles Gefühl ſagt ihnen, daß ſie am Schulmeiſter ein Verbild haben ſollten für ihre Söhne, eine Hülfe gegen deren Leichtſinn, deren Unbändigkeit. Darum wenn ſie ſprachen: „Unſer Schulmeiſter ſieht die Mädchen auch gerne," ſo lag eine Maſſe ſchweren Tadels in dieſen Worten.

Wer die Sitten auf dem Lande nicht genau kennt, nicht die Zurückhaltung und das kalte und ſteife Weſen, die Einſylbigkeit vor den Leuten; wer mit dieſer Unkenntniß noch natürliche Lebhaftigkeit verbindet, der wird ſich dieſes Urtheil ſchuldlos zuziehen und ein ſchwer Gericht. Und wenn er in einer Stellung darnach iſt, ſo kann er ſicher ſein, daß an das harte, ungerechte Urtheil eine Menge Lügen ſich knüpfen werden, welche die Bosheit erſinnet und Alle gerne glauben; die Einen in der Meinung, wenn Einer ſchlechter werde, ſo würden ſie um ſo beſſer, die Andern urtheilend nach den eigenen Gelüſten in ihrer eigenen Bruſt. Aber von dem Allem merkte ich damals gar nichts; Jung und Alt waren einig vor mir im Lobe, wie ſie Freude an mir hätten, weil ich mich ihrer nicht verſchäme. Und als einſt ein alter Mann, der noch einen langen weißen Bart trug, mir ſagte: „Es würde mir beſſer anſtehn, wenn ich mehr daheim wäre und weniger närriſch thäte, brave Leute hätten mir nichts darauf," und ich dieſen Vorwurf klagend mittheilte und jammerte, man könne es den Leuten nie treffen, dem Einen ſei man zu geiſtlich, dem Andern zu weltlich, ſagten mir Alle: Ich ſolle mich des Alten gar nicht achten, er ſei ſein Lebtag ein Wunderlicher geweſen und hätte nie gewollt was andere Leute; wenn ich es ihm treffen wollte, ſo würde ich es verſchütten bei den

Andern. Es war, als ob das ganze Dorf im Bündniß stünde, mich zum Besten zu halten und mich in eine Art Rausch, in eine Betäubung zu bringen, in welcher durchaus keine gesunde Beurtheilung mehr möglich ist. Es ist aber auch eine infame Sache, daß man fast Alle, welche ein Amt antreten, und namentlich Schulmeister und Pfarrer, in diese Betäubung zu bringen sucht. Daher bei den Pfarrern und Schulmeistern verkehrte Beurtheilung der Leute, ein verkehrtes Betragen, der dumme Glaube: jetzt habe man die rechten Leute gefunden, mit denen etwas zu machen sei. Daher die überspannten Erwartungen vom Erfolg seines Wirkens; daher dann, wenn der Rausch verflogen ist, der gegenseitige Ekel und die gegenseitige Anfeindung und das erboste Wandern von einem Ort zum andern; daher am Ende das unmuthige Leben, das an manchen Pflug die Hand gelegt, aber nach den ersten mißlungenen Versuchen auf einen andern Acker geflohen ist.

Es möchte vielleicht manch junges Kerlchen über mich lachen und sich nicht von weitem beifallen lassen, daß es ihm gehen könne wie mir. Gerade solche Bursche aber sind für diesen Rausch wie gemacht, und derselbe macht gerade die Gescheutesten den Dümmsten gleich. Dabei ist das Fremdsein dieses Angestellten in dem ihn umgebenden Kreis das gefährlichste; denn selten hat er Verwandte, alte Bekannte da. Wie gegen ein fremdes Huhn in einem Hühnerhof alle andern Hühner, so verbündet sich gegen ihn stillschweigend die ganze Einwohnerschaft, paßt ihm auf und sucht ihn zu täuschen und zu verblenden.

So nahm man mich, wie durch eine Art Instinkt getrieben, auf's Korn, und weil man mich von Anfang an für einen etwas Einfältigen hielt, so gewährte es ihnen eine wahrhafte Burgerlust, ihr Spiel mit mir zu treiben.

Die Alten luden mich ein, zogen mich mit diesem, mit jenem Mädchen auf, sagten: Einer wie ich, hätte die Aus-

wahl, seit das Schulhaus stehe, hätte man nicht so viel Mädchen in der Kinderlehre gesehen. Sie machten mir den Mund wässern nach einer Frau, wie ich Platz für sie hätte, eine Reiche, eine Hübsche mir nicht fehlen könne, und wie ein paar tausend Gulden einem Schulmeister gar wohl kämen. Sie würden dann Land in Pacht nehmen, zwei Kühe halten und die Milch verkaufen, das trage gar viel ab; so redeten sie, und ich brachte dann manche müßige Stunde mit Rechnungen hin, wie viel ich jährlich aus der Milch lösen, wie viel an den Kühen gewinnen und aus den Kälbern erziehen könne, und fand dann immer: darauf hin könne ich mir schon was gönnen.

Die jungen Bursche machten sich noch mehr an mich. Sie versammelten sich manchen Abend bei mir, oder Einer holte mich ab zu ihren Zusammenkünften, erzählten mir ihre Heldenthaten und machten mir den Mund wässern nach diesem oder jenem Mädchen. Sie nahmen mich mit auf ihre nächtlichen Fahrten; eine Menge Kiltsprüche mußte ich auswendig lernen und sie unter den Fenstern der Mädchen halten. Sie behaupteten, ihr Halten stehe mir viel besser an als das Kinderlehren. Dann waren auch Birnbäume ꝛc. zu plündern, oder sonst Streiche zu verüben. Nicht selten mußte ich hinauf, den Baum zu schütteln, und fand dann, wenn ich herab kam, alles aufgelesen, oder, wenn ich am besten daran war, so schrien sie unten: „Der Bauer kömmt," und liefen davon, daß ich dann in meiner Seelenangst nicht wußte, sollte ich oben bleiben oder herabspringen. Noch größere Freude aber hatten sie an meiner Einfalt, die ihnen richtig erzählte, sobald ich wieder bei ihnen war, wie es mir ergangen und welche Gefahren ich ausgestanden, an meiner Einfalt, die den getriebenen Spuk nicht merkte. Sie rühmten mich dann, und versprachen: „Ein ander Mal müsse es anders gehen," und stellten einen neuen Streifzug an, auf welchem es mir noch schlimmer ging.

Die Mädchen machten es nicht beſſer, ſie waren mit den Burſchen im Bunde. Sie ſtellten ſich gar freundlich, ſahen zurück, wenn ich ſie antraf, ſahen beſonders unter der Thüre zurück, wenn ſie aus der Schulſtube gingen, und ein ſolches Zurückſehen hat für den, der darauf merkt, eine ganz beſondere Bedeutung. Sogar Reichere ließen ſich herab mit mir anzubinden. Eine unter dieſen ſchien es aufrichtig zu meinen, ließ ſich von mir zu Gaſt halten, ging mit mir heim, und ich zweifelte gar nicht daran, daß ich mit ihr eine richtige Sache habe. Ich war ganz oben auf, und berechnete fleißiger noch den Abtrag von zwei Kühen, nur war ich zweifelhaft, ob es nicht beſſer wäre, Land zu kaufen, als nur zu pachten.

Die Neigung zum Geſchlechte verwandelte ſich nun in eine Neigung zu einer beſondern Perſon. Wahrſcheinlich waren es die Kühe und einige andere kleine Zufälligkeiten, die mich zu Hofbure Städin zogen, aber das merkte ich nicht, ich war ſo verliebt als irgend Einer, und that ſo dumm als Einer. Ich lief des Tages, es weiß kein Menſch wie oft, beim Haus vorbei, und wenn auch nur der Hund vor dem Hauſe war, ſo redete ich mit ihm, in der Hoffnung, Städi komme heraus, oder ſtrecke etwa die Naſe durch's Schiebfenſterchen. Wenn ich es beim Brunnen ſah, oder bei dem Holzhaufen, ſo ward es mir heiß überall. Dann mußte es mir in die Augen zu ſehen, daß es mir den ganzen Tag wohl that und mir den Schlaf nahm. Ganze Stunden konnte ich am Fenſter ſtehen, wenn ich glaubte, es könne vorbei kommen. Und wenn ich einen Andern mit ihm reden ſah, ſo ſtach es mich am ganzen Leibe wie mit Nadeln, und prügeln, wenigſtens ſtoßen von weitem, hätt' ich jeden mögen, der es that.

An öffentlichen Orten hatte ich daher meine liebe Noth, denn ich mußte gar oft Andere mit ihm tanzen, mit ihm heimgehen ſehen. Die Leute hatten ihr Spiel mit mir.

Bald rühmten ſie mir Stüdin und erzählten: wie es auch mich rühme, und wie deſſen Mutter geſagt habe: Ich ſei gar ein Freundlicher und habe gute Manieren. Haudkehrum erzählten ſie, Stüdi ſpotte mich aus und ſage: „Es wolle keinen, der nur vier geflickte Hemden habe und kein Paar gute Strümpfe.“ Stüdi's Eltern zogen mich oft mit Mädchen auf, ſagten: Ich müſſe bald eine Frau nehmen und eine reiche, und hießen mich, wenn ich dort war, dringlich wieder kommen: ſo daß ich glaubte, die Sache ſei ihnen recht und mich manchmal faſt verſchoß, dem Bauer Schwiegervater zu ſagen. Auf Stüdin konnte ich mich nicht recht verſtehen. Bald that es, als ſchätze es mich gar nichts, ließ mich vor ſeinem Fenſter ſtehen, ohne ein Lebenszeichen zu geben, oder wies mich puckt ab, wenn ich von einem Orte her mit ihm heim wollte, oder ſchickte mich noch vor dem Hauſe fort, wenn ich es begleitet hatte, und wollte mir gar nichts ſagen, wo es den nächſten Sonntag aus wolle. Andere Male konnte es nicht hold genug thun, wenn ich ihm eine Halbe kramte, ſo, daß ich nicht daran dachte, das Meitſchi und die Kühe könnten mir fehlen. Von Heirathen hatte ich nicht mit ihm geſprochen. Man fällt auch auf dem Lande nicht ſo mit der Thür in's Haus, ſondern macht in der Regel erſt ordentlich den Hof, zieht die Laufgräben, ſchießt Breſche, ehe man ſtürmt.

Endlich fing ich doch an, ſo darum herum zu reden, und ſagte Stüdin einmal, als es ſo recht gutmeinend ſchien: Es werde auch eine Bäurin geben wollen? Da wollte es doch eine große Thörin ſein, antwortete es, wenn es es machen könne, daß es es ruhiger und bequemer habe. So eine Bäurin ſei für nichts gut, als für zuerſt aufzuſtehen, Kinder zu haben und Schweine zu mäſten. Wenn ſie einen Schoppen trinken wolle, ſo müſſe ſie das Geld erſt ſtehlen; und wenn ſie einen halben Tag von Haus weg wolle, ſo müſſe ſie ſich eine ganze Woche dafür wüſt ſagen laſſen. Solche Reden

machten mir Muth. Ich zweifelte keinen Augenblick an ihrer Aufrichtigkeit und glaubte, ſie ſeien recht abſichtlich geſprochen, um mir den Verſtand zu machen. Ich wußte nicht, daß es Mädchenart iſt, das am meiſten zu verläugnen, wonach das Herz am meiſten ſtrebt; das am meiſten zu verſchmähen, was man am meiſten liebt. Ich habe ſeither Mädchen jede Gelegenheit vom Zaune reißen ſehen, um nicht nur ihre Liebhaber, ſondern ihre Geliebten, bald darauf ihre Männer, herunterzumachen, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb.

Es iſt den Leuten ſchon manchmal faſt übel geworden, wenn ſie hörten: Eiſin hat mit Joggin ſich aufbieten laſſen, und Eiſin hatte Joggin noch vor wenig Tagen vor ihnen ausgeſpottet und ſich verſchworen, es wolle lieber gar keinen als den, und ſie hatten Eiſin geholfen und recht gegeben. Das iſt ein wunderlich Ding in der weiblichen Natur, ein ſolches Schimpfen über das, was man liebt. Ganz leicht zu erklären iſt es nicht. Es mag die Luſt ſein, von dem Gegenſtand ſeiner Liebe zu reden: ſich zu verrathen ſchämt man ſich aber, darum ſchimpft man über ihn, das iſt auch geredet. Es mag das Teufelchen des Mißtrauens ſein, das Böſes vernehmen möchte, ſo wehe es dem Herzen thut, ſo wenig es nützt, denn es hindert doch ſelten die Heirath, ſondern es pflanzt nur Mißtrauen in die Ehe. Es mag vielleicht auch der letzte verzweifelte Kampf eines ſtarken Mädchenherzens gegen ſeine Schwäche ſein.

So iſt es ſicher ſelten einer Bauerntochter Ernſt, wenn ſie ſagt, ſie wolle keine Bäurin werden, es ſei denn, ihre Mutter habe es gar böſe, oder ſie ſei etwas fauler oder zarter Art. Freilich Wirthinnen oder Müllerinnen werden ſie eben ſo lieb. Sie haben das gleiche bedeutende Regiment zu führen, und dazu an dem einen Ort ungeſorget weißes Brod und Mehl von allen Sorten zu allem, was ſie lieben, an dem andern gelben Wein und gelben Braten. So nahm ich für baar Geld, was vielleicht nur Spaß oder ich weiß

nicht was war. Denn aus Stüdi's Betragen werde ich noch heutzutage nicht klug, und kann faſt gar nicht glauben, daß es mich bloß zum Beſten gehalten und nicht auch etwas für mich gefühlt habe. Manchmal mußte ich beſtimmt glauben, ich ſei ihm wirklich lieb geweſen. Allein wahrſcheinlich war ſein Herz zwiſchen zwei Heubündeln, zwiſchen mir und einem Bauernhof, ſo wie eigentlich das meine auch zwiſchen ihm und zwei Kühen war. Weil aber Stüdi und die Kühe zuſammen gehörten, ich und der Bauerhof leider nicht, ſo blieb ich Stüdin treu, Stüdi aber dem Bauernhof. So ward es falſch an mir; aber was konnte es dafür, daß ich und der Bauernhof nicht zuſammen gehörten.

Ich rückte in meiner guten Hoffnung immer weiter mit der Sprache heraus. Ich erzählte, wie eine Frau es gut haben würde bei mir, wie ſie weder ſo früh aufſtehen noch ſo hart arbeiten müßte, was ich ihr alles anſchaffen, mit ihr hie und dort aus gehen wolle u. ſ. w., und fragte dann Stüdin: Ob ihm das nicht gefiele? Kurz, ich brachte es ſo weit, daß ich vom Aufbieten ſprach, und je mehr Stüdi es auf die lange Bank ſchob, ſagend, das preſſire ihm nicht, es habe einen ledigen Leib und wolle ihn einſtweilen behalten u. ſ. w., deſto mehr hielt ich an und that nöthlich. Während ich einſt mit Anhalten am beſten daran war, hörte ich Schritte hinter mir, eine Hand legte ſich auf meine Schulter und eine Stimme fragte: er möchte doch einmal gerne wiſſen, wer Stüdi ſo plage? Erſchrocken drehte ich mich um. Da ſah mir Stüdi's Vater in's Geſicht und ſagte: O biſt's nur du, Schulmeiſter? Hätte nicht geglaubt, daß du ſo ſtark Narr wäreſt zu glauben, Stüdi könnte dir je Herr ſagen. Laß das Narrenwerk, ſonſt kömmſt übel weg. Ich war erſchrocken, alle Gedanken waren mir todtgeſchlagen, wie ein begoſſener Hund ſchlich ich davon und ſtrich mich nach Hauſe. Erſt dort kam ich zu mir ſelbſt, und es kam mir in den Sinn, was ich dem Bauer eigentlich hätte ſagen ſollen, ihn verſichern

ſollen, ich komme in ehrlichen Abſichten, und ich ſei doch ein Schulmeiſter, und eine Frau müſſe es gut bei mir haben. Bald wäre ich wieder umgekehrt, um ihm dieſes noch zu ſagen, dann dachte ich wieder, Stüdi werde es ihm ſchon ſagen, und vielleicht werde er ſchon am Morgen zu mir kommen, um mir zu ſagen, es ſei denn nicht ſo böſe gemeint geweſen, wenn ich es aufrichtig meine, ſo könne ich Stüdin haben.

So ſchlief ich recht getröſtet ein, nur noch fürchtend, das Kommen des Bauern zu verſchlafen. Dieſer Kummer weckte mich früh, aber er kam nicht. Ich ſtund wieder zwei Schritte hinter dem Fenſter, und ſah die Gaſſe auf, aber da war niemand, der kam. Am Mittag war Niemand da, am Abend niemand. Da hielt ich es endlich nicht länger aus, und ſchlich am Hauſe vorbei, ohne jemand zu ſehen. Ich wiederholte es bei zunehmender Dämmerung, immer entſchloſſener, in's Haus zu treten und meine gute Abſicht zu erklären. Endlich als ich darauf und daran war, den Entſchluß auszuführen, kam der Bauer aus der Tenne, wo er mich wahrſcheinlich beobachtet hatte, und ſagte mir: Ich ſolle nicht Narrheiten machen, mich nicht unterſtehen, ihm unter das Dach zu kommen; er hätte mich lange genug den Narren machen laſſen, ich könnte jetzt zufrieden ſein. Ich wollte meine Rede anfangen, obgleich ſie auf dieſen Eingang nicht recht paßte, allein er ließ mich nicht machen, ſondern ſagte: Er möge das Gerede nicht, und wenn ich nicht gehe, mache mir ſein Schnauz (Hund) Beine. Unglücklicherweiſe ſagte ich noch: „Ich möchte mit Stüdin noch etwas reden;“ da fuhr der Schnauz unterm Dach hervor und ich dem Schulhauſe zu, und hinter mir her ſcholl das Bellen des Schnauzes, das Gelächter des Bauern. Nicht lange darauf heirathete Stüdi und ward eine Bäurin.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie ich alſo ſitzen blieb und zwar in der Klemme.

Während meines Rauſches, während die Mädchen mich wirbelſinnig machten, während ich von Reichthum träumte, von Land und Kühen, war ich in Schulden gekommen bis über die Ohren. Ich bin aber nicht der Einzige, der ſich auf einmal arm findet, während er träumt von reich ſein. Ja, ich bin auch nicht der Einzige, der arm wird, eben weil er von reich werden träumt, arm wird durch dieſe Träume. Amerika, Lotterien, Spiel, Heirath, Erbe, Handel und **nota bene** Eiſenbahnen ſind es, die den Menſchen in die glücklichſten Träume wiegen, um ihn im Schlaf um das zu bringen, was er bereits hat.

Man wird ſich erinnern, daß ich arm aufzog mit geliehenen Sachen und geliehenem Gelde, und was mir alles fehlte, wußte ich ſelbſt nicht. Alle Tage merkte ich, daß ich noch dieſes oder jenes nicht nur haben ſollte, ſondern haben müſſe, wenn ich Haushaltung machen wolle. Ich hatte gleich nach den erſten Tagen angefangen, für mich zu leben, nachdem ich für alles Nothwendige geſorgt zu haben glaubte: zwei Loth Kaffeepulver, für einen Kreuzer Schwefelholz, etwas Mehl waren da, und ich glaubte nun vollkommen gerüſtet zu ſein auf alle möglichen Vorfälle mit meinen zwei Taſſen, der Kaffeekanne, der Pfanne, zwei Kellen und einem Waſſereimer. Ich beſaß viel mehr als jenes Volkslied ſingt: „Ein Kachel, ein Häferl iſt all mein Küchengſchirr.“ Aber als ich das erſte Mal meinen Kaffee gemacht, die Milch heiß gemacht und getrunken hatte, gerieth ich in die allerſchrecklichſte Verlegenheit. Könnt ihr Weiber errathen warum und was mir fehlte? Ich will wetten, es kömmt nicht der Hundertſten in Sinn.

Als ich nach eingenommenem Mahle das Geschirr hinaustrug und die von der Milch weiß gewordene Pfanne sah, da dachte ich ans Abwaschen, dachte daran, daß die Mutter einen Lappen im Waschfaß gehabt, mit dem sie im und um das Geschirr herumgefahren sei. Ich wollte es auch machen, allein ich hatte keinen — Hudel, keinen Waschlappen, hatte gar nichts um abzuwaschen. Meine Hemden, meine Nastücher hätten sich nicht übel dazu geschickt, aber wo sollte ich dann andere Hemden nehmen? Ich stund mitten in der Küche mit der Pfanne in der Hand, wie die Butter an der Sonne; ich fuhr mit allen fünf Fingern darin herum, aber das half nichts, die Pfanne wurde nicht schwarz; ich schwenkte mit Wasser hin und her, aber die Pfanne blieb weiß. Endlich fielen mir einige Hobelspäne in die Augen und halfen mir glücklich aus meiner Verzweiflung und putzten die angesessene Milch rein weg. Da beschloß ich mit Hobelspänen mich nie auskommen zu lassen. Freilich fehlte mir nun auch ein Handtuch zum Abtrocknen, allein da wußte ich mir schon viel besser zu helfen. Einige gewaschene Sachen ließ ich trocknen. Das kömmt ja nicht darauf an, ob man eine Sache abtrocknet oder trocknen läßt; daß sie trocken werde, ist ja doch die Hauptsache. Andere Sachen, z. B. die Kaffeetassen, wischte ich an den Rockschößen ab, und so lange man Hosen an hat, ist es nur Hochmuth, wenn man seine Hände anderswo abwischt als an den Schenkeln.

Eine ähnliche Verlegenheit bestund ich, als ich zum ersten Male statt der bis dahin getragenen Holzschuhe die Lederschuhe anziehen wollte und keinen Schuhlöffel beim Ofen fand. Mein Lebtag hatte ich die Schuhe nie ohne Schuhlöffel angezogen, in allen Häusern solche gefunden, so daß ich gar nicht daran gedacht, einen anzuschaffen, nicht daran gedacht, daß er in einem Hause nicht vorhanden sein könne so nothwendig wie der Ofen, wo auch niemand daran denkt, einen mitzubringen, wenn er in ein Haus zieht. Ich

tief in die Schulſtube hinab, hoffend dort einen ſolchen Löffel zu finden; allein da war auch keiner, und ich mußte in den bloßen Strümpfen in's Nachbarhaus laufen, um dort mir zu helfen.

Meine Speculation für mich ſelbſt zu ſein und nicht z'Koſt zu gehen, war ſo übel nicht, denn in letzterm Falle wären alle Geſchenke zurückgeblieben, und ich hätte faſt den ganzen Lohn als Koſtgeld zahlen müſſen. Nun waren die Leute ganz herrlich gut im Anfang, es regnete Geſchenke auf mich ein, daß ich zu Zeiten im Ueberfluß faſt erſtickte. Ich hatte, nach Rath meines Alten, einige Dutzend ſogenannte Buchzeichen, gewöhnlich katholiſche Heilige vorſtellend, gekauft, um ſie dann als Trinkgeld den Kindern, die etwas brachten, zu geben. Sie hatten den doppelten Vortheil, daß ſie faſt nichts koſteten und dennoch die Kinder gar ſehr lockten, ſo daß ſie die Eltern immerfort plagten, dem Schulmeiſter etwas bringen zu können, um ein Buchzeichen zu bekommen. Wer am meiſten dergleichen in ſeinen Büchern aufzuweiſen hatte, der meinte ſich nicht wenig. Am morgen vor der Schule hatte ich alle Hände voll zu thun mit Abnehmen von Brod, Milch, Aepfeln in ordinären Zeiten, Brod ward ums Neujahr, Küchli zur Faſtnachtzeit, und Fleiſch bei den Metzgeten. Es machte mir manchmal den größten Kummer: wie die Milch alle verſorgen, wenn ſie in meinem einzigen Hafen nicht Platz hatte; das Brod erhielt oft einen langen Bart, und Würſte hatte ich ſo viel zu eſſen, daß man mir auf zwanzig Schritte die Wurſtzeit anroch.

Es brachten nicht nur Reiche, ſondern auch Aermere, oft mit der Entſchuldigung: Mutter laſſe mich grüßen, und hätte mir ſchon lange was geſandt, wenn ſie es nicht ſelbſt ſo übel nöthig hätten. Es waren nur zwei Familien im Dorfe, die mir nichts geſchickt hatten, obgleich ſie zu den Vermöglichern gehörten. Ich ſetzte voraus, ſie hätten etwas gegen mich, und doch wußte ich nicht, was ich ihnen z'wider dienet hätte.

Allein ſie machten mir alle Male, wenn ich ſie ſah, einen übeln Eindruck, und die Kinder ſchienen mir am ungezogenſten, machten mich am meiſten böſe und wurden auch am öfterſten beſtraft. Auch manches, welches ich kaufen wollte, erhielt ich umſonſt. Ich wollte Erdäpfel kaufen, da hieß es, als ich einen Korb voll bezahlen wollte: ſie hätten deren genug, ich ſollte nur holen, wenn ich keine mehr hätte. Der Müller machte es mir mit dem Mehl eben ſo; der Krämer mit Kaffee, oder er ließ mir wenigſtens ein Bedeutendes nach, weil ich es ſei, wie er ſagte.

So ging es meinen Finanzen herrlich, indem ich faſt keine Auslagen hatte die erſten Monate durch. Ich ſah, wie viel Dinge aller Art ich nöthig hatte, wollte meine Schulden bezahlen, wollte mich beſſer kleiden, damit ich die Hemden nicht umzukehren brauche, auch nicht immer eines an der Stange haben müſſe. Das alles machte mir bang und angſt, darum gab ich nicht nur ſo wenig als möglich aus, ſondern ſuchte noch zu verdienen, ſo viel als möglich. Sobald des Abends die Schule aus war, ſetzte ich mich an den Webſtuhl, auch des Morgens war ich fleißig, ſo daß ich den Winter durch manchen Batzen verdiente, mehr als ich ausgegeben hatte. Wer beſchreibt aber meine Freude, als ich nach dem Examen meinen Lohn erhielt, dreißig Thaler! Da brachte ich die Hand nicht aus dem Sack und das Geld nicht. Selbſt des Nachts ſtund ich auf, um es zu zählen.

Ich zahlte nun dem alten Schulmeiſter meine Schuld, verſprach das Bett baldmöglichſt zurückzugeben, und konnte mir in Kleidern aller Art etwas zurecht helfen. Ich ſchonte dem Gelde nicht. Ich dachte, bei ſo großem Verdienſt und ſo wenig Verbrauch für Koſt möge es etwas erleiden. Ich kaufte mir einen Spiegel, und das noch einen recht ſchönen, denn in den Fenſterſcheiben konnte ich mich nie nach Herzensluſt betrachten. Das Rauchen gefiel mir auch gar wohl, oder vielmehr nicht das Rauchen ſelbſt, denn es koſtete mich

anfangs eine rechte Ueberwindung, eine Pfeife in den Mund zu ſtecken und manche herzliche Ergießung, ſondern die Pfeife und die Poſtur, die man macht, wenn man eine Pfeife im Geſicht hat, gefielen mir. Es ſchien mir Einer viel größer zu ſein, wenn er an einer ſaftigen verſtockten Pfeife ſich die Lunge aus dem Leibe ziehen und die Backen aufblaſen konnte wie Dampfkeſſel. Das gab nun ein Händele und Prächtle mit Tabakspfeifen, beſchlagenen und unbeſchlagenen, das mir gar viel Geld aus dem Sack nahm. Eine Uhr war ſchon lange mein größtes Gelüſten geweſen. O wie hatte ich die beneidet, welche ſich mit den Beinen weit auseinander verſtellen, eine Uhr aus der Taſche ziehen und ſagen konnten, welche Zeit es ſei! Ich hatte es bis dahin zu keiner gebracht. Jetzt ſchien es mir eine Nothwendigkeit, eine anzuſchaffen; denn ein Schulmeiſter ſoll doch wiſſen, was es an der Zeit iſt, und wo keine Thurmuhr iſt, da ſoll er die Kirchenuhr ſein, ſo wie er auch das Kirchenlicht vorſtellen ſoll, wo kein anderes brennt und leuchtet. Da ich jetzt Geld hatte, ſo ſäumte ich nicht länger, ſondern ſtillte meines Herzens Wunſch und kaufte eine alte ſilberne Uhr. Die hatte es aber wie ein koldrig Roß, wenn man am beſten daran war, ſo ſtund ſie ſtille wie ein Bock. und war mit keinem Lieb weiter zu bringen. Ich mußte doktern laſſen, und da das wenig half, ſo fing ich an zu händelen mit der Uhr, bekam eine ſchlechtere um die andere, und das Nachgeld, das ich allemal legen mußte, hätte faſt zu einer goldenen hingereicht.

Wenn man in die Welt tritt, ſo koſtet es allenthalben Geld und Lehrgeld. Es koſtet Geld hier für einen Schoppen, dort für eine Halbe. Man zieht des Sonntags aus. Wie die Mädchen unter dem Vorwand ein Rad zum Drechsler oder Tuch auf die Bleiche zu tragen, Stunden weit laufen, um einen halben oder ganzen Schoppen trinken zu können, ſo laufen die Burſche zu einem Uhrenmacher ꝛc., laufen manchmal z'Berg und z'Alp, alle jene vorgenannten Gelegen-

heiten nicht gerechnet. Oft, wenn sie nicht laufen mögen, oder das Wetter schlecht ist, läßt man Herzstärkung holen. Das alles kostet Geld und auch Lehrgeld. Wenn man Romane liest, so findet man darin Leute, welche auf anderer Leute Kosten zu leben wissen; man giebt ihnen einen gar vornehmen Namen und nennt sie Glücksritter. Das sind Menschen, welche glücklich oder falsch spielen, unter jedem Vorwande Geld leihen, ohne es wieder zu geben; schmarotzen, wo sie können und mögen, sich als Freunde aufdrängen mit Rühmen und Schmeicheln, um Einem unbemerkt den Honig nehmen zu können. Solche Glücksritter giebt es aber auch in Zwischkitteln. Man liest von Spielern, die in die Bäder reisen und zur Zeit der sogenannten saison in die Hauptstädte, aber mein Gott, von denen der gleichen Art, die an alle Märkte gehen, liest man gar nichts. Noch viel weniger liest man von den Knechtlein und den Bauernsöhnchen, die das Gleiche treiben; die immer etwas treiben wollen, um zu gewinnen; die zum Spiel locken unter dem Vorwand, nur zu kurzweilen, und die dann, wenn man einmal angebracht ist, den Satz immer höher treiben, und ihrer erlaubten und unerlaubten Künste sich immer ungescheuter bedienen, je hitziger und also auch je blinder der Gegner wird. Auch von denen liest man nicht, die nie Geld im Sack haben und bei jedem Anlaß sagen: Zahl doch für mich, ich habe das Geld in den andern Hosen vergessen, morgen sollst du es wieder haben, und die dann nie mehr daran denken. Auch von solchen nicht, die alle Augenblicke einen guten Schick zu machen wissen, aber gerade das Geld nicht vorräthig haben, und es entlehnen wollen und vielleicht noch guten Zins versprechen, und die, wenn sie es einmal haben, den Buckel voll lachen, und Einen höhnen, wenn man sie mahnt.

Natürlich müssen diese ihre Künste bei Neulingen, Anfängern treiben, und je schüchterner und eitler Einer ist, desto mehr wird er gezehntet. So geschah es mir auch tüch-

tig, und geſchah mir nicht nur von Glücksrittern der gemeinſten Art, ſondern noch von Leuten, bei denen man es wahrhaftig nicht vermuthet, denen man mehr Ehrgefühl zugetraut hätte. Es iſt aber um das Ehrgefühl eine ganz curioſe Sache. Das Ehrgefühl iſt ſelten gegründet auf den wahren Grund. Der wahre Grund iſt die rein chriſtliche Sittlichkeit, ihre Ausübung bringt wahre Ehre, ihre Vernachläſſigung erzeuget Flecken an der Ehre. Es iſt ſelten Einer ohne Ehrgefühl, aber er baut es auf einen eignen Grund, auf die Thorheit ſeines Herzens, oder die Mode ſeines Standes. Es ſchämte ſich Mancher für einen Kreuzer zu ſtehlen; allein im Handel und Wandel um Thaler zu betrügen, ſchämt er ſich nicht nur nicht, ſondern rühmt ſich noch deſſen. Es würde Mancher wüſte Händel anfangen, wenn man ihm Schelm ſagen thäte, aber öffentlich im Spiel zu betrügen, ſchämt er ſich nicht. So würde mancher reiche Bauernſohn ſich ſchämen, ein Almoſen anzunehmen von einem Reichen, aber von einem armen Teufel bei Gelegenheit ſich eine Flaſche zahlen zu laſſen, iſt ein Herrenfreſſen für ihn.

Kurz, das Ehrgefühl der Menſchen iſt eine gar wunderliche Sache, und es würde nicht ſchaden, wenn Viele das ihrige unterſuchten. Ich wette, Mancher würde ſich ſchämen. Dieſe Dinge alle kannte ich einfältiger Kopf nicht, aber ich erfuhr ſie. Ich hielt es anfangs für eine gar große Ehre, wenn ich mit Geld Andern aushelfen und gar noch einem reichen Bauernſohn unter die Arme greifen konnte. Und wenn es in einem Wirthshauſe hieß: „Schulmeiſter, zahl du, wir geben es dir wieder," ſo hatte ich eine große Meinung, und war nicht nur immer parat dazu, ſondern bot mich noch an. Eben ſo viel darauf hielt ich, wenn ſie an verlorenen Abenden zu mir kamen, irgendwie ſich die Zeit zu vertreiben. „Schulmeiſter," ſagte mir dann gewöhnlich Einer am Morgen, „wir kommen dieſen Abend, ſorge für einen Schluck Wein, wir ſpielen dann darum." Ich ſandte ein Schulkind

aus mit dem Auftrage, lieferte das Brod dazu, und merkten ſie, daß noch irgendwo eine Wurſt war, ſo wußten ſie mir die auch noch abzulocken. So lieferte ich das Brod und von dem ausgelegten Gelde erhielt ich ſelten etwas zurück. — Als der Winter kam und das Kinderlehren wieder anging, kam einſt Einer mit einer alten Klarinette zu mir, und demonſtrirte mir Folgendes vor: Es wäre gar kurzweilig, wenn ich auch etwas machen könnte am Sonntag nach der Kinderlehr oder an einem Abendſitze, das helfe mir allweg viel und b'ſunderbar beim Singen. Schnell könne ich was darauf machen, er wolle mir zeigen, wie man es anfange, dann lernte ich es alle Tage beſſer. Er malte mir das Ding gar ſchön aus, pries dann das Inſtrument an, welches einem vornehmen Herrn gehört haben ſollte, und blies mir ein Stück auf demſelben vor, ſo daß eine Maus, die ſich ſchreckensvoll flüchtete, mir das Tintenfaß umwarf. Ich aber horchte mit großem Wohlgefallen, und je mehr die Töne durch Mark und Bein gingen, deſto beſſer gefielen ſie mir. „Ich dachte an die Ohren, die ich bezaubern, an die Herzen, die ich erweichen, an das Erſtaunen, das ich erregen werde. Mit Herzklopfen nahm ich das wunderſame Ding zur Hand, ließ mir die Finger auslegen und blies nun und blies, und wie? Mein Lehrmeiſter erklärte: Ich könne das gleich, er höre das ſchon, es ſei ihm noch keiner vorgekommen, der ſo geſchickt dazu thue und ſo ſchön blaſe. Man kann ſich denken, daß ich den Blasbengel nicht mehr aus dem Hauſe ließ und mich glücklich ſchätzte, ihn um zwei Thaler einzuhandeln. Nun war ich ein glücklicher Menſch. Das Weben und faſt auch die Schule vergaß ich über dem Klarinetten. Höllentöne durchſchauerten halbe Nächte das Haus, und doch gab es Leute, die mir andächtig mit wahrer Wolluſt zuhörten. Giebt es Leute mit Büffelleder um die Herzen, warum ſollte es nicht auch Leute geben, mit Büffelleder in den Ohren? Ich ruhte nicht, bis ich einen Tanz konnte und dann ein Gellertlied. O wie glück-

lich war ich, als ich das erste Mal in der Schule mit geheimnißvoller Miene sagte: wir wollen was probiren! dann ein Kind das Instrument holte und ich nun Töne angab damit, und doch mit dem Munde auch noch dann zuerst anstimmte, und schnell wieder blies mit vorgebeugtem Kopf und Leib, mit Leib und Fuß den Takt schlug; manchmal schnell und halb außer Athem ein paar Töne sang, und dann wieder blies und rundum mich drehte und das Instrument bald dem Einen bald dem Andern gegen die Ohren richtete, um ihm Verstand zu machen. Ja, da war ich glücklich und die Kinder auch. Sie glühten vor Freuden und strengten ihre Stimmlein an, daß man die Augen mit einem Pechhandschuh hätte nehmen können, um so laut zu singen, als ich klarinettete; aber ich gab nicht nach, und als wir zu Ende waren, war's als ob die Wände zitterten, und wir wußten einige Augenblicke nicht, stunden wir auf dem Kopf oder auf den Füßen, so herzbrechend hatten wir es gemacht.

Ein alter Bauer, der vorbeiging, sagte: So schön hätte er noch nie singen hören, es sei durch ihn durch gegangen wie der Byswind und habe ihm die Augen übergetrieben.

Nicht lange ging es, so kam Einer mit einer alten Geige zu mir und machte mir begreiflich, dieses Instrument sei weit kommoder für einen Schulmeister, er könne geigen und singen zu gleicher Zeit, auch sei es gar leicht zu lernen, man müsse nur die Finger immer am rechten Orte haben. Lange ging es nicht, so hatte er die Geige mir um drei Thaler angehängt, und ich geigete und klarinettete nun abwechselnd nach Herzenslust und zu großer Freude Vieler. Doch kam einmal der Nachbar zu mir mit der Bitte, Nachts nicht so lange zu fechten, sein Hahn möge es nicht ertragen, sondern erwache, und krähe dann das ganze Haus aus dem Schlafe auf. Um Fried und Ruhe willen richtete ich mich nach dieser Bitte,

aber es dünkte mich doch eine strenge Sache, daß ein Schulmeister sich nach einem simplen Hahn richten mußte.

Nun fing auch das Handeln mit diesen Dingen an. Es war, als ob im ganzen Canton austrompetet worden wäre: Der Schulmeister auf der Schnabelweid sei ein Geigennarr und zu handeln mit ihm sei nicht schwer. Wo irgend Einer eine verrostete Geige oder eine vertrocknete Klarinette hatte oder wußte, stieg er mir auf den Leib, und wollte mich glücklich machen mit einem Instrument, wie es auf der ganzen Welt nicht mehr gebe. Mit gewichtigen Mienen probirte man meine Geige und sagte dann, sie sei auch gut, man hätte es nicht geglaubt, aber ich solle jetzt die ihre auch probiren, wie die ganz anders töne, ich werde es selbst sagen müssen. Dann fing man ein Langes und Breites an zu erzählen, wie hier und dort die Leute verwundert gewesen seien darüber und gesagt, sie wüßten doch auch, was Geigen seien, aber so eine wäre ihnen noch nie vorgekommen, und wie viel man mehrmals hätte lösen können, aber damals sei sie nicht feil gewesen und wäre es jetzt eigentlich nicht, aber entweder war Mangel an Platz oder Geld, oder man hatte eine noch bessere und brauche nicht zwei, oder der Bub wolle das Geigen nicht lernen. Wenn die Leute so redeten und meine Sachen auch noch rühmten, und besonders wenn sie sagten: man höre gleich, daß ich ein Meister sei, und es wäre ewig schade, wenn ich ihr Instrument nicht bekäme, so einem Stümper möchten sie es gar nicht geben, da kam mir nicht von ferne in Sinn, daß ich ihnen nicht sollte glauben können. Es fiel mir nicht ein, daß Leute ganze Geschichten, an denen kein wahr Wort ist, ersinnen, lügen können wie gedruckt. Mit Schweinhändlern und Kühhändlern hatte ich damals noch nie zu thun gehabt. Ich meinte mich ordentlich, daß die Leute es so gut mit mir meinten und so herrliche Dinger mir brachten. Es that mir gar wohl, wenn sie so weit her kamen, und je weiter, um so wöhler; denn da müsse ich doch weit

und breit bekannt ſein, hatte ich das Recht zu glauben. Daß man auf verſchiedene Weiſe bekannt ſein könne, fiel mir nicht ein.

Ich geberdete mich wie ein Kunſtkenner und ſchüttelte mit dem Kopf den Takt und trappete ihn mit dem Fuß und verſtund doch nichts davon, ſondern glaubte den Leuten alles; aber je beſſer ſie ſich ſtellten, als verehrten ſie meine Kennerſchaft, deſto beſſer konnten ſie mit mir handeln. Und daß ich nichts verſtund, wußte ich nicht; daß es aber die Leute wußten und mich zum Beſten hielten, merkte ich nicht. Es iſt jetzt mein einziger Troſt, daß ich mit ſolcher Kennerſchaft nicht der einzige Narr war, ſondern daß ich gar viele Leidensbrüder habe und noch dazu gar vornehme. Ja, es iſt vielleicht kein Menſch auf Erden, der nicht meint, er verſtehe etwas grundgut, und verſteht doch ſo wenig davon als ein Ochs von den Klarinetten. Je dümmer ein Menſch iſt, deſto mehr begegnet ihm das, deſto mehr ſpricht er ab, fällt Urtheil über Dinge und Menſchen. Ich will hier nicht von der eigentlichen Kunſtkennerſchaft reden, ſondern von den Kennerſchaften überhaupt. Wie Bäbi räſonnirt über den Schulmeiſter, er könne nicht ſchulen, und Breni über den Pfarrer, er könne nicht predigen, und beide ſteif und feſt behaupten, ſie wollten es beſſer machen, ſo meint ein Anderer: Er ſei die wahre Poſaune der Geſittung. Zu dieſem Ende erfindet er ſiebenſylbige Schimpfwörter, und als Mittel braucht er Küherknechte, Reitpeitſchen, Lügen und Verleumdungen.

Unterdeſſen kam ich um mein Geld und zu mehreren Geigen und Klarinetten. Man wolle nicht immer tauſchen, ſondern einfach verkaufen, ſpiegelte mir prächtige Gewinnſte vor, und ich glaubte. Aber die Gewinnſte wollten nicht kommen. Man rühmte mir meinen Plunder als Meiſterwerke, rühmte, daß im ganzen Land gewiß kein ſo geſchickter Schulmeiſter ſei, der vier Geigen und fünf Klarinetten beſäße, aber abkaufen wollte mir niemand. Da kam einmal Einer

und ſagte: Es dünke ihn doch curios, daß ich nicht das Orgele vornehme. So ein Geſchickter wie ich ſei, hätte das in ein paar Tagen gelernt, und das ſei doch kommoder und ſchöner in den Kinderlehren, als eine Geige, und trage gar viel ab. So ein Organiſt habe bis zehn Thaler und noch mehr, und dafür brauche er nichts zu machen, als alle Sonntage in die Kirche zu gehen.

Potz tauſend, wie ſchlug das bei mir ein! Im Geiſte ſah ich mich ſchon in der Kirche an der Orgel ſitzen und alle Leute zu mir aufſehen und ſich zuflüſtern: Wie's der doch kann, es wird der von der Schnabelweide ſein, man hat ſchon lange von ihm geſagt, wie ein grauſam Geſtudirter er ſei. Wie durch Hexenwerk waren mir auf einmal Geigen und Klarinette erleidet, und es dünkte mich, wenn ich nur ſchon eine Orgel hätte und kein Klarinet und keine Geige mehr ſehen müßte. Der Schalk mochte auf meinem Geſichte gar deutlich merken, was vorging. Was er im Schilde führte, das merkte ich nicht. Wer handeln will, muß aber auf ſolche Geſichter und Abſichten wierken und die ſeinigen zu verhüllen ſuchen. Das iſt eine Regel, die vom Höchſten bis zum Niedrigſten gilt, vom Handel um ein Land bis zum Handel um ein Stück Holz zu einem Schweintrog, vom Louis' Philipp weg bis zum Weibe, das mit Kaffee und Seife hauſirt. Wer ſich ſelbſt verdecken, die Andern errathen kann, der hat gewonnen Spiel. Ach darum auch muß die theure Eidgenoſſenſchaft eine ſo traurige Figur in der Diplomatik ſpielen. Da meint jeder Schneider und jeder Schuhmacher, jede Baſe und ganz beſonders jedes Mitglied eines Vereins, trage er Namen welchen er wolle, er vereinige alle Weisheit in ſich, und die ganze Eidgenoſſenſchaft könne nur dann gerettet werden, wenn ſie ſeine Rathſchläge befolge.

Ich fing freilich verblümte Reden an und ſagte: Ich könne genug, und begehre nichts mehr zu lernen, und wenn ich ſchon wollte, ſo hätte ich niemand, der es mir zeige,

und wenn man nicht immer ſpielen könne, ſo lerne man nichts.

Er widerlegte mir eins ums andere, vergaß den nöthigen Ruhm nicht und deutete mir von weitem an, das Geſcheuteſte wäre, eine Orgel zu kaufen, ſie ſtehe der Schulſtube wohl an und trage mir viel mehr ein als ſie mich koſte. Ich wehrte mich gerade wie ein Mädchen, welches für ſein Leben gerne zu einem Antrage Ja ſagt. Ich meinte, ſo eine Orgel wäre ſchwer zu bekommen, und dann könne ich nicht all mein Geld, mein Vermögen belief ſich nicht mehr auf manche Batzen, in ſolche Dinge ſtecken. Ich hätte ſchon gar viel ausgegeben. Er drehte lange, bis er ſich zu beſinnen ſchien, eine zu wiſſen, wo ich vielleicht von meinen Geigen und Klarinetten dagegen geben könne. So war eine ſicher gut abgekartete Sache angeſponnen, und da die Sucht nach einer Orgel ſtündlich wuchs, mich gar nicht mehr ſchlafen ließ, ſo kam ich zu einer, faſt ohne zu wiſſen wie. Sie koſtete mich ſiebzig Thaler baar nebſt allen meinen Geigen und Klarinetten. Man hatte dieſe für dreißig Thaler angeſchlagen und die Orgel zu hundert Thaler. Ich meinte mich ordentlich, daß ich an meinen Inſtrumenten noch gewonnen hätte; ich bedachte nicht, daß die Orgel vielleicht nicht mehr als fünfzig, höchſtens ſechzig Thaler werth war. Zwar ſagten mir alle Leute, ſie dünke ſie d'ſunderbar wohlfeil, aber ſo ſagten ſie mir nur, weil ich ſie fragte, ob ſie nicht wohlfeil ſei? Wenn man die Meinung der Leute vernehmen will, ſo muß man es ganz anders anfangen. Die gleichen Leute, welche mir ihre Wohlfeilheit prieſen, lachten ſich ſicher kaum zwanzig Schritte von mir halb todt und ſagten: Unſer Peter iſt aber angeſchmiert worden! Uns wunderts, ob der witzig wird oder ob er es hat, wie es im Liede heißt: Damaße, Damaße, wann wollen wir weiſe werden? Jo hoſſoſo, du liebe Gret, wenn alle Narren ſterben.

An der Orgel konnte ich ſehr wenig bezahlen, obſchon ich

alles hingab, was ich hatte; den Reſt verſprach ich zu verzinſen, und dieſer Reſt betrug noch fünfundſechzig Thaler! Dieſe Schuld betrug mehr als ein doppeltes Jahreinkommen, und doch lud ich ſie mir ganz wohlgemuth auf, ich dachte, ich hätte doch etwas dafür, was immer noch mehr werth ſei, als die Schuld, beſäße alſo immer noch reines Vermögen. O Schulden machen iſt gar eine leichte Sache, ſie werden erſt mit der Zeit ſchwer und immer ſchwerer. Das erfährt mancher, der ein Haus mit Schulden baut, um dem Hauszins zu entrinnen; mancher, der mit Schulden Land kauft, um keins mehr in Pacht zu nehmen.

Das Kaufen und Bauen ging leicht, aber das Behalten iſt nun ſchwer, und ſein ganzer Lebenslauf beſteht oft darin, daß er von Aſt zu Aſt ſpringt, bis endlich einer der äußern Aeſte unter ihm bricht.

Ich orgelte nun darauf los, um bald Organiſt werden zu können; und weil das Orgelen dem Hahn nichts machte, ſo trieb ich es halbe Nächte durch, und hängte das Weben immer mehr an den Nagel. Es verminderten ſich auch nach und nach immer mehr die Geſchenke. Ich führte zwar kein Buch darüber, und wog auch nicht das Wägbare vor den Kindern, wie es geſchieht, aber ich mußte immer mehr Sachen kaufen, auch Milch und Brod; und wenn ich etwas zu kaufen kam, ſo gab es mir niemand mehr umſonſt; das war gut geweſen für einmal. Im Gegentheil forderte man mir manchmal mehr als andern Leuten, aus dem Grunde, ich könne meinen Lohn gar leicht verdienen am Schatten.

Die Leute gaben mir weniger, wahrſcheinlich aus manchen Gründen. Im Anfang wollte jedes ein Zeichen thun, eine gute Meinung von ſich erwecken, hinter den Andern nicht zurückbleiben, die Gunſt des Schulmeiſters gleichſam erkaufen. Auch der G'wunder, das armüthige Weſen zu ſehen, meine zwei Kaffeetaſſen zu zählen und den mangelnden Spiegel zu ſuchen, trieb manches Weib an, mir etwas ſelbſt zu bringen,

was es nicht durch die Kinder geschickt hätte; und was die Mutter erzählte, trieb auch die Tochter her, die das Gleiche sehen und auch den Schulmeister in der Nähe betrachten wollte. Diese Gründe fielen nun von selbst weg. Man wird sich alt und gleichgültig. Es entstehen aber auch bald allerlei Mißverhältnisse, erzeugt durch allerlei Gründe, von denen ich nur den anführen will, daß es noch eine Menge Leute giebt, die meinen, durch Geschenke kaufe sich ein Kind nicht nur von Strafen los, sondern es erkaufe sich damit das Vorrecht, daß der Schulmeister ihm mehr zeige als andern, es fleißiger überhöre, es höher stelle. Man kann sich den Zorn dieser Leute gar nicht vorstellen, wenn die Geschenke nicht in allen Beziehungen diese Wirkung haben, und namentlich, wenn ihr Lisabethli oder ihr Joggeli am Examen nicht obenan sitzen. Da vernimmt dann der Schulmeister Herzensergießungen, die ihm die Augen übertreiben, und fühlt es in der Tischlade. Nun war ich kein alter Praktikus, sondern ein junger ehrlicher Anfänger. Man denke, wie viel ich in meiner Einfalt auf diese Weise gesündigt habe. Doch muß ich zu Entschuldigung meiner Bauern sagen, daß sie nicht die einzigen von dieser Race sind, sondern daß Leute, die auf große Bildung Anspruch machen, eben so gemein denken, oder nicht leiden mögen, wenn ihre Kinder weit unten sitzen, indem sie nie glauben, daß die Schuld ihrer Ungeschicklichkeit am Fabrikanten selbst liege, sondern sie der Methode des Lehrers zuschreiben.

Eine der wichtigsten Ursachen aber, warum man mir Geschenke entzog, war sicher meine Gastfreiheit gegen die Nachtbuben. Wenn am Morgen beim Essen ein Knecht oder ein Sohn die Bemerkung machte, gestern Abend habe er auch von diesem Brod gegessen, und es dann herauskam, daß es beim Schulmeister gewesen, so kann man sich denken, was die Alten sagten. Natürlich ists, daß man dem Schulmeister nicht Geschenke bringt, damit er die jungen Burschen anlocke

und abfüttere. Wenn das ſo gemeint ſei, war gewöhnlich der Schluß der Rede, ſo wollten ſie es ſelbſt eſſen, und wenn ſie es nicht ſelbſt möchten, ſo gebe es noch andere Leute, die es nähmen, als die Nachtbuben.

So wurde geredet im einfachſten Falle, aber es gab noch einen zuſammengeſetzten, dann ging es ganz anders los. Wenn von den Buben noch Bemerkungen gefallen waren über Brod oder Würſte, z. B. Hanſe Durs habe den Roggen nicht geſpart, d'Grichtſäßi hätte früher auf ſollen, um zu kneten, ſie liege, ſcheine es, gerne lang; ds'Kreuz-Trini habe der Speck gereut, ſeine Würſte ſeien trocken wie Sagmehl, es ſcheine, d's Bannwartsfrau habe aber kein Geld gehabt, um Gewürz zu kaufen, man ſpüre in den Würſten nichts als Knoblauch; und wenn dann dieſes beim Frühſtück in allen Häuſern verhandelt wurde, ſo kann man ſich denken, in welche Wuth die Betreffenden gerathen mußten.

Denn ſo verhandelt zu werden wegen Würſten und Brod, die man noch dazu zum Geſchenk gegeben, das iſt mehr als ein Weib ertragen mag. Gutes Brod backen gehört zur Reputation einer Frau, und iſt einer der kitzlichſten Punkte, darum muß ihr auch gewöhnlich der Mann dabei helfen. Wenn dann eine noch mäſten kann und kücheln, und allfällig noch kämmen und ihre Haare flechten ohne fremde Hülfe, dann iſt ſie eine ausgeſpitzte oder in alle Spitzli geſtochene, wie man zu ſagen pflegt, und ſie trägt ihr Haupt ſo ſtolz, als wenn ein Basler oder Zürcher oder Berner Doktorhut darauf ſäße. Dann aber verhandelt zu werden und noch dazu von den Nachtbuben, wo einer nichtsnutziger iſt als der andere, wenn es gilt, die Leute auszuführen, und von dieſen in allen Häuſern herumgetragen zu werden, das war eine Sache, welche die empfindlichſte Seite traf, und welche natürlich der Schulmeiſter entgelten mußte. Nicht nur die wurden erbittert, über welche die Kritik ergangen war, ſondern auch die andern Bäurinnen ſagten: Nein, wenn das ſo gehen

muß, ſo kann er ſehen, wer ihm etwas bringt, in der Nachtbuben Mäuler will ich nicht, ich weiß, was die können, wenn ſie bei einander ſind, da iſt einer ſchlimmer als der andere. Sie hatten Recht, ſie kannten die Nachtbuben, die aber auch ehedem viel mehr Witz hatten, als jetzt, wie die übrige Welt auch, denn der Witz iſt ein Kind der Natur und nicht der Kunſt. Sie wußten, was die Nachtbuben alles anſtellten, um hinter die innerſten Geheimniſſe einer Haushaltung zu kommen, um zu wiſſen, wie in jeder gekocht und handthieret werde, und was demgemäß von den Töchtern als künftigen Hausfrauen zu erwarten ſtehe. Es mochte eine halb aus Mißtrauen in ihre Kunſt, halb aus Mißgunſt, daß ſie ihr niemand ablerne, noch ſo heimlich alles thun, keiner Magd einen Blick in die Geheimniſſe ihrer Kochkunſt vergönnen, mochte um Mitternacht lücheln, die Nachtbuben kamen ehedem doch darüber, und erdachten ſich dazu die luſtigſten Streiche und ſcheuten keine Mühe.

Nachdem ich mich ſelbſt ſo auf das Trockene geſetzt und doch faſt täglich Ausgaben hatte, kam eines Tages ein Wägelchen vor das Haus, der Fuhrmann gab ſich zu erkennen als Knecht bei dem Bauern, der mir das Bett geliehen hätte, und er komme, daſſelbe abzuholen. Die Meiſterfrau laſſe mir ſagen, ſie bedürfte das Bett, ſie ließe bauen und müßte viele Handwerksleute über Nacht behalten.

Ich mußte das Bett verabfolgen laſſen, ohne zu wiſſen, wo ein ander Lager finden. Mir hätten nun die Augen aufgehen ſollen, wie es Einem gehe, wenn man ſein Geld kindiſch brauche, ſtatt das Nöthige anzuſchaffen; wie man in Verlegenheit kommen könne, wenn man jedes aufſteigende Gelüſten befriedigen wolle und ſich ſelbſt einzuwiegeln ſuche in Sorgloſigkeit durch thörichte Rechnungen in die blaue Luft hinaus. Ich hätte böſe über mich werden ſollen, daß ich es darauf ankommen ließ, mir geliehene Sachen wegnehmen zu ſehen und auf dem Boden ſchlafen zu müſſen, während ich

gar füglich ein ſchönes Bett hätte anſchaffen können, wenn das Handeln mit Tabakspfeifen, Uhren, Geigen, Klarinetten, Orgel und alles andere nicht geweſen wäre. Statt deſſen wurde ich böſe über die guten Leute, die mir über zwei Jahre ein Bett geliehen hatten, und ſich endlich unterſtunden, ihr Eigenthum zurückzufordern. Ich lief in ein Haus und klagte dort, wie unverſchämt man es mit mir gemacht habe, und erſuchte um ein anderes Bett.

Die Leute waren nicht dumm. Sie halfen mir ſchimpfen, ſagten, das müßten doch wüſte Leute ſein. Aber ein Bett zu geben, ſchicke ſich ihr nicht dieſen Augenblick, ſagte die Bäurin, ſie habe die Ueberzüge aufgethan, um ſie waſchen zu laſſen, und die Federn ſeien im Spycher. Aber an meinem Platz wollte ſie ſich nicht lange beſinnen, ſondern ein eigenes machen laſſen. Ich werde wohl bald heirathen wollen, und ein eigenes Bett ſollte ich doch dann haben. Ich ſolle nur die Koſten nicht ſcheuen, eine reiche Frau und eine ſchöne Thekeuer werden mir ja nicht fehlen. Unterdeſſen, bis das Bett fertig ſei, könne ich bei ihrem Hans ſchlafen, er liege alleln und hätte ein Bett wie eine Allmend.

Das leuchtete mir ein. Ich lief über Hals und Kopf zum Krämer und wollte ein Bett kaufen, im Wahn, er habe deren vorräthig, ſo gut als geröſtetes Kaffeepulver. Ich mochte eben nicht lange bei Hanſen ſein, er brauchte nicht zu wiſſen, wie oft ich des Nachts fortging und wann ich wiederkam. Aber zu meinem großen Leidweſen wollte die Krämerin keine aufgerüſteten Betten haben; ſie ſagte: Ein jeder Menſch habe ſeinen Kopf, und wenn man eine Sache ſo habe, ſo wollen ſie die Leute anders; aber die Sachen dazu hätte ſie, Federn und was man ſonſt brauche, ich ſolle nur ſagen, was Sorte ich wolle und wie viel von einer jeden. Du lieber Himmel, was man doch einem Schulmeiſter alles zumuthet! Nun ſollte ich wiſſen, was und wie viel man zu einem Bett brauche! ich hatte mein Lebtag nichts anders von einem Bett gewußt,

als daß ein Bett ein Bett sei, daß man darin schlafe, daß es weicher oder härter sein könne. Da fing die gewandte und in den Leuten wohlbewanderte Krämerin (darum ist auch meist eine Krämerin besser als ein Mann, weil sie ihre Leute besser kennt und jeden nach seiner Art zu behandeln weiß, während der Krämer seine Waare besser kennt, aber die Menschen schlechter) an, mir vorzulegen und in die Weite und Breite zu erzählen, die einen Leute nehmen von dem, darum, die andern von jenem, und wieder darum; die einen brauchten so viel, und andere nur so viel. Sie flößte mir so viel Zutrauen ein in ihre Einsicht und Gutmeinenheit, daß ich auf ihren Rath alles ankommen ließ. Am Ende war ich aber wieder in großer Verlegenheit, wer mir das Bett nun machen könne? Auch da erbarmte sie sich und sagte: Sie kenne eine geschickte Näherin, wenn ich es begehre, so wolle sie mit dieser reden, und mir alles besorgen, wie wenn es für sie selbst wäre. Einen rechten Stein wälzte sie mir mit diesem Anerbieten vom Herzen, und ich konnte ihr nicht genug für ihre Bereitwilligkeit danken.

Endlich kam mir doch in Sinn zu fragen: Was das alles dann koste? Du liebe, theure Zeit, wie fing es mir an zu grauen und zu grausen, als sie bei dem Strohsack anfing, vom Unterbett zum Deckbett, von den Ueberzügen zu den Federn kam, immer eines theurer als das andere, so daß das Bett fast halb so theuer kam, als die Orgel. Trotz allem meinem Hochmuth und Leichtsinn konnte ich es doch nicht über mich erhalten, nicht ein Gesicht zu machen, wie ein Schaf, und mit beklemmter Stimme zu klagen: Das sei doch gar theuer, und ob man es denn nicht wohlfeiler machen könne? Die Krämerin sagte, man könnte wohl schlechtere Sachen nehmen, aber sie rathe es mir nicht, das wohlfeilste sei am Ende doch immer das theuerste. Ich mußte mich ergeben. Nun mußte ich aber mit schwerem Herzen bekennen, daß ich jetzt nicht Geld bei mir hätte, aber sobald mir eingehe, wolle ich

bezahlen. Die Frau machte mir das Schuldigsein gar leicht, machte mir weiß, es pressire ihr mit dem Gelde gar nicht, ich solle nur machen, wie es mir kommod sei, und wie die Redensarten alle heißen. So treiben es die Leute. Fängt man an, Schulden zu machen, so hält sich selten ein Mensch dafür, daß er nicht auf Borg gebe, daß er nicht warten könne, da ist lauter guter Bescheid, und kein Mensch mangelt Geld. Merkt man aber, daß der Schuldner in der Klemme sitzt, dann mangelt auf einmal jeder Geld, und jeder bestürmt ihn mit Vorstellungen, wie er in Verlegenheit sei, hier und dort zu zahlen habe, und es nicht machen könne, wenn er nicht bezahlt werde.

So machen es aber nicht nur Krämer oder gemeine Leute. Es rennen und fahren eine Menge Menschen in der Welt herum, und wenn man sie reden hört, allein zum Nutzen der Welt. Sie bringen ihre Waaren auf, als ob es keine solchen mehr gebe, um einen Spottpreis, wie sie sagen, bloß um des Artikels los zu werden, oder weil sie es viel wohlfeiler geben könnten als andere Leute; und ums Bezahlen brauche man sich nicht zu kümmern, sie seien gar nicht so geldhungrig wie Andere. Wenn dann das arme Krämerlein sich bethören läßt, so kömmt Waare mehr als er verlangt, anders als er geglaubt, und ein Wechsel, ehe er daran denkt, und er kehrt die Beine gen Himmel, ehe er sichs versieht.

Mit Noth und Angst konnte ich den Macherlohn zahlen. Die Bettstatt blieb ich schuldig und nach und nach manches kleine Bedürfniß. Aber das muß ich sagen, wohl schlief es sich im eigenen Bette. Ich probirte es hinten und vornen, und immer da, wo ich war, lag ich am wohlsten. Am Morgen konnte ich gar nicht daraus, und den ganzen Tag dünkte es mich, wenn es nur Abend wäre, daß ich wieder hinein könnte, und träumen könnte, wie Stüdin das Bett gefiele und die Orgel, und was ich aus den Kühen ziehen wolle?

Wie es aber mit Stüdin ging, wißt ihr: daß ich in der

Klemme ſitze, ſeht ihr; aber ich fühlte es damals noch nicht; fühlte es nicht, daß ich mir ſelbſt den Boden unter den Füßen abgrub, nicht nur ökonomiſch, ſondern auch ſittlich.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ich mich in die zweite Klemme bringe.

Es wird Manchen vielleicht verwundern, daß ich zwei Kapitel durch von Sachen geſprochen habe, welche mein Amt gar nichts angehen, und kein Wort von der Schule ſelbſt. Die Einen werden glauben, ich ſchreibe das um der Kurzweil willen nieder, die Leute lachen zu machen, wie man ehemals die Kalender machte; Andere werden böſe werden und glauben, ich wolle gefliſſentlich die Schulmeiſter lächerlich machen, und ſchreibe aus Bosheit; und zum Beleg dieſer Meinung werden ſie eben die vorhergehenden und vielleicht auch die beiden folgenden Kapitel anführen. Urtheilt nicht vorſchützig, Leute, ich ſchreibe, wenn ihr wollt, einen Kalender auf die alte Mode, d. h. ein Buch, welches Thorheiten enthält. Aber ich ſchildere dieſe Thorheiten nicht aus Bosheit, ſondern um davon abzuſchrecken. Darum ſchildere ich auch genau und vielleicht nur zu ausführlich die Folgen der Thorheiten. Zudem bin ich ja auch ein Schulmeiſter, warum ſollte ich alſo meinen Stand erniedrigen, ausführen? Aber während ich ſchreibe und mir oft ſelbſt der Gedanke kam, etwas zu verhüllen und zu verſchönern, ſchwebt mir immer deutlicher die Wahrheit vor, daß ich tauſendmal mehr zur Erhebung meines Standes beitrage, wenn ich meine eigene Erniedrigung treu und offen mittheile. Es ſind nicht Alle geweſen wie ich, und werden es nicht Alle ſein, aber Allen warten die gleichen Fallen, die mich zu Falle gebracht, Alle ſind einmal jung, und am Ende nicht Alle geſcheuter, als ich war. Allen dieſen

nun, wenn ſie nämlich nicht vom Dünkel beſeſſen ſind, alle Weisheit mit ſich auf die Welt gebracht zu haben, kann meine Offenheit manche Reue erſparen.

Darum auch bin ich in meiner Erzählung ganz dem Gange gefolgt, in den ich geriſſen wurde. Ich habe das zuerſt erwähnt, was mir die Hauptſache war, was meine Gedanken füllte, womit ich mich auszeichnen wollte, und das in Hintergrund treten laſſen, was damals auch bei mir zurücktrat als Nebenſache. Ich möchte hier gerne ein Kapitel ſchreiben von den Strömungen der Seele, oder vielmehr von den Strömungen, in welche die Seele auf ihrer Fahrt durchs Leben geräth. Ein ſtattlich ſchön Schiff fährt aus dem Hafen ins offene Meer, eine ferne Inſel iſt ſein Ziel mit ihrem Gelde, ihren Früchten. Ruhig in unergründlicher Tiefe iſt das Meer, heiter der Himmel, und laue Lüfte ſpielen in den Segeln, tiefe Furchen zieht das mächtige Schiff in den großen Waſſeracker, in deſſen Schooß kein anderer Saame fällt, als die Leichen der Schiffenden. Seine Richtung hat es erhalten, die Winde wehen es ſeinem Ziele zu. So meint der Unkundige. Raſcher geht es auf einmal, es verdoppelt ſich der Wellenſchlag bei gleichem Winde, bei noch heiterem Himmel, wie durch Zaubergewalt iſt der Lauf zum Fluge geworden. Es jubelt der Unkundige, ſieht in Gedanken die Inſel vor ſich in ihrer Herrlichkeit, träumt ſich ihre Genüſſe. Da kracht das Schiff und dröhnt, es beben und ſtürzen die Maſten, wundgeriſſen hat ſich der Kiel an einem Korallenriff, den niemand geſehen, niemand auf dieſer Bahn erwartet hat. Es ergreift die Brandung das entmaſtete Wrack und wirft es an unwirthlichen, öden Strand. Es war eine Strömung, die unſichtbar das Schiff erfaßt, ſeiner Bahn es entriſſen, es zertrümmert hatte, und mit ihm die Träume der Schiffenden.

Die Schiffer ſind klug geworden, ſie kennen des Meeres Strömungen jetzt, und immer mehr ſeine Riffe. Wenn ſie dieſelben auch nicht immer vermeiden können, ſo hilft ihnen

der Compaß hindurch zum Ziele, denn sie verlieren nie das Bewußtsein, sie wissen immer, wo sie sind.

Jeder Mensch steuert sein Schifflein einem Ziele zu in bestimmter Richtung auf dem Ocean des Lebens. Hier sind auch Strömungen, die jeden erfassen, den meisten fehlen aber Karten und Compaß, die Retter auf dem Meere. Unkundige sind sie, die von diesen Strömungen nichts wissen, in ihnen sich nicht zu wahren wissen, die vielleicht jubeln, daß es lustig gehe, und Augenblicke später mit zerschelltem Haupte am Strande liegen. Vor solchen Strömungen ist kein Alter sicher und kein Stand; sie reißen mit sich die Jungfrauen und die Wittfrauen, den Kaiser und den Knecht; sie führen weit, weit weg von dem Ziele, nach dem man strebt, und man merkt es nicht; sie machen Einen, der ein berühmter, hablicher Schulmeister werden will, zum Narren der Welt, zum Spott der Kinder, zur Beute der Schuldenböte, und er merkt es nicht, bis er alles wirklich geworden ist. Wie mit mir, spielen sie mit Millionen, sie merken es nicht. Ihnen entrinnen könnt ihr nicht, aber wollt ihr in ihnen euer Meister bleiben, so lernt diese Strömungen kennen, sie gehen alle von euch selbsten aus, bald als Eitelkeit, als Sinnenlust, Geld- oder Ehrgeiz, Liebe und Haß, Glaube und Unglaube. Dann behaltet das Ziel fest im Auge, den Kopf beisammen und Gott als Compaß; dann könnt ihr leicht erkennen, ob die Richtung, in welcher die Strömung euch treibt, zum Ziele führt oder nicht. Wer einmal die falsche Richtung erkannt, ergreife das Ruder mit fester Hand, und den Lüften des Himmels biete er die Segel auf neue Weise dar; und durch seine Kraft und des Himmels Hülfe durchschneidet er den gefährlichen Strom, meidet die Klippen, findet das Ziel.

Ich aber ward hingerissen im Strudel und wußte es nicht. Ich kannte die zehn Gebote. Aber was helfen die zehn Gebote, wenn man die Seele nicht kennt in ihren Kräften, ihren Schwächen, das Leben nicht kennt in seiner Schalkheit

und Bosheit? Was helfen Himmel und Hölle gegen thörichtes und sündiges Treiben, wenn man die Seele in der Thorheit läßt, in ihr unbesorgt die Nacht der Sünde läßt?

Gar viele Menschen kennen die Namen von Tugenden und Lastern, aber sie erkennen sie im Leben nicht, noch viel weniger in der eigenen Seele. Mich dünkt, eine Geographie der Herzen thäte eben so Noth, als eine von Spitzbergen, und die Lehre und Geschichte der Seele wäre eben so wichtig, als die Lehren von Flöh- und Urgebirg und die Geschichte der drei Söhne Noahs. Alles Sicht- und Tastbare soll das Kind kennen lernen, Mädchen sogar die Anatomie des menschlichen Körpers sehr genau, aber zum Reiche der Geister giebt man ihm den Schlüssel nicht, die Kenntniß der eigenen Seele. Aber was man nicht hat, kann man nicht geben.

Ich hatte also meinen Wunsch und mein Ziel mir wissentlich nicht verändert. Ich wollte ein berühmter Schulmeister sein; aber außer diesem Ziele, in täuschender Nähe, stellten sich mir andere Punkte auf, nach denen meine Lust steuerte, mir auch unbemerkt. Ich wollte ein Junger, ein lustiger sein, ein Hübscher und Kurzweiliger, wollte eine reiche Frau, wollte, daß mich die Leute hoch hielten über alle Andern aus. Diese Wünsche lagen also zum Theil neben dem eigentlich aufgesteckten Ziel, zum Theil nicht, aber den einzigen Weg, auf dem ein ehrlicher Mann ein ehrlich Ziel erreicht, den Weg der Berufs- und Pflichttreue, den ging ich nicht; ich folgte eben den Strömungen, und meinte ans gleiche Ziel zu kommen und noch viel leichter. Der Weg der Treue ist schnurgerade, macht keine Biegung weder zur Rechten noch zur Linken, wie auf einer Chaussee scheint man trotz aller Mühe nicht vorwärts kommen. Dem jungen Blut ist ein solches Wandern gar langweilig, darum rennet es auf Seitenwege und — verirrt sich.

Den ersten Winter durch ging es recht, recht gut. Ich war fleißig, und obgleich ich wob, immer der Erste in der Schul-

ſtube. Obgleich ich mir viel einbildete, bildete ich mir doch nie ein — wie es Burſche giebt — daß ich in einer Stunde die Kinder mehr lehren könne, als andere in zwei; bildete mir nie ein, daß wenn ich die Schule erſt um dreiviertel auf zehn anfinge, es noch lange ſo viel abtrage, als wenn es Andere um halb neun thäten. Auch war der Pfarrer zufrieden am Examen, nur tadelte er, daß die Kinder nicht ſtille genug und ſo wenige Examenſchriften da ſeien. Da die Vorgeſetzten aber gar rühmten und ſagten, Kinder ſeien Kinder, und man könne nicht alles erwehren, ſo ließ ich mir wegen des Pfarrers Mahnung nicht graue Haare wachſen.

Auch das ärgerte mich nicht mehr ſo, wenn die andern Schulmeiſter des Sonntags mich gemeinſam aufs Korn nahmen und durchhechelten, als ob ſie förmlich im Bunde ſtünden gegen mich. Es war der natürliche Bund, in dem gewöhnlich alle in einem beſtimmten Kreiſe Angeſtellten oder Arbeitenden gegen den zuletzt unter ſie Tretenden ſind, wenn er nicht die beſondere Klugheit hat, gar demüthiglich zu thun und an einen der Aeltern ganz eigends ſich anzuſchließen, als des Rathes und der Führung bedürftig. Es iſt der Bund der pomadigen Gewohnheit, die durch den Neuling fürchtet beunruhigt, und der ängſtlichen Eitelkeit, die fürchtet, durch ein neues Licht verdunkelt zu werden. Und wenn die Männer an einen ſolchen Bund nicht dächten, ſo müſſen ſie unwillkürlich daran, aufgeſtachelt von den Weibern. Wenn ein Weib dem Manne im Hauſe des Tages ſchon hundertmal Lümmel ſagt, ſo will ſie doch außer dem Hauſe eitel auf ihn ſein, und keiner ſoll ihm ins Licht ſtehen. Die Weiber fühlen es, daß ſie eigentlich nur die Planeten ſind, die das Licht von der Sonne haben, d. h. vom Mann, daß ihre Stellung und Ehre in der Welt durch die des Mannes bedingt iſt; ſie fühlen es, aber ſie denken es ſelten und bekennen es nie.

Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihnen

erzählte, wie manche Wurst ich in dieſer Woche bereits gegeſſen, und wie manche ich noch im Küchenſchrank hätte, wie viel ich eingeladen worden und was ich alles zum Heimtragen bekommen. Daß ſolche Erzählungen ſie nicht zuckerſüß ſtimmten gegen mich, und daß ihre Weiber, wenn ſie dachten, was noch alles in ihren Schränken Platz hätte, welches niemand bringen wollte, ſie nicht beſänftigten, und daß ſie mit Luchsaugen mein Thun bewachten und manche bittere Bemerkung mir auf nicht unfruchtbaren Boden fallen ließen, das kann man ſich leicht denken. Das war mir aber ganz gleichgültig, ich dachte: Reden die nur, ſchaden thun die dir nicht, es müßten andere Kerls ſein, wenn ſie dir ins Licht ſtehen wollten. Denen willſt du zeigen, wer du biſt.

Daran dachte ich aber nicht, daß ich mir ſelbſt ins Licht ſtehen könnte, ſo daß ſie nichts zu thun hatten, als mit den Fingern auf mich zeigen und ſchreien: Seht, ſeht; aber haben wir es nicht immer geſagt!

So wie ich nach und nach von einer Sache nach der andern, welche die Schule nichts anging, angehetzt wurde, ſo ging auch ein Stück meiner Seele nach dem andern aus der Schule fort, bis endlich nur noch der Leib in derſelben war.

Pfeifen und Uhren waren es zuerſt, die meine Gedanken oft gefangen nahmen. Ich ſann an einen guten Handel, während ich mit einem Kind buchſtabirte, und überhörte ſeine Fehler, und wenn ich conſtruirte, ſo fiel mir ein: ob meine Uhr wohl noch gehe, oder ob die Tabakpfeife Luft habe. Mein Muſiziren ſteckte mir ſpäter noch tiefer im Kopf, und ich klarinettete oft in Gedanken einen Tanz, während die Kinder leſen ſollten. Aber als ſpäter das geſellſchaftliche Leben mich ſo recht gefangen nahm, als mein Sinn nur nach Mädchen, nach einer reichen Frau ſich richtete, verlor ich alle Aufmerkſamkeit für die Fortſchritte der Kinder, alle Luſt, bei ihnen zu ſein. Unerträglich langſam ſchlichen mir die Schul-

ſtunden vorüber, ich mochte nicht warten, bis ich meinen Gedanken nach konnte, die vor irgend einem Fenſter ſtunden oder an einem Abendſitze ſaßen. Nun iſt aber ein himmelweiter Unterſchied, ob man mit Leib und Seele bei einer Sache iſt, oder nur mit dem Leibe. Nehmt den gemeinſten Handwerker, nehmt den Rechenmacher, und laßt ihn mit innerer Luſt und Freude an einem Rechen arbeiten; dieſer kömmt gewiß viel niedlicher und zierlicher heraus, als ein Rechen, den Einer gemacht hat, um eben einen Rechen zu machen und vier Batzen zu verdienen. Seht einer Magd zu, die mit Luſt einen Garten bearbeitet, und einer andern, die ihr Tagwerk ableiert und nicht warten mag, bis es Feierabend läutet; ſo werdet ihr ſehen, wie Pflänzchen und Blüthen die Luſt der Fleißigen zu empfinden, zu vergelten ſcheinen in fröhlichem Grünen und Blühen, während der Garten der andern und jegliche Pflanze derſelben bedenkliche Maaßleidigkeit abzuſpiegeln ſcheint. Wollt ihr das noch deutlicher ſehen, ſo betrachtet ein Gemälde, welches hervorgetreten iſt aus dem Geiſte eines geiſtig Schaffenden, und ein anderes, das nur der Pinſel gemacht hat. Bei dem erſten tritt euch aus der todten Leinwand etwas Unnennbares entgegen, es ſpricht zu euch, es regt euch auf; es iſt der Geiſt des Künſtlers, den er hineingezaubert hat in das Bild; es iſt ein geiſtig Leben da, welches unwillkürlich auf euer geiſtig Leben anregend einwirkt, es beherrſcht und hinreißt. Während bei dem gepinſelten Gemälde alles regelrecht gezeichnet und gefärbt da ſteht und liegt, aber man ſieht, es iſt eben nur gefärbt und gezeichnet; man ſieht, daß es die Hand und nicht der Geiſt gemacht. Ledern und hölzern hängt das Ding da; mag es auch dem Auge gefallen, man geht doch kalt vorüber und fühlt nachher keinen Wiederklang deſſelben in der Bruſt. Leſet ihr Bücher? Nun wohl, habt ihr da keinen Unterſchied empfunden? Sind euch die einen nicht kreuzlangweilig vorgekommen, wie gelehrt und nützlich ſie auch ſein mochten? Stund da wohl ein ſchö-

ner Spruch ſchön am andern, aber einen nach dem andern vergaßt ihr wieder. Und andere Bücher laſet ihr mit Wohlbehagen durch, es war euch behaglich dabei, vielleicht ſchaurig, aber ſie gingen durch euch wie Haferbrühe und hinterließen nichts als etwas Schleim. Gab es aber nicht auch Bücher, die euch ergriffen mit ganz eigener Gewalt, die euch feſt bannten an ſie, daß ihr ſie kaum aus den Händen bringen konntet und noch viel weniger aus dem Kopf; die euer ganzes Weſen aufwühlten, wie der Sturm das Meer; die ein eigen Feuer in euch anzündeten, daß ihr nach den Köpfen griffet, ob nicht auch feurige Zungen denſelben entſprühten; die eine ſüße Wonne in eure Herzen goſſen, eine Labung, für die ihr keine Namen fandet? Die erſtern ſind Bücher, welche man mühſelig aus der Feder drückt, wie ein Huhn das Ei, oder welche man von ſich gehen läßt, damit eben etwas gehe. Die Einen ſchreiben, ſchnaufend und ſchwitzend, träumend von Unſterblichkeit, und haben das Schickſal der Fröſche vergeſſen, die fliegen wollten in den Mond. Andere ſchreiben ums Futter, Futter für die kurze oder lange Weile. Sie wecken beide nicht Geiſt, wecken nicht Leben, ſie ſelbſt haben darum auch nur ein kurzes Leben. Jener letztgenannten Bücher Geburt iſt wunderbar. Wie Minerva aus dem Kopfe ihres Vaters ſprang, geharniſcht und bewehrt: wie aus dem Schoß der Erde die Quelle ſtrömt, ſüß und ſtark; wie aus der ſchwarzen Wolke der Blitz zuckt, feurig und zündend, begleitet von des mächtigen Donners mächtiger Stimme, die die Welt aus dem Schlafe ruft: ſo werden dieſe Bücher geboren. Des Geiſtes Brauſen erfüllt ihre Väter, des Geiſtes Blitz erleuchtet ſie, des Geiſtes Strom ergreift ſie, und geboren iſt, was Geiſter erwecken, Leben erzeugen und ſelbſt nicht ſterben wird, als des Geiſtes geiſtig Kind.

Was iſt eigentlich nun ein Lehrer anders als ein geiſtiger Vater, der ein inneres geiſtiges Leben zeugen ſoll in den ihm anvertrauten Kindern? Anbrennen und aufflammen laſſen

ſoll er in ihnen den göttlichen Funken, daß jede Kraft Flammen ſprüht, heiß und weich gezogen werden kann von des Meiſters Hand auf rechte Weiſe. Ein eigenes Licht ſoll er anzünden in eines jeden Kindes Bruſt, damit es dort nicht dunkel bleibe, öde und leer, oder ausſehe wie in einem Magazine, wo viele Waaren liegen und keine gebraucht wird, wo es nur von Zeit zu Zeit heller wird, im trügeriſchen Scheine einer Laterne, die man hineinträgt zuweilen, aber immer wieder hinaus. Das iſt der Schule höchſte Aufgabe. Aber aus nichts wird nichts, und wo nichts iſt, hat der Kaiſer das Recht verloren; wo kein Geiſt iſt, da wird auch keiner gezeuget. Wo aber in einem Lehrer Leben wohnt und Geiſt, wo er ſeine ganze Seele hineinlegt in ſein Wirken, da ſeht doch nur hin, wie es aufgeht auf den Geſichtern der Kinder, wie Nordſchein und Morgenröthe. Alle Züge werden lebendiger, über die Augen verbreitet ſich ein eigener Glanz und jegliche Bewegung zeuget von neu erregtem geiſtigem Hunger und Durſt. Was dieſer Lehrer auch treiben mag, und ſei es nur das trockene Buchſtabenſchreiben, ſo wird auch hier es rege und rührig ſein, und die Kinder werden gedankenvoll und nicht gedankenlos die Linien ziehen.

In einer ſolchen Schule blüht für den, der eben Menſchen ſucht und nicht Magazine, eine wahre Seelenfreude, während ſie für die Schulpedanten ein wahres Aergerniß ſein kann. Es geſchieht ... mal, daß ſo recht innig belebte Lehrer des Stoffes nicht ... ſind oder ihn auf eine wunderliche Weiſe vorbringen; es ... richt, daß die Schüler beim Abfragen nicht Sylben um Sylben wiedergeben können unverdaut und darum eben ohne Abgang. Da muß man dann den Sylbenſtecher und den Terminologienheld betrachten, der freilich nicht Geiſt hat, aber in ſeinem Gedächtniß lange Worte an einen langen Faden gezogen, die, ſobald man an ihm rupft, von ihm gehen, wie von einer Gans Speckbrocken, die man an langen Faden gezogen. Wie der ſeine Oberlipp-

höhnisch zieht, wie er von einem Bein auf das andere steht, mit dem Kopfe wackelt, einen Finger um den andern zwischen die Zähne stößt, sich räuspert, kurz dem Publikum alle möglichen Zeichen macht, damit es ja inne werde, daß er keine Schuld habe, seine Hände wasche über solche Seichtigkeit und Verkehrtheit! Und daß er ein ganz anderer Kerl sei, und das Ding verstehe, giebt er zu verstehen in unverblümten Zeichen und etwas verblümtern Worten. Damit meine ich aber nicht, daß der Lehrer des Stoffes nicht Meister sein solle; meine nicht, daß er nicht auch den Stoff auf bestimmte Weise den Schülern beizubringen habe; meine nicht, daß er bloß salbadern und schwadroniren solle, bewahre mich! aber ich behaupte nur, daß der Geist die Hauptsache auch in der Schule sei, und um so viel mehr werth als das Uebrige, accurat als die Seele mehr werth als der Leib ist. Es ist auch ganz eigenthümlich, wie in solche Schulen die Kinder hineingezogen werden, wie sie zum Fest für sie werden, und die Eltern mit Schlägen und Fluchen sie nicht vom Besuch abhalten können, und wie ihnen die Zeit vergeht wie ein Augenblick, und allemal die Stunden ihnen zu schnell zu Ende sind. Da zeigt es sich, wonach die menschliche Natur sich eigentlich sehnt, hungrig und durstig ist.

Hat der Lehrer nicht Geist, oder ist er sonst mit seinem Geiste nicht dabei, nicht dabei mit ganzer Seele, so verbreitet sich eine gewisse Schläfrigkeit über die ganze Schule, in jeder Bewegung, jedem Blick liegt eine bleierne Mattigkeit, und bleiern schleichen die Stunden vorbei. Die natürliche kindliche Lebhaftigkeit sträubt sich gegen dieses unbehagliche, schläfrige Wesen, und sucht durch allerlei Possen und Streiche sich wach zu erhalten, denn ein bedeutender Theil der Schulzucht ist gar nichts anders, als Sträuben gegen den Schlaf und ein Zeugniß gegen den Geist des Lehrers. Die einen Lehrer wissen mit Stock und Strafe eine gewisse Ordnung und Zucht zu erzwingen, und der jugendliche Geist wird in spanische

Stiefel gethan und in finstern Kerker gesetzt, um traurig zu verkümmern. Wahrlich, da will ich den Lehrer zehnmal lieber, der mit dieser Schulanzucht gar nichts mehr anzufangen weiß, sondern halt muß die Kinder walten lassen, daß es ein Graus ist. Es ist aber merkwürdig, wie man alsobald angesteckt wird, sobald man nur einen Augenblick einen Fuß in eine solche Schule setzt. Man wird schläfrig, wird zerstreut, müde, sieht an die Uhr, und wenn man schon wieder lange an freier Luft ist, kann man doch den beständig gähnenden Mund nicht zubringen.

Eine solche Schule erhielt ich nach und nach. Die Gefangennehmung meines Gemüthes durch andere Dinge war die Ursache. Meine Amtsbrüder glauben mir vielleicht nicht, wie unendlich wichtig es ist, sich ein frei und froh Gemüth zu bewahren. Das giebt sich aber selten von selbst, eben wegen der Strömungen der Seele und den Winden des Lebens; es braucht Selbstbewußtsein, Kraft und Glauben. Aber auch die übrigen Menschen erkennen die Wichtigkeit dieses Satzes nicht, sie würden sonst nicht Elend, Noth, Mangel auf den Lehrer hetzen, die seine Seele mit Sorgen bewölken, in Kummer ersticken und seinen Geist zwischen Erdäpfelschalen zappeln lassen.

Doch nicht nur meine Seele fing an meiner Schule zu fehlen, sondern auch der Leib. Meine Stunden hielt ich nicht mehr fleißig. Ich verschwatzte mich beständig. Vor diesem Hause hatte ich noch das zu richten, vor einem andern jenes; hatte mich zu necken mit diesem oder jenem Mädchen. Sah ich während der Schule irgend einen Kameraden beim Hause vorbei gehen, so konnte ich mich selten enthalten, hinaus zu schießen, mit ihm eine Abrede zu treffen, ihn zu fragen: wie er mit seinem Mädchen stehe. Oder ihm zu erzählen, wie es mir ergangen, oder wie ich die Gefahren auf meinen nächtlichen Fahrten überstanden. Selbstverständlich machte ich mich groß, verschwieg meine Seelenangst, und machte Bülletins,

ſo gut wie Napoleon auf ſeinem Rückzuge von Moskau. Nun waren es gewöhnlich meine eigenen ſogenannten guten Freunde, die mir die Streiche ſpielten, und die dann eine wahre Herzensfreude daran hatten, mich eine Geſchichte machen zu hören über etwas, das ſie ſo gut wußten wie ich. Man kann ſich denken, wie viele Zeit ſich alſo verplappern läßt. Und wenn ich auch in der Schule war mit meinem Leib, ſo taugte er doch ſelten etwas. Der Menſch bedarf des Schlafes. Derſelbe iſt eine der größten Wohlthaten Gottes. Er bringt Frieden dem Leidenden, Vergeſſen dem Betrübten, Ruhe und friſche Kraft dem Müden. Wahrlich, ohne Schlaf würde jedem Menſchen das Leben, über deſſen Kürze wir klagen, viel, viel zu lang ſein. Ruhe und Schlaf für Leib und Seele bedarf beſonders der, welcher ſtillerer Beſchäftigung ſich hingeben muß. Der Knecht, der Bauer, die nicht geſchlafen haben, können füglich holzen und mähen, dreſchen und hacken. Aber laßt ſie eintreten aus der Tenne, dem Acker in die warme Stube, laßt ſie von bedeutender Anſtrengung übergehen zur ſtillen Beſchäftigung, ſo wird der Schlaf in wenigen Augenblicken ſie übermannen. Welche traurige Figur ſpielt nun ein Schulmeiſter, der um Mitternacht oder gegen Morgen nach Hauſe gekommen iſt und wenige Stunden geſchlafen hat? Gewöhnlich verſchläft er ſich, oder erhebt ſich nur mit der größten Anſtrengung, hat manchmal nicht Zeit, ſich etwas zu kochen, zu eſſen, nicht Zeit, ſich zu kämmen, zu waſchen (und ungewaſchene und ungekämmte Schulmeiſter ſind häßliche Dinger), und kömmt mit verblendeten Augen auf eine Weiſe in die Schule, daß die Kinder einander anſtoßen und zuflüſtern: Unſer Schulmeiſter iſt heute aber ſtruppicht. Nun iſt es ihm, wie wenn er nicht nur Blei in den Augenlidern, ſondern auch in allen Gliedern hätte; er dehnt ſich, er gähnt, er macht, was er kann, und kann ſich doch des Schlafes faſt nicht erwehren. Man denke ſich nun, wie das eine liebliche Sache iſt und

eine kurzweilige, wenn ein Kind buchſtabiren ſoll und ungeſchickt thut, und ein Schulmeiſter ſchläfrig und darum auch übellaunig iſt, wie da die Beiden ſich auf ſtrenge Weiſe plagen müſſen! Man denke ſich das Fragen überhören, das Leſen, ſo wie es viel getrieben wird, an ſich ſchon einſchläfernd, und nun noch während der Schulmeiſter mit dem Schlafe kämpft, wie erweckend das ſein muß.

Man denke ſich überhaupt, wie es in einer Schule zugehen muß, wo der Schulmeiſter mit dem Geiſte nicht da iſt und mit dem Leibe nichts taugt! Man achtet viel zu wenig darauf, ſich den Leib munter zu erhalten. Man denkt nicht daran, daß vielleicht hundert Kinder dadurch einen Tag verlieren, der ihnen zu ihrem Heil von ihrem Schöpfer geſchenkt iſt. Hundert Kinder einen Tag verlieren, um einer von Einem durchſchwärmten Nacht willen, wahrlich, dieſes Wort ſollte gewichtig klingen Allen, an deren Gewiſſen überhaupt etwas anklingt. Ach, und es giebt ſpäter der Nächte genug, wo dem Schulmeiſter ohne ſeine Schuld der Schlaf fehlt, die Glieder matt, die Augen ſchwer werden; wo er nicht ſein kann, wie er gerne ſein möchte am Tage; wo wieder vielleicht hundert Kinder einen Tag verlieren, weil der Schulmeiſter eine Nacht verloren. Die werden ihm ſicher nicht angerechnet werden, aber ſollte er doch um ihretwillen nicht um ſo geiziger ſein mit den Nächten, deren Verwendung in ſeinem freien Willen liegt, um ſo vorſichtiger dafür ſorgen, daß die Kinder keinen Grund haben, einander zu ſtoßen und zu ſagen: Unſer Schulmeiſter iſt heute aber übel z'weg.

So war ich bei und in meiner Schule, darum ging es nicht gut; aber noch eine andere Urſache kam dazu, daß es immer ſchlechter und ſchlechter ging.

Die Kinder hatten nämlich immer weniger Achtung, oder wie die Leute ſagen, Furcht vor mir, und daher auch kein Zutrauen, keinen Gehorſam, keine Liebe. Die Kinder haben einen eigenen Inſtinkt, der ihnen ſagt, ob dem Schulmeiſter

etwas an ihnen gelegen ſei, ob er begehre, ſie weiter zu bringen. Wo ſie dieſen Willen, dieſen Eifer nicht bemerken, da bemächtigt ſich eine Art Widerwillen der Kinder, ſie fühlen, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt werden, wie ihr Wohl verſäumt wird, und dieſes Gefühl erzeugt eine feindſelige Stimmung. Ferner muß dem aufſtrebenden, alle Augenblicke aufblitzenden Eigenwillen der Kinder ein Gewicht entgegen treten, das alle Augenblicke und nach allen Richtungen gleich ſchwer drückt gegen der Kinder Eigenwillen und Ungehorſam. Eine ruhige Feſtigkeit muß den Kindern gegenüber ſtehen, welche ſich nicht durch die Liſtigkeit der Kinder bethören, nicht durch Liebkoſungen einſchläfern, nicht durch Trotz ermüden oder erſchrecken läßt. Des Lehrers ganzes Benehmen muß nie erſcheinen als Folge beſonderer Aufregung, ſondern als Nothwendigkeit. Es muß den Kindern einleuchtend werden: der Lehrer könne gar nicht anders ſein in dieſem und jenem Falle, als er eben iſt. Gerade dieſes Feſte, Unerſchütterliche, Ruhige wird dem flüchtigen, erregbaren Kinde die meiſte Achtung, den meiſten Gehorſam einflößen, es wird ſich mit einem wahren gläubigen frommen Vertrauen vor dieſem Lehrer beugen. So war ich aber nicht, ſondern eher das Gegentheil. Tage lang ließ ich alles ſchlitten, ward dann wieder einen halben Tag ſtreng, ſtrafte einen Fall heute, aber morgen nicht, befahl hundertmal, ohne einmal Gehorſam zu erzwingen, manchmal ohne nur darauf zu achten, ob er geleiſtet werde. Ward der Lärm zu groß, ſo ließ ich, wie an vielen Orten gebräuchlich iſt, ein: „Still! wollt ihr ſtill ſein oder nicht“! erſchallen, und fuhr dann in meiner Sache fort, ohne mich zu achten, wer Lärm gemacht und wer ihn noch forttreibe. Ich drohte viel, führte aber ſelten eine Drohung aus, ſondern ſagte: Für das Mal mag es noch angehen, das nächſte Mal aber, dann ſoll's losgehen! Und das Kind machte es wieder, und ich drohte wieder. So waren im Grunde die Kinder Meiſter und nicht ich, und ſie hatten mich deshalb nicht einmal lieb.

Ich galt, und mußte es ſpäter oft hören, für einen gar ſchrecklich Ungerechten und Partheiiſchen. Im Anfang ganz ſicher aus keinem andern Grunde, als weil ich Allen drohte und nur Einige ſtrafte. Ich ſtrafte dieſe nicht deswegen, weil ich ſie beſonders auf dem Korn hatte oder ihre Eltern, ſondern nur, weil ich entweder in einer beſondern Stimmung war, oder es endlich wieder einmal nöthig fand, ein Exempel zu ſtatuiren. Natürlich aber fand das Kind, das um einer Sache willen geſtraft wurde, welche zwanzig andere ungeſtraft begangen hatten, es müſſe ungerecht leiden, das Gleiche hätte den andern auch gebührt. Und wie die Leute dann ſind, ſie grübeln nach den Urſachen, warum ich gerade ihr Kind geſtraft. Bald glaubten ſie, es ſei wegen ihrer Armuth, oder weil ſie mir nicht Geſchenke gebracht, oder weil ihre Tochter nichts von mir wolle. Und waren ſie reich, und hatten mir Geſchenke gebracht, und ihre Tochter hatte mich freundlich angeſehen, ſo begehrten ſie erſt recht auf und ſagten: es helfe alles nichts mehr, ich ſei nicht mehr zu befriedigen. Es wäre Zeit, mit mir bei Seite.

Später kam ich in eine immer gereiztere ungleichere Stimmung, kam in eine Menge Mißhelligkeiten, und während dieſer Zeit glaube ich allerdings manchmal ein Kind den Groll haben entgelten zu laſſen, welchen ich gegen ſeine Eltern oder Geſchwiſter hatte. Ich glaube es, denn ich konnte mich nicht enthalten, manchmal gegen ihre Angehörigen den Kindern in der Schule Stichwörter aller Art fallen zu laſſen, was immer ein Zeichen zu ſein ſcheint, daß die Kinder zu Sündenböcken gemacht werden. Ich ſage, ich glaube es, denn mir bewußt war ich damals deſſen nicht, und wenn mich Einer der Partheilichkeit beſchuldigte, ſo begehrte ich gar tüchtig auf, und behauptete, ich halte alle Kinder gleich und ich glaubte es auch; aber eins merkte ich nicht.

Ich merkte nämlich nicht, daß es eine Menge Brillen giebt verſchiedener Art, gefärbt durch Liebe oder Haß, ſchön

roth und gelb und veilchenblau, ſchön ſchwefelgelb und dunkelgrau, und daß durch ſolche Brillen die meiſten Menſchen ſehen, und nicht durch die eigenen Augen. Man nennt das in der gewöhnlichen Sprache: eine Sache mit verſchiedenen Augen anſehen. So ſieht man eine Sache heute veilchenblau und morgen dunkelgrau, und die gleiche Sache an der einen Perſon ſchön roth, an einer andern Perſon aber kommt ſie Einem ſchmutzig gelb vor, eben je nach der Brille, durch die das Auge ſieht. Wer ſich ſelbſt klar und vor den Menſchen achtenswerth werden will, muß das Daſein ſolcher Brillen kennen, und wachen und beten, daß ſie ihren Sitz nicht auf ſeiner Naſe nehmen. Beſonders dem Lehrer ſind ſie zum größten Verderben. Sie machen ihn ungerecht, partheiiſch, und er weiß es nicht. Sie empören kindliche Herzen gegen ihn, und erzeugen in ihnen bittern Groll gegen erlittene Ungerechtigkeiten. Darum muß der Lehrer alle Tage ſorgfältig ſeine Naſe unterſuchen, ob er alle ſeine Kinder mit dem ruhigen klaren Auge des Verſtandes an- und durchſchaue und nichts Drittes zwiſchen ihn und das Kind getreten ſei, weder eine Wurſt, noch keine Wurſt?

Nun that ich dieſes nicht; ich wußte nichts von dieſen Brillen und handelte alſo ganz ſicher ungerecht. Einem Lehrer, den die Kinder achten, verzeihen ſie noch Manches, verzeihen ihm einzelne Aufwallungen und Uebereilungen; und gut geartete Kinder werden es ſorgfältig verſchweigen, ſollte dieſer Lehrer ſie auch einmal hart behandelt haben ungerecht. Dieſer Zug im Kinde iſt wirklich recht rührend, weil er von ſelbſt ſich entwickelt, und gewöhnlich unbeachtet, unbemerkt bleibt. Wenn aber ein Lehrer der Kinder Achtung verſcherzt hat, dann dulden ſie nichts mehr von ihm, wollen nichts von ihm annehmen, haben weder Vertrauen zu ihm, noch Glauben an ihn. Es bemächtigt ſich ihrer eine unglückliche Tadelſucht, ein Geiſt des Kritiſirens, in dem ihnen durchaus nichts recht iſt, was der Lehrer ſagt oder macht. Sie ſetzen alles in

Zweifel, wollen alles beſſer wiſſen, machen über ihn ſich luſtig und verlachen ihn zu Hauſe oder verklagen ihn.

Die Achtung vor mir hatten ſie aber nicht nur durch mein ungleiches Betragen in der Schule verloren, ſondern auch durch mein Benehmen außer der Schule. Die Kinder ſahen mich an den Abendſitzen, hörten, wenn ich ſagte: Vom Schulmeiſter mag ich jetzt nichts hören, den habe ich zu Hauſe eingeſchloſſen, den hakt ihr jetzt nicht zu ſcheuen. Sie ſahen mich den Töffel machen, und hörten dann, wie man mich zum Beſten hielt. Sie hörten von den Alten, daß man auf dieſem Treiben gar nichts halte, während man mich doch darin beſtärkte; daß man ſagte: Für einen Schulmeiſter treibt er es doch zu arg. Sie wurden gefragt, wie ich ein Geſicht in der Schule gemacht und ob ich ſchläfrig geweſen ſei?

Am nächſten Examen tadelte mich der Pfarrer ſcharf, und ließ einige verblümte Sticheleien über meine Aufführung laufen. Ein alter Vorgeſetzter ließ etwas merken von Partheilichkeit, die Andern ſchwiegen ſtill. Das machte mich nun fuchswild, ich war durchaus blind über den Zuſtand, in dem ich war, blind über meine Fehler, und glaubte Ruhm und Ehre von jedermann fordern zu können. Ich klagte von Haus zu Haus über die mir widerfahrene Unbill; klagte über die Bosheit der Kinder, klagte über manche Eltern, und ſchloß gewöhnlich meine Rede mit dem Wunſch: ich möchte den ſehen, der es beſſer machen könnte, einmal der Pfarrer würde es nicht ſein, der wiſſe nicht was Schulhalten ſei. Jedermann gab mir noch recht, und machte mir den Kopf noch größer und ſchimpfte vielleicht noch ſelbſt über die eigenen Kinder: es ſei nichts mit ihnen anzufangen; — während man dieſe Kinder gegen mich aufwies, mich vor ihnen ausmachte, oder wenigſtens in den Reden über mich kein Blatt vor den Mund nahm.

Zu dieſer bereits gereizten aufbegehriſchen Stimmung

kam nun noch die Geſchichte mit Stüdin. Die ſchlug mich gar nicht nieder, wie ſie es zwei Jahre früher gethan hätte, ſondern ſie brachte mich furchtbar auf — ſo wunderbar kann ſich ein Gemüth in kurzer Zeit verändern, und beſonders ein ſchwaches. Ich ſchämte mich nicht, ſondern ich ergriff jede Gelegenheit, um zu erzählen, wie wüſt Stüdi es mir gemacht, wie hochmüthig und brutal Stüdi's Vater ſich betragen und wie ſie ſich noch einſt reuig ſein werden. Die Leute hatten ihre Galgenfreude an dieſer Erzählung, und allenthalben brachte man mich darauf, und anfangs ließ ſich manches Mädchen mit mir an, nur um den ganzen Hergang pünktlich zu vernehmen und den Buckel voll über mich lachen zu können. Wäre ich nicht eine Art Dorfnarr geweſen, die Leute hätten mich ſchon geſetzt, d. h. mir zu verſtehen gegeben, was ſie von mir hielten; ſo aber wollten ſie ſich den Spaß nicht ſelbſt verderben. Ich wollte Stüdin zeigen, daß es nicht die Einzige in der Welt ſei; und wenn man ſich einmal das Heirathen in den Kopf geſetzt hat, und nicht ein Herz ins Herz, ſo machen Einen Körbe nur hitziger. Zudem fingen die Schulden mich an zu drücken, und die zu bezahlen hatte ich eben auf eine Frau gerechnet, und nicht auf Arbeitſamkeit und Sparſamkeit.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie man hungrigen Vögeln Lätſchen ſtellt.

Dieſen Zeitpunkt benutzte ein ſchlaues Weib gar ſchlau. Es war eine Wittfrau in ihren beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, d. h. zwiſchen vierzig und fünfzig, rüſtig und appetitlich noch. Ein Mundſtück hatte ſie wie eine Schlange, und eine Tochter, die ihr gar wohl glich. Sie hatten ein Häuschen im Dorfe gemiethet, welches ein wenig bei Seite

lag, pflanzten da ein wenig und handelten mit Garn und Faden. Sie liefen an mehrere Märkte und hatten bei allen Händlern recht gute Bekanntschaft. Mit den Leuten im Dorfe hatten sie scheinbar wenig Gemeinschaft; sie wurden verachtet, und wenn die Buben dem Mädchen etwas zu leid thun konnten, so sparten sie es nicht. Wenn zufällig ein Mann mit dem Garnlise redete, auf dem Markt ein Stück mit ihm ging, und seine Frau vernahm es, so hatte der acht Tage Leidens genug. Allgemein hieß es, sie verfressen und vernaschen ihren Verdienst, und man könne einst sehen, wie das herauskommen werde. Ich hatte, da sie keine Kinder zur Schule schickten, mich ihrer wenig geachtet, und vielleicht kein Dutzend Worte mit beiden geredet. Diese Frau wußte aber doch recht gut, wie die Sachen im Dorfe stunden, wußte aus denselben gar oft ihren Nutzen zu ziehen, wußte insgeheim Männern und Weibern zu dienen, oft Mann und Weib zugleich, und verrieth keins dem andern; wo sie Nutzen sah, da konnte sie verschwiegen sein, wie keine. Die wußte nun, wie es mir mit Stüdin gegangen war, wußte, daß ich nirgends z'Platz kommen konnte und doch immer heirathssüchtiger wurde, kannte meine Schulden; denn was weiß eine solche Frau nicht alles? Sie fing an freundlicher zu werden, wenn sie bei meinem Hause vorbeiging, mir irgend einen Scherz anzuwerfen, oder meine Meyen zu rühmen. Wie zufällig blieb sie einmal stehen und sagte: Es käme ihr just z'Sinn, sie könnte mich das auch fragen. Sie möchte ein Stücklein weben lassen und hätte gehört, ich sei ein b'sunderbar geschickter Weber. Die Weber seien heutzutage schlimme Leute, wenigen sei zu trauen, zu mir hätte sie aber den Glauben. Ich hatte bald ein Stück ab und kein neues bestellt, fühlte wohl, daß ich etwas verdienen sollte, und die Lise that so manierlich und glatt, daß ich ihr nicht absagen konnte, sondern versprach, ihr Garn anzunehmen, sobald ich mit dem aufgespannten Stück fertig sei.

Liſe ließ von ihrer Tochter auch nicht das Geringſte merken. Sie fragte mehrmals ſelbſt nach, wann ſie das Garn bringen ſolle? Sie brachte das Garn ſelbſt und hatte mich bis dahin noch nie zu ihnen kommen heißen.

Nachdem ich einige Zeit an ihrem Stück gearbeitet hatte, kam Liſi einmal zu mir in den Webkeller unter dem Vorwand: ſie müſſe doch ſehen, wie das Ding herauskomme. Sie verwunderte ſich, wie viel ich ſchon gemacht und wie ſchön. Sie ſetzte ſich zu mir und plauderte ohne alle ſcheinbare Abſichtlichkeit mir vor, wie es ſie wunder nehme, daß ich nicht für mich webe, ſtatt um den Lohn, und das Tuch verkaufe; gerade mit ſolchem Zeug wäre viel zu machen. Sie hätte ſchon lange daran gedacht, aber es ſei gar bös ſo für ein Weib, dem niemand an die Hand gehe. Sie verſtünde die Sache wohl, um den Abſatz wäre ſie nicht bange und auch nicht ums Geld, deren hätte ſie mehr als in manchem Bauernhaus ſei, man ſehe es ihr nicht an, aber die meiſten Bäurinnen lache ſie nur aus. Nur mit den Webern hätte ſie nicht gerne zu thun, wenn man ſie nicht könne zu fürchten machen, ſo machten ſie mit Einem was ſie wollten. Wenn ſie einen Geſellſchafter fände, der ihr dieſes abnehmen würde, ſo wollten ſie Geld verdinen wie Heu, und er brauchte keinen Kreuzer zu ſetzen. Sie ſei dann nicht die, für welche man ſie anſehe, fuhr ſie fort, ſie würde ſich ſchämen, wenn ſie nicht beſſer wäre, als die andern Weiber. Sie wolle nicht ſagen, daß ſie die Beſte ſei und keine Fehler habe, aber mit den Dorfweibern vergleiche ſie ſich nicht. Aber ſie wiſſe es wohl, warum die Leute ſo über ſie zu räſonniren hätten. Sie möge mit dem Klapperzeug nichts zu thun haben. Sie habe im Anfang auch gemeint, mit den Leuten Gemeinſchaft zu machen, allein ſie ſei bald froh geweſen, für ſich ſelber zu ſein. Das hätte die Leute böſe gemacht. Dann möchten ſie es ihnen auch nicht gönnen, daß ſie ſo gut könnten verdienen, nicht immer an Wind und Wetter ſein müßten

und es doch beſſer hätten, als in den meiſten Bauernhäuſern; daß ſie zum Frühſtück Kaffee vermöchten, und nicht ſo langes, zähes, ungeſchmalzet Kraut eſſen müßten, an dem eine Luzerner Sau erſticken müßte, geſchweige denn ein Chriſtenmenſch. Wenn ſie aber ſehe, wie die Leute es mir machten, ſo nehme es ſie nur wunder, daß ſie es ihr nicht noch ärger gemacht hätten. Das hätte doch keine Art, wie es mir Stüdi gemacht hätte, und der Vater hätte ſich aufgeführt, er ſollte ſich ſein Lebtag ſchämen. So ein Bauer, und wenn er auch kaum fünfe zählen könne, habe einen Hochmuth wie ein Wiedehopf oder wie ein Affe, dem man ein rothes Röcklein angezogen und eine Laus hinter das Ohr geſetzt. Er verachte alle, welche weniger Land hätten als er, ja er würde unſern Herrgott verachten, wenn er nicht glauben müßte, der Himmel deſſelben ſei größer als ſein Höflein, das nicht einmal bezahlt ſei. Ihr Schulmeiſter werdet es noch ſpäter erfahren, ihr trauet den Leuten viel zu wohl, ihr meinet, ſie ſeien alle wie ihr ſeid, aber im ganzen Dorf meint es kein Menſch mit dem andern gut, und wäre es der leibliche Bruder, geſchweige denn mit einem Fremden.

Und Garnliſe brach hier ab mit einer Entſchuldigung, daß ſie mich ſturm geſchwatzt habe, aber es habe ſie ſchon lange gedünkt, ſie möchte es mir einmal zeigen, wie ſie es eigentlich meine und mir einige Winke geben. Ich ſollte es nicht für ungut halten. Weiter ſagte ſie mir nichts und ließ nun alles, was ſie mir an den Kopf geworfen, ordentlich gähren in demſelben.

Die Liſe war nicht dumm, ſie wußte, daß man die einen Köpfe überrumpeln, die andern unterholzen muß, Weiber und Diplomaten verſtehen ſich am beſten darauf, welche Methode jedesmal mit Erfolg anzuwenden ſei.

Nach acht Tagen kam die Tochter in den Webkeller, brachte mir Grüße von der Mutter, die mir blaues Garn ſchicke, da ich es brauchen werde, und ſie nicht ſelbſt habe

kommen können. Das Mädchen schoß mir ein paar freundliche Blicke in die Augen, und blieb gerade so lange, daß ich es ungern gehen sah, und es nachher nicht mehr aus dem Kopf bringen konnte, und der Handel und das Mädchen auf eine wunderliche Weise sich in einander verliefen. Das ist aber auch eine verzweifelt schwere Kunst, an jedem Orte gerade so lange zu bleiben, daß man Einen ungerne gehen sieht, daß man den Leuten im Kopf bleibt, einen angenehmen Eindruck und doch eine gewisse Leere hinterläßt.

Die Hexen ließen mich nun wieder im Stich, und als die Mutter einmal vorbeiging und ich sie anredete, hatte sie nicht Zeit, sich aufzuhalten, sondern lud mich ein, einmal selbst zu ihnen zu kommen, und wenn allfällig das Stück fertig sei, es an einem Abend selbst zu bringen.

Ich will mich nicht aufhalten zu erzählen, wie ich nach und nach immer mehr angedreht wurde und wie die Weiber sich lange Zeit sehr vorsichtig und behutsam betrugen.

Es war etwas in mir, das eine große Uebereilung hinderte. Ich schämte mich doch mehr oder weniger der Leute und ihres Umganges, weil das ganze Dorf sie mied und verachtete. Ich hatte schon hie und da ein spöttisch Gesicht bemerkt, ein spöttisch Wort gehört, seit ich mit ihnen verkehrt. Das ärgerte mich doch, denn ich war ungern ausgelacht. Der Gedanke, wie die Leute spotten und lachen würden, wenn ich Bäbeli zur Frau nehmen würde, schreckte mich ab, so oft ich daran dachte. So wurde ich angezogen und abgestoßen, und flatterte doch immer näher ums Licht herum wie ein Müller, eine Fliege, welche am Ende die Flügel sich verbrennen.

Eines Sonntags hatte ich versprechen müssen, am Abend zu ihnen zu kommen, die Mutter wollte mir Garn zeigen und etwas mit mir abrathen. Es war ein rauher, stürmischer Oktobertag. Am Himmel fingen Schneewolken an sich zu bilden, über die Erde wehte es gelbe Blätter, und frostig strich

der Wind über die frisch geackerten Felder. Ich hatte die Dunkelheit abgewartet, war auf einem Umweg hingegangen, und schauderte ordentlich, als ich über die Schwelle trat, vor Frost meinte ich.

Im Stübchen war es schön warm und gar freundlich wurde ich empfangen. Die Mutter hatte in einem Buche gelesen und Bäbeli etwas genäht. Gar traulich berieth mich nun die Mutter und sagte mir vielmals, sie habe zu niemand so Vertrauen, als zu mir, und auch niemand so lieb, wie mich, außer Bäbin, sie könnte mir das Herz aus dem Leibe geben. Unterdessen sandte sie die Tochter in die Küche, mir Kaffee zu machen und etwas dazu, sie hätte Hunger. Während die Tochter draußen handthierte, rühmte die Mutter sie gar sehr, wie Bäbi ganz ein anderes sei, als so ein Bauernmensch, welches weder nähen noch stricken könne, zu faul sei, die Flöhe zu fangen, welche es pfundweise am Leibe herum trage. Nein, da sei Bäbeli ganz ein anderes, reinlich und arbeitsam und geschickt, und könne nähen, trotz einer Herrenfrau, verstehe alles gar wohl, dann sei es nicht, daß Bäbi nichts habe und nichts bekomme, eine schöne Summe habe es schon verdient, und sie selbst hätte dann auch noch etwas, was nicht jedermann denken und was man bei manchem vernehmen Bauer vergebens suchen würde. Töchterchen war ab- und zugegangen, trug Kaffee auf und einen tüchtigen Pfannkuchen, wie ich in der That lange keinen so guten gegessen hatte. Ich mußte essen und immer essen, als ich schon lange mehr als satt war. Wollte ich absetzen, so sagte Bäbeli, wenn ichs was schätze, so nehme ich noch ein Stücklein, und dazu saß es so nahe bei mir und hatte seine Füße ganz neben die meinen gestellt, daß ich Bäbelin gar nichts absagen konnte. Als ich endlich von Ersticken zu reden anfing und von Versprengen, ließen sie mich zufrieden mit essen, kamen aber nun mit trinken, das werde mir wieder wohl machen. Die Alte brachte einen Maaß Rothen aus ihrem Schrank, die Tochter Gläser, schenkte ein und machte Gesundheit.

Der Wein war vom ſtärkern, und was der kann, weiß ein jeder, der einmal zwei Schoppen dergleichen getrunken. Die erſten Gläſer machten mir ſchon ganz warm, löſten mir die Zunge. Die Alte war eine Kennerin, kannte die verſchiedenen Tempo des Weines und ihre Zeichen beim Menſchen auf das genaueſte, und verließ uns daher jetzt unter dem Vorwande: Es ſei billig, daß ſie auch etwas mache, habe das Mädchen gekocht, ſo wolle ſie jetzt abwaſchen; wir ſollten nur nicht lange Weile haben, ſie komme bald wieder. Wir hatten nicht lange Zeit. Bäbeli fing an mit einer Bauerntochter mich aufzuziehen, rückte mir aber immer näher, ich floh auch nicht, ließ nichts daraus gehen, wollte endlich Bäbeli zur Strafe für ſeine Neckereien küſſen. Es meinte: Wenn es die und die ſehen würde, was würde ſie ſagen? Meinethalben was ſie will, antwortete ich, dieſer frage ich nichts nach, ich küſſe, wen ich will. Und ich ſetzte wieder an, und Bäbeli ſagte: Laß mich doch, wenn es die Mutter ſehen würde! Und doch ſaß Bäbeli bald darauf auf meinem Schooße, trank aus meinem Glaſe, und eben waren wir am beſten am Küſſen, als richtig die Mutter zur Thüre einkam und uns zurief: So! ſo! das geht luſtig, könnt ihr das auch, Schulmeiſter? Bäbeli wollte aufſpringen und fort, und ich hätte es gehen laſſen, denn trotz dem Wein war ich doch verblüfft, aber die Mutter ſagte: Seid nur ruhig, ich bin auch jung geweſen und gehe gleich wieder. Es freut mich, daß der Schulmeiſter thut, wie ein anderer Menſch und ſich unſer nicht verſchämt. Da blieb Bäbi und ſagte: Mutter, er kann küſſen, wie wenn er's aparti g'lehrt hätt. Und die Mutter ſagte, das nähme ſie nicht wunder, ſo einem Schulmeiſter komme gar allerlei zu Handen, aber ſehen möchte ſie es doch auch, und trinken müſſe man dazu, ſonſt werde man gar durſtig, denn es mache nichts ſo durſtig, als das Küſſen.

Man trank mir zu, Bäbeli lag mir um den Hals, und ſagte, wie es mich liebe, mich oder keinen, habe es ſchon lange

gedacht. Ob ich es gefragt, weiß ich nicht, aber ich war ganz aufgelöst in Zärtlichkeit, und that und schwatzte, ich weiß nicht mehr was, war ganz verzuckt und gerade in dem eben rechten Zustande, und die Mutter hatte eben gesagt, sie sei schläfrig und wolle zu Bette.

Da schlug es draußen an die Fenster wie ein Donnerschlag, klirrend stürzte ein ganzes Fensterkreuz in die Stube, hinten nach polterte ein schwerer Stock und diesem nach sprangen ein paar Buben. Bäbeli war längst aufgesprungen, aber wie vom Donner gelähmt saß ich da und hörte zu, wie die Bursche mich verhöhnten und sagten: Das sei ein schöner Schulmeister, der mit diesem Hurenpack sich abgebe. Für ein Dummen hatten sie mich immer gehalten, aber nicht für einen so Schlechten. Das müsse der Pfarrer wissen, die Schande wollten sie nicht auf das ganze Dorf kommen lassen. Angst und Zorn brachen mir endlich den Mund auch auf, ich fing auch an aufzubegehren, warf ihnen vor, sie seien wie Mörder in die Stube gekommen. Wo ich sei und was ich mache, gehe keinen Teufel und keinen Pfarrer, am wenigsten aber sie an; und dann hätte ich übrigens nichts Schlechtes gemacht. Das Weibervolk setzte sein Zungenwerk auch in Bewegung, besonders die Alte. Aber Junge und Alte wurden überschüttet mit Ehrentiteln, es wurden beiden alle Gräben und Zäune einige Stunden in der Runde vorgehalten. Die Mutter wollte behaupten: Es gehe in keinem einzigen Bauernhause im Dorfe bräver zu als in ihrem, und wenn das H.... tönte wie das Sägefeilen, so würde man im Dorfe bei Tag und Nacht sein eigen Wort nicht hören. Und jetzt, sagte sie, sollten sie sich packen oder sollten dann sehen, wie es ihnen gehe. Aber sechs Nachtbuben ließen sich durch zwei Weiber nicht so leicht erschrecken. Sie stellten sich erst, als wollten sie da bleiben, tranken den Rest des Weines und sagten endlich: Jetzt, du Schulmeisterlein, komm, wir wollen gehen. Nun ging der Lärm von vornen an, ich hatte nicht Lust zum

Gehen, die Weiber erklärten, mich nicht gehen zu laſſen, ſie wüßten nicht, was ſolche Ungeheuer mit mir anfingen, und der Schulmeiſter hätte das Recht, ſo gut da zu bleiben, als an einem anderen Ort.

Aber die Buben ließen ſich weder erſchrecken noch mit ſich capituliren, riſſen mich auf und ſtießen mich der Thüre zu. Ich wollte mich wehren, Bäbi hing mir an den Hals, die Alte ſchlug mit dem Kunkelſtecken drein, aber das half alles nichts. Bäbi wurde in eine Ecke geſchleudert mehrere Male; denn mit einer Beharrlichkeit, die mich gar ſehr rührte, hängte es ſich immer wieder an mich, die Alte erhielt einige mit ihrem eigenen Stecken, und ich wurde wie ein Strohbündel über die Schwelle geſtoßen. Draußen nahmen mich zwei unter die Arme und führten mich dem Dorfe zu, weit tönte das Geſchrei der Weiber nach. Meine Begleiter hielten mir ſchöne Galgenpredigten. Kein Menſch hätte geglaubt, daß ich ein ſolcher Taugenichts ſei. Man habe aber doch gemerkt, wie ich dieſen Huren nachſtreiche, da hätten ſie mir abgeguckt und nun geſehen, was ich treibe. Sie wollen es aber jetzt dem ganzen Dorfe zeigen, wie ſie einen ſchönen Schulmeiſter hätten. Ich vernahm in Bildern und handgreiflich, daß Bäbi ſchwanger ſei, daß man mich für den rechten oder den gekauften Vater hielt, daß man zwiſchen uns vollſtändiges Verſtändniß vorausſetzte, und daß man mich jetzt mit Sang und Klang durchs Dorf führen wolle. Herrgott, wie ſchlug das mir in alle Glieder. Alſo in eine Falle war ich getreten, oder vielmehr bis an den äußerſten Rand nach allen Regeln der Kunſt hineingeſprengt, und wurde nun behandelt, als wäre ich mit dem ganzen Fuß hineingetreten, und kein Menſch wollte mir glauben, daß dem nicht alſo ſei. Der Wein, die frühere Aufregung, die Angſt vor der Schande, der ich entgegen ging, vor den möglichen Folgen, der auf mich einſtürmende Hohn brachten mich in einen Zuſtand, den ich ſeither das trunkene Elend habe nennen hören.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter den Katzenjammer hat.

Ich fing an zu jammern und zu heulen, warf mich auf die Erde, biß und ſchlug um mich, klagte mich aller möglichen Sünden an, wollte mich hängen oder ins Waſſer ſtürzen, kurz ich geberdete mich auf die traurigſte Weiſe. In dieſem Zuſtand ſchleppte man mich ins Dorf. Die Burſche hatten nicht nöthig, die Leute herbeizurufen. Wer noch wach war, der kam hervor, zu ſehen, was mein Geſchrei bedeute. Mancher zog die Hoſen und mancher nur die Schuhe an, um von der Urſache des Spectakels ſich zu unterrichten: ſelbſt Kinder trieb es auf die Gaſſe. Da zog nun ein Schwarm hinter mir her, wie hinter einem Kameel, das ſeltener Weiſe in ein Dorf kömmt. Und wie man ein Kameel niederknien und aufſtehen heißt, ſo ließ man mich niederliegen und jagte mich wieder auf. Und ein jeder meiner Begleiter erzählte den Fragenden meine Geſchichte; und jeder auf ſeine Weiſe; und jeder der Fragenden wollte mir auch etwas Spöttiſches ſagen in meinen Jammer hinein, wollte wieder Holz zum Feuer legen, als wenn da des Jammers nicht genug wäre. So zog man mit mir wie mit einem Galgenkandidaten durchs Dorf, und keine einzige mitleidige Seele nahm ſich meiner an. Beim Schulhauſe angelangt, wollte man mich anfänglich liegen laſſen, allein einige Vorſichtige bemerkten: das ſei doch nicht ganz richtig, ich könnte mir ein Leid anthun, das zöge eine Unterſuchung nach ſich, und bei ſolchen wiſſe man nicht, was herauskomme, auf alle Fälle zöge es dem Dorfe üble Nachreden zu, und wenn ich nach dem Tode etwa wiederkommen ſollte, ſo wäre man erſt geplagt. Man ſuchte daher in meinen Taſchen nach dem Schlüſſel zum Hauſe und wollte mich hineinſchieben, allein bald legte ich mich nieder, bald wollte

ich fortlaufen. Man mußte mich endlich hineintragen, warf mich auf mein Bett, hielt mich dort einige Zeit feſt, da ich zum Fenſter hinausſpringen wollte. Endlich verlor ich das Bewußtſein (Einſchlafen darf ich nicht wohl ſagen), und nun überließ mich der ganze Rudel meinem Schickſal, ging triumphirend, als ob Heldenthaten verrichtet worden wären, heim. Jeder Joggi erzählte ſeinem erwachenden Bäbi, was er geſehen: wie ich mich geberdet, wo mich die Buben gefunden, und der Joggi und das Bäbi lachten zuſammen, daß es das Deckbett ſchüttelte, und ſchnarchten bald darauf wieder, daß die Fenſter klirrten.

Meinen Zuſtand am folgenden Morgen zu beſchreiben iſt ſchwer. Schon der körperliche war traurig genug, der ſich einſtellende geiſtige konnte nicht elender ſein. Der ſogenannte Katzenjammer, in dem ich mich beim Erwachen befand, ließ mich nachſinnen, wie ich in denſelben gekommen.

Nun dämmerten nach und nach einzelne Bruchſtücke von der geſtrigen Geſchichte in mir auf. Ich erinnerte mich, daß ich zu Garnliſi hinausgegangen am Abend, der Pfannkuchen, das Liebelen fielen mir wieder ein und wie Liſi eine Maaß Rothen auf den Tiſch geſtellt. Das Fernere war mir wie mit Nebel bedeckt, die Hauptſachen traten wohl vor aus dem Hintergrunde, aber dunkel und verſchwommen; die Einzelheiten ließen ſich nicht erkennen, an ihre Stelle traten düſtere grauliche Bilder, ängſtigende Vermuthungen. Ich hörte das Fenſter klirren, ſah Buben in die Stube ſpringen, mich überraſchen mit Bäbi auf dem Schooße. Ich wußte, daß ſie mich fortriſſen, daß ſie mir zu Heirathen, Schwangerſein ſagten, und wie ein finſterer Traum tauchte mir auf der ganze Spectakel durchs Dorf.

Es brauchte lange Stunden, bis ich ſo weit gekommen war, dann aber ſank auch ein unendliches Entſetzen auf mich nieder. Alſo dort in jenem verrufenen Hauſe hatte man mich gefunden, ausgenommen in ſolchem Zuſtande, und das

ganze Dorf war gleichſam zum Zeugen deſſelben gemacht werden! Was werden nun die Leute ſagen von mir, wie werden die andern Schulmeiſter ſpotten über mich, wie werden Städi und ihr Vater lachen, und was wird ferner werden aus mir? Werde ich vor Obergericht müſſen, vor den Pfarrer? iſt Bäbi ſchwanger, wird es mich angeben, werden die Leute an meine Unſchuld glauben? Von der ganzen Höhe, auf die ich mich künſtlich hinaufgeſchraubt und die ich ſelbſt mir unmerklich untergraben hatte, war ich nun hinuntergeſtürzt in bodenloſe Tiefe, und je mehr ich daran dachte, deſto tiefer ſank ich fort und fort. Meine Stube ward mir eine Hölle, und doch durfte ich nicht aus derſelben, durfte nicht einmal von weitem ans Fenſter, aus Furcht, es möchte mich jemand ſehen. Da wußte ich, wie man ſagen kann: Ihr Berge fallet über mich zuſammen, ihr Hügel decket mich. Ich wußte mir keinen Rath, und wußte keinen Menſchen, bei dem ich hätte Rath ſuchen können, dem ich mich hätte zeigen mögen. Alle, Alle im Dorfe glaubte ich gegen mich, meine beſten ſogenannten Freunde glaubte ich unter den mich Anſnehmenden geſehen zu haben. Ach, ſolches thut weh! Einen Augenblick fiel mir ein, zu Garnliſe zu gehen, denn dem peinlichen Zuſtande von Wiſſen und Nichtwiſſen des Geſchehenen, der in mir wohnenden Rathloſigkeit hätte ich gar zu gerne ein Ende gemacht. Aber dafür hätte ich aus dem Hauſe müſſen, und mit welchem Geſicht ſollte ich vor ſie treten? Die Ahnung geſtaltete ſich mir immer deutlicher, daß auch ſie es nicht gut mit mir gemeint, daß ihre anſcheinende Abſichtloſigkeit und Gutmeinenheit gerade die ſchlauſte Abſicht verbergen, daß ſie mich abſichtlich an ſich geleckt, daß der letzte Abend künſtlich vorbereitet geweſen und ohne die Buben den erwünſchten Schluß gehabt hätte, daß ich der Deckmantel für Andere geworden? Aber war es ihnen doch nicht vielleicht vor der Welt gelungen, Anſprüche auf mich zu gründen? wenn ſie ſie geltend machen wollen, werde ich entrinnen können? das war's, was

mir das Blut im Herzen kochte und brühheiß ins Geſicht trieb, in Zorn, Scham und Angſt. Die Angſt, was es wohl geben werde, und der Durſt nach Troſt oder auch nur nach Gewißheit, gab mir den Gedanken ein, zum Pfarrer zu gehen, ihm haarklein alles zu bekennen, was ich wußte, ihm aber zugleich meine Unſchuld zu betheuern und die Art und Weiſe zu zeigen, wie ich angelockt, meine Unbefangenheit mißbraucht worden ſei. Es ſchwebte mir der Gedanke vor, ein ſolch reumüthig Bekenntniß, ehe eine Anklage käme, könnte den Pfarrer für mich gewinnen, ihm ein ſicher Zeichen meiner Unſchuld ſein, auf alle Fälle ein Zeichen meines Zutrauens. Ich dachte mir, er könne mir guten Rath geben, mich von allfälligen Anſprüchen los machen, und am Ende gar gegen meine Dorfleute in Schutz nehmen. Ich hatte an andern Orten die Klage der Bauern gar zu oft gehört: ihr Schulmeiſter ſei ihnen erleidet, ſie hätten gerne einen andern, aber ſie könnten nichts gegen ihn machen, der Pfarrer helfe ihm immer. Und doch durfte ich nicht gehen. Ich ſchämte mich vor einem offenen Bekenntniß deſſen, was ich wirklich gethan, ſchämte mich, dem Pfarrer zu ſagen, wo ich geweſen und wen ich auf dem Schooße gehabt, obgleich ich wohl dachte, es wäre beſſer, ich ſagte es ihm ſelbſt, damit er nicht durch einen Andern die Sache verdreifacht vernehme. Da dachte ich an die Warnung, welche er mir anfangs gegeben, und was ich mit derſelben angefangen, und wie die gleichen, welche mir damals über den Pfarrer brummen halfen und ſeinen Rath mir lächerlich gemacht, mich eigentlich hineingeritten in dieſen Schlamm, vor dem ich gewarnet worden. Ich dachte an die Predigt, welche ich anfangs abthun müßte über den Text: Gället Schulmeiſter, ich habe es euch geſagt, aber ihr jungen Schlucker meint ſelbſt geſcheut zu ſein, und ſo geht es, wenn man niemand glauben will; wer meint, er ſtehe, der ſehe zu, daß er nicht falle!

Es trat vor mich des Pfarrers Geſtalt ſchreckbaren An-

gedenkens, die mir schon mehrere Verweise ausgetheilt, von deren keinem ich geglaubt, daß er gerecht und wohlverdient, wohl aber, daß der Pfarrer ein Zwingherr sei, der Unsereinen nur verachte, und keinen leiden möge, der ihm nicht schmeichle, zutrage, und die Hände unter die Füße lege, wie die andern Schulmeister es thäten. Darum durfte ich nicht gehen, und starb doch fast vor Angst. Als ich vom Ofen weg einen Vorgesetzten das Dorf hinunter kommen sah, stürzte ich über Hals und Kopf an die Hausthüre, um den Riegel zu stoßen, fürchtend, er möchte mir einen tüchtigen Auswischer oder eine noch unangenehmere Nachricht geben wollen. In Kopf- und Herzweh verstrich der Tag, keinen Bissen rührte ich an. In der Dämmerung hörte ich jemand ums Haus schleichen, endlich an die Thüre klopfen. Aus einer verborgenen Ecke unter dem Dache hervor erkannte ich die Garnlise. Da ergriff mich eine Angst, daß ich an allen Gliedern zitterte. Ich glaubte, sie wolle mir das Heirathen ankünden, und mit Liebe oder Drohungen mich dazu zwingen. Barfuß schlich ich in die Stube zurück, warf mich ins Bett und zog die Decke über den Kopf, hoffend, wenn ich weder sehe noch höre, so nehme auch niemand fernere Notiz von mir. Lise durfte nicht Lärm machen und ging wieder fort.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Schulmeister einer ganzen Gemeinde Stand hält.

Endlich schwand der längste Tag meines Lebens, und versammelte sich zu seinen Brüdern, aber je lieber ich ihn gehen sah, desto länger schien er zu zögern. Ja, es giebt auch lange Tage im Leben, nicht nur lange Jahre, Tage, die mit dem Pariserstab gemessen zu sein scheinen. Sie sind

nicht fröhlich diese Tage, bringen nicht Freuden; nachdem sie dem Herzen Betrübniß, den Seelen Aengstigungen gebracht, ist es, als ob sie in der Schadenfreude und Bosheit sich weideten an ihrem Angerichteten und sich nicht losreißen könnten von dem traurigen Anblick. Der Mensch mag nicht warten, bis sie stechen, er weiß eigentlich nicht warum. Es ist der Instinkt, der das Thier leitet, der ihm sagt, daß nicht alle Tage gleich feindselig seien, wie nicht alle regnerisch, und daß daher im raschen Schwinden der gegenwärtigen Tage, der Balsam für sein Herz, die Wendung seines Schicksals liege.

Am folgenden Morgen erwachte ich um etwas weniger elend, etwas muthiger. Der Körper hatte sich von seinem Katzenjammer erholt, und von dessen Beschaffenheit hängt auch nicht wenig der Zustand der Seele, Muth und Kleinmuth ab. Noch war allerdings die Angst und die Rathlosigkeit nicht weg, aber ich konnte doch wieder denken: deswegen werde man mich weder fressen noch hängen können. Ich fühlte mich hungrig und fand glücklicherweise noch Brod und etwas Milch vor und stärkte mich daran. Ich fand nun, daß ich gegen Garnlise und ihre Tochter mich wohl werde wehren können; aber der Lärm, der daraus entstund, der war mir ein arg Gespenst. Ueberhaupt der Lärm war's, der mir vor allem graulich vorkam, und gerne hätte ich Jahre von meinem Leben gegeben, wenn ich aus diesem allem fort hätte kommen können an einen Ort, wo man von mir und von allem Vergefallenen nichts wußte, wo ich ganz von vornen hätte anfangen können. Das kömmt die meisten Menschen an. Wenn sie sich in ihre Thorheiten und Sünden verstrickt und allerlei böse Folgen zur Strafe, zur Läuterung und Prüfung über sie kommen, so wollen sie das nicht ertragen, wollen fort aus dem aufgehenden Dornenfelde, verzweifeln, aus den Schlingen des Netzes sich loswinden zu können; sie suchen es zu zerreißen, meinend, an andern Orten seien weder Schlingen noch Netze mehr.

Die Thoren! Die ganze Welt ist ein Netz; es kömmt

auf die Füße und das Laufen an, ob man in den Schlingen und Löchern sich fängt; wohin der Mensch also die gleichen Füße trägt und wo er auf gleiche Weise läuft, da wird er auf gleiche Weise sich fangen. Die Thoren! Sie meinen in fremden Umgebungen die gemachten Erfahrungen viel sicherer geltend machen zu können, als ob es nicht weit leichter wäre, vor den Dornen sich zu hüten, von denen man bereits gestochen worden, als vor denen, deren Dasein man noch gar nicht kennt. Man will eigentlich damit nichts anders, als der Buße sich entziehen, eine solche trägt der Mensch verdammt ungern, und wie ein Kind sich schämt, das der Lehrer in die Ecke stellt oder knien läßt, wie es den Rücken gegen die Wand kehrt und die Hände an die Augen hält, damit niemand es sähe, so hat es der Mensch, den Gott an Pranger stellt; er will sich nicht sehen lassen, will sich verbergen. Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob es wirklich nicht gut wäre, wenn ein Lehrer am gleichen Orte Buße thäte, wo er den Fehler begangen. In Bezug auf den Lehrer ist sie mir bald entschieden. Der Wechsel des Orts verleitet ihn gar zu leicht zum Wahn: er habe keinen Wechsel in der Brust nöthig, und vor unbekannten Menschen hütet er sich weit weniger vor Rückfällen, weil er, wie eigentlich alle Sünder bei allen Sünden, sich die Klugheit zutraut, sie besser verbergen zu können. In Bezug auf die Kinder, die Wirksamkeit des Amtes, will ich die Sache hier nicht entscheiden; nur die Bemerkung will ich mir erlauben, daß eine Buße, wie z. B. Petrus sie übte, einen unnennbaren Einfluß hat auf das menschliche Gemüth.

In mir wankte der Entschluß, meine Kleider zusammen zu packen und des Nachts davon zu laufen. Aber wohin? was anfangen? wie den Nachforschungen mich entziehen? So mit dem Schelmen davon zu laufen, ohne auf irgend eine Weise meinen Gläubigern Bescheid zu geben, das war mir doch auch zuwider. So willwankte ich den ganzen Tag, ohne mit mir einig zu werden, was ich vorzunehmen hätte, um kein Men-

ſchengeſicht mehr ſehen zu müſſen. Aber ich ſollte ihnen nicht entrinnen. Nachdem ſchon mancher mit neugierigem Geſicht beim Hauſe vorbeigegangen war, bei dem man den Schulmeiſter zwei Tage nicht ſah, keine Thüre aufging, kein Rauch aus dem Kamin ſtieg, ſammelten ſich gegen Abend mehrere Menſchen um das Haus. Sie guckten in alle Fenſter, ſuchten an irgend einem Orte einzuſteigen. Da ſie mich aber nicht ſahen (ich hatte mich in eine Ecke verkrochen, wo ich ſie ſehen und hören konnte), ſo ſagten ſie zuſammen: da wäre ſicher von dreien eins, entweder hätte ich mich gehängt, oder ſei ſonſt geſtorben oder davongelaufen. Das könne man doch nicht ſo gehen laſſen, da müſſe zugeſehen und das Haus durchſucht werden; aber wer Hand anlegen und die Thüre aufſprengen ſolle, darüber ſtritten ſie. Keiner wollte, jeder fürchtete, ich möchte gleich innerhalb derſelben hangen und den Naſeweiſen mit den hängenden Füßen ums Geſicht fahren. Sie verſuchten ein Fenſter zu öffnen, aber (nach löblicher alter Gewohnheit, nichts mehr fahren zu laſſen, was man einmal hat, auch den D...k nicht und die verpeſtete Luft und die erſtickende Hitze nicht), konnte man im ganzen Hauſe kein Fenſter aufthun, nur hier und da ein Schiebfenſterchen. Endlich nahmen ſie in der Schulſtube einen Fenſterflügel heraus, nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß ich an keinem Fenſter hange, ungefähr wie ein Federnrohr. In der Stube ging das Markten von neuem an, denn nun wollte niemand in die Küche hinaus, aus Furcht, ich möchte als ein neumodiſcher Schinken in dem Schornſtein hängen. Endlich ſagte ein frecher Burſche: der lebendige Schulmeiſter ſei nicht zu fürchten geweſen, er wüßte nicht, warum man den todten ſo zu fürchten hätte, der Teufel werde doch nicht ſchon in ihn gefahren ſein. Er riß die Thüre auf, ſah mich auf einmal bleich und erſchrocken vor ſich ſtehen im herbſtlichen Zwielichte; um beſſer zu hören, hatte ich mich der Thüre genähert. Der ließ einen Brüll aus, als ob ein Dutzend Ochſen in ihm ver-

ſteckt geweſen wären, ſchlug die Thüre wieder zu, ſchrie wie beſeſſen: Herr Jeſes, Herr Jeſes, d'r Schumeiſter, d'r Schumeiſter, Teufel nimm mich nicht! und ſprang zum Fenſter hinaus, die anderen hinter ihm drein, und bald war der ganze Haufe verſtoben, als ob das wüthende Heer hinter ihm geweſen wäre.

Doch der Ammann hielt in einer Entfernung von zwanzig Schritten Stand und eine ſchöne Rede: Das möge jetzt ſein wie es wolle, hinein müſſe man, man ſolle eine Laterne bringen und ein Betbuch, und wenn ſie zuſammen ein kräftig Gebet verrichtet hätten, ſo wollten ſie in den drei heiligen Namen die Sache wieder verſuchen. Ob dieſen Dingen ward mir aber ſelbſt angſt und bange. Dem Suchen mit der Laterne durfte ich nicht abwarten, ich fürchtete, wenn mich die wilden Buben erwiſchen würden, ſo würden ſie mich zur Schadloshaltung der gehabten Angſt auf's neue mißhandeln, ſobald ſie ſich überzeugt, daß ich noch natürlich lebendig Fleiſch hätte. Die Geſpenſterrolle fortzuſpielen, dazu fehlte mir die Schalkheit und der Muth. Sonſt hätte ich ſicher das ganze Dorf in die Flucht treiben und in den Kalender bringen, mich tüchtig und auf die luſtigſte Art an ihnen rächen können. Aber ich zitterte ſelbſt am ganzen Leibe, und als ich meine Stimme ſuchte, Ammann rufen wollte, fand ich ſie nicht, auch ſie hatte ſich verſchloſſen in die Tiefen der Bruſthöhle. Endlich brachte ich das Wort Ammann heraus, aber es klang ſo dünn und fein, ſo wunderlich, daß ich ſelbſt darob erſchrack. Draußen hörten ſie mich nicht, ſie hatten ſchon zu beten angefangen. Ich rief zum zweitenmal, mit nicht beſſerm Erfolg, doch war die Stimme ſchon etwas dicker. Endlich hörte draußen das Gemurmel auf und auf meinen dritten Ruf: Ammann! erſcholl das Geflüſter: Amme höre, Amme höre, er ruft dir. Der Ammann ſoll bleich geworden ſein, wenigſtens hatte er lange ſich zu ſammeln, und die Leute um ihn her murmelten: das bedeute dem Ammann nichts Gutes,

er werde bald nach müſſen. Endlich ſagte der Ammann: Mit dem Teufel habe ich nichts zu thun und mit einem Geſpenſt auch nicht, wenn du aber der Schulmeiſter biſt, ſo thue auf und halte nicht die ganze Gemeinde zum Narren, ſonſt wollen wir dann ſehen, ob das angehe. Mit zitternden Händen ſchob ich den Riegel am obern Theil der Thüre zurück und that ſie auf, durfte mich aber nicht zeigen und niemand durfte hineinſchauen. Da ſprach endlich der Ammann wieder (er hätte diesmal ſein Amt verdammt wohlfeil gegeben, ſo viel er ſonſt darauf hielt): Komm hervor, wenn du darfſt und nicht der Teufel biſt. Ach! da mußte ich mich zeigen, freilich einige Schritte hinter der Thür; ſie hielten die Laterne empor und ein Knecht mußte ſich langſam der Thür nähern und vorſichtig einige Schritte hintendrein ſchritt der Ammann heran. Als der ſich endlich überzeugt hatte, daß es der leibhaftige Schulmeiſter ſei, und nicht der leibhaftige Teufel, brüllte er mich furchtbarlich an: Du dolders Lümmel, ſprach er, iſt das eine Manier von einem Schulmeiſter, eine ganze Gemeinde zum Narren zu halten? Du dolders Lümmel, was du biſt! Es wäre dir beſſer, du hätteſt dich gehängt, als ſolche Flauſen zu machen. Eins über das Andere machſt du, für die Gemeinde in's Gebrüll zu bringen. Aber wart du nur, wir wollen es dir zeigen. Morgen um neun Uhr ſollſt du beim Pfarrer ſein, da wirſt du vernehmen, was dir gehört, der wird dir ſagen, was du werth biſt. So ſprach der Ammann. Hinter ihm drein wollte jeder andere auch noch ſeinen Theil ſagen, und als es jeder gethan, zogen ſie wieder von dannen, ſammt und ſonders. So hatte ich wieder Menſchen geſehen, ſie hatten wüſt mit mir gethan, aber mich doch nicht gefreſſen, das machte mich ſchon etwas muthiger.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Pfarrer abputzen kann, und was es nützt.

Ich durfte doch wieder ein Feuer anmachen und mir einen Kaffee kochen; das erſte Warme, das ich ſeit dem verhängnißvollen Pfannkuchen zu mir nahm. Er ſtärkte mich, brachte aber auch meine Einbildungskraft wieder in Bewegung, die mir in der düſtern Einſamkeit die Zukunft gar ſchwarz, meine Lage im troſtloſeſten Lichte zeigte. Zu den ſchwarzen Bildern ſang draußen ein kalter Schneewind ein ſchaurig Lied. O, es iſt etwas unendlich Trauriges für ein in ſich ſelbſt nicht zum Bewußtſein gekommenes Gemüth, dem die Quelle des nie verſiegenden Troſtes nicht im eigenen Herzen aufgegangen, ſo einſam zu ſein einzig mit ſeiner beſchwerten niedergebeugten Seele, hinter ſich eine Vergangenheit, von der man mit Beben die Augen abwendet, vor ſich eine Zukunft, die dem ängſtlichen Auge, das ſie entwirren möchte, die gehegten Hoffnungen in grinſende Todtenköpfe verwandelt zeigt, Geſpenſter über Geſpenſter, eines gräulicher als das andere, auf den Spiegel der Seele fallen läßt. Man möchte das beſchauende Auge ſchließen, möchte alles vergeſſen, an nichts gedenken, aber Vergangenheit und Zukunft dulden es nicht, ſie drängen ſich in die Seele hinein, wie der Stahl des Mörders in ſeines Opfers Herz. Ein Menſch, der Einen hört, der ein freundlich Wort zu Einem ſpricht, der eine andere Saite in uns anſchlägt, eine andere Gedankenreihe in uns heraufruft, oder nur andere Farben aufträgt, ſtatt der ſchwarzen, welche wir allein noch im Beſitz haben, wird uns zum Engel in der Wüſte. Und wenn kein Menſch zugegen iſt, nur etwas Lebendiges, eine Katze, die um unſere Füße ſtreicht, ein Hund, der ſeinen Kopf auf unſere Knie legt, ein Vogel, der uns in die Hand pickt, nur ein Weſen, das uns

das Bewußtſein zurückruft, nicht ganz verlaſſen, verſtoßen zu ſein, doch noch einen kleinen Theil der unerſchöpflichen Liebe, der eigentlichen Weltſeele, zu beſitzen, und ſei es auch nur Katzen- oder Vogelliebe, auch ein ſolches Weſen vermag uns wieder aufzurichten. Ein tiefes Bedürfniß nach Liebe iſt in jedes Herz gelegt, die Zeichen der Liebe, welche wir erhalten, ſind die eigentliche Nahrung der Seele; die Zeichen der Liebe, welche uns von Sterblichen werden, ſind die Zeugen der göttlichen Liebe. Nur um des Guten willen wird ein Menſch geliebt, nur das Hervortreten des Göttlichen in ihm erweckt eigentliche Liebe, nur Milde und Kraft feſſelt den Hund an ihn. Ein Menſch, der durchaus nur böſe wäre, würde von allen Lebendigen geflohen, kein Hund leckte ihm die Hand, kein Vogel horchte auf ſein Pfeifen, bei ihm hielte nichts aus als Flöhe und Läuſe. Darum, wenn das Unglück über uns einbricht, wenn der Herr uns die Ruthe giebt, ſehnt ſich das Herz nach einem Zeichen der Liebe, der Theilnahme der Geſchöpfe, als einem Zeugniß, daß es die ewige Liebe nicht verloren, kein vom Vater ausgeſtoßenes Kind ſei, ſondern nur ein zu ſeiner Heiligung gezüchtigtes. Sowie nun die Menſchen ſelten wiſſen, warum ſie eine Sache thun, ſo wiſſen ſie auch nicht, warum Bekannte und Freunde zu trauernden Unglücklichen laufen, ſie würden ſonſt nicht mühſelig ganze Steinkrätten Troſtes und Redensarten aus der Plunderkammer aufladen und dem klagenden Freunde zur beliebigen Verdauung vorwerfen. Bei wahrem Leid ſchlägt kein ſolcher Wort-Troſt an, aber das Kommen, das Nicht-Verlaſſenſein erhebt, und ein einziger Blick, aus dem Liebe ſpricht, giebt der Seele Kraft und die Gewißheit, daß man nicht aus den Grenzen der Liebe geſtoßen worden. Mir ward kein ſolcher Troſt. Ich blieb alleine. Trübe wars ringsum, doch konnte ich wieder etwas denken, nicht nur empfinden und phantaſiren. So dachte ich mir: der Pfarrer werde mich am Ende ſo wenig freſſen, als die Bauern es gethan hätten. Er werde mir

ſagen können, wie es mit Bäbi ſtehe, ob ſie ihre Schwangerſchaft angezeigt, und mich als Vater angegeben hätte oder nicht. Am meiſten zuwider war es mir, am Morgen ſo circa um die acht durchs Dorf zu gehen, wo ſicher die Meiſten bei den Brunnen oder im Tenn auf mich lauerten, um mich mit Worten und Blicken Spießruthen zu jagen. Daher beſchloß ich vor Tag weg und dann in dem Walde, der zwiſchen der Schnabelweide und dem Pfarrdorfe war, ſpazieren zu gehen bis zur beſtimmten Stunde. Lockend war es freilich nicht draußen, die Gegend weder romantiſch noch pittoresk, und meine Stimmung eben nicht fürs Spazierengehen gemacht; allein ich dachte mir die Zeit zu vertreiben mit dem Denken an meine Bauern, wie die lange Hälſe machen würden, um mich zu ſehen, die Bäurinnen den Schweinen eine halbe Stunde ſpäter das Freſſen brächten, die Mädchen die Erdäpfel kneten ſtatt waſchen würden im Brunnentrog aus Leibeskräften, alle große Augen machend nach dem Schulmeiſter. Und wie ſie dann ungeduldig würden, Einer hier ſage: dort kömmt er! Alles z'weg ſchöſſe und dann ganz kaput einen Andern erkennten. Wie endlich die Frau Ammännin dem Mann ſagte: geh, ſieh wo er bleibt, ſag' ihm, der Pfarrer verſtehe nicht Spaß. Und wie der Ammann zotteln müßte, die Thür verſchloſſen fände zu ſeiner großen Verwunderung, klopfe, rufe aus Leibeskräften, und kein Schulmeiſter Beſcheid gebe. Und wie die ganze Gemeinde auf die Gaſſe herausſtünde um zu ſehen, wie mich der Ammann daher bringe und wie endlich die ganze Gemeinde rathſchlage: ob die Thür einzuſchlagen ſei oder ein Fenſter, endlich den Entſchluß faſſe, wieder bis zum Abend zu warten und männiglich an die Arbeit gehe. An dieſen Gedanken hoffte ich mich wohl zwei oder drei Stunden erlaben und ſtärken zu können. So wecket Bosheit Bosheit auch in harmloſen Gemüthern, erſt eine unſchuldige, dann eine bösartige. Hat einmal ein Menſch einen Entſchluß gefaßt, ſo iſts ein Zeichen, daß die Wellen ſeines

Gemüthes nicht mehr ſo hoch gehen, daß er nicht mehr überfluthet iſt von Empfindungen, daß der Verſtand des Sturmes beginnt Meiſter zu werden. Von meinem Entſchluß Errettung gewärtigend, ſchlief ich, freilich nach einem unendlich langen und bangen Abend, ordentlich ein und ungeſtört fort bis um fünf Uhr. Da ſprang ich mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette und machte mich ſo ſchnell als möglich auf den Weg, damit nicht irgend ein Bauer, der nicht warten mag, bis er ſeine Kühe wiederſieht, ſeinen Miſthaufen wieder riecht, mich erblicken und dem Dorfe das Harren und Warten durch die Nachricht erſparen werde: der Schulmeiſter ſei ſchon am Morgen um fünf durch das Dorf gelaufen, wie wenn er geſtohlen hätte. Glücklich entrann ich und erreichte ungeſehen den Wald. Es war ein naßkalter Morgen. Der Nebel hing ſchwer und naß in die Bäume hinein, die Buchen und Tannen ſchüttelten zuweilen ihre tropfenden Häupter zur Erleichterung; langes naſſes Gras ſtreifte ſeine Bürde an Schuhen und Hoſen des Wanderers ab auf dem Nebenwege, den er ſuchen mußte, um nicht etwa einem Kiltbuben zu begegnen. Ich ſpazierte nun gravitätiſch wie ein Herr von Bern den etwa zwanzig Minuten langen Wald auf und ergötzte mich an den langen Geſichtern, die meine lieben Bauern machen würden. Und, o liebe theure Zeit: als ich mein Nastuch ſuchte, fand ich meine liebe werthe Tabakspfeife noch ganz geladen, fand ein klein Stück Schwamm in der Taſche, Kieſel am Boden, und konnte rauchen. O wie mir das ſchmeckte, denn die Tage über hatte ich nicht daran gedacht! O wie gut Einem ſchmeckt, was man einige Zeit entbehrt!

Düſter graute der Morgen herauf. Schnepfen ſchoſſen in ſchnellem Fluge am Waldesſaume dahin und ſchwenkten raſch ins Dickicht. Zierlich galoppirten Haſe und Häschen von der grünen Weide des Weges entlang dem mooſigen Lager zu zwiſchen den Tannenwurzeln oder dem laubigen Lager am Fuße der ſtattlichen Buche. Aufklug krähte eine alte Krähe

den Jungen ein Bonjour zu, und unwillig gähnten dieſe eine ſchläfrige Antwort. Munter ſetzte ſich das Eichhörnchen in Sprünge, nach Buchnüſſen und Eicheln lüſtern; es weckte die in Rudeln ſchlafenden wilden Tauben, die mit ſchwerem Flügelſchlag von Aſt zu Aſt flatterten, ſchlafſturm und müh-ſelig zur Beſinnung kommend. Endlich rührte auch der Faulſte von allen, der bunte Herrenvogel (Häher) ſich, krächzte unver-ſchämt in alles hinein, er, der Letzte, als ob er der Erſte geweſen wäre. Das vertrieb mir die Zeit ein wenig. Aber immer kälter ward mir dabei und fröſtelnd lief es mir über den Leib. Immer mehr trieb es dieſen, an des Pfarrers Feuer zu ſitzen oder doch wenigſtens in der Nähe deſſelben zu ſtehen. Aber je mehr die Zeit verrann, deſto mehr bangte es der Seele zu erſcheinen vor des Pfarrers Majeſtät, deſto ängſtlicher betrachtete ſie das Eilen des Zeigers, welches der Leib ein Schleichen nannte. O es iſt ein gar wunderlicher Zuſtand, dieſes Bangen und Bangen, dieſer Zwieſpalt von Leib und Seele, dieſes Eilen der Einen und Zurückhalten des Andern. Wären ſie nicht ſo gut in einander verwachſen, ſie riſſen auseinander.

Die Zeit half meinem Leibe und trieb die zögernde Seele aus dem Walde heraus und dem Dorfe zu. Dafür ließ, je näher wir kamen, dieſe Seele das Herz lauter klopfen, ja ſie trieb die Bosheit ſo weit, in die Kniee zu fahren und dieſe ſchlotternd an einander zu ſchlagen.

Diesmal brauchte ich nicht lange zu warten. Die Magd führte mich alſobald zum Pfarrer, der richtig an ſeinem Feuer rauchte, und ein Buch in der Hand hatte.

Sobald ich eintrat, legte er Buch und Pfeife weg, und ſah mich ſo zermalmend an, daß ich faſt fortgelaufen wäre. Dann ſtund er lange auf, ſteckte die Hände in die Weſten-taſche und trat mit ſchweren Schritten auf mich zu. Es überlief mich ein Gefühl, als ob ein Mühlſtein oder eine Schneelawine auf mich herauerolle, ohne daß ich ausweichen

könne, weder zur Rechten noch zur Linken. Und aus dem kochenden Geſichte fuhr endlich eine Stimme heraus, gewaltig wie Krieg und Kriegsgeſchrei, und Worte regneten auf mich ein wie Hagelſteine und Donnerſchläge. Ein ſauberer Kamerad, ein luſtig Bürſchli, ein Schandfleck für die Gemeinde und alle andern Schulmeiſter — das waren die Begrüßungsformeln. Dann führte er jenen Text gründlich und umfaſſend aus, den ich eben angegeben. Er rief alles in Erinnerung, was er mir anfangs geſagt, wovor er mich gewarnet, wie er mir namentlich beſonders eingeſchärft, mich des Mitmachens mit den jungen Burſchen zu enthalten, und welches Luderleben ich nun geführt hätte, daß die ganze Gemeinde eine ſouveraine Verachtung gegen mich gefaßt. Einen böſen Kopf hätte ich dazu, der keinen Rath annehme, weder für das gewöhnliche Leben noch für die Schule, denn dieſe hätte ich auf eine himmelſchreiende Weiſe vernachläſſigt mit all meinem Hochmuth. So gehe es aber immer, wo ein Schulmeiſter nur an die Mädchen denke und vom Herumſchwärmen faul und träge in die Schule komme. Wenn Einer ein rechter Schulmeiſter ſein wolle, ſo müſſe er das Herumfahren laſſen, nicht der Erſte und Letzte an Abendſitzen ſein. Es geſchehe einem jeden Schulmeiſter recht, welcher ſich aufführe, wie ich es gethan, wenn es ihm ſo gehe wie mir. Er hätte gute Luſt, die ganze Sache dem Kirchenrath anzuzeigen, und mich ihm gehörig zu rekommandiren. Der würde mich dann ſchon in die Finger nehmen, wie ich es verdiene, und wahrſcheinlich mir das Schulhalten abſtellen ein für alle Mal. Und er würde es thun, wenn die Gemeinde nicht ſelbſt es begehre, daß ich noch dieſen Winter Schule halte, damit meine Gläubiger ſich an meinem Lohn bezahlt machen könnten.

So weit hatte der Herr geſprochen, ohne daß man mit einem Hämmerlein dazwiſchen hätte kommen können, auch verſuchte ich es nicht. Als aber der Herr von dableiben redete, während ich fort wollte, ſtotterte ich verlegen mein

Vorhaben hervor, wegzugehen. Da wolle ich nicht bleiben, ſagte ich, die Leute hätten es mir gar ſchlecht gemacht, ich hätte keinen Muth mehr zu ihnen, ſie hätten mich in's Unglück gebracht, und ich möge wohl gefehlt haben, aber Schlechtes hätte ich nichts gemacht. Potz Hagel und Kanonen, wie brannte da der Herr wieder auf. Nichts Schlechtes gemacht, Schulmeiſter? Das iſt mir eine ſchöne Rede für einen Schulmeiſter. Wenn eine Dirne in Schande kommt, und mir ſagt: ſie könne nichts dafür, wenn Einem ein Dreck auf die Naſe fallen ſolle, ſo falle er Einem nicht auf die Füße: und ſie habe nichts Schlechtes gemacht, ſie ſei keine Hure, ſie wiſſe doch einen Vater zu ihrem Kinde; ſo iſt das eine Dirne, die ſo ſpricht. Wenn aber ein Schulmeiſter, der mit einer ſolchen Dirne angetroffen worden iſt, ſo ſpricht, ſo ſollte man ihm die Ruthe geben, wie einem Schulbuben. Ihr müßt eine ſaubere Religion haben, wohl! Nichts Schlechtes gemacht! Und wollt jetzt die Leute an eurem Unglück Schuld geben, ſie ſollen euch verächtlich gemacht und in Schulden gebracht haben? Das wäre mir eine kommode Lehre! Aber ſo habt ihr es Alle, nicht nur ſeht ihr den Splitter in des Nächſten Auge und den Balken im eigenen nicht, ſondern wenn ihr den Balken am Ende nicht mehr abläugnen könnet, ſo ſoll ihn der Nächſte hineingeſtoßen haben. Nichts Schlechtes gemacht! Und wollt nun mit dem Scheinen daraus, und alle eure Schulden mit dem naſſen Finger auswiſchen. Schlecht von euch iſt's, daß ihr nur an ſo etwas ſinnet, und die Leute, welche euch ſo viel Gutes erwieſen, nun zum Dank noch betrügen wollt. Nun wollte ich wieder Einwendungen machen, Erläuterungen geben, aber der Herr hatte nicht lange Geduld, er ſchloß ſeine Audienz mit folgendem bündigen Schluß: Schulmeiſter! ich bin nicht da, um mit euch zu disputiren, aber das will ich euch ſagen, entweder ihr haltet noch die Schule auf der Schnabelweid, oder ich ſchreibe noch heute dem Kirchenrath; und zweitens führt euch beſſer auf, und

seid fleißiger diesen Winter, sonst schreibe ich zum Frühjahr dem Kirchenrath; ich lasse euch aufpassen, und wenn ich das Geringste vernehme, dann gute Nacht, Schulmeister sein. Habt ihr mich verstanden? Behüt euch Gott und lebet wohl! Und er that die Thür auf, und ich kam hinaus vors Haus und auf die Straße, ich wußte nicht recht wie? Der Herr Pfarrer glaubte, die Sache bündig abgemacht, mich in der Ordnung abgefertigt und den Kopf sauber gewaschen zu haben. Aber der Herr Pfarrer irrte sich gröblich. Mein Nichterscheinen bei ihm anfangs, mein holzböckisch Wesen hatte einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Er dachte: ein junger Schulmeister, dem es Ernst um seine Schule sei, sollte begierig sein, guten Rath zu schöpfen, und willig ihm zu gehorchen, und sollte denken, der Pfarrer werde ihm dabei am besten helfen können. Der Pfarrer wußte, daß wenige oder keine Gemeindsbewohner mit dem Stand der Schule bekannt waren, wußte auch, daß sie, in Opposition mit ihm, das Fortschreiten der Schule auf alle Weise zu hindern suchten. Darum, als der junge Schnufer nicht zu ihm kam, hielt er mich für deren Einen, die glaubten, alle Weisheit gefressen zu haben, die in ihrer Ueberschwänglichkeit dafür halten, es würde selbst dem lieben Gott nicht schaden, wenn er einen Winter durch in ihre Schule käme. Er glaubte, ich hätte mich den Bauern in die Arme geworfen und stünde nun in Opposition mit ihm; denn dieser Pfarrer wollte wirklich einen Fortschritt und die Bauern wollten keinen. Er legte also viel mehr Absicht und Willen meinem Thun und Lassen unter, als darin war; er wußte nicht, daß ich ein Laub war, das den Wind abwartete, um sich zu bewegen; merkte nicht, daß bei einigem Eingehen in mein Wesen er mich bestimmen könnte, wie es später die Bauern thaten, daß er mich viel besser leiten könnte, als alle seine übrigen Schulmeister. Das waren schlaue Kauze, und wußten zwischen dem Pfarrer und den Bauern durchzusegeln, und es mit

niemanden zu verderben, daß es eine Freude war. Dem Pfarrer machten sie die gehörige Aufwart, schimpften über Unfleiß, Hartnäckigkeit, Verfolgung, erwähnten aller ihrer Versuche, die gescheitert seien am bösen Willen, kurz sie wußten sich so zu stellen, daß der Pfarrer meinte, er hätte an ihnen seine besten Stützen in der Gemeinde. Die gleichen aber sagten bei den Bauern: der Pfarrer wolle nach der neuen Mode fahren, das komme nicht gut, ehemals sei das weit besser gegangen, und es sei böse, daß so ein Herr alles verstehen und zwängen wolle, aber sie hätten ihm gar bös zu thun, böse dürften sie ihn auch nicht machen, und daher müßten sie ihm zuweilen etwas zu Gefallen thun, man sollte es aber doch recht nicht zürnen an ihnen. Wenn sie nicht immer zurückhielten, es ginge noch ganz anders. Er nahm mich also für viel böser, absichtlicher, vorsätzlicher, als ich war. Indem er meine Erscheinung betrachtete, die ihn ärgerte, dachte er sich das unsichtbare Innere viel verdorbener, als es war; legte allenthalben Bewußtsein zu Grunde, wo doch eben gerade das größte Unbewußtsein, die größte Unbekanntschaft mit mir selbst und mit der Welt, die verwaltende Ursache von Allem war.

Der gute Pfarrer ist aber nicht der einzige, der aus sichtbaren Vordersätzen falsche Schlüsse zieht zur Bildung des unsichtbaren Hintergrundes, der von Irrthum und Thorheit im Wandel auf inwohnende Bosheit und Verdorbenheit schließt, eine hervortretende Unbeholfenheit einer verkehrten Seele zuschreibt. Das ist eben die große Nächstensünde, daß fast alle Menschen lieb Gottlis spielen, und nicht nur das Sichtbare beurtheilen, sondern die Seele richten wollen; und o Herrgott! kennen doch die eigene Seele nicht, wissen nie recht: ob sie eigentlich vier Beine oder zwei Flügel hat. Sie machen aus einer Laus einen Elephanten, aus einem kleinen Irrthum, einer Unachtsamkeit ein Majestätsvergehen, aus einer Charakterschwäche einen im Bösen verhärteten Sinn, aus einem ein-

fältigen Menſchenkinde einen eingefleiſchten Teufel. O Himmel! wer will die Sünden zählen, welche auf dieſe Weiſe namentlich von Pfarrern und Lehrern, von Meiſterleuten und Eltern, von Ehemännern und Eheweibern begangen werden? Und wenn Einer ſie auch zählen könnte, ſo könnte er doch ein Anderes nicht: er könnte die übeln Folgen dieſer Sünde nicht verfolgen in den verdeckten Gängen der Herzen, könnte nicht zählen, wie manches Herz verhärtete, weil man es für verhärtet hielt, wie manches boshaft wurde, weil man ihm tagtäglich Bosheit vorhielt, wie manches an böſe Geſellſchaft ſich anſchloß, weil man ihm immer Neigung dazu zuſchrieb, ränkeſüchtig, weil man beſtändig Ränke bei ihm ſuchte; könnte aber auch die Herzen nicht zählen, welche über dieſen Mißkennungen verbluteten, welche, je mehr man ſie verkannte, ſie um ſo weniger im Stande waren, den Irrthum zu löſen und auf Erden die Verdammung trugen: verwechſelt und für ganz Andere angeſehen zu werden, als ihr Herz ſie werthete, „bis Gott ſie erlöſte".

Liebe Gekreuzigte, ihr leidet große Pein, aber leidet nur geduldig, ihr habt euren Lohn nicht auf Erden empfangen, wer weiß, welchen ihr droben empfangen werdet! Auf alle Fälle danket Gott inbrünſtig, daß es euch nicht umgekehrt gegangen. Es giebt Viele, ſie ſind kaum einen faulen Rappen oder einen Neuenburger Kreuzer werth (beide ſtehen al pari) und gelten viel auf der Welt, wegen ihrer guten Geſinnung oder ihrem frommen Herzen oder Gott weiß wegen was; und deswegen werden ſie hochgeprieſen, hochgeſtellt, hochbelohnt und tragen ſich hoch durch die Welt und geberden ſich üppiglich in Thaten und Worten, und wenn ſie bä rufen, ſo ruft ihnen manchmal ein ganzer Rathsſaal, manchmal eine Kneipe und manchmal eine geiſtliche Verſammlung in ſteigendem Erſtaunen — bä nach. Wahrhaftig, den langen Lohn, den ſie für ihr kurzes Dickthun empfangen werden, möchte ich nicht mit ihnen theilen, und wenn er auch nur darin beſtehen ſollte, daß ſie

als Wölfe in Bocksfellen oder als Schafe in Wolfshäuten (dem Werth nach kömmt es auf eins heraus) in Ewigkeit bä bä schreien müßten.

Nach applicirter Strafpredigt hat sicher sich der Pfarrer an seinem Feuer behaglich ausgestreckt, die Beine weit vom Leibe weg, und hat bei sich selbsten selbstgefällig gedacht: dem hab' ich es schön gesagt, dem habe ich abgeputzt, daß es sich gewaschen hat. Nun giebt es nicht viele Leute, die nicht auf einer tüchtigen Strafpredigt sich etwas zu gute thäten, und gar viele giebt es, die nicht für viel Geld sich eine Gelegenheit zu einer solchen entwischen ließen, ja, sie machen sich welche expreß, wenn sie nicht von selbst kommen. Sie sind ihnen eine Art geistigen Stuhlganges, der sie ordentlich erleichtert und ihnen wieder Appetit macht nach etwas von Mehl oder etwas von Fleisch. Freilich kostet es ihnen allemal etwas Mühe, bis sie die gefaltete Stirn wieder glatt gezogen, und die Wellen des mühsam erregten Zörnleins im Gehirn beschwichtigt, aber der Unterleib fühlt sich sogleich erleichtert, und um den Mund legt sich das Lächeln, das Einem die Freude verkündet: heut habe ich Einen angedonnert, und zwar brav!

Ich rede damit nicht gegen alle Strafpredigten, meine nicht man solle sie verbieten, wie ein Mitglied des Großen Rathes im Canton Bern meinte, man solle verbieten, daß man Mitglieder des Großen Rathes um Verbrechen willen gerichtlich verfolge. Bewahre mich der Himmel, ein solcher Lümmel bin ich nicht (wohlverstanden, der Lümmel geht auf mich und nicht auf das s. v. Mitglied; ich möchte nicht in die Dinte kommen, die Herren verstehen keinen Spaß.) Also die Auswischer möchte ich nicht verbieten, sie machen, selten gebraucht und am rechten Orte, bedeutenden Eindruck, besonders bei Menschen, die in dem Wahn erzogen sind, es sei dem lieben Gott nie recht Ernst, als wenn er blitze und donnere und gar noch hagle. Aber in den meisten Fällen thut ein

freundlich zutraulich Wort mehr Wirkung und dringt tiefer ein als ein strenges, hartes. So geht der Regen tiefer in den Boden hinein als der Hagel, darum läßt der liebe Gott auch mehr regnen als hageln. Doch ist es serios (so sagt ebenfalls ein Gelehrter statt curios), daß die Weiber, bei welchen ein anvertraulich Wort so wohl anschlägt, während sich gegen ein hartes alle ihre Haare bolzgrad aufstellen, so viel auf dem Abputzen haben. Nicht daß sie es immer selbst thun, aber die Männer thun es ihnen (gegen Andere versteht sich) selten recht zum Dank. Dem wollte ich es sagen, wenn ich dich wäre; ich sollte die Hosen an haben, der müßte etwas vernehmen; mit dir ist aber doch gar nichts, du bist der größte Hase, den es geben kann. So lauten ihre Sprüchlein, welche den Männern so oft in den Ohren surren, welche bewirken, daß mancher Mann ans Abputzen glauben muß, wie ein Kind ans Laxiren, d. h. um nicht die Ruthe zu bekommen. Ich will damit erstlich nicht behaupten, daß ich anders mich aufgeführt, dem Pfarrer schon anfangs geglaubt, wenn er mich freundlich empfangen hätte; will auch nicht sagen, daß ich zur Einsicht der begangenen Fehler wäre gebracht worden, denn Eitelkeit und Selbstgefälligkeit sperren die Thür den besten und freundlichsten Räthen nur zu oft: aber ganz sicher wäre es doch weit eher möglich gewesen, als auf diese Weise. Nun aber weil der Pfarrer in seiner Predigt mich schlechter gemacht hatte, als ich wirklich war, empörte sich in mir das jedem Menschen angeborne Gerechtigkeitsgefühl. Ich fühlte, daß mir Unrecht gethan worden, hatte aber nicht Verstand genug einzusehen, wie eigentlich die Sache stehe, und meinte, mein Thun und Lassen hätte der Pfarrer viel zu strenge gerichtet, während er hierin ganz recht hatte, dagegen nur meinen innern sittlichen Unwerth viel zu hoch anschlug.

Daß ich mit dem Kilt- und an Abendsitzegehen gefehlt, das wollte mir nicht in Kopf; daß man mich mit Bäbin auf

dem Schooße angetroffen, war freilich ſchlimm, aber konnte ich etwas dafür? Hatte man mich nicht dazu verführt? Und dann, was hatte ich eigentlich Schlechtes gemacht? So ein Pfarrer habe gut tadeln, dachte ich; aber was ein Schulmeiſter neben der Schule mache, gehe ihn nichts an; und wenn ein Schulmeiſter nicht zu Kilt gehen ſollte, was ſollte er denn machen? Er ſei doch ein Menſch wie ein anderer, und wenn Einer jung ſei, ſo habe er das Recht, ſich luſtig zu machen. Ein Schulmeiſter ſei kein Herr, und kein Menſch nehme ein Aergerniß, wenn er thue was die Andern, als ſo ein Herr, der niemand eine Freude gönne. Im Gegentheil, man würde es einem Schulmeiſter übel nehmen, wenn er es nicht thäte. Man würde ſagen: der wolle den Herrn oder den Frommen ſpielen. Und wenn nur die verdammte Geſchichte mit Bäbi nicht geweſen wäre, ſo wollte ich es darauf ankommen laſſen, daß der Pfarrer auf Bern ſchreibe. Dort, glaubte ich, ſeien die Herren witziger, als ſo Einer auf dem Lande; wollte es darauf ankommen laſſen und nach einer andern Schule mich umſehen; denn daß ich dableiben ſollte, das war mir ganz beſonders ärgerlich, obgleich ich mir auch halb und halb wieder dachte, man brauche die Schulden nur zum Vorwand und laſſe mich überhaupt nicht gerne fort.

Wie doch ſo ein junger Menſch und noch dazu ein junger Schulmeiſter nie gefehlt haben will; wie er ſo verblendet ſein kann, ſein ganzes Thun und Laſſen, ſeine ganze Lage zu mißkennen! Ja freilich iſt es allen älteren Leuten auf dem Lande ein Aergerniß, wenn der Schulmeiſter ſich mit der wilden Jugend abgiebt. Ja freilich halten ſie ihm gar nichts darauf, wenn er thut wie ein Anderer, wenn er Mädchen nachjagen hilft. Ja freilich ärgern ſich die Leute, wenn man vernimmt, daß er zu Kilt geht; und wenn man ihm Streiche ſpielen kann, ſo thut man es. So war es ſchon zu meinen Zeiten, aber ich merkte es nicht, die rechte Meinung der Leute vernahm ich nicht, ja man lockte mich zu dem, was man ver-

dammte. Die gleichen Leute rühmten mich wegen meiner Lustigkeit, die hinterwärts darüber schimpften. Noch viel strenger ist man gegenwärtig und ganz mit Recht. Denn je mehr Ansprüche der Stand macht, desto mehr Ansprüche hat man an ihn zu machen, und wenn man sagt, daß in seiner Hand das ganze Glück des Volkes ruhe, so kann man wohl von ihm fordern, daß er vom Volke entfernen helfe, was dessen sittlich und ökonomisch Wohl untergräbt, und ein solches Uebel ist eben der Kiltgang. Eine Sitte, die sich überlebt hat und unendlich viel Unheil stiftet, die sich nicht durch Gesetze abschaffen läßt, sondern bloß durch Erweckung des sittlichen Gefühls, durch Erheben des Menschen vom Thiere zum vernünftigen Wesen.

Und wer dieses thun will, muß denn doch wohl nicht selbst in gleichem Kothe sich wälzen. Traurig ists, wenn Leute, auf deren Bildung viel verwendet wird, von denen man eine bessere Zeit erwartet, die Sache gar nicht so auffassen, sondern nach erlangter Freiheit thun, als wenn sie zu Allem losgelassen frei in allem Möglichen wären, und auf gemachte freundschaftliche Warnungen ganz puckt und trotzig antworten: Es werde doch wohl erlaubt sein, ein Meitschi anzusehen? Kurz, sich ganz gleich geberden, wie ich vor bald zwanzig Jahren, wie ich, der ich eben nicht zum Besseren erzogen war, und noch nichts davon gehört hatte, daß unser Stand der Angel sei, um den die ganze Welt sich drehe. Traurig ists, wenn sie ihre erlangten Kenntnisse nicht zu benutzen wissen, um in der Gesellschaft eine nützliche Stellung einzunehmen, Andere zu sich heraufzuziehen und mit vernünftiger Rede die Zeit zu verkürzen, mit heiterm aber reinem Scherz zu zeigen, daß man auch ohne Zoten scherzen könne; sondern sich entweder hineinziehen lassen in das wüste Treiben, wo sie sicher sein können, daß von allen Seiten her auf den besudelten Schulmeister mit Fingern gewiesen wird, oder daß sie sich zurückziehen müssen von den Menschen, um die Duckenmäuser

zu spielen. Es ist nicht gut, wenn der Schulmeister nicht mit den Leuten lebt, aber er soll eben Meister dieses Lebens sein, er soll dieses Leben zu bilden suchen, so gut als seine Kinder; denn dieses Leben ist eben das Element, in welchem seine gebildeten Kinder sich bewegen sollen, und was hilft alle Schulbildung, wenn das Leben unrein, wüst bleibt? Aber das sah ich damals nicht ein, so wenig als es heute eingesehen wird von ganz andern Bürschchen. – So wirbelte mir Unwillen im Kopf herum, und ich war lange nicht mehr der betäubte erschrockene Sünder, hatte doch auch Bäbi mich nicht angeklagt, und schienen die Bauern doch noch viel auf mir zu halten, daß sie mich nicht wollten fahren lassen. Ich marschirte trotziger drein, stellte mit den Absätzen nicht für Spaß zu Boden, und schlug manchen Distelkopf mit meinem Stecken ab. Ich scheute mich nicht vor dem hellen Tag, und vor dem durchs Dorf gehen; konnte ich doch sagen, daß ich nicht angeklagt sei, und was der Pfarrer mir Dummes verboten, und vom Kiltgang und von Abendsitzen gesprochen, wie wenn das schlechte verbotene Sachen wären, konnte auf Bäbi schimpfen, wie man mich da habe hineinsprengen wollen u. s. w.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie mich die Bauern und Buben kuriren.

So hob ich meinen Kopf höher und immer höher, und als ich ihn endlich aufgerichtet hatte, erblickte ich die Garulise zehn Schritte vor mir. Die kam ganz demüthig und liebevoll auf mich zu, reichte mir die Hand und frug zärtlich: Wie geht es, Schulmeister? Wir haben rechtes Erbarmen gehabt mit euch und die ganze Nacht geweint euretwegen. Diese Zärtlichkeit und dieses sich Schmiegen hatte bei meiner Ge-

müthsstimmung die gleiche Wirkung, wie bei noch manch Anderm, je tiefer Einer vor ihm kniet, desto höher bäumelet er. So polterte ich auch los und sagte: Ja, ich glaube es, ihr habt geweinet, daß ihr mich nicht habt hineinsprengen können, ihr seid zwei schöne Dirnen. Da fingen aber der Garnlise Augen an zu funkeln, wie die einer Katze, wenn man sie beim Schwanz zerrt. Sie begann leise zu knurren und sagte mit noch manierlicher Stimme: Das hätte sie nicht von mir erwartet, es sei nicht recht von mir, so zu reden, da ich sie jetzt ins Unglück bringe. Bäbi sei mir nicht nachgelaufen, sondern ich ihm. Auf den Lärm hin, den man gemacht, wolle nun der, der Bäbin gar grausam lieb gehabt, von ihm nichts mehr wissen und sage immer: sie solle zu ihrem Fragenbuchhengst gehen, für den passe sie am besten. Ich ward dadurch noch nicht zum Schweigen gebracht, und gab ihr einige kleine Schüsse in die Flanke über locken und anläßig sein ꝛc. Da öffnete Lisi ihre bisher maskirte schwere Batterie und gab mir volle Lagen, und nicht in die Flanken, sondern in die Fronte. Wenn man einen solchen Donnerslümmel hätte locken wollen, so hätte man ihn längst, wo man ihn hätte haben wollen, aber so ein verhudeltes Schulmeisterli solle sich nicht einbilden, daß ein Mädchen wie Bäbi ihn nur mit dem H..... ansehe, und wenn es sieben uneheliche Kinder haben müßte. Wenn es einen solchen Schullümmel haben wollte, so wollte es denn doch Einen, der ein zahltes Bett hätte und einen ganzen Milchhafen. Ich vernahm noch, daß ich der Narr des ganzen Dorfes sei, das Gespött der Kinder, verachtet von den Alten, und daß im ganzen Land kein schlechterer Schulmeister und kein ärgerer Hudelbub sei, als ich.

Mein Geschütz war zum Schweigen gebracht, ich stund stumm und eingewurzelt, wie Loths Weib. Da machte sich Lisi satt los, rückte, immer feuernd, mir vom Leibe weg, ging endlich fort, aber alle drei Schritte noch mit verkehrtem Kopf mir eine Ladung zusendend, so lange ich es hören

konnte. Erst, als Lisi weit weg war, ermannte ich mich und konnte wieder ab Platz kommen, und zu rechtem Aerger über die Frechheit dieses Weibes, das so himmelschreiend mich nun hineinstoßen wollte, mich noch viel schlechter machend als der Pfarrer. Voll gewaltigen Zornes brach ich aus dem Walde heraus auf die Aecker, unter denen das Dörfchen lag.

An der Spitze desselben stund das Haus eines b'sunderbaren Freundes von mir, der mich viel einlud und mir viel Recht gab. Diesen hatte ich seit der Geschichte nicht gesehen. Er hatte mich weder ausnehmen helfen, noch war er dabei gewesen, als man mich für den Teufel oder einen seiner Geister angesehen. Im Tenn drosch man und hatte eben eine Tenneten fertig gedroschen und war am Strohaufschütteln, am Abrechen ꝛc. Vor dem Tenn wannete der Freund. Als man mich kommen sah, guckte eins ums andere hinter der Ecke hervor, ob ich noch ganz sei, welche Miene ich ziehe und arbeitete schnell wieder fort, als ob man mich nicht bemerke. Ich grüßte und mahnte, sie sollten bald Mittag machen; man dankte mir trocken. Ich trat zu dem Wannenden und sagte ihm: Du wirst wissen, von wem ich komme? Er hätte etwas anders gehört, war der kurze Bescheid.

Nun klagte ich, was mir der Pfarrer alles gesagt, und wie er gesagt habe, ein Schulmeister sollte nicht zu Kilt laufen und sich nicht so gemein machen u. s. w. Der Pfarrer werde wohl wissen, was er sage, hieß es, so ein Herr wisse am besten, was recht sei und was ins Mäß möge. Aber das alles sei doch nichts Böses, sagte ich, und es habe niemand etwas dawider gehabt, als der Pfarrer, der nichts davon verstehe und nicht wisse, was auf dem Lande der Brauch sei. Es habe mir aber auch niemand viel darauf gehalten; wenn ich gewollt hätte, ich hätte es können merken, war die Antwort. Da ich so mit ihm nicht zurecht kam, fing ich von der Lise an, und erzählte ihm, was sie mir alles gesagt und wie ich nun an allem schuld sein solle. Da antwortete er mir, alles

in gleichem Tone, sie werde wohl in etwas Recht haben, wenn es mir nicht um etwas anders zu thun gewesen, so würde ich mich mit so schlechten Leuten nicht eingelassen haben. Da wurde ich endlich doch böse, und frug: Wenn ich ein so Schlechter sein solle und niemand etwas auf mir halte, warum man mich dann behalten wolle? Wenn du niemand schuldig wärest, so könntest du gehen wohin du wolltest, lieber heute als morgen; aber wir vermögen es nicht, dem Schulmeister den Lohn zwei- oder dreimal zu geben; damit schüttete er seine Wanne auf den Kornhaufen aus, ergriff seinen Flegel wieder und ließ mich stehen, wo und wie ich stund.

Und da stund ich richtig, wie vom Himmel herabgefallen, denn das waren die gleichen Leute, die vor einigen Jahren gegen den Pfarrer mich aufwiesen, ihn ausspotteten, mich mitmachen hießen, und alles, was ich vornahm, lustig zu finden schienen. Jetzt, als die Folgen dieses Thuns über mich hereinbrachen, ließ man mich stehen, gab dem Pfarrer Recht, mir Unrecht, und behandelte mich, als wenn ich all mein Thun und Lassen selbst ersinnet hätte, vergaß, daß man mich dazu gelockt, aufgemuntert hatte. Jetzt war alles einig, der Pfarrer, die Garnlise, die Bauern; der Pfarrer, weil er Recht hatte; die Andern, weil es sie eben ankam, einen Sündenbock aus mir zu machen, und ich, armer Teufel, mußte sehen, wie männiglich mit dem Finger auf mich wies und sagte: pfi Tüfel. Und von Tenne zu Tenne mußte ich die verblümten Worte hören: das ist ein sauberer Bursche, ein lustiger Schulmeister, wenn es ihm der Pfarrer nur recht gesagt hat. Wahrhaftig, der Zorn verschwand mir und das Bäumele, ein unendlicher Jammer übernahm mich. Also der Stab war über mich gebrochen, die Welt hatte ihr Urtheil gefällt, Alle es bestätigt, und keine einzige Seele war, die sich meiner annahm; keine, die an dieses Urtheils Richtigkeit zweifelte, keine, die untersuchte, in welchem Zusammenhang mein Wesen mit meinem Thun stund, welche Schuld auf mich und welche auf meine Umgebung

fiel. Alle, Alle stunden zusammen auf einen Haufen, stießen mich aus und schrieen das Schuldig über den Bloßgestellten, und jeder Schreiende reckte stolz den Kopf empor und meinte, wenn er einen Andern verurtheile, so sei er damit selbst ohne Schuld. Und ich, der Missethäter, konnte mich nicht vertheidigen, niemand hörte mich, niemand glaubte mir, und jeder sprach: da siehe du zu, selber tha, selber ha! Wahrhaftig, ich hätte in den Boden kriechen mögen vor Elend. Jahrelang hatte ich gelebt in gräßlicher Verblendung. Ich wähnte, meine Umgebung finde alles schön, was ich mache, billige alles; und sie hatten es häßlich gefunden, mißbilligt! Also ein ganz Anderer war ich immer in dieser Menschen Augen gewesen, als ich gewähnt hatte, und das Jahrelang, ohne es zu merken. Und wie einmal darüber mir die Augen aufgingen, daß nicht nur jener Abend, über den ich mich entschuldigen zu können glaubte, sondern mein ganzes übriges Betragen anstößig gewesen, wer beschreibt mir da die Wolken von Gedanken, die aus dieser einen Erkenntniß emporstiegen, an einander sich reihten, über mir sich wölbten und eine Zerknirschung über mich ergossen, gegen welche die Sündfluth nur ein gelinder Regenschauer war? Vor den Menschen hatte ich groß sein wollen, das war mein Zweck; nun hatten sie mich recht klein gemacht, das war mein Lohn. Mitten in dieser Zerknirschung kam der erste Schultag heran. Ich dachte nicht, welche neue Pein er mir bringen werde. Am Morgen vor der Schulstunde zog mich ein bedeutender Lärm ans Fenster. Ich sah die liebe Schuljugend in größerer Zahl, als sonst am ersten Schultage bräuchlich war, an welchem gewöhnlich auf sieben Bänke nur ein Kind kömmt, herbeilaufen unter ungewöhnlichem Lärm und Gelächter. Mehrere größere Buben kamen voran und hielten einen andern, der sich gar ungestüm geberdete, an Boden sich warf, in die Haare griff und um sich schlug. Je ärger er es trieb, desto lauter lachte der nachfolgende Schweif, unter den sich einige ältere Leute gemischt hatten, und vor den Häu-

sern stunden riegeldick sich halbtodtlachende Zuschauer. Ich begriff an der ganzen Sache nichts, bis der Zug zum Hause gekommen, der Schreiende nicht hinein wollte, von Ertränken sprach, dann: Bäbi, o mys Bäbi! rief, und man ihn frug: ob er noch mehr Pfannkuchen wolle? Da merkte ich, daß die gottlose Jugend mich aufführe, aus jenem unglückseligen Abend ein ordentliches Spectakelstück mache, dasselbe als passenden Eingang der Schule darstelle, belacht und vielleicht angespornt von den Alten. Und dieses Stück wurde nicht nur einmal aufgeführt, sondern anfangs regelmäßig vor jeder Schule. Um die Rolle des Schreienden schlug man sich, jeder wollte es besser machen als der andere. Die Mädchen waren nie ärgerlicher darüber, daß sie nur Mädchen und nicht Buben waren, als jetzt, da sie diese Rolle nicht übernehmen konnten: und mich nimmt nur wunder, daß keinem in den Sinn kam, das Bäbi auch einzuführen, damit die Mädchen doch auch auftreten könnten.

Hätte ich die nöthige Energie besessen, so wäre der Spectakel wohl abzustellen gewesen, allein die besaß ich eben nicht. Den Eltern klagen? gerade die hatten ihre Freude daran und an ihren saubern Früchtlein, die das Ding so natürlich darzustellen wußten. Dem Pfarrer hätte ich wohl klagen können, und der hätte sicher Holla gemacht, aber mir graute vor der Nutzanwendung, die er mir gratis mitzugeben nicht ermangelt hätte. Hatte ich nun meine Verhöhnung mit angesehen, so konnte ich in die Schulstube gehen und den Kindern in eigener Person mich darstellen. Das war nun wenig anders, als wenn ich mich an den Pranger stellen und ein Halseisen hätte müssen umthun lassen. Man kann sich denken, wie das junge Volk mir Augen machte, spitzbübische und trotzige, und welch Schafsgesicht ich dagegen auftischen mußte. Man kann sich denken, welch Elend in der Schule entstund, in welcher die Kinder den Lehrer ungestraft verhöhnten, und der Lehrer das gar wohl fühlte, aber von

einem unglücklichen Bewußtsein niedergedrückt, von einer gränzenlosen Muthlosigkeit umfangen, nichts dagegen anzukehren wußte, nicht scharf und entscheidend durchgreifen durfte. Man kann sich denken, wie viel die Kinder lernten. Aber was scher das meine Bauern, daß ihren Kindern ein Winter verloren ging, wenn sie nur ihre Batzen nicht verloren. Von dem nachtheiligen moralischen Einfluß auf die Kinder, den ein solches Verhältniß haben mußte, will ich gar nicht reden, denn was wußte man auf der Schnabelweid, was moralisch sei? Kann nicht weltsch, hätten sie gesagt, wenn man ihnen mit moralisch gekommen wäre. Den Zustand aber, in dem ich gewöhnlich an einem Abend war, kann man sich kaum denken. Es war eine tägliche Kreuzigung, zu der ich alle Morgen erwachte. Und wenn der Tag vorbei war, kam der Abend finster und lang und einsam, denn kein Mensch besuchte mich und zu niemanden mochte ich, mochte die Gesichter nicht sehen, ehedem so freundlich, jetzt hämisch und finster; mochte Anzüglichkeiten und Sticheleien von denen nicht hören, die früher ganz anders geredet, die auch ganz andere Dinge getrieben hatten, nur mit dem Unterschiede, daß es dann bei gelöschtem Lichte geschah, während es an jenem unglücklichen Abend noch gebrannt hatte.

Ich saß also daheim am Webstuhle, um mein Leben zu fristen und mein Leid zu vertreiben. Das Erstere konnte ich. Ich konnte noch einige ungestüme Mahner, die mir alle Augenblicke vor der Thür waren, befriedigen. Das Letztere aber konnte ich nicht. Web ich, so hatte ich Zeit zu denken: was ich alles gehofft, in welchen süßen Träumen ich gelebt, wie wohl es mir gewesen, und wie nun alles so ganz anders geworden, in welch Elend ich gerathen. Eigen ist, daß der Glückliche sich meist mit der Zukunft beschäftigt, froher Erwartungen voll; der Unglückliche mit der Vergangenheit, dem Grabe seines Glücks, doppelt leidend in der Rückerinnerung, so daß beide die Gegenwart vernachlässigen. Wäre es vielleicht nicht besser, wenn alles umgekehrt wäre?

Wenn ich dann so recht ins Elend hineinkam und dachte an die vergnügte Zeit und an meine jetzige Traurigkeit, dann wollte das Weberschifflein nicht mehr fliegen durch die aufgespannten Faden, dann konnte ich nichts mehr als die Tage zählen, welche ich noch in diesem Fegfeuer auszuhalten hatte; konnte nichts mehr, als verzagen an mir und an der Welt. Und wenn ich endlich müde von dem nie endenden Gebären und Verschlingen der Bitterkeit gegen mich und die Welt das Lämplein löschte, konnte ich nichts anders wünschen, als: daß in der Nacht auch das Lämplein meines Lebens verglimme. Es ward mir ein Trost zu denken, es würde vielleicht der Eine oder der Andere an meiner Leiche erkennen, daß er mir zu viel gethan.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt.

Die Krone der Schöpfung heißt der Mensch, er heißt der Erde König, ein Halbgott träumt er sich, wie ein Selbstbeherrscher geberdet er sich, trotzig und dünkelvoll. Als ob er mit der Hand den Himmel aus den Angeln heben, mit dem Fuß die Erde in Splitter schlagen könnte, macht er ein Gesicht.

Ein solch gottloses Gesicht zieht nicht etwa ein Kaiserlein allein oder Königskinder, sondern Millionen federkauende, ahnenstaubige, schulstaubige, mehlstaubige, straßenstaubige (was für ein Unterschied ist wohl zwischen Staub und Staub?) Menschlein ziehen noch ärgere — Gesichter nämlich. Der Staub an allen Haaren ist ihnen kein Zeugniß, daß sie keine Halbgötter seien, sondern halt schwache Geschöpflein, Staub und Asche. Ihr Haar, das ihnen zu oberst auf dem Haupte

im Winde flattert und losgerissen ein Spielzeug desselben wird, ist ein Wadel, von Gott ihnen gesetzt zum warnenden Zeichen, daß sie nicht solche Haare seien im Weltenwinde, der vom Aufgang bis zum Niedergang bläst fort und fort, oder gar losgerissene Haare, die herumgetrieben werden, bis sie in Koth oder Dornen stecken bleiben; aber sie verstehen das Zeichen nicht. Der gute Gott sprach am dritten Tage seiner Schöpfung: Es bringe die Erde Gras herfür, Kräuter, welche Samen tragen, fruchtbare Bäume, welche Frucht bringen nach ihren Geschlechtern, in denen ihr Same sei auf Erden. Und es geschah also.

Und unter diesen Kräutern und Bäumen, aber nicht Kraut nicht Baum, schuf der gute Gott den Epheu zum Sinnbilde dem Menschen. Wie alle Bäume und Kräuter strebt der Epheu nach oben, dem blauen Himmel, dem Lichte zu, aber allein vermag er es nicht, an einem Stamme muß er empor sich winden und schlingen, nur an demselben steigt er höher und immer höher bis zur Spitze hinauf; und je stärker und höher seine Stütze aus dem Boden gen Himmel steigt, desto stärker wird auch er, desto näher kömmt auch er dem Himmel, und grünt so blendend und saftig dann in Sommerhitze und im Winterschnee, als ob ewiges Leben in seinen Adern flösse. Stürzt den Baum, entreißt seine Trümmer den umschlingenden Armen, und laßt den Epheu keinen Stamm mehr finden, so sucht er an jedem Zweige oder Steine sich zu erheben, kriecht elend, unbeachtet am Boden fort, kein Vieh frißt ihn, es zertritt ihn bloß.

Wie wunderbar ähnlich ist nicht der Mensch, der nicht Thier, nicht Engel, dieser Pflanze, die nicht Kraut, nicht Baum!

Der Mensch ist für den Himmel geboren, zu ihm sieht sein Auge empor, nach ihm hin zieht ihn sein Geist; aber sein Auge hebt sich nicht, sein Geist zieht ihn nicht, wenn sie weder Stütze noch Stamm finden, sich aufzurichten nach oben.

Setzt des Menschen Kind im Walde aus, laßt Bär oder Wolf seine Ammen werden, so wird der Leib sich nicht heben, auf Vieren wird es gehen, wird heulen wie der Wolf, brummen wie der Bär; sein Geist hebt sich nur, um auszugehen auf Raub, den Fraß sich zu suchen, zieht ihn nur zur Quelle, den Durst zu löschen. Ein Thier wird des Menschen Kind werden und bleiben.

Gebt dem Kinde aber eine Mutterhand, in die sein tastend Händchen sich lege; einer Mutter Arm, der es vom Boden hebt; einer Mutter Auge, das es vom Boden zieht zu ihr hinauf, und seht nun, wie das Kind sich aufrichtet auf seine Füßchen, an der Mutter empor sich schlingt; seht, wie sein Auge sich aufschlägt, das Mutterauge sucht, den Himmel findet, und wie unter goldnen Locken hervor das Engelchen zu lächeln beginnt.

So rankt am Mensch der Mensch empor zur Menschengestalt, aber auch seine Seele schlingt sich an Seelen auf und saugt aus ihren Säften Nahrung zum Wachsthum und hält an ihnen sich fest. O es ist eigen, wie die kleinen Seelen kleiner Kinder ihre Fühlfaden tastend ausstrecken nach größern, festern Seelen, sich da anklammern und einsaugen, und an ihnen sich aufrichten. Es ist aber auch ein eigener Gedanke für den Erwachsenen, oder Erwachsenden, daß, ohne es deutlich wahrzunehmen, junge Seelen an ihm emporklimmen; daß er da sei, um ihnen Nahrung und Richtung zu geben; daß wie er sich aufrichte oder niederbeuge, im Schlamme krieche oder Himmelslüfte suche, sie mit ihm sich aufrichten oder beugen, mit ihm im Schlamm kriechen oder des Himmels Lüfte trinken. O es ist herrlich zu sehen, wenn in einem Hause ein oder, wie es sein sollte, zwei Zwillingsstämme mächtig und fest aufschießen himmelwärts, wie da keine Seele am Boden kriecht, sondern alle an den Stämmen die Höhe suchen. O es ist herrlich zu sehen, wie da zwei Kräfte walten unwiderstehlich, wie der angeborne Trieb nach der Höhe die jungen

Seelen hintreibt zu den Stämmen, und wie diese mit dem Athem und Duft der Liebe, der rings um sie weht, die von eigener Kraft Getriebenen mit unwiderstehlicher Gewalt noch anziehen und festhalten. Auch hier ist die Liebe, die bindet; an eine Eissäule hinauf würde kein Epheu sich winden. In einem solchen Hause ruht und arbeitet es sich herrlich; dieses Haus steht im Schatten des immer grünen Lebensbaumes.

Wie schauerlich und wüste sieht es aber da aus, wo kein Stamm sich findet, sondern nur niederes Gesträpp, wo die alten Seelen durch Moder, Koth und Trümmer kriechen, mühselig und schmutzig; wo die jungen Seelen ihnen nachkriechen und lange noch ihre Fühlfäden ausstrecken nach einer aufrecht strebenden Seele; aber wenn sie keine finden, dann sich eigene Wege suchen durch Moder und Koth? Da ist ein häßlich Wohnen unter häßlichem Gezüchte; da sind die Höhlen, wo verlorene Seelen ihr graulich Wesen treiben.

Bange muß es denn doch in der Brust werden, in welcher das Bewußtsein aufgeht, daß junge Seelen an ihre Füße sich klammern, in ihr ihre Himmelsleiter suchen; bange muß es werden in jedes ältern Menschen Brust; „wie hoch hebe ich mich, und wie fest stehe ich?" muß der sich fragen, der das Festklammern Anderer an sich fühlt — muß sich fragen: „Woran stehe ich dann eigentlich? welches ist der Stamm, der mir Stütze, Halt und Richtung giebt?" Denn welch starker Stamm Einer auch für Andere sei, er vermag doch nicht für sich allein zu stehen, er bedarf wieder eines Stammes, um sich aufrecht zu erhalten. Keiner in Menschengestalt hat je die Erde betreten, der durch selbsteigene Kraft das Haupt emporgehoben und ungebeugt und ungeknickt geblieben wäre. Wie bebte wohl Christus, vom Sturme erfaßt, im Garten Gethsemane, und was erhielt ihn fest und ungebeugt? Es muß das Jeglicher untersuchen. Denn was er umschlingt, woran er sich aufwindet, an dem kriecht auch die junge Seele auf, die wohl zuerst an der alten sich hebt, aber dann auch

an dem, was die alte ſtützt; und wenn die alte von hinnen geht, ſo wird der Stamm der alten auch zum Stamm der jungen.

Solcher Stämme ſind nun vielerlei, denn die ſuchende Seele erfaßt nicht nur Seelen, ſondern auch Sachen, auch Gegenſtände, ſelbſt bloße Einbildungen, und erwählet ſie zu Trägern ihres Daſeins, ihres Heils.

Je feſter die Säule ſteht, deſto ſicherer das Heil; je höher die Säule geht, je näher kommt der Menſch dem Himmel; je niederer dieſelbe bleibt, deſto ähnlicher bleibt der Menſch dem Thiere. Nun, Menſch! thue die Augen auf und ſchaue, woran du kriechſt, was deines Lebens Haltpunkt bildet, was der Magnet deiner Seele iſt; dann erkennſt du auch dein Schickſal, deiner Seele Werth. Sind Sinnengenüſſe die Glanzpunkte deines Lebens, kriecht nach ihnen deine Seele, dann kriecht ſie durch Koth über niedere Steine, und wird im Koth erſticken.

Das Geld zieht Viele an, macht ihnen den Rücken gerade, ſtellt hoch ihnen die Naſe, zieht ihre Seelen an und auf. O ja, etwas hilft das ſchon, über das rein Thieriſche kömmt man weg, aber hoch kömmt man deswegen doch nicht, einen Engel ſtellt man nicht dar, ſondern nichts anders, als ein Additions-Exempel. Viele haben freilich großen Reſpekt vor ſolchen Exempeln und ſie ſelbſt fordern großen; aber das kömmt nur daher, daß ſie und die Andern eben noch nichts Höheres kennen, als ſolche hörnerne Exempel. Aber in ſolchen Exempeln verrechnet man ſich oft wüſt, und das Geld gehört auch der Erde an, iſt flüchtig und vergänglich; darum kömmt die Seele nicht hoch und ſteht nicht feſt, die aus dem Gelde empor will. Und mancher will an einem ſchönen oder reichen Weibsbilde empor — du mein Gott!

„Was iſt brüchiger als das grüne Glas?

„Was gebrechlicher als ein Weibsbild! Was?"

Andere klimmen an geſtorbenen Menſchen auf und ge-

berden sich gar merkwürdig. Die Gesammtheit dieser Abgestorbenen nennen sie Familie, Ahnen. Da an gelbem Papier, an todten Namen klimmen sie empor, wie der Affe am Kameel, und geberden sich oben auch gerade wie Affen auf dem Kameel, und mit jedem Gestorbenen kriegt das Kameel einen Höcker mehr und ein neuer Affe setzt sich oben hin und geberdet sich wunderlich; und manchmal hat der Affe noch eine Frau, und die geberdet sich noch wunderlicher; und oft haben beide noch junge Affen, und die geberden sich am wunderlichsten. Denn die stehen wieder höher, nämlich auf den zu einem neuen Höcker gewordenen Alten. Ja, wenn die Leutchen an den Tugenden ihrer Vorfahren emporklimmen wollten, statt an den Namen — Respekt da! Aber du mein Gott! da ist bei manchem Namen keine Tugend. Mancher Name hob sich an der Elle oder am Metzgermesser; und mancher war eben nichts anders als ein gutes Additions-Exempel. Und wo auch Tugend war, da kennt sie oft der Enkel nicht, oder bekümmert sich nicht darum.

Andere, ja ganze Familien strecken sich aus nach allen Posten und Pöstlein, und meinen an diesen zu steigen von Höhe zu Höhe. Du lieber Himmel: sie haben da ein gefährlich Ding erwählt. Mancher Wurm kriecht auf einen Baum, wo nur der Vogel sitzen sollte, aber deswegen bleibt der Wurm doch Wurm, wird nicht Vogel, und immer kommt die Zeit, wo man ihn hinunterschüttelt, weil er Blüthen und Blättern Verderben bringt.

Viele versuchen an allen begegnenden Menschen emporzuklimmen, und von diesen aus ihre Aeste und Arme auszustrecken nach allen Dingen. Diese werden von den immer auseinander gehenden Menschen hin und her gerissen, zerrissen, und fallen endlich zerrissen Allen unter die Füße.

In eitlem Wahn bilden sich welche ein, selbstständig und frei dazustehen, durch selbsteigne Kraft sich zu erhalten und höher zu schwingen. Die guten Kinder! Die Rebe ohne

Stock wird von jedem Lüftchen zu Boden geworfen; nur etwas Unbedeutendes, nur ein tüchtig Zahnweh acht Tage lang, sollte diese Majestäten zur Besinnung bringen, wenn sie nämlich noch zur Besinnung kommen können, was aber bekanntlich Majestäten selten können.

Alle diese Stützen der Menschen vermögen wohl vom Thier den Menschen zu erheben, dem Leibe Behaglichkeit, der Seele Stolz oder eine Art von Selbstgefühl zu geben; allein je sinnlicher sie sind, desto gebrechlicher sind sie, und der Erde entsprossen, erheben sie sich nicht über die Erde und darum auch Andere nicht.

Auf der Erde haben wir aber nicht nur sinnliche Dinge, sondern auch Kinder des Geistes schweben unter uns; unsichtbar sind sie, und doch vermögen wir sie zu erkennen; sie haben nicht Arme, nicht Beine, und doch erfassen sie Seelen und reißen sie mit überirdischer Gewalt an sich hinauf. Ich meine die Ideen, und das Erfaßtwerden von ihnen heißt Begeisterung.

Sie füllen die Seele mit himmlischer Kraft, sie führen sie zu einer Höhe hinauf, die gewöhnliche Menschen nicht mehr zu ermessen vermögen.

Und dennoch wehe dem Menschen, der von einem dieser Himmelskinder alleine sich ergreifen läßt, und an demselben, als einem für sich allein bestehenden, abgesonderten Stamme, der in sich selbst Anfang und Ende findet, sich emporschwingt.

Hat eine solche Idee den Menschen erfaßt, begeistert, so fühlt er sich unwiderstehlich berufen, dieselbe zu bezeugen mit That und Wort, dieselbe durch sich ins Leben treten zu lassen, dieselbe zu verwirklichen auf Erden. Das aber vermag kein Sterblicher.

Die eigene Gebrechlichkeit und Beschränktheit auf der einen Seite, das Widerstreben der Welt auf der andern Seite erzeugen eine unausfüllbare Kluft zwischen dem Mögen und dem Vermögen, zwischen der Auffassung der Idee und ihrer

Darstellung. Und je reiner die Idee sich abspiegelt im menschlichen Gemüthe, um so greller wird demselben der Abstand in ihrer Verwirklichung erscheinen, um so unglücklicher muß das Gemüth werden. Je höher der Gedanke es erhoben hatte, desto tiefer stürzt es die Wirklichkeit; wenn nämlich die Idee abgerissen allein herrschend da stand in seinem Gemüthe, wenn die Idee sein Gott war.

Was kann wohl den Menschen tiefer schlagen, als wenn er zur Erkenntniß kommt, daß er ein ohnmächtiger Diener seines Gottes ist, oder gar, daß sein Gott selbst ohnmächtig ist, daß er keinen Himmel hat für seine Gläubigen?

Da kommt gerne, daß man den eigenen Kopf an der Mauer einschlägt, oder daß man seinen Gott mit Füßen tritt in den Koth.

Denket an die Ideen der Freiheit, der Schönheit, der Liebe — wie Viele wurden wahnsinnig durch sie; und wie Viele haben, da sie selbst die Idee nicht zu verwirklichen vermochten, ihr Dasein geläugnet und in blinder Wuth sie bekämpft, treulose Abgefallene? So wurden Freiheitsapostel Tyrannen, und die innigste Menschenliebe verwandelte sich in Menschenhaß. Die Stämme, an denen sie sich emporgeschwungen, verließen sie erbittert, getäuscht, und warfen sich auf den Boden hin verzweiflungsvoll; oder erhoben frevelnd die Hände gegen das, was sie früher angebetet, was ihres Lebens Richtung bestimmt hatte.

Sie wollten den Himmel auf Erden niederziehen, die Thoren hatten ihre Leitern nicht am Himmel fest gemacht; darum thaten sie auch den großen Fall.

O diese Ideen sind wohl Himmelskinder, sind Leitern zum Himmel, aber eben nur Kinder, nur Leitern; für sich allein sind sie ein eitler Wahn, bringen nur bittere Täuschung.

Mensch! willst du den Himmel finden, willst du zum Engel werden, mußt du an diesen Leitern aufsteigen allerdings, aber einem Ziele zu, und wohin wohl anders, als zu

ihrem Vater selbst, zu dem Urquell alles Geistigen, zu Gott. Von diesem kommen sie, zu ihm führen sie; hier ist das Steigen, das Streben an ihnen auf; dort erst das Erreichen, die Vollendung, das Ziel. In diesem Gedanken, in dieser ewigen Wahrheit liegt die Vermittelung; sie erhält den Muth und giebt die nie ermüdende Kraft, aufzufahren mit Fittigen wie die Adler. Die Ideen sind Kinder des Lichtes, die Feuersäulen, die uns leuchten auf der dunkeln Erdenbahn, sie können aber nie völlig übergetragen werden auf die Zustände der Erde, da wachsen sie immer verkrüppelt auf, wie die Pflanzen des Südens im kalten Norden. Sie sollen aber eben nicht die Erde zum Himmel machen, wo bliebe da die Sehnsucht nach dem Himmel, nach der eigentlichen Heimath? Sie sollen die Ahnung des Himmels wecken in der Menschenbrust, sie sollen nach dem Himmel ziehen. Dieses Ziehen und Bilden der Menschen ist die Hauptsache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel. Allerdings wird jeder sein inneres Leben als Siegel auch dem äußern, den ihn umgebenden Zuständen aufdrücken wollen; aber das wird nie vollkommen gelingen, wegen eigener und Anderer Gebrechlichkeit. Daher eine unselige Doppelthorheit unserer Zeit. Erstlich das Heil der Menschheit suchen zu wollen in einem äußern Zustande, einer Form, einer Verfassung allein, ohne Rücksicht auf das Innere des Menschen; zweitens die Menschen beglücken zu wollen nur mit einer Idee und ihrer Ausführung, in unsinnigem Uebermuthe Gott und den Himmel überflüssig glaubend. Gerade die werden sich bald die Haare ausraufen, bald die Menschen mit der Knute nach ihrem Willen zwingen wollen, und am Ende trostlos verzweifeln an allem Guten, an allem menschlichen Streben. Gerade diese Thoren sind es, welche durch ihr traurig Treiben und traurig Ende den Glauben bei Halbblinden erzeugen, alles höhere Streben sei eitel, und Sorge für sich allein und seinen thierischen Theil einzig wahre Weisheit. Darin liegt die Vermittelung, daß wir also

hier das Vollkommene nicht erwarten, dem Irdiſchen nichts Ueberirdiſches zutrauen, daß wir nicht die Ernte wollen für jede Ausſaat und doch überzeugt bleiben, daß kein höheres Streben eitel ſei, kein Verſuch, das Geiſtige darzuſtellen, thöricht, daß das Unvollkommene gegründet ſei im Willen Gottes, das Mißlingen dienen ſolle zur Erhöhung unſerer Kraft, zur Prüfung unſeres Glaubens, zur Prüfung unſerer Stützen, an denen wir aufklimmen; daß jegliches Streben darin ſeinen Werth habe, daß es den Menſchen dem Himmel näher bringe und ihn tüchtiger mache, ein Leiter für Andere zu ſein, dann im Himmel in Vollendung zu ſchauen.

Wer ſo in den Himmel hineinbaut und zu Gott ſelbſt aufſteigt und an ihn ſein Daſein knüpft, den will ich vergleichen einem klugen Mann, der ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat. Da nun ein Platzregen herabfiel und Waſſergüſſe herabkamen und die Winde bliesen und an daſſelbe Haus ſtießen, da fiel es nicht, denn es war auf einen Felſen gegründet.

Die Annahme dieſer Vermittelung, das getroſte Arbeiten und Dulden hienieden in freudigem Vertrauen auf eine künftige Erfüllung, auf ein Schauen von Angeſicht zu Angeſicht, was Einem hier nur dunkel erſchien, heißt mit einem fremden Worte Reſignation, mit einem heimiſchen Ergebung.

Ideen ſind aber gar dünne Weſen, und die meiſten Augen ſehen nicht, was nicht dick verkörpert iſt; darum iſt uns darin die heilſame Gnade Gottes erſchienen, daß er dieſe Ideen in ſeinem Sohne verkörperte. In ihm erſcheint uns die wahre Freiheit, die geiſtige Schönheit (Heiligkeit), die Liebe männiglich ſichtbar, ſichtbar auch den Einfältigen, Unmündigen, den Armen im Geiſte. In ihm wurde uns klar die Wahrheit, daß jeder vom Sturme der Erde, von ihren Unvollkommenheiten und des Fleiſches Beſchränktheit erfaßt wird, deſſen Füße den Erdboden berühren; daß jeder in Menſchengeſtalt bebt und ſchwankt und nur die Kraft von Oben

ihn aufrecht erhält, daß nur der stehen bleibt, der sein Haupt in des Vaters Schoos gelegt hat. In ihm wurde uns die Kraft der Ergebung klar, die alles thut und doch nichts fordert, die in sich das Göttliche trägt, und doch nicht in gebrechliche vergängliche Formen es niederlegt, sondern in des Menschen Brust, wo aber der Same Tausende von Jahren braucht, bis er aufgeht in seiner Fülle. In ihm wurde klar die Ergebung, die im Glauben an den Willen des Vaters nie seinen Kindern, den Ideen, untreu wird, nie an der Freiheit verzweifelt, wenn auch die Zeitgenossen Sklaven bleiben wollen; die Heiligkeit nicht verwünscht, wenn auch das Laster triumphirt; die Liebe nicht in Haß verwandelt, wenn auch Tod ihr Dank ist. Das ist das Getreusein bis ans Ende, und dessen Lohn ist Seligkeit bei dem Vater, ist das Finden des Vaters. Wie dem Volke Israel die Schlange, ist uns daher Christus aufgerichtet als die Säule, die bis in den Himmel geht; als die wahre Himmelsleiter, an welcher die schwache Menschheit aufsteigen, und vom Thier zum Engel werden soll. Er ist der Rebstock, wir sollen die Reben sein; keine bringt Frucht, die nicht an ihm bleibet; durch ihn und seine Vermittelung kömmt der Mensch zum Vater. Also nur der kömmt sicher ans Ziel und stehet fest, der an Christus sich anschlingt; aber auch nur der Mensch ist ein fester und sicherer Leiter für Andere, der zu Christus führt, von dem aus sie Christus finden, von dem aus sie treten können mit eigenen Füßen auf die wahre Himmelsleiter.

Drum, Menschen! ehe ihr einen großen Fall thut und Andere mit euch reißt, prüfet euch, woran ihr denn eigentlich steht. Denn entweder steht ihr an etwas oder liegt im Kothe, eins von beiden; durch sich selbst alleine steht niemand, höchstens nur auf Augenblicke. Glaubt es mir, ihr seid unter den Geschöpfen, was der Epheu unter den Pflanzen ist, eine Stütze muß euch aufrichten und aufrecht erhalten. —

Ach, eine feste Stütze hatte ich eben nicht, darum sank ich auch so tief. Ich hatte mich wohl aufgerichtet, allein meine Stützen täuschten mich; darum fiel ich ohne Halt darnieder. An meiner Eltern Hand war ich dem Thiere entwachsen, der Vater warf frühe in mich den Ehrgeiz etwas mehr zu werden. Höher richtete er mich nicht auf; ja er suchte ihn wieder zu ersticken und hatte mich zum leidenden Hausthiere bestimmt. Da blies ihn der alte Schulmeister wieder an, da bliesen noch eine Menge andere Leute, und an diesen Leuten allen, die mit freundlicher Miene bliesen (denn wie gesagt, man kriecht nicht leicht da hinauf, wo man nicht Liebe wähnt), kroch ich auf und kroch allen den Dingen nach, an denen ihre Seelen hingen und die sie deshalb anpriesen. Diese Leute alle hatten aber gar niedere Interessen, und niemand mich eigentlich lieb. Sie zogen mich nicht an, wie ein Vater seine Kinder zieht, daß sie auch das erreichen möchten, wonach er sich ausstreckt. Keinem kam in den Sinn, mir zu einer reichen Frau oder zu zweien Kühen zu verhelfen. Sie spielten nur mit mir, ergötzten sich an meinem ungeschickten hastigen Tappen, und als sie sich satt gelacht hatten, als mein Tappen ihnen Beschwerde verursachte und Aerger, so schüttelten sie mich erbarmungslos ab und traten mich mit Füßen, um über meine schmerzhaften Geberden wieder lachen zu können. Da lag ich nun zertreten und hatte rings um mich nichts, um mich wieder aufrichten zu können, also in wahrer Trostlosigkeit. Kein einzig Kind war in meiner Schule, dessen freundliche Blicke mich angezogen, dessen freundliche Worte mich wieder zu dem Bewußtsein erhoben hätten, daß mich doch noch jemand liebe, daß ein Gemüth mir nicht verschlossen sei. Das ist ein furchtbar Verhältniß für einen Lehrer, besonders wenn er eben niemand hat, als gerade seine Kinder.

Aber auch in mir selbst fand ich nichts, an dem ich mich erheben konnte. Ich hatte mein Amt zuerst fleißig und mit

Eifer geführt; aber warum? Ich wollte von den Leuten gerühmt ſein, wollte der Beſte ſein, wollte zeigen, daß es keiner könne wie ich, wollte damit auch reich und angeſehen werden; kurz, ich arbeitete um irdiſchen Lohn. Ich bildete mir ein, das könne mir gar nicht fehlen; in wenig Zeit werde meine Schule die beſte ſein weit und breit; den Erfolg meiner Arbeit glaubte ich alſobald ſehen, den Lohn alſobald einſtreichen zu können. Das alſo wars, worauf mein Fleiß, mein Eifer ruhte. Nun geſchah von allem gerade das Gegentheil. Ich erntete Dornen und Diſteln und unterlag einer ſchauerlichen Mißkennung; und darum verſank ich auch in die grenzenloſe Muthloſigkeit.

Da liegt aber auch die Urſache, warum Tauſende und manchmal recht tüchtige Naturen untüchtig werden, und anfangs der beſten Vorſätze voll, ſpäter dem ſchmählichſten Schlendrian ſich hingeben und nichts mehr können, als erſtlich über die ganze Welt ſchimpfen, und zweitens alle die verhöhnen, welche Höheres und Beſſeres anſtreben. Sie hatten ihre Kräfte überſchätzt, darum die Arbeit zu leicht geglaubt, ſich glänzenden Erfolgen ganz nahe gedacht, hatten geglaubt, die Menſchen ſeien darum noch nicht umgewandelt, weil die rechten Arbeiter gefehlt. Dieſe meinten ſie zu ſein und ſahen auf alle Vorgänger mit verächtlichem Mitleid nieder. Sie träumten von einer Anerkennung ihrer eitlen Anſprüche, träumten von Lob und Preis, Geld und Ehre.

Nun anfangs ging die Sache herrlich und ihre ganze Umgebung beſtärkte ſie in dieſem Wahne ihrer Eigenliebe. Wenn dann die Sonne höher ſtieg, die Arbeit nicht vom Fleck wollte, oder wenigſtens nicht, wie es anfangs ſchien; wenn die Leute des Rühmens ſatt wurden, auch der Tadel ſich einfand, gegründeter und unverdienter; wenn der geträumte Lohn nicht kommen wollte, man wirklichen Undank erfahren mußte: dann löſten die Träume ſich auf; mit ihrem Schwinden ſchwinden aber auch die Kräfte, welche nur aus den

Träumen ihre Nahrung gesogen, an ihnen sich aufrecht erhalten; und die Helden, welche die Welt erobern wollten mit ihrem Ruhm, schrumpfen zusammen zu keifenden Männlein, die mürrisch ums tägliche Brod sich mühen und mit Unlust es essen. —

Mir fehlte also das Bewußtsein des Willens, der das Höhere sucht, der Kraft, die kein Mißlingen lähmt, mir fehlte, zu meiner Schande muß ich es sagen, der Glaube. Erschrecket nicht, Leute, vor mir, saget nicht: das sei doch eine gräßliche Sache, wenn es sogar Schulmeister gebe, die keinen Glauben hätten; da sehe man doch deutlich, daß die Welt immer schlechter werde, und jener Chorrichter habe Recht, der behaupte: er wüßte nicht, warum man jetzt den Schulmeistern mehr Lohn geben solle; ehedem seien doch viel mehr Leute selig geworden. Ich hatte allerdings einen Glauben, und der wird accurat so gut gewesen sein, als der Glaube der Meisten unter euch. Ich glaubte an den Teufel und an die Hölle, an Gott und an den Himmel so gut als ihr, ja ich glaubte sogar auch an Gespenster und an Hexen. Ich half bedenklich den Kopf schütteln, wenn Einer behaupten wollte, es laufen keine Ungeheuer mit dem Kopf unter dem Arme herum ꝛc. Ich wollte selig werden und nicht verdammt sein, und ich glaubte so gut als ihr: wenn ich mich nur auf Christus verlasse, so werde der mich schon selig machen.

Aber dieser Glaube half mir gerade so viel, als Einem eine Brille hilft in stockfinsterer Nacht. Er machte mich im Glück nicht demüthig, im Unglück nicht geduldig, er zeigte mir meine Fehler nicht, er zeigte mir Gott nicht, er gab mir nicht Liebe, löschte nicht den Haß, brachte nicht Frieden, brachte nicht Muth. Mein Glaube war mir nichts anders als ein Hausschlüssel, den man, wenn man des Morgens früh ausgeht, in die Tasche steckt, damit man des Abends wieder ins Haus hineinkömmt und nicht draußen zähneklappern müsse. Den ganzen Tag bekümmert man sich um ihn nicht, er nützt

nichts, ja er ist lästig, man steckt ihn von einer Tasche in die andere, nur verlieren darf man ihn ja nicht — wie sollte man sonst ins Haus hinein? Dieser Glaube knüpfte mein Leben nicht an Gott, mein Arbeiten war nicht ein Schaffen mit Gott; er machte mich nicht zu einem Gliede des großen Bundes, der in sich und außer sich den Willen Gottes auszuführen hat, der hier beginnt und dort das hier Begonnene wieder aufnimmt und weiter ausführt. Nicht zu einem erleuchteten Glied dieses Bundes machte er mich, der diese Aufgabe als das wahre Leben betrachtet, und alle Schickungen und Zustände dieser Erde bald als Gelegenheiten zur Arbeit, bald als Prüfungen der Kraft des Arbeitenden, bald als Warnungszeichen, daß man auf falschem Wege sich befinde. Ich sah nicht ein, daß der wahre Lohn der Arbeit nur in der Erhöhung der Kraft, in dem kräftigen Mitwirken, in dem engern Anschließen an Gott bestehe; daß das, was die Erde giebt, was die Menschen als Lohn betrachten, wieder nichts sei, als bald Aufmunterungsmittel für unsere Schwäche, bald wieder Prüfung unseres Sinnes, ob er auf Gott oder auf sich selbsten gestellt sei. Christus war mir nicht das Haupt dieses Bundes, nicht der Stamm der Glieder, nicht die eigentliche Himmelsleiter, an der wir hinan steigen sollen zu sittlicher Freiheit, zu geistiger Schönheit, zu himmlischer Liebe — zu Gott; er war mir nur das geschlachtete Opferlamm, dessen Blut mich rein wäscht von allen Sünden, sobald ich für wahr annehme, daß er wirklich gestorben und sein Blut auch für mich vergossen sei.

Ich war zu vergleichen einer Eintagsfliege, die im Zeitraume ihres Tageslebens flattern, genießen will Alles was sie genießen kann; denn nach diesem Tage ist keiner mehr für sie, und nach einer lustigen Stunde erhebt sich ein Sturmwind, ein Platzregen stürzt herab, von ihren Blumen fällt die arme Fliege hinab ins nasse Gras mit gelähmten Flügeln, in unerreichbare Ferne sind die Blumen entrückt, und mit

Weh und Angſt zappelt ſie in naſſem Graſe ihrem Ende entgegen; aufſchwingen kann ſie ſich nicht mehr, und niemand iſt da, der ſie aufhebt und wieder auf eine Blume ſetzt.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Wie mir wieder Troſt kömmt ins ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen.

Wenn ich dann ſo recht elend und zerknickt mein Tagewerk durchgemacht hatte, nicht mehr weben, nicht leſen mochte — ſo ſaß ich auf dem Ofentritt mutterſeel alleine, und kaute trübſelig an trübſeligen Gedanken. Da war es mir eines Abends beſonders unheimlich. Der Wind ſchüttelte das Haus, daß alle Wände krachten, an die Fenſter ſchlugen Schnee und Rieſel, und auf dem Tiſche flackerte unruhig die Lampe. Der Wind drang durch die lockern morſchen Fenſter und ein kaltes Wehen ſtrich durch die Stube. Es war wie kalter Geiſterhauch, der mir fröſtelnd den Rücken durchlief, das Girren der Wände tönte wie Seufzer unſeliger wiedererſtandener Todten, die durch ihre Sünden an die Erde gebannt nicht Ruhe finden können im Grabe. Es wurde mir immer bänger in der öden Stube. In der Schulſtube, die auf die Straße ging, von wo aus man in andern Häuſern die Lichter ſehen konnte, hoffte ich des Schauers los zu werden, und mit innerem Beben durch die dunkle Küche ſchreitend flüchtete ich mich dorthin. Aber vom Regen war ich in die Traufe gekommen. Mein Lämpchen erhellte nur den kleinſten Theil des Raumes, und im dunkeln Hintergrunde ſchien es ſich nun zu regen, und bald in dieſer Ecke bald in jener Geſtalten aufzutauchen, zu ſchleichen und zu ſtöhnen. Ich war bei der

Thüre eingetreten, wo meine Orgel stund, und dort stehen geblieben, weil ich nicht weiter durfte. Die Orgelthüre stand zufällig offen und zufällig, wenn nämlich etwas zufällig ist, legte ich meine Hand auf die Tasten.

Ein Ton voll und tief rauschte auf aus der Orgel Brust, welcher der Mensch Leben und Athem giebt. Wohl schrack ich im ersten Augenblicke zusammen und glaubte, die Orgel vergessend, ein Geist erhebe seine Stimme; aber der gleiche Ton löste alsobald den Schrecken wieder und klang wie Freundesstimme in meine Seele hinein. Unwillkürlich setzte ich mich zu diesem Freunde hin und lockte seine Stimme ins Leben. Da schwand das Beben aus meinen Gliedern, die Gestalten schwanden, das Pfeifen und Girren verlor den geheimnißvollen Schauer, und allmählig kam über meine Seele eine wunderbare Beruhigung. Ich konnte nicht phantasiren. Es kam mir so wenig in den Sinn, daß man aus der Seele etwas spielen könne, als es Andern einfällt, daß man aus dem Herzen beten könne. Hat man kein Buch bei der Hand, so hält man sich wenigstens an die auswendig gelernten Worte oder Töne. Aber das Herz läßt sich seine Rechte nicht nehmen, und ohne daß es der Betende oder Spielende weiß, legt er es hinein in die Worte und Töne, und saugt aus ihnen Trost, Frieden, Kraft. Der feierliche 104te Psalm war es, der in meine Seele drang, der auch den Bann des Herzens löste, das dumpfe Brüten über meinem Elend verwandelte in stille Ergebung und in mir die Keime des Glaubens weckte: daß denn doch nicht alles verloren, daß ich nicht ganz verworfen sei; — der eine Ahnung mir dämmern ließ, daß ich von meinem Falle mich erheben und ein Anderer werden könne, daß Vieles eitel sei, aber doch nicht Alles. Nichts von diesem kam mir zum Bewußtsein, und trat deutlich hervor. Es wogte in mir bunt durch einander, wie im Anfang es gewesen sein muß, als der Geist über dem finstern Chaos schwebte, als Gott sprach: Es werde, als das Schaffen

begann, aber noch nicht geschaffen, vollendet, vom Lichte der Sonne erleuchtet, da stand.

Ich fühlte nur, daß mir unendlich wohl ward, daß mein Herz erleichtert, meine Seele freier geworden. Und als ich zu spielen aufhörte, empfand ich eine gewisse Ruhe, eine Kraft, dem folgenden Tage entgegen zu gehen, die ich bisher nicht gekannt hatte. Ohne Seufzen konnte ich mich niederlegen, konnte mich am folgenden Tag der Sonne wieder freuen, die nach wilder Sturmesnacht in goldenem Glanze ihr herrlich' Antlitz erhob und freundliche Blicke in mein Stübchen sandte.

Von da an blieb die Orgel mein tröstender Freund.

In meinen äußern Umgebungen änderte sich nichts. Die Leute blieben sich gleich, meine Stellung zu den Kindern, mein Wirken in der Schule besserte sich nicht. Aber ich ward davon nicht mehr erdrückt, sondern ich trug es als eine Buße. Ich weiß nicht, ob Alle diesen Unterschied verstehen. Aber denkt euch nur den Unterschied in der Lage eines Menschen, wenn er unter einer Bürde stöhnend am Boden liegt, oder wenn er die gleiche Bürde auf der Achsel trägt.

Es warteten mir noch heiße Tage, strenge Prüfungen für den sich ermannenden innern Menschen.

Der heißeste war der Examentag. Er machte mir schon lange angst und bang. Freilich beschleicht dieses Gefühl auch den besten Lehrer im Gefühl des Gegensatzes zwischen seinem Wollen und Vollbringen. Diesem ist dann um so größere Freude bereitet, wenn er dankbare Anerkennung seines Vollbringens findet, wenn ihm deutlich wird, daß seine Bangigkeit nur die schöne Quelle in der Bescheidenheit und dem Streben nach einem hohen Ziele habe; wenn er dadurch das beste Zeugniß erhält, daß er kein Augendiener sondern ein Diener des Herrn sei, dessen Dienst auf Erden freilich Keiner vollkommen erfüllt.

Freilich giebt es auch Bürschchen, die diese Bangigkeit

nicht empfinden, die glauben, mit ihren Leistungen die ganze Welt in Erstaunen zu setzen, indem so was noch nie erhört worden; Bürschchen, die zu dem Ende ganze Wochen vorher die Kinder zu einem schändlichen Augendienst vorbereiten, Antworten auswendig lernen lassen ꝛc., und keine Ahnung haben, wie verächtlich der ist, der nur seinen Ruhm sucht und nicht den Nutzen der Kinder; keine Ahnung haben von der Schlechtigkeit des Lehrers, der seine Kinder zu Lug und Trug förmlich abrichtet. Solche Bürschchen aber giebt es in Städten, auf dem Lande.

Nun hatte ich aber alle Ursache bange zu sein. Es konnte mir nicht verborgen sein, daß meine Kinder diesen Winter eher zurückgekommen waren, als vorwärts; daß eine Zuchtlosigkeit in der Schule herrsche, die sich am Examen nicht verbergen lasse. Ich wußte, daß der Pfarrer und die Vorgesetzten in feindseliger Stimmung kommen und daher auch alles mit böswilligen Augen betrachten würden. Wo man von vornen herein eingenommen ist, scheint auch das Beste schlecht und das Schlechte noch einmal so schlecht.

Wie ich gefürchtet hatte, so geschah es auch.

Unwillige Gesichter und des Pfarrers Stimme, der alle Augenblicke, und zwar mit Recht, rief: Seid doch stille, man versteht gar nichts, das ist eine Ordnung — brachten mich außer Fassung, so daß es noch schlechter ging, als es hätte gehen können. Endlich war die Marter zu Ende, wenigstens vor den Kindern; denn als sie entlassen waren, kam ich an den Tanz. Ich mußte bittere Vorwürfe hören über die Ungeschicklichkeit der Kinder und ihren Ungehorsam. Beides legte man mir allein zur Last und sagte mir: So gehts, wenn so der Schulmeister sich aufführt.

Was mich am bittersten berührte, war, daß die, welche mich sonst gegen die Vorwürfe des Pfarrers aufwiesen, nun vollkommen einstimmten; daß die, welche ihre Kinder gegen mich aufwiesen, ihnen ihre Komödie nicht nur duldeten, son-

dern wahrscheinlich auch eingaben, nun alle Schuld des mangelnden Respektes auf mich schoben. Das war die Strafe, daß ich den Aufweisenden Gehör gab, und nicht den Zurechtweisenden.

Nachdem ich wiederholte Salven von Vorwürfen ausgehalten hatte, brachte ich kaum die Bitte um ein Zeugniß hervor, um mich nach einer andern Schule umsehen zu können.

Es wurden drei Meinungen vorgebracht, wie ich draußen an der Thüre hörte, nachdem ich nach manchem Stichwort hatte abtreten müssen.

Die erste Meinung gab der Eigennutz. Ein Bauer, dem ich noch schuldig war, wollte mir gar kein Zeugniß geben, bis ich den letzten Kreuzer bezahlt. Wäre ich einmal fort, so kriegte man nichts mehr. Ich mache es dann wie ein Anderer, der bei seinem Weggehen einen Gläubiger damit tröstete: Habe nur Geduld, Anderen bin ich noch mehr schuldig.

Eine zweite Meinung wollte mir ein recht gutes Zeugniß geben, damit ich nur fortkomme, sonst bleibe ich ihnen auf dem Halse, und wenn sie einen solchen Schulmeister länger behalten müßten, so würden sie verbrüllt im ganzen Lande; man halte ihnen denselben ja schon in allen Wirthshäusern und an allen Märkten vor.

Nota bene. An dem Lärm waren sie selbst schuld; sie hatten mir noch ein Lied gemacht und es allenthalben gesungen, das so anfing:

Uese Schumeister hät rych möge wyhe,
Hät o Lüh uf d'Weid möge trybe;
Jetz cha-n-er hey lah schrybe,
Er muß no ledig blybe.

Die beiden letzten Zeilen wurden bei jedem Verse wiederholt, wie ich es oft genug hören mußte.

Eine dritte Meinung hielt es für sehr gefährlich, mir ein gutes Zeugniß zu geben. Man hätte schon viele Beispiele,

brachte sie vor, daß Schulmeister Zeugnisse gefordert hätten unter dem Vorwande wegzugehen, dann aber nicht weggegangen seien, sondern dieselben gegen die Gemeinde benutzt, wenn diese klagend aufgetreten wäre. Gegen ein solches Zeugniß könne man nichts mehr machen, sondern sei gefangen. Auch glaube man gar nicht, daß ich fortbegehre, eine Stelle wie diese erhalte ich doch nicht mehr. Am besten wäre es, mir ein Zeugniß zu geben präzis wie ich es verdient hätte, und das Garn-Bäbi sollte auch darein; aber dann komme ich nicht fort. Darum solle man mir eins geben, welches mir nicht schade und ihnen auch nicht, so eins, aus dem man machen könne was man wolle. Sehe man dann, daß ich nicht fort wolle oder keinen Platz erhalte, so könne man noch immer klagen, wenn man wolle.

Diese Meinung behielt als die klügste die Oberhand, und ich erhielt folgendes Zeugniß: Daß Peter Käser vier Jahre auf der Schnabelweide Schulmeister gewesen sei, daher man ihn allenthalben bestens empfiehlt, und ihm zu seinem weitern Fortkommen Gottes Gnad und Segen wünscht, bezeugen ꝛc.

Das Empfehlen erregte zuerst einigen Anstoß, allein derselbe wurde durch die Erklärung gehoben: Es stehe ja nicht da, warum man mich empfehle, man empfehle ja viele Sachen, nur um ihnen loszukommen. Andere könnten damit machen und dabei denken was sie wollten, ich aber könnte daraus keinen Griff bekommen. Die Erklärung befriedigte, und ich erhielt unter zärtlichen Vorstellungen, wie viel unverdiente Huld und Gnade man mir erweise, gedachtes Zeugniß.

Die Leute hätten nach dem strengen Recht noch viel ärger mit mir umgehen, ich nichts dagegen haben können, aber daß sie das, was sie aus Selbstsucht nur ihretwillen thaten, mir anrechneten als Gnade und Güte — das ärgerte mich.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie nach dem Troſt ich auch zu einer Schule komme.

Friſch athmete ich auf, als ſie endlich aus dem Hauſe waren; hatte ich doch den Paß in der Taſche.

Ich las nun wieder fleißig das Wochenblatt, zu ſehen, ob nicht etwa eine Schule in der gehörigen Entfernung ausgeſchrieben ſei. So weit meine Geſchichte bekannt war und ſo weit man mein Lied ſang, wollte ich mich nicht an einem Examen blicken laſſen; ich wollte nicht den alten Ruf mitbringen, ſondern mir einen neuen machen.

So mußte ich manches Examen vorbeiſtreichen laſſen, das ich ſonſt beſucht hätte. Endlich fand ich die Schule von Gyziwyl oder Gytiwyl ausgeſchrieben.

Das Dorf lag im Herzen des ackerbautreibenden Cantonstheils. Mächtige Felder, umkränzt von Buch- und Eichwäldern, umgaben daſſelbe. Der Klee ſchien da zu Hauſe zu ſein, und die Kartoffeläcker waren wie Allmenden. Die Häuſer, groß und gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, und vor denſelben ſtunden mächtig und prächtig Miſthaufen, fein gezüpft und glatt getätſchelt, wie man ſie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angeſtochen und die ſchwarzen Seiten glänzten ſchwarz und ſaftig, faſt appetitlich. Das Schulhaus war das ſchlechteſte Haus im ganzen Dorfe. Allenthalben ſahen am Dache die Bänder hervor und ganze Züpfen Stroh hingen herunter. Der mit Lehm gepflaſterte Schopf war voll Löcher, der Gartenzaun eingefallen und die Fenſter rund, blind und mit Papier geflickt.

Das Land, welches zur Schule gehörte, beſtund in zwei Stücken, von denen das eine auf dem moraſtigen Theil der Allmend lag, das andere die ſchattigſte Rütti war.

Es fanden ſich vier Bewerber nach und nach ein, und

endlich auch der Pfarrer und der Schulkommissär. Von den Vorgesetzten ließ sich keiner blicken.

Als immer noch niemand sich blicken ließ, wurden die Herren ungeduldig und schickten Boten aus, den säumigen Ammann, Gerichtsäß und Chorrichter zusammen zu treiben; zusammen brachten sie dieselben aber nicht. Es ging fast wie im Evangelium. Der Ammann war in die Schmiede gefahren; er hätte das Examen ganz vergessen und müßte kommen, sobald er heim sei — ließ die Frau Ammannin sagen. Der Gerichtsäß ließ melden, er könne nicht kommen, er müsse Mist führen; wenn es Nachmittag noch Zeit sei, so werde er es suchen möglich zu machen. Der Chorrichter ließ freundlich guten Tag wünschen und vermelden: er wolle es den Herren vertrauen, er müsse am Vormittag Pflug halten und Nachmittag säen.

So begann endlich das Examen, welches nichts Merkwürdiges darbot, als daß einer der Bewerber nicht lesen konnte. Er war ein ältlicher Mann mit kupfernem Gesichte, der aber noch nie Schule gehalten hatte. Der Schulkommissär frezte ihn, wie es ihm einfallen könne, Schulmeister zu werden, und nicht einmal lesen zu können. Ho, sagte derselbe, das mache ihm keinen Kummer, das wolle er von den Kindern bald gelernt haben. Ob er es lernte, weiß ich nicht, aber Schulmeister wurde er bald nachher.

Als das Examen zu Ende war, ließ man uns abtreten, aber da die Fenster offen blieben, hörten wir die Verhandlungen.

Der Schulkommissär eröffnete sie, sprach sein Bedauern aus, daß nicht tüchtigere Bewerber sich gezeigt, wie es scheine, hätten sie keinen Ortsbürger, der die Schule begehre.

Der Pfarrer meinte, es habe alles seinen guten Grund, weder Besoldung noch Haus seien lockend; unter denen, welche sich gestellt, gefiele ihm der Käser am besten.

Der Ammann sagte, Lust zum Schulmeister habe noch

kein Bürger gehabt, es hätte jeder noch was beſſeres gewußt. Ihm ſei Einer, wie der Andere. Schulmeiſter ſei Schulmeiſter, der Unterſchied zwiſchen ihnen werde nicht groß ſein.

Der Gerichtſäß ſtichelte: Es hätte ſich immer noch jemand gefunden, der über Haus und Lohn froh geweſen ſei. Ihm ſei auch recht, was die Herren machten, nur begehre er keinen mit einem Trupp Kinder, die man immer vor der Thüre hätte.

Der Schulkommiſſär beſtätigte des Pfarrers Bemerkungen, ſetzte hinzu, wie dem letzten Schulmeiſter die Ziegen erfroren wären im Winter, wenn er ſie nicht in die Schulſtube genommen hätte und mahnte zu Verbeſſerungen.

Der Gerichtſäß aber entgegnete: Nur wer zahle, habe zu befehlen. Der Schulmeiſter könne ſeinen Lohn in der Stube verdienen, während ſie bei Wind und Wetter ſich quälen müßten; daß man in einem neuen Hauſe mehr lerne, als in einem alten, hätte er noch nie gehört, und wenn die Ziegen zu kalt hätten im Stalle, ſo ſolle der Schulmeiſter keine halten, ſo ſei der Klage ſchon abgeholfen.

Der Herr Schulkommiſſär ließ das Thema fallen und machte den Wahlvorſchlag, auf welchem ich der Erſte war.

Der Pfarrer gab mir davon einen freundlichen Wink, und ſagte: vielleicht, daß man mich abholen würde, wenn ich die Vorgeſetzten geziemend darum bitte.

In der Freude meines Herzens wagte ich mich zu ihnen heran mit der Frage: Ob ſie mich wohl abholen würden, wenn ich ihr Schulmeiſter werden ſollte? Der Ammann gab mir die Antwort: Das gehe ihn nichts an, er ſchicke keine Kinder in die Schule! und wies mich an den Gerichtſäß. Dieſer ſagte: Er könne mir nichts verheißen, zuerſt müſſe der Miſt geführt und z'Acker g'fahren ſein, dann werde man g'meinwerken müſſen; man ſei immer nur geplaget. Ich ſolle warten, bis ich gewählt ſei; dann ſolle ich wiederkommen, man könne dann ſehen, wie es Einem ſich ſchicke.

Mit dieſem trocknen Beſcheid trabte ich noch ſelben Abend heim, denn niemand bot mir ein Nachtlager an, und Geld uerthun wollte ich nicht. Ich hatte nun eine Schule und entrann dem feurigen Ofen, in dem ich die letzte Zeit durch geröſtet und gebraten wurde. Aber doch war mir ſeltſam im Gemüthe, ſo recht freuen konnte ich mich nicht. Der Gedanke wegzugehen that mir wohl, aber um mich recht zu freuen, hätte mir meine neue Stelle neue Hoffnung in die Seele gießen, mir vorſpiegeln müſſen, was ich dort ſein, was ich gewinnen würde ꝛc. Das fehlte. Ich fühlte wohl, daß ich dort gar klein ſein und von Allen, die einen Kreuzer mehr beſaßen als ich, würde verachtet werden.

So richteten mich keine frohen Ausſichten zu fröhlichen Hoffnungen auf; daher wollte die Freude nicht kommen und immer trübere Schatten warfen ſich auf meinen Lebensweg. Der Abend war in Nacht übergegangen. Am lautern Himmel glühten die Sterne in ihrem ſtillen Licht; ſie ſprühten nicht Funken, ſie flackerten nicht hoch auf, aber dafür erloſchen ſie auch nicht. Mochte die Erde auch ganze Wolkenmeere gegen ſie auffenden, nur verhüllen konnten ſie dieſelben auf Augenblicke, aber die Wolkenmeere zerſtoben wieder, die Sterne glühten fort. Gar klein und beſcheiden glühen ſie am klaren Himmel; jeder Kabiskopf auf der dunklen Erde ſcheint größer als ſie; aber groß ſind ſie vor dem Allmächtigen, und wenn einſt der Menſch ihre Pracht erkennen wird, ſo wird er ſtaunend rufen: O Herr, wie ſind deine Werke ſo groß, wie herrlich haſt du ſie alle geordnet! Sie haben zwar keine Worte, und doch dringet ihre Stimme in die Herzen der Menſchen, ihnen oft unbewußt. So kam allmählig, wie die Nacht dunkler wurde, und die Sterne immer heiterer ſtrahlten, ſtatt der Freude eine unausſprechbare Ruhe oder Ergebung über mich. Ich verzichtete auf Ehre und Gewinn ohne Schmerz; ich wollte in der Stille meine Pflicht thun, den Unverſtand und den Hochmuth nicht übel nehmen; ich verzichtete auf

Dankbarkeit und vergab im voraus Kränkungen, wollte neben meiner Schule für mich sein, und in stiller Arbeit mein Leben zubringen.

Höher hoben sich meine Gedanken nicht, und wehmüthige Blicke auf die geschwundenen Träume flogen noch immer wie leichte Wölklein über den sich aufklärenden Himmel meiner Seele. Aber mit dem bestimmten Wollen, mit der erhaltenen Fassung kehrte auch der Muth wieder. Der Kopf hob sich, die Beine traten fester auf, ich ließ mich nicht mehr vom Schicksal schleppen, sondern ich trat ihm entgegen, nicht mit streitfertigem Gemüthe zwar, sondern mit ergebenem. Dieser Zustand kam zwar plötzlich über mich, aber er war schon lange vorbereitet in mir, und trat jetzt durch die bestimmte Lage, in die ich kam, bestimmt hervor. Wäre ich an eine andere Schule gekommen, hätte man wieder viel aus mir gemacht, mich auf den Händen getragen, mit schmeichelnder Rede mich begrüßt, über den Vorfahr geschimpft und mich dagegen erhoben — da wäre wohl der alte Adam wieder hervorgebrochen. Erwartungen hätten meine Seele umtanzt, meine Schwäche hätte ich vergessen, die Schuld nur auf die Andern geschoben, hätte Alles für baar Geld genommen und die neuen Leute für unendlich besser gehalten als die alten. Und das Ende vom Liede wäre ein neues Elend gewesen, dem alten gleich.

Ein am Leibe kranker Mensch muß allerdings durch Mittel sich heilen. Eine innere Krankheit durch innere Mittel, eine äußere durch innere und äußere. Aber habe man auch eine Krankheit und entferne sie, so hinterläßt sie doch eine Schwäche, eine große Empfänglichkeit, die Krankheit wieder aufzunehmen. Mit der größten Sorgfalt hütet man daher den Genesenden vor den die Krankheit erzeugenden Ursachen, damit er nicht Rückfälle erleide, die weit gefährlicher sind als die Anfälle.

Das verstehen nun die Menschen geistig nicht oder selten,

darum ist so Vieler Leben ein immer tieferes Fallen bei ohnmächtigen Versuchen sich zu erheben. Das versteht Gott, aber die Menschen verstehen ihn nicht. Er ist der beste Krankenwärter, er kennt die Schwächen, und hütet und bewahrt vor der Krankheit erzeugenden Ursachen, schaffet Lagen, in welchen die Schwäche erstarken kann, bis sie die Rückfälle abzuweisen vermag. Gar mancher jammert und schreit über seine Lage, richtet seine verlangenden Blicke nach einer andern, schimpft mörderlich, daß sie ihm unzugänglich sei, aber Gott hält ihn fest; in der gewünschten Lage würde er untergehen, in der so schwer auf ihm liegenden erstarket er. Am Ende seines Lebens, wenn die Wege Gottes ihm deutlicher werden, danket er Gott inbrünstig, daß Gott nicht nach des Verblendeten Willen gethan.

So war auch Gott mein treuer Krankenwärter, ohne daß ich die Hand, die mich wartete, recht erkannte.

Er rieb mir, durch Noth und Schande, den wüsten Aussatz weg; er reinigte das unsaubere Blut durch Zerknirschung und Erkenntniß; er stärkte die ermattete Seele durch Ergebung, aber er hütete auch den Genesenden vor Lockungen und Versuchungen — dadurch, daß er ihn wohl aus dem Fegfeuer nahm, aber in keinen scheinbaren Himmel ihn versetzte.

Dreissigstes Kapitel.

Was ein Brief für Wirkung thut.

Nun hatte ich meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Durch großen Fleiß und Sparsamkeit ward ich in Stand gesetzt, meine laufenden Schulden alle zu bezahlen, sogar das Bett fast ganz. Aber die Orgel, meinen Freund und Tröster,

konnte ich weder bezahlen noch von ihr lassen. Ich mußte mit den Leuten mich abzufinden suchen, daß sie mich ziehen ließen, ohne Beschlag auf meine Sachen zu legen. Die Krämerin war nun eine ganz andere als damals, wo sie mir das Bett aufgeschwatzt hatte. Grob war sie auch jetzt nicht, sie bedauerte nur die bösen Zeiten und die vielen Verluste, die sie machen müßten, so daß sie nicht vermöchten, auf das Geld zu warten, und nicht Ursache hätten, den Leuten viel zu trauen. Nach vielen Umständen und vielen Bedenklichkeiten ließ sie sich dazu verstehen, daß ich meine Schuld mit Weben abverdienen könnte. Sie sah, daß ich nicht der Mensch dazu sei, mit einem Bündel Garn mich davon zu machen. Ich lieferte auch das Tuch zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte ab, allein den Weberlohn, der mir noch herausgehörte, sah ich nie.

Mit der Orgel ging es mir schlimmer. Der Gläubiger begehrte die Orgel nicht zurück, er wußte auch, daß man mit einer Orgel Einem im Canton Bern nicht wohl entrinnen kann, aber er sah, wie gerne ich sie behielt. Darum stellte er sich gar geldnöthig, gar mißtreu, hatte Käufer dafür die Menge, sie selbst zu behalten Lust ꝛc., und brachte mich richtig dahin, wo er wollte, daß ich ihm nämlich Stündigungsgeld zahlen mußte. Wer mir aber noch schuldig war, der hatte alle mögliche Ausflüchte, und wenn ich meine Gläubiger an Schuldner weisen wollte, so hatten auch die Gläubiger Ausflüchte und wollten nicht an die Schuldner kommen.

Als ich glaubte, die Zeit rücke heran, wo in Gytiwyl der Mist geführt sein werde, dachte ich in meiner Einfalt: es sei doch dumm, sechs Stunden weit zu laufen, um ein Fuhrwerk zu bestellen und dann sechs Stunden wieder zurück; das werde am besten mit einem Brief abzumachen sein. Ich schrieb einen, bestellte drei Rosse, bestimmte den Tag, und glaubte alles vortrefflich gemacht zu haben; ja ich hatte eine ordentliche Freude an mir selbst über den unerwarteten Einfall, daß man

sechs Stunden weit etwas mit einem Brief so gut verrichten könne, als mit eigener Person. Der Tag kam, aber kein Gytiwyler, und die ganze Woche zeigte sich niemand. Ich lief hinauf nach Gytiwyl, fand dort saure Gesichter. Man lasse sich nicht so befehlen, sagte man mir. Das wäre kommod, wenn man nur so einen Brief schreiben, und dann befehlen könnte, wie ein General, was man machen oder was man ihm bringen solle. Ich mußte persönlich den Leuten nach, mußte harren auf gnädigen Bescheid, mich ausfragen, angucken lassen, brachte es aber auch dahin, daß man mit drei Rossen mich abzuholen versprach, sogar den Tag bestimmte, statt bloß zu sagen: wenn es sich uns wohl schickt; ja daß mir endlich eine Bäurin zu essen gab und gar noch ein Gläschen Kirschgeist oben drauf, freilich nicht umsonst; sie frug, ich sollte antworten. Sie frug Dinge, die mir den Schweiß auf die Stirne trieben, die examinirte noch ganz anders als der Schulkommissär; nicht unzufrieden, wie es schien, entließ sie mich.

Einunddreissigstes Kapitel.

Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abschied nehme.

An einem der nächsten Tage wußte ich nicht, warum so viele Leute vor den Häusern stunden, nach etwas sahen und dann wieder hineingingen. Als ich genauer hinsah, bemerkte ich einen schlanken Mann in dunkelm Kleide, der ein geputztes Weibsbild am Arm führte. Der stellte sich bei den Häusern und die Leute nöthigten ihn hinein, und nach langem kam er dann wieder heraus bis zu einem andern Hause, wo der Auftritt sich wiederholte. Da fiel mir ein, wie es mir

accurat so gegangen, als ich die Schule zu besichtigen gekommen, daß ich damals vor lauter Essen und Trinken fast zu Grunde gegangen, daß das wahrscheinlich der neue Schulmeister sein werde, den man nun mit der gleichen Liebe und Ehre empfangen, wie früher mich. Ich muß bekennen, es ging mir ein Stich durchs Herz. Es that mir weh, meinen Nachfolger sehen zu müssen, und doppelt weh, daß die Leute so närrisch mit ihm thaten, während ich noch da war. Ich dachte, was sie ihm alles über mich sagen, und wie sie ihn dagegen rühmen würden. Im ersten Augenblick wollte ich mich fortmachen, um ihn nicht sehen zu müssen, denn ich vermuthete, er werde sicher auch das Schulhaus sehen wollen. Doch ermannte ich mich und blieb. Ich fühlte, die Leute würden das Gespött mit meinem Fortlaufen haben, und es regte sich eine Art Mitleiden in mir. Ich dachte: du guter Tropf, wenn du wüßtest, was ich! Eine gewisse Ehrlichkeit rang mit der Schadenfreude. Die Ehrlichkeit wollte ihm Winke geben, die Schadenfreude ihn ungewarnt, in den gleichen Fallen sich fangen lassen, die mir gelegt wurden. Dieser Streit währte noch, als die Beiden zu Hause kamen und ihn selbst entschieden. Ich wollte gastfreundlich sein, sie sitzen heißen und ihnen etwas aufstellen. Allein sie hatten nicht Zeit dazu, hatten schon mehr als genug gegessen und noch versprochen, bei der Rückkehr da und dort einzusprechen. Das seien gute Leute, bei denen sei es noch zu sein, meinte die Frau oder Braut, die mit schnippischen Blicken alles musterte und ein geziertes Wesen ins Feld führte. Er stimmte ein und meinte, solche Leute hätte er sich schon lange gewünscht, um etwas auszurichten. Ich wollte einige Winke fallen lassen, allein sie blickte mich so höhnisch an und so übermüthig, daß ich schwieg. Ihr und ihm war wenig recht. Sie wollte das und jenes geändert haben, und er konnte nicht begreifen, wie man in einer solchen Schulstube Schule halten könne, die müsse ihm auf der Stelle anders eingerichtet sein. Einige

zurückgebliebene Schriften gaben ihm Anlaß zu erzählen, wie prächtig die Kinder in seiner bisherigen Schule geschrieben. Er hätte es dort noch nicht sagen dürfen, daß er fortgehe, er wisse nicht, wie es gehe, wenn sie es vernehmen, das werde ein Wesen geben! Er dürfe gar nicht daran denken. Ueber den Stand der Schule ꝛc. fragte er nichts. So Einer hat gar nichts nöthig zu fragen, er weiß alles zum voraus und auf einmal, und auf das allerdeutlichste. Aus seinem ganzen Wesen sprach er zu mir: Ja sieh mich nur an, bin ein anderer Kerl als du, und aus der Schnabelweid will ich ein Schlaraffenland machen. Und als sie fortgingen, hatte er kaum Zeit, mir behüte Gott zu sagen, sie sagte gar nichts. Beim nächsten Hause stellte man sich wieder, und da sah ich ein Lächeln und Zäpfeln, daß ich wohl wußte, man hudle mich durch. Nun siegte die Schadenfreude und ich mochte die Zeit nicht erwarten, bis Erfahrung diesen Uebermuth gebrochen, bis er mich gut gemacht und die Leute sagen würden: Diese Hoffahrtsnarren wollten wir gerne an den Käfer täuschen, und noch ein Schönes nachgeben. Diese Gefühle wurden noch verstärkt, als ich sticheln hörte: der habe gesagt, das müsse jetzt ganz anders gehen, und sie seien doch glücklich gewesen, daß sie einen solchen bekommen hätten. Wartet nur, dachte ich, ihr werdet es schon erfahren. So stunden der Vorfahr und der Nachfahr zu einander. Der Nachfahr verkleinerte den Leuten mich und meine Arbeit, stellte sich recht hoch, erzeugte große Erwartungen, und sein Dichten und Trachten ging dahin, zu zeigen, daß er ein ganz anderer sei als ich, und daß ich alles verkehrt und unrecht vorgenommen. Er wollte der Liebe werden. Und der Vorfahr sah mit Neid auf den Nachkommenden, der so werth aufgenommen wurde, fühlte tief die darin liegende Demüthigung, hoffte aber mit Schadenfreude, die Herrlichkeit werde von kurzer Dauer, des Nachfahrs Mühe eitel sein, er werde die Schule nicht besser, die Kinder nicht geschickter machen, den Leuten nicht größere

Liebe, größere Achtung einflößen, sondern von allem eher das Gegentheil. So gingen christliche Schulmeister an christlichen Schulen auseinander, so gehen noch viele Vorfahrer und Nachfahrer auseinander, so stehen aber auch viele Arbeiter nebeneinander. Ich frage aber, kann es gut kommen, so lange es so in den Herzen der Menschen steht, so lange es so steht in den Herzen derer, die Unkraut aus den Herzen rotten und guten Samen hineinsäen sollen? Wenn die Arbeiter in einem Weinberge in sich zerrissen sind, Einer die Arbeit des Andern verachtet, zertritt, oder wenigstens unbekümmert um sie wieder jätet und säet, wie es ihm einfällt, wie muß es da mit dem Weinberg aussehen? Wenn jeder nur sich im Auge hat und das Seine, seine Ehre, seinen Gewinn, und nicht die Ehre dessen, von dem er sich gesandt glaubt, wie muß es da um die Arbeit aussehen, um das Näherschreiten dem Ziele von Gott gesetzt, das doch aller Arbeit Zweck ist?

Liebe Brüder! So lange nicht der Vorfahr im Nachfahr den Bruder sieht und mit aufrichtigem Herzen seine Arbeit in dessen Hände niederlegt und froh hoffet, daß derselbe es noch besser machen, die Arbeit noch weiter fördern werde: so lange der Nachfahr nicht mit demüthigem Sinn die Arbeit übernimmt und zur Ehre des scheidenden Bruders fortarbeiten, sein Andenken in Ehren erhalten will: so lange alle Brüder nicht Hand in Hand schlagen und am gleichen Werk mit gleichem Sinn, keiner zu eigener Ehre, sondern alle zur Ehre des Herrn des Weinberges arbeiten wollen: so lange kömmt es nicht gut, und wenn wir auch weise würden wie Salomo und reich wie er, und wenn wir auch alle Stiefelchen hätten, schön glänzend schwarz, und Anglaisen dazu von allen Farben, knapp und fein, und wenn man uns auch Herr Schullehrer sagen und den Hut abziehen würde hinten und vornen. Wahrlich, das alles hilft nichts, und haben wir die Liebe nicht, so sind wir eitel tönend Erz und klingende Schellen.

O! ich kann nichts tiefer hassen als den Neid, mag er

nun aus Eigennutz oder Eitelkeit entspringen. Wüst ist er schon zwischen Schneider und Schneider, zwischen Schuhmacher und Schuhmacher; aber unendlich wüster ist er noch an denen, die nicht bloß an Schuhen und Hosen arbeiten, sondern an Menschen, an Menschenglück und Wohlfahrt.

Eine andere erwartete Prüfung war folgende. Ich fürchtete nämlich, wenn die Gytiwyler mit den Schnabelweidern zusammen kämen, so möchten die Letzteren die Ersteren einweihen in meine Vergangenheit, oder die Kinder möchten gar während dem Aufpacken ihr so oft eingeübtes Schauspiel wieder aufführen. Ich hatte daher alle mögliche Sorgfalt getroffen, ihr Zusammenkommen zu verhindern; hatte Futter zusammengebracht für Mann und Roß, und alles bestmöglichst vorbereitet, damit ich mit meinen Fuhrleuten wegkäme, so schnell als möglich. Das gelang mir auch. Und meine Schnabelweider, das muß ich ihnen nachreden, zeigten sich in diesem Augenblick recht brav, besser als ich sie mir gedacht hatte. Sie stichelten nicht nur nicht, sondern gaben mir noch manches gute Wort auf den Weg. Wenn Einer diese Leute zu nehmen und nicht durch sie sich verleiten zu lassen gewußt hätte! Als ich dem alten Mann, der mich zuerst gewarnt, noch die Hand gab, sagte er mir: Peter, hättest du Glauben gehabt an die, welche es gut mit dir meinten, so hättest du dir viel Leid erspart; es ist mir leid für dich und uns, denn in der letzten Zeit hast du gezeigt, daß du ein braver Kerli sein könntest. Fahr so fort, so kömmt noch alles gut.

So geht es Manchem mit dem Glauben, er kömmt ihm erst nach der Erfahrung, und Viele machen gar keine Erfahrung, d. h. aus dem Erlebten lernen sie nie etwas, und darum kömmt ihnen auch der Glaube nie. Ich hoffte recht früh in meine neue Heimath zu kommen und wohlfeil, aber ich hatte die Rechnung ohne Wirth gemacht. Ein Knecht und ein Bauernsohn, welche mich abholten, blieben den ganzen Tag durstig, trotz Trinken und Einkehrens, und statt rasch

und wohlfeil, kriegte ich eine lange Reise und eine theuere. Spät genug kamen wir an, und bei Laternenschein mußte abgeladen werden. Große Mühe gab es, die Orgel in der Schulstube aufzustellen und sie zur Hausthüre hineinzubringen. Die Schulstube war kaum sieben Fuß hoch, und man wußte anfangs nicht, müsse man die Orgel abnehmen oder die Diele aufbrechen. Am Ende gab es sich. Nachdem man das Uebrige unter und über einander versorget hatte, lud der Bauernsohn, der im Weine aufgeweicht war, mich für die erste Nacht zu ihnen ein.

Am folgenden Morgen suchte ich mich einzuhausen, konnte es aber nur mit Mühe. Wie gesagt, das Haus war klein und schlecht. Die Schulstube bot für 150 Kinder, die hinein sollten; kaum drei Quadratfuß für ein Kind, die Hälfte Scheiben waren blind; der Ofen, ein ungeheures Thier, gespalten und mit Griffeln fast durchgewetzt. Als Behausung hatte ich nur eine Stube, und die war noch klein genug. Da kein Webkeller war, so mußte ich meinen Webstuhl darin aufschlagen, welcher neben dem Bett den Raum so ausfüllte, daß ich kaum wußte, wo mein übriges Mobiliar, welches in einem Schrank, einem Kasten, einem Tisch und drei hölzernen Stühlen bestund, aufstellen sollte. Der Stubenboden hatte Löcher, in welchen man einen Fuß versenken konnte, und in der mit Lehm gepflasterten Küche waren sie so zahlreich und tief, daß man da ordentliche Cisternen hätte anlegen können. Es wollte mir dieses alles schier übers Herz kommen. Ich hatte es früher nicht recht bemerkt, denn so ein lediger Mensch hat nur halben Verstand, und merkt solche Dinge erst, wenn man ihn mit der Nase drauf stößt. Doch der Gedanke: lieber hier als dort! ließ darein mich schicken.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Wie ich abermals einen Pfarrer besuche.

Diesmal erinnerte ich mich daran, was mir mein früherer Pfarrer gesagt hatte, daß eine Schule keine Bettlerkutte sei, an der es gleichgültig, wo Einer zu plätzen anfange, hinten oder vornen. Der vorige Schulmeister war gestorben, und wenn er auch da gewesen wäre, so hätte er doch kaum mich so unbefangen ins Klare setzen können über die Schule und die übrigen Verhältnisse, wie ein unpartheiischer Drittmann. Ich wußte daher auch nichts Besseres, als zum Pfarrer zu gehen, der mir am Examen ein freundlicher Mann geschienen hatte, welcher sich der Schulen annahm.

An einem Abend machte ich mich auf zu ihm. Es war ungefähr eine halbe Stunde weit. Auf dem Moore erhob sich weißlich der Nebel, in den Bäumen spielte ein leiser Wind und löste die sterbenden Blätter; sie flatterten trübselig nieder von ihrem lustigen Baume in ihr düsteres Grab.

Auf einzelnen Birnbäumen spielte lustig das Eichhörnchen, und dachte kaum an die kümmerlichen kommenden Tage, wo es erbärmlich frieren und mühselig an harzigen Tannzapfen nagen müsse. Darum freute es sich während der Tage der Freude; war es doch genug, wenn es trauerte während der traurigen Tage. Es kannte den Kummer nicht, die Plage des Menschen, der so viel wissen will als Gott, der Gott nicht traut. Und aus dem Holze trat der Ammann mit noch Einem, die Axt im Arm; sie hatten Holz verzeigt. Als der Ammann hörte, daß ich zum Pfarrer wolle, sagte er: Du kannst gehen, wenn du willst, aber wenn du ein Ohrenbläser des Prädikanten wirst, wie der Vorige war, so sieh zu, wie es dir geht, du wirst es erfahren. Wir geben den Lohn.

Natürlich entschuldigte ich mich, und sagte wie Wilhelm Tell dem Geßler, das sei Schulmeisterbrauch, er solle es nicht zürnen. Geh nur, sagte er, aber sieh, was d'machst.

In freundlichen Bäumen lag das freundliche Pfarrhaus, und freundlich grüßte mich der Pfarrer über die Gartenwand, wo er eben graue Ankenbiren abnahm, alle Säcke voll hatte und auf seinen Knaben wartete, der mit einem vollen Körbchen hineingegangen war und mit dem leeren nicht wiederkommen wollte, so daß der Papa einmal über das andere sagte: Wo bleibt doch mein Bub? Aber der Papa konnte lange warten; denn als man den Schaden umsah, saß der Bübel auf einem Zwetschenbaum und hatte den Herrn Papa rein vergessen.

Nachdem der Pfarrer seine Säcke geleert hatte, führte er mich in seine Stube. Er war ein Mann in seinen besten Jahren, noch nicht vierzig, mit sprechenden Zügen, lebhaft in allen seinen Bewegungen, und immer ungeduldig, bis er zum Worte kam; und wenn er es einmal ergriffen hatte, so konnte ein Anderer zusehen, wie er auch zu einem kommen wolle. Er konnte also viel besser reden als anhören. Das ist ein Fehler, den gar viele Leute haben, aber es ist ein einflußreicher Fehler. Er macht, daß man nichts vernimmt, was die Andern wollen und denken, die Andern aber kundig werden all unserer Vorhaben und Gedanken gewöhnlich zur Unzeit.

Der Pfarrer sagte: Es sei brav von mir, daß ich zu ihm komme, und nicht meine, keinen Rath nöthig zu haben. Schulmeister, sagte er, ich pflege einen jeden Schulmeister, der neu in die Gemeinde kommt, mit den Leuten und ihrem Charakter bekannt zu machen, so gut ich kann; das erspart viel Zeit und viel Verdruß. Freilich hat mir das schon manchen Verdruß zugezogen.

Es giebt zwei Schlüssel zum Menschenherzen, die es vor allen andern aufthun, Liebe und Zorn. Wenn einem Schulmeister Liebe erwiesen wird und Ehre, man ihm aufstellt, ihn

rühmt, daß ihm der Kopf schwindelt, daß er lauter gute Leute um sich sieht, — wer will es ihm übel nehmen, wenn ihm das Herz voll wird und aufspringt und er sagt: Ich hätte nicht geglaubt, daß es solche Leute hier gebe; der Pfarrer hat mir etwas ganz anderes gesagt, ich kann nicht sagen, wie es mir Kummer gemacht hat ꝛc. Und wenn man einen Andern böse macht und verfolgt, so bricht der Zorn ihm den Mund auch auf und schreit: Ich habe es schon lange gewußt, daß es so kommen werde, der Pfarrer hat es mir von Anfang an gesagt, wie es mir gehen werde, und was ihr für Leute seid, man kennt euch weit und breit. — Von diesen Herzensergießungen hat dann natürlich der Pfarrer den Verdruß. Und doch thue ich es immer wieder und hoffe, Schulmeister, ihr werdet von meiner Rede keinen Mißbrauch machen.

Nachdem die üblichen Versicherungen gegeben worden, machte er mir folgende Mittheilungen.

Mit den Gytiwylern weiß ich gar nichts mehr anzufangen. Als ich sie zuerst sah, freute ich mich der Hoffnung, da den rechten Boden für alle möglichen Verbesserungen zu finden. Der Boden vortrefflich, die Eigenthümer reich, wenig Lasten, und dazu sahen sie so stattlich und verständig aus, daß ich lauter Kleinjoggs in ihnen erblickte. Ich kam mit einem Kopf voll Verbesserungsplänen, und dachte, am klügsten sei es, mit dem anzufangen, was dem Landmann am nächsten liegt. Ich machte mich traulich an meine Gytiwyler, beklagte sie wegen ihrer zerstreuten Aecker, wegen ihres Moors, sprach ihnen von Mergel, Teichen, neuen Pflügen ꝛc. Ich bot ihnen meine Dienste an zu Vermessungen ihrer Aecker, damit sie zusammen tauschen, jeder sein sämmtlich Land in ein Stück bringen könne. Das würde so kommode Höfe geben, darauf könnten sie dann ihre Häuser bauen, auf alle Fälle viel leichter arbeiten. Sie hörten mir mit weiten Augen zu, ich meinte gar andächtiglich, aber sagten nichts. Als sie immer nicht anfangen wollten, und ich immer ungeduldiger in sie drang,

sagte mir endlich Einer: Hört, Herr Pfarrer, mit dem laßt uns ruhig, daraus giebt es nichts. Die Leute, welche solches in die Bücher schreiben, sind nicht halb so gescheut als man glaubt, verstehen hell nichts von dem, was sie schreiben.

Es seien die Felder verschieden, wollte er mir erklären, das eine trüge dies lieber, ein anderes etwas anderes; auf dem einen sei Wasser, auf dem andern keins. Was für Kosten das Tauschen bringen würde und vollends das Bauen. Und wenn man nicht bauen wolle, wer wollte dann alle seine nähern Stücke Land weggeben und an den Enden eines Feldes all sein Land zusammenbringen. Da würde man ja weit mehr Zeit verlaufen, als jetzt. Das müßt ihm ein lustig Grasen und Bohneng'winnen und Kohlbegießen geben. Und wenn Einer auch bauen wollte, was sollte er machen, wenn er kein Wasser habe, kein Kleeland, keine Bäume? Aber das ärgerte mich, daß sie nicht glauben wollten, was doch so deutlich geschrieben stand; daß sie nicht versuchen wollten, was doch so leicht schien. Ich fing nun selbst an zu bauen, ließ fahren, düngen, Teiche graben, Mergel suchen ꝛc., und demonstrirte den Menschen des langen und breiten vor, wie großen Gewinn das gebe. Sie sahen mir zu, rührten sich nicht, lächelten auf den Stockzähnen, und am Ende mußte ich das Bauern aufgeben, wenn ich nicht einen Lump abgeben wollte. Ein einziges guckten sie mir ab, sie ließen nach und nach größere Jauchebehälter machen und leerten sie immer fleißiger.

Ich dachte, man müsse die Leute aufklären, um sie weiser und besser zu machen, und alle ihre Zustände vernünftiger einzurichten. Ich brachte viel Gemeinnütziges in meinen Predigten an, ich bot allerlei Bücher aus, aber damit kam ich ungelegen. Die Einen nahmen sie ab, aber gaben sie ungelesen zurück, und Andere sagten: Herr Pfarrer, wir haben nicht Zeit zu lesen, Tags müssen wir arbeiten, Nachts schlafen, und am Sonntag thut's uns die Bibel.

Da war auch nicht der fernste Trieb zu erwecken, daß

Einer mehr zu wiſſen begehrte, als er wußte, oder als der Andere. Sie hielten darauf, wer am meiſten Land, am meiſten Vieh, am meiſten Garben, den ſchönſten Zug und den größten Miſthaufen hätte; aber für alles Andere hatten ſie keinen Sinn. In die Predigt kommen ſie fleißig am Sonntag und ſitzen ſtattlich da; allein ich habe noch nie gemerkt, daß eine Predigt ſie angerührt hätte, außer wenn ſie glauben, ich ſtichele auf ſie. Wie ſie pünktlich den Zehnten zahlen, ſo machen ſie dem lieben Gott des Sonntags auch fleißig ihre Viſite, damit er den Regen nicht ſpare und die Sonne nicht, jedes zu ſeiner Zeit.

Da ich mit den Alten nichts mehr anzufangen wußte, ſo beſchloß ich, mich mit aller Zeit und Kraft auf die Bildung der Jugend zu werfen, um von da aus zu helfen. Zum Glück war der verſtorbene Schulmeiſter gerade gekommen, ein feuriger, thätiger Mann, lernbegierig und ohne Blatt vor dem Munde. Der ging in meine Pläne nicht nur ein, ſondern ihnen voran. Zum Unglück fanden wir aber zu ihrer Ausführung manches nöthig. Das Schulhaus war ſo elend und klein, daß es durchaus neu gebaut werden ſollte. Uns fehlten Leſebücher, Wandtafeln, und an den Kindern war's auch, noch dieſes oder jenes Lehrmittel anzuſchaffen. Auch fand ich den Lohn des Lehrers zu gering bei der großen Arbeit, die er hatte, die ſich immer noch vermehrte. Für dieſes alles mußte man die Gemeinde anſprechen, aber ich hatte keinen Zweifel daran, daß es nicht gehe. War doch die Gemeinde reich, hatte lange keine Extra-Auslagen gehabt, war alles ſo nöthig und geſchah alles für ihre Kinder, daß ja kein vernünftiger Menſch etwas dawider haben konnte. Aber potz tauſend, wie ſtachen wir da in ein Wespenneſt. Im Anfang lachten uns die Leute aus und glaubten, es ſei nicht Ernſt; als wir aber nicht nachließen, da ſchlug das Feuer auf. Da mußte man Reden hören, die ich nicht wieder ſagen mag, und jeder Kreuzer wurde abgeſchlagen. Sie hätten zu

essen und zu arbeiten, hieß es, ihre Kinder sollten keine Herren werden. Was trüge das den Kindern ab, wenn die Alten verlumpen, um die Kinder etwas lernen zu lassen? Das sagten die gleichen Leute, die im Stande waren, sechzig bis hundert Thaler an eine einzige Kleidung einer Tochter zu wenden, wenn es galt, sich zu zeigen. Man habe noch nie gesehen, daß Einer besonders gut gehaushaltet habe und deswegen mehr vorgestellt, wenn er schon geschickt geworden sei; man solle nur die Schulmeister ansehen, was das für Hungerleider seien.

Sie werden auch gerne Etwas, stellen gerne Großes vor, halten es für eine Ehre im Chor zu sitzen und Vorgesetzter zu sein; aber zu dieser Ehre kömmt man nicht durch Geschicklichkeit, sondern durch den Reichthum. Wer das meiste Land und den größten Misthaufen hat, dem wird die größte Ehre angethan, er mag nun daneben können, was er will, ja er kann Amtsrichter werden, ohne Geschriebenes lesen zu können.

Da sie also alles mögliche werden konnten und reich obendrein, da ihre Söhne reiche Weiber erhielten, ihre Töchter reiche Männer, und nie gefragt wurde: kannst du lesen oder schreiben, sondern wie viel tausend Gulden vermagst, wie viel Land hast, wie viel bist schuldig oder wie viel hast ausgeliehen? wie groß mußte ihnen also die Unvernunft vorkommen, Auslagen von ihnen zu verlangen, die nichts abtrugen?

Bei dieser Gelegenheit wurde über die Gemeindsverwaltung so manches gesprochen, und die Verhältnisse der Mächtigern zu den sogenannten Untergebenen schienen so seltsamer Art zu sein, daß weder der Schulmeister noch ich uns enthalten konnten, Worte darüber fallen, merken zu lassen: wenn man besser verwalten würde, so wüßte man schon Geld zu finden, ohne daß es den Einzelnen beschwerlich fiele.

Nun ging erst das Feuer recht auf. Die Kleinern rührten sich, aber sie brachten nichts ab, als daß der ganze Haß auf den Schulmeister fiel und auf mich. Der Schulmeister

litt am meiſten darunter. Schweigen konnte er nicht, nicht ruhig annehmen, was ihm geſagt und gethan wurde. Der Groll wurde alle Tage neu, verzehrte ſeine beſten Säfte, machte ihn auch reizbar in der Schule, und je reizbarer er wurde, deſto mehr wurde er von den Eltern der Kinder verfolgt, bis endlich eine Auszehrung ſich bildete, die ſeinem Leiden ein Ende machte.

Mich traf freilich die Verfolgung weniger, allein ich mag nun vorbringen was ich will, ſo richte ich nichts aus, ſondern ich erhalte immer die gleiche Antwort: Wir thun's nicht.

So, Schulmeiſter, bin ich fertig mit dieſen trocknen, kalten, unbeweglichen Menſchen, und weiß gar nicht mehr, wo ſie packen. Es thut mir leid, daß es ſo iſt, daß ich euch nicht beſſer unterſtützen kann; aber ſobald ich ein Wort für euch reden würde, ſo wäre die ganze Gemeinde gegen euch. Ich wollte euch das ganze Verhältniß vor Augen legen, damit ihr mich nicht mißdeutet und im guten Eifer die alte Geſchichte wieder aufwärmt. Ich weiß euch keinen beſſern Rath, als in aller Stille eure Pflicht zu thun, euch ſo wenig bemerklich zu machen als möglich, mit eurem geringen Lohn auskommen zu ſuchen und niemand läſtig zu fallen. Kann irgend etwas ſie euch gewinnen, ſo iſt es, wenn ihr ſpart und arbeitet, vor einem guten Haushalter haben ſie hundertmal mehr Reſpekt, als vor einem guten Schulmeiſter. Die Schule iſt wie die meiſten andern Schulen beſchaffen. Auswendiglernen iſt die Hauptſache, doch hat es der vorige Schulmeiſter durchgeſetzt, daß nicht nur die Reichſten rechnen und ſchreiben dürfen, ſondern wer will.

In der Schule wurde eine ſcharfe Zucht gehalten. In der letzten Zeit war ſie nur zu ſcharf, durch den beſtändig gereizten Zuſtand des Lehrers. Wenn ihr nun mehr Liebe der Strenge beimiſcht, und mit Freundlichkeit zu wirken verſucht, ehe ihr die Ruthe braucht, ſo werdet ihr mit den

Kindern schon zurecht kommen. Nur hütet euch ja, den Kindern etwas über die Eltern oder Pflegeeltern zu sagen. Bringen die Kinder auch Schläge heim, so werden die wenigsten sich beklagen, sie sind ihnen nicht ungewohnt. Aber wenn sie ein Wort auflesen können, daß auf die Alten gestochen ist, so werden sie es hinterbringen sammt den Schlägen, weil sie gleich glauben, der Schulmeister habe sie eigentlich der Alten und nicht ihretwillen gezüchtigt. Dann ist das Wetter los.

Seht, Schulmeister, schloß der Pfarrer, daß ich es wahrhaft gut mit euch meine, sonst hätte ich euch das alles nicht gesagt. Meinet ihr es auch gut, so wollen wir zusammenhalten, denn wir arbeiten an Einem Werke. Es freut mich allemal, wenn ein Schulmeister kommt aus Ernst zu der Sache. Aber freilich Manchen fertige ich kurz ab, wenn er bei mir nur allerlei vernehmen will, um es weiter zu sagen; oder mir vorwärts den Hof macht, um dann mit seinen Bauern über mich zu lachen; oder nur allerlei klagen, aber keinen Rath hören will; oder zu mir kömmt, um dann seine eigenen Dummheiten damit entschuldigen zu können: er sei beim Pfarrer gewesen und der wolle es so, er habe es ihm angegeben.

Ich dankte dem Pfarrer, ward auch offen gegen ihn, und wir schieden als gute Freunde. Das mir enthüllte Verhältniß füllte meinen Kopf.

Ich weiß nicht, ob es allen Menschen geht wie mir. Wenn meine Einbildungskraft einmal Funken gefaßt hat, so lodert sie auf und spiegelt nun, ich kann nicht sagen Gedanken, sondern nur Bilder mir vor, über deren Anschauen ich weder sehe noch höre. So zeigte sie jetzt mir die Gotiwyler, ihre Kinder, die Schule, meine Bedrängnisse, aber auch mein festes, stilles Betragen. Und wie die jüdischen Propheten von der Schilderung des moralischen und des darauf folgenden körperlichen Elendes sich am Ende aufschwangen zu den messianischen Zeiten von Glück und Herrlichkeit, so träumte auch ich von gebesserten Menschen, einem neuen Schulhause, Wand-

tafeln in allen Ecken und einem ſtattlichen Schulmeiſter, der neben dem Ammann auf der Bank vor dem Hauſe Tabak rauchte, von dem das Päcklein nicht bloß drei ſondern ſechs Kreuzer koſte. Solche Träume ſind aber einem Wandelnden nicht günſtig, wenn er im Herbſtnebel einen nur einmal gemachten Weg geht. Ein Brücklein, auf deſſen unebenen Brettern ich ſtolperte, brachte mich zur Beſinnung. Ich erinnerte mich, über keine ſolche Brücke gegangen zu ſein. Es dünkte mich, ſchon lange ſei ich unterwegs, und doch ſah ich keine Anzeichen eines Dorfes; die Gegend, ſo weit der Nebel ſie ſehen ließ, war mir unbekannt. Sterne waren keine am Himmel, wie man zu ſagen pflegt, nach der Uebung des Menſchen, das Daſein deſſen, was er nicht ſieht, in Abrede zu ſtellen. Da iſts aber böſe ſich zurechtzufinden, wenn man nicht weiß, wo man iſt und nicht um ſich ſieht.

Ich wußte auf meinem Brücklı gerade ſo viel, wo Gytiwyl lag, als jener Schulmeiſter auf einer Karte von Europa, wo die Schweiz ſei, der daher ſagte: der Canton Bern ſei gerade hinten dran. Es iſt eine bedeutende Verlegenheit für einen Menſchen, wenn er nicht nur zwei Wege vor ſich hat, ſondern vier Weltgegenden, und in jeder Gegend der geſuchte Ort ſein kann und nicht ſein kann.

Da hörte ich auf einmal einen Ton durch die Nacht und erſchrack, daß ich zitterte. Es klang mir wie pfeifen, anhaltend und verſtohlen. Räuber, hatte ich gehört, pfeifen ſich, wenn ſie Reiſende überfallen wollen; in eine ſolche Bande glaubte ich gerathen zu ſein, die nun Anſtalten treffe, mich zu überfallen, in ihre Höhle zu ſchleppen, auszuplündern oder gar zu tödten. Ich ſtund wie Loths Weib, doch nicht unbeweglich, ſondern bebend, und lauſchte der Töne durch den Nebel. Die waren nun eigentlich gar nicht, wie ich mir gedacht hatte, daß Räuber pfeifen, ſo gellend und räuberlich, ſondern gar lieblich und weich ſtahlen ſie ſich bis zu mir hin durch die Nacht. Nach und nach kam ich zur Beſinnung,

dachte mir, ich hätte von Räubern in der Gegend doch gar nichts gehört, und wenn welche wären, so würden sie wenig bei mir finden, als allfällig die Tabakspfeife und die Kleider. Ich hatte auch gehört, daß rechte Räuber so mit armen Teufeln sich nicht abgeben, die ohnehin genug geplagt seien, sondern nur mit reichen und vornehmen Herren. Sie sind also eigentlich die Vorläufer des Teufels, der es auch gerade so machen soll. Und wenn es auch schlechte Räuber wären, so niederträchtig arme Leute zu plagen, so glaubte ich ihnen bis dahin unbemerkt geblieben zu sein, weil sie sonst nicht auf diese Weise pfeifen würden; denn weil ich mich nie mit Vogelfang abgab, so wußte ich nicht, daß man auch Lockvögel habe, und zwar mit und ohne Locken. Ich dachte mir ohne Gefahr näher schleichen, seien es Räuber, weglaufen, seien es aber ehrliche Leute, den rechten Weg erfahren zu können.

Langsam und leise tappte ich vorwärts, und kam zu meinem großen Schrecken in ein Gebüsch, wie Räuber sich wählen sollen zum Aufenthalt. Aber die Töne wurden immer schöner und zarter, und mir schien, das sei wohl eine rechte Flöte, von denen ich viel gehört, aber doch nie eine gehört hatte. Noch vorsichtiger schlich ich vorwärts, kam wieder aus dem schmalen Walde heraus, und hörte nun ganz nahe vor mir die lustige Melodie des Liedes: „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd", sah aber gar nichts, kein Feuer, keine Menschen, nichts, gar nichts. Bald schien das Lied aus dem Boden, bald aus den Lüften zu kommen, oder die Stimme des Nebels zu sein, der wie eine schwarze Heeresmasse über Nacht auf der Erde lagerte, um bei hellem Tagesschein als luftige Wolken über Land und Meer zu reiten. Schon fing es wieder an mir zu gramseln am Rücken, und der geheimnißvolle Schauer wehte mich an, der aus einer andern Welt herüber bläst, als ich auftieß, und erschrocken einen niedlichen Gartenzaun vor mir sah. Wo ein Garten ist, da ist auch

ein Haus. Das entdeckte ich endlich nach langem Hineinstarren in den Nebel dicht vor mir, denn es war nicht ein schwarzer großer Holz- und Strohhaufen, sondern ein weißes Rieghäuschen, das in Nacht und Nebel aussah wie der Geist eines Hauses.

Nun verschwanden Angst und Schrecken, und mir ward wieder wohl zu Muthe. Da ich immer lustige Leute da gehen, wo man sang, so wollte ich mich auch lustig ankündigen und einmal wieder einen Witz machen. Ich stellte mich vor die Fensterladen und stimmte ein. Es schwieg die Flöte und ich auch; sie fing wieder an und ich auch. Sie schwieg wieder, ein Fensterlade wurde aufgestoßen, ein wilder schwarzer Kopf fuhr wild heraus und fragte zornig mit fremdem Anklang in der Stimme: Was für ein Esel da Dummheiten treibe? Packst du dich nicht auf der Stelle fort, so will ich dir deine Flausen vertreiben. Man kann sich vorstellen wie mir ward, als ich ein wirklich Räuberhaupt einen Schuh weit von mir sah und seinen zornigen Ausbruch hörte. Erst als er noch einmal mit seiner gewaltigen, festen Stimme sagte: Packe dich, oder ich komme! fand ich die Sprache und vermochte zu stammeln: Er solle mir verzeihen, ich sei verirrt, fremd in der Gegend und habe nach dem Wege fragen wollen. Ich mußte ihm berichten, wer ich sei, wohin ich wolle, und so ließ er sich endlich, nachdem er manches Wort in fremden Sprachen ausgestoßen hatte, begütigen, schloß den Laden mit dem Versprechen, mir den Weg zeigen zu wollen. Bald trat er zur Thüre hinaus. Ich fing mich von neuem an vor ihm zu fürchten, und dachte, er wolle mich nur von dem Hause wegführen, um mich im Walde zu ermorden. Es war eine hohe Gestalt aber mager, nur Muskeln und Knochen bildeten seinen Leib. Sein Gesicht war dunkel, fast wie sein Haar, sträubte sich ein fürchterlicher Schnauz, die weißen Zähne konnte ich trotz der Finsterniß erkennen. Auf seinem Kopf saß etwas

Wunderliches, ich wußte nicht was, eine kurze Jacke und weite Hosen bedeckten seinen Leib, und in der Hand trug er einen Stock, mit dem man einen Ochsen hätte fällen können. Als er mein Zaudern und Zagen sah, lachte er und sagte: Ja, fürchte dich nur, es hat sich noch mancher ganz andere Kerl vor mir gefürchtet! Aber gäll, Schulmeisterli, ein andermal läßest du dein dummes Singen vor fremden Häusern sein? Ich folgte ihm gar wehmüthig nach und entschuldigte mich eben so demüthig. Ich hätte geglaubt, es seien kurzweilige Leute da drinnen, und da hätte ich geglaubt, es würde sie erst verwundern und dann lächern, wenn sie draußen auf einmal singen hörten, und dann würden sie mir um so eher zurecht helfen. Er schnauzte mich an, daß das dumme Späße seien, aber wir Schulmeister und die Schneider hätten es gleich; wir meinten, wir seien witziger als andere Leute, wir müßten allenthalben den Narren treiben und die Hanswurste machen. Das sei ihm das widerlichste Volk, mit dem er sein Lebtag zu thun gehabt, die Flöhe ausgenommen; Läuse habe er nie gehabt. Ich machte mich ganz klein, gab zu, daß es wohl auch hochmüthige Schulmeister gebe, aber doch seien sicher nicht alle so. Ich sei ein arm Bürschchen, das schon viel erlebt und ausgestanden habe, und ich wüßte wohl, daß ich mich damit zufrieden geben müße, als Schulmeister meine Sache so gut zu machen als ich könne. Da lachte er laut auf und sagte: Das werde aber just nicht viel sagen!

Das wurmte mich doch und ich antwortete: Für einen sehr Gelehrten wolle ich mich nicht ausgeben, aber so gut wie ein Anderer wolle ich meine Sache doch machen. Ja, das glaube er, entgegnete der Schnauzbärtige, dem lieben Gott das Licht, den Bauern das Brod, den Kindern den Verstand werde ich stehlen können, so gut als die Andern auch. Wenn es keine Schulmeister gäbe, so wären weniger hochmüthige Hungerleider, und wenn keine Schulen wären, so würde es weniger verpfuschte Menschen geben. Er könne nicht

begreifen, wie ein Mensch, der einen gesunden Blutstropfen im Leibe habe, Schulmeister werden möge. Aber wer sich auf nichts viel einbilden möchte und zum Arbeiten zu faul sei, der werde Schulmeister. Nicht wahr, Schulmeisterli? Ich wollte mich vertheidigen. Da fing er ein Verhör mit mir an, besser als mancher Untersuchungsrichter kann, scharf und streng, daß ich antworten mußte, und das die Wahrheit, ich mochte wollen oder nicht. Auch überspringen durfte ich nichts; er hielt zu Boden, wie ein guter Ackersmann seinen Pflug. Als ich nun sagen mußte, was mich eigentlich zum Schulmeister gemacht, wie bös ich es daheim gehabt, wie man mich endlich verflucht und im Stiche gelassen, wie ich nicht mehr das Herz habe heimzugehen, und niemand habe auf der Welt, da schwieg er auf einmal stille und schritt so wild fort mit seinen langen Beinen, daß ich ihm kaum nach konnte. Nach einer langen Weile, wo ich nicht wußte was das geben sollte, sagte er: Schulmeister, siehe, dort ist Gytiwyl. Wenn du noch mehr verirrest, so komme wieder, ich will dir wieder zurecht helfen, du bist ein armer Teufel wie ich. Gute Nacht! Und verschwunden war er im Nebel.

Gedruckt bei C. A. Heubes in Cöslin.

Inhalt.

			Seite
Kapitel	1.	Von großer Betrübnuß und Elend	1
—	2.	Von Vater und Mutter	18
—	3.	Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten	27
—	4.	Wie ich um mein Kronprinzenthum komme	42
—	5.	Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde	48
—	6.	Wie ich auch um dieses Prinzenthum komme	65
—	7.	Wie das Vaterhaus mir zum Dienſthauſe gemacht wird	75
—	8.	Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt	87
—	9.	Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir ins Schulmeiſteramt geht	89
—	10.	Der Abſchied	98
—	11.	Wie es mir als Schulmeiſter-Adjutanten erging	104
—	12.	Ich ſuche Brod und finde — endlich	117
—	13.	Wie ich Schulmeiſter lerne auf die alte Mode	132
—	14.	Alleluja! Endlich	150
—	15.	Wie mir die Augen aufgethan werden	156
—	16.	Des Amtes Antritt	164
—	17.	Wie mir der Verſtand gemacht wird	178
—	18.	Wie ich einen Pfarrer beſuche	184
—	19.	Etwas vom Weſen und Treiben der Liebe und wie es ſich bei mir geſtaltet	191

Seite

Kapitel 20. Wie ich also sitzen blieb und zwar in der Klemme . 209
— 21. Wie ich mich in die zweite Klemme bringe . . . 229
— 22. Wie man hungrigen Vögeln Läfchen stellt . . . 246
— 23. Wie ein Schulmeister den Katzenjammer hat . . . 255
— 24. Wie ein Schulmeister einer ganzen Gemeinde Stand hält 259
— 25. Wie ein Pfarrer abputzen kann, und was es nützt . 265
— 26. Wie mich die Bauern und Buben kuriren 275
— 27. Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt 286
— 28. Wie mir wieder Trost kömmt ins ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen 301
— 29. Wie nach dem Trost ich auch zu einer Schule komme 307
— 30. Was ein Brief für Wirkung thut 312
— 31. Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abschied nehme 314
— 32. Wie ich abermals einen Pfarrer besuche 320

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

geſammelte Schriften.

Sechster Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters.

Zweiter Band.

Erſtes Kapitel.

Der erſte Winter im neuen Amte.

Diesmal klopfte mir das Herz, als meine Schule begann. Ich wußte nun, daß es Einem fehlen könne in einer Schule, auch wenn man ſich noch ſo geſchickt glaubt; daß alſo das Gelingen in einer Schule nicht von der Geſchicklichkeit des Lehrers allein, ſondern von ſeinem Betragen, von der Art und Weiſe, wie er ſich in und außer der Schule giebt, abhänge.

Daß meine Gelehrſamkeit nicht weit her ſei und mein Unterricht ſelbſt eine Stümperei, das ſah ich noch nicht ein. Ich begriff noch immer nicht, wie man von einem Schulmeiſter verlangen könne, daß alle Kinder ſollten rechnen und ſchreiben lernen, und noch viel weniger fiel mir ein, daß die Kinder lernen ſollten, Selbſtgedachtes auszudrücken, daß ſonſt das Schreiben ihnen nichts nütze. Ich begriff noch gar nicht, wie man eine Schule in Klaſſen abtheilen und ſo gar vieles möglich machen könne, was bei der alten Unordnung unmöglich ſchien. Als man anfing, eine ganze Klaſſe zuſammen im Takt leſen zu laſſen, zu furchtbarem Ohrenzwang für Alle, welche nicht kalbslederne Trommelfelle hatten, da glaubte man, eine Entdeckung gemacht zu haben, über welche aus man nicht mehr könne, auf die das tauſendjährige Reich bald folgen müſſe. Hatte ein Kind der Bevorrechteten aufgeſagt, ſo ſagte

man ihm: Du kannst jetzt schreiben; und zu dem andern: Lernt, d. h. buchstabirt oder leset oder lernt auswendig. Von einer eigentlichen Stundenabtheilung war keine Rede, darum wurde und wird sie noch an vielen Orten für unmöglich gehalten.

Wenn man besonders gut im Strumpf war, so wurde construirt und zweimal in der Woche katechisirt aus dem Fragenbuch. Das waren die stabilsten Stunden. Die Hauptsache für den Lehrer war, daß er Fleiß habe, d. h. daß er unermüdlich von einem Kinde zum andern renne und alle so oft als möglich Aufsagen lasse.

Diese Aufgabe zu erfüllen bangte mir nicht, und über die Forderung, daß Alle schreiben und rechnen lernen, dachte ich, ihre Unhaltbarkeit werde von selbst sich herausstellen. Aber die traurigen Erfahrungen hatten in meine Selbstgenügsamkeit doch das Loch gemacht, daß mir bange ward, hundert und fünfzig Kinder zu meistern, mich bei ihnen in Respekt zu setzen und in Respekt zu erhalten, und in der Schule die nothwendige Ordnung festzustellen.

Ich hatte es erfahren, daß es in einer Schule zugeht wie in einer Ehe. Beide haben ihre Flitterwochen oder Honigmonde, während derselben lauscht der schlauere Theil dem andern seine schwachen Seiten ab und setzt sich in die Stellung, in der er bleiben will. Dünkt es nun dem ehrlichen überlisteten Theil, es sei genug geflitterwöchelt, es sei nun einmal Zeit zu sagen, was auch er eigentlich wolle und wie es künftig gehen solle: so vernimmt er zu seinem großen Erstaunen, daß es just so gehen solle, wie es just gehe; versucht er es dennoch, sich auf einen andern Fuß zu setzen: ja dann zerrinnen die Himmel, Regengüsse strömen, dumpfer Donner grollt, späte Reife fallen nieder, drückende Schwüle wechselt mit frostigem Winde, es schmollt die Sonne, sendet nicht Licht, spendet die rechte Wärme nicht, und trübe wird es am Ehehimmel. O, wer kennt das Schmollen, das Grollen, das Sticheln, das Aufbegehren, das Verwundertthun nicht, wer kennt die

Schlußworte nicht: wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das gedacht hätte! Wer weiß nicht, daß dann hier selten wahre Einigkeit stattfindet, sondern entweder eine stumme Unterwerfung von der einen, unbedingte Oberherrschaft von der andern Seite, oder aber ein dreißig- bis vierzigjähriger Krieg, je nachdem die Theile ein zähes Leder haben? Je mehr nun ein Mensch in seliger Ueberschwänglichkeit meint, das verstehe sich von selbst, daß es gehe, wie er wolle, desto eher kömmt er unter den Pantoffel oder sieht sich zu einem ewigen Keiffen, das nichts abträgt, verdammt. Nun herrscht bei den Schulmeistern gar zu gerne diese Ueberschwänglichkeit, und arglos plumpsen sie in ihr Amt hinein. Bei den Kindern aber herrscht Schlauheit, sie fühlen sich die Schwächern, darum lauschen sie auf die schwachen Seiten des Stärkern.

Zu diesem Auffassen der schwachen Seiten treibt die Kinder der Instinkt; selten wird ein Kind ein Jahr alt, ohne der Eltern schwache Seiten zu kennen und benutzen zu können. Mit dem gleichen Instinkt fassen sie jede neue Erscheinung auf, die in ihr Kinderleben tritt, und fassen ihre Eigenthümlichkeit meist weit schärfer auf, als ältere Leute, denen das eigene Ich, vorgefaßte Meinungen, gehegte Absichten und hundert Gegenstände die Augen blenden. Nun tritt nicht bald etwas Wichtigeres in der Kinder Leben hinein, als ein Lehrer, bei dem sie einen bedeutenden Theil ihrer Zeit zubringen sollen, der als Oberer Wohl und Wehe zufügen kann. Wie sie nun dem Lehrer seine Macht nehmen, ihn entwaffnen, lähmen, täuschen, ihm trotzen können, das ist der Kinder Augenmerk. Sie beobachten die ersten Tage gar manierlich, allmählig strecken sie ihre Fühlhörner aus, immer weiter und weiter; stoßen sie an, so versuchen sie es auf andere Weise, bis sie wissen, woran sie sind, und das alles sehr selten mit Bewußtsein, sondern instinktmäßig. Wehe nun dem Lehrer, wenn er bewußtlos ist, wenn er, wie Obere es so gerne pflegen, vor lauter Oberherrlichkeit nichts anders sieht als eben diese,

wenn er dieſes Tasten der Kinder nicht fühlt und ihm nicht zu begegnen weiß mit Liebe und Ernſt; denn weiß er das nicht, ſo wird er auch bei den trefflichſten Lehrtalenten nimmer gewinnen der Kinder Liebe und Achtung. Eine vernünftige Schulzucht gelingt nimmer, die Schule wird entweder zuchtlos oder ein Zuchthaus. Nun fühlte ich dunkel etwas von dieſem; fühlte das Gewicht des Anfanges, des erſten Eindruckes; ich wußte, daß ich in meiner früheren Schule durch zu große Milde zum Spott geworden war, und ward zuerſt verſucht, in's Gegentheil zu fallen. Nun kann es nichts Unglücklicheres geben, als wenn ein an ſich ſanftmüthiger und faſt ſchwacher Menſch den Bramarbas und Eiſenfreſſer ſpielen will. Alle Augenblicke fällt er aus ſeiner Rolle, männiglich ſieht des Eſels Ohr hervorgucken aus der Löwenhaut. Er hat verloren Spiel; denn trotz der Löwenhaut macht er Eſelsſtreiche, und als Eſel wird er behandelt von Jung und Alt. Auch das fühlte ich.

So erwachte ich am erſten Schulmorgen mit ordentlichem Herzklopfen, und es nahm nicht ab, als ich die erſten Schulkinder kommen ſah und hinüber zu ihnen mußte. Es waren ihrer nicht viele, und ſo ging es recht gut. Ich war ernſt aber weich geſtimmt, fühlte mich nicht veranlaßt durch meine Stimmung, mit den Kindern Scherz zu treiben, oder ſie lachen machen zu wollen, und das kam mir wohl. Einen Berg hinunterfahren, ohne zu ſpannen in hellem Trabe kann nur ein guter Kutſcher und wird es ſelten noch thun, ein ungeſchickter bricht Hals und Beine. So kann nur ein ſehr gewandter, ſattelfeſter Lehrer Spaß in der Schule treiben und dazu noch ſelten; und doch verſuchen das Tölpel am meiſten und führen dabei etwas, das Witz ſein ſoll, ins Feld, das aber dem Witz gerade gleicht, wie eine Kuh dem König Salomo. Ich polterte aber auch nicht, glaubte nicht, daß erſt alle Kinder ins Bockshorn müßten, bevor ich recht anfangen könne.

Ernst und weich begann ich meine Schule, und es ging recht gut. Die Kinder betrachteten mich scharf, aber bei dem Betrachten blieb es. Als ich Mittags bei meinen Erdäpfeln und einem Restchen Milch saß, hätte ich gerne ein Mäuschen und bei allen Tischen im Dorfe sein mögen, um zu hören, was die Kinder zu erzählen wüßten und wie ich ihnen gefallen hätte. Ach, und am Abend wäre ich gar zu gerne zu jemanden hingegangen, um zu vernehmen, was gesagt worden, um mich rühmen zu hören, oder doch wenigstens Anerkennung zu finden. Aber mit dem Denken, was die Leute sagen möchten, mußte ich mich begnügen. Niemand hatte mich kommen heißen.

Meine Schulkinder waren die einzigen Menschen, mit denen ich umging und mit denen ich reden konnte. Die Schulstunden wurden mir daher eigentliche Erholungsstunden, auf die ich mich freute, jedes Schulkind war mir eine liebe Erscheinung, die mich aufheiterte. Weil ich Freude an den Kindern hatte, so empfanden sie auch welche an mir; weil mir die Schulstunden wie Augenblicke entschwanden, so wurden sie ihnen auch kürzer und sie kamen gern in die Schule. Ich merkte schon nach einigen Tagen, daß die, welche anfangs gekommen waren, selten fehlten; und fehlten sie, so klagten sie mir das nächste Mal, der Vater oder die Mutter hätten sie nicht gehen lassen. Aber trotzdem tasteten doch die Schüler nach meinen schwachen Seiten und suchten ihren Willen von meinem Willen frei zu machen, mein Wort unbeachtet zu lassen. Ich merkte es, und das ist schon viel; ich ließ es nicht unbemerkt hingehen, und das ist noch mehr. Eine Bemerkung fruchtete anfänglich, aber bald schon nicht mehr; es mußte ein Verweis folgen, dem Verweis eine Strafrede, eine Appellation an die Kinderliebe ꝛc. Hier blieb ich eine Zeitlang, und vielleicht zu lange, stehen und predigte zu lange.

Es ist nichts thörichter, als wenn ein Lehrer allzu oft und allzu lang ins Predigen fällt, er richtet nichts aus, als

daß er sich selbst unglücklich und bitter, den Kindern Langeweile macht. Daß den Kindern das Predigen Langeweile macht, weiß jeder, der der Kinder Flüchtigkeit kennt. Ein Kommandowort, ein kurzer ernster Zuspruch dringen durch, während eine Predigt abläuft wie Regen vom Dach. Das Predigen bringt aber den Lehrer in ein ordentlich Elend hinein. Das Predigen bringt ihm ein Vergrößerungsglas vor Augen, darin sieht er seine Treue, der Kinder Flüchtigkeit; seinen Willen, der Kinder Ungehorsam; seine Liebe, der Kinder Undank. Das Alles kommt ihm, je länger er predigt, desto greller, furchtbarer vor, und je nach seiner Eigenthümlichkeit wird er immer zorniger oder immer gerührter, auf alle Fälle immer elender, und sagt den Kindern Dinge, vor denen er bei nüchternem Zustande erschrecken, ehrliche andere Leute blinzen müßten. Er entwürdigt sich vielleicht gar so weit, daß er Eltern, Verhältnisse ꝛc. in seine Predigt bringt, oder gar sagt: sie verachteten ihn nur deswegen, weil er so arm sei, wenn er reicher wäre, so würden sie schon mehr Respekt vor ihm haben. Pfui! wenn ein Lehrer so was Kindern vorwirft, es mag auch noch so viel Wahres daran sein.

Da kam ein Tag, an welchem wegen besonderer Verumständungen nicht gedroschen wurde. Da redeten einige der größeren Burschе mit einander ab, zur Schule zu kommen und zu sehen, wie der Schulmeister Einer sei, und zu versuchen, wie weit sie es wohl treiben könnten mit ihm. Wenn nun ein halb Dutzend Burschе, von denen jeder seinen Malter Korn trägt, in eine Schule zusammen einrücken, so tasten die nicht lange, sondern fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Protzig traten sie ein, protzig setzten sie sich, wo sie wollten; thaten, als ob sie der Schulmeister gar nichts angehe. Ich war ganz verdutzt von dem Betragen dieser Burschе. Ich hustete, ich machte: bscht, ich sagte: Still! sie merkten von dem allem nichts. Sie rissen sich Bücher aus den Händen, drehten sich um, redeten nach allen Seiten. Ich begann Vor-

würfe zu machen, sie achteten sie nicht; ich fing an zu predigen von bösen Buben, welche die Schule störten; wie viel sie mir zu leid thäten damit ꝛc. Sie lachten dazu. Das nun machte mich böse, ich drohte; und die Bursche lachten nur lauter und flüsterten sich in die Ohren. Da wurde ich böse, griff nach dem Lineal, wollte einem auf die Hand geben, und da er sich dagegen sträubte, gab ich ihm auf den Rücken, und walkte noch zwei oder drei tüchtig durch, die mir das Lineal nehmen wollten, so tüchtig, daß mir der Arm ordentlich weh that. Aber Ruhe war nun geschaffen und kein Mensch machte mir darüber Vorwürfe. Hätten die Buben die Oberhand gewonnen, so würde man tüchtig gelacht und die Alten schmunzelnd gerühmt haben: wie ihre Bursche dem Schulmeister gezeigt, wer Meister sei. Nun, da ich den Handel gewonnen und die Bursche mit blauem Rücken heimgekehrt waren, fand man mich vollkommen im Recht und wunderte sich nur, daß ich ein so Entschlossener sei; man hätte mir das gar nicht angesehen.

Freilich wird auch mancher Pädagoge neuester Zeit schreien: Bewahre Gott, welche Rohheit, welch schlechter Lehrer, der noch zu Schlägen seine Zuflucht nimmt! Ja, du gutes Männlein, schreie nur, ich weiß wohl, was Mode ist, aber die Mode wechselt eben, weil keine Mode das absolut Rechte oder Wahre umfaßt. Ich habe auch nicht alles auf dem Prügeln; aber auf einen harten Klotz gehört ein scharfer Keil; was man nicht bürsten kann, muß man ausklopfen. Ich möchte da kein System aufstellen, z. B. daß man anständig erzogene Kinder nicht schlagen solle, oder daß bei roh erzogenen Kindern Schläge nothwendig seien. Man findet unter den vornehmsten Kindern welche, denen die Ruthe oder eine Ohrfeige mit Verstand sehr heilsam wäre. Dagegen findet man Kinder, welche roh erzogen sind und durch und durch erhärtet scheinen; aber sie sind nur gegen Schläge gehärtet, und das erste Wort der Liebe geht in die Seele hinein, und mit solchen unge-

wohnten Worten richtet man fürder alles aus. So sind Schläge äußere Heilmittel für Krankheiten der Seele, die sichtbar werden, sind chirurgische Operationen; im rechten Augenblicke angewendet, wirken sie manchmal ohne alle innere Hülfe, ja da, wo alle innere Hülfe nichts gefruchtet hätte — so bei Kindern und Erwachsenen. So sagte einmal eine Mutter ihr Kind in vollem Zorn um's Haus, in voller Angst schrie das Kind erbärmlich: ach, Großmutter, hilf! ach, Großmutter, hilf! Auf der Straße ereilte die Mutter das Kind, warf es zu Boden, kniete auf dasselbe und schlug es auf unmütterliche Weise, in ihrem Zorn nichts hörend, nichts sehend, was um sie vorging. Das sah ein handfester Bauer auf seinem Wägelein, wohlgemuth vom Berner Markt kommend. Das Feuer kam ihm ins Dach, hinter der Frau hielt er sein Pferd, stieg ab und steckte der Frau so eine recht tüchtige Ohrfeige, daß sie über ihr Kind wegfiel. Er aber stieg, ohne ein Wort zu sagen, gelassen auf sein Wägelein und fuhr davon. Als er zurück blickte, sah er die Frau mit offenem Munde mitten in der Straße stehen, wie ein Oelgötze und ihm nachsehen. Aber seither hat man bei jenem Hause niemals mehr ein solches Geschrei des Kindes gehört.

Aber schnell und rasch muß die Anwendung solcher Mittel sein, lange Vorbereitungen dazu im Angesicht des Patienten, oder gar damit verbundene Ceremonien oder förmliche Feierlichkeiten, Spectakelstücke zeugen eben von dem Unsinn, der so lange in den Schulen herrschte. Darum aber auch läßt sich kein System darüber abfassen. Da kann der Lehrer nicht in sein Heft schreiben: Hier pflege ich Schläge anzubringen, wie ehedem die Göttinger Professoren an die Ränder ihrer Hefte sollen geschrieben haben: Hier pflege ich einen Witz zu reißen.

Eine Schule, wo das Prügeln systematisch würde, mahnte mich an jenes Waisenhaus, wo sechzig Buben, große und

kleine, gesunde und kranke, wenn ich nicht irre, alle Jahre zweimal sämmtlich laxiren mußten, ich weiß nicht, ob zwei oder drei Tage lang alle miteinander. So wurde aber ehedem in den Schulen geprügelt, auf dem Lande und in den Städten. Wenn man erzählen hört, wie Buben Schläge erhielten Vormittag und Nachmittag, mit Ruthen, Stöcken, Fäusten, wie sie bluteten und ächzten; so begreift man wohl, wie ein Abscheu gegen das Prügeln bei denen einreißen mußte, die so geprügelt wurden, begreift, daß so geprügelte Väter keinem Lehrer zutrauen, mit Verstand prügeln zu können, weil kein Lehrer solchen an ihnen zeigte, und daß man daher allen Lehrer das Prügeln radikal abstellen oder verordnen wollte, daß sie in jedem gegebenen Fall die Erlaubniß ihrer Obern dazu einholen sollten, was das Thörigste von allem ist. Aber mit dem Bade soll man das Kind nicht ausschütten. Soll man in jedem Waisenhause nun gar keinen Knaben mehr laxiren, weil früher sechzig auf einmal mußten?

Freilich ist das die beste Schule und zeuget von der besten Gesundheit der Kinder, in welcher solche Strafen am seltensten vorkommen, wo der Lehrer die Herzen zu heilen, den Ausbrüchen der Krankheit zuvorzukommen weiß. Denn allerdings muß so mancher nur deswegen prügeln, weil er nicht sieht, was im Anzuge ist, oder weil sein Ansehen bei den Kindern oder ihre Liebe zu ihm nicht so groß sind, daß sie zu natürlichen fort und fort wirkenden Heilmitteln werden. Bringt ein Lehrer es noch so weit, daß er in Anwendung solcher Strafen wirklich gerecht sein kann, ohne den Kindern ungerecht zu erscheinen, so will ich den Hut vor ihm abziehen. Ich meine nämlich, wenn er es dahin bringt, daß er auf die gleichen Fälle nicht immer die gleichen Strafen müsse folgen lassen, und doch die Kinder überzeugt bleiben, daß er vollkommen gerecht und gleichmäßig gestraft habe. Jede Strafe ist nämlich von Seite des Lehrers nie eine Züchtigung, sondern ein Heilmittel. Kann ein Arzt nun mit einem Löffel

voll Trank heilen, soll er dann einen ganzen Hafen voll einschütten oder gar Arme und Beine abnehmen? Das würde man doch unvernünftig finden. Darum studirt der Arzt die Natur seines Kranken, nach dieser richtet er seine Heilmittel ein, und je besser er die Natur kennt, desto kräftiger werden seine Mittel anschlagen. Nun sollte von Rechtswegen der Lehrer auch nie strenger strafen, als es gerade zur Heilung nöthig ist. Nun wissen wir, daß die einen Naturen härter und zäher sind, als die andern, also der Krankheitsstoff viel fester bei ihnen sitzt und viel gewaltsamere Mittel zur Austreibung erfordert, als andere. Bringt es nun ein Lehrer dahin, daß die Kinder dieses begreifen, und es dulden ohne Aerger, daß der Lehrer bei gleichen Vergehen auf andere Weise und härter oder gelinder straft, je nach der Natur des Fehlenden, so habe ich Respekt vor ihm. Freilich muß der Lehrer, um dieses zu können, vier Dinge verstehen. Er muß dieses selbst begreifen, muß Menschen begreifen, ihre verschiedenen Naturen auffassen und nachdenken können über ihre zweckmäßigste Behandlungsweise. Aber so lange Lehrer nicht einmal über einen Unterrichtsplan nachdenken wollen, kann man ihnen nicht zutrauen, daß sie über die Naturen der Kinder nachdenken mögen.

Er muß zweitens jede Brille ab seiner Nase thun können, und namentlich die Brillen, wodurch er Kuchen, Brod, Schweinerippen oder gar Schinken sieht statt Kinder, und auch die, durch welche ihm die eigenen Kinder ganz anders vorkommen als fremde.

Er muß des Zornes Meister sein können, denn der Zorn macht blind und unvernünftig. Was würde man zu dem Arzte sagen, der im Zorne einem armen Teufel ein halbes Pfund Opium verschreiben würde, statt höchstens ein halbes Quentchen. Wenn der Lehrer ein Kind eines Muthwillens wegen züchtigt in vollem sichtbarem Zorn, muß das Kind sich nicht selbst fragen: Wer züchtigt dann den Lehrer um seines

Zornes willen? Mich iſt Muthwillen angekommen, ihn der Zorn, welches iſt ärger?

Viertens endlich muß er das Schmuggeln laſſen können. Er muß nämlich keine Branntweinflaſche in die Schulſtube ſchmuggeln, ſie auch nicht in der Nebenſtube beſuchen, die liebe Freundin. Wenn dann der Branntweingeiſt klafterlang dem Lehrer aus den Augen ſieht und aus dem Munde Feuer ſpeit, und dieſer Geiſt im Lehrer die Kinder braun und blau prügelt, ihnen alle ſieben Regenbogenfarben auf den Rücken prägt — was müſſen wohl die Kinder von einem ſolchen Lehrer denken?

Meine Prügelei hatte alſo gute Wirkung gethan, ging nirgends übel an; und doch war, je mehr die Kinder ſich mehrten, deſto weniger Stille und Ruhe in der Schule. Ich kann nicht ſagen, daß die Kinder nicht gehorchten, ſobald ich ihnen befahl, aber es war Augenblicks wieder im Alten. Ich klagte einmal meine Noth dem Pfarrer. Dieſer gab mir einen guten Rath, der viel half, aber doch nicht radikal; das Hauptmittel kam mir erſt ſpäter. Nachdem er meine Schule betrachtet hatte, ſagte er mir: Die meiſten Lehrer haben den gleichen Fehler, wie die meiſten Leute. Wenn dieſe ſehen, ſo hören ſie nicht, wenn ſie hören, ſo ſehen ſie nicht, und wenn ſie ſelbſt reden, ſo können ſie weder ſehen noch hören. Sie können nur einer Thätigkeit mit Bewußtſein ſich hingeben, während ſie das eine Organ, z. B. das Auge, mit Bewußtſein beſchäftigen, vernimmt das Ohr wohl allerlei, allein was das Ohr vernimmt, vernimmt der Menſch nicht, ſeine Seele iſt im Auge, nicht im Ohr, und ein Organ, in dem die Seele nicht iſt, bringt dem Menſchen nichts zu. Nun iſt es allerdings das Bequeme, Gewöhnliche, ſeine Seele nur an einem Orte zu haben, und die Leute, die nicht geweckt ſind, begreifen gar nicht, daß die Seele an verſchiedenen Orten ſein oder vielmehr die Thätigkeit verſchiedener Organe auffaſſen oder leiten könne zu gleicher Zeit. Ihr ſeht viele Mägde z. B. Rüben jäten oder Flachs. Sie denken bei dieſer einförmigen

Arbeit an ihren Schatz. Ruft ihnen nun ein-, zwei- dreimal, sie hören euch nicht, ihre Seele kann nicht vom Schatz weg ins Ohr. Laßt Knechte heimkommen zum Essen, ihre Seele ist beschäftigt mit dem Gedanken: ob Kraut oder Schnitz auf dem Tische seien, oder ob das Sauerkraut auch Schmalz bekommen habe oder nur die Kelle, legt ihnen Werkzeug aller Art neben und vor die Füße, sie werden es nicht aufheben, nicht einmal sehen, ihre Seele ist nicht im Auge, sondern beim Sauerkraut, und zwar ungetheilt. So wird es begreiflich, daß in einer Stube voller Leute eine Menge Dinge geredet werden, die Einen sie nicht hören, und die, welche sie hören, nicht sehen, was dabei getrieben wird.

Vollends wenn ein Mensch redet und mit Eifer redet, so scheint er meist taub und blind zu sein, weil er gerade nur bei seiner Rede ist, und weder die Gesichter sieht, die Andere schneiden, noch das Gähnen hört, das hinter ihren Händen hervor quakt. Nun sollte von früh an der Mensch gewöhnt werden, aller Thätigkeiten seiner Organe sich zu bemeistern, zu gleicher Zeit mit seiner Seele allgegenwärtig zu sein im ganzen Körper. Zu dem Ende ist sie eben geistig und nicht ein Erdapfel oder eine Rübe.

Der Mensch muß zu gleicher Zeit sprechen, sehen, hören lernen; ja, was noch schwerer ist, er muß lernen, an zwei Orten zu gleicher Zeit sehen, zwei Reden zu gleicher Zeit hören. Wer einmal sich daran gewöhnt hat, der weiß es nicht mehr anders, es geht ihm das von selbst zu, es ist sein natürlicher Zustand; ja, er muß sich zusammennehmen, wenn er seine Seele ungetheilt einem Gegenstande widmen und durch nichts anders sich davon will abziehen, unterbrechen lassen. Nun wird aber keiner ein guter Knecht, und kein Stüdi eine gute Magd, wenn sie nicht offene Augen und Ohren haben, wenn sie das, was ihre Sinne ihnen zuführen, nicht schnell und auf einmal aufzufassen vermögen, sondern nur immer langsam eins nach dem andern.

In noch viel höherm Grade bedarf ein Lehrer dieſer Eigenſchaften, wenn er einer Schule, und beſonders einer großen Schule, recht vorſtehen will. Er muß in der ganzen Stube gegenwärtig ſein, die Kinder müſſen zum Bewußtſein kommen, daß der Lehrer alles in derſelben wahrzunehmen im Stande ſei, daß er gar keinen Rücken habe, hinter dem ſie Unziemliches treiben können. Und dieſes Bewußtſein entſteht bei den Kindern gar bald, wenn ſie merken, daß der Lehrer Alle ſieht, während er Einem zuhört, daß er auf Alle hört, während er Einem zuſieht, und daß er beides, hört und ſieht, während er ſelbſt ſpricht. Dieſes alles muß ſich aber geben nicht auf eine gezierte Weiſe, nicht äußern durch ein Hin- und Herſchießen, ſondern als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, ſo ſein müßte. Es iſt kaum eine Eigenſchaft des Lehrers, welche die Kinder ſo ſchnell auffaſſen, als dieſe, ſo viel Reſpekt davor haben, durch ſie kömmt man hundert Unarten zuvor, erſpart ſich alſo auch hundert Strafen, eben ſo viele Unterbrechungen, und die Schule erhält erſt dann ein ordentlich Ausſehen.

Und es iſt wohl nichts ſchöners, als wenn bei aller Thätigkeit der Lehrer in unerſchütterlicher Ruhe über ſeiner Schule ſteht; wenn er zur Seele der Schule wird, die allenthalben iſt und doch nirgends ſich aufdrängt. Nun, ſagte der Pfarrer, iſt aber das ein gar ſeltenes Ding und eine Menge Lehrer haben gar keinen Begriff von dieſer Allgegenwärtigkeit, keinen Begriff von der Möglichkeit, zu ſehen und zu hören zugleich, und keinen Begriff von der Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft. Es iſt, als ob wenigſtens drei Viertel einer Schulſtube hinter des Lehrers Rücken liegen würden, in denen jedes machen kann, was es will. Und wenn's einmal zu wüſt geht und der Lehrer befiehlt Stille, ſo iſt wohl einen Augenblick Stille, bis und ſo lange die Kinder glauben, der Lehrer höre jetzt nicht mehr, ſondern er ſehe wieder, oder er ſehe nicht mehr, ſondern er höre, oder er rede und ſehe und höre

nicht mehr. Ihr werdet es in hundert Schulen bemerken, daß Befehle ungefähr so lange fruchten, als die Worte tönen an den Wänden.

Und in diesem Fehler, Schulmeister, seid auch ihr! schloß der Pfarrer, ihr könnt nur in einer Ecke Stille behalten und nicht in der ganzen Stube, eben weil ihr nicht in der ganzen Stube gegenwärtig seid. Versucht meinen Rath, er wird sicher helfen, aber freilich, es wird euch schwer ankommen anfangs.

Das dünkte mich eine strenge Zumuthung, und wenn sie zehn Jahre später geschehen wäre, so würde ich gedacht haben, der d.... Pfaffe wolle mich kujoniren. Indessen fing ich das Ding doch an zu versuchen, und es leuchtete mir bald ein, daß ich mehr Ordnung in die Schule erhielte, wenn es mir möglich wäre achtsamer zu sein. Aber es ward mir schwer, besonders wenn ich sprach. Da war es mir, als ob ich mit den Augen die Worte suchen müßte im Kopf, wie beim Lesen im Buche, und als ob die Ohren aufpassen und entscheiden müßten, ob ich die rechten gefunden und hervorgebracht. Aber wenn man so etwas will und sich Mühe giebt, so bringt man es doch irgendwohin, auch wenn man schon erwachsen ist. Ein wahres Unglück ist, daß Lehrer nicht mehr solche Neuerungen versuchen wollen. Ich meine nicht neue Methoden, neue Terminologien u. s. w. sondern sich selbst zu beherrschen, Unarten abzulegen, auf neue und bessere Weise sich darzustellen. Aber, aber, die unglückliche Selbstgenügsamkeit, Selbstgefälligkeit oder Suffisance, wie der Welsch sagt!

Ich hatte auf diese Weise viel weniger Ursache aufzubegehren, die Kinder wurden mir daher lieber, besonders die Mädchen. Ja, lacht nur Leute, es ist doch so. Gewiß werdet ihr heutzutage keinen Lehrer finden, der es macht wie jener alte Pfarrer. Der haßte die Weiber furchtbarlich und kehrte sich in den Unterweisungen immer den Buben zu, den Mädchen aber wendete er den Rücken. Diese, darüber theils ge-

ärgert, theils zum Muthwillen gereizt, trieben allen möglichen Spuk. Der alte Pfarrer ſah nie hinter ſich, wie wüſt es auch gehen mochte, und wenn Schimpfwörter nicht halfen, ſo ſchlug er mit ſeinem Meerrohr hinter ſich, aber wieder ohne zu ſehen, wohin. Man kann ſich den Jux denken, den die Kinder dabei hatten.

Die Buben ſind von Natur roher, wilder und beſonders unbedachtſamer, rückſichtloſer, die Mädchen weniger roh und beſonders bedachtſamer, mehr berechnend und feiner fühlend. (Doch will ich wetten, bei Lehrerinnen würde das Verhältniß ſich anders herausſtellen.) Das Mädchen weiß ſchon frühe, daß ſein Lehrer ein Mann iſt, und dieſe zu berückſichtigen, von früher Jugend an, lehrt es ein Inſtinkt. Es will ihm gefallen und es findet, wenn der Lehrer nur einigermaßen die Naſe mitten im Geſicht hat, Gefallen an ihm. Wie manches Mädchen hat daheim ſchon geſagt: unſer Schulmeiſter iſt ſo ſchön! Hat das je ein Bube gethan? Das Mädchen hütet ſich, dem Lehrer zu mißfallen, fühlt tief ein Wort von ihm und weiß, meiſt ſich ſelbſt unbewußt, in die Stimme, in die Augen, in ſein ganzes Thun und Laſſen ſo Manches zu legen, was den Lehrer anziehen muß. Wenn dem Lehrer etwas zu bringen iſt, wer erzwingt es, daſſelbe zu tragen, Knaben oder Mädchen? wer läuft der Mutter mehr nach, um ſie zu mahnen, daß man dem Schulmeiſter lange nichts gebracht und daß, wenn man friſch backe, man ihm doch ein Brod bringen wolle — Knaben oder Mädchen?

Abgeſehen davon, daß ein Lehrer Mädchen weniger zu ſtrafen braucht, macht ſchon ihr Weſen an ſich mehr oder weniger Eindruck auf ihn, er fühlt ſich zu ihnen hingezogen, und die Aufmerkſamkeit, die ſie ihm widmen, vergilt er wieder. Man achte nur einmal auf den Ton der Stimme, ob nicht eine ganz andere Modulation darin liegt, wenn er frägt: Hans, kannſts mir ſagen? Oder: Bäbeli, weißt du es etwa? Da es nun immer ſo geweſen iſt, ſo fällt dieſer Unterſchied,

den der Lehrer zwischen Knaben und Mädchen macht, nicht auf, ja der Lehrer sagt ganz ungenirt: die Mädchen seien ihm viel lieber, er habe nicht halb so viel mit ihnen zu thun, als wie mit den Buben. Niemand wird den geringsten Anstoß daran nehmen. Nur muß der Lehrer sich hoch in Acht nehmen vor zwei Dingen: er muß sich hüten, daß seine allgemeine Liebe nicht eine spezielle werde, daß er nicht ein Mädchen vor den andern auszeichne, sonst hat er es mit allen verspielt. Er muß sich zweitens hüten, daß er nicht gegen die Mädchen ekelhaft wird und zudringlich, daß er die Schule mit einem Abendsitz verwechsle und irgend fühlbare Zeichen seiner Liebe gebe, so sehr es ihn auch jucken mag.

Er meint vielleicht, das habe gar nichts zu bedeuten. Wohl, das bedeutet etwas, er fühle sich nur selbst den Puls, so weiß er, was es bedeutet, und alle seine Schüler wissen es, ohne ihm an den Puls zu greifen. Die Buben verhöhnen ihn, und die Mädchen werden erbittert und schämen sich, und wenn es den Alten zu Ohren kömmt, so giebt es Lärm. Ueberhaupt (s. das frühere Kapitel über das Verhältniß von Mann und Weib) darf der Lehrer nie die Schwäche darstellen, sonst kömmt er unter ihren Pantoffel. Er muß die Kraft darstellen, die anzieht ohne Absicht in wahrer Liebenswürdigkeit und Liebe ist, das sich darstellt fern von jeder Künstlichkeit in Milde und Kraft. Ein solches Wesen bringt selbst die Buben zu Liebe und Anhänglichkeit, geschweige denn die Mädchen. Die Mädchen haben, so sinnlich sie sein mögen, doch einen eigenen Zug zu höhern bessern Naturen, nur müssen diese nicht in gar zu häßlicher Hülle sein. Daher sieht man so unendlich oft die Schülerin an den Lehrer sich hängen gegen den Willen der Eltern. So hat man viele Beispiele von Lehrern, die ihren Schülerinnen immer warm im Herzen blieben, denen bei des Lehrers Anblick die Augen ganz eigen glänzten, denen in den Tiefen wieder auftauchte die entschwun-

dene Jugend, der Frühling des Lebens, die knospende Liebe mit all ihrem Wogen, ihrem Regen. Wie manches Mädchen fühlte nicht, wenn der Unterricht aufhörte, eine Langeweile, eine Oede im Herzen, die es sich nicht zu erklären wußte?

Je mehr der Lehrer die Kraft darstellt, je weniger er sich reißen läßt zu Tändeleien und Spielereien, desto unschädlicher bleibt, ja desto nützlicher wird diese Liebe oder Anhänglichkeit. Zum Bewußtsein durch Erklärungen kommt sie nicht, die Blume geht nicht auf, nur die Knospe bildet sich verschämt zwischen Blättern, genährt und hervorgelockt durch milde kräftige Luft. Das Mädchen, gewöhnt an diese reine bessere Luft, empfindet Ekel gegen die unreine; vor seine Seele hat sich das Bild einer edlen Seele gestellt, die hat sein Herz erwärmt. Wieder eine edle Seele verlangt es, um dasselbe in Glut und Flammen aufgehen zu lassen. Wohl zieht viel und oft durch das Verlangen der Seele die Schwäche des Fleisches einen Strich oder ein Geldsack legt sich schwer auf dasselbe. Allein untergehen wird in dieser Seele doch selten ganz die Sehnsucht nach edlern Wesen, und schwere Seufzer ringen denselben sich entgegen, durch schwere Leiden oft; und oft endet das Ringen nicht, bis die Augen sich wieder öffnen in einer andern Welt. Es wird mancher bedächtliche Lehrer bedenklich den Kopf schütteln über meine Rede und unverblümt sagen, ich rede Thörichtes. Ich glaube es nicht. Ich meine nur zur Sprache zu bringen das Bestehende, damit dasselbe begriffen und vernünftig benutzt werde.

Zum Beweis, daß ich es auf alle Fälle redlich meine, will ich aufrichtig bekennen, wie es mir ergangen. Damals freilich wußte ich nicht, daß es mir so erging, und wenn jemand es mir gesagt hätte, so wäre ich böse geworden oder hätte ihn ausgelacht. Aber doch that es mir allemal wohl, wenn ich zu den Mädchen kommen konnte, um sie zu überhören. Ich sparte sie manchmal auf bis zuletzt, wie man

auch den Dessert zuletzt ißt, und nach dem Sprüchwort, den Bauer nicht gerne auf den Herrn setzet. Es lachte mir allemal das Herz im Leibe, wenn ich eins der ältern Mädchen in die Schule kommen sah, und es war mir recht öde in der Stube, wenn keins derselben da war. Manche Viertelstunde ging ich früher in die Schulstube, um, wie ich mir sagte, Federn zu schneiden. Das Federnschneiden kam mir aber gewöhnlich erst in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen Eins oder Einige bereits in der Schulstube wußte. O, es ist recht wunderlich, was dem Menschen alles einfällt, um etwas thun zu können, das er weder sich noch Anderen bekennen will, dem er keinen Namen geben möchte. Aber närrisch that ich mit den Mädchen nicht, es that mir nur wohl, bei ihnen zu sein, und dummes Zeug schwatzte ich nicht mit ihnen. Sie begannen gewöhnlich in ihrer geschwätzigen Natur das Gespräch, und ich brauchte nur hie und da ein freundlich Wort zu erwidern, so war ihnen angeholfen und ich vernahm gar allerlei, das mir nützlich war. Wenn ich zufällig nicht gleich hinüber kam, so hatten auch sie Einfälle in meine Stube zu kommen oder mich hinüber zu rufen. Da ich mir nicht vergab, so verlor das schulmeisterliche Ansehen durchaus nichts; im Gegentheil hüteten sie sich recht mädchenhaft, mir einen Verdruß zu machen, und ein einzig strenges Wort fand allezeit weichen Boden. Möglich auch, daß mein weichmüthig, wehmüthig Wesen (in den Städten würde man sagen, es sei ein interessanter Anflug von Melancholie gewesen) ihr Mitleid erregte, denn man will wissen, daß solche Stimmung bei einem Mann auf Mädchen ganz besondere Wirkung thue, da Instinkt sie zu dem Amte des Tröstens treibt.

Sie suchten mir gefällig zu sein, wie sie nur konnten. Sie sahen, daß mir das Kehren der Schulstube sehr beschwerlich war. Von nun an hatte ich gar nichts mehr damit zu thun, die Mädchen schlugen sich fast darum und reinigten mir meine Stube, daß es eine Freude war. Und

weil ich zusah, verrichteten sie die Arbeit mit einer Rührigkeit, einer Schnelligkeit, welche sie zu Hause kaum an den Tag legten.

Noch sehe ich, wie einmal ein armes Mädchen vor der Schule um mich herumstrich, immer eine Hand im Sack. Endlich zog es einen Apfel daraus hervor, von den schönsten einen, gelblicht mit rothen Backen zum Malen. Er war sicher der schönste, den das Mädchen seit Jahren gehabt. Mit einem ganz eigenen Zagen bot es mir ihn an und sagte: Schulmeister, möget ihr nicht einen Apfel? Ich antwortete vielleicht etwas kurz: Ich will dir deine Aepfel nicht essen, behalte du ihn. Da wurde das Mädchen ganz roth, schlug seine schwarzen Augen mit einem ganz eigenen bittenden Ausdruck zu mir auf und sagte: Schulmeister, nehmt mir ihn ab, er ist gewiß gut. Ich konnte natürlich nicht widerstehen, und das Mädchen hatte nun keinen Apfel zu essen denselben Nachmittag, und doch war es von einer Fröhlichkeit wie sonst nie, ein sinnig Lächeln saß beständig auf seiner Stirne. Wer sagt mir, was in des Mädchens Herzen vorgegangen vor dem Geben, bei dem Geben und nach demselben? Um dieses Apfels willen wurde dieses Mädchen aber auch meine Eva.

So rückte das Examen heran, für Kinder und jüngere und ältere Schulmeister, die ihrem Amte leben, ein wichtiger Tag. Es wohnt in den Kindern ein Trieb, das zu zeigen, zu bewähren, was sie gelernt haben, zugleich mit einer Bangigkeit über den Erfolg, einem Zagen: ob es ihnen wohl gelingen möchte, zu bestehen? Ach, daß dieser Trieb im Kinde und diese Bangigkeit nicht gepflegt werden, daß sie nicht geführt werden aus der Schulstube ins Leben, daß das Kind nicht gelehrt wird, daß jeder Lebenstag ein Examentag vor Gott sei, und daß alles Lernen nichts abtrage, wenn es Einem nicht dazu helfe, um in dem Examen vor Gott zu bestehen! Aber nein, zwischen Schule und Leben, zwischen Kirche und Haus hat die Zeit Klüfte ausgefressen und tolle Menschen

haben ſie noch tiefer gegraben, und Brücken darüber ſind nicht gebaut, und hinüberſpringen ſollen die Menſchen von einem Uferrand zum andern: da brechen viele den Hals, andere die Beine, und die meiſten können nicht begreifen, warum man ſie bei dieſer Gefährlichkeit von dem einen zum andern hinüberjage, ſtatt jedermann ruhig ſitzen zu laſſen, wo er einmal iſt. Die Knaben freuen ſich auf den Lohn ihrer Arbeit, auf die ſchönen blanken Batzen; die Mädchen freuen ſich, in den weißen Hemdeärmeln wieder als luſtige Sommervögel zu erſcheinen, und nur hier und da ſieht man an ſchönen hauskäglichen Examentagen traurig ein blaſſes Kind in einem traurigen Kamiſölchen. Ach, das arme blaſſe Kind hatte kein gebleichtes weißes Hemde oder keine ganzen Aermel an ſeinen zwei Hemdchen, es darf ſie nicht ſehen laſſen; muß ſeine Aermchen traurig verſtecken in die abgetragene Hülle, muß die andern rauſchen und funkeln ſehen in den weißen bauſchigten Aermeln. Ach! da iſt wohl keine Frühlingsfreude in dem kleinen Herzchen, in den Augen ſitzt die Scham und zieht ſie nieder, und nur der blanke Batzen wirft einen Schimmer der Freude über die blaſſen leidenden Züge.

Ach, ich habe ſchon manchmal mein Ohr gelegt an ſolche kleine arme Herzchen, die ſo vieles ſehen müſſen und nichts beſitzen, die in Noth und Kümmerniſſen geſpieſen und getränket werden, die, ſo bald ſie zum Bewußtſein gelangen, von den Eltern ihre Armuth vernehmen, und täglich Zeugen ſind von dem Jammer, den die Eltern verhandeln. Da habe ich vernommen, was die Menſchen nicht ahnen, ſinnige Gedanken und tiefe Gefühle, habe ſie weinen hören im Herzen. Aber was mich weinen machte, war, wenn dieſe kleinen Herzchen ſich einmal freuten, freuten über Dinge, die andere Menſchen nicht ſehen, reiche Kinder achtlos zertreten, und dieſe Freude war ſo rein, ſo kindlich, und umwob ſo ſchnell den eingegrabenen Kummer, wie reiche Kinder ſich nimmer freuen können. Aber ſelten denkt jemand an die Freude armer Kin-

der, als unſer liebe Herrgott, der bunte Steinchen für ſie geſchaffen, ſchöne Blümchen und Stecken, krumme und gerade. Ach, die erwachſenen Menſchen wiſſen ſelten mehr, was rechte Freude iſt!

Ach, und Schulmeiſterherzen mahnen mich eigentlich auch an arme Kinderherzen, die an gar kleinen Dingen ſich Freude machen müſſen, denn größere ſind ihnen nicht beſcheert. Den in der Schule vergoſſenen Schweiß merkt niemand mehr, von der ausgeſtandenen Noth und Mühe nimmt man nicht Notiz und wenn der Schulmeiſter ſo recht zeigen will, was er gemacht hat, was freilich blutwenig iſt gewöhnlich, und niemand wichtig ſcheint als ihm, ſo ſtrecken die Mannen die Beine lang von ſich, der Ammann gähnt verſtohlen, aber der Stiel entrinnt ihm noch und tönt gewaltig durch die Stube, und er rutſcht zum Pfarrer und ſagt: Es dünkt mich, er ſollte genug haben, ich wenigſtens bin erſättigt; ich möchte, Sie würden es ihm verdeuten, er ſollte es zu Ende ziehen. Vielleicht fällt hie und da ein Lob über eine ſchöne Schrift; aber wenn der Vater des Scribenten da iſt, ſo denkt niemand, daß der Schulmeiſter das Schreiben ihn gelehrt, ſondern rühmt dem Alten den hoffnungsvollen Sprößling. Wenn am Ende des Examens dem Lehrer geſagt wird: Man ſei nicht übel zufrieden, die Kinder hätten ſo übel ihre Sachen nicht gemacht, vielleicht hätte das Leſen etwas beſſer gehen ſollen, daher hätte man ihm für Heizen und Kehren der Schulſtube ein Trinkgeld erkannt, obgleich man eigentlich keins ſchuldig ſei, ſo kann er in hohem Grade zufrieden ſein. An meinem Examen zu Gytiwyl hatte ich nicht einmal ſolche Freuden; der Pfarrer, der es nicht böſe meinte, aber doch in ſeiner Haſtigkeit gerne in alles redete, zwerpfuſchte mir den ganzen Tag. Beim Auswendigaufſagen gebot er auf einmal und unerwartet, daß alle Kinder die Bücher aus den Händen unter die Tiſche thun ſollten. Er haſſe das beſtändige Gucken ins Buch, wo man einige Worte mit den Augen auffaſſe, die

Ladung ausſpucke und ſchnell wieder eine neue hole, ſagte er. Das mahne ihn gerade an einen Pfarrer, der ſeine Predigt ableſe, und immer drein und draus ſehe, wie ein Huhn, wenn es Waſſer trinkt. Uebrigens ſei das gar nicht auswendig geſagt, und mit allem Lernen wüßten und behielten die Kinder nichts, wenn ſie ſich immer auf das Buch verlaſſen könnten. Das war ganz richtig. Aber meine Kinder, die ſich einmal an das Buch gewöhnt hatten, ſie konnten nicht recht aufſagen, wußten mit ihren Händen nichts anzufangen, kamen von vorn herein ſchon aus dem Concept, und das Aufſagen, auf das ich bedeutende Mühe verwendet hatte, ging grundſchlecht.

Beim Conſtruiren hoffte ich nachzubeſſern und es ging recht gut. Die Wer, Weſſen ꝛc. wußten die Kinder richtig aufzufinden und der Chorrichter ſagte: was es doch immer für neue Moden gebe, ehemals habe man von dem nichts gewußt und einmal er wüßte nichts damit zu machen. Ehemals habe man ſchön beten lernen, daß es geſchnurrt habe wie ein Spinnrad, und damit ſei man auch durch die Welt gekommen und habe beſſer haushalten können, als mancher, der alles wiſſe, was in den Büchern ſei. Da fiel mein fürwitziger Pfarrer wieder ein, als ich am ſchönſten im Zuge war, und fragte: Kinder, ihr habt da von Cedern geredet, was iſt das für ein Ding? Große Stille. Iſt's ein Menſch oder ein Thier? Ein Thier, ſagte endlich eins. Iſt es ein vierfüßig oder ein kriechend Thier? Ein vierfüßiges, war die Antwort. Ein Ochs oder ein Eſel? Ein Eſel, hieß es. — Nein, ſagte der Pfarrer, die Cedern ſind Bäume. Aber ſagt mir nun, was bedeutet das Wort Libanon, iſt das auch ein Baum oder iſt's ein Vogel. Es iſt auch ein Baum, ſagten mehrere. Iſt's eine Tanne oder ein Pflaumenbaum? Es iſt ein Pflaumenbaum, war das Reſultat langen Nachſinnens. Der Pfarrer ſchmälte die Kinder, daß ſie das nicht wüßten. Du mein Gott, was vermochten ſich die Kinder deſſen, ich

hatte es ihnen ja nie gesagt! Und wer hätte es ihnen sonst sagen sollen? Der Ammann sagte auch dem Pfarrer: einmal er hätte es auch nicht gewußt, und es habe ihn nie wunder genommen. Er finde, das trage gar nichts ab, wenn man den Kindern alles erklären wolle, das mache sie nur g'wunderig, und dann wisse man zu Hause nichts mit ihnen anzufangen. Er finde immer, der Glaube sei die Hauptsache, es heiße ja, der Glaube allein mache selig.

So was geht einem Schulmeister, der Alles geleistet zu haben glaubt, tief ins Leben. Freilich sagte mir am Ende der Pfarrer: er sei gar wohl mit mir zufrieden gewesen: ich hätte mir Mühe gegeben, Rath angenommen, und wenn ich mir wolle gesagt sein lassen, daß man auch erklären müsse und nicht nur construiren, so werde alles gut kommen. Aber wie kann man etwas erklären, das man selbst nicht weiß, welches Einem niemand gesagt hat? Mein Normallehrer, der nicht wußte, was Palästina war, der hatte mir auch nichts von Cedern und Libanon gesagt, und was er mir noch alles anderes nicht gesagt hatte, das würden alle Bücher der Welt kaum fassen. Der Gerichtssäß gab mir auch ein gar gut Lob und sagte: ich sei ihnen gar anständig, ich sei für mich gewesen und hätte niemand geplaget, und wenn ich etwas gewollt, so hätte ich es ordentlich bezahlt entweder auf der Stelle oder doch auf die Zeit, wo ich es versprochen. Das sei die Haupttugend an einem Schulmeister. Wenn er dann schon nicht alles wisse, so sage man ihn deswegen nicht fort.

Das war Balsam auf die Wunden, aber wieder zwei Feuer eröffnet gegen den armen Schulmeister. Was den Einen recht war, schien den Andern unrecht. Wer will es verargen, wenn man aus Instinkt ins Laviren geräth, bei allem Schein von Bewegung es doch nicht von der Stelle bringt. Doch so weit dachte ich damals nicht. Etwas getröstet folgte ich der Einladung, mit den Vorgesetzten eine Flasche zu trinken, ich hoffte noch dies und jenes Erfreuliche

für mich zu hören. Allein ich täuschte mich. Nachdem abgehandelt war, was am letzten Berner Markt die Kühe gegolten und das Korn, kam man ins Prozediren, und da wurde man mit einer Flasche nach der andern fertig, aber nicht mit dem Prozediren.

Zweites Kapitel.

Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär?

Ist das Examen und die Winterschule zu Ende, so ist Manchem, als ob ihm ein Zentner von dem Herzen falle. Dem Einen fällt das lästige Schulhalten weg, das ihm ungefähr ist wie Fabrikkindern das Fabrikgehen; dem Andern die schauderhafte Geldlosigkeit, in welcher er seit Monaten geschmachtet. Er erhält seine paar Batzen Lohn fürs ganze Jahr und kann seine Sonntagsschuhe flicken lassen für baar Geld. Auf das Geld hatte ich mich gefreut, hatte gedacht, besser meinem Verdienst nachhängen zu können. Aber als die Schulkinder fortgingen, konnte ich nicht aufhören, ihnen nachzusehen, bis sie mir aus den Augen waren, eine ordentliche Wehmuth kam mich an; und als am andern Morgen Keines kam, die Schule leer blieb, da fühlte ich es auch unerträglich leer in mir. Ums Haus herum stund ich, stund in alle vier Ecken desselben, und sah nach allen vier Weltgegenden, ob denn nicht etwa ein Bein von einem Schulkinde zu erblicken sei. Endlich kam ein kleiner Junge mit zwei Schafen daher und weidete sie an einem Gartenzaune.

Nun mit dem redete ich einige Worte und ging dann an meine Arbeit. Aber es hatte mir doch nicht recht gewohlet, und ich konnte nicht begreifen, warum gerade dieser Junge

mir erſchienen ſei, und nicht jemand anders. Als es eilf Uhr läutete und ich vom Webſtuhl in die Küche ging, um für mein Mittagbrod zu ſorgen, ſah ich von weitem beim Brunnen einige weiße Hemdärmel und erkannte bald zwei der älteſten Schulmädchen. Nun weiß ich nicht, wie es kam, aber ich hatte auf einmal auch bei'm Brunnen zu thun, und wie ein Wirbelwind fuhr ich unter ſie. Das Geſpräch war freilich nicht halb ſo hitzig als mein Kommen, aber einige freundliche Worte wurden doch gewechſelt, und eines derſelben ſagte: Es hätte ihns heute immer gedünkt, es ſollte in die Schule gehen. Das that mir gar zu wohl! Nur wurmte mich die Bemerkung des andern Mädchens: wenn es dann auch nicht mehr in die Unterweiſung gehen könne und der Herr ihm erlaube, ſo wiſſe es vor Langerweile nicht was anfangen. Ich konnte nicht recht faſſen, daß ſo ein Mädchen auch nach der Unterweiſung ſich ſehnen könne und nicht bloß nach der Schule. Von nun an war der Brunnen mein Luſtplatz, mein Caſino, meine Promenade, mein Palais-royal. Ich wuſch alles viel fleißiger, bedurfte viel mehr Waſſer als ſonſt; am Samſtag Nachmittags ging ich ſogar mit meiner Kaffeekanne zum Brunnen, mußte mich aber dabei nicht wenig auslachen laſſen.

Es koſtete mich manchmal Mühe, dumme Witze zu unterdrücken, bei Gelegenheiten das handgreifliche Schäkern zu laſſen, allein ich war ein ſo tüchtig gebranntes Kind, daß ich noch nicht vergeſſen hatte, wie das Feuer brenne. Die Wunde war nicht ſchnell zugeheilt worden, ſie hatte auseitern müſſen, und was ich dabei gefühlt, das wollte ich nicht zum zweiten Mal empfinden. Nur Quackſalber ſtreichen auf jegliche Wunde gleich einen heilenden Balſam, oder gar ein Heftpflaſter; es giebt Wunden, die ausbluten, auseitern müſſen, wenn ſie gut heilen ſollen. So iſt es auch mit den Seelenwunden und Eiterbeulen. Ich bin feſt überzeugt, Tauſende von Büchern und Millionen von Predigten wirken darum nicht, weil man

auf jeden bittern Trank nicht geschwinde genug Zuckerbrod bringen kann, auf ausgetheilte Schläge alsobald ruft: ach weine nicht, ach weine nicht, du bist ja so lieb und gut! weil man auf die gezeigte Hölle alsobald die Seligkeit setzet, wie den Deckel auf den Hafen, weil man sich vor nichts mehr fürchtet, als einen tiefgreifenden Eindruck zu hinterlassen.

Es zog mich noch immer zu den Mädchen hin, und mein Herz sehnte sich fort und fort nach Liebe, aber diese Neigung äußerte sich nicht mehr auf thierische Weise, nicht mehr durch Ausbrüche wüster Sinnlichkeit; sie brannte wie ein stilles Licht in meinem Herzen, und weil dieses stille Licht ein ganz anderes war, als jene ungeregelte gierige Flamme, die vorher jedem Mädchen entgegenzüngelte, so kannte ich die Bedeutung desselben nicht einmal. Ich glaubte, das sei halt gar nichts Anderes als Freude an meinen Schulkindern.

Meine Liebe war noch gar keine besondere, sondern nur eine allgemeine, an's Heirathen dachte ich nicht; ich dachte an's Fürsparen. Ich hatte Freude an den wenigen Thalern, die ich im Schranke hatte, und an den zwei neuen Hemden, welche ich hatte machen lassen. Ich zerlegte oft in Gedanken meine Bedürfnisse, die erforderliche Anschaffung und daneben mein Einkommen und meinen Verdienst, und ich fand allemal, daß ich ein Schönes bei Seite legen und in wenig Zeit meine Orgel werde zahlen können. Dann rechnete ich weiter, sparte in Gedanken immer mehr vor, wurde am Ende ein sehr reicher Mann. In diese Rechnungen brachte ich nie eine Frau und noch weniger Kinder.

So verfloß der Sommer; auf den Winter und die Schule, die er mitbrachte, freute ich mich. Aber so ganz füllte sie doch mein Herz nicht aus. Denn beim Brunnen traf ich noch oft mit den Mädchen zusammen, welche zu Ostern die Erlaubniß zum h. Abendmahl erhalten hatten, und am meisten eben mit jenem, das mir den schönen Apfel gegeben hatte. Es wohnte nicht weit vom Brunnen, hieß Mädeli

und war eines armen Schuhmachers Tochter. Eines Schuhmachers, wie es viele giebt, die ihr Lebenlang nie das Handwerk recht erlernt hatten, nie Leder kaufen konnten; die sechs ersten Wochen, nachdem sie als Meister sich gesetzt, die Modeschuhmacher des Ortes waren und später höchstens gut genug Pechschuhe zu machen, Knechten und Mägden Schuhe zu flicken. Mädeli war des Vaters jüngstes Kind und seine Haushälterin, da seine Frau gestorben war und seine anderen Kinder ihn verlassen hatten. Mädeli war schlank und hoch, hatte aber nicht so herzschöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es Einem dünkt, wenn man sie nur etwas drücke, so müßten aus der einen Backe einige Schalen Milch spritzen kühwarm und aus der anderen einige Dutzend Kartoffeln rollen, schön mehlicht und aufgesprungen.

Mädeli's Haut hatte etwas von der Schuhmacherwerkstatt angenommen. Freilich war sie nicht so schmutzig pechgelb wie die Haut eines Altgesellen oder einer fünfzigjährigen meisterlichen Pechseele; sie hatte nur das Gelblichte, das mit dem Bräunlichen vermischt und mit einem rothen Anhauch, gleichsam dem himmlischen Thau, übergossen, die wundersame Haut bildet, welche in ihrem sammetnen Schmelz unendlich anziehender ist als das schönste Roth und Weiß, auch wenn beides auf das kunstgerechteste gemischt ist. Mädeli's Haar war schwarz und seine Augen dunkel und tief, wie gemacht, um darin zu ertrinken. Es ist recht eigen, wie es Augen giebt von unergründlicher Tiefe. Die Seen, bewohnt von Nixen oder Seefräulein, die, wenn man nur einen Finger ins Wasser steckt oder nur einen Blick hineinwirft, Einen ergreifen bei Finger oder Blick und hinunterziehen auf den Grund, wo es den Fischlein so wohlig wird, sind das wohl nicht schöner bräunlicher Mädchen tief dunkle Augen?

Es giebt gar viele Augenarten, von denen ich aber jetzt nicht reden will, da ich noch zu sagen habe, daß über Mädeli's Augen geschweifte schwarze Bogen sich wölbten, rund wie

Wölbung über Kirchenfenſter, durch welche gute Augen hineinſchauen können ins dunkle geheimnißvolle Heiligthum. Auf einem in lieblichen und zarten Anſchwellungen ſich endenden Halſe ſtand das kurze feſte Kinn und trug den nicht kleinen, nicht großen Mund, der reine weiße Zähne barg und ohne Worte redete, ohne Unterlaß theilnehmend und ſchalkhaft. So ſprachen bald die Augen, bald der Mund, bald beide zuſammen, und doch ſtörte keins das andere, und mitten inne ſtand verwundert die Naſe, horchte g'wundrig auf die Wechſelrede und verſtand doch ſo wenig davon wie ein Weltſch, wenn Einer vernünftig redet, nämlich deutſch. Und dieſes Geſicht war alle Tage gewaſchen, was viel heißt. Die ſchlanken Finger waren gewöhnlich gewaſchen und die ſchwarzen Haare ſelten ungekämmt unter die Kappe gewurſtet. Die Stirne war heiter und glänzend, ohne eben mit Speckſchwarte gerieben zu ſein, wie manche Mädchen zu thun pflegen, wenn ſie glänzen wollen. Doch würde mancher Mann dem lieben Gott danken, wenn ſeine Frau, die den Glanzteufel im Leibe hat, kein theureres Mittel ihren Teufel zu befriedigen brauchte, als eben nur Speckſchwarte.

Die ganze Geſtalt, die nicht üppig, aber ſpringfedrig und ebenmäßig war, war ſäuberlich übergoſſen und hatte etwas Nettes, auch wenn keine Strümpfe an ihren Beinen und manchmal die Schuhe die beſten nicht waren.

So war das Mädchen beſchaffen, welches ich mehr als andere am Brunnen antraf, das mir beſonders wohl gefiel in ſeinem rührigen, raſchen Thun, ſeinen ernſten Augen und freundlichen Mund, ohne daß ich nur ahnte, verliebt zu ſein. Aber es ward mir immer läſtiger mein Alleinſein, und ich fing an Beſchwerden zu fühlen, von denen ich keine Ahnung gehabt hatte. Bei jedem Knopf, der mir abſprang, ſeufzte ich über die Qualen dieſes Lebens und dachte, wie kommod es wäre, wenn jemand mir ihn annähen thäte. Hatte ich die Schule zu Ende gebracht, ſo drückte es mich ſchrecklich, daß

ich noch kochen müſſe, und als Glückliche beneidete ich Alle, die aus der Schule ohne weitere Präliminarien an den bereits gedeckten Tiſch ſich ſetzen konnten. Und hatte ich abgegeſſen, ſo kam mich das Seufzen ganz beſonders an, denn nun mußte ich noch abwaſchen; und hatte ich abgewaſchen Teller und Pfannen, ſo hatte ich mich oder die Kleider beſudelt, mußte mit dem Waſchen von vorne anfangen. Unter ſolchen Seufzern ſang ich oft aus Herzensgrund: Ach, wie iſt das Leben ſchwer hier auf dieſer Erde! Hatte ich dieſe Laſt ſo recht grauſamlich gefühlt, ſo fing ich in meinen einſamen Abendſtunden an nachzudenken: ob ſolchem Elend nicht abzukommen ſei? An die Koſt zu gehen fiel mir ein, aber nähte man mir dort die Knöpfe an, flickte man mir meine Strümpfe, wuſch man mir nach Nothdurft? O du liebe Zeit, was trägt doch mancher Menſch für Zeug, nur weil er von Tag zu Tag vergißt, daſſelbe waſchen zu laſſen!

Und wie fatal iſt's, wenn man am Sonntag ſich verſchlafen hat, in die Predigt ſollte, ſchlaftrunken zum Schranke ſpringt, um ein ſauber Hemde anzuziehen, und keines darin ſieht!

Und wie noch fataler iſt's, wenn man ein ſauber Hemd findet, aber an dem Kragen deſſelben keine Knöpfe, um ihn einzuthun, oder den Kragen halb durchgeriſſen oder ſonſt einen Schaden, den die derbe Fauſt der Wäſcherin in das verwaſchene Zeug geriſſen und wohlweislich verſchwiegen hat? Was ſoll dann ſo ein armer Teufel von Menſch, dem es nicht einfällt, die Hemden zu unterſuchen, wenn er ſie abzieht, und noch viel weniger, wenn die Wäſcherin ſie zurückbringt, anfangen mit ſeinem zerriſſenen Hemde? Noth bringt Erfahrung. Er zieht es in Gottes Namen an, aber er nimmt das größte Halstuch, das Gilet, an welchem die Knöpfe am weiteſten hinaufgehen, und verbirgt ſo die Schäden, die er nicht heilen kann, vor der Menſchen Augen. Wenn man im Sommer ſo einen behalstuchten, eingeknöpften Menſchen ſieht, ſo denke man nur zuverſichtlich: oha, dem hapert's am Hemde.

Ich kam immer mehr darauf, daß eine Frau das radikalſte Mittel ſei gegen alle dieſe Uebel. Eine Frau würde mir kochen und abwaſchen, und ungeſerget könnte ich zu Tiſche ſitzen. Eine Frau würde dafür ſorgen, daß ich nicht nur am Sonntag ein friſch gewaſchenes, tragbares Hemde hätte, ſondern ſie würde es mir zum Bett geben und mir ſogar den Kragen einthun. Eine ſolche Frau würde mir Wäſcher- und Näherlohn erſparen, würde mir pflanzen und ſpinnen. Es wurde mir immer einleuchtender, daß eine Frau, auch wenn ſie keinen Batzen hätte, ein ordentlicher Fund, eine eigentliche Speculation für mich wäre. Ich war immer deutlicher überzeugt, daß ich es mit einer Frau weit beſſer werde machen, weit mehr erſparen können, als ohne Frau. So eine Frau eſſe nicht ſo viel, dachte ich, und wo eines genug hätte, da ſei ſicher auch für zwei.

Es iſt recht luſtig, wie die Menſchen verſchieden rechnen, und Einer an der Rechnung des Andern nichts begreift, und wie der Menſch in verſchiedenen Altern verſchieden rechnet, und in einem Alter die Rechnung des früheren Alters nicht mehr verſtehen kann. Man ſagt oft von dieſem oder jenem Menſchen: der weiß zu rechnen! Thorheit! Es rechnen alle Menſchen, und der meiſten Menſchen ſtilles Denken iſt gar nichts anderes, als beſtändig Rechnen. Die Menſchen aber werthen die Dinge anders. Was die Einen als ein Plus anſehen, ſehen die Andern als ein Minus an, und umgekehrt. Was die Einen mit keinem Auge anſehen, bringen die Andern als Hauptfactoren in Anſchlag. Und endlich iſt's, als ob die Einen viel mehr oder ganz andere Augen hätten als die Andern; denn wie die Einen immer viel ſehen, viel mehr Zahlen als da ſind, ſehen die Andern immer zu wenig, viel weniger als vorhanden. Deswegen begreifen die Menſchen ihre gegenſeitigen Rechnungen ſo wenig, lachen oder ſchelten einander aus und ſeufzen zu Zeiten: ich weiß nicht, was ich auch gedacht!

Und woher kommt dieses verschiedene Rechnen wohl? Das Ding läßt sich verschieden ausdrücken: Es kommt daher, weil in den Menschen verschiedene Rechenmeister sind. Bei den Einen rechnet das Herz, bei den Andern die Sinne, bei den Dritten der Verstand, bei den Vierten die Selbstsucht oder irgend eine andere Leidenschaft. Jeder dieser Rechenmeister rechnet anders, und jeder für sich allein falsch. Das fühlt der Mensch am besten, bei dem diese Rechenmeister abwechseln, und immer einer den andern ausschimpft, daß es dem Menschen dabei übel wird.

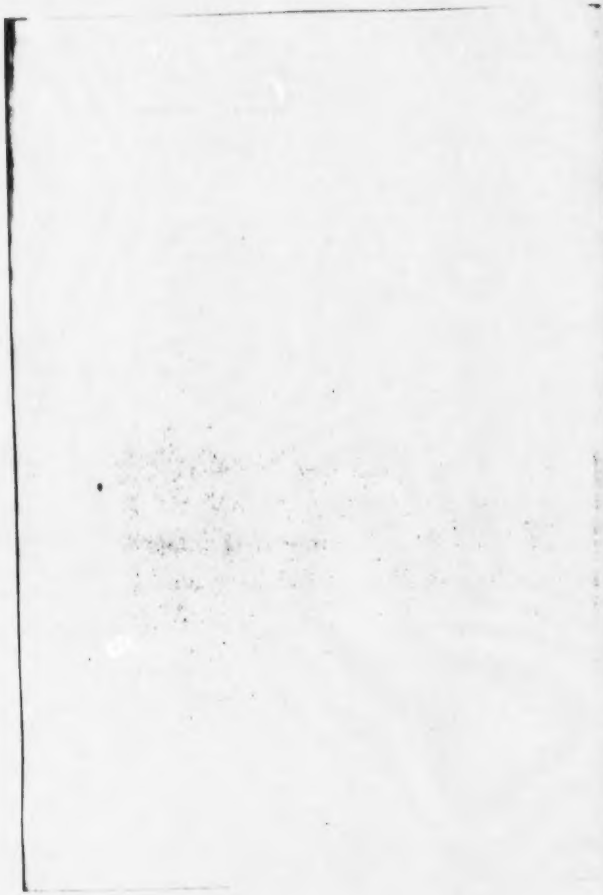
Vermag der Mensch nun nicht jeder Leidenschaft das Rechnen zu verbieten, der Begeisterung ausgenommen (die man uneigentlich auch zuweilen als Leidenschaft ansieht), darauf gefaßt, daß diese den Abschluß der Rechnung in die Ewigkeit hinausstellt; vermag er nicht die Vernunft zum Rechenmeister zu erheben, der die Aufgaben stellt, und Herz und Verstand zu vereinen, daß sie zusammen rechnen, und vermag er diese nicht duldsam zu stimmen, daß sie den Sinnen auch zuweilen ein Wörtchen, freilich nur ein untergeordnetes, vergönnen, so bleibt er sein Lebenlang ein armer Teufel im Rechnen, verrechnet sich immer und, was das Peinlichste ist, vermag doch selten den Fehler zu finden, bis es zu spät ist. Und wenn zuweilen Einer den Fehler findet, und nun einen andern Rechenmeister an das Rechnen setzt, so rechnet ihm dieser wieder falsch und der letzte Fehler ist ärger als der erste. Darum, ihr Menschen, verwundert euch nicht, wenn ihr in der Schule schon die vier Species durchgemacht habt, sammt den Brüchen, und vielleicht sogar die Algebra, und ihr doch keine Lebensrechnung anzusetzen und durchzurechnen vermögt, sondern in die Brüche kommt und nicht wieder heraus.

In meiner Rechnung also stand eine Frau als Plus, nicht als ein zehrender, sondern als ein einbringender Posten, und nicht weil ich auf Vermögen rechnete, sondern auf ihr Kochen, Pflanzen, Waschen und Flicken. Obgleich dieses Rech-

nen in mir immer lebendiger wurde und immer häufiger wiederkehrte und erzeugt ward durch eine geheime Neigung, die mir selbst noch geheim war, so bewegte es mich denn doch noch nicht zum eigentlichen Suchen einer Frau. Durch eine besondere Güte Gottes wird das, was wir thun, in den meisten Fällen gar langsam in uns vorbereitet, damit wir demselben zuvorkommen oder es regeln könnten, wenn wir nämlich Augen hätten zu sehen, Ohren zu hören und einen Verstand zu begreifen.

Einst holte ich Wasser beim Brunnen, Mädeli stand mit seinem Kessel eben an der Röhre, eine alte Frau wartete und ein anderes Mädchen wusch Erdäpfel. Ich war pressirt, denn wenn ein Schulmeister von elf bis ein Uhr kochen und abwaschen soll, so hat er keine Zeit zu verlieren. Mädeli wußte das, und wie es sehr oft that, sagte es: Schulmeister, gebt mir euren Kessel, ich will ihn füllen, ich habe Zeit zu warten. Damit nahm es mir denselben aus der Hand, stellte den seinigen bei Seite und den meinigen unter die Röhre. Stillschweigend standen wir neben einander und sahen dem Wasser zu, wie es nach und nach den Kessel füllte. Drüben hatte die alte Frau mit giftigen Blicken uns betrachtet, böse darüber, daß Mädeli lieber einem jungen Schulmeister seinen Kessel abgenommen, als einer alten Frau. Endlich sagte sie: Mädchen, meinst, der Schulmeister sei der Elieser oder gar der Isaak selbst. Eins wie Du sollte die Nase nicht zu vorderst haben, es giebt gar zu gerne was drauf den manns-süchtigen Mädchen. Der erste Theil der Rede machte mich lachen, darum achtete ich den zweiten wenig, und ging mit meinem Wasser lachend nach Hause, ohne etwas Weiteres zu denken, oder irgend Gewicht auf die Worte zu setzen.

Es vergingen ein bis zwei Tage, es verging eine Woche, ich traf Mädeli nicht mehr beim Brunnen. Da ward mir alle Tage bänger und jeder Tag länger, und als ich es einmal von weitem sah, mir entgegen kommen und in ein



Gäßchen ausbiegen, ſobald es mich erblickte, konnte ich es nicht länger aushalten. Ich konnte gar nicht begreifen, was das Mädchen ankam. Unter meinen zwei Paar Schuhen ſtöberte ich ſo lange herum, bis ich etwas fand, das ich dem alten Schuhmacher zum Ausbeſſern bringen durfte. Es war Nacht und kalt, der Schnee girrte unter den Füßen und in den gefrorenen Fenſterſcheiben glitzerten funkelnd die ſonſt düſtern Oellampen. Vor ihrem Häuschen wußte ich erſt nicht, ſollte ich am gefrorenen Fenſterchen, oder an der verſchloſſenen Küchenthüre anklopfen. Da hörte ich in der Küche das Reiben des Harniſchpläzes in der Pfanne, wußte alſo Mädeli in derſelben und klopfte bei ihr an. Der obere Theil der Thüre ging auf und Mädeli frug: Wer hat geklopft? Ei, Herr Jeſus, ſetzte es alſobald hinzu, ſeid ihr es, Schulmeiſter? Das ſchien mir ein recht freudiges Verwundern zu ſein. Ein Paar Schuhe hätte ich da, an welchen mir der Vater was machen ſollte, antwortete ich, und trat in die Küche, und wollte da nach einigen Vorreden Mädeli fragen: was es denn eigentlich habe? Aber halte doch niemand jungen Mädchen lange Vorreden! Mädeli trat in ihr Stübchen mit einem raſchen Schritt, und hieß mich nachkommen, der Vater ſei da. Ich mußte nun hinein, und fort war das Mädchen wieder.

Mit dem Schuhmacher konnte ich nun plaudern und ſeine Geſchichte anhören, wie er auf ſeiner Wanderſchaft in der Fremde geweſen, weit, weit hinter Murten bis gerade da, wo der große See aufhöre, und wie da ganz andere Menſchen ſeien, als hier. Sie ſagten dort drü Manne und drü Frauen, und redeten überhaupt eine ganz andere Sprache, die hier der Hunderiſte nicht verſtünde. Dem hörte ich mit einem Ohr gar andächtig zu und mit dem andern auf Mädeli in der Küche, immer hoffend, es werde bald hereinkommen. Und als es endlich hereinkam, wollte es eine andere Schürze umbinden, um in's Dorf herunter zu gehen, unter dem Vorwand, Oel zu holen. Das wollte nun der Alte nicht geſchehen

laſſen, und klagte, es hielte ſich ſeit einiger Zeit gar nicht mehr zum Spinnen, und in der Haushaltung thue es, wie wenn es noch nie etwas angerührt hätte; er wiſſe gar nicht, was mit ihm ſei. Es ſolle jetzt am Spinnrad ſitzen, ſonſt ſehe es der Schulmeiſter, was es für eins ſei und wie nichts nutz. Ich meinte: Das werde ſich ſchon wieder machen, es gehe den Mädchen gar viel in den Kopf, aber auch wieder daraus. Mädeli warf mir einen langen Blick zu und ſetzte ſich ſchweigend an's Rad. Da ich von ihm nichts als einſilbige Antworten erhielt und der Alte mir auch nicht kurze Zeit machte, ſo ging ich endlich wieder. Als Mädeli mir hinaus leuchtete, frug ich es, diesmal ohne Vorrede: ob ich ihm etwas zu Leide gethan, es dünke mich nicht wie ſonſt? Nicht, daß ich wüßte, ſagte es, gut Nacht, Schulmeiſter, der Vater hat kein Licht, und begehrt auf, wenn ich mich ſäume. Somit ſtand ich wieder allein und wußte nun nur ſo viel, daß das Mädchen wunderlich oder böſe über mich ſei. Ich wurde nun auch böſe und fand, es ſei nicht der Mühe werth, um ein ſolches Mädchen ſich weiter zu bekümmern, es thue ſo vornehm und ſtolz wie eine Herrentochter, und habe doch hinten und vornen nichts. Aber je böſer ich mich ſtellte, deſto mehr ging das Ding mir im Kopfe herum, und ſobald man nicht mehr gleichgültig werden kann, ſo hat es gefehlt.

Endlich brachte mir der alte Schuhmacher meine Schuhe wieder mit der Entſchuldigung: daß ich ſie ſchon früher erhalten hätte, wenn er ſein Mädchen hätte zwingen können, ſie zu bringen, aber wenn er ihm den Kopf abgedreht hätte, es hätte es nicht gethan. Er glaube, der Hochmuth hätte ihm den Kopf verdreht, ein ſchöner Küherſohn hätte einige Male mit ihm geredet, da werde es meinen, es hätte ihn ſchon.

Wahrſcheinlich war ich feuerroth geworden, als ich das vernahm, und wo ich ging und ſtand, wurde ich des Sinnens nicht los, wie Mädeli ſich ſchon mit Buben abgeben möge, ſo ſchlecht hätte ich es nicht geglaubt, und noch dazu mit

Küherbuben, die ja immer thäten wie ungeleckte Bären. Zum Pfarrer hatte ich gewollt, ihn aber nicht angetroffen, und ging in der Dämmerung wieder nach Hause. Vor mir sah ich ein Mädchen und holte, mit längeren Schritten behaftet, dasselbe bald ein. Es war Mädeli, das Salz geholt hatte. Wir erschracken beide und beiden ward bange um's Herz.

Ein Mädchen ist an sich ein banges Wesen, und aus Mädeli's Selbstgeständnissen habe ich nachher erfahren, daß, was man für Stolz, Kälte oder gar Abneigung nimmt, gar oft nichts anderes als Bangigkeit ist, Bangigkeit im Bewußtsein der Schwäche, die einen Sturm erwartet, den abzuschlagen man nicht Kräfte genug fühlt. Darum macht Suffisance so viel Glück bei Mädchen und die widerwärtigsten, aber zuversichtlichsten Menschen nehmen die Preise vorweg, während so manche blöde Seele leer ausläuft, weil sie sich durch die mädchenhafte Bangigkeit, die aussah wie entschlossene, verhaltene Feindseligkeit, vom Sturme abschrecken ließ, wie die Krähwinkler vor gemalten Kanonen davon liefen und die bekannten sieben Schwaben sich nicht an einen Hasen wagten.

Wir liefen neben einander her, ich frug bald dies und das; aber Mädeli wurde immer trockner und kürzer. Da wurde auch ich wieder bitterer und böser und frug endlich: wann es wolle aufbieten lassen? Das Mädchen sah mich groß an und sagte: es müsse erst Einen haben. Nach langem Hin- und Herreden sagte ich endlich: des Kühers Bub würde es ungern haben, wenn er hörte, wie es ihn verläugnete. Da blieb Mädeli stehen und eine zornige Röthe stieg ihm durch die Backen auf bis zu den Augen und rasch frug es: Wer hat was von Kühers Bub gesagt? Ich wollte zu spaßen fortfahren, aber Mädeli sagte: Schulmeister, ich scheite, wenn mir noch jemand was von des Kühers Bub sagt, und jetzt sagt mir, wer hat euch was gesagt, sonst glaube ich, ihr habt es selbst erdacht. Da mußte ich endlich mit der Sprache hervor. Laut auf fing nun das Mädchen zu jammern an,

Siebentes Kapitel.

Wie ich mit Mädeli auf Reisen gehe.

Endlich wurden die Tage länger. Der Schnee verließ die Felder, Lerchen sah man auf den Aeckern wieder und in den Baumgärten die Märzenglöcklein, der Kinder Lust. Die Schuljugend wurde wilder und ungezähmter, neue Lebensluft fuhr in sie, ihr Blut schien heißer zu werden; eine Regsamkeit durchströmte sie, mit der der Schulmeister gewöhnlich seine liebe Noth hat. Er bringt sie nicht vom Spielen weg, nicht mehr in die Stube herein, wenn sie einmal draußen sind.

In den Gärten sah man wieder Weiber, in den Baumgärten wurde geschafft, und schöne weiße Wäschen hingen in einfacher Reihe aufgespannt, damit sie desto größer schienen, allenthalben zum Trocknen an der lieben Sonne; Märzenstaub wirbelte auf den Straßen, und lustig wälzten in demselben sich die Hunde.

Mit Mädeli hatte ich je länger je mehr abzureden, und konnte doch nie recht mit ihm ausreden. Wir mußten an's Pflanzen denken, und wußten nicht recht, was und wie viel von diesem und jenem, und wußten nicht recht, durfte Mädeli mir dabei helfen. Es schämte sich fast dessen, ehe wir verheirathet waren. Und zwischen ein redete es mir immer mehr von meinen Eltern, meiner Heimath; fragte: ob ich ihnen meine Heirath geschrieben, ob sie nicht kämen, ob ich nicht hin wolle? daß ich am Ende einmal fragte: ob es etwa mit mir kommen wolle, um auch zu sehen, wo ich daheim sei? Mädeli meinte, das sei ihm gar das Rechte; es hätte schon lange gedacht, es wäre doch nicht recht, wenn es sich meinen Eltern nicht anrekommandiren würde; es seien doch immer die Eltern, und sie meinten es vielleicht jetzt besser mit mir, als früher. Ueberdies nahm es Mädeli doch auch wunder, wie unser Güt-

daß die Leute ſo was von ihm ſagen könnten, der Vater es beſtätige, und daß ich es glaube, das daure es am meiſten, das ſei nicht brav von mir.

Ob dem Jammer ſchmolz mein Herz. Bei Mädchenthränen ſind Männerherzen gern wie Wachs im Ofen, nicht die gleiche Wirkung machen Weiberthränen. Ich bin aber auch überzeugt, ſie ſind ſich chemiſch nicht gleich. Ich fing an mich zu entſchuldigen und zu tröſten. Es ſei gar nicht böſe gemeint, ſagte ich, aber es ſei gegen mich ſo wunderlich geweſen, und gar nicht mehr wie ſonſt, daß es mich böſe gemacht, auch der Vater habe es ja anders gefunden, und da hätte ich glauben müſſen, was er geſagt. Ich hätte es fragen wollen, was es gegen mich habe, aber es habe mir ja nie gewartet. Es ſolle es mir jetzt ſagen, was es gegen mich hätte, ſonſt müſſe ich doch glauben, was die Leute ſagen. Nach manchem Zögern, manchen Ausflüchten vernahm ich endlich in von Huſten viel unterbrochenen Worten, daß ich ja beim Brunnen es auch ausgelacht, als es in guter Meinung mir Waſſer gegeben und die alte Frau es ſo ausgeführt. Mein Gott, daran hatte ich nicht gedacht! So geht es Einem, der nicht Ironie und Witz verſteht, der nicht weiß, wie tief ſolche Anſpielungen bei Mädchen einſchlagen und ſie gewöhnlich zum Bewußtſein bringen, und dieſes Bewußtſein nun ſich verpalliſadirt, die Offenheit in Verſchloſſenheit verkehrt, wodurch gar oft Herzen, die nicht mehr zum Verſtändniß kommen können, getrennt werden. Ich hatte jene Worte, hatte mein Lachen vergeſſen, aber in Mädeli war beides tief gedrungen; es errieth ſich und glaubte ſich errathen, und daß ich bei dieſem Errathen gelacht, das that ihm wehe.

Nun war wieder die Reihe an mir, mich zu entſchuldigen. Das that ich dann auch ganz ehrlich und redlich, ſo daß Mädeli mir anfing zu glauben, wieder traulich zu mir aufſah und ohne Huſten erzählte, wie unwohl es dabei geweſen und wie weh ihm der Gedanke gethan habe, daß auch ich es

nicht gut mit ihm meine. So gab ſich eine recht gründliche Verſöhnung, eine innige Vertraulichkeit, und wir waren mit einander im Dorfe, ehe wir es uns verſahen. Und kaum hatte ich noch Zeit, ſchnell und leiſe die Hoffnung auszuſprechen, daß es wieder zur gewohnten Zeit beim Brunnen ſein wolle, und ein Nicken zur Antwort erhalten, als begegnende Leute uns trennten und jedes ſeinem Häuschen zu mußte.

Ein heimlich Wort mit einem Mädchen ſprechen, will ſchon was ſagen, aber was eine Verſöhnung iſt's doch nicht. Es giebt nichts Gefährlicheres, aber auch nichts Schöneres zwiſchen Mädchen und Knaben, als eine Verſöhnung. Wie die Einem den Kopf ſo heiter und luſtig, das Herz ſo leicht und doch ſo voll macht! Aber, Mädchen, hütet euch hübſch vor, ſie ſind gefährlich. Wie Liebezank in unteren Stöcken viel häufiger iſt als in oberen, ſo ſind da die Verſöhnungen auch viel häufiger, viel inniger, viel gefährlicher.

Ganz eigen war es mir ſelben Abend zu Muthe, und Nachts in den Träumen ſah ich Mädeli mir Knöpfe annähen, hörte ich rufen: Mämmchen, komm, ich habe gekocht, komm und iß. Und aus den Träumen der Nacht ging der Gedanke, Mädeli zu heirathen, in die Träume des Tages über. Immer nothwendiger ſchien es mir, eine Frau zu nehmen, immer unerträglicher ward mir meine häusliche Bürde, immer glücklicher ward ich, wenn ich das Mädchen ſah, und immer klarer zeigten mir meine Rechnungen, daß ich es nirgends beſſer machen könne, als gerade mit Mädeli.

Drittes Kapitel.

Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird.

Da brachte mir eines Sonnabends Abend die Wäscherin meine Paar Hemdchen gewaschen wieder. Ich nahm sie ab und legte sie hin, ohne weiter nachzusehen, da ich gerade daran war, mir die Schuhe für den Sonntag zu putzen. Als ich die Hemden in den Schrank thun und eins für morgen zurücklegen wollte, fehlte mir mein bestes. Ich wußte gar wohl, daß ich es auch zu waschen gegeben, und lief daher über Kopf und Hals zu der Wäscherin und forderte dasselbe zurück. Diese stellte sich ganz verwundert, wollte nichts darum wissen, fragte: warum ich nicht gleich es gesagt hätte, daß mir etwas fehle? Hintendrein könnte ein jeder kommen und sagen: mir fehlt dies oder das. Sie hätte da viel zu thun, wenn sie einem jeden Bescheid und Antwort geben wollte oder müßte. So könnte Einer kommod und wohlfeil zu vielen Hemden kommen. Kurz, die Frau brauchte ihre Zunge wie ein Waschermeib, wälzte die Vorwürfe absichtlichen Betruges auf mich zurück, verdächtigte mich auf die schamloseste Weise. Sie sagte mir in's Gesicht, man habe sie schon lange vor mir gewarnt, sie werde noch Verdruß von mir bekommen, sie solle sich in Acht nehmen. Jetzt erfahre sie es, und sie begehre gar kein Stückchen mehr von mir zu waschen, sie werde es aber allen Leuten sagen, was ich für Einer sei und wie ich es ihr gemacht hätte. Ich wußte auf ihren Wortstrom nichts zu erwidern als: Du bist eine wüste Frau, eine wüste Frau bist du!

Das waren aber alles nur blinde Schüsse gegen ihre Kartätschen, so daß ich nichts Besseres anzufangen wußte, als davonzulaufen, froh, daß das Weib mir nicht nachlief. Als ich aus dem Bereich des Feuers war, fing mein Kopf an

immer mehr aufzuschwellen und zu brennen. Neben aller Noth nun noch den Verluſt und neben dem Verluſt die Verdächtigung und das Verbrüllen — das hatte ich von meinem ledigen Leben. So wollte ich es nicht länger ertragen, einmal mußte die Sache anders werden, und am beſten doch, während ich noch einige Hemden hatte. Eine Frau, ſo hoffte ich, werde den Reden der Wäſcherin wohl die Spitze zu bieten wiſſen. Ohne nun weiter mich zu beſinnen, ſtürmte ich auf das Schuhmacherhäuschen zu. Ob ich klopfte, weiß ich nicht, wenigſtens auf den Beſcheid wartete ich nicht, und fand Mädeli im düſtern Stübchen allein, kämmend ſein langes, ſchwarzes Haar, vor ſich ein altes Buch, Arndt's Schatzkäſtlein wahrſcheinlich. Als ich hineinplumpte ſo ungeſtüm in's ſtille Stübchen, ſprang Mädeli erſchrocken auf, faßte mit der einen Hand das Licht und leuchtete nach der Thür hin, während die andere die langen, alle auf einer Seite herabrollenden Haare zurückhielt. Und als ob das Lämpchen ſelbſt Freude hätte an dem lieblichen, in Schrecken erglühten Mädchen, warf es ſeinen hellſten Schein auf deſſen Geſicht und über deſſen Geſtalt.

Vor mir ſtand lautlos das erleuchtete Mädchen, eher einer ſtaunenden Fee, als einem kämmenden Schuhmachermädchen gleich, und ich brüllte daſſelbe, ohne nur recht die Augen aufzuthun, an: Mädchen ich muß eine Frau haben, willſt ſie ſein, willſt mich zum Manne? Da erſchrack Mädeli noch mehr, die Hand, welche die Lampe hielt, zitterte, und Oel trat in den Docht. Finſter, faſt erlöſchend, brannte das Lämpchen, als ob es eiferſüchtig geworden wäre und mir Mädeli verhüllen wolle, und Mädeli ſprach: Mein Gott, Schulmeiſter, was hat's gegeben, was kömmt euch an ſo auf einmal! Da ſtürmte ich allerlei untereinander in meinem Zorn, von Nichtmehraushalten, von Hemden, Wäſcherinnen, Heirathen und Kochen, daß der Tauſend klug werden konnte daraus. Mädeli mußte noch einmal ſagen, es wiſſe gar nicht, was ich eigentlich meine.

Endlich vermochte ich die Geſchichte mit meinem Wäſcherweib verſtändlich zu geben, aus welcher dann Mädeli ſo viel begriff, daß ich zornig geworden über meinen Verluſt, über die Unverſchämtheit des Weibes in Verzweiflung gerathen ſei, und nun, ſtatt mich in dieſer Verzweiflung zu hängen an einen Nagel, an ein Weib mich hängen wolle. Darum antwortete Mädeli auch auf meine erneuerten Anträge: Schulmeiſter, es iſt euch nicht Ernſt, iſt der Zorn verraucht, ſo habt ihr mich vergeſſen; wir wollen lieber nicht mehr davon reden, ſonſt könnte geſchehen, was ihr bereut.

Da wurde ich dringlicher und ſprach von Liebe und Zuneigung, aber noch immer fand ich keinen Glauben, ſondern immer die Antwort: ich wüßte im Zorn nicht, was ich mache. Da wurde ich noch dringlicher und inniger, ſetzte mich zu Mädeli auf die Bank und ſagte ihm, wie ich nicht erſt jetzt an's Heirathen mit ihm gedacht, wie es ſchon lange mir im Sinne gelegen, von allen Mädchen mir am beſten gefallen; wie mein Herz mich zu ihm gezogen und mir immer im wohlſten in ſeiner Nähe geweſen. Wie ich aber nie recht gewußt, woran ich mit ihm wäre, bald ſei es freundlich geweſen, bald habe es mich geflohen. Jetzt aber hätte mich der Zorn nur geſtärkt, einmal zu vernehmen, woran ich ſei, und ob ich meinem Knabenelend nicht ein Ende machen könne. Es ſolle mir doch recht nicht zürnen, daß ich ſo gekommen ſei, und mir glauben, daß ich es ſchon lange lieb gehabt und ohne ihns nicht mehr ſein könne. Es ſolle mich doch ja recht nicht verſtoßen. Ich hatte es bei der Hand gefaßt und ſah ängſtlich ihm ins Auge. Und ſein Auge trübte ſich und füllte ſich mit ſtillen Thränen, und während es ſeine Hand mir ließ, und dieſe Hand die meine feſter umfaßte, ſchüttelte es wehmüthig ſeinen Kopf und die loſen Haare und ſagte: ich kann nicht glauben, daß ihr mich ſchon lange geliebt; ach! ich bin nur ein armes Mädchen, wer wollte mich lieben! Und in ein lautes Weinen brach das arme Mädchen aus, legte Kopf und

Arme auf den Tisch und ließ in vollen Fluthen rinnen Ströme der tiefsten Wehmuth. Ich tröstete, so gut ich konnte, aber es brach immer wieder in Jammer aus und rief: Ach, Schulmeister, ich bitte um Gott, setzt ab und haltet mich nicht zum besten! Da fing es denn doch an, mir wieder warm im Kopf zu werden, und ich frug: ob es denn Ursache hätte, zu glauben, daß ich ein so schlechter Kerli sei, der Mädchen so für einen Narren hielte? ob es je etwas so Schlechtes von mir gesehen oder gehört habe? Mädeli hängte ihr Köpfchen, hielt mir an, ich sollte doch nicht zürnen, aber sie hätte ihren bestimmten Grund dazu, aber sagen könne sie mir den nicht. Ich aber wollte ihn wissen, begehrte mehr und mehr auf; während Mädeli sich immer fester an mich schmiegte und mir anhielt, doch ja das nicht zu begehren. Aber je mehr Eins nachgiebt, desto hartnäckiger wird das Andere. Ich behauptete: wenn ich Mädeli lieb wäre, so hätte es mir von Anfang geglaubt und würde jetzt den Grund auch sagen dürfen. Das erschütterte das Mädchen: es kapitulirte endlich mit mir dahin, daß es die Sache mir leise ins Ohr sagen wolle, laut dürfte es wahrhaftig nicht. Ich hielt mein Ohr hin, aber bald kitzelte sein Athem mich so wunderlich, bald sprach es so leise, daß es gar oft wiederholen mußte: Ihr habt nie gethan wie die andern Bursche, seid nie vor mein Fenster gekommen, und Sonntags nirgend wohin zum Weine.

Nun war es wieder an mir zu erklären, wie das gekommen. Ich erzählte, wie es mir früher ergangen, Stüdi mich zum Besten gehalten, Lisi mich angelockt und mißbraucht, wie mir das ganze Dorf aufgepaßt und mich zum Gespött gemacht habe. Wie ich da mir vorgenommen, mich solchem Elend nicht mehr auszusetzen, weil ein Schulmeister an einem fremden Orte immer ein verkaufter Mensch sei, und weil es mich denn doch dünke, es schicke sich nicht recht für einen Schulmeister, zu thun wie die andern Bursche.

Meine Beichte begleitete Mädeli mit den gehörigen Ge-

berden und Ausrufungen. Ueber die Weibsbilder ließ es manchen Ton hören und meinte, alle Weibervölker müßten sich dessen schämen, daß es solche gebe, und man könne sich nicht wundern, wenn die Mannsbilder nicht besser wären und viele meinten, sie könnten mit jedem Mädchen machen, was sie wollten. Wenn es aber das nur gewußt hätte, und wie leid es ihm nun sei, daß es mich mißkannt! Ich tröstete wieder und fragte es nun auch: ob es mich denn eigentlich lieb habe und begehre, meine Frau zu werden? Da hob Mädeli seine schönen Augen auf und schlang den Arm um mich und sagte: O, Schulmeister, mein Lebtag war mir nie ein Mensch so lieb, wie ihr; ich dachte oft, ich versündigte mich, weil ich euch mehr liebte, als meinen Vater. Er tadelte mich nur, rühmte mich nie, und die andern Mädchen verachteten mich, weil ich nicht so schöne Kleider hatte, als sie, die Buben spotteten auch mich aus; ihr waret der erste Mensch, der mich nie schalt, immer freundlich mit mir war. Von Anfang an war es mir lieb, wenn ich euch nur was zu Gefallen thun konnte. Ich hätte für euch durchs Feuer laufen mögen, und weinte oft, weil ich dachte, die andern müßten euch lieber sein, weil sie hübscher seien und schönere Kleider hätten. Als ich aus der Schule kam, war es mir so weh und öde, ich hätte sterben mögen, und allemal that es mir wohl, wenn ich euch sah, auch nur von weitem. Als ich vernommen, ihr kämet auch zum Brunnen, da war es mir, als verehre man mir das Himmelreich. Zwischen durch wußte ich oft lange Zeit nicht, war ich im Himmel oder auf der Erde, und wenn man mir nicht in die Ohren brüllte, hörte ich nichts. Aber erst, als die alte Frau das Gespött mit mir trieb, merkte ich, wie es mir war ums Herz. Da weinte ich mich fast todt. Ich dachte, ich sei nur ein arm Mädchen, niemand kümmere sich um ein solches. Darum wolle ich ledig bleiben mein Lebenlang, und niemand müsse es mir mehr ansehen, daß ich euch lieber hatte als andere Menschen, und deshalb mich ausspotten.

Gabt ihr mir ein freundlich Wort, so that es mir so wohl im Herzen, aber nachher mußte ich um so bitterer weinen, wußte, so ein arm Mädchen schätzet ihr doch nicht, da ihr auslesen konntet aus den schönsten und reichsten. Da war dann wieder die Reihe an mir, zu betheuern, wie es mir lieber sei als andere Mädchen; und wie ich an seiner Liebe gezagt, der Küherbub mich eiferſüchtig gemacht, und wie Mädeli ein Mädchen sei, das für einen Landvogtbub zu gut wäre.

Solche Wechselrede ist gar süß und doch gar wunderlich. Man wird nicht satt zu hören und muß dann doch auch darein reden; und wenn man zu reden begonnen hat, so kann man wieder nicht aufhören, bis das Andere aus vollem Herzen mit süßen Worten übersprudelt. Wir saßen so wonnereich an einander, hatten die Hände zusammengelegt, sahen einander tief in die Seele hinein; in die Seele, die nun unser war und an deren Gewinn wir nicht satt uns freuen konnten. O, es ist so herrlich, eine Seele sein nennen zu können, und doch können so viele Menschen sich nur über neue Kleider freuen, und so manche Braut nur über den Hochzeitsrock. Die armen Leute mit ihren armen Freuden!

„So, so, das geht lustig zu, wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse!" erscholl es auf einmal dicht vor uns. Wir fuhren aus einander und sahen den Papa Schuhmacher vor uns stehen, der von einem lustigen Schulmeister zu reden anfangen wollte, während Mädeli verschämt sich in eine Ecke drückte. Ich aber ermannte mich, trat dem redenden Schwiegerpapa mitten in seine Rede und erklärte: daß ich nichts Unehrliches begehrt, sondern Mädeli gefragt hätte, ob es meine Frau werden wolle, und Mädeli habe nicht Nein gesagt, und da hätten wir uns zusammen gefreut, daß wir zusammenkämen, wenn er nichts dawider hätte.

Da warf sich mein Schuhmachermeister in die Brust und meinte: das lasse sich noch sehen. Sein Mädeli sei ein Mädchen, wie es weit und breit keines gebe, das wäre für einen

Bauern gut genug und nicht so für den Ersten Besten. Und wer ihm dann die Sache machen solle, wenn Mädeli heirathe? eine Magd vermöge er nicht. Man sei nur angeführt mit Mädchen, habe man sie groß gefüttert und ihnen alles angehängt, was man auf- und anbringen könne, so flögen sie aus, dem ersten Lump zu, der sie wolle, und ließen die Alten im Stich. Wenn sie auch noch an die Alten dächten und eine Ecke zu erheirathen suchten, wohin sie die Alten mitnehmen könnten, so wäre das ein Anderlei. Es frage sich, ob er mir das Mädchen gebe, wenn das noch ein wenig warte und thue wie die andern Mädchen, so fehle ihm ein guter Schick nicht. So polterte der Alte und wollte lange nicht auf gute Worte hören. Als ich endlich sagte, meine Eltern hätten auch zwei Kühe zuweilen, und im Schulhaus werde wohl auch Platz sein für ihn, und Mädeli bittend ihn streichelte und ihm versprach, ihn nie zu verlassen: da ließ er allmählig die Milch herunter und nach einigem Brummen: „so ein Mädchen sei doch der dümmste Hund von der Welt", gab er sich zufrieden und erklärte: wenn es nicht anders sein könne, so wolle er das Wüsteſt nicht machen, aber sagen müsse er, daß er nicht geglaubt, nur einen Schulmeister zum Tochtermann zu bekommen, so Einer sei gerade zu ästimiren, wie gar niemand, und verlassen auf sie könne man sich auch nicht, unter Hunderten sei kaum Einer, der selbst sich durchbringen möge, geschweige denn Anderen helfen. Kurz, es that dem Mann wohl, sich einmal breit zu machen und etwas von sich erbitten zu lassen, und als das geschehen war und er alle seine Höflichkeiten an Mann gebracht hatte, so wurde er zufrieden, ergötzte sich an dem Gedanken: was wohl die Leute sagen werden, daß sein Mädchen schon einen Mann bekäme, während manche reiche Tochter keinen kriegen könne, und schoß nebenbei allerlei Witze auf uns ab.

Es war spät geworden, der Alte schläfrig. Er sprach vom zu Bette gehen und ich rüstete mich zum Weggehen,

aber lange ging es, bis ich es zuwege brachte. Und als ich endlich draußen war, konnte ich wiederum vom zündenden Mädeli nicht Abschied nehmen, oder vielmehr ihn nicht enden, und wenn Mädeli ihn nicht endlich mit einem herzlichen Kuß geschlossen hätte, ich glaube, ich stünde noch dort.

Viertes Kapitel.

Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams.

Erinnert sich noch jemand, wie er es trieb, als ihm sein Pathe oder die Pathin den ersten neuen Batzen gab? Wie er den nicht aus der Hand brachte, höchstens auf Zureden der Mutter in die Hosentasche auf Augenblicke, aber schnell ihn wieder hervorzog, und wie er jedem Menschen sagte: Sieh, was mir der Pathe gegeben hat! und wie der Batzen mit ins Bett mußte am Abend. Ungefähr so macht es Einer, wenn er zum erstenmal eine Braut hat, eine Braut nämlich, die er einigermaßen liebt und auf die er einigermaßen stolz ist. Und ich stund alleine auf der Gasse und mußte mich einzig spazieren führen in mein einsames Häuschen, wo ich keinem Menschen es sagen konnte, daß ich eine Braut hätte und wie eine. Das war eine lange Nacht, es schien mir gar nicht Tag werden zu wollen, und ich glaube nicht, daß ich mein Lebtag an einem Wintersonntag meinen Kaffee so früh z'weg hatte und so früh fweg war, um in die Predigt zu gehen. Ich hatte mich geputzt nach Vermögen und wenigstens dreimal das Halstuch anders umgelegt, und sah mehr als dreißigmal nach der Uhr, ob es nicht wohl Zeit sei zu gehen.

Endlich machte ich mich auf die Beine, aber niemand war noch auf dem Wege; kein Mädchen sah ich hinter mir,

keines vor mir. Mädeli hatte einen Sinn mit mir, und wahrscheinlich war ihm die Nacht nicht kürzer vorgekommen als mir. Es war auch frühe gerüstet, aber so ein alter Schuhmachermeister läßt sich durch eine Braut nicht aus seiner Gewohnheit bringen, höchstens zu einem Fluch: was das für es dolders Pressier sei heute, es werde noch lange frühe genug kommen, um an die Füße zu frieren und Langeweile zu haben. Ja, wenn der Pfarrer es könnte wie der hinter Murten, so wollte er nichts sagen, der habe gepredigt, daß der Kalch von den Wänden gefahren sei, und auf das Kanzelbrett habe er geschlagen, daß es Einen hoch aufgesprengt. Ja, da habe es sich der Mühe gelohnt, in die Kirche zu gehen, aber hier könne keiner nichts, und im Winter sollte man es ihnen ganz abstellen. So machte er eher langsamer als geschwinder, daß ich ganz die Hoffnung aufgab, Mädeli zu sehen in der Kirche. Endlich, als man schon zu singen angefangen, kam es herein. O, wie wohl that mir das und wie ein ganz anderes Gesicht machte ich, wahrscheinlich eines wie die Erde, wenn die Sonne sie anscheint. Was weiter Kirchliches vorging, weiß ich nicht. Meine ganze Seele, alle meine Wahrnehmungskraft lag in meinen Augen, und diese Augen sahen ein Stücklein von Mädelis Haaren, und da blieben sie vor Anker unverwandt. Das Schelmenkind hätte mir wohl etwas besser z'weg sitzen können, wie andere Mädchen auch thun: allein es hatte sich hinter eine Bäurin gepflanzt, die einen Kopf hatte wie einen Bombenkessel, und dort blieb es fest und unbeweglich. Nur beim Aufstehen und Niedersitzen wußte es mir ein Aeugelein zuzukehren, um sich zu überzeugen, ob ich noch immer an's gleiche Ort sehe. Nach der Predigt wollten mich einige Schulmeister aufhalten und mir berichten von einer neuen Mode Schul zu halten, wo die Kinder wie die Soldaten auf der Schützenmatt auf und ab marschirten; man nenne sie die gegenseitige, weil die Kinder immer gegen einander sehen müßten. Mir brannte aber der Boden unter den Füßen,

ihren gelehrten Erörterungen entwand ich mich gewaltsam. Leider fand ich Mädeli nicht alleine, sondern der lange Chorrichter ging mit ihr und noch einige Mädchen. Und der Chorrichter erzählte den Mädchen lange Geschichten vom Chorgericht, und wie das Einer ergehe, wenn sie vor Chorgericht müsse. So konnte ich mit Mädeli gar nichts reden; aber ansehen konnte ich es doch vom Kopf bis zu den Füßen, wenn nicht etwa der lange Chorrichter wie ein dicker Schatten zwischen uns trat.

Ich hoffte nun, es komme in die Kinderlehre, doch umsonst; Mädeli ließ sich nicht sehen, wohlweislich. Ein rechtes Mädchen hat hundertmal mehr Verstand, als ein Schulmeister. Was hätte das für eine Kinderlehre geben müssen, wenn Mädeli da gesessen und meine Gedanken und Augen immer bei ihm gewesen wären. Was das für einen langweiligen Nachmittag gab! und wie ich immer bei mir verweifete, ob ich nicht auch am hellen Tag zu d's Schuhmachers könne, das gehe ja niemand etwas an und die Leute würden es doch bald vernehmen. Aber ich hatte nicht mit Mädeli darüber gesprochen, wußte nicht, ob es dasselbe etwa ungern hätte, und wartete so, bis es dunkel ward. Da steckte ich meine Tabakpfeife an und füllte meinen Tabakfeckel zu, um meinen Schwiegervater mit Dreikreuzerigem traktiren zu können, und wollte eben das Licht abblasen, da klopfte noch jemand. Ich meinte schon, es sei etwa Mädeli, aber da trat herein des Ammanns Knecht und sagte: Schulmeister, du mußt mir etwas schreiben. Somit zündete er seine Pfeife auch an, pflanzte sich auf den Ofen so lang er war, und berichtete erst lange von einer Kuh, welche rothe Milch gebe. Als ich ihn mit Mühe von diesem Kapitel abbrachte und wissen wollte, was ich schreiben solle, da blies er dicke Wolken aus seiner verschlammten Pfeife und etwas verlegen sagte er: Unsere Magd, welche Weihnachts fort ist, hat mir geschrieben und befohlen, daß ich ihr auch einen Brief mache, und jetzt mache mir einen, Schulmeister. O

Herrgott! wie mir da die Ungeduld im Blute krabbelte! Aber wenn einmal so ein Hans oder Benz auf dem Ofen liegt, mit einer Pfeife im Gesicht, so bringt da keine Ungeduld mehr etwas ab.

Ich wußte also nichts Besseres, als so schnell möglich mich hinzusetzen, nahm Papier vor mich und fragte: Nun, Hans, was soll ich schreiben? Meinethalben was du willst, mache nur einen, daß man ihn vermachen kann und auf die Post thun. Aber was soll ich drein machen, frug ich ungeduldig. Das sollst du wissen, Schulmeister, was man so in einen Brief macht, antwortete er kaltblütig. Ich sagte, es werde im Brief, wo er bekommen habe, wohl etwas gewesen sein, darauf hätte geantwortet werden sollen. Ja, das wisse er nicht, sagte Hans, er hätte sich auf das Gekratz nicht können verstehen. Ich fragte nach dem Briefe. Ja, den habe er behalten wollen und ihn in der Tasche gehabt, allein heute beim Melken einer Kuh das Euter damit abgewischt, weil er grade kein sauber Stroh im Stall gehabt. Aber das mache zu nichts, ich solle doch nun was machen, das sei doch gleichgültig, was so in einem Briefe sei. Ich fragte allerlei und brachte endlich heraus, daß ich schreiben sollte: der Zingel habe zwei Kälber gehabt, beides Stierenkälber, und gebe einen ganzen Kessel voll Milch, und die neue Magd sei ihm nicht anständig, sie brauche ihm gar viel Streh für die Schweine und verleg ihm den Sänmist nie. Wenn sie wieder zusammenkämen, müßte sie ihm eine Flasche zahlen, von wegen der Brief hätte sechs Kreuzer gekostet, daneben lasse er sie grüßen. So viel brachte ich endlich heraus und stylisirte das, so gut ich in meiner Ungeduld konnte.

Endlich war ich fertig, aber Hans begehrte nicht fort, er war gewillet, mir den Abend durch kurze Zeit zu machen. Er nahm den Brief, sagte: danke, oder kostet er was? und blieb liegen. Ich durfte nicht sagen, daß ich zu Schuhmachers wolle, sonst hätte er gesagt, er komme mit. Nach langem

Sinnen wußte ich nichts anders zu machen, als nothwendiges Reden mit dem Wirthe vorzuschützen. Kam Hans mit, so konnte ich ihn dort sitzen lassen, kam er nicht, desto besser, so brauchte ich auch nicht hin. Hans sagte: Er habe die Holzschuhe an, möge heute nicht ins Wirthshaus. Es sei ihm wohl hier, er möchte wohl warten, bis ich wiederkomme. Ohne weitere Komplimente ließ ich ihn nun liegen und eilte über Hals und Kopf zu meinem Mädchen. Es ist curios, wie der Brautstand eine Zeit der Sympathie ist, oder, wie Gelehrte sagen würden, wie zwei Brautleute in einer Art magnetischem Rapport zusammen stehen, was das Eine fühlt, fühlt auch das Andere, die gleichen Gedanken steigen zu gleicher Zeit auf, die gleichen Bedürfnisse wandeln sie zu gleicher Zeit an.

Mädeli hatte nach mir verlangt, so gut wie ich nach ihm, und zu seinem Verlangen war noch die Angst gekommen: was das Ausbleiben zu bedeuten hätte, ob ich reuig geworden oder sonst etwas? Da hatte es sein Näschen zwischen der Küchenthüre hinaus ins Freie gestreckt, bis es roth angelaufen war und es endlich mich daher schnaufen hörte. Da fuhr es erst zurück und ward bange ums Herz und dann wieder fröhlich, und öffnete die Thüre, und hatte nun keine so große Eile mehr, mich in die Stube zum Alten zu stoßen, und keine Angst, als mein Gesicht etwas nahe zu dem seinen kam. In der Stube saßen wir gar fröhlich beisammen, und Mädeli zog aus dem Ofenloch eine sorgsam zugedeckte Kanne mit Kaffee und legte mir Brod vor, und hatte eine gar herzliche Freude, mich zum ersten Mal speisen und tränken zu können, und noch dazu mit so gutem Kaffee, denn zu dieser Kanne hatte es drei Bohnen mehr genommen, als gewöhnlich, nach der Tradition von seiner Mutter her, zu nehmen waren. Nun kam manches zur Sprache, was gestern im Sturm der Gefühle nicht berührt wurde.

Fünftes Kapitel.

Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Ehesteuer.

Wir hatten gar nichts davon geredet, wann Hochzeit gehalten werden solle. Schon am nächsten Sonntag wollte ich verkünden lassen. Mit beiden Beinen hätte ich gerne auch diese Zwischenzeit übersprungen. Mir und Mädeli gab ich ganz ehrlich als Grund an, daß ich in vier oder fünf Wochen längstens wieder müsse waschen lassen, und wer mir dann waschen solle, wenn ich noch keine Frau hätte? Zu jener Wäscherin werde ich doch nicht mehr sollen? Aber der Alte und Mädeli waren nicht dieser Meinung. Ueber Mädeli's ganzes Wesen zuckte freilich ein Strahl glühender Freude, als es sah, wie Ernst es mir sei, denn vor lauter Freude hatte es noch immer gezagt und gezweifelt, wie Thomas; aber es überlief es doch ganz heiß, sich in vier Wochen als Frau zu denken. Gar viel hätte es noch z'weg zu machen, meinte es, so daß es bis zu jener Zeit unmöglich fertig sein könne. Und der Alte schüttelte noch mehr den Kopf ob solchem Pressieren. Er vermöge zwar seinem Kinde nichts mitzugeben und aparte neue Kleider könne er ihm auch nicht machen lassen, die, welche er ihm habe machen lassen, wo es confirmirt worden sei, seien aber noch wie neu. Aber ein oder zwei Hemden, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe, das wolle er doch sehen zu machen; aber dazu brauche es mehr Zeit, als vier Wochen. Wenn er zu uns komme, so bringe er allweg noch etwas Hausrath mit, und das werde mir auch kommod kommen.

Daß ich keine Ehesteuer erhielt, und Mädeli zur Ausstattung nicht mehr als ein neues Hemd oder zwei, erschreckte mich gar nicht, hätte ich es doch eben so lieb auch ohne das genommen. O ich hatte jetzt in dieser Beziehung gar gemeine

Gedanken, und wirklich die Hoffnung, von der Liebe leben zu können, die ich jetzt eigentlich zum ersten Mal zu einer bestimmten Persönlichkeit recht fühlte, obgleich ich von Jugend auf die Mädchen gerne gesehen und bereits zwei Liebesgeschichten gehabt hatte. Hätte ich vornehmere Gesinnungen gehabt, so hätte ich da mit meinem Schwiegerpapa zu markten angefangen, denn einen Bruder oder Vater hatte ich nicht, dem ich des Anstands wegen den Handel auftragen konnte, wie man es da thut, wo man ein besonders feines Gefühl für Anstand besitzt. Da marktet man dann zusammen bis aufs Blut schriftlich und mündlich, und giebt sich auf die feinste Weise die unverschämtesten Dinge zu verstehen, und bricht den Handel doch nicht ab.

Es geschieht aber doch auch, daß ein solcher Handel sich zerschlägt, rumpirt, weil man bei genauerem Nachfragen fand, daß das Ding sich dennoch nicht standesgemäß gebe. Da ists nun wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Naivität die Leute das sich gestehen, und mit welcher christlichen Resignation sie auseinander gehen, sich gegenseitig sagen kaltblütig: Adieu ma chère! Adieu mon cher! Da sieht man den wahren bon-ton, da zeigt sich, was feine Lebensart heißt, da sieht man die wahre Abgeschliffenheit.

Freilich hätte der Handel nur um noch ein Hemd, einen Unterrock und höchstens um ein Mieder gehen können, und nicht um dreißig oder sechzig tausend Gulden, aber am Ende ist Handel doch Handel. Dieser Handel wird allerwärts getrieben, aber doch je vornehmer man sich glaubt, um so offener und naiver treibt man ihn. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ein Vornehmer glaubt, alles was er thue, sei auch vornehm, und niemand habe da von Ferne den Verstand, ihn zu kritisiren. Ist noch niemand aufgefallen, welch bedeutenden Unterschied man macht zwischen vornehm und nobel? Noblesse hat dann schon wieder die höhere Bedeutung von nobel verloren und ist bloß das Hauptwort von vornehm.

Wenn also nicht vornehm, so hoffe ich doch nobel gehandelt zu haben, als wir ohne Markten zusammentraten, und jedes nur in der Liebe des andern seine Rechnung fand. Diese Rechnung legte uns freilich viel Entbehrungen auf, brachte uns in manche Noth, aber wir versanken doch nicht in der Noth, die Noth erzog uns, rief Kräfte in uns auf; die Noth gab Erfahrungen, die Erfahrungen brachten Läuterungen, von denen ich sonst keinen Begriff erhalten hätte.

Solche Erfahrungen und Läuterungen machen das wahre Fuchsenthum dieser Welt aus, das eine obere Hand geordnet hat und leitet, und das die darin Bestehenden nobel macht. Darum, Leute, sucht es nicht muthwillig, aber scheut es auch nicht feige. Macht es euch auch nicht vornehm, so macht es euch doch nobel. Und seid ihr schon vornehm, so thut einmal eure Augen auf, und seht wie herrlich und imponirend Einer aussieht, wenn er vornehm und nobel auf einmal aussieht, und wie lächerlich manchmal und andermal traurig Einer aussieht, wenn er imponiren will, und nicht nobel drein sieht, weil er nicht nobel ist.

Doch wo gerathe ich hin! Von meinem alten Schwiegervater, der ehrlichen Pechhaut, weg, mit der ich nicht markte um sein Kind, auf alte und neue Junker, die imponiren wollen und nicht können, die um alles handeln und markten, um ihre Kinder und um andere, um ihre eigenen Sachen und um andere Sachen. Nehmt es nicht für ungut, alte und neue Herren, aber eben das Pech, an dem so viel kleben bleibt, und wo man, was einmal klebt, nicht mehr losbringen kann, brachte mich von meinem Schwiegervater weg in eine so vermessene Gedankenreihe.

Bei meinem Schwiegerpapa war aber leider nichts kleben geblieben als gerade das Pech selbst und einige Erinnerungen aus seinen Wanderungen hinter Murten, daher preßten ihm auch seine geringen Versprechen schwere Seufzer aus. Ich wollte mich dadurch nicht abschrecken lassen, wollte versprechen,

alles Nöthige selbst anzuschaffen, er solle gar keine Kosten haben. Aber er fragte mich: ob ich dann so viel Geld hätte, und ob ich nicht daran gedacht hätte, daß noch viel andere Dinge anzuschaffen seien, und ob es nicht für einen Schulmeister gescheuter sei, mit dem Heirathen zu warten, bis die Schule zu Ende sei, wo man dann Zeit habe, der Sache nachzusinnen und nachzudenken, und noch dazu der Lohn fällig sei? Nach langem Hin- und Herreden mußte ich endlich einwilligen, zu warten bis nach dem Examen.

Sechstes Kapitel.

Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen.

Daß ich zerstreut in der Schule war, wird man begreiflich finden, und eben so begreiflich, daß mein abendliches Visitenmachen bei Schuhmachers den Leuten auffiel. Wäre ich alle Nächte hin zu Kilt gegangen, so hätten die Leute ganz einfach gesagt: Der Schulmeister geht zu Schuhmachers Mädeli, und wären vielleicht nur darüber uneinig gewesen, ob ich es nehmen werde oder nicht. Daß ich aber um sechs Uhr Abends hinging und um zehn Uhr heim kam, das fiel gewaltig auf. Obgleich nun die Leute gar nichts Böses sahen, höchstens daß ich gerne in seine Augen sah, so fanden sie denn doch Ursache genug, uns recht unehrliche Dinge nachzureden, behauptend, wenn ich etwas Ehrliches mit dem Mädchen wollte, so würde ich zu ihm gehen, wie andere Buben auch zu ihren Mädchen, d. h. zu Kilt ins Kämmerlein, und nicht beim Licht und in der Gegenwart des Vaters. So viel vermag Sitte und Vorurtheil.

Der Pfarrer sagte mir einmal, als ich mich bei ihm verabschiedete: Es sei ihm leid, daß er allerlei Gerede von mir

vernehmen müſſe. Er glaube zwar nicht daran, aber ich ſollte mich doch in Acht nehmen. Nach einigem Verwundern und Erörtern vernahm ich, daß die Leute mir Unehrliches nachſagten. Ich bekannte dem Pfarrer, daß wir Brautleute ſeien, nach Oſtern verkünden laſſen wollen, und daß wir gemeint hätten, es ſei für einen Schulmeiſter anſtändiger, wenn wir ſo zuſammen kämen, ſtatt wie die Andern; ich ſehe es aber wohl, es ſei doch beſſer und anſtändiger es zu machen, wie andere Leute. Der Pfarrer aber brannte auf, daß mir ſo was jetzt nur in Sinn ſtiege, nachdem ich mich ſo brav benommen bis dahin. Im Gegentheil werde er am Sonntag eine Predigt darüber halten und den Leuten ſagen: was ſie ſeien und wie ſie nicht einmal wollten, daß Andere beſſer würden. Ich hielt ihm gar hart an, daß er das nicht thun ſolle, aber erſt auf das Verſprechen, daß ich nicht zu Kilt gehen wollte, entſprach er auch mir. Wir beide gingen aber brummend aus einander. Jeder glaubte dem Andern allzu viel nachgegeben zu haben. Er glaubte eine wichtige Gelegenheit verſäumt, einen krebsartigen Mißbrauch abzuſtellen, und um ein in die Hände gekriegtes Muſterbild Andere zu verſammeln. Ich meinte um des Eigenſinns des Pfarrers willen noch länger dem Tadel mich preisgeben zu müſſen; ich meinte, das Klügſte wäre, zu thun wie andere Leute; das ſei doch das Anſtändigſte, und alle früher gemachten Erfahrungen waren ordentlich wieder vergeſſen. O es iſt gar ſchwer, Erfahrungen nicht nur zu machen, ſondern ſie auch zu behalten, nicht irre zu werden an ihnen.

Es iſt auch gar ſchwer, nicht nur für einen Schulmeiſter, ſondern für Wiſſende und Gebietende dieſer Erde, in jedem gegebenen Falle zu entſcheiden, wo bei dem rechten Mann oder Chriſt die Accommodation anfangen und aufhören, der Widerſtand beginnen und unterlaſſen werden ſoll: Accommodation und Widerſtand gegen öffentliche Meinung und übliche Sitte. Offenbar liegt hier der Entſcheidungsgrund nicht in Nutzen

oder Schaden, überhaupt nicht in den Folgen; sondern er liegt in dem, was Recht ist. Nun aber ist denn doch Vervollkommnung, vernünftiger Fortschritt im Zwecke des Menschengeschlechts. Es ist aber klar, daß unbesonnenes, übereiltes Entgegentreten das Böse fördert, Gutes zerstört. Daher ist's schwer zu entscheiden, wann man das Unkraut aus dem Weizen nehmen, wann man es lassen soll bis zur Ernte. Aber traurig ist's, wenn man die Feigheit der Menschen sieht in dieser Beziehung. In aufgeregten Zeiten, wo die Meinung alles, die Sitte wenig gilt, da sieht man Menschen mit der niederträchtigsten Niederträchtigkeit Sklaven der öffentlichen Meinung werden und keine andere Meinung haben, als die, welche gerade Trumpf ist, und welche Leib und Leben schützen, ein Pöstlein bringen kann, während die gleichen Feiglinge die christliche Sitte auf die frechste Weise höhnen im einfältigen Glauben, nun sei einmal die Zeit gekommen, wo man nicht mehr achte auf Sitte und Zucht, wo im Gegentheil der der Größte auch unter den Menschen sei, welcher die größte Sau unter den Säuen sei. Die Dummköpfe wissen nicht, daß es Zeiten giebt, wo man an Orten, z. B. in Nidau im Canton Bern, nichts hört als Frösche, Frösche und wieder Frösche. Wird daraus ein vernünftiger Mensch schließen, es seien nun keine Menschen mehr, sondern lauter Frösche, und für ihn die höchste Zeit, auch ein Frosch zu werden, um nicht einzig ein vernünftiger Mensch zu bleiben?

Können nun hier das Rechte treffen die Höchsten nicht, so ist es Schulmeistern auch nicht zu verargen, wenn sie es nicht kennen, wenn sie z. B. in jedes dreckige Horn blasen, das man ihnen vor das Maul hält, und dann wieder Dinge sich erlauben, die weder im alten noch im neuen Testament erlaubt sind.

Mädeli weinte, als ich ihr sagte, was die Leute uns angedichtet hätten, und wir beschlossen nun, uns förmlich als Brautleute zu erklären, und nicht die Gemeinde erst mit dem

Geheimniß von der Kanzel aus zu überraſchen, wie es ſonſt auf dem Lande der Brauch iſt. Da verhüllt man die Geſchichte, ſo lange ſie zu verhüllen iſt, ſagt nichts vor den Leuten, bis man verkündet iſt, und läßt unter zehn Malen wenigſtens ſechſe nicht verkünden, bis man muß.

Was nun die Leute für Augen machten, als ſie das hörten, als ſie ſahen, daß ich einſt ungeſcheut für Mädeli bei'm Krämer ein Nastuch und einen Fingerring kaufte, und ein andermal es zwang, ſelbſt mit mir zum Krämer zu gehen, um ſich Tuch auszuleſen für ein Kamiſol.

Ich hätte dem Mädchen alles anhängen können, was ich hatte, und alle Tage mußte es mir abwehren, wir würden das Geld ſonſt noch brauchen. Dann ſang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:

My Schatz, we du de z'Märit thueſch gah,
Su krämerle nit geng ſo viel.
We du de dys Gütli verkrämerlet heſch,
Was ſoll ih di mache mit dir?

Was nun aber das den Leuten zu reden gab, und wie ſie an unſern Brautſtand nicht glauben wollten, und immer meinten, ich meine, ich ſei ein Herr und müſſe es machen wie ein Herr, d. h. ein Maitreßli haben und dieſes mit Geſchenken überhängen.

Wir mochten nicht erwarten, bis wir durch das Verkünden unſern Ernſt zeigen uud die Leute etwas g'ſchweigen konnten.

lein ansiehe und ob wir auf demselben wirklich Kühe und nicht etwa nur Ziegen halten könnten. Ueberhaupt hat es für ein Mädchen immer einen ganz besondern Reiz, und besonders im Frühjahr, einen Tag frei in die Welt hinaus zu können. Reiche Mädchen fahren ein- und zweispännig, aber mit noch größerer Lust gehen arme Mädchen zu Fuß. Und wenn sie auch in den ungewohnten Lederschuhen Blasen bekommen, erst die Strümpfe, dann die Schuhe ausziehen und barfuß gehen müssen: je ist ihr Herz doch wonnevoll, und noch ganz besonders, wenn ein Bräutigam ihnen vorausgeht und alle hundert Schritte einmal zurücksieht, ob sein Schätzli noch nachhinke oder etwa schon am Zaun liege.

Mir war das Ding auch ganz recht, und nur Schüchternheit war's, was mich so lange abgehalten, hinzugehen. Wenn schon nicht feurige Liebe, eine gewisse Anhänglichkeit fühlte ich immer gegen meine Eltern. Auch spienzelte ich gern mein Mädchen in meiner Heimath, und manchen Abend vor dem Einschlafen sah ich, wie die Weiber meinet Mitbürger unter die Küchenthüre schossen bei unserm Durchgehen, und hörte, wie dann eine Nachbarin zu der andern sagte: d'sWebers Peterli hat noch ein brav Mensch, es nimmt mich wunder, daß es ihn nimmt. Und mich nahm wunder, was meine Mutter dann von ihr erzählte, und ob sie nicht rühme: es sei nicht nur eine hübsche, sondern auch eine reiche, und ihr Vater hätte sieben Gesellen und das Leder für viele Jahre voraus. Ob sie es machte, weiß ich nicht, aber gelacht habe ich oft, wenn so eine Schwiegermutter, welcher ihr Sohn eine Braut aus einem andern Dorfe vorstellte, dann von Haus zu Haus lief, und ausstrich, wie ihr Sohn eine Reiche erhalte und was er Alles erheirathe, und wie spärlich und ärmlich dann die Braut aufzog, und dann die Mutter mit einem reichen Vetter sich aushalf, der gar geizig sei und jetzt nichts geben wolle, sondern immer sage: man könne einst dann Alles zusammen nehmen, es gebe dann nur deste besser aus.

Trotz dem Liedchen kramete ich Mädeli doch noch, um recht ſtattlich mit ihm aufziehen zu können, wurde dafür auch tüchtig ausgeſcholten und dann doch noch zärtlicher geküßt, als ſonſt. Es iſt ein eigenes Weſen mit Bräuten und Weibern; ſie laſſen ſich alle gerne kramen, ja viele machen den Kram zum Maßſtab der Liebe; und viele, denen am Kram viel, an der Liebe wenig liegt, geben vor, nach dem Kram müßten ſie die Liebe meſſen. Da unterſcheide nun ein Mann, woran er eigentlich iſt!

Das war ein wichtiger Tag für Mädeli, ſo weit war es ſein Lebtag nicht gekommen, daher des Abredens gar viel war, und ſicher manche faſt ſchlafloſe Nacht.

Mädeli wäre um Mitternacht aufgebrochen, nur mit Mühe konnte ich es dahin bringen, daß es erſt um drei Uhr das Frühſtück bereit hielt. Als ich ziemlich exakt hinkam, hatte es meiner ſchon lange gewartet und war z'weg, ſo z'weg wie die Kinder Iſrael beim Auszug aus Egypten, und hatte auch gar nichts vergeſſen. Z'weg ſein zur abgeredeten Stunde und nichts vergeſſen, das iſt eine gar ſchöne Tugend, die allen Weibern gar ſchön ſtehen würde, zwar den Männern auch. Aber es giebt halt Menſchen, die nie z'weg ſind, im Leben nie und auch im Tode nicht.

Am Morgen zwitſchern am luſtigſten die Vögel, den Tag über verſtummen ſie, vor dem Schlafengehen öffnen ſie dann wieder ihr Schnäbelchen und ſchlagen bald weichmüthige, bald zärtliche und bald ſchläfrige Triller.

Kühl war der Morgen, aber heiter der Himmel, an deſſen weſtlichem Rande der erblaſſende Mond der Erde die letzten Küſſe gab.

Es ward uns weich um's Herz und traulich in demſelben; behaglich und vertraulich wanderten wir mit einander. Ein gewiſſes freudiges, unnennbares Erwarten des kommenden Tages lagerte auf unſern Geſichtern. Etwas Aehnliches fühlt jeder Reiſende an ſchönen Morgen. Aber ſo ganz das Gleiche

fühlt nur die Braut und der Bräutigam, wenn sie zum ersten Mal allein zusammen auf den Weg sich machen, sei's zu Fuß oder zu Wagen. Sie sind nun Reisegefährten, vor ihnen liegt ein langer Weg und ein unbekannter Tag. Vereint zu Schutz und Trutz gehen sie dem Weg und dem Tag entgegen, und fühlen vereint den heitersten Muth, das wonnige Bewußtsein, Lebensgefährten zu sein. Dieser Tag ist ihnen ein Vorbild ihres Lebens, der Weg, die Reise durch's Leben. Möchte man denn doch die Fröhlichkeit und die Traulichkeit beim Ausmarsch den ganzen Tag bewahren, und am Abend ohne traurige Täuschungen noch inniger vereint Einkehr halten wieder in der Herberge.

O wie rosig sah es an diesem ersten Reisetage in manchem Mädchenherzen aus, und aus so manchem rosigen Mädchenherz ist ein Weiberherz geworden, inwendig gallenvoll, auswendig stachlicht, wie eines Igels wohlbekannte Haut! Weiber, wer hat euch also verhexet?

Munter ging die Wechselrede und jedes redete von sich und bekannte seine Fehler, die, welche es kannte nämlich, und seine Vorsätze und seine Hoffnungen. Mädeli bekannte manche Unkunde, besonders im Pflanzen; kochen hingegen könne es, wie wir es etwa haben werden, und ich brauche es nicht zu trösten wie jene Braut, die gar bitterlich weinte, als sie mit dem neuen Mann aus der Kirche ging. Der fragte sie endlich: Was weinst du? Ach Gott, wenn ich nur kochen könnte, aber ich kann nichts, kann weiß Gott nichts! (aus diesem Grunde könnte noch manche weinen.) Da antwortete der Mann kaltblütig: Du Tröpflein, deswegen weine doch nicht, ich habe ja nichts zu kochen! Da soll die Braut erst recht angefangen haben zu weinen. Hingegen, sagte Mädeli, könne es nähen für den Hausbrauch, und das sei ihm schon manchmal kommod gewesen. Aber ich solle nicht zürnen, es sei empfindlich, möge böse Blicke und böse Worte nicht ertragen, die thäten ihm gar zu weh, dann halte man ihm vor, es

ſchmolle, und doch ſei es gewiß nicht das Schmollen, ſondern das Weh, daß man es nicht lieber habe. Ich bekannte auch, bekannte Unſchlüſſigkeit und ein mißtrauiſch Weſen, das mich aber erſt angekommen. Aber eine Frau ſolle es gut haben bei mir, meinte ich, faſt wie eine Herrenfrau, und viel beſſer als viel Bäurinnen. Zu pflanzen hätten wir nicht ſo viel und dann könne ſie an Schatten und Scherm bleiben, und über das Geld wollten wir nur einen Schlüſſel haben; was meins ſei, das ſei auch ſeins, und da könne es nehmen, ſo viel es wolle. Wir wollten es nicht ſo machen, wie es mancher Herrenfrau und auch noch Bauernweibern gehe, die jeden Kreuzer mit Angſt und Noth betteln müßten. Ich vergaß nur zu verſprechen, daß Mädeli immer Geld genug vorfinden ſolle; aber an dem zweifelten wir nicht. Wir rechneten zuſammen meinen Lohn, meinen Verdienſt, wollten noch aus unſern Pflanzungen etwas löſen, und Mädeli meinte: ſo ein Tauſend wolle es doch wohl noch ein Tag in den andern ſpinnen, und das mache immer einen Batzen. Wir überſchlugen auch die Ausgaben und hätten faſt Freudenſprünge gethan, als ſich jährlich wenigſtens fünfundzwanzig Thaler Vorſchlag zeigte, und doch hatte ich nur dreihundert Arbeitstage gerechnet, während nicht fünfundſechzig Sonntage ſind.

So ſchwand die Dämmerung, der Weg, wir wußten nicht wie, und im Umſehen waren wir in einem ſtattlichen Dorfe, nur eine Stunde von meiner Heimath. Dort ſah Mädeli ſich immer nach etwas um, ich wußte nicht wonach, und vernahm endlich, daß es einen Krämer ſuche, um meinen Eltern etwas zu kramen nach üblichem Gebrauche. Nachdem es ein halb Pfund Zucker und ein viertel Pfund Kaffee eingekauft und beim Bezahlen ſich wie üblich bei Seite gedreht hatte, damit niemand ſehe, wie wenige Bätzlein und wie mühſelig es dieſelben hervorklaube, fand ich denn doch auch billig, ihm eine Halbe zu zahlen. Und wie es auch ſich wehrte und vergab, es hätte nichts nöthig; ſo kam es mir doch nach, als

ich voranging. Es iſt nichts Luſtigeres, als ſo ein Paar zu ſehen, das in's Wirthshaus kommt, und wo die weibliche Hälfte ſich gewöhnlich erſt wehrte, meiſt aus Höflichkeit, aus Ernſt ſelten. Der männliche Theil geht voraus und ſtößt noch manchmal im Vergeß hinter ſich die Thüre halb oder ganz zu, und oft, wenn er ſchon an einem Platze ſitzt, drückt ſich erſt das Mädchen verlegen durch die zugehende Thür hinein, weiß nicht recht, ob es vorwärts will oder nicht, ſagt verſchämt: Gott grüß euch! und hat nicht ungern einen Finger im oder am Mund, weil es nicht weiß, wo es ihn ſonſt haben ſollte.

Von da an begann es mich zu heimeln, und ich hatte Mädeli Tauſendfältiges zu erzählen von allen Umgebungen und wer auf dieſem und auf jenem Hofe wohne, und wie viel Kühe ſie hätten, und was das für Leute ſeien. Und während dem Erzählen ſah ich mich immer nach bekannten Leuten um, ward immer ungeduldiger nach bekannten Geſichtern und einem bekannten Gruß. Wenn Einer wieder in die Heimath kommt, ſo heimelet ihn erſt die Gegend, dann will er heimelige Geſichter und am Ende auch Herzen, bei denen es ihm heimelig wird. Findet er die beiden letztern nicht, dann kommt das Heimweh auch in der Heimath. Solches Heimweh drückt ſchwer manches alte Herz, das nie aus der Heimath gekommen. Die mit ihm jung waren, ſind heimgegangen, die, welche mit ihm die Hitze des Tages ertragen, hat der Tod in ſeinen Schatten gebettet, die, welche es zu ſeiner Hülfe, ſeinem Troſt erzogen, ſind ihm abberufen worden zu anderer Arbeit, oder in der immer neu werdenden Welt ihm fremde geworden; ſo findet ſein Auge kein heimelig Geſicht, kein Zeugniß früherer Tage mehr, findet kein heimelig Herz mehr, bei dem ihm früher bei Leid und Freude wohl geweſen. Fremd iſt's um ihns geworden. Da kommt ihm dann das rechte Heimweh nach der rechten Heimath, unheimelig wird ihm im bekannten Lande, und es ſehnt ſich nach dem Lande, das kein ſterblich

Auge noch gesehen hat. Es weiß, dort wird ihm heimelig sein, denn dort findet es, was hier in seinem Herzen wohnte. Glücklich, wem beim Gedanken an den Himmel ein heimelig Gefühl in seinem Herzen aufdämmert! Wem aber hier nie heimelig im Herzen wohnte, was im Himmel ist, dem würde nicht heimelig im Himmel werden, auch wenn er hineinkäme. Endlich kamen die heimeligen Gesichter und sie kannten mich recht ordentlich wieder. Peter, bist du's? hätte dich bald nicht gekannt! Bist fett geworden. Ist das dein Frauchen? Du Vogel, hast immer auf die Schönsten gesehen. Das war der gewöhnliche Gruß, neben dem Hand langen, welches zu unterlassen nach einigem Nichtsehen eine Beleidigung wäre, während es in der Stadt eine Beleidigung ist.

Die freundlichen Begrüßungen allenthalben thaten mir wohl. Als gar auch noch der Statthalter mir die Hand reichte und sagte: ich hätte sollen mich für ihre Schule melden, sie hätten mich gerne gehabt und hätten mein Ausbleiben fast gegürnt; da ward ich ordentlich stolz und Mädeli blickte mich mit Respekt an und meinte: da müsse ich wohl an sein. Ich wuchs wenigstens drei Zoll und machte mich so breit als möglich. Es ging mir aber nicht anders als verschiedenen anderen Honoratioren mit verschiedenen Namen. Ich mußte oft lachen, wenn solche Standespersonen mit Visiten im Dorfe spazierten. Da traten sie viel stattlicher einher, weil sie sich mit ihren Visiten, wenn diese nämlich etwas zu bedeuten hatten, meinten und gleichsam sagten: Ihr Leute seht, solche Leute kommen zu mir, ich muß also auch anderwärts etwas gelten und bekannt sein. Und hinwiederum, wenn die Dorfleute sie grüßten und gar den Hut zogen, so thaten sie viel freundlicher und zugleich gravitätischer, und sahen die Visiten an, fragend: ob sie denn bemerkten, wie geachtet man sei und wie gut man es mit den Leuten könne.

Je näher wir unserm Häuschen kamen, um so banger ward mir dennoch, trotz aller begegnenden Freundlichkeit. Ich

hatte Mädeli's Vater nicht eigentlich gelogen, hatte nicht aus unserem Heimwesen einen Bauernhof gemacht. Ich hatte es nicht gemacht wie jener Schelm, der seiner Braut gesagt hatte: die Sonne in B. sei sein. Als daraufhin die gute Braut in die Sonne zu B. auf die G'schaui gekommen, die Meisterschaft ergreifen, sich Kisten und Kasten öffnen lassen, dem ganzen Personal befehlen wollte, so glaubten die Wirthsleute, die Person sei verrückt. Nach einigen nicht verblümten Reden mußte endlich der Schalk bekennen, daß er unseres Herrgotts und unser Aller Sonne gemeint, die zu B. auch seine sei, wie jedes andern Bürgers, und nicht das Wirthshaus zur Sonne. So hatte ich es nicht gemacht, aber im Scheine der Jugenderinnerung, in welchem Alles einen größern Maßstab hat, und im Wunsche, mich recht angenehm zu machen und im allgemeinen Drang das Eigene auszuschmücken, mochte doch manches schöner und größer geworden sein in meiner Erzählung, als es in der Wirklichkeit war. Ich ging daher immer langsamer, während Mädeli immer mehr preßte. Es trug ein klein wenig g'wundriges Herz mit sich, dachte vielleicht an eine kleine zu hoffende Ehesteuer. Wer mag sich solcher Hoffnung wohl erwehren? Es trug aber auch ein Herz voll Liebe und Freude den neuen Eltern entgegen, und solch ein Herz macht auch geschwinde Beine. So in ungleichem Schritt erreichten wir endlich unsere Umzäunung. Ach, wie viel hatte das alles sich noch verschlechtert! Die Bäume waren halb dürr und voll Moos; das Land war noch gelb und grau, während an anderen Orten alles grünte; und das Haus, Dach, Scheiben, kurz alles sah aus, wie wenn niemand da daheim wäre. Wir trafen die Mutter im Garten, der keinen Zaun mehr hatte. Auf unsern Gruß sah sie auf, sah uns lange an, und sagte endlich: Nimmt es dich doch mal wunder, ob wir noch leben? Sie reichte uns endlich die nothdürftig abgewischte Hand, hieß uns in die Stube kommen, aber frug nicht, wer bei mir sei? Im Schuppen

ſchnitzte mein Bruder, ein großer, derber Burſche, etwas; der ſah uns ſpöttiſch an und war noch einſilbiger als die Mutter. In der Stube ſtellte ich ihr meine Braut vor, die mit einfachen Worten bat: ſie möchte ſie für die Tochter halten, ſie wolle ſie für die rechte Mutter halten. Die Mutter meinte: es hätte mir nicht brauchen ſo zu preſſiren, und Mädeli ſagte ſie: Du haſt, wie es ſcheint, auch nicht warten mögen, bis du einen Mann gehabt. Du weißt auch noch nicht, was heirathen, und was ledig ſein werth iſt. So hat man es, hat man die Kinder am nöthigſten, ſo kümmern ſie ſich am wenigſten um die Alten. Mädeli bat, ſie ſolle doch nicht zürnen, da hätte es ihr was gekramt. Das hätteſt können bleiben laſſen, ſagte die Mutter. Es iſt nur ein Zeichen, ſagte Mädeli. Je nun, meinetwegen, ſagte die Mutter. Endlich kam aus dem Webkeller auch der Vater bleich, hager und huſtend. Er ſah gar grämlich aus und klagte: wie er in ſeinen alten Tagen es viel böſer hätte, als in den jungen, wie immer Leute da ſeien, wenn man zu freſſen habe, aber niemand, um zu arbeiten. Ueber das ganze Haus und alle Geſtalten war etwas unbeſchreiblich Aermliches und Verdrießliches verbreitet, und man mochte anpochen, wo man wollte, ſo ſprang eine neue Quelle von Verdrießlichkeit auf.

Die Mutter machte einen Kaffee, und während dem Eſſen jammerte der Vater: er müſſe nun ſeit dem Neujahr das Brod kaufen und die Kuh gebe keine Milch, da helfe kein Geld. Das war nicht, um Appetit zu machen. Die Mutter, welche glauben mochte, des Vaters Klagen ſeien eine Art Vorwurf für ſie über ſchlechte Haushaltung, warf ihm vor, daß er eine ſo ſchlechte Kuh gekauft. Das erzeugte häßliche Sticheleien, und die machen auch nicht Appetit. Der Bruder miſchte ſich auf unverſchämte Weiſe ein und trümpfte beide Eltern ab; und — ſie ließen es geſchehen. Nach dem Eſſen ſagte ihm der Vater: er ſolle doch ein wenig für ihn an den Webſtuhl, und der Junge antwortete: da wollte er

ein Narr ſein, im Webkeller zu hocken. Draußen ſchlich der Schlingel mit einer Flinte den Krähen nach. Und weil man dem Schlingel nichts ſagen, nicht einmal etwas zumuthen durfte, ſo ging es deſto mehr über Andere los rückſichtslos, und ich mußte ziemlich deutlich hören, daß es bräver von mir geweſen wäre, daran zu ſinnen, ihnen zu helfen, ſtatt zu heirathen. Das machen Eltern aber oft, daß, je mehr ein Kind ſie plagt und ausſaugt, je weniger ſie ihm ſagen dürfen, ſie deſto mehr über die andern Kinder herfahren, deſto mehr von ihnen fordern. Sie denken nicht daran, daß ſie gerade dadurch die Liebe, welche geben, helfen ſollte, tödten. Es wurde mir eng und heiß im engen Stübchen und Mädeli war das Weinen immer zuvorderſt.

Mir thaten meine Eltern ſo leid und doch ſo weh. Ich ſah, wo der Schuh ſie drückte, und konnte doch nicht helfen, konnte die Säure nicht mehr entfernen aus ihren Gemüthern, konnte das Verhältniß zu ihrem Kronprinzen nicht mehr herſtellen, konnte das Mangelnde ihnen nicht verſchaffen. Was ich konnte, gab ich dem Vater im Webkeller. Er ſeufzte, ſagte, das werde nicht viel helfen, es ſei einmal ſo wie es ſei. Er hoffe aber, daß er bald draus könne. Doch ſchien ein weicheres Gefühl gegen mich ihn zu ergreifen. Er hieß mich wiederkommen, ſagte zu, uns einmal zu beſuchen, wenn ſein Huſten ihm beſſere, und wünſchte Mädeli, daß es ihm gut gehen möge. Auch die Mutter war beim Abſchied etwas freundlicher, und entſchuldigte ſich, daß ſie Mädeli nichts zu geben hätte. Es iſt merkwürdig, wie Leute oft erſt beim Abſchied aufthauen, und manchmal erſt beim Abſchied aus dem Leben.

Stumm gingen wir lange neben einander, grüßten und dankten den Leuten, die uns noch hineinkommen hießen. Als wir vom Dorfe weg waren, fing Mädeli laut zu weinen an. Ich erſchrack gar bitter, im Glauben, es weine getäuſchter Hoffnungen wegen, es habe geglaubt, ich hätte etwas zu er-

ben, und nun geſehen, daß weniger als nichts da wäre. In dieſem Sinne fing ich an zu tröſten und zu entſchuldigen. Aber Mädeli ließ mich nicht ausreden, ſondern ſagte: ach, Peter, glaub doch nicht, ich weine, weil du nicht mehr haſt als ich, kein Reicher wäre mir ſo lieb. Aber wenn ich denke, es ſollte uns auch gehen, daß wir einander nicht mehr verſtehen könnten, immer auf einander ſtichelten, jeder an allem ſchuld ſein ſollte, ſo will es mir faſt das Herz zerreißen. Lieber wollte ich noch heute ſterben, als das erleben. Nichts kommt mir ſchrecklicher vor, als wenn zwei nichts an einander leiden mögen, eins dem andern ſagt, was ihm in den Mund kommt. Es dünkt mich, ich hätte keine fröhliche Stunde mehr, wenn du auch ſo auf mich ſticheltеſt vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, du willſt mir immer alles in der Liebe ſagen? Sieh, dann will ich alles annehmen, dir die Hände unter die Füße legen, nur nicht ausſpotten vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, das verſprichſt du mir? Natürlich verſprach ich es. Mädeli tröſtete ſich nach und nach, und wir ſprachen recht erbaulich über den Ehefrieden und das Eheglück, und meinten, es ſei unmöglich, daß wir über einander böſe werden könnten jemals. Ach Gott, das ſind ſchöne Träume: aber wenn man nur immer wieder zufrieden wird, und die Sonne nicht untergehen läßt über dem Unfrieden!

Unſer Geſpräch ging langſamer allmählig wie die Beine. Müdigkeit ſetzte ſich in die Glieder und mit den ſchweren Gliedern wurde auch die Zunge ſchwerer, die Seele matt. Mädeli mußte Strumpf und Schuh ausziehen, ſeufzte ſchwer über ſpitzige Steinchen und wollte ſogar einmal faſt böſe über mich werden, daß ich in Gedanken fortgegangen war, als es ſtille ſtehen mußte. Das gute Mädchen merkte es aber, wie ſchnell es ſelbſt gegen unſern Vertrag geſündigt hätte. Wir beide nahmen uns die Lehre daraus, wie nahe Leib und Seele einander angehen, und wie wunde Füße auch eine reizbare Stimmung erzeugen, und wie ein matter Körper über

jede Kleinigkeit die Seele unwillig machen kann. Es ist gut, wenn man das weiß, dann kann man Andere schonen zur rechten Zeit und auf sich selbsten Acht haben. Weil man aber das nicht weiß, so haben Reise- und Lebensgefährten so viel Streit unter einander, besonders wenn es mühselig geht und zu Fuße, und am meisten Streit gerade, wenn es am mühseligsten geht und die Tagesreise am beschwerlichsten ist. Wir erquickten uns, ruhten aus, und doch sehnten wir uns sehr nach der Heimath, und erst als ihre Lichter durch die Büsche schimmerten, wachten wir wieder auf und schritten munterer und rüstiger der Herberge zu und wechselten wieder rascher die Worte. Froh waren wir beide, daß der Tag vorbei war, als wir uns küßten zum Abschied. Und doch war es nachher einer der Tage unseres Lebens, von denen wir am meisten redeten und dessen Andenken noch heute mich erfreut.

Achtes Kapitel.

Wie ich an Vorabend pichtiger Ereignisse stand.

Der Hochzeittag rückte immer näher. Das Gefühl, mit welchem ich ihn herannahen sah, mit welchem ich alle Abende die Tage zählte, ist ein eigenes. Ich möchte es eine freudige und ungeduldige Beklommenheit nennen, denn es ist gar seltsam gemischt. Mädeli muß es auch so gewesen sein, denn es ward allemal roth, wenn davon die Rede war.

Mädeli wehrte sich, und das machte mich böse, gleich in der ersten Woche nach dem Ausverkünden Hochzeit zu halten. Gründe gab es vor, aber keinen rechten; Mädeli hatte einen guten Grund, aber den hielt es heimlich. Das gute Mädchen wollte mir doch auch etwas geben zum Hochzeitgeschenk, und zwar aus dankbarer Anerkennung, weil ein verlorenes Hemde

uns zuſammengebracht, ein Hochzeithemde, und zwar ein ſchönes. Sage ein Hemde, denn unſerein rechnet ſolche Dinge nicht nach halb oder ganzen Dutzenden wie hoffährtige Hausfrauen, die, wenn aus einem halben Dutzend eines fehlt, im Stande ſind, auch die andern fünf Stück bei Seite zu werfen, um nur nicht ungerad zu haben. Nun wollte Mädeli den Aufſchub nicht etwa aus Saumſeligkeit, weil es zu ſpät daran gedacht, oder aus ängſtlicher Pünktlichkeit, weil die Näherin es ihm nicht gut genug machen konnte und alle Säume auf beſondere Weiſe gemacht ſein mußten; ſondern das arme Kind mußte das Geld dazu erſt erſpinnen und mußte von dem Spinnerlohn noch in die Haushaltung abgeben, und mußte noch dieſes und jenes für ſich anſchaffen oder zurecht machen. Da kann man ſich denken, daß Mädeli fleißig ſein mußte. Auch ſah das liebe Kind auffallend bläſſer aus; aber um ſo heller leuchteten die Augen mich an. Es mußte mir endlich doch den Grund des Aufſchubes erklären, da ich gar zu ungeſtüm wurde, und daß es mir darum nicht weniger lieb ward, kann man ſich denken. Hie und da geſchah es, daß Mädeli des Abends auch zu mir in's Haus kam, um zu ſehen, was da ſei, was ich gepflanzt hätte ꝛc.

Das waren ſchöne Abende. Es iſt ein ganz eigenes Gefühl, wenn unſer Mädchen zum erſten Mal über unſere Schwelle tritt, wenn es ſeine Augen ſchweifen läßt über unſer Eigenthum, und wenn wir dann neben ihm ſitzen auf unſern Stühlen. Es iſt aber noch viel eigener das Gefühl, wenn eine Braut an unſerer Seite ſitzet, wenn unſere Augen zuſammengehen über Schränke, Stühle, Tiſch und Bett, und wenn wir zuſammengehen durch Küche und Keller, Stube und Kammer. In ſüßem Ahnen ſchwebt vor uns in zauberiſchem Dämmerlichte die Zukunft, es wird uns ſo eng um's Herz, und doch ſo wohl, der Mund wird gewöhnlich ſo ſchweigſam, der Blick ſo beredt! Der Blick redet aus den Tiefen der Seele herauf, das Innerſte giebt er kund, Geheimes drückt er

aus, was nicht einmal zum eigenen Bewußtſein gekommen; denn in ganz eigenem unmittelbarem Zuſammenhange ſteht das Auge mit der Seele. Was in ihr ſich regt, kann ſie, ohne den Verſtand zu berühren, ohne erſt es in Nachdenken zu läutern, durch das Auge ſchicken in die Welt hinein. Der Mund giebt nur obenab, was auf der Oberfläche ſchwimmt, was ſeiner Leichtigkeit wegen oben aufgetragen, oder was mühſelig oben aufgebracht und durch den Verſtand gebürſtet und geglättet worden. Da ſaßen wir dann Hand in Hand und Auge ſenkte in Auge ſich, und aus den Augen ſahen wir hinauf in's blaue tiefe Gewölbe, in dem der Mond ſo ſilbern leuchtet, ſo ehrlich drein luegt, hinter dem ehrlichen Geſichte den Schalk verbergend; denn er weiß wohl, warum er des Nachts ſo leiſe und mit ſo ehrlichem Geſichte über die Erde geht. Was der wohl alles zu erzählen hat! und wem erzählt er wohl alles? In's tiefe Gewölbe verloren ſich unſere Blicke, in deſſen unermeßlichem Schooße unzählige Welten kreiſen, geboren werden und untergehen. Und wie der Blick ſich verliert im unermeßlichen Schooße, ſo geht durch den Blick auch die Seele hinein in jene Unendlichkeit und verliert ſich in unendlichen Gedanken. So ſaßen wir oft zuſammen in ſtillem Frieden, ahnungsvoll die Bruſt geſchwellt; und dann küßten wir uns leiſe und jedes ging ſeiner Ruhe zu. Wir wußten nicht, daß man das ſentimental oder empfindſam nannte. Aber wem in dieſer Zeit, wo dem Menſchen ſeine Zukunft geboren wird, wo ſie noch ruht in des Schöpfers Hand, in dieſer Zeit, wo eine Seele noch eine andere will, Einer nichts empfindet als irdiſche Luſt oder irdiſches Berechnen, dann ſieht es ſeicht oder ſteinern aus in ſeiner Seele. Dann verwundere ſich Keiner, wenn ſo Einer nicht bewegt wird von unausſprechlichen Ahnungen, von einem wirklich und eigentlich göttlichen Gefühl. Beim Thiere gattet nur der Leib mit dem Leibe ſich, der Menſch nimmt eine Seele in ſich auf und Seelen gehen von ihm aus; das iſt göttlich, ein

Zeugniß ſeiner göttlichen Natur. Zum Gott wird jeder Menſch, wenn er in die Ehe tritt: die Ehe iſt ſein Reich, das er bevölkert, regiert, erhält, in dem er im Kleinen walten will, wie Gott im Großen in ſeinem großen Reiche. Darum iſt, wer nur von fern ſeine Würde ahnet, in dieſem Zeitpunkt ſo hoch geſtimmt; traurig iſt's, daß dieſe Stimmung nicht anhält, ſie ſollte durch's ganze Leben klingen. Wir konnten freilich darüber nicht reden, wir wußten nicht, was in uns ſich regte ſo ahnungsvoll. Und ſo geht es ſicher manchem Chriſteli und manchem Liſeli, denen man ſolche Gefühle nicht zutraute.

Ein Wichtiges, das wir auszumachen hatten mit einander, war der Ort, wo wir Hochzeit halten wollten, und die Art, dahin zu gelangen. Mädeli war noch nie in Bern geweſen, aber Bern war etwas weit, um zu Fuß dorthin zu gehen. Es wurde ein etwa zwei Stunden weit entfernter Ort auserleſen, wo ein Wirth war, den man als gar billig rühmte.

Neuntes Kapitel.

Der Hochzeittag.

Frühmorgens brachen wir auf und fanden uns außer dem Dorfe zuſammen, damit man uns nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaſchen. Am öſtlichen Himmel ſchickte die Sonne den Tag herauf, dem ſchläferigen Tag ſandte ſie Strahlen nach, welche roſenroth thronten auf den ſchneeigten Firnen und den Thälern das Kommen der Königin des Tages verkündeten. Majeſtätiſch und feierlich ſtieg ſie über der Erde Rand empor. Da ſchien ſie mir ſtille zu ſtehen und verwundert mein Bräutchen anzu-

ſchauen, mit beſonderer Huld und beſonderem Glanz daſſelbe anzuſtrahlen, und nur daſſelbe in ihrem Lichte verklärend, zu vergeſſen die übrige Erde. Aber deſſen wunderte ich mich nicht. Was konnte wohl die Sonne an dieſem Morgen Lieblicheres ſehen, als eben mein Bräutchen? Und die Sonne weiß wohl, was ſchön und lieblich iſt, und vielleicht hatte ihr auch der Mond geſagt, ſie ſolle dieſen Morgen aufpaſſen. Mein Bräutchen glänzte ſo blank und weiß, ſo niedlich und nett, wurde ſo freundlich roth, wenn es mich anſah, und ſeine Augen funkelten ſo träumeriſch und bodenlos in die ſtrahlende Sonne hinein, daß mich nicht gewundert hätte, wenn die Sonne den ganzen Tag ſtille geblieben wäre um meines Mädchens willen. Aber die Sonne darf nicht lange ſäumen, es iſt noch Einer ob ihr, der ſie nicht ſtille ſtehen läßt.

Wir ſprachen nicht viel mit einander, aber daß unſere Herzen voll waren, gaben unſere gegenſeitigen Fragen kund. Mädeli, haſt du mich denn auch ſo recht lieb und nimmſt mich gern? So frug ich. Peter, biſt du nicht reuig, dünkt es dich nicht, du möchteſt eine Reichere und Hübſchere? So frug Mädeli. Und dann gaben wir uns tröſtende und liebende Verſicherungen mit Mund und Hand, bald wieder ſchweigend, ſinnend und ernſt. Denn es iſt ein ernſter Morgen, der Hochzeitmorgen, und ein ernſter Gang, dem Kirchlein entgegen, wo aus Zweien Eins gemacht wird, die dann auf immer vereint des Lebens Laſt und Hitze tragen, Lieb und Leid theilen, gleichen Schrittes den Weg durchs Leben dem Ziele zugehen ſollen. Wie die Hälfte zur Hälfte paſſe, mag eine fühlende Bruſt immer banger bewegen, je näher die verhängnißvolle Stunde kömmt.

Glockentöne klangen von ferne zu uns her. Wir hörten ſie nicht nur, wir fühlten ſie bis ins tiefſte Mark hinein, und gaben uns ſchweigend die Hände. Es war das erſte Zeichen zum Gottesdienſt. Die Glockentöne mehrten ſich, ſchienen

rings uns zu umweben; ein Kirchlein antwortete dem andern, und verkündete den Menschenkindern, daß es sich öffne, die Gelübde für den Vater zu empfangen, und den Trost des Vaters zu spenden den leidenden Herzen.

Zusammen gingen wir zum Pfarrer, uns zur Copulation zu melden. Es war ein würdiger alter Mann, der das Band schon manchmal geknüpft haben mochte, dem aber die Handlung denn doch nicht gemein geworden war, so daß sie ihn gleichgültig ließ und er sie handwerkmäßig verrichtete. Er richtete ernste, bedeutungsvolle Worte an uns, an mich als Schulmeister, der wissen solle, was ein guter Ehemann sei und welchen Segen eine Ehe bedürfe, und dann auch an Mädeli: wie schwer es sei, eine gute Hausmutter und eine würdige Schulmeistersfrau zu sein, nicht Andern zum Aergerniß und zur Last, sondern zum Muster und zum Segen.

So jung bist du noch, Mädchen, sagte er, hast du auch alles recht überdacht? überdacht, was es heißt, einen Schulmeister zu heirathen, was du da zu ertragen übernimmst; böse Leute, manchmal einen übellaunigen Mann, und meist Noth und Mangel; und was du doch schuldig bleibst: deinen Mann zu beglücken, die Leute zu versöhnen, aus deinem Milchkrüglein der Wittwe Oelkrüglein zu machen, ein fromm und froh Gesicht in allen Tagen, und vor Gott und Menschen und vor dem Manne insbesondere?

Mädeli antwortete nicht, aber zwei große schwere Tropfen rollten ihm über die Backen. Ich wurde ärgerlich über sein Schweigen, fürchtend, der Pfarrer möchte glauben, es sei einfältig, und wollte ihm später Vorwürfe darüber machen, aber es sagte: daß ihm gewesen wäre, als ob eine eiserne Hand den Hals ihm zuschnüre. Für alles Geld in der Welt hätte es nicht Athem zu einem Worte gefunden. Der Pfarrer muß es besser begriffen haben als ich, denn er sagte: Nun, nun, Mädchen, ich will dir nicht Angst machen, aber sagen wollte

ich dir, was deiner wartet in Bürde und Pflicht. Wohl dir, wenn du es fühlst, und Gott gebe dir Kraft zu bestehen. Darauf sagte uns der Pfarrer, es werde bald läuten; ob wir z'weg seien? Da packte Mädeli ein Säcklein aus, und fing in einer Ecke an, seine Strumpfbänder aufzulösen, und als es einen Strumpf am schönen Beinchen heruntergestrichen hatte, um ihn dann mit einem weißeren zu vertauschen, wies uns der Pfarrer in eine andere Stube, wo die Köchin Herr schien an den Küchenschürzen an, die herumlagen auf dem Bett und am Boden, schwarz und klebrig. Dort machte ich zum ersten Mal in meinem Leben den Kammerdiener, zog die Kappenschnüre aus dem Kamisol hervor, und half auf die Kappe das Kränzlein festmachen. Das stand Mädeli ganz besonders wohl; es gab ihm etwas Vornehmes oder vielmehr Nobles, und das Köpflein schien sich noch einmal so stolz unter dem Kränzlein zu heben. Das Köpflein wußte wohl, daß das Kränzlein ein wohlverdientes sei, ein zierlicher Jungfernkranz, darum hob das Köpfchen das Kränzchen so hoch und stolz.

Vergiß nicht, sagte Mädeli, ehe wir das Stübchen verließen, daß wir während der Copulation uns fest einander drücken müssen, damit der Teufel nicht zwischen uns kommen könne. Der Vater hat es mir noch aus dem Bette nachgerufen, als ich schon unter der Thüre war. Ich kannte diesen Glauben wohl und glaubte daran, daß, sobald der Teufel während der Trauung zwischen den zu Trauenden eine Lücke sehe, er zwischen einfahre und sie trenne auf immer. Aber daß in diesem Glauben für junge Eheleute bildlich und einfältig, aber kräftig die Wahrheit ausgesprochen sei: Haltet fest und unzertrennlich zusammen, laßt nicht zwischen euch hineinkommen weder einen Freund noch einen Feind, weder ein Glück noch ein Unglück, weder Leidenschaft noch Gleichgültigkeit, sondern bleibet Eins für und für, das begriff ich nicht. Das begreifen noch viele nicht, die trotz allem Zusammen-

drängen während der Trauung immer etwas zwiſchen ſich und den Gatten zu ziehen haben, Leute zum aufweiſen, Leute um klagen zu können, Leute um zu lieben oder zu haſſen, unerfüllbare Wünſche, unerträgliche Eigenheiten, giftiges Mißtrauen oder gar alles vergiftende Eiferſucht. In gar mancher ländlichen Sitte, manchem ſogenannten Aberglauben iſt ein tiefer inniger Sinn, aber man verſteht den Sinn nicht mehr, während man noch lange am Gebrauche hängt.

Das Kirchlein war klein, düſter das Licht in demſelben, trübe die Fenſter, in denen einige gemalte Scheiben glühten. In den Bänken waren noch drei hochzeitliche Paare, die des Pfarrers harrten. Die Bräute mit frohen Geſichtern, daß ſie es endlich ſo weit gebracht, und andächtigen Händen, die ſie auf ihren hochaufgetriebenen Fürtüchern bequemlich und zuſammengelegt ruhen ließen.

Endlich kam des Pfarrers ehrwürdige Erſcheinung — und in klarem tiefdringenden Baſſe, würdig und langſam, las er die ſchöne Liturgie uns vor, welche durch die meiſten Traureden nur verwäſſert wird. Ein feierliches Beben ergriff uns Beide, als wir Hand in Hand an den heißen Stein traten, und als die kräftigen Mahnungsworte an uns ergingen, in Freud und Leid, in geſunden und kranken Tagen einander zu helfen und zu rathen, in liebreicher Geduld je Eines des Andern Mängel und Schwachheiten zu ertragen. Es rannen Thränenſtröme über Mädeli's Wangen nieder, und mich fing es an zu ſtechen und zu brennen in den Augen. Unſere Hände legten wir ſo feſt in einander, als ob es die Herzen ſelbſt wären, die ewig nicht mehr aus einander gehen ſollten. Aber das Ja, ſo freudig es das Herz herauffandte, fand doch den Weg zum Munde nicht, ſondern quoll im Halſe und ließ ſich erſetzen durch einen weit ausgreifenden Scharrfuß. Und als wir beten mußten zu unſerm Herrgott um Segen zu unſerm Bunde, um Segen im Leben, um Segen im Tode, Eines betend für das Andere, da verſanken wir in die Andacht, die

die Worte nicht mehr hört, die mit unaussprechlichen Seufzern uns bei Gott vertritt.

Das nach einer Pause ausgesprochene Amen weckte uns wieder; wir sprachen es mit von ganzem Gemüthe, aus voller Seele, und Amen, Amen klang es in uns fort und fort, bis wir, den andern Paaren nachwandelnd, ins Wirthshaus kamen. Dort nahm zur augenblicklichen Stärkung bis zum Mittagessen jedes was es wollte, wir nach alter Sitte ein gutes Weinwarm. Die jungen Weiber fingen nun an zu reden und zu rühmen, und zu hecheln und zu fragen: was jeder ihren Brautstaat gekostet. Die drei Bräutigams frugen nach Karten, um die Zeit bis zum Essen sich zu verkürzen. Mir ward die Zeit lang ob dem Hören und Sehen, und das beständige Sticheln, da ich nicht mitspielen wollte, trieb mich endlich hinaus. Wie ein Schmied von weitem in einem Dorfe die Schmiede wittert und ein Bäcker die Backstube, und derselben zusteuert, so gings auch mir. Ich fand das Schulhaus bald und nicht weit davon den Schulmeister. Ein Wort gab das andere, und da wir die Tugend haben, daß es keine Einer besser macht als der Andere, so mußte immer der Andere, wenn Einer erzählt hatte, wie er etwas mache, sagen: und ich mache es so, so kömmt es mir gut, und ich weiß nicht wie es mir käme, wenn ich es machen wollte wie die Andern. Ueber diesem verging eine lange Zeit, ich verklapperte mich ordentlich, und als ich wieder gegen das Wirthshaus kam, sah ich mein Weibchen ängstlich um dasselbe trippeln und in alle Ecken gucken. Das arme Kind hatte fast geweint, als die Andern zu Tische saßen und ich nicht da war. Alleine sich hinsetzen durfte es nicht. Es suchte mich daher, fand mich nicht und war in der peinlichsten Angst, nicht begreifend, ob ich verunglückt, gestohlen worden, oder davon gelaufen sei. So einem stündigen Weibchen muß es seelenangst werden, wenn es auf einmal den Mann nicht mehr finden kann! Man denke sich, wie es sich freute, als es mich wohlbehalten die

Straße auf kommen ſah! Wie es doch ſo freundlich mir an den Arm ſich hing, und gar nicht mit mir branzte! Manch ander Weibchen hätte troß der Freude Wetterwolken übers Geſicht gezogen, und aufbegehrt nach Noten über meiu Fortlaufen, oder hätte vielleicht den ganzen Tag mit mir geſchmollt, ſo daß es ausgeſehen hätte, als wäre es gerade deswegen böſe, daß ich wohlbehalten wieder gekommen. Es giebt Gemüther, die allen Dingen die böſe Seite abgewinnen, es giebt Gemüther, die allen Dingen die gute Seite abgewinnen. Die erſtern finden Stoff zu Klagen in jeder Freude, die andern Stoff zur Freude in jedem Jammer; die einen ſchütten Galle in jeden Honigtopf, die andern Balſam zu jede Wunde; die einen nehmen jeden Zufall übel, die andern verzeihen jedes Wehthun; die einen ſind gar unglückliche Gemüther, ſchlechten Jahren vergleichbar, wo nichts wachſen will, während es noch um ſo lieber hagelt; die andern ſind Gemüther wie Maiennächte, wo alles auferſtehen möchte, alles grünt und duftet. Mädeli hatte der letztern Gemüther eins, und mit keinem ſauern Blick verſalzte es mir die Suppe, mit keinem böſen Worte verpfefferte es mir den Tag.

Nach Wirthshausart trug man etwas langſam auf, damit wir nach Landesſitte Zeit hätten, das Eſſen ſo recht z'weg zu legen, daß es ſich ſetzen konnte und Platz für immer Neues wurde. Das dauerte aber den drei Kumpanen zu lange, ſie ſchoben das Tiſchtuch zurück und fingen wieder an zu ſpielen, obgleich ihre Weiber dagegen redeten und meinten, ſie ſollten doch zuerſt genug eſſen. Sie hörten nicht darauf, ſie ſahen ihre Weiber nicht an, ſchenkten ihnen nicht ein. Sie ſpielten noch fort, als Mädeli und ich fortgingen. Sie ſpielten den ganzen Nachmittag fort. Sie achteten nicht darauf, wie Einer nach dem Andern von ſeinem Weibe gezupft und ans Heimgehen gemahnt wurde. Sie ſpielten den ganzen Abend fort, ſahen die Schatten nicht länger werden, die Sonne nicht zu Bette gehen, achteten das Schelten ihrer Weiber nicht.

Sie ſpielten in die Nacht hinein mit immer wüthenderem Eifer, ſahen den Zeiger der Uhr nicht der Mitternacht zueilen, hörten das Heulen ihrer Weiber nicht, die nun zum erſten Mal am heutigen Tage ſo recht ergriffen waren, aber nicht von Ernſt und Andacht, ſondern von Wuth und Elend.

Sie hörten nicht Mitternacht ſchlagen, aber nach Mitternacht ſchlugen ſie einander ſelbſt, wüthend durch Wein und Verluſt, und ſchlugen ſich fürchterlich; und die Weiber heulten gräßlich dazwiſchen und wollten ihre Männer aus einander reißen und erhielten ſelbſt Schläge, und eins flog hier aus, das andere dort aus. Und endlich that der Wirth ſeine Schuldigkeit und jagte das Geſindel zur Stube aus. Und als ſie ſich draußen noch ſatt geprügelt und geſchimpft hatten, zog ein Paar hier aus, das andere dort aus, zerriſſen, zerſchlagen, fluchend und heulend. So zogen ſie hinein in die Ehe. Wie mag die Ehe geworden, welche Ahnungen mögen in den Herzen der unglückſeligen Weiber ſich heraufgewälzt haben in jener Nacht? Aber dieſe Nacht war nichts als eine Vergelterin mancher frühern. Statt golden und freudevoll war ſie blutig und jammervoll, war die Vorhölle zur kommenden Hölle.

Wir aber, Mädeli und ich, zogen ſchon früh Nachmittags von der wüſten Geſellſchaft weg. Wir hatten den Vater beſtellt in ein Wirthshaus auf dem Wege, um ihm auch einen fröhlichen halben Tag zu machen. Wir wanderten gar fröhlichen Schrittes mit einander, mein neu Weibchen und ich. Das Gefühl, einander zu beſitzen, that uns gar unbeſchreiblich wohl, und machte ſo reizend mein Weibchen, ſo ſinnig und wieder ſo ſchalkhaft und wieder ſo weich, daß ich es die ganze Zeit am Herzen hätte tragen mögen. Wir fanden den Vater ſchon vor und gar glücklich. Einigen Anweſenden erzählte er von ſeinen Wanderjahren hinter Murten, und all den Wundern an Land und Leuten, die dort zu ſchauen ſeien. Und ſie hörten ihm andächtig zu, was ihm ſelten mehr begegnete.

Von da brachen wir erst in der Dämmerung auf, um nicht Tags heim zu kommen. Redselig war der Vater, und merkte nicht, daß wir stumm neben ihm hergingen. Wir hatten Hand in Hand gelegt und zu denken genug, und je nachdem die Gedanken flogen, drückten die Hände fester sich.

So kamen wir heim, und mit einer Art von Ehrfurcht führte ich mein Weibchen über meine Schwelle, und mit bebender Hand schob ich den Riegel an der Thüre, und vor dieser Thüre bleibst du nun, mein lieber Leser.

Zehntes Kapitel.

Der Maienmorgen des Lebens.

Mancher hätte dieses Kapitel vielleicht die Flitterwochen geheißen, aber ich hasse das Wort, so passend es bei mancher Ehe sein mag. Wo man sich mit allerlei Flitter geschmückt hat, theils um zu gefallen, theils um Mängel zu verbergen; wo man sich künstlich übertüncht hat aus Instinkt oder Berechnung; wo man alles Gute an sich prunkend ausgehängt, das Böse nicht bekämpft, sondern nur verborgen hat, da paßt das Wort. All diesen künstlichen, unhaltbaren Flitter nimmt man noch mit in die Ehe hinein, wie den Hochzeitmeyen; aber wie der verwelket, eine Blume nach der andern sich entblättert, so zerstiebt dieser Flitter, einer nach dem andern flattert in alle Winde, die Tünche fällt ab, die nackte Wahrheit tritt alle Tage greller ans Licht. Man merkt es nur nach und nach, daß es anders wird, bis endlich ein versagter Wunsch, ein hartes Wort, eine hervortretende Gemeinheit oder Bösartigkeit die Enttäuschung aufdringt. Dieser Wochen sind selten viele. Ein starker Reif beendet sie, dann folgt gewöhn-

mich an den Tisch und schob das Buch mir vor. Weder meine Frau, noch die Weiber, die zwischen durch immer schwatzten, hörten darauf, und ich wußte gar nicht, was ich sagte, sondern hörte nur immer auf das Gewimmer im Bette; aber das Beten ist Beten, und es sei b'sunderbar gut, wenn es hart zugehe, sagte Eine. Wenn Einer recht herzhaft bete, so gehe es einen Weg, entweder den einen oder den andern. Aber trotz dem Zuspruch hielt ich es doch nicht am Buche aus, sondern mußte näher zu meinem Weibchen, und doch wäre ich wieder für mein Leben gern davon gelaufen.

Es ging lange. Es schlug Mitternacht, es schlugen Morgenstunden, und noch immer war die Sache nicht ab Ort. Ich hatte kein Bleiben mehr, war außer mir. Das Seufzen Mädelis schien mir schwächer und immer schwächer, reden konnte es kaum mehr, der Schweiß stand ihm auf der Stirn; da sagte endlich eins der Weiber mitten aus einer schauerlichen Geschichte heraus: Man könnte die Hebamme kommen lassen, sie wohnt ja nur eine halbe Stunde weit. Wenn es fehlen sollte, so müßten die schuld sein, wo dabei waren und würden verbrüllet, daß es eine Art hätte. Mein Schwäher wurde abgesandt.

Nun ging es aber eine Ewigkeit, eine lange, schreckliche, bis endlich die Thüre aufging und die Hebamme kam. Grüß Gott! und helf Gott! sagte sie, trat zum Bett und gab alsbald tröstlichen Bescheid, das werde sich recht wohl machen, es sei alles in der besten Ordnung, man solle nur Geduld haben, das gehe nicht so auf ein Mal. Aber eben diese Geduld zu haben, ward je länger je schwerer, und selbst meinem Schwäher fing es an angst zu werden. Er murmelte immer lauter, man könne das doch nicht so gehen lassen, und ob es nicht am besten wäre, wenn man den Doktor holen ließe. Ein Doktor sei doch immer ein Doktor, und eine Hebamme eine Hebamme; hinter Murten hätte man nicht halb so lange gewartet, ehe man ihn herbeigerufen.

lich Regenwetter oder ſtarker Wind, beides oft ſehr anhaltend, ja manchmal durch die ganze Ehe.

Beſonders geſchieht dieſes, wo Keines mit dem Wunſche, das Andere zu beglücken, in die Ehe tritt, ſondern mit dem Wunſche, durch das Andere glücklich zu werden, Jedes ſein Glück und nicht das des Andern im Auge hat, und zu dieſem Ende die Meiſterſchaft ſucht, um alles Waſſer auf ſeine Mühle zu leiten; wo Beide dieſe Wünſche und dieſes Streben verborgen haben klüglich, und nun nach und nach es hervortreten laſſen. Der Stoff zu ſolch unſeligem Kampfe wird nur zu gerne durch ältere Leute in jugendliche Herzen gelegt. Wenn z. B. die Mutter die Tochter mahnt: nie nachzugeben, auch wenn ſie Unrecht hätte; und der Vater den Sohn oder Schwiegerſohn ebenfalls mahnt: von frühe an Meiſter ſein zu wollen und der Frau den Daumen aufs Auge zu halten; oder wenn zur Ehe ein Theil beredet wird durch Vorſpiegelung eines ſinnlich behaglichen Lebens: da iſt etwas Fluchwürdiges geſchehen, es iſt eine Ehe vergiftet worden. Da findet man Flitterwochen, und von ihrem Flitter bald keine Spur mehr.

Den Maimorgen des Lebens nenne ich in einer rechten Ehe ihr erſtes Jahr. Da knospet und blüht auf, was ſpäter ſeine Früchte bringen ſoll. Wie jeder Maimorgen neu erfreut und Neues bringt, ſo tritt beim ächten Manne und dem ächten Weibe alle Tage neue Liebenswürdigkeit hervor, und es entfalten ſich Keime ſüßer Früchte in ihnen, die ſie früher ſelbſt nicht geahnet; denn die Aechtheit des Mannes und des Weibes, der wahre bleibende Werth, bewährt ſich im Hauſe und nicht außer demſelben, alle Tage und nicht nur des Sonntags. Der Mai iſt der Hauptmonat des Jahres; nicht nur kann er der ſchönſte ſein, ſondern von ſeinem Verlauf hängt der Reichthum des Jahres, die Ernte des Sommers, die Fülle des Herbſtes ab. Kühle Tage ſchaden nichts, aber Reife zerſtören Blüthen und Pflanzen. Auch in der beſten

Ehe giebt es kühle Tage, wo Verdrießliches das Gemüth erkältet. Wo man dieſe Kälte im Herzen nährt und mehrt, und ſie dem warm und liebend entgegenkommenden Herzen des Andern ſchneidend entgegentreten läßt, da wird auch ihm die Wärme der Liebe entzogen; es entſteht der Reif, und Pflanzen und Blüthen der Liebe ſterben, wie wenn die erkältete Luft der Erde Wärme entzieht, daß an ihrem erkälteten Buſen ihre Frühlingskinder erfrieren. Darum iſt ſo thöricht das ſogenannte Zanken der Liebe, das man nothwendig meint. Es ſind Gewitter im Frühjahr, ſie ſchaden vielleicht nicht ſogleich, allein ſie ſind's, die die Wärme verzehren und ſo den Reif erzeugen. Im Sommer, wo die Wärme feſten Fuß gefaßt, vermögen ſie das nicht mehr.

Bang und verlegen mag für manches Weib, welches keine Hausfrau iſt, am erſten Morgen das Erwachen und Aufſtehen in ihrem Hauſe ſein. Was ſoll ſie da anfangen? Sie weiß es nicht; ſie weiß nicht was anrühren und wie, nicht wornach fragen, und in gar bittere Verlegenheit käme Manche, wenn ſie der Magd befehlen ſollte, was ſie für den Mittag zu bereiten hätte. Und in welche wohl, wenn ſie es erſt ſelbſt machen ſollte, ſie, die nicht einmal weiß, wie das Rindfleiſch ausſieht, und ob man zu einem Kalbsbraten Schaffleiſch nimmt, und für eine Erdäpfelröſte Birenſchnitz? Um einem Weibe dieſe Verlegenheit zu erſparen, oder ſie doch wenigſtens zu verlängern (die Leute ſchieben ſelbſt das Unvermeidliche gerne auf die lange Bank), führt man dieſe Weiber auf Reiſen. Und da ein Bräutigam nicht immer weiß, von welcher Sorte ſein Weib iſt, ob eine Hausfrau oder keine, ſo fängt man an, alle Weiber auf Reiſen zu führen, vierſpännig, auf Bernerwägelein, und nun bereits auch auf ihren zehn Zehen.

Abgeſehen davon, daß auf ſolchen Reiſen meiſt ſchlecht Wetter iſt, daß auf Reiſen gar manche Laune unnöthig ans Tageslicht kömmt, gar manche Ermüdung langweilig macht,

gar selten innerer Gehalt genug da ist, um Tage oder Wochen lang ohne gewohnte Beschäftigung kurzweilig zu bleiben; abgesehen davon, daß bei der Rückkehr eine Abspannung herrscht, welche das eigene Haus und das Zusammenwohnen unendlich öde und leer erscheinen, und gerne eine äußerst unglückliche Stimmung gegen das eigne Haus und das Wohnen darin zurückläßt: abgesehen von diesem allem entbehrt man unendlich viel, wenn man das Walten einer sinnigen und liebenden Hausfrau am ersten Morgen und an den ersten Tagen in seinem Hause nicht sieht, nicht mit ihr die Hausſorgen theilt, mit ihr an seinem Tische und von ihren Speisen ißt.

Wie fröhlich waltete Mädeli, und suchte seine besten Künste hervor, um mich zu befriedigen! Feuerte mit dem wenigst möglichen Holz, ordnete in der Küche und kehrte mit schalkhaftem Blicke aus mancher vergessenen Ecke hervor. Dann musterte es mein Eigenthum, untersuchte die Hemden und das übrige Zeug, wollte wissen, wo ich die Lappen zum Ausbessern hätte; denn meinen Sachen mangelte das Flicken gar sehr, und es wolle das aber fortan selbst machen. Geld sollten wir keines mehr brauchen für solche Dinge. Zwischendrein bekam ich einen Kuß, und als wir alles durchgekramt, die gestrigen Kleider ausgebürstet und weggehängt hatten, trugen wir unsere Baarschaft zusammen. Mädeli war ganz erstaunt, als es bei mir sieben Thaler baares Geld vorfand, aller der Ausgaben ungeachtet. Verschämt suchte es seinen Schatz hervor, den es mir einkehrte. Er bestund aus sechs ganzen und einem halben Batzen. Die Thränen, die ihm dabei in die Augen traten, küßte ich weg, und mein süßes Mädeli war mir mit sechs und einem halben Batzen viel lieber als ein Galläpfel hunderttausend Pfund schwer. Es läutete Mittag, wir wußten nicht, wohin die Zeit war. Mädeli hatte viel gethan, ich nur getändelt und mich erlabet am Zusehen.

Nachmittags zog Mädeli ein, und wir suchten dem Vater Platz zu machen zum Schlafen in der Kammer, zum Arbeiten

in der Stube, wo bereits mein Webſtuhl, mein Bett und unſer Tiſch war; aber wir fanden für Alles Platz.

So verfloß der erſte Tag, und einen glücklicheren hatte ich nicht gehabt. So verfloſſen noch viele Tage, wahre Maitage voll neuer Freuden und neuer Luſt. Mädeli pflanzte nun auch draußen gar emſig, und wollte alles alleine machen, damit ich am Webſtuhl verdienen könne und es vorwärts gehe mit uns. Mädeli glaubte in der Woche nicht mehr zu brauchen zu Haushaltungskoſten für uns drei, als zwei Franken, da wir ja Holz und Kartoffeln beſaßen, alle Tage für einen Batzen Milch, einen Batzen Brod, für zwei Batzen Kaffee in der Woche, und das Uebrige für Mehl, Butter und Salz; alſo für Mehl, Butter und Salz nur vier Batzen in der Woche, und doch brachte das ſchon hundert und vier Franken im Jahr. Freilich meinte mein Weibchen, es müſſe noch Manches angeſchafft werden, nicht zur Hoffahrt, ſondern zur Nothdurft; meine Hemden beſonders, die ſehen aus wie ein Gitter, aber wenn es brav ſpinne und brav pflanze, ſo möge das auch viel bringen. Aber daß mein Weibchen ſo allein pflanze, wollte mir nicht behagen. Daß es am Morgen gegen ſieben Uhr fortgehen und Mittags von halb ein bis ſechs Uhr fortbleiben ſollte, kam mir gar zu lang vor. Mein Weberſchifflein wollte nicht laufen; ich mußte alle Augenblicke nach der Uhr ſehen, ob der halbe Tag nicht vorbei ſei? Mein Weibchen mußte mit mir kapituliren und mich mitnehmen auf die Pflanzplätze, denn ich bewies klar und bündig, daß zwei zuſammen mehr als doppelt ſo viel arbeiteten, als eins allein. Mädeli mußte mich gewähren laſſen, und ſo verſchwanden die Tage wie Minuten. Ueber unſerm Arbeiten wurden wir recht reich. Wir rechneten alle Tage Ausgaben gegen Einnahmen ab, und fanden der erſtern immer weniger, der letztern immer mehr. Wir hatten unerwartet manches Geſchenk bekommen, und manche Hand hatte ſich für uns aufgethan, die wir verſchloſſen wähnten.

Unſere Pflanzungen ſtunden ganz prächtig, ſo daß wir aus Flachs und Hanf über das aus, was Mädeli zu ſpinnen glaubte, noch ein Ordentliches zu verkaufen hofften. Jungen Eheleuten, und beſonders einer jungen, ſaubern, emſigen Frau, ſcheint unter ihren Händen alles doppelt zu gedeihen. Es iſt, als wenn die freundlichen, verſchollenen Erdmännchen eine beſondere Luſt an ihrem Treiben hätten, ihre Arbeiten pflegten und hüteten, Nachts den Thau ihnen zutrügen, Tags die Sonnenſtrahlen ihnen milderten. Es iſt übrigens merkwürdig, daß jungen Leuten das Pflanzen beſſer gedeiht als alten, daß namentlich Pfropfer behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verderben ihnen immer mehr Schoße an den gepfropften Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keines mehr wachſe. Hat das wohl nicht der Schöpfer beſonders geordnet, um die in der Natur lebenden Menſchen durch eine handgreifliche Lehre aufmerkſam zu machen auf den Werth der jungen vollkräftigen Jahre, die ſo gerne verſchwendet oder verträumt oder ganz verſchlafen werden?

Eines Sonntags waren wir nach der Predigt bei unſerm Flachs vorbeigegangen, und fanden ihn ſo ſchön, daß wir noch einige Pfund in unſere Rechnung bringen zu dürfen glaubten. Ganz fröhlich gingen wir heim, und ich überſchlug unterwegs, ob ich nicht dieſen Abend mein Weibchen einmal ins Wirthshaus führen oder wenigſtens eine Flaſche Wein holen laſſen dürfe. Da ſaß vor dem Hauſe neben dem Vater, der heute die Köchin machte, ein Mann, der mir ſehr bekannt vorkam. O Himmel! Es fiel mir wie Berge aufs Herz. Es war der Mann, dem ich meine Orgel ſchuldete. Von dieſer Schuld hatte ich meinem Weibchen nichts geſagt, in meinem Glück ſie ſo viel als vergeſſen, und wenn ſie mir ſchon einfiel, ſchnell wieder aus dem Sinn geſchlagen, nie den Augenblick gefunden, ſie zu bekennen. Nun kam die Eröffnung unerwartet, unvorbereitet, und durch alle ſchönen Träume meines lieben Weibes ein fünfzig Thaler breiter Strich.

Ich konnte Mädeli nicht antworten auf ſeine Frage: Wer der Mann ſei? Der Hals war mir zugeſchnürt wie mit einem Wellenſeil.

Der Mann war gar nicht verſteckt, meinem Schwiegervater hatte er bereits die ganze Geſchichte erzählt, und fing ſogleich damit an, zu ſagen: Er habe nun wieder lange gewartet, und hoffe, daß ich ihn einmal werde bezahlen können. Mädeli erblaßte, ſah mich mit bebenden Augen an, in der Hoffnung, daß dieſe Rede an die unrechte Perſon gerichtet ſei, vielleicht dem vorigen Schulmeiſter gelte. Als ich aber nicht verneinte, als ich mich entſchuldigte mit ängſtlichem Geſichte und ſchlotternder Zunge, da ging Mädeli hinein ins Haus, und drinnen hörte ich es weinen. Ich hatte keine Ruhe mehr bei dem Manne, ich mußte hinein, den Riß ins Herz zu heilen, zu verbinden. Ich umfaßte das weinende Weibchen, daß ſich an die Stubenthüre gelehnt hatte und den Kopf in die Arme verborgen. Als ich auf mein: Wein doch nicht, wein doch nicht, keine Antwort bekam, zog ich den Kopf ihm zurück, küßte die Augen und bat gar dringend und innig: es ſolle doch nicht ſo thun, die Sache ſei nicht halb ſo bös, ich ſei das Geld für keine ſchlechte Sache ſchuldig, ſondern für die Orgel, und hätte ſonſt gar keine andere Schulden mehr, als dieſe.

Wenn Weiber über geheime Schulden ihrer Männer kommen, ſo klemmt gleich eine doppelte Angſt ihr Herz ein und preßt ihm Jammer aus. Sie fürchten erſtlich, die geheimen Schulden kommen von geheimen Sünden, und zweitens, daß, was ſie vernehmen, noch bei weitem nicht alles ſei, ſondern immer mehr zum Vorſchein kommen werde. Mädeli hatte ein gläubig Herz von Natur und den Glauben an mich nicht verloren. Als die doppelte Angſt ihm genommen war, erhielt es die Sprache wieder, that die Augen auf und jammerte mir zu: Aber um Gotteswillen, warum ſagſt du mir das nicht und läſſeſt mich ſo Freude haben am ſparen

und rechnen? das thut mir so weh, daß du es mir verheimlicht hast. Ich entschuldigte mich, daß ich es immer hätte sagen wollen, aber es doch nicht über die Zunge gebracht, und geglaubt, es vernehme das noch immer früh genug. Aber hast du nicht mehr Zutrauen zu mir? ich sage dir alles und du sagst mir nichts, weinte Mädeli weiter. Ich bat ab, versprach, es nicht mehr zu thun, bat nur, daß es sich zufrieden geben möge, ich wolle mir das Nöthigste am Munde abbrechen und arbeiten Tag und Nacht, bis alles bezahlt sei, oder die Orgel wieder verkaufen, wenn es wolle. Da faßte sich mein Weibchen. Es hatte so viel Freude gehabt an derselben, wenn wir manchmal des Abends vor dem Schlafengehen noch ein Lied dazu gesungen hatten, daß ich sie verkaufen wollte ihm zu lieb, das freute es. Nein, Peter, sagte es, gehe jetzt hinaus zu dem Manne, wir wollen sehen, wie wir es machen. Beide Männer draußen machten ebenfalls flämmsche Gesichter, mein Schwiegervater über meine Schulden, mein Gläubiger über mein Unvermögen zu bezahlen. Er drohte gar sehr mit Betreiben, warf mit anzüglichen Worten um sich, daß von Schulmeistern nichts zu erhalten sei, daß man alle publiziren sollte. Endlich ließ er mit sich reden, fing an zu hören auf Vorschläge, abschlagsweise etwas zu nehmen, so wie ich ihm ja schon mehrere Male gegeben hätte, sagte ich.

Er besinne sich an nichts, als an die Zinse, sagte er.

Da rief uns Mädeli zum Essen herein. Wir hatten kein Fleisch auf dem Tische. Ich, ein Schulmeister, lebte sechsmal schlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Zuchthause, die in der Woche zweimal Fleisch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchstens welches vermochten, und dann zwei Pfund höchstens für uns drei, und zu den zwei Pfund gab der Metzger uns noch Beine oder Leber, und doch waren wir gesund und klagten eben nicht besonders. Auch hatten wir weder Wein noch Schnaps, welche, wie böse Leute sagen wollen, ebenfalls dort ausgetheilt werden. Ach Gott,

hätte doch die Regierung einmal durch genialiſche Aerzte, die ſich an Hähneli und Schinken ſo gewöhnt, daß ſie meinten, ſie gehörten zum Leben, oder durch einen Regierungsrath, der ſich alle Tage ſeinen **Lafitte** oder **Château Margaux** oder Rheinwein zu Gemüthe führt, unſern Zuſtand unterſuchen laſſen, die würden ſicher ein Zetermordiogeſchrei erhoben haben über unſer Elend, daß die Berge erzittert und ſogar ſteinerne Herzen erſchüttert und uns von Staat aus eine Koſt verordnet worden wäre, die keine Schulmeiſterin hätte zu kochen wiſſen und aparti Köche im Lande hätten herumreiſen müſſen, um das Kochen zu lehren. Eigene Schulköche, womit man dann füglich auch Dorfkochſchulen hätte verbinden können, die von ungeheurem Nutzen für das ganze Land geweſen wären, beſonders wenn der Staat den Stoff dazu geliefert hätte, was ſich natürlich von ſelbſt verſtünde.

Wir hatten auf dem Tiſche nach einer Suppe Aepfelſchnitze und Erdäpfelbitzli, und hätten ſicher ſehr wohl dran gelebt, wäre nicht der fatale Mann da geweſen, der uns das Eſſen verſalzte und mich in beſtändiger Angſt erhielt, er möchte aus Dummheit oder Bosheit noch allerlei erzählen von der Schnabelweid her, das wohl Mädeli aber der Alte nicht wußte, oder er möchte ſo ſchlau ſein ſollende Andeutungen machen, daß mein Weibchen auf den Verdacht kommen müßte, es ſei noch viel mehr geſchehen, als ich bekannt hatte. Dies Wetter ging aber glücklich vorüber, denn der Mann hatte genug zu berichten vom neuen Schulmeiſter, der gar ein Hochmüthiger ſei und deſſen Frau eine Hoffahrtsnärrin, die zu aller Arbeit zu vornehm und zu faul ſei. Sie möge nicht einmal ſelbſten eine Wäſche halten. Sie habe mir nichts dir nichts ihr Zeug den Bäurinnen zu waſchen geſandt, und als keine mehr ihre Baucherin ſein wollen, es eingepackt, um daſſelbe nach Bern zu ſchicken und dort waſchen zu laſſen. Das habe aber doch der Mann nicht gewollt, ſondern ſelbſt eine Wäſche angeſtellt und ſelbſt bauchen müßen, während ſeine

Frau im Neſt gelegen. Ja, die Leute ſagten viel und dick, wenn ſie nur den Alten wieder haben könnten, dem hätten ſie es doch ſchier zu grob gemacht. Solche Reden ſind Ohrenbalſam für Vorfahrer, und wenn ein Vorfahrer Leute aus ſeinem frühern Aufenthalt ſieht, und er ſpricht ſie an, ſo klopft ihm das Herz in der Hoffnung, zu hören, es gehe unter ſeinem Nachfahr nicht gut, und was der Frühere gemacht, laſſe der wieder zerfallen; wenn er aber unverhofft des Nachfahrs Lob hört, ſo führt er mit dem Lobenden nicht lange Geſpräche. Adieu, ſagt er, ich muß gehen, und lange geht es, bis er den Aerger verwerchet hat. So iſt die menſchliche Natur.

Da wir keinen Deſſert hatten, als ſchwarzes Brod, von dem jedes zuletzt ein Stückchen abſchnitt, und auch keinen ſchwarzen Kaffee, ſo war bald abgegeſſen und nachdem Löffel und Gabeln am Tiſchtuch abgewiſcht waren, ſtatt des Waſchens, nahm die Unterhandlung wieder ihren Gang. Ich ſagte, fünfzig Thaler ſei ich noch ſchuldig, das betage zwei Thaler Zins, und was wir am Kapital zuſammenbringen könnten, wollten wir ſehen. Er aber behauptete, ſeine Forderung belaufe ſich noch auf ſechzig Thaler, und dieſe werde ich ihm doch nicht abläugnen wollen. Ich bat ihn, doch nachzudenken, daß ich ihm dort und dort Geld gegeben, ſo und ſo viel, und daß nun das alles ſo und ſo viel bringe. Er aber wollte von dem Einen nichts wiſſen, von dem Andern behauptete er, ich hätte es ihm als Schadloshaltung gegeben, weil er anderwärts Geld ſuchen müſſen, da ich ihm keines hätte geben können. Der Vater ſagte, ich ſolle doch die Quittungen hervorſuchen, da werde es ſich ſchon finden. Der Andere rief: ja, Quittungen, da wird es ſich finden. Allein ich hatte gar keine Quittungen und mußte es bekennen. Ja, ja, kommod wäre es, wenn man jedem glauben müßte, was er ſagte, ſchmunzelte er. Ich machte ihm bemerklich, daß ich ihm doch bereits auch einige Zinſe bezahlt hätte, und ja auch

für dieſe keine Quittung gefordert, weil ich geglaubt, mit einem rechtlichen Manne zu thun zu haben. Er meinte, Zinſe und Abſchlagszahlungen ſeien verſchiedene Dinge, und ſo gab ein Wort das andere, daß wir uns bei den Köpfen genommen hätten, wenn nicht die beiden Andern dazwiſchen getreten wären. Endlich nach langem Markten und nachdem er mir die anzüglichſten Dinge geſagt hatte über meine Ehrlichkeit, ſtellten wir die Schuld auf ſechsundfünfzig Thaler feſt, und der Vater ging, um Stempelpapier zu holen. Wer am meiſten Unrecht hat, begehrt am meiſten auf, mit der Unverſchämtheit imponirt er, bringt die Anderen zum Schweigen, und der große Haufe ſagt: Der muß beim Ketzer Recht haben, ſonſt würde er nicht ſo aufbegehren.

Unterdeſſen ſuchten Mädeli und ich unſere Baarſchaft zuſammen und fanden acht Thaler fünf Batzen; zwei Thaler ſechs Batzen gaben wir als Zins, und um die andern ſechs Thaler auszumachen, um gerade Rechnung zu haben, fehlte uns ein Batzen, den legte der Vater zu, und nun hatten wir keinen Kreuzer mehr im Hauſe. Und als der Schlingel alles hatte, forderte er noch ein Billiges für ſeinen Gang, mußte aber mit des Kaiſers Recht vorlieb nehmen, denn wo nichts mehr iſt, kriegt dieſer auch nichts mehr. Endlich war der böſe Geiſt aus dem Hauſe, aber ein ſolcher läßt immer etwas zurück, entweder Geſtank, oder wenigſtens ſeinen Schatten. Dieſer Schatten lag trübe und ſchwer auf meines Weibchens Geſicht, hing wie Blei ſich an ſeine Füße, und ſteckte ihm im Halſe, daß die Stimme ganz verdrückt und weinerlich erklang. Mir lag es in allen Gliedern und beſonders auf den Augen, ich konnte beide faſt nicht aufheben. Ich war in der Stube und hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt. Mädeli ſaß betrübt draußen auf einem Bänklein, mochte alle die vergeblichen Rechnungen noch einmal durchrechnen und vielleicht an einer neuen machen. Es war ein kühler Nachmittag, aber einer von denen, wo bei einigen Sonnenblicken es heiß wird,

es ein Gewitter giebt, weil es geregnet hatte vorher, und dann unfehlbar einen Reif. Endlich hielt ich es nicht mehr aus, und ſuchte Mädeli auf, ſetzte mich neben ihns, nahm ſeine Hand und fragte: Frauchen, zürnſt mir? Zu weinen fing es wieder an, aber nicht zu zürnen, ſondern nur zu klagen. Daß es ſich ſo umſonſt gefreut hätte, daß ich ihm nicht die Sache zur rechten Zeit geſagt, daß ich ihm ſo viel gekramet und ſo gut geweſen, ſtatt das Geld für die Schuld zu brauchen; daß wir nun keinen Kreuzer hätten und noch fünfzig Thaler zu zahlen, darüber verlor es kein Wort. Meine Bitten wies es nicht kalt, nicht ſchroff zurück, ließ keine ſelbſtſüchtige Klage hören, und ward bald wieder mein liebes, gutes, vertrauend Mädeli, dem wohl noch das Auge feucht ſchimmerte, wie der Beden nach einem Regen, über deſſen Stirne ſich aber wieder wölbte der Regenbogen der Liebe, glatt und ſchön. Es hatte kein Gewitter gegeben, darum gab es auch keine Kälte, darum keinen Reif.

Dieſe Verſöhnlichkeit iſt's, was die Liebe bewahrt und alle ihre zarten Blüthen.

Dieſe Verſöhnlichkeit entſteht aber nicht aus der zudringlichen, ſondern aus der innigen, wahren Liebe, die ſiebenzig mal ſiebenmal vergilt und nie die Sonne untergehen läßt über ihrem Zürnen, und die am Ende gar nicht mehr zürnen kann. Dieſe Liebe iſt aber auch die, die Alles überwindet und hundertfältige Früchte trägt.

Es ſaßen einmal drei Saufbrüder beiſammen in tiefer Nacht und hudelten auf gewohnte Weiſe. Da ſprachen zwei von ihnen: Was werden unſere Weiber ſagen, wann wir heimkommen? das wird etwas abſetzen, und bis wir ſie abſchlagen, werden ſie nicht ſchweigen; und der Dritte ſagte: Und meine wird gar nichts ſagen, und wird mir dienen und aufwarten, wie ich will. Das wollten die Andern nicht glauben, und er ſprach: Kommt und ſeht. Und ſie gingen hin, und der Mann ſchlug mit der Fauſt ein Fenſter ein, um be-

quemer der Frau rufen zu können, daß sie aufthue. Sie that auf mit freundlichem Gruß und erhielt den barschen Befehl, auf der Stelle zu kücheln. Mit freundlichem Bejahen ging sie an's Werk und stellte bald eine Platte Küchli vor die drei Männer. Der Mann nahm zum Dank die Frau, führte sie auf den Abtritt und schloß sie dort ein, und das Weib gab kein böses Wort. Da stunden die beiden andern Männer ergriffen auf und sagten: Das sei kein Weib, sondern ein Engel, sie aber seien Teufel, diese himmlische Geduld also zu versuchen; schämen tief in den Boden hinein müßten sie sich. Ob solchem Thun sollten weder Sterne noch Sonne sie mehr erblicken. Und ergriffen wurde auch der erhärtete Mann ob dieser Anerkennung seines getreuen Weibes, er bat ihm ab seine Unthat, erklärte durch diese Liebe sich überwältigt, sie auch verdienen zu wollen, und er hielt Wort. Die beiden Andern wurden mit dem Dritten ein Kleeblatt braver Männer. Sie wurden es nicht durch keifende Weiber, sondern durch eine versöhnliche Frau, inniger Liebe voll. Solche Liebe aber wird selten gefunden in Israel, darum versuche Einer nicht muthwillig, ob die Liebe, die er gefunden, eine solche sei. Junge Liebe besonders ist gar gern empfindlich und reizbar; sie ist noch nicht im Wettersturm und Sonnenhitze fest und compact geworden. Darum mache ja kein Mann in seiner ledigen Zeit auf solche Liebe hin Schulden, solche Schulden werden schwer vergeben. Die Entbehrung, welche ihre Bezahlung fordert, muß nun das Weib theilen, während es von dem, was die Schulden erzeugte, nichts hatte; ja diese Entbehrungen fallen ihm oft alleine auf, in der Haushaltung muß das Nöthigste entbehrt werden. Hat man bei ledigem Leibe Schulden gemacht, wie schwer wird es dann, sie los zu werden, wenn die Ausgaben durch eine vergrößerte Haushaltung alle Tage sich mehren. Und seien die Schulden noch so gering, sie sind immer ein Berg, den man vor sich hat, der Einem den Athem benimmt, und des Weibes Herz wird nicht

leicht, oder es sei denn ein gar leichtsinniges, bis sie abgetragen sind. Dieses Abtragen ist ein furchtbarer Hemmschuh fröhlichen Gedeihens und nimmt der Frau fast die Freude am Haushalten. Man kann das Nöthige nicht anschaffen, man hat keinen Sparpfennig für Unvorhergesehenes, keinen Kreuzer, um zu rechter Zeit etwas zu kaufen: man ist beständig auf dem Trocknen, geräth in immer größere Entblößung, das Gemüth wird immer saurer, und wenn am Ende auch die anfänglichen Schulden bezahlt sein sollten, so hat man vielleicht neue gemacht, oder muß neue machen, um zu dem Nothwendigsten zu kommen. Da hält es selten ein Weib liebend, froh, geduldig, vergebend aus.

Vor solchen Schulden hüte sich also Jeder, und besonders ein Schulmeister. Wenn Einer ledig ist, so kann er es sehr füglich machen, wenn er nicht Erziehungskosten hat. Läßt er nur das Händelen sein, streckt sich nach der Decke, giebt nicht jedem Gelüsten nach, so kann er mehr verdienen, als er braucht. Und hat Einer nothwendige oder muthwillige Schulden gemacht, so nehme er sie nicht in die Ehe hinein. An solchen Schulden tragen Zwei viermal schwerer, als eins allein, und sie sind zehnmal schwerer zu tilgen. Und kann er es nicht anders machen, muß er sie in die Ehe nehmen, so sage er es vorher, wie die Sachen stehen, und sehe, was seine Braut dazu für ein Gesicht macht. Macht eine Braut ein mißvergnügt Gesicht, nun, so läßt sich das Ding ändern; trägt aber einmal eine Frau ein solches im Hause herum zu Tisch und zu Bett, dann muß man es halt haben. Und solch mißvergnügte Weibsgesichter, auf welchen alle möglichen Leiden, Elender und Jammerthäler ausgedrückt sind, sind ein gräßlich Elend. Sie mahnen mich an Meerrettig, den man schabt. Man darf ihm die Augen gar nicht zukehren, sonst laufen sie Einem ganz miserabel über. Solche Gesichter machen freilich einige Weiber, auch wenn die Männer keine Schulden haben. Aber wenn sie wüßten, wie solche mißver-

gnügte Geſichter (oft nur darüber gemacht, nicht weil ein Floh ſie gebiſſen, ſondern daß es vorne und nicht hinten geſchehen) ihnen übel ſtehen, wie ſie der Sauerteig ſind, der alles verſäuert, das Haus und das Herz, die Liebe und das Glück, wie ein ſolch Geſicht für die Wohlfahrt iſt, was ein ungewaſchen Geſchirr für die Milch im Sommer, wo alles verſauret im Umſehen — wahrhaftig, die Weiber würden mehr auf ihre Geſichter achten, d. h. ob ſie vergnügt oder mißvergnügt ſeien.

Ich war kein Klotz, darum ging es mir gar tief zu Herzen, daß jetzt mein Weibchen um meinetwillen ſchmalharten ſollte. Es war wieder freundlich und wo möglich noch inniger als ſonſt, aber eben das that mir um ſo mehr weh. Ich fing an weniger zu eſſen, aß kein Brod mehr nach dem Eſſen und arbeitete viel emſiger als ſonſt.

Am erſten Tage achtete mein Weibchen nicht darauf; am zweiten frug es mich: Warum ich doch nicht Brod nehme? Ich ſchützte vor, viel gegeſſen zu haben, nicht mehr zu mögen. Gar ängſtlich ward es, es ſei mir nicht wohl, trat zu mir heran, ſtreichelte mich mit ſeinen braunen Händchen, bat: Ich ſollte ja mich legen, dieſen Nachmittag nicht arbeiten, es wolle mir Thee anrichten — Meliſſenthee, der mache Einem gar aparti wohl. Den Thee mußte ich trinken, ich mochte proteſtiren wie ich wollte, und es ward mir gar wohl, aber nicht vom Thee, ſondern von Mädeli's Angſt und Liebe. Man glaubt gar nicht, wie wohlig es Einem wird bei den Kümmerniſſen und zärtlichen Sorgen, die ein junges Weibchen an den Tag legt, wenn es ſeinem Männchen zum erſten Mal nicht ganz wohl wird. Man möchte ſein Lebtag krank ſein, ſolch liebevoller Pflege wegen an die ein lediger Menſch, um deſſen Uebelkeiten ſich niemand bekümmert hatte, nicht gewohnt iſt. Man iſt ganz ſelig dabei, zu ſehen, wie lieb man ſeinem Weibchen iſt, aus allen deſſen Zügen das Herz in allen Tönen jammert: ach! ſtirb mir nicht, ſtirb mir nicht! Denn

so ein junges Weib meint, es gehe gleich an's Sterben, eine Alte nimmt's kaltblütiger.

Als ich am dritten Tag gar munter und wohl aussah ob all der Liebe und der Ueberzeugung, daß Mädeli mir ganz verziehen habe, und denn doch kein Brod essen wollte, da sah mich mein Weibchen einige Augenblicke still und scharf an, es füllten sich ihm die Augen mit Thränen und leise frug es mich: willst doch nicht etwa nicht Brod essen, weil ich so wüst that am Sonntag? Da ich nicht gleich Antwort gab und etwas verblüfft über die Nase sah, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, daß Mädeli das merken würde, also keine Ausrede vorbereitet, und nur so hinter dem Ohr hervor konnte ich keine nehmen, so fing Mädeli an zu weinen: Es hätte es doch gewiß nicht bös gemeint, es sei wahr, es hätte wüst gethan, aber es hätte ihns auch gedauert, daß ich ihm nichts gesagt; wolle ich aber deswegen kein Brod mehr essen, so esse es gar nichts mehr. Natürlich protestirte ich, daß der Fehler auf seiner Seite sei, sondern nahm ihn auf die meine, und behauptete, daß es nichts als billig sei, daß ich etwas leide, da ich allein gefehlt, und es mache mir im Grunde ja wenig, kein Brod zu essen, und werde mir nicht schaden. So stritten wir eine Weile hin und her, wer im Fehler sei und wer dem Andern zu verzeihen habe, und wurden doch nicht einig darüber, versöhnten uns aber doch mit einem Kuß. Dieses Zanken ist ein Zanken der Liebe, das ich wohl leiden mag. Wenn ein jedes seine Fehler sieht und bekennt, jedes die Schuld auf seine Schultern nimmt, dann sind Eheglück und Ehefrieden gesichert. Warum ist es aber meist umgekehrt?

Eilftes Kapitel.

Wie eine junge Frau die Auszehrung hat.

Bald darauf wurde Mädeli bläſſer, ſein Gang matter, es fehlte ihm bald hie, bald da. In allen Gliedern liege es ihm, klagte es oft, und es dünke ihns kein Eſſen gut; ein unreifer Apfel dünke ihns am beſten.

Das machte mir gar bange, aber ein Mann iſt in ſolchen Dingen unbehülflich. Ich wußte nicht anders, als ihm immer anzurathen, es ſolle doch ja Meliſſenthee anrichten; aber ein Weib iſt in ſolchen Dingen gar eigenſinnig, wie gern ſie einem Mann etwas einſchütten, ſie ſelbſt wollen keinen Tropfen davon auf die Zunge nehmen. Unterdeſſen ward das Uebel immer ſchlimmer, beim Eſſen rührte es ſelten einen Biſſen mehr an, und ſein Geſicht ſchien immer länger zu werden und fiel immer mehr ein um die Augen herum. Endlich fing ich an vom Doktor zu reden, aber mein Weib ſagte: Wart, es wird ſchon beſſern. Und wenn es am andern Tag nicht beſſer war, ſo ſagte es wieder: Wart, es wird ſchon beſſern, und doch traf ich es oft weinend an.

Ich fing an, eine Auszehrung zu fürchten. Das klagte ich einmal einer Nachbarsfrau. Die ſagte mir: Du Tropf, es wird was anders ſein. Mit dieſem Beſcheid lief ich ganz erſtaunt und erfreut zu meinem Weibchen, aber es ſah mich gar böſe an und meinte: ich hätte nicht brauchen der Nachbarsfrau zu klatſchen, wie es ihm ſei, es müßte doch am beſten wiſſen, wenn es etwas wäre. Aber es ſei ihm ganz anders, als die Weiber ſagen, daß es ihnen ſei. Ich war alſo wieder in Angſt, und drückte es endlich durch, daß ich zu einem Doktor gehen durfte, der gar ein geſchickter war und weit und breit berühmt mit dem Waſſerg'ſchauen. Aus demſelben könne er eine Krankheit Punktum ſagen, ſagten die

Leute, und manchmal noch, wie manchen Tag man zu leben habe. Ein altes Arzneiglas wurde aufgetrieben, das Waſſer hineingefaßt, und ſtand, während Mädeli und ich in der Küche zärtlichen Abſchied nahmen, auf dem Tiſch, wo mein Schwiegerpapa noch an ſeinem Frühſtück war.

Endlich ward ich entlaſſen und wanderte rüſtig dem berühmten Doktor zu, der freilich nicht patentirt war, aber um deſto größeres Zutrauen beſaß. Auf dem Wege geſellten ſich einer nach dem andern zu mir, denn an manchem Tage wallfahrtete es ordentlich hin zu dem Hexenmeiſter. Einer erzählte dem andern ſeinen Fall, und beim Hauſe angelangt, wurde in der Menge ringsherum wieder erzählt, was jeden bringe und was er wiſſen möchte, und des Doktors geſchwätzige, ſchlaue Magd wand ſich wie ein Aal unter den Leuten herum, auch ſeine Frau ſchwatzte ſo viel mit ihnen als möglich. Einer nach dem andern wurde mit ſeinem Fläſchchen vorgelaſſen, und brachte Sentenzen und Mittel fröhlich oder traurig aus der geheimnißvollen Kammer. Endlich kam auch an mich die Reihe, und bebend ſchritt ich unter die Augen des Wundermannes.

Ich blieb ihm einige Schritte vom Leibe ſtehen und ſtreckte mit langem Arm meine Flaſche dar. Derſelbe ſetzte ſeine Brille auf, that wenige Fragen: wer ich ſei, woher ich komme? und ſagte endlich: das iſt das Waſſer einer ſchwangern Frau, der fehlt ſonſt nichts. Da war ich ganz verdutzt und erfreut, daß der Doktor das ſo bald errathen, ohne viel Fragen, und daß meinem Mädeli nichts weiter fehle. Ich will dir noch was mitgeben, ſagte er, es wird ſich dann bald zeigen, daß es ſo iſt. Damit leerte er mein Fläſchchen, ſchwenkte es in einem Keſſel, wo dieſen Morgen ſchon viele geſchwenkt werden waren, aus, und ſchüttete mir eine Art von Elixir hinein, welches mich achtehalb Batzen koſtete. Freudevoll lief ich damit heim, daß mir die Haare flogen, die Leute mich verwundert anſahen, und als ich gegen unſer Dorf kam, meine

Dorfleute sich bei mir stellten und fragten: E, Schulmeister was giebt's? Da hielt ich nicht hinter dem Berge, sondern kündete Allen mit lachenden Augen an: Meine Frau ist schwanger, der Doktor hat es mir gesagt. Dann lief ich ungesäumt weiter und verkündete einem Andern diese fröhliche Botschaft. Ich sah nicht, wie hinter mir die Leute die Köpfe zusammensteckten und lachten.

Ich lief, so schnell ich konnte, unserm Hause zu, und Mädeli im Gärtlein erblickend, rief ich halb athemlos von weitem: Mädeli, du bist schwanger, der Doktor hats gesagt. Mädeli sah ganz roth auf und sagte: Schrei doch nicht so, Peter, das halbe Dorf hört es ja. Geh in die Stube, ich komme nach. Beschämt zottelte ich hin und beschwerlich kam es mir nach. Dort erzählte ich, wie der Dokter ein b'sunderbar ein geschickter sei, wie er kaum in das Glas gesehen, ohne daß ich ein Wörtlein gesagt, als er gleich ausgerufen habe: Die ist schwanger.

Mädeli wollte sich stellen, als ob es dieses nicht höre, und machte sich etwas zu thun; ich aber drehte es um, und freute mich gar herzlich darüber, so daß Mädeli sein Gesicht an meinem Halse verbarg. Da hörten wir ein schallend Gelächter neben uns, es war der Schwiegerpapa. Wir beide, ärgerlich darüber, daß er unsere angehenden Elternfreuden also gestört, sahen uns um, fragend, was er denn zu lachen habe? Er konnte vor Lachen lange nicht antworten. Endlich begriffen wir, daß er das Wasser verwechselt habe, und er es eigentlich sei, der schwanger sein solle.

Wir standen da wie Weiber, denen die Katze des Sonntags das Fleisch gefressen, und am Ende fing mein Weibchen an zu weinen, daß seine angehenden Mutterfreuden eitel, seine Furcht vor der Auszehrung gegründet sein sollte. Der Vater aber tröstete: Seid nicht thöricht, was der Arzt euch gesagt, wußten ich und andere Leute längst ohne Wasserschau. Ich spielte euch den Streich, nicht um euch zu betrüben, sondern

um euch zu zeigen, was an einem Wasserdoktor ist. Die kenne ich längst. Als ich hinter Murten auf der Wanderschaft war, da war einmal ein solcher trunken und schenkte mir klar Wasser ein.

Allerdings, sagte er, sehe man Gallengeschichten, heftige Fieber und manchmal ihre Grade, sehe Krämpfe krampfhafter Frauen zuweilen in denselben, weiter nichts; sehe nicht einmal den Unterschied von männlichem und weiblichem Wasser. Aber die Leute wollten es einmal so, darum thue man es. Man kenne erstlich viele Leute ringsum und wisse, was vorgehe; man kenne in allen Jahreszeiten ungefähr den Charakter der Krankheiten und die jahrzeitlichen Uebel; man habe allenthalben Leute, die Einem Nachricht geben von Leuten, die kommen würden; man habe aparte Leute, welche die Leute ausfragten, welche kämen; man habe auch einige Vorrichtungen, um die Leute zu behorchen, und wenn alles das nichts hülfe, so schieße man seinen Schuß von ungefähr in die Scheibe hinein, oder helfe sich mit einem Witz. So habe z. B. einst in der Wartstube des berühmten Micheli von Langnau Einer gesagt: er habe da das Wasser von seinem Bruder, der sei von einem Kirschbaum hinuntergefallen, und nun nehme es ihn wunder, ob der Bader das errathen könne; wenn er das könne, dann wolle er glauben, er könne mehr als ein Anderer. Der Doktor, der das natürlich gehört oder vernommen, habe, als jener seiner Reihe nach vorgekommen, das Wasser lange beschaut mit bedeutender Miene und kurz gesagt: Dein Bruder ist gefallen. Respektvoll habe der Bursche den Spruch vernommen und gesagt: Ja, Bader, du hast recht, aber schlauer Weise nach Emmenthaler Art einen Incident machend, fragte er aus dem Stegreif: aber kannst mir sagen, von was er hinunterfiel? Von einer Leiter, antwortete Micheli. Aber kannst mir sagen, wie manche Sprosse hoch? frug der andere weiter. Achte, sagte der Arzt. Jetzt, Doktor, hast gefehlt, viel höher fiel er runter. Höre, Bürsch-

chen, brachteſt mir alles Waſſer? frug Micheli. Nein, war die Antwort. Nun, da ſiehſt, die andern Sproſſen waren im andern Waſſer, antwortete Micheli. Da vergaß das Bürſchli Maul und Naſe offen. Micheli's Witz war über ſeinem geweſen, darum ſagte er auch: Der kann mehr als Brod eſſen. So erzählte uns der Alte, um uns zu beſänftigen, denn wir waren recht böſe über ihn. Es gelang ihm lange nicht. Mit ganz eigenen Augen ſah ich Mädeli, die werdende Mutter, an, und keiner Königin konnte man aufwärtiger ſein, als ich meinem Weibchen. Ganz eigen ſchwellte ſich mir das Herz, wenn ich dachte, daß ich Vater werde. Und Mädeli ward ſo zärtlich und ſo bange, es ſchien mich noch einmal ſo ſehr zu lieben, und doch ſchlich es öfters bei Seite und mit verweinten Augen fand ich es wieder. Wenn ich es dann in die Arme nahm und nach ſeinem Kummer fragte, oder ob es böſe über mich ſei, dann ſchmiegte es ſich feſter an mich und jammerte, es müſſe gewißlich ſterben, es ſtehe das nicht aus. Früher wäre es ſo gern geſtorben, jetzt aber ſo ungern. Es könne nicht von mir weg, es könne mich nicht laſſen, ſo gerne hätte es auch das Kind geſehen; aber das könne nicht ſein, das mache es ſo traurig, denn ſterben müſſe es.

Dieſe Hirngeſpinnſte wollte ich ausreden, verjagen, wurde aber am Ende ſelbſt davon angeſteckt. Bald hatte es geträumt, unter ſeinem Zeug das Todtenhemd gefunden zu haben, bald hatte eine Krähe drei Morgen hintereinander bei Tagesanbruch auf unſerem Hauſe gekräht, bald der Todtenwurm gepickt zunächſt neben unſerm Bette; bald hatte es einen Klapf gegeben in der Stube, wie ein Schuß, und man konnte nicht entdecken, was eigentlich geklepft. Dieſe Wahrnehmungen alle machten auch Eindruck auf mich, entkräfteten daher meinen Troſt. Und wenn wir uns auch einigermaßen beruhigt hatten, und Mädeli in meiner Nähe zuweilen die Todesgedanken vergaß und wieder lachte, ſo kam, faſt wie vom Teufel hergeblaſen, irgend ein Weib, um die Angſt von

neuem anzublasen. Die erzählte dann schauerliche Geschichten, bald von erfüllten Ahnungen, und wie sich die Kindbetterin selbst gesehen hätte im Todtenbaume, bald von den Schmerzen und Gefahren des Kindbettens, wie es zum ersten Mal immer am härtesten zugehe, wie hie und dort eine gestorben sei, oder für ihr Lebtag ein Gebrechen davon getragen; von hübschen, jungen Weibern, die seit der ersten Kindbetti herumschlichen wie ein Schatten an der Wand, wie wenn sie aus dem Grabe kämen und keine gesunde Stunde mehr hätten. So erzählte ein Weib ums andere, und eins schauerlicher als das andere. Hintendrein sagten sie dann wohl: Sei doch nicht ein Närrchen, so Angst zu haben. Es geht nicht Allen so, im Kriege kommen auch nicht alle Soldaten um. Du mußt dich nur nicht fürchten, dann wird es schon gut gehen.

Daß dann dieser Trost nicht besonders anschlug, kann man sich denken. Es fehlte Mädeli allerdings gar viel etwas, und da gab wieder eine Frau dieses an, eine andere etwas anderes, riethen besseres Essen an und ermahnten, Fleisch und Wein zu brauchen. Da fühlte ich am bittersten meine Schulden und meine Entblößung. Das Geld vom Schullohn, das uns im Frühjahr bezahlt wird, war längstens fort, wir mußten vom Verdienst leben, und der war nicht groß. Wir hatten einen langen Winter vor uns, in welchem ich fast nichts verdienen konnte, und eine Kindbette, die viel kostet, und für die ein guter Hausvater allweg etwas Geld z'weg macht, und endlich sollten wir noch erübrigen, um an unsern Schulden etwas zu zahlen. Da ward es mir schwer und bang, und dennoch trug ich Mädeli zu, was ich konnte; aber es wollte es dann nicht brauchen, und jammerte über die Kosten, die es verursache, schmähte mich über meinen Leichtsinn, das Geld jetzt wegzuwerfen, das später viel besser zu gebrauchen sei. Das war auch wieder ein Zanken der Liebe, das angehen mag. So hatten wir zu jammern, zu zanken und dann wieder abzurathen, was wir für die Kindbetti und das Kind zu-

recht zu machen hätten. Wir ſcheuten uns, jemand zu fragen, und trugen aus unſern Jugend-Erinnerungen und aus dem, was wir hier oder da ſahen, zuſammen, was wir konnten, und rathſchlagten gründlich und bedächtlich, mit wie vielem wir es wohl machen könnten. Aber wir mochten rechnen, wie wir wollten, Geld brauchte es immer, denn wir hatten nicht alte Tücher und Hemden zum Verſchneiden. Glücklicherweiſe gab es ein gutes Flachsjahr, gab Hanf, und aus dieſem löſten wir ſo viel, daß wir einen Sparpfennig für die Kindbetti zu haben hofften. Auch der Vater hatte Verdienſt und konnte uns in der Haushaltung nachhelfen.

Der Winter kam wieder und mit ihm die Schule.

Diesmal freute ich mich nicht beſonders darauf, ich hatte eigentlich Anderes zu ſinnen und zu thun. So ein Morgen dünkte mich oft gar lange, und ich hätte es kaum ertragen, wenn ich nicht des Morgens wenigſtens einmal hinüber zu meinem Weibchen gegangen wäre. Es ſandte mich aber bald fort, ſagend: Hör, Männchen, wie ſie ſo wüſt thun, du mußt hinüber. Oft wollte ich es überreden, mit mir in die Schulſtube zu kommen, es könne da auch ſpinnen oder ſtricken, meinte ich. Es hätte auch ſo gut das Recht dazu, als andere Schulmeiſterweiber, die ganze halbe Tage in der Schulſtube auf dem Ofen hocken, manchmal mit einem Kind auf dem Arm und an der Bruſt, und manchmal mit keinem. Aber Mädeli wollte nicht und meinte, das ſei doch nicht anſtändig und trage nichts ab; im Gegentheil, man verſäume einander nur gegenſeitig. Es ſei nicht von denen eins, die meinen, die Männer ſeien nur für ſie da und ſollten immer bei ihnen hocken, und alles gehn und liegen laſſen, wenn den Weibern was durch den Kopf fahre.

Als aber die Kindbetti, wie wir glaubten, immer näher rückte, da hatte ich denn doch faſt kein Bleiben mehr, und alle Stunden wenigſtens einmal lief ich zu ihm hinüber, um zu ſehen, ob die Stunde gekommen ſei? Und weil ſie immer

nicht kommen wollte, ſo fingen wir wieder an zu glauben, es ſei gar nichts, und das Ganze eine Krankheit, ein Aufſchwellen oder eine Waſſerſucht. Zum Glück wurden unſere Bekümmerniſſe unſerem Vater kund, ehe wir zum Doktor liefen oder andere Leute beriethen, und der lachte uns ſo tüchtig aus, daß wir doch wieder zu hoffen anfingen: es ſei etwas anders. Endlich weckte mich des Nachts ein Gewimmer, es war Mädeli, das über Stechen, Reißen, Stüpfen, Drängen klagte, und es nirgends mehr zu erleiden wußte. Mir ahnete, das könne nun die erwartete Stunde ſein, und mir ward wie einem Rekruten, der zum erſten Mal ins Feuer ſoll, wie einem auf Tod und Leben Angeklagten vor dem Geſchwornengericht, ehe Schuldig oder Nichtſchuldig über ihn geſprochen wird. Ich fragte alle Augenblicke: wie gehts, wie iſt dir? Aber das Jammern und Wimmern wurde immer ſtärker, mir lief der Schweiß bachweis um den Leib; ich wußte nichts anzufangen als am Ende den Vater zu rufen. Der ſchalt mich aus, daß ich es nicht ſchon lange gethan, oder daß ich nicht Weiber gerufen, die müßten herbei, er wiſſe dem nicht zu thun. Er lief um Hülfe aus, und bald waren welche da, denn für ſolche Dinge ſind die Weiber aufwärtig und hülfreich. So eine Geburt iſt manchem Weibe, was manchem Mann eine Feuersbrunſt, und je ärger es an beiden zugeht, deſto wohler iſts ihnen. Ich war in gar fürchterlichen Aengſten, ich glaubte alle Augenblicke, es müßte geſtorben ſein, und hatte gar ein unendlich Bedauern und fragte immer, wie es gehe, und wenn ich keine Antwort erhielt, ſo meinte ich ſchon, es ſei aus mit Mädeli. Aber ganz gelaſſen bewegten ſich die Weiber herum, erzählten eine Kindbetti nach der andern und eine fürchterlicher als die andere; und wenn Eine fertig war, ſo ſagte die Andere: das iſt gar nichts, dort oder dort gings noch ganz anders zu: ‚Eine machte Kaffee, eine Andere betete in einem Buche, bis es ihr in den Sinn kam, daß ich der Schulmeiſter ſei, und eigentlich am beſten ſollte beten können, und ſie ſetzte

Das war mir ganz recht, Hab und Gut hätte ich gegeben, wenn nur geholfen worden wäre. Die Hebamme aber ſagte, man könne machen, was man wolle, ſie habe nicht zu befehlen, aber es komme darauf an, zu welchem Dokter man wolle. Man hätte zu zweien ungefähr gleich weit. Hole man den Einen, ſo werde der nichts machen, ſondern ſagen, man ſolle nur Geduld haben, die Natur werde ſich ſchon helfen. Der Andere aber werde auf der Stelle ſeine Manöver anfangen, dem ſei's nur um den Louisd'or zu thun, und da frage er nicht lange, wie und wo, ſondern fange an zu zängeln. Man könne aber machen, was man wolle, aber ſie ſage es zum voraus, ſie wolle nicht ſchuld ſein. Hingegen glaube ſie, es werde, Unvorhergeſehenes ausgenommen, gut gehen. Man ſolle doch nicht den Muth verlieren, das gehe ja nicht apartig bös und nicht apartig lang, und wenn es bis zu Mittagszeit vorüber ſei, ſo könne man noch immer ſagen, es ſei gut gegangen. Es gebe nicht viel Weiber, die ihre Kinder ſo unerwartet im Bohnenplätz bekämen und wohlgemuth in der Schürze ſie heimtrügen.

Und wie ſie ſagte, ging es auch. Noch Vormittag hörte ich auf einmal ein gewaltig Schreien, und die Hebamme ſagte: Nicht wahr, ich hab's geſagt! Aber kein Wunder iſt's, daß es hart ging, das iſt ein Bub, der reichſte Bauer kriegt ſie nicht größer. Gottlob, ſagte Mädeli, und legte ſich ſtill, ſelig ins Bett zurück. Und ich wußte vor Freuden nicht was anfangen, wollte mich bald mit dem Buben abgeben, der aber ungebührlicher Weiſe von mir keine Notiz nahm, ſondern auf ſeine eigene Fauſt mörderlich ſchrie; wollte mit Mädeli reden, das drückte mir aber nur mit freundlichem Lächeln die Hand, wollte mit der Hebamme reden, aber die hatte ſo viel zu regieren und ſo viel Mangelndes von den anweſenden Weibern ſich zu erbitten, daß ſie gar nicht auf mich hörte und am Ende mir ſagte: Schulmeiſter, geht doch auf die Seite, ihr ſeid Einem nur unter den Füßen. Aber ich ward

nicht empfindlich, ich ging hinaus und freute mich meines Buben und meines Gottes, der mir mein Weib erhalten.

Zwölftes Kapitel.

Von Vaterfreuden und Vatersorgen.

Das Vatersein erzeugt ganz eigene Empfindungen. Man kommt sich viel bedeutender vor, macht unwillkürlich eine gewichtigere Miene und fühlt sich, entbunden von der früheren Angst, leicht und froh wie ein Fisch im Bach, wie ein Vogel in der Luft; es dünkt Einen fast, man sollte fliegen können. Man weiß aber vor lauter Freude nicht recht, wo Einem der Kopf steht, und hat trotz der Vaterwürde etwas von einer sturmen Gans an sich. Mit der Wöchnerin kann man nicht reden, kann nur sehen, wie sie so wonnereich ihr Kindlein in den Arm nimmt, wie die dankerfüllte Seele so freudig aus den Augen glänzt, und bei aller Schwäche das Gefühl behaglicher Ruhe in allen Gliedern sich ausdrückt. Mit welcher Ahnung hält der Vater sein erstes Kind, und besonders einen Buben, zum erstenmal auf dem Arme und schaut in sein schreiend Gesicht! Was wird wohl aus dem Bürschlein alles werden, wie wartet auf ihn die Welt, was wird sie ihm bieten, wie wird er sie bezwingen? Daß noch kein solches Ding in die Welt gekommen, dessen ist der Vater überzeugt, und sieht im Geiste den Sohn mit Ruhm und Ehren gekrönt, und mit gaffendem Munde ab solchem Wunderding rings um ihn die Welt.

Und je nachdem der Vater etwas ist, je nachdem legt er dem Kinde Titel und Würden bei im Geiste. Der Patrizier sieht in seinem Jungen einen Schultheiß oder wenigstens einen Obersten. Der Bauer sieht in seinem einen Ammann, der

breit mit den Händen in den Westentaschen vor seinem Hause steht, und zusieht, wie man vier schwarz glänzende Rosse an den Mistwagen legt. Der Pfarrer sieht seinen Sohn als Professer, der griechisch und lateinisch, das ihm so viel vergeblichen Schweiß auspreßte, kann wie Schnupf, oder sieht ihn wenigstens als Stadtpfarrer, und in heiligem tiefem Respekt bückt er sich tief vor dem kleinen Ding, als ob es schon wirklich ein großes wäre. Der Schulmeister träumt sich seinen Buben auf der Kanzel als stattlichen Pfarrer, und wie Alle sagen: Ja, der kann's, wie keiner, und wie er Vater mitten unter den Leuten steht und sagt: Ja, der kann's, von Ackerbau versteht mein Junge nichts, aber auf der Kanzel ist er ein Unteufel. So gehen Träume durch der Väter Seelen und ähnliche durch der Mütter Seelen, aber nur ähnliche und nicht gleiche. Die Mütter träumen von schöner Leibesgestalt, rothen Backen, lockigem Haar, witzigem Munde, und im Hintergrunde schimmert ihnen immer eine Hochzeit entgegen. Und dann hat der Vater und die Mutter bereits Langeweile nach der Träume Erfüllung. Sie gehen alle Augenblicke zum Kinde, zu sehen, wie schnell es den Träumen entgegenreife, und wenn es schläft, so kommen sie beständig in Versuchung, es zu wecken, erstlich, damit es die Zeit nicht verschlafe, und zweitens, um zu sehen, wie bedeutend es sich in der letzten halben Stunde entwickelt habe. Und wenn man schon vom Kinde weg ist, so verfolgen Einen solche Träume, und legen sich quer durch den Kopf, so daß sie andern Gedanken den Weg verlegen, daß man, wie man zu sagen pflegt, den Kopf nicht mehr beisammen halten kann. Daß man in der Schule konfus wird, gar nicht mehr aufpassen kann beim Lesen, und beim Aufsagen die Fragen verwechselt, und immer falsche Antworten fordert auf die vorgesagten Fragen, so was ist fatal. Ein Schulmeister soll nie Unrecht haben; aber wenn dann die Kinder mit dem Fragenbuch kommen, was soll er anfangen?

Ueberhaupt möchte ich jedem Schulmeister den Rath geben, die Kindbettene auf den Sommer zu richten, im Winter läßt es sich fast nicht machen, besonders in den alten Schulhäusern, wo Schulstube und Wohnstube an einander stoßen oder doch auf dem gleichen Boden sind. Wie soll der arme Teufel Schule halten mit seinem Kopf voll andern Dingen? Wo soll er Zeit dazu finden? Er muß die Haushaltung machen, er muß doch der Frau abwarten, er muß geschwind nachsehen, wenn das Kind schreit, was es Neues gebe, er muß es trocken machen und säubern. Freilich ist zuweilen eine gute Nachbarsfrau da, welche ihn etwas ablöst, oder es kömmt die Hebamme. Und wenn er schon Zeit hat, so ist er doch matt und müde, von der Abwart, dem Nichtschlafen in der Nacht. Dann nehme man, wie wohl der Schullärm der Wöchnerin thut, und wie Langeweile sie hat, wenn der Mann nie bei ihr sein kann! Und wenn man einen Schwäher hat, der schustern muß, und nirgend anders schustern kann, als in der einzigen Stube, welche man brauchbar hat, so ist es auch kommoder, im Sommer Kindbette zu halten, da kann er doch schustern vor dem Hause oder in der Schulstube. Denn man nehme, wie lieblich die Hammerschläge tönen im Kopf einer Kindbetterin; man bedenke, daß geschustert werden muß, wenn die Kindbetterin ihre Butterſuppen gehörig haben soll. Wahrhaftig, mit der Schule wußte ich nie so wenig anzufangen, sie war mir nie so zur Last, als damals. Auch waren meine Morgen und Nachmittage nicht sehr lang, ich trieb Künste mit der Uhr, oder war das nicht zu machen, so wandte ich Geschäfte vor, und sandte die Kinder eine halbe Stunde früher fort.

Die Leute nahmen mir das damals nicht übel; da gab es keine Schulkommiſſien, welche hinter den unfleißigen Hausvätern her war, sonst hätten die auch was gesagt. Die passen den Schulmeistern, seitdem man ihnen aufpaßt, gar verdammt auf, vor denen kann er sich in Acht nehmen, viel mehr,

als vor dem Schulkommissär, der gewöhnlich ein guter Mann ist.

Wir hatten gar Manches zu reden zusammen, was bei dem ersten Kinde ebenfalls mit ganz besonderer Wichtigkeit verhandelt wird. Wir mußten dem Kinde einen Namen auslesen, der ihm wohl anstund. Heutzutag sieht man bei den Namen nur auf den Klang und sagt: der gefällt mir. Ehedem sah man auf die Bedeutung desselben; da konnte man sicher eher einig werden, als jetzt über den Klang. Wir haben unsere Namen aus Sprachen her, die wir im Allgemeinen nicht mehr kennen, daher bleibt uns die Bedeutung der meisten Namen unbekannt. Das ist nun recht übel, denn sein Name war Manchem ein Mahnungswort, das ihm beständig in die Ohren klang. Man ist so gewohnt, bei den Namen nichts mehr zu denken, nicht zu denken, daß sie eigentlich Eigenschaften oder das ganze Wesen eines Menschen bezeichnen sollen, daß man auch bei denen nichts mehr denkt, auf den bloßen Klang achtet, bei welchen man doch sehr gut weiß, was sie sagen sollen. Z. B. Friedrich, Gottlieb, Gotthelf, Gottfried, Siegmund u. s. w. Wie mancher Vater hat z. B. den Namen Gottlieb zur Erziehung benutzt?

Wir waren uneinig, ich und meine Frau. Sie wollte einen Peterli, der gefalle ihr gar wohl und töne schön. Ich war für einen Johannes gestimmt. Johannes sei gar schön, meinte ich, und Johannesli, mys Johannesli, komme gar so lieblich heraus. Mein Schwäher fühlte wohl, daß ihm da nicht eine erste Stimme gebühre, aber er muckste von einem Daniel, der habe ihm etwas Majestätisches, und hinter Murten hießen die fürnehmsten Leute so. Wir stritten zusammen, bis Mädeli mich auf seine Weise ansah und sagte: Es könne nicht genug Peters haben, so lieb sei ihm der, wo es bereits habe. Da war das Streiten über diesen Punkt aus, aber nicht über den zweiten. Was sollten wir für Gevatterleute nehmen? Da wollte lange keins recht mit der

Sprache heraus. Ich war der Meinung, die Leute würden es mehr oder minder für eine Ehre halten, beim ersten Kinde des Schulmeisters zu Gevatter zu stehen, oder es könnten es wenigstens die Einen zürnen, wenn man Andere nehme statt ihrer. Man lache nicht darüber, und glaube, das sei noch eine meiner alten Mucken, die übrig geblieben. Es ging mir dabei nicht anders, als es gar vielen Vätern beim ersten Kinde geht. Wie viele meinen nicht, die Geburt dieses Kindes sei für die ganze Welt ein bedeutungsvolles Ereigniß. Weil diese Geburt für sie so wichtig ist, so meinen sie, für Alle habe sie den gleichen Werth. Du mein Gott, wie vergehen diese Faxen! Wenn dann die Kinder kommen, eins nach dem andern, daß man nicht weiß, wo wehren, so fängt man an, sich fast eben so sehr zu schämen, als man sich anfangs gemeint hat. Während man beim ersten Kinde eine Ehre empfing und Andern eine Ehre anzuthun meinte, wenn man sie zu diesem Kinde erbat, so empfindet man später bei jeder neuen Geburt eine sich vermehrende Last, und fürchtet nun auch beim Gevatterbitten eine Last anzuthun.

Meiner Meinung nach sollten also die Honoratioren des Dorfes zu Gevatter gebeten werden, womit ich aber doch hinter dem Berge hielt, hoffend, Mädeli werde und müsse gleich denken wie ich, und sollte sich darüber zuerst aussprechen. Endlich äußerte es sich, es dünke es, man könne an die Verwandten kommen; die würden es schon thun. Nun mußte ich denn doch widersprechen und bemerken, daß wir doch ja wenig Verwandte hätten, daß sie fern seien, entweder ihm oder mir unbekannt, und daß man es hier zürnen würde, und daß man doch weniger Läuf und Gäng hätte, wenn man die Leute von hier nehme.

Gar ungläubig lächelte Mädeli, als ich vom Zürnen, von unsern haben sprach. Es hätte das noch nie gehört, hingegen gar oft: man wisse nicht, warum der Einen doch plage, man gehe ihn ja weiter nichts an, und er hätte doch

noch Leute, die das beſſer thun könnten. Die Vornehmern betrachteten eigentlich das zu Gevatterbitten als eine Bettelei, das Annehmen der Bitte als eine Gnade, denn es würde ja niemals Einem derſelben in Sinn kommen, einen Untergebenen, Mindern wieder zum Pathen zu nehmen; man hätte ja nie gehört, daß ein Bauer einen Tagelöhner zu Gevatter gebeten habe. Bitte man aber Seinesgleichen, ſo thäten dieſe es darum lieber, weil ſie das Gegenrecht anſprechen könnten, und um ſo leichter mit der gleichen Bitte an Einen wachſen dürften.

So disputirten wir zuerſt grundſätzlich, und dann angewandt auf die Perſonen. Mädeli ſchlug Verwandte vor und ich Honoratioren. Wir hatten gegenſeitig an allen Vorgeſchlagenen zu kritiſiren. Ich muß bekennen, ich traute Mädeli in dieſen Dingen gar kein Urtheil zu, es war ja ſo jung und hatte ſo viel mit Leuten ſich nicht abgegeben. Dagegen glaubte ich mir Erfahrung erworben zu haben. Ich wußte wohl, daß ich meine Bauern nicht plagen durfte, aber zu Gevatterbitten hielt ich nicht für eine Plage, ſondern eben für eine Ehre oder für eine Anerkennung der Untergebenheit. Nahmen doch Dienſtboten ihre Meiſterleute zu Gevatter, Hausleute den Hausbauer und ſeine Frau, und war an einem Orte ein Oberherr, ſo war der vor dem Pfarrer nicht ſicher. Ich war daher hier hartnäckiger, als beim Namen, und ſetzte es auch durch, daß zwei Stellen nach meinem Sinn vergeben werden ſollen, und die dritte konnte mein Weibchen beſetzen und that es mit einem Bruder, der einige Stunden von uns in Arbeit ſtand. Ich aber erwählte den Statthalter und des Ammanns Frau, die bei der Geburt zugegen geweſen und mit Rath und That uns viel geholfen hatte.

Nun mußten die Erwählten auch erbeten werden. Die Weiber machen ſich oft breit, daß ihnen bei den Kindern alle Beſchwerden und Schmerzen auffielen, daß ſie es den Männern gönnen möchten, wenn einmal das Kindbett auch an ſie

käme. Sie denken nicht ans Gevatterbitten, denken nicht daran, daß man bei jedem Kinde doch nur einmal kindbetten, hingegen dreimal zu Gevatter bitten muß. Ehe man es erfahren hat, weiß man gar nicht, was das iſt, ja man weiß es nicht, bis man auf dem Wege iſt. Und was bei dieſer Sache das Merkwürdigſte iſt, iſt das, daß während durch's Wiederholen jede Sache leichter wird, auch das Kindbetten, das Gevatterbitten Einem jedesmal ſchwerer ankömmt. Der Kindbettimann, der den Sonntagsrock am Leibe, ein Tuch um den Hals und den Wollhut auf dem Kopfe hat, weiß wohl, daß man ihm aus jedem Hauſe nachſieht, wenn er am Werktag ſo angethan durchs Dorf geht, daß man neugierig ſich frägt: wo geht er hin, wo kehrt er ein? Er weiß, daß wenn er gegen ein Haus einlenkt, in demſelben ein Geſchrei ertönt: Mutter, es kömmt aber Einer, er hat den Hut an und den Sonntagsrock, will er wohl dich oder den Vater? Wer iſt's? frägt dann die Mutter. Und je nach dem Beſcheid ſagt ſie: he nun ſo dann oder: der hätte es können bleiben laſſen. Darum wählt man zu ſolchen Beſuchen gerne die Dämmerung oder gar die Dunkelheit, und klopft, während die Familie am Abendeſſen ſitzt, ganz beſcheiden an der Küchen- oder Hausthüre. Die Ammännin empfing mich gar freundlich; ja freilich ſagte ſie, das wolle ſie mir ſchon verrichten, wenn ich das Zutrauen zu ihr habe. Es freue ſie noch, und meine Frau gefalle ihr wohl, und warum hätte man die Sachen, wenn man nicht auch andern Leuten etwas daran thun ſollte.

Bei des Statthalters ging es mir anders. Dort empfing mich auch die Frau, und hieß mich endlich hineinkommen, nachdem ſie mich lange ſtehen gelaſſen und unfreundlich hin und her geſchoſſen war. Der Mann werde bald kommen, hieß es. Wahrſcheinlich führte er in der Hinterſtube ſich etwas zu Gemüthe, was niemand zu wiſſen brauchte. Die Frau machte ſich unterdeſſen allerlei Anlaß zu ſchimpfen, wie man doch von den Leuten geplagt werde, es dünke ſie, die Leute glauben,

sie seien alleine auf der Welt und nur um zu Gevatter zu stehen. Kurz, sie wußte während der halben Stunde Wartens mir das Herz so in die Hosen hinunter zu stichlen, daß ich dem endlich eintretenden Statthalter mein Anliegen kaum vertringen konnte. Höre, Schulmeister, weil du es bist, will ich es wohl verrichten; einem andern würde ich den Abschlag geben, das Ding kömmt mir wohl streng, und ich muß anfangen, zu mir selbst zu sehen. Nachdem ich noch gesagt hatte, sie sollten sich doch ja keine Kosten machen, es sei mir nicht wegen dem, und nachdem ich gehörig gedankt und vielmals alle z'Kindbetti eingeladen hatte, dachte ich beim Heimgehen: Mädeli, du hast doch etwas Recht, aber ich sagte es ihm nicht.

Auch dem Bruder nachzulaufen, ward mir nicht geschenkt, und das ist wahrhaftig eine strenge Sache, wegen einer einfachen Frage im Winter ein halb Dutzend Stunden machen zu müssen; aber so sind einmal die Leute und die Gebräuche. Nun, der Bruder führte sich recht manierlich auf, zahlte mir noch eine Flasche, und da er erst eine neue Kleidung sich hatte machen lassen, so glaube ich, er that sich etwas zu gut auf das Gevatterstehen, und dachte sich das aus, wie sie luegen werden in Gytiwyl, wenn er daher komme in seiner neuen Kleidung. Freilich schien's ihm nicht ganz recht zu sein, eine bejahrte Ammännin zur Gevatterin zu haben, ein hübsches Mädchen wäre ihm lieber gewesen. Da ich nach Hause pressirte, um nicht von der Nacht überfallen zu werden, wies er mich auf einen Fußsteig, der eine halbe Stunde näher sein sollte.

Kalt blies der Nordwind über die Fläche und nahm mir unsanft den Tabakrauch vom Munde weg. Leicht war es mir ums Herz, die letzte Visite war gemacht beim letzten Pathen; in wenig Stunden war ich wieder bei meinem Sprößling, und mich nahm gar sehr wunder, um wie viel er in diesem Tage an Größe und Weisheit zugenommen habe. Freilich

flogen auch allerlei ſchwerere Wolken mir durch den Kopf. Ich erfuhr täglich, daß Mädeli mit ſeinem häuslichen Büdjet ſich doch verrechnet habe, und daß wir mehr als zwanzig Groſchen brauchten in der Woche. Nur für Butter und Fett mußte fünf bis ſechs Batzen ausgegeben werden. Doch dieſe Wolken flogen raſch vorüber, verjagt durch die immer wieder hervorbrechende Sonne der Vaterfreuden, denen ich mich mit ganzer Seele hingab, und die mich auch warm hielten im Winde. Da tönte es dicht vor mir in dumpfem Zornestaut: Zum D....., kannſt nicht warte! Ich ſah am Waldesſaum einen Jäger im Anſchlag, hörte nicht weit oben im Gebüſch einen kläffenden Hund, ſah einen Haſen in den Waldweg ſpringen, einen Augenblick ſtille ſtehen, und dann in raſchen zierlichen Sätzen auf uns zukommen. Sieh, ſieh, da, da! ſchrie ich. Aber der Jäger ſah ſich ſo wild nach mir um, daß das Schreien mir im Munde ſtockte, und als ich in ihm meinen nächtlichen Begleiter und Wegweiſer mit dem fürchterlichen Schnauz erkannte, ließ ich vor Angſt die Pfeife fallen. Da ſtutzte der Haſe, machte eine halbe Wendung und wollte abſpringen, als es knallte aus des Jägers Doppelbüchſe, und das Thierchen im Wege ſich wälzte, zum Tode getroffen. Raſch ſprang der Jäger hin, hob den Langbein an den Hinterbeinen auf, gab ihm einen Schlag mit der ſcharfen Hand ins Genick, und warf ihn wieder auf den Boden hin, wo alſobald der Hund, der auf der Fährte kläffend kam, ihn beſchnoberte und mit dem Mund ihn packte, und gerne eingebiſſen hätte, wenn nicht des Jägers drohendes Auge über ihm geweſen wäre.

Ich ging auch, den Haſen zu beſchauen. Der Jäger, der mit ſeinem ſcharfen Blick mich erkannt hatte, ſchnurrte mich an: man müſſe ein Schulmeiſter ſein, um Einem ſo in den Schuß zu laufen; ob ich denn ſein Winken, ſtille zu ſtehen, nicht bemerkt, oder ob ich etwa die nächſte Kinderlehre ſtudirt hätte? Und dann noch ſo zu brüllen, wie ein Eſel, ob ich

denn glaube, er hätte keine Augen und die Hasen keine Ohren? Es komme mir wohl, daß er eine so gute Flinte habe, welcher er auf fünfzig Schritte einen Hasen, auch wenn er spitz gegen ihn käme, anvertrauen dürfe, sonst wollte er mir noch eins zählen. Ich entschuldigte mich so gut als möglich, aber ärgerlich war es mir, von ihm allemal mit einem Wischer empfangen zu werden. Während er die Flinte säuberte und lud, fand ich den Muth, ihm zu sagen, daß er die Schulmeister doch aparti auf dem Kern haben müsse. Das letzte Mal habe er über sie schimpfend mich verlassen, diesmal mit gleichem Schimpfen mich begrüßt. Was die ihm zu Leid gethan hätten? Schulmeister, das ist eine lange Geschichte, sagte er. Ich habe geglaubt, du seiest etwa neugierig geworden, und kämest einmal wieder, zu vernehmen, was ich damals meinte. Aber so seid ihr, wenn man euch nicht rühmt, so begehret ihr nichts zu hören; darum bleibt ihr auch, was ihr seid. Ich entschuldigte mich, daß mir niemand hätte Auskunft geben können über ihn, obgleich ich mehrere Male nach ihm gefragt. Und dann hätte ich viel zu thun, hätte geheirathet. Aber wissen möchte ich doch, was er denn eigentlich gegen uns habe? Da ist der Wind zu kalt, sagte er, und die Sache zu lang, aber wenn du mit mir heimkommen willst, so will ich es dir schon sagen. So lange durfte ich mich aber nicht aufhalten, ohne Mädeli Kummer zu machen, und sagte von einem andern Mal. Er lächelte und meinte, es werde mir nicht gar angst darum sein, ob man eine Stunde früher oder später heimkomme, achte man sich sonst so einer Frau wegen nicht viel. Aber Schulmeister, sagte er, und schob den Hasen, den Kopf voran, in seine Jagdtasche, wenn du schon nicht neugierig bist, so könnte es mich einmal ankommen, dir nachzulaufen, denn es wäre doch wirklich schade, wenn kein Schulmeister vernehmen würde, was ich eigentlich gegen sie habe; es würde vielleicht mancher weniger handlich seine Rockschöße schwenken, wenn er einmal bündig hören würde, was

ſo ein Schulmeiſter abträgt. Da erhob der Hund, der uns wieder verlaſſen hatte, ganz nahe bei uns ein gar wehlich Geheul, und vor ihm her ſetzte ein Haſe in langen Sprüngen dem Walde zu, und von mir weg ſetzte der Jäger, in der einen Hand die Flinte, mit der andern die Jagdtaſche haltend, wie raſend in den Wald hinein, und kaput ſtund ich auf einmal allein und hätte ihm gerne noch etwas geſagt.

Aber verſchwunden war plötzlich die ganze Jagd wie ein wilder Spuk, nur das Anſchlagen des Hundes tönte von ferne her mir zu, aber immer ſchwächer, bis es endlich verhallte, wenigſtens für eines Laien Ohr. Faſt ſo räthſelhaft wie das vorige Mal, faſt wie der wilde Jäger erſchien mir wieder der wilde Mann. Was ich von ihm vernommen hatte, gab ſeiner Erſcheinung auch noch etwas Schauerliches. Per se hatte ich ihm nachgefragt, und Alle die ich fragte, ſchüttelten bedenklich die Köpfe. Die Einen gaben ihn aus für einen fremden Räuberhauptmann, der ſich hieher geflüchtet, Andere für ein Landeskind, das nach den Einen ſeinen Vater umgebracht, nach den Zweiten ſeinen Herrn, einen reichen Offizier, erſchlagen. Die Meiſten hielten ihn aber für Einen, der ſich dem Teufel ergeben hätte, und hier mit allerlei Teufelskünſten ſich abgebe. Zur Beſtätigung dieſer Meinung wußten ſie eine Menge Belege anzuführen, ſo daß ich mich faſt auf ihre Seite ſchlug, und eben deswegen nicht eilig geweſen war, ihm einen Beſuch abzuſtatten.

Wenn man ſo darüber nachdenkt, ſo kömmt Einem ſicher nichts ſchöner und feierlicher vor, als eine Kindstaufe. Das Kind, das der Herr gegeben, weiht man dem Herrn wieder. Da liegt es vor uns, eine Aufgabe, die alle unſere Kräfte in Anſpruch nimmt, von deren Löſung unſer Lohn und unſer Glück abhängt; ein Räthſel, das die Zeit enthüllen wird; eine Gabe, die Gift oder Geld in unſern Händen werden kann; ein klein unbewußt Weſen, für das wir ſorgen ſollen, daß alle Dinge zu ſeiner Seligkeit gereichen, wie der Herr

allen denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit gedeihen läßt; ein anvertrautes Gut, das wir regieren sollen, wie wir wünschen von Gott regiert zu werden, also ein Prüfstein, an welchem wir erproben, in wie fern wir Gott ähnlich zu werden vermögen. Eine Kindstaufe ist also einer der erhebendsten Tage im Menschenleben, und nur wer sie nicht begreift, kann sich an ihr ärgern, und nur der Vater, der seinen göttlichen Beruf nicht vernimmt, kann sich ihr entziehen. Und wehe denen, welche aus Lieblhaberei und Buchstabensucht den Vätern diese Taufe verdächtigen, und den Kindern rauben die Früchte dieses Taufens, die Früchte im Vaterherz und im Mutterherz. Unterdessen ists merkwürdig, wie auch die Welt dafür sorget, die tiefern Eindrücke zu verwischen, ja einen Vater gar nicht zur ordentlichen Besinnung und noch viel weniger zur rechten Empfindung kommen zu lassen.

Er muß am Morgen dafür sorgen, daß die Gevatterleute etwas finden zur Stärkung. Er muß Angst haben, daß sie sich vielleicht verspäten möchten. Er muß daran denken, daß seine Frau auch gehörig besorgt werde, und auch etwas zu Hause habe. Während der ganzen Taufe muß er daran sinnen, ob er nichts vergessen, und wie er es machen müsse, daß er nicht gegen irgend jemand fehle; ob er der Pathin gesagt, wie das Kind heißen solle, und ob die Gevatterleute (wenn es nämlich Fremde sind) alle üblichen Gebräuche recht machen und am Ende die rechten Plätze finden werden. Kaum ist die Taufe aus, so muß er die Gevatterleute hüten, zusammenhalten wie eine Heerde Flöhe, damit ihm niemand davon laufe; seh, kommt, kommt doch! muß er rufen, bis er im Hause oder im Wirthshause ist, und sollte er darüber so heiser werden, wie ein altes Mutterschaf. Und hat er sie endlich auch beisammen, so entrinnt ihm doch das Eine oder das Andere, unter irgend einem Vorwande, wieder. Dann muß er den Wirth pressiren, daß er bald auftragen lasse, denn die Zeit vor dem Essen ist furchtbar langweilig, man weiß

gar nicht, was anfangen; denn da viel Reden den Appetit nimmt, ſo will niemand dieſer Gefahr ſich ausſetzen. Und hat endlich der Wirth die Suppe auf dem Tiſch, ſo ſind die Leute nicht mehr da. Die, welche da ſind, muß man zerren und ſtoßen, es iſt, als ob ſie keine Beine machen können, und doch mögen ſie kaum warten, bis ſie am Tiſche ſitzen; aber ſich ziehen, preſſiren laſſen zu dem, nach dem man lechzet, wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle, das iſt halt der Welt Sitte. Nach den andern muß man ausſchicken, und vernimmt endlich den Beſcheid: ſie würden kommen, aber warten ſolle man nicht auf ſie. Der Kindbettmann weiß nicht, ſoll man warten oder zufahren, und iſt in peinlicher Klemme, der oder die könnten es zürnen. Aber nun preſſirt der Wirth. Es kalte alles, ſagt er, man könne ihnen an die Wärme ſtellen, ſie würden ſchon kommen. Endlich ißt man, und der Kindbettmann muß einſchenken und ſagen: nehmt doch, und wenn Eins nach dem andern nachkömmt, ſo muß er befehlen, daß man wieder auftrage von der Suppe an, bis dahin, wo die Andern endlich geblieben ſind, und ſollten ſie erſt um vier oder fünf Uhr nachkommen, wie es z. B. des Statthalters Frau und Sohn machten. Und in jedem Wirthshauſe ſind immer Leute am Sonntage, welche vom Schmarotzen leben, die ſtrecken in jede Stube, wo das Kindbettimahl gehalten wird, ihre Naſen. Denen muß er nun ſelbſten ein Glas Wein bringen, oder ſich nicht ärgern, wenn Andere es ihnen bringen von ſeinem Weine; muß ſich nicht ärgern, wenn irgend Einer, ohne ſich um die übrige Tiſchgeſellſchaft zu bekümmern, hineinkömmt und mit dem Statthalter ein Geſchäft zu bereden anfängt. Dieſer muß ihm einſchenken, und alles, was der Trinkende der Höflichkeit wegen zu thun hat, iſt, daß er mit den Anweſenden Geſundheit macht. Dann wiſcht er mit der obern Hand das Maul, und geht wieder, ohne ſich nach dem Gaſtgeber nur umgeſehen zu haben. Und wenn Gäſte und Gevatterleute recht ungenirt ſind, und einmal recht gute Leute

sein möchten auf anderer Leute Kosten, so warten sie nicht einmal, bis jemand von selbst hereinkömmt, sondern sie wandern in der Gaststube und den Gängen umher wie die Knechte im Evangelium auf den Kreuzwegen, und wo sie Einen ansichtig werden, der ihnen anständig ist, so heißt es: Komm thue eins Bescheid, nimm eins.

Wenn nun der Kindbettimann das alles ausgehalten und dazu noch im Kopfe ungefähr in Rechnung behalten, wie manche Maaß der Wirth aufgestellt, wie Manchem er frisch aufgetragen, und wenn er noch immer zu addiren vermag, wie hoch die Rechnung sich belaufen, und ob er es aushalten möge, und das müssen die meisten Kindbettimannli thun, so möchte ich den sehen, der im Kopf noch ernste Gedanken haben kann. Und wenn die Rechnung anfängt überzulaufen, und um Gulden die Summe übersteigt, welche er dafür angesetzt, und seine Beine ihn unter dem Tisch zu beißen und zu brennen anfangen, und noch niemand zum Heimgehen sich rüstet, so möchte ich den sehen, welcher ein fröhlich Herz bewahren kann. Und wenn die Gevatterleute zu prügeln anfangen, und Teller und Fläschen in der Stube herumfliegen, und das Mannli weiß, daß er das alles zu bezahlen haben wird, so möchte ich den sehen, der ein fröhlich Gesicht noch machen kann. Und hat er das alles ausgestanden, so muß er sich noch schönstens bedanken, und nicht vergessen, einen Korb packen zu lassen, um doch auch seinem Weibe etwas mitzubringen.

Und zuletzt hat er vielleicht noch über langes Ausbleiben von seiner Frau die bittersten Vorwürfe anzuhören, die auf keine Entschuldigung, daß es sich ihm doch nicht geschickt hätte, vor seinen Gevatterleuten wegzugehen, hören will. Und wenn zu allerletzt die Frau die Zeche vernimmt, und sie nicht im Verhältniß findet mit dem, was sie erhalten, so kann der arme Teufel von Vater versichert sein, daß er auf lange bös Wetter ins Land kriegt. Ich will gerne bekennen, daß es mir

nicht ganz so ging, aber doch nicht ganz anders. Die Zeche vernahm ich selben Abend nicht. Der Wirth meinte, das pressire nicht, er müsse noch mit seiner Frau reden. Zu Hause empfing mich Mädeli auch gar nicht sauer, sondern sehr fröhlich, machte mir Vorwürfe, daß ich mich doch so mit ihm verköstige, es hätte ja gute Sachen auf lange. Die Ammännin habe es gar schön bedacht, und mehrere Gespielinnen seien bei ihm gewesen und haben gekramet, daß es sich hätte schämen müssen. Aber vom Brunnen, und wie ich die Kaffeekannen gesegt und es mir geholfen, hätte es auch Manches hören müssen. Ich sollte auch nicht Kummer haben, daß das Kind, welches während der Taufe gar erbärmlich geschrien, viel Kreuz und Leiden haben werde, welches solches Schreien sonst bedeute, es hätte ihm alles abgenommen. Ich wußte nicht, was es damit meine, und Mädeli, im Bewußtsein seines mütterlichen Werkes, erzählte mir gar freudig: Die Hebamme sei mit dem Kinde voller Angst schwitzend angekommen aus der Kirche, und hätte schon vor der Thüre gerufen: Geschwind, Frau, komm, sonst gehts nicht gut! Da hätte sie ihr erzählt, wie das Kind geweint, und was das bedeute; aber es mache noch nichts, man könne ihm das alles abnehmen.

Geschwind solle sie Wein geben, und während sie, die Hebamme, Wein trinke, solle sie, die Mutter, eifrig beten und das Kind besegnen. Da hätte die Hebamme drei Gläser Wein getrunken in den drei heiligen Namen, und Mädeli dreimal das Unser Vater gebetet und das Kind besegnet recht andächtig.

Es hätte nicht geglaubt, sagte Mädeli, daß die Hebamme eine so verständige Frau sei, ich solle ihr doch das schönste Geld auslesen, wenn ich sie bezahle. Wie doch oft die verständigsten Weiber in Bezug auf sich, besonders auf ihre Kinder, überhaupt in Bezug auf alles, was sie lieben, abergläubisch sind! Sie leben mehr in der Gefühls- als in der Verstandeswelt, auch die verständigsten.

Am folgenden Morgen wars, als Mädeli mich zum ersten Mal aus der Schule rief. Ich erschrack, wußte nicht, was Ungewöhnliches begegnet sei, und trat eiligst in die Stube. Da hatte Mädeli unsere drei Gläser aufgestellt und eine große Züpfe (ein Backwerk vom feinsten Mehl, in Form eines eingebundenen Kindes, und oft schwerer als ein halbjährig Kind) dazu, und sagte: Es sei ihm gewesen, es möchte was, aber so alleine möge es nicht, es dünke ihns nicht gut. Das rührte mich wieder an meinem Weibchen, und deswegen kam es nicht zu kurz. Wenn nur die Leute glauben wollten, daß die Liebe durch die Liebe bezahlt wird, und Selbstsucht durch Selbstsucht!

Als die Schule aus war, mahnte mich Mädeli daran, daß ich doch alsobald unsere Schulden, bei Hebamme und Wirth, bezahlen solle, es könne sonst nicht ruhig schlafen, und erst dann wüßten wir, woran wir wären, und was wir noch hätten.

Ich suchte also unser vorräthig Geld hervor aus dem Schranke und aus der Hosentasche, und fand zusammen doch noch acht Thaler und zwanzig Batzen, ohne die Einbünde unseres Kindes, denn diese an das Mahl zu verwenden, schien uns nicht recht. Diese Summe nahm ich mit mir, voll Angst und Bangen, nichts mehr heim zu bringen, um Kind und Weib zu erhalten.

Der Wirth nahm mich in die Nebenstube, und rechnete mir auf dem Tische mit der Kreide vor, wie viel Wein wir gebraucht und wie viel Thee, und erzählte, daß es viel gebraucht hätte. Einem Andern könnte er es, wie ich da sehe, nicht unter einem Louisd'or machen; es hätte ja zehn Maaß Wein gebraucht; aber weil ich es sei, so wolle er es mit fünf Thaler und zehn Batzen machen. Er hätte mir noch nie etwas gegeben, und ich ihn nie um etwas geplaget; ich hätte es nicht wie Andere, die Einem immer vor der Thür seien. Ich hatte mehr gerechnet und wehrte mich daher, noch von

dem Weine zu trinken, welchen er mir aufstellte, ich wolle ihm nicht alle Tage in den Kesten sein, sagte ich. Ich solle nur nehmen, er wolle es einem Andern denn schon machen, sagte er. Der taxirte seine Leute! Nun mochte ich das wohl leiden, wenn er denen, die es vermochten, zu viel anrechnete, und dann dem Aermern um so viel nachließ. Aber eine solche billige ausgleichende Taxation ist schwer für einen Wirth.

Auch die Hebamme machte es billig und forderte nur einen großen Thaler, so daß mir noch fünfundvierzig Batzen im Sack blieben. Mit diesen sollten wir nun haushalten drei Monate lang, und mein Nebenverdienst war, auch bei allem Fleiß, so viel als nichts; der Schwäher hatte im Winter auch nicht gar viel zu thun, so daß wir kümmerlich leben mußten.

Es hätte für das Kind noch so manches angeschafft werden sollen, aber wir hatten es nicht. Mädeli tröstete sich damit, daß es dem Kinde deswegen doch nicht böser gehe. Seine Mutter habe immer gesagt, bei einem Kinde sei Reinlichkeit die Hauptsache, das mache es gesund und munter; dann hielt es mir das Kindlein vor und sagte, ich solle nur riechen, ob das Kind einen bösen Geruch hätte? während das Kind mancher reichen Bäurin rieche, wie vierzehntägige Buttermilch; und ich solle nur sehen, wie sauber es sei; es habe schon viele Kinder gesehen, die köstliche Sachen angehabt, aber so schmutzig, daß es sie nicht hätte anrühren mögen, und dann hätten die Weiber gesagt: man könne die Kinder nicht immer sauber halten, man möge es machen wie man wolle. Aber die Mutter habe gesagt, die Weiber probirten es nur nicht. Es war eine Freude, meinem Weibchen zuzusehen, wie es dem Kindlein Rath schaffte, und wie sanft und zärtlich es mit ihm umging, und doch noch arbeitete dazu, und das Kind nicht zum Verwand brauchte, um nichts zu thun, oder dasselbe auf den Arm zu nehmen, um in den Häusern herumzulaufen.

Eines ärgerte mich an meinem Weibchen, ohne daß ich

lange etwas ſagen durfte. Es verlor gar viel Zeit mit Ausbeſſern und Flicken. Schon anfangs Winters hatte es faſt einen ganzen Tag damit zugebracht, den Rock, in welchem ich gewöhnlich Schule hielt, von ſeinen unzähligen Löchern zu befreien. Damals ſagte ich ihm oft, es ſolle doch nicht ſo Mühe haben, es gebe doch gleich wieder andere Löcher. Da hatte es mir geantwortet, es mache das gar gerne, und wenn es wieder neue Löcher geben ſolle, ſo werde es ſie ſchon wieder vermachen, und dann eins nach dem andern, das brauche dann faſt keine Zeit mehr. Ich dachte bei mir ſelbſt, das ſei vielleicht eine der Schwachheiten, von denen ich gehört, daß ſchwangere Frauen damit behaftet würden. Nach der Kindbette, dachte ich, werde das ſich ſchon geben. Allein ich hatte mich verrechnet. Kaum war irgend ein Loch an mir zu ſehen, oder ein Knöpflein am Hemdekragen abgeſprungen, ſo legte Mädeli alles andere aus der Hand und fuhr mit der Nadel an mir herum, oder nahm mir das Kleidungsſtück ab, ja manchmal, wenn es am Abend nicht mehr Zeit hatte, ſo ſtand es am Morgen früher auf und ruhte nicht, bis ich wieder ganz in der Schule erſcheinen konnte. So mußte ich oft herhalten, wenn es mir nicht recht kommod war, und ich fing an nachzurechnen, wie viel Zeit doch auf ſo dumme Weiſe verſäumt würde.

Einſt war ich eben am Brüten über einer Leichenrede, als Mädeli mit der Nadel herbeitrippelte und mir das Knöpflein am Hemdekragen annähen wollte, da aus dem klaffenden Hemde mein Hals etwas kropfartig herausguckte. Da fuhr ich es an, zum erſten Mal, glaube ich: es ſolle mich doch mit ſolchen Narrheiten in Ruhe laſſen, und es wäre beſſer, es würde etwas arbeiten, es ſähe, wie knapp wir thun müßten und jedes Stücklein Brod abzirkeln. Mädeli ſah mich ganz erſchrocken an und Thränen traten ihm in die Augen, und wehmüthig ſagte es: Peter, ſei doch nicht böſe, ich kann ja warten, bis du fertig biſt. Wie haſt du das Herz, mir

Nichtsthun vorzuhalten, bin ich je müßig von früh bis ſpät? Und natürlich waren die Thränen ins Rin- en gerathen.

Frauen verſtehen gar zu leicht etwas falſch, oder nehmen einen Vorwurf allgemein, der nur auf etwas beſonderes geht. Ich mußte daher erklären, daß ich ihm nicht das Müßigſein vorhalte, ſondern das Machen von Sachen, die nichts abtrügen; denn ob ich ein Loch hätte am Rock oder keins, oder geſtickte Hoſen, oder nackte Knie, darauf komme doch nichts an, und hoffährtig zu werden ſtehe Einem übel an, wenn man lange Zeit kein Geld im Hauſe habe. Aber mein Weibchen ward nicht böſe, ſchmollte nicht, ſondern gar milde hielt es mir an, es doch darin machen zu laſſen; es wolle nichts mehr dareb verſäumen, ſondern dieſe Arbeit in der Nacht machen. Aber es könne es nicht über's Herz bringen, mich verhudelt in die Schule zu laſſen; es wiſſe, was das könne. Sie hätten früher auch einen Schulmeiſter gehabt, der immer wie ein Bettler ausgeſehen, vor dem hätten ſie gar keinen Reſpekt gehabt, ſondern gar manchmal ſich damit erluſtiget, alle Löcher zu zählen, die er am Leibe gehabt, oder zu meſſen, wie viel Ganzes er an ſeiner Kleidung habe. Es hätte ihm immer geſchienen, ein Schulmeiſter ſollte doch nicht ſo verhudelt daher kommen, das ſei nicht anſtändig für ihn, wenn er einen Schulrock habe, wie Küher Stallröcke. Kinder und Kühe, Ställe und Schulſtuben ſollten ſich doch unterſcheiden. Und Hoffahrt ſei das ja keine; im Gegentheil, man brauche viel weniger, wenn man immer flicke; und wenn man immer ganz ſei, ſo brauche man auch nichts Köſtliches, und doch ſehe man darin anſtändig aus. Wenn es mir meinen Werktagsrock nicht ſo fleißig zurecht gemacht hätte, ſo wäre er ſchon lange in Fetzen, und ich müßte meinen Sonntagsrock tragen. So redete die Mutter, da lächelte das eben erwachende Kind ihr ganz holdſelig zu, als ob es ſagen wollte: Ja, Mutterli, du haſt Recht, und du biſt ein gutes Mutterli.

Da nahmen wir beide das Kind und küßten es beide,

und wurden einig über demſelben, daß das Mutterli wirklich Recht habe. So ward das Kindlein unſer Friedensrichter und lächelte nun uns beiden doppelt ſo holdſelig.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Noth auch kömmt,
Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt!

Kein Kind konnte ſich auf das Examen mehr freuen, als wir, und zwar freuten wir uns wie die Kinder, wegen den Batzen. Als wir am Abend vorher dieſe zählten, hatten wir noch neun Kreuzer, doch aber keine laufenden Schulden.

Diesmal lief das Examen recht gut ab. Der Herr Pfarrer hatte nichts zu fragen, und nur einen kleinen Tadel ließ er laufen, den ich aber nicht ſchwer nahm. Er tadelte nämlich, daß die Kinder zum Schönſchreiben aus Büchern abſchrieben, und zwar ehe ſie einen feſten Buchſtaben hätten; das trage ja gar nichts ab und verderbe jede Hand; denn die Kinder ſchrieben da, wie es ihnen in den Kopf käme, und nicht wie es ſein ſollte. Ich entſchuldigte mich gar ſehr, daß es ſchon lange ſo der Brauch ſei, daß ich bereits deswegen Verdruß gehabt. Ich hätte nämlich einige kleinere Kinder noch nicht aus dem Buche wollen abſchreiben laſſen, und da hätten die Eltern gar ſehr mit mir aufbegehrt, ſie wollten nicht, daß ihre Kinder zurückblieben, und ſie wären ſo fürnehm als die andern, welche aus dem Buche abſchrieben. Da hielt der Pfarrer den Vorgeſetzten eine lange Vorleſung über die Grundſätze des Schönſchreibens und die Nothwendigkeit einer ſichern Uebung. Und die Vorgeſetzten ſchauten gerade vor ſich hin und dachten bei ſich ſelbſten: rede nur, bis du heiſer biſt. Als der Pfarrer aber gar lange nicht heiſer werden wollte,

ſagte endlich der Oberrichter: es ſei immer ſo geweſen, und ehedem ſeien mehr Leute ſelig geworden, aus der Kinderbibel ſchreibe man ja ab, das ſei noch Religion, ſo auf ein Blatt könne ein jeder Faſelhans ſchmieren, was er wolle; aber er merke wohl, es ſei an der Religion ſehr wenig mehr gelegen. Da wollte der Pfarrer eine andere Vorleſung anfangen über den Zuſammenhang des Schreibens und der Religion, allein der Oberrichter ſagte: Und er ſei der Meinung, daß bei den Kindern alles auf die Religion gezogen werde. Die Kinder hätten Zeit dazu; wenn man einmal erwachſen ſei und arbeiten müſſe, da könne man ſich damit nicht mehr abgeben. Aber es ſei immer gut, wenn man einmal die Religion gelernt habe, man wiſſe nicht, wenn man ſterbe; und wenn man alt werde und nicht mehr arbeiten möge, ſo könne man ſie wieder zur Hand nehmen und hätte manchmal noch große Kurzweil dabei. Es iſt immer um die Ewigkeit! ſetzte er hinzu, und ſchloß da. Den eigentlichen Schluß überließ er jedem ſelbſt zu machen, nämlich: daß man, wenn die fatale Ewigkeit nicht wäre, die Religion für dieſe Zeit eben nicht viel brauchte.

Nachdem endlich jedes Kind ſeine Batzen hatte, zettelte der Kirchmeier auch mit meinen Lehn aus. Ich zitterte faſt mit den Händen, als ich meine vierundzwanzig Thaler einſtrich, und gar gräßlich langſam kamen mir der Pfarrer und die Vorgeſetzten beim Abſchiednehmen vor. Ich mochte gar nicht warten, bis ich den Haufen Geld vor Mädeli ausſchütten konnte. Aber im Hausgang hielt mich noch die Weckenfrau, die ſich da angeſiedelt hatte, um den Kindern das Geld abzulocken, auf, und fragte mich: ob ich meinem Bübel nicht auch einen Wecken kramen wolle? Ich kaufte nicht nur einen, ſondern vier auf einmal. Ich dachte, das Geld hätte ich ſauer verdient, und es möge ſich doch wohl erleiden, auch eine kleine Freude zu haben. Andere Schulmeiſter gingen mit Weib und Kindern ins Wirthshaus, das ſei auch nicht bös, aber es koſte doch mehr als vier Wecken, und ſo könne uns

doch niemand verhalten, daß wir verschwenderisch wären. O, wir lebten nun ganz herrlich an unsern Wecken, und unser Kind schmatzete so behaglich an seinem ungewohnten Brocken, daß wir unsere Herzensfreude daran hatten, und jedes von uns wollte etwas von seinem Wecken erübrigen, um dem Kleinen noch einmal diese Freude zu machen. Man glaubt nicht, wie unendlich wohl dem Armen die Genüsse thun, die ihm selten werden. Ein Reicher, ein König hat gar keine Vorstellung davon, wie wohl zuweilen ein Armer nur an einem weißen Brödchen lebt, und wenn er zu einem guten Stücklein Fleisch gekommen, das saftig und fett war, so erquickt ihn noch Jahre lang der Gedanke, wie gut ihm dasselbe geschmeckt, und seine Augen glänzen ihm dabei, als ob er es eben erst genieße. Solche innige Genüsse hat kein König, denn nichts ist ihm selten und ungewohnt, und darin liegt wohl die Ausgleichung der scheinbaren Ungerechtigkeit in der Austheilung der Genüsse.

Was mein Weibchen staunte, als ich dreiundzwanzig Thaler siebenundzwanzig Groschen in einen Haufen vor ihm ausschüttete! So viel Geld hatte es nie bei einander gesehen, darum sah es dasselbe mit so freudig glänzenden Augen an, und wagte es fast nicht, den Haufen mit der Hand zu berühren. Jetzt, Peterli, sagte es, können wir's machen, brauchen keinen Kummer mehr zu haben, können vieles anschaffen, und lege gleich zehn Thaler bei Seite für die Orgel. Ich that also, aber Mädeli erschrack ordentlich, als es sah, wie der Haufe sich verkleinert hatte durch das Wegnehmen der zehn Thaler, und als wir noch einiges Geld davon nahmen, um nothwendige Bedürfnisse vom Krämer zu holen, da hätte es fast geweint über den kleinen Rest. Doch war es nun Sommer, die laufenden Bedürfnisse sollten aus dem Verdienst angeschafft und das vorräthige Geld gespart werden können. Dann rechneten wir wieder auf Flachs- und Hanf-Ertrag, rechneten auf etwas Korn u. s. w. Aber Mädeli konnte nun

nicht ganz mehr ſo viel draußen ſein, das Kind verſäumte doch, obgleich daſſelbe oft mitgenommen wurde auf den Acker und dort auf unſern ausgezogenen Kleidern ſchlafen ſollte. Aber wenn es erwachte, ſo mußte man die Arbeit laſſen und ſich mit ihm verſäumen. Dem Schwäher konnten wir es nicht wohl überlaſſen, er fragte nichts darnach, mit Kindern umzugehen, zudem wurde er immer unachtſamer und unbehülflicher. In Jahresfriſt hatte ſeine Geſundheit ſehr abgenommen. Ich mußte alſo deſto mehr beim Pflanzen helfen und konnte um ſo weniger beim Webſtuhl ſein. Und wenn man nur ſo dazu und davon kann, ſo verrichtet man gar wenig. Und war ich daran, ſo kam hie Einer und da Einer, und ſagte: Schulmeiſter, du mußt mir was ſchreiben.

Dabei mußte ich mich viel länger verſäumen gewöhnlich als nöthig war, weil man mir entweder gar nicht zu ſagen wußte, was man eigentlich wollte, oder weil man es ſo breit und verworren that, daß ich nicht daraus kommen konnte. Und während ich die Sache mühſelig ins Klare zu ſetzen ſuchte, ſtopfte der Petent gelaſſen eine Pfeife von meinem Tabak, mit der Entſchuldigung, er hätte vergeſſen zu kaufen, oder ich werde beſſern haben als er. War ich endlich fertig, ſo machten die Einen es wie jener Knecht und ſagten: danke ſchön! oder koſt's was? Andere ſagten: Schulmeiſter, wenn wir mal zuſammen kommen, ſo zahle ich einen Schoppen. Die Dritten fragten wohl: was iſt deine Sache, Schulmeiſter? und wenn ich antwortete, es ſei nicht werth, was zu fordern, ſo drangen ſie freilich nicht in mich. Es iſt aber merkwürdig, hier die verſchiedenen Töne der beiden Streitenden zu beobachten. Meiſt nähme der Eine gerne und der Andere gäbe lieber nichts. Nun wollen beide höflich ſein, der Eine ſich anſtändig weigern, der Andere anſtändig nöthigen. Der Eine will ſo lange weigern, bis hohe Zeit iſt, zu nehmen, ehe der Andere mit Nöthigen abſteht; der Andere will ſo lange nöthigen, bis der Genöthigte darauf und daran iſt, anzunehmen.

Nun passen sie einander auf die Stimmen, um zu unterscheiden, auf welchem Punkte ein jeder sei, und wenn Einer glaubt, der Andere sei darauf und daran, sich zwängen zu lassen, so sagt er geschwinde: He nun, wenn du es zwingen willst, so zwing's; es ist unverschämt von mir, aber du sollst Dank haben zu hunderttausend Malen, und nun nimmt er das Dargebotene, oder er zieht es zurück, je nachdem der Bietende oder der Weigernde den Vorsprung gewonnen, und der Andere ist kaput und macht ein lang Gesicht und eine weinerliche Stimme. Zu dem allem sind sich dieser Manöver die meisten Menschen nicht einmal bewußt, sondern sie üben sie instinktmäßig. Wenn ich viel versäumt hatte, oder in Nöthen war, so sagte ich wohl auch: He, du kannst mir geben, was dein guter Wille ist, dann kriegte ich manchmal einen halben oder einen ganzen Batzen, und manchmal kramte Einer lange im Sacke, zog verschiedene Stücke Geld hervor, und sagte endlich: Schulmeister, ich habe keine Münze, ich will dir's ein ander Mal geben, vergiß es nicht, mahne mich daran. Aber der Schulmeister durfte nicht mahnen, und wer will es dem Andern, der sich auf das Gemahntwerden verließ, verargen, wenn er es vergaß?

Nur hie und da gab es auch Einen, der ohne Frage oder ohne Komplimente in den Sack langte und mich ordentlich bezahlte, aber leider hatten gar Wenige diesen Verstand.

War ich recht lange in der Schulstube gewesen, wo gewöhnlich solche Geschäfte verrichtet wurden, so sah mich dann Mädeli erwartungsvoll an, und fragte wohl auch: ob ich etwas verdienet hätte? Und wenn ich Nein antwortete, so sagte es lange nichts darauf, aber wenn es wieder aufblickte, so hatte es trübe Augen. Mädeli's trübe Augen, wenn ich immer wieder mit leeren Händen kam, gaben mir endlich den Muth, ein Billiges zu fordern von denen, die zahlen konnten.

Und daß Mädeli's Augen trüber wurden, hatte seine gegründeten Ursachen. Mädeli ward wieder schwerfällig und

bläſſer und hatte es in allen Gliedern. Diesmal liefen wir zu keinem Doktor, wir wußten wohl, daß es etwas anders ſei. Allein, wie das nun gehen ſollte, konnten wir nicht begreifen. Noch war es nicht Winter, und hatten wir doch bereits unſern Schullohn angreifen müſſen, hatten nicht einmal alle zehn Thaler an die Orgel geben können, mußten nicht nur eine Niederkunft beſtehen, ſondern auch für das ältere Kind ein Bettlein anſchaffen. So hatten wir billig Angſt, und Mädeli jammerte: ob es wohl die Haushaltung nicht recht verſtünde? Es möchte gerne wiſſen, wo es fehle? Wenn es an den Haufen Geld denke, den wir gehabt, und an das, was wir noch verdient, ſo könne es nicht begreifen, wo all das Geld hingekommen. Wenn es aber dann wieder nachſinne, was unnütz gebraucht oder überflüſſig angeſchafft worden wäre, ſo könne es wieder gar nichts erdenken; wir hätten ja noch ſo viel nöthig, und ſo ſchmal gelebt, und im Wirthshaus keinen Kreuzer verthan. Und wenn es dann wieder ſinne, wie andere Leute es machen, denen man gar keinen Mangel anſehe, und von denen man nicht wüßte, daß ſie ſo einen Haufen Geld auf einmal erhielten, die noch mehr Kinder hätten und trotzdem immer Geld zu einer Luſtbarkeit, ſo verliere es allen Muth, müſſe ſich im Fehler glauben, müſſe denken, es wäre ein Glück für mich, wenn es ſtürbe, eine andere Frau könnte mir wohl beſſer haushalten; und dann thue ihm dieſer Gedanken, daß es von mir weg müſſe, daß ich eine Andere nehmen würde, ſo weh, daß es ganz trübſinnig werde. Dann tröſtete ich, und verſuchte nachzurechnen, was wir eigentlich brauchen, und fand von jeder Sache ſo wenig gebraucht, aber daß das Wenige, alles zuſammen gethan, das Viele ausmache, daß ich es wohl von aller Schuld entheben konnte, aber eben wieder deswegen nicht allen Kummers für die Zukunft. Wir hatten weniger verdienen können, als wir gedacht. Unerwartete Ausgaben giebt es auch in der unbedeutendſten Haushaltung, und wäre es auch nur eine zerbrochene Kaffeetaſſe. Das

Jahr war auch keins der besten gewesen: wir hatten wenig zu verkaufen gehabt, das Brod war theurer geworden. Wenn man nun alles dieses zusammennimmt und bedenkt, wie schwer solche scheinbaren Kleinigkeiten bei einem Einkommen von vierundzwanzig Thaler drücken, der wird uns sicher nicht Liederlichkeit vorwerfen, wie man es so gern bei einem Schulmeister zu thun pflegt; wird uns nicht gutes Leben mit Recht vorhalten können — denn wenn man alles kaufen muß, so rechne man doch, wohin nur Milch und Brod führen. Gebe man für jedes täglich nur einen Batzen aus, so macht dieser Batzen im Jahr bereits achtundzwanzig Thaler. Mein liebes Weibchen und ich brachen uns fast die Köpfe mit Rechnen, wie wir ersparen wollten, und wie erwerben? Und dieses beständige Rechnen im Kopf, das Batzenzählen allenthalben, nicht aus Geiz, sondern aus Noth, verleidete uns wahrhaftig manchmal den Bissen Brod, und wenn der Mund noch so hungrig darnach geschnappt hatte, so quoll es uns doch im Halse. Denn hätten wir diesen Bissen nicht gegessen, so wäre immer so und so viel erspart gewesen. Aber es sparte jedes an sich selbsten, und den Bissen, den das andere aß, gönnte es ihm von ganzem Herzen, ja wir stritten oft, weil jedes dem andern mehr aufdringen wollte: ich dem Mädeli, weil sein Zustand es erfordere, Mädeli mir, weil die meiste Arbeit mir obliege. So läßt sich denn doch die Noth noch mit einer gewissen Freudigkeit ertragen, weil man gemeinsam und einig trägt, und ein jedes den größten Theil der Bürde für sich will. Wenn aber in einer Ehe keins sich selbst etwas abbrechen will, sondern vom andern alle Entbehrungen fordert, wenn eins für sich selbst nicht Kosten scheut, dem andern aber jeden Kreuzer nachrechnet; wenn eins alle Entbehrungen, denen es nicht entkommen kann, dem andern zur Last legt, ihm allein die Schuld ihres Zustandes beimißt und vorwirft — wenn eins dies gegen das andere thut, so leiden beide, das Vorwerfende die Hölle, das, welches die Last tragen soll, das

Fegfeuer, denn der unſchuldig Gequälte leidet weniger als der Mißvergnügte. Wenn aber beide einander mit ſcheelen Augen anſehen, jedes für ſich ſorgen, das andere ſchmalharten laſſen möchte, ſo leiden beide, was beide verdienen, die Hölle nämlich. Wie viele ſolche ſelbſtgemachte Höllen giebt es wohl?

Vierzehntes Kapitel.

Je gewalliger die Noth an uns geht,
Deſto näher der Herr uns zur Seite ſteht.

Gar oft, wenn mein Weibchen ſchweren Muthes wurde und ich nichts anders als mit zu ſeufzen wußte, oder höchſtens zu ſagen: Wart nur, es wird ſchon beſſern, auch einmal anders kommen, ward unſer Kleiner der Mutter Tröſter. Wenn er mit ſeinem Händchen ihre Backen ſtrich, ſein Köpfchen an ihrem Buſen barg und dann mit der Liebe Schalkheit zu ihr aufſah, dann vergaß ſie den Kummer und gedachte nur des Schatzes, den ſie in den Armen hielt, konnte mit ihm wieder tändeln und heiter werden in mütterlicher Luſt, konnte mit ihm wieder zum Kinde werden, theilend ſeine Harmloſigkeit. Es war dies eine Wohlthat für die Mutter. In aller Bedrängniß hatte ſie ihre glücklichen Stunden; dieſe waren ein Lohn ihres kindlichen Sinnes, der des Kindes kindlichen Sinn nährte und nicht vergiftete. Eltern haben immer trübe Stunden, Stunden des Ernſtes, des Wehes oder des Kummers, trübe wird ihr Himmel und unluſtig wird es unter denſelben. Wohl ihnen, wenn die Kinder die Lüftchen ſind, welche die düſtern Wolken zu verjagen vermögen, wenn an der Kinder Himmel der ihrige ſich aufklärt, wenn der Kinder Himmel auch der ihrige noch werden kann. Dann haben ſie eine große Wohlthat empfangen, ihr Alter wird ein heiteres ſein

und ihrer Kinder Jugend eine frohe; dann genießen sie ein hohes Glück; denn was helfen alle Güter der Erde, wenn die Seele ein finsterer Sinn umnachtet, durch den keine Sonne mehr dringt, nicht einmal eines Kindes Lächeln? Und was vermag dagegen ein heiteres Gemüth nicht zu ertragen und zu entbehren?

Und wo dem frohen Kindessinn mürrisches Wesen, saure Mienen entgegentreten, oder ein maßleidiges, ermattetes Gesicht, wo seine Fröhlichkeit nicht wiederscheint auf der Eltern Gesicht, wo es immer nur heißt: Halt dich still, geh weg, willst schweigen! sieh, was du wieder gemacht, sieh, wie besudelt du dich hast, schäme dich, thue nicht so wüst! und wenn es, wenn das Kind flattiren will, heißt: Geh weg, laß mich ruhig, mache was! wo das Kind beständig nur Gewitterwolken sieht auf der Eltern Gesicht, oder verdrießlich Regenwetter, wo es nichts hört als einzelne Donnerschläge, oder das langweilige Plätschern des Regens; da trübt sich auch sein Himmel, sein froher Sinn tritt zurück, seine Jugend wird verkümmert, das lustige, fröhliche Kind wird ein trauriger Mensch in vielfachem Sinn. Und wie viele solcher traurigen Menschen schleppen ihre Gebeine durch die Welt, tragen in sich ein mißvergnügt Gemüth, machen Gott und Menschen ein mißvergnügt Gesicht, und sterben mißvergnügt, wie sie mißvergnügt gelebt!

Dieser Sünde nun haben wir uns nicht anzuklagen, wir wurden gar zu gerne wie die Kinder. Freilich wurde ich manchmal eifersüchtig, wenn mein klein Bubli eine Gewalt über die Mutter hatte, die ich nicht kannte, wenn er mit einem Blick viel mehr vermochte, als ich mit meinem so gut gemeinten: Warte nur, es wird schon besser. Aber, wenn der kleine Schalk seine Kraft an mir erprobte und auch mich unterjochte, dann vergaß ich die Eifersucht, und gab mich der gleichen Macht fröhlich hin. Kommt aber diese Macht der Kinder über die Gemüther der Eltern nicht von Gott, damit

die alten Gemüther frisch und gesund bleiben möchten? Aber, Eltern! verwechselt diese Gewalt über eure Stimmung nicht mit der Gewalt über euern Verstand, welche den Kindern, obgleich sie auch darnach streben, nie zugelassen werden darf. Da sollt ihr Meister bleiben, und an euerm Verstande soll des Kindes Verstand sich aufrichten und läutern, bis er stark geworden, gerade wie sein kindlicher Sinn euer Gemüth erfrischen, kindlich erhalten soll. Beides verwechselt niemals mit einander, sonst gickt es Unglück.

Aber das Kind lächelte nicht immer, spielte oft für sich, schlief oft, dann fehlte der Mutter dieser Tröster. Da nahm sie, je näher ihr schwer Stündlein rückte, um so mehr ein Buch zur Hand. Betbücher erst, dann immer mehr das Neue Testament. Es rühre sie viel mehr an, als die Betbücher, sagte sie. Es sei doch curios, sagte Mädeli, und es wisse nicht, wie das komme, es habe das alles schon manchmal gelesen, aber es habe ihms nichts wunder genommen, obschon es nicht gewußt, was das alles bedeute, es habe gemeint, die Hauptsache sei, daß man das Verliegende lesen könne. Jetzt aber sei ihm gar wunderlich, gerade wie wenn etwas in ihm aufgegangen wäre. Es fühle so ein Gelüsten in ihm, das, was es lese und besonders im Testament, zu verstehen, was es eigentlich auch bedeute, und es könne manchmal von einem Vers gar nicht fort, weil es gerne wissen möchte, was damit gesagt werden solle. Es komme ihm nun kommod, meinte es, daß es einen Schulmeister hätte, der könne ihm nun das alles erklären. Ja, du mein Gott, da war ich am Zaun, denn Bibel- und Worterklärung war gar nicht meine starke Seite. Ich sollte von Jerusalem erzählen, von den dortigen Festen, von den Pharisäern, Zöllnern und Sadducäern, was sie gewesen und warum man sie so geheißen. Mädeli hätte gar gern das gelobte Land und den Tempel sich recht deutlich vorgestellt, und versuchte es immer in der Einbildungskraft, sie sich zu vergegenwärtigen, aber ich vermochte

nicht, den rechten Stoff dazu zu geben, um ein Bild daraus zuſammenzuſetzen. Wenn ich dann ſo verſtummte und weniger wußte, als Bileams Eſelin, ſo ſagte mir mein Weibchen: Zürn doch recht nicht, aber ich glaubte, ein Schulmeiſter wiſſe das alles. Ich wußte gar nicht, was für ein Geiſt auf einmal in mein Weib gefahren, und wenn es nicht nach dem Leſen immer aufgeheiterter geweſen wäre, ſo hätte ich dieſen Geiſt verkannt. Freilich ging es ſchonend mit mir um, und fragte mich immer weniger Dinge, von denen es glauben konnte, daß ich ſie nicht wiſſe. Aber es redete doch noch gerne mit mir über das Geleſene und den Sinn deſſelben, über den ich zu meiner Schande noch nicht gedacht hatte, und von meinem Weibchen in deſſen tiefer Auffaſſung bedeutend beſchämt wurde. Einſt ſagte es mir nach tiefem Sinnen: Warum glaubſt du, daß die h. Schrift da ſei? He, daß man daran glaube und gehorche! So höre doch, Peterli, ſagte Mädeli: Darum ſage ich euch: ſorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet; iſt nicht das Leben mehr denn die Speiſe, und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an. Denn ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch, ſeid ihr denn nicht beſſer als ſie? Wer iſt unter euch, der mit Sorgen ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht und ſpinnen nicht. Doch ſage ich euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute ſteht und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollte er nicht vielmehr auch euch kleiden? O, ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: was werden wir eſſen und was werden wir trinken, oder: wie werden wir uns kleiden? Denn nach ſolchem allem trachten

die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet. Trachtet aber am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden. Darum sorget nicht auf den morgenden Tag, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. — Peterli, hast du die Verse gekannt? fragte mein Weib mich. Ich mußte es bekennen. Da fragte sie wieder: Aber warum hast du mich nicht daran gemahnt, und auch so mit mir gekummert? Ich hätte nicht daran gedacht, mußte ich wieder antworten, und dann könne man nicht alles behalten, man habe ja genug zu thun nur mit den Geboten. Aber, Mann, ist denn das nicht auch geboten, nach allen Geboten Gottes zu leben, und haben wir das auch nur probirt, nicht sich zu kümmern, und auch etwas dem lieben Gott zu vertrauen? Wenigstens ich nicht! Eine je länger je größere Sünde dünkt es mich, dem lieben Gott nicht zu vertrauen und nichts zu glauben. Es heißt doch, der Glaube mache selig, gehört das nun nicht auch zum Glauben, daß der liebe Gott denen, die er lieb hat, alle Dinge zur Seligkeit leitet, und daß man nicht kummern soll für das, was erst noch kommt?

Man könne doch nicht immer an Alles denken, war meine verlegene Antwort. Höre, mein lieber Mann, ich bin kein Schulmeister, und blutjung, aber mich dünkt, das sei ein großer Fehler, daß man die Schrift nur so auf dem Papier hat, sie auf dem Papier läßt, und sie nicht hineinnimmt ins Herz. Hätte man sie drinnen, dann würde man immer zu rechter Zeit denken, was sie will und was sie sagt; jetzt läßt man Schrift Schrift sein, und Mensch bleibt Mensch. Ich kann je länger je weniger so ganze Kapitel lesen, darüber weg, als wie im Taglohn und als ob die Sache mich nichts anginge, ich muß alles überdenken, möchte nichts mehr vergessen, und je mehr ich denke, deste wehler wird es mir, und es kommt ganz

wunderbar ein Troſt über mich, von dem ich ſonſt nichts wußte. Vorhin dachte ich über jene Verſe nach, und fand, wir wüßten doch eigentlich nicht, warum wir ſo kummerten, wir hätten noch nie hungerig den Tiſch verlaſſen, ſeien Alle geſund, der liebe Gott hätte uns Friede gegeben und einen lieben Buben. Mit unſerem Kummer könnten wir uns ſchrecklich verſündigen, daß wir es erfahren müßten, wie es ganz andere Urſachen zum Kummer geben könne.

Vor meines Weibchens einfachem, verſtändigem Sinn ſtand ich wie ein Schulknabe, und ich gedachte an die Worte des Herrn: daß den Unmündigen geoffenbaret ſei, was den Weiſen verborgen geblieben; daß: was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Was daſſelbe hier ausgeſprochen, war nicht bloß ein frommer Anflug, die Aeußerung einer guten Stunde, ſo gleichſam ein Riß in den täglich um ein gereiztes oder ſchwaches oder ſinnliches Gemüth waltenden Nebel, ſondern es war und blieb tiefer Ernſt, der im Ringen gegen den Kummer ſich zeigte.

Meine Frau hatte auch geleſen, daß niemand werde gekrönt werden, es ſei denn, er kämpfe recht, und ſo kämpfte ſie auch. Sie kämpfte gegen die Stimmung, die in ihrem Zuſtande ſo leicht kommt, und bei unſerer Lage um ſo entſchuldbarer war, kämpfte treulich und nicht ohne Segen, und wenn ſie wanken wollte, ſo las ſie die ſchöne Stelle noch einmal und erhob an ihr ihr Gemüth. Sie erfuhr es, daß, wer an das Wort nicht nur glaubt, ſondern es auch in ſich aufnimmt, ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat, und nicht mehr jedem Wind der Laune, jeder Strömung des Gemüthes preisgegeben iſt.

So ward ſie von ihrer ſchweren Stunde ereilt und gebar glücklich und leicht ein Mädchen. Es war ein ſchönes, wunderbares Kind. Es hatte große, tiefblaue Augen und einen unbeſchreiblichen Blick in denſelben. Es ſah Einen ſo milde,

ſo verſtändig und bedeutungsvoll an, daß es Einem ordentlich ſchaurig um die Bruſt ward. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, das Kind bringe ſeine Augen mit aus einer höheren Welt, bringe Grüße mit von Oben und Bewußtſein. Die Weiber ſagten: ſo ein ſchönes Kind hätten ſie nie geſehen. Die Mutter wiegte es andächtig auf den Armen, und wer geſehen hätte, wie beide einander in die Augen ſahen, würde es nie vergeſſen. Es war, als ob zwei Engel einander wieder gefunden hätten und als ob die Geiſter durch die Augen ihrer ſterblichen Hülle ſich entbinden und eins werden wollten. Wie wir uns doch des Kindleins freuten! Es war, als ob es unſer Erſtes wäre, und aller Kummer war vergeſſen. Sogar unſer alter Papa hatte ſeine Freude daran und behauptete, es gleiche accurat ſeiner verſtorbenen Frau.

Am dritten Tage begann es unruhig zu werden und ließ gar ängſtliche und wimmernde Töne hören, wie wenn es jemand riefe in großer Angſt und Noth. Ein Kind ruft der Mutter nie umſonſt. Wenn ſie es nahm, ſchien es ruhiger zu werden, doch kam etwas Leidendes in ſeinen Blick, das nicht mehr verſchwinden wollte. Wenn es die Mutter anſah, ſchien es, als möchte es ihr gar gerne klagen ein tiefes Weh; wir dachten nicht, daß es ihr klagen wollte, ſo bald ſchon von einer lieben Mutter weg zu müſſen. Zuckende Schauer fuhren ſchnell und gewaltſam durch den kleinen Körper, es verbarg uns oft den Stern ſeiner Augen, damit wir ſeinen Schmerz und Kampf nicht ſehen, uns daran gewöhnen möchten, in ihm unſern Stern wieder ſchwinden zu ſehen. Eine fremde Gewalt ſchien ſich über ihns zu legen, und mit gewaltigem Druck das kaum erwachte Leben niederringen zu wollen. Ohne Erbarmen wurde gerungen, des armen Kindes Lippen wurden blau, und der Schaum ſtand auf denſelben. Eine Nachbarin, die wir in unſerer Angſt herbeigerufen, ſagte uns ganz trocken: mit dem ſei es vorbei, da helfe alles nichts mehr, es habe die drückenden Geiſter. Und damit ging ſie weg, ſich entſchul-

digend, ſie habe für die Schweine zu ſorgen, und es würde anbrennen, wenn ſie nicht ginge.

Da betete meine Frau zuſammen, daß ſie ſich niederſetzen mußte mit dem Kinde, das ſie auf ihren Armen hielt. Ach Gott, das wird doch nicht ſein. Er wird uns nicht ſo hart ſtrafen wollen, bet doch, bet, daß er uns das Kind laſſe. Ich nahm unſer Gebetbuch und ſetzte mich an die düſtere Lampe. Ich fing halb weinend an zu leſen ein Krankengebet, und las recht andächtig. Ach nicht ſo, Peter, nicht ſo, ſagte ſie, das hilft ja nichts, darin heißt es ja gar nichts von unſerm Kinde, bet von ihm, und daß Gott es uns laſſe. Ich blätterte ein ander Gebet auf, und las noch andächtiger. Ach, das hilft ja auch nichts, bete doch aus dir ſelbſt, wie es dir kommt, aber von unſerm Kinde, gerade von ihm. Ich ſtand auf von meiner Lampe, das Herz voll Angſt, Angſt über das Kind, Angſt vor dem Beten, denn ſo hatte ich ja nie gebetet, für mich ſelber aus mir ſelber. Da fiel mein Weib in ihrer Seelenangſt auf die Knie und rief zu Gott: Ach, Vater, laß uns das Kind, nimm es nicht wieder, dein ſoll es doch ſein, ſoll dein und unſer Engelein ſein, ſoll dem Heiland ſein eigen werden in alle Ewigkeit. Auf den Händen wollen wir es tragen als deine theure Gabe, wollen keinen Kummer mehr haben, wollen in Geduld und Demuth nehmen, was du über uns kommen läſſeſt, wollen von dir allein alles Gute erwarten, aber das Kind, das Kind nimm uns nicht, das laſſe uns um deines Sohnes willen! Brünſtig ſah ſie nach oben, die Thränen fleſſen ſtrömend über ſie nieder und das Kind hielt ſie auf den Armen, ans Herz gedrückt. Da zuckte es auf einmal an ihrem Herzen, und wie ſie niederſah, reckte es ſich noch einmal aus, dann wards ſtille, öffnete noch einmal ſeine Aeugelein der Mutter zu, ein Lächeln flog über ſein Geſichtchen, dann ſchloſſen ſich langſam die Aeugelein wieder. Das Lächeln ſchien zu einem Engelein verkörpert von ſeinem Geſichtchen ſich aufzuſchwingen, und mit ihm war ſein Geiſt entwichen.

Sein Körperlein regte ſich nimmer wieder, ſeine Aeugelein blieben geſchloſſen für immer.

Vorwurfsvoll ſah die Mutter zum Himmel auf, der Krampf, der des Kindes Herz verlaſſen, ſchien ihr Herz zu erfaſſen. Heftig ſchluchzend, beugte ſie ſich über die kleine Leiche, ſuchte Leben. Als ſie keines mehr fand, wankte ſie dem Bette zu, legte dort nieder die Leiche, ſich darüber, und wurde von Schmerz und Jammer ſo erſchüttert, daß das Bett mit ihr bebte. Auch mich hielt das Weh um dieſen Tod wie mit eiſernen Klammern umſpannt, allein der Zuſtand meines Weibes weckte mich aus meiner Betäubung. Ich verſuchte zu reden mit ihm; der Krampf im Herzen duldete keine Antwort, und ich fürchtete jeden Augenblick, daß es erſticken würde. Endlich gelang es mir, es auf das Bett zu legen, mit Waſſer den Krampf zu löſen. Aber die Leiche, die ich in ihr Bettlein tragen wollte, ließ es nicht aus ſeinen Armen, und ſo legte es ſich ſtille zurück und winkte mir, ſtille zu ſein und mit Reden es nicht zu quälen. So ſaß ich denn in der dunklen Kammer zwiſchen meinem lebenden und meinem todten Kinde, gedachte bald des todten, bald des lebendigen, und wie mir ſein möchte, wenn der Todesengel mir auch dieſes entführen würde. Dann mußte ich es betrachten, ob es noch lebe, noch den Athem ziehe: dann traten mir die Thränen aufs neue in die Augen, und Leid und Angſt ſprudelten mächtiger im Herzen auf. Und der Knabe ſchlief ſo ſüß und hold, die Aermchen über ſeinem Kopfe zuſammengebogen, und fröhliche Träume riefen flüchtige Lächeln auf ſeine blühenden Wangen. Vom Jammer der Mutter hatte er nichts gehört, das Leid des Vaters ſah er nicht, der Stern des Schmerzes und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über ſeinem Haupte, leuchtete noch nicht in ſeinen Schlaf hinein.

Und ſo ſaß ich ſtille die Nacht hindurch, nur leiſes Schluchzen, nur tiefe Seufzer hörte ich von meinem Weibe,

und wenn ich fragte nach seinem Wohl, so drückte es mir leise die Hand und winkte mir, ruhig zu sein. Der Morgen begann zu dämmern, schüchtern wagten nach und nach die Lichtstrahlen sich hinein in unser Stübchen; und als ob sie voll Mitleids wären, zogen sie nur allgemach und leise den Schleier der Nacht von der Scene des Todes und des Jammers. Wüst und in Unordnung trat das Stübchen ins Licht. Blaß und bleich fanden mich die Morgenstrahlen halb schlafend auf dem Stuhle; aus dem Bette begrüßte sie ein andächtiges Auge, und gefaltete Hände hoben sich dem Lichte entgegen, und auf der Wiege glänzte der erste Sonnenstrahl und brach sich golden in den Locken meines lebendigen Kindes. Da fuhr ich auf aus trübem Traume und wollte in die Küche hinaus, etwas Warmes zu machen, für uns beide so nöthig nach der durchseufzten Nacht. Aber Mädeli hielt mich fest, bat, ich möchte noch nicht weggehen, es hätte mir etwas zu sagen. Nicht beschreiben könne es mir, erzählte es, wie es ihm gewesen sei, als es das Kind todt am Herzen gehabt. Zum ersten Mal in seinem Leben sei ihm die Quelle des Gebetes aufgesprungen im Herzen, und habe so heiß und glühend dem Vater im Himmel sich ergossen. Es habe eine Kraft im Herzen gefühlt, daß es geglaubt hätte, wenn es um ein Königreich bitten würde, so müßte der Vater im Himmel es ihm geben.

Und als es ausgebetet hätte, sei das Kind verschieden! Da wäre es ihm gewesen, als ob eine glühende Hand das Herz aus seinem Leibe reiße, oder als ob tausend Berge auf einmal über seiner Brust zusammenstürzten, als ob ein ungeheurer Schlund bodenlos in ewiger Finsterniß es verschlinge. Sein Glaube hätte es verlassen: es ist kein Gott, habe es in seinem Herzen gedonnert, ein ewiges Nichts hätte es in unnennbarer Schreckniß angegähnt, und an die Leiche hätte es sich angeklammert, um eine Leiche zu werden, um das Bewußtsein zu verlieren, daß der Mensch doch nichts anders sei,

als eine werdende Leiche, ob ihm kein Gott, vor ihm keine lebendige Ewigkeit, nur ein ewiges unersättliches Grab. Es kann sich niemand die fürchterliche Empfindung denken, wenn man in Liebe und Vertrauen an den Vater im Himmel sich angeklammert zu haben glaubt, und nun plötzlich ergriffen wird vom Wahnsinn: es ist kein Gott, und jeder Pulsschlag uns zuruft: es ist kein Gott, dein Glaube ist eitel! Es wußte auch eine Zeitlang nicht, ob es lebe oder gestorben sei, sagte Mädeli. Lange habe es nichts denken können, sondern nur gewimmert in unendlichem Schmerz. Allmählig sei ihm die Besinnungskraft wiedergekommen, aber lange habe es seinen Gott nicht wieder gefunden. Wie ein Ertrinkender hätte es an allen Zweigen sich halten wollen, aber alle seien ihm in der Hand geblieben, fort und fort hätte es ihm in den Ohren gesummet: wenn ein Gott wäre, er hätte dich gehört, wenn die Bibel Wahrheit wäre, dein Kind lebte noch; heißt es nicht: wer bittet, dem wird gegeben werden, wer anklopfet, dem wird aufgethan werden; heißt es nicht, daß man nicht zweifeln müsse, wenn man empfangen wolle, und hast du gezweifelt? Und immer tiefer sei es gesunken ins Elend, und schwarze, kalte, gräßliche Verzweiflung hätte ihre graulichen Netze immer dichter um seine Seele gewoben. Der Leib war dem Tode nahe, die Seele verlor das klare Bewußtsein und rang zwischen Traum und Ohnmacht. Da sei ihm gewesen, als ob in dieser schwarzen Nacht ein klein Lichtlein heraufkäme, nur schwach glimmend, nur wenig Licht spendend, und in dieses Lichtleins Schein sah es seines Kindes Lächeln wieder, das über dessen Gesichte schwebte, als es von uns schied. Es sei ihm gewesen aber, als ob das Kind wieder lebendig wäre und sein Lächeln hold und gläubig jemand zuwende. Und da sei aus der Dunkelheit eine Gestalt heraufgekommen, mild und lieblich anzuschauen, dieser habe das Kind seine Aermchen entgegengebreitet. Da habe diese Gestalt das Kindlein auf ihre Arme genommen und die Hand auf dessen Haupt

gelegt. Das Gesichtchen des Kindes habe sich ganz verklärt, es sei gewesen, als ob Flügel wehten an seinen Schultern, und seine Augen habe es ihr wieder zugewandt gar freudig und hell erglänzend wie Karfunkelsteine. Auf einmal hätte Mädeli erkannt, daß es der Heiland sei, der ihr Kind halte und segne: und wie es das gedacht, hätte er den Finger aufgehoben, als ob er sagen wolle: Weib, wenn du Glauben hättest! und in der Hand hätte es die Nägelmale gesehen, und auf einmal daran gedacht, daß auch er in großer Leidensnoth gewesen und gebetet habe: Vater, ists möglich, so gehe der Kelch vor mir vorüber, doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe; und daß der Leidenskelch nicht vor ihm vorüber gegangen sei, daß er ihn habe austrinken müssen bis zum letzten Tropfen, daß er dann aber auch auferstanden sei am dritten Tage, zum Zeichen, daß ein Vater im Himmel sei, der höre und den Gehorsam segne. So wie es das gedacht, sei das Licht größer geworden und glühend wie die Sonne, und die beiden Gestalten seien immer schöner und himmlischer geworden und hätten es immer holdseliger angesehen. Es sei ihm gewesen, als ob ganze Strahlen der Liebe aus ihren Augen in sein Herz führen, und in einem Glanze, den seine Augen nicht hätten ertragen mögen, seien der Heiland und das Kind verschwunden. Da hätte sich der Krampf in seinem Herzen wohl gelöst, und einen Augenblick hätte es geglaubt, auch es sei im Himmel. Aber bald, als es dunkel geworden, seien die Nebel des Zweifels wieder über seine Seele gezogen, hätten die Erscheinung verdächtigt, und wie wenn böse Geister um sein Bette wären, die es höhnten und auslachten um seines Aberglaubens willen, sei es gewesen. Es sei ein ganz wunderlicher Zustand gewesen. Wie im Traum seien ihm allerlei Gestalten erschienen, und doch hätte es denken können und streiten mit dem Bösen. Die bösen Geister wären fast mächtig geworden über es, und ihr Hohngelächter habe sich wieder glühend in sein Herz gewühlt. Da hätte es aber

gerungen gegen dieſe Anfechtung. Wohl ſei die Erſcheinung verſchwunden geweſen und nicht wiedergekehrt, aber wie an einem Rettungsanker habe es ſich an dem Worte feſtgehalten: Vater, iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Und je mächtiger die Zweifel aufwogten, je eindringlicher die böſen Geiſter lachten und höhnten, deſto feſter habe es ſich an dieſem Worte gehalten, deſto inbrünſtiger ſie ſelbſt gebetet und immer zweimal: doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Da ſeien ihm zuletzt dieſe Worte recht eigentlich ins Herz gewachſen und ſeien zu einer Ruthe geworden, vor welcher Zweifel und Geiſter geflohen wären, und aus ihr ſei dann Balſam gefloſſen ins geängſtigte Herz und der Glaube neu geworden: Es iſt doch ein Gott und ein guter Vater, der hört ſeiner Kinder Flehen. Aber da ſei es gar weich und demüthig geworden und habe nun erkannt, wie ſehr es geſündiget an Gott, wie ſündlich gebetet. Es habe das Leben des Kindes nicht Gottes Willen anheim geſtellt, wie der Heiland ſein Leiden, ſondern es von Gott gefordert. Habe nicht gedacht, daß ſeine Weisheit und Güte am beſten wiſſe, was fromme, was ſein müſſe, und der kurzſichtige Menſch froh ſein ſolle, daß der liebe Gott nach ſeiner Weisheit abſchlägt und gewährt, und nicht nach des Menſchen kurzen Gedanken.

Es habe dann ſeinem Gott recht innige Gelübde gebracht, nie an ihm mehr zu zweifeln und ſeiner gütigen Leitung: ihm alles anheim zu ſtellen und nicht mehr ſo zu kummern: immer das Gute zu betrachten, was Er gebe, und nicht dem nachzuſinnen, was drücke auf des Menſchen ſinnlichem Gemüthe.

Das alles habe es dem lieben Gott ſagen können, wie es mir es ſage, das Herz ſei ihm aufgegangen, es wiſſe nicht wie, es hätte zu den meiſten Menſchen nicht ſo reden können und dürfen. Da ſei aber auch eine unbeſchreibliche Tröſtung über ihns gekommen, es hätte ſo recht tief im Herzen empfun-

den, daß der liebe Gott es lieb habe und ihm helfen werde. Es sei auch mehr und mehr überzeugt geworden, daß der Tod seines Kindes nicht eine Strafe gewesen, sondern vielmehr ein Ruf zu Gott. Der liebe Gott habe seine Schwäche erkannt und wie es ihm noch fremd und ferne sei, da hätte er Mitleid mit ihm gehabt, und eines seiner tausend Engelein zu ihm gesandt, um es näher zu rufen zu seinem Throne. Und dieses Engelein habe Kindesgestalt angenommen und nur die himmlischen Augen behalten, und mit diesen habe das Engelein die Mutter angezogen, festgehalten und nicht losgelassen, bis sie zusammen in des Vaters Schooß gekommen. Und weil es ein Engelein gewesen, so hätte es wieder sterben müssen leiblich und nicht auf der Welt bleiben können. Daß das Sterben es auch gefreut, und es wohl gewußt habe, es habe die Mutter gerettet, das habe man ja an seinem Lächeln gesehen. Und da der liebe Gott so hoch es gewürdigt, durch einen eigenen Engel es zu rufen, so wolle es ihm geheiligt bleiben: es glaube, es könne.

So ward mein Weibchen durch den Tod eines Kindes geheiligt, es war ihm zum Engelein geworden, das ihm sein klein Händchen bot über die hohe Schwelle, welche den irdischen Sinn von Gott trennt; aber das Engelein zog mit Engelskraft und die Mutter überschritt die Schwelle und wandelte nun in Gott, d. h. sie reinigte sich ihm zu einem heiligen Tempel und erfüllte jede Pflicht in seinem Namen und liebte Alle mit seiner Liebe und verdammte niemand, sondern überließ das Gericht dem, der gesagt hat: Ich will vergelten.

So that ein todtes Kind an seiner Mutter. Mütter, so können und wollen euch alle todten Kinder thun, denn es waren alles Engelein, gesandt, euch zu Gott zu führen, euch zu sühnen mit ihm, euch nicht zu entfremden der Welt, sondern euch auch mit ihr zu sühnen. Aber leider verstehen nicht Alle die Stimme der Engel.

Aber auch die lebendigen Kinder sind Engel Gottes, gesandt, die Eltern zu heiligen, zu erheben, zu schützen und zu

bewahren. Und zum Danke dafür, was thun viele Eltern an den Kindern?!

Doch noch viele Engel gehen durch die Welt. Die Feuerflammen sind Engel des Herrn und auch die Wasserströme; Bettler sendet der Herr aus und ruft uns durch sie bald zur Weisheit, bald zur Barmherzigkeit. Steine legt uns der Herr in die Wege und läßt den Thau fallen zu unsern Füßen, Alle sind Engel Gottes. Durch sie geht des Herrn Stimme für und für an unser Herz, und er erscheint uns in jedem Busche, in jeder Quelle, die aus den Felsen springt. Ach, wer doch Augen hätte, ihn allenthalben zu sehen! Ach, wer doch Ohren hätte, ihn allenthalben zu hören!

Fünfzehntes Kapitel.

Wie die Leute den lieben Gott kennen.

Als es Morgen ward, kamen Weiber zu uns, die gehört hatten, unser Kind werde sterben. Sie brachten allerlei mit, dem Kind und der Mutter zur Labung; denn in solchen Fällen reut ein weiß Brödchen oder ein halb Pfund Kaffee eine Bäurin nicht.

Du hast doch Recht, sagte eins der Weiber zu meiner Frau, thust du nicht so wüst und nöthlich. Dem Kind ist es wohlgegangen, es ist manchem ab. Ja, sagte eine andere mit bedenklichem Gesichte, wenn es nur wegen dem wäre, so hätteſt Recht, aber es ist noch wegen etwas anderem. Wenn es nur getauft gewesen wäre, so wollte ich nichts sagen, aber so ungetauft kann mich das Kind doch erbarmen, denn kein Mensch weiß jetzt, wie es ihm geht. Ja, du hast Recht, sagte die Erste, an das habe ich gar nicht gedacht. Es sind mir auch vier Kinder gestorben, Gottlob! aber Gottlob keins

vor der Taufe. Ich glaube, ich hätte mich hinterſinnet. Dem lieben Gott mag ich ſie von Herzen gönnen, aber dem Teufel doch nicht; lieber wollte ich zwei Dutzend behalten, als ihm eins abgeben. Man ſagt zwar, ſie kämen nicht in die hinterſte Hölle, aber wenn ſie auch zuvorderſt kämen, wird es den armen Tröpflein heiß genug machen.

Das ſtieg mir gewaltig zu Gemüthe. Dieſen Glauben, der noch allgemein verbreitet iſt, daß alle Kinder, welche nicht getauft ſtürben, verdammt würden, kannte ich gar wohl, ich hatte aber nie darüber nachgedacht. Als es nun aber mein eigen Kind betraf, da ging es mir tief zu Herzen. Ich bebte vor dem Gedanken, daß ein holdſelig Weſen in des Teufels Gewalt gekommen ſein ſollte, aber Widerlegung wußte ich keine. Es war ſo angenommen, und nach Gründen frägt man bei angenommenen Dingen nicht. Ich lief die Stube auf und nieder und fühlte eine Beklemmung zum Schreien; aber mein Weib im Bette blieb ruhig. Als endlich die Weiber fort waren mit ihren ſonderbaren Tröſtungen, beugte ich das Haupt auf meines Weibes Bett nieder und begann zu ſchluchzen wie ein Kind. Mein Weib ſtreichelte mir die Haare und wollte mich tröſten, daß ja das Kind in ſeine Heimath gegangen und nur hergeſandt worden ſei, uns in unſerem Glauben zu prüfen und zu befeſtigen. Ich konnte lange nicht antworten. Endlich rangen mir ſich die Worte auf: Aber wie kann uns ein Kind Gott zuführen, das ungetauft ſtarb und nun des Teufels iſt? Da richtete ſich mein Weibchen im Bette auf und ſagte mir: Wie kannſt doch ſo etwas denken und glauben! Ich bin kein Schulmeiſter, fuhr es fort, allein ich habe das ganze Neue Teſtament durchleſen und kein Sterbenswörtchen darin gefunden, daß ungetaufte Kinder nicht ſelig würden. Ich habe aber gefunden, daß Jeſus ſagte: man ſolle die Kinder nur zu ihm kommen laſſen, denn ihnen gehöre das Himmelreich. Nun glaube ich der Bibel, und mit dem, was die Bibel nicht ſagt, können die Leute mich nicht

erſchrecken. Und, Peter, ſagte Mädeli, und nahm mich bei der Hand, und wie kannſt du glauben, daß unſer Kind des Teufels ſein ſollte? Haſt du es recht angeſehen und ſeine lieben, treuen Augen? Haſt du gehört, was ich dir erzählt, wie ich dieſe Nacht gerungen und wie mir der liebe Gott ſo nahe gekommen, daß ich glaubte, ich ſei an ihm an, und daß es mir iſt, als ob ich ihn noch jetzt im Herzen hätte? Nein, Peter, glaube doch ſolche Dinge nicht, ich empfinde in meinem Herzen, daß ſie nicht wahr ſind, ich habe in mir ein Zeugniß dagegen, das ich für göttlich achte, ſo gut als die Stimme meines Gewiſſens. Darum, mein liebes Mannli, weine nicht, tröſte dich und freue dich, daß unſer Kind bei Gott iſt. Denn das iſt es. Und laß uns trachten, daß wir nie weiter von Gott kommen, als dieſes Kind iſt, dann, glaube mir, fehlt uns die Seligkeit nicht.

Mein Weib redete mir da wunderlicher als ein Pfarrer, und ſeine innige Ueberzeugung überwältigte mich auch, denn wahre Ueberzeugung, ſo recht von Herzensgrund ausgeſprochen, überwältigt immer, und ſehr oft auch der Schein davon.

Ich band ein ſchwarz Halstuch um und wanderte hin zum Pfarrer. Auf dem Wege ſtiegen mir meine eigenen Gedanken wieder auf, und der alte Glaube fing wieder an zu ſtreiten gegen meines Weibes übernächtigen Glauben, machte meinen Glauben unſicher, brachte mich dahin, zu glauben, meinem Weibe ſei nicht recht im Kopfe, ſonſt hätte es ja den Heiland nicht geſehen, und die Weiber hätten doch Recht. Von neuem kam die Angſt in meine Seele und ich brachte ſie recht groß zum Pfarrer, der mich um meinen Verluſt bedauerte. Ach, ſagte ich, ich wollte mich darein ergeben, wenn es nur getauft worden wäre. Warum? fragte der Pfarrer. Ach, wenn es jetzt nicht ſelig werden ſollte! antwortete ich.

Glaubet ihr das auch? fragte er. Apartt nicht, aber die Weiber haben meiner Frau gar große Angſt gemacht, antwortete ich; mich ſchämend für mich, ſtieß ich mein Weib

hinein. Der Pfarrer ſagte, er könne doch nicht begreifen, daß die Leute ſo feſt an einem alten Vorurtheil hingen, das durchaus keinen Grund habe. Ich fragte: wie es dann möglich ſei, daß ſo ein Vorurtheil ohne Grund entſtehen könne? Ich würde es gerne zum Troſt meinem Weibe ſagen. Schulmeiſter, ſagte der Pfarrer, die Sache iſt die. Die Juden glaubten daran, daß alle Heiden von böſen Geiſtern beſeſſen ſeien, daher, wenn ſie Heiden zu Proſelyten machten, ließen ſie dieſelben untertauchen im Waſſer, gleichſam als wenn die böſen Geiſter dadurch erſäuft würden. Jeſus hatte nicht lange die Taufe als Sinnbild der inneren, immer fortdauernden Reinigung befohlen, als der Glaube, der Menſch ſei vor der Taufe vom Teufel beſeſſen, ſich einſchlich, und weil bei ſeiner Taufe Jeſus vom h. Geiſte bewillkommt wurde, ſo glaubte man, es ſei der heilige Geiſt, der ins Waſſer komme, den Teufel eigentlich austreibe, das Inwendige des Menſchen ganz rein mache, ſo daß er in dieſem Augenblick ohne Sünde ſei. Um dieſes Glaubens willen ließen manche Leute ſich nicht taufen bis zu ihrem Ende, um dann gleichſam friſch gewaſchen ohne alle Sünde in den Himmel zu kommen, und ſo den Himmel gewiß zu haben, während bei einer frühern Taufe ſpätere Sünden den Zugang wieder verſchließen können. Aber man konnte unerwartet ſterben ohne Taufe und blieb dann dem Teufel unabänderlich und unwiderruflich: am Schlagfluß z. B., wo viele Leute bei jedem Ausſprechen des Wortes Schlagfluß hinzuſetzen: Gott behüt uns davor! Daher fing man an, früher zu taufen, ſo früh als möglich, denn der Gefahr des Sterbens war man vom erſten Tage an ausgeſetzt. Man taufte alſo junge Kinder, und das konnte man recht gut, ward ja im Alten Teſtament auch die Beſchneidung am achten Tage verrichtet, und ſagte Chriſtus kein Wort, wie früh oder ſpät man taufen ſolle. Nach langem Streit wurde der neue Gebrauch allgemein, aber der alte Glaube, daß Ungetaufte des Teufels ſeien, blieb, blieb nicht nur unterm Volk,

ſondern ward auch Kirchenglauben, obgleich er durchaus keinen Grund in der Bibel hatte.

Es iſt ſonderbar, wie mancher Aberglauben der Vorzeit ſo feſt den Leuten in den Köpfen ſitzt, während ſo manche alte ſchöne Wahrheit nie in die Köpfe will. Habt ihr nie bemerkt, Schulmeiſter, daß, wenn euch eines Tages Kinder unrichtig antworten und ihr verbeſſert die Antwort, ſtellt das Rechte dar, und ihr kommt morgen wieder und fragtet: was ihr geſtern gehabt? die Kinder euch das Unrichtige repetiren als verhandelte Wahrheit, und von der wirklichen nichts mehr wiſſen? Wenn man übrigens den Glauben der Menſchen unterſuchen würde, den Glauben, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat, würde man da wunderliches Zeug finden, man würde finden, daß an dieſem Glauben die Bibel den wenigſten Antheil hat. Dieſer eigentliche kurſirende Volksglaube wechſelt etwas im Laufe der Zeiten, aber langſam, und wenn derſelbe einmal mit dem Bibelglauben zuſammentrifft, dann iſt's gut, aber leider ſind wir noch nicht da. Nein, ſchloß der Pfarrer, geht nur und ſagt eurem Weibe, der Heiland, der ſagte: Laßt die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich, der Heiland, dem alle Gewalt gegeben iſt auf Erden und im Himmel, der wird nicht Kinder laſſen geboren werden und ſterben, um ſie dem Teufel in ſeine Klauen zu befördern. Ein ſolcher Glaube iſt eigentlich Unſinn und Gotteslästerung, und wenn ich eure Frau ſehe, ſo will ich ihr eins abkapiteln.

Da bat ich, er ſolle ihr doch recht nicht ſagen, daß ich ihm geſagt, ſie glaube ſo etwas, ſie würde es ungern haben, ich wolle ſie jetzt ſchon tröſten und ihr ſagen, woher dieſer Glaube käme.

Das ſonderbare Uebereinſtimmen meiner Frau mit dem Pfarrer nahm mir die Angſt, und andächtig brachte ich des andern Morgens früh die kleine Leiche, die wir vorher noch brünſtig geküßt hatten, dem Todtengräber auf den Kirchhof.

Derſelbe hatte das kleine Gräbchen in der Dachrinne gemacht und gar nicht tief. Ich frug ihn: warum er es gerade hier gemacht? Er ſah mich curios an und ſagte endlich: ich ſei ja ein Schulmeiſter und werde das wohl wiſſen. Endlich, nachdem ich meine Unwiſſenheit augenſcheinlich an den Tag gelegt, dadurch aber nicht wenig an meinem Reſpekt eingebüßt hatte, ſagte mir der weiſe Todtengräber Folgendes: Je näher der Kirche man begraben werde, deſto ſicherer ſei man vor den böſen Erdgeiſtern, und da ungetaufte Kinder nicht durch die Taufe vor ihnen geſchützt würden, ſo thue man ſie an die Kirche, um durch die Kirche ſelbſt beſchützt zu werden. Dann thue man ſie in die Dachrinne, damit ſie noch hier getauft würden. Wenn nämlich der Pfarrer das Taufwaſſer b'ſegne, ſo werde alles Waſſer in und an der Kirche zu Taufwaſſer (d. h. der h. Geiſt komme in daſſelbe), ſo daß, wenn es einmal ſtark regne zu ſelber Zeit, ſo werde auch Regenwaſſer auf dem Dach Taufwaſſer, und wenn es nun hinunterrinne und bis zu dem Kinde dringe, ſo werde das Kind im Boden ſo gut und gültig getauft, als das Kind in der Kirche.

Wie doch die Leute erfinderiſch ſind, dem Teufel die Menſchen aus den Klauen zu reißen, wenn ſie todt ſind, und wie ſorgles ſtürzen ſie ſich in ſeine Arme, ſo lange ſie lebendig ſind! Wie angſt iſt es ihnen um die Seligkeit Anderer und wie ſchnöde ſpielen ſie um die eigene! Freilich nicht mit Karten, wie jene berühmte Spielerin, welche, als ſie kein Geld mehr hatte, ihre Seligkeit einſetzte gegen ſechs Kreuzer und dieſelbe auch richtig verlor, aber mit Thaten und mit Worten gleichgültig und leichtſinnig. Wie angſt iſt es ihnen um ihre ungetauften Kinder und um ihre Seligkeit, und ihre getauften führen ſie dem Teufel ſelbſt zu durch Beiſpiel und Anreizung, durch Sorgloſigkeit und Liederlichkeit. Sie blaſen in ihnen das Böſe eigenmäulig an und lachen dazu; „es thut nichts," meinen ſie, und wenn dann endlich die Flamme der Sünde über ihren Häuptern zuſammenſchlägt, ſo ſchreien ſie

Mordio: brenne nicht, brenne nicht! Ihre todten Kinder ſoll der liebe Gott abſolut haben, ihre lebendigen gehen ihn nichts an. Ihre todten Kinder ſollen zunächſt an die Kirche, ihre lebendigen halten ſie ſchnöde und muthwillig davon zurück, fluchen dem Pfarrer, wenn er ſie hineinbringen will, und ſagen dem Schulmeiſter wüſt, wenn er eine halbe Stunde länger Kinderlehre hat. So ſind die Leute, voll Widerſprüche, und woher kommen die wohl? Die kommen eben daher, daß der Aberglaube ſie regiert und nicht der Glaube, daß Hirngeſpinnſte ihre Religion ſind und die Wahrheit von ihnen ausgeſpuckt wird, daß ſie alles glauben, nur nicht das, was von Gott kommt. Und woher kommt dieſer verkehrte Sinn? Der kommt daher, weil die Menſchen thun wollen, was ſie ankömmt, und nicht, was Gott will, weil ſie beharren wollen im Ungehorſam und doch die Seligkeit nicht wollen fahren laſſen. Sie wollen die Früchte von Jeſu Leben und Tod, aber Früchte, die ſich der Beſſerung geziemen, die wollen ſie nicht bringen. Darum erſinnen ſie ſo Widerſinniges und glauben ſo Widerſinniges. Aber was wird das einſt für ein Erwachen ſein aus ſolch ſelbſtgemachtem Lug und Trug?

Sechszehntes Kapitel.

Ein Tod und eine Theilung.

Es war eine feierliche Stimmung in unſern Herzen. Auch in unſerm Häuschen war es uns faſt, als ob wir in der Kirche, als ob der Herr zu uns eingekehrt wäre. Eine unausſprechliche Gewalt zog mich näher zu meinem Weibchen, und zärtlicher fühlten und thaten wir nicht gegen einander in den verrufenen Flitterwochen; nur war in der Zärtlichkeit etwas Gediegeneres und in unſern Gemüthern klang etwas

Sonntäglicheres (ich weiß ihm keinen andern Namen zu geben) als anfangs. Unſere Liebe hatte ſich im Feuer der Noth bewährt und im Glauben geläutert und erhoben. Freilich ſtund ich da unendlich tief unter meinem Weibchen, aber eben das Gefühl, daß es in Glaubenskraft über mir ſtund, machte, daß ich mich um ſo feſter an daſſelbe ſchloß, mich an ihm hielt in den Stürmen, die über uns daher brauſten. Da bewährte es ſich gar herrlich, daß alle Dinge denen, die Gott lieben, zur Seligkeit dienen müſſen. Achtet auf ein Ehepaar, welches Gott nicht liebt, wo jedes im Grunde des Herzens nur ſich ſelbſten liebt, wie da jedes Unglück trennend zwiſchen ſie trittet, ihre Herzen ſpaltet und durch dieſe Spaltung jedem Unglück ein dreifach Gewicht giebt. Achtet auf ein ſolches Ehepaar, wenn Unglück kömmt, wenn Bedrängniß einreißt, wenn ein geliebtes Kind ſtirbt, wenn Krankheiten ſich lagern über eins oder beide, wenn Hoffnungen aus einander gehn, Wünſche brennen und nicht gelöſcht werden können, wie da die Herzen bloßgelegt werden und ans Tageslicht kömmt, was man unter künſtlichem Flitter, zärtlichen Blicken, ſüßen Worten, artigen Mienen, ſchlau verborgen hatte. Keines trägt die Bürde gerne, glaubt das Andere ſchuld an derſelben, glaubt, wenn ſie beide ſich nicht zuſammengefunden, ſo wäre auch dieſes Unglück nicht, wäre man nicht in ſolcher Bedrängniß; ſchiebt die Bürde dem Andern zum Tragen hin und ſchüttelt ſich unwillig über ſeinen Theil, wird verdrießlich und ärgert ſich über die Art und Weiſe, wie das Andere trägt. Dann kömmt es vom Aerger zu ärgerlichen Worten und aus beiden bildet ſich das Verhältniß heraus, das beſteht zwiſchen einem Zügel und einem Pferdefuß, der übergeſprungen iſt. Es entſteht eine Reibung, beide leiden, und je größer das Leiden wird, deſto ſtärker wird die Reibung; und je heftiger die Reibung wird, deſto weniger iſt an ein Loskommen zu denken, wenn nicht etwa der Zügel bricht. Und wenn endlich auch der Zügel bricht, ſo hat man am Bein noch einen ſchwe-

ren Schaden. So iſt jedes Unglück für jedes ſündige Gemüth ein dreifaches Unglück.

Wer will es mir wehren, wenn ich behaupten will, jede Berührung der Außenwelt mit unſerm Herzen erzeuge einen chemiſchen Prozeß, und je nach der Beſchaffenheit des Herzens erzeugen ſich in ihm bei dieſer Berührung Dämpfe — Stimmungen, und je nach den Dämpfen ein Niederſchlag — Worte und Thaten. An dieſen Dämpfen und dieſem Niederſchlage eben erkennt der Menſch, weß Geiſtes Kind er iſt. Iſt das Herz ein verdorbenes, und welche ſind es eigentlich nicht, ſo ſteigt bei der Berührung Verdorbenes auf zur Plage des Menſchen, wie verderbene Kinder eine Qual der Eltern ſind; und dieſe Plage iſt die Geißel, die zur Erkenntniß bringen, den Staar ſtechen, den Menſchen dahin bringen ſoll, daß er ſein Herz zu heilen ſucht. Zu dieſer Heilung ſind Heilmittel da, und ſobald das Herz zu heilen beginnt, ſobald es Gott über Alles und den Nächſten als ſich ſelbſt zu lieben beginnt und ſich nicht mehr zum eignen Herrgott macht, entſtehen aus ſeiner Berührung mit der Außenwelt — andere Dämpfe, ein anderer Niederſchlag. Was das Herz berühren mag, je liebender das Herz wird, deſto ſüßer und lieblicher werden die Dämpfe, deſto fruchtbarer und ſegensreicher der Niederſchlag, ja, je härter die Außenwelt an das Herz ſchlägt, deſto hellere Funken ſprüht die Liebe, deſto inniger werden die Stimmungen, deſto herzlicher jede Aeußerung in That und Wort. Die Heilung trägt in ſich ſelbſt den Lohn und giebt glücklichere Stimmungen und glücklichere Verhältniſſe und als größtes Glück die merkwürdige Umwandlung, daß fortan Glück und Unglück, kurz alles, was aus Gottes Hand kömmt und das menſchliche Herz berührt, heiligend auf daſſelbe einwirkt, ſtatt wie früher als Verſuchung verführend und verſündigend, daß alſo in eigentlichem Sinne des Wortes alles zu ſeiner Seligkeit dienen muß.

Wer ein Eſel iſt, wird mich um dieſer Bilder willen als

Materialisten verschreien. Wer etwas witziger ist, aber doch nicht witziger als halbwitzig, der wird diese Zeilen lesen, sie aber nicht begreifen, und nicht begreifen, daß er sie nicht begreift. Wer aber ganz weise ist, wird auf das allerwenigste die Bemühung nicht mißkennen, etwas recht anschaulich zu machen, was die meisten Menschen nicht verstehen und doch alle verstehen sollten, nämlich das Verhältniß unseres Herzens zur Außenwelt, und die Art und Weise, wie beide ihre Kinder zeugen und was für Kinder.

Mein Weibchen und ich plauderten nun gar oft von ernsten wichtigeren Dingen zusammen, es war, als ob uns ein Blatt vor dem Munde weggefallen wäre. Ob diesen Reden versäumten wir unsere Arbeit nicht, das Kleinste wurde um so treulicher verrichtet. Aber diese Reden verhüteten, daß wir nicht kleinlichen unbedeutenden Dingen, Zufällen u. s. w. eine Wichtigkeit beilegten, die sie nicht hatten. Es muß jeder Mensch wichtige, wichtigere und wichtigste Dinge haben, etwas, auf das er besonder Gewicht legt, dem er einen eigenen Einfluß auf sich gestattet und dem er Anderes unterordnet. Nimmt der Mensch nun nichts an sich Wichtiges in sich auf, so erhebt er eine Lumperei auf den Thron und betet sie an. Eine Frau die Schweine, eine andere den Kopfputz, eine dritte die Fehler des Nächsten, eine vierte die Mägde und eine fünfte ihre Nerven. Ebenso von den Männern, die einen ihre magern Aecker und die andern ihre dumme Person, die dritten (besonders die Diplomaten) das Essen, die vierten das Geld und die fünften ihren Stammbaum, dessen Ende man aber ohne langes Steigen in einem Schwefelholzlädelchen finden möchte. Es achten darauf wenige Menschen, darum findet man ein so kleinliches Treiben in der Welt, so eng eingeschrumpfte Herzen, daß Einem die Haare zu Berge stehen möchten. Das ist aber auch eine Kunst, die nicht im Wirthshause gelehrt wird, im Kleinsten getreu zu sein und das Höchste im Herzen zu tragen.

Wir hatten aber einen ſolchen Anker, der uns oben erhielt, nöthig, denn wir erfuhren die Wahrheit des Sprüchwortes, daß ſelten ein Unglück allein kömmt und daß es dem Hiob nur gegangen, wie vielen andern Menſchen auch. Kaum hatte ſich der Schmerz um unſer Mädchen verklärt zu einem wehmüthigen, freundlichen Andenken, als Mädeli's Vater zu kränkeln begann. Er klagte häufig über Schwindel und Mattigkeit. Eines Morgens ſetzte er ſich auf ſein Schuhmacherſtühlchen und wollte unſerm Kleinen einen Schuh flicken. Kaum hatte er den Leiſten im Schuh und beugte ſich auf ſeine Arbeit, ſo fiel er kopfüber in die Stube hinein. Der Kleine, der ihm zugeſehen hatte, erhob ein mörderlich Geſchrei, und wir beide, die draußen geweſen waren, ſtürzten hinein und fanden den Vater bewußtlos am Boden. Mit Mühe brachten wir ihn auf das Bett und wieder zu ſich, aber reden konnte er nicht mehr, der Schlag hatte ihn getroffen. Der Arzt ließ ihm zu Ader, verordnete Einreibungen, das ſchwindende Leben wurde feſtgehalten, allein der Glieder Gebrauch blieb verloren. Von ganzem Herzen willig thaten wir, was wir konnten, zogen ſelbſt in die Kammer hinauf, warteten ihm ab und verſchafften ihm das Nothwendige, was er brauchen konnte, in Speiſe und Trank. Auch wurde dem Kranken, nach der Sitte in einigen Gegenden, viel gekramet, was uns einigermaßen Erleichterung verſchaffte. Es iſt dies eine ſehr ſchöne Sitte, wenn der Kranke nur nicht damit oft eine Fülle von Dingen erhielte, welche im höchſten Grade ſchädlich ſind. Wenn ein krankes Kind z. B. neun Pfefferkuchen auf ſeinem Bette liegen hat, ſo kann man ſich denken, wie bald es geſund werden wird.

Wenn die Leute kamen und den Vater ſahen, ſo war ſelten jemand, der nicht ſagte, der macht es nicht mehr lange, aber ihm geht es gut und niemand übel. Das ſagte man ganz ungenirt vor dem Kranken, und recht grauſig war es anzuſehen, wenn er zu ſolchen Reden mit ſeinen ſtarren ver-

gezogenen Augen die Leute anſah, und ihnen zunickte. Mädeli weinte dann gewöhnlich, dann ſagten ihm die Leute: Du Thörchen, weine doch nicht, ſondern dank dem lieben Gott. Arbeiten kann er nicht mehr, ihn immer ſo zu pflegen, vermögt ihr nicht, und wenn du wieder ein Kind haben mußt, willſt du dann eben in der kalten Kammer kindbetten?

Mir war es angſt wegen Mädeli, die in andern Umſtänden war, Tag und Nacht keine Ruhe hatte, die Haushaltung machen, die Pflanzungen beſorgen ſollte. Ich fürchtete, ſie halte es nicht aus. Aber Gott giebt dem Menſchen in der Noth wunderbare Kräfte. Ueberhaupt liegen im Menſchen viel mehr Kräfte, ein größeres Maß von Kräften und beſonders eine weit größere Spannkraft, als man ahnet. Man ſpielt im Grunde nur im Leben und mit dem Leben.

Nach ungefähr ſechs Wochen wiederholte ſich der Schlagfluß und der liebe Gott rief den alten müden Meiſter zu ſich. Es iſt das Sterben ſo geheimnißreich und ahnungsvoll, daß auch die roheſten Menſchen ſtille werden in einem Sterbezimmer, auf den Zehen gehen, den Athem leiſer ziehen und nur reden in der höchſten Noth. Es iſt, als ob den Menſchen ergreife das Wehen einer höhern Welt, als ob er fühle, dieſe Welt ſei nahe getreten und ihre Geiſter walteten unſichtbar um ihn herum, löſten den verwandten Geiſt aus der ſterblichen Hülle und führten ihn mit ſich ihre Wege.

Eine Leiche hatte für mich etwas unendlich Schauerliches. Da liegt ſie, die ſterbliche Hülle, die Schaale, dem Zerbrechen geweiht! Nun endlich wird man es inne, was der Leib eigentlich iſt. Aber wenn man bedenkt, was dieſe ſterbliche Hülle vorgeſtellt, wie ſie ſich ſelbſt dargegeben als etwas, während ſie nichts war, wieviel ſie bedeutete, als das thieriſche Leben in vollen Adern ſchlug, wenn man dann den eigenen Leib betrachtet und ſeine Anſprüche, und gedenket, daß er auch bald ſo liegen werde, eine abgeſtreifte Hülle, ein leer Futteral, ein werdend Staubhäufchen, dann bebt der Menſch in ſich zu-

ſammen und beginnt zu denken an das, was in dieſer leeren Hülle wohnte und in ſeiner noch wohnt, und welche Geiſter dieſen Geiſt gelöſt und ſeinen löſen werden.

Es iſt ſchauerlich, eine Leiche zu berühren, mir läuft es dabei kalt den Rücken auf und heiß durch alle Glieder, und das Herz zuckt zuſammen, als ob der Tod es bereits mit ſeiner eiſigen Hand gefaßt hätte. Ich war daher meinem Weibchen eine ſchlechte Hülfe, und ein Glück für ihns war es, daß bei ſolchen Gelegenheiten die Nachbarsleute ſo aufwärtig ſind. Ich hatte viel zu laufen und Beſcheid zu machen an alle Verwandten meiner Frau nach allen Seiten aus.

Am Begräbnißtag ſah ich zum erſtenmal Mädeli's Geſchwiſter alle bei einander, aber keines gefiel mir wie mein Weibchen. Sie waren auch gar kaltblütig und gleichgültig bei der Sache und gar trocken mit uns. Es iſt ein gar ernſter Gang, der Gang zum Grabe. Es ſcheint mir immer, als lauern im Kirchhofe eine Schaar gewaltiger Gedanken auf jeden Leichenzug, die ſich ſtürzen auf die Begleitenden und ſuchen, welches Herz ſie erfaſſen mögen. Da lauert die Reue und ſuchet die unbarmherzigen, ſchnöden Herzen; da lauert die Angſt auf die, welche einen Ankläger gegen ſich begraben; da lauert das Grauen auf die, welche über die Gräber von Anklägern ſchreiten müſſen; da lauert der Schrecken auf Alle, welche am Zerdrücken von Herzen ſind; es lauert auf die Stelzen das Gefühl ihrer Niedrigkeit, auf die Sinnlichen das Gefühl ihrer Vergänglichkeit, und auf Alle ein fährt der ſchauerliche Gedanke: ob ſie etwa mit den eigenen Beinen auf dem eigenen Grabe ſtünden? Und hinter allen dieſen Gedanken, die mit erſchütternder Gewalt auf die Leichenzüge ſich ſtürzen, kömmt leiſe, klingend in lieblich ſanften Weiſen, ein Lüftchen hergezogen und ſucht nach liebenden Herzen, über welche jene Gedanken keine Macht haben, und an ſolche Herzen ſchmiegt es ſich weich und leiſe, und flichtet dort aus den Thränen der Liebe ein ſtrahlend Thor, das ins ewige Leben

führt, und in ſüßen himmliſchen Klängen ſingt das Lüftchen dem liebenden Herzen von der Auferſtehung und dem Leben, von dem Wiederfinden der Getreugebliebenen in des Vaters Freude.

Zu Hauſe bereitete uns jemand für die Verwandten das Eſſen, denn auch meine Frau geleitete, wie üblich, den Vater zu ſeiner Ruheſtätte. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum faſt an allen Orten die Weiber ihre Kinder nicht auf ihrem erſten Ausgange zur Taufe geleiten, und warum ſie wieder an vielen Orten die Ihrigen nicht geleiten auf ihrem Heimgang. Haben ſie etwa nicht nöthig zu gedenken, daß fortan alle Wege, welche man das Kind trägt, führt und weiſ't, in Gott ſich ausmünden ſollen? Haben ſie nicht nöthig, ihrer Vergänglichkeit zu gedenken, von Zeit zu Zeit ihr Grab zu beſchauen, zu bedenken, wie ihnen ſein würde, wenn ſie hinter dem Sarge ihres Gatten oder ihres Kindes gehen müßten, ob dann die Liebe ihre Tröſterin oder die Reue und die Selbſtanklage ihre Begleiterin wäre?

Schon auf dem Heimwege ſtichelte eines Bruders mitgekommene Frau von Theilen, und ſie hätten expreß ein Wägelchen mitgenommen, um die ihnen zugefallenen Sachen mitzunehmen. Du mein Gott! Die Habſeligkeiten des Begrabenen waren ſo dürftig, als man ſich nur denken konnte. Sein Bett war das Beſte daran, ſeine Kleider Bruchſtücke, ſein Uebriges Plunder, ſein wenig Küchengeſchirr hatte er uns allerdings zum Brauchen gegeben. Mädeli und ich hatten nichts darüber geredet und Mädeli ſicher auch nicht darüber gedacht. Mir hingegen war der Gedanke ans Erben gekommen, und ich glaube, es ſei wirklich ſelten jemand, der, wenn ihm jemand ſtirbt, den er lieb hat, aber den er erbt, nicht auch ans Erben dächte, und ſicher Viele würden erſchrecken, wenn vierzehn Tage nach Behändigung des Erbes die Beerbten wiederkämen. Der Vater hatte in den letztern Zeiten kein Tiſchgeld mehr geben können, und wir hatten nicht daran gedacht, die übrigen

Geſchwiſter oder die Gemeinde dafür anzugehen. In den letzten Wochen hatten wir große Unmuße mit ihm gehabt und auch Koſten, ſo daß wir wirklich geldlos waren und Fleiſch und Wein für das Mittagseſſen, welches wir den Verwandten bereiteten, und zwar um es wohlfeiler zu machen, zu Hauſe, dem Wirth ſchuldig bleiben mußten.

Da hatte ich mir erſtlich gedacht, ſeine übrigen Kinder würden gar nicht nach dieſen Dingen fragen, von denen uns das Bett ſehr wohl gekommen wäre; und zweitens war mir im Hintergrunde noch die Hoffnung aufgedämmert, ſie würden uns vielleicht noch etwas an unſere Ausgaben geben. Solche Gedanken ſind gewiß einem armen Ehemann, der eine Niederkunft aushalten muß und kein Geld hat, zu verzeihen. Könnte man in allen Menſchenköpfen alle eigennützigen, ſpekulativen Gedanken verfolgen, man würde ergrauen vor dem Herzloſen, Liebeleeren, Scheußlichen, das vor unſern Augen ſich aufwinden würde. Es iſt ein Heil, daß wir das nicht können, unſere Augen würden erblinden, unſere Herzen würden verbluten, wenn Anderer Gedanken uns offenbar, wenn wir ſehen würden, wie manches Auge auf unſern Tod lauert. Der Gram würde wie ein Geier ſich ſetzen auf unſer Herz, das aber eben vielleicht ähnliche Gedanken und Gelüſten in ſich wälzte. Was für Augen würden ſich wohl die Menſchen machen, wenn ſie einander in die Seelen hineinſchauen könnten, wie ins Geſicht? Der Schöpfer weiß wohl, warum er hier einen Verhang gezogen hat.

Kaum waren wir heim gekommen, ſo fragte die Schwägerin nach dem zu theilenden Erbe. Wir wieſen vor, was war. Sie wollte nicht glauben, daß das alles ſei, ihr Mann hätte von viel Mehrerem geſagt. Die übrigen Kinder, welche ſeit Jahren das väterliche Haus verlaſſen hatten, wo noch der Verdienſt größer und von beſſern Zeiten her Manches vorräthig war, was ſeitdem abgegangen, muckelten auch von Verſchleppen, Verläugnen. Die Schwägerin durchſtöberte mit

ihrem Manne und einer Schwester alle Winkel, um nach etwas Verborgenem zu forschen. Unglücklicherweise entdeckte die Letztere auf unserm Kachelbank einen Milchhafen, mit dem sie früher viel Milch geholt hatte und erhob nun über denselben ein Geschrei, als ob ein Stier sie bereits auf den Hörnern hätte. Da sehe man, was wir für Leute seien. Jetzt erst wollen wir recht suchen, wo das ist, wird noch mehr sein! schrie sie. Nun fingen sie an, das Unterste zu oberst zu kehren und sprachen am Ende unsere ganze Habe an. Da rissen sie einen Hafen z'weg und dort eine Kelle, wollten über unsere verschlossenen Schäfte, sie einsprengen, wenn wir nicht die Schlüssel gäben. Alles müsse erlesen sein, schrie das Eine; ein Anderes brüllte, man müsse uns zum Eid halten, und das Dritte vom Landjäger holen. Es war ein Höllenspectakel, und der Lärm wurde immer größer. Die Leute arbeiteten sich selbst in einen Zorn und in eine Wuth hinein, die kein Maß hatten. Die Verstellungen unseres Betruges wuchs wie ein Gespenst ins Unendliche, ich glaube, sie stellten sich am Ende vor, der Handel gehe um viel tausend Gulden; und wenn sie nur recht wüst thäten, so seien ganze Haufen Erbes aus mir auszupressen, wie Oel aus Steinen. Es kann wahrhaftig nichts Traurigeres geben, als Streiten um ein Erbe, und doch ist gerade dieses Streiten eins der häufigsten und ein Beweis mehr von dem Eigennutz und dem Lauern auf das Erben, von dem ich früher gesprochen. Wenn um Höfe, Schlösser und Haufen Geld gestritten wird, so glaubt man, das begreifen zu können, weil da es des Streitens sich lohne. Aber vermöchten es nicht gerade da am besten Brüder und Schwestern Friede zu halten, wo viel zu theilen ist? Da sollte man doch eher etwas übersehen können. Aber eben mit dem Haben nimmt auch das Begehren zu. Das ist der Fluch, der im Gelde liegt und von dem das Sprüchwort kömmt: Je mehr er hat, deste mehr hat er zu wenig. Sehr traurig, fast lächerlich und unbegreiflich will man es finden, wenn Arme

um ein paar alte Leintücher, eine geflickte Pfanne, eine gespaltene Kaffeekanne und ein Paar versalbete Hosen sich zanken. Ja, traurig ists allerdings, wenn die, die die Liebe am nöthigsten hätten, um so kleinlicher Dinge sich das für sie ohnehin bittere Leben noch mehr verbittern. Aber begreiflich ist das Ding gar sehr. Ein armer Mensch, der gar nichts anzuschaffen vermag, dem ist eine gespaltene Kaffeekanne ein gefunden Fressen und ein Bettstück ein wahrer Schatz, zu dem er vielleicht sonst sein Lebtag nicht käme oder nur durch tausend Entbehrungen. Und einem armen Weibe kann ein Fetzen von einem Leintuch, besonders wenn es noch zu kindbetten gedenkt, eben so wichtig vorkommen, als einer reichen Bürgersfrau ein ganzer Schrank voll Wäsche.

Man kann sich aber nicht vorstellen, wie uns beiden bei der ganzen Geschichte war. Ein vernünftiges Wort wurde gar nicht gehört, meine Bitten, Mädelis Weinen und Anhalten nicht geachtet. Die Titel regneten immer derber auf uns ein, je ordentlicher wir uns geberdeten. Mir kochte nach und nach auch der Zorn in meinem Innern, aber ich war so unterthänig gewohnt, so gewohnt, meinen Zorn im Stillen zu verwerchen, daß ich es höchstens zu einem unverständigen Brummen brachte, blaß wurde und in den Hosensäcken die Hände ballte. Mädeli bot allem auf, die Vermittlerin zu machen in aller Sanftmuth und Geduld; aber es schüttete eben nur Oel ins Feuer, und je ordentlicher es that, desto unverschämter wurden die Andern, ja die Schwägerin griff sogar nach unseres Kindes Bettlein und zeigte es ihrem Mann: ob das nicht auch anzusprechen sei? Da flammte aber auf einmal, wie aus einem Haufe, das der Blitz getroffen, die Feuersäule, aus Mädeli der Zorn empor. Ohnehin lang, ward es noch um einen halben Schuh länger, Funken sprühten aus seinen Augen, und mit einer mir ganz fremden Stimme, fest und scharf, wo jeder Laut dem Knall einer gezogenen Pistole glich und jedes Wort die Kugel selbst war, stellte es sich plötzlich,

wie der Hirsch gegen seine Verfolger. Wie ein General befahl es der Schwägerin, das Bettlein an seinen Ort zu thun, das sei von uns bezahlt, überhaupt hätte sie hier gar nicht zu reden, sie gehe die ganze Geschichte nichts an, sie solle heimgehen zu ihren Eltern und da erben, was es da zu erben geben werde, Dreck und Läuse. Dann wandte sich meine Frau von Einem zum Andern und hudelte sie fürchterlich. Zuerst ging es über den Pathen unseres Knaben los. Von ihm hätte sie das nicht geglaubt, sagte Mädeli, er sei ihr immer der liebste Bruder gewesen, auf ihn hätte sie gebaut, wenn der Vater früher gestorben wäre, aber nun danke sie Gott, daß sie ihn nicht nöthig hätte. Sie sehe nun, was auch er für Einer sei. Pathe sei er von diesem Kinde, und statt diesem Kinde zu helfen, wolle er ihm sein Bettchen stehlen helfen, das habe man von einem Pathen nie erhört, so lange die Welt stehe. So fuhr sie von Einem zum Andern und nahm am Ende Alle zusammen; zum Erben seien sie jetzt Kinder, aber um dem Vater zu helfen, da sei Keines ein Kind gewesen. Wir hätten ihn erhalten, Keines habe gefragt: Wer zahlt dafür? Krank sei er gewesen, Keines habe gefragt: Mangelt ihm etwas, können wir helfen? Gepflegt hätten wir ihn, alle Kosten bezahlt, Keines frage: Was sind wir schuldig für Mühe und Auslage? Wir hätten bös gehabt und den Vater gut gehalten, Keines danke uns dafür, und statt des Dankes wollen sie uns noch die eigenen Sachen stehlen. Sie seien saubere Leute, es müsse sich in den Boden hinein schämen vor seinem Manne, daß er sehen müsse, in welche schlechte Familie er geheirathet habe, müsse sein Lebenlang sich schämen, daß ich an ihrem Vater so viel gethan und doch nicht sein Kind gewesen sei, und nun solchen Dank und solchen Schaden davon haben müsse. Dabei rannen die Thränen über sein erglühtes Gesicht, aber seine Kraft brach damit nicht zusammen, sondern es sagte ihnen noch: das Fleisch, das sie gegessen, der Wein, den sie getrunken, der Todtengräber, de

den Vater begraben — Alles ſei nicht bezahlt, und nun ſollen wir unſere Habe ihnen zum Theilen hergeben und dann die Schulden bezahlen? Mädelis Zorn überwältigte ſeinen Verſtand nicht, ſondern erglühte ihn nur; darum ſchlug er auf die Andern ein wie eine Kartätſchenſaat. Die Brüder verſtummten zuerſt und vergaßen das Maul offen ob ihrer Schweſter Schelten, die ſie nur als ein Kind gekannt hatten, zu antworten. Länger hielten die Schwägerin und die Schweſter, welche den Milchhafen gefunden hatte, aus. In abgebrochenen Zornslauten widerbelferten ſie ihm, aber vor deſſen geregeltem, ſcharfen Feuer verſtummten am Ende auch ihre blinden Schüſſe, und Mädeli ſtund da, wie eine zürnende Königin, mitten unter ihnen, ohne Krone freilich auf dem Haupte, ohne Scepter in der Hand, aber mit dem Scepter im Munde, mit der Krone in den Augen. Sie frage, ſo ſchloß ſie: ob ſie jetzt thun wollen wie billig und recht? Wollten ſie das nicht, dann gut, dann möchten ſie auch erfahren, was wir könnten und welche Rechnung wir machten. Zuerſt begann der Pathe ſich zu entſchuldigen. Er hätte nicht gewußt, wie es wäre; wir hätten nichts geſagt, und da hätte er geglaubt, die Andern hätten auch etwas recht. Aber er begehre nichts Ungerechtes; was unſer ſei, ſollten wir nur ſagen, und auch, wenn wir etwas Weiteres hätten — er für ſich begehre nichts, weder was recht ſei. Auch der andere Bruder ſagte: er laſſe ſich nicht ſagen, daß er ein Betrüger ſei, und man hätte ja geſehen, daß wir des Vaters Sache unter der unſrigen hätten, und da könnte Einem doch allerlei in Sinn kommen; aber er für ſeinen Theil begehre auch nicht mehr, als was ihm von Rechtswegen zukomme. Die Weibsbilder ſagten: was recht ſei, ſei recht; und was ſie geſehen hätten, hätten ſie geſehen; und daneben ſollten wir zuſehen, was wir machten; für die wo Wittwen und Waiſen betrügen, ſei der Teufel da. Mädeli ſagte: Den habe es nicht zu fürchten, der ſei auch für die da, welche nur nehmen wollten, was ihnen nicht gehöre, und nichts geben,

wo es sich gebühre. Wollten sie im Frieden theilen, wohl und gut, wo nicht, so sollten sie gehen und machen, was sie könnten. Der Vater würde sich im Grabe umkehren, wenn er wüßte, wie sie thäten. Er hätte ihm manchmal gesagt, wenn er mich nicht hätte, er wüßte nicht, was er anfinge, er hoffe aber, die andern Kinder würden uns daran denken. Der gute Vater wußte nicht, was er für Kinder hatte.

Nach langem Hin- und Herreden, nachdem jedes Stücklein sieben Mal zur Hand genommen worden, nachdem Mädeli sieben Mal mit der Rechnung gedroht, sagten sie endlich: ihretwegen könnten wir Alles nehmen, aber wenn wir noch mehr von ihnen wollten, so könnten wir sie ansuchen. Wir seien schlechte Leute, ihnen es so zu machen, armen Waisen. Wenn sie gewußt hätten, daß das so gehen sollte, so hätten sie den Alten auch nehmen können. Aber sie gingen am Ende doch so fort und nahmen doch viel mit sich: Groll, Haß, das quälende Mißtrauen, betrogen zu sein, die Qualen derer, die engen eigennützigen Herzens sind, die traurigen Zeugen, daß Solchen auch die Armuth zur Unseligkeit dienen muß.

Sie ließen uns nichts Weiteres zurück, als den Plunder, und doch viel — unendlich matte, wüste Köpfe, den Schmerz, mißkannt, die Wehthat, grollend von Verwandten geschieden zu sein. Mädeli brach ordentlich zusammen aus seiner künstlichen Spannung und jammerte, was ich doch alles seinetwegen ertragen müßte. Wenn es ihm nicht wegen mir und dem Kinde gewesen wäre, so hätte es alles ertragen können. Aber da habe es müssen reden, es sei in ihn's gefahren wie Feuer und hätte ihn's gedünkt, es fürchte die ganze Welt nicht und es könnte und dürfte einem Jeden sagen, was er werth sei. Ich konnte ihm meine Bewunderung nicht versagen; ich selbst hätte angefangen, es zu fürchten, und es sei mir lieber, wenn es ihn's nicht alle Tage so ankäme. In diesem Betragen lag aber Trost für die erlittene Mißhand-

lung für uns beide. Mädeli hatte das Bewußtſein, viel gethan zu haben, und ich einen neuen Fund gemacht an meinem Weibe. Ich wußte bereits, daß es Kraft zum Tragen hatte, aber ſeine Entſchloſſenheit zum Handeln, wo die Noth an Mann tritt, die hatte ich erſt heute bei ihm bemerkt. Kraft hatten wir auch nöthig zu unſern Schulden, die wir nicht alſobald bezahlen konnten, im Gegentheil der Gefahr ausgeſetzt waren, noch neue machen zu müſſen. Doch ging das beſſer als wir dachten. Die Ruhr regierte im Dorfe ziemlich gefährlich, ſo daß ich manches Leichengebet halten mußte, und die dafür erhaltenen Emolumente halfen mir diesmal ſo ziemlich aus der Noth. Weiß Gott, daß ich mich keines Todes freute, noch weniger ihn erſehnte, daß ich es nicht hatte, wie jene Todtengräbersfrau, welche den Gläubigern ihres Mannes nachlief und ihnen ſagte, es komme eine grauſame Krankheit, wo mehr als die halben Menſchen daran ſtürben. Bis dahin ſollen ſie doch mit ihren Anforderungen Geduld haben, da habe dann, Gottlob, ihr Mann einmal recht zu verdienen und dann wollten ſie Alle bezahlen. Wahrſcheinlich wenigſtens die, welche noch lebten. Nein, ſo war es nicht bei mir. Aber daß ich den halben Gulden ungern genommen, mich lange gewehrt, wenn man mir mehr gab, oder Fleiſch oder Brod weggewieſen hätte, wenn es mir jemand zuſchickte, das könnte ich nicht ſagen.

Siebenzehntes Kapitel.

Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Theilung.

Glücklich erhielten wir wieder ein Mädchen. Wir meinten wohl, es gleiche dem ſeligen auf ein Haar, aber die an-

dern Weiber wollten es nicht haben. Sie sagten, das Gestorbene hätte ganz andere Augen gehabt, sogenannte Todtenaugen; Kinder mit solchen Augen lebten nie. Wir sagten oft vom Vater, wie der Freude hätte an der Kleinen, wenn er noch lebte, und doch mußten wir allemal sagen, es sei ein rechtes Glück, daß er habe sterben können, denn wir wüßten gar nicht, wie sein, wenn er noch da wäre. Es hütete uns nun aber niemand den wilden Knaben, wenn mein Weib mit dem andern Kinde zu thun hatte. Ich wollte ihn daher mit in die Schule nehmen. Er war gar gerne dort, entweder spazierte er herum mit seiner Ruthe, oder aber es stritten sich die Mädchen um ihn, neben welchem er sitzen dürfe, und der Mutter war er auf so lange ab. Allein sobald Mädeli das merkte, wollte es es nicht mehr thun. Das sei nichts, sagte es; was ich sagen würde, wenn auch andere Leute ihre Kinder senden würden in die Schule, und andere Leute hätten so viel Recht dazu, als der Schulmeister, und es manchmal noch nöthiger. Ja, wenn viele Kinder kämen, meinte ich, allein das komme den Leuten nicht in Sinn. Und so ein Kind störe gar nicht, und andere Schulmeister thäten es auch. Erst letzthin sei ich an einen Ort gekommen, wo zwei kleine Schulmeisterskinder in der Stube herumgelaufen wären. Die hätten Gesichter gehabt, in denen man das Weiße im Auge kaum hätte erkennen können, das eine gebrüllt, wie wenn es am Spieße stecken würde, das andere drein geschlagen mit seiner Ruthe, daß Alle die Köpfe hätten weghalten müssen. Das hätte mir auch nicht gefallen, und so möchte ich nicht, daß es gehe. Aber unser Peterli sei sauber, manierlich, still, daß ich meine rechte Freude an ihm hätte, es sei schon, als wüßte er, daß er auch ein Schulmeister werden müsse. Aber Mädeli war unbarmherzig: sie wäre nicht ungerne zuweilen den Buben ab, allein sie wisse gar wohl, wie es mit solchen Kindern sei, sagte sie. Das müsse sie niemand b'richten, daß sie nicht störten, wer mit ihnen sich abgebe, lerne doch gewiß nicht,

und wenn ſo ein klein Kind in der Stube herumlaufe, ſo ſehen die Meiſten doch ſicher mehr auf das Kind, als auf das Buch. Und dann wiſſe ſie gar wohl, was die Eltern zu Hauſe ſagen darüber und wie ungern ſie es hätten. Sie ſchickten ihre Kinder nicht in die Schule, damit ſie dort Kinder hüteten, wenn gehütet werden müſſe, ſo hätten ſie zu Hauſe zu hüten genug. Mädeli wurde mir wieder Meiſter hier, und manche Schulmeiſterin wird denken: Nein, beim Tauſend, ſo dumm bin ich nicht, ich bin froh, wenn ſie mir wegkommen. Und wenn ſie in die Schule wollen, wer will ſie abhalten? Das würde ja ein Gebrüll abſetzen, das die Ziegel ab dem Dache ſprengte. Mein Mädeli war aber eben keine Schulmeiſterin, die meinte, der Mann ſei nur um ihretwillen da und ebenſo auch die Schule, und keine Mutter, die meinte, man müſſe die Kinder alles zwängen laſſen, nur damit ſie nicht brüllen, nicht bedenken, daß, je zwängiſcher ſie werden, ſie auch deſto mehr brüllen. Mädeli war darin geſcheuter, nicht nur als manche Schulmeiſterin, ſondern auch als mancher Schulmeiſter, und namentlich als ich.

Freilich hatte es dabei böſer, wie man ſagt, aber deswegen machte es nie ein jammerhaft Geſicht, wußte allem zu thun; es war eine rechte Freude, wie es ſich kehrte und wie es ihm von den Händen ging. Und wenn ich es bedauerte, klagte, es könne doch nicht alles machen und es immer aushalten, um ſo hinten umme Peterli eine Stunde in die Schule zu bringen, ſo wollte es es gar nicht haben, daß es ihm bös ginge. Es möge das gar wohl machen, ſagte es dann, man ſei doch auch für etwas in der Welt und müſſe nicht meinen, daß das einen Tag gehen ſolle wie den andern; es gebe allenthalben bald mehr, bald minder zu thun: da müſſe man ſich darein zu ſchicken wiſſen. Gut haben, das könne bald ein jeder Tropf, wenn er dazu käme; aber ſich zu rühren in der rechten Zeit, das ſei eine Kunſt für geſcheute Leute. Die und jene hätte noch viel böſer als es, es begreife

wirklich nicht, wie sie es machen könnten, und doch gehe es. Es müßte sich also schämen, wenn es das Mindere nicht machen könnte und nicht gerne machen würde. Man sollte glauben, auf solche salomonische Reden hätte ich geschwiegen. Aber nein, die Männer sind im Ganzen kreuzdumm. Ich machte es aufmerksam auf die, die es besser hatten, die z. B. eine Kindermagd vermochten, und sagte: es solle doch sehen, die hätte ja eine Kindermagd, und wenn sie es ohne eine solche würde machen können, so würde sie keiner den Lohn geben. Und wenn die nicht alles machen könne, so wüßte ich gar nicht, warum es Mädeli dann sollte machen können. Schwernoth! wie froh wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit denen vergliche, die es böser haben als sie, die minder haben als sie, die nöthlicher thun müssen als sie! Wie froh wäre er, wenn er nicht alle Tage sagen müßte: Aber sieh doch, Frau, die und die haben es auch nicht, die und die können es auch ohne das machen: die und die haben noch viel mehr auf ihnen, und sind doch noch wohl dabei. Wie glücklich wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit denen vergliche, deren Vergleichung ihr eine Mahnung zur Zufriedenheit mit ihrem Zustande würde, statt mit denen, die mehr oder Besseres haben, wenigstens äußerlich, wodurch eine beständige Unzufriedenheit erzeugt und genährt wird, die sich beständig über den armen Teufel von Mann ergießt. Diese große Tugend, deren Mangel manchen Mann z'Tüfels macht und zu dessen Abhülfe er gerne auf den Knien ein gut Stück Weg rutschen würde, begriff ich Esel nicht und wollte Mädeli sie vergiften. Und so eine Tugend ist ein gar zartes Wesen, besonders bei einer Frau, sie mag das Fingerle nicht erleiden. Aber glücklicherweise hatte ich mehr Glück als Verstand, d. h. ein Weib, dessen natürlicher Verstand ihm sagte, wann es ihm wöhler sei, ob zufrieden oder unzufrieden; und was es zufriedener mache, wenn es sich mit Leuten, die es böser oder besser hätten, vergleiche, und daß es in der Welt

nicht alle Leute gleich haben könnten, und daß gar manche Leute, die es am beſten zu haben ſcheinen, eine geheime Bürde tragen, die kein Bettler mit einem Finger berühren möchte. Mein Weibchen hatte ein ſicheres Gefühl, was zu ſeinem Frieden diene, und ſein Verſtand und Gefühl lachten mir dann ins Geſicht und ſagten: ich ſolle mich doch um ſolche Dinge nicht kümmern und froh ſein, wenn es alles machen möge; es könnten Zeiten kommen, wo wir es noch viel böſer hätten, und auf ſolche müßten wir uns zur rechten Zeit vorbereiten. Sorgen und angſten wollen wir nicht, aber es ſei doch gut, wenn man für alles z'weg und g'rüſtet ſei zu rechter Zeit. Es war aber auch, als ob der Geiſt der Weiſſagung aus meiner Frau geredet hätte. Wir hatten noch nicht gar lange unſerer beiden Kinder uns gefreut im Frieden und in der Liebe, als ich Beſcheid erhielt, mein Vater ſei ſehr krank, und wenn ich ihn noch ſehen wolle, ſo müſſe ich preſſiren.

Den Auftrag hatte der Ueberbringer, ein wandernder Hühnerträger, ſchon vor einigen Tagen erhalten, um ſo mehr preſſirte es. Gleich nach vollendeter Schule wollte ich wandern und Mädeli machte mir eben noch ein Kaffee z'weg, als ein zweiter Bericht mir den Tod anſagte und den Begräbnißtag.

Ich muß ſagen, das that mir weh. Des Vaters kummervollen Blick, ſeine ſchweren Seufzer, als wir ihn das letztemal verließen, konnte ich gar nicht vergeſſen. Ich machte mir nun recht ſchwere Vorwürfe, daß ich ſie ſo lange vergeſſen, daß vielleicht mein Vater aus Kummer und im Elend geſtorben ſei, daß ich ihm hätte helfen ſollen. Dann fragte der Verſtand: wie? Ich hatte ja ſelbſt mit mir zu thun genug gehabt und nur mit der äußerſten Noth der Schulden mich erwehren können.

Das iſt eben traurig, wenn man helfen möchte, helfen ſollte und nicht helfen kann. Und das thut eben weh, wenn man im Bewußtſein ſeines Unvermögens in ſeinem Gedächt-

niß die Personen, denen man helfen sollte und helfen möchte, und ihre Umstände gleichsam verschleiert hat, um nicht immer das Wehthun seines Unvermögens zu fühlen, und dann ein Begebniß den Schleier uns wegreißt, und die Noth und das Elend aus der Finsterniß plötzlich ins Licht stellend, um so greller es uns zeigt. Um meinem Vater zu helfen, konnte ich Mädeli's Vater nicht verstoßen, er war auch mein Vater geworden, er hatte keine Heimath, keine Frau, war also der Hülfe am bedürftigsten. Ich fand mich in meinem Herzen dazu verpflichtet und nie in Sinn kam es mir, Mädeli vorzuhalten, was ich für seinen Vater thue und was ich für meinen nicht thun könne. Was mein war, war sein, und das Seine mein. Zwischen unsern Leuten machten wir keinen Unterschied, betrachteten sie nicht als zwei gegenüberstehende Parteien, und allemal freute es mich, wenn ich meinem Schwäher etwas zu lieb thun konnte; wußte ich doch, Mädeli empfing es, als hätte ich es ihm gethan. Aber nun that es mir doch weh, daß ich nicht auch dort hatte helfen können; und mein Weibchen, das mich nicht nur verstund, sondern gleichsam fühlte, jammerte laut, daß ich doch recht nicht zürnen solle über ihns und seine Leute, daß ich so viel ihretwegen hätte, es wolle mir zu vergelten suchen sein Lebenlang. O, es ist doch schön, reich zu sein und nie in den Fall zu kommen, helfen zu sollen und nicht zu können!

Aber gar viele Reiche fühlen ihr Glück, helfen zu können, nicht, sie fühlen nur den Aerger, helfen zu sollen und nicht helfen zu mögen. Es ist recht merkwürdig zu achten, wie gewandt Reiche im Auffinden von Gründen sind, um sich vom Helfen zu entbinden, wie sie ihren harten Sinn bald in Unwissenheit, bald in Systeme verhüllen, und wie sie dann verlegen werden, wenn man ihnen, durch Unwissenheit und System hindurch, unverschämt auf den Leib rückt!

Wie doch die Gänge im Menschenleben verschieden sind und in welch verschiedenen Lagen und Stimmungen der Mensch

die gleichen Gänge macht! Das letzte Mal war ich den ersten Gang mit meiner Braut gegangen auf diesem Wege an heiterem Frühlingstage heiter und froh; nun ging ich zum letzten Gange mit meinem Vater an einem finstern Wintertage, finster im Gemüthe. Finstere Gemüther traf ich auch in unserer Hütte. Der Bruder schaltete barsch und roh, die Mutter weinte viel, die Schwestern hatten verwahrloste Gesichter und freche Augen. Alle waren von kurzen Worten. Auf alle meine Fragen erhielt ich wenig Bescheid, bis eine meiner Schwestern endlich sagte: wenn es mich wunder genommen hätte, so wäre ich wohl früher gekommen. Niemand nahm sich die Mühe, auf meine Entschuldigungen zu achten.

Ach! ich sah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er sah so klein und spitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menschliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menschlichen Träume. Denn was hatte der Vater alles geträumt, und wie war alles geworden! Ach, die Menschen kennen selten die Brücke, über welche Träume müssen, wenn sie ins Leben kommen sollen. Der Vater selbst war schon fast vergessen im Hause und verschollen in der Gemeinde, als man seinen sterblichen Theil zu Grabe senkte. Vielleicht noch an einem Donnerstag oder Dienstag erinnerte sich Einer auf dem Wege oder in einer Pinte des alten Käser, frug nach ihm oder wußte dies und das von ihm. Aber noch war wohl kaum die Grasdecke über seinem Grabe dick und fest, als auch die letzten Töne seines Andenkens unter den Menschen verklungen sein mochten.

So war der alte Weber im Boden und doch wob der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen!

Seine Worte, vielleicht vierzigjährige Worte, hallen fort in der Welt der Geister, ſein Wirken ſpinnt ſeinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieſer Erde, es webt der Weber fort und fort unſichtbar auf ſeinem unſichtbaren Webſtuhle, den er in den Herzen derer aufgeſchlagen hat, die mit ihm lebten. So weben nicht nur fort die, welche man große Geiſter, ihren Namen unſterblich nennt, ſo leben Alle fort, welche mit andern Menſchen Umgang gepflogen, der Bettler, der vor den Thüren lebte, und die arme Spinnerin, die Kuder ſpann ihr Lebenlang. So leben fort die Mütter, welche Kinder zeugten, die Väter, welche den Kindern voranwandelten. Jedes Wort, das hineinfällt in den großen Weltenacker, jede Handlung, die auch nur die kleinſte Bewegung erzeugte im großen Gewühle, beide leben fort, ſterben nimmer. Sie bringen ihre Früchte und die Früchte wieder ihre Früchte, und die Früchte ſterben nimmer aus. Dieſes unſichtbare Gewebe ſehen wir nicht, das Anſchwellen der Anſaat bemerken wir nicht, die unſichtbaren Weber ſehen wir nicht, kennen wir nicht. Wenn wir ſchon aus den Billionen Webern heraus einige Dutzend zu nennen wiſſen, was iſt das? Aber erkennen wohl einſt die Weber ſelbſt ihr Gewebe, können wohl ihre geſchärften Augen ihre eigenen Fäden verfolgen durch das unendliche, tauſendjährige Geſchlecht? Und wie wäre es, wenn uns im Tode unſere Augen aufgethan werden, und wenn wir nun zuſchauen können und müſſen, wie unſere Worte und Thaten fortwuchern, wie ſie von Herzen zu Herzen gehen, vielleicht von Weltheil, wie ſie vergiften und heilen? Wenn wir ſo zuſehen und zittern müſſen vor den unermeßlichen Schwingungen, zu denen wir den Anſtoß gegeben, die freilich keine Throne der Welt umſtürzen, aber doch vielleicht den Thron Gottes in dem Herzen des Menſchen, liebe Leute! wie muß uns da zu Muthe ſein? Muß uns der alte Webſtuhl, auf dem wir ſo ſorglos oder ſo anmaßlich geſeſſen, nicht feurig werden unter uns? Muß er uns nicht ein feuriger Wagen ſcheinen, auf

begehren, wenn der Mann ihnen nachrechnen wollte. Stadtfrauen, die könnten das eher berechnen, wenn ſie rechnen können und gewohnt ſind, ihre Ausgaben gleich zu berichtigen. Von dieſen können die Einen aber nicht rechnen, manchmal ſogar Profeſſorinnen nicht, und wenn ſie auch von ihren Männern verbeiſtändet wären. So ſandte z. B. Eine, um Geld zu ſparen, Knecht und Magd auf einen Berg, um Heidelbeeren zu ſuchen und Geld zu ſparen, und gab ihnen Wein und Wurſt mit. Die Beiden ſuchten nun Heidelbeeren mit allem Fleiß, verthaten nebenbei noch zehn Batzen und brachten am Abend für ſechs Kreuzer Heidelbeeren heim. Die kann uns alſo nicht nachrechnen, denn die kanns nicht, ſie weiß zwiſchen zehn Batzen und ſechs Kreuzern kaum den Unterſchied. Zu dieſem allem geſellte ſich eine Extra-Ausgabe, die immer mehr Geld fraß. Meine Mutter kränkelte immer mehr, und mancherlei Uebel begannen ſich bei ihr zu regen, von denen die Bruſtwaſſerſucht das gefährlichſte war. Dieſe Uebel klagte ſie nun ihren Freundinnen, und dieſe gaben ihr bald dieſes, bald jenes Mittel an, bald dieſen und jenen Arzt, der ihr beſtimmt helfen könne. Kam ſie dann heim, ſo redete ſie ſo lange davon, daß ihr noch zu helfen wäre, wenn man eigentlich ihr zu helfen begehrte und ſie nicht lieber auf dem Kirchhofe ſähe, daß wir nicht anders konnten, als ſagen: ſie ſolle doch ſagen, was zu machen ſei, wir wollten ja gerne alles thun, was zu thun wäre. Dann kam richtig ein neues Mittel oder ein neuer Arzt zum Vorſchein. Ich mußte unſer Geldlein zuſammenräumen und mich auf die Beine machen, und man kann ſich nicht vorſtellen, mit welcher Angſt ich oft den Ausſpruch des Arztes erwartete: ob das Tränkli drei Batzen oder vier oder fünf koſten ſolle. Wie mir die Hände zitterten vor Angſt, wenn es einen Batzen mehr und vor Freude, wenn es einen Batzen weniger koſtete! Das kann ſich ſicher niemand vorſtellen, als wer drei Kinder hat und eine Frau und eine Mutter, und für jedes nicht mehr als drei

dem wir aber nicht gen Himmel, ſondern direkt zur Hölle fahren?

Solche Gedanken flatterten damals freilich nicht durch meine Seele, als man meinen Vater begrub. Damals ſtund vor meinen Augen ſein blasses, weißes Geſicht und in meinem Herzen regte ſich die Trauer um ſeinen Jammer und ſein Scheiden, ehe ich kindlich ſeinen Jammer zu ſtillen verſucht. Das verſcheuchte mir die Gedanken ans Erben, und ein Vorgeſetzter, der mich vom Kirchhof begleitete, verhinderte, daß ſie nicht hinten drein kamen. Der erzählte mir, wie es in der letzten Zeit gar bös gegangen ſei daheim. Mein Bruder ſei den Eltern Meiſter geworden und habe nichts verdient und viel gebraucht. Anfangs hätten die Eltern nichts an ihm geſehen, ſpäter hätten ſie es gerne geändert, aber da ſei es zu ſpät geweſen, der Stärkere ſei und bleibe der Meiſter. So ſeien viele Zinſe aufgelaufen, ſeien laufende Schulden, man wiſſe nicht wieviel, und es ſei die größte Frag, ob man den Concurs verhüten könne. Wenn ich etwa Geld hätte, um allem zu begegnen, ſo wäre es vielleicht eine Möglichkeit. Es ſei allweg kein übles Gütlein, aber das Haus nichts mehr werth freilich.

Aber ich hatte kein Geld dazu und konnte nur bitten, daß man ſo wenig Koſten mache als möglich, und daß man ſuche, der Mutter etwas zu retten, wenigſtens einen Aufenthalt im Hauſe. So ging ich ohne Erbe heim und auch ohne Zank, und Mädeli ſah mich auch nicht ſauer an, daß ich ohne Erbe kam. Aber ohne Erbe ſollte ich nicht bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme.

Es waren viele Wochen vergangen, da pochte es eines Abends an unſere Thür. Mädeli ſäugte eben, ſo daß ich zum Fenſterchen heraus Beſcheid geben wollte. So wie ich den Kopf heraus ſtreckte, fuhr ich wieder hinein und ſchrie: Herr Jeſes Gott, d'Mutter! Welche Mutter? fragte meine Frau. Meine Mutter, meine Mutter, und noch ein Säcklein! ſchrie ich. Aber, mein Gott, warum laſſeſt du ſie da außen ſtehn im kalten Winde, tadelte meine Frau und machte ſich alſobald zur Thüre hinaus und bewillkommte ſie draußen gar freundlich und zärtlich. Ich war aber auch nicht umſonſt erſchrocken. Unerwartete Anläſſe erzeugen im Kopf Gedankenblitze. Es ſind nicht einzelne Gedanken, ſondern es werden eine ganze Reihe von Gedanken auf einmal erzeugt, es werden eine Menge Zuſtände, ein ganzer Zuſammenhang von Veränderungen auf einmal erleuchtet und ſtellen ſich vor unſere Augen. Ein ſolcher Gedankenblitz war mir beim Anblick der Mutter durch den Kopf gefahren. Ich ſah, daß ſie im alten Hauſe nicht mehr ſein konnte, daß ſie bei uns ihre Wohnung aufſchlagen wollte. Ich ſah, welche Störung unſer Hausweſen dadurch erleide, welche Leiden mir und meinem Weibe warteten, kurz, eine ganze Zukunft ging vor meinen Augen auf. Darum auch war ich hineingefahren, wie wenn ein wirklicher Blitz mich getroffen hätte, war unvermögend, die Mutter draußen zu empfangen, und vergaß faſt, als ſie mit Mädeli hereinkam, ihr die Hand zu reichen.

Die Mutter ſagte: ſie hätte nicht geglaubt, daß ſie einſt zu einer Sohnsfrau wolle, ſie wiſſe wohl, wie werth man denen ſei, beſonders wenn man ihnen nichts zu geben hätte, und meine werde wohl nicht anders ſein, als die anderen. Aber

es ſei nichts als billig, daß die Kinder was für ſie thäten, ſeien doch die Kinder ſchuld, daß ſie mit leeren Händen von Haus und Hof müßte. Hätte man den Kindern alles angehängt, ſo gehe es Einem ſo, eins laufe hieraus, das andere dortaus, zuletzt käme man dem heiligen Bettel nach. Den Kindern frage ſie nichts nach, wenn ſie es anderswo beſſer machen könnte, aber ihr Lebenlang habe ſie genug gearbeitet, und wie es ohne Arbeit gehe, möchte ſie nun auch einmal ſehen. Während meine Mutter ſo auspackte, hatte Mädeli ein Kaffee gemacht, wartete der Mutter auf und preſſirte ſie und nahm dieſe Reden nicht übel. Meine Mutter hatte ſich in ihren alten ſchwachen Kopf geſetzt, die Kinder ſeien an ihrem Unglück ſchuld, und in ihrem verſäuerten Gemüthe war der Entſchluß entſtanden: nun auch die Kinder ihr Unglück entgelten zu laſſen und ſelbſt ſo wenig darunter zu leiden als möglich. Nun hatte ſie kein anderes Kind, dem ſie aufſitzen konnte, als gerade mich, der Bruder ſei z'Krieg, hatte ſie geſagt, und wo die Mädchen herumliefen, möge ſie nur nicht fragen. An den Unterſchied, den ſie früher unter den Kindern gemacht, an die Zurückſetzung, die ich erlitten, daß ſie die andern Kinder zu ihrer Qual erzogen und alſo an ihrem Verderben mehr oder weniger [illegible] ei, daran dachte ſie nicht von ferne. Daß die andern [illegible] ſie arm gemacht und nicht ich, fiel ihr von ferne nicht bei; im Gegentheil lud ſie mir die meiſte Schuld auf. Wäre ich bei ihnen geblieben und hätte ich mich nicht davon gemacht wie ein Schelm, ſo wäre es nie ſo gekommen. Damals wäre es gut gegangen, meinte ſie, und daß man mich fortgetrieben, das ließ ſie ſich nicht einreden. Alſo mich wollte ſie ſtrafen für alle Kinder zuſammen, und mein Mädeli mit mir. Gegen die Sohnsfrau hatte ſie im voraus Vorurtheile, glaubte, ſie meine es nicht gut mit ihr, und gegen dieſe böſe Meinung hatte ſie ſich gepanzert und gewaffnet; ſie wollte zeigen, daß ſie ſich nicht von einer Jeden unterdrücken laſſe. Und wenn

einmal Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen ſich in einem Kopfe eingeniſtet haben, und beſonders in einem weiblichen Kopf, und noch dazu in einem alten, dann bringe ſie der Kukuk heraus. Dann ſind dieſe Vorurtheile das Prisma des Gemüthes. Wie das Prisma alle Lichtſtrahlen bricht und färbt, ſo färben nach ihrer Weiſe dieſe Vorurtheile alle Handlungen der Menſchen, gegen welche man Vorurtheile, oder auch für welche man Vorurtheile gefaßt hat. Und je nach dieſer Färbung verketzert und vergöttert man, ſpuckt ins Angeſicht oder leckt die Hände, nimmt alles giftig auf und erwiedert giftig alles, oder wird ob allem charmirt und findet alles ſuperb. Es iſt ſehr ſchwer, von einem ſolchen Prisma ſich frei zu halten und klar, rein in reinem ungebrochenem Lichte zu ſchauen. Anſichten und Meinungen ſind noch leichter klar zu betrachten als Perſonen, das können Wenige, und in aufgeregten Zeiten, um ſo weniger, je höher man zu ſtehen glaubt. und es iſt wirklich ein jämmerlich Schauſpiel, zu ſehen, wie eben die, welche ſich für Weiſe halten, zu Narren werden, und wie vollends das Volk geblendet iſt und Windmühlen nicht für Schlöſſer, ſondern gar für Götter hält, und wie die vermeintlichen Götter ſich nicht bloß für Götter halten, ſondern ein Jeder ſich für den einzigen wahren Gott ſelbſt. Und wenn das alſo geht hoch oben, wer will es einem alten erregten Weibe verargen, wenn es nicht anders that, und ſeine Vorurtheile ihm zum Schilde wurden, durch den die Strahlen von Mädelis Liebe durchgehen mußten und dort zerſetzt der Mutter Herz wie Aeußerungen des Haſſes berührten? Mir verzeihe man, daß ich alſo rede von meiner Mutter und ſcheinbar ſchonungslos den Schleier wegziehe von ihrem Herzen. Es geſchieht dieſes aus wahrhafter Liebe zu ihr, denn indem ich den Zuſtand ihres Herzens zeige, wird man ihre Handlungen begreiflich finden. Und daß ihr Herz nicht ein anderes war, daß es ſich ſo geſtalten konnte in ſechzigjährigem Leben, — das wird jeder begreifen, der weiß, was die Welt

und das Unglück aus einem Herzen machen, wenn nicht wahres Chriſtenthum es geſund erhält. Und daß ſich die Mutter nicht geändert, wird nur den verwundern, der noch nie verſucht hat, das eigene Herz zu ändern und nicht befunden hat, wie zäh es iſt. Ich möchte durch die Darſtellung ihrer Gemüthsart bewirken, daß ihrer und aller ſechzigjährigen Mütter und Väter Schwachheiten, Wunderlichkeiten, Unverträglichkeiten von dem jüngern Geſchlecht nicht angeſehen werden möchten als Fehler, die gebeſſert, geſtraft und zurückgewieſen werden ſollen, ſondern als Leiden, als Leiden nicht ſowohl in Beziehung auf die Jüngern, ſondern als Leiden für die Träger derſelben, Leiden für Väter und Mütter. Sie haben ihre körperlichen Beſchwerden, haben die Abnahme der Sinne, eine Folge der Krankhaftigkeit des Leibes, der ſeiner Auflöſung entgegengeht. So wird auch die Seele krankhaft, wenn ſie nicht geheilt worden durch den großen Seelenarzt. Dieſe Krankheiten ſind allerdings den Nächſten läſtig, aber am meiſten leidet doch der Kranke ſelbſt darunter. Solche Krankheiten ſind weit peinigender als Leibesſchmerzen. Ein gliederſüchtiger Menſch leidet viel, aber ein zankſüchtiger, ein ſelbſt- oder habſüchtiger Menſch noch viel mehr. Ein Halbblinder, Halbtauber entbehrt unendlich viel, aber ein mißtrauiſcher, mißvergnügter Menſch noch unendlich mehr. Jener entbehrt nur Töne und Farben, dieſer die Freude an Gott und die Liebe der Menſchen. Darum möchte ich mit gutem Grunde Allen zu bedenken geben, daß die Krankheiten alter Gemüther für ſie ſelbſt die bitterſten Leiden bringen. Und wo Leiden und Leidende ſind — was ziemt wohl dem Chriſten, Unduldſamkeit, Härte, Hohn? Nein, ich denke, daß jeder weiß, daß Mitleid ſich ziemt und Barmherzigkeit, geduldiges Warten und Pflegen. Die Chriſten wiſſen das recht wohl in körperlichen Krankheiten, aber bei geiſtigen Krankheiten vergeſſen ſie es meiſt. Sie vergeſſen nämlich, daß Fehler Krankheiten ſind. Es iſt ein angeborner Glaube an unſere Freiheit

in uns, ſo daß wir wohl mit körperlichen Uebeln, die wir uns nicht ſelbſt gegeben, die wir nicht ſelbſt heben können, Mitleid haben, aber nicht mit geiſtigen, wähnend, in unſerer Freiheit liege es, ſie fortzuſchaffen, in unſerer Freiheit hätten wir ſie angenommen, der Fehlende ſei alſo ſelbſt ſchuld an ſeiner Qual und plage muthwillig Andere. Bedenke man aber, daß zwar jedes Volk zur Freiheit berufen iſt, jedem Volke Freiheit ziemt, daß aber in langer Knechtſchaft die Kraft, die Freiheit zu gewinnen und zu bewahren, verloren gehen kann. In ſolcher Knechtſchaft nun haben die gelebt, die im Alter ſo unverträglich werden. Ihre Kraft iſt gebrochen, ihr geiſtig Auge iſt ſo dunkel geworden, daß es die Feſſeln nicht mehr ſieht, in denen es geſchmiedet liegt. Darum überlaſſe man da Gott das Fordern und übe Nachſicht und Geduld, und bitte Gott um Barmherzigkeit, damit er thue, was Menſchen unmöglich iſt.

Ich möchte alſo bitten, mich hier in meiner Darſtellung nicht der Unkindlichkeit zu beſchuldigen. Ich liebe in meiner Mutter alle Mütter, und möchte daher allen Müttern bei ihren Kindern bereiten Geduld und Liebe. Darum ſchelte man mich nicht herzlos, wenn ich jetzt noch etwas von der Handlungsweiſe meiner Mutter rede. Andere Kinder mögen daraus ſehen, daß ihre Mütter recht gut zu ertragen wären, wenn man nur Liebe walten laſſen wollte und bedenken: daß man Andere ertragen ſoll, wie man ſelbſt ertragen zu werden wünſcht. Aber das iſt eben der Teufel der Menſchen, daß ſelten jemand glaubt, daß die Andern auch etwas an ihm zu ertragen hätten.

Dieſen Gedanken hatte eben meine Mutter auch nie, und das eben wars, was ſie ſo unglücklich machte, daß ſie immer nur betrachtete, was ſie von Andern zu erdulden meinte und nie, was Andere wirklich von ihr erduldeten.

Mädeli, in ſeiner zuthätigen Liebe, hatte mich bei Seite genommen und ſtrich mir über die Stirne mit ſeiner Hand

und bat mich, doch nicht ſo ſauer zu ſehen, die Mutter könne ſonſt glauben, ſie komme unwerth. Und ich ſolle doch ja recht nicht etwa glauben, es ſei böſe darüber, im Gegentheil, es freue ſich recht ſehr, nun auch zu zeigen, daß es meinetwegen alles zu thun vermöge, ich hätte auch ſo viel an ſeinem Vater gethan. Meine Mutter könnten wir nicht in der Kammer ſchlafen laſſen, es ſei zu kalt für ſie da, ich ſolle das Bett in der Stube aufmachen, den Webſtuhl brauche ich ſo jetzt nicht. Natürlich freute mich meines Weibes argloſe Liebe und ich mochte ihm ſeine Freude nicht trüben durch meine Befürchtungen, ſondern küßte es nur recht zärtlich und gab mir alle Mühe, meine Runzeln von der Stirne zu treiben. Als wir wieder hineinkamen, ſagte meine Mutter: ſie merke wohl, wie wir die Köpfe zuſammenſteckten und wie Mädeli mich aufweiſen wolle, daß ich ſie wieder wegſchicke, das ſei nicht brav von ihm, allein es ſolle ihm nichts nützen, ſie gehe doch nicht fort, und wenn wir ſie vor die Thüre würfen, ſo bleibe ſie da liegen. Wir wollten ihr das Gegentheil begreiflich machen, daß wir gerade abgerathen zuſammen ihr das Bett in die Stube zu machen, damit ſie bequemer ſein könne. Allein obgleich die That bewies, was wir wollten, ſo geſtand ſie doch ihr Unrecht nicht ein, ſondern behauptete es fort und fort. Und wo ſie uns zuſammen ſtehen oder reden ſah, faßte ſie Mißtrauen und meinte, wir hätten ſie verhandelt oder hätten etwas Heimliches, das wir ihr vorenthielten, und dann ſtichelte und trümpfte ſie Eins nach dem Andern. Am ſchlimmſten ging es, wenn wir ſpäter einen halben Tag auf dem Lande zuſammen arbeiteten, wo ſie uns nicht beobachten konnte. Wir konnten dann eines traurigen Abends verſichert ſein. Entweder redete ſie gar nichts oder lauter Stichelreden. Es iſt wirklich nichts gräßlicher als dieſes beſtändige Mißtrauen in Andere, dieſes beſtändige Aufpaſſen auf Worte und Mienen. Es iſt kaum etwas Peinigenderes in einem Hauſe, als wenn man gezwungen wird, Worte, Mienen, Geberden ängſtlich zu

bewachen, wenn man mit niemand ein Wort reden, bei niemand ſtehen bleiben darf, wenn man nicht bös Wetter haben will. Und wenn Mann und Weib einander nicht einmal recht anſehen dürfen, wenn ſie im Frieden bleiben wollen, ſo ſchleicht faſt unwiderſtehlich ein düſterer Geiſt ins Haus, eine Alp legt ſich auf die Bruſt und alles wird doppelt ſchwer. Wie ein ſolches Mißtrauen in eine Bruſt ſich niſten kann, weiß ich nicht. Ich will nicht ſagen, es entſtehe aus dem eigenen Bewußtſein des Uebelmeinens, und auch nicht aus dem Bewußtſein, daß Andere Urſache haben könnten, Einen zu verhandeln, und auch nicht aus der Eiferſucht, daß die lieber ſeien, mit denen man heimlich thue; aber alle drei Dinge mögen wirken dazu, in den einen Herzen dieſes Element vorherrſchend ſein, in andern das andere.

Wir konnten uns faſt nicht anders mehr mittheilen als mit wehmüthigen Blicken, und auch dieſe bewachte die Mutter und ſagte: Ja, ſeht nur einander an, daß iſt mir doch ſehr gleichgültig; und da ſie mit uns in der gleichen Stube ſchlief und noch recht gut hörte, ſo war uns auch hier Stillſchweigen auferlegt.

Die Mutter dagegen hatte gerne etwas Heimliches, und ſteckte gerne mit jemand den Kopf zuſammen. Sie war an die häuslichen Verſchwörungen gewohnt, ſie waren ihr zur täglichen Nahrung geworden. Solche Verſchwörungen giebt es in jedem Hauſe, am allermeiſten aber da, wo eine ſchlechte Regierung iſt, wo viele Meiſter ſind und kein rechter, oder wo eine illiberale Regierung iſt, die das Volk drückt und nur auf ſeine Koſten leben will. Dieſe Verſchwörungen ſind mancherlei Art, luſtig und ernſthaft, aber zum Frieden dienen ſie ſelten. Im Hauſe hatte nun die Mutter niemand, mit dem ſie gegen die Andern ſich verſchwören konnte. Sie verſuchte es bei Mädeli und bei mir, und, wie geſagt, ſicher nicht aus Bosheit oder Teufelſüchtigi, ſondern aus reiner, purer Gewohnheit, und weil ihr niemand jemals geſagt hatte, welches

Laſter dieſe Gewohnheit eigentlich ſei. Sie wollte ſich anfangs hinter mich ſtecken und mir die Laus hinter das Ohr ſetzen: Mädeli ſei keine Haushälterin, ſpinne nichts, ſein teufels Waſchen trage nichts ab. Aber ich achtete auf ſolche Reden nicht, oder wenigſtens ſie ſah keine Folgen von dieſen Reden. Man nennt ſolche Zwiſchenreden in einer Ehe nicht umſonſt eine Laus hinter das Ohr ſetzen, denn ſolche Reden gramſeln und beißen ſich ein, ohne daß man weiß wie. Und man muß mit aller Kraft ſich mühen, den Eindruck ſolcher Reden zu verwiſchen, ſonſt wecken ſie den Argwohn, man glaubt auch Dinge zu ſehen, die nicht ſind, der Argwohn macht böſes Blut, aus dem böſen Blut kommen böſe Worte, und dieſe ſcheiden die Gemüther.

So ein einzig aufweiſend verdächtigend Wort in eine Ehe hinein geworfen, kann eine wahre Teufelsſaat werden, die tauſendfältig Unglück bringt. Es gramſelte mir allerdings auch etwas hinter den Ohren, und es wollte mich zuweilen bedünken, Mädeli mache eigentlich nichts; allein wenn ich dann ſeine Emſigkeit ſah, als ich ſah, wie es bei aller Armuth bei uns doch noch gut ausſah, und beſſer noch als bei manchem reichen Bauer; und als ich in ſeine treuherzigen Augen ſah, wie ſie ſo ſehnſüchtig Liebe und Freude an mir ſuchten — da ward ich gewahr, daß es eine Laus ſei, was mir hinter den Ohren gramſele: ich zog ſie hervor, zerdrückte ſie mit dem Daumen, daß es klepfte, und hütete fortan meine Ohren vor ſolchem Ungeziefer. Die Mutter ſuchte nun an Mädeli zu kommen und wollte ihm anſchaulich machen, daß ich gegen ihns rückſichtslos ſei. Solche Reden thaten Mädeli gar weh. Es fühlte den Verſucher darin wohl. Es wies ihn ſtreng von ſich. Allein es that ihm leid, daß der Verſucher, der zwiſchen uns treten wollte, meine Mutter war, und fühlte wohl, daß wenn die Mutter nichts ausrichten könne bei ihm, es in ein bös Verhältniß mit ihr käme. Das gute Weibchen durfte mir das lange nicht klagen und konnte es

kaum vor der Mutter aufpassenden Augen. Endlich gab es eine gute Stunde, wo wir einen neuen Bund machen konnten, zusammenzuhalten fest, treu, offen und ohne Argwohn. Natürlich ward die Mutter dadurch vereinzelt, nicht daß wir ihr unsere Liebe entzogen, aber sie konnte mit keinem gemeine Sache gegen das Andere machen, konnte bei keinem wohlgemuth über das Andere klagen, ward nie versichert, unbedingt Recht zu erhalten; und das that ihr zu weh, als daß sie es in dieser Vereinzelung ausgehalten hätte.

Der Mensch kann nicht alleine sein; hat er keinen Menschen zum Anschluß, so wählt er etwas anderes: zarte Mädchen wählen ein Kanarienvögelchen zum Herzen und Schnäbeln. Verrauschen die zarten Zeiten und kommen die plumpern, materiellern, so trittet der Schooßhund auf. Hexen wählen Katzen, Zauberinnen Schlangen, etwas Warmes muß es sein, das der Mensch an seinen Busen drückt, besonders der weibliche. Glücklich Der und Die, denen ein Bruder oder eine Schwester oder ein Sohn Kinder liefert zum Hätscheln und Herzen, leider aber oft zum Verderben.

Meiner Mutter Herz zog auch sie zu ihrem Großkind, dem Buben; das Mädchen sah sie nicht an. Der Bube frug ihr anfangs nichts nach, sondern schrie immer, wenn sie ihn nehmen wollte; aber die Liebe einer Großmutter ist hartnäckig und die Liebe eines Kindes weich und leicht gewonnen. So zog sie ihn bald an sich heran. Aengstlich um seine Liebe, suchte sie dieselbe durch alle Künste sich zu sichern, ward die Dienerin seiner Launen und nahm ihn bei jeder Gelegenheit gegen uns in Schutz.

Nun ich war auch ein blinder Vater, und wenn meine Mutter nicht noch blinder gewesen wäre, so hätte ich vielleicht gerade gemacht was sie, und den Knaben gegen Mädeli in Schutz genommen, das eine liebende aber keine blinde Mutter war, und z. B. nicht bald sich etwas abbrüllen ließ gegen seine Ueberzeugung. Die kleinen Kröten erkennen instinkt-

mäßig die Kraft, welche in ihrem Brüllen liegt. Sobald irgend etwas ihrem Willen entgegentritt, ſo erheben ſie ein Zetergeſchrei, das durch Mark und Bein ſchneidet. Der Mutter thut das Schreien in den Ohren weh, oder ſie fürchtet, die Nachbarsleute möchten ſie verbrüllen, oder der Vater es hören und mit ihr ſchelten, daß ſie das Kind immer zu brüllen mache. Kurz, unter zehn Malen wird dem Kind in der Stadt ſechs, auf dem Lande acht Mal ſein Wille gethan. Es kann erzwingen. Wenn dann ſpäter dieſem verwöhnten Willen andere Menſchen entgegentreten, ſo entſteht der Streit; tritt ihm das Geſetz entgegen, ſo wird die Sünde geboren, und tritt ihm endlich Gott ſelbſt entgegen, ſo wird er vernichtet in Jammer und Verzweiflung.

So hoch faßte ich freilich damals die Sache nicht, oder vielmehr ich faßte ſie gar nicht, ſondern fühlte nur meine Liebe zum Kinde, während Mädeli in ihrem reinen Gemüthe die Wahrheit ahnete: daß Gott die Kinder durch die Hand der Eltern regieren und nicht erzwingen laſſen will. Weil aber die Großmutter mit dem Kinde ſo thöricht that und daſſelbe ſich allein zuwendete, wurde ich von meiner Blindheit etwas geheilt, und ſah nach und nach ein, wie eine ſolche Behandlung dem Kinde verderblich werden müßte. Was ich alſo an mir ſelbſt nicht geſehen hätte, das ſah ich an Andern. Sobald wir dem Kinde nun etwas abwehrten, etwas nicht thun wollten, ſo flüchtete es ſich heulend und ſchreiend zur Großmutter, und die nahm es nicht nur in Schutz, es konnte bei ihr machen was es wollte, ſondern ſie begehrte mit uns vor dem Kinde auf und ſagte uns: Wir ſeien gegen unſer Kind wie die wüſteſten Hunde, die ſie geſehen hätte, und wir gingen mit dem Kinde um, daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten. Man kann ſich denken, wie weh uns das thun mußte! Wollten wir das Kind ſtrafen, ſo mußten wir einen Augenblick abpaſſen, wo die Großmutter nicht da war, und ſo ging der beſte Augenblick verloren. Zehnmal ging es

ungeſtraft aus, weil wir uns mit der Mutter nicht prügeln wollten; denn ſie hätte es uns aus den Händen geriſſen. So gewöhnte ſich das Kind nicht nur eine Menge Unarten an, ſondern es gewöhnte ſich auch, die wenigen Strafen nicht als natürliche Folgen ſeines Bösthuns anzuſehen, ſondern als willkürliche Wehthaten, herrührend von den wüſteſten Hunden, die es gebe. Es gewöhnte ſich, dieſen Strafen ſich zu widerſetzen, oder zu entziehen, oder wenn es beides nicht konnte, uns bei der Großmutter zu verklagen, welche es dann um ſo zärtlicher ſtreichelte. So beſſerten die Strafen das Kind nicht mehr, ſondern ſie erbitterten es nur. Das thut auch jede Strafe beim Kinde, ſobald das Kind bei ihrer Anwendung Zwieſpalt ſieht, ſobald es eine Möglichkeit ſieht, daß ſie ihm hätte können geſchenkt werden, ſobald es ſieht, daß jemand ſeine Partei nimmt.

Unſer Kind gewöhnte ſich aber nicht nur an Strafloſigkeit, ſondern auch an Parteiung im Hauſe, gewöhnte ſich daran, es mit der Großmutter zu halten gegen uns. Sicherlich wirkt auch nicht bald etwas ſchädlicher auf ein kindlich Herz ein, als eine ſolche Spaltung, als die daraus folgende Angewöhnung, für ſeine Partei alles zu erliſtelen, ihren Nutzen und Vortheil zu ſuchen, die andere Partei zu täuſchen, zu hintergehen, zu übervortheilen. Aus dieſem beſtändigen Plänkeln entſteht dann Eifer, Bosheit, Schadenfreude, Rachſucht, und der gute Engel flieht.

Der Großmutter konnte aber doch Peterli nicht ganz genügen. Gar manche Klage verſtund er nicht, gar mancher Herzensergießung entlief er. Sie mußte auch außer dem Hauſe jemand ſuchen, mit dem ſie verkehren und dem ſie alles klagen konnte, was ihr von uns Ungerechtes geſchah. Denn, wie geſagt, je mehr jemand zu Klagen Urſache giebt, deſto mehr vermeint er ſelbſt Urſache zu Klagen zu haben.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weiſen Frau insbeſondere.

Wir hatten uns bis dahin von den Leuten nicht fern gehalten, aber doch auch niemand zum Vertrauten unſerer Haushaltung gemacht.

Lieb und Leid hatten wir zuſammen getragen und niemand zwiſchen uns eingelaſſen. Keines von uns ſchwatzte aus die Geheimniſſe unſerer Liebe oder unſerer Kümmerniſſe, keines klagte über das andere, und meine Frau hatte nicht Luſt, den andern Weibern zu erzählen meine Gewohnheiten, meine Schwächen, meine Härten; und mir fiel auch nicht bei, andere Weiber zu fragen, wieviel ſie in ihren Haushaltungen brauchen, und über meine Frau zu klagen, wieviel ſie brauche, wie verthünlich ſie ſei und wie wenig ſie dagegen verdiene. Klagt einmal ein Mann alſo einem Weibe, ſo iſt er meiſt verloren, denn er wird ſelten ein Weib antreffen, die ihm nicht Recht giebt, die nicht mehr verdienen und weniger wird brauchen wollen.

Unſere Haushaltung, unſer Verhältniß war alſo wie ein verſchloſſenes Druckli, in welches gar viele Weiber gar zu gerne ihre G'wundernaſen geſteckt hätten. Nicht weit von uns wohnte eine Frau, welche die längſte, nämlich G'wundernaſe, hatte. Sie hatte ein bedeutendes Talent, allen Leuten die Würmer aus der Naſe zu ziehen unter dem Schein der größten Theilnahme und Gutmüthigkeit. Männer, Weiber, Alle mußten ihre Geheimniſſe beichten. Und wo ſie eine Dienſtmagd von weitem roch, da ſtreckte ſie ihr ſchon von weitem die Hand dar und ſagte: wie geht es dir doch auch, nahm mich doch ſchon lange wunder, wie du es da aushalten kannſt, du armes Trörſti. Und jedem Babi ſagte ſie Bäbeli, und jedem Trini Trineli, und wußte gar ſchön und ſüß zu flattiren jedem Menſchen.

Aber bei dem G'wunder blieb es nicht. Sie wollte auch allenthalben die Hand im Spiel haben, wollte regieren, und das, wie sie meinte, mit Recht, denn sie bildete sich ein, eine beiendere Weisheit zu besitzen und geschenter zu sein, als alle andere Menschen. Sie theilte daher allenthalben Räthe aus sagte immer: Heh, sich, das verstehst du nicht, das mußt du se machen, mache nur, wie ichs sage, es kömmt dir wahrlich gut. Und dann wußte sie eine Menge Geschichten, wie sie hier und dort die Leute glücklich gemacht mit ihren Räthen. Es wunderte freilich hie und da Leute, warum die gute Frau ihre Weisheit nicht für sich selbsten brauche, da sie dieselbe denn doch am nöthigsten hätte.

Die Frau war zwar reich, aber ihre Kinder mißriethen ihr doch. Sie wollte zwar immer darstellen, daß alles gerade so gehe, wie ihre Weisheit es ersonnen habe, andere Leute waren aber nicht ganz so dumm, wie sie glaubte, und sahen auch unter die Decke. Nun — wollte sie ihre Weisheit nicht für sich selbsten brauchen, so ging das niemand etwas an, obgleich Mancher meinte, ihre Haushaltung ginge ihn doch gerade so viel an, als sie die seinige, und so gut sie in die seine rede oder darüber aburtheile, so gut habe auch er das Recht, in die ihrige zu reden und über die zu urtheilen. Aber bei diesem Rathen geschah ein doppeltes, was dieses Rathen und Einmischen nicht heilsam machte. Sie redete zwar immer von ihrem guten Herzen und ihrer Gutmüthigkeit, und der Schein davon war da; aber an gar manchem Ort ist der Schein von Gutmüthigkeit, und hinter diesem Schein sitzt Eitelkeit und Eigennutz. Wenn sie wahrhaft gutmüthig gewesen wäre, so hätte sie nicht soviel aufgewiesen, nicht diesen aufgehetzt gegen seinen Nachbar, und hätte dann dem Nachbar gesagt: Sieh, vor diesem nimm dich in Acht, er meint es nicht gut mit dir, ich könnte dir was von ihm erzählen, wenn ich wollte.

Das andere Unglück war das, daß ihr ganzes Wesen sammt ihren Räthen durchaus nicht auf Religiosität und Sitt-

lichkeit beruhte; sondern Eigennutz, Eitelkeit und Schlauheit regierten abwechselnd und ein bedeutender Grad von Selbstbeherrschung kam ihm zu Hülfe. Sie konnte die freundlichsten Mienen machen, wenn es ihr ums Augenauskratzen war, und konnte lachen, wenn es ihr schwer auf dem Herzen lag. Sie konnte Männern und Weibern, Mädchen und Burschen zu den gröbsten Unsittlichkeiten rathen, konnte sagen: der Pfarrer predigt wohl dagegen, aber wer wollte alles halten, was er sagt! Und die gleiche Frau, die solche Räthe gab, konnte Handkehrum über Weiber und Männer, welche sie haßte, furchtbar schimpfen und sagen: sie seien schlechte Leute, wegen nicht halb so schlechten Sachen, als zu denen sie selbst gerathen hatte.

Ueberhaupt hatte die Frau etwas Freigeisterisches und sagte oft: O man muß nicht alles glauben, man sagt gar manches, kein Mensch glaubt es mehr. Und die gleiche Frau klagt am gleichen Tage doch wieder: Ehemals sei es nicht so gewesen, die Welt werde alle Tage schlechter; es sei sich aber dessen nicht zu verwundern, die Leute hätten ja keinen Glauben mehr. Sie war im alten Glauben erzogen worden, und ihre weibliche Natur hielt einen Theil davon sammt einer Portion Aberglauben fest. Dann aber war ihre Blüthezeit in die Zeit gefallen, wo die französische Revolution ihre Lehren in alle Länder trug. Zur selben Zeit hatte ihr Mann viel zu bedeuten gehabt.

Dieser Mann hatte geglaubt, um sich aufzuschwingen, müsse er sich federleicht machen und allen Ballast über Bord werfen, und vor allem die Religion. Da die Frau damals mit ihrem Manne sich gemeint, sich vielleicht eingebildet hatte, durch ihn Frau Staatsräthin oder Frau Direktorin zu werden, so hatte sie auch gemeint: er wisse nun alles und könne alles. Sein Glaube ward daher auch der ihre, seine Brocken schnappte sie auf, sie ward auch eine gute Jakobinerin. Der neue Glaube war der Frau in vielen Dingen gar bequem,

und nach ihm erweiterte sie ihr Gewissen, daß es dehnbar und groß wurde, wie Hals und Schnabel einer Löffelgans. Damit war aber der alte Glaube nicht fort, Neues und Altes lag da untereinander und übereinander, wie an einer Geltstagssteigerung. Anfangs natürlich lag das Neue obenauf und war allein sichtbar, die Zeit rüttelte aber Beides, und Altes kam herauf und Neues herunter, und so lag es bunt und lustig durcheinander. Bald hörte man ein strenges Urtheil, bald einen leichtfertigen Rath, bald stolperte man über eine Aeußerung des Unglaubens, bald drang Einem ein andächtiger Seufzer in die Ohren. Und die gute Frau hatte in all ihren Händeln, und weil sie rings herum so vieles wissen mußte und zu sorgen hatte, nie Zeit aufzuräumen in sich, sie ließ das getrost untereinander liegen und war wohl dabei.

Diese Frau hatte nun einen bedeutenden Einfluß, und den Schaden, den sie auf diese Weise stiftete, die Unsittlichkeiten, zu denen sie rieth, möchte ich nicht gut zu machen haben. Und da sie auch nie zur Ueberwindung, zu sittlichen Kraftanstrengungen, sondern zu Listen und Ränken, zum Uebertünchen, zu Deckmänteln rieth, so möchte ich die Leute, die sie verdreht, nicht gerade zu machen haben. Diese Frau hatte es schon lange geärgert, daß sie nicht an uns kommen, ihre Nase nicht mitten unter uns haben, unsere Haushaltung nicht leiten konnte mit ihrer Weisheit. Nun ist's aber merkwürdig, wie so zwei klatschsüchtige Weiber sich zusammen finden; es ist wahrlich, als ob sie sich röchen.

Die Bekanntschaft zwischen meiner Mutter und dieser Frau war angeknüpft, wir wußten nicht wie. Dort fand sie dann noch andere Weiber, mit welchen sie ferners bekannt wurde, so daß sie nun ganze halbe Tage verschwand. Anfangs freute uns dieses für die Mutter. Wir hofften, die kürzere Zeit, die sie hätte, würde sie auch besser gelaunt machen. Ich muß bekennen, wir athmeten allemal recht frisch auf, wenn sie fort war, es war, als ob eine ganz andere Luft

im Hause sei. Unsere Gesichter wurden wieder fröhlich und die Worte, die wir nun nicht auf der Goldwage abzuwägen hatten und dann nicht noch siebenmal drehen mußten, gingen uns wieder frisch vom Munde. Aber die Mutter wurde, wenn sie zu Hause war, seit ihren Besuchen immer handlicher und immer unzufriedener. Sie räsonnirte über alles, sogar darüber, daß sie mit uns und den Kindern in der gleichen Stube schlafen müßte. Sie hätte nicht geglaubt, sagte sie, daß sie in ihrem Alter noch ganze Nächte das Kindergeschrei hören müßte.

Am meisten aber war sie mit dem Essen unzufrieden und trieb meinem Weibchen deshalb fast die Seele aus. Erdäpfel, wenigstens geschwellte, aß sie keine, oder wenn sie je einen aß, so mußten wir eine ganze Woche lang bei jedem Husten hören von dem Erdäpfel, den sie hätte essen müssen. Wir mußten aber doch Erdäpfel essen, und es war meiner Frau fast nicht möglich, immer etwas Apartes für die Mutter zu haben, und doch that sie es soviel möglich. Aber dann war ihr das Brod nicht recht. Es sei doch schrecklich, meinte sie, daß so eine alte Frau mit so bösen Zähnen altes Brod essen solle; das könne Einem doch niemand zumuthen, als eine Sohnsfrau. Und hatte sie frisches Brod, so klagte sie: es sei doch schrecklich, daß eine so alte Frau so schwarzes Brod essen solle; ehedem, wo die Leute noch was geglaubt, da hätte man in jedem Hause ein weißes Brödlein für die alten Leute gehabt. Der Kaffee war ihr auch nie recht. Den Cichorienkaffee möge sie nicht erleiden, sagte sie, er mache ihr das Wasserbrennen. So stark geröstet habe sie ihn nie, sie habe immer gehört, es mache kurzen Athem. Die Milch war zu blau, und Mädeli wurde zugemuthet, es blase sie ab für sich und gebe nur den dünnern Theil auf den Tisch. Und Mädeli machte gerade das Gegentheil. Mädeli, in der besten Meinung, that alles Mögliche, hatte aber nie Dank davon, sondern statt dessen Vorwürfe oder Sticheleien. Ich sah oft,

wie es seine Erdäpfel und seinen Kaffee mit Thränen hinunterwürgte, nur damit beides mir nicht vor Ohren und Augen käme. Es wollte keine Jammerbüchse sein, aus der, statt wie aus einer Elektrisirbüchse oder Flasche blitzende Elektricität, Jammertöne strömen, denen man aber eben deswegen ordentlich aus dem Wege geht, um nicht eine Ladung zu erhalten. Mädeli wollte bei mir nicht über meine Mutter klagen, sondern sie ertragen aus Liebe zu mir, da es mich mehr liebte als sich selbst. Gar viele lieben meinetwegen wohl ihren Mann, aber daß sie seinetwegen etwas ertrügen, ohne es ihn entgelten oder merken zu lassen und nachzurechnen — selb nicht. Aber deswegen hatte ich um so mehr Mitleid mit ihm. Es ist da auch gerade wie bei Kranken. Je mehr ein Kranker jammert und klagt und ungeduldig sich geberdet, desto weniger Mitleiden hat man ihm, desto ungeduldiger wird man über ihn, desto mehr läuft man von seinem Bette weg. Je geduldiger aber ein Kranker ist, desto mehr Mitleid hat man mit ihm, desto mehr Mühe giebt man sich mit ihm. So hatte ich es mit Mädeli.

Wenn ich sah, wie es seine Erdäpfel hinunterwürgte, mit dem Kaffee noch allerlei Anderes schluckte und doch freundliche Augen und milde Worte beizubehalten suchte, so schwoll mir eben deswegen das Herz, und ich fing an der Mutter zuzusprechen und ihr zu zeigen, daß wir thäten, was wir vermöchten, daß sie es immer besser hätte als wir, und sie zu bitten, mein Weibchen nicht so zu plagen, sie sehe doch, in welchen Umständen es sei und daß es thue, was ihm möglich sei. Das nahm aber dann meine Mutter übel und sagte: sie sei auch manchmal in solchen Umständen gewesen, und es hätte sich auch niemand ihrer geachtet. Es sei auch nicht brav von mir, daß ich es nie mit ihr halte, und sie hätte auch vernommen, wieviel besser Mädeli's Vater es gehabt und was Mädeli dem alles angehängt hätte. Mädeli bat mich oft recht dringend, doch gar nichts mehr zu sagen, wir wollten es

mit Geduld annehmen, wir wüßten ja nicht, womit wir das verſündigt hätten und was wir darob verdienen könnten. Die Sache kam aber immer ärger, die Mutter wurde immer mißvergnügter und wußte alle Tage mehr zu klagen. Wir begriffen nicht, woher das kommen möchte, bis eines Tages die weiſe Frau wie zufällig beim Garten ſtehen blieb, wo Mädeli eben mit dem Kraut zu thun hatte. Biſt du auch einmal an der Sonne? frug die Frau; es iſt recht, man muß nicht immer am Schatten ſitzen und was tändeln. Wo habt ihr das Mutterli? fragte ſie ferner, es iſt mir gar lieb, habt mir einmal recht Sorge zu ihm und gebt ihm auch recht zu eſſen und gönnet es ihm. Meine Frau war ganz verdutzt über dieſe Ermahnungen, die gar gutmüthig ausgeſprochen wurden. Sie entſchuldigte ſich auf das Beſte und ſagte: die Mutter ſei uns recht lieb, ſie hätte es beſſer als wir ſelbſt.

Ja, ja, man meine es manchmal, man habe die Leute lieb, man gebe es ihnen gut und doch plage man ſie und laſſe ſie Mangel leiden. Man ſolle doch immer nachdenken, was man ſelber gerne hätte, und wenn man nur denken wollte, ſo würde man vieles anders machen können und es würde nicht mehr koſten. Auf das alles verſtummte Mädeli und konnte gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe. Endlich ſagte die Frau noch: Ja, Fraueli, du mußt gewiß anders werden, ſo iſts nicht recht, und du wirſt verbrüllet im ganzen Land. D'sMutterli kann mich dauern, und ſo ſtünde es niemand aus. Adieu, und ſags auch dem Mann, es würde einem Schulmeiſter wohl anſtehen, Verſtand zu haben gegen ſeine Mutter.

Nun war uns die Löſung des Räthſels leicht. Wenn eine Frau gefragt wird in recht gutmüthigem Tone: Gott grüße dich, mein Frauchen, und wie geht es dir immer? ich denke oft, wie es dir gehe; nicht wahr, wie es kann und mag? ſo werden nicht die halben Weiber ſich der Klagen ent-

halten können. Der Ton, in dem sie angesprochen worden sind, hat ihnen die Versicherung gegeben, daß sie da Bedauern und Theilnahme finden werden: und wenn eine Frau sich nicht kann beneiden lassen, so möchte sie doch gerne bedauert sein. Nun fängt sie an zu klagen, und Klagen findet jeder Mensch, wenn er sie sucht, und je mehr sie bedauert wird, desto mehr klagt sie, bis sie endlich in dem Haufen von aufgethürmten Klagen fast erstickt und ordentlich elend wird. Die erfinnten, hervorgelockten Klagen werden am Ende auch von der Klagenden für wahr gehalten, sie nimmt den Aerger darüber mit nach Hause, und hat sie z. B. über schlechten Kaffee geklagt und ist darüber bedauert worden, so wird sie den Kaffee daheim schlecht finden, darüber die Nase rümpfen, und wenn er auf Extrapost aus der Levante gekommen wäre.

Auf solche Weise ist schon manches Herz künstlich unglücklich gemacht, mancher Hausfriede zerstört, manche Ehe zertrümmert worden. So war meine Mutter bedauert worden, dadurch wurden ihre Leiden vergrößert, sie wurde immer bitterer, ihre Klagen wurden immer größer und wir unter den Leuten immer mehr verbrüllet. Denn da wir nichts sagten, keine Partei suchten, so nahmen Alle der Mutter Partei und urtheilten, was wir doch für wüste Leute seien. Man sehe es uns nicht einmal an, meinten die Einen, die Andern behaupteten aber, schon lange nicht nur Pulver gerochen, sondern auch gesagt zu haben, das komme am Ende dann so.

Was in meines Weibchens Herz vorging, weiß ich nicht, weiß nicht, ob nicht ein schwerer Kampf in demselben Statt gefunden: denn als ich es vor Augen kriegte, sah ich nur noch verweinte, aber nicht wilde oder böse Augen. Auf meine Fragen vernahm ich den Vorfall, und wir machten es uns beide deutlich, woher er entstanden, daß die Mutter über uns klage allenthalben, und alle Weiber im Dorfe gegen uns Partei nehmen, weil wir niemand klagten, keine Vertrauten suchten. Ich wollte nun mit der Mutter aufbegehren und

ihr ihr Geläufe abſtellen. Aber meine Frau wollte nicht, ſie behauptete, das mache das Uebel nur ärger, ſie klagte dann nur deſto mehr, und anbinden könne man ſie doch nicht. Ein Mittel brauſ'te mir durch den Kopf: den Leuten nämlich auch zu ſagen, wie es ſtehe, zu ſagen, was wir thäten und wie die Mutter Eine ſei. Damit hätten wir ſicher wenigſtens die halben Leute auf unſere Seite gezogen und wären bei ihnen wieder in guten Geruch !gekommen. Allein mein Weibchen ſagte: Möchteſt du das, Peter? ſoll ich anfangen über deine Mutter zu läſtern? was könnten dann erſt die Leute mit Recht von mir denken, wenn ich einer ſo alten Frau ihre Fehler aufdeckte und z'weglegte? Nein, Peter, da iſt nichts zu machen, wir müſſen das in Gottes Namen tragen; es wird ſchon wieder beſſer kommen.

Ich begreife noch jetzt nicht recht, woher mein junges Weib die Kraft hernahm und das richtige Gefühl deſſen, was chriſtlich und nicht chriſtlich ſei. Es war ohne ſogenannte Bildung, eine beſondere Education war nicht mit ihm gemacht worden, und doch dachte es ſo ſinnig, waltete ſo lieblich, trug ſo kräftig, daß man ſo was unter dem Kittel nicht vermuthete, und wenn man das Unerwartete fand, verwundert nach den Urſachen gefragt hätte und wo Mädeli erzogen und gebildet worden ſei? Ich fragte das freilich nicht, aber ich dachte doch manchmal darüber nach, wenn ich durch daſſelbe beſchämt worden war. Ich konnte nichts anders denken, als daß das alles von der Liebe komme, welche Mädelis Verſtand ſchärfe, ihre Kraft erhöhe, kurz die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden. Für ſolche Liebe iſt eigentlich das weibliche Gemüth geſchaffen, ein Thron iſt in demſelben für ſie aufgebaut, von dem herab ſoll ſie regieren; eine Fülle von Kraft ſteht ihr zu Gebote, alle Empfindungen weiht und heiligt ſie; und aus den Empfindungen, nicht aus dem Gedanken, entſpringt des Weibes ganzes Weſen. Aber leider wird dieſer Thron anders beſetzt ſchon frühe bei Vielen.

Selbstsucht thronet oben und zeigt sich bald als Eitelkeit, bald als Hoffahrt, bald als Sinnlichkeit, bald als Bequemlichkeit, kurz in vielfachen Gewändern nach Laune, Alter und Gelegenheit, bestimmt des Weibes Empfindungen und beherrscht somit sein ganzes Wesen. Und früh sorgen die Eltern dafür, daß es also geschehe, und verwöhnen das Kind und vergiften sein Empfinden, so daß, wenn dann auch einmal die Liebe zum Manne kömmt, sie nicht Herrscherin wird, sondern eine Magd der Selbstsucht, und von ihr sich muß mißhandeln oder verabscheiden lassen nach Lust und Laune. Und doch hatte der liebe Gott so gut es dem Weibe ausgedacht. Eben weil das Weib vorzüglich empfindet mehr als denkt, hat er ihm die süßeste aller Empfindungen bereitet, hat dieser Empfindung die Macht gegeben, dem ganzen Gemüthe zu gebieten und die Eigenschaft ihm mitzutheilen, daß in der Berührung mit der Welt nicht Bitterkeit, nicht Leidenschaft entstehen, für deren Zähmung keine Gewalt da ist; hat also dem Weibe eine Kraft bereitet, welche der Welt den Stachel nimmt; einen Balsam, der alle Wunden heilet; eine Empfindung, die wahrnimmt, was kein Verstand der Verständigen sieht. Und das eben erkennt man nicht, mißkennt, was des Weibes Glück ausmacht, will an Platz des Empfindens das Erkennen, an Platz der Liebe den Verstand setzen oder gar das Gedächtniß; daher eine so rasende Menge unglücklicher Weiber, die eine so rasende Menge Männer rasend machen oder wenigstens halb. O Herrgott, unsere weiblichen und männlichen Pädagogen dann noch zu den Eltern! Mich wundert, wenn man nicht nächstens Schulen einrichtet, wo die Mädchen auf den Händen werden gehen müssen mit den Beinen zierlich in der Luft.

Das Herz meines Weibes, oder seine Empfindung war durch nichts vergiftet worden; die Liebe fand den Thron noch leer, und auf demselben wachte und waltete sie nun mit Meisterschaft, und wenn sie matt werden wollte, so trank sie aus dem Born der ewigen Liebe und ward wieder stark und weise.

Und was die Liebe ſtark iſt, glaubt man gar nicht. Für jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder einen Gang zu thun für ihn, iſt Höllenpein; für jemand, den man liebt, ſich zu opfern, iſt Freude; einem haſſenden Herzen wird alles ſchwer in der Welt, ausgenommen die Sünde; einem liebenden Herzen wird das Schwerſte leicht, ausgenommen die Sünde. Das fühlten wir, denn Mädelis Liebe trug auch mich empor.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von ſchulmeiſterlichen Finanzen.

Nun kam eine immer zunehmende Geldnoth. Unter drei Gulden in der Woche konnten wir es nicht mehr machen für die gewöhnlichſten Bedürfniſſe in der Haushaltung, und woher ſollten wir nun dieſe nehmen? Dann waren noch keine Kleider angeſchafft, keine Schuhe für die Kinder, kein Hausgeräthe, kurz von allem dieſem nichts. Alſo nur zu meiner Haushaltung brauchte es bis fünfzig Gulden jährlich Nebenverdienſt, und woher ſollte dann das andere alles kommen? Und wenn man alles kaufen muß bis an die Erdäpfel, ſo rechne man einmal nach, was es heißt, wenn man für ſechs Perſonen nicht mehr brauchen will als zwei Gulden wöchentlich. Für zehn ein halb Batzen Brod, ſieben Batzen Milch, ein ein halb Batzen Salz, fünf Batzen Butter oder Schmalz, vier Batzen Mehl und drei Batzen Kaffee iſt wahrhaftig wenig für ſechs Perſonen, und doch ſchon mehr als zwei Gulden. Bäurinnen, denen Kühe, Schweine und Spycher das Meiſte geben, und die das Geld ungezählt aus dem Schranke nehmen, werden vielleicht finden, das ſei noch ziemlich viel, denn ſie rechnen gar nicht nach, was ſie brauchen, und würden verzweifelt auf-

Kreuzer täglich, von welchen drei Kreuzern er die Hälfte nicht weiß, wo nehmen. Es muß ſich niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal ſich lieber der Hoffnung überlaſſen, es werde dem Kranken von ſelbſten beſſern, als daß ſie die Geſunden hungern laſſen; man weiß gar nicht, was ſolche Bedrängniß iſt. Schade, daß keine Einrichtung iſt, wobei bedrängte Hausväter, ohne eigentlich beſteuert zu heißen, unentgeltlich zu ärztlicher Hülfe kommen können ohne weitere Umtriebe; es würde mancher brave Mann und manche brave Frau mehr am Leben bleiben. Das iſt aber nur da möglich, wo vernünftige Aerzte ſind und vernünftige Gemeinden, und eine vernünftige Ordnung im Staate.

Einer der Aerzte war der theuerſte von allen, der forderte für ſeinen braunen oder rothen Miſchmaſch nicht nur drei und vier Batzen, ſondern gewöhnlich einen halben Gulden, und gerade der wußte ihr Vertrauen am beſten zu feſſeln, zu dem mußte ich am meiſten, wie ich auch ſeufzte und ſtöhnte. Meine Mutter hatte am linken Bein oben in dem Fußgelenk einen Schmerz bekommen und mich deswegen zu dieſem Doktor geſandt. Derſelbe ſagte: nun, das ſei gar gut, es werde ihr jetzt ſchon ganz beſſern. Ihre Leber ſei früher krank geweſen, jetzt ſei ſie ausgelaufen und in das Bein hinunter, was ſie im Fußgelenk fühle, ſei nichts als ein Leberfluß. Der ſei ihm nun am rechten Ort und das Herz werde jetzt ſchon geſund werden. Unglücklicherweiſe ſagte ich das der Mutter wieder, und von dem an faßte ſie ein beſonderes Zutrauen zu ihm und hoffte von ihm völlige Geneſung.

Auf dieſe Weiſe kamen wir immer tiefer in die Noth hinein. Wir brachen uns ab, ſoviel wir konnten und Mädeli und ich ſannen oft darüber nach, wo wir etwa noch einen Kreuzer erſparen könnten. Und wenn wir dann nachſannen, was wir alles noch nöthig hätten, was anzuſchaffen ſein ſollte, ſo wollte es mir manchmal faſt über das Herz kommen. Aber

mein Weibchen tröſtete mich dann, ich ſolle doch nicht ſo kummern, es könne es noch machen ohne dies und jenes, ſo lange wir geſund ſeien, mache alles nichts, wir könnten noch viel übler z'weg ſein. Ich ſolle doch nur an die und die denken. Und dann hätten wir doch noch eins, was ſo viele nicht hätten, wir hätten den Frieden unter uns und hülfen einander treulich, und da ſei es doch noch immer dabei zu ſein. Freilich, wenn unſere ältern Kinder mit blauen, kalten Beinen im Herbſt zum Ofen krochen, weil wir ihnen noch nicht Strümpfe zu kaufen vermochten, und wenn es um das jüngſte ganz zerfetzte Windeln wickeln mußte, ſo wurde ihm manchmal das Auge feucht, aber es küßte dann das Kind und ſagte: Komm, du mußt zu ſaugen haben. Und wenn dann das rothe, backige Kind in vollen Zügen ſog, ſo lächelte die Mutter wieder und meinte dann: Ja, ja, es dünkt dich doch gut, wenn du ſchon nicht in ganzen Windeln biſt!

Aber als allgemach das baare Geld immer ſeltener bei uns wurde, als wir manchmal auf Borg nehmen mußten und immer länger nicht bezahlen konnten und das Rückſtändige immer mehr anſchwoll, da wurde uns doch immer banger ums Herz. Man glaubt nicht, wie man ſo nach und nach in Hinterlig kommen kann, und wie unvermerkt ein Tag zum andern ſich ſchlägt und ein jeder unvermerkt die Schuld größer macht. Es iſt eine Pein, wenn man einmal etwas auf Borg nehmen muß, aber wenn man noch einmal wiederkommen und weder das Alte noch das Neue zahlen kann und wieder auf Borg nehmen muß, da ſteigt die Pein mit jedem Mal und allemal wird der Gang ſchwerer. Auf der andern Seite werden die Geſichter länger, die Mienen unfreundlicher. Bald fällt ein Wörtchen, man ſolle erſt das Alte zahlen, ehe man Neues nehme. Dann macht man mit ſchwerem Herzen Verheißungen, die man nicht halten kann, wie man wohl weiß, und den ganzen Tag liegt es ſo ſchwer auf Einem, als ob man Steine im Herzen hätte. Viele Eltern helfen ſich da-

mit von dieſer Pein, daß ſie die Kinder ſenden, wenn auf Berg zu holen iſt, ſaure Geſichter zu ſehen ſind. Das iſt wahrhaftig eine der ärgſten elterlichen Unbarmherzigkeiten, die es geben kann.

Entweder es verhärtet des Kindes kindlichen Sinn, oder daſſelbe wird gedrückt, ſchämt ſich und verliert Muth und Freudigkeit, es beugt muthlos ſein Häuptlein unter des Lebens hartes Joch und hebt es nimmer wieder auf, faßt nie wieder Muth und Freudigkeit. Man denke ſich doch in ein kindlich Herz hinein, das hungerig und freudevoll ſeine Milch, ſein Brod holen geht in der Hoffnung, bald geſättigt und getränkt zu werden, und es muß lange warten, es wird Rath gehalten in der Stube, und es vernimmt endlich den Beſcheid: jetzt bekomme es noch, aber wenn es das nächſte Mal wieder komme ohne Geld, ſo jage man es vom Hauſe fort. Es bringt den Beſcheid nach Hauſe, am andern Morgen ſoll es wieder gehen, es frägt nach Geld. Es bekömmt Antworten aller Art: Sage nur, wir wollen zahlen, aber der Vater ſei nicht daheim geweſen; oder wir hätten einzuziehen und könnten es nicht bekommen; oder wir ließen anhalten um Gotteswillen und wollten zahlen, ſobald wir könnten. Die einen Kinder gehen, lügen, und wenn es an einem Orte nicht mehr gehen will, ſo lügen ſie an einem andern Orte. Andere ſchüchterne Kinder weigern ſich und werden geſchlagen, werden mit Drohungen vom Hauſe weggejagt, müſſen zitternd und zähneklappernd das Eſſen auf dieſe Weiſe betteln gehen. Und wenn ſie den Leuten nichts abbetteln können, ſo giebt man ihnen entweder neue Schläge oder neue Lügen an. Man denke ſich denn doch die Wirkung ſolcher Unbarmherzigkeiten auf ein Kind. Nein! unſer Kind marterten wir doch nicht auf ſolche Weiſe. Mädeli holte anfangs ſelbſt. Allein ich ſah, daß es daſſelbe nicht übers Herz bringen konnte. Es klagte mir nicht, es ſagte mir nicht: Du kannſt auch einmal gehen, die Sache iſt ſo gut für dich als für mich.

Aber ich ſah an Mädelis ſchwerem Schritt und verweinten Augen, wie hart es ihm ging, ohne Geld gehen zu müſſen. Ich fand es nicht billig, daß es alleine dieſe Pein tragen müſſe, und nach langem Streiten nahm ich ſie ihm ab. Wohl hatte es ſein Gutes, wenn der Schulmeiſter ſelbſten ging und für einen Batzen Milch auf Borg holte, die Leute muckelten weniger. Aber hie und da fiel doch ein Wort, oder eine Frau konnte ſich doch nicht enthalten zu ſagen: Gebt ihr euter Mutter auch davon? Aber man denke ſich denn doch die Lage eines Schulmeiſters, der am Morgen das Eſſen auf Borg herbeitragen muß. Wie freudig muß er wohl am Morgen aufſtehen, durch welche Gedanken geweckt? Wie ſoll man ſich ausſchließlich mit dem Unterricht beſchäftigen, wenn Einem am Morgen an einem Orte die Milch abgeſagt worden und an einem andern das Brod, und man nun nicht weiß, wo man beides für drei hungrige Kinder hernehmen ſoll? Wer will da dem Schulmeiſter gebieten, ſeine Seele ſolle beim Unterricht ſein?

Man klagt ſo viel über unverſchämte Schulmeiſter und daß ſie Einem immer vor der Thüre ſeien, und meint dieſes mit Recht ihrer Trägheit zuſchreiben zu können. Bald ſagt man: er iſt nichts nutz, bald ſagt man: ſie iſt nichts nutz; wenn ſie wollten, ſie könnten Geld verdienen wie Heu, und was ſie haben, muß gebraucht ſein, was ſie in einem Tage freſſen können, darf nicht geſpart werden auf den folgenden Tag. Ich gebe gerne zu, es giebt Schulmeiſter, welche faul, welche bräuchig, ja verthunlich ſind und durch eigene Schuld in die Armuth verſinken. Ich gebe wieder zu, daß es Schulmeiſter giebt, die ohne großen Lohn, durch eine gewiſſe Anſtelligkeit und Erwerbsfähigkeit mit Ehren durch und ſogar zu etwas Vermögen kommen. Sie werden Gemeindeſchreiber, Krämer, Bäcker oder alle drei Sachen zuſammen, Bannwarte, häufen vielleicht ſieben Pfütlein auf einander oder treiben mit Geſchick allerlei Handwerke, aber dann ſind ſie alles andere,

nur nicht Schulmeiſter, und die Schulmeiſterei iſt nur Nebenſache. Wenn nun Einer eben Schulmeiſter geworden iſt, weil er ſich dazu geartet glaubte, kann man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er nicht Krämer wird, wozu er ſich nicht ſchickt? Kann man es vielleicht nicht viel eher dem krämernden Schulmeiſter zum Vorwurf machen, daß er Schulmeiſter geworden und nicht bloß Krämer geblieben? Kann man es überhaupt jemand zum Vorwurf machen, wenn er neben ſeinem eigentlichen Amt und Beruf nicht viel zu verdienen weiß? Man macht hinwiederum gar Manchem, der mit Ehren durchkommen möchte und daher für ſeine Schreibereien unverblümt etwas fordert, gleich den Vorwurf, er ſei unverſchämt, wenn er nur die Feder in die Hand nehme, koſte es zwei Batzen.

Wahrhaftig, man macht vielen Schulmeiſtern und ihren Weibern nur deswegen Vorwürfe über ihre Armuth, weil man gar nicht nachrechnet, ſondern nur ſo in Bauſch und Bogen abſpricht, oder weil man bei andern Schulmeiſtern ihre Noth und Dürftigkeit nicht wahrnimmt. Sie hangen zwiſchen Leben und Verhungern, aber ſie können es verbergen, kommen anſtändig daher und niemand merkt, wie ſie oft wochenlang kein Fleiſch vermögen und manchmal Tage lang keinen Kreuzer Geld im Hauſe haben und es machen ohne Brod. So wäre es vielleicht auch mit uns gegangen, wenn meine Mutter nicht gekommen wäre, durch ſie wurde unſere Noth ſichtbar und kam unter die Leute.

Gerade hier werden nun die, welche von kindlichen Pflichten nichts wiſſen, anhängen und ſagen: da ſei ich alſo doch ſelbſt ſchuld, die Mutter hätte ich nicht zu nehmen gebraucht, die Gemeinde hätte ſie erhalten müſſen; und die Haut ſei doch noch näher als das Hemde, und wenn ich ſie nicht gehabt hätte, ſo hätte ich es alſo als Schulmeiſter machen können. Es ſei mir alſo recht geſchehen, daß ich ſo in die Dinte gekommen.

Aber iſt denn eigentlich ein Schulmeiſter von Rechtswegen ein Hund? Hat er, wie ein Hund, keine Pflichten gegen ſeine Eltern, ſoll er ſie von ſeiner Thür wegjagen, wenn ſie hülflos anklopfen an dieſelbe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, in Erfüllung ſolcher Pflichten einer der Erſten zu ſein, zu zeigen, wie eigentlich Kinder die natürlichen und erſten Unterſtützer ihrer Eltern ſein ſollen? Wie traurig iſts für ihn, wenn ſein Amt ihm keine Mittel dazu bietet, wenn er, der voran ſtehen ſoll, hintenan bleibt, oder, wenn er ſie zu erfüllen ſucht, zu Grunde geht. Man ſollte allerdings aber glauben, man halte ihn nur für einen Hund an vielen Orten. Wie einem Hunde giebt man ihm nur ſo viel, daß er das eigene nackte Leben durchbringt mit Mühe; daß er ein Menſch ſei und Familienglied oder Familienvater, darum bekümmert man ſich nicht. Wenn er heute ſich ſatt eſſen kann, ſo glaubt man ihm genug zu geben; daß er krank werden kann, daß Umſtände beſondere Auslagen erfordern können, die einen Sparpfennig nothwendig machen, daran denkt man nicht. Wenn er krank wird, ſo kann man ihn freilich nicht dem Schinder bringen wie einen Hund, aber man kann ihn verkommen laſſen oder fortjagen, und das geſchieht wohl auch.

Es werden freilich eine Menge Menſchen es in Abrede ſtellen, daß ſie den Schulmeiſter für einen Hund halten. Aber wenn derſelbe nun klagte, daß er keine Familie erhalten, nichts für eine Krankheit bei Seite legen, keine Mutter, keinen Vater aufnehmen könne, weil er eine einzige Stube habe, ſo würde man ihn auf die unterſte Klaſſe von Menſchen hinweiſen, auf alle Habenichtſe, auf alle, die der Gemeinde nächſtens auf den Hals fallen werden, auf alle heutzutage Proletarier Genannten, und würde ihm ſagen: Aber Schulmeiſter, was haſt du zu klagen, das laß an Andere, welche es viel böſer haben. Du kannſt deine Sache am Schatten machen, haſt den Lohn gewiß, zahlſt keinen Hauszins, kriegſt große Geſchenke, man riecht dir ja die Würſte oft auf hundert

Schritte an. Da laß Andere klagen, welche am Wetter ſind, Hauszins geben müſſen und nichts kriegen als Kinder. So tröſten die Menſchen. Aber müſſen denn die Schulmeiſter gerade mit der unterſten Klaſſe der Menſchen verglichen werden, mit den Menſchen, deren Fertigkeiten und Fähigkeiten mit ihren Bedürfniſſen, auch den gemeinſten, kaum im Verhältniß ſtehen; mit den Menſchen, an denen die ganze Welt die Schuhe abwiſcht und die Launen ausläßt; mit den Menſchen, von denen man eigentlich nur das Halten zweier Gebote fordert: daß ſie nicht ſtehlen und nicht tödten. Die vier erſten wendet man gar nicht auf ſie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelbergers, daß ſie Meiſterleuten und Obrigkeiten getreu ſeien, über das ſiebente drückt man die Augen zu, zur Uebertretung des neunten fordert man ſie auf, und wenn ſie das zehnte halten wollten, würde man ſich luſtig machen über ſie, indem man ihnen den G'luſt von Herzen gönnt und ſich ergötzt an ſelbigem, wenn ſie nur die Sache ſelbſt nicht kriegen.

Wenn alſo auch nicht mit Hunden, ſo ſtellte man doch die Schulmeiſter mit dieſer Klaſſe von Leuten zuſammen, mit Händen und Füßen ſtieß man die Lehrer in dieſe Klaſſe immer zurück, wenn ſie ſich daraus arbeiten wollten, und wer um ſeines Geldes oder ſeiner Fähigkeiten willen nicht mehr zurückzuſtoßen war, der wurde dann dem Schulmeiſterſtand entlockt.

Daß man ehedem, als man mit der Fauſt das Meiſte, mit dem Kopfe wenig machte, gar keine Schulmeiſter hatte, oder die wenigen wenig achtete, begreift man. Als man ſpäter mit der Peitſche nicht mehr alles ausrichtete, ſondern das Wort Gottes als Kappzaum noch nöthig hatte und zu gleicher Zeit als Hemmmaſchine, wie ſie Schafen und Pferden, die man weiden läßt, angelegt werden, da ſtellte man Schulmeiſter an, um die Menſchen zu ſpannen oder ihnen Dreiangel an die Hälſe zu legen, damit ſie nicht durch die Hecken kön-

ten; aber mehr ſollten ſie eben nicht ſein als Hemmmaſchinen, und ſollten nicht einmal begreifen, daß ſie mehr werden könnten. So ein Hemmjunge hatte es noch ſchlimmer als ein gehemmtes Schaf. Dieſes kann doch noch ſelber ſich zu freſſen nehmen, ſoviel es findet, dem Hemmjungen theilt man aber ſeine Portion aus, und wehe ihm, wenn er mehr begehrt! Man wollte es recht eigentlich ſo, daß die Schulmeiſter Kirchenmäuſen glichen, damit ſie aus Hunger recht zahm blieben und gelehrig, nach jeder Pfeife zu tanzen. Dann trieb man den grauſamen Hohn ſo weit, daß man die Schulmeiſter um ihrer Armuth willen verachtete und dieſelbe ihnen als ſelbſtverſchuldet vorwarf. Dieſe ſo verachtete und verhöhnte Kaſte verließ nun jeder, der durch Erbe oder Erwerbe irgend zu Vermögen kam, und ſo blieb die Kaſte arm und verachtet.

Alſo geſchah es zu der Zeit, als die Wellen der Noth über mir zuſammenſchlugen und ich nichts mehr ſah, als Noth rings um mich, Noth über mir und Noth unter mir, als Mädeli und ich zuſammen weinten und nichts mehr zu machen wußten, als dem Vater im Himmel unſere Noth zu klagen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nun gar in ſolcher Noth noch Viſiten.

So ſaßen wir einmal traurig an einem ſtürmiſchen Oktober-Nachmittag in unſerer Stube beiſammen, ich und mein Mädeli; die Mutter war fortgegangen. Wir hatten Erdäpfel gegraben, als auf tüchtigen Sturm die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die flüchtigen Schneeflocken daher brauſten um Augen und Ohren, und uns vom Felde weg hinter den Ofen jagten, und nun, wie ärgerlich, daß wir ihnen

entronnen, zur Hausthüre einstürmten, die Fenster peitschten und g'wunderig in dichten Schaaren sich an die Fenster legten, um zu gucken, ob wir drinnen seien. Es war so recht heimelig Wetter, wenn es Einem heimelig zu Muthe ist. Und es war uns auch so in unserm Stübchen, alleine und gebergen vom wilden Wetter. Da sagte ich: ein Kaffee wäre jetzt nicht übel. Aber einen Kaffee konnten wir nicht machen. Mädeli ging über den Küchenschrank und fand nur ein klein Tröpfstein Milch, die mußte für die Kinder gespart werden, und daß man ihn schwarz trinken könne, das wußten wir nicht. Freundlich brachte mir Mädeli Brod und sagte, ich solle nehmen, wenn ich möge. Brod sei allweg immer das Beste. Das rührte mich an meinem Weibchen: Nein, du bist immer das Beste, sagte ich, und nahm mit der einen Hand das Brod, mit der andern mein Weibchen und küßte es tapfer ab. Und während ich am besten küßte, da hämmerte es an die Hausthüre, daß ich wenigstens einen Schuh weit von Mädelis Munde fuhr, nicht wissend, welcher Kobold da draußen so lärme. Mädeli aber schrie: Herr Jeses, laß mich gehen; ein wüst Gesicht hat durch das Fenster gesehen, und klopft jetzt an die Thür, du mein Gott, wie ich mich schämen muß! Während diesem Reden dachte niemand ans Bescheidgeben. Der draußen hatte aber nicht lange Geduld, es wurde die Thüre rasch aufgerissen und herein trat der große, schwarzschnäuzige Jäger, um und um voller Schnee und hinter ihm sein Hund. Potz Blitz, wie da Mädeli von mir wegfuhr, blutroth und erschrocken, bis in eine Ecke hinein, und wie der schwarze Kerl so spöttisch lächelte und seine scharfen Augen von Einem zum Andern gehen ließ, und wie ich da saß mit einem Gesicht, so dumm, als nur irgend ein Schulmeister je eins gemacht, und das will viel sagen. Schulmeister, das wird deine Frau sein? Ja, sagte ich. He nun, — dann macht es nichts, fahrt nur fort, als ob ich gar nicht da wäre. Somit bot der meinen Lesern Wohlbekannte uns die Hand und sagte: er sei auf

der Jagd geweſen und hätte an einen Haſen geſetzt, den ſein Hund ſchon am Morgen früh aufgeſtochen. Der habe ſich daraus gemacht durch Feld und Wald und er ſei immer auf und nach geweſen, bis ihn der Schneeſturm überfallen, daß er am Ende nicht mehr gewußt, wo er ſei, und der Hund nicht mehr gewußt, wo aus der Haſe ſei. Da ſeien beide aufs Gerathewohl zugelaufen, bis ſie auf eine Straße und zu einem Hauſe gekommen, dort habe er eine alte Frau herausgeklopft mit großen Mühen, um ſie zu fragen: wo er ſei? Die habe ihn lange angeſehen und endlich auf die zweite Frage ihm geantwortet: Das ſage ſie ihm nicht. Zum Narren halten ließe ſie ſich nicht, denn jedes Kind wiſſe ja, daß dies Gytiwyl ſei. Nun habe er an mich gedacht, und gedacht, er finde da am beſten einen warmen Ofen, um ſich zu trocknen, und könne dazu ſein Verſprechen halten, ſetzte er ſpöttiſch hinzu.

Er that ganz, wie wenn er zu Hauſe wäre. Putzte vor allem ſeine Flinte ſauber ab und ſtellte ſie in die Küche hinaus, damit ſie nicht anlaufe, zog dann ſeine Schuhe und Kamaſchen aus und ſagte: Fraueli, hänge mir die zum Feuer, aber verbrenn ſie nicht, ſonſt kriegſt meinen Schnauz ins Geſicht. Und als er endlich mit allem fertig war, ſagte er ganz ungenirt: Fraueli, kannſt mir was Warmes machen, ſo wäre es mir anſtändig. Die Frau ging verblüfft hinaus und bald rief ſie mir: Peter, komme, höre was! Draußen examinirte ſie mich, wie ich zu dieſem unverſchämten Menſchen komme und wer er ſei u. ſ. w., denn ich hatte Mädeli von ihm zu erzählen vergeſſen. Sie könne ihm keinen Kaffee machen, könne keine Milch bekommen. So böſe hatte ich Mädeli noch nie geſehen. Mit ſchwerem Herzen ſagte ich dem Gaſt das. Er lachte mich aber aus und ſagte: Milch begehre er ja gar keine, man ſolle ihm den Kaffee nur ſchwarz bringen und Zucker dazu und ein gutes Glas Schnaps. Mit noch ſchwererem Herzen ging ich hinaus und ſagte dem Mädeli das.

Mädeli kehrte mir unwillig den Rücken und brummte: d'sKaffee wolle es machen, wenn es sein müsse, aber für einen solchen Räuber oder Mörder laufe es nicht um Kirschenwasser und um Zucker aus. Da stand ich in der höchsten Verlegenheit zwischen der Küche und der Stube auf dem Tritt und wußte nicht, sollte ich hinein oder hinaus. In der Stube grübelte ich lange in unserm Schränklein, nahm ein Körbchen, ein Druckchen hervor, stellte es wieder weg und nahm es wieder hervor, so daß endlich der Jäger mich fragte: was ich da suche, wir werden das Kirschenwasser doch nicht in einem Körbchen haben? Nein, aber das Geld, antwortete ich. Hellauf lachend antworte er, es scheine ihm doch nicht, sonst fände ich welches dort, aber es werde mir gehen, wie den andern Schulmeistern auch, daß ich alles hätte im Hause, nur nicht das, was man brauchen könne, und kein Geld, es zu kaufen. Damit warf er ein Stück Geld auf den Tisch und sagte, er sei nicht gekommen, um zu schmarotzen, sondern um bequem auszuruhen. Ich solle also nicht Komplimente machen und die Sachen holen, meiner Frau wolle er es selbsten sagen, daß er uns nicht lästig falle wolle.

Als ich heimkam mit meinem Eingekauften, fand ich meine Frau nicht nur besänftigt, sondern ganz freundlich mit unserm Gast; derselbe sah sie auch mit ganz zärtlichen Augen an, so daß ich nicht recht wußte, was denken, und es mir fast ward, als ob eine Laus hinter dem Ohr mich zu beißen anfange.

Als er nun so behaglich saß, sich gütlich that und uns zum Mithalten einlud, bedauerte er unsere Lage. Es gehe uns, wie den andern Schulmeistern, sagte er, das thue ihm leid für uns, für die andern aber nicht, es geschehe ihnen allen Recht. Es möge wohl hie und da Einen geben, der es gut meine und sein Mögliches thue, aber nützen thäte keiner etwas, und man müsse wohl dumm sein wie ein Bauer, daß man sie nicht abschaffe oder sie zu Säuhirten oder Bettelvögten mache.

Natürlich machte mich das alte Lied wieder ärgerlich. Doch erwiederte ich nur ganz beſcheiden, daß er allerdings Schulen gebe möge, welche nicht wären, wie ſie ſein ſollten, aber damit ſei nicht geſagt, daß keine guten wären. Er kehre nicht die Hand um, meinte er, für das, was eine beſſer ſei als die andere. Aber was er doch denke, entgegnete ich, ob er dann keine Religion mehr begehre, und ob Schreiben und Rechnen nicht auch vielen Leuten kommod wäre, vom Leſen wolle ich nur nicht reden? Ja, das ſei alles recht gut und ſchön, aber in der Schule lerne der Menſch doch weder das eine noch das andere. Alles, was man in den Schulen lehre, mahne ihn an Zahlpfennige. Kinder hielten ſie für ächte Friedrichsd'or, aber wenn man ſie für Friedrichsd'or brauchen wolle, ſo lachen Einen die Leute aus. Das wäre curios, entgegnete ich. Ich lehre doch die rechte Religion aus dem Fragenbuch und halte auf Beten, und faſt alle Kinder könnten das Fragenbuch auswendig. Er ſolle nur einmal kommen und ſie überhören, da ſei es ihnen gleich, wo ſie aufſagten, hinten oder vorne. Das glaube er, lachte er, ſie verſtehen hinten und vorne gleich viel davon. Kurzum, Schulmeiſter, ſagte er, es iſt doch ſo, ich habe es erfahren. Ich habe alles gelernt, was ein berühmter Schulmeiſter mich lehren konnte, war drei Jahre lang der Oberſte in der Schule, und als ich in die Welt hinauslief, war alles, was ich hatte, lauter Zahlpfennige, mit denen ich gar nichts anzufangen wußte, und in allen Dingen mußte ich von vorne anfangen. Entweder können die Schulmeiſter ſelber nichts, oder aus Mißgunſt und Eiferſucht lehren ſie nicht recht oder halten Alle zum Beſten.

Mit dem Schreiben und Rechnen konnte ich nicht alles dawider haben, allein mit der Religion ſei es durchaus nicht ſo, behauptete ich. Wenn man die in der Schule nicht lerne, wo lerne man ſie dann, fragte ich? Auf die ſeien wir ja aparti g'lehrt und b'richten die Kinder darauf, ja es gebe Schulmeiſter, die mit der Gottſeligkeit ſo genug zu thun

hätten, daß ſie gar nicht an etwas Anderes kämen. Schulmeiſter, was iſt Religion? fragte er mich plötzlich. Da verging mir einige Zeit das Antworten und das Maul blieb mir offen ſtehen. Endlich ermannte ich mich und ſagte: He, Religion iſt, wenn man Religion hat, und nichts Schlechtes macht und betet und in der Bibel lieſt. Ja, Schulmeiſter, du machſt es gerade auch ſo, ſo bin ich auch b'richtet worden ungefähr. Und ich bin ein Geſchickter geweſen; und mein Vater hat manchmal im Wirthshaus auf den Tiſch geſchlagen und geſagt: Wenn mein Benz ſo ein donners Burger von Bern wäre, er würde Landvogt oder gar Schultheiß. Ich konnte dem Schulmeiſter auch antworten, ſo wie er fragte, wie Schnupf, und blieb nie eine Antwort ſchuldig. Meine Mutter kam oft in die Kinderlehr, lehnte ihre dicken Arme über einander und hörte mit einem göttlichen Behagen zu, wie geſchickt ich ſei, wie ich allemal die letzten Sylben oder gar das letzte ganze Wort dem Schulmeiſter nachſagte, ohne zu fehlen. Und wenn ſie heimkam, ſo ſagte ſie zu den Mägden: Benz iſt ein Gelehrter, ich glaub, wenn Benz fragte, der Schulmeiſter könnte Benz nicht antworten, wie Benz dem Schulmeiſter. Den nächſten Sonntag fragten dann die Mägde auch: ob ſie nicht in die Kinderlehr könnten, zu ſehen, wie der Benz es könne? Ob die Mutter es erlaubte, kann man ſich denken. Nun hielt ich etwas auf meinen Ruhm, aber weiter dachte ich nicht, ich war der Geſchickteſte, und damit war ich mehr als zufrieden. Ich war ein großer, wilder, ſtarker, übermüthiger Bauernſohn und dachte nicht von weitem daran, daß ich meine Religion, außer in der Schule oder in der Kirche zum Antworten, zu brauchen hätte, als etwa zu beten und niemanden zu morden. Ich fluchte, daß der Boden zitterte. Ich war hinter unſern Mägden her, und wenn ich eine ergreifen konnte, ſo griff ich ſo weit ich konnte. Ich gehorchte den Eltern nur, was ich mußte, und gab der Mutter die ſchnödeſten Worte und auch den Vater ſchonte ich

nicht; und je mehr ich das konnte, deſto mehr meinten ſie ſich mit mir. Ich verdarb den Nachbarn manches, und wenn ich einen armen Bub prügeln konnte, ſo war das meine Luſt. Ich hatte gar von weitem keine Vorſtellung, daß das die Religion etwas angehe, überhaupt dachte ich gar nie an Religion, als wenn ich antworten ſollte.

Da warf mich das Schickſal ins Leben hinaus.

Mein Vater, ein abgerichteter Bauer, duldete keine eiſernen Gabeln im Roßſtall, weil er behauptete, man ſteche damit die Roſſe oft, ohne daß man es wiſſe. Die hölzernen Gabeln waren mir aber zuwider, überhaupt wurde ich allemal böſe, wenn etwas befohlen wurde. Ich nahm alſo, wenn ich miſten oder die Streu zurechtmachen mußte, eine eiſerne Gabel und wurde darüber oft geſcholten, und der Vater hatte mir bereits manchmal geſagt: Bub, wenn du mir das noch einmal machſt, ſchlage ich dich ſammt der Gabel unter die Roſſe. Einmal wollte mir ein junges Pferd nicht auf die Seite gehen, damit ich den Miſt unter ſeinen Füßen wegnehmen und zurechtlegen konnte, ich ſagte: geh nun! ich gab ihm mit der Gabel, allein es bewegte ſich nicht. Ich fluchte mit ihm, ſchlug es ſtärker an die Seite, da ſchlug das Pferd auch nach mir und ſtreifte mir glücklicherweiſe nur die Seite, warf mich aber doch in den Gang hinaus. Da übermannte mich der Zorn, und ob ich eigentlich ſchlug oder ſtach, ich weiß es nicht, kurz man ſah die drei Gabelzinken in den drei blutigen Wunden am Kreuz des Pferdes, das auch wie wüthend ſchlug.

Zu dieſem Höllenlärm kam mein Vater. Auch ihn ergriff der Zorn, da er in meiner Hand die eiſerne Gabel ſah und auf des Pferdes Rücken die blutenden Wunden. Ein tüchtiger Schlag von ihm, begleitet mit vielfachem Donner, warf mich an die Wand zurück. Meine Wuth war Berſerkerwuth geworden und meine Gabel kehrte ſich gegen den Vater. Der aber, ein gewaltiger Mann, früher berühmter Schläger, griff mit ſeiner eiſernen Hand mir darauf, ſie flog aus mei-

nen Fäuſten und nun nahm der Vater mich in die Hände. Wie ich biß und ſchlug, es war, als ob mein Vater fühllos wäre, meine Fäuſte Seifenblaſen, meine Holzſchuhe Semmel, meine Zähne Zuckerbrod. Er warf mich an den Ohren zwiſchen die Pferde hinein, drückte mir den Kopf in den Miſt und ſchlug und trat mich, bis endlich der Mutter es gelang, ihn wegzuziehen und mich freizumachen. Wie ich ausſah, kann man ſich denken. Ich wurde kurzweg zum Brunnen geſchickt und dann ſolle ich mich fortmachen. Aber wie es in mir ausſah, das kann ſich niemand vorſtellen. Eine Wuth kochte in mir, heiß wie die Hölle. Ausbrechen offen durfte ſie nicht, ich hatte meine Ohnmacht gefühlt; aber auf Rache ſann ich, je gräßlicher je beſſer. Lange brütete ich im Gaden über Racheplänen. Haus anzünden, Vater erſtechen u. ſ. w., das waren die zwei Hauptgedanken, die ſich mir im Gemüthe wälzten. Fort wollte ich allweg, da bleiben — der geſchlagene mißhandelte Bub unter den Knechten und unter den Mägden — das war über meine Kraft. Als alles im Bette war, ſtand ich leiſe auf, zog meine beſſern Kleider an, raffte all mein Geld, das ich im Schaf- und Taubenhandel gewonnen, zuſammen und ſchlich hinaus, noch immer nicht mit mir einig, was ich thun ſollte. Den Vater zu erſtechen hatte ich aufgegeben, das Haus hätte ich gerne angezündet, aber ich hatte kein Schwefelholz, und in die Küche zu gehen fürchtete ich mich. Ich verſuchte, Stroh mit Schwamm anzublaſen, allein es ging nicht. Aber etwas mußte doch gehen. Ich wußte, daß mein Vater eſt mitten in der Nacht und jedenfalls am Morgen vor Tag um das Haus herum und in alle Ställe ging ohne Laterne. Ich deckte daher alle Jauchelöcher ab ums Haus herum und dachte bei mir: in welchem erfährſt du wohl, wie es Einem iſt, wenn man im Miſt erſticken muß?

Dann lief ich fort in die weite Welt hinein, bis es Morgen war, an dem Gedanken mich ergötzend, wie der Alte ſchnaufen werde im Miſtloch. Als es Tag war, da kamen

die Gedanken: wohin, was anfangen? Zum Land aus wollte ich, denn im Lande hielt ich mich nicht ſicher. Von Langenbrucker Kuhhändlern hatte ich gehört, daß in Baſel das Loch ſei, wo man zum Land aus könne. Dahin ſteuerte ich alſo.

Nun will ich meine Abenteuer euch nicht erzählen, das würde ſonſt gehen bis morgen. Ich will euch nur ſagen, daß, weil nun kein Schulmeiſter da war, der mich fragte, keine Kirche, kein Fragenbuch, aus dem ich aufſagen mußte, ich gar keine Religion hatte. Ich war ein wilder, wüſter Bube, der alles für erlaubt hielt, was er machen konnte, wo möglich ungeſtraft.

So kam ich endlich auf ein holländiſch Schiff, das nach Batavia ging, als Schiffsjunge, nachdem ich mit Holzflößern den Rhein ab gefahren war. Die Reiſe iſt lang und wegen den unruhigen Meeren gefährlich. Ans Meer hatte ich mich bald gewöhnt, an meinen Dienſt auch. Da ergriff uns im indiſchen Meer ein gräßlicher Sturm oder Orkan, wie man ſagt. Von dieſer Gewalt, die da in der Natur tobt, hat man hier keinen Begriff. Wir glaubten Alle uns verloren, und jeder betete, was er wußte und ſo laut er konnte, damit der liebe Gott es höre im Donner der Wellen und im Sauſen des Sturmes. An dem Reſt eines Maſtes, der zerbrochen worden war, wie ein Schwefelholz, hielt ich mich feſt, neben mir noch einer der Paſſagiere. Der betete aber nicht, und da glaubte ich, auch für ihn beten zu müſſen, und betete daher um ſo lauter folgendes Gebet, das ich zu Hauſe des Morgens und des Abends beten mußte und das man auch zuweilen in der Schule betete; und wenn ich hinten aus war, ſo fing ich wieder von vorne an:

„Herr Jeſus in der Kirchen ſaß, daß er mit ſeinen zwölf Jüngern das heilig Abendmahl aß. Johannes ſprach: es iſt guter Wein. Herr Jeſus aber ſprach: es iſt nicht Wein, es iſt von meinem roſenfarben Blut, es iſt für eure Sünden gut. Das ſollet ihr eſſen und trinken zu meinem Gedächtniß.

Herr Jeſus aber ſprach: Jetzt muß ich von euch gehen, ſchwere Zeit muß ich ausſtehen. Die Juden nahmen ihn, ſie huben ihn, ſie ſchlugen ihn, ſie henkten ihn auf an ein Kreuz. Sie nahmen unſern lieben Herrn Jeſus herab, ſie legten ihn in ein ſteiniges Grab, in dem noch nie kein Menſchenkind gelegen war. Der Herr Jeſus aber ſprach: wer das Bet beten kann und alle Tag zweimal nüchtern ſpricht, und ihm ſein heilig bitter Leiden nicht vergißt, dem wolle er drei Engel ſenden drei Tag vor ſeinem End; Einen, der ihn weiſe, Einen, der ihn ſpeiſe und Einen, der ihn führe ins Paradies und vom Paradies ins Himmelreich. Amen."

So ſchrie ich Gott an wie wüthend — und es half. Wir waren glücklicherweiſe nicht in den Bereich von Riffen, Felſen, Brandungen ꝛc. gekommen. Der Orkan ſauſte vorüber, die Sonne brach wieder hervor aus dem Wolkenmeer und beſänftigte mit ihren koſenden Strahlen des Meeres Falten und Furchen, und ob ſolchem zärtlichen Streicheln wurde glatt wieder ſeine Stirne. Ich war wieder ganz hellauf und hatte mein Beten, und daß ich zu Gott gebetet und daß ich geglaubt, er habe Macht über den Orkan, ſchon rein vergeſſen, als der Paſſagier von geſtern an mich trat. Er ſah ganz aus wie ein Landvogt, nur viel milder, und fragte mich: ob ich katholiſch ſei? Nein, ſagte ich. Dann werde ich reformirt ſein? Nein, ſagte ich. Ah ſo, alſo ein Lutheraner? Nein, ſagte ich. Da verlor der Mann ſeine Geduld, ſagte einige Worte in fremder Sprache und fragte: Wie heißeſt du und woher biſt du? Benz Wehrli aus der Löhr. Wo iſt denn das? Innerhalb Baſel, nicht weit von Bern. Zu was für einer Kirche gehörſt du denn? Nach Häuſtiwyl gehen wir zur Kirche. Was habt ihr für eine Religion? Welche der Schulmeiſter und Pfarrer uns lehren. Endlich brachte er heraus, daß ich ein Chriſt ſei und noch dazu einer, den der Pfarrer confirmirt habe. Nach langem Fragen nach unſern Büchern, nach der Kirche, wie ſie ausſehe und was in ihr

vorgehe, brachte er endlich auch heraus, daß ich ein Reformirter sei. Aber auf alle Fragen über die Religion selbst konnte ich ihm kein Wort antworten. Das sei doch ein dummer Teufel, dachte ich, unser Schulmeister könne es anders. Der Mann war über mich nicht wenig verwundert und meinte: ich werde armer Leute Kind gewesen sein und keinen Unterricht genossen haben. Das wurmte mich und ich antwortete: er könne ja selber nichts. Der Mann lachte, dann sagte er: es müsse um Bern herum mit der Religion schlecht bestellt sein, wenn man dort nicht einmal wüßte, welche man hätte, und wenn man dem Namen nach reformirt sei und doch noch katholisch bete. Von da an beschäftigte sich der Mann, der an meinem trotzigen Wesen Gefallen fand, viel mit mir. Es kam heraus, daß ich mit Schreiben und Rechnen gerade so bestellt war, wie mit der Religion. Wie ich Fragen aufsagen konnte, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, so konnte ich Buchstaben machen, wenn ich sie abschreiben konnte. Ich hatte hundert Heustöcke gerechnet, aber nie einen gemessen, darum hätte ich auch keinen auf Ort und Stelle ausmessen, ja ich hätte kein Klafter Holz in Schuhe auflösen können. Ich konnte also eigentlich rein nichts. Der Mann wußte auf dem Schiff und später zu Batavia, wo er eine bedeutende Anstellung hatte und mich zu sich nahm, so gut alles anzukehren, daß ich in tausend Verlegenheiten und am Ende zur Ueberzeugung kam, ich könne nichts. O, dachte ich manchmal, nachdem ich diese Ueberzeugung erhalten hatte, wenn doch unsere Schulmeister alle hier wären, oder wenn es doch der Regierung in Sinn käme, sie alle nach Batavia zu schicken, da könnten sie merken, was sie eigentlich wären. O, wenn ich an die zehn Jahre dachte, die ich in der Schule zugebracht, um nichts zu lernen, so rollte mir das Blut siedend heiß im Leibe herum, und wenn ich damals ein Schulmeisterlein in die Finger gekriegt hätte, wer weiß, wie es ihm ergangen wäre. Darum habe ich die Schulmeister so auf dem Korn,

weil man nichts brauchen kann, was ſie lehren. Sie wiſſen etwas halb oder zum Viertel, oder haben manchmal nur von weitem läuten gehört, und nun muß das arme Kind das ſchlucken wie Kieſelſteine, ein unverdaulich Zeug, das am geſundeſten noch iſt, wenn man es ſo bald als möglich wiedergeben kann. Was ſie geben, iſt und bleibt todt und erſtickt. Sie können nichts, am allerwenigſten die Religion mit dem Leben verbinden und dadurch ſie lebendig machen. Darum hat man gewöhnlich, je mehr Religion in der Schule getrieben wird, deſto weniger, wenn man aus der Schule ins Leben kömmt. Freilich iſt es auch merkwürdig, daß ſobald etwas Vernünftiges in einer Schule getrieben wird, die Leute zu ſchreien anfangen, man wolle keine Religion mehr, und Religion ſei die Hauptſache. Und die Religion, welche dieſe Leute meinen, iſt gar nichts anders, als der Deckel auf Geiſt und Leben, daß keines Luft bekommt, ſondern hübſch erſtickt bleibt. Es iſt merkwürdig, wie Alles ſtillſchweigend ſich die Hände bietet, um die Religion zu einem Deckmantel jeglicher Unvernunft, jeglicher Sünde zu machen; und wie die, welche am meiſten darunter leiden, das ſogenannte Volk, am meiſten auf dieſem unſaubern Deckmantel halten, am meiſten ſchreien, wenn man ihn heben will; und dann viele Lehrer den kothigen Mantel, an dem ſo mancher Eſel ſein Maul abgewiſcht, für den heiligen, reinen Leib ſelbſten halten und ihn dafür anpreiſen, gerade wie jener Küſter, der mir einſt eine wurmſtichige Leiter von Tannenholz und eilf Sproſſen zeigte und behauptete, das ſei die wahre, ächte Leiter, auf der Jakob die Engel vom Himmel und gen Himmel habe ſteigen ſehen.

So erzählte der Jägersmann, aber viel weitläufiger, als ich es hier ſagen kann. Er führte eine Menge Geſchichten an, wie es ihm erging in ſeiner Unkenntniß und wie manche Sünde er beging, ohne daran zu denken, daß die Religion ſie nicht erlaube.

Ich wollte meine Sache aber noch nicht aufgeben und

meinte, der Fehler könne doch vielleicht an einem andern Ort sein als an den Schulen, und dann könnten die Schulen doch auch anders geworden sein, als sie zu seiner Zeit gewesen. Allein Mädeli brach unsern Streit ab mit der Frage, wie es ihm in Batavia ergangen und wie er wieder hergekommen sei? Er erzählte uns das Ding kürzlich also: Mein Herr machte mich nach und nach zu seinem ersten Diener und gab mir einen Lohn, um den manches Patriziersöhnchen, dem der Vater aus des Staates Tischdrucke ein Pöstlein als Taschengeld gegeben hat, mich beneidet hätte. Nach mehreren Jahren starb mein Herr in dem ungesunden Lande, nachdem er mich zu einer Anstellung noch bestens empfohlen hatte. Dort erwarb ich mir nun Vermögen und führte dabei ein gut Leben in doppelter Bedeutung; ich ließ mir wohl sein und zeigte im Leben, daß ich Religion im Herzen hätte.

Ich weiß nicht, wie es ging, aber meine Gedanken schweiften immer mehr ins Vaterland zurück; für mein Leben gerne hätte ich gewußt, wie es dort ging: ob Vater und Mutter noch lebten, wie die Brüder sich aufführten, ob die Schwester verheirathet sei? Saß ich einmal alleine des Abends auf des Hauses Dach, so rollte meine Jugend an mir vorbei, und wenn ich mich dachte als Hirtenknabe, im Herbst sechs stattliche Kühe vor mir hertreibend, in der einen Hand die Geißel, unter dem andern Arm einen Bündel Späne: so konnte ich mich von dem in mir aufgehenden Bilde nicht mehr losreißen. Ich sah mich auf der mächtigen Wiese das Feuer anzünden, nachdem ich einige Zäune geplündert hatte. Mit einer eigenen Wollust fühlte ich die nassen Beine im nassen Thau und dann die wohlthätige Wärme des Feuers. Ich stahl wieder Erdäpfel auf dem ersten besten Acker zum Braten oder Aepfel, und lockte nach und nach andere Hirtenknaben zu mir her. Da vergaßen wir die Kühe, und die ließen es sich wohl sein auf der Wiese, auf der das meiste Gras war, ohne zu fragen, wem sie sei. Wir aber brieten

was wir hatten, prügelten uns, machten Spiele und ließen uns durch nichts stören, als wenn zuweilen ein Bauer kam, auf dessen Wiese die Kühe lustig weideten, uns das Feuer zerstörte, uns nachlief, um uns zu haaren, und wenn er endlich athemlos absetzen mußte, ohne Einen gefangen zu haben, uns nachrief: Wartet nur, ihr Donnersbuben, kriege ich Einen, so erwürge ich ihn! Und wenn ich mir die kühlen Nebel dachte des Morgens, wie alles verhüllt war, daß man kaum zehn Schritte weit sah, so fühlte ich den wunderlichen, herbstlichen Nebelgeruch wieder in meiner Nase, und dann sah ich, wie der Nebel allmählig wich, ich sah eine Kuh nach der andern, einen Weidbub nach dem andern auf dem weiten Felde, sah wie der Nebel sich immer mehr säumte, sah helle Risse in dem grauen Meere, sah an den Vorbergen wie an einer Leiter die Nebel höher steigen, sah wie der blaue Himmel hervortrat, wie die Sonne ihr Antlitz zeigte hinter dem Schleier, und wie auf einmal der Schleier fiel und ihr Antlitz im alten Glanze strahlte, die einzelnen Nebelwolken flüchtig durch den Himmel eilten und verschwanden, einem geschlagenen Heere gleich, das in der Flucht seine Rettung sucht. Und wie es dann so lieblich warm blieb bis am Abend, bis die Glocke Feierabend läutete im Dorfe, und dann alle Weidbuben aufprotzten, ihre Feuer noch einmal hoch auflodern ließen und mit ihren läutenden Kühen läutend dem Dorfe zuzogen durch die Nebelchen durch, die auf einzelnen Matten emporstiegen. Sah, wie die Kühe, je näher sie ihrem Stalle kamen, um so schneller eilten, um der drückenden Milch los zu werden; hörte wie sie von weitem dem Melker zubrüllten: sie kämen und er sollte g'weg sein; wie dann die Glocken munter anschlugen und im ganzen Dorfe man nur die rufenden Kühe hörte und ihre Glocken, und zwischen durch die scharfe Stimme eines Weidbuben, der einem noch ungehobelten Kalb, das seinen Stall nicht wußte, die Dressur beibrachte.

Wenn so ein Abend in meinem Geiste aufging, dann

ward ich traurig, es ward mir ums Herz ſo eng und in den Augen ſo naß, daß ich laut auf hätte weinen mögen, und ſolche Abende gingen mir immer öfterer auf und immer tiefer wurde der Schmerz und immer dringender die Sehnſucht, das noch einmal mit eigenen Augen zu ſchauen, noch einmal das Läuten der Kühe mit eigenen Ohren zu hören. Allmählig ſtarb ich allen Geſchäften ab und verſank in ein ſtilles, tiefes Träumen, dem ich Tag und Nacht nicht los werden konnte; und dieſes Träumen zehrte an meinem Körper, daß er einher wankte, wie ein Schatten an der Wand und ein Kind mich hätte umwerfen können. Ich wußte nicht, wo es mir fehlte, kein Arzt konnte mir helfen. Sie redeten von allerlei, von ſchleichenden Fiebern und Fehlern in der Leber, dem Herz, der Lunge, der Milz, und Gott weiß wo an allen Orten; und immer tiefer ward mein Sehnen und doch konnte ich nicht zu dem erlöſenden Gedanken kommen. Da kam eines Tages, als ich eben wieder in meinen Träumen des Vaters Pferde in die Schwemme ritt, ein Bekannter zu mir, um Abſchied zu nehmen, weil er nach der Heimath gehe. Da ward es, als wenn ein heller Glanz mir ins Auge dringe, als ob ich in dichtem Nebel verſenkt geweſen wäre und plötzlich die Sonne mir hervorbreche in aller Herrlichkeit, und dieſe Sonne war der Gedanke, der Entſchluß — denn beides war eins — nach der Heimath zu gehen.

Es fehlte mir nichts mehr, weder im Herzen noch im Magen, alle Mattigkeit war entſchwunden und machte einer raſtloſen Thätigkeit Platz, meinen Entſchluß auszuführen. Ich war ein ganz anderer Menſch und konnte gar nicht begreifen, daß das Heimgehen mir nicht früher in den Sinn gekommen. Aber wahrſcheinlich war wirklich das Herz zu krank zu dieſem Gedanken, und er mußte von außen hineingeworfen werden. Nichts hinderte mein Weggehen, als allfällig die Sucht, noch reicher zu werden, aber die fühlte ich, Gottlob! nicht vor der Sucht, meine Kühe wiederzuſehen, meine Nebel und meine

Strohdächer. Ich hatte ein Vermögen gesammelt, das mich unabhängig machte, ich konnte es leicht los machen, und da ich um meine Besitzthümer, meine Fahrhabe nicht lange markte, so ward ich ihrer bald ledig und frei wie ein Vogel in der Luft. Aber leider war ich kein wirklicher Vogel, dessen Flügel ihn so schnell tragen über Land und Meer. Es schien sich alles gegen meine Hast verschworen zu haben. Den Ungeduldigen macht alles ungeduldig, dem Hastigen geht alles zu langsam. Die Winde wollten nicht wehen, die Wellen nicht rollen, die Segel nicht ziehen, und der Kapitain schien mir das alles expreß zum Trotz zu machen. Und doch ward mir wieder so wohl, wenn ich dachte, daß ich jede Stunde meinem Ziele näher käme und jeder Morgen dem Morgen näher sei, an dem ich in der Heimath erwachen werde.

Endlich war die Seefahrt zu Ende, und als wir feste Erde unter den Füßen hatten, kein Meer mehr trennend zwischen mir und meinem Lande lag, da ward ich ruhiger und fuhr durch Deutschland herauf diesmal dem Bodensee zu. Als ich aber endlich von der Höhe über Lindau wieder hineinsah ins Schweizerland, als ich die gewaltigen Berge sah, das üppige Rheinthal mit seinem jungen, lustigen aber wilden Rhein, die grünen Appenzeller Halden und den großen Thurgauer Garten, und aus dem großen Ganzen wie freundliche Gesichter mir die blühenden Dörfer und Städte entgegen blickten, da schwoll mir das Herz, und ich hätte einen Satz nehmen mögen über den weiten See hinüber, um den ersten besten Schweizer beim Kopf zu nehmen und wahrscheinlich Schläge zu kriegen zum Dank für meine Zärtlichkeit.

Auf meiner Reise hatte ich mir oft den Kopf zerbrochen, auf welche Weise ich den Meinigen mich darstellen wolle, denn ich hatte auch manches Geschichtchen von dem Wiedererscheinen verloren gegangener und wiedergekommener Söhne gelesen. Bald wollte ich kommen als großer Herr in vierspänniger Kutsche, bald als Bettler in Lumpen, als Roßhänd-

ler, als Soldat, kurz in einer Menge verschiedener Aufzüge. Endlich entschloß ich mich für das Allereinfachste, nämlich zu kommen in dem Aufzug, in dem ich mich gerade befand. Auf der letzten Station (damals fuhren die Posten noch selten durch die Nacht in der Schweiz) konnte ich nicht schlafen. Vor meinem Bette war alles lebendig. Menschen und Häuser, Vieh und Land tanzten Stube auf und ab und rund um mein Bett herum, alles wie ehedem in der Heimath. Endlich heiterte es durch die Scheiben, es brannte mich im Bette, und durchs Haus fuhr ich wie der böse Geist, wenn auch nicht mit Ketten- doch mit Stiefelgeraffel. Ich ruhte nicht, bis der Postillon auf war, der wollte aber erst etwas Warmes genießen, ehe er fuhr; da mußte ich hinter die Köchin; die Köchin wollte aber erst von der Wirthin die Schlüssel, und bis ich alles endlich von einem Jeden holte, was es wollte, hatte ich von einem Jeden, was ich nicht wollte, Schimpfreden, die ich mir aber bald mit einigen malayischen Phrasen vom Leibe hielt.

Wie mich doch zuerst die Kirchthürme heimelten und dann die Strohdächer, die, wie Nachtkappen tief in die Augen, tief in die Fenster hineingehen! Dann kamen Brücklein, unter denen ich gefischet oder gekrebst; Thürli, mit denen man Reisende geneckt; Bäume, wo ich Obst gestohlen oder Vögel ausgenommen, endlich ein Haus — aber es war ein neues und unbekannte Gesichter in den Fenstern. Endlich kamen die bekannten Häuser und die bekannten Hunde liefen bellend hinter der Postkutsche drein; es war mir, als ob ich jeden beim Namen hätte rufen mögen, und vor dem bekannten Wirthshause hielt der Wagen. Da lagen noch die gleichen Reiswellen neben dem Hause, die gleiche hölzerne, abgelaufene Treppe führte zur Thüre, und wahrlich accurat die gleiche Stubenmagd, von der ich einst wegen tölpischen Zärtlichkeiten eine Ohrfeige erhalten hatte, kam heraus, die Haare noch in den Händen und sie zu Ende flechtend. Gott grüße dich, Eiseli,

rief ich und sprang ihr fast um den Hals. Das Mädchen sprang drei Schritte zurück und sagte: Herr Jeses, woher kennt ihr mich, habe euch nie gesehen? Da fiel mir auch ein, daß das achtzehnjährige Bernermädchen keine Bekanntschaft von mir, wohl aber die Tochter meiner alten hanfesten Freundin sein könne, und so war es auch. Nur war das junge Mädchen viel freundlicher als die alte, und in der saubern Bernertracht kam sie mir ganz allerliebst vor, und als sie noch das Schaubhütchen aufsetzte, um eine Verrichtung zu machen, da hätte ich das Mädchen küssen mögen, wenn ich nicht eine Ohrfeige gefürchtet hätte.

Der Wein des Wirthes war noch accurat gleich geschwefelt wie vor zwanzig Jahren und war curioser Weise in diesen Jahren auch gar nicht älter geworden. Aber nun klopfte mir doch das Herz, so nahe den Meinigen, und ich wußte nicht recht, ob ich zu ihnen gehen oder sie herbescheiden solle, und bald wäre ich umgekehrt. Die Eltern waren gestorben, die Güter getheilt, die Geschwister verheirathet, soviel vernahm ich von meinem hübschen Mädchen, das heimgekommen g'wundrig und doch scheu um mich herstrich und allerlei wissen wollte, was ich ihm nicht sagen mochte. Endlich bei einbrechender Dämmerung ging ich dem väterlichen Hause zu, auf dem Wege noch manchen Menschen erkennend, dort aber erkannte mich niemand. Als ich mich meinem Bruder als seinen Bruder vorstellte, sagte er kaltblütig: das wird nicht sein, wenn der gehört hätte, es gebe was zu erben, er hätte sich längst gestellt. Ich stellte ihm vor, daß ich gar weit gewesen und davon gar keine Kunde hätte erhalten können. Das soll ich einem andern sagen, sagte er, der Vater sei ein bekannter Mann gewesen in der Welt, und als er gestorben, hätten es alle Leute vernommen, und so weit man gekommen, hätte man von ihm gesprochen. Aehnlichen Bescheid erhielt ich allerwärts, nirgends wollte man mich anerkennen in der Verwandtschaft. Man begehrte nicht, noch einmal mit mir zu theilen, und für

mich hatte man nichts bei Seite gethan, sondern meinen Tod angenommen. Alles das, was ich von meiner Jugend und Vater und Mutter zu erzählen wußte, sollte ich von mir selbst gehört haben, und nun, um dieser Kenntniß willen, mich für den gestorbenen Bendicht Wehrdi ausgeben.

Das war unsinnig. Denn wie hätte mir Benz Wehrdi den Pflaumenbaum zeigen können, von welchem er einmal seinen Bruder hinuntergeworfen? Wie wäre es ihm eingefallen, mir zu erzählen, in welchem Stalle wir die Kaninchen gehabt und mit welchem Bruder ich gemeinsam gehandelt, oder wie lange Einer an den Fragen auswendig gelernt und an welchen Stellen das Eine oder das Andere von uns durch den Vater abgeschlagen worden sei? Aber denn doch fanden sie mehr Glauben als ich, und selbst der Schulmeister, den ich daran mahnte, wie manchmal ich für ihn die Ruthe geführt und wie er sie mir einst auch gegeben, als ich Statthalters Anne Bäbeli küßte, verläugnete mich. Das sei freilich wunderlich, hieß es, allein ich sei doch der Benz nicht, ich gleiche ihm ja gar nicht. Der habe keinen Schnauz gehabt, aber schön roth und weiße Haut und sei fast einen halben Schuh kleiner gewesen; oder wenn ich es sei, so solle ich es beweisen, solle den Heimathschein zeigen, wenigstens den Taufschein. Daß ich keins von beiden mitgenommen, wußte man gar wohl. Ich suchte rechtliche Hülfe. Da gab es Erscheinungen auf Erscheinungen, wir wurden herumgezogen und an die Erscheinungen kamen die beiden Advokaten in einer Chaise.

Ich war endlich genöthigt, beim holländischen Gesandten Schutz zu suchen. Da nahm, ich weiß nicht wie es kam, meine Sache eine günstigere Wendung. Ich wurde als Bürger von Küngiwyl anerkannt und in einem Vergleich erhielt ich ein Theilchen des väterlichen Vermögens, von dem, wenn es recht gegangen wäre, gleich ein Theil für mich hätte abgesondert werden sollen.

Während der Jägersmann also sprach, war meine Mut-

ter heimgekommen und hatte mit großer Verwunderung das Traktement gesehen. Die Verwunderung verwandelte sich aber alsobald in ihrem Gemüthe in Bitterkeit und Aerger, daß man einem fremden Menschen so aufwarte zu ihrer eigenen Verkürzung. Sie schnauzte meine Frau ab, als die ihr anbot von allem: sie hustete in alle Rede hinein expreß, und brummte stichelnde Worte und stieß den Hund, der beim Ofen lag, mit dem Fuße, daß er zornig auffuhr; und mein Weibchen blieb die Geduld selbst und verzog auch nicht eine Miene. Der Jäger sah mit scharfen Blicken dem allem zu, während er erzählte, und als er fertig war, sah er nach dem Wetter sich um, und als er es besser fand, machte er sich zur Abreise fertig. Unserm Knaben drückte er noch Geld in die Hand, dankte meiner Frau gar manierlich, der Mutter aber sagte er: sie solle sich bekehren, ehe sie sterbe, und mich nahm er noch durch das Dorf mit, um den rechten Weg daraus zu finden, denn es war gar verirrlich.

Nun fragte er mich Näheres über meine Umstände, die sehr armüthig sein müßten. Ich berichtete ihm offenherzig meine Armuth und die Unmöglichkeit, trotz aller Mühe mich mit Ehren aufrecht zu erhalten bei meinen Ausgaben. Er sagte, das sei der Fluch, der auf den Schulen liege. Man wolle Schulen, aber der Bauer so wenig als der Schulmeister wüßten, was eine Schule sei, und die, welche es wüßten, sagten es nicht, und man halte nur Schulen um des Anstandes willen. Der Bauer lasse den Schulmeister verkümmern am Leibe, und der Schulmeister des Bauern Kinder am Geiste: der Bauer behaupte, der Schulmeister verdiene nicht mehr, und daran habe er Recht; und der Schulmeister sage, für solchen Lohn lehre er noch lange gut genug, und darin habe er Recht und Unrecht, denn eine solche Lehre verdiene eigentlich gar nichts. Der Bauer sei nicht gescheut genug, den Lohn hoch genug zu setzen, um dann etwas Besseres begehren zu können, und der Schulmeister zu dumm und hochmüthig meist,

eine Lehr zu beginnen, für die er anſtändige Beſoldung fordern könne; ſo ſperren ſie gegen einander an den meiſten Orten, und wenn nicht ein Drittmann hineingreift, der für Beide Verſtand hat und Beiden Verſtand macht, ſo kömmt es nicht gut.

Du biſt ein guter Baſchi, ſagte er, und ich glaube, du könnteſt, wenn du wollteſt, etwas in der Schule leiſten. Wenn du z. B. die Religion, welche deine Frau hat, in der Schule lehren wollteſt, ſo würde dies mehr abtragen als all dein Firlefanz. Die kann mich dauern, du haſt eine böſe Sieben von Mutter und ich habe geſehen, wieviel die Frau leiden muß und mit welcher Geduld ſie es thut, und ſie iſt nicht bloß etwa geduldig vor den Leuten, die kann ihrem Geſichte nach nicht heucheln, und ich will wetten, daß die mich beſſer verſtanden hat als du, wenn du ſchon Schulmeiſter biſt. Doch wird ſie nicht mehr lange zu leiden haben, deine Mutter ſtirbt, ehe das Neujahr da iſt, und dann ſeid ihr vielem ab. Darauf ſchritt er vor mir weg durch den Schnee, nachdem er noch verſprochen hatte, wieder bei mir zuzuſprechen mit Gelegenheit.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme.

Als ich mein Geſicht von ihm wegkehrte, da fing es an im Herzen ſich zu regen und zu bewegen. Das geſchieht wohl jedermann, daß, wenn jemand von ihm ſich wendet, er das Echo deſſen, was jener zu ihm geſprochen, im Herzen empfindet und aus den durcheinander wogenden Tönen macht ſich einer vorzüglich geltend, übertönt die andern und hallet alleine wieder und immer wieder. Was war wohl jetzt der Akkord

der bei mir anſchwoll, alles andere in ſich auflöſend? — War es das Schulweſen, war es die Perſon des Jägers oder ſeine Reiſen? Nein, es war der Tod meiner Mutter. Und zu meiner Schande muß ich bekennen, waren die Töne in meinem Herzen nicht Trauerklänge, ſondern ſie tönten wie Aufathmen einer erleichterten Bruſt, wie das Lächeln aufkeimender Hoffnung. Wenn meine Mutter ſtarb, wie viel beſſer hatten wir es nicht? Dann war der Streit zu Ende, in unſerer Wohnung wieder Friede, außer dem Hauſe keine Klatſchereien mehr ꝛc. An das alles dachte ich und daß es meiner Mutter ſelbſt nicht böſe gehe damit, daß ſie auf Erden nichts verliere und froh ſein ſolle, ihrer Beſchwerden los zu werden. Ich freute mich, dieſe Botſchaft meiner Frau bringen zu können, und dachte, ſie werde ſich ſicher auch freuen mit mir, denn ihr ginge es am beſten. Ich traf ſie in der Küche alleine und mit Thränen in den Augen, denn wahrſcheinlich hatte die Mutter ihr noch allerlei geſagt. Ich brachte ihr nun vor, daß die Mutter ſicher noch vor dem Neujahr ſterben werde, und brachte es zwar mit ernſthaftem faſt betrübtem Geſicht und mit gedämpfter Stimme vor, die faſt klang wie der Trommelſchlag bei militairiſchen Leichen. Denn die Menſchen erlauben es wohl, daß man ſich im Herzen über den Tod eines Menſchen freue, aber das wollen ſie, daß man doch dazu ein betrübt Geſicht mache und auf ſeine Stimme einen eigenen Dämpfer ſetze. Jeder halbweg erwachſene Menſch weiß dieſes und übt ſich, Geſicht und Herz von einander unabhängig zu machen, und kann ers, ſo heißt er wohl erzogen.

Mein Weibchen fragte mich aber nicht bloß mit weinerlich ſein ſollendem Geſicht: es wird doch nicht ſein, wer hat es geſagt? ſondern fing wirklich bitterlich zu weinen an, hielt die Schürze vor das Geſicht und lehnte ſich an den Kachelbank, der in ſolchen Fällen gar oft ihr Vertrauter war. Ich war ganz kaput und wußte nicht, warum Mädeli weine: etwa darum, daß die Mutter noch nicht geſtorben oder aus Rück-

erinnerung aller der Leiden, die sie ihm verursacht. Denn es giebt Weiber, die im Stande sind, bei einem Glücksfall nicht nur zu weinen, sondern zu wüthen, daß derselbe nicht vor zehn Jahren sich zugetragen habe. Ich frug hin und her, bald von der linken, bald von der rechten Seite, und vernahm erst nach langem den Stoßseufzer: Ach, die arme Mutter, und ich war oft so böse über sie.

Ich tröstete nun wieder von der Linken zur Rechten und stellte dar, daß es doch für die Mutter ein Glück wäre, sterben zu können, sie habe doch nichts Gutes mehr auf der Welt. Ach, und wir gaben es ihr nichts besser! seufzte mein Weib wieder. Da tröstete ich wieder, wie wir gegeben hätten, was wir vermocht, uns dabei noch manches versagt hätten, und ging dann, als das nichts half, in Anspielungen über auf die Vortheile alle, die ihr Tod uns und besonders meiner Frau bringen werde. Grade heraus sagte ich es natürlich nicht.

Ach, Peter, kannst du so denken, weißt du nicht wie gerne die Mutter lebt und vom Tode nichts hören mag? sagte meine Frau. Und ich Thor begriff die Reinheit von meines Weibes Herz nicht, das sich nie eine rauhe Antwort erlaubt hatte, aber innere unterdrückte Bewegungen sich zur Schuld anrechnete, unsern Aufwand für die Mutter nicht rechnete, sondern nur das, was wir nicht thun konnten; die an uns nicht dachte, unsere Erleichterung, sondern nur an die Wünsche einer Mutter, die ihr doch nie eine Mutter war.

Sei doch nicht thöricht und thue so einfältig, was der liebe Gott schickt, darin muß man sich ja schicken, sagst du immer. Man sieht, ich war stark in den Anwendungen. Aber mein Weibchen hatte eine große Tugend, nämlich die, alle meine Dummheiten nicht zu hören, auf alle Fälle nicht darauf zu antworten. Es ging in die Stube, um der Mutter etwas zu bringen, und von der wurde es wieder angefahren:

was es doch immer zu weinen habe, es lohne ſich der Mühe gleich ſo einen Lärm anzufangen, und es werde ſie bei mir verklagt haben, aber das ſei ihr gleichgültig. Es wäre aber Zeit, daß es anfinge zu thun, wie es ſich einer rechten Sohnesfrau ziemte. Mädeli ſagte nichts dazu, ſondern ſah ſie ſo weichmüthig, herzleidig an, daß mir beinahe das Herz übergelaufen wäre. Von da an diente es der Mutter mit doppelter Sorgfalt und machte das Unmögliche, ihr ihre Lage zu erleichtern. Aber die Mutter erkannte das nicht; bald nannte ſie das Betragen Heuchelei, bald ſagte ſie, es ſcheine zu glauben, ſie müſſe bald ſterben und wolle jetzt machen, daß es vor Gott weniger zu verantworten hätte; allein es könne jetzt machen, was es wolle; geſchehen ſei geſchehen, und auf das Sterben könnte es ſich auch umſonſt freuen. Unterdeſſen wurde ſie immer ſchwächer, ihre Nächte immer ängſtlicher. Sie huſtete manchmal faſt ganze Nächte hindurch, konnte nicht mehr im Bette bleiben und ihre Beine fingen an mehr und mehr aufzulaufen.

Es war ein trauriger Winteranfang und ein traurig Schulhalten in Sorgen ums tägliche Brod, in Kämpfen mit dem Schlaf, der nach ſchlafloſen Nächten in der Schule auf mich eindrang mit aller Pein des boshafteſten Feindes. Unſere Stube war der Sammelplatz aller Freundinnen meiner Mutter, deren Sperberaugen keiner unſerer Mängel entging, vor denen die Mutter zeigen wollte, daß ſie mich und die Sohnesfrau nicht fürchte. Sie ſpielte denn doch nebenbei die Märtyrerin. Und alle Freundinnen wollten es zeigen, daß ſie es mit der Mutter hielten und machten uns ſaure Augen und gaben ſpitzige Worte. Viel Kram bekam die Großmutter allerdings: weiße Brödchen, Zucker, Kaffee, Wein ꝛc., und da ſie immer weniger Platz hätte, wie ſie ſagte, und um das Herz voll ſei, ſo kriegte einen gar bedeutenden Theil davon unſer Bube ab. Der ward immer meiſterloſiger, ſo daß faſt nicht mehr mit ihm auszukommen war. Und wenn wir ihm

nur das geringste sagten, so klagte vor ihm die Großmutter: Ach, du armes Bubli, wie wird es dir ergehen, wenn ich nicht mehr bin, du wirst mir bald nach müssen, für dich haben sie keinen Platz mehr. Die andern Kinder sahen ihn allerlei naschen, von dem sie nichts erhielten; das setzte Weinen ab. Und wenn der Bruder ihnen auch zuweilen etwas von seinen Herrlichkeiten abgab, denn ein böses Herz hatte er nicht, so nahm es ihnen die Großmutter wieder oder sie sagte dem Knaben: Warum giebst du ihnen davon, sie würden dir auch nichts geben, wenn sie es hätten, und giebst du ihnen noch, so kriegst du nichts mehr von mir. Solche Predigten hielt sie, von immer heftiger werdendem Husten unterbrochen, der den nahenden Tod verkündete. Und der Knabe, der immer bei ihr sein sollte, strebte immer mehr von ihr weg; wenn er hatte, was er wollte, so machte ihr Husten ihm Langeweile. Dann machte sie ihm Vorwürfe, und jetzt lief er erst von ihr fort; dann gab sie uns schuld, wir wiesen den Knaben gegen sie auf, und das sei doch schlecht von uns, daß wir ihr die einzige Freude nicht einmal gönnten, wir werden ihn einst noch genug haben können. Ist doch ein Großkind oft das einzige Spielzeug des Alters. Und wie das Kind oft nicht anders kann, als sein liebstes Spielzeug verstümmeln, zerstören, so haben es eben auch viele Alten mit ihren Großkindern.

Es war Weihnacht, kalt und schneeig war es draußen. An selbem Tag hatten wir kein Fleisch gegessen, ein Kaffee machte unser Mittagbrod aus. Der Bube hatte Lebkuchen erhalten von der Großmutter, die ihm das Weihnachtkindli gebracht hätte, wie sie ihm sagte. Wir saßen auf dem Ofentritt zwischen Tag und Nacht, und zwischen Tag und Nacht war es auch in unserm Gemüthe. Unsere Armuth und Noth dunkelte vor unsern Augen auf und web Finsterniß um uns her und wie es finsterte in jedem, sagte keins dem andern, und wie es jedem unheimlich ward in der Finsterniß, auch

nicht. Als ich an das nächste Jahr dachte, fiel mir ein, daß der Pfarrer gesagt hatte heute in der Predigt: die Sonne entfernte sich von uns nach und nach, weit und immer weiter, aber ihre Entfernung hätte immer ihre Grenzen, bis hieher, sage ihr der Herr, und nicht weiter; dann kehre sie um und komme, immer wärmer und glänzender werdend, wieder zurück. So gehe es auch im Menschenleben und im Völkerleben. Da schwinde auch die Sonne des Heils und des Glückes, aber der Mensch solle nur auf Gott vertrauen; auch hier spreche der Herr: bis hieher und nicht weiter. Der Pfarrer wendete das auf Christus an, wie er auch erschienen sei zur Zeit, in welcher das Menschengeschlecht am meisten versunken schien in Rohheit, in den Schlamm einer fürchterlichen Sinnlichkeit, in das Nichts eines trostlosen Unglaubens; und dann wies er auf viele Beispiele hin, wo Gott sich am nächsten gezeiget, wenn die Noth am größten gewesen. So zeigte ich freundlich und leise Mädeli das Lämpchen, das mir schien in die Finsterniß. Und Mädeli sprach: Sieh doch, Peter, wie so gut warm der Ofen ist, und die Wärme that mir so wohl, als ich vom Brunnen kam. Da mußte ich an die Mutter unseres Heilandes denken, die war die beste unter den Müttern und hatte keinen Ofen, in ihrem kalten Stalle kein Bett, ja nicht einmal einen Korb für ihr liebes Kind. Da mußte ich denken, wie ich das alles hätte, dazu alle Tage warme Speise, und keinen Herodes, der unsern Kindern nachstelle, und doch wäre ich nicht im Vergleich mit der Mutter Maria, und sündigte noch alle Tage so viel. Da ward es mir ganz weich ums Herz, und ich mußte denken, wie wir es eigentlich so gut hätten und meinten doch, wir hätten es so bös. Da bat ich es dem lieben Gott ab, daß wir immer klagten ohne Noth, und habe ihm gesagt, er solle nur machen, wie er wolle, mit allem wollten wir zufrieden sein. Ich konnte ihm das so traulich sagen, wie ein Kind zum Vater redet, und da wurde mir ganz wohl, und da mußte ich wieder

denken: die arme, arme Frau in ihrem kalten Stall, wenn ich ihr nur von unserer guten Wärme hätte geben können.

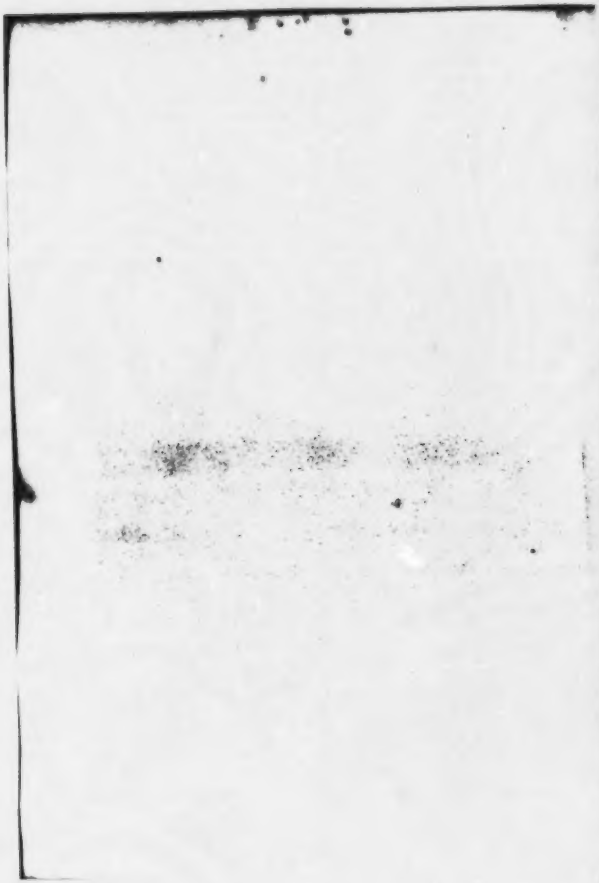
So wies mir auch Mädeli leise und freundlich das Lämpchen, das helle Lichtstrahlen geworfen hatte über den dunkeln Hintergrund ihrer Seele. Die Großmutter hatte gehustet und die Kinder gespielt. Da kam unser älteres Mädchen weinend gelaufen und das kleinere watschelte ihm nach, weinend, und das ältere dolmetschte ihren Schmerz: Mutterli, der Peterli hat Pfefferkuchen und will uns keine geben. Großmutter sagt, das Weihnachtskindlein hätte sie ihm gebracht und nicht uns, wären wir nicht Unfläthe, hätte er uns auch gebracht. Wir sind keine Unfläthe, geh, Mutterli, lauf geschwind dem Weihnachtskindlein nach und sag ihm, wir seien keine, und es solle uns auch Pfefferkuchen bringen. Das Mutterli fühlte die Bitte im Herzen, aber in mütterlicher Besonnenheit nahm es die beiden Kinder auf die Knie, wischte ihnen die Thränen ab und bat sie, doch zu schweigen. Bis sie das konnten, dauerte es lange. Da konnten sie endlich sagen: Mutterli, wir wollen schweigen, aber spring, spring. Da sagte das Mutterli: Das Weihnachtskindli mit seinem Eseli ist schon gar weit weg. Als das Eseli das Weinen hörte, fing es an gar sehr zu springen, denn das Weinen und Klagen mag es nicht vertragen, nachspringen mag ich ihm nimmer. Und jetzt muß ich zu Nacht kochen, und habe ich gekocht, hat das Weihnachtskindlein sicher schon seine ganze Ladung verbraucht. Aber Mutter, warum gab uns das Weihnachtskindlein nicht auch Kuchen, als es dem Peterli gab, damals weinten wir ja nicht, sagten sie. Das Weihnachtskindlein wußte darum nicht, daß ihr auch da seiet, das erstemal als es da war, war nur noch Peterli da, antwortete Mädeli verlegen. Aber warum ließest du es ihm nicht sagen, jetzt haben wir keinen Pfefferkuchen, sagten sie und weinten wieder.

Schweig, mein Kindlein, schweig, sagte die Mutter, die keinen halben Batzen mehr hatte, um den Lebkuchen nachzu-

laufen, und wenn mein Kindlein schweigt, so will ich ihm was erzählen vom Weihnachtskindlein, woher es kömmt und wohin es geht. Da schwiegen die Mädchen, lehnten ihre Köpfchen an der Mutter Brust und sahen ihr lauschend ins Auge. Und die Mutter erzählte ihnen von einem frommen, frommen Kinde, das seinen Eltern nie Verdruß gemacht, nie mit seinen Geschwistern sich gezankt und geweint habe um nichts und wieder nichts. Alle Kinder habe das Kind gar lieb gehabt, und wenn es Einem etwas zu Gefallen hätte thun können, so wäre dies seine größte Freude gewesen. Da hätte einmal eine böse Schlange sich um viele, viele Kinder geschlungen und hätte sie alle, alle fressen wollen. Da sei das Kind gerade von Ferne dazu gekommen und hätte gesehen, wie die Schlange das Maul aufgethan und wie es wie Feuer aus ihren Augen gefahren sei. Da habe das fromme Kind gar groß Erbarmen mit den andern Kindern gehabt, und sei herzugesprungen und habe geschrien: Friß, Schlange, friß mich, aber laß die andern gehn! Da habe sich plötzlich die Schlange losgerollt, habe die andern laufen lassen, sei auf das Kind zugesprungen mit weit, weit offenem Maul und feurigen Augen, groß wie Pflugsräder. Und das Kindlein hätte die Hände gefaltet und gebetet das Walt Gott, und die Augen zugethan und geglaubt, die Schlange hätte es verschlungen in einem Schluck, und jetzt liefe sie davon oder fliege mit ihm durch die Lüfte. Da habe es endlich bei sich gedacht, es wolle doch die Augen aufthun und sehen, wie es im Bauche einer Schlange sei. Und da sei es heiter und hell gewesen und eine Sonne hätte geschienen, aber eine viel schönere als die, welche hier scheine, und auf den Armen eines Engels sei es gewesen, und der Engel hätte gar hold und freundlich es angelächelt und ihm gesagt: es solle sich gar nicht fürchten, er führe es an einen gar schönen und guten Ort, wo es Freude haben werde, wie noch nie, und wo keine böse Schlange sei.

Weit, weit sei er mit ihm geflogen, immer der schönen

Sonne zu, ſo daß das arme Kind vor lauter Glanz die Augen wieder habe zuthun müſſen. Da habe der Engel es endlich abgeſtellt in einen gar herrlichen Garten, wo lauter Dinge geweſen, die es nie geſehen, und wo es Blumen geſehen hätte, ſchön wie Morgenroth und Abendroth, und einen Glanz gehabt, wie gewoben aus Sonnenſchein und Mondeslicht. Und viele tauſend Engelein ſeien ihm zugeſprungen und hätten ihm ihre Hände gegeben und ihm geſungen ſo ſchön, ſo ſchön, daß es ihns dünkte, der liebe Gott habe dieſe ſelbſt ſingen gelernt. Aber unter all denen Engelein ſei keins der Kinder geweſen, die es hier von der Schlange gerettet, keins, das es gekannt. Da habe es zu weinen angefangen und geſammert, es möchte doch zu ſeinen kleinen Kindern, ſonſt könnte ja vielleicht die Schlange ſie doch noch freſſen. Da habe eine Stimme, die nicht von hieher, nicht von dorther, ſondern aus jeder Blume, aus Abendroth und Morgenroth, aus Sonnenglanz und Mondenſchein, zu kommen ſchien und die klang, wie Sonnenglanz klingen muß, es gefragt: aber gefällt es dir hier denn nicht, es iſt doch ſo ſchön hier? Ja, habe das Kind geantwortet, mir gefällt es hier, aber ich muß doch zu meinen Brüdern und Schweſtern und den andern Kindern; was ſollen die anfangen, wenn ſie mich nicht mehr haben? Aber wenn ich die mitbringen darf, dann will ich mit ihnen kommen und mich freuen hier; o wie ſchön wäre das! Da hätte es vernommen: das könne noch nicht ſein; und wieder hätte es geweint, daß man die Hände unter ihm hätte waſchen können. Liebes Kind! hätte darauf die Stimme geſagt, weine nicht, hier oben darf nicht geweint werden; aber wenn du nicht mehr weinen willſt, ſo ſoll dir erlaubt ſein, daß du hinab kannſt zu den andern Kindern, kannſt ihnen bringen Pfefferkuchen und andere gute Sachen, aber nur denen, die auch gut ſind und alle die, denen du das Weinen abgewöhnen kannſt, die will ich dann auch hieher nehmen, und dann kannſt du ja immer bei ihnen ſein



und alle ſollt ihr mir lieb ſein. Und die Stimme that dem Kinde ſo wohl, daß es nie mehr weinte und ſchön ward, wie die andern Engelein. Dann zog es auf die Welt und krämete den Kindern und immer mehr nur denen, die nicht weinen ohne Noth und Schmerz, und ein Kind nach dem andern konnte hinauf zu ihm und wurde dann auch ein Engelein. Aber es gab immer wieder Kinder auf der Welt und immer mehr, und alle dieſe liebte es und wollte ſie zu ſich führen in ſeinen ſchönen, ſchönen Garten, der Himmel heißt. Da mußte es ein Eſelein anſtellen, um all den ſchönen Kram zu bringen, und weil es zu ſo vielen Kindern muß, ſo kann es nur einmal im Jahre zu Einem kommen. Zuweilen mag er ſelbſten nicht in die Kehre kommen. Und wenn es gar viele Kinder zu beſuchen hat, oder es viel Schnee iſt, daß das Eſeli nicht recht durch kann, da nimmt es denn von denen Kindern mit, die ihm die liebſten Engelein geworden ſind, und giebt einem jeden ein Eſelein und Kram dazu; und die gehen auch ſeinen Kindern nach und berichten es ihm, wo ſie gute und wo ſie böſe Kinder angetroffen, und welche einſt in ſeinen ſchönen Garten kommen werden.

Darum, liebe Mädchen, ſeid gut, dann kommen die lieben Engelein auch zu euch, bringen euch Kram Jahr um Jahr, und nehmen euch einſt mit in den ſchönen Garten. So ſprach die Mutter zu den zwei Kindern, die an ihrer Bruſt lagen, und ſah auf ſie herab. Der Mond war aufgegangen und ſein Licht bahnte ſich einen Weg bis zu den zwei Kindern auf der Mutter Schooß, wo das kleinere entſchlummert war ob der Mutter ſüßer Rede. Recht lieblich und heimelig ward es in der Stube, aber am lieblichſten doch die Mutter und ihre beiden Kinder, mit deren Locken die Mondesſtrahlen ſpielten und ſie verklärten, als ob die Kindlein ſchon im ſchönen Garten wären. Zwiſchen meine Knie hatte ſich der Knabe geſtellt, auf ihn fiel des Mondes Licht nicht, aber der Mutter Rede war ihm ins Herz gegangen, er ſagte: Vater, ich will nicht

mehr weinen, nicht mehr böse sein, den andern auch von meinen Sachen geben.

Wir hatten einen recht glücklichen Augenblick. Die Reden meines Weibchens waren gefallen wie Honigthau in mein Herz, es war so zauberisch heimelig im Stübchen und die Kinderchen schienen so hold, die ganze Armuth war versteckt und nur unser Reichthum beleuchtet, daß manche Fürstin und mancher Prinz in ihren zum Tage erleuchteten goldenen und glänzenden Sälen viel ärmer waren ums Herz als wir, und vielleicht, trotz allen Ehren und Genüssen, keine so reiche Stunde hatten ihr Lebenlang, als wir. Man faselt viel von reich und arm, und vergißt immer wieder, daß es das Herz allein ist, das reich macht oder arm. Wer will uns zürnen, daß wir in diesen Augenblicken die Großmutter vergaßen in ihrem Bette? Wir waren ihres Hustens so gewohnt, daß wir ihn wohl überhören konnten. Da kam aber ein Anfall, der gar nicht aufhören wollte, und Mädeli legte sorgsam die schlafende Kleine in ihr Bettlein und sprang der Mutter zu, hielt sie umfaßt und aufrecht, damit ihr Athem leichter sei und der Anfall schneller vorübergehe. Aber er ging nicht vorüber, er gewährte nur ganz kleine Ruhepunkte und der Athem wurde immer schwerer, die Mutter immer schwächer. Man mußte, trotz der Kälte, ein Fenster öffnen, mußte ihr aus dem Bette helfen und wieder hinein. Angst und Bangigkeit ließen sie nirgend lange weilen. Uns ward auch so angst dabei. Mir lief der Schweiß von der Stirne, trotz der Kälte. Meine Frau mußte die Thränen abwischen und that so zärtlich und liebreich um die Großmutter und war so ängstlich über ihr Uebelsein, und freute sich so sichtlich allemal, wenn Linderung eintrat, daß die alte Frau doch endlich das Herz meines Weibes zu ahnen begann. Sie sprach nicht, aber ihre Augen folgten Mädeli überall hin, und wie mühsam es ihr ward, sie wendete ihr Haupt doch immer so, daß sie es betrachten konnte.

Einmal glaubten wir, die geheimnißvolle Hülle, welche

die Seele birgt, ſei geborſten und die Seele habe ihre Schwingen entfaltet, unſere Thränen floſſen häufiger und laut auf ſchluchzte mein Weib. Aber die Seele hatte den Ausgang noch nicht gefunden, ſie ſah noch einmal aus dem halb gebrochenen Auge heraus, ſie ſah unſere Trauer um ihr Scheiden. Da erglänzten noch einmal ihre Augen, aus ihnen leuchtete es wie Liebe und Weh; noch einmal bewegten ihre Lippen ſich und ihr letzter Athem hauchte ſchwer vernehmlich die Worte: Mädeli, ich that dir Unrecht, vergieb mir mein Unrecht, ſo vergiebt auch mir Gott, wenn es noch möglich iſt, ach, ich bin ein großer Sünder! Da verſtummte der Mund, die Augen ſchloſſen ſich, aber noch hörte ſie die Betheuerungen der Vergebung. Ein Zug des Friedens und der Freude legte ſich über ihr blaſſes Geſicht, da reckte ſie ihre Glieder und es ſchied die Seele. Gott wolle ihr gnädig ſein, der armen Mutter, ſie hatte ein bitter Leben gehabt und die letzten Tage ſich verbittert in unglücklicher Verblendung, ſie hat ſo ſchwer gelitten! Aber vor ihrem Ende gingen ihr doch noch die Augen auf, ſie ſuchte Verſöhnung; der Herr wolle ſie jenſeits ihr geben! Aber es ſchaudert Einem, wenn man ſo viele Leute ſieht in der Welt, die nie einen Gedanken der Verſöhnung haben, im Leben nicht, im Tode nicht; nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit Menſchen: in Zwieſpalt liegen ſie mit Allem bis zu Ende, Zwieſpalt iſt ihr Leben. Wie hoch war der Gedanke über alle Menſchengedanken: die Welt mit Gott zu verſöhnen und alle Menſchen mit Allem! Einer großen Menge iſt der Gedanke zu groß, ihre kleinen Herzen können ihn nicht faſſen. Ungeſühnt wollen Viele ſelig werden; ihretwegen, meinen ſie, werde der große Gott wohl eine kleine Ausnahme machen. Wohl aber giebt es auch welche, die ſelbſt in den Schauern des Todes weder geſühnt werden noch glauben, daß Gott, wenn ein Gott ſei, ſich ſühnen laſſen werde. Es bricht da oft eine Verzweiflung, eine Hoffnungsloſigkeit aus, die Einen beben macht.

So lag eine Frau im Sterben und krümmte sich in heftigen Schmerzen. Eine wackere Frau wollte sie trösten; Bäbi, sagte sie, du hast es bös im Leben gehabt, tröste dich nun, es wird dann im Himmel vergelten werden. Da richtete sich Bäbi auf und sagte mit trockner, tonloser Stimme: Nein, Frau, so wird das nicht gehen. Babi, wird unser Herrgott sagen, Babi, du hast mir dein Lebenlang nichts nachgefragt, jetzt kannst auch gehen wohin du willst, ich will nichts von dir! War das wohl der Ausbruch eines prophetischen Bewußtseins, daß bloße Worte kein Leben sühnen können, sondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth?

Aber, großer Gott! wenn bloße Worte nicht sühnen können, wie wird es Millionen gehen?!

So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch sie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, wir lernten siebenmal siebenzigmal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns, d. h. eigentlich meine Frau, reich; aber was die besaß, das enthielt sie mir nicht und ich verschmähte es nicht. Wenn doch die Menschen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie mancher müßte sich da des reichsten Erbes rühmen, der jetzt schmäht, er hätte sein Lebtag keinen Kreuzer geerbt. Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren schroffe Seiten ihn reinigen sollten von aller Unreinigkeit. O Leute! thut einmal die Augen auf und zählet nach, was euch Gott hat erben lassen, dann schämet euch, denn viel werdet ihr finden. Aber ihr habt es nicht geachtet oder gar schmählich dagegen euch gesträubt, hättet das Erbe ausgeschlagen, wenn Gott im Amtsblatt sich abfertigen ließe.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen.

Es iſt wohl ſchon Manchem begegnet, daß er bei ſtillem, ruhigem Wetter in ſein Stübchen ging und da in Arbeit oder ſüßen Schlummer ſich vertiefte; und wenn er wieder aufſah, daß er Windeswehen hörte, daß er Regen ſtrömen ſah oder Schneeflocken wirbeln in der verfinſterten Luft. Manchem iſt accurat das Gegentheil begegnet und wenn er am ſüßeſten ſchlief an einem vermeinten trübſeligen Nachmittag, rüttelt ihn die Frau beim Arm und führt ihm zu Gemüthe, daß das Wetter gar ſchön und heiter geworden und daß es ihm wohl anſtehe, ſie ſpazieren zu führen oder zu fahren, je nach Stand und Vermögen.

Ach, ſo viele Weiber aus allen Klaſſen gehen gerne mit dem Manne ſpazieren, um ihn einmal allein zu haben, um ein vertraulich Wort mit ihm zu reden, um zu wiſſen wo er iſt, um ihn zu zeigen, um ihn zu quälen oder ihm etwas abzulecken; und viele aus einem dunkeln Gefühl, daß ihre Herzen ſich gegenſeitig verſchloſſen und die innige Traulichkeit nicht mehr ſei, aus einem tiefen Sehnen, das eigene und des Mannes Herz aufgehen zu laſſen an der Sonne. Die armen Weibchen ſchleppen nun die gefrornen Herzen ſo oft als möglich an die Sonne. Ach, arme Weibchen! das hilft euch wenig, das iſt nicht die rechte Sonne dazu!

Alſo es ändert ſich oft das Wetter, von uns nicht bemerkt, und ein ganz anderer Himmel ſchaut auf uns herab, wenn wir wieder aufſehen. So geht es uns aber auch im Leben. Es giebt Zeiten, wo Verhältniſſe, Umſtände, Stimmungen uns einſpinnen, ſo daß wir von der Welt und ihrem Wechſel wenig oder gar nichts wahrnehmen. Wir haben nur

Sinn für eine Sache, und ſelbſt das Nächſte fällt uns nicht auf. So geht es Verliebten, ſo geht es auch Eiteln, ſo geht es Glücklichen und Unglücklichen. Wer gar mühſelig ringen muß ums tägliche Brod, wer Tag und Nacht Schulden oder Mangel nachſinnen muß, wer beſtändigen Reizungen ausgeſetzt iſt, wem häuslicher Zwieſpalt alle Augenblicke den innern Frieden ſtört, dem wird gerne der Nacken niedergebeugt, der kann nicht mehr aufwärts ſchauen, nicht mehr rund um ſich, der ſieht nur ſeine Noth und ſeine Bedrängniß; und wenn man ihm Anderes auch dicht vor Augen ſtellt, er achtet es nicht und wenn man ihm auch die Naſe darauf ſtößt, ſo ſagt er höchſtens: uy, und greift nach ſeiner Naſe, aber die Sache ſelbſt erregt ſeine Theilnahme nicht. Da kann rings um ihn vorgehen, was da will, wenn nur das Brod nicht aufſchlägt, wenn nur die Erdäpfel wohl gerathen. Wenn nun der Druck der Verhältniſſe nachläßt, wenn die Stimmung ſich auflöſt und er wieder auf und rund um ſich ſchauen kann, dann ſieht er ſich verwundert um, denn es iſt um ihn anders geworden; da ſieht er den Wechſel der Welt und daß Altes vorbei-, Neues herbeigerauſcht ſei, und eine Weile geht es, bis er weiß, wo er iſt und bis er begriffen hat, was um ihn iſt.

So z. B. wußte auch ich, in meine Finanznoth und in die Unbehaglichkeit unſeres Zuſammenlebens verſunken, nicht, was um mich vorging, und wenn es ſich mir ſchon aufdrang, ſo wußte ich denn doch nicht, was es eigentlich ſei und was es bedeute.

So hatten wir z. B. einen neuen Pfarrer bekommen und der alte war weggezogen, weil er ſagte, mit dieſen Leuten ſei nichts anzufangen, er habe es auf alle Wege probirt und er wolle doch nicht ſein ganz Leben an ſie verſchwenden. Aber die Aenderung war mir gleichgültig geblieben und die Verſchiedenheit zwiſchen beiden fiel mir nicht auf. Nun athmete ich allmählig friſcher auf. Wir waren freier in unſerem

Stübchen, konnten uns ungestört mittheilen, was uns auf dem Herzen lag, waren ganz Meister über unsere Kinder, waren ruhiger vor unsern Nachbarn und wurden sogar von ihnen besser gewürdiget. Manche Frau hatte, während sie die Mutter besuchte, allerlei gesehen, das sie auf bessere Meinung brachte von uns, und diese Meinung sprach sie seit der Mutter Tode aus. In Noth waren wir noch immer und wußten dem Rückständigen fast nicht zu begegnen, aber wenn auch ein Uebel groß genug ist, um einen Menschen zu Boden zu drücken, so scheint es leicht, wenn man noch ein Uebel dazu gehabt hat und diesem nun los geworden ist. Ein Schimmer von Behaglichkeit glomm über meine Seele auf und in ihr fand sich wieder Platz für allerlei Gedanken und Wahrnehmungen.

So fiel mir z. B. jetzt unser Pfarrer auf. Ich konnte mich gar nicht auf ihn verstehen und die Bauern auch nicht; man wußte nicht recht, sollte man ihn für recht dumm und schwach halten oder für [illegible]as anderes.

Die Bauern hatten geflucht, als der frühere Pfarrer fortging. Dem hätten sie es gezeigt und ihn endlich zum Schweigen gebracht. Jetzt wäre er recht gewesen und hätte gewußt, daß er nicht Meister sei und sie nicht seine Narren. Komme jetzt ein neuer, so gehe die Plage von neuem an und kein Hund wisse, wie lange es gehe, bis sie den wieder dressirt hätten. Es wolle immer einer weiser sein als der andere. Aber so wollten sie auch den berichten, wer Meister sei zu Gytiwyl. Aber der Pfarrer wollte gar nichts Neues, als feste Ordnung in das, was bereits war. Er drängte sich nirgends auf, es schien manchmal, als ob ihn alles nichts anginge, als ob er um nichts sich kümmere. Doch war er dienstfertig, und was von ihm begehrt wurde, machte er ausgezeichnet gut. Er war freundlich, und man sah ihm den Pfarrer fast nicht an, so daß Viele keinen Respekt vor ihm hatten und meinten, sie könnten mit ihm machen, was sie wollten; aber sie rannten übel an und versuchten es nicht zum zweiten-

mal. Darin sahen die Leute sich ganz verwundert an, es wurde ihnen fast unheimlich um den Pfarrer herum. Sie ahnten eine geheime Kraft im Pfarrer, eine bestimmte Absicht, und wußten nicht, wo sie hinaus wollte, auf welcher Seite sie sich zu hüten hätten. Die Einen behaupteten: das sei von den Schlimmern einer, vor dem müsse man sich hüten; die Andern meinten, viel in Sinn komme ihm nicht, und dann sei er zu vornehm, um sich mit ihnen abzugeben, und diese Partei wurde immer größer, je länger der Pfarrer ruhig blieb. Ja, die Bauern wurden am Ende unwirsch und fluchten in den Wirthshäusern: sie hätten einen Pfarrer, sie wüßten gar nicht warum, er möge sich gar nicht mit ihnen mühen und nehme sich gar nicht der Sachen an; da seien sie übel versorgt mit einem solchen. Den vorigen hätten sie doch noch zum Besten haben können, mit dem aber wüßten sie nichts anzufangen. Darum wollten sie, er ginge wieder, es nehme sie wunder, wie er am Rücken wäre. Gegen uns Schulmeister war er freundlich. In der Schule gab er sich viel mit den Kindern ab, und machte uns damit gar böse, daß er gar oft sie nach etwas fragte, das sie nicht wußten, und wenn wir dann dazwischen traten und mit sieben Gründen belegten, daß man das gar nicht machen könne mit den Kindern, so sagte er uns, es sei möglich, daß es so wäre, aber gut wäre es doch, wenn sie etwas davon wüßten. Am besten fuhr er mit den Unterweisungskindern, und wir wurden nicht wenig eifersüchtig, daß sie ihn besonders lieb gewannen und die größte Freude an seinen Unterweisungen hatten.

Dabei war er beschlagen in gar vielen Dingen, und die Bauern konnten sich nicht sattsam verwundern, wenn sie bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie mit dem Pfarrer ins Reden kamen, merkten, daß derselbe sich auf ihre Sachen verstünde, wie sie es keinem zugetraut, wie er z. B. wüßte, daß ein Pferd seine Bläste nicht unter dem Schwanz, sondern an den Beinen hätte, und daß der Roggen schwerer sei als das Korn.

Als dem Pfarrer einſt Einer eine uralte Kuh, die dem Napoleon hätte Pathe ſein können, für eine mit dem zweiten Kalbe trächtige verkaufen wollte und von ihm abgetrümpft worden war, polterte ſelbiger gar ärgerlich auf Straßen und in Wirthshäuſern: die Regierung brauche ihnen keine Pfarrer zu ſchicken, die man auch für Kuhhändler brauchen könnte. Die Bauern halfen mit fluchen und begehrten auf: es ſei ſich nicht zu verwundern, wenn er nicht gelernt habe, was ein Pfarrer thun ſolle, da er mit den Kühen genug zu thun gehabt. Und doch kriegten ſie Reſpekt vor ihm, trotz ihrem Aufbegehren. Er mißbrauchte ſeine Kenntniß nie, ſie kam nur ganz von ungefähr an den Tag, und nie hörte man, daß er mit einem Metzger über die Schwere eines Kalbes gewettet hätte.

Wenn ich nun den Pfarrer, der doch in einem Schulmeiſterleben vorſtellt, was Eſſig in einem Salat, beachtete, und nicht nachdachte, was ſeine Erſcheinung mir bringen könnte, ſo kann man ſich wohl vorſtellen, daß mir noch eine Menge anderer Dinge nicht auffielen, die um dieſe Zeit ins Leben traten und ſich geſtalteten.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Mund zugeht und viele andere auf.

Im Dorfe war ein alter Junggeſelle, der ein großes Vermögen gehabt, aber nur ein kleines Herz, er hatte niemand geliebt als ſeine Haushälterin Salome und eine große ſchwarze Katze. Die Haushälterin hatte das Vermögen geliebt, die Katze Hans den Todten. Als ich die Leichenrede hielt, konnte die Haushälterin ihr Lachen kaum in Weinen verkehren; die Katze aber ſetzte ſich auf den Sarg zu Schutz

und Trutz. Als die Haushälterin sie wegjagen wollte, machte die Katze gar grauliche Augen, so daß die Haushälterin an den Teufel denken mußte, sie mochte wollen oder nicht, und weggebracht ohne fremde Hülfe hätte sie ihn nicht. Das Leichenbegängniß war groß, das Leichenmahl fanden wahrscheinlich die meisten noch schöner als meine Leichenrede, es war wirklich reich und gut. Es saßen auch die Leute gar wohl und warm dabei, und wie der Wein floß auch die Rede; man müßte viel Papier brauchen, wenn man sie alle in Schrift fassen wollte. Vom Hundertsten kam man auf das Tausendste und zuletzt zufällig darauf, daß die Lättikofer ein Schulhaus bauten wie die Narren, welches sie wenigstens fünftausend Gulden kosten werde. Und wenn sie noch einmal so kostbar bauen würden, so bleiben sie doch nur die Lättikofer. Würden sie eine Feuerspritze anschaffen, oder einen bessern Zuchtstier, es wäre gescheuter, sagte ein alter Chorrichter.

Der Pfarrer hat zu mir gesagt, sagte der Statthalter, die Lättikofer bauten jetzt ein recht tüchtiges Haus, und doch sei ihr altes Schulhaus bei weitem nicht so schlecht, als das unsrige. Es sei ihm leid, daß er uns nicht auch einen Bau zumuthen dürfe, aber er bezweifle, daß wir das Geld dazu hätten, man müsse Geduld haben.

Potz Donner, sagte der Ammann und schlug auf den Tisch, daß die Thüre zitterte, woher weiß der Pfarrer, daß wir nicht Geld haben, schuldig wird ihm keiner sein, und gebettelt wird auch keiner bei ihm haben. Wenn es auf das Vermögen ankömmt, so tauschen wir nicht mit den Lättikofern, und wenn zehn Dutzend Pfarrer ihr Vermögen dazu thäten. Und wenn wir bauen, so brauchen wir nicht Geld zu leihen, wie die Lumpen von Lättikofen. Unverschämt ists vom Pfarrer, so was zu sagen, fragen hätte er uns doch können, dann hätten wir es ihm sagen wollen, ob wir Geld hätten oder keins. Er helfe auch bauen, schrie Einer, der eine Nase hatte wie eine Blutwurst und Lippen wie zwei Leberwürste, zwischen

den Leberwürſten heraus, nur damit der Landvogt begreife, daß er noch lange ſaugen könne, ehe er die Gytiwyler ausgeſogen habe.

Auch ihm ſei bauen recht, ſagte der Kirchmeier, aber bauen mit Manier, keine Allmend. Kinder werden nie alle in die Schule kommen, und ſchreiben, was Platz erfordere, werde man doch, ſo Gott wolle, Arme und bloße Einſaſſen nie laſſen. Ueberhaupt trage das Lernen, ausgenommen etwas Religion wegem Sterben, nichts ab, es ſei doch nur ſo wegen dem allgemeinen Brauch. Geld ſei die Hauptſache, lernen trage nichts ab. Man ſolle doch nur ſo einen Pfarrer anſehen, welcher immer hinter den Büchern ſei. Mager ſei er, wie eine Ziege von armen Leuten, und wenn ihm acht Tage über die Zeit ſeine Beſoldung ausbliebe, würde er brüllen wie eine Kuh vor leerer Krippe.

Kirchmeier, etwas haſt Recht, aber etwas nicht. Du kennſt meinen Aelteſten, mit welchem wir daheim nichts anzufangen wußten und der nicht arbeiten wollte. Kömmt der nicht heim, wie ein Herr, ſieht alles an von oben her, und ſagt, ſein Kopf ſei ihm lieber, als ihm mein Hof wäre. Mein Hof trüge nicht tauſend Thaler ab, mit ſeinem Kopf wolle er zweitauſend Thaler verdienen. Was ich den anſehen mußte und mich verwundern, hat doch meine ſchlechteſte Kuh einen größeren Kopf als mein Hans. Aber die Sache wird ſo ſein, er war ganz mit Geld behängt um und um.

Ja, ſagte Einer, wenn Einer den Herrn zu machen weiß, ſo findet er manchen Weg zum Gelde, woran ein ehrlicher Mann nicht denkt, bemerkte ein dicker Weibel. Er ſei oft in den Schreibſtuben, er könnte was davon erzählen.

Er hülfe aufbrechen, man bringe ja ſchon Licht, ſagte der Statthalter, dem die Reden zu anzüglich zu werden anfingen.

Nun wirrten ſich die Stimmen durcheinander an unſerm Tiſche, wie ſchon lange vorher an den andern. Jedes wollte noch geſchwind Allen Alles ſagen, was es ſich vorgenommen

hatte. In diesem babylonischen Lärm vernahm ich nur, wie der Kirchmeier den Auftrag erhielt, mit einem Zimmermann zu reden über den Schulhausbau, und wie in einer Ecke der Statthalter den Alten fragte, wie man den Brief adressiren müsse, wenn man einen an dessen Sohn schicken wolle? Und ich sah, wie der Chorrichter sein Glas geschwind zweimal hintereinander ausleerte und tief aufseufzte: es könne gewiß nicht lange mehr gehen, bis der letzte Tag komme, es gehe ja gerade so wie es in der Offenbarung St. Johannes heiße. Gäll, Schulmeister! sagte er und hielt sich an mir, um mit mir die Treppe hinunter zu gehen. Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, was das für eine Arbeit ist, einen Chorrichter heimzuführen von einer Gräbd, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie eine Frau mit einem Manne thut, wenn er von einer Gräbd heimkömmt.

Ich kam lustig und guter Dinge heim. Die Erben hatten mir einen Thaler in die Hand gedrückt, für eine Flasche Wein, die ich Mädeli kramte, wollte der Wirth nichts, und ein Stück weißes Brod, das ich nicht mehr essen mochte, war in meine Tasche gekommen, ich wußte nicht wie. Mit vielen Künsten war es mir durch manche Wendung gelungen, die Flasche ganz zu bewahren, während ich und mein Chorrichter ziemlich hart mit mancher Ladenwand und manchem Zaunstecken zusammentrafen. Wenn der Chorrichter mit seinem ganzen Gewicht zärtlichst an mich fiel, daß wir beide einer Wand zutaumelten, so wich ich schnell zurück und ließ ihm die Ehre. Ich dachte, ein Chorrichter möchte die Beulen besser ertragen als eine Flasche.

Mädeli hatte mir immer zwei Dinge z'weg, wenn ich heimkam und ſelbſt ſpät von einem Leichenmahl; ein freundlich Geſicht und etwas Warmes, meiſt ein Kaffee. Auch diesmal fehlte es nicht. Nachdem ich noch nach den Kindern geſehen hatte, die bereits ſchliefen und die mich nie hübſcher dünkten als im erſten Schlafe, ſetzte ich mich an mein Kaffee gar guter Dinge, und Mädeli ſtellte das Rad neben den Tiſch, zog die Kunkel an ſich und ließ den feinen Faden ſchnell und luſtig auf den Spuhlen gehen.

Ja, Fraueli, ich weiß etwas, wenn du es auch wüßteſt, begann ich. He, was denn, es wird eine neue Hochzeit ſein? Nein, Fraueli, was ganz anders. Oder es haben etwa zwei Weiber einander gerügelt? Nein, Fraueli, ganz was anders. Und Mädeli ward des Spiels nicht müde und ſchnurrte mich nie an. Wie beim Schlüſſelklopflis (ein Spiel, wo man um ſo lauter klopft, je näher man einem verborgenen Gegenſtande kommt) mußte ich aber durch Bezeichnungen es näher und näher ziehen der großen Neuigkeit, daß es ſo unverhofft ein neues Schulhaus geben ſolle. Nachdem die erſte Freude verrauſcht war und ich auf ſolche Fragen: wie denn das neue Haus werden ſolle, ob es auf den gleichen Platz komme? ꝛc. keine Antwort wußte, fragte mein Weibchen, wie die Bauern zu dieſem Entſchluß kämen? Ich erzählte, daß ſie dem Pfarrer zum Trotz bauen wollten, um ihm zu zeigen, daß ſie es ſo gut vermöchten als Andere, und weil ſie ihn im Verdacht hätten, er begehre nicht, daß ſie viel lernten und daß er meine, es ſei gleich alles gut genug für ſie. Es geſchehe dem Pfarrer recht, meinte ich, und es freue mich, daß die Bauern geſcheuter ſeien als der Pfarrer; ich hätte das nicht geglaubt. Da ich zuletzt bei den Bauern geweſen und die ſtattlichen Männer ſo ſtattlich reden gehört, z. B. auch über Dinge, von denen ich gar nichts wußte, ſo hielt ich es natürlich mit ihnen, war überzeugt, ſie hätten Recht und hätte ſicher dem Pfarrer ein halb ſchadenfrohes, ein halb ſaures Geſicht ge-

macht, wenn ich ihn jetzt angetroffen hätte. Meine Frau war aber nicht gleicher Meinung. Ich kann nicht begreifen, Peter, sagte sie, wie du glauben kannst, der Pfarrer wolle nicht, daß man etwas lerne. Ich habe noch nie mit ihm geredet, aber seine Predigten gefallen mir b'sunderbar wohl. Und gerade in diesen Predigten redet er immer von Erkenntniß, daß diese das Fundament des Glaubens sei, und daß Jesus gelehret habe, ehe er gestorben sei: so müsse man auch die Lehre kennen und angenommen haben, ehe man zu Gnaden kommen könne. Ja, sagte ich, was Wunderliches von der Religion berichtet er, aber daß er so den rechten Glauben habe, meine ich nicht, er will es den Bauern nur schwer machen und ihnen zu verstehen geben, es kämen ihrer wenige in den Himmel. Eh aber, erwiederte Mädeli, sagt er doch nicht immer, die Aermsten könnten in den Himmel kommen, es käme vor Gott nicht auf das Kleid an; und er redet dann von der Würde des Menschen, der ein Kind Gottes sein könne, wenn er sich mit der Sünde nicht gemein mache, und das wolle viel mehr heißen, als König sein oder Schultheiß. Ja, sagte ich, das ists eben, er hält es auch mit den Armen gegen die Reichen und weiset die auf und mag den Bauern es nicht gönnen, daß sie es so gut haben, und verkleinert sie, wo er kann, und glaubt sich zu vornehm, sich mit ihnen abzugeben.

Höre Peter, sagte meine Frau, man merkt wohl, daß du an einer Mahlzeit und bei wem du zuletzt gewesen bist, du würdest sonst nicht so reden. Es ist den Bauern Keiner recht, der frühere lief ihnen zu viel nach, der jetzige zu wenig; der frühere wollte ein Schulhaus, aber die Bauern wollten keines; der jetzige wollte keines, nun wollten die Bauern eines; deinetwegen und der Kinder wegen wird also nicht gebaut. Der Pfarrer weiset die Armen nicht auf, aber er sagt: es komme vor Gott auf Reichthum nicht an — so sollte es auch auf Erden sein, und hat er da nicht recht? Weißt du, daß was

er in den Predigten ſagt, mich viel an das gemahnt hat, was letzthin der ſchwarze Jäger ſagte, aber zürn mir doch recht nicht. Ich habe letzthin in dem Teſtament und in der Bergpredigt geleſen und habe da Dinge gefunden, die ich in der Unterweiſung und in der Schule nie gehört habe. Und eine Menge Sachen kamen mir nach und nach in Sinn, die ich gerne wiſſen mochte und über die mich niemand berichtet hat. Das ſagte ja auch der Jäger, und darauf deutet der Pfarrer auch immer hin, daß das Wort Gottes Geiſt und Leben ſei und den Unmündigen verſtändlich gemacht werden könne und müſſe.

Das dünkt mich, aber zürn mir doch recht nicht, fehle wirklich in der Schule, die Meiſten geben nicht Achtung und die Andern lauſchen dem Schulmeiſter die Antworten ab und meinen, damit ſei alles gemacht. Aber ich kann es nicht recht ſagen, wie ich es meine und denke. Einmal ich, ſagte ich, verſtehe dich nicht, und möchte ſehen, ob die, welche nur immer über den Schulmeiſter ausfahren, es beſſer machen. Man kann die Kinder in der Schule nicht alles lehren, und wenn man das Fragenbuch erklärt, ſo möchte ich doch wiſſen, was ſie dann noch mehr lernen ſollten? Die, welche das Fragenbuch gemacht haben, werden auch Leute geweſen ſein und gewußt haben, was darein gehöre und was nicht, beſſer als du und unſer Pfarrer, der nicht einmal merkt, daß unſere Bauern die reichſten weit und breit ſind und ſieben Schulhäuſer vermöchten ſtatt nur eins. Mein Weibchen kannte mich durch und durch und merkte, daß der Weingeiſt in mir aufſteigen wollte, dieſen Geiſt wußte es nun vortrefflich dadurch zu bändigen, daß es ihm aus dem Wege ging, ſtatt, wie manche Frau, zu meinen, man müſſe ſich nicht fürchten, und wenn man recht habe oder recht zu haben glaube, nie weichen. Aber Kummer macht es mir, ſagte es, was wir in das neue Haus thun wollen. Wenn wir eine Stube mehr erhalten, ſo müſſen wir etwas darein anſchaffen, und woher das Geld

nehmen? O, das ist mein kleinster Kummer, sagte ich, zum Widerspruch gereizt, laß du mich kummern, wenn denn ein neues Schulhaus da ist, so wird jeder Bauer glauben, ich solle aus seinem Kinde einen Gelehrten machen, und die Minderen werden es auch verlangen, und wie ich dann werde kommen mögen, das weiß ich nicht. Wegem Können, bewahre, da macht es mir nichts, in der Lehre fürchte ich keinen. Aber der Reihe nach mit allen Kindern mich beschäftigen, wie man dreißig oder vierzig Kindern auf einmal das Rechnen und das Schreiben zeigen soll, das macht mir Kummer, wie Einer es macht, wenn Eines hier brüllt, Eins dort: Schulmeister ist das recht? Schulmeister ist das gut? — Die Bauern meinen aber auch, man sei nur für sie da, und wegen dem Sch.. löhnli, welches sie Einem geben, glauben sie, sie könnten von Einem fordern, was sie wollten. Es nimmt mich nur wunder, daß der Schulmeister ihnen nicht noch der Reihe nach Haar, Nägel und Bart abmachen soll.

Was hat heut der Peterli gemacht? Einen gescheutern Buben giebt es in der ganzen Gemeinde nicht. Ich kann ihn schon recht gut brauchen in der Schule, er kommandirt dir da wie ein General oder gar wie ein Preuß. Und wenn es dann losgehen muß im neuen Schulhaus und jeder Bauernsohn mit der Feder fechten will, so muß er mir helfen, er kann mir fast die halbe Schule abnehmen. Was hat er heute gemacht? Er war gar unartig, sagte Mädeli, er wollte mir gar nicht gehorchen, regierte die andern, und wenn sie nicht alles machen wollten, was er befahl, so ohrfeigte er sie. Ich wehrte ihm ab, so gut ich konnte, allein er that gar nicht, als ob er es höre; da redete ich endlich lauter mit ihm, und weißt du, was er mir zur Antwort gab? Es habe ihm niemand etwas zu befehlen, als der Vater. Da wußte ich nichts Bessers zu machen, als ihn in die Kammer zu sperren bis zum Nachtessen. Aber glaubst du, daß er mir ein gut Wort gegeben oder gute Nacht gewünscht hätte? Du wirst immer

mit ihm gezankt haben, wie es die Weiber machen, antwortete ich. So müssen die Kinder unartig werden, wenn nichts recht ist, was sie machen. Nein, liebes Mannli, kein Wort habe ich ihm gesagt, bis ich sah, wie er mit seinen Geschwistern umging, aber seitdem du ihn in der Schule brauchst und nur ihn allein, und er über andere regieren kann, du ihn immer rühmst, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Und hast du nie Acht gegeben, wie trotzig und unverschämt er dir selbst antwortet? Es hat mich schon manchmal gemüht, wenn du so alles von ihm annimmst, an ihm nicht nur nichts siehst, sondern auch nichts hörst. Ja, ich habe schon manchmal gemerkt, daß du ihn auf dem Korne hast, antwortete ich, und an ihm nichts leiden kannst, weil ich ihn lieb habe. Die Kleinen können machen, was sie wollen, das ist dir recht; und eben darum willst du nicht, daß Peterli, der witziger ist als sie, sie in der Ordnung halte.

Mädeli öffnete den Mund, schloß ihn wieder, fuhr mit der Hand im Gesicht herum, ich glaube über die Augen, und fragte mich: Mannli, wie ist es dir gegangen mit der Leichenrede? haben die Leute sie zu Herzen genommen? und was haben die, welche sie noch nie gehört haben, dir darüber gesagt? Da erzählte ich, wie es mir gegangen, wie die Katze und das Salome sich geberdet; wir machten allerlei Muthmaßungen über das Katzengeschrei, bis wir endlich fanden, das Geschenkteste wäre, wir gingen zu Bette.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht.

Am andern Morgen war ich viel zahmer geworden, und als mein Weibchen mir sagte, gestern sei ich ein Händelsüch-

tiger gewesen, widerredete ich mit keinem Wörtlein, sondern nahm das Urtheil in Demuth an. Aber etwas stach mich doch, nämlich der G'wunder, was der Pfarrer dazu sagen werde, wenn er vernehme, daß ein neues Schulhaus gebaut werden solle, ohne daß er daran gearbeitet.

Ich nahm daher nach der Schule den Schulrodel unter den Arm und wanderte dem Pfarrer zu, unter dem Vorwand, ihm denselben zur Einsicht zu bringen.

Die Magd sagte mir, als ich bescheidentlich geklopft hatte, es sei jemand bei ihm, ich werde wohl warten müssen.

Ganz verwundert war ich, als sie mich sogleich hereinrief, aber noch verwunderter sah ich beim Pfarrer am Kamin mit einer großen Pfeife in der Hand sitzen keinen andern Menschen, als meinen Bekannten Bendicht Wehrdi, den wunderlichen Jäger. Ich vergaß den Gruß vor Erstaunen, daß ein solcher beim Pfarrer sei, und muß allerdings eine curiose Figur gemacht haben, denn beide fingen an zu lachen, und Wehrdi sagte: Nicht wahr, Schulmeisterli, da habt ihr mich nicht geglaubt anzutreffen, so Einen, von dem ihr so halb und halb glaubt, es sei des Teufels Bundesbruder oder wenigstens sein Bruderssohn.

Der Pfarrer bemerkte mir im Vorbeigehen, er habe ihn auf der Jagd kennen lernen, und statt übereinander eifersüchtig zu werden nach Jägerweise, seien sie mit einander bekannt geworden und hätten schon manche vergnügte Stunde mit einander zugebracht. Somit schob er mir den Tabackskopf zu, und erst nachdem ich meine Pfeife gestopft und eine glühende Kohle aus dem Kamin geholt mit den Fingern, und unter vielen Grimassen sie auf meine Pfeife gebracht zu ihrem großen Spaß, fragte mich der Pfarrer: was mich gutes hergebracht?

Ich gab ihm den Schulrodel und klagte über den Unfleiß einiger Kinder.

Das ſei ein Elend damit, ſagte der Pfarrer. Die Leute hätten keinen Begriff von einem ordentlichen Schulbeſuch; ſage man ihnen nichts, ſo bleibe es beim Alten, ſage man etwas, ſo werde es noch ſchlimmer. Am Chorgericht ſage niemand etwas als der Pfarrer, ſchicke man ſie vor das Amt, ſo könne es geſchehen, wenn ſie zu lügen verſtünden, daß das Chorgericht oder die Gemeinde einen tüchtigen Wiſcher erhielten, ſo daß die Verleideten trotziger würden als früher und ihre Kinder noch weniger ſchickten.

Man ſollte den Leuten den Nutzen einer Schule deutlicher zu zeigen vermögen durch die Leiſtungen der Schule, ſagte Wehrdi. So wie es jetzt in den meiſten zugehe, bekenne er frei, könne er die Leute nicht tadeln, wenn ſie ihre Kinder lieber zu Hauſe hätten und wenn ſie immer mit ihrem Sprüchlein kämen: was nützt es, was trägt es ab?

Ihr habt vollkommen Recht, ſagte der Pfarrer. Aber auf der andern Seite kann der Schulmeiſter ſagen: Sendet mir die Kinder vor allem aus, gebt mir Platz, daß ich mich rühren kann mit den Kindern, und einen Lohn, daß ich mich rühren mag. So wehrt ſich das gegen einander und kein Theil thut die erſten Schritte.

Ja, ſagte Wehrdi, und wenn mancher Schulmeiſter alles bekäme, was er wollte, ſo würde er doch nicht nützliche Schule halten, und alles, was die Kinder in der Schule lernten, wäre eitel Mundwerk, das weder ihren Verſtand noch ihr Herz berührte und mit dem ſie ſo wenig zu machen wüßten, als ein hungriger Bauer mit einer Kiſte voll Auſtern.

Mag ſein dieſen Augenblick, ſagte der Pfarrer, aber laßt nur einmal auf dem Lande das Bedürfniß erwachen, und es wird erwachen, ſo wird das einander ſchon erleſen. Beſſer wäre es allerdings, man ſorgte zu rechter Zeit dafür, daß man dem erwachten Bedürfniß befriedigend entgegen kommen könnte. Allein das geſchieht nun einmal nicht. Ja, man zwingt den Landmann, daß er dieſes Bedürfniß erhält,

ſpottet dann dieſes Bedürfniſſes und ſucht es wieder niederzuhalten.

Ja! aber da könnten doch die Pfarrer viel machen.

Da lachte der Pfarrer und meinte: ob er auch Einer von denen ſei, welche die Pfarrer zu Sündenböcken für aller Welt Sünden machen wollen? Die Pfarrer könnten allerdings viel machen, aber den Weltgang doch nicht, den mache Gott. Er führe die Menſchen den Entwickelungsgang, den ſeine Weisheit abgemeſſen. Im Strome der Zeit ſchwimmen die Pfarrer mit, wie alle Sterblichen. Nicht am Ufer des Stromes ſtünden ſie, nicht über ihm ſchwebten ſie. Wohl ſchwimmen immer Einige voran, zu Märtyrern oder Reformatoren würden dieſe; viele ſeien es aber nie durch Gottes Ordnung. Bald komme die Maſſe nachgeſchwommen. Was die Reformatoren zuerſt erblickt, das gehe vor allen Augen auf, werde Gemeingut Aller. In dieſer Maſſe Ordnung zu erhalten und zu ſorgen, daß ihre Augen nicht zufielen, dafür brauche Gott die Pfarrer als Werkzeuge, aber unmöglich könnten ſie den Leuten Dinge zeigen, die ſie ſelbſt noch nicht ſehen, unmöglich könnten ſie dieſelben zwingen, etwas zu erblicken, was außer dem Geſichtskreis ſterblicher Augen liege. Wenn es näher kömmt, dann ſollen ſie deuten darauf, es erklären und weiſe die Benutzung lehren. Während man auf der einen Seite ihnen Schuld geben möchte, daß die Eva in den Apfel gebiſſen, weil ſie es nicht gethan hätte, wenn ſie recht unterwieſen geweſen wäre, lähmt man den Einfluß der Pfarrer von allen Seiten, zieht ſich von denſelben zurück und ſondert ſie ab, ſoviel wie möglich. Man wird auch wieder ſagen, das ſei Schuld der Pfarrer. Nein, das iſt ein Zeugniß für viele, das dem ganzen Stande zu gut kömmt. Man fühlt ſchnellere Strömung der Zeit, man fühlt ein Zwitzern hellern Lichtes in den Augen, es wird gar Vielen bange dabei und ſie möchten bannen des Stromes Lauf, und Herren und Bauern möchten gar aufwärts ſchwimmen. Dieſe wähnen auch, die

Pfarrer ſeien ſchuld, daß abwärts der Strom fließe, daß er ſie fortreiße abwärts, einem neuen Zuſtande, neuen Ufern entgegen. Sie wähnen dieſes, weil die Pfarrer, wenn auch nicht voranſchwimmen, doch vom Lauf der Zeiten reden und verkünden, es müſſe beſſer werden, ſo könne es nicht bleiben. Die Einen freilich verkünden nur, der alte Menſch müſſe ein neuer werden, Andere wohl zeugen davon, daß wie der Menſch ſich erneuere, auch mit ihm die Zuſtände ſich neu geſtalten müſſen. Aber Alle reden von Veränderung, drum drängt man ſie bei Seite, damit ihren Ruf Wenige hören, drängt ſie an den Schwanz der Geſellſchaft zurück, um ihnen dann vorzuwerfen, daß ſie nicht voranſchwimmen, um einen Vorwand zu ſuchen, ſie zu verſenken in des Stromes Tiefen. Wenn einmal das Neue deutlicher ans Licht tritt, dann werden die Gleichen, welche jetzt die Pfarrer zurückdrängen, den wüthendſten Lärm gegen ſie erheben und die Verſenkung verſuchen, unter dem Vorwande: die Pfarrer ſeien ſchuld, daß ſie nicht vorangeſchwommen, daß der Strom nicht ſchneller fortgebraust, daß die neuen Ufer nicht vor tauſend Jahren aus dem Ocean der Zeit aufgetaucht ſeien. So, lieber Behrdi, iſts, wenn man die Stellung des ganzen Standes betrachtet, von Einzelnen rede ich nicht. Man wird mich vielleicht ſpäter auch verketzern, mir Trägheit, Finſterſinn und weiß Gott was alles vorwerfen, vorwerfen, daß meine Optimpler nicht lauter Engel Gabriels ſeien, und doch weiß ich dieſen Augenblick nichts anders zu machen, als im Stillen und unbemerkt Samen auszuſtreuen, der in einer beſſern Zeit aufgehen wird, mich ſcheinbar ganz leidend zu verhalten und der Zeit die beſtimmtere äußere Entwickelung zu überlaſſen. Mein Vorfahr war ein rüſtiger Schwimmer, aber er ſah jedes Irrlicht für die Sonne ſelbſt an und verkündigte daſſelbe mit lauter Stimme und wollte den aufgegangenen Schein in alle Häuſer tragen. Wer immer Feuer ſchreit bei jeder Abendröthe, jedem Monds-Widerſchein, jedem brennenden Reishaufen, dem glaubt man am Ende

nichts mehr, lacht über sein Geschrei, auch wenn er über wirkliches Feuer: Feuer! schreien sollte. Und wenn ein andrer Wächter kömmt, so hört man auch auf dessen Ruf nicht. Eine Gemeinde ist kein Spital, in denen die Aerzte ihre neuen Mittel probiren; ein Pfarrer muß sich vor Experimenten hüten, ein fehlgeschlagenes kann ihm auf immer das Vertrauen rauben. So will manche Frau mit ihrem Mann nie mehr fahren, weil er sie einmal umgeworfen. — So bin ich daran, und ich brauchte meinen Leuten nur etwas vorzuschlagen, so machen sie das Gegentheil davon. Jetzt gerade wegen eurem Hause, Schulmeister. Ich brauchte nur zu sagen, sie sollten bauen, so würden sie es expreß nicht thun, und müßten die Hälfte der Kinder vor der Thür bleiben. Ich habe auch letzthin dem Statthalter gesagt, es sei mir leid, daß sie das Bauen nicht vermöchten, und habe dazu ein recht ernsthaft Gesicht gemacht, so daß er es nicht als Spott aufnehmen konnte. Nun nimmt mich wunder, ob ihm das nicht ins Fleisch gegangen ist?

Aber, Herr Pfarrer, habt ihr das nicht im Ernst gesagt und gemeint, die Gytiwyler seien arm?

Aber, Schulmeister, glaubt ihr mich denn auch dumm? Meint ihr, ich habe keine Augen, sehe die Misthaufen zu Gytiwyl nicht? habe keine Ohren, vernehme nicht, wie große Kapitale dieser oder jener ausgeliehen habe? Aber habt ihr, was ich gesagt, gehört? hat es der Statthalter berichtet?

He nun, Herr Pfarrer, das hat eingeschlagen, sie wollen nicht die sein, welche nicht vermögen ein Schulhaus zu bauen so gut als die Lättikofer, oder noch viel besser. Gestern am Leichenmahl haben sie dem Kirchmeier den Auftrag gegeben, mit einem Zimmermeister zu reden.

Da sprang Wehrdi auf, schlug seine Pfeife in eine Ecke und fluchte ganz malebarisch: ob dann das eine solche Nation sei, daß sie aus Dummheit bauten und nicht aus Einsicht?

Sitzt nur wieder nieder, ſagte der Pfarrer, und laßt mir meine Optiwyler in Ruhe, die kann man doch noch an einem Ort anpacken, aber da iſt alles verloren, wo man die Leute gar nirgends mehr nehmen kann, wo ſie ſind, wie irgend ein fauler Gegenſtand. Löcher in denſelben ſtoßen könnt ihr, daß er doppelt ſtinkt und ihr die Schuhe voll kriegt, aber vorwärts ſtüpfen könnt ihr ihn nicht. Meine Optiwyler laſſe ich mir nicht ſchelten, das ſind mir noch kräftige Leute, die in Bewegung kommen und zu Entſchlüſſen, die es auch noch im Guten recht weit bringen können.

Er könne den Herrn Pfarrer gar nicht begreifen, ſagte Behrdi, daß er da etwas Gutes ſehe, da ſei doch nichts Gutes, wo man etwas aus lauter Hochmuth und Trotz thue.

Mein lieber Mann, ſagte der Pfarrer, haben wir nicht vorhin geſagt, daß es ein großes Unglück ſei, daß Bauern und Schulmeiſter ſo gegen einander verſperren und von keiner Seite eine Bewegung gemacht werden will. Kömmt es nicht alles darauf an, daß ein Theil in Bewegung gerathe, und theilt dieſe Bewegung ſich nicht unwillkürlich auch dem andern Theil mit, iſt nicht der erſte Schritt der erſte von vielleicht vielen Tauſenden? Nun haben dieſen erſten Schritt meine Bauern gethan, iſt das nicht lobenswerth?

Herr Pfarrer, zürnet nicht, aber noch eines muß ich fragen, ſagte Behrdi: Iſts denn eigentlich auch recht, die Fehler der Menſchen anzuſpannen und durch Verſtellung ſie zu reizen zu irgend etwas?

Da ſah der Pfarrer ins Feuer und ſagte endlich: er wiſſe nicht, ob wir ihn begreifen werden, wenn wir das nicht thäten, ſo würden wir ihn gar wunderlich beurtheilen, doch wolle er verſuchen, ſich näher zu erklären. Habt ihr denn nie bemerkt die furchtbare Ironie der Verſehung, die alle böſen Kräfte im Menſchen alſo regiert, daß ſie das Gute ſchaffen, die Bauſteine zu ihrem Gefängniß ſelbſt herbeiſchleppen müſſen? Das iſt, was das Fragenbuch ſagt, daß die Sünden

durch Gottes Fürsehung regiert werden, siehe Exempel an Joseph und seinen Kindern, an Christus und den Juden. Wie stünde es wohl mit der Welt, wenn nicht wider Willen die Leidenschaften das schaffen müßten, was Gott gefällt? Wäre das nicht, wir hätten kein Christenthum, nie wäre die Reformation zu den Völkern gedrungen. In gar wenigen Menschen wohnt der reine Sinn, der das Gute um des Guten willen thut, wohnet die Weisheit, die im Gutesthun das wahre Glück sieht. In den meisten Menschen regieren schlimmere Kräfte, herrscht Finsternis oder trübes Dämmerlicht. Der schlaue Betrüger giebt seinen Betrug nicht offen dar, er spürt eben in seinen Nächsten die regierenden Kräfte auf und sucht diese zu seinen Zwecken in Bewegung zu setzen, zu seinen Dienern zu machen. Der bessere Mensch, der unverholen mit dem Bessern hervortritt, den Leuten es anpreiset, zu Erreichung desselben in Thätigkeit setzen will, der findet keine Augen, die sehen, keine Ohren, die hören, keine Kräfte, die zu seinem Zwecke sich zur Verfügung stellen, er findet keinen Sinn dafür, wird nicht begriffen, ausgelacht, verfolgt, todtgeschlagen. Er findet wohl Eigennutz, Hochmuth, Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und dergleichen, aber eben die schreien ihn an: Kreuzige, kreuzige ihn! Warum versucht es der bessere Mensch nicht auch, die einmal herrschenden bösen Kräfte anzuspannen für das Gute? sagt das Sprichwort nicht: man müsse mit den Steinen mauern, welche man habe? Nur gebe man wohl Acht, was für Steine man zu Eckſteinen nehme in Staat, Kirche und Schule; von ihnen hängt die Festigkeit des Baues ab. Wer Staat, Kirche, Schule auf religionslose, unsittliche Menschen, auf Menschen, welche treulos sind in alten und neuen Eiden, bauen wollte, der brächte den Fluch in den Staat, in die Kirche oder in die Schule. Warum versucht er es nicht, gerade durch sie das Gute da zu vollbringen, wo er weiß, daß der Sinn dafür fehlt. Man verwechsele das durchaus nicht mit der Sünde, schlechte unerlaubte Mittel zu

brauchen zu gutem Zwecke, wie der h. Crispin Leder stahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Auch möcht ich durch kein unerlaubt Mittel, durch keine Lüge, keine Verläumdung, keine falsche Verheißung diese Kräfte erregen, wie es allerdings nur zu oft geschieht, aber mein Mittel war ein erlaubtes: es war die Ironie, es war die gleiche Redeweise, die Christus brauchte, als er sagte zu den Pharisäern: die Gesunden brauchen den Arzt nicht, sondern die Kranken. An andern Orten wurden Schulhäuser erzwungen dadurch, daß man durch vorzügliche Schulen den Beweis leistete, was eine Schule nützen könne, an andern Orten durch Furcht. Beides hätte hier nicht angeschlagen, darum brauchte ich dieses Mittel, mit dem ich aber an andern Orten nicht weit gekommen wäre. Es giebt aber noch viele erlaubte Mittel zu diesem Zweck. So habe ich nun den Hochmuth aufgestiefelt, der muß ein Schulhaus bauen, der hat den Eigennutz diesmal überwunden und muß damit an seinem eigenen Grabe graben, denn was wird wohl eine größere Feindin des aufgeblasenen Hochmuthes, als ein Schulhaus, in welchem eine tüchtige Schule ist, welche aus jedem Leibe die Menschenwürde herauszuwickeln versteht. Aber gebet Acht, der Eigennutz wird diesen Sieg dem Hochmuth nicht verzeihen, wird bald wieder zu reden anfangen, wird auch zum Bauen reden und später dann etwas von der Schule wollen, einen Nutzen, den er in Batzen und Kronen zählen kann. Ihr könnet euch nur gefaßt machen, Schulmeister, auf die Forderungen, die dann an euch gemacht werden. Wenn ihr nicht in der halben Zeit die Kinder noch einmal so geschickt macht, so wird es bald heißen: Wenn es nicht besser geht, wir hätten kein neues Schulhaus gebraucht, wir haben gemeint, wie das jetzt gehen werde.

Das sei gerade, was mir Kummer mache, sagte ich, die Bauern hätten mir schon darauf hingedeutet, daß sie für sich viel geschicktere Kinder wollten. Ich stellte auch dar, wie der alte Bauer eine Aussicht eröffnet habe, daß ein Kopf soviel

werth werden könne, als ein Bauernhof, und wie der Statthalter willens ſcheine, einem ſeiner Buben zu dieſem Glück zu verhelfen.

Wehrdi wollte ſich ausſchütten vor Lachen; es nehme ihn nur wunder, ob ſie dann dieſe Köpfe nicht auch zu Markte führten oder trieben wie Kabiskköpfe oder Kälber?

Der Pfarrer aber lachte nicht, ſondern ſchaute ſehr ernſt drein und ſagte: die Sache ſei von weit ernſterer Bedeutung, als ſie das Ausſehen hätte. Wenn man die Gräbdgeſpräche aufmerkſam betrachte, ſo finde man hier die Elemente beiſammen, aus denen ein neuer Zuſtand im Canton hervorgehen und auch die Kräfte, welche ihn mehr oder weniger herbeiführen werden: ja man finde da bereits einen Grund und noch dazu einen breiten und feſten gelegt zu demſelben.

Wehrdi ſagte, das könne er nicht einſehen. Was ein Dutzend halbvolle Bauern Verrücktes ſchwatzten, dem ſei doch nicht bedeutende Wichtigkeit beizulegen?

Warum nicht? entgegnete der Pfarrer. Reden ſie in dieſem Zuſtand nicht am offenſten, vernimmt man in dieſen Reden nicht am deutlichſten, was in ihnen ſich regt? und iſt dieſes Reden nicht ſo bedeutungsvoll?

Da rege ſich in den Gytiwylern der Hochmuth und die Habſucht und die Furcht, nicht mehr hochmüthig ſein zu dürfen, die Furcht, um ihr Eigenthum zu kommen, die Hoffnung auf neue Weiſe reich zu werden; aber das ſei doch eben nichts Neues und hätte wenig zu bedeuten, entgegnete Wehrdi.

Das, was ihr bei den Gytiwylern ſeht, ſagte der Pfarrer, iſt aber nicht bei ihnen alleine, ſondern allenthalben iſt eine ähnliche Bewegung oder Störung in den Gemüthern, und gerade dieſe Störung wird das Neue gebären.

Aber auch hier hält ſicher das Böſe nicht Stich. Allerdings werden die erſten Früchte der ſich verbreitenden Bildung wurmſtichig ſein wie die erſten Aepfel, die erſten Zwetſchen; wie eigentlich deren ſchon lange im Lande ſichtbar ſind und

der Aufklärung einen ſo üblen Namen zuwege gebracht haben: verdrehte Rechtsagenten, ungläubige Halbherren und aufgeblaſene Gewerbsleute, die über alles in der Welt ſchimpfen und doch zu nichts zu gebrauchen ſind.

Sobald aber einmal die Zeit der Reife naht, ſobald man dieſe Bildung in ein förmlich Syſtem bringen will, dann ſieht die Welt ihre Ungeſtalt, dann erſchrickt man davor, dann ſiegt auch hier der gute Geiſt. Der erregte Hunger und Durſt wird beſſere Speiſe verlangen, die errichteten Anſtalten werden mit einem andern Geiſt erfüllt und wahrhaft geiſtige Bildung wird ſich Bahn brechen in allen Ständen, denn der Bauer hat ſo gut Zeit, ein vernünftiger, denkender Menſch zu werden, als der größte Herr. Nur der Unterſchied wird ſich dann geben, daß der Herr viel weiß von der Kunſt, und Gemälde und Bücher kritiſch zu bereden weiß, der Bauer aber nichts davon weiß, hingegen viel von dem, was Gott ſchafft in und außer ihm. Und dieſe Bildung iſts, die dann mitten in den Kampf treten, der Ausſchließungsſucht ein Ende machen, den Kampf vermitteln, die Stände verſöhnen und die Menſchen vereinen wird. Denn der gute Geiſt iſt immer ſtärker als der böſe, dieſer iſt nur des erſteren Diener, der beſtändig das Böſe will und doch beſtändig das Gute ſchafft.

Herr Pfarrer, redet ihr da vom tauſendjährigen Reich, wo der Löwe und das Lamm holdſelig neben einander an der Quelle ſtehen? und glaubet ihr denn wirklich, daß es bald und auf dieſe Weiſe kommen werde?

Ihr ſeid ein Schalk, Wehrdi, ſagte der Pfarrer. An das tauſendjährige Reich, wie die Propheten es in Bildern darſtellen, wie die Rabbinen es verſinnlichen, wie die meiſten Leute es ſich denken, Jeſus auf einem Schimmel reitend, glaube ich nicht. Aber an die Idee glaube ich. An die Idee nämlich, daß die Welt nicht nur ein Narrenſaal ſei, an deſſen Beſchauung die Himmliſchen ſich ergötzen können, daß ein jeder Einzelne nicht nur ſei ein Eichhörnchen in der Trülle,

das Andern zum Vergnügen ſpringen muß, bis es alle Viere von ſich ſtreckt. Ich glaube, daß der Einzelne zu einem höhern Leben ſich heranbilden ſoll. Ich glaube aber nicht nur das, ſondern daß durch dieſe Erziehung des Einzelnen die Geſchlechter auf höhere Stufen ſteigen, daß die Zuſtände ſich veredeln, daß es auf der Welt nach dem Plane Gottes beſſer werden ſoll und muß, daß wenn eine weiſe Hand alles regiert, alle Kräfte, die wir in böſe und gute abtheilen, doch nur Eines ſchaffen können, den Willen Gottes, der ein Ziel will. Dieſes Ziel wird aber nicht mit einem Mal erreicht, fällt nicht mit einem Satz in die Welt, wie Joggi vom Baum, ſondern die Welt bildet ſich ihm langſam entgegen. Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag. Dieſes Ziel kenne ich nicht, aber deſſen, was ich geſagt, redet der Weltgang mir Zeugniß. Wie früh oder wie ſpät das eintreffen wird, worüber ihr mich ausgelacht, das weiß ich nicht, aber daß dieſe Zuſtände ſich nach und nach herausbilden werden, das zeuget in mir ein Geiſt, der nicht trügt, es iſt ein Geiſt, man nennt ihn mit verſchiedenen Namen. Es iſt der Geiſt des Glaubens, der Offenbarung oder der Geſchichte. Ich bin ſchon manchmal ausgelacht worden um Aeußerungen, die dieſem Geiſte entfloſſen, und wenn ich ſagte: Habt nur Geduld, es kömmt ſchon beſſer, ſo ſchimpfte man mich aus. Aber dieſen Glauben trübt man mir nicht, macht mir nicht weiß, er ſei ein Traum. In ihm liegt mir der tiefe Troſt in meinem Amte. Ich weiß, ich nütze etwas. Er bewahrt mich vor jeglichem Haß, denn ich weiß, wie jeder auch, allerdings auf ſeine Verantwortung hin, ſich geberden mag, — er muß doch dem gleichen Zwecke dienen.

Ich weiß, es iſt nicht meine Aufgabe, alles ſelbſt zu machen, ſondern auf alle mich umgebenden Kräfte zu wirken zu ſuchen im Sinne Gottes, daß ſie eilen die Worte Gottes zu thun auch wider Willen. Ich weiß, von mir hängt es nicht ab, daß es gut geht, es ginge auch ohne mich, aber wenn ich

nichts thäte, so wäre mein die Verantwortung, mein die Verantwortung, daß Einzelne zurückbleiben auf ihrer Bahn. Ich weiß, das Lob gebühret Gott; darum vermag ich kein Hemmschuh zu sein für alles, was ich nicht selbst gedacht, selbst gesagt, selbst gemacht. Ich weiß, es geht vorwärts. Darum vermag ich, geduldig zu sein, vermeine nicht, meine Weisheit in einem Tage auskramen, meine Einfälle in einem Tage verwirklichen zu müssen; vermag mich zu orientiren, zu untersuchen, ob die Kräfte zu diesem oder jenem Werke in mir oder in Andern liegen; vermag es, jene Kräfte zu bewegen zu suchen, ohne daß es einem Menschen einfällt, mir dafür zu danken oder mich zu rühmen. Ich weiß, ich bin keine Eintagsfliege und Gottes Plan keine Seifenblase, darum hafte ich nicht und zappele nicht, und was meine Bauern dazu sagen, weiß ich wohl. Sie sind böse darüber, daß ich ihnen nicht das Lustspiel eines zappelnden Pfarrers aufführen will, welches so viele ihnen geben, die an solchen gar großen Spaß haben. Ich will nun einmal sehen, wie sie zappeln, und allemal, wenn sie verzappeln wollen, sollen sie mich in Liebe finden. Freilich weiß ich wohl, daß —

Herr Pfarrer, soll man euch die Suppe an die Wärme stellen, rief eine Stimme so unversehens zur Thüre hinein, daß wir ordentlich zusammenfuhren.

Wie aufs Kommando griffen wir alle drei nach unsern Uhren und fanden zu unserm Erstaunen, daß es schon weit über neun Uhr war.

Wir protzten auf, wie sehr auch der Pfarrer sagte, es presstire nicht halb so.

Wehrdi sagte: er hätte noch gerne unsern Strauß wegen der Religion mit mir ausgefochten vor dem Herrn, das lasse sich aber dann ein andermal machen. Unterdessen danke er für viel Neues, das er gehört. Er wolle fortan die Augen besser aufthun. Ich dankte auch, obgleich ich deswegen nicht viel mehr begriff, und schob mich mit dem Andern fort, begleitet von dem Pfarrer bis vor die Hausthüre.

Draußen meinte ich: der Pfarrer könne auch noch reden, wenn er abkomme.

Ja, Schulmeister, sagte Wehrdi, mache nur, daß du auch mal so abkömmst! Gute Nacht! sagten wir darauf einander und gingen von einander.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie man in Hylimgl ein Schulhaus baut.

Ich ging heim und mir war, als ob ich ein Wurmpulver im Leibe und ein Wespennest im Kopfe hätte. Es gramselten mir des Pfarrers Reden im Gehirn herum, daß mir fast wunderlich wurde.

Was er von Religion, Bildung und Neuem und Altem gesagt, ging mir mühlräderisch im Kopf herum und ich mußte immer und immer wieder denken: wenn doch das ein Landjäger wüßte! Aber während dem ich so dachte, entschlüpfte mir ein Theil der Rede nach dem andern, wie böhmische Wörter. Bloß der Gesammteindruck wirbelte mir noch im Kopfe herum, als ich endlich heimkam erst nach zehn Uhr, zu großem Erstaunen meiner Frau. Ich muß ein merkwürdig Gesicht gemacht haben, fast wie der Rathsherr, der mit dem sammetnen Aermel zum Fenster ausjah in B., mit seinem Aermel den sämmtlichen Reichthum und mit seinem Gesicht die sämmtliche Weisheit der im Rathssaale Sitzenden darstellen mußte. Mädeli frug mich bald, was ich so wunderlich drein sehe und nicht antworte wie sonst; was es Apartigs gegeben habe? Ich machte natürlich ein geheimnißvolles Gesicht und that kostbar mit der Antwort. Und als ich endlich mit derselben herausrücken, Mädeli die Gräuelsworte alle erzählen wollte, die der Pfarrer ausgestoßen, waren sie mir alle entronnen,

wie Fiſche und Krebſe beginnenden Köchinnen. Ich konnte gar nicht begreifen, warum ich von dem, was der Pfarrer geſagt, nichts behalten hatte, während ich die Geſchichte der Bauern vom Abend vorher nicht nur recht gut in Gedanken hatte, ſondern auch leicht durch den Mund bringen konnte. Mein Weibchen fuhr mich nicht übel an wegen meinen Gloſſen über den Pfarrer. Ich wollte meiner Frau des Pfarrers Frevel begreiflich machen, aber heute ſchwieg ſie nicht wie geſtern, ſondern brachte mich endlich zum Verſtummen und verſtummt ins Bett. Es war, als ob der Pfarrer es ihr angethan hätte, ſo hatte ſie den Narren an ihm gefreſſen. Ich glaube, wenn er geſagt hätte, Butter ſei Speck, ſie hätte ihr Lebtag der Butter Speck geſagt. Es iſt merkwürdig, wie der weibliche Glaube an Perſonen ſich klammert und wie ſtark und blind er wird, wenn er eine bedeutende Perſon gefunden, aber auch, wie gefährlich für das Weib, wenn dieſe Perſon dieſe Schwäche mißbrauchen will zu ſinnlichen oder ſündigen Zwecken. An dieſer Schwäche hängt ein bedeutender Theil des Sectenweſens, auf dieſer Schwäche beruht großentheils der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit, dieſe Schwäche öffnet dem reformirten Geiſtlichen Thüren und Thore zu Hütten und Paläſten, wenn er an die Herzen zu klopfen weiß. Wohl klopft auch Mancher an die Herzen, und Thüre und Thore ſpringen auf, aber bange bleibt der Klopfende ſtehen auf des Thores Schwelle und geht nicht ein in die Hütte, nicht in den Palaſt. Bärtig und bittend und ehrfurchtgebietend ſteht der alte König Salomo vor ihm und hebt den Finger auf und ſagt: Bewahre dein Herz mehr denn alles, das zu bewahren iſt, denn ein Narr iſt, wer auf ſein Herz ſich verläßt — das habe ich erfahren! Da klopft des Klopfenden eigenes Herz, betrübt wendet er heimwärts ſich, an die Herzen klopfet er fort und fort, aber zu den Thoren geht er nicht ein. Da vernimmt aber bald gar manch Herz ſein Klopfen nicht mehr, weil er nicht eingehen will zum geöffneten Thore. Wer ſich

aber auf sein Herz verlassen könnte, innen und außen schön wäre, was vermöchte der, wenn er zu den Thoren einginge! Aber solche Klopfer sind selten. Pinsel giebt es desto mehr, die schlagen an die Herzen mit Holzschlägeln und springen nach jedem Schlage an jede Thür, schlüpfen durch jede Spalte und möchten jedes Herz mit den Fingern greifen und es vor ihre Brille (denn ohne sie sehen sie nichts und mit ihr wenig) kriegen, um zu sehen, wie sie es zerklopft und wie es geblutet und geweint erbärmlich.

Ueber den Plan stund der Punkt fest, daß das Haus größer sein solle, als das Lättikofer, das war kein Hexenwerk, ferner sollte es wenigstens so viel kosten, dem unterzog sich der Zimmermeister mit allen Freuden. Die Schulstube solle keine Allmend sein und der Schulmeister nicht eine Wohnung haben, wie ein Herr; beides ließ sich machen, ohne in Italien Baumeister studirt zu haben. Der kitzlichste Punkt war die Ausführung. Der Zimmermeister wollte am Schulhaus bloß arbeiten, wenn ihn kein Bauer wollte, d. h. in den Hauptarbeiten, die Bauern kein Material fahren, wenn sie die Rosse sonst brauchen könnten, und endlich war der Bauherr, der Kirchmeier, ein Mann, der immer sagte, pressiren thue nicht gut, von wegen morgen sei auch noch ein Tag. So kam es, daß der Bau nicht im Frühjahr, sondern erst nach der Heuernte begonnen werden konnte. Zu dem Ende mußte das alte Schulhaus abgebrochen werden und wir in eine Wohnung ziehen, in welcher im Winter Teni, ein Luzerner Küher, wohnte.

Beim Bau eines Schulhauses giebt es fünf Hauptpunkte oder fünf Absätze oder Perioden, welche oft, wenn nicht weltgeschichtliche Bedeutung, so doch weltgeschichtliche Länge haben.

Der Beschluß zu bauen, die Wahl der Baustelle, die Anstellung der Zimmermeister, die Annahme des Planes und endlich die Ausführung.

Der erste Punkt war also erledigt. Der zweite Punkt

kam nicht in Frage; es verstände sich von selbst, daß auf dem alten Platz gebaut wurde, dort war das Schulhaus niemand im Wege. Das ist oft ein sehr nützlicher Punkt, niemand will es zu nahe und niemand zu weit, dies ist begreiflich schwer zu treffen. Der dritte Punkt hatte ebenfalls nicht große Schwierigkeiten. Es wohnte in der Nähe ein alter Zimmermeister, der es den Vorgesetzten wohl zu treffen wußte. Es war auch so gleichsam ein Bauer, ging mit ihnen um, scheinbar als wie mit seines Gleichen, und hielt dabei doch eine gewisse Unterwürfigkeit fest. Und wenn er Einen über das Ohr hieb, so wußte er es doch so zu machen, daß derselbe es nicht merkte.

Es that mir doch noch weh, das alte wüste Haus verschwinden zu sehen. Es war Zeuge gewesen von meinen Freuden, meinen Leiden. In diesem Winkel waren mir Kinder geboren worden, in jenem Winkel hatte das Todtenbäumchen meines kleinen Kindes gestanden, auf dem Ofen hatten wir so oft zusammen gesessen mit offenen Herzen, aus denen Liebe und Vertrauen quollen, an den geborstenen Fenstern mit den runden Scheiben war ich so oft betrübt gestanden und hatte zu einer noch heitern Scheibe hinausgesehen, von welcher Seite her das Glück kommen wolle. Und wenn ich in die Winkel sah, auf dem Ofen saß oder am Fenster stand, so weckte mir der bekannte Anblick die alte Stimmung, die alten Gefühle wieder und es tauchte in mir auf die alte Zeit mit ihren Freuden, ihren Leiden. Aber den Leiden hatte die Zeit den Stachel genommen, während die Freuden noch so frische und liebliche Klänge anschlugen in meinem Herzen! Darum waren mir diese Rückerinnerungen so lieb, so lieb die Orte, die sie in mir heraufriefen! Darum hätte ich dem alten Hause bald nachgeweint, wie einem scheidenden Freunde. Mädeli that es wirklich.

Unser Gärtchen und die herumliegenden Grasplätze mußten wir für dieses Jahr verschätzen und die Ziege, die ich

endlich zu kaufen vermocht hatte, den Zäunen nachsenden. Dafür entschädigte uns niemand. Man sagte mir, ich könne wohl zufrieden sein, wenn niemand davon rede, mir am Lohn abzuziehen, weil ich jetzt eine so schöne Wohnung bekäme.

Man sagt, das Bauen gehe langsam, hier wäre der Ausdruck ganz verfehlt gewesen, denn der Bau ging oft lange, lange nicht, von wegen der Kirchmeier meinte, pressiren thue nie gut, morgen sei auch noch ein Tag. Im October kam Toni der Käßer mit seinen acht Kindern und seinem zweicentnerigen Weibe vom Berge; man kann sich denken, was das für ein Wohnen gab in dem kleinen Stöcklein. Am ersten Tag des Wintermonats hatte der Kirchmeier die Fenster nicht akkordirt, am ersten Tag Christmonats waren sie noch nicht eingehängt, und grimmig war die Kälte und fürchterlich ging der Schnee Menschen und Vieh zu Leibe. Wir mußten einziehen, aber Unheimlicheres kann es wohl nichts geben als ein neu Haus, wo weder Wände noch Thüren und Fenster schließen, das Licht im Winde flackert, jede Hand naß wird, die man an eine Wand legt, und bald keine Thüre zugehen will.

Als endlich die Schule beginnen konnte, da entstund bei mir die Frage: ob nicht eine eigentliche Einweihung des Hauses statt finden sollte? Ich hatte etwas über solche Dinge läuten hören, aber ich wußte nicht recht, was? Es hatte mich schon geärgert, daß man den Pfarrer nicht ersucht hatte, als das Haus aufgerichtet wurde, eine Rede zu halten, und das Haus einzusegnen; es war mir deswegen auch um so unheimlicher im Hause. Nenne man es nun Aberglauben, Vorurtheil, kurz wie man will: Gott sollte alles geweiht werden, nicht nur der Mensch, der geboren wird, nicht nur die Ehe, welche der Mensch mit dem Menschen schließt, sondern auch das Haus, welches der Gott geweihte Mensch bewohnen soll. Das Haus ist des Menschen weiterer Leib, das Haus ist die Herberge seiner Freuden und Leiden, das Haus ist der Zeuge

seiner Seele; das Haus soll aber auch der Magnet sein, der den Mann und das Weib immer heimwärts zieht, soll ihm Trost und Hafen sein in allen Stürmen des Lebens; aber nicht Magnet, nicht Trost, nicht Hafen wird es ihm, wenn nicht Gott mit seinem Segen darin wohnt.

Zum Pfarrer ging ich daher mit der Frage: ob da nicht eine Einweihung des Schulhauses statt finde, und ob er nicht die Hauptsache dabei übernehmen wolle?

Der Pfarrer antwortete: es komme alles darauf an, was man unter Einweihung verstehe. Verstehe man darunter ein großes Wesen mit Blumen, Kränzen (angefrornem Buchenlaub), Prozessionen ꝛc., so wolle er mit der Sache nichts zu thun haben. Er hasse allen Spectakel, und besonders jeden heiligen Spectakel, oder vielmehr jeden Spectakel in religiösen Dingen. Solcher Spectakel sei gewöhnlich nichts als der Deckmantel für die fehlenden Gefühle, den mangelnden Geist. So sei es meist auch mit den Familienspectakelstücken, wo man sich bei jedem Anlaß umarme, und mit rührsam verdrehten Augen einander anblicke, und mit den klingendsten Namen sich überschütte mit sattsamer Beimischung des himmlischen Vaters und seines lieben Sohnes. Da fehle gewöhnlich dem Herzen die Wärme, der Seele die Innigkeit, wenn man nicht gar Schlimmeres mit diesen Worten verpflastern wolle. Am Ende laufe der ganze Spectakel auf eine gute Schüssel hinaus, und manchmal sogar auf eine Flasche vom Besten, aus welcher der Alte den Jungen die Tropfen zumißt, seiner Dulcinea unter vielen: es ist genug, es ist zu viel! ein halbes Glas abgiebt, den Rest wohlbehaglich sich zu Gemüthe führt, und wenn nicht zufällig ein Zank dazwischen kömmt, beide, ehe sie sich den Mund abwischen, sprechen: Das war heute wieder ein schöner Tag, und die Köchin hat ihre Sache diesmal gut gemacht, das muß man ihr nachsagen, die letzte Predigt hat gefruchtet.

Solchen Spectakel treibe man auch mit Schulhäuserwei-

hen. Er wisse einen Ort, wo man sogar den Landvogt dazu entboten, der hätte dem Zuge voranreiten sollen, er wisse nicht mehr, ob auf einem weißen oder braunen Pferde; und zwei Mädchen, ob weiß gekleidet oder anders, wisse er auch nicht, aber natürlich mit Blumen überhängt, hätten dann auf Kissen dem Landvogt die Schlüssel des Schulhauses entgegen tragen sollen u. s. w. u. s. w.

Der Geist sei's, der da lebendig mache, und diesen müsse man allein walten lassen da, wo etwas an die Seele dringen solle; alle äußern Beimischungen fesseln die Sinne derer, bei denen gewöhnlich nur die Sinne rege seien, so stark, daß dann das Geistige keinen Zugang finde, keine Empfänglichkeit.

Verstehe man also unter Schulhausweihe das, daß er die erste Kinderlehre halten solle in demselbigen, wo sich dann ein Wort über des Hauses Bedeutung und seinen Segen für das Dorf und die kommenden Geschlechter sagen lasse, so sei er von Herzen erbötig dazu. Brächte ich dann noch einen schönen Gesang zuwege, so sei das alles, was er nöthig glaube.

Das war mir doch nicht ganz recht; einen Zug, irgend einen Zug, den ich anordnen könnte und demselben voranmarschiren und ihn regieren und vorsingen hätte ich gar zu gerne gehabt. Da ihn aber der Pfarrer nicht wollte und ich allein es mir nicht recht klar machen konnte, wohin man zu ziehen hätte bei zehn Grad Kälte und zwei Fuß hohem Schnee, so unterließ ich den Zug — aber ungern.

Der Sonntag kam und auch der Pfarrer. Die Schulstube war gedrängt voll Weiber, denn die erste Kinderlehre in einem neuen Schulhause hatten sie noch nie erlebt; es nahm sie daher sehr wunder, wie das zugehe. Der Pfarrer sprach nun recht deutlich von der Entwickelung des Menschen, daß jede Kraft in ihm genährt und geübt werden müsse, und daß er nach dem sich bilde, was man ihm vormache. Wenn er nur

Spatzen pfeifen hörte oder Katzen mianen und keine Menschen reden, so würde er auch wie ein Spatz pfeifen oder wie eine Katze mianen. Aus diesem führte er den Leuten gar Wichtiges zu Gemüthe. Dann gab er zu bedenken, daß das, was der Mensch lerne, nicht nur für dieses Leben, aber auch nicht nur für jenes Leben ihm dienen solle. Die rechte Lehre lehre den Menschen hier das Leben beginnen, das er in der Nähe Gottes fortzuführen habe. Sie bringe ihm die rechte Erkenntniß, die Erkenntniß bringe ihm den Glauben, daß in Christo und seiner Nachfolge für den Menschen das Heil sei, d. h. ihn zu seiner göttlichen Bestimmung führe, und dieser Glaube gebe ihm dann des Geistes Kraft, den Kampf der Läuterung, der Heiligung, des Darstellens von Gottes Ebenbilde zu beginnen. Diese Heiligung und Läuterung, dieses Ebenbild Gottes und die Kraft in Gottes heiligem Willen zu leben, mache sein Leben aus, bilde die Schätze der Seele, die der Mensch hinübernehme in die andere Wohnung. Alle andern Schätze, alle Geldkisten, alle gefüllten Speicher blieben auf Erden zurück. Sie sollten sich daher einmal gewöhnen, ihrer Kinder Seelen als die Kisten und die Speicher anzusehen, die sie vor allem zu behüten, anzufüllen hätten mit edlen Früchten und Metallen. Diese Speicher und Geldkisten blieben nicht auf der Erde, die folgten ihnen überall nach, ja sie würden derselben gar nicht los, auch wenn sie es wollten, und was sie in den Seelen aufgespeichert hätten oder nicht, das müßten sie haben in der Ewigkeit; es möge nun sein, was es wolle, so werde es ihnen zum Heil oder zur Verdammniß.

Der Pfarrer redete recht schön und ich mußte diesmal doch zu mir selbst sagen: so schön hätte ich es nicht gemacht.

Wir sangen darauf recht schön und glaubten, die Leute recht erbaut heimzusenden.

Beim Herausgehen stieß die Frau Ammännin die Frau

Statthalterin an und sagte: Du, wenn unser Pfarrer nicht ein Narr wird, so verstehe ich mich nicht mehr darauf. Meines Bub's Kopf soll ein Speicher sein und wir sollen unsere Frucht darein thun, sie komme uns dann nach in's andere Leben. Der Tüfels Narr, daß ich doch so sagen muß. Wir machen alle Jahr wenigstens zweihundert Malter Dinkel, Roggen und Gerste nicht gerechnet, und das alles in unsers Bub's Kopf, der Tüfels Narr, ist's nicht so? Ich glaube, wenn man es in einen Kopf brächte, man könnte es mitnehmen in den Himmel, aber das Hineinbringen eben ist die Kunst, der Narr.

Ich hatte auch erwartet, der Pfarrer werde eine Inschrift über die Hausthüre oder an die Façade angeben, allein er sagte nichts davon. Da durfte ich auch nichts sagen, aber eine hätte mir b'sunderbar wohl gefallen. Sie soll im Schwabenland oder in Friesland sein und lautet also:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wissenschaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerspenstigen Hintern, —
Und zieht daraus zur Noth
Sein tägliches, kärgliches Brod.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will.

Als die Leute aus der Stube waren, trat der Statthalter zum Pfarrer und sagte ihm schmunzelnd: Nicht wahr, Herr Pfarrer, jetzt haben wir ein neues Schulhaus, und zwar ein noch größeres als die Lättikofer und zwar ist's bezahlt aus unserm Geld. Der Schulmeister hat eine Wohnung wie

ein Landvogt, wollt ihr sie nicht auch besehen? So mußte ich mit ihnen die Treppe auf, und wie da Mädeli roth wurde, als der Pfarrer zur Thüre eintrat! Es lag zwar nicht alles darüber und darunter, die Betten waren nicht ungemacht, die Stuben nicht ungekehrt, die Kinder nicht ungewaschen, der Ofen nicht voll verlöcherter Strümpfe und Hosen; aber es war das erstemal, daß der Herr in unsere Stube kam, das erstemal, daß Mädeli mit ihm reden sollte, vor dem es so großen Respekt und zu dem es so großen Glauben hatte; darum wurde es roth, und bang klopfte ihm das Herz sichtbarlich unterm weißen Hemde. Der Pfarrer rühmte Mädeli gar, wie es sauber Haus hielte, ganz anders als manche Schulmeisterin, und fast gar wäre Mädeli dazu gekommen, ihm einen Kaffee zu machen, wenn nicht der Statthalter absolut den Herrn Pfarrer hätte traktiren wollen. Ihr könnt auch mitkommen, wenn ihr wollt, Schulmeister, sagte er mir, aber ich ging nicht mit. Ich sagte beim Abschiednehmen dem Pfarrer: ich hätte gerne mit ihm geredet, wie ich die Schule einzurichten hätte? Etwas müsse doch gehen, das mache mir schon lange Kummer. Ja, ja, Schulmeister, sagte der Statthalter, wir wollen nicht umsonst gebaut haben. Ihr müßt unsere Buben geschickt machen, wir haben es übel nöthig, sonst werden uns die Herren zu schlau. Der Pfarrer sagte mir, ich solle darüber nachdenken, was ich machen wolle, und dann solle ich zu ihm kommen, wir wollten sehen, wie etwas einzurichten sei.

Nun sann ich und sann, aber ich hatte es fast, wie jener Zimmermann, der fluchte, wie ihm doch das Sinnen zuwider sei. Ich brachte nichts heraus, als daß ich großen Fleiß haben müsse. Am Morgen wollte ich schon vor acht Uhr in der Schule sein und Nachmittags die Kinder nicht vor vier Uhr heim lassen; wolle während dem Mittag die Federn schneiden. Auch dünkte mich, es sei am kürzesten, die Heustöcke bruchsweise rechnen zu lassen, man verirre am wenigsten,

wenn man es einmal könne. Auch etwas Themaschreiben dachte ich mir, könne nicht schaden; auch Quittungen die Knaben abschreiben zu lassen, möchte nützlich sein. Ich hatte auch etwas von einer Lehr gehört, welche man die gegenseitige nennt, die solle gar ring gehen, hatte man mir gesagt, aber ich verstund mich nicht darauf. Ich nahm mir vor, den Pfarrer zu fragen, ob er sie mir zeigen könne.

Mit diesen Resultaten meines Sinnens machte ich mich an einem schönen Decemberabend zum Pfarrer auf. Ich theilte ihm die Ergebnisse meines Forschens mit und meinen Wunsch, von der gegenseitigen Lehre etwas zu vernehmen. Der Pfarrer sagte mir, die gegenseitige Lehre sei keine besondere Lehre, sondern nur eine besondere Art und Manier, die Kinder zu unterrichten, so nämlich, daß, was ein Kind lerne, es wieder andere lehren müsse. Auf diese Weise vervielfältigten sich die Lehrer, die Kinder würden daher mehr beschäftigt, ihre Zeit besser benutzt. Das Ding gefiel mir gar nicht übel, und ich war gleich bereit, schon morgen das Ding in meiner Schule angehen zu lassen, bemerkend, etwas davon hätte ich immer gemacht; Fragen überhören und Buchstabiren mit den Kleinern hätte ich mir gar oft durch größere Kinder abnehmen lassen. Der Pfarrer ärgerte mich mit einem Lächeln, das auf seinen Lippen schwebte, und sagte dann noch: Schulmeister, das geht gar nicht so geschwinde, ich fürchte, wir würden ein gar arg Pfuschwerk bekommen, denn damit der gegenseitige Unterricht gut gehe, sind zwei Dinge vonnöthen, und ich weiß nicht, wie es mit diesen beiden bei euch steht.

Vor allem aus muß die Schule in Abtheilungen und Klassen scharf gesondert sein, nicht nach der Größe oder dem Alter, oder der Zahl der Kühe und Pferde ihrer Väter: sondern genau nach ihrem Wissen und den Stufen, welche man in den verschiedenen Fächern zu machen pflegt. Wollt ihr eine Schule lancasterisch einrichten, so müßt ihr also vor

allem des Stufenganges in jedem Fach euch klar bewußt sein und müßt genau wissen, auf welcher Stufe ein jedes Kind steht, auf welchem Punkte es muß angelangt sein, um es auf eine höhere zu befördern. Zweitens aber müssen die Kinder, da sie einander selbst unterrichten, alles klar und bestimmt wissen und deutlich begreifen, sonst können sie nicht deutlich und bestimmt lehren. Der Unterricht, der sie zu solchem Lehren befähigt, muß daher ein sehr regelmäßiger und planvoller, verständiger und verständlicher sein, sonst ist der gegenseitige Unterricht der verderblichste von allen: denn dann wird er zu einem förmlichen Abrichten, und keine Kraft im Kinde wird geübt als das Nachahmungsvermögen, welches den Affen bezeichnet. Und wenn ihr auch beides habt, dann erst geht die Noth an, Schulmeister, dann erst müßt ihr beständig hinten und vornen sein, müßt allgegenwärtig sein in jedem Kreise, müßt selbst Unterricht geben und müßt besonders dafür sorgen, daß ihr kein einzig Kind aus dem Auge verliert, daß ihr über jedes alsobald könnt Rechenschaft geben, sowohl über seine Eigenthümlichkeiten, seine Fähigkeiten, als seine Kenntnisse. Was meint ihr nun Schulmeister, könnt ihr das Ding morgen angehen lassen?

Ich sagte: nein! obgleich ich den Pfarrer nicht recht begriff mit der Klassenabtheilung und dem Stufengange. Aber was er denn meine, das gehen solle? fragte ich ihn.

Herr Schulmeister, sagte er, vor allem, dünkt mich, wollen wir die Schule ordentlich abtheilen und einrichten in Klassen und Abtheilungen. Ihr habt bis dahin nur diese Abtheilungen gehabt: A-B-C-Schüler, Buchstabirer, Leser und Fragenbüchler in zwei Abtheilungen, solchen, die am Fragenbuch noch lernten und solchen, die es ausgelernt.

Diese Eintheilung besteht in den meisten Schulen, sie bestimmt den Rang, nach ihr werden die Examenrödel gefertigt. Nun laßt uns auch Religion, Rechnen und Schreiben als Fächer ansetzen, zur Klasseneintheilung benutzen, wodurch wir

dann auch in diese Fächer einen bestimmten Gang bringen müssen. Dann müssen wir nicht nur die Kinder, sondern auch die Zeit bestimmt eintheilen, müssen abzählen, wie manche Stunde man diesem Fach oder jenem widmen und wie man die Fächer auf die verschiedenen Klassen so vertheilen könne, daß sie sich am wenigsten stören und daß der Lehrer immer an einem Orte sein könne, ohne daß die andern Klassen dadurch besonders benachtheiligt würden. Ohne einen solchen Stundenplan wird die Zeit nie recht benutzt, und bald das eine Fach, bald das andere benachtheiligt, je nachdem der Lehrer in der Laune ist oder für ein Fach mehr befähigt, als für das andere.

Einen solchen Stundenplan hätte ich auch, aber nicht auf dem Papier, sondern nur im Kopfe, sagte ich. Da müsse man sich aber immer darnach richten: ob wenig, ob viel Kinder da seien. Wenn am Morgen aufgesagt und gelesen sei, so rechneten die Obern, und wenn Nachmittags gelesen sei, so schrieben die Obern, was es noch ergeben möge, und dreimal in der Woche singe man. Ja, das sei ganz gut, aber wann die Kleinern rechneten und schrieben? fragte der Pfarrer. Ja, das ginge die noch nichts an, mit denen hätte man genug zu thun, sie lesen zu lehren, geschweige, daß man sie noch schreiben und rechnen lehren könnte, da käme man nirgends hin. Es werde dem Herrn Pfarrer nicht Ernst sein damit? sagte ich. Gar sehr Ernst sei ihm dieses, wenn man nicht bei den Kleinen die Schulverbesserungen anfange, da wo man meist gar nicht daran denke, so seien alle Versuche nur Wind und Thorheit. Die meisten gegenwärtigen Schulen thäten gerade das Gegentheil von dem, was sie sollten. Die Schulen sollten die Fähigkeiten der Kinder entwickeln, und gerade in den Schulen thäten die Kinder versumpfen, gewöhnten sich an Gedankenlosigkeit, Ohren zu haben und nicht zu hören, Augen und nicht zu sehen. Es sei ein Unsinn, und zwar ein gottloser, junge Kinder während der Zeit ihrer gräßten Leben-

digkeit und Regsamkeit oft Stundenlang hinter Buchstaben zu setzen, deren Sinn sie nicht begriffen, um diese Buchstaben anzusehen Stundenlang und dann während einigen Augenblicken sie herzuplappern. Diese gräßliche Einförmigkeit tödte alles Leben im Kinde, daher lernten Kinder, die zu Hause nicht getrüllet würden, in der Schule auf höchst langsame Weise lesen, und eben deswegen erleide ihnen das Lernen so furchtbar. Daher käme es, daß eine Menge Kinder in der Unterweisung weder wüßten, was im Fragenbuch und in der Kinderbibel stehe, obgleich sie dieselben hundertmal durchlesen, noch Acht geben könnten auf das, was der Pfarrer sage. Es hätte kein Lehrer sich der Kindergedanken bemeistert und Herrschaft über sie ausgeübt, sie fixirt auf einen Punkt; daher würden die Gedanken herrn- und meisterlos, und niemand könne sie festhalten, am wenigsten die, denen die Gedanken gehörten, daher eine Unzahl Menschen elende Sklaven ihrer Gedanken, Empfindungen und Triebe seien. Daher hätten eine Menge Menschen keine Augen für die Herrlichkeit der Natur, keine Ohren für die Stimme Gottes, nur Augen und Ohren für das, was ihre Lüste reize oder befriedige. Daher käme es, daß man eine Menge Schulmeister klagen höre im Frühjahr, nun hätten sie keine Freude mehr an der Schule, die Besten seien ausgetreten und es wäre nichts Rechtes mehr da. Es geschehe ihnen recht, sie hätten eben in der furchtbaren Schulunordnung sich nur mit Einigen abgegeben und nicht mit der ganzen Schule gleichmäßig; daher hätten sie keinen Nachwachs, daher hätten sie nur Einige, die etwas könnten, die Andern taugten nichts, aber durch des Lehrers Schuld. Es hätte eben auch selten Einer den rechten Verstand, eine Schule zu werthen. An den Examen prunke der Lehrer mit einigen Schriften, einigen Rechnungen, einigen Fragen, daß das ganze Examinatoren-Collegium sämmtlich auf den Kopf sich stelle vor Staunen und wieder Staunen. Wie erbärmlich es mit den übrigen aussehe, das beachte dann niemand; daß das die

besten Schulen seien, wo durch die ganze Masse durch ein gleichmäßiges Streben, ein gleichmäßiges Ergriffensein und Fortschreiten sich zeige, das beachte ebenfalls niemand.

Wenn es mir daher aufrichtig mit einer Schulverbesserung Ernst sei, so müsse ich von unten auf anfangen. Nicht nur werde es sich zeigen, wie weit ich es im Rechnen und Schreiben z. B. bringe, wenn ich früher anfange, sondern auch, wie ganz andere Kinder, wie fassungsfertig ich sie erhalte, wenn es mir gelinge, die aufgeweckten, lebendigen Kleinen aufgeweckt und lebendig zu erhalten in der Schule. Lasset diese Kleinen zu mir kommen, habe der Heiland gesagt, und gerade die Kleinen seien es, die man in sogenannten christlichen Schulen auf die heillooseste Weise vernachlässige.

Ich saß da, wie vom Himmel herabgefallen. Also sollte ich jetzt nicht nur mit Reichen und Armen, sondern sogar noch mit Kleinen und Großen schreiben und rechnen in der Schule! Da schiens mir wirklich, als ob die Frau Statthalterin recht hätte, und es mit dem Pfarrer nicht ganz richtig sei in seiner obern Kammer. Nachdem ich den Pfarrer lange darauf angesehen hatte, was für ein Gesicht er eigentlich zu solchen Dingen mache, sagte ich ihm bescheidentlich: ich wüßte nicht, wie das gehen sollte, ich zweifle, ob die Kinder so klein schon einen Verstand hätten zu solchen Dingen; dann hätte man in einer so großen Schule nicht viel Zeit, sich mit den Kleinen abzugeben, man möchte ja jetzt kaum kommen nur mit dem Lesen und Buchstabiren: und endlich wüßte ich nicht, was die Bauern dazu sagen würden, sie seien das nicht gewohnt.

Der Pfarrer sagte mir: ich solle doch sagen, was die Kleinen für einen Verstand brauchten zu den Dingen, die ich jetzt mit ihnen mache? Ob es denn einen andern Verstand brauche, um einen geschriebenen oder einen gedruckten Buchstaben zu erkennen, oder eine Zahl? Etwas nachzubilden sei ja der Kinder größtes Vergnügen, ich solle sie nur betrachten

in ihren Spielen. Er wolle wetten, wenn der Lehrer es verſtändig anfange, ſo hätten die Kinder ein viel größeres Vergnügen an der Schule als früher, ja ihr Vergnügen wüchſe in dem Maaße, in welchem ihr Thätigkeitstrieb beſchäftigt werde. Auch ſolle ich nachdenken, ob denn eigentlich die meiſten Kinder nicht vom erſten bis zum vierten Jahr am meiſten lernten in ihrem ganzen Leben. Und wenn man es vernünftig anfange, ſo könne man Kinder von ſechs bis ſieben Jahren, ohne ihnen ein Buch in die Hand zu geben, weit geſcheuter haben, als jetzt ſechzehn- bis ſiebzehnjährige Kinder.

Ich wollte das dem Herrn Pfarrer glauben, ſagte ich, aber da lernten die Kinder deſto länger nicht leſen, und gegenwärtig brächte man es bei manchem ſchon nicht dahin, daß es leſen könne, wenn es in die Unterweiſung ſolle.

Gerade das Gegentheil werde geſchehen, ſagte der Pfarrer. Ich ſolle doch nicht glauben, daß das Kind in der Zwiſchenzeit, während der Lehrer nicht bei ihm ſei, leſen lerne. Nicht die Hälfte der Zeit ſehe es ins Buch, und wenn es darein ſehe, ſo geſchehe es gedankenlos. Erhalte man es aufgeweckt durch andere Fächer und erleide es ihm nicht, daß es nur das Buch und immer das Buch habe, ſo komme es mit doppeltem Appetit wieder zum Buche und lerne in einer Viertelſtunde mehr als ſonſt in zwei Stunden. Ich ſolle doch nur an das Lied vom Schloſſergeſellen denken.

Ich ſchüttelte für mich ſelbſt den Kopf und dachte, der Herr Pfarrer vor ſeinem Kamin werde doch nicht beſſer wiſſen wollen als ich, wie Kinder lernen und was möglich ſei. Aber zweimal in einer Sache zu widerſprechen, wagte ich doch nicht. Ich zog daher das andere hervor und meinte: es möge alles recht ſchön und gut ſein, aber ich ſehe durchaus nicht, wo Zeit hernehmen zu allem, ich möge jetzt ſchon faſt nicht durchweg zurechtkommen.

Das ſei ein kitzlicher Punkt, ſagte der Pfarrer. Schulen von hundert bis zweihundert Kindern ſeien allerdings zu groß.

Aber gerade in ſolchen thäte eine beſtimmte Ordnung Noth, und daß man ſo frühe als möglich anzufangen und in die ganze Schule einen beſtimmten Gang zu bringen ſuche. Je beſſere Ordnung ſei, deſto beſſer möge der Schulmeiſter kommen, und je mehr er die kleinern Kinder lehre, deſto leichter komme er mit ihnen fort, wenn ſie älter ſeien. Freilich müſſe hier etwas gegenſeitiger Unterricht Statt finden. Aeltere Kinder könnten gar füglich mit den jüngern leſen und buchſtabiren, beſonders an den ſogenannten Straßburger Tabellen, auch mit ihnen zählen, Ziffern zeigen, zum eigentlichen Rechnungs- und Schreibunterricht finde ſich dann immer einige Zeit.

Alſo ſchreiben und rechnen ſollen ſchon die ganz kleinen Kinder? fragte ich.

Freilich! mit dem A-B-C-Buch ſollen ſie bereits die Schiefertäfelchen zur Schule bringen, ſagte der Pfarrer.

Aber dann habe man ja auch keine Zeit mehr, um auswendig zu lernen, antwortete ich.

Freilich! das ſollen aber in der Schule die ältern Kinder auch gar nicht, das ſollen ſie zu Hauſe machen, weil man ihnen ſonſt nichts anders aufgeben kann, in der Schule ſollen ſie es nur aufſagen.

Da ſtunden mir denn doch faſt die Haare zu Berge ob dieſen neuen, grauenvollen Dingen. Aber, Herr Pfarrer, was werden die Bauern dazu ſagen? werden ſie nicht ſagen: ich wolle die Religion aus der Schule thun und die Kinder zu lauter Agenten machen?

Sie werden allerdings ſchreien, wie über alles neue, man muß daher nur langſam anfangen. Es werden immer einige Bauern ſein, die ihre Kinder ſo früh als möglich geſchickter als die andern haben möchten, bei dieſen kann man anfangen; andere kommen nach und die Armen ſchmuggelt man am Ende dann auch ein.

Aber, Herr Pfarrer, und die Religion? wenn die Leute

ſo aufgeklärt werden, wo bleibt dann der Glaube? Es glaube bereits kein Agent etwas mehr, und es giebt auch unter den vornehmern und durchriebenern Bauern ſolche, die nichts mehr glauben.

Mein lieber Schulmeiſter, das iſt ein langes Kapitel, diesmal nur einiges darüber. Es giebt Uebergänge in der Weltbildung, welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müſſen. Von den Gelehrten der höhern Stände gehen ſie aus, aber am Ende durchlaufen ſie auch die ungebildetſten Klaſſen. Ein ſolcher Uebergang hatte die Welt ergriffen vor einigen fünfzig und mehr Jahren. Der Verſtand war erweckt worden und ging dem blinden Glauben zu Leibe, dem die ſchlummernde Vernunft, das im Winterſchlaf erſtarrete religiöſe Gefühl nicht zur Seite ſtunden. Der Verſtand, den ſeine Flügel nicht über das Irdiſche, Sinnliche tragen, erhob ein Triumphgeſchrei, geberdete ſich üppig und übermüthig wie ein Jüngling im Flegelalter, und läugnete frech alles Ueberſinnliche ab, predigte förmlichen Unglauben, ganz mit dem gleichen Recht, wie ein Blinder die Sonne läugnen kann oder ein Tauber die Schönheit der Töne nicht begreifen will, ihr Daſein ſogar in Abrede ſtellt. Nun bleiben freilich Menſchen ihr Lebenlang in dieſem Flegelalter, wie ich euch Beiſpiele anführen könnte, aber das Menſchengeſchlecht nicht; ja ein bedeutender Theil iſt bereits hindurch und zu einem ſchönern, geläuterten, innigern Glauben gekommen. Das Chriſtenthum, das viele ſterbend glaubten, hat das Leichentuch, in das man es bereits hüllen wollte, abgeworfen und erhebt ſich in ewig junger Herrlichkeit. Und gerade die Wiſſenſchaften, mit denen man ihm ins Grab läuten wollte, gerade die haben auf die merkwürdigſte Weiſe Gott verklärt, als einmal die Vernunft auch ihr Wort dazu ſprach und das religiöſe Gefühl an der lebendigen Anſchauung unwillkürlich erwacht war. In dieſem Flegelalter aber ſtecken noch eine Menge Menſchen und namentlich ſolche Menſchen, die zu etwas Verſtand und Klugheit

gekommen, etwa die Gesetzgebungen haben besser begreifen gelernt als früher die Fragen, und die daher glauben, was sie mit ihrem Verständlein, daß sich auf der nächsten Oberfläche der Erde zurechtfinden kann, aber nur auf der nächsten Oberfläche, nicht begreifen können als wie mit fünf Fingern, das sei gar nicht da. In diesem Flegelalter stecken allerdings eine Menge Agenten und andere Schreiberlein, stecken Kaufleute und Krämer, reiche Bauern und alte Landjunker, stecken Aerzte auch, die früher etwas von den Naturwissenschaften läuten gehört, und Wirthe, die keinen andern Geist kennen, als den, welcher mit der Weinprobe gemessen werden kann.

Alle diese Leute geben sich für aufgeklärt aus und darum ist die Aufklärung auch so in übeln Ruf gekommen. Sie sind gescheuter in vielen irdischen Dingen, als Andere, aber über dieser einseitigen Aufklärung steht eine viel höhere. Den Leuten, die sich so hoch dünken, fehlt ein geistiger Sinn, darum vermögen sie das Unsichtbare nicht aufzufassen, so wenig als ein Blinder die Sonne sieht. Ihnen fehlt ein geistiges Gefühl, das religiöse, darum vermögen sie Gott nicht anzubeten, darum ergreift das Christenthum ihre Gemüther nicht, so wenig als ein Tauber von den schönsten Tönen etwas merkt. Laßt alle Musiken der Welt um ihn aufspielen, er wird ein stupides Gesicht dazu machen und spotten über die Musicirenden, daß sie so dumm thäten um ihn herum. Diese unglückliche Aufklärung aber, die nur ins Flegelalter führt, aber nicht heraus, die wird, nehmt es mir nicht übel, Schulmeister, gerade in den Schulen, wenn nicht erzeugt doch befördert.

In den einen Häusern, wo die Leute im Flegelalter sind, sehen die Kinder gar nichts Religiöses, im Gegentheil, was Kirche und Schule bieten, das hören sie ausführen und bespötteln. In andern Häusern, wo die Eltern noch nicht zu der halben Aufklärung gekommen, da liest und betet man noch, aber eine herzliche Frömmigkeit, die in herzlichen Worten und erbaulichem Thun sich ausspricht, ist nicht da. Das

Beten und Leſen ſind Uebungen, ob man es noch könne; ſind Frohndienſte, damit Gott nicht zürne; ſind mühſelig abgetragene Zinſe, damit Gott nicht einhalte mit ſeinem Segen; ſind Kratzfüße und Komplimente, die man dem mächtigen Herrn macht, damit er fein ſäuberlich mit Einem verfahre. Gar oft widerſprechen die Gebete der Eltern und ihre eigenen Worte und Werke ſich auf die naivſte, merkwürdigſte, augenſcheinlichſte Weiſe, daß es auch halbwitzigen Kindern auffallen muß. Das jüngere Geſchlecht erhält zum großen Theil den Unterricht nicht, der aus dem blinden Glauben führt, der zum Denken führt, der den Menſchen befähiget, Alles zu prüfen, und eben durch dieſe Prüfung ein immer lautrerer Chriſt zu werden, einen immer feſtern und kindlichern Glauben zu erhalten. Das jüngere Geſchlecht muß wie zu Hauſe unverſtandene Gebete, in der Schule unverſtandene Fragen verſchlucken und ſoll ſie glauben. Dieſe Fragen, ſagt man freilich, werden erklärt, aber die Erklärungen ſagen entweder mit andern Worten das Gleiche, oder ſie machen das noch dunkel, was in den Fragen heiter war, und was in den Fragen dunkel iſt, das machen die ſogenannten Erklärungen widerſinnig.

Dann erklärt man freilich, wie man ſagt, die Kinderbibel, aber höre man doch an ſo vielen Orten dieſe ſogenannte Erklärung. Es iſt ein grauſam Konſtruiren, es ſind grauſame Erklärungen einzelner Worte. Z. B. man ſage den Phariſäern: Phariſäer, weil ſie anders beſchaffen geweſen ſeien als andere Menſchen. Der eigentlich religiöſe Punkt und das, was das innere Gefühl erweckt und anſpricht, bleibe unberührt. Was das Kind in der Schule bekomme, das mahne ihn gerade, als ob man einen Beutel mit Schrot oder eine Hand voll Kieſelſteine in deſſen Magen ausleere. Etwas im Magen habe es freilich, aber nichts Verdauliches, nichts, das ſich in Blut und geſunde Säfte auflöſe, ſondern etwas, das ihm Magenweh mache, ihns wenigſtens beſchwere, die geſunde Verdauung hindere, bis es abgegangen ſei. Merkwürdig ſei

noch das, daß von allem dem, was der Schulmeister so unter die Kinder ausleere, das Wenigste eigentlich verschluckt werde. Von den kleinern Kindern, welche diesem sogenannten Religionsunterricht auch zuhören sollten, um die man sich aber so durchaus nicht kümmere in der Art des Unterrichtes, daß auf einem Stundenplan stehe: Religions-Unterricht; untere Klasse: anhören, nachdenken, unbeweglich sein, — gäben die meisten auf diese ihnen unverständlichen Dinge gar nicht Acht. Sie gewöhnten sich während fünf bis sechs Jahren, ihre Ohren ganz an einem andern Ort zu haben, so lange der Schulmeister erkläre oder unterweise; sie seien fast autorisirt dazu, zu glauben, es gehe sie nichts an. Kämen nun diese Kinder ins Leben, so brächten sie in dasselbe Klötze todten Glaubens, Floskeln und leere Worte ohne Gedanken, oder manchmal auch gar nichts. Dieser Glaube diene ihnen nicht als Richtschnur, gebe ihnen nicht Trost, wirke kein religiöses Leben in ihnen. Er halte gegen Angriffe nicht Stich, könne sich nicht vertheidigen, unterliege nur zu leicht Zweifeln und arte in Unglauben aus. Dieses namentlich dann, wenn ihr Verstand in einem weitern Lebenskreise erweckt werde, wenn sie von vielen Dingen hörten, auf die man sie in der Unterweisung und in den Schulen gar nicht aufmerksam gemacht. Der eigentliche Ungebildete sei besonders mißtrauisch, und wenn ein Schalk oder ein Schelm ihm von unbekannten Dingen schwatze, ihm den Unglauben predige auf mancherlei Art, ihm vorspiegle, der Pfarrer und der Schulmeister wüßten dieses auch, aber sie verhehlten es expreß den Leuten und verkündeten, bestochen, nicht die Wahrheit, so wird der arme Tropf gegen Pfarrer und Schulmeister erbittert und hält alles für Lug und Trug, was er von ihnen gehört hat.

Es sei mit der Religion in vielen Schulen gerade wie mit dem Rechnen in vielen Schulen. Er habe schon oft klagen gehört, daß alles Rechnen in den Schulen nichts abtrage; entweder vergessen es die Kinder gleich, oder sie könnten, wenn

man ihnen aus dem gewöhnlichen Leben etwas angebe, nichts damit machen. Das komme daher, weil in so viel Schulen die Kinder gleich bei den vier Species anfangen müßten oder gar bei den Kubikrechnungen, und was sie machen müßten nie wüßten, ihre Rechnungen nie in den Kopf bekämen, sondern nur für den Augenblick in die Finger. Beim Rechnungs-Unterricht fange man an, vernünftig zu Werke zu gehen; es sei aber schauderhaft, daß man beim Wichtigsten, bei der Religion noch gar nicht daran zu denken scheine und noch immer im alten Schlendrian fortfahre; daß man gar nicht daran denke, eine kindliche Religion ins kindliche Gemüth zum Bewußtsein zu bringen, daß man die Sünde noch nicht erkenne, die Hälfte der Kinder ohne Religions-Unterricht ihre Herzen verharzen zu lassen. —

Ich muß bekennen, des Pfarrers lange Predigt, denn was war es eigentlich anders? mühte mich. Ich konnte mich aber nicht fassen, um mich zu vertheidigen; dazu kam mir noch Wehrdi in den Sinn, der mir Aehnliches gesagt, nur nicht so ausgeführt. Daher wußte ich nichts anders zu antworten, als daß mir Wehrdi auch den Religions-Unterricht ausgeschimpft. Es mache es aber ein jeder, wie er könne.

Gerade der Wehrdi, entgegnete der Pfarrer, sei ein lebendig Beispiel, wohin ein solcher Unterricht, der, wenn er schon hier etwas besser, dort etwas schlechter sei, doch immer die gleiche Art an sich habe, abtrage, und wohin er führen könne. Wehrdi sei es am Ende glücklich gegangen, indem er im Leben auf solche gestoßen, die ihn aufgeweckt und zu Gott geführt. Es gebe aber auch ganz andere Ausgänge, und die traurigsten von der Welt bei Leuten, welche im Leben zum Unglauben gebracht wurden aus dem blinden Glauben. So wurde ich einmal an einem andern Orte zu einem Menschen gerufen, der ein furchtbares Ende hatte in seinem Unglauben, sagte er. Es war ein sehr alter Mann, den ich sonst wenig gesehen, nie mit ihm gesprochen hatte; er floh die Pfaffen,

wie er uns nannte, wie die Peſt, und in einer Kirche ſah man ihn nie.

Der Alte, von dem ich rede, hatte eine gewaltige, widerſpenſtige Natur, die auch ſeine Eltern, die ihm durchaus nicht gewachſen waren, erfahren haben ſollen. Der Gang ſeines innern Lebens iſt nicht bekannt worden, weil er ihn niemand offenbarte. Aber aus der Art, wie er über die Schule und die Unterweiſung ſchimpfte und fluchte, als lauter Lügenwerk, zuſammengeflickt fürs dumme Bauernvolk, läßt ſich ſchließen, daß der erhaltene Unterricht auf blinden Glauben berechnet war und daher ſeinem ſcharfen und grübelnden Verſtand nicht genügte. Zudem wogten in ihm wilde Leidenſchaften; er hatte eine wahre Diebswuth, fremde Weiber ſah er auch gerne. Er hatte überhaupt Luſt zu jeder Spitzbüberei, und um ſich Bahn zu allem dieſem zu machen, ſuchte er nachzuweiſen: daß alle Religion nur Lug der Pfaffen ſei im Dienſte der Obrigkeit, die dummen Bauern, die er ſelbſt nicht wenig verachtete, und daher auch nicht berndeutſch redete wie ſie, im Zaum zu halten. Er ſuchte zu beweiſen, daß Obrigkeit und Pfaffen um die Religion und ihre Gebote ſich ſelbſt gar nicht kümmerten, was ſie doch wohl thäten, wenn ſie nicht wüßten, daß Alles Lug und Trug ſei. Damit glaubte er ſich Erlaubniß zu jedem Laſter erworben zu haben, ſobald er dem weltlichen Richter zu entrinnen vermöge. In ſeiner Gottloſigkeit traf er nie auf Leute, die ihm an Einſicht überlegen waren, die im Stande geweſen wären, ſeinen fürchterlichen Zuſtand ihm ſelbſt mit klaren Worten zu offenbaren. Im Gegentheil, er wurde ſelbſt zum Apoſtel des Unglaubens, denn er traf es in die franzöſiſche Revolution, wo er Gott auf immer abgeſchafft glaubte, ſich die ſinnloſeſten Reden erlaubte und nun meinte, es ſei ihm Alles erlaubt. Da zeigte er, daß er unter Freiheit die Erlaubniß verſtund, nach Herzensluſt ſtehlen zu können, vergriff ſich am Staatsgut und erhielt faſt den Strick um den Hals.

Dieſer Strick und die Umgeſtaltung der Dinge ſchüchterten ihn ein, aber beſſerten ihn nicht. Er predigte ſeinen Unglauben nicht mehr in den Wirthshäuſern und an den Kreuzſtraßen, aber wenn er Knaben verlocken, ſie gegen Schulmeiſter und Pfarrer aufweiſen, ſeine Gotteslängnerei in ihre Seelen ausgießen konnte, ſo war das ſeine Luſt und Freude. Sein Reichthum mehrte ſich, ſein Land war das beſte im ganzen Dorfe, aber auch ſein Geiz nahm zu. Aus dieſem Hauſe wurde keinem Menſchen etwas Gutes gethan, mit Noth hie und da ein Almoſen gegeben. Als man einmal einem Handwerksburſchen ein Stück Brod reichte, nahm es der Wind und der arme Burſche ſagte: Danke Gott, wenn ich's bekomm. Aber den reichen Mann ſah man an neblichten Tagen auf fremden Aeckern ſtehen, die an ſeine ſtießen, und mit der Schaufel Erde von jenen auf dieſe werfen: ſah ihn, wenn er Pflug hielt, alle Markſteine krumm- oder umfahren, und Furche um Furche ſeinigen. Ja, er hatte den Strick vergeſſen, war wieder frech geworden, und konnte ſich nicht enthalten, Markſteine förmlich zu verſetzen. Mit aller Frechheit und Gewandtheit konnte er ſich nicht mehr herausläugnen, da wurde er verrückt. Die Leute glaubten, er thäte nur ſo, damit man ihm nicht die Ketten anhänge. Der Grund aber lag tiefer. Es war das Auftauchen des Gewiſſens, es war das werdende Bewußtſein: ſiehe, das iſt des Teufels Lohn für ein teufliſches Leben. Sein ſcharfer Verſtand konnte es ſich unmöglich verhehlen, daß er ſich in ſeinem Leben gräßlich getäuſcht. Aber die ſtrafende Gerechtigkeit ging wieder an ihm vorüber, warum, weiß ich nicht. Ob ſie ihn vergaß? ob ſie ein Auge zudrückte? ob Menſchen angeſehen wurden? ich weiß es nicht. Der verrückte Zuſtand ging vorüber, die alte Natur errang wieder den Sieg, wurde frecher als nie zuvor, ſich vorſpiegelnd, ihm könne nichts etwas anhaben, ſeine Frechheit habe ihn befreit vor jeglichem Unglück, ſein Verſtand ſei ſein Glück, ſeine Verſchmitzung, die ihn nie im Stiche ließen.

Da ſtarb ihm ſeine Frau, die er eigentlich gränzenlos verachtet hatte. Er nannte ſie nur den Docht, den er des Oels wegen genommen, und das Bild des Todes trat hart ihn an, ſeine Hälfte wurde ins Grab gelegt. Da ergriffen ihn zwei Dinge: die Schrecken der Vernichtung, die furchtbare Gewißheit, fort zu müſſen von ſeinen Aeckern und Matten, ſeinen Roſſen und Kühen, und wieder eine gräßliche Ahnung, daß mit dieſem Leben nicht alles aus ſei, daß ſeine gemißhandelte Frau, daß die verführten Knaben, die berückten Weiber jetzt vielleicht vor einem Weſen ſtünden als ſeine Ankläger, welches er durch ſein ganzes Leben verhöhnt, verläugnet. Da waltete in ihm eine unausſprechliche Seelenangſt, Vorboten einer ſpätern Höllenangſt.

Aber es ward die Frau ins Grab gelegt, das Bild des Todes ſchwand aus ſeinen Augen, er fühlte ſich noch ſtark, ungeſchwächt. Die Seelenangſt verrann wenigſtens bis zu einem Grade, daß ſie nicht mehr ſichtbar war, und die alte Natur ergriff die Zügel wieder.

Da ergriffen den ſonſt ſo ſtarken Mann, der kaum wußte, was Krankheit war, der in ein hohes Alter faſt mit den Kräften eines Jünglings gekommen, auf einmal furchtbare Aengſtigungen, daß ihm die Augen faſt aus dem Kopfe traten, daß ihm ward, als ob Einer ihm den Hals zuſammenſchnüre, daß er glaubte, erſticken zu müſſen. Ob ſie vom Blute kamen, ob ſie Vorboten einer Bruſtwaſſerſucht waren, oder von einem Herzfehler? ich bin kein Arzt, ich weiß es nicht. Genug, dieſe auch den beſten Chriſten ängſtigenden Zuſtände weckten auf eine gräuliche Weiſe den wieder ſchlafenden Wurm in ihm. Der Mann, der ſolches nie gefühlt, der ohne Mitleid gegen Andere, um ähnliche Zuſtände bei Andern ſich nicht bekümmert, alle Klagenden verhöhnt hatte: der das Daſein ſolcher Zuſtände, die außer dem Kreiſe ſeiner Erfahrungen lagen, ſo gut weggeſpottet hatte, als was er ſonſt nicht ſah, Gott und die ganze unſichtbare Welt, dem kamen jetzt dieſe

peinigenden Anfälle durchaus nicht natürlich vor, sondern außerordentlich, übernatürlich. Er wähnte, es hange ihm jemand am Halse und wolle ihn erwürgen. Er schrie, seine gestorbene Frau sei gekommen, um ihn hinüber zu holen, man solle ihm sie doch fortjagen; er sah bald diesen, bald jenen, den er um Seele oder Gut betrogen, auf seiner Brust knien und schrie: der wolle ihm den Herzkasten eintreten. In der Nacht sah er den Teufel und alle seine Geister, bald wollten sie sein Bett anzünden, bald ihn in die Hölle reißen: dann schrie er mörderlich, schrie besonders nach dem Bonaparte, der sein Gott auf Erden gewesen, den er nie todt geglaubt, daß der doch komme und den Teufel in die Hölle jage. Dann fluchte er über Bonaparte, an den er sein Heil gesetzt, der ihn im Stich lasse jetzt in seiner Noth. Es waren fürchterliche Auftritte, alle Nachbarsleute erbebten, wenn das Brüllen des sonst so gefürchteten Mannes erscholl. Die Meisten stunden auf des Nachts, als ob es wettere am Himmel, und sangen und beteten, daß der Herr sie doch verschone, daß er sie behüte. Und wohl stund auch Mancher näher hinzu, um etwas Näheres zu hören. Da vernahm er den Kampf mit dem Teufel, vernahm das Angst- und Kampfgestöhn des sonst so frechen Greisen, bebte zusammen, schauderte bis in das tiefste Mark hinein und flog eilig wieder seiner Hütte zu, schob den Riegel fest und betete schlotternd ein: Das walt Gott! Da wars, daß einmal des Nachts ein Großkind von ihm uns alle aus dem Schlafe weckte, das in seiner Herzensangst geflohen war und mich jammernd bat: ich solle doch um Gotteswillen rasch kommen, der Teufel hätte den Großvater schon unter der Stubenthür. Ich muß es sagen, mir schlug stürmisch das Herz bei diesem Ruf, mir schauderte vor dem Anblick, der meiner wartete, mich jammerte aus tiefstem Herzensgrund das arme Kind, in dessen Seele schon ein solcher Jammer sich geworfen. Als ich beflügelten Schrittes gegen das Haus kam, hörte ich das Toben des Alten, hörte

ihn ſchreien: Nicht wahr, jetzt läſſeſt du mich ſein, jetzt haſt du eins, biſt froh, zu geben! Zwiſchen durch hörte man harte Fauſtſchläge donnern an den hölzernen Wänden. Seht, wie der ſchwarze Teufel die Treppe abpurzelt, wie er ſich ſtreicht! Sieh, Bub, dort hinter dem dritten Pappelbaum ſteht er, gucket, ob ſein Schwanz noch ganz ſei. Nimm die Miſtgabel, Bub, und erſtich ihn geſchwind, geſchwind. Sieh, wie ihm dort andere zur Hülfe kommen. Weh, weh, ſie kommen die Treppe auf. Bonapart, wo biſt, komm, hilf! Weh, weh, ſie nehmen mich, ſie hängen mich, ſie ſpannen mich an den Karren. Die ſchleifen mich zur Hölle. Aber es iſt keine, es iſt beim Donner keine!

Ich ſtund ſchon lange ſtill neben dem Ofen, durch den Bettumhang verdeckt, und trat, um ihn zu beſänftigen ans Bett. Auf dem Tiſch am Fenſter flimmerte eine düſtere Lampe. Als er jemand gehen hörte, wandte er ſich raſch von der Wand nach der Vorderſeite, und als er meine Geſtalt ſo lang und ſchwarz am Bette ſah, da ließ er einen Schrei aus, der durch Dörfer, Felder und Wälder gehen mußte: Hu, Teufel! wart, Teufel! Teufel! biſt doch da? Mit Blitzesſchnelle fuhr er auf, krallte die Hände mir entgegen; da war's, als ob eine innere Gewalt ihn hemme, es traten ihm die Augen aus dem Kopfe, er ſchnappte einige Male heftig auf, ſtreckte die Zunge heraus, krallte die Hände in den Kopf, als ob er ihn mir anwerfen wolle, dann ſank er zuſammen, ſtreckte ſich, und todt war er. Hinübergegangen war er mit dem Bewußtſein, daß der Teufel ihn geholt. Schrecklicheres kann es wohl nichts geben, und Schrecklicheres ſieht das menſchliche Auge nichts, als das Geſicht dieſes in Höllenangſt Dahingeſchiedenen. Seitdem iſt mir ein Jammer im Herzen geblieben über Tauſende, die ich die gleichen Wege wandeln ſehe in gleichem Geiſte; ein Jammer über ſie, weil ſie nicht mit dem Chriſtenthum ausgerüſtet wurden, das in ihrem Leben und in jeder Zeit ihre Stütze, ihr Stab bleiben konnte.

Das Chriſtenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menſchen neu geboren wird, ſo wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Wie es das gleiche bleibt und doch dem Kinde ein anderes iſt, ein anderes dem Manne, und dem Greiſe noch anders ſich verklärt, ſo bleibt es ewig das gleiche in der Zeiten Wechſel, aber dem in der Zeiten Wechſel wechſelnden Menſchen tritt es immer reiner, verklärter, geiſtiger entgegen; denn nicht nur die Kinder wachſen auf zu Männern und werden Greiſe, ſondern auch die Menſchengeſchlechter ſteigen herauf aus der Kindheit dem Alter entgegen. Das will der Menſch nicht faſſen, er ſieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt ſich Gott und läßt ein neues Wehen des Geiſtes wehen über den Erdboden, dann gehen verſchloſſene Augen auf und was todtgetreten ſchien, das ſteht neu, herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf.

Ganz andächtig, wohlig und ſchauerlich hatte ich dem Pfarrer zugehört, und als er ſeine Pfeife ausklopfte, frug ich nach einigem Schweigen: ob er dann der Meinung ſei, daß man die Fragen abſchaffe und daß man in der Kinderbibel die Wunder beſſer erkläre? ich hätte gehört, das käme jetzt auf.

Das eben ſei nicht ſeine Meinung; aber das meine er, daß man den Kindern mehr zu Herzen, an ihr Gefühl reden müſſe, und jedem Kinde nach ſeinem Alter. Man rede ja im täglichen Leben mit einem ſechsjährigen nicht wie mit einem ſechzehnjährigen, ſowohl in Stoff als Form. Auf die Bücher komme es da viel weniger an, als auf den Lehrer. Ueberhaupt ſolle ich mir die jüngern Kinder ganz beſonders angelegen ſein laſſen, da ſei die Quinteſſenz der Schule, die bis dahin in den meiſten Schulen verpfuſcht worden. Man laſſe ſie ſchmählich anfaulen, eigentlich anbrennen, darum hätte man meiſt auch ſchlechte Schulen. Ich ſolle jetzt darüber nachdenken, wie ich in meine Schule das rechte Leben bringen wolle, ſolle vor allem eine

feste, bestimmte Ordnung schaffen, jeder Minute ihre Arbeit zuweisen; dann werde ich es erfahren, wie weit man in einer Schule kommen könne, wenn man wolle, und Platz habe, daß man sich rühren könne. Allerdings, wo nicht Platz sei, da sei es schwer, da ersticke man in einander, wie die Rüben auf dem Felde, wenn sie zu dick gesäet seien und nicht verdünnet würden.

So entließ der Pfarrer mich wieder mit einem Kopf voll. Ich sann dem Allem lange nach und fand endlich: der Pfarrer hätte mir doch viel Mühe ersparen, mir sagen können, wie alles Punkt für Punkt zu machen sei, vor allem hätte er mir den Stundenplan machen können. Er hatte überhaupt, wie es mir schien, einen großen Fehler, daß er nicht bestimmt sagte: So und so müßt ihr es machen! und daß er Einem die Sache nicht selbst einrichtete. Fragte man über bestimmte Dinge, über die man erst selbst nachgedacht, um Rath, so erhielt man ihn freilich. Ich deutete ihm einst darauf hin, eine Sache, ich weiß nicht mehr welche, ginge ihm viel leichter als mir, er solle sie mir doch machen. Da lachte er und sagte, das thue ich nicht, lieber Schulmeister, und zwar aus zweien Gründen nicht; erstlich müßt ihr euch gewöhnen, über solche Dinge selbst zu denken, und erst, wenn ihr am Haag seid, euch aushelfen zu lassen; und zweitens seid ihr ein wunderliches Volk, es würde euch z. B. kaum ein Stundenplan, den ich gemacht, recht sein, wenigstens müßte er an allem Krummen schuld sein. Ich weiß wohl, daß ein Land ist, wo man den Schulmeistern die Stundenpläne macht, und zwar einen für alle Schulen, ohne irgend eine Berücksichtigung. Man möchte ob solchem aber auf dem Kopf stehen.

Ich könnte euch noch einen dritten Grund sagen, aber an zweien, denke ich, sei es einstweilen genug.

Meiner Frau erzählte ich nur gar wenig von dem, was der Pfarrer mit mir gesprochen, sie hätte ihm in Allem Recht gegeben. Nur die Geschichte von dem Manne erfuhr sie, sie kam uns beiden die ganze Nacht vor.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will.

Ich fing nun an, meine Aufgabe an die Hand zu nehmen, die Kleinen mehr zu beſchäftigen dadurch, daß ich ältere Kinder zu ihnen ſtellte oder ihnen geſchriebene Buchſtaben an die Tafel machte, die ich aus meinem eigenen Gelde hatte anſchaffen müſſen, da die Gemeinde mir ſie abgeſchlagen oder vielmehr verdreht hatte. Wir mußten deshalb eine alte Pfanne nochmals flicken laſſen, ſtatt eine neue kaufen zu können. Die Buchſtaben ſollten ſie einſtweilen bloß kennen lernen, denn ich hatte noch nicht gewagt, zu ſagen, daß die kleinſten Kinder Schiefertafeln bringen ſollten. Ich hatte einigen ſogenannten Leſern geſagt, die aus dem Fragenbuch in die Kinderbibel kamen, d. h. die als Leſebuch nicht mehr das Fragenbuch, ſondern die Kinderbibel hatten, die nun hätten auswendig lernen ſollen: der Pfarrer wolle, daß das daheim geſchehe und daß ſie dafür Täfelchen bringen und ſchreiben und rechnen könnten. Sie brachten mir den Beſcheid zurück: der Vater hätte geſagt, er kaufe keine Täfelchen, das Gekratze trage ſo jung, wo man keinen Verſtand davon hätte, nichts ab, ſie ſollten lernen, wie es von je der Gebrauch geweſen. Dem Pfarrer frage er nichts nach, dem Schulmeiſter zahle der nichts, und wenn er damit nicht zufrieden ſei, ſo ſolle er ihn kommen laſſen, er wolle dem dann ſeine Meinung deutſch ſagen.

Ein Anderer begehrte auf, daß die Kinder Geſchriebenes lernten, ehe ſie das Gedruckte inne hätten, das gäbe ein ſchrecklich Wirrwar und ſei nie erhört werden. Einer aber kam, ein Händler, und ſagte mir, er wolle nicht mehr, daß ſein Bube die Fragen auswendig lerne, das G'ſtürm trage nichts ab, er wolle den Knaben bald ins Welſchland thun, dort trügen ihm die Fragen auch nichts ab, es

früge kein Mensch darnach. Das gefalle ihm, daß ich auch viel auf Schreiben und Rechnen halte, das sei doch die Hauptsache, von allem andern hätte man nicht zu essen.

Die Leute hatten sich vorhin kaum um die Schule im Allgemeinen bekümmert, geschweige denn um ihr Inwendiges. Wenn nur der Schulmeister Fleiß hatte, d. h. wenn er immer zu rechter Zeit in der Schule war und die Kinder zuweilen zu Hause sagten: Es hätte heute auch dem Schulmeister warm gemacht, er hätte den Rock ausziehen müssen; und wenn nur das älteste Kind einen Examenzettel machen konnte, auf dem Buchstaben einen halben Zoll lang waren, und wenn es hieß: Bub, bet oder lies! dieser mit einer mißtönenden Kopfstimme das Ding herbrüllte, daß die Kunkelstecken wackelten und die Katze unter dem Ofen herauskam und zur Thüre aus wollte; — wenn es nur also geschah, so waren die Leute zufrieden und sagten: die Kinder lernen brav, wir haben einen Schulmeister, man muß ihn rühmen.

Jetzt aber war alles wie ein aufgestöbert Wespennest. Jeder wollte befehlen, und was dem Einen recht war, wollte der Andere nicht. Es war fast nicht dabei zu sein. Ich klagte einmal dem Wehrdi diese Noth. Der erklärte mir, dieses Einmischen sei ganz natürlich, ich solle mich dessen nur nicht viel achten. Es habe jeder Bauer extra für das Schulhaus zahlen müssen und Holz dazu führen, er betrachte es nun auch als sein Haus, und wie er in seinem Hause befehle, so meine er auch hier regieren zu dürfen, wenn es ihn ankomme. Aber wie in seinem Hause er gewöhnlich nicht selbst regiere, sondern jemand anders, er möge befehlen wie er wolle, so müsse man ihn auch da befehlen lassen nach Belieben, nichts dagegen sagen, aber dann auch Schul halten nach Belieben. Zudem sei es etwas Neues, was ich da gemacht habe, und etwas solches sei ihnen immer zuwider und rege sie auf, so wie ein alter Bauer selten eine neue Kutte anziehe, ohne Wochenlang darüber zu schimpfen und sich zu verfluchen:

die Schneider könnten alle nichts mehr, sie seien früher viel besser gewesen. Am Ende werde aber die neue Kutte auch eine alte und ihm so lieb, als irgend eine frühere alte.

Disputirt nur nicht mit ihm, Schulmeister, sagte Wehrdi, da hört niemand auf eure Gründe. Weil eure Gytiwyler auf zehn Pfund hinaus eine ganze Kuh, auf sieben Pfund ihr Unschlitt, auf vier Pfund hinaus die Haut zu schätzen wissen und genau angeben können, wie manches Kalb sie gehabt und ob ihre Hörner abgeschabt und zugestutzt worden seien, was ihr alles nicht könnt, so glaubt jeder Gytiwyler zehnmal gescheuter zu sein, als ihr, in allen Dingen. Er hat keinen Begriff daran, daß er in allen den Dingen kreuzdumm ist, die nicht von Rossen oder Kühen ꝛc. handeln. Ist er der Schlauste auf dem Kuhmarkt, so meint er auch der Listigste zu sein in eurem Fache, er lächelt alle Leute aus oder weiß sie zu verdächtigen, wenn er sie nicht zum Besten haben kann. Wenn ich so ein Bäuerlein, das nicht zwanzig zählen könnte, ohne von neunzehn auf zwanzig immer zu verirren, mich auslächeln sah und auf seinem Gesicht ellenlang geschrieben stand und die Mund- und Augenwinkel es vierfach aussprachen: rede nur, bist doch nur ein Laffe, so juckte es mich in allen Mundmuskeln, ihm zu sagen: er sei ein gepfropfter Esel, und solche, wie er sei, brauche man in Batavia für nichts anders, als für die Affen das Reden zu lehren. Dann dachte ich, das sei ja Menschen Art, daß, je dümmer sie seien, d. h. je weniger sie begriffen, was sie nicht wüßten, was sie alles nicht könnten, desto mehr zu glauben, alles das zu sein, zu wissen, zu können, was sie nicht wären, nicht wüßten, nicht könnten.

Ich sagte nicht viel dazu, aber ganz dieser Meinung war ich doch nicht. Mir schien es, die Bauern hätten in etwas Recht. Des Pfarrers Meinung hatte mir so viel auferlegt, ich fühlte mich gar nicht heimisch, in diesem Gange recht unbehaglich, weil ich vielem nicht nachzukommen wußte. Ich

mußte soviel darüber hören, daß diese unangenehmen Dinge unangenehme Gefühle in mir erzeugten. Ich durfte aber nichts sagen, doch fragte ich den Pfarrer, wie es denn mit des Händlers Bub solle gehalten werden, der nicht mehr die Fragen lernen wolle? und was ich mit denen machen solle, die keine Tafeln bringen wollten?

Mit diesen Letztern, sagte der Pfarrer, sei nichts zu machen, als daß man sie nach und nach in der Liebe dazu zu bringen suche; für ernstere Maßregeln fände man nirgends Unterstützung. Mit des Händlers Bub sei es ein anderes. Auswendig müsse jeder lernen, wenn auch nicht gerade die Fragen, an denen hange er nicht, aber doch etwas anderes. Ehedem habe man in den Schulen nichts als auswendig gelernt, manchmal während die Kinder nur noch buchstabiren konnten, um das Verständniß habe keine Seele sich bekümmert. Das sei Unsinn gewesen. Aber das sei eben auch wieder Unsinn, die Kinder gar nicht mehr auswendig lernen lassen, oder es nur so vornehm über die Achsel ansehen zu wollen als etwas, das man noch dulden müsse, das aber wegzuschaffen wäre. Das Gedächtniß sei eine Seelenkraft wie andere und eben nicht die entbehrlichste, und sie müsse geübt und gestärkt werden, wie jede andere Kraft, wenn sie zu jedem ihrer verschiedenartigen Dienste bereit sein solle. Und gerade die Kinder, welche am schwersten auswendig lernen, müßten am meisten dazu gehalten werden, statt daß man gewöhnlich aus dummem Mitleiden es ihnen schenke. Freilich müsse man es ihnen zu erleichtern suchen, wozu es verschiedene Mittel gebe. Und gar viele Kinder scheinen ein schlecht Gedächtniß zu haben, hätten es aber nicht, sondern nur nicht das Vermögen, ihre Gedanken auf einen Punkt zu fixiren; und das sei eine Schwäche, die, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen arbeite, das Kind zu allen ernsten Dingen unfähig mache. Man sei aber halt noch nicht dahin gekommen, eine Schule zu betrachten als eine Schleife für die verschiedenen Kräfte des

Menſchen, ſondern man betrachte die Schulen nur als Nürenberger Trichter, durch welche man dem Kinde ſo viel einlaſſe, als hinein wolle; und wolle es oben aus, ſo nehme man einen Stämpfel und ſtampfe das Ganze tüchtig zuſammen, damit man noch einen Kübel voll hineinſchütten könne. Man füttert das Kind halb todt und ſtumpft in der Schule ihm alle Kräfte ab. Stellt das daher dem Händler vor und berichtet ihn darüber, ſagte der Pfarrer.

Es dünkte mich, meinte ich, der Pfarrer ſollte die Leute vorbeſcheiden und ihnen ein Kapitel leſen und ihnen befehlen, was ſie zu thun hätten. Wehrdi hätte auch geſagt, die Bauern ſeien zu dumm, als daß ſie ſolche Dinge begriffen, und je dümmer Einer ſei, deſto übermüthiger und einbildiſcher ſei er.

Schulmeiſter, wenn ich die Leute ſehe, will ich mit ihnen reden, das verſteht ſich. Aber mit ihnen aufbegehren, ihnen befehlen, was ſie in die Schule bringen ſollen, das kann ich nicht. Ich habe da keine Macht, meinen Befehlen Kraft zu geben, und das wiſſen meine Bauern ſo gut als ich. Uebrigens laſſen ſich ſolche Dinge nicht erzwingen, ſondern nur einſchmuggeln mit Vorſicht und dadurch, daß die Kinder Liebe dazu gewinnen und die Sache zu Hauſe vertheidigen und das Nöthige dazu erbetteln; wer bittet ohne Unterlaß, der kriegt ſicherlich. Uebrigens ſei der Wehrdi gegen die Bauern viel zu erboſt. Es habe jeder Stand ſeine Fehler und ſein Gutes, ſo auch der Bauernſtand, man müſſe aber jeden Stand einmal nehmen wie er ſei. Ich ſolle nur ſachte fahren, eins nach dem andern nehmen, nicht den Muth ſinken laſſen, es werde ſchon gut kommen.

Als ich mit dem Beſcheid unzufrieden heimkam, — denn es dünkte mich: habe mich der Pfarrer in den Schlamm geſtoßen, ſo könnte er mich jetzt herausziehen, — warteten mir wieder zwei Hausväter. Der Eine klagte: ich verſäume mich viel zu viel bei den Kleinen und verſäume darüber die Grö-

heren. Um mit ihnen mit Bohnen und Kastanien zu spielen (auf diese Weise wollte ich auf den Rath des Pfarrers das Zählen und Zahlensystem veranschaulichen aus Mangel eines bessern Apparats) brauche man keinen theuern Schulmeister, das könnten die Kindermägde daheim. Der Andere begehrte auf: daß ich die Kleinern nicht selbst überhöre im A.B.C.-Buch. Schon drei Tage habe sein Hanseli mir nicht aufgesagt, hätte er geklagt, sondern nur d's Sigriste Bäbi, und dem seien die Läuse handvoll am Kopfe herumgekrochen. Ich sei ehemals ein guter Schulmeister gewesen, aber seit man ein neues Schulhaus habe, wolle es nicht mehr gut gehen, und doch hätte man glauben sollen, wie das dann gehen müsse.

Dreissigstes Kapitel.

Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt.

Ich muß bekennen, das machte mich böse, und noch böser ward ich, als ich vernahm, daß der Statthalter seinen Buben, weil er bei mir nicht fortkomme, in eine der apartigen Schulen thun wolle, die für reiche Bauernsöhnchen in unserer Nähe errichtet worden. Ich mache viel zu lang am Gleichen, sein Bub hätte den gleichen Zettel dreimal hintereinander abschreiben müssen. Solches sei doch wahrlich nie erhört worden. Ich bekam einen rechten Aerger gegen den Pfarrer, der, wie ich wähnte, mich in dieses alles hinein gewerchet hätte; und ich fing auch an, denen beizustimmen, wenigstens innerlich, welche sagten, die Pfaffen seien alle falsch am Volk, man sollte sie alle fortjagen oder mit ihnen akkordiren, sie machten es auch dafür und wären noch froh. Man könnte es eigentlich auch machen ohne sie, wenn man einen guten Schulmeister

hätte, die hätte man alle Tage, den Pfarrer nur an einem Sonntage.

So wurde rings um mich geredet und immer lauter und besonders in Zeitungen stund Aehnliches.

Ehe es sich Tausende nur versahen, war in Folge der Juli-Revolution in Frankreich die Regeneration in der Schweiz vollbracht, die alte Aristokratie verschwunden, alle Stühle leer, die sie im Besitz gehabt; es waren Alle gleich in der Republik Bern und Alle gleich berechtigt zu den leeren Stühlen. Tausend Schwerneth! was war da jetzt mit dem Kopf zu verdienen, wer einen Kopf dazu hatte! Tausende ergriff die Reue, daß sie nicht besser für ihre Köpfe gesorgt. Und mancher holte das Dintenfaß hervor, stäubte es aus, weichte mit Wasser die Kruste auf und versuchte mit Bangen im Hinterstübli: ob er denn wohl noch seinen Namen schreiben könne?

Man schrie, wie an einer Feuersbrunst nach Löschmitteln, Spritzen, Eimern und Leuten, nach Bildungsmitteln, nach Schulen aller Art, nach Lehrern von allen Sorten. Gute Schulen, gute Schulmeister seien die Hauptsache! hallte an allen Bergen wieder, und das Echo brachte die süßen Klänge uns zu Ohren: Schulen und Schulmeister seien die Hauptsache. Und wie ein Fieber schien der Bildungseifer das ganze Land ergriffen zu haben, alles schien zu zittern und zu beben nach der Zeit, wo die Kinder, wenn sie aus dem Mutterleibe kämen, der Hebamme entgegenschrien: einmal eins ist eins, zweimal zwei ist vier, wo die Geißbuben und Mistaufleser darüber sich prügelten, ob es zwei oder drei Urzustandswörter gebe? ob Gott ein Urzustandswort sei oder ein Geist? ob ein Dingwort ein Hauptwort sei oder gar nichts? Wo jeder Hans Michel im Oberland und im Unterland Doktor wäre irgend einer Wissenschaft, und aus seinen Küherhosen flugs schlüpfen könnte in Professorhosen, wenn er nämlich wollte. Man war überzeugt, jedes Glied und jedes Gliedlein des

souveränen Volkes hätte einen eigentlichen Bildungsteufel im Leibe, und nur die verdammten Pfaffen mit ihren Weihwedeln und Bannsprüchen hinderten ihn auszuschlüpfen wie ein Küchlein aus dem Ei. Und wenn man die verdammten Pfaffen wegbrächte mit ihren Weihwedeln und Bannsprüchen von den mit diesen Teufelchen Schwangern, so würde an einem schönen Morgen ein Kreisen das ganze Land ergreifen und am Abend hätten wir das Land riegeldick Leute, gegen die der Aristoteles nur ein Esel und Socrates noch ein ärgerer Esel wäre. Mit allen möglichen Mitteln suchte man die Pfaffen zu verscheuchen, damit sie die Kreisenden ruhig gebären ließen. Während man so scheuchte und schimpfte, wählte man, um die Geburt zu beaufsichtigen, damit nicht etwa falsche Kinder untergeschoben würden, Behörden. Obenan ein Erziehungs-Departement.

Das Erziehungs-Departement war von Anfang eifersüchtig gegen alle ihm beigegebenen Behörden, es glaubte mehr als hinreichend Intelligenz und Erfahrung in Allem und für Alle zu besitzen, und oben drein spaltete es sich noch selbst.

Diese Spaltung schien von Wahlen auszugehen, wie noch manche andere Spaltung in der neuen Republik; allein sie hatte ihren tieferen Grund. Es scheint sich auch in einzelnen Mitgliedern die Meinung festgesetzt zu haben, ihrer Meinung geschehe Eintrag, auch wenn sie im Departement selbst besprochen würde, indem sie so in sich abgerundet sei, daß ein einziger Feilenstrich das Ganze verderbe. Dieser Meinung scheint vor allem ein Mitglied gewesen zu sein, das den übrigen Mitgliedern des Erziehungs-Departements schroff entgegentrat. Er war der Aelteste, hatte den berühmtesten Namen und schon seit Jahren in seinen Umgebungen allen Widerspruch abgestellt. Es war ein sehr großes Unglück für ihn, daß er dem Streit die Wendung gab: als ob das Heil der Republik Bern daran liege, ob die pädagogi-

schen Anstalten derselben unter seiner Leitung stünden oder nicht?

Er führte auch den Streit ganz auf seine Weise. Er war dadurch vor Tausenden ehrwürdig, daß er nicht auf dem alten hergebrachten Wege von Pöstlein zu Pöstlein zu Ehre und Vermögen kommen wollte, sondern anders. Er bemerkte das Wehen einer neuen Zeit und ließ auf den Wellen derselben sich schaukeln: aber das kann ein Berner nicht lange, er faßt mit seinen zehn Fingern gerne etwas Bestimmtes, Positives. Daß sie Idealisten seien, kann den Bernern niemand nachreden.

Er ergriff die Landwirthschaft, und, die Richtung des Zeitalters nach einer rationellern Erziehung erfassend, auch die Pädagogik in weitern Sinn. Bei diesem Ergreifen von zweien Dingen verband er eine merkwürdige Kombinationsgabe. Er verflocht die beiden Dinge so ineinander, daß noch heute der Streit darüber waltet: ob die Landwirthschaft oder das Erziehungswesen sein Hauptzweck gewesen sei?

Ein einfältig Bäuerlein gab folgendes Urtheil ab in diesem Streite, was aber den Streit nicht entscheiden wird.

Ein schlichter Bauersmann in gelbem, halbleinenem Rock, Namens Sepp, ging auch einmal nach H.; er wollte mit eigenen Augen anschauen, worüber so viel gestritten wurde. In H. beachtete man seine klugen Augen nicht, man sah nur, daß er zu Fuß kam, kein Engländer sei, kein Magnat irgend einer Art, darum beachtete man den ganzen Mann nicht. Der stieg nun unbeachtet umher, that Fragen hie und da, nahm Prisen aus seiner hörnenen Schnupftabaksdose. Man antwortete ihm bald unbefangen, bald spöttisch, aber man antwortete doch, versteckte nichts vor ihm, und des Mannes kluger Blick sah in alle Winkel, wußte was er fragte und faßte gut die Antworten. Als endlich der Tag sich neigte, da ging er heimwärts in seinen mit Fett gesalbten Schuhen und seiner hörnenen Schnupftabaksdose. Auf dem nächsten

Hügel stund er stille und sah noch einmal nieder auf das prächtige Anwesen mit seinen von außen großartigen Gebäuden und noch großartigern Feldern. Nach langem Sinnen brachen ihm unwillkürlich die Worte hervor: Ja, du bist ein gewaltiger Mann! du hast einen großen Kampf gekämpfet; du hast wilden Boden entsumpft, geläutert, in herrliches Land verwandelt, hast mächtige Gebäude errichtet und wohlfeil, hast Lehrsääle und Werkstätten, Ställe und Keller, wie man sie nirgends sieht; hast Hornvieh und Schmalvieh, hast Esel und Pferde, wie sie wohl niemand hat, und das alles hast du geschaffen; wahrlich du bist ein gewaltiger Mann! Aber, wo hast du die Menschen, die du geschaffen?

Einige dreißig Jahre, sagst du, hättest du erzogen: wo sind sie, deine Erzogenen, deine geistigen und leiblichen Söhne? Wo ist der Kranz von Männern, den du dir selbst geflochten; der dich umsteht und mit feuriger Kraft die Weisheit des Vaters in Thaten verwandelt; in denen dein Geist, dein Wille lebt, so daß in dir das Bewußtsein erglüht, unsterblich zu sein in diesen Männern, fortzuleben in ihnen, wenn längst dein morscher Leib verweset ist? Wo sind sie, die Schaaren von Jünglingen, die in glühender Begeisterung an dir hangen, dich als ihren Vater verehren und deines Winkes gewärtig, ihr Leben dir zu weihen; welche, wenn die Männer fallen, an ihre Stelle stehen und den Namen des geistigen Vaters hoch halten, als ihr Panier, daß man ihn sieht in allen vier Welttheilen, gleich dem Namen des unvergeßlichen Pestalozzi? Wo hast du sie, diese Männer, diese Jünglinge, wo hast du sie? Du hast sie nicht! Ich habe heute nach ihnen geforscht, ich habe sie nicht gefunden. Fremde oder kalte Leute umstehen dich, einsam ist es um dich, du hast dir niemand erzogen, der deinen Namen erhält. Das weißt du, darum soll es die Republik thun, meinst du. Die Gebäude kann die Republik erhalten, das Land zusammenhalten, aber deinen Namen als Bildner und Erzieher, kann sie nicht er-

halten. Anſtalten erhalten keinen Namen; nur der Geiſt, der vom Träger des Namens belebend, begeiſternd ausgegangen, iſt's, der Namen und Anſtalten erhält.

Du armer Mann! gewaltig biſt du wohl, aber einſam biſt du, biſt kein alter Eichenſtamm, an dem junge Gewächſe ſich aufſchlingen, ihn ewig grün erhalten. An dir hat niemand ſich emporgerankt — weißt du warum? Du ringſt kühn den Todeskampf, aber du wirſt erliegen, denn du armer Mann, du biſt einſam.

So ſprach das halbleinene Bäuerlein und wendete ſeine gefalbten Schuhe ſeinen zwei Großkindern zu, die ihn grün erhielten.

Wer dieſen Streit einzig hätte entſcheiden können, war er ſelbſt. Hätte er Alle reden laſſen und in ſtiller Größe gehandelt mit ſeinen großen Mitteln, gehandelt mit großartigem, großmüthigem Sinn, unbekümmert um alles Gekläff: dann hätten ſeine Werke geredet, die Kläffer wären verſtummt und er hätte vielleicht der Vater ſeines Vaterlandes werden können. Aber das geſchah nicht. Er war mitten im Streite, und mit einer Leidenſchaftlichkeit, von der man glauben ſollte, ſie könnte nicht wohnen in reinem Bewußtſein, nicht bei einem wahrhaft großen Mann.

Dieſer Streit hatte die unſeligſten Folgen auf den Entwickelungsgang des Schulweſens und ganz beſonders für uns Schulmeiſter.

Schon das Echo von dem Volksgetön über Bildung und Schulen hatte uns wirbelnd gemacht im Kopfe, und man will ſagen, es hätte hie und da Einer Reden geführt, wie in den Dezembertagen 1830 eine Kammermagd beim Brunnen: heute müſſe ſie noch fegen und waſchen, über acht Tage könnten es dann die Frau und das Fräulein thun, und ſie wolle beim Kaffeetiſch ſitzen.

Nun aber ſuchte jenes Mitglied Verbündete gegen das Erziehungs-Departement und die Pfaffen, wählte unglückli-

cherweise uns Schulmeister vor allen und machte uns noch unglücklichererweise zu leichten Truppen, dem Vortrab; wir wurden die sogenannten **enfans perdus**, die man an die gefährlichsten Orte voranschickte, weil nicht viel verloren war, wenn sie verloren gingen. Zu dem Ende wurden wir mit allen möglichen Mitteln in dessen System gezogen. Es wurde auf die Achseln geklopft, süße Worte: mein Freund! guter Mann! u. s. w. nicht gespart. Unsere Einbildungskraft wurde mit allerlei reizenden Bildern von Emancipation von der Pfaffenherschaft, würdiger, freier Stellung, Anerkennung als der Bildner von achtzigtausend jungen Staatsbürgern, als des wichtigsten Standes im Staate, als die Arbeiter, die des Lohnes werth seien, als Märtyrer, denen endlich die Krone gebühre, gewaltig entzündet. Unser ohnehin reizbares, mißtrauisch empfindliches Gemüth wurde durch die gehässigsten Verunglimpfungen des Erziehungs-Departements und seiner Freunde, der Pfaffen, welche dem Schulmeisterglück im Wege stünden, welche allen Willen unseres Vaters für uns vereitelten, mit dem Staatsschatz nicht nur nicht herausrückten, sondern den furchtbaren Verrath an uns begingen, entsumpfte Staatsbürger durch verfluchte schlechte Wiederholungskurse systematisch wieder versumpfen zu wollen (ein furchtbarer Geistermord, in Masse verübt an siebenhundert wackern Männern, den edelsten im Volke!) in förmliche Gährung gebracht.

Wer will es uns nun verargen, wenn wir Schulmeister, welche die Welt so wenig kannten, nicht wußten, was Komplimente waren, mit Kniffen und Intriguen nie gefochten hatten, gedrückt von unserer Lage, belastet mit tausend Sorgen den Kopf verloren und den Boden unter unsern Füßen? wenn wir jenen Herrn nicht nur als unsern Vater, sondern auch als unsern Heiland betrachteten, ihm unbedingten Glauben schenkten? wer will uns das verargen?

Das hätte noch alles nichts gemacht, aber nun setzte man

uns auf die Schlachtreſſe und jagte uns hinein in den wüſten Streit. Wir mußten gegen die Pfaffen ſtreiten, lernten ſie betrachten als Uſurpatoren der uns zukommenden Stellung, als die, welche eigentlich das Brod eſſen, das der liebe Gott für uns beſtimmt, in den Häuſern wohnten, die uns zukämen. Je nach den Umſtänden ritt man auch die Bauern an, trat ihnen wenigſtens mit dem Hute auf der Seite unter den Bart. Vor allem aber ritt man gegen das Erziehungs-Departement in Schriften, Zeitungen, Vorſtellungen, und, wo ein Mitglied deſſelben den Mund aufthat, beſonders an Schulmeiſter-Verſammlungen, da fuhr man ihm darüber mit einer Unverſchämtheit, einer Anmaßung, daß mir noch jetzt die Haare zu Berge ſtehen, wenn ich daran denke. Und es war eine Zeit, wo man vor ſolchen Worten bedeutend ſchlotterte.

Dann meinten wir, was wir verrichtet hätten, und ſtunden zuſammen, drückten uns die Hände, ſtrengten uns zu kühnen Geſichtern an und meinten: Denen hätte man es geſagt und wenn es länger ginge, ſo wolle man es ihnen noch ganz anders ſagen.

Der Heerd und Schauplatz dieſer blutloſen, aber giftigen Kämpfe waren nämlich auf die allerunglückſeligſte Weiſe die Wiederholungskurſe, welche zur Nachbildung älterer Lehrer angeordnet wurden und in der Idee ganz zweckmäßig waren.

Obgleich man uns die Köpfe aufblies, daß ſie wurden wie ein über das Meer ſchiffender Luftballon, ſo lebte doch noch ein ander Gefühl in uns. Es lebte in uns ein Gefühl, das wir heimlich hielten, aber das um ſo tiefer ſich eingrub, ein Gefühl, daß wir trotz allem Aufbegehren nicht ſeien, was wir ſein ſollten, daß uns unendlich viel fehle, um würdige Lehrer, der Stand zu ſein, auf deſſen Achſen das Menſchengeſchlecht ruhe. Eine Ahnung ſtieg in uns auf von der Größe unſeres Berufes und der eigenen Leere, von der unendlichen Entfernung zwiſchen uns, was wir wären, und dem, was wir

uns einbildeten. Ein brennender Durst des Wissens kam über uns; in Jung und Alt flammte ein unwiderstehlicher Trieb auf nach Befähigung.

Es war wirklich rührend und ergreifend, wie dieser Trieb manchen Mann mit kahlem Scheitel und alter Gestalt ergriff, wie er hineilete, den neuen Lehrern mit einer Anstrengung zuhörete, einer Menge Schreibereien mit einer Hingabe sich unterzog, die an einem Jüngling Lob verdient hätte, an einem alternden, des Lernens ungewohnten Manne aber bewunderungswürdig war. Noch rührender aber war es, wie der Mann schwankte: Soll ich gehen oder nicht, meinem Triebe folgen oder meinen Umständen mich unterziehen? Wie er mit bangem Herzen seinen Wunsch seinem Weibe vortrug, wie die manche halbe Nacht mit einander überlegten: ob es sich erleiden möge, ob das Weib die Haushaltung und das Pflanzen besorgen, die Kinder meistern und den ausbleibenden Verdienst des Mannes entbehren könne? Wie der Wunsch des Mannes immer dringender ward, und das Weib seine Thränen im Herzen behielt und dem Manne mit einem Kusse nachgab; dann seine Garderobe untersuchte, seine zwei Paar leinene Strümpfe neu anstrickte mit freundlichem Gesicht und ihm sagte: Mannli, du mußt ein Paar neue Hosen machen lassen, so darfst du mir wahrlich nicht gehen; und am Ende die vorräthigen sieben und einen halben Batzen so mit ihm theilte, daß sie ihm vier in den Sack gab und nur drei und einen halben Batzen behielt. Und wie der Mann weich wurde, aber doch nicht stark genug, seinen Wunsch aufzugeben, wie er die Frau tröstete mit einer bessern Zeit, und wie er der Frau sagte, als er mit nassen Augen von den schlafenden Kindern Abschied genommen, die Frau ihm das Halstuch umgebunden und ein frisch gewaschenes Nastuch in den Sack gesteckt hatte: daß er nur der Kinder wegen gehe, damit er bei größerer Geschicklichkeit eine bessere Stelle erhalten und somit die Kinder besser erziehen könne. Und wie er der Frau

die Hand reichte und sie ihn fragte: wann er wohl einmal heimkommen werde? Und wie er unter der Dachrinne an seine Taschen greifend, die Tabakpfeife zu vermissen glaubte und wieder hineinging und sein Weibchen noch einmal sah und seine Tabakpfeife in der Tasche fand. Und wie nach hundert Schritten sein Weibchen ihm nachgelaufen kam mit dem Schuhlöffel in der Hand, den er ja immer brauchen müsse zu seinen halb neuen Schuhen. Und wie der Schulmeister ihn nach langem Besinnen wieder zurückgab, weil er denke, es werden an andern Orten auch Schuhlöffel sein. Und wie sie dann wieder von einander Abschied nahmen, nachdem ihnen noch manches in Sinn gekommen war zu empfehlen. Und wie sie von einander gingen und zurücksahen, und das arme Fraueli mit fünf Kindern und drei und einem halben Batzen die Schürze erst vor die Augen nahm, als der Mann um die Ecke war. Und wie sie schluchzend heimging und sich dann ans Spinnrad setzte, um noch ein halbes Tausend oder einen halben Batzen aus der Kunkel zu ziehen, und wie sie die Finger in den Augen netzen konnte und doch wieder ein freundlich Gesicht hatte, als das erste Kind erwachte — das alles hätte man sehen sollen, dann hätte man gewußt, wie heilig ein Wiederholungskurs sollte geachtet werden, wie er geweiht sei durch Weiberthränen und Kinderdarben. Ohne es zu sehen, hätten es vernünftige Menschen, und Menschen, die nicht bloß ihre Zwecke im Auge gehabt, wie Napoleon beim Stürmen einer Batterie, wohl denken können.

Aber man dachte an solche Kleinigkeit nicht, man vergiftete alle Wiederholungskurse durch die in dieselben geworfenen Fackeln des Streites und des Zwiespaltes. Man raubte den Lehrern die Unbefangenheit, gab ihrem Gemüth eine feindselige Richtung, und die Kurse selbst basirte man nicht auf das Bedürfniß, sondern auf den Schein.

Das Departement war genöthiget, eigene Kurse zu errichten, und wie zwei feindliche Mächte stunden die freien und

departementlichen Kurse einander gegenüber. Und eben diese Stellung hinderte die natürliche Entwickelung jedes Kurses, hinderte, daß man unbefangen bis dahin niederstieg, wo man seine Schüler finden konnte, daß man sich begränzte und unnöthigen Firlefanz bei Seite ließ. Man hatte das Examen vor Augen, hatte Verunglimpfungen vor Augen, und so schwebten Einem diese mehr vor Augen als die Schulen selbst. Und weil in den Examen getäuscht werden konnte, so erschienen vor demselben Spione, Aufseher mit verwachsenen Hosen und mörderischem Gesicht, den Kopf hochgehalten in schwarzer Halsbinde, und setzten sich hin unter die armen Schulmeister und verleumdeten ihnen den Unterricht, den sie seit so vielen Wochen empfangen, den sie als einen Schatz hoch gehalten, um deswillen sie die Weiber weinen, und die Kinder darben ließen. Und die armen Schulmeister, welche nicht selbst prüfen konnten, welche auf Autorität hin glauben mußten, denen wurde die Freude geraubt. Es entstund in ihnen Mißtrauen gegen das Gelernte, es wuchs ihnen ein Stachel im Herzen, daß sie ein Vierteljahr verloren. Gegen das Lernen wurden sie gleichgültig, der Durst nach Weiterbildung war vorüber. Eine Menge Dinge, welche sie gelernt hatten, dienten ihnen zu nichts, und selbst den erhaltenen Unterricht in den Schulfächern konnten sie nicht anwenden in der Schule. Der Anknüpfungspunkt war ihnen nicht gezeigt worden. Wie oben gesagt worden: man hatte sich höchstens zu den Schulmeistern herabgelassen und nicht zu der Schule selbst, wie sie mit einigen Veränderungen fast durchgehends durch den Canton bestund. Als daher einmal ein Schulmeister, der eben aus einem Wiederholungskurse kam, wo man viel arbeitete, sehr systematisch war, Erklärungen auswendig lernte, damit man ja in keinem seligmachenden Worte fehle, in einem Examen eine Geschichte im N. Testament sprachlich, besonders in Bezug auf das Zeitwort oder Zustandswort, erklären sollte, so erklärte er alles Mögliche, nur kein Zeitwort. Als er

gemahnt wurde, doch bald damit anzufangen, ſonſt finde er in der Geſchichte kein Zeitwort mehr, ſo entſchuldigte er ſich damit: er kenne dieſe Methode nicht und ſei an eine ganz andere gewöhnt. Als man ihm ſagte, man ſchreibe ihm ja gar keine Methode vor, ſondern nur, daß er die vorkommenden Zeitwörter erkläre und zwar nach jeder ihm beliebigen Sprachlehre und auf jegliche ihm beliebigen Methode, ſo ſagte er wieder: das ſei nicht ſeine Methode, das Zeitwort zu behandeln. Nun, ſo ſolle er es behandeln nach der ihm beliebigen Methode, ſagte man ihm. Da erklärte er ſeine Geſchichte aus und fragte dann Einen der vier zu examinirenden Knaben: Du, wenn ich ſage, der Vogel fliegt, kannſt du mir dann ſagen, worin iſt der Vogel? Der Knabe beſann ſich, endlich ſagte er: In der Luft. Nein, der Vogel iſt nicht in der Luft, worin iſt er? Kannſt du es mir ſagen oder du? Er iſt im—e—ne Zu... Zuſt... Zuſta... er iſt ja im—e—ne Zuſtand, in einem Zuſtande iſt der Vogel, wenn er fliegt, ſagt man. Alſo fliegt iſt ein Zuſtandswort, weil es den Zuſtand ausdrückt, in welchem etwas iſt.

Da war auch der Knopf, von dem ich eben ſprach, der Knopf zwiſchen dem Fach und der Schule nicht gemacht, und zwar auch nicht einmal der Knopf zwiſchen dem abſtrakt Erlernten und der Anwendung auf gegebene Fälle. Auch in der Anordnung dieſer Kurſe war unwillkürlich der Streit das Hauptaugenmerk und nicht die Schule ſelbſt, ſonſt hätte man die Anordnungen gewöhnlich früher und gründlicher durchdacht.

Und wenn dann das harrende Weib den heimkehrenden Mann nach ſeiner Beute fragte, da erhielt gar manches vom muthloſen Mann muthloſe Antworten. Und das arme Weib jammerte: wäreſt du daheim geblieben!

Die Mitglieder des Erziehungs-Departements hätten entweder Klötze oder Engel ſein müſſen, wenn unſer Aufbegehren und Schimpfen dieſelben nicht hätten erbittern, uns abgeneigt machen ſollen.

Es trat im Departement immer mehr die Meinung zu Tage, daß wir erst besser werden müßten, ehe man uns besser besolden könne, zum Vorschein, aber nicht klar ausgesprochen. Man stichelte und redete von unanständigen fleischlichen Gelüsten, was eine unanständige Rede war. Eine Rede, die davon zeugte, daß man nicht nachrechnete, wie mit fünfundzwanzig Thalern und einer Familie auszukommen sei; daß man nicht bedachte, daß ein Schulmeister und seine Kinder nicht ätherische Wesen, sondern nur Menschen sind, die hungrig werden, und im Hunger nach Brod schreien. Werden doch, wie man sagt, auch Professoren hungrig und zwar brav, warum sollten es nicht auch Schulmeister werden? Da sie auch geistigen Hunger fühlten, so war der andere ihnen doch wahrlich nicht auf diese Weise vorzuwerfen. Man redete davon, daß der Staat besondere Zulagen nicht vermöge, daß man den Eifer der Gemeinden (o Gott erbarm!) zu Verbesserung der Schulen durch unbesonnene Staatszulage nicht lähmen solle ꝛc.

Von allem das merkwürdigste war, daß nun hier der Veranlasser des ganzen Streits mit dem Erziehungs-Departement fast gleicher Meinung, daß er ein ganz Anderer war jetzt, da es auf Geld, als sonst, wo es nur auf Worte ankam.

Aber wir dachten mit gewaltigen Worten und spitzigen Federn vor dem großen Rath zu siegen und ließen nun schreiben, was das Zeug hielt, und redeten drein, daß es uns dünkte, die Großräthe müßten aus Thon gemacht sein, wenn sie nicht auch Feuer und Flammen für uns speien sollten.

Aber, o Gott, die Leute nahmen es kaltblütig! Nahmen es kaltblütig, als mit dem nassen Finger eine Hoffnung nach der andern uns durchgestrichen und eine Bürde nach der andern auferlegt wurde. Das Departement war von dem Grundsatze ausgegangen, daß der Stand nicht sei, was er sein solle, daß daher nicht dem Stande, sondern nur Einzelnen zu helfen

ſei, die bereits wären, wie ſie ſein ſollten. Das gute Departement hatte nie gerechnet, was eine Schulmeiſter-Haushaltung, gehalten gleich einer Tauner-Haushaltung, koſte; hatte nicht darauf gerechnet, daß wir auch fleiſchliche Gelüſte hätten: nämlich uns ſatt zu eſſen, zu trinken, uns zu kleiden; hatte nicht daran gedacht, daß ein guter Fuhrmann ein Pferd nicht nüchtern aus dem Stalle nimmt und ihm ſagt: Wenn du brav läufſt, dann will ich dich auch brav füttern: ſondern, daß er es erſt brav füttert und erſt dann ein braves Laufen von ihm fordert.

Und, o Herr, wie ward uns, als vor allem aus der Entwurf der großen Schulkommiſſion beſeitigt wurde; als unſer Einkommen auf keine Weiſe verbeſſert wurde; als nur das Erziehungs-Departement Geld erhielt, freilich zu Gnadenſpenden für uns; als erkannt wurde, theilweiſe Erhöhung des Einkommens gebe das Recht, eine Stelle ledig zu erklären; als uns Schule das ganze Jahr durch auferlegt wurde, aber den Gemeinden keine Verbindlichkeit, uns dafür zu entſchädigen; als uns noch eine Menge Dinge auferlegt wurden und dagegen keine Vergütung, keine Erleichterung uns zukam; als der Primarſchule gar noch nach dem Geſetz, von dem man bald ſagte, es werde eine lange Reihe von Jahren durchdauern, bald wiederum es tranſitoriſch nannte, eilf Fächer zugewieſen wurden, in zwei Paragraphen, und zwar im erſten chriſtliche Religion, Sprache, Rechnen, Schreiben, Geſang, im zweiten Linearzeichnung, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Naturlehre, Verfaſſungslehre, Buchhaltung, Haus- und Landwirthſchaft, und niemand ſo recht ergreifend und aus dem Herzen dagegen und für uns eintrat; als alle Hoffnungen in Trümmer gingen und manche neue Laſt aufging; da zog der Jammer ein in manches Schulmeiſterherz, da umzog Jammer, düſter und ſchwarz wie eine Gewitterwolke, manche Haushaltung.

Da durchſchnitt Manchen von uns die Ahnung, daß wir

eigentlich in der allgemeinen Werthung ganz anders stünden, als man uns vorgespiegelt hatte; daß die Einen nur den Stand so hoch gepriesen, den gegenwärtigen Personen aber abgeneigt geworden, allerdings zum Theil durch unsere Schuld; daß die andern uns nur deswegen so hoch erhoben, um die Pfaffen, deren Einfluß auf das Volk man fürchtete, desto tiefer herunter zu machen, verdächtigen, ihnen zur Last legen zu können, am gegenwärtigen Zustand allein schuld zu sein und nicht Gott der Herr; daß eine Menge, wie Gänse ihrem Führer, diesem Geschrei beigestimmt, ohne zu wissen, was sie schrieen, ohne zu denken, daß dem Geschrei auch etwas anderes folgen solle, ohne von ferne sich einfallen zu lassen, daß dieses Geschrei sie etwas kosten könne, nämlich eine Erhöhung unserer Besoldungen.

Jetzt glaubten wir das Aergste erfahren zu haben, — fürchterlich getäuschte Hoffnungen. Wir versanken wieder in die alte Apathie und fingen an um so emsiger zu weben, zu schustern, zu tischmachern, um das an so vielen Versammlungen unnütz verbrauchte Geld, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Da rüttelte uns eine noch fürchterlichere Nachricht auf einmal wieder auf, die Nachricht: alle Primarlehrer sollten examinirt werden.

Das Departement hatte dieses Examen wirklich erkannt und über uns verhängt. Es war ein sehr kluger Schritt von dem Erziehungs-Departement und ein sehr wohlthätiger für uns, ungefähr was ein Brechmittel einer Magenüberladung. Klug war der Schritt, weil in diesem Schritt eine Rechtfertigung des Departements lag, daß dasselbe nicht mehr für uns gethan. Wir durften nach abgehaltenem Examen viel weniger mehr aufbegehren, gar mancher wurde ab hohem Roß zum beschämten Schweigen gebracht. Und endlich kam dadurch das Departement zu einer gründlichen Kenntniß sämmtlicher schulmeisterlichen Capacitäten, wenn nämlich das Examen auf eine Weise abgehalten wurde, daß ein vernünftiges Re-

ſultat daraus entſprang, und wenn die darüber geführten Tabellen auf eine Weiſe abgefaßt wurden, daß dieſes Reſultat in die Augen ſprang.

Potz tauſend, wie wir da wieder auffſprangen und zuſammen; wie da die Rädelsführer wieder ſchönes Spiel bekamen; und die Männerchen, an denen ein weites Maul und ſonſt nichts war, dieſes Maul brauchten, daß man hätte meinen ſollen, in demſelben ſtecken tauſend Donnerwolken und hintendrein die Donnerkeile!

Das Examen lief recht ordentlich ab. Die Herren General-Examinatoren waren manierliche Leute, die niemand zu hängen oder zu köpfen begehrten. Es waren auch beſonders kluge Männer, die nicht lange zu fragen brauchten, was mit Einem ſei, ſie ſahen es ſchon an von weitem; man brauchte kaum den Mund zu öffnen, ſo machten ſie ſchon Zeichen in ihre Kalender. Es waren auch verſchwiegene Leute, auch nicht mit einer Sylbe verriethen ſie, was das Examen für Folgen haben werde. Wir waren im Ganzen mit uns und ihnen recht wohl zufrieden; aber böſe wurden wir und räſonnirten über unſere ehemaligen Lehrer, daß die uns nicht in allen Stücken die Antworten gelehrt hatten, die auf der Examinatoren Fragen gepaßt hätten. Wir wußten nicht recht, war dieſes geſchehen aus Bosheit oder Dummheit. In den Fächern §. 2. hatten in unſerer Gegend ſich Wenige examiniren laſſen.

Einunddreissigſtes Kapitel.

Wie bei allem Doktern die Schule verdoktert wird.

Es war ein Geſetz, welches allen Schulmeiſtern, die durch die General-Examinatoren für hinlänglich befähigt erfunden

würden in den Fächern des ersten Paragraphen, ein Minimum von sechzig Thalern zusprach, wo Holz, Haus, Land angerechnet werden konnten. Allen denen, die nicht hinlänglich befähigt gehalten wurden, wurde nichts zugesprochen; hingegen erhielten die, welche über den zweiten Paragraphen sich hatten examiniren lassen und befähigt befunden wurden, per Fach zehn Thaler mehr, so daß das Maximum der Schullehrer-Besoldung auf hundertundzwanzig Thaler anstieg. Es war auch befohlen worden, daß kein bisheriges Einkommen solle vermindert werden, sondern daß die Gemeinden, welche bisher ihrem Schulmeister z. B. hundert Thaler gegeben, ihm es fürderhin auszubezahlen hätten, auch wenn er nur sechzig Thaler oder gar nichts gewerthet worden. Hingegen müßten auch die Gemeinden, welche gar nichts von den Fächern des zweiten Paragraphen begehrten in ihren Schulen und dem Lehrer bis dahin nur sechzig Thaler gaben, dem Lehrer das Einkommen bis hundertundzwanzig Thaler erhöhen, sobald er fähig erachtet worden, diese Fächer zu lehren. Freilich war im Hintergrunde auch auf die Beihülfe des Staates gewiesen.

Dieses Gesetz traf eine Menge Lehrer furchtbar und zerstörte alle Hoffnungen; zwar sah man nicht sogleich in dessen Tiefen nieder, weil man die besondere Anwendung desselben auf jeden Einzelnen sich nicht dachte, und jeder mit der Hoffnung sich tröstete, daß er wenigstens sechzig Thaler hoch gewerthet sei, was doch für Viele in einzelnen Landestheilen eine bedeutende Verbesserung ausmachte.

Hingegen stellte es die Primarschule auf den Kopf, indem es dadurch, daß jedes Fach des zweiten Paragraphen mit zehn Thalern detirt wurde, also alle Fächer zusammen mit sechzig Thalern über die andern sechzig Thaler aus, während der tüchtigste Lehrer in den Fächern des ersten Paragraphen nur auf sechzig Thaler Anspruch machen konnte, den Wahn erweckte, als wären die Fächer des zweiten

Paragraphen die Hauptsache, als müßten die um jeden Preis eingeführt sein und daher natürlicherweise alle Kräfte der Lehrer auf die Befähigung in diesen Fächern richtete, während die meisten Lehrer alle ihre Anstrengungen nöthig gehabt hätten, sich recht tüchtig in den Hauptfächern auszubilden. Und dahin wäre es allerdings gekommen, daß man in den Primarschulen Alles gelernt hätte und Nichts.

Ich muß es bekennen, daß mich dieses Gesetz nicht erschreckte. Ich hoffte auf jeden Fall viele Gulden mehr zu bekommen als bisher, denn ich hatte mich auch in einigen Fächern des zweiten Paragraphen examiniren lassen. Aber Eins machte mir ein wenig bange. Ich dachte, wenn mir die Gemeinde für Fächer zahlen solle, die ich nicht lehre, so werde sie gewaltig aufbegehren und sagen, das sei nirgends der Brauch, daß man Dinge bezahle, von denen man nichts habe. Ich glaubte daher am besten zu thun, alsobald, was ich von diesen Fächern wußte, einzuführen, und schwitzte einige Wochen tüchtig mit den Kindern in der Naturlehre und der Erdbeschreibung und der Vaterlandsgeschichte ꝛc.

Da kam eines Tags der Pfarrer in die Schule, als ich eben in solchen Fächern herumtappte. Er setzte sich hin, hörte dem Ding zu, ohne ein Wort zu reden. Als die Schule aus war, blieb er noch und sagte mir nun ganz manierlich wüst auf folgende Art: Schulmeister sagte er, was Teufel kömmt euch in Sinn, so auf einmal in allen Fächern herumzufahren? Eure Bauern räsonniren gräßlich darüber und behaupten, daß ihr die Kinder geradezu dem Teufel zuführet oder wenigstens dem Antichrist, und daß die Schule seit einiger Zeit ganz verpfuscht sei.

Ich erzählte nun dem Pfarrer kurz, daß ich die Sache so nöthig glaube, wie das hohe Erziehungs-Departement. Wenn dieses nicht überzeugt gewesen wäre von der Nothwendigkeit der Sache, so hätte es kein solches Gesetz gegeben. Uebrigens sei es mir auch um meine Gulden, die ich viel

nöthiger hätte, als der Herr Pfarrer denke, weil mir ein Gulden mehr zu sagen habe, als ihm vielleicht hundert. Und ich hoffe doch, der Herr Pfarrer werde mir diese Verbesserung wohl auch gönnen. Das sagte ich etwas verblümt, aber doch in diesem Sinne.

Da schaute mich der Pfarrer einen Augenblick sehr ernst an, aber bald sprühte ihm das Lachen wieder aus dem ganzen Gesicht. Ach Gott! ja, mein Schulmeister, ich gönne euch Alles, sogar eure Frau, und um ihretwillen hundertmal mehr an Geld, als ihr erhalten werdet, aber eben deswegen muß ich euch warnen vor Dummheiten.

Das hohe Departement versteht alles am besten, das versteht sich von selbst. Aber ich denke mir doch, es könne menschlicher Weise nimmer an alles denken und habe z. B. bei Abfassung dieses Gesetzes nicht gedacht, wie unsere Schulen in diesem Augenblick beschaffen seien und welches die Wirkungen auf die Schulen sein werden. Ich weiß wohl, es kennt den innern Stand der Schulen durch und durch, und weiß von jeder Schule accurat, wie weit sie ist und was in ihr vorgeht, aber eben vergißt denn doch der Mensch zuweilen, was er weiß. Aber ihr, Schulmeister, solltet denn doch nicht vergessen, wie eure Schule steht, und wie ihr mir bei den alten Fächern schon gesagt, ihr wüßtet nicht, wie Zeit finden für Alles; und wie ihr mich auf das Korn genommen, als ich euch zumuthete, eine bessere Ordnung in eure Schule einzuführen und jede Minute zu Ehren zu ziehen. Wie wollt ihr Ordnung erhalten, keine Klasse vernachlässigen, wenn ihr nun noch ein halb Dutzend Fächer auf einmal dazu nehmet? Ihr, Schulmeister, sollt doch eure Bauern nicht vergessen, die ihr alle Tage vor Augen habt, und wissen, was in ihnen steckt. In den Erklärungen der Kinderbibel könnt ihr ihnen tausend Sachen aus der Natur und die Natur selbst erklären, sie nehmen es mit Freuden auf. Aber da fangt ihr eigends an mit Naturlehre und Naturgeschichte, das, meinten sie, sei

nun die neue Religion, von der schon lange gefaselt worden (wie man ja auch von einer neuen Bibel sprach), die wolltet ihr nun lehren statt der Gotteslehre, statt der Christuslehre. Dann fangt ihr noch gerade bei dem Heikelsten an, bei dem Sonnensystem, und daß die Sonne still stehe, die Erde aber rund umgehe, während es bei euren Bauern ein Glaubensartikel aus den Psalmen und dem Buche Josua ist, daß das Umgekehrte stattfinde. Da lästern sie nun furchtbar über die neue Lehre, euren Unglauben und den Mißbrauch des Schulhauses.

Aber, Herr Pfarrer, sagte ich, soll man denn nicht jedermann die Wahrheit sagen und die Leute aufklären in ihrem Aberglauben?

Aber, Schulmeister, sagt man dann jedermann die Wahrheit? Sagt ihr jedermann: Du hast eine krumme Nase, du hast verdrehte Augen, oder rothe Haare? Sagt ihr jedermann: Du bist ein Kameel! wenn er sich wie ein Kameel geberdet? Das im Allgemeinen über das die Wahrheit sagen. Aber noch insbesondere muß ich euch bemerken, daß die Leute eine gar wunderliche Religion haben, mit gar mancherlei Anhängseln beladen; rührt ihnen nur ein Stück an, so wackelt entweder das Ganze oder sie verketzern euch. Gerade so hatten es auch die Juden und Christus ließ das sein, wohl wissend, daß alle diese Anhängsel sich von selbst ablösen würden, wenn der Sinn seiner Worte einmal durchdringe. Gerade so ist es mit der Sonne und mit der Erde, das ist auch ein solcher Anhängsel des Glaubens. Habt ihr ihnen einmal einen vernünftigen Glauben festgestellt, dann fallen solche Dinge von selbst weg; aber das müßt ihr zuerst thun und nicht mit dem Wegnehmen anfangen. Uebrigens, wenn ihr den Nutzen dieser Lehre für diese Leute, und den Schaden, den sie diesen Leuten und besonders euch diesen Augenblick bringt, abwägt, so wißt ihr bald, woran ihr seid. Gerade so ist es auch mit der Natur und der Lehre von den Natur-

kräften. Wollt ihr die abgesendert von der Lehre von Gott geben, so werdet ihr, ihr mögt das hier machen, wie ihr wollt, gelten für einen Heiden, einen Gotteslängner.

Ein Stück des Glaubens ist auch, daß der liebe Gott den Blitz, wie der Mensch einen Stein, in der Hand habe und ihn schleudere auf den, der ihn geläugnet oder geläftert. Das ist allerdings richtig, der Blitz ist in Gottes Hand, d. h. der Blitz wird von Gott regiert, er fährt wohin Gott will, wie das Sandkorn, das vom Meeresstrand der Wind emporhebt, wie der Stein, der des Knaben Hand entflieht. Aber das Sein des Blitzes in Gottes Hand so wie der Ausdruck: Hand Gottes, das sind bildliche Ausdrücke.

Da saß einmal ein Schulmeister an einem Leichenmahl wohlgemuth und unterhielt die langsam kauenden Leute mit seiner Weisheit. Es wurde erzählt unter anderem, daß irgend ein ruchloser Statthalter von Gott durch einen Blitz erschossen worden sei. Dem Schulmeister ward wohl, daß er da wieder leuchten könnte in seiner Weisheit. Er legte sich hinten an, legte seine Hand auf den Tisch und die Gabel geradauf in derselben, wie ein Scepter, und sagte: Gott erschieße niemand mit einem Blitz, die Blitze kämen nur aus den Wolken und nicht aus dem Himmel. Er entwickelte nun scharfsinnig die Theorie des Blitzes, wie er durch Reibung zweier Wolken entstünde und dahin führe, wo der Wind ungefähr ihn hintreibe. So wie der Schulmeister in seiner Entwickelung vorrückte, rückten die Leute von ihm weg, und als er fertig war, eilten die meisten fort in bedenklicher Angst, Gott möchte solche vermessene Reden mit einem Blitz ins Haus züchtigen.

Der Schulmeister, der sich so unerwartet allein sah, begann endlich zu merken, was er angerichtet habe, aber er begriff seine Dummheit nicht, sondern hielt über die dummen Leute dummerweise sich auf. Er begriff nicht den frommen Glauben der Leute, die Gottes Leitung Alles unmittelbar zuschreiben. Als die Gelehrten nach und nach die verschiede-

nen Prozesse in der Natur entdeckten, entdeckten, daß nicht alles unmittelbar von Gott komme, so wurden auch sie verwirrt und ungläubig. Der fromme Glaube fand sich aber bald zurecht. Er gab recht gerne zu, daß das Reiben der Wolken den Blitz erzeuge, daß der Windzug ihn führe, aber er behauptete, daß Gott auch der Wolken und der Winde Herr sei, daß die Wolken sich entladen, die Winde wehen müssen nach seinem Willen, daß er also denn doch auch den Blitz regiere als wie mit seiner Hand. So hoch hatte aber jener Schulmeister sich nicht erhoben, darum verurtheilte ihn, und mit Recht, der fromme Glaube seiner Zuhörer; und so wird es gegenwärtig jedem auf dem Lande gehen, der die Natur und ihre Wunder für sich apart und ohne Gott nach ihren natürlichen Ursachen erklären will.

Während dem Erzählen war meine Frau eingetreten, um zu sehen, wo ich bleibe, und hatte recht andächtig zugehört bis ans Ende. Ich hatte ein Leichengebet gehabt und war erst kurz vor Anfang der Schule heimgekommen, so daß ich nicht recht essen konnte. Deswegen hatte mir mein Fraueli ein Kaffee gemacht und fürchtete, es möchte kalten. Der Pfarrer gab ihm gar freundlich die Hand und ließ die nicht gleich los, wie es sonst der Brauch ist, sondern behielt sie und betrachtete sie auf allen Seiten. Da wurde Mädeli ganz roth und wollte sie wegziehen. Aber er sagte, sie solle sich nur nicht schämen, er habe allemal eine rechte Freude, wenn er ihr die Hand geben könne. Man sehe ihrer Hand die Arbeit gar gut an und daß sie dieselbe nicht schone, aber sie sei allemal so blank und sauber und appetitlich, daß er ein recht Ergötzen daran hätte. Er wollte, es hätten alle Schulmeisters-Frauen solche, dann wären auch viele Schulmeisters-Kinder sauberer und mancher Schulmeister kein Schweinigel mehr. Wasser sei im Ganzen Bern überall wohlfeil, und in der Hoffahrt der Reinlichkeit sollte ein Schulmeister mit allem, was ihm angehöre, vorangehen, in keiner sonst. Dar-

auf frug er, was ihns hergebracht? und Mädeli mußte es endlich sagen. Da sagte er, wenn er wüßte, daß sie auch eine Tasse für ihn hätte, hielte er mit. Da wurde Mädeli wieder roth und es gab ein langes Markten zwischen dem Pfarrer und ihm, weil es für den Pfarrer apartigen machen wollte, da es allerlei Surrogate nicht gespart hatte. Allein der Pfarrer wurde Meister und trank mit uns von meinem Kaffee, während Mädeli noch immer Entschuldigungen machte, daß wir nur rauhes Brod hätten und altes und dann noch gar keinen Zucker. Aber der Pfarrer ließ ihm aus diesem gar nichts gehen, sondern rühmte es, daß es mich dünkte, er könnte aufhören. Um diesem ein Ende zu machen, begann ich unser früher Gespräch fortzusetzen und meinte, man könnte also doch füglich Naturlehre lehren, aber immer in Bezug auf Gott.

Ja, Schulmeister, das kann man, sagte er, aber man muß dann seines Gegenstandes Meister sein und ihn wirklich mit frommem Sinn aufgefaßt haben. So wie aber viele Schulmeister diese Fächer kennen, können sie dieses nicht, sie haben etwas von der Natur gelernt und etwas von Gott, aber von beiden nicht genug, daß sie dieselben verbinden können: und wenn sie es auch auf den Stundenplan thun, so geben sie die einzelnen Brocken wieder von sich, wie sie sie geschluckt haben. Expreß, Schulmeister, habe ich euch, da mir über das Lehren dieser neumodischen Fächer geklagt wurde, zwei Briefe mitgebracht, die ich von zwei Freunden erhalten, mit Beispielen, wie diese Fächer gelehrt werden, wenn man sie erzwingen will. Soll ich sie euch lesen?

Ich hatte das verdammt ungern vor Mädeli, denn die hatte schon mit mir deswegen disputirt; allein, was sollte ich anders als Ja sagen?

Nun, Schulmeister, so höret das Erste, es paßt gerade hieher. In einer Schule, wo auf dem Stundenplan folgende Fächer, außer den gewöhnlichen, angeschrieben standen: Seelen-

lehre, Geographie, Naturgeſchichte, Naturlehre in Bezug auf Religion, Schweizergeſchichte, Linearzeichnung und Formenlehre, wünſchte der Schulkommiſſär Einiges aus der Naturlehre in Bezug auf Religion zu hören. Der Schulmeiſter fragte: ob er gleich die Naturgeſchichte damit verbinden ſolle? Wird mich ſehr intereſſiren, antwortete mein Freund. Der Schulmeiſter langte ein geſchriebenes Heft hervor, warf einige Blicke in daſſelbe und begann:

Lehrer: Derjenige, der ſich mit Naturkörpern abgiebt und ſich Kenntniß darin erwirbt, wie heißt man das Fach?

Kinder: Naturlehre.

L.: Was behandelt denn die Naturgeſchichte?

K.: Mehrere: die unorganiſchen Weſen; Andere: nein, die organiſchen! noch Andere: die Zoologie.

L.: Richtig! die Zoologie, oder die Geſchichte der Thiere, wozu man einigermaßen auch die Pflanzen rechnen kann, da ſie auch Leben haben. Was iſt Natur?

K.: Alle Geſchöpfe der Erde.

L.: Kann man nicht anders ſagen, als Geſchöpfe?

K.: Weſen.

L.: Ja, Weſen, oder auch Kör...

K.: Körper.

L.: Ganz recht, Körper! Nun ſagt mir Kinder, in welcher Natur befinden ſich alle Körper?

K.: In Gottes Natur.

L.: Gut! Und worin befindet ſich jeder Körper in Gottes Natur? Nun, wer weiß es? In einem Zu...

K.: In einem Zuſtande.

L.: Wie lange befindet ſich der Körper in einem Zuſtande?

K.: Bis ein anderer darauf fällt.

L.: Ja, oder bis eine Veränderung mit ihm vorgeht. Wie heißen wir nun dieſe Veränderungen? Er Er.. Erſchei...

K.: Erſcheinungen.

L.: Richtig! Und weil sie in der Natur verfallen? Naturerschei...

K.: Naturerscheinungen.

L.: Als z. B. im Herbst eine starke Röthe über die Berge war, glaubten die Leute schon, das bedeute Krieg. Das ist Aberglauben. Eben das war eine Naturerscheinung, ein Nordlicht. — Um sich nun einen Begriff der Thiere zu machen, theilt man sie in ähnliche Klassen, und zwar vorerst nach ihrem Blut in drei Klassen. Wie heißen sie?

K.: Mit rothem warmem, rothem kaltem und weißem klebrichtem Blut.

L.: In die erste Klasse gehören die Säu...

K.: Die Säugethiere und Vögel.

L.: In die zweite die Fi...

K.: Die Fische und Amphibien.

L.: In die dritte die In...

K.: Die Insekten und Würmer.

L.: Wie habe ich den Insekten noch anders gesagt? Glie...

K.: Gliederthiere.

L.: Nennet mir einige; z. B. die Kellerguege, die um und um Beine hat. Und aus der Raupe, was giebt es für ein Insekt? Eine Pup Pup...

K.: Eine Puppe.

L.: Wie habe ich euch nun gesagt, daß man die Säugethiere abtheile?

K.: In zweihändige.

L.: Dahin gehört der Affe, der am meisten Aehnlichkeit mit dem Menschen hat; denn er hat Einbildungskraft, Phantasie und noch andere Seelenkräfte. Wer kann mir noch sagen, wie man die Seelenkräfte der Menschen eintheilt?

K.: Erkenntnißvermögen, Gefühlsvermögen und Willensvermögen.

L.: Wißt ihr, wo die Affen zu Hause sind? In Af...

K.: In Afrika.

L.: Ja, im heißen Afrika. Da giebt es deren, die so groß sind, wie einer von euch Buben. Die heißen Orang-Utang. Man braucht sie dort als Knechte und Mägde.

Wir hatten einigemal gelacht, und am Schlusse meinte meine Frau: da habe sie allerdings nicht viel von Religion gehört, sondern nur Vieles untereinander, von dem sie nicht viel begriffen hätte. Das sind eben so Brocken, kraus durcheinander, die der Lehrer aufgeschnappt hat, die das Kind nun auch schlucken muß, ein unverdaulich, ja ein recht verderblich Zeug, weil es ganz falsche Begriffe erweckt, sagte der Pfarrer.

Gerade dieses thut besonders die zweite Geschichte, die mir ein anderer Freund schrieb.

Auch der kam in eine Schule, wo allerlei Schönes auf dem Stundenplan stand, unter andern Fächern auch die Verfassungslehre. Er wünschte von dieser etwas zu hören.

Lehrer: Kinder, was ist eine Verfassung? Was habe ich euch gesagt, was ist eine Verfassung — He? du, Mädeli? du, Rudeli? He, wenn ein Schriftsteller ein Buch zusammenträgt, wie sagt man dann? Er hat das Buch ver... verfaff...

Kinder: Verfasset.

L.: Ja, Kinder, verfasset, also wißt ihr jetzt, was eine Verfassung ist. An der Verfassung sind verschiedene Räthe, welche zu befehlen haben, und denen man gehorchen soll. Wie heißen die Räthe? Er... Erz... Erzieh...

K.: Erziehungsrath.

L.: Ja, Kinder, Erziehungsrath, man kann ihn auch Kirchenrath nennen, wenn man lieber will. Dann giebt es aber noch mehr Räthe: Baurath, Kriegsrath. Aber welches sind die obersten Räthe? Der kl...

K.: Der kleine Rath.

L.: Und der gro...

K.: Und der große Rath.

L.: Warum sagt man dem einen kleiner, dem andern großer Rath?

K.: Weil im großen mehr sind als im kleinen.

L.: Recht, weil im großen mehr sind, als im kleinen. Aber welcher hat mehr zu befehlen, der große oder der kleine?

K.: Der kleine.

L.: Ja, recht, der kleine, der hat allen andern zu befehlen. Aber könnt ihr mir sagen, wer ist der Oberst von all den Räthen? Der Sch... Schulth...

K.: Der Schultheiß.

L.: Ja, der Schultheiß, der ist der Oberst von allen. Aber wir sind nicht alleine in der Schweiz, es sind noch andere darin, wie sagt man denen? Ka... Kant...

K.: Kantone.

L.: Ja, Kantone. Und die haben auch einen Rath zusammen, wie sagt man dann diesem Rath? Tag... Tagf...

K.: Tagsatzung.

L.: Recht, Kinder, Tagsatzung. Und wenn die Tagsatzung zusammenkömmt, wer ist dann der Oberst von denen? Der Lan... Land...

K.: Der Landjäger.

L.: Nein, Kinder! nicht der Landjäger, wie könnt ihr doch was so Dummes sagen. Der Landammann ist der Oberst von Allen.

Hier war die Verfassungslehre aus und ich wollte dem Lehrer (so schrieb der Freund) vorstellen, daß er eine unrichtige Verfassung lehre. Aber er antwortete: seine Bauern wollten es gerade so. Da bemerkte ich ihm, daß, wenn er eine Verfassung lehren wolle, er die, welche existire, verdemonstriren müsse. Aber er sagte, seine Bauern sagten: man wisse nicht, ob die gegenwärtige zu Jakobi noch sei, und da hätten die Kinder dann vergebene Mühe gehabt.

Da ich dem Mann nicht begreiflich machen konnte, daß die Mühe noch viel vergeblicher sei, wenn er die Kinder eine

Verfassung lehre, die nicht existire und kaum je existiren werde, so verbot ich ihm einstweilen dieses Fach, auf die Erwartung hin, daß er mich verklage, denn zum Verbieten habe ich gar keine Kompetenz, im Innern seiner Schule ist jeder Schulmeister bis Date souverain.

Das war uns wohl komisch vorgekommen, aber mir fiel schwer auf's Herz, daß der Pfarrer damit meine, ich solle die neuen Fächer bleiben lassen, und sagte daher: Aber, Herr Pfarrer, es wäre doch gut, wenn die Kinder etwas davon wüßten.

Allerdings, Schulmeister; aber wenn ihr den Kindern auf dem Standpunkt, wo jetzt eure Schule steht, alles beibringen wollt, was gut wäre, so würdet ihr nicht fertig, bis z'Niemerlistag. Alles hat seine Gränze, also auch eine Primarschule, auch hier heißt's: bis dahin und nicht weiter! Wollt ihr weiter, so wird euch die Schule bald aussehen, wie jene Fahne, welche ein Schneider aus seinen gestohlenen Lappen zusammensetzte. Will man die Primarschulen weiter ausdehnen, so muß man eine ganz andere Ordnung in den Schulbesuch bringen, dessen Beaufsichtigung an vielen Orten gränzenlos nachlässig gehandhabt wird. Zuletzt werden die Kinder vor lauter Gelehrsamkeit gar nichts mehr können, z. B. vor lauter Sprachlehre keinen Brief mehr schreiben. Die fangt man an, mit der gleichen Unvernunft zu treiben, wie sonst das Fragenbuch. Ja, noch viel unverständlicher sind den Kindern viele sogenannte Definitionen in der Sprachlehre, als die Fragen. Die Herren, die solche Sprachlehren schreiben, denken nur an sich und nicht an die Kinder, für die sie zu schreiben vorgeben.

Aber, Herr Pfarrer, wenn ich die Fächer nicht lehre, so bezahlen mich meine Gytiwyler nicht dafür.

Dafür, antwortete er mir, laßt das Erziehungs-Departement sorgen, es hat das Gesetz gemacht, es mag zusehen, wie es dasselbe handhabt, entweder muß es belehren oder muß in das Zeichen des Krebses.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und sogar jedes Buch.

Ich widerredete dem Pfarrer nicht. Aber als er fort war, kam mir allerhand in den Sinn, das ich ihm hätte sagen sollen. Nun stiegen mir die Bauern selbst auf den Hals und lästerten fürchterlich, daß ich sie vom rechten Glauben abbringen wolle und wahrscheinlich die Bibel nie gelesen hätte. Wenn die Sonne stille stünde, so hätte Josua sie nicht brauchen stille stehn heißen, und dann würden wir sie auch Tag und Nacht sehen, sagten sie. Wer lehre, die Erde gehe ringsum, dessen Kopf gehe ringsum. Wenn wir rundum führen und Nachts unten wären, so würde ja in keinem Brunnentrog mehr Wasser sein am Morgen, und da sei ja das Wasser das gleiche am Morgen und am Abend.

Solche Reden hörte ich verächtlich an und dachte: ihr Tröpfe! aber ich hielt doch inne. Nur fast verstohlen in der Sommerschule berichtete ich solche Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ach Gott, wie war mir doch die Sommerschule zuwider! Früher hatte ich nur vier Wochen gehabt, jetzt hatte unser Schulkommissär noch acht Wochen zugesetzt. Das Erziehungs-Departement hatte freilich streng befohlen, daß im ganzen Jahr, ohne besondere Vergünstigungen, nur acht Wochen Ferien sein sollen, und diese Vergünstigungen betrafen zwei, höchstens vier Wochen. Aber auf dem ganzen Lande gehorchte diesem Befehl nur, wer gern wollte. Man hielt dafür, die Sommerschule trüge in Gottes Namen nichts ab. Lehrer und Kinder würden nur faul, kommod sei sie bloß hie und da, wenn man der Kinder gern los wäre für einige Stunden. Da kamen dann zwei, vier oder ein halb Dutzend, die einen

ein Mal und viele kein Mal im ganzen Sommer, und ob sie ein Mal oder kein Mal kamen, darum bekümmerte sich selten eine Schulkommission. O, wie hatte ich da Langeweile auszustehen! Die Kinder kamen so verzettelt und mißmuthig hergeschlichen, daß es Einem den Muth nahm, mit ihnen in die Stube zu gehen. Man drehte ums Haus herum so lange man konnte und scherzte mit den Kindern und ließ sie springen nach Belieben. Durfte man endlich nicht länger warten, so rief man in die Stube. Dort ging es wieder eine geraume Zeit, bis man sich gesetzt und seine Lehrmittel bei der Hand hatte. Dann sagte der Schulmeister: Lernt schön, könnt ihr dann, so sagt es dann! Ein alter Schulmeister sagte: Kinder, wecket mich, wenn ihr aufsagen wollt. Dann ging der Schulmeister seiner Wege, hinaus an die liebe Sonne, oder fing etwas für sich zu schreiben an, und wenn ein Kind rief: Schulmeister, ich möchte aufsagen, ich kann's, so sagte der Schulmeister: Du willst immer nur aufsagen, lern es noch eine Weile, man kann es nie zu gut. Endlich konnten die Kinder aufsagen, Fragen, auswendig gelernte oder gelesene, oder buchstabiren.

War dieses endlich gähnend vorbeigegangen, so sah der Schulmeister nach der Uhr und sagte entweder: Es lohnt sich nicht mehr der Mühe, was anzufangen, geht in Gottes Namen heim: oder aber: Zum Heimgehen ist es noch nicht Zeit, es kann jetzt jeder machen, was er gerne will.

Darum sagten die Eltern: Die Sommerschulen seien nur ein verfluchter Gezwäng und trügen nichts ab. Darum stimmten ihnen viele Lehrer bei und klagten: die Kinder hätten in Gottes Namen keinen Appetit zum Lernen, sie möchten lieber draußen sein. Und die Kinder schrien Zetermordio über die Schule, wo die Sonne nicht hineinschien, keine Vögelnester auszunehmen waren, und klagten bitterlich, sie lernten doch nichts, der Schulmeister sei nie bei ihnen, sei ein ganz anderer im Sommer als im Winter. Dessenungeachtet hatte doch

unſer Schulkommiſſär zwölf Wochen Sommerſchule erzwängt, und für jede der Extra-Wochen war mir ein Thaler von der Gemeinde zugeſprochen worden, freilich ungerne genug. Nun meinte er, ich ſolle geſetzmäßig Schule halten dieſen Sommer durch, mit einer allfälligen Ferien-Verlängerung von höchſtens vier Wochen, alſo jetzt noch wenigſtens acht Wochen mehr als zwölf. Ich entgegnete, daß ich doch wiſſen möchte, wer mich dafür bezahle? Das werde ſich ſchon machen, meinte er. Wer dem Geſetz nachfahre, der fahre nie übel. Ja, dachte ich, mit dem Geſetz iſt's eine wunderliche Sache, für die Einen lautet es ſo, für die Andern anders, und, Herr Schulkommiſſär, ſagte ich: Es trägt gewiß nichts ab, die Sommerſchule zu vermehren, die Kinder beſuchten ſie nicht, höchſtens kommen zwei oder drei, lernen nichts, und für uns iſt's ungeheuer langweilig. Was ſoll man denn mit einem halben Dutzend Kinder anfangen, oder gar nur mit zwei oder drei.

Ja, Schulmeiſter, ich weiß wohl, wie es geht (es war ein geſalzener Herr, wenn er abkam), und daß die Sommerſchulen nur für ſo eine Plage angeſehen werden. Aber Einer ſagt dem Andern ein Vorurtheil nach dem andern nach, und niemand nimmt die Mühe, vernünftig darüber nachzudenken. So wie man's treibt, ſo geht es. Gerade ihr Schulmeiſter ſeid ſchuld am Mißkredit, in welchem die Sommerſchulen ſtehen. Den Winter über klagt ihr immer, ihr hättet zu viel Kinder, um etwas Rechtes mit ihnen zu machen; im Sommer kommt ihr dann und klagt, ihr hättet zu wenig. Es iſt euch nie etwas recht, ihr habt immer zu klagen. Weil ihr die Sommerſchulen ſo über die Achſeln anſeht, ſo verlieren ſie allerdings den Kredit auch bei Eltern und Kindern. Wenn ich Sommerſchulen beſuchen will, ſo geſchieht ſehr oft von fünf Dingen eins: entweder hat die Schule noch nicht angefangen oder ſchon aufgehört, oder der Lehrer iſt nicht da, oder er arbeitet etwas für ſich, oder endlich Lehrer und Kinder gähnen einander an. Ihr klagt immer, ihr kämet mit ſo

vielen Kindern nirgends hin, warum kömmt ihr dann im Sommer mit wenigen nicht um so weiter? Haben doch Viele den Glauben, daß ein Lehrer mit zwei Kindern weiter komme als mit zwölfen, und mit zwölfen weiter als mit zwanzig. Je weniger Kinder also, desto größer die Fortschritte. Aber ich will euch sagen, Schulmeister, warum es euch so unbehaglich ist bei wenigen Kindern in der Sommerschule. Bei euern vielen Kindern im Winter herrscht ein gewisser Mechanismus, die Schule ist eine Uhr, die wenn man sie alle Stunden einmal aufzieht, fast von selbst abschnurret.

Ihr braucht nur zuweilen mit dem Stecken auf den Tisch zu klopfen, zu reden, den Ton anzugeben oder von einer Ecke in die andere zu schießen, und immer sind Kinder da, die euch noch helfen, oder sogenannte Leithämmel, welche die Heerde führen. Im Sommer, da ist's etwas anders, da ist dieser schnurrende Mechanismus zerstört, da müßt ihr die alleinige Triebfeder von allem sein. Da nimmt die Persönlichkeit jedes Kindes eure eigene Persönlichkeit, euer besonder Nachdenken, eure eigene Anstrengung in Anspruch. Da müßt ihr jeden Tag die Schule neu einrichten, nach den wechselnden Anwesenden, und müßt immer neu und geschickt bei einem Kinde da wieder anknüpfen, wo ihr es das letztemal gelassen. Da kann jedes Kind lebendig ergriffen, statt nur wie im Winter mechanisch fortgeschoben werden, darum kann die Sommerschule von unendlichem Nutzen sein. Nicht nur weckt sie die Kinder ganz anders, sie weckt auch den Lehrer, daß er nicht einschläft, sondern vielmehr jeden Winter als ein Neugeborner wieder zur Schule kömmt. Sie giebt ihm Gelegenheit, mit den Kleinen besonders sich abzugeben, ihre Sinne zu üben, ihr Urtheil zu bilden, ihre Aufmerksamkeit zu fixiren, ihre Kräfte in Thätigkeit zu bringen. Aber eben deswegen ist sie vielen Schulmeistern zuwider, weil sie gar nicht anders Schule zu halten wissen als nach dem alten Schlendrian. Und andere bessere leiern diesen nach und nehmen sich nicht

die Mühe, über diese Sommerschulen nachzudenken, das alte Vorurtheil anzugreifen; sie halten diese Schulen nach dem alten Schlendrian und schimpfen darüber nach altem Brauch. Wenn sie nur eine halbe Stunde darüber vernünftig nachdenken würden, so würden sie mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe bei den Sommerschulen sein, denn nur diese könnten ihnen gute Schulen machen mit gutem Fundament. Und das rechte Fundament sind gerade die kleinen Kinder, welche gewöhnlich einzig die Sommerschulen besuchen.

Das Erziehungs-Departement werde das gemeint haben, als es diese Verfügung getroffen, sagte ich.

Allerdings, sagte der Schulkommissär, liegt in der Verfügung des Departements eine tiefe Weisheit; nur hätte es sich nicht verdrießen lassen sollen, diese Weisheit etwas besser in Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Sommerschulen, ihren Zusammenhang mit den Winterschulen, zu erklären. Man muß dem Nachdenken von Oben herab zuweilen zu Hülfe kommen. Aber das Departement ist so viel mit Kleinigkeiten überladen, daß es den innern Zustand der Schulen und den Gang ihrer Entwickelung zuweilen aus den Augen zu verlieren scheint. Es ist sich auch nicht zu verwundern, wenn über dem verdammten Zanken, womit man fort und fort das Departement belästigt, die Hauptsache aus den Augen verliert, nämlich die Kinder. —

So hielt ich in Gottes Namen Sommerschule auf Leib und Leben allemal, wenn ein Kind kam. Ich muß bekennen, es kam mich schwer an, allein nach einiger Ueberwindung fühlte ich doch, daß Kinder in derselben den Knopf aufthaten, von denen ich es nie erwartet hätte. Ja, je mehr Schule ich hielt, desto mehr Kinder kamen, hatten einen ordentlichen Trieb dazu und die Eltern sagten: es dünke sie, die Kinder hätten nie so viel gelernt.

Da kam mitten in das wieder recht munter werdende Schulleben die Taxation jedes einzelnen Schulmeisters heraus.

Das wirkte faſt auf das geſammte Schulleben wie ein Schlagfluß; es war wie ein Reif, der über tauſend ſchöne Blüthen ging, es war wie ein Kübel kaltes Waſſer in aufglimmendes Feuer.

Es zuckte in den Schulmeiſter-Seelen, wie feuriges Eiſen in kranken Hüften (Moxa). Er riß die Decke von einem Abgrunde, den die Hoffnung mit Blumen verkleidet hatte. Eine Maſſe von Lehrern war nicht fähig erklärt, das Minimum, ſage ſechzig Thaler, zu beziehen, eine andere Maſſe war unbarmherzig für bildungsunfähig erklärt. Das ging tiefer als kalter Stahl in die Herzen, beſonders in Väter- und Mütter-Herzen, die fünf hungrige Kinder kleiderlos und bildungsbedürftig um ſich ſahen, die Schulden auf den Schultern hatten und am Abzahlen ſich umſonſt abgequält, im Gegentheil die Schuld täglich größer gemacht hatten. Das Reſultat des Examens war eine gränzenloſe Demüthigung für unſern ganzen Stand. Da konnte man uns mit Recht ſingen: Neſi Tante Dorothee mit ihre länge Füße, iſch ſiebe Jahr im Himmel g'ſy, het wieder abe müſſe. Das Reſultat des Examens war im Ganzen kein ungerechtes, es war ein Spiegel, der uns zur Beſinnung bringen ſollte. Das Departement hätte kein trefflicheres Mittel wählen können, um ſich uns gegenüber glänzend zu rechtfertigen und uns ein centnerſchweres Schloß an den Mund zu hängen. Aber die Anwendung dieſes Reſultats auf unſere Beſoldung, die war hart und mußte eine große Anzahl von uns in den Augen unſerer Gemeinden furchtbar herabwürdigen. Uebrigens war auch die ſchlechte Beſoldung ſchuld, daß Mancher nicht geſchickter war, und ſo lange er nicht ungeſorgter das tägliche Brod bekam, konnte er nicht geſchickter werden. Aber eben ſo furchtbar als die Sache ſelbſt, war die Gleichgültigkeit, mit welcher das Volk dieſes Geſetz aufnahm, niemand ſchien ſich für uns zu rühren. Es war ein furchtbar Zeugniß, daß den Boden unter unſern Füßen wir uns ſelbſt untergraben durch unſer

Aufbegehren, zu dem man uns aber verleitet hatte. Nun mußten wir die Suppe ausessen, und man bedachte in der Strenge gegen uns nicht, wie leicht es ist, Menschen, die bis dahin nicht beachtet waren, durch Schmeicheleien irre zu führen.

Wehrli hatte mir schon lange sein Mißfallen über das Treiben der Schulmeister und über ihr Hochdreinreden zu erkennen gegeben. Er gab zu, daß wir bis dahin stiefmütterlich gehalten und zu schlecht bezahlt worden, obgleich er noch vielerlei zu sagen wußte, wie man an manchem Ort besser hausen und weniger den Herrn machen könnte, und wie man nicht gleich alles anzuschaffen brauche, wonach es Einen gelüste; und wenn man in der ledigen Zeit verständiger wäre, so hätte man es auch im Ehestand besser. Aber auf diese Weise kämen wir gar nicht dazu, sondern erleideten den Leuten wie kaltes Kraut, und wie greß man uns mit Worten gemacht, so klein mache man uns mit der That. Wenn wir die Behörden erbitterten, auf wen wir uns denn eigentlich verließen? Etwa auf das Volk, das jeder Großrathsheld im Munde führe? Wie wir mit dem Volke stünden, sollten wir doch wissen, das hätte uns ja schon lange mehr geben können, wenn es gewollt; reich genug sei es und niemand hätte es gehindert. Aber gerade das Volk in seiner Mehrzahl (Verständige nehme er aus allenthalben) wolle nicht, daß wir uns erhüben. Die Behörden hätten also, wenn sie uns auch den Brodkorb hoch hielten, das Volk für sich, und gegen sich, wenn sie durch Geld den Stand zu heben suchten. Denn man solle nur sehen, wie Neid und Aerger das Volk durchzucken würden, wenn man jedem Schulmeister vierzig oder achtzig Thaler mehr als bis dahin geben würde. Ich wollte dieses anfangs gar nicht glauben und verließ mich lange auf das Volk, bis ich verlassen genug war.

Am Morgen, nachdem ich die Hiobspost empfangen und mir das Herz von der halb schlaflosen, halb schwer durch-

träumten Nacht so recht krank war, daß ich nichts frühstücken mochte, sagte mir Mädeli: Laufe ein wenig herum, so vergisfest du es, oder gehe zum Wehrdi, der weiß dir wohl einen Trost oder einen Rath. Mädeli traf meinen Wunsch auf das Haar, als ob es mir im Herzen hätte lesen können, ich hatte ihn nur nicht aussprechen mögen, um Mädeli nicht alleine zu lassen, denn ich war überzeugt, es hatte den Jammer so gut im Herzen, als ich. Da es mir aber so freundlich entgegenkam, mir versicherte, daß es heute recht gerne alleine sei, es hätte auch Vieles in sich zu verwerchen, und Gott helfe ihm dazu am besten, wenn es in der Stille für sich sein könne, so machte ich mich auf den Weg.

Es war ein heller, warmer Sommermorgen, und lustig johlten die Schnitter auf den Feldern. Und eilenden Schrittes sah man schlanke Mädchengestalten durch den wallenden Roggen schlüpfen die Fußwege entlang. Auf ihren kecken Nacken trugen sie unbeschwerlich schwer gefüllte Körbe, aus geschälten Weiden zierlich geflochten. Wenn nun ein Mädchen und sein Korb einem Haufen Schnitter heraneilend erschien übers hohe Korn hinaus, dann erhob sich ein gewaltig fröhlich Jauchzen, das auf hundert Aeckern wiederklang. Da eilte das Mädchen noch eiliger und röther wurden seine Backen, unter den hundert Stimmen hatte es die erkannt, die so oft leise flüsterte unter seinem Gadenfenster. Unter den großen Apfelbaum eilte es, der als lebendiges, blühendes Zelt gepflanzt war am Ende des Ackers. Schon hatte ein vierschrötiger Bursche die Sense fallen lassen, das Steinfaß haltend mit dem lärmenden Wetzstein, sprang er über die Zatten weg und half dem Mädchen mit kosendem Blick den Korb niedersetzen ins feuchte Gras. Und während diese das weiße Tuch abhoben und auspackten den nährenden Brei oder das duftende Obst, die Milch zurecht stellten, das mächtige Brod zur Hand, und Gabeln und Löffel darlegten, kam das Schnitterheer daher hungerig und schäkernd, lagerte sich rings um die Kübel und Kacheln.

Und munter griffen ſie in die derbe Koſt, und munter würzten ſie jeden Löffel mit einem derben Witz, daß das Gelächter weit hinſchallte durch das Feld und es auf dem Felde klang, als wenn jeder Acker lebendig geworden wäre und luſtig dazu und nun lachte aus mächtiger Kehle. Und beſchwerten Gemüthes und geſenkten Hauptes ſchlich ich durch die Fröhlichen hin, und mir ward, als wäre heute die ganze Welt mir zu Spott und Hohn ſo luſtig erwacht. Da gedachte ich, wie ich vor vielen Jahren auch ſo durch ein Feld voll Leute gegangen, aber wie ganz andern Sinnes, wie aufgeregt damals und übermüthig die Arbeitenden bedauernd; und wie ich damals ein frevelnd Lied geſungen und ich von lauter Braten geträumt und Paſteten. Daran dachte ich und wie es nun anders geworden im Laufe der Jahre, ich ein gebeugter Mann, muthlos wie ein Greis, meine Umſtände nothvoll, meine Ausſicht eine immer ſich verdichtende Finſterniß bis zu des Grabes Nacht. Und nun noch das Spotten und Lachen rings um mich, das mir klang als gelte es mir, füllte mein Herz noch mehr mit Gram und Groll. Auslachen wollte ich mich wenigſtens nicht mehr laſſen, wollte fort aus dieſer Gegend, wo die Leute kein Gefühl, kein Mitleid, keine Dankbarkeit hätten, wollte in eine andere Gegend ziehen, wo vielleicht beſſere Menſchen ſeien und beſſerer Lohn. Ach Gott! ich kann nicht ſagen, wie bitter ich ward über dies Leute. Und von dieſen fröhlichen Leuten allen hatte keiner mich beachtet, Benz hatte Trini geſehen und Bäbi Hans, und über Benz und Trini, Bäbi und Hans war gelacht worden, aber nicht über den armen Schulmeiſter. Aber der Menſch bezieht gewöhnlich alles auf ſich, und der Unglückliche alles unglücklich. Könnte er es umgekehrt, ſo wäre auch ſein Unglück umgekehrt.

Bitter und durſtig kam ich endlich zu Wehrdi, der in weißen Hoſen und weißem Hemde und ſeinem ſchwarzen Geſicht ſich wunderlich ausnahm unter einem grünen üppig ſungen

Baume voll prächtig roth ſich ſtreifender Aepfel, den er ſorgſam unterſtützte und einzelne Aeſte aufband mit Strohbändern. Mein Herz war ſo voll, daß ich dem über meine Ankunft Verwunderten, noch während er das letzte Strohband anzog, mein Schickſal erzählte und meinen Vorſatz, weiter zu gehen und eine beſſere Schule und beſſere Menſchen zu ſuchen.

Was meint ihr, Schulmeiſter, fragte Wehrdi, der bis dahin nichts geſagt hatte, als er fertig war mit ſeiner Arbeit, wie alt iſt dieſer Baum?

Ich errieth fünfzehn Jahre, da er wirklich prächtig gewachſen war.

Nein, Schulmeiſter, der iſt erſt zwölf Jahre alt, ſagte Wehrdi.

Da muß es wohl für ihn ſein auf dieſem Platze, entgegnete ich.

Es mag ſein, aber im Herbſt oder im Frühjahr werde ich ihn doch verſetzen, antwortete er.

Aber warum doch? fuhr ich lebhaft drein, er trägt ſo ſchön! Wollt ihr ihn verſetzen, dann müßt ihr ihm ſtutzen Aeſte und Wurzeln, dann wißt ihr nicht, ob er nicht verdorret auf ſeiner neuen Stelle, wißt nicht, wie lange er ſterben muß, bis er z'weg kommt. Im günſtigſten Fall kriegt ihr drei Jahre lang keine oder wenig Frucht von ihm und fünf oder ſechs Jahre gehts, bis er ſo viel trägt wie jetzt. Und was auch noch zu bedenken iſt, auf dieſer Stelle, wo der Baum ſteht, kömmt vielleicht nicht ſobald ein neuer Baum fort, oder ſie behagt ihm wenigſtens nicht recht, oder er dem Boden nicht.

So, Schulmeiſter, antwortete Wehrdi, kennt ihr das auch? das hätte ich euch nicht zugetraut, ihr redet ja recht geſcheut darüber.

Glaubt ihr denn, ein Schulmeiſter ſei nicht auch vernünftig und kenne nichts von dem, was ja jedes Kind weiß?

grollte ich ihn an. Aber so hat man's mit uns. Man giebt uns nichts, man gönnt uns nichts, man glaubt uns nichts, und wenn wir am Ende etwas Geschentes sagen, so thut man aus Bosheit, als ob man darob vor Verwunderung auf den Kopf stehen wolle.

Da lachte Wehrli wie ein Kobold und rief endlich, als er den Athem dazu erhielt: o Schulmeisterli, Schulmeisterli, berste nicht vor Zorn. Du gute Seele! ich weiß wohl, daß ihr Schulmeister Gelehrte seid und Köpfe habt wie Kasernen, und daß ihr alles wisset und alles erklären könnt vom Thurmbau zu Babel weg bis zu Errichtung des neuen Jerusalems. Aber daß ihr in aller Gelehrsamkeit keine gesunde Anwendung machen könnt, daß ihr nur das Todte begreift und nicht das Lebendige, und daß ihr keine der Erscheinungen rund um euch, die Christus durch seine Gleichnißreden geheiligt hat, als lebendige, nie ruhende Offenbarungen Gottes auf euch beziehen, seine Stimme nie hören könnt, die Nacht und Tag ausgeht in alle Lande, das ists, was Einen bald lachen, bald weinen macht. Aber eben habt ihr in all dem gegenwärtig verbreiteten Gifte den harmlosen, einfältigen Sinn nicht mehr, der zu dieser Auffassung nöthig ist.

Ganz verblüfft stand ich ihm gegenüber und sagte: Da wüßte ich doch keine andere Anwendung zu machen, als daß er das Baumgärtnern nicht verstehe, wenn er seine Bäume im schönsten Wachsthum versetzen wolle.

Könnt ihr denn das nicht auf euch beziehen? habt ihr auch nur Augen um zu sehen, was auf Andere geht, und das nicht zu sehen, was euch betrifft? Schulmeister, ihr seid Baum und Gärtner in Einer Person. Ihr seid jetzt noch länger im Boden zu Gptiwyl eingewurzelt, als dieser Baum auf dieser Stelle. Ihr seid gut eingewurzelt, in die Eigenthümlichkeit der Leute habt ihr euch auch eingewohnt, sie achten euch mehr oder weniger. Ihr plaget sie nicht, seid im Ganzen nicht so aufregerisch wie Andere, eurer Frau thut jeder-

mann gerne etwas zu Gefallen, die Kinder, die ihr erzogen habt, lieben euch. Es iſt manches in ihnen geweckt worden, ſie wiſſen wohl, ſie haben es euch zu verdanken und haben Reſpekt vor euch. Faſt in jedem Hauſe habt ihr ein ſolches Kind als Fürſprech, habt alſo Wurzel gefaßt überall, habt mehr oder weniger Einfluß auf Alt und Jung; und wenn ihr und der Pfarrer zuſammenſpannet und unvermerkt und ohne Poſaunenſtöße an euern Gotiwylern arbeitet, ſo ſeid überzeugt, es kann aus Gotiwyl etwas werden. Aber wie es dort ſchwerer Boden iſt und die Arbeit ſchwer in demſelben, ſo ſind auch die Gotiwyler zäh und bedürfen harter Arbeit, ehe ſie urbar ſind. Aber es iſt kaum ein Boden, der nicht urbar zu machen wäre, und je härter die Arbeit war, deſto ſchöner ſind meiſt auch die Früchte. In eurer Schule kennt ihr alle Kinder, ſie kennen euch, und manchen guten Faden habt ihr da angeſponnen.

Das iſts eben nun, was die, welche des Volkes Gärtner ſein ſollen, nicht faſſen und nicht nachhaltig ſind in der Arbeit, und herumfahren im Lande wie die Wespen in einem Birnbaum. Alle Augenblicke reißt ſich ein Lehrer aus dem Boden, auf dem er ſteht, ſtutzt, entwurzelt ſich, zerreißt alle Faden, alle Verhältniſſe, zerſtört damit die Hälfte ſeiner Arbeit wieder, läuft einer andern Arbeit zu; und wie lange gehts da, bis er wieder angewachſen iſt, bis er nur weiß, wo und was er anfaſſen ſoll? Und warum laufen ſie ſo im Lande herum? Einige Thaler Lohn, ein Webkeller, ein größerer Garten, eine Stube mehr, oder nur Mißmuth, Leichtſinn oder eine böſe Nachbäurin treiben zu den heilloſen, ſelbergemachten Verpflanzungen. Hiervon ſind auch die Pfarrer nicht frei, auch ihrer viele faſſen die große Wahrheit nicht auf, daß das Verſetzen für ältere Bäume ſehr gefährlich iſt, für wenige heilſam, und allemal auf lange das Tragen der Früchte hemmt. Wie würde es wohl in dem Baumgarten ausſehen, in welchem man alle Bäume alle zehn oder fünfzehn Jahre verſetzen

würde? Wäre wohl in einem solchen Garten ein gewaltiger Baum, mächtig in den Aesten, weithin verbreitend seine Wurzeln und kühn den Stürmen trotzend? In einem solchen Garten wären lauter Bäume, die kaum ihr Leben zu fristen vermöchten mit ihren verstümmelten Aesten und Wurzeln. Ihre Früchte würden sparsam sein, ihr Aussehen ein trauriges, und jeder Winter würde todtdrohend sein dem armen Baume, der in dem ungewohnten Boden nicht zu frischen, frohen Säften kommen kann.

So sieht es aber mehr oder weniger aus unter den Lehrern. Da ist selten ein mächtiger Stamm, stark, schön und alt, gepflegt und bewundert; denn selten Einer hat sich nicht selbst verstümmelt, selten Einer ist da geblieben, wo er zuerst anwuchs mit seinem jungen, raschern Blute, und reiches Leben spendete und in sich sog. Er riß sich los, verblutete zuletzt, und der Rest des alten, trägen Blutes will nicht mehr rechtes Leben fassen, wie es auch nicht gerne mehr alte, gebrochene Glieder zusammenleimt. Das ist dann ein Serben und Kränkeln, der Boden klagt den Baum an, der Baum den Boden, bis der arme Baum todt in sich selbst zusammenfällt, unbeweint und unvermißt, denn auf seine Stelle hat man schon lange gepaßt für einen jungen Baum, der auch Früchte trage. Und weil es so ist, Schulmeister, so kömmt man nicht vorwärts, und dann sollen die Leute daran schuld sein; unverbesserlich schilt man sie leichtsinnig. Es ist wahr, mich machen die Bauern alle Tage wild, aber auch die Lehrer, eben weil sie nicht nachhaltig genug, unvermerkt und still an den Bauern arbeiten; weil auch sie selbstsüchtig sind und nach ihrem Gelüsten, oder weil an einem andern Orte die Frau den Brunnen näher hat, herumlaufen; und dazu noch eifersüchtig auf einander, daß Keiner da anfangen will, wo der Andere es gelassen, sondern jeder für sich etwas Apartigs anfangen, allein weise sein will. Was soll da herauskommen, wo Keiner des Vorgängers Arbeit fortsetzt, sie vielleicht fre-

velnd zerſtört, ſeinen Ruhm ſuchend und nicht bedenkend, daß der nie welkende Ruhm nur der ſei: ein treuer Knecht des großen Meiſters zu ſein, der auch nicht ſeinen Ruhm ſuchte, ſondern nur den des Vaters. Nein, Schulmeiſter, laufet mir nicht von Gytiwyl fort, ſchloß er, ſonſt halte ich gar nichts mehr auf euch. Faſſet mein Gleichniß zu Herzen, es trifft wohl, wie noch tauſend Bilder, die Gott in der Natur aufgeſtellt hat, treffen würden, wenn der Menſch Augen dafür hätte. Damit führte er mich an den Schatten hinter ſeinem Häuschen und nahm mich genauer auseinander über meine Umſtände und meinen Gemüthszuſtand. Er fand dieſen muthlos, fand, daß beſonders die Liebe zu den Meinen mich muthlos mache. Ich hätte meine Frau ſo lieb und ſie hätte ſo bös, und ich vermöchte ihr ſo ſelten eine Flaſche Wein oder ein Paar Strümpfe zu kramen. Denn in Schulden ſtecke ich, die Orgel ſei noch immer nicht bezahlt und die Wiederholungskurſe hätten mich auch zurückgebracht. Meine Kinder wüchſen auf, der Bube ſei ein heiterer Kopf, wolle aber nicht mehr gehorchen, wir wüßten nicht, wie das käme. Mädeli ſage immer, das komme daher, weil ich ihn zu viel brauche und Meiſter laſſe in der Schule, ſo meine er auch Meiſter ſein zu können im Hauſe; Zeit wäre es, ihn etwas lernen zu laſſen, doch Geld hätte ich keines dazu.

Ich bekannte, daß ich das Gleichniß wegen dem Baumverſetzen begreife, aber daß man doch für ſich ſehen müſſe, es ſehe ſonſt niemand zu Einem, und daß ich nicht glaube, daß mein Weggehen zu Gytiwyl ſo fühlbar wäre. Einmal mir hätte niemand Freundſchaft gezeigt noch ein Zeichen gegeben, als ob ihm gar viel an mir gelegen ſei.

Da meinte Wehrdi: ob ich denn meine, daß die Gytiwyler gegen mich anders ſein ſollten, als gegen andere Leute? Die hätten ihr Lebtag noch gegen niemand zärtlich gethan. Und wenn ich gehen wollte, ſo würde mir ſicher auch kein Menſch anhalten, ſondern ſie würden ſagen: Meinetwegen,

will er nicht bleiben, so packe er sich, zwingen wollen wir ihn nicht, Schulmeister giebts doch genug. Es würde also auch hier, wie an manchem andern Ort, ein Schulmeister übel ankommen, wenn er den Bündel vor die Thüre werfen wollte unbesonnen. Aber sie würden euch doch vermissen und sich untereinander sagen: Es ist doch schlimm, daß er fort ist, zufrieden war man mit ihm und geplagt hat er uns nicht sehr. Es ist mit den Schulmeistern wie mit den Kühen, es giebt deren wohl genug, aber es ist doch nicht eine wie die andere. Und manches Kind würde weinen, und manches würde in tiefem Instinkt es euch grollend nie vergessen, daß ihr etwas in ihm angeregt und jetzt es verlassest muthwillig, wie ein thörichter Ackersmann ein Feld, durch das er Furchen gezogen, aber davongelaufen ist, ohne zu säen und des Samens zu warten.

Aber um Gotteswillen, Wehrdi, was soll ich anfangen? so kann ich nicht bleiben. Ich und meine Frau und meine Kinder gehen zu Grunde und kein Mensch nimmt sich unserer an; es ist gerade, als wenn noch alle Leute Freude hätten an unserm Elend. Wie soll ich mit bald fünf Kindern auskommen mit meinem Lohn? Rechnet man die Kleidung: Hemde, Strümpfe, Schuhe ꝛc. einer Person nur zu vier Gulden, so macht das zusammen schon achtundzwanzig Gulden oder sechszehn Thaler. Wer will um dieses Geld einen Menschen kleiden? und doch nimmt es mir schon fast die Hälfte des Einkommens weg. Dann haben wir noch nichts in die Haushaltung angeschafft, haben nicht gegessen; und rechne man doch, was sieben Personen im Jahr für Milch und Brod brauchen. Wenn man nur zwei Pfund Brod und eine Maaß Milch täglich für alle rechnet, so macht das wieder über vierzig Thaler, also mehr als mein Einkommen, und doch haben wir damit noch bei weitem nicht alles, weder Fett noch Mehl, noch Kaffee, und dieses käme leicht auch auf sechszehn Thaler per Jahr. Er solle nur rechnen. Und nun noch immer mehr

Schule, immer weniger Zeit, etwas nebenbei zu verdienen; ich hätte weiß Gott wie lang an einem Stück Tuch zu weben; wenn man nur so dazu und davon könnte, so gehe es gar nicht von der Hand. So gerne möchte ich allen Fleiß anwenden in der Schule, möchte darüber nachdenken, wie es am besten zu machen sei, möchte Geschichten und Beispiele erfinnen, um den kleinen Kindern die Liebe Gottes und sein weises Walten recht anschaulich und eindringlich zu machen. Ach Gott! und wenn ich sinnen will, so steht der leere Milchhafen vor meinen Augen, mich plagt die Angst, wer ihn mir füllen will. Ich sehe durch die dünnen Höschen die blauen Beine meiner Kinder und den Krämer, der für sie noch das Geld will. Wenn mein Frauchen das Mehl röstet für die gewohnte Wassersuppe, so höre ich durch sieben Thüren durch seine stillen Seufzer und sehe es mit dem Finger über die Augen fahren, als ob der Rauch es brenne. Wenn solches Einem beständig vor Augen schwebt, wer will da Schule halten von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und mit allen Kräften? O Wehrdi, ihr könnt euch, weiß Gott! nicht vorstellen, wie es einem Vater ist, wenn er seine gesunden muntern Kinder mit gesundem Hunger am Tische essen sieht wie junge Wölfe, wenn er ihnen alles so von ganzem Herzen gönnt und doch die Angst sein Herz zerreißt, daß sie mehr essen, als er ihnen zu geben vermag. Ihr könnt nicht glauben, wie es mir manchmal ist, wenn sie alle um die Mutter stehen und so lüstern aufsehen auf sie und das Brod, das sie in der Hand hat, um jedem ein klein Stücklein zuzuschneiden; wenn ich sehen muß, wie es in der Mutter ringt, das Messer ein klein wenig tiefer gehen zu lassen, und wie sie sich Gewalt anthun muß, den Schnitt zu verkürzen, wie sie mit immer wehmüthigerem Blick die kleinen Stücke herumreicht und mit lieben Worten die Kinder vergessen machen will die kleinen Stücke. Und wie die Kinder im Hui fertig sind damit und traurig die Mutter ansehen, und die Mutter dann mit freundlichem

Gesichte ein lustig Liedlein zu singen versucht, während ihr Herz weint; weiß Gott, Wehrdi, das will mir manchmal das Herz zerreißen, und ich muß aus der Stube fort und an verborgenem Orte weinen wie ein Kind. Kein Mensch will unsere Lage recht begreifen; wenn wir davon reden, so redet man mit fühllosem Sinn von fleischlichen Gelüsten, und wenn Andere zu unserm Besten reden, so dünkt es mich immer, sie hätten Harz im Munde und brächten es deswegen gar nicht in Gang. O wenn ich doch nur einmal dazu käme, denen, die etwas zu befehlen haben, das Alles so recht sagen, unsere ganze Lage ihnen vor Augen führen zu können, ihnen zeigen zu können, wie tiefes Elend, wie tiefer Herzenskummer verborgen liegt hinter dem sogenannten Schulmeister-Müthchen, das man wohl in seiner jungen, dummen, ledigen Zeit hatte, von dem später aber nur der unglückliche Schein geblieben. Wenn ich ihnen handgreiflich zeigen könnte, daß wir in dieser Lage nie werden könnten, was wir sein sollen; daß in diesem Elend durch schlechte Speise die körperliche Kraft, durch den Kummer die Unbefangenheit der Seele verzehrt, gestört wird; daß man dem Volk die Verbesserung unserer Lage nicht überlassen kann, denn an den meisten Orten hat es keinen Sinn für uns; daß man uns doch billigermaßen nicht einzig und allein in unserm Vaterlande zumuthen könne, Märtyrer der guten Sache zu sein, während so gar niemand uns dazu das Beispiel giebt und dafür gesorgt worden, daß alle Andern, die dem Vaterland dienen wollen, so bezahlt werden, daß weder Hunger noch Durst ihrer Vaterlandsliebe zu Leibe kommen kann; daß es doch wahrhaftig nicht billig sei, daß Professoren, die nicht zwei oder drei Studenten zusammenbringen können, achthundert bis zwölfhundert Thaler Einkommen haben, während Schulmeister, die bei zweihundert und mehr Kindern schwitzen, mit vierzig und weniger Thalern abgespeist werden.

Ja, Käser, sagte Wehrdi, ihr könnet mich in der That

dauern, und euer Fraueli ebensoviel, und wenn alle so wären wie ihr, so wäre es billig, euch zu helfen, aber so Allen miteinander, das möchte ich wahrhaftig nicht. Ich muß bekennen, ich kann gar viele Schulmeister nicht sehen, nicht riechen, das ist mir ein widerlich Volk. Und wenn die mehr Geld bekämen, so liefen die vor Hochmuth auf den Köpfen, um nicht zu laufen wie andere Leute.

Ach Wehrdi, sagte ich, seid ihr auch so unvernünftig und haltet uns immer den Hochmuth vor? Der Schulmeister wollte doch auch etwas haben, hatte aber kein Geld, etwas zu kaufen, er mußte also vorlieb nehmen mit dem, was nichts kostet, und was kostet weniger als Hochmuth? Gebet ihm Geld, so wird er sicher sich etwas Besseres, Soliderres dafür anschaffen. Zudem sind die meisten Leute hochmüthig, je mehr aber Einer hat, desto weniger fällt es auf; je weniger aber Einer hat, desto mehr stößt man sich an seinem Hochmuth. Helft ihr den Schulmeistern zu etwas, so wird euch ihr Hochmuth schon viel weniger ärgern. Hat man nicht immer gesagt, wenn man gute Regenten wolle, so müsse man sie gut bezahlen? Und wenn man dann sagte: deswegen würden die, die wir jetzt haben könnten, doch nicht besser, wenn man ihnen schon zwölfhundert Thaler statt achthundert gebe, so antwortete man: eben deswegen müsse man die Einkommen so hoch bestimmen, daß es jungen, begabten Männern den Muth mache, dem Staatsdienst sich zu widmen und zu Staatsmännern sich zu bilden. Und wenn man dann sagte: das Volk könnte es dann doch mit diesen Staatsmännern haben wie jener Müller, der lieber einen alten lahmen Esel wollte für seine Säcke zu schleppen, als ein munter tüchtig Roß, und so wäre es dann schade, wenn der Esel den Haber bekäme, Disteln wären für ihn gut genug, so antwortete man: das Volk werde so dumm nie sein wie jener Müller, es kenne zu gut den Unterschied zwischen einem alten lahmen Esel und einem tüchtigen Roß, und wenn man es in Stand setze zu wählen

zwischen beiden, so werde es schon zu wählen wissen. So sprach man bei den Regenten und stiftete durch dieses Gerede noch die Hochschule. Warum sagt man das Umgekehrte bei den Schulmeistern? warum sagt man: man wolle die erst besser werden lassen, ehe man sie besser bezahle? Werden junge tüchtige Leute Schulmeister werden wollen, ferner bei dieser Hundemühe und dem Hundelohn, wird das Volk je tüchtige Schulmeister zur Wahl erhalten? Werden die, welche bereits Schulmeister sind, aber nicht ganz eingerostet, noch Zeit und Muth haben, an ihrer Fortbildung zu arbeiten? Sollen denn Alle es entgelten, daß Einige aufgeblasen sind, Andere aufbegehrisch, Einige schläferiger Natur und noch Einige mit durstiger Leber behaftet. Sollte der ganze Stand um dieser willen im Koth und verrufen bleiben in alle Ewigkeit? Der liebe Gott wollte um Fünf willen Sodom stehen lassen, und die Menschen wollen um Hundert willen Tausend zu Grunde gehen lassen?

Ei, Schulmeister, ihr werdet ja ganz beredt, rief Wehrdi lachend.

Aber, Wehrdi, das hätte ich nicht von euch gedacht, daß ihr mich noch auslachen würdet in meinem Jammer, sonst würde ich nicht um Trost zu euch gekommen sein. Und was wird meine Frau von euch denken, wenn ich es ihr sage.

Aber um Gotteswillen, Schulmeister, versteht mich doch und verdreht mir meine Worte nicht! Spaß apart, eure Sache ist mir zu Herzen gegangen, und wenn ich mir euer gutes, sinniges Weibchen denke in seiner Noth, so gramselt es mir ums Herz, und ich muß fast meinen Verstand gefangen nehmen unter den Glauben, daß euch geholfen werden müsse, um solcher Weibchen, einiger guter Schulmeister und der Hunderte oder Tausende von Schulmeisterskindern, die mit hungerigen Augen an den Tischdrucken hangen, mit wehmüthigen Augen an jedem vierschrötigen Bauernjungen, der eine Tasche voll frisches Brod hat und die andere voll Brosmen.

Ich will wetten, das ginge auch noch Manchem so, wenn er euch erzählen hörte von eurer Noth, euch rechnen hörte, euer Ausgeben und Einnehmen und die Folgen, welche Kummer und Sorgen auf eure Thätigkeit haben; und er änderte vielleicht seine Meinung, wie halb und halb auch ich, und meinte, daß man euch erst stärken sollte, ehe man euch zur verstärkten Arbeit anhält; daß man erst den Stand erheben solle, ehe man fordert, daß jeder Einzelne sich erhebe. An eurem Platz würde ich nun dem Erziehungs-Departement, dem Regierungsrath nachlaufen Mann für Mann, und würde ihnen das alles ins Herz schreien so recht lebendig.

Treibt doch nicht Muthwillen mit mir, sagte ich. Wie sollte ich armer Mann zu solchen Leuten kommen? und wenn ich schon zu ihnen kommen könnte, wie sollte ich es ihnen sagen dürfen? Da wäre mir, als ob ich ein Bauernhaus im Halse hätte. Ich könnte kein Sterbenswort hervorbringen, als etwa: Helfet uns um Gotteswillen. Darauf würden sie wenig hören in Bern, es geht dort wenig mehr Gott zu Lieb und Ehr.

Ei nun, sagte Wehrdi, so schreibet es auf, wie es euch um's Herz ist, in welchem Zustande ihr seid, aber nicht aufbegehrisch und großhansend. Gebt euch demüthig dar und nicht für mehr als ihr seid; aber zeiget, daß ihr bei dem, was bis dahin für die Schulmeister gethan worden, nicht anders hättet werden können, und daß ihr auch in Zukunft nicht besser werden könnet, wenn man nicht ganz anders für euch sorge. Thut nebenbei etwas Buße und bekennet, daß ihr euch ungeziemend betragen, allein mißleitet. Schreibet das alles recht rührend auf, daß es auch die Weiber lesen mögen und Erbarmen bekommen, dann müssen euch die Männer helfen, sie mögen wollen oder nicht.

Das Ding leuchtete mir gar nicht übel ein. Ich dachte, der Traum habe mir nicht umsonst auf eine Schrift hingedeutet; aber mir fehlte der Muth zur Ausführung und eine Menge von Bedenklichkeiten schwollen in mir auf. Ich war

früh aufgestanden nach der unruhigen Nacht, hatte keinen Bissen herunterbringen können beim Frühstück, war in der heißen Morgenstunde gewandert, und Aerger und Kummer waren schwer auf der Seele gelegen. Was Wunder, daß Leib und Seele schwach und muthlos waren? Bedenklich war ich daher im Anfang und muthlos zur Ausführung, aber wie bald war das anders.

Endlich hatte Wehrdi sich erinnert, daß er einen Gast habe, daß der hungrig und durstig sein könnte; hatte eine Flasche Wein, ganz dunkelrothen, hervorgeholt, Brod und Käse aufgestellt und fleißig den Wirth gemacht. Da kam mir nach und nach die Welt auch nicht mehr so blaß und jämmerlich vor. Ein Schimmer von Morgenroth überstrahlte sie und mich dünkte, es könne alles noch gut kommen. Mich dünkte das Aufsetzen einer solchen Schrift immer leichter und es juckte mich ordentlich, alsobald ans Werk zu gehen. Die Hauptsache, das Aufweichen der Herzen, das Entsprechen mit Geld, das schien mir nicht fehlen zu können, denn, im Setzen, sagte ich, hätte ich nie Einen gefürchtet und die Leute hätten sich schon vielfach verwundert, wie ich einen Brief oder eine Quittung so ohne abzusetzen aufs Papier bringen könne, ohne die Sache erst auffetzen zu müssen zum Abschreiben. Aber ehe ich daran hingehe, sollte ich doch wissen: ob die G'schrift auf Stempelpapier sein müsse oder auf gewöhnlichem. Ob ich für Stempelpapier Geld genug hätte, das wüßte ich nicht einmal, mit einem vierbatzigen Bogen werde ich es kaum machen können.

Da lachte der Wehrdi schelmisch und rieth mir, einstweilen nur ganz ordinär Papier zu nehmen; auf diesem werde es wohl gehen, denke er, und Stempelpapier möchte es wohl zu viel brauchen. Das müsse nicht so eine Bettelschrift sein wie manche andere, wo man winsele um ein Stücklein Brod. Die Schrift müsse den ganzen Zustand eines Schulmeisters und seine Familie darstellen, wie sie am Hungertuch nagen,

wie ſie zu viel hätten um zu ſterben, zu wenig zum leben; wie dieſe Armuth den ganzen Stand lähme und drücke, und Weiber und Kinder noch mehr.

Er müſſe bekennen, er ſei früher auch der Meinung geweſen, die Schulmeiſter hätten im Ganzen mehr als ſie verdienten und eine allgemeine Erhöhung der Einkommen wäre ungerecht und verderblich. Seit er nun aber in einer Schulmeiſterhaushaltung ſo recht auf den Boden geſehen, ſei er anderer Meinung geworden und er denke, andern Leuten könne es auch ſo gehen. Darum müſſe man ihnen eine ſolche Familie darſtellen ſo recht inniglich, das ſei hier die wahre Bittſchrift. Freilich werde es wunderlich gehen, wenn auf einmal alle mehr Geld bekämen. Es ſeien jetzt ſchon viele, die nicht wüßten, wie ſie gehen oder ſtehen ſollten vor Thorheit, die würden ſich ſicher gelbe Röcke und rothe Hoſen machen laſſen.

Nun ſchenkte mir Wehrdi immer fleißiger ein und begeiſterte mich für den Verſuch immer mehr. Je leichter ich die Sache nahm, deſto mehr hielt er nieder und deutete immer deutlicher darauf hin, daß ich mich und mein Leben gründlich und aufrichtig zu ſchildern hätte Punkt für Punkt, daß ich bei meiner Kindheit anzufangen und zu zeigen hätte, wie ich bis hieher gekommen.

Man kennt das Leben anderer Stände nicht, ſagte er, darum fühlt man kein Mitleid mit einander, höchſtens Neid. So fühlt der Menſch nur ſeine eigene Bürde und macht ſich gar keine Vorſtellung, wie ſchwer die Bürden anderer ſind, wie drückend ſie laſten. Wer weiß, wie manches vergeſſene Mädchen, das Alles hat, nur keinen Mann und keine Kinder, eine Frau Schulmeiſterin beneidet mit ſtillen Seufzern, die gar nichts hat als eben einen Mann und Kinder. Zudem herrſcht ganz beſonders in der Stadt das Vorurtheil, auf dem Lande könnten die Leute leben ohne Geld wie die Haſen, von Kohl, der von ſelbſt wachſe, von Waſſer, das umſonſt fließe.

Er ſolle nur nicht Kummer haben, meinte ich, ich wolle das ſchon machen, daß er zufrieden ſei damit, mit dem Setzen möge mich, wie geſagt, nicht bald Einer.

Und der Wehrdi verzog ſein Geſicht wieder, daß ſein Schnauz ſich ausdehnte bis an die Ohren, und ſchenkte mir wieder ein und rühmte mich endlich auch: er wiſſe, ich ſei ein ganzer Kerli und werde ſchon etwas Rechtes und Merkwürdiges machen.

Jetzt war mir erſt recht angeholfen, und ich ließ mich auf wie ein welſcher Hahn, bis ich zu fühlen anfing, daß mir die Zunge ſchwerer und ſchwerer wurde und manche Wörter gar nicht mehr heraus wollten. Dieſes Zeichen kannte ich zu gut, um nicht zu merken, daß es Zeit ſei, mit dem Trinken aufzuhören und den Weg nach Hauſe zu ſuchen. Wehrdi, der mich begleitete, ſagte: er wolle in acht Tagen kommen und nachſehen, was ich gemacht hätte. Er ſolle nur kommen, antwortete ich, da wolle ich mit der Schrift ſchon weit vorgerückt ſein. Er lachte wieder und ermahnte mich noch: daß ich nur anfangen ſolle; ob es acht Tage länger gehe oder nicht, darauf komme es nicht an.

Potz Tauſend, wie ganz anders durchſchritt ich heimwärts die Felder, couragirt ſah ich allen Leuten ins Geſicht und vor meinen Augen tanzte eine ganze Menge zu beſchreibender Dinge, aber keines wollte ſich mir recht voran ſchicken, gar bunt und luſtig wirbelte alles durcheinander, und zwar ſo vielerlei, daß ich wohl einſah, bis über acht Tage nicht fertig zu werden. Gar holdſelig kam ich heim und that gar geheimnißvoll dazu; ließ Worte fallen, wie es bald beſſer kommen werde, dem Elend ſei leicht abzuhelfen u. ſ. w. Mädeli hatte mir ein freundlich Geſicht entgegengetragen und, meinen Zuſtand merkend, fragte nicht, wie geholfen werden könne.

Da wurde ich böſe, daß es mir mein Geheimniß nicht abfragen wollte, und fing an zu brummen und zu knurren über ſeine Theilnahmloſigkeit.

Höre, Peterli, werde nicht bös, ſagte Mädeli und ſetzte ſich neben mich, aber du machſt es gerade wie eine Klapperfrau, die thut auch ſo heimlich mit Sachen, die ſie gerne offenbar machen möchte. Ich dachte nicht daran, daß du es auch ſo mit mir macheſt. Zürne nicht, ſage mir freundlich, wie uns geholfen werden ſolle.

Da berichtete ich Wunderliches und Krauſes von einer Schrift an die Frau Landammannin und Frau Schultheißin und noch andere Frauen, und daß in dieſer Schrift handgreiflich unſer ganzer Lebenslauf dargethan ſein müſſe Punkt für Punkt, damit man recht deutlich es ſehen könne, daß man uns helfen müſſe, wenn wir nicht verkommen ſollen. Und das müſſe an die Frauen geſtellt ſein, ſie begriffen ſolche Dinge beſſer u. ſ. w.

Mädeli hörte mir zu mit wunderlichem Geſicht und ließ mich reden ſo lange ich wollte. Und als ich endlich ſeine Meinung über die Sache wollte, ſagte es: es verſtehe ſich auf ſolche Sachen nicht, aber es dünke ihns, ich ſollte müde ſein und ſchläfrig und zu Bette wollen, hätte ich doch in letzter Nacht nicht geſchlafen.

Sanft und wohl ſchlief ich und träumte gar nichts. Hell und ſonnig wars in der Stube, als ich die Augen aufſchlug, und doch noch ſo ſtill, als wäre es erſt Mitternacht: ganz gegen den Gebrauch, da die Kinder ſonſt mit dem Hahn zu krähen anfingen. Verwundert ſaß ich auf und ſah die ganze Stube leer, alle Vögel ausgeflogen. Das gute Mutterli hatte mir den Schlaf, den ich ſo ſelig ſchlief, gegönnt, die Kinder aufmerkſam gemacht auf den Spaß, den Vater ſich einmal verſchlafen zu laſſen. Und leiſe wie Mäuschen hatten ſich Alle weggeſtohlen und waren an ihre Arbeit gegangen, denn meine Frau hielt die Kinder von früh an zur Arbeit, obgleich es mich grauſam dünkte und ich oft abwehren wollte. Sie ſagte: je früher man arbeiten lerne, deſto leichter gehe es Einem ſpäter, und es graue ihr nichts mehr, als

ob den Kindern, die man im Müßiggang laufen laſſe; und ſie begriffe viele Schulmeiſter nicht, die alſo thäten. Die Kleinen konnten ſich nicht enthalten, zum Fenſter einzugucken, ob der Vater noch ſchlafe? Und als ſie ihn endlich aus dem Bette ſpringen ſahen, ſtürmte die wilde Schaar herein, ſchabte mir Rübchen und lachte mich gar weidlich aus. Dann kam die Mutter mit der Kaffeekanne und fragte lächelnd: ob ich wohl geſchlafen? Sie erhielt den üblichen Vorwurf: warum ſie mich nicht geweckt? Ringsum ſchenkte ſie aus der ſchnablichten Kanne und dem bauchigen Milchtopf ein. Auf ſo langes Warten hin ſchmeckte es den Kindern doppelt, und zwiſchen dem Kauen und Schlucken durch konnten ſie nicht ſatt werden mit freundlichem Necken über mein langes Schlafen. Als wir abgegeſſen hatten, nur die Mutter noch nicht, durch vieles Einſchenken gehindert, und die Erdäpfel all waren, und jedes ſein Stückchen Brod extra bekommen hatte, jammerte unſer jüngſtes Kind: Mutter ich bin noch gar zu hungrig, möchte noch ein Stücklein Brod. Und die Mutter warf einen ſchweren Blick auf das ſo leicht gewordene Brod und reichte das kleine Stückchen, das ſie für ſich abgehauen hatte, dem Kleinen dar und ſagte: Nimm, du kleines Vielfräßchen! Das ſchnitt mir tief ins Herz wieder, daß mein liebes Mutterli nicht einmal ein Stückchen Brod hatte, nachdem wir alle gegeſſen. Ich erkannte friſch, daß da müſſe geholfen werden, wenn die Sorgen mir nicht das Herz abdrücken ſollten und die Reue, daß ich in meiner ledigen Zeit ſo leichtſinnig mein Geld verſchleudert und nur Schulden in die Ehe gebracht. Es mußte alſo ans Werk gegangen werden, um meinem lieben ergebenen Weibe ein Stücklein Brod zu verſchaffen zum Morgenbrod. Es iſt doch merkwürdig, wie ſtille, liebe Ergebung tauſendmal mehr wirket, als laute begehrliche Ungenügſamkeit. O wenn doch das alle Weiber wüßten und junge Schulmeiſter!

Entſchloſſen ging ich in die Schulſtube, ſchnitt zwei neue

Federn, legte Papier zurecht, ſtopfte eine Pfeife, tunkte die Feder ein und wollte nun ſchreiben. Aber, o je! wie ganz anders kam mir jetzt das Schreiben vor nach zwei Taſſen Kaffee, als früher nach einem halben Dutzend Gläſer Wein. Vor allem plagte mich der Titel, den ich auf die Schrift zu ſetzen hatte; ſollte ich ſie an die Regenten oder die Regentenfrauen ſtellen und wie die letztern betiteln? Ich wußte nicht, konnte man ihnen auch Hochgeachtet und Hochgeehrt ſagen, oder ob ſie ſich „tugendhaft und ehrbar" lieber nennen hörten? Es ärgerte mich, daß ich den Wehrdi nicht gefragt, ich mußte das nun überſpringen. Nun kam es an den Anfang, der wollte ſich aber gar nicht anfangen laſſen, bis ich beſchloß, einſtweilen niederzuſchreiben, was mir in Sinn käme, weil ich nun wohl einſah, daß es abgeſchrieben werden müſſe. Während ich bei dieſer Arbeit ſaß, vermißte mich mein Weibchen bei einer andern Arbeit, beim Flachsziehen nämlich, das auf den heutigen Tag abgeredet und von meiner Frau begonnen war. Als ich immer und immer nicht kam, wurde ihr bange, daß ich krank ſein möchte: ſie kam, ſtreckte den Kopf zur Stubenthür ein und fragte: Mannli, biſt du krank, daß du nicht kömmſt? Als ſie mich ſo da ſitzen ſah, gebeugt, den Kopf in der Hand, ohne aufzuſehen, glaubte ſie, es ſei ſo, trat näher und faßte mich an, um zu ſehen, wo es mir fehle. Als ſie mich ſchreiben ſah und zwar etwas von Vater und Mutter (eine Hexe war ſie nicht im Leſen von Geſchriebenem) ſo zupfte ſie mir die Feder aus der Hand und ſagte: Peterli, du wirſt doch nicht was Närriſches machen wollen. Komm, und hilf Flachs ziehen. Ich aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: etwas müſſe gemacht ſein, ſo könne es nicht mehr geben, und etwas Beſſeres wüßte ich nicht. Da antwortete mein Weibchen, es wiſſe noch etwas Beſſeres: Geduld haben und Vertrauen auf Gott, daß es gerade ſo komme, wie er wolle, und unterdeſſen munter arbeiten und vergnügt ſein mit dem Guten, was man hätte; und wir hätten ja ſo viel, was

andere nicht hätten, Liebe und Friede, daß wir zufrieden ſein könnten. Da übermannte mich die Wehmuth über meines Weibes ergebenen Sinn und ich that ihm thränend dar, daß ich es eben ſeinetwegen nicht mehr ſo laſſen könne, es zerſchneide mir das Herz, wenn ich ſehe, wie es ſich am Munde abbreche, um den Kindern zu geben; wie es dabei von Morgen früh bis Abends ſpät auf den Beinen ſei und anfange auszuſehen wie die theure Zeit; wie ich ihm während unſerer Ehe faſt keine Kleider hätte anſchaffen können, ſo daß es ſchon lange nicht mehr zur Kirche dürfte, wenn es ſich nicht ſo gut in Ehren hielte. Man müſſe allerdings auf Gott vertrauen, aber auch das Seine thun, arbeiten, und das ſei gerade eine Arbeit, von der Wehrdi ſage, daß ſie nöthig ſei. Wehrdi meinte es gut mit uns, er habe mir ſchon manchen halben Gulden geſteckt unter irgend einem Vorwande. Er kenne auch mehr von der Welt als wir, er hätte zwar manchmal gelacht über mich, aber das ſei ſo ſeine Art und er mache es auf eine Art, daß man es nicht übel nehmen könne. Ich ſei Willens, in Gottes Namen fortzufahren und Tag und Nacht daran zu arbeiten.

Aber ſag mir doch, Peter, ſagte meine Frau, was ſoll denn das für eine Schrift werden? Du fängſt da bei Vater und Mutter an und bei einem alten Häuschen u. ſ. w., wer ſoll denn das leſen? Ich habe immer gehört, ſolche Schriften ſeien um ſo beſſer, je kürzer ſie ſeien.

Wehrdi habe es mir ſo angerathen, entgegnete ich, er könne es ihr am beſten ſagen, was das für eine Schrift geben ſolle, und warum ſie ſo ſein müſſe und nicht anders. Er werde in acht Tagen kommen, dann könne ſie ihn fragen, was er eigentlich meine, und bis dahin Geduld mit mir haben, es geſchehe ja doch ihr beſonders zu Lieb und Huld.

Während den acht Tagen arbeitete ich fleißig fort und füllte allerdings ſchon ſo viel Papier, daß mich ſelbſt wunder

zu nehmen anfing, was das für eine Schrift werden ſollte. Es tauchte mir beim Nachdenken ſoviel aus meiner Kindheit auf im Gedächtniß, das ich niederſchrieb, weil Wehrdi geſagt hatte, ich ſollte gründlich ſein, daß ich viel ſchrieb und doch nicht weit vorwärts kam.

Wehrdi kam, als eben meine Frau in den Bohnen war. Er durchſah meine Arbeit mit Wohlgefallen und meinte, das werde ſchon was Rechtes werden. Er wolle ſie nach Hauſe nehmen, um noch beſſer ſie zu koſten und einiges nachzubeſſern. Dann fragte er mich noch ſo eine Menge Dinge über das bereits Geſchriebene und nachher über das Nachkommende, und wie ich beides verbinden wolle, daß ich gar keine Zeit hatte ihn zu fragen: was denn das eigentlich werden ſolle? Als aber meine Frau heimkam, ſo wartete die nicht lange, bis ſie ihn zur Rede ſtellte. Sie fragte ihn: aber Wehrdi, meinet ihr es denn eigentlich gut mit uns oder haltet ihr uns zum Beſten, und ſind wir euch nur dazu gut, die Langeweile zu vertreiben?

Nein, wahrhaftig, Wybli, ſagte Wehrdi, es müßt Einer ja ärger ſein als ein Heide, wenn er es mit euch nicht von ganzem Herzen gut meinen ſollte.

Aber was macht ihr dann meinen Mann zu ſchreiben ein Langes und ein Breites von ſeinem Vater an, und am Ende wird er auch noch gar von mir ſchreiben ſollen?

Das verſteht ſich, Frau Schulmeiſterin, daß auch von euch geſchrieben werden ſoll, und gerade das wird das Schönſte von Allem werden, und die meiſte Wirkung thun.

Nein, beim Tauſend, in eine Schrift will ich nicht, am Ende könnte jemand Narr genug ſein, ſie drucken zu laſſen.

Eben das könnte es geben, wenn die Sache darnach ausfällt, und ich kann mich ſchon freuen wie ein Kind, daß es die Welt erfahren kann, was ihr für eine Frau Schulmeiſterin ſeid.

Da wurde meine Frau roth bis unten ans Ohrläppchen und ſagte: Wehrdi, es iſt nicht ſchön, mit ſo armen Leuten nicht nur das Geſpött zu treiben, ſondern ſie auch zum Geſpött der ganzen Welt machen zu wollen. Wir ſind zwar arme Leute, aber das haben wir nicht verdient und hätten es am wenigſten von euch erwartet. Es that mir oft wohl, zu denken, daß ihr meines Mannes Freund ſeid, und euer Rath ihm manchmal nützlich ſein könne, und jetzt iſt es ſo gemeint! Und es brannten zwei blanke Thränen in meines Weibes Auge, und raſch wollte es zur Stube hinaus. Wehrdi ſchien mir da zu ſtehen, wie die Butter an der Sonne, als ihm meine Frau ſo abkapitelte; aber der war nicht lange verblüfft. Als meine Frau abmarſchiren wollte, ergriff er raſch ihren Arm, und als ſie ſich losreißen wollte, fragte er ſie: ob ſie dann nicht mehr wiſſe, daß man niemand ungehört und leichtlich verdammen ſolle? Da ſtand ſie vor ihm ſtill mit unwilligem Geſicht und niedergeſchlagenen Augen. Bitte, bitte, Frauelil machet mir zuerſt ein freundlich Geſicht und thut eure Aeugelein mir auf, dann kann ich euchs am beſten ſagen, wie ich es meine und begreift mich am beſten, bat der wilde Mann ſo ſanft, daß es mir recht curios vorkam. Mich hätte er ausgelacht, ich konnte nicht begreifen, warum er es bei meiner Frau nicht auch ſo mache. Als meine Frau, die keine freundliche Bitte abſchlagen konnte, wieder aufſah, ſagte ihr Wehrdi: daß ihm nie jemand ſo gröblich Unrecht thue als gerade ſie. Er möchte alles in der Welt lieber, ſogar noch einmal nach Batavia, als ſie zum Beſten halten; und wenn er ſchon zuweilen über mich lache, ſo meine er es doch gut und er frage ſie auf ihr Gewiſſen: ob ſie denn trotz ihrer Liebe zu mir nicht auch zuweilen wenigſtens lächle über mich? Hingegen begehre er mit allem Ernſt uns zu helfen. Er ſei allein in der Welt, ſtehe in keinen nähern Verhältniſſen zur Welt, die Leute ſtehen ihn und doch werde der liebe Gott ihn einſt fragen: Wehrdi, was haſt du Gutes an deinen

Brüdern gethan? Sie könne daraus doch wohl abnehmen, ob er mit den einzigen Leuten, die Vertrauen zu ihm hätten, sein Gespött treiben werde? Er könnte uns freilich auch mit Geld helfen, aber das sei drückend für uns und solche Unterstützung wäre nie ein festes Fundament für eine Haushaltung. Wolle eine Familie fest stehen, so müsse sie selbst mit starken Wurzeln in den Boden greifen, angebrachte Stützen hülfen nur vorübergehend und seien zerbrechlich. Als ich da bei ihm so gewimmert und gejammert: wenn man doch nur die Noth kennen thäte, so hülfe man gewiß; so sei ihm das aufgefallen und er habe das ziemlich wahr gefunden. Darum habe er mich zum Schreiben aufgemuntert. Seither habe er noch darüber nachgedacht und sei auch zum Pfarrer gegangen, und sie wären beide darüber eins geworden. Sie seien nämlich darüber eins geworden, daß man im Canton Bern anfange zu glauben, wenn man einander recht wüst sage, sei damit alles gethan. Zum Unglück ist nun die ganze Schulmeistergeschichte mitten in diesen wüsten Strudel hineingerathen und die Schulmeister haben sie selbst hineinstoßen helfen, machten selbst einen höllischen Lärm. Das Ende davon war, daß man die Schulmeister, um sich nicht ferner von ihnen den Kopf waschen zu lassen, aufs Trockne setzte, und da sitzen sie nun. Nun aber, meinen der Pfarrer und ich, könnte nichts mehr die Gemüther versöhnen und gegen euch gerecht machen, als eine unbefangene Geschichte eines Schulmeisters und seiner Haushaltung. Und gerade eure Geschichte, meinte ich, müsse das ganz besonders thun, wenn man aufrichtig sie erzählt. Allerdings werden die Leute hie und da über den Schulmeister etwas lachen müssen, aber weil er dann wieder so kreuzordentlich wird, so werden sie euch um so gewogener werden, um so eifriger euch helfen wollen. Aber euch alleine können sie nicht helfen, sondern sie müssen zugleich auch den andern helfen. Und nun denket, Mädeli, daß von fast tausend Schulmeisterinnen fünfhundert in ähnlicher und noch tieferer Noth sind als ihr; denket, daß

ihre Kinder noch mehr entbehren müſſen. Und allen dieſen könnet ihr helfen, könnet die Sorge von ihren Stirnen, die Thränen aus ihren Augen, den Jammer aus ihren Herzen treiben; könnet ihnen Brod verſchaffen, Kleider, muntern Sinn, freudige, dankbare Gefühle; könnet tauſend Kindern eine fröhlichere Jugend verſchaffen, eine bedeutungsvollere Erziehung — das Alles könnet ihr, Mädeli; könnet machen, daß manche Sohnsfrau ihre Schwieger ohne eigenes Entbehren pflegen, ihrem eigenen Vater ein weißes Brödchen verſchaffen kann, das Alles, Mädeli, könnet ihr vollbringen, und womit? Mit etwas Selbſtüberwindung, mit Hintanſetzung eurer Schüchternheit und des Vorurtheils, nicht gedruckt zu werden und den Leuten ſo in die Mäuler zu kommen. Das iſt doch lange nicht das Leben laſſen. Es iſt ein Dulden, aber ſicher ein ſo ſchweres nicht; es iſt faſt nur das Dulden des erſten Kuſſes, den ein Mädchen von ſeinem Liebhaber erhält. Es ſträubt ſich ſo heftig und doch iſt er ihm das erſte Pfand des erſehnten Glückes, der Vorläufer von tauſend nachkommenden. Es iſt alſo eigentlich ein ſüßes Dulden, und glaubt es mir, Frauchen, wenn ihr es duldet, ſo werdet ihr Liebhaber bekommen wie Sand am Meer. Und wer weiß, ob man nicht ordentlich wallfahrtet zu euch, nicht nur Schulmeiſter, um euch zu danken, ſondern ganz andere Leute. Junge ſchöne Herren z. B., die abſolut ſehen wollen, wie eine ſchöne, geſcheute, fromme Frau Schulmeiſterin ausſieht. Darum, Mädeli, ſperrt euch nicht dagegen. Gegen euren Willen möchten wir natürlich nichts machen, aber, nicht wahr, ihr habt euch jetzt eines Beſſern bedacht?

Mädeli ſagte ihm, er ſei ein Schalk, der es wohl gut meinen möge, aber daß die Sache den gewünſchten Austrag nehme, das wiſſe niemand, und dann habe man, wenn es nicht gelinge, ſich für die ganze Welt dargegeben und vor der ganzen Welt lächerlich gemacht für ſein Lebenlang.

Weiß denn überhaupt der Menſch, ſagte Wehrli, wenn

er etwas unternimmt, wie es herauskömmt? Würde nicht jeder alles unterlaſſen müſſen, wenn er vorher des Erfolges ſicher ſein wollte. Was würde wohl Gutes auf Erden geſchehen ſein, wenn dieſer Grundſatz gültig wäre? Wo der Menſch das Gute will, da ſoll er handeln, den Erfolg aber Gott überlaſſen, in deſſen Hand er ſteht. Habt ihr dieſen Grundſatz etwa auch aufgeſtellt, als euch euer Mann zur Frau wollte? habt ihr ihm auch geſagt, wenn ihr wüßtet, daß es gut käme, ſo wolltet ihr ihn nehmen, da ihr es aber nicht wüßtet, ſo ſolle er in Gottes Namen ſeiner Wege gehen?

Mädeli mußte wider Willen lächeln, dann aber warf ſie dem Wehrdi vor, daß er alles ins Lächerliche ziehe und den ernſteſten Dingen einen ſogenannten Spaß anhänge. Wüßte ſie, daß ſie fünf Schulmeiſter aus dem Elend erlöſen könnte und fünf Kindlein, es brauchten nicht fünfhundert zu ſein, ſo wollte ſie ſich für ſich alles gefallen laſſen. Und wenn man eigentlich dieſes wolle, ſo werde ſie nichts mehr dagegen ſagen, aber man ſolle ihr eben auch nicht davon reden. Hätte der Pfarrer die Sache nicht gebilliget, ſo würde ſie noch jetzt Mühe haben, nicht zu glauben, man treibe das Geſpött mit ihr.

Wehrdi ſagte ihr, es ſei doch nicht recht, daß der Pfarrer mehr gelte bei ihr als er, dieſer könne zwar etwas feiner thun, aber Spaß miſchen in ernſte Dinge, das habe er eigentlich vom Pfarrer gelernt. Der ſage, es ſei am Himmel ſo und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernſt ſei Alles, aber über die ernſte Unergründlichkeit zucke der Sonnenſtrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: ſo ſolle es im Leben ſein, ſo ſolle es im Menſchen ſein. Was die Menſchen bei ihm Spaß nennten, ſei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in deſſen Schein das Tiefe und Unergründliche erſt bemerkbar werde. Wo keine ſolche Lichtlein ſichtbar würden, da lebe man in gränzenloſer Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe Einen nicht zur Ehrfurcht, ſon-

dern ſie erſcheine Einem nur als wüſte Leere. So rede der Pfarrer, und ſo gut als der Pfarrer meine er es auch mit uns, und er könne gar nicht leiden, wenn ſie demſelben mehr trauen wolle als ihm. Wehrdi war gar poſſirlich, wenn er mit ſeinem ſonſt ſo gebietenden Weſen anhalten und bitten wollte. Daher konnte meine Frau am Ende nicht anders, als ihn zu verſichern, ſie wolle ihm ſo viel zutrauen als irgend einem andern, wenn er darnach thue. So nun ward die Fortſetzung der Arbeit beſchloſſen. Wehrdi kam, fragte, jagte und nahm dann die Blätter mit ſich nach Hauſe und brachte ſie mir nicht wieder. Auf mein Fragen nach ihnen antwortete er: er müſſe alles in ordentlichen Zuſammenhang bringen.

Während wir ſo arbeiteten, verbreitete ſich das Gerücht: es werde von einer mächtigen Seite her daran gearbeitet, daß die Taxation aufgehoben und uns eine Staatszulage zu dem bisher von den Gemeinden entrichteten Einkommen zugetheilt werde, und zwar jährlich ſechzig Thaler.

Dieſe Nachricht war viel zu ſchön, als daß wir ſie geglaubt hätten. Ach, wer ſo oft getäuſcht wird, wird mißtrauiſch; unſere Herzen zitterten in Wonne, wenn wir gedachten, daß es ſo werden könnte, aber eben darum glaubten wir es nicht. Ach, dachte ich, wäre deine Arbeit doch ſchon fertig, könnte die jetzt hervortreten, dann vielleicht würden die erweichten Herzen ſtimmen für unſer Glück. Aber, eben weil ich noch ſo weit zurück war, daß die Würfel lange gefallen ſein mußten, ehe ich zu Ende kam, verlor ich den Muth zur Fortſetzung und ſagte Wehrdi: es werde nun am beſten ſein, abzuwarten was komme, ohnehin könne ich jetzt ſo wenig zum Schreiben kommen und ich vermöge es wahrlich nicht, ſoviel Zeit zu gebrauchen um nichts und wieder nichts.

Potz Tauſend, nein! ſagte Wehrdi, das thut mir nicht. Es iſt noch nicht gewiß, daß man macht, was die Kommiſſion vorſchlägt. Und wenn auch entſprochen wird, ſo iſt das Buch doppelt nöthig. Es iſt nöthig, um eine Menge Leute mit

euch zu verſöhnen, die böſe über euch ſind und noch böſer werden, wenn es euch beſſer geht. Es ſoll machen, daß die Leute den Lehrern ohne Ausnahme die Staatszulage gönnen, weil ſie zur Führung einer nicht bettelhaften Haushaltung nöthig iſt. Es ſoll zeigen, daß man unter den ſtattgehabten Umſtänden euch in dieſem Augenblick gar nicht anders verlangen kann, als ihr ſeid.

Aber auch gar nöthig iſts den Schulmeiſtern ſelbſt, ſie können gar vieles daraus lernen und beſonders die jungen. Dieſe macht es aufmerkſam auf eine Menge Steine im Wege, über die jeder fällt, der nur nach den Sternen guckt, nur nach den Sternen gucken lernt, und wird ihnen hoffentlich ſpäter auch durch Mädelis Bild den ſo frühe regen, heirathsluſtigen Sinn veredeln. Und der Pfarrer meint, es ſollte auch aufs neue aufmerkſam machen auf das eigentliche Weſen, das Innere der Schule, das man zu vergeſſen ſcheine, das in einem gräulichen Wirrwarr liege und dem nicht aufgeholfen werde bloß mit neuen Häuſern und auch nicht allein mit neuen, ganz ihrer Willkür überlaſſenen Menſchen. So weit werden wir aber kaum kommen. Wenn wir nur die Welt mit euch verſöhnen und manches Lehrers Augen aufthun, ſie lenken auf das Eine, das Noth thut, ſo thun wir viel.

So ſprach Wehrdi zu mir, und der Pfarrer, der bis dahin that, als wiſſe er nichts davon, ſagte mir einſt im Vorbeigehen: Käſer, ſeid nur fleißig und ſetzet nicht ab, es wäre mir leid.

So wendete ich denn alle mögliche Zeit dazu an, aber immer mühſeliger. Wer hundertfünfzig Kinder fünf bis ſechs Stunden hintereinander unterrichtet hat, der weiß, wie es Einem im Kopf iſt. Zudem mußte ich meiner Frau auch etwas beiſtehen in der Haushaltung, denn ſie wurde ihr immer beſchwerlicher und mit dem Spinnen kam ſie faſt gar nicht mehr fort. Es war ein gewaltig kalter Winter, und

am Morgen um fünfe das Heizen ſo ſchaurig, daß ich es ihr für kein Geld überlaſſen hätte, der Weg zum Brunnen ſo glatt, daß ich ſie denſelben nicht mehr gehen ließ, und das Waſſer ſo kalt, daß ich gar zu gerne unſere Wäſche auswärts hätte waſchen laſſen, wenn nur Geld dazu vorhanden geweſen wäre. Die Kinder halfen freilich ſchon, aber man mußte ſie dabei immer im Auge haben. Der Knabe konnte ſich leider das Regieren und das daraus entſtehende Zanken nicht abgewöhnen. Mädeli ward auch ſo ſtill und weichmüthig, wenn es alleine war, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, immer für mich zu ſein und für mich zu arbeiten. Kam ich dann in die Stube, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, es war als ob eine Wolke davon wegflöge. Freilich waren unſere Geſpräche nicht immer die erheiterndſten, aber ſie waren doch ein einiges Beſprechen der gemeinſamen Sorgen. Der neue Ankömmling machte den Ankauf einer neuen Bettſtelle für die zwei jüngern Kinder nöthig. Da hatten wir tief und ſchwer zu ſinnen, wie es ſich am wohlfeilſten machen ließe und wie wir Geld auch für das Wohlfeilſte aufbringen wollten. Wir rechneten Kreuzer für Kreuzer zuſammen, und wie oft, wenn die Kinder im Bette waren, nahm ich das Körbchen aus dem Schranke und zählte Stück um Stück und ſo langſam als möglich, aber immer waren eher weniger als mehr. An die Kindbetti und ihre Koſten durfte ich nicht einmal denken. Ich ſprach einmal davon, Wehrdi einſtweilen um ein Anlehen anzuſprechen, aber Mädeli wurde ganz roth im Geſichte und ruhete nicht, bis ich es ihr verſprochen, es doch ja nicht zu thun, wenigſtens nicht bis in der größten Noth und nicht ohne ihr Vorwiſſen.

Einmal, den erſten März war es 1837, hatte mich jemand lange aufgehalten in der Schulſtube und erſt losgelaſſen, als meine Kinder mir zweimal zu ſagen kamen: ich ſolle doch kommen, wir wollten eſſen.

Mädeli ſtellte nun eine Mehlſuppe oder, wie Andere ſa-

gen, eine Waſſerſuppe auf den Tiſch und gewärmte Aepfelſchnitze dazu, an die eine Portion Waſſer gegoſſen war, um ſie durch die Brühe ergiebiger zu machen. Ich ſchnitt ein etwas ſaures Geſicht und fragte: warum wir nicht Kaffee und Erdäpfelbitzli hätten, wie gewohnt? Da traten meinem Weibchen die Thränen in die Augen und es berichtete: es ſei heute wieder einmal mit dem Licht im Keller geweſen, um Erdäpfel zu holen, und da ſei es faſt in den Boden geſunken vor Schrecken, denn es habe geſehen, wie wenig rothe Erdäpfel wir noch hätten. Wollten wir deren noch zum Setzen behalten, ſo müßten wir bald aufhören von ihnen zu eſſen. Da habe es vor Angſt heute ſparen wollen und nicht daran gedacht, daß ich der Suppe nichts nachfrage. Ich ſolle doch recht nicht zürnen, es ſei ihm noch in allen Gliedern. Ich gab meinem Weibchen zur Abbitte die Hand, aber ſagen konnte ich nichts. Die Aepfelſchnitze, ſo angefeuchtet ſie waren, ſtachen mir im Halſe wie buchene Späne, und mich dünkte, als ſchluckte mein Weibchen auch etwas hinunter, aber nicht Suppe, nicht Schnitze. So ſaßen wir da, während die Kinder luſtig aßen und an der ſüßlichten, bläulichen Brühe ſich labten, ſchweigſam Hand in Hand. Keines ſeufzte um des andern willen, aber jedes dachte in ſchwerem Harm an das Kindbettchen, an die Kindbetti, die fehlenden Erdäpfel. Dieſe dreifache Noth ſauſte uns in den Ohren, flimmerte uns vor den Augen. Wir rangen nach Troſt, aber wir fanden keinen. Wir ſahen das Lämpchen nicht düſterer brennen, wir hörten die Hausthüre nicht girren, aber wir merkten, daß aus der leiſe geöffneten Stubenthüre eine Geſtalt auf uns zuſchritt durch den düſtern Hintergrund der Stube. Ehe wir ſie erkannten, ſprach die wohlbekannte Stimme des Pfarrers: Putzet das Licht und freuet euch. Geſtern erkannte der große Rath euch jährlich ſechzig Thaler als Staatsbeitrag zu, eure gegenwärtige Beſoldung bleibt. Den Vernünftigen iſt nun einſtweilen geholfen.

Wir ſaßen da wie eingewurzelt. Wie die Sonne mit dem Nebel ringen muß, ehe ſie die Erde erleuchten kann, ſo mußten dieſe Worte ringen mit unſerm Gram, ehe ihr Sinn zum Bewußtſein kam und aufflammte in unſern Seelen.

Da faltete mein Weib die Hände und die naſſen Augen hob es auf und mit bebender Stimme betete es: Ach Gott, vergieb, daß wir dich vergeſſen und wieder ſo gekummert. Wir wollen es nie mehr thun, aber nie vergeſſen wollen wir, was du an uns thuſt unverdienet. Ach, wir ſind von Natur verderbt und böſe durch eigene Schuld. Aber beſſern wollen wir uns, dazu hilf du uns, und ſollten wir je dich wieder vergeſſen, ſo vergiß du uns nicht und nimmer.

Und: Amen! ſprach der Pfarrer.

Gedruckt bei C. G. Henbeß in Cöslin.

Inhalt.

		Seite
Kapitel 1.	Der erste Winter im neuen Amte	1
— 2.	Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär?	24
— 3.	Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird .	38
— 4.	Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams . . .	45
— 5.	Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Ehesteuer	50
— 6.	Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen	53
— 7.	Wie ich mit Mädeli auf Reisen gehe	57
— 8.	Wie ich am Vorabend wichtiger Ereignisse stand . .	68
— 9.	Der Hochzeittag	71
— 10.	Der Mainmorgen des Lebens	79
— 11.	Wie eine junge Frau die Auszehrung hat	95
— 12.	Von Vaterfreuden und Vatersorgen	105
— 13.	Wenn Noth auch kömmt, Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt! . . .	124
— 14.	Je gewaltiger die Noth an uns geht, Desto näher der Herr uns zur Seite steht	131
— 15.	Wie die Leute den lieben Gott kennen	145
— 16.	Ein Tod und eine Theilung	151
— 17.	Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Theilung	165
— 18.	Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme . .	174
— 19.	Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weisen Frau insbesondere	185

			Seite
Kapitel	20.	Von ſchulmeiſterlichen Finanzen	195
—	21.	Nun gar in ſolcher Noth nach Viſiten	204
—	22.	Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme	224
—	23.	Wie ich wieder etwas zu merken anfange, und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen . .	237
—	24.	Wie ein Mund zugeht und viele andere auf . . .	241
—	25.	Wie eine Frau mit einem Manne thut, wenn er von einer Gräbd heimkömmt	244
—	26.	Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht .	249
—	27.	Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut . . .	262
—	28.	Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will . .	270
—	29.	Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will	291
—	30.	Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt .	296
—	31.	Wie bei allem Doktern die Schule verdoktert wird	311
—	32.	Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und ſogar jedes Buch	324

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Siebenter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Erster Band.

Michels Brautschau.

Ein klarer Himmel lag über der Erde, und über dieſelbe ſtrich von Oſten her ein friſcher Wind. Der Oſtertag war da, der ſchöne und hehre, der alle Jahre uns das Zeugniß bringt, daß auferſteht, was begraben worden, daß an die Sonne ſoll, was im Verborgenen liegt. Er bringt als Frühlingsengel Freude allen Kreaturen, auch denen, welche weder Jahre noch Tage zählen können, welche keine Ahnung haben von des Tages hoher Bedeutung als des immer wiederkehrenden Boten, der das Daſein einer andern Welt verkündet. Die Amſeln ſchlagen im Buſche, vielleicht daß bereits ein früherwachter Kukuk ruft; munter gackeln die Hühner, verkünden es der Welt, wie ſie ein Ei gelegt, aus dem was werden kann, was noch im Verborgenen liegt, ein verſchloſſenes Grab, in welches ein Leben geſchloſſen ſei. Darum haben die Eier am Oſtertage ihre wahre hohe Bedeutung, ſie ſind gleichſam Wappen und Sinnbild dieſes Tages. Man hat viel über der Oſtereier Urſprung und Bedeutung gedacht, wenigſtens geſchrieben, und iſt die Sache doch ſo einfach. Das Ei iſt eine geheimnißvolle Kapſel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zu Tage tritt. Darum freut ſich abſonderlich der Oſtereier, deſſen eigentlich Leben in der Zukunft iſt, deſſen

eigentlich Wesen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum ist Ostern der Kinder Freudentag, darum lieben sie so sehr die Ostereier. Der Kinder Leben liegt in der Zukunft, das Beste in ihm, Zeitliches und Ewiges ist noch verhüllt im Kinde, muß erst auferstehen. Darum lieben Mädchen, in denen so viel steckt, was werden möchte, die Ostereier so sehr, lieben das Eierspiel, welches wir Düpfen heißen, in welchem Schalen zerbrechen, Eier gewonnen und verloren werden, so sehr, laufen Stunden weit auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht, lassen unverdrossen die Eier sich von Buben zerschlagen, rauben und verschenken holdselig, was ihnen nicht geraubt, nicht zerschlagen wird.

Für dieses Düpfen am Ostertag ist weit und breit kein Platz berühmter als Kirchberg mit der langen Brücke über die wilde Emme. Nach Kirchberg strömt weit umher das junge Volk, füllt die Brücke, füllt die weiten Plätze diesseits und jenseits der Emme, füllt die Wirthshäuser, düpft und brüllt, trinkt und zankt unverdrossen bis tief in die Nacht hinein, daß der ganze Himmel voll Getöse und es dem Pfarrer auf dem Berge oft ganz übel wird und derselbe jedes Ohr mit einem Baumwollenballen verpallisadiren muß, um bei Gehör und Verstand zu bleiben. Viel tausend Eier, hart gesotten, bunt gefärbt, oft mit schönen Sprüchen verziert, werden hergetragen und verdüpft. Doch auch in diese harmlose Freude mischt sich der Betrug. Lose Buben fabriciren hölzerne, ja steinerne Eier, füllen ausgehöhlte Eier mit Harz, wodurch die Spitzen stärker werden als die Spitzen der natürlichen Eier, diese einschlagen und somit gewinnen, denn wer mit der Spitze seines Eies die Spitze von des Gegners Ei bricht, hat dasselbe gewonnen. Starke Eier werden gesucht und gefürchtet, vor den künstlichen sucht man sich zu hüten, besichtigt des Gegners Ei, handelt darum, es in die Hand nehmen zu dürfen. Ein Hauptwitz besteht darin, daß ein Bursche, der von einem Mädchen ein Ei zum Besichtigen in

die Hand bekommt, damit davonläuft. Natürlich das Mädchen in vollen Sprüngen auf und nach, und wie dann dies ſchreit, ſich zerrt und ſich reißt und doch nicht beißt!

Wer alle Witze und Streiche erzählen wollte, welche an einem ſolchen Tage verübt werden, der müßte viel Zeit und Papier zu ſeiner Verfügung haben. An den Oſtertagen, von welchen wir reden wollen, ging es zu Kirchberg ganz beſonders laut und luſtig zu. Ein Eieraufleſet ſollte ſtattfinden, die Hühner hatten mit Legen nicht gekargt, beſonders da wo man den Haber nicht ſparte. Der ſchöne Himmel und der trockene Weg erlaubten auch den Mädchen mit minder guten Schuhen und Strümpfen an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen. So zettelte es von allen Seiten her Kirchberg zu, noch ganz anders als die eidgenöſſiſchen Truppen Luzern. Die Brücke war gedrängt voll, die Verbindung zwiſchen beiden Ufern war äußerſt mühſam geworden, und wer hinüber wollte, der mußte gut mit Geduld verſehen ſein, denn er verbrauchte viel. Fuhr ein Fuhrwerk auf die Brücke, welcher Art es ſein mochte, ſo war es accurat wie ein Keil, der in hartes Holz getrieben werden ſoll. Kein Menſch wich einen Zoll breit, bis ihn ein Pferd mit der Naſe ſtieß und auf die Füße trat, dann wich er fluchend ſo weit, daß ihn entweder die Gabel in die Seite ſtieß oder die Räder ſeine Beine ſtreiften und ihm alle möglichen Verwünſchungen gegen Horn- und alles andere Vieh auspreßten. Der Fuhrmann konnte nichts dafür, warum wich man nicht aus, und wer nicht auswich, war auch nicht ſchuld, denn da iſt's eine Kunſt auszuweichen, wo man gepreßt ineinander ſteht, und zwar auf einer Brücke, welche ſeit Menſchengedenken morſch geweſen iſt und wahrſcheinlich noch zu Kinder und Kindeskinder Zeiten morſch ſein wird, und wo alle Augenblicke die Geländer krachen. Es iſt curios mit dieſer Brücke. Die Emme erbarmte ſich ſchon mehrmals dieſer altersſchwachen Brücke, riß Fetzen weg und begrub ſie. Und ſiehe, handkehrum ſtand die alte morſche Brücke wieder da,

ſtreckte ſich lang und matt über die Emme hin als wie ein matter Menſch, der ſich zu Bette legen will. Die Geländer krachten wohl, aber brachen nicht, ein Wunder, welches alle Jahre ſich wiederholt, wohl das größte, das je in Kirchberg ſich zugetragen. Großes Unglück wär's nicht, wenn einmal ein Geländer brechen würde, Beine würden kaum gebrochen, die Brücke liegt ja faſt mehr unter als über der Emme und hat bedeutende Anlagen zu Aehnlichkeiten mit dem berühmten Tunnel zu London.

Faſt wie einem ſchweren Schiffe mit den Wellen ging es einem großen und mächtig breiten Burſchen, der mit geſpreizten Beinen, die Arme weit vom Leibe weg, über die Brücke ſegeln wollte. In ſelbſtbewußter Ruhe ſchob er ſich vorwärts, ſchob bei Seite, was ihm im Wege war, doch nicht buben- und boshaft, ſondern ganz kaltblütig, weil es ihm eben im Wege war, und vollkommen gleichgültig, war's ein trotziger Junge oder ein hübſches Mädchen. Was leicht wich, ſchob er leicht, was ſich ſchwer machte, ſchob er halt, bis es ging. Ein großer, ſchwer mit Silber beſchlagener Kübel hing ihm im Maule und rauchte bedenklich; am kleinen Finger der rechten Hand hatte er einen ſchweren ſilbernen Ring, einen ſogenannten Schlagring. Solche Ringe waren ehedem ſehr in der Mode und wirklich ganz beſonders dienlich, Löcher in die Köpfe oder Zähne in den Hals zu ſchlagen, es waren ſo gleichſam die Siegel großer Bauernſöhne, welche ſie auf die Köpfe ihrer Nebenmenſchen drückten. Ums Düpfen kümmerte er ſich nicht, Eier merkte man nicht bei ihm, bei keinem Mädchen ſtellte er ſich. Und doch war ſein Geſicht ſo, wie es die Mädchen gerne ſehen, und er war auch im Alter, in welchem man die Mädchen am liebſten ſieht. Sein Ziel, nach welchem er ſegelte, ſchien in der Ferne zu liegen. Ihm auf der Ferſe war ein gewaltiger Hund, und drei muntere aber grobe Burſche ſteuerten hinter ihm in gleichem Fahrwaſſer. „Was iſt das für ein Guſti?“ ſchrie plötzlich ein Mädchen

auf. Es war eben mitten in einem interessanten Märten ums Düpfen mit einem sehr interessanten Burschen und meinte, das Recht zu stehen wo es wolle so gut zu haben als irgend jemand, und meinte nicht, es müsse seine Geschäfte abbrechen, um einem dicken Mannsbild Platz zu machen, ward aber um seiner freien Meinung willen gar hart und unsanft auf die Seite mehr geschleudert als geschoben. „Nit so laut," sagte ein anderes großes schönes Mädchen, aber mit kühnen wilden Augen. „Es ist Michel auf dem Knubel, ein ungeleckt Kalb, aber es lohnte sich der Mühe, es zu lecken. Seine Eltern sind im Kirchhof, er hat einen bezahlten Hof, ausgeliehenes Geld. Wart, den will ich stellen." Und rasch ging das Mädchen vor, ergriff den Michel bei einem seiner dicken Arme und rief: „Seh, Michel, düpfen, oder hast keine Eier, mußtest die Hühner verkaufen, weil du den Haber selbst gebrauchtest für Habermuß und Haberbrei?" Das war starker Tusch. Habermuß und Haberbrei sind gegenwärtig auf einem reichen Bauerntisch, was Kutteln und Krös auf einem Herrentisch, und mit Unrecht: Haberspeisen waren unserer Väter Speisen, sind sicher nahrhafter als dünne Kaffeebrühe und bloße Kartoffel. Michel fühlte den Tusch, doch langsam ging er ihm in's Fleisch. Langsam drehte er sich um und sagte: „Wenn dein Vater Hühner nach Solothurn fährt, so sag ihm, er solle auf dem Knubel vorbeikommen, vielleicht daß noch was für ihn zu handeln wäre, wenn er Geld hat für ein Huhn oder zwei." „Mein Vater hat noch nie auf sieben Höfen herumspringen müssen um Geld, wenn er den Mauser hat zahlen sollen, wie es Andern begegnet sein soll," antwortete das Mädchen. „Wie lange ist es denn," antwortete Michel, „daß er den letzten Kreuzer wechseln ließ, um Schnaps zu kaufen?" „He," sagte das Mädchen, „das war gerade am gleichen Tage, wo du deine letzten Eier an ein kreuzerig Weggli tauschtest, aus welchem dir deine Kindermutter den letzten Milchbrocken machte, der so grausam gut gewesen und dem du jetzt noch nachplä-

reſt." Dieſer Schuß traf einigermaßen, Michel ſtellte daher den Witz ein, er ſagte bloß: „Selb lügſt," wollte abbrechen und weiter. „Ich wollte mich doch ſchämen," ſagte hartnäckig das Mädchen, „der Bauer auf dem Knubel ſein wollen und nicht ein einziges Ei vermögen an der Oſtern." Zornig ſagte Michel: „Wer ſagt, ich habe keine Eier?" „He," antwortete das Mädchen, „haſt welche, ſo zeig' ſie, komm und düpf'!" „Meinſt'?" ſagte Michel. „Ich hätte viel zu thun, wenn ich mit allen Haagſtüdene und allen Bauerntöchtern vom Gitzigrat und von Schattenhalb düpfen wollte. Wenn du düpft haben mußt, ſo frage hinter mir die Knechte, vielleicht daß einer mit dir mag, vielleicht auch nicht." Nach dieſen Worten ſegelte Michel unaufhaltſam weiter vor ſeinem Gefolge her. Stolzer iſt nie ein Sohn von Frankreich vor ſeinem Gefolge hergeritten, als Michel vor ſeinem Gefolge, dem Hunde und den drei Knechten, einherſchritt. Die Knechte neckten begreiflich das Mädchen. Das Mädchen würdigte dieſelben keiner Antwort, ſah dem Michel nach mit ſtillſchweigend zornigen Blicken, in welchen mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Wart du nur, dir will ich!"

Wie oben geſagt worden, war an dieſem Tage noch ein Eierauflieſet angeſtellt. Wir wiſſen nicht, iſt dieſe Sitte bloß bernerisch oder weiter herum verbreitet. Dieſes Spiel hat gewöhnlich an Oſtern oder Oſtermontag ſtatt. Die Burſche eines Dorfes oder eines Bezirks theilen ſich in zwei Parteien: der einen liegt ob, Eier aufzuleſen, der andern zu laufen an einen beſtimmten Ort und zurückzukehren, ehe die Eier aufgeleſen ſind. Begreiflich ſpringt nicht die ganze Partei, ſondern jede derſelben wählt ſich den beſtgebauten, langathmigſten Burſchen als Läufer aus. Nun wird der Ort beſtimmt, wohin der Läufer einer Partei vom Platze weg, wo die Eier aufgeleſen werden, zu laufen, einen Schoppen zu trinken und zurückzukehren hat. Dieſer Ort iſt zumeiſt eine halbe Stunde entfernt, doch näher und weiter nach der Lokalität. Im Ver-

hältniß zu der bestimmten Entfernung werden nun zwei- bis dreihundert Eier in einer Entfernung von einem Fuß auseinander, zumeist in zwei Reihen neben einander auf die Erde gelegt. Der Läufer der zweiten Partie hat die Aufgabe, diese Eier eins nach dem andern aufzulesen und je eins nach dem andern in eine am obern Ende mit Sprene gefüllte Wanne hinzutragen. Doch ist es ihm vergönnt, sie in die Wanne zu werfen von so weit her er will und einer aus seiner Partei kann auch die Wanne halten, drehen und vorstrecken, doch nicht näher gehen. Indessen ist dieses Werfen nicht immer fördernd und um so weniger, je mehr der Läufer erhitzt und gespannt und somit im Werfen unsicherer wird, denn für jedes im Werfen oder sonst wie zerbrochene Ei wird ihm ein neues hingelegt, welches wiederum aufgelesen werden muß. Von der Wanne weg laufen beide mit einander ab, von der einen Partei wird der Aufleser beaufsichtigt, von der andern Partei sind einige im bestimmten Wirthshause, sehen zu, daß dem Läufer der Wein nicht entgegen getragen und von ihm ordentlich ausgetrunken werde. Darauf kommt es also an, wer mit seiner Aufgabe zuerst fertig und wieder bei der Wanne ist: fast immer gewinnt der, welcher die Eier auflieſt. Es ist eine lustige Art von Wettlauf, doch waltet ein eigener Unstern darüber, denn gewöhnlich endet dieses Spiel mit blutigen Köpfen oder doch mit Streit und Zank.

Jede ordentliche Sache hat eine Spitze, das Eierlesen deren sogar zwei. Auf dem Spiel steht eine Wette, bestehend in einer Uerti. Die verlierende Partei muß eine Zeche bezahlen, das bringt Aerger und Unmuth, und je mehr Wein dazu gegossen wird, desto mächtiger gähren beide Elemente. Dazu kommt noch, daß zumeist jeder Bursche ein Mädchen einladet, das Fest mit einem Ball eröffnet und beschlossen wird. Man ist auf dem Lande, in der jungen Welt nämlich, noch nicht so selbstsüchtig wie in der Stadt, so blasirt, huldigt so ganz dem Grundsatze: selber essen macht fett. Bei solchen Gele-

genheiten haben die Burschen gerne ihre Mädchen bei sich, machen ihnen gern auch eine Freude und zwar gratis. Geiger und Mädchen sind aber wiederum zwei Elemente, welche nicht besonders zum Frieden dienen, wenn ohnehin das Blut kocht.

Dieses sogenannte Eiermahl, wobei die Wirthin je nach ihrer Kunst Eier verbraucht, wird jedoch einstweilen noch nicht am heiligen Tage selbst, an Ostern, gehalten, wenigstens in jener Zeit nicht, in welche unsere Erzählung fällt. Man war damals noch nicht so gebildet wie jetzt, stand noch nicht auf der heutigen Kulturstufe, ließ den Geiger nicht die heiligen Töne verquiken und verquaken, hielt für nöthig, ruhige Punkte zu haben im Weltgetümmel, damit der Mensch zur Besinnung komme und sich zurechtfinden könne, wo er sei und ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe. Nun giebt es aber auch Zeiten und Regierungen, wo alles darauf ankommt, daß männiglich sturm bleibe, nicht wisse, stehe er auf dem Kopfe oder auf den Füßen; da ist's dann freilich nöthig, daß man alle Töne losläßt Tag und Nacht, daß blasen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchsen, posaunen und prasten, singen und springen muß und zwar so scharf er es vermag, wenn er nicht verdächtig werden will, wer nur immer blasen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchsen, posaunen und prasten, singen und springen kann, vom Säuglinge weg bis zum Greis. Das ist einer der wichtigsten Punkte in der demagogischen Staatskunst. Begreiflich gehen die rechten Staatskünstler mit dem Beispiel voran und zwar unnachahmlich. Es ist wohl möglich, daß man einmal in den Kirchen gegenüber der Kanzel eine Bühne errichtet für solche Künstler, welche der Teufel angestellt hat und als Hanswürste figuriren läßt, alles Heilige dem dummen Volke wegzubugsiren.

Mit Eiermahl, Tanz und obligater Prügelei mußte man warten, wenigstens bis Ostermontag, des Publikums wegen und nicht wegen der eigenen Religion. Auch damals also

ließ man in Kirchberg Ostern Ostern ſein und that, wozu man Luſt hatte bis ans Geigen, und die Polizei hatte keinen Sinn für Oſtern, war ihr auch nicht zuzumuthen, ja man giebt ihr ſchuld, ſie hätte Zwecke verfolgt, welche eben durchaus nicht öſterlich waren. Die Wirthshäuſer waren überfüllt, es wurden es allgemach auch die Köpfe, und wenn es voll in den Köpfen wird, fängt es bekanntlich an in den Fingern zu ſpuken, und dann Oſtern hin, Oſtern her!

Michel auf dem Knubel gehörte zu keiner der Parteien, er wohnte nicht in der Nähe, aber er ſah ſolchen Dingen gern zu, und wenn er ſich auch nicht ungern zeigte, wo viele Menſchen zuſammen kamen, ſo kann man es ihm nicht verübeln. Seine Vaſallen hatten ihm einen großen Begriff von ſeiner Majeſtät beigebracht, ihm eingeredet, er ſei mehr als Goliath, mehr als die ſieben Haimonskinder alle miteinander. An ſolchen Orten ſah er dann, wie die Leute ihn betrachteten, als wäre er eine fremdländiſche Kreatur, mit Erſtaunen und mit Grauen, ſah, wie Einer dem Andern die Ellbogen freundſchaftlichſt in die Nieren ſtieß, und hörte mit der größten Wonne: „Sieh, dort der Große, wo breit iſt wie ein Tennthor, das iſt der junge Bauer auf dem Knubel, das iſt ein Grüſel, mit Geld und Kraft mag den keiner, der ſchwingt oben aus im Schweizerland.“ Michel war ein junger Laffe, that dümmer als er war, meinte, unter den Leuten müſſe er ſich ſo recht ſpienzeln, ſeinen Kübel im Maul, ſeinen Ring am Finger, und dazu ein Geſicht machen, als ob er nicht bloß allen Pfeffer auf dem ganzen Erdboden gefreſſen hätte, ſondern auch das Land, wo er wächſt, mit allen Pfefferſträuchen dazu.

Darum eigentlich kam er mit Gefolge nach Kirchberg und weder des Düpfens noch des Eieraufleſens wegen. Er hatte zwar des allgemeinen Gebrauchs wegen auch Eier im Sack und düpfte ſogar und zwar ſelbſt mit Mädchen. Aber ſie mußten ihm bekannt ſein und ihn anſprechen dafür, unbe-

kannte Bauerntöchter vom Gitzigrat fertigte er über die Achſel ab. Ward er angeſprochen, that er es wie eine Gnade, als ob er Sultan wäre, ſchritt dann fürbas ebenſo. Aus dem Weibervolke machte er ſich durchaus nichts, tanzte er einmal und hielt das Mädchen zu Gaſt, ſo war es nur, um zu zeigen, der Bauer auf dem Knubel vermöge den Geiger zu bezahlen und eine Uerti obendrein. Wollte ihm ein Anderer das Mädchen abjagen, ſo konnte er eine vaterländiſche Prügelten anſtellen, aber nicht des Mädchens wegen, ſondern um zu zeigen, wie ſtark er ſei. Wollte ihm aber niemand das Mädchen abjagen, ſo ließ er es ſonſt laufen. Michel war ſo eine rechte wahrhaftige Lümmel-Majeſtät, aber eine gutmüthige. Als das Eieraufleſen aus war, der Aufleſer, welcher ſehr geſchickt im Werfen der Eier nach der Wanne geweſen war, gewonnen hatte, wälzte ſich die Maſſe den Wirthshäuſern zu, um abzuſitzen und zu erwarmen. Michel that auch alſo, wälzte ſich mächtig durch die Menge und pflanzte ſich hinter einem Tiſche auf, als ob er hier den jüngſten Tag erwarten wolle. Zu ſeinen Füßen lag Bäri, der Hund, auf dem Vorſtuhl ſaßen die Knechte, ließen ſich wohl ſein, denn Michel kargte nicht beim Traktiren. Das Wirthshaus, in welchem Michel war, füllte ſich zum Erſticken und zwar mit allerlei Volk von verſchiedenen Dörfern. Aus allen Ecken ſchrie man nach Wein, mit den Mädchen ward um die letzten Eier gerungen, was mit einer radikalen Plünderung endigte. Lärm und Spectakel waren groß. Man verſtand ſein eigen Wort kaum, und ſchwer war's ſich durch's Getümmel zu drängen, ſchwerer als auf der Brücke. Dort nahm man's kaltblütig, hier war's, als ſei Alles mit Büchſenpulver angefüllt, als ſchwirrten böſe Geiſter in der Luft und bliesen die Menſchen mit Zankſucht an. Warf man Streitende zur Thüre hinaus, kamen ſie durch die Fenſter wieder herein, und zehn Mal wilder als vorher. Löſchte man Streit in der Stube, flammte er in den Gängen um ſo gewaltiger auf. Die Frühlingsluft

spukte in den starken Gliedern, und zumeist thut dann der Mensch am wüstesten, wenn es sich am wenigsten ziemt. Michel saß vom Streite unberührt hinterm Tisch in guter Ruhe und rauchte einen Kübel Tabak dazu. Nur zuweilen knurrte Bäri der Hund, oder einer der Knechte stand auf und trieb einen Knäuel Streitender, der sie belästigte, mit einem tüchtigen Stoß in's Fahrwasser des Streites hinaus. Hinter Knechten, Hund und Tisch saß Michel in der vollständigsten Sicherheit, hätte in allem Behagen genießen können, was ihn gelüstete.

Wahrscheinlich stach ihn der Böse, es gramselte ihm in allen Gliedern: plötzlich mitten im wildesten Lärm schrie er nach seiner Uerti und wollte fort sammt Gefolge, welches vielleicht lieber länger gesessen wäre, indessen keine Einwendungen versuchte. Langsam, g'sätzlich rückte Michel aus, drückte sich ins Gedränge, wollte durch Stube und Haus, wie er diesen Nachmittag über die Brücke gekommen. Aber jetzt war anderes Wetter. Damals war die Luft rein gewesen, jetzt flogen Gläser und Flaschen drin herum, als ob es Schneeflocken wären. „Will der schon heim?" hörte Michel eine Stimme fragen. „Für den ist's hohe Zeit, um diese Zeit müssen die Kinder in's Bett, längst wird ihm die Kindermutter sein Breili z'weg haben," antwortete eine andere Stimme. Zornig sah Michel sich nach dieser Stimme, welche er heute schon einmal gehört zu haben glaubte, um, da splitterte ihm ein Glas am Backen. Nun ging das Pauken los, Michel hielt sich berechtigt, auf den Wurf hin dreinzuschlagen, ganz gleichgültig, wen er traf, und hinter ihm her hielten die Knechte sich für ebenso berechtigt als der Meister. Michels Ring schien ein wahrhafter Zauberring zu sein, von ihm berührt beugten sich die kühnsten Häupter und manches fiel in tiefen Schlaf. Alles schlug nun auf Michel ein, und je mehr Schläge Michel kriegte, desto munterer schien er zu werden, es schien, als erwache er eigentlich erst jetzt so recht. Es

wäre eine ordentliche Freude gewesen, ihm zuzusehen, wenn dabei nicht Augen, Nasen, Zähne ꝛc. gefährdet gewesen wären. Michel brach sich Bahn mitten durch das wildeste Getümmel, schlug sich auf gesunden Beinen in's Freie. Draußen hielt er still, rüstete sich auf den Heimweg, zog seinen sorgfältig geborgenen Kübel aus der Tasche, brachte ihn in's Gleis, stopfte frisch, achtete sich der Steine und Scheite wenig, welche um ihn herumflogen. Eben hatte er Stein und Schwamm zur Hand genommen den Kübel in's Maul gesteckt und wollte Feuer schlagen, da traf ein Scheit hauptsächlich die Pfeife, daß sie ihm aus dem Maule flog und die Zähne wackelten. „Bäri, faß!" rief er, und wie ein Pfeil schoß Bäri in die Nacht hinein, als ob er nur auf diesen Ruf gewartet hätte. Bäri war ein ganz vortrefflicher Hund mit Löwenkraft und Menschenverstand, daher auch wie ein Zwillingsbruder von Michel geliebt. Im größten Streit half Bäri seinem Meister nie ungeheißen, außer wenn derselbe fiel, dann hätten wir niemanden, dem sein Leben lieb gewesen, rathen mögen, Michel anzurühren. Wurde er irgendwie getroffen oder geschlagen, dann hatte er nicht das Recht, ungeheißen zuzubeißen. Sagte aber Michel: „Bäri faß," oder: „Bäri nimm!" so faßte Bäri und nicht für Spaß und ließ nicht los, bis Michel sagte: „Bäri gang dänne," oder: „Bäri hintere." Bäri hörte auf der Welt kein Wort lieber als das: „Bäri faß!" Wie es aus Michels Mund war, schoß er fort wie ein Pfeil vom Bogen, und ungesäumt lag am Boden, was Bäri fassen sollte. So geschah es auch jetzt. Laut fluchte es in der Nähe, dann hörte man einen dumpfen Fall, einen lauten Schrei, Bäri's zornig Knurren. „Geht und luegit," sagte Michel zu den Knechten, suchte kaltblütig seine Pfeife zusammen, richtete sie ein und ging langsam nach. Sie fanden Bäri schrittlings stehend über einer dunkeln Gestalt, die blanken Zähne knurrend dicht an deren Gesicht, und zorniger ward das Knurren und das Maul that sich über dem Gesichte zum Fassen auf,

ſobald die Geſtalt einen Laut von ſich geben wollte. Die Knechte fanden ſich nicht berufen, den Menſchen zu erlöſen, auch ſprangen ſie denen nicht nach, welche ſie in der Ferne laufen hörten. Zu g'wundrig zu ſein in dunkler Nacht kann unheimlich werden. Sie hatten ihr Geſpött mit dem armen Teufel, und wenn der reden wollte, ſperrte Bäri das Maul auf, drückte ihm die Zähne in's Geſicht, doch ohne zu beißen. Eben eine bequeme Stellung iſt dies nicht für einen Menſchen, ſie iſt ungefähr die eines konſervativen Freiburgers, mit dem Unterſchiede, daß der Bäri, der auf dem Freiburger ſteht, mit dem Maule am Geſicht, eine Regierung iſt, und nicht ein Hund. Michel hielt von je Preſſiren für ungeſund, fand ſich auch nicht bewogen, diesmal eine Ausnahme zu machen. Er kam langſam nach, und erſt als ſeine Pfeife ordentlich brannte, ſagte er: „Hintere, Bäri, hintere.“

Bäri meinte ebenfalls nicht, daß beſondere Eile am Platze ſei, langſam zog er das Bein zurück, ließ ab von den zäztlichen Berührungen und entfernte ſich mißmuthig von dem Menſchen. Sobald dieſer frei war, fluchte er ſchrecklich und begehrte mörderlich auf. Als er ſich endlich erheben hatte, ſah man, daß es ein Landjäger war. „Du Knubel-Kalb, du verflucht's, habe ich dich endlich, jetzt will ich dir's zeigen, du mußt mir dahin, wo du längſt hingehört; morgen mache ich die Anzeige im Schloß, dein Hund muß zum Schinder, du unter die Rothen. Der Bonaparte iſt die rechte Kindermutter für ſolche Kälber, der putzt ihnen die Naſe. Der Bigelpeterli wird Freud haben, wenn er dich in die Lieferung bekommt.“

Die Schweiz mußte Napoleon laut Vertrag vier Regimenter oder ſechzehntauſend Mann ſtellen und vollzählig erhalten. Napoleon verbrauchte raſch ſeine Soldaten, plagte daher ſeine ſogenannten Verbündeten beſtändig mit Befehlen zur Ergänzung. Nun war die Freiwilligkeit nicht mehr ſehr groß, ſeitdem man vernahm, wie heiß es in Spanien zugehe und wie kalt es in Rußland ſei. Die Werbung ging daher

sehr schläfrig und die Regierungen mußten zu allerlei künstlichen Mitteln die Zuflucht nehmen. Die schlauſten Werber wurden angeſtellt, alle Liſten ihnen erlaubt, bei allen Streichen durch die Finger geſehen und wen ſie einmal hatten, den hatten ſie, wenn ſie wollten. Unter diesen Werbern blieb Bigelpeterli berüchtigt und wegen ſeinem Witz berühmt bis auf den heutigen Tag. Es geſchah aber auch, daß man Burſche, welche wegen Schlägereien oder anderm Frevel in's Zuchthaus oder in die Verbannung ſollten, nach Frankreich ſpedirte, angeblich zwar mit ihrem Willen. Dieſer modus procedendi wurde dann aber auch von Landjägern und Werbern zu ſchweren Brandſchatzungen mißbraucht, wenn ſie einmal einen Reichen in die Hände bekommen konnten. Auch ſollen die Manieren der reichen Bauernſöhne nie ſo fein geweſen ſein als dazumal.

Es war, als Michel das begegnete, noch nicht die böſte Zeit und doch erſchrack er ſehr. Er war tapfer auf den Straßen, aber vor dem Krieg hatte er einen heiligen Schrecken, er tauſchte ſeinen Knubel nicht an ganz Rußland. Er wollte daher begütigende Worte verſuchen, der Hund habe ihn nicht gekannt und nicht gedacht, daß, wo mit Scheiten geworfen werde, ein Landjäger zugegen ſei. Aber ſolchen Menſchen manierlich zu kommen, iſt gefährlich, ſie werden gern um ſo gröber und unverſchämter. Der Landjäger war vorher bloß grob geweſen, jetzt ward er fürchterlich, that als ob er Michel Handſchellen anlegen und ihn noch in dieſer Nacht nach Frankreich ſpediren wolle. Da trat Sami, Michels Lieblingsknecht und gleichſam ſein Milchbruder, vor und ſagte: „Nur ſachte, und jetzt haſt Zeit zu ſchweigen und dich zu ſtreichen, du Unglückmacher, ſonſt geht es mit dir dem Teufel zu; du haſt den ganzen Streit angezettelt und immer wieder angeblaſen, um Bußen zu ziehen oder zu brandſchatzen: Anderer Unglück iſt eure Ernte. Es ſind Leute da, welche ſagen werden wo man will, wie du und dein Kamerad das ganze Spiel

abgekartet haben. Haſt du das Scheit nicht ſelbſt geworfen, ſo warſt du doch dabei, als es geworfen ward, und weißt, wer es gethan. Iſt das nicht genug, ſo ſoll dir bewieſen werden, wie du dich kaufen läſſeſt, kurz der ſchlechteſt Lumpenhund biſt, welcher in unſerer Herren Kutte herumläuft. Morgen gehe ich in's Schloß, zähl darauf, und zeige dem Oberamtmann an, welche Lausbuben und Unglücksmacher er zu Landjägern habe. Er iſt ein ſtolzer Herr, aber kein ungerechter, der wird mit ſolchem Pack ſauber ausfahren, zähl darauf."

Dieſe Sprache machte Eindruck auf den Landjäger, von wegen derſelbe kannte den Oberamtmann, wußte wohl, was er ihnen oft geſagt und daß er nicht Spaß verſtehe, am allerwenigſten von den Landjägern. Der Landjäger ließ die Milch hinunter, und endlich kam ein Vergleich zu Stande, welcher ungefähr in den Worten enthalten iſt: ſchweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir. So geht es gewöhnlich. Eine Floh, welche uns gebiſſen, jagt man bis man ſie hat, dann zerdrückt man ſie; menſchliches Ungeziefer aber ſchüttelt man bloß von ſich ab, läßt es laufen, ja hat noch Freude daran, wenn es von uns weg nach Andern ſpringt und beißt. Können jetzt auch luegen, wie ſie es abſchütteln, denkt man. Mit dieſer Selbſtſucht richtet man unſäglichen Schaden an, erhält die Macht der Schlechten, mehrt deren Trotz und Uebermuth, denn ſie haben ja nichts zu fürchten, als am einen oder andern Orte vergeblich anzuſpringen und abgeſchüttelt zu werden. Müßten ſie das Zertreten fürchten, es wäre anders. Wie Mancher wohl wurde durch dieſen Spitzbuben von Landjäger ſpäter noch unglücklich, der ſein Weſen ſicherlich forttrieb, nur vorſichtiger und ſchlauer. Nun unſerm Michel war es nicht zuzumuthen, des allgemeinen Beſtens wegen freiwillig einen Gang in's Schloß zu thun, dem Oberamtmann unter die Augen zu ſtehen und eine Anzeige zu riskiren. Verſetzen doch ſolche, welche was ganz Anderes vorſtellen wollen als unſer

Michel, keinen Fuß, wenn es gilt, Schaden zu wenden vom ganzen Vaterlande, geſchweige denn daß ſie das Maul aufthäten und die verzeigten und offenbar machten, welche es in's Verderben führen.

Im ſchönen Bewußtſein, viel verrichtet zu haben, zog Michel mit ſeinem Gefolge unangefochten heim. An vier ſolche Burſche und einen Hund traut man ſich auf offener Straße und freiem Felde nicht ſo leicht. Die angetrunkenen Knechte im Siegesübermuth hätten gern noch ein zur Seite liegendes Dorf beſucht, wo Kampf und Blut nicht gefehlt hätten. Aber Michel wollte nicht, nicht weil er ſich fürchtete, aber er meinte nicht, daß alles an einem Tag gethan werden müſſe, er war mit dem dieſes Mal Vollbrachten vollſtändig befriedigt. Es ſei morgen auch noch ein Tag, ſagte er. Michel hatte einige Löcher im Kopf, Beulen am Leibe, aber er achtete ſie ſo wenig als Bremſenſtiche, hatte ſie vergeſſen, als er heim kam, legte ſich zu Bette, ohne nach ihnen geſehen zu haben.

Am andern Tage ſchlief Michel, bis hoch am Himmel die Sonne ſtand. Endlich begann es zu tagen vor ſeinen Augen, aber Michel pflegte nicht eines Satzes aus dem Bette zu ſpringen; ſelbſt wenn unter ihm das Bett gebrannt, ſo hätte er ſich noch gedreht, geſtreckt, einige Mal gegähnt, dann erſt hätte er das Bett verlaſſen, in einem Satze vielleicht oder vielleicht auch langſamer. Als nun Michel mit etwelchem Geräuſch ſeine Vorübungen zum Aufſtehen mit Gähnen und Strecken machte, öffnete ſich die Thüre und eine ältliche Frau trat in's Stübchen. Aber ſo wie ſie einen Blick auf das Bett gethan, ſchrie ſie laut auf und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Ach du meine Güte, Micheli, mein Micheli (ein beiläufig über zwei Centner ſchwerer Micheli), wie ſiehſt du aus, wie haben ſie dich aber zugerichtet!“ „Was iſt, Anni?“ fragte Michel und hob das Haupt aus dem Kiſſen. Da erſt ſchrie Anni recht: „Mein Gott, mein

Gott, lebſt oder biſt todt? biſt du denn nicht ſicher, wenn du von Hauſe gehſt? O wärſt daheim geblieben, ich hielt dir ſo dringlich an, wollte die Küchli zwei Mal backen und Nidle ſtoßen, aber es mußte nicht ſein, es mußte erzwängt ſein, und jetzt kommſt du ſo mir heim! Und wo waren die Knechte, was thaten Sami und Bäri? was nützen die alle, wenn du ſo z'weg kommſt?" „Was iſt aparts, daß du ſo machſt?" fragte Michel verwundert.

„Biſt denn ſo ſturm im Kopf, daß du nichts weißt? Es iſt ſich aber nicht zu wundern, man muß ſich nur wundern, daß du noch lebſt. Sieh ſelbſt," ſagte die Frau, nahm ein Spiegelchen von der Wand und hielt es ihm vor. Da wäre doch Michel beinahe vor ſich ſelbſt erſchrocken. Er ſah aus wie ein alter Märtyrer, gepeitſcht, halbgeſchunden und halb von den Hunden gefreſſen, voll Blut und Striemen. Das blutgetränkte Haar hing ihm über das dicke Geſicht hinunter, das blutige Hemd klebte ihm am Leibe, daß man es für den blutigen geſchundenen Leib ſelbſt hätte halten können. Noch andere Leute als Anni wären über ihn erſchrocken, denn man hätte wirklich meinen ſollen, es ſei nur eine Wunde. „Das iſt wüſter als bös," ſagte Michel zu Anni, welche ſich geberdete wie eine gedungene hebräiſche Klagefrau. „Hol' Waſſer, mach' das Blut ab und gieb ein friſches Hemd, ſo iſt d'Sach richtig." Anni, welche von vielen Berichten her einige Sachkenntniß in ſolchen Fällen hatte, fragte, ob es nicht beſſer ſei, ehe es waſche, zu Männern zu ſchicken, um Zeugen zu haben, wie er ausgeſehen, und zu einem Arzt, um ihn zu verbinden, damit man den Mördern und Schindhunden, welche ihn ſo zugerichtet, den Meiſter zeigen könne? Aber Michel meinte, es wäre gut, es wäre heute niemand übler z'weg als er, und wollte nicht; Anni mußte ſich bequemen, laues Waſſer zu holen, um ſeinem Micheli ſein Köpfli zu waſchen. Je eifriger es wuſch, deſto eifriger redete und jammerte es dazu. Als das Werk vollbracht war, ſah Michel wieder ganz ordentlich

aus, daß Anni es faſt ungern hatte und that, als ob es Michel lieber halb todt geſehen, um dann nach Herzensluſt über ihn weinen und klagen, über die Thäter ſchimpfen und läſtern zu können.

Um deſto brünſtiger wandte es nun ſein Mitleid Michels Kleidern zu, er hatte nämlich am Oſtertag all' ſein Beſtes angezogen; da war nichts mehr ſauber, das Eine zerriſſen, das Andere mit Blut getränkt und dieſes eingetrocknet. Er komme noch um all' ſeine Sachen, jammerte Anni, wenn er ſich ſeiner Sache ſo wenig achte. So koſtbare Kleider und alle dahin! Hätte er ihns geſtern geweckt, daß es das Blut noch feucht hätte auswaſchen können, ſo wollte es nichts ſagen, jetzt möge er zuſehen, wie es werde. Wenn es ihm nicht eingefallen, ſo hätte es Sami in Sinn kommen ſollen, dem ſtünde es wohl an der witzigere zu ſein, ſei er doch ſieben Wochen und drei Tage älter als Michel. Aber wenn er nicht beſſer thue, müſſe der ihm aus dem Hauſe. Bei allen Lumpengeſchichten ſei er der erſte und der letzte und vielleicht der Urheber. Zu gut dazu ſei er nicht.

Sami war Anni's leiblicher Sohn, und Anni war Michels Kindermagd geweſen, jetzt die ihm um die Naſe geriebene Kindermutter. Michels Mutter war nämlich geſtorben, als derſelbe noch in den Windeln war, darauf vertrat Anni Mutterſtelle an ihm und zwar ſo, daß ihr faſt gleich alter Sohn Sami gegen Michel immer den Kürzern ziehen mußte, Michel ihr immer der liebere ſchien. Im Grunde des Herzens war es aber nicht, aber für Michel kam zu der Liebe die Treue der Pflicht. Michels Mutter hatte auf dem Sterbebett zu Anni geſagt: „Gäll, du lueglt immer zu ihm und lueglt, daß er nit unterdrückt wird, wenn es hier eine Aenderig (Stiefmutter) geben ſollte?" Das hatte Anni verſprochen und hielt es. Aber Michels Vater dachte nicht mehr an's Heirathen. Er war ein Mann von wenig Worten und einförmigem Thun; eine neue Frau zu ſuchen und ſie zu dreſſi-

ren oder ſich in neu eingezügelte Gewohnheiten zu fügen, wäre ihm in Tod zuwider geweſen. Er war brav, ſo weit er es verſtand, hatte den üblichen Glauben, daß ein Gott ſei und man durch Chriſtum ſelig werde, während er eigentlich zwei Mächten diente, dem Gelde und der Kraft, das waren ihm die höchſten Worte auf Erden.

Die größte Freude hatte er an ſeinem Micheli, in deſſen Perſon ſollten ihm die beiden Worte verehlicht werden. Der Michel brachte bereits Tatzen auf die Welt wie ein junger Bär. Anni mäſtete ihn als wäre er ein junges Kalb, bei welchem die Maſtung die Hauptſache iſt. Es hatte ſeine größte Freude am Erfolg ſeiner Erziehung, als dem Micheli die Glieder aufſchwollen wie einem jungen Ochſen, und dachte nicht daran, daß es das größte Wunder ſei, daß Micheli nicht an dieſer Erziehung ſtark, ſondern ſie aushielt und ſogar geſund. Vom achten Jahre an mußte er alle Frühjahre eine Kur machen, aber nicht mit ſo dünnem Waſſer, welches nach Eiſen oder Schwefel riecht und nichts kann als durchziehen, ſondern mit Roßmilch. „Stark wie ein Roß," ſagt man, wenn man den höchſten Grad von menſchlicher Stärke bezeichnen will, und ſtark wie ein Roß werde, wer brav Roßmilch trinke. Und wie man Roſſe, welche man ſtark und ausdauernd haben will, frei laufen läßt, ſpät einſpannt, erſt wenn die Knochen hart geworden, ſo wurde Michel zu keiner Arbeit ſtreng gehalten, er konnte etwas machen oder nichts, dazu und davon, wie er wollte. Er wurde auch ſtark, das freute den Vater ſehr, für's Geld wolle er ſchon ſorgen, dachte derſelbe. Als Michel zum erſten Male einen Mütt Korn aufnahm aus freier Hand, ein Mäß Roggen über den Daumen ausleerte, den ſchwerſten Knecht am Rockkragen in den Zähnen durch die Tenne trug, ward es als häusliches Feſt gefeiert, und das ganze Hofgeſinde pries Micheli's Kraft und Herrlichkeit acht Tage lang. Michel war wirklich ſehr ſtark und von einer Beſchaffenheit, daß man faſt hätte glauben ſollen, er könne

ſich eiſern machen. Man konnte mit Zaunſtecken auf ihn ſchlagen, er bog ſich darunter ſo wenig, als er ſich viel daraus machte. Es war ein großes Glück, daß er bei ſolcher Erziehung ſehr gutmüthig und ſehr behaglich war. Er beleidigte niemand muthwillig, hatte nicht Freude daran, irgend einen armen Teufel zu peinigen, nur mußte ihm niemand den Streit auf den Leib bringen, er wußte ihn nicht zu vermeiden, er war zu jung dazu. Es muß Einer erſt ſo recht gefeckt und gewegen ſein, wenn er mitten unter neidiſchen oder zankſüchtigen Leuten keinen Streit mehr kriegen ſoll. Michel war es wohl daheim, eine Pfeife Tabak, ein ruhiger Sitz, ein gutes Stück Brod oder Fleiſch und ein Schluck Milch dazu waren ihm die liebſten Sachen. Er hatte nicht die unſtäte Natur einer Weſpe, welche von einer Pinte zur andern fahren muß wie eine Weſpe von einer Fenſterſcheibe zur andern, er war am liebſten daheim, und es bedurfte ein ordentliches Aufrütteln, wenn er auszuziehen ſollte. Und wo iſt eigentlich ein rechter Bauer am ſchönſten als eben daheim, ſei es hinter dem Pflug oder auf der Bank vor dem Hauſe? Nun gab es aber viele Bauernſöhne, welche ebenfalls ſtark ſein wollten und reich genug waren, ihre Kraft zu erproben. Die wuchſen an Michel und hetzten Andere an ihn, und bis man an Michels Kraft glaubte, koſtete es viel Blut und Geld. Aber das war gerade das Geld, welches Michels Vater am allerwenigſten reute. Als er das erſte Mal zweihundert Thaler Schmerzengeld zahlen mußte, hatte er größere Freude daran, als wenn er zweitauſend Thaler geerbt hätte. Wenn Michel von Natur nicht ſo friedfertig geweſen, ſo hätte des Vaters Art, wie er Prügeleien aufnahm, ihn dazu bringen können, den ganzen Knubelhof zu verklopfen. Gar manches Knechtlein und manch' armer Bauernſohn ließ von Michel ſich gerne prügeln, um ein tüchtig Schmerzengeld zu erpreſſen, welches Michels Vater ohne viel Federleſens und ohne zu procediren zahlte.

Derſelbe genoß indeſſen dieſe Freude nicht lange, ſondern ſtarb, als Michel das Alter erreicht hatte, wo er ſein Gut ſelbſt verwalten konnte. Michel war nun ein reicher Mann, eine der beſten Parthien des Landes, um ſich gehörig auszudrücken. Der Knubelhof gehörte unter die ſchönen Höfe: reich an Weide und Wald, Waſſer und Wieſen, Baumgarten und Ackerland, kurz einer von den Höfen, auf welchen ein rechter Bauer ein Edelmann und eine rechte Bäurin eine kleine Königin iſt. Zu dem Hofe erbte Michel viel Geld, baares und angelegtes, und Hülle und Fülle in Spycher und Kaſten, in Ställen und Keller und Kammern. Zu einem guten Bauer, der die Sachen nicht erſt erwerben muß, ſondern ſie bloß zu erhalten braucht, hatte er gute Anlagen. Begreiflich muß man einen ſehr großen Unterſchied machen zwiſchen erwerben und erhalten. Mancher iſt trefflich zum Erwerben, aber behalten kann er's nicht, Mancher könnte behalten, wenn er was hätte, aber zum Erwerb taugt er nicht. Michel konnte alle Arbeiten, und leicht ging's ihm von der Hand, aber er meinte nicht, daß er alles allein machen müſſe, er arbeitete bloß der Ehre, nicht der Luſt wegen. Michel verſtand ſich auf Kühe und Pferde ziemlich, aber Handelsgeiſt hatte er nicht, er kaufte und verkaufte, was der allgemeine Gebrauch mit ſich brachte. Der Vater hatte ihn von früher Jugend an auf alle Märkte mitgenommen, angeblich, damit er den Handel kennen lerne, eigentlich aber, um wohl zu leben an der Bewunderung, welche man allenthalben dem reichen Knubelbauer um ſeines ſchönen Bubens willen ſpendete. Neben dieſen Eigenſchaften war Michel gar nicht verthunlich, und den größten Theil der Zeit brachte er daheim zu, da liebte er allerdings gute Nidle, guten Anken, guten Käs, ein ſchön Stücklein Fleiſch, Speck und Schinken, Küchli, einen guten Schluck Kirſchwaſſer und Tabak. Von dem letztern hatte er aber keinen Verſtand, wenn ihn das Pfund vier Batzen koſten ſollte, ſo kratzte er ſich in den Haaren. Schöne beſchlagene Pfeifen liebte er und ſchwere große

Uhren, mit diesen händelte er einigermaßen, und das mochte ihn im Jahr vielleicht einige Thaler kosten. Nun freilich kostete ihn das Wirthshaus etwas, weil er meist mit Gefolge darin erschien, indessen geschah es bei weitem nicht alle Sonntage. Was ihn am meisten kostete, waren Schlägereien und die damit verbundenen Brandschatzungen. Indessen ein Bauer, der seine zweitausend Thaler Einkünfte hat, mag schon etwas ertragen, selbst wenn er aus einer Art Uebermuth niemand Geld abfordert, zwölf bis fünfzehn Zinse von den Kapitalien ausstehen läßt, obgleich nach dem zehnten Zins das Gesetz die Verjährung erklärt, wenn der Schuldner davon Gebrauch machen will.

Anni, seine Kindermutter, war auf dem Knubel nicht die Majestät, aber das Faktotum, führte die Haushaltung treu, als ob es die eigene wäre, und mit Einsicht und Verstand dazu. Es ließ nichts zu Schanden gehen, übte Gutthaten, wie es dem Hofe wohl anstand, aber nicht zur Erhebung der eigenen Person wie der ungerechte Haushalter im Evangelium und pflegte seinen Micheli noch immer als ob er ein Wickelkind wäre. Es war überhaupt eine eigenthümliche Haushaltung, wie schwerlich mehr eine im ganzen Lande zu finden ist. Michel war der Angel, um welchen sich alles drehte, der große Bauer, der Gewaltige und doch eigentlich das Kind, welches Alle als Kind behandelten, verhätschelten, jedoch mit Respekt. Der Knubelhof war so eine Art Schlaraffenland, von Allen gesucht, von niemand freiwillig verlassen. Michel gönnte es seinen Leuten, Speise und Trank waren gut und im Ueberfluß, die Löhne nicht besser als an andern Orten, aber auf einige Thaler extra kam es Michel nicht an, wenn man es ihm zu treffen wußte. Mit der Arbeit brauchte sich niemand zu überthun, in Wind und Wetter sprengte Michel seine Leute wenig herum, jedenfalls nie aus Bosheit, wie es hie und da zu geschehen pflegt, sondern nur, wenn Noth vorhanden war. Er hatte Leute genug und nicht halb zu wenig,

keiner war gezwungen für zwei zu schaffen, wenn er nicht pfuschen und im Rückstand bleiben wollte, jeder konnte gut und bequem machen, was ihm oblag. Darum sah der Knubelhof auch schöner aus als so viele andere, wo mit den Händen gekargt wird und die Zeit immer zu kurz ist für die wenigen Leute und die viele Arbeit, denn Michel plagte der Geiz nicht, sein Lebenszweck war nicht noch reicher zu werden, des Jahres so und so viel tausend Gulden vorzuschlagen, sondern er wollte auf dem schönsten Hofe der berühmteste und stärkste Bauer sein. Wenn nun ein sogenanntes großes Werch anging, Heuet, Ernte ꝛc., wo die Leute sich gegenseitig auspassen, wann angefangen und was täglich geschafft wird, und jeder der Beste sein will, dann wollte Michel sich auch zeigen, dann trat er an seines Volkes Spitze, und dreingeschlagen mußte werden, daß Funken stoben, damit allenthalben es heiße: „Seht, wie es bei Michel geht; der ist aber los, wenn er will, mag ihn keiner, er ist fertig, wenn die Andern kaum angefangen haben.“ Sein Volk gönnte ihm auch diese Freude, schaffte sich fast die Seele aus dem Leibe, und nicht zu seinem Schaden, denn je größere Freude Michel hatte, desto offener war seine Hand und desto freigebiger war er mit Speise und Trank, und war der Sturm vorbei, so hatten es die Arbeiter um so besser, er ließ sie ordentlich verschnaufen.

So hatte Michel auch sehr selten über Untreue zu klagen. Der Wächter fehlte nicht, Anni hatte die Augen offen, man hätte meinen sollen wie ein Hase Tag und Nacht. Anni war nicht mit den aufrührerischen Augen betrachtet als eine Dienstmagd, welche eine unrechtmäßige Gewalt sich angemaßt, sondern als Hausmutter, wie Anni es auch wirklich war. Und wenn Anni auch immer sagte, meine Schweine, mein Flachs, unsere Kühe u. s. w., so hatte es doch reine Hände, ein sauber Gewissen, sah treuer zu Michels Sache, als manche Mutter zum Vermögen ihres Sohnes, Anni hatte also nicht Ursache, jemanden durch die Finger zu sehen, es

konnte niemand zu ihm ſagen: ſchweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir. Da alſo niemand droben gerne fortwollte, ſo nahm jedes ſich ſehr in Acht, daß es nicht fort mußte. Es gab ein ordentlich Aufſehen, wenn ein Knecht oder eine Magd vom Knubel ging. Es kam daher wie der Landſturm, daß man zehn Höfe mit den Aſpiranten um eine einzige Stelle hätte verſehen können, es ging wie in einem hungerigen Lande um eine Staatsſtelle oder wie wenn die Tauben ziehen auf einem vereinzelten Erbsacker.

So lebte Michel in vollem Behagen und Genügen, in weiter Runde war er ſicher der einzige Menſch, der keine Wünſche hatte, deren Erfüllung nicht in ſeiner Macht ſtand. Und wenn er ſchon wie jetzt Löcher am Kopf und Beulen am Leibe hatte, ſtörte dies ſein Behagen nicht im mindeſten, im Gegentheil, er genoß das frohe Selbſtgefühl, Andere hätten noch viel größere Löcher und noch viel mächtigere Beulen.

Als er friſch gewaſchen aufgeſtanden war, ſetzte er ſich mit gutem Appetit an's Frühſtück und ließ ſich's wohl ſein trotz einem Engländer. Sein Frühſtück glich aber auch einem engliſchen, beſtand nicht bloß aus dünnem Kaffee und hartem Brod, Käs und Butter waren auch da ſammt Eiertätſch und Erdäpfelröſti. „Und wenn du durch den Morgen hungrig wirſt, ſo iſt Schinken und ſonſt noch Fleiſch im Kuchiſchaft," ſagte Anni. „Ich hätte es auch aufſtellen können, aber ich wußte nicht, ob es dir recht ſei, du wirſt mir ſo wunderlich, es iſt dir gar nichts mehr zu treffen, es erleidet mir ſo dabei zu ſein." „Wird öppe nit ſein, oder was mache ich Wunderliches?" ſagte Michel, der an ſolche Verwürfe gewöhnt ſchien, kaltblütig. „Da mag ich dir auftragen was ich will und anwenden wie ich will, du ſagſt nie mehr, daß es dich gut dünke und daß es dir recht ſei. Das muß Einen gnühye, ſelb glaub." Anni gehörte zu der großen Klaſſe der Käſchinnen, welche nicht zufrieden iſt, wenn man zeigt, daß die

Speisen gut sind, indem man tapfer daran ißt, sondern die auch will, daß man rühmt, wie gut sie seien.

Michel pressirte nicht mit dem Essen, mußte auch zwischendurch Anni Rechenschaft ablegen, wie er gestern den Tag verbraucht. Anni war mit dem Bericht durchaus nicht zufrieden. „Aber Micheli, Micheli," sagte es, „denkst du denn nie daran, daß du auch ein Mensch bist und todtgeschlagen werden könntest, und wer erbt dann den Hof? Und noch dazu an einem so wichtigen Tage, an der heiligen Oster, denk', wenn du da in der schweren Sünd' ungesinnet hättest sterben müssen! Denkt doch das junge Volk nie, was es für ein Tag ist. An dir dünkt es mich nichts Anderes, du hast den Verstand noch nicht, bist noch zu jung dazu. Aber Sami sollte ihn haben, der Lümmel wäre alt genug dazu. Wenn er nicht anders thut, muß er mir weg. Ich will nicht, wenn es ein Unglück giebt, daß alle Leute es mir vorhalten, mein Bub sei schuld daran." Michel redete dem Sami z'best, erzählte, wie er es dem Landjäger gemacht und wie man den noch jetzt verklagen könnte, wenn man wollte. Aber darin fand Anni keinen Trost, sondern Stoff zu neuem Jammer. „Was, jetzt noch den Landjäger trappen, das ist ärger, als wenn ihr dem Landvogt Schelm gesagt. Der vergißt euch das nicht, der ruht nicht, bis er dich unglücklich gemacht hat, bis er dich fort hat nach Frankreich in den Krieg. Denkst du denn auch gar nicht, wie es dir wäre, wenn du den Hof mit dem Rücken ansehen und in den Krieg müßtest, wo sie mit Kanonen schießen und expreß auf die Leute und keinem Menschen borgen, sei er wer er wolle? Micheli, gingest gerne? und gehen mußt, wenn es so fort geht!"

Das machte Michel wirklich bedenklich, denn einstweilen begehrte er nicht, ein Kriegsheld zu werden. Er dachte wohl daran, im Nothfall vermöchte er Einen zu kaufen. Aber er wußte auch Fälle, wo Haß dahinter war oder man einen Menschen forthaben oder damit strafen wollte, daß man

keinen Stellvertreter annahm. Wie eben gesagt, schickte man besonders gern Schläger und Händelsüchtige hin. Dort, kalkulirte man, könnten sie ihre Lust am besten büßen, drein schlagen nach Herzenslust und sogar pflichtgemäß. Michel sagte: den Krieg fürchte er nicht, es würde ihm gar nichts machen zu geben, wenn er wäre wie andere Leute. Aber er habe oft gehört, im Kriege käme ungefähr die Hälfte mit dem Leben davon, und jetzt unterm Napoleon nicht einmal. Nun sei er so dick als zwei deren Hungerleider, welche sich gewöhnlich anwerben ließen, da wüßte er ja im voraus, daß er das Leben nicht davon brächte, denn thäte es nicht den einen halben Theil treffen, so nähme es doch den andern. Und wenn man das voraus wüßte, wäre es ja dumm, wenn man ginge. Allweg lachte, wer diesen Kalkul hörte.

Anni verschwatzte sich selten und nie so lange noch was abzuwaschen war. Sobald Michel fertig war mit Essen, trug es ab und machte sich ans Waschen. Michel aber griff nach seiner Pfeife und machte seine übliche Runde ums Haus und in den Ställen. Dies ist eine Uebung, welche kein Bauer, auch wenn er nicht mehr selbst arbeitet, je versäumen sollte. Es ist denn doch des Herrn Auge, welches die Ordnung erhalten soll. Michel hatte sonst sehr große Freude an diesen Ställen und mit Recht, denn schönere Pferde, stattlichere Kühe sah man selten, aber diesmal sah er wenig von diesen Schönheiten, es lag ihm zu dick vor den Augen. Es kam ihm immer in Sinn, wenn der Landjäger ihn doch verklagen würde, wenn er dies alles verlassen müßte. Dann kam ihn großer Aerger an über sein Wüstthun und starke Entschlüsse, alle Ausflüge zu unterlassen und auf seinem Knubel zu bleiben, da könne er machen, was er wolle, und fechte ihn hier jemand an, so habe er das Recht ihn todtzuschlagen. So studirte Michel tief, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, so tief, daß er das Horn, mit welchem man die Leute auf dem weiten Hof herum zusammen- und zum Essen rief, fast überhört

hätte. Der Hunger plagte ihn zwar nicht, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen nahm er doch seinen Platz eben am Tische ein, hinter dem Tisch pflanzte sich das Mannevolk auf, auf dem Vorstuhl saßen die leichten Truppen, das Weibervolk nämlich, welches frei ab und zu gehen mußte.

Drei große Milchkacheln voll ganzer Milch, d. h. die Nidle nicht abgestreift, standen auf dem Tische. Ein besonderer Napf stand neben Michel, gefüllt mit purer Nidle, so gut und dick, als Anni sie z'weg bringen konnte. So hätte es Michel von Kindesbeinen an gehabt, sagte Anni, und es wüßte nicht, warum er es als Bauer schlechter haben solle, als er es als Kind gehabt. Solche Nidle ist bekanntlich eben nicht gegen den Durst, daher Michel sehr oft seinen Löffel über den Napf weg in die große Milchkachel steckte. Das nahm ihm aber Anni allemal übel. Es sehe wohl, sagte es, er schätze je länger je weniger, was es an ihm thue. Es selbst versuchte nie etwas von der Nidle, was Michel überließ, wanderte in den Ankenkübel. Es hätte schrecklich schlecht gelebt, wenn es seine Milch an die Nidle hätte tauschen sollen, aber Micheli sollte Nidle brauchen. Das sei nur Bosheit und ihm z'Trotz. Sie sei ihm als Kind gut gewesen und hätte so wohl angeschlagen, so wüßte es gar nicht, warum er sie jetzt nicht mehr brauchen wolle. Sobald man gebetet hatte, brachten die Knechte das Gespräch auf die gestrigen Heldenthaten, sie thaten zwei Würfe mit einem Stein, einen nach dem Wohlgefallen des Meisters und einen nach der Huld der Jungfrauen, welche auf dem Vorstuhl saßen. Homer machte es wohl etwas fließender, wenn er von Achill oder Ajax sprach, als diese Knechte, da sie die Thaten ihres Meisters priesen, aber größer stellte er seine Helden nicht dar, als diese Knechte den ihren. Zu Hunderten seien die Dörfler da unten an ihn geschossen wie Bremsen an ein Roß, aber Michel habe sich nicht umgesehen, habe seine Streiche geführt wie vom Himmel herab, und wen er nur angerührt, habe

ſich geſtreckt, ſo lang er geweſen. Er hätte nicht gebraucht nachzubeſſern, und was beim erſten Mal ſich nicht gegeben, zum zweiten und dritten Mal zu verſuchen. Wunder thäte es ſie nicht nehmen, wenn ſie jetzt noch dort lägen, wo ſie hingefallen. Was der Meiſter nicht niedergeſchlagen, das hätten ſie gebürſtet, daß die Haut ſammt den Haaren davon gefahren. Jeder wollte Streiche aufgefangen haben, welche dem Meiſter gegolten, niedergeſchlagen haben, wer ihn im Rücken angegriffen. Jeder hatte Heldenthaten begangen, darüber zankten ſie, aber darin waren ſie einig, daß ſie Alle gegen den Meiſter nichts geweſen, der ſei durch Alles durchgefahren wie ein Ochſe durch einen Bohnenplätz. Auch Sami's und Bäri's wurde mit Ehren gedacht, der Landjäger ausgeſcholten, berathen, wie man es ihm das nächſte Mal machen wolle. Es wurde erzählt, was das vor dem Meiſter einen Reſpekt gegeben, wie ſie mitten im Streit und Schlagen gehört: wie der Knubelbauer ſei doch keiner, ſelb ſei wahr, und das ſei doch dumm, daß man den nicht ruhig laſſe, er thäte ja niemanden was zu leid, aber wer ſich an ihn wage, komme entweder weg wie ein Hund oder liege am Boden wie ein Kalb.

Kurz ſie redeten ſchön, vertrieben dem Meiſter die Grillen, füllten ihn wieder mit Selbſtbewußtſein, wie man mit Gas einen Luftballon füllt, daß nicht bloß keine Wolke mehr auf ſeiner Seele lag, ſondern daß ihn dünkte, er ſei zunächſt an der Sonne und glänze ſelbſt wie die Sonne. Anni redete beſtändig drein, vernütigte alles, wollte abbrechen, aber man hatte heute keine Ohren für ihns, man ſah zu deutlich, wie es dem Meiſter wohl that und wie gern es die Jungfrauen hörten. Man ſpann den Faden fort, da hob Anni, als es den letzten Löffel niedergelegt ſah, raſch die Tafel auf, raffte einiges Geräthe zuſammen und befahl den Mägden, das Uebrige nachzubringen. Dieſe mußten gehorchen, ſo gut als engliſche Damen, wenn die Hausfrau ſich erhebt und in das

Theezimmer ſchreitet. Ob gern oder ungern, was ſein muß, muß ſein, ſowohl auf dem Knubel als in England. Aber wie in England die Herren blieben hier die Knechte ſitzen, denn der Meiſter blieb ebenfalls ſitzen, und die Knechte ſpannen fort an ihren homeriſchen Geſängen und dem Meiſter ſchwoll das Herz mehr und mehr, kühn leuchteten ſeine Augen und auf die Zunge wälzten ſich, ungefähr wie man ein Zuckerfaß aus dem Keller ſchrotet, die Worte: „Z'arbeiten trägt heute nichts ab, z'arbeiten iſt nicht viel, wie wär's, wenn wir heute wieder nach Kirchberg gingen, luegten, ob die noch da lägen, wo ſie geſtern gelegen, und dann luegten, wie es am Eiermahl geht, es ſoll heute ſein? Es wäre zu probiren, ob man auch tanzen dürfte, oder ob nur die Kirchberger Prinzen das Recht dazu hätten?"

Doch ehe noch dieſe Worte hinauf bis auf die Lippen geſchretet waren, was bei Michel immer etwas Zeit brauchte, ſtreckte eine Magd die Naſe zur Thüre herein und rief: „Michel, ſölleſt uſe cho, ſind Zwei da, wollen mit dir reden!" „Kennſt ſie?" fragte Michel. „Habe ſie nie geſehen," ſagte die Magd, „aber allem an ſind ſie unten aus den Dörfern." Die Knechte ſahen einander an, als ob ſie ſich gegenſeitig fragen wollten, ob ſie wüßten, was die wohl wollten. Natürlich ward die Tafel nun auch vom männlichen Geſchlechte aufgehoben. Im Herausgehen ſagte Sami zu Michel: „Sie mögen an dich bringen, was ſie wollen, ſo laß dich nicht erſchrecken, mach' nit öppe d'r Narr!" Draußen ſtanden Zwei, auch Michel kannte ſie nicht. Sie fragten Michel: ob er der Knubelbauer ſei, ſie hätten ein Wort mit ihm zu ſprechen. Michel hieß ſie in die Stube kommen. Ho, ſagten ſie, ſie hülfen da ein wenig nebenaus gehen, ſie hätten mit ihm etwas im Vertrauen zu reden. Wer nämlich recht vorſichtig ſein will, redet vertrauliche Worte am liebſten im Freien, wo keine Wand iſt, an welche ein Ohr ſich legen und hinter welcher man das daran gelegte Ohr nicht ſehen kann.

Wahrscheinlich hatten sie sich bereits den passendsten Platz auserlesen, wie, wenn man angreifen will, man sich erst das Terrain besichtigt. Sie gingen neben dem Hause einem kleinen Hügelchen zu, wo höchstens nur eine Maus im Loche unbemerkt horchen konnte. Dort sagte der Eine: „Es wird dir z'Sinn cho, warum wir da sind. Du weißt, wie du gestern in Kirchberg gethan, jetzt liegen in Kirchberg Zwei in der Leistung. Sie sind bös z'weg, so Gott will, stehen sie wieder auf, aber gewiß ist es nicht. Jedenfalls werden sie zeitlebens ein Näggis davon tragen. Uebrigens brauchst du uns nicht zu glauben, da ist das Dokterzeugniß, da lies, wenn du kannst. Der Doktor hatte es gleich anzeigen wollen; wenn solches permittirt sei und nicht handlich gestraft werde, sei ja niemand seines Lebens sicher, hat er gesagt. Wenn es der Oberamtmann vernehme, werde der wohl dem Knubelbauer das Handwerk legen ein für alle Male. Aber wir haben dir nicht z'Bösem wollen, unglücklich zu machen begehren wir dich nicht, du wirst wissen, wie man jetzt mit Schlägern und Händelmachern abfährt. Es sind zwei arme Bursche, welche ihr Brod verdienen müssen, so schien uns, wenn du ein Namhaftes thun würdest, so könnte man schweigen und stille sein bei der Sache. Wie meinst?"

Da machte Michel ein dumm Gesicht und hatte beide Hände in den Westentaschen, wie es damals Mode war, später fuhr man damit in die Hosensäcke, gegenwärtig in die Rocktaschen, denn etwas muß der Mensch haben, wohin er mit den Händen fahren kann. Hat er nichts, so hat er auch keine Haltung, und das ist fatal. Und wenn er auch etwas hat, darein er fahren kann, so schützt es ihn doch nicht immer vor Verlegenheit, das erfuhr Michel jetzt. „Was düecht dich, was willst? red',“ sagte der, welcher bis dahin geschwiegen, „wir haben weit heim, es pressirt uns.“ Da sagte Michel endlich: etwas sei gegangen, selb sei wahr, aber es hätten noch viele Andere geschlagen als er, die Bursche könnten von

Andern geſchlagen ſein ſo gut als von ihm, ſelb ſei doch vorerſt zu unterſuchen, ehe er eintrete. „Die Sache iſt ausgemacht, unterſuchen mangelt ſich da nicht," ſagte der eine der Anſchicksmänner, „wie man den Roßeiſen gleich anſieht, welcher Schmied ſie gemacht hat, ſo kennt man alsbald die Köpfe, welche der Knubelbauer beſchlagen hat. Daneben wie du willſt. Es war uns um dich, und willſt nicht, ſo haſt gehabt, anhalten wollen wir dir nicht. Wir können auf dem Heimwege gleich beim Schloß vorbei die Anzeige machen und das Doktorzeugniß abgeben." „He, einen Tag oder zwei Bedenkzeit, daß man ſich öppe beſinne cha, wird doch wohl zu haben ſein," ſagte Michel. Dazu hätten ſie keinen Auftrag, ſagten ſie. Unterdeſſen könnte die Sache von einer andern Seite angezeigt werden, dann ſei ſie aus ihren Händen. Mach' aus, ſo iſt es ausgemacht. Daneben zwingen wollten ſie ihn nicht. Er ſolle ihnen nur, wenn er ſchreiben könne, ein Zeugniß machen, daß ſie dageweſen ſeien. Das hätte Michel zu einer andern Zeit vielleicht gethan, denn er konnte ſich gar nicht erinnern, jemand ſo gedroſchen zu haben, daß er in der Leiſtung liegen mußte, und ſeine Knechte konnten es auch kaum gethan haben. Sie hatten ſich bei niemand beſonders aufgehalten, nur ſo gleichſam im ununterbrochenen Vorrücken aus dem Wege geſchlagen, was darauf geweſen, und Schweizerköpfe mögen mehr als einen Schlag ertragen, und werden ſie auch ſturm geſchlagen, hat es nicht viel zu ſagen, und fällt auch Einer hin, ſteht er zumeiſt alsbald wieder auf. Aber die Umſtände, die Geſchichte mit dem Landjäger, Bigelpeterli und Napoleon und der Teufel, den Anni ihm im Gütterli gezeigt, hatten Michel Angſt gemacht, er fürchtete ſich vor einer Unterſuchung. Michel ſuchte dieſe Angſt freilich zu verbergen, ſo gut er konnte, aber er hatte noch zu wenig Brod gegeſſen, um die zwei Anſchicksmänner zu täuſchen. Ein Bauer merkt es dem andern auf der Stelle an, ob er feſt iſt im Gemüth oder erſchrocken. Man hört hundert Mal:

„Dieſe Kuh habe ich wohlfeil, aber ſie war feil. Ich merkte es dem Mannli gleich an, daß ihm angſt war, ſie zu verkaufen, weil er Geld haben mußte. Da hielt ich nieder und ſchüttelte dazu die Thaler im Hoſenſack, bis er mir ſie gab. Was nützen d'Börthel, wenn man ſie nicht braucht."

Die Männer wandten ſich zum Gehen, thaten ſo gleichgültig und ſicher, daß es Michel immer katzängſter wurde, er ſie in die Stube kommen hieß, ihnen dort Kirſchenwaſſer aufſtellte, es endlich mit ihnen z'Todt und Amen ausmachte. Aber es koſtete Michel ein ſchweres Geld, und mit ſchweren Seufzern gab er es. Michel liebte wie geſagt das Geld nicht vorzugsweiſe, dachte eigentlich wenig daran, aber ein ſolcher Lümmel war er doch nicht, daß er es unbeſchwert ſo mir nichts dir nichts zum Fenſter auswarf oder verſchlengete, wie man zu ſagen pflegt. Aber z'Krieg, z'Krieg wollte er nicht, den Knubelhof konnte er nicht mit nehmen, und was halfen ihm Bäri und Schlagring im Krieg gegen Dragoner und Kanonen?

Als die Männer das Geld hatten, preſſirten ſie fort und ſtrichen ſich mit ſo langen Schritten, daß Michel dachte: Die fürchten, ich könnte reuig werden, denen hätte ich es anders machen können! Aber es war eben jetzt eine ausgemachte Sache. Er ſeufzte über das ſchwere Sündengeld und dachte, das ſei am Ende doch keine Sache, welche ſein müßte, in Zukunft könne man ſich davor hüten. Die Luſt ans Eiermahl zu gehen, wo es ſicherlich wieder Schläge gab, war ihm durchaus vergangen, ſein Selbſtbewußtſein hatte gar keinen Flug mehr.

Schwermüthig trappete er ums Haus herum und ſiehe da, plötzlich ſtanden wieder zwei Männer vor ihm und wieder waren es zwei ſogenannte Anſchicksmänner. In Wynigen liege Einer krank in der Leiſtung, den Michel in Kirchberg geſchlagen. Derſelbe habe es zwingen wollen, heim zu gehen,

aber in Wynigen müſſen liegen bleiben. Er ſei ſo z'weg, daß ſie nicht wüßten, ob ſie ihn noch lebendig antreffen würden, wenn ſie heim kämen. Wenn er ausmachen wolle, wohl und gut, ſonſt könne man es auch anders machen.

Dieſe zweite Hiobspoſt fuhr Michel ins Gebein, trieb ihm das Blut ins Haupt. „Glaubt ihr denn, der Knubelbauer ſei nur da, um ſich brandſchatzen zu laſſen? Da könnte mir jeder Schelm im Lande kommen und ſagen: „Michel, haſt mich geſchlagen, gieb Geld!“ Das iſt mir ganz das Gleiche, wie wenn mir Einer auf der Straße ſagt: „Blut oder Geld.“ Jetzt macht, dieweil eure Beine noch ganz ſind, daß ihr mir vom Hauſe wegkommt.“ Aber dieſe Männer waren weder erſchrockenen Herzens noch auf den Kopf gefallen. Sie liefen nicht alsbald davon, ſondern ſie ließen ſcharfe Worte fallen, welche Michel ins Herz ſchnitten. Sie redeten vom Krieg, ſagten, Michel ſchicke ſich wohl dahin, aber ungewohnt werde es ihm denn doch ſein, wenn er von allem fort müſſe, und die Kindermutter mitzunehmen, ſchicke ſich doch nicht wohl. Nun, wie man's mache, hätte man's! An einem andern Orte könne man auch ſein, warum nicht, wenn man das Leben hätte, und ſei man todt, da mangle man nichts mehr, dann ſei es an einem Orte wie am andern. „He nun ſo dann, ſo adieu wohl, und es wäre dir zu wünſchen, daß du nie reuig würdeſt.“ Kurz, ſie redeten, ſtachen, hieben, mürbten Michel, daß ſie endlich ſtatt mit einem Abſchlag mit einem ſchönen Schübel Geld ablaufen konnten.

Das that Michel mehr als weh, er dachte, das werde gehen wie bei Hiob, bis er fertig ſei, und hinterher komme doch der — Landjäger und nähme ihn. Er ging ins Bett, da ließe man ihn doch ruhig ſchlafen, dachte er, aber ſeine Gedanken irrten ihn am Schlaf. Michel war nicht dumm, aber unerfahren faſt wie ein Kind und erſchrockenen Herzens in gewiſſen Dingen, ſo furchtlos er in andern war. Der Muth und die Furcht wohnen in den meiſten Herzen friedlich

beiſammen, der gleiche Menſch kann Löwe oder Haſe ſein, je nachdem die Gefahr iſt, die an ihn kommt, und je nachdem das Element iſt, aus welchem ſie kommt. Es kann Einer ein Utüfel gegen das Feuer ſein, vor dem Waſſer aber ſpringt er ſo weit er kann. Michel ſah wohl, er war gemolken worden, nicht bloß wie eine Kuh von einem Melker, ſondern wie ein Staat, an deſſen Euter jedes Kalb im Lande ſein durſtiges Maul hängt. Neben dieſem Aerger tauchte ein zweiter auf. Geſtern zwei Mal, ein Mal auf der Brücke und ein Mal im Wirthshauſe und heute wieder hatte man ihm die Kindermutter, Bröckeli, Breili um die Naſe gerieben. Für ein Kind ſchien man ihn nicht bloß zu halten, ſondern im Publikum zu verſchreien, zu verlachen und weit umher, ſonſt hätte man es ihm nicht in Kirchberg vorgehalten. Das iſt für Einen, welcher meint, er ſei hoch berühmt, ſo weit ſein Name genannt werde, eine fatale Entdeckung, und das Fatalſte war, daß er, als er anfing darüber nachzudenken, ſelbſt finden mußte, etwas ſei an der Sache. Anni war ſeine Kindermutter auf den Dupf wie vor zwanzig Jahren. Anni band ihm noch immer die Schuhe, band ihm das Halstuch, zog ihm den Hemdekragen z'weg, ja kämmte ihm das Haar hinten ſchön über den Kragen und vorne über die Stirn herab, kochte ihm Eiertätſchli, ſtellte ihm Nidle z'weg, buk ſeine Küchelſchnitten doppelt, trug Kümmerniſſe um ihn im Herzen und zu Tage wie um ein fünfjährig Bübchen. Das wurmte ihn ſehr, aber guter Rath, wie helfen, fiel ihm über Nacht nicht ein.

Darum war er am folgenden Tage ſehr übler Laune, wie man es immer iſt, wenn man entweder ſich bewußt iſt, dumm gethan zu haben in der Vergangenheit, oder witzig thun möchte in der Zukunft und nicht weiß wie. Er war wunderlich, Anni konnte es ihm nicht treffen, ja er ſchnauzte es ſogar. Darüber weinte und grollte Anni. Das ſei ſein Lohn, ſagte es, daß es ſein Schuhwiſch ſein ſolle und alles entgelten, was er dumm anſtelle. Es vermöge ſich deſſen ja

doch nichts, daß er vorgestern den Lümmel gemacht und Alle geprügelt, gestern den Löhl und von Allen sich hinwiederum habe brandschatzen lassen. So wolle es nicht dabei sein, sondern aufpacken und gehen, für ein Plätzlein ruhig zu sterben werde der liebe Gott wohl sorgen. Er wisse, wie es es gemeint habe und wie man es ihm jetzt mache. Dieses Grollen that Michel wieder weh, denn er hatte ein weich Herz und Anni lieb, aber er hatte eben wieder die Manieren nicht, mit welchen man grollendes Weibervolk versöhnt. Sie sind ziemlich bekannt und nicht schwer zu lernen, wenn man nicht durchaus ein Stock ist, aber es muß halt doch alles gelernt sein auf der Welt, bis an die gehörigen Ausnahmen, unter welche begreiflich das Regieren gehört, von dem man neuerdings wieder die Entdeckung gemacht, daß es keine Kunst, sondern eine Naturanlage sei, deren Organ aber nicht oben im Schädel, sondern im Maule sitzt.

Als im trüben Grollen der Morgen verflossen war und über Mittag das Wetter nicht heiterer wurde, ging Michel ins Stübli und wollte ein Rühyigs nehmen.

Kaum hatte er sich gelegt, klopfte es draußen hart. Hoch auf fuhr Michel und sagte: „Ist aber so ein — da." Da fragte eine grobe Stimme: „Habt ihr nichts Feißes?" Solche Stimmen sind, wenn auch nicht die letzten Posaunen, welche aus dem Grabe wecken, so doch Instrumente, welche jeden Bauer aus dem Schlafe sprengen, besonders wenn er was Feißes hat oder die Stimme bekannt tönt. „Du solleſt hinauskommen," rief eine Stimme zur Thüre hinein, „es ist ein Bernmetzger da." Michel ging, kannte aber den Metzger nicht, war störrisch ohnehin und gab ablehnenden Bescheid. Er hätte doch vernommen da unten, er hätte ein besonders fettes Milchkalb, wie man lange keins gesehen das Land auf das Land ab, es wiege über zwei Centner. Er möchte es wenigstens sehen, sie würden doch vielleicht des Handels einig, wenn es nicht schon verheißen sei, sagte der Metzger. „Nun," sagte

Michel, „das Kalb kann ich dir zeigen," ging mit Schritten, wie er ſie lange nicht gemacht, in die Stube, holte hinter dem Zeithäusli, wo die Stöcke gewöhnlich verwahrt ſtehen, einen Dornenſtock und fuhr mit flammendem Geſichte auf den Metzger los und ſchrie: „Siehſt jetzt das Milchkalb, gſchaus recht!" Der Metzger ſagte erſchrocken: „Nit, nit, ich habe nichts Böſes gemeint, man hat mir es ſo angegeben, mich herauf geſchickt!" Aber Michel hörte keine Einſprache des Metzgers, ſondern ſchlug unbarmherzig auf ihn los. Da verſuchte des Metzgers Hund was zur Sache zu ſagen, aber da war Bäri bei der Hand, gab bündig Beſcheid, daß Metzger und Hund nichts Beſſeres wußten, als ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Sie ſtoben übers Feld, durch Korn und Bohnen aus Leibeskräften. Michel konnte nicht viel daran machen, des Metzgers Beine waren um etwas leichter, aber Bäri wohl, der überſchoß den armen Metzgerhund, daß er das Rad ſchlug wie ein Haſe, den man in den Kopf geſchoſſen.

Der Lärm hatte die ganze Mannſchaft auf die Beine gebracht, welche ſich über die Exekution faſt todt lachen wollte, nur Anni ſchlug unter der Küchenthüre die Hände über dem Kopf zuſammen und jammerte über die heutige Welt, die ſeit Adams Zeiten nie ſo ſchlecht geweſen, ſolche Frechheit hätte es doch nicht gedacht zu erleben. Es nehme ihn's nur wunder, daß der liebe Gott ſo lange Geduld hätte, daß er nicht vierzig Tage und vierzig Nächte nicht bloß Waſſer ſondern Pulver regnen laſſe und am einundvierzigſten den Blitz drein ſchlagen. Das gäbe eine rechte Aufräumeten, den wüſten Leuten müßte man es gönnen, ſie wüßten dann einmal, wer Meiſter ſei, und die Brävern hätten es beſſer und wieder Platz auf der Welt. Als Metzger und Hund verſtoben waren und jedes wieder an ſeine Arbeit gegangen, polterte Michel in die Stube hinein, wo Anni im Saamzeug kramte, da es die Zeit war, wo rechte Weiber das Gartenfieber haben. Er polterte in der

Stube herum, ſein Zorn wuchs, ſtatt ſich zu verflüchtigen. Anni wollte ihn bedauern, ihm zuſprechen: „Micheli, ſei nit böſe," ſagte es, „das ſind wüſte Leute, mußt dich denen nicht achten." Aber dieſer Zuſpruch war Oel ins Feuer. So wolle er nicht mehr dabei ſein, ſagte er, aller Leute Narr im Spiel wolle er nicht ſein, ſo erleide ihm das Leben. Am beſten ſei's, er gehe in Krieg, da bleibe er an einem Orte dahinten, wo er niemand zum Gespött mehr ſei. Hier könnten ihn die Leute doch nicht in Ruhe laſſen, wenn er auch keinem ſterblichen Menſchen was zu Leide thue. Begreiflich rechnete Michel die Löcher, welche er den Leuten in die Köpfe ſchlug, für nichts, denn ſie thaten ihm nicht weh. So rechnen bekanntlich die Leute, was ihnen nicht weh thut, iſt kein Weh, und was ihnen nicht Leid verurſacht, keine Beleidigung.

Nun kehrte ſich das Wetter, und daß Michel ſterben wollte, drehte Anni das Herz um. „So red' mir nicht," ſagte es. „Könnteſt dich verſündigen, ich ſtehe es nicht aus und du haſt nicht Urſache. Wenn ſchon Brandſchatzer dageweſen ſind und ſo ein Metzgerkalb, ſo macht das die Sache nicht aus. Wenn du daheim bleibſt, ſo kommen die Brandſchatzer nicht mehr, und den Andern wird es wohl erleiden, wenn du mit ihnen ausfährſt, wie du es dem gemacht haſt. Von einem ſolchen Hof weg und ſo jung, denk', Micheli, ſo einen giebt es auf Erden und im Himmel nicht. Die Hühner legen vierzehn Tage früher als an allen andern Orten, und wenn ich in die Stadt gehe, ſo fragen mir die vornehmſten Herrenfrauen nach und geben mir gern einen halben Kreuzer mehr für das Pfund Anken: es ſei keiner ſo ſüß wie der Knubelanken, ſagen ſie immer. Und redeſt dann von Krieg und ſterben, nein, Micheli, ſelb iſt dir nicht Ernſt. Red' nur nicht mehr ſo, könnteſt dich doch verfehlen, wenn es unſer Herrgott für Ernſt nehmen würde, er iſt manchmal viel exacter als man meint."

„Nun," sagte Micheli und schlug mit der Faust auf den Tisch wie ein trotzig Kind, „wenn ich nicht sterben soll, so will ich heirathen, selb will ich dann, das muß mir sein."

Da stand nun Anni, alle Löcher im Gesicht angeweit aufgesperrt, nicht bloß wie Frau Leth, als sie hinter sich sah in Sodoms und Gomorrha's Flammenmeer, sondern als ob es sehe den Blitz vom Himmel fahren in das Pulver hinein, welches es vierzig Tage geregnet, als ob es bereits sehe, wie die Menschen als gebratene Gänse gen Himmel fliegen. Es hatte ihm den Athem gestellt, die Sprache fand es nicht. Endlich begann es zu schnepfen, als ob es eine halbe Stunde unter Wasser gelegen, und schnepfete immer: „Heirathen, heirathen ach, ach heirathen, ach, ach, ach Gott und alle Güte!"

Das Wort hatte es getroffen wie ein gewaltiger elektrischer Schlag und war ihm in alle Glieder gefahren. Von dem Gedanken, daß Micheli je heirathen könne, war es so weit entfernt, als vom Morgen der Abend ist. Mütter denken schon an das Heirathen der Söhne, wenn sie ihnen zum ersten Mal die Brust reichen, halten Musterung unter den Töchtern des Landes, ob wohl eine würdig des Glückes sei, bei ihr Söhnswyb zu werden. Hat eine eine Sohnsfrau, so kann sie möglicherweise Großmutter werden, und dies betrachten Weiber in einem gewissen Alter als ein Avancement, welches mit gewissen Berechtigungen verbunden ist. Kindermütter aber haben es ganz anders, natürlich. Sie denken zwar nicht daran, Sonne, Mond und Sterne zu stellen, wie Josua es gethan, indessen, was sie als Kind empfangen, möchten sie doch als das gleiche Kind behalten in alle Ewigkeit, denn ist es mit dem Kinde aus, ist es auch aus mit der Mutterschaft. Es ist also nicht bloß Eigennutz dabei, sondern wirkliche mütterliche Liebe, welche nicht um das Kind kommen will. „Du mein Gott," ächzte Anni endlich im Zusammenhang, „jetzt gar noch heirathen, jetzt ist mir nicht mehr zu

helfen! Du, Micheli, mein Micheli, heirathen, was habe ich dir zu leid gethan, daß du mir das anthun willſt? Thuſt du mir das zu leid, dann iſt es aus mit mir, dann bin ich fertig! Nun, mir iſt es gleich, aber wer ſieht dann zu dir, kocht dir, was du liebſt, bettet dir, wie du gerne liegſt, ſorgt für weiße Hemden, plättet dir die Strümpfe und nimmt es an mit Geduld, wenn du wüſt thuſt? Du kannſt mich erbarmen, Micheli, aber du wirſt dich wohl noch anders beſinnen."

„He," ſagte Micheli, „wenn ich ſchon heirathe, kannſt du die Sache gleich machen, es ſagt ja niemand, daß du fort ſollſt. Was du nicht machen magſt, nimmt dir die Junge ab." „Ja, abnehmen, da bleiben, d'Sach' machen, ja wohl, das käme ſchön, da ſieht man, was du für ein Kind biſt. Du guter Micheli, du weißt nicht, was das Weibervolk iſt heutzutage und wie die heutigen Meitſcheni ſind," jammerte Anni. „Die können nichts und mögen nichts als den Narren machen, Rethen ſauſen, vor dem Haus hocken, z'Märit lauſen und freſſen, was Geld koſtet, mögen niemand leiden, wiſſen nichts, machen nichts und haſſen und verfolgen Alle, wo ihnen d'Sach machen müſſen, und gönnen niemand das lautere Waſſer. Aufgeſtrüßt ſind ſie von Kindsbeinen an wie die Pfauen, und weiß dir doch keine mehr, wo man den Hühnern die Eier greift. Stumpfhoſen trägt dir keine mehr, da müſſen dir ganze Strümpfe mit Fürfüßen ſein Jahr aus Jahr ein, denk', Micheli, dann iſt es auseiertätſchlet und Milch kannſt aus Tannzapfen drücken. Eier und Milch werden dir gebraucht, daß du gar nichts davon weißt, du armes Tröpfli. Dem ſoll ich zuſehen, nichts dazu ſagen, ſelb ſtünde ich nicht aus. Und wenn ich mich auch noch leiden wollte bei einem Brösmeli Brod und einem Tröpfli blauer Milch und es abverdienen mit Kuder ſpinnen und Wolle rupfen, ſehen, wie du ermagerſt und dir die Kleidleni am Lybli ume ſchlottern wie des Großvaters Kutte an einem Bohnenſtecken,

nein, Micheli, nein, das will ich nicht, das drückte mir das Herz ab.“

„Thu nicht ſo,“ ſagte Michel, „ich habe einſtweilen ja noch keine, und ſöoli bös wird d'Sach' nit ſy. Es läuft ja doch mancher junge Mann herum mit einem Kopf wie ein Käskeßi und einem Bauch wie ein Landfaß. Es wird doch wohl ein Weiberzölchli zu finden ſein, ein freines und arbeitſames, welches weiß, warum es da iſt, und luegt, daß ich nicht ermagere, und dich äſtimirt.“ „Was Tüfels frage ich dem G'äſtimir nach, und was mangelſt du jemanden, der zu dir luegt? Habe ich bis dahin nicht zu dir gluegt, eine Mutter hätte es nicht beſſer können. Oder ſag, wo habe ich gefehlt? Habe ich geſtohlen, verſchleipft, die Faule gemacht?“ begehrte Anni auf. „Nit, nit, Anni,“ ſagte Michel, „aber es iſt ja ſo der allgemeine Brauch, daß man heirathet, und aparti tödt hets niemere, und ſo hets mih düecht, ih chäm damit mängem ab und chäm us dr junge Burſchet.“

„O Micheli, du gutes Tröpſti, du biſt dazu noch viel z'dumm, es iſt ſich aber nicht viel zu verwundern, ſo jung wie du noch biſt,“ entgegnete Anni. „O du weißt nicht, wie das hentige Weibervolk iſt, und weißt nicht, wie bös die Welt iſt, und wie nirgends mehr Glauben iſt und niemand mehr thut, wie es der Brauch iſt. In zehn Jahren haſt du vielleicht den rechten Verſtand und vielleicht auch nicht, aber bis dahin beſſert unſer Herrgott die Welt, dreſſirt und rangſchirt ſie anders. Dann kannſt du es in Gottes Namen probiren, wenn's zwängen willſt, aber zähle darauf, du wirſt mir einmal reuig.“ „Jetzt ſchweig mir mit dem G'ſtürm,“ ſagte Michel, „wenn du mich nicht tödten willſt. Los, Anni, ſelb ging doch wohl lang, ich ſtänd es auch nicht aus, es thäte ein Unglück geben, wenn ich mir die Kindermutter ſollte vorhalten laſſen, wenn ich mein Lebtag ein Kalb ſein ſollte.“

Nun gab es erſt recht Feuer und Jammer bei Anni, als

es hörte, wie man seinem Micheli die Kindermutter vorhielt. Das sei doch unerhört, daß man eine alte Frau so verbrülle in der Welt, und thue es doch keinem Kindlein was zu leide, und betet und g'arbeitet hätte es sein Lebtag, es wäre gut, es thäte es niemand minder. Es wolle wetten, das käme von Dirnen her, welche ihm es nicht gönnen möchten, daß Michel ihn's lieb habe, die gern selbst Kindermutter wären auf dem Knubel. Es wisse wohl, das Weibervolk sei immer gewesen, wie es gewesen von Eva her. Es nehme ihn's nur wunder, daß der liebe Gott nicht gleich die Eva abgeschafft, als er gesehen, wie sie gerathen, und eine andere gemacht. Aber nicht aus Mannesfleisch, da sei es kein Wunder, wenn sie bubig würden. Aber so schlecht wie jetzt sei doch das Weibervolk nie gewesen, zu seiner Zeit hätte man sich doch geschämt, Einem so unter die Nase zu stehen und so nöthlich zu thun. Es möchte die Täschen nur kennen, welche das gethan, denen wollte es sagen, was sie wären. „Wärst du aber was werth gewesen, so hätteſt es ihnen gemacht wie dem Metzger oder Sami oder Bäri an sie hingereiſet, sie hätten dir dein Lebtag die Kindermutter nicht mehr vorgehalten. O hätteſt mich lieb, du hätteſt das gemacht, aber ich sehe wohl, du verschämſt dich meiner, ich bin dir auch im Weg, und das ist jetzt mein Lohn und mein Dank, daß ich meine besten Jahre hier verbraucht, Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und für alles gesorgt, als ob es meine Sache wäre. Ach, wenn ich nur schon weg wäre und sechs Schuh unter der Erde. Wer weiß, was für Elend ich noch erleben muß." Und in völlige Troſtlosigkeit versank Anni, daß Michel schweigen mußte und trösten, es sei ja noch keine gemachte Sache und nicht daß es sein müßte, wenn es ihm so zuwider sei, könne man es ja unterwegs laſſen.

Michel sprach im Ernſte so, aber der Gedanke an's Heirathen war einmal da und er ward seiner nicht mehr los. Es giebt Gedanken, welche stärker sind als alle Michel, Platz nehmen, wo sie wollen, und da bleiben, man mag sie wollen

oder nicht. Solche Gedanken vertreibt man nur mit andern Gedanken, aber eben hatte Michel keine andern, oder was er dachte so nebenbei, stärkte nur diese Gedanken. Er versagte sich aus Furcht vor bösen Folgen seine Hauptfreude, die Schlägereien. Kinder tauschen aber ein Spielzeug nur gegen ein ander Spielzeug; wenn sie vom Ballspiel ablassen, ergreifen sie mit um so größerer Hitze das Stöckeln, von dem bringt sie weder Schulmeister noch Haselstecken ab. Michel mußte immer an die Stimme in Kirchberg und an den Metzger denken, und das Ende von allem war immer: heirathen wäre doch gut, und e Frau sött zueche, was will ich sonst und was habe ich für Freude auf der Welt?

Sami kam in eine schwere Stellung, denn Michel und Anni machten ihm Mittheilungen, indessen war er der Stellung gewachsen. Anni sagte zu ihm: „Du warst ein Lumpenbub und Nichtsnutz von je und wirst einer bleiben in alle Ewigkeit, du machst mir nichts als Verdruß und hast in Gottes Namen keine Freude, als irgend ein Lumpenwerk anzustellen oder sonst was Dummes. Du hast ihm das Weiben in Kopf gethan und niemand anders und denkst nicht, was du für ein Unglück angerichtet hast, und wie es dem armen Micheli ergehen wird, nein, daran denkst du nicht. Hoffentlich geht es dir zuerst an die Beine, und das Erste, was eine junge Frau macht, wenn sie auf den Knubel kommt, ist, daß sie dich fortjagt, und kommt es ihr nicht in Sinn, so gebe ich es ihr an. Dann kannst einen andern Platz suchen, wie du hier einen hast. Thue Micheli die Flausen wieder aus dem Kopfe, welche du ihm hinein gemacht, sonst sieh zu wie es dir ergeht. Es wird dir eingetrieben werden, zähl darauf!" Dann kam Michel zu Sami und sagte: „Was düecht dich, Sami, wäre wybe nit gut? Du weißt, wie es mir in Kirchberg ging, wie man mir da die Kindermutter vorhielt und wie man mich sonst ausspielt an allen Orten, und weißt, wie man mir aufpaßt und mich unglücklich machen möchte. Da

dachte ich, eine Frau wäre gut, da könnte ich daheim bleiben und doch Freude haben. Anni ist alt, wenn es dahinten bleiben sollte, wären wir bös dran, wer sollte die Sache machen? Jetzt hingegen könnte es eine Frau b'richten, daß die dann wüßte, wie es gehen sollte, wie man es gerne hat und wie es der Brauch ist, könnte es ihr zeigen, wie man den Hühnern die Eier greift, wie man die Milchkacheln brüht und was sonst noch Wichtiges vorkommt in einem Bauernwesen. Sage ich Anni, ich möchte wybe, so thut es wüst und sagt, es welle ihn's tërte. Selb will ich auch nicht, aber es dücht mih, es sëtt ihm nit sëvli mache und es sött Verstand brauche, so kann's doch nicht immer bleiben. Red mit der Mutter u säg, sie söll Verstand brauche, es werd se nit tërte, wenn ih scho wybi, und sie könne dann ja die Junge b'richten, wie sie es haben welle."

Sami war so zwischen zwei Feuer, es ward ihm nicht angst dabei, Sami war nicht dumm, er kalkulirte: Michel muß heirathen, selb ist natürlich, thät er's nicht, wär's ja dumm! Die Mutter ist übernächtig, stirbt sie, kommt eine Magd an's Brett und macht d'Sach, und der Tüfel weiß, wie dann die thut und was ihr in Kopf schießt, wenn sie das Heft in die Hand kriegt. Jetzt eine nehmen, ist d's Best, die dressirt dann die Mutter, was der Brauch ist und wie es Michel liebt und daß Alle wohl dabei sind und es accurat geht wie jetzt, wo niemand zu klagen hat. Aber wohl auslesen muß man, die Katze nicht im Sack kaufen, darum ist das Beste, man nehme die Sache zur Hand und helfe Michel eine suchen, wehren hülfe doch nichts, und dann könnte man nicht ihm zu einer helfen, welche Allen beliebt. Es muß kein Geizhund sein, welche einer Floh den Schmutz ausdrückt, wenn sie eine Suppe machen will. Ein Schlärpli wollen wir auch nicht, welches am Morgen sterben will, wenn es auf muß, den ganzen Tag nichts thut, als um's Haus herum gränne, welches die Sonne nicht ertragen mag und den Regen nicht

wo man ein apart Druckli muß machen laſſen, um es im Lande herumzuführen. Auch ſo einen Aufbund und Meiſterläs wollen wir nicht, welcher alles beſſer weiß und alles neu will, dem man keine Hacke recht in der Hand hat und kein Rübli ſchabt, wie es ihm anſtändig iſt. Da möcht der Tüfel d'rby ſy, wenn man Miſt zetten ſoll und die Bäurin kommt, nimmt Einem die Gabel aus der Hand und zeigt, wie man Miſt zetten müſſe, und konnte noch über kein Spänchen ſpringen, als man es ſchon hundert Mal gemacht. Auch eine Werchader mag ich nicht. So eine, wo meint, es ſolle nie Feierabend ſein, und nach Mitternacht aufruft, den ganzen Tag brüllet, bald vor dem Hauſe, bald hinter dem Hauſe und gar noch vormähen will, oder den Pflug halten, wo meint, man ſolle für drei werchen und für e halbe freſſen. Nei nadiſch, ſo eine wollen wir auch nicht, und Michel kriegte bald genug. Aber eben darum muß man nicht wüſt thun, ſondern anerbieten, man wolle helfen ſuchen, ſo eine eben rechte, welche es Allen gönnt und etwas anrührt, weiß, was Werchen iſt, aber Verſtand braucht und nicht vergißt, daß morgen auch noch ein Tag iſt, daß, wie man nicht alles in einem Tage eſſen, man auch nicht alles in einem Tage werchen mag.

Nachdem alſo Sami ſeinen Plan entworfen hatte trotz dem Radehky, führte er ſeine Truppen in's Feld. Er ſagte zu Michel: „Du haſt recht, g'wybet muß ſy. Es wär lätz, wenn der Hof in fremde Hände käme, die Verwandten würden doch lachen und aufpaſſen wie die Aehrenleſer, bis der Bauer mit dem Wagen von dem Acker iſt. Und wenn die Mutter ſtirbt, wer ſoll d'Sach machen und zu allem ſehen? Aber du weißt, wie das Weibervolk iſt, nüt nutz heutzutag. Der Kuhhandel iſt e b'ſchiſſner Handel, aber mit dem Weibervolk wird man noch zehn Mal ärger angeſchmiert, und dann iſt's bös, man kann nicht ändern. Darum muß man Vorſicht brauchen und wohl luegen, daß man die rechte kriegt, eine, welche zu allem luegt und es Allen gönnt und b'ſungerbar

dir, von wegen du biſt dich deſſen gewöhnt von Kindesbeinen an. Es giebt deren, welche den ganzen Tag die Kaffeekanne auf dem Feuer haben, aber dem Mann kein Tröpfli geben, und vernehmen ſie, daß er einen Schoppen getrunken oder gar guten Kameraden eine Halbe gezahlt, tröhlen ſie ſich am Boden herum, bis ſie nicht mehr wiſſen, was oben und was unten iſt. Lueg, du weißt gar nit, wie es geit. Aber wenn man Vorſicht braucht und ſich Mühe giebt, wird doch wohl eine zu finden ſein, welche kein Hund iſt und doch auch kein Uflath. Auf's Geld brauchſt aparti nicht zu ſehen und mit der Hübſchi iſt es ſo, ſie iſt wohl gut, aber man muß ſich gar manchmal anders gewöhnen, bis ſie alte Weiber ſind und ausſehen wie zweijährige Aepfel."

Das dünkte Michel ſehr verſtändig und er fand großen Troſt in dieſen Worten. Mit der Mutter mußte Sami andere Worte brauchen, da hatte er einen harten Stand. „Mutter," ſagte er, „denk', Michel iſt über fünfundzwanzig, und du biſt alt, kannſt über Nacht dahinten bleiben, wer ſoll dann die Sache machen und zu Michel luegen? Drum ſieh ihm für eine, welche es gut meint und dem Hofe wohl anſteht, für eine kurzweilige und doch manierliche, wo dann da iſt, wenn du ſtirbſt, und d'Sach gleich in die Finger nimmt, wie du ſie b'richtet haſt." Jä, jetzt ging das Wetter ſchön los. „So," ſagte Anni, „meinſt, ich ſollte über Nacht ſterben, bei einer Jungen ſei es kurzweiliger. Du biſt doch dr wüſteſt Kerli unter der Sonne, der Mutter das Sterben zu gönnen, du biſt gerade wie dein Vater, darum brach er auch beide Beine unter einer Buche und mußte ſo früh davon. Ich mußte auch plären, als ich mit ihm zur Kirche ging, aber ſeither mußte ich oft denken, wie wohl es mir gegangen, daß unſer Herrgott ihm ſo früh davon half. Mach' nicht, daß es dir auch ſo geht. Ja wolle, der Mutter z'ſage, ſie ſollte über Nacht ſterben, iſt das ſchon erhört worden!" „Mutter, verkehre mir die Worte nicht," ſagte Sami, „du

weißt wohl, was ich gesagt und wie ich es gemeint. Aber was ist das gemacht von einer Mutter, wenn sie es ihrem Mann gönnt, daß er beide Beine gebrochen und ihrem einzigen Sohne anwünscht, daß es ihm auch so gehen möge!" „Lue, wie du lügst," zankte Anni, „von dem habe ich kein Wort gesagt, schämst dich nicht, der Mutter die Worte zu verdrehen? Und verdient es denn eigentlich Einer, der an der heiligen Oster dem Narrenwerk nachläuft und sogar Menschenblut vergießt, besser? Und wär's schade um solche Beine, welche noch dazu Andern verlaufen auf den Wegen des Teufels?" „Mutter," sagte Sami zornig, „du bist eine wüste Frau und weißt nicht was du redest." Anni's Antwort kann man sich denken. Kurz, Sami, der nicht absetzen wollte, hatte fünf Tage zu thun, ehe er seine Mutter bloß dahin brachte, daß sie ihm seine Worte nicht verkehrte und zornig wieder an den Kopf warf, sondern sie in stillem Grollen auffing, kaute, verschluckte und darüber nachdachte.

Sami hätte vielleicht fünf Wochen oder fünf Monate Zeit dazu gebraucht, aber in dem Maaße, als Michel den Gedanken an's Heirathen sich einbürgerte in seinem Kopfe, in dem Maße drängte er Sami an Anni hin. Es sei ihm lieb und werth als wie eine Mutter, aber die Kindermutter wolle er sich nicht mehr vorhalten lassen, und das höre nicht auf, bis eine Frau auf dem Knubel sei, wolle Anni das nicht, so gehe er z'Krieg. Die Anhänglichkeit war nicht verwischt, aber der Stolz erregt, der die Liebe nicht verzehrt hatte, aber doch die alte Stellung altershalb unhaltbar fand. Sami begriff dieses und redete der Mutter fernere fünf Tage zu, bis sie endlich nicht bloß nachdachte, sondern sagte: „Nu, wenn du's zwängen willst, so zwäng's, aber wenn es nicht gut kommt, so gebe mich niemand schuld, es ist dann zu hoffen, daß es an dir vergolten werde." Nun, mit dieser Antwort ließ sich schon was machen, sie war bereits einläßig, sie beruhigte Michel, und brachte Anni dahin, daß es den Gegenstand selbst

in Anregung brachte, als einige Tage niemand etwas darüber zu ihm ſagte. Das iſt immer das beſte Mittel, über einen einmal angeregten Gegenſtand zum Reden und Eintreten zu bringen, wenn man wieder davon ſchweigt. Der G'wunder, was jetzt gehe, vielleicht gar etwas hinterm Rücken, thut ſicher die Zunge in Gang bringen.

„Und was haſt dann für eine im Gring?“ ſchnellte einmal Anni Michel an, als es bei ihm vorüberfuhr, und eröffnete ſo die ferneren Unterhandlungen. „Keine aparti,“ ſagte Michel. „Begreif, ich möchte nicht ſo die erſte beſte nur des allgemeinen Gebrauchs wegen; eine gute, die ſich b'richten läßt und es mir und dir und Allen gönnt.“ Dieſe Worte waren wie Balſam auf Anni's Gemüth. „Du armes Trêpli du, davon verſtehſt du nichts und kennſt die Welt nicht, weißt nicht, was heutzutage die Meitſcheni für Schlangen ſind. Wenn man meint, man habe einen Engel an der Hand, hat man die wüſteſte Kröte am Hals.“ „He,“ ſagte Michel, „man muß recht luege, gut nachfragen, ſich wohl b'ſinne, dann wird es doch kaum fehlen können.“ „O Micheli, dr g'ſcheidſt Händler wird mit Kühen betrogen, wie viel hundert Mal leichter nicht ein junger Löffel mit einem Meitſchi. Die, wo am meiſten dyri däri machen, am ſchönſten untern gucken können, grad die ſind Utüſte und thun, als ob des Teufels Großmutter ihre nächſte Baſe ſei.“ „He, das iſt nit ſo ſchlimm,“ ſagte Michel, „nicht halb ſo bös. Jetzt grad von des Bauern im Guggeli Töchtern eine, es ſind ihrer manche, haben bös, es wäre eine froh zu kommen und für dih d'Sach zu machen, es ſind brave Menſcher, und auf das Geld brauche ich nicht zu ſehen.“ Potz Türk und Blau, wie es da losging und ſo während der ganzen Inſpektion bei jedem Mädchen, welche Sami oder Michel vorführten, in der ganzen Runde fand keines Gnade. Wenn am Mädchen ſelbſt nicht ſo viel auszuſetzen war, daß ihm ſeine Verwerfung unzweifelhaft ſchien, oder Sami oder Michel einwendende Geſichter —

zu Worten kam es ſelten — machten, ſo machte Anni es wie ein Metzger, wenn das Fleiſch auf der Wage zu wenig zieht: derſelbe legt Knochen, ſogenanntes Ausgewicht bei, etwas, welches den Ausſchlag giebt. Solchen Mädchen legte Anni auch Ausgewicht bei, einen Urgroßvater, welcher im Zuchthaus, eine Großmutter, welche im Schwingſtuhl oder in der Trülle geweſen, eine Mutter, welche dem Teufel von dem Karren gefallen, einen Vater, der einen Eid gethan, von welchem man glaubte, er ſei falſch geweſen, Vatersbrüder, welche gröbelige Grüßle ſeien, eine Schweſter, welche ein unehelich Kind gehabt, einen Bruder, der geſchieden ſei u. ſ. w., u. ſ. w. Wo aber gar nichts Anzubringendes offen auf der Hand lag, was freilich nicht oft vorkam, da ſagte Anni, gerade das ſcheue es am allermeiſten. An allen Orten ſei etwas, und wo man nichts wiſſe, da ſeien die Leute nur ſchlauer als die andern und hätten um ſo größere Urſache es zu verbergen, es ſei gewöhnlich zehn Mal ſchlimmer als das, was alle Leute wüßten.

Michel wurde ganz traurig, ſchlug auf den Tiſch und fragte: „So ſoll ich denn keine haben?“ „Warum nicht,“ ſagte Anni, „ja freilich, aber nicht die erſte beſte, gut luege und ſich wohl b'ſinne, haſt ja ſelbſt geſagt. Ihr habt ſie da um's Haus herum zuſammen geleſen, und das gefällt mir nicht; nur keine aus der Nähe, ſonſt biſt plaget alle Tage bis in's Grab. Du haſt niemand nöthig, welcher dir z'weg hilft mit Zug und Geld, Holz und Leuten, da iſt ein Schwäher in der Nähe, der helfen kann, kommod. Nimmſt du aber eine aus der Nähe, haſt du das ganze Pack beſtändig vor der Thüre. Hat der Schwäher was nöthig, ſchickt er zum Tochtermann oder kommt und nimmt es ungefragt, und niemand ſagt dir danke Gott dafür. Hat die Mutter was nöthig, Geld, Anken, Schnitz, Fleiſch, kurzum was es iſt, muß es die Tochter geben und d'Sach wird dir verſchleipft, du weißt nicht wie. Küchelt man einmal und kriegt es das Pack in die Naſe, ſo kommt die ganze Haushaltung mit Hund und

Katze, frißt, daß ſie ſich binden müſſen und denken, es thut's ihm wohl. Röſtet man Kaffee, ſo iſt ein Kind da mit einem Teller und ſagt, Mutter habe keinen geröſteten, man ſolle ihr doch leihen, ſobald ſie röſte, wolle ſie ihn wiedergeben. Aber der muß gute Augen haben, der eine Bohne wiederſieht. Macht der Mann mal der Frau ein ſauer Geſicht, läuft ſie zur Mutter, weiß ſie etwas nicht, läuft ſie zur Mutter, ſoll ſie was thun, das ihr zuwider iſt, läuft ſie zur Mutter, die kommt daher, iſt geſotten und gebraten hier, und der Hof iſt der ihre, d'Sach iſt ihre und du haſt ſo wenig mehr zu befehlen, als der Thürliſtock vor dem Hauſe. Selb wirſt nicht wollen." „Selb nit," ſagte Micheli, „aber was machen?" „Mi muß luege," ſagte Anni, „gut nachfragen, wenn du es doch willſt g'habt ha, man hat Gelegenheit genug dazu, es giebt immer Leute, welche man fragen kann." Es war Anni ſelbſt nach und nach Ernſt mit der Sache geworden, ſeine Gedanken hatten eine Wendung gemacht. Es giebt Köpfe, deren Gedankengang einer verroſteten Thüre gleicht. Wo dieſe ſteht, da ſteht ſie, bringt man ſie mit aller Gewalt einen Ruck weiter, ſo ſteht ſie da wieder, bis eine neue Gewaltthat ſie noch weiter bringt. Zuweilen jedoch, durch die eigene Schwere gedrückt, fällt ſie in's alte Roſtloch zurück, aus dem man ſie erſt mit ſo großer Mühe gehoben. Nun hatte Anni bis dahin immer nur an ſeinen Micheli gedacht, gedacht, es gehe ihm ſo gut, beſſer nütze nichts, jede Veränderung brächte ihm nur Böſeres, beſonders eine Frau, ſo eine junge, wüſte, tüfelſüchtige, wie man ſie heutzutag habe und die obendrein nichts verſtände als zu brauchen, was ihr unter die Finger komme, das hielte Micheli nicht aus, es müßte ihn tödten.

Nun aber hatte Sami ihm geſagt, es könnte ihn's tödten und zwar über Nacht; ſo wenig es an Michels Alter dachte und ſah, wie er zum Mann geworden, eben ſo wenig dachte es daran, wie ihm die Jahre zuwuchſen und es eine alte

Frau geworden. Und wenn es nun über Nacht stark, wer sah dann zu Micheli, wer half ihm eine Frau suchen, wer dressirte und ranzschirte sie, wenn sie einmal da war, bis sie ein manierlich Mönschli ward? Es kriegte ordentlich Hitz zur Sach und streckte seine zahlreichen Fühlfäden aus in alle Lande. Anni stand weit umher, bei vielen sogenannten untergebenen Leuten in größerm Verkehr und Ansehen, als gar manche Bäurin. Es war zwar nur Kindermutter, aber zugleich auch Verwalterin eines der schönsten Höfe, mit uneingeschränkten Vollmachten und hatte Geld in den Händen, gerade so viel als ihm beliebte. Den kleinen Handel mit Eiern, Anken, Hühnern, Milch u. s. w. betrieb es allein, nahm das Geld ein, schaffte an was nöthig war, was es übrig hatte, gab es Michel, und Michel nahm, was Anni gab, in unbedingtem Vertrauen. So gut in diesem Punkt hat's selten eine Bäurin, geschweige denn eine Herrenfrau. Hühner- und Kacheltäger, Tauben- und Garnhändler, Besenbinder, Scheerenschleifer, Weckenweiber und Lumpensammler, Ankenhändler, Kesselflicker, Kachelhester, Schweinborsten- und Federnsammler, Metzger, Müller, Hausirer mit Halstüchern, Schmöck- und Karmeliterwasser, Aarwangenbalsam und Tannzapfenöl und andern guten Dingen mehr gingen beständig ab und zu. So ein rechter Bauernhof ist eine unerschöpfliche Fundgrube von unzählbaren Herrlichkeiten und wahrscheinlich eine viel nachhaltigere als die Goldgruben von Californien. Zu diesen allen kamen noch Bettler und Uebernächtler. Viel der obengenannten Herrschaften sammt den Bettlern übernachten so oft sie können in Bauernhäusern und auf Höfen. Aber es wandern noch viele Leute durch's Land, welche gern Geld sparen, auf den Höfen um ein Nachtlager bitten. Sind sie einmal so an einem Orte über Nacht gewesen, so betrachten sie sich als Bekannte, als eingeführt, gleichsam als berechtigt Gastfreundschaft zu fordern; kehren sie ein andermal wieder, sagt so einer ganz getrost: „Gott wilche, bin auch wieder da

könnte ich wieder übernacht sein?" Die Uebernächtler hat man bald im warmen Stall, zuweilen auch in einem Bette, denn selbst hier ist Rangunterschied. Mit dem Nachtlager ist zumeist aber auch Abendessen und Frühstück verbunden.

Diese große Gastfreiheit kostet, hat indessen auch ihre Vortheile. Wenn ein Uebernächtler, sei er von welcher Sorte er wolle, nicht ganz dumm ist, so sucht er die erhaltene Wohlthat zu vergelten, indem er seinen Gastgebern kurze Zeit macht. Auf einsamen Höfen schleicht oft die Zeit gar langsam und einförmig dahin, besonders in langen Abenden dem Mannevolk, welches nicht spinnt, keine Stubenarbeit hat, (wenn das morndrige Frühstück gerüstet ist) und dazu nicht lesen mag. Da ist so ein Mensch, der aus der Fremde oder nur aus einer andern Landesgegend kommt und was zu erzählen weiß, gar sehr willkommen. Die Dorfgeschichten vom Pfarrer, Schulmeister, Doktor, Gemeinderath ꝛc. werden ausgetauscht, und wenn der Mensch aus der Fremde was zu erzählen weiß, ob wahr oder gelogen, so lebt die ganze Haushaltung wohl daran. Am Morgen heißt es dann, wir haben hinecht einen Uebernächtler gehabt, e tufigs e kurzwylige, der konnte b'richten, man konnte nicht genug hören, er war aber auch weit umher, einmal auch in Frankreich und ein andermal im Aargau. Das ist eine Seite. Die andere Seite ist die, daß man durch diese Leute allerlei Botschaften kann verrichten, Bescheid, Bestellungen machen lassen. Solche Leute stellen gar zu oft die Liebesboten vor. Man würde es ihnen gar nicht ansehen. Am kommodsten kann die Hausfrau ein vertrautes Wort mit solch einem Menschen reden, wenn sie ihn zum Frühstück ruft, nachdem die Andern abgegessen haben, da ist die Stube leer und die Mittheilungen unbehorcht. Anni hatte also reiche Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen über alle Bauerntöchter im Unterland und Oberland, im ganzen Vaterland. Aber da stieß es wieder auf Schwierigkeiten, an welche es gar nicht gedacht. Aus triftigen Gründen, wie wir

geſehen, wollte es keine Frau aus der Nähe, aber wiederum war ihm kein anderer Landestheil anſtändig, um darin eine Frau zu ſuchen, gegen jeden hatte es Vorurtheile. Im Unterlande waren ſie ihm zu grob und unreinlich, im Mittellande zu langſam und hochmüthig, um Bern herum Dienſtagſchleipfe und Märitbiggern, im Oberland zu faul und hoffährtig, da war guter Rath theuer. Eine Unzahl von Mädchen, womit man ganz Neuſeeland ſammt Californien hätte verſehen können, fielen auf dieſe Weiſe aus und wurden gar nicht berückſichtigt. Eine andere Menge Mädchen, welche ſo gleichſam weder im Oberland noch Unterland, ſondern auf zuläſſigem neutralem Gebiete wohnten, wurden von den Berichterſtattern, welche Anni's Anforderungen nicht kannten, mit Rühmen ganz verpfuſcht, ſie wurden dargeſtellt, daß es Anni die Haare zu Berge ſtellte.

Von einer ſagte man: das ſei eine, das gebe eine rechte Bäurin, die koche ganz allein, und es dünke Einen mit nichts, ſie brauche gar nichts. Eier und Anken und deren Zeug könne die verkaufen wie nirgends, nur aus dieſer Sache löſe ſie ein Sündengeld. Michel ſei glücklich, wenn er die kriege, da könne er darauf zählen, daß ihm kein Brösmeli neben aus gehe und er ein ſchrecklich reicher Mann werde. Dann hieß es wieder: dort wäre eine rechte, das gröbſte Mannevolk thue ihr nicht die Schuhriemen auf, die ſcheue alles nicht, in's Wüſteſte gehe ſie voran, ſei am Morgen zuerſt und wecke die Knechte, am Abend zuletzt, wenn alles nieder ſei, ſehe ſie noch zu Feuer und Licht, mache die Haushaltung allein, jage früh am Morgen auf das Feld hinaus, gehe dann auch noch nach, ja führe den Pflug dem beſten Bauern z'Trotz. Das ſei eine, die könnte ausſchwingen am Oſtermontag zu Bern oder an der Lüdern Kilbi. Oder aber, man redete von einer: das ſei doch das ſtyfſt und freinſt Meitſchi, das man weit und breit antreffe, das würde hier dem Hofe doch tufigs wohl anſtehen. Es komme immer daher wie aus einem Druckli und

ſei doch ganz gemein, möge ſich mit den ärmſten Leuten g'mühen, könne mit einer alten Frau b'richten ganze Stunden lang, es habe immer das ſchönſte Meyenzeug weit und breit. Man ſage ſogar, es könne neuis auf dem Klavier machen und tanzen dazu b'ſunderbar ſchön. Daneben rühre es nicht viel an, meine nicht, es müſſe die Finger in allem haben und die Naſe noch dazu. Es darf den Leuten etwas anvertrauen, und wie ſie es machen, iſt es ihm recht. Ja, die Leute haben es b'ſunderbar gut dort, wenn die Sache ſchon ihre wäre, ſie könnten es nicht beſſer haben, rühmen ſie.

Begreiflich kam man mit ſolchem Ruhm bei Anni übel an. Anni war eine Juſtemilieuanerin, es wollte weder eine, die alles machte, noch eine, die nichts machte, weder eine, die alles verkaufte, noch eine, die nichts verkaufte. Auf dieſe Weiſe zog ſich die Sache in die Länge, es wollte ſich Anni bei ſeiner Wunderlichkeit gar nichts anziehen, was ihm anſtändig geweſen wäre.

Endlich verlor Sami die Geduld und ſagte: „Mutter, ſo geht dies bis z'Niemerlistag, du mußt anders dran, vom bloßen B'richten giebt es keinen Käs, du findſt keine, wo alles iſt, wie es dich düecht, daß es ſein ſollte. Vernimmſt ein anſtändig Menſch von braven Leuten her, ſo muß man zuſammen. Michel muß es ſelbſt ſehen, man muß ihm Beſcheid machen, daß es an ein g'namtes Ort komme. Lue, Mutter, du biſt nicht der liebe Gott und kannſt es z'weg karten, wie du es in deinem alten Kopf haſt, du mußt dem lieben Gott auch etwas überlaſſen, er hat es ſonſt ungern. Düecht es Michel, das Meitſchi gefalle ihm, ſo kann man anhängen und luegen, düecht es ihn, er möge es nicht, ſo läßt man's fahren.“ „Gerade ſo,“ ſagte Anni, „wird man angeſchmiert, zähl drauf, Bub. Daß du doch immer witziger ſein willſt als d'Mutter. Hinter Wein und Bratis kann jede Gränne ein ſüßes Maul machen. Wenn man Einem den Hals brav ſalbt, ſo iſt es keine Kunſt, holdſelig und glatt zu reden, daß man

meinen ſollte, es pfeife ein Engel vom Himmel herab. Du mußt ein Meitſchi ſehen am Morgen, wenn es aus dem Garden kommt, am Sautreg, wenn es ihn ausputzt und das Freſſen drein ſchüttet, am Tiſch, wie es die Erdäpfel ſchindet und ißt und was es für ein Maul dazu macht, eb es zum Schein ißt und auf das Hinterſtübli hoffet oder aus Hunger, am Sonntag, wenn es z'Predigt geht, und meinetwalb auch im Wirthshaus, wenn die Buben, einer am Fürtuch, einer am Kittel hanget und einer es bei der Hand ſchreißt. Lue, Sami, dann weißt, was es Meitſchi iſt, und was es cha!"

„Ja Mutter, wenn's ſo iſt, ſo machet euch auf die Beine und gucket den Meitſcheni nach am Sautreg und im Wirthshaus und hocket nicht da bei euern alten Weibern hinter dem Ofen, b'richten iſt noch lange nicht g'ſchauen." „Du biſt ein Löhl," ſagte Anni, „treibſt das Geſpött mit der Mutter, und das iſt ſchlecht von dir, daß du es nur weißt." „Mutter, nit böſe ſein, aber d'Sach iſt doch ſo. Wer will das Meitſchi auf die Art, wie du ſagſt, g'ſchaue, wo man keine Bekanntſchaft hat, und aus der Nähe willſt ja keine. Mit der Bekanntſchaft muß doch angefangen ſein, und ſo mir nichts dir nichts Nachts einem Meitſchi die Fenſter einſchlagen und brüllen, wott yche, bi dr Knubelbur, ſelb wär doch wohl grob. Aber zäht druf, Mutter, das recht Geſicht, wo es daheim macht, kann man einem Meitſchi auch hinter Wein und Bratis füre mache, wenn man es recht anfängt. Die Hauptſach iſt die, daß man merke, ob ein Meitſchi aufrichtig ſei und gutmeinend, Einem d'Sach gönnt und Verſtand hat und z'brauche weiß. B'richte, wie man d'Sach will, kann man jeden Menſchen, wo Verſtand hat, das Gutmeinen aber kann man niemand einſchütten wie einer Kuh ein Trank; wenn das fehlt, ſo fehlts und d'Sach hat g'fehlt!" „Wie meinſt denn," fragte Anni, „daß man ſo einer das Geſicht fecken und das rechte füre mache ſöll, wenn du doch witziger ſein willſt als die andern Leute?"

„He," ſagte Sami, „da iſt nichts leichter als dies. Michel muß recht wüſt thun, fluchen und ſonſt donnern, das Fleiſch an den Wänden herumtreiben und ſaufen wie eine Kuh bei verbranntem Emd. Da kann man gleich ſehen, was die erleiden mag, ob ſie es ihm gönnt oder ob es eine Taubſüchtige iſt die meint, es ſolle alles gehen nach ihrem Gring." Dagegen erhob ſich Michel und zwar mit mehr Anſtand als mancher Rathsherr, d. h. mit Verſtand. Selb ſei ihm doch nicht anſtändig, ſo den Unfiath zu machen; wenn das Meitſchi in einen Grauſen käme, ſo wäre er ja ſchuld daran, wenn es aber ſeine Freude hätte am Wüſtthun, ſo wüßte man erſt noch nicht wie man das auszulegen hätte. Es dünke ihn, es zeigte ſich am beſten, ob es geduldig ſei und ihm Freude gönne, wenn er und Sami ſagten, es düeche ſie, ſie möchten ein wenig kegeln, wenn es nichts dawider habe, und wenn es ſage, meinetwegen, ein bis zwei Stunden mit einander machten, und das Meitſchi ſitzen ließen allein. Wäre es dann noch freundlich und manierlich, ſo könnte man ja ſehen, daß es gutmeinend ſei. Michel wäre dieſe Probe natürlich ſehr anſtändig geweſen, er liebte das Kegeln ſehr, dabei konnte er ſeine große Kraft zeigen, und zwei Stunden kegeln gingen ihm leichter als zwei Minuten mit einem Meitſchi reden. „Ja wolle, ja, ſo muß man es machen, wenn man wiſſen will, was ein Meitſchi für ein Herz hat. Ich bin eine Alte, aber wenn ich noch jung wäre und ließe mich beſcheiden hie hin oder dort hin, und der, welcher mich kommen heißen, ließe mich ſitzen und kegelte, ich wartete nicht eine halbe Stunde, ich thäte den Weg unter die Füße nehmen und liefe heim. Warum nicht gar da zwei Stunden in der Einſamkeit ſitzen, die Zähne trocknen und ſich auslachen laſſen, das wäre ja mehr als am Halseiſen ſtehen. Ihn's düechte es, wenn es Michel wäre, ſo thäte es anſtändig, aber vergeuden mit Aufwarten thäte es nicht, ſondern die Sache ſo wohlfeil als möglich machen, dawider kann kein Meitſchi was haben, ſon-

dern es könne denken, es kriege keinen verthunlichen Mann und komme nicht um seine Sache. Ich ließe es bei einer Halben Sechsbatzigen, für sechs Kreuzer Brod und einem Schniefeli Käs bewenden. Das ist für die Nothdurft, wenn sie Michel kriegte, wäre das auch für d'Freud' viel genug. Wenn sie darein stimmte und bei der Sache vergnügt und z'frieden wäre, so hülf ich da anfangen Bekanntschaft machen und d'Sach besser untersuchen." „Aber Mutter, das wäre ja gethan, ein Besenbinder und Schwefelhölzler macht es stolzer; was müßt so eine denken, was Michel wär' und was Michel hätte? Anständig ist anständig! Warum nicht Kaffee und Erdäpfelröste oder langes Kraut und blaue Milch," sagte Sami, „das wäre eine lustige Aufwart, möchte nicht dabei sein, da kannst dann selbst mit, Mutter, auf deinen alten Beinen."

Sami war der Unvermeidliche, den Michel immer mitnahm, wenn er drei Schritte aus der Dorfmark ging. Er war eine Art Dolmetsch bei allen Angelegenheiten, bei Lustbarkeiten und beim Kuhhandel; daß er ihn auch auf dem Weibersuchet begleiten mußte, verstand sich ganz von selbst, so daß es durchaus nicht als Anmaßung auszulegen ist, wenn Sami annahm, er werde dabei sein müssen. Er unterlag nicht Selbsttäuschungen, wie sie so manchem Vaterlandsfreund über's Haupt gewachsen sind. Michel hatte weder Aehnlichkeit mit Demosthenes noch mit Cicero, vielmehr mit einem morgenländischen Sultan, der bloß Geberden macht und neben sich seinen Dolmetsch hat. Michel war stolz wie Einer und wieder schüchtern oder unbeholfen, es wohnen manchmal gar seltsame Dinge neben einander.

Es ist kein Narrenwerk, eine ordentliche Weiberprobe zu erfinnen, das erfuhren die drei; sie ist noch viel schwerer als eine Milchprobe für die Käsbauern, welche Stich hält. Wer so eine erfinden thäte, könnte in Zeiten, wo nicht Geldmangel ist und die Leute zu heirathen vermögen,

in aller Kürze ein ſteinreicher Mann werden. Nun, den drei muß man es nachreden, ſie ließen ſich durch den erſten mißrathenen Verſuch nicht abſchrecken, ſie ſannen und ſannen, wie ſchwer ihnen auch das Sinnen ging, bis ſie die rechte gefunden zu haben glaubten und alle drei in dem Glauben einig waren, wenn die nicht gut ſei, ſo nütze alles Sinnen nichts, es gebe keine mehr. Nun preſſirte es Anni ſelbſt, die Probe zu probiren, von wegen, ſagte es, Suchen ſei nicht Finden, man könne vielleicht ein dutzend Mal probiren, ehe man zur rechten komme. Sobald Anni auf dieſem Punkte angelangt war, war das Anſtellen derartiger Conferenzen ſehr leicht, ſie ſind eine Landesſitte und eine ſehr naturgemäße. Man beſcheidet ein Mädchen, von welchem man gehört, mit welchem man Bekanntſchaft machen möchte, weil ſich da eine Heirath zu ſchicken ſcheint, an einen dritten Ort, redet mit einander, g'ſchaut ſich gegenſeitig, und gefällt man ſich nicht oder wird ſonſt des Handels nicht einig, ſo geht man kaltblütig und ohne alle Conſequenz auseinander. Dieſe Conferenzen werden zuweilen durch Verwandte, viel öfter aber durch eigene Liebesboten vermittelt, Schwefelhölzler, Kachelhefter, Schwammweiber, ehe die Zündhölzchen das ſolide Feuerzeug verdrängten, alte Mägde und ſehr oft durch eigentliche Weiberhändler, von welchen merkwürdigen Gewerbsleuten an einem andern Orte weitläufiger die Rede ſein wird. Es findet es alſo kein Menſch unanſtändig, wenn Bauerntöchter und ſelbſt reiche und vornehme einer ſolchen Einladung Folge leiſten. Nur muß der Ruf von einem rechten Bauernburſchen kommen, käme er von einem Muſterreuter z. B. und ginge ſie und es käme aus, ja dann wäre es ſchon ganz was Anderes. In Städten ſagt man, wenn davon die Rede iſt, eine Tochter hätte Luſt zu heirathen: pfi tuſig! wie mag die doch, die muß nicht alles ſein, wenn man Urſache hat, ihr ſo was nachzureden, d. h. ſie hätte Luſt zu heirathen, pfi tuſig! Es iſt ungefähr ſo wie in England, wo in

anſtändiger Geſellſchaft kein Menſch das Wort Hoſen aus ſprechen darf und wo man doch ſeltſame Augen machen würde, wenn nicht alle Mannsbilder ſich gehörig mit Hoſen verſehen hätten. Nun, auch auf dem Lande ſagen ſechszehn bis ſiebzehnjährige Mädchen, wenn man ihnen vom Heirathen ſpricht: Pfi Tüfel, wer möcht'! Es ſei einer der ärger Uſlath als der ander, es gruſe ihnen, wenn ſie einen nur von weitem ſehen müßten. Aber denen kommt es ſchon anders und zwar ohne Wallisbad, ganz naturgemäß. Steht die Zahl Zwanzig im Rücken, da ändern ſich die Redensarten, und nach und nach heißt es wohl: Warum nicht, wenn ich es gut machen könnte, wäre ich ja ein Narr, wenn ich es nicht thäte, aber er müßte mir gefallen, e Freine und e Hübſche ſy; ſo Einen von der Gaſſe, e Fötzel oder e alte Gritti, ſelb nit, lieber ledig ſterben. Indeſſen nach und nach werden die Ausnahmen geringer und die Anforderungen milder, denn ſein Lebtag nur Gotte oder Baſe ſein, wird mit der Zeit doch ungemein langweilig. Es iſt daher keiner Bauerntochter zu verargen, wenn ſie in eben rechtem Alter gern Bäurin werden möchte. Erſtlich kann eine Bauerntochter nichts naturgemäßer werden als eine Bäurin, aber zweitens auch nichts Schöneres. So eine rechte Bäurin mit offenem Herzen und offener Hand, klarem Verſtand, feſtem Willen und Uebung in allen Dingen, iſt eine wahre Majeſtät, eine Enkelin der Königin Bertha, welche vom Volk betrachtet wird mit Furcht und Liebe und gläubigem Vertrauen, daß ſie helfen werde in jeder Noth; Werdenden und Sterbenden eine wahrhaftige Helferin. So eine Bäurin iſt ganz was Anderes als eine Königin, welche nichts Anderes kann, als den König angrännen und die Hofdamen ſchnauzen. Ja ſie iſt ganz was Anderes als nur ſo eine Baſe oder Gotte, deren Schickſal viel Aehnlichkeit hat mit dem einer Gans, mit dem Unterſchied jedoch, daß man eine Gans nur zwei Mal rupft im Jahre, die Baſe oder Gotte aber das ganze Jahr durch gerupft wird. So eine Bäurin

tritt in einen Kreis, in welchem die Mittel ihres wahren Lebenszweckes liegen. Wenn nun Hochgebildete und sogenannte Fortschrittler sich die Beine unten ablaufen, um schlechte Rathsherren zu werden und man dies republikanisch, schön und edel findet, so ist es sicher noch republikanischer, schöner und edler und vaterlandsliebender, wenn Mädchen ebenfalls ihre Beine in Bewegung setzen und zwar nicht um schlechte Rathsherren, sondern um gute Bäurinnen zu werden.

Anni hatte ein Schwammfraueli, welches es mit besonderer Vorliebe herbergete. Dasselbe hatte den allerbesten Schwamm, wie Anni sagte, den es auf der Welt gebe, aber das Fraueli kannte Anni und konnte es ihm treffen und b'richten wie keine. Das war gar lange nicht da gewesen, kam einmal an einem heißen Sommernachmittage, als Alles auf dem Felde war und Anni ganz allein gaumete, schachmatt auf den Knubel. Der Engel Gabriel hätte Anni in seiner Einsamkeit nicht willkommener erscheinen können, als das alte Schwammfraueli. Es erzählte ihm alles, was es auf dem Herzen hatte, wie Micheli das Wybe in Kopf geschossen, es wisse nicht warum, und wie es sich gegen ihn verfehlt, es glaube immer, Sami, der Lumpenbub, habe es ihm eingegeben. Es habe in Gottes Namen nachgegeben, von wegen es sei nicht mehr ganz jung, sondern übernächtig, wie Sami, der Unflath, ihm vorgehalten, da möchte es sich doch nicht ein Gewissen machen, wenn es gestorben sei und Micheli niemand hätte, der zu ihm luege und ihm d'Sach' mach', jetzt sollte es ihm eine suchen, das sei ihm ein Tüfelwerk, es könne nirgends eine finden, welche nur halbweg gut sei. Ehedem sei es doch nicht so gewesen, aber jetzt sei in Gottes Namen nichts mehr, es schicke sich Alles besser für das Zuchthaus als für ein Bauernhaus. „Ich glaube, ich wüßte dir was, das sich nicht übel schickte, begreiflich ist nie alles an einem Orte beisammen, selb mußt nie meinen," sagte das

Weib. „D's Bure auf dem Hühnersädel, das sind rechte Leute auf die alte Mode, die beten und arbeiten, haben Gott und den Nächsten lieb, haben Sorg' zum Geld, halten nichts auf Hoffahrt und gönnen doch sich und Andern, was recht und billig. Sie haben Arbeit und Sachen genug, gerade wie es am besten ist, sind nicht überkindet, es sind ihrer viere, zwei Buben und zwei Meitli. Die wissen, was Folgen und Arbeiten ist, da widerredet keins Vater oder Mutter und sind nicht verhybbäpelet, daß sie beim ersten sauren Luft auf den Rücken liegen, die mögen Regen und Sonnenschein ertragen und sind doch gut gegen die armen Leute. Sie sind aber auch vom rechten Schlag, Bube und Meitli, haben Posturen wie Flüh und Gringe wie Sonneblumen, nit so spitzi bleichi Nähyerngringli, wo einen an nichts besser mahnen, als an ermagerte Gufeknöpf', die stünden jedem Bauernhof wohl an."

Man sieht es dieser Rede an, daß das Fraueli Anni besser kannte als die Andern. Gerade solche möchte es, sagte Anni, die seien wie gemacht für hieher, wenn alles so sei und nit Schyn dahinter sei, selb müsse man probiren.

Sobald Michel heim kam, wurde er neben aus genommen, der Fund ihm mitgetheilt und so süß ausgestrichen wie Honig aufs Brod, daß Michel die Füße unter dem Tische nicht mehr stille halten konnte. Des andern Morgens früh mußte das Fraueli ablaufen, dem Hühnersädel zu, welcher glücklicherweise weder im Oberland, noch im Mittelland, noch um Bern herum lag, sondern auf neutralem Gebiete, etwa drei Stunden vom Knubel.

Als das Fraueli wieder kam, hatte es viel zu b'richten. Anfangs hätten sie wunderlich gethan und nicht gewußt, wollten sie oder wollten sie nicht. Aber es hätte ihnen b'richtet, wie es hier sei und wie Michel sei, und dazu sei noch ein Schafhändler gekommen, der habe seine Sache bestätigt und gesagt, wie das ein Wesen sei und wie eine glücklich

sei, wenn sie da zueche chönn. Da seien die Mädchen ganz anders geworden, hätten ihr aufgewartet, wenn sie eine vornehme Base gewesen wäre, sie hätten nicht mehr an die Sache thun können, und Vater und Mutter hätten auch angestrengt, und so hätten sie abgeredet, daß man am nächsten Sonntag über acht Tage, wenn es schön Wetter sei, sonst am nächsten Sonntag, wo es schön Wetter sei, beim Baßgeigenthürli zusammen kommen wolle, es sei dort eine gute Wirthschaft und doch nicht z'mitts in den Leuten. Es hätte sie wunder genommen, welches von ihnen er lieber wolle, Bäbi oder Eisi. Es hätte das aber nicht gewußt und gedacht, Michel könne selber luegen und jetzt kämen beide. „Welche meinst, daß sich besser schickte," fragte Anni. „Weiß meiner Treu nicht," sagte das Fraueli, „Eisi ist um öppis töller am Gring, Babi um öppis bräver am Lyb. Es ist gerade, wie wenn man zwischen zwei zweipfündigen Broden auslesen soll, man nimmt eins ums andere in die Finger und z'letzt g'fallen einem beide so wohl, daß man beide möchte. Es wird Michel sein wie dem Esel zwischen zwei Heuhaufen."

So lautete der Bericht, der große Bewegung brachte in das sonst so gleichförmige Knubelleben. Schneider und Schuhmacher mußten plötzlich herbei. Michels beste Kleidung war seit Ostern nicht mehr standesgemäß und Sami hatte keine reputirlichen Schuhe. Michel ging es curios, es wäre ihm jetzt lieber gewesen, er wüßte von allem nichts. Es hatte etwas äußerst Unheimliches für ihn, so an etwas Unbekanntes hinzugehen, so an eine Gschaui. Er hätte sich für sein Leben gern hinter sich draus gemacht und schwer Geld gegeben, es hätte siebenzehn Sonntage hintereinander wie mit Melchtern vom Himmel herabgegossen. Aber Anni trieb, Sami machte Muth und sagte: es werde ihn keine fressen, wenigstens an einem Tage nicht, so daß er immer Zeit zur Flucht hätte.

Am ersten bestimmten Sonntage war der Himmel blank,

das Wetter prächtig. Bauer und Bäurin wiſſen, was man für Arbeit mit einem Thiere hat, welches man zu Markte bringen oder gar auf eine Gſchaui, eine ſogenannte Zeichnung, welche mit Preisaustheilungen verbunden iſt, ſtellen will. Wie man da riebeln, ſtriegeln, bürſten, waſchen, reiben, kämmen, ja flechten (Roßſchweife) muß, bis alles blank wie ein Spiegel iſt und glatt wie ein Aal. Bauer und Bäurin werden daher begreifen, was es bei einem Menſchen, der kein Thier iſt, ſondern viel mehr, für Aufwand von Zeit, Kraft, Geſchick, Waſſer, Seife ſammt Striegel und Bürſte braucht, um ihn ſo recht ſchön und glänzend zu einer Gſchaui herzurichten.

Wie es auf dem Hühnerſädel zuging, wiſſen wir nicht, aber wir glauben uns berechtigt vorauszuſetzen, daß ſie alles aufgeboten und nichts geſpart, was in ihrem Verſtand und ihren Mitteln lag, alles nach dem Grundſatze: Helf, was helfen mag! Auf dem Knubelhof hatte Anni gewaltig mit ſeinem Micheli zu thun, um Sami kümmerte es ſich nicht. „Kannſt ſelber ſehen, deiner wird ſich niemand öppe viel achte," hatte es ihm geſagt. An Micheli wendete Anni in Schweiß und Angſt all ſeine Mühe und Kunſt mit Waſchen, Bürſten und Kämmen. Es weiß kein Menſch, wie oft es ihm das Haar ſchön glatt vorne über die Stirne und hinten über den Rockkragen hinabzog, den Hemdekragen ſchön herauf über die Ohren zupfte. Das Halstuch band es um mit all ſeiner Macht, daß Michel plötzlich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem geweſenen Lällenkönig von Baſel bekam, knorzete ihm dann mit großer Anſtrengung einen Lätſch z'weg, von dem es meinte, es ſei der ſchönſte, der je geweſen, ſteckte ihm das ſchönſte Nastuch in die Taſche und ließ wohlweislich einen Zipfel herworgucken, damit alle Welt ſehe, daß Michel wirklich eins hätte, verwandte zwei Stunden auf Inſtruktionen und lief ihm noch zwei Mal nach, dieſelben zu ergänzen.

So zogen ſie in der ſchönſten Mittagshitze ſtattlich von dannen, von Bäri in weiten Sprüngen umgaukelt, bis er ausgetobt, wo er dann ſittig wie ein Kammerdiener ſeinem Herrn nachſchritt. Es war ein grimmig heißer Tag, Michel ſchwitzte jämmerlich, daran war Anni ſchuld. Ob dem Nieblen und Rüſten war Michel hungrig geworden, hatte tapfer Bohnen und Speck gegeſſen. Damit er auf dem Wege nicht durſtig werde, brachte ihm Anni eine große Kachel mit guter Milch, die hatte er ausgetrunken. Darauf brachte es ihm die neue Kutte und die mußte er anziehen. Jeder Fötzel könne ohne Kutte laufen, aber in einer neuen Kutte, mitten im Sommer, dafür müßte es ſchon jemand ſein, ſagte es. Michel rauchte wie ein Schmelzofen; wär es Winter geweſen, man hätte ihn von Ferne am Rauche erkannt, wie man auf dem Thunerſee an der ſchwarzen Rauchſäule immer weiß, wo das Dampfſchiff iſt.

Das Baßgeigenthürli war ungefähr zwei Stunden vom Knubel weg, und wie man zu ſagen pflegt, ſehr romantiſch gelegen, d. h. in einem ſchwarzen Tannenwald, nicht in einem eigentlichen Loche, aber wenn es in einem wirklichen Loch geweſen, wäre der Unterſchied nicht groß geweſen. Es war eine alte Wirthſchaft und an einem Sonntag zuweilen viel Gäſte dort, doch nicht wegen Romantiſchem, ſondern weil man ein trinkbares Glas Wein fand, ein reinlich Eſſen und billig beides. Das Kegelries lag der Seite zu, woher Michel kam. Wie ein alt Huſarenroß, wenn es die Trompete hört, zuckte Michel z'weg und kam faſt in Sprung, als er Kugelrollen und Kegelgepolter in die Ohren kriegte. Das waren Töne, welche ihn aus dem Grabe gerufen hätten, und ſchon manche Woche hatte er ſie nicht gehört. Man denke! Man hätte gar nicht denken ſollen, wenn man Michel im Zuſtand der Ruhe ſah, daß er einer ſolchen Bewegung fähig, ſo raſch auf ſeinen dicken Beinen ſei. Er glich darin einem Elephanten, welche bekanntlich, obſchon ſie ſchwer und ſcheinbar

plump ſind, denn doch raſcher laufen können, als es oft den Jägern lieb iſt. Er dachte nicht etwa: Mädchen hin Mädchen her! ſondern er dachte gar nicht an ſie, ſteuerte dem Kegeln zu, als wenn er extra deswegen gekommen wäre. Er war mitten im Spiel, ehe er an die Mädchen dachte, und wenn er hinter ſich ſagen hörte: „Potz, lueget doch, wie der Knubelbauer Schmalz im Arme hat," ſo waren ihm dies Töne, über welchen er die ganze Welt vergaß.

Sami war beſonnener, hatte den Zweck, um deſſenwillen ſie da waren, nicht ganz aus den Augen verloren, bemerkte Mädchenköpfe, welche zuweilen an einem Fenſter des Wirthshauſes erſchienen und verſchwanden, zog daraus den Schluß, die Beſtellten ſeien bereits da. Er dachte, ſie vorläufig und incognito in Augenſchein zu nehmen, könne nicht ſchaden, that es und ſetzte ſich zu einem halben Schoppen in ihre Nähe. Sie ſaßen hinter einem Schoppen und gefielen Sami b'ſunderbar wohl, töllere Meitli hätte er nicht bald geſehen und die bräver daher kämen, dachte er, er glaube faſt, man könnte eine nehmen ohne Bedenken. Es waren ſtattliche Mädchen, währſchaft gebaut, mit großen breiten Köpfen, ſtarken Armen, ſauber, aber nicht zu hoffährtig und nicht nach der neueſten Mode, kurz ſo vom rechten Bauernſchlag. Wahrſcheinlich hatten ſie Michel der Beſchreibung nach erkannt, oder, ehe Sami kam, Erkundigungen eingezogen. Sami ſah, daß ſie Michel beobachteten. Bald eine, bald die andere ſtreckte den Kopf ans Fenſter. „Macht er noch?" fragte die eine. „Glaubs," ſagte die andere, „er ſteht am gleichen Orte wie ein Oelgötz." „Mir erleidets," ſagte die eine. „Mir auch," antwortete die andere. „Wär doch nicht gerne dr Narr im Spiel!" bemerkte eine. „Ich auch nicht," ſagte die andere. „Weißt was, geh unter die Thüre, wenn er dich ſieht, vielleicht kommt er dann." „Geh du," ſagte die andere, „ich mag nicht; was frag ich doch ſo einem Löhl nach! Wenn er nicht bald kommt, ſo hulf ich weiters." „Ho,

öppe lang möchte ich auch nicht warten, aber z'hert pressire auch nicht," sagte die andere. Sami wollte sich mit ihnen in ein Gespräch einlassen, so gleichsam ihnen die Langeweile vertreiben, aber sie fertigten ihn kurz ab, sie mußten sich hüten, mit jemanden sich einzulassen, ehe der Rechte kam, damit der seinen Platz nicht schon eingenommen finde, fuhren mit ihren Glossen fort, als ob Sami nicht da sei, welche sehr zart wurden, als eine unter die Thüre sich gestellt, die andere zum Fenster aus die Wirkung beobachtet und Michel der gleiche Oelgötz geblieben war.

Die Stimmung wurde so gefährlich, daß Sami es gerathen fand, den Versuch zu machen, Michel vom Kegeln weg in die Stube zu bringen. „Komm doch," sagte Sami, „sie wollen fort, sie warten schon mehr als zwei Stunden." „Ja," sagte Michel, „gleich, sobald ich fertig bin. Sollen nicht längi Zyti haben." Sami, der wohl wußte, daß Michel, so lange jemand mit ihm kegelte, nicht fertig wurde, so lange noch ein Stern am Himmel scheine, ließ sich nicht abfertigen. Michel mußte vom Kegeln lassen, wodurch seine Stimmung ebensowenig holdselig ward, als die eines Kindes, welchem man ein liebes Spielzeug aus den Händen reißt.

Anni hatte ihm eingeschärft, daß er eine apartige Stube verlange, damit nicht alle Leute sehen könnten, wie er ihnen aufwarten lasse und was sie zusammen zu b'richten hätten. Aber an das dachte Michel jetzt nicht, er dachte bloß daran, was das für ein verfluchter Zwang sei, daß er jetzt in die Stube müsse, er wollte, er hätte von allem nichts gehört, könnte kegeln nach Belieben, zudem war er noch verlegen. Was sollte er sagen und wie thun? Es ist nichts, was so dumm macht, als Verlegenheit, und darauf gründete sich hauptsächlich die Berühmtheit des berühmten Talleyrand, daß er nie verlegen ward, daher allezeit die passende Miene und das rechte Wort bei der Hand hatte. Michel stolperte zum

Tiſche, wo die Mädchen erwartungsvoll wieder ſaßen, ſetzte ſich ohne alle Umſtände und einleitende Redensarten zum Tiſche, als ſei er eben erſt da weggegangen. Er ſagte nicht einmal: Mit Verlaub, es macht heiß heute, ihr werdet auch brav geſchwitzt haben? Er rief nach einer Maaß Wein und ſagte zu den Mädchen: „Es wird euch düechen, ihr möchtet auch was eſſen?“ O ſie hätten da nichts zu befehlen, ſagte Bäbi, ſie düech's, ſie möchten ein wenig an Schatten. „Ihr werdet doch vom Hühnerſädel ſein?“ fragte Michel halb erſchrocken. „Wo wollten wir ſonſt her ſein?“ fragte Eſi. Das Geſpräch ſtockte oft, Michel war in Gedanken beim Kegeln, und die Meitſchi dachten, wie ſie es ihm hinreichend z'ſchmöcken geben könnten, daß ſie auch an einem Orte daheim ſeien und ſeine Grobheit nicht für Höflichkeit hielten. Sie thaten zimpfer, wußten lange nicht, ſollten ſie ſich von Michel einſchenken laſſen, und als eingeſchenkt war, thaten ſie, als ob ſie den Wein nicht trinken könnten. Sami bot allem auf und wollte den Artigen ſpielen. Aber weil die Mädchen nicht recht wußten, wer er ſei, ob ebenbürtig oder nicht, Anſprüche zu machen hätte auf die, welche der Knubelbauer nicht wollte, ſo benahmen ſie ſich vorſichtig, nahmen ſo wenig als möglich Notiz von ihm.

Michel war zu keinen Zeiten ein Redner, war ein Faden abgebrochen, fand er einen neuen nicht. Die Mädchen waren ſprützig, kurz, ſpannen an keinem fort; man kann ſich denken, wie belebt das Geſpräch war. Michel redete mit Sami, wie er es denen draußen im Kegeln gemacht, trank fleißig und beim dritten Glas ſagte er: „Seh, G'ſundheit, treychit doch, ſuſt ſufe ne allein!“ Endlich kam Eſſen, etwas Kraut, Rind- und was von Schweinefleiſch. Die Wirthin ſagte, ſie hätten noch ſchönen Braten und Schinken, wenn er begehre, und mit Deſſert könne ſie auch aufwarten, ſie hätte b'ſunderbar ſchöne Datere im Ofen. Michel ſagte, ſie ſolle nur bringen, was ſie hätte. Ihretwegen ſolle er nicht Koſten haben, ſagte

Bäbi, ſie begehrten nichts, preſſirten heim, hätten weit und kuhlet werde es haben. „Wirthin, bring," ſagte Michel, „wenn d'Meitſchi nit mögen, nimmts ein Anderer, und wegen den Koſten plagt euch nicht, der, welcher die zahlt, hat immer noch etwas, wenn er die ſchon gezahlt hat. Jetzt, wenn es angehen muß, werde ich wohl hören müſſen mit tubaken." Sprachs, ſteckte die Pfeife in Sack, zog das Rindfleiſch an ſich, hieb eine ſchöne fette Ecke runter, warf ſie Bäri dar, nahm ein ähnliches Stück für ſich, ſchnellte den Reſt Sami auf's Teller: „Nimm, was d'magſt, und gieb's weiter!" Sami thats, und was Eiſi, welche Sami zunächſt ſaß, auf's Teller kam und mit Bäbi zu theilen war, hätte niemanden mehr großes Bauchweh gemacht. Mit dem Schweinefleiſch beachtete Michel die gleiche Rangordnung, erſt er, dann Bäri, auf Bäri kam Sami, auf Sami Eiſi, auf Eiſi Bäbi, das konnte haben, was überblieb.

Nur mit dem Kraut ging's anders. „Mag nicht," ſagte Michel, „hab' deren auch daheim im Garten. Bäri nimmt auch nicht, Sami, wotſch du?" „Bi nit Liebhaber," ſagte Sami. „So näht dir, was dr meut, es wot ſuſt niemere," ſagte Michel und ſchob den Mädchen das Kraut vor ihre Teller, ſich zu bedienen nach Belieben. Potz, was die für Augen machten und Köpfe kriegten wie geſottene Krebſe. „Eſſit, d'Sach iſt recht, und man muß ſie brauchen, wenn man ſie hat. Macht euch nicht eigelig, ſagte Michel, als er ſah, daß die Mädchen Glotzaugen machten und das Eſſen darob vergaßen. Seine Sache war wohl recht, aber was für die Mädchen abgefallen war, war eben nicht zu rühmen. Die ganze Rede klang ihnen wie Hohn, was ſie doch eigentlich nicht war. Michel hatte nur eine Redensart gebraucht, welche ihm geläufig war, da er ſie daheim an ſeinem Tiſche oft anwendete. „Häb nit Kummer," ſagte Eiſi, „mr hei o nit Urſach." Darauf nahm es eine Gabel voll Kraut, ſchob das Teller Bäbi hin. Bäbi nahm auch und ſagte: „He ja, man

kann so unverschämt sein und nehmen, weiß man doch, daß man es niemanden vor dem Maul weg ißt." „Deretwegen habe nicht Kummer," sagte Michel, „nimm so viel du magst. Habe das Kraut nie geliebet und Bäri auch nicht; ich und er haben es gleich." „Mit Schyn ist's nicht bös bei dir Hund sein, wenn du und er es gleich haben," sagte Eisi. „He," sagte Michel, „es kommt noch darauf an, was es für ein Hund ist. Selb ist wahr, ich und Bäri könnens mit einander, er hat aber auch mehr Verstand als mancher Mensch." Und nun ward Michel beredt, denn wenn er auf das Kapitel von Bäri kam, so fehlten ihm weder Stoff noch Worte. Unterdessen war man mit der ersten Auflage fertig geworden bis an's Kraut, zu welchem niemand große Lust zeigte.

Michel schenkte tapfer ein, besonders sich und Sami, die Mädchen [illegible]ten immer strenger vom Heimgehen, die Wirthsleute dreyten auf übliche Weise mit dem Auftragen. Lange Pausen zwischen den verschiedenen Gerichten sind ein Zeichen, daß der Wirth seinen Gästen das Essen gönnt, von wegen je langsamer man ißt und je längere Zeit man am Essen sitzt, desto mehr kann man vertragen. Es ist ganz das Gegentheil von den modernen Wirthschaften, wo die Hotelbuben den Gästen die Teller erst zuwerfen, wie man Hunden Beine darwirft, und, ehe dieselben ausgezittert, wieder unter den Händen wegreißen, wie die wilde Jagd um den Tisch fahren und abzuräumen anfangen, ehe man den Sessel warm gesessen, ehe man sich besinnen kann, hat man eigentlich gegessen oder eigentlich nicht gegessen. Die Pausen werden bei jener patriarchalischen gutmeinenden Weise mit Trinken ausgefüllt, was natürlich des Wirthes Schaden nicht ist.

Endlich rückten Wirth und Wirthin an mit einem schönen Stück Nierbraten, der ganz prächtig dampfte und roch, so daß ein ganz verklärter Schein sich auf den verstimmten Gesichtern der Mädchen zeigte, ferner mit Salat, Schinken und Datere. Sie entschuldigten sich, daß es ein wenig lange gegangen,

aber ſie hätten gedacht, junge Leute hätten nicht bald Langeweile bei einander, es werde ihnen jetzt nur um ſo beſſer ſchmecken. „Mr wei luege," ſagte Michel, ſteckte ſeine Pfeife, die natürlich den Zwiſchenraum verkürzen mußte, in die Taſche, zog die Schüſſel an ſich, hieb ein wackeres Stück mit der halben Niere herunter und ſagte: „Lueg, Bäri, wie düecht dich das?" und Bäri that ſein großes Maul auf und lebte ſichtbarlich wohl daran. Das zweitbeſte Stück hieb Michel runter für ſich und wandte ſich mit dem Reſte Sami zu. Mit zornfunkelnden Augen hatten die Mädchen dem Spiel zugeſehen, und als Sami Bäbi den Reſt, den er um ein Beträchtliches beſchrotet hatte, auf den Teller legte, ſtand daſſelbe auf und ſagte, es begehre nichts davon, ſie ſollten das für den Hund ſparen, oder wenn der es nicht möge, ſelbſten freſſen, und ging der Thüre zu, Eiſi auf und nach.

Michel war ganz verblüfft und fand das Wort nicht. Sami rief: „Rumme hübſchli, nit ſo prüßiſch, es iſt alles i guter Meinig." „Wenn du dr Löhl machen willſt, ſo mach' ihn, aber d'Narre im Spiel ſy mer lang gnue gſy, könnt jetzt den Hund dafür haben, wenn ihr wollt," ſagte Eiſi, und verſchwunden waren die beiden zornigen Schönen. „Das ſind Feurige," ſagte Sami, „die brennen ohne Schwefelholz, daneben wären ſie brav genug geweſen, hätten tolle Bäurinnen gegeben. Aber gäb wie eine brav iſt, wenn ſie ein Faß Büchſenpulver im Leib hat, ſo iſt's ein uchumlig Drhyſy. Es iſt gut, hat ſich das noch zu rechter Zeit erzeigt, hintendrein iſt es zu ſpät, wie man ſagt." „Ja," ſagte Michel, „es wird ſo ſein. Daneben gefielen ſie mir nicht übel, und z'wider iſt mir, wenn man wieder von vornen anfangen muß." „Was Tüfels habt ihr mit euren Meitſchene?" rief die Wirthin. „Die fahren die Straß aus, als hätte man ſie aus einer Kanone geſchoſſen, und täubbeleten durch den Gang wie Hurnuſſen, wenn man in's Neſt geguſelt!" „Nichts," ſagte Sami, „kein ungut Wort hat man ihnen gegeben. Sie thun

wie erlaubet Katzen, weil man dem Hund auch Fleisch gegeben, sie haben es ihm nicht gönnen mögen." „Mit Schyn vor den Meitschene," sagte die Wirthin. „Es wär noch manches andere nicht gerne dem Hund nachgekommen. Es giebt in der Welt gar viele Gebräuche; wer sich nicht darauf versteht, kann übel fehlen. Hier ist der Brauch, daß die Leute vor den Hunden kommen, bei euch wird es der ander Weg sein; darum sollte man einander b'richten, so könnte man einander verstehen. Es giebt curios Sachen in der Welt."

Das kam Michel in's Haupt, er sagte, sie seien Menschen wie andere und hätten nichts Apartiges an sich. Aber wer zahle, der befehle und könne machen, was ihm anständig sei, so werde der Brauch sein, so weit er gehört. „He ja," sagte die Wirthin, „so wird es sein. Jeder kann thun, was er will, dann kann ihn auch jeder halten für was er will." Der Michel machte große Augen zu dieser Rede und sagte: „He nun so dann, wenn man niemanden schuldig ist, so kann einem das doch gragglych sein, heige d'Lüt uf eim, was si wei. Was sind wir schuldig, Wirthin?" „Hab' ich euch bös gemacht?" sagte die Wirthin; „es wär mir leid. Aber es ist mir doch noch so, wie ich gesagt. Oeppe höflich ist das nicht; wär' ich Meitschi gewesen, ich wäre auch gegangen oder hätte vielleicht noch was Anderes gemacht. Nehmts nicht für ungut, aber so junge Bursche muß man b'richten, und wenn sie den Verstand nicht haben, ihnen denselben machen." „Häb nit Müh," sagte Sami, „aus dieser Aufwart lösest nicht viel, was man nicht befohlen hat, das zahlt man nicht." „Dir habe ich noch nichts gefordert," sagte die Wirthin, deren geübtes Auge gleich Sami's Stand erkannt. „Gäb wie leicht ich was forderte, könnte es dir zu viel sein. Und dann ist's nicht, daß ich nichts umsonst zu geben vermag. Ich habe schon Manchem aufgewartet; erst sagte er mir wüst und nach einem halb Dutzend Jahren dankte er mir dafür. Es könnte dir auch so gehen, und geht es dir nicht so, so ist's mir leid

für dich, und unterdessen nehme ich kein Blatt vor's Maul und rede meinem Verstand nach. Daneben ist eure Sache siebenundvierzig Batzen."

So lief Michels erste G'schaui ab. Anni erschrak darüber sehr; indessen tröstete es sich damit, daß alles in der Welt gelernt werden müsse und Meitleni genug seien, welche man ansehen könne. Wenn nur das Verbrüllen nicht wäre, sagte es. Solche Sachen kämen es wisse kein Mensch wie weit, besonders da die Wirthin das Maul darein gehängt und andere Gäste mehr in der Stube werden gewesen sein. Richtig, noch in derselben Woche kam das Schwammfraueli daher, that spröde und sagte: „Nein doch, was du mir für eine Sache angerichtet und für einen Verdruß gemacht hast, ich kann's gar nicht sagen. Ich wußte nicht, ob ich wieder zum Hause kommen wolle oder nicht; so ist es mir doch mein Lebtag nie gegangen, nein wäger nicht. Aber so geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat und den Leuten begehrt z'weg z'helfe." Nun erzählte es, wie es voll Freude auf den Hühnersädel gegangen, in Hoffnung auf eine gute Aufwart und schönes Trinkgeld, denn eher hätte es an den Tod gedacht, als daran, daß dies fehlen könnte. Aber wohl, da sei sie anders b'richtet worden, daß sie dem lieben Gott danken konnte, als sie mit dem Leben davon kam. Die Mädchen seien auf sie eingestürzt, als ob sie sie zerreißen wollten, und längs Stückes hätte sie aus dem Geschrei nichts machen können. Endlich habe sie vernommen, wie ihretwegen die Mädchen eine Schande hätten ausstehen müssen, wie sie noch nie erhört worden. Den Hund hätte man gehalten als sei er ein Meitschi und sie als wären sie Hunde. Aber sie hätten das gleich gemerkt, daß etwas gehen sollte: der dicke große Löhl hätte sie zwei Stunden warten lassen, ehe er in die Stube gekommen, um ihnen seine Verachtung zu zeigen, daß sie schmöcken möchten, was er auf ihnen hielte. Aber sie hätten feinere Nasen als das Kalb glaube, er hätte nicht halb so anzuwenden gebraucht,

sie hätten die Nase voll genug gehabt, aber sie wüßten wohl, woher das käme; er hätte ein altes Kindermeitli bei sich, der sei es grusam z'wider, wenn er heirathe. Es werde denken, das Stehle höre dann auf, es könne die Gans nicht mehr rupfen und den Kindern Vermögen sammeln, wenn eine Frau zur Sache sehe. Wenn sie noch einmal zu Michel kämen, dem wollten sie die Glare aufthun, daß er sich verwundere.

Nun war's an Anni, aufzubegehren, zu schreien und wirklich zu heulen; denn Untreue hatte ihm noch niemand vorgeworfen, und den Vorwurf verdiente auch wirklich niemand weniger als es. Wenig fehlte, es hätte sich alsbald nach dem Hühnersädel aufgemacht, um den Verläumderinnen in die Haare zu fahren, wobei es aber übel weggekommen wäre. Das Schwammfraueli begütigte Anni, sagte, wie es das Gegentheil gesagt, aber wie Michel und Sami es auch darnach getrieben, daß doch kein ehrbar Meitschi, von rechten Leuten her, das hätte annehmen können. Unser Lebtag sei es doch der Brauch, daß, wenn man Meitschi bestelle, man zu ihnen gehe, sie nicht einen ganzen halben Tag warten und im Trocknen sitzen lasse. Jedes rechte Meitschi müsse daraus ersehen, daß man das Gespött mit ihm treibe, und selb hätte keines gerne, man könne es ihm auch nicht zumuthen. Nach und nach begriff Anni, daß der Fehler auch auf Seite der Bursche sei, aber mit solchen, welche gesagt, es stehle, wollte es auf keine Weise mehr zu thun haben; das sei allweg schlechtes Zeug, sagte Anni, sie dächten sonst nicht einmal solche Sachen, geschweige daß sie davon redeten. Auch meinte das Fraueli, sie hätten den Kopf gemacht, es möchte es nicht wagen, ihnen eine Bestellung zu bringen, es hülfe an einem andern Orte probiren.

Das war eben auch Anni's Meinung, und es pressirte um so mehr mit ihrer Ausführung, seit es gehört, was die Mädchen gesagt. Die Lausmeitscheni müßten doch noch erfahren, zu ihrer eigenen Schande, was sie für Verläumderinnen

und Ehrabschneiderinnen seien. Salomo sage, ein Dieb sei ein schändlich Ding, aber ein Verläumder sei noch viel schändlicher. Das Fraueli entschuldigte seine Hühnersädlerinnen bestmöglichst, war aber vollkommen bereit, Hand zu bieten zu was Neuem. Anni's Zutrauen zu ihr hatte einen sehr merklichen Stoß bekommen. Die Frau hatte zum ersten Mal nicht die gleiche Meinung wie es und vertheidigte Leute, welche es für die schlechtesten hielt, die auf dem Erdboden herumliefen. Man muß nämlich nicht glauben, nur Könige und Aristokraten könnten Widerspruch nicht ertragen und namentlich nicht dulden, daß man über den Werth von Personen ein ander Urtheil habe, rühme, wen sie hassen, und umgedrehet. Durchaus im gleichen Spital krank sind Demokraten, alte Weiber und rothe Republikaner; denn dieser Fehler ist weder ein königlicher, noch ein aristokratischer, sondern er liegt in unserer sündigen Natur, und je sündlicher dieselbe ist, desto absoluter und leidenschaftlicher gestaltet sich dieser Fehler und tritt in die Welt hinaus. Und sehr merkwürdig ist, wie, je roher die Menschen werden, je ungebildeter und beschränkter, die verschiedene Werthung der Menschen weit empfindlicher, giftiger empfunden und gerügt wird, als Verschiedenheit in Meinungen und Ansichten. Darin liegt kein Compliment für unsere Zeit im Allgemeinen und den Canton Bern insbesondere und kein Zeugniß von humaner, umsichtiger Bildung und für den so gerühmten entschiedenen Fortschritt. Da ist ja das Unding so weit getrieben, daß die Masse der Feiglinge kaum mit jemanden zu reden wagt, mit ihm nicht hundert Schritte zu gehen wagt, den die Mächtigen, d. h. welche Pöstlein auszutheilen, Gnaden zu spenden haben, geächtet, geschweige daß man ihn in Schutz zu nehmen, gegen die ausgesprochene Acht zu vertheidigen wagte. So miserabel ist der Zeitgeist. Warum sollte man es also dem armen Anni verargen, wenn es Verdacht faßte gegen das Schwammfraueli, weil es die Hühnersädel-Töchter vertheidigte?

Doch brach Anni nicht ganz, ſondern hörte auf neue Vorſchläge und fand ſich namentlich durch einen angeſprochen. Im Sternengaden ſei ein Mädchen, gerade wie gemacht für hieher; es nehme das Fraueli wunder, daß ihm dies nicht gleich in Sinn gekommen, das werde ſich in alles ſchicken und gerade ſein, wie man es haben welle. Daſſelbe habe eine handliche Stiefmutter und einen Trupp Stiefgeſchwiſter, ziemlich viel Muttergut und ſollte doch nirgends ſein, das Wüſteſt machen, und wenn es gemacht, ſei es doch nicht recht; es werde klaget, es ſei ein Graus. Es hätte ihm ſchon manchmal geklagt, es hätte müſſen mit ihm plüre, ſo hätt's es duret. Oeppe d's feißiſt ſei es nicht, aber d's Meitſchi hätte bös, man glaube es nicht. Wenn es an beſſere Koſt käme und vom Verdruß weg, ſo laſſe es ſich z'weg und werde von den bräſten eine. Arbeiten könne und thue es gerne, aber es meine, wenn es mache, was ihm möglich ſei, ſollte man dann mit ihm auch zufrieden ſein.

Das gefiel Anni; ſo eine ſei ſicher am beſten zu halten und thue viel beſſer, als wenn ſie es vorher zu gut gehabt. Das ſei, nicht zuſammengezählt und eure Ehre vorbehalten, ganz wie mit dem Vieh. Es heiße nicht umſonſt, mit Kühen ſchweinen, Müllerroſſen und Wirthstöchtern müſſe man ſehen, wie man es mache. Es hülfe da probiren, wenn Michel wolle. Michel ſagte, es ſei ihm recht, nur damit das Geſtürm bald aufhöre. Z'wider ſei es ihm, der Sach ſo nachzulaufen und dr Löhl z'machen, aber es werde ſein müſſen. So mir nichts dir nichts zum Hauſe zu gehen, wo man dann ſchon halbers gefangen ſei, d'Sach mög Einem gefallen oder nicht, ſelb möchte er doch auch nicht.

Die Botſchaft ward ausgerichtet, und das Fraueli brachte die Nachricht, den und den Sonntag werde das Meitſchi in's Lausbad kommen, wenn es entrinnen könne. Nicht weit dort weg wohne ihm die Gotte, die wolle es z'Wort haben, damit man ihns gehen laſſe. Aber das hätte Mühe gekoſtet, bis

es ein vertraut Wort mit dem Meitschi hätte reden können. Da hätte die Alte aufgepaßt, wie eine Katze vor dem Mauseloch, und wo sie nicht selbst hätte sein können, da hätte sie eins von ihren kleinen Unfläthen hingestellt. Es sei sich nicht zu verwundern, wenn sie ihm vor dem Heirathen zu sein suchten; 's sei ihnen wegem Muttergut und es gehe ihnen nebenbei für eine Magd, und dazu hielten sie es so schlechtlich in den Kleidern, daß sie es vor Gott und Menschen nicht verantworten könnten. Denen sei es jedoch schlau genug gewesen, habe dem Meitschi es können zu verstehen geben, daß es ihm im Wäldchen warte. Darauf habe sie Abschied genommen, sei einen ganz andern Weg fortgegangen und zuletzt doch mit ihm zusammengekommen, wo sie die Sache hätten abreden können. Da hätte ihm das Meitschi Sachen erzählt, es hätte ihm bald die Haare bolzgerad aufgestellt.

Das Sternengaden zog sich gegen Thun hinauf, gehörte ebenfalls weder zum Oberland noch zum Unterland, war auch nicht um Bern herum, war also auch in dieser Beziehung Anni ganz anständig. Das Lusbädli lag in gleicher Richtung ungefähr drei Stunden weit vom Knubel. Anni war viel daran gelegen, daß die Sache sich mache. Es gab seinen beiden Jünglingen strenge Instruktionen. „Machit d'Sach nit z'gut, öppe luege wie es es G'müth het, selb ist recht, aber d'Sach übertryke treit o nüt ab, mi chas zwänge, daß die Freinste brülle, wie wenn me se am Messer hätt'. Und das Kegeln laßt mir sein, das ist denn gerade für gleich anfangs den Kübel auszuleeren. Es wäre mir z'wider, wenn's wieder nüt wär, man würde verbrüllet, so weit der Himmel blau ist." „Brüllen sie doch," sagte Michel; „was frage ich dem nach. Habe schon Manchen z'brüllen g'macht, mir that's nicht weh, aber ihm wohl. Sagen doch die Leute, was sie wollen, ich bin deswegen doch Michel auf dem Knubel und bleibe ihn einstweilen noch; mit Brüllen bringen mich die Leute noch lange nicht runter."

Am genannten Sonntag, nachdem Anni auf die Toilette von Michel unſägliche Mühe gewandt, liefen alſo die beiden Jünglinge ab und Bäri frohlockend mit. Diesmal war es nicht ſo heiß und ſie hatten ſich früh auf den Weg gemacht, ſchlenderten in behaglichem Schritt ihres Wegs dahin. Auf dem Wege trug jemand Michel eine Kuh an, ein Ausbund von Schönheit und Güte, und nur eine Viertelſtunde abſeits ſtehe ſie. Michel ward hitzig, lief der Kuh zu, aber die Viertelſtunde ward eine gute halbe Stunde lang, der Bauer nicht gleich daheim. Die Kuh gefiel ihm ſehr, er wartete, er märtete, er kaufte; das gab eine Säumniß von gut zwei Stunden. So war es nicht ſehr früh, als Michel in's Lusbädli kam, Käthi, das Meitſchi, ſchon lange da und mit ihm die fragliche Gotte. Käthi war ein langes, mageres Käthi mit gelber Haut und dunklen Augen, die Baſe eine kleine handliche Frau, welcher die Worte vom Maul gingen wie das Waſſer vom Brunnen. Sie ſaß mit Käthi vor dem Hauſe und redete Michel und Sami, welche wieder rauchend dahergerudert kamen, an, ob ſie etwa vom Knubel kämen? Sami antwortete und redete etwas von Verirren. „Das iſt ſchon mehr begegnet, wenn man den Weg noch nie gegangen," antwortete die Gotte. „Wir wußten nicht, was das bedeuten ſolle, daß wir ſo warten mußten, ob d'Sach nit gut ſei verrichtet worden oder es ſonſt etwas gegeben, jemand dem Meitſchi z'böſt g'redt oder ſuſt was Tüfels. Wir wollen, denk, hinein; die Wirthin hat wohl ein Stübli, wo wir ruhig ſein können." Und als ſie in einem ſaßen und die Wirthin fragte: „Womit kann ich aufwarten, was ſoll ich bringen?" ſagte die Baſe zu Michel: „Befiehl du, du wirſt wohl auch zahlen wollen, dem an kann man gleich ſehen, wie du einer biſt, e Hunkshäärige oder öppe e Mönſch, wo es Andern auch gönnt und nicht meint, er wolle alles alleine."

Die Frau war Michel eine große Erleichterung; ſie machte zu allem vorab den Verſtand, erſparte ihm das Denken und

manche Verlegenheit. Während man auf das Eſſen bei einem Glaſe Wein wartete, ſagte die Gotte: „Nun, da wären wir, und jetzt wird es um d'Sach z'thue ſy; ehe man es richtig macht, muß man doch ein Wort reden. Lueg it, das iſt's Meitli; ſchon hundert Mal hätte es heirathen können, wenn es ihm angſt darum geweſen wäre, von wegen es hat Verfallnigs, und was es noch bekommt, wenn es gut thut, das iſt noch viel mehr: vom Vater ein Schönes, dann bin ich auch noch da und hocke nicht auf dem Blutte. Und wenn es etwa einen Burſchen heirathet, der mir recht iſt, zügelte ich zu ihnen, und meine Sache könnten ſie ſchon bei Lebzeiten nutzen. Dann iſt dies ein Meitſchi, wie es ſie nicht häufig giebt im Land. Es kann alles und iſt ihm nichts zu wüſt; an's bös haben iſt es gewöhnt, d's gut haben wird ihm deſto werther ſein. Wege dr Hübſchi iſt öppe nit viel z'jäge, drnebe iſt es toll g'wachſe. Aber wart nur, wenn das einmal an gute Speis kommt und zur Ruhe, wie es ſich gehört, ſo giebt das von den bräviſten Bäurinnen eine im ganzen Emmethal. Was hat man ſo von einem angeſtrichenen Ditti, wo von der Hochzeit weg alle Tage abſchießt und wüſtet, bis man es in's Grab legt? Da iſt's doch vernünftiger, man nehme eine, wenn auch nicht die ſchönſte, von der man denken kann, aus der gebe es noch was und z'letzt noch e hungs e ſchöni, wo zum Speck kommt, und wenn ſie unter einer Thüre ſteht, nicht die ganze Haushaltung neben ihr Platz hat. Nein, ſieh, wenn du das Meitſchi kriegſt, giebſt du ein Bauer, b'ſunderbar wenn ich mit komme, und mein' nit etwa, dr Gottswille. Ich bin auch ſchon dabei geweſen und weiß, was zu machen iſt auf ſo einem Höfſtein; zähl drauf, hundert Kronen will ich dir nützen, du merkſt es nicht. Nit, das Meitſchi iſt abg'richtet wie nicht bald eins, aber d'Sach lernt ſich doch nicht eines Tages."

So ſang die Alte ein Loblied über das andere und hatte Zeit dazu, indem man im Lausbädli, eben nicht eingerichtet

auf ſolche Gäſte, nicht mit beſonderer Schnelligkeit bedient ward und diesmal aus Grundſatz, damit die Leute die Sache richtig machen könnten, vielleicht noch ein Mal ſo lange drehte als bei ordinärer Gaſtig. Käthi kam nicht viel zu Worten, doch ſagte es, es ſei dann nicht, daß es heirathen müſſe und einen jeden nehmen wolle, wenn es es nicht beſſer machen könne. Aus dem Regen wolle es nicht unter das Dachtrauf. Es ſei ihm gerathen worden, ſein Muttergut herauszubegehren; der Vater ſei es ſchuldig, mit dem könnte es ſein, wo es wollte. Aber es möchte den Vater nicht ertäuben, der ſei ohnehin ein geſchlagener Mann und wiſſe längs Stücks nicht wie ſich kehren. Nit, daß er nicht bei ſchönem Vermögen ſei, aber die Stiefmutter habe den Böſen im Leib, treibe ihn immer zum Landkaufen an und wiſſe nicht, was ſparen ſei. Sie ſei im Stande, ſieben Mal im Tag Kaffee zu machen, aus Eier und Butter löſe ſie keinen Kreuzer, mit den Schweinen mache ſie auch nichts, wenn es dieſelben füttern dürfte, fünfzig Kronen im Jahr ſollten ihm nicht fehlen. Aber es habe nichts zu befehlen und ſollte doch alles machen. Bis dahin habe es eine Flachſere haben dürfen und immer Flachs gehabt, die Leute ſeien ſtill geſtanden dabei. Wenn ſie dann der Stiefmutter ihren geſehen, hätten ſie die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen und geſagt: Iſt das doch möglich auf dem gleichen Herd! Aber es wiſſe die guten Zeichen und ſpare die Mühe nicht; es wiſſe noch manches, und wenn es an einen Ort käme, wo es was zu befehlen hätte, es wollte zeigen, daß es die Augen z'mitts im Kopfe habe und nicht erſt heute erwachet ſei.

Michel ſagte nicht viel; er dachte der Kuh nach, welche er gekauft, und was der Melker ſagen werde, wenn man ihm ſo ung'ſinnet eine in den Stall bringe, und zwiſchen welche hinein er ſie binden werde. Selbſt in den Ställen und bei den Kühen iſt eine Rangordnung: die ſchönſten kommen vornen in den Stall, die wüſteſten und leichteſten hinten. Bei

den Menſchen iſt's oft verkehrt: man ſtellt das Geſindel voran und verwundert ſich hintendrein, wenn man das ganze Volk, welches das Geſindel vorangeſtellt, für Geſindel hält, nach dem natürlichen Grundſatz, daß der Menſch naturgemäß lieber die beſſere Seite zeigt als die ſchlechtere.

Sami führte von der männlichen Seite das Geſpräch und rühmte den Knubel, was da für Land ſei und was man für Sachen mache, und wenn der Miſt nicht wäre und das Jäten nicht, ſo könnte man Flachs pflanzen für Frankreich und England. Wenn da eine rechte Bäurin ſei, ſo hätte ſie mehr zu bedeuten als ein Landvogt. Ihm wäre es ein Ausgemachtes, ob er Knubelbauer ſein wolle für ſein Lebtag oder Landvogt für ein paar Jahre, wo er die erſten Jahre den Narr machen müſſe, und wenn er wieder wäre wie ein anderer Menſch und etwas an der Sache begriffen hätte, davon müßte.

Die Zeit rutſchte ziemlich raſch, da ſie mit ziemlichem Weine geſalbet ward; wie lange die Lusbäbli-Wirthin kochte, merkte man kaum, ſo kurze Zeit hatten Alle. Endlich ſchien es zu rücken. Ein Tiſchtuch wurde ausgebreitet; nach einer Viertelſtunde kamen Meſſer und Gabeln, endlich auch Teller, und jetzt werde das Eſſen nachrücken mit Macht, hofften Alle. Da kam aber bloß die Wirthin und ſagte mit eingeſetzten Armen, ſie habe fragen wollen, ob ſie Grünes liebten auf der Suppe. Von wegen die Einen liebten es, und die Andern liebten es nicht, und da ſei es beſſer, man frage erſt, ehe man Mühe habe und es doch nicht recht mache. Michel war hungrig, und raſcher als ſonſt ſagte er, ſie ſolle nur drein machen, was gut ſei, und d'Sach bringe, es b'lange ihn. Auf der Stelle, ſagte die Wirthin; ſie müſſe aber doch noch ſagen, wie es ihr einmal gegangen ſei mit dem Grünen. Nun fing ſie eine lange Geſchichte an von einem Herrn und einer Suppe, wo ſie das Grüne alles beim Stäubeli habe wieder herausfiſchen müſſen und er ſie dann doch nicht gegeſſen,

weil ſie die böſe Kuſt davon ſchon habe. Seither frage ſie allemal zuerſt, von wegen mit dem Fiſchen möge ſie nichts zu thun haben. Wahrſcheinlich erzählte ſie auch allemal die Geſchichte dazu.

Erſt als ſie auserzählt und die gehörige Portion dazu gelacht hatte, ging ſie in's Grüne dem Grünen nach, und behaglich mußte es ihr ſein in demſelben, denn lange ging's, ehe ſie aus demſelben wiederkehrte und die Suppe brachte, mit Grünem wohl verſehen. Nach der Suppe kam Voreſſen: Hirn an einer gelben Saffranſauce und ſaure Leber. Michel hielt dem Bäri die ſaure Leber dar. Dieſer verzog mißfällig die Naſe und drehte verächtlich den Kopf. „Magſt nicht?" ſagte Michel, „he nun, ſo nimmt's jemand anders," und ſtreckte der Gotte die Leber dar, nahm aus der Schüſſel mit Hirn ein ſchön Stück, hielt's an der Gabel dem Bäri dar, welcher es mit Behagen in würdiger Gelaſſenheit verſorgte. „Wirſt meinen," ſagte die Baſe, „was der Hund nicht möge, ſei gut für uns? Du wirſt auch noch anders müſſen dreſſirt werden, zähl darauf. Im Weltſchland wirſt nicht geweſen ſein, wirſt nicht drein wollen; mangelſt es auch nicht, man kann es dir hier auch ſagen, was üblich und bräuchlich iſt."

Es gebe an jedem Orte andere Bräuche, habe er gehört, ſagte Sami, und es frage ſich, wer den Andern z'b'richten hätte, der, welcher friſch an einen Ort käme, oder der, welcher dort ſeßhaft ſei. Von wegen ein Brauch ſei wie der andere; es frage ſich nur, welcher dort der Brauch ſei, der ſei der beſte. „Du biſt ein Sturm," ſagte die Gotte, „du wirſt auch noch anders müſſen b'richtet ſein, ſehe ich. Es iſt curios, es dünkt mich immer, wenn ich von daheim wegkomme, ſei die Welt ganz anders und die Leute ſo grob und unmanierlich, daß es gar keine Art habe. Erſt dem Hund darzuhalten und dann mir zu geben, das het e kei Gattig. Wart aber nur, du wirſt wohl noch z'brichten ſein." „Weiß nit," ſagte

Michel, „bin wohl alte und ich vermag zu machen, was mir g'fällt.“ „Kannst dann sehn,“ sagte die Gotte; „es hat Mancher den Löhl gemacht, aber wohl die Frau hat ihn anders b'richtet, und hinten drein war er sich froh dessen. Lue, Käthi weiß, was in's Määß mag und öppe recht und bräuchlich ist, dem mußt folgen, und wenn ich dann zu euch komme, will ich auch helfen, was mir möglich ist. Du mußt dich lassen b'richten; du weißt noch nicht, zu was für einer schönen Sache du kommst, du thust es nicht umsonst, zähl darauf. Nit, Donner, nit!“ schrie sie plötzlich auf; „da, das Kraut gieb ihm, Kabis kann der Uflath fressen, aber nit die schönsten Bissen Fleisch vorab, das hat doch uf my Seel kei Gattig!“ Es war nämlich Rindfleisch gekommen und Michel hatte Bäri mit dem schönsten Stück bedient. „Wenn dr Hund muß g'fresse ha, so gieb ihm Kraut, das ist für die Uflath gut genug.“ „Nimmt nit, luegit,“ sagte Michel, hielt Bäri das Kraut unter die Nase. Mißfällig verzog Bäri die Nase, drehte verächtlich den Kopf, damit ihm auch nichts von dem fatalen Geruch zu nahe komme. „Der lernt gewiß noch Kraut fressen, ehe ihn der Schinder nimmt,“ sagte die Gotte zornig, „oder, Käthi, was meinst?“ Käthi, welches unterdessen mit Appetit gegessen hatte, was übrig blieb, sogar Kraut, sagte: „Dä Weg wärs nit bös Hung z'sy; es wird aber vielleicht auch noch anders zu machen sein. Man kann luegen, es wird nirgends geschrieben stehn, daß immer alles im Gleichen bleibe. So ist's besser Hung sy als Stieftochter.“ Nun kam auch Käthi flüssiger in's Reden, und bitter und ungut quoll es über seine Lippen, als wäre einem Dintenfaß der Zapfen ausgegangen.

Sami blickte Michel immer an, der merkte aber wenig. Er dachte an die gekaufte Kuh, und in Erwartung weiterer Gerichte schmauchte er sein Pfeifchen, sah auf den schönen Pfeifenkopf und trachtete zu erforschen, ob dieser Tabak, von welchem das Viertelpfund vier Kreuzer kostete, wirklich um

einen Kreuzer beſſer ſei als ſein früherer, von welchem die gleiche Portion nur drei Kreuzer gekoſtet. Das war ein ſchwer Kalkuliren für einen Michel.

Dazwiſchen kam die Wirthin und erbat ſich neue Inſtruktionen, was gar nicht modern iſt, von wegen, in vornehmen Wirthshäuſern wird ohne Inſtruktionen, ganz nach den Köpfen der Köche gekocht. Sie kam und fragte, wie ſie den Braten gerne hätten, ob ganz lind oder aber daß man dran zu beißen hätte. Die Leute ſeien gar wunderlich, darum frage ſie lieber. Dann komme es noch darauf an, wie man z'weg ſei; die Einen hätten Zähne einem Hund z'Trotz, die Andern nur ſo Storzen wie verbrannte oder verkohlte Zaunſtecken. „He, da kannſt du befehlen," ſagte die Gotte zu Michel. „Es kommt darauf an, für wen du es willſt, ob für die Leute oder für deinen Uſlath da." „Ho," ſagte Sami zur Wirthin, „ich wollte es ſo eben recht machen, daß es Allen dient und es Alle mögen, Hund oder nicht Hund." Nun, ſagte die Wirthin, ſo könne ſie es bald bringen; ſie frage gerne zu rechter Zeit. Es wäre ſchade, wenn ſie mit dem Braten fehlte, es ſei ein verſtümert ſchön Stück von einem raren Kalb, öppis ganz ſcharmants. Es ſei ein Kalb vom Oberherrn, der hätte immer die ſchönſten Kälber und die bleichſten, magerſten Töchter dazu. Es ſei ſchade, daß er den Kälbern nicht früher abbreche und die Milch an die Töchter wende; die hätten es grauſam nöthig, und ſie glaube, es ſchlüge an bei ihnen. Es ſei ſchade, daß die nicht ein Küher zu Töchtern hätte, es gäbte von den tölſten Wybervölkern, welche man Land auf Land ab zu ſehen bekäme. Jetzt hätten ſie eine Farbe wie abgeſtandene Sauerrüben und Poſturen wie Storchenbeiner. Sie ſollten nicht Langeweile haben, ſie komme gleich mit dem Braten, ſie wolle nur noch in den Garten, Salat abzuhauen. Wenn der geputzt, gewaſchen und angemacht ſei, ſo komme ſie. Sie hülf doch preſſire, ſagte die Baſe, und wenn ſie Fleiſch habe und

es ihr nicht jemand anders vorwegfresse, frage sie dem Kraut, sage man ihm G'löch oder Salat, d's Tüfels viel nicht nach.

Unterdessen unterhielt sie Käthi ferner mit seinen Heldenthaten in Feld und Haus und wie es ihm einmal gehen müsse, wenn es es einrichten könne nach seinem Kopf. Trotz diesen Mittheilungen von Käthi's Plänen gestaltete sich ihr Beisammensein immer mehr zu einer sehr langweiligen Fröhlichkeit. Die Wirthin mußte ihren Salat sehr sauber putzen, denn es verging eine halbe Ewigkeit, ehe sie wieder erschien und den oberherrlichen Braten brachte. Es war wirklich ein schönes Stück; Bäri bekam ein ganz saftiges Maul, legte gravitätisch eine Tatze auf Michels Schenkel und warf süße glänzende Liebesblicke über den Tisch. Er liebte Kalbfleisch sehr, besonders gebraten. Michel hatte es ungefähr eben so, nahm seine Pfeife aus dem Maul, wollte sie anderwärts versorgen, und Platz im Maul für was Anderes machen. Die Gotte war accurat von den gleichen süßen Gefühlen durchdrungen. Während Michel seine Pfeife ausklopfte, zog sie die Schüssel an sich und sagte: „Von dem will ich auch und da wird es gut sein, wenn ich was bekommen will, wenn ich selbst zugreife und nicht warte, bis die Andern gehabt, da könnte ich wieder vorlieb nehmen mit dem, was der Hund nicht mag." So sprach sie und schnitt mit tapferer Hand ein kühnes Stück sich ab, schob den Rest Käthi zu und sagte: „Nimm, was magst. Dies Mal können sie haben, was überbleibt, von wegen es geht kehrum in der Welt."

Michel machte stotzige Augen über diesen unerwarteten Handstreich. Bäri hob sich höher, und aus seinem geöffneten Maule grollte es wie ferner Donner. He ja, sagte Sami, schüch sy sei eine schöne Sache, trage aber oft nicht viel ab; sie werde es haben, wie es im Sprichwort heiße: wer unverschamt ist, lebt best bas. Ho, sagte die Gotte, sie könne beidweg sein, sie richte sich immer nach dem es der Gebrauch

sei. Hier habe sie es so gefunden: wer z'erst ist, nimmt d's Best; darein hätte sie sich nun auch geschickt. „Das Weibervolk ist überhaupt nicht auf der Welt, um sich vom Männervolk zum Besten haben und kujouiren zu lassen, und wenn dasselbe es ein Mal probirt, treibt man es ihm zehn Mal ein!" sprach sie mit einem Heldenangesicht, „dem muß man den Marsch machen und ihm gleich zeigen, wie man es haben will." „He ja," sagte Sami, „das ist kommod, weiß man so doch gleich, woran man ist, und kann sich darnach richten." Die Wirthin hatte dem Spiel mit Erstaunen zugesehen; sie wußte nicht, was sie daraus machen solle, und ging stillschweigend ab. Draußen sagte sie zu ihren Mägden, drinnen gehe es kurlig, sie könne sich nicht darauf verstehen. Das werde dr neu Bruch sy, daß man einander die Schüsseln aus den Händen reiße und vor dem Mund wegfresse, was man könne und möge. Wo sie ein Meitschi gewesen, da sei es doch noch nicht so gegangen, sondern manierlich. Da hätte man gewartet, bis die Buben Einem das Fleisch mit Gewalt auf den Teller gethan, und dann habe man es noch nicht angerührt, sondern zugewartet, bis die Buben es Einem fast mit Gewalt in den Hals gestoßen. Damals sei es doch noch zugegangen, daß man dabei hätte sein dürfen, jetzt gehe es, es grus Eim drob. Es nehme sie wunder, wie es jetzt mit der Datere gehe; da werde wohl schon eins bei der Thüre warten und sie ganz schlucken, nur damit die andern nichts kriegten. Die Wirthin täuschte sich; das Wetter hatte mit jenem Handstreich sich entladen. Die Datere blieb ganz ruhig stehen, bis Michel sie der Gotte zuschob und sagte: „Nehmt, ich will dann auch, wenn was übrig bleibt." „Das kommt mir nicht drauf an, es ist allweg gescheidter, selbst nehmen als nichts kriegen," sagte die Gotte.

Unterdessen war es spät geworden und Sami unruhig. Die Sonne war niedergegangen; im Lusbädli ward sie selben Tags nicht mehr gesehen, und sämmtliche Lusbädler sagten:

„Die Sonne ſcheint nicht mehr," während die Sonne ſtrahlte in immer gleicher Herrlichkeit, aber anderwärts. Alles, was die Lusbädler nicht ſahen, nahmen ſie einfach als nicht exiſtirend an. Es iſt die einfachſte Manier, über die ſämmtlichen Exiſtenzen in's Reine zu kommen, wird wirklich auch immer gebräuchlicher, beſonders bei den Gelehrten und Gebildeten von der Sorte, wie ſie in den Sümpfen, Gräben und Krächen um Rütſchelen und um's große Moos wachſen. Die guten Burſchen merken aber nicht, wie ſie mit dieſem Syſtem in die Quere kommen bei den Anſprüchen auf ihre werthen Perſonen. Sie können nach demſelben niemanden zumuthen, an die Exiſtenzen von Religion, Humanität, Bildung und Verſtand bei ihnen zu glauben, ſo lange dieſelben weder in ihren Worten noch in ihren Werken ſichtbar werden.

Alſo die Lusbädler ſahen die Sonne nicht mehr, und Sami dachte, wenn er nur daheim im Bette läge, kehrte ſich immer gegen die Fenſter und ſagte ein Mal über das andere: „Es finſtert, vielleicht donnert es noch." „Es ſcheint mir," ſagte die Gotte, „du habeſt das Courage weit unten, wirſt vielleicht nicht das ſauberſte Gewiſſen haben? Daneben iſt's mir recht, aber mehr als eine halbe Stunde iſt nicht zu meinem Hauſe, und ſo wäre das Preſſiren nicht ſo nöthig." Das ſei gut für ſie, ſagte Sami; ſie aber hätten mehr als drei Stunden bis heim, und der Mond ſcheine nicht. „Du kannſt auch mit kommen," ſagte die Baſe, „und morgen mit dem Meiſter heim, b'ſunderbar wenn du dich fürchteſt, ſoll dir das anſtändig ſein." Allweg gehe er mit dem Meiſter, ſagte Sami; wo der hingehe, dahin gehe auch er. „He nun," ſagte die Gotte, „ſo kann man. Schaff ab, ſo wei mr!" Ganz ungenirt nahm die Gotte an, Michel mache den Säckelmeiſter; ſonſt iſt's noch jetzt Sitte, daß man ſich wenigſtens ſtellt, als wolle man helfen am Zahlen, nicht ſo unverſchämt ſchmarotzen. Die Baſe verſtellte ſich nicht; weil ſie Hoffnungen zum Erben erwecken konnte, nahm ſie getroſt

an, es sei Allen alles recht was sie mache. Haben's noch Viele so. Es war viel gemacht von ihr, daß sie Michel nicht den Antrag machte, er solle noch einige Maaß Wein zahlen und mitnehmen, damit sie auch daheim noch ein Vergnügen hätten. Michel zahlte; sie protzten auf, die Wirthin leuchtete bis unter die Thüre, wünschte viel Vergnügen und gute Verrichtung.

„Adie wohl und zürnet nüt," sagte Michel einige Dutzend Schritte vom Hause bei einem Scheideweg, blieb stehen und stopfte an seiner Pfeife. „Was soll das," sagte die Gotte, „willst nicht mit?" „Hab's nicht im Sinn," sagte Michel, „es düecht mich, ich möchte heim. Habe auf dem Wege eine Kuh gekauft, die kommt mir morgen früh, da sollte ich daheim sein." „Das wäre mir eine saubere Sache, wirst doch nicht zur Kuh das Kalb sein! Für was hast du uns hieher kommen lassen, wirst doch was im Sinn gehabt haben?" „Allweg!" sagte Michel. „He nun so dann," sagte die Gotte, „so komm, so kann man noch darüber reden und d'Sach z'Bode machen, daß man weiß, woran man ist, und sie abtreiben kann." Sie habe es gehört, sagte Michel, er müsse ohne anders heim. Gut Ding wolle Weile haben; manchmal komme Einem was Neues in Sinn und manchmal gehe was Altes draus. „Du wirst mit Schein nichts davon wollen," sagte Käthi, „hast uns für nichts und wieder nichts hieher gesprengt. Bist du auch einer von denen, welche nichts Anderes begehren, als Meitscheni zum Narren zu halten und in's Unglück zu sprengen?" Er wolle niemanden sprengen, sagte Michel, aber er d'lange heim. und man komme ja deretwegen zusammen, um zu sehen, was man wolle, und ob es Einem anständig sei oder nicht. „Und ich bin dir dann nicht anständig?" fragte Käthi. „Leibshalb bin ich so brav als eine; blutt komm dir auch nicht, und wegen Arbeiten und d'Sach machen fürchte ich keine das Land auf und ab. Und mein' nicht, du könnest auslesen und an dir sei nichts zu scheuen.

Du bist ein Reicher, ja freilich, aber eine Jede nimmt dich doch nicht. Es muß eine wissen, was Geduldhaben ist, von wegen bis du geleckt bist, daß du bist wie ein anderer Mensch, selb brucht Zyt u git mängi böſi Kust. Ich weiß, was Geduld ist, und an Guthaben bin ich nicht gewöhnt, es wär nur, daß ich daheim weg käme; ich könnte mich in alles schicken, bis es geändert ist. Drum stürm nit, du wirst dich nicht reuig; ich will thun an dir, was ich kann, und mich stellen wie keine." „Halt doch dem Maulaff nicht so an," sagte die Gotte, „lah du ne gheie! Wenn er nit will, su het er g'ha; settige Möff findst in zwanzig Jahren noch. Seh, thue nit dumm und chum; will er, su chan er, will er nit, nu so de su lay ers hocke." „He nu so de, su b'hütech Gott und lebit wohl," sagte Michel, den Sami immer am Rock gezupft, der sonst wahrscheinlich durch die guten Worte von Käthi weich geworden und hinter ihm her gezottelt wäre. „Es wird dr nit Ernst sy," sagte Käthi, „söoli wyt u mih vergebe z'sprenge. Komm allweg mit uns, kannst ja immer noch machen, was d'wotsch!" „Ih möcht emene sellige Züllí a ha, ja wolle! Will er, su chan er ja cho, will er nit, su lauf er! Chum jetzt, u bis m'r nit d's Herrgotts, sust dräye nih d'r d'r Hals um. We nih jung g'sy bi, ha nih allemal g'juchzet, we nih amene sellige Moloch d'r Rücke g'seh ha. Su b'hütech d'r lieb Gott, d'r heits nöthig; dernebe z'danke hei m'r nit viel, d'r Hung het meh Ursach. U jetzt, Meitschi, chum, wotsch oder wotsch nit? Es düecht mih, es sét d'r im Hals bis zum Zäpfli cho, we d'r vo dene Mondkälbere noh eis vor d'Auge chunt. Mira, wenn d' nit witt, su blyb, ih gah, aber de chum m'r nimme zum Hus," so begehrte die Base auf.

Nun wandte sich Käthi und ging der Gotte nach, nachdem es noch einige Worte halb verblümt Michel zugeworfen, welche derselbe aber vertubakte und nicht einmal recht verstand. Hinter der Base her weinte Käthi bitterlich. Sobald sie es

merkte, ſchalt die Gotte gröblich, was aber Käthi wenig achtete. Wem die Hoffnung, aus einer Stieftochter Knubelbäurin zu werden, in Trümmer gegangen, wird Käthi vollſtändig begreifen. Wer aber nie in dieſem Falle war, verſuche ſich an Käthi's Platz zu ſetzen. Dieſes ſich an Platz eines Andern ſetzen iſt eine Haupteigenſchaft eines Chriſten, welche aber ſelten gefunden wird, denn ſie iſt nur eine Blume der unverfälſchten Liebe. Ach ſo ein arm Kind und noch dazu ein ungebildetes, d. h. ungefähr von der Bildung eines Rathsherrn, der auf das Dieſſeits alles ſetzt, bloß von klingenden Schätzen einen Begriff hat und ungefähr auch einen Begriff von den Farben, d. h. bloß von den politiſchen, wie muß es ihms klemmen im Herzen, wenn es wieder in's Joch muß und hatte ſeine Flügel ſchon ausgeſpannt und ſeine Füße geſetzt an des Thrones Stufen, an ſein höchſtes Glück, an das Regiment über einen reichen Bauer und deſſen großen Hof. Und dafür hatte es keinen Troſt, weder in ſich noch außer ſich, als die Hoffnung auf irgend einen andern reichen Bauer. Aber, du mein Gott, wie unſicher ſind ſolche Hoffnungen! mit den reichen Bauern iſt's wie mit den Haſen und anderm Gewild: ſie werden immer rarer. Die, wo noch übrig ſeien, dachte Käthi, ſeien Kolder, hätten weder Verſtand noch Manieren, mit ihnen ſei nichts zu machen. Ach das arme Käthi wäre ſicher umgekehrt, dem Michel nach, hätte ihn am Kuttenkecken hinter ſich her gezerrt, ungefähr auf die Weiſe, wie man die Hunde zerrt aus zu engen Fuchsgängen, wenn die Gotte nicht geweſen wäre. Ach, ſo eine alte Gotte hat auch keinen Begriff mehr von einem jungen Herzen, und wie es ihm drum ſein muß, eine böſe Stiefmutter an einen reichen Mann zu tauſchen; da kann man doch wirklich die halbe Welt auslaufen, ehe man einen beſſern Tauſch zu machen im Stande iſt. Sollte man ihn daher ſo leichtlich aufgeben, wenn man ſo nahe am Abſchluſſe geweſen? Aber ſo was begreift eine alte Gotte mit ihrem verknöcherten Herzen nicht,

besonders wenn sie dazu noch einen bösen Kopf hat. Käthi mußte ihr hintendrein und zwar mit dem scharfen Gebot: an den verfluchten Ustath solle es ihr nie mehr denken, sonst drehe sie ihm den Hals um.

Michel und Sami aber machten sich davon mit einer Eilfertigkeit, als ob nicht bloß Käthi sammt der Gotte, sondern der wilde Jäger mit dem Wüthisheer und allen bösen Geistern hinter ihnen her seien. Weit ab vom Schauplatz ihrer Thaten waren sie, ehe sie ihren Rückzug mäßigten und Athem fanden, ihr Glück zu preisen, solch Ustäthen und wüsten Zungen entronnen zu sein. Da, wenn sie nicht g'scheidter gewesen, hätten sie einen rechten Schuh voll herausnehmen können, daß es ihnen besser gewesen, sie hätten das Haus verbrannt und darauf sich gehängt, als solche Geister hinein und sich auf den Hals zu ziehen. Aber untersuchen sei gut, das hätte man jetzt abermal sehen können. Nun erzählten sie sich alles Schreckliche, welches sie an Gotte und Käthi gesehen, alle Gräuel, welche sie gethan, und war einer fertig, fing der andere an, und während dieser erzählte, kam dem andern immer noch was in Sinn, was vergessen worden. Sie hatten so kurze Zeit in ihrer Glückseligkeit, daß sie daheim waren, ehe sie daran dachten, und Michel seine schöne Kuh rein vergessen hatte.

„Ist's aber nüt?" fragte am Morgen Anni. „Aber nüt," antwortete Michel und erzählte, wie glücklich sie gewesen, keinen Schuh voll herausgenommen zu haben; da es ihnen schön ergehen können. Anni war auch froh, daß sie mit heiler Haut und allen Haaren davon gekommen, aber fatal war es ihm doch auch, daß nichts mit der Sache war, daß es neu an's Suchen mußte. Das heutige nützige Weibervolk mußte es entgelten; es war kein Laster, welches Anni ihm nicht andichtete, und keine Stunde manchen Tag lang ließ es vorüber, in welcher es nicht über dasselbe geschimpft und gelästert hätte. Wenn Anni nicht einen so heil-

los eigensinnigen Kopf gehabt hätte, hätte es sich die Mühe des Suchens vollständig ersparen können. Bekannt ist, wie die Franzosen und Engländer sich im Auge haben, auf die gegenseitigen Bewegungen lauern. Schicken die Franzosen eine Flotte in's stille Meer, flugs segeln die Engländer mit Fregatten und Linienschiffen mit Dampf und ohne Dampf hinter ihnen her. Rückt ein Regiment Franzosen an die Pyrenäen, flugs putzen die Engländer in Gibraltar die Kanonen und verstärken die Besatzung von Malta. Haben die Franzosen einen Stein im Brett in Egypten, sitzen die Engländer ab am rothen Meer. Ungefähr gleich oder doch fast so werden von den Müttern sämmtlicher heirathslustigen Töchter die Bewegungen heirathsfähiger Jünglinge beobachtet und besonders reicher Jünglinge, mit Höfen oder andern Gütern behafteter. Wird auf einem Hofe so ein Junge flott, flugs ist's bekannt sieben Stunden in der Runde, und es wird auf ihn gebeizt, als wäre er ein Marder oder gar ein Dachs, auf seine Gänge wird gelauert, die Fallen darnach gestellt. Nach welcher Gegend er seinen Strich hat, streichen auf einmal Rudel von Mädchen, welche sonst ganz anders wohin strichen. Wird es gar bekannt, daß einer nicht so bloß in's Blaue streife, sondern wirklich in allem Ernste um eine Frau aus, ja dann ist's Wetter los, Schuhmacher und Näherinnen haben gute Tage; die gliedersüchtigsten Mütter kriegen wieder flinke Beine und Unterhändler von allen Sorten guten Verdienst — es wird ganz bewegt im Lande. Man muß sich nur wundern, daß nicht irgend ein schlotternder Bürgermeister von Aargau, Freiburg, meinethalben auch von Bern hinter einer solchen Bewegung nicht Reaktion gesehen und Bataillone hingeschickt hat, um sie zu unterdrücken. Es wäre doch wirklich verflümert fatal, wenn die natürlichsten von allen Bewegungen politisch verdächtig würden und als gefährlich, wie gesagt, schlotternden Staatshäuptern zu Nase steigen sollten.

Welch Aufsehen Michels Expeditionen und Excursionen

machten, kann man sich denken. So was wird natürlich auf dem Lande so gut ohne Zeitungen bekannt, als in London alle Klatschgeschichten durch die Zeitungen. Michels Zusammenkünfte wurden bekannt, die abenteuerlichsten Gerüchte über dieselben liefen durchs Land; man sprach von Prügeln, Brandschatzen, Hungerleiden, Hundhetzen und weiß Gott was alles. Aus dem allem ward so viel klar, daß Michel eine Frau suche; das war die Hauptsache, und daß er plump dabei that, war Nebensache. I, was schadet ein wenig Plumpheit, wenn sie an einem reichen und noch dazu großen Manne hängt? Michel sei daneben der beste Tropf von der Welt, sagten alle Weiber, welche in der Nähe wohnten, eine helle Schande wär's, wenn der eine Fremde kriegte. Das sei nur Schüchternheit, er schäme sich, fürchte das Auslachen; das müsse man ihm vertreiben, es lohne sich wohl der Mühe.

Nun ging es auf dem Knubel ungefähr wie im Herbste, wenn die Nüsse reifen an einem großen Haselhaag. Anni war auf einmal die Hauptperson in weitem Umkreis, denn wer mit den Verhältnissen näher bekannt war, betrachtete Anni richtig als die Thüre, welche in Michels Stübchen führte. Die einen Weiber kamen, rühmten ihm seine Sachen oder fragten ihns um Rath; so alt Anni war, hatte es doch nie so schöne Sachen gehabt, als in diesem Jahr. Es mußte ein ordentliches Register führen über die Sämereien von allen Sorten, welche bei ihm bestellt wurden. Von allem, was grün war, vom Schnittlauch und der Münze weg bis zu Kabis und Bohnen, von Hanf und Flachs wollen wir nicht einmal reden, war seine Sache immer die schönste im ganzen Lande, und alle Welt schrie nach Samen viel lauter als ein Hirsch nach einer Wasserquelle. Die Weiber weit umher kamen und wollten mit Anni Eier tauschen, um Gluggern unterzulegen, waren erbötig, ihm immer zwei an eins zu tauschen, ja stellten Anni alle möglichen Bedingungen frei. Solche Hühner, hieß es, habe man noch nie gesehen, in Ansehen von

Legen und wegen der Schöni, es sei eine ganz apartige Race, wahrscheinlich in einem besondern Zeichen untergelegt. Um dieses Zeichen von Anni zu erfahren, waren die Weiber zu allem Möglichen erbötig, sie hätten plotonsweise rings um einen Kleeacker gepurzelt, wenn Anni diese Bedingung gestellt hätte. Es ließ keine ein Stück Tuch machen, welche nicht Anni consultirt hätte, welches Garn sich besser zum Zettel und welches besser zum Eintrag sich eigne. Sie vertrauten ihm ihre Geheimnisse an, ihre Kümmernisse des Mannes wegen, ihre Hoffnungen auf Erbschaften, ihre verborgen gehaltenen Reichthümer. Sie krameten Anni: eine kam hier mit einem weißen Brödchen, dort eine mit einer Flasche Rothen oder eine andere mit einem Hals- oder Nastuch. „Ich weiß wohl, daß du es mir nichts schätzest: hast solche Sachen nicht nöthig, hast ja, was du begehrst auf der Welt; es ist nur ein Zeichen meiner Gutmeinenheit, ich wollte dir zeigen, wie lieb du mir bist, und wenn ich dir einmal was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, so sprich zu." „Danke für's Anerbieten," sagte Anni, „es hätt sich dessen nicht gebraucht. Es ist mir leid, daß du meinetwegen so Kosten gehabt; ich weiß nicht, wie ich dir das vergelten soll, was hat so eine arme alte Frau wie ich zu geben?" Man kann sich denken, was dann darauf für eine Antwort kam, und wie die Frau auf ihre Tochter kam oder ein ander Meitschi, welches ihr am Herzen lag, und wie sie dieses zu rühmen und alle andern auszumachen wußte, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb.

Aber nicht bloß die Mütter machten sich an Anni, auch die Töchter selbst thaten das Möglichste, um Michel in die Augen zu fallen; aus den Augen in die Arme dachten sie sich den Weg ganz kurz. Sie hatten immer was zu verrichten auf dem Knubel: bald hatte sie die Mutter geschickt, bald suchten sie die Mutter, bald bettelten sie Anni Blumen, weil sie zu Gevatter stehen mußten, bald brachten sie Anni ein

Nelken- oder Myrthenstöcklein von einer ganz apart schönen Art, hüpften dann und standen dann und kicherten und wieherten um's Haus herum wie ein Jäger um eine Tanne, auf welcher ein Eichhorn sitzt, den er aber nicht zu Gesichte kriegen kann, ihn um jeden Preis sich vor die Augen bringen will. Gelang es 'mal einer, den Michel vor's Haus in Schußweite zu bringen, dann brachte man keine mehr weg. Es nahm Anni manchmal wunder, ob sie Wurzeln an die Füße gekriegt und durch dieselben am Boden festgeheftet seien.

Wenn Anni einmal zu Markte ging mit Butter oder Eiern, hatte es Schreiß den schönsten Mädchen z'Trotz. Mit den einen sollte es fahren, andere wollten ihm Wein zahlen, andern sollte es warten, sie wollten mit ihm heimgehen. Wenn Anni dann beim Wein, der bekanntlich Traulichkeit erzeugt und die Herzen öffnet, erwarmete, so begann man zu frägeln und schlug ringsum auf den Busch, um zu vernehmen, wie Michel eine Frau wolle, was er an einem Mädchen liebe und was er an ihm scheue, warum er es im Lusbärli u. s w. nicht richtig gemacht. Er hätte aber recht gehabt, hieß es gewöhnlich; warum in der Weite suchen, was man in der Nähe besser haben könnte? Das heiße ja die Katze im Sack kaufen, und man wisse nicht, was man habe, bis man sie heimbrächte und laufen ließe, dann sei es aber auch zu spät. Aber so redselig Anni wurde, man fing es nicht; es sagte, es sei nicht dabei gewesen, und Michel habe ihm nicht Bericht gegeben. Er habe gar einen wunderlichen Gring, es lasse ihn machen, frage nicht einmal; es denke, es werde es früh genug erfahren. Die einen glaubten ihm: wenn es was wüßte, ihnen hätte es es ganz sicher gesagt, meinten sie. Andere glaubten ihm nicht: Anni sei eine alte Hexe, sagten sie, hätte Alle zum Besten, bis eine über ihns komme, welche noch listiger sei als es und ihm dann wie recht und billig zehnfach vergelte, was es an Andern sich versündigt. D'sKürzest wär', die Alte fiele ins Wasser oder thäte

ſonſt den Hals brechen; mit Michel wär' es dann bald gewonnen. Anni aber dachte: „Flattirt ihr nur, es hilft euch doch nichts; jetzt wäre ich euch gut genug, aber wie lange? Bis ihr den Fuß im Hafen hättet, dann ſetztet ihr mir den Stuhl vor die Thüre, und ob ich erfröre oder verhungerte, dem fragtet ihr wenig nach, und wenn Micheli ſchon nicht wollte, was wollte er machen? Er iſt gar zu gut und frein, und das Wybervolk ſo wüſt und ſchlecht und falſch, pfy Tüfel! Es nimmt mih wunder, daß es d'r Tüfel mah; wahrſchynlich macht er Wedele drus u heizt d'r Großmutter d'r Ofe drmit, Gott verzieh m'r my Sünd! Aber allweg muß zur Sach tha ſy, ſuſt näh ſi m'r d'r Michel ab d'r Gaß oder vor dem Haus weg, ſo nöthlich thun ſie, die Uſläth, und geſchieht das nicht, ſo ſprengen ihn die Landjäger in's Unglück und er muß z'Krieg. Sie können ihn nicht ruhig laſſen und er kann ſich nicht hüten, und Sami iſt doch d'r Wüſteſt, ſtatt abz'wehre, ſtrengt er an. Da mußte am letzten Markt das Spiel wieder angehen, und Michel konnte Gott danken, daß er mit einem ſchönen Haufen Neuthaler davon kam. So kann das nicht immer gehen; es könnte ung'ſinnet genug ſein, und dann könnte man lange plären, d'Sach änderte man doch nicht mehr.

Zum Schwammfraueli hatte Anni kein Vertrauen mehr; die Freundſchaft war gegenſeitig erloſchen. Das Schwammfraueli hatte von Käthi gar einen bedenklichen Abputzer erhalten, daß es ihm einen ſolchen Unmenſchen zugereiſet und ihm einen ſolchen Verdruß angerichtet und z'letzt an der ganzen Sache nichts geweſen. Das Fraueli wollte Anni auch einen Theil davon abgeben, aber potz, da kam es übel an und mußte über ſeinen Geſchmack und ſeine Weiberkunde Dinge hören, die ſelbſt für ein Schwammfraueli zu hart waren. „Lue," ſagte das Fraueli, „nimm's nit für ungut, aber dy Michel muß doch gar e Ugattliche und Uſchafeliche ſy, mit dem nüt z'gattige iſt. Glaube nur, die Meitſcheni wären

recht gewesen, aber will man einem Solchen eine zuhaben, so erlebt man nichts als Schande, daß man weiß kein Mensch was gäbe, man hätte nichts mit der Sache zu thun gehabt, und denken muß, man wolle sich vor solchem hüten sein Lebtag." So nahm es Anni aber nicht, das ließ es an Michel nicht kommen, und dem Schwammfraueli verdeutete es, daß es seinetwegen nicht Kummer haben solle; es werde ihm sein Lebtag nichts mehr der Art anmuthen, und lieber wär es ihm, wenn es ein andermal einen andern Weg ginge, mit einem solchen Unmenschen werde es doch nicht unter einem Dache sein wollen. So ging die alte Freundschaft aus einander für einstweilen und zwar zu gegenseitigem Schaden. Dem Fraueli ging sein bestes Haus ab; dafür ließ es Anni und seinen Michel liegen, daß es keine Art hatte, brachte Anni alles aus, was es wußte, machte Michel lächerlich, erzählte, wie er gerne eine Frau möchte, aber wie es eine sein sollte, daß sie Anni, Bäri, Sami und zuletzt auch ihm recht sei.

Anni suchte andere Vertraute und fand sie leicht; es wurden noch mehr Zusammenkünfte veranstaltet, ja es kamen eine oder zwei direkt zur G'schaui auf den Knubel, allein es wollte sich nichts anziehen, es zerschlug sich immer alles, die Welt wußte nicht wie. Deretwegen gab es ein großes Gerede in der Welt, daß Anni sich zu schämen anfing und Michel ganz maßleidig wurde. Ein schmutziges, schwarzstrubes Mannli, welches mit Tannzapfenöl, Rehholderöl und andern derartigen köstlichen Stoffen hausirte, kam öfters auf den Knubel und war Anni gar anständig; es that bescheiden, wünschte ihm immer Gottes Glück und Segen, wenn es Abschied nahm, und fragte, ob es ein ander Mal wieder zusprechen dürfe; es treffe es nirgends so an, Land auf Land ab. Dem klagte Anni einmal in einer vertrauten Stunde seine Noth, wie Michel heirathen sollte und es ihm gehe; es müsse anfangen zu glauben, es laufe im ganzen Lande kein Meitschi mehr,

das einen guten Blutstropfen im Leibe habe. Das Mannli sagte, es glaub's; es sei bös mit der jetzigen Welt, es sei kein Glaube mehr, nichts als Hoffahrt und neue Lehre: daß d'Sonne um d'Sterne ume lauf' und d'Welt e so und daß es noh meh Mönsche gäb als hie uf der Welt und einst in d'r Ewigkeit. „Deppis dumms e so!" sagte Anni. „Ja, nur an dem an kannst du sehen, wie es geht in der Welt," sagte das Mannli. „Ich bin froh, bin ich alt und brauche nicht lange mehr dabei zu sein; wenn es noch lange währen sollte, müßte man ja am Grausen sterben. Daneben ist das der Trost, daß es immer auch noch rechte Leute gibt, b'sunderbar se an Nebenausorten, wo d'r Tüfel noh nit hi cho isch. Da sind noch Meitscheni wie sie ehemals waren, mit Stumphosen und luderigen Hemlistöcken. Ich muß meine Sachen so kümmerlich zusammenlesen in den Wäldern und Krächen, wo ganz ab der Welt sind und das ganz Jahr keine sterbliche Seele hinkommt; da sind noch Leute, wie man sie zu keinen Zeiten bräser fand, we an Gott glauben und den Teufel fürchten." „So!" sagte Anni, „sind da noch rechte Leute? Gottlob! denen werden wir es zu verdanken haben, daß Gott den Menschen nicht alles verhagelt und verblitzet. Aber das werden nur se arme Leute sein, Besenbinder, Tuftmanneleni und Heubeeri-Weiber und der Gattig Leute, welche unsern Herrgott nöthig haben für's täglich Brod?" „Allweg der größte Theil," antwortete der Alte, „wen wegen wer reich ist, der gonnet sein Geld gerne, und deretwegen treibt es ihn dahin, wo die Sonne den ganzen Tag scheinet. Aber es gibt Andere doch auch, potz Türk! wo großes Vermögen hatten und schön leben können, aber sie lieben die Welt nicht, haben sich lieber still an einem Nebenausert, we sie können beten und essen, wie und was sie wollen, ohne daß ihnen alle Augenblicke jemand, den es nichts angeht, das Maul drein hängt und befehlen will." „So!" sagte Anni, „gibt es deren Leute auch noch? Hatte geglaubt, die wären längst

ausgestorben und die Welt wäre gleich bis z'hingerst, wo es dann grade runter geht in die Hölle, und bis z'oberst auf den höchsten Schneeberg hinauf. Nun, das werden so alte Leute sein, so mit dem einen Bein im Grab, mit dem andern im Himmel, Meitscheni werden die keine mehr haben, welche man heirathen könnte und mit Freuden." „Warum nicht?" sagte das Mannli. „Es giebt sie mit und ohne Meitscheni, wie es ja Bäume giebt mit und ohne Mistelen und Tannen mit und ohne Tannzapfen, doch haben der mehrer Theil Tannzapfen, Gottlieb? Warum fragst? meinst, wo Meitscheni seien, da finde der Teufel das Thöri offen?" „He, allweg thun es ihm die eher auf, als alte Leute," antwortete Anni. „Aber ich meine eigentlich, ob wohl so an einem Ort eine wäre für Michel, e bravi, e frommi u notti kei dummi, eine eingezogene und die doch wüßte Bescheid zu geben, es mit Gott und Menschen gut meinte und Vieh und Diensten gönnte, wie es recht wäre und wie man es hier im Brauch hat?" Das Mannli schoß begreiflich nicht sogleich z'weg wie ein Fuchs, der auf einen Hasen gelauert, sondern that sehr verwundert, daß Michel noch keine hätte; er brauche ja nur den kleinen Finger zum Fenster hinauszustrecken, so hingen ihm Zehne dran," meinte er. Anni sprach des Weitern vom sündhaften Weibervolk und wie schlimm es Michel bei seinen Versuchen gegangen, was das für Menscher gewesen seien ohne Religion und ohne Verstand, wenn man die näher untersucht, welche man am allermeisten gerühmt hätte. Unter dem Vorwand, es möchte erst recht wissen, wie man eine wolle, von wegen es wisse wohl, wenn es fehle, habe man schlechten Dank, fragte das Mannli noch allerlei, aber was es eigentlich wollte, den rechten Punkt, brachte es doch nicht heraus. Anni blieb bei dem, was es anfangs schon gesagt, eine fromme und treue, welche bete und Menschen und Vieh es gönne und von rechten Leuten her; apart reich brauchte sie nicht zu sein. Es wüßte eine, sagte endlich das Mannli,

wo ihn dünche, sie passe nicht übel, darneben wolle es gar nichts gesagt haben; wenn es Michel dann wieder so ginge, so möchte es nicht schuld sein. Er müsse was Eigenes an sich haben, was es nicht kenne, daß es ihm allemal so gehe; darum, wie gesagt, es wolle lieber nichts sagen, so verfehle es sich nicht. Das ist keine dumme Manier, seine Hände in Unschuld zu waschen.

„Nun," sagte es endlich, als Anni immer hitziger in ihn drang: „Wenn du es g'hört haben willst, warum nicht? so will ich es dir sagen; kannst ja immer daraus machen, was du willst: es ist eine Kühers-Tochter. „Was?" sagte Anni, „eine Kühers-Tochter! Von denen habe ich immer gehört, sie thäten nicht gut im Bauernstand, seien nichts nutz zur Arbeit, verstünden nichts von der Haushaltig, könnten nichts als Nidle fressen, schwingen mit den Knechten und allfällig auch melken, wenn sie nicht zu faul würden dazu." „Nit, nit!" sagte das Mannli. „Selb ist doch nicht so; ich komme viel auf den Bergen herum und kenne das Volk auch, das ist besser als man glaubt, und vom rechten Glauben findet man dort mehr als in den Dörfern. Wenn etwa die eine oder die andere bös ausfällt, muß man nicht gleich Alle in ein Band zusammenbinden. Die, wo ich meine, kühert auch nicht mehr: der Vater ist gestorben, der Bruder fährt z'Alp; sie wohnt bei ihrer Mutter im Milchmutzgraben, wo sie ein Heimath haben, kein großes, so um genug zu arbeiten und zu essen zu haben. Die Tochter macht d'Sach meist, d'Mutter ist alt, aber noch scharf und befehlt, und d'Tochter macht, was die Mutter sagt; kein bös Wort habe ich sie der Mutter je geben hören, und thät sie's, ich glaube, die Alte hante ihr auf's Maul und die Tochter nähme es an, wenn sie schon eine ist, wo nicht bald ein Mannevolk fürchtete. Es wär gerade eine für Michel der Postur nach, bräver hast noch keine gesehen, und ein Gesicht hat sie, schöner kann man es nicht malen, ganz wie Milch und Blut; eine Sämutter ist sie, es mag

ihr keine Luzernerin nach. Aber ſie bleibt auch daheim, rennt nicht wie läufig jeder Luſtbarkeit nach, und es iſt noch die Frage, ob man ſie an einen Ort hinbrächte; ſie hat bis dahin dem Mannevolk gar nichts nach gefragt, und wenn einer kam, ferggete ſie ihn kurz ab. Es möge nichts mit dem Zeug zu thun haben, es gruſe ihm drob, hat das Meitſchi manchmal geſagt, daß ich es ſelbſt gehört. Indeſſen iſt den Meitſchene nie recht zu trauen, es iſt ihnen manchmal ganz anders, als ſie drglyche thun, und die, welche gethan wie jung wild Katzen, werden oft ung'ſinnet ſo zahm wie Katzen, welche man ihr Lebtag gepantſcht."

Die Sache gefiel Anni. Man könnte allweg probiren, meinte es; gerathe es, wohl und gut, ſei nichts damit, nun in Gottes Namen, ſo ſei d'Sach am gleichen Ort und man müſſe anders dran hin. Das verſalbete Oelmannli ließ ſich endlich herbei und verſprach den Liebesboten zu machen, nachdem Anni ihm verſprochen hatte, es ihm nie nachzutragen, es möge gehen wie es wolle; gehe es aber gut, ihm gehörig daran zu denken.

Alsbald wanderte der ſeltſame Liebesbote dem Milchmußgraben zu. Dieſer Milchmußgraben iſt ein freundlich enges Thälchen, hoch in den Bergen oben, eine Art von Rinne zwiſchen zwei Alpen. Vor Winden geſchützt iſt's mild und lieblich dort; der Baumwuchs iſt noch nicht verkrüppelt, mächtige Birnbäume breiten ihre ſchirmenden Aeſte über die Dächer aus. Dort, in einem ſaubern Haus, wohnte die Küherin. Die hellen Fenſter glitzerten und glühten eben in der Abendſonne, als unſer Oelmännchen dort ankam; es war wohl bekannt dort, ſeine Bitte um ein Nachtlager ward ihm gerne gewährt. In dieſer Abgeſchiedenheit ſind ſolche Beſuche, wie ſchon geſagt, ſehr willkommen; ſie ſind die lebendigen Zeitungen, man vernimmt doch auch, was in der Welt vorgeht, irgend ein großes Unglück, ein grobes Verbrechen oder eine lächerliche Geſchichte, welche das nächſte Jahr im Kalender erſcheinen werde.

Die Tochter hausirte draußen herum, während die Mutter zum Mannli sich setzte, das Abendessen rüstend. Die Mutter gehörte unter die tapfern Weiber, welche sich mit der Welt herumschlagen unbesiegt, welche weder Kopf noch Muth verlieren, es mag an sie kommen, was da will, Gutes und Böses, welche nie unschlüssig gute Gelegenheit vorüberlassen oder, aus Behaglichkeit und Angewöhnung, Altes behalten und Neues, Besseres von sich stoßen. Es giebt solche tapfere, praktische Weiber in allen Ständen, und gewöhnlich bleiben sie tapfer und praktisch bis in's höchste Alter. Nachdem es ihr Bericht erstattet hatte über die Vorfallenheiten in den Dörfern, wo die Küherin früher gewintert, und daher begierigst forschte nach dem Schicksale der Bäurinnen, mit welchen sie in Freundschaft, und noch mehr nach deren, mit denen sie in Feindschaft gelebt (es ist sehr merkwürdig, wie eine Küherin eine Bäurin und eine Bäurin eine Küherin taxiren und mit welchen Augen sie sich gegenseitig messen, doch davon ein andermal), sagte es, es düechi ihn, Mareili sei allemal schöner, wenn er komme; es nehme ihn nur wunder, daß es nicht längst einen Mann habe. Natürlich sagte die Mutter, es hätte nur am Willen und nicht am Können gefehlt; Ursach zu pressiren hätte es nicht, es sei ihm noch lange wohl so, und wenn's ihm anders komme, so finde es immer noch einen, dafür brauche sie nicht Kummer zu haben. Sie habe recht, sagte das Oelmannli, es hätte es auch so. An's Meitschi sei es gewöhnt und habe Freude, wenn es dasselbe von weitem sehe; wenn es fort wäre, das Leben freute ihn nicht mehr, es hätte eine längi Zyti, es stünde es nicht aus. O, sagte die Küherin, wegen selbem sei es ihr nicht. Man müsse sich in alles schicken in der Welt, und wenn das Meitschi heirathen wolle und seine Sache gut machen könne, sei sie die letzte, welche es ihm wehren wollte; sei es ihm hier erleidet, könne es an einen andern Ort hin, es sei nicht, daß sie meine, die Sonne scheine nur an einem Orte. Dumm sei es, wenn

eine Mutter meine, die Tochter solle ihretwegen nicht heirathen; die Mutter sei ja übernächtig, wenn sie ung'sinnet sterbe, was sie dann der Tochter helfen könne und was sie dann anfangen solle?

Nachdem das Mannli diese Gesinnung verdientermaßen gerühmt und gesagt, nicht unter Hunderten denke eine so gegen ihre Kinder, rückte es allmählig mit seinem Auftrag hervor. He nun so dann, wenn sie so denke, sagte es, so wolle es ihr was sagen. Wenn es hätte merken können, daß es ihr im Geringsten z'wider wäre, nicht mit zehn Rossen hätte man ein Wörtchen von ihm herausgebracht. Warum gute Leute böse machen, selb wär ja dumm. Nun rückte es heraus mit Anni's Auftrag, wie es ihn zwar ungern übernommen, denn es wisse, wie es Einem bei solchen Sachen gehen könne und welchen Dank man zumeist davon habe. Daneben hätte es gedacht, so weit könne es sich doch nicht verfehlen, wenn es mit der Wahrheit umgehe, nichts dazu und nichts davon thäte und es nicht mache wie die Weiberhändler, welche lögen, daß die Schwarten krachten, und hintendrein, wenn beide auch so recht angeschmiert seien, sich den Hals voll lachten. Es müsse sagen, wie es ihm sei; es wolle nicht z'best geredet haben, aber es möchte Mareili das Glück gönnen, besser mache es es sein Lebtag nicht als mit dem Knubelbauer, sowohl wegem Vermögen, als wegen der Person. Nun setzte es Michels Herrlichkeiten auseinander. „Aber warum hat so einer nicht längst eine Frau?" fragte die Küherin, „muß da eine zuhinderst in den Bergen suchen? Da muß was nicht richtig sein; laß seh'n, gieb die Karten füre und use mit der Wahrheit, du weißt, ich verstehe nicht Spaß." „He sieh, d'Sach ist die," antwortete der Alte. Nun erzählte er ziemlich wahrhaftig, wie es sich verhalte, sagte namentlich die Gründe heraus, warum Anni keine aus der Nähe wolle. Darüber lachte die Küherin. Die Alte sei nicht dumm, sagte sie, die könnte ihr gefallen, aber sie werde wahrscheinlich nicht

ſaubere Finger haben, und der Hauptgrund werde der ſein, daß ſie die am meiſten ſcheue, welche ihr am längſten in's Spiel geſehen.

Da vertrat das Mannli Anni ehrlich und ſagte, unter Hunderten hätte nicht eine ſo gehandelt, und ehe es Michel einen Kreuzer veruntreuete, würde es lieber Sami, ſeinem eigenen Sohne, ſtehlen was er hätte und es Michel anhängen. Es ſage immer, es habe es deſſen Mutter auf dem Todtenbette verſprochen, zu ihm zu ſehen wie zum eigenen Kinde, und das wolle es halten; wie ſollte es ſonſt an den Tod denken und was Micheli's Mutter antworten, wenn ſie ihns frage: „Und Anni, wie heſt m'r zu Micheli g'luegt?“ Das ſei gut für Micheli, ſagte die Küherin, aber könnte deſt böſer ſein für eine junge Frau; die Alte werde meinen, ſie wolle Bäurin bleiben, die junge Frau ſollte Hund ſein, darum werde keine anbeißen wollen. Nicht einmal, ſagte das Mannli; Anni ſei gar nicht bös, und wenn eine Micheli flattire, gehörig zu ihm ſehe und nicht alles auf einmal anders wolle, ſondern bei Anni zu Rath ginge und ihns noch etwas Meiſter ließe, was es eigentlich auch verdiene, ſo glaube es, eine junge Frau hätte die beſten Händel. „Aber warum wollte ihn denn keine, etwas muß ihnen doch im Weg geweſen ſein?“ fragte die Alte. Das wiſſe es nicht, antwortete das Mannli; etwas ſei da, aber was, darüber hätte es noch nicht kommen können. D'Sach werde beidweg erzählt: Michel ſage, es ſei ihm bis dato keine anſtändig geweſen, und die Mädchen behaupteten, einen ſolchen Uſlath hätten ſie nicht mögen, faſt lieber d'r Tüfel. Was an der Sache ſei, wiſſe es nicht; Michel habe ein gutes Herz, aber ein Grober ſei er, und von Höflichkeit und Dyri-Däri-machen wird er nicht viel wiſſen, und das werden die Meitſchi nicht verſtanden, ſondern wüſt gethan haben, wie ſo junge Meitſcheni es im Brauch haben, wenn einer ihnen nicht gleich flattirt, wie es ihnen am liebſten iſt. „D'Sach wird auf gar mängerlei Art b'richtet und

drby bin ih nie gſy, ſuſt wett ihs ſcho wüſſe.“ „Hör' du,“ ſagte die Küherin, „d'Sach g'fallt m'r ſo übel nit, aber was Marei drzu ſeit, weiß ich nicht. Mir wär lieber ein Küher geweſen, ich ſag's offen, als ſo ein mißvergnügt Bäurlein, welches den Kümi ſpaltet, balget, ſtatt betet und den ganzen Tag ein Geſicht macht, wo die Kühe von der Milch kämen auf den Bergen, wenn ſie es alle Tage ſehen müßten. Aber wenn der Burſch iſt wie du ſagſt, ſo iſt es nicht ſo einer, und eine Frau kann's gut haben bei ihm. Ich hätte ihn zwar nicht genommen, d'sLebe auf den Bergen iſt doch ganz anders als in den Kerkern da unten und d'sJauchzen auf den Weiden luſtiger als Furen hacken oder Kraut rüſten. Aber d'sMeitſchi iſt ſich des Lebens da oben weniger gewohnt als ich; es kann's machen wie es will, und wie es es macht, ſo hat's es. Doch das glaub nicht, daß es dir an einen Ort expreß deretwegen hinkommt, das thut es ſein Lebtag nicht und wenn es damit die ſchönſte Alp verdienen könnte.“

„Aber wie machen dann?“ fragte das Mannli. „He weißt was!“ ſagte die Frau. „In vierzehn Tagen iſt Huttwyl-Markt, dorthin wollen wir mit jungen Schweinen, wir haben deren einen ganzen Stall voll. Bei Möhren ſtellen wir ein; wenn wir verkauft haben und eingekraumt, was nöthig iſt, werden wir allweg dort was eſſen. Iſt dem Burſch was an der Sache gelegen, ſo kann er dorthin kommen; es giebt weniger zu reden, und können doch einander g'ſchauen, ſo weit es nöthig iſt. Das wird ſich gleich erzeigen, ob's einander anzieht oder nicht.“ Das gefalle ihm, ſagte das Mannli; ſo komme es am beſten, es glaube es ſelbſt. Es könne dieſen Abend ſchon um die Stauden ſchlagen und b'richten, wie der Knubelbauer einer ſei und wie ers habe, damit das Meitſchi gleich wiſſe, mit wem es zu thun habe und ſich darnach einrichten könne. „Mach' was du willſt, ſagte die Mutter; „aber darauf zähl, merkt Marei, daß es ein abgeredet Spiel iſt, ſo thut es wüſt, kommt entweder nicht oder

g'ſchiret aus, daß es keine Art hat. Es iſt ein gutes Meitſchi, aber ein handliches, wenn es abkommt, ich wollte dann lieber nicht dabei ſein."

Als Mareili draußen fertig war, ſaß es auch drinnen ab, es hörte auch gerne b'richten aus der Welt herauf. Es war ein prächtig Meitſchi, aber in der That in ſeine Hände paßte ein Morgenſtern beſſer als eine Nähnadel; Kühnheit ſaß ihm auf der Stirne, daß man damit einen ganzen Rudel von verlaufenen Doktoren und Profeſſoren hätte verſehen können. Das Oelmannli machte ſeine Sache nicht ſchlecht, ſondern ganz unverfänglich: es b'richtete von allem, was den Leuten z'reden gebe da unten, und ſo kam es ganz natürlich auf Michel und ſeine Geſchichten, und wie es nicht begreifen könne, wie das zugehe, daß ſich immer alles zerſchlage. Es könne zuletzt nichts Anderes glauben, als es ſei Hexenwerk dahinter; ein Meitſchi, es möchte für eins ſein, was es wollte, könnte es ſicher nirgends beſſer machen als mit Micheli. Mareili hatte großen Spaß bei den Geſchichten, ſagte, es möchte den doch 'mal ſelbſten ſehn, es nehme ihns wunder, ob er Hörner habe, daß ihn keine wolle, und gab auf dieſe Weiſe ſelbſt Gelegenheit, daß das Mannli ſich des Nähern über ihn auslaſſen und länger bei ihm verweilen konnte.

Am folgenden Morgen nahm das Mannli dankbar Abſchied und wollte als Zeche etwas Tannzapfenöl dalaſſen. Als man es ablehnte, weil man noch vorräthiges habe, ſagte es, ſo wolle es das nächſte Mal, wo es ſie auf einem Markte oder wo es ſei, antreffe, eine Halbe zahlen, wenn ſie ſich ſeiner nicht verſchämten. „Red nit z'lut," ſagte Mareili, „wenn es dir nicht Ernſt iſt, du könnteſt reuig werden." „Willſt kommen?" ſagte das Mannli und hielt die Hand dar. „Allweg, wenn du mich heißeſt," ſagte Mareili und ſchlug ein. „Aber Eins vorbehalten, die Halbe muß beſſer ſein als deine Tannzapfenruſtig, Zehnbatzigen, hörſt!" „Es ſei, kannſt ſelbſt befehlen, wie du es haben willſt!" „Gut

ſo," ſagte Mareili, „es gilt; komm auf Huttwel in vierzehn Tagen, und wenn du ordlich thuſt und brav zahlſt, tanz ich noch einen mit dir." „Und kann dann mit dir heim?" fragte der Alte mit Lachen. „Warum nit?" ſagte Mareili. „Für alt Vögel hat man immer ein Neſt, allweg, wenn wir die Schweine verkauft, iſt dann der Stall leer!" Und verſchwunden war Mareili in der Thür. „Das iſt mir eins! Es nimmt mich wunder, wie das geht," brummte das Mannli, ſchritt fürbas und gab ſeinen Bericht auf dem Knubel ab. Michel ſagte, er habe den Glauben, diesmal gebe es was, es gehe nicht z'Leerem ab. Koſten zu haben und d'sGſpött obendrein, erleide ihm, z'letzt wollte er lieber zum Bonaparti; dort wolle er ihnen das Lachen ſchon vertreiben, ſo lange er ſich rühren könne, und könne er ſich nicht mehr rühren, ſo könnten ſie ſeinethalben lachen oder nicht lachen, was frage er dem mehr darnach. So an einer rechten Küherin hätte er noch Freude, die müßte ihn z'g'rechtem lehren ſchwingen, er wollte ſie dann b'richten, wie man fäle.

Wie es an einem Huttwyl-Märit geht, kann ſich jedermann denken, der ſchon auf einem andern Markte geweſen iſt. Ach du meine Güte, was ſo an einem Markte und beſonders an einem Huttwyl-Markt, wo Aargauer und Länder in Haufen kommen und ganz beſonders die Schweinehändler zahlreich vertreten ſind, geredet, geſchwatzt, geſchnattert, geflucht wird! Wer die Worte zählen müßte, welche zu allen Mäulern auf dem Geißen- und Schafmärit, Kuh- und Schweinemärit in allen Gaſſen und allen Kneipen flüſſig werden und zu Tage kommen! Oder wenn ſie alle einen Leib und Federn kriegten, zu Krähen, Elſtern, Spatzen würden, den Leuten über die Köpfe ſtiegen und herumflatterten über den Märit, was das für eine Wolke geben müßte! Dagegen wäre eine Wolke von Heuſchrecken ein Kinderſpiel; da könnte man Sonne, Mond und Sternen Adieu ſagen für immerdar, da bräche kein Lichtſtrahl mehr durch in alle Ewigkeit.

Oder würden als schwarze Krähen oder gespregelte Elstern jedem seine Worte, welche er gesprochen, nachflattern nach Hause, ein geflügeltes Geleite, so gleichsam eine selbstgemachte Leibgarde, Blitz und Blau, wie kämen da die Schweinehändler z. B. heim, mit einer schwarzen Leibwache, mit einer großen Wolke. Das wäre ein Lugen, diese großen, schwarzen geflügelten Wolken, sich wälzend durch die Straßen, und mitten drin, so gleichsam als Kern, ein Schwein- oder anderer Händler! Es würde eine merkwürdige Welt abgeben, wenn es so mit allen Worten ginge, daß sie Flügel und Federn kriegten und zum Geleite ihrer Schöpfer würden. Ach Frankfurt, du arme Stadt, du mit dem langen Parlamente, welches das Reden für ganz Deutschland verdinget hat und Reden fließen läßt Tag und Nacht, o Frankfurt, du arme Stadt, dann könntest du dem Lichte Adieu sagen für immer, und mit dem Gaslicht wäre es auch aus, weil keine Luft mehr wäre, da würde es düster werden im hellen Frankfurt. Da wäre viel in Oel zu machen, vielleicht daß in diesem Geschäft die meisten Frankfurter sich trösten könnten.

Unser Mannli, welches eben in Oel machte, steckelte begreiflich aus irgend einem der großen Tannenwälder hervor auf Huttwyl zu. Doch nicht schwarzgrau und versalbet, wie es hausiren ging, sondern ordentlich gewaschen und gekleidet wie ein anderer Mensch. Es wußte wohl, mit Hausiren schaffte es an einem Märit nicht viel; die geputzten Leute lieben ein Oelmannli im Gedränge nicht, denn eine Berührung mit ihm hat unangenehme Folgen, noch viel weniger kaufen sie an einem solchen Tage seine Handelsartikel. Ein Fläschchen Tannzapfenöl oder anderes der Art stößt niemand gerne in die Tasche, es könnte zerdrückt werden, und da wären die Folgen ebenfalls nicht angenehm. Wer das Mannli nur in seinem Handwerkskleid gesehen, hätte es heute kaum wiedererkannt. Es ist gewöhnlich ein Unterschied zwischen einem gewaschenen und einem ungewaschenen Menschen, an diesem

Mannli war er beſonders auffallend. Das wichtige Geſchäft, welches ſeiner wartete, welches es eingeleitet hatte, gab ihm ein Selbſtbewußtſein, welches faſt wie Kühnheit ausſah. Ich bin der Mann, der das gethan! drückte ſich in ſeinen Mienen und allen Bewegungen aus. Es war noch früh am Tage. Stunden mußten verrinnen, ehe ſein Geſchäft anging, aber es machte ihm keinen Kummer, wie die Zeit verbringen. So ein Mannli hat erſtlich eine Geduld, zäh wie Handſchuhleder, zweitens hat es gar viele Bekannte und mit allen etwas zu reden, ſie zu fragen, abzureden, Ausſichten zu eröffnen u. ſ. w., drittens hat es für alles Augen und Ohren, ihns intereſſirt alles, was auf einem Markte gethan, geſprochen, gehandelt wird, es hat es accurat wie ein Lumpenſammler in Paris: es ſammelt alles Mögliche, es iſt jede Sache für etwas gut. Es ſieht ſich die Pferde an, dem Handel zu, obgleich es ſein Lebtag nie ein Roß gehabt und nie eins haben wird. Aber es iſt ihm ſchon manchmal bequem gekommen, wenn es einem Bauer Auskunft geben konnte, wie es um die Pferde gegangen, oder ihm ſagen konnte, dort und dort ſteht ein Roß, ich glaube, das wäre für dich; der Mann hatte es auf dem letzten Markte, aber es wollte ihm nichts gelten; ich glaube, es wäre ihm gruſam feil. Es konnte an ſeinen langen, langen Stock gelehnt eine halbe Stunde hinter ihm ganz unbekannten Leuten ſtehen und ihrem Geſpräch ablofen. Es wußte anfangs nicht warum, aber es ſah es den Leuten an, daß ſie mit einander was reden wollten, welches ſie für wichtig hielten, und des unbekannten Mannlis achteten ſie ſich wenig. Im Verlauf des Geſpräches kam es darüber, wer ſie waren, und hatte ſchon oft Notizen aufgeſchnappt, die ihm ſo viel werth waren als der beſte Handel. Es ſtand an den Krämerſtänden von allen Sorten, ſah zu, wer kaufte und was, merkte ſich die Preiſe von allen Waaren. Es war auf dem ganzen Markte nicht Mancher, der über alles beſſer Auskunft geben und ſicherer rathen konnte, als dieſes Mannli. Von

einer ſolchen beſonnenen Aufmerkſamkeit haben viele Leute keinen Begriff, ja es giebt viele Leute, welche ihr Lebtag durch die Welt gehen, als hätten ſie weder Augen noch Ohren, noch eine Naſe zum Riechen, eine total erſchlaffte todte Auffaſſungskraft; ſie mögen kommen woher ſie wollen, ſie wiſſen nichts, haben nichts geſehen, nichts gehört, können höchſtens ſagen, was ſie gegeſſen und getrunken, und was für Kleider der angehabt und welche dieſe. Das ſind traurige Leute, haben aber auch gewöhnlich grauſame Langeweile, auf welſch ſagt man, ſie ſeien blaſirt. Es ſind gewöhnlich Leute, die ſich für nichts intereſſiren, als für ihre eigene Perſon, und da dieſe ſehr langweilig iſt, ſo müſſen ſie Langeweile haben, ganz begreiflich. So hatte das Mannli bereits viel Zeit verbraucht, ehe es auf den Säumärit kam, um nachzuſehen, ob ſeine Kühersleute ſammt ihren Faſelſchweinen eingerückt ſeien. Sie waren richtig da und hatten ſechs fakers ſchöne Schweine, lang gezogen und doch heruntergewachſen, mit geringelten Schwänzen und glattem Haar und d'ſunderbar ſchönen Ohren, auf welche bei den Schweinen viel mehr geſehen wird, als auf die Augen. Bei Schweinen legt man auf den Ausdruck kein großes Gewicht. Sie hatten Kauf, es war ein ordentlich Gedränge um ſie; ob eigentlich bloß der Schweine wegen, wiſſen wir nicht, können aber vermuthen, Mutter und Tochter hätten Manchem mehr in die Augen geſchienen. Die Mutter war eine ſtattliche Frau, ſo für einen alten Gritti von Wittlig mehr als gut, und die Tochter ein gewaltig ſchönes Mädchen, von denen eins, wo man unwillkürlich ſtehen bleibt, wenn ſie Einem unter Augen kommen — dieſe Exemplare ſind ſelten.

Das Mannli beſah die Sachlage, hütete ſich aber wohl, ſich vorzudrängen und in den Handel hineinzufallen. Es ſah, wie beide ihren Vortheil wohl verſtanden, die Preiſe ſehr hoch hielten; ſie wußten wohl, daß man ſie mit ihren ſchlanken und blanken Schweinen nicht heimziehen ließ. Es dachte, die treffe

es in einer guten Weile noch da an; es müsse doch nach Michel sich umsehen, ob der eingerückt sei oder die Sache vertrampelt habe. Fand es ihn, so gedachte es denselben so zu postiren bei Möhren, daß, wenn es mit dem Weibervolk nachkäme, um die versprochene Halbe zu zahlen, er Platz bei ihnen finde. Das war nicht so schwer zu machen, wie es scheinen möchte, wenn man weiß, wie das an Jahrmärkten sich drängt und einbißt, wo man erst kaum ein Bein über eine Bank bringen kann und drängt und drückt, bis endlich der ganze Leib sich hineingeschoben, accurat wie ein Keil in hartes Holz. Bäri, Michel und Sami waren der Art von Geschöpfen, welche sich weder drängen noch klemmen ließen, aber Platz versperren konnten für Sechse, ohne daß man viel merkte, noch viel weniger jemand Lust bekam, sie zusammenzuschieben. Aber wie es lief und wie es suchte, seinen Michel fand es nicht; er war bei Möhren nicht, bei der Sonne nicht, auf dem Rathhaus nicht, im Bädli nicht, nicht auf dem Roß-, nicht auf dem Kuhmärit, kein Mensch wollte so einen gesehen haben. Plötzlich ging dem Mannli ein Licht auf: Dä Löhl, der kegelt an einem Ort, und wenn der 'mal dabei ist, so weiß er nicht mehr, wo er ist, und man bringt ihn nicht mehr davon weg. Es dachte den Michel schon halb gefunden; es lief von Kegelbahn zu Kegelbahn, aber Michel war nirgends, und schon ging's auf zwölfe.

Nein, dachte es, wenn der Lappi nicht will, so hat er gehabt, und steuerte wieder dem Säumerit zu, um sich zu zeigen und seine Verbindlichkeit zu lösen, damit sie nicht Ursache hätten, über ihn zu zürnen, denn versprochen sei versprochen. Daß die reiche Küherin und ihre schöne Tochter sich von ihm eine Flasche zahlen ließen, daran hatte es keinen Zweifel; es wußte, daß, wenn Mutter oder Tochter nicht gleich kommen wollte, die andere sagen würde: Komm, er hätte es sonst ungern, er könnte meinen, man verschämte sich seiner, und wegen der Kosten hat man sich nicht zu schinären, die

kann man ja mehr als gut machen. Darin liegt ein viel feineres Gefühl und größeres Wohlwollen, als wenn sie sich geweigert und eine gesagt hätte: „Pfi Tüfel, wie magst mit einem solchen armen Mannli gehen und ihm Wein abtrinken, der hat sein Geldli anders zu gebrauchen.“ Im erstern Benehmen liegt eine Bindekraft, welche die Stände nicht so weit hätte auseinandergehen und sich feindselig gegenüberstellen lassen, wenn sie sich öfters fände.

Auf dem Säumärit ging's noch immer lebhaft zu: längst wäre die Sonne verschwunden und rabenschwarz es dort geworden, wenn jedes Wort zu einer Krähe oder gar einem Storch gerathen wäre. Die Schweinehändler waren heiser geworden, die Schweine grunzten und quikten vor Hunger; man konnte beider Stimmen fast nicht mehr unterscheiden, so ähnlich klangen die quikenden und die heisern Töne. Daß sein Weibervolk noch am Platze sei, merkte es von ferne am Gedränge; es schob sich durch, denn es hielt es jetzt an der Zeit, sich zu zeigen. Als es in die vordern Glieder kam, unter einem Arm durch einen Blick thun konnte, da ging ihm das Maul vor Erstaunen sperrangelweit auf und die Beine standen still, ganz steif, denn drinnen sah er Michel stehen und der Käuerin harte Thaler auf die Hand zählen und hörte ihn sagen: „Das wär's, und wenn die Maaß noch zahlt ist, so wären wir richtig!“ „Ja, und dem Meitschi einen Zehnbätzler Trinkgeld,“ sagte die Mutter. „Den muß es haben,“ sagte Michel. „Lue mir auch,“ sagte das Mannli für sich, „was dem nicht in Sinn gekommen! Der ist gescheidter, als man ihn dafür ansieht; hatt' der 'mal die Säue auf dem Knubel, kommt ihm das Meitschi noch einmal so lieb nach, von wegen es zieht ihn's, es hat ein Herz zu den Säuen wie nicht bald eins.“ Es brach vollends durch, stellte sich vor, that sehr verwundert, Michel da zu finden, erklärte sich bereit, die versprochene Flasche zu zahlen. Die Mutter hatte ihm zugeblickt, sobald sie ihn sah, das Mädchen aber schäkerte mit

ihm: ſie bedürften jetzt ſeines Weines nicht, ſie hätten jetzt ſelbſt; wär's ihm Ernſt geweſen, es wäre früher gekommen und nicht erſt jetzt, wo es gehört, daß ſie Weinkauf gemacht hätten. Sie werden nicht ſo viel gemacht haben, daß ſie ſeinen nicht auch noch möchten; allweg komme es mit und wolle nachbeſſern, wenn ſie mit dem andern fertig ſeien, ſagte das Mannli. „Mach's," ſagte das Meitſchi, „aber ſag' mir erſt, wer iſt der Burſche, du kennſt ihn?"

Ehe noch das Mannli antwortete, ſchnellte das Meitſchi ſich herum; es war vom Wegführen der Schweine die Rede, da mußte das Meitſchi ſie doch noch einmal ſehen, Abſchied von ihnen nehmen, Glück auf den Weg wünſchen. Es hatten ſich nämlich, wie üblich, ſobald der Handel abgeſchloſſen war, Burſche hinzugedrängt, gefragt, wo die Schweine hinmüßten, ſie wollten ſie ihm heimtreiben. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſo ein Michel nicht ſelbſt die Schweine vor ſich herjagte. Man wußte wohl, ſo einer ging nicht vom Markte, daß er noch mit Schweinen heim kommen konnte. Michel hatte ſich eingelaſſen mit ihnen und geſagt, ſie müßten auf den Knubel, es werde aber keiner da ſein, der ſo weit treiben möge. „Iſt's d'r Knubelbur?" fragte das Meitſchi ſich umdrehend das Männchen. Es nickte. Neugierig wie ein Bergkind ſah es ihn an; es dünkte das Mannli, d'Sach ſei richtig. Nachdem Michel ſeine Schweine übergeben hatte und im Voraus für das Heimjagen bezahlt und zwar einem ihm durchaus unbekannten Burſchen und dazu mit voller Sicherheit, daß dieſer ſeinen Auftrag recht verrichten werde, und das Meitſchi ihm dringlich anempfohlen, daß er ſie nicht plage oder erhitze (denk, es iſch e Tüfel, und wenn du d'Sän plagſt, ſo plagt dih d'r Tüfel o!), wurden ſie räthig in der That, zu Möhren zu gehen und den Weinkauf zu trinken. „Aber wie thut's, Wein in nüchternen Magen?" ſagte die Mutter. „Ich hülf lieber was eſſen, das Thun iſch m'r afe ab em Mage, es düecht mih, ih ſyg ganz hohl inneſer." „He," ſagte Michel,

„dawider wird niemand was haben; es iſt mir auch drum, und Wy zum Eſſe ſchickt ſich d'ſunderbar wohl!“ „Mutter, wollen wir nicht erſt unſere Sachen verrichten?“ fragte das Meitſchi. „Du weißt, m'r hei nängergattig.“ „He,“ ſagte die Mutter, „es iſt nachher noch immer Zeit, jetzt düecht mih, ih möcht neuis nu e weni abhocke, bi ganz g'ſtabelig vom Stah.“ Das Mädchen machte keine Einwendungen, brummte bloß: „Ja, wenn me einiſt abg'hocket iſch, ſu Adieu B'richtige.“ Wahrſcheinlich hatte es bereits Erfahrungen gemacht in dieſem Fache.

Michel voran brach Bahn, fuhr durch die Fluth der Menſchen wie durch weichen Schnee der Schneepflug; hinter ihm her war ein ruhig Gehen, daß die Küherin meinte, ſo einen ſollte man immer voran haben, wenn man auf einem Märit ſei, man würde minder geſtoßen und gedrückt.

In Hafen kamen ſie glücklich, aber wo Anker werfen jetzt? Da war guter Rath theuer. Möhren war zum Erſticken voll; hie und da hätte ſich noch ein Bein hineinpreſſen laſſen, aber zehn Beine und zwar dicke, ſammt Zubehörde, war was Anderes. Da ſteht man ſo herum, halb verlegen, halb zornig, kann hungrig und durſtig zuſehen, wie Andere im Hirſe ſitzen und es ſich behagen laſſen, weiß nicht, ſoll man gehen, ſoll man warten. Hier oder dort wird eins gerufen zum Beſcheid thun, nun, es iſt allweg ein naſſer Finger auf eine trockene Zunge, aber alsbald wird man deſto gluſtiger; man ſucht jemanden von der Wirthſchaft aufzufangen, um von ihm ſich unterbringen zu laſſen. Die dienſtbaren Geiſter ſchießen herum wie zornige Wespen, thun meiſt als hörten ſie nicht; kriegt man endlich einen dieſer flüchtigen, häßigen Geiſter zwiſchen die Finger, ſtellt ihm, bringt manierlich ſein Verlangen vor, ſo ſchnauzt er: „Ich kann nicht jedem Platz ſuchen, ich hätte viel zu thun, wenn ich mich damit befaſſen wollte; ſuchet ſelbſt, und findet ihr keinen, ſo wartet oder geht in Gottes Namen weiter, ich kann nicht helfen!“ Hat er ſolchen Blaſt losgelaſſen, fährt er ab, hinaus zur

Thüre. Iſt im Wirthshauſe es ſo eingerichtet, daß der Wirth kein beſonderes Geſchäft hat, keine Stube zu bedienen, ſondern bloß die Aufſicht führt, ſo erbarmt ſich dieſer zuweilen der platzloſen Gäſte, wenn er zufällig zu ihrer Noth kommt. Ihm iſt begreiflich daran gelegen, daß ſie weder in Gottes Namen noch ſonſt weiter gehen.

Michel hätte faſt Muth gehabt, einen Tiſch rein zu fegen; er brannte innerlich vor Galanterie und hätte ſie gern durch beſondere Zeichen und Aufmerkſamkeiten kund gethan. Glücklicherweiſe verließen drei Bleienbacher Kuhhändler einen Tiſch, wo ſie ihre Morgenſuppe gegeſſen, ſonſt wer weiß was geſchehen wäre. Alsbald hob Michel ſein ſchweres Bein über die Bank, rief die Andern her und übte nun ſo eindrucksvolle Manieren, daß, wo früher drei geſeſſen, ſich nun fünfe bequem hinſetzen konnten. Nun ſaßen ſie, und Sitzen, wenn man müde iſt, iſt allweg ſchön, aber denn doch nicht alles, und je länger man das Andere mißt, deſto geringer ſchlägt man das Sitzen an, ja man wird nur alleweil böſer. Man glaubte mit demſelben alles gewonnen, und jetzt ſieht man, daß es ohne Eſſen und Trinken hell nichts iſt. Aehnliches muß man im Leben ſehr oft erfahren, daß nichts iſt, an was man alles ſetzte, wenn man nicht wieder und immer wieder alles an Anderes ſetzt. Mit Trommeln und Rufen zogen ſie endlich einen der Geiſter, ſo gleichſam einen fliegenden Holländer, in ihre Nähe. „Befehlt ihr was oder habt ihr befohlen?“ fragte der Geiſt. „Hol e Maaß Zehnbatzigen, aber g'ſchwind; dann mußt das Weitere wiſſen!“ befahl Michel. Der Geiſt verſchwand, und Michel fühlte ſich groß in ſeinem Gemüthe, zündete mit ſchönem Selbſtbewußtſein ſeine Pfeife an und: der Gattig Zeug müſſe man befehlen, daß ſie wüßten, daß befohlen ſei, und wenn man nicht zu ihnen rede, daß ſie meinten, man ſchieße ihnen mit einer Piſtole in die Ohren, ſo grännetes ſie Einen nur aus und man könnte lange warten, ehe ſie Einen bedienten, bemerkte er.

Nun wandte ſich Michel ſeinem Kauf zu, denn er war in dieſer Beziehung jeder Zoll ein Bauer und ſagte, verflucht theuer habe er ſie, aber ſie hätten ihm gefallen, und wenn das ſei, habe er nicht nöthig auf den Kreuzer zu ſehen. Er möchte nur wiſſen, wie ſie gefüttert worden, damit er mit der gleichen Koſt fortfahren könne; er hätte ſonſt immer gehört, vor Kühers-Säuen ſolle man ſich hüten, die ſeien trieben, daß es keine Art hätte, aber wenn man d'Sach hätte, ſo brauche man ſich nicht ſo in Acht zu nehmen, wenn man nur wüßte, was ſie liebten. Nun ward das beliebte Kreuzfeuer zwiſchen Küher und Bauer eröffnet, welches einige Zeit vergeſſen ließ, daß man noch immer im Trocknen ſaß. Indeſſen verſchlang der Geiſt den Leib nicht auf zu lange, die Ungeduld wuchs; von ferne zeigte ſich der fliegende Holländer. Michel brüllte ihm ſeine Meinung nach, wie erfahrene Jäger weithin auf vorüberzwickende Haſen ſchießen, in der Hoffnung, ein verlorenes Korn wohl anzubringen. „Gleich, gleich!“ tönte es wieder und der Holländer verſchwand, erſchien indeſſen doch bald wieder mit einer Maaß und Gläſern und wurde von Michel angebrüllt, was das für eine Ordnung ſei, wenn er das gewußt, hätte er das Eſſen mitbringen wollen. Sie ſollten verzeihen, ſagte der Geiſt, er vermöge ſich deſſen nichts; er bediene dieſen Tiſch nicht, darum ſollten ſie ihm die Maaß auch gleich zahlen; das Andere, wo hieher gehöre, ſei angeſchoſſen und habe ſtark zur Naſe ans geblutet, die waſche es ſoeben ab und werde bald wieder erſcheinen, dem könnten ſie dann befehlen. Das waren nicht tröſtliche Ausſichten; wenn ſo ein vorſchützig Ding anſchießt und blutet, ſo iſt gewöhnlich nicht bloß die Naſe zu waſchen, ſondern andere Dinge noch mehr.

So war es auch; es ging mörderlich lange, die Maaß war ausgetrunken, Michel brüllte nach allen Himmelsgegenden, bis endlich ein halbgewaſchenes Ding erſchien mit geſchwollener Naſe, verweinten Augen und fragte, ob es Wein bringen ſolle

oder ob sie sonst noch was bestellt hätten. Das vernahm etwas über die Lumpenordnung, und wenn man gewußt, wie man bedient werde, so wäre man weiter gegangen. Das Ding entschuldigte sich mit seinem Mißgeschick, hing im Vorbeigehen der Wirthin die Bemerkung an, daß, wenn sie nicht eine so Wüste wäre, so würde sie genug Leute anstellen, damit nicht eins für drei springen müsse, und versprach das Beste. Nun endlich kam Suppe; die war bald verschwunden, denn man kann denken, wie die Leute hungrig waren, da es weit über Mittag war. Zudem waren es Leute, welche mit einem sehr muntern Appetit gesegnet waren: so eine wohlconditionirte Küherstochter ist im Stande was zu versorgen. Endlich kam das Uebliche nach. Michel hatte, obschon er eigentlich bloß eine Maaß schuldete, sich vorgenommen, sich recht splendid zu machen; es dünkte ihn, es lohne sich wohl der Mühe. Er hatte daher, als gefragt wurde, was man befehle, alsbald das Wort genommen und nicht bloß gesagt, neuis uf einem Teller, sondern gesagt, sie wollten z'Mittag essen wie üblich und bräuchlich. Das könnte wohl lange gehen, hatte drauf die Küherin gesagt. „Gäll, Mutter," bemerkte die Tochter, „es wäre doch gut gewesen, wenn wir vorher unsere Sache verrichtet hätten. Da kann ich wieder lange warten auf das, was du mir verheißen." „He, wenn wir geschwind machen, ist's noch alle Zeit," sagte die Mutter; „was sie bringen, wird uns mit Schein so lange nicht säumen." In der That brachte das Jüngferchen ganz kleine Plättchen und wenig drauf, und dazu war noch ein Gast da, auf den nicht gerechnet war und der doch einen so mächtigen Appetit hatte als eins der andern, und das war Bäri. Mareili saß oben an, neben ihr auf dem Vorstuhl war Michel und zwischen beiden Bäri. Bäri machte glänzende Augen über den Tisch weg und sah dann an seinen Meister hin mit fragenden Blicken. Als ein Gericht vorüber war, Michel bloß an sich selbst gedacht hatte, begann Bäri ihn zu mahnen, stüpfte ihn

mit der Naſe am Ellbogen. „Ja ſo,“ ſagte Michel, „hab' ich dich vergeſſen!“ Nun bediente er auch Bäri, meinte aber deßwegen nicht, daß er zu kurz kommen wolle, ſondern nahm doppelt, eine Gabel voll für ſich, dann eine für Bäri u. ſ. w., und wenn er es einmal vergaß, müpfte Bäri am Ellbogen mit ſeiner ſaftigen Schnauze. Wir müſſen ſagen, daß dies nicht zu großer Erbauung der Geſellſchaft diente; ſie fand dies unverſchämt und grob. Dem Oelmannli war es bange, als es auf den Geſichtern die ſich bildenden Wolken ſah. „Seh, Hung,“ ſagte es, „du könnteſt warten, bis die Andern gehabt.“ „B'richt ne, wenn d'chaſt,“ ſagte Michel und fuhr fort, wenn Bäri müpfte, gab ihm Michel. Endlich kam Braten, Schinken u. ſ. w. Bäri liebte Schinken b'ſunderbar, Mareili eben ſo, und wenn es ſo einen Schinken ſah, kalkulirte es immer, wie ſchwer die Sau, von welcher der Schinken kum, geweſen ſein müſſe. Kaum hatte Michel ſeine tapfere Portion auf dem Teller, müpfte Bäri.

Da ſchoß Mareili das Blut zu Haupt. „Das nähme mich doch wunder, ob der nicht noch zu b'richten wäre,“ ſagte es und ſchlug mit der umgekehrten Gabel den Bäri auf die Schnauze, ſo ſtark es konnte. Ja, ſo was hatte Bäri noch nicht erlebt; er riß das Maul auf, machte die Zähne blank und ſchoß eines Satzes dem Mareili gegen das Geſicht. Das fuhr zurück auf die Mutter, wollte drein ſchlagen, aber Bäri faßte die Hand, die Mutter ſchrie laut auf, Michel fuhr Bäri nach und griff nach deſſen Nacken, ſtieß aber dabei an die aufwartende Seele, ſo daß ſie eine Datere, welche ſie in der Hand hatte, fallen ließ und wieder ſtromsweiſe zu bluten anfing. Nun brüllte Alles in der Stube laut auf, es gab einen Mordsſpektakel, welchen viele benutzten, um ſich zu ſtreichen, ohne die Zeche zu bezahlen, ein Witz, dem viele als ordentliches Handwerk obliegen. Begreiflich kam alsbald der Wirth dahergefahren und hinterher die Wirthin. Ihnen lief gleich die blutende und heulende Aufwärterin an, ſie hörten das

zornige Schnauben des Hundes, Michels Fluchen, der Küherin Angſtgeſchrei, der Tochter Aufbegehren, das Gekreiſch der übrigen Weiber, kurz, es war wie Mord und Mordgeſchrei. Ohne lange Unterſuchung fuhr der Wirth auf Michel dar und wollte ihn packen, nun ließ Michel den Hund los und faßte den Wirth, und nun ward der Lärm noch hölliſcher, eine allgemeine Schlägerei ſtand in Ausſicht. Da that das Oelmannli ſeine Pflicht und mittelte; es war mit dem Wirthe gut bekannt, der hörte auf daſſelbe, und Michel war es auch nicht wohl im Gemüthe, er hätte den halben Hof gegeben, wenn dies nicht begegnet wäre. Sobald der Wirth hörte, daß er nicht zu Schaden kommen ſolle, ſondern Einer da ſei, der gut zu machen vermöge, ließ er ſich nieder und beſänftigte ſich.

Aber anders hatten es die Kühersleute, da war alles Einreden, da waren Hopfen und Malz verloren. Vielleicht hätte die Mutter ſich begütigen laſſen, denn Michel entſchuldigte ſich nach Vermögen: er vermöge ſich deſſen nichts, hätte das Meitſchi Bäri nicht auf die Schnauze getroffen, er hätte nichts gemacht, er ſei der freinſt Schlabi, den es gebe, aber das müſſe man keinem Hund machen. Darum ſolle es nicht zürnen und g'frieden ſein, er wolle Wein kommen laſſen ſo viel ſie möchten und daneben gut machen, wie ſie es begehrten; ſo vernünftig redete Michel. „Komm, Mutter," ſagte Mareili und riß ſie bei der Hand; ih mah die Hüng nimme ſchmöcke un nimme g'ſeh, un es wohlet m'r erſt, wenn mir e Stung wyt vo dene Uſläthe ſy. Wenn ih nume myni arme Säuli wieder hätt'; die cheu mih dure, wie es dene geit bi ſellige Uthiere, weiß der Tüfel!" „He, thue nit ſo bös, Meitſchi," ſagte Michel, „dene ſoll's nit bös ergah. Komm in acht oder vierzehn Tagen, dann ſollſt ſehen, wie die ſcho tha hei (zugenommen, das Thun der Schweine). „Zum Tüfel oder zu dir käme mir in Eins! Komm, Mutter, komm," rief Mareili. Michel wollte ſie halten, aber Ma-

reili schnellte sich so rasch weg, hob so drohend die Faust und sagte: „Bis m'r d's Herrgotts u rühr' mih a!“ daß Michel es nicht versuchte und Mareili ungehindert mit der Mutter abfuhr. Man kann sich kaum vorstellen, was nun für Geschichten aus dem Vorfall gemacht wurden. Hätte man sie alle zusammengetragen, sie hätten einen gräulichen Mordroman gefüllt. Die abgebissene Nase der Aufwärterin und die gefressene Hand von Mareili waren die Centralpunkte in den Erzählungen, die um so weiter bekannt wurden, weil Michel bereits die Aufmerksamkeit eines großen Kreises an seine Person gefesselt hatte.

Auf Rosebabisegg war ein großes schönes Heimwesen, ein guter Bauer, viel Arbeit, viele Kinder, darunter mehrere Töchter, welche gerne zu Bäurinnen gerathen wären, begreiflich. Daß eine Bäurin eine ganz andere Kreatur ist, als nur so eine Base oder Gotte, ist schon oben bemerkt worden. Die Mädchen waren auch wie zu Bäurinnen expreß gemacht, gesund, arbeitsam, gescheidt in ihrem Bereich, braven Leibes, etwas braun von Angesicht, deswegen böse Zungen sie Rosebabis Bränten nannten. Daneben waren sie seltsamer Art, welche Art man da findet, wo die Berührung mit Menschen selten, fast nur zufällig ist. Sie waren scheu und wild wie Rehe und konnten hinwiederum derb und rücksichtslos handeln wie Mannevolk, sie waren mißtrauisch, schienen zuweilen fast einfältig und konnten offen sein, dann merkwürdig schlau dem Teufel eben, fast wie gebildet. Es waren gute Naturen, die aber den Schliff der Welt noch nicht hatten, ihr Betragen war eben kein gleichförmiges. Ihre Aussichten waren nicht glänzend; unter ihrem Stande hätten sie Männer genug gefunden, an jedem Finger einen, aber standesgemäß, selb hatte eine Nase. Im Emmenthal erbt der jüngste Sohn den Hof, die andern erhalten, was Gottes Wille ist; indessen hat es jetzt darin bedeutend gebessert. Zudem war's zweifelhaft, ob ein Tochtermann den Erbfall erlebe vor dem jüngsten Tage.

Die Eltern waren im besten Alter und die Großeltern lebten noch. Das sind so Dinge, von denen man um so weniger spricht, je mehr man sie berücksichtigt, denn es ist richtig, wie der Guggisberger sagte: „Ihr Herre, das sy wüst Sache, m'r wei lieber schwyge drvo."

An einem schönen Herbstsonntage hatten sie auf Rosebabisegg viel Besuch gehabt, Verwandte, Gespielen, hatten brav Kaffee getrunken, brav Küchli gegessen und geschwatzt am allerbräsisten. Natürlich war bei allem Geschwätz der Michel obenauf geschwommen wie eine Fliege auf der Milch. Die letzte Huttwyler Bataille wurde erzählt auf so viele Weisen als Personen da waren, und jede war immer gräulicher als die andere; es fehlte nicht viel daran, daß das endliche Resultat das gewesen, daß der Hund sieben Personen gefressen und Michel die andern. Dann erzählte man auch von den übrigen Geschichten, was man wußte, war darin einig, daß da ein Spiel getrieben werde, aber darüber stritt man sich, ob Michel bloß Alle zum Besten halten wolle und expreß den Narren mache oder ob er ernstlich heirathen wolle, aber von Natur so thun müsse, daß es Allen graue vor ihm und keine ihn möge, oder ob da sonst noch was im Spiel sei. Die Mehrzahl ward einig, er sei halt ein Fülli und thue kalberechtig, daß es kei Gattig heig und man bei ihm des Lebens nicht sicher sei. Da sei es kein Wunder, daß kein Meitschi ihn möge, gäb wie reich er sei; was nütze Einem der Reichthum, wenn man e Hung vo Ma heig, der Eim z'Tod quäle? Andere meinten, sövli e Grüsel glaubten sie nit, daß er syg, aber e Wunderliche und Mißtreue, er well nume probire, was eini erlyde mög, und wenn eine den rechten Verstand habe, so könne sie mit dem fahren wie Schnupf. So ward diskutirt bis man auseinander ging und zwar in allem Frieden.

Den Gesprächen hatte eine von den Rosebabisbränten mit besonderer Aufmerksamkeit zugehört. Es war Mädi, die älteste und bedeutendste der Schwestern, groß, schlank, mit

wilden kühnen Augen, welche ein milder und schalkhafter Mund gut machte, sonst hätte man sich fast fürchten müssen. Es dünkte Mädi, es wär Zeit, den Andern Platz zu machen; je mehr Jüngere nachwüchsen, desto böseres Spiel hätten die Aeltern. Als Mädi Abends mit einer Schwester in ihrem Gaden allein war, sagte Mädi zu derselben: „Wenn ich nur mit dem zusammenkommen könnte, den wollte ich bekommen und Knubelbäurin werden, so gewiß als heute Sonntag ist.“ „Bist e Narr!“ sagte Rösi, die Schwester. „Du wirst doch nicht dran sinnen; ehe ich den möchte, wollte ich lieber mit dem Säckli dem heiligen Almosen nach oder Kapuziner werden zu Solothurn im Kloster. Das wär doch noch was Anderes, als bei dem Utüfel lebig vom Hung g'fresse z'werde oder müsse z'v'rhungere, wie si säge, daß er ihnen es gemacht, auffstellen lassen, was auf den Tisch mochte, und er und der Hung alles alleine gefressen und den Meitschene nichts gegeben. Ich stünde das auch nicht aus, wenn es mir einer so machte; entweder finge ich an zu plären, oder der Zorn käm' über mich und weiß Gott, was ich thäte!“ Mädi lachte und sagte: „D'Sach ist nicht halb so hös, als man meint; ich glaub', ich sei ihm über d'List gekommen und wollte ihm zeigen, wer schlauer sei, ich oder er. Und wenn ich ihn hätte, wollte ich ihn schon dressiren; es ist schon manches strübere Kalb, als er ist, geleckt worden.“ „Pfi Tüfel, wer möchte e sellige Ustath lecke?“ sprach Rösi. „He,“ sagte Mädi, „das ist nit halb so eine wüste Sache, mir wär's die rechte, wenn ich es dazu brächte, ich begehrte nichts Besseres. Er ist ein hübscher Bursche, von den bräysten einer, und wenn der eine rechte Frau bekommt, so giebt das einen rechten Mann ab, einen Ghorrichter oder gar einen Weibel, zähl darauf.“ „Wie kannst das sagen? so einer mit Haar wie Besestiele, Auge wie Pflugräbli, e Nase wie eine Leberwurst, es Mul wie ein Schüttstein, e Hals wie e Muni und e Gring wie ein Kohlhaufe, es selligs Ung'hür ume az'luege, muß man ja in

einen Grusen kommen!“ Da lachte Mädi und sagte, es hätte ihn gesehen und gar keinen Grusen empfunden, sondern gedacht, wenn es den kriegen könnte, den möchte es, an dem könnte man tapfer hobeln und bliebe doch immer noch ein braver Rest. Es hätte ihn's bloß bös gemacht, daß er nichts von ihm gewollt; gedacht habe es, wart du nur, es müßte nicht zu machen sein, sonst treibe ich es dir ein. Nachdem Mädi dem verwunderten Rösi kundgethan, wie und wo es den Michel gesehen und wie er einer sei, begann Rösi Mädi zu fassen, und sie werweiseten scharf, wie es wohl anzukehren sei, daß Mädi einberufen werde zu einer Zusammenkunft. Rösi meinte erst, d's Best wäre, Mädi käme einmal wie von ungefähr auf den Knubelhof, entweder als verirrt oder nach etwas fragend, nach Ferkeln z. B. oder nach einer Magd, die hier sein solle, mit einem wunderlichen Namen, wie er weder im Himmel noch auf Erden zu finden sei, oder solle geradezu z'Dorf gehen und kramen; mit einem Zuckerstöcklein und einem halben Pfund Kaffee habe man schon große Dinge zwängt. Aber das wollte Mädi nicht. So z'Haus und z'Heim laufen thue es keinem, es möchte sich nicht so grob abfertigen lassen wie ein Taunerneitli. Z'mache was man könne, sei erlaubt, nur müsse man machen, daß es niemand merke; z'nöthli thue komme niemals gut. Es war also die Frage die, wie man es andrehen könne, daß Michel selbst Bescheid mache und eine Zusammenkunft anstelle. Die Hauptsache war also die, eine vertraute Mittelsperson zu finden, welche Michels Aufmerksamkeit auf die Rosebabis Bränte lenke. Das war schwer; die gemeinschaftlichen Bekanntschaften mußten selten sein, da der Knubel und Rosebabisegg ziemlich weit auseinander lagen, und nicht einer jeden konnte man sich anvertrauen in einer solchen Sache, das begreift sich leicht.

Damals lebte eine Frau ihre schöne Zeit, wenn sie auch nichts weniger als schön war. Es war eine hagere, rührige, aber von je etwas seltsame Frau, die offenbar in

ihrer Jugend in der Fremde gewesen war und jetzt in dem seltsamen Rufe stand, mit Napoleon in näherer Verbindung zu stehen und von ihm als Hauptspion gebraucht zu werden. Sie verschwand wirklich zuweilen, und namentlich zu Kriegszeiten, auf längere Zeiten, ward nirgends mehr gesehen; dann erschien sie plötzlich wieder und hausirte mit wohlriechenden Seifen und Wassern und möglicherweise auch mit verbotenen Heilmitteln und andern Dingen. Auskunft, wo sie gewesen, erhielt man keine von ihr, sie redete seltsame Dinge, wodurch sie aber eben den Anstrich einer geheimnißvollen Person erhielt, welcher bei dem Volke allezeit ein gewisses Ansehen sichert. Sie war auch lieber bei Gastfreunden als in Gasthäusern übernacht, bat auch in ihren schönen Zeiten sicher nie vergeblich um ein Nachtlager. Sie war eine schlaue Person und schon gar mancher Bäurin mit gutem Rathe wohl gekommen. Sie hatte sich lange nicht mehr gezeigt, man dachte kaum mehr an sie; plötzlich erschien sie eines Abends auf Rosebabisegg. Die Ueberraschung war groß, und Mädi konnte sich nicht enthalten, es als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten, daß diese Frau gerade jetzt wieder erscheinen müsse, wo guter Rath ihm so nöthig war. Es besann sich also nicht lange, sie zur Vertrauten zu machen. Sobald sie im Bette war, schlich es zu ihr und eröffnete ihr, wie es ihm darum zu thun wäre, Knubelbäurin zu werden, und wie es dies nicht anzustellen wüßte. Wenn es aber zu einer Zusammenkunft es bringen könnte, wäre es seiner Sache gewiß, dem wollte es es schon treffen, daß er überzeugt würde, es sei die rechte. Es wollte ihm alles abgucken und immer thun, wie er thue, er möge so ungattlich sein wie er wolle, da könne es ihm nicht fehlen. Die Frau nahm Interesse an der Sache; das war nicht so ein gewöhnlicher Handel, sondern ein verwickelter, wo es sich schon lohnte nachzudenken und Versuche anzustellen. „Bin auf dem Knubel auch schon gewesen," sagte sie; „sind nicht böse Leute, so viel ich weiß.

Nicht ganz wie andere Leute, aber weiß man ſolchen einmal den Trapp, ſo fährt man gerade mit ſolchen am beſten, ſie ſchenken Einem unbedingtes Zutrauen, man kann mit ihnen machen, was man will. Zähl auf mich, Meitſchi, was ich machen kann, thue ich, mehr kann ich dir nicht ſagen. Aber dann vergiſſeſt du mich auch nicht. Jetzt geh' in's Bett; gute Nacht, Knubelbäurin!"

Nicht lange darauf erſchien die Frau, welche auf dem Wege ſich über Michel und ſeine Vorgänge ſo gut als möglich in's Klare geſetzt, auf dem Knubel. Anni war ſehr traurig, die Geſchichten alle hatten es angegriffen; die Frau kannte es kaum mehr. „Ach, was ſoll ich mit Schmöckwaſſer?" ſagte Anni. „Ich habe die letzte Zeit zu ſchmöcken gehabt mehr als mir lieb iſt; ich habe die Naſe voll, ich brauch' nicht expreß noch Schmöckwaſſer!" Als die Frau theilnehmend nach der Urſache von Anni's Mißmuth fragte, ſagte Anni: „He, ſtell' du dich nicht, als wenn du nicht wüßteſt, in was für einem Verdruß wir ſind; ſie werden dir ſchon in allen Häuſern davon b'richtet haben, machen ſie nicht das Land auf das Land ab einen Lärm vom Tüfel! Es iſt, als wenn ſie von niemanden mehr zu b'richten wüßten, als von meinem Michel, es iſt, als ob noch nie ein Menſch auf d'Wybig gegangen ſei. So übel ergangen, ſelb iſt wahr, iſt es my Seel noch keinem!" Nun erzählte es doch der Frau trotz der Vorausſetzung, daß ſie alles wüßte, alles wieder, jammerte dann bitterlich, wie es jetzt mit Michel z'weg ſei, der wolle für d's Tüfels Gewalt kein Bein mehr machen und um eine aus; er habe genug den Narren gemacht, und er ſehe ſchon, wie es mit dem Weibervolk ſei. Er ſage, es ſei freilich über verſchiedene Leiſten gemacht, größer und kleiner, aber doch Alles vom gleichen Leder, wo o nit e Tüfel werth ſyg; er möge gar nichts mehr von dem Zeug wiſſen, er wollte, ſie müßten es haben wie die Käfer und zwei Jahre im Boden ſein und nur im dritten könnten ſie einige Wochen fliegen zwiſchen

Tag und Nacht. „Siehe, ſo redet er, es drückt mir faſt das Herz ab, ich weiß meines Lebens gar nichts mehr anzufangen: das Beſte wird ſein, ich laſſe ihn d'Sach vertublen, iſt's ſo lang dä Weg gange, ſu chas noh es Wytſchi ſo laufe, es chunt de öppe vo ſelber zum Gute!"

„D'Sach iſt läß," ſagte die Frau; „wes wittere will, gah d'Vögel z'Schärme, d'Mönſche ſötte es Byſpiel näh. Du weißt, ich komme weit herum und weiß Manches, was nicht Alle wiſſen: es giebt einen grauſamen Krieg, wie noch keiner war auf Gottes Erdboden; Alles, was ledig iſt, muß auf die Beine. Drinnen in Frankreich iſt der Jammer ſchrecklich, d's Hürathe iſt verbote; da haue Vater und Mutter den Buben Arme und Beine ab, daß ſie können daheim bleiben, weil ſie nicht mehr marſchiren können; bis z'hinderiſt in der Welt ſoll alles ſein werden. Da wär's doch gut, Michel nämte eine Frau ſchleunig, ſonſt muß er mit, es wäſcht ihm's dr Rhin nit ab; es heißt, der Befehl, die Leute aufzubieten, ſei ſchon auf dem Wege, die nächſten Tage werde ihn der Landammann in Bern bekommen."

Da ſchlug Anni die Hände über dem Kopfe zuſammen, und hoch über die Hände ging noch ſein Jammer. Jetzt was machen! Was Michel einmal im Kopfe habe, habe er nicht in den Füßen, das habe es mehr als hundert Mal erfahren, ſagte Anni, und er habe ſich verredet und verſchworen, er laſſe kein Mädchen mehr irgend wohin kommen; man habe ihn nur zum Beſten, und im Sack wolle er die Katze auch nicht kaufen. Da wiſſe es ſich nicht zu helfen.

„Hat er ſich noch nie wahrſagen laſſen?" fragte die Frau. „Nein," ſagte Anni, „watum fragſt?" „Ho," ſagte die Frau, „da bekommt man oft die allerbeſte Anweiſung, ob man eine finde und wo man zur rechten komme." Nun erzählte ſie eine Menge Beiſpiele von Heirathen, welche durch die Wahrſagerei zu Stande gekommen und ſämmtlich auf das allermerkwürdigſte und allerglücklichſte. „Daß mir das nicht in

Sinn kam," ſagte Anni; „ich halte viel auf der Sache, aber hier in der Nähe kann es niemand recht. Es kamen mir einmal alle Hühner fort, da hätte ich wiſſen mögen, wer es gethan; ich mußte vier Stunden weit ſchicken zu einer, welche es konnte. Die konnte Punktum ſagen, wie es der Schelm gemacht oder die Schelme, denn es ſeien zwei geweſen, einer habe gezündet, der andere die Hühner genommen, konnte ſagen, wo ſie verkauft wurden und daß der Hauptſchelm eine weiße Kappe auf dem Kopfe gehabt und kurze Hoſen, accurat wie ein Hühnerträger, dem alles wohl bekannt war. Wenn Michel wollte, mir wäre es das rechte, ſo hätte doch einmal das Geſtürm ein Ende und man käme endlich aus der Leute Mäuler." „Da laß mich nur machen," ſagte die Frau, „dem will ich Beine machen, daß er den Tag nicht erwarten mag, bis er gehen kann."

Richtig, ſie verſtand's; als das Abendeſſen Alle vereinigte und nach demſelben gerüſtet wurde, was den folgenden Tag gekocht werden ſollte, da erzählte die Frau, wie das Kriegen gehe. Sie ſchilderte, wie in den Schlachten die abgeſchoſſenen Köpfe umherflögen wie bei uns im Winter die Schneeflocken, wie zuweilen halbe Regimenter in einander gepreßt ohne Kopf noch eine halbe Stunde ſtehen blieben, bis endlich einer hier aus falle, der andere dort aus, wie ganze Reihen da lägen ohne Beine, Alle noch lebten und nicht ſterben könnten, wie aus aufgeriſſenen Bäuchen die Roſſe den Hafer fräßen als wie aus Krippen. Was das für ein Geſchrei und Geheul ſei auf einem Schlachtfelde, wenn die Schlacht vorüber, weit ſchrecklicher als der Kanonendonner und das andere Geraſſel, denn da ſei ein Elend, wer es einmal geſehen, der vergeſſe es ſein Lebtag nicht wieder, alle Nächte komme es ihm im Traume vor. Doch ſo lange noch Leben da ſei, ſei es nichts, aber wenn einmal Alles todt und verſcharret ſei, da erſt werde es lebendig auf einem Schlachtfelde; da ſtiegen Nachts die Krieger aus der Erde und ſuchten ihre verlorenen Glieder,

ihre Köpfe, Beine, Arme, Augen, ihr Gekrös und anderes Eingeweide; wo ſie Knochen und Anderes fänden, da haſchten ſie darnach und manchmal zwei und drei und mehr nach einem Bein oder Schädel und ſtritten ſich darum, und wer das Bein hätte, ſchlüge damit drein; ſo ſehe man eine neue grauſige Schlacht bis gegen Morgen, daß der Hahn krähe.

Das fuhr den Leuten, welche Aepfel und Bohnen rüſteten, kalt den Rücken auf, ſie meinten, das ſei doch das Schrecklichſte von allem, wenn man nicht einmal Ruhe im Grabe hätte, ſondern allnächtlich noch um ſein verlorenes Gebein kriegen müßte. Dann erzählte die Frau weiter, wie das alles noch gar nichts ſei gegen die Beſchwerden eines Marſches ohne Brod, ohne Waſſer in einer Hitze, wo an den Uniformen die Knöpfe ſchmelzen, wo man bei lebendigem Leibe langſam austrockne, bis kein Tröpflein Blut mehr in den Adern ſei und man ganz brandſchwarz am Wege liegen bleibe, als wäre man in der Hölle ſelbſt geſotten und gebraten worden. Wer das überſteht und nach Spanien kommt lebendig, der kann ſich in Acht nehmen, nicht der Hundertſte kommt davon; in Wein und Brod iſt Gift; wer davon bekommt, den wirft es zu Boden, dreht ihn um und um, ſprengt ihn hoch vom Boden auf, ſchlägt ihn nieder, bis es ihn endlich verſprengt, manchmal mit einem Knalle als wie aus einer Kanone. Und wer Nachts ſich niederlegt, um zu ſchlafen, unter dem ſenkt ſich der Boden, denn es iſt dort faſt alles unterhöhlt, und er fällt in die unterirdiſchen Gewölbe, wo er entweder zu kleinen Stücken langſam zerhackt wird oder aber den Hungertod ſterben muß. „Ja, ſo iſt z'weg," fuhr ſie fort, „wer in den Krieg kommt, und das wird noch Mancher erfahren; Napoleon will erſt jetzt recht anfangen und zeigen, wer Meiſter iſt. Alles, was ledig iſt, muß marſchiren, da iſt nicht Gnad', nicht Pardon, und dann kann ſehen, wer wiederkommt!"

Nun, man wird geſtehen müſſen, das war ganz artig eingeheizt und vollkommen hinreichend, die Wärme, welche

zum Heirathen nothwendig iſt, hervorzubringen. Michel wurde ganz tiefſinnig, und Sami ſagte, das Ding gruſ' ihm, er werde auch dran hin müſſen und eine ſuchen; es ſei ihm zwar z'wider, komme der Meiſter zu keiner Rechten, wie ſolle dann der Knecht eine finden. Aber gehe es wie es wolle, ſo zerhacke ihn doch keine zu kleinen Stücken, dazu wollte er doch auch noch ein Wort ſagen, und keine ſchieße ihm den Kopf ab. Als am Morgen die Frau fort wollte, gab ihr Anni ein ſchönes Trinkgeld und ſagte: „D'Sach iſt gut, Michel hat dieſen Morgen ſchon geſagt, z'letzt frag' er allem nichts nach und nehme die erſte beſte von der Gaß. Selb habe ich ihm ausgeredet und vom Wahrſagen geſagt; es iſt ihm ganz recht, er hält etwas darauf, wie wohl jeder, der noch was glaubt. Wo könnte er hin, daß die Sache recht verrichtet würde?" Darauf gab die Frau einen im Fluhgraben an; das ſei der Meiſter, ſagte ſie, er könne es beidweg, er ſehe d'Sach im Waſſer und in den Karten.

Michel ließ den Handel nicht an die Pfanne backen; er hatte keine Nacht Ruhe, bald fühlte er ſeinen Kopf fortfliegen, bald lag er ſchwarz wie der Teufel an der Straße und ſeine Uniformknöpfe brannten lichterloh. Er machte ſich auf nach dem Fluhgraben und Sami mit. Es nehme ihn auch wunder, ſagte der, ob nicht in irgend einer Ecke eine für ihn gewachſen ſei, öppe kei Uſlath u nit ganz e Blutti. Der Mann, welcher die Kunſt verſtand, war ziemlich alt, hatte eine ſpitze Naſe, auf welcher eine Brille ſaß. „Was willſt?" fragte er Michel, der ſich vorangeſtellt. „Wahrſagen laſſen," ſagte Michel, „du ſollſt bös drin ſein." „Was willſt wiſſen?" fragte der Mann. „He, lue, das werde ich dir nicht zu ſagen brauchen," antwortete Michel. „Ja ſo," ſagte der Mann, der nun ſchon wußte, woran er war; „biſt du deren einer?" Mit einigen Ceremonien ſtellte er eine weiße Flaſche mit Waſſer vor ſich, ſah hinein und ſagte endlich: „Möchteſt weiben und biſt noch nicht an die Rechte gekommen; ein paar

haben es dir wüst gemacht, hättest bald einen Schuh voll herausgenommen; jetzt weißt nicht, woran du bist, und es sollte doch eine sein, es wäre dir drum." „Aber," fragte Michel ganz erstaunt, „woher weißt du das?" „He, da im Wasser ist's ganz deutlich," antwortete der Mann. „Aber ich sehe ja gar nichts," sagte Michel, „es wird in der Brille sein?" „Probir," sagte der Alte. Mit großer Mühe klemmte sie Michel auf seine breite Nase und guckte mit offenem Munde in die Flasche, aber Wasser blieb Wasser und weiter sah er nichts. Da kriegte er Respekt und sein Glaube ward groß. „Ja, du hast recht," sagte er; „es ist mir bös ergangen und d'Sach erleidet, und doch sött eini sy. Aber es ist m'r erleidet deretwege e Tritt z'v'rsetze; es ist immer alles unter den Leuten und d's G'spött hat man baar." „Du mußt doch," fuhr der Mann in seiner Beschauung des Wassers fort, „aber ich glaube, es komme dann gut, doch thu' was du willst. Sieh', da ist ein Weg, der Weg führt gegen Sonne-Mittag; er ist lang, geht durch Berg und Thal, an eine Bergseite, hoch oben in einen Boden, da sehe ich ein Bädli. Allem an ists d's Kuttlebad, du weißt, es ist es berühmts Ort; da sehe ich Meitli, zwei, sie kommen aus dem Bad. Die Leute sind g'sundiget, es wird Sonntag sein; es düecht mich, es kommen noch andere Leute, aber erkennen mag ich es nicht recht. Da geht ein Weg wieder fort fast gegen Sonnenaufgang; auf dem gehen die Meitli fort und zwei bei ihnen, es wird kaum fehlen, ihr seid's." „Die eine wird für mich sein?" fragte Sami vorlaut. „Nit fast, Bürschli," sagte der Mann, „du brauchst nicht vor's Dach hinaus, um eine zu finden!" Da thaten beide die Augen weit auf; der Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, denn Sami war von der Meisterjungfrau eingesponnen, nur wollte er es noch nicht glauben.

„So," sagte Michel, „im Kuttlebädli; das wär noch zu erlaufen, wenn man wüßte, wann und wer es eigentlich wäre."

„Das macht ſich alles," ſagte der Mann. „Wir wollen aber auch ſehen, was die Karten ſagen." Die Karten waren ungefähr gleicher Meinung: ſie redeten auch von einem weiten Weg, der in Kurzem zu machen ſei, dann kamen zwei zuſammen und die blieben beiſammen, gäb wie der Alte die Karten miſchte und legte. Endlich ſagte er, das ſei eine ausgemachte Sache, es wolle es nicht anders anziehen, das gebe eine Hochzeit und eine glückliche; es ſei alles roth darum herum und die Böſen und Widerſacher ſeien alle zu äußerſt in den Ecken und könnten nichts daran machen. Er ſolle nur Muth faſſen, die Sache komme gut. Michel wollte nun wiſſen, woher die Mädchen ſeien, an welchem Tage ſie kommen, woran er ſie erkenne u. ſ. w. Darauf ſagte der Mann: „Das kann ich dir nicht ſagen, woher ſie kommen; es zeigt bloß gegen Sonnen-Mittag und in Kurzem, alſo am nächſten Sonntag. Und wegem Kennen häb nit Kummer; es werden im Kuttlebädli nit viel deren Meitſcheni ſy, wo du denken könnteſt, ſie wären für dich. Und wären es auch viele, ſo würde es dich doch zur Rechten ziehen, von wegen was geordnet iſt, das iſt geordnet, und was Einem werden ſoll, zu dem kommt man, man mag wollen oder nicht." Michel hatte großen Reſpekt vor dem Manne bekommen; ſo einen hätte er noch nie angetroffen, ſagte er, und ſtatt der üblichen ſechs Kreuzer gab er ihm drei Batzen. Auf dem ganzen Heimwege brach Michel in einzelne bewundernde Ausrufungen aus, daß Einer im Waſſer ſehe, was Andere nicht, daß er ſehe, wer am künftigen Sonntag im Kuttlebädli ſei, und wie er ſonſt alles wiſſe. Sami war ſehr ſchweigſam, warf hie und da einen Zweifel ein, ungefähr treffe auch, ſagte er, und ob alles wahr werde, wiſſe man auch nicht. Offenbar that ſich bei ihm das letzte Sträuben gegen der Meiſterjungfrau Beſtrebungen kund, während er im Herzen wohl fühlte, daß er bald unter ihre Errungenſchaften werde zu zählen ſein.

Anni hörte mit großem Erſtaunen die heimgebrachten

Eröffnungen, mit ſchlechter Freude den Nachtrag von Sami, der indeſſen nur ſeinen Glauben an das Uebrige vermehrte. Es habe ſchon lange was gemerkt, ſagte es, aber gedacht, Sami ſei ſo dumm nicht; nun, wenn es ſein ſolle, ſo werde man es müſſen geſchehen laſſen, aber dann müßten beide aus dem Hauſe, neben einer ſolchen Täſche habe es nicht Platz. Es habe das Menſch erzogen und gemeint, wie treu es ſei; wenn ihm der Bub gefallen, ſo hätte das Menſch es ihm ſagen können und nicht hinter ſeinem Rücken nach dem Buben fiſchen, ſelb ſei ſchlecht; aus dieſer Falſchheit könne es entnehmen, wie gut das Menſch es mit ihm meine und was es zu erwarten hätte, wenn daſſelbe einmal den Fuß im Hafen hätte. Es möchte die Meiſterfrau werden und Anni könnte dem alten Haufen zu. Man ſieht, es war lange, ſeit Anni jung geweſen, ſomit iſt ihm zu verzeihen, daß ihm der Gang der Dinge nicht mehr ſo recht im Kopfe war.

Alſo am nächſten Sonntag wollte Michel den letzten Verſuch wagen, wollte in's Kuttlebädli und ſehen, wen die Vorſehung ihm zuführe. Der Urſprung dieſes ſonderbaren Namens iſt in Dunkel gehüllt; ob man anfänglich in Kutteln badete oder das Waſſer für ſchadhafte Kutteln ſich beſonders heilſam erwies, iſt nicht ausgemittelt. Jedenfalls iſt das Kuttlebädli äußerſt reizend und ganz als ob man noch im Paradies wäre und ganz allein vom Vertrauen auf Gott lebte. Der Bau iſt ganz wunderbar, als ob man in den Lüften ſchwebte, die Lage kühn, die Aufwart patriarchaliſch, die Heilkraft mythiſch, der Ruf demjenigen eines ungeſchliffenen Demanten ähnlich, die Effekte ſchlagend und bleibend, wer ſie einmal erlebt, bedarf der Wiederholung zeitlebens nicht wieder. Humboldt in ſeinem Kosmos ſcheint dieſe merkwürdige Erdecke ganz überſehen zu haben.

Glücklicherweiſe war eben ein ſchönes Jahr, das Wetter machte an Sonntagen ſelten einen Strich durch die Rechnung. Man glaubt gar nicht, wie ſehr ſolche Witterung der Liebe

zuträglich iſt und die Hochzeiten fördert. So war auch der Sonntag ſchön, an welchem Michel die Erſcheinung ſeiner Zukünftigen im Kuttlenbad verheißen war. Es ging gegen Herbſt, doch war das Vieh noch auf den Alpen, nur waren die Alpfahrten der Menſchen ſelten geworden. Knaben und Mädchen begannen am liebſten den Haſelnüſſen nachzugehen. Michel war noch nie im Kuttlenbad geweſen, er kannte daher den Weg dahin ſo wenig, als er wußte, wo ſeine eigenen Kutteln waren. Heerſtraße war dorthin nicht, Häuſer und Leute ſpärlich anzutreffen, daher nicht zu verwundern, daß er ſich auf den oft kaum unmerklich ausgetretenen Alppfaden verlief und, wie früh er auch aufgebrochen, erſt gegen Mittag in genanntem Bädli eintraf.

Dort war es ganz einſam und kein Badegaſt zu ſehen und zu hören. Die Badmutter handthierte in der Küche und fragte ihn, ob er zu baden begehre. Michel verneinte es und meinte, ein Schoppen thäte ihm beſſer, er ſei bereits naß genug; wenn ſie gekocht habe, begehrte er was zu eſſen. Die Alte ſagte, der Mann hole Wein, ſie ſeien ausgekommen, unterdeſſen bringe ſie ihm ein Glas Enzene, das ſei b'ſunderbar geſund und mache wohl. Michel war es in allen Fingern zu fragen, ob niemand da ſei, aber weil er nicht den Anſchein haben wollte, als habe er was Beſtelltes, ſo that er ſich Zwang an und hielt das Maul. Da die Wirthin auch nichts ſagte, es bald Mittag war, niemand ſichtbar, ſo dachte er, der Alte habe ihn geſprengt, dem wolle er es aber zeigen, was es heiße, ihn, Michel, zum Narren halten. Sami und er verſuchten das Enzene-Waſſer, fanden es anfangs hölliſch bitter, doch allgemach kam es ihnen vor als nicht der ſchlechteſte Troſt im Elend. Sie ſahen ſich faſt die Augen aus nach Sonnenaufgang; endlich bewegte ſich von dorther was im kurzen Tannenwald. Michels Herz gumpete faſt vor Freude, und ſchrecklich wunder nahm es ihn, wie es eine ſei. Näher kam es, aber es war ein wunderliches Weſen ohne

Kopf. Als daſſelbe aus dem Walde kam, ſah man, daß es der Wirth war mit einem Räf auf dem Rücken und auf dem Räf lag das Fäßlein, welches dem Wirth über dem Kopf emporragte. Die Wirthin empfing den Mann nicht freundlich; er wiſſe, wie ſie z'weg ſei ohne Wein, und wenn er Verſtand hätte für einen alten Berner Kreuzer, ſo wäre er ſchon vor zwei Stunden zurückgeweſen. Aber wenn er 'mal über die Schwelle ſchmöcke, ſo hätte man gute Augen, ehe man ihn vor der Abendröthe wiederſehe. Die ſchlechteſte Magd ſei heilig gegen ihn und die ärgſte Klapperfrau thäte ihm nicht die Schuhriemen auf; wenn ſie es auch ſo machen wollte, ſie hätten längſt vor den Haag hinausgewurſtet. Er ſolle machen, daß er mit in Keller komme und zwei Guttern füllen, es wiſſe kein Menſch, wie viel ſie ſchon gebraucht hätte, wenn ſie welchen gehabt. Unterdeſſen wolle ſie anrichten, dann könne man eſſen, wie man es hier oben habe. Wem es nit g'ſchmöck, chönn's lah hocke. Man hätte hier kein Eingericht wie in den Gaſthöfen, man gebe, was man habe und wie man es verſtehe, und wem es nicht gut genug ſei, der könne einen Stecken dazu ſtecken und ung'freſſe weiter, bis er zu was Beſſerm komme; ſie frage dem wenig nach. Das war eine ſouveraine Sprache, indeſſen keine ungewöhnliche auf den Bergen.

Michel achtete ſich dieſer Rede nicht viel, er ſah nur nach Sonnenaufgang, und wenn ein Tannengipfel ſich rührte im Winde, meinte er, die Verheißene rücke an, und immer war es nichts und wieder nichts, die erwartete Sonne wollte ihm nicht aufgehen. Endlich rief die Wirthin: „Dir cheut cho eſſe!“ Michel wandte ſich dem Klange zu. Einſtweilen könne er nichts Beſſeres thun, dachte er; habe er gegeſſen, warte er nicht länger, ſondern mache ſich dem Fluhgraben zu, dort wolle er Flaſche und Brille lieb haben und dafür ſorgen, daß man weder Wege, noch Mannevolk, noch Weibervolk darin ſehe. Er mußte tief ſich bücken, als er in den Speiſeſaal trat, der von einem Geißenſtall ſich nur dadurch unter-

ſchied, daß weder Geißen noch eine Krippe darin waren, ſondern bloß Menſchen und ein Tiſch, deſſen Beine aber das Podagra hatten und bei der kleinſten Berührung in die größte Bewegung geriethen. Michel ſetzte ſich ungenirt oben an und kam groblecht an ein Bein, daß es der Suppe auf dem Tiſche faſt übel ward und ſie auf die Seite ſich legen wollte wie ein Schiff im Sturm. „Du großer Löhl, kannſt nicht Acht haben, wo du mit deinen Ankenkübeln hinfährſt; man hat hier nicht Tiſchbeine wie Thürpfoſten!“ ſagte die Wirthin. „Geh, ſieh wo die Blättere bleiben,“ herrſchte ſie dem Manne zu; „wenn ſie was wollen, ſollen ſie kommen, ſonſt ſollen ſie es hocken laſſen, es iſt mir auch gleich!“

Michel achtete ſich der Worte nicht, aber wie der Wirth aus der Thüre wollte, ging dieſelbe auf und zwei Mädchen kamen herein, ein großes und ein kleineres, das dem Herrn kaum entronnen ſchien. Sie gehörten offenbar nicht ins Haus, waren nicht hoffährtig, aber ſolid und reinlich, ſo was man ſagt vornehm angezogen, d. h. wie man es in einem Hauſe pflegt, wo man das Währſchafte vermag und den wohlfeilen Flitter verſchmäht. Michel vergaß Maul und Naſe offen: War's ſie oder war's ſie nicht?

„Habe bald geglaubt, ihr wollet im Waſſer bleiben bis ihr weiß geworden!“ ſagte die Wirthin ſpöttiſch. „Wir hätten es im Sinn gehabt,“ ſagte das größere Mädchen unb'ſinnt; „da kam der Wind, daß wir g'laubten, er nehme uns ſammt der Hütte fort. So glaubten wir, es ſei doch richtiger, wenn wir die Kleider am Leibe hätten, als wenn wir ſie erſt wieder in Tannen und Böden zuſammenleſen müßten.“ „Das iſt nicht halb ſo gefährlich,“ ſagte die Wirthin, die gerne hieb, aber nicht gerne ſich hauen ließ, böſe; „die Hütte hat's ſchon lange gehalten und wird noch lange ſtehen, wenn ſchon manche Gärnaſe, welche ſie ausgeſpottet, unter dem Boden iſt. Aber komm jetzt und hock ane, ſo können wir eſſen, mit Dampen iſt d'Sach nit g'macht!“

Die Mädchen ſetzten ſich, das ältere zu oberſt auf den Vorſtuhl, während Michel obenan ſaß, zwiſchen ihnen in des Tiſches Ecke ſaß der unvermeidliche Bäri, mit beſonderer Sehnſucht in ſeinen ſchmachtenden Augen. Wirth und Wirthin ſaßen auf patriarchaliſche Weiſe mit am Tiſche; wo hätten ſie ſonſt ſitzen und eſſen ſollen, da im niedlichſten aller Badeorte, im Kuttlebädli, eben nur ein Tiſch war? In einem Napf war eine dicke Fleiſchſuppe, in welcher der Saffran nicht geſpart war; dieſe wurde mit den Löffeln aus dem Napf gegeſſen. Sie habe Suppenteller gehabt, ſagte die Wirthin, aber ſie ſeien zerbrochen und ſie habe keine mehr angeſchafft, ſie habe gefunden, ſie trügen nichts ab; es ſei kommoder, wenn jedes aus der Kachel nehme, bis es genug habe. Das Mädchen that ganz unbefangen und ſchwatzte zwiſchen dem Suppeneſſen, was ihm gar wohl anſtand, indem es ſehr ſchöne Zähne hatte und überhaupt lieblichere Mienen wenn es ſprach, als wenn es ſchwieg. Es ſei hungerig, ſagte es; ſie ſeien am Morgen in aller Frühe fort, und ſeither habe es nichts gehabt. Sie hätten zwei Gufti auf dem Fahrnieſel, und geſtern Abend hätten ſie vom Hirten den Beſcheid erhalten, das eine ſei krank; der Vater habe heute weiter müſſen, da habe er ſie mit Zeug hinaufgeſchickt. Als ſie die Sache verrichtet, ſei ſie die Luſt angekommen zu baden, das hätte ihnen die Müde ganz genommen. Michel ſaß da ganz wie verſtaunt. Das Mädchen gefiel ihm b'ſunderbar wohl, es dünkte ihn, er müſſe es ſchon geſehen haben, doch konnte er nicht daran kommen wo. Endlich kam ihm in Sinn, er ſollte doch auch was ſagen. Er fragte, was das Gufti gehabt und was für Zeug es gebracht. Das Mädchen gab ganz gründlichen Beſcheid über beides, daß man wohl ſah, es war in dieſem Fache zu Haus, ganz wie es einer guten Bäurin wohl anſteht.

Unterdeſſen war der Napf ausgelöffelt, die Wirthin theilte hölzerne Teller aus und brachte dann Speck, ſchön

braungelben, gesalzenes Fleisch und Apfelschnitze. Sie gebe es, sagte sie, wie sie es habe und es verstehe; wem es nicht recht sei so, der könne es hocken lassen und ein andermal daheim bleiben. „He," sagte das Mädchen, „es würde euch doch nicht das Rechte sein, wenn niemand käme, ihr wäret eine seltsame Wirthin." „Viel nach der Gastig frage ich nicht," sagte die Wirthin; „dann kommt's mir noch auf die Gastig an. Dem jungen Volk, wo nichts kann als ausführen und aufbegehren, selbem frage ich d's Tüfels viel nicht nach, selb muß ich sagen; das könnte meinethalb bleiben, wo es wollte. Still und ehrbar Lüt, die wären mir wohl recht, wider die habe ich nichts. — Seh, du G'stabi," kehrte sie sich zu ihrem Manne, „stellst Wein auf den Tisch und giebst keine Gläser dazu; aus dir giebt es dein Lebtag keinen Wirth und sonst nichts!"

„Du hast da einen b'sunderbar schönen Hund," wandte das Mädchen sich zu Michel, „und gar gutmüthig sieht er drein. Darf man ihn anrühren oder ist er bös?" Als Michel versicherte, er sei der beste Schlabi von der Welt, thue keinem Kinde etwas, sobald man ihm nichts thue, streichelte es ihm den Kopf, was Bäri mit großem Behagen geschehen ließ. Es habe die Hunde b'sunderbar gerne, aber sie wüßten es auch und liebten ihn's, fuhr das Mädchen fort. Ihr Räni habe heute mit aller Gewalt sie begleiten wollen und schrecklich gethan, als sie ihn nicht nachgelassen, aber sie wisse es wohl, wie man es mit Hunden auf den Bergen habe, daß man oft ihretwegen des Lebens nicht sicher sei. Die Kühe haßten nichts mehr als Metzger und ihre Hunde, sie schienen es alle zu wissen, daß die ihnen die Kälber entführten und tödteten. „Schnellt er mich, wenn ich ihm was gebe?" fragte das Meitschi und hielt Bäri vorsichtig ein Stück Brod dar, und Bäri nahm es mit Anstand und Vorsicht ab und ließ es sich behagen. Als nun Fleisch und Speck umgingen, jedes sich eine Portion abschnitt, den Rest weiter gab, versah das Meitschi sich reichlich, daß der Wirthin eine Bemerkung

zuvorderſt in den Hals kam. „Liebſt Speck?“ fragte das Meitſchi Bäri und hielt ihm ein ſchön Stück dar. Bäri faßte es mit glänzenden Augen und ſchmatzte dran in ſüßem Behagen. Sami blickte Michel bedeutſam an und ſtieß ihn überdies noch mit dem Fuße und zwar ſo ſtark, daß es dem Tiſch faſt übel ward.

Bäri war es ſehr wohl bei der Sache, er ſtieß nun ſtatt den Michel das Meitſchi mit der Naſe an den Ellbogen, wenn ſein Herz etwas begehrte, und das Meitſchi ward nicht ungeduldig, ſondern ſagte immer freundlich: „Ja, du gutes Thier, mußt haben, wirſt hungerig ſein, haben dich vielleicht dieſen Morgen vergeſſen.“ Das Fleiſch war wahrſcheinlich von der Kuh, welche Noah in ſeinem Kaſten gehabt, es war ein gräulich Beißen, welches begreiflich Bäri am wenigſten Mühe machte. Er war mit drei Biſſen fertig, ehe die Andern an einem nur recht angefangen. Das Mädchen mußte Liſt und Vorſicht brauchen, dem Bäri zu genügen und nicht unverſchämt gegen die Andern zu ſein. Es brauchte gute Redensarten gegen Menſchen und Hund, war beſonders manierlich gegen Sami, ſagte, er ſolle nehmen, es begehre ihn nicht zu verkürzen, es ſei billig, daß jedes zu ſeiner Sache komme, aber der Hund wolle einmal auch bis er ſatt ſei, und dagegen könne ihm niemand was haben. Es wollte ſich ſelbſt lieber am Maul abbrechen, als daß es ein arm Thier möchte hungern laſſen.

„Es iſt mir gut gegangen, daß ich dieſen Morgen ein friſch geſchliffen Meſſer gehabt, als ich Fleiſch und Speck abhieb und es tief hineinging; hätte ich gekocht wie ſonſt, ſo thäten du und der Hund es alleine freſſen und die Andern hätten das Nachſehen!“ brach die Wirthin endlich los. „Es iſt ſonſt der Brauch, erſt die Menſchen und dann das Vieh!“ „Es geht beidweg,“ ſagte das Mädchen, „beſonders auf den Bergen, wie man ſagt. Du biſt nur böſe, daß dir nichts überbleibt für das Kuchiſchäftli. Ich habe nicht Kummer, daß

du dir nicht zu helfen weißt, und was man braucht, das zahlt man auch, dafür sei nicht in Kummer. Seh, wo hast dein Glas? Nun, Wirth, ist das Manier, der Frau kein Glas zu geben!" so sprach das Mädchen, griff auf die zweite Maaß, da Michel die obere handhabte, schenkte der Wirthin, trotz ihrem Protestiren, sie liebe den Wein nicht, ein und auch dem Wirthe, dann den Andern mit dem Bemerken, es hätte von Michels Wein getrunken, er solle nun von seinem auch probiren, es liebe das Schmarotzen nicht.

Während es auf diese Weise freigebig that mit Speise und Trank, brauchte es von beidem für sich sehr mäßig. Da war nichts zu sehen von dem Lauern, ob noch genug übrig bleibe, die Andern zu viel nähmen, kein Kummer sichtlich, daß es übervortheilt werden möchte. Michel schmolz fast vor Bewunderung und Sami ward gar nicht fertig mit Blicken und Stüpfen. Die Wirthin sagte mehr als ein Mal: „Nu, du Gast, hest Wespi i de Hose, daß de dyni Scheychi nicht still halten kannst unterm Tisch? Das stüpft und müpft sih nüt; we d'r d'Sach nit recht ist, so laß sie sein und packe dich! Vo so einem Gränni lah nih mih nadisch nit usführe!"

Endlich war das sündfluthliche Fleisch verwerchet, der scharfe Speck zum guten Theil gebraucht, den Schnitzen der Garaus gemacht und Michel befahl die dritte Maaß. Er sei durstig wie eine Kuh, welche verbranntes Emd gefressen, er wisse nicht, wie das gehen solle diesen Nachmittag. Das Meitschi machte Umstände mit dem Trinken; der Durst plage ihn's auch, sagte es, aber mit Wein löschen sei gefährlich. „Rösi," sagte es zu seiner Schwester, „hol' doch Wasser, das löscht besser." „Es würde Einer meinen, ihr hättet noch nie Fleisch gefressen, daß ihr so thut wegem Durst," redete die Wirthin. „Salzet man das Fleisch nicht, so stinkt's im Sommer, salzt man recht, so kann man es behalten bis man's braucht. Daneben wenn alle Sonntag hungerig Hüng kämen, ja freilich, dann könnte man Salz sparen! Verdurften werdet

ihr nicht, es ist Wasser und Wein genug, bis ihr heim seid. Reut dich das Geld oder hast du keins, so hänge das Maul an jede Brunnröhre, der Durst wird dir schon vergehen! Oder das Meitschi soll dir Wein zahlen, es thut's gern mit Schein!" „Selb, Wirthin, weißt noch nicht," sagte das Mädchen. „Ich habe schon mancher bösen, wüsten Frau flattirt, daß sie mich ruhig lasse, deswegen aber ist es nicht gesagt, daß ich Allen flattire, Jungen und Alten." Der Wirth lachte und zog damit sich das Wetter auf den Hals. Das Meitschi vernahm bloß: „Du hast ein Maul wie eine Schlange, hänge dich jung, sonst schlägt man dich todt, ehe du alt wirst!" Darauf forderte das Mädchen die Uerti und duldete es nicht, daß Michel ihm einen Kreuzer für seinen Wein bezahlte. Er wolle auch fort, sagte Michel, aber er möchte wissen, wo er durch müßte, er sei verirret und sei ganz nebenaus verschlagen worden. „Wo willst aus?" fragte der Wirth. Da sagte Michel, er wolle heim, durfte aber den Knubel nicht angeben als seinen Wohnort, sondern brauchte einen andern Namen. „So," sagte der Wirth, „hätte bald geglaubt, du seiest der Knubelbauer." „Kennst ihn?" fragte Michel. „Nein, nicht von Angesicht, aber viel von ihm gehört habe ich, die Kirchen- und Märitleute reden ja von niemand Anderm; das muß mir ein Kalb sein, wie man nie von einem solchen gehört!" „Die Leute sagen manches," sagte Michel mürrisch, „es ist nichts wahr daran. Aber wo muß ich durch?" „Gehe mit den Meitlene, sie kennen den Weg bis in den Graben und durch den Graben, bis er sich scheidet, dann hältst du links und sie gehen rechts; weiter kannst fragen," berichtete der Wirth. Das war Michel sehr recht, und sie marschirten miteinander ab ohne Complimente. Michel kam es nicht einmal in Sinn zu fragen, ob er mit ihnen gehen dürfe. Hätte er gefragt, hätte er wahrscheinlich zur Antwort erhalten: hier habe man nichts zu erlauben, hier könne ja jeder laufen wo er wolle. Die Frau Wirthin sah ihnen mit verschränkten Armen nach und

ſagte: „Das nimmt mich jetzt verfluxt wunder: war das eine abgeredete Sache oder haben die einander hier von ungefähr gefunden? Aber ſei das wie es wolle, das Meitſchi iſt e verfluxti Täſche, und der muß es haben, er mag wollen oder nicht. So hab' ich noch keine thun ſehen, wenn ſie Einen verhexen wollte, wie die, und doch iſt im Kuttlebädli ſchon manches gegangen, und ich habe mehr geſehen als mancher Pfau, dem man Frau Wirthi ſagt, die aufzieht wie der Oſtermontagſtier und meint, was ſie ſei." Als ſie das geſagt hatte, machte ſie rechtsum und dirigirte ihren Mann beim Abwaſchen.

Die Viere aber pilgerten den Berg ab, wobei Bäri faſt mehr hinter dem Meitſchi war als hinter Michel, demſelben ſich gar holdſelig erzeigte. Je weiter ſie gingen, deſto mehr kam Michel in Verlegenheit. „Was nun?" dachte er. „Sage ich, wer ich bin, ſo thut es wüſt, ſage ich es nicht, ſo iſt d'Sach verſpielt oder ich muß wieder von vornen anfangen." Er that, als hätte er einen Stein im Schuh, ſaß ab und Sami mußte ihm den Schuh ausziehen; die Mädchen gingen weiter. „Und jetzt," fragte er Sami, „was machen?" „Die laß nicht fahren," ſagte Sami, „frag, ob mit ihr heim dürfeſt, und ſag', wer du biſt. Die fährt dir nicht aus der Haut, zähl' drauf." „Meinſt?" ſagte Michel und machte, daß er wieder in den Schuh kam. „Wenn es dich düecht, es ſei nöthig, ſo hilf mir mit Reden. Sie iſt allweg von gutem Haus und nicht eine, die im Jahr nur ein Mal Fleiſch und Wein ſieht." „Frag ſie;" ſagte Sami, „wo ſie daheim ſei, dann fragt ſie dich auch, dann ſag's. Und will ſie davonſpringen, will ich ſie halten, aber ich glaub' nicht, daß ſie es thue." Michel machte ſich nach, eben weit waren die Mädchen unter der Zeit auch nicht gekommen.

Nach einer langen Pauſe, denn die Mädchen waren eben auch nicht redſelig, ſagte Michel: „Um Vergebung z'frage, habt ihr weit heim?" „Gut drei Stund," ſagte das ältere Mädchen, „ſie ſind nicht breit, aber lang," dann ſchwieg es.

„Um Vergebung z'frage," fuhr Michel fort, „wie ſagt man dem Ort?" „Roſebabisegg," antwortete das Mädchen und ſchwieg. „Ich habe von dem Ort auch ſchon gehört," ſagte Michel; „ich glaube, ich thäte am beſten, ich käme mit euch bis dorthin, hier iſt mir der Weg nicht bekannt, von dort könnte ich ihn ſchon finden, man iſt doch dort wieder in der Welt, wo man einen Menſchen antrifft, den man fragen kann. Unterwegs will ich gerne noch eine Maaß zahlen von wegen dem Wegzeigen und wegen der Bekanntſchaft." „Um Vergebung z'frage, wo kommſt dann du her?" fragte das Mädchen. Ja, Michel hatte einen weiten Hals, aber für die Antwort auf dieſe Frage war er doch faſt zu enge. Er ſagte ſonſt mit großem Selbſtbewußtſein: „Ich bin der Knubelbauer!" aber die Zeiten können ſich ändern. „Du wirſt doch an einem Orte daheim ſein," ſagte das Mädchen, „oder darfſt es nicht ſagen?" Da ermannte ſich Michel. „Ich wüßte nicht warum ich es nicht ſagen dürfte, ich komme vom Knubel, wenn du weißt, wo der iſt, und bin der Bauer dort!"

„Saker!" ſagte das Mädchen, „biſt du der und haſt mich noch nicht geprügelt und der Hund mich nicht gefreſſen? Da kann ich von Glück reden, daß ich ſo davon gekommen bin. Aber jetzt wird es Zeit ſein, daß wir auseinandergehen, während wir noch im Frieden ſind und Alle lebig. Dort bei jener Eiche gehſt du rechts und ich will links. Mein Weg ging eigentlich weiter vornen ab, aber wenn ich da die Halde aufgehe, und jetzt verderbt man nichts, ſo kürze ich ab." „Nein, das thuſt mir jetzt nicht," ſagte Michel. „Ich that noch keinem Menſchen was zu leide, und allweg haſt du nichts von mir zu fürchten. Aber man muß nicht alles glauben, was die Leute b'richten, d's Hundertſte iſt nicht wahr. Gerade ſo machen es mir die Leute; ich weiß wohl warum." „Weiß nicht," ſagte das Mädchen. „Es heißt im Sprichwort: wo Rauch iſt, iſt immer auch Feuer. Daneben geht's mich ja nichts an; ich habe mich des B'richtens der Leute nicht

einmal geachtet." „Haſt du was zu klagen über mich?" fragte Michel. „That ich wie ein Unmenſch oder gar wie ein Utüfel?" „Ich ſah nichts Apartes," ſagte das Mädchen, „ich habe nicht zu klagen, ich habe ſchon Uwatliger angetroffen. Daneben haſt auch nicht Urſache gehabt wüſt zu thun. Es hat dir niemand was in den Weg gelegt, und für ſein Geld ſoll man an allen Orten ruhig eſſen können." „Ja, und wenn es auch aus meinem Geld ging, konnte jede ruhig eſſen und genug, wenn ſie nicht alles für ſich alleine wollte und niemanden ſonſt was gönnte. Aber mit Schein weißt du mehr von der Sache?" fragte Michel. „Haſt nicht gehört, daß ich mich des B'richtens wenig achtete? Ich weiß bloß, daß du weiben wollteſt, Meitſchi b'ſchickteſt, mit ihnen wohl ſtark umgingeſt und gröbelig, daß ihnen die Luſt verging, Knubelbäurin zu werden. Weiter weiß ich nichts, und jetzt Adie und lauf nit ſtark. Hier iſt die Eiche und da mein Weg!" „Ich komme mit," ſagte Michel, „ich muß dir b'richten, wie d'Sach iſt; komme ich heim, wann ich wolle, es balget mich niemand." „Möglich," ſagte das Mädchen, „aber vielleicht mich, und gleich iſt Geſchrei im Land. Daneben habe ich dir einſtweilen den Weg nicht zu verbieten, ſo lange er nicht durch unſer Land geht." „D'Sach iſt die," ſagte Michel; „ſieh' wie ich dran bin, es iſt bym Donner noch niemanden ſo gegangen wie mir. Es heißt im Lied: D's Anneli wott verfrüre a d'r Sunne, ſo cha ih vor luter Meitlene nit zum Wybe cho, finde niene die Rechti." Nun erzählte er in all ſeiner angeſtammten Gutmüthigkeit, wie er z'weg ſei. Er habe mehr als genug Sachen, ſei wohl daneben, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen und weil man daneben ſonſt nicht ſicher ſei, müſſe er heirathen, aber es ſei ſein Begehren, daß wie bis dahin alles im lieben Frieden gehe, ſeine Leute die Sache recht hätten, ſeine Alte, verwandt ſei ſie ihm nicht, aber zu ihm und ſeiner Sache habe ſie geſehen wie eine Mutter, recht reſpektirt werde. Die erſte beſte habe er nicht nehmen, die

Katze nicht im Sacke kaufen wollen, und jede, mit welcher er es probirt, habe gethan wie eine Katze am Hälslig. Aus der Nähe habe er keine mögen, er kenne sie zu gut und begehre nicht die ganze Verwandtschaft alle Tage vor der Thür. Die Alle hätten ihm nun das Geschrei gemacht, und z'Huttwyl sei es besonders wüst gegangen, und dessen hätte er sich doch durchaus nichts vermögen. Das Meitschi habe gethan wie ein wild Thier. „Du kannst doch selbst sagen," meinte er, „ob Bäri so bös ist, wenn man manierlich mit ihm umgeht, aber einen fremden Hund muß man niemals schlagen, selb weiß doch jeder, der Verstand hat." Darüber habe man ihm einen Lärm gemacht, daß ihm das Leben fast erleidet sei und ihm lieber gewesen, er müsse nicht viel unter die Leute.

So schloß Michel sein Herz auf und das Meitschi hörte ihm theilnehmend zu. Wenn es so sei, wie er sage, und es werde sein, sagte es, so müsse es Bedauern mit ihm haben, und man habe es ihm wüst gemacht; es werde aber vielleicht nur deretwegen sein, daß ihm keine anständig gewesen. Indessen wenn man die Andern hörte, so würden sie auch etwas zu sagen wissen, daß man zuletzt doch nicht recht wisse, wer Recht habe und wer nicht. Michel berief sich auf sein heutiges Benehmen, woraus es doch schließen könne, daß er nicht ein solcher Uflath sei, wie man aus ihm machen wolle. Das Mädchen gab das zu, setzte indessen noch hinzu, ein Tag sei nicht alle Tage.

So waren sie eine weite Strecke gewandelt und kamen endlich zu einem Wirthshause. Michel meinte, der alte Speck kratze ihn noch immer im Halse und das hundertjährige Fleisch. Mit Wasser habe er nichts daran machen können, er möchte es jetzt mit Wein probiren. Nach Landessitte wehrten sich die Mädchen und mußten mit Gewalt in's Haus gezerrt werden, das nennt man Schreiß haben. So geschieht es, daß ein Bursche rechts zerrt, ein anderer links, daß dem armen Meitschi

das Schickſal des Kindes droht, welches die zwei Weiber nicht theilen konnten und Salomo zu halbiren drohte.

Im Wirthshauſe war es nicht geheuer: eine wilde Bande, welche den ſchönen Sonntag ebenfalls zu einer Bergfahrt benutzt hatte, war dort eingekehrt, Buben und Meitſcheni. Es war übermüthiges Volk, welches den Tag nicht würdiger beſchließen zu können glaubte, als mit einer tapfern Schlägerei. Sie höhnten und neckten auf alle Weiſe, ſtießen an Michels Tiſch, müpften im Vorbeigehen Sami, der vornen am Tiſche ſaß; ſie trieben es ſo, daß Bäri ſeinen Meiſter unverwandt anſah mit fragendem Blick: Willſt du, oder ſoll ich? Die Mädchen waren der Bande bekannt, nicht ſo aber Michel, aber weil er einen Kameraden und einen großen Hund bei ſich hatte, wie der Knubelbauer auszuziehen pflegte, ſo fragten die Andern, ob das etwa der Knubelbauer ſei, den ſie da aufgeleſen. Die Meitſcheni kämen manchmal z'weg, daß Einer herbei müſſe und wär's d'r Tüfel oder ſelbſt der Knubelbauer. Da müſſe doch Eine auch von einer tauben Kuh gefreſſen haben, wenn ſie nur an den denken möchte, geſchweige ihn nehmen. „Das ſchlechteſt Jungfräuli, wo ſieben Thaler Lohn hat für's ganze Jahr und eine Meiſterfrau, welche dem Teufel von ſeinem Karren gefallen, möchte ihn mit keinem Finger anrühren, und wer ihn auf hundert Schritte ſieht, ſagt pfi Tüfel! und macht, daß er abweg kommt," ſo ward ganz fein geſtichelt. Michel zitterte am ganzen Leibe vor Zorn, biß ſich die bleichen Lippen blutig, war auf dem Sprunge loszufahren und die Stube zu räumen von der ganzen Bande. Aber das Meitſchi hielt ihn nieder, bat: „D'r tuſig Gotts-wille nit, nit! Thu als hörteſt du es nicht, als ginge es dich nichts an. Was macht dir doch, was die Lümmel ſagen; ſei diesmal der Witzigere, trink, mach aus, wir wollen fort!" Es hielt Michel hart, der rückſichtsloſe Zorn wollte ihn faſſen mit aller Macht, der Wunſch, es mit dem Meitſchi richtig zu machen, gab ihm die Beſonnenheit, einen blutigen Strich

durch seine Rechnung zu vermeiden. Es war das erste Mal, daß er einer solchen Versuchung widerstand und einen angebotenen Streit nicht aufnahm mit aller Kraft.

Michel zahlte, man brach auf. Die andern Burschе griffen nach den Mädchen, wollten sie auf ihre Bänke ziehen, aber diesen war es Ernst, sich nicht schreißen zu lassen, sie rissen sich rasch los, machten sich zur Thüre aus; langsamer ging Sami nach, zuletzt kam Michel ganz langsam, und einer der Burschе konnte sich nicht enthalten, ihm ein Bein vorzuhalten, und ein Glas surrete neben seinem Kopfe vorbei und zersplitterte an der Wand. Michel hatte das erwartet; mit einem kurzen unmerklichen Schwunge schlug er den, welcher ihm das Bein vorgehalten, über den Tisch hin zwischen Gläser und Flaschen mitten hinein, daß es einen Mordsspectakel gab, während er ganz gelassen zur Thüre hinaus und den Andern nachging. Begreiflich gab's Lärm drinnen, und wie aus einem Wespennest, in welches man mit einem Stocke geschlagen, die Wespen, schossen aus der Thüre des Hauses die Burschе. Draußen im Weg hatte sich Michel gestellt und rief, hätten sie Lust an ihn, so sollten sie nur kommen, aber er sage es zum voraus, was er machen könne, das mache er, sie sollten sich in Acht nehmen; er sei auf offener Straße und auf seinem Heimwege, habe das Recht sich zu wehren. Die Feinde sprangen nicht eines Satzes an ihn hin; Michel und sein Hund, der lustig mit dem Schweife wedelte, als sei etwas für ihn im Anzuge, flößten Respekt ein. Sami brach einen Zaunstecken ab, die Mädchen riefen: „D'r tusig Gottswillen, chömit doch, chömit!" Steine, Stöcke flogen gegen Michel, der Feind drängte vorwärts, da sagte Michel: „Bäri faß!" Und Bäri schoß in langen Sätzen auf die Bande ein und hui! wie die auseinanderstob. Denn nicht bald macht etwas einen raschern Eindruck, als so ein plötzlicher Hundsanfall. Den Letzten sprang Bäri nieder mit einem Satze; Michel, zufrieden mit diesem Siege, rief Bäri ab, der langsam kam,

und ging lachend und ſpottend den Mädchen nach. Sami mit dem Zaunſtecken und Bäri mit ſeinen blanken Zähnen deckten den Rückzug, der nicht unangefochten blieb. Auf dem Wege und zu beiden Seiten den Zäunen nach wurden ſie verfolgt eine gute Weile, indeſſen zum offenen Angriff kam es nicht mehr, und am Ende ward auch die Verfolgung aufgegeben. Als ſie darauf zu einem Scheideweg kamen, ſtand das Mädchen ſtill und ſagte: „Sieh, hier geht dein nächſter Weg, und b'hüti Gott u zürn nüt!“ „Ja,“ ſagte Michel, „ſo iſt's nicht gemeint; ich laſſe dich nicht alleine heimgehen, ich komme mit.“ Das Mädchen wehrte ſich, ſagte allerlei und namentlich, was Vater und Mutter ſagen würden, wenn es mit einem fremden Burſchen heimkäme, von dem ſie nicht wüßten, wo es ihn aufgeleſen. Aber Michel ſetzte nicht ab; er meinte, es hätte ſich ſeiner nicht zu ſchämen, er ſei nicht von der Gaſſe, und wenn es ihn nache lay, ſo werde es ſich gewiß nicht reuig.

Endlich ward eine Convention abgeſchloſſen folgenden Inhalts: daß er mitkommen dürfe bis zum Hauſe, aber nicht in's Haus; im Walde, welcher daran ſtoße, ſolle er warten, bis es mit Vater und Mutter geredet. Hätten ſie nichts dawider, ſo wolle es ihn rufen, ſei es ihnen aber nicht recht, ſo müſſe er weiter. Michel ließ ſich das gefallen; er ſagte, er habe nichts Böſes im Sinn und Vater und Mutter ſcheue er gar nicht, d's Gunträri. „Ich will es dir geradezu ſagen: ich muß eine Frau haben und du gefällſt mir; auf Reichthum habe ich nicht zu ſehen, ich habe Sachen genug einſtweilen, es manierliche und gutmeinends Weibervölkli, ſelb iſt d'Hauptſache. So eins ſcheinſt mir, und je eher wir die Sache richtig machen, deſto lieber wär's mir; es iſt mir erleidet, alles Wüſte ausſtehen zu müſſen. Oder was meinſt, hätteſt du was darwider?“ „Du biſt preſſirt,“ ſagte das Meitſchi, „das geht nicht halb ſo geſchwind, als du meinſt; ich habe daheim zu eſſen und zu arbeiten, ich bin ihnen nicht

erleidet und sie mir nicht. Ich weiß ja nicht einmal recht, wer du bist, ob wirklich der, für den du dich ausgiebst, und dann sollte man doch auch nachfragen, was eigentlich mit dem Knubelbauer sei, ob er verrückt im Hirni sei, oder ob erlogen, was man b'richtet. Daneben will ich nicht sagen, daß ich nicht mannen wolle, für was ist man sonst da? Wenn man es gut machen kann, so wär's ja dumm, wenn man es nicht machte. Wir sind unserer viele, da muß ein jedes mehr oder weniger zu sich selbsten sehen, und wenn eins mannet, haben die andern nur desto besser Platz. Aber verbösern will ich es nicht; will ich ändern, so will ich's verbessern. Es ist nicht, daß Einer angeschmiert wäre mit mir, und, wenn er meinte, er habe eine Bäurin in's Haus gestellt, er nur einen Tätsch hat, ein faules Pflaster, das nichts versteht und nichts mag. Eine Haushaltung führen macht mir keinen Kummer. Die Mutter mag nicht mehr recht nach, sie hat gar viele Kinder gehabt und sonst bös, von wegen der Vater ist z'Zyte e Handliche, da habe ich schon manches Jahr das Meiste gemacht, küchlet und d'Säu g'füeret und pflanzet; nicht Manches hätte es ausgestanden, aber mir hat es nichts gethan, ich bin Gottlob gesunder Natur, ich habe in meinem Leben noch keine ungesunde Stunde gehabt."

„Gerade so eine möchte ich," sagte Michel, „von wegen ich habe es auch so, war auch niemals krank, da schickten wir uns gut zusammen. Bös haben bei mir sollteſt du nicht, und was du nicht machen möchteſt, das machten Andere. Wegem Werchen mangle ich keine Frau, sondern nur um zur Sache zu sehen und z'luegen, daß es läuft. Ich meinte nicht, daß meine Frau es böser habeu sollte als eine Taunersfrau, wie es manche Bäurin hat. Wenn du ausreiten willſt, brauchſt nur zu befehlen, daß man anspanne, ich habe ein b'sunderbar schönes Rytwägeli, und über's Geld söttist könne, so gut als ich, und nehmen mb'sinnt, was d'mangelst, von wegen es mag es erleiden." „Das wäre guter Bescheid," sagte das Meitschi,

„ſo könnte man dabei ſein, wenn man den Frieden könnte behalten, der iſt die Hauptſache, wo der nicht iſt, da hat alles gefehlt. Ich weiß nicht, wie es mit dem wäre bei dir, ich zweifle, daß man ihn behalten könnte.“ „Wie meinſt?“ ſagte Michel, „ich verſtehe dich nicht; iſt ja nirgends größerer Friede als bei uns auf dem Knubel!“ „Ja, jetzt,“ antwortete das Meitſchi, „aber wenn eine Frau käme, würde das ſchon anders werden.“ „Warum?“ fragte Michel. „He,“ lautete die Antwort, „es ſoll da eine wüſte Alte ſein, welche jetzt regiert und keine Frau dulden will, weil ſie dann nicht mehr einſacken und meiſtern könnte wie ſie will; bei dieſer könnte es keine aushalten, heißt es. Häbs nit für ungut, aber ſo reden die Leute.“ „Die Donnere,“ ſagte Michel; „wart, wenn ich wüßte, wer das erſinnet hätte, den ſchlüge ich ſtötzlige dür e Bode ab, daß er ung'ſumt auf der andern Seite rausführe. Das iſt die beſte Alte, wo es giebt; nit daß es Einem in einem Auge wehe thäte, hat dieſe verruntreuet, d's Gunträri, die gäbte eher aus ihrem Sack. Die möchte, daß ich heirathete, und eine Frau hätte bei ihr die beſten Händel, ſie würde ihr die Hände unter die Füße legen, wenn ſie darnach thäte, nicht eines Tags alles neu machen wollte oder niemanden was gönnte oder mich plagen und nicht zu mir ſehen würde!“ „Was mangelſt du, daß man zu dir ſieht, biſt nit ſelbſt groß genug oder mußt noch g'wiegelt ſein und ſuſt g'rathſamet?“ fragte das Mädchen lachend. „He, ſieh,“ ſagte Michel ehrlich, „ſie hat mich ſeit der Mutter ſelig für ihr Kind gehabt und jetzt noch. Sie legt mir d'Kleider z'weg und d's Halstuch um, mit ſelbem weiß ih neue nüt z'mache; ſie luegt, wenn ich fortgehe, daß ich alles habe, und wenn ich heimkomme, daß ich was Warmes finde. Und d'Sach hat ſie mir gegönnt, was ich gerne aß, das fehlte mir nie, und mein apartiger Rapf mit guter Milch oder Nidle fehlte mir nie über Tiſch, und ſie hatte es recht ungern, wenn ich von der andern Milch nahm, wenn ich durſtig

war. Wenn eine Frau das leiden mag und alt Brüch nit abschaffet und öppe fragt jeweilen: Anni, b'richt mih, wie hescht's im Bruch? und Anni, wie meinst? und Anni, was liebt Michel? so hat sie die besten Händel. Und warum wollte eine das nicht thun, es ist ja nichts leichter." Schwerer als du meinst, dachte das Meitschi, aber sagte es nicht. „Aber warum ist die dir dann vor allem Heirathen? Es heißt ja, die sei schuld daran, daß du noch keine hättest. Allemal, wenn du Meitschi bestellt, habe sie dich vorher so aufgewiesen, daß du so gröbelig gethan, das Wüsteſt alles gemacht, daß keine sich habe trauen dürfen, sondern froh gewesen sei, daraus zu stellen so schnell möglich, um nur mit dem Leben davon zu kommen. Ist denn dies etwa auch nit wahr?" „Nein, und das ist es nicht, und rede es wer wolle, so ist's nicht! Höre, d'Sach ist die, ich darf dir sie jetzt wohl sagen: es hat mir Kummer gemacht, bei der schlechten Welt ein Meitschi zu finden, das gutmeinend ist, gegen Menschen und Vieh und nicht bloß meint, selber fresse mache feiß. Ich habe manchmal gesehen, wie die Meitschi gethan in Wirthshäusern, über den Tisch weg gesehen auf alle Teller und fast erworget sind vor Neid über jeden Bissen, der nicht zu ihrem Maul eingegangen ist, sondern zu einem andern. So eine möchte ich nicht, habe ich gedacht; da sind wir räthig worden, jede zu proben wegen Neid und Mißgunst, und wie sie es Andern gönne, und wegem G'müth, ob sie ein böses habe oder ein gutes. Ich habe allemal aufstellen lassen, was zu haben war, auf einen Gulden oder eine Krone kam es mir nicht an, aber ich meinte deretwegen nicht, daß sie alles alleine fressen sollten; ich gab dem Hund auch davon und Sami und nahm selbst, was mich gut düechte, für sie blieb allweg genug übrig, aber das mochten sie nicht leiden. Du hätteſt sehen sollen, wie sie thaten, viel ärger als Katzen, wenn e Hung von ihrem Teller will. So eine mochte ich nicht, und die sind es, die mich verbrüllet haben das Land

auf das Land ab. Jetzt möchte ich doch wissen, ob ich Recht habe oder nicht! Du warst ja heute auch dabei und für dein Geld, und ich möcht' wissen, ob du dich zu beklagen hättest oder nicht; du gabst ja dem Bäri selbst, weil er dich erbarmete, und das gefiel mir b'sunderbar wohl an dir, ich will es dir gradeaus sagen. Und ich hätte ihm nichts geben sollen von der Sache, welche ich bezahlte? Keiner Täsche kam es in Sinn, ihm ein Maul voll zu geben, nicht einmal Brod hielt ihm eine dar. So ist d'Sach, und Anni, die Alte, hat daran nichts gemacht. Sie hatte allemal den größten Verdruß davon, wenn es abermal nichts daraus wurde, und strengte mich an, wieder neu zu probiren, wenn mir das Zeug erleiden wollte. So ist die Sache, und Anni hat die größte Freude, wenn ich 'mal ein recht Mensch finde. Anni hast du nicht zu fürchten, wenn dir die Sache sonst anständig ist, und ich wollte dir angehalten haben. Es wär mir verflucht z'wider, wenn ich noch einmal dran sollte, und es hat sich von ungefähr so gut troffen, daß es mir ist, als müßte die Sache sein, als sei es so geordnet, und was sein muß, muß sein, wie du wohl wissen wirst." „Ja, aber mit Unterschied," sagte das Mädchen; „deretwegen, weil ich da oben dich angetroffen, ist's noch nirgends geschrieben, daß ich dich haben müsse. Selb wäre eine strenge Sache, wenn man jeden nehmen müßte, den man irgendwo antrifft; da thät ja ein ledig Meitschi am besten, es bliebe zu Haus. Es könnte ihm ja von ungefähr ein Uflath anlaufen, den es mit keinem Stecken anrühren möchte, geschweige dann den Mann daraus machen!" „Immer mit Unterschied," sagte Michel, „es ist nicht alles von ungefähr, was den Schein hat.', (Hier soll das Meitschi roth geworden sein und nicht gefragt haben: Wie meinst?) „Und dann," fuhr Michel fort, „bin ich wahrhaftig kein Uflath, sondern der freinste Mensch von der Welt, wenn man mich nicht bös macht, und es expreß an mich bringt. Thut man das, g'schirre ich freilich aus, aber handkehrum bin ich

wieder zufrieden, wenn man mich ruhig läßt. Es ist nicht, daß ich kupe und tuble und den Kolder mache ganz Wochen lang; Anni hat schon manchmal gesagt, ein Lamm könnte nicht freiner sein als ich, ich sei nur zu frein für diese Welt."

Da lachte das Meitschi und sagte, es werde ihm nicht Ernst sein, er habe Müsterlein vollbracht, wie man sie von einem Lamm nicht gewohnt sei; daneben, ja freilich, komme es viel darauf an, ob man böse sei oder freine, wer um Eim sei, selb sei wahr. „Mein Vater ist ein hitziger Mann," sagte es, „aber meine Mutter weiß das und schüttet nicht mit unnützen Reden Oel in's Feuer. Mir würde es keinen Kummer machen, mit einem hitzigen Manne zu leben, ich will so einen viel lieber als einen, der den Kolder macht, daß man Wochen lang nicht weiß, was er aufgelesen und hinter die Ohren gesteckt hat. Ich würde nicht widerreden, gute Worte geben oder schweigen, je nachdem, und nichts hinterrücks machen, was er nicht wissen sollte, und ihn nicht plagen mit Chäre und Chifle und auf den Frieden halten, wo ich könnte. Da nähmte es mich wunder, ob das nicht gut gehen müßte, wenn der Mann nicht gar zu ungerathen wäre." „Ja," sagte Michel, „du hast den rechten Verstand dazu, ich sehe das; wir schicken uns für einander, wie wenn wir für einander gemacht wären. Und daß wir einander angetroffen, ist nicht so von ungefähr, es hat so sollen sein, zähl' darauf. Drum hilft Wehren nichts, du mußt mich haben, magst wollen oder nicht." „Selb wär curios," sagte das Meitschi, „bin noch frei, ledig und eigen, von Müssen wollen wir nicht reden. Daneben will ich nicht sagen, daß ich dich absolut nicht wolle, selb wär ja dumm; wenn du der bist, wo du sagst, und nicht der Utüfel, wo die Leute aus dir machen, so wärest du mir nicht der letzte, ich glaube man könnte bei dir mit dem Leben davonkommen. Leibshalber bist brav genug, hast Sachen genug, aber man muß d'Sach doch erst recht ansehen, so z'sämmefüßlige springt man nicht hinein, wenn man ein Heim hat und auch nicht von der

Gaſſe iſt. Es kommt darauf an, was Vater und Mutter meinen und was ſie rathen und dann wie du öppe noch thuſt. So will ich nicht ſagen, daß es nichts aus der Sache gebe, aber zu gewiß nimm's nicht; du biſt nicht der erſte, den ich haben könnte, und wirſt nicht der letzte ſein, von wegen ein Meitſchi wie ich, das alles verſteht, was zu einem Bauernweſen gehört, und eine Bäurin vorſtellen kann trotz einer, braucht um einen Bauer nicht verlegen zu ſein. Solche Meitſcheni ſind heutzutage zu rar, daß Einer nicht die Finger bis an den Ellbogen ſchlecken ſollte, wenn er Eine bekommt wie ich bin, wo er hinſtellen kann, wo er will, daß ſie immer am rechten Orte iſt." Da ſchickten ſie ſich auch ſo recht zuſammen, meinte Michel, auch er fürchte keinen Bauer in keiner Sache. Er meine nicht, daß er alles alleine arbeiten müſſe, ſelb wäre ja dumm, aber wenn es recht angehe und er einmal dabei ſei, ſo ſolle der noch kommen, der ihn durchthue mit Mähen, Pflughalten, Garbenladen, Säen u. ſ. w. Und im Handel fürchte er auch keinen; nicht daß er nicht zuweilen eine Dublone und mehr zu viel für eine Sache gebe, wenn ſie ihm ſo recht gefalle und er ſie haben wolle, aber er wiſſe, was er mache, übernehmen werde ihn kaum je Einer. Er habe aber auch die ſchönſt beſetzten Ställe, und wenn er es nöthig hätte und darauf halten wollte, er wollte mehr aus denſelben ziehen, als mancher Bauer aus ſeinem ganzen Hof. „Ja," ſagte das Meitſchi, „wenn man es recht anfängt, iſt viel zu machen. Ich und die Mutter haben es manchmal zu einander geſagt, wenn es allenthalben ging wie bei uns, es würde noch an vielen Orten beſſer gehen; die Zinſe könnte man ausrichten und auch die Schulden zahlen. Aber was ich und die Mutter machen mit dem Geſpinnſt, mit Anken und Eiern und dürrem Zeug, zieht man an vielen Orten aus dem Korn nicht. Aber wir halten uns dann auch zum Spinnen, du glaubſt es nicht; neben der Haushaltung ſpinne ich alle Tage Zweitauſend wenigſtens, Hunderttauſende ſind geſponnen,

man weiß nicht wie. Wir hätten längs Stücks einen Baucher faſt für uns alleine nöthig. Und dann iſt's nicht etwa, daß wir Hündli gürten und es den Leuten nicht gönnen, wenn wir ſchon alles zu Ehren ziehen; die Leute arbeiten gerne bei uns, Taglöhner können wir haben ſo viel wir wollen, und die Handwerksleute ſagen, ſie kämen immer am liebſten zu uns, ſie bekämen weit umher das Eſſen nirgends ſo ſauber und gut gekocht. Da brauchen wir nicht das ganze Jahr z'ſpringe und Schneider und Schuhmacher ſieben Mal kommen heißen, ehe ſie ſich zeigen, wenn man winkt von weitem, ſind ſie da; du glaubſt gar nicht, was das für ein Vortheil iſt. Aber ungewohnt würde es ſie dünken, wenn ich nicht mehr da wäre; ich weiß nicht, wie das gehen ſollte, die Mutter hat es ſelbſt manchmal geſagt, ſie wiſſe es auch nicht. Das wird noch harzen, ehe ſie mich gehen laſſen, die Mutter wird thun, ich darf nicht daran denken. Daneben werden ſie mir nicht vor dem Glücke ſein, wenn ſie glauben, ich mache es gut. Sieh' dort iſt unſer Haus; jetzt gehſt da dem Weg nach und dort in jener Waldecke kannſt warten bis Beſcheid kommt. Ich will dem Fußweg nach, es iſt mir lieber, man ſehe uns nicht vom Hauſe weg bei einander, das G'ſind würd öppe e Frend ha und e Lärme mache."

Wie geſagt, ſo gethan. Es kam dem Meitſchi, Mädi wollen wir es wieder nennen, gar ſonderbar in die Beine; je näher es dem Hauſe kam, deſto ſchneller lief es, ja es hatte die größte Mühe, nicht zu ſpringen ſo ſtark es mochte. Als es zum Hauſe kam, war die Mutter allein in der Küche. „Mutter, Mutter! d'r Gottswille, was ſoll ich machen? Er iſt hinter dem Haus im Walde!" rief es zur Küchenthüre hinein. „Was, wo?" ſagte die Mutter. „Er will mich," ſagte Mädi, hat gruſam a'geſetzt, daß ich es gleich mit ihm richtig mache, aber ich habe euch vorbehalten. Wo iſt der Vater?" „Hinter dem Haus," ſagte die Mutter, „will ihn rufen." Nun ward Conferenz gehalten im Stübli, ſie dauerte

aber nicht lange. Dem Vater, der ins Geheimniß nicht eingeweiht war, ward flüchtig erzählt, wie Mädi den Knubelbauer angetroffen, wie der mit ihm angebunden, es zur Frau begehre und dort im Walde wartend stehe. Der Vater, der anfangs das Haupt schüttelte, ward gestimmt, daß er wie von ungefähr dem Walde zu trappe und den Michel in's Haus bugsire, wo man das Weitere bereden könnte. „Lue nur, wie es einer ist," sagte Mädi zu dem den Kopf schüttelnden Vater. „Er gefällt dir gewiß, er ist ganz ein anderer als die Leute sagen. Du wirst mir nicht vor meinem Glücke sein wollen; wenn ich schon fortgehe, es bleiben immer noch genug daheim, es wird gehen ohne mich." „Selb ist richtig, dafür habe ich nicht Kummer," sagte der Vater, „aber es ist mir wegen dir. Absagen will ich's nicht, aber allweg erst sehen, ob der Bursche Hörner hat oder nicht. Es hat Manche reich geheirathet und ist d'r ärmst Hung giy u bliebe uf Gottes Erdbode." Er ging dem Walde zu, doch auf einem Umweg, so daß er Michel, der immer auf das Haus visirte und, weil er niemanden kommen sah, ungeduldig werden wollte, unerwartet in den Rücken fiel und erst von ihm bemerkt wurde, als Bäri anschlug. Sami schlief am Boden. „Lußest uf d' Füchs' oder uf d' Hase?" fragte der Bauer. „Auf keins von beiden," sagte Michel. „Bist du etwa der Bauer da aus jenem Hause?" fragte er. „Und wenn ne wär, was wettsch mit ihm?" fragte der Mann. „Möchte gerne mit ihm reden," sagte Michel, „hätt' etwas Wichtiges." „So," sagte der Mann, „willst zum Hause kommen?" „Mir recht," sagte Michel; „will nur dem (auf Sami deutend), was sagen." Er sandte Sami heim mit Bericht an Anni, damit man über sein Ausbleiben nicht etwa in Kummer sei.

Der Bauer führte Michel den graden Weg zum Haus und sprach Gleichgültiges: vom Wetter, vom Säen und Samen, vom Kauf und Lauf u. s. w. Solche Gespräche sind die natürlichen Examen, wo Einem auf den Zahn gefühlt

wird, man merkt es nicht. Auf dieſe Weiſe wird gar mancher Pfarrer von ſeinen Bauern examinirt und mancher Schulmeiſter von ſeinen Schulkindern. Die Reſultate ſolcher Examen ſind nicht unbedeutend, von ihnen hängt der Grad von Achtung ab, von ihnen hängt das Urtheil ab, ob es Einer ſei, den man zum Beſten halten, ihm eine Naſe drehen könne, oder ob man ſich vor ihm in Acht zu nehmen habe und die Hörner einziehen müſſe. Der Bauer auf Roſebabisegg war mit dem Examen nicht übel zufrieden, doch blieb er kaltblütig, ſchritt über die Schwelle voran, öffnete die Stübliſthür, ging voraus und ließ gelaſſen den Michel folgen. Anders die Frau, die eben aus der Thüre wollte, die wiſchte raſch die Hände an der Schürze ab, hieß ihn Gottwilche! und fragte ihn: „Was bringt dich Guts ſo weit nebenaus, wo Fuchs und Haſe einander gute Nacht ſagen?“ Doch fand Michel zur Antwort nicht Zeit, der Alte ſagte: „Chum, hock ab; bin müd', war um ein Roß aus, konnte keins antreffen, wie ich eins möchte.“ Der Bauer gab Aufſchluß, wie er eins haben wolle. Gerade ſo eins hätte er, ſagte Michel, er hätte es übrig und theuer gebe er es nicht. Sie waren noch bei ihrem Roßhandel, als die Mutter aufzutragen begann: Kaffee und das Weitere, was zu einem ordentlichen Abendeſſen gehört. Seinetwegen ſollten ſie nicht Umſtände machen, er möchte ſie nicht in Koſten bringen, ſagte Michel. „Meinſt etwa, das bringe uns über Ort?“ fragte die Frau. „Dann iſts nicht wege dyne, aber der Vater hat noch nichts gehabt, und da gehts ja in einem zu.“ Nach üblicher Sitte zeigte ſich niemand im Stübli, nicht einmal Mädi, und Michel durfte nicht nach demſelben fragen, ſondern fuhr im Roßhandel fort, und der Bauer trat kaltblütig ein. Das machte die Frau ungeduldig; ſie fuhr endlich mitten drein und ſagte: „Du haſt die Meitſcheni angetroffen im Kuttlebädli, haſt ihnen das Geleit gegeben und noch Wein gezahlt im Schnausacker? Ich habe ihnen geſagt, wie unverſchämt es ſei von

ihnen, dich in Kosten und Unmuß zu bringen. Du mußt es nicht für ungut haben, es ist wilde Züg, und so an einem Nebenausort lernt man nicht zimpfer und gattlich thun, da macht jedes, wie es ihns ankommt." Nun, die Einleitung war so übel nicht, sie bewährte sich, sie brach endlich Michel das Maul auf. He, sagte er, wenn sie nicht mehr über ihn zu klagen hätten, als er über sie, so sei d'Sach recht. Es wäre wohl gut, es wären alle Meitschi so. Er wolle es gerade aus sagen: er begehrte die größere, Mädi heiße sie, glaube er, zur Frau, wenn sie nichts dawider hätten; er habe es schon dem Meitschi gesagt, und er glaube nicht, daß es demselben sövli z'wider wär. „Sie haben gesagt, du seiest der Knubelbauer, ist's?" fragte der Mann. Nun begann Michel wieder ein langes Kapitel von Erläuterungen und Entschuldigungen, welches er mit einer Berufung auf die beiden Mädchen schloß: die könnten reden, sagte er, ob er ein solcher Ausbund von Uflath sei, wie die Leute aus ihm machen möchten. Er habe sich betragen, daß er es versprechen dürfe und daß sie mit ihm zufrieden zu sein Ursache hätten, und nachfragen könne man, ob er daheim seine Leute plage. Es sei mancher brävere Mensch gewesen als er sei, dem man einen noch viel wüstern Lärm gemacht als ihm, und ganz z' Leerem. Die Meitscheni sollten kommen und reden, und Mädi könne dann auch sagen, was es ihm für Bescheid gegeben, sagte der Vater.

Die Mutter ging hinaus und kam endlich mit dem Bescheid wieder, sie bringe die Meitscheni nicht herein; sie hätten nichts zu klagen, sei ihre Aussage, und Mädi habe gesagt, es hoffe nicht, daß es uns erleidet sei, daneben könnten wir machen, was wir wollten, wir verstünden es besser, und wenn wir meinten, es sei sein Glück, so wolle es sich drein schicken. Das sei guter Bescheid, sagte Michel; er hoffe, die Sache sei jetzt richtig. „O hä, Bürschli," sagte der Bauer, „so geschwind ist das nicht gemacht! Ich werfe meine Meitschi nicht dem ersten besten eis Gurts an Hals, wie ein Jude

ſeine Waare auf das erſte Gebot; d'Sach muß doch zuerſt überſchlagen, unterſucht und g'lugt ſy, wie me d'Sach mach.“ „Du wirſt meinen, du hockeſt am G'richt,“ ſagte die Mutter, „und es müß e Acker g'fergget ſy und kein Pünktli vergeſſen. Daneben mach, was du willſt; es geht keinem Menſchen ſo übel wie mir, wenn Mädi fortgeht, das iſt eins! Aber eben deswegen gönne ich ihm ſein Glück, wie bös es mir auch geht.“ Sie fing an zu ſchluchzen, nahm die Schürze vor das Geſicht und ging ab. Es iſt ſonderbar mit den Weibern: kaum ſtreckt ihnen ein Töchterlein das Näschen in die Welt, gehen ſie auf den Eſtrich, überſchauen Land und Leute, Berge und Thäler und überſchlagen, wo wohl das paſſendſte Männchen für ihr Töchterlein bereits geboren ſei. Auf das Männchen, deſſen Perſönlichkeit aber gewöhnlich wechſelt im Verlauf der Jahre, iſt fortdauernd ihr Augenmerk gerichtet, und erſcheint endlich wirklich Einer und will d'sMeitſchi, ſo hüpfet wohl innerlich ihr Herz vor Freude, aber äußerlich thun ſie doch, als ob ſie wieder ins Kindbett kämen. Es wird halt ſo der Brauch ſein. „Sag dem Meitſchi, es ſolle kommen, es kann ſeine Sache ſelbſt dazu ſagen!“ rief der Bauer ſeiner Alten nach, und Mädi kam endlich. Der Alte ſagte: „Du mußt dein Wort auch dazu geben, ob es dir anſtändig iſt oder nicht, ehe man die Sache weiter treibt, damit, es mag gehen, wie es will, es nachher nicht heißt, wir ſeien ſchuld, wir hätten es erzwungen.“ Da fing auch Mädi an zu gruchſen und ſagte, es ſei ihm hier noch nicht erleidet, es hoffe, es ſei ihnen auch nicht erleidet. Man wiſſe gar nicht, was man habe und wie wohl es Einem ſei, wenn man ledig ſei; daneben werde es einmal ſein müſſen, was Einem geordnet ſei, dem entrinne man nicht, da wolle es nichts dawider haben. Wenn ſie glaubten, es ſei ſein Glück und es mache es gut, ſo wolle es ſich in Gottes Namen darein ſchicken. Dazu flattirte es dem Bäri, krauete ihm am Kopf, den derſelbe auf ſeinen Schooß gelegt hatte, daß Michel immer denken mußte,

er wollte, er wäre der Bäri; selb düechte ihm auch angenehm, wenn Eine ihm am Kopf krauete.

Man sieht, die Unterhandlungen waren im besten Gange und endigten damit, daß Michel da übernacht blieb und die Verabredung getroffen ward, daß am Dienstag oder Mittwoch der Bauer mit dem Meitschi auf G'schaui kommen solle, unter dem Vorwand wegen dem dreijährigen Rosse, um das sie ebenfalls auf G'schaui hin gehandelt hatten. Am folgenden Morgen nahm Michel Abschied, aber schon ganz heimelig. Es war, als wenn über Nacht die zukünftige Verwandtschaft schon in ein bedeutendes Wachsthum gekommen wäre und der Handel gar nicht zweifelhaft sei. So kühn und stolz, wir möchten sagen so ganz von Glück gesättigt, war Michel noch nie durch die Welt marschirt. Jetzt hätte er, was ihm einzig gefehlt auf der Welt, und Eine, wie es auf der Welt keine mehr gebe, so kam's ihm vor. Die Küherstochter sei wohl die mächtigere gewesen und die gefärbtere im Gesicht, sei aber eine gewesen fast wie ein Mannevolk von grobem Schlag innen und außen. Dagegen sei Mädi eben recht, nit z'grob und nit z'bring, gerade wie es einem Weibervolk gut anstehe, klug nnd witzig, und habe ein Herz wie eine Ankeballe im Mai so lind und süß wie Honig. Was Anni luegen werde und eine Freude haben! Er hätte für sein Leben gern was angefangen, eine tüchtige Prügelei z. B., so eine rechte Bürgerluft, aber es war Werktag und daher keine Gelegenheit dazu: die Menschen waren an der Arbeit, die Wirthshäuser leer. Er kam nahe bei dem Wahrsager vorbei, das fiel ihm plötzlich ein; er lenkte gegen ihn ein, wollte ihn auf die Probe stellen, ob er wisse, was gegangen, wollte den fernern Verlauf vernehmen.

Das Männchen konnte Michel zu seiner großen Verwunderung Punktum sagen, was gegangen war. Ferner sah dasselbe in seiner Flasche eine große Hochzeit und schließlich eine Menge Kinder. Michel war ganz erstaunt und so freudig,

daß .. diesmal nicht bloß drei Batzen, sondern einen ganzen Zehnbätzler schwitzte, eine Freigebigkeit, welche dem Mannli noch nie vorgekommen war. Es sagte daher zu Michel: „Wenn ich dir was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, wenn dir was gestohlen worden oder sonst was hast, das du gerne wissen möchtest, so sprich zu, wenn es zu machen ist, ich will dir helfen. Von wegen ich will dir sagen, daß es mit dem Wahrsagen noch eine wunderliche Sache ist und viel auf die Person ankommt: bei lautern, gutmeinenden Leuten, wo andern auch was gönnen und nicht so Kreuzerklemmer sind, da wird die Sach viel lauterer im Wasser und es zeigt sich alles viel deutlicher an. Hergegen bei bösen, wüsten Leuten wird es ganz trüb; es ist mir schon begegnet, daß das Wasser worden ist wie ein Erbsmuß, daß ich gar nichts machen konnte. Von solchen Leuten machte ich, daß ich wegkam, je eher und je weiter je lieber, man weiß nie, was mit solchen Leuten gehen kann, von wegen der Teufel ist ein Schelm."

Anni hatte nach Sami's Bericht keine Ruhe mehr gehabt. Sami hatte viel Phantasie, machte alleweil Dichtung und Wahrheit untereinander, ohne es selbst zu wissen, aber diesmal machte er eine Beschreibung von der Person, wie das eine sei, und von ihrem Hofe, was das für einer sei, daß Anni ein Mal über das andere ausrief: „Sami, du lügst! Bub, schäm dich, d' Mutter so a'z'lüge!" Die offenbaren Uebertreibungen von Sami machten, daß Anni das Gegentheil für wahr hielt und meinte, Michel habe endlich Eine, aber Eine, welche des Lügens nöthig hätte, um ihre Mängel zu bedecken, eine leide, schlechte Person und vielleicht gar von der Gasse. Endlich, im Nachmittag erst, kam Michel daher, rauchte ordentlich vor Glück. Das machte Anni nicht besser. „Es ist," sagte es, „Gott verzeih mir meine Sünd! ein Löhl wie der andere. Die hat euch es angethan, daß muß eine verflümerte Täsche sein, wo euch so ag'hexet hat,

das iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen, das wird eine ſaubere Lebtig geben bei ſolch einer Täſche, wo hexen kann.“ Was Michel ſagen mochte, Anni ließ ſich nicht begütigen. Sein Lebtag habe es nie gehört, ſagte es, daß man ſo gleichſam nur im Vorbeigang hätte den Narren freſſen können ſo an einem jungen dummen Meitſchi. Als Anni hörte, daß ſie die nächſten Tage, vielleicht ſchon morgen, kommen werde, da war ihm erſt nicht zu helfen. Es wolle brav beten, ſagte es, das werde wohl das Beſte ſein, daß die ihm nichts anthun könne, es nicht auch verblende und verhexe wie die jungen Löhlen da. Der erſte Tag verſtrich voll bangen Wartens, aber es erſchien niemand. Am folgenden Morgen ſagte Michel, wenn ſie heute nicht kämen, ſchicke er den Sami aus zu vernehmen, was es gegeben, ob etwas Unguts dazwiſchen gekommen. Das war nicht nöthig: am zweiten Tage kamen ſie wirklich daher gefahren, der Bauer und ſeine Tochter.

Daß das in der ganzen Umgegend ein großes Aufſehen gab, als ein ſolch Wägeli nach dem Knubel fuhr, kann man ſich denken. Zu allen Fenſtern aus kamen lange Hälſe und reckten und dehnten ſich, als wollten ſie dem Wägelein nachfahren, und als ſie nicht weiter konnten als vor's Haus auf dem Knubel, ſollen die langen Hälſe in lauter lange Naſen ſich verwandelt haben. Auf dem Knubel aber war große Verlegenheit: Michel war verlegen, Anni war verlegen, Mädi war verlegen, am wenigſten der Bauer. Anni wußte lange nicht, ſollte es ſich zeigen oder nicht; Michel fühlte, er ſollte höflich ſein, und wußte nicht wie machen; Mädi wußte nicht, welchen Ton anſchlagen, daß er der rechte ſei, und blickte zwiſchen ſeinen langen ſchwarzen Wimpern durch, als ſuche es einen Weg zum Entſpringen. Michel wußte nicht, ſollte er erſt mit dem Vater in den Stall oder mit der Tochter in die Stube. Endlich zog er das Erſtere vor: da mußte Anni doch ſich zeigen und das Meitſchi hineinkommen heißen.

Drinnen machte Mädi sein Säcklein auf, holte eine kleine Züpfe und ein Fürtuch hervor und sagte zu Anni: „Ich habe dir da was gekramet, es ist eine Kleinigkeit, nur um den guten Willen zu zeigen.“ Anni zog die Hände hinter dem Rücken zusammen und sagte: „Das hätt' sih nit brucht, myhetwege hättisch nit sölle Köste ha; leg nume ab, leg nume ab!“ Für alles Geld in der Welt hätte es einstweilen nichts davon angerührt, aus Furcht, das Hexenwerk könnte in Fürtuch oder Züpfe stecken. Es gab gar langsam ein Wort das andere, vom Wetter erst und dann, wann sie aus Rosebabisegg fortgefahren und wo allenthalben sie sich aufgehalten. Fluß kam in die Rede nicht. Anni dachte: wenn man es nicht wüßte, man thäte es ihm gar nicht ansehen. Mädi dachte: das ist eine Wunderliche, allweg sieht die eine Frau nicht gern, aber vielleicht ist da doch noch was zu machen.

Als Michel und der Bauer endlich das Roß versorgt hatten und flüchtig die andern Rosse übersehen, kamen sie auch in die Stube. Ein kleiner Imbiß ward aufgestellt nebst vielen Entschuldigungen, man gebe, wie man es verstehe, an viel Aufwartung sei man nicht gewöhnt; eine junge Frau könne es dann einmal besser machen, setzte Anni hinzu, nicht bös gemeint, aber doch konnte man es nehmen wie man wollte. Michel schlug vor, als niemand mehr was essen wollte, ob sie kommen wollten zu sehen, wo er daheim sei, unterdessen könnte Anni etwas z'essen z'weg machen. Sie sollten doch nicht Umstände machen, sie hätten ja erst gegessen, und das Weitere sei überflüssig, sagte Mädi. He, sagte Anni, es wolle einmal was machen, so gut es es verstehe, es könne dann davon nehmen, wer möge. Als sie draußen waren, sagte Anni zu sich selbst: „Daß es eine Hexe ist, glaube ich doch nicht; Hunde und Rosse merken es sonst, und Bäri nahm ihm Käs ab und hat ihm flattirt, es müßte es dem auch haben anthun können.“ Als Michel seinen Besuch auf seinem

Lande herumführte, verlor ſich ſeine Verlegenheit, ſie machte dem Selbſtbewußtſein des reichen Beſitzers Platz, denn einen ſchönern Hof ſah man wirklich ſelten. Es fehlte auch am gehörigen Lobe nicht. „Ja," ſagte der Bauer, „wo man Geld genug hat, iſt gut bauern. Es verſteht es noch mancher, aber er vermags nicht; ein guter Hof ſollte immer einen reichen Bauern haben." Darauf führte Michel ſie noch in den Spycher, das Herz oder die Schatzkammer eines Hofes, und ob dem Reichthum darin erſtaunten ſie. Es ward Mädi ganz eng im Hals; es konnte kaum ſchnaufen, wenn es dachte, es ſei möglich, daß es den Schlüſſel zu all dieſen Herrlichkeiten in die Hände bekomme und Herrin darüber würde. Es ſchwindelte ihm vor den Augen, es fand die Treppe kaum, die aus dieſem Himmel wieder hinunter zur Erde führte. Es dachte, es ſei gut, daß die Andern Alle nie auf den Knubel gekommen, ſie hätten kaum ſo wüſt gethan, ſondern begriffen, daß ſie und der Hund hier zu freſſen hätten, ohne daß es eins dem andern zu mißgönnen brauche.

Das Eſſen war z'weg, und man aß trotz dem, daß man ſagte, man möge nichts. Anni hatte aber eine Zauberformel, mit welcher es zu eſſen zwang. Es habe es gemacht ſo gut es gekonnt, es wäre ihm leid, wenn es ihnen es nicht hätte treffen können; es werde ſie gruſen zu eſſen, was ſo eine Alte gekocht, aber es ſei doch wahrhaftig ſauber. Es hätte allem aufgeboten die Sache recht zu machen, daß ſie nicht einen Ekel darob zu haben brauchten. „Aber warum hockſt du nicht herzu und iſſeſt mit? Du mußt das gute Beiſpiel geben." ſagte der Bauer. „Das würde ſich doch übel ſchicken," ſagte Anni, „wenn ich da anehocke wett, als wär ich d'Büri, bin ich doch nur eine Magd und eine alte krächelige, es iſt nichts mehr mit mir." „Es wär gut, es wär mit keiner Jungen minder," ſagte der Bauer, „man wäre beſſer z'weg als man iſt mit den Mägden, und manche Bäurin könnte

bei dir ein Exempel nehmen. Es iſt alles ſo ſauber und aufgeputzt, als ob es Sonntag wäre; da ſieht man nirgends eine Spur, daß ſo lange keine Frau geweſen, du hielteſt das Heft gut in der Hand, es thut's dir keine Junge nach." Das waren Klänge, welche anklangen in Anni's altem Herzen; es machte ein Geſicht wie ein ſechszehnjähriges Mädchen, wenn man ihm ſagt, wie wunderſchöne Augen es doch habe. Es ließ ſich doch endlich herbei, ſaß ſo halbers an den Tiſch, weil es fand, das ſei ein b'ſunderbar weiſer Mann, es ſei eine Freude, dem zuzuhören. Mädi hatte in Vaters Rede die Tonart alsbald gemerkt, welche es anzuſchlagen hatte, und brauchte ſie in rechtem Maaße, daß Anni dachte, wegem Hexen habe es dem Meitſchi unrecht gethan; es begriff, wie es den beiden Jungen ſo habe gehen können, es habe von weitem etwas Wilds und bei nahem doch etwas Liebliche, gerade ſo, wie es die Einen am meiſten liebten.

Als Anni wieder fortpreſſirt, unter dem Vorwand, es müſſe mit der Haushaltung machen und ſehen, daß die Schweine ihre Sache bekämen, ging Mädi mit. Bei den Schweinſtällen gewann Mädi Anni's Herz vollſtändig. Es rühmte ihm nicht bloß die Schweine, ſondern trug ihm auch einige Fälle vor, fragte ihns um Rath, was es für das Beſte hielte, und ſchien b'ſunderbar zufrieden mit den erhaltenen Aufſchlüſſen. Es hätte ihm noch niemand ſo deutlich die Sache zerlegen und Aufklärig darüber geben können, ſagte es.

Drinnen ging das Ding auch wichtig zu und zu gegenſeitiger Zufriedenheit. „Und wie gefällt es dir bei mir, was düecht dich?" fragte Michel. „Ich will es dir gerade heraus ſagen," antwortete der Bauer auf Roſebabisegg, „ich habe es nicht ſo erwartet; du biſt z'weg, wie ich es nicht bald geſehen. Ich hätte nie gedacht, daß eins von meinen Meitſchi an einen ſolchen Ort käme, von wegen du mußt wiſſen, ich habe meine

Sache auch, aber reich bin ich nicht, muß Zinse haben und dafür sorgen, daß einer meiner Buben wieder vermöge, Bauer auf meinem Höflein zu werden. Es käme mir jetzt ungeschickt, wenn ich eine Ehesteuer geben müßte; einen Trossel, wie üblich und bräuchlich, selb wohl, selb muß es haben und einen braven. Es wär mir leid, wenn es deswegen nichts aus der Sache geben sollte, von wegen es gefällt mir hier, und eine Frau hat es nicht bös. Deine Leute haben es gut, Tauben, Hühner, kurz alles Vieh ist zahm und hat keine Furcht, das ist immer ein gutes Zeichen, daß man vernünftig ist und jeder Creatur das Ihre gönnt." „Da laß dir keinen Kummer kommen; ich begehrte nicht einmal einen Trossel, wenn es nicht wegen der Leute wäre, und von Ehesteuer ist gar keine Rede, und wenn du Geld nöthig haben solltest, tausend Gulden oder mehr, so sag es nur, ich habe es beisammen, wenn es dir dienet ist, kannst es heute mitnehmen, wenn du mir die Tochter geben willst," sagte Michel rasch. Wo die Dinge also stehen, muß d'Sach richtig werden.

Einigen Anstand gab es wegem Pressiren von Michel, der alsbald verkünden lassen wollte. Mädi hatte Ausreden, der Bauer meinte, allweg brauche es Zeit, man müsse Schneider, Näherin, Schuhmacher auf die Stör nehmen, und ob diese alsbald zu haben seien, wisse man nicht. Aber Michel setzte nicht ab, und Anni, das ganz verheret war und doch weder Züpfe noch Fürtuch angerührt hatte, unterstützte ihn kräftigst: man kenne die Leute und wisse, wie sie es machten; es sei ja, als ob der Teufel sie stüpfe, daß, wenn zwei zusammen wollten, sie zwischenein stünden und alles versuchten, sie wieder auseinander zu bringen. Sei ihnen dies d'r werth bei den ärmsten Leuten, was würden sie erst thun, wenn es ruchtbar würde, der Knubelbauer hätte Eine und noch dazu eine fremde. Da fahre gewiß der Teufel Hunderten in die Beine, daß sie herumführen mit Lügen und Verläumdungen, bis sie ein Feuer angeblasen. Bei der Wahrheit hätten sie

nichts zu fürchten, aber wie die Leute erſinnen und lügen könnten, hätten ſie erfahren. Sachen hätten ſie z'weg gekorbet, an denen kein wahrer Buchſtabe geweſen, wo man gar nicht hätte begreifen können, daß ein vernünftiger Menſch ein Wörtlein davon geglaubt, und doch ſei es geſchehen. Die Leute hätten gemeint, etwas Wahres müſſe allweg an der Sache ſein, und ſelb ſei eben nicht, das ſei eben das Verfluchteſt.

Dieſe Gründe zogen beſonders bei Mädi. Es begriff das Intereſſe, welches die Leute haben mußten, Unkraut zu ſäen, es lief bei dieſer Saat die größte Gefahr. Man wurde alſo räthig, alsbald zuzufahren, und was vor der Hochzeit nicht fertig ſei, könne man nachher machen. Michel meinte, von ſeiner Mutter ſelig ſei noch ſo viel da, daß eine Frau ihr Lebtag mehr als genug an Kleidern hätte, eine Anſicht, welche Mädi nicht beſonders einleuchtete, doch beſtritt es ſie einſtweilen nicht.

Das Roß war gekauft worden, ward hinten ans Wägeli gebunden, und gäb wie Michel proteſtirte, hatte der Schwiegervater es baar bezahlt. Wenn er ſeinen Meitlene ſchon nicht viel mitgäbe, ſo wolle er doch auch nicht ſeine Tochtermänner ausnutzen, ſövli bös dran ſei er doch nicht, ſagte er. Das Roß ſollte das eigentliche Geſchäft verdecken und die Leute meinen machen, es habe ſich nur um das gehandelt. Aber es iſt ſchwer, der Welt in ſolchen Dingen Sand in die Augen zu ſtreuen; wie ſchlau man es auch anfängt, es gelingt ſelten.

Auf der Heimfahrt ſagte der Vater zu der Tochter: „Du biſt ein Glückstüpfi, du wirſt reich, du weißt nicht wie, und Michel gefällt mir. Thut eine Frau gut, macht nicht den böſen Kopf, ſondern achtet ſich ein wenig auf jedermanns Trapp, ſo hat ſie die beſten Händel. Mich nimmt nur wunder, wie das gegangen, daß du mit ihm im Kuttlebädli zuſammengetroffen. Da iſt mir etwas noch nicht lauter, Meitſchi,

gieb B'richt." Da war's, als sei Mädi ein Besenstiel in den Hals gefahren, es hustete und bystete, und konnte lange kein ordentlich Wort zu Tage bringen. Endlich mukelte es etwas wie: das hätte sich so getroffen, es werde haben sein sollen. Doch der Alte war so leicht nicht abzufertigen: Mädi mußte endlich gestehen, daß das alte Kreuzertrini im Spiel gewesen, daß es Michel gesagt worden, er werde die rechte antreffen im Kuttlebädli, und daß Mädi gedacht, das werde keine Sünde sein, wenn es hingehe und den Burschen sehe. Gebe es was daraus, wohl und gut, gebe es nichts daraus, so sei es doch um einen Tag nicht gefochten.

Der Alte vernahm so viel, daß er so ziemlich klar sah, wie tief Mädi die Finger im Teige gehabt. Nun stieß er sich so sehr nicht daran, wie mancher Papa aus der Stadt sich gestoßen hätte, weil Mädi gegen Landessitte so gröblich nicht gefehlt, sondern bloß dem Glück etwas nachgeholfen, was Hunderte vor ihm gethan und Hunderte nach ihm noch thun werden. Aber er fand doch eine scharfe Mahnung nicht ab Ort. „Sieh," sagte er, „d'Sach ist dir gerathen, aber wenn es dir auskommt, machen sie ein Lied auf dich, und dein Lebtag mußt es hören. Und lue, Meitschi, daß du jetzt solche Streiche ein für alle Mal bleiben lässest, das unter dem Hütli spielen kommt in der Ehe niemals gut. Es ist jetzt an dir, allem aufzubieten, daß es gut geht; du hast die Sache wollen, und geht es nicht gut, so hast du allein alles auf dem Gewissen und mit Klagen komme nicht zu mir. Wie ich die Sache kenne, ist es nicht schwer, gut zu fahren. Mußt nur nicht deinen Kopf machen, nicht meinen, es solle Alles nach deiner Geige tanzen. Du kommst mit leeren Händen, meine nicht, du wollest dagegen mit neuen Bräuchen kommen. Du findest Geld und Gut, darum mußt du auch die Hausart und Hausfitte mitnehmen, sie ist gut, es ist Ordnung da und Verstand. Glaub', bei großem Unglück in der Ehe fehlt es gewöhnlich an einem kleinen Ort, und wenn die Leute sich

nicht steiften im Eigensinn, so wäre leicht zu helfen, aber da sieht jedes den Splitter in des Nächsten Auge, den Balken im eigenen nicht. Die Alte trage auf den Händen, sie verdient's, dann wird sie dir thun, was sie dir an den Augen absieht; unter Tausenden hätte keine gehandelt wie sie. Nimm es vor dich, dein Glück sei unverdient, wolleſt es erſt jetzt verdienen als eine recht gute Frau, so kann's gut kommen. Kommt's nicht gut, denk' daran, so haſt du die Schuld, du haſt's in deiner Hand. Biſt liſtig genug geweſen, die Sache bis dahin zu bringen, so brauch jetzt den Verſtand und bringe ſie zu einem guten Ende. Denk', was die Leute für Freude daran hätten und wie ſie es dir gönnen möchten, wenn es recht bös ginge." Dieſer Zuſpruch fand guten Boden, und der letzte Grund zog nicht am wenigſten.

Als ſie heimkamen und von den beaugenſcheinigten Herrlichkeiten berichteten, verſpritzte die Mutter faſt vor Neugierde. Es ließ ſie gar nicht leben, bis auch ſie das gelobte Land, das neue Gaſſau, erblickt; ſie fand dazu keine Gelegenheit, daher machte ſie eine: ſie legte es Michel auf die Zunge, bis er es begriff und es ihr anerbot, einmal mit Roß und Wägeli zu kommen und ſie zu holen. Die hatte aber einen andern Geiſt als Mädi. Als ſie wieder fort war, ſagte Anni, es ſei ihm lieber, es ſehe die nicht alle Tage. Da könnte man ein Beiſpiel nehmen, wie es ginge, wenn die Schwieger vor der Hausthür wohnte.

Es iſt wirklich curios, wie eine große Menge von Schwiegermüttern das Vermögen oder das Hausweſen, welches ihre Töchter ermannen, als eine Erbſchaft betrachten, welche neu in ihre Familie gekommen, welche ſie nun zu verwalten, ihm das Glück ihrer Bewirthſchaftung zukommen zu laſſen hätten, indem es bis dahin vernachläſſigt und grundſchlecht beſorgt geweſen. Nun ſolle es anders werden und ganz auf ihre Mode eingerichtet, dann komme es gut, meinen ſie; können ſie es nicht geradezu ſelbſt machen, ſo machen ſie ihren Töch-

fern katzangſt, himmelangſt, todesangſt, wenn nicht bis übermorgen alles nach ihrem Kopf eingerichtet ſei, gingen ſie zu Grunde, ſelb fehle nicht. So ungefähr that auch die Roſebabiseggbäurin auf dem Knubel. Sie ſagte den ganzen Tag wenig Anderes, als: „Hör', das kommt dir nicht gut, das mußt ſo und ſo machen, es kommt dir ganz anders, Mädi wird dich ſchon b'richten; das habe ich dreſſirt, das kennt d'Sach, das laß dann nur machen, d'Sach wird bald eine andere Naſe haben!" Es machte Anni Angſt. Wenn die Tochter auf die Mutter höre, ſo habe die Sache gefehlt, die ſei ein ſturmer Zwänggring, wie ihm noch keiner vorgekommen, ſagte es. Doch Michel brachte Troſt: d's Meitſchi habe geſagt, ſie ſollten nicht Kummer haben, daß es der Mutter nachfahre und d'Sach alle nach ſeinem Gring haben wolle; wie es d'Sach finde, ſei ſie ihm recht. Es wiſſe wohl, daß man die Sache auf mehr als einem Weg gut machen könne, und es meine nicht, daß es nicht noch viel lernen könne. Das ſei b'ſungerbar weislich g'redt für es Wybersölkli und noch dazu für ein junges, urtheilte Anni.

Als die Ehe zum erſten Mal verkündet wurde, ſo ziemlich unerwartet, gab es großen Lärm im Land und großen Zorn. Es war faſt, als ob der ganzen mannsfähigen Weiberſchaft und ſämmtlichen Müttern ein großes Unrecht angethan worden ſei, das gar nicht anzunehmen, nicht geduldet werden könne. Wie es manchmal Fröſche regnet und manchmal von Kröten wimmelt, als ob es lebendig geworden im ganzen Erdboden, ſo wimmelte und gramſelte es zwiſchen dem Knubel und Roſebabisegg und noch weit darum herum von Füßen und Beinen, welche Weibern gehörten, die ſchrecklich thaten über das unerhörte Verbrechen, daß zwei einander heirathen wollten, die ſagten, es ſei vor Gott und Menſchen nicht recht, es ſo zu machen, und wenn es g'machen ſei, ſo müſſe die Sache verſprengt ſein, es könnte ja ſonſt ein Unglück geben, dann hätte man es auf dem Ge-

wiſſen, wenn man es hätte wehren können und es nicht gewehrt.

Da ſtoben Gerüchte dicht durch's Land, wie es ſtäubt in einer Mühle oder einer Tenne, wenn brandig oder grau Korn gedroſchen oder gemahlen wird. Dieſe Gerüchte wurden aufgefangen und, unter dem Scheine des zärtlichſten Wohlmeinens, je nachdem ſie lauteten, entweder auf den Knubel oder Roſebabisegg getragen. Wenn alle dieſe Gerüchte wahr geweſen wären, ſo wären Michel und Mädi jedenfalls zuſammengekommen, aber nicht in der Kirche, ſondern am Galgen. Wir wollen die Schandthaten alle, welche beiden nachgeredet wurden, nicht aufzählen, bloß bemerken, daß eine der geringſten von Mädi war, daß es Kinder vertragen, von Michel, daß er der Obrigkeit den Strick verzinſe. Man ſetzte gewöhnlich hinzu, man wolle nicht ſagen, es ſei, beweiſen könne man es nicht, aber es werde ſein, es gebe Leute, welche ſagten, es ſei gewiß, und wenn ſie reden wollten, ſie wüßten noch ganz andere Dinge und ebenfalls gewiß. Es iſt merkwürdig, man erwartete, daß es ſo kommen werde, und als es wirklich ſo kam, war man doch nicht gehörig gefaßt, d. h. man konnte ſich eines gewiſſen Eindruckes nicht erwehren, jedes vernommene Gerücht hinterließ Stacheln, und wenn man ſie auch ausriß, d. h. ſich einredete, man glaube ſie nicht, ſo blieb doch immer etwas ſtecken. Das iſt eben das Verfluchte an ſolchen Gerüchten und das Schlechte an unſerer Natur, daß ſie meiſt etwas zurücklaſſen, wie widerſinnig ſie ſein mögen, wie der Teufel, wenn er auch verſchwindet, immer etwas hinterlaſſen ſoll, einen verfluchten Geſtank nämlich.

Doch ging das diesmal ſo übel nicht und zwar darum: einmal traf Michel Mädi mit verweinten Augen an und in einer Stimmung, daß es ihn kaum mit dem Rücken anſehen mochte, kein Wort konnte er aus ihm herausbringen. Mädi hatte vernommen, Michel habe Eine im Haus, von welcher er bereits ein ganzes Regiment uneheliche Kinder habe, von der

werde es etwas schmöcken. Das sagte der Vater dem Michel. Darauf packte Michel auch aus, was er vernommen, unter welchem das Aussetzen von Kindern, das Liefern in's Findelhaus nach Mailand von wenigstens sieben an der Zahl bei weitem nicht das Aergste war. Das fuhr Mädi schrecklich in's Gemüth, aber kurirte es, d. h. so weit, daß es sagte, es hätte nicht geglaubt, daß die Leute so tüfelsüchtig lügen könnten; wenn sie es ihm so machten, so werde es wohl sein, daß auch alles nicht wahr sei, was sie über Michel sagten, vielleicht sei alles erlogen; das werde sich dann bald zeigen. Man wurde räthig, jede oder jeden, welche ein solches Gerücht auspacken wollten, mit dem Stock vom Hause wegzujagen: das half gegen das Gesindel.

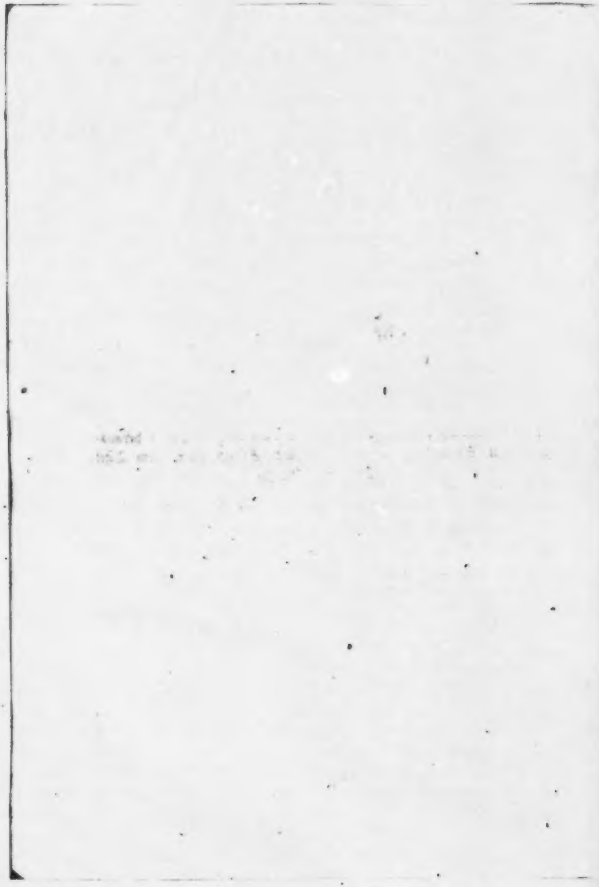
Dann kamen Verwandte angestiegen, Götti und Gotte, wimmerten und thaten kläglich, man sollte doch recht noch besser sehen und sich wohl besinnen, ehe man den Fuß recht im Lätsch hätte. Sie wüßten wohl, sie kämen mit solchem Rathe nicht wohl an, aber hintendrein habe schon Mancher eingesehen, wer es wohl mit ihm gemeint und wer nicht. Die weiblichen Rathsherren gebrauchten gewöhnlich sogar das Schnupftuch, schnüpften erst brav, wischten sich dann die Augen mit Macht. Gegen diese mit dem Stocke zu agiren, schickte sich nicht wohl; man suchte sie zu verbrauchen so gut man konnte und wehrte sich gegen böse Eindrücke nach Vermögen. So schlug man sich glücklich durch bis zum Hochzeitstage. Am Abend vorher ward von den Freunden Michels tapfer geschossen: man kannte Michels offene Hand. Aber in's fröhliche Schießen klangen von ferne her die wüsten Töne aus großen Kuhhörnern zu Spott und Hohn. Man will behaupten, diese wüsten Musikanten seien besonders von weiblichen Mächten bestellt, instruirt und dirigirt worden.

Trotz allem dem richtete Michel eine stattliche Hochzeit aus. Mit mehr als zwanzig Wagen fuhr er zur Trauung, und wie manche Pistole knallte, wissen wir nicht. Ein Wun-

der wars, daß nicht großes Unglück geſchah; die jungen, ungewohnten Pferde wurden ſcheu, zerſchlugen die Gabeln, Räder fuhren ineinander, Piſtolen ſprangen, und doch wurde niemand beſchädigt, daß es der Rede werth war. Das nahm man für eine gute Vorbedeutung und mit Recht, denn gut ging es. Michel wurde nie reuig und ſeine Frau noch viel weniger: es gab ein ſehr glückliches Ehepaar. Michel gab aber auch einen Mann ab, als die Frau ihn nach und nach von den Kinderſchuhen entwöhnte; es blieb ihm nur das einfache, treuherzige Weſen, welches jedem Manne wohl anſtände, wenn er es hätte. Aber nie getraute ſich ſeine Frau, ihm das Geheimniß vom Kuttlebädli zu enthüllen. Sie dachte, es trage nichts ab; beſſer begehre ſie es nicht, aber es zu verböſern begehre ſie auch nicht. — Anni hatte große Freude, als es wieder wirkliche Kindermutter werden konnte, und hätte ſich dieſes Amt um kein Geld der Welt abkaufen laſſen. Daß ein Kind nach dem andern kam, machte ihm aber Angſt: wenn ſchon viel Sachen da ſeien, ſo gebe es zuletzt doch gar zu kleine Häufchen, und wer dann Bauer ſein wolle auf dem Knubel, jammerte es. Das letzte der Kinder erlebte es nicht, und alle erhielten trotz Anni's Angſt ihren ſchönen Theil, denn bei allem war Gottes Segen, und auf dem Knubel wird ein Bauer bleiben, ſo lange Gottes Segen droben bleibt, ſo lange fromme Eltern ſorgen und hauſen, daß ſie den Segen hinterlaſſen können, der den Kindern Häuſer baut.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter.

(Diese Erzählung erschien zuerst 1853 in einer von H. Pröhle herausgegebenen Sammlung von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Deutsches Leben“).



Es war ein ſchöner Herbſttag: der rothe Apfel im grünen Laube, die langen Reihen auf großen Aeckern, wahre Schatzgräber, die aus dem Boden ſchlugen die rauhen Kartoffeln, wichtiger der Menſchheit als Silber und Gold, der Säemann, der mit ernſtem Geſichte und langen gemeſſenen Schritten den Samen ſtrömen läßt aus kundiger Hand, bezeugen es, daß man in die dritte Zeit des Jahres gekommen. Wer mit rechtem Auge einen Säemann ſchreiten ſieht über den dunkeln Acker, dem rieſelt Ehrfurcht durch die Seele, mahnt ihn ans Beten, weil nahe ſei das unſichtbare Weſen, zu dem man in allen Zungen betet und mit keinem Auge es ſieht. Der Säemann mahnt nicht bloß an das Evangelium und den Säemann, der das ewige Wort ausſät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen ſpeiſet: der Säemann iſt ein Gehülfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott. Der Handwerksmann kauft ſich den Stoff zu einem Geräthe, ſchafft daran, bis er fertig iſt, oft mit ſelbſtgemachtem Werkzeuge, und was ſeine Hand gemacht, verkauft er wieder oder liefert dem Beſteller es ab, zur beſtimmten Zeit, d. h. je nachdem er ſein Wort hält oder nicht. Der Schuhmacher nimmt vom Gerber das Leder, ſetzt ſich in ſeine Werkſtatt unabhängig von Wind und Wetter;

ſcheint ihm die Sonne nicht, zündet er die Lampe an, und das Paar Schuhe, welches er am Morgen angefangen, iſt, wenn er's kann, am Abend fertig. Er iſt gewiſſermaßen Herr ſeiner Arbeit von Anfang an bis ans Ende. So nicht der Säemann, er iſt nur Gottes Ackerknecht und thut am großen Werke das Geringſte. Den Samen hat Gott geſchaffen, fruchtbaren Boden hat Gott gemacht, den Samen ſammelt der Menſch, bereitet den Acker zum Empfang des Samens und bringt ihn in den Boden. Jetzt aber iſt der Säemann einſtweilen fertig, jetzt nimmt ihn Gott in ſeine Hand und thut das Wichtigſte, was kein Säemann, rechne er nach einfacher oder doppelter Buchhaltung, ſäe er mit der Hand oder der Maſchine, vermag: er weckt den Lebenskeim im Samenkorn, läßt ihn ſprengen den Grabesdeckel, durchbrechen der Erde harte Kruſte und in hoffnungsreichem Grün die Felder ſchmücken. Er behütet die grüne Saat, hüllt ſie in die warme weiße Decke, hebt dieſe wieder zu ſeiner Zeit, gießt Regen nieder und läßt die Sonne brennen, bis endlich weiß zur Ernte die Felder werden, und dem Knecht, der am fleißigſten den Acker ihm beſtellte, am ſorgfältigſten ſäete und eggte, während er neben ihm wandelte, der beſte Gehülfe ihm war, lohnt er mit dem beſten Segen. Darum iſt auch der gute Landmann ſo fromm, er hat das ſicherſte Maaß für das, was er thut und was Gott thut, das Gefühl ſeiner Ohnmacht ohne Gottes Hülfe wird ihm alle Tage neu, aber auch die Freudigkeit im Bewußtſein: mit mir iſt Gott, und wenn er mit mir iſt, was vermag, wer wider mich iſt?

Auf einem Hügel, umkränzt von weiten Aeckern, auf denen viele Säemänner gingen, ſtand ein Schloß, kein modernes oder verſchnörkeltes, ſondern ein einfaches, ehrenfeſtes, in das man mit getroſtem Muthe trat, man wußte weshalb. Aus dem Thore kamen zwei gaukelnde Hühnerhunde, hintendrein Kinder, nach ihnen Damen von einem ſchlanken Mannsbild begleitet, den Zug ſchloſſen zwei ſtattliche Herren. Der

eine war der Stellvertreter der gnädigen Obrigkeit in einem gewiſſen Bezirk, ehedem Landvogt, dann Oberamtmann, jetzt Regierungsſtatthalter geheißen. Das gehört auch unter die Landplagen unſerer Zeit und zum entſchiedenen Fortſchritt, daß faſt mit jedem Mondwechſel Moden, Geſetze und Titel ändern, was die Leute fort und fort ſtürmer und dümmer macht, Autorität und Zucht immer mehr zerſetzt, den Leuten das Geld wegbeißt wie Heuſchrecken das Gras. Der andere Herr war des erſten Bruder und Vater des Jungen bei den Damen, der in fremdem Dienſt und im Urlaub war. Es war eine ächt patriziſche Familie, noble Leute, gerecht, praktiſch, kühn, nicht ohne Grund voll Selbſtbewußtſein, daher keinem Adel nachſtehend. Fürſt Windiſchgrätz ſoll in jüngern Jahren einmal dieſen Adel bloßen Bauernadel genannt und deswegen mit einem berneriſchen Rittmeiſter, der dieſem Adel angehörte und mit Windiſchgrätz diente, ein Duell gehabt haben. — Sie zogen aus, einen Amtsrichter, der ein reicher Bauer war, zu beſuchen, es war nicht zum erſten Mal. Der Herr Landvogt oder Oberamtmann war Vorſitzer des Amtsgerichts, lud nach abgethanen Geſchäften in der Regel die Amtsrichter zum Eſſen ein, was ein trauliches, aber durchaus kein abhängiges Verhältniß erhielt. Die Amtsrichter, gewöhnlich die angeſehenſten Bauern im Bezirk, luden dagegen auch den Herrn Oberamtmann ein ſammt Familie, was für dieſe gewöhnlich ein Feſt war und mit Recht, denn es ging ſtattlich zu, und die ländlichen Weiſen behagten ihnen beſſer als die köſtlichſte Aufwartung. Amtsrichter, welche nicht rechte Bäurinnen daheim hatten, thaten mit den Einladungen nicht nöthlich, und wenn ſie übergangen wurden, nahmen ſie es nicht übel. Zu einem rechten Bauernhof gehört eine rechte Bäurin; fehlt dieſe, haben Bauer und Hof den Glanz verloren. Eine Bäurin kann weder durch eine Köchin noch durch eine Haushälterin und am allerwenigſten durch ein Geſellſchaftsfräulein, welches anſtändig den Thee ſervirt, erſetzt wer-

den; es muß halt eine Bäurin sein, es thut's nicht anders. Der Besuch galt dem reichen Amtsrichter Grün auf der Säublume. Die Säublume war weit und breit der schönste Hof und so geheißen wegen des fetten Grases, der sonnigen Lage, daher dort immer die ersten gelben Säublumen zu sehen waren.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter hatten sich eben nicht am liebsten, aber sie achteten einander und trugen Sorge zu einander wegen des allgemeinen Besten. Es waren zwei stolze Männer, beide ihres Einflusses und ihres guten Willens sich bewußt, daher keiner geneigt dem andern weiter nachzustehen, als es gerade das Amt erforderte. Der Oberamtmann war nicht unkundig auf dem Lande. Seine Familie hatte ihre schönen Bauergüter nicht verhändelt, um höhere Einkünfte zu gewinnen, brachte auf denselben ihre meiste Zeit zu, daher der Oberamtmann im Landleben heimisch war. Aber die Gesetzkannte der Amtsrichter besser, das trieb dem Oberamtmann oft das Blut zu Haupt. Damals hatte man eine ehrenfeste Gerichtssatzung, die änderte nicht alle Tage, war Vater und Sohn bekannt von Jugend auf, jeder wußte was Trumpf war, konnte sich mehr oder weniger selbst helfen, wußte was muthwillig Tröhlen war, konnte einen verlorenen Handel von einem sichern unterscheiden. Darum waren damals auch weniger Prozesse, und wo jetzt zehn Fürsprecher reichlich schneiden, fand damals kaum einer sein mäßig Brod. Der Landmann behielt sein Geld im Sack und Friede war im Lande und unter den Nachbarn. Der Oberamtmann hatte einen gerechten Sinn aber heißes Blut, da geschah denn zuweilen, daß er sich verfing, daß er, wenn es zuweilen über die Schnur ging, den Amtsrichter als Widersacher fand und zwar als einen, der Recht hatte. Himmel, wie ginge es einem Oberamtmann jetzt, wo hinter einem jeden Regierungsstatthalter her wenigstens zwei Fürsprecher und ein Agent sind, der eine Fürsprecher eine Beschwerdeschrift macht, wenn

er links ſieht, der andere eine adminiſtrative Klage ausſpielt, wenn er rechts ſieht, während der Agent auf der Lauer ſteht und jeden aufhetzt, der zum Schloßthor aus- und eingeht, wenn der Regierungsſtatthalter nicht reine Sache hat. Es ſind grundarme Burſche, die nämlich, welche regieren ſollen, ſie dürfen nicht, wenn ſie ſchon möchten, man findet daher ſelten einen rechten Mann am Brett. Es wurde ehedem viel beſſer regiert, wohlfeiler, das Volk war zufriedener. Ein chriſtlich Regiment wird durch nichts mehr verhunzt als durch zu viel ſogenannte Juſtiz.

Der Amtsrichter hatte auch ſeine Schwächen, er war unbeſtechlich, aber über Sympathie und Antipathie ſoll er ſich bei aller Geſetzeskunde nicht immer erhoben haben. Dann klopfte ihm der Oberamtmann mit großem Behagen auf die Finger. Beide wirkten wohlthätig in der Gegend, beide waren ſo ehrenfeſte Männer, daß die Menge Glauben hatte an ſie; das iſt eine ſeltene Sache und viel werth. Die Menge hat ſonſt in der Regel mehr Glauben zu ſchlechten Rathgebern als zu ehrenfeſten, dieweil jene nach Gunſt reden, dieſe nach ihrem Beſten. Sie lebten in anſtändigem Verhältniß, ſchnitten ſich nicht hinterrücks die Ehre ab, aber Freunde, wie man ſie dafür hielt, waren ſie nicht. Ja es war in der letzten Zeit eine Wolke zwiſchen ihnen geweſen, welche der Oberamtmann vertreiben wollte. Er hatte wegen einer blutigen Schlägerei, bei welcher Verwandte des Amtsrichters betheiligt waren, ſehr harte Bußen veranlaßt, was dem Amtsrichter ins Fleiſch ging, die er aber diesmal nicht wenden konnte, denn der Oberamtmann ſtand auf geſetzlichem Boden. Solche Beſuche machte der Oberamtmann gern, wenn Verwandte oder Bekannte bei ihm waren. Er verſchaffte mit ſolchen Parthien ſeinen Gäſten Vergnügen, denn der Weg zur Säublume war ſchön und die Aufwartung mit ächter Landeskraft ausgezeichnet. Er zeigte aber auch gern und mit Stolz den Reichthum der Bauern, und wenn er ſie auch in einzelnen Fällen unterthäniger

wünſchte, ſo hatte er doch im Allgemeinen auch Freude an ihrem Stolz. Denn wo reiche und ſtolze Bauern ſind, da muß die Regierung, auch wenn ſie eine ariſtokratiſche iſt, doch nicht ganz ſchlecht, ſelbſtſüchtig oder despotiſch ſein, ſondern ſich ums Wohl des Landes wirklich kümmern. Und was hat eine Regierung in einem ſtolzen und reichen Lande für Kräfte gegenüber einer Regierung in einem armen und gebeugten Lande?

Der Bruder des Oberamtmanns, Oberſt in fremden Dienſten, wollte dies durchaus nicht begreifen; der meinte, man müſſe die Bauern unter der Scheere halten, ſonſt wüchſen ſie unverſehens dem Herrn über den Kopf aus. Dagegen erzählte der Oberſt mit glänzenden Augen von ſeinen herrlichen Burſchen im Regiment, wie ſie dem Teufel Zahn um Zahn aus dem Maul brechen würden, wenn ſie ihn einmal hätten, und wie er mit ſeinem Regimente ſtehen bleiben wolle, und wenn die ganze Armee davonliefe, kein Kopf ſollte ſich rückwärts wenden, geſchweige ein Fuß. Mit ſichtbarem Behagen erzählte er Exempel von den mannhafteſten Burſchen, die niemanden fürchteten, ſelbſt die Offiziere nicht, wenn ſie im Recht waren, doch alles in den vorgeſchriebenen Schranken der Subordination. Der gute Oberſt begriff nicht, daß nur in einem Lande, wie der Oberamtmann regieren half, Burſche wachſen konnten, wie er zu kommandiren das Glück hatte. Es ging ihm halt ſo wie noch höher Geſtellten, wie mancher Regierung, er begriff den Zuſammenhang zwiſchen Hinten und Vornen nicht. Der Herren lebhafter werdendes Geſpräch unterbrach die Frau Oberamtmännin mit der Frage: „Du haſt es doch dem Amtsrichter ſagen laſſen?“ — „Habe nicht Kummer, ich ließ es ihm durch einen Landjäger, der dort vorbeiging, melden,“ antwortete ihr Herr.

Die Frau Oberamtmännin hatte die Frage eigentlich nur gethan, um die Brüder zu unterbrechen. Sie kannte die Hitzköpfe, und wie der Jäger die verſchiedenen Töne in

den Stimmen ſeiner Hunde kennt, ſo wußte die Frau Oberamtmännin ganz genau aus der Stimme ihres Eheherrn, ob er einem harten Zanken entgegen ging oder nicht. Die beiden Brüder zankten oft gewaltig, daß weithin ihre Stimmen ſchollen; ihrer Einigkeit that es aber keinen Eintrag, ließ nicht einmal Bitterkeit zurück, ſie trotzten niemals, ſie waren es von Jugend auf gewohnt, aber da in freier Luft hätte es die Frau Oberamtmännin doch ungern gehabt. Die Brüder hätten dann freilich franzöſiſch geredet, aber Brüllen iſt Brüllen, ſei es franzöſiſch oder deutſch, und franzöſiſches Gebrüll oder deutſches verſtanden die Bauern aufs Haar gleich gut.

„Du wirſt ihm ein Billet geſchrieben haben?“ frug die Dame weiter.

„Warum nicht gar!“ antwortete der Oberamtmann heftig. „Er verſteht beſſer mündlich als ſchriftlich!“ — Es giebt noch mehr Leute, die es ſo haben,“ lachte der Oberſt; „kein Wunder, daß ihr euch ſo gut zu einander ſchickt.“ Allerdings nahm der Oberamtmann faſt ebenſo ungern eine Feder als eine Nadel zur Hand. Er war früher auch Militair geweſen; auf dem Lande erwachſen, ſollte er von Präceptoren geſchult werden, hielt ſie zum Beſten, ärgerte ſie, bis ſie fortliefen, und ſtrich Eichhörnchen und anderm Hochwild nach. „Da hörſt meine Frau,“ ſagte der Oberamtmann, „die meint es erſt gut mit den Bauern, und wenn du ſie mit dem Amtsrichter zuſammen ſiehſt, ſo wirſt du finden, daß ich Urſache hätte eiferſüchtig zu ſein.“ Nun erhob ſich ein anmuthig Wortgeplauder zwiſchen den Herren und Damen, denn des Oberſten Frau, eine Fremde, war auch dabei. Die Frau Oberamtmännin war eine gute, aber verdammt kluge Dame. Sie liebte ihren biedern Mann von ganzem Herzen, aber ſie kannte ihn auch durch und durch. Mit der zärtlichſten Emſigkeit räumte ſie ihm alle Steine aus dem Wege, ſuchte allenthalben gut Wetter zu machen und wußte dazu die

Stimmungen ſeiner Seele zu beherrſchen wunderbar; das iſt eine unendlich größere Kunſt als Clavierſpielen oder Geigen. Wer ein Clavier oder eine Geige handhabt, kann darauf herumfahren nach Belieben und Verſtand, es iſt ihm niemand im Weg, pfuſcht ihm niemand darein; wer aber auf einem Herzen ſpielen will, dem will die ganze Welt und alle Menſchen mit helfen, bald von rechts, bald von links trampeln ſie auf den Taſten herum, greifen in die Saiten hinein. Da gilt es die Töne, die Andere greifen, zu meiſtern, daß ſie klingen ſchön und fein, wie der Meiſter oder die Meiſterin wollen, daß ein lieblich und wohllautend Spiel ertönet immer und immer von dem geliebten Herzen her. Dieſe Kunſt iſt nur ähnlich der großen Kunſt Gottes, der jedem Eſel ſeinen Willen läßt und jeden Menſchen machen was er will und doch es macht, daß alles ſeinem Willen dienet und alles kömmt, wie er will. Dieſe wunderbare große Kunſt, die heilig iſt und teufliſch, je nachdem ſie mit heiligem oder teufliſchem Sinn getrieben wird, dieſe Kunſt iſt hauptſächlich des Weibes Gabe, liegt bei ihm wenigſtens mehr im Vordergrund als bei dem Manne, kömmt bei ihm zu größerer Vollkommenheit, wenigſtens in Anwendung auf den Einzelnen, wenn auch nicht auf die Maſſen.

Ach, wenn die Mütter, beide die Damen und die Käs- und Kabisweiber, ihre Mädel dieſe Kunſt lehrten oder lehren ließen, ſtatt die des Clavierens, und das chriſtliche Muſikgehör ihnen ausbildeten, ach, da würde es ſchön auf Erden und die verklungene Sphärenmuſik klänge wieder in jede Hütte hinein, und wo ſie klingt, da weht der Friede Gottes.

Die Frau Oberamtmännin war eine wahrhaft fein gebildete Frau; das Neueſte hatte ſie zwar nicht geleſen, war auch nicht in allen freien Künſten bewandert, aber ſie beſaß das richtigſte Gefühl für alles, was Andern angenehm oder unangenehm war, wußte genug, um einen angenehmen Sprech-

ſtoff bei der Hand zu haben, hatte alſo das Wichtigſte zu der wahren Höflichkeit für alle Leute und wandte dieſe Höflichkeit eben auch auf alle Leute an, auf Ebenbürtige und nicht Ebenbürtige, und ſoll das etwa eine Chriſtin nicht?

Daneben war ſie eine recht gute Hausfrau, nicht von denen eine, welche meinten, der Grasanken müſſe grün ſein, und die für Küchlein kein Futter geben wollten, weil ſie ſaugen ſollten wie andere Thiere, oder für ihre Glättete Tannzapfen beſtellten, aber ausdrücklich hinzuſetzten: ſie wollten buchene u. ſ. w., nie wußten, was auf den Tiſch kam, und über die Köchin ſchimpften, wenn nicht das Rechte kam oder es ſonſt ſchlecht ging.

Sie hielt den Faden der Unterhaltung feſt und behielt doch die junge Welt im Auge. Ihren beiden Töchtern, welche mit dem Vetter wandelten, ſparte ſie ihre Bemerkungen auf bis auf den Abend, wo ſie wohl ein paar Kapitel über ihr ſehr ungenirtes Weſen werden erhalten haben. Den Kindern dagegen ſparte ſie die Bemerkungen nicht ſo lange, ſie wären zu ſpät gekommen. Es war ihr daran gelegen, ſie mit ganzen und trockenen Kleidern auf die Säublume zu bringen; das hätte ihr wegen ihrer eigenen Kinder nicht Kummer gemacht, aber des Oberſten Kinder waren Stadtkinder und die haben bekanntlich ein eigenes Geſchick, entweder in Gräben und Bäche zu fallen oder in Dornhecken hängen zu bleiben. Ueber Alle hin tönte ein ſcharfer Pfiff, der den Hunden galt, welche meinten, ſie hätten auch das Recht, ſich ungebunden luſtig zu machen, und nicht großen Reſpekt zeigten vor den Pflanzungen, die noch hier und da im Felde ſtanden. Der Oberamtmann war nun nicht einer von denen, welche entweder kein Gefühl haben für Pflanzungen, weder um Schädigung noch Gedeihen derſelben ſich kümmern oder auch meinen, der Bauer habe gar kein Recht etwas übel zu nehmen, ſondern müſſe ſich gefallen laſſen, was über ihn komme aus irgend eines Herrn Hand oder durch deſſen Zulaſſung.

Er war eben auch Bauer und hatte ein Herz für Gras und Vieh. Seine Frau warf ihm scherzend oft vor, seine Kleeäcker gingen ihm über seine Familie. — Man sah auch deutlich, daß er beliebt war. Wer ihnen begegnete, grüßte freundlich, sagte wohl auch: Geht's über Feld? es macht schön warm. Sie erhielten aber auch freundliche Antworten. Bauern, die weit im Acker standen, lüfteten ihre Kappen. Wenn es der Oberamtmann merkte, that er mit der seinen gleich, rief auch wohl ein freundlich Wort hin. Der Oberst machte es schon kürzer, während sein Sohn von alledem keine Notiz nahm. Stark rückten sie nicht vorwärts, aber es war ein gar lieblicher Weg mit vielem Schatten, schönen Bächen, daß er ihnen weder lange noch beschwerlich vorkam und lange, ehe sie es erwartet, der Oberamtmann sagte: „Sehet, dort ist sie schon, kaum zwei Scheibenschüsse weit."

Es war ein großes stattliches Haus, mit vielen Fenstern, von gewaltigen Bäumen beschattet. Wenn es auch nur von Holz war, so wohnte doch sicher mancher polnische oder ungarische Edelmann schlechter, unbehaglicher und wäre froh gewesen seinen Edelsitz mit diesem Bauernsitz zu vertauschen. Namentlich was Vorräthe betraf, hätte er keinen schlechten Tausch gemacht. Vielleicht auf einem Dutzend Edelsitzen zusammengenommen hätte man nicht soviel Hemden, Bettzeug, flächsernes Tuch und Garn gefunden, als in diesem einzigen Bauernhause und dessen Spycher.

Der Landjäger hatte dort seinen Auftrag ausgerichtet und damit die Frau Amtsrichterin gar mächtiglich erschreckt. Nicht weil Landvogts kamen, das war ihr an sich ganz recht, denn die Landvögtin war ihr eine gar anständige, liebe Frau; das ist eine, mit der man doch ein vernünftig Wort reden kann, die hat Verstand, daß man sich ganz verwundern muß, fast so viel als unser Gattig, pflegte die Frau Amtsrichterin zu sagen. Sie ward erschreckt, weil die Botschaft so spät kam, nicht wenigstens einen oder zwei Tagt zuvor. „Wenn

man ſchon meint," ſagte ſie vor dem Landjäger, „ſolche Leute hätten Verſtand, ſie haben dennoch keinen, meinen, einen Schinken koche man gleich geſchwind wie ihre Schnefeli Fleiſch, wo ſiebenundzwanzig auf ein Viertelpfund gehen.

„Soll ich etwa abſagen? der Oberamtmann hat geſagt, wenn's nicht anſtändig ſei, ſo ſollte man abſagen laſſen." — „Warum nicht gar abſagen," zürnte die Amtsrichterin, „daß ſie meinen, wir hätten nicht z'eſſen im Haus für ein Dutzend oder zwei und dazu Lüt, die vom Schmöcken halb genug haben, wir müßten erſt in alle Himmelsgegenden ausſchicken und zuſammenbetteln, wenn uns ein Menſch ungeſinnet in's Haus läuft, wie es die armen Leute machen. Babi, gieb dem Landjäger ein Kirſchenwaſſer. Wo iſt der Vater?" — „Hinter dem Spycher bricht er Korn," lautete die Antwort. Dorthin lief die Amtsrichterin, in vollem Harniſch die Kunde bringend. Der Amtsrichter nahm dieſelbe ganz kaltblütig auf: „Gieb, was du haſt, und zum Reſte laß einen Stecken ſtecken." — „Flauſen, ja wohl," ſagte die Frau, „es muß eine Hamme ſein, es muß Fleiſch ſein, wie ſoll das alles weich und gut ſein bis Nachmittag?" — „Warum nicht," ſagte der Mann, „nimm von den letzten Hammen und dem letzten Fleiſch, laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Here braten könnte, brauch all Börthel; bis um vier oder fünf Uhr Abends geht's noch lang, und was ſie dann noch nicht beißen können, das können ſie ungegeſſen laſſen." — „Wenn du nichts Beſſeres weißt, ſo hätte ich das auch gewußt und meine Zeit beſſer brauchen können. Aber ſo iſt das Mannsvolk, will alles regieren, und wenn es an Rothknopf kömmt, ſo iſt die dümmſte Frau geſcheidter. Komme, hau mir Fleiſch herunter!" So brummte die Frau Amtsrichterin und doch hatten ihr des Amtsrichters Winke den ganzen Schlachtplan in die Hand gegeben, den ſie jetzt mit aller Sicherheit verfolgte. Die Frau Amtsrichterin war ein großes, wohlbeleibtes, ſchönes Weib, ſtark im Arm, weiſen Sinnes, guten Herzens, aber

eine Löwin an Zorn und Kraft, wenn es an sie kam. Ehe sie den Hof hier geerbt, hatten sie in einem Dorfe gewohnt. Da waren einmal in einer Samstagnacht fremde Nachtbuben ins Dorf gekommen, eine große wilde Rotte, hatten groben Spektakel verübt, die Mädchen gequält, muthwillig Schaden angerichtet. Männer und von Buben was daheim war wollten mahnen, wehren, jagten von den Häusern weg, bis endlich alles zu einem Knäuel ward, in der Gasse, in Mitte der Straße eine blutige Schlacht auf- und niederwogte. Der Amtsrichter war auch dabei und mitten drin, die Amtsrichterin stand vor dem Hause, die aufgejagte Magd neben ihr. Als sie das Toben und Fluchen hörte, das Krachen und Schmettern der fallenden Stöcke, da ergriff es sie, sie wußte nicht wie: Komm Lisabeth, rief sie, nahm in der Küche vom Heerde eine kurze Kelle, vorne mit einem schweren eisernen Haken, Lisabeth ein anderes kurzes schweres Instrument und beide hinten ins Gewühle und schlugen rechts und schlugen links und auf jeden Streich einen Nachtbuben, an den bedeckten Köpfen leicht kenntlich, nieder, daß im Umsehen die halben Buben am Boden, die andern Halben auf der Flucht waren. Was diese zwei Weiber verrichtet, ward nicht vergessen bis auf diesen Tag. So ein handlich Weib ist denn doch ein tüchtig Ding und paßt nur zu einem tüchtigen, handfesten Mann, einem andern möchte ich keins rathen von dieser Sorte. Uebrigens sind Exemplare von dieser Sorte rar, was den Männern wirklich wohl kömmt, denn die mannhaften Männer sind auch nicht überdicht gesäet.

Nun ging es los auf der Säublume, als ob sieben Hexen sollten gebraten werden, nicht bloß eine. Töchter und Mägde wurden tribulirt, noch ganz anders als Kanoniere einer Batterie, die alle fünf Minuten Position ändert im Galopp. Als der Ruf erscholl: Landvogts kommen, war aber auch die Sache in Ordnung, der Stand der Dinge durchaus befriedigend, die Frau Amtsrichterin angezogen und brauchte scheinbar

um nichts mehr ſich zu kümmern, es ſollte alles gleichſam von ſelbſt gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin ſcheinbar gar nicht, ihre Kleider ſchienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff und blendend das weiße Hemd. So waren auch die Töchter angezogen. Man ſollte glauben, ſie wären eigentlich immer ſo.

Der Amtsrichter empfing die Gäſte einige Schritte vor dem Hauſe, ohne beſondere Ceremonien, mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er Allen die Rechte gegeben, nachher ſetzte er ſie wieder auf, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe. Er war auch ein ſchöner Mann, ſeine Geſichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, ſo hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, ſo frei war ſeine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr ſchüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und ſcherzend begrüßten. Umſonſt ſah der Lieutenant nach den Töchtern ſich um, von denen ihm ſeine Couſinen viel erzählt und dieſe, ſein Viſiren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor allem mußte die ganze Geſellſchaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten warm, ſagte die Amtsrichterin, und da oben ſei immer Zug, ſie könnten ſich erkälten. Es ſei nicht warm drinnen und vor Fliegen ſollten ſie ſich nicht fürchten, ſie hätte dieſelben ſo viel wie möglich hinausgemuſtert.

Die Stube hatte nichts Beſonderes als einen ſchönen Glasſchrank und einen mächtigen Eichentiſch nebſt gehörigem Geräthe zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen ſchön geſchliffenen Flaſchen voll goldenen Weines und hinter ihm zwei Töchter mit Gläſern, weißem Brod und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirth, ſchenkte ein, ſervirte mit Hülfe der Töchter, die Frau Amtsrichterin

nahm ſich der Sache ſehr wenig an, ſchickte bloß ein Kind nach Waſſer, als ſie die Frau Oberſtin darnach ſeufzen hörte, und ſprach der Frau Oberamtmännin zu, als ſie den Kindern keinen Wein zulaſſen oder ihn mit Waſſer ertränken wollte, erbete zu, ſtatt des dünnen Waſſers den in den Städten unbekannten, auf dem Lande ſo beliebten mit Zucker und Zimmt angemachten ſüßen Thee zu gebrauchen, der in den Wein gegoſſen ſehr angenehm und durſtlöſchend iſt. Wirklich ward er auch probat gefunden, nur die Frau Oberſtin rümpfte ein wenig das Näschen, denn begreiflich war der Thee nicht von der feinſten Sorte. Der Herr Lieutenant wollte mit den Töchtern anbinden, fand aber den Ton nicht, erhielt ſehr kurzen Beſcheid, was ſeine Couſinen ihm nicht ſchlecht gönnen mochten und es den Mädchen durch doppelte Freundlichkeit vergalten. Die Herren lobten des Amtsrichters Wein als kräftig und rein, mit lieblicher Blume. Dem that das wohl und er erzählte, wie er faſt alle Jahre an den kleinen See fahre und Wein hole für ſeine Leute, nur leichten, und wenn er ſchon ſauer ſei, ſo ſei er ihnen um ſo lieber, weil er ihnen den Durſt deſto beſſer löſche. In ganz guten Jahrgängen fahre er dann ins Weltſchland und hole dort ein Faß oder zwei, je nachdem jemand mit ihm einſtehe oder nicht. Man ſei froh, einen Tropfen guten Wein im Keller zu haben, es könne Einem zuweilen begegnen, daß man müſſe Kindbett halten, und wenn nicht, ſo ſei man ſo zu ſagen auch ein Menſch und ein Glas guter Wein thue allezeit wohl.

Bei dieſer Erfriſchung blieb man nicht lange ſitzen, es ſtrebte Alles ins Freie. Ein Bauernhof iſt eine wahre Raritätenkammer für Stadtleute, und wenn man die rechte Begleitung hat, kann man in einem halben Tags mehr Landwirthſchaft lernen als auf einer Univerſität in einem halben Jahre. Natürlich fand alsbald in der Geſellſchaft eine große Spaltung ſtatt, die große und kleine Jugend ſtrebte nach den Bäumen, die Damen ins Grüne, die Herren in die Ställe,

beſichtigten Miſthaufen und Heuſtock und verſenkten ſich dann in die Landwirthſchaft überhaupt, welcher auch der Oberſt nicht fremd war und nach einigen Jahren mit derſelben noch näher bekannt zu werden gedachte. Der ächte Berner hat einen Zug zur Landwirthſchaft. Der Handwerksmann, ſobald es ihm irgendwie möglich iſt, kauft ein Stücklein Land, ſein höchſtes Streben geht dahin, Bauer zu werden. Der Edelmann, wenn er es immer kann, hat auf dem Lande ſeinen Sitz und bauert wie ein heller Teufel, wie man zu ſagen pflegt. Das iſt Naturzwang. Es iſt aber auch der Canton Bern ein klein Ländchen Goſen. Der Boden fordert freilich ſehr harte Arbeit, liefert dann aber auch ſehr kräftige Producte. Und wenn nicht Landwirth, ſo iſt der Berner am liebſten Soldat, zum Kaufmann iſt er nicht geboren. Wie ächte Landwirthe liebt er auch Vorräthe, fragt nicht nach dem Kapital, welches darin ſteckt und keinen Zins trägt.

Die Frau Oberamtmännin war nicht bloß eine vornehme Dame, ſondern, wie oben ſchon angedeutet worden, eine gute Hausmutter und Bernerin. Sie hatte auch gerne Vorräthe und beſonders von Leinen, Leibwäſche, Bett- und Tiſchzeug konnte ſie nie genug haben. Doch trieb ſie es mit Verſtand und nicht wie jene Wirthin, die es auf hundert Dutzend Hemden für ihre eigene Perſon brachte. Sie hatte auch holländiſches Tiſchzeug, aber doch hielt ſie am meiſten auf dem, welches ſie ſelbſt ſpinnen und tuchen ließ. Das war ein Punkt, wo die Frau Amtsrichterin und die Frau Oberamtmännin ſich fanden, die Frau Oberſtin dagegen dabei ein Geſicht machte ungefähr wie eine Schneegans. Als nun aber die Frau Amtsrichterin ihre Vorrathskammer aufſchloß, wo ſie das gebleichte und das ungebleichte Tuch hatte, das ungenähte und das verarbeitete, da machte die Frau Oberamtmännin auch faſt ſolche Augen und ward ganz neidiſch in ihrem Herzen, denn ſo reich war ſie nicht an ſolchen Dingen. Sie vertieften ſich in die Geheimniſſe des Spinnens, Webens, der Schelmerei der We-

ber und wie man ihnen auf die Finger ſehen müſſe, ſo daß ſie vielleicht heute noch dort ſtünden, wenn nicht eine Tochter der Mutter ſich von weitem gezeigt und wieder verſchwunden wäre. Die Mutter wußte die Erſcheinung zu deuten und lenkte allgemach die Schritte der Damen gegen einen großen Nußbaum hin, wo ein Tiſch gedeckt ſtand. Es iſt ſonſt auf dem Lande nicht Sitte, die Gäſte außerhalb des Hauſes zu bewirthen, aber des Oberamtmanns waren nicht zum erſten mal hier, und der Amtsrichter kannte ihre Sitte, nach dem Freien zu ſchreien, und fügte ſich hinein. Die Jugend flatterte alsbald herbei, denn wo die was zu eſſen und zu trinken riecht, iſt ſie nicht ſäumig.

Länger ließen die Herren auf ſich warten. Sie erörterten einen Wäſſerungsprozeß, waren nicht in allem gleicher Meinung: ein Nachbar ſollte dem andern das Abwaſſer zukommen laſſen, aber ſeit der Sohn des einen den Hof übernommen, erhielt der andere nur halb ſo viel Abwaſſer als früher. Darüber entſtand der Streit und drehte ſich um den Beweis, daß nur noch die Hälfte dem andern zufließe, und über die Art des Beweiſes waren Oberamtmann und Amtsrichter nicht einig. Man ging vom Grundſatz aus, der eine ſei dem andern das gleiche Waſſer ſchuldig. Der Obriſt hatte lange zugehört, endlich ſagte er: „Ihr ſeid auf dem Holzweg. Wie mir ſcheint, handelt es ſich nicht um ein beſtimmtes Quantum Waſſer, ſondern um das überflüſſige, um das Abwaſſer, das kann ja mehr oder minder ſein nach der Jahreszeit und dem Gebrauch, wenn das Waſſer nur nicht anders wohin genommen wird.“ „Der Oberamtmann und der Amtsrichter ſahen einander ganz verwundert an, wanden ſich mit Mühe unter allen juriſtiſchen Vor- und Darſtellungen aus den Schneckengängen des Rechts heraus und endlich ſagte der Oberamtmann: „Ich glaube beim — du haſt Recht.“ — „Ja, er hat Recht,“ ſagte der Amtsrichter, „er hat Recht, daß unſer Einem ſo was nicht in Sinn kömmt!“ — „Ja,

ſo geht es, wo die Juriſten was weggerückt und hingeſtellt, meint man, man müſſe es von der Seite anſehen, die ſie Einem zugekehrt, und fährt ſo krumm ums Recht herum, ſieht vor lauter Bäumen den Wald nicht," ſagte der Oberſt. — „Die werden Maul und Naſe aufſperren, wenn die Sache, nachdem zwei Jahre prozedirt wurde, Augenſcheine und Eide gingen, auf einmal die natürliche Wendung nimmt, an die niemand gedacht," ſagte der Oberamtmann. — „Ja, und der Obere muß gewinnen, denn er braucht das Waſſer in den alten Gräben und nur auf dem Lande, welches in den Briefen verzeichnet ſteht," ſagte der Amtsrichter. „Aber wie machen, daß die Wendung in die Sache kömmt, die Richter ſind ja an die Schlüſſe der Parteien gebunden?" Ueber dieſer Berathung ſäumten ſie ſich und leiſteten erſt wiederholten ernſtlichen Botſchaften Folge.

Als ſie um das Haus bogen, lag vor ihnen eine prächtige Ausſicht, unter dem gewaltigen Nußbaum war getiſcht, auf den blendenden Tiſchtüchern ſtanden mächtige Kaffeekannen, große Häfen voll gelber Nidel, Schüſſeln mit hochaufgethürmten Küchlene von allen Sorten, die ſchönen braunen Strübli ſandten ihren köſtlichen Duft weit hin, hatten die Kinder förmlich bezaubert, ſie biſſen hinein, als ob ſie ihr Lebtag nie mehr ſo was kriegten. Selbſt die Frau Oberſtin, die etwas zimpfer that und mit groben nahrhaften Speiſen ihrer Taille wegen ſich nicht gern befaßte, konnte ihr Behagen nicht verbergen und griff zum zweiten Mal zu, was ihr ſonſt ſelten begegnete, entſetzte ſich aber dennoch über den Appetit des Lieutenants, der wirklich fütterte, als ob es nie mehr gut wäre, ſo daß ſelbſt die Amtsrichterin, die doch ſchon manchen tapfern Hunger geſehen, ſich wunderte, wie das alles in dem dünnen Leibchen, der einer Weſpe glich, Platz haben könnte. Jetzt ſervirte die Frau Amtsrichterin mit großer Eindringlichkeit und handhabte die große Kaffeekanne mit einer Leichtigkeit, die überall Reſpekt vor ihrem Arm einflößte und einige

Scherze über die Gefährlichkeit ſolcher Arme für die Ehemänner veranlaßten den Amtsrichter zu ſagen, ſie zu fürchten habe er zwar noch nie Urſache gehabt, dagegen ſeien ſie ihm ſchon wohlbekannt, worauf hin er den vorhin erwähnten Strauß zum Beſten geben mußte, obſchon die Amtsrichterin ſagte, ſie hätte das bald genug gehört, am liebſten wär' es ihr, ſie hörte gar nichts mehr davon. Indeſſen erzählte der Amtsrichter das Gefecht recht ſchön, wie das tätſcht und prätſchet hätte, jeder Streich einen Mann gefällt, daß er geglaubt, es ſeien wenigſtens ein halb Dutzend todt, und am Ende hätte es nicht einmal viel gemacht, von wegen es ſei alles auf die Köpfe gegangen und da möge man was ertragen.

Als endlich von all den Herrlichkeiten nichts mehr an Mann zu bringen war, ließ die Amtsrichterin abräumen bis auf die Küchlein, welche ſtehen blieben. Nun hätte nach Landesbrauch wieder eine Pauſe gemacht werden ſollen, um dem Draußenen Zeit zu laſſen ſich zu ſetzen und andern Herrlichkeiten Platz zu machen, davon ward wieder eine Ausnahme gemacht. Amtsrichters hatten es nicht wie die Wirthsleute bei Poſt- und andern Stationen, die es ſo einrichten, daß die Leute nicht Zeit finden zum Eſſen, halb genug kriegen, aber ganz zahlen müſſen. — Sie gönnten's den Leuten. Aber die Zeit war ziemlich um, wo Landvögte blieben, denn ſie liebten die Nachtluft nicht; ſie preſſirte daher mit der Aufwart, das mit allem ſein Recht geſchehe. „Wir hoffen doch, Frau Amtsrichterin," ſagte die Frau Oberamtmännin, „ihr laſſet es jetzt gut ſein, mehr wär' überflüſſig. Wir aßen Alle mehr als uns gut iſt und müſſen jetzt ans Aufbrechen denken." Als Antwort darauf erſchien die älteſte Tochter, welche noch nicht dageweſen war, mit einem prachtvollen Schinken. Der Lieutenant machte Augen, daß das ganze Geſicht nur ein g'wunderig Loch ſchien, aber nicht über den Schinken, ſondern über das Mädchen, ſo eins hatte er wahrſcheinlich noch keins geſehen. Es war der Mutter Ebenbild, fein und ſtark, wie ſie vor

fünfundzwanzig Jahren geweſen ſein mußte. Als Königin des Heerdes, wo die Hexe gebraten worden, funkelte ſie in voller Farbenpracht und ihre Augen waren Feuer, an denen man noch ganz was Anderes braten konnte als Hexen.

Die Frau Oberſtin dagegen erſchrack bedenklich, ob über den Schinken oder über das Mädchen wiſſen wir nicht, ſie zog den Shawl über die Schultern und wollte alsbald aufbrechen. Wahrſcheinlich zupfte ſie die Frau Oberamtmännin am Kleide, denn nach einigen halblauten wahrſcheinlich welſchen Worten ſetzte ſie ſich wieder, konnte ſich aber nicht enthalten: „Mais Louis, que tu fais peu attention!“ zu ſagen. Sie ſaß glücklicherweiſe auf der Seite, auf welcher auch der Oberſt ſaß, was ſie dieſem ſonſt zugerufen haben würde, wiſſen wir nicht. Stoff dazu wäre vorhanden geweſen, ſo gut als beim Lieutenant. Der Lieutenant erſchrack durch den Ruf der Mutter und im erſten Augenblick, nicht recht wiſſend, was ſie meine, fuhr er mit dem Kopf herum, aber gerade in eine Schüſſel gedörrter Kannenbirnenſchnitze hinein, und hätte ſie dem Mädchen aus der Hand geſchlagen, wenn daſſelbe nicht ſo handfeſt geweſen wäre; ein großes Stück Schinken rollte ihm dabei faſt auf den Schooß, alles zur großen Freude ſeiner Couſinen, die dem Couſin dieſen Spuk auf ſeine verzückte Naſe wahrſcheinlich noch heutzutage nicht vergeſſen haben werden. Es wurden nun noch von den andern Töchtern grüne und dürre Birnenſchnitze, Speck, Schweinskinnbacken, geſalzenes Fleiſch, Salat, Wein, Thee gebracht.

Nun ging's eine Weile mit Entſchuldigungen, daß es nicht beſſer ſei und wenn man es früher gewußt, man doch wenigſtens für ein Plättlein Fiſche geſorget haben würde, und mit Proteſtiren, daß das alles ganz überflüſſig ſei, daß man kein Stücklein über die Zunge bringe, daß man krank würde und gar nichts anſchneiden ſolle. Aber der Amtsrichter ließ reden, ſchnitt in den Schinken tapfer hinein, die Amtsrichterin überredete die Frau Oberamtmännin zu einigen Schnitzen,

und nicht lange gings, ſo ging noch über jede Zunge etwas und über des Lieutenants Zunge beſonders viel Wein, da die älteſte Tochter die Hebe vorſtellte und mit dem Einſchenken ſich abgab. Beide erhielten Blicke von ihren Müttern, die Frau Oberſtin fand, ihr Sohn ſei wohl durſtig, und wenn er auch trinken wolle, brauche er von der Schenkin nicht halb ſo viel Notiz zu nehmen. Die Frau Amtsrichterin deutete, das Mädchen ſei wohl fleißig mit der Flaſche hinter dem Lieutenant, und wenn es auch meine, einſchenken zu müſſen, ſo brauche es doch nicht halb ſo lange daran zu machen.

Die Herrſchaften blieben wirklich länger als ſie gedacht. Die Männer waren cordial geworden, hatten der Frauen Mahnung aufzubrechen mehrfach überhört, merkten erſt was Trumpf war als dieſelben zur Abreiſe gerüſtet, vor ihnen ſtanden. Es war kühl geworden, der Mond ging bereits auf am wolkenloſen Himmel. Der Oberſt meinte, da ſei es doch ſchön, es ſei ihm recht leid, jetzt aufbrechen zu müſſen, er bliebe gerne noch ein paar Stunden da, jetzt ſei es gerade am ſchönſten. Um der Oberſtin mit einer Antwort zuvorzukommen, ſchäckerte die Frau Oberamtmännin, ſie hätte nicht geglaubt, daß ihr Schwager ſo viel romantiſches Gefühl hätte und ſo viel Anlage zu einem Seladon. Aber ſie könne ihn verſichern, es ſei noch viel ſchöner, im Mondſchein ſpazieren zu gehen, als im Mondſchein zu ſitzen, da leſe man gar zu leicht was Schlimmes auf. Der Mahnung war nicht zu widerſtehen, es ward aufgebrochen unter vielem Gerede durcheinander, wie üblich bei ſolchen Gelegenheiten. Der Lieutenant hätte gern ohne Mondſchein Abſchied genommen, aber in ſeinen Beſtrebungen war er durchaus unglücklich, die Töchter wollten nicht unter den Flügeln der Mutter weg, die fatalen Couſinen nicht von ſeiner Seite. Der Amtsrichter begleitete ſie. Bekanntlich ſchlagen die Hunde gern an, wenn es ſpazieren geht; ſo thaten auch des Amtsrichters Hunde, als ſie merkten, ihr Herr wolle begleiten gehen. „Prächtige Laute

das," ſagte der Oberſt. „Wenn ſie ſo gut ſind, wie ihre Laute ſchön, ſo ſind's vortreffliche Hunde." Das war ein Kapitel, welches zwiſchen dem Oberamtmann und dem Amtsrichter nie berührt wurde, jeder ignorirte des andern Hunde, des andern Jagen. Der Edelmann betrachtete jeden Haſen, den der Bauer ſchoß, als einen Diebſtahl an ſeinem Eigenthum; der Bauer gehört an den Pflug, nicht auf die Jagd, meinte er. Der Bauer meinte, was das Geſetz erlaube, erlaube es dem Bauer wie dem Edelmann in den Schranken des Geſetzes, und wenn der Amtsrichter jagen wolle unter den Fittigen ſeines Patents, gehe es den Edelmann nichts an. Der Oberſt war ein ſtolzer Mann, aber ein loyaler Mann, er ſah hoch herab auf das Bauernvolk, aber er hatte beim Amtsrichter Gaſtfreundſchaft genoſſen, gut gegeſſen, ebenſo gut getrunken, in ihm einen recht wackern Mann gefunden, da war ihm auch das Herz aufgegangen, er behandelte ihn faſt wie Seinesgleichen, dieſen Abend nämlich. So brachte er das Geſpräch auf die Jagd, der Amtsrichter wich nicht aus, ſo entſpann ſich ein intereſſantes Geſpräch, ob welchem der Amtsrichter ganz vergaß, wie weit er ſie begleitete, und welches mit der Abrede einer gemeinſamen Jagd ſchloß.

Es war ſpät, als man nach Hauſe kam, und natürlich war der durchlebte Nachmittag der Gegenſtand der Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, deren Stoff jedoch eben nicht beſonders zugeſprochen wurde. Die Damen rühmten, und ſelbſt die Frau Oberſtin mußte geſtehen, daß die Speiſen gut geſchmeckt hätten, nur ſchade ſei es, daß ſie ſo ſchwer und nahrhaft ſeien, entweder müſſe man dabei arbeiten wie ein Roß oder man würde in wenig Tagen dick wie ein Elephant. Uebrigens ſehe man es der Taille von Mutter und Töchtern an, denn trotz der Arbeit ſei es unmöglich bei ſolcher Speiſe bonne façon zu bekommen. Hier miſchte ſich der Lieutenant ins Geſpräch, lobte die Mädchen auf der Säublume ſehr und wie ihm ihre Geſtalten weit beſſer gefielen als die

ſchmächtigen Gerippe, welche ſo dünn ſeien, daß der Wind ſie nicht einmal nehmen könnte, wenn er ſchon wollte. Die Mutter warf mit 6 dose um ſich, wurde häſſig, der Sohn diſputirte ungezogen fort, wie ſolche Jungens dem Bengel oft bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht Meiſter werden.

Da tönte das Geſpräch der Männer in das unnütze giftiger werdende Getätſch hinein; der Oberſt frug laut: „Aber warum ſoll ich nicht mit ihm jagen? Da gehen wir zum Beſuch, eſſen und trinken und ma foi nicht ſchlecht, und jetzt ſoll ich nicht mit ihm jagen, das findeſt du unanſtändig und zu familiär! Es nimmt mich doch wunder, was anſtändiger oder unanſtändiger iſt, mich von einem Menſchen bewirthen zu laſſen oder mit ihm zu jagen?“ „Das verſtehſt du nicht,“ ſagte der Oberamtmann. — „Was Papa,“ fuhr der Lieutenant dazwiſchen, „mit dem Amtsrichter jagen! Dabei werde ich auch ſein dürfen, nicht wahr, Papa? Abends nehmen wir früh ab, gehen über die Säublume heim. Da gibt's einen charmanten Halt und die beſte Gelegenheit, die ſtattlichen Figuren näher zu betrachten.“

Ja jetzt war der Frau Oberſtin nicht mehr zu helfen; in der großen Welt aufgewachſen wußte ſie gar zu viele Exempel, zu was allem die Jagd Vorwand und Gelegenheit bietet, und Mann und Sohn beide auf ſolchen Wegen! Jetzt war ein fürchterlich Gewitter im Anzug, aus allen Löchern brauſten Winde, die Frau Oberſtin ſchwankte noch zwiſchen einem ſchrecklichen Platzregen und einem ſchrecklichen Sturm, da fiel plötzlich ein Nidelhäfeli um, man wußte nicht wie, der ſchöne Rahm ſpritzte über den Tiſch, die Damen ſprangen auf, ihre Röcke zu ſalviren, die Herren kamen zu Hülfe, der Zofe wurde geſchellt, und als aller Schaden geheilt oder verhütet war, ſorgte die Frau Oberamtmännin dafür, daß das Gewitter ſich nicht wiederfände, ſie arrangirte eine Whiſtpartie, woran ſie die drei Herren und die Frau Oberſtin ſetzte. Der

Oberſt war ein exacter Spieler und wehe dem Partner, der ein Böcklein ſchoß; da wußte man, daß man aufzupaſſen hatte, und vergaß das Disputiren.

Die Beſchreibung einer Jagd im Kanton Bern iſt ein ſehr einfach Ding, braucht wenig Papier und gar keinen Aufwand von Darſtellungskunſt, es ſei denn, man wolle eine Gemsjagd beſchreiben und noch brav dazu lügen. In der Gegend, wo wir ſind, gab es Wachteln und Schnepfen, ſelten Hühner, Haſen und Füchſe. Der Oberamtmann verſuchte Rehe zu pflanzen, da aber niemand als er Rehe für ein mit Vortheil einzuführendes Produkt hielt, ſo ſchienen ſie nicht beſonders gedeihen zu wollen. Alle halb Dutzend Jahre verirrte ſich ein Wildſchwein in die Gegend von den Vogeſen oder dem Schwarzwald her. Da gab es dann großen Spektakel mit Treiben und Brüllen, wobei zumeiſt kein Leben ſicherer war als das der gejagten Sau. Bei den andern Jagden ging's ganz einfach zu. Ein Piqueur führt die Jagdhunde, eins, zwei, ſelten mehr als drei Koppel, die Herren gehen zu Fuß, manchmal den Hühnerhund an der Schnur bei ſich. So marſchirt man aus ohne Sang und Klang. Früher hörte man zuweilen noch hier und da ein vertrocknetes Waldhorn das à la mort blaſen, jetzt ſcheint ihm der Athem ganz vergangen zu ſein. Omnia mea mecum porto! kann jeder ſagen, denn jeder trägt ſeinen Proviant in ſeiner Taſche mit ſich. Sehr ſelten ſind die Parthien, wo ein Träger mit einer Hutte einen tüchtigen Halt an einen beſtimmten Ort trägt, wo man zu tafeln beſchloſſen. Seitdem die Herren ihren Hausfrauen ihre monatlichen Haushaltungsgelder ſo karg zumeſſen, lieben dieſe ſplendide Extraſpenden für die Jagd nicht. Man denke, wie viel Pfund Fleiſch und andere gute Sachen bei einem Halt eigentlich nutzlos conſumirt werden.

Noch einfacher wanderten der Oberſt und ſein Sohn aus, ſie hatten nicht einmal einen Piqueur, ſie nahmen des Oberamtmanns Hunde nicht mit, weil ſie mit denen des Amtsrich-

ters nicht gleichen Fußes waren, sie hatten ein Stelldichein verabredet, zu dem sie des Oberamtmanns Jäger führte. Der Herr selbst kam nicht mit, er jagte nicht mit dem Amtsrichter, der noch dazu die besseren Hunde haben sollte, wie sein Jäger selbst in vertrauten Stunden ihm klagte.

Es war ein dunkler Nebelmorgen, aus denen oft die schönsten Tage kommen, zuweilen aber auch ein bedenklich Regnen. Auch Nebel nützt, und des Oberamtmanns Jäger meinte, es sei kommod, daß sie heute mit dem Amtsrichter jagten; an solchem Morgen, wo der ganze Wald tropfe, könne er mit ihren schweren Hunden, die nicht ins Dickicht wollten, nicht aufstechen. Da werde dann der Herr Junker Landvogt böse, wenn er sich auch alle Mühe gebe, so könne er doch nicht selbsten Hund sein. Er habe dem Herrn Landvogt schon oft angerathen, er solle zu seiner Meute einen recht guten Sperzer kaufen. Ehe das Thier auf sei, höre man jagen. Aber der Herr meine, das verstöre die Jagd; wenn man beim Aufgehen des Thieres nicht alle Hunde beisammen habe, jage es nie schön. Aber jage man schön, wenn man kein Thier auf die Beine bringe?

Sie fanden den Amtsrichter bereits ihrer harrend, mit vier Hunden, die sehr geistreich aussahen und den Amtsrichter fast umrissen vor Ungeduld. Dieser schüttelte den Kopf und sagte, sie hätten nicht gut ausgelesen, das Wetter sei im Aendern, er zweifle, daß sie den ganzen Tag jagen könnten. Wenn es nur aufzustechen sei, sagte der Oberst. Für das habe er nicht Kummer, von wegen seine Hunde scheuten die dichtsten Stauden nicht, selbst nicht die Brombeerstauden, aber wenn es regne, sei keine Freude dabei zu sein, erwiderte der Amtsrichter. Er führte sie nun eine ziemliche Strecke weit, sagte dem Jäger, er solle die Herren anstellen, wenn es geschehen, ihm ein Zeichen geben, früher lasse er die Hunde nicht ab. Der Jäger that's, stellte die Herren an und mahnte sie, nur ruhig zu bleiben, entweder werde man sie rufen oder

holen. Es sei schüssig hier, aber auch verirrlich, darum sollten sie mit unnöthigem Laufen sich nicht Mühe geben. Der Lieutenant ward zuerst angestellt, mit dem Oberst ging der Jäger weiter.

Der Lieutenant hörte bald das Zeichen des Jägers, nicht lange darauf einen Hund anschlagen, vorlauten, dann mehrere, dann ward es wieder still, dann einige raschere Töne, dann wieder still, dann brach's los auf einmal, als ob der ganze Wald voll Hunde wäre, in wüthendem Geheul kam's heran, im Anschlag zitternd erwartete er den Hasen, aber eine kurze Strecke von ihm weg stoben die Hunde über eine lichte Stelle, die er nicht beachtet hatte, und weiter ging's, wie die wilde Jagd. Es war wahr, des Amtsrichters Hunde jagten schön, aber als leichte Cavallerie, und einer unter ihnen hatte eine Stimme, es war ordentlich, als ob er damit orgelte, man hörte ihn über Berg und Thal. Der Lieutenant meinte, es fehle nicht, der Hase kehre alsbald und laufe ihm ins Rohr. Aber der Hase band die Strümpfe, sah einstweilen sich nicht um, und mehr und mehr verlor sich die Jagd, nur hier und da kamen einzelne verlorene Töne durch die Bäume. Es begann der Nebel stärker zu tropfen, das Tropfen ward Regen; fernehin glaubte er einen Schuß zu hören, sonst war's stille im Walde und blieb stille und regnete stärker. Da kam ihm ein Einfall: du warteſt nicht länger, dachte er, warum naß werden um nichts und wieder nichts, der Jagd gehſt nicht nach, verirrlich sei's, hat der Jäger gesagt, du gehſt gerade nach der Säublume, setzest dich dort wie der Vogel ins Hirs und sagst der Mama, du hätteſt gedacht, dort am sicherſten auf den Papa zu warten.

Er wußte, wie er meinte, ganz sicher, wo die Säublume lag, in einer Viertelstunde gedachte er dort zu sein. Er hing das Gewehr an Rücken, verließ seinen Posten und ging voll Lachens der Säublume zu. Er ging und ging, ging eine Viertelstunde, zwei, drei, vier, aber auf die Säublume kam

er nicht, sondern in einen tiefen Grund. Er klomm an einer Seite empor, da kam eine große Waldmatte, es kam ein Möslein, kam wieder Wald, und regnen that's dazu und die Nebel hingen auf den Wipfeln der Bäume, daß es ein Elend war. Der Lieutenant hatte sich rechts, hatte sich links gewandt, hatte keine Richtung mehr, kein Merkmal, sich zurecht zu finden, am Himmel keins, auf Erden keins, er besaß keine Lokalkenntniß, wußte nichts von Schluchten, Waldmatten oder Möslein. Nun es waren nicht Urwälder, Prairien, unendliche Sandwüsten; an einem Orte werde ein Ende sein, dachte er, wenn er gerade laufe, umkommen werde er wohl nicht. Aber verdammt unangenehm war es ihm doch einstweilen, er begann innen auf der Haut naß zu werden, statt auf der Säublume zu sitzen wie in Abrahams Schooße, er gedachte es so gut zu machen, und wie hatte er es gemacht! So hat man es mit den genialen Einfällen, man meint oft, was daraus herauskomme, und hintendrein sieht man, wie alles ganz krumm gekommen. Bis dahin war er in Hast gelaufen, als ob er was erjagen wollte, jetzt stellte er sich unter eine große Tanne etwas ins Trockne und horchte, horchte lange, aber nichts hörte er, gar nichts als das Rieseln des Regens auf den Blättern der Bäume, es war wie ausgestorben in Moos und Wald. Er schoß sein Gewehr los, legte seine Jagdtasche ab, packte seinen Proviant aus, schoß, uh, horchte auf Antwort, auf Töne irgend welcher Art, aber nichts, gar nichts wollte tönen, nicht eine Glocke, keine Flinte, kein Vogel that den Schnabel auf, geschweige daß eine Kuh sich hören ließ. Sein Proviant war aufgegessen, sein Pulver wollte er nicht alles verschießen, hier bleiben half nichts, es schien ihm eine Einsamkeit, in die seit der Sündflut noch kein Mensch gekommen, er mußte also weiter, aber in welcher Richtung? Er hatte von den Wilden gehört, daß das Moos an den Waldstämmen ihnen die Himmelsgegenden anzeigt, aber was half ihm die Himmelsgegend, da er nicht wußte,

wo er war, alſo auch nicht wußte, nach welcher Seite hin Schloß oder Säublume war. Und als er doch die Bäume unterſuchte, fand er ſie rundum gleich, rundum naß.

Er marſchirte alſo naturgemäß, nämlich da hinaus, wo das Marſchiren am leichteſten war. Gradaus konnte er aber doch nicht wandern, es kamen Hinderniſſe, Dickichte, Schluchten u. ſ. w., die er umgehen mußte, die ihn in eine Richtung brachten, er wußte durchaus nicht in welche, dann ward es wohl licht hinter den Bäumen; jetzt ſei es gewonnen, meinte er, einmal im Freien, fehle es nicht. Aber dann wars nur eine Lichtung im Walde, oder wenn's Feld war, wie er glaubte, ſo war er doch handkehrum wieder im Walde und wußte ebenſo wenig wo er war als früher, denn nie ſah er hundert Schritte weit. Es wurde ihm nachgerade doch unheimlich, denn es ging tiefer in den Nachmittag hinein und er begann müde zu werden; er dachte, ob er wohl verhexet ſei und gebannt in einen gewiſſen Bezirk und ob ihm wohl beim Feierabendläuten der Bann aufgelöst werde, wie er gehört, daß es gewöhnlich geſchehe, oder wie das gehen ſolle die Nacht über, wenn er verhexet bleiben ſollte. Zum Feueranmachen hatte er nichts bei ſich, und wenn er auch keine wilden Thiere zu fürchten hatte, ſo iſt's immer ein fatal Uebernachten im Naſſen, ohne Feuer, ohne Mantel. Feldzug hatte der Lieutenannt noch keinen gemacht; weder Spaniens Glut noch Rußlands Schnee hatten ihn abgehärtet, eine Nacht im Naſſen kam ihm als eine gar zu ſtrenge Sache vor.

Da hörte er etwas, er wußte nicht, brach ein Thier durch Unterholz oder war was los oben in den Bäumen, jedenfalls war es etwas, etwas Lebendiges in der todten Oede. Er ging am Rande eines Eichwaldes und immer ſtärker ward das Geräuſch, blieb jedoch an gleicher Stelle, er konnte es gar nicht heimweiſen. Er marſchirte Gewehr im Arm vorſichtig dagegen zu, ſah Vögel ſtreichen am Rande, in kurzem, raſchem Fluge, ſah ſtarke Bewegung in den Wipfeln der

Bäume, kam endlich darüber, daß es ein wildes Taubenheer sei, welches an den reifen Eicheln sich gütlich that. Der Fund vertrieb ihm die Gedanken, er ward wieder Jäger, schoß, wo er glaubte es sei am besten angebracht. Für das Ohr des Jägers gibt es nicht bald einen bessern Klang, als wenn ein schwerer Vogel von hohem Baume tätscht: einen besonders schönen Tätsch gaben die großen, im Herbst fetten wilden Tauben, zwei, dreimal hörte ihn der Lieutenant, ward davon ganz begeistert, sah nur immer dem unermeßlichen Heer von Tauben nach, das nach jedem Schuß wohl aufflatterte, aber bald wieder zu seinem actus d. h. zu seinem Abendfraß sich setzte.

Eben hatte er wieder geladen und hob die Flinte, da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und ein Mund frug von hinten her: „Um Vergebung g'frage, habt ihr eine Patente?" Man kann denken, wie der Junker erschrack. Früher hätte er gesagt: ein Königreich, wenn er nämlich eins gehabt, für einen menschlichen Laut, jetzt fuhr ihm ein solcher schauerlich durch die Seele, als ob er keine vom König der Waldteufel, der gekommen, den Eindringling beim Nacken zu fassen. Er schüttelte mit dem Kopf, hob die Flinte, schoß, und zwei Tauben tätschten prächtig nieder. „Um Vergebung g'frage, habt ihr eine Patente?" fragte ein langer Mann mit einem breiten Wetterhut auf dem Kopf und einem starken Prügel in der Hand. „Was Teufels geht das euch an," schnauzte der Lieutenant, und machte sich wieder an seine Flinte. „Ich meine wohl," antwortete der Mann ruhig, griff in die Tasche und wies den Bären vor, seinen blechernen Schild mit einem darauf gedruckten Bären, dem bernerischen Wappen, wie ihn die Jagdaufseher zu tragen pflegten, der Kürze halber aber gewöhnlich bloß in der Tasche statt angeheftet. „Habe keine Patente und brauche keine," sagte der Lieutenant unwillig. „Selb wäre curios," sagte der Mann, „selb nähme mich wunder, ihr werdet nicht mehr Recht haben

als andere Leute." — „Ich bin beim Oberamtmann zur Viſite," ſchnauzte der Lieutenant, und ſchlich den Tauben wieder nach, der Aufſeher ſachte hintendrein, ließ ihn ſchießen, ſagte dann: „He nun, ſo wird er euch eine Bewilligung gegeben haben, ſo zeiget die!" — „Warum nit gar, ich ging mit Andern auf die Jagd, mit dem Amtsrichter auf der Sänblume und dem Jäger, verirrte mich." — Das könnte mir ein Jeder ſagen, und ich kann es glauben oder nicht, wie ich will, es wird am beſten ſein, wir gehen gleich miteinander aufs Oberamt, es wird ſich dort ſchon ergeben, wer ihr ſeid." — „Mein Vater iſt der Bruder vom Herrn Oberamtmann," antwortete der Lieutenant. „Ja ja, das wird ſich dann erzeigen, wenn's wahr iſt, aber jetzt helf' ich gehen, es wird ſonſt Nacht, ehe wir dort ſind, und dann habe ich noch weit heim."

Das kapirte unſer Lieutenant, daß er nicht wiſſe, wo er ſei und froh ſein müſſe, wenn ihm jemand den Weg zeige. Ohnehin waren die Tauben erſchreckt und das Beſchleichen ſchwierig geworden. Er ließ ſich alſo willig finden, in Begleit des Aufſehers dem Schloſſe zuzuwandern, von welchem ſie faſt zwei Stunden entfernt waren und zwar von der entgegengeſetzten Seite her, als ſie am Morgen ausgezogen. Der Aufſeher lachte ſehr über die Kreuz- und Querzüge des Lieutenants, die er leicht an den Matten und Möösleín erkannte, welche derſelbe beſchrieb. Es war nicht halb ſo öde geweſen um ihn, als er gedacht; er war nahe an Häuſern vorübergeſtreift, aber er war in der Macht des Nebels gefangen, und die hat ſtarke Bande. Es amüſirte anfänglich den Lieutenant, zu denken, was der Jagdaufſeher für ein Geſicht machen werde, wenn es ſich ausweiſe, daß er wirklich des Oberamtmanns Neffe ſei. Der werde verlegen ſein und nicht wiſſen, wohin kriechen aus Angſt. Bald darauf dachte er aber an die Geſichter der Couſinen, welche die machen würden, wenn er in ſolcher Bewachung einziehe, einem Vaga-

bunden gleich, und wie lange er es werde hören müſſen, wie man ihn eingebracht und was für ein ehrlich Ausſehen er haben müſſe. Als nun ſein Begleiter ihm endlich ſagte, wenn es nicht ſo nebelte, ſo könnte man dort das Schloß ſehen, ſie ſeien keine halbe Stunde mehr davon, ſo reckte der Lieutenant in die Taſche und ſagte: „So, mein guter Freund, jetzt finde ich den Weg ſchon, danke für das Geleit, und da habt ihr was für eure Mühe.“ Der Jagdaufſeher nahm das Stück ſchweigend und ging mit dem Junker weiter. Der Junker verwundert frug: „Iſt das auch euer Weg nach Hauſe?“ — „Nein d's konträr,“ meinte der Mann. „Aber warum kommt ihr dann noch weiter?“ frug der Junker. „Warum ſollte ich nicht weiter kommen?“ ſagte der Mann. „Nun, ich finde jetzt den Weg ganz allein,“ antwortete der Lieutenant. „Ha Bürſchli, hab' dich jetzt, wo ich will, gäll, wo es gegen den Oberamtmann geht, ſpaziert dir das Herz den Hoſen zu. Nei, ſo geht das nicht, ich bin z'alte geworden dazu, der Oberamtmann würde öppe luche und z'letzt mich noch abſetzen, wenn ich ſo dumm wäre.“ — „Aber warum nimmſt dann das Geld?“ frug der Junker ärgerlich. „He,“ ſagte der Aufſeher kaltblütig: „ich dachte, ich hätte einmal etwas, und etwas iſt beſſer als nichts; vielleicht gebe es noch mehr, vielleicht auch nicht, und allweg könne ich es dem Junker Landvogt zeigen, der könne dann daraus ſchon abnehmen, was ihr für ein Kunde ſeid.“

Der Lieutenant hatte gewaltige Luſt, recht zornig zu werden, begehrte mit dem Aufſeher fürchterlich auf, that als ob er denſelben mit Gewalt abtreiben wollte. Der Aufſeher, ſtatt ſich einſchüchtern zu laſſen, ward dadurch nur hartnäckiger und gröber. Den Lieutenant fürchtete er nicht, was ihm körperlich überlegen, und daß er ſich beim Oberamtmann nicht verfehle, wenn er einen Jagdfrevler einbringe, ſei es wer es wolle, das wußte er auch. Einen Kameraden hätte er vielleicht laufen laſſen, aber der fremde Herr da, der bloß z'Bi-

ſite war, was konnte der ihm ſchaden? Der Junker mußte marſchiren, trotz dem gemeinſten Soldaten ſeiner Compagnie, nach der Pfeife des Befehlenden. Im Schloß ging der Aufſeher voran und befahl einem begegnenden Knechte, dem Oberamtmann zu ſagen, er ſolle hinunterkommen, er hätte Einen. Der Junker dagegen wollte die Treppe auf, ſich trennen von ſeinem Begleiter, ſalviren vor den Augen ſeiner Couſinen, er glaubte auf ſicherm Boden zu ſein. Aber ſo hatte es der andere nicht gemeint; am Ziele wollte er ſich ſeine Lorbeeren nicht entreißen, den Junker nicht ziehen laſſen, lieber wollte er Gewalt brauchen, was einen mächtigen Spektakel gab.

Droben im Schloß ſaß die Familie beim Thee, als der Kammerdiener den vom Knecht erhaltenen Auftrag meldete: unten ſei der Jagdaufſeher aus der Oedi und laſſe ſagen, der Oberamtmann ſöll fürecho, er heig ihm Einen. Der Knecht habe hinzugeſetzt, er glaube es ſei der Herr Lieutenant, und ſie hätten gute Luſt einander zu prügeln unten im Hofe. Die Couſinen ſchrien laut auf vor Luſt und Bosheit, ſprangen hinaus, einem Fenſter zu, welches auf den Hof ging, ſchmunzelnd die beiden Herren, der Oberſt war längſt wiedergekehrt, hintendrein. Die Frau Oberamtmännin wäre wahrſcheinlich auch gegangen, wenn ſie nicht mit der Frau Oberſtin zu thun gehabt, die den ganzen Tag in Fiebern zugebracht und Seufzer und mon dieu abgelaſſen hatte, mehr als bei der Schlacht von Leipzig Schüſſe gethan worden. Erſt hatte ſie über das Wetter gejammert, denn wenn der Oberſt naß werde, ſei er krank, und Louis bekomme Zahnweh, und was das für eine Unvernunft ſei, bei ſolchem Wetter auszugehen und wenn ſie nur den Verſtand hätten, direkt heimzukehren, und nicht unterwegs ſich aufzuhalten. Sie ſtichelte auf die Säublume und weder Mann noch Sohn traute ſie überflüſſig.

Sie redete viel von Nachſenden, Heimholen, vielleicht

hätte die Frau Oberamtmännin willfahrt, aber der Herr wollte nicht. Er meinte, ſie ſeien alt genug, heim zu kommen, wenn ſie es für gut fänden, einen Knecht nachzuſenden ſei gut für Kinder. Die Frau Oberſtin hätte von ihrem Manne eine ſolche Antwort nicht hingenommen, aber den Schwager fürchtete ſie. Sie ſchmollte nicht einmal mit ihm, ſeufzte bloß deſto ſtrenger. Endlich kam der Oberſt heim, übellaunig erſt, dann luſtig, als er in trockenen Kleidern behaglich an der Tafel ſaß. Es giebt wohl kein behaglicheres Gefühl als das des Jägers, der nach harten Mühen und wildem Wetter daheim behaglich ſitzt und ſich gütlich thut. Jetzt hatte auch die Oberſtin weder Mitleid mit ihm noch Kummer ſeinetwegen, deſto mehr plagte ſie ihn mit Vorwürfen wegen Louis, daß er den armen Jungen bei ſolchem Wetter im Stich gelaſſen. Sie entwickelte an dieſem Exempel ſehr gründlich den Unterſchied zwiſchen einer Mutter und einem Vater. Wie wäre es einer Mutter möglich geweſen, bei ſolchem Wetter ohne Kind zurückzukehren, es ſtecken zu laſſen, und wo? in einem Walde, man denke. Man wollte ihr den Unterſchied begreiflich machen zwiſchen einem Kinde und einem Lieutenant, aber ſie ging nicht darauf ein, Kind ſei Kind, ſagte ſie, und einer rechten Mutter werde ein Kind je länger je lieber, anders zu fühlen ſei ja thieriſch. Katzen thäten es und die abſcheulichen Hunde, daß ſie ihren erwachſenen Kindern nichts mehr nachfrügen. Unglücklicherweiſe ſagte eine der Couſinen: „Aber Tante, wollte doch nicht ſo Angſt haben um Louis. Was gilt's, der ſitzt auf der Säublume und macht ſich luſtig mit des Amtsrichters Töchtern.“ Die Mutter Oberamtmännin warf der vorlauten Tochter einen ſcharfen Blick zu, aber leider zu ſpät, der Funke war am rechten Orte gefallen, der Frau Oberſtin war erſt jetzt nicht mehr zu helfen, was die jetzt für mon dieu fliegen ließ! Der arme Louis unter den frechen Mädchen, unter Bauernmenſchern! Da war ja mehr als Lebensgefahr, und noch dazu war der Oberſt ſo boshaft

zu ſagen, daran hätte er nicht gedacht, ſonſt wäre er ſicher auch hingegangen, entweder hätte er ihn dort gefunden oder ihn dort erwarten können, dann wären ſie beide zuſammen heimgekommen. Die Frau Oberſtin jagte ihm einen Blick zu, daß es dem Oberſten wohl kam, daß derſelbe weder Pfeil noch Kugel war.

Des armen Lieutenants Lage auf der Säublume kam ihr ſo ſchrecklich und gefahrdrohend vor, daß ſie nicht ruhte, bis endlich der Jäger ablaufen mußte, das arme Kind dort zu ſuchen und heimzuholen. Wenn ſich nicht die Frau Schwägerin ihrer erbarmt hätte, ſo iſt's zweifelhaft, ob die Herren eine ſolche Expedition zugelaſſen. Aber was half ſie? nichts! Der Jäger brachte die Nachricht, man hätte den Lieutenant dort nicht geſehen, aber man wolle auf ihn achten; die Frau Amtsrichterin hatte ſagen laſſen wollen, man ſchicke Knechte aus, ihn zu ſuchen. Aber der Amtsrichter hatte geſagt: „Flauſen, nie z'nöthlich thun, der Oberamtmann hat mehr Leute, die er ausſenden kann, als ich. Daneben wird er ſchon wiederkommen, wenn ihn der Hunger plagt.“ Jetzt war der guten Frau Oberſtin erſt nicht zu helfen, ſie ſah ihren Louis verſchmachtet, verriſſen, verfreſſen von wilden Thieren, verſoffen im Waſſer, verloren für Zeit und Ewigkeit. Sie gab hintenum zu verſtehen, wenn der Oberamtmann Verſtand hätte, ſo böte er den Landſturm auf, den Louis zu ſuchen, zu retten. Aber je anzüglicher ſie that, deſto holzböckiger that der Oberamtmann. Er hatte Manieren, er war ſogar ein galanter Herr, aber auf Erden haßte er nichts ſo ſehr als Dummthun, beſonders Dummthun der Seinigen. Es iſt ſehr möglich, daß er Frau und Töchtern Ohrfeigen ausgetheilt hätte, wenn ſie ſich geberdet hätten wie ſeine geliebte Frau Schwägerin, aber die wußten wohl woran ſie waren, ſo was fiel ihnen daher auch im Traum nicht ein. Der Oberamtmann dachte auch nicht von ferne daran, Mannſchaft aufzubieten, ſondern verſuchte, ſich mit ſeinem Bruder in gelehrte Geſpräche über das

franzöſiſche und deutſche Kommando zu vertiefen, wobei ſich der Oberſt ſehr dienſtfertig zeigte, die Frau Oberſtin dagegen faſt aus der Haut fuhr und ſehr gereizt ernſtliche Maßregeln zur Rettung des verlorenen Sohnes aufs Tapet brachte. Es war eben die Rede davon, als die Nachricht kam, Einer ſei eingebracht, wahrſcheinlich der Herr Lieutenant. Das ſchlug der Frau Oberſtin wieder in die Glieder, ſie fiel faſt in Ohnmacht, aber eigentlich nicht aus Freude, ſondern aus Angſt, man habe den pauvre garçon mißhandelt, und aus Entrüſtung über ein Land, wo man Einen vom Adel, einen Lieutenant einbringe, als ſei er ein Verbrecher oder gar ein gemeiner Menſch.

Während unten der Lieutenant mit dem Aufſeher heftig ſich zankte, erſcholl über ihnen ein hell Gelächter. Unter offenem Fenſter ſahen die Streitenden die zwei lachenden Töchterlein und hinter dieſen die mächtigen Geſtalten der zwei Herren mit luſtigen Geſichtern. Ehe die unten zur Rede gekommen, über jeder bemüht, den andern beim Kragen zu nehmen und zu präſentiren, beugte ſich der Oberamtmann vor und ſagte lachend: Brav, Kaspar, brav, daß ihr mir wieder Einen bringt, den will ich lieb haben! Jetzt laßt ihn laufen, der entrinnt nicht, und geht hinein, ſie ſollen euch zu eſſen und zu trinken geben, ich komme dann hinunter. Kaspar ſuchte nun gemüthlich ſchmunzelnd die wohlbekannte Stube, während der Lieutenant, nicht ſehr erbaut über den Empfang, die Treppe aufſtieg. Es fehlte nicht viel, er hätte im Abgehen dem Aufſeher noch eine brave Ohrfeige abgeſtreift. Oben wurde er von den Couſinen mit einem Kreuzfeuer von Witzen empfangen, in welchem ſeine ganze Perſon jämmerlich hergenommen wurde, ehe er zu Worten kommen konnte. Couſin Louis hatte Manieren, kam nicht gleich aus der Poſition, zog aus der reich gefüllten Jagdtaſche zwei Tauben, hielt ſie als Schild vor, hätte ſie vielleicht als Angriffswaffe gebraucht, wenn nicht aus einer Thür ſein Name gerufen worden wäre.

Seine Mutter wollte ihn ſehen, ſich überzeugen, daß er noch ganz ſei. Als ſie ihn ſah, ſo naß und mit den blutigen Tauben in der Hand, da hielt ſie die Hand vor, prallte weit zurück, rief zornig: **Fi donc, va-t'en, polisson!** wollte nichts von ihm ſehen, nichts von ihm hören, zappelte ordentlich, bis er verſchwunden war.

Unten erzählte der Kaspar mit großem Behagen, wie er den jungen Herrn eingefangen, wie der es ihm habe machen wollen, wie aber Kaspar Kaspar ſei. Wenn er die berühmte Seeſchlange eingefangen, er hätte nicht glücklicher leben können im Gemüthe an ſeinem dargelegten Heldenmuthe. Die Dienerſchaft, namentlich die Kammerjungfer der Frau Oberſtin wollte dem Kaspar Angſt machen. Sie ſagte ihm, das ſei wirklich des Oberamtmanns Neffe, und ſein Vater ſei auch da, und der ſei Oberſt, und wenn der Junker oben erzähle, wie er behandelt worden, ſo werde es ſchön Feuer geben. Kaspar komme ins Zuchthaus, oder wenn er mit fünfundzwanzig aus dem Pfeffer und zwei mal vierundzwanzig Stunden hinten bei Waſſer und Brod davonkomme, ſo ſolle er Gott danken. Unheimlich regte es ſich freilich in Kaspar's Gemüth, daß der Eingebrachte wirklich des Oberamtmanns Neffe war, aber Kaspar hatte als Jäger zu viel von den Füchſen gelernt, um irgend was merken zu laſſen. Er ſagte, ja wenn der Oberamtmann eine hübſche Jungfer wäre wie ſie, dann wollte er machen, daß er fortkäme, während es noch Zeit ſei, aber zwiſchen einem Oberamtmann und einer ſchönen Kammerjungfer ſei allweg ein Unterſchied. Der Oberamtmann ſehe aufs Recht und nit uf d'Hübſchi wie ſo es Jüngferli, das oft den größten Spitzbuben am liebſten hätte. Kaspar focht blindlings, aber ungefähr trifft man manchmal am ſchärfſten. Er begriff es gleich, warum die Andern lachten, ward wieder ſtark in ſeinem Inwendigen, und als der Oberamtmann mitten im Gelächter eintrat, ſtand Kaspar auf und brachte in gehöriger Deferenz vor, daß es ihm leid ſei, wenn er ge-

fehlt, aber er ſehe den Leuten nicht an der Naſe an, wer ſie ſeien. Er fahre nach ſeiner Inſtruktion, und wenn das nicht recht ſei, könne er in Gottes Namen nichts dafür. Daneben ſei der Herr ſelbſt ſchuld, wenn er rauh mit ihm umgegangen. Wo ſie gegen das Schloß gekommen, habe derſelbe ihm eine Franke gegeben, wenn er ihn laufen laſſe. Er habe die Franke genommen und geſagt, jetzt erſt mußt warten, Bürſchli. Da ſei ſie, ſagte er, und ſtreckte ſie dem Oberamtmann dar. „Behaltet ſie und da habt ihr noch was dazu," ſagte der Oberamtmann. „Ihr habt eure Sache recht gemacht, Kaſpar, es wäre wohl gut, es wären Alle wie ihr, dann könnte man dabei ſein. Ich bin ſelbſt im Fehler, ich hätte jedem eine Bewilligung ausſtellen ſollen, aber ich dachte nicht daran, weil ſie mit dem Amtsrichter gingen. Macht es immer ſo, Kaſpar, und wenn ich mehr Einen beeidige, ſo will ich ihm ſagen: mach's wie Kaſpar." Man kann denken, wie hoch das Kaſpar nahm und wie ſtolz es ihn machte. Nun war er auch einer der Glücklichen, die eine Heldenthat in ihrem Leben haben. Eine Heldenthat in ſeinem Leben iſt eine unerſchöpfliche Büchſe voll Luſt und Wonne, ſie erheitert die Seele in trüben, einſamen Stunden, ſie gießt dem Menſchen unter Menſchen ein mächtiges Selbſtbewußtſein ein, das ſtrahlend leuchtet, wenn zwei oder drei beiſammen ſind oder wenn unter Hunderten der Menſch ſitzet; ſie iſt ein warmer Ofen, an welchem der Menſch ſein alle Jahre kälter werdendes Blut Tag und Nacht zu erwärmen vermag, auch wenn er kein Scheit Holz und keinen Tropfen Warmes im Hauſe hat, ſie iſt ein Demant, welcher dem Beſitzer, je mehr er ihn braucht, um ſo unvergänglicher und merkwürdiger zu werden ſcheint.

Während der Verhandlung da unten gab der Lieutenant ſeine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieſer Aufmerkſamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaſpar weg hinaufſchoß, und mit den Worten: der Herr Lieutenant wird wollen d's Koche lere, d's Rupfe wird er wohl ſchon

können, wieder wegſchoß. Wie es ſcheine, dachte der Junker, ſei es heute nicht richtig, ſondern neble überall, und er machte, daß er in ſein Zimmer kam. Er war hungerig und durſtig, man wird es begreifen; doch machte er ſorgfältig Toilette, warf ſich in die Bruſt und erſchien wie ein Halbgott im Salon, er ſtellte ſich außerhalb der Gränze des Ausgelachtwerdens. Das iſt ſchon viel gemacht, wenn das Einer kann. Im Salon war er wirklich Allen eine willkommene Erſcheinung, hauptſächlich als Blitzableiter für die Frau Oberſtin, die heute voll Nebel und elektriſchen Stoffes war, ſo daß ſie, wo man ſie auch berühren mochte, ringsum Funken ſtob. Damen von dieſer Sorte ſind die intereſſanteſten, bildendſten Perſönlichkeiten, ganz beſonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich ſollen die Gauner in London zur Dreſſur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen geſpickt. Nun ſoll der Lehrling die Taſchen leeren, ohne daß die Schellen Laute geben, die Perſon ſich bewegt; giebt's einen Laut, regnet es Schläge. Accurat ſolche Figuren hat man in der ſchönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen ſind ſie, Capricen nennt man ſie auf welſch oder de l'humeur, Wunderlichkeit oder Teufelſüchtige auf deutſch; ein Blick, ein Wort, ein Tritt, hat es gefehlt, wird die Naſe gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen wie ein alter Huſarenſchnauz, das Schnupftuch fährt im Geſicht herum, es giebt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum, es wird lancirt, links und rechts, ja es werden ſogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit ſolchen Figuren Stunden umzugehen, ohne ſie zu touchiren, daß ſie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu nehmen, daß es keinen Gux gibt, mit heißen, zärtlichen Blicken, die niemand merken ſoll, das iſt die Spitze dieſer Kunſt. Glücklich ſind die Söhne, welche ſolche Mütter haben, ſie lernen die ſo ſchwere Kunſt gratis. Man wird bemerken, daß hübſche Söhne mit ſolchen Müttern wunderbar

nnzugehen wiſſen und nicht ſelten ſie furchtbar tyranniſiren, ihnen zehnfach eintreiben alle ihre Sünden gegen ihre Mitmenſchen. Töchter dagegen ſind zu bedauern, ſie ſchaffen mit ſolchen Müttern nichts, lernen von ſolchen Müttern wenig, haben ihnen aber hier und da einen Mann zu verdanken, den die Mutter über Hals und Kopf aufgetrieben, um die Tochter aus dem Hauſe zu bringen.

Als der Lieutenant nun ſo friſch und ſchön hereintrat, wurde die mütterliche Eitelkeit wach, ſie freute ſich ſeiner bonne façon und der feinen Art, mit welcher er ſich gegen die Tante betrug, die recht mütterlich für ſeinen Hunger und Durſt ſorgte. Sie betrachtete ihn ganz als ihr Produkt, ſowohl die Schönheit als die Manieren anbelangend. Wirklich machte er ſich dieſen Abend auch ſehr liebenswürdig. Er erzählte auf eine Weiſe, welche bedeutende Anlagen verrieth, ſein Abenteuer, ergriff alle weiblichen Herzen mit den Schilderungen ſeines Verlaſſenſeins in dieſer naſſen Schauerlichkeit eines nebelvollen Tages, in düſterm Moos und Wald. Er intereſſirte die Herren mit ſeiner Taubenjagd, ihnen war nie eine ſolche Taubenarmee vor den Schuß gekommen. So ſehr die Frau Oberſtin Freude hatte, konnte ſie ſich doch nicht enthalten, die Herren zu trümpfen, namentlich ihren Mann, der früher über die Unerfahrenheit des Junkers geſpottet, während derſelbe reiche Jagdbeute gemacht und ſie keine. In dieſer Beziehung glich die Oberſtin auffallend einem Dampfkeſſel. Wie man bei dieſem von Zeit zu Zeit unbrauchbaren Blaſt auslaſſen muß, ſo mußte die Oberſtin immer von Zeit zu Zeit den Kyb loslaſſen, der ſich fort und fort bei ihr ſammelte.

Schließlich ergötzte er Alle mit der Beſchreibung ſeines Zuſammentreffens mit Kaſpar, dem Aufſeher. Er ſtellte ihn dar als einen Waldteufel, einen aufrecht gehenden Bären, beſchrieb, wie er ihm langſam nachgetrappt, er immer zugeſchoſſen habe, was ſie auf dem Heimweg geſprochen, wie einer

den andern zu überlisten gesucht, wobei der Junker sich selbst gar nicht schonte und drollig genug die Freude des Aufsehers schilderte, der gestrenge Herr Oberamtmann werde dem Säubub, der unbefugt ihm die Tauben tödte, fünfundzwanzig aufmessen lassen. Hier geriethen die Oberstin und der Herr Schwager wieder hart aneinander.

Die Frau Oberstin schauderte bei dem bloßen Gedanken, nicht an die Möglichkeit, daß ihr Söhnlein sie je erhalten könnte, das gehörte weit außerhalb ihres Gedankenkreises, sondern daß ein solcher Kerl an so was nur denken dürfe. Sie warf dem Oberamtmann vor, daran sei er schuld, so komme es, wenn man die Leute behandle wie er, daß sie sich einbilden müßten, es sei fast kein Unterschied zwischen ihm und ihnen. Wenn er die Leute recht zu behandeln wüßte, so hätte er den Flegel drei mal vierundzwanzig Stunden in's Gefängniß thun lassen. Mit solcher Humanität richte man nichts aus, mache die Leute nur unverschämt. Es werde die Zeit kommen, wo man die Unvernunft einsehen werde. Dann könne man die Finger abbeißen vor Verdruß, aber das könne man lange, die Sache sei doch wie sie sei. Der Oberamtmann gab zu bedenken, daß in solchen Dingen die Frauen kein Urtheil, keinen Verstand hätten, wo Ordnung sein solle, müsse Disciplin sein, die sei aber nur möglich, wo Gerechtigkeit sei, jeder seine Pflicht thue, danach belohnt oder bestraft werde. So sei es hier, so sei es in einem Regiment, dafür könne sein Bruder Zeugniß geben. Der Oberst möge sein wie er wolle, wenn er nicht gute Ober- und Unteroffiziere habe, so laufe es nicht, und die erhalte man nur bei gerechter Strenge. Weit entfernt den Kaspar zu strafen, habe er ihm ein schönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Lieutenant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn Andere ein. Hätte er ihn gestraft oder ihm nur böse Worte gegeben, so wäre er verhunzt gewesen und hätte sein Lebtag nie mehr zu etwas getaugt. Die Frau Oberstin

war nicht von denen eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann ſtand bei einem Kapitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden und wie, wenn ſo eines lange dauere, in einem Hauſe man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuſe, weil die das ewige Tſchäder auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu ſtark im Zug, da zündete der Lieutenant ruhig, faſt wie im Traume, eine Cigare an und blies nach einigen ſtarken Zügen Wolken Rauchs um ſich. Da fuhr die Frau Oberſtin auf wie von einem Skorpion geſtochen, ſchmiß Louis einige welſche Ehrentitel zu und ſchwankte von einer Nichte unterſtützt aus dem Zimmer. Der leiſeſte Tabaksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie ſie ſagte. Ueber Louis etwas groben Witz ward ſtillſchweigend weggegangen; man fand, es ſei ſo ſchicklicher. Hätte man darüber Louis was ſagen wollen, ſo hätte der die liebe Mutter ins Geſpräch gezogen, und was trug das ab? Es begriff das niemand beſſer als der Oberſt, der griff daher auch das Kapitel von der Disciplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Reſt des Abends recht kurz und vergnügt.

Beſucher gleichen den Streifwachteln, ſie ſitzen während ein paar ſchönen Tagen ab, dann ſtreifen ſie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zuſehen, wie man es macht ohne ſie. So waren auch Oberſts fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schloſſe. Der Frau Oberamtmännin war das ſo unlieb nicht: ſie konnte dann das Einherbſten ungeſtört beſorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, ſie hätte ſie bloß für den Sonntag bekommen, ſodaß ſie alle Tage Sonntag haben könnten, ſie meinte, ſie ſeien auch Werktagskinder und müßten auch ſechs Tage arbeiten und ſchaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich,

die Gebote Gottes seien für alle Leute und absonderlich für die Vornehmern, die sollten das Beispiel geben und namentlich gerade die sollten sechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erstlich wegem Exempel und zweitens wegem Nutzen, denn Müssiggang ist aller Laster Anfang, absonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müssen und voll Bosheit. Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein den Kabis selbst hobeln und einstampfen mußten, aber sie mußten doch dabei sein, mußten zusehen wie man es macht, wie es geht, mußten, wie man zu sagen pflegt, Verstand von allem zu kriegen suchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, sie meinten, es müsse so sein.

Wenn Freundinnen zum Besuch kamen, besonders aus der Stadt, und die Nase rümpften über solche Zumuthungen, gränneten über eine ländliche Lebweise, wo dem weiblichen Geschlechte noch etwas mehr zugemuthet wurde als die Puppe zu spielen, ja manchmal sogar einen Korb oder sonst was auf ganz gemeine Weise anzurühren und sogar zu tragen: Mach nur, daß der Papa es nicht sieht oder hört, wie du das anfiehst, sonst nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen! warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab schnippische, naseweise Dinger, welchen das Gesicht des Herrn Oberamtmanns nicht so imponirte wie Allen, welche in seiner Nähe lebten, sondern die den Kitzel fühlten, mit ihm anzubinden, sich ausließen über die Zumuthungen, welche an Fräulein gestellt wurden, als ob sie unter die arbeitende Klasse gehörten, als ob sie ihr Brod verdienen müßten. Wohl, die rannten schön an, die thaten es nie mehr zum zweiten Mal, der Oberamtmann vertrieb mit seinem Schlachtengesichte ihnen die Lust beim ersten Mal und zumeist noch ziemlich höflich. Er frug, was sie meinten, wofür sie eigentlich in der Welt seien. Solche unverblümten Fragen setzten die keckſten Leute zuweilen in Verlegenheit. Er

frug weiter, ob sie nicht ein Buch kennten, in welchem schwarz auf weiß stehe, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Und in dem gleichen Buche heiße es auch, es habe jedermann sein Pfund erhalten und das Pfund, solle er anwenden, und je nach der Anwendung werde einst der Mensch belohnt oder bestraft. Der Oberamtmann war ein sehr ehrenfester Mann, aber zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, daß er aus der Bibel hauptsächlich die Sprüche kannte, welche er auf Andere schlagend anwenden konnte und wirklich auch anzuwenden wußte. Wenn er nun mit solchen Fragen einem Fräulein auf den Leib rückte, so fragen wir, ob es nicht natürlich war, daß es in Verlegenheit gerieth. Wenn man so unvermuthet kommt und sagt: Seh mal, laß sehen, wo hast dein Pfund, gib füre! wo ist das Fräulein zu Stadt und Land, welches nicht einigermaßen in Verlegenheit gerathen würde? Soll sie sagen, ich bin schön, ich kann claviren besser als König David harfen, tanzen ebenfalls besser als er, zeichnen wie ein Blitz und schön daneben, les honneurs machen auf deutsch und welsch und ganz artig, daneben habe ich viel Conversation, und das Maulstück steht mir nie, als wenn ich schlafe: wir fragen, kann ein Fräulein wohl so antworten, und wenn sie nicht so antworten kann, was soll sie dann antworten? Ja so kann man in Verlegenheit kommen, wenn jemand das Fragen nicht scheut, und wenn man so gleichsam vergessen hat, sich selbst zu fragen, für was ist eine vernünftige Person auf der Welt und gesetzt der Fall, ich sei eine vernünftige Person, welches ist mein Pfund, mit dem ich was Vernünftiges anfangen und damit gewinnen soll andere Pfunde? Wer einmal in dieser Fragen Klemme gewesen war, der hütete sich vor dem zweiten Mal und that wohl daran.

Besonders in dem Herbste, von welchem wir erzählen, hatte man sich zu hüten, das schwere Geschütz des Oberamtmanns nicht sich zuzuziehen; er war so übellaunig, daß die

Frau Oberamtmännin ihre ganze Kunſt aufbieten mußte, um leidlich Wetter zu machen. Es war ein prächtiger Herbſt, ein unvergleichlich Jagdwetter, und eine Maſſe von Geſchäften lag vor dem Oberamtmann, namentlich Unterſuchungen, Verhöre muthmaßlicher Diebe, wirklicher Vagabunden, welche das ſchöne Wetter zum Spazieren auffallenderweiſe benutzten. Da mußte nun unſer Oberamtmann hinter dem Fenſter ſitzen, Spitzbuben verhören, verſchmitzte Kerls, deren größter Spaß es war, Richter anzulügen und an der Naſe herumzuführen Tage lang, und draußen das prächtigſte Wetter von der Welt! Man begriff, daß es dem Oberamtmann in allen Gliedern gramſeln mußte, wenn ein Gauner mit ſeinem Schelmengeſicht durch ſeine Antworten ihn muthwillig herumzerrte und fitzte, wie man zuweilen ſich den Spaß mit jungen Hunden macht, und wie er ſo Einem unwillkürlich fünfzehn bis zwanzig dictiren mußte und zwar aus dem Salz. Und wenn dann obere Behörden ſich veranlaßt fanden, den Herrn Oberamtmann ernſtlich zu erſuchen, in ſeinem Eifer ſich zu mäßigen, ſo war das ebenfalls kein geeignetes Mittel, ihn beſſerer Laune zu machen.

Einmal war auch ſo ein prächtiger Tag, weder Reif noch Nebel waren in der Nacht geweſen, ein ſchöner Thau hatte den Boden eben recht angefeuchtet, ein feiner duftiger Schleier gab der Erde ihren Schmelz. Vor dem Schloſſe hatte der Herr ſeine Pfeife geraucht, war endlich voll Zorn in ſein Audienzzimmer hinaufgeſtiegen und hatte ſich zwei vorführen laſſen, einen Mann und ein Weib, die ſich offenbar kennen mußten und doch nichts von einander kennen wollten. Der Oberamtmann inquirirte ſich bald in Feuer, der Mann ſpielte den Heuchler, das Weib that ſchnippiſch und jagte dem Herrn das Blut in Kopf, und arg mußte es damit werden, denn er drehte denſelben immer, ſchnellte ihn förmlich einige Male dem Fenſter zu, blieb ſtecken mitten in einer Frage, fragte endlich den Schreiber: „Still doch, was hört man?“

„Ich glaube ein Gjäg," sagte dieser kaltblütig. Der Herr sprang auf, riß das Fenster auf, da kam es schön und voll zum Fenster herein das Getöne einer wilden Jagd. Noch scholl es von ferne her, aber eine prächtige orgelnde Stimme hob sich vor den andern heraus, wie der erste Tenor aus einem wirbelnden Chor. „Wer zum — sagt da?" frug der Herr zornig. — „Es wird wahrscheinlich der Amtsrichter sein," sagte der Landjäger. „Es dünkt mich, ich kenne die Hunde, besonders den einen, er hat die schönste Laute weit und breit." — „So, der Amtsrichter, so, der wird meinen, er müsse mir die Langweile vertreiben," sagte der Herr. „Der könnte auch was Besseres thun, als z'jagen." — Er trat zurück und begann wieder zu fragen. Da brachen die Hunde aus dem Walde ins Feld hinaus, näher dem Schlosse zu. „Ja, es sind des Amtsrichters Hunde," sagte der Landjäger, „ich kenne sie jetzt. Es sollen b'sunderbare Hunde sein; man sagt, der Amtsrichter thäte sie nicht geben um vier schwarze Stiere. Mit Schein haben sie verloren, der Hase wird sich versetzt haben." — „Nun, jetzt wird er Verstand haben und abrufen, er wird mir doch nicht da unter der Nase jagen wollen," dachte der Herr, drehte sich wieder der Arbeit zu, inquirirte, daß Funken stoben. Da knallte es unten im Thale, neu brachen die Hunde los. „Ich wollte!" rief der Oberamtmann, den Rest vernahm man nicht, lief zum Fenster, sah wie ein Jäger einen Hasen weiter trug und dennoch die Hunde fortjagten, dem Schlosse zu, im Schloßberg einen Lärm verführten, daß man kaum sein eigen Wort vernahm, als ob sie den Oberamtmann mit Gewalt ins Freie heulen wollten. Der schloß im Zorn die Fenster, befahl dem Landjäger, er solle mit dem Jäger hinuntergehen und die Hunde erschießen, es nehme ihn doch wunder, ob er nicht sicher sein könne im Schlosse. Solch Trotz und Bosheit habe er nicht erlebt, da könne er in der Stube bleiben, derweile jage der Bauer ihm unter den Fenstern, daß man das eigene Wort nicht mehr verstehe; so könne es nicht

länger gehen, man müſſe dafür ſorgen, daß man wieder wiſſe, wer Meiſter ſei im Lande.

Man ſei billig: es war wirklich ſtrenger Tubak für den Oberamtmann. Der Amtsrichter war freilich in ſeinem Recht, dieſes Recht koſtete ſechs Thaler, erſtreckte ſich über den ganzen Canton, das Hochwild ausgenommen, und dieſes Recht konnte von jedem erkauft werden, der ehrenfähig oder Offizier, obrigkeitlicher Beamter war oder ein gewiſſes Vermögen beſcheinigen konnte. Nebenbei hatten die Oberamtmänner das wenig beſchränkte Recht, Bewilligungen, gültig in ihrem Kreiſe, zu ertheilen. Indeſſen wenn die Jäger unter ſich Friede haben wollten, ſo kam einer dem andern nicht zu nahe, jagte dem andern nicht bis vor die Küchenthüre. Es war von je ſo und wird ſo bleiben: man hat gern ſo ein eigen Gehege und wer dem Andern ins Gehege kömmt, werde nun darin gehegt, was da will, wird nicht mit liebenswürdigen Augen angeſehen. Nun denke man ſich zu dieſem noch das. Da im Zimmer ſaß ein alter Edelmann von gutem Blute, nicht Hofadel ſondern Bauernadel, d. h. Adel im Lande entſproſſen, und fragen thut es ſich, welches der wirklich vornehmere ſei, und dieſer alte Edelmann mußte mit zwei Gaunern die Zeit verbrauchen im Zimmer, unterdeſſen jagte ihm der Bauer um's Schloß herum, ſchoß vor ſeinen Fenſtern einen Haſen, forcirte möglicherweiſe einen zweiten in ſeinem Garten — und er ſaß da, zwei Gauner hielten ihn zum Beſten, er hatte ernſte Befehle, die Unterſuchung ſo ſchnell als möglich zu beendigen, weil ſie mit andern zuſammenhing und er konnte nicht vorwärts kommen, mußte die luſtige Jagd draußen hören und drinnen die verſchmitzten Geſichter ſehen! Wir fragen, ob man darob nicht faſt zum Narren werden mußte, ob da nicht ein Zorn zu verwerfen war, daß es faſt über menſchliche Kräfte ging.

Auch gelang es unſerm Oberamtmann wirklich nicht. Der Gauner ſollte ausgeſchmiert werden und er hatte den

Landjäger nicht, der Landjäger ſollte draußen die Hunde erſchießen und er ſchoß nicht, der Oberamtmann rief nach ihm und er kam nicht, er ſchickte den Schreiber aus, der blieb aus. Der Oberamtmann war drauf und dran, dem Schreiber die Gaunerin, der Gaunerin den Gauner nachzuſenden, und zu allem dem jagte es draußen ſo luſtig und wild, daß luſtiger nichts genutzt hätte. Die Frau Oberamtmännin ſchwitzte faſt Blut. Begreiflich ärgerte ſie die Unbeſcheidenheit oder vielmehr der boshafte Hohn des Amtsrichters ſehr. Sie könne es vom Amtsrichter nicht begreifen, ſagte ſie, er habe ſonſt ihren Herrn in dieſer Sache ſehr geſchont. Entweder müſſe es etwas Ungerades zwiſchen ihnen gegeben haben, oder ſie verſtehe ſich nicht mehr auf die Leute. Indeſſen das durfte ſie einſtweilen ihrem Herrn noch nicht ſagen, denn, wie es allgemein iſt, wäre ein Entſchuldigen von Menſchen, über die der Herr in Zorn war, Oel in Feuer gegoſſen geweſen. Es ging draußen kein Schuß, es jagte luſtig fort, der Herr war im Begriff, Gauner Gauner ſein zu laſſen und ſelbſt zur Flinte zu greifen, da endlich knallte es nicht weit hinter dem Schloß, die Hunde verſtummten, der Herr dachte, nun endlich! Es wird dem Amtsrichter wohl erleiden, mir die Haſen zum Fenſter einzujagen, es nimmt mich wunder, ob es der mit der verfluchten Laute iſt?

Aber lange wollte niemand kommen, Bericht zu geben. Endlich zeigte ſich der Schreiber, der wollte nichts wiſſen, er hatte die Andern nicht antreffen können, aber es hätte ihm geſchienen, er höre à la mort rufen. Wenn man einen Hund erſchießt, ſo kann man auch ſo rufen, ſagte der Oberamtmann, es iſt nirgends geſchrieben, daß man es nur bei einem Haſen thun kann. Darauf kam der Landjäger, wollte auch nichts Beſtimmtes wiſſen, nur ſchien ihm, daß nicht der Jakob (der Jäger) geſchoſſen, deſſen Flinte knalle anders. Der kriegte einen tüchtigen Putzer, denn er hätte Zeit genug gehabt, genau zu erkunden, was geſchehen. Endlich erſchien der Jakob

ſelbſt mit einem prächtigen Haſen in der Hand und wurde, ehe er zu Worte kam, angefahren, es hätte ihn niemand heißen Haſen ſchießen, ſondern die Hunde.

„Verzeiht, Junker Landvogt," ſagte der Jäger, „ich habe gar nicht geſchoſſen. Ich konnte nicht eher dazu kommen, als bis eben d's Dragoners Sohn im Schnitzboden (man ſagt, er gehe zu einer von Amtsrichters Töchtern und werde wohl ſein Tochtermann werden) den Haſen geſchoſſen. Wohl, dem ſagte ich, ob das Manier ſei, dem Junker Landvogt die Haſen um das Schloß herum zu jagen. Da entſchuldigte er ſich ſehr, es ſei nicht expreß geſchehen, die Hunde ſeien halt dem Haſen nach, und dem Haſen hätten ſie nicht befehlen können, wohin er gehen ſolle. Er laſſe dem Herrn Oberamtmann ſein Kompliment machen und ſchicke ihm den Haſen zum Präſent." — „Und du biſt Eſel genug und nimmſt den Haſen! Auf der Stelle mach dich ihm nach und ſage ihm, ich brauche keinen Haſen von ihm, er ſolle ihn ſelbſten freſſen. Wenn ich Haſen wolle, könne ich ſelbſten ſchießen. Der Lumpenhund! jetzt noch das Geſpött mit mir treiben zu wollen!" Da Jakob zaudernd daſtand und ſagte: „Ja, ich weiß nicht, wo ihn finden, er ſagte mir nicht, wohin er gehe," ſo machte der Herr eine Bewegung, welche Jakob kannte, daher ſo ſchnell als möglich die Thüre zwiſchen ſich und den Herrn zu bringen ſuchte. So wie der Herr es auffaßte, war dies wirklich das Düpflein auf dem J, und wenn dies ungefähr fünfhundert Jahre vorher geſchehen, ſo wäre nach einer Stunde eine ſchnaubende Schaar aus dem Thore geritten, hätte die Säubluume niedergebrannt, den Amtsrichter ſammt Weib und Kindern an dem Nußbaume aufgehängt.

Was eigentlich den gnädigen Herrn am täubſten machte, war das Gefühl ſeiner Machtloſigkeit gegen ſolche blutige Beleidigung. Das Geſetz gab ihm keinen Griff und er wußte, daß er mit Eigenmächtigkeiten bei ſeinen gnädigen Herren und Obern nicht wohl ankam. Sie waren zwar ſeine Stan-

desgenossen, Vettern und Rathsverwandten nach alter Redeweise, aber mehr als einer hatte ihm schon gesagt: Fritz, Fritz, nimm dich in Acht, in allen solchen Dingen kriegst gewiß Unrecht, denke, wie unangenehm es dir dann sein muß, das Urtheil den Betreffenden selbst eröffnen zu müssen. Das hatte er schon mehr als einmal erfahren und es war wirklich auch das Bitterste in seinem Leben. Die Herren von Bern waren, im Ganzen genommen und namentlich im Verhältniß zur Zeit und ihrer Macht, sehr gerecht und namentlich unbestechlich, und von der Regel waren die Ausnahmen selten. Herausfordern konnte der Oberamtmann auch nicht, Säbel und Degen lagen zwar gut in desselben Hand, und Muth sie zu gebrauchen hatte er auch mehr als genug, aber was konnte er machen damit gegen einen Bauern? Aber seine hauptsächlichste Machtlosigkeit, der er eigentlich nicht einmal einen Namen geben konnte, bestand darin, daß niemand seinen Zorn theilte, niemand ausführte, was er befahl, und doch niemand eigentlich ungehorsam schien. Er befahl donnernd, und männiglich lief, zappelte, flog manchmal sogar und kam endlich mit einer guten Ausrede wieder, warum er beim besten Willen das Befohlene nicht habe ausführen können. Es war, als ob eine unsichtbare Macht den Takt schläge der Dienerschaft, was zu thun, was zu unterlassen sei. Und wer recht gute Augen hatte und recht gut im Schlosse bekannt war, sah, daß diese Macht in den Augen der Frau Oberamtmännin saß. Aber mit dem Munde sprach sie dieselbe nie aus, nie gab sie irgendwie Gegenbefehle, höchst selten erlaubte sie sich in Gegenwart eines Dieners eine bescheidene Einrede. Der Landjäger freilich mußte gehorchen, mußte dem noch immer anwesenden Gauner aufmessen, das brachte der Oberamtmann schließlich in Ausführung. Der Gauner hatte die Schläge allerdings verdient, aber da es dem Landjäger schien, als hätte der Zorn an der Zahl einigen Einfluß gehabt, so zog er die Menge an der Strenge ab.

Die Oberämtmännin ſchwieg von der Geſchichte, und wenn der Herr immer wieder darauf zurückkam, ſo redete ſie dazu, denn ſchweigen hätte der Herr übel genommen, aber ohne zu blaſen, ohne zu löſchen, und das iſt eine ſchwere Kunſt. Ihre Fräulein verſtanden ſehr wenig davon, und wie die Mutter auch kanzelte, die Mädchen vergaßen immer alles wieder, es war einſtweilen noch nicht in ihrem Blute. In große Verlegenheit brachte es ſie, daß nächſtens Amtsgericht war, die beiden ſich ſehen mußten und der Amtsrichter bei ihnen eſſen ſollte. Lud man ihn nicht ein, ſo zeigte es Feindſchaft von ihrer Seite, kam er auf die Einladung nicht, ſo war es Feindſchaft auf ſeiner Seite, und kam er, ſo waren Händel zu erwarten, ſo gewiß zwei mal zwei vier macht. Was nun? quid nunc?

Nach einigen Tagen ſagte die Frau Oberamtmännin, ſo gleichſam wie verloren, ſie hätte gehört, der Amtsrichter ſei nicht bei der Jagd geweſen. Aber potz Wetter, das war ein Funken in ein Pulverfaß! „Ja wohl nicht dabei geweſen!“ ſagte der Herr Oberamtmann. „Wenn er nicht dabei war, wer war dann dabei und ſagte mit ſeinen Hunden? Wenn er nicht dabei geweſen, er wäre ſchon gekommen und hätte ſeine Entſchuldigungen gemacht, aber der wird ſich hüten, ſich ſobald hier zu zeigen.“ — „Enün,“ ſagte die Frau Oberamtmännin, „ich gab es, wie ich es hörte, du kannſt wohl Recht haben; d's Kammermeitli hat es geſagt, von wem es es hatte, weiß ich nicht.“ Liſette mußte vor, aber kein Neuling in dieſer Sache, berief es ſich auf eine Brombeerenfrau, welche es der Köchin geſagt. Die derbe Köchin antwortete, ſie hätte viel zu thun, wenn ſie alles im Kopf behalten wollte, was die vielen Weiber, welche ins Schloß kämen, berichteten, da würde ſie ſturm, nicht bloß im Kopf, ſondern an der Leber, und der Herr Landvogt werde die Sachen lieber nicht angebrannt oder verſalzen wollen. „Mach, daß das Menſch fortkommt,“ ſagte der Herr, „ich kann es gar

nicht mehr ſehen." — „Gern, wenn ich eine beſſere Köchin wüßte, gern," ſagte die Frau. „Aber du iſſeſt gern gut und treffen wie die konnte es dir noch keine, daneben wie du willſt. Aber wenn man ſie in der Küche läßt, ſo kommt ſie dir nicht vor das Geſicht." — „Wegem Kochen geht's ſeit einiger Zeit hundſchlecht, alles Fleiſch zu weich und das Gemüſe läßt ſie halb roh, wir hatten ja letzthin Bohnen, man konnte damit einander erſtechen und hätte ſich keine gekrümmt," polterte der Oberamtmann. Da fielen die Töchter ein, und das Wetter war vorüber.

Der Amtsrichter war wirklich nicht bei der Jagd geweſen und hatte gar nicht daran gedacht, daß die Jagd nach dem Schloſſe hin ſich ziehen könnte. Er hatte allerdings mit dem jungen Menſchen und noch einem Freunde auf die Jagd gehen wollen. Wie er aufbrechen wollte, kam ein Mann und holte ihn zu einem kranken Verwandten, der teſtiren wollte, da galt weder Aufſchub noch Ausrede. Damit die andern nicht um die Freude kämen, gab er ihnen den Knecht mit, den er auch als Jäger gebrauchte und in ſeiner Patente hatte. Er bezeichnete ihnen ihr Revier und gab dem Knecht genau an, wo er die Hunde ablaſſen ſollé und das war wohl anderthalbe Stunde vom Schloß entfernt und noch kein Haſe hätte in deſſen Richtung Reißaus genommen von jener Gegend her.

Doch nicht umſonſt haben die Jäger den Glauben, man finde Haſen, die eigentlich nicht Haſen ſeien, ſondern Hexen oder ſonſt neidiſche böſe Menſchen geweſen, welche nach ihrem Tode in Haſen verwandelt worden, um ihr Handwerk fortzuſetzen und Jäger zu quälen und zu narren. Es gibt aber auch wirklich Haſen, die voll Tücke ſind, die man immer im gleichen Revier findet, die der Jäger alsbald an ihren Ränken erkennt und ausruft: O wetſch, haben wir aber den, wenn wir nur die Hunde wieder hätten, der verderbt uns allemal den Tag. So eine alte Her oder vielleicht auch ein

alt Böcklein war aufgegangen, hatte alsbald die Strümpfe gebunden und riß aus, dem Schlosse zu, als ob der Oberamtmann sein Vetter wäre und er dort z'Visite wolle. Wäre der Amtsrichter dabei gewesen, so hätte er dem Jäger gesagt: Mach dich nach, so stark du kannst, mach, daß du die Hunde wiederkriegst, wir warten dir hier. Denn der Amtsrichter hütete sich sehr den Oberamtmann zu beleidigen, denn er achtete ihn wirklich, er verkannte das viele Gute, welches von ihm ausging, nicht. Unsere Jäger aber bedachten dieses nicht, standen mit dem Oberamtmann in keinem Verhältniß, hatten ihre Freude dran, wie die Hunde so prächtig unverloren jagten, ließen es tschädern und machten sich, als sie merkten, daß es daraus ging, spornstreichs nach, schossen einen Hasen im Felde, einen vor den Hunden, beides vor den Fenstern des Schlosses und merkten nicht, daß sie gefehlt, bis der Jäger des Oberamtmanns dazukam. Als sie merkten, was Trumpf war, that es ihnen alsbald leid, und um gut zu machen in aller ehrlichen Absicht sandten sie den Hasen zum Präsent und machten sich schnurstracks mit gekoppelten Hunden aus dem Bereich des Schlosses.

Als der Amtsrichter zu ihnen kam und hörte, was vorgegangen, erschrack er alsbald. Er wollte eine Dublone geben aus seinem Sack, wäre das nicht begegnet, sagte er. Indessen fand er es doch nicht nöthig sich soweit zu unterziehen, daß er expresse auf's Schloß ging, um sich zu entschuldigen, war doch kein Gesetz übertreten worden, hatte er sich doch das Recht erkauft, im ganzen Canton zu jagen, wo er wollte, insofern er keinen Schaden anrichtete. Es sei nächstens Amtsgericht, dachte er, da schicke es sich am besten, dem Oberamtmann zu erzählen, wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verstand brauchen wolle, so sehe er dann schon, daß er sich dessen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Absicht geschehen sei. Das war nicht unverständig gedacht, aber man kann halt verschiedener Ansicht sein über die

gleiche Sache, ſo gut als über die Verhältniſſe der Menſchen zu einander, und in der That gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Anſichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend ging der Amtsrichter zeitlich, um der erſte zu ſein und ſeine Erklärung ungeſtört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für ſein Leben gern gut Freund mit ſämmtlichen Amtsrichtern. Er aß für ſein Leben gern was Gutes, und ebenſo hatte er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar nichts ſollte ihn das Ding koſten. Nun war er bei jedem Beſuch bei einem Amtsrichter der beſten Aufwart ſicher, und wenn er beim Koſten des Weins ſagte: E wahre Balſam, Herr Amtsrichter, e wahre Balſam, wie bei euch trinkt man ihn nirgends, ſo konnte er ſicher ſein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flaſche noch beſſern brachte und ſagte: Verſucht den, Herr, was ſagt ihr zu dem? Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protectors und konnte gut Wetter verſprechen oder mit böſem drohen, je nachdem. Ein ſolcher Schreiber kann eine ſehr bedeutſame Perſon vorſtellen, wenn die Natur des Obern danach iſt. Dieſem Schreiber hätten wir nicht rathen wollen, ſich wichtig zu machen, ſo daß es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es ſich gefallen laſſen. Dieſer Schreiber that gegen den Amtsrichter ſehr freundlich und ſagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, ſeht euch vor, der Herr iſt ſehr böſe über euch, ihr hättet es hören und ſehen ſollen, wie zornig er war und wie wüſt er that; man war faſt ſeines Lebens nicht ſicher um ihn, mit nichts hätte man ihn böſer machen können als mit dem Jagen.“ Der Amtsrichter entſchuldigte ſich. Es ſei ihm leid, ſagte er; wenn er dabei geweſen wäre, es wäre nicht begegnet. Deßwegen ſei er auch ſo früh gekommen, um dem Herrn Oberamtmann zu erzählen, wie es gegangen, und

ihm zu ſagen, er ſolle ihm nicht zürnen, er vermöge ſich deſſen nichts. „Es wird bös gehen, ehe er euch hört," ſagte der; „ich wollte euch z'Beſt rede, aber wohl, ich war froh zu ſchwelgen." — „Ich will es einmal wagen," lachte der Amtsrichter, „und ihm d'Sach' erklären, dann kann er es in Gottes Namen nehmen wie er will. Iſt's ihm nicht gut genug, ſo ſtecke er einen Stecken dazu." — „Ja, ja, Herr Amtsrichter, ihr an euerm Platz habt gut krähen, es wäre mir auch gerade ſo. Aber was unſereiner auszuſtehen hat! Ihr glaubt es nicht, es mag bald in kein Mäß mehr, er iſt manchmal gar nicht mehr ein Menſch."

Da kam ein Amtsrichter, dann ein zweiter, aber kein Oberamtmann, bis Alle da waren, dann kam er raſch hinein, ſetzte ſich ohne viel bei den ſonſt üblichen cordialen Begrüßungen ſich aufzuhalten, an ſeinen Platz und ſagte: er hätte ſich verſpätet, es werde gut ſein, wenn ſie anfingen und preſſirten. Es fiel dieſes Benehmen allgemein auf, doch kannte nur einer den Grund und der dachte, mach nur, das erſchreckt mich noch lange nicht; will's kaltblütig abwarten. Der Schreiber las ab, was vorlag und namentlich einen Entſcheid des obern Gerichtshofes, des Appellationsgerichts, im gedachten Wäſſerungsprozeß, welcher das erſtinſtanzliche Urtheil des Amtsgerichts aufhob und Recht ſprach, wie der Oberſt angedeutet hatte. Die Amtsrichter waren alle ſehr verwundert und ſagten: Ei ja, ſo iſt's, ja, daß wir das nicht haben ſinnen können! Es ärgerte ſie ſehr, daß ſie nicht den geſunden Menſchenverſtand gehabt, ſondern demſelben juriſtiſchen Sand ſcheffelweiſe hatten in die Augen werfen laſſen. Das käme eigentlich jedem Kind in Sinn, ſagten ſie, aber wo die Advokaten z'Platz kämen, machten ſie ein Blendwerk, daß es dem Teufel ſchwarz vor den Augen würde. Ja, ſagte der Oberamtmann, aber der Verſtand komme nicht vom Appellationsgericht, ſondern anders woher, und der Advokat, der es vorbrachte, fing es noch gar luſtig an. Der Oberamtmann hatte dieſes Appellations-

gericht ſehr auf dem Strich, er beſaß eine ganze Schublade voll Wiſcher, welche daſſelbe ihm ausgetheilt. „Ihr Herren,“ ſagte der Advokat, „bitte um gnädiges Gehör, aber um ein kurzes. Glaubt nicht, weil ihr die Akten vielleicht geleſen, ihr kenntet den Handel. Nur fünf Minuten, fünf Minuten, hört ihr es, will ich euch aufhalten, wenn ihr ſo gütig ſein wollt aufmerkſam zu ſein.“ Das gefiel den Herren, ſie ließen die Zeitungen einſtweilen liegen, ſchrieben keine Artikel, wie es ſonſt geſchehen ſoll, wie man ſagt, diesmal paßten ſie auf.

„Hochgeachtete Herren, gebt wohl Acht und unterſcheidet gut: laut Brief und Siegel gehört dem untern Bauern das überflüſſige Waſſer des obern Bauern, das muß dieſer ihm zukommen laſſen, aber wie viel er brauchen darf für ſich, iſt ihm nicht vorgeſchrieben, er kann brauchen ſo viel er will. Nun kann man wäſſern und wäſſern, viel oder wenig Waſſer brauchen. Hochgeachtete Herren, das werdet ihr begreifen, es kömmt auf den Bauer an. Nun iſt der junge Bauer ein beſſerer Bauer als der alte, denkt beſſer der Sache nach, braucht mehr Waſſer, und was er nicht braucht, reicht er dem andern zu, alles beim Tropfen, was will der mehr laut Brief und Siegel? Hochgeachtete Herren, es ſind erſt drei Minuten vorbei, ich will ſie Ihnen aber ſchenken und ſchließe.“ Nicht wahr, wenn ſie Alle ſo redeten, ſo möchte man dabei ſein und würde weniger ſturm? — Den Verhandlungen wollen wir nicht folgen, bloß bemerken, daß ſie noch an ſelbem Tag für ihre Bosheit mörderlich geſtraft wurden, denn es kam ein Advokat, welcher während zwei Stunden ſo ſchrecklich redete über einen alten Weidenbaum, ob er rechts, links oder in der Mitte der March ſtehe, daß der Oberamtmann nachher ſagte: er glaube wirklich, wenn er nicht die Fenſter geöffnet, er hätte ihm das Schloß verſprengt. Der Advokat aber fand ſich veranlaßt, ſich bitter über dieſes Amtsgericht zu beklagen. So unmanierliche Richter, die ſich ſo unanſtändig aufgeführt, hätte er doch noch nirgends angetroffen, ſie hätten beſtändig

gelacht, er glaube ſogar über ihn. Wenn ihm das noch einmal begegne, ſo begehre er entweder alsbald auf oder klage höhern Orts.

Es war aber, als ob der Advokat es mit dem Oberamtmann abgeredet hätte, denn es wurden die Verhandlungen ſo ſpät geſchloſſen, daß der Oberamtmann kaum den Schluß erwarten mochte, und wie das letzte Wort verhallt war, ſagte: Ihr Herren zur Suppe, ſie kaltet ſonſt und die Frau Oberamtmännin macht euch ein ſauer Geſicht. Selb' wäre ihm nicht am Orte, ſagte ein Amtsrichter, wegen der Suppe wäre es ihm gleich, aber nicht wegen dem freundlichen Geſicht, welches die Frau Oberamtmännin ſonſt habe, er freue ſich allemal darauf. Wir glauben nicht, daß der Herr dieſes Kompliment paſſend fand im Munde eines Amtsrichters, ſo natürlich und richtig es ſonſt war. Der Ton, in welchem er es ſeiner Frau wiedererzählte, läßt es uns vermuthen.

Sie war allerdings ſehr freundlich, die Frau Oberamtmännin, mit Allen, mit dem Amtsrichter auf der Säublume wäre ſie gern noch freundlicher geweſen, wenn ſie nicht die Augen ihres Herrn gefürchtet hätte, der nach einigen Worten ſchon ungeduldig wurde und rief: Frau, willſt kommen zu ſerviren, oder ſoll ich? Nach des Hauſes Sitte wurde hinter dem Stuhle ſtehend gebetet, aber kurz. Es war aber keiner der Amtsrichter, der nicht ſitzend und gleichſam in's Geheim noch nachbeſſerte, d. h. die längern Gebete, deren er ſich zu Hauſe gewohnt war, noch herſagte. Es war ein ſtattliches Mahl mit drei Gängen, gewählte Speiſen, gut bereitet, doch ohne beſondere Eigenthümlichkeiten, die erwähnt zu werden verdienten. Auch die Herren Amtsrichter gaben keine Veranlaſſung zu beſondern Geſchichten, ſondern ſaßen und aßen wie andere Menſchen. Keiner warf die Fiſchgräte unter den Tiſch, keiner zog das Hinterſtück eines Huhns in der Sauce herum, welche die Frau Oberamtmännin auf ihrem Teller hatte. Keiner ſagte: G'ſundheit, Herr Landvogt, Santé, Jean (Kammer-

diener). Keiner trat der Frau Oberamtmännin auf den Fuß und ſagte: A vos services, Frau Landvögtin. Keiner: Wettet ihr nit ſo gut ſy, Herr Schultheiß, u g'ſchwind mit mer uf'n Abtritt cho.

Die heutigen Verhandlungen und der Stand der landwirthſchaftlichen oder häuslichen Beſchäftigungen bildeten den Geſprächsſtoff, der erſtere hauptſächlich vom Herrn, der zweite von der Frau gehandhabt. Der Oberamtmann redete mit einer gewiſſen Haſt und Betonung, welche ein feines Ohr leicht bemerkte, und je mehr die Ohren der Frau Oberamtmännin davon bemerkten, deſto liebenswürdiger wurde ſie, deſto mehr haushälteriſche Weisheit ſtrömte von ihren Lippen, ſo daß die Männer ganz erſtaunt da ſaßen und bei ſich dachten: ſie glaubten beim Schieß, ihre Weiber verſtänden nicht mehr von der Sache als die Herrenfrau da, aber ſolche fänden ſich nicht dicht. So eine nähmen ſie auch, von wegen es ſei dann doch ein luſtiger Dabeiſein, als bei ſo einer verſchmuſelten Karreſalb-Gret und grade ſolche Oelbäzeni ſeien oft die theuerſten, wenn man ſie gehörig im Salb behalten wolle. Die Oberamtmännin wußte aber wohl, daß beim Herrn noch etwas im Hintergrund war, das herauskommen wollte, was ſie lieber nicht gehört hätte.

Das lief nun ſo nebeneinander her, zunehmende Haſt und zunehmende Holdſeligkeit, ſehr ſpannend für die, welche es merkten, wahrſcheinlich nur die Töchter, vielleicht auch der Amtsrichter, der aber ganz unbefangen und kaltblütig des Ausgangs harrte. So ging es bis zum Braten.

Das war der Punkt, welchen die Frau Oberamtmännin ganz beſonders erſorgt hatte. Sie hatte deswegen den in dieſer Saiſon üblichen Haſenbraten, welcher die nächſte Beziehung dargeboten hätte, ausgelaſſen und ein ſchön Ferkel, ein rarer Vogel um dieſe Zeit, aufgeſtellt nebſt ſchönen Hähnen als zweiten Braten. Es ging ihr aber wie Manch[illegible] der den Berg meiden wollte und in's Loch gerieth. „Ihr wer-

det euch wundern, keinen Hasen auf dem Tisch zu sehen," begann der Oberamtmann und sein Antlitz wurde dunkel, während die Frau die Augen aufschlug und einem schweren Seufzer nachsah, den sie gen Himmel schickte, „wie üblich und bräuchlich in dieser Jahreszeit. Aber sie werden rar die Hasen, sie kommen mir am Schloßberg weg, ich weiß nicht wie. Es ist mir daher leid, daß ihr heute einen entbehren müßt. Wahrscheinlich werden sie von den Füchsen gefressen, es sollen seit einiger Zeit deren viele sein am Schloßberg. Ich will nächstens Würstchen kommen lassen von Bern und sie legen im Berge herum. Sie sollen noch viel besser sein als die Schnitten für die Mäuse. Man macht sie in Huber's Apotheke in Bern und werden viel gebraucht. Dann aber muß man sich in Acht nehmen mit den Hunden, sie fressen diese Würstchen eben so gern wie die Füchse. Ich will euch daher gemahnt haben wegen euern Hunden Acht zu geben, es wäre mir leid, wenn der eine oder der andere Unglück haben sollte mit seinen Hunden, aber die Hasen möchte ich doch nicht gern aussterben lassen, sondern von Zeit zu Zeit meinen lieben Amtsrichtern einen aufstellen. Oder wie findet ihr die Jagd in diesem Jahre, Amtsrichter?" Das war das erste Wort, welches der Oberamtmann heute unserm Amtsrichter adressirt hatte, es schien zuckersüß und freundlich, aber der Amtsrichter fühlte den Stachel darin, den der Herr hineingelegt hatte, sehr wohl, ja er fühlte noch einen darin, an den der Herr wahrscheinlich nicht dachte, ihm ging das Wort Füchse besonders in's Fleisch. Er sah wohl, daß die Kollegen den Stich des Oberamtmanns wohl merkten und beim Worte Füchse schienen sich ihm alle Mundwinkel zu verziehen. Das machte ihn giftig, er glaubte nicht einer zu sein, der hinten kratze und vornen schlecke, der den Heuchler und Schmeichler mache; er glaubte ein Mann zu sein, der Muth habe und in's Recht trete wie selten einer und wirklich niemand fürchte, nicht fürchte gegen den Oberamtmann freundlich und höflich

zu sein, aber auch nicht grob zu sein, wenn es die Sachlage mit sich brachte. Es ist merkwürdig, wie Viele es giebt, bei denen je nach dem Barometer der Zeit bald die Grobheit, bald die Freundlichkeit obenauf kömmt, ungefähr wie bei dem Kapuziner, welcher das Wettermännchen vorstellen soll und der je nach der Zeit bald die Kapuze über den Kopf zieht, bald sie fallen läßt und das Haupt entblößt. Das gehört halt zur Natur des Menschen, schon der alte König David machte schwere Erfahrungen in diesem Punkte, namentlich an Simon, dem Sohne Gera, und wenn der alte König bis auf diesen Tag gelebt hätte, so hätte er erfahren, daß auch an diesem Stücklein Erbsünde kein Düpflein vergangen ist.

Unter diese Menschen gehörte der Amtsrichter aber wirklich nicht, um so mehr mußte es ihn kränken, wenn die Andern glauben konnten, der Oberamtmann stichle auf eine solche Art und er habe vielleicht Grund dazu. Er konnte es nicht schweigend hinnehmen, noch weniger sich entschuldigen, er antwortete daher, während die gute Frau Oberamtmännin Blut schwitzte: „Kann nicht rühmen, Herr Oberamtmann, kann nichts machen, bin wie verhexet, besonders um meinen Hof herum. Kaum lasse ich die Hunde ab und sie stechen, so geht es fort und kehrt nie mehr. Es ist gar nicht wie bei den Hasen, es muß was Fremdes sein. Ich werde dem auch müssen abhelfen, sobald ich weiß, was es ist, sonst ist mir die Jagd verderbt." — „Das sind vielleicht Rehe," sagte ein anderer Amtsrichter arglos. „Es heißt, es seien deren schon mehrere gesehen worden." Da war die Luft zum Ersticken schwül und der Oberamtmann hochroth. Der Schreiber sagte, er hätte gehört, aber er könne es schier nicht glauben, im Schwarzwald seien deren ganze Wälder voll, und wenn sie dort nicht mehr Platz hätten, so kämen sie zu Hunderten über den Bodensee, daß zu St. Gallen das Pfund Rehfleisch nicht mehr als einen Kreuzer gelte. Es werde darnach Fleisch sein, sagte ein Amtsrichter. Er könne es wohl glauben, denn er habe

auch ſchon Fleiſch geſehen, wo man ihm nicht Geld genug geben könnte, wenn er eine Laus groß eſſen ſollte. Ein anderer erzählte ein Exempel dieſer Art, es kam das Geſpräch in allgemeinen Lauf. Der Oberamtmann korbete an einer Antwort, denn er fühlte die Entgegnung des Amtsrichters um ſo bitterer, je weniger er wußte, wie tief er geſchlagen, aber es ward ihm jede durch den Lauf des Geſprächs aus den Händen gewunden, und ſo abgebrochen ſagen: „Herr Amtsrichter, das ſind meine Rehe, und mit dieſen nehmt euch in Acht, wenn ich euch guten Rathes bin," das mochte er doch an ſeinem Tiſche und gegenüber dem Amtsgericht, welchem die Schranken ſeiner Competenzen zu gut bekannt waren, nicht ſagen. Seine Frau war wieder holdſelig wie Ketzer, winkte dem Jean recht fleißig einzuſchenken, die Töchter ſecundirten diesmal gut, ſo daß es mit geharniſchten Angriffen aus war, man am Ende recht luſtig und friedlich auseinander ging — im Allgemeinen und äußerlich, aber in zwei Herzen blieb ein Stachel ſitzen.

Der Oberamtmann war empört über die Anmaßlichkeit des Amtsrichters, der Hieb um Hieb gegeben, ſtatt geziemend ſich zu unterziehen, und über ſich, daß er ſolchen Uebermuth nicht gebührend gezüchtigt. Der Amtsrichter war voll Galle gegen den Oberamtmann. Er war hergekommen in guter Meinung ſich zu verſprechen; nicht als wegen eines Verbrechens, ſondern wegen eines Mißverſtändniſſes und einer Unhöflichkeit, deren er ſich nichts vermöge, die ihm aber leid ſei. Nun behandelte ihn der Oberamtmann ſo feindſelig, wollte ihm keine Gelegenheit geben, mit ihm unter vier Augen zu reden, titulirte ihn ſogar als Fuchs! Wohl, mit dem ſei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm ſo komme, ſo werde er ihm zeigen müſſen, wo die March durchgehe und wozu er das Recht habe und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor ſeinen Kollegen den Fuchs, den er empfangen, erklären und lud ſie ein unten im Wirthshaus noch eine Flaſche zu trinken. Dort

erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z'weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, d'Sach z'erklärr, aber eine Bitte thue er sy Seel nicht und mit den Würstlein könne man es mit ihm probiren, wenn es sein müßte.

Wir glauben, der eine oder der andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweispältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indessen gaben Alle laut ihren Aerger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähme sie wunder, sagten sie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Canton jagen dürfe, wo man wolle.

Diese Zustimmung seiner Collegen tröstete den Amtsrichter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog sie ihm nicht. Als er heim kam, merkte seine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht alles richtig sei, und als sie vernahm, was es sei, ward sie noch böser als der Amtsrichter. Das hätte sie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er so wäre, und wegen einem Hasen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hätte (der Jäger hatte aus eigener Machtvollkommenheit den Hasen nicht zurückgegeben), so thäte, und wäre doch so oft schon bei ihnen gewesen und mit dem Aufwart hätten sie nicht gespart und was das für eine Mühe sei, bis man alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch im Kummer sein müsse, ob alles recht sei, man glaube es nicht. Nit, d'Sach hätte sie nie gereut und reue sie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin sei ihr lieb, sie sei von dem Züg her eine, wo noch Verstand habe ganz wie ein anderer gemeiner Mensch und vielleicht noch ein Brösmeli mehr als die meisten. Es sei nur so davon zu reden, wie man es mit diesen Leuten hätte. Man sei gut genug, so lange sie Einen brauchen oder sonst benutzen könnten, und beim kleinsten Dingeli, wenn man nicht ganz eben thäte und alles machte, wie sie es in ihren Köpfen hätten, kriege man

einen Tätſch vom Tüfel und könne erfahren, wie lieb man ihnen eigentlich ſei. Die Frau Amtsrichterin wußte aber wahrſcheinlich nicht, daß die obern Stände bei vielen Gelegenheiten ganz die gleichen Klagen führen und ſich von den untern Ständen beſtändig an deren Standesgenoſſen verrathen glauben nach der Redeweiſe: wenn ein Bauer einen Herrn betrügen kann, ſo ſpart er es nicht. An der ganzen Sache iſt etwas wahr, welches ſich ungefähr ſo ausdrücken läßt: die Haut iſt näher als das Hemd, das Hemd aber näher als der Rock. Chriſtlich iſt das freilich nicht, chriſtlich wäre, wenn der Menſch ſein Gefühl nicht in der Haut, nicht im Hemd, nicht im Rock hätte, ſondern im Herzen und dieſes Herz ſo groß und weit wäre, daß Liebe für Alle darin Platz hätte.

Die Frau Amtsrichterin zog alſo aus ihres Mannes Herz den Stachel ebenfalls nicht, rüttelte im Gegentheil von Zeit zu Zeit daran herum, was bekanntlich nicht zur Heilung beiträgt, ſondern den Schmerz immer erneuert. Der Amtsrichter mied den Oberamtmann nicht und ſuchte ihn nicht, war trocken und kurz, wenn ſie zuſammentrafen. Dann ſagte gewöhnlich der Oberamtmann zu ſeiner Frau: „Der Amtsrichter auf der Säublume hat noch immer ein bös Gewiſſen, er darf mich kaum anſehen. Aber er möchte nicht den Namen haben, er thut als ob nichts wäre. Aber wohl, der muß mir anders kommen, der muß mir mürbe werden, ehe ich ihm wieder ein gut Wort gebe. Man iſt gegen ſolche Leute immer zu gut, hat man nicht immer den Daumen ihnen auf, ſo ſtrecken ſie den Kopf auf, als ob ſie die Sterne von ihren Plätzen ſtoßen wollten.“ Der gute Oberamtmann war eben kein Herzenskundiger und that, was Tauſende pflegen, ganz falſche Gedanken hinter den Geſichtern ſuchen und nach dieſen falſchen Vorausſetzungen ganz falſche Wege einſchlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringſte Spur von böſem Gewiſſen, im Gegentheil, er dachte ungefähr wie der Ober-

amtmann von ihm und meinte, der Oberamtmann begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber seinethalben böse Mienen machen, so lange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurtheilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die schlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte sie nicht deutsch heraus, sie sagte: „Laß es gut sein, mach Friede mit dem Amtsrichter, d. h. sei wieder freundlich gegen ihn. Es lohnt sich ja nicht der Mühe, an eine solche Kleinigkeit so lange zu denken. Nun, du hast ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen und dir deine schwere Bürde erleichtern, er wird es auch sicher mit doppeltem Eifer thun, wenn du wieder freundlich gegen ihn bist." — „Frau, mische dich nicht in solche Sachen, das verstehst du gar nicht," antwortete der Oberamtmann. „Es ist nicht wegen der Sache, sondern wegen Trotz und Uebermuth, den darf man nicht aufkommen lassen, sonst ist unsere Stellung gefährdet. Das ist die Kunst im Regiment, daß man jeden an seiner Stelle zu behalten weiß." Die Frau Oberamtmännin disputirte selten mit ihrem Herrn, nur wo es sein mußte, wo z. B. jemand alsbald Unrecht erdulden sollte thatsächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Gespräch fallen, dachte aber, wie man doch mit solchen Vorurtheilen sich ärgere und seine Verhältnisse unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann gewesen statt eine feine Dame, so hätte sie einen losgelassen und gesagt, es sei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achsen zixten und zarten, wenn man Karrensalbe bei sich habe. Warum nicht schmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half schmieren nichts, weder mit Karrensalbe noch mit Honig, draußen

gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen ſchlotterten die Menſchen. Dies ſind traurige Tage für die armen Thiere, die da draußen im Freien wohnen müſſen. Wie Mancher hat wohl ſchon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum ſo wohl ſich ſein ließ, ſo luſtig ſein Liedlein ſang, ſo behaglich an ſüßen Kirſchen oder ſaftigen Birnen lebte. Es ſang, flatterte, hüpfte, als ſei's im Paradieſe, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man ſagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, ſchneeig werden die Bäume, eiſige Blumen bilden ſich an den Fenſtern, voll Froſt iſt Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Thiere ſich wärmen können! Wenn ſie ſich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es iſt nur für Augenblicke und vielleicht auch dahin dringt die tödtende Kälte, und wenn nicht, ſo kommt ein anderer Feind und treibt ſie aus ihrem warmen Verſtecke, und dieſer Feind heißt Hunger.

Der Hunger iſt ein doppelt Weſen, hat zweierlei Naturen, iſt oft ein heiß erſehnter Gaſt. Wie oft ſpitzt ein Hochgeſtellter, ja ein Fürſt oder Prinz Tage lang die Ohren und horcht, ob er nicht merke deſſen Nahen, nicht fühle deſſen Zerren und Nagen. Dann wiederum iſt er ſchrecklicher als das wildeſte der Thiere, er iſt der fürchterlichſte Peiniger auf Erden, wenn er langſam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menſchen und langſam zehrt von Mark und Säften des Menſchen, bis dieſem das Schickſal der Fliege wird, die in der Spinne Netz geräth, bis er eine Beute des unſichtbaren, aber ſchauerlichſten der Ungeheuer, des Hungers, wird. Das iſt das Unthier, welches in kalten Wintern über die Thiere kömmt, ſie unbarmherzig treibt aus ihren Verſtecken hinaus in den kalten Wald, in's nackte Feld, nach den öden Bäumen, Speiſe zu ſuchen. Aber Gottes große Speiſekammer hat ſich

entleert und als ſchwerer Riegel hat ſich der Froſt über der Erde Schooß gelegt und wenig iſt, was ſie finden. Da iſt's, wo die Vöglein ſo ſtruppicht ſitzen auf den Zäunen an den Rändern der Straßen, endlich vor den Fenſtern und bittend und ängſtlich durch die Fenſter ſpähen, nach weichen Herzen, nach offenen Händen, wo die vierfüßigen Thiere kümmerlich ſich behelfen mit der trockenen Rinde der Bäume oder im Schnee ihr kaltes Freſſen mühſam ſuchen. Da iſt's, wo die armen Thiere in ihrer Noth dem Landmann zu ſchaden gehen, nach deſſen Saaten graben, die unter dem Schnee vergraben liegen, ſich zur Friſtung ihres Lebens zueignen, was er im Schweiße ſeines Angeſichtes zum eigenen Bedarf gepflanzt. Wer ihm unerlaubt von ſeinem Eigenthum nimmt, den betrachtet der Menſch als Dieb, ſichert ſich vor ihm nach Landesgebrauch und Geſetz, denn er hält dafür, das Eigenthum ſei in Gottes Wort gewährleiſtet, ſtehlen ſei niemand und zu keinen Zeiten erlaubt. Menſchliche Diebe ſtraft man nicht mehr am Leben, ſondern an Freiheit und Eigenthum. Die armen Thiere haben kein Eigenthum als ihre Haut, und was ſie genommen, können ſie nicht zurückgeben, das iſt alsbald wohl verſorgt. Es erlaubt daher auch das Geſetz dem Diebſtahl der Thiere zu wehren, ihnen Freiheit oder Haut zu nehmen und darob ſich zu entſchädigen. Wer zählt die Thiere, welche dieſem Geſetz verfallen, wer zählt die Häute, welche als Schadenerſatz genommen werden, wenigſtens vorgeblich, in kalten Wintern und in aller Herren Ländern?

Unſer Amtsrichter hatte einen Acker mit Lewat prächtig beſetzt, derſelbe ſtieß an den großen Wald, der einen Theil ſeines Hofes begränzte.

Wie erſchrack der Amtsrichter, als er eines Tages zu ſeinem Acker kam und denſelben zu einer Weide für die Thiere des Waldes hergerichtet fand. Er ſah aus [illegible] wie ein Tanzplatz, wie man ſie bei uns hier und da unter dem freien

Himmel an einſamen Orten findet. Was wußten die armen Thiere, daß der Acker dem Amtsrichter gehörte und daß man den Lewat nicht freſſen, ſondern ölen müſſe? Er dünkte ſie herrlich und damit voilà!

Den Amtsrichter aber dünkte es nicht prächtig, ſondern das Gegentheil, was eine beträchtliche Meinungsverſchiedenheit bildet. Da alſo Schnee lag, war die Natur der Diebe bald ermittelt: es fanden ſich Haſen- und Rehtritte aus dem Wald, in den Wald und auf dem ganzen Acker. Ueber die Haſen wurde der Amtsrichter nicht ſo böſe. Er wußte längſt, daß Haſen ein diebiſch Volk ſind, zudem waren ſie ſeit ſeinen Kindesbeinen an hier, alſo gleichſam Bürger und einheimiſche Diebe, freilich nicht ſo brave wie jener Dieb, dem einmal ein Gemeinderath ein Leumdeszeugniß auszuſtellen hatte. Dieſer Gemeinderath ſollte einem ertappten Dieb ein Zeugniß ausſtellen über deſſen Vergangenheit. Nachdem der Schreiber die Aufforderung abgeleſen, erhob der Präſident folgende Rede: „Ihr Gemeinderäthe, ihr habt gehört von wegen Thürlihäuſi und von wegen einem Zeugniß: weiß einer von euch was Schlechtes über ihn, ſo ſoll er es ſagen. Ich für meinen Theil weiß gar nichts Schlechtes von ihm. Er hat wohl zuweilen etwas mitlaufen laſſen, aber wenn die Sache kam, warum hätte er ihr den Willen nicht laſſen ſollen? Und wem nahm er, wenn man es eigentlich wiſſen will? Nahm er einem Burger was? Nur Hinterſäſſen und Ausburgern nahm er, und ſind die nicht ſelbſt ſchuld daran? warum kamen ſie hierher? Wären die daheim geblieben, wo ſie hin gehörten, Thürlihäuſi hätte ihnen nichts genommen. Darum helf' ich ihm ein Zeugniß geben, ja freilich, und ſagen: Schlechtes ſei uns nichts über ihn bekannt. So können wir bei der Wahrheit bleiben und bringen ihn nicht in's Unglück. Oder iſt's nicht ſo, oder nahm er einem von euch etwas, ſo ſoll er's ſagen. He nun ſodann, wer meiner Meinung iſt und ihm ſo ein Zeugniß geben will, ſoll die Hand aufheben."

Es hoben ſich raſch alle Hände, nur eine langſam. „He, ja,“ ſagte ihr Beſitzer, „ich kann auch heben, ſtehlen iſt freilich ſtehlen, daneben glaube ich, wenn man einem hungerigen Hinterſäſſen, der ehrlichen Burgersleuten das Brod vor dem Maul wegfrißt, ſchon hier und da etwas nimmt, ſo werde das ſoviel nicht gefehlt ſein. Wie der Präſident ganz recht geſagt hat, warum bleiben die nicht, wo ſie daheim ſind.“ Die Haſen alſo fraßen dem Amtsrichter ſeinen Lewat, obgleich er kein Hinterſäß war, doch nahm er es ihnen ſo übel nicht, denn er betrachtete ſie ſo gleichſam als die Seinen und dachte, ſie wüßten es nicht beſſer, nähmen da, wo es ſich ihnen ſchicke. Er meinte nicht, daß er die Haſen um ſeinen Hof herum alle ſchießen müſſe, die ſparte er. Nur wenn er einen haben ſollte und nicht gleich wußte, wo ihn nehmen, ſchoß er einen, von wegen er ſah gern das ganze Jahr durch hier und da einen Haſen.

Anders war es mit den Rehen, die waren nicht ſein, die waren des Oberamtmanns, die waren ſo gleichſam Fremdlinge. Wenn die was freſſen wollten, ſo konnten ſie in den Schloßberg gehen und an des Oberamtmanns Kabis fratzen oder an deſſen Bäumen ſich erlaben. Ihnen ſchob er allen Schaden zu und den wollte er nicht leiden, da hätte niemand das Recht es ihm zuzumuthen. Als er Zornes voll heimkam, war gerade der Landjäger da, der eine Verrichtung für ihn hatte. Dem leerte er ſeinen Zorn aus und trug ihm ſchließlich auf, dem Junker Landvogt zu melden: die Rehe, welche er gepflanzt, ſchädigten ihn ſehr, er laſſe ihn erſuchen, die Rehe fortzuſchaffen, ſonſt ſtehe er nicht gut für ſie. Es nähme ihn wunder, ſagte er dem Landjäger, wenn der Oberamtmann Würſte legen laſſen dürfe im Schloßberg, damit ihm ſeine Haſen ſicher blieben, ob er nicht dafür ſorgen dürfe, daß des Oberamtmanns Rehe ihm ſeinen Lewat nicht fräßen. Der Landjäger hatte ſeine Freude an ſolchen Händeln, machte gern den Zwiſchenträger, es verkürzte ihm die Zeit, auch

er ſeine Sporteln davon, ſo gut als der Schreiber. Er richtete daher dem Herrn Oberamtmann den Auftrag pünktlich aus. Der ward alsbald ein feuerſpeiender Berg, daß Aetna und Veſuv nur Kinderſpielzeug ſchienen gegen ihn. Ja dem Schreiber ward ſehr angſt, er begann ſich zu fürchten, der Oberamtmann ſprenge das Schloß in die Luft und ihn damit. Selb war ihm doch nicht anſtändig, denn er hatte erſt gemetzget und die Sau nicht gegeſſen. Auch ſchickte ihm ſonſt der Amtsrichter alle Winter einen Haſen, der war noch nicht angelangt, begreiflich alſo auch noch nicht gegeſſen, und jetzt in die Luft ſprengen, wo es bekanntlich weder Schweine noch Haſen giebt, man denke! In einem Augenblick, wo der Oberamtmann neuen Athem faßte, erinnerte er beſcheiden, daß vor Abgang der Poſt noch ein Verhör mit einigen Bauern nöthig ſei, um die verlangten Ergänzungen zu liefern. Der kluge Schreiber hatte ſie ſchon mehr als einmal als Blitzableiter gebraucht und ſie probat gefunden, wenn hageldicht auch Blitze ihnen auf den H... fuhren, es hatte noch keiner gezündet. Allweg, ſo dachte er, ſei es für ihn gar viel angenehmer, wenn ſie einige kriegten, als wenn er in die Luft fahren müßte.

Indeſſen mußte ſich der elektriſche Stoff durch dieſes Mittel noch nicht ganz entladen haben, denn bei dem Mittageſſen fing der Oberamtmann friſch an zu donnern. „Da kannſt du jetzt den gränzenloſen Uebermuth und die Frechheit des Mannes ſehen, mir ſo was ſagen zu laſſen, mir Gegengewicht halten, ſich auf die gleiche Linie ſtellen zu wollen.“ — „Rechtlich genommen,“ fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die ſchwieg, denn es war als ob ſie an eine Leideter Flaſche gekommen, ſo gab der Herr Funken. Als ſie meinte, jetzt ſei er fertig, fing ſie ganz leiſe an: „Aber es iſt doch fatal, wenn man was geſäet hat“ —; potz Himmel, wie ging das wieder an über Bosheit und erlogenen Schaden, ſintemalen nie erhört worden, daß Rehe Lewat gefreſſen.

Natürlich vernahm der Amtsrichter das Meiste von allem wieder und wie der Oberamtmann gesagt: er solle es nur probiren, machen was ihn gut dünke, er wäre nicht der erste Amtsrichter, der ungesinnt zu einer blauen Kutte käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich gesagt, wurde nicht constatirt, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam und die ja dabei waren, als der Oberamtmann so auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was sagen könnten, das sie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wisse, was er mache und was erlaubt oder verboten sei, vielleicht besser als der, welcher dafür bezahlt sei, daß er es wissen sollte, sagte er. Der sollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probiren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn jeder dreln müßte, der sie verdiente, so wäre vielleicht Mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe gesagt, wenn der Oberamtmann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, so wäre er an einem andern Ort als im Schloß, vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieses nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und seine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Athem gar nicht aus dem Munde wollte aus Furcht er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzusehen war wie ein gepudertes Tanngrotzli, und brachte Bericht: der Amtsrichter lasse seinen Respekt vermelden und dem Herrn Oberamtmann melden, auf seinem Lewatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weßwegen er es erschossen habe, der Herr Oberamtmann solle darüber verfügen.

Nun, jetzt mag der geehrte Leser einmal selbst die Mühe nehmen sich vorzustellen, was der Oberamtmann für ein Gesicht machte und wie er den Mund aufthat. Im ersten Zorn riß er am Glockenzug, daß er sprang, und rief nach dem

Landjäger, daß der Kalk von den Mauern ſprang. Der und der alte Polizeier ſollten den Amtsrichter gefangen nehmen und ihn herbringen, ob gefeſſelt oder nur ſo, Einer hinten und Einer vornen, wiſſen wir nicht. Wahrſcheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und ſich fortgemacht, auf die Poſt hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit verhanden war. Man mußte alſo deſſen Rückkehr erwarten, da augenſcheinlich der ſchlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geſchweige Andere gefangen führen. Unterdeſſen ſetzte ſich die erſte blinde Hitze und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leiſe. „Wie wäre es," ſagte er, „wenn man zuerſt ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig unterſuchte, ehe man zur Verhaftung ſchritt," ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter ſo bald davonläuft, aber ihr wißt, wie ſie in Bern ſind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut ſpringen möchte, und wenn nicht alles nach dem Lineal geht, ſo bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht iſt. Es ſcheint, man habe ſeit einiger Zeit in Bern Freude daran, die Oberamtmänner zu blamiren und die Bauern übermüthig zu machen; ſie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen dieſe Worte durch den Nebel des Zorns; er pflügte noch einige Male die Stube auf und ab, dann ſprach er: „Man kann's machen, es ſoll an der Sache aber nichts ändern, nur damit ſie drinnen nicht die Freude haben, einen Wiſcher aufs Land hinauszuſchicken, obſchon ich mir aus ſolchen Wiſchern hell nichts mache, der wäre zu den andern gegangen in die Schublade, wo wohl noch einige Platz haben werden. Schreibt einen Auftrag an den Amtsverweſer, du Polizeier bringſt ihm denſelben und ſagſt ihm, der Herr Amtsſchreiber und der Landjäger würden längſt

in einer Stunde ihn abholen, er ſolle machen, daß er daheim ſei, und triffſt du ihn nicht an, ſo ſoll man nach ihm ausſenden, bis man ihn hat." Der Polizeier marſchirte ab mit dem Befehl, nachdem er noch einmal die Hände an den heißen Ofen gelegt und ſo gleichſam Vorrath von Wärme mitgenommen hatte.

„Aber ſo mit nichts ſoll mir heute der Amtsrichter nicht daraus kommen, der ſoll nicht ſeine Galgenfreude daran haben, mich erzürnt zu haben. Der Halunke was er iſt," ſagte der Herr. „Schreibt eine proviſoriſche Verfügung, daß ihm einſtweilen bis zur Vollendung der Unterſuchung und weitern Beſcheid verboten ſei, den Fuß ab ſeinem Herd zu ſetzen." Hier wagte der Schreiber keine Einwendung, er wußte, wie der Herr um ſo hartnäckiger in Nebenſachen wurde, wenn er in der Hauptſache nachgegeben hatte. Das werde halt einen neuen Wiſcher geben, dachte er, mache aber nicht das Aufſehen und die Erbitterung wie eine öffentliche Gefangenführung, und wenn der Oberamtmann Freude an Wiſchern habe, wolle er ſie ihm nicht verderben. Man ſieht, der Schreiber war ein loyaler Mann, gönnte jedem das Seine, ſorgte hauptſächlich doch dafür, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe. Er ſchrieb alſo die Verfügung des Eingangs des Amtsrichters auf ſeinen Herd und ging mit ihr ab, um ſich mit gehöriger Kleidung zu bedecken auf den kalten Weg.

Der gute Oberamtmann in ſeinem heiligen Zorn! Wenn er gewußt hätte, wie er mit all ſeiner Majeſtät verrathen ſei ringsum, die Einen den Buckel voll lachten, die Andern die Luft voll ſeufzten über ihn, wir glauben der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin ſehr der Frau des Pilatus, daß ſie ſo ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu thun hatte und daß ihr dieſes Thun nicht ſelten im Traume vorkam. Darin aber unterſchied ſie ſich ſehr von der Frau Pilatuſſin, daß ſie ſich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins

Audienzzimmer zu ſenden. Wie es aber geht bei ſolchen Aufregungen, daß man mittheilend wird, ſich ausſprechen muß, ſo ſuchte der Oberamtmann, ſobald der Schreiber ihn verlaſſen hatte, ſeine Frau und packte ihr des Amtsrichters Unthaten und ſeinen Zorn aus. „Da kannſt ſehen, was das für ein Burſche iſt! du nahmſt immer ſeine Partei, da ſiehſt, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem ſolchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für alles obendrein.“ — „Ich weiß nicht,“ ſagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böſe machen, Fritz,“ (ſo nannte ſie ihn unter vier Augen immer, wenn ſie beſonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wäreſt du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß geweſen, er hätte das Reh nicht geſchoſſen. Ich habe nie gehört, daß der Amtsrichter geizig ſei, wegen einem ganzen Sack Lewat hätte er dich nicht böſe gemacht, er hätte den Rehen ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Thieren mit ihren zarten Fellen!“ — „Meinſt dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorſamen Diener machen, mich wegen ſeiner Unverſchämtheit noch bei ihm bedanken ſollen! Ja, du verſtehſt die Leute zu behandeln! Wäreſt du Meiſter, ſie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, das Haus über dem Kopfe verbrannt.“ — „Wer weiß,“ ſagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch ſchon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, iſt nicht ein Unterziehen oder ein unangemeſſenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müſſen; übrigens iſt ja oft am beſten, wenn man die rechten Hauptſachen im Auge behält und Kleinigkeiten überſieht.“ — „Es iſt heute wieder nicht mit dir zu reden, das iſt ein ewig Widerſprechen: Kleinigkeiten das, wenn man einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Haſen vor der Naſe ſchießt und zuletzt nicht einmal Entſchuldigungen macht!“ „Kleinigkeiten, ja wohl!“

„Und jetzt wegem Reh,“ was willst machen, Fritz?“ frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, wer Meister im Lande und ob man der Obrigkeit so unverschämt Trotz bieten solle oder nicht!“

Und mit gewaltigem Schritt marschirte er aus dem Zimmer und gewaltig dröhnte hinter ihm die Thür, fast konnten seine Zöglinge von Gottes Gnade reden, daß ihr gestrenger Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Uebungen mit ihnen anzustellen. Aber wenn er erst bei dem Zuge nach der Säublume gewesen wäre, was hätte er erleben müssen! O wenn alle Obern alle Jahre auf vierzehn Tage verdammt würden, alles hören zu müssen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da thäte es erst großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüther viel Weisheit, die mancher Noth verbeugte, die in Tagen der Noth der beste Steuermann wäre. Sie waren sämmtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich stolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubbeligen Herrn, der ungefähr war wie ein stehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen konnte, die Stirne zu bieten. Sie machten sich lustig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren g'wunderig über des Amtsrichters Gesicht, der ganz sicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wohl wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals schicken würde. Sie bewunderten die Vorsicht, daß er das Reh liegen gelassen, die Anzeige selbst gemacht. Aber die Hauptsache war Allen die Restauration beim Amtsrichter, deren sie sicher waren, an deren sie bloß im Vorgefühl kannibalisch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig kalkulirt. Natürlich gingen sie zuerst nach der Säublume, denn wo sie das Reh suchen sollten, wußten sie nicht. Der Amtsrichter ließ sich nicht suchen, er empfing sie schon vor der Hausthüre und zwar mit lachendem Gesicht und fragte, was sie Guts brächten, es müsse was Wichtiges sein, daß sie sich vom Ofen weggelassen. Der Schreiber, dem

das Maul am gängigsten geblieben, weil er es am meisten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir sollen einen gewissen Amtsrichter fassen und an Schatten bringen.“ — Nun, er sei z'weg, sagte der Amtsrichter mit lachendem Gesicht. Er hätte heute expreß frische Strümpfe angezogen, die wärmer seien als schon getragene, damit er es besser erleiden möge im Mörderkasten oder in welches Gefängniß sie ihn bringen sollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müsse, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergessen werde, z'best geredt, einstweilen hätten sie bloß den Auftrag ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er sehen könne, was Trumpf sei, antwortete der Schreiber.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erst eine dunkele Miene, die sich rasch verzog, legte das Schreiben bei Seite und sagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweser beliebe, dort den Augenschein nehmen und dann hier das Protokoll schreiben, draußen gefrören ja Dinte und Finger; derweilen könne seine Frau was Warmes machen. Daneben wie sie wollten, er habe da nichts zu befehlen, sondern als Delinquent gehorsamst sich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorschlag einwenden sollen, besonders wegen dem Warmen? „Indessen doch noch Eins auf den Weg,“ sagte der Amtsrichter und schenkte ein delikates Kirschenwässerchen ein, das sämmtliche Majestäten ganz verzückt davon wurden, die Beine nicht stille halten konnten. Der Amtsrichter benutzte den Augenblick, seiner Frau die Verfügung mitzutheilen, die sprang z'weg wie eine Katze am Häfelig, und wohl kam's dem Landvogt, daß er einen Stellvertreter geschickt, er selbst hätte was vernommen wie noch nie in seinem Leben. — „Und jetzt was willst machen, etwa ein Fösel sein und d'Sach in Sack stecken?“ „Still Frau, still, und wenn sie wiederkommen, still, ganz still, ohne Wort und saure Miene, der Landvogt muß nicht

Freude haben, wenn er hört, wie ich gethan und wie du aufgesprungen. Denn die drinnen sind ein Pack, die, wie gut sie es mit uns zu meinen scheinen, doch alles dem Landvogt b'richten." — „Aber was willst dann machen, das so annehmen?" — „Weiß es schon, will es dir sagen, sobald sie fort sind. Sei freundlich, miß die Worte wohl, wie gesagt, sie müssen nicht Freude haben an uns, weder der Landvogt noch die Andern." Die Frau verstand den Mann und that also. Sie war nicht gewohnt mit Wenn und Aber und allerlei Quergedanken die Sache zu versalzen.

Die Männer zogen aus, fanden einen schönen Rehbock auf dem Lewatacker, der wirklich aussah, als hätte eine Heerde Schafe sich lange Zeit da aufgehalten. Sie nahmen alles gut in's Auge und der Amtsrichter gab zu Protokoll: Rehe seien muthwillig hierher verpflanzte Thiere, der Oberamtmann habe sie für seine Freude hierher gebracht, nun sei es nirgends geschrieben, daß er, Amtsrichter, schuldig sei, um dem Herrn Oberamtmann Freude zu machen, Schaden zu leiden. Er habe denselben geziemend warnen lassen, und erst, als er schnöden Bescheid erhalten, von seinem gesetzlichen Recht Gebrauch gemacht. Der Schaden liege vor Augen, Frevel habe er keinen begangen, das Reh liege da, die Anzeige habe er selbst gemacht, der Verfügung des Herrn Oberamtmanns unterziehe er sich einstweilen, behalte sich aber das Gutfindende vor.

Nachdem also das Protokoll gehörig abgefaßt, unterschrieben, versiegelt war, setzte man sich ohne langes Nöthigen an das Warme, welches die Frau Amtsrichterin bereitet hatte, das war eine stattliche Mahlzeit und dazu die schönen aufwartenden Töchter, es ward absonderlich dem Schreiber, als sei er in Mahomed's Paradiese, ob Christ, ob Türk war ihm hell egal im Allgemeinen, im Besondern aber war ihm die Religion die liebste, bei der er was Besseres genoß und Schöneres sah. Er ward ganz Geist und Humor, und wenn

dann die Mädel recht lachten, so kam es ihm vor, er hätte sie schon, wenigstens eine. Die meisten seiner Geschichten bezogen sich auf das Schloß und ganz besonders auf den Junker. Wenn der gewußt hätte, wie es ihm erging und was seinem Schreiber aus dem Munde ging, es wäre wirklich nicht gut gekommen. Eine erzählte er, welche wir wiederholen wollen, da sie vielleicht auch jetzt noch irgend einem Beamteten zur Warnung dienen kann. — „Vor einem Vierteljahr oder mehr erhielt unser Herr ein Schreiben von der Regierung. „Darin ist etwas, was mich gar nicht interessirt, thut das in die Schublade dort, es sind deren schon mehr darin —," sagte der Junker. „Aber will der Junker Oberamtmann es nicht aufmachen und sehen was darin ist?" frug ich. — „Nicht nöthig," sagte er, „weiß das Nöthige schon und am Nähern begehre ich mich nicht zu ärgern. Man hat genug Verdruß, dem man nicht entgehen kann, warum Verdruß nicht meiden, wo es möglich ist? Marsch mit in die Schublade." Unser Herr hatte nämlich wieder einmal über die Schnur gehauen und es war ihm zu Ohren gekommen, es sei ein braver Abputzer für ihn ob dem Feuer, nun meinte er, er stehe angerichtet im Schreiben. Also marsch mit in die Schublade, die so voll ist, daß man allemal mit dem Schuh Platz machen muß. Einige Zeit nachher kömmt ein Schreiben von oben, in dem einem Geschäft nachgefragt und uns sehr ernsthaft die größte Beschleunigung anbefohlen wurde. Man sei der immer sich wiederholenden Verschleppungen satt, hieß es darin unverschämt genug.

„Wohl, jetzt mein Junker auf und z'weg hoch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir schrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir so deutlich als möglich zu verstehen gaben, daß man Freude zu haben scheine an Wischern, gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge suchen solle. Wir waren recht kühn in unsern Herzen geworden und der

Herr ſagte: „Jetzt können ſie auch einmal ſchmecken drinnen in Bern!“ Mit umkehrender Poſt kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Piſtolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine ſolche Sprache führe und noch dazu bei dieſer Sache, aus welcher man ſehe, wie groß die Unordnung in den Geſchäften ſein müſſe, denn das betreffende Schreiben ſei abgegangen und müßte in unſern Händen ſein. Wenn ſo was noch einmal begegne, ſo werde unumgänglich eine Unterſuchung über uns verhängt werden.“

„Ja das war nicht Spaß, ſo mir nichts dir nichts ſie abfertigen durften wir nicht. Wir ſuchten einen ganzen Morgen, kehrten alles ſieben Mal um, der Junker war in einer ſtillen Wuth, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und ſpeie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: „Herr Oberamtmann,“ ſage ich, „war's wohl ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?“ — „Warum nicht gar,“ ſchnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geſchäft, über welches berichtet werden ſollte. Ja da ſtanden wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen? Da iſt der Schreiber dann kommod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer aufräumt, durch ſie kömmt ſo ein Schreiben unter andere Schriften oder in ein Protokoll und wird vergeſſen, aber in Zukunft ſoll beſſer Obacht gehalten werden. Aber wohl, ſeither macht der Herr die Schreiben auf!“ — „Aber,“ frug der Amtsrichter, „merket ihr dann nicht, als der Wiſcher wirklich kam, daß etwas Anderes in dem Schreiben ſtecken mußte?“ — „Ja der Wiſcher kam eben nicht,“ antwortete der Schreiber. „Wahrſcheinlich war von einem die Rede geweſen, derſelbe aber unterlaſſen worden, weil man gefunden haben wird, es trage doch nichts ab.“

Man denke, wenn das alles der Oberamtmann gehört hätte! Darum iſt's gut, daß der liebe Gott unſer Gehör eben recht beſchnitten hat, er weiß wohl warum. Als der Amtsverweſer oder Amtsſtatthalter mit ſeinem Gefolge von dannen zog, wunderten ſie ſich Alle, wie es doch gewarmet habe. Er hätte faſt Luſt die Kutte auszuziehen, ſagte der Polizeier. Er hätte dieſen Morgen nicht geglaubt, daß es ſobald ändere. Der gute Polizeier hätte aber auch nicht gedacht, daß einige Pfund Fleiſch, einige Flaſchen Wein in ſeinen Magen kämen, und was dieſe Quantitäten in einem alten leeren Polizeiermagen für Veränderungen hervorbringen können, hatte er längſtens nicht mehr erfahren.

Mit dem Protokoll war der Oberamtmann äußerſt unzufrieden. Der Schaden auf dem Lewatacker war ihm viel zu kläglich dargeſtellt. So gehe es, wenn man die Sache nicht ſelbſt mache, auf niemand könne man ſich verlaſſen, zuverläſſige Leute ſeien ſelten auf der Welt. „Rari nantes in gurgite vasto" würde der Oberamtmann geſagt haben, wenn Latein ſeine ſtarke Seite geweſen wäre, wie ſie es eben nicht war.

Als ſie fort waren, befahl der Amtsrichter, ſein Reitwägeli zu rüſten, in der Brunnmatt, wo es am wenigſten gefroren ſei, Mutten abzuſtechen und den Boden des Wägelis damit zu belegen. „Was Tauſend willſt," frug die Frau Amtsrichterin, die noch keinen nähern Bericht unter vier Augen erhalten, aus der Küche heraus, wo ſie die Ordres gehört hatte. „Will morgen auf Bern und, um dem Oberamtmann nicht ungehorſam zu ſein, auf meinem Heerd bleiben." Die Frau Amtsrichterin lachte zwar, doch gefiel es ihr nicht ganz. „Du biſt wohl alt für ſellig Witze," ſagte ſie. „Mach eine Vorſtellung, du kannſt ſo wohl ſchreiben und d'Wort ſtelle, oder wenn du es nicht gerne ſelbſt machſt, ſo laß einen Advokaten kommen, ſie beten auch ums täglich Brod, oder wenn ſie ſchon nicht beten, ſo nehmen ſie es doch gern."

„Nichts Schriftliches und erſt nichts von Advokaten, die alles auf die lange Bank ziehen," antwortete der Amtsrichter. „Ich will die Sache über den Kurzen nehmen, wie die Schwinger ſagen. Ich habe nicht Zeit zu warten, bis die Schrift abgefaßt, eingegeben, überwieſen, geleſen, Bericht erſtattet, Anträge geſtellt, berathen und ſchließlich das Ganze zu beſſerer Unterſuchung und Vervollſtändigung der Akten zurückgeſandt iſt. Ich weiß wie es geht. Ich mache die Sache mündlich ab, und morgen ſchon iſt der ganze Tſchuep aus." — „Wie willſt es dann machen?" frug die begreiflich gwundrig gewordene Frau. — „Das ſage ich dir jetzt nicht, ſondern erſt morgen, wenn ich heim komme." Damit mußte die Frau ſich begnügen, wenn ſie ſchon Frau Amtsrichterin war, dies mögen andere Weiber, die immer alles auf der Stelle wiſſen wollen und nicht Frau Amtsrichterin ſind, ſich merken.

Am folgenden Morgen war Dienſtag, wo in Bern immer ein bedeutender Wochenmarkt iſt, an welchem benachbarte Gantone mit Lebensmitteln ſich verſehen. An dieſem Tage gaben die Mitglieder der Regierung ihre Audienzen und hielten in der Regel keine Sitzungen zur Erleichterung des Landmanns, der, wenn er wegen andern Sachen auf Bern kam, auch bei ihnen ſeine Geſchäfte abthun konnte. Der Amtsrichter fuhr alſo auf Bern und hielt vor dem Hauſe eines einflußreichen Rathsherrn, mit dem er in ſehr gutem Vernehmen ſtand. Er ſandte einen Buben in den Hausgang, wo in Bern in der Regel die Handhaben der Glockenzüge ſind, hieß ihn läuten und, wenn man Beſcheid gebe, ſagen, der Herr Rathsherr ſolle ſo gut ſein und hinunterkommen, der Amtsrichter auf der Säublume möchte ein Wort mit ihm reden. Der Junge that es um einen Batzen, kriegte im Hausgang mit dem Kammerdiener Händel, der meinte, der Bube wolle ihn zum Beſten halten, bis er den ihm wohlbekannten Amtsrichter auf ſeinem Wägeli vor dem Hauſe ſah.

„Was kömmt euch in Sinn, Herr Amtsrichter?" ſagte Pierre, „der Herr Rathsherr kömmt nicht hinunter, das iſt nicht der Brauch, ſteigt ab und kommt herauf, es iſt eben niemand bei ihm, der Junge kann euch das Roß halten." — „Ich darf nicht, Pierre. Bitte, thut mir den Gefallen und ſagt dem Herrn, ich ließ ihm dringlich anhalten hinunterzukommen, nur einen Augenblick, hinauf dürfe ich nicht." Pierre ſchüttelte bedenklich den Kopf und meldete es dem Herrn. Der Herr wußte nicht was das zu bedeuten hatte; den Amtsrichter kannte er zu wohl, um zu glauben, er habe nicht beſtimmte Gründe, dieſe Bitte zu ſtellen, aus Pflichtſinn ging er hinunter, aber mit ernſtem, ſtrengem Geſicht, mit dem ſich nicht ſpaßen ließ. „Verzeiht, Herr Rathsherr, daß ich euch bemühe, aber ich durfte nicht anders. Des Herrn Oberamtmanns Rehe geſchändeten mir meinen Lewat, ich ließ es ihm ſagen, er mir abputzen; darauf ſchoß ich eins, ließ es liegen und ihm es anzeigen, und er verfügte, daß ich bis auf weitern Beſcheid nicht ab meinem Herd ſolle. Darum, hochgeachteter Herr, kann ich nicht ab meinem Wägeli, wo ich, wie ihr ſeht, noch auf meinem Herd bin, denn ich bin der Meinung, daß man ſich der Obrigkeit unterziehen ſoll. Aber ich möchte inſtändig gebeten haben, daß man dem Herrn Oberamtmann melde, er ſolle mich frei laſſen, denn gerade jetzt habe ich nicht Zeit daheim zu ſein." Als der Rathsherr das ſah, lachte er gar herzlich über dieſen wohlangebrachten Witz und ſagte: „Es iſt verdammt kalt da, kommt um ein Uhr zu mir zu einer Suppe, da wollen wir das Weitere beſprechen" — „Aber ich darf nicht ab meinem Herd," antwortete der Amtsrichter. — „Wenn ich es erlaube?" frug der Rathsherr. — „Aber ihr gebt mir doch dann auf alle Fälle ein paar Buchſtaben," bat der Amtsrichter. — „Kommt nur und gleich nach halb Eins," antwortete der Rathsherr und ging lachend in's Haus. Der Amtsrichter fuhr zum Storchen, wo der ſeltſam belegte Boden ſeines Wägelis Aufmerkſamkeit erregte und

viele Fragen erzeugte. Es gebe sehr warm, sagte der Amtsrichter, ging seinen Geschäften nach und fand sich zur gesetzten Zeit beim Rathsherrn richtig ein. Derselbe empfing ihn nicht mit ernstem Gesicht, führte ihn ins Kabinet zum Kaminfeuer und ließ sich da erzählen.

Der Amtsrichter that es aufrichtig, redete vom Jagen um's Schloß, daß er aber nicht dabei gewesen, bekannte, daß die gedrohten Würste ihn böse gemacht und ihn veranlaßt, sein Aergerniß an den Rehen zu nehmen, und weil ihm der Herr Oberamtmann so bösen Bescheid habe zugehen lassen, habe er es probiren wollen, ob die Gesetze was gölten oder nicht. Daß er heute so auf Bern komme, geschehe nicht aus Bosheit, sondern er habe die Verfügung respektiren wollen und doch aus der Sache nicht gern einen Handel erwachsen lassen. Wenn so was einmal schriftlich werde, so werde das Gieht immer größer und gegen den Oberamtmann habe er eigentlich nichts, wenn er nur nicht so sein Zorn sich hinreißen ließe. Nun sprach auch der Rathsherr freundlich und väterlich, gab dem Amtsrichter Recht, bemerkte aber, wie sie beide in ihren amtlichen Stellungen sich in Acht nehmen müßten, persönliche Empfindlichkeiten nicht mächtig werden zu lassen, sie müßten sie um ihres Amtes willen unterdrücken. Sprach von den guten Eigenschaften des Oberamtmanns, wie das Amt ihm viel zu verdanken hätte, mehr als es wüßte. Das erkannte der Amtsrichter vollkommen an und erklärte, er seinerseits wolle den Handel gern vergessen dahin und dawog, wenn der Herr Oberamtmann es auch thun wollte. Der Herr sei ihm wirklich eigentlich lieb, aber unterthun, das lasse er sich einmal nicht gern, selbst vom eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe sei servirt.

Als der Amtsrichter ins Speisezimmer trat, stand ihm sein Oberamtmann gegenüber.

Dieser war nämlich, als sein Zorn verraucht war und er das Protokoll gelesen, nach und nach verlegen geworden.

Wo aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsrichter an der Hand, der Geſetz und Recht ganz gut kannte. Er entſchloß ſich endlich, obſchon mit großem Widerſtreben und auf dringliches Bitten ſeiner Frau, zu thun, was er in Nothfällen ſchon mehr als einmal mit gutem Erfolg gethan, nämlich nach Bern zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mitgliedern zu gehen und zu ſagen: Ihr Herren, ſeht ſo bin ich drin, wie machen, um ſo ungeſchlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es euer guter Wille iſt. Nun laſen ihm die Herren, Verwandte oder Freunde, ein ſcharf Kapitel und halfen ihm beſtmöglichſt, aber in der Regel nicht parteiiſch, nicht gewaltthätig, ſondern ſie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patſche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weiſe, wie er ſich und das Anſehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigſten blamirte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Rathsherrn, der ſein Vetter war, gekommen und hatte ſeine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm ſcharf zugeſprochen, wie er durch ſolche Thorheiten die Regierung kompromittire, die einflußreichſten Männer auf dem Lande vor den Kopf ſtoße, ſtatt allem aufzubieten, ſie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müſſe ſeine Perſönlichkeit opfern können und nicht bloß im Krieg, ſondern eben in ſolch ſcheinbaren Kleinigkeiten u. ſ. w.

Der Oberamtmann bekam einen hochrothen Kopf, beugte ſich indeſſen der ihm wohlbekannten Ueberlegenheit des Vetters und fragte endlich: „Aber und jetzt?“ „Wißt ihr was, Vetter, eſſet heute bei mir z'Mittag. Ich weiß zwar wohl, ihr eſſet nicht gern irgendwo **à l'hasard du pot**, aber ſo einmal zur Seltenheit wird nit z'tödten gehen.“ — „Ja, Vetter, ſo iſt es bös refuſiren, wenn ihr alſo erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden,“ antwortete der Oberamtmann. Er wurde als er kam zu ſeiner Couſine, der Frau Rathsherrin, geführt und war ebenſo überraſcht als der Amtsrichter. Sie

ſtanden ſich da verblüfft gegenüber und wußten nichts miteinander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Rathsherr ſagte: „Nicht wahr, Vetter, das iſt brav von mir, daß ich euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß ihr gute Freunde ſeid und daß ich euch keinen angenehmern Tiſchgenoſſen bringen konnte als ihn.“ Es waren beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Rathsherrn vollkommen, es wurde ein charmant Mittagseſſen. Auch hatte die Couſine Rathsherrin dafür geſorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hasard du pot nicht merkte, und der Vetter Rathsherr ſchonte ſeine Weine nicht, war ſehr fleißig mit Anſtoßen und Geſundheitmachen, und von der ganzen Geſchichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Hausthür hinausgingen, der eine die Stadt auf, der andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der erſtere dem letztern die Hand und ſagte, es würde ihn ſehr freuen, wenn er ihn bald bei ſich ſehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächſtens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß ſich auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächſten Jahr der Oberſt mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

Die drei Brüder.

Es war ein trüber Herbſtmorgen im Jahre 1839. Byſennebel hingen in den ſchwarzen Tannen, düſter rauſchte die Grüne, als die dicke Wirthin auf dem Flühleſtalden vor die Thüre trat, mit dem Fürtuch den Schweiß von der Stirne ſich wiſchte, eine tüchtige Priſe nahm, ringsum ſchaute und endlich zu ihrem Manne, der noch viel dicker als ſie auf der Bank neben der Thüre ſaß, ſagte: „Es kömmt noch niemand! Haben ſie es wohl vergeſſen oder wir nicht recht gehört, ſchon bald eilf und ich ſehe noch keinen. Es wäre Zeit, die Fiſche zu tödten, aber bis ich einen ſehe, thue ich es doch nicht, ſie reuten mich viel zu ſehr, wenn wir ſie ſelbſt eſſen müßten; ſo ſchöne haben wir lange nicht gehabt."

„He," ſagte der dicke Wirth mit einer Stimme, die tönte als käme ſie aus einem alten Zwingherrenthurm, „es iſt noch alle Zeit; die Einen haben weit und die Andern ſind ſpät auf den Beinen, und wenn ſie ſchon darauf ſind, ſo geht es doch nicht geſchwinde; darum habe nur Geduld und nicht Kummer, ſie werden ſchon noch kommen, es fehlt nicht. Noch vorgeſtern hat der mir es geſagt, welcher beſtellt hat." „He nun meinetwegen," ſagte die Wirthin, „wenn ſie warten müſſen auf das Eſſen, ſo ſind ſie ſelbſt ſchuld. Kämen ſie früher, daß man wüßte, woran man wäre! Bei ſolchem Wetter iſt man immer

ungewiß, wenn Herren dabei ſind. Die bilden ſich ein, ſie ſeien von Zucker und zergingen alſobald, wenn ein Tropfen Regen auf ſie fiele."

Die Wirthin hatte ein ſcharfes Auge in die Weite, aber den Buchſtaben, geſchriebenen und gedruckten, frug ſie nicht viel nach. Wie ſie, die Hand über die Augen, hin gegen Lützelflüh ſchaute, rief ſie: „Dort über die Zäune ſehe ich einen Kopf kommen mit einem Hut darauf und etwas hält er vor dem Geſicht. Es iſt nur ein Kleiner, er reicht kaum über einen Zaunſtecken aus." — „Das wird juſt der Rechte ſein, wenn er ein Buch vor den Augen hat; ſo läuft zwiſchen Burgdorf und Sumiswald nur einer; dafür iſt er aber auch g'ſtudirt, der Teufel zöge das Kürzere mit ihm. Wenn aber der kömmt, ſo kommen die Andern auch, der zieht ſie an wie Speck die Mäuſe. Geh' hinein, Frau, laß die Fiſche holen, mache zurecht in der obern Stube, wenn der einmal da iſt, ſo werden die Andern auch nicht mehr weit ſein." —

Wie der Wirth ſagte, ſo geſchah es auch. Kaum war der Kleine aber Dicke da, hatte die Arme in der Seite ſich umgeſehen nach allen Seiten, ſo waren auch Andere da, Männer von allen Sorten, ſie waren nicht alle gleich dick, aber Hunger ſah man keinem an, die meiſten waren wohlgenährte Leute. Sie hatten verſchiedene Geſichter, aber jedem ſah man an, daß er ſich nicht für den Dümmſten hielt, und die meiſten waren ſo, daß auch Andere ſie für etwas mehr als dumm hielten. Eben ſo verſchieden waren die Kleider der Männer, aber alle waren gebürſtet und man ſah den meiſten an, daß ſie behaglich darin waren. Wäre ein Fremder da geweſen, unmöglich wäre es ihm geweſen zu errathen, was dieſe Leute vorſtellten; daß die meiſten etwas zu bedeuten hätten, das hätte er bald gemerkt. Von zweien hätte er vielleicht geglaubt, es ſeien Gelehrte, ſie hatten Brillen auf der Naſe, hätte ſich aber doch geirrt. Noch weniger hätte er begriffen, warum ſie da zuſammenkämen, in dieſem einſamen Wirths-

häuschen, wo der Wirth viel dicker ist, als das Haus groß und die Zimmer viel enger, als die Gäste breit; denn diese saßen um keinen Tisch, frugen weder nach Tinte noch nach Federn, redeten nicht von einem, sondern von allerlei, je nachdem jedem der Schnabel gewachsen war. Keinem muß das Herz voll gewesen sein, denn man merkte keins, das überlief. Vielleicht sind die Herzen heut zu Tage auch größer, so daß sie nicht so schnell mehr überlaufen. Einer stand, der Andere saß, Einer zündete seine Pfeife an und der Andere probirte schlechtes Extrait, machte ein Gesicht wie eine Katze, wenn ein Hund sie anblickt, stellte es abseits, so weit sein Arm reichte und zog dann schnell die Nase zurück außer dessen Bereich.

Den breiten Männern ward es in der engen Stube am *leeren Tisch unheimlich*; wenn der Tisch voll ist, hat es in einer engen Stube schon manchem gefallen einen ganzen Tag lang, der ohne Tisch keine Viertelstunde darin ausgehalten hätte. Aber wird es Einem unheimlich in einem weiten Saale, wenn der Magen leer ist und die Wirthin noch nicht fertig, so drückt Einen die Luft noch viel beengender so in einem Stübchen, das ursprünglich ein Gaden war und noch jetzt nicht viel mehr. Aus den Fenstern war auch nicht viel zu sehen, als vornen heraus eine schöne Fläche mit vielen Bäumen und Häägen, links sah man gar nichts, denn auf dieser Seite waren keine Fenster im Stübchen, aber wenn man scharf horchte, so hörte man die Grüne rauschen, das wilde Sumiswalderkind aus dem Hornbachgraben hervor. Rechts hinaus sah man ungefähr was vornen, Bäume und Hääge durch üppige Felder, weiter hin einige Häuser und über alles tropfte immer sichtbarlicher der Bysennebel und niemanden gelüstete in den tropfenden Nebel hinaus unter die grünen Bäume, die allenthalben naß sind, wenn es regnet.

Da sagte auf einmal Einer, hinten aus sei es am schönsten, wie man es sonst nicht vermuthe. Hinten aus komme

nämlich ein Berg bis an die Grüne hervor, auf des Berges breitem Fuß stehe das Haus, der von da als ſtarke Halde zur Grüne abfalle, zäh aus Nagelfluh erbaut. Dieſer Berg ſpringe gar merkwürdig als ein Querarm des Hügelrückens, der von Affoltern bis Lützelflüh gehe, ins Thal hinein und oben auf ſeiner Spitze, von welcher weg er ſich raſch zu Thale ſenke, ſei vor Zeiten ein altes Schloß geſtanden, eine eigentliche Wartburg oder ein Lueg ins Land, noch ſehe man den geweſenen Burggraben und den um die Spitze gewundenen Schloßberg. „Wie wäre es," meinte er, „wenn man da hinaufginge, unterdeſſen würde die Wirthin fertig, der Tiſch würde gedeckt, ohne daß dabei Einem die Füße abgetrappet und Meſſer und Gabel in's Geſicht geſtoßen würden, man kriegte obendrein noch beſſern Appetit, brauchte das kannibaliſche Extrait nicht mehr zu riechen und unter den großen Tannen und Buchen wäre man vor dem naſſen Nebel ſo ziemlich ſicher."

Das Ding war eigentlich den Wenigſten ſo ganz recht. Weil man aber nichts Beſſeres wußte und doch nicht gerne ſeine Faulheit ſo unverblümt an's Tageslicht ſtellte, ſo ließ man ſich vom Antragſteller fortreißen und begann ſchwerfällig, äußerlich mit guter Miene zum böſen Spiel und innerlich mit dem ſehnlichen Wunſch, wenn man nur ſchon wieder unten wäre, den ziemlich ſteilen Berg anzuklimmen. Das Ding war jedoch ſchöner als man dachte. Gefährlich war die Bahn nicht, aber durch viele Tannennadeln und Buchlaub ſehr glatt, ſo daß die Füße immer ausgleiten wollten. Der Ausgleitende riskirte nun freilich nicht den Hals, kaum Arm und Bein, aber doch Pfeife, Hoſen und den Spott der Gefährten. Keiner fiel indeſſen, Allen ſah man die frühe Uebung an zu klettern und zu ſteigen, wie es Schweizern ziemt, aber keiner konnte eine gewiſſe Unbehülflichkeit verbergen, die ſo gerne ſich einſtellt, wenn rund die Bäuche, breit die Rücken werden. Viel länger als man dachte dauerte das Anſteigen, der trotzige Vorſprung war höher als er ſchien und die Stillſtände wur-

den länger als in früherer Zeit, und wer nicht gerne eingeſtund, daß ſein Athem noch nicht im rechten Schwung ſei, begann Betrachtungen anzuſtellen, bald über den Waldwuchs, bald über die ſichtbar werdenden Vertiefungen, bald über ſeine ungeberdige Pfeife, alles je nach der Richtung ſeines Geiſtes oder dem Reichthum ſeiner Gedanken.

Endlich konnte man nicht weiter und ward plötzlich inne, daß man oben ſei, auf einem kahlen Scheitel mit ſchönen Buchen umkränzt, ein altes Haupt von jungen Locken umwallt, zog tief herauf den Athem und hob die Augen; da verſtummte jeder überraſcht. Umgekehrt ging's auf dem unbekannten Gipfel den Beſuchern, wie es Andern ergeht an hochberühmten Orten. An hochberühmten Orten hat gar mancher nichts geſehen als Ordinäres und hat Mühe gehabt zu glauben, daß er an dem hochberühmten Orte ſtehe, welcher als Wunder der Natur von hochberühmten Federn beſchrieben worden. Wie Vielen iſt es zum Beiſpiel ſo gegangen auf Rügen, am berühmten Hertha-See, als ſie ein kleines Seechen fanden ungefähr wie unſer Seeberg-See und das Seechen ohne bedeutſame Umgebungen, mit jungen Buchen eingefaßt, ſo daß das Seechen nur dann ſchaurig ward, wenn es überall auf Erden ſchaurig wird, wenn nämlich der Himmel ſchaurig wird und ſeine ſchwarze Maske vornimmt, und wem iſt's nicht ſo gegangen auf der Hertha-Burg, dicht am See, wenn er in zehn Sprüngen oben war, mitten in jungen Buchen und nichts ſah als junge Buchen und durch die Buchen etwas Waſſer zu ſeinen Füßen? Freilich, einem Berliner muß es auf dieſem Hügelchen anders zu Muthe ſein als einem Schweizer, und wer Berlin geſehen hat, dem muß es begreiflich vorkommen, wie ein Berliner auf der Hertha-Burg ausrufen kann: „Juter Jott, ein Berg faſt wie mein Haus! Ach Clorinde, welch' herrliche Bergluft!"

Da oben war's anders, da oben waren auch Buchen, aber hinter ihnen waren noch andere Dinge als andere Buchen

und etwas Waſſer. Gerade vor ſich ſah man ein hohes ſtolzes Schloß, das aber war das Unbedeutendſte, denn man ſah hinter demſelben rund um, auf und über eine Menge Berge, rechts über alle Höhen bis gen Bern, links über die Höhen gegen Affoltern hinaus, gegen das Aargau hinab, ſah gegen die Höhen, die Bern und Luzern von einander ſcheiden; ſo ſah man auch in manches Thal hinein, ſah die Mündung der Thäler von Langnau und Walkringen, ſah was von Burgdorf her über Lützelflüh herauf kam, ſah was aus dem Dürgraben, aus dem Hornbach, aus dem Griesbach hervor ſich wagte, überſah da eine Verbindung von Thälern und Höhen, die auch dem Unkundigſten das Gefühl erzeugte, daß das ein Ort ſei, deſſen Bedeutſamkeit man ihm gar nicht angeſehen hätte.

Da ſieht man weit hin in's Emmenthal, ſagte hier Einer und dort Einer, was war wohl hier, ein Anderer und endlich kam's Einem in den Sinn zu fragen, wie man dem Berg auch ſage. Das wird manchen, beſonders ſolche, die mehr auf Namen und Titel halten als auf Sachen und Menſchen oder Büchern, lächern, daß dieſe Frage erſt jetzt kam, war aber doch nicht halb ſo lächerlich. Münneberg ſagt man ihm, antwortete Einer; das wird wohl eigentlich Münchenberg heißen ſollen, bemerkte ein Anderer, ſei ja dort drüben der Pfaffenboden, und wo ein Pfaffenboden ſei, werde ein Münchenberg nicht weit ſein. — Einer aber, alter Reden und Schriften wohl kundig, ſagte, er zweifle an dieſer Auslegung. Auf keinem alten Pergament ſtehe etwas von einem Schloß, das hier geſtanden, oder gar von einem Kloſter. Er glaube, Münneberg ſolle eigentlich heißen Mühleberg und dieſer Name ſtimme vollkommen mit einer alten Sage überein, die noch oft von alten Leuten erzählt werde, wenn keine jungen dabei ſeien, welche über ſolche Dinge ſpotten. Und ſchnell frugen zwei, was das für eine Sage wäre; als er aber anfing: „Vor ungefähr achtzehnhundert Jahren," da fuhren ſchnell drei mit der Meinung dazwiſchen, daß der Regen ſtärker, die Wirthin

wohl fertig ſein werde, und daß, was vor achtzehnhundert Jahren bis jetzt vorgegangen, am beſten im warmen Stübchen und wenn der Magen gefüttert ſei ſich anhören laſſe, beſonders wenn man ſich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Vierunddreißiger die Andacht ſtärken könne. —

Als dieſe Meinung abgegeben worden, blieb keine Zeit ſie in's Mehr zu ſetzen gegen die Andern, denn, als ob ſie eine Peitſche ſei, mit der man jage, oder ein gebratener Haſe, mit dem man locke, gab ſie die Beine in Gang und hatte im Hui die Leute wieder zum Wirthshaus gebracht.

Es war auch Zeit, denn nun nebelte es nicht mehr, ſondern regnete handlich. Droben im Stübchen war der Tiſch gedeckt; eine Suppe dampfte darauf, mit Schnittlauch dicht überſtreut und mit Brod geſegnet, daß man von der Fleiſchbrühe, die daran ſein ſollte, kaum etwas vermerkte; doch ſetzte man ſich ſchnell um ſie und zwar ohne Komplimente, die Leute hielten ſich alle für gleich vornehm und keinen Platz für oben, keinen für unten, was wieder einen Fremden ſehr verwundert hätte. Die Suppe war ein ſtrenges Eſſen, beſonders für den, der keinen Mund nicht gerne mit Eſſen verbrennt; als aber die Fiſche kamen, da vergaß man die Suppe und das Herz im Leibe lachte Allen, ſie mochten eins haben wie ſie wollten, ein altes oder ein junges, ein hartes oder ein zartes. Das waren Fiſche! jeder eine ſtarke Mannshand hoch und waren dazu Goldforellen mit dem ſchönen roſenfarbenen Fleiſche, das ſchmeckt wie Haſelnüſſe und ſo ſelten wird, daß die Herren in der Stadt es um gut Geld nicht mehr kriegen; dazu waren nicht die Fiſche abgezählt, ſo daß höchſtens ein Komplimentsfiſch übrig lag in der Schüſſel, ſondern für jeden waren zwei gezählt, und jeder mußte auch ſeine zwei eſſen, es thats die Wirthin nicht anders; da kam manchen noch ein ſtärker Schnaufen an, als führ' er den Berg auf, und keiner war, der, als er mit ſeinen zweien fertig war, nicht ſagte: „So habe ich lange nicht Fiſche ge-

gessen, aber Gottlob und Dank, daß ich nicht hinter einem dritten muß!" Wenn man schon mit Vierunddreißiger die Fische aufschwimmen ließ, auf daß sie nicht schwer im Magen lägen, so war man doch froh, daß einstweilen man nicht mit fernerem Essen geplagt wurde, sondern die Gerichte aufgetragen wurden wie an einer Kindbetti, wo erst ein neues kömmt, wenn das frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist. Da sagte Einer: „Nun wäre gut hören die Sage vom Münneberg!" Dieser Meinung waren Alle, der Angesprochene sagte zwar, mit zwei Fischen im Leibe wollte er lieber hören als erzählen, indessen begann er dennoch also:

Vor achtzehnhundert Jahren fast waren die Helvetier unter der Oberherrschaft der Römer, wurden aber von diesen hoch geachtet um ihrer berühmten Tapferkeit willen und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beschenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten sie eigene Vorsteher und Ausgeschossene aus allen Gauen, kamen zur Berathung aller gemeinsamen Angelegenheiten zusammen, gerade wie jetzt die Tagsatzung, ja sie hatten sogar ein Castell gegen die Alemannen zu, der Schlüssel des Landes, mit eigenen Leuten besetzt. Sie waren stolz auf den alten Ruf ihrer Tapferkeit, aber daß ein alter Ruf zum morschen Schilde wird, wenn die Kraft nicht bewahrt wird und gepflegt, die ihn erworben, bedachten sie so wenig als nach achtzehnhundert Jahren ihre Enkel.

Damals war das Land fruchtbarer, bewohnter als einige Jahrhunderte später. Die Römer liebten und ehrten es, ließen sehr häufig da sich nieder. Sie durchzogen es mit Straßen, sie kannten seine militairische Bedeutsamkeit. Das im heißen Afrika, im üppigen Asien erworbene Geld verzehrten sie gerne in unerhörtem Aufwande im kühlen Helvetien und erholten sich in dessen starker Luft vom Sonnenbrande Afrikas. Ihre Lustbarkeiten, ihre Lebensweise trugen sie allenthalben mit sich, gaben kostbare Mahlzeiten, und die herrlichen Bergforellen spielten dabei nicht die geringste Rolle, bauten

herrliche Amphitheater und die rauſchende Aare umſtrömte die Mauern, die Berge faßten in weiten Kreiſen ſie ein. Das Amphitheater in Vindoniſſa faßte zwölftauſend Menſchen und dort war doch nicht die Hauptſtadt. Die Helvetier zogen damals von den Römern wie die jetzigen Schweizer von den Fremden ihren Lebensunterhalt, wie jedes einfache Volk von der Narrheit des üppigen Theils der Menſchheit lebt. Aber nicht nur im Lande beuteten ſie reiche Thorheit aus, ſondern den Bienen gleich, ſammelten ſie auch Honig außerhalb ihrer Marken und ſchleppten ihn hinein in ihre Hütten. Schon damals gingen Tannen von Helvetien den Rhein hinab, bis hinunter ins Weltmeer, und der Käs war berühmt, ſo weit die Römer kamen, und das war damals die ganze bekannte Welt. Darum waren damals viele blühende Dörfer und viele große Städte in Helvetien, von denen man nur die allergrößten dem Namen nach kennt, wo die Römer ihre Hauptniederlaſſungen hatten, das iſt Wiflisburg, Windiſch und Baſelaugſt. Daneben findet man an gar vielen Orten, von denen man nicht wußte, daß die Römer dort gehaust, römiſche Alterthümer, und an vielen Orten, wo der Sage nach Römer geweſen ſein ſollen, hat man noch keine Alterthümer gefunden. So verhält es ſich mit Sumiswald.

Sumiswald war wahrſcheinlich urſprünglich einer der Verbindungspunkte, welche die Römer im Lande beſetzt hielten, damit ihnen allenthalben der Zugang offen ſei und die verſchiedenen Lager einander ſchnell die Hand bieten könnten. Sumiswald vermittelte wahrſcheinlich die Verbindung zwiſchen den weſtlichen Landen und Luzern und war der bedeutendſte Ort in dem Thale, welches dem großen Aarethale parallel läuft, deſſen einer Arm bei Langenthal das Hauptthal ſich mündet, während der andere bei Surſee an das Thal ſtößt, welches Luzern mit dem Aargau verbindet, deſſen Schlüſſel Zofingen iſt. Sobald auf der Hochebene Römer ſich anſetzten und durch den ſonſt ſo wilden Theil Helvetiens die üblichen

Verbindungswege von einer Station zur andern liefen, so war es ganz natürlich, daß die, welche von den Römern und ihren Straßen Nutzen zu ziehen wußten, in ihrer Nähe sich niederließen. So bildete sich von selbst hier eine bedeutende Niederlassung, es war der Stapelplatz der Alpen, wohin der Käse abgeliefert ward, der berühmte, der seinen Ruhm länger behalten hat, als die Produkte von Sidon und Tyrus, von Carthago und Egypten. Auch mögen wohl schon damals die schlanken Tannen den Weg gefunden haben, den sie jetzt noch immer gehen, die wilde Emme ab, in die trotzige Aare, in den mächtigen Rhein, wo die Römer so manches bauten, wozu sie das nothwendige zähe Holz im Innern des Landes nicht suchen durften. So ward hier ein stattlicher Handelsort um der Käse willen, und weil, wo Käse sind, gewöhnlich auch Kühe gefunden werden, so wurden hier auch oft dergleichen gesucht, für römischen und andern Bedarf, namentlich des großen Aventicums, wo mehr Acker- und Weinbau gepflegt wurde. Eine Art von Stadt dehnte sich daher gegen Osten bis über den Kirchstalden herab, der noch jetzt Vorstadt geheißen wird. Auf der Westseite füllte die Stadt, freilich nach damaliger Weise, wo die Häuserreihen nicht dicht geschlossen stunden, sondern durch Gärten und Grasplätze unterbrochen waren, den ganzen Boden, in welchem erst Grüner dann Bühlen liegen, bis gegen den Münneberg hin. Wie in den meisten Städten am Ende der Stadt die Mühlen liegen, so waren auch hier, am Fuße des Münnebergs, die Mühlen, während auf demselben, auf der Spitze, auf der wir vorhin stunden, ein Wartthurm sich befand, der weit hin in die Thäler sah und mit andern Wartthürmen bis in's Aargau hinab in Verbindung stand, durch welche schnelle Nachricht von dem was in den Seitenthälern geschah, in die Hauptstationen gebracht wurde. Wahrscheinlich geschah dies nicht durch Telegraphen, wie man jetzt die Dinger heißt, durch welche man stundenweit einander deutet. Aber wie die Rö-

mer allenthalben das was gut und dem Lande paſſend war ſich aneigneten, ſo haben ſie wahrſcheinlich auch der germaniſchen Feuer ſich bedient, durch welche man in bergichtem Lande mit unglaublicher Schnelle das Nothwendige ſich verkünden kann. Bis vor der Revolution hatten wir dieſe Hochwachen. Jetzt da wir ausrüſten bald nach preußiſcher Manier, bald nach franzöſiſcher je nachdem unſere Kriegsgurgeln ein franzöſiſches oder ein preußiſches Reglement auswendig gelernt haben, haben wir keine Hochwachten mehr, weil ſie weder in Preußen noch in Frankreich Mode ſind. Statt deſſen haben wir drei Eilwagen, einer geht alle Tage nach Genf, einer alle Tage nach Baſel, einer alle Tage nach Zürich, die werden uns ſchnell genug aus dem Gwunder helfen, wenn etwas Wichtiges anrückt, das heißt, wenn man es dann für gut findet, ſie ungehindert paſſiren zu laſſen. Die Warte auf dem Münneberg, welche, wie wir früher geſagt, die Mündungen ſo vieler Thäler überwachte, konnte über die Höhen bei Aſſoltern in wenig Minuten eine Nachricht bis nach Herzogenbuchſee, bis nach Aarburg ſenden und über die Weggiſen in ebenſo wenig Minuten an die weſtlichen Seen, bis nach Aventicum. Da die Nachrichten in einem ſolchen Lande nicht diplomatiſche Noten waren, ſondern gar einfacher Natur, gewöhnlich nur ſagten: „Paßt auf, der Feind iſt da!“ oder: „Macht euch auf, wir wollen an den Feind!“ ſo konnte man mit Feuern ſich gar gut verſtändigen.

Zu der Zeit, von der ich reden will, hatten die Wachtfeuer lange nicht mehr gebrannt. Im Herzen der Provinzen war unter der ſtarken Römer Hut langer Friede, und an den nördlichen Grenzen Helvetiens ſchlug man ſich gegen die Alemannen, die, unſtät und flüchtig, ihren Nachbaren unbehagliche Kunden waren. Es war im Lande Reichthum und Behaglichkeit und der Sinn, der lange andauernde Zuſtände für unveränderlich zu nehmen beginnt, wie man bei anhaltendem ſchönen Wetter kaum mehr an Regen zu glauben vermag; den Tiger-

ſinn einiger Kaiſer und die Unruhen Roms fühlte man in Helvetien nicht. —

In Helvetien hatte man nur den kleinen Bruderzwiſt erſt wer Kühe und Käſe am beſten verkaufen, dann wer am meiſten Geld ſammeln und endlich wer am höchſten es im Anſehen bringen, an den helvetiſchen Tagen ſeinen Gau oder ſeine Berge vertreten und reden oder wenigſtens ſtimmen könne zu der Vertheilung der allgemeinen Laſten und zu des Landes Gedeihen. Wenn ſchon dabei nicht viel heraus kam, und mancher an dieſen Tagen nur zeigte, daß er einen Sitz hätte, von ſeinem Mund aber nichts hören ließ, ſo war es doch eine große Ehre, da zu ſitzen, und gab zu Hauſe deſto mehr zu reden.

Nun waren damals in Sumiswald drei Brüder, ſie waren die berühmteſten weit herum in den Bergen. Sie beſahen die ſchönſten Alpen, die prächtigſten Sennthümer, ihre Käſe hatten den meiſten Ruf, und wenn ſie damit in Aventicum oder in Vindoniſſa erſchienen, ſo waren ſie von Käufern umringt, und wem ſie verkauften, hielt es für eine Gunſt.

In Sumiswald wintereten ſie, im Sommer lebten ſie auf den Bergen, und wo ſie an einem Schwinget erſchienen, da wußte man wer Sieger war. Ihre Kraft war weit bekannt. Wenn der wildeſte Stier auf ſie einrannte, ſo faßten ſie ihn kaltblütig bei den Hörnern und warfen mit einem Ruck ihn auf den Rücken, ſie hielten mit einer Hand den davon rennenden Stier am Schwanze feſt, daß er ſtehen bleiben mußte wie eingewurzelt. Den Speer, den auf hundert Schritte einer der Brüder in eine Tanne warf, zog nur einer der Brüder wieder heraus. Sie waren aber ſtolz dazu und aufbegehriſch wie es die Helvetier ſchon damals nicht gerne von einander ertrugen, auch kleideten ſie ſich hoffährtiger als Andere und oft auf römiſche Weiſe, daher waren ſie wohl gefürchtet aber nicht beliebt. Sie achteten aber das wenig,

ſie meinten, wer Kraft und Macht hätte wie ſie, brauche nach Liebe wenig zu fragen. Eben ſo ſtolz waren ihre Knechte; da war kaum ein Senn, der nicht über ihren Uebermuth zu klagen hatte, aber wegen der Brüder Macht konnte er ſich nicht rächen, konnte bloß die Unbill ſich hinters Ohr ſchreiben, zur Abrechnung in gelegenen Zeiten.

Nur einer der Brüder hatte Kinder und zwar nur eines, ein wunderſchönes Töchterlein, das nach und nach eine ſo recht herrliche helvetiſche Jungfrau ward. Es war als ob die Sonne aufginge über die Berge, wenn ſie an einem Schwinget erſchien, und wenn ſie in die Reigen ſich miſchte, ſo war es als ob die Königin der Feen tanzte mit ihren untergebenen Geiſtern. — Sie war auch gewaltig ſtolz und der Jünglinge keiner hatte noch einen freundlichen Blick erhalten, die andern Mädchen rühmten ſie nicht, ſondern ſchalten ſie hochmüthig und herriſch, aber die Armen rühmten ſie und auf ihren Weiden lief ihr jede Kuh nach, und wie ein langer Schweif zogen oft die Sennenkinder hinter ihr drein, pflückten ihr Blumen, ſpielten mit ihrem goldenen Haare und harrten geduldig, bis ſie ſich umwandte und die Liebeszeichen mit ihnen tauſchte. Wo ſie jemand krank wußte, eine Sennenfrau, eine Kuh, ein Lämmlein, da pflegte und wachte ſie, der niedrigſten Magd gleich, in holdſeliger Demuth und in Mitleid, und auf dem Heimweg kämpfte ſie mit Wolf oder Bär, dem Kühnſten gleich.

Nun geſchah, daß der, welcher die Gegend oder den Gau an der Tagſatzung vertrat, ſtarb. Es war ein alter Held geweſen, berühmt durch Rath und That, aber reich war er nicht, daher war er den Reichen ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen, denn ſchon damals glaubte man, der Reichthum gebe das Recht zu allem und Anſprüche an die höchſte Ehre. Sein größter Reichthum war ſein Sohn, der früher unter den Römern ſeinen Muth, der nicht auflodern konnte in ſeinem Lande, gekühlt, die letzte Zeit aber ſeines Vaters

treu gewartet hatte. Er war auch ein Held an Kraft und Wohlgestalt, dazu lieblich in der Rede und hülfefertig jedem in der Noth. Wieder daheim, fügte er sich in allem der Väter Sitte und legte ab alles Fremdartige in Sprache und Lebensweise, was ihm leicht ward, da er ein schweizerisches Herz behalten hatte.

So war er auch hier und dort an den Bergfesten, wo erst geschwungen, dann getanzt wurde auf dem hohen Bergeshaupte, zunächst unter dem blauen Himmel. Bald erscholl der Ruhm seiner Kraft und Holdseligkeit weit herum; der sei jetzt der Dächen geworden, hieß es, bei Spiel und Tanz, unter den Männern und bei den Weibern.

Wie die drei Brüder das vernahmen, so lächelten sie dessen mit Hohn und dachten, der Ruhm werde kurz dauern und bloß so lange es ihnen gefalle, und recht boshaft ließen sie den Ruhm recht steigen und weit umher kommen und zeigten sich auf keinem Platze; sie dachten, um so höher Einer steige, um so tiefer sei dann auch sein Fall und um so größer werde der Spott.

Als der Sommerbau vorbei war, da zeigte sich erst der jüngste der Brüder. Ein allgemeines Aufsehen gab's, manches Herz klopfte und die Vorschwinger machten ihre Sache rasch ab, denn Alle wußten, daß es jetzt ein Schwingen geben müsse, wie man lange keins gesehen. Mit dem eigenthümlichen Bewußtsein des Siegers stand der Aeltere da, als ob er keinen Theil nehme an allem und sich um den neuen Nebenbuhler auch nicht im Geringsten kümmere. Gleichgültig lehnte er alle Theilnahme ab, und erst als Sigbert alle Kämpfer überwunden, als alle Ueberwundenen ihm anhielten und Sigbert selbst an ihn trat mit dargebotener Hand und der Frage: ob es auch nicht unter ihnen einen Schwung gelte, erst da sagte Guntram mit aller Kälte, es sei ihm gleich, obgleich er nicht viel zu gewinnen sehe, aber wenn man es zwingen wolle, so solle man es haben.

Innerlich Zornes voll, aber äußerlich mit aller hochmüthigen Nachläſſigkeit, die ſchon damals in der Uebung war, trat der mächtige Guntram rothhäutig, rothhaarig, rieſengliedrig, als einer der an fetter Milch und fettem Käſe geleckt, in den Ring, dem ebenſo großen aber feiner gebauten und ungemäſteten Sigbert gegenüber, der in jugendlicher Schöne ſeltſam abſtach gegen den männlichen, nur Zermalmung drohenden Rieſenbau. Nachdem ſie ſich die Hände gegeben zu ehrlichem Spiele, griffen ſie raſch zuſammen, und ehe man es ſich verſah, lag Guntram auf dem Rücken und in leichtem Satze ſprang Sigbert in des Ringes Mitte. — Langſam erhob ſich der Beſiegte, trat dann raſch zum Sieger, und nur flüchtig deſſen Hände berührend, faßte er ihn mit Macht, und ihn an ſich reißend mit fürchterlicher Kraft, hob er Sigbert hoch auf über ſeinen Kopf, ſchwang ihn dort mit rieſigen Armen im Kreiſe, als ob er ein Kindlein wäre, und als er ihn in rechtem Schwunge glaubte, ſchmetterte er ihn nieder. Die Zuſchauer zuckten zuſammen im Herzen, als ob Sigbert mit zerſchmettertem Rücken im Ringe läge, aber da wankt Guntram, einem Thurme gleich, den ein Erdbeben erſchüttert, wankt er, fällt zum zweiten Mal auf den Rücken, und Sigbert, der mit der Hand ihn nie losgelaſſen, das Gleichgewicht nie verloren, ſeiner Glieder Meiſter geblieben war und im Niederfallen das Bein ihm untergeſchlagen und mit der Hand nachgeholfen hatte, fällt nicht einmal, ſondern ſpringt leicht wieder in des offenen Ringes Mitte. — Als Guntram ſich erhob, mit zorngeſchwollenen Adern und ohne die Hand zu geben den Sigbert faßte als wie für die Ewigkeit, da ging ein Leben durch die Meiſten, den Kühnſten traten die Augen heraus, vor Angſt zwar nicht, aber vor Kampfesbangen, das bei entſcheidenden Kämpfen die Tapferſten beim Zuſehen fühlen. Mit geſpannter Kraft und Kopf neben Kopf gingen die Kämpfer gebeugt im Kreiſe herum, langſam bald, bald ſchneller, vorſichtig den Fuß vorſetzend, vorſichtig den Gegner ſtoßend

oder anziehend. Aber Kraft begegnete der Kraft, Vorsicht der Vorsicht, kein Fuß ward unrichtig versetzt, kein Griff ward lose beim Stoßen oder Ziehen. Jeder schien anzugreifen, es war aber nur ein Locken zum Angriff, um in demselben den Vortheil zu erhaschen. Endlich, die Abnahme des Athems in der krummen Stellung fühlend, zog mit unwiderstehlicher Kraft Guntram den Sigbert an sich, und lange widerstrebte Sigbert mit äußerster Macht und reizte den Gegner zu immer größerer Anstrengung. Plötzlich gab er dem Zuge nach, warf sich mit aller Kraft auf den Gegner, schlug ihm noch den Haken dazu und dieser, durch die eigene Schwere zurück geschnellt, durch Sigbert noch gestoßen, konnte sich des gefährlichen Beines nicht erwehren, sondern fiel dröhnend und krachend zum entscheidenden dritten Male auf den Rücken, und ein helles Jauchzen aus jedem Munde verkündete den unerwarteten Sieg zu Berg und Thal. So etwas hatte Guntram noch nie empfunden und sein Zorn ward Rache, und Rache kann man verbergen hinter allerlei Gesichtern, um ihr um so sicherer zu sein.

Gertrud, des ältesten Bruders Tochter, hatte dem Schwingen zugesehen und zornig des Oheims Fall empfunden. Es juckte ihr im Blute, selbst mit dem Sieger anzubinden, die Augen konnte sie nicht wenden von ihm aus Zorn wie sie meinte. Beim Spiele später, wo der Alle überragende Sieger dem ebenso hervorragenden Mädchen sich nahte, wie Gleiches gerne dem Gleichen sich gesellt, begegnete ihm trotzig und wild das schöne Mädchen, schonte ihn mit Worten und Blicken nicht und wollte des Oheims Kränkung mit noch tieferer vergelten. Aber der kühne Sigbert beugte sich nicht, sondern wandte sich ab. Da empfand das Mädchen ein wildes Brennen im Herzen, wilde Blicke sandte es dem lustigem Spiel sich Hingebenden nach, es wallte und nagte in ihm, eine strudelnde Fluth des Hasses wie es meinte; sie trieb es weg aus dem Kreise unter schirmende Tannen, dort zürnte es

bitterlich, aus Haß, meinte Gertrud. Als das Mädchen zürnend an der Alpe Rand unter der mächtigen Tanne ſtand, ging blutroth am dunkeln Himmel der Mond auf. Da ſchauerten blutige Ahnungen in ihm auf und bebend ſuchte es die Menſchen wieder. Sigbert war fort, da war es auch dem Mädchen als müſſe es heim. Der finſtere Ohm mußte ſich aufmachen mit dem finſtern Mädchen, das noch finſterer heim kam, denn auf dem ganzen Wege hatte es nichts geſehen als Nachtvögel mit ihrem trägen Flügelſchlag und ſcheuchtes Wild, das über die engen Wege floh. Als Guntram den Brüdern ſeine Niederlage erzählte, waren die drei eins, daß Sigbert gezüchtigt werden müſſe. Clodomir, der Gewaltigſte, wollte am nächſten Feſte die Rache vollbringen, allein der Herbſt bot keine Gelegenheit mehr und der Winter mit ſeinem Schnee hielt die Gegner aus einander, da Sigbert in fernem Thale wohnte, nach alter Sage da, wo jetzt Würzbrunnen iſt, oberhalb Röthenbach, wo damals ein berühmter Opferplatz war, ſpäter eine der erſten chriſtlichen Kirchen.

Im Frühjahr in den erſten Maitagen waren die großen Volksverſammlungen, Abgeordnete an die Tagſatzung zu wählen, ſpäter gingen die Hirten auf die Berge und hatten nicht mehr Zeit zu andern Verſammlungen als zu denen ihrer Kühe, wenn alle Morgen und alle Abend ſie ſich zum Staffel drängten, um gemolken zu werden. In dieſen Tagen war an den Verſammlungsorten auch Markt. Die Hirten, ehe ſie auf die Berge zogen, ſäuberten und ergänzten ihre Heerden und kauften manches ein, wenn guter Verkauf ihnen ein Stück Geld in die Hände gebracht. Wer ſo einen Markt ſehen könnte, welch ſeltſamen Gegenſatz würde er ſehen, wenn er ihn mit einem gegenwärtigen vergleichen würde!

Aus dem wilden Gelände, aus Schlünden hervor, von Halden herab kamen an der Spitzen wilder Heerden die mächtigen Männer mit ihren mächtigen Weibern und aufge-

ſchoſſenen Kindern, meiſt in roher Landestracht, aber mit goldenen und ſilbernen Spangen geziert, alte Beuteſtücke, aus früherem Reichthum beim thorrechtem Zuge gerettet. Hintendrein Haufen von Knechten in Thierhäute gekleidet, wild wie die Thiere, deren Felle ſie trugen, alle bewaffnet mit Schwert oder Axt, mit Speer oder Bogen. Hier oder dort ſah man römiſchen Anſtrich, mit römiſchen Namen nahmen Einige auch ihre Kleider an, die Mode war ſchon damals in dieſem wilden Lande eine Macht. Alle lagerten ſich in weitem Ringe unter dem freien Himmel, Menſchen und Thiere untereinander, auf der Bergebene gegen Schonegg zu. Scheu wie junge Pantherthiere guckten die Jungen zwiſchen den Heerden hervor, grinſten einander an, fuhren mit wilden Sprüngen ſich in die Haare oder ſchlichen zuſammen und ſpienzelten ſich gegenſeitig ihre Waffen und begannen zu handeln und am Ende ſich zu prügeln.

Bei der Mutter war die Jungfrau und ging ihr zur Hand am Feuer, aber ſcheu und wild flog ihr großes blaues Auge über den ungewohnten Schauplatz. Hier ſah man die wandernden Krämer herum gehen, Juden ſchon und Italiener, hier ließen ſie ihre glänzenden Geſchmeide funkeln, Spangen und Ringe, helle Steine, bunte Muſcheln, farbige Tücher reizten der Mutter Begierde, weckten der Töchter Luſt, die aus ihren wilden Augen Funken ſprühten, und wie man von der Schlange ſagt, daß ſie mit den Blitzen ihres Auges wilde Thiere banne, ſo bannten funkelnde Armbänder manch helvetiſches Mädchen, daß es ſtille ſtund vor dem fremden Manne, daß es ihm nahe trat, von ihm faſt nicht laſſen konnte. Unterdeſſen gingen die Männer unter den Heerden umher, in alter angeſtammter Würde, verglichen fremde Heerden mit der ihrigen, kauften hier, verkauften dort, handelten erſt unter ſich, ehe ſie den fremden Aufkäufern von Aventicum oder Vindoniſſa her Gehör gaben.

Auf der weiten Runde ragten vor Allen die drei Brüder

hervor durch ihre Heerden, ihres Geleites Größe, auch ihr Feuer war das größte und das schönste Mädchen herrſchte an demſelben, die reichſten Krämer drängten ſich um daſſelbe. Man ſah aber auch den Dreien an, daß ſie ſich die Erſten dünkten auf dem Platze, daß ſie es wußten, wie Fremde ſie für Fürſten halten konnten mitten unter ihren Edlen. Lange waren ſie ſo die Erſten und gaben ſtolzen Beſcheid links und rechts und fuhren hart manchen an, um keiner Urſache willen, als weil es ihnen ſo gefiel.

Da kamen vom Weſten her größerer Heerden Gebrülle und vieler Menſchen Gejauchze. Wilde Stiere kannten aus Sumiswald hervor auf den Platz, raſche Knechte eilten ihnen vorauf und ſchlugen zweihändig mit großen Stöcken und aller Kraft ihnen auf die Naſe. Kühe ſtürzten nach, Menſchen wogten nach, es waren die aus den obern Thälern gegen Schangnau zu, gegen Röthenbach hinüber. Mitten unter ihnen ragte eine herrliche Geſtalt weit empor und leuchtete weit über die Runde.

Die Heerden zu ſehen, die Menſchen zu begrüßen drängte die anweſende Menge um die Ankommenden ſich. Viele Alte ſah man treten zu dem hohen Manne, der einfach gekleidet, nur durch alterthümliche Spangen ſich auszeichnete. Freundlich und ehrerbietig begrüßte er ſie, und ſie lobten ſeine Mienen, wie ſie dem Vater glichen, und ſein Geſchmeide, deſſen Herkunft ſie wußten, lobten den Vater und freuten des Sohnes ſich. — Faſt einſam ſah man die Drei ſtehen, keinen Schritt näher traten ſie, aber zornige Blicke ſandten ſie in's Getümmel, feurigen Blitzen gleich, die in die Wälder ſchlagen und die höchſte Tanne treffen.

Sigbert war's, der ſo freundlich empfangen wurde und die Ernte ſammelte, die gute Väter ihren Kindern bereiten. Er und ſeine Genoſſen lagerten ſich faſt gegenüber den Dreien, die, zornigen Wettern gleich, dem Lagern zuſahen. In heiterem Muthe achtete er ſie aber kaum, ja als er die Runde

machte wie die Andern, trat er zu ihnen und bot in biederer Treuherzigkeit ihnen die Hand, die sie nicht ausschlugen, aber mit der Bemerkung schüttelten, daß sie ihn bald anders zu fassen gedächten und Guntram sei nicht der Stärkste von ihnen, wie er diesen niedergelegt, solle er auch Niederlage gewärtig sein. Mit heiterem Lachen antwortete er, daß er bereit sei zum Versuch, aber wer unterliegen werde, sei noch nicht ausgemacht. Er trat auch zum Feuer, wo Gertrud waltete, und bot ihr einen freundlichen Gruß unerwartet. Dunkelroth ward das Mädchen, aber die Hand bot es nicht, den Gruß erwiederte es nicht. Als es dunkelte, die Heerden sich niederlegten, setzten sich auch die Männer zu einander um die Feuer, redeten von den Zeitläuften und dem morgenden Tage, nannten ihre Freunde und bezeichneten ihre Feinde. Die Jünglinge schwärmten rund herum und zwischen dem Vieh lagen die Knechte.

Am Morgen weckte die Sonne die Menge und lebendig ward es auf dem Platze. Die Heerden regten sich, die Menschen bereiteten sich auf den wichtigen Tag. Die Drei sah man im Bewußtsein ihrer Stellung reich geschmückt, aber mit manchem Zierrath und auf solche Weise, wie vaterländische Augen es nicht sehen mochten. Sie setzten sich zum reichen Frühmahle und eilten nicht damit, als Männer, auf die man wohl warten mochte, die selbst zu warten aber nicht gewohnt waren. Mancher Krug süßen Meths ward geleert und manchem, der dann mit den Drei gehen wollte, der Krug geboten. Endlich brachen sie auf mit stattlichem Geleite und traten in den Ring, den kein Sclave, kein Weib betreten durfte. Da wogte schon zahlreiches Volk, Thal bei Thal, und geschäftige Menschen traten von Gruppe zu Gruppe, wie man es meist sieht, ehe Wahlen getroffen werden. Die Führer traten zusammen mit den Priestern, die üblichen Opfer wurden verrichtet, der Tag eröffnet. Einfach waren die Gegenstände der Verhandlung, einfach die Verhandlung selbst, die Wahl des

Vertreters an der Tagsatzung die Hauptsache. — Es war Mittag geworden, ehe die Wahl begann, rund um brüllten die Heerden, von der Weide weg nach schattigen Plätzen, rund um regten ungeduldig Weiber und Kinder sich, die Lagerplätze zu beziehen, die sie um Platz für die Versammlung zu gewinnen hatten verlassen müssen.

Feierlich mahnte der Priester zu Ruhe und Biederkeit, und wie er schloß, so hörte man hier Sigbert rufen, dort Clodomir, und wenige andere Namen durchkreuzten die beiden. Da winkte der Priester wieder und befahl, daß links die treten sollten, die den Clodomir ausgerufen, rechts die Anhänger Sigberts. Da war ein seltsam Schwanken sichtbar, es wogte in den Haufen, aber lange trat keiner von einer Seite zur andern. Von der Linken zur Rechten zu treten war ein Wagstück, von der Rechten zur Linken zu gehen trieb Wenige das Herz so stark, daß sie die ersten sein wollten. Endlich löste ein ganzer Haufe Männer, die aus fernen Thälern zufällig auf der Drei Seiten stunden links sich ab und trat rechts über, und diesem Haufen folgten rasch andere, wenige Einzelne liefen zwischen den Haufen durch von der Rechten zur Linken, und bald stunden die Meisten und Besten des Volkes rechts, die Brüder mit Wenigen links.

Das traf sie wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie hatten nicht bedacht, wie sehr ein Bergvolk fremde Sitten haßt und jeder Entfremdung zürnt, nicht bedacht, wie wenig da, wo das Leben so einförmig ist, Beleidigungen vergessen werden, mit welch' unglaublicher Geduld die Zeit der Rache abgewartet wird; wie Viele er selbst beleidigt, weiß der Uebermüthige nicht, noch weniger weiß er die, welche durch die Seinigen verletzt worden. Der Zorn brauste ihnen durch alle Adern, die Faust zuckte zum Schwerte, aber die Uebermacht der Gegner lähmte sie. Sie brachen auf der Stelle auf und hörten nicht, wie Sigbert bedauerte, daß er Würdigern vorgezogen und große Erfahrungen seiner Jugend nach-

geſetzt worden ſeien. Ein weithin tönender Jubel ſcholl ihnen nach, von ſchwerem Drucke ſchien jede Bruſt befreit und jede Stimme doppelt ſo ſtark. Nun begann auf dem weiten Plane ein luſtiges Leben. Trinken und Spielen dauerte bis ſpät in den Abend und dunkel ward's, bevor nach und nach die Entfernteren aufbrachen mit Vieh und Kind. Sigbert wurde allenthalben aufgehalten, hier durch Freunde, dort durch Führer, die mit ihm Abrede treffen wollten zu des Volkes Beſtem, dann durch Unbekannte, die Geſchäfte machen wollten, die Andere Tags zuvor abgethan, für die jetzt keine Zeit mehr war, deren Abweiſen doch ihn ſäumte. So ging der Zug ſeines Thales voraus, und wie er ihm nacheilte, immer neue Säumſteine legten ſich ihm in den Weg, noch am Thore der Stadt hielt ihn ein Römerhauptmann auf, der ihn vom Kriege her kannte.

Als er vor das Thor trat, war es finſter und einſam, hinter ihm tönte der Jubel von der Höhe her, vor ihm klapperten die Mühlen. Da traf plötzlich eine Stimme ſein Ohr: Wahre dich am Mühleberg! Er wußte nicht, kam die Stimme von vornen oder von hinten, wie er auch ſpähte, vom Warner merkte er keine Spur. Ein helvetiſcher Mann führte damals nicht bloß einen Regenſchirm mit ſich, er hatte auch nicht bloß höchſtens einen Regenguß zu fürchten auf ſeinem Wege. Sigbert, wohl bewaffnet und ſeiner Kraft vertrauend, erſchrack nicht, hielt ſeine Waffen zur Hand, deckte Bruſt und Kopf mit dem guten Schilde, den er auf dem Rücken getragen und ſchritt dann munter vorwärts. Neben ihm rauſchte die Grüne, in den Erlen ſäuſelte der Wind, ſonſt war keine Spur von Leben auf ſeinem Wege. Aber kaum hatte er die Mühlen hinter ſich und war dort unten, wo der Stalden anfängt und zur ſelben Zeit ein Weg hinauf nach der Warte ſich ſchlängelte, ſo faßten ihn auf einmal gewaltige Hände wie aus dem Boden herausgewachſen, wie manche wußte er nicht, die Geſtalten, zu denen ſie gehörten, ſah er

nicht. Obgleich ſo unerwartet ergriffen, vergaß er nicht den Ruf erſchallen zu laſſen, mit dem der Jäger den Gefährten ruft, denn wie entfernt dieſe ſeien, wußte er nicht, verſchwendete auch nicht in nutzloſem, zielloſem Sträuben ſeine Kraft. Es war ihm gleich klar, daß er in den angeſchwollenen Fluß geworfen und ertränkt werden ſolle. Erſt als das Gebüſch ihm zeigte, daß man am Uferſtrand ſei, machte er eine plötzliche Kraftanſtrengung mit allen Gliedern ſeines Körpers. Einige Hände ließen los, Körper verloren das Gleichgewicht, ſtürzten mit ihm über den Rand in's Waſſer, hier noch ein Ruck und er hatte ſeine Glieder frei, konnte auf die Füße ſpringen, ſeine Waffen brauchen, brauchte nicht wie ein Hund ſich ertränken zu laſſen, ſondern konnte doch ſterben in ehrlichem Waffentod. Der ſchien ihm auch beſchieden, denn mit mächtigen Streichen, drangen die unſichtbaren Feinde auf ihn ein und drängten ihn, und nur die Dunkelheit, wo einer den andern nicht unterſtützen konnte, und die Büſche, die in's Waſſer hingen und gar oft ſeine Schilde waren, hinderten die Ueberwältigung Sigbert's. Aber ſchon blutete er aus mancher Wunde, hörte das Schnauben eines Feindes hinter ſich, Schilde drängten ihn hinterwärts, da rauſchte es plötzlich in den Büſchen, Hundegeheul ſchlug laut auf, Hunde ſtürzten auf Sigbert's Feinde ſich, nahe tönte der Gefährten Ruf. Da ließen plötzlich die unſichtbaren Feinde vom Bedrängten ab, ſprangen aus dem ſchäumenden Fluſſe von den Rüden gehetzt. Bald hörte man Roſſe wiehern und von ſchnellem Hufſchlag dröhnte der Boden. Sigbert war gerettet durch ſeinen Hund. Dieſen, ein wildes, der Menſchen ungewohntes, aber treues Thier, hatte er einem Knecht zu führen übergeben. Schon bald unten an der Emme hörte daſſelbe den Ruf ſeines Herrn, riß ſich los und mit dem dem Hunde eigenthümlichen Sinn den nächſten Weg ſeinem Herrn zu. Die andern Hunde, Gefahr witternd, folgten ihm, den Hunden nach die tüchtigſten Jünglinge und Hülfe ward uner-

wartet dem bedrängten Helden. — In der Mühle verband man ſeine Wunden und forſchte dem Warner nach, aber ſonder Erfolg. Sigbert wußte wo er war, aber er ſchwieg.

Ein ſolch meuchleriſcher Ueberfall war noch nie erhört worden in Helvetien, ein Schrei des Abſcheu's erſcholl im Lande, man ahnte die Thäter, man haßte ſie um ſo mehr, aber da Sigbert ſchwieg, ſprach niemand die Klage aus.

In Aventicum war ein reges Leben, Abgeordnete aus allen Gauen verſammelten ſich, nicht einzeln in Kutſchen fahrend, ſondern jeder mit zahlreichem Gefolge, oft begleitet von ſeinem ganzen Hauſe, oft noch von andern Familien, die Geſchäfte treiben oder Freuden ſuchen wollten. Römer weit her fanden ſich ein, hauptſächlich der Schlußſpiele wegen, welche dieſe feſtliche Zeit verherrlichten, vielleicht auch der friſchen Töchter des Landes wegen, welche man an ſolchen Tagen in all' ihrer Herrlichkeit in Aventicum prangen ſah.

Ganz beſonders freudig waren diesmal dieſe Tage, denn Julius Alpinus, welcher am würdigſten gefunden worden war in Helvetien und mit Kraft und Klugheit das Wohl des Landes wahrte ſo viel an ihm, hatte ihnen die frohe Botſchaft auszurichten, daß Kaiſer Galba ihnen den vierten Theil der Kriegsſteuer erlaſſen. Empört durch Nero's Laſterthaten, die ihrem einfachen Sinn Gräuel waren, hatten ſie dem Statthalter Gallinus Vindex ſich angeſchloſſen, um den gräßlichen Nero zu verjagen und einen ehrbaren Mann, Galba, auf den Thron zu ſetzen. Als der endlich oben ſaß, gedachte er, was nicht immer geſchieht, derer, die ihm hinaufgeholfen und ließ an der Steuer den Helvetiern nach. Freudiger ſaßen die Männer zu Rathe, freudiger zechten ſie in des reichen Alpinus gaſtlichen Hallen, und manche Frau prunkte in reichem Schmucke und ſah ſtolz ſich um in den weiten Kreiſen des Schauſpielhauſes, ob auf irgend einem Platze eine ſchöner und reicher ſitze als ſie auf dem ihren. Aber wie gerne auch jede die ſchönſte ſein wollte, ſo mußte doch jede

geſtehen, daß der Wunſch ein eitler ſei und Julia Alpinula, des Vorſtehers Tochter, hoch ob Allen ſtehe an Glanz und lieblicher Schönheit. Ja ſie mußten noch weiter gehen und geſtehen, daß, wenn eine der Julia an die Seite zu ſetzen ſei, ſo ſei es Gertrud, des Aelteſten der Dreien Kind, aber die dritte dann meinte jede zu ſein im Bunde der Schönheit. Gertrud war mit ihrem alten Ohm gekommen, Achim mit Namen. Er war der tückiſchſte der Brüder, trieb den Handel mit dem meiſten Gewinn und wußte am beſten mit den Zöllnern zu verkehren, daß es ihn wenig koſtete und ſeine Leute viel gewannen, wußte am beſten mit den Lieferanten umzugehen, daß er dabei beſtehen konnte und ſie auch. Wo ein Zuſammenfluß von Menſchen war, da war er auch und kehrte nicht nur immer reicher heim, ſondern wußte vieles und hatte vieles ausgerichtet, manchen unglücklich gemacht, der daheim erfuhr es nicht, daß der Schlag aus Achims Hand gekommen. Die Brüder genoſſen Gaſtrecht in Alpinus Häuſern, dort kam Sigbert mit Gertrud zuſammen, ohne ihr Rede abzugewinnen, immer ſpröder waren ihre Geberden, immer düſterer funkelten ihre Augen. Achim, der Ohm, ließ dagegen keinen Groll ſichtbar werden, war freundlich gegen Sigbert und deſſen Lobredner in ſeinem Rücken.

Mitten in die Freude ſchlug die Nachricht, die germaniſchen Legionen hätten Vitellius, einen Bauchdiener, zum Kaiſer ausgerufen. Das fuhr wie Feuer durch der Helvetier treue Gemüther und ohne langes Willwanken, ohne weitläufigere Erkundigungen beſchloſſen ſie: Gutthat mit Gutthat zu vergelten und feſt an Galba zu halten, und wie der Beſchluß genommen ward, bedachten ſie gleich die Ausführung deſſelben, riefen Mannſchaft auf, ſetzten die Wartthürme in Stand, beſtellten einen Heerführer über Alle und jedem Gau ſein eigen Haupt. Die Sammelplätze im Allgemeinen waren von Alters her bekannt, und wo die Gefahr ſie beſtimmen ſollte, das war an den Feuern zu verkünden. Claudius Severus, ein

kühner Mann, der Jagd kundig, ſonſt aber auf reichem Hofe an des Vaters Ruhm wohl lebend, ward oberſter Führer, Sigbert das Haupt der Berge, des Emmenthals und des Entlibuchs, die in den Revolutionen der Natur, die denen unter den Menſchen vorangegangen, als ein unauflösbarer, unzertrennbarer Knäuel zuſammen gewirbelt worden. Geheim wurden die Dinge nicht verhandelt. Die damaligen Leute kannten die geheimen Räthe nicht und dachten nie, daß Verräther ſein könnten, wo nur Helvetier zuſammen ſaßen. Daher waren ihre Gelage ihre eigentlichen Rathsverſammlungen, und je kräftiger das Bier ſchäumte, um ſo energiſcher wurden ihre Beſchlüſſe. Je tiefer das Bier ſank in den Krügen, um ſo glänzender traten vor ihre Augen vergangene Heldentage, um ſo deutlicher ſahen ſie die alten Helden ihnen winken zu neuen Heldenthaten im Lande der Väter, laſen in ihren ſiegtrunkenen Geberden die Verheißung der Rache für die Niederlage in fremdem unbekanntem Lande.

Wenn der Morgen tagte, ſuchten ſie die Ruhe, es verflog der Rauſch, es blieb der gepflogene Rath, in der Schale der Kern, und was beſchloſſen worden, ward ſchnell ausgeführt. Geld ward alſobald nach Baden geſendet, ſchon damals übte daſſelbe große Gewalt in Krieg und Frieden. Es wurde gelauert auf die Verbindung der Legionen, welche durch Helvetien gingen, man wollte erfahren, wer Freund, wer Feind ſei, wo man ſich ſtützen könne, wo man ſich hüten müſſe. Boten wurden in alle Thäler geſandt, die Augen aufzuthun den Leuten, auf daß ſie ſich rüſteten zur Schlacht. In Aventicum, wo die Häuptlinge zuſammen ſaßen, in vorläufiger Siegesfreude den Ruf zur That erwartend, und viel redeten von ihren Vätern und den Thaten am Lemanerſee, ſah man bald einen römiſchen Hauptmann, gleich einem Knechte gebunden, durch die prächtigen Thore führen, umringt von jubelndem Volke. Der Donner der Freude wiederhallte am Himmel, es war als ob die hundert römiſchen Legionen gebunden

eingeführt würden durch die helvetiſchen Thore. Die ganze Nacht toste die Freude, einem Bergſtrome gleich, der immer lauter aufbrüllt, je dunkler am Himmel die Wolken werden, je tiefer zur Erde ſie ſich ſenken. Je ſchwerer das Wetter werden will, um ſo röther färben am Morgen die Wolken ſich, je tiefer das Leid wird, um ſo größere Freude geht ihm voran und der erſten Siegesbotſchaft folgen gewöhnlich Flüchtlinge und verkünden die Niederlage. Dem gefangenen Hauptmann nach kam die Kunde, daß die Römer, die alſobald des Hauptmanns Niederwerfung wußten und zornig wurden über die verletzte Römerehre und die verrathene Verbindung mit andern Legionen, den nach Baden geſandten Sold geraubt hätten in kühnem Hinterhalt. Da war's der Zorn, der die Wangen blutroth färbte, die noch erſt in der Freude geglüht hatten, und ſchnell beſchloß man die Züchtigung der räuberiſchen Legionen zu Windiſch, und während man noch rathſchlagte, wie der Beſchluß auszuführen ſei und jede Nacht einen andern Rath brachte und jedem Häuptling die Sache anders vorkam, je nachdem man die Verhandlung mit Bier würzte oder mit Wein, kam wiederum die Kunde, Galba ſei ermordet und mit wilden Legionen wälze ein wilder Held ſich den Rhein hinauf, ihrem Lande zu.

Als ſo plötzlich der Tag da war, an welchem der Väter Ruhm neu werden ſollte, da erging es den guten Helvetiern wie dem, der in frohem Muthe dem Teufel ruft und ihn plötzlich vor's Geſicht kriegt. Die erſte Nachricht kam ihnen faſt wie ein Krampf in's Herz, aber ſie zeigten ihn ſo wenig als möglich. Sie beſchloſſen das Volk einſtweilen nicht aufzubieten, bis der Feind in der Nähe ſei, wohl aber die Beſatzung in Baden zu verſtärken, die Mauern dort auszubeſſern und alles bereit zu halten, damit auf die erſten Zeichen das Volk ſich ſammle auf der bezeichneten Stelle. Die Helvetier wußten, daß ſie langen Krieg nicht aushalten würden, weil Land und Heerden nicht lange die Männer entbehren können,

weil die Männer nicht gern lange wegbleiben von ihren Rindern und Kindern. Aber von ihrer eigenen Kraft und des Landes Eigenthümlichkeit hofften sie einen schnellen Sieg an einem Orte, wo der Römer Kriegskunst nicht aufkommen konnte gegen ihre Tapferkeit.

In einer hellen Nacht wurde langer Rath gehalten, alles wohl verabredet und Achim war auch dabei, gab klugen Rath, versprach gewaltige Hülfe und schien des Sieges sicher. Gewaltig groß that er mit seiner, seiner Brüder, seines Gaues Kraft, und wenn Sigbert Vertrauen hätte zu ihnen, wie sie zu ihm, so wollten sie alleine den Feind bestehen, und Sigbert faßte Vertrauen und verhieß es mit Mund und Hand. Gar seltsam ist des Menschen Herz, wird so leicht bestochen und zum Verräther an dem eigenen Herrn. Sigbert kannte der Brüder Art, kannte ihres Herzens Meinung noch vom Bache her, aber Gertrud war ein helvetisches Mädchen, wie er keines noch gesehen, ihre dunkeln Augen brannten ihn bis mitten in's Herz, und wenn er sie erwarb, so war er der Reichste und Mächtigste in den helvetischen Gauen. Er hatte vorhin an so etwas gar nicht gedacht, aber seit er an der Tagsatzung war und die Pracht sah in Aventicum und vornehmlich in des Alpinus Hause, ging es gar seltsam zu in seinem Kopfe. Die Tapfern alle brachen auf am frühen Morgen, in ihren Gauen das Nöthige zu bereiten und ihren Gauen des Krieges Ursache und Zweck zu verkünden. Alle fühlten, daß seit Galbas Tode sie eigentlich nicht recht wußten, für wen sie stritten, aber sie hatten den Streit einmal beschlossen und sagten jetzt, daß sie ihn führten gegen den Uebermuth der Legionen und für ihre zugesicherten, durch die Legionen verletzten Rechte. Aber im Herzen quoll ihnen doch, und das sagten sie niemand, die Angst auf, wie sie ohne Rücken in Rom und Zustimmung anderer Legionen bestehen wollten gegen die abgehärteten, übermüthigen germanischen Legionen, denen Krieg ihr Tagwerk, Mühe ihre Lust und Braud und

Blut ihrer Augen Weide waren. Als Sigbert am frühen Morgen zu Pferde ſich ſetzte, umringt von vielen Befreundeten der Heimath zu reiten wollte, hörte er dicht an ihm die Worte: „Hüte dich vor den Drei.“ Er wandte ſich raſch um, niemand ſah er reden, er fragte, wer ihm etwas geſagt, niemand hatte etwas gehört, er wurde ſelbſt irre, ob er etwas mit dem leiblichen Ohre oder ein ſeltſam Wort aus ſeiner eigenen Seele gehört. Da drängte ſich freundlich durch Alle Achim, drückte vaterländiſch ihm die Hand und gab ihm manch gutes Wort auf die Reiſe, und ob den vielen vergaß Sigbert die wenigen.

Da gingen heiße Tage über Helvetien auf, und den heißen Tagen folgte eine lange Nacht. Zu Vindoniſſa lag die wildeſte der Legionen, dieſe wußte was ſie wollte und war alle Tage gerüſtet. Sie wollte was ſie gelüſtete, ſtieß nieder was ſie hemmte, und ſeit Cäſar wußten die Römer, daß in der raſchen Entſchiedenheit, ſobald die nöthigen Kräfte bei einander ſeien, der Entſcheid liege. Sie plagte das Caſtell zu Baden, aber ſie griffen es nicht an und rückten nicht aus, bannte jedoch die Helvetier in die Schranken der Selbſtvertheidigung bis zum gelegenen Augenblick, und die Helvetier ließen ſich bannen und bedachten nicht, daß langes Harren nach gefaßtem Entſchluß die Kräfte erſchlafft, wie auch die geſpannte Sehne am Bogen in langer Spannung erſchlafft. Dieſes Harren war im Sinn der Römer, ſie wußten was ſie wollten und bereiteten ſelbſt den Augenblick, wo ſie es konnten. Wie ein Sturmwind flog Cäcina dem Rhein nach hinauf, und als er nahe war, brachen auch die in Rhätien auf und die oberhalb des Zürcherſees lagen, drangen durch die Thäler und ſuchten Vereinigung zur gemeinſamen That; Tag und Stunde waren verabredet worden, die Boten gingen ſicher und die einzelnen Cohorten bewegten ſich als Glieder eines Leibes.

Claudius Severus zögerte den Ruf zur Sammlung zu

geben, er rechnete ſein ab, wie weit der Römer Legionen noch ſeien und wie ſchnell dann die Helvetier beiſammen. Er fürchtete ihren Unwillen, wenn die Helvetier zwei Tage vor der Schlacht beiſammen wären und alſo einen müßig ſein müßten. Mit Vorräthen aller Art gingen die Brüder ab und zu, waren auch ſeiner Meinung und wußten genau zu ſagen, wo der Römer Feldherr ſtehe und wie ſchnell die Helvetier zur Stelle ſein würden, wenn einmal die Feuer zur Schlacht riefen. Da kam ihm, als eben keiner der Brüder bei ihm war, die frühe Kunde, daß Cäcina über den Rhein gegangen, zunächſt vor ihm ſtehe. Nun ergriff ihn das Bangen der Säumniß, er ſchickte Boten aus, er zündete die Zeichen an, er harrte auf dem Thurme der Freunde, aber früher als ſie erblickte er die Feinde. Die Hauptfeuer brannten nicht oder nur vereinzelt hier und da und verwirrten die Leute, die entlegneren Hochwachten wußten nicht woran ſie waren, die wenigſten Boten richteten die Botſchaft aus, die, welche an Ort und Stelle kamen, fanden die Leute eben des langen Harrens wegen ungerüſtet. Die Zuzüge kamen daher vereinzelt, langſam, und ehe Severus eine hinlängliche Macht beiſammen hatte, brachen aus dem Reußthale hervor die Cohorten aus Rhätien, verſtärkt durch junge Mannſchaft der dortigen wilden Berge. Vor ihm und hinter ihm ſtund der Feind, der Zuzug war abgeſchnitten, der lang erwartete Feind überfiel die Helvetier und hatte den großen Vortheil, der ſo oft ſpäter den Schweizern den Sieg gab, er konnte ſchlagen, wann und wo er wollte. Er ſprengte in wildem Anlaufe die Hauptmacht von Baden und ſchlug, als der Wege und Päſſe Meiſter, die vereinzelten Zuzüge.

In Sanktwald hatte Sigbert der Zeichen geharrt, nachdem er alles geordnet mit der Liebe deſſen, der für ſein Land alles giebt außer ſeinen Gott. Immer brennender ward ſeine Ungeduld nach den leuchtenden Zeichen, er kannte die Römer und wußte, daß nur entſchiedener Wille und geſammelte Kraft

ihnen gegenüber beſtehen konnten. Er hatte Boten das Land hinab geſandt, aber ſie kamen nicht wieder. Die Drei, die in Sumiswald waren, thaten freundlich um ihn, ſuchten ihn zu beruhigen und wußten allerlei zu ſagen, wie der Feind noch ferne ſei, vielleicht, die Helvetier fürchtend, ſie umgehen werde. Sie machten die Leute ſicher, nur Sigbert nicht. Er hatte keine Ruhe, mitten in der Nacht riefen ihn Träume wach, er ſah die Legionen der Feinde über den Helvetiern, ſah dieſe zerſprengt, gehetzt wie des Waldes Wild, ſah in Feuer und Rauch gehüllt das Land. Dann eilte er auf, eilte auf die nächſte Höhe, wohl auch nach dem Wartthurme auf dem Mühleberg, wo ſein getreuſter Knecht des Dienſtes harrte, aber dunkel war es und dunkel blieb es am Himmel. Da kamen eines Morgens Männer von den höchſten Bergen her und brachten Bericht, daß ſie Feuer geſehen am blauen Berge und das Aargau hinab, aber vereinzelte, bald hier eins, bald dort eins, das Land hinauf ſei es dunkel geblieben. Sie hätten die ganze Nacht geharrt, daß die nähern Wartthürme das Zeichen geben würden, doch umſonſt. Da fühlte Sigbert die Hölle der Ungewißheit, das finſtre Ahnen, zu liegen in den Netzen des Verrathes, den Zorn des Kriegers, der den Ruf des Freundes in der Noth nicht vernommen. In des erſten Zornes Wallen wollte er reiten mit ſeinem Gefolge das Land hinab, ſelbſt Kunde zu holen oder Hülfe zu bringen. Aber die Drei riefen: wenn er abweſend ſei und in der nächſten Nacht riefen die Feuer auf, wer dann die Schaaren ſammeln, ordnen, führen ſolle! Des Führers Pflicht ſei es auf der Stelle zu bleiben, damit was dort ihn ſuche, dort auch ihn finde. Er könne ja Boten ſenden, die ſo eilig ſeien als er ſelbſten, deren Abweſenheit aber nur unbedeutend. Das begriff Sigbert, zog den Fuß aus dem Bügel, aber wie er ihn auf den Boden ſetzte, faßte er den mannhaften Entſchluß, ſeinen Gau zu ſammeln und ohne weitern Ruf, auf eigene Gefahr hin am nächſten Morgen hinunter zu ziehn zu den

Brüdern, deren blutige Noth an diesem Tage er nicht kannte, aber in geheimnißvollem Wehen zu fühlen schien, wie der Zwillingsbruder die Wunde fühlt, die seinem Bruder jenseits des Meeres geschlagen wird. Er sandte Boten nach den nächsten Warten bei einbrechender Nacht, die Zeichen der höchsten Noth zu geben; er sandte aus wen er konnte, seinen Befehl zu verkünden und den Grund dazu. Wie die Drei auch dagegen redeten, daß es unklug sei, aufbegehrten, daß solches ihm nicht zustehe, drohten, sie folgten ihm nicht, sie hielten das Volk ab, weil er Eigenmächtiges treibe, er ließ sich nicht irre machen, nicht hemmen, sein Wille stund fest, in diesem Willen fand er einige Ruhe. Gar seltsam sah Gertrud ihn an, die nach helvetischer Jungfrauen Weise in die Nähe sich drängte, wenn des Landes Heil verhandelt wurde. Dunkler noch leuchteten ihre Augen, es war manchmal als ob sie reden wollte, heftig und hart. Es that Sigbert, der selbst in diesem Augenblicke noch ein Herz für sie hatte, weh, daß die schöne Jungfrau nicht lieblichere Blicke für ihn hatte, ihr Vorurtheil gegen ihn nicht wollte fahren lassen, so stark auf ihrer Verwandten Seite stand. Aber im Wirbel des Tages, da immer mehr Leute nach Sumiswald sich drängten und heftig gestritten ward für die Drei und gegen sie, vergaß Sigbert die Blicke und riß mit glühenden Worten die meisten auf seine Seite und wilder ward der Ruf nach dem Aufbruch, und wer nicht feige scheinen wollte und das wollte keiner, redete nicht mehr dagegen. Sie eilten sich zu rüsten, wenn am frühen Morgen der Hahn krähte, sollten sie zur Stelle sein. Stille ward's in Sumiswald, die Sonne schlich hinter dunkles Gewölke und ein schwerer Regen rauschte über das Land. Bange sah Sigbert ihm zu, einsam harrend ob Sumiswald, er fürchtete, der Regenschleier möchte seine Feuer verhüllen, die Sammlung hemmen. Der Regen versiegte, dunkler ward's, schwarz kam die Nacht, aber kein Feuer flammte auf, auch das nächste auf dem Mühleberg nicht.

Da brannten in ihm auf Wuth und Angſt, wie ſie brennen in der Mutter, wenn ſie von Schlangen ihr liebſtes Kind umwunden ſieht. In raſchem Laufe ſtürzte er dem Berge zu. Da, wo das vorige Mal, rief es neben ihm: Gehe nicht zum Mühleberg! Und drei Mal rief es und drei Mal achtete Sigbert es nicht in Wuth und Angſt und eilte geflügelten Laufes weiter. Da war's ihm als eile etwas ihm voraus, nahe vor ihm, faſt unhörbar, und je mehr er eilte, deſto mehr eilte das Andere auch, dicht vor ihm durch die finſtere Nacht. Immer wilder ſtürmte er dem ſchauerlichen Weſen nach, das er nicht ſah, deſſen Tritt er nicht hörte, deſſen leiſes Schnauben einzig es verrieth, ſtürmte an den Mühlen vorbei. Da hörte er ein wohlbekanntes Sauſen, einen Fall, einen leiſen Laut, vor ſeinen Füßen lag ein Körper, den er klirrend überſprang, da ſauste es abermal und drei Speere trafen ihn und drei Schwerter ſausten über ihm, und ehe er ſich aufraffen konnte, lag er todt neben dem erſten. Als die Drei zwei Todte fanden ſtatt einem zu ihrem Erſtaunen, wollten ſie wiſſen wer der erſte ſei. Da fand Clodomir ſein Kind und in deſſen Bruſt, wo heiße Liebe glühte verborgen, die des Geliebten Schild ſein wollte, drei Speere, ſein Blut verronnen, verhaucht ſein Leben. Da tobte wohl ein wilder Schmerz in ihm auf, aber wer ſein Vaterland verrathen kann, verſchmerzt auch bald ſein Kind.

Trübe war's am folgenden Morgen in Sumiswald. Wenige fanden ſich ein, denn keine Feuer hatten gerufen, die einen hatten Verräther nicht angezündet, bei den andern lagen die treuen Wärter erſchlagen todt. Die Wenigen fanden Sigbert nicht, tobten gegen ihn und nannten ihn Verräther. Dem widerſprachen die Drei nicht und fragten, ob man jetzt wiſſe, wer es gut mit Land und Leuten meine. Und während ſie noch ſo redeten und tobten, kam die Kunde wie vom Himmel herab und niemand wußte, wer ſie gebracht: alles ſei verloren und die Feinde brächen gleich von Surſee her

das Thal herauf. Weiter unten ſei alles Rauch und Flamme. Da heulten die Weiber und ſchrien über die Verräther, und die Männer ſchlugen die Waffen zuſammen und wollten ſterben für das Land, und andere meinten, man ſolle in den Bergen ſich ſammeln, noch ſei's nicht verloren, aber zwiſchen durch gingen die Drei und fragten, für was und für wen ſie eigentlich ſtreiten wollten. Seit hundert Jahren ſeien die Römer ihre guten Freunde geweſen und der ganze Streit ſei ein bloßes Mißverſtändniß, weil ſie Galbas Tod nicht gekannt, die Legionen aber wohl, hätte man auf ſie gehört, ſo wäre viel Unglück nicht entſtanden. Sobald das Mißverſtändniß aufgeklärt ſei, höre auch der Streit auf. Es wäre am beſten, man ſendete zu den Römern und ließe ihnen ſagen, man wolle ja nichts, als was ſie auch wollten, und ſie wollten fürder wieder gute Freunde ſein. Das dünkte Vielen, die des Streites Urſache nicht recht begriffen hatten, ſehr erbaulich, und ſie ſtimmten fröhlich bei, aber keiner wollte gehen mit dieſer Botſchaft zu den Römern. Als endlich die Drei ſich dazu erbitten ließen, da war ſelbigen Tages die Meinung im ganzen Thale, daß die Drei es mit dem Lande am beſten meinten, ſein Hort, ſeine Retter ſeien, Sigbert aber ein Feigling ſei, der davon gelaufen, als es Ernſt gegolten. Die Andern aber meinten, ein Feigling ſei er nicht, aber ein Römling, wer einmal bei ihnen gedient habe, dem ſei nicht mehr zu trauen, bei der erſten Gelegenheit werde er zum Verräther, ſo Sigbert.

Stattlich gerüſtet machten die Drei ſich auf und fanden Rhätier und Römer unten im Thale, mitten im Sengen und Morden. Mit dem Bewußtſein ſolcher, welche Freundſchaft erkauft zu haben meinten, traten ſie unter die Feinde, nannten den Kaufpreis und erzählten, wie ſie die drei Brüder ſeien, die man in Vindoniſſa wohl kenne, welche den Römern Blut erſpart, Päſſe und Wege geöffnet dadurch, daß ſie durch Liſt und Gewalt den Zuſammenhang unter den Helvetiern zerriſſen.

Aber als hörte man ſie nicht, wurden ſie niedergeriſſen, beraubt, gebunden und vor Allen waren's die Rhätier, welche ſie mißhandelten, ſie waren der Meinung, daß Vaterlands-Verräther zu ſtrafen wären, wo man ſie fände. Die drei Brüder meinten, es ſei Irrthum, der ſich aufklären werde, wenn bekannte Cohorten nachkämen. Nackt, wie das Vieh wurden ſie auf Sumiswald getrieben, ſahen dann die Stadt in Feuer aufgehen, ihre Häuſer brennen, ihre Vorräthe plündern, ihre Heerden ſchlachten oder forttreiben, ſchrien aus ihren Banden um Schonung, weil es ihr Eigenthum ſei und ſie ja Freunde, aber Hiebe waren ihre Antwort. Bekannte Hauptleute ſahen ſie, Menſchen, mit denen ſie gehandelt, ſchrien ſie um Erbarmen an, um Loslaſſung, aber Hohnlachen ſahen ſie, in's Geſicht wurden ſie geſchlagen, und als endlich Sumiswald niedergebrannt, alles geplündert und verheert war, die Stadt für immer in der Aſche lag, da wurden ſie mit Andern, Menſchen und Vieh, das Land hinauf getrieben. Die Römer ſchlugen ſie, ihre Landsleute verfluchten ſie, denn jetzt kannte man ſie. Noch brannten die Mühlen, hoch auf ziſchten die Waſſer an den glühenden Rädern. Dieſſeits nagten Hunde neben dem Wege an Körpern, die ſie aus den Gebüſchen gezogen. Jetzt ſahen Alle, wo Sigbert geblieben und wer mit ihm gefallen. Die Drei aber heulten laut auf und eines Satzes ſprangen ſie vereint unter die Räder, die Räder zermalmten ſie, die Wellen verſchlangen ſie, die drei Brüder wurden nicht mehr geſehen bei Leibesleben.

Aber zur Ruhe kamen ſie nicht. Noch jetzt ſieht man ſie hier am finſtern Bache gehen und winken und deuten, und ſo lange ſollen ſie hier gehen als irgend Einer, der Verrath im Sinne führt und aus Eitelkeit, Geiz oder Hochmuth Treue brechen will, dieſes Weges geht. Schon mancher Vogt, der Wittwen oder Waiſen betrügen, ſchon mancher Richter, der das Recht drehen half, mancher Gemeindvater, der an ſich dachte und nicht an's Allgemeine, mancher Landesvater, der

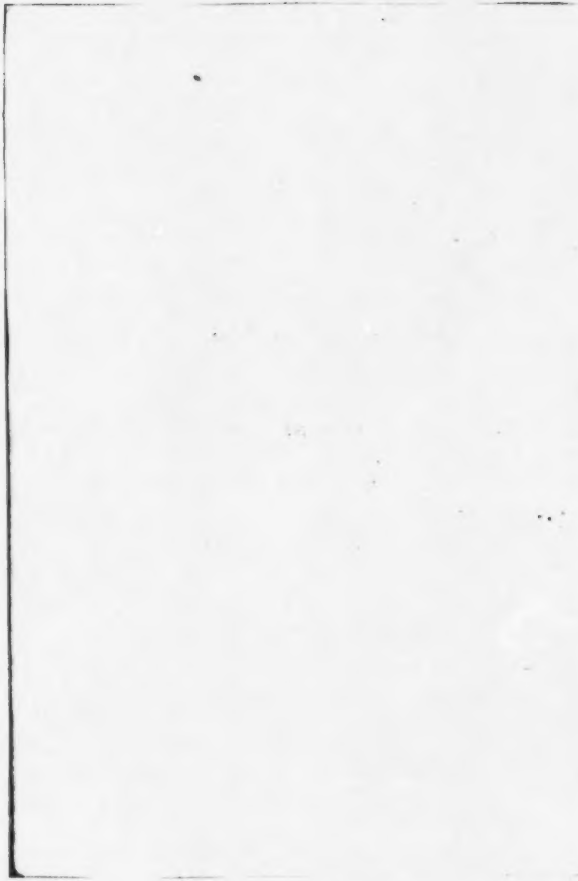
das Heil des Landes nach ſeinem Sacke maß und nur zu ſeiner Ehre Sorge trug und nicht zur Landesehre, hat die Drei geſehen, wie ſie weinten, deuteten, die Köpfe ſchüttelten mit bittenden Geberden und alle Wellen ſchienen Amen zu ſagen und alle Erlen rauſchten mahnend dazu.

So hatte der Mann geredet und Alle ihm andächtig zugehört, wenn ſchon lange die Pauſe zu Ende gegangen, der Wirth vieles aufgetragen und wirklich mancher angefangen hatte wieder friſch darauf los zu eſſen. Man hatte Luſt gehabt, den Erzähler zu necken, wie er als Sage ausgebe, was er ſelbſt erfunden, und wie man auf ſolche Weiſe jedem Hügel eine Sage anhängen könne, aber theils ſeine Verſicherung, daß die Drei noch jetzt im Andenken des Volkes lebten, theils der Schluß ſelbſt gaben dem Geſpräch eine andere Wendung und man redete viel von der jetzigen Rechtspflege und den gegenwärtigen Gemeindeverhältniſſen und über beide wußte man traurige und drollige Geſchichten und trank viel Vierundbreißiger dazu. Darauf ward es Abend und in Freundſchaft ging man auseinander, jeder ſeines Weges, wie man in Freundſchaft zuſammengekommen.

Darauf erſcholl ein Geſchrei in den Zeitungen, auf dem Flühleſtalden ſei eine politiſche Verſammlung geweſen und vieles abgekartet worden. Die Zeitungen wußten alles, erzählten alles, was ſie meinten, das geredet worden, aber von den Dreien erzählte keine etwas. Jede wußte wohl warum.

Servaz und Pankraz.

Erſchien zuerſt im Alpenröschen, Bern 1844.



Hell drang eine freundliche Maimorgenſonne in ein heimelig Stübchen und traf eines roſigen Mädchens geſchloſſene Augen; daſſelbe ſchlummerte ſüß in reinlichem Bettchen. Der Sonnenſtrahl traf des Mädchens Auge, wie er den Schooß der Erde trifft. Die Wimpern zuckten, Leben begann ſich zu regen in allen Zügen, die Augen öffneten ſich, langſam und trunken ſah ſie um ſich. Da flog plötzlich ein hohes Roth über's liebliche Geſicht, mit einem Satze ſprang das ſchlanke Mädchen aus dem Bette, hüllte flüchtig die ſchönen Glieder in leichte Gewänder und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Draußen lag ein ſchöner Garten, nebenan eine mächtige Pflanzung für's Haus, ringsum Bäume, große und kleine in maleriſchem Gemiſch. Aber traurig ſah alles aus, und Thränen rollten dem Mädchen über die Backen, als es unter die Hausthüre trat, vor welcher der Garten lag. Wo die Sonne nicht hinkam, da lag es ſchneeig weiß, wo ſie aber auffiel, da begannen einige Pflanzen zu welken, ſchwarz ſich zu färben und die Blüthen an den Bäumen ſahen aus, als ob ſie in heißem Waſſer gebrüht worden wären. Mit einem Blick überſah das Mädchen das geſchehene Unglück, ſein Herz war nicht groß genug, es allein zu tragen, dahin war ſeine ganze Frühlingsmühe, dahin ſeine Sommerfreuden, ein öder

Herbſt ohne Pflaumen und Birnen ſtand vor ſeinen Augen. Es flog einem Stübchen zu, riß die Thüre auf und rief in ängſtlichen Tönen, wie ſie dem Menſchen ſo gerne entrinnen in großem Leid und wenn das Haus brennt über'm Kopfe: „Mutter, Mutter, es hat einen Reif gegeben, alles iſt gefroren, und jetzt ſcheint noch die Sonne darauf.“ Faſt eben ſo raſch als die Tochter erhob ſich die Mutter; während ſie den weiten Nachtrock umwarf und mit der Nachthaube ſich nicht viele Mühe gab, ließ ſie die beiden Mägde wecken, eilte hinaus, ließ begießen, decken, vor der Sonne ſchirmen und jammerte in allem Thun fort und fort: „Ach, daß wir das doch nicht gedacht, warum deckten wir geſtern nicht, aber kein Menſch glaubte, daß es Glanz geben werde und noch ſo kalt dazu! Die Bohnen hätten wir retten können, das Obſt im Garten und ſo manche ſchöne Blume; jetzt iſt alles hin, ach wie ein traurig Jahr wird dieſes werden, keinen Tritt mag ich in Garten thun das ganze Jahr!“

Trübſelig ſaßen ſie bald darauf beim Kaffee, aber weder Mutter noch Tochter ſchmeckte er, in lautem Jammer ergoß ſich fort und fort die Mutter, in ſtillem ſaß die Tochter da, das Weinen immer zuvorderſt. Da trat der Vater hinein, erſt ſpät war er geſtern nach Hauſe gekommen, daher diesmal nicht der erſte wach im Hauſe. Trübſelig bot man ihm einen guten Morgen, die Tochter brachte ihm nicht Feuer für die Pfeife, die Mutter ſchenkte ihm nicht Kaffee ein, aber beide frugen ihn, ob er den Reif geſehen, erzählten ihm, wie alles ausſehe draußen, wie die Bäume dahin ſeien und alles Gartenzeug und im Plätz Bohnen und Erdäpfel. O wer nicht auf dem Lande lebt oder lebte, weiß nicht, was für eine Trübſeligkeit ein ſolcher Kapitalreif in's Landleben bringt. Es iſt nicht der Schade, an den man denkt, ſondern untergegangen ſind tauſend Freuden und ein öder Sommer ſteht vor der Thüre. Einer rechten Landfrau wird jeder Frühling gleich als wie ein eigen Kind geboren, mit all ſeinen Mühen,

Freuden, Hoffnungen; ſie freuet ſich ſeiner, ſie pfleget es, und wenn der Frühling zum Herbſte geworden, ſo tödtet ſie ſich halb, ſeine Früchte zu ſammeln, zu bergen und zu ſchirmen. Geht er aber im Reife unter, ſo iſt's ihr, als ſterbe ihr ein Kind, und lange, lange, bis ein andrer kommt, tönen ihre Seufzer ihm nach. Dem rechten Mädchen iſt er ein Bräutigam, ein reicher und herrlicher, und wenn ſolch ein Bräutigam einem Mädchen ſtirbt, was ſoll es da anders als jammern und wehklagen!

Als der Vater den Jammer hörte, ſagte er, es thue ihm leid, daß er geſtern ſo ſpät heimgekommen, er hätte einen Reif erwartet, aber geglaubt, die ängſtliche Mutter werde jede nöthige Vorſorge getroffen haben. „Ach, kein Menſch erwartete geſtern Abend einen Reif," antwortete die Mutter. „War es ja nicht Glanz und zog der Wind, und kalt ſchien es mir nicht!" „Es war aber doch die Nacht auf Pankraz, und da iſt nie zu trauen, je weniger es den Anſchein hat, um ſo ärger wird es, und was der Pankraz übrig läßt, nimmt der Servaz weg," antwortete der Vater. „Das ſind abſcheuliche Manne," antwortete die Tochter; „was müſſen das für Unfläthe geweſen ſein bei ihrem Leben, daß ſie noch nach ihrem Tode faſt alle Jahre ſo viel Freude verderben und von allen Menſchen verwünſcht ſein müſſen."

Da machte der Vater ein ernſt Geſicht und ſagte: „Das waren mir allerdings Unfläthe im Leben, und wenn ihr wollt, ſo will ich euch erzählen, was die Sage von ihnen weiß."

„Wie du willſt, Vater," ſagte die Mutter, aber ihr Herz war anfangs doch nur bei den Bohnen und den Birnen, und das Zuhören ward ihr ſchwer.

„Vor uralten Zeiten, näher beſtimmt die Sage die Zeit nicht," begann der Vater, „lebte in unſerm Lande ein Mann, der reichſte ringsum, und ſo lange man denken konnte, war

ſo ein reicher nicht geweſen. Sein Land nahm kein Ende, und wie groß es war, wußte er ſelbſten nicht. Zu ſeiner Zeit ſtopfete noch nicht auf jedem Ackerli ein Feldmeſſer herum. Seine Heerden waren zahllos, ſeine Kühe weit umher berühmt und von ſeinen Roſſen ſollen unſere Erlenbacher abſtammen, die noch auf den heutigen Tag manches fürſtliche Geſpann zieren. Knechte und Mägde beſaß er faſt wie Abraham, und ſein Haushalt war dem eines Fürſten gleich, mit dem Unterſchied jedoch, daß er keine Schulden hatte und alles baar bezahlte, was er kaufte.

Das Schönſte aber von allem, was er beſaß, und ihm auch das Liebſte waren zwei Töchterlein, Meieli hieß das eine, Röſeli das andere. Schön waren ſie wie der junge Tag und holdſelig wie zwei Engelein. Wenn ſie vor das Haus traten, ſo ward es den Menſchen, als ginge die Sonne auf, als erblühte der ſchönſte Frühling. Golden ringelten ſich die Haare um Meieli's Haupt, und Blumen des Himmels gleich blühten in ſeinem milden Geſichte die herrlichſten blauen Augen auf, während eine dunkle Lockenfülle über Röſeli's Schultern wallte und ſchwarz funkelten ſeine Augenſterne. Aber welches Töchterlein das ſchönere ſei, das liebere, das wußte der Vater nicht, darüber wurden die Menſchen nicht einig. Und wie beide gleich ſchön waren, waren beide auch gleich an Tugend und Tüchtigkeit. Es war als ob Gottes beſonderer Segen in ihren Händen ſei, denn was ſie berührten, ward gut und vollkommen: die Milch, welche ſie austichteten, war die ſüßeſte im Lande, das Brod, das ſie kneteten, das kräftigſte auf Erden; ihren Flachs ſchädigten die Erdflöhe nie, und wenn ſie ihn ſpannen, war er der ſchönſten gelben Seide gleich, und wie ihre Blumen blühten und dufteten, ſo ſchön blühten keine, ſo ſüß dufteten keine. Sie waren der Armen Troſt, die Engel der Kranken, der Mägde Vorbilder, die Heiligen der Knechte, und wenn ſie in der Mitte ihres Hofes ſtanden und in gläubigem Vertrauen die

Thiere alle um sie sich schaarten, der Hengst mit stolzem Wiehern den hohen Hals beugte, ihr Liebkosen zu empfangen, die Taube girrend Futter suchte zu ihren Füßen, die Schafe neckisch ihre Köpfe an ihren Gestalten rieben, die Kühe tölpisch ihre Hände leckten, dann waren sie Göttinnen gleich, auf deren Huld und Spenden die Geschöpfe harrten. Wenn sie aber in goldenem Abendschein vor dem Hause zu den Füßen ihres Vaters saßen, ihm Rechenschaft gaben über ihr Tagewerk, ihn liebkoseten auf jegliche Weise, dann waren sie holde, liebliche Kinder, und dem Vater ward es, als werde größer und größer sein Herz, als müsse es zerspringen vor lauter Liebe, und heller schien der Mond zu scheinen und glänzender funkelten die Sterne.

Wo Blumen blühen, da kommen die Bienen her und suchen Honig, wo ein Licht erglänzt in dunkler Nacht, fliegen die Mücken herbei, tanzend um den hellen Schein, und wo Mädchen erblühen und schöne Augen erglänzen, da zieht es die Jünglinge von nahe und von ferne; den Honig suchen sie in der Blume, aber die meisten finden nur ein Licht, das Lüsterne und Leichtsinnige zu Tode sengt.

Zwei Blumen waren die zwei Töchterlein, wie sie nirgends gefunden wurden; ihre Namen glänzten zwei Sonnen gleich, wer will zählen die Jünglinge alle, die kamen und Honig suchten, aber den Honig nicht fanden, sondern nur das Licht, das der Mücken Flügel versengt? Es mag sein, daß nicht Alle die Schönheit alleine zog, daß bei manchen der Reichthum des Vaters das Meiste wog, aber damals sah man auf den Reichthum weniger als jetzt, weil damals die Arbeit mehr galt als jetzt. Damals sollen Königsweiber gesponnen haben und wären im Stande gewesen, ihr Brod zu verdienen, und jetzt meint jeder Pflartsch, zur Arbeit sei er zu vornehm, und so manches Schlärpli weiß nicht, wo die Nadel ihr Loch hat, ob oben oder unten. Und richtig ist's, wo man nichts kann als visitle und hoffährtig sein und

ſchmäderfrätzig obendrein, da braucht man Geld; von der Hübſchi allein vermag man nicht zu leben, keine Fliege vermag es, geſchweige denn ein Menſch. So ſtrömten von allen Seiten die jungen Burſche herbei, freiten nach Vermögen und gafften nach Herzensluſt, und den Vater freute dieſes Freien und doch ward ihm angſt und bange dabei. Denn je größer die Liebe zu jemand wird, deſto mehr wächſt auch das Bangen um ihn; ſo freute es den Vater, wenn die Freier ſo ſchaarenweiſe herbeigeflogen kamen, wie es ſonſt nirgends erlebt worden, wenn ſie um's Haus herumſtanden ſo hageldicht faſt wie der Hanf in der Bäunde. Aber eben dann ward ihm auch angſt um ſeine Töchterlein, angſt, ſie möchten Schaden leiden von dieſen gierigen Freierſchaaren, ein giftiger Wind möchte ſie entblättern, eine unwürdige Hand dahin führen. Anders als der Vater hatten es die beiden Mädchen. Wie die Blümchen bewußtlos blühen, nicht wiſſen, wie ſchön ſie ſind, wie ſüß ſie riechen, ſich weder bergen noch höher heben, es mag niemand oder es mögen Viele auf ſie ſehen, ſo hatten es auch Röſeli und Meieli. Heiter ſchafften ſie ihr Tagewerk, freuten ſich harmlos über jede Stunde, jede Gabe, welche Gott ihnen beſcheerte. In ruhiger Unſchuld wandelten ſie unter ihren Freiern, thaten weder ſtolz noch ſpröde, wurden weder neckiſch noch übermüthig. Wie die Sternlein ziehen am hohen Himmelsbogen in unwandelbarer Freundlichkeit, ſo wallten die Mädchen in ihres Leben Frühling hinein.

Unter den Freiern waren zwei, die ragten über die andern empor, wie über die Fichten die Tanne ragt, über die Hagebuchen die Eiche; Jörg und Marx hießen ſie, Brüder waren ſie nicht, aber nahe ſich verwandt und näher noch im Gemüthe als im Blute. Zwar waren ſie auch von Außen ſich ähnlich, gewaltig hoch, gewaltig in den Gliedern, Recken, wie ſie ſchlafen in den Hünengräbern. Kampf war ihnen Luſt, der Tod ihr Ehrenziel, kein Sterblicher hatte ſich gefunden,

der dem einen oder dem andern siegreich stand, wenn aber beide zusammengestanden, dann hätte auch die zahlreichste Schaar sie nicht siegreich bestanden. Große Habe besaßen sie nicht, aber reich nährte sie Jagd und Kampf und um den nächsten Tag brauchten sie sich nicht zu kümmern. Aber biedern Gemüthes waren sie, offen und unverstellt in Liebe und Haß, in Rache und Zorn. Wem sie sich ergaben, dem waren sie treu bis in den Tod, aber wen sie verfolgten, den verfolgten sie auch bis in den Tod. Ihre Haut war nicht weiß und roth, nicht zart, nicht glatt, in Wind und Wetter war sie rauh und verwettert, aber es war eine ehrliche Haut, sie barg nichts Heimtückisches, es war eine gute Haut, sie hatte sich gehärtet unter Blitz und Donner, unter Dolchen und Schwertern, was unter ihr verborgen war, war gut geborgen, bestand in Wind und Wetter, war sicher vor Dolch und Schwertern. Ihre Stimme tönte nicht wie Liebesſäuseln, sie tönte wie der Donner des Wasserfalles, die Herzen der Menschen erbebten, wenn sie erscholl, wie die Felsen zittern im Donner der Wasser, aber es war eine treue Stimme, wie sie es meinte, donnerte sie, und was sie gedonnert, das war wie eine Schrift in Stein, die nicht verwittert. Wo sie erschienen, traten die Andern unwillkürlich zurück, es war, als ob sie in allem vorangehen müßten, in jeglichem Spiele, in jeglichem Kampfe, zu jeglicher Thüre hinein.

Aber sonderbar war es, die Thüre, welche zu den Herzen der Mädchen führte, fanden diese Freier nicht, zu ihr hinein kamen sie nicht. Die Mädchen haßten sie nicht, sie zogen sie allen andern vor, vertrauten ihnen unbedingt in jeglicher Gefahr. Und wenn Bär oder Wolf die Gegend unsicher machten, so waren sie ihre Begleiter in Feld und Wald. Oder wenn sie eines rechten Dienstes bedurften, so sprachen sie Jörg und Marx dafür an, wie die Schwester die Hülfe des Bruders sucht. Aber der Mädchen Herzen pochten nicht rascher, neues Leben zog nicht ein, in jungfräulicher Liebe erglühten

ſie nicht, für Liebesblicke blieben blind ihre Augen, für Liebesſeufzer taub ihre Ohren, gebunden ruhte die göttliche Kraft der Liebe in ihren Herzen. Bei einem Vater aber iſt es anders als bei ſeinen Töchtern. Beim Vater geht die Liebe nicht auf, ſie iſt bereits da, und was der Liebe entſpricht, die da iſt, das ſucht er zu feſſeln und zu behalten. Ihm waren die beiden wilden Jäger recht, ſie liebten ſeine Mädchen und entführten ſie ihm nicht, ſie hatten keine Beſitzthümer, die einer Herrin harrten, bei ihm allein hatten ſie eine bleibende Stätte, mit ihnen gewann er zwei Söhne und verlor die zwei Töchter nicht.

Er vermochte es nicht, der üblichen väterlichen Winke ſich zu enthalten, er deutete von Zeit zu Zeit verblümter und unverblümter an, daß Marx und Jörg ihm lieb wären als Tochtermänner. Aber die Mädchen faßten die Winke nicht, thaten verſchämt vor dem Heirathen, wollten nie heirathen, ihr Lebtag beim Vater bleiben, prieſen ihr Wohlſein und wie ihnen wohler nicht werden könne; kurz ſie redeten, wie Blinde von den Farben reden und Taube von den Tönen, redeten von der Liebe wie Mädchen, die noch nicht wiſſen, was Liebe iſt.

Unterdeſſen waren Marx und Jörg voll guter Hoffnung. Da die Mädchen ſie nicht flohen, ſie allen Andern vorzogen, wie Brüdern ihnen vertrauten, ſo lebten ſie ſüßen Wahnes voll und meinten, das ſchöne Ziel werde ihnen nicht fehlen, aber gut Ding wolle gute Weile haben. Beide jung und wild, thaten mit der Heirath nicht nöthlich, freuten ſich der Weile zu kühnen Wagniſſen, und je länger ſie warteten, um ſo mehr gewann kühnes Thun Macht über ſie, und mit jeder kühnen That ſtieg der Wahn, es ſei wieder ein Stein aus dem Wege gewälzet, der zu der Mädchen Herzen führe.

Da geſchah es einmal, daß eine weiße Kuh, der Mädchen Liebling, ſich verlief im weiten Walde; groß war der Mädchen Jammer und ungeſäumt machten ſie ſich auf, ſie zu ſuchen. Ungeheißen wie oft folgten ihnen Jörg und Marx, und gut

war es. Denn kaum im Walde brach ein gewaltiges Bärenpaar hungrig von langem Winterſchlaf aus dem Dickicht und ſtürzte ſich auf die Schweſtern. Dieſe waren nicht unbewehrt, hatten auf mancher kühnen Jagd ſich kühn bewährt, aber dem unvermutheten Anfall des wüthenden Paares wären ſie erlegen, wenn Jörg und Marx nicht raſch, als wären ſie der Mädchen lebendige Schilder, ſich vorgeworfen hätten. Alsbald fiel der Bär, und als die Bärin ihn todt ſah, entlief ſie in raſchen Sprüngen, einen andern Bär zu ſuchen. Marx ſandte ſeinen Speer ihr nach und traf ſie wohl, denn alsbald begann ſie zu hinken und zu bluten. Nun kam über die wilden Recken die Inbrunſt der Jagd, alle ihre Gedanken verſanken, ſie vergaßen, war es Tag, war es Nacht, ſie ſahen nichts mehr als die fliehende Bärin blutend und hinkend, ſie ſtürzten ihr nach wie vom Bogen der Pfeil fliegt, unwillkürlich, von eigenthümlicher Gewalt getrieben. Sie jagten hinter der Bärin her, aber erjagen konnten ſie ſie nicht, kein Speer traf ſie mehr, keinen Schritt kamen ſie näher dem ſchnaubenden Thiere, das dicht vor ihnen blutend und hinkend floh. Immer wilder jagten ſie und näher kamen ſie dem Thiere nicht, aber weiter und weiter toſete die wilde, die wüthende Jagd.

Die Mädchen waren ſtehen geblieben im Walde, wo der Bär gefallen war, und harrten der Jäger im Glauben an ein ſchnelles Ende der blutigen Jagd. Doch ſie harrten umſonſt, die Jäger kamen nicht, aber ſtatt ihrer ein fürchterliches Gewitter mit Blitz und Donner. Nacht ward es am Himmel, die Erde bebte, die Bäume brachen, fürchterlich heulten die wilden Thiere durch den Wald, in mächtigen Sprüngen ſchoß der wilde Ur vorüber, in hohen Bogen kögelte ſich an ihnen vorbei die aufgeſchreckte Schlange. Auch die Mädchen bebten und beteten, wußten nicht, ſollten ſie warten oder fliehen, denn gar oft iſt das Fliehen einer Gefahr nichts Anderes, als ein muthwilliges Stürzen in Gefahren, und wo die Gefahr in hundert Geſtalten uns umbrauſt, da rettet ein

ruhig Warten uns am sichersten. Ueberhaupt sollten schöne Mädchen Gefahren, die zunächst von unserm Herrgott kommen, nicht fürchten. Menschen sind es, von denen die Gefahren kommen, die an Leib und Seele sie verderben. Rasch brauste das Gewitter vorüber, die wilden Thiere verkrochen sich wieder, nur hier und da harrte eines auf die Sonne, um sich zu trocknen, denn alsbald begann die Sonne wieder zu lächeln, spiegelte in glitzernden Tropfen tausendfach sich wieder und hoch am Himmel wölbte sich der hehre Gnadenbogen.

Da begann es auf's neue sich zu bewegen im Walde, zu rauschen im Gebüsche, neuer Schreck erfaßte die Schwestern, sie erwarteten ein neues Bärenpaar oder ein sonstiges grausiges Waldthier, krampfhaft faßten sie ihre Wehr. Aber zwei Männergestalten wurden sichtbar tief im Gebüsch, weit hinten in den Bäumen. Jörg und Marx kehrten wieder von der wilden Jagd, meinten sie und freuten sich. Aber bald erkannten sie ihre Täuschung, neuer Schreck erfaßte sie, auf's neue erhob zur Flucht sich ihr Fuß und doch floh er nicht, ein unnennbarer Zauber zog ihn wieder nieder, fesselte am Boden ihn fest. Das waren die wilden Recken nicht, die rauhen, mächtigen Gestalten mit dem zottigen Gelocke auf den breiten Schultern. Aus dem wilden Walde, dem finstern Gebüsche drängten zwei wunderschöne Jünglinge sich, schlank und hoch, aber fein und zart, in schönen Locken lag ihr duftend Haar, ihre Gesichter erglänzten wie junges Morgenroth, so weich und glatt, als hätte nie ein rauher Abendwind sie gekühlt. Kostbare Gewänder umflogen ihre schönen Glieder, reiches Geschmeide verdunkelte die in der Sonne glitzernden Regentropfen, grüne Kränze schmückten ihre jugendlichen Häupter. Leichten Schrittes, aber mit ehrerbietigem Wesen nahten sie sich den bebenden Mädchen.

Diesen ging es wunderbar. Meieli und Röseli wollten immer noch fliehen, vermochten es aber immer weniger. Man liest vom Vögelein, wie ihm die Flügel gebunden werden,

heiße Angſt das Herz ſchnürt, jede Kraft ihm lähmt, wenn es in's Auge der Schlange ſchaut, die ihn's beſchleicht, daß es vom Baume fällt, ihr zur wehrloſen Beute: ſo war auch der Mädchen Kraft gelähmt, ihre Blicke in die Blicke der Fremdlinge gebannt, Angſt bebte durch ihre Glieder, Weh füllte ihr Herz, aber es war nicht das heiße Todesweh des armen Vögeleins, nicht die ſchwarze Angſt, die das Herz ihm bricht, noch ehe die Schlange es faßt, es war ein ſüßes Weh, und wenn auch bang die Glieder bebten, das Auge brach nicht im Todesweh, es begann zu leuchten und zu funkeln, wie es nie geleuchtet, nie gefunkelt hatte. Auf wunderbarem Heerde war eine Glut entbrannt, und ihre Flammen ſchlugen hoch auf aus den Fenſtern der Seele, und um den Heerd herum regte es ſich und ein neues, ſüßes Leben quoll auf, ſie wußten nicht, hatte der Himmel ſich in ihre Herzen geſenkt oder waren die Seelen der Fremdlinge in ihre Seelen eingezogen und hatten einen eigenen Himmel mitgebracht. Wie ein Klingen aus andern Welten hörten ſie die weichen, ſchönen Töne, in welchen die Jünglinge ihnen verkündigten, wie ſie zwei Brüder ſeien, zwei Königsſöhne aus dem Lande Italien, wie ſie durch die Erde zögen, Luſt und Freude ſuchend, Luſt und Freude ſpendend. Vor ihnen her ſei eine wilde Jagd geflohen, ſei das Unwetter zerſtoben, Leben und Wonne ſei in ihrem Geleite, ſproſſe aus ihren Fußſtapfen und Pankratius und Servatius hießen ſie. Aber was ſie heute gefunden, ſei noch nie ihnen beſcheert worden, redeten ſie weiter; Unſterbliche hätten ſie auf ihren Pfaden nie getroffen, denn ſie würden die Göttinnen des Waldes ſein oder Kinder des Himmels, die auf den Flügeln des Sturmes zur Erde gekommen, des Himmels Freuden auf Erden zu bringen.

Die holden Kinder fanden kaum die begegnende Rede, Kunde zu geben, wer ſie ſeien, wie es ihnen ergangen, wie des Vaters Haus nicht im Himmel, ſondern nicht ferne auf Erden ſei. Doch mit der Rede wuchs der Muth, und ſie boten

den Fremdlingen ein gastlich Dach, luden sie in ihres Vaters Hütte, nach alter frommer Sitte, wo Gastfreundschaft noch heilige Pflicht war, die Reisenden aber auch nicht unverschämt in alle Häuser sich drängten.

Mit zierlichen Geberden dankten die Jünglinge und geleiteten über den rauhen Boden die Mädchen dem väterlichen Gehöfte zu. Ein Traum schien ihnen dieser Gang, aber ein seliger, einen Augenblick nur schien er ihnen zu dauern und doch strömten tausend und tausend Bilder durch ihre Seele, und tausend Wogen süßer Lust schwollen auf und rauschten nieder, und wie eine zerfloß, kam voller und mächtiger eine andere daher gezogen.

Mit ihnen kehrte Freude ein in's Haus und festliche Tage begannen, die Stunden glichen Blumenkränzen, die Tage einem Blumengewinde, in welchem des Nachts Feen tanzten und Elfen ihre Reigen feierten.

Auch dem Vater hatten es die Jünglinge angethan, ihr fein und höflich Wesen ihn ergriffen wie mit Zaubergewalt, ihre Worte glitten durch seine Ohren wie Honig über die Zunge, Pracht und Reichthum in Kleidern und Kleinodien blendeten seine Augen, und daß sie Königssöhne seien aus dem Lande Italia, das betäubte ihn, sein Haus glaubte er durch ihre Einkehr geehrt, wie Abraham seine Hütte durch den Besuch der Männer Gottes. Das neue reiche Leben, das aus den Augen seiner Kinder strahlte, die Wonne, die aus allen Bewegungen leuchtete, die rissen vollends sein Herz dahin. Und ehe wenige Tage um waren, waren Vater und Töchter gewonnen, keine Einrede ward beachtet, kein Kopfschütteln bemerkt, Jörg und Marx waren vergessen; die fremden Gaste hatten den Sieg im Fluge gewonnen und eine Hochzeit ward gehalten, in deren Glanz das ganze Land wiederstrahlte und von der man redete von Kind auf Kindes Kind durch manches Geschlecht. Und wie die holden Kinder sich freuten, wie sie beide, Röseli und Meieli, glänzten in unbeschreiblicher Schön-

heit, wie ſie ſich ſelig prieſen, als wäre der Himmel zu ihnen herabgeſtiegen, als hätte Gott ſie beſchenkt mit dem Becher, in welchem nie vergeht die ewige Seligkeit, davon redete man noch lange.

Aber ein Tag wandelte alles, und die Umwandlung war entſetzlich, und das war der Ehetag; er war die Scheide zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Himmel und Hölle, es war der Tag, welcher umwandelte die Liebhaber in Ehemänner und das war, als wenn ein ſchöner Schmetterling ſich wandelte zur garſtigen Raupe, ja es iſt noch viel ärger, wenn holdſelige Hochzeiter in ekelhafte Ehemänner ſich umwandeln. Die glatten Mienen waren verſchwunden, das ſüße Lächeln hatte aufgehört, die holden Worte klangen heiſer, die ſchönen Augen ſchillerten grüngelblicht wieder, die heiße Liebe hatte in giftige Kälte ſich verkehrt. Die zärtlichen Liebhaber waren boshafte Tyrannen geworden, die jede Freude haßten, jedes Lächeln tödteten, die feuchten Liebesblicke zu brennenden Thränen erſtarren ließen. Dieſer Wandel verwandelte auch die holdſeligen Kinder, in wenigen Tagen kannte ſie niemand wieder, der Hauch der Jugend war dahin, durch die blaſſe Haut ſah man des Todes knöcherne Hand, die nach ihren Herzen griff.

In Entſetzen ſträubte ſich des Vaters Haar, als er dieſen Wandel ſah, in verdoppelter Liebe ſuchte er das Uebel zu wenden, neues Leben ſeinen Kindern einzuflößen, zu Milde und der alten Liebenswürdigkeit die Ehemänner zu bringen, aber alles umſonſt. Wohl verſuchten die Mädchen in Thränen zu lächeln, zeigten den Unholden die alte Liebe, dienten ihnen in aller Treue, ſuchten um des Vaters willen allen Gram zu bergen, Freudigkeit und Leben zu zeigen, aber ſie hielten nicht aus. Servaz und Pankraz verhöhnten den Vater und trotzten ihm, wurden rauher, wilder gegen ihre Weiber, ſteigerten deren Pein in maßloſer Grauſamkeit, und in teufliſchem Sinne ſchienen ſie nur Freude zu haben, wenn ein

Lebensfunke nach dem andern den armen Weibern entwich. Immer näher trat dieſen der Tod, immer ſichtbarer ward ſeine knöcherne Hand an ihrem Herzen. Ein großer Schmerz füllte das Haus, Knechte und Mägde weinten, traurig geſenkten Hauptes drängte das Vieh ſich zum Hauſe, füllte brüllend die Höfe.

Als der Vater das Welken der Töchter ſah, ſo nahe ihren Tod, gedachte er mit Schmerzen an die vergeſſenen Marx und Jörg und ihre rauhe Biederkeit, verfluchte die glatte Gleißnerei und ermannte ſich endlich, rief ſeine Knechte, warf die Unholde aus dem Hauſe, jagte mit Hunden ſie in den Wald zurück, woher ſie gekommen waren. Aber was geſchehen war, war geſchehen, gut zu machen war es nicht; die armen Weiber blühten nicht mehr auf zu den Blumen des Thales, ſie blieben welk, verkümmerten jämmerlich, ſenkten ihre müden Häupter zum erſehnten Tode. Und als endlich nach manchem langen Tage Jörg und Marx wiederkehrten, ſchlummerten beide in weißem Leichenhemde. Am Grabe der Schweſtern ſtand der Vater und ſchrie um Rache, daß Fluch und Ruheloſigkeit die ſchnöden Trüger, die Mörder ſeiner Töchter, verfolgen mögen von Ewigkeit zu Ewigkeit; ſo ſtand er fluchend, wild flogen um's alte Haupt die weißen Locken, hoch auf wogte in Zorn und Rache der ſchneeweiße Bart. Da war es ihm, als höre er durch das Wogen ſeiner Locken eine Stimme und die ſprach zu ihm: „Warum, du Thor, ſchützte deine Erfahrung deine Kinder nicht, warum ſchützte dich das Alter vor Thorheit nicht, warum blendete Eitelkeit dir Augen und Ohren gegen die Wahrheit, und dieſe Blende iſt des Truges Grund und Schutz, er beſtünde ohne ſie nicht in der Welt. Dich bethörte der Schein, die Haut haſt du für das Herz genommen, Gleißnerei der Treuherzigkeit vorgezogen, in hohlem, hohem Weſen deiner Kinder Glück geſucht. Das mußt du büßen, deiner Töchter Tod iſt deine Buße; kein Fluch weckt Todte auf, kein Fluch wendet der Thorheit Folgen vom thö-

richtem Haupte ab. Deine Tochtermänner wird ihr eigen Thun verſchlingen, ſie werden den Tod finden, wie ihn der Schnee in der Sonne findet, die Lüge in der Wahrheit; deiner Thorheit aber und ihrer Gleißnerei ſoll ein bleibend Denkmal geſetzet ſein zur Warnung kommender Geſchlechter, zur Rettung aufblühender Mädchen.

Wenn der Mai aufgeht in ſeiner Pracht, die Kinder des Mai's erblühen und knospen, die ſchönen Meieli und ſinnigen Röschen, milde Wärme, laue Lüfte, der Sonne zärtlichſte Blicke die Wangen der Erde röthen in wunderbarer Farbenpracht, da ſollen aus dunkelm Hintergrunde grauliche Namen für ewige Zeiten, Pankraz und Servaz kommen. Aus ihrem Munde ſoll der Schnee fliegen, hinter ihnen her der Reif gezogen kommen, die Wangen der Erde ſollen erblaſſen, nahe treten der Tod den aufblühenden Maienkindern, den knospenden Röschen. So viele Jahre über die Erde wehen, ſo lange ſoll ein Jeglicher, dem ein Meielein blüht, ein Röschen knospt, zittern, wenn hinter freundlichen Frühlingswehen die grauliche Unholde, Servaz und Pankraz, gezogen kommen mit eiſigem Hauche, den Tod im Gefolge. Und wenn ſie kommen, ſoll kein Vater dieſe Geſchichte vergeſſen, ſoll vor jedem Mädchen Meieli und Röſeli ſchweben, die Blumen des Thales, die blaſſen Opfer ſüßer, holdſeliger Gleißnerei, ſollen panzern gegen Trug und äußerlichen Schein Sinn und Herzen, die Schale nicht für den Kern nehmen, eine ſchöne Haut nicht für eine gute Haut, eine glatte nicht für eine ehrliche, ſollen nicht hintanſetzen hochtönenden, fremden Worten wohl bekannt heimiſches Weſen, ſollen flüchtige Speiſe der Eitelkeit nicht verwechſeln mit des Glückes ſichern Grundlagen. All' dieſes und viel Mehreres ſollen denken Vater und Mädchen, wenn aus dunkelm Hintergrunde Servaz und Pankraz kommen. Aber Pankraz und Servaz ſollen da ſtehen als Warnungsſäulen, hervorragend über alle Völker, als Warnungsſäulen vor jedem hohlen, ſüßen Tant, einheimiſchen und fremden, ſollen

mahnen und warnen, daß ein ſolcher Fant aus einem Liebhaber ein Ehemann wird, aus einem Schmetterling eine Raupe wird, wie aus einem Maientag ein Mördertag werden könne, der die Liebe zur eiſigen Kälte, das Leben in den Tod verwandelt."

Solche Reden rauſchten durch des Alten weiße Locken, und als er ſie gehört hatte, lag auch er eine Leiche auf dem Grabe ſeiner Töchter."

Als der Vater ſo geſprochen hatte, ſchlich ſtill und trüb die Tochter der Thüre zu. Als ſie draußen war, fragte langſam die Mutter: „Warum redeſt du da nur von einem Vater, hatten die Kinder keine Mutter?" Da ſah der Vater in ſtillem Ernſte zu der Mutter hin. Dieſe aber ſtand auf, trat zum Vater, küßte ihn auf die Stirne und große Thränen fielen auf deſſen Stirne und verſiegelten den Kuß. Dann gab ſie ihm die Hand und ging der Tochter nach.

Wie Joggeli eine Frau sucht.

Erschien zuerst in der Alpina, schweiz. Jahrbuch f. schöne Lit. 1841.

Im Bernbiet, aber ich ſage nicht wo, liegt ein Bauernhof an ſonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Alleen von Kirſchbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und faſt ſo weit am Hügel das Auge reicht, breitet ſich um denſelben aus ein wunderſchöner grüner Teppich, koſtbarer als ihn ein König hat: hunderttauſendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache ſprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenſtern ſtehn einige Blumenſtöcke und um's ganze Haus herum iſt es lauter Sonntag, d. h. aufgeräumt und ſauber; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänchen iſt zu ſehen. Auf ſchöner grüner Bank ſitzt ein ſchöner brauner Burſche, ſchaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenſeitigen Hügel liegen, und langſam, ſchwermüthig ſteigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus ſeiner faſt erlöſchenden Pfeife.

Es iſt Joggeli, der reiche, ledige Beſitzer des ſchönen Hofes. Seine Mutter iſt ihm jüngſt geſtorben, die ſo trefflich ihm die Wirthſchaft geführt, ihm ſo lieb geweſen war, daß er gar nicht heirathen wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zuſprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken ſich die Söhne nicht gern als alte Sünder.

Jetzt führen ihm die Mägde die Haushaltung und ſchlecht genug. Seit ſeine Mutter geſtorben war, legten ſeine Hühner nicht mehr, wenigſtens bekam er wenig Eier zu Geſicht, die Kühe gaben ſchlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkaufen und die Schweine ſahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über ſchlechtes Freſſen, und doch hatte er nie ſo oft Korn für ſie faſſen müſſen. Noch nie war ſo wenig gemacht, geſponnen worden, er brauchte immer mehr Tagelöhner, und doch hatten die Mägde nie noch über ſo viele Arbeit ſich beklagt und nie ſo wenig Zeit gehabt, das zu thun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter ſtiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernſtlicher an's Weiben, und je mehr er daran dachte, deſto mehr grauſete es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa ſo ein Haushöck, der nie von Hauſe wegkam, die Mädchen nie anreden, höchſtens anſehen durfte, ſie nur vom Hörenſagen kannte. Er war ein luſtiger Burſche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübſches, reiches Mädchen unterwieſen wurde, ſo war er meiſt der erſte unter deſſen Fenſter. Aber Fenſtern iſt noch nicht Heirathen, und das war, was ihm Kummer machte, und eben deßwegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte. Es ſei nicht alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burſchen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu ſagen, und das zu ſehen, was nicht glänze, werde meiſt erſt dem Ehemann zu Theil. Dieſes zu beweiſen, wußte er Beiſpiele von Exempeln anzuführen, daß Einem faſt ſchwarz vor den Augen wurde. Er wüßte wohl, ſagte er, zu einer reichen und hübſchen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freine, fromme, fleißige, denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zankſucht dabei ſei und Kupfucht und wie die Suchten alle heißen mögen. Ein zankſüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, ſagte er, einem kupfüchtigen ſaure alle Milch im Keller und es kriege

zuletzt ein Geſicht, gegen welches ein altes Judenkrös ein Prachtſtück ſei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geſchöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnauſluh ein purer Engel ſei. Nun ſei aber das das Verflümeretiſte, daß man nie recht wiſſen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judenkrös oder den alten Drachen ſelbſt in's Haus kriege, denn alle dieſe Gräuel ſeien meiſt ſchon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hauſe und hinter dem Hauſe und beſonders im Wirthshauſe das zärtlichſte Geſicht, dem im Hauſe der Drache fußlang aus den Augen ſehe, welcher ſeine Krallen ſchon im Ankenhafen und in der Tiſchdrucke habe. Sobald ein Mannsgeſicht über die Küchenthüre hineinſehe, fahre der Drache in ſeine Höhle, und während das Mädchen holdſelig lächle, wetze der Drache ſeine Krallen und denke: Warte nur, bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man ſich auch nicht verlaſſen, am allerwenigſten Einer, der heirathen wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erheben ſollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre und man mit ihm ein B'ſchüttiloch vergiften könne. Da möchte er doch wiſſen, wer ſo eine feine Naſe hätte, daß er immer richtig unterſcheiden könne, ob die Leute bezahlt ſeien um zu ſchelten oder bezahlt zu loben oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein ſo hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden ſei, es auszuſinnen, habe ihn ſchon oft faſt wirbelſinnig gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt gehen und auf Pflanzplätzen und allerlei ſonſt immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens ſchließen konnte, in ſolcher Verlegenheit war, in welcher muß da nicht ein Stadtherr ſein, der die

Stadtmädchen nur an Bällen, in Soireen, in der Komödie oder in einem Conzerte ſieht, der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgeſichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Geſicht bekommt, ja ſelten mehr ihre Hände ohne Handſchuhe? —

Guter Rath iſt meiſt ſehr theuer, indeſſen kommt er auch über Nacht umſonſt. Eines Morgens zwiſchen Heuet und Ernte, wo Bauerntöchter meiſt zu Hauſe waren, einige am Strümpfeſtopfen ſich verſuchten, andere dem Weber ſpulten, die dritten im Garten grupeten oder um's Haus herum fiſelten, ſagte er ſeinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet um ein Roß aus. Dort ſeien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigſtens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns, und wenn er ſchon acht Tage lang nicht wiederkomme, ſo ſollten ſie nicht Angſt haben um ihn. —

Joggeli ging fort, doch ſah man zur ſelben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Roſſen gefragt hätte. Aber zur ſelben Zeit ſah man durch das Bernbiet einen Keſſelflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat und von dem man noch immer reden hört, obgleich ſeither wenigſtens fünfzig Jahre verfloſſen ſind. Es war ein langer Burſche mit rußigem Geſicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langſam dabei und ungeſchickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, ſo wußte er ſich nicht zu helfen.

Am meiſten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in ſeinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitſuchen. Er überſprang ganze Reihen Häuſer, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen oder zerbrochenen Kacheln, er ſtrich ohne ſtill zu ſtehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hauſe, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne daß man eigentlich wußte was er that. Er

ſtetzte in der Küche herum, ſchnauſete alles aus, war jedermann im Wege und ging am Ende Abends nicht einmal fort, ſondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nöthig, ſtrich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauſes oder den Mägden nach, ſuchte mit ihnen zu wortwechſeln, ſie zu verſäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er ſich gar unziemliche Dinge und trieb es ſo weit, daß man faſt glauben mußte, er verſuche, wie viel es erleiden möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er ſchon geheftete Kacheln aus der Hand fallen, daß ſie in tauſend Stücke ſprangen, forderte unverſchämten Lohn, brauzte über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigſte Bengel, der je das Land durchſtrichen hatte.

Deßwegen auch wurde er von manchem Hauſe weggejagt mit Fluchen und Schelten. Erzaubete Bauern hetzten ihm die Hunde nach und drohten mit Steinen und Stecken; erboſte Bauerntöchter warfen ihm Kachelſtücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte räudig machen können, und ſchnitten ihm Geſichter, neben welchen der geſchundene Kopf einer Kröte ein anmuthig Lueßen war. Zu dieſem allem lachte der Kerli nur, gab ſpöttiſche Antworten, nannte die Bauern Mutteſtüpfer, die Töchter Zyberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, ſo ſagte er wohl: er begehre gar nichts, einem ſolchen Lumpenbürli, der ſeiner Tochter nur kudrige Strumpfbändel vermöge und knöpfige Haarſchnüre, ſei er noch im Stande, ein Paar Kreuzer zu ſchenken. Man kann denken, was ihm dann alles nachfuhr auf ſolche Reden hin, aber als ob er das gerade ſo wollte, ging er lachend von dannen. Hätte der Keſſelflicker in unſerer Zeit gelebt und hätte er auch ſchreiben gekonnt, ſo würde er wahrſcheinlich die Welt mit Reiſebildern oder Wanderfahrten beſchenkt haben.

So hatte er am dritten Tag ſeiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in

vollem Laufe. Eine ſchwarze Wolke ſchwebte am Horizont und ſandte flimmernden Regen herab in reichem Guſſe. Kaum hatte er ſich geſchüttelt unter breitem Dache und ſeine leichte Boutique abgeſtellt, ſo kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Geſtalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern, Fürtücher die Mädchen über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Burſche, Alles dem breiten Dache zu: es war das Geſinde, welches zum Hauſe gehörte und Erdäpfel gehacket hatte. Hinter ihnen drein ſprang etwas unbehülflich eine zimperliche Geſtalt, beſſer angezogen als die andern, aber eben nicht zu ſolchem Wettlauf eingerichtet. Als ſie ankam, ſchäkerten bereits Knechte und Mägde mit einander, und ein dralles Mädchen ſchlug Sami, dem Melker, das naſſe Fürtuch um den Kopf. Da zog Röſi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauſes, ein gar ſchiefes Geſicht, warf Stüdi, dem drallen Mädchen, ſeine Haue und ſein Fürtuch zu, hieß ihn's beides abſeits thun und that ſelbſt zimperlich unter den Andern und trippelte mit allerlei Geberden um die Knechte herum und übte den eigenen Augenaufſchlag und das Blinzen durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohl bekannt ſind. Endlich kam die Mutter unter die Thüre, eine lange hagere Frau mit ſpitzer Naſe, und hieß die Tochter, ſtatt da außen zu galpen, ſich trocken anziehen; ſie wiſſe ja wohl, wie ſie eine Leide ſei, nichts erleiden möge und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieſer Frau meldete ſich auch der Burſche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort, daß er warten müſſe bis nach dem Eſſen, man hätte jetzt nicht Zeit ihm die Sachen zuſammen zu ſuchen. Beſcheidentlich fragte er, ob er nicht miteſſen könne, er wolle ſich gern vom Lohne abziehen laſſen dafür. Man wolle ihm etwas vor uſe geben, hieß es. Er ſetzte ſich vor die Küchenthüre, aber lange ging es, bis das Eſſen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle, bald eine Kelle beim Anrichten; bald ſchrie

die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waſchlumpen iſt?“ und bald: „Röſi, wo haſt du den Schigore?“ Und als ſie ſchon Alle bei Tiſche ſaßen, ſchoß bald Eins in die Küche, bald Eins in den Keller, denn bald fehlte Milch auf dem Tiſch, dann war kein Brod vorhanden. Endlich brachte man auch ihm etwas heraus, das eine Suppe ſein ſollte, aber ausſah wie ſchmutziges Waſſer, in dem ein Mehlſack ausgeſchwenkt worden, ein aſchgraues Gemüſe, welches ehemals Schnitze geweſen, in himmelblauer Brühe ſchwimmend, und dazu ein Stücklein Brod, das von einem alten Wollhut, der lange in einem Krüſchkaſten gelegen, abgeſchnitten ſchien. Er merkte ſich das Eſſen wohl, aber aß es nicht, ſah dagegen, wie Röſi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für ſich köcherlete und endlich ein verſtrupftes Eiertätſchchen zum Vorſchein brachte und in's hintere Stübchen ſpedirte, wie es ſich darauf eine Zeit lang im Keller aufhielt und mit einem verdächtigen Weingeruch herauf kam. Als Alle wieder in die naſſen Erdäpfel gegangen, ſogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlirpi, irgendwo auf dem Ohr lag, ſah er, wie Röſi wahrſcheinlich mit einem Reſtchen des Eiertätſches in den Futtergang ging, wo der Melker Futter rüſtete für die Roſſe. Als die Promenade zu Ende war, ſetzte ſich Röſi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismete mit ungewaſchenen Fingern und frägelte ihn allerlei aus, that wie ein Meiſterlos und hörte ohne Zucken alle Dinge, ſie mochten ſein wie ſie wollten, die der Keſſelflicker zu ſagen beliebte.

Und dieſes Röſi war das gleiche Mädchen, das ſo nett und aufgeputzt an Märkten und Muſterungen erſchien, ſo ſittſam that, ſo mäßig ſich betrug, vor einem Schluck Wein ſich ſchüttelte und vor jedem Blick eines Burſchen ſich verbergen zu wollen ſchien. Mit Gewalt mußte man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Eſſen, mit Gewalt zum Reden, aber es hieß, daheim ſei es gar werkſam, gehe immer mit dem Volk aufs Feld und ſei ohne allen Stolz und Hoch-

muth. Aber je mehr er Röſi anſah, deſto mehr mißfiel es ihm und alles um ihn's herum. Nicht nur die Finger waren ſchmutzig, ſondern alles an ihm; um's Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln, welche er heften ſollte, fehlten Stücke. Es ſaß da bei ihm, ſich offenbar gehen laſſend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittſamkeit nichts zu ſehen, es hatte ein befleckteſ Inneres, Luſt an wüſten Dingen, und ſtellte ſich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim ſich alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirthshauſe und auf der Straße ſich anſtändig geberdete. Es klagte nebenbei ſo recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet ſei, Kopfweh und Krämpfe mache und ein ſchönes Buch ihm das Liebſte ſei. Dazu ſchien es noch bösartig, ſtüpfte die Katze, neckte den Hund und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in dieſem lüſternen, läſſigen, langweiligen Ding niemand das ſchmucke, ſtille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachſah beim Tanze oder ſtill ſtand, wenn man es bei einem Krämer ſeine Einkäufe machen ſah. Duldſam ſo lange ſie allein waren, fing es, ſobald am Abend das Haus ſich wieder füllte, mit dem Keſſelflicker zu zanken an, gab ihm ſchnöde Worte und führte alle ſeine Arbeit aus. Da begann auch der Keſſelflicker ſein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätſch, ſein ſauberes Lismen, wo immer ein Lätſch auf der Nadel ſei und einer unter derſelben, bis das Feuer in's Dach ſtieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte, der Vater fluchte, die Mutter ſchimpfte, der Ringgi bellte, die Katze miaute, alles lärmte, was da lärmen konnte — da zog der Keſſelflicker lachend fürbaß.

Am Abend eines andern Tages ſchleppte er ſeine Bürde müde einem großen Hauſe zu, das in der Nebengaſſe eines Dorfes ſtand. Das Dach des Hauſes war ſchlecht, der Miſthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht

geordnet, ein Schweinſtall ſtieß an den andern, einige Fürtücher und Hemden hingen am Gartenzaune, ſchwarz und rauchigt war es um die Hausthüre, voll Löcher der aus Lehm geſtampfte Schopf. Eine fluchende Stimme drang aus der Küche und donnerte mit einem unſichtbaren Jemand, der wahrſcheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein ſtämmiges Mädchen mit roth angelaufenem Geſicht, ungekämmt ſeit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern ſchwollen wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samſtag gewaſchen worden, ſeither zwei Mal den Schweinen gemiſtet hatten und ſo breit waren, daß man die verhudelten Schuhe an denſelben bequem als Kuchenſchüſſeln hätte gebrauchen können. Dieſes Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen Beſen auf ihre Rüſſel, daß ſie krachten, fluchte mit ihnen wie kein Kälberhändler es ärger hätte thun können und ſchlug ihnen das Freſſen in den Trog, daß es weit umher ſpritzte. Darauf die Hände nur nothdürftig im Brunnentroge ſchwenkend, rief es zum Eſſen, und hervor kamen allerlei Geſtalten, die wenigſten ihre Hände waſchend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhauſe Sitte iſt, und die es thaten, thaten es, als ſchonten ſie dem, was ſie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein wüſtes unordentliches Eſſen, an welchem der Keßler Theil nehmen konnte unter dem Beding, unſonſt zu heften, was er, während die Andern rüſteten, zu heften im Stande ſei. Rohe Späße, Zoten wurden alſobald flüſſig; man ſchien damit das ſchlechte Eſſen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft Theil daran, ohne irgend die geringſte Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem erſtern zu ſagen, wann er zum letzten Male voll heim gekommen ſei, und der letztern vorzuhalten, ſie hätte in den drei letzten Wochen nicht zwei Strangen Garn geſponnen, dann auch die Mägde zu ſchelten und den Knechten wüſt zu

ſagen, wenn ſie an den zu beſchneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich mußte ſie ſich auch gefallen laſſen, derbe Antworten zu hören und beſonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch ſonſt kein ehrbares Mädchen ſich ſagen läßt von Knechten; aber wie man thut, ſo hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewieſen. Der war ſchmutzig wie die Kühe darin, die Läger zu kurz und er in beſtändiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligſten begoſſen zu werden. Im Hauſe war noch lange Lärm, es ſchien ihm auch Nachts keine Ordnung da zu ſein und Alle zu machen, was jedem beliebe. Er war aber zu müde zu g'wundern. Am Morgen ward frühe Apell geſchlagen, niemanden mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor Fünfe ſich um's Haus herum, aber niemand that doch eigentlich was Rechtes. Man mußte halt auf ſein, damit es hieße: in dem und dem Hauſe gehe der Tanz ſchon vor Fünfe los, und d's Marei ſei immer die erſte und die letzte. Aber vor halb Achte konnte man doch nicht z'Morgen eſſen und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brod und Kraut, ſo lang, ſo hart, ſo trocken, daß man ſich lange beſinnen mußte, ob das, was man hinunter ſchlucke, Geiſelſtecken ſeien oder wirkliche Krautſtengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Haſenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Keßler erleidete es bald da, am Kraut hatte er ſich ſatt gegeſſen und an der Tochter, dieſem unſaubern Werkthier, ſatt geſehen. Daher, als ſie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, ſagte er ihr: dieſe werde ſie doch nicht wollen heften laſſen; ſie ſäuerle ja wie eine Sauerkrautſtande, in welcher dreijähriges Sauerkraut geweſen ſei; wenn ſie ihr Milchgeſchirr nicht ſauberer halte, ſo werde ſie die Milch nicht lange gut haben und nicht viel ſüßen Ranken machen. Potz Wetter! da ging's los, die Kachelſtücke flogen ihm in's

Geſicht, und als die verſchoſſen waren, riß ſie ihre Schuhe von den Füßen, ſchlug auf ihn los wie der Dreſcher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie ſo Eile gehabt, ſich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt ſein oder allen Ernſtes ſich wehren wollte.

Da könne auch Einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Burſche bei ſich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erſtere Mädchen ſei berühmt als gar ſittſam, manierlich, das jedem Haus wohl anſtehen würde, dieſes aber als eine rechte Werkader, als eine angehende Bäurin, wie es zu Berg und Thal keine geben werde, hätte die ſchönſten Schweine, wiſſe mit den Schweinehändlern am beſten zu märten, dürfe alles ſelbſt anrühren, und der ſei ein Glücklicher, der es erhaſchen könne. Nun habe er beide geſehen, und es ſchauderte ihn, wenn er eins oder das andere haben müßte und wenn er nur ein Keſſelflicker wäre. Und es ſei doch gut, dachte er, daß ſo ein Keſſelflicker überall hingucken könne, wo ſonſt niemand hinſehe, und daß man ſich nicht vor ihm in Acht nehme und das Sonntagsgeſicht vornehme, wenn ſo einer im Hauſe ſei, wie man es zu thun pflege, wenn Dorf komme oder wenn man z'Dorf gehe. Gar auf Märkten und an Muſterungen ſei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit, ſondern auch in Gaſt- und Tanzſtuben, und die da am meiſten aufgezäumt erſcheine und geſchlecket bis z'hinderſt, die ſei zu Hauſe nicht ſelten die wüſteſte Kosle, die es geben könne, und komme daher, daß man nicht wiſſe, was hinten und was vornen ſein ſolle. Wer Marei und Röſi auf einem Märit geſehen, der hätte geglaubt, ſie ſtänden jedem Bauernhauſe wohl an, wer ſie aber zu Hauſe ſehe, der müſſe ſagen, daß ſie zu einem Bauernhof paßten wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Eſſig zu einer geſtoßenen Nidel. „Ja," dachte er bei ſich ſelbſt, „wahr iſt wahr, und mit den Mädchen iſt es, nicht zuſammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt

kauft, iſt gewöhnlich daheim nur halb ſo viel werth, mit dem Unterſchied, daß man von den einen wieder los kommen kann, wenn man Reukauf zahlt, von den andern dann meiſt weder Geld noch Seufzer Einem helfen."

Er war recht ſchwermüthig geworden und alle Arbeit war ihm verleidet. Er ſetzte ſich in ein Wirthshaus und tagdiebte da, ſpielte den Hudel, that als ob er kein Geld hätte, wollte ſeinen Keßlerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirthstochter feſſelte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, ſie ſteckte ihm ihren Daumen zu tief in's Kraut, welches ſie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu mißvergnügt Geſicht, wenn ſie einmal aufſtehen mußte und gnepfte manchmal ſo bedenklich durch die Stube, als ob ſie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig ging er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne ſo klar und friſch zu ſcheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüthe, und er beſchloß weiter zu wandern mit ſeinem Keßlerkram, den ihm niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem ſchönen Bauernhofe zu; luſtig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene unreife Kirſchen knitterten unter ſeinen Füßen, Spatzen jagten ſich auf den hohen Bohnenſtecken, zwei Burſche mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den friſch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenſter, ein freundlicher Garten lag vor demſelben, und wohlbeſorgte Blumen ſpendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein ſchlankes großes Mädchen mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen ſaß auf der Thürſchwelle, ſchnitt Brot ein und hatte ein luſtig praſſelnd Feuer in der Küche, doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, ſondern alles drinnen im Loch, wie es ſich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk ſei, da ſei immer etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das

Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da müßte er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehfecken abwarten wollte, bis es ihm sich schicke. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wolle er aber Verstand brauchen, so könne er seinethalb mit ihnen z'Morgen essen, während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Keßler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, daß es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein, stellte seine Drucke ab und setzte sich zu dem Volk an den Tisch. Es hatte alles ein reinlich Ansehen und das Volk that manierlich, betete mit Andacht und aus dem ganzen Benehmen sah man, daß da Gott und Meisterleute geehrt würden. Die Suppe war nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblasen, das Brod nicht ohne Roggen, aber küstig und nicht hundertjährig.

Er saß noch nicht lange am Tische, so ließ er ein mächtiges halbes Brod in eine Milchkachel fallen, daß die Kachel in Scherben ging und rings am Tische alles mit Milch überspritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hieß ihn den ungattlichsten Hung, den sie noch gesehen. Anne Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stand andere Milch und anderes Brod auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Keßler: im Länderbiet esse man weißeres Brod, dort würde solches nicht einmal von d'r Gottswillen Leuten gegessen; niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchenthüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anne Mareili das Großmüetti (die Mutter war gestorben) an die Sonne

führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kiſſen auf der Bank z'weglegte und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete, bald hie aus bald da aus wollte und beſtändig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längſt abgethan waren, nach Art aller Großmütteni, die meinen, an Dinge, welche ſie ehemals abgethan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Menſch mehr, ſie blieben ungemacht, wenn ſie nicht daran erinnerten. Er ſah, wie der Aetti fort wollte, ſeine Strümpfe ſuchte, ſie nirgends fand und nun ſeine Tochter ausſchimpfte, die ſie ihm verlegt haben ſollte. Ohne viel dagegen zu haben, half ſie ihm geduldig dieſelben ſuchen und fand ſie endlich verſteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei ſtrubem Wetter wäſſern wollte. Dorthin hatte der Alte ſie ſelbſt verſteckt am vergangenen Tanzſonntage, damit ſein Sohn ſie ihm nicht wegſtipize, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab ſie dem Aetti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit und bat ihn: er ſolle doch ja nicht zu ſtreng laufen und ſich doch ordentlich Eſſen und Trinken gönnen, es wolle ihm ſchon mit etwas Warmem warten, bis er heim komme. Er hörte, wie es Bettelkindern Beſcheid gab, die einen theilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte und etwas Paſſendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit ſie mahnte, Arbeit ihnen anbot und ſie dann ſehr ernſt abwies, wenn ſie ſchnöden Beſcheid gaben und die Arbeit von der Hand wieſen. Er hörte, wie es Dienſten Beſcheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete oder Arbeit anwies, daß man ſah, es wußte allenthalben in Feld und Haus, was gethan, was noch zu thun war. Bei dem allem ſaß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhbett, ſtreckte die Füße lang von ſich weg und hatte im Schooſe die Hände, ſondern es war nie müßig, rüſtete das Eſſen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daß man ihm wohl an-

ſah, es ſei ihm nicht gleichgültig, ob in demſelben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm alles von der Hand wie gehext und ſeine Füße liefen wie auf Federn, plötſchten nicht auf den Boden, daß es ihm bei jedem Schritt die Naſe bis über die Stirne hinauf ſprengte, wie man hie und da Menſchenſtücke um Häuſer plötſchen ſieht. Des Mittags war das Eſſen wieder proper und anſtändig, und doch führte er es aus und ſagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege ſich überſchlucken. Das Mädchen, welches in der Abweſenheit des Vaters die Oberherrſchaft führte, antwortete bloß darauf: daheim könne er kochen laſſen, wie er wolle, hier ſei es ſo der Brauch, und wenn das ihm nicht recht ſei, ſo brauche er ja nicht wiederzukommen.

Nachmittags, als die Großmutter ſchlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu ſpaßen, zu ſchäkeln, wollte das Mädchen eben ein nehmen und küſſen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elſaß ſah und dazu die Schwelle in Bern rauſchen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er ſolle ſich an ſeine Arbeit machen, damit ſie endlich fertig werde. Dann ging das Mädchen zum Hundeſtall, band den Blaß los, der es in freudigen Sätzen umſprang und ſagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablöſen, aber dafür mußt du hübſch bei mir bleiben und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willſt du?“ Und der Hund ſah zu ihm auf, als ob er es verſtünde, war ihm immer zur Seite, wohin es ging, legte ſich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Keßler vorbeiging, als ob er wüßte, wem er Reſpekt einzuflößen hätte.

Endlich, gegen Abend erſt, brachte der Keßler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Kacheln. Als das Mädchen ſie ihm abnehmen wollte, ließ er ſie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herum flogen, die Großmutter einen Schrei ausſtieß und ängſtlich

fragte, ob nicht die Kachelbank umgefallen ſei. Der Burſche fluchte nur und ſagte: an dem wolle er nicht ſchuldig ſein, aber Eine, die ſo dumm und unartig thäte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochroth und der Blaß ſtellte ſich mit offenem Maul neben ihn'ß, aber es ſagte bloß: es ſei nicht ſein Brauch, mit einem Keßler zu branzen, aber wer ſie habe fallen laſſen, wiſſe er und es. Er ſolle nur ſagen, was man ihm ſchuldig ſei und dann machen, daß er fortkomme, ſonſt zeige ihm endlich der Blaß noch den Weg.

Er laſſe ſich nicht ſo begegnen, ſagte der Keßler, und fürchte den Hund nicht. Das ſei wohl die kommodeſte Art, ſich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld ſchuldig ſei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den rechten. Anne Mareili antwortete: er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle und das je eher je lieber, damit es ihn nicht mehr zu ſehen brauche und wiederzukommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da ſagte der Keßler: und jetzt wolle er expreß nichts für ſeine Arbeit, aber ſo befehlen nicht mehr zu kommen, das laſſe ſich ein Keßler nicht, das ſei unverſchämt. In vierzehn Tagen ſei er wieder da, und dann nehme es ihn d's Täfels wunder, ob es nichts für ihn habe, und dazu machte der Keßler wieder Augen, als ob er Anne Mareili küſſen wollte, aber der Blaß ſperrte ſein Maul auf zu einem Müntſchi, das dem Keßler doch nicht angenehm war. Darum ſtreckte er Anne Mareili nur die Hand hin und ſagte: „Auf Wiederſehn!" Aber Anne Mareili wollte ihm die Hand nicht geben und ſagte: es hätte noch nie einem Keßler die Hand gegeben und es wolle ſchon zufrieden mit ihm ſein, aber erſt dann, wenn es ihm den Rücken ſehe. Da lachte der Burſche und ſagte, ſy Seel gebe es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen, wo es ſein Geſicht lieber habe als ſeinen Rücken. Somit machte er ſich von dannen, hellauf ein luſtig Lied ſingend, daß Berg und Thal wiedertönten. Anne

Mareili wurde es recht angſt dabei. Es hatte viel von Räubern gehört und namentlich, daß oft Keßler verſteckte Räuber ſeien, die das Land ausſpionirten, um zu ſehen, wo etwas zu ſtehlen ſei, und wie ſie auch Weiber und Mädchen mit ſich fortſchleppten in ihre Höhlen und dort ſie bei ſich behielten als ihre Weiber. Ein ſolcher Räuber, dachte es, könnte auch der Keßler ſein (er ſehe ganz darnach aus) und es auf ihn's abgeſehen haben. Aber das ſolle ihm nicht leicht werden, dachte es, ſein Meſſer und der Blaß wollten auch noch etwas dazu ſagen. Indeſſen ging es doch nicht gern Nachts aus dem Hauſe, zündete des Nachts allenthalben hin, beſonders unter ſein Bett, ſchloß die Thüren ſorgfältig und fütterte den Blaß extra alle Abend, damit er ſich nicht etwa locken laſſe, und betete noch einmal ſo inbrünſtig zu ſeinem lieben Vater im Himmel, daß er ihm zur Wache ſeine Engelein ſenden möchte, zwei zu ſeinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihn's führe in ſein himmliſch Reich. Und dann ſchlief es getroſt ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Keßler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, ſondern derſelbe verwandelte ſich gewöhnlich in einen ſchönen Jüngling, in einen Prinzen oder Königsſohn, der es abſolut zur Frau haben wollte und ſeinem Anne Mareili Himmel und Erde verſprach.

Doch kein Keßler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem ſchönen Nachmittag ein Wägeli vor's Haus, ein ſchöner Grauſchimmel mit ſtolzem Geſchirr davor, ein großer ſchöner Burſche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er ſolle kommen und ihm das Roß abnehmen. Darauf kam er an die Thüre, und als Anne Mareili ihm Beſcheid geben wollte und ihm in die Augen ſah, da wurde ihm faſt g'ſchwuecht, der Keßler ſtand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, ſondern als ein ſtattlicher Bauer. Und der Spitzbube lachte und zeigte noch ſchönere weiße Zähne, als

der Blaß hatte und fragte ſo ſpitzbübiſch: „Gäll, ich bin wiederum da, du haſt es mir verbieten mögen, wie du wollteſt.“ Und lachend reichte er ihm die Hand und verſchämt gab ihm Anne Mareili die ſeine. Da, raſch ſich umſehend und niemand gewahrend, ſagte er eben ſo raſch, gerade ſeinetwegen komme er. Es werde wohl ſchon von ihm gehört haben, er ſei der und der und hätte ſchon lange gern eine Bäurin auf ſeinen Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, ſondern eine wie ſeine Mutter ſelig. Aber er hätte nicht gewußt, wie eine ſolche finden, da die Meitſcheni gar ſchlimm ſeien und Einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum ſei er als Keßler umhergezogen, hätte manches geſehen, er hätte es niemanden geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf ſeinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihn's gefunden und bei ſich geſagt habe: die oder keine! Und jetzt ſei er da und möchte ihn's geſchwind fragen, ob er ſeinem Alten etwas davon ſagen dürfe. Da ſagte Anne Mareili: er ſei einer, dem nicht zu trauen, aber er ſolle hineinkommen, es ſei ſo viel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte hinein ohne weitere Antwort. Indeſſen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünſtig geweſen ſein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden mit Anne Mareili und hat es nie bereut und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anne Mareili ihm die Hand nicht hätte geben wollen und ihm geſagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken ſehe, und wie es dann doch froh geweſen ſei, ihm die Hand zu geben und ſein Geſicht zu ſehen. Wenn er dann hinzuſetzte: er glaube, jetzt ſehe es ſein Geſicht lieber als den Rücken, ſo gab Anne Mareili ihm friedlich die Hand und ſagte: „Du biſt ein wüſter Mann, aber rewig bin ich nie geweſen, daß ich dich wieder angeſehen.“ Dann gab ihm

wohl Joggeli ſogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick geſehen wird, und ſagte: er glaube immer, er habe ſeine Frau ſeiner Mutter ſelig zu verdanken, die ihn gerade zu dieſer geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, Einer ſei hineingetrappet und hätte einen Schuh voll herausgenommen, ſo lachte er, ſah Anne Mareili an und ſagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plätzen und Kacheln heften, ſo wäre es ihm nicht ſo gegangen. Ja, ja! ein Markt-Geſicht iſt vom Haus-Geſicht gerade ſo verſchieden, wie ein Sonntags-Fürtuch etwa von einem Kuchi-Schurz, und wenn man dieſes nicht geſehen hat, ſo weiß man gerade ſo viel von einem Meitſchi, als man von einem Thier weiß, das man im Sack kauft, da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein."

O wenn die Meitſcheni wüßten, daß jeden Augenblick ein ſolcher Keſſelflicker über die Küchenthüre hereinſehen könnte, ſo wäre auch am Werktag um manche beſſer Wetter und ſie thäte manierlicher Jahr aus und ein und wäre gewaſchen Vormittag und Nachmittag!

Elsi, die seltsame Magd.

Erschien zuerst im Schweizer. Unterhaltungsblatt 1843.

Reich an ſchönen Thälern iſt die Schweiz; wer zählte ſie wohl auf? — in keinem Lehrbuch ſtehen ſie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der ſchönſten, doch eines der reichſten iſt das Thal, in welchem Heimiswyl liegt und welches oberhalb Burgdorf an's rechte Ufer der Berner-Emme ſich mündet. Großartig ſind die Berge nicht, welche es einfaſſen, in abſonderlichen Geſtalten bieten ſie dem Auge ſich nicht dar, es ſind mächtige Emmenthaler Hügel, die unten heitergrün und oben ſchwarzgrün ſind, unten mit Wieſen und Aeckern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachſen. Weit iſt im Thale die Fernſicht nicht, da es ein Querthal iſt, welches in nordweſtlicher Richtung an's Hauptthal ſtößt; die Alpen ſieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Thal umfaſſen, von denſelben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am ſüdlichen Himmel. Herrlich iſt das Waſſer, das allenthalben aus Felſen bricht, einzig ſind die reichbewäſſerten Wieſen und trefflich der Boden zu jeglichem Anbau; reich iſt das Thal, ſchön und zierlich die Häuſer, welche das Thal ſchmücken. Wer an den berühmten Emmenthaler Häuſern ſich ergötzen will, der findet ſie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Thale.

Auf einem der ſchönſten Höfe lebte im Jahre 1796 als

Magd Elsi Schindler (dies soll aber nicht der rechte Name gewesen sein); sie war ein seltsam Mädchen, und niemand wußte wer sie war und woher sie kam. Im Frühjahr hatte es einmal noch spät an die Thüre geklopft, und als der Bauer zum Fenster hinausguckte, sah er ein großes Mädchen draußen stehen mit einem Bündel unter dem Arme, welches für Uebernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldlose Wanderer oder wer sonst gern das Wirthshaus meidet um Herberge fragt in den Bauernhäusern und nicht nur umsonst ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall, bald im warmen Bette, sondern auch Abends und Morgens sein Essen und manchmal noch einen Zehrpfennig auf den Weg. Es giebt Häuser im Bernbiet, welche die Gastfreundschaft täglich üben, den Morgenländern zum Trotz, und deren Haus selten eine Nacht ohne Uebernächtler ist. — Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da sie eben am Essen waren, gleich zueche hocke. Auf der Bäurin Geheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorstuhl sich zusammenziehen, und zu unterst auf demselben setzte sich die Uebernächtlerin.

Man aß fort, aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel, Alle mußten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nämlich nicht nur groß, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gebräunt war dasselbe, aber wohl geformt, länglicht war das Gesicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernst und groß die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Uebernächtlerin besonders auffiel, machte, daß die Essenden nicht fertig wurden mit Ansehen. Es war eine gewisse adlige Art an dem Mädchen, die sich weder verläugnen noch erkünsteln läßt, und es kam Allen vor, als säße es da unten als des Meisters Tochter oder als eine, die an einem Tisch zu befehlen oder zu regieren gewohnt sei. Es verwunderten daher sich Alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern: wo chunst und wo wottsch

antwortete: es ſei ein arm Meitli, die Eltern ſeien ihm geſtorben, es wolle Platz ſuchen als Jungfer in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausſtehen, ſo ungläubig waren Alle am Tiſch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe als im Ernſt ſagte: „wenn es dir Ernſt iſt, ſo kannſt du hier bleiben, ich bedarf eben eine Jungfer," und das Mädchen antwortete: das wäre ihm gerade recht, ſo brauche es nicht länger herumzulaufen, ſo verwunderten ſich Alle noch mehr und konnten es faſt nicht glauben, daß es eine Jungfer werde ſein wollen. Und doch war es ſo und dem Mädchen bitterer Ernſt, aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hauſe, aus einem der Häuſer, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage ging, bei Erbſchaften und Theilungen ſei das Geld nicht gezählt, ſondern mit dem Mäß gemeſſen worden. Aber in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war ein gränzenloſer Uebermuth eingebrochen, und Viele thaten ſo hoffährtig wie der verlorene Sohn, ehe er zu den Trähern kam. Damals war es, daß reiche Bauernſöhne mit Neuthalern in die Wette über die Emme warfen und machten „welcher weiter." — Damals war es, als ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem ſtark beſuchten Jahrmarkt austrommeln ließ: wer mit dem Rifershäuſer Bauer zu Mittag eſſen und ſein Gaſt ſein wolle, der ſolle um zwölf Uhr im Gaſthauſe zum Hirſch ſich einfinden. So einer war auch des Mädchens Vater geweſen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gaſt, bald prügelte er Alle, die in einem Wirthshauſe waren, und mußte es am folgenden Morgen um ſchwer Geld ausmachen. Er war im Stande als Dragoner an einer einzigen Muſterung hundert bis zweihundert Thaler zu brauchen und eben ſo viel an einem Markt zu verlegeln. Wenn er zuweilen recht einſaß in einem Wirthshauſe, ſo ſaß er dort acht Tage lang, und wer in's Haus kam, mußte mit

dem reichen Müller trinken oder er kriegte Schläge von ihm. Auf dieſe Weiſe erſchöpft man eine Geldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie ſehr auch ſeine arme Frau dagegen ſich wehrte und nach Vermögen zur Sache ſah.

Sie ahnete das Ende lange voraus, aber aus falſcher Scham deckte ſie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten hatten es ungern geſehen, daß ſie den Müller geheirathet, denn ſie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; ſie hatte die Heirath erzwungen, auf Beſſerung gehofft, aber dieſe Hoffnung hatte ſie betrogen — wie noch manche arme Braut — und ſtatt beſſer war es immer ſchlimmer gekommen. Sie durfte deſſwegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute, wie ſie ſich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne, den eigentlichen Zuſtand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfreſſen, ihr Haupt neigte und ſtarb. Da war nun niemand mehr, der ſorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der ſichtbar wird, da kommen wie Raben, wenn ein Aas gefallen, die Gläubiger gezogen und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach und keiner will der letzte ſein. Eine ungeheure Schuldenlaſt kam an den Tag, der Gantstag brach aus, verzehrte alles und der reiche Müller ward ein alter armer Hudel, der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte, denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Hudel zu werden und als ſolcher ſo manches Jahr umgehen zu müſſen von Haus zu Haus, dies iſt eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande ſeine Familie ſtürzt und ſie ſo oft noch um mehr bringt, als um das leibliche Gut. So Einer iſt aber auch eine lebendige Predigt für die übermüthige Jugend, aus welcher ſie lernen mag das Ende, welches zumeiſt dem Uebermuthe geſetzet iſt.

Zwei Söhne hatte der Müller, dieſe waren ſchon früher

der väterlichen Rohheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienſt Schutz geſucht. Eine Tochter war geblieben im Hauſe, die ſchönſte aber auch die ſtolzeſte Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte wenig Theil genommen an den Freuden der Jugend; ſie gefielen ihr nicht, man hielt ſie zu ſtolz dazu; Freier hatten ſie umlagert haufenweiſe, aber einer gefiel ihr ſo ſchlecht als der andere, einer erhielt ſo wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verſchrie ihren Uebermuth. Zu einem aber ward ſie nie zu ſtolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienſtleiſtung, wo Menſchen und Vieh derſelben bedurften. Von Jugend an war ſie früh auf, griff alles an und alles ſtand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil ſie meinten, einer reichen Müllerstochter zieme ſolche Arbeit nicht. Dann ſchaffte ſie gar manches heimlich, und oft, wenn ihre kranke Mutter des Nachts erwachte, ſah ſie ihre Tochter am Bette ſitzen, während ſie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernſte zu Bette geheißen hatte. Als nun die Mutter geſtorben war und das Unglück ausbrach, da war's als wenn ein Blitz ſie getroffen. Sie jammerte nicht, aber ſie ſchien ſtumm geworden, und die Leute hatten faſt ein Grauſen vor ihr, denn man ſah ſie oft auf hohem Vorſprung ſtehen oder an tiefem Waſſer und ob den Mühlrädern am Bache, und Alle ſagten, es gebe ſicher ein Unglück, aber niemand reichte die Hand, ſelbigem auf irgend eine Weiſe vorzubeugen. Alle dachten und Viele ſagten es, es geſchähe Elſi ſchon recht, Hochmuth komme vor dem Falle, und ſo ſollte es Allen gehen, die ſo ſtolz wie Elſi thäten, und als das Mädchen am Morgen, als alles aufgeſchrieben werden ſollte, verſchwunden war, ſagten Alle: da hätte man's, und ſie hätten es längſt geſagt, daß es dieſen Ausweg nehmen würde. Man ſuchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten Einige

darauf hin, daß Einer ſei, der ſchon Viele geholt und abſonderlich Stolze und Uebermüthige, und noch nach manchem Jahre ward ſtolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie Einer ſei, der gerade ſtolze am liebſten nähme, ſie ſollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die ſo plötzlich verſchwunden ſei, daß man weder Haut noch Haar je wieder von ihr geſehen.

So übel war es indeß der armen Elſi nicht ergangen, aber Böſes hatte ſie allerdings in den erſten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr geweſen, als klemme ihr jemand das Herz entzwei, als thürmten ſich Mühlſteine an ihrer Seele auf; es war ein Zorn, eine Scham in ihr, und die brannten ſie, als ob ſie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten ſah ſie an, wie ſie ihr das Unglück gönnten, und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, ſie wäre nicht im Stande geweſen, einem einzigen Menſchen ein freundlich Wort zu geben.

Indeſſen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus deſſen Stolz eine Kraft emporwachſen, welche demſelben zu einem höheren Entſchluſſe half; denn ſo thut es Gott oft — eben aus dem Kerne, den die Menſchen verworfen, läßt er emporwachſen die edelſte Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborner Ekel gegen alles Niedere, und wer es einmal beten geſehen hätte, hätte auch geſehen, wie es ſich demüthigen konnte vor dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines iſt. Aber ſein Inneres verſtand das Mädchen nicht, ſein Aeußeres beherrſchte es nicht, und darum geberdete es ſich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug iſt. Da weg wollte es, aber vor der Unthat ſchauderte es; die Schande wollte es ſeiner Familie nicht anthun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben, aber wie ſich helfen wußte es lange nicht. Da in ſtiller Nacht, als eben ſeine Angſt um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denſelben. Weit weg

wollte es ziehen, Dienſt ſuchen als niedere Magd am einſamen Orte und dort in Stille und Treue unbekannt ſein Leben verbringen ſo lange es Gott gefalle. Wie in ſtarken Gemüthern kein langes Zögern iſt, wenn einmal ein Weg offen ſteht, ſo hatte ſich Elſi noch in ſelber Nacht aufgemacht, alle Hoffahrt dahinten gelaſſen, nur mitgenommen, was für eine Magd ſchicklich war, keinem Menſchen ein Wort geſagt und war durch einſame Steige fortgegangen aus dem heimiſchen Thale. Manchen Tag war ſie gegangen, in die Kreuz und Quere, bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte ſie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und ſo war ſie gekommen bis in's Heimiswylthal. Dort hinten im heimeligen Thale gefiel es ihr, ſie ſuchte Dienſt und fand ihn.

Die raſche Aufnahme des fremden Mädchens war anfangs der Bäurin nicht recht, ſie kapitelte den Mann ab, daß er ihr da Eine aufgebürdet habe, die ſo zimpferlich ausſehe und zu hochmüthig, um ſich etwas befehlen zu laſſen. Deß tröſtete ſie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine beſtimmte Zeit gedungen ſei, man alſo daſſelbe ſchicken könne, ſobald es ſich nicht als anſtändig erweiſe. Auch dem übrigen Geſinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es ging um daſſelbe herum wie Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe abſitzt.

Aber bald erkannte die Bäurin, daß ſie in Elſi ein Kleinod beſitze, wie ſie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen iſt. Elſi verrichtete was ſie zu thun hatte nicht nur meiſterhaft, ſondern ſie ſah auch ſelbſt, was zu thun war und that es ungeheißen, raſch und ſtill, und wenn die Bäurin ſich umſah, ſo war alles ſchon abgethan, als wie von unſichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein da geweſen wären. Das nun iſt einer Meiſterfrau unbeſchreiblich lieb, wenn ſie nicht ſelbſt alles bedenken und allenthalben nachſehen muß, wenn ſie nicht nur das Schaffen, ſondern auch das Sinnen übertragen kann, aber ſie findet ſelten einen Dienſt-

boten, bei welchem ſie dieſes kann. Viele Menſchen ſcheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nöthig wäre, und wenige ſind, die wache Sinne haben, geleitet und geſchützt von klarem Verſtande, und aus dieſen wenigen ſind wiederum wenige, die zum Dienen kommen oder ſie dienen ſelten lange, denn das ſind geborene Meiſterleute. Daneben hielt Elſi nichts auf Reden, hatte mit niemanden Umgang, und was ſie ſah im Hauſe oder hörte, das blieb bei ihr, keine Nachbarsfrau vernahm davon das Mindeſte, ſie mochte es anſtellen wie ſie wollte. Mit dem Geſinde machte ſich Elſi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies ſie auf eine Weiſe zurück, daß ſie dieſelben nicht wiederholten, denn Elſi beſaß eine Kraft, wie ſie ſelten iſt beim weiblichen Geſchlechte, und dennoch ward ſie von denſelben nicht gehaßt. Niemanden verklagte ſie, und wenn ſie den Knechten oder Mägden einen Dienſt thun konnte, ſo zögerte Elſi nicht, und manches that ſie ab in der Stille, was die Andern vergaßen und deſßhalb hart geſcholten worden wären, wenn die Meiſterleute es geſehen hätten.

So ward Elſi bald der rechte Arm der Meiſterfrau, und wenn ſie etwas auf dem Herzen hatte, ſo war es Elſi, bei dem ſie es erleichterte. Aber eben deſßwegen ärgerte ſie ſich an Elſi, daß dieſelbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es ſie wunder, wer Elſi war und woher ſie kam, denn daß ſie nicht ihr Lebtag gedient hatte, ſondern eher befohlen, das merkte ſie an gar vielem, beſonders eben daran, daß ſie ſelbſt dachte und alles ungeheißen that. Sie ſchlug daher oft auf den Buſch und frug endlich gerade aus. Elſi ſeufzte wohl, aber ſagte nichts und blieb feſt dabei, wie auch die Meiſterfrau anſetzte auf Weiberweiſe, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Giftigkeit. Heutzutage hätte man es kürzer gemacht und nach den Schriften gefragt, abſonderlich nach dem Heimathſcheine, den man hinterlegen

müſſe, wenn man nicht in der Buße ſein wollte; damals dachte man an ſolche Dinge nicht und im Bernbiet konnte man ſein Lebtag incognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine abſonderliche Weiſe der Polizei ſich bemerkbar machte.

Wie ſehr dies auch die Frau verdroß, ſo lähmte es doch ihr Vertrauen nicht, und wenn ſie Donnerſtags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin ſchon damals die Heimiswyler Weiber alle Donnerſtage gingen, ſo ſandte ſie Elſi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauſes Bedarf ſie forderte. Und Elſi richtete auf's treulichſte alles aus und war heim, ehe man daran dachte, denn nie ging ſie in ein Wirthshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von Alt und Jung. Anfangs meinte man, ihr Weigern ſei nichts als die übliche Ziererei und fing an nach Landesſitte zu ſchreißen und zu zerren, aber es half nichts, Elſi blieb ſtandhaft. Man ſah es mit Erſtaunen, denn ein ſolch' Mädchen, das ſich nicht zum Weine führen ließ, war noch keinem vorgekommen. Am Ende ſetzte man ab mit Verſuchen und kriegte Reſpekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem ſchönen Mädchen Reſpekt kriegen, da mag es wohl nach und nach ſicher werden vor denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgehen kann nach Gelüſten. Aber nun erſt kommen die herbei, welche Ernſt machen wollen, welche eine ſchöne Frau möchten und eine gute. Deren waren nun damals im Heimiswyler Thale viele, und ſie waren einſtimmig der Meinung, daß nicht für jeden eine im Thale ſelbſt zu finden ſei. Freilich wollten die meiſten zu guten und ſchönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht und immer das am höchſten in Rechnung ſtellt, was ihm gerade am beſten gefällt. Darum war Elſi vor dieſen alle

Tage weniger ſicher, ſie ſprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Marktweg und des Nachts hoſcheten ſie an ihr Fenſter, ſagten ihre Sprüche her, und wenn ſie hinten aus waren, ſo fingen ſie wieder von vornen an, aber alles umſonſt. Elſi gab auf dem Wege wohl freundlichen Beſcheid, aber aus dem Gaden denen vor den Fenſtern nie Gehör. Und wenn, wie es im Bernbiet oft geſchieht, die Fenſter eingeſchlagen, die Gadenthüre zertrümmert wurde, ſo half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder ſchaffte ſie ſich ſelbſt Schutz und räumte die Kammer oder ſie ſtieg durch's Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Kiltbub einem Mädchen.

Unter denen, welche gern eine ſchöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber noch nie war ihm eine ſchön und gut genug geweſen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, ſo brauchte die nur mit einem andern Burſchen ein freundlich Wort zu wechſeln, ſo war er fertig mit ihr und ſah ſie nie mehr an. Chriſten hieß der Burſche, der von ſeiner Mutter her einen ſchönen Hof beſaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirthſchaftete. Chriſten war hübſch und ſtolz, keinen ſchöneren Kavenier ſah man an den Muſterungen, keinen tüchtigern Bauer in der Arbeit und keinen kuraſchirteren Menſchen im Streit. Aber allgemach hatte er ſich aus den Welthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltſtreit vordem die Haupturſache waren, — jetzt iſt es das Geld — waren ihm verleidet, er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläſer ſplittern und Stuhlbeine brechen, er bewegte ſich nicht von ſeinem Schoppen.

Mit Mägden hatte er ſich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben, aber Elſi hatte ſo etwas Apartes in ihrem Weſen, daß man ſie nicht zu den Mägden zählte und daß Alle darüber einig waren, von der Gaſſe ſei

ſie nicht. Um ſo begieriger forſchte man, woher denn eigentlich, aber man erforſchte es nie. Dies war zum Theil Zufall, zum Theil war der Verkehr damals noch gar ſparſam, und was zehn Stunden auseinander lag, das war ſich fremder, als was jetzt fünf Mal weiter auseinander iſt. Wie allenthalben, wo ein Geheimniß iſt, Dichtungen entſtehen und wie, wo Weiber ſind, Gerüchte umgehen, ſo ward gar mancherlei erzählt von Elſi's Herkommen und Schickſalen. Die Einen machten eine entrounene Verbrecherin aus ihr, Andere eine entlaufene Ehefrau, Andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirath entflohen, noch Andere eine uneheliche Schweſter der Bäurin oder eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf dieſe Weiſe in's Haus geſchmuggelt worden. Aber weil Elſi unwandelbar ihren ſtillen Weg ging, faſt wie ein Sternlein am Himmel, ſo verloren all' dieſe Gerüchte ihre Kraft, und eben das Geheimnißvolle in dieſer Erſcheinung zog die junge Mannſchaft und beſonders Chriſten immer mehr an. Sein Hof war nicht entfernt von Elſi's Dienſtort, das Land ſtieß faſt an einander, und wenn Chriſten in's Thal hinunter wollte, ſo mußte er an ihrem Hauſe vorbei. Anfangs that er ſehr kaltblütig. Wenn er Elſi zufällig antraf, ſo ſprach er mit ihr, ſtellte ſich auch wohl zu ihr, wenn ſie am Brunnen unterm breiten Dache Erdäpfel wuſch oder was Anderes. Elſi gab ihm freundlichen Beſcheid und ein Wort zog das andere nach ſich, daß ſie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was andern Leuten aber eher auffiel, als ihnen ſelbſt. Auch Chriſten wollte Elſi zum Weine führen, wenn er ſie in Burgdorf traf oder mit ihr heimging am Heimiswyler Wirthshauſe vorbei. Aber ihm ſo wenig als Andern wollte Elſi folgen und ein Glas Wein ihm abtrinken. Das machte Chriſten erſt bitter und bös, er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, ſo ſei das eine Ehre für ſie, und übel an ſtünde es ihr, dieſe auszuſchlagen. Da er aber ſah, daß ſie es Allen ſo machte,

und hörte, daß ſie nie noch ein Wirthshaus betreten, ſeit ſie hier ſei, ſo gefiel ihm das und zwar immer mehr. Das wäre eine treue, dachte er, die nicht mit jedem liebäugelte und nicht um einen halben Birnſtiel mit jedem hinginge, wo er hin wollte; wer ſo eine hätte, könnte ſie zur Kirche und auf den Markt ſchicken oder allein daheim laſſen, ohne zu fürchten, daß jemand Anderes ihm in's Gehege käme. Und doch konnte er die Verſuche nicht laſſen, ſo oft er Elſi auf einem Wege traf, ſie zum Weine zu laden oder ihr zu ſagen, am nächſten Sonntag gehe er dorthin, ſie ſolle auch kommen, und allemal ward er böſe, daß er einen Abſchlag erhielt. Es iſt curios mit dem Weibervolk und mit dem Mannevolk. So lange ſie ledig ſind, bloß werben oder Brautleute ſind, da iſt das Weibervolk liebenswürdig aus dem ff und das Mannevolk freigebig, daß Einem faſt übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Burſche z. B. läßt Braten aufſtellen oder wenigſtens einen Kuchen und ſollt' er ihn unter den Nägeln hervorpreſſen, verſteigt ſich zu rothem Weine, gegenwärtig ſogar zu Champagner aus dem Weltſchlaub! und nicht oft genug kann er ſein Mädchen zum Wein beſtellen; er thut, als ob er ein Krösus wäre und ſein Vater daheim nicht mehr Platz hätte vor lauter Geld und Gut. Iſt derſelbe aber einmal verheirathet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er geweſen, deſto karger wird er, und allemal wenn ſein Weib mit ihm in's Wirthshaus will, ſo ſetzt es Streit ab, und wenn das Weib es einmal im Jahr erzwingt, ſo hält der Mann es ihr ſieben Jahre lang vor. Aehnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch ſo ſein wie mit dem Specke, mit welchem man die Mäuſe fängt. Iſt die Maus gefangen und der Speck gefreſſen, ſo wächſt auch nicht neuer Speck nach, der alte iſt und bleibt gefreſſen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebiſſen und iſt er gefangen, ſo hat man den Mann, warum ſollte man noch fürder liebenswürdig ſein?

Aus dieſem Grunde kommt es wahrſcheinlich, daß die meiſten ſtädtiſchen Väter ihren Töchtern ein Sackgeld vorbehalten, welches aber ſehr oft nicht ausgezahlt wird; auf dem Lande iſt man noch nicht ſo weit und namentlich im Heimiswyl Graben nicht.

Trotz dem Böſewerden ward Elſi dem Chriſten immer lieber, immer mehr drang ſich ihm die Ueberzeugung auf: die oder keine. Ihr zu Lieb' und Ehr' that er manchen Gang, kam oft zum Beſuch in des Bauern Haus und immer öfter vor des Mädchens Fenſter, doch immer vergeblich und allemal nahm er ſich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er ſeinen Vorſatz halten. Elſi kam, wenn ſie ſeine Stimme hörte, wohl unter's Fenſter und redete mit ihm, aber weiter brachte Chriſten es nicht. Je zärtlicher er redete, deſto mehr verſtummte das Mädchen; wenn er vom Heirathen ſprach, ſo brach es ab, und wenn er traulich wurde, die eigenen Verhältniſſe auseinanderſetzte und nach denen von Elſi forſchte, ſo machte ſie das Fenſter zu. Dann ward Chriſten ſehr böſe, er ahnete nicht, welchen Kampf Elſi im Herzen beſtand.

Anfänglich war es Elſi wohl in der Fremde, ſo allein und ohne alles Kreuz vom Vater her, aber allgemach war eben dieſes Alleineſtehen ihr zur Pein, denn ohne Bürde auf der Welt ſoll der Menſch nicht ſein. So niemanden zu haben, zu dem man ſich flüchten, auf den man in jeder Noth bauen kann, das iſt ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Chriſten der ſtattlichen Maid ſich nahte, that es Elſi unendlich wohl; Chriſten war ja eine Brücke in ihre alten Verhältniſſe, von der Magd zur Meiſterfrau. Aber um zu heirathen, mußte ſie ſagen, wer ſie war, mußte ihre Verhältniſſe offenbaren, mußte in der Heimath ſagen, wohin ſie gekommen; das war's, was ſie nicht konnte.

Elſi war überzeugt, daß Chriſten, ſobald er wußte, wer ſie war, ſie ſitzen ließe, und das wollte ſie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel berüchtigt ihr Vater war, Land

auf Land ab, und daß man in diesem Thale hundertmal lieber ein armes Tagelöhnermädchen wollte, als eines von übelberüchtigter Familie her. Wie manches arme Kind sich eines reichen Mannes freut seiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenschein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, so kann ein Kind schlechter Eltern sich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie, den schlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Lastern. So wußte auch Elsi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weise. Geld war nur Oel in's Feuer und ihn bei sich ertragen, das hätte sie nicht vermocht und hätte es viel weniger einem Manne zugemuthet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das ist eben der Fluch, der auf schlechten Eltern liegt, daß sie das Gift werden in ihrer Kinder Leben, ihr schlechter Name ist das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern, das sich an die Ferfen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erscheinet, wenn Glück sich ihnen nahen, bessere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen, aber sein Geheimniß konnte es nicht offenbaren. Wenn Christen je gesehen hätte, wie der Kampf Elsi Thränen auspreßte, wie sie seufzte und betete, er wäre nicht so böse geworden, er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimniß entdeckt; aber was da innen in uns sich reget, das hat Gott nicht umsonst dem Auge Anderer verborgen. Es kam Elsi oft an wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verschwinden, wie sie in ihrer Heimath verschwunden war, und doch vermochte sie es nicht. Sie redete sich ein, die Leute würden ihr Böses nachsagen, sie sei mit dem Schelmen davongegangen oder noch Schlimmeres, aber es war etwas Anderes, welches sie hielt, was sie sich aber selbst nicht gestand. So litt das arme Mädchen sehr, das höchste Glück ihm so nahe und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glücke, das es ewig von

selbigem schied. Und dieses Gespenst sahen andere Augen nicht, sie durfte nicht schreien, sie mußte die bittersten Vorwürfe ertragen, als ob sie schnöde und übermüthig das Glück von sich stieße.

Diese Vorwürfe machte ihr nicht nur Christen, sondern auch die Bäurin, welche Christens Liebe sah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schwester war, dieses Glück wohl gönnte, was nicht alle Meisterfrauen gethan hätten. Bei diesen Anläſſen konnte sie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal sich des Deutens nicht enthalten, daß Elsi wohl etwas Böses zu bewahren hätte, weil sie dasselbe nicht einmal ihr, welche es doch so gut meine, anvertrauen wolle.

Das fühlte Elsi mit Bitterkeit, sie sah recht elend aus, und doch konnte sie nicht fort, konnte noch viel weniger das Gespenst bannen, das zwischen ihr und ihrem Glücke stand. Da geschah es am alten Neujahr, d. h. an dem Tage, auf welchen nach dem alten Dato nach russischem Kalender das Neujahr gefallen wäre, und welches, so wie die alte Weihnacht, ehedem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elsi mit der Bäurin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag gefallen, es war viel Volk da, und lustig ging es her unterm jungen Volke, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzosen, von welchen die Rede war, wie sie Lust hätten an das Land hin, wie man sie aber dürsten wollte, bis sie genug hätten. Nur vorsichtig ließen hier und da Einige verblümte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den gestrengen Herren zu Bern, und sie thaten wohl mit der Vorsicht, denn Teufel und Franzos waren denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend. — Als die Bäurin ihre Geschäfte verrichtet hatte, steuerte sie dem Wirthshause zu, denn leer ging sie von Burgdorf nicht heim und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte Elsi mitnehmen,

welche aber nicht wollte, ſondern ſich entſchuldigte, ſie hätte nichts nöthig, und wenn ſie beide hineingingen, ſo müßten ſie ſich eilen, weil niemand daheim die Sache mache; gehe ſie aber voran, ſo könne die Bäurin bleiben, ſo lange es ihr anſtändig ſei, bis ſie Kameradſchaft fände für heim oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie ſie da ſo ſchwatzten mit einander, kam Chriſten dazu, ſtand auf die Seite der Meiſterfrau und ſagte zu Elſi, jetzt müſſe ſie hinein; das wäre ihm doch ſeltſam, wenn ein Mädchen in kein Wirthshaus wollte. Elſi blieb feſt und lehnte manierlich ab: ſie möge den Wein nicht erleiden, ſagte ſie, und daheim mache niemand die Haushaltung. Sie müſſe kommen, ſagte Chriſten, trinken könne ſie ſo wenig ſie wolle und gehen wenn ſie wolle, aber einmal wolle er wiſſen, ob ſie ſich ſeiner ſchäme oder nicht.

Das ſei einfältig von ihm, ſagte Elſi, er ſolle doch denken, wie eine arme Magd ſich eines Bauern ſchämen ſollte, und zürnen ſolle er nicht, aber es ſei ihr Lebtag ihr Brauch geweſen, ſich nicht eigelich zu machen, ſondern erſt zu ſinnen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäurin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mögen und nicht Mögen, half drängen und ſagte, das ſei doch wunderlich gethan, und wenn zu ihrer Zeit ſie ein ehrlicher, braver Burſche zum Weine habe führen wollen, ſo hätte ſie ſich geſchämt, es ihm abzuſagen und ihm dieſe Schande anzuthun. Es iſt nun nichts, welches den Zorn des Menſchen eher entzündet und ſein Begehren ſtählt, als ein ſolcher Beiſtand, darum ward Chriſten immer ungeſtümer und wollte mit Gewalt Elſi zwingen. Aber Elſi widerſtand. Da ſagte Chriſten im Zorn: „He nun, du wirſt am beſten wiſſen, warum du in kein Wirthshaus darfſt, aber wenn du nicht willſt, ſo giebt es Andere.“ Somit ließ er Elſi fahren und griff raſch nach einem andern Heimiswyler Mädchen, welches eben vorüberging und willig ihm folgte. Die Bäurin warf Elſi einen böſen-

Blick zu und ſagte: „Gäll, jetzt haſt's!“ und ging nach. Da ſtand nun Elſi und das Herz wollte es ihr zerreißen, und der Zorn über Chriſten's verdächtige Worte und die Eiferſucht gegen das willige Mädchen hätten faſt vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und ſie Chriſten nachgetrieben. Indeſſen hielt ſie ſich, denn vor den Wirthshäuſern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zu Grunde gegangen, hatte ſie einen Abſcheu und zugleich, weil ſie in denſelben am meiſten Gefahr lief, erkannt zu werden oder etwas von ihrem Vater vernehmen zu müſſen. In den Wirthshäuſern iſt's, wo die Menſchen zuſammenſtrömen und ſich Zeit nehmen zu betrachten und heimzuweiſen, was beim flüchtigen Begegnen auf der Straße unbeachtet vorübergeht. Elſi ging heim, aber ſo finſter war es in ihrem Herzen nie geweſen, ſeit den Tagen, an welchen das Unglück über ſie eingebrochen war. Anfangs konnte ſie ſich des Weinens faſt nicht enthalten, aber ſie unterdrückte daſſelbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finſterer Groll immer mehr Platz in ihr. So ging es ihr alſo; ſie ſollte nicht nur niemals glücklich ſein, ſondern noch eigens geplagt und verdächtigt werden, und ſie mußte ſich das gefallen laſſen und konnte ſich nicht rechtfertigen. Wie ehedem in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde gewachſen ſein ſollen, ſo wuchs aus den Wehen ihres Herzens der Entſchluß empor, von allen Menſchen mehr und mehr ſich abzuſchließen, mit niemanden etwas mehr zu haben, nicht mehr zu reden, als ſie mußte, und ſo bald möglich da wegzugehen, wo man ſo gegen ſie ſein könnte.

Als die Meiſterfrau heim kam, ſtärkte ſie dieſen Entſchluß; ſie beabſichtigte freilich das Gegentheil, aber es iſt nicht allen Menſchen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geſchweige denn in Bezug auf die Worte. Sie erzählte, wie Chriſten ſich luſtig gemacht in Burgdorf und ſicher gehe er mit dem Mädchen heim, und was es dann gebe, könne niemand wiſſen, das Mädchen

ſei hübſch und reich und pfiffig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Elſi recht geſchehen und ſie möchte es ihr gönnen, denn das ſei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauern ſo umzugehen. Aber ſie fange auch an zu glauben, da müſſe was dahinter ſein, das nicht gut ſei, anders könne ſie ihr Betragen nicht erklären, oder ſei es anders, ſo ſolle ſie es ſagen. Dieſem ſetzte Elſi nichts als trotziges Schweigen entgegen. In trotzigem Schweigen ging ſie zu Bette und wachte mit ihm auf, als es an ihr Fenſter klopfte und Chriſten's Stimme laut ward vor demſelben. Dieſer hatte es doch nicht über's Herz bringen können, einen neuen Tag aufgehen zu laſſen über ſeinem Zwiſt mit Elſi. Er trank, wie man ſagt, guten Wein und je mehr er trank, deſto beſſer ward er. Je mehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, deſto mehr zog es ihn zu Elſi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirthshaus zu Heimiswyl kehrte er mit ſeinem Mädchen ein, aber nur, um deſſelben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, beſtellte Eſſen, ging unter einem Vorwand hinaus, bezahlte und erſchien nicht wieder. Das Mädchen war wie geſagt nicht von den Dummen eins, es merkte bald, woran es war, jammerte und ſchimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Chriſten bezahlt hatte, einen Andern zu Gaſt und ſo fehlte es ihm nicht an einem Begleiter nach Hauſe. Dem armen Chriſten ging es nicht ſo gut. Elſi, durch die Bäurin neu aufgeregt, hielt ihren Entſchluß feſt und antwortete nicht, wie Chriſten auch bat; ſie mußte den Kopf in's Kiſſen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre, aber ſie blieb feſt und antwortete auch nicht einen Laut. Chriſten that endlich wild, aber Elſi bewegte ſich nicht, zuletzt entfernte ſich derſelbe halb zornig, halb im Glauben, Elſi habe zu hart geſchlafen und ihn nicht gehört. Aber er ward bald inne, wie Elſi es meine. Die frühere Freundlichkeit war dahin; Elſi that durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Nothwendigſte, dankte, wenn er ihr die Zeit

wünſchte, in allem Uebrigen war ſie unbeweglich. Chriſten ward fuchswild darob und konnte Elſi doch nicht laſſen. Hundertmal nahm er ſich vor, nicht mehr an ſie zu denken, ſich ganz von ihr loszumachen und doch ſtand ſie beſtändig vor ſeinen Augen; ihre weißen Hemdeärmel am Brunnen ſah er durch ſieben Zäune ſchimmern und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenſter ſtand. Hundertmal nahm er ſich vor, raſch eine Andere zu freien und ſo dem Dinge ein Ende zu machen, aber er konnte mit keinem Mädchen freundlich ſein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, ſo ward er böſe, es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Elſi ſich ſo gegen ihn verhärte.

Während Chriſten's Weh im Herzen wuchs als wie ein bös Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzoſen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten auf den Beinen, viele Bataillone ſtanden geſammelt den Franzoſen bereits gegenüber, welche an den Gränzen lagen und im Waadtlande. Immer mehr bildete ſich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte ſich, dürfe nicht angreifen und unterdeſſen ſchlichen Viele herum, die das Gerücht zu verbreiten ſuchten: die Herren wollten das Volk verrathen; wäre dieſes nicht, der Franzos wäre längſt abgezogen, aber er paſſe auf die Gelegenheit und bis er mit den Herren einig ſei. Das ächte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichriſt, ärger als einen menſchenfreſſenden Kannibalen, daher ärgerte es ſich ſchwer an dem Zögern der Herren auf dem Rathhauſe; das Schwanken dort war eben nicht geeignet, jene Verläumdungen Lügen zu ſtrafen. Eine ſchauerliche Nachricht jagte die andere. Da kam plötzlich die Botſchaft, losgebrochen ſei der Krieg und die Poſtboten flogen durch die Thäler, alle eingetheilte Mannſchaft auf die Sammelplätze zu entbieten. Es war den erſten März ſpät Abends, als auch Chriſten den Befehl erhielt. Alſobald rüſtete er ſich und beſtellte ſein Haus und Nachbar um Nachbar kam, bot ſeine Dienſte an

und keiner vergaß der Mahnung: „Schont sie nicht, die Franzosen, laßt keinen entrinnen, schießt ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt sie dann noch lebendig! Sie wissen es dann in Zukunft, daß sie uns ruhig lassen sollen, die Mordiotenfel!“ — Christen mochte nicht warten, bis der Letzte fort war, aber ohne Abschied von Elsi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenster kam, ging es ihm wie früher. Er erhielt auf Rede und Klopfen keine Antwort. Da sprach er: „Hör', Elsi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg und wer weiß, ob du mich lebendig wieder siehst, einmal wenn du so thust, gewiß nicht. Komm hervor, sonst könnte es dich gereuen, so lange du lebst.“ — Die Worte drangen Elsi in's Herz, sie mußte aufstehen und an's Fenster gehen. Da sagte Christen: „So kommst du doch noch, aber jetzt gieb mir die Hand und sag' mir, du zürnest mir nicht mehr, und wenn mich Gott gesund erhält, so wolltest du mein Weib werden, versprich mir's.“ — Elsi gab ihre Hand, aber schwieg. — „Versprichst mir's?“ fragte Christen. Es wollte Elsi das Herz abdrücken und lange fand sie keinen Laut, und erst als Christen noch einmal sagte: „So red' doch, sag' mir, du wollest mich, daß ich auch weiß, woran ich bin,“ antwortete sie: „Ich kann nicht.“ — „Aber Elsi, besinn' dich,“ sagte Christen, „denke, du könntest reuig werden, sage ja.“ — „Ich kann nicht,“ wiederholte Elsi. „Elsi, besinn' dich!“ bat Christen dringend, — „sag mir das nicht zum drittenmal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch etwas sagen kannst, sag' ja, um Gotteswillen bitt' ich dich.“ — Ein Krampf faßte Elsi's Brust, endlich hauchte sie: „Ich kann nicht.“ — „So sieh, was du gemacht hast!“ antwortete Christen, „und verantworte es dann vor Gott. — Mit diesen Worten stürzte er fort; Elsi sank bewußtlos zusammen.

Still ging der zweite März über dem Thale auf. Die meisten Bewohner waren am Abend vorher lange auf gewesen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben und so die

gann erſt ſpät des Tages Geräuſch. Elſi war betäubt und ging herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meiſterfrau hatte wohl gemerkt, daß Chriſten oben am Fenſter Abſchied genommen, aber nichts verſtanden. Sie hoffte, daß ſie ſich verſtändigt und fühlte Mitleiden mit Elſi's Ausſehen, welches ſie der Angſt um Chriſten's Leben zuſchrieb. Sie tröſtete, ſo gut ſie konnte und ſagte, es ſei noch nicht gewiß, daß es Krieg gäbe, vielleicht ſei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn ſchon, ſo hätte ſie gehört, unter hundert Kugeln treffe nicht eine einzige und Chriſten ſei alt genug, um aufzupaſſen, daß ihn keine treffe und nicht ſo wie ein Sturm drein zu rennen, ohne ſich zu achten wohin; Elſi ſollte nur nicht Kummer haben, es werde noch alles gut gehen und ehe Pfingſten da ſei, könne es eine ſchöne Hochzeit geben. — Dieſer Troſt wirkte aber wiederum umgekehrt und Elſi begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, laut auf zu jammern. „Er kommt nicht wieder, ich weiß es und ich bin ſchuld daran," rief ſie verzweiflungsvoll. — „Aber mein Gott, haſt du es denn nicht mit ihm ausgemacht und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expreß deſſwegen gekommen ſein und vielleicht dir den Hof noch laſſen verſchreiben, ehe er von Burgdorf ausrückt." — „Nein! habe ich geſagt und er hat geſagt, lebendig werde ich ihn nicht wiederſehen." — Da ſchlug die Bäurin die Hände über dem Kopf zuſammen und ſagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, biſt du verrückt oder eine Kindsmörderin oder eine Schinderstochter? eins von dieſen dreien muß ſein, ſonſt hätteſt du es nicht über's Herz gebracht, einen ſolchen Burſchen von der Hand zu weiſen. Biſt eine Schinderstochter oder eine Kindsmörderin? ich will es jetzt wiſſen." — „Keins von beiden bin ich," ſagte Elſi, tief verletzt über ſolchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchſpiel keine wohnen, und was mein Vater gethan hat, deſſen bin ich nicht ſchuld." — „So, was hat der gemacht?" fragte die Frau — „er wird

jemanden gemordet haben oder falſches Geld gemacht und in's Zuchthaus gekommen ſein." — „Nein, Frau," ſagte Elſi, „ich weiß nicht, warum ihr mir das Schlimmſte anſinnet." — „Aber etwas muß es doch ſein, das dir im Weg iſt; ſo wegen nichts ſchlägt man einen ſolchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falſche Schriften gemacht oder wird ſich ſelber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden ſein." — „Nein, Frau," ſagte Elſi, „daß iſt nicht wahr; er hat Geltstag gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich herausſagen, ſonſt meint man, wie ſchlecht ich ſei, und es wird ohnehin bald alles aus ſein und da möchte ich nicht, daß man mir Schlechtes in's Grab redete." — „Was, geltstaget, und deſswegen willſt du nicht heirathen, du Tropf du? Und das darfſt du nicht ſagen? Je weniger du haſt, einen deſto reichern Mann bedarfſt du. Wenn niemand heirathen wollte, in deſſen Familie irgend einer Geltstag gemacht, denke nur, wie Viele ledig bleiben müßten, denen das Heirathen ſo wohl anſteht." — „O Frau," ſagte Elſi, „ihr wißt nicht, wer wir geweſen ſind und was unſer Unglück für mich war." — „O, doch nicht etwa unſerem Herrgott ſeine Geſchwiſter?"

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! ſie kommen, ſie kommen!" ſchrie draußen ein Kind. — „Wer?" rief die Frau. — „Die Franzoſen, ſie ſind ſchon im Lochbach oder doch in Burgdorf; hör', wie ſie ſchießen!" „O Chriſten, o Chriſten!" ſchrie Elſi; Alle liefen hinaus. Draußen ſtand Alles vor den Häuſern, ſo weit man ſehen konnte und „Pung, Pung" tönte es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernſt horchten die Männer, bebend ſtanden die Weiber und wo möglich ſtand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an oder legte die Hand in die ſeine und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tauſend Gotteswillen verlaß mich nicht, mein Lebtag will ich dir kein böſes

Wort mehr geben!" — Endlich ſagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich iſt das nicht, es iſt weit noch, jenſeits der Aare, wahrſcheinlich am Berg. Wenn ſie in Gränchen muſtern, hört man das Schießen accurat ſo. In Lengnau ſtehen die Berner und oben auf dem Berg ſollen auch deren ſein; in Solothurn wird man den Franzoſen ſchon heiß machen, das ſind die rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die luſtigſten." — Das machte den Weibern wieder Muth, aber manchem Knaben, der Flinte oder Hellebarde in der Hand auf dem Sprunge zum Ablauf ſtand, war der Ausſpruch nicht recht. — „Wir gehen gleich," ſagte Einer, „und ſollte es bis Solothurn ſein. Wenn wir alsbald fortmarſchiren, ſo kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptſtreit." — „Ihr wartet," befahl der Alte. „Wenn Einer hier läuft, der Andere dort, ſo richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad. Wenn in Solothurn die Franzoſen durchbrechen, dann ergeht der Sturm, die Glocken rufen, auf den Hochwachten wird geſchoſſen und die Feuer brennen auf, läuft Alles mit einander in Gottes Namen was Hände und Füße hat, dann geht's los und der Franzos wird erfahren, was es heißt in's Bernbiet kommen. Bis dahin aber wartet." — Das war manchem wilden Buben nicht recht, er drückte ſich auf die Seite, verſchwand, und mehr als einer kam nie wieder. — „Du glaubſt alſo nicht, daß unſere Leute ſchon im Krieg ſeien?" frug bebend Elſi an des Alten Seite. — „O nein," ſagte der Alte, „die werden wohl erſt jetzt von Burgdorf ausrücken gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl ſie bekommen weiß ich nicht. Aber ſchaden würde es nichts, wenn jemand auf Burgdorf ginge, um da zu hören was vorgeht."

Aber in Burgdorf war es nicht viel beſſer, als hinten im Heimiswylgraben; ein Gerücht jagte das andere, eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzoſenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geſchlagen worden, und, wo nicht

todt, doch ſchon mehr als halbtodt ſeien; die Franzoſenfreunde wußten das Umgekehrte: das ganze Bernerheer ſei geſchlagen, gefangen oder verrathen, und predigten laut, man ſolle ſich doch nicht wehren, man gewinne nichts damit, als eine zerſchoſſene oder zerſtochene Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durcheinander gehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört, es war ruhig geworden auf der Landſchaft, man hoffte, die Franzoſen ſeien in Solothurn gefangen genommen worden gleich wie in einer Falle. Elſi war auch ruhiger geworden auf dieſe Hoffnung hin. Sie hatte der Bäurin ſagen müſſen, wer ſie eigentlich ſei, und da hatte dieſe wiederum die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen. Von dem Müller hatte ſie gehört, von ſeinem Thun und Reichthum, und da ihr nur dieſer recht in die Augen ſchien, ſo betrachtete ſie Elſi mit rechtem Reſpekt. Keinem Menſchen hätte ſie geglaubt, ſagte ſie, daß ſo eine reiche Müllerstochter ſich ſo ſtellen könne, aber daß ſie nicht ihr Lebtag Magd geweſen, das hätte ſie ihr doch gleich anfangs angeſehen. — „Und das, du Tröpflein, haſt du ihm nicht ſagen dürfen? Und wenn dein Vater ſchon ein Hudel iſt, ſo iſt deine Familie doch reich und vornehm und ſonſt nichts Unſauberes darin, und da muß Einer eins gegen das andere rechnen. O, wenn ich Chriſten doch das nur gleich ſagen könnte; du würdeſt ſehen, das machte ihm nicht nur nichts aus, er nähme noch den Vater zu ſich, nur daß er von der Gemeinde käme.“ — „Das begehre ich nicht,“ ſagte Elſi, „ich begehre nicht mehr mit dem Vater zuſammen zu kommen, und Chriſten kann ich doch nicht heirathen, ich will gar nicht heirathen, nie und nimmermehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vorhalten laſſen oder daß ich arm ſei. Ich weiß wohl, wie das Mannevolk iſt, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Chriſten nur nicht im Zorne thut was unrecht iſt und den Tod ſucht, ich überlebte es

nicht." — „Du biſt ein Tröpflein," ſagte die Bäurin, „ſo etwas ihm nicht zu ſagen; das war nur der Hochmuth, der dich plagte. Aber wart', wir wollen ihm morgen Beſcheid machen, es wird wohl der eine oder der andere Alte ſeinen Söhnen, die bei den Soldaten ſind, etwas ſchicken wollen, Käs oder Kirſchwaſſer; da will ich dem Chriſten ſagen laſſen, es ſei daheim ander Wetter und er ſolle machen, daß er ſobald als möglich heim käme, aber geſund und gerecht. Er wird ſchon merken, was gemeint iſt." — Elſi wollte davon lange nichts hören, klagte wie reuig ſie ſei, daß ſie ein Wort geſagt, drohte, ſie laufe fort, jammerte, daß ſie nicht ſchon lange geſtorben, und wenn Chriſten nur lebendig heim komme, ſo wolle ſie gern auf der Stelle ſterben, aber heirathen wolle und könne ſie nicht. Die Bäurin ließ ſich nicht irre machen; ſie hatte die Heirath im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirath auf dem Korn hat, ſo iſt's ſchwer, ſie davon abzubringen. Nun ruhte die Bäurin nicht, bis ſie Einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten nachgeſchickt wurde von einer ſorgſamen Mutter, und ſchärfte dem es ein, was er dem Chriſten zu ſagen hätte. Was die Bäurin gethan, goß Balſam in Elſi's Herz, aber ſie geſtand es nicht ein; ſie zankte mit der Bäurin und zankte mit ſich, daß ſie ihr Geheimniß vor den Mund gelaſſen, ſie wußte nicht, ſollte ſie bleiben oder gehen; es mochte ihr faſt ſein, wie einem Feſtungskommandanten, der erſt von Vertheidigung bis in den Tod, von in die Luft ſprengen geſprochen, und dem allgemach die Ueberzeugung kommt, das trüge nichts ab und leben bleiben ſei doch beſſer.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner, aber Gerüchte kamen, Freiburg ſei über und Solothurn, die Stadt Büren ſei verbrannt; die Herren wollten das Land übergeben ohne Krieg. Dieſes Gerücht entzündete furchtbaren Zorn, ſo weit es kam. Da wollten ſie doch auch noch dabei ſein, ſagten die Bauern, aber erſt müßten die Schelmen an den Tanz,

die Dinge verkauften, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten geſehen haben, die von Wynigen kommend quer durch's Thal gegangen ſeien. Die ſollten geſagt haben, ſie kämen vom Weißenſtein und alles ſei aus; die Einen hätten kapitulirt, die Andern ſeien ſonſt auseinander gegangen, und die Franzoſen würden da ſein, ehe man daran denke.

Dieſer Bericht ging mit Blitzesſchnelle durch's ganze Thal und regte Alles auf, aber wie ein Blitz verſchwand er auch; am Ende wußte man nicht, wer die Soldaten geſehen hatte; man wußte nicht mehr, waren es eigentliche Soldaten geweſen oder Spione, welche das Land auskundſchaften ſollten, denn es ſeien viele Deutſche bei den Franzoſen, hieß es, die accurat gleich redeten, wie man hier rede, und überhaupt beſchaffen ſeien, wie andere Menſchen. Dieſe Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unſchlüſſigkeit; man wußte nicht, ſollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten oder ſollte man nachrücken. Man ſtand umher, packte auf, packte ab, es war accurat, als ob es eigens dazu angelegt wäre, den Volksmuth wirkungslos verpuffen und verrauchen zu laſſen.

Der Burſche, der ausgeſandt worden war, kam erſt am zweiten Tag, am vierten März, zurück, aber mit böſem Beſcheid. Chriſten hätte er nicht finden können, ſagte er aus. Es hätte geheißen, er ſei gegen Bätterkinden zu gerückt mit ſeiner Batterie, dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, unüberlegt trappe man in die Franzoſen hinein wie in ein Horniſſennest, und ihre Dragoner kämen daher, wie in den Lüften; wenn man meine, ſie ſeien noch eine Stunde weit, ſo hätte man ſie ſchon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben mit dem Auftrage, ihn dem Chriſten zuzuſtellen, wenn man ihn ſehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; ſie wollten auf die Franzoſen warten, heiße es, und Andere meinten, man warte nur auf Zuzug

und wolle dann auf die Franzoſen, welche ſich nicht aus Solothurn hervorlaſſen dürften. Bald werde es losgehen, darauf könne man zählen.

Dieſer Beſcheid regte Elſi fürchterlich auf. Alſo Krieg war's und dahinein war Chriſten von Elſi's Nein geſagt, und niemand beſänftigte ihn und die gute Botſchaft hatte er nicht vernommen; lebendig ſah ſie ihn alſo nicht wieder! Es drängte ſie ihm die Botſchaft ſelbſt zu bringen, aber ſie wußte keinen Weg und fürchtete ſo allein in die Franzoſen zu laufen, und die Bäurin tröſtete ſie, der Landſturm werde allweg bald ergehen, da mache ſich alles, da könne ſie mit, ſie wolle für ſie daheim bleiben, denn wegen des Viehes könne doch nicht Alles fort. So werde ſie früh genug kommen, denn man werde die Sache doch nicht laſſen angehen, bis Alles bei einander ſei.

Alles rüſtete ſich, jeder ſuchte ſeine Waffe ſich aus; eine tüchtige zweizinkige Schoßgabel an langem Stiele, mit welcher man in der Ernte die Garben ladet, ſtellte Elſi ſich zur Hand und wartete mit brennender Ungeduld des Aufbruchs.

Am fünften März war's, als der Franzos in's Land drang, im Lande der Sturm erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten und der Landſturm aus allen Thälern brach, der Landſturm, der nicht wußte was er ſollte, während niemand daran dachte, was er mit ihm machen ſollte. Aus den nächſten Thälern ſtrömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man ſolle auf Fraubrunnen, die Nachricht ſei gekommen, daß die Franzoſen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde ſollte geſchlagen werden, dort warteten die Berner und namentlich Füſiliere und Kanoniere aus dieſer Gegend. Der Strom wälzte ſich das Land ab, Kinder, Greiſe, Weiber bunt durch einander, an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht, dachte doch ſelten jemand daran, was er eigentlich machen ſollte vor

dem Feinde. Von einem wunderbaren, faſt unerklärlichen Gefühle getrieben, lief jeder dem Feinde zu als ob es gälte, eine Heerde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht, es ſchien jedem angſt zu ſein, er käme zu ſpät. Unter den Vorderſten war immer Elſi und jeder Schuß traf ihr Herz, denn ſie mußte denken, hat er Chriſten getroffen? So wie ſie aus dem Walde bei Kemenried kamen, erblickten ſie den beginnenden Kampf am äußerſten Ende des Fraubrunner Feldes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer krachten, jagende Reiter wurden ſichtbar, Rauchmaſſen wälzten ſich über das Moos hin. Erſtaunt ſtanden die Landſtürmer, ſie hatten nie ein Gefecht geſehen, wenigſtens unter Hunderten nicht einer. Wie das ſo fürchterlich zuging hin und her, und von Weitem wußte man nicht einmal wer Feind wer Freund war! Je länger ſie zuſahen, deſto mehr erſtaunten ſie, es begann ihnen zu gruſen vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen und alles ſcharf geladen; ſie fanden, man müſſe warten und zuſehen, welchen Weg es gehe, wenn man da ſo auf's Gerathewohl zumarſchiere, ſo könne man unter die Tätzen kommen. Kein Menſch war da, ſie zu ordnen, zu begeiſtern, raſch in den Feind zu führen. Es waren in jenen Tagen die Berner mit heilloſer Blindheit geſchlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichſte Weiſe erkalten, und wenn's erkaltet war ob dem langen nutzloſen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen ſie halt auseinander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden, ſtatt zurück, erfuhren die Franzoſen, was Schweizerkraft und Muth noch dato können, bei Neuenegg erfuhren ſie es. Elſi ward es himmelangſt, als man ſo müßig da ſtand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am beſten wär's, wir gingen heim, wir richten da doch nichts aus.“ — Und wenn niemand zu Hülfe wolle, ſo gehe ſie, wofür man denn bis hierher gekommen, ſagte Elſi. Wenn ſie nur den

kürzeſten Weg über's Moos wüßte. Sie kämen mit, riefen einige junge Burſche, und die Maſſe verlaſſend eilten ſie auf dem nächſten Weg Fraubrunnen zu. Als ſie dort auf die Landſtraße kamen, war ein hart Gedränge, eine Verwirrung ohne Gleichen. Mit Gewalt faſt mußte ſie ſich drängen durch Bernerſoldaten, die auf der Straße ſtanden und müßig zuſahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde ſich ſchlug. Auf die wunderlichſte Weiſe ſchlug man ſich, ſchlug ſich vereinzelt mit dem Feind oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel anzugreifen. Keiner unterſtützte den Andern, höchſtens wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verſtehen, es ſei auch noch da und harre des gleichen Schickſals. Das alles ſah Elſi im Flug, und wenn die Soldaten, die ſie mit Püffen nicht ſchonte, ſchimpften und ihr zuriefen, ſie ſolle heimgehen und Flachs ſpinnen, ſo ſagte ſie, wenn ſie da ſtünden wie die Tröpfe, ſo müßte das Weibervolk voran um das Vaterland zu retten, und wenn ſie was nütz wären, ſo gingen ſie vorwärts und hülfen den Andern. Elſi hatte vom Moos weg eine große Linde geſehen und bei derſelben ſah ſie den Rauch von Kanonen, dort mußte ihr Chriſten ſein, dorthin eilte ſie mit aller Haſt. Als ſie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald fünfhundert Jahren die Gugler ſchlugen, donnerten die Kanonen noch, aber Elſi ſah, wie rechts zwiſchen Straße und Moos, vom Rande des Raines gedeckt, Reiter daher geſprengt kamen wie der Nordwind, fremdländiſch anzuſehen. „Franzoſen! Franzoſen!“ rief Elſi, ſo laut ſie konnte, aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten was ſie wollten, ſie wollten die Batterie, welche ihnen läſtig geworden war. Ebenfalls die Linde im Aug', lenkten ſie, ſobald ſie unter ihr waren, auf die Straße herauf und ſtürzten ſich auf die Kanoniere. Dieſe ohne nähere Bedeckung, ſuchten zwiſchen ihren Kanonen ſich zu vertheidigen, aber einer nach

dem andern fiel. Einen Einzigen ſah Elſi noch, der mit ſeinem kurzen Säbel ritterlich ſich wehrte; es war ihr Chriſten. „Chriſten! Chriſten! wehre dich, ich komme!“ ſchrie Elſi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Chriſten, ſah ſeine Elſi, ſank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwiſchen den Kanonen nieder. Elſi ſtürzte mit der Wuth einer Löwin auf die Franzoſen ein, dieſe riefen ihr Pardon zu, aber Elſi hörte nichts, rannte mit ihrer Gabel den erſten vom Pferde, rannte an, was zwiſchen ihr und Chriſten war, verwundete Pferde und Menſchen; da fuhren ziſchende Klingen auf das Mädchen nieder, aber es rang ſich durch und erſt zwiſchen den Kanonen fiel es zuſammen. Vor ihr lag Chriſten. „O Chriſten, lebſt du noch?“ rief Elſi mit dem Tode auf den Lippen. Chriſten wollte ſich erheben, aber er vermochte es nicht, die blutige Hand reichte er ihr und Hand in Hand gingen ſie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwiſchen den Seelen ſteht, die ſich hier gefunden. Die Franzoſen ſahen gerührt dieſen Tod, die wilden Huſaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schickſal, und ſo oft ſie daſſelbe erzählten wurden ſie wehmüthig und ſagten, wenn ſie gewußt hätten was beide einander wären, beide lebten noch, aber im wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langem Fragen.

Der Notar in der Falle.

Erschien zuerst in „Elsässische Neujahrsblätter" 1848.

Kleine Städtchen ſind in der Regel ganz allerliebſt. Gewöhnlich liegen ſie an einem Bache, dem es ſo wohl im Städtchen iſt, daß man nicht weiß, läuft er nach Weſten oder nach Oſten; ſie ſind ſtatt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieſelben mitten im eigenen Schoos, d. h. im Städtchen ſelbſt zu behalten. Die Menſchen darin ſind allerliebſt, nicht über eine Form geſchliffen, ſondern jeder trägt ſein eigen Gepräge, allgemein iſt bloß, daß die Mädchen zumeiſt zärtlich ſind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch ſchrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich ſehr jung; thun ſie es nicht, ſo müſſen ſie von Morgens früh bis Abends ſpät ſchrecklich viel Flüſſiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen ſie als Ehemänner die doppelte Portion ſich ein, wahrſcheinlich damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, ſondern an einem Fluſſe, aber die Mädchen waren deſſwegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durſtig. Das Städtchen hatte eine wunderſchöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem ſchönen Hauſe Platz machen müſſen, auf

die ſchönen Häuſer that man ſich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn ſie ſich eſſen und trinken ließ oder ſonſt was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden ſich um's Städtchen, waren allerdings auch ſehr geſucht und geſchätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren ſpazieren, da werden auch die hölzernſten warm, der Liebe Gold wird flüſſig und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gern ſpazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delikate Fiſche oder ſonſt was Gutes in Ausſicht ſteht.

In dieſem Städtchen lebte ein Mädchen Namens Luiſe. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luiſe, nicht weniger liebte ſie die Natur zum Spazierengehn, aber wie hölzern Einer auch war, Feuer fangen wollte keiner, flüſſig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch ſchien, wie ſehr der junge Herr auch ſchwitzte. Ach, dem ſchönen Herzen voll Liebe entſprach Luiſens Aeußere nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenſtecken, noch einer Kegelkugel, ihr Geſicht war weder roth wie eine Klapperroſe, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber ſie war eben eigentlich gar nichts; ſie war eben eins von den unglücklichen Weſen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches, die man wieder vergißt, wie oft man ſie ſieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen ſie einſchlagen können in ein ander Herz und daran ſich feſthalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen ſie vorbeifahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, ſie floß accurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen iſt, ſoll es zum obern oder zum untern Thor hinaus. Zudem redete Luiſe noch leiſe, daß wer nicht haarſcharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr konverſiren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nichts weniger als

förderlich sein soll. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie was sagte, war es dumm oder war's gescheidt, im ersten Fall war es also besser, man verstand es nicht; zudem war es ihr oft, als müßte sie weinen, wenn sie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luise war keine Bürgerin des Städtchens, sondern eine sogenannte Hintersässin, hatte also keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald noch eine Pflanzstelle auf der Allmend, was begreiflich ihr Ansehn auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; diese hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luisens Vermögen war nichts bekannt, man nahm also an, sie hätte keins; wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen. Der Schluß ist ziemlich bündig und wurde noch bestätigt durch Luisens sehr einfache Kleidung und das Versäumen zu gehöriger Zeit ändern zu lassen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug sie noch wenigstens drei Monate lang weite Aermel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, so daß die Mägde bei den Brunnen aufmerksam wurden und die arme Luise zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, so gab sie zum Besten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und sie Spendvögtin.

Luise hatte viele Freundinnen, sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so ward Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abspenstig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte. Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran gedachte aber

keine, welche bittere Qualen die arme Luiſe erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr ſprach: „O Gute, ich habe gefunden!“ Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als ſie die Schlange in den Apfel beißen ſah, daß es ſie nicht leben ließ, bis ſie ebenfalls hineingebiſſen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde ſo wunderlich wird, wenn es Andere was eſſen ſieht und es hat ſelbſten nichts und wie es nicht ruht, bis es ſelbſt auch zu etwas gekommen. Ja unſere humanen Juriſten, welchen Diebe und Mörder weit lieber ſind als ehrliche Leute, ſintemalen ſie von Dieben und Mördern leben und um ſo beſſer, je mehr deren ſie pflanzen, beweiſen ja, daß nichts anſteckender ſei und Laſter pflanzender, als wenn man jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, ſtatt abgeſchreckt zu werden, die Luſt an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laſter begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juriſten treiben es wohl gut; wenn ſie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juriſten, ſo nimmt es uns wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vordemonſtriren und plädiren werden. Wird man nun nach den Juriſten unter einem Galgen galgenſüchtig, was meint man, was muß erſt an einer Hochzeit die ledige Mannſchaft werden? Faktum iſt auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten ſich machen, blaſirte Hageſtolze zu ſchmachten anfangen, Sprödе aufſchauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher iſt es, abſonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt — gewöhnlich kommt ſie auf den Fußſpitzen und ſchlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn ſie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe und am Ende doch erzählt, wie ſie ſpazieren gegangen und was er geſagt und was ſie geſagt und wie es dann weiter gegangen und wie ſie jetzt einen Geliebten

hätte, einer, wie keiner noch geweſen, und wie ſie jetzt glücklich ſei wie im Himmel, und dazu ſich die Augen wiſcht, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und ſpricht: Ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßteſt wie! Ach Gott! wie gerne wüßte ich es, denkt die um den Hals Gefallene und kann faſt die Thränen nicht verdrücken, wenn ſie herausſtottert: „So, ſo, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich biſt. Per se kennſt du ihn beſſer, er wird nicht ſein wie die Andern! Ach ja. Aber was mich dauert, iſt, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz iſolirt, alleine in der Welt!“ Dann weint ſie ganz bitterlich, aller Troſt iſt umſonſt, wie die Freundin auch zuſpricht, ſie ſolle ſich doch nicht deſoliren, ſie bleibe da und ihre Freundſchaft ſolle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten ſie ſich ſehen; es wäre doch ſonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben ſollte, ein ſo eng Herz hätte ſie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin ſchon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht bloß a priori, ſondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Perſon darin Platz hätten. Es giebt ja Herzen, in denen die Menſchen nicht blos compagnien-, ſondern regimenterweiſe Platz haben. Habe erſt eine Anekdote der Art von einem alten Pferde geleſen. Iſt ein Roßherz ſo weit, wie weit muß erſt ein menſchlich Herz ſein und zwar ein junges, welches noch elaſtiſch, nicht verknöchert iſt! Aber die Freundin tröſtet umſonſt, Luiſe weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und ſagt, ſie müſſe gehen, ſie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach da weint Luiſe noch bitterlicher, ihr Lebtag hat ſie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendvögtin, wenn ſie in verſchiedener Geſellſchaft waren im Winter und doch nur mit einem Laternchen heimgehen wollten. „Ach, das Luiſe iſt doch herzgut,“ ſagt die Freundin, „ich wußte gar

nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubst gar nicht, wie das arme Geschöpf weinte, als ich ihm sagte, ich sei versprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihn's verlasse, hat es gejammert. Es ist wahr, verheirathen wird es sich per se nicht, Geschwister hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg ist, so wird es wirklich nicht wissen wohin."

Aber Luise dachte weder an die Freundin noch an die Spendvögtin und darum weinte sie nicht, weil sie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schoos legen konnte, aber anders wohin hätte sie dasselbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil sie dieses nicht konnte, darum weinte sie so bitterlich. „Ach, will mich denn niemand lieben und meinte ich es doch so gut, ach und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die Andern Alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt keiner! Eine nach der Andern findet Einen, ich keinen, ich muß allein bleiben, niemand hat mich lieb. Ai, ai!" So jammert Luise, hält die Hand auf's Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte. Und doch wurde Luise nicht neidisch, stellte sich nicht vor den Spiegel, verglich sich nicht mit der Glücklichen, fand sich nicht zehnmal hübscher als sie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der sie auserwählt, seine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, stellte die eigenen Tugenden daneben, sagte nicht: he nun so dann, wenn sie nicht mehr Verstand haben, so ist es ihnen zu gönnen, wenn sie so recht getäuscht werden, lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laster der Freundin her und schloß weinerlich: wie doch der arme Mensch sie dauere, der meine, er kriege einen Tugendspiegel und habe die schrecklichste Sündenbüchse auf Erden. Wenn sie nur jemand wüßte, sie ließe ihn im Vertrauen warnen, es sei doch nicht recht, wenn man seinen Nächsten in's Unglück rennen sehe und gebe ihm keinen Wink. Von diesem allem sagte Luise nichts,

sie dachte nur: Will mich denn keiner lieben? und wenn sie unter die Leute kam, so schien sie noch farbloser, redete noch leiser, und, wie gesagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, sind eben nicht förderlich, Liebe zu wecken und anzubrennen. Endlich hatte sie nur noch eine Freundin, denn, wie gesagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Aussicht auf Erden kannten sie nicht, als die Aussicht, Spendvögtin, Seimeisterin, Seckelmeisterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für diese Aussichten schwärmten sie förmlich, während sie die Aussicht auf dem Riesen sehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort sich findet. Auf dem Faulhorn ist ein Wirthshaus, die Aussicht aber dumm; man sehe ja nur Berge, die könnten sie vom Haus aus auch sehen und eigentlich wüßten sie nicht, was man an den Bergen sehe. Genau besehen sei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine schöne Promenade, auf welcher Herren und Damen spazieren gingen, viel besser. Wegen den Herren wollten sie nun nichts sagen, aber wo viele Damen und Töchter spazierten, absonderlich wenn Fremde da seien, sehe man alleweil Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer was, das Einem zu denken gebe, erstlich wie man wohlfeil dazu kommen könnte und zweitens, wie schön es Einem stehen müßte, so kalkulirten sie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlspruch der alten Garde: die Garde stirbt, ergibt sich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, sie hatte von je für die Aussicht Vögtin oder gar Meisterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, stark geschwärmt, aber fruchtlos, war indessen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt sich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Diese Hoffnung ließ sie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem schönen Sonntage Nachmittags — in den Hundstagen war es —

ging an ihrer Seite ein hölzernes Subjekt in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amt mit großen Aussichten. Julie schrie begreiflich nicht Fürio, sie ließ brennen, was brennen wollte, ihr Herz und des Subjekts Herz, beide zusammen gaben eine artige Flamme. In diesen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und räthig Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luise, ihr zu verkünden, wessen ihr Herz voll war. Wie da Luise weinte und trostlos war, kann man sich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, fast hätte sie mit geweint, sie zeigte die herzlichste Theilnahme, las in den hintersten Winkeln die Trostgründe zusammen. Zwischen durch entrannen ihr Bruchstücke ihrer Aussichten und Gedanken, ob sie sich am Hochzeittage schwarz oder weiß kleiden solle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenstrauß in der Hand oder angeheftet. Endlich schloß Julie, da alle Trostgründe bei Luise nicht anschlagen wollten: „Du mußt dabei sein, denn ich bin gekommen, dich zu bitten, meine Brautführerin zu sein. Mein Fritz hat mir gesagt, es müßte glänzend zugehn an unserer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es sein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat gestern sich nicht alles ergeben mögen, und immer kam jemand dazwischen, hing sich an uns, wenn unsere Herren im besten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht gesehen meinen Fritz, den Spitzbuben — das hölzerne Subjekt."

Luisens Thränen versiegten nicht auf der Stelle, aber doch schneller als man hätte erwarten sollen. Wie nach einem Gewitterregen wächst und blüht, was noch wachsen und blühen kann, so wuchs aus Luisens Thränen eine Freude auf, die sie noch nie gehabt, die Freude Brautjungfer sein zu können. Ganz wonniglich warm rieselte es in ihrem Herzen, wenn sie daran dachte, es war ihr halb und halb als wäre sie selbsten Braut, Brautführerin war die gute Luise auch

noch nie geweſen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an ſie, andere wollten ihr die Koſten nicht verurſachen, fürchteten, ſie möchte gar zu armſelig erſcheinen und die Leute ſagen: ob keine miſerablere Brautführerin zu finden geweſen, das Hochzeitpaar müſſe auch nichts Beſonderes ſein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zuſammen wünſchten die und jenen in Berührung zu bringen, Bekanntſchaft zu vermitteln. Wo war dazu beſſere Gelegenheit und wann die Herzen günſtiger geſtimmt als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn ſie, nachdem ſie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zuſammen geführt, dieſe vom Pfarrer eingeſegnet, Arm in Arm die Kirche verlaſſen, ſich nun gegenſeitig die Arme geben, Paar um Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen: da wäre es doch wunderlich, wenn ſie nicht auch Heirathsgedanken faßten und wenigſtens als halbe Ehepaare ſich vorkämen. Luiſe hatte nie daran gedacht, daß ſie auch Brautführerin ſein könnte, nun jetzt einmal war ſie erkoren, es war, als ob ihr ein Licht angezündet ſei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieſes Licht, das da erſchien in der Finſterniß, leuchteten, den Funken folgen, welche aufſtiegen von dieſem Lichte Raketen gleich und wunderherrlich ſchwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luiſe dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber faſt kriegte ſie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte ſie zu beobachten, würde in ihren Augen ein ſüßes ſeliges Träumen geleſen, geſehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen ſei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luiſe und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: „Aber Luiſe, was haſt auch, keinen Kreuzer biſt mehr werth, vergiſſeſt alles unter den Händen. Ich glaube bald,

es fehle dir im Hirn und werdeſt ganz einfältig, das Geſcheidteſt wareſt ohnehin nie;" ſo redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Urſache von Luiſens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geſchichte, wie ſie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luiſens Herz zitterte mit freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäſte, welche am Abend vor demſelben ſtark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke ſagten: „Wenn wir morgen nur ſchönes Wetter haben, aber es wird kaum ſein." Allerdings machte der Himmel trübe Miene und alle Regenzeichen waren ſo ſichtlich da, daß man vergeblich gegen ſie ein Auge zuzudrücken verſuchte. Luiſe dachte weder an Barometer noch an Regen noch an Sonnenſchein, das kümmerte ſie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geſchlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgeſtanden aus Angſt wegen Luiſens Vergeßlichkeit, ſie wäre im Stande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte ſie geſagt. Die Tante hatte nicht Unrecht. „Marei," ſagte ſie zu der Magd, „geh mit, ſonſt läuft ſie zum Bernthor ſtatt zum andern und wart' bis ſie wirklich in der Kutſche ſitzt, ſonſt ſetzt ſie ſich hinten auf's Brett oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen ſoll, das weiß der himmliſche Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht ſo mager wäreſt, ſo hätteſt müſſen zu Ader laſſen, und beſſert es nicht, ſo muß es mir wenigſtens geſchröpft ſein." Der Regen kam bachweiſe vom Himmel, aber das kümmerte Luiſe hell nichts; ſo tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marſchirt, als Luiſe an dieſem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Geſichter, und ſo mancher, als kam, ſagte: es regnet. Bei jedem ging das Verweiſen von Neuem an, ob es den ganzen Tag reg-

nen oder am Mittag oder am Abend das Wetter ſich aufheitern werde. Luiſe allein hatte heute zum erſten Male etwas Ausgezeichnetes, ſie machte ein glückliches Geſicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beſtändig wenn ſie reden wollte mit den Füßen, als ſetzte ſie zum Tanzen oder Hüpfen an, und ſagte gewöhnlich, das Wetter dünke ſie nicht ſo ſchlimm und ſei man einmal in der Kutſche, ſo merke man es nicht, regne es oder ſcheine die Sonne. Da trat ein ſchön geputzter Herr an ſie und ſagte: es ſei ſchön von ihr, daß ſie den Muth nicht verliere, und wenn es regne, ſei man eigentlich viel heimeliger beiſammen. Es freue ihn ihre Bekanntſchaft zu machen, er hätte die Ehre Brautführer zu ſein. Ach Gott! wie dies Wort Luiſe durchzuckte, und wie ſie plötzlich ihre Augen aufſchlug und in das Geſicht ſah, welches dieſes Wort geſagt hatte! Es war ein ſchönes, glattes Geſicht, roth und weiß, mit blauen Augen, langer Naſe, ſüßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas ſchamhaft unter der langen Naſe durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur ſteif, ſpitz ſtanden die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten ſich aus langer Uebung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeiter-Subjekt in einer Amtſchreiberei auf dem Lande geweſen, hatte ſich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar aufgeſchwungen und wollte ſich als ſolcher in dem Städtchen ſetzen, wo ſein Freund einſtweilen noch Subſtitut, ſogenanntes Subjekt war. Es ſchien Luiſe, als hätte ſie ſolche Holdſeligkeit und Schönheit noch nie in einer Menſchengeſtalt vereint geſehen, ſie fand kaum den Muth zur Antwort, liſpelte ſie endlich noch einmal ſo leiſe, als ſie ſonſt zu reden gewohnt war. Ihr Herz war ſo voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht bloß das Reden, auch das Athmen ward ihr ſchwer. Endlich, eine Stunde ſpäter als angeſagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden

ausgesandt, die Kutscher sich fast die Zungen aus dem Munde gesucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subjekt, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte sich erstlich verschlafen, zweitens sich zu lang mit dem Kamm versäumt und schließlich ob dem Wichsen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen sie mit Fett eingeschmiert, weil er bei schlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten sie ihr Angesicht nicht wieder ändern, waren konservativer als viele Menschen. Das gute Subjekt weinte fast aus Angst und Zorn über dieses verfluchte konservative Wesen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radikal ist, ihn dreht, je nachdem von oben geblasen wird, und die Stiefel bleiben konservativ, sind es doch am Ende die Beine, mit welchen man seinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anlässen ein schwer Stück Arbeit ist, weil man sich die Kutschen zu weit, die Menschen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht stößt und drückt, der Kutscher mit grimmigem Gesichte nachhilft, fluchend, man versprenge ihm den Kasten, findet am Ende doch jedes sein Plätzchen und der Kasten springt nicht. An einem solchen Tage leidet und duldet jedes gern und die zarteste Tochter schreit nicht, wenn ihr ein Herr schon halb auf dem Schoose sitzt. Ja wählerische Töchter nehmen freiwillig schmächtige Freundinnen auf den Schoos, wenn sie Gefahr laufen zu ersticken. Und je gepreßter man sitzt, die Kutsche gerade aussieht wie eine Häringstonne, desto mehr rühmt man, wie heimelig man sich befinde und wie man es nie besser wünsche. Etwas Molest entsteht freilich noch, wenn die Damen gnädig sind und den Herren das Rauchen erlauben, vielleicht mit dem Beisatz, sie lebten erst recht, wenn sie Rauch röchen; es dünke sie, ein Herr sei kein Herr, wenn er nicht rauche. Wunderbar wohl stehe Pfeife oder Cigarre einem männlichen Gesichte. Was das kostet, bis in dieser

Preſſe die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben. Was das für ein Winden und Biegen und Strecken iſt, und ohne weibliche Nachhülfe käme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, ſo iſt noch kein Feuerzeug da, und was da alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat geſehen, wer mal dabei geweſen iſt.

Am Ende geht es uns in dieſem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang, er ſcheint ſich allmählig zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt iſt es uns ſogar leid, wenn wir an Ort und Stelle ſind und wieder ausgepackt werden ſollen. Das iſt nun wieder mit Beſchwerden verbunden, indeſſen alle Glieder ſind ganz geblieben, ſogar die Haut, und wenn ſie ſchon ſtarke Eindrücke empfangen hat, wer ſagt uns, daß ſtarke Eindrücke immer unangenehm ſind? Freilich, die Garderobe der Damen iſt nicht mehr ganz ſo friſch, ſieht gerunzelt aus wie alte Zigeunergeſichter. Indeſſen die Damen geben ſchon nicht mehr ſo viel darauf, ſie ſind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedecket unendlich viele Falten, und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krummes gerade machen, Zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luiſe neben dem Notar geſeſſen, die ganze Fahrt war ihr ein himmliſcher Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott tauſend Jahre wie ein Augenblick ſein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zuſammengefloſſen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehn zugeht, weiß jedermann. Es iſt der zweite Aufzug des Schauſpiels, welches beim Einſteigen aufgeführt wurde, es iſt eine reſpektive Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühſtück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigriſt würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm geſpendete Trinkgeld ſein würde,

ihn zurückhielte. In der Kirche ging's ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer schuld sind. Von wegen, jaget Kameele, Büffel, Bisonochsen, Elephanten, ja Rhinozerosse und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen so streng er mag: weder Giraffen, noch Rhinozerosse, noch Elephanten, noch Bisonochsen, Büffel, Kameele und anderes Hornvieh wird was Anderes denken, als wenn es nur wieder raus wäre, und nichts Anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kam, und wenn das nicht mehr sichtbar ist, nach einem andern spähen, wo es wieder raus kann. Luise war unter den Weinenden, ihr Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren selige Thränen, sie rieselten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht, aber er machte einen steifen Hals und gab genau Acht, ob alles pünktlich nach Gesetz und Propheten vor sich gehe, nicht irgend ein Formfehler passire, daß er hintendrein sagen könne: die Sache sei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber seinem Freunde nicht zu Leide thun und dessen Fraueli, die könnten ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wissen wir nicht. Wenn er eine hatte, so bestand sie hauptsächlich in dem eminenten Vermögen ein Gsätzlein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen so lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff. Wahrscheinlich hatte sie ein ähnliches Eingericht wie trompetende Tabaksdosen oder Kasten eines Leiermannes. Nun, alles auf Erden geht zu Ende, selbst die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeistes und hölzerne Subjekte in der Kirche sein müssen. Aus dicken Wolken strömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unaussprechlich schön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in seiner mans-

ſprechlichen Holdſeligkeit, verbeugte ſich ſo ſchön er konnte, nahm Luiſe nicht bloß untern Arm, ſondern auch unter ſeinen Regenſchirm und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war ſchön und was das für Gedanken gab! aber nicht bloß das war ſchön, ſondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luiſe nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht bloß nie auf die Füße, ſondern er leitete ſie ſogar auf die beſten Stellen des Weges; er hielt ſie nicht bloß nicht unter der Traufe ſeines Regenſchirmes, ſondern er gab ſich wirklich Mühe ſie trocken zu erhalten, ſo daß ſeine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettſtreit fortdauernd Anlaß gab und welchen der Notar mit ſo ſchönen Manieren und Redensarten führte, daß Luiſe ein Mal über das andere denken mußte, die werde er bloß von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angſt und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen ſammt dem Regenſchirm als ein wirklicher Engel. Zwiſchen der Kirche und dem Eſſen iſt für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht, was miteinander machen, beſonders wenn man früh aufgeſtanden und der unterdrückte Schlaf ſeine Rechte geltend macht wie ein ungeſtümer Unterthan. Ach! und es ſchien keine heiße Sonne, in welcher man ſpazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß ſich zu helfen, man ſpielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Verſteckens im ganzen Hauſe, man amüſirte ſich herrlich, abſonderlich Luiſe, welche der Notar immer ſorglichſt begleitete, ſie ſchützte, die beſten Verſtecke zu finden wußte, und alles ſo zart, ſo zart, daß Luiſe immerfort denken mußte: Ach, das iſt Einer, das iſt Einer!

Ach und das: Ach, das iſt Einer, das iſt Einer! mußte Luiſe ſelben Tages ſich noch viel hundertmal wiederholen. So artig und ſo zart war noch nie Einer neben ihr geſeſſen als der Notar, und noch nie hatte Einer ſo artig und ſo

zart für alle ihre Bedürfniſſe geſorgt. Luiſe konnte ihm gar nichts abſchlagen, aß noch einmal ſo viel als ſie ſonſt pflegte und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maaß. Dies hatte den glücklichen Erfolg, daß Luiſens Stimme ſich kräftigte, ſo daß der Notar ſie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verſtand. Nun erſt ging die Seligkeit an, d. h. Geſpräche, ſinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundſätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luiſe nie geſehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freiſinnig-feurig, und ſo freiſinnig-feurig wie er war wollte er die ganze Welt machen, dann erſt ſei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion ſei das Höchſte, aber ganz freiſinnig müſſe ſie ſein; wenn ſie nicht freiſinnig ſei, ſo ſei ſie das Unglück der Welt und beraube die Menſchen der höchſten Güter. Das habe man erfahren und jetzt wolle man die Menſchen glücklich machen und nicht bloß einige, ſondern alle, alle. „Seid umſchlungen, Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt!“ ſo rief der Notar begeiſtert und Luiſe wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine Andere wäre eiferſüchtig geworden auf die Welt, mit welcher ſie einen Kuß theilen ſollte, homöopathiſchen Küſſen früge ſie nicht viel nach, würde ſie geſagt haben. Luiſe war nicht ſo, ſie war ganz glücklich mit ihrem Tauſendmillionſtel-Theilchenkuß und ſeufzte: Ach, welch herrlicher Menſch, für eine beſſere Welt geboren! Und als es erſt an's Tanzen ging, wie war es da Luiſe! Es war ihr, wenn ſie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether ſchwebten. Er ragte über ſie empor, trug den Kopf nach hinten und ſchloß halb die Augen, wie ein Engel, der in ſeliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungeſtört konnte Luiſe zu ihm aufſehen, ungeſtört trinken die Wonne ſeines Anblickes; er ſah es nicht, er ſtörte ſie nicht, ſie konnte träumen wie der Boden weiche und ſie auf Fittigen leiſe ſchwebten zu den Sternen empor, die im ſeligen Räumen wohnen. Aber alles nimmt ein Ende auf der Welt, der

glücklichſte Tag verrinnt dem unglücklichſten gleich. So ging es auch dieſem Tage, die Geiger mußten verſtummen vor dem Fluchen der Kutſcher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne in's Teufelsnamen da bleiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren und das iſt manchmal das Schönſte von allem, der Punkt auf dem I. Die Herzen ſind weich geworden, die Sehnſucht iſt groß geworden, die Zungen löſen ſich, mit traulichen Geſtändniſſen macht man ſich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutſcher nachkam und in die finſtern Kaſten kroch, ach, wo es ſo heimelig war, wo das Gemüth ſich entfalten konnte ſo ſchön als es war, ſo traulich es wollte, die Hände ſich drücken konnten, die Herzen ſich finden, ungehört und ungeſehen von Allen welche es nichts anging. Alles war ſo recht wie es ſein mußte, nur leider eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung, dieſe unterlag leider dem Zeitgeiſte, war nicht ſentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurſtig, ſondern patriotiſch und freiſinnig. Es wurde geſungen und zwar ſtark, daß man das Raſſeln der Wagen, das Knallen der Peitſchen nicht hörte. „Ho, ho, ihr Schützenbrüder" und: „Laßt die Fahnen wehen," das ſind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürſtig machen und ſchlachtenſüchtig. Paff, Paff! ſagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verſchnaufen Pauſen machen mußte, ſo brach der Muth in Proſa aus und abſonderlich der Notar erzählte von ſeinen Heldenthaten, welche er zu verrichten gedachte, und wie er ſich lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerſtoßen ließe, als ſich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, ſo ſtelle er ſich an einen Baum und ſchlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, ſo lade er Flinten und Piſtolen mit den Füßen und ſchieße fort wie's Wetter oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; ſo könne

man ganze Regimenter ſprengen. Er legte eine Geſinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luiſe ganz kalt den Rücken auflief, daß ſie ausrief einmal über das andere: „O nein doch, ach nein doch, ſchweiget doch, es wird mir weh!“ Sie ſah ihren ſchönen Notar ſchon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jeſuiten oder eines Oeſtreichers ſtecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieſer patriotiſchen Begeiſterung ging jede Privatſtimmung unter, wie billig, und dieſe Begeiſterung war ſo hartnäckig und ſchwunghaft, daß ſie nicht verflog, als man aus dem Wagen ſtieg, ſondern daß ſie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notar Luiſe durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luiſen, wie er das Vaterland liebe, was er ſchon alles für daſſelbe gethan und noch thun wolle, wenn daſſelbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank ſei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle feſt darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er ſich beſinnen. „Ach, welch herrliche Geſinnung und wie ſelten in unſern Tagen!“ ſeufzte Luiſe. „Sie iſt häufiger, als man glaubt,“ ſagte der Notar. „Ich will nicht ſagen, daß ganz ſo wie ich Viele ſind, aber unter den Freiſinnigen iſt im Allgemeinen eine herrliche Geſinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man ſchon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf einmal belohnen kann, ſo darf man doch erwarten, daß es nach und nach geſchieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden.“ „Ach wie edel,“ ſagte Luiſe, „oft wird das nicht mehr geſchehen, wir leben ja in einer ſo ſchönen Zeit.“ „Man kann nicht wiſſen,“ ſagte der Notar, „aber es iſt nicht alles, wie es ſein ſollte; es ſteht mancher hoch, er that nicht die Hälfte was ich für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande mich ſelbſt durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall iſt, das wird man gedacht haben. Wenn man

mich nöthig hat, wird man mich ſchon finden.“ „Ach wie beſcheiden,“ ſagte Luiſe, „wenn doch Alle ſo wären!“ Da ſtanden ſie vor der Frau Spendvögtin Häuschen, und ehe der Notar ſich noch gebührend über die Freude ausgelaſſen, Luiſens Bekanntſchaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgeſprochen, das Vergnügen zu haben, ſie fortzuſetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin ſich hören, welche heftig ſchalt über das ſpäte Nachhauſekommen. Luiſe erſchrack, der Abſchied verwirrte ſich, die lieben Worte blieben ihr im Halſe ſtecken, und ehe ſie wußte, wie es geſchah, war der Notar verſchwunden und ſie ſtand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die ſchönſten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luiſe.

Tage vergehen, aber ſie hinterlaſſen oft Eindrücke, welche nicht bloß nicht vergehen, ſondern ein eigenes Leben erhalten, wachſen und als Frucht ein neues eigenthümliches Daſein bilden. Luiſe ſchwelgte die erſten Tage in der Rückerinnerung. Wie oft des Tages ſie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erſchien, wiſſen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem beſtimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, ſo ſtrebt es darüber hinaus, es nimmt ihn's wunder, wie es jenſeits deſſelben ausſehe; das liegt in der Natur. Das lag auch in Luiſens Natur. Als ſie einige Mal bis zur Spendvögtin gekommen war, ſo gleichſam das Gitter hinter dem Paradieſe, nahm es ſie wunder, was hinter dem Gitter ſtehe, d. h. was geſchehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder thun, that Luiſe das Gitter nur ganz wenig, ganz leiſe auf, das kaum das Näschen durchmochte, ſetzte ſchüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, that einige Schritte, und wenn dieſer Anfang einmal gemacht iſt, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen accurat wie Mahomet ſeinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn ſie ſich unterſtünden Bilder zu machen. Dieſe Bilder,

drohte er ihnen, würden als Schatten sie verfolgen, sich an ihre Fersen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe lassen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, absonderlich von Notarien oder selbst bloßen Subjekten, machen diese Bilder fest darin und beschauen sie alle Tage, so werden diese Bilder das Herz schwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu sein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als sein eigen, so daß es dasselbe ansehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luise, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine strenge Sache war. Es dünkte sie, wenn sie ihn nur sehen könnte, es würde ihr schon bessern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge sah sie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmlischen Erscheinung verschwunden. Ihre Freundin Julie war abwesend auf einer Hochzeitreise. Luise war ganz schwermüthig, mußte immer strenger an ihn denken, und wenn sie am strengsten an ihn dächte, so mußte sie seufzen und denken, wenn sie Flügel hätte, sie flöge ihm nach. Mit der Spendvögtin durfte sie über Mannspersonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt selig, es schicke sich nicht für so junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luise näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war sie nach und nach von der Welt so quasi getrennt worden, d. h. sie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich so gleichsam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einsam zurückgelassen worden war. Endlich vernahm sie, Julie sei wieder angelangt, sie säumte nicht der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand diese voller Freuden, sie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen und zwar ganz solide mitgebracht. Sie waren nicht weit gereist, aber mehr als acht Tage hatten sie sich in der Haupt-

ſtadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekanntſchaften hat, welche ihn verſicherten, daß er nicht länger bloßes Subjekt bleiben, ſondern die erſte beſte Stelle, welche brav eintrage, erhalten ſolle. Sie könnten ſich ganz beſtimmt darauf verlaſſen, die Herren hätten es ihr ſelbſt in die Hand verſprochen und ſie hätte verſprechen müſſen, dieſelben aufzunehmen und gut zu bewirthen, wenn ſie hinaus zu ihnen kämen; ſie wollten wiſſen, ob die junge Frau Fiſche backen und Mehlſuppen machen könnte. Es ſeien gar ſcharmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die ſorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war ſo voll Freude und Hoffnung, daß es Luiſe viele Mühe koſtete, das Geſpräch ſo unvermerkt als thunlich auf ihren Notar zu bringen und ſo unverfänglich als möglich merken zu laſſen, was das für ein herrlicher Menſch ſei; ſie glaube nicht, daß es zwei von dieſer Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie ſchalkhaft und ſagte: „Luiſe, nimm dich in Acht, der ſagt dir nicht Herr, der will oben aus, macht Anſprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, ſagt, der Notar habe geſagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feſte, grundſätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf dieſe Weiſe am beſten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es ſei ihm nur Mittel zum Zweck. Er ſei gar feſt mit den Grundſätzen, der Notar, ſagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundſätzen was machen könne.“ So ſpeiſte Julie die arme Luiſe ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lang, ſo kriegte Fritz, der Spitzbube, eine ſehr ſchöne Stelle, wurde aus einem Subjekt Präſident oder noch mehr und mußte über Hals und Kopf mit ſeiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwiſchen Luiſe und dem Notar vollſtändig abgebrochen, Luiſe troſtlos. Den Notar im

Herzen ward ſie nicht los. Derſelbe ward ungeſtümer und plagte ſie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luiſen Alles in Allem ſein. Die arme Luiſe, wie ſie ſich auch Mühe gab, kam nie zum Glück, mit dem Notar zuſammenzutreffen, ſie ſah ihn höchſtens zuweilen von ferne und von hinten. Wie ſehr dies ſie für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward ſie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungeſtümer. Sie hatte keine Freundin, welcher ſie ſich mittheilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte ſie ſogar ihre Seufzer verbergen. Dieſe war ohnehin ſehr unzufrieden wegen Luiſens Vergeßlichkeit, klagte, es ſei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernſt darauf, daß Luiſe, wenn nicht zu Ader ſo doch ſchröpfen laſſe. Die Spitalvögtin mißrieth dies ſehr. Sie ſagte, ein Fall wie der, daß man Perſonen von dieſem Ausſehen geſchröpft, ſei ihr nicht vorgekommen, das könnte ſie ja tödten. Sie habe augenſcheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, ſie wäre ſonſt nicht ſo blaß; ſie wette, Luiſe habe die Auszehrung oder gar die galoppirende Bleichſucht. Da wäre nichts beſſer als ab Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei ſein, möchte ab dieſem oder jenem Bocksbart ein abſonderlich Trinken ſein. Die Frau Seimeiſterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Koſt der Frau Spendvögtin ſei nicht gut für Luiſe, die ſollte nicht bloß Kaffee trinken, ſondern tüchtig Fleiſch eſſen, Brat- und andere Würſte, gebratene Kartoffeln, kurz ſo was Währſchaftes, Tüchtiges; die Krankheit liege ſicherlich im Magen, und wenn alle Glieder ſchwach würden, ſo wüßte ſie nicht, warum nicht auch das Hirn ſchwachen und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, ſchlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Conſultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, ſo blieb Luiſe einſtweilen mit Schröpfen und Bocksbart verſchont.

Dieſe Uneinigkeit kam Luiſe ſehr zu ſtatten, ſonſt hätte

ſich an ihr das Sprüchwort erwahren können: viele Köche verſalzen den Brei und viele Hunde ſind des Haſen Tod. Wenn ſie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen ſollen, welche die Meiſterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte ſchlimm kommen können. Luiſe war krank, aber ſie wußte allein, wo es ihr fehlte, aber wie helfen, das wußte ſie nicht, und doch trieb ſie der Inſtinkt der Selbſterhaltung, Heilmittel zu ſuchen. Dieſer Inſtinkt geht zuweilen über alle Doktoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das ſchärfſte verboten hat, kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erſtaunen von männiglich weicht die Krankheit und geſund wird der Menſch. Solcher Inſtinkt ſtellt ſich aber zumeiſt nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Kriſis naht, das Leben des Menſchen in der Schwebe iſt. So war es wirklich auch mit Luiſe, ſie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil ſie nie eine blendende Erſcheinung geweſen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luiſe es noch gemacht hätte, wenn ſie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, geſagt hätte: „Marei, willſt mir einen Gefallen thun, aber verſprechen, keinem Sterbens-Menſchen was davon zu ſagen?“ „Ja, wenn ich kann und es ſich mir ſchickt, warum nicht, ja freilich,“ antwortete Marei. „Du weißt, Tante geht dieſen Nachmittag zur Frau Seckelmeiſterin, aber ich darf dir nicht ſagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht,“ ſtotterte Luiſe. „Pah,“ ſagte Marei, „thut nicht dumm und ſcheut euch nicht; wenn ihr wüßtet, was ich mein Lebtag ſchon alles gehört habe, ihr machtet nicht ſo lange Flauſen.“ „Aber willſt es dann niemanden ſagen?“ fragte Luiſe. „Ei nun ſo dann: wenn du dieſen Morgen in die Metzg gehſt, ſo geh doch zum Notar Stößli, er hat ſeine Schreibſtube hinten am Waſchhaus, und ſage ihm, ich laſſe meine Complimente vermelden und ihn erſuchen, dieſen Nachmittag zu mir zu kommen, es ſei wegen Geſchäften;

wenn ich wohl wäre, ſo wäre ich zu ihm gekommen." „Das kann ich machen," ſagte Marei trocken. Verdammt wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit dem wolle, wenn die Tante nicht daheim ſei. Wie aber Luiſe zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern ſie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Beſcheid brachte, ob er komme oder nicht! Er laſſe ſein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwiſchen komme, ſich einſtellen, brachte Marei zurück. „Er hat mich gefragt, was er machen ſolle. Was ſollte ich ihm ſagen? Ich wiſſe es nicht, habe ich ihm geſagt; was habe ich anders ſollen?" erörterte Mareili unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umſonſt. Luiſe ſeufzte nur, ward bleich und roth und Marei mußte brummend ſich ſchieben. Beim Mittageſſen brachte Luiſe keinen Biſſen hinunter, ſo daß es der Frau Spendvögtin angſt wurde. „Ich ließe der Frau Seckelmeiſterin abſagen," ſagte ſie, wenn ich ihnen nicht die Parthie verderben würde. Aber gewiß muß ernſtlich dazu gethan ſein. Sie mögen ſagen, was ſie wollen, ſicher wäre Schröpfen am beſten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörſt, gehe und ſage dem Doktor Habicht: ich laſſe das Compliment vermelden und morgen ſolle er kommen, wenn er könne." Luiſe proteſtirte umſonſt. Es werde ſchon beſſern, ſagte ſie, es ſei nur vorübergehend u. ſ. w. Die Tante bezeugte das Gegentheil und vertiefte ſich ſo in das Thema, daß es Luiſe katzangſt wurde, die Tante vergeſſe die Frau Seckelmeiſterin und die Parthie Boſton, treffe mit Nutze Stößli unter der Hausthüre zuſammen und frage barſch: was wollt ihr hier? Nun, dieſe Angſt ging glücklich vorüber, Tante ſegelte ab und zwar mit geſchwellten Segeln, die Andern ſaßen ſicher bereits hinter dem Spieltiſche, denn ſchon hatte es ein Uhr geſchlagen. Die Spendvögtin wußte, welches ſcharfe Gericht von Vorwürfen über ſolch unverantwort-

liche Verſpätung ſich ergoß. Kaum war dieſe Angſt gehoben und die Tante verſchwunden, kam Luiſe die Angſt vor dem Erſcheinen des Notars und zwar ſo heftig, daß ſie zu erſticken meinte und ihr ſonſt ſo ſtilles Herz polterte, als plumpste eine zweicentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am ſtärkſten plumpste, klopfte es an der Thüre. Die Stimme verſagte Luiſen, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte ſie ſich nicht erheben. Da öffnete ſich die Thüre und ein ſchönes Geſicht ſchob ſich durch die Spalte, eine ſchöne Figur kam nach und leibhaftig ſtand Notar Stößli vor Luiſe, verbeugte ſich zierlich und fragte, womit er dienen könne oder ob er etwa ungelegen komme. „Nein," hauchte Luiſe, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und ſagte endlich: „Ihr ſeht, ich bin krank!" Mit ſchönen Redensarten drückte der Notar ſein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe," hauchte Luiſe und Herr Stößli mußte ſich ganz nahe ſetzen, um zu verſtehen, was Luiſe hauchte. „Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieſes machen, ich habe mein Lebtag kein Teſtament geſehen und weiß nicht, wie eins ausſieht. Da habe ich gedacht, ich könnte euch fragen, ihr wüßtet es am beſten. Zu euch hätte ich das Zutrauen, mehr als zu jemanden ſonſt. Tante ſoll nichts davon wiſſen, es ſchmerzte ſie viel zu ſehr, wenn ſie wüßte, wie weit es mit mir iſt." Erſchöpft ſchwieg Luiſe und dienſtfertig, nachdem er noch einmal erſt ſein Bedauern, daß ſie ſo unwohl ſei und dann ſeine Hoffnung, daß ſie doch nicht ſo unwohl ſei, als ſie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzuſetzen und wie ein Teſtament beſchaffen ſein müſſe, um gültig zu ſein. Das ſei keine ſchwere Sache, ſagte er; wenn man einmal wiſſe, wie man disponi-

ren wolle, so sei die Sache bald geschrieben. Am besten freilich sei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erst seinen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notar kund, der könne die Sache gehörig zu Faden schlagen, es gehe dann um so schneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden solle, das sei für die Zeugen und den Testator äußerst angenehm. Wenn es der Jungfer Luise wohl genug sei und sie das Vertrauen zu ihm habe, so könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, so komme Einem das Eine oder das Andere in Sinn, man übersehe das Ganze besser. Der Notar wußte, daß, wenn man einen Fisch vor dem Garn habe, es am besten sei, nicht zu rasten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch wunder, worüber Jungfer Luise, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu testiren habe. Der Vorschlag hatte Luise ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Brust, mit Mühe sagte sie: „Ach, wie gut ihr doch seid, aber diese Mühe darf ich euch nicht machen!" „Ei warum nicht?" sagte Herr Stößli, nahm aus seiner Brieftasche das nöthige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch schöner machen in der Ausfertigung, sagte Herr Stößli, das sei nur so oberflächlich hingeworfen: „Jetzt muß ein Haupterbe sein," mahnte Herr Stößli. „Tante Spendvögtin," sagte Luise. „Und jetzt allfällige Vergabungen." „Julie, meiner Freundin, mein Haus," stotterte Luise. Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat die mir nicht von Vermögen gesagt. „Meinem Küher den Berg." „Wie heißt der Berg?" fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen nach

ſeiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alſobald bedachte Luiſe die Armen ihrer Gemeinde mit zweitauſend Gulden. Man müſſe ſich immer in Acht nehmen, ſagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit ſetze; dadurch könnten fatale Geſchichten entſtehen. „Die Tante weiß, was ich habe," antwortete Luiſe. Ganz ehrerbietig ſagte Herr Stößli: „So, ſo! Wir wollen hoffen, das alles ſei nicht nöthig, Jungfer Luiſe erhole ſich wieder," ſetzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn ſie wolle, ſagte er, ſo wolle er ihr den Entwurf da laſſen; ſie könne ihn überſehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm ſpäter diktiren. Wann es Jungfer Luiſe gelegen ſei, daß er wiederkomme? Luiſe beſtimmte den Tag, am ſelben war die Tante bei der Seckelmeiſterin, und ſie dankte herzlich Herrn Stößli für ſeine Gefälligkeit, ſtand auf, wie ſehr er auch bat, doch ja ſich zu ſchonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettſtreit, welcher ſie um vieles näher brachte, ſtattfand, wie weit die Höflichkeit gehen ſolle. So roſig und ſüß im Gemüthe war es Luiſe noch nie geweſen; was ſie im Herzen getragen, war nun vor ihr geſeſſen ganz freundlich und herzig und wollte wiederkommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte ſehr ernſthafte Mienen, war zerſtreut, rechnete zu Hauſe allerlei, ſein Subjekt wußte nicht was, ſchüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu ſehen ſonſt nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeiſterin war und er Luiſe beſuchen konnte. Er fand ſie viel beſſer als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, ſchien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute ſichtlich Herrn Stößli, gut wußte er ſeine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den

Tag zu legen, ſchob ſelbſt das Berathen ſeines Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit ſo intereſſant aus, daß ſie unbemerkt vorüber rauſchte wie im Himmel. Das nächſte Mal, als Herr Stößli wiederkam, war man ſchon ganz heimelig, aber Luiſe huſtete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger und in Luiſen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie ſprach gut, machte ſelbſt Witz, und zu ſeinem Erſtaunen fand Herr Stößli ſie tief gebildet, nicht bloß ſo oberflächlich. Sie ſprach von Grundſätzen und Bildung, hatte die beſten Bücher geleſen, ſogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herrn Stößli faſt Hören und Sehen verging. Eine ſolche Bildung, eine ſo innige Harmonie mit den Grundgedanken ſeiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden gegenüber einem Mädchen von ſolchem Vermögen, ſolcher Bildung, ſolcher Beſcheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luiſens Hand ergriff, als er ſich zärtlichſt vor ihr beugte, als er ſagte: „Ach, Jungfer Luiſe, ich wage es nicht. Schon lange ſuche ich umſonſt eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundſätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit verſteht. Jetzt, wo ich eine ſolche finde, jetzt darf ich mich nicht ausſprechen, darf nicht hoffen, daß ſie mein beſcheiden Loos mit mir theilt. Luiſe — ach! — ſoll der glücklichſte Zeitpunkt meines Lebens, wo ich euch kennen lernte, mein unglücklichſter werden?!“ Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wiſchte die Augen, mit der andern Hand drückte er zärtlich Luiſens Hand. Luiſe entzog ihm ihre Hand nicht und mit der andern griff ſie auch zum Schnupftuch, aber wiſchte ſich nicht bloß die Augen, ſondern begann zu weinen ganz erbärmlich. Herr Stößli war ſehr erſchrocken und im Ungewiſſen, was das bedeuten ſolle;

er tröſtete, er drückte, er ſchlang den Arm um ſie, ſo zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luiſe fort und zwar immer erbärmlicher, daß es faſt krampfhaft wurde und ſie nach Luft ſchnappen mußte.

Endlich kam ſie zu Worten und ſchluchzte, ſie ſei ein armer Tropf. Niemand liebe ſie ihretwegen, ſondern bloß, wenn man meine, ſie hätte Geld. Sie wiſſe wohl, ſie ſei nicht hübſch, nicht jung, ſie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es ſo wohl mit den Menſchen. Das thue ihr ſo weh, daß es niemand gut mit ihr meine, niemand ſie ſelbſt liebe. Das ſei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt ſo weh thue. Da wiſchte Herr Notar Stößli noch einmal ſo kräftig und heftig ſeine Augen und ſagte: ſolch Mißtrauen werde ſie doch nicht in ihn ſetzen und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erſt jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; dieſe liebe er, mit dieſer wolle er durch's Leben gehen, ſie ſolle ihm Belohnung ſein für ſeine Verdienſte um's Vaterland. Ihr vertrauend ſein hohes Streben, wiſſe er, ſie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufſchließen die Falten ſeines Herzens und werde von ihr verſtanden werden. Nein, ſolchen Verdacht ſolle ſie nicht haben, es ſei ſchrecklich; er verſichere ſie, ſo gewiß er Notar ſei, an's Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, ſie hätte es nicht. Er hätte Verdienſt und Ausſichten, welche ihn gar nicht auf's Geld ſehen ließen, er könne eine Frau ernähren ſtandesgemäß und Kinder erziehen. „Aber, und wenn ich kein Geld hätte?“ fragte Luiſe kleinlaut. „O bitte, bitte, kein Wort mehr,“ ſagte Herr Stößli, „es beleidigt mich! Was denkt ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Ariſtokraten, wir fragen nach Geiſt, nicht nach Geld, darum ſind wir auch die Herren der Zeit, denn der Geiſt iſt es, der die Welt überwindet!“ rief er pathetiſch aus. Da that ſich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit

zornigem Gesicht und sagte: „So! wer seid ihr und was habt ihr da zu thun?“ Luise fiel vor Schreck ganz zusammen, aber ein Notar faßt sich, weiß manchmal sogar dem Unerwarteten zu begegnen. „Verzeiht, Frau Spendvögtin,“ sagte er, „es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, eure werthe Bekanntschaft zu machen.“ „Ich danke für die Ehre, das wird eine saubere sein! Wer seid ihr?“ wiederholte die Spendvögtin. „Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher sein Büreau hinter dem Waschhaus hat.“ „Was hat der da zu thun?“ fragte Frau Spendvögtin. „Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Absichten da. Ich suchte schon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luise zu finden; ich habe die Hoffnung, sie sei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung giebt, so wird Jungfer Luise keinen Anstand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichsten Menschen zu machen.“ „Seid ihr ein Narr oder meint ihr, ich sei einer, oder seid ihr gar ein Komödiant? In's Haus zu fallen, wie der Teufel durch's Kamin und da mir nichts dir nichts Eine zur Frau wollen, seit wann ist das der Brauch? ist das die neue Mode, der Zeitgeist?“ eiferte die Tante. „Tante! Tante!“ sagte endlich Luise, „es ist der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer gewesen ist bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie.“ „Ja,“ sagte Herr Stößli, „und hörte dort so viel Gutes von Jungfer Luise und meine Neigung wurde so bestärkt, daß ich so frei war um ihre Hand anzuhalten, und habe so viel Hoffnung, wenn Luisens zweite Mutter mir nicht abgeneigt ist, daß auch Jungfer Luise mich nicht verstoßen wird.“ „Warum nicht gar heirathen!“ fuhr Tante auf, „und erst noch sterben wollen, das würde mir eine saubere Hausfrau geben, welche siebenmal in den Keller geht, und wenn sie unten ist, nicht mehr weiß, was sie holen solle. Ja wolle, heirathen!“ „Tante,“ sagte Luise, „erst gestern sagtest du,

es hätte mi rauffallend gebeſſert.“ „Frau Spendvögtin,“ ſagte Herr Stößli, der Gefahr witterte, „ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens wenn ich nicht irre, iſt Jungfer Luiſe majorenn.“ „Ihr ſeid ein dummer Menſch! Meint ihr, ich wolle Einſprache machen? Ich rede ja euretwegen. Was wollt ihr mit ſo einer kranken, vergeßlichen Frau und was ſoll Luiſe mit einem Mann, wo nicht viel Rares ſein muß, weil er keine andere bekommt, hier einſchleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt ſein muß, ſo erzwängt's, aber ich will nicht geplagt ſein, mich laßt in Ruhe.“ „O Frau Spendvögtin,“ ſagte Herr Stößli, „wenn ich Jungfer Luiſe habe, ſo frage ich niemanden anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu ſorgen, daß ſie niemand weiter zu plagen braucht.“ „Selb iſt eben noch zu unterſuchen,“ ſagte Frau Spendvögtin. Da legte ſich Luiſe zwiſchen die Hadernden, beſänftigte die Tante, welche hauptſächlich das Unerwartete in Harniſch gebracht hatte, daß ſie endlich zum Beſcheid kam, man ſolle ſehen, in einigen Tagen könne er den Beſcheid holen. Herr Stößli ließ ſich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man ſein Geheimniß bewahren möchte. Der Menſch hatte ſehr Angſt, es könnte ihm etwas dazwiſchen kommen, und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigſten, er wußte wohl warum, ſollte ſie doch die Haupterbin ſein. Er war daher ſchon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn ſie hatte nichts Böſes von ihm vernommen. Er ſei arbeitſam, hieß es, weniger ausſchweifend als Andere, werde ſeinen Weg machen. Dagegen war Luiſe wieder ſchüchterner, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie ſchlug die Augen nieder, huſtete viel und redete leiſe, leiſe wie Windeshauch.

Deſto feuriger und preſſirlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt

ſelig ſei nicht einer von den Geduldigſten geweſen, aber ſo hätte er doch nie gethan, dachte ſie. Indeſſen konnte ſie nicht ſagen, daß ihr dieſes ſo übel gefiel; ſie dachte, wenn dies neue Mode ſei, ſo ſei es eine von denen, welche ſie ſich am Ende noch gefallen ließe, wenn es ſein müßte. Sie redete von Luiſens Kränklichkeit und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man ſonſt an einer Spendvögtin gewohnt iſt. Luiſe war ſeltſam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünſcht, das glüht vor Luſt und Freude und doch zittert und bebt und die Hand nicht darnach auszuſtrecken wagt. Aber Notar Stößli ſetzte nicht ab, ſetzte Leib und Leben ein für die Reinheit ſeiner Liebe und daß es Luiſens Seele ſei, ihre Bildung und Grundſätze, welche ſeine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt; entweder, oder! Entweder Luiſe oder ſterben! Wir fragen, wer hätte da widerſtehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luiſe ſo mörderiſch und grauſam, den Tod eines Menſchen zu wollen und noch dazu eines ſo ſchönen und gutgeſinnten, wie Herr Notar Stößli war! Sie ſagte ja, und im lebenden Glück ihres Glücklichen verlor ſich ihr Zittern und Beben, ſie war glücklich, ſie glaubte an ſeine reine ſchöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem ſollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli ſelbſt, bis in die Ellbogen ſchien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, ſie in lieblichen zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu ſchaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger, und wenn es irgend zuläſſig geweſen wäre, er hätte Luiſe noch ſelben Tags an den Arm genommen und der Pfarrer hätte ihn kopuliren müſſen. Je größer das Glück, deſto größer ſei die Angſt es zu verlieren, das ſei verzeihlich, ſagte er. Ja, ja, ſagte Frau Spendvögtin, ſie begreife es; ihr Spendvogt ſelig ſei jedoch nie ſo ungeduldig geweſen, es ſeien aber damals auch noch nicht ſo ſchlechte Leute geweſen wie jetzt. Herr

Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu beſtellen, und dreimal brauche es nicht zu geſchehen; er habe Bekanntſchaften, welche ſich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispenſation zu verſchaffen. Alles, was man dagegen ſagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüſſig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luiſe mußte ſich fügen, mußte ſich verkünden laſſen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luiſens Heimathsgemeinde beſorgen; der Notar ſorgte für Dispenſation und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf ſtand und für was ſie ſorgen ſollte. „Was der Narr eigentlich an Luiſe ſieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, ſo könnte er eine lange Naſe kriegen," das dachte ſie. Begreiflich machte dieſe Heirath großes Aufſehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geſchah, ging das Reden an, und ſo lange ſelben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge ſich noch regte, ward die Luiſe und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen ſich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luiſe ihn nehme, ſei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebiſſen, gehe über das Bohnenlied; entweder ſei er ein Narr oder hineingeſprengt worden. Die Sage geht, am ſelben Sonntag, an welchem Luiſe aufgeboten worden, ſei manche Garderobe gemuſtert worden unter dem kurzen Selbſtgeſpräch: „He nun ſo denn, wenn die noch Einen bekommen, ſo iſt für mich die Hoffnung nicht verloren, ich bin doch noch eine Andere als die. Ich muß friſch dran hin, helf, was helfen mag! Aber wiſſen möchte ich, was die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für Andere gut."

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an: „Was zum †... kommt dich an, was ſiehſt du an dieſem vermilbeten Käslein? biſt verhext worden?" und wie es Fragen dieſer Art die Menge giebt. Dann machte Herr Stößli ein fein Geſicht und lächelte höhniſch. Jeder

hätte ſeinen eigenen Geſchmack, ſagte er, und gerade die gefalle ihm und keine Andere, ſie ſei häuslich und arbeitſam und er hätte Freunde genug, welche durch ihre ſchönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und ſeidenen Röcken. Die verſtehe die Haushaltung und werde nicht begehren an jeder Parthie zu ſein, und wenn ſie ſchon nicht ſieben ſeidene Röcke hätte, würde ſie doch zufrieden ſein. Wenn die Freundinnen ſich an Luiſe machten, ſo fanden ſie dieſe im Glücke ſchwimmend, und wenn ſie Aufſchluß begehrten: „Aber Luiſe, ſag doch um Gotteswillen, wie hat das ſich gemacht? was brachte euch zuſammen? was ſagte er und was ſagteſt du?“ ſo gaben Luiſens Antworten nicht genügenden Aufſchluß. Sie ſeien zuſammen an Juliens Hochzeit geweſen, ſagte Luiſe, daher die Bekanntſchaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli ſie auserkoren, das begreife ſie ſelbſt nicht, ſie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und ſich ſchämen über das unverdiente Glück. Wenn ſie mit Schämen zu ſolchem Glück käme, dachte manche, welche dieſe Antwort vernahm, ſo wollte ſie noch heute anfangen ſich zu ſchämen und zwar bis in's blutige Herz hinein und bis in den tiefſten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn zwei zuſammenkommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, welchen er verſchlinge, oder er kriecht herum und ſäet Unkraut in der Nacht, daß wenn es Tag wird, voll Dornen und Diſteln das Liebefeld ſteht. Natürlich that er es hier auch, aber hell umſonſt, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli ſeine Luiſe und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, denn ſie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, waren ſie Alle noch gleich glücklich, ja Luiſe ſchöner, als ſie in ihrem Leben je geweſen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr ſo oft geſagt, daß ſie ſein Ein und Alles, ſein Leben und ſeine Freude ſei, daß in dem guten Mädchen ein gewiſſes

Selbſtbewußtſein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, ſichern Blick und feſtere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man ſie anſah, erſt jetzt ſah man, daß ihr Geſicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht ſo üble. Katzen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luiſe war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe ſie die Kunſt lernte. Hörte man ſie reden, ſo war Sinn in ihren Worten, worüber nicht bloß die Spendvögtin erſtaunte, ſondern auch der Notar, welcher von Amtswegen und ſonſt nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man ſagt immer, Lebloſes könne der Menſch nicht beleben, ſondern bloß Gott könne es, und doch war es der Notar Stößli, welcher Luiſe belebt hatte. Hatte er nicht Urſache ſtolz zu ſein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke ſtand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, ſie hatten ein ſehr gut Mittageſſen, bekamen eine billige Zeche und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derſelbe ein braver Herr geweſen und allen Leuten lieb und ſo ein Luſtiger, G'ſpäßlein habe keiner gewußt wie er; wie ſie Alle ſo ſein ſollten, aber nicht mehr ſo ſeien, abſonderlich jetzt. Der Tag verrann, ſie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Geſellſchaft geweſen wäre, wo es ſo oft geſchieht, daß je größer die Geſellſchaft iſt, deſto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stößli keine anſtändige Behauſung herſtellen konnte, — bisher hatte er nur eine Schreibſtube gehabt und Koſt und Logis in einem Wirthshauſe — ſo hatte Tante Spendvögtin, zum heilloſen Aerger der Verwandten, dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einſtweilen und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte ſie Augen, in welchen jeder, der dieſe Schrift verſteht,

leſen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich ſchuld, wäre ich nicht geweſen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt glaubte ſie auf Reiſen, darum waren ſie auch ungeſtört und Herr Stöckli beſuchte ſein Büreau nicht, ſondern war ebenfalls daheim. Als ſie am folgenden Morgen gefrühſtückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Parthie in ihre Appartements ſich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häuſern, namentlich in den engliſchen Sitte iſt, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzurathen und welches Kraut am nöthigſten zu brauchen ſei, das junge Ehepaar in ſeine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an ſeinen Ort zu thun, ſagte Herr Stöckli, der das Büreau aufgeſchloſſen hatte und Schubfächer muſterte: „Apropos, Franeli, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo haſt den Entwurf? Du weißt wohl, hätte heute Zeit die Hausbücher in Ordnung zu bringen.“ Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luiſe hatte ſchon lange bauer gebebt, jedoch den Gedanken daran beſtmöglichſt in den Hintergrund geſchoben, ſich immer damit tröſtend, ihr Stöckli frage ja gar nichts nach Geld und Gut wie die gemeinen Notarien und andere Menſchen, er habe eine zu edle Seele und ſei viel zu hoch geſinnt, er habe es ja ſelbſt geſagt. Als aber jetzt die Frage ſo plötzlich kam, wäre doch die Luiſe in den Boden gefahren, wenn ſie nicht erſtarket geweſen wäre und zwar auffallend für ſo kurze Zeit. „O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe und ein Teſtament iſt ja nicht mehr nöthig.“ „Das wohl,“ ſagte Notar Stöckli. „Es iſt mir nur um eine Ueberſicht zu haben, du kannſt mir's ja aus dem Kopfe angeben. Von wegen ich muß auch dem Vogt ſchreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte ſich ſchon lange rühren ſollen. Aber auf dem Lande nimmt man ſo was kaltblütig und das Rechnunggeben wird ihm nicht preſſiren. Enfin, man

kann ihm Beine machen! Komm, ſitz, Schatzeli, und gieb mir an, was du weißt.“ „Aber Stößli, meine Sache iſt gar unbedeutend, es iſt nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung giebt, ſo ſiehſt du dann, was es iſt.“ „Du gut's Fraueli, biſt immer viel zu beſcheiden, ein Vermögen, wo Effekten wie Häuſer und Berge vorkommen, wird nicht ſo unbedeutend ſein. Kannſt mir ſagen, wie viel Kühe ſömmert der Küher auf dem Berge oder wintert er ſogar noch auf demſelben?“ Da nahm ſich Luiſe zuſammen, einmal müſſe es doch ſein, dachte ſie.

„Ich habe weder Haus noch Berg,“ ſagte ſie. „Wa — was?“ ſtotterte Notar Stößli. „Das wird nicht ſein, haſt es mir ja ſelbſt geſagt!“ „Ja,“ ſagte Luiſe, „aber nicht im Ernſte. Du ſagteſt, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, ſo lernte ich am beſten, was man in ein Teſtament thun müſſe. Ich durfte es nicht abſchlagen und ſchämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und, weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir ſchon öfters ſagen, aber dann kam immer etwas dazwiſchen und am Ende dachte ich, du hätteſt es vergeſſen, und ſo vergaß ich es auch.“ „Was vergeſſen, meinſt, ſolches vergeſſe man? Alſo zum Narren gehalten haſt du mich, hineingeſprengt!“ ſchrie Stößli, der Notar. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Halſe ſtecken blieb und er faſt erſtickt wäre. „Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es ſicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luiſe, und wie oft haſt du mir nicht geſagt, du wollteſt den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich ſehen könnte, wie lieb ich dir ſei und daß du mich nicht wegem Geld nähmeſt. Jetzt ſei doch auch nicht bös, du haſt einen ſchönen Verdienſt, ich habe nicht nichts und Tante Spendvögtin iſt ja ſo gut!“ „Alſo hineingeſprengt haſt du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefun-

gen wie einen Gimpel, haſt gelogen, geheuchelt; ein ſauber Weibsbild biſt, heute noch laß ich mich ſcheiden und zwar wegem Vaterland," ſchrie Stößli, der Vaterlandsfreund. „Das iſt wahr, lieb warſt du mir und zu ſterben glaubte ich," ſchluchzte Luiſe. „Es war mir, wenn ich dich nur ſehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne ſterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu laſſen wegen einem Teſtament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gotteswillen. Sieh, ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen beſſer als eine Magd, du ſollſt dich dein Lebtag nicht reuig werden, ſollſt glücklich ſein." „Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Peſt!" ſchrie Stößli; „bin blamirt für mein Lebtag und mit meinen Ausſichten iſt es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren ſind! Laſſe mich fangen wie ein Eſel und von wem!" Er war ſchrecklich in ſeinem Zorn, Notar Stößli, faſt wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erſtaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöne und ſagte: „Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt ſelig wartete doch drei Wochen, ehe er ſeine Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh ſie einzuziehen. Die Hauptſache iſt immer die, daß man ſich nicht fürchtet. Will gehn und ſehn, vielleicht weiß dich Luiſe noch nicht recht."

Es ging lange, bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als ſie ihn endlich faßte, wußte ſie lange nicht, ſollte ſie ſchelten oder lachen. „Du abſcheulich Mädchen du, was ſtellſt du an? wie konnte dir das in Sinn kommen? ſchämteſt dich nicht? Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich ſo verſeſſen auf dich war. Konnte nicht begreifen, wie du es ihm angethan, aber mit Speck fängt man die Mäuſe. Konnte das Preſſiren nicht begreifen, aber gedacht wird er haben, er wolle dich ſichern, ehe der Tod oder ſonſt jemand dich ihm wegſchnappe. So, und mich um's Haupterb bringen

wollte er. Eine ſaubere Geſchichte iſt das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das iſt ein Freſſen für ſie. Jetzt was machen?" So redete die Spendvögtin und die Andern redeten auch und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden" des Herrn Stößli. „Wollte mich doch beſinnen; geſchehenen Dingen ſoll man z'beſt reden," ſagte die Frau Spendvögtin. „Eher an den Tod hätte ich gedacht, als daß Luiſe ſo was einſiele, aber ſtille Waſſer ſind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kukuk klug. Aber d'Sach iſt jetzt ſo und drum würde ich mich drein ſchicken, ſo bös iſt es eigentlich nicht gegangen." Nun ſetzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für ſein Lebtag zum Geſpött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Rekommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt und heirathen wollen um zu erben oder doch um's Geld. So übel ſei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld ſei Luiſe nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin ſei ſie wie ſelten eine, wie es ſcheine viel geſunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben ſollen. Mache er ein gut Geſicht zur Sache, ſo bleibe ſein Kredit. Luiſe werde alles aufbieten, ihn glücklich zu machen und ſie wolle auch ein Einſehen thun. Herr Stößli war zu ſehr Notar, als daß ihn dieſe Rede nicht hätte zu Verſtand bringen ſollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu kapituliren und zwar nicht unter gar erſchwerenden Beſtimmungen, da er begriff, daß Luiſe die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luiſe, welche es ſchmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli ſo ſchnell abgewiſcht zu ſehen und begreifen zu müſſen, daß nicht ſie, ſondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptſache geweſen, begriff doch auch, daß ſie die erſte Schuld an der Geſchichte trage und gut machen müſſe mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der Sturm ſich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die

Wolken grellen, aber es ging viel beſſer als man hätte glauben ſollen, ein vollſtändiger Friede und gegenſeitige Zufriedenheit ſtellten ſich allmählig ein. Herr Stößli nahm zu an Kredit, Luiſe an der Fähigkeit, ſich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden Geſchäften, ſeine Freunde fanden Luiſe verflucht gebildet und ſchätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie ſtellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, ſo daß wirklich Stößli ſeiner Luiſe ſchon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht ſo gegangen wäre, daß Luiſe, wenn ſie fragt: „Bin ich dir auch lieb?“ immer zur Antwort erhält: „Von ganzem Herzen, faſt wie das Vaterland!“

Die Schlachtfelder.

Erſchien zuerſt in der Basler Weihnachtsgabe 1845.

Am Himmel war ein ſchöner Tag, viel Staub war auf Erden, Menſchenmaſſen wirbelten den Staub auf, ſtörten ſeine Ruhe, er aber ſetzte ſich in die Augen, trübte den Himmel. Große Maſſen blieben auf großem Felde ſtehen und Einige aus ihnen traten vor und thaten lange Reden von denen, welche auf dieſem Felde moderten, und dann redeten ſie noch länger von denen, die auf dieſem Felde ſtanden, und manchmal wußte man nicht recht, wie ſie von den Einen auf die Andern kamen, und was die Einen gethan und was die Andern thun ſollten. Die aber, welche nicht redeten, wurden ungeduldig und durſtig, an's Trinken und den Schatten unter den langen Zelten dachten ſie mehr, als an die Helden da unten; die langen Reden hatten ihnen das Andenken an ſie vertrieben. Endlich lief die letzte Rede aus, die Menge aber dem Schatten und dem Eſſen zu, wo ſchon Viele vorangegangen waren zum großen Aerger der Nachkommenden. Als man ſaß, aß und trank, da kam nach und nach die Behaglichkeit, und aus der Behaglichkeit wickelte ſich allmählig die Begeiſterung und ſchwoll gewaltig an unter Eſſen und Trinken, machte die Reden wieder flüſſig und Trinkſprüche donnerten aus allen Ecken wie Kanonendonner in der Schlacht, und hintendrein ſchollen die herzbrechenden Töne der Menge,

ſo gleichſam Generalſalven der Maſſen. Jetzt ſenkte ſich eine erhabene Stimmung über das Volk, jeder fühlte ſich ein Held, und der Muth trat zu den Augen aus kuraſchirt in's Feld hinaus, wo kein Feind war, wenn aber einer dageweſen wäre, ſo hätte man erfahren, was aus Muth und Feind geworden wäre.

Aber je herrlicher es ging, deſto wehlicher ward mir um's Herz. Thränen drangen mir herauf aus der Seele tiefunterſtem Grunde, und die Toaſte und das Getöſe ſchnitten mir ſchmerzlich durch die Nerven, und vor meinen Augen flimmerten ſeltſame Gebilde. Es war mir, als ſtünden draußen vor den Zelten die Helden, welche die Schlacht geſchlagen und ſchauten mit wunderlichen Augen über die Enkel hin, die ſo muthig thaten, ſo hoch ſich vermaßen, und aus den funkelnden Geiſteraugen drangen unnennbare Schauer auf mich ein. Sie jagten mich durch den Zauberkreis der Helden, den ich blindlings durchbrach, der mit unausſprechlichem und doch leſſem Gepraſſel ſich mir öffnete, und hinter mir drein praſſelten neue Toaſte und jagten meine wehmüthige Seele, verfolgenden Schatten oder geſpenſtigen Jagdhunden gleich, durch Buſch und Feld, durch Stadt und Dorf, bis ich ein einſames Plätzchen fand, wohin kein ſtreifend Päärchen mich verfolgte, keine Töne zu hören waren als das Säuſeln des Windes in des Kaſtanienbaumes ſchwerem Laube. Mauern umfaßten den ſtillen Ort, wo ich auf kleinem Hügel in kühlem Schatten ſaß; es war auch ein Schlachtfeld, ein Schlachtfeld, das Tauſende von Kämpfern verſchlungen hatte und noch Tauſende verſchlingen wird — es war ein Kirchhof. Hier ruhen nicht bloß die Opfer einer blutigen Stunde, von menſchlichen Waffen durch ebenbürtigen Feind beſiegt, hier ruhen reihenweiſe aufeinander Geſchlecht um Geſchlecht ſeit Jahrhunderten; hier ruhen die Kämpfer mit dem Leben durch den Tod beſiegt. Wie tapfer und wie feig Einer gefochten, der Tod ſtreckte ihn nieder zur beliebigen Stunde.

Es war heilige, geweihte Erde, auf welcher ich ſaß. Zu manchem Gebilde muß die Erde dienen, muß den Leib ſpenden dem ſcheußlichen Wurm und der lieblichen Blume, muß die Materie geben zum hölzernen Klotze und zum Leibe des vernünftigen Menſchen, dem Ebenbilde Gottes. Die Erde aber, welche dem Menſchen gedient zur ſichtbaren Hülle, iſt geheiliget, geweiht vor jeder andern Erde, ſoll nicht mehr erniedrigt werden zu gemeinem Dienſte, darf höchſtens noch Blumen kleiden, als die ſichtbaren Zeugen, daß verklärt der Erde entſteigen werde, was dunkel und unſcheinbar in ſie verſenket ward. Darum, wenn Gott den Geiſt der Menſchen wieder zu ſich rufet, wird die Hülle aus Erde hierher gebracht, als wie in heiligen Raum, und durch Mauern geſondert von der Erde, die gemeinen Gebilden nur dienet.

Es iſt ſelten ein Menſch, den nicht ein eigenes Gefühl anwandelt, wenn er in dieſe Mauern ſchreitet, der nicht mit einer Art heiliger Scheu ſeinen Fuß auf die Aſche ſetzet, die einſt im Gebilde des Menſchen ſo hoch gewürdigt worden, ſo herrlich ſich dargeſtellt hatte. Wie mancher Kämpfer hatte wohl ſeine ſterbliche Hülle geben müſſen, damit der kleine Hügel ſich bilde, auf dem tiefſinnend ich ſaß! Ach, es iſt ſo wenig, was von dem Sterblichen bleibt: eine Hand voll Aſche, ſagt der Dichter, und die Hand braucht nicht einmal groß zu ſein, welche ſie faſſet. Bleibt aber nichts als die Hand voll Aſche? hinterlaſſen Tauſende der Kämpfer nichts, als einen kleinen Hügel, den mit zwei Schritten ein Menſch überſteigt?

So ſann ich und vor mir thürmte neben dem kleinen Hügel ein mächtiger Berg ſich auf und ſchwindelnd ſaß ich oben auf deſſen Spitze, und dieſer Berg war mein, war vielen Andern noch, und ich hatte bis dahin von dieſem Berge nichts gewußt, und wie mir geht es tauſend und aber tauſend gedankenloſen Sterblichen. Ich ſah, daß nicht nur jedes Geſchlecht Großes hinterlaſſen, ſondern auch jeder Kämpfer, der

Zeige wie der Tapfere, etwas Gutes oder etwas Böſes, etwas Erkämpftes oder etwas Verſäumtes, etwas Erfundenes oder etwas Zerſtörtes, Thaten in der Welt, Eindrücke in den Seelen: aus dieſer Hinterlaſſenſchaft wuchs der Berg empor. Und je mehr ich dieſen Berg in's Auge faßte, deſto ungeheurer ward er, ſein Fuß deckte die Erde, ſeine Spitze ſtrebte zur Sonne, und jeder, der da lebte, hatte ſeinen Theil daran, es war das Erbgut des lebenden Geſchlechts, und jeder, der da geſtorben war, auch wenn ſein Name mit ihm zu Grabe geſenket war, hatte zum Berge, dem Erbgute der Lebendigen, ſeinen Theil beigefüget, ſo gewiß ſein Leib, zu Staube geworden, um ein Häufchen den Staub der Erde vermehrt hatte.

Was wir haben in Haus und Herz, was wir ſind vor Gott und Menſchen, was wir brauchen in Feld und Holz, in Küche und Keller, es iſt das Meiſte und Beſte von frühern Geſchlechtern her, es ſind ihre Erfahrungen und Erfindungen, ihre Erwerbungen und ihre Entdeckungen, die uns zu gute kommen, auf die wir abſtellen, um zu Höherem und Beſſerem zu gelangen. So hat jeder Lebende Theil an der ungeheuren Erbſchaft und wer nicht krank iſt an tollem Uebermuth, danket denen da unten für die Mühen, deren Früchte wir ernten in ſo reicher Fülle. Wie ich dieſes dankbar dachte in demüthigem Gemüthe, und wie wir nichts wären ohne die, welche uns vorangegangen, gedachte ich derer, die zunächſt vor mir geweſen, und als ob dieſe alſobald aus den Gräbern entſtünden, war es mir.

Vor mein geiſtiges Auge trat mir die holdſelige Mutter, die meine innere Welt mir gebaut, ihr Sehnen und Ahnen, ihr Träumen und Trachten mir zum Erbe gemacht hatte, aus deren freundlichen Blicken, welche ſie verſenket hatte in mein Herz, lebendigen Sonnenſtrahlen gleich, die ſchönſten Freuden, die reinſten Stunden mir entſproſſen waren. Und neben ſie trat der feſte Vater, der mir den Ernſt vererbt, der mit dem Heili-

gen nicht ſpielt, keine leichte Achſel hat für irgend eine Pflicht, die Demuth, die nie ſcheinen will was man nicht iſt, immer mehr thut als Einem zugetraut wird, die Treue, die nie nach Dingen trachtet, welche über Vermögen ſind, dem Uebernommenen aber obliegt mit der ganzen Innigkeit der Seele, mit der Kraft, welche nicht im Lohn der Welt ihre Nahrung hat, ſondern im Bewußtſein des Kindes Gottes, der ſeine Liebe, ſein Thun auch nicht miſſet nach der Menſchen Dank und Lohn. So hatten ſie unſchätzbare Schätze mir hinterlaſſen und dazu noch manches, um deßwillen die Menſchen reich mich nannten. Ich war ein dankbares Kind geweſen, die kleinſte Schuld, welche ſie hinterlaſſen, hatte ich getilget, die geringſte Verpflichtung gelöſet, hatte ihnen bei vielen Armen ein dankbares Andenken zu ſtiften verſucht, mit ſchönen Tafeln ihre Gräber gezieret und ſo oft mein Mund Gelegenheit hatte, legte ich Zeugniß ab, daß ich den Eltern alles zu verdanken hätte, denn wenn ich ſelbſt auch vieles errungen, wer war es, der die Kraft dazu mir gepflegt, zur Ausübung mir den Sinn gegeben?

Doch war es mir, als ſeien ihre Züge überſchattet von einem düſtern Wölkchen, als läge eine Bitte in ihrem verklärten Auge. Ich mühte mich um deren Verſtändniß, aber lange ging es mir nicht auf. Ich hatte alles ausgerichtet, was ſie mir anbefohlen, alle Schulden getilget, welche ſie hinterlaſſen. Alle? Hatte ich nicht eine doppelte Erbſchaft angetreten, Schulden waren bei der einen, keine bei der andern? Hatte ich nicht eine geiſtige Schuld ererbet, die zu tilgen war, hatten die Eltern nicht auch in Schwachheit ausgeſäet was zu jäten war? So dachte ich und auf der Seligen Angeſicht ging es wie eine Sonne auf und eine Liebe ſtrahlte zu mir hin wie ich ſie nie empfunden. Da erkannte ich, daß ich ihre Bitte verſtanden und Schwächen tauchten auf, die ich von Vater und Mutter ererbet, die ich um ihretwillen faſt lieb gehabt, die ich ihrer Sühnung opfern mußte.

Und wie ich einmal das Verſtändniß hatte, ſah ich noch außer mir des Mehreren, welches ſie hinterlaſſen, das zu tilgen, das zu ſühnen war. Genoß ich das Gute, ſo hatte ich zu tilgen ihre Schulden mit dem Gut, das ich in Beſitz genommen, nicht leiblich bloß, geiſtig auch. Es war mir, als weihe dieſer Gedanke mich ein zum heiligen Prieſter, der zu opfern hätte zur Sühnung der Todten, aber nicht todtes Geld, nicht unſchuldige Thiere, ſondern ein Streben in heißer Liebe, das Unkraut zu tilgen, welches im großen Weltenacker die Geſtorbenen hinterlaſſen. Und iſt dieſer Glaube etwa neu? Haben nicht unſere katholiſchen Brüder auch den Glauben, daß die Ueberlebenden ſühnen müßten die Vorangegangenen, und verſuchen mit Meſſen die ſchuldigen Seelen zu löſen aus ihrer Pein? An die Kraft der Meſſen glauben wir nicht und mit Recht, mit Geld löſet man Seelen nicht, tilget geiſtige Schulden nicht, aber ſollte ein Ausreißen des Unkrautes, eine abgearbeitete Hand, die Ergebniß gab, ein Streben im Geiſte und in der Wahrheit, das Böſe zum Guten zu wenden, keine Sühnung ſein, kein heilig eigenthümlich Prieſterthum?

Wie ſich dieſes mir klar und heiß ſtellte vor das innere Auge, ſo drängten um Vater und Mutter ſich Tauſende von Geiſtern, Schaaren walleten daher wie aus dem Boden herauf, das letztvergangene Geſchlecht voran und in tiefem Hintergrunde reihten ſich frühere Geſchlechter auf, und ſie nickten Alle mir freudig zu, umfloſſen mich. Es deuteten mir die Nächſten auf die Sünden des vergangenen Geſchlechts, auf Unkraut, welches mir zur Hand lag, auf Thorheiten, welche in meiner Seele waren, auf Richtungen, welche vom Uebel waren. Und Väter kamen und gaben mir Botſchaften an ihre Söhne, und Mütter ſagten mir, weſſen ihre Töchter gedenken ſollten auf ihren Gräbern, was ſie zu thun hätten zur Sühnung ihrer Seelen. Und manches trugen ſie mir auf, an das ich nie gedacht, und manches, daß das Herz mir bebte in der Bruſt. Und wenn ſie mich gebeten hatten, ſo

ſagten ſie: „Wenn ihr Lebendigen uns ſühnet, die ihr Prieſter der Todten ſeid, dann vermögen wir eurer in Liebe zu gedenken in des Vaters Reich.“

Dieſe Worte waren mir erſt wie eine dunkle Kohle, aber vom Hauche des Geiſtes angeweht, erglimmte ſie, bis die Kohle zum ſtrahlenden Sterne ward.

„Gedenke mein, wenn du in deines Vaters Reich kommſt,“ hatte der Schächer gebeten; „heute ſollſt du in meinem Reich ſein,“ hatte der Herr ihm geantwortet.

Gedenken wohl die, welche im Herrn ſterben, wenn ſie in des Vaters Reich kommen, derer, welche hier im Leben mit ihnen gelitten und geſtritten und ihre Rechtfertigung verſuchen nach Vermögen?

Da war es, als ob dieſer klar gewordene Gedanke neue Freude göſſe über die vergangenen Geſchlechter, und von ihnen her erglänzte mir die Antwort: „Gedenket unſerer in eurem Schalten und Walten, euer Leben ſei unſere Sühnung, dann wollen wir eurer gedenken beim Vater mit Bitten und Flehen, euer Lohn ſoll Gnade und Segen ſein, unſere Seligkeit ſoll eure Heiligung ſein.“ Und dieſe Antwort ward in meiner Hand zum Schlüſſel, mit dieſem Schlüſſel öffnete ich den Himmel, und ich ſah, wie vom Throne des Unſichtbaren Gnaden und Segen in vollen Strömen floſſen auf die Bitten der Seligen über die, welche in wahrer Treue der Hinterlaſſenen Aſche bauten.

Dieſen Schlüſſel wollte ich legen in andere Hände, damit ſie auch ſchauten in dieſe Herrlichkeit zur Zerknirſchung, aus welcher die Bekehrung wächſt. Aber der klare Himmel ward ihnen zu trübem Nebel, der Schlüſſel ein zuckender Blitz im Sonnenlicht, ein zweiſchneidend Schwert, das durch die Seele fährt. Das waren die, welche das ererbte Böſe bauten, zerſtörten das ererbte Gut, welche das Erbtheil täglich kleinerten, die Schuld muthwillig mehrten, Unkraut pflegten und ſäeten, mit frevler Hand Hohn ſtreuten dem ver-

gangenen Geſchlechte, Gift miſchten für das kommende, den Himmel verachteten, die Erde verhunzten; das waren die Kinder, welche die Eltern verachteten, die Söhne, welche ſich vor Götzen wälzten, die Töchter, welche ſich ſelbſt anbeteten. Dieſen Allen ward der Schlüſſel in ihren Händen zur Schlange, aus der Schlange aber wollten ſie einen Grabſtein machen und ihn decken auf meine Träume, wollten die Schlange zur Geiſel machen, wollten mit ihr die treuen Söhne und Töchter jagen in ihre Gräber. Aber ſie vermochten es nicht. Das Bewußtſein, daß wir nichts wären ohne die Geſtorbenen, nichts als nackte Wilde in düſtern Sümpfen und Wilduiſſen, unſere Seele ſelbſt Sumpf und Wildniß, wollte nicht erlöſchen, in unſern Seelen flammte die Treue immer höher auf und in den Herzen brannte die Liebe immer heller, und Treue und Liebe trachteten zu tilgen unſere Verpflichtung durch Sühnung der Geſtorbenen. Sünde ward uns der tolle Uebermuth des gegenwärtigen Geſchlechtes, und von den Lebendigen ſchlang ſich ein Band durch den offenen Himmel um die Seligen, und das Grab war keine Kluft mehr, der Tod war eine Thüre, und wie die Lebendigen für die Todten opferten im Geiſte und in der Wahrheit zur Sühnung des gepflanzten Böſen, des verſäumten Guten, ſo gedachten die Todten der Lebendigen beim Vater in wahren Treuen, in geläuterter Liebe, baten um den Geiſt der Kraft für ihre Kinder.

Wenn in enger Hütte ein armes Mütterchen im Sterben liegt, und ein Kind nach dem andern kommt, es hat Beſcheid erhalten, das gute Mütterchen wolle fort und möchte noch Abſchied nehmen für dieſe Welt, ſo bringt das eine einen Lebkuchen mit, ein weißes Brödchen das andere, das dritte einen Wecken, das vierte eine Halbe guten Wein. Vom beſten hatte es gefordert für eine Sterbende; daß der Wirth ihm dennoch halb Gurzeler hineingelaſſen, weil er weder Lebenden noch Sterbenden ein gutes Tröpflein gönnte, das wußte es nicht. So kommen ſie Alle mit etwas Gutem und weinen und

möchten dem Mütterchen noch ein Zeichen der Liebe thun, und jedes bittet: „Ach Müetti, nimm doch von Meinem, vom Brödchen, es iſt ſo weiß; vom Wecken, er iſt ſo lind, vom Lebkuchen, er iſt ſo mürbe, vom Wein, er iſt ſo gut," und das Fünfte, bei welchem die Mutter wohnet, ſtehet auch dabei mit trübem Trank in der Hand und will mit blechernem Löffel die trockenen Lippen netzen. Aber das Müetti will von allem nichts mehr, es ſchüttelt das matte Haupt; ſchon iſt ihm der Tod zum Herzen geſtiegen, nur in den Augen iſt noch Leben, da leuchtet die Liebe gar innig noch und warm und von einem zum andern ſehen die Augen bis auch ſie der Tod erreichet, mit ſeinem Dunkel ſie überſchattet, mit ſeiner Hand ſie bricht. Dann bricht bei den fünf armen Kindern der innigſte Jammer aus: eins lehnt oben an's Hauptkiſſen ſich, das andere birgt an der Fußſtätte ſein weinend Auge; die andern lehnen ſich an Tiſch und Schrank, die morſchen Pfoſten wanken. Laut ertönen die Klagen, ſie hätten jetzt kein Müetti mehr, hätten nichts ihm noch thun können, kein Brösmeli hätte es genommen von ihren Liebesgaben, und ferner könnten ſie nichts mehr für ihn's thun und thätens doch ſo gerne, das g'müht ſie ſo ſehr. Kein Müetti hätten ſie mehr, das an ſie ſinne, an ſie denke, das drücke das Herz ihnen ab. Aber habt ihr denn vergeſſen, ihr lieben Kinder, daß die Mutter gegangen iſt in des Vaters Reich, daß die arme Mutter jetzt eine reiche Mutter geworden iſt in des Vaters Herrlichkeit, daß ſie dort eurer Liebe gedenken wird, die ihr ihr in der letzten Stunde erwieſen, beim Geber alles Guten, daß ſie eure Heilige ſein wird? Sie hat auf Erden euch keinen irdiſchen Schatz hinterlaſſen, aber rund ſind die Batzen, ſie kommen und ſchwinden man weiß nicht wie, und wo Gottes Segen nicht iſt, da klebet der Fluch daran und verderbet Leib und Seele in die Hölle. Sie aber hat ihr Leben an den Schatz im Himmel geſetzet, iſt zur Heiligen ihrer Kinder geworden, ſpeiſet und tränket

ihre Seelen zum ewigen Leben, zieht mit Macht und Kraft sie nach oben.

Lachet nicht, lieben Leute! Ehedem gaben große Städte großes Geld für einen einzigen Heiligen, lebten glücklich im Glauben an seine Macht und Kraft, seinen Schutz und seine Fürbitte. Den Glauben an solche Heilige und ihre Macht haben wir von uns gethan und mit Recht. Aber wer will den Glauben uns wehren, daß fromme Eltern ihrer Kinder gedenken können beim Vater, Schutzengel und Fürbitter ihnen sein können, sobald die Kinder ihre Priester auf Erden werden und zu sühnen trachten die hinterlassene Schuld? Darum liebe arme Kinder weinet wohl, aber tröstet euch, wenn eure Mutter schon nicht mehr gegessen hat von Wecken oder Brödchen, ihr könnet ihr doch noch wohlthun im Himmel, sie hat sicher etwas zur Sühnung euch hinterlassen, in euch oder außer euch. Denket nach, sühnet es, dann freut sie sich und gedenket eurer beim Vater. Und wäre es nicht herrlich, wenn auf diese Weise jede Hütte zum Heiligthum würde, in welchem man opfert alles hinterlassene Böse zur Sühnung der Geister, jeder Sterbende zum Heiligen, der der Seinen gedenket in des Vaters Reich.

Ein König liegt im Sterben in königlichem Palaste, seine Hand hält das Scepter nicht mehr, entfallen ist seinem Haupte die Krone; zu den Füßen seines Sohnes sind Scepter und Krone gerollt. „Der König ist todt!" heult das Hofgesindel, und mit dem andern Athemzuge jauchzet das gleiche Gesindel: „Es lebe der König!" und fällt vor dessen Füße. Vor dem jungen Könige flammt die Herrlichkeit der Welt auf, sein ist das Reich. Aber wer gedenket seiner in des Vaters Reich, und was hat jetzt die Seele des alten Königs von der vergangenen Herrlichkeit, wenn diese nun zum Unkraute wird und das Unkraut schlingt sich wuchernd um Sohn und Volk, und keine Hand reißt es aus, kein treues Herz bringt Sühnopfer? Auch der junge König wird sterben, seine Herrlichkeit

verwelken, Scepter und Krone ihm entrollen, was wartet dann sein, wenn das Hofgesindel wieder jauchzet: „Der König ist todt!“ und hat niemand sein gedacht in des Vaters Reich und niemand wird an sein Sühnen denken auf Erden? Wäre es nicht seine größte Herrlichkeit, wenn sein Vater oben, wo Könige nicht mehr als Bettler sind, ihm eine Stätte bereitete, und wenn der Sohn auch dem Vater Sühnopfer brächte in weisem christlichen Sinne?

Wäre es nicht herrlich, wenn Paläste und Hütten heilige Stätten würden und die aus ihnen scheidenden Könige und Bettler zu Heiligen sich verklärten, die Zurückbleibenden aber das heilige, königliche Priesterthum verwalteten? Und ist's nicht traurig, daß Könige und Bettler gewöhnlich an solche Dinge am wenigsten denken, daß so oft der Hudel und der Höchste schon auf Erden auf gleicher Stufe stehen, in gleichem Kothe sich wälzen, nur mit verschiedenem Anstande, daß beide ihr Erbrecht an's gleiche Linsengericht tauschen, nur mit dem Unterschiede, daß der eine es länger kocht und anders und mit andern Löffeln es ißt als der andere.

So stiegen Gedanken und Bilder vor meinem innern Auge auf und nieder und ganz hatte ich vergessen, daß ich an ein großes Fest gekommen, und ich kam mir vor wie ein Priester, der allein in geheimnißvoller Einsamkeit zu seinem heiligen Werke sich rüstet; da rief mich plötzlich kühl und kalt eine Stimme wach, eine Stimme aus der Wüste. Aber die Wüste lag nicht außer mir, sie lag in mir, und die Stimme war mein Verstand, der meine Seele wach rufen wollte aus diesen Träumen, mir sagen wollte, diese Träume seien nichts Anderes als alter Aberglaube und führten nirgends anders hin als in längst abgestreifte Irrthümer. Die Lebendigen sollten sorgen für die Lebendigen, höchstens für die, welche nach ihnen in's Leben kämen; die Todten sollten wir todt sein lassen, ein Mehreres sei vom Bösen. Aber meine Seele ließ sich nicht erschrecken, lehnte gegen den Verstand sich auf mit manch

bedeutendem Grunde. Das eben sei ein Unglück, sagte sie, daß der Verstand der Verständigen keinen Unterschied zu machen wisse zwischen frommem Glauben und Aberglauben, zwischen süßem Ahnen und steifen Lehrsätzen, zwischen heiligem Thun und hohlen Ceremonien. Sie fragte: ob es für Kinder wohl etwas Innigeres geben könne als den Glauben, daß sie den Eltern noch nach ihrem Tode vergelten, Liebs und Guts ihnen erweisen könnten, als der Glaube, daß die Eltern ihrer in Liebe gedächten an des Vaters Throne, wie der Herr des armen Schächers gedachte, als er in sein Reich kam. Sie fragte: ob so gefaßt der Glaube, daß die Lebendigen die Priester der Todten wären, die Todten aber die Heiligen der Lebendigen, Eintrag thäte dem wahren Christenthum, ob es nicht vielmehr eine Blume sei, entsprossen dem innersten Wesen des Christenthums, umweht mit seinem süßesten Dufte. So stritt meine Seele und behauptete noch, es stünde um manchen Menschen besser, ja es stünde um's ganze gegenwärtige Geschlecht besser, wenn dasselbe der Todten mehr gedächte, seiner Schulden, seiner Verpflichtungen gegen dieselbigen.

Und wenn wir ein Geschlecht erzögen, ein übermüthiges, ein zerstörungssüchtiges, aber ohne schaffende Kraft, ein hohles, aufgeblasenes: so geschähe es bloß deßwegen, weil es von uns gelernt, die Vergangenheit verachten und ihre Schätze, ihre Hinterlassenschaft genießen, als thäte es einen Gottslohn, weil wir ihm predigen mit Wort und That: die Vergangenheit sei ein Unglück, die Gegenwart ein Elend, die Zukunft die goldene Zeit und es das auserwählte Geschlecht im himmlischen Jerusalem.

Meine Seele behauptete, kein Reformirter sei weniger reformirt, wenn er eine Sühnung der Todten versuche, ein frommes Gedenken glaube; unsere Kirche wäre um nichts weniger reformirt, wenn sie der Kämpfer gedenken würde, die auf den nimmersatten Schlachtfeldern ruhen, Geschlecht um Geschlecht vom Tode besiegt, wenn sie die Kirchhöfe ehren

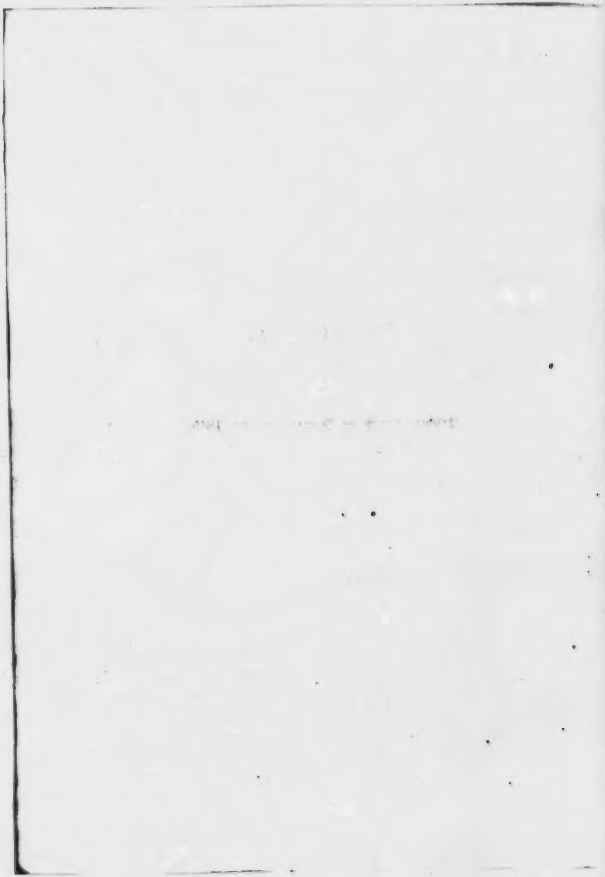
würde, wo die durch den Menſchen geweihte Erde, abgeſondert von der gemeinen Erde, dem gemeinen irdiſchen Dienſte entzogen ſei, höchſtens Blumen kleiden ſoll, als Andenken der Heiligen im Himmel, als Pfänder und Zeugniſſe, daß ſie unſerer gedächten droben in dem Maaße, als wir ſie ſühnten hienieden.

Dagegen erhob ſich gewaltig mein Verſtand, aber Staubwolken wirbelten auf und kamen ihm in den Hals, eine Janitſcharen-Muſik donnerte ihn nieder; Maſſen ſtürmten daher, Hüte flogen, Fahnen flatterten, Lieder knatterten, neugierige Augen entdeckten mich, fuhren auf mich zu wie Hunde auf den Haſen, den ſie lange geſucht und endlich im Verſatz gefunden. Ich mußte auf; Menſchen, Staub und Töne umwogten, umhüllten mich, wickelten mich ein, daß alles Denken unterging, und in Töne, Staub und Menſchen verſank der Reſt des Tages mir, wie die Vergangenheit dem gegenwärtigen Geſchlechte — bewußtlos.

Aber bewußtlos ſchwand mir nicht, was ich auf den Gräbern geträumet, und damit es auch Andern in's Bewußtſein komme, habe ich was ich geträumet in Worte gefaßt.

Das Liſebethli.

Erſchien zuerſt im Berner Kalender 1845.



Man klagt so viel über Verdorbenheit und Verschrobenheit der Dienstmädchen in großen Städten und mit Recht, aber die gleiche Verdorbenheit und Verschrobenheit ist auch in den Dörfern; man findet sie allenthalben, wo der Sinn der Kinder durch Haus und Schule nur auf das Aeußere gestellt, fein oder grob das sinnliche Begehren in ihnen geweckt und genährt wird.

Nachstehender Brief, dessen Original in des Verfassers Händen ist, leistet den Beweis.

„P.

Durch diese par Zieleten thue ich Euch kunt, seit Ihr von der Gütigkeit und bringet mir Kleider ein Gorsche mit Guldkrallen und Silberigkittelhäft, und denn noch Leinigstrümpf, und ich war so wohl wie ein Vogel im Hirsch, ich habe einen guten Meister, aber ich habe manchmal Verdruß, aber dennoch lasse ich es zu einem Ohr ein und zu dem andern aus, ich erwarte Euch auf den 23. dies monats, daß Ihr bis zu den Hüten beym Düscher wollen wir zusammenkommen, ich kann einstweilen nicht Heim kommen und ich habe nie Langezeit gehabt, ich buhle stark um die Buben, wenn ich einen Schatz habe, so will ich es Euch zu wissen thun, der Studer sagt zu

mir, ich werde bald nach Hause kommen, aber nein ich komme nicht nach Hause, wenn ich gesund bleibe, es gefällt mir das weder im Deutschland und weiters weiß ich nicht zu schreiben ich bin gesund und wohl ich hoffe daß dieser Brief Euch gesund und wohl antrift, wie er mich verlassen thut, ich grüße Euch alle freundlich.

Elisabeth B."

Dieses Mädchen, welches so schreiben konnte, ist das älteste von sechs Geschwistern, das Kind sehr armer Eltern, die kein Geld haben zu Brod und Erdäpfeln für die übrigen fünf unerzogenen Kinder, geschweige denn zu hoffährtigen Kleidern für das Kind, welches jetzt den Eltern helfen sollte. Das Kind weiß dieses sehr wohl. Im Frühjahr 1842 unterwiesen, blieb es bis im Mai 1843 bei seinen Eltern, es kannte also ihre Armuth und konnte wissen, daß dieselbe im Juli gleichen Jahres nicht abgenommen. Dieses Mädchen war, als es daheim fortging, zu faul sich selbst zu reinigen, es hatte Läuse, behändigte an einem Orte, wo es über Nacht war, wahrscheinlich im Verschuß, ein Paar Strümpfe und Tücher dafür eben Läuse zurück.

Der vorstehende Brief ist ein eigentliches Meisterstück, ein klassischer Brief, denn schärfer, bündiger hätte kein Gelehrter in der Welt die Hauptlaster, die bodenlose Verdorbenheit einer gewissen Klasse von Mägden bezeichnen können und hätte er ein dickleibig Buch geschrieben, als dieses thörichte Mädchen in dem kurzen Brief es thut. Wir wollen auf den bündigen Inhalt so kurz als möglich aufmerksam zu machen suchen.

Vor allem steckt dem Mädchen Hoffahrt im Kopfe: silberne Kittelhäft will das Dirnchen, das Läuse hat, und seinen armen Eltern, denen es helfen sollte, muthet es an, sie ihm zu kaufen, nebst einem Gorsche mit goldenen Korallen.

Ist es nun nicht hauptsächlich dieses Laster, welches die

Löhne, wie groß sie sein mögen, aufzehrt? Die Magd will, der Freiheit und Gleichheit wegen, der Frau, der Tochter des Hauses es gleichthun, das soll glitzern und glänzen vom Tüfel. Natürlich vermag sie es nicht mit ächtem Metall, Silber und Gold, da ist alles falsch an ihr, Neusilber und Mösch; vermag es nicht mit solidem Zeug, da ist alles halbseiden, halbbauelig, kurz halbbatzig, ist e Vesper u e Fürabe, dure, ehe man daran sinnet. Darum ist diese halbbatzige, glitzerige Lumpentracht die theuerste, die es geben kann, und nicht nur, weil sie nichts werth ist, sondern nichts werth macht. Zu solchem Hudelzeug trägt man nicht Sorge, a bah, es ist nit d'r werth, we's dure ist, kauft me neus, d'Ell kost nume zehn Kreuzer, heißt's. So schleift man alles am Leibe herum, und während die Frau den Staat auszieht, wenn sie etwas machen will, drecket die Magd mit ihrem besten Zeug im Wüstesten herum, und Nähyere-Schlärpli pfoseln mit ihren ausgeschnittenen Sammetschühlene oder Pantoffeln in handhohem Koth herum, was zu ihrer übrigen Leibesbeschaffenheit sehr heilsam ist. Diese Hoffahrt ist ein verzehrendes Feuer, ein alles verschlingender Schlund; diese Hoffahrt verzehrt und verschlingt die Treue gegen die Meisterleute, die Treue gegen die Eltern. Wo die Hoffahrt einmal Meister ist, da ist nichts mehr sicher; stahl jenes Läusekind Strümpfe, so nimmt eine andere Bändel, eine dritte Geld, eine vierte Garn, eine fünfte Faden, kurz jede, was ihr unter die Hände kommt.

Am traurigsten aber ist das Verhalten gegen die Eltern; daß so ein erwachsenes Kind Stütze der Eltern sein solle, vergißt es durchaus, es verthut seinen Lohn, wie es kann und mag, an seine kindliche Schuldigkeit denkt es nicht, jedem bessern Gefühl ist es abgestorben, läßt Tschöpli machen auf Tschöpli, hängt Täschen um, blaue oder rothe, läßt Kappen machen mit Lätschen und steckt noch Blümeli dazu, strübelt sich auf wie ein Pfau und derweilen liegt der Vater der Gemeinde auf dem Halse, hat vielleicht kein einziges Paar Strümpfe, oder

es ſtirbt die Mutter auf die erbärmlichſte Weiſe und gute Leute ſteuern für ſie zuſammen, und während die Mutter aus erbetteltem Gelde ein Süppli ißt, glitzert die Tochter in der Komödie und für ſolche Täſchen iſt keine Zucht! Noch andere geben nicht nur nichts, ſondern ſie ſaugen noch die Eltern aus, betteln ihnen ab oder ſtehlen ihnen, was ſie erworben, und während die Eltern einen Trupp kleiner Kinder ernährt und durchgebracht, und wenn es auch manchmal kaum ging, es doch immer ging, werden ſie jetzt durch die großen erzogenen Kinder um ihre Sache gebracht und es geht nicht mehr, denn nicht die Kräfte ſind groß geworden, ſondern die Lüſte, die wollen Kittelhäfte und Guldkrallen, und wie manche thörichte Mutter bleibt das Brod und die Milch ſchuldig und wirft das vorräthige Geld in den unerſättlichen Hoffahrtsrachen der Tochter!

Wenn nun dieſer Teufel einmal in einem Kopfe regiert, was iſt die nächſte Folge? Der Menſch, in welchem er regiert, verliert allen Sinn für das, was er ſoll, hat keinen Ernſt zur Arbeit, taugt zum Dienſte nichts. Das Meitſchi ſagt, es habe einen guten Meiſter, aber manchmal Verdruß, aber dennoch laſſe es es zu einem Ohr ein und zum andern aus. Das hätte es nicht beſſer ſagen können. Der Meiſter, der das Täſchli erſt zwei Monate hatte, hatte noch Geduld mit ihm, b'richtete ihn's mit Manier, dachte, es ließe ſich vielleicht etwas aus ihm machen, aber das Täſchli nahm das nicht ſo auf, etwas Rechtes zu werden, etwas zu lernen lag weit außerhalb ſeinen Gedanken; jede Mahnung machte ihn's böſe und es ſcherte ſich nichts darum, trieb es, wie es ihm in Sinn kam und der Meiſter konnte ſagen was er wollte, ſo machte das Meitſchi was es wollte.

Iſt nun dieſes nicht wiederum ein Gegenſtand von tauſend Klagen über Hirnloſigkeit, Widerwillen zum Dienſt, über nichts hören, nichts ſchmöcken, alles vergeſſen, und wenn man hundert Mal b'richtet, wenn man nicht hinten und vorne ſol-

so sei nichts gemacht, es sei immer eins ein ärgerer Schlarp als das andere, begehre nichts zu lernen, sei im Stande, Einem zu sagen, so mache es es nicht, es sei anders gewohnt und einen neuen Brauch wolle es nicht anfangen. Und auf der andern Seite klagen die Diensten über den Verdruß, den sie hätten, über ewiges Käre und Branze vom Morgen früh bis Abends spät, und wenn man meine, es sei hinten aus, so fange es wieder von vorne an, man müsse sich wehren, d's bös Maul ahänke syg d's best, wenn mes es paar Mal tha heig, so gute's. So weit war freilich jenes Mädchen noch nicht, aber es brauchte nichts als ein paar Monate oder eine gute Freundin, welche ihm erzählte, wie sie es gemacht, um es so weit zu bringen. Natürlich, wenn ein Dienstbote nichts als nur das thut, was ihm befohlen wird, so muß man entweder die Sache zu Grunde gehen lassen oder aber alle Tage es wieder sagen; dies heißen Einem solche Täschli Kären, Zanken, Aeken, Branzen, und wer ist schuld daran? die Liederlichkeit solcher Täschlene! Oder sollen die Meisterleute von jeder Täsche sich in ihrem Hause den Brauch machen lassen? Hierin liegt die Schuld des häufigen Wechsels, namentlich in Städten; das Lisebethli, welches sich Emilie nennen läßt, läßt alles zu einem Ohr ein, zum andern aus, läßt alles hinter sich gehen, begehrt am Ende auf wie ein Häftlimönsch und streicht sich weiters und bleibt ein Schlarp und trägt aus dem Leben nichts davon als Hudlen am Leib und ein böses Mundstück an der Seele.

Wo nun aber Hoffahrt ist und Dienstüberdruß, da muß auch ein Ziel sein, ein Zweck, um desswillen man hoffährtig ist, den man mit der Hoffahrt erreichen will; darüber drückt sich obbemeldetes Täschli so aus, daß es nicht bündiger hätte geschehen können; es sagt also: Ich buhle stark um die Buben, wenn ich einen Schatz habe, so will ich es euch zu wissen thun. Da sind zwei Dinge wohl zu unterscheiden: erstlich die Sache selbst und zweitens die Schamlosigkeit, mit welcher

unser Läusemeitschi derselben sich rühmt und zwar gegen die Eltern selbst. Dieses Buhlen ist der Krebs der armen Klasse. Daß Mädchen empfänglich sind für die Liebe, ist eine alte Sache, aber das Buhlen um die Buben das ist eine neue Sache, diese h....hafte Anläßigkeit, mit der sie in allen Winkeln herumfahren, bis sie Einen aufgegabelt und herumgeschrissen haben; hat derselbe auch weder ganze Schuhe noch ein gewaschenes Hemd, es ist ihnen gleichgültig, aber er hat ein Schnäuzchen, dann sind sie selig. So fahren die armen Trücher herum mit schönen Halstüchlene am Kopf und Schlärplene an den Beinen, fahren herum zwischen Tag und Nacht, wie die Fledermäuse, ohne Unterlaß, bis sie die Fecken verbrannt haben, ihr Lebtag im Kothe kriechen müssen. Sie wenden nicht bloß ihr Geld an die Kleider, sie hängen es auf die nichtswürdigste Weise Burschen an, fremden Handwerksschlingeln und andern, zahlen ihnen Wein, locken sie mit gestohlenen oder gekauften Sachen und blähen und brüsten sich in dieser Buhlzeit, daß es eine grausenhafte Sache ist. Denn das treiben sie nicht im Verborgenen, das treiben sie öffentlich, und je wüster sie es treiben, desto mehr meinen sie sich. Daß sie buhlen, dessen haben sie kein Hehl, und wenn sie einen Schatz erbuhlet, dann wollen sie es sagen, dann müssen es die Eltern, dann müssen es Alle wissen. So sagt ein siebzehn Jahre altes Meitschi. Und wie geberden die sich wohl, von denen es dieses gelernt, und wie wird es sich geberden, wenn es siebenundzwanzig Jahre alt sein wird? Von Sittlichkeit, von Religiosität ist keine Spur da; von diesen Dingen hat es seinen Eltern nichts zu sagen, nichts davon, ob es dete annoch, ob es noch denke an seinen Gott. Was sollte es auch davon schreiben, daran denkt es längst nicht mehr, seine Sinnlichkeit hat alles, alles verschlungen, die Buben sind sein Gott, das Buhlen um sie ist seine Religion. Was soll aus solchen Mädchen werden? Erst giebt es H...., aus ihnen, Diebinnen, dann Mütter, aber was für welche,

endlich alte Bettlerinnen, böse Käs, voll Läuse und voll Lumpen. Burgstaller sagte: So wenig als der liebe Gott aus einem im Dreck zertretenen Hudel ein weißes, reines Kleid macht, ebenso wenig wird aus einem verbuhlten Mädchen eine brave, fromme Mutter.

Thäte es nun nicht Noth, daß man über solche Verdorbenheit ferm und fest sich aussprechen, sie zu züchtigen sich die Hände bieten möchte? Wenn es so fortgeht, so werden die Dienstboten den Meisterleuten Meister, sie halten zusammen, von den Meisterleuten ist einer wider den andern, und das Heft, welches sie in Händen haben, die Zeugnisse, wird gar zu leicht zu des Dolches Spitze, namentlich wenn Landjäger und sonstige Herren und Beamtete gute Freunde der Mägde, die Buben, um die sie mit Glück gebuhlt, sind. Mit Lohn und Zubehörde kann und soll man nicht kargen, aber dann soll auch christliche Sitte in jedem Hause herrschen und ein jedes Haus die Bedeutung erhalten, welche es in einem christlichen Staate haben soll; demoralisirte Häuser sind zum bedeutenden Theil an demoralisirten Diensten schuld und manchmal noch im dritten und vierten Geschlecht.

Allerdings darf Eines auch nicht vergessen werden. Wo Eine eine Meisterfrau sein will, da muß sie auch eine Meisterin sein und zwar nicht bloß etwa auf dem Guitarli oder mit Pantöffelibrodire, sondern in dem, was sie regieren und was sie befehlen will. Da nun hat die neue Welt eine gewaltige Sünde auf dem Buckel und nicht etwa nur die Stadtwelt, sondern das Uebel hat sich schon weit auf's Land hinausgefressen, ja tief in manchen Graben hinein. Es giebt allerdings in der Stadt Töchterli, welche meinen, man pflanze das Erbsenmuß, es wachse in großen Kabisköpfen, und solche, denen man Meerrettig für Artefüfi und Sillery für Muskatnuß verkaufen könnte. Aber es giebt auch Fygebitzlein auf dem Lande, die z. B., wenn sie küchlen wollen, Dinger machen, von denen man nicht weiß, gehören sie in's Thierreich unter

die Vierfüßigen oder in's Pflanzenreich unter die Kriechenden, die Küchli machen, daß, wenn man eine Zwiebelschweize daran macht, man sie ohne Mühe für ungestielte Kroten essen könnte, oder die, wenn sie einmal eine Reisbrühe kochen wollen, den Reis roh in eine Schüssel thun und kochendes Wasser darüber anrichten, wie man eine Mehlbrühe über eingeschnittenes Brod schüttet. Es giebt halt an allen Orten Fygebitzlein, denen man eigentlich Fazzenetleni sagen sollte.

Da liegen auch große Fehler; diese sind nie nur an einem Orte, und allenthalben sollte das Haus des Weibes Heiligthum sein und es die Hoheprieſterin in demselben.

Aus Lisebethli's Stammbuch.

Lisebethli war ein wohlleibiges Mädchen, bald Kindermagd, bald Kammermagd, gab sich auch mit dem Buhlen ab und zwar zumeist mit Handwerksburschen, hatte, wie es gegenwärtig Mode ist, ein Stammbuch; aus diesem Einiges:

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen,
Laura, Laura, mein!

Adieß, und das schön' Bern vergeß ih nit. Leb ewig wohl, und wenn ich wieder komme, so vergiß mich nit!

Dein Konrad Säbeli, tailleur.

Am Sonntag, am Sonntag,
Geht Jeder mit der Seinen,
Und wenn es etwa Prügel giebt,
So geht's mit Schemelbeinen.
Courage, Blamage!

Schneiderblut, luſtig Blut,
Schönes Schni Schna Schneiderblut,
Reiten auf dem bunten Beck
Ueber Stock, über Block,
Luſtig Blut, Schneiderblut,
Schönes Schni Schna, la la la, la la la,
Schönes, ſlinkes Schni Schna Schneiderblut!

Da haſt Etwas, du Treuloſe, aber einem Schneider geht ein Sattler nicht nach. Das vergiß nicht, dich aber will vergeſſen

Dein abgeſtandener
Chriſtoph Bärenblut, der Naſſauer.

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die ſeinen Jugendtraum begrüßt,
Wenn Arm um Arm und Geiſt um Geiſt ſich windet
Und Seel' in Seele ſich ergießt.

Ja, Liſe, du, mein Seel, denke an die Promenade, denke an den Tanz bei Weiermannshaus und vergiß nicht deinen ewigen

Sebaſtian Trümpi, Kaminfeger.

Die Lieb' verſüßet jede Plage,
Ihr opfert jede Kreatur,
Sie würzet unſre Lebenstage,
Sie wirkt im Kreiſe der Natur;
Ihr hoher Zweck zeigt deutlich an,
Nichts Edleres ſei als Weib und Mann;
Denn Mann und Weib
Und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an.

Aber wenn ich nur d's Geld wieder hätt, d's Menſch könnt ſy, wo nes wett! Das ſchön Liedel vergiß nit und liebe immer zu Deinen getreuen

Georg Glasaug, den Schweinfurter.

Wer die ſteile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte dir Elyſium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte ſie uns nicht hinein,
Möchten wir unſterblich ſein?
Suchten auch die Geiſter
Ohne ſie den Meiſter?
Liebe, Liebe, leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geiſter.

Ach, Liſe, ja, du haſt mein Herz und ich den Schmerz, und das blaue Tuch verlier mir nicht, einen Gulden und dreißig Kreuzer hat es gekoſtet!

Charles Sauerkraut, Bürſtenbinder.

Das Schiff ſtreicht durch die Wellen, Fridolin!
Vom Oſt die Segel ſchwellen, Fridolin!
Was ich jetzt fern muß ſingen, Fridolin!
Einſt wird es näher klingen, Fridolin!
Ein Jahr iſt bald vorbei;
Meine Lieder bring ich wieder
Und mit ihnen meine Treu. Roſabella Fridolin.

Aber was du noch wiſſen mußt, daß du mich betrogen und angeſchmiert haſt, du Saukopf du!

Sämeli Büderich, Schweinmetzger.

Der Teufel, daß ich daniederſank!
Wie werden die polniſchen Lanzen,
Wie werden die Schwerter bei anderm Klang
Den Schlachtenreigen nun tanzen?

Wohl ſtand ich ſo oft, wohl ſtand ich ſo oft,
Umbrauſt von grimmigen Wettern,

Und habe gehofft, und habe gehofft
In befreite Lüfte zu ſchmettern.

Ich habe gehofft, wenn der blutige Tod
Auf ſauſenden Kugeln geflogen;
Gehofft, wenn er donnernd um mich gedroht,
Gehofft, und hab' mich betrogen.

Daß die Seele leichter von hinnen zieht,
Kameraden, ſeid jetzo beſchworen!
Nehmt meine Trompete und blaſt mir das Lied:
Noch iſt Polen nicht verloren!

Ja, Schatz mein, von hier da weg, da muß ich, muß nach Frankreich 'nein, aber weine dich nicht todt, den Kameraden habe ich dich anbefohlen. Und wenn ich wiederkomme, da wollen wir ſehen, und wenn du die Maulharmonika treibſt, die ich dir gemacht, ſo gedenke an

Georg Schwänzli, blaſender Inſtrumentenmacher.

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

Inhalt.

	Seite
Michels Brautschau	1
Der Oberamtmann und der Amtsrichter	173
Die drei Brüder	257
Servaz und Pankraz	295
Wie Joggeli eine Frau sucht	313
Elsi, die seltsame Magd	335
Der Notar in der Falle	367
Die Schlachtfelder	409
Das Lisebethli	425

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Achter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Zweiter Band.

Kurt von Koppigen.

Erſchien zuerſt im Schweizer. Unterhaltungsblatt 1844.

Die Geſtalt der Erde geht vorüber, gleich bleibt ſich das Menſchenherz für und für. Es wechſeln über dem Schooße der Erde die Jahreszeiten, aber es wandelt ſich nicht der Schooß der Erde. Lieblich iſt's im weichen, warmen Frühlingswehen, aber wer des Eiſes gewohnt iſt, ſehnt nach des Nordpols eiſigen Winden ſich. Wer gewohnt iſt an milde Sitten, an ein weichlich Leben, den ſchaudert vor der Rauhheit vergangener Zeiten; wer in jenen Zeiten gelebt, den würde, in unſere Zeit verſetzt, der Ekel tödten, gleich dem Fiſche des Meeres das ſüße Waſſer. So hat Gott es geordnet, der Menſch wird es nicht ändern. Aber Gott will auch, daß der Menſch betrachte die vergangenen Zeiten; nicht als Eintagsfliege ohne Zukunft hat Gott den Menſchen geſchaffen, und wer die ihm geordnete Zukunft genießen will, muß ſich dazu ſtärken an der Vergangenheit. Wie jede Jahreszeit ihre Vorzüge hat und ihre Einflüſſe, ſo jede Zeit im Weltenlauf. Aus den vergangenen Zeiten ſoll der Menſch das Gute nehmen und damit beſſern ſich und ſeine Zeit, mit dem Schlimmen jener Zeiten ſoll er Frieden und Genügen bringen in's alte Herz, welches von Natur weder Frieden noch Genügen hat, welches alle Tage geführt werden muß an den Born der Zufriedenheit, aus welchem die Freude an Gottes

Ordnung quillt und der Dank für jede gute Gabe, die kommt aus der gesegneten Hand, welche sich öffnet zur geeigneten Zeit und speiset und tränket Alles was da lebt auf geeignete Weise.

Vor sechshundert Jahren war es anders als jetzt im Schweizerlande. Da war es wild nicht bloß in den Bergen, sondern auch im ebenen Lande; gering war der Anbau, gering dessen Ertrag, desto größer war der Wald, desto zahlreicher die Gewässer, von denen man oft nicht wußte, sollte man See oder Sumpf, Bach oder Fluß sie heißen. Viel Wild war in den Wäldern, mächtige Fische in den Gewässern; wer Herr sei im Lande, der Mensch oder das Thier, schien nicht entschieden, denn eben so oft als der Mensch des Thieres Lager zerstörte, zerstörte das Wild des Menschen Anbau. Düstere Thürme waren zerstreut durch's Land, sie ragten aus den schwarzen Tannen heraus und über sie empor wie greise Helden aus niederm Volke. Breit wie eine Henne über ihren Küchlein lag hier und da ein Kloster im Thale ruhig und zutuäthig, höher schienen die Bäume, grüner das Gras in seiner Nähe. Heitere Gehöfte, wie sie jetzt blitzen mit ihren hellen Fenstern Stunden weit über das Land herein, sah man wenig oder keine in niedrigerm Lande, mehr in Wald und Sumpf als im Hause lebte damals der Mensch. Darum wandte man auch wenig Sorgfalt auf des Hauses Ausstattung oder gar Verzierung. Bäurinnen wohnten schlechter als heute Bettlerinnen; wenn Edelfrauen es gehabt hätten in ihren kahlen, kalten Schlößchen wie heutzutage Bäurinnen auf ihren reichen Gehöften, sie wären von Königinnen beneidet worden. Damals ging es einfach zu: Gold und Silber war wenig im Schweizerlande; die Dienstmägde von jetzt haben vielleicht mehr Seide am Leibe, als damals zu finden gewesen wäre im ganzen Lande.

Im schönen weiten Aarthale, nicht weit davon wo es von der wilden Emme fast rechtwinklig durchschnitten wird,

da wo jetzt das reiche Dorf Koppigen steht im Bernbiet, stand damals, wo jetzt noch auf dem Hügel, der Bühl genannt, Spuren zu sehen sind, ein kleines Schlößchen. Von Koppigen hießen die Edeln, welchen es gehörte. Die Gegend war nicht im Glanze wie jetzt; gar mancher Kraft war noch keine Schranke gezogen, zerstörend konnte sie walten nach Belieben. Keine Dämme faßten die Emme ein und hinderten sie ihr Bett zu verlassen, rechts und links lustwandelnd durch die Fluren. Ihr beliebtester Spaziergang war rechts bei Kirchberg vorbei über die weiten Felder gegen Koppigen hin, den großen Sümpfen und kleinen Seen zu, welche noch jetzt zwischen Koppigen und der Aare liegen. Spärlich bewohnt war diese Gegend und sehr arm waren die Bewohner, arm wie die Edeln im Schlößchen.

Dieses arme Schlößchen war nebst der Emme auch eine Ursache von der Armuth der Gegend. Es glich einem alten offenen Schaden, welcher die gesunden Säfte eines Körpers verzehrt, dem Wirbel im Strome, der alles an sich reißt was in seinen Bereich kommt. Wir sind gar weit von der Ungerechtigkeit entfernt, dieses Schlößchen einem Krebsschaden zu vergleichen, eben weil es ein Schlößchen war. Wir wissen zu wohl, daß in jenen Zeiten viele Schlösser der süßen Quelle glichen, welche die Umgegend befruchtet, den müden Wanderer erquickt, der Magnet ist, welcher die Anwohner zieht, nicht um sie zu verzehren, sondern um sie zu laben. Klöster und Schlösser waren sehr oft in jener Zeit, was jetzt noch die Oasen sind in den afrikanischen Wüsten.

Aber in Koppigen war es anders: die Herren von Koppigen waren ein angesehenes Geschlecht, aber seit Jahren waren sie um so ärmer geworden, je vornehmer sie sich dünkten. Schöne stattliche Männer waren die Herren von Koppigen. Schon damals fiel es den Menschen bei, sich durch Heirathen zu heben und ihre persönlichen Vorzüge so gleichsam als Einsatz in dem vermögenen Spiel geltend zu machen.

So heiratheten die ſtattlichen Männer in vornehme Familien, erhielten zur Mitgift hohen Stolz, vornehme Angewöhnungen, und Verwandte, welche ſie gebrauchten, wenn es ihnen kommod war, hinterher dann thaten als hätten ſie ſie nicht gebraucht. Es giebt keine gefährlichere Stellung auf Gottes Erde, als den Kopf gen Himmel zu ſtrecken, während man nichts unter den Füßen hat. Hochmuth zieht die Hoffahrt nach, hinterher kommt die Armuth; wo dieſe drei in einem Menſchen oder einem Geſchlechte hauſen, da iſt ein gefährlich Dabeiſein, ehedem wie jetzt. Hoffahrt und Hochmuth ſchämen ſich begreiflich der Armuth, greifen zu allen Mitteln, um, wenn auch nicht reich zu werden, ſo doch die Armuth zu verdecken. Je nach Stand und Zeit wird Liſt und Gewalt verſucht, doch zumeiſt umſonſt; während man Andere arm macht, wird man ſelbſt alle Tage ärmer, hochmüthiger und verachteter. Die Schwierigkeit reich zu werden wird zur Unmöglichkeit, in Schmach und Noth geht der Menſch oder die Familie unter. Dies iſt die Geſchichte von tauſend und abermal tauſend Familien oder Menſchen. Auf dieſen Wegen wandelten eben auch die Herren von Koppigen.

Im wilden Leben war die Familie zuſammengeſchmolzen; zur Zeit, in welcher unſere Geſchichte beginnt, lebten im Schlößchen nur noch Mutter und Sohn, jung war der Vater erſchlagen worden, als er eine Heerde Kühe rauben wollte. Grimhilde hieß die Frau von Koppigen, und nie paßten Name und Perſon beſſer zuſammen als bei ihr. Sie war eine Gräfin geweſen aus vornehmem Hauſe und hatte den Herrn von Koppigen geheirathet, weil ſie nicht fromm genug war für ein Kloſter und den Grundſatz hatte: wenn ſie keinen reichen Mann kriegen könne, ſo nehme ſie einen armen, denn einer ſei jedenfalls beſſer als gar keiner. Als ſie dieſen Grundſatz in's Werk ſetzte, war ſie zu ſehr vernünftigen Jahren gekommen. Der wilde Koppiger auf ſeinem magern Roſſe, der ſich an ihr Haus zu klammern ſuchte wie ein in den Strom Ge-

fallener an einen Weidenzweig, fand erst Gnade in ihren Augen, als alle Hoffnung auf was Besseres durchaus verschwunden war. Von je böser als schön, hatte sie jetzt borstige gerade herausstehende Haare um den Mund, wie sie bei den Katzen üblich sind. Sie war lang und hager, hatte schwarze stechende Augen, eine krumme Nase, hatte eine Stimme, welche tönte wie Peitschenhiebe, und wenn sie ging machte sie Schritte, als wolle sie über den Schloßgraben springen. Sie besaß von ihrer alten Herrlichkeit nichts mehr als den Hochmuth, desto greller trug sie ihn zur Schau; ihren Zorn, daß sie nichts Anderes hatte, ließ sie an allem aus, was in den Bereich ihrer langen Arme kam, sie war fürchterlich unbarmherzig. Zu ihrem Schlößlein gehörte ein kleines Gebiet, auf welchem eigene Leute wohnten, aber spärlich, wie auf magerm Ackerlein dünn die Halme stehen. Es hat eine eigenthümliche Bewandniß mit Land und Leuten: beide wollen weich gepflegt, freigebig genährt sein, dann gedeihen sie üppig, dann ist ihr Ertrag ein reicher; unter einer harten Hand verkümmern sie, jemehr man von ihnen begehrt, desto weniger geben sie: der ausgesogene Acker giebt keine Ernte, ausgesogene Leute zahlen keine Steuern, und wenn der Acker keine Ernte giebt, geht der Zehnten von selbsten ein. Der Ertrag steht also im umgekehrten Verhältniß mit dem Bedarf; je nöthiger Einer wird, desto weniger wird ihm, der ärmste Bauer, welcher das Geld am nöthigsten hätte, hat zumeist den magersten Hof, der nichts abträgt. Es liegt hierin eine große staatswirthschaftliche Lehre, welche beachtet werden sollte, aber es ist noch immer so, daß den Unmündigen offenbar wird, was den Weisen der Welt verborgen bleibt. Je nöthiger die Herren von Koppigen wurden, desto mehr sogen sie ihre Leute aus; wenn sie selbst nichts mehr hatten, nahmen sie das erste beste was sie fanden. So geschah es, daß Pferde und Kühe Raritäten wurden im Koppiger Gebiete. Wenn nun aber der Bauer kein Vieh mehr hat, was helfen ihm da Aecker,

und wenn der Bauer seine Aecker nicht mehr baut, was helfen dann dem Junker Zehnten und Bodenzinse.

So hatten die Herren von Koppigen gewirthschaftet, unter Frau Grimhilde war es nicht besser. Wie gesagt, hatte Frau Grimhilde nichts mitgebracht als großen Hochmuth und etwas Weniges an Schmuck und Kleidern. Sie rechnete viel auf ihre Familie, trieb einstweilen Hoffahrt so viel und so lange sie konnte, schonte nichts, hätte gerne den großen Grafen von Buchegg, Burgdorf und andern es gleich gethan. Als ihr Mann vom wilden Küher erschlagen worden, erfuhr sie, wie viel Rechnungen werth sind, welche eine vornehme Tochter, die arm geheirathet hat, auf ihre Familie macht. Man ist glücklich, sie vergessen zu können, braucht alle Mittel, ihr die Erinnerungen an ihre Familie zu vertreiben. So ward Koppigen durch Frau Grimhilde ärmer als es je gewesen war, ihre Kostbarkeiten waren dahin, Zufluß von Außen kam ihr nicht; Hunger litt sie freilich nicht: Wald und Wasser waren bevölkerter als jetzt. Schon damals belebte die Forelle die klaren Bäche und größer und mächtiger als jetzt. Der Lachs stieg zur Laichzeit die Bäche herauf, hellen Kies suchend für seine Nachkommenschaft; der schwerfällige Karpfe, der glatte Aal und manche andere gemeinere Fischart lebten in dem Gewässer. Das Wildschwein fand sich häufiger als jetzt der Hase; in Rudeln strich das Reh durch den Wald, weidete auf den Fluren; stolze Hirsche brachen durch die Büsche, schwammen durch die Flüsse, verschwanden, wenn Hunde an sie setzten, in des Juras dunklen Klüften. An Wild und Fischen hatte also Frau Grimhilde nicht Mangel, auch das Holz, sie zu kochen, brauchte sie nicht zu sparen. Auch war sie nicht gezwungen, selbst zu fischen und zu jagen, das that Jürg, der Knecht, der einzige dienstbare Geist, welcher ihr übrig geblieben war. Früher war er Geselle des Ritters gewesen, seither Alles in Allem geworden: Burgvogt, Jägermeister, Fischverwalter, Erzieher, Waffenmeister, und wenn

sie eine Kuh hatten, so war er es, der sie fütterte und molk.

In Kurt, dem Junker, wuchs ihm ein immer tüchtigerer Gehülfe zu. Kurt war ein Kind der freien Luft, gutmüthig von Natur, aber nichts als Jäger und Fischer fast von der Mutter Brust weg; was er mit List und Gewalt erbeuten konnte war sein, Beute zu machen so viel möglich ward ihm zur Religion, eine andere hatte er nicht. Von Schreiben und Rechnen wußte er nichts, es waren damals noch keine Schulmeister in Koppigen. Kurt war Jürgens Freude, dagegen der Gegenstand von der Mutter Schelten; zerfallen mit der ganzen Welt, goß sie die Galle darüber über die nächste Umgebung aus wie üblich. Wie einem armen Weibe Erdäpfelsuppe lästig wird, wenn es drei Mal im Tage Erdäpfelsuppe essen soll, so hatte es Frau Grimhilde mit Fischen und Wildpret. Der arme Junker Kurt mochte seiner Mutter bringen was er wollte, den fettesten Rehbock, den schönsten Salm, die Mutter schalt ihn aus. Der leibeigene Junge konnte seiner Mutter das Gleiche bringen trotz allen adeligen Rechten, denn wo keine Gewalt mehr ist, da hören auch alle Rechte auf. Kurt hätte Lust gehabt gegen seine Mutter sich zu empören, aber das war eine gewaltige Frau; erst beugte er sich ihrem Arm, später ihrem Geiste, sie regierte ihn wie ein Bärenführer seine Bären: sie knurren wohl und tanzen doch. Dagegen ward Jürg sein Freund. Derselbe liebte ihn als den Sohn seines Herrn, behandelte ihn mit dem Respekt eines Knechtes und unterrichtete Kurt in allem was er liebte und stärkte ihn täglich im Glauben, daß erlaubt sei alles, wozu man gelangen könne mit List oder Gewalt. Dieser Unterricht bewährte sich als sehr naturgemäß; Kurt faßte ihn mit der größten Leichtigkeit und übte sich darin mit der größten Freudigkeit. Es entwickelte sich in ihm ein gewaltiger Körperbau, er wagte sich täglich an gefährlichere Thiere, dem Wildschwein ward sein Spieß gefährlich, dem Bären ging er nicht mehr aus

dem Wege, aber freundliche Worte erbeutete er deſſwegen von ſeiner Mutter nicht.

Eines Tages hatte man in Koppigen eine ſeltene Erſcheinung: ein Hauſirer ſtand unterm Thore und bot ſeine Waare feil, Schmuckſachen für hohe und niedere Weiber. Frau Grimhilde beſah ſich die Herrlichkeiten mit funkelnden Augen, und als ſie ſich endlich von ihnen losreißen mußte, weil ſie kein Geld hatte, ſchoſſen ihre Augen tödtliche Blitze. Als der Hauſirer die leeren Hände und die glühenden Augen ſah, machte er, daß er fortkam, dachte, da ſei er zum letzten Male geweſen. Er hatte Recht, doch nicht ſo wie er es meinte, denn nicht lange ging's, kam Kurt mit dem ganzen Kram des Hauſirers wieder zum Thore herein. Er hatte der Mutter Gier geſehen und gedacht, wenn je, ſo ſei jetzt die Gelegenheit ihr Freude zu machen und gute Worte abzugewinnen, und im nächſten Buſche erſchoß er mit der Armbruſt den Hauſirer. Er hatte Recht gehabt, die Mutter hatte Freude, lobte ihn, es war ihr, als breche ein junger Tag für ſie an, an welchem ſich verwirklichen würden ihre bereits verblichenen Träume von Glanz und Reichthum. Für ſie waren die Tage des geſelligen Verkehrs, wo man ſich gerne ſchmückt, gerne prangt mit ſeiner Leibesgeſtalt, vorüber und die Tage waren Frau Grimhilde gekommen, wo der Menſch gerne das Sammeln beginnt in immer ängſtlicherer Haſt, als ob er Leib und Seele vom Tode freikaufen könnte. Sie verſchloß daher die neuen Schätze in alte Truhen, welche ſeit undenklichen Zeiten leer geſtanden, ermunterte zum entſchiedenen Fortſchritt auf der begonnenen Laufbahn. Jürg war damit vollkommen einverſtanden; auch ihm war durch Kurts unerwartete Heldenthat ein Licht aufgegangen; ein neues Leben mit ſeinen alten Knochen zu beginnen, hoffte auch er. Die allergrößte Freude hatte jedoch Kurt ſelbſt; hatte er es doch einmal der Mutter recht gemacht, hatte er doch jetzt den Anfang gemacht, mächtig und reich zu werden! Von Gewiſſens-

biſſen war begreiflich keine Rede, Liſt und Gewalt üben war ja ſein Gottesdienſt!

Die Ausführung hatte jedoch ihre Schwierigkeit: die Gegend um Koppigen war arm und öde, doch liefen zwei Straßen nicht ferne dabei vorbei. Die eine etwa eine Stunde entfernt, führte von Burgdorf in's Aargau, die andere, viel näher noch bei Koppigen, von Burgdorf auf Solothurn. Dieſe Straßen waren nicht unbeſucht, manch reicher Fang ließ darauf ſich thun, aber das Ding war gefährlich. Den Grafen im Lande war an der Sicherheit der Straßen viel gelegen, ſie hatten den Nutzen davon, und wenn auf denſelben geraubt werden mußte, wollten ſie es ſelbſt thun; nun iſt's kitzelig Mächtigen in's Handwerk zu greifen. Wäre es bekannt geworden, der junge Koppigen mache die Straße unſicher, ſein Leben wäre verfallen geweſen, ſein Schlößlein geſchleift worden, und ſeine Mutter hätte zuſehen können, wo ſie einen ruhigen Platz zum Sterben finde. Kurt hatte auch kein ſchnelles Roß, um zu erſcheinen und zu verſchwinden wie ein Blitz; er mußte wie ein gemeiner Räuber zu Fuß ſich verſuchen. Das that denn auch der wilde Junge mit Luſt und Geſchick; anfangs begleitete ihn wohl der alte Jürg, half ihm aus oder führte die Verfolger auf falſche Fährte, aber allmählig ward ihm dieſes Leben zu Fuße beſchwerlich. Frau Grimhilde entbehrte ihn nicht gerne, dem raſchen Kurt war der Alte oft zu langſam, daß er je länger je lieber allein ging. Er wäre ein ſchöner Jägerjunge geweſen, an welchem ſelbſt Diana, die heidniſche Göttin der Jagd, Freude gehabt, wenn ſie noch gelebt hätte, wenn er manierlich geſchoren und gewaſchen geweſen wäre, aber abſichtlich geſchwärzt und von Natur behaart glich er eher einem Waldteufel als einem Menſchen. So ſtrich er mehr als halbwild Tage, Wochen herum, bis er Beute fand zum Heimbringen. Er trieb ſich zwiſchen Solothurn und Büren, zwiſchen Solothurn und dem Aargau, zwiſchen dem Aargau und Burgdorf herum,

kannte alle Wildwege durch Wald und Sumpf, aber spärlich war doch seine Beute; das Beste durfte er nie fassen, weil nach dem Werth der Waare dieselbe bewacht und beschirmt war. Er wagte sich wohl an zwei, sprang, wenn der erste vom Bolzen der Armbrust fiel, auf den zweiten mit der Keule ein, aber zu solchem fand die Gelegenheit sich selten, und oft bei der größten Gefahr war die Beute am kleinsten. Damals war gar viel herrenloses Gesindel im Lande, das unstät lebte und so gut als möglich vom Raube. Mit solchem mußte Kurt bekannt werden; er wurde es zuerst mit dem Speer in der Hand, als ein halbes Dutzend wilder Gesellen aus einem Busche sprangen, um mit ihm eine von ihm erlegte Beute zu theilen. Aber wie Gleiches und Gleiches sich gerne gesellt, wurde bald der Friede vermittelt und gute Bekanntschaft gemacht.

Das Leben in der neuen Genossenschaft machte Kurt glücklich, gefiel ihm unendlich; nun hatte er Zeugen seiner Heldenthaten, die hoch zu rühmen wußten, was er vollbrachte, und gar sehr vervielfältigten sich die Gelegenheiten zu denselben, da mit Mehreren mehr zu unternehmen war und weit in der Runde ihnen alles verkundschaftet wurde. Dann ward in Klüften und Wäldern reich getafelt, mit wilden Dirnen ein wildes Spiel getrieben und war man dessen satt, mit den Männern um die Beute gewürfelt. Das war ein ander Leben im weiten Wald bei lustigen Dirnen, als im engen Schlößlein zu Koppigen bei der keifenden Mutter; darum sah man ihn auch immer seltener im engen Schlößlein.

Diesem hätte Frau Grimhilde eben so viel nicht nachgefragt, aber Kurt kam auch mit immer leereren Händen; das war, was ihr Kurt's Leben mißfallen ließ. Er wurde in der Theilung betrogen und verlor am Ende noch in dem doppelten Spiele das Wenige, was ihm zugefallen war; darum hatte sie ihn nicht zum gemeinen Räuber gerathen lassen, wo sie nichts hatte davon und Kurt auch nichts, als die einför-

mige Aussicht auf einen simplen Galgen. Auch Jürg, dem Knecht, war dieses Leben nicht recht, so hatte er es doch nicht gemeint, als er anfänglich dazu die Hand bot; er war einer der Knechte, welche am Hause hängen fast eben so sehr als am Herrn, welche alles dran setzen, des Hauses Glanz zu mehren, seinen Verfall zu wenden. Im Räuberleben sah er nichts Unrechtes, aber da hatte es der Vater doch anders getrieben als der Sohn, nicht als ein Buschschleicher, sondern auf ritterliche Weise zu Roß mit Schwert und Lanze und er, Jürge, hintendrein, nicht viel geringer anzusehen als der Ritter selbst. Daß das Schloß zu Koppigen nichts Besseres werden solle als eine gemeine Räuberhöhle, in die und aus welcher man leise zu Fuße schlich, wie die Maus aus ihrem Loche, so hatte er es sich nicht gedacht, das wollte nicht in seinen alten Kopf. Frau Grimhilde schalt, Jürg bat, aber nun hatte Kurt seinen Kopf und keinen Glauben zu Mutter und Knecht. Das neue Leben in der wilden Gesellschaft gefiel ihm allzu wohl, ein lustigeres hatte er nicht erlebt, was fragte er der Zukunft nach, da er so lustig lebte, was fragte er Koppigen nach, da es so lustig war im weiten grünen Walde! Je mehr man ihn mit solchem Gerede plagte, desto weniger kam er heim, es ging ehedem accurat wie heute.

Es kam der Herbst und mit ihm ein Markt zu Solothurn. Dort wohnte von je ein lustiges Volk, welches sein wahres Leben mehr außerhalb des Hauses als im Hause selbst hatte, lieber Gast war, als Gäste hatte, darum, wer lustig leben wollte, im lustigen Solothurn zahlreich an den Märkten sich fand, wo man die weiten Herbergen voll Lustbarkeit und Solothurner fand. Begreiflich waren für Kurt und seine Freunde solche Tage, was Schweinemetzgen für Krähen ist im Winter. Von weitem her kommen die schwarzen Vögel geflogen, sobald ein Schwein zu seufzen und zu schreien beginnt; von weitem sperren sie die Schnäbel auf nach Schweinefleisch und Blut. Mit den Männern kommen die Dirnen gezogen,

die jungen als Lockvögel, die alten als Spürhunde, durch den Markt streifen sie, wie die Schwalben fliegen durch die Luft nach Beute. Da findet sich viel Gesindel zusammen, wie von allen Winden zusammengetragen, und kennt sich von weitem Da giebt es viele Concurrenz, findet sich alte Liebe, entsteht neuer Haß; was man des Tags gemeinsam erbeutet, zerstört man des Nachts in wildem Streite. Kurt war auch dort, verließ aber bald die Stadt. Bestmöglichst hatte er sich unkenntlich gemacht, doch sah er bekannte Augen, welchen er ebenfalls bekannt vorzukommen schien. Zudem ärgerte ihn das fremde Gesindel aus dem Buchsgau herauf und von den Ufern der Ergolz her. Dasselbe war vertraut mit seinen Bekannten, behandelte ihn aber gröblich und schnöde. Kurt hatte noch nicht die Weise der Erfahrenen, welche sich alsbald und unmittelbar Respekt zu verschaffen wissen. Ihm schien, seine alten Freunde thäten nicht das Gehörige, ihm zum Respekt zu verhelfen. Zudem schienen ihm ihre Dirnen dem Bangah, so hießen die von der Ergolz her ihr jeweiliges Haupt, überflüssige Aufmerksamkeit zu erweisen. Es war ein Bursche von schlüpfrigem Ansehen mit weitem Maul und schlechten Gliedern. Kurt hätte ihn gerne zwischen seine Finger genommen, denn ihn plagte Eifersucht von allen Sorten, aber Solothurn war zu nahe bei Koppigen, sein Incognito durfte er nicht gefährden.

Mißmuthig marschirte er nach Subigen, wo sie zwischen Wald und Sumpf eine sichere Stätte hatten, wohin nach der Abrede zunächst die Beute des Marktes geschleppt werden sollte. Groll in wildem Gemüthe kommt gar gewaltig in Gährung in der Einsamkeit, rumpelt und poltert dumpf wie eine Gewitterwolke am fernen Horizont, bis er endlich loskracht und Feuer speit. Nach und nach fanden sich einzelne Glieder ihrer Bande ein; da Kurt mürrisch that, thaten sie ebenfalls nicht höflich mit ihm. Dies hielt Kurt für absichtliche Verhöhnung, für eine allgemeine Verschwörung gegen sich.

Als es dunkel ward, ſchlüpften Dirnen herbei, hinter ihnen her der Bangah und hinter dem Bangah eine anſehnliche Portion Wein, um welche er des Pfaffen Köchin zu Kriegsſtetten erleichtert hatte. Nun kam Feuer in's Pulverfaß. Wegen Kurt's Unliebenswürdigkeit und anfechtigem Weſen und weil am Ende Gleiches und Gleiches zuſammenhält, die Niederen nicht ungern die Gelegenheit ergreifen, ſich zuſammenzuthun gegen einen Höheren, wenn auch nur für Augenblicke, waren Alle gegen ihn, erſt mit Worten, dann handgreiflich, bis Kurt das Bewußtſein ſchwand. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war es Tag, einſam um ihn, er wußte lange nicht, war er auf Erden oder des Teufels. Ganz natürlich ſchienen ihm Buſch und Bäume, aber Kopf und Glieder brannten ihn mit dem Feuer, mit welchem nach dem Glauben, welchen Kurt oft verlacht, der Teufel die ihm Zugefallenen brennen ſoll. Curios dünkte ihm, daß er einſam ſei. Wär's die Hölle, dachte er, müßten Viele da ſein, der Bangah namentlich, ein viel gräulicherer Sünder als er. Da kam es ihm endlich, daß er noch im Subiger Walde ſei, aber zum Tode matt und daß Wunden ihn brannten, als wäre hölliſches Feuer darin. Nach und nach kam ihm das Gedächtniß wieder; neu loderte in ihm der Zorn auf, ein Glück war's, daß er an niemand ihn auslaſſen konnte, aber für immer ſchwur er der alten Geſellſchaft ab, ſchwur ihr Rache nach ſeinen Kräften. Der Durſt trieb ihn auf, mühſam ſchleppte er ſich zu einem der vielen Bäche, ſtärkte ſich und wuſch ſich rein. Er mußte heim, doch nicht gern kam er mit leeren Händen, und daß man ſeinen Antheil an der Beute ihm nicht hatte liegen laſſen, verſteht ſich. Kurt knurrte wohl gegen die Mutter, aber innerlich hatte er doch großen Reſpekt vor ihr. Wenn die Mutter ein räs reſolut Weib iſt, ihre Zunge zu handhaben weiß in Hohn und Zorn wie einen zweiſchneidenden Dolch, ſo hat ein Sohn, wie ſtark und wild er auch wird, Furcht und Bangen vor der Mutter. Es iſt ſeltſam und doch

ſo, daß man die Gewalt über die Söhne viel öfter bei den Müttern als bei den Vätern findet.

Es war Herbſt, die Faſtnachtszeit des Wildes im Walde, denn da ſchüttelt ihnen die milde Hand, welche ſich aufthut jeglicher Kreatur, wahre Herrenfreſſen von der mächtigen Eiche und der rothbelaubten Buche, die ein Ausſehen hat wie ein alter Ritter, der ſein Antlitz täglich von früh bis ſpät mit Rheinwein feucht erhalten hat. Auch that ſich das Wild gütlich in Laub und Gras. Zahlreich, faſt wie die Heuſchrecken, flatterten die wilden Tauben in den reichbehängten Aeſten, und kühn und trotzig führten die alten Schweine die jungen ſpazieren unter die wohlbekannten großgeäſteten Bäume. So wild Kurt war, ſo leiſe konnte er gleiten durch der Wälder Schatten, wenn er etwas beſchleichen wollte. Ein altes Schwein that mit einem Rudel Jungen unter einer großen Buche ſich gütlich. Kurt's Speer warf ein Thier nieder, über dem Geräuſch erſchrack der Haufe, rannte weiter, die Alte mit. Daß ein Junges fehle, merkte ſie nicht.

Kurt war von je nicht gewohnt, nach Gränzſteinen ſich umzuſehen, in ſeiner gegenwärtigen Stimmung that er es vollends nicht; daß er in des Herrn von Halten Gebiet war und zunächſt ſeinem Schlößlein, achtete er nicht. Der Herr von Halten war ein ehrbarer Mann, aber ſo eine Art von Nachthaube, wie man heutzutage ſagen würde, er dachte nicht viel, that nicht viel, aß und trank deſto mehr und ſo gut wie er es haben konnte, doch war er leider auch bloß gleichſam vornehm, aber nicht reich. Seine zahlreichſte Habe waren neun Töchterlein, die um ſo vornehmer thaten, je ärmer ſie wurden, und um ſo ſpröder ſich geberdeten, je lieber ſie einen Mann gehabt. Sie waren nicht ſo arm wie die von Koppigen, ſie hatten noch Pferde und Kühe, ſie ſpotteten daher grimmig über die von Koppigen, und doch wäre unter allen Neun vielleicht nicht eine zu finden geweſen, welche es verſchmäht hätte, Frau von Koppigen zu werden; daß es keine

ward, lag bloß daran, daß Kurt nicht von ferne daran dachte, eine Frau zu nehmen. Sie waren auch im Walde, lasen ebenfalls Buchnüsse zusammen, um Oel zu pressen zu ihren Lämplein, welche sie brennen mußten zur Winterszeit in ihrem dunkeln Schlößlein, das noch heutzutage zu sehen ist.

In diese hinein lief Kurt unversehens mit dem jungen Schweine auf der Achsel. Es ging den Fräulein fast wie dem alten Schweine und seinen Jungen, sie wollten davon laufen, als sie den Burschen erblickten, so wild und wüst anzusehen. Aber alsbald sahen sie, daß es Kurt ging wie ihnen, daß er lieber einige hundert Schritte weiter wäre als mitten unter ihnen. Denn so viel hatte er doch von einem Rittersohn, daß er sich schämte unter den benachbarten Fräulein zu erscheinen in solchem Aufzug wie ein Räuber und als Wilddieb. Trotzig und stumm ging er vorüber, sie aber höhnten hinter ihm her, manch bitteres Wort kam bis zu seinem Ohre, klebte sich an seine Seele einer Klette gleich, welche man nicht wieder los werden kann. Es juckte ihm die Hand den Speer unter die Fräulein zu werfen, wie früher unter die Schweine, doch hatte er so viel Verstand, dem Gelüste zu wehren, denn so viel Macht hatte der Herr von Halten noch, daß er einen solchen Frevel blutig und mit der Zerstörung von Koppigen hätte rächen können.

Aber jetzt kam ihm, was Jürg und die Mutter ihm längst gesagt hatten, es war als hätte man ihm ganz andere Augen eingesetzt. Er begriff, wie nichtsnutzig ein Bursche sei, der von Gesindel, von einem Bangah sich mußte schlagen, von Weibern höhnen lassen, was ein Leben sei in solcher Schmach und wie weit es führe, wenn man zur Noth als Beute vieler Tage ein junges Schwein nach Hause bringe. Und als er nun heim kam, die Mutter ihn schalt, Jürg ärgerlich und traurig sich von ihm wandte, da ward Kurt gar elend im Gemüthe, fast wäre ihm das Weinen gekommen, er verdrückte es wohl, aber da saß es innerlich. Wie finstere Wolken am

Himmel jagen und ſtreiten, bis endlich ein Gewitter ſich geballt hat und losbricht, ſo ſtürmten ſeine Gedanken durch die Seele, bis der Entſchluß ſich feſtgeſtellt, ein anderes Leben zu verſuchen, ein ritterliches, ſo weit es ihm möglich, um auf dieſer Bahn wieder zu Geld und Ehren zu kommen. Als er einmal recht wußte was er wollte, theilte er es Jürgen mit. Der hatte große Freude, zog die Schleußen ſeines Gedächtniſſes auf und erzählte Tage lang von alten Heldenthaten, von Ehren und Reichthümern, von Schlöſſern und Turnieren, von Kriegsliſten und Fräulein.

Was Kurt des Tags gehört, träumte er des Nachts und erwachte am Morgen mit heißem Verlangen auszuführen, was er geträumt. Mit großem Eifer ſchleppten ſie aus allen Winkeln altes Rüſtzeug zuſammen, feilten und nagelten, bis ſie ſo gleichſam eine neue Rüſtung hatten, putzten einen verroſteten Schild neu auf und ſchliffen ein altes Schwert. Wenn Kurt zur Uebung dieſe Rüſtung getragen hatte, den Tag über mit dem Schwerte Aeſte von den Bäumen gehauen und Jürg mit einer Axt tapfer auf den Schild gehämmert hatte, ſo hatte Kurt des Nachts um ſo wildere Träume, fuhr als ein großer Kriegsheld in der Welt herum, baute ein großes Schloß und im Schloß ein tiefes ſchauerliches Verließ, in das Verließ warf er alle neun Fräulein von Halten und fütterte ſie ihr Lebenlang mit alten Buchnüſſen und ſchwarzen Eicheln.

Das waren ſo kurzweilige Mittel, einen langen Winter zu verkürzen, daß mancher laichende Lachs mit dem Leben wieder zur Aar und von da weiter kam, ſtatt in Koppigen verſpeiſt zu werden, mancher Eber die nächſten Eicheln noch erlebte und Wölfe ungeſtraft brüllten in der Nähe.

Endlich dämmerte der Frühling, die günſtige Zeit dem Glück entgegenzureiten nahte. Der Junker war fertig genagelt und gefeilt, ſogar ziemlich eingehauen, nur eins fehlte um auszureiten und welches in der That für jemand, der

ausreiten will, von ziemlicher Bedeutung iſt, ein Pferd nämlich. Vor alten Zeiten waren Pferde in Koppigen geweſen, aber längſt den Weg alles Fleiſches gegangen, andere zu kaufen hatte man kein Geld, ſie zu ſtehlen war die Gefahr größer als bis dahin das Bedürfniß. Jetzt war das Bedürfniß da, und wenn Kurt gleich mit dem Raub weiter ritt in die weite Welt hinaus, die Gefahr nicht groß. Jetzt war Noth an Mann, jetzt mußte eins geſtohlen werden, ohne Roß konnte begreiflich der Junker nicht ausreiten die Welt zu erobern. Guter Rath war theuer, denn zum Pferdeſtehlen war die Zeit gar zu ungünſtig. Bekanntlich ſtiehlt man Pferde am leichteſten von der Weide, aus wohlverwahrten Ställen, aber in aller Stille einen Hengſt zu bringen von bekannten Stuten weg und mit unbekannten Händen iſt ein vermeſſenes Stücklein.

Gern hätte Jürg für ſeinen Zögling einen rechten Staatshengſt gehabt, einen Ausbund mit Brüllen, Schlagen und Beißen, aber ſolche Hengſte ſind eben ſchwer zu ſtehlen, noch ſchwerer zu reiten, und in dieſem war leider Kurt kein Ausbund. Lange ſpionirte Jürg im Lande herum nach etwas Dienlichem für einen armen Junker, ſtöberte endlich einen Kloſterhengſt auf, welchem bei einem Kloſtermeier das Gnadenbrod gegeben wurde, der es ſicher zu haben glaubte, dort ſein Leben in Ruhe verbringen zu können. Es iſt aber halt alles ungewiß in der Welt, wie ſicher man ſich auch geſtellt glaubt.

In einer dunkeln ſtürmiſchen Nacht verſchwand der Hengſt aus des Meiers Stall, der Meier ließ ſich nie ausreden, daß nicht der Teufel den Hengſt geholt. Ohne Brüllen und Beißen hätte der ſich nicht abführen laſſen von menſchlichen Händen, behauptete der Meier. Der Meier dachte nicht an ſeinen Kloſterſchlaf, der ſo dick war wie der Vorhang vor dem Allerheiligſten im Tempel zu Jeruſalem und ſieben Mal dicker als der Schlaf des Holofernes, der bekanntlich auch erſt merkte

was Trumpf war, als Judith ihm den Kopf bereits vom Halse gestohlen hatte.

Nun war Kurts Abreise unvermeidlich. Der alte Hengst brüllte gar gewaltiglich, als man ihn in Koppigen installiren wollte, erregte dadurch Aufsehen ringsum. Unter den Erlenstöcken hervor schossen die Wasserhühner, streckten neugierig ihre Hälse über das Wasser empor, die Enten flogen auf mit schwerem Flügelschlag und schossen einem entfernten Wasser zu. Die Rehe sprangen auf und horchten mit zitternden Beinchen, was die ungewohnten Töne zu bedeuten hätten, das wilde Schwein grunzte zornig, daß in seinem Revier ein neues Schwein ihn's störe. Zwei alte Jagdhunde aber sprangen auf, heulten gar herzinniglich und wedelten auf das zärtlichste mit ihren kurzen Schwänzen über die heimeligen, so lange nicht gehörten Töne, welche sie an die Herrlichkeit vergangener Tage erinnerten.

Doch nicht bloß Hühner und Rehe kamen in Verlegenheit und in Zorn das wilde Schwein, denn zorniger als das Schwein ward die alte Grimhilde und verlegener als Reh und Huhn Jürg und Kurt. Zornig war Grimhilde, als sie sah, daß es Ernst war mit Kurts Einfall in die Welt. Sie hatte es wie viele Eltern, sie betrachtete die Kräfte, welche sie genährt und erzogen als ihr Eigenthum, über welches sie allein verfügen, allein es nutzen konnte. Wenn Kurt fortginge, wie sollte sie es machen können? Mit ihm entwich aus dem Hause die rüstige Kraft, was sollte sie beginnen allein mit dem alten Jürgen? Der schaffte ihr kaum genug Nahrung, geschweige daß er ihr Beiträge lieferte für ihre Truhen, wie sie sich deren von Kurt zu erfreuen gehabt. Früher, als Kurts Fahrt bloß so ein Gedanke oder wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt eine Idee war, fand sie dieselbe beides, prächtig und zeitmäßig, jetzt, da sie in Wirklichkeit treten, verkörpert werden, ihre Selbstsucht Opfer bringen sollte, empörte sich der kurze Sinn, welcher gerne beim

Alten wohnt, welcher alle Tage das Gewohnte haben will. Da ſchrie ſie als ob man ſie am Meſſer hätte. Es ging halt nicht anders als es oft geht, daß, was von weitem prächtig, in der Nähe häßlich iſt, daß herrliche Ideen und Theorien in der Ausführung abſcheulich werden oder auch wiederum nur abſcheulich ſcheinen.

So belferte Grimhilde gar bitterlich und doch war nicht dieſes Belfern der Hauptgrund der Verlegenheit der beiden Andern. Man war deſſen gewohnt, Jürg ſagte, ſie hätte es immer ſo gemacht und doch niemanden jemals Plätzen damit abgeſprengt. Aber es ging ihnen wie der Grimhilde, ſie erfuhren, daß einen Gedanken faſſen und denſelben ausführen zwei ganz verſchiedene Dinge ſind. Wohin ſollte Kurt reiten und zu wem? Sie fühlten jetzt, was eine Menge Eltern nicht denken, ſondern erſt fühlen, wenn ſie ihre Kinder in die Welt ſchicken wollen, den Mangel an ehrbarer gewichtiger Bekanntſchaft nämlich. Kommode wäre es geweſen, wenn er ſo geradezu auf einen Edelſitz hätte reiten und ſagen können: „Bon joor mit einander! ich bin der Kurt von Koppigen, Vater und Mutter laſſen grüßen und ſagen, es wäre ihnen anſtändig, wenn ihr mich eine Weile behieltet und mir in der Welt forthülfet; ich bin ein tüchtig Stück Menſch, gereuen wird es euch nicht.“ Aber das konnte leider Kurt nicht, ſein Name war keine Empfehlung, ſein Vater geſtorben, ſeine Mutter aller Bekanntſchaft abgeſtorben, weil eben Alle dieſen Namen lieber gar nicht mehr hörten. Sie konnten alſo keinen Hafen in's Auge faſſen, in welchem Kurt zu landen hätte, ſie hatten bloß die Wahl zwiſchen den vier Weltgegenden, die ſind weit, aber eben das war's, was ſie in Verlegenheit ſetzte.

Damals war es eine ſchöne Zeit für junge und alte Freibolde oder Freiſchärler, wie man ſie jetzt nennen würde, für Leute, welche im Recht des Stärkeren ihr Heil ſuchten und ein Leben auf Koſten Anderer. Einſt war kein König in Iſrael, jeder that, was ihm wohlgefiel, ſo ſteht's geſchrie-

ben, ungefähr ſo war es damals in Deutſchland. Kein Kaiſer war da, welcher Ordnung hielt, jeder lebte, ſo lange es ging, auf eigene Fauſt.

Kaiſer Friedrich war ein hochgeſinnter Mann und gewaltiger Held geweſen, aber über ſeiner Zeit und ſeinen Kräften lag, was er wollte. Den Papſt wollte er unter dem Kaiſer, die Kirche unter dem Reiche haben, wollte über alle Fürſtenkronen die kaiſerliche ſetzen und in des Kaiſers Hand die Kräfte ſämmtlicher Fürſten Deutſchlands vereinigen. Mit Kühnheit und Kraft rang er nach dieſem Ziele. Aber wie ein edles Pferd durch Weſpen und Hornifſen zu Tode gehetzt werden kann, ſo kann der größte Held kleineren Feinden erliegen, wenn ſie ihn unabläſſig hetzen, nimmer zur Ruhe kommen laſſen. Für ſolche Feinde ſorgten die Päpſte, wandelten ſogar in ſolche des Kaiſers Söhne um, brannten in Deutſchland das Feuer des Aufruhrs an, wenn der Kaiſer in Italien war; eilte derſelbe nach Deutſchland, ſo ſtand alsbald Italien in Flammen. Nach dem Höchſten ſtrebte Friedrich und erreichte Weniges, kaum einen ruhigen Tod, kaum ein geweihtes Grab.

Nach ſeinem Tode ging es wild und frei zu in Deutſchland, d. h. es ging drunter und drüber, überall Streit und Fehde, keiner mächtig genug, die losgelaſſenen Kräfte zu binden und Frieden zu machen. Wem das Schickſal wollte, wer das Fiſchen im Trüben verſtand, dem konnte leicht ein prächtiger Fang gelingen. Im Weſten dagegen war mehr Zucht und Ordnung, war ein geregeltes Leben. Die Städte übten ihre Macht, Ordnung war das Element ihres Gedeihens. In Berns Bärenklauen zu kommen, war nicht gerathen. Freiburg ſorgte ebenfalls für Sicherheit nach ſeinen Kräften, und des Landes große Grafen mußten einigermaßen auf Ordnung halten um der Städte willen. Nach langem Bedenken kalkulirte daher Jürg, der Weg nach Oſten, dem freien Deutſchland zu, möchte am ſicherſten und ſchnellſten zu Geld und Ehren führen; das Land hinunter ſollte Kurt alſo reiten, ſo-

bald vorüber war die Faſtenzeit ſammt dem Oſterfeſte. Nicht daß ſie ſich um die Faſten kümmerten, ſie aßen das ganze Jahr durch, was ſie hatten und zwar ohne Dispens, ebenſowenig um Oſtern. Sie bedurften keinen Erlöſer, da ſie keine andere Sünde kannten, als einen Fang ſich entgehen zu laſſen, den ſie hätten machen ſollen; da ſie geſchickte Leute waren, ſo begingen ſie dieſe Sünde ſelten, und geſchah es einmal, ſo machten ſie dieſelbe alsbald durch verdoppelte Anſtrengung wieder gut. Oſtern bezeichnete ihnen bloß den Frühlingsanfang. Schon glaubte Frau Grimhilde, der Plan ſei aufgegeben, und ärgerte ſich bitterlich über den Hengſt, der ſie gefährde und nichts nütze.

Ein ſchöner Aprilmorgen war es, als Kurt eine doppelte Portion Hafermuß, zu welchem der Hafer nicht auf ihren Feldern gewachſen war, verzehrte, ein gewaltig Stück Fleiſch verſchlang, denn er wußte nicht, wann er wieder zum Eſſen kam; Jürg ſattelte ihm den Hengſt, es war der Tag des Aufbruches. Als er gegeſſen hatte, im Nothfalle für einige Tage, kündete er der Mutter ſeine Abfahrt an. Potz blind blau, wie ſoderte die Frau, ſpie Feuer und Flammen und ſagte, wer Meiſter ſei im Schlößchen. Kurt der Gewaltige ſchlotterte und wäre daheim geblieben, aber Jürg war nicht auf den Kopf gefallen, er ſagte, ſein erſchlagener Herr wolle es, daß Kurt fortreite, er ſehe ihn täglich im Stalle. Wenn die Frau es verhindere, ſo müſſe ſie ſich gefaßt machen, was geſchehe, er für ſich wolle keine Schuld haben, aber wenn er was zu rathen hätte, ſo ſolle Kurt machen, daß er fortkomme; Frau Grimhilde war nun nicht die, welche von ihrem Willen alsbald abſtand, welche zugab, ſie fürchte ſich vor irgend einem Mann, ſei es ein Lebendiger oder ein Todter. Indeſſen brauchte ſie nicht Gewalt, ſchlug die Thore nicht zu, ließ Kurt ungefährdet ziehen. Als ſie ihn ſo ſtolz zu Roſſe ſah, ſah, wie ſeine mächtige Geſtalt faſt das Thor füllte, da kamen plötzlich mütterliche Gefühle über ſie; wenn er nicht wiederkommen

würde, dachte sie, und heiß schoß es ihr in die Augen. Unglücklicherweise hüpfte ein alter Rabe ihr um die Füße, der ward zum Sündenbock, erhielt einen Fußtritt, der ihn lähmte; denn wenn eine Grimhilde weich wird, so folgt alsbald der Zorn, und herhalten muß, wer zuerst in Schußweite kommt.

Als hoch zu Roß der große Kurt durch's enge Thörchen ritt, schwellte Stolz seine breite Brust, stolz sah Jürg ihm nach, stolz fast wie ein Schneider, wenn er an einem Löwen des Tages die Arbeit seiner Hände bewundert. Was werden sie draußen dazu sagen, wie wird die Welt sich wundern und nach dem Meister fragen? Accurat das Gleiche dachte auch Jürg. Verwundert schauten die Bewohner der verfallenen Hütten ihrem aufgeputzten Junker nach, wie wilde Katzen schlüpften nackte Kinder durch die Gebüsche, um zu erkunden, was das zu bedeuten hätte und wohin er wolle. Bei Kurt blieb der Stolz nicht lange das vorherrschende Gefühl. Sicher und wohlgemuth schritt er über die Erde, strich durch die Wälder, dürftig bedeckt, die Keule auf der Achsel, Bogen oder Speer in der Hand. Aber unheimlich ward es ihm auf dem alten Klosterhengst, die Lanze am Bügel, und unwohl in der steifen, starren, eisernen Rüstung. Wild und scheu ritt er langsam und mühsam das Land hinab und studirte im Schweiße seines Angesichts an der Lösung der Frage: was um sein Glück in der Welt zu machen zweckdienlicher sei, den Ersten, welcher ihm begegne, zu spießen oder demüthig ihn um Dienst zu bitten. Anfänger sind oft pedantisch und handeln gern nach vorgefaßten Grundsätzen, also entweder oder: entweder spießen oder entweder bitten. Erfahrene ziehen Umstände und Gelegenheit zu Rathe. Das Auftreten in der großen Welt hat immer seine Schwierigkeiten, wie keck sich Einer auch geberden mag in gewohnter engerer Umgebung. Gegenwärtig weiß man jungen Leuten die Sache ungemein zu erleichtern, man schickt sie ein Jahr in's Welschland oder thut sie ein halbes Jahr in eine Schreibstube, muntert sie zu einem

Schnauz auf und giebt ihnen einen Hakenſtock in die Hand, Stiefel an die Füße, dann kommt die Keckheit von ſelbſt und im Ueberfluß, wie Schilf im Sumpfe.

Das Land von Koppigen bis Seeberg war ihm ſo bekannt wie das Koppiger Schlößchen. Wenn er es früher durchſtreifte, erwartete er nichts Beſonderes als einen fetten Rehbock oder gar einen Hirſch, aber jetzt hoch zu Roß, abenteuerlich aufgeputzt, erwartete er auch abſonderliche Abenteuer, etwas ganz Neues. Mit der größten Spannung rückte er Schritt vor Schritt vor, in weiter Ferne glaubte er die ſeltſamſten Töne zu hören, Töne, wie ſie noch kein Menſch gehört, in der Nähe aber war alles accurat wie ſonſt. Wald und Wild und Waſſer und ſonſt nichts.

Endlich erblickte er durch Buchen die Burg von Seeberg, wo ein armer Junker hauſte mit einer halbwilden Familie. Er ſtellte die Lanze hoch, riß am Hengſt herum, machte ſich gewaltig im Sattel, hoffte von oben her angeblaſen und eingeladen zu werden als unbekannter Ritter und ſich dann zu zeigen als der ihnen wohlbekannte wilde Koppiger Junker. Aber ſtill blieb es oben, wahrſcheinlich war der Junker weder neugierig, noch hatte er überflüſſigen Proviant, vielleicht auch hatte ſein Weib Kopfweh oder Zahnweh oder war ſonſt nicht in gaſtlicher Stimmung. Er mußte fürbas und war ärgerlich.

Als er bald darauf das Schlößlein des Edelknechts von Oenz ſah, dachte er an Jürgens väterlichen Rath, nicht blöde zu ſein, ſondern kühn zu klopfen an's erſte beſte Thor, ehe der Hunger ihm über den Kopf wachſe. Deſſen hatte es zwar noch keine Gefahr, ſo weit von heim war er nicht, aber wußte er, was zwiſchen hier und dem nächſten Thore ihm begegnen konnte und wann er wieder zum Eſſen kam? Der Hengſt mußte ähnliche Gedanken wie ſein Reiter haben, er hob höher ſeine alten Beine, ſtieß ein fröhliches Gewieher aus, was dem Junker das Hornen vor verſchloſſenem Thore erſparte, denn als er zu ſelbigem kam, war es offen, im Hofe der Burgherr

bereit zu freundlichem Empfang. Der Edelknecht von Oenz gehörte freilich zum niedrigſten Adel, aber er hatte etwas, welches ſchon damals nicht unangenehm war, er hatte bedeutende Güter und drei ſchöne Töchter. Er war ein munterer luſtiger Mann, früher ein wackerer Haudegen, jetzt ein tapferer Trinker. Er brauchte die Sorgen ſich nicht über das Haupt wachſen zu laſſen, hatte Freude, wenn jemand kam und mit ihm trank, kam niemand, ſo trank er alleine oder ſuchte wackere Zecher auf, gleichviel, fand er ſie in Burgen oder Klöſtern.

Von Kurt hatte er allerlei munkeln gehört, denn wenn ſchon nicht alles an die Sonne kommt, ſo geſchieht doch wenig unter der Sonne, von dem man nicht Wind hat. Als er nun auch Kurts Schild, das Koppiger Zeichen, erkannte, wußte er, wen er vor ſich hatte, und als er ihn ſo ſeltſam ausſtaffirt auf ſeinem ſteifen Hengſte ſah und in Verlegenheit, wie und auf welcher Seite er herunter ſollte, da lachte er gar herzlich. Kurt wußte nicht, wie er es nehmen ſolle und ob etwa der Fall eingetreten ſei, nach dem Spieß zu greifen und mit dem Spießen den Anfang zu machen. Kurt war ein gewaltiger Bengel und hübſcher als häßlich, wenn er geſäubert geweſen und angezogen wie bräuchlich. Aber ſtruppicht ſah er aus dem alten Zeug heraus, wußte nicht, was mit ſeinen Gliedern machen, er glich eher einem jungen Waldthier als einem ehrbaren Menſchen. Der alte Herr ließ Kurt nicht zur Lanze kommen, ſondern ihm vom Pferde helfen und führte ihn freundlich zur Halle. Eine Halle von damals war bekanntlich kein Salon von heute, indeſſen ſah die von Oenz doch anders aus als die von Koppigen. Alles was Kurt darin ſah, kam ihm überſchwenglich üppig und reich vor. Wein wie hier hatte er noch keinen getrunken, von wegen der Herr von Oenz pflanzte ihn nicht ſelbſt an der erſten beſten Halde, ſondern ließ ihn ſich kommen vom Rheine her, vom Leman her, kurz allenthalben her, wo er was Gutes wußte und die Wege fahrbar

waren. In den Speisen war mehr Gewürz, als Frau Grimhilde in einem Jahre verbrauchte; die drei Töchter dagegen waren Mädchen accurat wie man sie noch frisch im Gebirge und im Lande findet, dieweil wohl alle Moden wechseln, Mieder bald kurz, bald lang, die größten Narrheiten bald hinten, bald vorn gesehen werden, die menschliche Natur dagegen die gleiche bleibt trotz allen Constitutionen und Schulmeistern. Kurt gefiel ihnen und doch saß ihnen der Spott in allen Zügen, sie schossen sich Blicke, sie kicherten, sie lachten ihn aus fast offenbar, kurz sie trieben es, wie noch heutzutage junge Mädchen es treiben, welche durch keine ernste Zucht in Schranken gehalten werden. Zu einer solchen nun war der gute Herr nicht geschickt, die Mutter ihnen frühe gestorben, sie hatte mit ihrem Mann treuherzig gezecht, bis sie die Zeche mit dem Leben bezahlen mußte.

Kurt mußte Bericht geben so gut er konnte, denn das Kichern von Mädchen ist einem jungen Redner nicht förderlich, von der Ursache seiner Erscheinung und seinem Vorhaben. Der alte Herr schüttelte bei seiner besseren Erfahrung den Kopf und sagte: „Du guter Junge meinst, das Glück sei gleich einer Wildsau, du braucheſt nichts als mit dem Speer zu werfen, so stecke es daran.“ Er bot ihm an, einige Zeit bei ihm zu bleiben, unterdessen wolle er ihm einen tüchtigen Waffenmeister suchen, der ihn zurüste zu einem tüchtigen Kämpfer.

Der junge Herr nahm begreiflich solche Reden schief, das Kichern der Mädchen noch schiefer; der schöne Wein, den er trank, als wäre er Schattenseite an der Glarner Seite gewachsen, da wo Schiefern und Schabzieger geboren werden, machte ihn am allerschiefsten, denn er machte eine Postur wie ein Schiff, welches nur auf eine Seite geladen hat, und dazu brauste ihm ein Muth durch die Adern, daß er mit seiner Lanze auf den Riesen Goliath losgefahren wäre. Er war also nicht zu halten, sondern pressirte fort und dachte bei sich, wenn er 'mal zurückkehre als vornehmer Ritter, so wolle er es den Mädchen eintreiben, daß sie seiner gedenken sollten.

Er hatte also bereits zwei Mädchenrudel auf dem Kerbholz zur einstigen Abrechnung. So ging es sicher schon manchem jungen ungeleckten Junker, und sicher mancher kriegte mehr als ein Dutzend auf das Kerbholz, ehe er standesgemäß geleckt war. Der Junker von Oenz hintersinnete sich deswegen nicht, er war nicht von denen einer, welche meinen, sie müßten alles erzwingen, sondern von denen einer, welche sich gleichmüthig drein schicken, wenn Andere was erzwingen. Er dachte bloß, er hätte Ursache Gott zu danken, daß er nicht des Junkers Nase sei, die werde was zu leiden haben in der Welt draußen, und wenn er sie 'mal halb heimbringe, so habe er von großem Glück zu sagen.

Das setzte aber noch was ab, ehe Kurt, der Schiefe, auf seinem Hengste saß und denselben zum Thore hinaus hatte. Dem Hengst hatte es hier gefallen; wahrscheinlich meinte er, für seine alten Beine sei die Tagereise hinlänglich groß gewesen, er drehte sich immer wieder dem Stalle zu statt dem Thore, und lautes Lachen vom Thurme her begleitete jedesmal des Hengstes sinniges Streben. Kurt ward immer zorniger, der Hengst immer eigensinniger; der Ausgang des Kampfes wäre bei Kurt's Ungeübtheit nicht zweifelhaft gewesen, aber der alte Herr fühlte Erbarmen, Knechte bugsirten Roß und und Reiter zum Thore hinaus und machten es zu. Da begriff endlich der Hengst woran er war und zottelte mißmuthig weiter St. Urban zu, welches der Herr von Oenz ihm zur Nachtherberge angerathen hatte. St. Urban war ein junges Kloster, aber bereits ein reiches; reich war es begabt worden, lag in der korn-, wild- und fischreichsten Gegend der Schweiz, noch jetzt wachsen um dasselbe herum die schönsten Edelkrebse von der Welt.

Das Kloster war zwei gute Stunden von Oenz, der Weg führte durch Wald und Sumpf, hie und da glitzerte ein kleiner See durch das junge Laub. Der Herr von Oenz war der Mönche guter Freund, jagte und tafelte oft mit

ihnen und nicht zu ihrem Schaden, er hatte eine offene Hand, war kein Schmarotzer und gehörte nicht zu den Strauchdieben, welche das Brandſchatzen von Wittwen, Waiſen, Klöſtern für eine Ehre halten und davon leben. Faſt hätte Kurt dieſen Nachmittag ein Abenteuer erlebt: eine wilde Jagd ſtob an ihm vorüber mit Hollah und Huſſaſa; wahrſcheinlich war es der Herr von Aarwangen mit ſeinen Geſellen. Die Letzten im Zuge, Stallbuben vermuthlich, ſpotteten im Vorbeifliegen des unbehülflichen, ſchwerfälligen Reiters, waren aber längſt entſchwunden, als Kurt die Lanze eingelegt, den Hengſt in mühſeligen Trab geſetzt hatte, überflüſſige Bewegung ſchien derſelbe nicht zu lieben; um ſo mehr wunderte ſich Kurt, als er bald darauf den Kopf aufwarf, die Naſe hoch in die Lüfte hielt, in fröhliches Gewieher ausbrach und einen ſtattlichen Galopp anſchlug. Der alte Burſche hatte das Kloſter gewittert und geberdete ſich faſt wie ein Hund, welcher in ferner Haft gehalten ſich losgeriſſen hat und die Nähe ſeines Herrn wittert. Die Mönche empfingen Kurt gaſtlich, warteten gut ihm auf mit Speiſe, Trank und Rath; ſie riethen ihm, gen Zürich ſich zu wenden, die Stadt liege mit ihren Nachbarn in beſtändiger Fehde, auf beiden Seiten ſei Hülfe willkommen, Sold und Beute reich. Die guten Ausſichten machten Kurt früh munter, heilgemuth und wohlgenährt wollte er zu Pferde weiter. Der Hengſt aber war anderer Meinung, wollte nicht vom Flecke, that wie wüthend mit Bocken, Beißen, Schlagen; er zeigte viel Geſinnung, weder mit Liebe noch mit Gewalt brachte man ihm eine andere Meinung bei, er hatte ſeinen Beruf erkannt, er begriff wo er hingehöre, da wollte er bleiben lebendig oder todt. Voll Zorn und ohne Rath ſtand Kurt da; die Knechte lachten, ſie riethen auf den wahren Grund und hatten ihre Freude dran. Die Mönche waren gute und verſtändige Menſchen, ſie begriffen, daß Kurt nicht den gleichen Beruf zum Kloſter hatte wie der Hengſt und es denn doch ein grober Zwang geweſen wäre, wenn

man ihm denſelben aufgedrungen hätte; ſie ſchenkten ihm einen tüchtigen Klepper, damit er in die Welt hinaus ſeinem Berufe nachreiten könne. Der Klepper paßte auch beſſer zu Kurt als der ſteife Hengſt; er war Stall und Kloſter ſatt, trug raſch und gern den Junker in's Freie, und der Junker fand ſich alle Tage beſſer im Sattel zurecht, fand aber keine Abenteuer und leer den Weg. Hie und da ſtießen ihm Geſtalten auf, welche ihm verdächtige Blicke zuwarfen oder ſcheu huſchten über den Weg; er begriff gleich was ſie trieben, ihn gelüſtete oft vom Klepper zu ſpringen und mit ihnen zu laufen. Das war doch ganz ein ander Leben im grünen Walde, auf keinen Weg beſchränkt, durch kein Geſetz gebunden ein freies Leben zu führen, als ſo unher zu traben, hie und da vor einer Burg zu harren, lange umſonſt, bis endlich ein graues Geſicht den Beſcheid brachte, der Ritter ſei nicht zu Hauſe und in ſeiner Abweſenheit öffne ſich die Burg nicht, ſo am Hungertuche nagen oder vorlieb nehmen zu müſſen, was Landleute aus gutem Willen gaben, ungefähr wie heutzutage die gemeinſten Bettler.

So ritt er mehrere Tage am gleichen Stück, welches man jetzt in einem Tage durchreiten kann. Damals waren noch keine obrigkeitlichen Wegknechte und keine obrigkeitlichen Ingenieure, von denen die letztern immer für neue Straßen ſorgen, die erſtern zuweilen für die alten, und wenn man auch politiſche Parteien hatte, ſo war es doch noch keiner in Sinn gekommen, die Vaterlandsliebe in der Straßenliebe zu verkörpern und im Glanze derſelben in aller Stille ſich zu mäſten.

So war Kurt gezogen, bis an einem heißen Mittage er in einer Herberge hörte, ſelben Abend noch werde er zu Zürich am Thore ſein, ohne daß er ſcharf zu reiten brauche. Das machte ihm denn doch bange; ſeit er in der Welt war, fühlte er, daß das Präſentiren eben nicht ſeine ſtarke Seite ſei; er ſann vor der Herberge, wo er über Mittag eingeritten, ernſt-

lich über die Rede nach, welche er zu Zürich am Thore halten wolle, denn er hatte gehört, sein Glück dort hänge hauptsächlich von seiner Rede ab. Reden sei dort die gangbarste Münze.

Ungewohnte Arbeit macht durstig; der Krug mit Züricher Rebensaft wurde Kurt mehr als einmal gefüllt, über dem letzten schlief er ein, wahrscheinlich in der Hoffnung, da er die rechte Rede nicht ersinnen konnte, eine zu träumen, eine Kunst, welche wirklich im Stande wäre, manchem Rednertalent beträchtlich auf die Beine zu helfen. Er träumte wirklich, aber leider keine Rede, er hatte aber auch keine nöthig; er träumte von einem großen schwarzen Eber, er sah ihn durch die Büsche brechen, er streckte ihm den Speer entgegen, der Speer glitt ab, Kurt glitt aus, mit seinen Hauern hieb der Eber Kurt in die Seite; er fuhr auf und vor ihm hielt auf hohem Rosse ein stolzer Ritter, der ihn mit der Lanze etwas unsanft geweckt hatte. Kurt verstand sonst nicht Spaß und hätte ein solch Wecken sich gern verbeten, aber er war zu verblüfft dazu und gab knurrigen Bescheid auf die gestellten Fragen. Als der Ritter vernommen, wer der große Bursche sei und was er da wolle, was Kurt auch ohne Rückhalt sagte, lud der Ritter ihn ein mit ihm zu reiten, wo er ein besseres Leben und reichere Beute fände, denn er sei der Freiherr von Regensperg. Gerade der war Zürichs mächtigster und kühnster Feind.

Solchen Reichthum und prächtigen Haushalt hatte Kurt nie gesehen, wie er ihn in Regensperg fand. Da war des Herrn von Oenz Wohnsitz Bettlerwerk dagegen, ein solch bewegtes Leben hatte er sich kaum geträumt: Jagden, Fehden, Besuche wechselten jeden Tag, und wenn irgendwie eine ruhige Beschäftigung vorgenommen wurde, so war es eine in der Halle hinter dem Humpen, wobei es oft laut genug herging. So lustig und wild bewegt hier das Leben war, hatte Kurt doch ein böses Sein. Mehr in der Wildniß als unter Menschen hatte er gelebt, war wild und scheu oder mißtrauisch wie ein Gemsbock aus den Walliser Bergen. Solche Gems-

böcke wiſſen ihre Hörner zu brauchen, wehe dem Jäger, der ſie reizt, nicht tödtet, ihnen nicht ausweichen kann. Der Freiherr hatte Kurt's Tüchtigkeit theilweiſe erkannt und bald ganz erprobt; wie ſelten Einer verband er Kraft und Schlauheit, in ſeinem Bereiche nämlich: er konnte durch den Wald huſchen faſt wie ein Indianer, aber auch einrennen wie ein Urochſe. Er brauchte ihn oft als Kundſchafter, hatte ihn gerne in ſeinem Begleit. Das wäre ſchön geweſen, aber es dünkte Kurt doch, dabei komme er zu nichts oder vielleicht erſt, wenn er graue Haare hätte. Die Ungeduld unſerer Jungen, welche ihren Dienſt gerne als Feldherren anfangen oder wenigſtens als Brigadiers, war auch beim Junker von Koppigen, kam eben aus Mangel an Bildung. Daneben lebte er wie Hund und Katze mit dem jüngern Theile der Dienerſchaft des Freiherrn; um die Gunſt des Herrn beneideten ſie ihn, und weil er Necken nicht vertrug, neckten ſie ihn beſtändig wie es üblich und bräuchlich iſt bis dato. Es iſt, als ob die Welt den Teufel im Leibe habe, was wahrſcheinlich auch ſein wird: was Einer nicht mag, das muß er haben, wenn Einer nicht kann pfeifen hören, ſo wird ihm gepfiffen, und wenn Einer nicht Spaß verſteht, ſo wird ihm deſſen deſto mehr aufgetiſcht. Nun wär es freilich nicht ungefährlich mit Kurt zu ſehr zu ſpielen; er hatte Tatzen wie ein junger Löwe und ſchlug alsbald drein wie ein junger Löwe. Aber bald wußte man ſich zu ſichern, ließ ſich nicht in ſeine Nähe, bald hetzte man die Gefolge von Gäſten an ihn, welche dann mit ihm ſich luſtig machten, bald ſchlug ihm ein Alter auf die Tatzen, wenn er die Krallen zu tief einſchlagen wollte. So kam er faſt immer zu kurz, wie man zu ſagen pflegt, und gewann nichts als Zorn und Beulen. Bis Einer ſich eingefügt hat in der Welt, koſtet es ihn viel und gewinnen thut er nichts, und mancher wird ſein Lebtag nie eingefügt. Lehrgeld muß bezahlt werden in der Welt, ſo lange die Welt beſteht und wenn auch alle Zölle aufgehoben werden; Lehrgeld ent-

weder beim Antritt der Lehrzeit oder nach Verlauf derſelben, je früher man es zahlt, deſto wohlfeiler kommt man weg.

Wäre dieſes nicht geweſen, ſo hätte es Kurt vielleicht doch nach und nach zu Regenſperg gefallen. Das war ein prächtig Leben mit Jagen und Reiten, Eſſen und Trinken und Kämpfen nach Belieben; da erſt lernte Kurt feſt ſitzen auf dem Roß und jegliche Kampfesweiſe mit jeglicher Waffe. Raſch ward er bei ſeiner großen Kraft und mitgebrachten Behendigkeit einer der Beſten im Waffenſpiel, aber dadurch nicht beſſerer Laune, und ſeine Verträglichkeit nahm nicht zu. Eines Tages hatte der Freiherr ihn mit noch einem ausgeſandt, ſich auf die Lauer zu legen und einen Zug der Züricher auszukundſchaften. Hans von Melligen hieß der Andere, war Kurt's Nebenbuhler in allem bis an's Verhältniß zu den Andern. Hans war beliebt, hatte Einfluß, von ihm aus gingen die meiſten Neckereien, welche Kurt erdulden mußte. Kurt haßte ihn daher bitterlich, konnte ihm aber wenig anhaben, da Hans neben der eigenen Waffenfertigkeit noch im Schutze der Andern ſtand.

Keiner von beiden kam nach Regenſperg zurück; man glaubte ſie aufgefangen von den Zürichern, ſpäter fand man Hans erſchlagen, Kurt blieb verſchwunden, was aus ihm geworden, vernahm man in Regenſperg nimmer. Hans hatte Kurt geneckt mit ſpöttiſchen Worten; Kurt, im Wortgefecht unbehülflich, hatte mit dem Schwerte geantwortet und Hans erſchlagen. Begreiflich konnte Kurt nicht nach Regenſperg zurück, ſondern ritt wild und zornig in's Weite, traf auf einen Reiter, warf dieſen ohne Complimente über den Haufen. Dieſer, welchem Aehnliches ſchon öfter begegnet ſein und der in der Welt ſo viel erfahren haben mochte, daß er blutigen Streit lieber vermied als ſuchte, verſuchte keinen Widerſtand, gab auch nicht zornige Worte, ſondern ſetzte ſich an des Weges Rand, lud Kurt ein, ſich neben ihn in's Gras zu ſetzen und Beſcheid zu thun aus einer großen Flaſche, welche er am

Sattel hängen hatte. Der Reiter, welcher seinen Fall so kaltblütig nahm, hatte ein altes verwittertes Gesicht, in welchem trotz seiner Wildheit ein Zug von Gutmüthigkeit nicht zu verkennen war. Er gehörte zu den Gesellen, welche ihr Leben lang einem guten Schicke nachziehen und ihn nie machen, weil sie jedem Genusse sich hingeben, sie sind Knechte des Augenblicks, werden daher nie Herren ihres Lebens, erreichen nie das vorgesetzte Ziel. Er hatte in der halben Welt herumgefochten, aber nichts davongebracht als Wunden und manchmal eine volle Flasche, aus welcher er soeben Kurt zutrank. Kurt hatte anfangs gute Lust, ihm diese Gastlichkeit mit einem guten Lanzenstoß zu vergelten, weil er in seinem mißtrauischen Wesen diesen heitern Gleichmuth für Spott hielt, that aber endlich doch Bescheid, setzte sich neben den Alten, aber mit lockerm Dolche, er hoffte Rath zu finden, den er eben nicht hatte.

Die Flasche war noch nicht zu Ende, als Kurt bereits Vertrauen gefaßt, dem Alten erzählt hatte, wo er gewesen, was er gethan und wie er jetzt nicht wisse, wo aus. Der Alte war auf den Herrendienst, wo man sein Blut vergieße, während die Herren die Beute machen, nicht gut zu sprechen; er suchte begreiflich die Ursache seiner Lage und seiner Unzufriedenheit, wie andere Gelehrte auch, nicht bei sich, sondern anderswo und bei Andern. Er hatte den Glauben gefaßt, selbstständig komme er am weitesten, aber ein tüchtiger Gehülfe hatte ihm gefehlt, das Glück hatte ihm einen zugeführt. Als er Kurt vorschlug, selbst die Herren zu spielen und Krieg zu führen auf eigene Faust, fand er bei demselben Anklang und Beifall. Kurt war das Beugen unter einen Herrn, die Fessel eines fremden Willens, äußerst peinlich gewesen; seine alte Freiheit kam ihm vor, wie Adam und Eva das Paradies vorgekommen sein mag, wenn sie auf dem verfluchten Acker schwitzten. Er erzählte seinem Gefährten, Uli von Gütsch, was er früher getrieben, wie er gewandt sei im Handwerk

und viel erbeutet, obgleich er es nur ganz gemein und zu Fuße getrieben; jetzt, wie sie es treiben wollten auf ritterliche Art so gleichsam, werde die Beute noch viel reicher sein, meinte Kurt. Uli von Gütsch schüttelte den Kopf und war nicht so hoffnungsvoll. Allweg sei es das Beste, was sie vornehmen könnten, aber ganz richtig sei das Ding nicht und viel gefährlicher, als ganz gemeine Räuberei, meinte er. Die adeligen Herren, sagte er, hätten es mit dem Wegelagern wie mit der Jagd: beide seien erlaubt, aber in ihrem Revier ihnen allein und niemand Anderen, und wen sie in ihrem Revier über Jagd oder Raub ergriffen, den hingen sie an den ersten Baum oder schmiedeten ihn fest auf einen Hirsch. Man müsse klug und vorsichtig sein, sagte er, und nie verzweifeln, auch wenn man die Schlinge schon am Halse habe, er rede aus Erfahrung; gehe aber endlich einmal die Schlinge zu im Ernste, so geschehe, was doch einmal geschehen müsse, ob endlich einen Tag früher oder einen Tag später.

Man sieht, Uli von Gütsch hatte viel Gesinnung und nicht bloß viel, sondern auch die wahre für dieses Handwerk. Uli von Gütsch hatte aber nicht bloß viel Gesinnung, sondern auch viele Kenntnisse; die sind allezeit was werth, wenn man sie recht zu gebrauchen weiß. Uli von Gütsch kannte nämlich Stege und Wege weit um in der Runde, kannte Schluchten und Höhlen, kannte die Zeichen der meisten Herren, hatte nicht unbedeutende Bekanntschaften unter dem niedrigsten Volke.

Im Gebiete der Reuß, von Luzern weg bis sie in die Aare läuft, oder weiter hinauf der Wigger zu trieben sie ihr Handwerk, doch immer so, daß sie es an Fremden ausübten oder wenn an Einheimischen, doch an Herrschaften, denen sie sich überlegen glaubten; des niedern Volkes schonten sie sorgfältig, ja sie brachten manch Stück Geld in arme Hütten, theilten mit Hungrigen gute Bissen, daher wandte sich ihnen die Theilnahme zu und die Lust, welche immer im Niedrigen entsteht, wenn der Höhere gefährdet wird. Dagegen suchten

sie verdächtig zu machen die Herren und trieben ihre Streiche bald in des einen, bald in des andern Namen. Nun ist wohl nichts unangenehmer, als wenn man von solchen Stücklein nichts haben soll als den bösen Namen; wer nicht muß, läßt solches sich nicht in Frieden gefallen. Anfänglich jedoch griff jeder der Herren nach dem Unrechten, den Herren wurden die Haare zusammengeknüpft; diese wußten, wie viel jedem zu trauen war, darum nahm einer den andern in Verdacht, lauerte ihm auf und trieb es ihm ein. Indessen verständigten sie sich schneller, als es Kurt und Uli lieb war.

Der letztere meinte, erfahren in der Welt, sie sollten sich einen Patron auf der Welt gewinnen, wie Fromme nach einem solchen in dem Himmel trachteten. Das sei eine leichte Sache, meinte er, er wüßte keinen, der gegen einen Theil der Beute sie in seinem Gebiete nicht sicher ließe, wenn sie ihm Namen und Gebiet ruhig ließen. Aber Kurt wollte das nicht, er wollte frei sein und thun, was ihm beliebte; selb war von je ein gefährlich Handwerk; länger als üblich konnten sie es treiben, weil sie in den Hütten natürliche Verbündete hatten. Das machte sie sicher, sie verließen den Schauplatz ihrer Thaten nicht, wie Klugheit sonst gerathen hätte. In dieser Gegend hatte der Freiherr von Eschenbach große Güter, war ein großer Herr und selten daheim, wie heutzutage auch die kleinen Herren zu thun pflegen; er lebte hier und dort bei großen Herren, deren Freund und Rath er war. Der weilte unerwartet einige Zeit im Aargau, vernahm, was auch unter seinem Wappen getrieben worden und bot nun große Jagd, wie man hie und da auf Wölfe und Wildschweine anstellt, auf in aller Stille, um die fremden Schnapphähne zu fangen.

Kurt und Uli hatten eben im Gebiete des Eschenbach einen Züricher Metzger überritten, waren mit seinem Gelde thalaufwärts geritten und saßen in der armseligen Hütte eines Freundes, harrten des Essens und zählten die Beute, als ein junges Mägdlein geschlichen kam und sagte, der Eschenbach

biete seine Leute auf, sende Boten aus an seine Freunde, jagen wolle er auf die unbekannten Räuber, bis er sie hätte; wissen wolle er, wer sie seien. Sie hielten Kriegsrath, glaubten die Gegend um das Städtchen Zofingen am sichersten, indem man dort am wenigsten sie suche. Sie hatten dort sich nicht versündigt, die Bürger waren handliche Leute, selbst die Bürgerinnen sehr kriegerisch, liebten beiderseits Speise und Trank, und wer ihnen irgendwie in der Sonne stand, lief Gefahr, um seinen Schatten zu kommen. Alsbald machten sie sich auf, zogen fürbas und hofften, namentlich in den Klüften, Sümpfen, Wäldern, welche zwischen Zofingen und St. Urban lagen, sichere Ruhe zu finden. Zu Fuße gehend, die Pferde, um sie auf den schlechten Pfaden zu schonen, hinter sich, waren sie ihrem Ziele nahe gekommen, bogen bei Tagesanbruch um eine Waldecke, als plötzlich ihre Pferde hellauf wieherten und es lebendig ward im Gebüsche.

Es waren die Zofinger, welche von der Jagd gehört und gerne wissen wollten, wie sie gemeint sei, was dabei herauskomme, dabei Spectakel liebten und ihren Weibern gerne was Neues erzählten. Was Neues, das wußten die Zofinger damals schon, ist bei Weibern was ein Blitzableiter bei Gewittern. Sie hatten ein Zunftessen gehabt, waren bei einander gewesen, daher ihr Aufbruch so rasch, daß sie auf dem Anstand lagen fast ehe die Jagd begonnen. Flinke Gesellen hatten den alten Uli von Gütsch niedergeworfen, ehe er aufs Pferd kam; er ward gebunden und im Triumph gegen Zofingen geschleppt als was Neues, so alt er auch war. Er aber verlor seinen heitern Muth nicht, er hatte Gesinnung, wie er redete, so war's ihm auch; er hielt eben dafür, daß nicht jede Schlinge zugehe, welche man bereits am Halse habe (wahrscheinlich hatte er sich lange um Luzern herum aufgehalten, wo es eben heutzutage noch so geht, mit der Schlinge das Ding so zweifelhaft ist), und gehe sie einmal zu, so werde es so haben sein müssen. Er reizte nicht, aber antwortete heiter auf die

zornigen Vorwürfe, entwaffnete dadurch die Zornigen, und ehe man mit ihm in Zofingen Spectakel machte, hatten Alle, wenn er ihnen auch nicht lieb geworden, Erbarmen mit ihm und er wurde nicht gehangen, wenigstens in Zofingen nicht. Kurt, rascher und hinter Hans, der den Wegweiser machte, war im Sattel, ehe Zofinger Hände, welche nicht mehr gerne lassen, was sie einmal in den Fingern haben, ihn faßten, und stob instinktmäßig, ohne an Hans von Gütsch zu denken, von dannen. Es kam ihm wohl, daß er nicht auf einem alten Klosterhengst saß und reiten konnte; sein freiherrlicher Gaul ließ die bürgerlichen Verfolger bald hinter sich, war über Herglswyl hinaus im Umsehen. Da konnte Kurt, da kein Hufschlag mehr hinter ihm hörbar war, das Thier wieder zu Athem kommen lassen, während er selbst seine Gedanken sammelte. Uli von Gütsch hatte ihm oft erzählt von seinem besten Freunde, der ein Mordkerl gewesen und jetzt Einsiedler oder Waldbruder sei. Lahm gehauen habe er den blöden Leib mit einer frommen Kutte bedeckt; er lebe jetzt von seiner Schlauheit und der Menschen Dummheit, wie früher von seiner Kraft und Anderer Schwäche. Er hatte ihm oft erzählt, welche lustige Tage er bei dem Waldbruder verlebt habe in dessen düsterer Hütte, welche in der Nähe von Willisau lag; wie derselbe Schabernack getrieben mit den Menschen, ihren Aberglauben ausgebeutet und gerade bei denen am meisten, welche keinen zu haben glaubten und sich für weise hielten. Diesen Waldbruder aufzusuchen, beschloß Kurt, bei ihm konnte er entweder sich bergen oder guten Rath finden, wo Schutz und Schirm für ihn sei.

Wer aufgewachsen ist in Feld und Wald, findet sich ungefragt und ungeführt leichter zurecht, als ein schönes, zartes Stadtkind mit einem Plane in der Hand und hundert Anweisungen in der Tasche. Kurt ritt durch Schluchten und Thäler, fand sich immer besser zurecht, sah endlich vor sich des Waldbruders Klause oder Höhle, sie war wie die meisten beides.

Vor derſelben ſaß der Einſiedler, neben ihm eine Frau; ſie legte ihm von einem mächtigen Schinken vor, er aber trank ihr zu aus einem anſehnlichen Kruge, in welchem ſchwerlich Waſſer war. Vertieft in ihre Arbeit hörten ſie Kurt's Nahen nicht, bis Fliehen oder Verbergen unmöglich war. Die Frau merkte Kurt zuerſt. „Jeſus Maria!“ ſchrie ſie, ſprang auf und ward kreideweiß. Der Waldbruder war nicht ſo erſchrockener Natur, Geiſtesgegenwart beſaß er ſelbſt für Leute ſeines Schlages in beträchtlichem Maaße; gelaſſen ſah er über ſeinen Krug weg und ſein geübtes Auge erkannte alsbald des Fremdlings Natur. „Frau Gertrude,“ ſagte er, „ſeid nur ruhig und ſitzet wieder ab; euer Herr, der Pfarrer von Zell, hat euch nicht zu einem Sündenwerk ausgeſandt, darob ihr Furcht haben müſſet, ſondern einen Kranken und durch langes Faſten Matten zu ſtärken. Eſſet und trinket nur ruhig, auf frommen Wegen ſeid ihr müde geworden; Stärkung bedürft auch ihr zum Heimgange. — Du aber, Junge,“ wandte er ſich nun zu Kurt, „gieb Bericht, was du willſt und wer dich geſandt! Für weſſen Seele ſoll ich beten, wen geſund machen, ein krankes Kalb oder einen lahmen Hund?“ „Uli von Gütſch läßt euch grüßen, er iſt's, der mich hergewieſen hat,“ antwortete Kurt.

Dieſe Antwort gab des Waldbruders Kaltblütigkeit einen Stoß, denn dieſe Art von Bekanntſchaften brachte er doch nicht gerne zur Kenntniß von des Pfarrers Köchin; er ſtellte daher das Fragen ein, hieß Kurt ſein Roß abzäumen, ſich herſetzen und Theil nehmen an ihren Stärkungen. Wahrſcheinlich rechnete der Waldbruder darauf, die Köchin werde alsbald vor dem Burſchen mit dem verwilderten Angeſichte die Flucht nehmen, allein er verrechnete ſich, er kannte die Schnapphähne beſſer als die Köchinnen; es ſchien ordentlich, als werde die Köchin breiter auf ihrem Sitze, als laſſe ſie ſich recht wohlig auseinander; ſie ſpitzte erſt das vierzigjährige Mäulchen, that zimpferlich, machte dann Witze, neigte ſich zur Traulichkeit,

kurz, that accurat wie eine heutige Köchin, welche im entſchiedenen Fortſchritt begriffen iſt. Der Waldbruder brauchte alle ſeine Kunſt, die Beiden aus einander zu halten, und da ſie immer größeres Gefallen an einander zu finden ſchienen, ſuchte er die Köchin zum Aufbruch zu ſtimmen. Es laſſe ſich zu einem Wetter an, ſagte er; wer heute noch weiter wolle, dem wäre Eile zu rathen. Wenn er nach Zell wolle, ſagte die Köchin zu Kurt, ſo wolle ſie ihm den Weg zeigen. Es kam ihr wahrſcheinlich ſehr angenehm vor, mit Kurt ſpazieren zu gehen. Kurt hätte wider das Spazierengehen und die Köchin ſo weit nichts gehabt, aber den Weg nach Zell begehrte er einſtweilen nicht kennen zu lernen; derſelbe führte durch das offene Land, und von dort konnte man ſchnurſtracks auch nach Zofingen. Er nahm daher das Anerbieten der Köchin kühl auf, ſagte kurz (denn wenn er auch eingehauen war, ſo war er doch nicht gehobelt), nach Zell begehre er nicht, das Wetter fürchte er nicht, einſtweilen ſei ihm wohl da. Die Antwort machte die Köchin ebenfalls kühl. „Nichts für ungut für das Anerbieten, jeder macht's wie ihm beliebt," ſagte ſie, grüßte kalt den Waldbruder, accurat wie eine beleidigte Schönheit es thut, welche ſich hintangeſetzt glaubt und es einzutreiben gedenkt, und ging ab.

Dem Waldbruder machte dieſe Mißſtimmung offenbar keinen Kummer, er ſchien der Mittel zur Verſöhnung ſicher zu ſein; er wandte ſich raſch zu Kurt und fragte nach ſeines Freundes Beſtellung. Kurt erzählte und fragte um Rath. Dieſe Frage ſchien dem Waldbruder ungleich bedenklicher als der Köchin Stimmung; nachdem er genau gefragt, wo ſie überfallen, ob er geſehen worden und wie weit verfolgt, ſagte er endlich: „Mußt weiter reiten, hier biſt du nicht ſicher; die Herren werden das Aeußerſte aufbieten, auch dich zu fangen, denn jeder will den Verdacht von ſich abwälzen, als ſei er euer Hehler und Bundesgenoſſe. Ich hörte von euerm Treiben, glaubte, es treibe dies unter der Hand einer der Herren auf ſeine Rechnung, dachte

nicht daran, daß Uli von Gütsch, der alte Fuchs, so was Tolles unternehme und sämmtlichen Herrschaften in's Handwerk pfusche, wo sämmtliche nichts eifriger thun werden als es ihm legen. Ein Glück für ihn ist, daß er in der Zofinger Hände gefallen, die treiben viel, doch nicht Straßenraub, haben also nicht Ursache zum Brodneid, und Uli wird sich aus ihrer Schlinge schwatzen, vielleicht gar in ihren Dienst hinein. Um so rachsüchtiger werden sie dich verfolgen, vor ihrem Zorne vermag ich dich nicht zu schützen; vor einem Heiligen wie ich haben die Herren keinen Respekt, ihr Interesse ist ihr Gott; vor den Bauern wärest du sicher hier, bei ihnen findet sich der wahre Glaube noch. Und doch heile ich den Herren ihr Vieh umsonst, bereite ihnen manchen Trank umsonst, aber da ist keine Dankbarkeit; wären die Bauern nicht, ich müßte verhungern. Aber eben daß die Bauern es so gut mit mir meinen, bringt die Pfaffen gegen mich auf, aus Brodneid predigen sie gegen mich, daß die Wände krachen, heißen mich einen Wolf im Schafspelze, einen unsaubern Heiligen und hetzen die Herren gegen mich. Ach Gott! wenn sie erst alles wüßten was ich kriege und wer es bringt, die würden noch ganz anders predigen, und je ärger sie predigen, desto mehr läuft das Volk mir zu, desto williger bringt es mir seine Gaben. Aber eben deßwegen muß ich mich desto mehr hüten, daß die Pfaffen nichts Bestimmtes an mich bringen und vor die Herren, bei welchen weder Glaube noch Dankbarkeit ist; hätten sie einmal eine sichere Handhabe, dann gute Nacht, Waldbruder! Iß, trink und höre, wo Sicherheit ist für dich; reite so viel du kannst den Bach hinauf, sonst an dessen Ufern, dann da, wo er aus der Erde bricht, rechts über den Berg, so kommst du in ein langes Thal, dieses reitest du hinauf; zu oberst, wo es sich zu schließen scheint, die Berge ihre Füße zusammenstrecken in's Thal wie ein Rudel Mädchen ihre Füße in eine Badewanne, da steht ein Kirchlein und über demselben eine starke Burg; wenn du dich sputest, bist du dort, ehe

die Sonne untergeht. In der Burg wohnt der beste Ritter im Lande, ein Mann für dich, des Tags zu Roß, des Nachts, wenn Ruhe ist und kein Streich ob Handen, ein tapferer Zecher; er hat ein gutes Herz, aber Federlesens macht er nicht, sondern was ihm wohlgefällt. Macht Einer ihn böse, so zertritt er ihn, gelüstet ihn was, so greift er zu; wer ihn ruhig läßt und nichts hat, welches ihm wohlgefällt, den läßt er auch ruhig und wer ihm es treffen kann oder gar Hülfe ihm leistet, der hat bei ihm das beste Leben und sonst was er will. Barthli von Luthernau, du hast schon von ihm gehört, ist Land ab Land auf gefürchteter als der Teufel, an ihn wagt sich niemand, und wo er erscheint, da werden alle Herzen steif vor Angst: die Welt hat es ihm schlecht gemacht, jetzt treibt er ihr es ein. Er war nicht reich, doch seine starke Burg und reichen Vettern, welche keine Kinder hatten, berechtigten ihn lustig zu leben, als wäre er schon reich und sollte es nicht erst werden. Er borgte von den Vettern, dachte begreiflich nicht an's Wiedergeben, das wäre ja dumm gewesen und eine unnöthige Mühe, da ja einmal alles sein war; er suchte im Gegentheil die Schuld täglich größer zu machen. Die Vettern wurden zäher, wollten Vetter Barthli nicht immer begreifen, ihre Hände nicht mehr öffnen nach seinem Belieben. Aber Barthli achtete sich wenig, dachte auch, mit solch alten Knaben mache man nicht viel Federlesens, ritt bei ihnen ein mit vielen Leuten, siedelte sich da an als wär's für die Ewigkeit, bis sie froh waren, ihre Truhen zu öffnen und ihm zu geben was er begehrte. Die Vettern waren griesgrämliche Leute, konnten keinen Spaß verstehen, fingen an den Vetter zu hassen, sich immer schlechter gegen ihn zu benehmen, gegen den leiblichen Vetter. Dieser züchtete sie wie recht und billig immer schärfer ihrer schlechten Gesinnungen wegen; da kam, statt daß sie sich gebessert und den Vetter zu versöhnen gesucht, der Teufel vollends über sie, sie vergabeten all ihre Habe, Land, Leute, Gülten zu Bau und Aufschwung des

Kloſters St. Urban. Das war ſchlecht, daher begreiflich Ritter Barthli gar nicht recht; er bot Himmel und Hölle auf gegen dieſe Vergabung, aber niemand wollte ihm zu ſeinem Recht verhelfen: geſchrieben ſei geſchrieben, hieß es überall. Da hob er ſeine Fauſt auf, drohte von Luzern bis St. Urban das Land zu verheeren, aber man ſpottete ihn aus und forderte zu allem noch die alten Schulden ein. Darüber iſt er wüthend mit Recht, will nun ſelbſt Schulden eintreiben und nehmen was ihm gehört, wie billig, und fehdet nun das Kloſter, welches von niederträchtigen Herren, die den Barthli haſſen wegen ſeiner Mannheit, begünſtigt wird ohne Unterlaß. In den nächſten Tagen verſucht er wieder was, wozu er tüchtige Leute braucht; du wirſt ihm willkommen ſein, ſage nur, Joſt im Tobel habe dich geſandt." Kurt war durch ſein Handwerk mißtrauiſch, es fiel ihm auf, daß Joſt im Tobel, der erſt noch ſo bitter über die Herren geſprochen, ihn jetzt zu einem Herrn ſenden wollte, er ſagte: „Warum ſoll ich das Thal aufreiten, um zu einem der Herren zu kommen? ich erſpare mir Mühe, wenn ich ſie hier erwarte." „Du jagſt auf falſcher Fährte," ſagte der Waldbruder; „es iſt nicht ein Herr wie der andere Herr und nicht ein Pfaff wie der andere Pfaff; wie in allen Regeln Ausnahmen ſind, ſo ſind auch in allen Ständen Solche, welche nicht auf der gleichen Saite geigen, nicht zu den Andern zu gehören ſcheinen und um deſſwillen bitterlich angefeindet werden von den Andern. So iſt der von Luthern rundum von allen Edeln gehaßt, wie alle Pfaffen rundum mich haſſen, von wegen wir leben beide auf eigene Fauſt, und was die Hauptſache iſt, wir leben beide wohl dabei, beſſer als die Andern, welche nach dem allgemeinen Brauch leben Einer wie der Andere, wie eine Gans der andern nachwatſchelt, wie die erſte vorwatſchelt. Sieh', darum ſind ich und der von Luthern Freunde, weil wir auf der gleichen Fährte jagen; jeder macht was er kann, lebt ſo gut als möglich nach dieſer Regel und fragt den Andern nichts nach,

begreifft?" Kurt begriff, hatte aber doch gegen den neuen Herrendienst viel einzuwenden. Er sei ihm nicht entlaufen, um ihn von vornen wieder anzufangen, sagte er. Jost setzte ihm auseinander, wie zwischen allen Dingen ein Unterschied sei; so sei ein Unterschied zwischen Kurt, welcher zum Freiherrn von Regensperg gekommen, und dem Kurt, welcher zu Barthli von Luthernau komme; der erste Kurt sei ein blöder Junge gewesen, der zweite Kurt ein derber Kerl mit Haar um's Maul. Der Freiherr sei halt ein Herr gewesen mit Dienern und einem vornehmen Haushalt, Barthli sei ein Mann, habe Gesellen und einen Haushalt, wo es sich ein Jeder so bequem mache als er könne, und zwischen Kamerad und Knecht sei eben ein großer Unterschied. Als der Waldbruder glaubte, Kurt habe seine Vorlesung hinlänglich begriffen, trieb er Kurt fort; es sei hohe Zeit, sagte er; rasch müsse er machen, daß er fortkomme, sei er einmal über dem Berg, könne er langsam weiter. Dort treffe er ein Haus, richte er seinen Gruß aus, kriege er was er begehre.

Kurt zögerte, bis es ihn selbst dünkte, er wittere in der Weite Roß und Reiter. Sobald derselbe fort war, kreuzte sich der Waldbruder, räumte alles Verdächtige weg, zog Weiden z'weg zum Flechten und sang ein geistlich Lied, d. h. eins mit geistlicher Weise aber sehr ungeistlichen Worten. Nicht lange saß er so, hörte man schon einzelne Hörnerstöße, hörte zerstreute Reiter zusammensprengen, dann geraden Wegs die Schlucht herauf dem Waldbruder zustürmen. Der saß da wie der heilige Feierabend, als ob ihm die ganze Welt nichts anginge, sang und flocht, daß es herzbrechend war und als ob er sein Lebtag nichts Anderes gethan hätte. Die Reiter hatten offenbar nicht großen Respekt vor ihm, der Waldbruder indessen den sichern Takt, daß er sein Verzücktsein und Redestehen so gut zu mischen wußte, daß er nichts verrieth, weder sich noch Kurt, und doch jeder Gewaltthätigkeit entging. Es blieb bei Drohungen und unehrerbietigen Titeln, beides störte

den Waldbruder nicht am Korben; Drohungen thaten nicht weh und auf Titel hielt er nichts, er war gar nicht ehrsüchtig. Sie suchten und fanden nichts, sie thaten wie Hunde, welche einen Hasen im Versatz verloren, welche ein Jäger immer auf's neue den Ring schlagen läßt; sie kriegten Langeweile, setzten endlich ab Einer nach dem Andern, und wenn Einer anfängt, geht es nicht lange, bis der Letzte abzieht.

Unbelästigt ritt Kurt über den Berg bis zu dem Hause, welches ihm Jost empfohlen hatte oder dem er so gleichsam empfohlen worden war. Es war vor mehr als sechshundert Jahren, als dieses Kurt begegnete, aber curios ist es, er geberdete sich damals schon accurat wie dato ein sogenannt gebildeter, vielleicht vornehmer, selbst fürstlicher Europäer, der vom Vicekönig von Egypten oder irgend etwelchem Machthaber oder sonst irgend welcher potenzirten Person Empfehlungen hat in Egypten oder Italien. Man kann lesen in ihren Reiseberichten, wie sie den Leuten in die Häuser fallen wie Heuschrecken über's Land, die Leute aus dem Schlafe pochen und poltern wie Janitscharen mit einem Firman des Sultans, sich es bequem im Hause machen, daß die Besitzer kaum mehr Platz darin haben, Speisen und Getränke auf die unanständigste Weise beschnüffeln, ehe sie solche genießen, wie verwöhnte Hunde ein Stück Brod, und dann hinterher dem erstaunten Europa erzählen, nach was der Wein gerochen und ob das Fleisch zäh gewesen oder nicht zäh. Daß es Kurt so machte, soll uns nicht wundern, er machte nicht Anspruch ein Gentleman zu sein und war nicht im Weltschland gewesen, sondern umgekehrt im Züribiet. Er stellte sein Roß an den besten Platz im Stalle, setzte sich auf die beste Stelle am Heerde und ließ sich traktiren, und die Leute ließen es sich gefallen und thaten das Möglichste, accurat wie man es noch heutzutage mit den modernen Reisenden macht, welche, nach allerneuesten Berichten, im Morgenlande als die eilfte Plage angesehen werden. Die guten Leute fürchteten Unge-

legenheit, sie kannten Jost's Verbindungen, wußten auch nicht, wie weit Kurt noch kommen und es erzählen könnte (vom Drucken war bekanntlich damals noch nicht die Rede), wenn sie ihm nicht das Beste aus Keller und Küche gegeben, der Wein nach was gerochen, das Fleisch zäh gewesen. Kurt hatte alle Ursache zufrieden zu sein; wohl gepflegt ritt er endlich weiter und Abend ward's, als er vor sich das Kirchlein von Luthern sah und über demselben die alte graue Burg.

Es war ein wildes Bergthal, doch sah man an den Thalwänden gute Gehöfte; rar waren die Kühe nicht im Thale, Barthli stahl keine aus dem Thale, aber manche außerhalb demselben gestohlene Kuh lief darin herum. Die Burg stand offen, der Ritter von Luthern fürchtete keinen Ueberfall, es wohnte kein Mensch im Thale, der, wenn er was Verdächtiges bemerkt, es dem Ritter nicht alsbald gemeldet hätte, denn sie hatten Alle Antheil an seinem Raube, und wenn seine Hand schon hart war, so wohnte es sich doch sicher unter derselben. Wild sah es im Hofe aus, aus einer offenen Thüre flog eben ein Knecht heraus wie der Stein von der Schleuder, kroch dann weiter winselnd und heulend. Fluchend kam ein gewaltiger Mann nach und hätte wahrscheinlich noch nachgebessert und vollends zerschlagen was der Knecht noch Ganzes an sich hatte, wenn ihm nicht Kurts fremde Erscheinung in die Augen gefallen wäre. Es war der Ritter in eigener Person, der mit selbsteigener Hand einem Knechte, der Pferde mit Fußtritten mißhandelte, Verstand gegen die Thiere einbläute. Der Ritter von Luthernau war ein Mann wie eine Eiche, schon hatte es ihm auf den Schädel geschneit, aber heiß rann doch das Blut unter der weißen Decke und heißer am Abend als am Morgen, wie es übrigens noch heutzutage bei vielen Edeln und Unedeln der Fall sein soll. Fast war's, als wollte er den Rest seines Zornes an Kurt auslassen; barsch fuhr er ihn an, was er da wolle. Doch Kurt

war nicht erſchrockener Natur: er bringe einen Gruß von Joſt im Tobel, ſagte er.

Das Loſungswort zog, ein heller Schein flog über des Ritters dunkeles Geſicht, er führte Kurt in die Halle, wo auf dem Tiſche Eſſen und Trinken die Fülle ſtand und zwar den ganzen Tag. Wer etwas mochte oder ſonſt nichts zu thun hatte, ſetzte ſich an den Tiſch, beſondere Eßſtunde war keine. Er hatte, wie es ſchien, durch Kurt eine Botſchaft erwartet, auch das Begehren um Dienſt war ihm nicht unangenehm, jedoch vergaß er beſondere Vorſicht nicht. Schon damals war es Sitte, jemanden, an den man offen nicht kommen konnte, einen falſchen Freund in den Buſen zu ſchieben, der dann mit Verrath vollbringt, was Gewalt nicht vermochte. Indeſſen Kurt beſtand gut im Examen und gewann des Ritters Vertrauen. Derſelbe kannte Uli von Gütſch wohl und war deſſen Freund geweſen, war auch ein Feind derer, die des Ritters Feinde waren. Zudem hatte derſelbe Kurts Vater wohl gekannt und mit ihm manchen Streich verübt. Als Kurt ſich als des Vertrauens würdig ausgewieſen, vernahm er, daß morgen ſchon ein Auszug vorbereitet ſei, des Kloſters Gebiet zu plündern und zu verbrennen, was brennen wollte. Barthli hatte Luſt das Kloſter ſelbſt zu zerſtören, indeſſen war es zur ſelben Zeit etwas bedenklich, Hand an geweihte Mauern zu legen, das Ding konnte ſchwere Folgen haben.

Früh ward es lebendig in der Burg zu Luthern. Die Leute ſchienen aus dem Boden heraus zu wachſen, waren in Wetter und Krieg gehärtet und geſtählt und gar heiteren Muthes, ſie hofften auf reiche Beute. Das Wort „Beute" hat ſeinen ſchönen Klang behalten bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterſchied, daß das moderne Bewußtſein ſich des Raubens und Stehlens ſchämt, es indeſſen doch thut und je mehr je lieber, hinterdrein es dann abläugnet, gedruckt und ungedruckt mit moderner Unverſchämtheit. Der Ritter wäre gern durch Wald und Berg gebrochen nach Ettiswyl,

Huttwyl, Rohrbach u. ſ. w. das reiche Thal hinab, welches die Langeten bewäſſert. Aber dort wohnten viele Edle, Freunde des neuen Kloſters, abſonderlich auch die Edlen von Madiswyl. Alle hätte er aufgejagt, auf ſeine Fährte gezogen, und viele Hunde ſind bekanntlich des Haſen Tod. Er zog daher öſtlich, das Thal abwärts, Großdietwyl und Altbüren zu. Mancher Freund geſellte ſich zu ihm auf dem Wege, und als er ſeine angeſchwollene Schaar überſah, drängte es ihn, an St. Urban ſelbſt ſich zu verſuchen, mit einem kühnen Streich all dem Ding ein Ende zu machen. Er wußte, daß einer ſeiner Vettern dort ſich aufhielt, konnte er den als Geißel in ſeine Hände bekommen, ſo hatte er von den Folgen des Ueberfalls nicht viel zu fürchten. Er hielt, zog Kunde ein, aber ſie gefiel ihm nicht; er vernahm, daß viele Edle mit Gefolge im Kloſter ſich aufhielten, daß noch mehr erwartet würden, ein Ueberfall alſo nicht räthlich ſei. Er bog links in's waldige Gebirge, durch daſſelbe konnte er unbemerkt bis gegen die reichen Langenthaler Höfe ziehen, dieſelben plündern und auf der dortigen Straße vielleicht einen reichen Fang thun, Einen ſchnappen, der nach dem Kloſter wollte.

In Langenthal ruhte die ländliche Arbeit, das Vieh war eingetrieben, das Geſinde heimgekehrt, die Mutter kochte, die Töchter kämmten ihre Haare, was von jeher in Langenthal ſtark getrieben wurde, nicht allein wegen der Hoffahrt, ſondern wegen der Kurzweil. Ob dem Kämmen glitt die Zeit vorüber, ganz gleich wie durch die Finger die Haare, und je glatter die Haare glitten, deſto raſcher lief ihnen auch die Zeit vorüber. Die Nacht dämmerte herauf, leiſe nahte ſich im Schatten der Nacht der Schlaf den Augen der Menſchen, machte aber heute nicht gute Geſchäfte. Es wollte ihm niemand warten, es war eine ungewohnte ſeltſame Unruhe auf der Straße, auf der berühmten Kaſtenſtraße, welche ſchon zu der Römer Zeiten den Oſten Helvetiens mit dem Weſten verbunden haben ſoll.

Eine große Weinfuhr für das Kloſter war am ſelben Abend durch den Ort gekommen; zur ſelben Zeit war eine Weinfuhre ein Ereigniß, ſelbſt in Langenthal, wo ſonſt von Zeit zu Zeit etwas Merkwürdiges vorkam. Wahrſcheinlich waren aber damals noch ſeltener als die Weinfuhren die Weinreiſenden, welche der Sage nach gegenwärtig vor Langenthal ſich oft aufſtauen wie in Paris die Menſchenmenge vor dem Theater, wenn die Rachel ſpielt, ſo daß die Eingänge zu klein, die Menge derer, welche hinein wollen, zu groß iſt. Weder das Straßenpflaſter, noch die Straßenbeleuchtung, für welche in jüngſter Zeit ein löblicher Gemeinderath eine ſelten gewordene Prämie erhalten hat, waren damals in Langenthal zu der Vollkommenheit gekommen, in welcher man ſie jetzt findet. Zwei Weinwagen blieben ſtecken, an dem einen brach die hintere Achſe, am andern die Deichſel, mit aller Mühe konnte man ſie nicht flott machen, ſie mußten in Langenthal zurückgelaſſen werden. Nun lebte damals in Langenthal eine große Familie, zu welcher faſt die ganze Einwohnerſchaft gehörte, die wahrſcheinlich ausgeſtorben ſein wird, Namens Durſtig, ſie hatte die Eigenthümlichkeit, daß ſie den Wein mehr liebte als das Waſſer. Zwei Weinwagen auf offener Straße eine ganze Nacht durch war ein nie erlebtes Ereigniß. Da Langenthal zum Kloſter gehörte, die Wagen auf des Kloſters Grund und Boden ſtanden, ſo war die Bedeckung mit den andern Wagen nach dem Kloſter gezogen, nur die Fuhrleute blieben bei den Wagen zurück, blieben aber nicht alleine.

Von allen Seiten trappete es heran, jeder wollte die merkwürdigen Wagen ſehen, und wer ſie einmal anſah, dem ging es wie der Eva im Paradies. Als ſie den Apfel einmal recht angeſehen, konnte ſie auch nicht mehr davon los, bis ſie drein gebiſſen. Man ſtand um die Wagen her, rieth über die Größe der Fäſſer, die Güte des Weines, und je mehr man rieth, deſto zahlreicher ward die Familie Durſtig um

die Wagen herum. Gut wäre es doch, sagte endlich Einer, wenn Einige die Nacht über bei den Wagen wachen würden; die Uebrigen könnten nach Hause gehen. Er werde meinen, sagte eine Frau, er sei allein klug und niemand merke, warum sie nach Hause sollten; Einem recht, dem Andern billig: wenn er über den Wein wolle, so wolle sie auch daran; übrigens sei Versuchen erlaubt, wenn die Herren da wären, sie schlügen selbst eins der Fässer auf; man könne es ja auch machen wie die Fuhrleute, mit Wasser wieder zufüllen, so merke ja niemand etwas.

Ist man einmal mit dem Rathe so weit, so ist die Ausführung auch nicht mehr fern; man bohrte vorsichtig an, und vorsichtig ließ man anfangs nur wenig heraus, damit der Abgang oder das Wasser im Weine nicht gemerkt werde. So wie man bohrte, war Alles nach Trinkgeschirren davon gestoben, und jetzt stob Alles heran wie Tauben auf einen Hanfacker, den soeben der Säemann verlassen. Das Gedränge um die Wagen wurde groß, jeder wollte seinen Theil, und hatte er ihn, so wollte er noch einen. Die Weiber zeichneten sich durch gewaltiges Schlucken aus; hatte ein Weib einmal ein Geschirr am Maul, so war es, als ob sie zusammenwüchsen, und von einander brachte sie keine irdische Macht mehr, so lange ein Tropfen von einem in's andere rann. Ein Loch in einem Faß genügte nicht mehr, ein zweites entstand, man wußte nicht wie, und befriedigte noch lange nicht das immer wachsende Bedürfniß der immer größer werdenden Familie Durstig. Die Unmöglichkeit die Sache zu vertuschen ward immer klarer, ward auch begriffen und rasch der Entschluß gefaßt, den sämmtlichen Wein sich zuzueignen, Wagen und Fässer bei Seite zu bringen und dann zu sagen, der wilde Barthli sei gekommen und hätte sie geholt. Um die Lüge glaubwürdiger zu machen, könne man ein altes Scheuerlein anzünden, Lärm machen und Botschaft in's Kloster senden, so ward gerathen.

Ein altes Sprüchwort ſagt: Der Teufel iſt ein Scheim, und wenn man vom Wolfe ſpricht, ſo iſt er meiſtens nah. Kaum hatte man die Ausführung jenes Rathes begonnen, ſo hörte man Lärm von der Bergſeite her, und kaum hatten die Köpfe dorthin ſich gedreht, erhob ſich wildes Geſchrei von der andern Seite. Pferde hörte man ſprengen, in vollem Lauf brauſte eine Schaar die Straße herauf, voran auf ſchwarzem Roß ein Ritter, ſchwarz gerüſtet. „Der Barthli! der Barthli!“ fuhr wie ein Schrei aus Aller Mund, und erſchrocken, wie wenn unter leichtſinniger trunkener Menge der grauſame Teufel plötzlich erſcheint, ſtob wie Spreu im Winde die Menge auseinander, es bebten Aller Glieder und vergangen war Allen der Durſt; an Widerſtand dachte niemand, ſelbſt für gehörige Flucht fehlte den Meiſten der Verſtand, ſie liefen wie bei einem Brande das Vieh in's Feuer, dem Feinde blind in die Hände. Der Ritter von Luthern wußte ſeine Dispoſitionen zu machen ſo gut als heutzutage in ähnlichen Fällen ein Huſarengeneral. Wie das Wetter von allen Seiten zugleich war er über den Ort gekommen, mit ſeinen Roſſen dem Menſchenknäuel zugeſprengt, den er zu ſo ungewohnter Zeit auf der Straße ſah; es konnten Feinde ſein, zu ſeinem Empfang gerüſtet. Erſt als derſelbe auseinanderſtob wie ein Haufen dürrer Blätter, in welche der Wind weht, ſah er die beladenen Wagen, erkannte er den unerwarteten, aber um ſo willkommeneren Fund. Barthli wird den Livius kaum geleſen haben, wußte darum nicht, wie es dem Hannibal in Capua ging, erlaubte ſeiner Bande, während man aus allen Gehöften das Vieh zuſammentrieb, das Werthvollſte zur Hand nahm, kurz eine tüchtige Plünderung kundig betrieb, zu trinken nach Belieben, was ſie denn auch that und zwar eifrig, und je eifriger ſie dieſes Geſchäft betrieb, deſto mehr beliebte es ihr.

Die Hauptfuhre war in St. Urban glücklich angekommen und mit großen Freuden empfangen worden. Die glückliche Ankunft war ein Ereigniß im Kloſter; wenn ſie ſchon nicht

empfangen wurde mit großem Gepränge wie eine kostbare Reliquie, so war doch die Freude um so inniger und besonders bei den vielen Edlen, welche wirklich in's Kloster eingeritten waren. Wer das Fest nicht kannte, welchem ihr Einritt galt, hätte geglaubt, wie ein Bauer seine Freunde zu einem Wurstmahl ladet, so hätten die Klosterherren ihre Freunde geladen den Wein zu begrüßen und zu kosten. So war es nun nicht, aber deßwegen war die Freude nicht weniger herzlich, das Kosten nicht weniger gründlich. Während diese Proben gemacht wurden, war dem Abt Bericht erstattet worden und namentlich, daß zwei Fuder in Langenthal zurückgeblieben seien. Der Abt war ein sehr kluger Mann, kannte seine Leute und namentlich die Familie Durstig in Langenthal, er wußte, daß diese, wenn sie Wein in der Nähe hatten, nicht mehr wußten was sie thaten, wie auch eine Koppel Jagdhunde, welche einen Hasen in die Nase kriegen, blindlings in's Gebüsch sich stürzen. Darum sandte der Abt zwei seiner besten Leute nach Langenthal, Wache und Ordnung zu halten. Diese, nur ihren Auftrag im Auge, geriethen im Walde gegen Langenthal hin unter des Ritters Bande, wurden aber nicht erkannt; der eine schlich sich sogleich zurück Barthli's Nähe zu melden, während der andere das Weitere zu erspähen suchte. Der Abt machte auf den ersten Bericht nicht unnöthigen Lärm, sondern ließ bloß in aller Stille rüsten, was bei solcher Lage üblich ist, und spähen um's Kloster herum, ob etwa ein Ueberfall bereitet werde. Bald brachte der zweite Bote die Nachricht, es gelte Langenthal, so eben breche der wilde Ritter dort ein und werde sich wohl säumen bei der unerwarteten Beute. Die Herren und Brüder waren eben in der allerlustigsten Laune, noch nicht schwerfällig, sondern in dem Tempo, wo man gerne etwas Tolles treibt oder Händel sucht. Diesmal behielt der Bote den Bericht nicht für sich, sondern theilte ihn den Herren mit, und wie eine Flamme in eine Tonne voll Branntwein fiel

die Nachricht unter sie. In wildem Jubel fuhr Alles auf und ohne Rath war Alles einig, dem Barthli über den Hals zu kommen so schnell als möglich. Manch Klosterbruder gesellte sich den Herren bei, fuhr kundiger in eine Rüstung als aus der Klosterkutte, und als er in der Rüstung war, glich er dem besten Ritter, und als er zu Roß war, hätte keine Seele ihn für einen Mönch gehalten. Er war wahrscheinlich auch länger Ritter gewesen als Mönch. Müde der Welt hatte er Ruhe gesucht im Kloster, hatte begraben geglaubt den alten Menschen, und siehe, da erwachte er wieder bei der ersten Gelegenheit mit der alten Lust. Selten mag wohl eine lustigere, muthigere Schaar, so eben recht in der Stimmung zu einem wilden Strauße, aus einer Klosterpforte geritten sein. An Zahl waren sie dem Barthli weit überlegen, an Kunde und Kraft standen Mehrere ihm nicht nach, und als sie Langenthal sich näherten, hatte der Instinkt des Handwerkes Stille gebracht in die wilden Haufen, sogar die Pferde schienen leiser aufzutreten, um so unerwarteter über den Feind zu kommen.

Unterdessen ging es lustig und laut zu in Langenthal, und ungestört in die Nähe zu kommen war eben keine Kunst. Des Ritters Leute schienen den Langenthalern verwandt und wirklich auch von der Familie Durstig zu sein, sie klebten an den Fässern wie Wespen an den Trauben, je mehr sie tranken, desto besser dünkte sie der Wein. Dem Vater schien es Zeit aufzubrechen, aber seinen Leuten nicht; und diese waren gar seltsam zusammengewürfelt, gar lose die Bande, welche sie an den Ritter knüpften. Ihm schien die Sache nicht geheuer, er setzte sich zu Roß, mehr und mehr schien ihm, als höre er verdächtiges Getrappel; er mahnte, aber umsonst, er hieb ein Faß auseinander und erweckte mehr Wuth als Gehorsam. Da brauste es wieder die Straße herauf, es kam eine gewaltige Schaar in wildem Rosselauf. Das begriffen Einige, warfen sich mit Kurt und dem Ritter dem Feinde

entgegen; der Ritter von Luthernau ſah aber alsbald, daß die Macht zu groß ſei, ein Hinhalten, bis die Trunkenen beſonnen geworden, die Beute in Sicherheit ſei, unmöglich; er wich aus dem Streite, welcher ihm zu unbedeutend war, um Leben oder Freiheit in ihm zu wagen, die Andern folgten ihm bis auf Kurt. Kurt, vom Weine aufgeregt, in den Jahren, wo man gerne in das was man thut die Seele legt, ſah der Andern Rückzug nicht, ſtritt, als ob es ginge um's Himmelreich, feſſelte den Streit mit ſeiner gewaltigen Leibeskraft. Die Feinde fochten anfangs nicht mit dem gleichen Ernſte, den Tod ſuchten ſie nicht bei ſolchen Sträußen; wo wenig zu gewinnen war, ging man damals mit Manier mit einander um, fing gern lebendig Roß und Mann oder rettete Roß und Leben. Indeſſen war das Ding einem rieſigen Kloſterbruder endlich langweilig; er ritt Kurt an, fing deſſen Schwerthieb mit wohlbeſchlagener Keule auf, ſchmetterte ſie dann gleich einem Blitzſtrahl auf deſſen Helm, daß er ſplitterte wie Glas, das Haupt ſich beugte, die Glieder erſchlafften, der ganze Körper bewußtlos zur Erde ſank.

Dieſer Schlag endete den Kampf, wie oft ein gewaltiger Donnerſchlag der Schluß eines Gewitters iſt. Die Verfolgung der Fliehenden dauerte noch fort, doch nicht lange, in der dunklen Nacht nützte ſie nicht viel und war gefährlich. Der Ritter von Luthernau entkam glücklich, die Hitzigſten wendeten um und fanden die Behaglicheren um die Fäſſer geſchaart und bemüht zu retten was zu retten war, d. h. vor allem zum eigenen Genuß, ob dann noch etwas für das Kloſter übrig blieb, überließen ſie der Vorſehung. Als die Langenthaler den Ausgang merkten, fanden ſie ſich auch wieder ein, vor allem war die Familie Durſtig zahlreich auf dem Platze, rühmte ſich ihrer Heldenthaten und wie ſie dem Barthli heiß gemacht und wie ſie ihm noch heißer gemacht hätten, wenn die Herren nicht ſelbſt gekommen wären, ſo daß es wirklich ein himmelſchreiendes Unglück für Langenthal

schien für ewige Zeiten, daß die Herren gekommen und die Heldenthaten der Einwohner, welche sie im Sinne gehabt, nun im Sacke blieben. Im Glück ist man nicht mißgünstig, man tröstete die guten Leute mit vollen Bechern und ein lustiger Morgen ging über den Ort auf, denn da war mancher, der zwei Sonnen am Himmel sah, viele noch dazu Mond und Sterne; die Glücklichsten merkten noch, daß er voll Geigen war, konnten kein Bein mehr feststellen, sondern liefen wie Sonne, Mond und Sterne rund um.

Als endlich der Wein nicht mehr laufen wollte, kamen Einigen die Gedanken wieder, sie mahnten zum Aufbruch; man suchte die Pferde, suchte überhaupt zusammen, was herum am Boden lag, fand so auch Kurt. Die Rüstung gefiel; an den Leib, der drinnen stak, dachte man nicht, glaubte ihn todt. Als man die Rüstung nahm, fand man noch Leben im Leibe, wußte nur nicht, was mit ihm machen, die Einen wollten ihn liegen lassen, Andere ihn mitnehmen, noch Andere ihn todtschlagen; da kam ein dicker Herr, der munter zu Roß und im Streit gewesen war, doch noch munterer beim Faß, jetzt waren ihm die Beine etwas schwach, die Augen hell dabei, er schien des Zustandes nicht ungewohnt; derselbe erkannte Kurt nach einigem Besehen, hatte Mitleid mit ihm, befahl zweien seiner Leute ihn aufzunehmen und heim nach Oenz zu bringen. Es war der Alte von Oenz, der dieses befahl; wahrscheinlich dachte er, in Oenz sei er näher seiner Mutter, es möge gehen wie es wolle, dachte vielleicht, wenn er genese, habe er an ihm einen tapfern Gefährten beim Becher, dachte vielleicht auch gar nichts, sondern gehorchte einfach einem guten Triebe. Den Knechten, welche ihn heim geleiten sollten, war dies nicht genehm. Es ist allweg etwas ganz Anderes, einen Verwundeten geleiten, als lustig zechen in einem Kloster. Knechte eines schlechten Herrn hätten in der ersten halben Stunde ihn lebendig in einen der tiefen Teiche geworfen, welche an der Straße lagen, und hätten hinterdrein

dem Herrn etwas vorgelogen, entweder er ſei ihnen geſtohlen worden oder davon gelaufen; ſie thaten das nicht, aber wenn er geſtorben, wäre es ihnen ſicher ſehr recht geweſen, ſie behandelten ihn nicht eben zart, ſparten Stöße nicht, und wenn die Pferde traben wollten, ſo konnten ſie. Sie wählten den längeren Weg über Herzogenbuchſee, um dort im Kloſter Einkehr zu halten, ein tüchtig Frühſtück einzunehmen, damit ſie die Reiſe bis Oenz, welches keine halbe Stunde von Herzogenbuchſee entfernt war, auszuhalten vermöchten.

So ward es Mittag, ehe ſie nach Oenz kamen, und Kurt war noch immer bewußtlos. Nach ſicheren Nachrichten ſollen ſchon damals Fräulein zuweilen der Langeweile unterworfen geweſen ſein; ſie verſtanden freilich damals das Spinnen und Weben, vielleicht ſogar das Nähen, ſahen zu Milch und Eiern, zu Küche und Keller, was heutzutage nicht mehr Mode iſt, zerlegten die Leute, welche ihnen vor die Augen kamen, welches dagegen in der Mode geblieben (es würde ein ſehr curios Werk geben, wenn jemand zuſammenſtellen wollte was aus der Mode gekommen, was Mode geblieben und was neue Mode ſcheint, aber eigentlich eine uralte iſt, nur mit einem neuen Mäntelchen); trotzdem hatten ſchon damals Fräulein Langeweile und ſahen nach etwas Neuem aus, beſonders wenn der Vater nicht zu Hauſe war. Freilich, das muß man ſagen, ſie hatten damals den Eugen Sue nicht, die Sand nicht, den Storch nicht, und wenn ſie dieſelben ſchon gehabt, hätte es mancher wenig geholfen, weil ſie im Leſen keine Hexe war. Indeſſen Mädchen ſind eben wunderlich, ſie thun, als fehle ihnen etwas, und fragt man ſie darnach, ſo wollen oder können ſie es Einem nicht ſagen. Die Fräulein von Oenz machten von der Regel keine Ausnahme, es waren gute Kinder mit ſchönen Wangen und weiten Herzen, in welchen viel leerer Platz war, daher wahrſcheinlich es ihnen ſo oft öde war um's Herz. So ſaßen ſie auf ihrem Söller, ſahen nach etwas Neuem aus, als die zwei Knechte mit Kurt langſam

ihrem Schlößlein zuritten; ſie ſchrieen laut auf im Wahne, die Knechte brächten den Vater, liefen ihm entgegen, voran Agnes, die jüngſte, ein Mädchen wie Milch und Blut, aber ſcheu wie ein Reh; ſie ſtürzte auf den vermeintlichen Vater zu, umſchlang ihn, wollte drücken ihr Haupt auf ſein Haupt, aber ach, o, da war das Haupt nicht ein altes graues, ſondern ein ganz junges; daß Agnes einen Gix ausließ, wird man begreiflich finden, daß Knechte und Schweſtern lachten, ebenfalls. Nun hatte glücklicherweiſe das junge Haupt die Augen zu, wußte nicht was mit ihm geſchah, vor ihm brauchte ſich alſo Agnes nicht zu ſchämen, vor den Andern fürchtete ſie ſich nicht, ſie war wohl ſcheu wie ein Reh, konnte aber auch trotzig ſein einer jungen Katze gleich; ſie floh daher nicht, ſondern als der erſte Schreck vorüber war, nahm ſie ſich Kurts mit beſonderer Sorgfalt an.

Für drei Mädchen, welche das ganze Jahr kaum jemand anders ſahen als ihren alten Vater, einige ſäbelbeinige Knechte, dicke Mönche von Herzogenbuchſee, den Junker von Seeberg und ſeine rauhen Töchter, todte Hirſche und Wildſchweine, war das Bringen eines ohnmächtigen Junkers ein Ereigniß. Geſchniegelt und geſchleckt war Kurt nicht, aber die Mädchen wußten auch nicht, was das war. Kurt war zum mächtigen Burſchen herangereift, den man faſt für einen Mann nehmen konnte; er hatte im Geſicht das Wilde und Trotzige, welches Jünglingen wohl anſteht und welches Mädchen mehr anzieht als der Magnet das Eiſen, welches ſie dagegen am Manne ſo ſchlecht leiden mögen und welches ſich bei demſelben allerdings verlieren und in ruhiges Selbſtbewußtſein übergehen muß, wenn es dem Manne fürder wohl ſtehen ſoll. Das Wilde und Trotzige ſteht nämlich dem gereiften Manne grundſchlecht, weil es von einer Gemüthsbeſchaffenheit zeugt, welche ſchlechte Früchte tragen, irgendwie ausarten wird.

Wenn drei ſchöne raſche Mädchen einen Jüngling pflegen,

ſo muß es ſchlecht mit ihm ſtehen, wenn er ſich nicht erholt und geſünder wird, als er je war, wenn nämlich nicht eine andere Krankheit über ihn kommt. Im erſten Augenblick, als er die Augen aufſchlug, da entfuhr allen dreien ein halbes Gix und faſt wären ſie davon geflohen wie Rehe, wenn ein Jäger das Feld betritt, auf welchem ſie weiden. Indeſſen Rehe und Haſen machen wohl eine raſche Wendung, aber ehe ſie wirklich davon laufen, thun ſie noch einen Blick rückwärts, faſſen die Gefahr in's Auge, ob es eigentlich eine ſei oder keine. Gar oft nun drehen ſie ſich wieder um und bleiben, weil ſie merken, daß das Ding nicht halb ſo gefährlich ſei. Ungefähr ſo machten es auch die Fräulein von Oenz; aber Kurt hatte ſo gar nichts Gefährliches, lag ſo matt und hülfsbedürftig da, daß ſie ſich nicht bloß umwandten, ſondern leiſe näher traten und am Ende ganz zahm wurden, beſonders die beiden älteren. Kurt war ein Jäger ſo rechter Art, der um der Jagd und nicht bloß eines Bratens oder einer Haut willen jagt. So ein rechter Jäger ſtellt lieber mit Lebensgefahr über Zinken und Zacken einer flüchtigen Gemſe nach, als daß er eine fette Sau bequem im Lager abfängt. Nun, mit dem wirklichen Jagen auf den Beinen hatte es einſtweilen noch gute Weile, denn der kloſterliche Schlag war ſo gepfeffert und geſalzen geweſen, daß Kurt das Laufen einſtweilen bleiben ließ, bloß ſeine Augen konnte er nachſenden, wem er wollte.

Der alte Herr war nach dem Kloſter zurückgeritten, that wegen Kurt ſeiner Andacht begreiflich keinen Abbruch; lebte er, ſo wußte er ihn daheim wohl verſorgt; lebte er nicht mehr, ſo wäre es ja dumm geweſen, ſeinetwegen religiöſe Pflichten zu beſchränken. Als endlich allem ein Genüge gethan war, dem Leibe und der Seele, ritt der Junker von Oenz mit den Andern nach Hauſe; der letzte, der aus dem Thore ritt, war er nicht, aber faſt gar. Man muß ſich jedoch nicht täuſchen und glauben, wie Ungeweihte es oft thun, als ob ſolche Zuſammenkünfte bloß ſtattfänden, um zu ſchlemmen und zu

praſſen unter religiöſem Scheine; zumeiſt geht dabei noch etwas Anderes vor, einem Zwecke wird nachgeſtrebt, freilich oft ſo, daß die Mehrzahl weder Zweck noch Streben merkt, aber willfährig die Hand bietet, den Zweck zu erreichen.

Den Herrn von Oenz freute es wirklich, als er Kurt lebendig antraf und nicht todt und zwar mit raſchen Beinen auf dem Wege der Beſſerung; nun hatte er jemand, zu dem er ſich ſetzen, dem er erzählen konnte nach Herzensluſt und der mit ihm trank, ſo lange er wollte. Daß Kurt ihn ſelten hörte, daß ſeine Augen immer ſpazieren gingen und der ganze Kurt mit ihnen und wohin ſie gingen, das merkte der alte Herr nicht, er gehörte zu den ſchlechten Schulmeiſtern, welche wohlleben am Reden und ſich nicht darum kümmern, höre jemand oder niemand ordentlich zu. Deſto beſſer bemerkten die Sachlage die älteren Schweſtern; ſie hätten ihn alle gerne gehabt, wie es oft geht, wenn die Gelegenheiten rar ſind und der Wille gut wäre. Kunigunde, die mittlere, war ein gutes Fräulein, ſie hätte zwei Männer genommen, wenn es hätte ſein müſſen, wenn ſie aber auch keinen bekam, hinterſinnete ſie ſich deſſwegen doch nicht, ſie dachte, alles erzwingen könne man nicht, und fütterte die Hunde deſto beſſer. Anders war es mit Brigitte, der älteſten. Dem Portrait, welches Moſes von Laban's Tochter, der Lea, gemacht, glich ſie nicht ganz, war ein handfeſt Mädchen, noch nicht im Schwabenalter, doch über zwanzig hinaus, verſtand das Regieren wohl, nach ihrer Pfeife mußte alles tanzen, ſo daß ſie glauben mußte, es müſſe einem Manne wohl gehen und derſelbe glücklich werden ſonder Maaß, wenn er unter ihre Zucht und Regiment käme. Daneben hatte ſie ariſtokratiſche Grundſätze und meinte wie Laban, daß der erſte Mann der Aelteſten gebühre von Rechtswegen, ſo gut als dem älteſten Sohn des Königs der Thron des Königs. Brigitte glaubte ſich alſo zur ſicheren Hoffnung berechtigt und ſah mit allerhöchſtem Zorne, wie Kurt's Augen an der Agnes hängen blieben wie Fliegen im Honig, und wie

die ſcheue Agnes das wohl merkte, nach und nach zahmer wurde und wenn ſie in Kurt's Nähe ſaß, faſt nicht wegzubringen war, und hatte ſtarken Verdacht, daß, wenn Brigitte und Kunigunde nicht zugegen waren, ſie noch näher rückte, weit näher als nöthig war; das empörte ſie, ſie fand Kurt's Betragen ſchändlich, die Familienehre in Gefahr, ihren Ruf auf dem Spiele, zu dulden war das nimmermehr.

Es iſt ſehr curios, wie verſchieden man eine Sache anſehen kann, je nachdem ſie uns oder jemand anders angeht; hätte Kurt ſeine Augen an ihr hängen laſſen und gerne gehabt, wenn ſie neben ihm ſaß, je näher deſto lieber, Brigitte hätte dieſes nicht bloß prächtig, ſondern ſogar edel gefunden, denn war Kurt nicht eigentlich von Gott und Rechtswegen ſchuldig, die zu lieben, welche ihn geheilt, den Kopf ihm wieder zurecht geſetzt? jetzt da es Agnes anging, fand ſie gerade das Gegentheil, Kurt's Betragen ſchlecht und ſchändlich. Sie trat zum Vater, als er einmal allein beim Becher ſaß, machte ein Geſicht wie ein Hofmarſchall, der ſeinem König eine Verſchwörung gegen deſſen Leben eröffnen will, that den Mund auf, ſagte dem Vater, Kurt ſtelle Agnes nach und Agnes laufe nicht davon, und erwartete nun, der Alte werde auffahren wie ein Pulverthurm, in den der Blitz geſchlagen, aber ſie täuſchte ſich, der Alte blieb ſitzen, ſchmunzelte, trank mit großem Behagen Schluck um Schluck; Brigitte, im Wahn, der Vater habe ſie nicht recht verſtanden, malte ihm noch einmal die Gräuelthat vor mit gerungenen Händen und zehnmal ärger als vorher, und der Alte trank Schluck um Schluck den zweiten Becher leer und zehnmal behaglicher als den erſten. Der alte Herr beſaß eine gutmüthige Natur, ſolche ſind ſchwer zu hetzen, ſie haben für das Meiſte nicht bloß einen, ſondern zwei Entſchuldigungsgründe. Sein Lebtag hatte er nie gemeint, daß man jungen Leuten das Lieben verbieten oder wenn es einmal angegangen, es ausblaſen könne wie eine Lampe, jetzt im Alter war er nicht dümmer geworden; aber er fühlte ſein

Alter, kannte ſeine wilde Zeit, wußte wie nothwendig tüchtige Männer ſeinen Mädchen ſeien, wenn ſie bei ihrer Sache bleiben ſollten; Kurt war ihm gar nicht der Unrechte, ſein Geſchlecht war gut, ſein Arm ſtark, und wenn er auch arm war, ſo hatte dies nicht viel zu bedeuten, da er ſtark und tapfer war; ſchwach und feig war damals, was jetzt Armſein bedeutet. Es freute alſo den alten Herrn, daß Hoffnung ſich zeigte zur Erfüllung ſeines Wunſches. Er dachte, wenn einmal eine ſeiner Töchter an Mann gebracht ſei, werde es den andern auch nicht fehlen. Schweſtern bilden eine Art von Zauberring, das Brechen des Ringes iſt das Schwerſte, iſt einmal das erſte Stück heraus, bricht ſich der Reſt leicht in geſonderte Stücke; das überſchlug der Junker von Oenz behaglich in ſeinem Gemüthe, und wie man friſch gepflanzte Pflanzen begießt und einſchlemmt, damit ſie gehörig wurzeln und anwachſen, ſo goß auch er über die neuen jungen Gedanken Becher um Becher.

Brigitte redete ſich heiſer, brannte wie ein Schmelzofen und ſchloß endlich ſtatt des Amens: „Und jetzt, Vater, willſt du ihn in den Thurm werfen oder aus dem Thore jagen wie einen räudigen Hund?“ „Einſtweilen keins von beiden,“ ſagte der alte Herr kaltblütig, „oder hätteſt du ihn etwa gerne ſelbſt?“ ſetzte er mit väterlicher Schalkhaftigkeit hinzu. Aber potz Blitz, das wäre dem alten Herrn faſt übel bekommen: Brigitte fuhr z'weg wie eine angezündete Rakete, fuhr in die Kreuz und in die Quere und wenig fehlte, ſie wäre dem alten Papa in's Geſicht gefahren; himmelſchreiend jammerte ſie: wenn die Mutter im Grabe wüßte, wie er gegen ſeine Kinder wäre, ſie kehrte ſich nicht bloß um im Grabe, ſondern ſie käme aus dem Grabe und drehte ihm den Hals um. „Brigge,“ ſagte der Alte, „thue nicht ſo; daß Kurt dich nicht mag, bin ich nicht ſchuld. Weißt du einen Andern, der dich mag, ſo bring' mir ihn, ihr ſollt meinen Segen haben, lieber heute ſchon als morgen.“

Aber jetzt war's, als ob die Brigitte selbst ein Pulverthurm sei, in welchen der Blitz geschlagen, sie fuhr auf, zur Thüre hinaus, schrie und drohte, sie wolle auch zur Welt hinaus, wolle nicht mehr in einer Welt sein, wo solche Väter lebten, wie sie einen hätte. Indessen, ob das Wasser zu naß war, die Bäume zu hoch, der Thurm zu schwindlicht oder ihre Füße ihr den Dienst versagten, ist unbekannt geblieben, aber kurz, Brigitte lief nicht zur Welt hinaus, lief bloß dem Kurt nach, wollte sehen, wie weit oder nahe Agnes bei ihm saß. Der alte Herr lief ihr nicht nach, blieb gemüthlich sitzen und dachte über das Ding des Weiteren. Es schien überhaupt eine Zeit gewesen zu sein, welche dem Denken günstig war, so wie es wiederum Zeiten giebt, wo niemand, selbst die nicht, welche sich am weisesten dünken, zu denken scheinen die Nase lang.

Selbst Kurt dachte damals. Da war er nun wieder nach mehr als zweijährigem Herumtreiben, nicht ganz zwei Stunden weit von seinem verfallenen Neste und ohne Ruhm und ohne Beute; der alte Hengst war in St. Urban, den jungen hatte der Kukuk zu Langenthal geholt; der Helm war zerschlagen, der Kopf beinahe mit; sollte er barhaupt und zu Fuß, einem Mönche gleich, heimkehren, sollte er sehen, wie Jürg verächtlich die Achseln zucke, den Kopf schüttele und aushalten der Mutter Hohn und Schelten? Oder sollte er dem alten Hengste nach, Mönch werden zu St. Urban? gelehrt brauchte er nicht zu sein, eines guten Lebens war er sicher, brauchte fürder weder dem Glücke nachzujagen oder gar ihm nachzudenken. Beides war ihm sehr zuwider, er mochte denken wie er wollte, so mochte er beides nicht. Ein Drittes fiel ihm nicht ein, das Heirathen vollends nicht. Der alte Herr merkte, daß Kurt in großer Verlegenheit war und guten Rath nicht fand; er hatte Kurt gesagt, er sei kein Gefangener, hatte ihn gefragt, ob es ihn nicht wunder nähme, was die Mutter mache. Kurt hatte etwas gemunkelt, er wußte

kaum was, und mit der Agnes munkelte er auch nur so, machte gar nicht ab Brett, den Handel nicht richtig.

Da saßen sie einmal an einem schönen Abend, wo die Sonne nur noch so flimmerte durch's grüne Buchenlaub, auf dem Söller, tranken seinen Wein aus dem Markgrafenland, welchen der Herr besonders liebte; Gleich und Gleich gesellt sich gerne, der Wein hatte zwar nicht viel Geist, aber er war so gutmüthig; sie schauten über das Land an den blauen Berg hinüber, schauten die alte Burg Pipins, deren Reste noch heute Zeugniß geben, wie klug und sinnig die Alten die Bauplätze wählten, wie schön sie bauten, schauten weiter hinab, wo die Aar gegen Basel hin durch die Bechburg bewacht wird, so wie auch den Weg durch's Gau hinab; sie schauten tiefsinnig hinüber und dachten nichts, tranken viel, redeten wenig; geraucht hätten sie wahrscheinlich, wenn man darum gewußt hätte. „Was hast du jetzt im Sinne?" fragte plötzlich der Herr von Oenz; — Kurt war es, als schlüge ihm jemand mit dem Holzschlägel auf den Kopf und sage: „Was lieber, Geld oder Blut?" „Nichts," sagte endlich Kurt, dieweil er viel Zeit gebrauchte, um zu sich selbst zu kommen. „Hast kein Verlangen nach der Mutter?" fragte der Herr von Oenz; „vielleicht ist sie gestorben, habe lange nichts von ihr gehört, solltest gehen und sehen. Kannst begreiflich wiederkommen, bist mir nicht erleidet und vor die Thüre stelle ich dich nicht" Heimgehen wäre mir ganz recht," sagte Kurt, „aber was soll ich heimbringen, habe ja nicht mehr, was ich mitgenommen, käme ja heim wie ein geschundener Bär." „Hättest du also wieder ein ganzes Fell, reiche Beute oder gar eine schöne Frau sammt großem Brautschatz, so wäre dir das Heimkehren recht?" fragte der Alte. Da machte Kurt Glotzaugen und sagte endlich dumm: das wäre was, aber eine solche müßte er nicht zu stehlen, geschweige sonst zu kriegen. „Weißt dann kein Mädchen, welches du möchtest und welches dich möchte und welches allfällig zu einer reichen Frau zu machen wäre?"

Da machte Kurt noch größere Glotzaugen, ſah damit den Alten ganz dumm an, bis ihm plötzlich ein Licht aufging. Es fiel ihm nämlich ein, der Alte könnte Agnes meinen, wenn er die Heirathe, ſo ſei ſie eine Frau, reich könnte ſie der Alte machen, und Beſſeres könnte ihm nicht zu Theil werden auf der Welt. „Ja wohl," ſagte er, „es fiele ihm ſo was bei, aber er wüßte nicht, was der Junker von Oenz dazu ſagen würde." „Wirſt die Brigitte meinen, wie ich merke," ſchmunzelte der Alte; „die ſollſt du haben ſammt vielem Segen und etwas Gut." Da machte Kurt ſchreckliche Glotzaugen, ſah ganz dumm drein, endlich ſagte er: eben die meine er nicht, möge ſie nicht, weder reich noch arm. Das ſei ihm leid, ſagte der alte Herr, er hätte ihm gerne geholfen und Brigitte wäre eine geweſen für die alte Grimhilde. Einſtweilen möchte er eine Frau für ſich und nicht für die Mutter, ſagte Kurt, da wäre ihm Agnes die rechte, eine andere möge er nicht. Da lachte der Herr und ſagte: „Biſt nicht ſo dumm als man glauben ſollte, wenn ich das Ausleſen hätte, wäre es mir auch ſo; für mich habe ich nichts dawider, hat man Mädchen, ſind Tochtermänner ein nothwendiges Uebel. Die Hauptſache iſt aber, was das Mädchen meint; zwingen thue ich es nicht; will es dich nicht, mußt du doch mit der Brigitte dir zu helfen ſuchen; der wäre es recht, denke ich, und ſie iſt die älteſte." „Das ſieht man," ſagte Kurt, „aber ich denke, mit Agnes ſei ich doch ſchneller richtig, ſie ſieht mich nicht ſo böſe an wie die andere und giebt mir gute Worte, beſonders wenn es niemand hört." Da lachte der Alte und meinte, es habe ſich ſchon mancher mit den Mädchen getäuſcht, und gerade die hätte ihn am liebſten genommen, welche ihm zehn Nägel ſpitziger als Katzenkrallen eingeſchlagen; er ſolle die Agnes holen, ſie werde nicht weit ſein, ſie könne es am beſten ſelbſt ſagen, wie ſie es meine. Kurt ging, doch etwas langſam, es machte ihm auf einmal bange, der Alte könnte Recht haben; den Anſchein gewann es auch immer mehr, lange fand er das

Mädchen, welches vermuthlich seine Ohren nicht zu weit weg gehabt haben mochte, nicht; als er endlich als kundiger Jäger die Spur fand, floh es, er holte es nicht ein, verlor es wieder aus dem Gesichte. Als er endlich keuchend zum alten Herrn zurückkehrte, saß das flüchtige Reh neben demselben und geberdete sich, als ließe es sich nur mit der größten Gewalt halten. Die kleine Hexe hatte ihre Rolle nicht studirt, sie aber trefflich gespielt, was immer die Hauptsache ist, war geflohen mit Windeseile, hatte sich fangen lassen auf ganz natürliche Weise, denn ewig fliehen, was hätte das genützt? Sie konnte sich des Lachens kaum enthalten, als Kurt im Schweiße seines Angesichts daher polterte, that dabei um so nöthlicher, des Vaters Händen sich zu entwinden.

Kurt, der auf solches Spiel sich schlecht verstand, ward es angst, er glaubte, dem Mädchen sei es Ernst, der Vater habe Recht, es begehre ihn nicht. Er dachte, die Mädchen hätten es vielleicht mit ihren Herzen wie mit ihren Röcken; es haben nämlich fast alle Mädchen, auch die ärmsten zwei Röcke, einen zum Hausbrauch und einen zum Staate, so hätten sie vielleicht auch zwei Herzen, eins zum Lieben und eins zum Heirathen, dachte er. Es thun wirklich auch einige so, als möchten sie den Mann nicht zum Schatz, den Schatz nicht zum Manne, sind curiose Dinger, die Mädchen nämlich. Er stand da verblüfft und kein Wort kam ihm in den Mund, wie in großer Hitze kein Wasser in so manchen Brunnen. Der alte Junker mußte endlich reden und that es kurz: „Sieh," sagte er, „der da will dich zum Weibe, magst du ihn zum Manne?" „Das mache wie du willst," rief Agnes, riß sich los und war verschwunden. Kurt wollte ihr nach; „ist nicht nöthig," sagte der Vater: „Der Handel ist auf mich gestellt und also richtig. Aber vor der nimm dich in Acht, das ist eine Blitzhexe, in der mehr steckt als man denkt. Jetzt kannst gehen und es dem Mädchen sagen, wenn du es findest, wie ich entschieden." Man sagt, diesmal hätte Kurt schneller das

Mädchen gefunden, ohne Schweiß und Keuchen den Auftrag ausrichten können. Die abgemachte Sache, das fait accompli, ward alsobald eine bekannte. Kunigunde nahm es kaltblütig, sie sagte zu Agnes bloß, zu wenig Jahren sei viel Verstand nöthig, den wünsche sie ihnen beiderseitig von ganzem Herzen. Zu Brigitten, die ihr in einer wahren Sündfluth entgegenschwamm und zwar unter Blitz und Donner, sagte sie: „Thue nicht so, aus der Haut zu fahren wäre dumm, ist man einmal 'raus, kommt man nicht wieder hinein, und die Welt ist ja so groß und der Männer sind so viele.“ Aber in solchen Gemüthszuständen hilft bekanntlich Trost wenig und um so weniger, je vernünftiger er ist. Brigitte fuhr umher wie ein brüllender Löwe, der etwas sucht zum Verschlingen; sie schlug die Hunde, trat Katzen auf die Schwänze, schmiß Mägden das Habermuß in's Gesicht und wartete den andern mit Worten auf, an denen ein Haifisch erstickt wäre, welche Fischart doch bekanntlich einen sehr radicalen Schlund hat. Der Vater wollte trösten und sagte: sobald die Agnes aus dem Hause sei, wolle er ausreiten und reiten, bis er Einen finde, der auf den Kopf geschlagen oder gefallen sei; den lasse er heimbringen und den müsse sie haben trotz Hölle und Welt, sie solle darauf zählen; aber der Trost zog nicht, er roch nach Spott, schüttete Oel in's Feuer. Da sah denn der Junker, daß es ein einziges Mittel gebe, die ganz erwildete Brigitte einigermaßen zu stillen und Ruhe zu bringen in's Haus, nämlich die beiden Glücklichen aus dem Hause zu schaffen so schnell als möglich.

Weitläufige Geschichten gab es damals nicht, wenn jemand heirathen wollte; an drei Sonntagen hintereinander mußte man sich noch nicht aufbieten lassen; Schneiderinnen und Näherinnen waren damals noch nicht so hagelbicht wie Nesseln an den Zäunen, man ließ nicht alle drei Tage die Röcke ändern und mit Weißzeug plagte man sich wenig, geschweige daß man die Hemden brodirt hätte hinten und vornen und

die Nachthäubchen garnirt mit Brüſſeler Spitzen. Die befreundeten Mönche in Herzogenbuchſee ſegneten die Beiden ein, ſobald der Junker wollte, und aus den gefüllten Schränken nahm man einen Rock von Großmutter oder Urgroßmutter, welcher am beſten paßte, ſteckte die Agnes hinein, hängte ihr einiges Goldzeug um und die Braut war fix und fertig geſchmückt und ſchrecklich glücklich in ſolchem Glanze. Ja damals ging es noch einfach zu!

Ein Einziges war dem Junker dabei nicht recht; eine Hochzeit ohne Hochzeitsfeſt, eine Hochzeit ſo gleichſam unter der Hand, bei welcher man den Jubel nicht zehn Stunden in der Runde hörte, nicht eine Stunde in der Runde alle Wege mit Glücklichen beſäet fand, welche in ſeligen Träumen ihr Räuſchchen verſchliefen und der Stunde der Auferſtehung harrten, wo in die Beine wieder Kraft kam den Leib zu tragen, eine ſo ſtille Hochzeit war unerhört, erſchien ihm faſt wie gottloſer Gräuel; aber was ſollte er mit der Brigitte anfangen, die herumfuhr wie eine eingeſchloſſene Horniſſe an den Fenſtern; wäre es ein ſtiller Jammer geweſen, verbunden mit etwelchem Seufzen und Stöhnen, mit welchem ſie behaftet geweſen, ſo hätte ſich das Ding wohl machen laſſen; in einem Hinterſtübchen hätte ſie ihr Weh verbergen können, aber Brigitte hatte kein ſtilles Weh und ließ ſich nicht einſchließen; ſie wäre unter den Gäſten herumgefahren wie eine wüthende Katze, welcher man feurigen Schwamm unter den Schwanz gebunden. Bei einer ſplendiden Hochzeitsfeier hätte auch die Ueberraſchung der Frau Grimhilde, auf welche der alte Junker ſich ſehr freute, gefährdet werden können. Die Koppiger Leute waren zu hungrig, als daß ſie nicht den Hochzeitsduft in die Naſe bekommen und nach Oenz gezogen worden wären, hätten alſo ihren jungen Herrn erkennen müſſen. Er verzichtete alſo, wenn auch ungern, auf ein großes Feſt und begnügte ſich mit einigen Mönchen von Herzogenbuchſee und einem wackern Schluck. Gleich am andern Morgen ſollte der Zug

nach Koppigen losgehen mit möglichst großem Gefolge, eine stattliche Mitgift bei sich führend. Kurt hatte sich dieses anfangs ganz prächtig vorgestellt und sich sehr darauf gefreut, in Koppigen einzuziehen wie ein Fürst, mit einer schönen Frau, großem Reichthum, mit Kühen und Pferden, in strahlender Rüstung, reich geschmückt, wie der freigebige Schwiegervater den stattlichen Tochtermann selbst herausgeputzt hatte zur eigenen Ehre und Freude. Kurt hatte sich vorgestellt, für wen man ihn wohl nehmen möchte und was für Augen man endlich machen werde, wenn man in der fürstlichen Gestalt den Kurt erkenne, der vor zwei Jahren auf einem steifen Hengste und in der alten Rüstung mit den tiefen Rostgruben und den losen Bändern ausgeritten!

Nun aber, als es wirklich auf Koppigen losgehen sollte, fiel es ihm ein, wie es wohl in Koppigen aussehen möge und was Frau und Schwiegervater für Augen machen und dazu sagen werden. Es wurde ihm ganz blöde, wenn er so recht daran dachte. Was sollte er machen? Sollte er einen Boten senden, sich ankündigen lassen oder selbst voranreiten, um Anstalten zum gehörigen Empfang zu treffen? Aber womit Anstalten treffen, wenn niemand da ist, der sie macht, nichts da ist, womit man sie machen kann? Zudem wäre ihm auch die Freude der Ueberraschung verdorben, und er hatte sich das so schön gedacht, wie Jürg unter dem Thore stände, wackelnd mit grauem Haupte, die Mutter erst lange, lange Zähne mache, endlich die Hände über dem Kopfe zusammenschlage, wie Jung und Alt aus jeder Hütte stürzen würde, die Herrlichkeiten zu bewundern: ihn voran auf stolzem Roß, hintendrein den reichen Troß. Darauf freute er sich, während es ihm bitterlich graute, ihre grenzenlose Armuth fremden Augen und der Diener Spott preiszugeben. Er hatte sich freilich nicht reicher gemacht, als er wirklich war, nicht von Gütern gefaselt, welche näher dem Monde als Koppigen lagen, wie es bis auf diesen Tag getrieben wird mit der gleichen Scham-

losigkeit und mit der gleichen Leichtgläubigkeit geglaubt. Aber so die rechte Vorstellung von ihrer Dürftigkeit hatte er ihnen doch nicht beigebracht, sie war ihm selbst nicht so eigentlich anschaulich; hatte er doch, so lange er daheim war, keinen Begriff gehabt, wie arm sie seien, ihm fehlte die rechte Vergleichung. Erst als er in die Welt kam und andere Burgen sah, erlebte, was dort tägliches Bedürfniß war, erst da merkte er, wie ihnen fast alles fehlte und wie arm sie seien.

Sein Schwiegervater sah diese innere Plage wohl und begriff sie; er kannte Koppigen besser als Kurt sich es dachte, ja als Kurt selbst. Frau Grimhilde war eine zornige Person, aber zorniger wallte ihr adelig Blut doch nie durch ihre Adern, als wenn ihr enges Gebiet durch fremde Jagd entweiht ward. Da sie nun niemanden hatte, welcher ihr die Frevler fing, um auf einen Hirsch sie zu schmieden oder mit schwerem Gelde zu büßen, so brauchte sie was sie hatte, die Zunge, schimpfte, so laut und lästerlich sie konnte, die Jäger aus. Diese, wenn es thunlich war, ritten so nahe sie konnten am Schlößchen vorbei und ergötzten sich an Frau Grimhildens Schelten, ungefähr wie noch heutzutage die liebe Schuljugend irgend einen bissigen Haushund oder wunderlichen Junggesellen oder bösen weiblichen Drachen haben muß, um sie zu necken und an ihrem Gekläffe sich zu ergötzen. Der lustige Junker, wenn auch kein Schuljunge mehr, war doch mehr als einmal bei solchen Streichen gewesen, hatte mit geübtem Auge das Elend sich angesehen, hatte noch viel von halbnackten Jungen vernommen, welche hungrig den Jägern nachstrichen und nach Brosamen schnappten, mit den Hunden sich darum stritten. Also die Armuth störte ihn nicht, aber so viel Bosheit hatte er im Leibe, daß er den Tochtermann nicht nur nicht tröstete, sondern sich sehr auf sein Gesicht und seine Verlegenheit freute.

Früh Morgens ward aufgebrochen, und nachdem man vier Stunden lang mit Wald und Sumpf gerungen, kam man

endlich auf einen Hügel und hatte Koppigen vor Augen. Das Schlößchen, obgleich von der Sonne beſchienen, ſah doch ſo grau, altersſchwach und zuſammengeſchrumpft aus, daß Kurt, dem ein anderer Maaßſtab in die Seele gewachſen war, nicht bloß Andern, ſondern ſich ſelbſt gerne eingeredet hätte, das ſei das alte Koppigen nicht, welches er verlaſſen; wenn ſie ſich nicht verirrt, ſo hätten böſe Geiſter das frühere weggenommen und dieſes verwitterte Krähenneſt an deſſen Stelle geſetzt. Der Herr von Oenz dagegen war wie mit Queckſilber ausgeſtopft; wer was blaſen konnte, mußte blaſen aus Leibeskräften, er hetzte und ſchlug die Hunde, daß ſie heulten als käme die wilde Jagd geſtoben; es war ein Höllenlärm, wie Frau Grimhilde noch keinen gehört hatte. Der wildeſte Zorn fuhr ihr in den magern Leib über dieſe wilde vermeſſene Jagd auf ihrem Gebiete. Ihre ganze Leibwache rief ſie zuſammen: den grimmigen Jürg, der ſich geberdete, als verſuche er ſeinen Kopf in den rechten Schwung zu bringen, um ihn als Bombe in den Feind zu ſchleudern; ihre ganze Meute, beſtehend aus zwei Hunden, von denen der eine blind war, der andere zahnlos; ein Junge, den ſie in's Schlößchen genommen, Jürg zum Beiſtand, fehlte, wahrſcheinlich war er um was Eßbares aus, woran man eben im Schlößchen bitterlich Mangel litt. Obgleich die tapferſte Mannſchaft fehlte, die anweſende ziemlich an Gebrechlichkeit litt, beſchloß Grimhilde doch in gräflichem Zorne, diesmal Ernſt zu zeigen, wenn man ſich näher wagen ſollte. Kühn ſtellte ſie die geſammelte Macht unter das offene Thor, und als mit Hollah! Huffah! und wildem Rüdengeheul der Zug näher kam, griff der grimmige Jürg nach einer Armbruſt zum eiſernen Gruße, aber leider konnten ſeine Hände ſie nicht mehr ſpannen, und in Haſt fand er den Haken nicht. Da brannte Frau Grimhilde ihre Kartätſchen los, ganze Ladungen Schimpfwörter, doch umſonſt. Unaufhaltſam, in immer luſtigerem Geſchmetter und Geheule, zog der Zug heran, bis endlich Grimhilde inne ward,

das ſei keine Jagd, ſondern was Anderes, aber was, das begriff ſie natürlich nicht, dachte aber daran, wie Frauen wie Grimhilde gerne was Arges denken, man wolle ſie höhnen und ſpottweiſe zum Imbiß bei ihr einreiten, um ſich an ihrer Armuth und Verlegenheit zu ergötzen. Sie blieb im Thore ſtehen, während ſie Jürg befahl, die Thorflügel loszumachen und zum Schließen bereit; aber ſie hatte vergeſſen, daß der eine Flügel aus den Angeln gefallen und anderwärts verwendet worden war, der andere dagegen längſt weder Schloß noch Riegel hatte. Dennoch blieb ſie trotzig ſtehen; der alte Jürg zerrte auf's neue an der Armbruſt, matt bellten die Hunde.

Da ritt der alte Herr dem Zuge voraus, und als Frau Grimhilde ihn erkannte, lud ſie ihre Kanonen mit doppelter Ladung und überſchüttete den Junker mit Läſterungen, daß die Engel im Himmel die Ohren zuhielten, denn ſie haßte den von Oenz wegen manchem Schabernack abſonderlich. Was aber ſollten hinter ihm die Saumroſſe, die Karren, der Troß? ſie faßte das nicht. Der luſtige alte Junker begann nun eine ſeltſame Anrede; die Chronik hat ſie nicht aufbewahrt, wir wiſſen nicht, enthielt ſie was von einem verloren gegangenen und wiedergefundenen Kreuzfahrer oder einem verſchlagenen und heimfahrenden Mohrenritter. Je mehr der Junker redete, deſto weiter deckten ſich die Zähne der alten Dame ab, ſo wie alte Klippen ihre Zacken dem Schiffer erſt dann in ihrer Gefährlichkeit ſichtbar machen, wenn er ſein Schifflein über ſie hintreibt.

Unterdeſſen brauchte Jürg ſtatt des Maules ſeine Augen, muſterte den ſeltſamen Zug, ſtieß endlich einen Fluch aus und trabte zu dem großen Ritter, welcher hinter dem alten Herrn und neben einem ſchönen Frauenbild zu Pferde ſaß; hinter Jürg her wackelten die beiden alten Hunde, ſchwenkten zärtlich hin und her ihre haarloſen Schwänze. Vor dem Reiter beugte ſich Jürg in alterthümlichem Reſpekte, alle

Kräfte boten die Hunde auf, am wilden Roſſe emporzuſtehen, jedoch vergeblich.

Das ſah Frau Grimhilde, erkannte Kurt, und ihrer Kanone einen Ruck gebend fragte ſie, ob er ein Narr geworden oder ſonſt was. Kurt ſprang vom Roſſe, grüßte die Mutter wie es ſich ziemte, ſagte, er bringe heim ſeine Beute aus der Welt, ſeine Frau und ſonſt noch was. Ein neues Leben ſolle nun in der Burg erſtehen, und wie ſie ſich in der Jugend gewöhnt, ſolle ſie es im Alter haben. Wenn es nur das ſei, ſagte Frau Grimhilde, ſo hätte er beſſer gethan, ſelbſt voranzureiten und zu klopfen an's eigene Thor, ſtatt erſt dummen Lärm zu machen und hinterdrein einen ſolchen Narren zu ſenden. Anſtändig ſei es vom Sohne nicht, die eigene Mutter entweder erſchrecken oder zum Beſten halten zu helfen.

Indeſſen trat ſie doch unter dem Thore weg, in's Höfchen hinein konnte der Zug reiten. Das Höfchen war enge, faßte ſie kaum, war hoch mit Gras bewachſen, denn da war nicht bloß niemand, der es ausriß, ſondern leider ſogar kein Geſchöpf mehr, das Gras fraß, als zuweilen einer der alten Hunde, wenn es ihm gar zu wunderlich ward im Bauche. Außer Gras war nichts im Hofe, ſo wie ſich in alten Küchenſchäften, wo man nichts zum Kochen hat, auch nichts als Schimmel findet. Die Koppiger Bewohner hatten keine Ahnung, woher Kurt die ſchöne Frau bringe; im Eifer des Geredes hatte Kurt den Namen zu nennen vergeſſen, war überhaupt des Vorſtellens nicht gewohnt. Jürg dachte an eine weiße Prinzeſſin aus dem Mohrenlande, träumte ſich die Roſſe begabt mit Gold und Edelſteinen und hintendrein einen Mohrenkönig, der ganze Schiffe voll derlei Zeug nachſende. Grimhilde dachte nicht ganz ſo weit, aber doch an was ſehr Reiches und Vornehmes, nahm ihre gräfliche Haltung wieder zur Hand und führte ihre Gäſte in des öden Schlößleins Halle.

Voran wie ungezogene Kinder ſtürzten des Herrn von Oenz ungezogene Hunde, und ganz finſter ward es im Ge-

mache; es war, als ob unzählige Vögel aufgeſtoben wären vor der Hunde Gebell, und doch hörte man kein Flattern, und auf einmal erſcholl ein ſchreckliches Gepolter und alsbald ein noch viel ſchrecklicheres Geheul, eine viel größere Dunkelheit, es ſchien ein verzaubertes Gemach. Es war es aber nicht, es ging alles ganz natürlich zu. Seit Kurt fort war und die Hunde alt, hatte die Jagd auf Hochwild abgenommen, mit niederm Wilde mußten ſie ſich befaſſen, mit Vögeln allzumal, welche man in Netzen und Lätſchen fangen kann und ausnehmen aus den Neſtern. Der Kürze halber ſchüttete man die Federn auf Haufen in die Halle, bis man ſie anderwärts gebrauchte; dieſe wurden von den Hunden aufgeſtöbert, gejagt, der Tiſch, d. h. der Thorflügel, welcher im Hofe fehlte und hier auf ſchwachen Beinen ſtand, umgerannt, die Hunde erſchreckt, getroffen, die Federn wilder durcheinander gewirbelt, ſo daß eine Weile man nicht wußte, wo man war und was das Alles zu bedeuten hatte. Verdutzt ſchwiegen die Hunde, allgemach ſetzte ſich der Nebel, der ſeltſame Tiſch ward wieder aufgerichtet, die Diener brachten die mitgebrachten ehbaren Dinge, denn dafür hatte der alte Herr, der in ſolchem äußerſt klug und vorſichtig war, vortrefflich geſorgt, eben ſo an gutem Getränke es nicht fehlen laſſen.

Die alte Dame ließ die Diener mit aller Grandezza gewähren, als ob es ſie nichts angehe, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, daß von niedern Weſen für ſie geſorgt würde ohne ihr Zuthun. Agnes allein machte ganz curioſe Augen, ſo arg hatte ſie ſich das Neſt denn doch nicht vorgeſtellt, ſo entblößt von allem kein Schlößlein, ſo einem Drachen ähnlich kein altes Weib. Kurt war Agnes in's Herz gewachſen, aber wenn ſie Koppigen geſehen hätte, ehe Kurt ihr Mann geworden, wer weiß, wer weiß, ob ſie nicht den Kurt aus dem Herzen geriſſen hätte, wie man böſe Zähne aus dem Munde reißt.

Endlich, als das Getümmel ſchwieg und Ruhe war,

fragte Grimhilde ihren Sohn, woher er seine Frau bringe und aus welchem Geschlechte sie sei. Da trat der dicke Junker vor und sprach mit Salbung und großem Anstande: „Aus dem erlauchten Geschlechte derer von Oenz ist sie und meine Tochter, von Oenz kommt sie, will hier bleiben und eure Schwiegertochter sein, Frau Grimhilde. So sind wir beide unerwartet nahe Verwandte geworden, ich hoffe, es freut euch wie mich, und gute Freunde werden wir werden, eins dem andern aushelfen, ihr mir mit eurer Tapferkeit, ich euch mit Speise und Trank und was ihr sonst etwa nöthig haben mögt."

Poh himmelblau, was kriegte die Alte für ein Gesicht während der Rede ihres neuen Verwandten! Sie hatte schon manch wüstes Gesicht gemacht, aber so eins doch wirklich noch nie. Die Haare um's Maul rollten sich und zischten, als wären sie dem Feuer zu nahe gekommen, die Zähne deckten sich ab, wie man eine Batterie demaskirt und schienen sich vorzustrecken zu einem Anlaufe, die Augen spitzten sich zu, schienen zu Kugeln zu werden, dem Junker von Oenz in's Gesicht fahren zu wollen. Das ganze Gesicht glich einer Bombe ehe sie zerplatzt, und wie die Bombe platzt, wenn sie lange genug gezischt hat um das Zündloch herum, so platzte es endlich auch, als der Junker schwieg, aus Grimhildens Gesicht und zwar grimmiglich. Blitz, Donner, Hagel, Sturm sprühten aus dem Gesichte und zwar stromweise wie bei einem Feuerwerke und alles durcheinander, und bald fuhren die Ströme über Kurt her, der in zwei Jahren zwei Stunden weit gekommen und nichts heimgebracht, als so eine und von dem da, der nur ein Edelknecht sei und daneben auch nichts werth und zu nichts tauglich, als alte Weiber zu plagen und mit Mönchen zu saufen, und seinen Töchtern, welche er Mönchen nicht geben könne, gerne abkäme zu rechter Zeit, und von diesen Töchtern habe er gerade die mitgebracht, welche ihm der Alte am liebsten angehängt, weil sie zu nichts tauge, ihn am meisten plage; die könne aber auch gleich wieder mar-

ſchiren, woher ſie gekommen. Kurz, die Alte blitzte und donnerte und zwar mit ganz andern Worten noch, daß es ſpäter Allen ſchien, das Fleiſch ſei verpfeffert, der Wein habe einen Schwefelgeruch und in der Halle führen die Blitze fort und fort hin und her.

Der Herr von Oenz, kurſtig durch den langen Ritt, an Grimhildens Feuer gewöhnt, blieb kaltblütig, complimentirte die Dame an die zerbrechliche Tafel, legte vor und langte zu. Grimhildens Leib folgte unwillkürlich den Nöthigungen des alten Herrn, während die Seele fortwährend Feuer und Flamme ſprühte. Jürg ward endlich die Mittelsperſon; dieſer freute ſich gar ſehr über den jungen Herrn, deſſen Aeußeres ſeine Erwartungen übertraf, und Oenz oder nicht Oenz, wenn nur wieder was in's Haus kam und ein beſſeres Leben anfing. Was hatte ſein alter Herr von eines Grafen Tochter gehabt? Am Ende kann man weder abbeißen von einem Titel, noch mit demſelben die Löcher im Gewande flicken. Als dem alten Knaben nicht bloß Kuttlerugger, ſondern wieder wirklicher guter Wein durch die Glieder floß, da ſchien die alte Kraft wieder zu glimmen, die Beine ſtanden feſt, der Kopf ebenfalls; er fragte und ließ ſich ſeines Herrn Schickſale erzählen und kümmerte ſich um ſeiner ungnädigen Herrin Gepülver nicht, er war es eben auch gewohnt.

Wie am Ende jedes Feuer ausgeht, der allergrößte Munitionskaſten einen Boden hat, ſo hat man auch noch von keinem Weibe gehört, das nicht endlich einmal abſetzen mußte, wie gut es das Schimpfen und Schelten auch konnte. So iſt es hier auf der Welt, im Leben; drüben in der Ewigkeit da mag es wohl ſein, daß es Weiber giebt, welche in alle Ewigkeit tſchädern, ſchnädern, pülvern, aufbegehren, ſchimpfen und ſchelten müſſen, daß ihre Zunge ganz feurig wird, aus ihrem Munde ein Rauch fährt wie aus dem Kamin eines Bäckers, wenn er ſeinen Backofen mit grünem Holze heizt. So ging es auch Grimhilde, die Luft zum Reden ging ihr

endlich aus, zudem nahm es ſie wunder, was Kurt erlebt oder ob er wirklich nicht weiter als bis Oenz gekommen, und überdies wurden durch Speiſe und Trank, die ihr durch den Mund in den Leib glitten, ihre Empfindungen ſanfter und ihre Gefühle gemäßigter. Iſt ja doch auch, freilich durchaus nicht zuſammengezählt, kein Hund auf der Welt zu finden, wie biſſig und hungrig er ſein mag, der nach einem guten Fraße nicht ein gewiſſes Behagen ſpürt und menſchenfreundlicher wird. So zog Grimhilde nach und nach die Zähne ein, und wenn ſie ſich ſchon nicht mit der Heirath des Sohnes verſöhnte, ſo wurden ihre Ein- und Vorwürfe doch ganz ſanft und milde. Heirathen hätte er nicht gebraucht, dafür hätte man ihn nicht fortgeſandt, und dann nur ſo eine! Hätte er was gewonnen, hätte er heimkommen ſollen damit, ſie hätte ihm dann ſchon eine Frau ſuchen wollen und zwar eine ganz andere. Wo man nichts zu eſſen, nichts ſich zu kleiden habe und kaum trocknen Raum für eine Perſon, was man da mit einer Schwiegertochter anfangen ſolle und noch dazu mit einer nur von Oenz? ſie frage. Aber dumm ſei er ſein Lebtag geweſen und dumm werde er bleiben!

Lautlos war die junge Frau geblieben, aber daß in ihr viel vorging, wird man begreifen. Freilich war man damals nicht ſo zimpferlich wie jetzt, dachte nicht alsbald an Krämpfe, aber geſchaudert hatte Agnes doch, als ſie die gränzenloſe Armuth ſah, von welcher ſie ſich wirklich keinen Begriff gemacht hatte; keine Hütte war ihr noch vorgekommen, in welcher man nichts, ſo gar nichts ſah, nichts als eine Schwieger, welche des Teufels Großmutter zum Schweigen gebracht hätte. Wenn eine Schwiegertochter in ihrem neuen Wohnſitz gar nichts findet, als ein ſolch keifend Hausſtück, ſo muß es ihr knapp um's Herz werden, keine roſenrothe Zukunft wird vor ihren Augen ſtehen, und hat ſie Ideale gehabt, ſo werden dieſelben nicht bloß zerrinnen, ſondern zerplatzen. Ihr Vater theilte ihre Empfindungen nicht, er nahm die Alte und die

Armuth von der lustigen Seite, ergötzte sich ob beiden, und je greller die Armuth hervortrat, desto mehr hatte auch seine Gutmüthigkeit Raum zu helfen und zu spenden. Indessen, wer weiß, wenn er hätte dableiben müssen, nicht die Aussicht gehabt hätte Abends von dannen zu reiten, ob ihm alles so lustig vorgekommen, das Lachen nicht vergangen wäre. Man lacht im Vorbeireiten über gar manches, muß man dabei bleiben, findet man, daß dasselbe keine lächerliche Nase hat, sondern eine ganz andere.

Der Schwiegervater hatte bereits an Geräthen, Gewändern, Vorräthen ein Ansehnliches mitgebracht, womit man die alte Höhle etwas wohnlicher machen konnte; aber er sah wohl, daß da viel mehr noch nöthig sei und namentlich Baulente, wenn die Menschen trocken wohnen und mit Sicherheit wieder etwas Vierbeiniges in den Ställen untergebracht werden sollte. Indessen tröstete er sich darüber leicht; dem Allem sei abzuhelfen, dachte er. Kurt hatte den schwersten Augenblick überstanden, es war leichter gegangen, als er sich gedacht; doch belästigte noch etwas sein Gemüth und zwar sehr. Wer etwa meint, es seien die Schauer, welche über Agnes' Seele fuhren, die er gesehen und mitempfinde, der würde sich sehr irren, die sah Kurt nicht. Kurt hatte ein herrliches Auge: den Aal sah er im Schlamm, das Rebhuhn im Grase, die Schnepfe im dürren Laub, das Wildschwein im Dickicht, aber in den Herzen der Menschen sah er hell nichts, und so wenig als er lesen konnte in einem Buche, eben so wenig konnte er die Gedanken der Menschen lesen, welche über die Gesichter der Menschen flogen, noch viel weniger die, welche bloß vorsichtig aus den Augen gucken oder tückisch lauern in den Winkeln des Mundes; da war allenthalben unleserliche Schrift für ihn, und wenn man ihm Brillen aufgesetzt hätte, er hätte nichts gesehen. Es giebt halt gar verschiedene Augen, aber wirklich kommod ist's, wenn man deren hat, welche sehen, was auf den Gesichtern vorgeht und im Grase und was sitzt in

des Herzens Grund und in des Teiches Schlamm; sie sind aber leider nicht zu kaufen, diese Augen, sie sind eine Gottesgabe.

Neben Kurt zu beiden Seiten saßen die alten treuen Hunde, die Gespielen seiner Jugend, freuten sich des Wiedersehens, wedelten ihrem Herrn den Willkomm zu nach Vermögen, ließen dann den Kopf sinken tief zwischen die Vorderbeine hinab, schlossen die Augen, thaten als studirten sie Wichtiges: Entdeckungen im Gebiete der Mechanik oder Chemie, Reden vor einer Kammer oder Combinationen in den Finanzen. Nach geraumer Weile ermannten sie sich, hoben den Kopf, als hätten sie das Gesuchte entdeckt, leckten dann einfach ihrem Herrn die Hand, setzten ihre Studien wieder fort. Was machen mit solchen alten Studenten, wie jagen mit diesen alten Thieren, die kaum mit dem alten Jürg Schritt halten konnten? Das lag Kurt im Gemüthe, und für das war nicht gesorgt. Hunde waren wohl da, aber nicht für ihn, wie Kurt wohl wußte; daß dieses ihn sehr plagen mußte, wird jeder fassen, der weiß, was Jagen ist, und wie es einem Jäger im Gemüthe ist, der alte Hunde hat. Der alte Herr hatte in diesem Fache bessere Augen als Kurt, er merkte alsbald, wo diesen der Schuh drücke; er hatte die Bosheit, diese alten Studenten zu preisen, ihre vergangenen Thaten zu rühmen, und was das für ein Jagen gewesen sein müsse mit ihnen, denn bessere Thiere seien ihm nicht vorgekommen.

Ach wie da dem Kurt das Herz aufging, und was er da dem Schwiegervater für Stücklein erzählte, welche er mit diesen Hunden vollbracht und wie er nirgends solche Hunde angetroffen. „Aber jetzt," sagte er und ward dabei förmlich gerührt, „aber jetzt, was soll ich mit ihnen, der eine thut jede Viertelstunde einen Schritt, unterdessen giebt der andere einen Laut von sich, dann erholen sich beide und thun so wieder einen Schritt und geben wieder einen Laut, und so soll ich jagen künftig!" Kurt zeigte offenbare Spuren oratorischen

Talentes, nach dem alten Sprichwort: es ist das Herz, welches beredt macht. „Da jage mit den jungen!“ sagte der alte Herr. „Mußt nicht meinen, man könne immer die gleichen Hunde brauchen!“ „Ja, wenn ich junge hätte,“ sagte Kurt. Das war die Spitze der Armuth, welche dem Herrn von Oenz wirklich nicht mehr lächerlich vorkam, sondern in's Herz ging, denn das hätte er nicht gedacht, daß es ein Schlößchen in der Welt gebe, in welchem bloß zwei Hunde seien, beide mit haarlosen Schwänzen, von denen der eine in einer Viertelstunde einen Schritt thue, während der andere die gleiche Zeit brauche, einen Laut von sich zu lassen. Diese Armuth trieb ihn zum Aufbruch früher als er vielleicht sonst daran gedacht, denn ein solcher Mangel war unerträglich, dem mußte abgeholfen werden alsbald.

Der Tochter war es doch schwer um's Herz, als der Vater Abschied nahm und fortritt und sie allein blieb im öden Haus und mit der bösen Schwieger. Indessen an sentimentale Betrachtungen war Agnes nicht gewöhnt, sondern hatte im innersten Kerne ihres Wesens eine bedeutende Kraft, welche sich in das Nothwendige ergiebt, die Sachen nimmt wie sie sind, sie zu benutzen und zu gestalten sucht auf das beste. Sie packte ihre Sachen aus, ordnete sie so gut als möglich und mit geschickter Hand, welcher man es ansah, daß sie selbst angreifen konnte, und ehe der Tag zu Ende war, hatte Koppigen ein um viel besseres Aussehen erhalten, einem Bettler gleich, den man gehörig wäscht und reine Kleider ihm anzieht. Der Vater hielt aber auch Wort; am andern Morgen schon kamen Hunde und zwar treffliche, hintendrein und nach und nach das Andere.

Kurt liebte seine junge Frau sehr, aber seine Pflicht erforderte begreiflich, daß er nicht fortfuhr neben ihr zu sitzen; er mußte den Hausvater machen, für das Nothwendige sorgen, d. h. er mußte jagen mit den neuen Hunden. O, es ist schön, wenn Pflicht und Lust übereinstimmen, und stimmen sie

nicht überein, ſo hat man ein einfaches Mittel ſie zu vereinen: man macht aus der Pflicht einen Mantel und hängt ihn der Luſt um, und zwar um und um ſo daß gar kein Zipfel davon hervorguckt, dann wandelt man in der Pflicht und thut, was die Luſt gelüſtet. Da geht's gar luſtig zu und öfter ſo als die Welt glaubt. Es war aber auch Kurt faſt nicht zu verargen: erſtlich war er ein Naturkind, und die Natur treibt ihre Kinder der Luſt nach; die Cultur iſt's, welche den Naturkindern ein Mäntelchen umhängt, und da Kurt zwei Jahre in der Welt geweſen war, ſo kam er eben zu einem Fetzen Cultur, aus welchem man dieſe Mäntelchen macht. Und wer einmal außerhalb der Kuhweide war, der wird von zwei Mächten getrieben: er will wiederſehen, er will ſich wieder zeigen. Kurt wollte wiederſehen ſein ganzes Jagdrevier, jeden Anſtand, auf welchem er in der Dämmerung zu lauern pflegte, jedes Dickicht, in welchem er eine Sau geſehen, jede Wieſe, über welche das Wild ſtrich, jede Quelle, an welcher Reh und Hirſch ſich fanden, die alten Weidenſtöcke, wo die größten Forellen ſtanden, die Plätze, wo die Lachſe laichten, die Strömungen, wo die Rauhfiſche in Netzen zu fangen waren, jede beſondere Art zu ihrer beſondern Zeit. Er mußte beobachten, ob das Wild die gleichen Gänge ging oder beim Wechſel des Holzes die Bahnen geändert, andere Richtungen genommen. Das Wild iſt freiherrlich, macht ſich ſeine Wege nach ſeiner Bequemlichkeit, nach dem das Holz aufwächſt oder abgehauen wird, je nachdem das Unterholz ſich ändert oder rundum die Cultur, denn es iſt eben auch ſehr empfänglich für die Cultur. Es ändert ſeine Wege ohne obrigkeitliche Bewilligung, denn es braucht zur Inſtandſtellung ſeiner Wege auch keine obrigkeitlichen Wegknechte. Wie ein alter Student ſeine alten Lieder, ſo liebt ein alter Jäger ſeine alten Gänge, und jeder hat ſeine beſonderen Stellen, wo ihm das Herz beſonders ſchlägt und in die Augen ein beſonderes Leben kommt.

Aber auch zeigen, wieder zeigen will man sich, besonders wenn man glaubt, es sei eine merkliche Veränderung an Einem vorgegangen. Kurt ritt an Halten gerne vorüber und sah auf die Fräulein herab mit souverainer Verachtung, weidete sich am Aerger, den sie haben müßten bei seinem Anblicke, wenn sie denken müßten, wie sie ihn ausgespottet und wie er sie jetzt verhöhnen könnte. Er ritt gerne nach Solothurn, labte sich an dem dortigen Gerede und wie man laut sich wunderte, wie der jetzt einem Grafen gleich geworden an Männlichkeit und Anstand, den man früher ganz anders gesehen. Je öfter er sich also zeigte, um zu zeigen, wer er jetzt sei, desto mehr schien es ihm, er erfülle eine Pflicht, die Pflicht, seinen und seines Geschlechtes Ruf herzustellen und wieder zu Ehren zu bringen.

Während auf diese Weise Kurt seiner Pflicht nachritt, lagen die beiden Damen zu Hause ihren Pflichten ob, jede wollte treu sein und jede war eifrig, aber jede auf ihre Weise. Sie bildeten gleichsam zwei Kammern: Frau Grimhilde die Pairskammer, Frau Agnes die Kammer der Gemeinen. Frau Grimhilde war eine geborene Gräfin, das öde Häuschen war das ihre sammt Grund und Boden. Frau Agnes war die Jüngere, bloß eines Edelknechts Tochter, hatte aber die Finanzen, und was in's Haus gebracht wurde, das schickte ihr Vater. Begreiflich nahm Frau Grimhilde das Hausrecht in Anspruch, die angestammte Würde, betrachtete die Sohnsfrau als einen Eindringling, die froh sein sollte, wenn man sie aus Gnaden duldete, nicht todtschlüge, behandelte sie als eine Magd und forderte dafür noch Dankbarkeit, weil sie doch dabei das Leben behielt. Frau Agnes dagegen war der Meinung, sie sei wohl aus Gottes Gnaden hier, aber nicht aus Frau Grimhildens Gnade. Kurt sei froh gewesen, sie zu erhalten, und Frau Grimhilde sollte froh sein, leben zu können aus ihrer Sache. Sie wollte niemanden was vorrücken, aber leben als eine Bettlerin und doch von ihrer Sache, das wolle sie nicht; sie meinte, sie könnte befehlen, wo sie ihre Sache

abgestellt wissen wolle, was die Bauleute bauen, was die Knechte thun sollten, wo man mit ihren Rossen pflügen und von welchem Samen man säen solle; meinte auch, sie verstünde das und zwar besser als eine alte Frau, welche seit zwanzig Jahren keinen Pflug im Felde gehabt. Indessen, wenn Frau Grimhilde auch keinen Pflug im Felde gehabt, so führte sie doch eine Sprache in's Feld, welche durch Leib und Seele ging, und was sie befahl, das wußte sie durchzusetzen gleich einem alten türkischen Sultan.

Man kann sich daher das Leben vorstellen, welches die Beiden miteinander führten, und die süße Zärtlichkeit, welche zwischen ihnen herrschte. Das Zweikammersystem ist nur dann gut, wenn ein gutes Zünglein an der Waage ist und eine starke Hand die Waage hält. Diese Hand hätte eigentlich Kurt in's Feld führen sollen, er sollte des Hauses König sein, das Gleichgewicht herstellen und alle Kräfte einigen unter seinen Willen. Aber Kurt hatte eben ein eigenes Fach ergriffen, war zu sehr mit den auswärtigen Angelegenheiten behaftet, um das Ganze gehörig zu überwachen. Zudem hatte er Furcht vor seiner Mutter; eigentlich hatte er sich nie von ferne gegen sie aufgelehnt, geschweige daß er an's Emancipiren gedacht hätte. Es ist übrigens sehr merkwürdig, wie so oft ein altes Weib, dessen Glieder nur noch zusammengeleimt scheinen, eine unumschränkte Gewalt über baumstarke Söhne übt, und wie die Söhne sich derselben nicht entziehen dürfen, wie gerne sie sich auch entziehen möchten.

War Kurt einmal zur Seltenheit zu Hause, wenn eine Hündin Junge werfen wollte oder ein Pferd lahm geworden, und kam Agnes zu einem vertrauten Worte mit ihm, so klagte, weinte sie jämmerlich, machte alle Manöver, welche eine Frau in solchen Umständen macht, redete von Fortlaufen, wenn er seiner Mutter nicht den Marsch mache, oder schmollte, redete nicht nur nichts mit ihm, sondern ließ sich höchstens von hinten sehen. Das brachte Kurt in Verlegenheit und that ihm

weh, denn er war von Natur gutmüthig; er suchte seine Frau zu trösten, aber seine Beredtsamkeit in diesem Fache war wirklich nicht groß. Er wußte ihr wenig Anderes zu sagen, als er begreife nicht, was sie eigentlich immer zu klagen hätte, es hätte ihr doch niemand was gethan, und was sie wolle habe sie oder könne es nehmen. Es sei freilich wahr, seine Mutter rede viel, besonders in den langen Tagen, aber sie müsse es machen wie er, er lasse den Waldi, der niemanden beiße, auch bellen so lange und so viel er wolle; er wüßte nicht, warum seine Mutter nicht das gleiche Recht haben sollte, ihre Stimme zu gebrauchen. Ein andermal sagte er: „Mußt dich dulden, mußt warten lernen: sieh, wir Jäger müssen auch lauern, oft ganze Nächte umsonst, dir aber wird's nicht fehlen. Die Mutter ist alt und stirbt gewiß, und ist sie einmal todt, vergeht ihr Reden und Regieren von selbst, dann bist du Meister, kannst schalten und walten wie es dir gefällt." Solcher Trost schlägt bei einem klagenden, erzürnten Weibe nie gut an, sondern gießt Oel in's Feuer; zornige Weiber sind durchweg radicale Neu-Hegelianer, wollen keine Anweisung auf die Zukunft, sondern ein Handeln in der Gegenwart.

Zudem schien im letztern Troste Spott zu liegen, denn was er in Aussicht stellte, hatte einstweilen keine Wahrscheinlichkeit. Frau Grimhilde nahm sichtbarlich zu, zwar nicht an Gnade und Weisheit bei Gott und bei den Menschen, sondern am Fleische, verjüngte sich; seit sie wieder mit jemanden Tage lang schelten und keifen konnte, stärkte sie sich an Lunge, Leber, Herz, schien ein Fisch zu sein; der vom Trocknen wieder in's Wasser gekommen. Freilich mochte Speise und Trank, das behagliche Sein überhaupt auch etwas an ihrer Zunahme beitragen, was sie indessen nie eingestanden hatte, denn sie schimpfte von der Morgen- bis zur Abenddämmerung an einem Faden über das jetzige Leben, welches sie keinem Hunde gönnen möchte, und rühmte, wie froh und glücklich sie früher

gelebt. Wenn dann zu solchen Reden die beiden Hunde bedenklich ihre grauen Häupter schüttelten, so bezog das Frau Grimhilde auf sich, bedachte nicht, daß die guten Hunde den ganzen Tag wackelten mit ihren Häuptern, und bedauerlich war es anzusehen, wie die alte Frau die alten Hunde mit der Peitsche züchtigte, daß sie laut heulend aus der Halle wackelten. Der alte Herr von Denz sandte viel nach Koppigen, aber wer es in Empfang nahm und damit handthirte, das kümmerte ihn nicht, und wenn ihm Agnes klagen wollte, wies er die Tochter an den Mann und sagte, er mische sich nicht gerne in fremde Hauswesen, er habe daheim ernstweilen an der Brigitte genug; übrigens solle sie es machen wie er, damit komme sie am besten fort, die Sache nicht gemüthlich nehmen, denken, es sei eine Krankheit, und gute Miene zum bösen Spiele machen, thun, als habe sie weder Augen noch Ohren, dabei brauchen was ihr wohlthue, nicht mehr machen als sie möge, ein besseres Leben gebe es ja nicht auf der Welt. Dieser väterliche Balsam war eben auch nicht heilsam für eine junge Frau, ihr wundes Herz wollte nicht heilen, und es würden wohl wenig junge Weiber auf der Welt zu finden gewesen sein, welche in den ersten Jahren der Ehe eine solche Schwiegermutter und solchen Trost dazu zu verwinden im Stande gewesen wären.

Die Weiber sind nicht alle gleichen Schlages, fast möchte man glauben, sie seien nicht von gleicher Materie; in einem Verhältniß wie Agnes war werden die einen gemüthlich zerrieben, in Thränen aufgelöst bald zu Staub und Asche, andere werden darin gehärtet wie Stahl und Eisen im Feuer, noch andere geläutert und verklärt dem Golde gleich. Zu welcher Sorte Agnes gehöre, wußte man lange nicht; sie würde für den kundigsten Fachmann schwer zur sortiren gewesen sein; sie war jung in's Leben getreten, ihr Gesicht, zart wie Milch und Blut, schien weich und schnell durchfurcht von Thränen, und eine Weile ging's, bis der innere feste Kern

sich zeigte, den das Leben nicht zerreibt, sondern härtet und polirt. In dem Maaße, als ihr Wesen fester ward, versiegten die Thränen, in gleichem Maaße wurde ihr Wille bestimmter, und was sie wollte, wußte sie zu sagen. Es war beinahe, als nehme Frau Grimhilde die Gestaltung ihrer Schwiegertochter mit Behagen wahr, ungefähr wie ein Metzger, der mit Freuden Sohlen an seinen Stiefeln bemerkt, welche sich nicht alsobald ablaufen, oder einen guten Stahl am Gürtel, der sich, er mag mit seinen Messern daran herumfahren wie er will, nicht alsobald abwetzen läßt. Eine, welche der Frau Schwiegermama förmlich die Stange hielt, ward natürlich Agnes nie, dazu fehlte ihr das Bösartige, Giftige, welches in Grimhilde hervorstach. Agnes war gemüthlich, barmherzig, konnte lieben, konnte geben, wozu Grimhilde nie fähig gewesen war; aber jemehr Agnes sich härtete, desto stärker gab es Feuer.

Daß es nicht angenehm ist, die Finger zwischen Stahl und Stein zu haben, ist jedem Kinde bekannt, aber noch etwas ganz Anderes ist's, zwischen Mutter und Frau zu stehen, wenn diese Feuer geben; nun hatte Kurt gewissermassen ein weiches Gemüth; wenn er ein Gesicht machte, daß eine siebenhundertjährige Eiche ein zartes Aussehen dagegen hatte, so war es eben nur, um darunter etwas Zartes zu verbergen, daß es niemand merke; wäre er ein rechter Holzbock gewesen, wie man zu sagen pflegt, so hätte das Weibergezänk ihn so wenig berührt, als das Mühlrad im Schlafe den Müller stört, kaltblütig hätte er sie tschädern lassen nach Belieben. Nun aber, weil er eben kein Klotz war, plagte ihn der ewige Krieg; es war ihm nichts peinlicher, als wenn er bald der einen, bald der andern Recht geben sollte, keine mit ihm zufrieden war, weil er sie nicht unbedingt im Recht fand, die Mutter ihn ausschimpfte, das Weib mit ihm schmollte. Die geistige Kraft, welche bei solcher Sachlage Ordnung schafft, hatte er nicht, er machte sich daher aus dem Staube,

nahm die Flucht, d. h. er war je länger je weniger daheim, sein Haus war seine Marterkammer. Das ist aber ein böses Mittel, das Fliehen, es hilft gar nichts und am Ende gehen dabei Mann und Haus zu Grunde, und trotzdem wird dieses Mittel so oft angewandt. Es war Kurt leid und bange, wenn er einmal einen Tag daheim sein sollte, sein Schlößchen kam ihm so eng und unheimlich vor, daß ihm der Wald im wildesten Schneesturme ein viel anmuthigerer Aufenthalt war.

Doch hatte Koppigen ein anderes Aussehen gewonnen, die Thorflügel waren eingehängt, ordentliche Tische, wo man sie haben mußte, eine ziemliche Wirthschaft, ein anständiger Haushalt war wieder da, Vieh brüllte in den Ställen, bebaute Aecker gab es wieder, der Keller war nicht ganz leer, auch Speise für den morgigen Tag fand sich gewöhnlich vor, die Edelfrauen mußten nicht mehr mit eigenen Händen den Fischen das Genick eindrücken, die wilden Vögel rupfen und den Braten am Spieße drehen. Es war ein ordentlich wohnlich Haus geworden und doch war niemanden wohl darin, denn es sind nicht die Räume, welche ein Haus wohnlich und heimelig machen, der Hausgeist ist es, der dieses macht. Das war eben auch Ursache, warum der Herr von Oenz nur selten einsprach, wenn er auch etwas im Keller fand, die Hunde nicht mehr die Tische umwarfen und eine ägyptische Finsterniß anrichteten in der Halle; er mochte das immerwährende Klagen auch nicht leiden, er glaubte auf der Welt zu sein um lustige Tage zu verbringen so viele er konnte, deren waren keine mehr in Koppigen zu finden. Selbst Kurt machte ihm ein grob Gesicht und gab ihm kein freundliches Wort; Kurt betrachtete nämlich sein Schicksal als ein unglückliches und den Schwiegervater als den Stifter desselben, denn die Menschen haben zuweilen sehr seltsame Ansichten; sein Schlößchen kam ihm alle Tage kleiner vor, seine Heirath alle Tage dümmer, er glaubte seine Bestimmung verfehlt zu haben, und

daran war eben der Alte die alleinige Ursache; Kurt glaubte sich eben berufen zu hohen Dingen, wenn er in der Welt geblieben wäre, weiß Gott, was er schon wäre; hätte ihn nur der Alte in Langenthal liegen lassen, so wäre er dort zu sich selbst gekommen, hätte das verfluchte Nest zu Oenz nie gesehen, hätte ihn nur noch dort der Alte ziehen lassen, statt ihm eine Tochter anzuhängen, so wäre noch nichts versäumt gewesen, und weiß Gott, an welchem Hofe er jetzt wäre als Graf oder Freiherr.

So kalkulirte Kurt; er hätte noch jetzt gehen können, noch jetzt war daran nichts versäumt, aber es hieß ihn niemand gehen, zeigte ihm niemand den Weg und das mußte bei Kurt sein; zu welchen hohen Dingen er sich auch bestimmt glaubte, zu einem war er doch nicht bestimmt, sich nämlich selbst zu bestimmen, die bestimmende Kraft mußte außer ihm liegen. Er litt, wie man heutzutage sagen würde, grausam an Zerrissenheit, was er hatte, war ihm nicht recht, und was ihm recht gewesen wäre, das hatte er nicht, er dachte an hohe Dinge und that desto niedrigere. So fuhr er herum jagend, fischend, streitend, trinkend unter allerlei Volk, machte Bekanntschaften aller Art, vertrieb sich bei ihnen die Zeit je nach ihrer Weise, ob sie recht, schön, edel sei oder das Gegentheil, das kümmerte ihn nicht. Er spekulirte auf den Tod des Schwähers, hätte er einmal dessen Güter, stecke er die beiden Schwägerinnen in ein Kloster, wolle dann zeigen wer er sei und sich aufblasen im Lande, so kalkulirte er.

Spekulationen auf Schwägerinnen gerathen jedoch nicht immer, denn diese haben manchmal eigene Gedanken und spekuliren ganz anders als der Herr Schwager; als einmal die Agnes aus dem Hause war und man sah, wie freigebig der Alte Kurt auf die Beine half, so gefiel dies Andern auch, und in der Runde gab es so viele hungerige Junker, als es hungrige Fledermäuse im Frühjahre giebt. Ein Junker von Inkwyl faßte die Kunigunde, einer von Riedwyl nahm, was

übrig blieb, die Brigitte, setzte sich dafür so gleichsam zur Schadloshaltung in's Nest und blieb zu Oenz. Wie das Kurt gefiel und daß es seine Zerrissenheit nicht heilte, kann man sich denken, aber er konnte es nicht ändern, er konnte bloß zerrissener werden, sein Loos immer unerträglicher finden, und je unerträglicher er sein Loos fand, desto unerträglicher ward er selbst.

Da starb der Herr von Oenz und zwar gerne, denn seit er einen Tochtermann im Hause hatte, hatten seine Tage an Lustigkeit nicht zugenommen. Jetzt stürzten sich Alle auf das Erbe, jeder hätte am Ganzen zu wenig gehabt, man kann sich denken, wie ihm der dritte Theil des Ganzen vorkam. Wo viel zu wenig ist, entsteht desto mehr Streit; jetzt verficht man solchen Streit mit Advokaten, damals mit Schwert und Faust, beides kommt in Beziehung auf Gewinn auf eins heraus, der Unterschied ist bloß der, daß, während man ehemals mehr an Blut vergoß, jetzt desto mehr Galle überläuft, und man ist noch wohler dabei, wenn man etwas Blut verliert, als wenn man zu viel Galle in's Blut bekommt. Die Herren Schwäger rauften sich also mörderlich; Kurt und der von Inkwyl hielten begreiflich zusammen, wollten den von Riedwyl über's Nest hinauswerfen. Dieser ließ sich helfen durch den Herrn von Wangen, hatte Hülfe von seinen Brüdern, klopfte die Schwäger tapfer aus und machte Miene, selbst an ihre Schlösser hin zu wollen; sie suchten daher auch Hülfe, der von Flumenthal ward ihr Spießgeselle und einer von Aichenstorf. Der Streit zog sich in die Länge; an's Leben kam man einander nicht, schädigte einander desto mehr, stahl, verdarb einander so viel man konnte, ward darob allseitig arm; das Erbe ging darauf, nichts hatte man davon, als eben viel Haß und dadurch verbitterte Gemüther, denen nirgends wohl war als im Streit und wüstem Leben, Gemüther, welche für häusliches Glück gerade so empfänglich waren, als ein Gotteslästerer für Gottes Wort, und denen in ihren Hän-

fern so wohl war, als einem durstigen Saufbruder in einer Kirche.

Die Herren Schwäger hatten es fast wie die Hühner, welche sich erst die Federn ausrupfen, gerupft aber gute Freunde werden. Als an keinem von ihnen mehr etwas Besonderes zu rupfen war, wurden sie Bundesgenossen und kehrten ihre Schnäbel gegen Andere. Wie Spieler, jemehr sie verlieren, desto mehr wagen, das Verlorene wieder zu gewinnen, so wurden sie immer rücksichtsloser, wagten immer Wilderes, aber das Glück wollte ihnen nicht. Kurt besonders hatte eine unglückliche Hand, nicht bloß daß er immer am wenigsten erbeutete, wenn er auch am stärksten zuschlug, sondern auf ihn fiel immer der erste Verdacht, ihm wurde der größte Theil des Frevels zugeschoben; er hatte von Jugend auf einen anrüchigen Namen, und wo etwas gethan wird, dessen Urheber nicht offenkundig werden, schiebt man es ganz gelassen auf die Rechnung dessen, der bereits die größte und gröbste Rechnung hat. Es ist die menschliche Gesellschaft ein absonderliches Gebilde, eigentlich ein organisches Ganze. Wie ein lebenskräftiger Körper Krankheitsstoff absondert und ausstößt, langsam freilich oft, gerade so macht es die menschliche Gesellschaft unwillkürlich: sie schiebt das Faulende mehr und mehr hinaus, bis sie es endlich draußen hat und über Bord werfen kann. Besitzt ein Körper diese Kraft nicht mehr, vermag er den Krankheitsstoff nicht mehr zu verarbeiten, ihn zu entbinden, vermag das Gesunde sich nicht mehr Platz zu schaffen, da erkrankt dieser Leib mehr und mehr, das Gesunde wird vom Kranken verzehrt, der Zustand wird rettungslos, die Fäulniß erhält die Oberhand, löst bald das ganze Gebilde auf. Der höchste Grad der Corruption oder Verderbniß tritt ein, wenn dieser Zustand der Fäulniß als Gesundheit angesehen und ausgegeben, durch die Gesetzgebung legitim gemacht, sanktionirt, von Obrigkeitswegen allem Gesunden der Krieg gemacht und unter dem Scheine des Rechts durch Schufte am

Gerichte alles Gesunde zum Tode verurtheilt, aus dem Leben ausgestoßen wird.

Als Kurt lebte, war es eine wüste, wilde Zeit, indessen hatte die Gesundheit die Oberhand. Kurt ward mehr und mehr hinausgestoßen aus allen Kreisen, wo Recht und Ehrbarkeit etwas galten, kam daher immer mehr in das wüste wirre Treiben hinein, an dessen Ende der Schlund ist, dem alles verfällt, was ausgestoßen wird aus den gesunden Lebenskreisen. Als Kurt geheirathet hatte, heimgekehrt war als ritterlicher Junker, standen ihm die Burgen des hohen Adels offen, er ward dort nicht ungern gesehen seines einfachen tüchtigen Wesens wegen: jetzt hütete er sich eine zu betreten, er fürchtete die Bekanntschaft mit den tiefen Löchern in den Thürmen. Er trieb sich mit seinen Spießgesellen in verdächtigen Herbergen herum, zuweilen zog einer dem andern nach auf seine Burg, wenn man wußte, daß dort Vorrath war, und oft waren sie Alle verschwunden als wie von der Erde verwischt, und Tage lang hätte kein Mensch sagen können, ob sie noch lebten, geschweige wo sie lebten.

Ein solches Leben befördert begreiflich weder häusliches Glück noch häuslichen Wohlstand. Frau Grimhilde und Frau Agnes verstanden das Haushalten, doch mit dem Unterschiede, daß Frau Grimhilde bloß festhielt, was sie zwischen ihre fünf Finger bekam, während Frau Agnes zu schaffen, zu pflanzen, zu produciren wußte, würde man heutigen Tages sagen. Aber Halten und Schaffen half all nichts bei dem Treiben von Kurt; er machte wohl Raub und Beute, aber je mehr er raubte, desto ärmer ward er zu Hause, im Raube schien ein verzehrender Fluch zu liegen. Wie den Pferden das Ungeziefer folgt, das Blut ihnen absaugt, sie ihm nicht entrinnen mögen, wie rasch sie auch laufen, bei jedem neuen Walde zu den alten Bremsen, welche die Pferde mitgetragen, nachgezogen, immer neue Schaaren sich gesellen, so ging es auch unsern adeligen Strauchdieben. Sie trieben ihr Handwerk

wohl auf eigene Faust und für eigene Rechnung, aber wie den großen Raubthieren kleinere folgen, so waren sie umschlichen von gemeinem Diebsgesindel. Dasselbe stellte sich wohl dem Hunde gleich, der die vom Herrn benagten Knochen auffängt und für abgefallene Brosamen dankbar ist. Wenn sie schon für geleistete Dienste, namentlich für ihr Kundschaften, welches jedenfalls im Handwerk eine bedeutende Stelle einnimmt, wie man bei einer Meute Hunde durchaus einen oder zwei gute Aufstecher haben muß, wenn man ordentlich jagen will — keinen besondern Lohn forderten, keinen bestimmten Antheil an der Beute, so thaten sie sich dabei doch am gütlichsten, kriegten den besten Theil der Beute und, was die Hauptsache ist, behielten ihn auch. Es waren vor allem die Dirnen, welche um die adeligen Herren schwärmten, welchen der schönste Theil zufiel, denn an die Weiber daheim dachten die Herren schon damals oft nicht; es war das Verschleppen des geraubten Gutes, das Handeln und Schachern damit, welches einen andern Theil in ihre Hände brachte; den letzten Drittheil endlich erhielten sie ebenfalls, denn dieser wurde in ihren Herbergen verspielt, verschlemmt, verpraßt, und wenn alles verthan war, machten es die Herren, wie es der Löwe macht, wenn er hungrig ist und das letzte Thier gefressen: er geht auf's Neue auf Raub aus, legt am geeigneten Orte sich auf die Lauer.

Kurt's Handwerk trug also dem Hause nichts ein, aber er verschleppte auch noch aus dem Hause, was ihm dienlich war. Die besten Männer waren in seinen Lumpenfehden ihm erschlagen worden, Roß und Vieh dahingegangen, das Land wieder schlechter bearbeitet worden und immer schlechter, je mehr Menschen und Vieh fehlten.

Das neu auftauchende Elend brach Jürg sein altes Herz. Gegen Rauben und Morden hätte er durchaus nichts gehabt, im Gegentheil es von Herzen gern gesehen, wenn durch dasselbe des Hauses Glanz und Macht gehoben worden wäre. Nun,

da das Gegentheil stattfand, jede Aussicht auf Besserung verschwunden war, da der junge Herr kein Ohr mehr für ihn hatte, weil er sich ihm entwachsen glaubte und ihn für kindisch hielt, neigte er sein Haupt und wollte sterben. Darüber aber ward Frau Grimhilde gar grimmig böse, denn sie behauptete, dies sei baare Bosheit, er thue das nur der schlechten Frau, d. h. der Agnes zu Gefallen.

Der alte Jürg war nämlich der einzige, welcher aus angestammter Gewohnheit Grimhilde für die alte Rittersfrau hielt, ihr Achtung und Gehorsam zeigte. Das junge Geschlecht kannte sie bloß als die alte grimmige, aber arme Frau, hatte sich daher Agnes angeschlossen, welche nicht böse war und wenn sie schon nicht viel helfen konnte, doch den Willen zeigte zu helfen, wenn sie es hätte, und dieser Wille wird oft wie die Hülfe selbst geschätzt. Starb Jürg, war Grimhilde verlassen, stand allein; es war also sich nicht zu verwundern, daß sie dem alten Jürg sein Sterben so übel nahm. Jürg entschuldigte sich bestmöglichst, sagte, er wollte wohl selbst gerne länger leben, aber daran machen könne er nichts, müsse sich fügen, wenn der Tod komme. Er sei ein Tropf, sagte Frau Grimhilde, braute ihm Tränke, welche so herrlich rochen, daß tagelang weder Krähe noch Spatz sich auf dem Dache sehen ließen, brachte sie Jürg und trinken sollte sie der, und wenn er's thue, werde er sehen, was der Tod zu befehlen hätte. Der Alte gehorchte, wollte trinken, aber schon die Nase brachte er kaum zum Topf, es schüttelte ihn, als wenn er das kalte Fieber hätte; als er endlich den Mund daran hinzwängte, die Lippen an den Topf hing, fuhr er zurück, es drehte ihn um und um, es war, als ob man einen Handschuh umkehre. Da sehe er, sagte dann Frau Grimhilde, wie ihr Zeug angreife; in drei Tagen wäre er gesund, wenn er ihr zu Gefallen einmal einen Topf voll austrinken wollte. Wenn dann Jürg betheuerte, er brächte keinen Tropfen mehr über die Lippen, er fühle schon beim Riechen, wie seine Seele im Leibe herumfahre und ein

Loch suche, um daraus zu fahren, wie die Tauben, wenn ein Habicht oder Marder in den Taubenschlag kommt, so sagte Frau Grimhilde: „Wenn du das nicht willst, so mußt was Besseres haben," und braute noch etwas viel Verfluchteres, daß man hätte glauben sollen, sie wäre den Hexen, welche in Schottlands Haiden Tränke kochen, zu Gevatter gestanden oder hätte ihnen ein Kochbuch hinterlassen. Sie braute dann, daß die Fische aus dem Schloßgräblein sprangen und gerne Fürio und Mordio geschrien hätten, wenn sie einen Laut hätten von sich geben können, daß Frau Agnes mit den Kindern Reißaus nahm, hinterdrein die Mäuse und die Ratten und selbst die Kröten in den Kellern mannshoch an den Mauern hinaufsprangen. Sie selbst lebte wohl an solchen Gerüchen, von wegen ihre Nase war mit Sohlleder gefüttert; etwas Feineres drang nicht durch, während so etwas, von dem eine hundertjährige Kröte sagte, was Verfluchteres sei ihr noch nie vor die Nase gekommen und doch sei viel davor gewesen, ihr vorkam wie Rosenöl oder Jasmin. Der arme Jürg konnte sich nicht davonmachen, die Beine trugen ihn nicht mehr und seine Nase ertrug Grimhildens Lebenstrank ebenfalls nicht. Ein gehorsamer Knecht streckte er wohl die Hand nach dem Topfe aus, aber dann streckte er auch alle Glieder — und todt war er.

Die Bosheit, gerade jetzt zu sterben, wo er, wenn er einen einzigen Schluck hätte trinken wollen, lebenslang gesund geworden wäre, machte auf Grimhilde den tiefsten Eindruck. So weit, sagte Grimhilde, habe Agnes es getrieben, daß sie ihr den letzten Menschen, welchen sie gehabt, aufgewiesen und verführt, denn wenn sie nicht gewesen wäre, er hätte getrunken und liefe jetzt herum wie ein Zwanzigjähriger. Jetzt begehre sie auch nicht länger dabei zu sein, sie begehre nur noch Eins zu erleben: daß es nämlich der schlechten Frau gehe wie dem Jürg, daß sie an's Sterben käme, daß sie beide Hände nach solchem Tranke ausstreckt, mit Heulen und Zähneklappern

einen wünsche, um einen bitte, dann wolle sie einen braunen, einen noch viel kräftigern, daß das Laub im Walde sich entfärbe darob, dann wolle sie mit dem unter die Thüre kommen; da werde die junge Wüste (das Mensch, würde der moderne Ausdruck der Culturfüßigen sein) erst die eine Hand darnach ausstrecken, dann die andere auch, nach den Händen die Zunge, dann alles, was sie strecken könne. Da unter der Thüre wolle sie stehen bleiben, keinen Schritt thun, nicht vor-, nicht rückwärts, bis endlich alles gestreckt sei, wie sie es ihr schon lange gegönnt; dann wolle sie sich gerne auch legen und strecken, einmal werde es doch sein müssen, sei es gescheidt oder nicht, Einem recht oder nicht. So begehrte die alte Frau, gewesene Gräfin, auf, nahm sich durchaus nicht in Acht, wer es höre, selbst vor dem nicht, dessen Ohr offen ist über allen Menschenkindern, der die Haare zählt auf dem Haupte des Menschen, sie festigt oder ausfallen läßt nach seinem Belieben. Aber wie sie meinte, ging es nicht; ehe ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, ward sie zu den Vätern versammelt, welche ihre liebe Noth mit ihr gehabt haben werden. Der Zorn, daß Jürg ihr zum Trotz gestorben, Agnes ihr zum Trotz nicht sterbe, untergrub ihr felsenhartes Gebein, bis es zusammenbrach, fast möchte man sagen auseinanderfiel.

Kurt nahm dies kaltblütig, wie er überhaupt an allem, was im Hause vorging, gar kein Interesse hatte, weder am Tode der Mutter, noch an der Geburt eines Kindes; es war, als ob ihn dieses Alles nichts anginge. Es nahm ihn bloß ein Fund in Anspruch, welchen man bei Grimhildens Tode machte: eine Menge vergilbter, zusammengehäufter Dinge sonder Zahl und Namen, Sachen aus Kurts früherem Räuberleben, Sachen aus ihrer Jugend, Sachen, welche sie der Agnes abhanden gebracht, kurz, es mahnte ihre Hinterlassenschaft auffallend an das Nest eines alten Raben, der in einem öden, unbesuchten Thurme gehaust. Was etwas werth war, verschleppte Kurt, dem Haushalt kam es nicht zu Nutz; den

Frieden zwischen den Eheleuten förderte der Alten Tod nicht und störte ihn weiter nicht. Kurt hatte Gewohnheiten angenommen, welche über seine Natur gingen, und Agnes nahm es wie es war und gewöhnte sich Tag um Tag mehr, ihr Leben so zu ordnen, daß es ohne Kurt bestehen, wenn auch arm, so doch daß die Kinder darin fortkommen konnten.

Kurt hatte besonders mit beiden Schwägern und dem Junker zu Flumenthal und dem Junker von Landshut das Handwerk getrieben. Der Junker von Landshut hatte sein Schloß nicht da, wo das gegenwärtige Landshut steht, sondern auf dem linken Emmenufer, der Hammerschmiede von Gerlafingen gegenüber. Die Stelle, wo die Burg stand, welche ungefähr hundert Jahre später in einer Fehde mit Solothurn von den Bernern verwüstet wurde, sieht man noch in dichtem Walde in dem sogenannten Altisberg. Da, wo das heutige Landshut steht, jetzt ein stattliches Landhaus, aber in der alterthümlichen Form eines Schlößleins, umgeben von einem wasserreichen Burggraben, sah man nichts als einen öden Felsen in bebuschtem Sumpfe. Er sah fast aus wie ein alter Wartthurm, von welchem aus man eine weite Ebene, wie man in der westlichen Schweiz sie selten sieht, überluegen konnte. Diese Ebene war theilweise bebaut, ein bedeutender Theil mit Wald bewachsen, von großen Bächen durchzogen, zu beiden Seiten der Emme viel Sumpf, von welchem das sogenannte Fraubrunnenmoos noch jetzt ein stattlicher Rest ist.

Hinter diesem Felsen nördlich, muthmaßlich wo jetzt ein Sägewerk surrt und zischt, in Sumpf und Busch versteckt wie eine braune Schnepfe in braunem Laube, die selten ein Auge sieht, bis sie auffattert dicht vor den Füßen, fand sich eine niedere aber umfangreiche Hütte oder Haus, wie man lieber will. Niemand hätte da eine menschliche Wohnung gesucht, und ungesucht auf sie zusaufen, war ein halbes Wunder, denn ein Zugang zu derselben hatte seinen Anfang im Bette der Emme, und der andere Zugang bildete ein Bach, welchen

man eine lange Strecke hinauf durchwaten oder reiten mußte, ehe man zum Hause kam. Wer am Tage auf dieselbe gelaufen wäre, hätte kaum etwas Verdächtiges an derselben gesehen, und wenn ihm die Größe derselben aufgefallen wär, so war sie leicht dadurch zu erklären, daß mehrere Fischer in den äußerst fischreichen Wassern diesen trocknen Fleck sich auserlesen und darauf eine gemeinsame Wohnung sich erbaut. Im anderthalb Stunden entfernten Solothurn, in den vielen Klöstern darum herum, im Kloster Fraubrunnen war reicher Absatz für Fischer. Hätte jemand nachsehen wollen, ob es wirklich so sei, dem wäre es sehr schwer geworden, vielleicht unmöglich geblieben: die einzige Thüre der Hütte war immer fest verschlossen, und sehr oft hätte er stundenlang dran klopfen können, es hätte sie ihm niemand geöffnet; im günstigen Falle wäre sie endlich nach langem Warten aufgegangen, und froh wäre er sicherlich gewesen, er hätte nie geklopft. Wenn er scharfsichtig gewesen, so hätte er leicht wahrgenommen das Eigenthümliche, Unnennbare in jeglichem Gegenstande, welches sagt, da sei es nicht geheuer, er wäre plötzlich umgekehrt, aber zu spät schon, wenn sein Aeußeres irgend welche Beute versprochen hätte; ehe er sich versehen, wäre er niedergeschlagen gewesen oder in einen Bach geworfen und darin ertränkt.

Wer aber das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt hätte, wirklich hineinzukommen, hätte eine Bevölkerung gefunden, welche weder dem Umfang noch dem innern Raume entsprochen hätte, nämlich drei einzige Personen. Die Hauptperson war ein Mann, welcher groß gewesen wäre, hätte er nicht ein lahmes oder krummes Knie gehabt, so daß er nicht bloß stark hinkte, sondern gebeugt war, mehr als er dem Alter nach hätte sein sollen. Sein Haar, welches sehr schwarz gewesen, war noch nicht weiß, sondern bloß gesprengelt, weiß und schwarz, seine Haut im Gesicht war fast schwarz, ob von Natur oder weil sie nie gewaschen ward, blieb schwer zu ergründen; wahrscheinlich griff beides ineinander. Das Vor-

derhaupt war kahl, ſtark gebogen, die Naſe ebenfalls, ja das ganze Geſicht, ſelbſt das Kinn ſchien zurückgekrümmt; unter der Naſe ſtach der Mund hervor, ſeltſam biſſig anzuſchauen. Er redete zwar ſehr viel, wenn er dazukam, doch ging es ihm ſchwerfällig von Handen, als ob es am Räderwerk fehle, nicht ſo war es beim Eſſen: der Mund war offenbar mehr zum Beißen als zum Reden eingerichtet. Es war eine Geſtalt, zum Räuber geboren, eine von denen, in deren Nähe es Einem unheimlich wird, man unwillkürlich vom Gefühl beſchlichen wird, man ſei in der Nähe eines gefährlichen Thieres; ob es eine Schlange ſei oder ein Tiger, weiß man nicht, aber ängſtlich ſieht man nach allen Seiten, von welcher es kommen wolle, und wenn nirgends was ſich rührt, ſo bleibt das Auge haften auf dem Menſchen, welcher da ſitzt, als wenn dieſer Menſch das Gebüſch wäre, aus welchem das wilde Thier brechen müſſe. — Die zweite Perſon ſtellt eine Frau vor mit ſieben Kröpfen rings um den Hals, ſchwammigem Geſicht, plumper Geſtalt, Schweinsaugen im Geſichte, eine viereckige Naſe darunter und darunter ein Maul weit geſchlitzt und tief, faſt hätte man ein einſpännig Fuhrwerk darin wenden können. In ſolch widerwärtigen, viereckigen, ſchwammigen weiblichen Geſtalten mit Schweinsaugen wohnt gewöhnlich eine grauſame, erbarmungsloſe Seele. — Die dritte Perſon war ſchlank und hoch, gelblichblaß das Geſicht, Augen darin, von denen man ſelten recht wußte, wollten ſie Feuer ſprühen oder Thränen weinen, einen feſtgeſchloſſenen Mund unter einer geraden Naſe. In der ganzen Perſon war etwas Fremdartiges, als ob ſie als eine Art Meteorſtein durch den Rauchfang herabgefahren wäre, und doch war es die Tochter des oben beſchriebenen Ehepaares, welche mit ihren Eltern hier hauſte und Fiſche verkaufte in Solothurn, wo man etwas Gutes von jeher liebte, beſonders wenn es nicht viel koſtete, und noch mehr liebte, wenn es gar nichts koſtete.

Wenn irgend ein Platz in der lieben Eidgenoſſenſchaft

(welche damals freilich noch keine war) zu einer Diebsherberge oder einem Lauerloche geeignet war, ſo mußte es dieſer ſein. Er hatte nichts Auffallendes und war doch ſchwer zu finden, und Unbekannte nahten nie unbemerkt und wunderſelten ungeſtraft. Dagegen konnten die Befreundeten, mit Steg und Weg Bekannten entfliehen unbemerkt, wie ſie nur wollten, aus dem weitläufigen Hauſe in Sumpf und Buſch, gebaut mit Ausgängen, welche kein uneingeweihtes Auge ſah, welche auf Wege führten, die jähen Tod brachten jedem, der mit ihnen nicht ſehr genau bekannt war. Dieſe Stelle war ungefähr der Stelle gleich zu achten, auf welcher eine große Kreuzſpinne ſitzt, um gehörig alle Fliegen zu belauern und abzufangen, welche ihrem Netze ſich nahen und hängen bleiben darin. Hier konnte man Kundſchaft erwarten über alles, was von Bern nach Solothurn, von Solothurn nach Burgdorf, was den Gau hinabging und hinauf nach Biel und Büren. War die That vollbracht, ſtäubten die Geſellen auseinander wie Spreu, in welche der Wind fährt; die Verfolger wurden irre, die Spuren verloren ſich. Geſchah es wohl zur Seltenheit, daß hart auf den Ferſen die Verfolger blieben, ſo ſprang der Verfolgte vom Roſſe, ließ frei es laufen, Roß und Reiter fänden bekannte Fährten durch Sumpf und Buſch und am Ende ihre Herberge; die Verfolger verſanken im Moor, verwickelten ſich in die Büſche, in die für Pferde ſo ſchrecklichen Brombeerſträuche und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie mit heiler Haut und ganzen Gliedern einen Ausweg fanden. Der Ort war zehnmal ſicherer, als irgend eins ihrer Schlößlein; es war eine wahre Freiſtätte für die adeligen Räuber vor allem, dann aber auch für das beſſere Lumpengeſindel, d. h. die hübſcheren Dirnen, die ſchlaueſten Gaudiebe, die wildeſten Räuber.

Sami der Alte, der Herbergvater, gab ſich mit den auswärtigen Angelegenheiten wenig mehr ab, wegen ſeinem lahmen Knie machte er nicht mehr den Palmerſton; er that, als

sei er der Junker unterthänigster Knecht, hätschelte sie, schmeichelte ihnen, dagegen war er des Lumpengesindels Freund nach dem Sprüchwort: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Wenn aber einer der Junker ihm nichts mehr eingebracht hätte oder gar lästig gewesen wäre, so hätte Sami ihn sich ohne Bedenken alsbald vom Halse geschafft, freilich auf seine Weise, d. h. durch andere Hände. Laut der Naturgeschichte fressen die bedeutenderen Thiere der gleichen Sorte sich sonst nicht, höchstens ein Schwein seine Ferkel und ein Kater die Kinder seiner Liebsten. Nun gehören die Menschen alle zu der gleichen Thiersorte, seien sie schwarz oder weiß, so gut als Schimmel und Rappen Pferde von der gleichen Sorte sind trotz der verschiedenen Farbe. Nur scheinen die Menschen durch die verschiedenen Stände in eben so viel verschiedene Thiersorten sich zu gliedern, von denen die eine die andere auszubeuten oder zu verzehren sucht. So steht der Arme gegen den Reichen und umgekehrt, der Vornehme gegen den Gemeinen und umgekehrt, die Herrschenden zu den Dienenden und wiederum umgekehrt. Und wenn schon namentlich ein Niederer einem Höheren sehr nahe steht, so gleichsam an seiner Brust zu liegen scheint, so werden doch bei gegebenen Fällen unter zehn acht den Höheren verrathen, ihn mit Fußtritten regaliren, an ihre Sorte sich wieder anschließen; ähnlich treibt es aber auch die höhere Sorte mit den unteren Sorten und opfert Stück um Stück derselben, besonders wenn das Standesinteresse mit in's Spiel kommt. Gelingt es auch einem aus den unteren, an die höheren sich anzukleben, dort festzuhalten, daß er Ihresgleichen scheint und als solcher wirklich auch behandelt wird, so wird es ihm doch nie vergessen, woher er gekommen; fort und fort muß er merken, daß man es ihm nicht vergessen, und bei der ersten Gelegenheit stößt man ihn wieder hinunter.

Wird der Mensch ein Christ, so gestalten die Verhältnisse freilich sich anders, aber das Christenthum war in dieser Hütte ein unbekanntes Ding. Desto mehr andere Dinge barg

diese Hütte; was alles, wußten nur die beiden Alten, vieles kannten des Wirths Genossen von der niederen Sorte, das wenigste die junkerlichen Räuber. Es war eine sehr geistreiche Einrichtung; man konnte da erscheinen und verschwinden, fein und nicht fein accurat wie in einem Zauberschlosse. Mit näherer Beschreibung desselben wollen wir uns jedoch nicht abgeben, sondern es der Einbildungskraft der geistreichen Leser überlassen, sich dasselbe selbst auszudenken. Weit und groß war die Küche, welche zugleich das Salon- oder Gesellschaftszimmer vorstellte; in der Mitte derselben, wie noch jetzt in uralten Häusern, war der Heerd, auf welchem das Feuer selten erlosch, und eben so selten war es, daß über demselben an eisernem Haken nicht ein Kessel hing, in welchem in saftiger, kräftiger Brühe Fleisch weichgekocht ward. Die Brühe war um so kräftiger und saftiger, da der Kessel nie ganz geleert wurde. Drohte das Fleisch zu weich zu werden, so zog man entweder das Holz unter dem Kessel weg und ließ bloß die Kohlen liegen oder man drehte ihn durch eine Vorrichtung bei Seite; durch diese Vorrichtung waren die Bewohner der Hütte vor der Ungeduld ihrer Gäste geschützt, die groß und grob war. Wer kam, hatte nicht auf das Essen zu warten, nahm etwas Langes und Spitziges zur Hand, gabelte damit ein währschaft Stück auf und steckte es an. Mit Geschmack und Geruch nahm man es begreiflich so genau nicht, wenn es nur gegen den Hunger gut war und das Herz vor dem Hinunterfallen schützte. Die Räuber waren eben keine Diplomaten, die nehmen es genauer, die warten gerne sieben Stunden, leiden gerne höllischen Hunger, wenn sie dann nur etwas Feines und Gutes kriegen, von wegen Diplomaten haben Geduld, haben sie aber auch nöthig. Für vorräthigen Wein mußte ebenfalls gesorgt sein; diesen tranken sie gerne so gut als möglich, hatten aber auch Kehlen, daß, wenn nicht besserer zu haben war, sie solchen tranken unbeschadet, den sie nicht in die Schuhe hätten schütten dürfen, weil es alsbald Löcher

gegeben hätte. Zu ſolcher Lange kam es indeſſen ſelten; der Alte hatte eine Quelle, aus welcher beſſere Sorten floſſen. In einem beſondern Verhältniß ſtand er mit einem Pater Kellermeiſter in einem Kloſter zu Solothurn. In dieſem Kloſter aß man die allerbeſten und ſchönſten Fiſche, ſo daß man auf einen Tauſchhandel hätte ſchließen können. Wir glauben allerdings, es ſei ſo was geweſen, aber nicht eigentlich zwiſchen Wein und Fiſchen, ſondern Sami, der Fiſcher, verbarg dem Kellermeiſter Sünden und der Kellermeiſter vergab Sami Sünden, leiſteten ſich gegenſeitig große Dienſte, waren ſich treu unverbrüchlich, von wegen einer hatte den andern in der Hand. Wenn Sami auch kein Chriſt war, wie vorhin geſagt wurde, ſo hatte er doch großen Reſpekt vor dem Teufel, zu dem wollte er lieber nicht. Er hatte einen großen und ſtarken Glauben, aber nicht zu Gott, ſondern an Zaubertränke und Zauberſprüche, und gerade wie er an derſelben Macht und Kraft glaubte, glaubte er auch an den Pater Kellermeiſter, daß er den Teufel ſo gleichſam im Gütterli habe und Macht, ihn darin zu behalten oder ihn loszulaſſen und zwar auf wen er wolle, ſo gleichſam wie man einen Hund von dem Stricke läßt und ihn jemanden an die Beine hetzt.

Hinter dem Heerde nun, gegen den Hintergrund des Raumes hin ſtand ein großer Steintiſch, man hätte ihn faſt für einen Altar nehmen können; es war eigentlich auch einer, aber er trug die Opfer eines böſen Gottes. Hier wurden die Würfel geſchüttelt und geworfen; was man gewonnen mit dem Einſatze ſeines Lebens, das ward hier auf die Würfel geſetzt, ward verloren, gewonnen, dann an Dirnen, welche ſich immer einfanden nach einem Raube, ſo wie Bienen, welche ſicherlich am Morgen dahin fliegen, wo Honigthau gefallen iſt während der Nacht — verſchlendert oder verſchachert um nichts an das Geſindel, welches ihnen immer nachzog wie der Schweif dem Kometen. Schließlich erhob ſich nicht ſelten ein

wilder Streit, es ſetzte Wunden und feucht von Blut ward die Küche. Die wildeſten der Leidenſchaften brauſten hier, ungehemmt durch Sitte und Scham, wild durcheinander. Leidenſchaften kennen weder Vater noch Mutter, machen keinen Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, ſie kennen den eigenen Herrn nicht, drehen gerade ihm am liebſten den Hals um. Leidenſchaften ſind eben Geiſter des Abgrundes; heraufbeſchworen aus dem Abgrunde, gelöſt aus ihren Banden treiben ſie Zerſtörung rund um ſich, zerſtören das Haus, in welchem ſie wohnen, den Körper, welcher ſie beherberget, richten den eigenen Herrn zu Grunde, die Seele, welche ſie heraufbeſchworen aus den Tiefen; kehren erſt wieder zurück in den Abgrund, wenn ihr Werk vollbracht iſt, zerſtören die Stätte, wo ſie weilten, zerſtören Leib und Seele dem, der ſie herbergete.

In dieſem wilden, wüſten, hölliſchen Treiben war Kurt der beſte, ward aber immer zum Beſten gehalten, er war der, welcher das Meiſte that, das Wenigſte davonbrachte, der Rieſe, den die Zwerge narrten. War Kurt der Sturmbock geweſen beim Raube, hatte er die Püffe, welche Allen galten, allein aufgefangen, ſo überwortheilten ihn ſeine Freunde auch bei der Theilung. War das vollbracht, trat man zum ſteinernen Altare, trieb das trügeriſche Würfelſpiel, ſchwemmte es tapfer ein aus mächtigen Bechern. Der Junker von Flumenthal handhabte die Würfel künſtleriſch, ſo daß ſie ihm zu Dienſten ſtehen mußten, ſie mochten wollen oder nicht. Der ſaubere Schwager von Inkwyl ſtand mit ihm im Bunde, half die Federn theilen, welche den Andern ausgerupft wurden. Blieb Kurt zuletzt noch etwas übrig außer dem Rauſche, den er ſich angetrunken, ſo borgte es ihm der Landshuter ab. Der war der Lüderlichſte unter Allen, wenn Grade unter ihnen ſtattfanden, hatte Weib und einen Haufen Kinder daheim und in jedem Walde eine andere Dirne. Bei ihm zu Landshut war die Armuth noch viel größer als bei Kurt und oft der Hunger im Hauſe; Wald und Waſſer waren nicht ſo reich als in

Koppigen, und des Landshuters Frau war keine Agnes, fand den Rath nicht in ſich, und wenn jemand ihr einen gab, ſo wußte ſie nicht, was damit machen, das iſt fatal. Am meiſten betrog Kurt der alte Sami und deſſen Weib; ſie kauften ihm die Beute ab, nicht um das halbe Geld, verſteht ſich, und immer wohlfeiler als allen Andern. Dafür aber waren ſie auch gegen ihn ganz beſonders unterthänig, krochen um ihn herum wie Hunde um ihres Herrn Füße; daraus ſchloß Kurt wie noch viele andere Junker bis auf den heutigen Tag auf ihre Gutmeinenheit und Ergebenheit, traute ihnen unbedingt. Wenn Kurt einmal hätte hören können, was hinter ſeinem Rücken über ihn geſprochen wurde, er wäre vielleicht andern Sinnes geworden, vielleicht auch nicht, denn Vorurtheile, die einmal feſt gefaßt ſind, ſind zäher Natur, weichen ſehr oft den unmittelbaren Eindrücken auf alle fünf Sinne nicht; aber Kurt hatte einen viel zu ſchweren Tritt, um je unbemerkt in die Nähe und hinter ein ſolches Geſpräch zu kommen. So war Kurt ringsum verrathen und gerade von denen, welche er für ſeine Freunde hielt, und die, welche es im Grunde ihres Herzens allein gut mit ihm meinte, die floh er faſt wie die Peſt, ſah ſie oft mehrere Wochen lang nicht; ſo geht es ebenfalls noch oft in der Welt.

Frau Agnes hatte es um nichts beſſer, doch war ſie eben nicht eine von denen, welche dem Unglück ſich feig ergeben und bei der erſten Noth die Waffen ſtrecken, ſondern ſie zog Hoſen an und kämpfte im eigentlichen Sinne ritterlich. Ihren wenigen Leuten, welche ſie beſaß, war ſie lieb, ſie half wo ſie konnte, und wenn jemand krank war, ſchmeckten ihm die Tränke viel beſſer, als die der alten Grimhilde; ſie hatte auch gute Worte im Vorrath, welche um ſo beſſer wirkten, je ungewohnter ſie waren, denn Frau Grimhilde hatte deren nie beſeſſen. Daher ſtand man ihr auch bei nach Vermögen, ſo daß ihre Küche nie leer war, die Hände nie fehlten, wenn ſie etwas brauchte, welches in ihrer Leute Bereich war. Es ging

alſo noch bei ihr ohne eigentliches Hungerleiden, in manchem Burgſtall oder Schlößchen ging es zur ſelben Zeit viel elender zu; es war eben keine Zucht im Lande, dieweil kein rechter Kaiſer war und jeder that, was ihm wohlgefiel. Solche Zuchtloſigkeit führt gar manchen Mann in's Unglück und bringt Noth und Elend in die Häuſer, über die Familien, und bis hinein in's dritte und vierte Geſchlecht reichen die Strafen, welche auf ſolche Unzucht folgen. Vor allem drückte Agnes Eins: ſie konnte niemanden alles klagen, was ſie drückte. Mit ihren Schweſtern war ſie verfeindet, mit Ebenbürtigen ſtand ſie nicht in Verbindung und bei Untergebenen mochte ſie mit Herzensergießungen ſich nicht abgeben. Sie vermißte endlich recht ſehr ihre Schwiegermutter, dieſelbe hatte mit ihrem Keifen den Dienſt geleiſtet, welchen der Wind den großen Waſſern leiſtet, da er ſie lebendig erhält durch die Bewegung, in welche er ſie bringt, und ließ ſie 'mal mit Keifen nach, ſo konnte ſie mit ihr reden, konnte ihr klagen, konnte ſie fragen; ſie ſtellte doch noch jemanden vor, der Antheil an ihr nahm und mit dem ſie von des Hauſes Nutzen und Schaden reden konnte. Wenn Weiber über etwas reden können, iſt's immer ein großer Troſt für ſie, es wird ihnen um das Herz, als ſei die Sache ſchon halb gemacht.

Der Winter war wieder gekommen über das Land herb und ſtreng. Der Winter war für Frau Agnes keine ſchlimme Zeit. Das Holz brauchte ſie nicht zu kaufen für achtzehn Franken das Klafter, und in ſolchen Wintern war um Koppigen herum bei den warmen Quellen, welche nie einfroren, Wild genug und zwar Hornvieh und Federvieh, über deren größere Nützlichkeit jüngſt im Canton Bern ſich ein ſehr ſpitziger Krieg erhoben hat. Für damalige adelige Strauchreiter war es eine ſchlimme Zeit, eine Art von Faſtenzeit. Im Winter und bei den damaligen heilloſen Verbindungsmitteln ſtockte der Verkehr. Fuhren waren nicht auf den Straßen, Wanderer ſelten und noch ſeltener ſolche, bei denen etwas zu

erjagen war. Im Winter zudem ſind Fährten ſicherer zu verfolgen, wenn jemand Luſt zur Jagd hat, Wildſchweinen und räuberiſchen Junkern iſt's möglich auf's Fell zu kommen. Die Herren lebten alſo ſehr knapp und mißmuthige Geſichter machten ſie in ihrem Räuberſchloß. Im Keſſel war zwar immer Fleiſch und eine dicke Brühe darum, der Wein war auch noch nicht ausgegangen, aber zu verdienen war nichts, es waren eben ſchlechte Zeiten, wie man zu ſagen pflegt. Märkte gab es nicht, ſie mußten ſich an Meierhöfe machen oder Kloſterhäuſer, aber dabei ſetzten ſie ſich der größten Gefahr aus, denn wenn das Volk gegen ſie in Harniſch kam, ſo waren ſie alsbald verrathen und ausgekundſchaftet. So kam Weihnacht heran, aber in dichte Nebel gehüllt, wie ſie üblich ſind in waſſerreichen Gegenden. Die Sonne ſcheint erloſchen, nur noch ein Funke derſelben ſcheint zu kleben am Ende des Dochts. Was man Tag nennt, iſt Dämmerung, der Nebel iſt ſo dicht, daß man glaubt, ihn nicht bloß mit Löffeln ſchöpfen, ſondern mit Meſſern ſchneiden zu können.

In der Hütte ſah es aus wie üblich. Das Feuer brannte, auf demſelben ſaß der Keſſel, neben demſelben die Alte und machte ein böſes Geſicht. Die Herren waren gegenwärtig nicht einträgliche Gäſte, forderten viel und brachten wenig. Sie hatte wie geſagt von Natur eins, welches bereits böſe genug geweſen wäre, ſie machte es aber jetzt mit Abſicht viel böſer noch und ließ es ſo recht leuchten im Scheine des Feuers einer ihr gegenüber ſitzenden Figur. Dieſe ſchien lang zu ſein, ſtreckte magere Beine aus, hatte ein ſchmal Geſicht, einen ſpitzen Bart, eine hohe Stirne, weil ſie bis in die Mitte des Kopfes, wo keine Haare mehr waren, zu gehen ſchien; das ganze Geſicht hatte etwas Spitzbübiſches, doch ſah man an der Kleidung und den Sporen an ſeinen Füßen, daß er nicht zum ganz gemeinen Lumpengeſindel gehöre, ſondern zum herrſchaftlichen: es war der Flumenthaler Junker, der ſchäbigſte von Allen, der ſeine Beute zu machen wußte und zu Neſte trug.

Er plünderte die Andern, ließ sich aber durch Sami und seine Gesellen nicht plündern. Er war der Dirne erster Liebhaber gewesen, hatte sie aber nie durch Geschenke verderbt, darum war ihre erste Liebe nicht bloß erkaltet, sondern in Haß übergegangen. Ueberdies saß er am meisten in der Hütte, aß das Beste aus dem Kessel, trank Wein für drei, ließ es sich behagen am warmen Feuer, während die Andern nach einem Stück Wild trachteten oder nach einer Beute schnappten draußen in hartem Frost und unter Preisgebung ihres Leibes. Ihren Haß zeigte ihm die Dirne auch unverhohlen, höhnte bitter sein Nichtsthun, sein Zehren von anderer Beute, sprach offen von seinen Betrügereien und übrigen Schlechtigkeiten, aber das kümmerte ihn nichts, er behandelte die Dirne, wie man einen Hund behandelt, welchem die Zähne ausgebrochen sind. Heiter war also die Gesellschaft in der Hütte eben nicht, und langsam schien die Zeit zu schleichen, und immer öfter sah die Dirne nach, ob niemand kommen wolle.

Der Erste, welcher die Gesellschaft vermehrte, war der alte Sami. Bart und Haare starrten voll weißen Reifes, und noch weiter als sonst bog sich die Nase vor aus dem gekrümmten Gesichte. Er war dem Fischfang obgelegen, brachte einen schweren Lachs oder Salm, wie man sie in dieser Gegend nennt, heim, den er mit dem Ger geworfen, und prächtige Forellen, welche er in eigenthümlichen Netzen, welche man Wartlef nennt, in der Nähe ihrer Laichgruben gefangen hatte. Obschon die Beute gut war, war doch seine Laune schlecht, denn das Fischen in dieser Jahreszeit war eine kalte Sache und Sami nicht mehr in den Jahren, in denen man sich aus der Kälte nichts macht. Ueberdem mochte er denken, bei der schmalen Beute und den vielen und hungrigen Gästen trügen ihm die Fische eben nicht sonderlich viel ein. Mürrisch that er dem Flumenthaler, der ihm seinen Becher reichte, Bescheid: er wolle nehmen, während noch da sei, der

Wein werde hier, wenn es nicht anders komme, bald eine rare Sache sein, setzte er hinzu.

Der Flumenthaler ließ sich durch diese Bemerkung weder in seinem Trinken noch in seinem Behagen stören, doch ward ihm nachgerade die Zeit auch lang, da keiner der Spießgesellen kommen wollte und die Nacht in der Hütte die draußen einbrechende Abenddämmerung verkündete. Unheimlicher noch ward es drinnen, giftiger flogen die Worte hin und her. Es schien ein verlorner Tag werden zu sollen, der nichts brachte als aus den Herzen herauf auf die Zunge den allerbittersten Bodensatz. Endlich wieherte draußen ein Roß; vorsichtig öffnete der Alte. Draußen stand Kurt weiß von Schnee, und quer über das Roß schien nackt und todt ein Mensch zu hängen. Da ward der Alte noch giftiger und fragte, ob sie nichts mehr zu fangen wüßten als Leichen und ob sie fürohin mit Menschenfleisch ihren Hunger stillen müßten. Da ließ Kurt den vermeintlichen Leichnam vom Pferde rutschen, dem Alten vor die Füße purzeln, daß der, obgleich sonst nicht erschrockener Natur, weit in die Hütte zurückfuhr. Der Flumenthaler kam herbei und da fand es sich, daß es kein Mensch, sondern ein abgestochenes, großes zahmes Schwein war. Nun gab es Spaß und einige Sonnenblicke fuhren über die Gesichter. Kurt erzählte, wie der Landshuter, der Inkwyler und er hungrig umhergeritten seien, ohne etwas aufzustechen. Schon seien sie räthig geworden, beim Pfaffen zu Kriegstetten einzusprechen und ihm mit guter Manier zu Ader zu lassen. Da er zwar sehr herrschsüchtig sei und gewaltthätig, jedoch seine bedenklich schwachen Seiten hätte, hätten sie gedacht, sie könnten dies probiren ohne große Gefahr. Schon hatten sie ihr Vorhaben in's Werk gesetzt, als ihnen der reiche Müller von Subigen in die Hände fuhr, er wollte mit zwei schweren Müllerschweinen und viel Mehl von allen Sorten nach Solothurn. Wohl war der Pfaff von Subigen sein ordinärer Beichtiger. Aber so ein Müller von Subigen hatte

ſo viel Gelegenheit zu extraordinären Sünden, daß er alle Jahre um Weihnachten in die Stadt fuhr und dort bei den Kapuzinern gründlichen Ablaß ſuchte. Er wollte ſeiner Sache ſicher ſein und ſie nicht ſo ungefähr haben, denn ſagte er, ſchlechter würde ſich im Fegefeuer niemand ausnehmen, als ein weißer Müller, denn bis er ſchwarz gebrannt wäre, wie die Andern von Natur ſeien, müßte er Höllenqualen leiden. Dem Dinge wollte er alſo zuvorkommen und ſorgte freigebig dafür. Sie warfen ihn alſo nieder, was ein ſchwer Stück Arbeit war, fanden bei ihm noch einen ſchweren Beutel, in welchem Geld war, machten ſich damit fort, verſcharrten im Walde was ſie nicht auf ihren Pferden fortſchleppen konnten, und ſuchten auf verſchiedenen Wegen ihre Herberge, wo alſo Kurt der erſte wer, die Andern kamen jedoch bald nach. Nun, es war alſo der Tag nicht eitel geweſen, ſondern etwas zum Theilen da, was alsbald zur Hand genommen, doch nicht ohne Zank vollbracht ward.

Manch hartes Wort mußte der Flumenthaler hören über ſeine Faulenzerei am warmen Feuer, ſchuldig blieb er die Gegenrede nicht, ſondern warf ihnen vor, daß ſie die Abrede nicht gehalten, er ſie an dem beſtimmten Orte nicht gefunden, nicht in der Irre habe umherreiten wollen, ſich zum Beſten halten laſſen u. ſ. w. In Zorn hinein redeten ſie ſich, im Zorn aßen ſie, was unterdeſſen bereitet war, im Zorn traten ſie an den Tiſch zum Spiel. Da verging der Zorn erſt nicht, ſondern ward alle Augenblicke heißer, denn beim Spiele ging es wie üblich, dem Flumenthaler zu Gunſten fielen fort und fort die Würfel. Bald war der größte Theil der baaren Beute ſein, und je zerniger Kurt ward, deſto höhniſcher grinſte der Flumenthaler ihn an; ſein ſpitzer Bart ſchien boshaft geradeaus zu ſtehen und in zwei Hälften geſondert Rübchen zu ſchaben.

Da fuhr Kurt der Zorn in's Haupt wie eine Feuerflamme durch ein Strohdach, er faßte den ſteinernen Krug, der neben

ihm ſtand und warf ihn nach des Flumenthalers ſpöttiſchem Geſichte. Dieſem hätte ſein Lebtag kein Zahn mehr weh gethan, wenn der Krug ſein Ziel erreicht, aber mit Kurt ſo gut bekannt als mit ſeinen Würfeln, war er auf ſeiner Hut, beugte aus und ſtieß mit dem Dolche nach dem auf ihn einſtürzenden Kurt, aber traf ihn eben auch nicht. Ein plötzlicher Stoß von der Seite her ließ ihn taumeln weit durch die Hütte hin, daß er Mühe hatte auf den Beinen zu bleiben. Die Dirne hatte das gethan, ſie ſah den Streit voraus und rüſtete ſich dafür zu ſorgen, daß der Vortheil nicht auf des Flumenthalers-Seite ſei, wie es bei ſeiner Tücke und Kurts Ungeſtüm ſchon mehr als ein Mal der Fall geweſen war. Kurt, einmal im Zorne ein wüthender Löwe, wollte ihn faſſen mit ſeinen gewaltigen Händen, hätte ihn erwürgt damit. Da warfen ſich die Andern dazwiſchen, wollten mitteln wahrſcheinlich. Aber niemand ſtiftet leichter Streit als halbtrunkene Vermittler. Schwerter wurden blank, Hiebe wurden gewechſelt, gebrüllt ward von allen Seiten, mit einem Feuerbrand fuhr die Dirne unter die Streitenden, dem Flumenthaler nach dem Geſichte, der hielt den Dolch entgegen, Blut floß, Leben wären entflohen, denn die Vermittler waren die zornigſten Streiter geworden. Der Alte fuhr mit einem langen Ger daher, als er das Blut ſeiner Tochter ſah.

Da krachte es über ihnen und mitten unter ſie hinein ſtürzte plötzlich ein dunkler Körper. Wohl, da fuhren ſie auseinander, wie Funken aus glühendem Eiſen fahren von der Schmiede ſchwerem Hammer getroffen, oder wie ſchwatzende Weiber auseinander fahren würden, wenn mitten unter ſie eine Bombe fiele. Das hereingeplatzte Weſen war wie zu einem Klumpen gerollt am Boden, accurat wie es der Teufel machen ſoll, wenn er wie vom Himmel herab unter die Leute fällt und ſich den ausſieht, mit welchem er davon fahren will. Es war auch keiner unter ihnen, der ihn nicht für den Teufel gehalten hätte. Das Plötzliche iſt es, was herauf-

sprengt das Eigenthümliche in den Tiefen der Seelen, und dies ist bei den Ruchlosesten und scheinbar Ungläubigsten zumeist der dickste Aberglaube.

„Sami, dein Dach mußt' neu machen, es hält ja keine Krähe mehr, geschweige einen Menschen," so sprach endlich das dunkle Wesen mit kläglicher Stimme und rieb sich die Beine. Da erhob sich ein lautes Gelächter rings aus allen Ecken der Hütte, wohin die Erschrockenen sich geflüchtet, sie erkannten die Stimme des vermeintlichen Teufels, sie gehörte Xaveri, dem Erzschelm. Lachend und spottend umringten sie den gefallenen Teufel und Lachen und Spotten wollte nicht enden, bis Xaveri endlich zornig ward und sagte: Es sei ihm leid, daß er hier lauter Narren finde, er wolle weisere Leute suchen, um ihnen die Nachricht, welche er habe, mitzutheilen. Potz Kukuk, wie rasch verstummte das Gelächter, näher drängte sich jeder, das Wichtige zu vernehmen, und Wein und Zorn und Angst, alles war verschwunden und nur der Raubinstinkt streckte die Fühlfäden aller fünf Sinne aus als wie die fünf Finger, um die wichtige Nachricht zu hören.

„Heute war ich in Solothurn," sprach Xaveri, „um einigen Fräulein, welche gerne Männer hätten, zu weissagen, ob sie welche bekämen und was für welche? Das wäre ein gut Geschäft, sie geben was sie haben, wenn man ihnen sagt, sie kriegten einen, haben aber leider nicht eben viel zu geben. Hatte dann bei einem Domherrn viel zu thun, er hat Hühneraugen, die Köchin Hühner, diese Hühner mußte ich das Legen lehren, welches sie bisher nicht konnten trotz Hafer und Grütze, welche an ihnen nicht gespart wurden. Die Köchin war sehr beschäftigt, ich wußte lange nicht warum, vernahm endlich, es würde diesen Abend ein Zug von geistlichen Herren und einigen reichen Familien von Solothurn nach Fraubrunnen aufbrechen, um dort die Weihnacht würdig zu feiern, den Dienst der Kirche zu versehen und die verwandten Schwestern, Fräulein aus den vornehmen Geschlechtern, zu besuchen. Da

wäre Beute, dachte ich, das Beste, was jeder hat, zieht er an, und mit leeren Händen geht keiner. Ich forschte nach dem Geleite und vernahm, daß es nur aus einigen Klosterknechten bestehen solle, mehr zum Dienste als zum Schutze, denn an Gefahr auf dem kurzen Wege in befreundetem Lande denkt niemand. Da mache ich mich auf die Beine, renne her, es euch anzusagen zu rechter Zeit, klopfe, pfeife draußen, niemand hört mich, drinnen ist höllischer Lärm und Geschrei. Da krieche ich auf's Dach, will runter sehen und rufen, aber wie ich oben bin, bricht es ein; glücklicherweise bin ich nicht in den Kessel gefallen zum andern Fleisch; geschunden bin ich wohl, doch lieber geschunden als gesotten. Aber jetzt thut Eile noth, wenn ihr was wagen wollt."

Wie die Katze vor dem Mäuseloch hatten die Bewohner der Hütte die Ohren gespitzt bei diesem Bericht. Zorn und Rausch waren verflogen wie abgejagten Hunden die Müdigkeit, wenn eine frische Fährte ihnen unerwartet vor die Nase kommt. Verwandelt wie durch ein Zauberwort war auf einmal das Leben in der Hütte. Die Weibsbilder mußten in den sogenannten Stall, der eigentlich mehr ein Loch war als ein Stall; keinem vernünftigen Menschen wäre eingefallen dort Pferde zu suchen, aber eben das wollte man, als man ihn einrichtete. Die Männer aber setzten sich um's Feuer, suchten neue Stärkung im Kessel und hielten Rath in aller Besonnenheit. Man sah, es war nicht die erste derartige Berathung, sie war rasch und kurz; alsbald war der Nagel auf den Kopf getroffen, zu Deputirten in erster oder zweiter Kammer oder gar zu schweizerischen Tagsatzungsgesandten hätten sie durchaus nicht getaugt. Es wäre beiläufig gesagt sehr wünschenswerth, man würde, um den Werth einer Rede zu bestimmen, vom bisherigen Längenmaaße abgehen und wieder die Schwere zum Schätzungsmittel nehmen, mit Centnern wägen statt mit Klaftern messen. Der fürchterliche Nebel, in welchem man am hellen Tage nicht drei Schritte vor sich sah, machte die Nacht undurch-

dringlich, war eine beſſere Deckung als Wald oder Berg. So konnten ſie zum Ueberfall eine freie Stelle wählen, wo ſie im Fall der Noth nach allen Seiten auseinanderſtäuben und ihren Schlupfwinkeln zureiten konnten auf ihnen Allen bekannten Wegen durch Emme, Buſch und Sumpf, denn zwiſchen ihrer Hütte und der Straße von Solothurn nach Fraubrunnen floß die Emme, welche in dieſer Jahreszeit leicht zu durchreiten war, wenn man die Gelegenheit kannte, aber halsbrechend, beſonders in Nacht und Nebel, für Unbekannte. Die paſſendſte Stelle zum Ueberfall ſchien ihnen unterhalb Bätterkinden zu ſein, im ebenen Lande, auf freier Haide, wo man einen Ueberfall am wenigſten erwartete, der Zug dann doch am leichteſten von allen Seiten zu faſſen war und ringsum der Weg zur Flucht oder Rückzug offen.

Der beſte Rath ward raſch und einſtimmig angenommen. Dieſe Strauchritter, welche ſich kurz zuvor ans Leben wollten, machten ſich nicht muthwillig Oppoſition, nur um ſich ſelbſt geltend zu machen; was dem Zweck am beſten diente, das entſchied. Waren halt weder Advokaten noch ſonſtige Schreiber. So einſtimmig waren die Pferde nicht; allen, das des Flumenthaler ausgenommen, welches geſchont war und Ruhe gehabt, war der nächtliche Ritt zuwider, ſie ſträubten ſich gegen neues Satteln und Zäumen, die Junker mußten ſelbſt dazu ſehen und ihre ſelbſteigene Autorität gebrauchen. Dieſer unterzogen ſich denn auch die Thiere, wenn auch mißmuthig, ließen ſich aus dem Loche ziehen, wenn auch langſam, als ob ſie bei jedem Beine, welches ſie heben ſollten, erſt überdächten, ob ſie eigentlich wollten oder ob ſie nicht wollten.

Solothurn, die uralte Stadt, war von je hoch berühmt wegen vielen Dingen, berühmt wegen Fabrikation von Schwe[illegible]wig und Vogelkräzen, wegen Gottſeligkeit und Frömmigkeit, wegen Faſtenſpeiſen und Luſtigkeit, wegen Treuherzigkeit und Behaglichkeit. Eſſen that man, was man hatte und je beſſer deſto lieber, trinken ebenſo, und wenn man im Zweifel ſtand,

ob man hinreichend habe für ſich, begehrte man keinen fremden Gaſt; die Erfahrung hatte ſie zu der Erkenntniß gebracht, daß bloß Selbſteſſen fett mache. Man faſtete dort nie länger als man mußte; hatte man ſelbſt nichts, ſuchte man was anderwärts, am liebſten was Gutes; Faſttage liebte man mehr als Arbeitstage, und bei hinreichenden Schnecken zu dienlichem Sauerkraut, ellenlangen Forellen, tellergroßen Fröſchen und Krebſen wie alte Katzen hätte man ſich eine Verlängerung der Oſterfaſten gefallen laſſen.

Fraubrunnen war ein junges Frauenkloſter, lag in der Mitte zwiſchen Bern und Solothurn, drei Stunden von jedem Orte entfernt, gehörte nicht zum ſtrengſten Orden; aus den vornehmſten Familien beider Städte ſtammten die meiſten Nonnen. Das Kloſter lag in einer lieblichen und reichen Gegend, noch jetzt berühmt durch Korn und Stiere, Schnepfen und Fiſche, Reb- und andere Hühner. Mit beiden Städten war das Kloſter in ſteter Verbindung, in freundſchaftlicher und kirchlicher, denn zu feierlichem, würdigen Gottesdienſte an großen Feſten, wie Weihnachten z. B., bedurfte es auswärtiger Hülfe, in ſich hatte es die Mittel nicht. Doch neigte ſich das Kloſter mehr nach Solothurn hin, hatte mit dieſer Stadt den ſtärkeren Verkehr.

In Solothurn war von je der ſüdliche Sinn, welcher große Kirchlichkeit nicht bloß, ſondern auch große zeitweiſe Zerkairſchung mit heiterem Weltſinn und fleiſchlichen Genüſſen auf wunderbare Weiſe zu vereinigen weiß. Dieſe wunderbare Miſchung fand ſchon damals in Klöſtern und namentlich in weiblichen ſtatt. Der Kampf des Fleiſches mit dem Geiſte wird beſtehen, ſo lange die Erde in ihren Angeln geht, und eben ſo lange wird die Vermittlung zwiſchen beiden geſucht, nach welcher ein inniges Sehnen iſt. Die wahre Vermittlung geſchieht durch Chriſtus im Inwendigen, daß der neue Menſch auferſteht, die Zügel führt, dem alten Menſchen ſeine angebornen Rechte läßt, aber keine mehr. Die falſche Ver-

mittlung hat der Teufel in die Welt geſetzt, um abzulenken von der wahren; es iſt eine äußere durch Ceremonien, äußern Dienſt, zeitweiſe Züchtigung des Fleiſches. Je größer dieſe Buße wird oder ſcheint, deſto mehr wird dem Fleiſche zeitweiſe geſtattet, deſto kräftiger macht es ſeine Rechte geltend, weil es der Bezahlung ſich gewiß glaubt. Dieſe Vermittlung hatte ſich auch in manchem Kloſter feſtgeſetzt und thronte dort ſichtbarlich und fiel, als in einem Orte auf Viele zuſammengedrängt, weithin in die Augen. Wahre Chriſten nahmen von je an dieſer Vermittlung und ſolchen Klöſtern, welche dieſer Vermittlung ſichtbare Repräſentanten waren, welche thaten, als entſagten ſie der Welt, jedoch nur, um ſie deſto beſſer und ſicherer zu genießen, ihr Aergerniß.

Einem großen Theile der Welt waren damals ſolche Klöſter willkommen; man fand dort die Vermittlung, welche der weltliche Sinn liebt und ein unerleuchtet Gewiſſen befriedigt. Wenn der Menſch zum Selbſtgötzen wird, dann ſcheint ihm jede Vermittlung unnöthig, ja ein Majeſtätsverbrechen gegen ſeine Selbſtherrlichkeit, dann haßt er alle Klöſter, in welchen irgend eine Vermittlung, ſei es die wahre, ſei es die falſche, ſichtbarlich oder gleichſam perſonificirt in die Welt hineintritt, ja Steine hebt man auf gegen den hohen Vermittler ſelbſt und will ihn ſteinigen mitten in dem, was ſeines Vaters iſt. Seltſam war zur ſelben Zeit die Welt voll Furcht und Luſt, voll Andacht und Wildheit, daher hoch beliebt die äußere Vermittlung. Wir wollen nun nicht ſagen, die Berner ſeien der ächten Vermittlung mehr zugethan geweſen als die Solothurner, und die Welt ſei weniger mächtig über ſie geweſen, ſondern bloß das wollen wir ſagen, daß die Berner für Wünſche der Kloſterfrauen weniger Sinn gehabt; der Ehrgeiz war mächtig in ihnen, und in deſſen Dienſte ging ihnen Anſtrengung über Genuß, ſie entſchuldigten ſich daher gar zu oft bei anderweitigen Anſprüchen mit Mangel an Zeit und wichtigen Geſchäften; freilich war es ſelbſt dazumal bloßer

Verwand, indem ſie an einem bequemen Behagen viel wohler lebten, als an einem Genuſſe, der etwelche Bewegung erforderte. Der Berner, welcher nach dem fünfzigſten Jahre noch den Narren mit Tanzen macht, iſt ein rarer Vogel und muß ſtark blonde Haare haben.

Wenn an andern Orten im Lande der Nebel einem Erbsmues gleicht, ſo iſt er in Solothurn accurat wie eine Chocoladecreme, Geruch und Geſchmack ausgenommen. Ein ſolcher Nebel iſt keiner Reiſe förderlich, ſondern macht ſchwerfällig, legt ſich wie Blei über jede Bewegung, lähmte ſogar die Köchinnen, welche die Vorräthe bereiteten, welche die edlen Herren mitzunehmen gedachten. Es war nämlich nicht ein Ritt hungriger Ritter, welche wie Heuſchrecken über ein Kloſter herfallen wollten und, einmal eingebrochen, nicht abzogen, bis der letzte Biſſen gegeſſen, der letzte Tropfen aus dem Keller getrunken war. Es waren geiſtliche Väter und leibliche Verwandte, welche den jungen Schweſtern Geſchenke aus der Welt bringen und ihnen nicht läſtig fallen wollten, denn wie geſagt das Kloſter war jung, hatte zu leben, war aber nicht reich, wurde es erſt ſpäter. Als man in den dichten Nebel vor die Thüre kam und abreiten wollte, trat noch mancher ältliche Herr zurück, verſah ſich mit währſchafteren Tüchern, doppelten Pelzen und verſäumte darob ſich länger als er dachte. Ohnehin gehts, wenn Viele zuſammen reiſen und Alle dem Letzten warten wollen, oft eine Ewigkeit, bis endlich dieſer Letzte da iſt und vom Lande geſtoßen werden kann.

Endlich waren die dicken Herren alle auf ihre Pferde gekugelt; die mageren ſaßen längſt oben und thaten ungeduldig, mochten nicht erwarten, bis ſie als Nebelſpalter vorausreiten konnten. Einige Mütter und einige Brüder, welche Schweſtern im Kloſter hatten, ſchloſſen ſich an, und hinterdrein kamen einige Saumroſſe und zuletzt einige Knechte, bewaffnet wie bräuchlich. An Gefahr dachte man übrigens wie

gesagt durchaus nicht, wenn auch Alle, die geistlichen Herren nicht ausgenommen, bewaffnet waren. Wer nichts hatte sich zu wehren, mußte darhalten vor allen Andern, so war es schon damals; freilich sagte man damals ebenfalls auch schon: „Wehr' dich nicht, es schickt sich nicht!" So war es finster geworden in Solothurn, ehe man abritt. Gasbeleuchtung hatte man damals noch nicht in Solothurn, indessen war die Straßenbeleuchtung gut wie jetzt, wenn der Mond schien, und noch besser, wenn die Sonne schien, aber wenn der Nebel ist wie ein Wollhut und Nacht dazu, was helfen da Laternen, und wären es Pariser? Mit Noth fand man die Brücke über die Aar, die Aar selbst sah man nicht, hörte sie bloß rauschen.

Da hielt man jenseits, die Knechte mußten die Fackeln anbrennen, die Herren stärkten sich durch einen tüchtigen Schluck bei der Herberge innerhalb dem Thore; die Damen nahmen zwei Schlücke, freilich etwas kleinere, sie vertrugen die Schlücke schon damals recht gut, begreiflich: es ist kein Boden, welcher so viel Nasses schluckt und so leicht verbrennt, wenn das Nasse fehlt, als der Kalkboden, aus welchem bekanntlich die Solothurner gewachsen sind. Es war eine merkwürdige (romantische würde man heutzutage sagen) Fahrt: ungefähr drei Dutzend Reiter von allen Arten, mehr als ein halbes Dutzend Fackeln, rabenschwarz die Nacht, so weit die Fackeln den Nebel nicht blutroth färbten, voll weißen Reifes die sonst schwarzen Tannen, hie und da rosenroth angehaucht von blutroth gefärbtem Nebel, dazu viel Lachens und Schwatzens, hie und da ein lauter Aufschrei, wenn ein Pferd einen Satz that, ohne daß ein Mensch wußte warum, und dann Allen einfiel, wie die Pferde gewahrten, was den Menschen verborgen bleibe. So zogen sie durch den langen wüsten Wald Hügel ab Hügel auf, waren in Lohn, ehe sie daran dachten, und ließen sich von dem gastfreien Pfarrherrn, der sie erwartete und über dem Warten fast erfroren war, treff-

lich erquicken. Dann ging's unter manchem Stolpern den jähen Berg ab durch's sumpfige Thal hinauf in den schauerlichen Altisberg, in dem verirrte Römer schlummern sollen den Tag über und Nachts den Weg suchen nach dem schönen Lande Italien hin, ohne ihn finden zu können. Suchen und immer suchen zu müssen, ohne je finden zu können, ist schauerlich. Allen ward es unheimlich, und dichtgedrängt ritten sie; die Römer ließen sie in Ruhe, sie kamen glücklich aus dem Walde, glücklich über die Brücke des trügerischen Moosbachs, Limpach genannt, wahrscheinlich Lehmbach ursprünglich, da hier Lehm und Lehmart überall die Hauptrolle spielt in den Aeckern und in den Herzen.

Im freien Lande schwand das Bangen, und rascher ging es dem sich nahenden Ziele zu; seltsam glühte der Nebel, es war, als wenn der Straße entlang derselbe zu Gestalten sich geballt, welche lautlos hielten und gleichsam Spalier bildeten, wie Soldaten an der Straße, durch welche der König zur Messe schreitet. Plötzlich fährt ein gellender Pfiff durch den Nebel, fährt Mann und Roß durch Mark und Bein, lebendig wird der Nebel, wilde Gestalten zu Fuß und zu Roß werfen sich von allen Seiten über den Zug, werfen die Reitenden von den Rossen, ehe sie sich aus den warmen Gewändern gewickelt, die Waffen blank gemacht oder die Pferde gewendet, das Heil in der Flucht gesucht. Wenigen gelang diese, fast der ganze Zug war zusammengeworfen, ehe man ein Vater Unser hätte beten können; auf die Niedergeworfenen warfen sich die Plünderer, wälzten sich mit den Widerstandleistenden am Boden; Geschrei und Fluchen, schlagende Pferde und blutroth glimmende Fackeln, welche besonnen die Räuber brennend erhielten, es war ein wildes gräuliches Bild. In der Mitte dieses Bildes war ein grimmiger Kampf: wild schlugen die Reiter, wild bäumten die Pferde sich, Jammergeschrei ringsum von den von wilden Hufen Getretenen, Geschlagenen. Zwei wilde kampfgewohnte Junker hatten ihre

Mütter gelettet, wollten ihre Schwestern besuchen; Gibeli hieß der eine, Gäbeli der andere. Der Anprall hatte sie nicht niedergeworfen, an Flucht dachten sie nicht, ihre Schwerter hatten sie freibekommen, gebrauchten sie mit Macht, und mehr als eine der seltsamen Gestalten, welche aus dem Boden hervorgewachsen, aus dem Nebel geballt schien, sank heulend zusammen. Kurt und der Landshuter ließen die Beute, warfen sich ihnen entgegen, während die Andern die Tenne fegten und in Sicherheit brachten, was sie errafft. Der Kampf war hart, die Junker waren keine Milchbärte, schienen im Feuer gehärtet, waren gut gerüstet, machten den beiden Strauchrittern heißes Blut, heiß rauchte es aus mancher Wunde in die kalte Winternacht hinein; zweifelhaft war das Ende. Da floh windschnell der Flumenthaler, der Fliehende gegen Fraubrunnen hin verfolgt hatte, vorüber, rief dem Landshuter was zu, führte im Vorüberjagen einen scharfen Hieb, traf Kurt statt einen Junker und verschwand im Nebel. Der Landshuter hob sich hoch in den Bügeln, schmetterte sein Schwert mit aller Kraft auf seines Gegners Haupt, daß dasselbe betäubt sich bog bis auf den Sattelknopf herab, sprengte dann dem Flumenthaler nach der Emme zu. Vom Flumenthaler getroffen, doch nicht schwer, war Kurt plötzlich zwei Gegnern gegenüber allein; da erfaßte ihn eine ungeheure Wuth, was in der Hütte so rasch erloschen, loderte jetzt doppelt so wild wieder auf; er hieb sich frei, stürmte den Andern nach in den Nebel hinein. Sobald die Waffen schwiegen, hörte er von Fraubrunnen her wilden Rosseslauf einer ganzen Schaar schon ganz nahe; da erst ward ihm klar des Flumenthalers Verrath, der ihn den Feinden in die Hände liefern wollte. Tief in seines Rosses Leib fuhren seine Sporen, und ehe sie an der Emme waren, hatte er die Andern erreicht, hieb den Flumenthaler vom Rosse, stürzte sich auf den Landshuter, aber hinter ihnen schnaubten Rosse, die Sorge für ihre Sicherheit trieb sie auseinander und über die Emme.

Es waren nämlich in Fraubrunnen mehrere Edle aus der Umgegend eingeritten, um bei dem glänzenden Gottesdienste im Kloſter die heilige Nacht zu feiern; auch von Bern waren einige gekommen ihren Verwandten zu Lieb und Ehre. Als die von Solothurn immer nicht kamen, als es längſt Nacht geworden war, bangte man, es möchte ihnen etwas zugeſtoßen ſein, und die Herren wurden räthig, ihnen entgegenzureiten. Daß die Gegend unſicher ſei, war zwar bekannt, aber daß die Strauchreiter die Tollkühnheit haben ſollten, über einen ſolchen Zug herzufallen, daran dachte man nicht.

Bei allzulangem Ausbleiben von Freunden entſteht ein allgemeines Bangen, und in hunderterlei Geſtalten ſtellt ſich das Unglück dar, welches ihnen, wie man glaubt, begegnet ſein muß, bis ſie wohlbehalten vor Einem ſtehen oder von etwas betroffen, an das man eben gar nicht gedacht. In der kalten Winternacht ritten die Herren ſcharf, und gut war's, denn noch waren ſie oberhalb Bätterkinden, als die Flüchtlinge ſie anſprengten und Kunde brachten vom Ueberfall. Da ſpornten ſie die Roſſe zum ſchnellſten Lauf, verjagten die Räuber, und wer der Gegend in etwas kundig war, jagte dem Geräuſche der Fliehenden nach; ſie fingen jedoch niemanden, denn die Räuber kannten die Gegend doch noch beſſer, und bei Nacht und Nebel durch Sumpf und Buſch, Fluß und Wald Fliehende verfolgen, iſt ein ſchlimmes Unternehmen, welches man aufgiebt ſobald man kann. Da die Verfolger ſo nahe hinter ihnen waren, ritt Kurt um der allgemeinen Sicherheit willen nicht auf die Hütte zu, ſondern hielt ſich rechts weiter hinauf. Die Rache kochte in ſeinem Herzen, blutig ſollte ſie ſein, das nahm er ſich vor, und noch in dieſer Nacht wollte er ſie vollziehen.

Die verfolgenden Feinde blieben zurück; Kurt ließ ab vom harten Jagen, und in dem Maaße, als ſein Hengſt langſamer ging, kühlte ſich ſein Blut ab, kehrte die Beſonnenheit zurück, raſcher als vielleicht vor einigen Jahren noch.

Aber es bringen allgemach die Jahre dem Menſchen, der nicht ganz hirnlos iſt, die Beſonnenheit, welche die Kräfte wiegt und den Erfolg ermißt. Es war ja möglich, daß Hinterhalt gelegt, die Hütte geſucht, gefunden, umſtellt wurde, und war das Alles nicht, was ſollte er allein unter den Andern, allein, wo Alles gegen ihn, niemand für ihn ſein würde? Denn wenn ſchon das Geſindel, welches ſich ſicherlich auch einfand, ihm am beſten wollte, weil es den größten Nutzen von ihm zog, ſo würde es doch in dieſem Falle es mit der Mehrzahl gehalten haben, wie üblich damals und jetzt. Müde und wundenmatt nahm er ſich vor heimzukehren und einen andern Tag zur Rache zu erwarten.

So ritt Kurt langſam über das Feld, auf welchem jetzt Utzenſtorf ſo unendlich lang ſich ausſtreckt, ritt dem Walde zu, hinter welchem ſein Schlößlein lag. Je langſamer er ritt, vor Verfolgung ſicher und um das Roß zu ſchonen, deſto ſchneller wirbelten ihm die Gedanken, welche ihm ſonſt ſo langſam kamen und gingen, durch den Kopf. Die Rache brütete Pläne, der Stolz des Geſchlechtes ſtieg in ihm auf, die Scham, daß er nichts anderes geworden als ein Räuber, dazu die Stichſcheibe der Andern regte ſich; die Frage: und jetzt was willſt du? ſtand wie ein ſchwarzes Geſpenſt vor ihm in dem dicken ſchaurigen Nebel. In ſeine Gedanken verſunken, ließ er ſein Roß nach Belieben ſchreiten durch Nebel und Schnee, und da auf dem weiten Felde keine beſondern Merkmale ſtanden, welche anzeigten, ob man weiter oben oder weiter unten ſei, ſo kam er viel weiter unten an den Wald, als es ſonſt zu geſchehen pflegte, gerade unten an dem einzigen Hügel, welcher auf dem großen Felde und am Walde liegt, der Willenrain geheißen; an demſelben merkte er, wo er war. Er hielt nun aufwärts ſüdöſtlich, ritt zwiſchen mächtigen Eichen dem Bachtelenbrunnen zu, wollte unten an der Bürglen durch den nächſten Weg nach Koppigen. Daß es die heilige Nacht war, daran dachte er ſchon nicht mehr, viele

Gedanken auf ein Mal barg er in ſeinem Kopfe nicht; hätte er noch daran gedacht, er hätte ſicherlich den Bachtelenbrunnen und Bürglen gemieden, denn daß es dort in der heiligen Nacht nicht geheuer war, das war ihm gar wohl bekannt. Es war eine rohe wilde Zeit, roh und wild war zumeiſt, was im Leben ſich zeigte, daneben mochten wohl in vielen Herzen herrliche Gefühle blühen, der Friede Gottes ſich wölben, ein hehrer Geiſt durch viele Häuſer wehen, denn große Thaten ſah man hie und da in's Leben treten, die einen tiefen Grund haben mußten, nur von hoher Kraft geboren waren. Roh wie ſeine Zeit war Kurt: das Zeichen des Kreuzes machte er wohl in Nothfällen, aber deſſen Bedeutung kannte er kaum; an den Teufel glaubte er ebenfalls, wie wir geſehen, und aus dieſen beiden Stücken allein mochte ſeine Religion beſtanden haben.

Im Walde herrſchte ein ſchauriges, unſichtbares Leben: über den Eichen ſchwirrte mit ihrem gräulichen Rufe die Wiggle, es rauſchte in den Büſchen, wilde Schweine ſchnauften vorüber, hungrige Wölfe heulten durch die Nacht, jagende Füchſe kläfften langſam und furchtſam hier und dort. Kurt achtete nicht darauf, es waren ihm gewohnte Dinge; an irgend einen Fang dachte er nicht, er war zu abgeſpannt dazu. Matt und vorſichtig ſchritt ſein Hengſt durch den Wald, ſeit ihn die Sporen nicht mehr trieben; er hatte einen gar zu ſtrengen Tag gehabt.

Auf einmal begann er unruhig zu werden, warf hoch auf den Kopf, drängte zur Seite, ſchnoberte gar wunderlich in die Nacht hinein, zuckte zuſammen mit dem ganzen Leibe, weckte Kurt, daß er achtſam ward, feſt in den Sattel ſich ſetzte und mit Kunſt und Gewalt das Roß zuſammennahm und vorwärts drängte. Anfangs glaubte Kurt ein wildes Thier in der Nähe, vor welchem das Roß ſcheute, aber von einem ſolchen war nichts zu merken, es erfolgte kein Angriff, er hörte kein verdächtiges Geräuſch, und doch je weiter er in den Wald hineinkam, deſto heftiger ſchlotterte das Roß, drängte rückwärts,

bäumte ſich, drehte ſich rundum auf den Hinterbeinen. So etwas hatte Kurt nie erlebt; er brachte ſein Roß mit Angſt und Noth hinaus bis auf den Platz, in deſſen Mitte der Bachtelenbrunnen quillt, und ward dabei ſelbſt angeſteckt von des Roſſes Angſt und Beben. Es war ein gar vortreffliches Roß von edlem Blute, ein vielbewährtes, das einzige Geſchöpf, welches Kurt ordentlich am Herzen lag und dem er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte; draußen auf dem Platze ſtellte es ſeine Beine vorwärts, ſtemmte ſie mit aller Gewalt gegen den Boden, als ob ſie wurzeln ſollten in demſelben, nicht Sporn, nicht Schlag, nicht Fluch brachten es mehr weiter.

Es wurde Kurt nicht geheuer im Sattel, er ſpähte, ob nicht etwas im Wege liege: ein grimmiger Wolf, ein todter Menſch oder ſonſt ein Weſen, welches Pferde ſcheuen. Er ſpähte umſonſt; blank war der Schnee und ſtille war es hier, keine Eule ließ ihren Ruf ertönen, kein Wolf heulte durch die Nacht; da ſchien es ihm, als verdichte ſich vor ihm der Nebel zur ſchwarzen Wand und langſam klaffe dieſe wieder auseinander, es wölbe ſich ein ungeheures Thor, hinter demſelben ſei grauſe Finſterniß, ein unendlicher Abgrund. In dieſer Finſterniß begann es zu brauſen und zu toben, und näher und näher tobte es, wie aus des Berges Bauch der Bergſtrom tobt. Es war, als rolle aus dem Abgrund herauf ein fürchterlicher Knäuel wirrer Töne, im Heranrollen entwirrten die Töne ſich, Hundegeheul erſcholl, Jagdgeſchrei wüthender Jäger, des Waldes Thiere alle heulten durcheinander wie in Todesangſt. Wie der Blitz durch den Himmel fährt, der Gedanke durch die Seele, vom Auge in's Herz hinab die Angſt, brauſte durch's ſchwarze Thor auf ihn ein die wilde, die wüthende Jagd; gräßlich ſchrie ſein Hengſt auf, wandte ſich in wüthendem Jagen zur Flucht.

Da ſchien es Kurt, er ſchrumpfe mit ſeinem Roſſe zu einem Thiere zuſammen, es war ihm, als ſei er das Wild geworden, hinter ihm her raſe die wilde, die wüthende Jagd;

war er zum Schwein, war er zum Hirsch geworden, er wußte es nicht, aber jedes Haar auf seinem Felle sträubte sich, jedes Haar ward zum Auge, und jedes der tausend und tausend Augen schickte Todesangst und Höllenpein in's Herz hinein; jedes Auge sah andere Gräuel, eigene Schreckniſſe, jedes füllte das Herz mit unſäglicher Angſt, trieb zu ſchnellerem Laufe. Hinter ſich her ſah Kurt die ſchrecklichen Jäger, ſah ihre Augen voll hundertjähriger Gluth, Flammen aus hundertjährigen Bärten, ſah ſie Speere ſchwingen, Bogen ſpannen, ſah hinter ihnen drein, ſchwarz wie die Nacht, den Herrn der Jagd. Nacht war ſein Roß, ſein Geſicht, ein glühender Ofen, war einer ſchwarzen Wolke zerriſſener Schooß, der Strahlengarben ſprüht auf die bebende Erde. Kurt an den Ferſen ſaßen die Hunde mit Höllengeheul und Menſchengeſichtern zahllos, gräßlich, und mit ſeinen zahlloſen Augen ſah er jeden Hund, jeden Zug in allen Geſichtern, und er kannte ſie alle. An ſeinen Ferſen zunächſt hing ſein Vater, ein ſchrecklicher Wolfshund mit blutigem Maule, mit dieſem um die Wette ſchnappte nach ihm eine wüthende Dogge, der Kopf eines Krokodils ſaß auf ihrem Rumpfe, aber er wußte, es war ſein Großvater; nebenbei jagten ſchäumend und zähnefletſchend Großmutter und Mutter, die ſchreckliche Grimhilde, hinterdrein die Ahnen allzumal, die Verwandten alle in großen Schaaren, verſtorbene Freunde, Bekannte mit grauſem Geheul und aufgeſperrtem Rachen, ein ſchreckliches Höllenheer. Rings in Buſch und Wald ſah er hundert und aber hundert Geſichter und die Geſichter kannte er alle. Es waren die Geſichter Aller, welchen er Leid zugefügt im Leben, ſie geſchlagen, niedergeworfen, beraubt, erſchlagen; Alle jauchzten zur wilden Jagd, riefen: Hatz, Hatz! Ho Saffa! Ho Saffa! und gellend jauchzte vor Allen und klatſchte und hetzte ein mageres gelbes Geſicht, und Kurt kannte es wohl: es war das Geſicht des Hauſirers, des erſten Menſchen, den er meuchleriſch erſchlagen. Wilder heulte dann die Meute ihm nach, gieriger ſtürmten

die Hunde auf ihn ein, hieben in sein Fleisch die Zähne; aus Busch und Wald brachen andere Thiere, verrannten ihm den Weg, bäumten sich ihm entgegen, und er kannte auch diese Thiere: es waren Rosse, welche er mißhandelt, grausam hatte hinschmachten lassen oder muthwillig sie verstümmelt; es waren zahllose Thiere des Waldes, denen er unnöthig Pein verursacht, dem erlaubten Tode unnöthige Marter beigefügt. Ja die Vögel des Himmels, welchen er boshaft die Nester zerstört, muthwillig sie geängstigt und gelähmt, umflatterten sein Haupt, schlugen mit den Flügeln ihm in's Gesicht, suchten ihn zu blenden; ja die Thiere der Tiefen: Fische, Frösche, Aale, Schlangen, die er schrecklich zu Tode hatte schmachten lassen, wälzten sich auf seinen Weg, drängten sich unter seine Füße, damit er gleite, falle, den Höllenhunden zur Beute werde. Immer grimmiger ward die Jagd, immer höllischer heulten die Hunde, wüthender, näher brausten hinter ihm her die Jäger, wilder, zorniger umdrängten ihn die Thiere von allen Sorten, und in den Büschen mehrten sich immer noch die Gesichter, riefen hitziger, jauchzender ihr Hatz und Huß, ihr Ho Sassa! Ho Sassa! in die rasende Meute.

Kurt kannte den Wald, der zur höllischen Wildbahn geworden, gar wohl, war er doch kaum eine halbe Stunde von Koppigen und keine Ecke darin, in welcher er nicht irgend ein ein Jagdstücklein verübt hätte. Den Wald war er hinaufgetrieben worden auf der Utzenstörfer Seite bald durch lichtere Waldung, bald durch das dichteste Gebüsch; war er in einer Lichtung, so beg er in's Gebüsch, im Glauben, es hemme die Jagd, aber weder Wald noch Busch hielt das wilde Heer auf, keine Hemmung war für die schrecklich luftigen Gestalten. Als er oben im Walde war, wo das Feld gegen Kirchberg hin wieder beginnt, da wandte er sich, und wie der Fuchs, hart gedrängt, seinen Bau sucht, um vor den nachjagenden Hunden sich zu sichern, so strebte Kurt instinktmäßig nach der Waldseite gegen Koppigen hin in seiner Todesangst. Immer

blutiger umbrauſte ihn die wilde Jagd, in die Ohren hatten ſich Mutter und Großmutter verbiſſen, hinten ſchlug der Vater ſeine Zähne ein, die ganze Verwandtſchaft hing ſich in ſein Fleiſch; da konnte er nicht mehr fort, er war geſtellt, heran brauſten die ſchrecklichen Jäger, voran der Ritter auf dem Roſſe der Nacht mit dem Geſichte flammend wie Höllengluth. Der Ritter ſtieß ihm den Speer in den Nacken, er fühlte, wie ſein Leben durchſchnitten war, der Knoten zerhauen, der die Seele feſthielt im Leibe. Aber er ſtarb doch nicht, Höllenſchmerz fluthete ihm durch Mark und Bein; Glied um Glied ziſchte, und wie abgebrannt durch hölliſches Feuer fiel es vom Körper, ſchien ein eigenes Leben zu erhalten, zu einem beſondern Weſen ſich zu geſtalten, und als die Glieder alle abgefallen waren, da traf ihn der Reiter auf dem ſchwarzen Roſſe mit grimmigem Peitſchenſchlage, daß ein Wehgeheul ihm aus dem Munde fuhr. Plötzlich war er zum Hunde geworden, zum alleinigen Hunde der Jagd, zum Höllenhunde; die andern Hunde waren verſchwunden oder ſaßen hoch zu Roß unter den Jägern.

Nun brauſte auf ihn Jagdgeſchrei mit Hollah und Huſſaſſa, mit Speer und Peitſche hetzten ſie den einzigen Hund zur neuen wilden, wüſten Jagd; mit gräßlichem Geheule jagte er dem Gewilde nach, das vor ihm dahin ſtob. Es waren ſeine eigenen Glieder, zu ſeinem Weibe und Kindern hatten ſie ſich geſtaltet, ſein eigen Weib und ſeine Kinder waren es, die er jagte als Höllenhund mit gräßlichem Geheule; weinend und ſchreiend liefen, purzelten ſie vor ihm her, er hinter ihnen her mit hölliſchem Geheule, hinter ihm her die ſchrecklichen Jäger, mit Peitſche und Speer ihn treibend zur ſchrecklichen Jagd, zum fürchterlichſten Geheule. Näher und näher kam der Hund dem Gewilde, markdurchdringender ward deſſen Gewimmer, und grimmiger und glühender trieben ihren Hund die Jäger zu immer raſcherem Laufe, zu immer gräßlicherem Geheule, immer wehlicher tönte des

Wildes Gewimmer, immer näher kam der Hund. Zurück hinter den andern blieb das jüngste der Kinder, schrie immer wehlicher, herzdurchschneidender, je näher der grause Hund ihm kam; der Hund zögerte, hemmte den Lauf. Da, Funken sprühend, fuhren der schrecklichen Jäger glühende Peitschen ihm in's Fleisch, laut aufheulend, daß stundenweit die Menschen aus dem Schlafe fuhren, streckten seine Glieder sich zu weitem Sprunge, ein Wehschrei des Kindes durchschnitt die Lüfte bis hinauf zum Himmel. Da wandte die Mutter sich um, riß auf ihren Arm das Kind, floh den Kindern voraus in gedoppelter Eile weiter, nach ihren Kräften flohen die Kinder ihr nach. Da ward wieder das jüngste der andern das letzte, der Zwischenraum zwischen den vordern immer größer, der Raum zwischen dem schrecklichen Verfolger immer kleiner, immer herzzerreißender des Kindes Gewimmer, immer gräßlicher des nachjagenden Vaters Höllengeheul; die glühenden Zähne im schwarzbraunen Rachen wuchsen dem Kinde nach, immer wilder hinterdrein die Jäger, zorniger sausten die Peitschen. In der Hölle Grimm und Angst schnappte er auf, nach dem Kinde fuhren seine Zähne; ein Schrei, der den Reif von den Bäumen schüttelte, das Wild aus den Lagern jagte, die Fische in den tiefsten Grund, rief der Mutter; sie warf sich zurück und auf den zweiten Arm das Kind, warf sich wieder voraus in gedoppelter Hast. Aber wieder blieb der Kinder eins hinter dem andern, lauter und lauter, herzzerreißender tönte dessen Wehgeschrei, höllischer fuhren in Fleisch und Bein die Peitschen dem Hunde, je näher dessen Schnauze dem Kinde kam, schon klaffte sie dicht hinter demselben weit auseinander; ein gräßlicher Nothschrei entfuhr dem Kinde, mit glühenden Speeren stachelten die Jäger den Hund, er sprang ein auf das Kind, aber er faßte es nicht. Vor ihm stand die Mutter, welche die beiden Kinder abgeworfen, fuhr ihm mit dem Arme in den Rachen, hielt mit nackter Hand seine glühende Zunge fest. Da floß es weich, kühl und leise ihm

durch die Glieder, der Brand erloſch, ein ſüßes Mattſein, wie dem Müden vor dem Schlafe, kam über ihn; matt ſchlug er die Augen auf und es war, als ſtünde nicht mehr ſeine Agnes, ſondern ein hehres Frauenbild vor ihm in himmliſcher Schöne, von blondem Lockenhaar umwallt wie von einem goldenen Mantel. Alsbald ſanken ihm die Augen wieder zu, er ſtreckte die Glieder; Nacht ward es über ſeine Seele, es war ihm, als ſtürze er in eine Kluft, ſtürze immer fort, aber um das Ende des Sturzes wußte er nicht mehr, ſein Bewußtſein war ausgehaucht.

Wie es doch verſchieden zugeht in der Welt in der gleichen Stunde! Wie feierlich geht es wohl zu in der heiligen Nacht um die mitternächtliche Stunde im hohen Münſter, wenn gefeiert wird die Ankunft des Sohnes aus der Höhe auf Erden, wenn angebetet wird in der Krippe das neugeborne Kind, zu deſſen Füßen gelegt werden ſoll die erlöſte Welt ſammt den Fürſten der Welt, das kleine Senfkorn, das zum weltbeſchattenden Baume werden ſoll; wie wild ging es zu zur ſelben Stunde erſt auf der Bätterkinder Haide, dann im Utzenſtorfer Walde, als hinter Kurt her jagte die wilde Jagd, als Kurt die eigenen Kinder hetzte, verläugnete ſein eigen Fleiſch und Blut, von der ganzen Hölle verfolgt, gepeinigt, getrieben in Pein, Noth und Wehe zum Fraße der eigenen Kinder!

Wie freundlich und lieblich iſt's, wenn im friedlichen Stübchen der Weihnachtsbaum brennt zu mahnen, wie es licht ward auf der dunkeln Erde mitten in dunkler Nacht und das Kindlein erſchien, das für die Kinder kam und zu Gottes Kindern machen will Alle die, die zu Lichtes Kindern werden und an das wahre Weihnachtskindlein glauben, und die Kindlein überraſcht die Hände zuſammenſchlagen, freudig aufjauchzen über das helle Licht und die beſcheerte Herrlichkeit und auf Erden ſich im Himmel glauben!

Wie anders iſt's, wenn zur ſelben Stunde Kinder im Finſtern ſitzen und hungrig, es ihnen zu kalt iſt zum Weinen

und zu trocken um's Gemüth zum Beten, ſie ſo daſitzen in Schlotter und Elend und es poltert zur Thüre herein oder an die Thüre ein wilder böſer Vater, oder es pocht an die Thüre und vor derſelben liegt auch eine Beſcheerung: ein bewußtloſer Vater, den man hineintragen muß als Weihnachtsbeſcheerung mitten unter die Kinder, die im Dunkeln ſitzen und in Schlotter und Elend. O, wie ſo anders geht es zu auf der gleichen Erde und zur ſelben Stunde!

Verſchieden gehen auch die heiligen Tage über die Erde hin: einmal leuchtet am klaren Himmel die Sonne, lieblich iſt's, Erdbeeren gelüſtet es zu blühen, und auf's neue lieb wird dem Menſchenkinde die mütterliche Erde; ein andermal iſt verhüllt der Himmel, die Stürme brauſen oder harter Froſt zieht das Herz zuſammen, unheimlich iſt's draußen, es flieht das Menſchenkind und ſucht eine künſtliche Heimath, ein warmes Gemach, und ſehnt ſich nach einer beſſeren Heimath, wo es ſo rauh nicht iſt, wo ſolcher Wechſel nicht iſt, es nicht ſo unheimlich iſt, wo ein freundliches mildes Wohnen iſt in unveränderter Klarheit.

Der Weihnachtstag, von welchem wir reden wollen, trug einen dichten trüben Schleier, Tag ſchien es nicht werden zu wollen, und als es Tag war, wollte es doch nicht Tag werden, bis wieder die Nacht kam. Auch in Frau Agnes' Herz ſchien die Weihnachtsſonne nicht. Es war eine tüchtige (praktiſche würde man dato ſagen) Frau, aber die höhere Weihe fehlte ihr doch: ſie ſtritt mit dem Unglück und das war recht, aber im Streite ſuchte ſie nicht die Hülfe von Oben, und wenn das Unglück ſtärker war als ſie, wußte ſie nichts vom einzigen Troſte und das war unrecht. Es war auch Nebel in ihrem Herzen, ſie dachte nicht an Weihnachten und ihre Segnungen; ſie dachte an ihre Kinder und ihre Noth, an ihren Mann und ihre Verlaſſenheit, kämpfte mit Zorn um Rath, wie ſie ſich aushelfen wolle in dieſer herben Zeit. Noch war es nicht Tag, als ſie von ihrem Lager ſich erhob, das Rad

des Tagewerkes in Bewegung zu ſetzen. Eigenhändig ſchloß ſie das Thor, welches doch noch ganz war, auf, um eine Magd nach friſcher Milch zu ſenden. Es ſchien eingefroren das Thor; als ſie mit Macht es aufſtieß, fiel ein ſchwerer Körper ihr zu Füßen, als ſie niederſah, erblickte ſie Kurt bewußtlos. Sie ſchrie nicht hellauf, dazu hatte ſie zu harte Nerven, aber ein mächtiger Schrecken ergriff ſie doch, man kann es ſich denken; ſie glaubte ihn todt, erſchlagen oder erfroren, hierher geſchleppt von den Mördern oder aus den Händen derſelben hierher geflüchtet. Als ſie noch Leben in ihm fand, rief ſie nach Hülfe; er ward an die Wärme getragen, und in der Heilkunde nicht fremd ſuchte ſie nach des Zuſtandes Urſache. Erfroren war er nicht, zerhauen war ſein Körper, Wunden fand ſie, aber unbedeutende; aber ein ſchreckliches Fieber, welches ihn erfaßt hatte und mit ſeinem Leben rang, bemerkte ſie.

Kurt war in treuen Händen, in treueren als er es verdiente. Frau Agnes verweiſete nicht, was ihre Pflicht ſei und was nicht, was ſie ihm noch ſchuldig ſei und wie wohl es ihr eigentlich ginge, wenn das Fieber Meiſter würde. Frau Agnes that, was ſie glaubte, das gut ſei und was ihr möglich war; aber lange wollte der Tod nicht von der ergriffenen Beute laſſen, ſetzte von neuem an, trieb Kurt in Fieberhitze und Angſt herum, ärger noch als im Utzenſtorfer Walde, daß Frau Agnes oft Hülfe nöthig hatte, den unbändigen Kranken feſtzuhalten auf ſeinem Lager.

Allmählig wich der böſe Geiſt, aber langſam; zum Bewußtſein erwachte Kurt wieder, aber unendlich ſchwach war er, und wenn die letzten Ereigniſſe, welche er erlebt zu haben glaubte, wieder vor ſeine Seele kamen, ſo kam auch das Fieber wieder und warf ſeine Gedanken untereinander. Doch allmählig verglomm die Glut, lichtete ſich das Bewußtſein, die hellen Augenblicke wurden häufiger, länger, die Gedanken zuſammenhängender, die Vergangenheit kam wieder in's Gedächtniß ſtückweiſe, aber umſonſt mühte er ſich, ſie zuſammen-

zuknüpfen mit der Gegenwart. Er fragte nach seinem Hengste, aber niemand wußte etwas von ihm, nie ward wieder eine Spur von ihm gefunden; dann fragte er, wer ihn hergebracht, und mehr als hundert Mal mußte Agnes erzählen, wann, wo und wie sie ihn gefunden; aber wie er dahin gekommen, ward nie ergründet, nie begriffen. Die lange treue Pflege hatte Agnes ihrem Manne wieder näher gebracht; er lag da so weich, so matt, daß die Kinder sich ihm näherten, daß sie ihn wieder fragen durfte um sein vergangenes Thun und Treiben, fragen, wo er gewesen und was ihm zuletzt bei vollem Bewußtsein begegnet.

Kurt erzählte, was er wußte, sein Herz war dem Weibe wieder offen. Dies freute Agnes sehr, und darin lag die Versöhnung, für sentimentale Zärtlichkeiten und Herzensergießungen fehlte beiden der Verstand; dazu kam noch bei Agnes das Erbarmen mit dem armen Kurt, der erst von seinen Freunden verrathen, dann so Schreckliches hatte ausstehen müssen. Kurt war es, als sei ihm ein Brett vor den Augen gewesen und jetzt abgefallen; er sah nicht bloß das Heillose seines Lebens vollständig ein, sondern auch daß er der Narr Aller gewesen und von seinen sogenannten Freunden und Bekannten es niemand gut mit ihm gemeint, als vielleicht die Tochter in der Hütte; seine alte Verblendung war ihm rein unbegreiflich, denn jetzt sah er alles so klar und ganz anders. Er konnte sich das durchaus nicht anders erklären, als daß er durch Trank oder Spruch verzaubert und verhext gewesen, wie ja bis auf den heutigen Tag der Glaube an Tränke, wodurch das Innere des Menschen umgewandelt, in Liebe oder Haß entflammt, werden könne, geblieben ist.

Der gute Kurt wußte so wenig als viele Menschen noch heutzutage, wie wandelbar der Menschen Herz ist, wie abhängig von äußern Eindrücken, wie leicht es umschlägt von einer Uebertreibung in die andere, heute verflucht, was gestern sein Lebensglück geschienen, wie über Nacht einem Menschen ganz

andere Augen wachſen können, daß er am Morgen ſchwarz ſieht, was am Abende ihm weiß geweſen, und roth, was er grün geſehen, wie noth es ihm daher thut, daß er etwas habe, welches feſt bleibt, an dem er ſich halten kann, wenn es wirbeln will im Gemüthe und draußen wechſelt die Welt, wie auch der Taucher, welcher Perlen fiſcht auf des Meeres Grund, feſtgebunden bleibt und wieder ſich nach oben ziehen läßt, wenn unten ihm vergehen wollen Sinn und Gedanken, um friſchen Athem zu ſchöpfen und neue Kraft zu neuem Fiſchen, oder wie der Menſch einen ewig klaren Spiegel haben muß in der Welt, darin ſich täglich zu beſchauen, wo ihm dann offenbar wird jeglicher Wandel in ſeinem Gemüthe, ſowohl zum Beſſern als zum Schlimmern, und jedes Verhältniß im wahren Lichte.

So ward es wieder traulich in Koppigen, und die alte Liebe kam wieder in Kurt und Agnes, ſie wußten nicht wie. Wie geſagt, mit beſondern Herzensergießungen von Gefühlen über die Vergangenheit und Vorſätzen über die Zukunft gaben weder Kurt noch Agnes ſich ab, trugen einander auch gar nichts nach, ſondern ließen ſich von Herzen wohl ſein bei einander. Kurt fühlte zum erſten Male, wie wohl es dem Menſchen in ſeinem eigenen Hauſe ſein könne, die rechte Behaglichkeit nur im eigenen Hauſe wohne; es ſchauderte ihn ordentlich, wenn er in ſeiner Schwäche daran dachte, hinaus zu müſſen in die Kälte, zu jagen, zu fiſchen, zu ſtreiten, und wenn es ſo recht ſtürmte und ſauſte draußen, ſo ſtellte er wohl eine kurze Betrachtung an über den Unterſchied, am warmen Feuer ſitzen zu können oder draußen im Schneeſturme reiten zu müſſen; er fühlte zum erſten Male, wie bequem dem Manne ein verſtändiges, ſorgliches Weib komme und wie gut das ſeine eigentlich ſei und wie gut er es daheim haben könnte. Der Verſtand, dies einzuſehen, kam ihm erſt, als ihm das Bedürfniß kam, daß jemand zu ihm ſehe, für ihn ſorge — in den erſten Jahren ſeiner Ehe wußte er davon nichts; auch trieb ihn jetzt kein Keifen und Zanken fort, den

Krieg zwiſchen Grimhilde und Agnes hatte der Tod beendigt und Friede war im Hauſe, denn Agnes war eine ſtarke Frau, deren Obergewalt man ſich willig fügte; bloß wo Schwäche iſt, iſt auch beſtändiger Aufruhr, ein ewiges Zanken um Macht oder Freiheit. Auch empfand Kurt eigentlich zum erſten Male Vaterfreuden und Vaterſtolz; bei ſeinem unſtäten Leben hatte er ſich um ſeine Kinder weder gekümmert noch kannte er ſie, er wußte nichts von ihren Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten, wußte alſo nichts von ihrer Entwicklung, hatte keine Freude zuzuſehen, wie in ihnen aufging bald dies bald jenes, wie zur Frühlingszeit in der Natur alle Tage etwas Neues. Eben ſo wenig kannten die Kinder ihren Vater, ſie hatten weder Freude, wenn er heimkam, noch hingen ſie an ihm, wenn er daheim war; ſie flohen ihn vielmehr, er war ihnen mehr der Böllimann, mit dem ihnen gedroht war, wenn ſie nicht gehorchten, als der Vater. „Schweig, oder er nimmt dich! gehorche, oder der Vater muß es wiſſen, wenn er heimkommt!“ ſo hieß es. Jetzt waren die Kinder ſeine Kurzweil, die Bücher, mit welchen er ſich die Zeit vertrieb und jeden Augenblick etwas Neues lernte. Erſt jetzt wurden ihm die Kinder lieb, da er ſah, was an ihnen war, und jetzt hingen die Kinder am Vater, er war ihnen kein Böllimann mehr, ſondern in ihrem einſamen Winterleben war er ihr Mittelpunkt, recht eigentlich ihr Glück, deſſen ſie ſich alle Tage von ganzem Herzen freuten.

Da Kurt's Krankheit nicht raſch vorüberrauſchte, langſam nur die Kräfte kamen, die Schwäche langſam wich, ſein Leben außerhalb abgebrochen, nichts ihn draußen zog, daheim es ihm ſo wohl war, ſo ward das Daheimſein ihm lieb, er ſchlug Wurzel im Hauſe, in das Leben des Hauſes ward er aufgenommen, wurde ein Theil deſſelben, ſo daß des Hauſes Leben auch ſein Leben war. So lange Winter und Schwäche Kurt in's Haus bannten, nahm er ſich der Kinder an, lehrte ſie Netze ſtricken, Schlingen flechten, Fallen machen, unterrichtete

in den kleinen Kniffen in Feld und Wald, in Sumpf und Bach, in allem, was Jürg ihn gelehrt, was er jung meiſterlich getrieben. Was das dann für eine Freude war bei den beiden älteſten Buben, pausbäckig, ſtämmig und doch raſch und gelenkig, ganz Schweizerſchlag, mehr in ſich tragend, als man ihnen äußerlich anſah — wenn ſie auszogen mit ihrer neuen Gelehrſamkeit und neuen Netzen und Schlingen, und welche Freude, wenn alles ſich bewährt hatte und mit reicher Beute ſie wiederkehrten! Sie hatten lange geſtümpert und doch gemeint, was ſie könnten und wie viel ſie vermöchten; um ſo mehr nun ſtaunten ſie den Vater an, der alles unendlich beſſer wußte und konnte, und freuten ſich kindlich auf die Tage, wo er mit ihnen ausziehen wollte, wie er verheißen hatte. Er lehrte ſie Waffen machen und Waffen brauchen, und was das für ein Jubel war, wenn ſie mit den ſelbſtgemachten Armbruſten ſchoſſen, und wie ſie den Vater bewunderten, der auch hier Aller Meiſter war. Das alles flocht eben Aller Leben in eins zuſammen mit unzerreißlichen Banden.

Eine trübe Beſcheerung war es zu Weihnachten geweſen, als der bewußtloſe Vater der Mutter auf die Füße fiel, aber ehe der Frühling kam in's Land, war dieſe trübe Beſcheerung zur reichſten geworden, die es geben konnte, zu einem wahren göttlichen Gnadengeſchenke: es war der Vater, der verloren war, wiedergefunden, welcher der kräftige Mittelpunkt eines neuen freudigen Lebens ward, ja durch welchen nun alle Kräfte belebt und geleitet wurden. Was kann aber einem Hauſe Herrlicheres werden, als ein ſolcher Mittelpunkt, der das Zerriſſene bindet, das Todte belebt, alles lenkt zum Beſten und zu Aller Wohl? Agnes wurde nicht eiferſüchtig auf ihres Mannes neue Stellung, es freute ſie herzinniglich, daß es ſo war; ſie ſprach nicht darüber, aber ſie ward alle Tage hübſcher, ihre Bewegungen raſcher, ihre Mienen freundlicher, kurz, ſie ward ganz wie jung; man ſah es ihr wirklich an, ſie hatte

verwunden alle Bitterkeit, hatte vergeſſen, was dahinten war, freute ſich deſſen, was jetzt war, verkümmerte ſich daſſelbe nicht durch Zagen und Zweifeln, ob es ſo bleiben werde, ſorgte bloß dafür, daß es nicht anders werde durch ihre Schuld.

Als endlich die Sonne höher ſtieg, ihre Kraft den Froſt brach, den Schnee ſchmolz, den Schooß der Erde aufſchloß, die Zugvögel durch die Wälder ſtrichen, die aufgefrornen Waſſer ſich belebten, die Fiſche der Oberfläche ſich näherten, da erſt ging in Koppigen ein neues Leben an, den Kindern ein neuer Frühling auf. Kurt war ſo weit erſtarkt, daß er an ſonnigen Tagen in's Freie durfte, einige Stunden darin aushalten konnte. Was das nun für eine Freude war, wenn der Vater mit ſeinen Buben auszog, Theil nahm an ihrem Treiben, ſie die wilden Enten fangen lehrte, das Ausſpüren ihrer Neſter, ſie Schlingen legen lehrte den Schnepfen und den Fang der Füchſe und Dachſe, ihnen zeigte die beſten Stellen zum nächtlichen Anſtand, zur Lauer auf das Wild, welches zur Tränke wollte oder auf die Weide, ſie lehrte die großen Fiſche ſtechen oder werfen mit dem Ger oder ſie fangen an großen Angeln, die man an Weiden band und über Nacht im Waſſer ſchweben ließ! Welcher Jubel dann am Abend, wenn man reich beladen wiederkehrte, ſo viel Neues nun wußte, ſo viel Zuverſicht zu der eigenen Kunſt und Kraft jedes gewonnen hatte! Kurt ſelbſt hatte die größte Freude und beſonders an der Buben Anſtelligkeit und Gelehrigkeit; aus den kleinen Anfängen ſchloß er auf Großes in der Zukunft, nach der gewöhnlichen Weiſe der Väter.

Wenn Kurt dann Abends zu Hauſe war, kam eine große Müdigkeit in ſeine Glieder, er war oft noch matt zum Sterben — dann ſchwanden auch aus ſeinem Gemüthe Freude und Heiterkeit, und das alte Leben trat ihm vor die Augen und vor allem deſſelben grauſiges Ende; doch nicht daß es ihn gelüſtet hätte, in daſſelbe wieder zurückzukehren und neu es

aufzunehmen; im Gegentheil, es graute ihm mehr und mehr davor, er konnte nicht begreifen, wie er ein Leben habe führen können in lauter Streit und Zorn, ein Leben, wo man erst das Leben einsetzte, um zu rauben, dann es noch ein Mal einsetzte, um des Raubes wieder los zu werden. Es plagte ihn die Reue mehr und mehr, Alle kamen ihm vor, welchen er Uebels gethan oder gar sie erschlagen, und wenn er alles schon nicht nach dem heutigen Maaßstabe maß, so hatte er doch so viel auf seiner Seele, daß es auch auf einer damaligen Wage schwer ziehen mußte. Da war dann sein Trost eben die schauerliche Nacht im Walde; er dachte, das sei nicht von ungefähr geschehen, sondern es hätte für ihn eine absonderliche Bedeutung: der Teufel habe ihn nehmen wollen, dachte er, und verdient hätte er es; nun aber sei er demselben entrissen und gerettet worden, also dem Teufel solle er nicht werden, sondern für jemanden besseres aufbewahrt, dachte er. Aber was Kurt eigentlich gerettet, das begriff er nicht; er dachte an ein silbernes Kreuz, welches sie an selbem Morgen dem Müller abgenommen, das er zu verspielen vergessen und noch bei sich getragen hatte. Dieser Talisman schützt bekanntlich und wirklich vor dem Teufel; wer das wahre Kreuz bei sich trägt, über den hat der Teufel keine Macht, aber das wahre Kreuz ist weder eins von Silber noch eins von Gold, sondern es ist der Sinn, der willig und mit Dank trägt, was ihm Gott auferlegt. Mit dem Kreuze ward viel Unfug getrieben von je, doch wohl nie größerer als jetzt von denen, welche das Kreuz in jeder Form und wo sie es finden verhöhnen und verspotten (ärger als ehedem die Juden Jesum am Kreuze verhöhnten) und jeglichen Kreuzesträger verhöhnen und mißhandeln, während sie jeden Missethäter und jeden Uebelthäter hoch loben und preisen. Dann dachte Kurt wieder an die Gestalt, in welche seine Agnes zerflossen, als sein Auge ihm brach, an das wunderbare Frauenbild mit dem goldenen Lockenmantel. War das ein von Gott gesandter Engel,

der ſeiner Pein ein Ende gemacht und ihn vor ſeines Schloſſes Pforte getragen?

In ſolchem Sinnen und Schauern ſchlief Kurt ein, erwachte am Morgen neu geſtärkt und ging mit ſeinen Buben an irgend ein munteres Tagewerk. Der Bachtelenbrunnen unten im Walde, wo oberhalb das verfallene Bürgeln liegt, in deſſen Nähe nicht gerne jemand des Tages kommt, geſchweige in der Nacht, ſeit die ſieben Brüder vom Teufel geholt worden waren, weil ſie ihr ſchönes Schweſterlein mit armen Kindern und Weibern eben am Bachtelenbrunnen erſchlagen, der Bachtelenbrunnen war der beſte Wildſtand rund in der Gegend, aber aus erklärlicher Scheu hatte Kurt denſelben bisher gemieden, ihn ſeinen Buben nicht gezeigt. Bei den gewaltigen Eichen, unter welchen die ſchöne Quelle aus der Erde quillt und, gleich zum ſchönen Bache geworden, ſanft und ruhig durch die Gebüſche fließt, ſah es in hellen Nächten aus wie im Paradieſe: Thiere von allen Arten gingen zur Tränke, plätſcherten im Waſſer, ſpielten unter den Eichen. Wie ſchrecklich es aber dort auch ſein könne, hatte Kurt erfahren in der heiligen Nacht; kalt rieſelte es ihm durch die Glieder, wenn er daran dachte, darum floh er den Ort. Und doch hatte er es wiederum wie ein Kind, welches bei Mährlein und dunkeln Geſchichten an Leib und Seele zittert, in die finſterſte Ecke ſich birgt und doch gerade zu ſolchen Geſchichten mit unwiderſtehlicher Gewalt immer wieder hingezogen wird, nicht ſatt ſich hören kann an ihnen. Es zog Kurt nach dem Bachtelenbrunnen hin, er mußte immer denken, wie es dort ſei, ob wohl Spuren zu ſehen von dem ſchweren Thore und Pferdehufe eingedrückt im weichen Boden um den Brunnen. Und wieder ſchauderte ihn, wenn er unwillkürlich dem Brunnen näher kam, und er eilte weiter. Es war in Kurt eben der wunderbare Zug im Menſchen, der eine wunderbare Luſt empfindet an der Angſt und dem Zittern, welche über den Menſchen kommen, wenn er im Geiſte das Nahen der Geiſter

fühlt, das Rauſchen der geheimnißvollen Geiſterwelt vernimmt. Der Zug nach dem Brunnen ward endlich, wie es gewöhnlich geht, mächtiger als das Grauen davor.

An einem ſonnigen Frühlingstage ſtreifte Kurt mit dreien ſeiner Jungen unterhalb Koppigen durch Sumpf und Feld nach Beute; er war durch ſeine Krankheit gezimmert worden, von üppiger Kraft ſtrotzte ſein gewaltiger Körper nicht mehr, ſeine Erſcheinung hatte nicht mehr das Rohe, Uebermächtige wie ehedem, doch hätte er jetzt den Meiſten beſſer als früher gefallen; ſtattlich war ſein Körper noch immer, männlich ſein Weſen, auf ſeinem Geſichte war das Wilde verſchwunden, hatte einem ernſten, beſonnenen Ausdrucke Platz gemacht. Deſto wilder thaten die Buben; wie junge Hunde in luſtigem Gampel um die Mutter, wenn ſie zum erſten Male mit ihnen zu Felde geht, tanzen in weitern und engern Kreiſen, ſo umgaukelten die Jungen den Vater, flatterten dem Wilde nach oder ſchlichen leiſe ihm nahe, ſprangen luſtig daher mit gewonnener Beute oder ſuchten Pfeile wieder, welche nicht getroffen, lachten ſich aus und balgten ſich, thaten übermüthig oder ſchämten ſich je nach dem Erfolge ihrer Thaten. Gewild war beſtändig in ihrem Geſichtskreiſe. Es war nicht wie jetzt, wo man drei Tage wandern muß, ehe man ein Eichhörnchen ſieht oder einen Häher, und ſieben Tage, ehe man die Spuren eines Haſen findet, der vor acht Tagen da durchgelaufen. Wie man jetzt bei jedem Schritte auf Kinder und Bettler ſtößt, traf man damals bei jedem Schritte auf Thiere: Thiere waren auf den Bäumen, ſie liefen im Felde, ſie wimmelten in den Sümpfen, des großen Heerlagers, des Waldes, nicht zu gedenken. Der Vater ſchritt gedankenvoll weiter, näher und näher dem Brunnen zu, miſchte ſich in die kleinen Fehden der Jungen nicht, aber wenn einer einen guten Schuß gethan auf einen Reiher im Sumpf oder ein Eichhörnchen, das neugierig ſeine Naſe hinter einem Baumſtamme hervorſtreckte, flog es hell über ſein Geſicht und ein gutes Wort

kriegte der Junge. Noch waren die Eichen nicht belaubt, die selten sich findenden Buchen rötheten sich in den Aesten wie Mädchen in der ersten Liebe, es grünte im niedern Gebüsche, mit kläglichem Geschrei trieben eifersüchtige Häher sich in den Eichen herum, in süßem Verlangen ruggete und girrte eine zärtliche Taube von hoher Tanne her, in stiller zarter Liebe hüpften die kleinen Vögel durch das niedere Gezweige und schwarze Amseln koseten süß und schossen dann rasch über den Boden weg von Tannenbusch zu Tannenbusch. Je näher Kurt dem Brunnen kam, desto seltsamer ward es ihm zu Muthe; das wohllüstige Grauen strich in reichen Strömen durch ihn hin und zögernd setzte er seinen Fuß vorwärts. Die Jungen, welche die Sage kannten und gehört, was der Vater hier erlebt, drängten sich um ihn, doch wenn eines der Gethiere ihnen zu nahe kam, hielten sie sich nicht, sondern brachen aus, und als sie von weitem den gelben Glanz sahen, der von den schönen gelben Frühblumen, hier Bachtelen, woher auch der Brunnen den Namen trägt, andern Orts Glockenblumen genannt — durch die Bäume schimmerte, jubelten sie laut auf, vergaßen was sie wußten, stürzten sich auf das, was sie sahen, wie es oft geht in der Welt. Aber ernst rief sie der Vater zusammen, und alsbald drängten sie sich wieder um ihn her.

In stillem Frieden und hellem Sonnenlichte lag der Platz, mit goldenen Blumen dicht besetzt, wie mit silbernen Sternen der Himmel. Wie war es so ganz anders hier als in jener Nacht, wo hier das Thor der Hölle stand vor Kurt, wo aus demselben der Hölle grimmigste Gebilde quollen und auf Kurt einbrachen mit unerhörten Schreckniffen. So wechselt nicht bloß dieser Platz seine Gestaltung, so wechselt das Leben Gestalt und Farbe, und dieser Wechsel, der alle Tage wiederkehrt, bleibt doch wie ein Fremdes dem Menschen, an das er nie Glauben faßt, wohl ein sicheres Zeichen, wie in seiner innersten Natur der Glaube an das Ewige, Unveränderliche lebt, seine innersten Triebe nach dem Ewigen, Unver-

änderlichen gehen. Da liegt die Thorheit, daß er auf Sand ein festes Haus bauen will, daß er im Vergänglichen das Unveränderliche sucht.

Lange stand staunend Kurt am Rande über der Quelle unter einer weitästigen uralten Eiche, welche noch ganz andern Wechsel gesehen als Kurt; auf einmal sah er mitten unter den Blumen ein Wesen sitzen, golden wie die Blumen, aber größer, die hohe Königin unter ihren niedern Dienerinnen. Es war, als ob das Wesen sein geharret, denn sobald sein Auge es erschaut, erhob es sich; es war der Engel im goldenen Mantel, welcher ihm im schrecklichsten Augenblicke entgegengetreten, den Bann gelöst, ihn gerettet hatte. Es war ein wunderherrliches Frauenbild, als es aufgerichtet vor Kurt stand, goldene Haare flossen in nie gesehener Fülle, einem goldenen Mantel gleich um die hehre Gestalt, mild leuchtete im Angesicht gleich freundlichen Sternen ein blaues Augenpaar. Kurt bebte; sollten die Schrecknisse wieder beginnen? Da machte die Frauengestalt das Zeichen des Kreuzes über sich, über Kurt und seine Kinder und sagte: „Ich harrte dein, wohl dir, daß du kommst! Dir vertraue ich diesen Brunnen an, wahre ihn mir rein und heilig; sorge dafür, daß Ruhe um ihn sei, daß kein Blut ihn röthe von Menschenhand vergossen, keine Waffe die Eiche treffe, an welcher du jetzt stehst, alles Wild hier sicher sei, eine sichere Freistätte hier sei vor des Menschen blutigem Sinne. Dienst du mir so, wahrst du mir diese Stätte, dann soll dein Haus gesegnet werden an dir und Kind und Kindeskindern reich vergolten, was du mir gethan." Da neigte sich Kurt und gelobte den Willen zu erfüllen so viel an ihm, und als er sich erhob, war der Engel verschwunden; Kurt hätte dies für ein Traumbild gehalten, geglaubt, eine täuschende Blendung erfahren zu haben im gelben Blumenglanze, aber seine Knaben hatten die Erscheinung auch gesehen, die Worte gehört. Jedem der Knaben war sie anders verschwunden: der eine sah sie ver-

ſinken in die Blumen oder in den Brunnen, er wußte nicht beſtimmt in welches von beiden; der zweite ſah ſie in die Eiche gehen; der dritte ſah ihr goldene Flügel wachſen, ſah ſie ſchweben zum Himmel auf. Sie ſahen nie wieder ſitzen am Brunnen den goldenen Engel, wie oft ſie ihn auch ſuchen mochten, aber hold und lieblich, in unverwiſchtem Glanze leuchtete jedem die holde Erſcheinung im Gemüthe, ſo lange er lebte. Frau Agnes klagte oft, daß ſie das Bild nicht geſehen und hoffte lange auf deſſen Erſcheinung, aber umſonſt, ſie ſah es nie.

Was Kurt verſprochen, hielt er; der Platz ward ihnen zum heiligen Platz, geweiht mit hohem Kreuze. Hier wurde kein Bogen mehr geſpannt, kein Speer geworfen, keine Falle geſtellt, kein Netz ausgeworfen, kein Thierlein ward hier geſtört im Spiel unter den Eichen, im Trinken am Bache, im Gaukeln durch das klare Gewäſſer. Aber Blumen ſammelten im Frühjahre die Kinder, ſchmückten mit großen Sträußen die Häuſer, und im Herbſte ſammelten ſie auf dem Platze die Rekholderbeeren, Kranken zur Erquickung, Allen zur Stärkung; nirgends waren die Glockenblumen goldener, die Rekholderbeeren kräftiger als auf des goldenen Fräuleins geweihtem Platze.

Aber von derſelben Stunde an ging auch des Fräuleins Verheißung in Erfüllung. Kurt ward geſegnet: ſeine Aecker trugen wieder, kein Mißwachs ward auf ihnen geſehen, ſein Vieh mehrte ſich, keine Krankheit verzehrte es, ſeine Jagd war reich, was er unternahm gelang, ſeine Dienſtleute hatten Glück in allen Dingen und hingen an ihrem Herrn von nun an mit Leib und Seele.

Mit ſeinen alten Genoſſen hatte Kurt für immer gebrochen. Anfangs dachte er an Rache, aber er gab ſie auf, er war zu glücklich und zu beſonnen, um ſelbſt wieder ſein Glück zu ſtören. Der Flumenthaler war todt, die andern Spießgeſellen ſuchten Kurt einigemal auf, hätten gern wieder das

alte Leben mit ihm fortgesetzt, aber er fertigte sie ab, daß sie ihn fürder in Ruhe ließen; konnten sie ihn nicht tödten, so hatten sie Ursache ihn zu schonen, denn er wußte zu viel von ihnen. Eines Morgens stand eine wilde schwarzbraune Dirne vor dem Thore und bat um Einlaß. Es war des alten Sami's Tochter; er und die Alte waren gestorben, die Dirne hatte die Hütte angezündet, alles verbrannt, was darin war, und suchte nun Schutz bei Kurt; sie ward aufgenommen und wurde der Frau Agnes treueste Magd.

Als Kurt ein ehrbarer Haushalter wurde, welcher dem Seinigen treulich vorstand, wurde er ebenfalls wieder ein geachteter Junker, den nicht bloß seine Leute liebten, sondern auf den auch noch Andere etwas hielten. Es ist curios, aber die wahre Achtung geht immer vom Hausvater aus, in den höchsten und in den niedrigsten Ständen, unter Heiden, Türken, Mohamedanern und selbst unter den Juden, wie sehr die auch am Fleische hängen. Paulus sagt nicht umsonst: „Wer seinem Haushalt nicht Vorsorge thut, ist ärger als ein Heide!" — Auch unter den Edlen gewann Kurt seinen Platz wieder, er ward ein Mann, zu dem man Vertrauen hatte, und allenthalben war er ein gern gesehener Gast. Die Verlegenheit wie mit Ehren in die Welt kommen, in welcher er und Jürg gewesen war, plagte ihn nicht in Beziehung auf seine Kinder: einem Ehrenmanne öffnen sich ehrliche Wege in die Welt und durch die Welt, das ist frommer Eltern Segen, der den Kindern Häuser baut. Kurt's Söhne lernten in edlen Häusern das Waffenhandwerk und übten es unter ehrenwerthen Bannern. Kurt ward Bürger zu Bern und sein Stamm erlosch daselbst; seine Güter kamen an das verwandte Thorberger Haus, mit Thorberg ward nach der Sempacher Schlacht 1388 auch Koppigen gebrochen und seither nicht mehr aufgebaut. Als der letzte Thorberger Peter zu Ende des Jahrhunderts die berühmte Carthause zu Thorberg stiftete, schenkte er ihr auch die Güter zu Koppigen. Auf dem Hügel, wo das

Schlößchen ſtand, das Bühl genannt, ſtehen jetzt ſtattliche Bauernhäuſer, der Bauer iſt's, der das Land beſitzt und zwar mit Recht; er hat nicht bloß Brief und Siegel dafür, ſondern durch Fleiß und Verſtand iſt er des Bodens natürlicher Herr geworden, er zwingt denſelben zu großem Ertrage. Der Boden, der ehedem Frau Grimhilde und Jürg nebſt zwei alten Hunden dürftig nährte, erhält jetzt nicht bloß über tauſend Menſchen, ſondern gab manchem noch einen Reichthum, zu welchem Frau Grimhilde in ihren ſchönſten Träumen ſich nie verſtiegen hatte.

Wie Chriſten eine Frau gewinnt.

Erſchien zuerſt in „Elſäſſiſche Neujahrsblätter“ 1845.

Vor einem großen Hause saß auf der Bank gegen die Straße eine stattliche Frau und rüstete Bohnen; der Ochse über ihr auf verwettertem Brette zeigte an, daß hier ein Wirthshaus sei und sie wahrscheinlich die Wirthin darin. Das Haus lag hoch, vor ihm in freundlichem Boden ein kleines Kirchlein, ein heimelig Pfarrhaus in üppigen Bäumen. Darüber weg sah man schöne Alpen und hinter ihnen erhoben die Schneeberge ihre königlichen Häupter; in den königlichen Purpurmantel, den alle Abende neu die Sonne um sie wirft, waren sie gehüllt. Es war ein schönes Liegen über's liebliche Land hinweg in's hehre Gebirge. Aber die Wirthin sah es nicht; sie war fleißig hinter ihren Bohnen, sonderte sie gut, die zarten von den harten, die kleinen von den großen; sie mußte das im Griff haben, denn es waren dunkle Wolken auf ihrem Gesichte, schwere Gedanken mußten dahinter sein, oft seufzte sie tief auf.

Da kam langsam mit krummem Rücken, am langen Stabe, ein altes kleines Weib; auf dem Rücken hatte es eine Hutte zu oberst am Stabe baumelte ein großer Bündel Schwamm; der Wirthin zu lenkte es seine kurzen Beine. „Guten Abend geb' dir Gott, Anni!" sprach die Kleine zur Wirthin, die hoch auf fuhr bei dem Gruße, denn Bohnen und

Gedanken hatten ihre Sinne gefangen gehalten. „Was erschreckst du mich so, Grit? aber sei doch Gottwilchen. Kommst vom Himmel oben runter, daß ich dich nicht gemerkt, bis du auf mir oben warst?“ „Den Weg komme ich, wo andere Male,“ antwortete die Kleine; „mein', wenn ich einmal oben wäre, ich käme nicht wieder herunter. Aber so reiche Weiber haben oft gar tiefe Gedanken und müssen sich fast zu Tode sinnen, wo sie mit dem Gelde hin wollen, wohin mit Garn und Flachs. Kisten und Kasten sind voll und in den Spycher mag auch nichts mehr. Doch was ich habe sagen wollen: mangelst etwas, Anni? Schwamm oder Seife oder Schmöckwasser?“ „Muß luege, Grit,“ sagte die Wirthin, „wird aber nicht so pressiren; komm, sitz ab, wirst doch wollen hier übernacht bleiben?“ „Gern,“ sagte Grit, „aber bei Anni, nicht bei der Wirthin; einen Batzen Schlafgeld vermag ich nicht.“ „Hab' dir auch noch nie einen gefordert, oder?“ „Nein, nein,“ sagte Grit, „wenn alle Weiber so wären wie du, es wäre noch dabei zu sein; aber es sind deren, die alle Tage wüster werden und Einem die Haut über den Kopf zögen, wenn sie nicht an den Zähnen hängen bliebe.“

„Wo kommst her?“ fragte die Wirthin. „Unten herauf aus den Dörfern,“ sagte Grit. „Wollte dort eine alte Schuld einziehen, haben es verflümert wüst gemacht; denen will ich es eintreiben, hab' es ihnen aber auch gesagt, sind erschrocken, haben mich heißen zurückkommen, aber was halt Grit gesagt hat, das hat es gesagt.“ „Haben sie es dir abgeläugnet?“ fragte die Wirthin. „Nein, das nicht,“ sagte Grit; „es ist von wegen einer Heirath gewesen. Das sind wüste ungereimte Leute, Kuderjoggis sagt man ihnen, aber reich und haben einen einzigen Sohn, es völligs Fülli von Kalberochtigi. Der hätte heirathen sollen, aber keine hat ihn wollen; wenn ihn Eine hat kommen sehen von weitem, so ist sie geflohen oder hat dem Vater gerufen, er solle doch der Gottswille ihr zu Hülfe kommen. Das haben die Leute nicht erleiden

mögen; es hat ſie faſt tödten wollen, daß keine ihren Sohn hat wollen. Endlich kommen ſie hinter mich, halten mir an was ſie mögen, daß ich ihm zu einer Frau verhelfe, und verſprachen mir vier Kronen. Zwei haben ſie gleich auf der Hand gehabt und zwei mir verſprochen, wenn die Heirath vorbei ſei. Ich habe ungern die Hände darin gehabt, aber was habe ich machen ſollen? Unſereiner muß den Kreuzer nehmen, wo er ihn findet; aber ſo dumm hätte ich nicht ſein ſollen, den halben Lohn ſtehen zu laſſen bis nach der Hochzeit, weiß man doch wie es geht, wenn die Leute einmal haben, was ſie wollen! Wie hat es der reiche Bauer zu Taubeligen gemacht, als der Habermehler ihm die Dublonen nachgefordert hat, welche er ihm verſprochen, wenn er ihm z'beſt rede bei ſeiner reichen Frau? Beide Beine hat er ihm krumm geſchlagen, daß er ja jetzt noch ſo wunderlich laufen muß. Aber ſo geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat und meint, allen Leuten helfen zu müſſen! Ich wußte ein Mädchen, ein hübſches, nicht das liſtigſte, aber werchbar und das gruſam gern einen Mann gehabt hätte. Es iſt alleine bei ſeiner Großmutter geweſen; die hielt es ſchrecklich eingeſchranket, ließ es nirgends hin; das erleidete dem Mädchen übel, und etwas Vermögen war auch noch da. Hierhin gehe ich, rühme der Großmutter die Leute und den Kerli, daß es mir wahrhaftig manchmal vor den Athem gekommen iſt; gewiß nicht bloß für zwei Kronen habe ich gerühmt, ſondern für viel Dublonen. Es iſt aber auch nöthig geweſen, nicht bei dem Mädchen — das iſt hoch aufgeſprungen vor Freude, als es gemerkt hat, daß es um einen Mann zu thun ſei — aber bei der Großmutter. Die war eine gar mißtreue Frau und ließ das Mädchen ungern von ſich, und doch hat ſie ihm nicht ganz vor einem Manne ſein wollen; die war lang genug in der Welt, um zu wiſſen, was das kann, wenn man einem Mädchen vor dem Mannen iſt. Sie hat gruſam g'fragt und fein, aber endlich hat ſie ſich b'richten laſſen. Aber wo ſie

den Kerli gesehen, so wäre beinahe alles in Krebsgang gekommen, er hat ihr in Gotts liebe heilige Name nicht gefallen wollen, und was ich da habe müssen reden und rühmen und an die Sache thun, bis sie endlich doch vom Brett gegangen, es glaubt es kein Mensch. Vor vierzehn Tagen war die Hochzeit. Gestern mache ich mich auf den Weg und will das Eingestellte holen, aber wohl da kam ich wüst an, und zuletzt mußte ich Gott danken, daß ich eine ganze Haut davonbrachte; um die zwei Kronen war ich geprellt. Die Alten haben mir wüst gesagt, was ich ihnen für ein bös Mensch in's Haus gebracht. Der Bub, wo jetzt ein Mann sein sollte, hat mich prügeln wollen, weil ich ihm ein so dummes Mensch aufgeschwatzt, und sogar die Junge ist mir mit dem Besen nachgelaufen und hat mir alle Schande nachgebrüllt, weil ich schuld sei, daß sie in zwei Wochen schon drei Mal geprügelt worden. Und was vermag ich mich doch dessen, warum thut das Babi nicht witziger? Das ist mein Dank gewesen für so viel Mühe; aber es geschieht mir recht, habe ich doch gewußt, was das für Unfläth sind, warum habe ich ihnen getraut und sie nicht gezwungen, mir alle vier Kronen gleich zu geben; sie hätten es gerne gethan, es ist ihnen zu sehr angst gewesen um ein Söhnisweib, aber so geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat. Aber wohl, denen habe ich nicht für zwei, sondern für mehr als hundert Kronen Sachen angewünscht; das ist der Trost, wo ich habe bei der Sache. Jetzt habe ich mich verredt und verschworen, in solche Sachen hätte ich meine Finger nicht mehr; zuerst muß man reden, daß man sich fast ein Gewissen daraus machen muß, und zuletzt bekommt man nichts dafür, als vielleicht noch Schläge."

„Ja, ja," sagte die Wirthin, „es giebt heutzutage wüste Leute, aber alle sind doch nicht so. Gottlob! Wo wareſt übernacht?" „Auf dem Kabisgrat. Das sind auch noch gute Leute, b'sunderbar brave, wie man sie selten antrifft in dieser bösen Zeit; den armen Leuten gönnen sie die Sache noch,

und für so eine alte Frau wie ich bin haben die noch ein Bett, und heißen sie nicht in den Stall hinaus, es mag Wetter sein wie es will und Sommer oder Winter. Sie haben es aber auch, einen solchen Hof und Ausgelichenes es weiß kein Mensch wie viel, und dazu so gar nicht hochmüthig, so g'mein und niederträchtig mit jedem Menschen, daß es eine rechte Freude ist. Und was die werchen, man glaubt es nicht, einen solchen Hof und fast keine fremden Leute!"

„Sie werden öppe keine haben und behalten können," sagte die Wirthin.

„B'hütis, was denkst du, Anni?" sagte Grit, „Leute mehr als genug; sie laufen ihnen fast das Haus ab. Denk doch auch, gute Leute und gutes Essen, wer wollte da nicht gerne sein. Und das Essen ist hauptsächlich brav, ich muß es sagen. Oeppe bei dir und ein paar andere Orte ausgenommen trifft man es nirgends so an. Z'viel ist nicht an die Sache gethan, öppe so unvernünftig Anke oder Schmutz, wie es nicht einmal gesund ist, ist nicht daran, sondern ebenrecht, aber sie mögen sich die Mühe nehmen zur Sache zu sehen und verstehen es b'sunderbar wohl. Das ist die Hauptsache."

„Sie werden öppe nicht viel Anderes machen als das," sagte die Wirthin, „und wenn man einen ganzen Tag dazu nimmt, so ist es wohl möglich zu kochen, daß es die Leute essen mögen, aber viel ausgerichtet ist damit nicht, die Sache muß doch erst gepflanzt sein, ehe man sie kochen kann." „Du bist läz daran, Anni," antwortete Grit, „es ist dann nicht, daß das Weibervolk nichts macht als kochen. B'hütis, das macht die Mutter alleine, und auch sie sieht man noch oft im Pflanzplätz, öppe auf's Feld geht sie nicht mehr, selb ist wahr; aber für so viele Leute zu kochen, heißt etwas. Die Mädchen, die sind draußen von früh bis spät und rühren das Wüsteſt alles an. Gestern kam ich spät hinauf; da sind die Mädchen noch draußen und b'schütten, statt so um's Haus herum zu höckle, wie an manchem Orte nach dem Feierabend der Brauch ist,

und wo ich heute Morgen vor's Haus komme, da ist Eisi schon in der Matte und worbet das Emd, wo doch an den meisten Orten das die Mägde machen und zwar erst nach dem z'Morgeneſſe, und noch nicht fünfe war's. Wenn ich einen Bub hätte, das wollte ich zum Söhnisweib und kein Anderes. Leibshalb ſieht man kein Braveres; werchen kann es wie ein Knecht, das braucht man nie zu heißen, und dann gegen die Mutter iſt es b'ſunderbar ein Gutes; ich habe noch nie Eins ſo angetroffen, was es ihr an den Augen abſieht, thut es ihr, legt ihr die Hände unter die Füße, und nicht das kleinſte Unantwörteli habe ich je gehört, daß es ihr gegeben hätte. Und wegen 'm Vermögen hätte es dann öppe nicht manche zu fürchten im Kanton; einmal zwanzigtauſend Pfund kriegt es von daheim und vielleicht noch ein Mal ſo viel, wenn ſein Götti ſtirbt, der hätte ihm ſeine Sach' ganz verſchreiben laſſen, wie man ſagt."

„Häb nit Müh," ſagte die Wirthin, „mit Rühmen verdieneſt du da nichts, Grit; die dounſtigs Leute ſind mir zu gut bekannt, gerade die ſind es, die mir Kummer machen Tag und Nacht, daß ich nicht mehr eſſen mag, nicht mehr ſchlafen kann. Sie werden dich nicht umſonſt geſandt haben, aber ſchweig mir davon; hier verdienſt du nicht einmal zwei Kronen, geſchweige dann vier."

„B'hütis, Anni, was denkſt? ich geſandt deretwegen zu dir! Nein, da wollte ich doch mein Lebtag lieber Dornen ſpinnen, als dich irgend an einem Orte hineinſprengen, die beſte Frau wo ich habe auf der Welt! Nein, aber was denkſt du auch? Geſagt habe ich ſchon hundert Mal, wenn Anni z'Tanne nicht wäre, es freute mich nicht mehr zu leben, es wiſſe kein Menſch, wie es mir ſchon manchmal gegangen wäre und wo ich übernacht hätte bleiben müſſen, wenn Anni z'Tanne nicht geweſen wäre. Aber ſag mir doch, was haben dir die Leute z'wider dienet, daß du ſie ſo auf dem Strich haſt und Kummer haſt ihretwege? Oeppe viel bin ich nicht dort,

aber brave Leute ſcheinen ſie mir und wo ich hinkomme haben ſie den Ruhm. Prozedirt ihr etwa miteinander, öppe wegen einem Teſtament?"

„Hör', Grit," ſagte Anni, „wenn du einen Narr haben willſt, ſo mach dir einen hölzernen, aber laß mich ruhig. Glaubſt du, ich ſolle meinen, du wiſſeſt nicht, daß mein Chriſten auf den Kabisgrat zu deinem v — Eiſi geht, das wiſſeſt du nicht, wo im ganzen Kanton kein Huhn ein Ei legt, was du nicht weißt. Sie locken ihn auf alle Weiſe; ſie wiſſen, daß ich es nicht thun will; darum haben ſie dich geſandt, um gut Wetter zu machen. Wie viel haben ſie dir verſprochen, wenn du die Sache könneſt z'weg reiſe?"

„Glaub es mir oder glaub's mir nicht, von der Sache habe ich gar nichts gewußt; ich wohne zu weit da weg und komme zu ſelten auf den Kabisgrat und in die Umgegend, als daß ich wiſſen ſollte, wer zu jedem Mädchen geht, und geredet mit ihnen über ſolches habe ich erſt nicht. Sie werden einem ſolchen alten Kratten, wie ich bin, ſolche Sachen anvertrauen, ja wolle!" antwortete Grit. „Ich kenne ſie weiter nicht, aber daß ſie brave Leute ſeien, habe ich geglaubt, von wegen ich habe nie etwas Anderes von ihnen gehört; und du haſt mich ja gefragt, wo ich übernacht geweſen, ſonſt wäre mir ja nicht einmal in Sinn gekommen, von den Leuten anzufangen."

„Gib ab, Grit! Hörſt, wir kennen einander zu lang und wiſſen, wenn Trumpf g'ſpielt wird. Selb b'richtet mich niemand, daß du nicht wiſſeſt, wie ſie auf dem Kabisgrat auf dem Trocknen ſitzen. Ja vor Zeiten ſind das reiche Leute geweſen; aber 's Großthun hat ihnen die Auszehrung angehängt. Wenn die Buben von Hauſe gingen, ſo hat der Vater geſagt zu ihnen: „Buben, wehret euch brav und wenn es tauſend Pfund koſten ſollte, ſo macht es nichts." So etwas braucht man wilden Buben nicht zwei Mal zu ſagen, ſie laſſen es ſich geſagt ſein; ſie ſchlugen, das Zetzen davon

fuhren, daß es manchmal nicht bloß tausend, sondern zweitausend Pfund kostete, Schmerzengeld und Kosten, die Hälfte der Söhne immer banisirt war und da ebenfalls ein Höllengeld verputzte. Nein, Grit! da wollte ich das Vermögen nicht mehr theuer; das ist ein ausgedrückter Schwamm, es scheint noch der gleiche Schwamm, aber es ist nichts mehr darin, wenn man genauer luegt."

„Ja," sagte Grit, „von den Buben habe ich wohl schon gehört, denn solche Sachen kommen weit herum, aber etwas Schlechtes ist das nicht; es heißt ja: das gäbe die brästen Bauern, wo die tollsten Schläger gewesen. Aber von den Meitlene, da habe ich gar nichts gehört. Es ist möglich, daß sie nicht so reich werden, wie ich geglaubt, aber werchbar sind sie und b'sunderbar wohl verstehen sie alles; das ist am Ende für eine Bäurin doch die Hauptsache. Wenn man einen großen Kohlwagen von Dublonen hätte, was hilft's Einem, wenn man ein Babi zur Frau hat, die vom Halben nichts versteht und das andere Halbe lätz macht, keine Suppe, keine Rösti, nicht einmal einen Eiertätsch machen kann. Und werchbar sind die auf dem Kabisgrat, b'sunderbar anschlägig; von ihnen habe ich immer nur Gutes gehört, und daß sie solche Brüder haben, dessen vermögen sich doch die arme More von Meitlene nichts."

„Jetzt, Grit! schwyg, jetzt hab' ich's satt, schäm dich! hast nicht ein besser Herz für mich, gönnst mir solche Menscher zu Söhniswybern! Wenn selb ist, so kann ich es auch machen ohne dich; öppe Schwamm hat man allenthalben."

„Nein aber, Anni, wird' mir nicht bös, bin wäger aufrichtig wie ein ung'tauft Kind gegen dich, und im Himmel und auf Erden habe ich nichts Lieberes, wäger hab' ich nicht. Aber was ich nicht weiß, weiß ich nicht, und was ich nicht gehört habe, habe ich nicht gehört."

„Sei das wie es wolle, Grit! so schweig mir von den Menschern," sagte die Wirthin. „Wenn ich ein Söhniswyb

kriegen sollte, das auf allen Tanzplätzen d's G'spött ist, hier betrunken war und wie eine Sau sich im Kothe wälzte, dort den Buben im Schooße saß oder sie um den Hals nahm, ich drehte ihr den ersten Tag den Hals um, und wenn ich's nicht vermöchte, so drehte ich mir selbst ihn ab."

„Nein aber," sagte Grit, „sövli schlecht, und hab' ich das nicht gewußt! Aber bist du nit läz b'richtet, Anni? man sagt gar vieles in der Welt, die Leute sind gar schlecht heutzutage." „Ja, Grit," sagte Anni, „selb ist wahr, und wer Einem ein X für ein U machen kann, hat seine Freude dran, die besten Leute nicht ausgenommen; aber was ich weiß, ist wahr, selber gesehen hab' ich's nicht, aber Leute haben es mir gesagt, die nicht lügen, und selbst Christen hat nichts dawider gehabt, als ich es ihm vorgehalten, und der Lausbub hat keinen Abscheu an solchen Dirnen, das ist was mich am täubsten macht." „Das ist das beste Zeichen," sagte Grit, „daß er nur den Narren mit ihnen treibt, darum hab' nicht Kummer, Ernst macht er nicht aus der Sach." „Das weißt du nicht, Grit," sagte die Wirthin, „solch dr Narretreiben hasse ich verflümert, zuletzt muß doch der der Narr sein, welcher Andere dafür halten will; wie oft auch der Fuchs der Falle entrinnt, zuletzt giebt es ihn doch, es ist keiner so schlau, er findet am Ende eine noch Schlauere." „Weißt was, Anni," sagte Grit, „weis' ihn an eine Andere hin im Ernst, so vergehn ihm die Flause mit Eisi auf dem Kabisgrat." „Weißt öppe eine Anständige, ein braves Meitli wo Geld hat und eine Hausmutter giebt? es sollte dein Schade nicht sein, Grit," sagte die Wirthin. „'S ist bös," sagte Grit, „es sind ihrer viele, die mannen möchten und wo man meinen sollte, wie gut man es mache, wenn man sie anstelle, und hat man's gethan, so kommt Einem das Rechte erst in die Augen und man möchte sich die Finger abbeißen. Ung'fraget mische ich mich in solche Sachen niemals, aber schon manchmal habe ich gemeint, ich wolle auch nicht mehr B'scheid

und Antwort geben, wenn man mich fragt. Wie gut man es meint, so sollte man doch immer alleine schuld sein, wenn's nicht gut geht, und dann kann man auch öppis Läzes meine, hab's ja g'rad erst erfahren. Aber weil du es bist, so will ich dir in Gott's Name sagen, was mir gerade jetzt in Sinn gekommen ist, ich zweifle zwar, daß es viel abtragen wird."

„Anni, Anni!" schallte es um des Hauses Ecke. „Wirst wohl warten, bis ich komme," sagte unwillig die Wirthin. „Was ist dir in Sinn gekommen, Grit? sag's geschwind." „Anni, Anni, komm' doch recht, 's isch jemand da, sie wollen öppis z'esse," rief es. „Die können warten, werden wohl d'r Wyl haben, und aus der Haut ist noch niemand gefahren, wenn nicht gleich da gestanden ist, woran sie gedacht haben." Da kam der Stimme nach ein rüstiges Mädchen und sagte: „D'r tusig Gott'swille komm! es ist Einer da, ich glaube es sei der Amtsschreiber, und noch Einer ist bei ihm, e wüste aber gruſam so e stolze und herrschelige, vielleicht ist's gar der Landvogt, die wollen was essen und Zapfenwein, sie seien pressirt, sagen sie, komm' doch recht auf der Stelle." „Ich wollte, sie wären an d's Tüfels Kilbi! Was ich doch das donnstigs Herrengeschmeiß hasse, wo nichts kann als befehle und gränne über alles was man ihm aufstellt. Sie haben die Art, immer da zu sein wo sie nicht sein sollen, und kommen immer, wenn es Einem am unbequemsten ist, wenn man sonst alle Hände voll zu thun hat, die Donnstige! Aber sag' mir nur noch geschwind, Grit, wen meinst?" fragte die Wirthin, indem sie ihren breiten Schooß von Bohnen und Bohnenfaden säuberte.

„Guten Abend, Frau Wirthin, guten Abend!" kam es um die Ecke, „ich muß sehen, wo ihr stecket; wir möchten etwas essen, ein Fischlein oder sonst etwas Gutes, wie man es bei euch findet, aber wir sind pressirt, der Bruder von unserm Junker Landvogt ist bei mir, er ißt gern etwas Gutes. — Was lebet ihr geng, my liebi Frau Wirthin?" So sprach

eine kleine säbelbeinige Figur, blatternarbicht und schwarzgelb im Gesicht und eine Schnupfrucke in der Hand. „So, so, Herr Amtsschreiber," sagte die Wirthin, „so wie wir es gewohnt sind, es geht immer wie es will und nie wie wir wollen," und machte dazu ein Gesicht, wie wenn sie des Herrn Amtsschreibers Schnupfrucke schlucken sollte. „Pardieu," sagte der Herr Amtsschreiber, „klaget nicht; wem die Fische in die Bähre laufen ungejagt wie euch, soll nicht klagen. Wollte wohl gerne mit euch tauschen." „Ihr veriret, würdet euch wohl noch besinnen, und von wegen den Fischen hat der Herr Amtsschreiber nicht zu klagen, die fettesten und größten jagt man in seine Bähre, und wenn schon hie und da ein Hürlig sich zu uns verirrt, so ist's ebe nur e Hürlig, e klyni Krot und nur Grät statt Fleisch. Aber von wegen den Fischen, wie wollt ihr sie? gebacken oder an einer Sauce?" setzte die Wirthin rasch hinzu, um der Antwort auf ihren Hieb zuvorzukommen. „Beider Gattig, Frau Wirthin," sagte der Amtsschreiber, indem er eine Prise nahm, „wenn ihr nämlich schöne große Forellen habt und nicht nur Hürlig. Zuerst etwa ein halb Dutzend von den schönsten — habt ihr pfündige? — an der Sauce und nachher eine Pfanne voll gebacken. Ihr macht sie ganz vortrefflich, man ißt sie nirgends so, nur waren sie das letzte Mal etwas zu wenig gebacken, ein bischen röster diesmal also; der Oberst ist ein Gourmand und ich habe ihn expreß hieher geführt. Er hatte behauptet, wir essen hier wie die Schweine, ich habe ihm gesagt, ich wolle ihn an einen Ort führen, wo man etwas kriege, was er weder in Holland, noch in Frankreich gefunden, darum wendet an, Frau Wirthin. Und apropos! in die Fischsauce vergesset nicht ein gut Glas Wein, das Brod brav geröstet und brav Zwiebeln; so einer alten Kriegsgurgel muß man die Sache stark machen, denn die sind von starkem Leder. Und apropos! das letzte Mal haben die Fische noch geblutet bei den Köpfen, eine Idee zu wenig waren sie, gebt also etwas Weniges zu, von

wegen die großen muß man etwas länger über dem Feuer haben als die kleinen." „Wißt ihr was, Herr Amtsschreiber," sagte die Wirthin, „kommt und kocht selbst, ihr versteht das sicher viel besser als ich, ihr könnt es dann punktum machen wie es euch recht ist, nüt für ungut." „Potz, Frau Wirthin, potz, schon höhn! Ihr müßt mir das nicht für übel nehmen, es ist mir nicht wegen mir, und wenn ich nicht wüßte wie ihr eine vortreffliche Köchin wäret, so hätte ich den Oberst nicht hieher bringen dürfen. Aber eben wegen ihm möchte ich, daß alles perfekt wäre, daß er gar nichts auszusetzen fände, nicht ein Körnlein Salz zu viel, keins zu wenig. Es ist mir wegen der Ehre, daß er mir bekennen muß, man esse hier nicht wie die Schweine, sondern exquisit, Holland und Frankreich z'trotz. Und schicket uns doch zwei Flaschen 1795ger Lacôte, ihr wißt wohl, von welchem ich meine, der Wein ist noch jung, aber er macht sich vortrefflich; zu dem Gebackenen dann schickt uns zwei Flaschen Neuenburger vom ältern, er ist besser zu gebackenen Fischen als der Lacôte. Es ist mir daran gelegen, daß der Oberst heute eingesteht, wie einseitig und ungerecht er gewesen. Nicht wahr, Frau Wirthin, ihr helft mir dazu und wendet an was möglich ist? es ist wegen der Ehre!" Sch— auf die Ehre, dachte die Wirthin bei sich, sagte es aber nicht, sondern fragte: „Also nichts als Fische?" „Nein, gar nichts," sagte der Amtsschreiber, „möglich, daß dann später noch ein Stück guter Emmenthaler nicht bös ist zu besserer Verdauung." „Uerst, bring mir das Schlüsseli zum Fischtrog und den Herren zwei Flaschen 1795ger." „Excuse, Frau Wirthin, wir wollen kommen und sehen, wie ihr die Fische aus dem Troge nehmt, das ist immer eine Sache, die mich sehr interessirt, ihr glaubt es nicht." — „Oberst," rief er zum Fenster hinein, „kommt zum Fischtrog, sie wollen die Fische heraus nehmen!"

Der Wirthin Gesicht ward wie eine glühende Kugel. „Jetzt glaube ich bald auch, es sei kein Teufel mehr oder er

sei ase alte und nichts mehr nutz, sonst hätte er das Herreg'schmeiß genomme, ehe es hieher gegabelt," brummte sie bei sich und schoß mit Schlüssel und Bährli fort, wie es ihr bei ihrer Dicke niemand zugetraut hätte.

Der Herr Oberst, eine steife Figur, aber glatt rasirt wie sie damals noch waren, und der Amtsschreiber vermochten ihr nicht nachzubeinlen; schon war der Trog offen und das erste Opfer gefallen, als sie ihre Nasen in das Dunkel des hoffnungsreichen Troges stoßen konnten, in welchem die Wirthin wieder mit kundiger Hand ihr Bährchen spazieren ließ; ein schöner Fisch lag schon im größeren Teller, den Uersi nachgebracht hatte nebst einem kleinern Teller für die Backfische. „Das sind miserable Fische," sagte der Oberst, als die Wirthin das Bährli mit mehreren Fischen herauszog, vor sich hinlegte, während sie nach einer mächtigen Forelle griff und mit starkem Daumen ihr das Genick brach, „miserable Fische sind's. In Holland hat man sie ganz anders, zwei Schuh lang hat man sie und zwanzig Pfund schwer, solche miserable Kreaturen sieht niemand an. Das werden die für's Backen sein." „Au contraire," sagte der Amtsschreiber, „das sind die für en sauce, ihr glaubt nicht, was die für zartes Fleisch haben, Colonel, ganz anders als so zwanzigpfündige Klötze. Ich war auch in Holland und weiß, was das für grobes Fleisch ist bei solchen Fischen, es hat Faden wie bei uns das gröbste Stierenfleisch." — „Gerade das ist das beste," sagte der Oberst, „es scheint nur grob auf dem Teller, im Munde aber ist's fein und zart wie ein blanc-manger." — „Du tout, Colonel, probirt erst das Fleisch, dann werdet ihr anders reden. Aber Frau Wirthin, ihr leset wirklich nicht gut aus," sagte der Amtsschreiber, dem es angst ward, „seht dort die zwei in jener Ecke, das sind zwei prächtige Stück, die nehmt, das sind wahrhaftig pfündige oder mehr." Aber curios war's, die Wirthin konnte diese Prachtstücke nicht fangen. Sie fuhr wie wild im Troge herum, zog heraus, sagte, „das wird ihn sein,"

brach einer ſtattlichen Forelle das Genick, ehe der Amtsſchreiber rufen konnte: „Wartet, wartet, das iſt keiner von den zweien, dort ſind ſie ja noch!“

So ging es, während der Oberſt über die Miſerabilitäten ſchimpfte und erſt Holland rühmte, dann Frankreich noch mehr, bis wirklich ſchon ſechs Opfer auf dem Teller lagen und der Amtsſchreiber noch immer rief: „Da, da, Frau Wirthin, da ſind ſie noch die rechten, gebt mir doch die Bähre, es nimmt mich doch wunder, ob die nicht zu fangen ſeien.“ — „Aber, Herr Amtsſchreiber, es ſind ſchon ſechs da,“ antwortete die Wirthin. — „Und wären es zwölfe, das iſt jetzt gleich,“ ſagte der Amtsſchreiber, „gebt mir die Bähre,“ griff darauf und fuhr damit raſch ins Waſſer, wild darin herum, aber von ſeinen zwei Fiſchen konnte er keinen fangen, ſie fuhren herum wie Blitze, und Blitzen nachzufahren lernt man bekanntlich in Schreibſtuben nicht. Der Herr Amtsſchreiber kam in Guſel, ſpritzte ſich, achtete es nicht, da fiel ihm die Perücke in's Waſſer, wie das zuging konnte er nie begreifen, aber im Eifer wie er war drückte er ſie erſt recht hinein, ehe er ſie herausfiſchte mit dem Bährli. Der Colonel lachte nicht wenig und meinte, das ſei wahr, weder in Holland noch in Frankreich ſei ihm ein ſolcher Fiſch vorgekommen; die Wirthin ſah kichernd der Betrübniß zu, mit welcher der Amtsſchreiber ſeine Perücke betrachtete, meinte aber, es gehe gerne ſo, wenn man Sachen machen wolle, die man nicht könne.

„Können oder nicht können!“ ſagte der Amtsſchreiber und griff auf's neue nach dem Bährli. „Nit, nit!“ ſagte die Wirthin, „ſo geht man nicht mit den Fiſchen in einem Troge um, ſonſt hat man ſie morgen alle todt. Seh, gebt mir das Bährli, vielleicht geräth es mir jetzt.“ Und richtig, in einem Griff hatte die Wirthin der großen Fiſche einen gefangen, rief aber ſogleich Uerſi und ſagte: „Nimm die aus, während ich die andern für's Backen fange, ſonſt werden wir heute nicht fertig.“ „Aber, Frau Wirthin, und den andern?“ ſagte der

Amtsschreiber, „ihr habt erst einen.“ „Sieben große Fische und ihrer Zwei,“ sagte die Wirthin, „und dann noch zwei Dutzend gebackene darauf, es dünkt mich, ihr könnet es machen. Habt ihr dann nicht genug, so sind schnell noch andere z'weg, aber zu viel auf einmal trägt nichts ab.“ Und sie hatte ihren Willen, die Frau Wirthin trotz Amtsschreiber und Colonel, mit sieben Fischen mußten sie sich begnügen. Sie waren aber auch gut, die Sauce kräftig und ebenrecht, daß der Colonel selbst sagen mußte, die seien recht paffabel, er hätte es wirklich nicht geglaubt. Auch die gebackenen waren sehr gut trotz dem Zorne der Wirthin, die mit jeder Minute zorniger ward, weil in jeder Minute ihre Neugierde wuchs, wen Grit meine, während sie dieselbe nicht befriedigen konnte, denn in der Küche ließen solche Verhandlungen sich nicht fortsetzen.

Je zorniger sie ward, desto besser geriethen die Fische, und je mehr die Wirthin über die donnstigs Freßhüng pülverte, desto besser lebten diese, bis endlich der Oberst sagte: „Ma foi, Amtsschreiber, ich mache euch mein Compliment, es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, ein solches Wirthshaus in der Nähe zu haben, ich habe wirklich, so lange ich heim bin, noch nie so gut gelebt und auch der Wein läßt sich trinken, er ist vom besten.“ Der Amtsschreiber ward ganz glücklich. „Sag' doch der Wirthin, daß sie gleich herein komme!“ rief er dem aufwartenden Mädchen zu. „Ihr könnt,“ wandte er sich zum Oberst, „ihr es selbst sagen, wie gut ihr Essen und Trinken findet, es wird sie freuen, sie nimmt das auf die Ehre, von wegen die Leute sind reich und wirthen eigentlich mehr der Ehre als des Geldes wegen.“ (Man sieht, der Amtsschreiber verstand sich wahrscheinlich auf Contracte besser als auf die Wirthschaft.) Aber die Wirthin kam nicht, was das Mädchen für eine Antwort erhielt, sagte es nicht, sondern bloß, sie hätte zu thun und nicht wohl Zeit. Aber der Herr Amtsschreiber ließ sich nicht so abfertigen, und was ihm mit

dem Fisch nicht gelang, versuchte er an der Wirthin, er ging in eigener Person in die Küche, um ihrer habhaft zu werden. Und wie sie sich sperrte, bald das Fürtuch, bald die Hände vorschützte, sie mußte in die Stube und war in einem Zorn, daß sie hätte verspritzen mögen, und mußte ihn doch verwerchen, denn an einem Amtsschreiber und an eines Landvogts Bruder den Zorn auszulassen, ist einer Wirthin nicht zu rathen, und damals war es noch weit gefährlicher als jetzt. Sie mußte sich sogar neben den Herrn Amtsschreiber setzen, mußte sich ein Glas Neuenburger einschenken lassen, mußte dem Colonel Bericht geben, woher sie den Neuenburger bezögen und wie sie die Fische fingen, mußte da sitzen und draußen saß Grit und wußte etwas, das die Wirthin noch nicht wußte und was sie zehntausendmal mehr interessirte als was der Amtsschreiber und der Colonel zusammen zu sagen wußten oder was sie ihnen sagen mußte. Und gäb wie es sie an allen Haaren zog, mußte sie da sitzen, bis endlich der Colonel nach der Uerti fragte und von Aufbrechen sprach.

Leicht ward es ihr um's Herz, als sie die Uerti machen konnte, obgleich sie keine leichte machte; indessen die Herren waren glücklich, hatten einmal wohl gelebt, fanden sie sehr billig, gaben sogar sechs Kreuzer in die Küche und zogen nach freundlichem Abschied in glücklichem Bewußtsein von dannen, wie die guten Leute jetzt von ihnen reden und wegen der Ehre und der Freundlichkeit und den sechs Kreuzern ihres Lobes voll sein würden. „Ma foi, es ist nichts leichter als mit diesen Leuten nachzukommen, aber man muß sie zu nehmen wissen, c'est la chose," sagte der Colonel. Hinter ihnen sagte die Wirthin: „Was ich doch froh bin, daß die beiden alten Stürmine endlich fort sind; mein Lebtag habe ich die Herren nirgends lieber gesehen als am Rücken. Wenn sie Einem das Haus z'unterobe gekehrt und am Ende drei Kreuzer Trinkgeld gegeben, so meinen sie, was sie gemacht, auf den Knien sollte man ihnen dafür danken und sein Lebtag dank-

bar ſein für die Ehre und die drei Kreuzer. Es iſt gut, muß man ſie nicht alle Tage haben, aber wohl, denen wollte ich das Kommen am Ende doch verleiden."

Tief unten war die Sonne, die Nacht war Meiſter geworden, doch ſchwarz war ſie nicht, nicht graulich geſpenſterhaft, ſondern ſternenreich und voll ahnungsreichem Säuſeln, doch das faßten die Leute, welche eben von einem langen Tiſche aufſtanden, nicht, ſie ſtolperten ſchläfrig hinaus und ſuchten, ohne um Sterne und Säuſeln ſich zu kümmern, ihre Betten. Es war das Hausgeſinde, welches diesmal ungewöhnlich lange auf's Eſſen hatte warten müſſen, da das Feuer gerade zur Zeit, als das Eſſen gekocht werden ſollte, den Fiſchgelüſten der beiden Herren dienen mußte. Als Alle hinaus waren bis auf einen ſchlanken Burſchen, der ſich auf den Ofentritt legte, rief die Wirthin Grit herein. Grit hatte unterdeſſen vor dem Hauſe geſeſſen, hatte manches intereſſante Wort mit Vorübergehenden gewechſelt und die Einladung der Magd, mit ihnen am Tiſche zu eſſen, wie es manchmal auf Geheiß der Wirthin geſchah, ausgeſchlagen. Es wolle warten, ſagte es, bis ſie fertig ſeien, bleibe dann noch etwas übrig, ſo nehme es daſſelbe gerne, es wolle nicht ſagen, daß es nicht hungrig ſei. So iſt es nämlich Sitte mit den ſogenannten Uebernächtlern, ſie warten draußen auf die Reſte, den Abhub der Tafel.

Grit war nicht dumm, es wartete gerne länger, bis die Wirthin es rief, kriegte es da vielleicht nicht bloß, was das Geſinde hatte, ſondern etwas von der Herrſchaft; Grit wußte, was mit Demuth und Beſcheidenheit, zu rechter Zeit vorgekehrt, zu gewinnen iſt. Es wiſſen das noch mehr Leute als Grit, doch bei weitem die meiſten verſtehen ſich nicht darauf. Grit hatte ſich nicht verrechnet. Die Wirthin brachte noch ein Möcklein Fleiſch hervor aus dem Kuchiſchaft, ſelbſt ein Fiſch in der Sauce erſchien; wie hungerig die Herren auch gethan, alles hatten ſie doch nicht bezwungen. „Aber nein,"

ſagte Grit, „noch gar Fiſch, du biſt immer die beſte, nein wahrhaftig! Fiſch iſt nicht für unſerer Gattig, iß du ihn ſelbſt.“ „Mag nicht,“ ſagte die Wirthin, „frage dene Gräte nichts nach, Speck iſt mir lieber. Aber ſage du mir jetzt, an wen haſt du geſinnet? es hat mich faſt verſprengt vor G'wunder.“ „He!“ ſagte Grit, „ich habe ſeither geſinnet, ich ſollte es nicht ſagen, denn es könnte vergebene Mühe geben, und wenn es auch gerathen thät, es ſind brave Leute, aber ein wenig wunderlich und altväteriſch, und es ging' nicht gut, ſo müßt' ich ſchuld ſein und hätt' ſo beidweg ſchlechten Dank.“ „So red' doch, Grit, und mach mich nicht taub, es mag gehen wie es will, dein Schade ſoll's nicht ſein, und die Schuld wollen wir haben.“ „Ja, das iſt wohl gut,“ ſagte Grit, „aber vergiß nicht, was du geſagt haſt, und ſinn dann daran, wenn es Zeit iſt; ich meine nicht dich, nein b'hütis, aber Leut' giebt's, die leugnen Einem haarklein alles weg, und haben's vergeſſen, was ſie Einem bei den höchſten Namen verſiegelt und vernagelt haben.“ „Du wirſt uns doch nicht zu ſolchen zählen,“ ſagte die Wirthin. „Haſt's ja gehört,“ ſagte Grit, „wie manchmal muß ich dir es ſagen, daß du meine beſte Frau ſeieſt?“ „So red',“ ſagte die Wirthin, „oder ich werde taub.“

„He nun,“ ſagte Grit, „wenn du's witt g'hebt haben, ſo hör': im Truberthal oben iſt ein gruſam reich Bauernort, die Sonnhalde heißt er, den Leuten ſagt man der Kürze z'lieb nur d's Sunnebure. Dort ſind drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die eine iſt verheirathet, die andere noch ledig.“ „Von denen hab ich ſchon gehört,“ ſagte die Wirthin. „Es iſt mir lieb,“ ſagte Grit, „ſo weißt du, daß ich dir nicht lüge. Das ſind alſo gruſam reiche Leute, der Bauer iſt von ſich ſelber reich und von der Frau hat er es weiß kein Menſch wie viel; wo ſein Schwäher ſtarb und ſie zum Erben kamen, theilten ſie das Geld mit dem Mäß. Jetzt ſoll jedes Kind wenigſtens achtzigtauſend Pfund bekommen,

dem Tochtermann hat er zehntauſend Pfund Eheſteuer gegeben, was noch nie erhört worden iſt. Und dann iſt's nicht, daß ſie dem Vermögen nach Staat machen und nicht werchen, petz, die ſind früh und ſpät und keine Magd thut's ihnen gleich." „Gleich wie auf dem Kabisgrat," ſagte die Wirthin. Es zuckte über Grit's Geſicht, da es aber eben am Fiſch war, ſagte es kaltblütig: „'s wird ſein, wenigſtens haben ſie den Ruhm ſo weit man kommt, ſelbſt geſehen habe ich es nicht. Aber d'Sach hat einen andern Hacken." „Oeppe ungeſund," fragte die Wirthin, „oder gerathen ſie gerne z'Narren in der Familie?" „Was denkſt, Anni!" ſagte Grit, „würde ich dir von Einer reden, wo der Gattig z'ſchüche wär? Nein, aber es wollen viele Leute ſagen, die, wo noch ledig ſei, Stüdi heißt ſie, hätte im Sinn ledig zu bleiben. Die Einen ſagen, ſie hätte eine Liebſchaft, es wiſſe aber niemand, mit wem; Andere meinen, ſie könne das Mannsvolk nicht ſchmöcken und hätte die Freude daran, Alle zum Narren zu halten." „Warum glaubt man das?" fragte die Wirthin. „He denk," ſagte Grit, „ſchon vierundzwanzig Jahre alt, e ſellige Reichthum und nüt z'ſchüche, und no ledig." „Es hat öppe niemand ſich dürfen melden," ſagte die Wirthin. „Was denkſt, Anni," ſagte Grit, „ſo blöd' ſind unſere Buben nicht, ſie haben's ja wie die Metzger, wo die was Feißes vernehmen, da haben ihrer ein Dutzend die Naſen im Stalle. Ganze Haufen haben ſich herbei gemacht und an Samstagen Abends war manchmal die Hofſtatt ſo voll, daß die Bänme kaum mehr Platz hatten, und dann nicht etwa nur ſo Schachengeſchmeiß oder Geißenbauern, die vornehmſten und reichſten machten ſich herbei, aber Einer wie der Andere erhielt ſeine Abferggeten." „Alſo mit niemand hat ſie ſich angelaſſen?" „Wohl freilich," ſagte Grit, „das iſt eben der Gugger, daß man nicht weiß, wie es gemeint iſt. Schon ein paar Mal glaubte man, die Sache ſei richtig und plötzlich war alles aus. Des Müllers Sohn zu Braſtigen hatte eine Zeitlang den Fuß im Hafen,

daß Alles meinte, jetzt, jetzt laſſen ſie verkünden; alle Wochen war er oben, und wo was ging, hielt er ſie z'Gaſt und ging mit ihr heim. Da gehen ſie an den Signaumarkt, der Müllersſohn führte ſie zum Mittageſſen und ließ aufwarten was der Tiſch hat tragen mögen und von allem, Voreſſen und Braten, Turten und Mandeln, kurz was in der Wirthſchaft zu haben war, und lauter angemachten Wein dazu. Darauf muß es getanzt ſein, er beſieht ſelber. Du kannſt denken, daß das ihm zu Signau nicht anging, die Höchſtetter und Konolfinger ſind nicht mit Stroh ausgeſtopft, es gab Feuer, aber zwei Mal leerte er die Stube, wie Viele Löcher im Kopfe hatten, weiß man nicht, aber ſieben lagen in die Leiſtung, die Ausmacheten ſoll mehr als zweitauſend Pfund gekoſtet haben, aber damit war auch der Handel aus. Selb Nacht hat er noch mit Stüdi heim können, aber von da an hat es ihm nie mehr aufgethan, ihm nie Beſcheid gethan, er hat es ihm bringen mögen ſo oft er wollte, und doch war der ganze Handel nur Stüdi z'Lieb, denn ſonſt hat man nicht gehört, daß der Müller apart händelſüchtig ſei. Gleich iſt es d's Burenſohn im Heuboden gegangen. Da hat man gemeint, es könne nicht fehlen, und geſagt hat man, ob's wahr iſt, weiß ich nicht, die Hochzeitkleider ſeien ſchon beſtellt geweſen. Er hat gethan mit ihm wie ein Narr, hat ihm die Hände unter die Füße gelegt, iſt mit ihm an alle Orte gefahren wo es luſtig ging, und kramet hat er ihm, was ihm ſchön ſchien und Stüdi wohl anſtand. Einmal fuhr er mit ihm in's Rütigenbad, und wo ſie dort waren, kam ein Hauſirer, der hatte ſchöne Sachen und ſtrengte die Leute an, daß ſie kramen ſollten. Mein Burenſohn, nicht faul, ſchlägt die Neuthaler herum, daß es geſtoben hat, kramet Stüdi, was Schöns geweſen, gäb wie es abwehrt und ſagt, es begehre es nicht und er ſolle denken, man fände die Neuthaler nicht auf der Gaſſe aufzuleſen. Wo die ſeien, ſeien noch mehr, ſagte der Heuboden-Sohn, es ſolle nicht Kummer haben, und

wenn man zu viel auf einander habe, ſo graueten ſie nur, und märtete auf's neue um ein ſchön Halstuch, wie in ſieben Kirchenmeinden keins zu finden geweſen wäre, und mehr als ein Dutzend Mädchen ſtanden umher, das Waſſer lief in ihrem Munde zuſammen und jedes dachte: „O wenn doch der Heuboden-Sohn mein wäre ſammt dem Halstuch!“ Stüdi aber ſagte: „Hör doch, kaufs nit, du machſt eine grauene Sach.“ Des Heuboden-Bauern Sohn aber lacht und ſagt: „Es hat mich noch nie etwas gereut; da, Krämer, haſt Geld, und was z'viel iſt, iſt's Trinkgeld, b'halt's!“ Und d's Halstuch iſt ſeins geweſen, er hat es Stüdi gegeben, das hat es genommen und nichts mehr dazu geſagt; es iſt mit ihm heimgefahren, aber der Handel iſt aus geweſen. Stüdi that ihm nie mehr Beſcheid, that kein einzig Mal mehr ihm auf, gäb wie nöthlich er that und ſich hinterſinnen wollte. Den Kram könne er zurückhaben wenn er wolle, ſagte es, aber ſeinetwegen brauche er ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen. Seither hat es noch mancher probirt und jeder umſonſt, ſo daß es den jungen Burſchen erleidet und man anfängt dies und jenes zu ſagen. Ich für mich glaube nichts davon, aber was dem Meitſchi im Kopfe ſteckt, weiß ich doch nicht, allweg ein wenig wunderlich wird es ſein, ſelb zweifle ich nicht daran.“

Die Wirthin fragte, was bei ſolchen Umſtänden zu fragen iſt, nach Nachbarſchaft, Lebensweiſe u. ſ. w. Sie ſetzten zuſammen, verglichen die Sachen untereinander, brachten aber nichts heraus, als daß das eine Sache ſei und zwar eine curioſe. Die Wirthin erkannte, allweg müſſe man da luegen, und Grit erbot ſich fernern Bericht einzuziehen und gelegentlich Anni's Haus und Sohn zu rühmen und z'beſt z'reden, daß man wiſſe, daß es geredet ſei.

Als alles wohl abgeredet war, fragte Grit nach ſeinem Lager. Die Wirthin erhob ſich ihm niederzuzünden; im Vorbeigehen ſahen ſie Chriſten auf dem Ofen liegen. „Lue,“

ſagte die Wirthin, „wie der aber da liegt und ſchnürfelt; wenn die Sterne vom Himmel fielen, er hörte es nicht. Das kommt von dem nächtlichen Herumfahren, vielleicht iſt er geſtern doch auf dem Kabisgrat geweſen und liegt mir jetzt da wie ein Stein. Seh," ſagte die Wirthin, die ſich in Zorn geſprochen hatte, „ſteh' auf und mach' dich in's Neſt, dahin g'hörſt und nicht auf den Ofen!" Dieſe Worte begleitete ſie mit einigen wohlangebrachten Rippenſtößen. Die kräftige Ermahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Chriſten fuhr z'weg, dehnte ſich und ſtieg brummend und gähnend ſeinem Gaden zu. So wie von ungefähr ließ Chriſten im Laufe der Woche fallen, er hätte Muth am Samſtag z'Alp zu gehen, er ſei lange nicht auf den Bergen geweſen und es nehme ihn wunder, wie es ihrem Füllen gehe, das ſie dicker Beine wegen z'Berg gethan.

Chriſten, der Wirthin einziger Sohn, war nicht bloß ein hübſcher, ſondern auch ein ſchlauer, liſtiger Junge, kannte ſeine Mutter aus dem Grunde, und gäb wie dieſe über ihn brummte und balgete, machen mußte ſie doch was er wollte, aber ſie merkte es nicht. Nun wußte er, daß die Mutter immer zuerſt allem widerſprach was er ſagte, immer alles abſchlug was er wünſchte, jedoch am Ende immer einwilligte, ja ſogar ſeine Wünſche in Befehle umſchuf, wenn Zeit genug zwiſchen dem Lautwerden ſolcher Wünſche und ihrer Ausführung lag. Es hatte dieſe Eigenheit aber nicht bloß Chriſtens Mutter, es beſitzen dieſelbe noch heutzutage viele Weiber, und vortrefflich fährt mit ihnen, wer dieſelbe wie Chriſten berückſichtigt. Der ſagte alſo, was er im Sinne hatte, bei Zeiten, ſo daß die Mutter Zeit hatte aufzubegehren und ihm abzuputzen. Den folgenden Tag war er ſtumm wie ein Fiſch, machte ein verdrießlich Geſicht; am dritten Tage fing die Mutter ſelbſt von der Sache an, am vierten ſagte ſie: „Seh, Chriſten, du weißt, wie ich das Drehen und Dreißen haſſe, ſeh, mach dich z'weg, mach daß

du fortkommſt, wenn man etwas will, ſo muß man kuraſchirt daran hin."

Accurat ſo ging es auch jetzt. Am Dienſtag kanzelte die Wirthin ihm tüchtig ab über die Dummheit, jetzt z'Alp zu wollen, keinem vernünftigen Menſchen fiele gerade jetzt ſo etwas Dummes bei. Am Donſtag ſagte ſie, wenn er es zwingen wolle zu gehen, ſo ſolle er nicht vergeſſen Brod mitzunehmen, er wiſſe ja, wie das Füllen es ſo gerne habe. Am Freitag ſagte ſie, es nehme ſie ſelbſt wunder, wie es dem armen Thierchen gehe, es wäre ſonſt ſo ein ſchönes und verſtändiges; ſie hätte ſchon lange daran gedacht, es ſollte jemand gehen und zuſehen, aber ſie habe gefürchtet, man lache ſie aus. Chriſten ſolle aber früh fort in der Kühle, ſie wolle ſelbſt auf und ihm z'Morgen machen.

Am folgenden Morgen vor der Sonne war die Wirthin auf, weckte den Sohn, kochte das Frühſtück und wartete ungeduldig dabei, bis er endlich kam. Als er kam, kam er nicht recht. „Er komme ja daher," ſagte ſie, „nicht viel beſſer als ein Knecht; warum er die neue B'kleidig nicht anhabe, die ſie ihm zu Oſtern habe machen laſſen? ſo laſſe ſie ihn nicht gehen." Chriſten war allerdings nicht in vollem Staate, ſeine Kleidung war reinlich, aber nur von Halblein und abgetragen; bloß eine ſchwere ſilberne Uhrkette und ein mächtiger Schlagring von gleichem Metall am kleinen Finger deuteten an, daß wahrſcheinlich auch Silber in der Taſche ſei. Er wollte ſich nicht anders anziehen, gäb wie die Mutter aufbegehrte, wie ſie ſich ſchämen müſſe, wenn ihr Sohn im Lande herumlaufe faſt wie ein Götzel und gar nicht beſſer als ein Tannerbub. Die andere Kleidung ſei ihm zu warm, ſagte er, und ſie reue ihn, von wegen er wiſſe ja nicht, wo er übernacht ſein müſſe, ob im Heu oder Stroh, und öppe kennen da im obern Emmenthal werden ihn nicht viele Leute, und wo er herkomme, brauche er ja niemand auf die Naſe zu binden.

Die Mutter mußte ſich zufrieden geben und Chriſten ziehen laſſen wie einen Taunerbub.

Der ging luſtig und pfeifend vom Hauſe weg; mit mütterlichem Glanze in den Augen ſah ihm die Mutter nach, ſah wie einige hundert Schritte weiter Chriſten einem Knaben begegnete, ſich bei ihm ſtellte und ihm eilig etwas gab. Der G'wunder kam ſie an, was das ſei; ſie wartete, rief dem Knaben, ließ ſich das Gegebene zeigen: es war ein neuer ſchöner Batzen. „Was Tüfels hat der Bub im Sinn," ſagte ſie, „daß er für gut Glück einen Batzen gegeben?" Denn das ſah ſie alsbald, daß Chriſten des Knaben Begegnen für eine gute Vorbedeutung bei einem bedeutenden Unternehmen nahm und dafür ihn belohnte. Sinnend ging ſie in's Haus und den ganzen Tag dachte ſie nichts anders als: dä Tüfelsbub, was will er wohl? Die gute Mutter hatte es wie viele Mütter, ſie hielt ihren Sohn für ein halbes Kind und ganz dumm ohne ihren Rath und Beiſtand, ſie hätte ihm noch das Eſſen eingegeben, als ob er einjährig ſei, wenn er es im geringſten gewünſcht hätte; daß er ein durchtriebener Schalk ſei und ſehr ſelbſtſtändig, davon hatte ſie nicht die mindeſte Ahnung.

Das gute Kind, der Chriſten, hatte wohl gemerkt, daß ſeine Mutter mit Grit noch was Apartes wollte, er lag nicht umſonſt auf dem Ofen, aber an Schlafen dachte er nicht. Er hörte der Mutter und Grit ſehr gerne zu, aber aus ihren Reden nahm er, was ihn gut dünkte, und handelte gerne ohne weibliche Einmiſchung; er liebte die Souveränetät. Auf dem Kabisgrat trieb er nur Spaß und nicht bloß mit Giſi, ſondern ſo halb und halb auch mit ſeiner Mutter; er zog, wie ein ſchlauer Feldherr durch falſche Wachtfeuer den Gegner täuſcht, der Mutter Blicke dorthin, um unbemerkt von ihr anderwärts um ſo ſicherer zu manövriren; denn weiden wollte er, das hatte er ſich vorgenommen. Aber noch fiſchte er bloß ſo im Allgemeinen, etwas Beſonderes hielt ihn nicht feſt;

darum hörte er Grits Reden gerne, ſie erweiterten ſeinen Geſichtskreis und waren anſchaulicher als mancher Anſchauungsunterricht.

Wie nun Grit von Sonneburen Stüdi erzählte, dachte er gleich bei ſich: da mußt du es auch probiren, und je ſchwerer Grit die Sache machte, deſto leichter kam ſie ihm vor, deſto ehrer war er ſeiner Sache. Es ging ihm wie beim Räthſellöſen; manchmal zerbricht man ſich Tage lang den Kopf und nichts erräth man, und manchmal giebt der erſte Blick den klarſten Aufſchluß, man weiß nicht wie. Da er nicht gerne etwas an die Pfanne backen ließ und, wie geſagt, fremde Einmiſchung nicht liebte, wie gerne er auf fremde Reden hörte, ſo ſtand alſobald ſein Entſchluß feſt, aber die Mutter ſollte es nicht wiſſen, nicht angſten und kummern um ihn, darum ſchob er das Füllen vor und ging dem Meitſchi nach.

Es war ein ſchöner Sommermorgen, als Chriſten auf den verhängnißvollen Gang ſich machte; das Bübchen, das ihm als erſte Perſon begegnet war, hatte ihn ſeiner Sache gewiß gemacht, und luſtig wandelte er ſeinen Weg. Er preſſirte nicht, denn vor Abend wollte er an der Sonnhalde nicht eintreffen nach wohl überdachtem Plane, jedoch nicht, wie bei Kiltbuben üblich, nach eingebrochener Nacht, ſondern noch bei hellem Sonnenſchein. Er wanderte daher bedächtig die Thäler auf, beſah ſich alles wohl, und ſo ein Bauernſohn mit heiterm Auge und verſtändigem Sinn ſieht gar viel, was keines Herrn Auge, ja was kein Weltweiſer von der neuen Sorte ſieht und wenn er hundert Brillen übereinanderſchnallen würde. Er freute ſich des dunkeln, üppigen Emmenthaler Grüns in Wieſen und Wäldern, ein Grün, wie man es ſonſt nirgends findet, des trotzig aufrechtſtehenden Kornes, das ſeiner Reife entgegenging, ohne daß es ihm weder in die Hoſen noch in die Blüthe geregnet, der von Obſt ſtarrenden Bäume. Hier und da dachte er: wenn ich da

Bauer wäre, ſo müßte mir das anders ſein, und jene Matte würde ich ebnen und dieſen Bach tiefer legen und jene Waſſergräben hätten des Räumens übel nöthig. Für jeden Begegnenden hatte er einen Gruß, und war's ein Mädchen, ſo entfloh ihm ein Witz und aus einem wurde in raſcher Gegenrede ein Dutzend. Waren die Mädchen auf Kirſchbäumen, ſo ward das Reden erſt recht flott, und mehr als ein Mädchen verließ die Leiter und bot dem ſchmucken Burſchen, wenn er auch nur daherkam wie ein Taunerbub, ſeinen Kratten voll Kirſchen zur Labung an und verſuchte mit Worten und Blicken die wunderbare Kette zu flechten, die kein ſterbliches Auge je geſehen, die aber ſo viele Sterbliche feſtgehalten, daß ſie nicht mehr von der Stelle konnten und zeitlebens gebunden blieben in der Gewalt derer, welche die Kette geflochten. Diesmal gelang es jedoch keiner, wie emſig und ängſtlich ſie flochten und fochten. Chriſten kam glücklich gegen Mittag auf Langnau, wo damals noch nicht ſo viele ſchöne Häuſer waren wie jetzt, das jedoch immer ein reſpektirter Ort war, wo die Leute überaus ehrliche Geſichter hatten, dahinter aber nicht dumm waren, faſt klug wie die Schlangen, ob wirklich auch ganz ohne Falſch wie die Tauben, das wird unſer Herrgott wiſſen; der hat es aber auch zu wiſſen nöthig, Unſereiner ſoll nicht g'wunderig ſein. Dort kehrte Chriſten ein und ließ es ſich wohl ſein, ließ ſich nicht nur ſo um einen halben Batzen Suppe und für drei Kreuzer Fleiſch aufſtellen, ſondern ein recht ordentliches Eſſen. Sie ſollten ihm öppe geben, was ſie hätten, ſagte er, öppis Apparts begehre er nicht, aber er ſei hungrig, und wenn man nicht recht gegeſſen, ſo ſei man nur ein halber Menſch.

So eine Rede hört eine Wirthin gerne; ſie klingt ihr ganz anders als eine, die ganz kurz lautet: nur öppis Wenigs, für einen Batzen Fleiſch öppe, Kraut begehre ich keins, davon haben wir daheim ſelbſten! — Ein Gaſt, der einer Wirthin manierlich ein ordentliches Eſſen beſtellt, wird ihr auf

der Stelle lieb; sie kriegt eine Zuneigung zu ihm, und wenn es sich irgend thun läßt, so sitzt sie bei ihm ab, fragt, woher? wohin? und giebt ihm Bericht so weit sie kann. Damals hatte man noch keine gedruckten Conversationslexika, desto mehr lebendige; fast jede Wirthin war eins, und wenn auch nur einbändig, so war dieser eine Band gewöhnlich um so umfangreicher. So geschah es auch hier. Christen gab Bericht, die Wirthin ebenfalls; jedes vernahm, was es wollte, so daß sie in großer Zufriedenheit von einander schieden, die Wirthin ihm ausdrücklich eindingete, wenn er hier durchkomme, so solle er ihr nicht vorbei, ohne einzukehren. „Du hast neuis im Sinn, ich merke es dir wohl an, mach nur, daß es geräth, ich mag dir's gönne, nit grad Eim besser," sagte sie.

Christen hatte von Sonnebures bestätigen gehört, was Grit gesagt, daß sie brave Leute seien, gegen die Armen und die Diensten b'sunderbar gut, wie nicht grad an einem Bauernorte besser, daneben aber sehr huslich und auf die alte Mode; auf dem Heutigen hätten sie nicht viel. Man könne noch einmal sehen, was das für einen Austrag nehme, sagten sie, gut könne das nicht kommen; wie reich sie seien, wisse niemand, und wer bei Stüdi z'Platzg komme, der sei ein glücklicher Mensch und nicht nur wegem Geld, sonderu auch wegen der Person, von wegen Stüdi sei es Mönsch, es hübschers sehe man nicht bald und dazu gutmüthig gege de Thiere und gege de Lüte.

Herzhaft, aber bedächtig schritt Christen das Thal hinauf, das enger und enger ward, weil die Berge näher rückten, höher wurden, steiler ihre Wände, während vorlaut und immer lärmend die wilde Ilfis zu ihren Füßen rauschte. Halb oben in fruchtbaren Einschnitten oder Absätzen sah man zu beiden Seiten große Bauernhöfe, deren Besitzer in vielen Beziehungen eben so stolz sind, als die Adeligen es waren, deren steinerne Schlößchen auf unfruchtbaren Felsenspitzen

klebten. Etwas klopfte Christen doch das Herz, als er von weitem den Steg über den Fluß sah, bei welchem er rechts abbeugen mußte, um zur Sonnenhalde zu kommen, die am Fuße des Berges lag, vor sich und zur Rechten und zur Linken prächtiges Land und hinter sich prächtigen Wald, der aber damals einer Goldgrube glich, deren Besitzer sie wohl besaß, jedoch ohne sie auszubeuten, weil er ihren Werth nicht kannte.

Christen verlor aber den Muth nicht; er war schon gar manchmal dabei gewesen, wo Kaltblütigkeit Noth that, wo man aushalten mußte, wenn man nicht zu Grunde gehen wollte, die Hand nicht abziehen durfte, und allemal war er glücklich davongekommen, weil er immer den Muth festhielt und nie den Glauben verlor, daß ein guter Austrag in seiner Hand liege. Wer im Winter mit vier raschen Rossen an eisigen Halden Holz schleift, mit schwerem Wagen oder Schlitten steile Hohlwege niederfährt, der lernt den Muth behalten.

Jenseits des Steges besah er sich die Gelegenheit: das Volk arbeitete seitab, im Hause rauchte es; es war Vesperzeit, es war, wie er es haben wollte. Rasch bog er in den schmalen Weg ein, der zum Hause führte und voll Steine war und dem die Löcher nicht fehlten; man sah es ihm an, daß er nicht bloß Wagen trug, sondern auch Wasser führen mußte der wilden Ilfis zu, wenn es wetterte in den Bergen. Als er dem Hause zukam, erhob sich drüben beim Volk der Ringgi, begann zu bellen in abgemessenen Tönen; er zeigte an, er sei da, und es möge geben, was es wolle, könne man auf ihn sich verlassen, und in würdevollem Schritt, aber mit aufgehobenem Schwanze näherte er sich dem Hause, so daß, als Christen an der Haus- oder Küchenthüre klopfte, Ringgi an der obern Ecke des Hauses stand und zusah, was es geben solle.

Vom Heerde weg kam eine rundliche Frau mit stattlichen

Armen und behaglichem Gesichte und fragte: „Was hättest welle?“ „Hätt' nenis mit dem Meitschi welle, wenn's daheim wär,“ antwortete Christen. „Es wird nicht weit sein,“ sagte die Frau; „komm herein, wenn d' nenis wotst, hab' die Milch ob dem Feuer und kann nicht davon.“ — Christen ließ es sich nicht zwei Mal sagen, trat zu der Frau an den Heerd und gab manierlichen Bescheid auf die Fragen: „Wem bist? woher kunst?“ Neben der Milch stand noch ein Hafen mit Kartoffeln über dem Feuer, in welchem das Wasser gewaltig brodelte und dicken Schaum trieb neben dem Deckel herauf. Wenn's erlaubt wäre, sagte Christen, so nähmte er einen Erdäpfel aus dem Hafen, er wär neue hungrig. „He,“ sagte die Frau, „ich wollte warte, du kannst mit uns essen. Es ist nicht, daß ich sie dir nicht gönne, aber sie werden noch nicht lind sein.“ Er wolle ihr Anerbieten mit Dank angenommen haben, sagte Christen, aber wenn sie nichts darwider habe, so nehme er doch afe einen, das Thau sei ihm neue von dem Magen; wenn man so lauf', so werde man neue hungrig, und all' Schritt einzukehren, sei ihm g'wider, d'sunderbar an einem heiligen Werktag, an einem Märit oder einer Musterung müsse öppe jeder machen, was der Brauch ist. „Aber die Mutter sagt immer, wenn ich fortgehe: „Bub, nimm Geld so viel als du willst, aber g'unnutz bruch's nit, und je mehr du heimbringst, dest lieber ist's mir.““ —

So redete Christen und nahm einen Erdäpfel aus dem Hafen, verbrannte sich die Finger halb, warf ihn von der einen Hand in die andere, und je nachdem es ihn brannte, lüpfte er bald das eine, bald das andere Bein, wie die Störche es machen auf dem Moose, schälte ihn mit zugespitzten Fingern und aß ihn unter schauerlichen Geberden so heiß als möglich. Als er ihn glücklich hinunter hatte, sagte er, wenn es erlaubt wäre, er nähmte noch einen, er wäre ganz ernüchtert gewesen, es hätte ihm schon viel g'wohlet. „Du kannst mich fry duren,“ sagte die Frau, „nimm doch so viel du magst; aber wir

eſſen bald z'g'rechtem, und da nimm nit z'viel dieſen Weg, ſie ſind allweg noch nicht gut." Damit ging ſie hinaus eine Strecke gegen den Acker hin, auf welchem das Volk arbeitete; unterdeſſen ſtellte der Ringgi ungeheißen ſich mit den vordern Beinen auf die Küchenſchwelle und ſah ſchweigend zu, wie Chriſten ſeinen Erdäpfel von der einen Hand in die andere warf und mit den ſchauerlichſten Geberden ſich an's Eſſen machte. Chriſten war klug, verließ ſich nicht auf das Fortgehen der Frau, um mit der Kartoffel zu machen, was ihm geluſtete, er wußte, daß die Wände Spälte haben, und daß man im eigenen Hauſe vor Verräthern ſelten ſicher iſt, geſchweige denn in einem fremden.

Von ferne ſchon winkte die Mutter der Tochter; die kam, und auf freiem Felde, wo ringsum kein Horcher unbemerkt ſich nahen, ſich verbergen konnte, ſagte die Mutter: „Stüdi, Stüdi, es iſt Einer da, der wird für dich ſein, traue ich; er g'fallt mir b'ſunderbar wohl, ſo ein Huslicher und Manierlicher iſt noch keiner gekommen. Komm bald heim und mach' dich ein wenig z'weg, ehe du dich zeigſt." Stüdi ſprang vor Freuden weder die Wände auf (was ihm übrigens auf freiem Felde eine Kunſt geweſen wäre), noch machte es die Sprödе und that zimpfer; es benahm ſich kaltblütig wie Eine, die gerne heirathet, wenn ſie es gut machen kann, und deſſen kein Hehl hat, es aber auch füglich laſſen kann, ſobald eben nichts Anſtändiges ſich bietet. „Wie iſt's Einer, und woher kommt er?" fragte es. „Es iſt e tolle brave Burſch, von den Brävſten einer, und iſt Wirths-Sohn bei der Tanne; ich habe ſchon von ihnen gehört, brave Leute ſollen es ſein; der Vater iſt geſtorben, er iſt einziger Sohn und er ißt die Erdäpfel aus dem Hafen und kehrt an einem heiligen Werktage nicht gerne ein. Komm bald und lueg ſelber, aber wenn's jetzt nichts giebt, ſo traue ich faſt, es wolle ſich nicht ſchicken, daß du Einen bekommſt, der dir anſtändig iſt." „Me chah luege," ſagte Stüdi, ging wieder zum Volke zurück, arbeitete noch

eine kleine Weile, ſagte dann, es wolle vorab heim, noch Samſtag machen, die Mutter balge, wenn man an einem Samſtag nach dem Feierabend noch arbeite. „Du kannſt mitkommen," ſagte es dann zu einer Magd, die, wenn nicht ſeine Freundin, ſo doch ſeine Vertraute war, denn es war ihres Hausmanns Tochter und ſie waren miteinander unterwieſen worden.

Unterwegs ſagte Stüdi zur Magd: „Schick dich mit der Sach und zähl nicht auf mich, es ſoll Einer da ſein, die Mutter hat nenis davon geſagt." „He nun ſo dann," ſagte die Magd, „aber nimm dich in Acht, es giebt ſie heutzutage gar ſchlimm, die Welt iſt afe bös." „Häb nicht Kummer," ſagte Stüdi, „ich kenne das Kraut neue afe, bi nimme hütig." „He nun ſo dann," ſagte die Magd, „aber vergiß nicht, daß ſchon oft der ſchlauſten Katze eine Maus entronnen iſt." „Allweg," ſagte Stüdi, „aber geſchehen thut es auch, daß, wer am nöthlichſten thut, ganz hinten abkommt." „Ja, ja," ſagte die Magd, „z'mitts dure wär wohl am beſten." — Somit ging Stüdi hinterm Haus durch zum Brunnen, die Magd dagegen zur hintern Thüre hinein, ſtellte ihr Werkholz wie üblich im Gang ab und ging der Meiſterfrau zu, ihre Befehle zu vernehmen. Chriſten meinte, es ſei Stüdi und trat einen Schritt vor zur Begrüßung. Da ſagte die Bäurin: „Häb nit Müh, es iſt numme d' Jumpfere." Chriſten hatte einen Spaß auf der Zunge, aber er feſſelte ihn; er wußte wohl, daß Späße mit Jungfern zu Majeſtätsverbrechen werden in vielen Häuſern. „He ja, ja," ſagte er, „an Orten, wo es recht zugeht, alles werchet und man doch keine Fötzeln begehrt und die Leute recht hält, iſt am Werchtag öppe kein großer Unterſchied; es iſt bei uns auch ſo, und wenn ſich jemand verſchießt, ſo hat es niemand ungern, wenn es ſchon etwas zu lachen giebt." „He ja," ſagte die Bäurin, „öppe an rechten Orten geht es ſo, aber nicht allenthalben." „He ja," ſagte Chriſten, „es wird bei euch ſein wie bei uns, es giebt allent-

halben zweier Gattig, aber wo am Werchtag alles in den Fötzeln iſt und am Sonntag alles glitzeret und glänzt, uſeſert alles in der Hoffahrt iſt, und wenn man ſich in Acht nimmt, alles halbhatzig iſt und ungewaſchene Ruſtig bis zu oberſt an's Göller, daß kein Unterſchied iſt, am Sonntag nicht, am Werchtag nicht, da gruſet es Einem, man hält vorume." „Du viſitirſt d'Sach gut mit Schyn, Bürſchli," ſagte die Bäurin. „O," ſagte Chriſten und machte ein ſchalkhaftes Geſicht, „viel hört man reden, wenn man ſich achtet, und junge Burſche haben öppe nicht immer die feinſte Naſe, alles riechen ſie nicht, ſie müſſen es erſt greifen. Da zeigt ſich dann der Unterſchied, wem es darab gruſet, geht nebe ume, wer d'Art hat, ſchent ſich nicht und hat Freude daran."

Die Antwort gefiel der Bäurin b'ſunderbar wohl; das ſei Einer, dachte ſie, der d'Sach ſchmöckt, aber ſie doch für das halte, was ſie ſei, und d'Naſe abſeits dreh'. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Stüdi blieb, und wurde ungeduldig, hatte aber nicht Urſache dazu. Stüdi übertrieb es mit der Toilette nicht: es war zum Brunnen gegangen, hatte Hände und Geſicht gewaſchen, Hemd und Fürtuch waren rein und weiß, wie man ſie zu tragen pflegt, wenn man auf's Feld vor der Leute Augen geht (wäre wohl gut, wenn man immer daran dächte, daß alles rein ſein ſollte, was vor Augen kommt, und nicht bloß vor der Menſchen Augen, ſondern auch vor die Augen, die dahin ſehen, wohin noch keine Sonne geſchienen, keines Menſchen Auge je gedrungen iſt). Mit den naſſen Händen ſtrich es ſich nun die Haare zurück, was ganz geſchwind ſich machte, denn Schmachtlocken, wie die heutigen Meitſchi ſie tragen, hatte es nicht. Die Schuhe zog es aus, klopfte die Erde aus, welche darin war, machte mit einem Knebel oberflächlich die ab, welche darum hing, ſchlüpfte wieder hinein, und fertig war Stüdi.

Unbefangen trat es in die Küche, ließ weder am Ringgi ſeine Verlegenheit aus, noch verbarg es ſie hinter einem an-

dem Gegenſtande, ſondern als Chriſten zur Mutter ſagte: „So wird doch das das Rechte ſein,“ und hinzuſetzte: „Grüß Gott und einen guten Abend geb' dir Gott!“ ſagte es: „Grüß Gott dich wieder; ſchön warm hat es gemacht heute!“ „Ja,“ ſagte Chriſten, „das hab' ich auch erfahren, beſonders da unten das Loch herauf; bei uns oben zieht immer etwas der Wind, da unten aber war's wie in einem Käskeſſi, ich habe faſt geglaubt, es müſſe geſchieden ſein und ich müſſe voneinander, der eine Theil wolle z'Käsmilch werden, was der andere wolle, darüber kam ich noch nicht recht, etwas Wunderlichs allweg, wie ich habe mögen merken.“ Das lächerte Mutter und Tochter und die Letztere ſagte: „Oeppe viel Rar's wär's wohl nicht geweſen, wenn du biſt wie die Andern.“ „Ho,“ ſagte Chriſten, „rühmen apart will ich mich nicht, es trägt nichts ab, d'Wahrheit muß immer an Tag, man mag es anſtellen wie man will, und ſollte es hundert Jahre gehen. Aber etwas Schlechtes wird man kaum von mir vernehmen, und wenn ich auch vor meinem Herrgott ein großer Sünder bin, ſo iſt's doch nicht, daß ich meine, ich müſſe alles mitmachen, was die Andern machen. Einer hat ſeine Freude den Weg, der Andere dieſen Weg; mir gefällt es daheim am beſten, wenn man im Frieden ſein kann und alles gut geht, wie an einem Schnürchen.“

Die Rede gefiel Mutter und Tochter b'ſunderbar wohl, aber ſie ſagten nichts darauf. Die Mutter hieß die Tochter zum Eſſen rufen, daſſelbe hineintragen, Chriſten hineingehen; er werde müde ſein und froh abzuſitzen, hier ſei er ihr nur im Wege. Das wunderte Chriſten, daß er in die Stube, wo das Volk aß, gehen ſolle, aber es gefiel ihm; er hatte es ſonſt ſchon erlebt, daß man ihn in einem Hauſe ſorgfältig verbarg in irgend einem Gemache, in welches kein Uneingeweihter den Fuß ſetzen durfte, und ihm das Eſſen heimlich zubrachte, wie einem Staatsgefangenen. Dieſe Oeffentlichkeit gefiel ihm, nur hätte er gerne gewußt, war ſie Hausſitte oder

ein Zeichen besondern Wohlgefallens, seine Aufnahme in des Hauses traulichen Kreis. Das sah er wohl, die Leute wiesen ihn nicht von der Hand; sie schienen ihn erheblich, näherer Untersuchung werth zu finden, nicht ungünstig für ihn gestimmt zu sein. Während Stüdi den Tisch z'weg machte, redete er ein vernünftiges Wort mit ihm, und als der Vater kam, hieß dieser ihn Gottwilchen und gab ihm die Hand.

Beim Essen that Christen bescheiden, betete etwas länger als die Andern, langte aber seltener in die Milch, redete wenig, machte sich dagegen tapfer an die Erdäpfel, und als das Brod umging, gab er es weiter ohne abzuhauen. „Willst nicht Brod?" sagte Stüdi und reichte dasselbe ihm wieder. „Nehme nie, wenn wir Erdäpfel haben, Erdäpfel sind mir das Liebst'," antwortete er. Christen hatte aber Takt; da die Diensten mit am Tische saßen, so setzte er hinzu: „Die Andern nehmen immer Brod daheim, derentwegen, weil ich keins nehme, meine ich nicht, die Andern sollten es auch so machen, da läßt man ein Jedes machen, wie es ihm beliebt. Wer recht werchen soll, muß auch recht zu essen haben, sagt die Mutter, und mir ist's auch so."

„He ja," sagte ein alter Knecht, „es wär so, aber an allen Orten ist's nicht so. Als ich hierher kam, war es mir ungewohnt genug, daß jedes Brod nehmen konnte, so viel als es wollte, denn ich war früher an einem Orte, wo wir nur halb genug zu essen hatten. Anken und Schmutz kamen nicht viel in ihre Pfannen, die Kellen mochten das Kochen nicht ertragen, keine dauerte länger als acht Tage, sie wurden so dürr und spröd, daß sie brachen wie dürre Grasstengel. In der Suppe sah man selten ein Schnefeli Brod, mehr als ein Dutzend Schnittchen kamen selbst an einer Kindstaufe nicht hinein. Am Tage vorher, ehe ich fortging, da trieb ich ihnen es ein. Die Schuhmacher waren dazu noch da auf der Stör. Sobald wir gebetet hatten, nahm ich den Löffel, fuhr in der ganzen Schüssel herum wie wild; so wie ich ein Schnittchen

Brod auf dem Löffel ſah, nahm ich es geſchwind, hielt es dem Nebenknecht dar und ſagte: g'ſchwind, g'ſchwind, häb mr's, häb mr's, ich will hurtig noch ein anderes fangen, wenn's noch möglich iſt. Es hat noch lang nachher Alles g'lachet. Sie haben es öppe ungern genug gehabt." — Das war die Heldenthat des alten Knechtes, die er zu erzählen liebte bei jedem Anlaſſe, und verübeln that es ihm niemand, war es doch die einzige Heldenthat, die ihm das Bewußtſein gab, daß er etwas ſei und etwas könne. Chriſten ſagte nicht viel dazu, er kannte den Boden, auf dem er ſtand, zu wenig, um ſich vom Stamme weg weit hinaus auf die Aeſte zu laſſen.

Lange aß man nicht, darum konnte man auch nicht viel ſchwatzen; wer viel ſchwatzte, kam zu kurz mit dem Eſſen, denn länger als die Andern am Tiſch zu ſitzen, deſſen ſchämten ſich auch die, die ſonſt gerne viel ſchwatzten. Als wieder gebetet worden, Alles aufſtand und die Dienſten zur Thür hinaus waren, ſagte Chriſten, er hätte fragen wollen, ob er da übernacht bleiben könne. „Sag' du, Hans," ſagte die Frau. „Hab' apartі nichts darwider," ſagte Hans. „He nun, ſo ſollt ihr Dank haben auf's allerhöchſt und vergelt's Gott," ſagte Chriſten.

Darauf ging Chriſten mit Hans in den Stall hinaus zum Examen, das gerne der Bauer die beſtehen läßt, die zu Tochtermännern gerathen möchten. Dieſes Examen iſt ſo leicht nicht, als man vielleicht wähnen möchte. Wohl giebt es auch da Sympathien und Antipathien, aber bei ſolchen Examen ſind keine Halunken, welche die Sache karten, für oder gegen, zum voraus, und eben ſo wenig Halunken, welche dem Examinanden die Antworten in Mund oder Feder legen. Was aber dieſes Examen beſonders ſchwer macht, iſt die Kunſt, alle Thiere recht zu würdigen, ohne die Eigenliebe des Beſitzers zu verletzen, kein Roß zu hoch zu ſchätzen, aber ohne die Fehler, welche den Werth verringern, beſonders hervorzuheben oder aufzudecken.

Das Ding iſt nicht ganz leicht, aber Chriſten beſtand gut, beſtand auch am ſpätern Abend, als er mit der Familie allein in der Hinterſtube bei einer Maaß Wein ſaß, gut, redete verſtändig über ſeine Lage, ohne mit der Thür in's Haus zu fallen, ſagte, wie ſeine Mutter alte und wie er ihr z'Lieb und z'Ehr heirathen möchte, aber nicht, daß ſie es böſer bekomme, ſondern beſſer; ſie hätte ihm, ſeit der Vater geſtorben, d'ſunderbar gut g'huſet, und er möchte, daß ſie in ihren alten Tagen recht gut hätte, d'Sach brauchen, wo ſie geläſte, und d'Arbeit an jemand andern laſſen. Er hätte ſchon manche haben können, aber die Eine, ſo er möchte und wie er ſie der Mutter wegen mangle, hätte er noch nicht gefunden; es ſei neue aſe bös mit der Religion und öppe, was recht ſei, ſinne man nicht. Kurz, Chriſten kaufte ſich ein und ſie kriegten ein d'ſunderbar Vertrauen zu ihm; wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, er ſei ſelbe Nacht bei Stüdi z'Kilt geweſen, und als er am nächſten Morgen fortging, wußte er, daß er ſie am nächſten Langnauer Markt um die Mittagszeit beim Bären daſelbſt antreffen würde. Meine Alte wird lugen und Augen machen, dachte er und konnte kaum ein Jauchzen bändigen, das man zu Berg und Thal gehört hätte; er bändigte es zwar weislich, aber es wollte ihm faſt die Bruſt verſprengen.

Er hinterließ ein gutes Andenken. „Wie gefällt dir der?“ ſagte am Morgen die Mutter. „Gut,“ ſagte Stüdi, es dünkt mich faſt, ich möchte ihn, wenn er nur nicht wie die Andern iſt; ich glaube, ich plätete, was ich noch bei keinem gethan.“ „Ja,“ ſagte die Mutter, „erleidet biſt du mir nicht, es geht niemanden übler als mir, wenn du manneſt, aber wenn ich dir etwas zu rathen habe, ſo nimm den, wenn d' einmal manuen willſt. Der Reichſt iſt er nicht mit Schyn, aber Sachen genug habk ihr, und Einer der huſet hat geſchwind noch einmal ſo viel als Einer der d's halb reicher iſt, aber nichts weiß als zu brauchen.“

Die Mägde konnten ſich nicht enthalten, ihn ebenfalls zu rühmen, öppe einen Hübſchern und Töllern ſehe man nicht bald, er wiſſe b'ſunderbar ſtyf zu reden, thue nicht ſo wie ein Kalb, wenn es aus dem Hälfig ſei, wie ſo mancher reiche Sohn thue, weil er meine, das gefalle den Leuten. Und hochmüthig ſei er nicht, mit einem Jeden habe er geredet und die Zeit gewünſcht; brav ſei er daher gekommen, aber doch nicht ſo narrochtig, wie es heutzutage der Brauch ſei. Sie fanden alles an ihm rühmenswerth und jede war der Meinung, wenn ſie je Einen möchte, ſo wäre es der; es ſei nur eins läz, daß es ihm nicht auch ſo ſei.

Wenn alles einander hilft, ſo kann es nicht fehlen, und wenn alles blaſet, ſo muß ein Feuerfunken zur Flamme werden, ſo ging es Stüdi. Es mochte den Langnauer Markt kaum erwarten, und doch ward ihm ſo angſt dabei, daß es faſt nicht ohne Weinen daran denken konnte. Wenn es wieder fehlen thäte! mußte es immer denken.

Vom Füli wußte Chriſten der Mutter nicht viel zu ſagen, hingegen b'richtete er deſto mehr von Kühersäuen, die er geſehen und wie die ihm gefallen, ſo ſchöne, glatte, lange, auf kurzen Beinchen aber mit geringelten Schwänzchen hätte er noch nie geſehen. O, wenn doch die Mutter die ſehen könnte, wie würde die luegen, hätte er immer denken müſſen. Sie ſeien noch zu klein geweſen, ſonſt, glaube er, er hätte ſich unterſtanden und zwei heimgebracht, ungefraget und ungeheißen. Sie hätten ihm aber geſagt, ſie kämen damit auf den Langnauer Markt, und jetzt müſſe die Mutter mit ihm dorthin, ſie möge wollen oder nicht, die Schweinchen müſſe ſie ſehen, und wenn ſie ſie ſehe, ſo kaufe ſie dieſelben auch. So redete er alle Tage von dieſen Schweinchen, daß die Mutter ſagte, er ſolle doch aufhören mit dem G'ſtärm, es erleide ihr, ſie wiſſe gar nicht wie das gegangen, daß ihm jetzt auf einmal nur Schweine im Kopfe ſeien, er hätte ſich ja deren ſonſt gar nicht geachtet und ſich ihrer nicht annehmen wollen.

Sie müſſe ſagen, ſie fange bald an zu glauben, es ſei ein ſchön Käſermeitli, das ihn ziehe, und nicht junge Säuli. Aber ſie müſſe ſagen, deren eine begehrte ſie nicht, vom Pflanzen verſtünden die nichts, und wenn die nicht alle Tage friſchen Anken und ſüßen Zieger hätten, ſo lägen ſie auf dem Rücken und meinten, es müſſe geſtorben ſein. „Mira," ſagte ſie, „fahr, wenn du doch den Narren gefreſſen haſt an deinen Käſerſäulene, du weißt ja, daß ich nie d's Langnau z'Märit geweſen; was würden doch die Leute lachen, wenn ich in meinen alten Tagen anfing in der Welt herum zu fahren? Sie würden öppe ein Gelärm haben, es ſei mir gegangen, wie es den Wittweibern ſonſt allen geht, d's Manne ſei mich angekommen, und jetzt müſſe ich auch noch den Märiten nach, d'r Narr z'mache."

Trotz dieſem Reden, dieſem Sträuben ſaß doch die Wirthin auf's Wägeli früh am Tag, als Langnauer Märit war; der Verdacht wegen der Käſerstochter hatte ſich bei ihr eingegraben. Dem Lumpenwerk wollte ſie ein Ende machen und dem Lumpenmenſch die Sache verleiden, dachte ſie. Chriſten, der Schalk, hatte dieſen Hebel raſch erkannt und nichts gethan, ihn aus der Mutter Gedanken zu entfernen, im Gegentheil, wenn ſie über das Käſervolk pülverte, nahm er es in Schutz, behauptete immer, Schweine wie die hätten, gebe es keine in der Welt, und wenn eine Frau ſich auf die Schweine wohl verſtünde, ſo ſei es ein gewonnener Handel in einer Haushaltung.

Es war ein ſchöner Morgen im Heumonat, als Mutter und Sohn nach Langnau fuhren. Was doch ſo eine Wirthin, welche zugleich Bäurin iſt und ſelten von Hauſe kommt, alles zu ſehen und zu bewundern hat, wenn ſie in dieſer Jahreszeit durch's Land fährt! Freilich weder Tinten noch Gruppen, weder die Färbung noch der Vordergrund oder gar der Hintergrund fallen ihr auf, und doch nehmen ihre Anſtrengungen kein Ende. „Nein aber, ſieh mir aber doch den Kornacker, jede

Aehre gleich hoch wie die andere, wie wenn man ihn mit der Scheere geſchoren hätte; nein, aber was das für ein Bohnenplätz iſt, das müſſen fremde Bohnen ſein, wenn ich doch deren auch hätte; ſieh doch dort die Flachſere, noch keine Blueſt und ſchon anderthalb Ellen hoch; ſchön's Werch iſt dort, doch unſers iſt dicker und eben ſo hoch; ſieh doch dort das neue Haus, das iſt afe es bravs, müſſen reiche Leute ſein, kennſt ſie?" — So ging das fort in einem Zuge bis nach Langnau, wo ihr erſt wieder die Schweine und das Täſchli, die Küherstochter, in Sinn kamen.

„Wo ſind ſie jetzt, deine Kühersäu," fragte ſie, „es wird ſich wohl der Mühe lohnen, ihretwegen einen Tag zu verſäumen und noch Koſten zu haben, es weiß kein Menſch wie viel?"

„He, das wird ſich zeigen, Mutter!" antwortete Chriſten. „Beim Bären wollen wir einſtellen, denke ich, von dort wird es wohl nicht weit ſein auf den Säumärit."

Es war ein böſes Fahren bis zum Bären, der enge Weg voll gepfropft von Menſchen, Vieh und Wagen, Chriſtens Roß wild und ungeduldig, die Wirthin des Fahrens ungewohnt, ängſtlich und alle Augenblicke einen Schrei oder wenigſtens einen Seufzer laſſend. Als ſie endlich beim Bären glücklich landeten, konnte es einem Schiffbrüchigen, der auf ſchmalem Brette auf den Meereswogen treibend endlich durch die Gnade Gottes an's feſte Ufer getrieben wurde, nicht anders zu Muthe ſein, als es der Wirthin war. Recht wäre es ihnen geſchehen, wenn ſie Arme und Beine gebrochen hätten, ſo zu fahren ſei Gott verſucht; ſei ſie aber einmal glücklich wieder da weg, ſo bringe ſie kein Menſch mehr an ſo einen Ort, und wenn ein Bauernhof davon abhinge, geſchweige denn nur ſo ein paar Ketzere von Küherſäulene mit geringelten Schwänzchen, ſagte ſie. Sie fanden ſich nicht einmal auf dem Säumärit, obgleich ſie ihn zweimal auf- und abgingen, in alle Bütten ihre Augen warfen, alle Färech die

Musterung passiren ließen. Mehr als einmal sagte Christen, er glaube, das seien sie. So wie Christen das sagte, sah die Mutter nach dem Kühermädchen; wenn dann ein alter Schweinhändler oder Kühet dabei stand, so wohlete es ihr und mit Begierde sah sie nach den geringelten Schwänzchen. „Aber, Christen," sagte sie dann, „was hast du auch gesehen, du verstehst dich doch auch hell nichts auf die Säu, ich schäme mich fast deiner. Sieh doch nur, was das für verrebelte, verrazete Thierchen sind und eine schlechte Art haben. Gesprengt hast du mich, umsonst versäumen wir einen Tag und haben Kosten, ich hätte gehen." „Mutter," sagte dann Christen, „die sind es nicht, wo ich gesehen, aber ich hab noch besser sehen, oder vielleicht, daß sie dieselben unterdessen verkauft haben. Wenn wir sie nicht finden, so ist's mir recht fort, aber zuerst wollen wir doch noch etwas essen. Es wird dich auch wunder nehmen, wie sie aufwarten an einem andern Ort und was sie für Uetene machen." „Hast Recht," sagte die Mutter, „es nimmt mich wunder, wenn wir nur Platz finden." „Häb nit Kummer," sagte Christen, „am Ordinäri, wo unser Gattig Leute hingehen, ist immer Platz; in den Gaststuben da würde es schwer sein unterzukommen." „Nira," sagte die Mutter, „aber lang bleiben will ich nicht, und mit mir heim mußt du, ich dürfte nicht alleine fahren. Du kannst dich darnach rangiren." „Das versteht sich öppe," sagte Christen, dem es nun doch Angst zu machen begann, wie er die Bekanntschaft einleiten solle zwischen der Mutter und d's Sunnehure, und er wurde fast reuig, daß er die Mutter nicht eingeweiht in den Handel, sondern hinter ihrem Rücken manövrirt hatte, wie sie hinter dem seinigen. Er wußte wohl, daß seine Manöver ihr nicht recht gewesen wären, und gerne vermied er, wenn's thunlich, den Widerspruch; das Ziel — das wußte er — war ihr erwünscht, und wie herrlich dann, wenn er unerwartet daran stand und sagen konnte: lue Mutter! und diese dann sagte: „Du donnstigs Bub

du, du biſt doch immer der nützuhigſte Kerli, ja wolle, was du biſt!"

Es war daher Chriſten merklich nicht recht wohl, als ſie dem Bären zugingen, und Operationsplan konnte er keinen entwerfen, denn er wußte nicht, wo er d's Sunneburе anträfe, ob ſie nach ihm oder vor ihm kommen würden. Langſam ging er hinter der Mutter die Treppe auf, der großen Kammer zu, in welcher das Ordinäri ſervirt wurde. Brauch iſt es, daß man bei ſolchen Gelegenheiten unter der Thüre ſteht und recognoscirt, einige Mal den Kopf hineinſteckt und wieder hinauszieht, ehe man hineingeht. So that natürlich auch die Mutter, und über ihren Kopf weg ſah Chriſten d's Sunneburen bereits drinnen, und der Platz neben ihnen noch leer. „Wer iſt das?" fragte die Wirthin, indem ſie den Kopf zurückzog. „Weiß es nicht," ſagte Chriſten, „aber es nimmt mich ſelbſten wunder, mit dem Meitſchi habe ich ſchon getanzt, will doch fragen." Unbegreiflich ſchnell kam er mit dem Beſcheid zurück, es ſeien d's Sunneburе da oben im Thal. „Donnſtig," ſagte die Wirthin, „g'ſchwind hinein und ſitz nebem Meitſchi ab, mach nit Flauſe, g'hörſt? thu öppe wie's d'r Bruch iſt."

Raſch die Wirthin voran, ſegelte der Sonnenbäurin zu, und mit dem Spruch: es wird erlaubt ſein? legte ſie ſich an ihre Seite vor Anker. Chriſten aber ging Stübi zu, ſagte ganz unbefangen: „E grüß Gott, das iſt ſchön, daß du auch da biſt!" längte ihm die Hand, dann Vater und Mutter ohne weitere Bemerkung und Andeutung der Beſtellung; von ſo etwas redet man in keinem Wirthshauſe, auch nicht auf das leiſeſte. Die Wirthin wunderte ſich, daß Chriſten Vater und Mutter die Hand gab, als ob er ſie ſchon kenne. Mit dem könnte er warten, bis ſie auseinander gingen, dachte ſie, das ſei nur zu nöthlich gethan, ſie könnten ja meinen, das ſei ein angelegt Spiel von ihnen, und ſie hätten ihnen abgepaßt, um neben ſie zu kommen.

Daneben ſonſt führte Chriſten ſich zu ihrer großen Verwunderung anfänglich ſehr verſtändig auf, hatte keine Späße und redete, wie es einem hundertjährigen Bauer wohl anzuſtanden wäre, über das Vieh, die Preiſe von allem und ſonſt dieſem und jenem. Der Löhl, dachte ſie aber, thut als ein Großätti und weiß nicht, daß die Meitſchen! Einen nichts darauf halten, wenn man nicht mit ihnen d'r Narr macht; einſchenken thut er ihm auch nicht. Dä donnſtigs Lappi, er war immer einer und wird ſein Lebtag einer bleiben. Sie miſchte ſich nicht gern laut hinein, ſie führte mit der Sonnenbäurin intereſſante Geſpräche über ihre Haushaltungskünſte und hätte recht kurze Zeit haben können, wenn der Lappi gegenüber nicht geweſen wäre. Sie blickte ihm, und als er das nicht merkte, ſuchte ſie unter dem Tiſch ſeine Füße, trappete ihn, und als das nichts half, ſtüpfte ſie ihn an die Beine; aber wie hart ſie anwendete, Chriſten verzog keine Miene, änderte ſeine Weiſe nicht. Wär's möglich geweſen, die Wirthin wäre aus der Haut gefahren, die aber war währſchaft und die Schranken des Anſtandes ſind auf dem Lande aus hartem Eichenholz gezimmert und halten ebenfalls feſt; ſo wußte ſich die Wirthin am Ende nicht mehr zu helfen, als zu ſagen: der Wein dünke ſie nicht gut, ſie glaube, er ſei geſchwefelt und keinen Tropfen der Gattig könne ſie trinken, wenn ſie am folgenden Tag nicht Kopfweh haben wolle zum Sterben, ſie hülfe andern kommen zu laſſen, öppe eine Halbe guten Rothen. Ihm ſei der Wein recht, ſagte Chriſten, vom Schwefel merke er nichts, darneben wolle er ihr nichts befohlen haben, ſie ſolle nur kommen heißen, wenn es ſie geläſte, es ſei ihm ganz recht.

Dä donnſtigs Lappi dachte die Wirthin, und ſtüpfte ihn unwillkürlich an's Schienbein, daß Chriſten für gut fand, die Füße unter ſeinen Stuhl zurückzuziehen. Sie beſtellte rothen Wein, aber guten, vom rechten, befahl ſie, und als ſie ihn erhielt, verſuchte ſie ihn; es ſei vom rechten, ſagte ſie, wie ſie

glaube. „Seh du," ſagte ſie zu Stüdi, „mach aus: ich möchte dir auch einſchenken, es kommt ase luſtig, wenn die alten Weiber den Meitſchene einſchenken müſſen, ſeh mach aus." Stüdi mußte ſich einſchenken laſſen ſowie der Sonnenbauer und Bäurin, obgleich die Letztere ſagte, ſie liebe den rothen nicht apart, ſonſt hätte ſie auch eine Halbe kommen laſſen können. Als ſie endlich auch Chriſten ſagte: „Seh, häb dar!" ſagte er: „Dankeigiſt, Mutter, ich will bei dem bleiben, zahlen müſſen wir ihn allweg, und ihn ſtehen laſſen und andern trinken, wär' g'ſchändet, und er dünkt mich nicht bös." „He nun," ſagte die Wirthin, „wenn du ihn magſt, ſo mag ich dir ihn wohl gönnen, mach wie du willſt," und machte dazu Augen faſt wie Pflugräder. Stüdi gefiel das aber ſehr wohl; es ward ihm leicht um's Herz; es that recht freundlich mit Chriſten, der ſich ganz gelaſſen gleich blieb, daß es die Wirthin faſt aufſprengte. Hat denn der Lappi keine Augen mehr, dachte ſie, wenn er nur die Hand ausſtreckte, ſo hätte er das Meitſchi, und hocket da wie ein Pfund Schnitz.

Endlich ſagte ſie: es dünke ſie, ſie höre den Geiger, ob ſie nicht einen mit einander haben wollten? „Mutter," ſagte Chriſten, „du haſt geſagt, du wolleſt bald fort, und wenn man einmal mit Tanzen anfängt, ſo weißt wohl, man weiß nie, wann man fortkommt." Das war der Mutter zu viel, eines ſo einfältigen Sohnes ſchämte ſie ſich, ſie konnte nicht mehr an ſich halten; ſie ſagte: „Wirſt dich fürchten? Daß du ſo e Leide biſt, e Höſeler, habe ich nicht gewußt." „Mutter," ſagte Chriſten, „ſo einer fürchtet ſich nicht," und damit nahm er Haſelnüſſe vom Teller und zerdrückte ſie mit den Fingerſpitzen, als ob es Erdbeeren wären. „Wenn du dich nicht fürchteſt, warum gehſt du denn nicht, kannſt etwa nicht mehr tanzen oder haſt kein Geld für den Geiger, ſo will ich dir geben." „Mutter, aber Mutter," ſagte Chriſten, „nehmt es nicht für ungut, ihr vergeßt, daß wir nicht daheim ſind, und ob dem Meitſchi eine Schlägerei ſo eines fremden Bur-

schen wegen unständig ist, weiß ich nicht; mancher wär's recht, aber witzig dünkt's mich nicht, darneben wie." „Für kein Geld, sagte Stüdi, würde es gehen, es müßte, wie ihre Bursche wären und was das könnte." „Schämst dich seiner?" sagte die Wirthin. „Wüßt' nicht warum," sagte Stüdi; „aber wenn's Einem nicht anständig ist, was herauskommt, so muß man den Anfang nicht machen." „He, so geht zusammen auf den Markt, wenn du dich seiner nicht schämst, es giebt vielleicht etwas zu kramen; geht mit einander," sagte die Wirthin, der es war, wenn Christen ihr nur ab den Augen käme mit seinem dummen Thun.

Dagegen hatte Christen nichts einzuwenden, und Stüdi verstand sich bald dazu, da seine Mutter sagte: „He ganz, aber komm bald wieder." Christen ging voran und wählte vorsichtig einen Weg, der nicht in's Gewühl führte, sondern an eine einsame Ecke, wo ein Wort im Vertrauen zu reden war. „Jäm doch recht nicht," sagte Christen, „von wegen der Mutter, sie ist gusam eine gute, aber sie sieht, wie bei uns die Mädchen thun, und meint, sie seien alle gleich. Ich habe es dir aber den ersten Augenblick angesehen, daß du nicht bist wie die andern, und deretwegen bist mir gleich so lieb geworden. Deinetwegen reut mich kein Geld, aber es z'Unnutz ausgeben für nichts und wieder nichts und nicht wissen, ob du die Sache brauchen kannst und ob sie dich freut, das dünkt mich einfalt und dumm, und ich weiß nicht, ob du mir etwas darauf hättest oder nicht. Wenn's selb wär, so sag's. Sieh, da habe ich eine doppelte Bernerduplone; damit du siehst, daß das Geld mich nicht reut, nimm sie; hast etwas nöthig, so kauf's, sonst behalt sie, irgend wann wird sie wohl gut zu brauchen sein. Ein Ehepfand soll sie nicht sein, nimm sie nur, ich will deretwegen kein Recht; nur damit du siehst, daß mich deinetwegen das Geld nicht reut. Aber so die Neuthaler herumzuwerfen, nur um sich groß zu machen, das ist eine Sünde, das menschelet nicht, das ist kalberochtig." „Du hast Recht,"

ſagte Stüdi, „gerade ſo iſt mir's auch.“ „So nimm ſie,“ ſagte Chriſten. „Eine ſchöne iſt's,“ ſagte Stüdi, „recht luege möchte ich ſie gerne, und hier ſchickt es ſich mir nicht, ich will ſie mitnehmen; wenn du Langeweile darnach kriegſt, ſo komm und hole ſie.“ „He nun,“ ſagte Chriſten, „das iſt guter Beſcheid und d's Blangen wird mich bald ankommen, wenn du nichts darwider haſt?“ „Was wollte ich?“ ſagte Stüdi, „komm wann du willſt.“ „So ſyg's,“ ſagte Chriſten und bot Stüdi die Hand, und Stüdi legte die ſeine hinein und hatte die Augen voll Waſſer. Habe ich den Rechten gefunden, dachte es, oder bin ich der Narr im Spiel? Als ſie zu den Alten zurückkamen, die hinter einer neuen Halbe Rothe ſaßen und kein ſchlecht Gefallen aneinander gefunden hatten, fragte die Wirthin: „Nun, wo iſt der Kram? möchte ihn auch ſehen.“ „Haben nichts gefunden,“ ſagte Chriſten, „das uns anſtändig geweſen wäre, was Lumps habe ich nicht mögen und was Rechts war nicht da; ein ander Mal treff's öppe beſſer, haben wir gedacht.“ Der Wirthin Geſicht lief auf wie altes Leder in ſiedender Butter; es mußte brennen in ihr; endlich ließ ſie einen tiefen Seufzer los und ſagte bloß: „Ich hulf wir wollten fort; gewöhnlich ſind an dieſem Abend Leute übernacht bei uns, und wenn ich nicht daheim biu, ſo geht's nicht.“ Wie ſie befehl', ſagte Chriſten; wenn ſie noch eine Halbe befehlen wolle, er hätte Durſt bekommen, ſo wolle er unterdeſſen heißen anſpannen. „Es wird d's beſt ſein, wo du machen kannſt,“ ſagte die Mutter ſehr verächtlich. Von der letzten Halbe, ſagte die Wirthin, möge ſie nicht, während gegegen Chriſten herzhaft und fröhlich trank, heiter Abſchied nahm, während der Mutter die Wehmuth zuvorderſt war, daß ſie faſt nicht ſagen konnte, es würde ſie freuen, wenn ſie zuſprächen bei ihnen, wenn ſie einmal dort vorbeikämen, und ſie hätte recht Freude gehabt, ſie anzutreffen, hätte ſchon viel von ihnen gehört, aber ſie noch nicht gekannt. Und wenn ſie etwa gefehlt, ſo ſollten ſie es nicht für ungut haben, ſie ſeien

gar grob gewöhnt, und d'sunderbar heute hätte Christen gethan wie ein Kalli, er wisse doch sonst so grob ane, was der Brauch sei. In höflicher Gegenrede erwiederten die Andern. Die Sonnenbäurin sagte, sie hätte d'sunderbar kurze Zyti gehabt, und Städi gab der Wirthin gar freundlich die Hand und sagte, wenn es öppe gefehlt, so solle sie es nicht zürnen; expreß hätte es es nicht gemacht, es hätte es öppe nicht im Brauch, jemanden zu beleidigen, und sie dann gar nicht. Eine Dublone wollte sie geben, wenn sie auf freier Straße wäre, sagte die Wirthin, als sie aufs Wägeli stieg, und bis auf verschiedenen Wegen die Menge auseinandergelaufen, das Gedränge nachgelassen hatte, konnte sie nichts sagen, als: „Lue, lue, häb Sorg, häb d'r tusig Gottswille nebe us!"

Als es endlich ruhiger wurde auf dem Wege, sagte die Wirthin: „Was du mir für einen Verdruß gemacht hast! Wenn ich nicht krank werde, so werde ich es nie mehr, es hat mich fast zerreißen wollen! Da trohlet dir das Glück um die Füße herum und du machst d'r Lappi und streckst kein Glied darnach aus — kann man auch! Die Kabisgrattäsche werden dir im Kopf stecken, aber wohl! die will ich dir austreiben und sollte ich expreß Kapuziner müssen kommen lassen dafür."

„Mutter," sagte Christen, „zürn doch recht nicht, aber ich habe ein Bestelltes für nächsten Sonntag an der Sonnhalde bei der Tochter, wenn du nichts darwider hast; das Meitschi hat mir erlaubt zu kommen." „S ist nicht möglich," sagte die Wirthin, drehte sich um auf dem Sitze, daß er ganz über Ort kam, und schlug die Hände ineinander. „Wohl, wohl Mutter!" sagte Christen; „und ich habe gute Hoffnung, öppe grusam habe ich nicht anhalten müssen." „Du bist doch d's g'felligst Täpfi, wo auf Gottes Erdboden lebt," sagte die Wirthin. „Schenkst dem Meitschi nicht ein, tanzest nicht mit ihm, krameſt ihm nicht, machst nüt d'r Narr und z'letzt doch ein B'stelltes für den nächsten Sonntag, jetzt verstehe ich mich

nicht mehr auf die Welt und auf die Meitſcheni erſt nicht; das iſt doch zu meinen Zeiten anders geweſen!" „Nein, Mutter," ſagte Chriſten, „das iſt immer ſo geweſen, es iſt mit den Mädchen gerade wie mit den Fiſchen, für jeden muß man was Apartes an der Angel haben: wo die Forelle beißt, da beißt die Barbe nicht, und wo die Barbe beißt, da ſieht die Naſe nicht eben ume — und wo die Naſe beißt, ſpazirt der Ahlet vorbei; und dazu muß man ſich noch wohl achten der Jahreszeit: im Frühling will z. B. die Forelle zarte Würmer und Steinkärtel, gegen Herbſt verachtet ſie dieſes Zeug und will nichts als Heuſtüffel. Gerade ſo iſt's bei den Meitſchene; ſie beißen auch nicht alle an's Gleiche, da muß man nun erfahren, was jedes liebt, und was für Zeit es iſt, das iſt die Kunſt, und wer die kann, dem beißen alle."

Da lachte die Wirthin, daß ſie den Huſten kriegte und lange nicht ſagen konnte: „Du biſt e donnſtigs Kerli, e Spitzbub biſt. Aber was haſt du dann dem dargehalten, daß es dir gebiſſen hat?" „Ja, lue, Mutter," ſagte Chriſten, „das kann ich dir noch nicht ſagen; wenn Einer etwas weiß und er plaudert es aus, ehe die Sache richtig iſt, ſo iſt's auch aus mit dem Glück. Darum laß mich machen, d'Sach kommt gut, ich will wetten mit dir." „Wetten will ich nicht," ſagte die Wirthin, „e Spitzbub biſt, g'hörſt? ich ſag's dir noch ein Mal. Aber es dünkt mich, der Mutter könnteſt du das doch ſagen, ausbringen würde ich es dir doch nicht." „Darf nicht, Mutter," ſagte Chriſten, „nicht einmal unſerm Herrgott würde ich es ſagen, wenn er es nicht ſchon wüßte. Ich weiß wohl, Mutter, expreß brächtet ihr mir es nicht aus, aber ung'ſinnet entrinnt Einem manchmal etwas, man merkt es nicht, bis es draußen iſt. Und noch Eins: Grit ſage gar nichts von dem, was heute begegnet iſt, das iſt eine Klappertäſche und meint es immer mit denen am beſten, bei denen ſie zuletzt iſt, die wäre im Stande, die ganze Sach in Krebsgang zu bringen und einen Lärm zu machen, daß mir von allen Seiten g'böſt

geredet würde. Ihr wißt ja, wie es geht, wenn zwei zuſammen wollen, da leert d'r Tüfel d'Höll' und ſchickt all' Tüfle us für z'lüge und z'verlümde."

Trotz ihrer Freude konnte die Mutter es faſt nicht verwerchen, daß Chriſten ohne ihrer Hülfe zu einer Frau kommen ſolle. „Du wirſt die Sache gewiß noch verkegeln, du wirſt's erfahren, wie es dir geht, wenn dir niemand rathet," ſagte ſie, ſo oft ſie dazu kommen konnte. „Und wie wollteſt du das ſo gründlich kennen, was das Meitſchi liebt, kennſt's ja nicht?" „Häb nicht Kummer, Mutter," ſagte Chriſten, „wo du und das Grit mich verhandelt haben, hat mich euer Reden geweckt, und da habe ich vernommen, was mir nöthig war." „Spitzbub, was du biſt! aber es kommt dir doch nicht gut, zähl darauf," ſagte die Mutter.

Aber der Mutter Wahrſagen erwahrete ſich nicht; Chriſten ebnete immer mehr die Wege, blieb ſich gleich, aß tapfer Erdäpfel und brachte es dahin, daß ſie ihm verſprachen, zu ihnen z'Dorf zu kommen auf d'G'ſchaui, wie man bei ſolchen Anläſſen zu ſagen pflegt.

Als Chriſten der Mutter die Nachricht brachte, ſchlug ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſagte: „Nein aber auch, keinem Menſchen hätte ich es geglaubt, und wenn mir es der Pfarrer ſelbſt geſagt hätte, daß du ſo etwas z'weg brächteſt, aber e Spitzbub biſt, g'hörſt?"

Große Mühe hatte Chriſten, die Mutter zu verhindern, aus allen Kräften aufzuwarten und alle ihre Kunſt zu einer Mahlzeit zuſammenzuraffen. Oeppe was üblich ſei ſolle ſie geben, aber nichts Uebertriebenes, ſo wie es in einem braven Bauernhauſe üblich ſei, wenn Dorf komme, aber mehr nicht, die Wirthin ſolle ſie nicht laſſen hervorgucken, ſonſt komm's nicht gut, ſie werfe ihm den Heuwagen noch vor der Einfahrt um. Sie ſolle ihm doch glauben, wenn er es ihnen nicht treffen könnte, ſo hätte er die Sache nicht bis dahin gewerchet. Die Mutter widerſprach ihm natürlich bis auf den Tag vorher,

dann that ſie accurat, wie er es angegeben hatte. Wirklich lief auch alles vortrefflich ab; d's Sunnebure waren mit allem ausnehmend zufrieden, mit der Aufwart nicht nur, ſondern hauptſächlich mit der Einſicht. Alles war in vortrefflichem Stand, alles Werkzeug doppelt und dreifach vorhanden, Hülle und Fülle in Spycher und Käſten; da hatte man nicht nöthig, alles zu Geld zu machen, um den Schulden zu begegnen; daß ſie derſelben keine hätten, weder Weinſchulden noch andere, bewies die Wirthin zum Ueberfluß noch ſchwarz auf weiß. Kurz, die Sache ward richtig gemacht und die Verkündigung beſtellt. Lang z'warte trage nichts ab, ward im Rathe der Weiſen erkannt, wenn man das Geld für die Hochzeit nicht zu leihen brauche und man zu rechter Zeit öppe an ein Tröſteli gedacht habe.

Und richtig, ſie hatten Recht. Was das für einen Lärm gab, als die Welt vernahm, daß die reiche Tochter an der Sonnhalde Braut ſei, ein weggefangen Bröcklein, und d's Wirths Chriſten bei der Tannen ſei Hochzeiter! Da ward's, als ob man mit einem Stecken das Wüſteſte alles in der ganzen Welt aufrühre, alle Neidlöcher, alle Lügenlöcher, alle Teufelſüchtige in allen Herzlöchern der ganzen Welt. Wie Bremſen an ein Roß ſich hängen, das durch den Wald läuft, ſo ſtob es der Sonnhalde zu, ſtob der Wirthin zu von allen Seiten, und jedes, das geſtoben kam, machte ein bedenkliches Geſicht und ſagte, es habe doch noch kommen und ſagen wollen, was es vernommen, es ſei vielleicht noch nicht zu ſpät, aber es dürfe es faſt nicht ſagen. Es ging ſpäter die Rede, Eſi aus dem Kablsgrat habe ſich ſelbſt auf die Beine gemacht, in Bettlerkleidern, und das Grüslichſte an der Sonnhalde von Chriſten geſagt, ſo daß, wenn alles wahr geweſen wäre, man ihn wenigſtens ſieben Mal köpfen und drei Mal hätte hängen müſſen. Anfangs wollte es faſt kleben in den Ohren und die Sonnenbäurin und die Wirthin wußten nicht recht, was ſie glauben ſollten, und dachten der Sache nach. Als es

aber so arg wurde, daß man die Lügen mit Pelzhandschuhen greifen konnte, da wurden sie wieder kaltblütig und ließen, die Sachen liegen, wo sie lagen, und putzten den Leuten tapfer ab; es gutete alsobald.

Zudem that Christen klug, er war viel oben an der Sonnhalde, und wenn man ihn merkte, so kehrten die, welche kamen, um ihn herunterzumachen, alsobald den Spieß um und rühmten ihn, daß die Schwarten krachten, daß man hätte glauben sollen, seit Vater Abraham sei keiner seines Gleichen auf Erden gewesen. Zudem hatte er immer an den Diensten Fürsprecher, die nicht genug rühmen konnten, wie manierlich er sei, Allen behülflich und das Arbeiten verstehe wie keiner Land auf Land ab.

So vermochte die Welt nichts, vermochte nichts als ein Zeichen zu thun, wie viel Schlechtes sei in den verborgenen Löchern, das nur zu Zeiten an's Tageslicht komme, wie vieles Ungeziefer nur dann sich zeigt, wenn Unwetter im Anzuge ist.

Ungestört und still ging die Hochzeit vorbei, ein großes Wesen, wie es damals wohl noch üblich war, das drei Tage dauerte und woran zwei- bis dreihundert Gäste Theil nahmen, wollten sie nicht machen, Christen drang nicht darauf und im Sinne von Sonnebures lag es nicht. Verwandtschaft und die jungen Bursche stellte man sonst zufrieden, und weiter hatte niemand darnach zu fragen.

Nach Landessitte blieb die junge Frau noch ein paar Wochen bei ihren Eltern, dann führte sie Christen heim, und die Mutter übergab ihr alsobald Schlüssel und Kellen und trat die Meisterschaft ab.

Am folgenden Mittag brachte die junge Wirthin eigenhändig das Erdäpfelkörbchen auf den Tisch und sagte: „Lue jetzt, ob ich es hier auch kann und es dir treffe; angewendet habe ich, was ich konnte!" Christen nahm lächelnd einen, griff dann aber nach andern Dingen und ließ die Erdäpfel

bei Seite. „Hab' ich es dir nicht getroffen?“ ſagte die junge Frau; „ich habe doch gewiß gemacht, was ich konnte. Lue, die ſind gewiß gut,“ und ſo las ſie ihm ein halbes Dutzend der größten Erdäpfel aus. Da lachte Chriſten merkbarer und ſagte: „Häb nit Müh', du gut's Fraueli, meine Erdäpfel habe ich vor der Hochzeit gegeſſen; jetzt denk' ich ſie ein wenig in Ruhe zu laſſen.“ Da war's faſt, als ob die junge Frau zur Salzſäule werden wolle. „Heſt mi b'ſch....., heſt mi a'g'führt?“ fragte ſie ganz blaß. „Nein, lieb Fraueli, das hab' ich nicht, aber gemacht für dich zu bekommen, was ich gut glaubte mit Ehren, das habe ich, und das iſt erlaubt, denk ich. Mancher Mann thut groß vor der Hochzeit und iſt nachher ein Gyzhund oder er kommt um ſeine Sache und ſeine Frau hat beidweg bös bei ihm. Ich that klein und armüthig, weil ihr das gerne ſahet; jetzt wollen wir nicht groß thun, aber weder geizen noch über nichts kommen, ſondern uns die Sache gönnen, wie wir es öppe können und vermögen, und du ſollſt es gut haben. Mit dem z'Unnutz brauchen will ich dich nicht ärgern, mit Geizen plagſt du mich nicht; zur Sache wollen wir beide ſehen, wie wir es vor Gott verantworten können, aber öppe übertreiben ſelb nicht; wenn man jung ſo anfinge, wie käme es im Alter heraus, ſolche Sachen mehren mit den Jahren.“

„Aber angeführt haſt du mich, b'ſch...., wenn man es ſagen dürfte,“ ſagte Stüdi, jedoch nicht mehr mit ſo kläglichem Geſichte. „Wäger nicht, Fraueli,“ ſagte Chriſten, „wenn Einer buhlet, ſo wendet er alles an, was er meint, daß gut ſei, macht d'r Narr bis äne uſe, und niemand nimmt es ihm übel, wenn er nachher aufhört, d's Gegentheil, die Leute würden öppe lachen, wenn er d'r Narr ſein Lebtag machen wollte. So habe ich auch ein wenig d'r Narr gemacht mit den Erdäpfeln, aber dich nicht angeführt, b'hütis nein; häuslich bin ich auch, aber reich genug ſind wir, daß ich nicht bloß Erdäpfel zu eſſen brauche, d'r Narr damit zu machen

mein Leben lang. Verzeih mir's, reuig sollst nicht werden deſſetwegen, im Gegentheil, wenn Gott uns geſund erhält noch dreißig Jahre, ſo dankſt du mir dann vielleicht noch und lacheſt allemal, wenn du daran denkeſt, daß du gemeint, d'Erdäpfel ſeien d'Hauptſach und nichts zu brauchen das Wichtigſt' auf der Welt."

Und alſo geſchah es auch, es gab ein glückliches Ehepaar, das geſegnet lebte und deſſen Andenken im Segen blieb.

Die beiden Raben und der Holzdieb.

Erſchien zuerſt im Berner Kalender 1840.

Im Bernbiet giebt es gar manchen Graben, gar manches Thal, und wo Gräben ſind, giebt es Halden und Börter, wo Thäler ſind, giebt es Seiten und Rücken, Gräte, Eggen u. ſ. w. Wenn ich daher von einem Häuschen reden will, das an einer Bergſeite liegt, ganz nahe oben bei der Egg oder beim Grat, ſo wird niemand mir ſagen können, wo das Häuschen zu ſuchen ſei, ob im Guggisberg oder im Schangnau. Und wenn ich auch noch weiter beſchreibe und ſage, daß das Häuschen nicht ganz einſam ſtehe, ſondern andere Häuſer nicht weit davon ſeien, daß aber Thal und Grat abgelegen ſeien, wild und waldig, und die Menſchen daſelbſt wild und ungeleckt, daß bis zu ihnen noch keine feinen Manieren gekommen, dagegen alle Leidenſchaften und alle Thorheit, ſogar die Hoffahrt, ſo wird auch wieder niemand mir vorwerfen können, ich wolle jemanden aparti zu Schanden machen, denn ſolche Häuschen an einſamen wilden Seiten ſtehen im Bisthum und im Oberland.

In dieſem Häuschen nun wohnten Eltern mit mehreren Kindern, wild und ruchlos. Ob die Leute eigentlich eine Religion hatten oder nicht, das wußte man nicht, wenigſtens ſah man ihnen keine an. Sie gingen wenig oder gar nicht zur Kirche, und wenn ſie auch gingen, ſo war es nur, um

über den Pfarrer fluchen zu können, denn über alle Leute fluchen und allen Leuten wüst sagen, das war ihre Gutmeinenheit; sie schienen zu glauben, die Welt sei eigentlich ihretwegen geschaffen; weil sie nun nicht die ganze Welt hatten, im Gegentheil sehr wenig davon, so kam ihnen jeder Andere, der auf der Welt etwas besaß oder zu befehlen hatte wie ein Feind vor, gegen den alles erlaubt sei, so weit es sich mit der eigenen Sicherheit vertrage. Sie schimpften über alle Behörden und höhnten sie, sie erlaubten sich die ungesetzlichsten Handlungen und drohten noch mit mehreren, und je mehr man sie fürchtete, desto furchtbarer machten sie sich, je mehr man ihnen nachsah, desto frevler wurden sie. Solcher Leute giebt es viele im Canton Bern, und ein trauriges Zeichen der Zeit ist, daß sich viele obrigkeitliche Beamte vor solchen Leuten mehr zu fürchten scheinen, als diese Leute sich vor den Beamten fürchten. Noch eine kleine Weile und der Glaube setzt sich fest bei ihnen, daß sie Meister seien, daß sie der Welt, die ihnen gehöre, sich auch wirklich bemeistern könnten. Dann geht der Jammer los und ein blutiger Tag auf.

In dem kleinen Häuschen trieben es die Leute also frech und ruchlos. Von ihrem Verdienst hätten sie leben können, allein sie vergeudeten, verbranntweinelten ihn, und wenn etwas angeschafft werden sollte, so fluchten sie jämmerlich über die Reichen, als ob die schuld wären, daß sie dies oder jenes nicht hätten und kein Geld dazu. Und wenn im Winter die Kinder nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten, in die Schule zu gehen, so fluchten sie lästerlich über den Schulmeister, als ob sich der etwas vermöchte, daß ihre Kinder nicht Schuhe, nicht Strümpfe hätten.

Aber wenn die Kinder schon nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten, zur Schule zu gehen, zu andern Gängen würden sie doch gebraucht mit elterlicher Ruchlosigkeit. Unter den Dingen, deren Ankauf sie immer erbitterte und über die Reichen

fluchen machte, ſtand das Holz obenan. Sie meinten, das Holz wachſe für alle Leute, und aus dem Walde könnten alle Leute ſo gut Holz holen, als alle Leute aus dem Bache trinken könnten. Es ſei ein verfluchter, ungerechter Zwang, daß die Wälder nur für die Reichen ſeien und nicht auch für die Armen, aber wenn man einmal Meiſter ſei, ſo wolle man es dann den Dolders Dorfmunene zeigen. Unter den Artikeln, welche der Vater je länger je mehr aus ſeinem Büdget ſtrich, war daher das Holz obenan. Kei Donner zwäng' ne meh, es Schyt z'kaufe, ſagte er öffentlich. Wenn man nun in einer Haushaltung kein Holz mehr kauft, ſo muß man es ſtehlen, das iſt an den Fingern abzuzählen. Nun kann man es aber auf zweierlei oder gar dreierlei Weiſe ſtehlen. Man ſtiehlt es vor den Häuſern, wo kein Ringgi bellet, da hat man es dürr und geſcheitet; es braucht dazu eine gewiſſe Portion Frechheit, aber viel auf ein Mal kann man nicht nehmen, das iſt das Fatalſte dabei. Zweitens plündert man die Hääge, wo noch welche ſind, reißt Stecken aus, Latten weg. Es iſt da kein unkommodes Stehlen, aber ſolches Holz brennt gar ſchnell weg, hält nichts dar; ſo kann man nicht genug herbeiſchaffen. Am üblichſten iſt's daher, das Holz in den Wäldern ſelbſt zu holen; da bellet kein Ringgi, da ſind ganze Buchen, ganze Tannen, und wo es am bequemſten bei der Hand ſteht, kann man ſägen und hauen ganze Schlitten voll.

Und was die letztere Art von Diebſtählen noch um ein Bedeutendes erleichtert, iſt das Zuſammenhalten der Holzdiebe und die unendliche Humanität vieler Waldbeſitzer. Kein Holzfrevler verräth den andern, ſie ſtehen in gar guter Brüderſchaft, aber ganz anders halten die Waldbeſitzer zuſammen. Wenn Waldbeſitzer die Runde machen durch ihren Wald und ſie treffen jenſeits ihrer Mark in des Nachbars Wald einen Holzdieb an, ſo ſind wenige, die es nicht lächert von oben bis unten, und wohlgefällig lächelnd ſagen ſie: „Es chunt dir beim Dolder wohl, biſt änefert, wenn d' i mym g'ſy

wäreſt, du hättiſch m'r bim D..... i'ds Schloß mühe." „Los, du wirſt mih doch nit öppe welle unglücklich mache," ſagt gelaſſen der Holzdieb. „Was du da machſt, geht mich nichts an," ſagt der Beſitzer, „aber wenn ih dih öppe ſött änefert i mym atreffe, ſu lue de, wie's d'r geit." Und gelaſſen geht der Beſitzer heim und erzählt daſelbſt, was ihm begegnet, und wie der und der luegen werde, wenn das Tannli fort ſei; es ſei kein ſchöneres geweſen im ganzen Walde. Ja es giebt ſogar Beſitzer, die Holzdieben Roß und Schlitten leihen und das noch ſehr gerne, wenn die Diebe jemanden, den ſie haſſen, beſtehlen wollen.

Einen ſolchen Pferde leihenden Waldbeſitzer hatte nun unſer wilder Mann nicht, aber er hatte einen andern Zug: er ſpannte ſeine Kinder an den Schlitten und fuhr mit dieſen nach Holz aus, wo die Kinder ihm ſtehlen und das Geſtohlene heimziehen halfen. Ein Vater, der in Noth und Elend für ſeine Kinder ſtiehlt, damit ſie nicht hungern, nicht frieren, begeht ein Unrecht, aber ein Unrecht, mit dem man Erbarmen haben kann. Hingegen einen ſchlechtern Menſchen beſcheint Gottes Sonne nicht, als einen Vater, der ſeine Kinder zum Stehlen ausführt und abrichtet, ein ſolcher verdiente nicht bloß einen eiſernen Ring um den Hals, ſondern einen guten zweihahigen Strick und ſeine Seele das Feuer, das nicht löſcht, den Wurm, der nicht ſtirbt.

So fuhr der Vater aus, unverſchämt, mit ſeinen Kindern, und manchmal noch des Tages in eine wilde Seite hinein. Dieſer Vater nun hatte ein Kind, das machte dieſe Züge gar gruſam ungern mit. So viel hatte es bereits in der Schule gelernt, daß Stehlen Sünde ſei; zu Hauſe hatte ihm das niemand geſagt. Es merkte wohl, daß andere Kinder ihn's verächtlich anſahen und ſich ſo viel möglich von ihm wegmachten, und ſein junges Gewiſſen ſagte ihm, das ſei ihres Stehlens wegen. Es ließ alles Mögliche ſich gefallen, um jeden Streit zu vermeiden, in welchem das Stehlen ihm

könnte vorgeworfen werden; es hielt manchmal dem Vater an, daß ſie das Holzſtehlen laſſen möchten, aber dieſer fertigte es mit ſchnöden Worten ab. Und wenn es bat, daß man es doch zu Hauſe laſſen möchte, ſo ſchnauzte er es an: es werde nicht vornehmer ſein als die andern und wolle ſo gut freſſen als dieſe. Das arme Kind mußte mit auf die dunkeln Fahrten ſo gut als die Andern.

Eines Morgens fuhren ſie ſpät aus, ſie hatten Abendſitz in ihrem Hauſe gehabt bis faſt am Morgen. Das Kind wäre gar gerne in die Schule geweſen und weinte faſt, als es mit in den Wald mußte, aber die Mutter hatte ihm wüſt geſagt und daß es gehen ſolle ungeſäumt, ſonſt ſchlage ſie ihm die Beine voneinander. Das war dem armen Kinde in die Beine gefahren, und es war ihm als hätte es Blei darin, und kaum konnte es fortkommen.

Als ſie gegen den Wald kamen, flogen ihnen von hohen Tannen zwei große ſchwarze Vögel entgegen und krächzten ſie gar ſchaurig an, als ob ſie ſagen wollten: kommt nicht, kommt nicht! kehrt um, kehrt um! Sie achteten ſich anfangs der Vögel wenig, aber als dieſelben immer wie ängſtlich hin- und herflogen mit ihrem dumpfen Guag! Guag! da wurde den Kindern angſt davor, und die Kinder ſagten dem Vater, das ſeien Raben und die bedeuteten nichts Gutes, ſie ſollten heimfahren. Aber der Vater fluchte: einem ſolchen unvernünftigen Thiere achte er ſich nicht, die hätten es im Brauch, den ganzen Tag zu brüllen, und hätten wohl der Wyl da ume z'flüge, ſie heige für keini Ching z'ſorge. Da ſagte das gute Kind, es hätte doch ſchon manchmal gehört, ſolche Vögel, wenn ſie auf dem Wege Einem begegneten, bedeuteten ein Unglück und man könnte noch davor ſein, wenn man ſich ihrer achte. Das ſei ein verfluchter Aberglaube, ſagte der Vater, und wenn ihm noch Eins etwas davon ſage, ſo gebe er ihm eins zum Gring. Der wüſte Alte kannte den Unterſchied nicht zwiſchen Aberglauben und dem Glauben, daß nichts von ungefähr kommt,

kein Vogel von ungefähr fliegt, kein Rabe von ungefähr krächzt, daß ganz besonders dem, der auf bösen Wegen geht, kein Stein von ungefähr im Wege liegt, kein Blatt von ungefähr vom Baume flattert, sondern alles von Gottes väterlicher Hand erregt und bewegt werde, auf daß der Böse bewegt werde, umkehre und sein Heil bedenke zu rechter Zeit. So werden Alle gewarnt von Gott, und Alle, die nicht umkehren, erreicht seine strafende Hand, und oft folgt die Strafe der Warnung so schnell und auffallend, daß die Warnung wie ein seltsames Wunder erscheint, was doch jeder, der offene Augen für die Warnungen des Herrn hat, alle Tage sehen kann.

Hart trieb der Alte die Kinder und bald waren sie bei dem Buchli, das der Alte für seine Axt auserlesen hatte. Aber die Raben hatten sie nicht verlassen, waren vor ihnen von Baum zu Baum geflattert, und als sie stille standen beim Baume, setzten sie sich auf zwei Tannen in die Nähe, und die Schläge der Axt begleiteten sie mit ihrem einförmigen Guag! Guag! Es beugte die Buche sich krachend, an einer nebenstehenden drehte sie sich, fiel auf eine unerwartete Seite, wo die Kinder mit dem Schlitten standen. Sie flohen, aber das beste derselben wurde noch erreicht und zu Boden geschlagen. Fluchend nahte der Alte und zog es unsanft unter den Aesten hervor mit Hülfe der andern Kinder. Es war auf das Gesicht gefallen und auf seinem Rücken lag der Wipfel der langen schlanken Buche.

„Du bist geng der ung'schicktisch Hung," sagte der Alte, als er das leise wimmerde Kind auf die Beine stellen wollte. Aber das Kind konnte kein Gleich machen, es sank in sich zusammen. Kein Glied war gebrochen, aber es war, als wenn aus allen jegliche Kraft verschwunden wäre. Der Alte begehrte gewaltig auf mit dem wimmernden Kinde, das über Schmerzen im Rücken klagte, sobald es ein Wort fand. Er behauptete, es mache sich nur fantaschtisch, und wer weiß, ob

er es nicht mißhandelt hätte, aber die Raben flatterten näher und näher und krächzten ſchauerlich und immer ſchauerlicher. Das machte auf den Alten einen Eindruck, aber nicht bis tief in's Herz hinein; er legte das Kind auf den Schlitten, hieb noch die Aeſte der Buche ab, welche die andern Kinder noch mitſchleppen mußten. Er zog den Schlitten mit dem armen Kinde, das in heftigen Schmerzen über immer gräulichere Kälte klagte, und hinterdrein flogen krächzend die ſchwarzen Raben bis weit gegen die Häuſer hin.“

Sie kamen endlich heim, nicht mit gefreveltem Holze, aber einem durch den Frevel des Vaters tödtlich verletzten Kinde. Rauh fuhr die Mutter die Heimkommenden an, und rauhe Hände trugen das arme Kind in die Stube; es fand kein Mitleiden in ſeinem Leiden, nur Vorwürfe über ſeine Ungeſchicklichkeit und daß man mit ihm immer am meiſten geplagt geweſen. Um Mitleiden zu finden, muß man einen gleichen oder höhern Sinn finden; nun fand das arme Kind bei den wüſten Eltern weder den einen noch den andern. Weil weder Arm noch Bein gebrochen, keine Wunde ſichtbar war, ſo hatten ſie keine Ahnung von den unſichtbaren Verletzungen und ihren Schmerzen, und weil ſie auf ſchlechten Wegen empfangen waren, ſo ſollten ſie verheimlicht werden. Kein Arzt wurde zu Hülfe gerufen, mit Branntwein wuſch man den ſchmerzenden Rücken. Aber die Sache ließ ſich doch nicht verheimlichen: das Wimmern des Kindes hörte man auf der Straße, die Nachbarn hatten es heimführen ſehen, ſeine Geſchwiſter plauderten, ſo kamen bald Leute von Neugierde getrieben und wollten ſehen und hören. Das Kind war bald von Vielen umſtanden, und die redeten allerlei, wo es ihm fehlen möchte und was wohl gut wäre, wenn es ſich nicht etwa innerlich verblutete, und wie man nicht glaube, daß es den nächſten Morgen erlebe. Aber das Kind achtete ſich dieſer Reden nicht viel, es litt ſehr, aber augenſcheinlich nicht nur an ſeinem Leiblein; es fragte immer, ob wohl auch der Schul-

meiſter bald kommen werde, ob man es ihm habe ſagen laſſen; aber ſeine Eltern thaten, als ob ſie das nicht hörten. Da erbarmte ſich endlich einer der Anweſenden des Kindes und ſeines Verlangens und machte dem Schulmeiſter Beſcheid, daß er doch ſo ſchnell als möglich kommen möchte.

Auf alle die Fragen, wie das Unglück ſich zugetragen und wo, erhielten aller Neugierde ungeachtet die Anweſenden keinen rechten Beſcheid.

Als endlich der Schulmeiſter kam zum großen Schrecken der Eltern, die ihn keines Grußes würdigten, da begann leiſe, faſt wie eine Stimme aus einer andern Welt, das Kind zu erzählen, wie es wider ſeinen Willen hätte ſollen ſtehlen helfen dieſen Morgen und es doch ſo gerne in die Schule gegangen wäre und ſo ungerne an's Stehlen. Wie dann die Raben ihnen entgegengeflogen ſeien und dann nach in den Wald, und wie es ihm immer ängſter und bänger geworden ſei, bis die Buche ihn's erfaßt. Nun fühle es wohl, daß es werde ſterben müſſen, es ſei ihm ſo kalt und ſeine untern Glieder fühle es nicht mehr; aber gar angſt mache es ihm, es werde nicht ſelig, denn Stehlen ſei eine ſo große Sünde, und dabei habe es nun Gott ertappet. Es möchte dem Schulmeiſter anhalten, daß er doch für ihn's bete, daß es der liebe Gott in ſeinen Himmel nehme. Aber der Schulmeiſter konnte nicht beten, denn er wurde voll heiligen Zornes über die Schlechtigkeit der Eltern, und groß wurde ihm ſein Herz. Er beugte ſich nieder zu dem Kinde und ſagte: „Sei getroſt, mein liebes, liebes Kind, deine Sünden ſind dir vergeben. Der liebe Gott hat dich angeſehen und unter allen Andern dich auserwählt, damit du zu ihm kommeſt, während du noch gut biſt und an ihn denkſt, damit böſe Leute dich nicht alle Tage böſer machen. Freue dich daher, liebes Kind, bald iſt dein Leiden aus und deine Seele in des guten Vaters Hand, und dann wird niemand dich verführen, niemand dich von ihm reißen können.“ Während der Schulmeiſter ſo ſprach, war es,

als ob ein Engel Frieden wehe über das blasse Gesichtchen des Kindes, leise gingen die Aeugelein zu und ein leises Röcheln verkündigte seinen letzten Hauch.

Da drückte der Schulmeister dem Kinde die Augen zu und trat voll heiligen Zornes vor die Eltern und verkündete ihnen ihre gräuliche Sündenlast, wie sie Mörder und Verführer ihrer Kinder wären, wie menschlicher Ansicht nach eigentlich dem Alten hätte sollen der Rückgrat zerschlagen werden, wie aber Gott weiser sei als die Menschen, wie er das Kind habe erlösen wollen aus seiner irdischen Hölle und wie er damit noch ein Mal an ihre verstockten Herzen geschlagen habe, und wenn sie sich jetzt nicht bekehrten, so seien sie nur noch auf Erden, um sich alle Tage ihre Hölle heißer zu heizen. Nicht umsonst seien die zwei Raben dem Alten entgegengeflattert, sondern zum Zeichen, daß sie Rabeneltern wären, und was das heißen wolle, würden sie am Tage der Vergeltung erfahren.

Stöckisch hatten ihm die Eltern zugehört, und keine Geberde zeugte von einer innern Bewegung. Endlich sagte der Alte, er hätte bald g'nue des Gestürms und jetzt nit Zyt, ihm abz'lose, das nähm ne de aber bim Dolder wunder, ob me d' King nit könn bruche für was me wett, me müße ne o z'fresse gäh u se b'kleide, u z'todt schlah dörf me se nit. Und somit ging er zur Stube hinaus. Diese fürchterliche Hartherzigkeit erschütterte alle Anwesenden. Sie betrachteten noch ein Mal das todte Kind, das ein gar liebliches Mieneli machte; man sah ihm an, daß es im Frieden und zum Frieden entschlafen. Dann gingen sie alle still und stumm hinaus und noch lange so nebeneinander; es war fast, als ob in der Luft jener Stube ihnen die Sprache eingefroren wäre.

Nach und nach rangen sich einzelne Ausrufungen hervor über die Gräßlichkeit dieser Leute; endlich sagte eine hübsche Frau mit wohlmeinendem Gesichte: „Schulmeister, ihr habt ihnen die Sache recht gesagt, es het mih fry über und über

erſchüttert. Aber ihr habt da etwas geſagt von Raben und Rabeneltern, und ich möchte gerne wiſſen, was ihr damit gemeint habt?" „Grichtſäßi," ſagte der Schulmeiſter, „ich wollte es euch gerne erzählen, aber es iſt ſchon über ein Uhr und ich muß in die Schule, ſonſt laufen mir die Kinder fort oder werfen Tiſche und Bänke übereinander. Aber nächſtens komme ich zu euch z'Abeſitz, da will ich euch alles erzählen, was ich davon weiß."

„Ja, aber vergeſſet es doch nicht und kommet bald," ſagte die G'richtſäßi, „es blanget mih, das z'wüſſe."

„Nein," ſagte der Schulmeiſter, „das ſoll nächſtens geſchehen;" darauf ſagte er noch: „B'hütech Gott und lebit wohl!" und ging dann ſeiner Wege.

Die Rabeneltern.

Erſchien zuerſt im Berner Kalender 1841.

In einer geräumigen Bauernstube schnurrten drei Räder, zwei Kinder saßen lernend hinterm Tisch, und vor dem Tisch stand haspelnd ein Mann, unter dem Ofen schnarchte ein Hund. „Ich weiß gar nicht, warum der Schulmeister nicht zu uns z'Abesitz kommt," sagte eine stattliche Frau, die an der untern Tischecke spann, „hat man sich öppe gegen ihn verfehlt?" Es war die Gerichtssäßi, die wir in der vorigen Erzählung kennen gelernt haben, und welcher der Schulmeister versprochen hatte, bald zu kommen ihren G'wunder zu stillen, was es mit den Rabeneltern für eine Bewandtniß habe. Der Mann tröstete sie: er wüßte doch nicht, was da gefehlt sein sollte, sie hätten ihm ja erst das letzte Mal, als sie gebacken, ein lindes Brödli geschickt. Aber er werde nicht immer z'Abesitz können, sondern albeneinisch auch bei Frau und Kindern bleiben müssen, und das stehe ihm gar wohl an. Mit dem klopft es an der Thüre und ehe man errathen, wer das sein möge, und Bescheid gegeben, ging die Thüre auf und der Schulmeister trat herein. „Guten Abe geb' ech Gott," sagte er; „ih ha denkt, ih well grad innefür cho, d'r Bysluft geht gar scharf draußen."

„Gottwilche, Schulmeister!" sagte die Gerichtsäßin, wischte die Hand am Fürtuch ab und längte sie dem Schulmeister.

„Wir haben nach Euch b'langet und ase denkt, mir heigen is ob öppis v'rfehlt, daß d'r geng nüt cho syt." „B'hütis nei," sagte der Schulmeister, „was denket ihr o, wenn alle Leute wären wie ihr, dann wär's o d'röy g'sy. I ha's myr Frau scho mängisch g'seit, we d's Grichtsäße nit wäre, so wet's mer doch ase asa z'erleide hie." „E b'hütis, Schulmeister, d'r müeßet nit so rede, sust sah d'King grad a z'pläre, und e sellige, dä sih so g'mühye möcht, überchäumte m'r nümme wieder," sagte die Gerichtsäßin. „Aber jetz lah g'seh, ih mah nit g'warte bis ih öppis v'rnime vo de Rabeneltere, es isch m'r ase mengisch d'rvo ertraumt."

Der Schulmeister, nachdem er noch einiges vorgebracht, setzte sich oben an den Tisch und begann folgendermaßen:

„Ich bin weit von hier daheim, im Oberland obe, wo d'Lauene tosen und d'Bäch über d'Flüh us chöme, wo d'Gemseni uf de Gräten umespringe und d'Lämmergier höch i de Lüfte umerytе. O es ist gar ein schönes Land, das Oberland, aber gar ein armes; da sieht gar manche Haushaltung den halben Winter durch kein Brod, da kann man an der Fasnacht Zieger essen, der ist wie Torfsteine statt Küchleni.

„Ob meinem Dörfchen an der Bergwand stand ein kleines Haus, aber oft lange leer; es wohnte in demselben nur wer mußte, keine Wohnung finden oder keine bezahlen konnte. Uns Kindern kam allemal ein Schlottern an, wenn wir es ansahen; in die Nähe desselben wagte sich keins. In diesem Hause sollen vor mehr als hundert Jahren zwei Eheleute gehauset haben. Groß und dunkel wie eine Schermtanne war der Mann, und wie eine Schwester dem Bruder glich ihm sein Weib; faul und wild waren beide. Man sah sie nie arbeiten; wer sie sah, erschrack vor ihnen. Ein ganzer Rudel Kinder füllte die Hütte, groß und dunkel, faul und wild wie die Eltern. Aber sobald sie kriechen konnten, wurden sie von den Alten aus der Hütte gestoßen und durften nicht wieder

hinein, ſie brachten denn Eſſen mit oder Holz oder ſonſtige Dinge, die zu brauchen waren. So verließen die Eltern ganze Wochen die Hütte nie und rührten ſich wenig als um zu eſſen; wenn man ſie aber außer der Hütte ſah, ſo gab es gerne ſtrub Wetter, oder man fand Wochen nachher einen Stafel ausgeleert, einen Spycher erbrochen.

„Die Kinder kamen in's Dörfchen, gingen weit umher, ſcheu wie die Gemſen; man wußte oft lange nicht, ob ſie reden könnten. Sie mußten aber die Eltern ätzen, mußten zu Neſte tragen, darum hoſcheten ſie an den Hausthüren, ſtreckten aber ſehr oft nur die Hände dar, ohne ein Wort zu reden. Aber ſie bettelten nur, wenn ſie nichts Anderes fanden; ſie ſtahlen wie die Raben, was ſie ergreifen konnten. Mit ihren ſcheuen ſchwarzen Augen drangen ſie in alle Ecken, und im Hui hatten ſie gekapert, was nicht niet- und nagelfeſt war.

„Sie waren arme Kinder. Stahlen ſie, ſo ſchlugen ſie die Beſtohlenen; ſtahlen ſie nicht, ſo kriegten ſie Schläge von den Eltern. Wenn im Herbſte die Bäume voll Obſt waren, ſo ſprangen ſie in den Bäumen herum wie die Eichhörnchen und warfen die Aepfel einander zu, um ſie fortzuſchaffen, wie die Affen im heißen Afrika es thun ſollen. Da mußten die Leute es ſchlau anſtellen, wenn ſie eins derſelben erwiſchen wollten.

„In die Schule ging keins derſelben, keines kannte einen Buchſtaben; ſie wußten kaum, daß ein Gott ſei; daß ſie eine vernünftige Seele hatten, wußten ſie nicht. Sie balgten ſich unter einander wie die jungen Katzen, aber ſie hielten treu zuſammen, wie junge Raben thun; es war, als ob ſie unter einander ein Bündniß hätten zu Schutz und Trutz gegen die übrige Welt. Als die Kinder größer wurden, wurden die Eltern ungenügſamer, immer mehr und immer Beſſeres ſollten die Kinder ihnen zutragen; immer lauter wurden die Klagen über die Rabenbrut am Berge. Auf den Bergen ſtahlen ſie Gitzeni und Lämmer, in den Thälern brachen ſie

in die Keller nach Anken und Käse und trugen alles ihrer Hütte zu.

„Da geschah es, daß der älteste Bube in dunkler Sommernacht ein schweres Schaf stahl; es überzog ihn aber und er trohlete mit ihm über die Fluh aus. In tiefem Schlunde fanden ihn die Holzer zerschmettert, ihn und sein Schaf. Sie brachten ihn seinen Eltern, und die fluchten jämmerlich: es sei ihm recht geschehen, sagten sie, hätt' er besser Acht gegeben; sie sagten den Holzern wüst, daß sie ihn nicht im Schlund hätten liegen lassen, es hätt's ihm dert sauft tha und hätt' keine Kosten gegeben; sie wollten die arme Leiche in der Hütte nicht dulden, stießen sie in den Stall hinaus, wo Füchse und Eulen freien Zutritt hatten, und hätten fast Lust gehabt, sie in die Weid zu verlochen, wenn der Pfarrer nicht gewehrt hätte.

„Nicht lange nachher wollte ein anderer Bube einem Fuhrmann, der auf seinem Wagen schlief, ein Logeli mit Wein stehlen aus dem Fuhrkratten. Er hatte den Tag vorher nichts heim gebracht, war tüchtig geschlagen und deswegen so verwegen geworden. Aber es fehlte ihm: er kam unters Rad und mußte jämmerlich sterben. Sie machten es eben so, als man ihn ihnen brachte, hätten's fast verläugnet, daß er ihr Kind sei, und thaten nichts als fluchen und schimpfen, bis er in der Erde war. Es verwunderte die Leute, als sie von da an öfters Raben am Berge herumfliegen sahen, aber sie achteten sich ihrer nicht viel. Viele Leute hatten Mitleid mit den Kindern und hätten gerne das eine oder das andere zu sich genommen und es erzogen unentgeltlich, d'r Gottswille. Aber die Kinder waren zu wild dazu; sie ließen sich nicht zähmen. Sie ließen sich nicht anfassen, saßen bei keinem Hause nieder, aßen nichts, wenn es jemand sah, und waren für kein Lieb' in ein Haus zu bringen. Ebensowenig wollten sie arbeiten; man hat nie gesehen, daß sie ein Werkholz in den Händen gehabt hätten, die Axt ausgenommen.

„Einmal war ein sehr strenger Winter, der gar nicht

aufhören wollte, und in den Bergen lag viel Schnee. Schon damals ſoll es Küher gegeben haben, welche in guten Sommern Heu machten und es auf dem Berge ließen, um im Frühjahr in böſen Tagen ihren armen Kühen etwas zu haben. Auch ließen ſie immer bald dieſes bald jenes im Stafel oder Spycher zurück. Aber ſchon damals gab es nichtswerthe, gottloſe Menſchen, die den armen Kühen dieſe Vorſicht nicht gönnten, ſondern das Heu ſtahlen und das Käskeſſi dazu. Daher kommen die vielen Geſchichten von dem Bannen, welche Kunſt alten Kühern zugeſchrieben wurde. So wußte der Alte am Berge auch eine Hütte mit Heu und andern Dingen, und er hatte ſeine Kinder ſchon lange daran hin gereiſet, ſie zu beſtehlen, aber immer war der Schnee noch zu tief geweſen oder der Winter zu wild, als daß ſie hätten dazu kommen können. Der Alte wurde immer ungeduldiger, weil er nicht mehr viel zu beißen und zu brechen hatte, und an einem Nachmittage, im März, jagte er ſeine Kinder alle mit zwei Schlitten der Hütte zu. Sie hatten ihm geſagt, es ſei nicht richtig, es ſei wohl lind Wetter, der Föhn könnte kommen gegen Abend und die Lauenen donnerten ſchon über die Gletſcher. Aber er hatte geflucht, daß die Hütte bebte, ihnen Faulheit und Feigheit vorgeworfen und ihnen gedroht mit aller ſeiner Kraft. Mürriſch und trotzig waren die Kinder abgezogen und mögen nicht liebliche Reden geführt haben auf ihrem düſtern wilden Weg, denn es waren auch mächtige Buben unter ihnen; nur ihre Wildheit und Scheu vor andern Menſchen trieben ſie immer wieder ihrer Hütte, ihrem Neſte zu. Sie hätten mit der eigenen Kraft ſich gar gut durchbringen können.

„Als die Kinder fort waren, legten ſich die Alten wieder in ihr Moos, und als es dunkel ward, feuerten ſie, um ſich zu wärmen und zu kochen, aber das Feuer wollte nicht brennen, gab nur Rauch, und die Luft drückte denſelben in die Hütte nieder, und einzelne Windſtöße brauſten an derſelben vorbei, immer häufiger, immer wüthender. Als ob in ſau-

sendem Galopp Hunderttausende von Husaren vorbeistürmten, brauste es, von allen Firnen donnerten die Lawinen zu Thale; als ob eine Weltenschlacht hoch oben in den Lüften geschlagen würde, war es ein Tosen, Donnern, Krachen, vertausendfältiget durch tausendfältigen Wiederhall. Die Hütte zitterte in den wilden Wettern wie ein Espenlaub, aber die Winde stürmten verächtlich an ihr vorüber, die Bäche strömten verächtlich an ihr vorbei, drinnen lagen die Alten wieder in ihrem Moos; sie dachten gar kaltblütig an ihre Gefahr, sie hatten es schon manchmal winden und lauenen hören, ohne daß es ihnen etwas gethan; sie dachten gar kaltblütig an ihre Kinder, waren die auch schon manchmal heimgekommen aus wilden Wettern, war ja auf dem Berge auch eine Hütte, wo sie sich bergen konnten, und kaltblütig schliefen sie ein, mitten im Wetter und ohne Kinder. Am Morgen erwachten sie ohne Kinder; — aber was war es, das so wild an die Fenster schlug, das so schwarz an denselben herumstrich, so rauh krak! krak! rief, einen Lärm machte, der die Faulen endlich von ihrem Lager aufbrachte? Es waren nicht ihre Kinder, die sah niemand wieder, aber zwölf Raben waren es, welche um die Hütte stürmten mit wildem Schreien und Fliegen und die Alten aufschrien und nicht nur aus dem nächtlichen Schlafe. Sie wurden ärgerlich, als die schwarzen Thiere so lärmten, und wollten sie verscheuchen, aber die ließen sich nicht verscheuchen, aber auch nicht fangen; sie lärmten immer wilder, umflogen immer kühner die Häupter der Scheltenden, die umsonst nach ihnen haschten und warfen. Sie machten die Hütte wieder zu; die Sonne kam, aber die Kinder nicht, und die Raben hingen ihrer zwölfe draußen an den Fenstern, mit den Flügeln schlagend und schreiend. Und graulicher ward's den Alten, als sie die Raben zählten und es zwölfe waren und kein Kind heim kam, und sie machten die Hütte wieder auf, um nach den Kindern zu sehen; sie gingen weiter die Wand hinauf, sich weiter um-

zuſehen. Aber keine Kinder kamen, aber die Raben blieben bei ihnen, hingen mit wildem Weſen ſich an ihre Ferſen, und wohin die Alten gingen, wirbelten die Raben um ſie herum, und immer fürchterlicher tönte ihr kuark! kuark! immer ſchauerlicher ward's den Alten, immer weiter trieb es ſie in die Einöde hinein, die ſchlüpfrigen Bergwände hinauf, und immer näher und wilder folgten ihnen die dunkeln, wilden Thiere. Aber auch in der Alten Kopf begann es zu wirbeln. Dunkel ward es vor ihren Augen, und fürchterliche Töne entrannen ihrer dunklen Bruſt und drangen tief in des Thales Grund zu den Ohren der Menſchen. Und die aufſchauenden Menſchen erblickten auf ſchwindelnder Höhe die ſinnlos Fliehenden, von dunkler Vögelſchaar verfolgt. Sie ſahen ſie eilen dem höchſten Grate zu, ſahen ſie ſinnlos dem Vorſprunge derſelben zuſtürzen, ſahen ſie ſtürzen in den bodenloſen Abgrund, mit ihnen die dunkeln Vögel, alle zum ſchwarzen Knäuel geballt. Und nie ſah man ſie wieder. Aber wenn die Lawinen zum Fall ſich rüſten, wenn der Tod ſeine dunkeln Schwingen entfaltet und ſein Opfer ſorglos ihm entgegen geht, da tönt es mächtig: kuark! kuark! oben von der Höhe. Und wenn auf böſen Wegen Eltern gehen, auf böſe Wege Kinder führen, da fliegen ſchwarze Vögel ihnen über den Weg und kuark! kuark! tönt es über ihren Häuptern.

„Und lautlos war die Menge geſtanden unten im Thale und hatte bebend das ſchauerliche Ende geſehen. Und bald darauf verbreitete ſich im Thale die Sage, die Raben hätten ihre Eltern geholt, und Rabeneltern nannte man von da an Alle, die ihre Kinder verwahrloſeten, zum Stehlen oder Betteln ſie anhielten oder es ihnen ungeſtraft nachließen, die ihre Kinder mißbrauchten, um durch ſie und auf Koſten ihrer Seele beſſer zu leben, dem Teufel zu fröhnen. Und der Glaube verbreitete ſich, daß, ſo wie die Eltern auf dieſe Weiſe die Kinder zu Grunde richten, zur Strafe auch die Eltern durch die Kinder in's Verderben geſtürzt würden, daß ſie am Ende austrinken

müßten den Kelch, den sie den Kindern eingeschenkt hätten. Und wenn en Aetti oder es Müetti bei uns oben nur an sich denken, die Kinder vernachläßigen, sie zum Bösen führen will mit That oder Wort, so dreht man ihnen den Kopf der Bergwand zu und sagt ihnen: Lue, dert obe hei d'Rabe ihri Alte g'holt! Und das ist scho Mengem dure gange dur Lyb und Seel."

Auch lautlos waren sie in's G'richtsäße Stube gesessen, und d'Spinnräder sind alben einisch still g'standen und g'schuderet hets se d'r Rücken uf. Und als der Schulmeister geschwiegen hat, da wollte lange niemand zuerst reden. Endlich fragte die Frau: „Aber, Schulmeister, ist's denn auch wahr, was ihr da erzählt habt, glaubet ihr denn auch an selig Sachen?" „Was an der Sache ist, kann ich euch nicht sagen, Frau," sagte der Schulmeister. „Aber so wird es noch jetzt in unserem Thale erzählt, und alle Kinder reden von dieser Geschichte. Und ja freilich, ich glaube daran, d. h. ich glaube, daß mit Absicht und Wille Gottes diese Geschichte in's Volk gekommen ist, um recht anschaulich das Verbrechen ruchloser Eltern darzustellen."

„Schulmeister, ihr könnet Eim recht z'förchte mache, und man muß daran glauben, man mag wollen oder nicht. Sind ja die Raben auch erschienen, als das arme Meiteli dem Tode entgegen ging, und haben ihr kuark! kuark! gerufen. Nei aber, daß seligs wahr wär hätte ich sonst nie geglaubt! Aber, Schulmeister, ihr söttet das vo Hus z'Hus gah erzelle, damit die Leute doch dächten, was sie machten." „Ach, du guti Frau," sagte der Schulmeister, „da möchte ich antworten: sie haben ja nicht nur Moses und die Propheten, sondern auch unsern Heiland, der gesagt hat: wer ein's dieser Kleinen ärgert, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er versenket würde, wo das Meer am tiefsten ist; glauben sie dem nicht, wie sollten sie dann mir glauben! Und wenn sie schon glauben an die ganze Geschichte

und es ihnen kalt und warm den Rücken aufläuft und ſie die Hände ob dem Kopf zuſammenſchlagen über die Ruchloſigkeit ſolcher Eltern, ſo können ſie doch nicht die Anwendung auf ſich ſelbſt machen und glauben euch in Ewigkeit nicht, daß ſie ſolche Eltern ſeien; ſie ſehen euch nur den Splitter in fremden Augen, nicht den Balken in den eigenen. O, ich muß täglich ſehen, wie der ſchnödeſte Eigennutz die Kinder mißbraucht, Güterkinder und eigene, und könnte hundert Mal die Geſchichte von den Rabeneltern erzählen, es käme den Leuten gar nicht in Sinn, daß ſie auch damit gemeint werden könnten, und wenn' ich ihnen die Anwendung machen wollte, ſo würden ſie ſagen: Schulmeiſter, i d'r Schulſtube, da biſch e G'ſchickte, da wei m'r di lah mache, aber von üſer Sach verſteyſt nit e Dreck, da ſchwyg nur, d'Hauptſach iſch, daß ſie mit de Kühe leren umgah u mit de Roſſe. Ach, daß ſie mit dem lieben Gott umgehen lernen, iſt vielen Menſchen nicht nur gleichgültig, ſondern z'wider."

Der Mordio-Fuhrmann.

Zuerst im Bernerkalender von J. Gotthelf, Jahrgang 1840.

Der Canton Bern iſt ein wunderliches Land, ein Land voll Gottes Herrlichkeit, aber auch voll Streitbarkeit: ſtreitbare Köpfe, Köpfe wie Nagelfluh, ſtreitbares Land, wo man die Hühner anbinden muß am Hauſe, damit ſie nicht zu Thale rollen, ſtreitbare Straßen, wahrhaftige Seufzerſtraßen für ehrliche Roſſe, für alle Fuhrleute, welche es mit ihren Roſſen ehrlich meinen, für alle Lohnkutſcher, welche in den Fall kommen, den übrigens ganz ehrlichen Bürgern, Handwerkern und ſelbſt Edelleuten, welche alle drei Jahre mit Frau und ſieben Kindern und einem Pferde eine Luſtfahrt machen, gedachtes Pferd ſammt einer weiten Chaiſe anvertrauen zu müſſen. Nun hat es Gott gewollt, daß gerade um die Stadt Bern herum, wo ſo viele Menſchen wohnen, welche gerne ſo zahlreich und ſo wohlfeil als möglich Luſtfahrten machen, ſo ſtreitbare Straßen ſind, daß Einem die Beine krumm werden, wenn man bergunter geht, und geht man bergauf, ſo wird man ganz ſteif im Nacken, wenn man den vor den Füßen laufenden Weg betrachten will. So iſt namentlich die Straße nach Aarberg, wiederum die nach Murten, beide ſcheinen recht eigentlich eingerichtet zu des Teufels Vogelheerd, wo er die Thierſchinder fängt, wenn

sie reif sind, oder die angehenden sich notirt in seinem Notizenbuch. Auf einer von diesen beiden Straßen soll es wirklich nicht richtig sein, für gewisse Leute sehr gefährlich, wir sagen aber nicht auf welcher. Es schadet nämlich gar nichts, wenn die Mordiofuhrleute, Schinder von Kutscherknechten und Bürgersmänner, welche meinen, ein einspännig Chaischen sei eine Arche Noah, sich auf beiden Straßen sorgfältig in Acht nehmen, nicht an des Teufels Leimruthe hängen zu bleiben.

Einmal, es war am Vorabend der Weihnacht, als längst jeder gute Christ zu Bette war, erscholl vor einem Wirthshause, welches an einer dieser Straßen steht, eine gewaltige Stimme. Stallknecht, ausspannen, rief die Stimme, dreimal rief sie so, und dem schläfrigen Stallknecht, welcher den Tag über viel rothen und weißen Wein in seinem Leibe begraben hatte und selbigen gerne schlafen gelegt hätte, war es noch, als befehle sie das große Ordinäri (ein halb Mäß Hafer statt ein viertel.) Als er mit der Laterne in der Hand schwerfällig herbei stolperte, sah er zwei wohlbekannte magere Rößlein, durch welche nicht bloß der Mond schien, wann er voll war, sondern sogar die Sterne in halbdunkeln Nächten, an einem schwer beladenen Wagen, doch niemand dabei. Wo ist der Daniel, brummte der Stallknecht, liegt der besoffen am Wege oder schon drinnen, mag nicht mehr warten, bis man ihm das Fuhrwerk abnimmt? der wird auch unglücklich, ehe es lang geht, und kommt unter die Räder. So brummend leuchtete er um das Fuhrwerk herum, fluchte auf einmal laut auf und rief: Daniel, bist ein Narr oder [illegible] was Hunds treibst du da!

An einem hintern Rade hing der alte Daniel [illegible]ad schob mit aller Kraft an demselben vorwärts, hörte nichts, wußte nicht, wo er war, bis ihm der Stallknecht mit der Laterne in's Gesicht fuhr, ihn beim Arm packte und sagte: Daniel bist ja oben, die Rosse stehn, seh' doch ab! Da stierte Daniel lange in des Stallknechts sonst so wohlbekanntes Gesicht, end-

lich athmete er hoch auf, frug leiſe und heiſer: Wo iſt er, oder iſt er fort? — Wer? frug der Stallknecht, wer war's? Ich merkte wohl eine fremde Stimme, welche befahl, aber geſehen habe ich niemand. — Iſt er noch da? frug Daniel bebend. — Sehe niemand, ſagte der Stallknecht, wer war's? — Der Teufel, ſagte Daniel leiſe, ſpann aus, um Gotteswillen, ſo ſchnell du kannſt, ſonſt kommt er wieder und nimmt uns beide. — Biſt ein Narr, ſagte der Stallknecht, wenn man niemand mehr zu fürchten hätte als den, ſo wäre gut ſein in der Welt; doch ſagte er das mit einer Stimme, in welcher der rechte Muth nicht ſteckte. — Schweig, verſündige dich nicht, ſagte Daniel, wenn du erfährſt, was ich, du redeſt anders. — Bleibſt übernacht? frug der Stallknecht. — Nicht um hunderttauſend Gulden führe ich noch einen Schritt. O mein Gott, wie thut mir der ganze Leib ſo weh. Ich muß in die Stube hinein. Aber ſieh, ſteht er nicht dort, Gott bewahre meine Seele, und die guten Geiſter loben den Herrn! — Bald wäre der lange Daniel in's Kellerloch gefallen, dem Stallknecht war es auch unheimlich zu Muthe; beide waren froh in der hellen Stube zu landen, wo trotz dem heiligen Abend und der ſpäten Stunde noch nicht Feierabend war. Der Wirth kannte halt keine andern heiligen Tage als die, an welchen er tanzen ließ, die Muſterungen und großen Märkte; die Wochenmärkte in den umliegenden Städten waren ſeine ordinären Sonntage, ſein Gott war das Geld, der Wein ſein Heiland, denn der half ihm zu ſeinem Gott. Wie wird es aber einer Seele ſein, wenn die 'mal aus dem Leibe muß, was hat die dann für Troſt von ihrem Gott und ihrem Heiland? Wie ward es wohl dem Wirthe, als ſpäter ſein Heiland ihm den Hals brach? Iſt das nicht ein ſeltſamer Heiland, welcher ſeinen Anbetern den Hals umdreht? Der Teufel ſchickt halt gar manchen in die Welt, die Menſchen ſehen ihn für einen Heiland an, und wenn ſie am beſten mit ihm dran ſind, dreht er ihnen den Hals um. Gaben ſich ſeiner Zeit

auch einige sechzig für den verheißenen Messias aus, und doch war nur einer der rechte und kam von Gott.

Wo der lange Daniel, der allbekannte Mordiofuhrmann, sonst in eine Wirthsstube trat, erregte er Aufsehen, doch nicht wegen seinem Aussehen, sondern wegen seinem Aufbegehren. Diesmal erregte er großes Aufsehen wegen seinem Aussehen. Er trat ein ganz zertrümmert, als ob er jeden Augenblick auseinander fallen wollte; statt wie sonst in der Stube herumzustolpern mit der Peitsche in der Hand, den Gästen auf alle Weise lästig fallend, drückte er sich schnell in einen Winkel nieder, forderte eine gute Suppe statt einem Schoppen, seufzte tief auf, wischte sich den Koth aus dem Gesichte, kurz, er war ganz das Gegentheil von sonst.

Die Kellnerin oder das Stubenmädchen, wie wir im Bernbiet sagen, ein kuraschirt und schnippisch Ding, doch ohne das Widerwärtige, welches kuraschirte und schnippische Kellner haben, sah ihm verwundert in's Gesicht und frug: Daniel, Daniel, kömmst du aus der Löwengrube oder aus einem Mistloch, mit dir ist's nicht gut? — Das könne nicht mit richtigen Dingen zugehen, sagte der Stallknecht, so habe er den Daniel nie gesehen, und was er aus der Stimme machen solle, welche gerufen und das große Ordinäri befohlen habe, wisse er nicht, so eine hätte er nie gehört, gar nicht wie von einem Menschen habe sie getönt. Daniel machte dazu ein Gesicht wie eine Kindbetterin, welche auf ihre Suppe wartet, seufzte übel und sagte: Das große Ordinäri befohlen! in Gottesnamen gieb's, und wenn sie mehr mögen, gieb's auch, wo es um eine Seele geht, kömmt es auf einen Viertel Haser mehr oder weniger nicht an. Mit großer Hast machte er sich hinter die Suppe, aber je mehr er aß, desto mehr seufzte er, er schien sich nur zu erholen, um sein Elend in Worte fassen zu können. Die Spöttereien rundum hatte er schweigend und seufzend hingenommen. Als er den Löffel ablegte, holte er Athem tief herauf und sprach: Lacht nur so lange

ihr mögt, wird einmal euch begegnen was mir, dann vergeht es euch von ſelbſt. — Du wirſt dir ſelbſt begegnet ſein, ſagte das ſchnippiſche Stubenmädchen, mir iſt das Lachen ſchon manchmal vergangen, wenn du zur Thür hereinkamſt oder mir ſonſt begegneteſt.

Doch kam es dir bald wieder, ſagte der lange Daniel, und lache in Gottesnamen nur ſo lange du magſt, Mareili. Wäre dir der begegnet, welcher mir begegnet iſt, das Lachen wäre dir für dein ganzes Leben vergangen. — Wer iſt dir denn begegnet? frug Mareili, du könnteſt Einem bald zu fürchten machen. — Und wenn man ſich ſchon mehr fürchtete, Mareili, glaube es mir, es ſchadete nichts, hätte man Furcht zu rechter Zeit, ſo hätte er keine Gewalt, und man müßte nicht erfahren, was ich, ſagte der Fuhrmann. — Daniel, du biſt ſturm oder ſonſt nicht z'weg, gieb Bericht, wer iſt dir begegnet? frug das Mädchen ungeduldig. — Der Teufel! antwortete Daniel leiſe und langſam. — Biſt ein Narr, ſagte Mareili, es iſt ja keiner mehr; wer wollte ſich doch vor dem fürchten! — Wer es nicht erfahren hat, ſagt manches, ſagte der lange Daniel; was ich geredet habe, mag mir Gott verzeihen, wenn er kann, jetzt weiß ich, was ich zu reden habe. Habe auch geglaubt, als er hinter dem Zaun hervor kam, es ſei nur ein Nachtbub, welcher mich ängſtigen wolle, und wollte ihm den Muthwillen mit der Peitſche vertreiben. Aber wohl, der belehrte mich anders und zeigte mir, wer er wär', ſagte Daniel blaß und matt. — Neugierig hatten die Gäſte ſich um ihn herumgedrängt und begehrten, er ſolle ordentlichen Bericht geben von vornen bis hinten. Allem nach ſei was begegnet, ſo mir nichts dir nichts ducke er ſich nicht in die Ecke wie ein Kaninchen in einen Holzhaufen.

Wenn ſie es begehrten, ſagte Daniel, ſo wolle er ſchon erzählen, vielleicht daß es für Andere gut ſei. Im Städtchen hatte ich zu meinen zwei Faß Wein noch etwas geladen, ließ aber nicht füttern. Am Fuhrlohn zwacke man alle Tage ab,

der Haſer werde alle Tage theurer und bergauf gingen die Roſſe leichter, wenn ſie nicht die Bäuche vollgefreſſen hätten, dachte ich, ließ die Roſſe draußen ſtehen, trank drinnen einen Schoppen oder zwei und aß ein Würſtchen dazu oder zwei. Als ich fahren wollte, kam ein Fuhrmann aus dem Aargau, welcher vier Faß geladen hatte, vom Allerbeſten, wie er ſagte. Ob es ſo ſei, nahm uns wunder, wir bohrten die Fäſſer an, und wirklich diesmal log der Aargauer nicht, beſſeren habe ich ſelten getrunken. Begreiflich ſäumten wir uns lange dabei, faſt war es finſter, als ich aus dem Städtchen fuhr. Die Roſſe wollten nicht laufen, wie ich auch auf ſie ſchlug, es war, als ſei ich verhext, und in den Sinn hätte es mir kommen ſollen, es ſei da was nicht richtig. Ich fütterte unterwegs noch für zwei Batzen Brod, in der Meinung, es ginge dann beſſer, aber es war alles Eins. Es iſt halt eine böſe Welt und nichts mehr zu machen, mit den Leuten nicht, mit den Roſſen nicht, jeder Bube will befehlen und nichts thun und die Roſſe auch nur immer freſſen und nicht ziehen. Gut iſt's, daß man das Waſſer umſonſt hat, koſtete es etwas, wetten wollte ich, ſie ſöffen zum Trotz die Hälfte mehr. Sie fraßen das Brod ſo raſch, daß ich kaum meinen Schoppen trinken konnte. Der Stallknecht fragte, ob er noch für zwei Batzen geben ſolle, es dünke ihn, ſie würden es nehmen. Aber wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht freſſen, ſagte ich, hieb aus und fuhr. Die Roſſe wollten nicht laufen, je ſtärker ich hieb, deſto langſamer gingen ſie vorwärts, es war mir, als müßte ich zur Haut ausfahren, und hätte ſie ein Loch gehabt groß genug, ich wäre hinaus gefahren. So ging es, als ob wir Schnecken zum Vorſpann hätten, bis da unten an den Berg, da ſtanden die Roſſe. Hü! ſagte ich, und hieb auf ſie ein, daß mich dünkte, es ſollten Steine entzwei gehen, aber keinen Fuß rührten ſie, keinen Tritt gingen ſie vom Fleck. Ich nahm nun eines nach dem andern am Zaum, mit der einen Hand riß ich vorwärts, hieb mit der andern drein,

daß es mich dünkte, Haut und Fleiſch ſollten werden wie Wurſtteig. Sie thaten keinen Wank. Ich ſtieß mit den Stiefeln an Beine und Bäuche, es war all Eins — ich war verhext.

Da in dieſer Noth gedachte ich an ein Mittel, von welchem ich oft gehört, es jedoch nie probirt hatte, ich ſuchte meinen Schwamm zuſammen, ſchlug ihn brennend und wollte ihn unter die Schwänze legen. Da, wie ich es thun wollte, kömmt plötzlich Einer hinter dem Zaun hervor, reißt mir die Peitſche aus der Hand, ſteckt mir eine Ohrfeige, daß ich rundum fahre wie ein Kreiſel und ſagt: Warte du Mordiofuhrmann, dich will ich fahren lehren und zu Vorſpann verhelfen. Ich erſchrack noch nicht, hab' gar viel erfahren, brüllte ihn an, er ſolle mich ruhig laſſen, mein Fahren ginge keinen Hund an, nicht einmal den Teufel. Das will ich doch ſehen, brüllte der, gerade der bin ich, riß das Maul auf, ſtreckte eine feurige Zunge hinaus, Klafter lang, nahm mich beim Halſe, drückte mich an's Rad, ſchrie: greif in die Speichen, hieb auf mich ein, daß es mir ſchien, als fahre ein Raſiermeſſer durch meinen Leib und zwei feurige Hörner wie Kirchthürme wüchſen auf ſeinem Kopfe. Und wie er nun fuhr! es ſchaudert mich und die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Leiſe ſprach er mit den Roſſen, mich fluchte er an, daß der Boden zitterte, über die Pferde knallte er nur ſo hin, auf mich hieb er ein, daß es mich dünkte, es müſſe Glied um Glied mir vom Leibe fahren, und wollte es nicht gehen, ſo kam er mit den Füßen hinter mich und drohte mir gar mit Schwamm.

Einmal wollte ich mich wehren, aber er faßte mich bei den Ohren und drückte mir das Geſicht in's Rad hinein, daß ich glaubte, ich müßte auf der Stelle gerädert ſein. Ich fiel in die Kniee, aber mit dem Peitſchenſtecken hieb er mich auf, daß es mich dünkte, ich müſſe zu Himmel fahren, und brüllte dazu: Wart, du Mordiofuhrmann, mußt doch einmal wiſſen,

wie es deinen Roſſen iſt. Ich habe beten wollen, aber nicht gewußt wie, und kein Menſch kam, kein Fuhrwerk, und wie ich geſchrien, niemand hörte es, und eine Ewigkeit war's, daß ich da fahren mußte, was man ſonſt in einer kleinen Stunde abthut. Als wir bald oben waren und ich bei mir ſelbſt dachte, wenn es denn ſein müſſe, wenn der Teufel mich nehmen wolle, ſo wäre es mir doch wirklich lieber, er nehme mich, ehe wir ganz oben am Berge ſeien, da ſei dann ja ein Wirthshaus und die Sache erſtritten, brüllte er ſchrecklich: Stoße, ſpeiche, ſchiebe, du verfluchter Hund und Fuhrmann, daß das Blut dir aus den Händen ſpritzt, ſonſt nehme ich dich, und dann für ewig. Thuſt du das Möglichſte, ſo ſchone ich diesmal deiner noch. Aber weißt! es iſt das letzte Mal, und mein ſind die Mordioſuhrleute und Pferdeſchinder allzumal, ich brauche ſie, eine ſchöne Zahl habe ich ſchon beiſammen. Wer die Roſſe überladet, überſtrengt, ſie nicht füttert, ſie ſtehen läßt im Winter in der Kälte, im Sommer in der Hitze, Fliegen und Bremſen zu blutigen Opfern, der iſt mein. Und wenn ich ſolcher Schinder ſchon viele habe, ſo bedarf ich deren doch noch viele. Um Bern, um's Morgenthal herum, wo die Salz- und Steinfuhrleute, im Emmenthal, wo Käſe und Kohlen geführt werden, da kriege ich meine Rekruten, und wenn das Bauen um Bern und Burgdorf recht angeht, ſo frage ich den verſoffenen Weinfuhrleuten nichts mehr nach. Aber jetzt noch, du langer Daniel, könnte ich dich brauchen, darum ſchiebe und ſtoße, ſonſt! — und damit hieb er mich mit dem Peitſchenſtecken, daß mir Hören und Sehen verging, daß ich nichts wußte als Schieben und Stoßen, bis der Stallknecht mit der Laterne mir in's Geſicht fuhr.

So erzählte der lange Daniel und ſetzte hinzu: Es dünkt mich, wenn ich einen Tropfen Thee hätte, es thäte mir wohl, es dünkt mich noch immer, er ſtehe hinter mir mit ſeinen feurigen Hörnern und ſtüpfe mich mit den ſpitzigen Stiefeln. Und wie er das ſagte, klapperte er mit den Zähnen, als ob

er einen Storchenſchnabel hätte. Der Stallknecht ſchlotterte, das Stubenmädchen ſchlotterte, die ganze Stube ſchlotterte, es war ein allgemeines Schlottern, wie es noch heutzutage über ganze Haufen kommt und zwar um ſo eher, je weniger man denkt, und um ſo heftiger, je gewaltiger man ſonſt thut mit dem Maul.

Als die Erzählung aus war, ſetzte man ſich wieder, und es begannen nun die Erklärungen, und wie bekannt iſt ſind die Erklärungen immer viel länger als die Erzählungen und zumeiſt ungeheuer unerklärlich vor lauter Begreiflichkeit. Die Einen redeten von einem Traum, einem innern Geſichte, dazu waren aber die blutigen Streifen über des langen Daniels Geſicht allzu ſichtlich, Andere von einer abſichtlichen Lüge, dafür ſchlotterte aber der lange Daniel viel zu natürlich, Andere von einem Geſpenſt, einem böſen Manne, welcher wieder kommen müſſe, Teufel aber ſei keiner, das wiſſe man längſt. Ein Schneider ſpäßelte über Teufel und Geſpenſt und meinte, nur dumme Leute glaubten noch ſo etwas, wer aber ein wenig wiſſe, was jetzt Trumpf ſei, der glaube gar nichts mehr, als was er in ſeine fünf Finger kriegen könne. Das käme manchem Schneider bequem, hieß es, wenn man nicht mehr glauben dürfe, daß er Tuch ſtipitzte! Aber eigentlich ſei es doch ſchlecht von einem Schneider, daß er den Teufel läugne und ſeien ſie doch beide Vettern vom Ziegenbock her. Der Schneider ward zornig, fand aber doch gut, vor der Mehrheit ſich zu ducken.

Während man an der Sache herum erklärte und dieſe anſchwoll ganz curios, war ein junger ſchöner Burſche in die Stube gekommen und hatte einen Schoppen gefordert. Mareili und er ſchienen gut bekannt, hatten allerlei zu flüſtern und zu winken, wenn ſie nämlich glaubten, die Leute achteten ſich ihrer nicht. Dieſer Burſche miſchte ſich endlich auch in das Gerede und wie es den Meiſten ſchien, noch recht vernünftig. Er ſagte: allweg ſei was an der Sache, das Ge-

ſicht des langen Daniels gebe es mit, aber daß es der Teufel ſelbſt geweſen ſei, glaube er nicht, ſo um eines Fuhrmanns willen ſich hierher zu mühen, dazu werde der Teufel wohl zu ſtolz und vornehm ſein. Aber es gebe noch andere Teufel; ſo wie ein Oberſt Lieutenante habe und Hauptleute, ſo habe auch der Teufel Untergebene, ſo einer werde es geweſen ſein, es werde kaum fehlen. Von ſeiner Großmutter Stiefbaſe habe er etwas gehört, das werde wohl das Wahre ſein.

Eine ſolche Andeutung ſpannte die Neugierde, der junge Burſche mußte heraus mit der Sprache.

Eigentlich meint der Teufel es mit niemand gut, aber leider glauben dies nicht alle Leute, ſo begann er zu erzählen. Wie viel man auch auf ihm hält und ihm flattirt, es hilft doch nichts, wer ihm am meiſten Ehre erweist, den nimmt er zuerſt in die Hölle und plagt ihn obendrein vom Teufel. Nun machen ihm wohl keine Menſchen ſo viel Komplimente, berufen ſich zuerſt auf ihn als die größte Autorität, als Fuhrleute, nur Schweinehändler und Roßjuden vielleicht ausgenommen. Nun iſt er aber auch gerade auf den Fuhrleuten am allermeiſten und weiß ſie auch darnach zu gebrauchen. Der Teufel hat es auch wie andere Leute, es kömmt ihm zuweilen wunderlich in den Kopf, manchmal ſchießt ihm ſogar der Bauteufel in den Leib, daß er meint, die ganze Hölle ſollte zur Straße werden, Kaſernen, Fabriken gebaut ſein oder Dämme aus Schwefelpulver; dann muß gefuhrwerkt ſein Tag und Nacht. Wirkliche Pferde hat er begreiflich nicht in der Hölle, dieſe ſind nur für die Menſchen. Es wäre auch nicht billig, wenn die armen Thiere, nachdem ſie hier genug geplagt worden, am Ende noch dem Teufel zu müßten. Als Roſſe braucht er die geweſenen Fuhrleute, Kutſcher, Engländer, kurz Pferdeſchinder von allen Sorten und Klaſſen, ſpannt ſie mit feurigen Ketten an feurige Wagen, ladet ihnen auf wie ein Narr, jagt ſie mit feurigen Peitſchenhieben, bis ſie in die Kniee fallen, die Hände blutig in

den Boden graben, dann kriechen feurige Teufel ihnen auf den Rücken, ſtechen ſie mit feurigen Sporen bis mitten in den Leib hinein. Haben ſie keinen Hauch mehr im Leibe, ſtellt er ihnen feurigen Roßmiſt auf, welchen wirkliche Roſſe auf ſteilen Straßen in Noth und Angſt fallen laſſen, den ihm ſeine Miſtbuben, geweſene Rechtspraktikanten, welche böſe Händel aufſtöberten, aufleſen müſſen, labet ſie mit feurigem Waſſer, welches die Roſſe aus Langeweile vor den Wirthshäuſern von ſich ließen und welches die Wirthe, welche Fuhrleute muthwillig lecken oder ſäumen, ſammeln und kredenzen müſſen. Nun giebt es aber Zeiten, wenn der Bauteufel ſo recht abſonderlich in ihm ſpukt, hauptſächlich ſeit er auch Eiſenbahnen haben will von einem Schwefelkeſſel zum andern nicht bloß, ſondern von jeder ſchlechten Kneipe bis zum Thor der Hölle, wo ihm die Roſſe fehlen. Gar zu Viele muß er an einen Wagen ſpannen, denn gar zu matt und ſchwach kriegt er die Fuhrleute, Kutſcher ꝛc. entweder verſoffen oder waſſerſüchtig oder auszehrend, faſt ohne die kleinſte Kraft. Da muß er extra aus um Zuwachs, muß um junge Fuhrleute aus, muß ihnen den Tod beizen, daß ſie ihm nicht ſo ausgemergelt, ſondern raſch in voller Kraft zufallen, macht ſie trunken oder ſchläfrig oder zornig, daß ſie von den Pferden fallen, unter die Wagen kommen und jämmerlich und plötzlich ſterben.

Einmal war's, daß er eine große Brücke bauen wollte von einem hölliſchen Pfuhl zu einem andern hölliſchen Pfuhl, aber tüchtige Deichſelroſſe fehlten ihm. Da ſandte er ſeine Gehülfen aus, dieſe legten ſich auf die Lauer auf allen ſteilen Straßen, abſonderlich an den Markttagen, an welchen noch mancher Bauer zum Schinder wird, wenn er in der Stadt viel gelöst und noch viel dazu verſoffen hat. Er ſelbſt ging auf Bern als Weinhändler, mit Stegreifen an den Beinen und Schnäuzen im Geſicht, ſo konnte er am beſten in allen Wirthshäuſern herumſtreichen und ſich ausſuchen was er wollte:

ein Sattelroß an ſeinen Hauptwagen. Endlich beim Wildenmann ſah er einen Müllersſohn, der hatte eine gewaltige Geſtalt, Kraft für ſieben Mann, nach dieſem wäſſerte dem Teufel alsbald das Maul. Der Müller hatte ein ſchweres Fuder Korn geladen, aber vier Pferde wie Elephanten vor dem Wagen und war nichts weniger als ein Roßſchinder. Er ging mit ſeinen Roſſen um mit Manier und ſie liebten ihn auch. Hörten ſie ſeinen Schritt von weitem, ſo wieherten ſie, und kam er ihnen nahe, ſo rieben ſie ihre Köpfe an ihm ab und verſuchten mit ihm zu ſchäkern ſo gut ſie es verſtunden. Alſo hatte eigentlich der Teufel an dieſen kein Recht und keine Hoffnung, bei ordinärem Lauf der Dinge ihn zu kriegen. Aber der Teufel macht Extragelegenheiten und bei ſolchen hat er ſchon manchen in einer einzigen Stunde gefangen, welchen er lebenslang nie gekriegt hätte. Darum iſt das eben die Kunſt, aufzupaſſen und nie zu vergeſſen, daß der Teufel umhergeht wie ein brüllender Löwe und trachtet, wen er verſchlinge. Neben dem Müller ſah der Teufel ein großes Prachtmädchen ſtehn und daß daſſelbe dem Müller beſſer gefiel, als Wagen, Pferde und all das Korn auf dem Markte. Nun hat der Teufel alsbald los, wo der Griff ſei, welchen er packen muß, wenn er was machen will. Er ſtöberte einen jungen hübſchen Wirthsſohn auf, welcher in der gleichen Gegend, wo das Mädchen und der Müller wohnten, zu Hauſe war und beide kannte. Dieſer kam daher geſchwänzelt, bat das Mädchen, es möchte mit ihm fahren im ſchönen Chaischen, wo gar ein ſanft und weich Sitzen ſei, ganz anders als auf dem ſchweren Wagen, mit welchem man überdies nicht vom Fleck käme. Bei der Bellevue im Ochſenloch könne man warten, bis Benz nachkäme. Der Teufel kitzelte das Mädchen am Hochmuth, daß ihm das Fahren im hübſchen Chaischen beſſer gefiel, als auf dem ſchweren Müllerwagen, ohne viel Komplimente ſaß es auf und raſſelte auf dem leichten Fuhrwerk raſch dahin.

Benz hatte nicht viel dazu gesagt und ehe ihn der Teufel stieß und stüpfte, nicht viel dabei gedacht.

Aber alsbald blies auch ihn der Teufel an, im Kopfe begann es ihm zu gramseln, als ob eine Kolonne großer Ameisen eingezogen sei. Er sah es bei dem Wirthssohne allein im Chaischen sitzen, gedachte an die vielen Wälder, durch welche der Weg führte, an den Vorsprung, welchen sie hatten, an die lange, lange Gelegenheit zum Reden, zum Schmeicheln, zum Verläumden, zum Abspenstigmachen u. s. w. Da kam eine Angst, eine Hast über ihn, als ob er ein heißes Fieber hätte, die Hände zitterten ihm, wie ein Bach lief der Schweiß über ihn nieder, kaum kennte er anspannen. So hatte er die Rosse noch nie an den Köpfen herumgerissen, noch nie so lange gehabt, bis jeder Zaum auf rechte Weise saß. Er vergaß das Trinkgeld dem Stallknecht zu geben, riß einem Seeländer sein unsauber Wägelchen in Stücke und konnte kaum sich halten, mit dem schweren Fruchtwagen im Galopp über das Pflaster dahin zu rasseln. Wie aber jedes Fieber wächst bis zur Krisis, so brannte seine Ungeduld immer heißer, draußen ließ er die munteren Rosse traben, sie thaten es freudig, warfen hoch aus, thaten üppig mit ihrer Kraft, machten ihren Meister noch wilder, heftig knallte er mit der Peitsche, und je wilder es ging, desto wilder knallte die Peitsche. Als Rosse von guter Zucht wollten sie vernünftig thun, wie gewohnt halten und Schritt gehen bergauf und bergab, aber Benz hatte die Zügel seines Verstandes fallen lassen, wollte jagen bergab, bergauf. Daß die Rosse dampften wie ein Dampfkessel, die Knie schunden, sah er nicht. Der Teufel saß hinten auf dem Wagen, paßte den rechten Augenblick ab, den Rossen hinter die Ohren zu kriechen. Rosse haben Aehnlichkeit mit Menschen. Edle Rosse, unentweiht durch die Hände eines Mordiofuhrmanns, leisten vernünftigen Herren in Augenblicken der Noth das Unmögliche, gehen in ihrer Rettung unter, aber gegen ungewohnte, unvernünftige Behandlung sträubt sich jedes

Haar an ihnen. Hätten Benzens Roſſe den Verſtand gehabt, ihren Herrn zu faſſen, zu begreifen, daß er ſeinem Mädchen nach wolle, ſie wären für ihn in den Tod gelaufen, aber das wußten ſie nicht, ſie wurden unwirſch, der Teufel hatte leichte Arbeit. Sie ſtanden ſtille, wenn Benz peitſchte, gingen zurück, wenn er an den Zügeln riß, warfen aus, ſchlugen aus. Wilder ward Benz, wilder die Roſſe, Benz und Roſſe wütheten. Da ward Benz von einem Schlage des Vorderroſſes getroffen, fluchend fiel er nieder, dem Fluchenden zermalmte der nachrollende Wagen den Kopf. Da ergriff ihn raſch der Teufel und fuhr mit ihm zur Hölle. Benz ſah ſein ſchönes Mädchen nimmer wieder, mußte Steine fahren in der Hölle als des Teufels Deichſelroß.

Um Benz war großes Leid auf der Erde bei Menſchen und Vieh und ſein Mädchen weinte ſich die Augen aus. Darum war auch Erbarmen noch für Benz. Es ward ihm verheißen, wenn er einmal ſo einen rechten Hund von Pferdeſchinder, einen Mordiofuhrmann, bekehren könne, daß derſelbe ſeine Pferde nie mehr ſchinde, ſeine Seele nie dem Teufel übergebe, gegen Menſchen und Vieh niemals mehr ärger als ein Vieh ſei, ſo ſolle Benz von der feurigen Deichſel los werden und zu ſeinem Elſi kommen. Die heiligen Nächte ſind ſein, da wird er losgelaſſen von ſeinem Wagen und kann das Bekehren verſuchen, wo er will und an wem er will. Aber ein ſchwer Ding muß das ſein, denn bis jetzt iſt er noch nicht erlöst, muß immer ans Bekehren hin, aber was richtet man aus mit einem verſoffenen Fuhrmann! Doch ſollten ſie gewarnt ſein und wenn nicht mit dem armen Benz, ſo doch mit ſich ſelbſt Erbarmen haben, denn hinter welchem Benz umſonſt geweſen, hinter dieſen kommt kurz darauf der Teufel ſelbſt, dreht ihm den Hals um und um, und fertig iſt's mit der Bekehrung. Meiner Großmutter Stiefbaſe weiß mehr als hundert Geſchichten, wie Benz ſeine Erlöſung verſucht, und wie der Teufel den Halsſtarrigen und Verſtockten den Hals umgedreht hat.

So erzählte der hübsche Burſche.

Solche Geſchichten hört man andächtig, beſonders wenn Mitternacht nahe iſt. Alle ſahen auf den langen Daniel, und dieſer war ganz weiß geworden und wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirne. Still und ſcheu entfernten ſich die Gäſte. Wie wild und hart die Herzen ſein mögen, wenige werden ſein, welche nach eine ſolchen Geſchichte in einer heiligen Nacht, wenn ſie gegen Mitternacht nach Hauſe gehen ſollen, nicht ſchlottern um's Herz herum.

Als Alle fort waren, ſagte der lange Daniel zum Stallknecht: Du Joſeph, kann ich nicht bei dir ſchlafen, alleine darf ich wahrlich nicht. Ehedem hätte er nicht wahrlich geſagt, ſondern: der Teufel ſolle ihn nehmen. Der Stallknecht willigte von ganzem Herzen ein, denn ſehr unheimlich war es ihm um's Herz, ſeitdem er vernommen, daß der Teufel ſo nahe ſei und ſo handlich. Möglich, daß ihn auf dem Herzen geſtohlener Hafer ſchwer drückte, oder daß er dachte, der Teufel könnte ſich eigentlich an Mordioſtallknechte ſo gut machen als an Mordioſuhrleute. Ach, und der Dritte im Bunde wäre gerne unſer Schneiderlein geweſen, aber Joſeph, der Stallknecht, wies ihn barſch weiter. Für kein Geld hätte er in dieſer Nacht bei einem Schneider geſchlafen von wegen deſſen Verwandtſchaft. Der arme Teufel mußte weiter, mußte Spießruthen laufen zwiſchen den langen langen Zäunen hindurch, wo jeder Zaunſtecken Hörner zu haben und der Teufel ſelbſt zu ſein ſchien.

Am folgenden Morgen war es längſt Tag, als der Stallknecht und der lange Daniel ſich zeigten, beide ungeheuer zahm und freundlich. Daniel weinte faſt, daß er an einem heiligen Sonntag auf der Straße ſein müſſe, dieweil man ihn erwarte und er die Kundſame nicht verlieren dürfe. Aber er hoffe, das rechne der Teufel nicht ihm an, ſondern den Herren, dieweil dieſe mehr Verſtand haben ſollten und es ja heiße, daß die, welche den Verſtand hätten und ihn nicht

brauchten, mit doppelten Streichen gezüchtigt werden sollten. Doch ehe die Predigt aus sei und die Leute vom heiligen Abendmahl kämen, fahre er nicht, er sei kein Hund nicht und wisse jetzt, daß er eine Seele habe, so redete Daniel. Er bat den Stallknecht, die Rosse recht zu füttern, besser sei es für beide, wenn sie nicht Hafer auf das Gewissen lüden, solcher Hafer brenne heißer, als brennender Schwamm unter der Pferde Schwanz. Als er frühstückte, stellte er Butter und Käse bei Seite und meinte, bloßes Brod sei genug, mancher Vornehme habe es nicht besser, und Frau und Kinder wären oft froh, wenn sie nur Brod hätten.

Mareili, das Stubenmädchen, machte erst ein spöttisch Gesicht und hatte allerlei Anzügliches in Bereitschaft für den zahmen, langen Daniel. Aber erst betete derselbe lange, daß ihm fast der Kaffee kalt wurde, darein durfte es doch nicht reden, und als es nach geschlossenem Gebete einiges fliegen lassen wollte, sagte der lange Daniel weichmüthig: O Mädchen, bedenke zu rechter Zeit, was zu deinem Frieden dient. Heute ist's heilig für dich und mich, und lieber noch als alte Fuhrleute sind dem Teufel junge Mädchen, die holt er wohl nicht mit der Peitsche, aber mit Küssen und Flattiren. Da ward das Mädchen roth, verschluckte die Rede und drehte rasch der Küche sich zu.

Als er glaubte, die heilige Handlung sei beendigt, zäumte Daniel auf, nahm den Rest des Brodes mit für seine mageren Rößlein, redete mit ihnen so zärtlich, wie es einem halbhundertjährigen Fuhrmann möglich ist, führte sie mit einer Sorgfalt an den Wagen, als ob sie Prinzessinnen wären und zwar von den feinsten.

Hü, in Gottes Namen, sagte der lange Daniel, als er abfahren wollte, so leise und sanft, daß die Pferde es gar nicht verstunden, der Stallknecht nachhelfen mußte, aber auch lieblich und manierlich, daß Mareili fast das Lachen ankam und es doch nicht lachte, da es an den Teufel und das Flattiren und Küssen denken mußte.

Endlich fuhr Daniel ab und fährt noch immer, und der Teufel drehte ihm den Hals nicht um, aber Daniel war auch kein Mordiofuhrmann mehr, reſpektirte das Vieh, dachte an Weib und Kinder, an ſeine Seele, an Gott, heiligte, was als heilig den Menſchen gegeben iſt. Darum hatte der Teufel keine Macht über ihn, und dabei wurden ſeine Roſſe fetter, er kam alle Tage in beſſern Verdienſt und wurde äſtimirter vor den Menſchen. Mareili aber, als es den jungen Burſchen, welcher die Geſchichte erzählt hatte, heirathete, ſoll in den Ehekontrakt haben thun laſſen, daß derſelbe nie gegen ihn's den Teufel mache. Er ſtellte dagegen die Bedingung, daß Mareili Gott ehre, nie vergeſſe, daß zu Weihnachten auch den Stubenmädchen der Heiland geboren worden ſei, dann habe es keinen Teufel zu fürchten, weder einen verkappten noch den wirklichen.

Der Besuch.

Diese Erzählung erschien zuerst in den „Alpenrosen“ Jahrgang 1854.

Sommer war's, nach dem Heuet ungefähr, denn die Wieſen waren friſch gemäht und im Felde ſtund noch das Korn. Gegen Abend ging's, aber noch brannte die Sonne heiß und dunkle Wolken ſtocketen am Himmel. Da ſaß auf einem Abweisſteine an einer ſtaubichten Landſtraße ein junges Weib, hatte ein Kind an der Bruſt und ein Kinderwägelchen ſtund vor ihm. Es war offenbar kein arm Weib, denn im Wägelchen war ſchönes reines Bettzeug und es ſelbſt trug ländliche Tracht, zwar nicht hoffährtige, aber reiche, und doch ſchien es unglücklich, denn ſo munter als der Bube auf ſeinem Schooſe ſog, eben ſo ſtark weinte es gar bitterlich. Als der Junge endlich ſeinen Durſt geſtillt, wiſchte es ſo gut es ging die Thränen ab, packte ihn ſorgfältig ins Wägelchen und zog fürbas, aber mühſam, offenbar ermatteten Schrittes. Das war eine junge Bauernfrau, die Frau des Sohnes des Tanzbodenbauers, welche heim wollte zum Beſuch über den Sonntag, denn es war Samſtags Nachmittag. Stüdeli war da aus den Dörfern herauf, wie man im Emmenthal zu ſagen pflegt, hatte auf dem Tanzboden ſich eingemannet. Der Tanzboden iſt dem Weibervolk ſonſt ein ſehr beliebter Aufenthaltsort, wie bekannt, und dieſer Tanzboden, von dem hier die Rede iſt, noch dazu ein recht ſchöner Hof und der Bauer nicht ver-

ſchuldet und doch Stüdeli da oben nicht wohl, denn das Heimweh wollte ihn's nicht los laſſen. Wenn ſchon nicht die Worte, ſo doch die Töne klangen ihm immer und immer im Herzen: Herz my's Herz, warum ſo trurig und was ſoll das Ach und Weh? 'Siſt ſo ſchön i frömde Lande, Herz my's Herz, was fehlt der meh? Was mer fehlt? Es fehlt mer Alles, bi ſo gar verlaſſe hie, möcht zum Aetti, möcht zum Müetti, ha nit Luſt und ha nit Friede, bis ih i mym Dörfli bi.

Nun im fremden Lande war das Fraueli noch lange nicht. Der Tanzboden war kaum vier Stunden von Straudachigen, wo Stüdeli daheim geweſen, entfernt, und doch ſchien es ihm, es ſei auch ſo, wie es im gleichen Liede heißt: Es iſt wohl ſchön i frömde Lande, doch zur Heimeth wird es nie! Dieſes Weh nach einer Heimath, die nicht vier Stunden weit entfernt liegt, findet man oft im Schweizerland. Ja es giebt Bauern, denen es nicht wohl wird, bis ſie wieder auf den Hof, in das Haus, in welchem ſie geboren wurden, eingezogen. Drei Stunden ſind eine große Weite im Schweizerlande; wo innige Liebe iſt, ſind hundert Ellen eine grauſame Weite.

Stüdeli war auf den Tanzboden gekommen, es wußte kaum wie, faſt wider Willen. Stüdeli hatte auch ein Meitſchi Herz, flinke Buben gefielen ihm wohl. Einen Curs in der ſpekulativen Philoſophie hatte es nicht durchgemacht, es war noch viel zu jung, um was dran zu begreifen. Es fragte nicht nach Geld und Sachen, die Luſtigſten waren ihm die Liebſten, eines Geißenhändlers Bub war der Allerluſtigſte, der war ihm auch der Allerliebſte. Nit eben ſo, was man ſagt, im Ernſte; von Heirathen war keine Rede, aber der Tüfel ſei immer ein Schelm geweſen und werd noch immer einer ſein, dachten die Alten; ungeſinnet könnt's fehlen. Da kam einmal eine Bettlerfrau, es war im Winter, und fragte: ob ſie nicht hinein kommen und ſich wärmen dürfe. Dieſes ſchlägt man in der Regel nicht ab; ſo eine weiß was zu erzählen und

gerade die war eine der Rechten. Hauptſächlich drehte ſich ihre Rede um den Tanzboden herum und ſie vergaß dabei Peter nicht, den Sohn. „Das wäre Einer für dich,“ ſagte ſie zu Stüdeli, „werchbar, huslig, hübſch, frein wäre er, kurz alles, was einem Burſchen wohl anſteht und Meitſchene ſonſt anſtändig iſt.“ Stüdeli verlachte dieſe Reden, aber der Mutter gingen ſie in die Ohren. Das ſchickte ſich, wenn die zuſammen zu bringen wären, dachte ſie. Das Meitſchi ſei ihr nicht erleidet, aber man wäre doch dann Kummers los.

Als die Bettlerin endlich ging, ging die Mutter ihr nach und ſie korbten die Sache zuſammen ſo gut, daß es allerdings einen Käs gab, wie man zu ſagen pflegt. Stüdeli wehrte ſich nicht auf Leben und Tod; die Bäurin ſtak ihm doch noch tiefer im Kopf als des Geißenhändlers Bub, und da Geißenhändlers Buben wohl ſelten zu Bauern werden, ſo zog der Bauernſohn vor. Uebrigens war Peter, wenn auch nicht der Luſtigſte, ſo doch kein übler Burſche, hatte geſunden Verſtand, einen tüchtigen Körper. Am meiſten war es Stüdeli zuwider, daß es ſo weit vom Müetti weg mußte und dazu noch in's Emmenthal hinauf, in die wüſten ſchwarzen Berge hin. Daß es ſo hell und heiter im Emmenthal iſt wie irgend wo, ſieht man ihm freilich von ferne nicht an. Des Geißenhändlers Bub that anfangs wüſt, erſt redete er von Erſchießen, dann von z'Krieggehen und endlich machte er es wie die meiſten in ähnlichen Fällen, er nahm eine Andere. Stüdeli war recht hell auf als Braut, freute ſich ſogar auf die Hochzeit wie die Andern auch, wenn ſie es zuweilen auch nicht erzeigen wollen, und blieb als junge Frau noch einige Zeit recht wohlgemuth daheim. Da begehrten aber die Schwiegereltern ernſtlich, daß es zu ihnen käme. „Es ſei ja dumm,“ ſagten ſie, „und die Leute würden ihnen wenig darauf halten, wenn ſie eine Schwiegertochter hätten und ſtatt dieſe in's Haus zu nehmen, einer fremden Frau den Lohn gäben für ihre Sache zu machen. Daneben verlauf d'r Zung eine Zeit,

es ſei nicht zu ſagen, und wenn man ſchon die Zeit nicht achten wollte, ſo ſei dann erſt noch von den Schuhen zu reden."

Stüdeli mußte alſo von den Dörfern hinauf auf die Höfe und trug das Bewußtſein in ſich, es habe eine Art von Mißheirath gemacht, weil man in den Dörfern gebildeter ſei, den Comment des Lebens viel beſſer kenne als da oben in der Wildniß. Es hatte eine Sekundarſchule beſucht, konnte franzöſiſch ſchreiben, d. h. franzöſiſche Buchſtaben machen, ſagte „Merci bien," hatte eine Arbeitsſchule beſucht, konnte Pantoffel ſticken und Hoſenträger. In ſeinem Dorfe gehörte Stüdeli unter die Gebildetſten, es hatte ſogar „Martin, das Findelkind" geleſen und vom ewigen Juden gehört. Indeſſen hatte ihm dieſes durchaus nicht geſchadet, es hatte die glückliche Gabe ſo zu leſen, daß es grauſam kurzi Zyti hatte darob, ſo ſagte es wenigſtens, ob es eigentlich ſo war, können wir wirklich nicht ſagen, jedenfalls ſo, daß dieſe Bücher ihm durchaus nicht ſchadeten. Wir wiſſen nicht, ſollen wir ſagen, weil es ſie nicht begriff oder weil es unter die Reinen gehörte, denen alles rein iſt. Es iſt mit dem Leſen eine eigene Sache, es geht mehr Leuten als man glaubt ſo glatt über die Haut weg wie Waſſer, macht nicht den mindeſten Eindruck, hinterläßt nicht die geringſte Spur.

Dagegen betrachtet man in den Bergen und auf den Höfen die Dörfer als einen gemeinern, roheren Schlag von Menſchen, ungefähr wie in London die Bewohner der vornehmen Quartiere die Leute in der City oder in Bern die Leute in der Junkerngaſſe die hinter den Spychern. Anſpruchsvoll iſt man alſo in beiden Lagern, aber das iſt wahr, daß der Stolz der Dörfer weit plumper, beleidigender hervortrittet als der der Höfer. Wenn man ſich zu Heirathen herbeiläßt, ſo betrachtet man es nur als eine Art von Herablaſſung, zu welcher man nur beſtimmt wird durch eigenthümliche, perſönliche Zuneigung, welche aber ſelten ſich findet, oder durch Geld. Beides war mehr oder weniger hier der Fall. Stüdeli bekam

einmal ein ſehr ſchön Stück ſGeld, und nachdem einmal die Bettlerfrau die beiden zuſammengebracht, gefiel Stüdeli Peter abſonderlich wohl, und Stüdelis Mutter war aus bekannten Gründen ſo holdſelig gegen den etwas ſchüchternen Peter, ſo heldſelig, wie er es nie erlebt hatte, ſo daß man faſt ſagen könnte, eigentlich ſei die Mutter die Leimruthe geweſen, an welcher der Vogel hängen blieb. Dieſes ſoll übrigens ein Fall ſein, der ſich nicht ſelten ereignet. Stüdeli ging ungern auf den Tanzboden hinauf, aus der Heimath in die Fremde, welche weit, weit, mehr als drei Stunden weit von der Heimath lag, daß es faſt nicht zu erleben war.

Und fremd kam es Stüdeli da oben vor, alles ſchien ihm anders, auch die Menſchen, es konnte ſich gar nicht auf ſie verſtehn. Sie waren ſchweigſamer, redeten leiſer, brauchten den a mehr als den o, ſagten ja ſtatt ſo, o ſtatt au, fluchten ſelten, und wenn ein Tadel kam, ſo war er ſo gedreht, daß es nicht wußte, was es daraus machen ſollte, ob es gehauen oder geſtochen ſei. Doch fiel ſehr ſelten einer, den es auf ſich beziehen konnte. Es war ihm anfangs himmelangſt, es ſei unter Stündeler oder Pietiſten gerathen, indeſſen ſah es ſeine Täuſchung bald ein. Es waren rechtſchaffene Chriſten, aber frömmer zu ſcheinen als andere, davon war in ihrem ganzen Weſen keine Spur. Sie arbeiteten immer ſo fleißig als in den Dörfern, aber es ſchien ihm, als machten ſie ſich viel unnöthige Mühe mit allzu exaktem Arbeiten und Aufräumen. Es mußte immer alles an ſeinen beſtimmten Platz, wenn man es ſchon am andern Morgen wieder brauchte, und um's Haus herum war es immer, als ob es Sonntag ſei, da war nichts von Gräbel ſichtbar, es ward ihm ganz unheimelig dabei. Aber auch es war den Leuten dort fremd, die Sprache ſchon dünkte ſie gar grob und hie und da entrann Stüdeli ein „Donner," was allemal einen Eindruck hervorbrachte, als hätte es wirklich gedonnert. Stüdeli ſah hie und da etwas ſchmuzig aus, beſonders an Hemd und Händen, daß man es

eher für eine Jumpfere angeſehen hätte, als für die Sohnsfrau, das hatten ſie ſehr ungern. Es machte ſich mit dem Geſinde wohl gemein, ſchien faſt lieber bei demſelben zu ſein, als bei ihnen. Und einmal klagte es ſogar einer Magd und wollte von ihr wiſſen, was ſeine Schwiegereltern gegen ihn's hätten. Es thue doch, was es könne und doch ſei es ihnen nicht recht, es könne nicht darüber kommen, warum nicht. - Nit daß ſie ihn's plagten oder ihm böſe Worte geben thäten, aber es merke wohl, wie ſie es auf dem Strich hätten. Da ſagte ihm einmal die Großmutter, ſie müſſe ihm was ſagen, aber ungern ſolle es es doch ja nicht haben: Wenn es was zu klagen habe, ſolle es es ihnen ſagen und nicht den Jumpfern, das ſei bei ihnen nicht der Brauch, daß man in ſolche Sachen die Dienſten hineinziehe. Sie wüßten wohl, daß es Orte gebe, wo man das pflege, aber ſie könne nicht glauben, daß es da gut gehe. Darneben ſei es ihnen ja anſtändig, und wenn ſie einmal an einander gewohnt ſeien, werde es ganz gut gehen. Aber anfangs müſſe man mit einander Geduld haben das ſei überall ſo, wenn es gut kommen ſolle, und thue man das nicht, nun dann müſſe man es haben, wie man ſelbſten es mache. Mein Gott, wie ging dieſe Rede übel und was Stüdeli alles darin fand! Es war, als ob man mit einer eiſernen Eichte ihm über's Herz gefahren wäre, und ein alter Pfarrer, der hundert Predigten über das Wörtlein „Und" gehalten, war ſicher nur ein Tropf gegen Stüdeli, das in der kurzen Rede ganze Fuder von böſen Worten und Trümpfen fand; mehr als drei Tage hatte es rothe Augen.

Alſo niemanden klagen ſollte es, niemanden ſagen, was ihm das Herz abdrücken wolle, ſo alleine alles ertragen und verworgen? Ach es war ſehr elend, das arme Stüdeli! Es giebt zwei Mittel im weiblichen Leben, welche die Weiber munter und friſch erhalten, die ſind Kaffee und Klagen. Hat ein Weib Kaffee und kann es klagen, beides nach Herzensluſt, dann iſt es glücklich, ſchwimmt oben auf; hat es nur

das eine oder das andere, ſo geht's wohl, aber kümmerlich und gedrückt; fehlen beide, ja dann fehlt's wirklich, dann iſt es Zeit zu ſagen: O ihr Hügel ſtürzt über mir zuſammen und ihr Berge decket mich! Nun Kaffee hatte Stüdeli, aber klagen ſollte es nicht und hatte ſoviel auf dem Herzen! An's Heimgehen dachte es ſo oft, keine Nacht verging, daß es nicht ſeufzte: O wenn ich doch bei der Mutter wäre, ach nur eine Stunde! Aber die Mutter war drei Stunden weit, man denke! Und beim Abſchied hatte ſie ihm geſagt: „Heim komme mir dann nicht ſo bald! Droben würden ſie es ungern haben und hier dich auslachen, weil du nicht länger es habeſt aushalten mögen.“ Das war Stüdeli tief in das etwas empfindliche Herz gegangen, und wenn die Mutter es machen könne ohne ihn's und ihn's nicht ſobald als möglich zu ſehen wünſche, he nun ſo de, ſo werde es es auch machen können ohne ſie, hatte es anfangs gedacht. Aber nachgerade war den Worten der Mutter die verletzende Schärfe entwichen und es rechnete, die Zeit werde längſt um ſein, wo ein Beſuch daheim übel genommen oder beſpöttelt werden könne.

Da traten andere Umſtände ein, wo reiſen und beſonders ſo weit ein bedenklich Ding iſt. Die Füße ſind in einer Verfaſſung, wo engere Lederſchuhe das Fußgehen verleiden und Fahren iſt eine gefährliche Sache. Und das mußte es ſagen, es hatte bei weitem nicht mehr ſo viel Urſache zur Unzufriedenheit wie früher, man brauchte in ſeinen Umſtänden viel Verſtand gegen ihn's, und, was die Hauptſache war, es gewöhnte ſich, ohne daß es es merkte, alle Tage mehr an Sprache und Lebweſen da oben. Darauf war ein munterer Junge auf die Welt gekommen; nun, dachte Stüdeli, wenn es zu machen iſt, daß ich mit der Mutter reden kann, ſo muß ſie ihm Gotte ſein. Peter, der Mann, meinte zwar, weil es ein Bube ſei, wäre es paſſender, wenn der Schwäher Götti wäre. Es werde nicht ſo lange gehen, ſo könnte es ein Mädchen geben, da könnte die Schwiegere Gotte ſein. Allein

Stüdeli ſagte, er ſei ein wüſter Mann, vo ſelligem z'rede, und es erzwängte es, von ſeiner Schwäherin unterſtützt, die behauptete, in ſolchen Dingen müßte man den Weibern ihren Willen laſſen. Die Mutter kam und wurde vom ganzen Tanzboden-Perſonal ſehr zuvorkommend empfangen, ſo daß es ihr da oben ausnehmend gefiel und ſie der Tochter nicht genug ſagen konnte, wie gut ſie es habe und wie ſie dem lieben Gott nicht genug danken könnte, daß er es ſo gut mit ihr gemeint und ihr dieſen Platz da oben geordnet habe. B'ſunderbar anſtändige und manierliche Leute ſeien da. Man merke denen gar nicht an, daß ſie ſo neben aus wohnten, in einer ſo groben Welt. Und Sachen genug ſeien da, man müſſe ſich recht verwundern, nicht in vielen Häuſern da unten ſehe es ſo aus. Das kam dem guten Stüdeli ſehr über's Herz, machte es faſt elend. Alſo auch die Mutter, der es ganze Krätten voll zu klagen gehabt, hielt es nicht mit ihm, war auf der Seite der Andern! Die Welt kam ihm vor wie ein grauſicher Schlund und in demſelben es die allein fühlende Bruſt. Stüdeli hatte auch den Wahlſpruch: Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich! Es iſt nicht bald ein chriſtliches Wort, das die Menſchen, abſonderlich die Weiber, ſo zu dem ihrigen machen, wie dieſes Wort. Leider fehlt da aber immer Eines, ſie ſind nicht Chriſtus, dem ein ſolch Wort ziemte, er war die Wahrheit; wer unter den Menſchen, beſonders den Weibern, iſt die abſolute Wahrheit, auf deren Seite man ſtehen muß? Da klagt ſo manches Weib unter Heulen und Zähneklappern: „Ach, er hets nie mit mer, er iſt e Wüſte!“ Das gute Weibchen meint, es habe abſolut recht in allen Dingen und unbedingt und ungeprüft müſſe das Mannli B ſagen, wo es A geſagt. Ja das iſt ein ſchwer Ding und begreiflich bringt es nicht jeder Mann über's Herz, denn da läuft kein Weib ohne Brille in der Welt herum, und dieſelben ſind bunt gefärbt, oft anders, oft das eine Glas grün, das andere roth. Und da immer recht geben unbedingt,

ohne Einrede, — denn jede Einrede, von Widerſpruch wollen wir gar nicht reden, wird als Zeugniß von Feindſchaft, wenigſtens als ein Mangel an Liebe und Vertrauen aufgenommen, — ſelb-iſt eine harte Sache. Die Weiber haben wirklich die auffallendſte Aehnlichkeit mit den politiſchen Despoten, die jede andere Meinung verdammen, die unbedeutende Schattirungen in den Anſichten als Vaterlandsverrath verſchreien.

Es ſchickte ſich jedoch Stüdeli nicht die Mutter zu verſchreien, aber ihr Betragen that ihm im Herzen weh; faſt habe es keinen Menſchen mehr auf Erden, der es gut mit ihm meine, wenn es doch nur ſterben könnte. Nun, ſo Ernſt mit dem Sterben war's ihm denn doch nicht. Der Menſch redet gar unbeſonnene Dinge, und es wäre niemand erſchrokkener als er, wenn der liebe Gott aus allem Ernſt machen wollte. Ja es kommt uns alle Tage wohl, iſt der liebe Gott witziger als wir. Stüdeli hatte gar ein hübſches und liebes Bubeli, wenn es hätte von dem weg ſollen, es hätte doch was abgeſetzt und die Augen wären ihm aufgegangen, wie unendlich ſchöner es auf dem Tanzboden ſei als unten im ſchwarzen, kalten Grabe. Aber eben der liebe Gott war witziger als es, er ſtellte es nicht auf die Probe. Er wußte, daß auch ohne dieſelbe es ihm auf dem Tanzboden immer beſſer gefallen werde, je mehr es ſich daran gewöhne. So geſchah es auch und dazu trug die Mutter viel bei, weil ſie ſo wüſt gegen ihn's geweſen und mit den Andern es gehalten hatte.

Selbes Jahr war ein ſchöner Heuet, und wenn ſchön Wetter iſt, geht alles ring, die angeſtrengteſten Arbeiten werden mit Luſt und Jubel abgethan. Stüdeli war ein ſehr werchbar Menſch, wie man zu ſagen pflegt, und viel lieber bei der harten Arbeit draußen, als bei der leichtern Hausarbeit. Es wurde auch deswegen ſehr gerühmt und darauf hielt es etwas. Die Schwiegermutter ſagte öfter: „Dä halb Tag bleib du daheim, kannſt im Garten was machen, drau-

ßen biſt du nicht nöthig, ſind Leute genug draußen, machen einander faſt Plätzen ab, aber der Vater will es ſo haben. Er ſagt, wenn die Leute begehren zu verdienen, ſolle man ihnen Arbeit geben, was ſollten ſie ſonſt?" Stüdeli ließ ſich ſelten bereden, und wenn es der Hausgeſchäfte wegen nicht gleich mit ausmarſchiren konnte, ſo marſchirte es deſto geſchwinder nach. Einmal ging es ihm auch ſo; die Landwehr war ſchon lange am Heukehren, als es hinter einem Haſelhaag her kam, ohne daß ſie es ſahen. Als es eben zu ihnen ſtoßen wollte, hörte es jemand ſagen: Es ſchynt, üſi Birlig-Stüdle well hüt am Schatte blybe, und ohne weiter was zu denken, trat es durch den Haag. Erſt als ſeine Erſcheinung offenbar einen Eindruck machte, Alles ſchwieg, um ſo eifriger die Hände gerührt, ſeltſame Blicke ſich zugeworfen wurden, fielen ihm die Worte auf und ob ſie wohl ihm gegolten. Sobald es mit einer ihm zugethanenen Magd ein vertraut Wort wechſeln konnte, frug es, warum es ſie heute ſo erſchreckt und was da geſagt worden. Lange wollte das Jungfräuli nicht mit der Sprache heraus, endlich nach vielen Vorreden, es ſolle es doch recht nicht an ihm zürnen, es vermöge ſich deſſen durchaus nicht im Gegentheil, es habe oft gewehrt, bekannte es, es heiße hier herum das Birlig-Stüdeli, aber nicht Birlig-Stüdle, wie der Unflath da geſagt. Daneben ſei es nicht böſe gemeint, um es auszuführen, d's Gegentheil, bei allen rechten Leuten ſei es b'ſunderbar äſtimirt.

Das war ein Stich für Stüdeli, gegen den alles Bisherige bloße Flohbiſſe waren. Wer auf dem Lande geweſen, weiß, daß man zumeiſt das abgemähte Gras zwei Tage liegen laſſen muß an der Sonne, wenn es gutes Heu werden ſoll. Uebernacht rechet man es auf und ſtößt es in kleine Haufen zuſammen, damit der Thau nicht alles netze und der übernacht feucht gewordene Boden früh von der Sonne getrocknet und erwärmt werde, dann zettet man wieder. Dieſe Haufen macht man etwas größer, wenn zweifelhaft Wetter iſt, und

nennt ſolche in den Dörfern Birlig, im Emmenthal Schöchli. Als nun Stüdeli da oben von ſeinen Birligen ſprach, da horchten die Leute hoch auf, und als ſie endlich merkten, was Stüdeli darunter verſtehe, verwunderten ſie ſich ſehr und fanden im höchſten Grade lächerlich, daß man da unten ſolche Haufen Birlig ſage, es ſeien ja Schöchli, und wer das nicht wiſſe, der müſſe hinger nache der Welt daheim ſein. Da iſt noch die alte mächtige Rechtgläubigkeit zu Hauſe, wo man, ſo wie es nur einen Gott, nur eine Wahrheit giebt, auch nur einen Ausdruck für eine Sache, nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und ſeligmachende anerkennt, alle andern als dumm, lächerlich, ketzeriſch verlacht und verdammt. An ſolchen Orten betrachtet jeder ſich als der Darſteller der rechten Sitte, der rechten Sprach- und Lebensweiſe. Da giebt es noch prächtiges Selbſtbewußtſein und glückliche Selbſtgenügſamkeit, potz Habicht! Stüdeli meinte mit eben dem Recht, Birlig ſei das rechte Wort und Schöchli ſei ein lächerlich Wort für Birlige, denn das ſeien ja Birlige und nicht Schöchli, und jetzt ſolle es deswegen verlacht, verſpottet werden von Leuten, welche das Rechte nicht wüßten, und das müſſe es ſich gefallen laſſen (das Unterziehen der Minderheit unter die Mehrheit), ja ſogar einen Uebernamen davon tragen, für ſein Lebenlang Birlig-Stüdeli heißen, daß Kind und Kindeskind noch mit ihm das Geſpötte trieben!

Kurz Stüdeli wurde faſt krank darob, das alte Weh erwachte ſtärker als nie, es that recht wüſt, ſo daß es die Leute ärgerte. „Stieße es nicht immer den Kopf mit den Dienſten zuſammen, ſo hätte es ſich und ihnen den Verdruß erſparen können. Sie vermöchten ſich deſſen ja nichts, ſie hätten denſelben ihm nicht angehängt, und wenn ſie ihn verbieten wollten, ſo hülfe es nichts, ſie könnten nicht immer bei den Leuten ſein, es würde das Uebel nur ärger," wurde ihm auf ſein Aufbegehren geantwortet; faſt hätte es darob die

Uebelthaten ſeiner Mutter ganz vergeſſen; in den höchſten Nöthen bleibt denn doch die Mutter die letzte Zuflucht. „O Müetti, mys Müetti, wenn ich doch bei dir wäre, wenn du wüßteſt, wie es deinem Kinde geht, wie man es ihm macht, wohl du würdeſt anders reden, würdeſt ſagen, ob du eine Birlig-Stüdle zur Tochter haben wolleſt oder nicht! Allweg möcht es dies der Mutter klagen, möchte hören, was ſie dazu ſage. Es müſſe zu ihr, ſtellte ſich nur feſter in ihm, und je eher je lieber, wie lange man lebe, wiſſe man nicht. Es vernahm nun der Peter, es wolle nächſten Samſtag zu den Eltern. Peter meinte, das preſſire nicht ſo, gäb acht Tag früher oder ſpäter. Mit dem Heuet ſeien ſie nicht ganz fertig, er könne es nicht begleiten, die Roſſe brauche man. Das habe nichts zu ſagen, antwortete Stüdeli, es kenne den Weg alleine und für das Kind nehme es das Kindswägeli, nicht weiter als es ja ſei, gehe es ſchon. Aber am Samſtag müſſe es ſein, es hätte ein Blangen nach den Eltern, daß es ihm faſt das Herz abdrücke, länger halte es es nicht aus. Gehe es jetzt nicht, gebe es gar nichts mehr daraus, nach dem Heuet hange ein Werk am andern, und wenn's Birlig-Stüdeli ſchon nicht reden könne, zum Werche ſei es gut genug. Kurz Stüdeli that wüſt, bis Peter ſagte: „Nun, wenn du es zwängen willſt, ſo zwängs, aber nimm's nicht für ungut, wenn man dich ſo gehen läßt, wie du gehen willſt, bei uns iſt das der Brauch, daß das Nöthige vorausgeht und die Gelüſte hintennach. Häb's daher nit ungern, wenn wir bei unſerm Brauch bleiben, dir wollen wir auch nicht davor ſein, wenn dir das Heimgehen vorzieht.“ „Ja, ja Brauch über Gluſt, Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren,“ ſagte Stüdeli. „He nu ſo de!“

Am Samſtag machte es mörderlich heiß, ein Gewitter drohte auf den Abend. Deſſenungeachtet machte Stüdeli ſich z'weg und antwortete der Großmutter, welche fragte, ob es dann ſein müſſe, ein trockenes Ja. Doch brachte ihm dieſe,

als es abfahren wollte, ein Gütterli mit Milch für das Kind. Stüdeli meinte, es hätte es nicht nöthig, aber die Großmutter meinte, wohl ſo ein Ammeli ſei ſchon oft kommed geweſen, und diesmal gab doch Stüdeli nach. Um das abreiſende Stüdeli drängte ſich die Familie nicht, man ließ es ziemlich einſam abziehen. Die Meiſten waren auf dem Felde, wer da war, machte den Abſchied kurz, ſah ihm aber lange nach und in den Herzen grollte es, daß ſo etwas Unnöthiges habe gezwängt ſein müſſen. Wo es wohl d'r Brauch ſei, während einem Werch z'Dorf zu gehen? ſo was mache man zwiſchen den Werchen, wenn man ſonſt nichts zu thun habe. Die Leute würden ſchön die Naſe rümpfen, wenn ſie das Söhnisweyb auf dem Tanzboden mit dem Kinderwägeli daher fahren ſähen. Geſchlagen ſei man mit einem ſolchen Zwängkopf. Geglaubt hätten ſie, es habe gebeſſert, wie es ſcheine, wolle es wieder in's alte Geleiſe. So dachten ſie, es war keins, das nicht ſo grollte bei ſich. Aber das müſſen wir ſagen, dieſer Groll brach nicht aus, man redete gar nicht darüber, jeder verwahrte denſelben in ſich, bis er erſtickt war. Das war auch Brauch da oben und zwar ein ſchöner. Es iſt mit dieſem Groll nämlich wie mit einem Brand in verſchloſſener Kammer. Bleibt dieſelbe verſchloſſen, ſo erſtickt das Feuer oder iſt doch bald gelöſcht. Reißt Thür und Fenſter auf, ſo entwickelt ſich erſt des Feuers Macht, bald ſteht das ganze Haus in Brand.

Bei Stüdeli grollte es aber auch nicht wenig. Ihn's ſo ziehen zu laſſen! Hätte man nicht ein Pferd entbehren, ihn's durch einen Knecht können führen laſſen, wenigſtens eine Strecke weit oder durch eine Magd das Wägeli ziehen laſſen! Das ſei doch weder Bruch noch Gattig, daß man ein Söhnisweib das Kinderwägeli ziehen laſſe, wenn man vier Roſſe im Stalle habe, accurat wie ein Bettelweib und ſövli weit und ſövli heiß! Man ſieht, es hat jede Sache zwei Seiten, und je nachdem man ſie betrachtet, von dieſer oder jener, erhält ſie Farbe und Form. Je heißer es wurde von der glühenden

Sonne, deſto hitziger brannte der Groll. Sein Lebtag wollte es nie nie mehr z'friede werden, dachte es! Kein kühl Lüftchen ging; drohender ſtockte es am Himmel. Mein Gott! noch ein Wetter auf alles hinauf, dachte es. Die Wetter fürchtete es ſehr, lief ſtärker, bekam immer heißer, verlor den Athem, das Kind erwachte, fing an zu ſchreien, und Stüdeli kam's an, ihm ſchreien zu helfen, doch für einſtweilen ließ es es bei Weinen und Schluchzen bewenden. Es nahm das Kind aus dem Wägeli, ſetzte ſich auf einen Abweisſtein und ſtillete es; da fanden wir Stüdeli. Als das Kind ſatt geworden, fielen ihm die Aeugelein wiederum zu. Stüdeli packte es wieder ein, deckte ihm das Geſicht mit einem Nastuch, denn von Engländer Schleiern wußte man auf dem Tanzboden nichts, fand dabei das Ammeli oder das Milchgütterli. Stüdeli ganz vertrocknet von Hitze und Staub, ſetzte es an den Mund und trank es aus. Es iſt alles für etwas gut, dachte es, und nachdem es den Mund abgewiſcht, ſetzte es den Marſch fort. Die Milch hatte ihn's erquickt, doch nicht bis in die Füße hinab, die brannten ihn's ſchrecklich, thaten ihm ſonſt noch weh, es war matt, müde, es hatte ſich anfangs überlaufen und des Ziehens war es nicht gewohnt, und die Wolken wurden immer ſchwärzer, laufen ſollte es immer ſtärker, wenn es nicht in's Wetter kommen wollte, und es mochte immer minder; daß es Einem ſo elend werden könne auf Erden bei lebendigem Leibe, hatte es nie gedacht. Es verzichtete auf's Heimkommen, dachte an's Sterben, das könnte ihnen dann wohl ein Gewiſſen machen da oben und das möchte es ihnen wohl gönnen, denn ſie wären doch ſchuld daran. Aber das arme Bubi! Dann that es wieder einen Schritt weiter und noch einen und endlich wären es ihrer hundert und die Stunde, welche es noch nach Hauſe hatte, kurzete mit jedem Schritt, aber langſam, langſam, eine Stunde iſt eine Ewigkeit und die wird immer länger, je größer der Jammer, je enger die Schuhe werden, in denen man ſteckt.

Endlich ſah man das Dorf, endlich war die March erreicht, es ſchien, es ſollte doch noch ſein, daß es hinkomme. Es ſetzte ſich, es ſchöpfte Athem, es machte einigermaßen Toilette; d's Bubi ſchlief ſüß, ſonſt hätte es auch herhalten müſſen. Als es ſo über die Häuſer ſah, das ihrige als eins der bedeutendſten hoch ragte, da fing es plötzlich an ſich zu ſchämen und zu denken: Aber du mein Gott, was werden die Leute denken, wenn du ſo daher kommſt wie ein Bettelweib? Sie werden meinen, du ſeieſt fortgelaufen oder man hätte dich ausgejagt, die werden lachen und es dir gönnen mögen: Das geſchieht der recht, der war hier keiner recht, es hat ein Fremder ſein müſſen, einer da oben, jetzt kann ſie es erſchmöcken, was das für Leute ſind da oben. Die wird einen Schuh voll herausgenommen haben! Nun es ſollte jeder ſo gehen, der vor Schmäderfräſigi keiner recht iſt daheim herum. Jetzt fühlte es Stüdeli, was das Zwängen kann, und daß man erſt alles bedenken ſollte, ehe man etwas durchſtieret. Es hätte manchen Batzen gegeben, es ſäße auf dem Tanzboden ſtatt da, zunächſt vor ſeinem Dorfe.

Doch langes Verweilen galt nicht, hier und da fiel ſchon ein Regentropfen. Stüdeli war nicht ſo dumm, daß ihm nicht eine Ausrede einfallen ſollte. Das Roß ſei krank geworden, mit dem ſei der Mann heimgefahren und es habe ein Wägeli geliehen, weil der Bub ein gar ſchwer Tragen ſei. Nun Ausreden ſind kommod, beſonders wenn ſie geglaubt werden, aber leider iſt es nicht alleweil dumm, das hochgeehrte Publikum. Stüdeli glaubte ſich ſtich- und ſchußfeſt, fuhr kühn dem Dorfe zu, geſchwind und immer geſchwinder, ganz nach dem Takt der Regentropfen, die ebenfalls immer raſcher fielen, bis es endlich platzte da oben und Ströme, wahrſcheinlich noch aufgeſparte von der Sündfluth, hernieder praſſelten. Im Nu waren Stüdeli ſammt Bagage fletternaß, es dachte ſchon an's Ertrinken und war nicht mehr als einen halben Scheibenſchuß vom Dorfe.

Da ſah es die alte bekannte Brechhütte, wo es ſo oft ſeinen Hanf zerſchlagen, neben der Straße ſtehen mit einem Gibeldach verſehen, da die Wände nicht mehr hölzern waren, daher alle Herbſt abgebrochen werden mußten, ſondern wohl gemauert, Hitze und Kälte Trotz boten. Raſch fuhr es in die Grube, wo nothdürftig Scherm war und ſah in Aengſten nach dem Bubi, das nicht bloß noch lebte, ſondern ſogar noch ſchlief trotz Donner und Blitz. Es ſchirmte es beſtmöglichſt, aber ſorgfältig, um es nicht zu wecken. Da dunkelte es beim Eingang, Stüdeli ſah ſich kaum nach den beiden hereinſtürzenden Geſtalten um, ſorgte für's Kind, da hörte es plötzlich: Donner, biſt's oder biſt's nicht, an dich hatte ich nicht gedacht! Mit Schein iſt's dir gegangen wie mir, immer zweimal böſer ehe einmal beſſer. Erſchrocken ſah Stüdeli ſich um, die Stimme kannte es, es war des Geißenhändlers Bub und neben ihm ein weiblicher Knopf, naß wie eine Maus, daher nicht mehr ſtrub, aber die naſſen Mäuſe ſind bekanntlich noch viel ekelhafter als die ſtruben, ſo ein rechtes Daſcheli, dem man die Blätterhaftigkeit naß und trocken auf einen halben Scheibenſchuß ohne Brille anſah. An die Begegnung hatte Stüdeli nicht gedacht. Stich um Stich ging ihm durch's Herz, es verlor faſt den Athem, doch die Beſonnenheit nicht. „Wer in's gleiche Wetter kommt, wird ungefähr gleich naß, ſelb iſt ſeit langem der Brauch," ſagte Stüdeli, „d'rnebe, wenn es dir bös ging, ging's dir anders als mir, mir ging's gut, nit bös." „Habe geglaubt, weil du ſo daher kameſt wie aus einer Kanone, du ſeieſt mit dem Schelmen draus und d'Landjäger hinter dir." „Ho, es ſollte dir z'Sinn cho, daß üſer Gattig Lüt auch ſpringen, wenn ein Wetter platzt; vor den Landjägern z'ſpringen, will ich einer andern Gattig Lüte überlah." „Du haſt recht, antwortete des Geißenhändlers Bub, von den Springige wareſt nie, heſt immer ordeli g'wartet, öppe hert ſpringe het me nit müße, bis me dih ebſoge het." Da flammte die Bauerntochter in Stüdeli auf, es richtete ſich

auf und ſagte: „Vo dem wirſt öppe nit viel z'brichte wüſſe, oder heſt, ſu ſägs.“ „Aparti viel wüßt ich nicht, ſagte des Geißenhändlers Bub, aber was nicht war, konnte werden. Wo du einmal draus wareſt, da erleidete mir alles und ich hing mich an das Daſchi da, es beſaß einige Thaler und hatte einen Vater, der drei Geißen beſaß. Ich meinte, wie gut ich es gemacht, aber d's Geld iſt zum Tüfel, d'Geiße bim Schinder und 'sDaſchi iſt mer bliebe.“ Aber das Daſchi hatte auch ein Maul und zwar eins, wie man in dem Eiertätſchgeſicht nicht erwartet hatte. Das findet ſich oft beim Weibervolk, daß wenn alles fehlt, doch das Maul ausbündig iſt und allen Fürſprechern gewachſen, ſogar den dümmſten. Nun brach's los und zwar zweiſchneidig, er hieb nach dem Manne und nach Stüdeli hin, daß dieſem weh wurde, denn mit einem ſolchen Menſch wollte es nicht handgemein werden, nicht mit des Geißenhändlers Bub gemeine Sache haben. Es that als höre es das Daſchi nicht, ſagte, das Kind ſei naß geworden, es könnte ſich erkälten und wenn es ſchon noch regne, habe doch das Gewitter aufgehört, deckte das Kind noch mit ſeinem Fürtuch zu und fuhr zum Loch hinaus, ehe des Geißenhändlers Bub ihm anerbieten konnte, er wolle ihm das Wägeli ziehen.

Nun es war bald im Dorfe, aber ſeines Vaters Haus war nicht das erſte und nicht das zweite, es ging eine lange Gaſſe hinab, neben vielen Häuſern vorbei, und unter den breiten Dächern ſtund, durch das Wetter vom Felde verjagt, viel Volk, und neben dem vorbei mußte Stüdeli auch in ſeinem Aufzuge wie eine naſſe Maus. Das war ein recht Spießruthenlaufen! In die Erde hätte Stüdeli verſinken mögen. Es antwortete den grüßenden Stimmen nicht, es dachte nur an die fluthenden Gloſſen unter den breiten Dächern, und ganz athemlos fuhr es unter ſeines Vaters breites Dach, wo das ganze Volk verſammelt ſtund. Sie hatten da auch gelacht und gewitzelt, als ſie die Frau das Dorf ab kam-

men ſahen. So iſt's, fällt jemand um, wird behagelt oder beregnet, macht es Allen, die es ſehen, zuerſt gutes Blut und erſt, wenn's gar übel geht, kömmt ſehr langſam das Mitleid nach. Eigentlich ſind wir ein Lumpenvolk, wir Menſchen nämlich. Als nun aber die Frau gegen das Haus einbog, als man in ihr des Hauſes Tochter erkannte, da ſchlug man die Hände über dem Kopf zuſammen. „Aber mein Gott, mein Gott! was hat's gegeben? wo kömmſt du her?" tönte es von allen Seiten, und ganz bleich kam die Mutter aus der Küche gefahren. Als ſie das Geſchrei hörte, meinte ſie erſt, es brenne. Als ſie nun Stüdeli ſah in dem Zuſtande, bachnaß, und das ſchreiende triefende Kind; da wurde ihr Schrecken noch größer. „Herr Jeſes, mein Gott! was iſt mit dir? was bringt dich ſo?"

Stüdeli war noch keine gemachte Natur, aber die Anlagen dazu hatte es, es konnte ſich faſſen, wenn's nöthig war. Auf all das Geſchrei antwortete Stüdeli nicht mit Geſtöhne und Zähneklappern, ſondern mit lachendem Munde. Da ſei nichts, um ſo nöthlich zu thun. Im Wetter ſeien ſie naß geworden und würden bald wieder trocknen, wenn ſie einmal in die Stube kämen. Und in's Wetter ſei es gekommen, weil das Roß Bauchweh bekommen, der Mann mit demſelben heimgefahren ſei und es daher ſich verſpätet habe. Sie hätten einmal z'Dorf kommen wollen, es ſei ſchon ſo lange nicht hier geweſen, daß es ſich kaum mehr kenne. Glaubwürdiger konnte kaum was ſein, denn bekanntlich kriegen die Pferde auch Bauchweh und dann iſt es mit dem Springen aus. In ein Gewitter kommen iſt auch keine Kunſt, es begegnet gar zu vielen Leuten, und wenn es regnet, wird man naß, was kein Menſch in Zweifel ziehen wird. Kurz, die Auskunft war über alle Erörterungen erhaben, genügte vollſtändig Allen, wie es ſchien, und ohne weiteres Gerede ſchaffte man ſo ſchnell als möglich Mutter und Kind in's Haus, ſorgte dafür, daß ſie trocken wurden und das Kind beruhigt, was nicht lange ging.

Als ſie wieder in die Wohnſtube kamen, da war viel Wohlgefallen an Mutter und Kind. Stüdeli war eine ſtattliche, hübſche, junge Frau und freundlich mit den Mägden, welche ab und zu gingen, den Tiſch zu bereiten. Wo weit ihr hocke, frug die eine Stüdeli. Mit wie mängem redſt? frug daſſelbe. He, war die Antwort, ume mit eim, aber es wott ſih mr neue nit angers ſchicke. Su machs z'ſchicke, ſuſt reden ih keis Wort mit dir meh. Selb wär mr nit aſtändig, da wirde ih wohl müße, antwortete die Magd, ganz ſelig im Herzen über ſolche Niederträchtigkeit und Gemeinheit, wie ſie es nannte. E ſelligi werd me nit bald atreffe, die ſo gar nit hochmüthig ſei, ſagte ſie draußen in der Küche. Aber noch mehr erfreute das Kind, ſo hübſch, ſo ſchön und ſelligi Kruſelhaar, accurat wie es Engeli. Es flog von Arm zu Arm und wurde gebutelet, als ob man ihm das Herz aus dem Leibe ſchütteln wollte, und je wilder es ging, deſto mehr lächerte es den kleinen Türken. Das gebe einmal einen Rechten, war das allgemeine Urtheil. Selbſt die Knechte machten ihm auf ihre Weiſe den Hof, perſe zu Handen der Alten.

Stüdeli brachte einen recht heitern Abend in's Haus, kein Menſch hätte ihm angeſehen, wie es auf dem Tanzboden eigentlich doch ſo gleichſam draus gelaufen und welch Elend es unterwegs ausgeſtanden. Es war ſelbſt recht munter und glücklich jetzt im Trocknen. Nur eins ſaß ihm quer im Kopf, das war die Begegnung mit des Geißenhändlers Bub in der Brechhütte. Es kannte ſein Dorf, es wußte, wie prächtig in dieſem guten Boden die Geſchichten wuchſen, wie ſchnell aus einer Laus ein Elephant ſich herausbildete und wie wahrſcheinlich das Schrecklichſte aus ſeinem Daherrennen mitten im Wetter gemacht wurde. Es machte endlich bei ſich ſelbſten aus, am beſten komme es allem zuvor, wenn es den Hergang ſelbſt erzähle, ſo gleichgültig als möglich, und gar nichts daraus mache. Nicht wahr, das war nicht dumm?

Die Unbefangenheit von Stüdeli und die luſtige Art,

wie es von dem Daschi sprach vor dem Gesinde, nahmen allerdings der Sache den Stachel. Der ganze Einzug von Stüdeli war bereits auf der Trommel im ganzen Dorf, die verschiedensten Muthmaßungen wurden herumgeboten, immer so scharfsinnige, als man sie von Gelehrten hört über vorsündfluthliche Inschriften. Des Geißenhändlers Bub rührte das Kuchipulver ein und dessen Daschi streute den Pfeffer darüber und das Körblikraut. Als noch an selben Abend die Knechte vom Hause auf den gewohnten Sammelplatz kamen, wurde schon viel geschwatzt, und des Geißenhändlers Bub, der immer da war, wo er schwatzen konnte und zu schmarotzen hoffte, wärmte allerlei giftiges Zeug in's Gerede und was er gesagt und absonderlich sein Daschi, daß die Stüdle nicht mehr hätte warten dürfen, sondern mitten durch's Wetter die Flucht genommen. Der hatte aber Zeit nicht bloß zu schweigen, sondern auch sich zu streichen, wenn er nicht des Melchers Tatzen an seinem Kopfe haben wollte. Wie Ritter oder vielmehr wie die Knappen eines Ritters verfochten sie die Sache von ihres Bauern Tochter. Sie wüßten wie es sei, sagten sie, sie hätten es selbst gehört, und wer es nicht glauben wolle, dem wollten sie die Sache begreiflich machen. Das schlug den Klatsch für den Augenblick so ziemlich nieder, denn wenn die Dienstboten einmal zur Seltenheit für ihre Meisterleute gute Zeugnisse abgeben, warum sollten dieselben nicht wenigstens halb so gut geglaubt werden als die bösen, die jedenfalls immer noch etwas mehr als ganz geglaubt werden?

Stüdelis Vater hatte dasselbe viel zu fragen über die äußern Angelegenheiten des Hauses, Landbau, Viehzucht und so weiter, und hatte Freude an der Tochter, die über alles verständig Bescheid wußte. Darob wurde es ziemlich spät, daß die Mutter endlich sagte: Du wirst froh sein an die Ruh zu gehen, es ist dir z'weg gemacht in deinem alten Stübli.

Als Stüdeli zu Bette war, kam die Mutter. Wenn du nichts dagegen hast, so liege ich diese Nacht bei dir. Hätte

noch allerlei mit dir zu reden, dieſen Abend gab's es nicht und morgen wahrſcheinlich auch nicht; in einem ſolchen Hauſe iſt man nie ruhig. Stüdeli zeigte große Freude und fühlte doch eine beträchtliche Beklemmung, die es gar nicht für möglich geglaubt dieſen Nachmittag. Als es aus Egypten, aus dem Dienſthauſe zog, da war es ihm z'vorderſt, es dünkte ihn's, wenn es bei der Mutter ſein könnte, ſo hätte es ganze Fuder zum Abladen, und jetzt hätte es faſt lieber geſchwiegen. Es fürchtete, die Mutter könnte es noch auslachen. Indeſſen war das nur vorübergehend. Als ſie im Bette waren und gebetet hatten, nahm Stüdeli die Mutter um den Hals und küßte ſie gar herzlich: „O Mutterli, o Mutterli, wie lieb biſt mir, wenn ich dich doch geng by mr hätt!“ ſagte es. Die Mutter erwiederte dieſe Zärtlichkeiten, dann frug ſie: „Jetzt Stüdeli, ſag mir, warum kommſt heute daher geſchoßen wie aus einem Stuck, habt ihr g'uneiſet da oben, oder was iſt?“ „O Mutter, antwortete die Tochter, du biſt doch immer die merkigſte, vor dir kann man nichts verbergen. G'uneiſet aparti nit, aber ich hatte das Herz ſo voll, daß es mich dünkte, es müſſe verſprengen, wenn ich es nicht bei dir leeren könnte.“

Nun erzählte Stüdeli ſo ziemlich aufrichtig alles, was begegnet war, und frug ſchließlich die Mutter, ob es denn das gelaſſen annehmen könnte, wenn es ſein Lebtag Birlig-Stüdle heißen müßte, ob es wohl einen wüſtern Uebernamen geben könnte auf der Welt als Birlig-Stüdle. O ja, ſagte die Mutter, noch viel wüſtere giebt es, und je böſer du darüber wirſt, und je mehr du es erzeigſt, deſto länger heißeſt du ſo und deſto weiter kömmt er herum. Da war doch wirklich nicht Urſache, daheim gegen deine Leute wüſt zu thun; warum mußten ſie es entgelten? ſie ſagten dir ja nicht ſo, hingen den Namen dir nicht an. Denk doch, wie ungern ſie haben müſſen, daß du da im Heuet ausriſſeſt, wo es jedermann in Sinn kommen mußte, es habe etwas Ungerades

gegeben; denn ſo mir nichts dir nichts führeſt du nicht im Heuet mit einem Kinderwägeli in der Welt herum. Stüdeli unterbrach die Mutter oft mit einem: du haſt recht, aber denk, aber lue, aber wenn du noch jung wäreſt! Und die Mutter ließ ſich gerne unterbrechen, um nur ſo gründlicher der Tochter Herz ausputzen und fegen zu können. Sie mahnte hauptſächlich zu Sanftmuth und Ergebung, nie in der erſten Aufregung auffallende Schritte zu thun, nie was erzwingen zu wollen, was nicht, von Gott geboten, ſein müſſe, ſich an der andern Menſchen Platz zu ſetzen und zu denken, wie ſie das aufnehmen, was ſie dabei denken müßten und wie es einen Austrag nehmen müſſe. Fortlaufen könne man wohl, aber das Heimkommen habe eine Naſe, denn der Mann, der ſeine Frau wieder hole, die bloß wegen einer Kleinigkeit fortgelaufen, der werde ſein Lebtag nie viel ſein. „Ich bin auch einmal auf dem Wege geweſen fortzulaufen," fuhr ſie fort, „ich wollte den Hühnern miſten, da kam mein Mann dazu und begehrte mit mir auf, ob ich nichts Beſſeres zu thun wiſſe, als den Hühnern zu miſten, es dünke ihn, es wären nöthigere Sachen zu thun, als den Hühnern zu miſten. Wenn das nicht gute, drehte er den Hagle noch den Hals um. Da ſchien es mir, als würde es auf einmal ganz ſchwarz um mich, das hätte afe kei Gattig, daß ich den Hühnern nicht mehr miſten ſolle, wenn die Zeit um ſei, das ſei ein unerhörter Zwang, bei dem ich nicht leben könne. Wenn er einen Funken Liebe zu mir hätte, ſo könnte er nicht ſo gegen mich ſein, lieber weg, dänne, je eher je beſſer. Damals hatten wir nur noch ein Kind, das nahm ich, legte nicht einmal andere Kleider an und lief mich außer Athem. Da mußte ich mich abſetzen um Luft zu faſſen und ſah zurück. Es ſei doch ein ſchön Haus, dachte ich, viel Sachen darin, z'werche und z'eſſe gnue, er daneben ſonſt kein Uſlath. So hing ſich ein Gedanke an den andern, ich dachte daran, was die Leute ſagen würden, wenn ſie mich in den allerſchlechteſten Kleidern, in ſchmutzigem Hemd und Fürtuch

herumlaufen ſehen würden, oder wenn er gar ausſchicken würde, mich zu ſuchen in den Bächen und an den Bäumen, wie ich das nachher doch ungern haben würde, wie ich erſt heim ſollte; ich dachte daran, ihm zu ſagen, wohin ich ginge und vor allem mich anders anzuziehen, vielleicht daß es ihm doch dann leid ſei und er mir anhalte, ich ſolle bleiben und ihm verzeihen, dann könne ich immer noch machen wie ich wolle, denn recht anhalten müſſe er mir, ſonſt ginge ich. Ja und dann? Dann holt er mich wieder. Ja und wenn nicht? was da machen? ſcheiden? Warum nit gar, ſcheiden will ich nicht, es iſt mir hier nicht erleidet. Selbſt wieder kommen wie der verlorne Sohn? war da etwas gewonnen? ja er könnte es mir mein Lebtag vorhalten und ſagen, lauf nur fort, kommſt von ſelbſt wieder. Und als ich zum Hauſe kam, machte ich ſtillſchweigend meine Arbeit, ſagte ihm erſt lange, lange nachher, was ich einmal gewollt. Und ſeither dachte ich kein einzig Mal mehr an's Fortlaufen. Vor allem aus laß Kleinigkeiten ſich nicht anſetzen, laß nichts anbrennen und bitter werden in deinem Herzen. Iſt's einmal bitter im Herzen, wird alles bitter, was drein und draus kommt, wird alles dir ein Aergerniß, was dir vor Augen kömmt und wenn es der liebe Heiland ſelbſten wäre. Da iſt dann eine Sache dabei zu ſein, daß böſer nichts iſt auf Erden, und du ſelbſt hätteſt die größte Pein. Das wäre noch ganz anders als d'Birlig-Stüdle heiße." „Ja ja, haſt recht, Mutter, ſagte Stüdeli, ſehe es jetzt wohl ein. Wenn ich aber nur der tuſig Gotteswillen wieder daheim wäre!" „Das wird keinen Kopf koſten," ſagte die Mutter, „mach nur kein ſauer Geſicht, thue als ob gar nichts Zweifpältiges vorhanden geweſen, ſo werden ſie auch ſo ſein und weder mit Mienen noch Worten was merken laſſen. Das ſind feine Leute."

So beſprachen ſich Mutter und Tochter über dieſes und Anderes, was die Leute nichts angeht, und als endlich Stüdeli einſchlief, war ein bedeutender Theil der Nacht vorüber,

aber auch Stüdeli an Weisheit bedeutend reicher geworden. Das Gewitter hatte die Luft geläutert, es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, den jedoch Stüdeli fast verschlief. So bald es flott war, nahm es sein Bubi auf den Arm und ging in den Garten den Blumen nach. Aber der Garten gefiel ihm nicht wie früher, die Wege waren gar zu eng, der Buchs nicht geschoren, ein Gnist darin, wenn man es sagen durfte, und vieles verkümmert und halb erstickt. Es fand den auf dem Tanzboden schöner, wenn es hier wohnen sollte, das müßte ihm anders werden, dachte es. Es war nicht lange alleine, eine Gespielin nach der andern kam ihn's zu grüßen, zu fragen, warum es gestern so daher gekommen wie eine Bombe, welche vom Himmel gefallen; sie hätten gemeint, d'Franzosen oder gar d'Russen seien hinter ihm her. Stüdeli hielt sich gut, gab Bescheid mit lachendem Munde, frug, wie ihnen sein Bubi gefalle, dem man es allerdings von weitem ansah, daß es nicht armer Leute Kind war. Aber der kleine Kerl war heute recht unartig, entfremdete sich vor den Töchtern des Dorfes, wollte zu keiner gehen, wendete sich unwillig der Mutter zu, wenn eine ihn nehmen wollte. Die Töchter wurden recht empfindlich. So, sagte eine wie die andere, bin ich dir nicht gut genug, du bist doch ein recht hochmüthiger Emmenthaler. Auf dem Kirchweg machten sie dann ihre Glossen auch über Stüdeli. „Das sei auch nicht mehr das Alte, sagten sie, es sei hochmüthig geworden und thue so vornehm und werde doch kaum viel Ursache dazu haben. Wenn Eine das Kinderwägeli selbst ziehen müsse, so könne man daraus abnehmen, ihr Höfli werde nicht Rosse ertragen, höchstens ein paar magere Kühli, vielleicht gar nur Geißen. Es nehme sie doch wunder, was die für ein Gesicht gemacht, als des Geißhändlers Bub zu ihr in die Brechhütte geschlossen sei und hintenher seine Blättere. Das hätte sich doch treffen müssen, daß beide gerade da zusammengekommen, schöner nützte nichts. Es könne kaum ein abgeredet Spiel gewesen sein, daneben

könne man es nicht wiſſen, für nichts und wider nicht werde doch die Frau ihnen beiden kaum wüſt geſagt haben. Die ſolle ſo bedenklich ausgekehret haben, daß das Stüdeli mitten im Wetter die Flucht genommen und daher gekommen ſei wie aus einer Kanone."

So zergliederten die Kirchenleute den Beſuch, er bildete das Tagesgeſpräch, die nouvelle du jour. Schüchtern redeten Einige dazwiſchen und gaben wieder, was Stüdeli ſelbſt erzählt und durch die Knechte in's Publikum gekommen war, aber ſie fanden ungeneigte Ohren und wagten nicht mit Energie ihre Meinung zu vertreten, ſie wollten die Gunſt des Publikums nicht auf's Spiel ſetzen. So hat es die arme Wahrheit, ihre treuen Liebhaber ſind rare Vögel, ſelten einer wagt für ſie ein Gefecht, ſobald es hitzig zu werden ſcheint, macht er ſich auf den Rückzug, geſchweige daß einer ordentlich dafür einſteht. Der Pfarrer predigte wirklich über dieſen Vorfall nicht, zog ihn nicht einmal an, aber man hätte glauben ſollen, er habe das nämliche Thema vor gehabt, denn wo die Predigt die Geſpräche unterbrochen, da ſetzten die Kirchgänger ſie nach der Predigt fort; der Predigt gedachte kein Menſch. Heute hätte, glauben wir, der Pfarrer alles Mögliche ſagen können, ſelbſt, ſie ſeien Schelmen und Spitzbuben und die Regierung beſtehe aus Räubern und Mördern, ſie hätten wenig Notiz davon genommen, allweg die Weiber nicht, er wäre kaum verklagt worden. Es werden, einige Alte ausgenommen, im Dorfe nicht Viele geweſen ſein, welche, als ſie heim kamen, den verleſenen Text anzugeben gewußt hätten.

Unterdeſſen benützte die Mutter die ſtille Zeit während der Predigt, Stüdeli ihre Pflanzplätze zu zeigen, nachher gab es ſich nicht mehr, wie ſie wohl wußte. Pflanzplätze ſind der rechten Weiber Ehrenplätze, zugleich eine Gelegenheit für Mütter, Töchtern auf den Zahn zu fühlen. Freilich war es wohl früh im Jahr und noch wenig Entwicklung da, ſondern nur die Anfänge, und bloß einige Pflanzen und das Ausſehen

des Ganzen, ob es sorgfältig oder nachläßig gearbeitet sei, ließen sich beurtheilen. Stüdeli rühmte sie recht, und doch machte es die Mutter schließlich fast böse. Als sie die Pflanzen verlassen wollten, drehte Stüdeli sich noch einmal um und sagte: „Aber Mutter, eins ärgert mich, das sollte nicht sein, du vermagst dich freilich dessen nichts, aber dem Ganzen giebt es ein bös Aussehen, das sind eure Bohnenstecken. Sieh das sind krumme, dünne, kurze, keine zwei Klafter lang, es sind eigentlich nur Erbsstecken nicht Bohnenstecken, an denen können die Bohnen nicht hinauf an die Sonne wachsen. Da solltest unsere dagegen sehen, schön grade, halbe Tannli sind's. Weißt was, das nächste Jahr muß euch mein Mann drei- vierhundert bringen, wir haben deren genug in unserem Berge, es thut dem Aufwachs nur wohl, wenn er erdünnert wird, und nehmen wir sie nicht, sprechen andere Leute zu. Es giebt auch bei uns deren Leute genug, welche meinen, es sei erlaubt, alles zu nehmen, was nicht schreit: wotsch mih lah sy, du Donner!" „He," sagte die Mutter, im ersten Augenblick etwas empfindlich, „es ist curios, daß Dir die Bohnenstecken nicht mehr recht sind, sie sind nicht besser, nicht böser, als wir sie von je gehabt, und wir hatten, wenn sie geriethen, auch Bohnen genug und so schöne als andere Leute." „Ja Mutter," antwortete Stüdeli, „d'selbist hatte ich noch keine anderen Bohnenstecken gesehen, als wie man sie hier hat, ich meinte, sie seien alle so, aber seit ich unsere sah und andere da oben, gefallen mir die nicht mehr; die andern sind so schön grad auf und diese krumm und g'hogeret, man darf fast nicht luege. Du hast doch das nicht ungern, Mutter?" „Warum sollte ich," b'sunderbar wenn du Wort halteſt und machst, daß ich fünfhundert schön grade bekomme," antwortete die Mutter und ein fein Lächeln überflog ihr Gesicht. „Mutter, sollte ich nicht noch zur Base Gotte gehen, jetzt wär's vielleicht noch Zeit, ehe Predigt aus ist, und sie könnte es zürnen, wenn ich mich nicht zeigte," frug Stüdeli. „Hast ganz recht," antwortete

die Mutter. „Es iſt eine wunderliche Baſe, lange macht die es nicht mehr, aber notti iſt ſie eine gute und dich hatte ſie immer b'ſunderbar lieb, und ſo oft ich ſie ſah, fragte ſie nach dir. Aber ſäume dich nicht lange, ſonſt kömmſt mitten i d'Kilchelüt.“ Die Baſe Gotte wohnte zu unterſt im Dorfe, eine Strecke weit hatte Stüdeli zu gehen, neben vielen Häuſern vorbei, bei welchen wenige Menſchen zu ſehen waren. Das Dorf ſchien faſt verlaſſen. Nicht etwa, daß die ganze Bevölkerung in der Kirche war, bewahre, man war hier eben wegen der Bildung und wegem Sue über die Gottesdienſtlichkeit hinaus, aber die Einen ſchliefen noch, die Andern ſchliefen wieder, die Dritten kochten und die Vierten und Hoffährtigſten ſtrählten und riſſen ihre Haare am Kopfe herum, weil es Locken daraus geben ſollte und nicht geben wollte. Das Dorf kam Stüdeli anders vor als früher. Früher hatte es daſſelbe für das ſchönſte gehalten im ganzen Canton, jetzt ſchüttelte es über gar vieles den Kopf. Die Strohdächer mit ihren braunen Geſichtern und grünen Auflügen kamen ihm gar häßlich vor, hingen wie alte wüſte Nachtkappen über die kleinen Fenſter herein. Obſchon es Sonntag war, ſah es gar nicht aufgeräumt aus, Gräbel hinter dem Hauſe und Gräbel vor dem Hauſe, Stöcke, Reiswellen, Holz von allen Sorten, Wagen und Karren, kurz alles was denkbar, war bunt durcheinander. Hier und da ſchien es accurat, als ob man ſämmtliches Material zuſammengeſchleppt habe, um im Fall der Noth um's ganze Haus herum alsbald eine Wagenburg ſchlagen zu können. Die Miſthaufen ſchwammen in einer braunen Sauce, die ſich aber auch auf die Straße wagte und gerne mit dem Bache vermiſchte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffee machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man ſtärkern und bräunern Kaffee als oben im Dorfe.

Bei der Baſe Haus ſah es nicht ſchöner aus als bei den andern und war ihm doch daſſelbe von Jugend auf wie ein

kleines Himmelreich erschienen, denn wenn es dahin kam, gab ihm die Base was Gutes. Es weiß kein Mensch, wie mancher Eiertätsch dort um Stüdelis willen den Weg aller Eier gewandert.

Drinnen im Hause ging es ihm nicht besser. Die Base war sehr freundlich, zog für ihn's und das Bubi aus allen Ecken alles hervor, womit sie glaubte den guten Willen zeigen zu können, sogar einige neue Silberstücke drückte sie Stüdeli in die Hand. Nicht daß sie glaube, es hätte sie nöthig, Mangel sähe man ihm keinen an, d's Gunträri, es sei nur ein Zeichen, auf daß es sich an sie erinnere, daß sie auch noch da sei. Sie denke oft an ihn's und es solle einmal erfahren, daß sie es nicht vergessen. Sie erzeigte Stüdeli und dem Bubi eine recht großmütterliche Liebe und hatte die Augen voll Wasser, als Stüdeli pressirte und Abschied nahm, denn trotz allem Guten kam es ihm in der Stube unheimlich vor, es war ganz eine andere als früher, eng, nieder, voll Fliegen, schwarz und nicht aufgeräumt. Es entschuldigte sein Pressiren, weil es den Kirchenleuten entrinnen wolle, und als es zum Haus austrat, kamen sie gerade daher. Es glaube, der Pfarrer habe heute ihm wohl expreß eine kurze Predigt gehabt, früher sei er um diese Zeit kaum beim zweiten Theile gewesen, verschweige beim dritten. Es hatte sich zu weit vorgewagt, um durch eine Hinterthüre entweichen zu können unbemerkt. Es stürzte sich also kühn in den Strom und stund viel Pein aus mit Grüßen und Danken, ehe es endlich landen konnte am elterlichen Hause.

Recht ärgerlich kam es zu der Mutter in die Küche und klagte, wie es mitten in die Leute gelaufen, was es just habe meiden wollen. Es wisse nicht wie es komme, setzte es hinzu, aber die Leute sind mir alle so grob vorgekommen. Ich weiß nicht, thaten sie gegen mich expreß so oder ist es ihr Brauch, was ich nicht glauben kann, denn früher waren sie nicht so, und doch weiß ich nicht, was ich den Leuten zu Leid gethan,

daß ſie ſo gegen mich ſind. Die Mutter ſagte nicht viel dazu, als: „es wird dih öppe ume düecht ha!“ was aber Stüdeli nicht glauben wollte. Die Mutter hatte das Scepter in der Küche heute ſelbſt zur Hand genommen und, wenn zu rechter Zeit gegeſſen werden ſollte, nicht viel Zeit mit Schwatzen zu verbrauchen. Nicht daß eine große Mahlzeit bereitet wurde; es war das Gewohnte ungefähr, aber die Stücke Fleiſch, welche aufgeſtellt wurden, waren ausgewählt und alles mit beſonderer Sorgfalt gekocht. Die Mutter wollte der Tochter zeigen, daß ſie es nicht verlernt, daß ſie es noch könne.

Die Mutter hatte der Tochter die Wahl gelaſſen, ob ſie ihr im Stübli decken ſolle, oder ob ſie mit den Andern an Tiſch wolle. Stüdeli wählte das Letztere. Wenn ich apart eſſen würde, da thäten ſie erſt recht mich ausführen. Ich müßte geng hören, wie ich hochmüthig geworden, eine emmenthaler Bäurin vorſtellen wolle; wenn ſie eine ſolche wären, ſo hätten ſie doch das Kinderwägeli nicht ziehen, ſondern mit Roß und Wägeli kommen wollen, und was dere uv'rſchamte Sachen mehr ſind. So redet man doch da oben bei uns nicht mit einander, grollte Stüdeli.

Bei Tiſche fing ein jüngerer Bruder von Stüdeli plötzlich zu lachen an, und als man ihn frug, was das zu bedeuten hätte, antwortete er: He wil Stüdi ſo ganz e Emmethauere iſt und ſo emmethaueriſch redet, hier ſagt man den Kirſi Kirſi, wie ſie heißen, und längs Stuck hat es jetzt immer von Krieſene b'richtet und anders noch mehr; ich ſage ihm künftig nur das Krieſi-Stüdi. Stüdeli kriegte ein roth Geſicht, die Andern lachten, die Mutter ſagte: Du biſt immer der uverſchamteſt, Sämi, und daß ich den Namen nie mehr von dir höre, ſei mir d's Hergotts. Weiſcht nit, daß Übername anhängen eine Sünde iſt. Einen Namen giebt Gott mit der Geburt, einen andern Vater und Mutter in der Taufe, das ſind die Namen, die gelten ſollen, und die geben ſie, welche das Recht dazu haben, und wer noch was hinzu-

thut, der thuts is Tüfels Name, merk dir dies, Bub. Kriesi und Kirsi laht Gott wachsen, und an jedem Ort sagt man ihnen, wie es der Brauch ist, Kriesi oder Kirsi, und es ist beides gleich gut und niemand hat das Recht den Andern auszulachen. Weißt es Bub!" „Ja Mutter, ich lachte nicht deswegen, ich lachte bloß wegen Stüdeli. Albez konnte es auch Kirsi sagen, wie wir; es sagt jetzt nur aus Hochmuth Kriesi, es meint, das sei vornehmer," sagte Sämi so mit der rechten gegenwärtigen Pflegelhaftigkeit eines übermüthigen Schuljungen, wie sie jetzt in den Dörfern, absonderlich in denen, wo Sekundarschulen sind, wo das französische A. B. C. und Kappeleweltsch gelehrt wird, zu finden sind. „Sag du mir wie du willst," sagte Stüdeli, „es ist mir gleichgültig, aber wenn du mir einmal noch Kriesi-Stüdi sagst, so mußt du mir „d'r my Gott Seel Sämi" heiße. Weißt warum? Ich hörte heute was, als ich beim Stall vorbeiging, das hört man im Emmenthal nicht, und das sagtest du aus Hochmuth, daß man glauben sollte, wie ein Großer du seiest. Ich schämte mich fast für dich." „So," sagte der Vater zu Sämi, „mit Schein bekommen ich und du noch mit einander zu reden."

Stüdeli sah alsbald, daß es in eine alte Wunde gestochen, es war ihm leid, es fing von seiner Abreise an zu reden. Es wolle zeitlich gehen, damit es zeitlich daheim sei, und vielleicht komme ihm der Mann entgegen, er habe davon gesagt. „Mit Roß und Wägeli?" frug der Vater. „Zweifle," antwortete Stüdeli. „Das von gestern brauchen sie nicht und die andern auch nicht. Die hatten gestern stark gearbeitet, und dann nehmen sie am Sonntag keins aus dem Stalle, sie sagen: man müsse gegen die Thiere Verstand haben so gut als gegen die Menschen." „So kann ich dich einen Platz führen," sagte der Vater, „meine thaten gestern wenig oder nichts und wenn auch, so bekommen sie zu fressen, daß sie auch am Sonntag den Brauch ertragen mögen." Stüdeli ließ sich auf dieses Kapitel nicht ein, sondern bat ihn seinetwegen

nicht Mühe zu haben. Wetter und Weg seien gut und es möchte den Leuten nicht die Freude machen, daß sie lachen könnten: wenn es reiten wolle, müsse es heim kommen, da hätte man Roß und Wägeli, um es weg zu führen, aber um es zu bringen, hätte man keine gehabt. Es wolle gehen, wie es gekommen, und das möge es ganz wohl verbringen." „Ja," ergänzte die Mutter, „ich will es begleiten und eins von den Meitschene zieht das Wägeli schon," und somit war die Reise geordnet.

Sehr freundlichen Abschied nahm Stüdeli von allen Hausgenossen, nur Sämi war nicht sichtbar. Dadurch, daß es sich weder eines Knechtes noch einer Magd verschämte, jedem die Hand und einen guten Wunsch gab, machte es nicht bloß gutes Blut, sondern sicherte sich lebhafte Vertheidiger gegen den Vorwurf der Hochmüthigkeit, der ihm den Tag über so oft gemacht worden war. Es war ein schöner klarer Sonntags Nachmittag, so recht wie der liebe Gott sie lieb hat und als eine seiner schönsten Gaben den Menschen zur Erquickung sendet und nicht um sie zu entheiligen mit Wüstthun und sie auszufüllen mit Lüderlichkeiten von allen Sorten. O wenn einmal unser Herrgott die Lehr- und Ladenjungen, die Schuster und Schneider und andere Gesellen, die Mädels, die Jungfern, die Mamselle, die Damen und Junker frägt: laßt mal hören, was habt ihr mit euern Sonntagen gemacht? hui, wie werden da ihre Gesichter brennen vor Scham und Angst, daß es eine Röthe am Himmel geben wird, als wäre eine Welt im Brande!

Zwei Mädchen statt nur eins galoppirten mit dem Kinderwägeli voraus auf der staublos gewordenen Straße, und sittigen Schrittes wandelten Mutter und Tochter nach. Als sie zum Dorf aus waren, fing Stüdeli an bitterlich zu klagen. „Mutter, sagte es, wie bin ich doch z'weg, so muß mir ja das Leben erleiden. Hier werde ich ausgelacht, droben werde ich ausgelacht, droben sagte man mir Birlig-Stüdle, hier

d's Kriesi-Stüdi, wer möcht am End so dabei sein, wenn man keinem Menschen mehr recht reden kann. Ist das nicht zum Drauslaufen?" und dabei seufzte es schwer und machte fast eine Miene, als ob Thränen am Nachrücken seien. „Wohin wolltest laufen?" frug die Mutter kaltblütig. Du könntest nirgends den Ort finden und wenn du so lange laufen würdest, als der ewige Jude, wo du es allen Leuten recht machen, verschweige recht reden könntest. Das nimmst viel zu schwer, und das kömmt davon her, daß du meinst, es solle alles recht sein, was du machst. Das bessert dir hoffentlich, so gut als es mir gebessert, ich hatte es früher ungefähr auch so. Nebst dem bist du im Uebergang, ohne daß du es merkst. Jetzt bist noch halb Aargauere, aber schon halb Emmenthalere oder noch mehr und in kurzem wirst eine ganze sein. Du redst schon fast wie eine Emmenthalerin, und daß dir so manches bei uns mißfiel, ist ja auch ein sicher Zeichen, daß es dir droben besser gefällt. Das hat sich dir erst erzeigt, als dir unser Dorf wieder vor Augen kam und dir alles weniger gefiel als früher oder gar mißfiel, und doch ist's immer das gleiche, hat sich seitdem nicht geändert. Daneben muß man sich solcher Kleinigkeiten gar nicht achten, sie sind ja nicht redenswerth. Wenn man sich ihrer achtet und sie zu Herzen fasset, so ist es immer ein sicher Zeichen, es gehe Einem eigentlich recht gut, denn wenn man etwas Schweres hätte, so würde man Kleines liegen lassen und über das Große ächzen und klagen. Da muß man sich hüten, daß man sich nicht versündige. Denn achtet man sich des Kleinen, stößt sich daran, nimmt es als eine Bürde auf, so wird sie accurat so schwer wie das schwerste Elend und das Herz so voll Jammer, als ob das Unglück Einem über dem Haupte zusammenschlüge. Lue, das ist d'Hauptsach, daß du es machst wie eine gute Hausmutter. Die wäscht ab, sobald angerichtet und abgegessen ist, und ehe sie zu Bette geht, räumt sie auf, sieht nach, ob allenthalben alles in Ordnung ist, stellt jede

Sache an ihren rechten Ort, und was nicht in die Küche gehört, wirft ſie daraus, alles Ghüder in Kratten, um Morgens auf den Miſt zu wandern. Sieh, ſo mach es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrath, was ſich anſetzen will, was nicht hineingehört, und abſonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch ſich ſchwer machen will. Stell alles an den rechten Ort, wo es hingehört, wo es Gott wohl gefällt, damit du es am Morgen, gleich wenn das Tagwerk anfängt, wieder bei der Hand haſt, die Geduld, die Sanftmuth, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und was alles Gutes und Schönes im Herzen ſein ſoll, dann b'ſegne dich und bet ernſthaft: Vater, vergieb mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern und führe mich nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe mich von allem Böſen, dann heſt's g'wunne und ein gutes Leben hier mit einem guten Leben dort z'ſäme g'hängt. Es iſt gar nichts, das dir davor ſein könnte, als e böſe Kopf und es wunderligs empfindligs Herz. Nun, Unglück wird es dir genug geben, wo du meinſt, das Herz müſſe dir abenander. Aber die Unglück, wo vo Gott chöme, die mache nüt, da kömmt es immer wieder gut, und was vo nenander het müße, das chunt geng wieder z'ſäme. Aber das, wo man ſelbſt macht, das iſt zum Verderben und das, wo im Herze wachſt, das iſt wie der Roſt, das frißt z'erſt Grube und grift z'letzt d's Ganze a, daß es überall nüt meh, ganz nüt meh als Roſt iſt. Mach's ſo, glaub es chunt gut, du heſt alles z'weg für e glücklichi Frau z'werde, und was du z'klage heſt, ſy nume Bagatellſache; ob du ja Birlig-Stüdle oder Krieſi-Stüdi heißeſt, es kömmt ja nichts drauf an, wenn die Birlig-Stüdle nur dem Mann lieb iſt und das Krieſi-Stüdi Gott wohl gefällt. Glaub m'r, es war manche Frau ganz anders z'weg, z'weg, daß es ſe düecht het, wenn ere niemer anders d'r Kopf abſchryß, ſu ſchryß ſie ne ſelber ab, und wär ſih ſpäter ſo reuig gſy, und iſt ſo glücklich worden, du glaubſt

nit." „Mutter, ih glaub d'r wohl, antwortete Stüdeli, aber ih chah nit, ih bi gar so ne schwachi Person, lang nit was du." „Gspäß, antwortete die Mutter, was nit bist, sollst werde, ume nit eis Tags; so macht es sih nit, wie viel meine, sondern bi längem. Fah ume a, selb ist d'Hauptsach, wo nit agfange wird, da gits nüt, und ebe, daß me nit afaht, da ist d'r Fehler. Fah a, su chunt's gut, zell druf und glaub m'r."

So spracheten sie zusammen, kamen unvermerkt weiter, sahen ungesinnet sich vor einem Dorfe, welches mehr als eine Stunde entfernt war. Stüdeli erschrack und machte der Mutter Entschuldigungen, daß es sie so weit habe kommen lassen, aber es hätte ihm wieder viel geleichtet, wenn nur noch das Heimkommen überstanden wäre, dann hätte es allen Muth, es komme gut. Allweg schreiß dir den Kopf nicht vorher ab, antwortete die Mutter, nachher wäreſt du dich sicher reuig. Aber allweg komme ich noch mit bis in's Dorf, die Kinder hätten mir nichts drauf, wenn ich nicht mit ihnen in's Wirthshaus ginge, sie hielten es mir ihr Lebtag vor, und nicht mehr als sie dazu kommen, wird es ihnen nicht schaden und dir auch nicht, du hast dann noch einen strengen Weg, immer obsig. Miech nüt, Mutter, wenn die letzte zeche Schritt nit wäre, antwortete Stüdeli mit Seufzen.

Als die Kinder hörten, daß es in's Wirthshaus gehe, thaten sie Sätze wie junge Böcklein, es war, als sei ihnen das Himmelreich verheißen und stracks gehe es darauf los. Als sie in's Dorf kamen, sah man schon gegen das Wirthshaus, denn die Wirthshäuser lieben es auch, daß sie von den Leuten gesehen werden und zwar schon von ferne. Da begannen Stüdelis Zunge zu stocken und seine Füße langsamer zu gehen, endlich rief es: Mein Gott, mein Gott, Mutter, luegit doch, steht dort nicht mein Mann, dort, vor dem Wirthshaus in der Straße! — Es düecht mich, es syg so eine dr Postur nah, drnebe sollst du ihn besser kennen als ich und hast jüngere Augen, antwortete die Mutter. Es ist ihn

gewiß, Mutter, ſagte Stüdeli, und ſeine Beine kamen wieder in Gang, doch nicht in Lauf. Gar manche Stadttochter wäre geflogen, ja hätte vielleicht geglaubt, was ſie mache, wenn ſie ihm bis an den Hals fliege, das unterließ Stüdeli wohlweislich. Die Sitte auf dem Lande iſt viel ſtrenger, ſie hält im Allgemeinen gar nichts auf dem Fliegen, ſie hält insbeſondere gar nichts auf dem Fliegen um die Hälſe. Doch konnte Peter an Stüdelis leuchtendem Geſichte und der Mutter Freundlichkeit ſehen, wie willkommen ſein Erſcheinen war, und es war wirklich, als ob Wolken aus Peters Geſicht wegflögen, als ob ein ganz anderer Schein ſich darüber lege. Wer geglaubt, es ſeien da Wolken geſeſſen und verſchwunden, hätte ganz recht gehabt. Es hatten da Wolken geſeſſen und zwar nicht ganz leichte, wenn auch nicht gerade Gewitterwolken.

Aber ſo ein Ehemann iſt wirklich bös z'weg in ſolchen Fällen, er iſt der arme Teufel zwiſchen Ambos und Hammer. Hör, du biſt der Mann, du mußt den Verſtand machen, wenn ſie ihn nicht ſelbſten hat, ſagen die Alten. Wenn du mich lieb hätteſt, du würdeſt anders mir helfen und auf meiner Seite ſein, heißt es auf der andern Seite. Nun, wem ſoll er helfen, beſonders wenn man dabei ſagen könnte, wie das Sprichwort heißt: öppis het d'r Herr Major recht und öppis d's Liſabethli. Er denkt, Vater und Mutter ſollten die witzigern ſein, er denkt, die Frau wär doch die jüngere und ſollt in alt Lüt ſich chönne ſchicke und ihnen auch was chöme z'Gfalle thue. So denkt er in einem Augenblick, ſo in einem andern und je nachdem Einer ein Gemüth hat, greift es tiefer oder minder tief.

Am meiſten leidet die größte Liebe. Peter hatte wirklich ein gut Gemüth, liebte beide Theile und mit Grund. Peter hatte aber auch Gerechtigkeits-Gefühl, das ſagte ihm, ſeine Frau ſei diesmal offenbar im Unrecht. Er ſelbſt war wirklich auch verletzt worden durch ihr Zwängen, welches offenbar

Aufsehen machte, was er bestmöglichst zu verstreichen suchen mußte. Es war ihm angst, wie Stüdeli heimkommen werde, versöhnt oder erst recht anfächtig. Das Erstere durfte er kaum hoffen und doch hätte er mögen und namentlich aus Liebe für Stüdeli, daß es das Vergangene vergessen hätte und versöhnt und freundlich käme. Seiner Leute war er sicher, daß sie dieses hoch aufnehmen und recht zu würdigen wüßten. Diese Unruhe trieb ihn seiner Frau entgegen, obgleich es ihm höllisch zuwider war, das Kinderwägeli ziehen zu helfen, er hätte lieber einen Wagen mit zehn Centnern beschwert gezogen, von wegen es war ihm nicht wegen der Mühe, sondern wegen den Leuten. Das freundliche Entgegenkommen verscheuchte begreiflich seine Bekümmernisse, es war ein Wecken aus schweren Träumen in eine heitere Wirklichkeit, so wie auch sein Erscheinen Berge abwälzte und Kümmernisse verjagte. Kaum wirkte wohl ein Begegnen, ein Entgegenkommen freud- und segensreicher als dieses. Es ist überhaupt das Entgegenkommen ein gar schön und herzig Ding. Nur muß man es die Meitschi nicht wissen lassen, die könnten es mißbrauchen, jedenfalls übertreiben, überhaupt steht es ihnen in der Regel sehr übel an.

Wenn es so abdeckt auf den Gesichtern und heiter wird in den Herzen, dann schmeckt der Wein und wäre er in der Lüneburger Haide gewachsen. Das war der nicht, welchen unsere Gesellschaft hier trank, der war am Genfersee gewachsen, in unsaubern Wirthshänden nicht verpfuscht, ein anmuthig Wynli und mundete absonderlich der Mutter. „Jetzt sei es beim Schieß Zeit, daß sie aufhöre, wenn sie noch heim wolle, g'wüß heig si es Ketzerli und das es brav. Sih wüß sih nit z'bsinne, daß es ihr so gegangen. Wenn sie nur d'r Tusig Gottswille scho heim wäre. Es war wirklich etwas an der Sache, denn als sie Geld zählte, weil sie absolut die Uerti berichtigen wollte, klagte sie, sie komme nicht z'weg, bald verschieße sie sich und bald sehe sie die Stücke doppelt.

Doch gefährlich war es nicht, denn als man auseinander ging, war ihr Schritt fest, ihr Gang gerade, man sah ihr nichts an. Nur wer sie genau kannte, hätte etwas gemerkt, es lächerte sie beständig, als ob Witz um Witz ihr durch den Kopf flöge. Nun sie hatte Ursache zu heller Zufriedenheit, sie hatte ein gut Werk gethan, mancher Mutter zum Exempel.

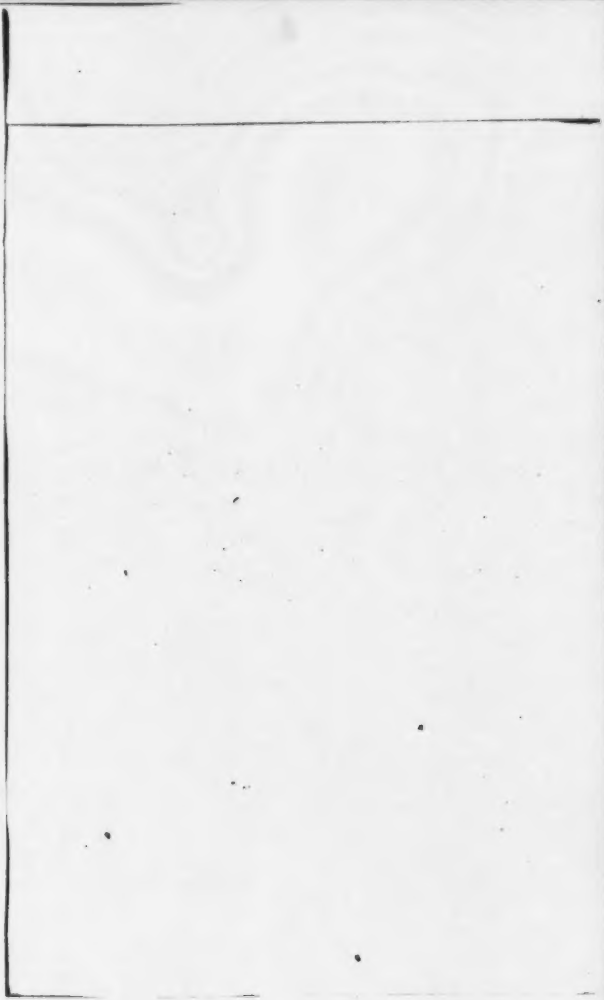
Wenigstens eben so glücklich wanderte das junge Ehepaar seines Weges. Stüdeli mochte fast nicht warten, bis sie zum Dorfe hinaus waren, um Peter seine reumüthigen Geständnisse zu machen, zu sagen, wie es ihn's so freue, daß er ihm entgegengekommen und sein Wüstthun ihn's nicht habe entgelten lassen, und seine Vorsätze für die Zukunft mitzutheilen und namentlich, daß es von nun an ganz eine Emmenthalerin werden wolle. Halb sei es sie schon, da unten habe man ihn Kriesi-Stüdi sagen wollen und ihm sonst vorgehalten, es rede ganz emmenthalerisch. Nun wolle es lieber nur einen Uebernamen statt zwei, mit den Birligen wolle es nichts mehr zu thun haben, sondern nur noch von Schöchlene wissen. Ueberdem gefalle es ihm da oben weit besser als da unten, es hätte nie geglaubt, wie doch die Augen ändern könnten, es sei ihm alles ganz anders vorgekommen, die Menschen und die Häuser, kurz alles zusammen, und aller G'lust sei ihm vergangen zu zügeln, auf dem Tanzboden wolle es leben und sterben, wenn man es nur recht lieb haben wolle da oben und es ihn's nicht lassen entgelten, daß es sich so verfehlt.

Peter hätte ein Klotz sein müssen, wenn ob solchen Liebesreden sein Herz nicht hätte weich werden sollen wie Grasanken und er nicht auch ausgepackt hätte, wie lieb es ihnen sei, wie niemand was gegen ihn's hätte, dagegen das größte Bedauern mit ihm, weil man glauben müßte, es sei ihm nicht wohl bei ihnen. Wenn man einmal das wisse, daß es ihm recht und es gerne bei ihnen sei, werde die größte Freude sein und Alles ihm die Hände unter die Füße legen. Sie hätten anfangs großen Kummer gehabt, als es am Samstag so bös

fort sei, und wenn deine Mutter wäre wie manche andere Frau, so hätten wir alle Ursache dafür gehabt. Aber das ist eine, wie man sie nicht oft findet, wie die Merzenglöckli, wenn der Schnee abgeht, die werde ich nicht vergessen und wenn ich hundertjährig würde, und wenn ich ihr Liebs und Guts erweisen könnte, würde ich nie fragen: was kost'ds? Daran dachte man und das war unser Trost und er fehlte nicht, und wenn du jetzt so kommst, so wirst sehen, was das für eine Freude und eine Liebe ist.

Unter solchen Gesprächen wird der Weg kurz, sie waren daheim, ehe sie sichs versahen und die zehn letzten Schritte hatten keine Bedeutung mehr. Man flog ihm freilich ebenfalls nicht an Hals, aber man kam ihm entgegen, man erkundigte sich mit herzlicher Theilnahme, wie es ihm gestern im Wetter ergangen, alle Hände waren bereit, ihm irgendwas zu thun, daß es fast nicht reden konnte, weil ihm das Weinen immer zu vorderst war. Als Stüdeli am Abend mit Peter in ihr Stübchen kam, da nahm es ihn um den Hals und sagte: „Das habe ich nicht verdient, aber ich will es zu verdienen suchen, zähle darauf."

Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung.



Es wechselt die Gestalt des Himmels. Heute scheint aus tiefblauem Grunde die goldne Sonne, auf milder Winde leisem Hauche wiegen sich und schwimmen Ströme ihres freundlichen Lichtes auf die erröthende Erde nieder; morgen ist der blaue Grund ein ungeheurer Schooß schwarzer Wolken geworden. Hagel, Schnee- und Regenfluthen brechen aus den unergründlichen Schlünden und wilde Stürme peitschen sie nieder auf die trübselige Erde. Wenn am blauen Himmel keine Wolke geht, in der Sonne Gold die bräutliche Erde glänzt, jeder Baumzweig von blühenden Hoffnungen schwellt, und das Auge des Menschen würde wonnetrunken und seine Seele würde loben den Herrn, weil seine Hand die wüsten Wolken verzehrt, die Erde mit Pracht geschmückt, mit Hoffnungen gesegnet, weil sein Rathschluß endlich Sturm und Wechsel aufgehoben und das Schöne bleibend gemacht unter dem Himmel: so würde der Herr, der die Sonne hinausführt aus der Morgenröthe, gleich einem Bräutigam aus seinem Gezelte, der verschlossen hält die Winde in ihren Kammern und dessen Hand die Wolken ballt, dem Wechsel rufen, dem thörichten Menschenkinde das Eitle seines Lobes zeigen und ihm predigen im Sturmwinde, daß das Bleibende nicht hienieden zu suchen sei, und daß er, der die Natur geschaffen,

die Natur nicht ändere, denn was er gethan, ist wohlgethan. Dieses Gesetz des Wechsels erstreckt sich über alles, was unter dem Himmel ist, berührt oder geboren wird aus den Elementen, auch das Menschengeschlecht ist ihm unterthan. Wer träumen würde in langem Frieden, wo die Kräfte im Gleichgewicht liegen, ein Interesse das andere gebunden hat, wie auch zuweilen im Gleichgewicht die Elemente schweben und einander auf immer gebunden zu haben scheinen, die geordneten Interessen würden das Paradies wieder auf Erden zaubern, der thäte gröblich irren. Interessen bleiben nie lange geordnet, Interessen entstammen der Selbstsucht, und eben Selbstsucht duldet den Frieden nicht; Interessen schwellen auf, werden übermächtig, Interessen werden gefährdet, die Krämpfe der Noth bringen sie in Aufruhr, was andere ihnen gebracht, bringen sie wieder: die Krämpfe des Todes durch Entziehen der Säfte; die Furie des Krieges erhebt sich, läßt ihre Flammen sprühen über die Erde. So geht es.

So ging's zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Gewaltige Krämpfe erfaßten die Menschheit; wie Wirbelwind den Staub wirbelt, wirbelte der Krieg die Völker durcheinander, die Franzosen über's Meer in's heiße Afrika, die Russen aus ihrem kalten öden Lande in's schöne Italien hin. Wie Stürme die Heuschrecken verschlagen, die hungrigen, welche alles Grüne fressen, so ward eine wüste Wolke voll kleiner unbehoster Franzosen verschlagen über die Schweizerberge in's grüne, schöne Land mitten hinein, sie zehrte an ihm wie die Heuschrecken am Grase auf dem Acker. Es waren lauter Teufelskerle, die an den Bergen kletterten wie Gemsen, in's Feuer liefen wie Rosse, welche man aus einem brennenden Stalle getrieben, — die keinen ganzen Fetzen, groß wie eine Hand, am Leibe hatten und doch die ganze Welt in die Tasche stoßen wollten, die, den Tod in allen Gliedern, hellauf erschallen ließen ihre Siegeslieder. Es war ein eigenes Volk; die Welt begriff es nicht, und das Volk begriff eben so wenig

die Welt, hielt ſie für ein Butterbrod, welches unſer Herrgott den Franzoſen zum Frühſtück extra zurechtgeſtrichen.

Die Franzoſen hatten Geld nöthig zu einem Zuge, die Welt von Egypten her anzubeißen, darum fielen ſie, wie Kinder vor Oſtern über ein Neſt voll Eier, über die Schweiz her. Damals war Frankreich eine Republik, die Franzoſen nannten ſich Republikaner, die Schweiz war ebenfalls eine Republik, und die Schweizer waren wirklich Republikaner. Darum ſagten die Franzoſen den Schweizern, ſie liebten ſie wie Brüder; ſie liebten aber nicht die Schweizer, ſondern bloß die Eier. Aber die Franzoſen haben ſchöne Worte und die wußten ſie geltend zu machen und an Mann zu bringen, als wären ſie goldene Münzen. Der ärgſte Jagdhund und Spitzbub weiß zu reden, als ob neben ihm die edelſten Römer und Griechen, Brutus und Cato, Ariſtides und Sokrates, bloße Dreckſeelen und volksverrätheriſche Ariſtokraten und verkappte vorweltliche Jeſuiten ſeien. Darum ſagten ſie zu den Schweizern: „Ihr alten Lümmels wißt gar nicht, was eine Republik iſt, wir unbehoſeten Franzoſen wollen euch das Ding lehren. Ihr habt Herren, Ariſtokraten, Pfaffen, gar einen Gott! das iſt Alles nichts und muß weg. Denn ſeht, wir ſind Alle gleich, ſind Alle Brüder, keiner mehr als der andere, jeder, was der andere: Bürger, Brüder, **sacré nom de dieu!** Wir wollen euch die rechte Republik bringen, vom alten Ungeziefer ſäubern, wir die große Nation, die wahren Menſchen **les hommes par préférence.**“ Das zog. Die Wege wurden ihnen geebnet, und wenn ſie dieſelben auch mit Blut begießen mußten, ſo war Blut damals nicht bloß wohlfeil, ſondern man hielt brave Aderläſſe zu paſſender Zeit für geſund. Als ſie nun 'mal herein waren die braven Citoyens, da fragten ſie den ſchweizeriſchen Brüdern ſpottwenig nach, ſondern bloß den Eiern. Dieſe nahmen ſie aus mit franzöſiſcher Kunſtfertigkeit und zwar bei Patrioten und Patriziern, bei Ariſtokraten und Demokraten — wirklich ohne allen Unterſchied,

und als sie alle Eier hatten, da kamen sie wieder auf das Erste zurück, sagten, wir seien Alle Brüder und darum müßten die Schweizer ihnen auch helfen die Welt in die Tasche stoßen, des großen Butterbrodes theilhaftig werden. Wenn sie es 'mal nöthig hätten, werde es sich dann wohl zeigen, wer es speise, werden sie gedacht haben. Nach den Eiern nahmen sie also den Schweizern noch ihre Kinder, zogen mit ihnen in der Welt herum; wo verschlossene Thore waren, stießen sie dieselben mit den harten Schweizerköpfen auf, und als sie aus Rußland über die Beresina rannten, da mußten die Schweizer die Mauer machen, an welche die Russen rannten, hinter welcher die Franzosen sicher laufen konnten. So ging es damals, und so waren die Franzosen ehemals und so die Schweizer ebenfalls. Ob jetzt die Franzosen anders sind oder die Schweizer noch so einfältig, das weiß Gott und die Zeit wird es lehren.

Damals also, als die Franzosen die Eier ausnahmen bei den dummen Schweizern, damals geschah es, daß Nachzügler einer wilden Halbbrigade, wahrscheinlich von Luzern kommend, in Waltrigen Halt machten und übernacht blieben. Waltrigen liegt in einem Emmenthaler Thal, besteht aus einzelnen Höfen und Häusern, unter welchen auch eine Mühle sich befand. Jetzt sind noch drei Wirthshäuser dort, das Oertlein ist nämlich auch im entschiedenen Fortschritt begriffen und dreht sich nach den Bedürfnissen des Zeitgeistes. In der ganzen Welt, d. h. so weit Brod gegessen wird, hat das Wort Mühle einen angenehmen Klang, die Mühle selbst eine freundliche Anziehungskraft, bloß für die Störche nicht, welche, wie das Gerede geht, nie auf einer Mühle nisten sollen, aus Furcht, wie man eben sagt, daß ihnen die Eier gestohlen werden möchten. Da aber bekanntlich die Franzosen nicht Störche sind, quartierten sie sich vorzugsweise in der Mühle ein; eher hatten der Müller und die Frau Müllerin Ursache, sich für Störche zu halten, denen gestohlen wurde, was sie in ihrem Neste hatten.

Die Franzosen übten eine ganz wunderbare, zauberähnliche Macht zur selben Zeit; wo einer erschien, da war er Herr, und erschien er alleine in einem großen Dorfe, so geberdete er sich als König und er war König, er, der brave Citoyen, der liebe Bruder. Und war der Eine gar General, so brandschatzte er, so weit er kam, als wäre er allein eine ungeheure Heuschreckenwolke, hinter welcher nichts grün bleibt, unter welcher alles verödet. Als die brayen Citoyens in die Stadt Bern ritten, zogen sie allen lieben Brüdern, welche am Wege standen, die Uhren aus den Taschen, und die lieben Brüder in Bern meinten, das müsse so sein, verstehe sich von selbst; aus den hintersten Gliedern, wohin die Arme der Husaren nicht langten, drängten sich die guten Bürger heran, hoch in der Hand die Uhr und schrien: „en voilà encore une!“ So einer, der eben eine Uhr einem Husaren darbrachte, sagte demselben, er solle doch einen Augenblick hier warten, er habe noch eine zu Hause und diese wolle er ihm auch noch holen und bringen. Der Husar lachte, wartete, und der gute Berner Bürger brachte richtig seine Uhr und freute sich sehr, daß der gute Husar so gut gewesen war zu warten, bis er mit der Uhr wieder kam. So kreuzehrlich war damals die Welt gegen die guten lieben Franzosen, welche Allen die besten Worte gaben und dafür sich berechtigt glaubten, alles Uebrige zu behändigen und zwar von Rechtes wegen, d. h. aus lauter Liebe und Brudersinn.

So rumorten auch die französischen Halbbrüder, welche man füglich für ganze Waldteufel hätte nehmen können, in der Mühle von Waltrigen, nur war der Müller eben kein ehrlicher Berner Bürger, der, was die Franzosen nicht sahen, noch freiwillig holte, sondern eben ein Müller und gewohnt, bei Seite zu schieben, was er gerne behalten wollte. Aber im Geschäfte war er diesmal nicht glücklich; am wenigsten ließen sich vier stattliche Rosse beseitigen, welche er im Stalle hatte, so rechte Emmenthaler Müllerrosse, mit ellenbreiter

Bruſt und einer Rinne über den Rücken, durch welche man füglich einen artigen Brunnen hätte leiten können; es laufen in fürſtlichen Gärten Bächlein, welche Waſſerfälle vorſtellen ſollen und ſo eine Rinne nicht halb füllen würden.

Bekanntlich haben die Franzoſen von je eine beſondere Vorliebe für das Requiriren gehabt und ſich auch eine bedenkliche Gewandtheit in Requiſitionen von allen Sorten erworben; ſie requirirten alſo die vier Roſſe ſammt einem Knechte, um ſie nach Burgdorf zu führen. Der Knecht war ein wilder Burſche, blieb unzähmbar bis zum Tode, ſelbſt ein böſes Weib brachte nichts an ihm ab; den Beinamen Mühlehänſel nahm er mit in's Grab. Mühlehänſel fluchte mörderlich, als er hörte, die Franzoſen wollten gefahren ſein. Er ſchlug vor, dieſelben fortzuprügeln oder todtzuſchlagen, man ſei doch nicht auf die Welt gekommen, um von den fremden Halunken ſich kujoniren zu laſſen; wenn die was befehlen wollten, ſo ſollten ſie heimgehen und dort befehlen! „Hänſel, was denkſt!" ſagte der Müller; „ja, wenn die alleine im Lande wären, ſo käme es mir nicht darauf an, ein Paar mehr oder weniger zur Seite zu thun. Aber du weißt, es wimmelt von denen Kujonen, machte man die abweg, kämen andere und ſuchten, bis ſie wüßten, wo die hingekommen, dann Gnade Gott uns: ſie thäten alles verbrennen, ſo weit ſie kommen möchten, ſogar den Himmel über uns. Am beſten iſt's, man führe ſie weg und je weiter je lieber; aber wenn du es ungern thuſt und dich fürchteſt, ſo kann Michel fahren, oder ich will." Poz, wie fluchte Hänſel. Das konnte er nicht verwinden, daß der Meiſter denken ſollte, er fürchte die Franzoſen, und wenn deren wären wie Sand am Meere, ſo wolle Hänſel ihnen zeigen, wer Meiſter ſei, ſagte er. Hänſel ward ausgelacht; das beſchämte ihn aber nicht, ſondern machte ihn nur zorniger. Man könne es noch erfahren, ſagte er, wer der Hänſel ſei und was der Hänſel könne. —

Ein großer Wagen ward zurechtgemacht, mit Stroh ge-

füllt, Bretter auf die Leitern gebunden, die Räder geſchmiert und ein tapferes Nachtfutter den Pferden vorgeſchüttet, dann harrte man des kommenden Tages. Die Ruhe zu ſuchen in einem Hauſe, in welchem ein Rudel Franzoſen hauſen, heißt Zeit verloren. Franzoſen und Teſſiner haben darin mit Flöhen und Wanzen eine ſehr auffallende Aehnlichkeit, daß ſie des Nachts am aufgeregteſten und kühnſten ſind oder ſcheinen. In Waltrigen hatte man bereits Erfahrungen geſammelt, die Ideale waren zerronnen, man kannte die Franzoſen. Dieſe ließen durch ſolches Mißtrauen ſich nicht anfechten, ihr Selbſtbewußtſein erhob ſie darüber, jedem war es, als ob er die ganze große Nation in ſeinem Leibe trüge.

Dieſes nationale Selbſtbewußtſein hat ſeine große, ſchöne, aber auch ſeine wüſte und lächerliche Seite; jedenfalls wäre zu wünſchen, daß die Deutſchen und Schweizer auch etwas davon hätten, und hätten ſie etwas davon, ſo würden ſie nicht meinen, ſie müßten dieſes franzöſiſche Selbſtgefühl ſich aneignen, ſobald es bei den Franzoſen zu Tage tritt, als ob ſie die gebornen Affen der Franzoſen wären. In Frankreich ſoll folgende Sage exiſtiren: Als unſer Herrgott aus Lehm den Adam geſchaffen, habe er dem Adam mit dem Athem des Lebens die franzöſiſche Sprache eingehaucht, und das erſte Lebenszeichen, welches Adam gegeben, ſei geweſen, daß er geſagt habe: „Merci bien, cher père!“ Ein Klümplein Lehm ſei übrig geblieben und Gott der Herr habe es liegen laſſen. Als Gott der Herr den Adam gemacht, habe auf einem Baume ein Affe geſeſſen und Gott dem Herrn zugeſehen, wie er den Adam gemacht. Als Gott der Herr fortgegangen, da ſei der Affe vom Aſte geſprungen, habe über den Lehm ſich hergemacht, habe denſelben geknetet, getanggelt, bis er eine Figur gegeben, und dann habe er dreingeblaſen aus Leibeskraft. Da ſei Leben in die Figur gekommen, ſie habe ſich gedreht und geſtreckt, habe endlich das Maul aufgeriſſen und geſagt: „Himmelſakerment, da bin ich auch!“ Darauf habe der

Adam gesagt: „Qui est là?“ Darauf habe der Andere gesagt: „Versteh' dich nicht, das wird französisch sein? Himmelsakerment, wenn ich nur französisch könnte: quix und cax und sonst noch mehr!“ Darauf habe der Adam gesagt: „Bougre de bête!“ „Märschi bieng!“ habe darauf der Andere gesagt. So erzählt man sich in Frankreich die Schöpfung. —

Endlich brach der Tag an, es war schön und dazu ein Sonntag. Sonntage, wenn die Sonne scheint, sind immer glänzender als andere Tage, so wie sie auch, wenn trübe das Wetter ist, viel trübseliger scheinen als andere Tage. Die Franzosen fuhren wie Wespen im Hause herum, jagten nach allerlei Dingen, absonderlich nach dem Weibervolk, kriegten viele Dinge, aber eben gerade dieses nicht. Hänsel hatte unter vielem Fluchen angespannt; einige Franzosen hatten dazu getrieben, saßen längst oben auf dem Wagen, machten höllischen Spectakel mit Schreien und Gestikuliren, sprangen hinunter und wieder herauf, daß die wilden Pferde fast nicht anzuspannen und zu halten waren. Das ging auf und nieder, noch ganz anders als auf der Leiter, auf welcher Vater Jakob die Engel auf- und niedersteigen sah, es gegangen sein wird. Die auf dem Wagen schrien nach denen, welche noch im Hause waren; trabten endlich diese her, sprangen die Erstern herunter und die Andern schrien und lärmten. Hänsel verlor die Geduld, er setzte sich auf's Sattelroß und schrie, wer mitwolle, solle auffitzen, keinem donners Schelm warte er eine Minute länger! Die Franzosen verstanden ihn nicht, begriffen ihn jedoch und schrien nun noch ein Mal so viel, dem Hänsel, er solle warten, den Andern, sie sollten kommen, und kam einer, so sprangen zwei herunter, die Uebrigen zu holen. Da setzte sich Hänsel z'weg, sagte: „Hü, in Gottes Name!“ und ließ die Peitsche knallen, daß es an allen Bergen wiederhallte. „Bougre Diable! sacré nom de dieu! c'est une bête! cochon!“ u. s. w. brüllte es hinter Hänsel her, focht diesen aber nicht an; er fuhr kaltblütig zu und gerade in die tief-

ſten Löcher mitten hinein, daß der Wagen alle Augenblicke umzuſtürzen drohte, die Franzoſen die größte Mühe hatten, ſich oben zu erhalten, und die, welche über Hals und Kopf nachgelaufen kamen, das Leben riskirten. Von Waltrigen nach Burgdorf führen zwei Wege: einer über Sumiswald (es iſt die Hauptſtraße von Bern nach Luzern), einer über Affoltern auf wildem Bergrücken, eng, ſchlecht und einſam, aber kürzer als der erſte. Dieſen hatte Hänſel gewählt. Der Meiſter hatte geſagt: „Warum dieſen? Nimm dich in Acht, da können ſie mit dir machen, was ſie wollen!“ Darauf hatte Hänſel geſagt: „Und ich mit ihnen, was ich will, ſie ſind in meiner Hand ſo gut als ich in der ihren: ich bin's, der das Leitſeil hält!“ „Meinethalb,“ hatte darauf der Meiſter geſagt, „willſt du es wagen, ſo wage es, aber zu den Roſſen ſieh mir, Roſſe koſten Geld.“ Es war ſchön, wie die Franzoſen nachzottelten, in den Wagen purzelten, ihre damals noch dreieckigen Hüte nach allen Richtungen ſich drehten, wankten und ſtürzten, während Hänſel kaltblütig auf dem Sattelpferde ſaß und kunſtgerecht durch alle Löcher den Wagen rumpeln, die Pferde in ziemlichem Trabe laufen ließ. Bekanntlich liebt der Franzoſe die Bewegung, und als einmal Alle oben ſaßen, erquickten ſie ſich ordentlich am Schütteln und Rütteln, und wenn einer einen Purzelbaum in's Stroh machte oder mit der Naſe dem Vordermann in den Nacken fuhr, ſo gab das Grund zum Lachen und das war Allen recht.

Aber nun kam man an einen Berg; im ſchwarzen Tannenwalde führte ein enger Hohlweg auf den wilden Bergrücken, an deſſen öſtlichem Abhange Affoltern liegt. Der Hohlweg iſt ſteil und lang, und begreiflich fuhr Hänſel in kurzem Schritt und ſah immer hinter ſich, ob die Franzoſen nicht Verſtand hätten und abſteigen wollten. Damals muthete man dem Vieh noch nicht Unmenſchliches zu: damals machte man aus fünf Stunden eine Tagreiſe, ſtieg am kleinſten Abhange aus, und wo der Weg irgendwie ſich neigte,

ſpannte man aus Leibeskräften. Aber Hänſel ſah umſonſt zurück. Da ſtieg ihm keiner der Franzoſen ab, ſie brüllten ihn an und machten allerlei Geberden, ſogar mit Säbeln und Flinten. Hänſel verſtand ihr Welſchen nicht, drehte ſich kaltblütig um und ſtopfte gemächlich ſeine Pfeife. Aber die Franzoſen, deren heißem Blute langſames Fahren nicht zuſagte und die bekanntlich mit ihren requirirten Fuhrleuten nie beſonders human umgingen, hatten auf ihren Weltfahrten gar anſchauliche Manieren, um ſich begreiflich zu machen, ſich angeeignet: die einen jagten und ſcheuchten die Pferde, andere ſchlugen nach Hänſel, kitzelten ihn mit den Bajonetten; dieſer konnte ſich nicht wehren, mußte die Pferde halten, verſpritzte faſt vor Zorn, und wenn er mit der Peitſche drohte, ſo höhnten ſie ihn aus, fingen die Peitſche und kujonirten ihn um ſo tapferer. Hänſel war eine zornige Natur, aber ſolch einen Zorn hatte er noch nie verwerchet, wäre nur irgendwo ein Loch geweſen groß genug, er wäre aus der Haut gefahren. Aber wie es geht, daß auf die größte Hitze plötzliche Kälte folgt, wie z. B. wenn man Fiſche kocht, der Boden der Pfanne kalt wird, ſobald der Inhalt derſelben den rechten Siedepunkt erreicht hat, ſo ging es Hänſel.

Als man den Berg hinaufgefahren war, waren die Pferde mit Schaum bedeckt und ganz erwildet. Mit Mühe hielt ſie Hänſel zurück von zornigem Laufe, und immer boshafter und muthwilliger hetzten von hinten her die Franzoſen. Auf und nieder führte der Weg, ſelten war hie und da eine kleine ebene Strecke; es war ſo recht paſſend für muthwillige Burſche, Pferde und Fuhrmann des Teufels zu machen. Prachtvoll iſt die Ausſicht von jenen Höhen weg, das ganze Aarthal ſammt dem Jura ſieht man rechts, das Emmenthal und hinter demſelben die Gebirgskette in ihrer weiteſten Ausdehnung ſieht man links, wer nämlich die Augen zum Sehen hat, aber die Franzoſen hatten ſolche nicht, hatten für nichts Sinn, als für ihr boshaftes Spiel. So waren ſie endlich zu dem

Punkte gekommen, wo der Weg eng und steil zwischen Felsen zu Thal läuft und in der Nähe von Burgdorf in die Heerstraße sich mündet. Wer einen guten Schritt hat, braucht mehr als eine halbe Stunde, bis er aus der Tiefe auf die Höhe kommt.

Als Hänsel die Höhe erreicht hatte, wo der Weg sich zu senken beginnt, hineinläuft in die Rinne, welche zu Thal führt, da hetzten die Franzosen wieder in wilder Luft Mann und Rosse. Da hob sich plötzlich Hänsel im Sattel, hieb auf die Vorderrosse ein, stach die Deichselpferde an, daß die wilden Thiere hoch aufsprangen, in gestrecktem Laufe niederrannten. Hänsel hatte die Zügel gut gefaßt, kannte genau die kurzen Windungen des Weges und schnurrte mit seinen Franzosen auf Tod und Leben den Berg ab. Wohl, jetzt ging es den Franzosen rasch genug, sie schrien schrecklich erst, dann ward es stille auf dem Wagen, keinen Laut vernahm Hänsel mehr.

Warum es so stille ward, wußte Hänsel nicht, zum Zurücksehen hatte er keine Zeit. Scharf in Aug' und Hand hielt er die Rosse; glücklich machte er die jähe Beugung beim sogenannten Sommerhaus, einem Bade, in welchem die Burgdorfer seit mehr als hundert Jahren sich weiß zu waschen versuchen und es doch nie zu Stande bringen. Die ganze Bewohnerschaft schoß unter Thüren und Fenster, sah mit Beben die rasende Fahrt, sah mit Staunen, wie Hänsel glücklich in die Heerstraße lenkte und der Stadt zufuhr. Leer war der Wagen, nichts als einen kleinen Koffer fand Hänsel, als er vor dem Kaufhause hielt; den warf er ab und fuhr durch's obere Thor weiter in großem Bogen der Heimath zu. Wenn auch keiner seiner Franzosen von ferne zu schauen war, so traute er dem Landfrieden doch nicht, denn es lagen noch andere im Städtchen; an den Hals ging es ihm, wenn sie seine halsbrechende Rache vernahmen. Sie waren als Brüder in's Land gekommen, als Brüdern war

ihnen alles erlaubt; wer sich dagegen sträubte, nicht alles dulden wollte, der versündigte sich an der Brüderlichkeit, an den heiligsten Verhältnissen, riskirte daher die schwerste Strafe, begreiflich. Was eigentlich diese Höllenfahrt für eine Bedeutung habe, begriff man weder im Sommerhaus noch in der Stadt. Hänsel stand niemanden Rede, fuhr stillschweigend weiter.

Im Sommerhaus war reges Leben: ältere Leute badeten, für die junge Welt und wilderen Gäste, welche man auf den Nachmittag erwartete, wurde gesotten und gebraten, was man nur Gutes ersinnen konnte, und die Wirthin kannte was gut war und wußte wie man es machte. Ueberall im Walde, der an das Haus stößt, wurden unter den schönen Buchen Tische und Bänke zurechtgestellt und im Keller Wein gezogen und Bier angezapft, alles gerüstet, daß die Gäste absitzen konnten, nur zu befehlen brauchten und ihren Willen erfüllt sahen. Der Wirth gab in seinem Fache der Wirthin nichts nach, und beide waren darin einig, daß nichts die Gäste wähliger mache als langes Warten, wogegen rasche Bedienung so gleichsam ein Mantel der Liebe sei, der viele Sünden bedecke. Die Leute hatten also nicht Zeit zusammenzustehen, die Hände in den Taschen von allen Sorten, und zu klappern nach Herzenslust. Aber wo zwei zusammenkamen, daß sie sich mit der Stimme erreichen konnten, rathschlagten sie, was die Erscheinung möchte gewesen sein und ob eine wirkliche oder eine gespensterhafte, denn, sagten sie, kein Vernünftiger thäte so was, und wer es thäte, käme nicht lebendig herunter. Sie freuten sich daher Alle sehr, den Handel beim Mittagessen, wo sie doch in etwas beieinander absitzen durften, gründlich zu verhandeln. Die Köchin kochte geschwinder, die Stubenmagd deckte rascher, und selbst die Wirthin ließ sich beikommen, rief nöthlicher zu Tische, als sie es sonst gewohnt war, und ehe noch der Wirth absaß, hieß sie den Allerweltsbub, das heißt den Jungen, der Allen gehorchen sollte und alles machen, was die Andern nicht

machten, beten. „Seh' Bub, bet', und nicht so gestottert, sondern fläthig fort, daß du heute noch fertig wirst," sagte sie. Der Bub ließ sich dies nicht zwei Mal sagen und trieb die Gebete (damals betete man vor Tische wenigstens drei Gebete, das Unservater als Schlußwort nicht gerechnet) über die Zunge, wie Buben ihre Kreisel peitschen durch die Stube. Aber wie fläthig das Ding auch ging, noch war das zweite Gebet nicht abgehaspelt, als es draußen an die Thüre schlug gewaltiglich.

Man kannte dieses Klopfen, es war französische Manier: die lieben Freunde und Brüder kündigten sich gemeiniglich mit Flintenkolben an. Mit einem Fluche stand der Wirth auf, fand draußen zwei Franzosen und sah noch einen und wieder einen hinkend und blutend den steilen Hohlweg, der Leuen genannt, herabstolpern. Der Wirth zeigte ihnen die nahe Stadt, wo das Quartieramt sei, wo sie hin müßten, wenn sie einquartirt sein wollten. Aber die großen Weltbürger liebten Weitläufigkeiten nicht, waren Liebhaber von kurzen Manieren. Der Wirth fügte sich, nahm sie auf, mehr aus Mitleid als aus Furcht, denn den erstern kamen immer Erbärmlichere nach; er begriff jetzt die Bewandtniß mit den brausenden Rossen und dem leeren Wagen. Das waren eben die Franzosen, welche auf dem Wagen gesessen waren. Als die Höllenfahrt so unerwartet anging, hatte es gleich anfangs einige von dem Wagen gesprengt, wie Motten dahinfahren, wenn man Pelze ausklopft. Den andern verging Hören und Sehen, denn so was hatten sie nie erlebt; sie suchten hinten zum Wagen hinauszukriechen; wem es gelang, wurde immerhin derb am Boden hingeschmissen, daß er einige Zeit das Aufstehen vergaß; andere wurden hinausgerüttelt wie Flöhe von den Hunden; der Rest kam vom Wagen, er wußte nicht wie. Ein Wunder war's, daß nicht Hälse brachen und das übrige Gebeine sammt und sonders. Aber es muß den Franzosen gegangen sein eben wie es den Flöhen geht, welche von

Hunden abgeschüttelt werden: man hat nie gehört, daß eine derselben ein Bein gebrochen hat; kaum sind sie abgeschüttelt, nehmen sie neue Sätze, springen unerschrocken wieder in's erste beste Fell. Sonst waren die Franzosen aber doch gequetscht und zerschlagen ganz jämmerlich und fluchten mörderlich; den einen fehlte der Tornister, andern die Flinte. und andern gar der majestätische Dreizipfel; in ein bloßes Sacktuch war das stolze Haupt gehüllt — doch vor Allem fehlte der Majestätsverbrecher, der verruchte Hänsel. Bei jedem Schritte den Leuen hinunter, bei jeder Wendung des Weges erwarteten sie den Hänsel zu finden, zerschellt mit Roß und Wagen an einem Häufchen oder an einem Baumaste hängend wie der Knabe Absalom. Aber sie fanden nichts, als alleweil noch einen Kameraden, eine Flinte oder einen Tornister. Wäre das nicht gewesen, sie hätten geglaubt, er wäre durch die Lüfte davongefahren, vom Teufel geholt. Sie suchten ihn im Sommerhause, wollten ihn vom Wirthe haben, und als sie ihn nicht fanden, so hätten sie gerne den Wirth für den Hänsel genommen, wie bekanntlich in der Türkei jedes Dorf für alle Verbrechen, in seinen Marchen begangen, verantwortlich ist, entweder den Verbrecher ausliefern oder an seiner Stelle büßen muß, welche Manier die Franzosen bekanntlich als sehr probat nachahmten bis nach Spanien und Rußland hinein. Doch der Wirth hatte gar gewaltige Schultern, während sie sich gar elend fühlten im Gemüth und in allen Gliedern; sie begnügten sich daher zu fluchen so schrecklich als möglich, wollten essen und trinken, verbanden sich gegenseitig und wuschen das Blut ab. Das Ereigniß mit dem Wagen war also aufgeklärt, und auf den Gesichtern sämmtlicher Bewohner des Sommerhauses sah man sogenannte Galgenfreude, und spöttischer Blicke konnte sich niemand enthalten, so oft er einem Franzosen begegnete, und so oft man in den steilen gewundenen Hohlweg sah, konnte man sich des Schauers nicht erwehren; eine solche tolle That war noch nie erlebt worden

und hat sich nicht wiederholt am Leuen. Die Franzosen sahen wohl, daß man ihnen ihr Elend gönne, entschädigten sich am Essen und Trinken und sagten: „**Attendez seulement, wart' Bougre!**“

Nach und nach fanden sich die Gäste ein, ein Badekämmerchen nach dem andern ward besetzt, ein Abendessen nach dem andern bestellt. Niemand ging in's Bad, ohne die große Begebenheit vernommen zu haben und einen spöttischen Blick in's Gastzimmer zu werfen, wo die Franzosen ihr Lazareth aufgeschlagen hatten, aßen, tranken, fluchten und schnarchten. Es kamen hinter den Städtern her aber auch Franzosen, welche im Städtchen lagen, und zwar von der nämlichen Halbbrigade. Sie waren erstaunt, hier Kameraden zu finden in solchem Zustande. Wer Franzosenart kennt, kann sich denken, was nun für ein Geschnatter entstand und welch ein Lärm: jeder erzählte, jeder brüllte drein, jeder machte seinen Zorn laut und legte ihn an Tag, so geräuschvoll er konnte, jeder ward zum Feinde des Landes, in welchem solches begegnet war, und hielt sich für berufen, die den Kameraden widerfahrene Unbill zu rächen.

In feindlichem Lande ist alles erlaubt, ein Verbrecher ist, wer schrankenloser Willkür sich nicht fügt, Widerstand entgegengesetzt, das sind der Franzosen brüderliche Begriffe. Nun gab es Spectakel; beleidigt wurde, wer in ihre Nähe kam; wer im Freien war, machte sich aus dem Staube, wer im Bade war, machte daß er heraus kam, was aber mancher ehrlichen Bürgersfrau große Mühe kostete, weil ihr die Röcke immer verkehrt über das Haupt fielen, und wenn sie endlich recht saßen, so stand erst der entscheidende Augenblick vor der Thüre. Oeffnete man die Thüre, was dann und wer stand draußen? Einmal draußen, zottelten sie der Stadt mit einer Inbrunst zu, noch ganz anders als die Töchter Kains, da die Sündfluth einbrach, dem ersten besten Hügel. Bald war niemand mehr im Sommerhaus, als die Wirthsleute und zwei Gäste, zwei handfeste Bürger von der alten Sorte,

welche es unter ihrer Ehre gehalten hätten, in ihrem eigenen Hause (denn das Sommerhaus gehörte der Stadt) Fremden Platz zu machen und sich in ihrer Sonntagsfreude, einem namhaften Schluck, stören zu lassen. Der schöne Nachmittag war getrübt, des Wirths Erwartungen übel zerstört, statt einer reichen Einnahme konnte er Franzosen speisen und tränken, und statt Geld kriegte er vielleicht noch Schläge, und kein Mensch im Hause war vor den übelsten Mißhandlungen sicher. Dem Wirth, der seine Gäste selbst bediente, weil er niemanden der Gefahr aussetzen wollte, kochte es übel im Gemüthe, doch ertrug er lange den französischen Uebermuth und scheinbar kaltblütig, bis er Geschrei hörte aus der Küche, wohin einer der Unholde gedrungen war. Dorthin ging er, warf den Burschen hinaus, las sich dann drei gute buchene Scheite aus, ging zu den beiden Bürgern und sagte: „Siehe, David, das nimmst du und gehst zur obern Thüre, und du, Karludi, nimmst dies und gehst zur untern Thüre, mit diesem will ich in die Stube und die Schweine austreiben; klopft sie vaterländisch aus, wenn sie vorbeilaufen, damit sie wissen, was Prügeln ist." Das war den beiden Bürgern angeholfen, denn damals war den Bürgern von dieser Sorte eine tapfere Prügelei die höchste Bürgerlust; sie verschmähten es nicht, an Markttagen und Musterungen mit den Bauern sich herumzuschlagen, und trugen, wenn auch zumeist blutige Köpfe, doch zuweilen auch den Sieg davon. Als der Wirth sah, daß sowohl der David als der Karludi Posto gefaßt, ging er in die Stube, öffnete mit einem gewissen Anstande beide Thüren sperrangelweit, warf dann den nächsten Franzosen zu der einen hinaus, den zweiten zur andern, schlug mit dem Scheite auf die andern ein, daß eine plötzliche Angst die Franzosen ergriff über den so raschen Angriff; die, welche fest vor Kanonen gestanden, liefen vor dem Scheite über Hals und Kopf davon, sprangen zu den Fenstern hinaus, und im Umsehen war das Haus leer.

In Angst und Zorn liefen die Franzosen der Stadt zu, noch viel hastiger, als kurz vorher die Bürger und Bürgerinnen. Als der Wirth den Auszug sah, sagte er zu den Andern: „Jetzt macht, daß ihr nachkommt, und seht zu, was geht; die sind im Stande, uns eine verfluchte Suppe auf das Feuer zu stellen.“ Richtig, so war es auch. Die Franzosen kochten Rache, und wie auf Universitäten die Studenten, wenn sie Noth leiden, rufen: „Bursche raus!“ so schrien die Franzosen, als ob sie am Spieße stecken thäten, nach einem Trommelschläger. Sobald sie einen kriegten, mußte er Generalmarsch schlagen. David und Karludi, welche auf dem Fuße gefolgt waren, riefen dazwischen: „Fürio!“ schickten nach dem Sigrist, daß er Sturm läute mit allen Glocken. Unglücklicher oder vielleicht auch glücklicher Weise stak der irgendwo in einem Wirthshause, der Schlüssel zum Thurme stak in seiner Tasche, die Glocken blieben still.

Indessen liefen auf das Geschrei hin doch eine Menge Bürger zusammen, bunt wimmelte es auf den Gassen: Franzosen und Bürger durcheinander wie Kraut und Rüben; wild brüllte es in allen Tönen und vielen Sprachen, in Fragen und Antworten. Alle wollten wissen, was es gegeben, niemand wußte es recht, daher desto schrecklichere Gesichter. Draußen im Sommerhaus sollte eine ganze Compagnie Franzosen erschlagen worden sein, am Leuen gar eine ganze Brigade todt liegen, die Stadt sollte an allen vier Ecken angezündet werden und niedergebrannt mit Mann und Maus; schon seien in der untern Stadt die Leute in die Häuser gejagt, die Thüren verschlossen und der Mordbrand habe begonnen. Und wie die Gerüchte schwollen, schwoll der Zorn in den Gemüthern, die Augen funkelten sich an wie Katzenaugen, ehe der Streit beginnt. Französische Beine und Berner Beine wollten sich nicht mehr aus dem Wege gehen, man rannte zusammen, und mancher leichte Franzose ward von den schweren Bürgern überrannt. Wer fiel, schrie begreiflich, galt für todt, wenigstens

für halb. Die Gerüchte wuchsen, des Zornes Flammen schlugen hell auf zum Dache hinaus, Säbel blitzten, Messer wurden gezückt, wer einen Franzosen umgerannt hatte, ließ ihn nicht liegen, sondern kniete auf ihn, hielt ihn fest, ja es fehlte nicht viel, daß einem mit einem Hackenmesser wirklich die Kehle abgeschnitten worden wäre. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der französische Platzkommandant ein verständiger Mann gewesen wäre und, vereint mit besonnenen, angesehenen Bürgern, in den Tumult sich geworfen hätte. Gemeinsamen Anstrengungen gelang es endlich, die Menschen auseinander zu bringen, aber mit großer Noth; Flachssamen aus einer Harzpfanne lesen, wäre fast ein leichter Stück Arbeit gewesen; fast unmöglich war es, die Bürger in ihre Häuser, die Franzosen in ihre Quartiere zu bringen, sie beiderseitig zu überzeugen, daß weder todte Brüder zu rächen, noch Gefahr für die Stadt vorhanden sei. Namentlich waren die jüngeren Bürger fast nicht zu besänftigen. Stafetten seien bei beginnendem Tumulte nach Bern gesandt worden, wahrscheinlich Verstärkung zu fordern; komme diese, so könne man sich denken, wie es gehe; am kürzesten sei, die, welche hier seien, todtzuschlagen, dann Sturm zu läuten, vereint mit den Bauern der Umgegend werde man dann auch mit denen, welche nachkommen, leicht fertig — so sprach das junge Burgdorf. Diese Meinung gewann jedoch nicht die Oberhand. Die Nacht ging ruhig vorüber, und am Morgen kam ein großer Schlotter über die Stadt; es kamen Nachrichten von Bern her von gräulichem Zorne und einer schrecklichen Heeresmacht, welche gegen Burgdorf heranziehe und keinen Stein auf dem andern lassen, das Kind im Mutterleibe nicht verschonen werde. Da gab es großes Geschrei und Gejammer in Burgdorf, es war wie der Prophet sagt: „Zu Rama hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, dieweil sie nicht mehr sind.“ Nun lebten in Burgdorf zwar

die Kinder noch alle, indessen konnten sie doch alle verloren gehen, und bekanntlich halten die Weiber dafür, es sei besser, zu viel zu weinen als zu wenig, besser, zu früh zu jammern als zu spät. Auch ist es anständig, daß, wenn Weiber heulen und weinen, es den Vätern der Stadt angst und bange wird; nur das junge Gesindel dieser Tage kümmert sich um Weiber und Weinen nichts. Der Venner der Stadt versammelte den Rath; damals war die Republik Bern kein Schreiberstaat, sondern ein Kriegerstaat, daher Kriegstitel wie Venner die höchsten. Der damalige Venner war ein großer Mann mit einer stark gebogenen Nase; er hatte aber auch ein großes Herz, d. h. aller Weiber Weh in der ganzen Stadt hatte Platz darin und offenen Eintritt, zog daher auch beständig aus und ein, und wenn beim untern Thor ein Weib von einer Floh gebissen ward, so wußte es alsbald der Venner, auch wenn er vor dem obern Thore spazieren ging.

Der Weibel flog von Rathsherrn zu Rathsherrn; eiligst stäubten die Frauen Rathsherrinnen den Männern die Perrücken aus und puderten sie frisch oder banden ihnen die Zöpfe ein und die Halsbinden um, alles unter Heulen und Zähneklappern, begreiflich. Wie das segelte und wie das schiffte dem Stadthause zu: noch nie war eine Rathssitzung so pünktlich und vollzählig eröffnet worden. „Ach!“ sagte der Venner, als er auf seinem Stuhle saß, und fast hätte er zu beten angefangen, und wäre er ein Römer gewesen, so hätte er sein Haupt verhüllet, und wäre er ein Jude gewesen, so hätte er die Kleider zerrissen und Asche auf die Perrücke gestreut. Da er aber ein Burgdorfer war, so sagte er nur noch ein Mal Ach. „Ach, meine hochgeachteten, hochgeehrten Herren und Mitbürger! was ist uns begegnet, und daß ich das erleben muß! Und jetzt, was machen?“ Da war eine große Stille in der Rathsstube, guter Rath war eben wieder theuer. „Hochgeachteter Herr Venner, hochgeehrte Herren und Mitbürger! meine Meinung wäre, man würde sichere Berichte ein-

ziehen, was eigentlich vorgegangen und wie es sich zugetragen, darauf kann man dann fußen. Ein junges Rathsglied, des hochgeachteten Herrn Venners Brudersohn, soll von Anfang an dabei gewesen sein; der könnte vielleicht die beste Auskunft geben," so sprach man. „Ach Gott, ja," sagte der Venner, „leider war der Säubub dabei, wie immer, wenn eine Geschichte passirt irgendwo. Wenn es meinen hochgeehrten Herren Kollegen und Mitbürgern recht ist, will ich ihn holen lassen; das ist gleich ein Anlaß, wo man ihm die Meinung sagen kann und zu verstehen geben, was rechte Leute von solchen Streichen halten. Weibel, holt ihn, und daß er auf der Stelle komme; der Säubube soll einmal erfahren, wer Meister ist und wer zu befehlen hat!"

Dieser Neffe war eben der David, welcher im Sommerhaus gewesen und bei der obern Thüre zum Vortrag des Wirthes den Franzosen den Nachtrag auf dem Rücken gegeben hatte. Derselbe ließ nicht auf sich warten, unerwartet rasch trat er ein, ehe noch der Onkel seine Gedanken recht gesammelt hatte zu der Galgenpredigt, welche der löbliche Rath erkannt hatte. Der Neffe hatte unten im Rathhause in der Pinte gesessen, denn wie oben im menschlichen Körper die Seele ist, unter ihr Magen und Bauch, so ist's in vielen Rathhäusern auch: oben der Sitz der Weisheit, unten ein anderer Sitz, wo das Fleisch gepflegt wird und der Lust gehuldigt. Es hatte ihn wunder genommen, was gehe, darum war er hergekommen; um so willkommener war ihm daher jetzt der Ruf in den Rathssaal selbst. Er nahm sich nicht einmal Zeit, sein Glas auszutrinken, was viel sagen will, und folgte dem Weibel.

„O Neveu, bist schon da?" sprach der Venner. „O David, du unglücklicher Mensch! weißt du, was du angestellt hast? Wenn das dein Vater wüßte, mein Bruder selig, er kehrte sich unter dem Boden um! Ja, Neveu, in welches Unglück hast du uns gebracht, Kind und Kindeskinder werden

es entgelten müssen und Rache schreien über dich, o David, du unglückseliger Mensch! In eine solche Lage kam vor mir noch nie ein Venner und zwar durch den eigenen Brudersohn. Da sind wir jetzt, und jetzt was machen? Hinein habt ihr uns gebracht, und wie jetzt heraus? Rede, rathe, o David, du unglückseliger Mensch!" David war vor dem Throne stehen geblieben, kaltblütig; Schauer vor der Majestät merkte man keine an ihm, er hatte wahrscheinlich den Onkel zu oft schon ohne Perrücke gesehen. „Wißt ihr was, Onkel," sagte er gewichtig nach reifem Bedenken, „gebet Pech!" Darauf sah er ringsum, drehte sich um und ging kaltblütig ab. Man kann sich die Gesichter der Rathsherren denken, kann sich denken ihre Klagen über die gottlose Jugend und das Vaterland, welches eine solche Jugend hätte, in solche Hände kommen werde. Indessen ermannte man sich; zeigen wollte man, und erfahren sollte die Nachwelt, wer die Stadt in den Koth gebracht und wer wieder heraus; räthig wurde man, eine Deputation an den Platzkommandanten oder wenn es sein müsse, nach Bern zu senden, welche die Vorgänge mißbilligen, Ergebenheit versichern, um Gnade bitten solle.

Der Platzkommandant war wie gesagt ein verständiger, wohlwollender Mann, der solche Gelegenheit nicht zum Schlimmsten benutzte, jedoch auch die praktische Seite nicht unbenutzt ließ. Die besten unter den Franzosen hatten Geschenke nicht unlieb, kamen sie nun in einer Form, in welcher sie wollten: die einen wußten diese Liebhaberei seiner, die andern gröber verständlich zu machen. Ferner mußte jede Beleidigung der großen Nation gestraft werden zum Beispiel und Exempel für ewige Zeiten. Die brüderliche Gesinnung mit all ihren Manieren sollte man ganz brüderlich ertragen, und wer irgendwie dagegen murrte oder Gleiches sich erlaubte, der mußte erfahren, was Freiheit und Gleichheit zu bedeuten habe und für wen sie da seien auf der Welt. Der Platzkommandant

war also zu beſänftigen, ihre Zuſammenkunft fiel zu gegenſeitiger Befriedigung aus, doch mit der Erklärung des Kommandanten, daß er das Geſchehene nicht ungeſchehen machen, ſich bloß dahin verwenden könne, daß die Strafe ſo gelind als möglich ſei. Er kenne Fälle, wo ſolche Vermeſſenheit Tauſenden das Leben gekoſtet; hier ſei es vielleicht anders zu machen, wenn man ſich gegenſeitig begreife, wozu er gerne behülflich ſein wolle.

Das war ein Morgen für die in Angſt getauchten Burgdorferinnen, für die Frauen Rathsherrinnen insbeſondere! Wohl hatte man dafür geſorgt, daß von Zeit zu Zeit Bericht kam in die Häuſer vom Stand der Dinge oder vielmehr des Rathes im Sitzungsſaale. Aber eben daher kam ſo lange nichts Tröſtliches, ſondern ſogar Entſetzliches; die Bürgerinnen munkelten über die troſtloſen Rathsherren und daß ſie nichts Beſſeres thun könnten, als was David ihnen gerathen, und die Frauen Rathsherrinnen erklärten: wenn David nicht noch heute gehängt würde, ſo ließen ſie ſich ſcheiden und ruhten nicht, bis ihren Abgeſchiedenen die Ruthe gegeben werde wie Kindern und zwar nach Noten.

Endlich war die lange Sitzung zu Ende. Die Herren liefen eilig heim, voran diejenigen, welche ausgeſchoſſen worden waren, mit dem Platzkommandanten den Franzoſen entgegenzureiten und um Gnade zu flehen. Sonſt hatten die Frauen Rathsherrinnen viel auf dem Ausgeſchoſſenwerden ihrer Männer; es gab Anſehen, Taggelder und Gelegenheit, den Weibern was heimzubringen auf Stadtkoſten. Diesmal aber gab es ein gewaltiges Geſchrei über den Mann, der ſich habe ausſchießen laſſen, und über die Andern, welche ihren Mann immer voranſtießen, wenn eine Suppe auszueſſen ſei, und ihn übergingen, wenn es Gelegenheit gebe, der Stadt die Rechnung zu machen und den Weibern etwas heimzubringen. Den Männern ſelbſt war es nicht ſo recht wohl um das Herz; ſie preſſirten mit dem Mittageſſen, denn ohne gegeſſen

zu haben hätten sie doch gar zu schlotterhaft ausgesehen, und nicht leicht giebt etwas einen sicherern Halt, als eine warme Suppe, ein wackeres Stück Fleisch und eine Flasche vom Bessern. Aber den Weibern ging's bloß vom Maul, nicht von der Hand; aus lauter Zärtlichkeit schimpften sie die Männer schrecklich aus und mit dem Essen ging's schrecklich langsam. Umsonst sprang der Weibel herum und sagte, der Herr Venner, der weislich nicht ausgeschossen war, ließe bitten zu pressiren, sonst sei es zu spät und Gott wisse, was dann gehe. Der Weibel bekam zur Antwort: man lasse dem Herrn Venner den Respekt vermelden, und wenn es ihm so pressire, solle er selbsten gehen, was nichts als billig sei, habe doch sein Lumpenbub, der David, die Suppe eingebrockt.

Plötzlich tönte Hufschlag auf dem Pflaster, Alles schoß an die Fenster: sechs französische Husaren sprengten zum Thore herein, mit wehenden Helmbüschen, blitzenden Säbeln, schrecklich zu sehen, und hinter ihnen her trommelte, trompetete, paukte es ganz gräßlich. Da war ein Beben und Zittern, als ob es die letzte Posaune sei und das letzte schreckliche Gericht vor den Thoren. Jetzt war nicht kapitulirt, jetzt war das Schrecklichste zu erwarten, jetzt was machen? Fast wußten Viele und gar Rathsherren keinen andern Rath als den, welchen David gegeben hatte. Das trampelte und trommelte, bis eine Brigade zum Thore herein war: schreckliche Menschen, Leute wie Waldteufel. Der Oberst, ein Urteufel von Angesicht, ritt voran; der Platzkommandant war bei der Hand und weltschte mit dem Oberst.

Nun mußte der Venner her und vor. Ach Gott! dem war es übel um's Gemüthe und von seiner sonstigen Majestät brachte er wenig zur Hand: denn Spießruthen gejagt und dann gehängt zu werden, das war das Geringste, was er erwartete. Jetzt wäre die Ehre, Venner von Burgdorf zu sein, um wenig feil gewesen, denn die Ehre gehängt zu werden, sei es auch zur Ehre einer Stadt, gehört just nicht zu den

angenehmen. In der That, anfangs hatte es auch den Anschein, als sollte das Gräulichste geschehen. Der Venner wurde angeblitzt und angedonnert, wie er es nie erlebt hatte; die verletzte Majestät der großen Nation sollte auf das fürchterlichste gerächt werden, zum Exempel für ewige Zeiten und für Sonne, Mond und Sterne, damit Alle wüßten, wer die große Nation sei und wie sie sich zu wahren wisse. Allgemach begann der Platzkommandant den Blitzableiter zu spielen, übernahm ungefähr die Rolle einer Frau Oberamtmännin von Solothurn. Ein Berner Bauer hatte auf dem Markte zu Solothurn Schweine kaufen wollen, sie schienen ihm aber alle zu theuer; auf dem Heimwege stahl er eins, das schien ihm wohlfeiler. Die Sache ward ruchbar; er sollte nach Solothurn vor dem Richter. Das Ding war ihm nicht recht, denn er war daneben ein angesehener Mann und scheute das Zuchthaus. Er nahm daher eine große Butterballe mit sich, ging damit in die Küche des Oberamtmanns und gab sie ab in die Hände der Frau Oberamtmännin, erzählte seinen Fall und bat, daß sie bei ihrem Herrn zu seinen Gunsten sich verwenden möchte. Diese hieß ihn in's Gerichtszimmer gehen und unbesorgt sein, die Sache werde sich schon machen. Er ging nun, sein Fall kam vor. Sein Gegner that die Sache dar und schimpfte schrecklich. Als er fertig war, that sich eine Nebenthüre auf, die Frau Oberamtmännin trat herein und sagte, sie wolle den Herrn Oberamtmann gebeten haben, daß er mit dem Manne nicht z'großlich verfahre, es sei ihm schreggli laid, sie könne es ihm versichern als eine gewisse Wahrheit. Ja, wenn das so sei, sagte darauf der Oberamtmann, wenn es ihm so schreggli laid sei, so solle er dem Manne das Schwein wieder geben und etwas für seine Mühe, und d'Strof söll ihm für diesmol g'schänggt sein, aber hiete söll er sich vor einem andern Mol.

So ungefähr ging es in Burgdorf. Der Oberst begriff, wie leid es der Stadt sei, und für diesmal wollte er ver-

zeihen, nur mußten die beleidigten Soldaten auch zufriedengestellt werden. Die Truppen wurden also sämmtlich einquartiert, mußten gehörig mit Fleisch und Braten traktirt werden. Jeder Soldat mußte bei jedem Essen ein Frankenstück bei seinem Teller finden; so ward die Majestät der großen Nation und die verletzte Bruderliebe gerächt und zwar drei Wochen lang. Die Liebe der Franzosen zu den Burgdorfern wurde derweilen so groß, daß sie von denselben sich fast gar nicht trennen konnten; sie wären sechs, zwölf Wochen geblieben, ja sie säßen vielleicht noch dort. Aber damals waren die Trommeln unbarmherzig; sie wirbelten alle Augenblicke zur Trennung, rissen Gatten und Brüder von einander, Franzosen und Burgdorfer, wirbelten die Franzosen in die Schlacht hinein, wirbelten zur blutigen Trauung mit dem kalten Tode, wirbelten Tausenden und abermal Tausenden in's kalte Grab hinein, und alles wegen der Liebe zu Freiheit und Gleichheit; denn wo ist man eben gleicher als im kalten Grabe?

Das arme Kätheli.

Erschien zuerst im Berner Kalender 1843.

Im Thal am Bache schwankt eine bedenkliche Hütte, sie neigt sich nach allen Seiten, und wenn einst die Winde kommen und die Wasserbäche, so kann sie auf diese Seite fallen oder auf jene, es ist ganz gleichgültig. Seltsam sehen die Fenster aus. Ein Viertel der Scheiben ist blind, das zweite mit Schindeln vermacht, das dritte mit Papier verklebt und im vierten Viertel stecken, wenn der Wind geht, Hudeln, geht er aber nicht, so braucht man die Hudeln anderwärts. Geht der Wind, so wallet es auf dem Dache, wie ein Kornfeld wallet, wenn die Winde darüber streichen, es sind die Schindeln, welche der Freiheit entgegenstreben; geht er aber nicht, so guckt die eine hier empor, die andere dort, woher er kommen wolle, und das Dach sieht aus wie ein Kornfeld, auf welchem noch die Zehntgarben stehen. Um's Häuschen herum liegt hier ein Häufchen Holz und dort eines, und auf keinem Häufchen liegt die gleiche Sorte; das eine Häufchen Holz kommt aus einem Haag, ein anderes aus dem Walde, ein drittes von der Säge, ein viertes aus dem Boden, ein fünftes direkt aus einer Scheiterbyge, die anderwärts stattlich vor einem stattlichen Hause steht. Vor dem Hause erhebt eine gedoppelte Stiege sich, die für Hühner halsbrechend scheint, aber drinnen im Häuschen wohnen Menschen, die nicht viel

schwerer als die Hühner sind. Drinnen im Häuschen wohnen viele, viele Leute, viel mehr als im größten Bauernhause, aber alle sind arm, und darum müssen sie machen, daß sie an kleinem Orte Weite haben.

Links in der Ecke war das schlechteste Fenster, ein ganzes Viertel mit Schindeln verschlagen, und nur zwei blinde Scheiben, wie zwei vom Weinen getrübte Augen, sahen in die Welt hinaus, und hinter diesen Schindeln und Scheiben hustete und seufzte es gar erbärmlich. Auf einem Strohsacke lag ein blasses Wesen, bedeckt mit schlechtem Bettstück, und vor ihm stand ein mageres Mädchen, hatte ein Kacheli in der Hand, und im Kacheli war Milch und Brod eingebrockt, ein Löffel stak darin, und gar drungelich bat das Mädchen: „Nimm doch, nimm, es besseret dir dann!" Es waren Mutter und Kind, und die Mutter hatte niemanden auf der Welt als das Kind, und das Kind niemanden als die Mutter. Vor zehn Jahren war die Mutter ein hoffährtig Mädchen gewesen, denn sie war hübsch und gleitig und hatte um schönen Lohn in der Stadt gedient. Aber je schöner der Lohn ward, um so hoffährtiger wurden die Kleider, und wenn das Jahr um war, so war auch der Lohn dahin.

Die Kleider brachten sie zur Leichtfertigkeit, die Leichtfertigkeit zu Liebschaften, die Liebschaften zu einem Kinde, wie dann eins an dem andern hängt und eins nach dem andern kommt. Der Vater des Kindes war ein Schwabe und strich sich, der Mutter blieb das Kind und sie liebte es. Sie war selbst unehlich gewesen, hatte ihr Lebtag niemanden zu eigen gehört, jetzt hatte sie ein eigen Kind, das gehörte ihr an, das war ihre Freude, sollte ihr Trost werden, sollte der Jemand sein, den sie in der Welt hätte und der ein Herz für sie hätte. Aber den Leichtsinn konnte sie nicht lassen, der war eingeurbet, die Liebe aber neu. Nun kamen auch Krankheiten und nach den Krankheiten die Schwächen, hier mußte sie ein Einstandmeitli bezahlen, dort den Dienst verlassen und wieder

einen neuen antreten, ehe die Schwäche vorüber war, und immer härtere Dienste, je größer die Schwäche war, denn auch hier hängt eines an dem andern und eines kommt nach dem andern.

Käthi konnte endlich nicht mehr dienen, zog sich auf's Land zurück, wollte mit Nähen sein Geld verdienen und sein Kätheli zu sich nehmen. Anfangs war es Käthi gar wohl, die Freude an seinem Kinde glänzte wie ein Stern in sein Leben hinein, und Kätheli war ganz wie selig, denn zwischen einem Mütterli und fremden Leuten ist doch ein Unterschied. Aber das Nähen schlug Käthi in die Länge übel an. An den Fenstern, unter den Tischen wollten seine Füße nicht erwarmen, in den Gefäßen das Blut nicht munter rollen, und der Husten setzte sich an in der gepreßten Brust, der trockene, langsame, der, wie in der Wand der Todtenwurm, klopft und pocht in der Brust des Menschen. Käthi mußte die Stören lassen, mußte tagelang im Bette liegen, immer geringer ward sein Verdienst, immer größer dagegen seine Pein. Da ward seine Lage immer bedrängter, und je mehr es Stärkung bedurfte, um so schlechter behalf es sich, und an manchem Tage gönnte es sich nur einmal etwas Warmes. Käthi hatte noch schöne Kleider aus seiner goldenen Zeit, freute sich ihrer noch und musterte sie manchmal mit Lust. Diese sollten Kätheli's Erbe werden, und die Mutter freute sich um so kindlicher, ihrem Kinde ein Erbe zu hinterlassen, je weniger sie selbst geerbet. Da kam die Noth und ward größer als die Freude, und Käthi mußte verkaufen hier ein Stück, dort ein Stück, und bei jedem Stück löste sich ein Stück Leben aus seiner Brust, es aß weniger und arbeitete mehr. Je mehr es rang und kämpfte mit Leben und Noth, um so mehr stach es bald in der Brust, bald im Herzen — aber mit Tinte malt man das nicht aus.

Das Kätheli wußte nicht, warum lieb Mutterli immer bleicher wurde, wußte nicht, welches Ende einem solchen

Husten gesetzt ist, aber immer lieber hatte es sein Mutterli und weinte nie, wenn es nur einmal des Tages Warmes und sonst so manches nicht erhielt, was es nöthig gehabt hätte. Nur dann weinte es, wenn Mutterli auch weinte, und als es sah, wie hart dem Mutterli das Verkaufen ging, wie es dann so bitter weinte und hustete, so wollte es vor solchem Weh ihm sein.

Es wußte einige Häuser, in denen gute Leute wohnten, dort erzählte es ihr Elend, von dort brachte es Milch und Brod der Mutter heim. Das nannte aber Käthi Bettlerbrod und weinte seine bittersten Thränen; vor zehn Jahren das hoffährtigste Kamuermeitli und jetzt Bettlerbrod! Dem Kinde verbot es das Betteln auf das strengste, es that es nicht wieder, weil das Mütterli dabei so weinte und hustete. Da brachte ihm eine gute Frau hier etwas, eine andere etwas Anderes, denn gute Leute giebt es noch allerwärts. Wenn diese dann das Elend sahen, so gaben sie ihm wohl an, es solle vor die Gemeinde und Steuer fordern. Aber das wollte Käthi durchaus nicht. Sein Meitschi sollte erben, die Gemeinde kein Recht erhalten, auf seine Kleider zu greifen; sein Mädchen sollte nicht in Hudeln gehen, während eine reiche Frau in seinen Kleidern glitzere und glänze. Das arme Käthi kannte den Weltlauf nicht.

Die guten Weiber brachten mit den guten Gaben gewöhnlich bösen Trost: „Herr Jeses, Käthi, wie hest g'leidet, du machst es wäger nimme lang, du g'hörst d'r Gugger nimme schreie." Das schnitt Käthi durch die Seele, es starb nicht gerne. Wenn es starb, wen hatte dann sein Kätheli noch auf der Welt? Es glaubte daher nicht ans Sterben, hoffte Besserung im Hustagen und trank Thee, so streng es mochte, aus seinem einzigen Häfeli, das mit seinem einzigen Blättli bedeckt in der untern Stube auf dem Ofen stand. In seinem Stübchen war kein Ofen, es erhielt sein bischen Wärme durch das Loch über'm Ofen der untern Stube. Wenn aber Kätheli

die Leute reden hörte von seines Mütterlis Sterben, wenn sie ihm sagten: „Meiteli, dys Mücetti macht's nimme lang, lueg ihm wohl, daß de d'r dyr Lebtig kes G'wüße bruchst z'mache," dann weinte es gar bitterlich, hing sich an seines Mütterlis Hals, flattirte ihm und schmeichelte und bat so inbrünstig: „Gäll, du stirbst m'r nit, gäll, du wotsch bi dym Kätheli blybe!" Dann nahm es ihr einzig Kacheli, worin weißes Brod in Milch gebrockt war, und hielt dem Mütterli d'r tusig Gottswille an, es solle doch nehmen und essen, so sterbe es nicht. Käthi hätte lieber nicht genommen, es hatte ja kaum Platz für seinen Husten in der engen Brust. Aber es glimmte ihm doch noch die Hoffnung im Herzen, dem bittenden Kinde konnte es nichts abschlagen, es aß, bis es voll ward um's Herz, bis es ihm schien, als hätte kein Fingerhut voll Athem mehr Platz.

O, wenn es so eng wird auf der Brust und enger und immer enger, dann zieht auch der Kreis der Gedanken sich immer enger zusammen, bis nur ein Gedanke bleibt, und dieser eine Gedanke verkörpert sich zu Seufzern, die mit jedem Athemstoße wie Theile von des Menschen Seele zum Vater emporsteigen. Aber diese Seufzer bitten vor Gott nicht um's Gleiche. Ach, Vater, hast du mich vergessen, ach, wann soll ich bei dir sein! so lauten die Seufzer des Einen, während Andere bitten: Ach, Vater, du willst meinen Tod doch nicht! schenke mir noch einen Tag und nach diesem noch einen und nach diesem eine ganze Reihe von Tagen! es ist so schön auf der Welt!

So lauteten des armen Käthi's Seufzer, während es aß aus dem einzigen Kacheli, bis der Athem kaum Weg mehr fand aus der engen Brust; und doch starb es, es wußte selbst nicht wie. Als einmal das arme Kätheli mit seinem Kacheli an's Bett kam, dem armen Mütterli Stärkung bringen wollte, da hatte es kein Mütterli mehr. Lange meinte es, Mütterli schlafe nur, wollte es wecken, rief es weich mit

süßen Namen, faßte nach seiner blassen mägern Hand. Kalt und feucht war diese, kalt und hart das Gesicht, der Mund bewegte sich nicht, kein Hauch wehte mehr aus selbigem; da fiel ihm plötzlich ein: das Mütterli ist todt! Da entfiel ihm das Kacheli, und ein Wehlaut, als ob ein Himmel gesprungen wäre, tönte durch die Hütte.

Als die Leute kamen, fanden sie Kätheli bei seinem Mütterli auf dem Bette liegen, weinend und bittend, daß Mütterli wieder lebendig werde oder daß es auch sterben könnte. Aber das Mütterli erwachte nicht, das Herz des armen Kindes brach Gott noch nicht. Doch deckte ihm der Allgütige mit Finsternis die Seele. Es sah nicht, wie man den blassen Leib des todten Mütterlis in's weiße Leichentuch nähte, und als es wieder helle ward, kannte es die steife, weiße Gestalt nicht, die so schmal und lang auf dem dürftigen Lager lag. Das war sein lieb Mütterli nicht! Und unheimlich ward ihm im Stübchen, so war ihm, als wenn es anderswo dasselbe suchen müßte. Und wenn es nirgends es fand im Häuschen und es hinaustrat und über ihm der blaue Himmel sich spannte und die Sternlein glänzten und blinkten, so ward ihm, als müßte sein Mütterli da oben sein. Und wenn die Sterne so freundlich winkten, so mahnten sie es an sein Mütterli, und es sah von Stern zu Stern, suchte den, welcher am freundlichsten winkte, suchte des Mütterlis freundliches Auge, welches sich ja nicht schließen konnte über seinem armen Kinde. So suchte es, bis die Weiber im Hause es suchten und es holten in des unheimlichen Stübchens schaurig Dunkel. Endlich kam der Begräbnißtag. Die Weiber des Hauses, angethan mit röthlichen Fürtüchern und halbganzen Halstüchern, die einst schwarz gewesen waren, gingen hinter dem Sarge her und meinten sich, daß es einmal an sie gekommen, jemanden die letzte Ehre zu erweisen. Kätheli ging betrübt, fast wie im Traume hinter dem Sarge her; daß da in dem Kasten das gute Mütterli sei, konnte es sich nicht denken.

Es war ihm, als müßte daſſelbe daher geflogen kommen aus weiten Lüften her, müßte hinter ihm ſein, jetzt und jetzt mit ſeinen treuen Armen es umfangen. Aber ſtille blieb es hinter ihm, und auf dem Kirchhofe ſtand man endlich, in die Gruft ward der Sarg geſenkt und über ihm ſchloß ſich die Erde. Da ward es Kätheli, als werde ihm der Himmel ſchwarz, als decke man über ſein Herz das Leichentuch, welches man vom Sarge genommen, als ſtehe es in finſterer Nacht einſam in unendlicher Oede, ohne Troſt, ohne Liebe, alleine, ganz alleine! Da ſchrie es auf in markdurchbebendem Schmerze und wollte dem Mütterli nach in's Grab; war ja da unten ſein Licht, ſeine Sonne, ſchwarz hier oben der Himmel über ihm! Solchen Schmerz hatten die Weiber noch nie geſehen, mit Gewalt mußten ſie es vom Grabe weg in die Kirche führen.

Auf dem Heimwege tröſtete es jede auf ihre Weiſe. „Thu doch nit ſo nöthlich," ſagte die Eine, „es iſt dym Müetti gut gange, und einiſt muß me ja geng ſterbe, gäb de e chly früher oder e chly ſpäter." „Plär doch nit ſo," ſagte die Andere, „es treit d'r nüt ab, d's Müetti wird doch d'rvo nit meh lebig." „Schwyg doch, ſchwyg," ſagte die Dritte, „es iſt d'r ja nit emal ſövli übel gange, du chunſt jetzt de zu me ne Bur u heſch i d'r Ornig z'eße u lerſt werche, dä weg häts ja nüt us d'r gäh." „E, Meiteli," ſagte die Vierte, „denk o, was de erbe chaſt! drei Kittle no hets Müetti u Hemli u Scheube e halbe Schaft voll, und das Alles iſt jez dys. E, Meiteli, brieg doch nimme, denk: das Alles iſt jez dys." Aber das Meiteli wollte ſich nicht tröſten laſſen, es war ihm, als könnte es nicht aufhören, bis die Augen ausgelaufen, das Herz ausgeweint ſei. Die Weiber ärgerten ſich endlich über das arme Kätheli und meinten, ſövli dumm hätten ſie doch noch keines thun ſehn und ſei doch nicht einmal d'r werth.

Der Gemeinderath ordnete Kätheli zu einem reichen

Bauer mit großem Haushalt. Seine Hütte zu verlassen, mit dem fremden Manne zu gehen, schmerzte das arme Mädchen bitterlich.

Die Weiber trösteten es. Es solle doch nicht so plären, sagten sie ihm, z'essen werde es öppe besser haben als bisher, Brod und Milch genug. Doch sollte es nicht meinen, es wolle der Bäurin alles breichen, das sei die wüsteste Täsche in der ganzen Gemeinde, und wenn es die zuweilen taub mache, so geschehe es ihr nur recht. Und wenn sie es dann prügle oder balge, so solle es sich dessen nicht achten, beides sei ja bald vorbei.

Kätheli sollte Kindermädchen sein und daneben werchen lernen, und aparti wüst ging man in den ersten Tagen nicht mit ihm um. Aber bald bösete es. Alles sollte es schon können, was man es erst lehren sollte, und wenn es etwas nicht konnte, so wurde es entweder gestraft oder verhöhnt. Dann weinte Kätheli bitterlich, und daran hatten die Einen ihre Freude, die Andern ihren Aerger. Die, welche an seinem Weinen Freude hatten, reizten es bei jedem Anlasse zum Weinen, und die, welche daran ihren Aerger hatten, prügelten es, so oft es weinte. Ganz besonders unglücklich ward das arme Kätheli, wenn man ihm sein Mütterli selig vorhielt, darum log man ihm auch über das Mütterli die wüstesten Sachen vor und dichtete demselben das Schandbarste an.

Wie man dadurch auf die sündhafteste Weise ein Herz mißhandle, fiel niemanden bei. So ein Gütermeitschi kam ihnen vor accurat wie eine Maultrommel, die man tönen macht, sobald Einem die Lust ankommt, und die tönen soll bald so, bald anders, je nachdem man die Laune hat, ohne daß man von ferne daran denkt, daß solch Spiel der Maultrommel weh thun könnte.

Zuweilen versuchten sie das Rühmen an ihm, sagten ihm, wenn es gut thue, recht fleißig sei, so müsse es an der

Sichelten Wein, Fleisch und Küchli genug haben. Der Bauer gehe auf die Sichelten expreß nach Bern und fasse dort Wein, ein ganzes Fäßchen voll vom allerbesten, dort der große fette Urfel werde gemetzget und müsse ganz gegessen werden, und die Ankenhäfen im Keller solle es einmal zählen, und die müßten alle verküchelt sein. Da könne es eine ganze Nacht und einen ganzen Tag essen und trinken, so viel es möge und was ihm am besten düeche. So ward ihm die Sichelten ausgemalt mit glänzenden, lockenden Farben, bis dieselbe sich nach und nach in seine Gedanken nistete und dort ihren Platz neben dem Andenken an's Mütterli nahm. Noch nie war das Kind an einer rechten Sichelten gewesen, hatte sein Lebtag nie Fleisch, Wein, Küchli gehabt, so viel es wollte, ja in den letzten Zeiten von diesen drei Dingen gar nichts. Wenn schon zuweilen eine gute Frau Fleisch oder eine Halbe dem kranken Mütterli gebracht hatte, so hatte Kätheli nie davon versucht, wie dringlich das Mütterli ihm auch bot. Es hatte gesagt, es liebe es nicht, damit das Mütterli desto mehr erhalte. Jetzt trat nach langer Entbehrung die Sichelten mit ihrem Reichthum in seine Einbildungskraft fast wie ein schöner glänzender Sonntag, schwebte tröstend vor seinen Augen in den Betrübnissen seines Lebens. Die Sichelten war der helle blanke See, in den es alles Leid versenkte, der unerschöpfliche Becher der Freude, aus dem es sich alle Tage erquickte, die goldene Sonne, die ihr Licht warf in die tiefste Nacht hinein; dieser einzige Tag wog ihm, was einem Juden sein Glaube an das tausendjährige Reich. O, wer doch in eines Kindes Herzen die Pracht schauen könnte, mit welcher es einen solchen Tag bekleidet, die Kraft und Macht ermessen, welche ein solcher Tag übt, schmecken könnte der Wonne Süßigkeit, mit welcher er des Kindes Seele überströmt in dessen einsamen Stunden, der hätte seinen Mund gesetzet an den Born, aus welchem ewige Jugend quillt.

So freute sich das arme Kätheli und arbeitete immer

emsiger, weinte weniger, wartete der Kinder treulicher, und als endlich die Sichelten kam an schönem hellem Samstag, als der Bauer mit dem Fäßchen kam, der Metzger über den Urfel, die Bäurin über die Ankenhäfen, da schwoll sein kleines Herz in unendlichem Entzücken. Es dachte nicht mehr an sein gutes Mütterli, wie auf Rädchen fuhren seine Beinchen über den Boden, in freudiger Ungeduld pochte sein Herzchen dem Abend entgegen, wo die Sichelten angehen sollte. Unverholen leuchtete seine Freude im Hause und um's Haus einem hellen Scheine gleich, und diese seine erste Freude ward den Einen zum Aergerniß, den Andern zum Spott. Absonderlich gönnte sie ihm die Bäurin nicht, sie konnte in diese Freude hinein ihre Seele nicht stecken wie in die Kleider des armen Mütterli ihren Leib.

Das Korn kam heim und ward abgeladen, mit Rauch die Küche angefüllt, am Himmel graute der Abend, die Sonne war auch an die Sichelten gegangen zu ihren lieben Sternlein, sie hatte sie wohl verdient nach herrlichem Erntewetter. Heiß war es drinnen in der Stube, und noch heißer ward es durch die dampfenden Speisen, die den Tisch bedeckten. Die Fleischsuppe ließ Wolken steigen, dann war der Sauerkabis nicht minder heiß und auch die Apfelschnitze nicht, auch Speck war da und etwas Voressen und Fleisch von mancher Art, und Gläser und Flaschen sah man auf dem Buffert.

Um's Haus drehten die Menschen sich, und erst auf den dritten Ruf aus der Bäurin selbsteigenem Munde drehte das Volk sich der Thüre zu, voran die Männer, über die Schwellen stopfend und ihre Pfeifen ausklopfend an den Thürpfosten, die Mädchen zimperlich, als ob es in den Tanzsaal ginge und von da in die Hochzeitkammer, und hintendrein mit klopfendem Herzen Kätheli, fast wie ein Frommer geht, wenn vor ihm aufgethan werden des Paradieses Pforten. Zwischen den mächtigen Leibern verschwand am Tische das kleine Kätheli,

nur ein Aermchen von ihm ward sichtbar am Tische und ein Händchen, und ein schmaler Weg nur blieb, der mühsam zu seinem Munde führte. Aber Kätheli war er weit genug, und es begehrte keinen breitern, an Behaglichkeit war es nicht gewöhnt.

Mühselig löffelte es seine Suppe, und sie schmeckte ihm so gut! Züchtig gabelte es im Kabis, aß mit Wohlbehagen dazu ein Stücklein Brod und schnitt sich dazu mit Bescheidenheit ein Stücklein Speck. So legte es freudig den kleinen Grund im großen Feste, konnte nicht stille halten unterm Tische seine kleinen Beinchen und mochte wiederum fast nicht warten, bis die Gläser kamen, der Bauer nach den Flaschen griff, die Gläser voll wurden und das Gesundheitmachen begann, das so oft erst am lichten Morgen sein Ende findet.

„Kätheli, düecht's dih gut?" fragte man hier, fragte man dort mit scheinbarem Wohlmeinen, und wenn es „Ja" sagte mit aufrichtigem Wohlbehagen, so strichen mißgünstige Schatten über die einen Gesichter und über andere der Kummer, das arme Kätheli möchte an den guten Sachen nur zu wohl sich sein lassen. Endlich fand es der Bauer an der Zeit, nach dem Weine zu greifen und zum seltenen Essen den noch seltenern Wein zu fügen.

Jetzt war's, wo das Abgekartete offenbar werden sollte über dem armen Kinde. „Jetzt wollen wir dir etwas z'weg machen," sagte ein mächtiger Schlingel zum Kinde, „das wird dich erst gut düechen." Er nahm das größte Glas und begann darein zu brocken: Brod und Speck, Kabis und Schnitz, Fleisch von allen Sorten, Küchli und Hamme, darüber schüttete er einen Löffel Kabisbrühe, einen dito Schnitzbrühe, Voressenbrühe, füllte das Glas mit Wein zu, rührte alles wohl durcheinander, und als alles wohl durcheinander war, stellte er das Glas vor Käthi und sagte: „Seh, friß jetzt das, sonst bekommst du nichts mehr." Es schüttelte Kätheli beim bloßen Ansehen, es weigerte sich. Man sprach ihm zu, es solle nur

versuchen. Der bloße Versuch erschütterte es, es legte den Löffel weg. Da begannen die Jungfrauen einzureden, das sei so der Brauch für jeden, der zum ersten Mal an der Sichelten sei, und Knechte und Bauern und Söhne redeten und fluchten, es müsse vom Tisch, kriege gar nichts mehr, wenn es nicht dran hingehe, das Glas auseffe; ein Sturm in allen Tönen drang ein auf das arme Kind. Es hatte noch so wenig gehabt, die eigentliche Herrlichkeit noch gar nicht gekostet, die Hoffnung zum Bessern trieb es zum Kosten, weinend faßte es sich ein Herz, begann zu löffeln im Glase, schluckte Löffel um Löffel hinunter. Es wurde blaß darob, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, die Hand versagte ihm den Dienst, aber es minderte doch im Glase, die Hoffnung auf das immer näher kommende Bessere hielt es aufrecht, es brachte die Schweinerei zu Ende, athmete hoch auf und freute sich des frei vor ihm liegenden Bessern. Da füllte der gleiche Hund noch einmal das Glas, füllte es noch teuflischer, stellte es noch einmal vor Kätheli und sagte: „Seh, friß das noch aus, du magst das sauft!"

Da weinte und wehrte Kätheli sich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, aber da waren keine Steine, sondern sogenannte Menschen. Das gleiche Spiel ging wieder an mit Drohen und Zureden, und niemand wehrte der viehischen Lust. Schauer um Schauer liefen dem armen Mädchen den Rücken auf, kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, aber endlich mußte es von neuem ansetzen, während eine Magd hier pfüpfte, eine Taunerin dort und die Kinder vor Wollust gar nicht warten mochten, sondern immer riefen: G'schwing, g'schwing! Des armen Mädchens sichtbar steigender Ekel war ein herrliches Lustspiel für diese Sauseelen.

Als endlich die gemißhandelte Natur des armen Kätheli sich empörte, losplatzte einer lang verhaltenen Kraft gleich, da platzte brüllend los das lange verhaltene Gelächter viehischer Lust, und mit möglichster Eile wurde das halb bewußt-

loſe Kind hinaus in den Stall geſchafft, auf's Stroh unter's Vieh, dort fand es Ruhe; die drinnen aber aßen nun zu, was das Zeug hielt, und würzten ihr Freſſen mit ihren Heldenthaten und des armen Mädchens Seelenangſt. Die Einen freuten ſich des gelungenen Bubenſtücks, die Andern der Broſamen, die das arme Kind nicht eſſen konnte, die ſie erſparten für den morndrigen oder einen andern Tag. Draußen lag daſſelbe im bitterſten Weh zum Sterben, die Stürme der Natur wollten ſich nicht legen, verzehrten ihm auch die Kraft zum Weinen.

Endlich legen alle Stürme ſich, dann kommt die Erſchöpfung, und in die Erſchöpfung hinein ſchlich ſich, wie Gottes gütige Hand für die Kinder es geordnet hat, der Schlaf, ſänftigte die bebenden Nerven, löſte von der Seele das Weh, goß Balſam in's wunde Herz. Als das Weh verſcheucht, die Seele geſänftigt war, da bildete Gottes gütige Hand auf der kindlichen Seele klarem Spiegel ein helles Wölklein, und das Wölklein ſchwoll an, und aus dem Wölklein hervor ſchwebte ſein Mütterli jung und ſchön, zog mit friſchen Armen es an ſeine blühenden Lippen und herzte es nach Herzensluſt, ſchwebte mit ihm durch blühende Gärten in ein herrlich Haus und labte es dort auf himmliſche Weiſe, daß Kätheli nicht wußte, wie ihm ward, daß es ihn's dünkte, es ſchwimme in unendlichem Meere und das Meer ſei lauter Seligkeit. Da legte es ſich wonnetrunken neu in der Mutter Arme, die aber trug es auf hohen Altan, und von dort ſah es weltentief durch wirbelnden Rauch und Feuer hinunter in einen ſchrecklichen Schlund, und in des Schlundes tief unterſtem Grunde ſah es ſieben Säumelchtern ſtehen, wie Weiher groß, wie Seen tief. Ueber jeder ſchwebten ſieben Teufel und jedem der ſieben Teufel trugen ſieben andere den wüſteſten Kehricht und Koth, den ſie in der Hölle weiten Schlünden fanden, zu, und dieſe brocheten ein in die feuerſprühenden Melchtern; denn dieſe waren eiſern und unter jeder ſaßen

sieben Teufel und jedem trugen sieben andere Holz zum Feuern zu, daß die Funken prasselten in weiter Runde garbenweise. Um jede Melchter aber saßen sieben Meister und ihre sieben Weiber, und jede hatte sieben Kinder, sieben Mägde, sieben Knechte, sieben Tauner und sieben Taunerinnen, und ein jedes war geschlossen mit sieben feurigen Ketten an die eiserne Melchter, und jedes hatte nur einen Löffel in der Hand, aber er war groß wie eine Säukelle und sprühte Funken weit umher in der Runde. Mit den feurigen Löffeln mußten sie löffeln aus den feuerkochenden Melchtern der Hölle Koth und Kehricht, mußten ihn löffeln in den glühenden Schlund hinein, heulend im grimmigsten Schmerz, in wüthender Pein. Aber hinter einem jeden standen sieben Teufel und jeder hatte sieben feurige Geiseln in jeder Hand, und wo einer zagte und zögerte, zauderte und zappelte, heulend Zeter und Mordio, da hieben die sieben Teufel mit ihren sieben Geiseln in jeder Hand, daß Feuer und Fetzen spritzten weitum in der Runde. Sie wanden sich, sie krümmten sich, reckten die feurigen Glieder hoch empor, daß Funken gen Himmel stoben, aber sie mußten essen in Feuer und Qualm die feurige Pein aus feurigen Melchtern mit feurigen Löffeln, konnten nicht verbrennen, mußten heulen und essen der Hölle Koth und Kehricht von einem Tag in den andern, von einer Ewigkeit in die andere.

Da drang es schmerzlich in's Herz des seligen Kindes, der Verbrecher Angst ward seine Angst, um die selige Mutter schlang es seine Aermchen und bat die Mutter, daß sie Gott bitten möchte, zu löschen dieses Feuer, zu lösen diese Verdammten. Aber ehe noch die Mutter gewähren konnte die Bitte, da betete es selbst in kindlichem Vertrauen: „Ach, Vater, sei gnädig und barmherzig und lösche das Feuer mit dem theuren Blute und vergieb ihnen ihre Missethaten, denn sie wußten nicht, was sie thaten."

Als es so betete, wehte ein unaussprechlich Säuseln über

Mutter und Kind, und in dem Säuſeln war der Unausſprechliche, und das arme Kätheli ſchwamm wieder im ſeligen Meere, und des Meeres Wellen, gehorchend dem wehenden Säuſeln, trugen Mutter und Kind an ſelige Geſtade.

So träumte Kätheli. Ein Anderer rüſtete im Stalle ihm die Sichelten aus, welche in der Stube die Menſchen ihm geſchändet hatten.

Die Jesuiten und ihre Mission im Canton Luzern.

Erschien zuerst im Berner Kalender 1844.

Jesuit ist eins der Worte, wie es zu allen Zeiten Worte giebt, die man überall hört, während die Wenigsten wissen, was sie bedeuten, Worte, mit denen man alles bezeichnet was man haßt, bei denen dem Einen ein kalter Schauer durch den Leib fährt, während Andere Respekt kriegen und in unerklärlicher Ehrfurcht das Kreuz machen. Solche Worte sind Hexe, Ketzer, Socinianer, Rationalist, Patriot, Aristokrat; ein solches Wort ist das Wort Jesuit.

Mit dem Wort Jesuit bezeichnet man einen Menschen, dessen Gesicht das Gegentheil von dem zeigt, was er im Herzen hat, der hinterlistig, verschlagen, vermessen, ein süßes Gesicht machen kann und fromme Augen, daß man sich darob erschütteln möchte, der mit liebreichen Geberden sich einschleicht, und einmal eingeschlichen auf die gewaltthätigste Weise den Herrn spielt.

So braucht man das Wort im täglichen Leben; ursprünglich bezeichnet es einen katholischen Ordensmann, zu dem Orden gehörig, welcher expreß gestiftet wurde zur Vertheidigung des katholischen Christenthums oder vielmehr des päbstlichen Christenthums, so gleichsam des Papstes geistliche Leibwache, welche mit den leiblichen Leibwachen, den römischen Prätorianern, den

ruſſiſchen Strelitzen, den türkiſchen Janitſcharen, die Eigenheit gemein hat, daß ſie ihres Schützlings gefährlichſte Feinde werden, ſobald derſelbe nicht Punktum nach ihrer Geige tanzen will: ſo hat mehr als ein römiſcher Kaiſer in's Gras gebiſſen, weil es die Prätorianer ſo wollten, und mehr als ein Papſt hat ebenfalls in's Gras gebiſſen, der andere Anſichten als die Jeſuiten hatte. Dieſe Jeſuiten ſind eine furchtbare, ungeheure Macht und zwar aus folgenden drei Gründen:

1) Sie huldigen einem unbedingten Gehorſam gegen die Befehle der Obern: wohin Einem zu gehen befohlen wird, da geht er hin und fragt nicht warum und nicht wie lange; er gehorcht dem Krieger gleich, welcher in den offenen Tod ſich ſtürzt, ſobald er dazu kommandirt iſt. Wo dieſer Gehorſam iſt, da iſt eine ungeheure Kraft, ſo wie gar keine da iſt, wo jeder macht was er will und der, der Geſetze handhaben ſoll, der Erſte iſt, der ſie übertritt.

2) Sie kennen keine Pedanterie, keine herkömmliche oder ſelbſt gemachte Art und Weiſe, von der man nicht abweicht, in deren Schranken man ſich ängſtlich bannt. Sie fechten mit allen Waffen auf jegliche Weiſe: bald erſcheinen ſie als ſchwergeharniſchte, bald als flüchtige Reiterei, katholiſche Koſaken, bald wiſſen ſie zu ſchleichen, bald wiſſen ſie zu ſtürmen, bald erſcheinen ſie im Ordensgewand, bald im eleganten Weltrock, ſie verſchwinden den Koſaken gleich, nirgends mehr ſieht man ſie, und handkehrum ſitzen ſie Einem im Nacken, zahlreicher und mächtiger als je. Was die Zeit hochſchätzt, deſſen bemächtigen ſie ſich und fechten damit von allen Poſten aus; Geld haben ſie, Gelehrſamkeit haben ſie und Frömmigkeit zeigen ſie, und mit dieſen dreien fechten ſie auf jede Weiſe, und ſollte es mit vergifteten Waffen ſein, wenn nur das Ziel erreicht, der Sieg errungen wird. Sie machen Freundſchaft mit Allen, die ihnen zeitweiſe nützlich ſein können, ſie machen Brüderſchaft mit den reformirteſten Ariſtokraten, mit den ungläubigſten Radikalen, ja ſie werden Dutzis mit dem Teufel

machen, ſobald ſie ihn zu ihrem Zwecke brauchen können. Im Ringen nach dem, was ihr Wille will, kennen ſie keine Schranken, weder göttliche noch menſchliche. Der Zweck heiligt die Mittel, das iſt ihre Lehre.

3) Der Jeſuit verliert ſein Ziel nie aus dem Auge und kennt genau den Boden, auf welchem er ficht. Der macht es nicht wie ein troſtloſer Radikaler, der, wenn er einmal einen Brüll ausgelaſſen, meint, er habe die Welt bezwungen, ſich hinter ein Weinfaß ſetzt und die Sau pflegt und nun nichts ſieht und nichts riecht, wohl aber meint, wenn er noch einmal brülle, ſo ſei die Religion abgeſchafft, und dann noch einmal, ſo ſtehe das tauſendjährige Reich da, wo nicht einmal ein Feigenblatt mehr nöthig ſei. Der Jeſuiten Auge iſt offen über allen vier Welttheilen, und alle Mittel zum Kampfe liegen fortdauernd in Bereitſchaft, ja ſie haben fort und fort Stäbe in den Händen und Schuhe an den Füßen, um ſonder Säumen da zu ſein, wo etwas für ſie zu machen iſt. Wird in irgend einem reformirten Lande, aus Mangel an religiöſem Bewußtſein, allem religiöſen Unfug Thür und Thor geöffnet oder in radikalem Uebermuth die Kirche den Raben überantwortet oder hat die Freigeiſterei die Herzen ſo ausgefreſſen, daß ſie in öder Troſtloſigkeit vergehen wollen, ſo ſchleichen ſie ſich ein in allen Geſtalten, als Handwerksgeſellen, Lehrer, Präceptoren, ſtiften Sekten, locken Seelen, ſuchen auf jegliche Weiſe die Verweſung zu befördern und ſchlagen daneben eine Brücke hinüber in die alleinſeligmachende Kirche. Ja ſie würden, wenn es ihrem Zwecke dient, öffentlich die katholiſche Religion abſchwören, Hofprediger oder Seminardirektoren werden, je nach den Umſtänden, um die reformirte Kirche zu untergraben, das reformirte Bewußtſein zu zerſetzen. Wo aber die katholiſche Kirche in Gefahr iſt, da kommen ſie herbei, je nach den Umſtänden heimlich oder mit Heeresmacht, oder ſchlagen doch wenigſtens ihre Poſten in der Nähe auf. Sie, wie ſelten Menſchen und jedenfalls nicht

wie Menschen, die bloß hinter den Büchern oder der Weinflasche leben, kennen den Menschen, seine Kräfte, seine Schwäche, kennen ganz besonders die Stärke des katholischen Bewußtseins im Volke, denn sie leben in den Büchern und in der Welt, sie leben mit allen Ständen in allen Welttheilen, und was Einer weiß, Einer erfahren, ist des Ordens Eigenthum, Aller Gemeingut.

Wird dieses Bewußtsein irgendwo verletzt auf dem Erdenrund, so empfinden es die Jesuiten, und wären sie noch weit, weit hinter China, und sobald es in demselben nach Trost und Rath sich regt, so fliegen sie herbei, werden Tröster und Räthe, fassen frischen Fuß und wissen die Stellung auszubeuten mit seltenem Geschick und meist auch zu behaupten mit wunderbarer Beharrlichkeit. Daher die fast dämonische Gewalt, die dieser Orden übt und die doch nur in einzelnen Ereignissen zu Tage tritt: was er im Verborgenen wirkt und was er für die Zukunft bereitet, das hat noch kein reformirtes Auge überschaut und keine katholische Feder an den Tag gebracht, aber unermeßlich ist's, und tausend und abermal tausend Staatsstümper, katholische und reformirte, sind es, die in ihren zahllosen Werkstätten schaffen und wissen es nicht, aber den Lohn dafür werden sie empfangen und kosten müssen.

Dieses katholische Bewußtsein war im Canton Luzern durch halbwitzige Regenten, welche sich einbildeten, der katholische Sinn lasse sich abwischen wie eine Wirthshausrechnung, und die alte katholische Kirche könne gestürzt werden durch eine wurzellose Schule und das Ansehen der Priesterschaft übergeleitet werden auf unsichere Lehrer und sehr oft schwankende Regenten, verletzt worden. Die Jesuiten flatterten, schlichen herum, da preßte die aargauische Klostergewaltthat den katholischen Ländern einen Nothschrei aus, da waren die Jesuiten da sichtbarlich, die damaligen luzernerischen Regenten flogen wie Spreu von ihren Stühlen, und seither

haben die Jesuiten Fuß gefaßt im Canton Luzern und bieten alles auf, denselben zum katholischen Hauptpesten in der Schweiz zu machen, wie er bereits politischer Vorort in der Schweiz ist.

Ein Hauptmittel, die Erwachsenen zu gewinnen, sind die sogenannten Missionen, wie Erziehungsanstalten ein Bindemittel für die Jugend sind.

Diese Missionen bestehen aus Beichte und Predigt, eins das andere vorbereitend und ergänzend, gleichsam Leib und Seele; daß sie tief ergreifend wirken, wird niemand läugnen, der ihren Eindruck mit eigenen Augen gesehen hat, und doch sieht, wer nicht Katholik ist, nur den Eindruck der Predigten, vor die Beichte und vor die in derselben eröffneten Herzen ist ihm ein Vorhang gezogen.

In solchen Missionen durchzogen drei Jesuiten das Luzernerland und predigten je an einem Orte acht bis zehn Tage, jeden Tag drei Predigten und zur Beichte unterstützt von sechs bis zehn andern Geistlichen, und wo sie durchkamen, war es, als ob eine tiefe Furche gezogen würde durch's bisherige Leben.

Einer im Canton Bern, der seinen eigenen Augen mehr traut als hundert Zeitungsspiegeln, hörte, daß die Mission in Luthern, Hauptort des Thales, das an den Napf stößt, sich gesetzt, dort wollte er sie sehen und hören. Ist es merkwürdig, ein Volk an einer Kilbi in Lust und Tanz zu sehen, so ist es noch viel merkwürdiger, ein Volk zu betrachten an seinen heiligen Tagen, wenn an den Tag sein Glaube tritt und seines innersten Wesens Gestaltung.

Er machte sich auf an einem Tage, wo Erde und Menschen nach Regen lechzten, Staub die Straßen bedeckte, dennoch der fleißige Berner emsig heuete und zwischendurch zum Zeitvertreib Erdäpfel hackte. Lange lief sein Weg durch Gräben hin, dann eine mächtige Bergwand auf, dann über einen Grat hin, wo mit einem Kreuz der Canton Luzern

begann und der Weg in eine schöne, dem Kloster St. Urban gehörige Alp sich senkte. Dort beim Kreuz war eine schöne Aussicht in die gewaltigen Gebirge hinein, über die niedern Hügel weg, die, wie ungeheure Wellen eines erstarrten Meeres, einen bedeutenden Theil der Schweiz bedecken. Als er aufstand von seiner Rast, sah der Wanderer noch zum Kreuz über ihm. Schief stand es da, verwittert schien sein Eichenholz, aber wie lange hatte es wohl schon da gestanden, wie manches da unten in den Luzerner Thälern überlebt, wie mancher Ochs hatte sich wohl schon an ihm gerieben, und wo war jetzt der Ochs? Und wie manches Jahr mag es noch da stehen, dieses halb verwitterte eichene Kreuz, und wie manches noch überleben in den Luzerner Thälern, was groß aufgeht, als wäre es für die Ewigkeit, aber so rasch in sich zusammensinkt, als wäre es eine Strohflamme gewesen. Im Kreuz ruht ein eigenthümliches Leben, und noch manche Hand wird verdorren, die nach dem Kreuze sich ausgestreckt, ehe jenes alte Kreuz verwittert zu Boden fällt, und dann wird manche Hand sich finden zu Aufrichtung eines neuen, denn die Liebe zum Kreuz wird noch lange bestehen, wenn man von den Parteifarben im Canton Luzern, Schwarz (radical) und Roth (päpstlich), schon lange nichts mehr weiß.

Einsam war es auf hoher Alp. Niemand traf er auf dem Wege, bei der Sennhütte bellte ein Hund, doch manierlich; tief war er schon zu Thale gestiegen durch einen kühlen Wald nieder, und niemanden konnte er fragen, ob er auf dem rechten Wege und die Mission wirklich im Thale sei. Endlich war der Wald zu Ende, und vor dem Wanderer lag das freundliche, aber enge Luthernthal, und in fruchtbarem Gelände, der Rubin in goldenem Ringe, trat die mächtige Kirche in's Auge, und weit den Berg hinauf leuchtete in heller Farbenpracht der Thurmuhr Zifferblatt.

Aber weder im Thale, noch an den Thalwänden war

ein Mensch sichtbar, keine Sense blickte in den üppigen Kleeäckern, keine Hacke hob sich in den Erdäpfelplätzen, ja nicht einmal ein Hund gab durch freundliches Bellen sein Dasein kund, es war das ganze Thal einer großen Kirche gleich zur Mitternachtsstunde, wenn die tiefste Stille herrscht; nichts lebte im Thale, als ein heller Sonnenstrom, der heiß hin und her fluthete in seinem weiten Bette über'm engen Thale. Erst als der Wanderer durch die ersten Häuser ging, krähte ein Hahn, und ordentlich erschrack der Wanderer ob diesem ersten Lebenszeichen im leblosen Thale, dann aber nahm er es als ein Warnungszeichen, daß, wer Jesu Jünger sein wolle, der Wahrheit Zeugniß geben müsse, möge es wohl oder übel gehen, möge diese Partei oder die andere über der andern stehen.

Wie es bei seltsamen Anlässen wohl geschieht, daß im lebensfrohesten Körper alles Leben im Herzen zusammenströmt, während still und unbewegt die Glieder liegen, so geschah es in Luthern, alles dem ganzen Thale entwichene Leben war in der Kirche zusammengeflossen und pochte dort in mächtigen Pulsschlägen.

Es war neun Uhr Morgens, die zweite Predigt eben angegangen, ein junger Mann predigte von der Kanzel herab durch die prächtige Kirche hin zu der andächtigen Menge, die im weiten Raume Sitze und Gänge füllte. Seine Predigt handelte von der Keuschheit und der Unkeuschheit, besonders den Folgen der letztern, doch mehr im Allgemeinen als in besonderer Anwendung auf Verhältnisse und Individuen und ohne besondere Kraft weder des Ausdruckes noch der Gedanken; es war eine gewöhnliche Predigt, an der man sich vom katholischen oder reformirten Standpunkte aus weder besonders erbauen, noch auch besonders ärgern konnte. Es war keine Kapuzinade, aber auch keine Predigt, die vom besondern christlichen Leben zeugte, erschreckte weder mit der Hölle, noch rührte sie die Herzen um mit schmelzenden Re-

densarten, es war halt eine Predigt, in welcher der Prediger Keuschheit und Unkeuschheit abhandelte. Des Predigers Name soll Schlosser gewesen sein. Dennoch zeigte sich in der Kirche durchweg Andacht, ein ehrfurchtvolles Horchen, welches offenbar mehr der Ehrerbietung vor der Mission im Allgemeinen als dem Eindruck der Predigt selbst zuzuschreiben war.

Obschon in städtischer Kleidung und einzig also in der Versammlung, behandelte man den Wanderer, der Conrad hieß und den wir fortan selbst reden lassen wollen, doch freundlich, freundlicher als wahrscheinlich im Bernbiet der Fall gewesen wäre, wo in einem gewissen Bernerstolz, der durch Stadt und Land geht, niemand gern zuvorkommend ist, weil er fürchtet, es möchte ihm als Kriecherei ausgelegt werden, machte ihm Platz zum Sitzen und nahm auf keinerlei sichtbare Weise Aergerniß, als man ihn die katholischen Zeichen nicht mitmachen sah.

Nach der Predigt segnete der Pfarrer des Orts die Versammlung mit dem großen Weihwedel ein, der wahrscheinlich für die Mission eigens gemacht war. Es war ein gewaltiger Mann, hoch und breit; in ihren Heldentagen sahen die Luzerner kaum eine tüchtigere Gestalt an ihrer Spitze; so kann der kühne Frischhans gewesen sein. Der wird gefunden haben, ich hätte Weihe nöthig, denn als er in meine Nähe kam, schien es mir, als hole er mit seinem mächtigen Arme zu eigenem Schwunge aus, und ein Weihregen zwickte mich wie feiner Riesel, daß ich ordentlich zusammenschrack. Er wird geglaubt haben, wenn er es bemerkt hat, es erschütte sich in mir der Ketzer ob dem heiligen Wasser. Es war nicht viel über zehn Uhr, und zu meinem Schreck hörte ich, daß heute nur noch eine Predigt sei und zwar erst Nachmittags um zwei Uhr, so wartete mir ein langes Beiten.

Ich ging in's Wirthshaus und erwartete, dasselbe werde sich füllen, es würden allerlei Flausen getrieben werden, so wie es z. B. im Canton Schwyz am Bettag der Fall sein

ſoll und hier und da im Canton Bern an heiligen Sonntagen, wo z. B. ein Wirth ſich auf Freiſchoppen verſteht und Beamtete fünf Finger haben an jeder Hand und je zwiſchen fünf Fingern ſechs Löcher. Ich that dies wirklich ungern; wenn es mir auch nicht war, wie der Taucher ſagt, daß ihm geweſen ſei im Meeresgrund, unter Larven die einzig fühlende Bruſt, ſo war mir doch nicht ganz heimelig: ſo alleine Berner und Ketzer unter hundert und abermal hundert Luzernern und Rechtgläubigen, wußte ich doch, was ein Berner riskiren kann, wenn er unter eigene Landsleute geräth, wenn ſie politiſch oder ſonſt trunken ſind und in Dünkel und Uebermuth ſchwärmen und der Meinung ſind, mit ein paar Dolder und Teufel die ganze Welt zwingen zu können, dem X U zu ſagen. Was mußte ich alſo unter Luzernern und Jeſuitenfreunden gewärtigen, allein, fremd, ein offenbarer Ketzer und dazu im Luthernthale und nicht etwa an einem berühmten Orte, wo man andern Orten um fünfzig Jahre in Bildung vor iſt. Indeſſen von Natur nicht ſchlotterhaft, und halt kalkulirend, wer A geſagt, müſſe auch B ſagen, ſtieg ich dem Wirthshauſe zu. Das Wirthshaus war faſt leer, die Menge verſchwand, ich wußte nicht wohin, nur wenige Menſchen ſetzten in der Gaſtſtube ſich an.

Es waren ältere Leute, einiges Weibervolk, aber auch der Geſchäftsmann, gleichſam der Jude der Geſellſchaft, — der ſich an den Fremden drängt als Freund und Beſchützer, um mit ihm unter der Hand ein Geſchäftchen zu machen und wäre der Profit auch nur ein Glas Wein — fehlte nicht. Die Zehrung dieſer Leute fiel mir beſonders auf: ſie genoſſen Alle für einen halben Batzen Suppe, wozu eigene irdene Näpfchen reichlich vorhanden waren. Einige zogen noch Brod aus dem Buſen und ſchnitten es zum bereits vorhandenen ein, um die Mahlzeit nachhaltender zu machen; Einige genoſſen nur dies, Andere um einen halben Batzen Brönz,

Wenige einen halben Schoppen Wein, Allen offerirte der geschwätzige Kellner noch „e Würstli,“ aber wenn ich nicht irre, so erlaubte ein Einziger sich diesen Genuß. Diese Mäßigkeit mußte einem Berner auffallen, ob sie landesgebräuchlich ist oder Missionsvorschrift, wüßte ich nicht zu entscheiden. Daß Armüthigkeit zum Grunde liege, könnte ich kaum glauben, da aus den Reden und dem gegenseitigen Rühmen zu schließen wohlhabende Leute zugegen waren. Wie üblich begann die Unterhaltung mit dem Wetter, und da ich erzählen konnte, daß Tags zuvor in Burgdorf ein gewaltiger Regen gefallen, so war ich alsobald ein Mittelpunkt der Unterhaltung. Mit einem Alten küherte ich, mit einem noch Aeltern bauerte ich, ein anderer zwang mich am Sauhandel Theil zu nehmen und nur ein später und bereits angestochen hereingekommener Schmid brachte Geistliches auf's Tapet. Doch auch das ward mit Manier verhandelt, ohne Streit und ohne Stichelei gegen mich, natürlich aber auch, daß ich so wenig als möglich dazu sagte und mir nicht beigehen ließ, den Reformator spielen zu wollen. Durchgehends sprach sich katholische Rechtgläubigkeit aus, große Ehrfurcht vor der Mission; nur zwei Personen, ein konfiscirter Schweinehändler und sonst noch Einer, waren anderer Meinung. Merkwürdig war es mir, in einer dritten Person, der Wirthin, die Ehrfurcht vor der Mission mit der Furcht ringen zu sehen, daß durch dieselbe und das durch sie neu erweckte züchtigere Leben ihr Broderwerb geschmälert werden möchte. Bald trieb die Angst ihr Wasser in die Augen und unmuthige Worte auf die Zunge, bald konnte sie den heiligen Männern der Mission die Bewunderung nicht versagen. Hier vernahm ich im Vertrauen, daß allenthalben die Menge und nicht die Geistlichkeit die Mission erzwinge, daß dem Pfarrer von Sursee, der sich anfänglich derselben geweigert, verdeutet worden sei, sie kommen zu lassen oder selbst zu gehen, daß auch in Luthern Einige gemeint, sie hätten an ihrem Herrn

Pfarrer genug, aber weit überſtimmt worden ſeien. Der Zudrang zum Beichtſtuhl ſei ungeheuer, in Willisau ſeien Perſonen zwei Tage und eine Nacht angeſtanden, ehe die Reihe an ſie gekommen, und doch hätten bis Abends zehn von Morgens vier Uhr weg zwölf Herren Beichte gehört. So ſeien auch hier viele im Pfarrhaus, und dieſe Einlagerung mache die Miſſion für die Pfarrer koſtbar, obgleich zur Erleichterung derſelben in der Gemeinde Geld und Lebensmittel geſammelt würden und die Jeſuiten, namentlich der Franzoſe Burgſtaller, ſehr gemein lebten und die ſchlechteſten Betten für ſich gewählt hätten. Dieſe geiſtliche Einlagerung hatte ich auch Gelegenheit zu ſehen: ſie beſtand aus zwei Kapuzinern, zwei vertriebenen Muri-Herren, von denen der eine, ein rieſenhafter Menſch, den gewaltigen Pfarrer faſt um Kopfeslänge zu überragen ſchien, zwei St. Urban-Herren, die in ihren kleidſamen Gewändern und wohlgepflegten Geſichtern gegen die Kapuziner gewaltig abſtachen und Abends, von zwei ſchönen Pferden gezogen, wieder abrollten, und endlich aus mehrern Herren aus der Nachbarſchaft. Für alle dieſe Herren, die Muri-Herren ausgenommen, muß es doch ein unheimeliges Ding geweſen ſein, hier Handbietung leiſten zu müſſen, es lag darin eine Art Bekenntniß eigener Unzulänglichkeit. Der Angſt, die Macht der Jeſuiten möchte über ſie kommen, wie Simſon über die Philiſter, werden ſie ſich kaum erwehrt haben und eben ſo wenig der menſchlichen Eiferſucht, die es ſo ungern merkt, daß Andere vorgezogen werden. Die letztere werden ſie kaum ausgeſprochen haben, aber wer Gelegenheit gehabt hat, mit Pfarrköchinnen zu reden, hat gewiß vernommen: „Ih weiß au nit, was die Lüt a dene Jeſuite g'ſeh u g'hört hay, emol predige cha de äuſe Herr hundert Mal beſſer u 's de Lüte ſäge uf Manier.“ Leider konnte ich mit keiner ſolchen Köchin zu einem vertraulichen Worte kommen, habe indeſſen Urſache zu glauben, die obigen Notizen direkt von der Köchin zu haben, freilich aus

zweiter Hand, aber unverfälscht. Ach, die Menschen sind so gut, und wenn Einer ein gutmüthiger Junge ist, so findet er allenthalben Seelen, die vor Verlangen brennen, in Vertrauen sich aufzuschließen, ihre Geheimnisse und Kümmernisse in ein fühlend Herz überzutragen.

Früh ging ich in die Kirche. Auf dem Platze vor derselben standen mehrere Krämerstände mit Bildern und Büchlein auf die Mission bezüglich, mit katholischem Schmuck aller Art; aber gute Geschäfte schienen mir die Krämer nicht zu machen, an diesem Tage wenigstens, an andern Tagen ist es vielleicht anders gewesen.

Die Kirche war schon ziemlich angefüllt, aber immer strömten noch neue Schaaren zu; der Prediger war noch nicht da; da ich kein Buch bei mir hatte, begann ich zu lesen auf den Menschengesichtern, die rings mich umstanden und umsaßen. Es wohnt ein prächtiger Menschenschlag im Lutherthale; Maler könnten da Studien machen so viel als im Berner Oberlande. Sie fänden da kühne trotzige Mädchengesichter, denen eine Hellebarde in der Hand herrlich stehen würde. Schlanke Gestalt, gebogene Nase, kühnes Kinn und blühende Farbe sind die besondern Merkmale der Meisten. Dann aber große Mannigfaltigkeit in Bildung und Ausdruck, ganz anders als im untern Bernbiet, wo die meisten Gesichter mit dem gleichen Breitbeil gemacht und an der Sonne gebacken scheinen. Diese Lutherngesichter scheinen auch das Leben ertragen zu mögen, denn keine alte Frau fiel mir durch ihre Häßlichkeit auf, wohl aber mehr als eine durch eine gewisse Nettigkeit und robustes Wesen. Heute sollte für die Töchter gepredigt werden, darum schien mir auf den meisten Mädchengesichtern ein eigenthümlicher Ausdruck zu schweben; es war nicht Zorn, nicht Spott, nicht Trotz, nicht Scham, aber vielleicht ein Gemisch von allem und auf jedem Gesichte anders gemischt. Endlich erschien Burgstaller in seiner kleidsamen Jesuitentracht; das kecke Jesuitenhüthen, das auf

der Kanzel besonders wohl steht, fehlte nicht. Hastig, wie von innerer Gluth getrieben, schritt er durch die Kirche, eher groß als klein von Gestalt, gelblicht im Gesichte, wie wenn die Leber eine Rolle spielte in seinem Leibe; darum schien er auch geeigneter zu schelten als zu kosen, zu befehlen als zu bitten, zu strafen als zu verzeihen; auch schien dieses Gesicht, so weit das eigenthümliche Kirchenlicht es erkennen ließ eines von denen zu sein, auf denen die Zahl der Jahre nicht aufgezeichnet ist, die jung alt scheinen und mit dem Alter jünger werden, wenn der Eifer sie nicht vor der Zeit verzehrt.

Es war auf einmal stille geworden in der Kirche, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte man des beginnenden Wortes.

Da erzählte Burgstaller, kurz flüchtig die Geschichte der keuschen Judith und ging dann rasch, wie man etwa bei uns sagen würde: „A propos, von der Judith, wißt ihr, was ich euch von der Keuschheit sagen will?" zu der letztern über. Er redete von den Gefahren, die der Keuschheit drohen, ihrem Werthe und den Mitteln sie zu bewahren; es war die Standeslehre für die Töchter, es war die Predigt, welche in den zu Sursee ein halbes Jahr vorher gehaltenen und von radikaler Seite herausgegebenen Predigten, Seite 130, verzeichnet steht, und doch war sie es wieder nicht. Entweder war Burgstaller in einem halben Jahre aus einem Stümper ein Meister geworden, oder aber jene Predigt ist nur eine stümperhafte Nachschreibung einzelner Phrasen, aneinandergestüpft so gut wie möglich. Die Predigt, welche ich hörte, war eine Meisterpredigt, dauerte zwei und eine halbe Stunde am heißen Nachmittage, und trotz einem Laufe von sechs Stunden schläferte es mich nicht und niemand schlief, so weit ich sehen mochte. Und doch brauchte der Prediger keine Künste, er heizte weder die Hölle, noch öffnete er den Himmel, er sodete nicht im Thränenloch, er grub nicht Gräber, er focht weder mit schreck-

lichen noch mit rührsamen Geberden; er peitschte die Menge mit der Geisel der Wahrheit. Vom reformirten Standpunkte aus war mir manches ärgerlich, er lästerte z. B. die Reformatoren, jedoch ohne sie zu nennen, er setzte die Ehelosigkeit weit über die Ehe u. s. w.; für ein gebildetes, belesenes Publikum hätte ich die ganze Ausdrucksweise unmanierlich und unpassend gefunden. Ein gläubiger Katholik aber konnte an der ganzen Rede kein Wort aussetzen, ein leichtfertiger, sinnlicher Städter oder Schweinehändler konnte wohl sagen: „Das sind harte Worte, wer mag sie hören!" ein Lutherer aber konnten sich an keinem Worte ärgern, er redete, wie dieses Publikum ihn verstehen konnte, so daß es seine Worte, wenn auch nicht verstand, doch fühlen mußte. Er ging in alle Lebensverhältnisse ein und beschmutzte sich doch nicht, er redte z. B. vom Kiltgang, wie ich nie geglaubt, daß von einer Kanzel herab davon geredet werden könnte, und doch ärgerte man sich über die Wahrheit nicht. Er redete nicht bloß von äußern Werken, sondern von innern Zuständen, nicht vom Gutmachen durch Buße, sondern von den lebenslänglichen Folgen einer schlecht verbrachten Jugend, wie z. B. aus einem im Kothe zertretenen Hudel der liebe Gott kein reines weißes Kleid mache, eben so wenig werde aus einer verbuhlten Jungfrau ein wirklich gottesfürchtiges Weib, eine fromme, brave Mutter. Er schmetterte die bittersten Wahrheiten in verwöhnte Ohren, aber er konnte sagen: habe ich Unrecht, so beweise es; er sagte z. B.: „Was ihr beichten solltet, das beichtet ihr nicht, was ihr aber nicht zu beichten braucht, das beichtet ihr!" Er ließ sich wohl zuweilen von der Heftigkeit fortreißen, sagte z. B. einmal: „Geht zum Teufel!" dann aber faßte er sich und sagte: „d. h. — —"

Burgstaller redete nicht, wie man es gewöhnlich von christlichen Predigern erwartet, er redete wie ein Landvogt, wie ein erzürnter Oberherr, seine Predigt war, wie schon gesagt, die Peitsche, die er über der verirrten Heerde schwang. Der Ein-

druck derselben war auch unverkennbar, nicht daß ich weinen sah, aber auf gar manchem Gesichte verwandelte sich das anfängliche Lächeln in starren Ernst, die Züge wurden unbeweglich, sichtbarlich fast stieg ein Schreck in die Herzen nieder, den sie auf keine Weise zu bewältigen wußten.

Als die Angst der Sünde auf den Gesichtern lag und die Frage: Herr, was sollen wir thun, daß wir selig werden? auf so manchem Munde, da begann der Prediger und sagte: „Hört, Mädchen, ich will euch was erzählen.“ Und nun erzählte er, wie vergangenen Sommer ohne der Jesuiten Wissen Mädchen im Zugergebiet freiwillig einen Bund gemacht, keine Kitter zu haben, keine nächtlichen Zusammenkünfte, Nachts nirgends hin zu schwärmen u. s. w. Das hätten sie vernommen und es für Pflicht gehalten, solches schöne Beginnen weiter zu erzählen und dazu aufzumuntern. So sei der Tugendbund entstanden, der bereits bei dreitausend Mädchen zähle, und er dächte, im Luthernthale werden auch Mädchen sein, die ihm anzugehören gedächten. „Mädchen,“ sagte er, „man erzählt da von schrecklichem Eide, der beim Eintritte abgefordert werde. Es ist nicht wahr. Was im Tugendbunde versprochen wird, das ist schon im Taufgelübde versprochen, und wer dieses nicht hält, wird meineidig, wird verdammt, er sei im Tugendbunde oder nicht!“

Tiefen Eindruck sah ich, den Erfolg weiß ich nicht, aber wie verstrupfte Hühner schlichen Mädchen und Weiber nach Hause. Fröhliches Gerede sah ich nirgends.

Mir wischte der mächtige Pfarrer wieder einen tüchtigen nassen Segen aus und zu gleicher Zeit erhielt ich von hinten einen harten Mupf. Erschrocken fuhr ich zur Seite, da sah ich zu meinem Troste, daß er von keinem Bauer kam, sondern von einem geistlichen Herrn, der an der Spitze der übrigen geistlichen Herren von der Verlaube kam, wo sie die Predigt angehört hatten. Ich habe Ursache zu starkem Verdacht, daß des Pfarrers Köchin die Anwesenheit eines verdächtigen Herrn

im Wirthshause vernommen, der bald kühere, bald baure, von dem man trotz aller Mühe nichts ergründen könne, als daß er ein Berner sei, und daß ein im Bernbiet wohlbekannter Schweinehändler, mit dem ich übrigens mehr als hundert Mal zusammengetroffen, expreß Inspektion gehalten, aber nicht wisse, wer ich sei. Dann habe ich Ursache zu starkem Verdacht, daß die Herren mich für einen Zeitungsspion gehalten, der sie an die Schandblätter von Aargau, Luzern oder Solothurn, wie Burgstaller zu mehreren Malen sich ausdrückte, verrathen wolle, daher wahrscheinlich auch der vaterländisch starke Mupf eine Bezahlung zum voraus auf Abschlag. Daß sie gar in den Kalender kommen könnten, dachten aber doch die guten Herren nicht, dachten nicht daran, daß ich nicht aus Spott, sondern in schwerem Ernste gekommen und nicht spottend, sondern in noch viel schwererem Ernste ging.

Viel gewaltiger und darum viel gefährlicher als ich gedacht fand ich die Jesuiten, um so schmerzlicher bedauerte ich, daß im verletzten katholischen Bewußtsein die Kirchenfürsten einen Grund fanden, die jesuitische Miliz auf Luzern loszulassen.

Schon lange schien es mir, als ob man in katholischen Ländern katholischer würde, als man vor zehn Jahren gewesen war; daß die katholische Kirche mit Macht allenthalben Boden gewinne, wo reformirte Regierungen leichtfertig oder absichtlich ihre Kirchen durch Sekten zersetzen ließen, ist eine Thatsache; der Canton Luzern schien mir unendlich katholischer, als man mir an einigen Besenbindern, Erdäpfelbettlern, einigen Schreibern oder Rednern beweisen wollte, viel katholischer, als ich mir ihn dachte.

Viel gewaltiger erschienen mir die Jesuiten ihren Feinden gegenüber aus folgendem Grunde hauptsächlich:

Von jeher erregte beim sinnlichen Volke nichts größere Bewunderung und machte tiefern Eindruck, als sittliche Strenge, ein sinnlichen Genüssen entsagendes Leben, beides bei der

Obrigkeit und bei der Geistlichkeit. Daher Bruder Klaus' unsterblicher Ruhm, daher die Gewalt über die Gemüther, welche zu Zeiten die Geistlichkeit übte. Das wissen die Jesuiten und benutzen es; ihr Leben stimmt mit ihrer Lehre zusammen, und daß dies seinen tiefen Eindruck nicht verfehlt, das habe ich mit eigenen Ohren gehört und zwar aus einem Munde, der mit großem Widerstreben vom empfangenen Eindruck Zeugniß gab. Wenn man neben dieses Leben das zuchtlose, leichtfertige Kneipenleben vieler ihrer Gegner stellt, so ist man außer allem Zweifel, wohin die Herzen eben des sogenannten rohen Haufens sich neigen müssen. Dazu kommt dann noch die schlagende Kraft von Burgstallers Reden, die dem Volke durch Mark und Bein gehen, deren Wahrheit in sittlicher Beziehung in die Augen springt, während das öde, hohle Zeitungsgeschwätz ihrer heftigsten Gegner wenig Seelen bewegt und oft nichts ist, als Dummheit oder Lüge. An selbem Tage noch fiel mir ein solch gegnerisches Blatt in die Hände, in welchem aus dem bernerischen Anzeiger die zum Ausleihen angebotenen Summen verzeichnet standen und dann dem luzernischen Volke gesagt wurde: „Jä gäll, wenn hier auch so Geld wäre, aber so Geld ist im Canton Luzern nicht, und das hast du deiner Regierung und den Pfaffen zu verdanken."

Nun war die Regierung, welche schuld am Geldmangel sein sollte, ein halbes Jahr im Amte, konnte ihr daher ein größerer Unsinn aufgebürdet werden, als die Schuld an solchem Geldmangel, der ja weit eher dem früheren Regimente zufiel? Mußte auch nicht dem einfältigsten Saumutterli einfallen, daß Lüderlichkeit vielleicht mehr als Pfaffen am Geldmangel schuld sei, da es reich gewesene Pfaffenfeinde am Verhudeln sah und Pfaffenfreunde reich, denn die einen waren lüderlich, die andern fleißig?

Ich fand sie aber auch viel gefährlicher als ich dachte. Daß einige Zuger Mädchen so von ungefähr den Tugendbund

gestiftet, das glaube wer will, und wenn vielleicht auch irgendwie eine Verabredung unter ihnen stattfand, so dachten sie doch nicht von ferne daran, was in der Hand der Jesuiten daraus wurde und noch werden kann.

Während der Radikalismus uns eine Art öffentlichen Lebens pflanzte in Wirthshäusern, Kneipen, Zeitungen, nehmen die Jesuiten des verwahrloseten häuslichen Lebens sich an; während die erstern die Männer verlocken, erbauen die andern die Weiber; während die erstern ihre Macht in papiernen Verfassungen suchen, suchen sie die andern in häuslichen Einrichtungen; während jene Männer und Jünglinge an sich ziehen, fesseln diese die Jungfrauen, welche zu freien sind, welche einst Hausmütter werden. Was das Weib für eine Macht hat als Jungfrau über den Jüngling, als Mutter über die Kinder und dadurch auf's öffentliche Leben, ist bekannt. Ich möchte nun fragen, ob dieser Verein in Jesuiten-Händen nicht die großartigste Gefahr ist, welche man sich denken kann? In reformirten Landen möchte er vielleicht eine vorübergehende Erscheinung sein, wie so viele Vereine es sind; in katholischen Ländern liegt seine Erhaltung in den Händen der Geistlichkeit durch die Beichte, durch die Beichte sind die Jungfrauen, welche einmal in den Verein getreten, darin auch festzuhalten bis in den Tod. Was in der Beichte verhandelt wurde, das Alles hörten meine uneingeweihten Ohren nicht.

Ein solcher Feind muß viel ernsthafter behandelt werden als es geschehen ist; die bisherige Kampfesweise dagegen ist nichts als radikale Lüderlichkeit. An dieser Lüderlichkeit wird freilich der Radikalismus zu Grunde gehen. Aber wie das Aas die Raubthiere, wird er die Jesuiten, die häßlichen Feinde eines schönen, freundlichen Christenthums, einer freien, vaterländischen Entwickelung in unserm Vaterlande, festigen und haushäblich machen, auch wenn sie zeitweise mit Gewalt ausgetrieben würden leiblich.

Recht traurig verließ ich den schönen Canton, dem die Gefahr so nahe liegt, die Beute dieser päpstlichen Miliz zu werden, dem die Gefahr herbeigezogen wurde durch die, welche sich des Volkes Freunde nannten und doch des Volkes Heiligstes, sein religiöses Bewußtsein, ängstigten, bis es um Hülfe schrie.

Ich sann um Rath und fand keinen als den: man nehme den Jesuiten die Waffen aus der Hand, mache sie überflüssig, d. h. Obrigkeit und Geistlichkeit erbaue das Volk durch ein reines, frommes Leben, und wie sie leben, sollen sie auch reden in Kirchen und Rathssäälen; das Glück des Hauses, das Heil der Seelen sei ihr deutliches Augenmerk, der Bund der Jungfrauen werde zum vaterländischen Kleinod, gepflegt und gehütet von vaterländischer Obrigkeit und Geistlichkeit, dann bedarf es keiner fremden Hirten und Pfleger mehr.

Die ganze Eidgenossenschaft aber mache es sich zur heiligen Pflicht, das religiöse Bewußtsein zu ehren und zu pflegen, wie es sich in der reformirten und katholischen Kirche ausspricht, und hüte sich vor der infamen, perfiden Intoleranz, welche unter dem Scheine von Glaubensfreiheit um politischer oder lüderlicher Zwecke willen die Kirchen des Landes untergräbt, höhnt, ängstigt. Dann werden die Jesuiten überflüssig, ohnmächtig, werden wieder zerstieben, wie die Kosaken es thun, wenn sie auf einen Feind treffen, der Stand hält und übermächtig ist.

Dem Feinde habe ich in die Augen gesehen und in sein Lager. Wer dieses auch gethan hat, urtheile, ob ich recht oder unrecht gethan habe.

Gedruckt bei C. G. Drabß in Cöslin.

Inhalt.

	Seite
Kurt von Koppigen	1
Wie Christen eine Frau gewinnt	143
Die beiden Raben und der Holzdieb	197
Die Rabeneltern	209
Der Mordio-Fuhrmann	221
Der Besuch	241
Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung	281
Kätheli	309
Die Jesuiten und ihre Mission im Canton Luzern	327

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neunter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

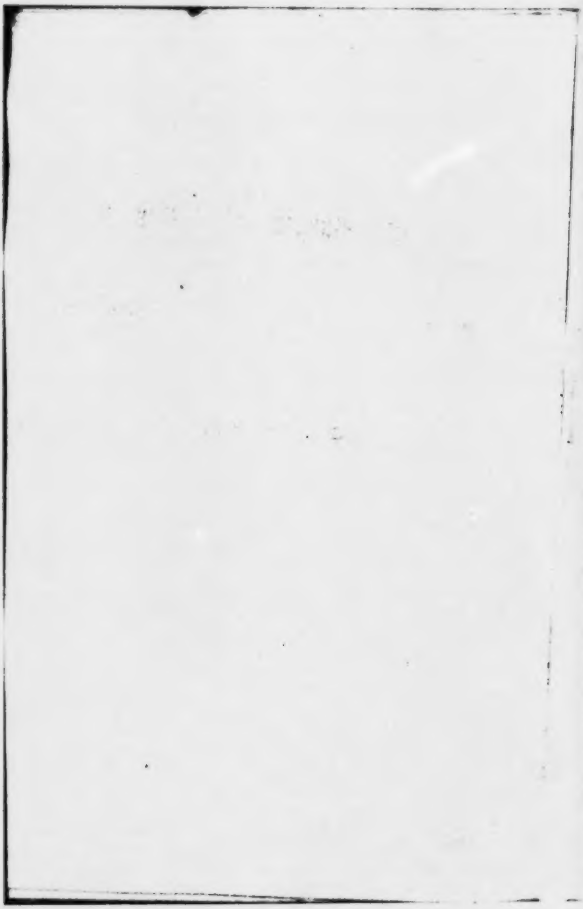
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Dritter Band.



Der Besuch auf dem Lande.

(Die Erzählung erschien zuerst in den Elsässischen Neujahrsblättern: Jahrgang 1847.)

Es dämmerte auf Erden, am Himmel schwand ein Sternlein nach dem andern; zu sumsen und zu surren begann es in einem langen und schönen Gebäude wie in einem Bienenstocke, der stoßen will. Grüne Männer traten in den grauen, weiten Hof, der vor dem Gebäude lag und durch ein Gitter nach außen verschlossen war. Es war kein schläferiges, langsames Kommen, einer nach dem anderen, wo keiner begehrt der erste zu sein, jeder augenscheinlich die versäumte Minute für gewonnen zählt; es war ein rasches Rennen, wo jeder vor dem andern sein wollte; es wollten die grünen Männer auch nicht zum Exerciren gehen, es war der Morgen, wo eine in Garnison gestandene Scharfschützen-Kompagnie nach Hause ziehen konnte. Geschäftig schossen die Unteroffiziere herum, hatten aber nicht viel zu thun, denn diesmal stund jeder recht und hatte alles in Ordnung. Fourier und Feldwebel schwitzten freilich, was aber auch ganz natürlich ist, wenn alles auf ihnen liegt, was Andere beschicken sollten. Die Offiziere fanden sich ein nach und nach, selbst der Hauptmann kam diesmal beinahe zu rechter Zeit. Indessen war die Kompagnie bereits in Reihe.

Trompeter und Hornisten stunden an ihren Plätzen, hatten die Lippen genetzt und spitzten auf's Kommando. Als

flüchtig der Hauptmann das Seine gethan, zog er den Degen, kommandirte, und noch war das „Marsch" nicht ganz in der Luft, als das lustige Blasen ertönte, die Kompagnie lebendig ward, wie eine grüne Schlange aus dem Hofe, aus dem Gitter brach, in's Freie sich wand. Wie so munter die Trompeten schmettern, so lustig die Hörner blasen, die Füße so rasch sich heben, als ging's zum Tanze, wenn Schützen in's Weite ziehen, sei es zum blutigen Treffen, sei es zu fröhlichem Waffenspiel! Aber wie lustig müssen die Herzen schlagen, wenn zur friedlichen Heimkehr die Hörner blasen, zum fröhlichen Wiedersehen, wo Vater und Mutter in des Hauses Ecke stehen, den ganzen lieben langen Tag nach dem Sohne sich umsehen oder ein treues Weibchen emsig auf den Beinen ist, aufs beste alles beschickt, zum Empfang des Vaters die Kinder schmückt, Kind um Kind ausschickt, wie Noah Vogel um Vogel, zum Ausguck nach dem Vater? Oder ein lieb Schätzchen aus allen Fenstern sieht, verstohlen, wie es meint, daß es niemand merken sollte, und lauter das Herz ihm pocht, wenn draußen es klopft, und immer mächtiger die Thränen in die Augen schießen, wenn es nicht der Schütze ist, sondern ein Anderer, und endlich die Thränen zum Weinen werden, wie einzelne Tropfen meist in Regen übergehen, wenn der Abend kömmt, aber kein Schütze?

Wie rasch muß der Marsch nicht sein, wie hoch müssen nicht die Herzen schlagen, wenn vor der Seele der Heimziehenden solche Bilder schweben, immer heller, immer lockender und näher die Heimath kommt, sichtbar die Hügel werden, an deren Fuß ihr Dörfchen liegt, die Wälder sich zeigen, an deren Rand ihr Häuschen steht, und wenn endlich „Auseinander, Marsch" der Hauptmann kommandirt; sollte es da nicht sein, als ob die müden Beine zu raschen Flügeln würden?

Doch warum nun im grünen Zuge düstere Gesichter, unsichere Schritte, dumpfe Flüche, wildes Thun? Ja frostig,

schauerlich weht es durch manche Seele; es hat sich der Garnisonsrausch gesetzt, ein düsterer Nebel über schwarzem See. Der schwarze See ist das Gewissen, und wie über Seen Winde wehen, schauert es ebenfalls fröstelnd vom Gewissen her. Die Garnisonstage stehen auf gleich Todten aus den Gräbern, schwanken gespenstig vor der Seele, zeigen das Geld, welches man nicht mehr hat, auch Schulden, welche man gemacht, zeigen einen wüsten, dunkeln Keim, aus welchem, wie sie oft gehört, die Menschen wachsen sollen, welche ein Ende nehmen mit Schrecken. Dieser Keim kam ihnen in's Herz wie ein Splitter in die Hand, sie merkten es nicht, sehen es jetzt. Wo über des Gewissens schwarze Gewässer eisige Garnisonswinde wehten und namentlich zum ersten Male, da klangen die Hörner anders wie sonst, nicht wie ein fröhlich Rufen zum muntern Schwertertanz oder zu den Spielen der Liebe, sondern dumpfverhüllt wie Grabesgeläute, wie ein Rufen vor Gericht. Wem so die Hörner hornen, der kürzt den Schritt, kömmt vorwärts wie ein Schiff, welchem Wind und Wellen entgegenströmen, während Andere das Sehnen der Liebe vorwärts zieht, zu raschem Gange sie beflügelt. Denn Solche, welche nach Vater und Mutter verlangen, nach dem lieben Weibchen sich sehnen, die bewahrte Treue zum Schätzchen treibt, die keine Schulden quälen, die den treuen Menschen unvergiftet heimbringen, gibt es Gottlob immer noch. Daher marschirt es sich so ungleich an solchen Morgen, daher ist so schwer, eine Kompagnie zusammen zu halten. Während die Einen den Sturmschritt anschlagen, stolpern die Andern einher wie alte Karrgäule; indem die Einen jede Rast verschmähen, bleiben die Andern in jeder Kneipe sitzen.

Unter der ausziehenden Kompagnie repräsentirten ihrer zwei diese widerstrebenden Richtungen ganz absonderlich, und doch war keiner von ihnen in irgend einem der gedachten Fälle; es waren ein Unterlieutenant und ein Corporal.

Jakobli Esau hieß der erste, des großen Herrn Esau's Sohn; der andere ward Sämeli genannt, war Sime Sämelis, eines reichen Bauern, Einziggeborner, hieß bei Hause Sime Sämelis Sämeli. Herr Esau und Sime Sämeli waren nicht weit von einander aufgewachsen und wenn auch nicht befreundet, so doch wohl bekannt. — Aber während Sime Sämeli auf seinem Hofe blieb, war Herr Esau, welcher keinen Hof besaß, in die Stadt gezogen, glänzte dort durch seine Talente, hatte sich der jungen Aristokratie angereiht. So waren sie äußerlich auseinander gekommen, während sie übrigens auch innerlich durchaus verschieden waren. Sime Sämeli war eine feste Eiche: trotzig, steif, spröde, die im Sturme bricht, Esau eine Weide, welche das Sumpfland liebt, dann rasch aufschießt, doch nicht hoch, welcher aber Wind und Sturm nichts thun; denn bekanntlich geben Weiden nach und beugen sich links und rechts mit gleicher Leichtigkeit und gleich tief, eben je nachdem der Wind geht stärker oder schwächer. Indessen waren sie in etwelchem Verkehr geblieben, welcher an Leben gewann, als beider Söhne in der gleichen Kompagnie sich fanden, der eine als Lieutenant, der andere als Corporal. Wären jedoch nicht die Schnüre und Epauletten gewesen, so hätte man ihr Verhältniß eher umgekehrt geglaubt, denn offenbar hatte Jakobli, Herrn Esau's Sohn, viel mehr Respekt vor Sämeli, Sime Sämeli's Sohn, als derselbe vor ihm. Das hatte aber seinen natürlichen Grund. Sime Sämelis Sämeli hatte einen Hof zu erben und viel Geld im Sack, Jakob nichts als ein mager Pöstlein, freilich Hoffnungen auf den Kredit des Vaters, aber was sind Hoffnungen, wenn man kein Geld hat und der Vater nicht viel? Zu diesem natürlichen Grund zum Respekt kam ein noch viel natürlicherer.

Sime Sämelis Sämeli hatte zwei Schwestern, welche hübsch sein sollten, jedenfalls reich wurden, und diese hatte der Jakobli, der Lieutenant, im Auge und ästimirte einst-

weilen den Bruder um der Schwestern willen ſehr. Eine gute Parthie, das Wort hat Klang, wird einſtweilen nicht aus der Mode kommen und beſonders bei denen nicht, welche magere Pöſtlein haben, lockern Kredit, daneben kein Geld, aber grauſam viel Wünſche und Bedürfniſſe, Sehnſuchten von allen Sorten.

Nun war es Herrn Eſau's Jakobli gelungen, eine Einladung von Sime Sämelis Sohn zu bekommen. Sie war Sime Sämelis Sämeli nur entronnen, er wußte, wie lieb ſeine Mutter ſolche Beſuche hatte und wie grob ſein Vater jedem Herrn und namentlich einem neuen einbrockte, wenn er einen vor den Mund kriegte. Jakobli, Eſau's Sohn, war dagegen ganz glücklich, er hoffte faſt zweifelsohne auf reiche Eroberung. Er ſtrebte daher ungeheuer vorwärts, machte raſende Fortſchritte, während ſein Corporal, wenn nicht an jedem Zaunſtecken, ſo doch in jeder Kneipe hängen blieb, daß Jakobli faſt irre an ihm geworden, ihn für einen Finſterling und Jeſuiten gehalten hätte. Indeſſen half alles Hindern und Hemmen nichts, endlich kam man doch an den Ort, wo die Kompagnie entlaſſen werden mußte, jeder heimwandern konnte.

Züſiwyl, in deſſen Nähe Sime Sämelis Hof ſtand, war von dort noch eine Stunde entfernt, und der Corporal hatte durch den Müller ſagen laſſen, daß man ihm dorthin das Fuhrwerk ſende. Aber es war kein Fuhrwerk da, was einige Mißſtimmung in die Gemüther brachte, beſonders bei Jakobli, dem Lieutenant, der ſeine ſchönſten Stiefelchen (er hatte nämlich zwei ganze Paare) d. h. die engſten angeriſſen hatte. Sämeli brummte etwas von Pflügen und wie das nicht zu verſäumen ſei. Perſche! ſagte Jakobli, accurat wie viele Gelehrte es machen, wenn ihnen was verdemonſtrirt wird, an dem ſie auch nicht das Düpflein begreifen.

Züſiwyl lag nicht romantiſch, die Landſchaft war nicht belebt, die Gebirge ſah man nicht, die Bäche murmelten nicht,

plätscherten nicht; mißmuthig, fast wie schwermüthig, schlichen sie durch die Ebene, aber die Matten waren feucht, die Wälder schön, der Boden gut, der Landmann reich, der auf dem Boden saß. Es war eine wahre Seufzerstunde, welche der arme Lieutenant durchhumpelte, und als endlich Sämeli sagte: seht dort in den Bäumen das Haus, das ist das unsere! war es Jakobli wie einem Missethäter, dem die Spießruthen geschenkt werden. Der arme Jakobli wußte nicht, was man Angesichts des Ufers noch alles erleben kann. Das Haus war weder ein schönes noch ein neues. Das Strohdach lag wie eine altersgraue Nachthaube über demselben bis auf die Fenster herab. Neben demselben stand ein sogenannter Stock mit angebautem Schopf und bildete mit dem Hause eine Art von Hof, in welchem gar mancherlei lag oder stand, beides wie es sich eben schickte. Seitwärts stand der mächtige Düngerhaufe mitten im Wasser, fast wie ein umflossenes Schloß. Vom Wasser wußte man aber nicht, war es eine simple Jauchepfütze, war es ein Teich oder gar eine Art von Badeanstalt, ein Schlammbad oder eine Gelegenheit, wo der Bauer und die Bäurin sich im Schwimmen übten. Jakobli vergaß fast, was er eben unter der Presse hatte, seine armen Füße, hielt scharfen Ausguck, ob an keiner Ecke ein Mädchen stehe oder eine schöne Jungfrau beim Brunnen, um dem Ankömmling und dem Kameel, welches er mit sich führte, den Durst zu löschen.

Aber keine Rebekka war zu sehen. Wohl war durstiges eVih beim sprudelnden Brunnen, aber es bedurfte keiner freundlichen Mittlerin, sondern soff selbst nach Herzenslust und machte es sich sonst behaglich, während drinnen der Melker mit frischem Stroh reinliche Lager bettete. Plötzlich entstand, man wußte nicht wie und woher und ergründete es nie, eine schöne Bewegung unter dem saufenden Vieh, die Kälber schlugen hinten aus, die Kühe stießen und sprangen, die Wehre fiel, lustig brach der Haufe in's Freie, bockend die

Kälber, kühn hochauf Kopf und Schwanz die Kühe, rannten ohne Rücksichten durch's ungemähte Gras, in großer Noth standen die Bohnen, um den Kabis hätte kein vernünftiger Mensch mehr einen Kreuzer gegeben. Eine einzige Kuh blieb kaltblütig am Brunnen stehn, schaute mitleidig in die Bewegung hinein; sie mochte früher wohl auch mitgemacht, aber den Ausgang zu klar erfahren haben, um ferner mitzumachen.

Wehret, wehret, ward gerufen und plötzlich ward es lebendig um's Haus. Aus allen Löchern stürzte Mannschaft und Weibervolk. Zu stumpfen Besen griff das letztere und schrie so mörderlich als möglich, zu Stecken, Geißeln, Gabeln die Mannschaft und sandte grimmige Donnerwetter vor sich her, ehe sie sich stürzte in's Gemenge. Während die Einen sich verstellten, begannen die Andern ein wild verwegen Jagen. Unter der Küchenthüre stand die Bäurin, Frau Sime Sämelene, mit aufgehobenen Händen und kommandirte schrecklich die Völker: Peter, der Kabis, der Kabis, wehr, wehr; Hans, du Gstabi, spring, siehst den Kleb beim Mohn; Mensch, Marei, du faul Thier, rühr dich, siehst die Bohnen nicht, du Blindschleiche was du bist. Den Melker sollte man abschlagen wie einen Hund, aber wart der nur, was zu Schanden geht, wird ihm am Lohn abgezogen. Der arme Melker sollte an einem Ereigniß schuld sein, welches in der Reihe der Dinge und von wegen des entschiedenen Fortschritts zur Nothwendigkeit geworden war! Ein schlank schön Mädchen hatte, wie eine Henne zu den Küchlein, zu Blumenstöcken sich gestellt, ein anderes kleineres aber runderes hatte ein Kalb erhascht, nun zerrten sie an einander, zweifelhaft, wer dem Zuge des anderen werde folgen müssen. Zwei Mägde rannten mit aufgehobenen Besen schrecklich herum, doch eigentlich mehr unter den Knechten als unter den Kühen. Der Melker repräsentirte die Besonnenheit, er sprang nicht, sondern stand bloß vor das Dach hinaus, rief: Ho, ho, sä, sä, streckte die Hand aus, gefüllt mit Salz, und wenn nicht Mägde in blindem Eifer

dazwischen rannten, so kam hier eine Kuh, dort eine schnobernd und schnaubend heran, ob aus Liebe zum Melker, ob aus Liebe zum Salz, war sie sich kaum selbst bewußt, ließ sich aber, durch das Salz besänftigt, gelassen bei den Hörnern fassen und dem Stalle zuführen. Neben dem Stalle aber stand ein langer, hagerer Mann, eine weiße Kappe auf dem Kopfe, kurze Hosen an den Beinen, eine leichte Geißel in der Hand. Wie am Horn der Melker eine besänftigte Kuh brachte, maß ihr der Mann einige tüchtige Hiebe auf, Denkzettel für die Zukunft.

Die einen schossen zitternd und stolpernd in den Stall, verfraßen den Schmerz an der vollen Krippe, andere machten kehrt, rannten mit aufgehobenem Schweif einstweilen wieder in's Freie. Drinnen fluchte der Melker über die unzeitige Züchtigung, welche später im Stalle weit sicherer und nachdrücklicher anzubringen gewesen wäre; doch fluchte er bloß leise, denn der lange Geißelmann war Sime Sämeli selbst, und der verstand nicht Spaß, nicht Widerrede, weder von Kühen noch Knechten.

Sime Sämelis Sämi, des Vaters würdiger Sohn, hatte sich gleich anfangs kühn in's Getümmel gestürzt, Jakobli dagegen war verblüfft stehen geblieben. Glücklicherweise versperrte er damit einen Gang in's Freie, und wenn eine Kuh ihn anrannte, rief er mit aufgehobenen Armen: Tschu! Tschu! Indessen faßte er doch allgemach den Standpunkt der Dinge, begriff, was die Kühe wollten und nicht sollten, und als er einen großen Schwarzkieb gegen eine hinter dem Hause liegende Hanfpflanzung sich stürzen sah, stürzte er vor, begann mit dem Schwarzkieb einen Schnelllauf, wie mit dem armen Hektor der wilde Achill. Es glückte ihm, er gewann den Vorsprung, er rettete die Pflanzung. Als aber der Schwarzkieb sich überholt sah, wandte er sich rasch und rannte vor dem Hause durch, rannte auf die Blumenstöcke ein, welche das Mädchen hütete, riß einige nieder trotz des Mädchens

Geſchrei. Als Jakobli, der hinter dem Schwarzkleb herrannte, den Schaden ſah, ſchwenkte er links ab hinter den Gartenzaun, er fühlte, die Vorſtellung durch den Schwarzkleb unter ſolchen Umſtänden möchte nicht zu großer Empfehlung gereichen. Aber der arme Jakobli! Geſehen war er worden, das Unglück mit den Blumentöpfen geſchah vor Aller Augen, ſeine Heldenthat am Hanf hatte niemand geſehen, er war keiner, den Zufall und Glück begünſtigen und heben. Als Scharfſchütze kannte er etwas von gedeckt Marſchiren, vom Standpunkt, von Viſiren und Obſerviren. Als er hinter der Ladenwand marſchirte, dann obſervirte, ſah er im Baumgarten ein Mädchen ſtehen, offenbar die andere Tochter des Hauſes. Das Mädchen hatte ein Kalb um den Hals gefaßt, es geſtellt, aber ab Platz konnte es daſſelbe nicht bringen, ja es war zweifelhaft, ob nicht das Kalb mit dem Mädchen dahin fahren werde. Hier gingen Jakobli die herrlichſten Ausſichten auf, kühne Thaten konnte er thun, zwei Würfe mit einem Steine, ein Kalb meiſtern, ein Mädchen erobern. Er ſtürzte in's Feld gleich einem Helden vor Troja, er ſtürzte dem Kalb um den Hals, mit ſchönen Händen im Bunde wollte er ſiegen. Aber o weh! Züſi, ſo hieß das Mädchen, ließ los, warum wußte es wahrſcheinlich ſelbſten nicht; das Kalb aber erſchrack wie natürlich, that einen Satz, kriegte die Freiheit, feierte ſie alsbald in luſtigen Sprüngen mit munterm Blöken. Mit großen Augen ſah Jakobli ihm nach; zornig ſagte das Mädchen: Haſt du es ſcheu gemacht, ſo fang es wieder. Jakobli ſchoß dem Kalbe nach, kriegte es endlich beim Schwanz, endlich beim Ohr, endlich konnte er es ſtellen, aber den Tſchacko hatte er verloren, und was ſie jetzt miteinander anfangen wollten, er und das Kalb, war zweifelhaft; einſtweilen war Stillſtand, beide verſchnauften.

Rundum war es ſtille geworden, das ſämmtliche Vieh war gebunden in den alten Stricken und von hinten hielt Sime Sämeli ein ſcharf Hochgericht. Die Andern ſtunden

unterm Dache und waren begierig zu ſehen, was Jakobli und das Kalb mit einander beginnen wollten. Wir zweifeln, daß Jakobli und dem Kalbe poſitive Zwecke klar wurden; es ward vielmehr eine einfache, gegenſeitige Negation fühlbar; ſtieß Jakobli hier herum, ſprang das Kalb dort herum, riß Jakobli vorwärts, drängte das Kalb nach hinten, ſprang es nach vornen, riß es Jakobli am Schwanz zurück, und höchlich ergötzten ſich darob die Zuſchauer und ihr hell Gelächter trug nicht zur Einigung der widerſtrebenden Kräfte bei. Endlich hörte man eine Stimme, welche zu Sime Sämelis Sämeli ſagte: Geh doch und hilf, ich mag das nicht mehr ſehen. Endlich ſtieg der Corporal wieder nieder in's Feld, aber mit Bosheit. Halte recht, ſagte der dem Freund, und hieb dann das Kalb, daß es vorwärts ſchoß wie eine Kanone, und mit dem Lieutenant am Halſe hinauf nach dem Hauſe und mitten unter die Leute fuhr, faſt wie die Gergeſener unter die Schweine. Droben fuhr der Haufe mit Gizen und Gaggeln auseinander, die Bäurin lachte, daß ihr der ganze Vordertheil auf und nieder ging wie die Schlägel in einer Oelſtampfe. So fand ſich Jakobli unerwartet vorgeſtellt und eingeführt durch ein Kalb und konnte ſich nicht faſſen. Er vergaß den Gruß von daheim an Herrn Sime Sämeli und Frau Sime Sämelene, vergaß die Anrede an des Hauſes ſchöne Töchter, drehte das Schnäuzchen nicht, rieb die Hände nicht, folgte wie ein Schaf der Bäurin, welche ihn hineinkommen hieß und vorangehend ihn in die Hinterſtube führte. Jakobli war ſehr undankbar; der luſtige Kampf mit dem Kalbe und die raſche Einführung hatten ihm den unfreundlichen Empfang erſpart, welcher ihm ſonſt zu Theil geworden und welchen der Corporal mit gutem Grunde erſorget hatte.

Wenn die Bäurin die übliche Gaſtfreundſchaft auf einige Stunden nicht ungern übte, ſo haßte ſie doch bitterlich längere Beſuche, welche den Gang der Haushaltung ſtörten, die Arbeit hinderten. Sitz ab, ſagte die Bäurin, wirſt müde ſein

und noch weiter wollen? Da hatte endlich Jakobli Gelegenheit zu sagen, daß er Jakobli, Herrn Esau's Sohn sei, seine Grüße auszupacken und zu bemerken, daß er so frei gewesen sei, seines Freundes Einladung anzunehmen und ihn hierher zu begleiten, da er schon lange Verlangen gehabt, ihre geehrte Bekanntschaft zu machen. So, sagte Sime Sämelis Frau, so, aus der Stadt kommt ihr und seid einer von Esau's, so! Hätte euch nicht gekannt. Die Großmutter wohl, der habe ich viel abgekauft, sie war zuweilen da, als sie noch hausirte mit allerlei. Auch euern Vater habe ich gekannt, ehe er zu einem vornehmen Herrn gerathen ist. Er war viel hier, aber daß ich ihn gar gerne gesehen, kann ich nicht sagen. Es schien mir, sobald der herumlaufe, gebe es was Ungereimtes, an was sonst kein Mensch gedacht hätte. Ihr werdet also da bleiben wollen? He nun so dann, so sitzet ab und nehmt vorlieb, und ist's euch nicht gut genug, so stecket einen Stecken dazu.

Nach dieser Herzensergießung ging Frau Sime Sämelene ab und Jakobli wälzte schwere Gedanken in seinem Gemüthe. Daß er unwerth kam und sich lächerlich gemacht, begriff er, und viel hätte er gegeben, vielleicht sein Schnäuzchen selbst, wenn er daheim gewesen wäre. Doch bald kam die Frau wieder mit Brod und Wein, brummend über ihre Töchter, von denen eine nicht zu finden sei, die andere aber nichts thue als lachen und mit keiner Lieb zu bewegen gewesen sei hineinzukommen. Es werde wegem Kalb sein, meinte die Bäurin, es hätte sie selbst fast lächern wollen, wie sie beide dahergekommen seien, daß man gar nicht gewußt, wer von ihnen vier Beine habe und wer nur zwei. Jakobli hatte es soweit in der Diplomatik seines Vaters gebracht, daß er etwas vom Ablenken wußte, wenn was Unangenehmes zum Vorschein kam; er fragte daher, wo wohl sein Kamerad stecke, daß er nicht hineinkomme. Ja, sagte die Bäurin, wenn der heimkömmt, so geht der nicht in die Stube, sondern in den

Stall; es nimmt ihn nicht wunder, wie es in der Stube ist, aber wie es im Stall aussieht, das nimmt ihn wunder. Und wenn nicht alles gegangen wie er gedacht, so begehrt er auf, wie wenn schon alles sein wäre. Daneben habe ich das nicht ungern, so muß Einer sein, wenn er ein Bauer werden will. Auf denen, welchen alles gleichgültig ist und welche so mir nichts dir nichts, für nichts und wieder nichts in der Welt herumlaufen, halte ich nicht viel, ich muß es sagen. Ich denke eben daran, daß unser Schwein dreizehn Junge geworfen, welche er nicht gesehen, b'sunderbar schöne, mit Ohren gerade, wie die hoffährtigen Mädchen das Haar kämmen, was ihnen so schlecht steht, und mit schön gedrehten Schwänzchen, viel schöner als euer Schnauz gedreht ist. Die muß ich ihm zeigen, er wird große Freude daran haben; hat er die Runde gemacht, so wird er schon kommen. Trinkt unterdessen und habt nicht lange Weile.

Draußen fand sie ihren hoffnungsvollen Sohn, wo sie ihn suchte, zeigte ihm die Ferkel, freute sich, als er sie schön fand; dann sagte sie: Jetzt kannst dich hineinmachen zu deinem Maulaffen, welchen du mitgebracht. Ich hätte geglaubt, du seiest klüger und brächtest nicht solch Zeug mit, welches nichts taugt, als daß man die Zeit darob versäumet und zum Dank brav ausgeführt und verhöhnt wird. Für eine Nacht mag es angehen, aber mach, daß er morgen aus dem Wege kömmt, sonst räuchere ich ihn weg, daß er abfährt, als ob er fliegen könnte. Das mach nicht, Mutter, sagte der Sohn, sonst müßte ich es entgelten. Z'fresse werden wir ihm wohl haben und verbrüllet in der Stadt möchte ich nicht werden. Daneben kam er mir dort kommod, sein Vater hat viel zur Sache zu sagen, und was es aus ihm giebt, kann man nicht wissen. Jetzt ist er freilich nicht viel anders als ein Maulaffe, daneben ziehn ihm schon viele Leute den Hut ab, und wie es geht, weiß man, es kommt nicht auf die Weisheit an, sondern darauf, wen unser Herrgott zum Narren will gerathen lassen.

Wem er das gebeizt hat, an dem läßt er die Leute den Narren freſſen, bis er zum Narren wird, dann haben ihn die Leute wieder für das, was er iſt. Das iſt geſtürmt, ſagte Frau Sime Sämelene, beizt oder unbeizt, ſo halte ich die Leute für das, was ich will, und machſt du nicht, daß er abweg kommt, ſo mache ich ihm Füße, darauf zähle, und jetzt mache dich hinein. Daneben wüßte ich nicht, warum du dich jemanden viel zu achten haben ſollteſt; gibſt du nicht einen Hudel ab, ſo haſt du ungſchmeichelt zu eſſen dein Lebtag.

Sime Sämelis Sohn machte ſich der Hinterſtube zu und polterte mörderlich mit ſeinen ſchweren und wohlbeſchlagenen Stiefeln über die hölzernen Dielen. Er fand ſeinen Freund nicht in der beſten Stimmung; derſelbe wußte nicht, ſollte er verlegen ſein oder wirklich erzürnt, und machte dazu gar kein heldſelig Angeſicht. Sime Sämelis Sohn nahm aber davon nicht Notiz, ſondern einfach ein Glas und ſagte: G'ſundheit. Das Geſpräch war eben nicht belebt. Sämeli munterte zum Trinken auf, aber mit Gründen, welche eben nicht höflich waren. Trink doch, ſagte er z. B., dein Handel mit dem Kalb ſoll dich durſtig gemacht haben. Wunder hätte es mich genommen, wer von euch zuletzt Meiſter geworden wäre, wenn nicht fremde Interventien, wie man in der Stadt ſagt, gekommen wäre. Jakobli war empfindlich und ſetzte begreiflich ſolche Geſpräche nicht mit großer Lebhaftigkeit fort. Dazu ging die Bäurin ab und zu, fortwährend über die Mädchen ſchimpfend, die ſturm an der Leber wären, zu nichts zu gebrauchen, und wenn das Lachen ſie heute nicht verſprenge, ſo geſchehe es nie mehr. Jakobli wußte nicht was ſagen dazu; moderne Bildung, d. h. Unverſchämtheit genug, um ſolchen Anfällen würdig zu begegnen, hatte er nicht.

Endlich dröhnte draußen ein feſter Schritt, die Thüre ging auf, es erſchien des Hauſes Majeſtät, Sime Sämeli, in eigener Perſon. Sime Sämeli war kein ſchöner Mann,

aber auf den ersten Blick sah man, daß er ein fester, stolzer Mann war, in seinen Adern rollte wahrhaft souveraines Blut. Was diese Souverainetät beeinträchtigte, haßte er von Herzensgrund, daher auch niemand gründlicher als Bettler und Regierung, beide, weil er ihnen eben was geben mußte. Sime Sämeli war von je in der Opposition gewesen, hatte für einen Patrioten gegolten, für liberal, und jetzt wird er wohl radikal geworden sein mit sittlichem Halt und entschiedener Gesinnung: d. h einen Mann, der Widerspruch weniger ertrug und über abweichende Meinung zorniger ward als Sime Sämeli, gab es wohl kaum im Schweizerland. Mit jeder Regierungsveränderung hoffte er in den vollen Besitz seiner Souverainetät zu gelangen, nichts zahlen zu müssen und alles thun zu können, was ihm wohlgefiel. Was auch eine Regierung thun mochte in seinem Sinne, sobald sie etwas von ihm forderte oder wollte, haßte er sie und begann sie zu verfolgen, und dessen hatte er kein Hehl, und wenn er einem Regierungsgliede so recht auspacken konnte, so war das sein größtes Labsal. Reichthum hielt er als das Höchste, aber Geizhals war er keiner. Er konnte mit großem Behagen für seinen Sohn, der einen Andern halb todt geschlagen hatte, hundert Thaler zahlen und dabei sagen: Wo die sind, sind noch mehr, und wenn ein ander Mal Einer dich wieder so anläuft, so prügle ihn noch viel mehr und wenn es das Doppelte kosten sollte. Er konnte den liederlichsten Prozeß wagen, um etwas zu zwingen und mit der größten Kaltblütigkeit tausend Gulden eigene Kosten und tausend Gulden dem Gegner zahlen und sagen: Dießmal hätte er's verspielt, verflucht ungerecht zwar, aber es mache nichts. Das nächste Mal wolle er dafür sorgen, daß es anders gehe, er wisse jetzt, wo das Salben am meisten nütze.

Er und seine Anne lebten in holder Eintracht, er war stolz auf sie, sie auf ihn; wie sie beide lebe niemand zwischen Himmel und Erde, glaubten sie, nebenbei verachteten

sie jedermann, der nicht eben so viel Kühe und Pferde hatte als sie. Sie kümmerten sich um keines Menschen Gunst oder Ungunst, sie hatten niemanden nöthig, darum legten sie eine gränzenlose Rücksichtslosigkeit an den Tag, und ob sie jemanden wohl oder wehe thäten, war ihnen durchaus gleichgültig; die Worte, welche ihnen in den Mund kamen, sprachen sie aus, schliffen sie nicht, hobelten sie nicht, noch weniger schluckten sie dieselben hinunter.

Vor ihrem Sohne hatten sie eine Art von Respekt, er war ja ihr Abglanz, der Nachfolger in der Souverainetät; dabei hielten sie auch die Mädchen werth, gehörten sie ja auch zu ihnen, und wissen sollte es jedermann, wo sie daheim seien. Zu heirathen war einstweilen ihr Lebenszweck, dessen weder Eltern noch Kinder Hehl hatten, aber gut d. h. reich heirathen, das wollte man; für Zinse und Dienstenlöhne zu angsten und zu sorgen, seien sie nicht gewohnt, hieß es. Liebhaber hatten sich wohl schon gezeigt, aber der Mutter war keiner recht gewesen, solch Lumpenzeug kriegten sie in hundert Jahren noch, sagte sie. Die Mädchen schienen derselben Meinung zu sein, überhaupt hielten sie zu viel auf sich, um ängstlich auf Männer zu fahnden. Bei den ländlichen Festen ließen sie sich spärlich sehen, putzten sich nie auffallend heraus, thaten nie, als ob an selbem Tage zum Heirathen das beste Zeichen sei. Den Narren zu machen mit Kleidern und Thun schämten sie sich, sagten sie, es werde ohne dieß jedermann wissen, wo sie daheim seien und wer Sime Sämeli sei.

Züsi, die Jüngere, glich der Mutter innen und außen, galt für die hübschere, war draller und blühender und praktischer als Anne Bäbeli, die Schwester. Es sagte ganz offen, daß es reich heirathen wolle; so ein Schuldenbäuerlein sehe es nicht mit dem Rücken an, daneben wolle es sehen, daß es kein böser sei; über das Geld wolle es können, wann es wolle, und Butter- und Eiergeld solle ihm keiner nachzählen.

Solche Reden nahm Züseli niemand übel, sondern man sagte: wer's Glück habe, das zu bekommen, der sei glücklich. Anne Bäbeli war größer aber blasser, hatte ernstere Mienen und war schweigsamer als Züseli, galt daher für stolzer. Wenn es von Heirathen sprach, so sagte es immer: auf das Geld allein sehe es doch nicht, es müsse ihm Einer auch gefallen, daß es ihm sei: Der und kein Anderer. Dann lachte die Mutter, Frau Sime Sämelene, und sagte: Narr, was du bist, der und kein Anderer ja wolle! Ist doch ein Möff wie der andere, haben Alle die Nase mitten im Gesicht, aber nicht Alle sind reich, und wer reich ist, der hat nach allem Andern nichts zu fragen. Dann sagte Anne Bäbeli wohl: Aber Mutter, was hilft Geld, wenn man zum Mann einen Unflath hat? Dann sagte die Mutter: Mußt ja nicht meinen, daß du ihn fressen müßtest, wer Geld hat, kann was Anderes anschaffen. Daneben war Anne Bäbeli weder sentimental noch sogenannt gebildet, es las kaum alle Jahre den Kalender bis hinten aus, aber singen konnte es schön. Wenn es sang: Herz, myn Herz, warum so traurig, oder: Hah amene Ort es Blümeli gseh, oder: Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, so ward Anne Bäbeli's Herz voll und schwer, seine Augen wurden dunkel, es wußte selbst nicht wie ihm ward.

Sime Sämeli fragte begreiflich Gästen auch nichts nach, sobald sie den Haustrapp störten. Unterstund sich ein Bettler bei einer Magd oder einem Tagelöhner stehen zu bleiben, so kriegte er Donnerwetter auf den Hals, wenn Sime Sämeli es sah. Ja, kam ihm der Pfarrer zur ungelegenen Zeit, so hieß er ihn weder in's Haus kommen noch sonst wo absitzen, sondern machte ihm bestmöglichst den Verstand, seinen Stab weiter zu setzen. Diesmal jedoch war es fast, als ob er Freude hätte an dem unerwarteten Gast. So war es auch. Es freute ihn einmal so recht vaterländisch auspacken zu können, was er von der Regierung halte, und zwar so, daß

es ihnen zu Ohren käme, wie hundsſchlecht Sime Sämeli mit ihnen zufrieden ſei. Sobald die üblichen Ceremonien, Gruß und Anſtoßen, vorüber waren, brach das Wetter los mit der Frage: ob es jetzt für dieſes Jahr genug der Narr gemacht ſei, oder ob es noch irgendwo ein Lager oder eine Muſterung abſetze. Des Dings ſei er ſatt. Seit man einen Milizinſpektor habe, plage man die Leute zum Teufel. Geld koſte es, daß Einem das Liegen weh thue, und für was, wiſſe er nicht. Nichtsnutzer kriege man allemal ſeine Leute wieder, und wo ſie mit andern zuſammen kämen, ſeien ſie allemal die ſchlechteſten und müßten an Schwanz. Das iſt eine Regierung, daß Gott erbarm. Hat man die Leute am nöthigſten, ſo ſteht ein Lumpenhund an der Thüre und krüllet: daß morgen um Acht die Auszüger vom ſiebenundſiebenzigſten Bataillon am Laushaag ſeien, alles wohl in der Ordnung!

Das werde Herrn Sime Sämeli nicht Ernſt ſein, ſagte Jakobli, der Lieutenant. Sein Vater ſage: Schulmeiſter und Soldaten ſeien die Hauptſache in der Welt, Schulmeiſter von wegen der Bildung und Soldaten von wegen der Sicherheit. Sein Vater halte auf beiden viel; er ſage: ohne Bildung und ohne Sicherheit ſei der Menſch gleich einem Vieh, und für beides ſolle der Staat ſorgen, dafür eben ſei man ein Republikaner und frei.

Er glaube es beim Hagel, ſagte Sime Sämeli, ſein Vater hätte viel auf der Sicherheit von Staatswegen, doch nicht wegem Geld, ſondern wegem Leben. Wenn ſie drinnen Geld hätten, welches ihnen geſtohlen werden könnte, ſo würden ſie mit den Schelmen anders verfahren und nicht die Bauern ſchinden, um die Diebe mit Taggeldern zu mäſten von Staatswegen. Von wegen der Freiheit möge er nichts hören, es ſei niemand frei als die Schulmeiſter; die könnten lehren was ſie wollten, und daß Alle vor dem Geſetz gleich ſeien, ſei eine Lüge: wer müſſe Bodenzinſe zahlen als der

arme Bauer, Herren an der Staatskrippe zahlten nicht einen faulen Heller. Und wer die Armen erhalten müßte? Er wüßte große Herren, die keinem Bettler einen Kreuzer gäben, geschweige sonst was für die Armen, das Land müsse sie erhalten, ja selbst die Diebe müsse man jetzt erhalten. Könne man die Finger nicht weit genug auseinander machen, um da durch zu sehen, oder nicht stark genug blinzen, sondern müsse einmal einen zur Seltenheit beim Schopf nehmen, so gränze man ihn in die Gemeinde ein und lasse ihn dieser zur Last und Qual. Zudem habe man Schelmen- und Bettlerfabriken in den neuen Wirthschaften, das Land müsse sie nicht bloß erhalten, sondern dem Staat noch Gebühren zahlen dafür, welche derselbe vermustere oder mit Straßen verblizge.

Straßen seien sehr nöthig, nach Soldaten und Schulmeistern das Nöthigste, sage sein Vater, sie seien die Adern des Landes, wandte Jakobli bescheiden ein.

Davon verstehe sein Vater nichts, sagte Sime Sämeli. Wider Straßen am rechten Ort habe er nichts, aber daß man allen Großräthen die Straßen über ihre Kirschbäume führe, damit sie die Leitern ersparen könnten, und alle Fingerbreit eine Heerstraße mache, selb sei über das Bohnenlied. Wenn das so fortgehe, so müsse ihm ein Gesetz gemacht sein, daß man die Erdäpfel für die armen Leute auf den Köpfen der Großräthe pflanzen dürfe.

Verzeiht, sagte Jakobli, mein Vater sagt, manchmal müsse man B sagen, wenn man bereits A gesagt und die Sache nicht gehörig untersucht gewesen, und manchmal erkenne man etwas, weil die Ingenieure gründlich rapportirt hätten, aber wie es sich hintendrein ergebe, wunderlich, sehr wunderlich, so daß man eigentlich nicht wisse, was sie im Auge gehabt, ob das Gestein oder das Metall.

Das wird nicht sein, sagte Sime Sämeli, für was hätte man sonst Rathsherrn? für solche Erkenntnisse wären Rathsbabeni lange gut genug.

Verzeiht, sagte Jakobli, an allen Orten könne man nicht sein, sagt mein Vater, und alles verstehen eben so wenig, dafür habe man Experte, und wenn die leider nicht zuverlässig seien, so könne man halt nichts dafür.

Schlechte Meister haben schlechte Knechte, und wer regieren will muß wissen, was und wie er befehlen soll, und gehts nicht gut, so nimmt man den Meister beim Kopf, wißt ihr's!

Verzeiht, sagte Jakobli, mein Vater meint, das sei unmöglich und daher nie so gewesen, und ginge es nicht gut, so sei das Land selbst schuld. Wer in einer hohen Stellung sei, könne weder alles wissen noch alles sehen. Darum sollten die Leute es anzeigen, wenn sie glaubten, es gehe etwas nicht recht, dann könnte man untersuchen lassen und Berichte einfordern. Das thue man aber nicht, sondern räsonnire nur hinterrücks. Wenn so angesehene Männer und liberale, wie Sie sind, kommen und sagen würden: Hochgeachtete Herren, so und so ist d'Sach, mit der größten Freude würde man entsprechen und eintreten.

Daß man doch ein Narr wäre, ihre Spione zu machen, sie haben so weit zu uns als wir zu ihnen, und daß man da vor ihnen auf die Knie fällt, dafür sind sie noch lange nicht gut genug, und zuletzt würden sie doch dem Lumpenpack, welches ihnen die Füße abläuft, mehr glauben als rechten Leuten. Sie sind bezahlt, es selbst zu wissen, und wunder nimmt es mich nicht, wie sie den Bauch z'weg strecken und auf die Zehen stehen, so sprach Sime Sämeli.

Das sei wahrhaftig nicht der Fall, sprach Jakobli, es seien doch wirklich Viele, welche sich alle Mühe gäben, alle Tage gemeiner zu werden. Wenigstens von seinem Vater könnte er es versichern, von Hochmuth wisse er nichts, und seine größte Freude sei, seine alten Bekannten zu sehen.

Es kann sein, sagte Sime Sämeli, so lange man bei ihm ist. Was er macht, wenn man fort ist, weiß ich nicht.

Daneben wüßte ich apart nicht, warum er hochmüthig sein sollte; freilich sagt man, der Hochmuth sei der niederträchtigste Halunk, sintemalen er in den schlechtesten Hudel hineinschlüpfe.

Das war starker Tubak. Jakobli wurde wirklich roth und wollte eben fragen: das werde doch nicht auf seinen Vater gestichelt sein sollen, als Frau Sime Sämelene hinein kam als wie ein großes Schiff, wenn stark der Wind geht. Man sah, es brannte ihr im Kopf und zwar stark. Sie war schrecklich böse über ihre Töchter, welche nicht in die Hinterstube wollten. Kichernd war Züseli davon gelaufen. Anne Bäbeli hatte nicht viel gesagt, sondern sich in der Stille abseits gedrückt. Von der eigentlichen Ursache ihres Zornes sagte sie nichts, was Anderes mußte herhalten, wie es in solchen Fällen üblich sein soll bei den Weibern und laut vertraulichen Mittheilungen auch bei Staatsmännern, wie denn überhaupt nach den allerneuesten Naturforschungen eine höchst auffallende, geschlechtliche Aehnlichkeit zwischen Staatsmännern und Weibern sich herausbilden soll. Vorerst schoß sie Teller und Gläser herum, daß es ihnen fast übel ward. Dann schimpfte sie über den Melker, welcher einen Schaden angerichtet, es wisse kein Mensch wie groß, dann über den Mann, daß er den Melker nicht gleich fortgejagt, endlich über den Sohn, daß er im Militär sei, den Soldatenteufel im Leibe habe, und wenn er nicht in Garnison gewesen, so wäre das Alles nicht begegnet. Das hätte man davon, und wie viel Geld er verklopfet, das wüßten sie nicht und würden es wahrscheinlich nicht vernehmen!

Sime Sämeli und seine Frau verstunden einander sehr gut, hatten es nicht wie viele Eheleute, welche einander die Worte auflesen, um sie sich gegenseitig an den Kopf zu werfen. Wenn eins von ihnen in Eifer kam, so ließ das andere dessen Worte liegen, wohin sie fielen, half ihm manchmal sogar, benutzte zuweilen auch ein Wort, um den Zorn auf

einen andern Gegenstand zu leiten. Ja, ja, sagte Sime Sämeli, viel Geld kostet es. Doch das macht nichts, wenn man es hat, aber wenn man eine Arbeit vor hat und alle Hände voll zu thun, und es brüllet so ein Maulaffe Einem zur Thüre oder zum Fenster hinein: Morgen um Fünfe sollen die Auszüger am Laushaag stehen, mit gepacktem Habersack und Ober- und Untergewehr wohl geputzt; selb stellt Einem das Haar auf vor Zorn.

Nun zogen die beiden souverainen Eheleute an einem Seil und so stark los über Ordnung und Regierung, daß es selbst dem Sohn wohl stark vorkam, so daß er sagte: es mache so heiß da innen, er hülfe hinausgehen und ein Cigarrli rauchen. Jakobli war das sehr recht. Er hatte viel von dem heimeligen Abendsitzen vor den Häusern gehört, da hoffte er Gelegenheit zu finden, Bildung und Manieren zu zeigen, die Bekanntschaft gehörig einzuleiten. Aber kaum saßen sie mit ihren Cigarriene zweg, so kam Frau Sime Sämelene und sagte: selb sei ihr nicht anständig, sie hülfe die Garbenknebel aus dem Maul thun. Sie hasse das Tubaken ohnehin wie die Pestilenz, daß man aber gar noch das Feuer so nackt und bloß unter einem Strohdache herum trage, selb leide sie nicht, so lange sie noch was zu sagen habe. Wenn sie witzig wären, so gingen sie zu Bette, hübscher als dort könnten sie heute wohl nirgends sein. Wo liegt er? fragte Sime Sämeli's Sohn. Wo wollte er liegen als bei dir. In deiner Allmend hätten ja drei Platz, nicht bloß zwei, antwortete Frau Sime Sämelene, welche der Meinung war, daß, was in einem Bette Platz hätte, man nicht in zwei thue; von wegen das Waschen kostete sie nicht Geld, aber Zeit.

Sime Sämelis Sohn hatte sein Bett im Stock, d. h. in dem kleinen Gebäude ohne Scheuerwerk, welches bei so viel bernerischen Bauernhäusern steht. Es hat eine eigene Bewandtniß mit dem Stock. Es wohnen nicht ungerne Söhne

und Töchter in demſelben, nächtliche Ausgänge und nächtliche Beſuche können dort von Knechten und Mägden, welche im Hauſe ſchlafen, nicht beaufſichtigt werden. Aber wird der Sohn zum Bauer, ſo zieht er aus dem Stock, ſiedelt ſich in's Haus hinüber, um wachen zu können über das Haus. Der rechte Bauer hat, wie der Haſe die Augen, die Ohren offen im Schlafe. Er hört des Hundes Gebell, hört, wenn die Pferde rumpeln im Stalle, hört, wenn es rumpelt in den Gaden, hört, wenn verdächtige Schritte ſchleichen um's Haus oder von einem Gaden in's andere Gaden. Hat der Bauer ſeine Jahre durchgewacht, iſt Großvater geworden und über ihn iſt gekommen mit der abnehmenden Kraft das Sehnen nach Ruhe, ſo zieht er aus dem Hauſe und ſiedelt wieder im Stocke ſich an, nun aber nicht alleine, ſondern mit ſeiner Alten, welche mit ihm Lieb und Leid getragen und mit ihm gehütet und gewacht, und manchmal hängt ein liebes Großkind ſich an, welches den Schatz großelterlicher Liebe entdeckt und ſich denſelben anzueignen gewußt hat. Sie ziehen aber nicht hinüber, um ungeſtörter der Welt nachſchleichen zu können, ſondern um leiſe von der Welt ſich zu löſen nach und nach, zu ruhen von den Mühen der Welt, ſich vorzubereiten auf den letzten Umzug von hier in's kühle Grab, wo das Thor ſich öffnet zum ewigen Licht. Ein ſolcher Stock iſt alſo zuerſt das Gehäuſe, aus welchem man hinaus ſich ſchleicht in die Welt, und in welches die Welt hineinſchleicht mit ihrer Luſt; es iſt aber auch die letzte Herberge des müden Wanderers, in welcher Leib und Seele Abſchied nehmen von einander, der Leib, um zu Grabe zu gehen und zu ſchlafen, die Seele aber, um die dunkeln Wege zu gehen, welche dem ſterblichen Auge verborgen ſind. Wohl dem Hauſe, deſſen Stock eine heilige Stätte iſt, von welcher weg muntere Kinder unbefleckt ſich ſtürzen in den Strudel der Welt, zu welcher ſie zurückkehren mit reinem Gewiſſen nach treu vollbrachtem Tagewerk, um in Glauben und Hoffnung zu harren

dem Rufe deſſen, der die Gaben austheilt mit reicher Hand und wiederum die Empfänger ladet zur Rechnung über die empfangenen Gaben.

An des Stockes Bedeutung dachte indeſſen unſer Jakobli nicht, ſondern daran, daß er mit Sime Sämelis Sohn in einem Bette ſchlafen müſſe, während ihm aller Zuſammenhang mit den Schweſtern abgeſchnitten ward, und was frug er dem Bruder nach, wenn es ihm nicht um die Schweſtern geweſen wäre? Er folgte ſchweigend ſeinem Corporal, ſtellte ſich an's Fenſter und verarbeitete innerlich einen großen Zorn. Da war er nun und was hatte er davon? Spott und Grobheit und die Ausſicht, in ſchwerem Bette mit Sämeli zuſammen eine höllenheiße Nacht zu verſchwitzen. Vor ihm lag das Bauernhaus und kam ihm vor wie ein großer Miſthaufen, auf welchem zwei Röslein blühen. Für ſein Leben gerne hätte er gewußt, wo ſie zu ſuchen und zu finden wären; vielleicht hätte er noch einen Ausfall gewagt, aber er mochte Sime Sämeli das Wort nicht gönnen, wie eine Beißzange klemmte ihm die Aergerniß die Lippen zuſammen.

Derſelbe nahm aber von Jakobli's tiefſinnigen Betrachtungen keine Notiz, kleidete ſich raſch aus, warf ſich in's Bett, ſtreckte lang ſich und ſagte: G — n — t — e — den Reſt verſchlang bereits der Schlaf. Da nun niemand ſeiner ſich achtete, von Pfeifen und Singen Sämeli gar keine Notiz nahm, ſo wußte Jakobli am Ende nichts Beſſeres, als ebenfalls in's Bett zu kriechen; er hoffte, da ſeinem Zorn am reiflichſten nachdenken zu können. Als er ſich dazu ſo bequem als möglich zurechtgelegt hatte, da kommandirte ein Anderer. Wer draußen an der Thüre gehorcht hätte, hätte glauben müſſen, da innen thäten zwei werdende Trompeter liegen, denen in den Schlaf hinein das Trompeten nachgekrochen ſei, ohne jedoch zu honerigen Tönen kommen zu können. Wer aber am andern Morgen ungefähr um ſieben Uhr in's Stübchen geguckt hätte, der hätte ein ſtummes Menſchenkind ge-

sehen, sitzend im Bette, mit wunderlichem Haargehänge um's Haupt, einem schwarzen Strich unter der Nase, einem Schnauze ähnlich (ob einem, den Gott wachsen läßt, oder einem, wie sie jungen Lieutenants und ungefiedertem Federvieh die Friseure liefern, das Stück zu sieben Batzen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen mit Sicherheit), die Augen reibend, das Maul aufsperrend mit gräulichen Geberden, bald wieder in die Kissen tauchend, bald auffahrend, endlich aus dem Bette sich windend, fast wie weiland ein Drache, ein fabelhaft Thier aus seiner Höhle. Als das Menschenkind endlich saß auf des Bettes-Rand, rieb es die Augen wieder, gähnte schrecklich, dehnte die Glieder, streckte fast sich wieder nieder und that's doch nicht, sondern drehte sich rund um, ganz dumm; endlich schüttelte es die Mähnen mit langem Gähnen und stellte langsam sich auf die Füße, dehnte sich wieder, gähnte wieder, sah rundum kreuz dumm, merkte endlich im Stübchen ein Fenster. Am Fenster stund er lange, endlich schien ihm was einzufallen; er kam zum Bette zurück, schien was in demselben zu suchen, und als er nichts darin fand, machte er im Stübchen die Runde, sah hier und dort Kleider liegen, erkannte endlich seine Uniform, und als er sich noch einmal gedehnt und lange gegähnt, schien es ihm auch im Kopf zu dämmern (in's Stübchen schien die Sonne längst), das Bewußtsein zu erwachen und zu fassen, wo er sei. Er begriff aber nicht bloß dies, sondern auch, was in dieser Lage zu thun sei; er streckte langsam die Hand nach den Kleidern aus, zog langsam Stück um Stück an, und mit jedem Stück erwachte nicht bloß das Bewußtsein besser, sondern auch das Selbstbewußtsein, und als er das Beste am Leibe hatte, war er in einer Stimmung, Napoleon hatte sie vor der Schlacht bei Austerlitz nicht schöner. Indessen, der besonnene Held versäumt nichts, so that auch Jakobli, als zweiter Unter-Lieutenant ebenfalls ein Held, wenn auch erst ein angehender.

Er schritt an's Werk; er sah sich um, aber o Himmel,

er ſah kein Waſchbecken, er ſah keinen Nachtſack, in welchem er ſorgfältigſt ſeinen Toilettenapparat mitgenommen, ſelben aber, da etwas zu tragen unter der Würde des eigentlichen Menſchen iſt, am Orte gelaſſen hatte, wo die Kompagnie auseinander gegangen war. Sime Sämeli hatte verſprochen zu ſorgen, daß derſelbe nachkomme, und Jakobli vergeſſen nachzuſehen, ob er da ſei. Da ſtand nun Jakobli ungewaſchen, ungekämmt, ſtruppigter anzuſchauen als ein ungeſtriegelt Roß, und machte eine Phyſiognomie, gegen welche die eines Ochſen am Berge geiſtreich könnte genannt werden. Wo war ſein Nachtſack und wo war Sime Sämelis Sohn, der geſtern mit ihm zu Bette gegangen, jetzt treulos nicht zu ſehen war? Verrath und Bosheit ſah er wieder rund um, er wußte nicht, daß Sime Sämelis Sohn beim Melken war, weil er wiſſen wollte, ob die Kühe an Milchertrag zu- oder abgenommen, und daß das große Waſchbecken der Familie hinter dem Hauſe war, wo aus hölzerner Röhre ein reicher Waſſerſtrahl in den langen Brunnentrog luſtig ſprudelte. Hier war der Toilettentrog der ganzen Familie, und Frau Sime Sämelene hätte wunderliche Augen gemacht, wenn ſie hätte Waſchbecken zum Privatgebrauch liefern ſollen. Wem ſo was eingefallen wäre, der hätte vernommen, daß, wo Großvater und Großmutter ſich gewaſchen, ſo ein Gabel- und Trampelthier ſich auch waſchen könne. Anſprüche konnte ſie nicht leiden, die Frau Sime Sämelene!

Das Waſchen hätte ſich allfällig erſetzen laſſen, aber das Kämmen und Friſiren ohne Kamm, wie ließ ſich das thun? Ehedem waren die fünf Finger ein tüchtiges Surrogat des Kammes, aber jetzt bei den langen Haarbündeln, welche um's Haupt hängen, welche man ſo oft durch den Friſeur muß glätten und ſchmieren laſſen, wenn man einigermaßen einem civiliſirten Geſchöpf und nicht einem Zottelbär ähnlich ſehen will, jetzt ſind die fünf Finger untauglich geworden. Troſtlos ſtand er da, zuchtlos zottelten ihm die Haare um's düſtere

Haupt, die schönen Haare, auf die er sich so viel einbildete, in denen er eine bezwingende Kraft, dem Simson gleich, zu besitzen glaubte, unser zweiter Herr Unter-Lieutenant.

Rathlos stand er da, Neues fiel ihm nicht ein, genial war er nicht, schaffen konnte er nicht, nur nachahmen, prächtig seine Haare schniegeln mit Kamm und Pomade, wie er es abgeguckt; aber ohne Kamm und Pomade war er halt nichts, war er rein verloren. Endlich fiel ihm was ein, er riß das Fenster auf. Ach Himmel, gegenüber stand Anne Bäbeli und fütterte die Hühner. Wie von scharfer Kugel getroffen, fuhr der arme, ungewaschene, zottige Jakobli zurück, flüchtete sich in des Stübchens hintersten Winkel, um sich zu bergen vor den schönen Blicken aus Anne Bäbeli's tiefbraunen Augen. Wie curios doch die Leute sind; das Licht dieser Blicke, in welchem er gestern Abend für sein Leben gerne gestanden wäre, wie floh er es jetzt? Es weiß kein Mensch, ob er nicht noch dato in jenem Winkel stünde, wenn nicht eine grobe Stimme durch's Fenster gekommen wäre mit der Einladung, hinunter zum Frühstück zu kommen. Er rief bittend seinem Freunde, dem die Stimme gehörte, zu, heraufzukommen. Der meinte erst, Jakobli solle hinunterkommen, er könne ihm ja hier auch sagen, was er wolle, doch ließ er sich endlich erbitten und polterte die hölzerne Treppe auf.

Was der lachte, als er Jakobli's Noth und Anliegen vernahm. Deswegen sollte er sich nicht plagen, meinte er, und nur kommen, sonst erkalte das Frühstück. Im Vorbeigehen könne er sich beim Brunnen waschen, und mit dem Kämmen nehme man es bei ihnen nicht halb so spitz; wer Einen nicht ungekämmt ansehen möge, der könne wo anders hin luegen. Als Jakobli aber gar schrecklich gegen diese Zumuthung sich stemmte, rief Sämeli zum Fenster hinaus: Anne Bäbi, bring ein Kacheli mit Wasser und einen Lauser. Aber nein, rief Jakobli, was denkst, was machst! was wird deine Jungfer Schwester denken? Meinethalben was sie will, wenn sie

nur geschwind macht, daß wir bald zum Essen kommen, ich bin hungrig. Da kam von unten herauf eine milde Stimme: Komm und hol's. Bring's, rief Sämeli rauh hinunter. Es steht auf der Treppe, tönte es wieder. Das ist mir immer das dümmste Mensch unter der Sonne, brummte Sämeli.

Züsi hätte seine Galgenfreude daran gehabt, zu kommen und zu sehen, wie der Herr Lieutenant sich in einer Seelenangst in den Bettumhang eingewickelt. Anne Bäbeli hatte den Sinn, der ohne zu denken und zu abstrahiren jede Pein und jedes Weh fühlt, als ob es eigenes wäre. Deswegen kam Anne Bäbeli seinen Geschwistern so oft ganz kreuzdumm vor, weil sie solchen Sinn nicht hatten, darum auch nicht begriffen, und was man nicht begreift, das schreit man als dumm aus, und ganz besonders laut thut dies die junge Schule, wahrscheinlich weil sie äußerst weise ist, daneben dann freilich unendlich viel nicht begreift. Ein ähnlich Urtheil über sich hatte Jakobli sich zugezogen, seine Unbeholfenheit gegenüber dem Kalbe ließ ihn den guten Leuten dümmer als das Kalb selbst erscheinen, und sein quasi sein Wesen, welches sie nicht faßten, nahm ihnen dieses Vorurtheil nicht.

Als der Schreck einer persönlichen Erscheinung Anne Bäbeli's vorüber war, wickelte sich Jakobli aus dem Vorhang und begann zu waschen und zu kämmen, daß Sämeli ein um's ander Mal mahnen mußte, Jakobli solle doch absetzen; wenn man mit einem Roß so umgehen, es so striegeln wollte, er glaube nicht, daß dasselbe es aushielte und mit dem Leben davon käme. Indessen Jakobli traute seiner Natur, setzte nicht ab, bis das Düpflein auf dem i war, und als er den letzten Blick in den Spiegel that, erglänzte sein Gesicht in voller Selbstzufriedenheit: jetzt Courage, dann fehlt es nicht, sagte seine Seele zu sich selbsten.

Als sie endlich hinunter kamen, fanden sie Züsi unten, welches wahrscheinlich neugierig war, zu sehen, wie weit es

Jakobli mit Lauser und Waſſer gebracht. Jakobli begann ein langes Complimentiren, ſo daß Frau Sime Sämelene ſich genöthigt fand, zur Küche hinauszurufen: ſie hätte genug gewartet, ſie hülfe abbrechen und endlich zum Eſſen kommen. Sämeli leiſtete Jakobli allein Geſellſchaft, die Andern hatten längſt gegeſſen, wahrſcheinlich auch Sämeli, denn die Mutter machte ihm das Compliment, er und ihr Blaß hätten es accurat gleich, wenn es für ſie ſei, ſo nähmen ſie den ganzen Tag, und kein Menſch ſehe es ihnen an, daß ſie ſchon was gehabt.

Züſi ging ab und zu, gab und nahm Gelegenheit mit Jakobli zu händeln, und Jakobli ſchwoll das Herz in Freude. Er hielt dafür, er ſei eben daran, Eindruck zu machen. Weit ließ es aber Frau Sime Sämelene nicht kommen, ſie preſſirte den armen Jakobli, der ſtreng am Eindruck arbeitete und darob das Eſſen vergaß, mörderlich, bis ſie endlich abtragen konnte. So eine Hausfrau iſt in einem Bauernweſen das Hauszeit, die Hausuhr, ſie ordnet die Zeit durch die verſchiedenen Mahlzeiten, muß dafür ſorgen, daß in den Zwiſchenzeiten das Gehörige geſchehe, damit zu rechter Zeit Menſchen und Schweine das Ihrige kriegen. Eine rechte Bäurin, welche ſich nicht helfen läßt, ſondern alle Hände auf's Feld ſchickt, muß ſich rühren und den Morgen gut zu Ehren ziehen, wenn ſie zu rechter Zeit mit dem Mittageſſen fertig ſein will. Darum läßt ſie ſich am Morgen nicht gerne ſäumen, und wenn ſie einmal auf jemanden gewartet hat, ſo mag der parlieren ſo intereſſant er will, eine geneigte Zuhörerin findet er nicht an ihr, ſondern bloß eine Bäurin, welche auf alle mögliche Weiſe ihm ihre Ungeduld kund giebt und ihr Verlangen, abzuräumen und fertig zu machen.

Als endlich die Mutter zu ihrem Zwecke gekommen war, ſaßen die beiden Kriegskameraden um den leeren Tiſch mit langen Geſichtern und ſchauten in einen langen langen Morgen hinaus, der ausſah wie eine afrikaniſche Wüſte. Wie in

einer ſolchen Wüſte nicht Baum, nicht Haus zu ſehen iſt, nichts als öder Sand, ſo ſahen ſie in den Morgen hinein, ſahen nicht Arbeit, kein Kaffeehaus, nicht einmal eine Speiſe-Wirthſchaft, ſahen nichts als unendliche Stunden, eine lange, lange Viſite, und heimlich ſeufzte jeder: Ach wenn's doch nur ſchon Mittag wäre! Endlich dehnte ſich Sämeli grauſam, gähnte ſchrecklich, daß ein Krokodil vor ihm Reißaus genommen hätte und ſagte: er hülfe hinausgehen!

Draußen trappete Sämeli, wie von ungefähr, dem Roßſtall zu und Jakobli trappete ihm nach. Hier machte Sämeli auf. Der Anblick eines Pferdes wäre im Stande geweſen, den Tod ihm, wenn nicht zu verſcheuchen, ſo doch zu verzögern, während Pferde auf Jakobli gar keinen Eindruck machten. Ach, der Arme ſehnte ſich nach ganz andern Eindrücken, wußte aber nicht, wie dazu kommen. Sämeli begann bei jedem Roßſtande einen Lobgeſang über das Roß, welches darin ſtand, welche wir nicht wiederholen wollen, obgleich viel Poeſie in denſelben war, und nicht bloß Poeſie, ſondern auch hohe Geſinnung und tiefe Politik. Er ſchimpfte nämlich gewaltig auf die Machthaber, weil eins ihrer Pferde, nach ſeiner Meinung das ſchönſte, welches auf vier Beinen ſtehe, keinen Preis erhalten hatte. In ſeiner Begeiſterung band er es los, führte es hinaus, ſtellte es unter das Dach und ſagte: Iſt das ein Staatsroß oder nicht? Es gäbe ein ſchönes Trainpferd, ſagte Jakobli. Ja, beim — die wären froh über ein ſolches Trainpferd, wie man über einen geſcheuten Mann froh wäre, wenn einmal ein ſolcher in die Regierung käme! Aber haſt du je ein ſchöneres geſehen? Es gefalle ihm auch, ſagte Jakobli, es ſei ſchön braun; aber es ſcheine ihm zu groß und dick, wenn man in einem Fuhrwerke ſitze und namentlich in einem Char à banc, ſo ſehe man nicht, was gegen Einem komme, und der Schweif ſei zu lang und dick; wenn man weiße Hoſen habe und darauf ſitzen müſſe, ſo werde man bei ſolchen Schwänzen ganz verſpritzt, daß man ſich gar nicht mehr zeigen

dürfe, er habe das ſchon mehr als einmal erfahren. Mit Schein verſtehſt du auch nicht viel, ſagte Sämeli, und weißt nicht, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Staatsroß und einem Schindgaul, wie ihr ſie in der Stadt habt. Aber ſieh mal, ſo viel wirſt du doch verſtehen, haben ſie ihm nicht vorgeworfen, es habe zu gerade Beine. Sie haben zwar geweltſchet, aber die Tröpfe haben vergeſſen, daß noch andere Leute als ſie weltſch können. Das wirſt du wohl falſch verſtanden haben, meinte Jakobli, ſo was Dummes haben ſie ſicher nicht geſagt, denn das begreift ja ein Kind, daß man nicht zu gerade Beine haben kann. Steckengrade iſt am ſchönſten, wem ſollten hundertjährige Schneiderbeine gefallen? Sämeli warf einen ſeltſamen Blick auf Jakobli. Schreiberbeine werden kaum viel ſchöner ſein im Alter, ſagte er. Aber ſieh, wie es läuft. Der darf dem Erdboden trauen und ſtellt zu Boden, daß man eine Stunde weit glaubt, es erdbebne. Jakobli trat vor das Dach hinaus, um den Gang des Staatsroſſes beſſer betrachten zu können, aber als Sämeli zurückkam, wußte er nichts zu ſagen, nicht einmal was Dummes. Als er vor das Dach hinausgetreten war, da hatte er einen Eindruck gekriegt, er ſah die Töchter ganz in der Nähe Erdäpfel hacken. Als einem jungen Mann von Bildung ging ihm begreiflich eine Brünette weit über einen Braunen. Der Anblick feſſelte ihn ſo, daß er Sämeli, welcher das Staatsroß in den Stall führte, nicht nachging; ihm ahnte, welch köſtliche Zeit er verſäumen könnte, wenn aller Stoff, welcher noch im Stalle war, abgeſponnen werden ſollte, denn noch war von zwei Pferden nicht die Rede geweſen, von zwei Widdern, welche frei im Stall herumliefen, nicht, und hinten im Stalle war noch ein Verſchlag, deſſen Inhalt Jakobli noch nicht enträthſelt hatte. Sollte das Mutterſchwein mit ſeinen berühmten dreizehn Ferkeln darin ſein, ſo war die Ausſicht ziemlich ſicher, daß vor Abend Sämeli ſeine Lobgeſänge nicht zu Ende bringe.

Jakobli, der wie bekannt etwas von Diplomatie in Leib gekriegt hatte, hatte den Grundſatz, daß man immer ganz unverfänglich anfangen müſſe und jedenfalls an einem Orte, der himmelweit von dem entfernt ſei, zu dem man eigentlich gelangen möchte. Jakobli blieb alſo draußen ſtehen, ſtellte ſich mit verſchränkten Armen vor den prächtigen Brunnen und machte die geiſtreiche Bemerkung: wenn dieſer Brunnen in Holland wäre, ſo wäre er unter Brüdern hunderttauſend Gulden werth. Die Bemerkung intereſſirte Sämeli, er meinte, wenn Jakobli ihn nach Holland brauchen könnte, ſo könne er ihn für tauſend Gulden haben und neunundneunzigtauſend Gulden Profit machen, für hundert Gulden könnten ſie einen noch viel ſchönern herbeileiten.

Während Sämeli noch den hunderttauſend Gulden nachdachte, rückte Jakobli einen Schritt weiter, trat unter dem Dache hervor und fragte: Bekommt ihr Obſt in dieſem Jahre? Ich liebe das Obſt gar ſehr, beſonders geküchelt. Kannenbirenküchli ſind ganz herrlich, beſonders wenn man ein wenig Kirſchenwaſſer in's Teigli rührt. Meine Mutter hat uns ſchon lange verſprochen, Kannenbirenküchli zu machen, wenn einmal die Kannenbiren in einem billigen Preis ſeien, bis dahin hat es es aber noch nicht geben wollen. Habt ihr auch Kannenbirenbäume? Ja, dort ſehe ich einen, antwortete er ſich ſelbſt und zeigte auf einen großen Baum, welcher zwiſchen ihm und dem Platz ſtund, in welchem die Mädchen hackten. Ich muß doch ſehen, ob Biren daran ſeien. Ein ſchöner Kannenbirenbaum, ſagte Sime Sämelis Sohn, ein Grauechbaum iſt es ja.

Jakobli nahm von dieſer Bemerkung nicht Notiz, holte ſeine Cigarrenbüchſe aus der Taſche und drehte ſich mit kundſchaftenden Augen dem quasi Kannenbirenbaum zu. Wenn du den Narren machen willſt, ſo mach' ihn für dich, brummte Sämeli und drückte ſich bei Seite, wahrſcheinlich dem Stalle, wo die Ferkel waren, zu. Jakobli ging mit hochgehobenen

Beinen wie ein Storch, wenn er fröschen geht, seinem Ziele zu, suchte bedächtig Kannenbiren am Grauchbaum, dann machte er unvermerkt, wie Scharfschützen es lernen, eine Wendung, und ehe man es sich versah, stand er am Platz, wo die Töchter hackten. Fleißig, ihr Töchter, fleißig, sagte er, wenn ich eine Haue hätte, ich wollte helfen. Die wäre zu bekommen, sagte Züsi, oder wenn es ihm Ernst sei, so könne er sie ablösen und gleich bei ihr anfangen und bot ihm seine Haue dar. Jakobli mußte sie ehrenhalb ergreifen; da er aber sein Lebtag kein solch Ding in der Hand gehabt hatte, that er begreiflich kreuzdumm, so daß Züsi fast verspritzen wollte, jedoch seine Haue wiedernehmen mußte, da Jakobli tapfer Erdäpfelstauden abhackte. Das war ein Glück für ihn, sonst hätte ihn Züsi gerne den ganzen Tag hacken lassen, um den ganzen Tag lachen zu können. Anne Bäbeli hatte zuerst auch mitgelacht, aber bald regte sich das Mitleid in seiner weichern Seele; es schob sich allgemach als Schild zwischen Züsi und Jakobli, begann dessen Ungeschicklichkeit zu entschuldigen.

Was man nie gemacht, dazu thue man anfänglich ungeschickt, dessen sei sich nicht zu wundern, er werde auch manches können, wo es viel Lachens geben würde, wenn sie es machen sollten, meinte Anne Bäbeli. Allweg kann er was, sagte Züsi, er kann den Herrn machen, und das ist allerdings eine Kunst, welche uns übel anstehen würde. Im Gegentheil, meinte Jakobli, es würde sich gerade niemand besser zu ihnen schicken als Jungfer Züseli; lauter Müssiggang sei nicht bei ihnen, sie führten ein sehr thätiges Leben und hätten viele Geschäfte.

Glaub's, sagte Züseli, Handschuh an- und abziehen, Schnäuzli drehen, Steckli suchen, Höseli bürsten, Stiefeli putzen, den Hemdekragen z'wegrupfen, die Stadt auf- und abwedelen, den Mädchen nachstreichen, den einen wegem Kareſſiren, den andern wegem Geld, Kutscher suchen, welche noch

auf Borg fahren auf's Land hinaus, jemanden zu ſuchen, den ihr zum Beſten haben könnt. Jungfer Züſeli, Jungfer Züſeli, ſagte Jakobli, ihr ſeid verzweifelt ſpitzig, ſo iſt es doch nicht wie ihr ſagt. Den ganzen Tag muß ich auf dem Bureau ſein, manchmal des Abends noch für den Vater ſchreiben. Wahrhaftig, ich bin ſehr angebunden, habe ſelten einen freien Tag. Selb ſollte man nicht meinen, entgegnete Züſeli.

Anne Bäbeli ward roth und ſagte: daß die Herren was machen müßten, glaube es gerne, aber was ihr Weibervolk mache, welches nicht pflanze, für nichts Lebendiges zu ſorgen hätte, das habe ihn's ſchon oft wunder genommen. Das geht verſchieden, ſagte Jakobli. So was ganz vornehm iſt, die Ariſtokraten, die thun nichts als ſpazieren, Viſiten machen, zuweilen ein wenig weltſch leſen, aber nicht dick, brodiren hie und da ein wenig an einem Nastuch, ziehen dabei aber nicht einmal die Handſchuh aus, gehen nie in's Bett, ſtehen nie auf und wiſſen nie, was auf den Tiſch kömmt. Sie werden immer nur tanzen und in die Komödie gehen, meinte Züſeli. Nicht einmal, ſagte Jakobli, tanzen thun ſie nicht wegem Schwitzen, und in die Komödie gehen ſie nicht wegem Koſten.

Herrgott, wie langweilig muß das ſein, da möchte ich für mein Leben nicht in der Stadt ſein, ſagte Züſeli. Ja, Jungfer Züſeli, ſo geht es Gottlob nicht allenthalben und bei uns, welche wir noch nicht vornehm ſind, ganz beſonders nicht. Bei uns geht's, wie es recht iſt; es wechſelt das Nützliche mit dem Schönen, die Beſchäftigung mit dem Vergnügen, wir halten das Weib nicht für eine Sklavin, aber auch nicht für eine Zierpuppe; das Weib ſoll das Leben zieren und es ſelbſt genießen. Alle drei oder vier Wochen haben wir eine kleine Wäſche im Hauſe, welche Mutter und Schweſter beſorgen und glätten, was geglättet ſein muß. In der Zwiſchenzeit nähen und ſtricken ſie und die Mutter macht

dem Vater die Hosen; er sagt, er sei in keinen wöhler als in denen von der Mutter. An den Markttagen geht man auf den Markt, macht seine Einkäufe, Kraut, manchmal ein Salätchen, im Sommer bringt die Mutter zuweilen Kirschen heim, besonders wenn man das Pfund für einen Kreuzer kriegt. Nach dem Mittagessen geht man ein wenig aus, guckt in die Buden hinein, macht manchmal selbst Emplettes, manchmal bekömmt man Visiten, dabei kann man stricken, manchmal liest man, wir sind abonnirt in einem Leseladen, wo sie die schönsten Bücher haben, Romane und andere Geschichten. Am Abend geht man spazieren oder sitzt auf dem Länkchen hinterm Hause gegen das Höfchen, wo Einen die Sonne nicht plagt, oder geht z'Visite und hat Soiréen. In den kurzen Tagen essen wir um sechs Uhr zu Nacht und machen manchmal schöne Musik; die Mutter kann schöne Gellertlieder, die älteste Schwester macht auf dem Klavier, ich klarinette, der Vater hört zu oder schlägt an den Dreiangel, das sind gar vergnügte Abende. Ja, manchmal giebt es Bälle, alle Jahre fährt die ganze Familie in einem Chaischen auf's Land, und wenn der Vater Freibillets bekommt, so gehen wir in Conzerte oder gar in die Komödie. Was sind das für Billette? fragte Züsi. Wenn man in einer Stellung ist, wo man sich für die Leute verwenden, ihnen z'best reden kann, bekömmt man oft solche, und mit denen kann man hinein ohne zu zahlen. Die gefielen mir, sagte Züsi, deren möchte ich auch. Wäre ich der Vater, ich wäre Tag und Nacht in der Stellung, wo es sie giebt. Ja, fiel Anne Bäbeli ein, so ein Leben scheint mich ganz freundlich an, das ist doch ein anderes als arbeiten und immer nur arbeiten von einem Sylvester zum andern.

Das war endlich ein Ton, der in Jakobli's Ohren himmlisch klang. Er wisse nicht, sagte er, ob er es hoffen dürfe, aber eine große Freude und Ehre wäre es ihnen, wenn die Töchter sie einmal in der Stadt besuchen wollten. Sie soll-

ten versichert sein, es würde alles aufgeboten werden, um ihnen Freude zu machen, er sei versichert, es würden Alle dazu helfen. Es sei schon lange die Rede von einer Parthie auf die Bielerinsel gewesen, er sei überzeugt, wenn sie kämen, dieselbe würde alsbald arrangirt werden. Das wäre ihm! sagte Züseli. Es hätte schon lange davon gehört, wie es dort lustig zugehe, und gedacht, es möchte einmal dabei sein. Aber in's Schiff wolle es nicht, wie es gehört, daß die Meisten thäten, es wolle fahren oder zu Fuß laufen.

Da ward Anne Bäbeli roth und sagte: Aber weißt du denn nicht, daß bei einer Insel ringsum Wasser ist? Warum sollte ich das nicht wissen, so gut als du, sagte Züseli, aber weißt du nicht, daß man durch das Wasser laufen und fahren kann, so tief wird es doch wohl nicht sein, daß man nicht durch kömmt. Er möchte es nicht garantiren, sagte Jakobli, aber Angst sollten sie deßwegen nicht haben; wo er sei, da solle ihnen nichts begegnen, sie sollten sich nur auf ihn verlassen. Und wenn ein Kalb käme oder gar ein Stier? frug Züseli. Bist doch immer das Gleiche, sagte Anne Bäbeli. Vor dem Wasser fürchte ich mich ganz und gar nicht, es kömmt mir so weich und lieblich vor, daß es mich oft dünkt, ein schöneres Bett gäb es nicht, als so ein schönes, kühles, klares Wasser. Kind, was du bist, sagte Züsi, ein gut Federnbett hat doch eine ganz andere Nase, als so kaltes nasses Wasser, in welchem man ja ertrinken kann, wenn man zu tief hinein geräth. Da kam, wie aus den Lüften her, plötzlich eine Stimme über sie und die rief: Züsio, Züsio, hey cho!

Als die Mutter eine Zeit lang gehaushaftet hatte, begann es sie wunder zu nehmen, wo die beiden Bursche seien, da sie keinen Ton von ihnen hörte. Sie ging zum Brunnen, da war alles still; sie stand vor das Haus hinaus, da sah sie Jakobli bei den Mädchen stehen. Schade, daß der kein Jagdhund geworden, der kriegt, auf was er los geht, weither in

die Nase, sagte sie für sich selbst, Sämeli wird dem aber bald den Stand weiter geben. Eine gewisse mütterliche Unruhe ließ sie nicht leben in der Küche, sie stand wieder hinaus, sah, wie Jakobli mit der Haue focht, lachte herzlich und meinte: He nu, habt ihn nur recht zum Besten, es kommt ihm dann hoffentlich auch bald in die Nase, was Trumpf hier ist. Als sie zum dritten Mal hinaus kam, sah sie nicht mehr den Jakobli mit dem lächerlichen Katzenbuckel, sondern Jakobli mit verschränkten Armen bei den Mädchen stehen, diese auf ihre Hauen sich lehnen und vertraulich plaudern. Den Anblick ertrug sie nicht lange; die will ich auseinander geben und dem weiter zünden, sagte sie zu sich und rief: Züsi! Der Name klang lauter durch die Lüfte, und wenn was ging, war Züsi voran.

Züsi war ärgerlich, aber zu säumen war nicht, wenn die Mutter rief. Du kömmst mit, sagte es zur Schwester, während es mit dem Fuß die Erde von der Haue machte. Wüßte nicht warum, sie hat dich gerufen, antwortete Anne Bäbeli, und für was sie zwei daheim brauchen wollte, wüßte ich nicht. Sie hat aber doch beide gemeint, sagte Züseli, du weißt, die Mutter ruft immer so. Und ich komme nicht, sagte Anne Bäbeli, will mich die Mutter, wird sie schon noch einmal rufen. Wer schrecklich zornig ward, war Züsi, wem aber die Rede wohl that, das war Jakobli.

Jakobli's Herz hatte noch nicht gesprochen. Es hatte sich freilich Züsi zugeneigt, weil es ihm zuerst holder schien, aber da beide Schwestern accurat gleich reich waren, so neigte sein Herz sich ohne Anstrengung bei der schönen Gelegenheit auf die andere Seite und kriegte eine heftige Neigung für Anne Bäbeli. Das Blut schoß ihm armsdick an's Herz, tobte darin herum wie ein wilder Elephant im Pfahlwerk, in das er sich gefangen, einen starken Klamm fühlte er im Halse, ein Chaos brausender Elemente verarbeitete er in sich mit Allmachtskraft, der Athem war gepreßt, er seufzte lang, end-

lich sprach er: Jungfer Anne Bäbeli — es macht warm. O, sagte Anne Bäbeli, heute macht es nichts, der Wind geht. O, Jungfer Anne Bäbeli, sprach Jakobli weiter, es macht also zuweilen noch wärmer? dann müßt ihr doch nicht draußen arbeiten? Allweg, sagte Anne Bäbeli. Wer sich dessen gewöhnt hat, dem macht es nicht so viel, und wenn es Einen drückt, so denkt man, es müsse sein. Das glaube er nicht, sagte Jakobli, Töchter, wie sie, könnten es anders machen. Und als er das gesagt hatte, da seufzte er lange. Anne Bäbeli mied die Klippe und sagte: was Hausbrauch sei, sei Hausbrauch, und besser als die Andern zu haben, begehre es nicht. Aber in allen Häusern sei ein anderer Hausgebrauch, und der Mensch könne ändern, wenn es ihm belieke, sagte Jakobli. Jungfer Anne Bäbeli, dünkt es euch nicht, es werde alle Augenblicke heißer und der Wind habe sich gelegt? Wie wäre es, wenn wir an den Schatten gingen? dort unter dem Kannenbirenbaum wäre es so schön und es ließe sich so heimelig schwatzen im schönen Grase. Anne Bäbeli wurde roth, und statt der Rede warf es einen seltsamen Blick auf den Jakobli, vermuthlich um zu sehen, ob er Spaß treiben welle oder nicht bei Troste sei und verhürschert im Gehirn. Aber ehe es in's Reine gekommen, kam wieder eine Stimme durch die Luft: Anne Bäbi, jöllist hey cho, enangerenaß.

Anne Bäbeli packte alsobald auf, aber Jakobli machte ein dumm Gesicht, ungefähr so eins, wie ein Ochse machen wird, wenn er sich auf die Schienen einer Eisenbahn gelegt, auf ein ruhiges Schläfchen rechnend, und plötzlich sauft und schnaubt ein Zug daher. So ungern gab er den Schatten unter dem Grauchbaum auf, aber Anne Bäbeli war nicht zu halten. So erlaubt mir doch daß ich die Haue trage, sagte Jakobli galant, und als sie am Grauchbaum vorbei kamen, sagte er zärtlich: Wollen wir nicht von dem schönen Schatten profitiren und ein wenig darin absitzen, da könntet

ihr euch so schön erkühlen, denn es ist doch wahrhaftig nicht gesund, so erhitzt in's kalte Haus zu gehen? Wohl, da würde mir die Mutter das Erkühlen vertreiben, sagte Anne Bäbeli und wollte Jakobli die Haue wieder abnehmen, und Jakobli wollte sie nicht geben. Die liebe Haue, wie er sagte, mit welcher Jungfer Anne Bäbeli einen ganzen Morgen gearbeitet. Ach, wenn er doch selbst eine solche Haue wäre, seufzte er mit starken Geberden.

Das ist mir doch ein dennstig's Genarre! an einem heiligen Werktage schändet man die Zeit nicht mit solchen Faxen und Flausen! erscholl vom Hause her eine scharfe Stimme. Rasch wasche die Kartoffeln, dann geh in Garten und nimm Salat. Es war die Stimme der Mutter, welche durch Züsi's Bericht, wie Anne Bäbeli dem Maulaffen süße Augen mache, sehr stark in Harnisch gebracht worden war. Züsi hätte sich lieber eine Kröte in die Haare flechten lassen, als den Jakobli, der nichts hatte, der arm war, zum Manne genommen, aber die angenehme Unterhaltung und die süßen Augen des armen Burschen gönnte es der Schwester deswegen doch nicht.

Es hatte zum zweiten Ruf die Mutter begeistert, und als Anne Bäbeli neben ihr vorbei in's Haus geschossen war, sagte die Mutter mit großer Befriedigung: Wohl, die habe ich schön auseinander gegeben! Ach, die gute Frau Sime Sämelene wußte nicht, was so ein junger Eidgenosse für ein Ding ist und wie schwer lozzukriegen von dem, an was er sich gesetzt, sei es nun ein Mädchen oder ein Bier- oder anderes Glas.

Verblüfft war Jakobli vor dem Hause stehen geblieben, und als er noch so da stund, kam Anne Bäbeli mit dem Erdäpfelkörbchen aus dem Hause und wollte zum Brunnen gehen. Da hängte sich Jakobli frisch an die Tochter des Landes, ließ nicht nach, bis er auch was vom Körbchen tragen konnte. Als dasselbe endlich im sogenannten Südeltrögli lag, griff

Jakobli rasch nach dem dabei stehenden Besen, fuhr mit demselben so kühn und gewaltig darauf los, daß das Wasser hoch aufspritzte, Anne Bäbeli und ihm über den Leib fuhr, daß er bestürzt den Besen fahren ließ und nach seinen armen Beinchen sah in den ehemals weißen, jetzt nassen Hosen. Anne Bäbeli hatte den Augenblick benutzt, des Besens sich bemächtigt, arbeitete tapfer in den Erdäpfeln, aber schon hatte auch Züsi das neue Zusammensein gesehen und es der Mutter berichtet und bemerkt: Mutter, das kömmt beim Hagel nicht gut! Das schoß der Mutter in's Haupt, mit harten Worten musterte sie Anne Bäbeli, die Erdäpfel zu bringen und ein ander Mal geschwinder zu machen. Anne Bäbeli machte keine Einwendung, trug im Bewußtsein seiner Unschuld gelassen die Vorwürfe und vorsichtig das Körbchen weit vom Leibe weg, damit es ihr nicht die Kleider netze, und betrübt blieb Jakobli am Brunnen stehen, in tiefe Betrachtung seiner nassen weißen Beinchen versenkt.

Drinnen setzte es eine mörderliche Kapiteltten ab, und wenn Anne Bäbeli sich entschuldigen wollte, es vermöge sich dessen nicht, wenn er ihm nachlaufe, fortjagen könne es ihn doch nicht, so ließ das die Mutter nicht gelten, sondern meinte: Mein Lebtag lief mir nie ein solcher Heustüffel nach; es hätte es aber auch Einer probiren sollen! Und jetzt packe dich und hole Salat, so schloß sie. Anne Bäbeli war dessen froh, wollte zur Thüre aus und zwar zu der gleichen, zu welcher es in die Küche gekommen war. Ja wolle, ich wollte dir, da sieht man, wie du ihm immer unter der Nase durch willst. Marsch, Meitschi, zur andern aus, der braucht nicht zu wissen, daß du im Garten bist, und sehe ich euch heute noch einmal beisammen, so kriegst du deine Heiligen, zähle darauf!

Jakobli war in der Betrachtung seiner Umstände endlich zu dem Schlusse gekommen, daß die Sonne seinen Hosen wohl thäte. Da nun das Unglück hinterm Hause an der Schatt-

seite begegnet war, so trappete er sachte der Sonne zu vor das Haus; dort lag auch der Garten, dort stunden Anne Bäbeli's Blumenstöcke. Der Garten gehörte zu der mittlern Sorte, sowohl der Größe als dem Gebrauche nach, enthielt nicht bloß Kraut, nicht lauter Blumen, sondern beides zusammen. Die Blumenbeete waren mit Buchs eingefaßt, welcher das Scheeren nöthig hatte, die Wege waren eng und mit der häßlichen rothen Gerberlohe bedeckt; hie und dort erhoben sich hohe Sonnenblumen, Dahlien, Rosenstöcke, üppig und groß, daß man gar trefflich im Garten Versteckens hätte spielen können.

Nun war Jakobli schon eine Weile an der Sonne herumgestanden, ohne daß er im Garten was Anderes gesehen hätte als ganz gemeine Blumenstauden, welche ihn nicht im mindesten interessirten, als es ihm schien, hinter einer gewaltigen Sonnenblume rühre sich was Weißes. Er sah näher hin, sah Anne Bäbeli unter Salatköpfen kauern, wie eine Henne bei ihren Küchlein. Sein Herz schwoll auf wie ein Birenschnitz in heißer Butter; es werde doch sein sollen, dachte er, stürzte in den Salat hinein, neben Anne Bäbeli nieder und sagte: Denket doch, erst jetzt sah ich euch, nicht wahr, ich darf euch helfen? Und ehe er die Antwort hatte, stieß er die Hände in den Salat hinein und raufte unbarmherzig darin herum, wie vor alten Zeiten ein Schulmeister in Bubenköpfen. Anne Bäbeli wehrte ängstlich, sagte, es habe genug, erhob sich und ging. Da hing sich Jakobli wieder an, ergriff das Körbchen, zerrte daran herum, wollte es tragen, wollte rüsten helfen, dieweil er das wohl verstehe, da er ehedem zwischen der Schule der Mutter in der Küche habe helfen müssen. Da schossen plötzlich hinter der Sonnenblumenstaude zwei andere Hände hervor, rissen das Körbchen weg und eine zornige Stimme sagte: Gib, du solleſt hinein! Es war Züsi, welches mit dem erbeuteten Körbchen wie ein Wirbelwind dem Brunnen zu sauste. Wenn mal ein Mädchen ein Verhältniß in die

Naſe kriegt, welches ihm nicht anſtändig iſt, dann kriegt es hundert Augen und zweihundert Ohren, und wo heimlich die Liebenden zuſammenſtehen, fährt es mit Sauſen und Brauſen zwiſchen ſie.

Kaum hatte die Mutter Anne Bäbeli zu einer Thüre hinaus in den Garten gemuſtert, ſchoß Züſi zur anderen Thüre dem Brunnen zu. Es müſſe doch ſehen, was der Laffe jetzt für ein Geſicht mache, ſagte es zu ſich ſelbſten. Derſelbe hatte aber bereits die Wendung nach der Sonne gemacht, trappete, ohne Züſi zu bemerken, dem Garten zu. Du Lumpenhund, ſagte Züſi zornig, haſt du es ſchon wieder in der Naſe, wart aber, du Ketzer, und ſchoß in die Stube, von wo aus es den Garten überſehen konnte. Ob Jakobli's Herumtrappen verlor es faſt die Geduld; als er endlich wie eine Spinne, welche eine Fliege entdeckt, zur Gartenthüre hinein ſchoß, ſchoß Züſi zur Stubenthüre aus in die Küche. Mutter, denk, ſie ſind ſchon wieder bei einander! rief es. Wo! rief die Mutter. Im Salat! rief Züſi, ſoll ich ſie auseinander geben! Wenn ich von der Pfanne könnte, ich wollte, ſagte die Mutter hochroth vor Feuer und Zorn. Geh, jag mir das Babi hinein, dem will ich die Läuſe runter machen!

Jakobli ſtand wieder alleine; da er aber bedachte, wie es nicht gut ſei, daß der Menſch alleine ſei, trappete er dem Brunnen zu, wo Züſi den Salat rüſtete, ſagte dort ſeinen Spruch wieder her: Erlaubet, Jungfer Züſeli, das kann ich perfekt. Ich mußte zwiſchen der Schule der Mutter in der Küche helfen, ich bin eine halbe Köchin. Es iſt curios, aber es iſt doch ſo, daß eine Schweſter, wenn ſie einen Knaben bei ihrer Schweſter ſtehen ſieht, außer ſich geräth aus Angſt oder ſonſt etwas und Himmel und Hölle zu Hülfe ruft, während ſie den gleichen Knaben ganz kaltblütig neben ſich duldet, von ferne nicht an Gefahr denkt. Es iſt curios das! So ſchrie Züſi nicht nach der Mutter, ſagte eben ſo wenig

Jakobli weg, aber es tribelirte und kujonirte ihn gräßlich. Was er abhieb mit seinem dicken Feuerstahlmesser, war nicht recht, und was er nicht abhieb, war noch viel weniger recht. Ganz curios ist's wieder, daß man selten zu rechter Zeit in's Klare kömmt, ob solche Kujonaden aus Liebe oder Bosheit kommen; denn Bosheit und Liebe können accurat gleich kujoniren, und manchmal weiß es das Mädchen selbst nicht recht, welcher Kobold es stachelt. Scharfschützen nehmen bekanntlich solche Neckereien zumeist als Liebeszeichen, und Jakobli machte keine Ausnahme. Das Händeln mit Züsi schien ihm gar so süß und Züsi brach es nicht ab, und beide waren darin so vertieft, daß sie hoch auffuhren, als über sie abermals eine Stimme kam und zwar mächtiger als nie. Ist ein Narr wie der andere, und willst du an dem Salat rüsten bis drei Tage nach dem jüngsten? Packe dich hinein, den ganzen Morgen hatte ich nichts zu thun als zu mustern, und dessen bin ich satt. Züsi, daß du es nur weißt, du bist um kein Haar besser als das andere! Verzeiht, Frau Sime Sämelene, sagte Jakobli halb ärgerlich, halb demüthig, es ist mir leid, wenn ihr böse seid; ich wollte Jungfer Züseli nur zeigen, wie wir den Salat rüsten, es sei eine sehr kommode Manier, sagt meine Mutter. Schmök, ja wolle, lehre den Salat rüsten! sagte Frau Sime Sämelene und hätte sicher noch mehr gesagt, wenn ihr Zorn nicht gar so dick gewesen wäre, daß er sich im Halse gesteckt hatte, und ging mit raschen Schritten dem vorausgesagten Mädchen nach.

Nun war Jakobli wieder alleine, er fühlte ein fatal Schwanken im Gemüthe. Das Benehmen der Töchter hatte ihn mit Hoffnung erfüllt; ein ungestört Stündlein unter vier Augen, dachte er, und er wäre glücklich. Aber wie das machen, da die Mutter umher schoß wie eine erzürnte Henne, welche Krähen und Elstern verjagen will. Zudem sank ihm überhaupt der Muth zusammen, es ward ihm öde im Magen, er war z'Visite und wiederum alleine und wußte nicht, was

anfangen. Vom Haus zum Garten trappen mochte er nicht,. der Brunnen gewährte ihm ebenfalls unangenehme Rückerinnerungen, und es hatte das Ansehen, wenn er da bliebe, als lauere er auf die Mädchen, wie eine Katze vor dem Mauseloch auf die Mäuse. Eine Sämeli hatte er heute noch gar nicht gesehen, Eine Sämelis Sämeli zeigte sich nicht mehr; daß seine Lage eben nicht kurzweilig war, wird jeder begreifen, auch wenn er nicht im Weltschland gewesen ist.

Um von Brunnen und Garten wegzukommen, trappete er vom Hause weg, mied sorgfältig den Grauchbaum, zündete eine Cigarre an und schritt den Weg entlang, auf welchem Sämeli den Braunen hatte traben lassen. Da tönte von ferne her ein Mittagsglöcklein. Dieses Glöcklein ist eigentlich der berühmteste Volksredner und unterscheidet sich von den meisten Volksrednern dadurch, daß es seinen Ruf nicht bloß von Lichtmeß bis Fastnacht zu erhalten vermag, sondern seit Jahrhunderten gleich populär bleibt, so daß Tausenden, so bald sie seine Töne hören, das Herz aufgeht und es in die Nase steigt wie Zwiebelnduft, Mehlsuppe und sonst noch was. Jakobli kamen die Töne unendlich heimelig vor, er fühlte sich nicht mehr alleine auf dem Erdenrund, er wußte, hinter den Tönen her kam ein Mittagessen, der beste Tröster für viele tausend Scharfschützen- und andere Seelen. Er zog seine Uhr und kriegte neuen Trost, sie war sechs und eine halbe Minute hintendrein, er trieb sie der Zeit nach zu entschiedenem Fortschritt, steckte sie dann mit großer Befriedigung in die Tasche; er wußte, um sechs und eine halbe Minute kam er jetzt früher zum Essen als er gedacht. Er hatte die Zeit gelenkt, er hatte der Welt Wohl gefördert, sechs und eine halbe Minute früher, als er gedacht, konnte er essen! Kaum hatte die Glocke ausgetönt, kamen Leute vom Felde heim, neugierig ihn betrachtend. Stolz und ohne Gruß, die Cigarre staatsgemäß zwischen Zeig- und Mittelfinger, ging er an ihnen vorüber. Spöttisch, die

Hauen auf den Schultern, sahen sie ihm nach, und wer ihnen nachgegangen wäre, hätte gehört, mit welchen Witzen über das Cigarrenherrlein sie ihre Erdäpfel gesalzen hätten. So ein Ding mit der Cigarre zwischen den Fingern gilt Leuten mit Hauen auf den Achseln sehr oft für eine lustige Komödie, welche nicht bloß Stunden, sondern Tage lang währt. Solche Herrlein lassen sich von solchen Witzen begreiflich nichts träumen. Bald darauf trabte ein Roß heran, hinter demselben sah er den Zipfel einer weißen Kappe. Es war Sime Sämeli selbst, welcher Kern hatte röneln lassen, um, ohne des Müllers etwas zweideutige Vermittlung, zu Spreue und Kern zu kommen. Sime Sämeli hielt das Roß an, sagte guten Tag und frug wo aus. Als er vernommen, Jakobli spaziere so bloß an der Sonne, so hieß er ihn aufsitzen, es sei Essenszeit und seine Alte halte nicht viel auf Warten. Indessen Sime Sämeli mußte doch warten; als er in die Hinterstube kam, in gewisser Beziehung der Salon der Bauernhäuser, war kaum noch der Tisch recht gedeckt, geschweige denn, daß das Essen darauf stand.

Als Sime Sämeli sich sehr mißfällig darüber äußerte, sagte seine Alte: wenn er daheim gewesen wäre, so würde er sich über die Zögerung nicht wundern, und lieb wäre es ihr, es würde, wenn fremde Leute im Hause seien, nicht Alles davon laufen und ihr nicht den Kummer alleine überlassen. Dessen sei sie einstweilen satt. Sime Sämeli lenkte ein und frug nach dem Sohne. Sie hätte genug zu thun gehabt, die Mädchen zu hüten, lautete die Antwort, zum Buben werde er sehen, habe sie gedacht. Als man von ihm sprach, kam derselbe eben daher und stellte den Vater zur Rede, warum dies noch nicht gemacht sei, warum jenes nicht, und wenn nicht dazu gethan werde, so komme man mit allem hintendrein und einen Schaden hätte man, wie groß wüßte man nicht. Der Vater begehrte auf, wie es Einem zuzumuthen sei, alles zu machen, wenn alle Augenblicke der

Bärentanz gepfiffen und die Leute an den Laushaag kommandirt würden. Er habe geglaubt, mit der alten Regierung bessere es, jetzt sei es zehnmal ärger und es sei gerade, als ob man drinnen meine, Bauernsöhne seien die Kegel, mit welchen die Herren kurzweilen könnten. Doch lag in seinem Aufbegehren nicht sowohl Zorn als eine gewisse Befriedigung, die väterliche Freude, daß während der Garnison in seinem Sohne der Bauer nicht gelitten. Der übrige Schaden kümmerte ihn wenig.

Endlich kam das Essen; diesmal versammelte sich um dasselbe die ganze Familie, aber schweigsam. Die Mädchen machten saure Gesichter, auf Frau Sime Sämelene's Stirne schwebte eine Donnerwolke, und wenn Sime Sämeli und sein Sohn hungerig waren, so griffen sie zu und ließen das Reden einstweilen sein. Das Essen war reich und gut, freilich mehr ihnen selbst als dem Gaste zu Ehren. Fleischsuppe eröffnete den Tanz, dann kam Fleisch, geräuchertes, gesalzenes, grünes, kam Kraut und gedörrtes Obst, Speck, kam Braten, Schinken sammt dem bekannten Salat; Erdäpfel sah man diesmal keine. Jakobli ward von der Frau Gastgeberin gewaltig zum Essen genöthigt. Nur nehmen sollte er, sagte sie, so viel er möge, sollte sich nicht eigelich machen. Es reue sie ja nicht, was einmal gekocht sei, müsse gegessen werden. Er solle doch essen so viel er möge. Sie wisse wohl, wo man jeden Bissen kaufen müsse, esse man oft nicht halb genug. Was sie kochten, müßten sie nicht kaufen, sondern hätten es selbst, und da esse ein Jedes, so lange es möge. Man wisse es nicht, wie gut man es habe, wenn man in Spycher und Keller und Garten das Nöthige holen könne und nicht für jedes Maul voll und für jede Lauserei die Hand im Sack haben müsse. Ja, wenn sie es so hätte, sagte sie, sie ließe sich die Kleider auch so enge machen, wie man sie in der Stadt hätte, das Mannsvolk müßte Hosenringgen haben und Fleisch würde man Jahr aus Jahr ein wenig sehen bei ihnen.

Ihr werdet aber auch pflanzen und Land haben, sagte sie zu Jakobli. Nein, sagte Jakobli, pflanzen thun wir nicht, es schickt sich nicht wohl. Was, nicht pflanzen? sagte Frau Sime Sämelene, aber doch einen Kraut- und einen Baumgarten habt ihr für das Nöthigste. Nein, sagte Jakobli, die Losamenter mit Gärten sind gar theuer. In der Stadt macht man es am besten, wenn man Losamenter Schattseite nimmt, die sind die wohlfeilsten, und allweg hat man doch ein Höfli oder ein Läubli, wo man die Sonne sieht, wenn sie scheint nämlich. Was, sagte Frau Sime Sämelene, ihr wohnt nur zur Miethe, ach du mein Gott! Ja, sagte Jakobli, das ist gegenwärtig die größte Mode, die Höchsten und die Gesandschaften wohnen alle nur zur Miethe. Der Vater sagt, man sei gar abhängig, wenn man ein Haus habe. Wenn was angerichtet werde, wo man lieber hundert Stunden weit davon wäre, so könnte so ein Haus Einen in große Verlegenheit bringen. Er glaube es, sagte Sime Sämeli, besonders wenn man alles darauf schuldig sei. Das sei ihr ein schöner Hudel- und Lumpenbrauch, sagte dagegen Frau Sime Sämelene. Es tödtete mich, wenn ich in einem Hause nicht Meister wäre, den Hauszins geben, alles kaufen müßte, vielleicht gar noch die Kartoffeln, oder esset ihr etwa keine deren?

Ja freilich essen wir deren, absonderlich der Vater, der ist immer der erste in der Schüssel, der letzte draus und gibt das gute Beispiel. Du mein Gott, sagte Frau Sime Sämelene, und kauft sie; da werdet ihr sie wohl auch zählen wie die Seeländer, ehe ihr sie in den Hafen thut. Aber ein Schwein mästen und metzgen werdet ihr doch, besonders wegem Abgang, oder esset ihr die gekauften Erdäpfel sammt der Rinde? Nein, sagte Jakobli, wir schlachten nicht, für eine eigentliche Sau haben wir nicht Platz, aber jetzt ist stark die Rede davon, eine anzuschaffen. Vornehme Herren haben englische Schweine kommen lassen, welche wenig fressen

und keinen Platz einnehmen. Nach einer ſolchen Sau gelüſtet es die Mutter ſehr. Aber wenn man ſchon kein Schwein hat, deswegen geht die Erdäpfelrinde nicht verloren, das iſt eben das Kommode, daß ſo in einer Stadt nichts verloren geht. Es gibt Weiber, welche alles holen, auch das Waſchwaſſer als Tränke für Schweine und zahlen gut dafür; es gibt ein recht artig Sackgeld für eine ledige Tochter.

Pfi Tüfel, wer möchte ſolch Sackgeld! ſagte Frau Sime Sämelene, und das wird mir doch ein Geld ſein! Wie viel Erdäpfel braucht ihr denn im Jahr? O viel, ſagte Jakobli, wenigſtens fünfzig Mäße und manchmal noch mehr, der Vater klagt immer, wie viel doch ſo eine Haushaltung koſte. Fünfzig Mäß macht ſieben Säcke, ſagte Frau Sime Sämelene, an ſieben Säcken hätte hier die ſchlechteſte Bettlerhaushaltung nicht genug, ſo viel frißt eine Kuh alleine von Martistag bis Faſtnacht. Verzeiht, ſagte Jakobli, der Vater ſagt immer, die Stadt nehme den Appetit, wenn er auf's Land komme, eſſe er immer noch einmal ſo viel als daheim, und die Mutter meint, nur dreimal eſſen ſei ſehr kommod, auf dem Lande eſſe man den ganzen Tag. Ich glaube es, der Vater möge d's Halb mehr auf dem Lande als daheim, wenn ihr nicht ſchlachtet und alles Fett und alle Kartoffeln kaufen müßt. Da wird es auch heißen, es ſei beſſer eine Laus im Kraut als gar kein Fleiſch, und ſtaubicht werden die gerösteten Erdäpfel ſein wie ein alter Mehlſack, daß es ganz dunkel wird um's Geſicht, wenn man daran haucht. Da könnten mich die armen Kinder dauern, die werden das ganze Jahr durch den Huſten haben, ſagte Frau Sime Sämelene. Nein, beim Schieß, ſo möchte ich nicht dabei ſein! Milch werdet ihr auch nicht ſelbſt haben, vermag man kein Schweinchen, ſo vermag man noch viel weniger ein Kuhli.

Natürlich, ſagte Jakobli, kaufen wir die Milch, man bringt ſie uns in's Haus, von der beſten wo es gibt. Der Küher, bei welchem wir ſie nehmen, iſt gut bekannt mit dem

Vater und nimmt es für eine Ehre, sie uns geben zu können. Ihr werdet sie nehmen von einer Kuh oder zweien, wenn man fragen darf, sagte Frau Sime Sämelene? Wir nehmen sie nicht nach den Kühen, sondern anders. Sind wir Alle daheim und der Vater ist nicht eingeladen, so nehmen wir täglich für neun Kreuzer. Haben wir aber Visite, so läßt die Mutter Rahm holen vom besten, wo man fünf Batzen für die Maaß zahlen muß. Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, rief Frau Sime Sämelene, für neun Kreuzer Milch für eine ganze Haushaltung und einen ganzen Tag! Was dünkt euch Mädchen, das wäre ein Glück, so dabei zu sein? Was würde unsere rothe Sau sagen, wenn sie Ferkel hat und nur für neun Kreuzer Milch kriegte im Tag? Eine solche Haushaltung zu machen muß kurzweilig sein, da ist bald gegessen und bald abgewaschen, und hat man was gegessen, so kann man eine Weile warten, bis man wieder was kriegt, und braucht den Schneider kaum, die Kleider zu erweitern. Was meinst, Anne Bäbeli, wäre da nicht lustig Köchin zu sein, die Erdäpfel wären bald gewaschen und ob dem Salat würde man auch nicht viel Zeit versäumen?

Da ward Jakobli roth und sagte: Verzeiht, wir leben bei uns aber nicht von Milch und Kartoffeln, wie man auf dem Lande leben muß, das sind ganz nur so Nebenspeisen. In einer Stadt lebt man mehr von Fleisch und Gemüse, in die Metzg kann man alle Tage senden, und wenn kein grünes Gemüse mehr auf dem Markte ist, so läßt man Sauerkraut holen; für vier Kr. kriegt man eine ganze Schüssel voll, daß man dreimal daran zu wärmen hat. Am Sonntag läßt die Mutter Schweinefleisch holen, manchmal ein Dutzend kreuzerige Schinkenschnittchen, sie sind ganz vortrefflich, besonders von Oberländerschinken. Und was die Mutter kocht, kocht sie gut, daß gewöhnlich kein Stäubchen übrig bleibt. Es wird fein, sagte Frau Sime Sämelene und schoß spöttische Blicke rundum. So gut kann ich es nicht, mir bleibt immer was übrig.

Aber es iſt ſich nicht zu wundern; wenn man nur ſo kauft von der Hand in's Maul und den ganzen Tag die Hand im Sack haben muß, ſo glaube ich, es bleibe kein Stäubchen übrig, und Butter, Mehl und Eier werden auch angeſchafft werden müſſen? Eier, ſagte Jakobli, brauchen wir nicht viel. Die Mutter ſagt, es ſei ein gar theuer Eſſen. Zuweilen läßt der Vater eins oder zwei weich ſieden, wenn er glaubt, es komme ihm dazu, eine Rede zu halten, aber die Mutter wird allemal böſe und meint, es trage die Koſten nicht ab. Mädchen, was meint ihr, da wäre ein luſtig Kindbetten ohne Butter und Mehl; da würde wohl keine an der erſten Suppe erſticken, wenn es nämlich nicht eine wäre aus den ſieben Säcken Erdäpfel, ſagte Frau Sime Sämelene.

Verzeiht Frau Sime Sämelene, ſagte Jakobli gereizt, ich habe bloß von den Eiern geredet, Butter und Mehl haben wir vollauf. Wir haben in der Küche ein Mehlfäßchen, dieſes läßt die Mutter alle vierzehn Tage füllen und Butter holt man auch. Wir nehmen ſie bei einer vertrauten Kellermagd, die macht ſie ſelbſt und ganz vortrefflich. Grasanken ſagt man ihr, Sommer und Winter kommt ſie nie aus damit. Spöttiſche Blitze fuhren rundum und Züſi platzte mit Tönen heraus, in welchen man ſich gar nicht zurecht finden konnte. Ja, ja, ſagte Frau Sime Sämelene, ſo wird's ſein und mit dem Brod wird es auch ſo ſein, das werdet ihr auch alles kaufen müſſen, das würde mich am meiſten drücken. Ich muß bekennen, ich glaubte, ich wäre der ärmſte Hund, wenn ich nicht das Korn in die Mühle geben könnte, von welchem ich das Brod eſſe. Ach, mein Gott, wie wird es da ſchmale Bißchen geben. Nicht für ungut, Frau Sime Sämelene, ſagte Jakobli, Brod haben wir vollauf, manchmal drei Tage lang das gleiche auf dem Tiſche, und wenn wir ſchon alles kaufen müſſen, ſo iſt doch immer noch für alles Geld dageweſen. Wenn die Jungfer Töchter mir einmal das Vergnügen ſchenken, uns zu beſuchen, ſo ſollen ſie wahrhaftig nicht merken,

daß wir alles kaufen müssen und selbst entscheiden, ob wir nicht das beste Brod haben, welches man essen kann. Wir haben einen ganz ausgezeichneten Bäcker. Der Vater in seiner Stellung hat Gelegenheit gehabt, ihm Gefälligkeiten zu erweisen; das kann er nicht vergessen und thut uns immer mehr Mehl in unser Brod als andern Leuten.

Da lachte Frau Sime Sämelene laut auf und sagte: ja, ja, es sei glaublich, daß sie drei Tage an einem Brode hätten, wenn mehr Mehl darin sei als in anderer Leute Brod! Jakobli, verdutzt über das Lachen, sagte, es sei auf Ehre so, übrigens könnten dann die Töchter selbst entscheiden, wenn sie ihnen das Vergnügen schenkten, sie zu besuchen. Sie zweifle, sagte Frau Sime Sämelene, daß es sie gelüsten werde. Allem Anschein nach hätten sie Kosten genug, und mit neun Kreuzern für Milch kömmt ihr nicht aus, wenn die Mädchen dabei sind. Verzeiht, sagte Jakobli, ich glaube es gesagt zu haben, daß, wenn wir Besuch hätten, die Mutter Rahm holen ließe. Für fünf Batzen die Maß kriegt man vortrefflichen. Schweigt mir von fünfbatziger Nidle, damit kann man ja einen Hund vergiften! Es dünkt mich, ich hätte die geschabte Seife schon in der Nase, es dreht sich alles in mir um. Aber daß sie euch gut dünkt, dünkt mich nichts Anderes, wer zum Herren gerathen will, muß zuerst zum halben Hund werden und fressen können, was selbst ein rechter Hund nicht mag, Schnecken und Kröten und weiß der Teufel was alles. Mein Mann hat auch einmal beim Schultheißen gegessen und hat mir die Sachen erzählt, daß es mir seither allemal wunderlich wird, wenn ich einen Herrn sehen muß von weitem, geschweige denn in der Nähe.

Das war denn doch selbst für Jakobli wohl starker Schnupf. Wenn er das gewußt hätte, so hätte er sie sicherlich nicht plagen wollen, und je eher er gehe, desto besser werde es sein mit Schein, sagte er. Er werde doch nicht meinen, sagte Frau Sime Sämelene, daß das auf ihn ge-

ſtichelt ſei, ſolche Narrenpoſſen werde er doch nicht im Kopf haben, daß ſie ihn für einen Herren halte. Als ſie noch daheim geweſen, hätte ſie ſeine Großmutter genau gekannt, es ſei ihr eine liebe Frau geweſen, manche Stunde weit herum habe ſie alles gewußt, ſie hätte ihr für manch ſchönen Batzen Schwefelholz abgekauft. Er müſſe preſſiren, ſagte Jakobli, er möchte niemanden zur Laſt ſein. Das ſolle er nicht denken, ſagte Frau Sime Sämelene, ſie müßten die Sachen nicht kaufen; ſie würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht vermöchten, ihn ein paar Tage zu erhalten, wie er ſich wohl nicht gewöhnt ſein werde. Wenigſtens wolle ſie ihm noch mit Rahm aufwarten, es nehme ſie wunder, ob er einen Unterſchied merke zwiſchen demſelben und ihrem fünfbatzigen. Daneben wolle ſie ihn nicht aufhalten, ſie begreife, daß es ihm um's Verdienen ſein werde. Wer nicht Vermögen habe, müſſe mit der Zeit machen was er könne, wenn er gelebt haben wolle.

Um das ſei es ihm nicht, ſagte Jakobli und warf ſich in die Bruſt, aber es ſei morgen Sitzung. Verſäumen wollten ſie ihn nicht, ſagte der Alte, obgleich es in einer Sitzung nicht viel geſcheidter zugehen werde, ſitze einer mehr oder weniger. Aber, wenn ihr meint, das Vaterland möge es nicht ertragen, ſo kann Sämi ein Stück mit euch fahren. Der Ammann zu Hagenbuch will zwei Ferkel, wie er mir heute geſagt, die kann Sämi gleich mitnehmen. Für fünfundvierzig Batzen das Stück habe ich ſie ihm erlaubt, er ſoll ſie dir gleich bezahlen. Er hat gar ein kurz Gedächtniß, wenn er was ſchuldig iſt, der Ammann zu Hagenbuch.

Als die Sache abgemacht, die Abreiſe Jakobli's entſchieden war, da klärte ſich plötzlich der Himmel in der Hinterſtube auf und total umgeſchlagen hatte die Stimmung, faſt wie ſie beim Volke umzuſchlagen pflegt von einem Tage zum andern. Nun war auf einmal Alles freundlich bis auf Anne Bäbeli, welches ein recht trübes Geſicht machte.

Frau Sime Sämelene preſſirte zum Eſſen, ſie hätten's und gönnten's, der junge Sämi mit Trinken; Züſi war das Glas wie in die Hand gewachſen zum Geſundheit machen, und Sime Sämeli ſagte: er laſſe den Eſau grüßen, und wenn er einmal vor's Thor käme, ſo ſolle er bei ihm einſprechen. Es ſei dann nicht, daß er keinen Unterſchied machen könne und meine, ein Schelm ſei wie der andere, er wiſſe wohl, Eſau ſei noch von den beſſern. Aber er ſolle ihm nur ſagen, wenn es nicht bald anders gehe, ſo pfeife man ihnen bald das letzte Gſätzlein, und wenn man drinnen frage, wer ſo etwas ſage, ſo ſolle er nur ſagen Sime Sämeli habe es geſagt, und wer es nicht glauben wolle, ſolle kommen und ihn fragen, und wer nicht fragen möge, werde es erfahren. Sämeli ſagte, das habe er drinnen hundertmal geſagt, und er müſſe ſagen, Jakobli's Vater hätte noch am meiſten auf ihn gehört, er glaube wirklich, wenn ſie drinnen keinen Kreuzer mehr werth ſeien, ſo würde Jakobli's Vater doch noch den beſten Theil davon ausmachen. Sag' es, wenn du fort willſt, ſo gehe ich und ſchirre ein.

Preſſiren wollte ich nicht ſo, ſagte Frau Sime Sämelene, du weißt, wie der Kohli läuft. Er muß doch erſt eſſen und trinken bis auch einmal recht genug. Ich könnte ihm den Schinken mitgeben, er gibt noch für manchen Sonntag kreuzrige Scheibchen, und ein Stück Käs, er wird auch ſelten ſein. Wenn ihr fahrt, ſo irrt's euch nicht, und wenn man Papier hätte, ſo könnte man ihn einmachen, dann würde es auch niemand ſehen. Es habe ein alt Säcklein, um welches es nicht ſchade ſei, ſagte Züſi und wollte es holen. Jakobli wehrte ſich gegen die Geſchenke mit Händen und Füßen, aber es half nichts, ſie hätten's und vermöchten's und hätten deswegen nichts deſto weniger, ſagten ſie.

Aber ſolche Reden fielen diesmal nur flach, die zwei Ferkel, mit welchen er fahren ſollte, lagen Jakobli ſchon auf der Seele, er meinte ſich bedenklich ſchämen zu müſſen. Er dachte,

wenn er mit zwei Ferkeln in einem Fuhrwerk durch die Stadt fahren wollte, die sämmtlichen Gassenjungen liefen ihm nach, und vor dem Café, wo er Stammgast war, vorbei zu fahren, dazu hätte man ihn nicht gebracht, wenn er nicht bloß eine, sondern beide Töchter hätte heirathen können. Der gute Jakobli dachte nicht daran, daß er diesen Morgen mit dem Cigarli zwischen den beiden Fingern hundertmal mehr ausgelacht werden, als er diesen Nachmittag mit den beiden charmanten Schweinchen ausgelacht werden würde.

Die Begriffe der Welt über das Lächerliche, Anständige, Sittliche, ja sogar über das Vaterländische, welcher Begriff gegenwärtig mit eigener Malice gedroschen wird, als ob man ihn absichtlich zu leerem Stroh entgeistigen wollte, sind gar schrecklich verschieden. Wenn in einem Hause drei Stockwerke sind, in jedem Stockwerk eine andere Familie wohnt, so werden in den meisten Fällen in den drei Stockwerken die Begriffe aller Art durchaus verschieden sein, und in der Regel wird jede Familie ihre eigenen Kreise um sich ziehen, jede ihre eigenen Handwerksleute haben, absonderlich ihren eigenen Schneider; Schlosser und Kaminfeger mögen allfällig noch passiren von unten bis oben ohne absonderliche Anstrengungen. Ach Gott, wenn aber so ein Schneiderlein in allen Stockwerken bügelrecht sein will, von der rechten Religion, d. h. allenthalben von dem eben in Mode seienden Farbenstrich, Himmelsackerment, was das an Schweiß und Niederträchtigkeit kostet! Wie er unten loben muß, was er in der Mitte verwirft, in der Mitte himmelhoch preisen, was er zu oberst verflucht dem Teufel eben, und dann wieder alles ganz umgekehrt, wenn er wieder von oben nach unten geht! Ach Gott, man glaubt nicht, was es für Künste braucht, um grundsätzlich niederträchtig zu sein und absolut der Rechte, d. h. in jeden Schuh gut und Trumpf Sau (As) allenthalben. Die Jugend bekanntlich nimmt in ihrer schönen Zeit alles absolut, hat nur ein Ideal, nur eine Wahrheit, nur eine Geliebte; Amtsweibel,

Kammerdiener, Sekretair, Höfling und Volksmann (Nüancen im Fach der Speichelleckerei) muß man erst lernen, wo man auf die Höhe kommt, wo man das Nützliche dem Scheine vorzieht.

Der gute Jakobli stand noch nicht auf dieser Stufe, namentlich nicht in Beziehung auf das Lächerliche, und ängstigte sich daher in sehr thorrechtem Kummer und war nicht weit davon, diese Fuhre als eine eigentliche abgeredete Bosheit anzusehen. Da indessen nichts Boshaftes in den Gesichtern war, sondern große Freundlichkeit und selbst Frau Sime Sämelene große Freigebigkeit erzeigte, so dachte er, Bosheit könne das nicht sein, sondern bloß Mangel an Sinn für das Anständige. Er war indessen sehr befangen beim Abschiede, eben wegen der Ungewißheit, in welcher er schwebte. Er dankte für die Aufnahme, lud wiederum ein, sprach von Conzerten, Schreiben, Insel und Vater und Mutter, aber alles gar nicht logisch, und wenn sich ein Faden durch das Ganze zog, so war es weder ein schwarzer noch ein rother, sondern bloß der graue Faden der Verlegenheit. Die Antworten von Sime Sämeli und seiner Frau waren kurz: er solle glücklich heim kommen, Vater und Mutter grüßen, und sie sollten auch einmal kommen, an einem Sonntag, wo man beidseitig nichts versäume und sie sich nicht schämten auf's Land zu kommen. Züsi machte Jakobli schöne Scharwenzel, sparte jedoch die schönsten für Anne Bäbeli auf, aber Anne Bäbeli war nicht da und Sämeli rief oben vom Wägeli herab aus dem lieblichen Grunzen der Schweinchen heraus: Z'Donner, bist nicht bald fertig? Der Kohli steht nicht mehr.

Jakobli pressirte nicht auf den Ruf, guckte immer noch nach Anne Bäbeli aus. Aber Sime Sämeli meinte, da sei kein Warten mehr, und mit einem raschen Ruck unter den Arm half er Jakobli aus seiner Unschlüssigkeit, und wie er halb oben Fuß gefaßt, ließ Sämeli Kohli los, der wie ein Byswind in's Freie schoß, so daß Jakobli mit Tschakko und

Käsmesser genug zu thun hatte und alle nachträglichen Grüße und Complimente nach hinten, wie man sie macht, wenn man recht zärtlich gestimmt ist, fahren lassen mußte.

So fuhren in Saus und Braus die Jünglinge davon. Mit gewaltigem Brummen sah Sime Sämeli dem Jagen zu, und was er später seinem Sohne darüber sagte, wissen wir nicht. Was die Weiber machten nach der Abfahrt, geht uns nichts an, wir wissen bloß, daß der gute Jakobli unter ihnen zu einem Seidenplätze ward, aber zu einem zähen und festen, an welchem man alle Tage rupft und zupft und doch nie fertig wird damit. Zu was für einer Stellung er in Sime Sämeli's Hause kam, träumte Jakobli nicht, als er mit Sime Sämeli's Sohn und den beiden Ferkeln davon fuhr wie der Tod mit der schönen Eleonore, er kam nicht zum Denken. Sämeli erwartete gerühmt zu werden über sein Fahren, wobei dem armen Lieutenant alle seine Stadtbeinchen krachten, aber er mußte ihn daran mahnen, denn Jakobli konnte nichts, als sich grausam schämen von wegen den Ferkeln, welche so mörderlich schrieen, und von wegen dem Wägelchen, welches so schrecklich stieß und schlug. Was werden doch die Leute denken, sagte er bei sich selbst, wenn man es nur in der Stadt nicht vernimmt, wenn ich nur nicht dem Vater schade damit.

So dachte der gute Junge und wußte begreiflich nicht, daß keine Seele ihn bemerkte, daß man nur den jungen Sime Sämeli's Sämi sah und betrachtete, fast wie eine Art von Kronprinzen, welche bekanntlich, bei nicht ganz verdorbenen Anlagen, weit beliebter beim Volke sind, als ihr Herr Papa. So ist der auch wieder heim, hab recht Langeweile nach ihm gehabt. Der fährt noch immer wie ein Utüfel. Wohl, wenn das der Alte wüßte, er würde ihm was sagen. Aber es heißt, eben viel fürchte er ihn nicht mehr und mache, was ihm in Sinn kommt. Nun, er hat recht, würde es auch so machen, nicht mein Lebtag Bub sein wollen. Aber fahre er

wie er wolle, ein rechter Bauer wird er doch, nicht der Hundertste würde den Tag nach der Garnison mit Schweinen im Lande herumfahren, so sprach sich die Stimmung aus.

Von solchem Gesumme hatte begreiflich Jakobli keine Ahnung, er deutete die lächelnden Gesichter durchaus anders, und ihm wohlete es erst, als sie zu Hagenbuch bei des Ammann's Hause vorfuhren, er ab dem Wägeli war und so weit als möglich von den Ferkeln stand. Es war accurat, als ob er fürchtete, man könnte sie zusammenzählen. Alsbald kam ein rüstiges, festes Mädchen heraus, braun von Gesicht und Armen, aber übel stand es ihm nicht. Dieses half Sämeli die Schweinchen ab dem Wägeli nehmen und versorgen. Sämeli und es schienen nicht bloß recht gut bekannt mit einander, sondern ein bedeutend Wohlgefallen an einander zu finden. Sämeli regalirte das Mädchen mit einigen derben Späßen, das Mädchen machte nicht böse Augen dazu, sondern sagte bloß: Bist doch immer der Gleiche, den Uflath wäscht dir der Rhein nicht ab. Indessen vergaß Sämeli über der Liebe sein Geschäft keineswegs. Er frug dem Alten nach, erörterte, daß ein Ferkel drei Gulden koste und er das Geld gerne hätte. Das wird so sehr nicht pressiren. Komm im Heimfahren vorbei, der Vater kann es dir unterdessen rüsten, sagte das Mädchen. Allweg komme ich wieder vorbei, sagte Sämeli, muß die Bütte wieder nehmen, in welchem ich die Schweinchen gebracht. Aber das Geld sollte ich doch haben. Der Vater hat mir einen Conto mitgegeben, welchen ich bezahlen soll und hat dabei auf die sechs Gulden gerechnet. Man sollte meinen, wie rar das Geld bei euch sei, sagte das Mädchen spöttisch, ging jedoch, den Vater zu suchen. Das ich ein Narr wäre zu warten, wenn ich wiederkäme, so wäre der Alte entweder nicht daheim oder hätte mir das schlechteste Geld aus allen zweiundzwanzig Cantonen ausgelesen. Ich kenne den alten Schelm, aber ich will ihm listig genug sein, sagte Sämeli zu Jakobli. Das Mädchen kam bald wieder

und sagte: Binde das Roß an oder thue es in den Stall und kommt in die Stube. Selb wollen wir nicht machen, sagte Sämeli, aber hast du nichts zu trinken, ich bin grausam durstig und das Wasser ist mir zu dünn und zu naß und macht mir nicht wohl. Wein haben wir keinen mehr im Keller, aber wenn du Kirschwasser willst, so sollst haben, so viel du willst. So bring, sagte Sämeli. Das Mädchen ging. Jakobli meinte: Bist doch so grob und unhöflich, nicht einmal: „wenn du willst so gut sein," hast du gesagt. Das wär dumm, mehr an die Sache zu thun als nöthig ist. Mit dem d'r Narr machen beim Weibervolk kommt man nicht weiter, als daß man für einen Narren gehalten wird, und wie man sie gewöhnt, so hat man sie, so lautete Sämeli's Antwort.

Das Mädchen, Lisebethli mit Namen, brachte in der einen Hand eine große Flasche Kirschwasser mit einem Glase bedeckt, in der andern Hand ein gewaltiges halbes Brod, streckte Sämi das Brod dar und sagte: Nimm! Mag nicht, sagte Sämeli, streckte es Jakobli dar und sagte: Nimm du, es ist auch viel Mehl darin. Danke gar sehr, sagte Jakobli höflich, bin nicht hungerig. Was ist euch an dem Brode nicht recht, fragte das Mädchen zornig, daß ihr das Gespött damit treibt. Es ist sauber und gut, hab es selbst gemacht, es ist mehr als gut genug für solche wie ihr seid, die nicht wissen wo das Brod herkommt und längs Stück keins hätten, wenn sie es selbst verdienen müßten. Seh, nimm Brod, sagte Lisebethli zu Sämi. Ich mag nicht, hast es ja schon gehört, sagte Sämi. Hau ab und nimm, oder du bekömmst kein Kirschwasser, ich lasse mir mein Brod nicht verachten. Wollt ihr von dem einen nicht, so müßt ihr auch vom andern nicht haben, sagte Lisebethli. Das wäre lustig, sagte Sämi und wollte der Flasche sich bemächtigen. Aber Lisebethli war gewandt und stark. O hä Bürschli, so geschwind geht das nicht, und brichst die Flasche, so hole ich auf meine Arme

Theure (Seele) keine andere! Nimm Brod, wirst nicht zu vornehm geworden sein und gieb's dem Andern auch. Es macht mich niemand böser als zwei solche Maulaffen, wo, wenn sie eine Woche die Nase in die Stadt gehabt, nicht mehr wissen wollen, was Brauch und Recht ist, nichts mehr können als die Leute ausspotten und d'Sach verachten, sagte das Meitschi zornig.

So wird's sein müssen, wenn du thust wie eine Katze, sagte Sämi. O nein, es muß gar nicht sein, sagte Lisebethli, wenn es dich ekelt ob meinem Brod, so lasse es sein, ich möchte nicht schuld sein, wenn du in einen Graufen kämest. Gib, sagte Sämeli, hieb ein Schnittchen ab und reichte es Jakobli. Merci, sagte dieser, es wäre mir unmöglich. Was ist das für ein Halbweltsch, fragte Lisabethli, der nicht Brod will, hat der etwa sein Lebtag Lebkuchen gehabt? Verzeiht, Jungfer Lisebethli, sagte Jakobli. Bin keine Jungfer, sagte Lisebethli zornig, ein Meitschi, Tochter vom Hause bin ich und Lisebethli heiße ich. Willst oder willst nicht? Gar schön nahm nun Jakobli das Brod, das Mädchen schenkte ein, reichte Sämeli das Glas. Warum bringst mirs nicht? schnauzte Sämi. Mag nicht, sagte Lisebethli. Magst du oder magst du nicht, so bringst du es mir, sagte Sämi. Und wenn es dich dann ekelt wie ob dem Brod, entgegnete Lisebethli. Willst oder willst nicht, sagte Sämeli. Zwänggring, was du bist, sagte Lisebethli, aber nichts weniger als unfreundlich, so soll es dir gelten, netzte die Lippen und bot es Sämeli. Nimm, nimm, sagte dieser, keinen Schluck hast du genommen, thue nicht so dumm! Lisebethli setzte noch einmal an, schüttelte sich dann: Mag auf meine Arme nicht mehr, schenkte das Glas wieder voll, reichte es Sämi und sagte: Bring's dem Merci-Herr, wenn er noch mag, ohngeachtet ich daraus getrunken. Es gilt dir, sagte Sämeli zu Jakobli, that einen mächtigen Zug, welcher das halbe Glas leerte und reichte es Jakobli. O behüte, sagte dieser, das ist viel zu

viel und that recht zimpferlich. Nimm was du magst, es ist dann schon jemand da, welcher den Rest nimmt, sagte Sämeli.

Wo ist der daheim, fragte Lisebethli, daß er thut wie eine Stadtjumpfere? Sonst wenn sie die Montur am Leib haben, meinen sie, sie müßten thun wie Kälber und saufen wie Kühe. Das wird sollen gestochen sein, sagte Sime Sämeli's Sohn, den Rest im Glase austrinkend. Schenke ein. Aber wo bleibt der Alte? Das ist mir doch ein Pressiren, sagte Lisebethli, wenn du nicht warten magst, so packe dich. Meinethalben wäre es mir wohl genug hier, so lange du Kirschwasser hast; aber der da will in die Post, sagte Sämi. Da kam der Gewünschte mit rothem Gesichte und wackelndem Bauche, wie es einem Ammann wohl ansteht. Du pressirst, Bürschli, sagte der Alte, meinst ich sei morgen nicht mehr gut genug für neunzig Batzen? Wegen dem sei es nicht, sagte Sämeli, aber er müßte für den Vater was zahlen, und da habe derselbe ihm gesagt, er solle das Geld für die Ferkel dafür brauchen. Wird kein anderes mehr gehabt haben, der arme Teufel. Er ist immer der Gleiche, es ist gerade, als ob er Harz im Hosensack hätte. Werdet einander eben nicht nicht viel vorzuhalten haben, meinte Sämeli. Häb dar, sagte der Ammann. Sämeli schob bedächtig die Pfeife in die Tasche, um die Augen frei zu haben, und streckte seine mächtige Pfote hin. Der Ammann zahlte ihm mit einem verdächtigen Zucken um den Mund zehn schöne Batzen in die Pfote, griff dann in die Westentasche, legte zwei schöne Päcklein, deren eins vierzig Batzen enthalten sollte, daneben und sagte, so wird es recht sein, und die sind gut, habe sie erst heute selbst gemacht.

Man ist bald verschossen, sagte Sämeli, und wenn ich zu wenig hätte, so würde mir mein Alter sagen: für was hast du Augen und Finger? Ohne weitere Complimente grübelte Sämeli ein Päcklein auf und zählte laut: 1, 2,

3, das ist ein Rother, 4, 5, 6, du wirst den für einen Ganzen gezählt haben, es ist aber nur ein Halber; 7, 8, 9, wieder ein Rother, 10, 11, 12, 13, das Sechskreuzerstücklein nimmt niemand; 14, 15, 16, das sind nur Schillinge und nicht halbe Batzen; 20, 21, 22, 23, wieder ein Rother und noch einer; 26, 27, 28, diese Kreuzer nimmt kein Hund; 30, 31, 33, 34, was Teufels soll das für ein Stück sein, ein solches hab' ich noch nie gesehn; 36, 37, 38, und ein Halber. Sechs Kreuzer zu wenig und solch schlecht Geld noch. Du wirst schläferig gewesen sein noch, als du sie machtest? fügte Sämeli bei. Der Ammann verlor aber weder die Fassung, noch zeigte er Aerger, er hatte halt probirt. Ich werde verschossen sein, sagte er, das sind Päcklein vom Müller von Krüschlige, sie liegen neben denen, welche ich gemacht. Mit Schein ist er immer der gleiche Schelm. Nun, der kann sie wieder haben, dir will ich anderes holen.

Sämeli blinzte Jakobli an und sagte zu Lisebethli, welche dem Handel mit zugesehen hatte, mit selbstgefälligem Gefühle: Das Zählen macht durstig, hast noch einen Schluck! Lisebethli schenkte ein, sagte aber: Nimm dich in Acht und mache es nicht zu gut, es könnte einmal zu viel sein. Die Rede konnte verschieden gefaßt werden, wie Sämeli sie nahm, wissen wir nicht. Der Alte kam diesmal mit kleinem Silbergeld; häb dar, sagte er und begann wieder zu zählen. Halt, das ist nur ein Dreibätzler, sagte Sämi. Wird ein Sechsbätzler sein, sagte der Alte und wollte fortfahren, aber Sämi setzte nicht ab, bis der Dreibätzler konstatirt war. Hastiger zählte der Alte, ernsthafte Augen machte Lisebethli. Achtzig sagte endlich der Alte, oder ist dir wieder etwas nicht recht, da Sämi die Stücke in der Hand mit dem Finger umrührte. Der Alte hatte wieder einen erblaßten Dreibätzler für einen Fünfbätzler eingeworfen und wußte es recht gut. Etwas mußte gehen, anders konnte er nicht. Als Sämeli immer rührte, sagte Lisebethli: Stecke das Geld einmal ein. Suppe gibt es doch keine daraus,

magſt rühren wie du willſt. Vater, du nimmſt doch auch eins, kannſt es ihnen dann bringen! Als der Alte den Dreibätzler als Fünfbätzler in Sämeli's Sack wandern ſah, wurde er ganz hell auf, und auf eine Maaß oder zwei Kirſchenwaſſer kam es ihm jetzt nicht an, hatte er doch wieder Einen überliſtet. Sämi dagegen war übellaunig, gab ſchnöden Beſcheid, trieb zum Aufbruch, und als Liſebethli ſagte, er ſollte ja nicht vergeſſen zu halten im Heimfahren, ſeine Bütte möge es ihm nicht hüten, ſagte er, ſo werde ſie meinethalb geſtohlen. Iſt ſie aber am Samstag noch da, ſo gieb ſie dem Fuhrmann, welcher beim Hauſe vorbeifährt, und ſprengte davon, was der Kohli laufen mochte. Jakobli war redſelig, Sämeli ſchweigſam. Jakobli begann zu reden vom Liſebethli, bedauerte, daß es ſo ein ungebildet Mädchen ſei, ſie hätte daneben ſchöne Anlagen und gefiele ihm gar nicht übel.

So, ſagte Sämeli, gefiele dir die. Gieb dir aber nicht Mühe, die iſt ſchon verſorgt. Du wirſt doch nicht ſelbſt etwa Abſichten haben? fragte Jakobli verdutzt. Du wirſt doch nicht etwa etwas dawider haben? frug Sämeli ſpöttiſch. Beklemmt ſagte Jakobli: Daran hätte ich keinen Gedanken gehabt, daß du der den Hof macheſt. Du thateſt ſo unmanierlich mit der Tochter und warſt ſo rückſichtslos gegen dem Vater, daß ich mich für dich ſchämen mußte. Wäre nicht nöthig geweſen, ſagte Sime Sämeli's Sohn. Ausgelacht wird mich niemand haben. Dümmere Leute als ſolche Stadtbeſen wie du giebt es d's Land ab d's Land auf nicht. Ihr meint, ihr hättet die Weisheit alle gefreſſen und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art, und daß ein Affe ein Affe bleibt und für einen ſolchen gehalten wird, thue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaaf. Geht das auf mich? fragte Jakobli. Was brauchſt du mir zu ſagen, ich ſei unmanierlich? ſagte Sime Sämeli's Sohn. Ich weiß beſſer als du, was feine Manier iſt. Aber daß der alte Schelm mit dem Dreibätzler mich betrogen und daß ich es

angenommen, selb macht mich böse. Aber warte du nur, dem brocke ich es siebenfach ein, mache das Mädchen meinethalben Augen wie es will. Dann giebt er dir das Mädchen nicht, sagte Jakobli. Mit Vater und Mutter muß man sachte umgehen, wenn man die Tochter will. Das verstehst du wieder nicht. Meinst du, der alte Schelm gebe seine Tochter einem Löffel, der sich betrügen läßt oder aus lauter Höflichkeit das Babi macht. Und wenn er es wollte, so thäte ich es nicht. Sime Sämeli's Sämi hat nicht nöthig ein Meitschi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will.

Das war starker Tubak, und ehe Jakobli ihn verarbeitet hatte, fuhr Sämeli beim Wirthshause vor, wo Jakobli die Post erwarten wollte. Dort wurde Sämeli vom Stallknecht, Stubenmagd und Wirth wie eine bekannte Notabilität empfangen, Jakobli aber gar nicht beachtet. Das ärgerte begreiflich Jakobli, er ließ es merken, daß er Herrn Esau's Sohn sei, damit gewann er nichts, als daß für eine Weile der Wirth das Gespräch über Korn und Roßhandel abbrach und gar lästerlich loszog über die bestehende Ordnung der Dinge und jeden Satz mit den Worten schloß: Und es ist mir ganz recht, wenn sie es vernehmen, es ist gut, wenn sie es einmal wissen, wie man auf dem Lande gesinnt ist und was man denkt. Sämeli pressirte fort, ob der Dreibätzler oder das Mädchen ihn fortzogen, wissen wir nicht; aber er fuhr nach kühlem Abschied von dannen, wie Einer, der eine schwere Last abgesetzt hat und leicht und unbeschwert von dannen fährt. Das mühte Jakobli sehr, und da weder Stubenmagd, Stallknecht oder Wirth sich um ihn kümmerten, er drei Stunden auf die Post warten mußte, so hatte er Zeit zum Meditiren.

Das war aber sehr trübselig und er ward ganz klein im Gemüthe. Gestern zog er aus von hier mit kühnen Erwartungen, er hoffte mit Cäsar sagen zu können: veni, vidi, vici, und vierundzwanzig Stunden später rückte er wieder hier ein, total klein gemacht, fast wie ein gebadeter Hahn. Rundum

waren ihm die Federn niedergepreßt worden, der Kamm mit scharfer Lauge gebrüht, so ein gar Nichts war er gewesen vierundzwanzig Stunden lang, er, Herr Esau's Sohn, und hatte sich zu einem gar Nichts machen lassen ohne Gegenwehr, accurat wie ein Schaf, das auch nichts zu machen weiß, wenn man es zur Schlachtbank führt. Er, der doch was galt in seinem Kreise, in seinem Büreau und namentlich als Herr Esau's Söhnelein war urplötzlich vierundzwanzig Stunden lang nicht bloß ein Tropf geworden, gleichbedeutend mit einem Tropfen Wasser, sondern eine Art von Vogelscheuche, welche die Vögel gar nicht fürchten, sondern ihren Muthwillen damit treiben. So gleichsam einen schrecklichen Traum zu erleben vierundzwanzig Stunden lang, nach Verfluß derselben plötzlich zu erwachen und nun in Einsamkeit drei Stunden lang meditiren zu müssen über Sein und Nichtsein, ob es gewesen oder nicht gewesen, was man gerettet, was man verloren, was man gesagt und nicht gesagt, hätte sagen sollen und Einem leider nicht in Sinn gekommen, es ist fatal, es ist mehr als fatal, es ist gräßlich und namentlich für einen jungen Eidgenoß mit Selbstgefühl und Schnauz; es ist mehr als gräßlich, es ist eigentlich wirklich zum Sterben. Indessen können wir sämmtlichen Lesern und absonderlich den lieben Leserinnen die Versicherung geben, daß die Post den guten Jakobli noch lebendig fand, mitnahm, und daß derselbe sich mit jedem Zug gegen die Hauptstadt erholte, das Bewußtsein wieder fand, und daß, als er zu dem Thore einfuhr, er vollständig bei sich selbsten war und nach einigen Tagen vollständig der Alte wurde, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß es ihn nach einem Besuche auf dem Lande nicht mehr gelüstete. Er begriff, daß das Land etwas Anderes ist als die Hochschule, daß der Besuch desselben Vorstudien fordert.

Segen und Unſegen.

(Erſchien zuerſt in den Alpenroſen, Jahrgang 1850.)

Schön scheinet die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind, da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen Himmel. Sie hat sichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freundliche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Aepfel sich röthen, läßt den guten Kühen die Wiesen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie sie Aepfel braten und Kartoffeln, und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglühen die Weidefeuer der Buben, Sternchen über's Land gesäet, wie Sterne gesäet sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten, welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner Sabbath in der Sonne Schein, mit blanken Kühen auf den Weiden, geputzten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so still und feierlich, da ist es dann wirklich, als sei man im Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den ewigen Sabbath führen, denn Schöneres giebt es eben kaum auf Erden, als ein stiller

friedlicher Herbstsonntag in der Sonne Glanz. Auf Erden wechseln Menschen und Moden, Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde berührt, auf immer das Eine, und Anderes kehrt wieder und immer wieder, so lange die Sonne geht am Himmel, so lange Gottes Hand die Erde hält. So kömmt wohl die Nacht auch über solch einen lieblichen Sonntag und die Nacht ist sein Grab, und aus seinem Grabe wird der Montag geboren, aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in sieben Tagen vielleicht und oft in sieben Jahren und gar manchmal in siebenzig Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande, mit der alten Wonne für das neue Geschlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her sein, als ein solcher Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhause lebte seit einigen Monaten einsam ein junger Pfarrer. Haus und Herz waren ihm so ziemlich leer, nicht im bösen Sinne, aber um so fataler ist es eben. Sein Mobiliar bestand größtentheils aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten Stühlen und dreibeinigen Tischen, besseres hätte sein Vermögen überstiegen; denn ob selbst die dreibeinigen Tische ganz bezahlt waren, möchten wir fast zweifeln. Es sei ein grusam Armer, aber dr freinst Schlabi, wo man finden wolle, hieß es in der Gemeinde. Daß sein Herz leer war, war nicht seine Schuld, an Liebe und Wünschen fehlt es nicht. Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern lassen, wenn sie ihm nur jemand gebracht hätte, aber er finde keine, sagte er, und doch sei die Welt voll heirathslustiger Mädchen, sage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte unter die Leute, welche ohne verwandtschaftliche Bande aufwachsen, mehr Bekanntschaft mit Büchern als mit Menschen haben, schüchtern und blöde sind, wandeln als ginge es auf lauter Eiern und als seien sie gläsern, könnten beim geringsten Putsch splittern. Solchen Leuten sieht man es nicht an, wie gerne sie eine Frau hätten, wie viel Liebe sie

im Herzen haben und wäre sie saumweise auszumessen oder centnerweise zuzuwägen. Das sind die stillen Wasser, welche so tief sind, d. h. so voll Liebe und Zärtlichkeit sind, daß wenn es einmal einem Mädchen dazu kömmt, diesen Gefühlen Bahn zu machen, es riskirt, im Streme derselben zu ersticken, zu ertrinken.

Dieser junge Pfarrer hatte am Morgen gepredigt und zwar schön. Die ganze Gemeinde sagte, dem würde es kein Mensch ansehen, wie schön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht gehalten und beim Heimgehen aus der Kirche einer der Chorrichter ihm gesagt: Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es ist lustig bei uns, man sieht weit über's Land. Der Pfarrer hatte es versprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohl gethan, er lebte besser daran als an dem zähen Stück Rindfleisch, welches seine Magd nebst einer gewaltigen Schüssel voll Kabis ihm nachher aufstellte. Der gute Pfarrer stand auf, ehe er allen Kabis gegessen hatte. Wenn er nicht mehr esse, so hätte sie wenigstens noch viermal zu wärmen daran, sagte die alte Magd. Wenn sie daran gedacht, sie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten sie die ganze Woche daran gehabt und erst am nächsten Sonntag frisch kochen müssen. Wenn sie es nicht vergesse, wolle sie es für die nächste Woche so reisen, ein Mues dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf diese Art sparen, man glaube es nicht. Wir können nicht sagen, daß diese Aussichten beitrugen, den jungen Mann heiter zu stimmen, mit bedenklichem Gesichte und schweren Seufzern schritt er vor dem Hause auf und ab, und alle Augenblicke erlosch ihm die Pfeife.

Draußen war es so wunderlieblich, so duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht-stunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel schöner als die schönsten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Aesten der Birnbäume, unter denselben im Grase hielten Eichhörnchen

ihre muntern Tänze; auf der Weide gingen stattlich die Kühe, Böcklein und Lämmlein sprangen, und lustige Buben jauchzten laut und weit, als wären sie große Majestäten und ertheilten ihre Befehle über's Land. Alles war lustig, und einsam wandelte unser junger Pastor vor seinem Hause auf und ab, recht trüb im Gemüthe. Sein Tagewerk war vollendet, in dieser Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten sollte er nicht, es ist auch für den Pfarrer der Sabbath da, mit den Lämmern konnte er nicht springen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu spielen, kein Mensch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; sie waren alle in den grünen Matten bei den schönen Weidfeuern, brieten Aepfel, Birnen und wessen sie sonst habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüthe, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüthe und mit irgend wem ein traulich Wort reden, mit Menschen oder Gott. Er sah an die Uhr, er sah auf seine Schuhe, er sah, so weit er konnte, was Himmel und Erde vorhät'en, er sah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockensten seien, am geradesten liefen, wo man am wenigsten naß werde oder sich verirren könnte und ob ein Regenschirm nöthig sei oder nicht. Das Wetter war beständig, schön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wissen, es sei schon mancher beim schönsten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen und habe einen großen Pfnüsel davon getragen. Indessen wäre es doch fatal, wenn er einen Regenschirm nehmen würde, und der Stock thäte es auch. Die Leute könnten meinen, er verstünde sich nicht auf's Wetter, und wenn man's auch nicht verstehe, so müßte man es sie doch nie merken lassen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man sie nicht merken lassen wolle. Die Leute haben feine Nasen, absonderlich auf die Pfarrer. Die Nasen sind nämlich nicht alle gleich und in Beziehung auf die Gegenstände

nicht gleich gut. So giebt es Hunde mit trefflichen Nasen auf Hasen, welche aber mit Füchsen nichts machen könnten. Unser Pfarrer war sehr stark im Verweisen, so stark, daß, wenn er endlich mit dem Verweisen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längst vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverschämt, dachte er wohl, so gleichsam brühwarm der Einladung zu entsprechen. Indessen, wenn er beim Hause oder in der Nähe desselben vorbeispaziere und man ihn sehe, rufe man ihn vielleicht und nöthige ihn herein, wenigstens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wisse, oder einen Regenschirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde.

Er rief seine Alte und frug, wo aus er müsse, um bei der Speckseite vorüber zu kommen, wo der Chorrichter wohne. Nicht daß er dort einen Besuch machen wolle, er möchte nur so vorläufig sehen, wo er wohne. Das ist mir anständig, wenn ihr mir vom Hause wegkömmt, sagte die Alte. Ich denke, nüchtern werdet ihr nicht heimkommen. Ist's nicht in der Speckseite, so ist es an einem andern Orte, wo die Leute gwundrig sein werden zu sehen, ob der Pfarrer ist wie ein anderer Mensch. Und thut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn sie euch etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, ihr verachtet sie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'Nacht, es macht mich nichts täuber als z'koche, wenn es niemand essen will. Und endlich, wenn ihr noch was möchtet, wenn ihr heimkommt, he nun, so sind Aepfel da und Birnen, b'sunderbar schöne Grundbirnen, und wenn ihr noch was Warmes möchtet, he nun, so ist der Kabis noch immer da und wenn es sein muß, bald gewärmt. So ausgerüstet mit Weisungen und Aussichten ging endlich unser guter Herr ab. Aber schüchterner kann kein sechszehnjähriges Mädchen auf der Landstraße gehen, als der Pfarrer durch seine Gemeinde und umsichtiger und ängstlicher kaum

Einer, der mit der fixen Idee, gläsern zu sein, behaftet ist. Von dem schönen modernen Selbstbewußtsein war auch nicht eine Spur bei ihm.

Nach vielen Abenteuern und großen Gefahren, zwei Hunde hatten ihn angebollen und eine Kuh, welche er aber für einen Bullen gehalten, war auf ihn eingelaufen und hatte ihn über einen dicken Zaun weg angesehen, kam er endlich in die Nähe der Speckseite. Es war ein reicher Hof, ein stattlich Haus stand mitten drin, und vor demselben spazierte ein großer schwarzer Hund mit einem sogenannten Federnstiel; der Weg führte dicht am Hause vorbei. Da wackelte dem guten Pfarrer das Herz, er war drauf und dran zurückzukehren. Er fürchtete die Hunde schrecklich, hatte schon oft geträumt, er sei von einer solchen Bestie lebendig gefressen worden, hatte diese Operation sehr unanmuthig gefunden und schlotterte daher sehr, sobald er eine solche Bestie von weitem sah. Ach Gott, man denke sich, dicht vor ihm die Speckseite, aber vor der Speckseite ein schrecklicher Hund mit weitem Maul und großem Federnstiel!

Indessen, der Pastor war ein Mann, er dachte, fressen, ehe er schreien könne, werde die Bestie ihn nicht, und weil's Tag sei, kämen die Leute immer noch zeitig genug, ihm das Leben zu retten. Ein Loch in die Hosen könnte es wohl geben, zum Glück aber habe er die ältern an, wo nicht so viel mehr zu bedeuten hätten. Er rückte also vorwärts, aber mit Bedacht, und kein Kosackenoffizier kann den Nebel, in welchem er reitet, schärfer beachten, als der Pastor das Haus vor ihm in der hellen Sonne. Unglücklicherweise kam er gegen das Haus von hinten, wo bekanntlich keine Fenster sind; es rührte und regte sich nichts in und um das Haus, als der schwarze Hund mit dem schönen Federnstiel. Der stand auch still, als der Herr näher kam, und sah nach ihm, fast wie der quasi Stier über den Zaun. Als der Hund sah, daß er ein ganz ungewohnt Kleid an hatte, so schwarz wie keine andere Leute

es hatten, that er das Maul auf, fing ein heftig Bellen an und ſtellte ſich ſogar in der Straße auf. Er ſchien einen eigenen Zorn auf das Schwarze zu haben und war doch ſelbſt ſo ſchwarz. Gerade das war des Pfarrers Glück. Der ungewohnte Zorn machte drinnen die Leute aufmerkſam. Die Thüre ging auf, ein ſchlankes Mädchen trat heraus und rief: Schnauz, komm her, willſt ſchweigen oder nicht? Und als er nicht ſchweigen wollte, nahm es ihn beim Halsband, zerrte ihn dem Hauſe zu, während der Herr näher trat, ſeinen Engel zu ſehen und ihm gebührend zu danken. Da öffnete ſich noch einmal die Thüre und heraus kam des Chorrichters ſelbſteigene Perſon und dankte, daß der Pfarrer ſo bald ihm die Freude mache, ihn zu beſuchen.

Der Pfarrer war in Verlegenheit, er wollte ſagen, er habe eigentlich nicht zu ihm kommen wollen, wie ſo ungefähr ſich umſehen, wo er wohne, damit er es ein anderes Mal wiſſe. Aber er mußte immer auf den Hund ſehen, der ihm ganz nahe bei den Beinen ſtand mit grimmigem Geſichte, und auf das Mädchen mit einem ganz andern Geſichte, ob das allfällig bei der Hand ſei, wenn Schnauz nach ſeinen Beinen fahre. Bind den Schnauz an, Bethi, ſagte der Chorrichter, der Herr Pfarrer iſt, wie es ſcheint, nicht Liebhaber von Hunden; kommt herein, da thut er euch allweg nichts. Der Pfarrer, unter vielen Entſchuldigungen, daß er eigentlich nicht wolle, und vielen Rückblicken nach Hund und Mädchen, ob das letztere nachkomme, der erſtere gehörig angebunden werde, trat endlich ein.

Die Frau Chorrichterin war ausgegangen. Des Chorrichters Mutter, faſt achtzig Jahre alt, war da und freute ſich ſehr, den neuen Pfarrer zu ſehen, von dem ſie gehört, er predige ſo ſchön. Sie werde ihn nicht mehr predigen hören, ſagte ſie, deſto mehr freue es ſie, wenn ſie hier ein ſchön Wort von ihm höre. So ein Wort ſei für ein altes Herz gar koſtbar, es lebe manchen, manchen Tag wohl daran und

je länger je beſſer, je weniger der Leib irdiſche Speiſe begehre und vertragen möge. Das werde ſo geordnet ſein den alten Leuten zu Lieb und Ehr, daß ſie auch ein Wohlleben hätten ſo gut als die jungen. Das freute den Pfarrer begreiflich und beſonders, daß man mit ſeinen Predigten ſo zufrieden ſei; er hatte Reſpekt vor der alten Frau, aber aufrichtig zu ſagen, ſchielte er immer nach der Thüre, vollſtändig befriedigte ihn dennoch die Großmutter nicht. Aber Bethi kam nicht hinein, es hatte draußen das Amt der Mutter zu verwalten. So ſchmerzlich das der Pfarrer empfand, ſo gereichte es ihm doch zum Vortheil, denn um ſo erbaulichere Geſpräche führte er mit der Großmutter, um ſo beſſer kriegte er einen Stein in ihrem Brette. Nach und nach merkte er, warum Bethi nicht in die Stube kam. Es drang ein Duft in die Stube, ein viel beſſerer als von Kabis, er merkte endlich, daß er vom Küchlen kam. Er freute ſich darauf, er dachte, wenn es iſt, wie ich meine, ſo kann dieſen Abend meine Alte Mühe und Kabis ſparen. Plötzlich riß Bethi die Thüre auf, daß der Pfarrer zuſammenſchrack, in der Meinung, Schnauz habe ſie eingeſprengt, und ſchrie hinein: Aetti, geſchwind, Klaus iſt ſchon wieder da, denk doch, was das für ein Leid und Elend iſt. Schon wieder, ſagte der Chorrichter. Iſt die Kehr ſchon wieder an mir, das geht geſchwind, wenn es was Gutes wäre, da könnte ich ſchon länger warten.

Der Chorrichter ging hinaus. Der Pfarrer ſah fragend nach der Großmutter. Dieſe ſagte: Es iſt ein Umgänger ſchon wieder da, den wir Alle ſcheuen. Umgänger, ſagte der Pfarrer, das wird nicht das Gleiche ſein, was Umbieter? Es iſt ein Armer, der bei den Bauern im Kehrum geht und unterhalten werden muß. Zwei, vier bis ſechs Tage, je nachdem einer einen großen oder kleinen Hof hat. Es iſt mir auch in alle Glieder gefahren, ſo lange der da iſt, kann ich kaum ein Auge zuthun, antwortete die Großmutter. Aber warum? ſagte der Pfarrer. Ich dächte doch, ſo einem Armen

könnte man die Ordnung machen, welche man haben will, und will er nicht, so wird man ihn wohl dazu halten können. Ja sonst wohl, aber mit dem ist's etwas Besonderes, erwiederte die Frau. Klaus war hier der Bauer und weit und breit der Vornehmste. Was ihr nicht sagt, entgegnete der Pfarrer, der Bauer hier und jetzt im Umgang? Wie war das möglich, hatte er Unglück oder was war schuld? Der Hochmuth, Herr Pfarrer, der Hochmuth, sagte die Großmutter. Mit dem Hochmuth hat er sich versündiget und sollte jetzt erfahren, was Gott ist und was der Mensch ist, und kann es doch noch nicht einsehen, der arme Tropf. Wenn es dem Herrn Pfarrer nicht Langeweile macht, einer alten Frau zuzuhören, so will ich es erzählen, wie es ihm ging. Der Herr Pfarrer kann es dann weiter sagen, es wäre gut, es thäte noch mancher ein Exempel daran nehmen.

Dieser Hof war lange Jahre in einer Familie. Diese Familie besaß großen Reichthum und war von Vater auf Sohn in hohem Ansehen weit umher. Klaus war einziges Kind, schön wie der junge Tag, daher ein Meisterlos, man kann sich's denken. Knechte und Mägde mußten ihn auf den Händen tragen, er war's, der schön und wüst Wetter machte im Hause, er war ein kleiner Herrgott; zu ihm beteten seine Eltern wohl nicht, aber er wird ihnen lieber gewesen sein, als Gott. Was er machte, war ihnen recht, so konnte Gott es ihnen nicht treffen. In der Schule war er der Kinder Plagegeist, des Schulmeisters Zwingherr und dem Pfarrer machte er es in der Unterweisung nicht viel besser. Mit besonderer Lasterhaftigkeit war er nicht behaftet, als mit dem Hochmuth. Er glaubte sich der Größte auf der Welt, gehorchte niemanden, verachtete Alle, er wußte gar nicht, daß es auf der Welt irgend anders gehen könnte, als gerade wie er wollte.

Er heirathete nicht früh. Man fand lange im ganzen Lande kein Mädchen, welches reich und vornehm genug war. Endlich wurde doch eines aufgetrieben, welches sich ganz gut

zu ihm schickte, wie das eine Auge zum andern Auge. Es war hochmüthig und meisterlos wie er, wußte nicht was Arbeit war, konnte Werktag und Sonntag kaum von einander unterscheiden. Da gab es ein großes Wesen im Lande, als Klaus Hochzeit hielt, es ging fürstlich zu. Drei Tage dauerte die Hochzeit, über hundert Rosse waren dabei, von Wunder sprachen die Leute, wie viel gegessen und getrunken worden und was es gekostet. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die Hochzeitgäste die Hochzeitgeschenke oder sandten sie durch Kinder und Knechte, Hausrath und andere schöne Sachen von allen Arten, daß zwei mit Abnehmen genug zu thun hatten. Wer das Geschenk brachte, sagte dazu: Meister und Meisterfrau oder Vater und Mutter ließen den Gruß verrichten und schickten da eine Kleinigkeit aus Freundschaft, nur um den guten Willen zu zeigen, und ließen Gottes Glück und Segen wünschen, das sei das Beste. Darauf sagte Klaus in seinem Hochmuthe gewöhnlich die frechen Worte: Habe das nicht nöthig, wüßte nicht, was es brauchen, habe sonst Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen. Ob diesen Worten graute Allen, welche sie hörten. Sie fingen an sich zu fürchten, machten, daß sie fortkamen, und Viele rührten von Speise und Trank, welche ihnen angeboten wurden, nichts an. Wenn sie es dann daheim berichteten, so schauderte es Alle ob diesem Uebermuth, und Viele sagten, wenn sie nur nicht am Hochzeit gewesen, sie wollten viel geben.

Am meisten stund ein Knechtlein aus, welches viel dabei sein und dem Meister abnehmen helfen mußte. Wenn es des Meisters Antwort hörte, ward ihm alle Mal, als zittere die Erde, als müßte sich der Himmel aufthun, ein Blitz hinunterfahren und sie erschlagen oder der Boden sich aufthun und sie verschlingen. Er b'segnete sich brav und rief die drei höchsten Namen an, aber Zittern und Schlottern konnte er doch nicht vertreiben. Da nahm er endlich das

Herz in beide Hände, denn der Meister war ein stolzer Mann, und die Knechte besannen sich dreimal, ehe sie einmal mit ihm sprachen oder ihm gar widerredeten, und sagte: Meister, d'r Tusig Gottswille, y'rnütiget Gottes Glück und Segen nicht so, ich darf nicht mehr warten, man weiß ja nicht, was es geben könnte. Da sagte der Meister, so geh und sieh, wie weit du kömmst mit Gottes Glück und Segen, aber unter mein Dach komm mir nicht wieder!

Klaus ward ein großer Mann und meinte, wenn er rede, solle Alles zittern, wie es geschieht, wenn unser Herrgott donnert. Er regierte in der Gemeinde, daß lange niemand gegen ihn den Mund aufthun durfte, und wenn er im Wirthshause saß, gingen die Meisten gerne drei Schritte um ihn herum und saßen an einem andern Tische ab. Doch wie es ist mit den Menschen, Schmeichler gibt es an allen Orten, Leute, welche am liebsten vom Schmarotzen leben. Diese saßen' an seinem Tische ab, rühmten ihn dann, als ob er, Gott verzeih mir meine Sünde, unser Herrgott wäre und sie seine heiligen Engel. Saubere Engel das, welche erst den Hals voll logen und lobten und dafür den Hals voll Speise und Trank bekamen. Denn wenn Klaus für arme Leute meist nichts hatte als grobe Worte und verblümt und unverblümt zu verstehen gab, wenn die armen Leute es nicht besser haben wollten, als es ihnen zukäme, so brauchten sie nicht zu betteln, sie fänden Fressens genug an allen Wegen und Hägen, so hatte er dagegen Säcke voll Neuthaler für Alle, welche es ihm treffen konnten und ihn zu rühmen vermochten, daß die Wände krachten, daß es fast die Stube versprengte. Mit solchen Schmeichlern lag er oft ganze Nächte im Wirthshause, und wenn sie ihn an einem Markttage in Bern oder Burgdorf so recht zwischen sich kriegen konnten, so wußte kein Mensch, wann er heimkam. Es war ihm nicht um den Wein, sondern um's Schmeicheln, und wenn er sich betrank, so war es anfangs nur so gleichsam im

Vergeß und um die Freude zu wässern, welche er hatte im Gemüthe, wenn man ihn so recht grünelich erhob, daß es ganz keine Art mehr hatte.

Je mehr er draußen alles zwingen wollte, desto weniger regierte er daheim, desto weniger sah er zu seiner Sache. Er brüllte wohl zuweilen die ganze Speckseite voll und weit umher alle Höfe, daß man hätte meinen sollen, es sei dort ein Obergeneral, wie keiner sonst sei in der ganzen Welt. Aber das that er nur so z'stößenweis, wenn er zornig war, er wußte gewöhnlich nicht warum, und abtragen that es auch nichts. Man sah es aber auch dem Hofe bald an. Er mag mehr ertragen, als viele andern Höfe, aber wenn es einem Menschen an Nahrung und Pflege fehlt, sieht man es ihm bald von weitem an, geschweige dann einem Hofe. Wo man zum Hofe nicht sieht, sieht man auch nicht zum Vieh, da geht, wenn man durch Liederlichkeit das Unglück in die Ställe pflanzt, noch viel mehr drauf in kürzerer Zeit, besonders wenn man auch mit kostbarem Vieh Hochmuth treibt. Die kostbarsten Rosse, die schönsten Kühe gingen in den Boden, weiß Gott wie viel, wie mancher Knecht deswegen fortgejagt wurde. Den Fehler suchte Klaus nie am rechten Orte, und des Geldes achtete er sich wenig, er that nur deshalb wüst, weil das ihm geschah, weil er das leiden mußte, ohne was dran machen zu können. Seine Frau war auch nicht anders. Sie war wohl etwas mehr daheim als Klaus, doch wo irgendwo eine Gelegenheit war, Staat zu machen, war sie dabei, und wenn sie schon daheim war, kümmerte sie sich um das Hauswesen gerade so viel als Klaus, wenn er nicht daheim war. Sie hatte ihre Weiber und deren das Haus voll, welche ihr alles zutrugen, was sie zu vernehmen und zu erlügen vermochten, und dann wieder aus dem Hause trugen, was ihr Herz gelüstete, nachdem sie gegessen und getrunken hatten, so viel als in die Haut mochte. Was Spatzen in einem Waizenfeld vermögen oder auf einem Kirschbaume,

das weiß man, aber was so eine Schaar Weiber in einem Hause, wo sie aus und eingehen, verrichten, selb wissen nicht alle Leute.

Um die Haushaltung kümmerte sie sich also nicht, rührte mit keiner Hand was an, turnirte schrecklich aus mit jeder Magd, welche ihr nicht eben genug trat, verstund aber eine dieses, dann konnte sie machen was sie wollte, und hätte sie gestohlen wie eine Rattmaus, es war alles recht. Da sah man, daß der Bauer den Hof gut oder schlecht macht, und daß es viel ärger ist, wenn das Weib in der Küche fehlt, als wenn man das Hagelwetter über den Acker hat. Die Speckseite ermagerte und nicht manches Jahr ging's, so ernährte sie bei dem großen Verbrauch die Haushaltung nicht mehr, man hatte nicht mehr Sachen genug, nicht mehr Korn genug für Brod, es mußte z'Mühle gekauft werden, es mußten Rinder zum Schlachten gekauft werden und noch andere Sachen. Aber da war noch Geld genug, Kummer wegen Mangel brauchten sie nicht zu haben, und minderte das Geld, so kamen Zinse, und reichten die Zinse nicht, zog man die Kapitalien ein oder brauchte eingegangene auf, und wie diese minderten, achtete man nicht, denn Klaus schrieb nicht auf, dazu hatte er nicht Zeit. Was trage das ab? fragte er. Was man hätte, das wüßte man, und was man nicht mehr hätte, das brauche man auch nicht mehr zu wissen. Wo Geld und Sachen genug seien, hätte man solchem wenig nachzufragen.

Aber auch die Zeit kam, wo Geld und Sachen minderten und Klaus solchem nachfrug. Klaus hatte in seinem Hochmuthe im Namen der Gemeinde zu prozediren angefangen, bald hatte er an diesen Prozessen nicht genug, er fing eigene an mit jedem, der nicht nachsagen wollte, was er vorsagte. Er hürschete seine und der Gemeinde Angelegenheiten, sein und der Gemeinde Geld untereinander, wie man Mehl und Milch durcheinander rührt, wenn man einen Brei durch-

einander rührt. Da muß Einer mehr können, als Brod essen, wenn er dieses wieder auseinander bringen will. Etwas ward gewonnen, viel verloren, es gingen Eide, es gab Feindschaften, die Haare waren den Leuten zusammengeknüpft weit umher. Es schien kein Mensch mehr des andern Freund, es war ein Graus dabei zu sein. Man glaubt gar nicht, was ein einziger Mann verrichten kann, wenn er z'Bösem gerathet. Und hat einmal der Teufel einen Menschen bei einem Häärlein, so steht er nicht ab, bis er ihn ganz hat vom Kopf bis zu den Füßen. So ging es Klaus, er wurde alle Tage schlechter, er trieb alle Laster, was er sich Alles auf das Gewissen lud, weiß Gott. Manches kam ihm aus, manches nicht, ob alle Eide falsch waren, welche er schwur, ist noch nicht an der Sonne. Was das Schrecklichste war, ist das, daß Klaus manchen Hausvater nach sich zog, daß er mit ihm schlecht wurde, mit ihm zu Grunde ging und andere sonst um ihre Sache kamen. Klaus rechnete nicht, Klaus brauchte nur, zwischen seinem Gelde und anderem Gelde machte er keinen Unterschied, er nahm, wo er fand, er fragte nicht, ist's Geld von der Gemeinde, ist's Wittwen- oder Waisengeld. Viele Leute schüttelten die Köpfe, sagten, so könne es doch nicht immer gehen, ob denn niemand da sei, der reden dürfe. Aber es war niemand da, nicht einmal der Herr Pfarrer; einen großen Mann, wie Klaus war, anzugreifen, will was heißen, es dürfen das heutzutage noch Größere nicht. Es ist ein Elend in der Welt, daß Frechheit und Uebermuth Schilde sind, hinter denen die wüstesten Leute sicher sind. Es waren wohl mindere Leute, die klagten, und Wittwen und Waisen weinten, aber es half ihnen niemand, es hörte sie niemand, es stieß niemand gerne seine Arme in diesen wüsten Teig.

Endlich mußte es doch sein, Klaus von allen Seiten um Geld bedrängt, veräußerte und verfälschte Titel, man mußte untersuchen, wie ungerne man es auch that. Als man

einmal angefangen hatte, konnte man nicht mehr zudecken, und jetzt kam alles auf den Klaus dar, er war niemanden lieb und seine ärgsten Schmeichler tribelirten ihn jetzt am meisten. Hätte er nicht Hilfe gehabt, wo man nicht sagen darf, weil man zu ihm Sorge tragen mußte, um nicht selbst in die Dinte zu gerathen, er wäre damals an oberkeitliche Kost gekommen, wie man allgemein sagte. Ach, Herr Pfarrer, es ist für die Untergebenen die schrecklichste Sache, wenn Obere und Regenten nicht sauber sind, denn dann haben die schlechten Leute ihre gute Zeit und die braven Leute müssen es entgelten, denn da gewinnen die Schlechten von allen Seiten, und überall heißt es: schweigst du mir, so schweig ich dir. Wittwen und Waisen mußten es entgelten und doch heißt es, daß verflucht sei, wer das Recht von Wittwen und Waisen beuge.

Aber über Klaus kamen seine Gläubiger, und für seine Schulden einstehen wollte niemand, das hätte Geld gekostet; Gunst kostet nichts, Gunst geht auf Landeskosten. Jetzt schwanden Klaus Geld und Sachen. Gülten hatte er keine mehr, Vorräthe hatte er keine, seine Frau hatte dafür gesorget, daß keine da waren, sie hatte keine aufgehäuft und die, welche sie gefunden, hatte sie längst verplämpert. Jetzt mußte er um Geld aus und lange wollte ihm niemand geben, niemand mochte mit dem Manne zu thun haben. Endlich fand er Geld, aber seine Frau mußte mit dem Weibergut den Nachgang erklären, der Hof wurde verpfändet und er konnte die Noth stellen, einen großen Theil der dringlichsten Gläubiger befriedigen. Jetzt erfuhr er es aber, was für ein Unterschied es ist zwischen Zins ziehen und Zins geben und dazu ohne Gottes Glück und Segen. Sie brachten es beide nicht zum Beten und Arbeiten, sie dachten wahrscheinlich nie an's Zinsen, sie blieben die Gleichen, sie wollten die vornehmen Leute bleiben und zeigten den alten Hochmuth, und doch sah man, namentlich ihm, überall die Armuth an in den ver-

wehten Kleidern, in denen er so mager stack wie ein Zaunstecken in einer Kapuzinerkutte. Etwas mehr mußten sie zu Hause bleiben, da lebten sie in beständigem Streit. Sie hielten sich beide alles Schlechte vor, jedes dem andern seine eigenen Laster, jedes sollte schuld am Unglück sein, jedes zählte auf, was es ererbt, das andere ihm verthan, jedes muthete dem andern das Arbeiten zu, jedes forderte vom andern, daß es den Anfang mache. Kriegten sie ein Stück Geld in die Hand, machten sie es wie die Hühner, denen man Brod gibt, das Huhn, welches ein gut Stück in Schnabel bekommt, läuft mit demselben bei Seite, um es insgeheim zu verzehren, die andern alle ihm nach, um es ihm abzujagen. Das ist bei den Hühnern bedauerlich, denn sie ersticken oft fast an den großen Bissen, welche sie hinunterwürgen müssen in aller Eile, geschweige denn bei Menschen. Nach wenig Jahren war er wieder am alten Ort; betrieben von allen Seiten, ohne Geld, ohne Sachen, ohne Gottes Glück und Segen, so ist der Mensch doch wirklich mehr als arm. Er bot allem auf, sich zu retten, alle Liste, alle Ränke, aber wie gute Hunde hinter einem lahmen Hasen waren die Gläubiger hinter ihm, endlich mußte er sich ergeben und den Geltstag anrufen. Der Hof wurde versteigert und sehr wenig blieb als Rest des großen Weibergutes. Sie zogen zur Miethe in ein kleines Städtlein, da war von Knecht und Magd nicht die Rede mehr; er sollte holzen, sie kochen, sie sollte gartnen, er Erdäpfel setzen, sollten pflanzen und Geld verdienen; sie waren arm, aber sie waren noch vornehm, arbeiten konnten und mochten sie nicht, sie trotzten Gott, sie ergaben sich ihm nicht. Man erzählt viel Schlechtes von ihnen, ich will es nicht wiederholen. Gottes Hand legte sich schwer genug auf sie, statt Geld und Sachen genug, statt Gottes Glück und Segen hatten sie bald gar nichts mehr als Gottes Hand schwer auf ihren Häuptern. All ihr Eigenthum war verthan, verdienen konnten sie nichts, im Glück hatten sie alle ihre

Verwandten mit Verachtung von sich geſtoßen, im Unglück hatten ſie auch jetzt keine, verhungern wollten ſie nicht, ſie wollten leben und ſo wenig ſchlecht als möglich. Klaus forderte das Nöthige von der Gemeinde und zwar mit Wüſtthun und Brüllen. Für den Schaden, den er der Gemeinde angethan, hatte er keinen Sinn, er gab im Gegentheil die Gemeinde ſchuld an all ſeinem Unglück. Ob der Sorge für ſie habe er den eigenen Haushalt vernachläſſigt, Tag und Nacht ſei er ihrem Wohl obgelegen und ſtatt ihm zu danken, habe man ihn verdächtigt, mit ihm procedirt. Alles habe er machen müſſen und am Ende nichts davon gehabt, als die Verantwortung und das Gutmachen. Alle Andern hätten ſich drausgemacht, ihn ſtecken laſſen. Jetzt in der Armuth denke man nicht, was er gethan, hätte am liebſten ihn todt. Aber nur Geduld, ehe er ſterbe, kehre er noch den Kübel um, daß es ſtinke im ganzen Lande. Da half man ihm mit Hauszins, Land, Holz und allerlei, denn mit Wüſtthun hat ſchon mancher viel gezwängt, und doch half es nicht, ſie hatten immer nichts.

Unterdeſſen waren Jüngere nachgewachſen und in den Gemeinderath gekommen, die fürchteten ſich vor Klaus nicht, ſie ärgerten ſich bloß ab ihm und erkannten ihn und ſein Weib in Umgang. Der reiche Klaus mußte alſo in der Gemeinde, welche er regiert hatte, 'als Bettler gehn von Haus zu Haus, in einem Hauſe einen Tag, in andern vier oder fünf bleiben, konnte hier in einem Bette ſchlafen, dort im Stalle, konnte bald am Tiſche eſſen, bald auf der Ofenbank. Das war den Leuten faſt ſo zuwider als Klaus und ſeinem Weibe, die faſt alle Scham verloren hatten. Aber ſie ſagten, es werde nicht ſo lange dauern, und dann könnten die Kinder ein Exempel daran nehmen, wie weit man es mit Stolz und Uebermuth bringe. Aber die Leute machten eine falſche Rechnung, denn Gott iſt der Herr des Lebens und des Todes, er läßt geboren werden die Menſchenkinder und ruft ſie wie-

der. Zehn Jahre gingen sie um von Haus zu Haus, eine Strafe Gottes für die ganze Gemeinde, denn wenn jeder Hausvater in der Gemeinde zu rechter Zeit den Mund aufgethan und der Wahrheit Zeugniß gegeben hätte, so weit wäre es nicht gekommen. Es erschracken alle Leute, wenn sie gegen das Haus kamen, diese beiden, die in Grimm und Zorn brannten ohne Unterlaß, mit nichts zufrieden waren, mit allen Leuten zankten oder unter sich, sich gegenseitig ihre Sünden vorwarfen und die Gemeinde verfluchten. Besonders ist in dieses Haus der Schrecken eingekehrt, seit das schreckliche Paar in Umgang kam. Man kann es sich denken, wie es in ihnen kochen mußte, wenn sie als Umgänger über diese Schwelle kamen, in das Haus, wo sie als die Reichsten und Vornehmsten weit umher Hof gehalten. Sie verachteten, verhöhnten alles, verfluchten Alle und drohten so, daß man in beständiger Angst leben mußte, sie richteten ein Unglück an; man konnte nicht sattsam sie bewachen, und daran hatten sie ihre teuflische Freude. Weil es ein großes Gut ist, bleiben sie fünf Tage hier, und während dieser Zeit wird wenig geschlafen in diesem Hause, und jemand wacht beständig. Man wollte ihnen die frechen Worte mit Ernst und Liebe abgewöhnen, aber man vermochte es nicht, und was half das Abgewöhnen der Worte, wenn ihr böser Sinn geblieben, sie wären nur gefährlicher geworden. Man suchte sie zu versöhnen, aber es half alles nichts, sie blieben die Gleichen, sie blieben im Umgang, weil sie niemand verdingen wollte, weil man ihnen eine eigene Haushaltung und eine Magd hätte halten müssen.

Vor vier Jahren konnte die Frau endlich sterben, er aber geht noch um und kann nicht sterben, und das ist gerade seine Freude, er sagt es fort und fort, es wäre den Leuten ein viel zu groß Gefallen, wenn er sterben würde; so lange man ihn so gerne sterben sehe, so lange könne er leben, und ehe er sterbe, müsse noch das und

das geſchehen, das und jenes wolle er noch ſehen, und darunter gehört namentlich, das dieſes Haus abbrenne, die ganze Familie zu Grunde gehe. Im Elend iſt er ſo alt geworden, und es iſt faſt, als ob wahr werden müſſe, was er ſagt, darum erſchrickt man je länger je mehr, wenn er kömmt. Er ſpricht weniger, aber um ſo böſer lauten die wenigen Worte, welche er ſagt. Da begreift ihr es, Herr Pfarrer, daß unſer Kind ſo erſchrack, als ſie den Alten kommen ſah, und daß mein Sohn noch nicht wieder da iſt. Es iſt alles fort, und da muß jemand in ſeiner Nähe ſein, es iſt dem Alten nicht zu trauen. Warum ich wollte angehalten haben, Herr Pfarrer, iſt, daß ihr für ihn betet. Vielleicht erbarmet ſich Gott ſeiner noch und thut ihm das Herz auf zu rechter Zeit, daß ſich ihm ſeiner Zeit auch der Himmel aufthun könne.

Ja, Mutter, ſagte der Pfarrer, geſchehen ſoll das und recht von Herzen, es heißt nicht umſonſt, daß bei Gott möglich iſt, woran die Menſchen nichts machen können. Aber eins möchte ich fragen, wenn es erlaubt wäre. Das Knechtlein, welches er gehen hieß, daß es nicht mehr unter ſein Dach komme, mußte das wirklich gehen und wo kam es hin?

Nicht weit, Herr Pfarrer, ſagte die Alte, das wohnt jetzt hier, das iſt mein Sohn. Was, rief der Pfarrer, der Oberrichter, der Bauer hier? Der iſt's, ſagte die Alte, ja der iſt's. Aber wie iſt das möglich, rief der Pfarrer.

Herr Pfarrer, bei Gott ſei alles möglich, habt ihr geſagt, und ſo iſt's auch, wer die Augen offen hat, ſieht das zum Verwundern noch alle Tage. Mein Bub mußte noch ſelben Tages fort, und ich ſah ihn kommen mit ſchwerem Herzen, denn ich war blutarm, hatte ſeine Hülfe übel nöthig. Mir war erſt Angſt, er habe wegen etwas Schlechtem fort müſſen. Als ich aber den Grund hörte, da hatte ich auch den Troſt. Kind, ſagte ich, habe nicht Kummer, das ſoll dir nicht zum Unglück ein, traue auf Gott und mache, daß du immer ſein Glück

und seinen Segen hast, so wird er dir anderes auch dazu geben. So ging es. Er hatte eine gesegnete Hand, was er unternahm, gelang ihm. Er war allen Leuten lieb, und Alle halfen ihm, hatten Freude, daß er zweg kam. Ungsinnet erbte er einen kleinen Hof von einem Vetter, der jung und ledig starb. Darauf heirathete er einen Ausbund von Meitschi, welches seines Gleichen nicht hatte an Fleiß und Tugend, und Geld hatte es ebenfalls. Es ward mir recht angst dabei. Ich sagte ihm oft: Johannes, es geht dir viel zu gut, nimm dich in Acht und bet brav, daß Gottes Glück und Segen bei dir bleibt, sonst was helfen dir Geld und Sachen? Darauf wurde hier der Hof feil, Haus und Land sahen nicht aus wie jetzt, aber es war doch ein berühmter Hof, und wenn wieder ein rechter Bauer darauf war, wußte man wohl, was er wieder werden konnte. Alle Leute strengten den Sohn an, er solle ihn kaufen, er schicke sich gar für niemanden besser als für ihn; das Dach sei dann sein eigen, wenn er wieder darunter komme, und daran könne man sehen, wie in Gottes Hand der Wandel der Dinge sei. Er trug Bedenken und ich noch mehr, ich fürchtete, das sei Gott versucht. Aber man setzte bei ihm nicht ab, versprach ihm zu helfen im Nothfall, bot ihn nicht ab, und an der Geltstagsteigerung ward ihm der Hof zugeschlagen. Es ward mir fast schwarz vor den Augen, als ich es vernahm. Sohn, Sohn, sagte ich, d'r tusig Gotteswille nimm ein Exempel, meide den Hochmuth und habe um so mehr Fleiß mit Beten und Arbeiten, denn daß du jetzt da bist, das hat Gott gethan und nicht du. Mutter, hat er gesagt, du hast recht, aber du weißt, wie vergeßlich der Mensch ist. Darum mußt du zu mir kommen und mir das alle Tage sagen und mich mahnen an meine Schuldigkeit und mir sagen, wann ich fehle und es mich ankömmt, daß ich es nicht einmal weiß. Mutter, du mußt kommen und mein Engel sein, hat er zu mir gesagt. Das machte mich z'briegge, ich konnte fast nicht aufhören, bin sonst nicht der Art. Gottlob, dachte ich, verderbt ist noch

nichts, er redete sonst nicht so zur Mutter. Und die Sohnsfrau kam auch und sagte: Mutter, ihr müßt kommen, es freute mich sonst alles nichts, Johannes kann nicht genug sagen, wie er euch alles zu verdanken hat und die beste Unterweisung von euch erhalten, wie ihr ihn hättet beten lehren, auf Gott vertrauen und Leib und Seele reinigen, und wie, wenn der Teufel bei ihm gedöppelet, er immer erst gedacht, was würde die Mutter sagen, und dann erst, so und so steht es geschrieben, darum weiche von mir Satan. So, Mutter, sagt Johannes alle Tage, darum müßt ihr kommen, ich möchte das auch lernen von euch und unsere Kinder sollen es lernen, ihr sollt der rechte Schatz in unserm Hause sein. Seht, Mutter, es ist dann nicht, daß ich nicht fühle, wie nöthig ihr uns seid. Ich fühle gar wohl, wie mir das Herz klopfet und wie es mir in Kopf steigt, wenn ich denke, ich sei die Speckseitenbäurin, und wenn mir jemand so sagt, so dünkt es mich, ich wachse einen halben Schuh und der böse Hausgeist, der da hauset seit vielen, vielen Jahren, komme über mich und suche zu fahren in meine Seele. Diesen Geist müssen wir bannen, aber ihr wißt, Mutter, wenn das Haus leer ist, so kömmt er wieder mit andern Geistern, und es wird noch siebenmal ärger. Darum soll unser Haus nicht leer sein, ihr sollt kommen und der gute Geist sein, daß der Böse keinen Platz mehr hat.

Seht, Herr Pfarrer, so haben sie zu mir gesprochen, das waren Mutterfreuden, wo mein Herz fast zu klein war dafür. Ich zog also zu ihnen, ich schämte mich fast, ich durfte anfangs nicht vor dem Hause sitzen, ich dachte, die Leute würden, wenn sie mich da sitzen sehen, meinen, es sei ein Bettlerfraueli und warte auf das Almosen. Aber, Herr Pfarrer, so ist der Mensch, daß ich mich später des Teufels nicht genug erwehren konnte, damit ich nicht stolz werde. Wenn ich sah wie der Segen kam als wie vom Dach herab, Kisten und Kasten sich füllten, die Schulden schwanden und Johannes

wuchs an Ehre und Ansehen bei den Menschen und hoffentlich auch an Gnade bei Gott, war's mir immer, als gebe mir jemand den Gedanken ein: Siehe, daran bist du schuld, dir hat man alles zu verdanken, du hast es selbst verdient, daß du gut hast in deinen alten Tagen. Wenn andere Weiber thäten wie du, sie könnten es jetzt auch haben wie du, statt mit dem Säcklein zu laufen dem heiligen Almosen nach. So und noch andere wüste Sachen mehr wollten mir immer wiederkommen, ich konnte mich ihrer nur erwehren, wenn ich recht betete und an Klaus und seine Frau dachte und wohin der Hochmuth sie gebracht, und wie er auch klein angefangen haben werde, ehe er groß geworden sei.

Unterdessen war Bethi ab- und zugegangen, deckte den Tisch, nahm das Schönste an Tellern und Tassen aus dem Buffert und brachte nach und nach das Essen, wo natürlich die Kaffeekanne nicht fehlte. Der Herr müsse vorlieb nehmen, sagte es, er hätte es übel getroffen, die Mutter sei nicht daheim und ihm gehe es nicht von der Hand, darum sei es auch so lange gegangen. Der Pfarrer dankte schön, entschuldigte sich, daß Bethi seinethalb so Mühe gehabt, und immer gab ihm ein Kobold ein zu sagen, es möge sein wie es wolle, so werde es besser sein, als der Kabis, mit welchem ihm seine Magd aufwarten wolle, wenn er sonst nirgends wo etwas zu essen bekommen. Man wartete auf den Oberrichter, der endlich auch kam und sich entschuldigte, wie er habe warten müssen, bis ein Knecht heim gekommen, weil er Klaus nicht gerne aus den Augen gelassen.

Der junge Pfarrer fühlte sich eigenthümlich bewegt, es strömten ihm Empfindungen zu, wie der sie hat, der an einem von Gott geweihten Orte sich befindet, wie der Christ sie hat da, wo Gott Großes gethan, wie sie strömen müssen durch jeden, der in Jerusalem den Fuß setzt, der Golgatha sieht. Ueber den Grad wollen wir nicht streiten, sondern damit bloß die Gattung dieser Empfindungen bezeichnen. Dazu war

er lange nicht so freundlich bei Tische gesessen, bei so guten und appetitlichen Sachen, und Bethi in ihrer natürlichen Anmuth und Jungfräulichkeit war auch eine ganz andere Wirthin als seine alte Marei mit ihren rußigen Anflügen und mittelalterlichen Furchen. Es ging ihm das Herz auf in dieser heimeligen Luft, er erzählte vom wunderbaren Walten Gottes, und wie im Vertrauen und in der Demuth der Segen sei und im Hochmuth und Selbstvertrauen der Fluch, und nicht mit gemachten Worten that er das, welche waren wie abgegriffene Münzen, sondern herzlich und in Beispielen, daß es Allen war, als gingen sie zusammen im Paradiese und hörten die Stimme Gottes. Und dazu aß der Pfarrer so munter und treuherzig, daß es zur Erbauung wirklich viel beitrug, absonderlich bei Bethi.

Bethi vergaß den Mund offen bei des Pfarrers Worten, für seinen Teller, seine Tasse hatte es desto schärfere Augen, und je mehr derselbe aß, desto erbaulicher und schöner dünkten ihn's dessen Worte. Für den zu kochen, müßte es eine Freude sein, dachte es, wie dem hätte es es noch niemanden treffen können. Das sei kein Meisterlosiger, dachte es, bei dem hätte es eine Frau nicht bös.

Da ging die Thüre auf und Klaus trat hinein. Man denke sich den Schrecken, wie versteinert saßen Alle da, und Aller Augen hafteten auf der gräulichen Gestalt, die gebeugt an langem Stabe langsam in die Stube kam. Klaus war ehemals groß und schwer gewesen, jetzt war er eine mächtige Ruine in der Bettlerkutte, ein drei Wochen alter grauer Bart stach ihm im Gesicht herum, die Augen waren roth und der Ausdruck grimmig. So, sagte er, da geht es lustig zu, will auch dabei sein, das ist kurzweiliger als draußen Hunger zu haben. Habe gehört, der neue Pfarrer sei da, dem presiste es mit Schein, der Bauern Hammen zu versuchen. Er möchte ihn auch sehen, es nehme ihn wunder, ob sie einmal einen rechten hätten oder ob sie alle gleich nichts werth seien.

Dem Chorrichter ward übel zu Muth, seinen Gast ließ er nicht gerne beleidigen, aber eben so ungerne vergriff er sich an Klaus. Man hütete sich vor seinem Zorn mit der größten Vorsicht, man fürchtete sich, von ihm verflucht zu werden. Solche Flüche haben immer was Grauenhaftes, kommen sie von wem sie wollen. So lange man ihnen den Kragen füllen kann, fuhr Klaus fort, sollte man glauben, wie gut sie es meinen, aber sind einmal die Hammen gefressen, dann kann man sie erfahren, hab's erfahren. Nun wollte er losbrechen mit seinen Geschichten, wie man ihn aus Muthwillen, Haß und Bosheit in's Unglück gebracht. Auf das Einreden der Großmutter hörte er nicht, sondern that wüst mit Flüchen und zornigen Reden. Da stand der junge Pfarrer auf und sagte zu ihm: Hört, alter Mann, ihr dauert mich, so hoch in Jahren, so nahe dem Grabe solltet ihr nur noch beten, und jetzt flucht ihr so gräulich, was soll aus eurer armen Seele werden, soll sie aus dem zeitlichen Elend in's ewige Elend? Hört, alter Mann, flucht nicht mehr, beten wollen wir miteinander.

Und der Pfarrer begann zu beten, daß Gott einem alten Manne, der am Grabe stehe, die Seele öffne, damit er erkenne sein Elend und dessen Ursachen, damit er bereue seine Sündenlast, daß er vergebe das Wenige, was Andere an ihm gethan, und beten könne um Gnade und Vergebung des Großen und Vielen, was er an Gott und Menschen gesündigt, daß es Tag werden möge in seiner Seele, daß er das Heil erblicke, daß es Frieden geben möge in seinem Herzen, damit er hoffen dürfe, nach dem Tode zur Ruhe und in's Reich des ewigen Friedens zu kommen, daß er nicht mit Fluchen, sondern mit Segnen sterbe, daß Gott das bald thun möge, denn vor der Thüre sei vielleicht die Stunde, in welcher er des armen alten Mannes Seele vor sich rufe.

So betete der Pfarrer innig bewegt. Die Geschichte hatte ihn ergriffen, das Benehmen des Alten noch mehr, der

tüchtige Geist, der in ihm ruhte trotz der blöden Hülle und der Unsicherheit im täglichen Leben, war erwacht. Die Macht des Gebetes fühlte der Alte, trotz anfänglichem Widerstreben beugte er sein störrisch Gemüth, er blieb stille, und als der Pfarrer geendet hatte, ging er stille hinaus.

Gar innig dankte man dem Pfarrer für seine That und bewunderte seine Macht über den bösen Geist. Die Großmutter sagte, sie hätte heute Morgen nicht geglaubt, daß ihr heute noch eine solche Erquickung und Stärkung würde, und Bethi's Augen hingen glänzend am jungen Pfarrer, und wenn er den Mund aufthat, war sie voll heiligen Respektes. Als er eben aufbrechen wollte, die Großmutter ihn bat, doch recht bald wieder zu kommen, und zu Johannes sagte: du gehst doch mit dem Herrn und bis zum Hause, der Nebel kommt und das Verirren ist so leicht, kam die Mutter heim, eine stattliche Frau mit rührigem Wesen und sinnigem Gesichte. Wie nun Alle der Mutter erzählen wollten, was geschehen war und was der Pfarrer gethan! Der Pfarrer wußte nicht mehr, war er es selbst oder war er es nicht, wußte nicht, stund er auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Nachdem er sein Wiederkommen feierlich verheißen, Allen die Hand gegeben, Bethi zuletzt aber am längsten, ging er heim und, obgleich vom Chorrichter begleitet, weit um den Schnauz herum, der losgelassen wieder sein Wächteramt versah. Auf dem Heimwege war noch viel von Klaus die Rede. Der Chorrichter ergänzte der Mutter Bericht und sagte, er habe noch nach ihm gesehen, ehe er fortgegangen. Er sei merkwürdig still gewesen und habe ihm nicht geantwortet, er wisse nicht einmal, habe er ihn gehört oder nicht. Den Pfarrer nahm es billig wunder, ob nachhaltig etwas Besseres oder Anderes an ihm zu verspüren sei. Johannes versprach ihm Bericht und ging dann heim, als der Pfarrer glücklich an seinem Hause gelandet hatte. Guten Abend, Herr Pfarrer, sagte die alte Marei, soll ich Kabis wärmen oder habt ihr was gehabt?

Mag nit Kabis, Marei, sagte der Pfarrer, bin nicht mehr hungerig. So, so, haben sie euch aufgewartet bei Chorrichters, nun denen thut's sauft, die vermögen's, sind daneben brave Leute und d'Sach ihnen z'gönnen. He nun so dann, so will ich den Kabis in Keller stellen bis morgen. Es ist zwar nicht mehr so gefährlich mit dem Sauern, es ist nicht mehr so heiß. Ich denke, so eine Woche lang könne man die Sache schon behalten.

Selbe Nacht war dem guten Pfarrer gar wunderlich, er wußte nie recht, wache oder schlafe er. Aber wachend oder schlafend war es ihm, als sei er im Paradiese. Bald tanzte er mit der Eva, welche aber Bethi vollkommen glich, im Grase, bald betete er mit dem Adam und der Adam hatte einen grauen Bart wie der alte Klaus, bald flog er mit der Großmutter durch den Himmel, dann kam der schwarze Schnauz, bellte sie an, daß sie das Fliegen vergaßen. Und der Schnauz war eigentlich nur der Chorrichter, der mit ihnen spazieren fliegen wollte; plötzlich zog ihn eine Hand beim Bein und er hörte eine Stimme: Herr Pfarrer, soll ich den Kabis wärmen? Kurz der Herr Pfarrer verlebte eine wunderbare Nacht, wie sie zuweilen kommen, wenn man Unerwartetes erlebt und vor Schlafengehen es nicht ordentlich verarbeiten kann.

Am Morgen, als die Sonne ihm in's Bett schien und er wirklich glauben mußte, er wache, war ihm noch gar dämmerig im Kopfe, aber gar nicht übel. Er dachte, es sei ihm curios, aber er wollte, es wäre ihm immer so. Als seine alte Marei ihm den Kaffee brachte, hatte er gute Lust, sie in Arm zu nehmen und mit ihr zu tanzen, so spaßig war ihm zu Gemüthe. Dann ward ihm wiederum sehr ernst, wenn er an den Klaus dachte und sein Gebet über denselben. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann zu studiren. Er wußte, was er den nächsten Sonntag predigen wollte, er warf einzelne Gedanken auf's Papier, er blätterte

nach einem Texte, dann fuhr er plötzlich auf und sah nach der Hausthüre, er glaubte, es habe geklopft und draußen stehe ein Bewohner der Speckseite, vielleicht gar die — Großmutter, mit welcher er durch den Himmel spazieren geflogen. Ein andermal legte er die Feder sinnend hin, blies die Wolken aus seiner Pfeife sanft und leise von sich weg und dachte, wie es wäre, wenn er in der Speckseite den Mittagstisch nehmen würde. Daraus entstunden drei richtige Urtheile: erstens hätte Marei deste länger an seinem Kabis; zweitens hätte er nach diesem mäßigen Spaziergange mehr Appetit zum Essen, und drittens würde durch den Heimweg die Verdauung gefördert, es wäre also das probateste Mittel gegen den Unterleib. Mit Schnauz, dem einzigen Hinderniß, glaubte er so bekannt werden zu können, daß er ihn passiren ließe, und besonders freue er sich, sagte er sich, mit der Großmutter näher bekannt zu werden und von ihr mehr zu lernen, als von manchem Professor der praktischen Theologie. Wenn aber junge Herren für Großmütter glühen, sitzt zu deren Füßen meist eine hübsche Enkelin.

Der Tag verstrich, es kam niemand, aber am Abend klopfte es, aber es war nur der Chorrichter. Es freut mich, sagte der Pfarrer, aber es müht mich, daß ihr selbst kommt, hättet ihr mir nicht jemanden schicken können; ihr hättet doch wohl jemanden gehabt, der das hätte verrichten können? Er hatte auf der Zunge, den Jemand näher zu bezeichnen, wahrscheinlich war es die Großmutter, doch unterließ er es. Herr Pfarrer, sagte der Chorrichter, es ist curios mit Klaus, er ißt und trinkt, was man ihm giebt, aber er spricht nichts, er ätzt da und thut, als ob er sich keiner Sache besonders achte, während er sonst überall herumfuhr, nichts und niemand vor ihm sicher war. Es ist allweg etwas mit ihm vorgegangen und die Mutter meint, wenn ihr die Mühe nehmen wolltet, morgen oder übermorgen hinauszukommen, könntet ihr vielleicht etwas von Klaus vernehmen, etwas an

seiner Seele machen. Das wäre eine große Gnade Gottes, wenn der arme Klaus in dem Hause, wo er all sein Geld und Sachen verloren, zu Gottes Glück und Segen für seine Seele käme.

Der Pfarrer fand Klaus anscheinend gesund, aber still. Er konnte reden, denn einzelne Worte brachte man von ihm heraus, aber mehr nicht, und diese Worte waren ganz verständig. Er hörte dem Pfarrer aufmerksam zu, und wenn derselbe mit ihm betete, so faltete er die Hände, doch so, als sollte es niemand merken. Als der Pfarrer fort war, setzte sich die Großmutter zu Klaus und wollte mit ihm reden. Sie frug ihn allerlei aus ihren jungen Jahren, aber er gab ihr keine Antwort. Da wollte sie geistlich mit ihm reden, er aber nahm einen langen Stab und ging weit von ihr weg. Der Pfarrer kam alle Tage und Klaus öffnete ihm die Ohren, faltete, daß es niemand sehen sollte, die Hände, aber das Herz öffnete er ihm nicht. Da sah man auch, daß er, wenn der Pfarrer länger nicht kam, ungeduldig wurde und viel nach dem Weg hinsah, woher er kommen mußte.

Als die Tage bald um waren, daß Klaus um ein Haus weiter sollte, sagte der Pfarrer: Chorrichter, wie wäre es, wenn Klaus nicht weiter müßte, sondern ihr ihn behieltet einstweilen. Er ist so still, flucht nicht, plagt niemanden und was er ißt, ist so viel nicht zu rechnen, am besten kann ich hier wohl zu ihm kommen, und was aus diesem Zustand werden soll, weiß Gott. Herr Pfarrer, sagte der Chorrichter, wir haben schon mit einander gesprochen und es ausgemacht, daß er einstweilen bei uns bleiben soll. Es wäre ja gottlos, ihn weiter zu schicken, wo doch Gott es zeigt, daß es mit Klaus anders werden soll. Er soll bei uns bleiben, damit wenn's Gottes Wille ist derselbe nicht im Laufen sterben muß, sondern ruhen kann und im Frieden scheiden, wenn Gott es will. Das ist brav, sagte der Pfarrer, das wird Gott euch lohnen. Wie er will, sagte der Chorrichter, Gotteslohn

darf man nicht verschmähen, aber den Weltlohn begehr ich nicht.

Von wegen dem Klaus war ein großes Gerede in der ganzen Gemeinde. Kein Mensch, hieß es, sehe das dem Pfarrer an, was er für ein mächtig Wort habe, hätte man sich doch bald an ihm versündigt und für einen Zättel ihn gehalten. Von selber Zeit an war er in großem Respekt und man nahm ganz anders vor ihm den Hut ab als früher. An einem Morgen spazierte er vor dem Hause, dachte daran, was er diesen Nachmittag wieder mit Klaus beten wolle, und nahm sich vor, wie mit einem Hammer an dessen Herz zu schlagen, daß es aufspringen müsse und er sehen könne, was darin sich rege und bewege.

Wie er so tief daran dachte, rief es hinter ihm: Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, daß es dem Pfarrer durch alle Glieder fuhr, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen oder ein Zitteral. Als er sich umdrehte, stand Bethi vor ihm ganz athemlos und ziegelroth von raschem Laufe. Großmutter sendet mich, läßt guten Tag wünschen und bitten, schnell zu kommen, Klaus hat gesagt, man solle es thun. Der Pfarrer war höflich, sagte zu Bethi: Komm herein und warte, ich komme mit dir, sobald ich Schuhe an den Füßen habe. Aber Bethi sagte: Verzeiht, ich muß alsbald fort, die Großmutter hat es befohlen, wir sind alleine daheim. Lebt wohl unterdessen, und husch fort war das Bethi wieder. Das mühte den Pfarrer sehr und hinderte ihn ordentlich, an den Klaus zu denken. Er dachte, was er doch dem Mädchen zuwider gethan, daß es so vor ihm laufe, überhaupt so wortkarg gegen ihn sei und sich nicht mehr vor ihm sehen lasse, als es müsse. Er thue doch alles Mögliche, was er von Höflichkeit wisse. Es sei ein Unglück, wenn man sich an Gesellschaft nicht gewöhnt, da könne man hundertmal fehlen, ehe man es einmal merke. Es sei ihm so leid, daß er es gerade hier nicht getroffen, das Bethi sei so ein lieb Kind,

wie er noch keins gefunden, es könnte doch wohl etwas artiger mit ihm sein. So dachte der Pfarrer und hörte nicht, wie Marei hinter ihm her rief: ob er zu Mittag wieder heim komme oder nicht? Nun, wenn er nicht antworten möge, könne er seinethalben den Kabis kalt essen, brummte Marei. Sobald der Pfarrer die Speckseite sah, sah er auch die Großmutter vor derselben stehen, neben ihr Bethi, offenbar ihn erwartend. Sobald man ihn sah, verschwand Bethi im Hause, die Großmutter aber kam ihm langsam einige Schritte entgegen. Verzeiht, Herr Pfarrer, daß ich euch so früh plage, aber es ist mir himmelangst. Das Meitschi und ich sind allein daheim, Johannes, die Frau und Magd sind früh fort zum Reiben, die Knechte in den Wald, und als das Meitschi dem Alten das Frühstück bringen wollte, weil er lange nicht kam, sagte er: Mag nicht essen, der Pfarrer soll kommen. Ich schicke das Meitschi alsbald und gehe zu Klaus, will mit ihm reden, aber kein Wort hätte er mir geantwortet, aber es schnellt ihn gar seltsam, und er hat die Hände zusammen und er brümmelet mit den Lippen, als ob er bete. Ich glaube der Tod ist da, so ganz ung'sinnet.

Als der Pfarrer zu Klaus kam, war er noch so, wie die Großmutter gesagt hatte, er saß auf seinem Bette mit gefalteten Händen. Der Pfarrer fragte ihn, wie es ihm gehe, ob ihm was fehle, er was begehre? Beten, Pfarrer, sagte Klaus mit dumpfer Stimme. Da betete der Pfarrer vom Wandel auf Erden und der Flüchtigkeit der Zeit, von der Sündhaftigkeit der Menschen und der Gnade Gottes, und wie Alle Sünder seien, aber die Gnade Gottes mächtig und groß genug für Alle, welche die rechte Reue hätten und das rechte Verlangen nach der Vergebung, die Liebe, welche allen Schuldnern vergiebt, ein Herz von der Welt gelöst und versöhnt mit Gottes Walten und seiner Gerechtigkeit. Er betete vom armen Klaus besonders, wie Gott ihm doch vergeben solle, er habe eine schwere Buße so lange getragen, und

wenn seine Reue nur kurz sei, so sei sie doch tief, sie sei wie des Schächers am Kreuz, er sehe ein, daß er in seiner Pein gewesen um seiner Sünden willen, jetzt verlange er nach des Vaters Reich. Es solle ihm Gott die Gnade widerfahren lassen, daß er hier, wo er geboren worden, sein Haupt zur Ruhe legen dürfe als ein müder Pilgrim, der aus weiter Fremde heimgekehrt hier das Ziel seiner Reise gefunden. Das solle Gott ihm thun um dessentwillen, der am Kreuze zum Schächer gesagt: Heute sollst du mit mir im Paradiese sein.

Da hob Klaus die Hände auf, warf einen großen Blick auf den Pfarrer, athmete tief auf, ließ den Kopf sinken und war todt. Das ist von Gott, sagte die Großmutter und trocknete die Augen, und Bethi trocknete sie auch, aber draußen, wo sie gehorcht. So war doch an Klaus Todtenbette gebetet und geweint worden, das hätte noch vor wenig Wochen niemand geglaubt, und geweint und gebetet wird noch an gar manchem Todtenbette ganz anderer Leute nicht.

Wir haben Ursache, Gott zu danken und zu loben, sagte die Großmutter, daß er den Armen zu sich genommen. Aber ich bin in Verlegenheit, wir sind alleine daheim, ich bin unbehülflich, Bethi sollte die Haushaltung besorgen, noch zum Vieh sehen, es mag geben was es will, wissen wir uns nicht zu helfen, und jemand sollte auch bei dem Todten bleiben oder wenigstens nicht weit von ihm. Wenn der Herr Pfarrer bei uns bleiben würde, bis der Sohn heim kömmt, er würde uns einen großen Dienst leisten und zum Troste sein. Ich will nicht sagen, daß ich mich fürchte, aber es ist mir doch lieb, wenn jemand da ist. Es geht vielleicht bis über Mittag, aber dann nehmt ihr bei uns vorlieb. Gar gerne, sagte der Pfarrer, wolle er da bleiben. Es wäre ihm auch so, wenn er alleine bleiben müßte. Seinetwegen solle sich aber Bethi nicht Mühe machen, er möchte ihm nicht lästig fallen als das tägliche Brod, daß es erschrecken müßte, wenn es ihn von

weitem sehe. O Herr Pfarrer, sagte Bethi, wenn ihr wüßtet, wie das mir keine Mühe ist und wie gern ich's thue. Aber fort war es wieder, ehe der Pfarrer weiter zu Worten kam.

Eine große Verwunderung ergriff den Chorrichter und seine Frau, als sie nach Hause kamen, und dann weit umher Alle, welche von diesem unerwarteten Tode hörten. Wie es üblich ist, kamen Viele, den Todten zu sehen, und Alle wunderten sich über sein Gesicht. Auf demselben war Ruhe und Frieden, wie während seinem Leben nie dort gesehen worden. Man konnte wirklich glauben, als die Seele aus dem Leibe geschieden, sei sie mit Gott und Menschen versöhnt gewesen und habe als Zeugniß diese Zeichen zurückgelassen. Das ergriff die Menschen, und es ward beschlossen, daß Alle, bei welchen er im Umgang gewesen, ihm das Geleite geben sollten zur letzten Ruhestätte, als Zeugniß, daß auch sie ihm vergeben, mit ihm zufrieden seien und wünschten, daß auch er mit Allen zufrieden sei und vergeben hätte, was man ihm im Unwillen gesagt und gethan.

So geschah es auch, und der arme Klaus erhielt ein großes Leichengeleite, fast als ob er noch der reiche Klaus gewesen wäre, und wenn es nicht so groß war, so war jedenfalls der rechte Sinn am Grabe mächtiger jetzt, als er gewesen wäre vor Jahren am Grabe des reichen Klaus. Der Pfarrer mehrte diesen Sinn durch sein schönes Wort in der Kirche, wo er über Gottes Glück und Segen und über Gottes Geist und Gnade sprach. Man vergaß es dort lange nicht, wie nöthig man das hätte für Leib und Seele, im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Seit der Zeit war der Pfarrer auf der Speckseite wie daheim. Er hatte die Worte Bethis: o Herr Pfarrer, wenn ihr wüßtet, wie gerne ich es thue, nicht vergessen, sie hatten ihm so weich und schön geklungen, wie er noch keine Worte gehört. Er frug noch mehr als einmal Aehnliches, und wie

ein Wort das andere gibt, frug er auch: Bethi, iſt es dir nicht zuwider, wann du mich kommen ſiehſt? Gäll, Bethi, du ſiehſt mich lieber gehen als kommen. Und wie Bethi immer weicher und ſchöner ſagte: O, Herr Pfarrer, wie könnt ihr ſo von mir denken, wenn ihr wüßtet — wie es die Großmutter erfreut, wenn ihr kommt, ihr würdet ſicher nicht ſo reden.

So ging es mit Fragen, bis der Pfarrer einmal fragte: O Bethi, wenn du wüßteſt wie lieb du mir biſt, wenn ich nur wüßte, ob ich dir lieb wäre? O Herr Pfarrer, antwortete Bethi, wie könnt ihr doch fragen? So ging Fragen und Antworten immer weiter, bis Bethi zu der Antwort kam: Ach Herr Pfarrer, vexiret nicht. Später ſagte der Pfarrer: Aber denk, ich bin arm, habe noch Schulden vom Studiren her, und du biſt ein reiches Mädchen, was wird der Vater ſagen? Später ſagte der Vater: Herr Pfarrer, an Gottes Gnad und Segen iſt alles gelegen. Arme werden reich und Reiche arm, und ärmer als ihr war ich, und vergeſſen hab ich's nicht. Und hätte ich es vergeſſen, die letzten Wochen und enere Worte hätten daran mich gemahnt. Eine Fügung Gottes hat uns zuſammengeführt, ich freue mich derſelben und danke Gott dafür.

Die größte Freude hatte die Großmutter. Sie meinte, Gottes Wege ſeien wunderbar und ſeine Rathſchäge unerforſchlich. Welchen Segen und welche Gnade der alte Klaus am Ende in dieſem Hauſe noch finden und zugleich auch in daſſelbe bringen werde, daran hätte kein Menſchenkind gedacht und keins es geglaubt, wenn man es ihm vorausgeſagt. Darum liebe Kinder, ſagte ſie und legte ihre Hände auf Bethis und des Pfarrers Häupter, vergeßt es nie: an Gottes Segen iſt Alles gelegen, und wo Geld und Sachen genug ſind, aber ſeine Gnade nicht, da ſteht das Haus auf Sand und alle Habe iſt wie Sand, wenn der Wind darein bläst. Bleibt demüthig vor Gott und Menſchen, dann haben Gott

euch lieb und Menſchen, und euer Beiſpiel iſt eine Predigt für's ganze Land von Gottes Gnad und Güte und wie denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müſſen.

So ſprach die Großmutter, und Gott ſchenkte ihr die Freude, zu ſehen noch durch manches Jahr, wie ihr Segen in Erfüllung ging.

Ein deutscher Flüchtling.

Die Erzählung erschien zuerst in Nierit̃z' Volkskalender, Jahrgang 1851.

Conrad Haſelmeyer iſt ein ehrlicher Bürger und ſein Weib Suſanna eine noch ehrlichere Bürgersfrau. Beide beten und arbeiten, verdienen ihr täglich Brod im Schweiße ihres Angeſichts. Frau Suſanna, die einem kleinen Krame vorſteht, iſt weit in der Runde bekannt als die ehrlichſte Chriſtenſeele, die je mit Ellen, Maaß und Gewicht umgegangen. Das Städtchen, in welchem die Haſelmeyer zu Hauſe ſind, iſt ſo um die Mitte Deutſchlands herum, und wenn es auch nur ein klein Neſt iſt, hängt doch der Haſelmeyer mit großer Liebe daran und hat einen Stolz auf ſein Bürgerrecht, von welchem ſich ſo ein Weltbürger in einer großen Stadt keinen Begriff macht. Dieſen Stolz verlachen wir nicht, er iſt rührend und, wie ſeltſam er ſich geberdet, ſein Kern iſt ſchön. Es iſt die Liebe des Kindes zur Mutter, es iſt die Wurzel der alten Bürgertreue, der bürgerlichen Ehrenfeſtigkeit, welche es für eine der größten Sünden hielt, Namen und Ehre ſeiner Stadt zu verletzen. Der Haſelmeyer ſah ſo hoch auf den Bauer herab, als der Edelmann auf den Bürger, und das war dumm. Der Ausdruck, der deutſchen Handwerksburſchen in der Schweiz zu ſo vielen Prügeln verhalf: „du dummer Bauer," den hörte man nicht ſelten aus des Haſelmeyers Munde. Dabei war er doch gut Freund mit vielen

Bauern, deren Lebensweise er größtentheils theilte, denn er beſaß einige Grundſtücke, einen Viehſtand und legte ſelbſt Hand an. Seine Frau war gar vieler Bauernweiber Freundin; mäſtete die beſten Gänſe, zog das beſte Gemüſe und beklagte ſich oft bitterlich über ihren Haſelmeyer, der ihr nichts darauf hielt, ſondern feſt im Glauben blieb, unſer Herrgott hätte Kraut und Gras nicht für ehrliche Bürgersleute erſchaffen, ſondern für das unvernünftige Vieh.

Haſelmeyer war ein geachteter Bürger, er wäre längſt in den Stadtrath gekommen, wenn der regierende Bürgermeiſter und er nicht erklärte Feinde geweſen wären. Der Bürgermeiſter war Apotheker, Haſelmeyer hatte einen Kram, beide waren alſo Concurrenten und pfuſchten ſich gegenſeitig in's Handwerk. Der Apotheker verkaufte nicht bloß Ricinusöl, Latwergen, Pillen und Hofmannstropfen, ſondern Lampenöl, Branntwein, Zucker und Kaffee, Schwefelholz, Zündhölzchen und Schuhnägel, lauter Artikel, welche der Haſelmeyer auch hielt. Der Bürgermeiſter war ein ſtolzer, harter Mann, wen er haßte, verfolgte er auch. In der Theorie beim Biere war er äußerſt liberal, dem entſchiedenſten Fortſchritt ergeben. Er war entſchieden der Meinung, man brauchte weder Fürſten noch Miniſter, mit einfachen Bürgermeiſtern führe man am einfachſten und das Land wäre am wohlſten dabei. Der Haſelmeyer dagegen war loyal, liebte das Hergebrachte und die alte Zucht. Er haßte bloß Zölle und Mauthen, war übrigens der Meinung, wenn die großen Herren wüßten, wie die kleinen Herren es trieben, ſie würden ihnen das Handwerk ſchön legen, und alles ginge beſſer.

Er hatte ſechs Kinder und zwölfe wären ihm nicht zuviel geweſen. So lange man Arbeit und Eſſen hätte, ſolle man nicht über die Meyge der Kinder klagen, ſie ſeien eine Gabe Gottes und wohlgerathene Kinder der höchſte Segen, meinte er. Was an ihm, that der Haſelmeyer, ſchaffte Eſſen und Arbeit, hielt gute Zucht und ſorgte für ihr Fortkommen nach

Verstand und Vermögen. Unter diesen Kindern war eines minder stark in den Gliedern, aber feiner im Kopf als die andern. Friedrich hieß er, Fritzle sagte man ihm. Er war der Mutter Schooßkind, hing an ihrer Schürze, wenn sie Rosinen und Mandeln verkaufte, den Zucker, besonders den rothen, liebte er ebenfalls. Zuerst gab der Vater nicht viel auf ihn. Das Püppchen sei hier auf der Welt accurat, was Butter an der Sonne, sagte er. Solche Reden gefielen der Frau Haselmeyerin gar nicht. Haselmeyer, das verstehst du nicht, sagte sie. Wenn Fritzle nicht wird was Joseph unter seinen Brüdern, so will ich nicht mehr Madame Haselmeyerin heißen. Sie hatte Recht, der Haselmeyer änderte seine Ansicht. Fritzle ward ein Licht in der Schule, ein famoser Kerl, sagte der Haselmeyer, der soll mir was werden, was Anderes als ich. Der soll mir einmal des Bürgermeisters rothen Schnabel blau machen. Es setzte sich bei dem Haselmeyer der Vorsatz fest, sein Fritzle müsse Apotheker studiren, und was einmal in seinem Kopfe war, das war drinnen. Er hatte es wie viele Väter, erstlich kam es ihm allgemach, als sei sein Fritzle bereits schon das, was er aus ihm machen wollte, und zweitens redete er von Fritzle, als ob der gar keine Ohren hätte: was der Fritzle für ein Hauptkerl sei, wie in allen vier Welttheilen über keinen solchen die Sonne scheine. Aber Fritzle hatte für Lob und Ruhm ausgezeichnete Ohren, wie überhaupt alle Jungen, übrigens auch Erwachsene, und nichts wuchert üppiger als solche Ruhmrednerei in alten und jungen Köpfen. Fritzle träumte sicherlich ungefähr wie Joseph, aber er erzählte seine Träume nicht, denn er fürchtete Schläge und vor solchen hatte er großen Respekt. Er war einer von den unglücklichen Jungen, welche überall gehätschelt werden, weil sie zahm sind von Natur, wenig Ungemach verursachen, daher Ausbünder aller Tugenden scheinen.

Der Haselmeyer hatte Verbindungen in einer größern Stadt, woher er seine Waaren bezog, denn vom Bürger-

meister hätte er nicht um einen Kreuzer gekauft, wofür er an jedem andern Orte einen Batzen hätte zahlen müssen. Viele Jahre durch hatte der Haselmeyer einem dortigen Geschäftsfreund von seinem Fritzle und seinen Projekten erzählt; der Geschäftsfreund hatte mit staunendem Gesichte zugehört und allemal versprochen, sich des Fritzle anzunehmen, als ob er sein eigen Kind wäre, und der Haselmeyer hatte diesem ganz ehrlich geglaubt. Der gute Kleinbürger wußte nicht, wie klein das Herz eines Großstädters ist, und wie so einem, je mehr er die Geschäfte liebt, um so weniger an den Menschen gelegen ist. Der Haselmeyer ward dann nicht müde, daheim zu erzählen, wie gut er dem Fritzle gebettet, wie alle Leute begierig seien, den Fritzle zu sehen, und die große Stadt voll guter Freunde für Fritzle sei.

Apotheker ist an sich keine Kleinigkeit, nur bis man den Teufelsdreck in allen seinen Sorten gehörig studirt und durchgekostet hat, will es was sagen. Für einen Jungen aber, der sein Lebtag an der Mutter Schürze gehangen, den Zehnten von allen Mandeln, Rosinen und sonstigen guten Dingen, die durch der Mutter Hände gingen, bezogen, ist's keine Kleinigkeit, unter fremde Leute zu kommen. Und endlich Einer, der aus einem kleinen Neste in ein großes kommt, hat ja jedesmal viel auszustehen, besonders im ersten halben Jahre. Fritzle's Abschied war sehr schmerzlich und sehr naß und die erste Zeit in seiner Lehrzeit sehr sauer und herb. Der Prinzipal hatte ein größeres Geschäft und spielte eine ziemliche Rolle in Kaffeehäusern und öffentlichen Angelegenheiten, die Frau Prinzipalin glich auffallend einer Pfefferbüchse, stellte nebenbei gerne viel vor, aber nicht gerne viel auf, wie es übrigens noch viele Damen und andere Prinzipalinnen haben sollen. Das übrige Personal glich allem übrigen Personal in ähnlichen Geschäften. Friedrich, so hieß er jetzt, glaubte Unerhörtes zu erleben, es war jedoch nur das Gewöhnliche, was die Meisten durchmachen müssen. Er ward nun gehän-

selt statt gehätschelt, mußte sich fast die Arme abklopfen im Mörser, mußte Kräuter, Katzendreck, Taubenmist, Schwalbenfedern, Mäusekügelchen sortiren, in's Feuer blasen, Latwergen rühren, Pillen drehen, Gerüche verschlucken, die ihm das Innerste im Leibe umdrehten. Friedrich war steinunglücklich. Wenn nicht der Bürgermeister im Hintergrunde, des Vater Haselmeyers knochigte Faust im Vordergrunde gewesen wären, in den ersten Wochen wäre er davon gelaufen. Friedrich hatte wirklich ein gutes Herz. Daß ihn niemand lieb hatte hier, that ihm am meisten weh, und das konnte er lange nicht überwinden, wenn auch das andere sich bald gab. Nach und nach gewöhnt man sich an alles in der Welt, und mit einem Lehrburschen bessert es sich jedenfalls auffallend, sobald unter ihm ein neuer Lehrbursche eintritt, der nun statt seiner kujonirt wird und den er kujoniren helfen kann. Man glaubt gar nicht, wie diese neue Stellung den ältern Lehrburschen frisch macht und ihm das Gemüth erleichtert.

Es trat noch ein anderer Umstand ein, der dem Personal seine Existenz bedeutend angenehmer machte. Der Prinzipal kümmerte sich um seine Untergebenen immer weniger, er war ein sehr freisinniger Mann. Wenn seine Leute nur nicht zu tief in die Flasche sahen, nicht in die Kirche wollten, nicht lange Finger hatten, so sagten Prinzipal und Provisor wenig. Die Hauptaufsicht sollte der erste Gehülfe führen. Bei Tische sprach der Prinzipal wenig und bloß mit der Frau und dem ersten Provisor oder Gehülfen. Diese drei hatten einen politischen Glauben, waren Republikaner vom reinsten Wasser. Vom ersten Gehülfen pflanzte sich der Republikanismus nach unten fort und ward durch dasige Preßfrüchte genährt. Der zweite Gehülfe war aber noch viel freisinniger als sein Oberer, sein Republikanismus ging weit über jeden andern hinaus, war so gleichsam ein chemisches Product von allem Unsinn, welcher je in der Welt existirt hat. Er operirte stark nach unten, half ebenfalls mit Schriften nach, fand größern Anklang

und um so größern, je tiefer er kam, größern bei den Handlangern und Stößern als bei den Lehrbuben und dem Hausknecht. Wenn der Prinzipal darum gewußt hätte, der zweite Gehülfe hätte spazieren können, denn wenn nach seiner Meinung auch alle Fürsten herunter sollten, so meinte er deßwegen nicht, daß er nicht Prinzipal bleiben wolle. Friedrich war Republikaner von der Schule her. Der Lehrer hatte geschwärmt für die Republiken der Alten, und wenn er ihnen so begeistert erzählte, welch lustig Leben der Alcibiades geführt, und wie herrlich man bei Lucull gespeist, so war den Jungen das Wasser im Munde zusammen gelaufen, sie konnten die Beine nicht stille halten unter dem Tische, und wenn sie das Wort Republik hörten, stieg es ihnen in die Nase wie von Gebratenem und Gebackenem. Friedrich stellte sich so eine Republik vor wie das Schlaraffenland oder das tausendjährige Reich voll lauter Herrlichkeit, die dann niemand dem Volke wegfresse, weder Fürst noch Pfaff, weder Graf noch Soldat. Friedrich that wild, wenn er von diesem sprach, aber er meinte es nicht bös. Indessen kann man sich in eine Gedanken- und Vorstellungsweise hinein reden, daß man wirklich meint, es sei so und alles sei bitterer Ernst. So erzählt man sich z. B. einen ganzen Abend hindurch Gespenstergeschichten. Wenn man anfängt, weiß man, daß es keine Gespenster giebt, und jeder sagt, er habe nichts erfahren. Wenn man endlich aufhört mit Erzählen, sieht man die Welt voll Gespenster, schlottert innerlich und äußerlich, darf den Fuß nicht vor die Thüre setzen aus Furcht, auf eines zu treten und dann aufzuschwellen dicker als das Heidelberger Faß.

So schwatzten sich die guten Jungen die Zungen dick über des deutschen Volkes unerträgliche Fesseln, sein himmelschreiend Elend, daß sie wirklich dareb weinten und die Haare ihnen zu Berge standen. Sah man aber genauer nach, so war den guten Burschen wirklich kein anderes Elend bekannt, als das, welches erstlich von der Frau Prin-

zipalin ſtammte, welche ihnen heilloſes zähes Fleiſch, altbackenes Brod auftiſchte, und zweitens vom Herrn Prinzipal, der Arbeit forderte und ihre Freiheit beeinträchtigte, indem er nicht wollte, daß ſie zu jeder ihnen beliebigen Stunde in den Straßen herumliefen.

Ja, es giebt vieles, kleines und großes Elend in der Welt, das iſt nur zu wahr, ja, es giebt viele ſchlechte Menſchen in der Welt, hoch vom Throne weg bis in die Spitäler hinunter, in Monarchien und Republiken, Menſchen und Elend, über die jeder Menſchenfreund und Chriſt blutige Thränen weinen möchte; aber dieſe guten Burſche kannten das wahre Elend nicht, kannten noch viel weniger die Wurzel alles wirklichen Elendes. Je weniger dieſe guten Burſche das wirkliche Elend kannten, ſondern nur das gemachte und angemalte, deſto leichter ſchien es ihnen, demſelben radical abzuhelfen. Hörte man ſie, ſo hätte man glauben ſollen, daſſelbe ſei in wenig Wochen total weggeräumt und Deutſchland zum leibhaftigen Schlaraffenland umgeſchaffen. Man konnte ſich nur wundern, warum die Deutſchen ſo dumm geweſen, etwas ſo Leichtes nicht längſt abzuthun. Wer von ferne nun Gedanken dieſer Art merken ließ, dem machte man ſehr mißtrauiſche Augen, ſtichelte auf Ariſtokraten und Jeſuiten und ſetzte vielleicht hinzu: an ſolcher Verdummung ſeien die Pfaffen ſchuld, welche die Augen zugehalten und alle Thatkraft mit der Hoffnung auf das ewige Leben gleichſam verpetſchirt gehabt. Alle Tagesphraſen und die obſchwebenden Knallworte hatten die Leute trefflich los. Friedrich hatte ein geübtes Gedächtniß, und der Prinzipal, freiſinnig und bemüht, ein naturwüchſiger Volksmann zu ſein, erlaubte ſeinen Leuten zuweilen Zuſammenkünfte und Verſammlungen zu beſuchen. Ja er zeigte ſich zuweilen ſelbſt in ihrer Begleitung, was immer einen ungeheuer günſtigen Eindruck auf das Volk machte, aber nicht auf die Frau Prinzipalin.

Dieſe rechnete ſich nicht zum Volke, war über die Jahre

des Schwärmens hinaus, war längst emancipirt, so weit sie es nöthig fand, hielt auf ihr Geld die Hauptstücke, nicht auf des Volkes Gunst; diese hudelte ihren Ehegemahl nicht schlecht aus, daß er seine eigenen Leute zum Nichtsthun und zum Hochmuth verleite. Er werde es erfahren, was das lohne, prophezeite sie ihm. Frau, das verstehst du nicht, auf die Höhe der Zeit kannst du dich nicht erheben, antwortete dann wohl der Eheherr. Bist immer der gleiche Strohkopf, Carl, antwortete die Frau. Was willst du mit dieser Höhe anfangen, wenn der Beutel leer ist und das Geschäft ruinirt.

Freilich erhob es das Bewußtsein der Jungen ungeheuer, wenn sie im Begleit des Prinzipals in einer Versammlung erschienen und die Redensarten von Gleichheit und Brüderlichkeit, von Gesinnungstüchtigkeit und Deutschlands Einheit in ihre Ohren donnerten. Sie stellten sich Deutschland vor als einen ungeheuern Tisch, bedeckt mit dem besten Essen und Trinken, und alle Deutschen dran herum zugreifend jeder nach Belieben, ohne daß eine schäbige Prinzipalin ihnen vorlegte. Wenn die Redner sie Brüder nannten, wenn sie zum Wohl des Vaterlandes die Hände aufheben, weiterschütternde Beschlüsse konnten fassen helfen, da kamen sie sich groß vor, sehr groß. Aber noch viel größer kamen sie sich vor, wenn sie dachten, da oben könnten sie selbst auch wohl sprechen, sobald es ihnen beliebe. Was ihnen doch einstweilen noch nicht beliebte. Nach solchen Tagen wurde zuweilen der Stößer, der im großen Mörser sich abarbeiten mußte für zehn Groschen per Tag, schwierig. Er sei kein Hund, sagte er, und was ihm die Brüderlichkeit helfe, wenn er für zehn Groschen sich todt schaffen müßte, während der erste Gehülfe für einen Thaler so viel als nichts thäte und der Prinzipal gar nichts, als den Herrn spielen im Kaffeehaus. Ja sogar dem guten Friedrich begann es zu tagen, wenn er Abends hüten mußte, einen ganzen Sonntag kein Bein in's Freie setzen durfte,

während die Welt sich lustig machte und ihr halbes Haus im Theater saß und Opern schmauste. Das Theater repräsentirte ihm so gleichsam den Himmel, es ging ihm noch über die Freiheit. Er dachte an die Republikaner in Athen und Rom, denen das Theater, und zwar mit lauter Freibillets, auch Alles in Allem war, das Wichtigste in der Republik. Seine Besuche des Theaters waren die Lichtpunkte in seinem dunkeln Leben, gerade wie seiner Mutter Würste und geräucherte Gänsebrüste. Andere saßen alle Tage in diesem Sternenhimmel und er so selten! War das Gleichheit, war das Brüderlichkeit, war das nicht himmelschreiend? Inwendig machte er aus, das müsse anders werden. Wenn mal die Tyrannen im Grase lägen, müßten die Theater offen sein tagtäglich, unentgeltlich für jedermann, wie es in Rom und Athen gewesen, wie ihnen der Lehrer gesagt.

Gerade als der Ofen so recht geheizt war und die Ideen herumflogen, wie die Fledermäuse, und sich den Leuten in die Haare hingen, wie gesagte Fledermäuse es pflegen sollen, ward Friedrich von seinem Vater besucht. Der Haselmeyer kam eigentlich nicht des Sohnes wegen, sondern um Schulden zu bezahlen und Einkäufe zu machen. Mit Papier wollte er nichts zu thun haben und mit Geschäftsreisenden noch weniger. Die seien zumeist noch schlechter als das Papier, pflegte er zu sagen. Auf diesen Besuch, der so regelmäßig kam wie die Leipziger Messen, freute sich Friedrich immer sehr, des Vaters und der übrigen Annehmlichkeiten wegen. So lange der Vater da war, hatte er Urlaub vom Prinzipal, was wirklich von einem Apotheker viel sagen will und von der Freisinnigkeit von Friedrichs Prinzipal einen günstigen Begriff erwecken soll. Der Vater that sich viel auf den Sohn zu gut, der Sohn noch mehr auf den Vater, der so splendid sich machte, d. h. seine Schulden richtig bezahlte, allenthalben gerne gesehen war mit seinem Geldsacke und manchmal flott traktirte und traktirt ward.

Friedrich hatte sich noch nie auf die Ankunft des Vaters gefreut wie diesmal. Friedrich lebte in einer großen Stadt, aber doch in einer sehr abgeschlossenen Welt, d. h. in Gesellschaft von Gleichgesinnten, das Leben kannte er nicht. Er war der leichtgläubigste Tropf, er glaubte alles, was die Gleichgesinnten ihm sagten, die grimmigsten Geschichten, die perfidesten Verläumdungen. Friedrich nahm eine Uebereinstimmung des Volkes in Bausch und Bogen an, er war glücklich in diesem Glauben, und deßhalb zweifelte er auch keinen Augenblick an der Stellung seines Vaters. Das waren seine glücklichen Stunden, wenn er erzählte, was der Haselmeyer, sein Vater, für ein Kerl sei und was das für ein Gewicht in die Schale legen werde, wenn einmal der Haselmeyer, sein Vater, an der Spitze seiner Leute daher käme. Als endlich sein Vater kam, konnte er kaum eine ruhige Stunde erwarten, um demselben mitzutheilen, von welchem Standpunkte er alle die großen Errungenschaften betrachte. Was der Vater für glückliche Augen machen werde, wenn er höre, wie sein Friedrich mitten in der Pastete sei, dachte er.

Na was da der Haselmeyer wirklich für Augen machte, als seinem Fritzle das Maul aufging! Und nicht bloß die Augen, sondern alle Löcher im Gesichte sperrte er auf, aber nicht aus Bewunderung, sondern aus Schreck und Zorn. Der Haselmeyer wollte von all dem Neuen nichts, wollte von der Brüderlichkeit und vollends von den Republikanern nichts wissen. Der Bürgermeister war ein eingefleischter Republikaner, führte das Volk an und hatte es einmal an den Haselmeyer gehetzt, eigentlich hinter dessen Kram, unter dem Vorwande, es sei möglich, daß der Haselmeyer mit schlechter Waare das Volk vergifte. Der Regierungsbeamte hatte den Haselmeyer geschützt und dieser einen soliden Begriff bekommen über den Nutzen einer guten Obrigkeit. Es giebt zweierlei Sorten von Bürgern, so recht hundsfötttische, die sich bei jedem Fußtritt unterthänigst für die Gnade bedanken, und

hagenbuchene, welche ſo recht zäh' und kampfbereit über ihren Bürgerrechten wachen, wie eine Henne über ihre Küchlein. Die letztere iſt die rechte Sorte, die andere lebet jeder Macht, öffnet für einen Thaler jedes Thor der Stadt und trägt dienſtbefliſſen die Leiter herbei, wenn man den Fürſten hängen will. Von der hagenbuchenen Sorte war der Haſelmeyer. Die moderne Welt nannte dieſe Bürger ehedem Spießbürger, jetzt Zöpfe. Die Welt kennt oft den Werth der Dinge nicht, benennt ſie aber richtig. Der Spießbürger ſchützte mit ſeinem Spieße Weib und Kinder, die Mauern ſeiner Stadt, ſtund ein für ſeinen Eid, führte nicht gräuliche Redensarten im Munde und lief nicht wie ein Haſe nicht bloß vor jedem Manne, ſondern auch vor jedem Hunde. Es käme mancher Stadt wohl, ſie hätte noch viel Spießbürger, aber von der rechten Sorte.

Der Haſelmeyer wußte darum, daß es zweierlei Meinungen gebe unter dem Volke, aber daß ſein Fritzle von des Bürgermeiſters Meinung ſei, das hatte er nicht erwartet, und ein Eſel nach dem andern quoll hervor aus dem doppelt geöffneten Maule. Friedrich, der wie geſagt über die gedoppelte Meinung im Volke nicht orientirt war, war bei des Vaters Donnerſchlägen ganz wie auf den Kopf gefallen. Aber bald ſtellte ſich das Bewußtſein, auf der wahren Culturhöhe zu ſtehen, wieder ein. Bekanntlich ſchweigt ein Kind auf dieſer Höhe gegenüber dem Vater nicht. Zudem liebte Friedrich ſeinen Vater und glaubte dem Vaterland einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn er einen ſolchen Mann auf die rechte Seite bringe. Er hielt dieſes für eine ganz leichte Sache. Es habe bisher nur an dem rechten Jemand gefehlt, der dem Vater das richtige Verſtändniß beigebracht, dachte er. Eben ſo leicht glaubte der Vater mit einigen Himmeldonnerwettern den ganzen Spuck ſeinem Fritzle aus dem Leibe zu treiben. Sie ließen nun ihre Redensarten gegeneinander los, klopften ſie ſich gegenſeitig an die Köpfe, als wären es

Knittel, aber die Köpfe wurden härter, nicht weicher. Friedrichs Politik bestund aus ungefähr anderthalb Dutzend Zaubersprüchen, die er vollständig inne hatte und aussprechen konnte zu jeder beliebigen Stunde, aber mehr daran machen konnte er nicht. Einen dieser Zaubersprüche nach dem andern ließ er auf den Vater los und schaute ihnen mit großen Augen nach, wie ein Schütze der Kugel, die er im Zwecke sitzen glaubt. Sah er verblüfft, daß der Spruch nicht sitze, sandte er baff einen andern nach und noch einen und schaute ihnen mit immer verblüfftern Augen nach. Wenn der Haselmeyer Friedrichs schönste Redensarten Eseleien und Dummheiten nannte, so behohnlächelte Friedrich des Vaters beschränkte politische Basis. Ihre Köpfe glühten immer zorniger. Der Vater konnte es nicht verwinden, daß so ein dummer Junge so hartnäckig ihm entgegenredete. Der Friedrich wollte es nicht ertragen, daß ein Mann wie er, eine Hoffnung des Vaterlandes, wie ein dummer Junge behandelt werde, ein Kind der neuen Zeit von einem alten Pinsel oder Zopf! Der Haselmeyer war nahe daran, handgreifliche Bekehrungsversuche zu machen, aber die Wirthin seines Gasthofes trat vermittelnd dazwischen. Endlich schloß der Haselmeyer die Verhandlung mit der Versicherung: Mit solchem Zeug im Kopfe kommst du mir nicht heim, bringst du mir solches, so klopfe ich es dir aus, so gewiß als ich der Haselmeyer bin.

Bald darauf traf eine prächtige Sendung von der Frau Haselmeyer ein, was sich an Schweinen und Gänsen Delicates denken läßt, war dabei, sammt einem kurzen Brief mit langen, langen Buchstaben. In demselben drückte Frau Haselmeyer bestmöglichst den Zorn des Vaters aus und die Warnung: sich ja von all dem gottlosen Leben zu bekehren, sonst schlage ihn der Vater todt, wenn er heim komme. Der Friedrich gerieth in edlen Zorn, warf den Brief zur Erde, trat mit den Füßen darauf und hielt eine schöne Rede über die Gewaltthaten der Reaktion und die auftauchende Tyrannei

der Zöpfe, kurz ganz ſo eine, wie er ſie jüngſt gehört hatte. Sie zog ihm großen Beifall zu. Stößer und Handlanger klatſchten in die Hände, der Hausknecht ſagte, er habe große Anlagen; bei ein wenig Ausbildung ſei er befähigt für das Parlament.

Das Leben wurde nun feuriger, der Schwindel größer, die Arbeit um das tägliche Brod immer verhaßter. Als ein Feind des Volkes ward verſchrieen, wer dazu anhalten wollte. Friedrichs Prinzipal war ungeheuer freiſinnig, aber auch ungeheuer praktiſch, und als das Unpraktiſchte von der Welt kam ihm vor, Menſchen zu füttern und zu behalten, welche nicht arbeiten, ſondern nur Skandal machen wollten. Er hielt dafür, er bewähre ſeine Geſinnung hinlänglich, wenn er ſelbſt die Arbeit an den Nagel hänge, der Freiheit nachlaufe und durch den erſten Gehülfen ſeine Leute von den Ereigniſſen des Tages und dem Zuſtande des Pulſes des Zeitgeiſtes in Kenntniß ſetzte und den Leuten erlaube, gelegentlich einmal öffentlich aufzumarſchiren. Dieſes genügte aber dem Perſonal je länger je weniger; über dem Eſſen wächſt bekanntlich der Appetit. Mißvergnügen ergriff ſie, zuerſt bloß inwendig, dann wurde viel raiſonnirt, dann wurde ihre Lage immer unerträglicher, der Ausbruch der Revolution täglich nothwendiger. Wenn man ſie hörte, ſo ging es ihnen ſchrecklich, ihr Zorn war eben ſo gerecht als fürchterlich, man hätte glauben ſollen, man ſtehe bereits bis an's Knie im Tyrannenblut.

Plötzlich hieß es, in Baden ſei es los und ganz im Ernſte. Die Nachricht faßte mit Himmelsgewalt, die Arbeit ließ man aus den Händen fallen, wer Beine hatte, der lief; es war ein Laufen, ein Reden ohne Ende und immer herrlicher. Da dieſes gar nicht aufhören wollte, nahm es endlich der Prinzipal ernſthaft, ließ ſcharfe Worte fallen, es waren Funken in's Pulverfaß. Man hatte die freien Brüder ſo vielmal hoch leben laſſen, daß man die Freiheit heiß in allen Gliedern und Adern fühlte.

Das Personal hatte gesagt: Wenn der Alte ein Wort sagt, so müssen Sie ihm antworten, Friedrich, Sie reden gar zu schön. Sagen Sie ihm: es habe die Stunde geschlagen für große und kleine Tyrannen, wir seien keine Hunde nicht, wir würfen kühn das Joch ab, freie Brüder seien wir, an's einige Deutschland schlössen wir uns an.

Als nun der Prinzipal, als sie heim kamen, sie runter machte, trat zu dessen größtem Erstaunen der sonst so stille, jetzt angetrunkene Friedrich hervor und sprach: Schweig, Tyrann! Sclaven sind wir nicht, sondern des freien Deutschlands freie Söhne. Das Leben des Knechtes werfen wir hinter uns, wir gehen, wo deutsche Fahnen wehen, wo das Morgenroth der deutschen Freiheit auf den Bergen glüht, wo deutsche Schwerter blitzen, Deutschlands Söhne in Tyrannenblut die Schmach der Knechtschaft rächen. Leben Sie wohl! Adieu der Frau Prinzipalin, an einem andern Morgen sehen wir uns wieder. Friedrich schwenkte den Hut, ging ab, gerade wie er es im Theater gesehen, hinter ihm drein, wie er glaubte, die ganze Mannschaft. Aber die blieb drinnen, wurde tapfer abgekanzelt, ermahnt, dem Tuckmäuser Friedrich nicht nachzufolgen und alsbald an die Arbeit zu gehen, der Stößer an den Mörser, die Handlanger hinter die Kräuter, der Lehrbursche zum Teufelsdreck, und sie gingen.

Friedrich machte große Augen, als er draußen allein war, als er wartete und niemand ihm nachkam. Er hatte glücklicherweise etwas im Leibe, was die Welt ihm rosenroth färbte. Gut, sagte er, daß die Spreu vom Waizen zu rechter Zeit geflogen. Zum freien Zuzug hatten sich noch Andere entschlossen, sie wurden von den, einstweilen wie es hieß, dableibenden Brüdern freigebig ausgerüstet. Friedrich wurde mit Jubel empfangen, mit dem Nöthigen reich versehen und bewaffnet mit einem kurzen Hirschfänger und einer schönen alten Jagdflinte mit Steinschloß. Friedrich war ganz glücklich. Da er vom Gebrauch der Waffen nichts wußte,

lehrten ihn seine Freunde laden, anschlagen und abdrücken. Das sei die Hauptsache, sagten sie, das andere gebe sich von selbst. Im Traume sah er von seinen Kugeln ganze Regimenter sinken in's Gras, dann sah er andere Regimenter laufen in's Weite aus Furcht vor seinen Kugeln. Half ihnen aber nichts, er sprang ihnen nach und schoß sie Alle massetodt. In jubelndem Geleite zogen sie an einem schönen Morgen aus, und voll Jubel war Friedrichs Herz. Frei wie noch nie zog er in die schöne Welt zur großen That, ohne Prinzipal und ohne Prinzipalin, frei in seiner Begeisterung wie zu Sonntagsfreuden. Es bewegte wirklich den guten Friedrich ein höheres Wesen, aber es war wie der Traum, der durch eines Kindes Seele fährt, dem es keine Worte geben kann, wie schrecklich es auch schreit darüber.

Doch daß auf Erden kein reines Glück ist, erfuhr auch Friedrich. Eines plagte ihn sehr und zwar in seinen schönsten Stunden: er hatte keinen Bart, weder über dem Munde noch unter dem Munde! Er war ein schöner blonder Junge, er kam sich aber zu glatt vor mitten unter seinen bärtigen Gefährten, und manchmal nahm man ihn gar für ein Mädchen, was er bedenklich übel empfand. Die Reise war prächtig, sie wanderten wie weiland die Götter über die Erde. Sie wurden vom Volke auf den Händen getragen, verehrt, traktirt, gefahren, versteckt und geführt, wo es nöthig war. Es ging ihnen ganz anders als den Kindern Israel, die auf ihrer Reise so schmählich nach den Fleischtöpfen Egyptens sich zurück sehnten; nach dem zähen Fleische der Frau Prinzipalin fühlte er nie auch das mindeste Verlangen. Wenn ihm schon das Wandern etwas beschwerlich ward, besonders im Anfang, so tröstete ihn doch allenthalben der Empfang, den sie fanden und namentlich der zarte, blonde Friedrich. Ueberall umrauschten sie die herrlichsten Nachrichten: in Ungarn war die ganze russische Armee in einem Sumpfe ertränkt worden, darum herum hingen die österreichischen Armeen, gehängt an Bäumen,

in Italien war kein lebendig deutsches Bein, an den Todten nagten die Hunde. Preußen, Bayern, Würtemberger jagten ihren flüchtigen Königen nach, über den Rhein kamen die Franzosen wolkenhaft wie die Heuschrecken, im Herzen von Baden stunden hunderttausend Schweizerscharfschützen, vor denen keine Krähe in der Luft, keine Forelle im Wasser sicher waren. Wenige dumme Hessen und einige preußische Gliederpuppen stunden noch unter dem Gewehr, würden aber wahrscheinlich dem Volkszorn verfallen sein, so daß Friedrich oft dachte, wenn er nur noch frühe genug komme, um einen lebendigen Preußen oder Hessen zu sehen. Das Papier der ganzen Welt faßte die Erzählungen von den Gräueln und der Feigheit der Feinde, den heldenhaften Thaten der Freunde nicht. Diesen Erzählungen glich nichts, als die Glaubensfähigkeit und Glaubenstüchtigkeit der jungen Republikaner; dieser kam nichts gleich, als allfällig der Appetit der Helden. Wie der Boden, auf den es drei Jahre nicht geregnet, Wasserbäche verschlucket, so glaubten Solche, welche seit Jahren allen Glauben von sich geworfen, alles. Wenn man ihnen gesagt hätte, die sämmtlichen Kirchthürme in Baden hätten Beine gekriegt, liefen mit Soldaten und Kanonen gespickt, ähnlich den Elephanten in Indien, den flüchtigen Preußen nach, sie hätten es geglaubt. Von den Helden des Tages wurden Wunder erzählt; wenn erzählt worden wäre, sie seien barfuß über den Rhein gelaufen, und jemand hätte daran gezweifelt, er wäre erschossen worden. Friedrich mochte gar nicht warten, bis er diese Helden, den großen Polen und die andern Lichter, vor Augen kriegte.

Je näher man dem Feinde kam, desto kühner wurden Friedrichs Gedanken. Als er das erste Mal dumpfen Kanonendonner hörte in der Ferne, da ward ihm ganz wunderlich, es ward ihm über's Herz so knapp, er wußte nicht, ob er warten sollte oder fliehen. Man übte sich jetzt fleißig in den Waffen, Friedrich konnte schon ziemlich laden. Da er eine

Jagdflinte führte, hatte er nicht Patronen, ſondern Pulver und Kugeln beſonders; auch mit grobem Haſenſchrot hatte man ihn verſehen, auf den that er ſich beſonders viel zu gut. Mit dieſem wolle er die preußiſchen Muckergeſichter pfeffern, ſagte er. Es begegnete ihm aber noch zuweilen, beſonders wenn er hitzig ward, daß er das Blei unten, das Pulver oben auf that, und dann ging's nicht los. Zog er dann den alten Schuß heraus und that einen neuen hinein, ſo dachte er wohl, wenn ihm das nur nicht paſſire, wenn Reiterei anſprenge, da möchte es doch wohl lange dauern, bis er fertig würde zum Schießen.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, heißt es in einem ſchönen Liede, und manchmal blüht er kürzer und manchmal länger, aber die heiße Sonne vertragen die holden Blüthen nicht; und je näher ſie dem Schauplatz, wo ihre Thaten geſchehen ſollten, kamen, deſto heißer brannte die Sonne. Soldaten, Landwehrmänner oder Landſtürmler, Freiwillige oder Freiſchärler mehrten ſich, Häuſer und Straßen wimmelten von Hungrigen und Durſtigen, beſondere Vorſorge war nicht getroffen, wer bei der Hand war und was hatte, ſollte es hergeben. Die Bewohner wurden zurückhaltender, mißtrauiſcher, ſchwieriger, machten wenig Demonſtrationen mehr zu Gunſten der Freiheit; ſie merkten, daß ſie auch ihr Unbequemes hat,, und wußten nicht, wer am folgenden Morgen bei ihnen einrücke. Die Betten wurden rar für Gemeine, und wer nicht zuzugreifen verſtund, lernte den Hunger kennen. Doch wenn in einem Hauſe eine Frau waltete und irgendwo noch ein ruhig Plätzchen war, kriegte es vor allen Bärtigen Friedrich der Unbärtige. Du meine Güte, was wird die Mutter ſich kümmern um den armen Jungen, dachte die Frau, und um ſeiner Mutter willen ſorgte ſie für ihn mütterlich. Immer buntſcheckiger, auch kriegeriſcher ſah es aus; man fühlte das Ziehen des Wirbels alle Tage mehr, fühlte, wie man dem Trichter ſich nahte, der alles verſchluckt, was er erfaßt.

In's Feuer waren sie noch nicht gekommen, doch hatten sie es schon näher gehört. Es war eine Art von Stillstand in den kriegerischen Operationen, desto höher thürmten die fröhlichen Botschaften sich auf, desto fester wurden sie geglaubt, denn woher sonst die Zögerung? Hessen und Reichstruppen hatten sich aufgelehnt und gegen Frankfurt gekehrt, Bayern stand in voller Revolution, der Prinz von Preußen war erschossen, die Führer noch nicht entschlossen, ob sie mit dem Volksheer gegen Berlin oder Wien marschiren sollten. Es ward viel geredet von einem heiligen Kreuzzug der Völker gegen die verruchten Städte, wo die Ketten für die Völker geschmiedet würden. Eines Abends waren sie in ein Städtchen gekommen, dasselbe war voll Soldaten von allen Arten. Das Militär, gehörig organisirt, nahm gewöhnlich das Beste vorweg, für die Uebrigen sorgte selten jemand, und wenn schon der Wille da war, fehlte doch der Nachdruck und der Verstand. Viele ihrer Offiziere verstunden selbst nichts, die meisten waren von ihren Soldaten nicht gekannt, hatten keine Autorität, mußten eher sich befehlen lassen, als daß man sich von ihnen befehlen ließ. Die Freiwilligen oder Freischärler mußten sich selbst helfen, lebten auf eigene Faust, da ging es oft nicht sauber zu. Sie hatten daher auch einen großen Grimm auf's Militär, mit dem nichts sei, welches nur für den Sold fechte und keine Begeisterung hätte, während sie für die Freiheit fechten thäten und mit Begeisterung, und was für ein Unterschied sei zwischen Söldnern und begeisterten Freiheitshelden, wisse die ganze Welt, auf jedem Blatte der Geschichte könne man es lesen. Friedrich hatte einen guten Kameraden, älter als er und erfahrener in der Welt, einen angehenden Barbier. Mit diesem war er im Städtchen herumgelaufen, hatte etwas zu essen gesucht und Quartier. Ein solch Suchen mit müden Beinen ist peinlich. In einem Winkel fanden sie endlich zwei alte Mädchen, welche sich ihrer erbarmten und hergaben, was sie hatten, und ihnen ein gutes

Lager anwieſen. Aber vor dem Morgenroth fuhren die Kameraden empor aus ihren Träumereien. Schüſſe krachten, Trommeln wirbelten, Vieh und Menſchen brüllten, was ſie in den Hals bringen mochten.

Wenn ein einfaches Fürio dem Schlafenden in die Ohren dringt, ſo kriegt er das Herz voll Angſt, ſpringt zämmefüßlige aus dem Bette, zieht die Hoſen über dem Kopf an und das Hemd an die Beine, ſieht die Fenſter für die Thüre an und ſpringt hinaus. Man denke ſich nun die Angſt und den Wirrwarr bei einem nächtlichen Aufwecken durch Trommeln und Schüſſe, an einem unbekannten Orte und bei einer unerfahrenen Jugend! Wie Friedrich in die Kleider und auf die Straße kam, wußte er nicht. Schwarz war die Nacht, überall Lärm und das hintere Gäßchen, wie in kleinen Städten üblich, voll Löcher, Geräthe und Dünger. Friedrich ſtolperte vorwärts, verlor ſeinen Kameraden, ſah ihn nie wieder, glaubte jeden Augenblick ſich in der Feinde Hände, kam aber doch endlich in die Hauptſtraße zu Freunden. Offiziere riefen und ſchrieen und wollten ſammeln; es war ein fürchterliches Durcheinander. Wie das Gefecht ſtand, wußte niemand, man hörte ſchießen, das war der Wegweiſer für die, welche das Feuer nicht liebten. Das Militär ſammelte ſich um's Kommando, wo es ſich am ſicherſten wußte. Die Freien ſuchten das Freie, ſie hielten es für irrationell, ſich in einem Städtchen zu ſchlagen, wo der feige Feind ſich hinter und in die Häuſer verſtecken konnte. Iſt man einmal im Laufe, iſt bekanntlich nichts ſchwerer als das Stilleſtehen. Draußen zottelte und keuchte die Maſſe weiter, ſo lange der Athem und das Schießen währte. Es ſchien kein ernſtlicher Angriff geweſen zu ſein, vielleicht ein zufällig Schießen, wie es oft angeht, man weiß nicht wie, beſonders bei ungeregelten Maſſen, wo jede Partei ſich angegriffen geglaubt. Als das Militär ſich verlaſſen ſah, verließ es den Ort ebenfalls, zog ſich auf die Maſſe zurück. Jetzt kam das

Morgenroth, man begann sich zu ordnen; Friedrich merkte, daß er seine Büchse vergessen oder verloren. Nun, es war schon andern Leuten so gegangen, es fand sich ein ordentlich Ordonnanzgewehr für ihn nebst dem Bajonett dazu, das machte Friedrich kühn; wenn es nur bald vorwärts ginge, meinte er, er möchte wissen, was das für Kerls seien, welche so hinterlistig über das Volk fielen. Es war wirklich von Avanciren die Rede, auch die Meinung machte sich geltend, es seien Freunde gewesen und ein Irrthum vorgefallen, wie man viele Beispiele von Exempeln habe.

Da ward es Tag, man sah, daß es hinter Bäumen lebendig ward, eine Reiterschaar kam daher geflogen. Himmelsackerment, das sind Preußen, schrieen die Kundigen, das fuhr Einigen so stark in die Glieder, daß sich die Füße unwillkürlich zum Laufen hoben. Aber mit blanken Säbeln sprengten Offiziere durch die Menge, drohten mit Erstechen und mahnten, daß sie Deutschlands Heldensöhne seien. Friedrich glaubte, einer davon sei der große Pole Miroslavsky, der andere Held Siegel, und ward ganz tapfer im Gemüthe. Leider vernahm er, die seien es gar nicht. Der Miroschnapsky stehe auf der Seite und der Siegel weiter hinten; diese hier seien verfluchte Söldner, Verräther, welche das Volk an's Messer liefern wollten. Da ward das Mißtrauen groß, der Entschluß entstund, sich nicht wie Schafe auf die Schlachtbank liefern zu lassen. Unterdessen ward den Kommandos noch Folge gegeben, man ordnete sich, machte die üblichen Anstalten zum Gefecht. Auch der Friedrich war jetzt voll Tapferkeit, voll Zorn, redete gelehrt, wie alles auf eine gute Stellung ankomme und dieß die schlechteste von der Welt sei, und wie er nicht so weit hergekommen, um wie eine Kuh zu sterben.

So redete Friedrich in vollem Ernst. Die meisten Menschen kennen den Geist nicht, der aus ihnen redet, verstehen sich überhaupt schlecht auf Geister und zwar je länger je

weniger. Seine Rede fand Anklang und Widerspruch; da tönte dumpf ein Kanonenschuß, wie eine Schlange in hohem Bogen sah man eine Kugel über's Feld streichen. Fußvolk und Reiterei wurden sichtbar in der Ferne. Nun gab es eine Wendung in den Gemüthern, das Reden hörte auf, die Gesichter wurden bedenklich. Da donnerte es wieder, es sauste wunderbar, Bäume splitterten, ein Menschenknäuel stob auseinander. Zerrissen wälzten einige sich am Boden. Da schrie Einer mit schwarzem Barte und blassen Wangen, der die patriotischen Lieder machte und die Grablieder auf die Tyrannen: da könne man sehen, welche Bluthunde die Preußen seien, mit solchen Kanibalen habe er nichts zu schaffen, blutiger Rache und den schönen Tagen der Freiheit wolle er sein Leben bewahren. Darauf riß er aus. Weil es nun auch prasselte und die Erde zitterte von vielen Stößen, so stob es hinter ihm her, wie es stäubt, wenn der Wind durch die Tenne fährt. Da Friedrich gehört hatte, bei einer solchen Geschichte sei nichts gefährlicher, als der Letzte zu sein, so zögerte er nicht lange und vermied glücklich dieses Loos. Das badische Militär hielt Stand so lange als möglich und verlor dabei viele Leute.

Es ging Friedrich von da an schlimm. Er hatte keinen Kameraden mehr, kannte weder Steg noch Weg im Lande, kaum die Himmelsgegend, dazu Feinde ringsum, hinter ihm drein die höllischen blauen Husaren und er alle Augenblicke in Gefahr, in ihre Hände zu fallen. Gefangen zu werden, das war sein Schrecken, sein Gespenst. Sie, Friedrich, sagte ihm ein alter Kerl, der mitlief wegen der Kurzweil, denn er wußte sonst nichts anzufangen, Sie müssen sich melden als Arzt, Sie sehen, wie wir Mangel dran haben, und jeder Apotheker hält sich ja zehn Aerzte werth und jeder dreitägige Apothekerbursche pfuscht in's Prakticiren. Sie sind dann das Hundeleben los; auf die Aerzte wird erstlich nicht geschossen, dann bleiben sie bei den Kranken im Spital, von da können

sie sich nach Hause salviren, es kräht kein Hahn darnach. Der Mensch erschreckte Friedrich sehr, er sagte keinem Menschen mehr, daß er habe Apotheker studirt, daran war das böse Gewissen schuld. Er hatte oft und grimmiglich über den Prinzen von Preußen geschimpft und über alle Preußen in Bausch und Bogen gar schrecklich; dann dachte er, wenn die mich erwischen, dann hilft mir selbst Gottes Gnade nichts. Da ist der Friedrich, wird es heißen, der so über uns geschimpft hat, der Mordkerl! Na, den wollen wir dem Prinzen bringen, der wird ihn lehren nach Gott schreien! Was nun mit ihm werde vorgenommen werden, konnte er sich nie schrecklich genug denken und alle Tage dachte er sich's anders. Seine Phantasie arbeitete wie ein Pferd an den Schreckniſſen, die seiner warteten, und wurde nie fertig. Zwischen durch dachte er an Vater und Mutter, und wenn er Nachts aus Furcht vor dem Feinde nicht schlafen durfte, kam ihm oft das Weinen an. Wenn der Tag wieder kam, ward ihm leichter um's Herz.

Je mehr das Brod fehlte, desto mehr fütterte man sich mit Siegesberichten. Den Preußen sollte es am Rhein ergangen sein wie Pharao am rothen Meere; die Ungarn stunden bereits hundert Stunden diesseits Wien. Im Oberland wollte man vereint mit Würtembergern und Schweizern die Feinde vernichten, daher alle Bewegungen eigentlich ein Vorwärtsretiriren seien. Heute erschoß man einen, der die Botschaft brachte, Miroschnapsky habe mit schweren Kisten sich davon gemacht und Struve auch nicht mit leeren Händen sich salvirt, als Spion und Aufwiegler. Morgen sprach man selbst davon, die Führer hätten entweder den Kopf verloren oder seien Verräther, verdienten das Erschießen. Uebermorgen war man wieder trunken von den schönsten Hoffnungen. Hecker kam daher mit großen Flotten voll Amerikaner und hinter ihnen her halb Frankreich, vom Münsterthurm in Straßburg sehe man es ganz schwarz daher kommen über die Vo-

gesen. Unterdessen saß man heute und morgen im Pech, hatte nichts im Auge, als sich so weit als möglich außerhalb des Bereiches preußischer Klingen und Kugeln zu halten, um sie desto schneller, wie es hieß, zwischen den Rhein und den Schwarzwald zu kriegen und dort zu zerquetschen. Nebenbei fluchte man über das Landvolk, welches nicht mitziehen wollte, über die Soldaten, welche durch unnützes Standhalten das Ende der Dinge übermüthig verzögerten. Aber die Führer wußten Rath, sie sagten, sie hätten einen geheimen Bund mit den Schweizern, die thäten aber nicht außer ihren Bergen fechten, kämen die Schaaren aber in die Schweiz hinein, die Preußen und andere noch, dann wollten sie sie pfeffern mit ihren Kugeln, kein Mann sollte davon kommen. Das Volk glaubte, was man ihm sagte, obgleich die Schaffhauser, welche man sah, eben nicht besonders brennbaren Stoffes schienen. Nun dachte man, der Struve mit dem Miroslavsky stünden bei Basel und stampften bereits Preußen wie Sauerkraut ein. Habe man die dummen Schweizer einmal im Feuer, so dringe man mit ihnen vorwärts und bringe ihre vieltausendjährige Freiheit über ganz Europa; die brennbaren und feurigsten würden weiter hinten zu finden sein.

Drinnen in der Schweiz wurden sie mit einigem Jubelgeschrei aufgenommen, kamen endlich zu einiger Ruhe, ungesorgetem Schlafe und wurden einigermaßen bewirthet, doch nicht splendid. Sie trafen prächtige Patrioten in der Gegend, die ganz passabel traktirten. Aber schon hier fanden sie auch Hundefresser, welche, wenn sie gekonnt, mit dem famosen Kabiswasser vom Jahr 1847 gerne die ganze badische Armee vergiftet hätten. Vor solchen Menschen und ihrem Traktement nahm Friedrich sich sehr in Acht. Um zu wissen, wo er war, hing er gleich den Thermometer heraus, um die politische Temperatur zu untersuchen, d. h. er fing an zu schimpfen über die verfluchten Hunde und Henkersknechte, d. h. über Fürsten und Preußen. An den Gesichtern erkannte

er alsbald, ob Essen und Trinken kauscher sein würden, wo ihm dieses nicht schien, da nahm er sich sehr in Acht. Doch geschah es ihm auch, daß man ihm Häuser bezeichnete, wo er Gleichgesinnte, die reinsten Radikalen im Orte, treffen werde, aber von einem dieser Häuser sagte man ihn weg und im andern setzte man ihm ein Essen vor, das seines Vaters Schweinen zu schlecht gewesen wäre. Ueberhaupt gefiel ihm gleich von Anfang an die Schweiz nicht, die Schweizer kamen ihm immer seltsamer vor, er kriegte gegen sie einen Grimm in Leib, der viel größer war als das Bauchgrimmen vom Schafthauser Wein. Friedrich hatte sich vorgestellt, in der Schweiz fänden sie lauter Brüder. Jedem Schweizer, zu dem er käme, gedachte er auf die Achsel zu klopfen und zu ihm zu sagen: Willkommen Bruderherz, sieh da bin ich auch! Hast du was Gutes zu essen und zu trinken, so bleibe ich einstweilen bei dir bis es all ist. Hast du Geld, so will ich dir den Gefallen thun und es mit dir theilen, und habe ich keines mehr, so theilen wir wieder. Wo hast du deine Töchter oder allfällig dein Weibchen, ich will sie küssen und Freundschaft machen mit ihnen; kann nichts Besseres schaffen, bis es wieder losgeht.

So hatte es der gute Friedrich gedacht und viele Andere ebenfalls, aber es ging ganz anders. Großen Zorn schon gab es, als die Gemeinen die Waffen abgeben mußten. Warum der Unterschied zwischen Offizieren und Gemeinen, warum überhaupt die Waffen abgeben, wenn es doch bald wieder los gehen sollte? Man wolle die Preußen nicht zum Angriff reizen, ehe man mit den Zurüstungen fertig sei, hieß es, auch noch wichtige, bevorstehende Ereignisse abwarten. Aber Himmelsackerment, hatten die Hundebauern, wenn ihnen an der Sache was gelegen gewesen, nicht Monate gehabt, sich zu rüsten?

Noch größern Zorn gab's, als sie von der Grenze weg in's Innere marschiren mußten und zwar in kommandirten

Abtheilungen, theilweise eskortirt und in strengen Tagemärschen. Warum gab man ihnen, wenn sie doch in's Innere sollten, nicht Freibillets auf den Canton, auf welchen sie angewiesen waren, oder besser noch auf die ganze Schweiz, so daß sie sich den Ort selbst aussuchen, bleiben könnten, so lange sie wollten, das Recht hätten, mit ihrem Billet in der Hand an das Haus zu treten, welches ihnen am besten gefiel, anzuklopfen und zu sagen: Bauer mach auf, Bauer stell auf! Dies wäre brüderlich gewesen. Waren sie, die im Kampfe gestanden, schuld, daß die dummen Schweizer noch nicht fertig waren, war es billig, daß sie dieses dumme Leiern büßen sollten?

Bis Zürich ging es noch. In dieser schönen Stadt hofften sie bleiben zu können, nicht weil der Wein eben besser war, aber es war doch ein ziemlich Städtchen; der Stab ihrer Armee war bereits da, es schien ein ganz passender Ort für das Hauptquartier. Auch müßten da gute Leute sein, ihre Offizirre, die ersten Häupter lagen im Hotel Baur und lebten flott, ritten spazieren oder schleppten kühn ihre Säbel über das Pflaster, wie billig. Hatten sie doch ihr Blut für Europa vergießen wollen; daß jetzt keiner einen Stich oder einen Riß hatte, wodurch ein Tropfen Blut hätte quellen können, daran waren nicht sie, sondern die feigen Preußen schuld, warum hatten die nicht besser geschossen, warum waren die ihnen nicht strenger nachgelaufen, um ihnen auf den Leib zu kommen? Aber das wagten die Kerle nicht, *sie blieben immer schön in der Ferne, die feigen Söldner!* Hier sah Friedrich den großen Struve zum ersten Mal, aber über den ward Friedrich gar grimmig im Gemüthe, sah der doch ihn nicht einmal an, und als er ihn grüßte, dankte er ihm nicht.

Ihre Hoffnung, in Zürich zu bleiben, täuschte sie, sie mußten weiter in's Innere, die Höhern blieben. Wer war gefährlicher an den Gränzen wegen den Preußen, die Ge-

meinen oder die Führer? Die Sache war jedoch natürlich. Die Führer hatten an der Gesundheit am meisten gelitten, die meisten Strapazen ausgehalten, denn sie waren immer vorausgeritten der Schweiz zu. In Zürich's mildem Klima, bei Bordeauxwein und Champagner sich zu erholen, war ihnen ärztlich verordnet worden. Das wollten aber Viele nicht begreifen, sondern behaupteten gerade zu, diese vornehmen Herren seien schuld daran, daß sie weiter müßten. Sie liebten es nicht, daß die armen Teufel ihr schwelgerisches Herrenleben sehen könnten, es möchte vielleicht einem in den Sinn kommen, zu fragen, woher sie das Geld hätten, und ob es nicht Geld sei, welches Allen gehöre? Und wenn das auch gewesen wäre, wie hätte es gelangt unter so Viele, und hatten nicht jedenfalls das erste Recht dazu die, welche das Geld gerettet und dabei ihre Gesundheit geschwächt, wie z. B. der Blenker und dessen Gemahlin? Aber sie ließen sich nicht begütigen, sie kamen immer darauf zurück, ob das jetzt die Grundsätze, die Freiheit und Gleichheit seien, um derenwillen sie in's Feld gezogen, den Aristokraten und den Geldsäckeln den Krieg zu erklären? Die Himmelfackermenter thaten ja stolzer als Grafen und Barone.

Von Zürich an begannen aber eigentlich erst die bösen Tage, von denen man sagt, sie gefallen mir nicht. Von Zürich weg mußte Friedrich mit Leuten marschiren, von denen er die wenigsten gesehen, die ganz verwahrloste Gesichter hatten, die kein Gensdarm für Soldaten gehalten, aber jeder, der ihnen an einsamen Orten begegnet wäre, die Taschen zugehalten hätte. Woher sie kamen, wußte kein Mensch zu sagen, sie hatten sich als Flüchtlinge gemeldet und waren einfach als Flüchtlinge aufgenommen worden. Friedrich schämte sich ordentlich, mit ihnen zu marschiren, und wenn er einen nur ansah, so fing es ihn zu beißen an, und schon nach wenig Tagen biß es ihn, wenn er sie schon nicht ansah. Mit Wäsche war er natürlich nicht versehen, er konnte wie jener alte

Student fingen: Und Wäsche hab ich auch nicht mehr, als nur ein einzig Hemde.

Von Anfang an hatte Friedrich nicht viel Geld gehabt, gemehret hatte es sich nicht, sondern war geschmolzen. Kasse hatte er keine unter Händen gehabt, Gelegenheit, eine so von ungefähr mitlaufen zu lassen, hatte er keine gefunden, Contributionen einzuziehen oder sonst zu plündern, hatten der Blenker und Andere sich vorbehalten, an ihn war so was nicht gekommen, darum sah es gar öde aus in seinem Beutelchen. Und was er noch hatte, mußte er verstecken, die neuen Gesichter machten gar verwegene Augen überall hin, wo sie Geld sahen.

Von Zürich weg machten die Schweizer immer dümmere Gesichter, thaten unwillig, wenn sie Flüchtlinge von weitem sahen, wenigstens wenn es bloß Gemeine waren. Ja sie mußten, wenn sie irgendwo einmarschirten, sehen, wie die Demokraten mit den Obern und Führern in einem Kaffeehaus saßen, sie flott traktirten, während man die Gemeinen hungerig und durstig, unbeachtet auf der Straße stehen ließ. Man sah sie immer mehr an als unwillkommene, ungebetene Gäste, auf den meisten Gesichtern stand die Frage geschrieben: Warum bist du da, was willst du hier? Warum bist du nicht daheim geblieben? Wenn mal Einer zornig losbrach und sagte: warum man sie habe kommen heißen, wenn man sie nicht brüderlich halten wolle; so sei's keine Manier! so hieß es: Narr, wer hat dich kommen heißen? Ich habe dich nicht kommen heißen, hat es Einer gethan, so soll der dich halten, wie es dir anständig ist, vermelde ihm aber auch meinen Gruß und sag' ihm, er sei ein Schelm und Spitzbube, ich hätte es gesagt. Und antwortete Einer, die dummen Bauern kriegen nicht Verstand, bis man ein paar Dörfer angezündet, dann machte der Bauer Augen wie große Käse hob eine Faust wie ein Holzschlägel so groß und sagte: Probirts!

Das waren Jammermärsche. Es geschah wohl, daß, wenn der eskortirende Offizier versuchte, die Kolonne im nächsten Orte unterzubringen, er unsauber abgefertigt wurde, weiter mußte bis an den vorgeschriebenen Ort, wo man freilich keine Widersetzlichkeit, aber auch weder Herzlichkeit noch Brüderlichkeit, sondern meist saure Gesichter fand. Warum habt ihr euch nicht gewehrt? wurde so häufig gesagt. Wo man freundlicher aufgenommen wurde, war es mehr christliches Erbarmen mit der Person als Theilnahme für die Sache. Jetzt hatten sie es handgreiflich, daß alle Hoffnung, welche man auf die Hülfe der Schweizer gesetzt, in der Stimmung des größten Theiles des Volkes keine Rechtfertigung fand, daß das Volk, statt sich für die Sache der Flüchtlinge zu erheben, lieber wollte, sie wären wo der Pfeffer wächst oder wenigstens hundert Stunden jenseits den Gränzen.

Wenn die Flüchtlinge den Schweizern ihre ärgerliche Verwunderung ausdrückten, warum sie nicht mehr Theilnahme hätten für die deutschen Republikaner, nicht ihre ganze Macht aufböten, alle umliegenden Monarchieen in Republiken umzuwandeln, wie von der Schweiz aus ausdrücklich zugesagt und versichert worden, so erhielten sie in der Regel folgende Antworten: Wie gute Freunde die Republikaner sind, haben wir vor fünfzig Jahren erfahren, als die republikanischen Franzosen uns plünderten. Ihr wäret nicht besser, ihr würdet uns behandeln wie Knechte, schilt uns doch jeder deutsche Schlingel, der unser Brod ißt, dumme Schweizer. Daneben haben wir wider eure Republik nichts, aber wenn ihr eine haben wollt, so macht sie selbst, wir haben es auch so gemacht. Dafür muß man kämpfen und sterben können, nicht bloß reden und saufen. Wer euch geschrieben hat, unser Volk wolle euch helfen, der hat euch angelogen, mag es nun ein deutscher Professor oder ein eidgenössischer Rathsherr gewesen sein. Wenn unsere Regierungen auf Kosten des Landes eure Sache begünstigen wollen, so brechen wir ihnen den

Hals. Seid ihr mal da, so esset und trinket in Gottes Namen, wir gönnen es euch und vermögens, Gottlob, aber seid still und ruhig — sonst!

Aber eben das still und ruhig sein konnten viele Flüchtlinge nicht; kaum waren sie der müden Beine los, kam der Uebermuth wieder und ganz besonders bei den Vagabunden, welche sich unter die Flüchtlinge geschmuggelt und hinter dem Schilde dieses Namens frech und grob, fast als wie die Herren des Landes, sich geberdeten. Sie höhnten ihre Wirthe, stellten den Mädchen nach, machten Skandal, drohten mit Dolchen, kurz trieben es so, daß die Bevölkerung nichts mehr von den Flüchtlingen wissen wollte.

Hie und da wollten Landbesitzer den Flüchtlingen zu arbeiten geben, denn es heiße: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und es sei unbillig, daß diese Fremdlinge ohne Arbeit von der Arbeit Anderer zehren könnten, sagten die Schweizer. Der Arbeit aber weigerten sich die meisten Flüchtlinge; der Arbeit wegen seien sie nicht gekommen, meinten sie, und von Arbeit stehe nichts in ihrer Kapitulation; wenn sie hätten arbeiten wollen, so hätten sie daheim bleiben können. Das machte bei dem arbeitsamen schweizerischen Bauer und Bürger sehr böses Blut, und die Regierungen konnten sich nicht anders helfen, als die Flüchtlinge einzukaserniren, überhaupt sie auf militärischen Fuß zu setzen, als Lebensunterhalt einen Quasisold auszusetzen, vierzehn Kreuzer pro Mann täglich, und sie auf die verschiedenen Cantone der Schweiz zu vertheilen. Nun begann eine furchtbar traurige Zeit für so viele und namentlich für unsern Friedrich. Er trug all seine Habe am Leibe, und eben solid war sie nicht, sein Geld bestund in wenig Kreuzern, um das meiste, was er noch gehabt, war er beschummelt worden. Friedrich kam auf Bern, wo der Bundessitz der Schweiz ist, eine alte aber schöne Stadt. Dort, meinte er, höre das Elend auf, dort werde er sitzen wie ein Wachtelkönig im

Hirse, aber es ging anders. Nun, im Anfang schien in der städtischen Bevölkerung mehr Theilnahme zu sein. Man traf auf Landsleute und fand ein Unterkommen, so oder anders. Oft nahm man kleine Fertigkeiten, welche man früher zur Lust getrieben, hervor und verbesserte seine vierzehn Kreuzer pro Tag mit Papparbeiten, Geigen, Klavierstimmen, Copiren, Stundengeben u. s. w. Es wurden Kollekten veranstaltet, Kleider zusammen getrieben; kurz, es schien ein reger Eifer da, das Loos der Armen zu verbessern. Es gingen für Einzelne Gelder ein aus Deutschland von den Ihrigen. Großartige Unterstützungen für Alle wurden in Aussicht gestellt. Friedrich kam zu etwas Wäsche und vieler Hoffnung. Er fand zwar keinen Bekannten, niemanden, der sich seiner besonders annahm, aber er kam doch zu gutem Schlaf, einem müheloſen Behagen, und die größere Theilnahme war ihm Bürge eines baldigen Triumphzuges in's geknechtete Deutschland. Was ihn vom Anfang an ärgerte, war das Benehmen der vornehmen Flüchtlinge, die erst recht an den Tag legten, wie sie es mit der Gleichstellung meinten.

Was den Flüchtlingen den Aerger versüßte, war die Ueberzeugung, daß es bald wieder losgehen müsse, dieweil die Häupter der Revolution da beisammen seien und so hell auf. Aber es ging doch nicht los, sondern etwas Anderes kam, die entsetzliche lange Weile, die Pein des Müssigseins ohne Geld. Man hatte versucht, eine bedeutende Zahl zum Straßenbau zu verwenden. Aber das ging nicht, zum Straßenarbeiten war man nicht aufgestanden und nachträglich in die Schweiz gekommen, die Flüchtlinge waren Kämpfer für die Freiheit, ließen sich nicht zum Schiebkarren kommandiren. Zudem gab es Lärm im Lande, daß man in der bösen Zeit, wo ohnehin die Arbeit selten sei, der Staat wenig Verdienst gebe, das wenige fremden Landstreichern zuwende. Nun versuchte man ein Anderes. Man zog mit ihnen aus und exercirte mit ihnen. Aber das ärgerte das Volk wieder, es

glaubte, man trülle die Leute ein, um dann mit ihnen vereint Händel mit dem Ausland anzufangen, und dieſes will einmal das Volk nicht, und die Regierung, welche wohl fühlt, wie ihr Thron auf Sand ſteht, muß Grund zu Verdacht meiden. Wiederum thaten die Flüchtlinge ungeberdig, wollten ſich nicht kujoniren laſſen und hätten doch das Eintrüllen ſo bitter übel nöthig gehabt. Man mußte alſo auch dieſes laſſen und den Flüchtlingen überlaſſen, den Tag mit vierzehn Kreuzern zu verbringen ganz nach Belieben. Nun was ſoll man mit vierundzwanzig Stunden und vierzehn Kreuzern anfangen? Zur Noth kann man zwölf Stunden verſchlafen, obgleich dies nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint, wenn keine Arbeit dabei iſt. Aber mit den übrigen zwölf Stunden? Waſchen und Kämmen nahmen vielen wenig Zeit weg, gerade da am wenigſten, wo es am nöthigſten geweſen; etwas wurde für das Menage gebraucht, für das Eſſen, doch kurze Haare ſind bald gebürſtet, und hier blieben acht Stunden übrig, und für dieſe acht Stunden höchſtens noch vier Kreuzer, weil wenigſtens zehn in's Menage gegeben werden mußten. Man konnte acht Stunden alſo ſpazieren gehen mit ſeinen vier Kreuzern, für welche man in Bern entweder einen halben Schoppen Wein oder einen Schoppen Bier oder ein klein Glas Branntewein kriegt. Nun aber iſt das die allerheilloſeſte Arbeit von der Welt, tagtäglich acht Stunden ſpazieren gehen mit nur vier Kreuzern. Wann ſoll man die brauchen? Braucht man ſie Vormittags, was ſoll man Nachmittags anfangen? Was ſoll man Vormittags anfangen, wenn man ſie für den Nachmittag ſparen will. Abtheilen kann man ſie, wenn man Branntewein brauchen will, Vormittags ein kleines Gläschen und Nachmittags ebenfalls eins. Wo bleiben dann der Taback oder gar die Cigarren? Ja acht Stunden laſſen ſich angenehm verbringen, wenn man einen Thaler oder zwei dabei verbrauchen kann. Aber vier Kreuzer für acht Stunden, man denke!

Nach und nach kam Geld für Einzelne von Hause. Die Einen verbargen es oder brauchten es für ſich, verließen die Kaſernen und lebten, ſo lange das Geld hielt, ſplendid in Gaſthöfen. Andere theilten mit, das verkürzte dann wohl einige Tage, aber die nachkommenden wurden dann nur um ſo öder und ſchrecklich langweilig. Es wurde von den Steuern auch Geld vertheilt, aber unter den Flüchtlingen ſelbſt war darüber großer Streit. Die Gemeinen behaupteten, den beſten Theil hätten ſich die Obern angeeignet, um daraus den Champagner und Bordeaux, den man ſie trinken ſah, den ſie wahrſcheinlich bedurften um ihres ſchwachen Magens willen, zu bezahlen. Die grauſame Pein der Langeweile veranlaßte viele, ſich ſtillſchweigend zu entfernen. Bei jedem allgemeinen Appell wurden immer eine Anzahl vermißt. Die einen kamen nie wieder, andere wurden als Bettler von der Polizei aufgegriffen und eingebracht, andere kamen freiwillig wieder, weil vom Landvolk ſie nicht geliebet worden. Die größere Zahl, krank am Herzen, ſuchte nach Hauſe zu kommen. Sie fanden alles anders, als ſie gedacht, als man ihnen vorgeſpiegelt hatte. Ausſichten, das Ding von vorn anzufangen, ſahen ſie nicht, und wenn die geweſen wären, ſo hatten ſie doch nicht den Glauben an einen glücklichen Ausgang. Das Vertrauen zu den meiſten ihrer Führer, welche ſich jetzt in ihrem lächerlichen Hader gegenſeitig ſelbſt der ſchmählichſten Dinge, der Feigheit, der Betrügerei u. ſ. w. beſchuldigten, hatten ſie durchaus verloren.

Dieſe Alle trachteten aus dem Elende heraus, und Viele unter ihnen waren ſo billig, daſſelbe nicht den Schweizern, ſondern ſich ſelbſt zuzuſchreiben und der verruchten Lügenhaftigkeit einer diaboliſchen Bande. Sie erkannten, daß ſie angelogen worden, als man ihnen vorſpiegelte, das ſchweizeriſche Volk ſympathiſire mit ihnen. Sie erkannten, daß die Schweizer thaten, was ſie konnten, ſie gaben jedem einen Sold, wie ihre Soldaten ihn hatten, was wollte man mehr? Die

ſchweizeriſchen Armen müſſen mit Wenigem vorlieb nehmen. Sie erkannten, daß die, welche über ſchlechte Behandlung ſchimpften, es nur aus Unverſtand thaten und Undankbarkeit, weil ſie die Schweiz als eine dumme Kuh anſahen, zu nichts gut, als um ſich melken zu laſſen, weil ſie ihre Forderungen an die Schweizer als gerechte betrachteten und den Abſtand zwiſchen dieſen Forderungen und der Behandlung als eine himmelſchreiende Mißhandlung. Dies erkannten die Billigen und trachteten in der Mehrzahl, ſo bald als möglich heim zu kommen in's Vaterland und wie billig mit dem reumüthigen Bekenntniß ihrer Verirrung. Sie erkannten auch, wie ſehr eine bedeutende Zahl von Flüchtlingen den Volkszorn muthwillig verſchuldete. Wenn die Schweizer ſich nicht wollten behandeln laſſen von denen, die ihr Brod aßen, wie die Polen ihre Leibeigenen behandeln, waren ſie im Recht oder im Unrecht? Sie fühlten es ja täglich immer mehr, wie ungut ein Zuſammenleben mit den übermüthigen Polen und dem frechen Geſindel, welches ſich eingeſchlichen und angeſchloſſen hatte, war. Und je mehr Mehrere abgingen und die Heimath ſuchten, deſto unguter war dieſes Leben, denn die Hefe nahm zu und das Beſſere ab.

Das fühlte Friedrich alle Tage mehr und ging doch nicht heim. Er war ein armer blöder Junge, der alle Tage tiefer fühlte, wie ſchrecklich es tönt: nicht heim dürfen. Der gute Friedrich hatte eigentlich nichts Böſes verübt, aber wenn er bei allgemeinen Umfragen gefragt wurde: ob er nicht heim wolle oder ob er gravirt ſei, ſo antwortete er: ſehr gravirt; vom Heimgehen ſei keine Rede. Der arme Friedrich ſtellte ſich vor: gehe er über die Schweizergrenze, ſo laſſe ihn der Prinz von Preußen, über den und ſeine Preußen er das Maul ſo läſterlich gebraucht, abfaſſen und erſchießen. Denn das ließ er ſich nicht ausreden, daß der Prinz von Preußen ihn ganz apart im Auge hätte. Und gelang es ihm auch, den Preußen zu entrinnen, was half es ihm, denn kam er heim,

ſchlug ihn der Vater todt, ſo hatte es ihm die Mutter geſchrieben. Schlug ihn der Vater nicht todt und es ward in ſeinem Lande bekannt, daß Fritzle daheim ſei, ſo kam er für ſeine Lebtage in die Ketten, denn ſo wurden nach Landesgeſetzen Aufruhr, Hochverrath, Freiſchärlerei beſtraft. Aber je weniger er heimkehren zu dürfen glaubte, deſto mehr dachte er an die Heimath, deſto mehr träumte ihm von der Heimath. Wie Einer, der ein Panorama zeigt oder Bilder fremder Länder, eins nach dem andern aufrollt und an den Augen vorübergehen läßt und wenn er fertig iſt, wieder von vorn anfängt, bis er hintenaus iſt und ſo fort einen Tag wie den andern, ſo ließ auch Friedrich ſeine Jugendzeit an ſeinem innern Auge vorbeiſpazieren, lebte ſie alle Tage wieder durch, und was er vergeſſen, das ergänzten des Nachts ſeine Träume. Die Träume wagten ſich zuerſt über die Gränzen der Vergangenheit mit einem Sprunge in die Zukunft hinein. Bald ſchlug ihn der Vater, verſteckte ihn die Mutter, ließ der Prinz von Preußen ihn erſchießen. Oder er war Bürgermeiſter geworden, ließ Triumphbogen bauen und empfing den Prinzen von Preußen mit einer ſchönen Rede. Oder er hielt Hochzeit mit des gegenwärtigen Bürgermeiſters Tochter, der Bürgermeiſter und ſein Vater prügelten ſich ſchrecklich dabei, aber auf einmal tanzten ſie mit einander ganz prächtig, er aber ward von der Polizei beim Kragen genommen und in ewige Finſterniß geworfen. Was die Träume vergaßen, ſpann er des Tages des Weitern aus. Wenn er dann aus dem ſchlafenden oder wachenden Traume erwachte und ferne von der Heimath ſich verlaſſen ſah, wenn die herbſtlichen Winde durch ſeine dünnen Sommerkleidchen fuhren, ſeine Glieder ſchlotterten, wenn er zur Kaſernenkoſt gerufen ward und ſeine Portion vor ihm lag, dann dachte er, wie es anders geweſen und wie es anders ſein könnte, ja er dachte an die Frau Prinzipalin, ihr zähes Fleiſch und wie er ſich daran verſündigt, indem es doch um vieles beſſer geweſen, als das gegenwärtige,

in welches er jetzt ſeine Zähne ſetzen ſollte. Er wurde immer mürber und zerſchlagener im Gemüthe und von den Andern deſto mehr geplagt und ausgelacht. Es kam ihm manchmal, er ſollte heimſchreiben, um Verzeihung bitten, allein er wagte es doch nicht; ſein erſter und letzter Streit mit dem Vater kam ihm vor wie eine unüberſteigliche Kluft. Er dachte dann an den Prinzipal zu ſchreiben, aber den hatte er ja Tyrann geheißen. Ein Anderer als Friedrich, der hundertmal Aergeres gemacht, hätte alles hundertmal leichter genommen und hundert Briefe geſchrieben ſtatt einen. Der Arzt frug ihn, redete ihm von Heimweh und Heimgehen, aber Friedrich läugnete es ab, war mißtrauiſch gegen ihn, meinte, um einen Koſtgänger weniger zu haben, wolle man ihn an's Meſſer liefern. — Bewegung, andere Luft hielt man für gut, er ward verſetzt, kam von einem Orte zum andern, wie man denn wirklich oft die Leute wechſeln mußte, weil ſie, wenn ſie lange an einem Orte waren, gar zu leicht ſchwierig wurden oder Bekanntſchaften machten, die nichts taugten, oder unter ſich in Parteien zerfielen, die ſich in die Haare geriethen und mit Gewalt auseinander geriſſen werden mußten. Abſonderlich die Polen betrieben dies und vergingen ſich gegen die Deutſchen gröblich, alles aus Dankbarkeit.

Im Waadtland war Friedrich zur Zeit der Traubenleſe. Es ging fröhlich zu dort, obgleich es einige Tage kalt und ſcharf regnete. Friedrich war traurig geblieben, aus den Weinbergen geflohen und hatte ſich in der Kaſerne auf ſein Bett geworfen, um ſtille zu ſein und warm zu bleiben. Da war der Schlaf zu ihm gekommen, und nach dem Schlaf kam auch deſſen Bruder, der Traum. Der nahm ihn bei der Hand, führte ihn heim zur Mutter. Die weinte, als ſie ihn ſah, und freute ſich ſehr. Als ſie aber den Vater hörten, erſchrack ſie und verſteckte ihn unter das Dach. Friedrich kroch in ein Zuckerfaß. Plötzlich kam der Vater auch unter das Dach und riß am Faß. Großer Schreck kam über Friedrich, er fuhr

hoch auf, er riß die Augen auf — vor seinem Bette stand sein Vater, der alte Haselmeyer, in der Hand einen großen Stock. Steif vor Schreck, mit offenem Munde starrte Friedrich die Erscheinung an. Da hob der alte Haselmeyer die Hand, wischte die Augen aus, reichte sie dann Friedrich dar und sagte: Na Gottlob, hab ich dich einmal, du dummer Junge! Da fuhr Friedrich noch einmal zurück, sah sich um nach einem Loche zur Flucht, aber die väterliche Liebe trat lebendig und mächtig an den Tag, daß sie sich nicht verkennen und länger mit dem Zorn verwechseln ließ, und wenn ein Schelten darin war, so war es das Schelten der Liebe, daß der dumme Junge nicht heim gekommen und da in fremdem Lande wie ein Vagabund und Spießgeselle von schlechtem Volke geblieben.

Die Verständigung zwischen Vater und Sohn war rührend. Friedrich ward wie ein sechsjähriger Junge, der auf den Knieen des Vaters sitzt, der Vater wie eine Mutter, welche ihr Kind auf den Armen aus dem Bache trägt, es schilt und küßt in gleichem Athemzuge und mit dem gleichen Munde. Der Vater erzählte, wie fürchterlich sie erschrocken, als der Prinzipal ihnen die zurückgelassenen Habseligkeiten Friedrichs zugesandt, mit der Meldung, derselbe sei vom bösen Fieber ergriffen, habe sein ganzes Personal zum Aufruhr gegen den Prinzipal aufgehetzt und es angeführt und sei, als dasselbe zur Vernunft zurückgekehrt, der verdienten Strafe entronnen und den Aufrührern zugelaufen. Die Mutter hatte diese Darstellung nicht glauben wollen; so ist unser Friedrich nicht, hatte sie gesagt. Aber der Haselmeyer hatte gesagt, gerade so ist er; habe ich es dir nicht gesagt, als ich heim kam, was der Junge für Grundsätze hat und keine Gottesfurcht, keine Religion mehr, und wenn es sein könnte, schlüge ich ihm alle Knochen entzwei. Nun, sie hatten erst gedacht, erzählte der Vater, er werde nicht weit laufen, wenn das Geld alle sei und die blauen Bohnen kämen, werde er

bald wieder da ſein. Als er aber nicht kam, als die Revolution in Baden verrann wie Butter an der Sonne und er wiederum nicht kam, hätten ſie doch gewollt, er wäre da, und die Mutter habe ſchrecklich viel geweint wegen all dem Unglück, welches ihm habe paſſirt ſein können, alle Nächte ſei er ihr erſchienen, bald als ſei er todt, bald als ſei er lebendig, aber in ſchrecklicher Noth. Da ſei hier Einer heim gekommen, welcher dabei geweſen, und dort Einer. Denen ſei er nachgelaufen und habe ſie nach ihm gefragt, und Einer habe ihn todt geſehen, ein Anderer lebendig, Einer in Frankreich, Einer in der Schweiz, Einer in Raſtadt, Einer unter den Preußen, Alle wußten viel zu erzählen, ſo daß am Ende der Haſelmeyer ſagte, es ſei alles verfluchte Lüge. Der Bürgermeiſter hätte Friedrich auf dem Amte angezeigt als einen Freiſchärler, das hätte einige Reklamationen verurſacht und großen Lärm, ſo daß der Haſelmeyer nicht gewußt, wie ernſtlich alles gemeint ſei, um durch das Amt Erkundigungen über ſeinen Fritzle in Baden und in der Schweiz einziehen zu laſſen. Er ſchrieb einige Mal auf das Gerathewohl an Friedrich Haſelmeyer, Flüchtling in der Schweiz, trug die Briefe an einem entfernten Orte auf die Poſt, aber wohin ſie kamen, vernahm man nie. Die Mutter zehrte ſich ſichtlich ab, und jede Bauersfrau, welche zu ihr kam, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſchrie: Du mein Gott! Madame Haſelmeyerin, wie ſehen Sie aus, Sie hören den Kukuk nicht mehr ſchreien! Da ſei es ihm zu eng geworden daheim. Eines Morgens habe er geſagt: Höre Suſanne, ſo geht es nicht, erſt verkommſt du, dann verkomme ich, ich muß wiſſen, woran wir ſind mit dem Friedrich. Ich will ihn ſuchen gehen, wenn ich die Wahrheit weiß, komme ich wieder. Die Frau habe vieles dagegen gehabt, aber am Ende ihn mit Dank und Freude ziehen laſſen, und die Kinder, welche noch daheim waren, hatten heilig verheißen, zu arbeiten und zu gehorchen, daß alles gehe, als wäre er ſelbſt dabei. Gute

Leute habe er allenthalben angetroffen und großen Jammer, er hätte es sich nicht vorgestellt. Auch die Preußen hätten ihm nichts gethan, sondern ihm gesagt, sein Junge sei nicht in Rastadt, sondern lebendig in der Schweiz. Freischärler hätten sie keinen tödten können, die hätten viel zu muntere Beine gehabt. In der Schweiz seien auch brave Leute. Hätten mit ihm großes Mitleid gehabt und gesagt, wenn nur alle Väter wären wie er und ihre Söhne holten, sie wollten gerne an die Reisekosten steuern, und es freue sie, daß noch brave Leute seien in Deutschland draußen, aber mit den Flüchtlingen solle man fort je eher je lieber, sonst gebe es Unglück. Sie thäten wüst und verdürben ganz in Müssiggang. Er habe es selbst erfahren, sagte Haselmeyer; wenn er bei Flüchtlingen nach seinem Friedrich geforscht, so sei er nicht selten verhöhnt worden oder gerupft.

Friedrich nahm sie in Schutz. Es kamen Kameraden, machten große Augen, als sie einen Vater sahen, der seinen Sohn suchte. Mancher mag gedacht haben, sein Vater hätte es umgekehrt, er liefe davon, wenn er den verlornen Sohn heimkommen sähe, hatte aber auch Ursache dazu. Es ist sehr möglich, daß das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern nie so verschroben und getrübt war als gegenwärtig. Das kömmt von der heillosen, durch die Pädagogen eingeführten Abgötterei mit der Jugend. Da hätte der alte Haselmeyer Gelegenheit gehabt, sein Reisegeld dahinten zu lassen, und Friedrich wußte ferner, wenn sein Vater sein Lied über die Leute sang, nicht viel Anderes zu sagen, als es seien denn doch nicht Alle so wie die, welche er gesehen.

Friedrich war froh, als er seine Kaserne im Rücken hatte und mit dem Vater auf freier Straße war. Es war ihm wie Einem, der aus tiefem Gletscherschlund, wo er sich lebendig begraben glaubte, hervorgezogen die Sonne wieder sieht und auf sichern Grund seine Füße setzt. Seine Furcht vor dem Vater war fort, die Furcht vor dem Prinzen von

Preußen ebenfalls, und wegen der heimiſchen Behörde, ſagte der Alte, brauche er ebenfalls ſich nicht zu fürchten, es gehe weder an's Leben noch in die Ketten. Als er den Paß genommen, habe er aus guter Hand vernommen, ſolchen Burſchen wie ſeinem Friedrich gehe es gnädig ab, wenn man ſie nur wieder dem Teufel aus dem Rachen hätte. Seiner Freiheit ſtand kein Hinderniß im Wege, gar freundlich gab man ihm ſeinen Paß, es war faſt, als ob man ſagen wollte, wenn man ihn nur Allen geben könnte.

Das war nun eine andere Reiſe jetzt mit dem Vater als mit der Kolonne. Doch ging es mehrere Tage, ehe Friedrich zum vollen Bewußtſein ſeines Glückes kam. Vater und Sohn hatten das Politiſiren rein vergeſſen, knüttelten einander nicht mehr mit Redensarten und Grundſätzen, aller Hader war in Freude und Liebe verſenkt und wie wir mit Beſtimmtheit verſichern zu können glauben, Friedrichs Anſichten bedeutend geläutert und die meiſten ſeiner Redensarten zerfloſſen wie Hagelſteine, wenn man ſie in einen Backofen wirft, die halten das Feuer nicht aus. Vater Haſelmeyer war nicht von denen, welche Umſchweife lieben, er ging daher den kürzeſten Weg nach Hauſe. Doch ergriff er in ſeinem Glück jede Gelegenheit, den Zweck ſeiner Reiſe und ihren Erfolg zu erzählen, gewöhnlich geſchah das viermal des Tages. Morgens und Nachmittags im Poſtwagen, Mittags und Abends an der Tafel. Friedrich war allemal dabei und nahm es niemals übel, ein ziemlich ſicher Zeichen aufrichtiger Umkehr.

Haſelmeyer brachte großes Glück heim, Jubel in's ganze Städtchen und das Bewußtſein einer väterlichen Heldenthat, welche Stoff liefern wird zu einer Erzählung, welche alle Abende von vornen anfängt und nie zu Ende kommt, ſo lange der Vater Haſelmeyer lebt und alle Abend bei der goldenen Ente ſeinen Schoppen trinkt. Ja, wir haben gründliche Hoffnung, daß die feindlichen Mächte des Städtchens Frieden ſchließen und möglicher Weiſe die Allianz mit einer Hochzeit

beſiegeln werden, wie es unter den Großen der Erde Sitte iſt. Da der Bürgermeiſter keinen Sohn, ſondern eine Tochter hat, ſo wäre eine ſolche Beſiegelung ganz naturgemäß. Jedenfalls können wir ſo viel ſagen, und das iſt das größte Glück im ganzen Handel, daß Friedrich ein anderer Menſch geworden und in dem einzigen Sommer zu einer Reife gekommen iſt, zu welcher Viele zehn koſtbare Jahre brauchen und Andere nie gelangen. Und das hat der Vater an ihm gethan, denn ſeine Erſcheinung war die heilbringende Ingredienz, wodurch die gährende Maſſe zu einem geſundheitbringenden Stoffe ſich abklärte und nicht in verzehrend Gift umſchlug. So liegt in rechten Vätern das Heil, nicht in den Söhnen allein.

Wurſt wider Wurſt.

Eine wahre Geſchichte.

Dieſe Erzählung erſchien zuerſt in Steffens' Volkskalender, Jahrgang 1847.

Wenn es heiß iſt, wird man leicht faul; es giebt Menſchen, welche dazu noch durſtig werden. Es giebt Ortſchaften, in welchen die Menſchen weit leichter und in weit höherem Grade faul und durſtig werden, als in andern. Dieſe Eigenthümlichkeit kann weder vom Kraut noch vom Waſſer kommen, denn beim Vieh merkt man ſie nicht, auch findet man ſie in einer Generation, während ſie am gleichen Orte in einer andern Generation durchaus verſchwunden iſt. Durſt und Faulheit ſcheinen ein Geſchwiſterpaar zu ſein, welches wandert von einem Dorfe zum andern. Hat es an einem Orte bald alles verfaullenzt und vertrunken, zieht es weiter in einen andern Ort, macht ſo die Runde im Lande, und was ein Geſchlecht verfaullenzt und vertrunken hat, bringen mit Noth drei andere Geſchlechter ein.

Auf ſeiner Wanderung hatte ſich dieſes leidige Geſchwiſterpaar auch an einem Ort niedergeſetzt, wo ſchöne Höfe waren, aufgeſpeicherte Familienreichthümer, große Männer und dicke Weiber. Hier dachte es jahrelang zu raſten und ließ es ſich behaglich ſein.

Dort ſtand ein Wirthshaus im Schatten ſchöner Nuß- und Kaſtanienbäume, kühler Wein lag im Keller, und eine

raſche, reſolute Wirthin bediente die Gäſte munter mit gutem Getränke und noch beſſerer Speiſe.

In dieſem Wirthshauſe ſchien eine beſondere magnetiſche Kraft zu wohnen, welche ſich hauptſächlich entwickelte, wenn die Sonne höher ſtieg und es heiß war auf der Erde. Dann ſah man große, ſchwere Männer ſich nahen, hierher, dorther, langſam erſt, dann ſchneller, je näher ſie kamen, bis ſie behaglich ſaßen im kühlen Schatten. Eigentlich wollte keiner hier Stammgaſt ſein, keiner den Namen haben, zehn, ja oft zwölf Stunden des Tages im Wirthshauſe zuzubringen. Niemand ſollte es eigentlich merken, wie oft und wie lange er im Wirthshauſe ſitze. Jeder hatte ſeine eigene Weiſe, von ſeinem Hauſe weg ſo gleichſam zu verſchwinden, eine Operation, welche begreiflich für zwei und drei Centner ſchwere Männer gewiſſe Schwierigkeiten haben mußte. Konnte ſie daher der Mann nicht zu Stande bringen, ſo ſagte er wohl zu ſeinem Weibe: er hätte im Dorfe was zu verrichten. Schon wieder! ſagte dann das Weib. Geh', wenn es ſein muß, aber komm doch dann einmal wieder! Allweg, ſagte der Mann, etwa ein Schoppen wird erlaubt ſein? Ein ſchöner Schoppen, wo zehn oder zwölf drein mögen, entgegnete das Weib. Was denkſt? ſagte der Mann im langſamen Abgang, mehr als einer macht mir nicht wohl.

Saßen ſie endlich gemüthlich beiſammen, ſo begann ſich der Humor zu entwickeln. Witze wurden erzählt, Streiche getrieben und abſonderlich gerne ein Sündenböcklein aufgegriffen, auf deſſen Koſten man in wohlthätigem Lachen die wakkern Bäuche ſchütteln konnte.

Einmal war es ſchrecklich heiß, kein Hund lief auf der Straße, kein Vogel rührte ſich im Baume, kein Fünklein Witz blitzte auf, die Langeweile war groß bei den faulen Männern.

Endlich rührte ſich etwas auf der Straße, es war ein Hauſirer mit irdenem Geſchirr, deſſen er ſich einen Wagen

voll geholt hatte und ſeine Waare nun vertragen wollte von Haus zu Haus.

Dieſer weckte die Rede. Die Männer ärgerten ſich über ihn; er werde ſie wieder manch ſchönen Batzen koſten, ſagten ſie. Sie ſpotteten über ihre Weiber, welche ſeit einiger Zeit nichts mehr zerbrochen haben wollten, doch ſehe man immer neue Schüſſeln und Töpfe, könne ihnen aber nichts beweiſen, da man keine Scherben finde. Die würden doch an einem Orte ſein, meinte einer, und ein luſtiger Handel wär's, die an's Licht zu bringen, aber einige Batzen koſtete es. Und wären es Thaler, ſagte ein anderer, wenn es was zum Lachen iſt, ſo macht's!

Der Kachelträger ward gerufen, erklärte ſich bereit, einen Kreuzer zu verdienen, forderte für einen Tragkorb voll Geſchirr acht Gulden, wenn er es nicht weit zu tragen hätte. Nun geh', ſagte der Antragſteller, mit dem Tragkorb voll in's obere Dörfchen, du kennſt es wohl, frage dort, ob ſie nichts zu tauſchen hätten, du handelteſt Scherben gegen neues Geſchirr ein, gleich auf, Pfund um Pfund. Man habe eine neue Art Geſchirr erfunden, gar koſtbares und ſchönes, aber es müſſe aus bereits gebrauchten Schüſſeln und Töpfen gebrannt werden, abſonderlich alte Scherben ſeien am beſten. Was du eintauſcheſt, alle Stücke und Scherben, bringſt du dann her.

Der Kachelträger, ſelbſt ein Schalk, war vollkommen der Mann zu dieſem Auftrage, hatte auch ſeine Freude daran, vergaß darüber jedoch ſeinen Vortheil nicht, ſondern was in ſeinem Karren einen Makel hatte, das ſpazierte in den Korb. Die Männer nahmen das Ding nicht ſo genau.

Der Wirthin blieb der Handel verborgen, denn ſie war nicht wie manche andere Wirthin eine Art von Eheteufel, welche die Männer gegen die Weiber hetzte. Ihren Wein verkaufte ſie gerne, das iſt wahr, daneben aber war ſie eine Verfechterin des weiblichen Geſchlechtes, duldete nie etwas

Verdächtiges in ihrem Hauſe, warf liederliche Weibsperſonen bei den Haaren hinaus, wuſch Männern den Kopf, daß es eine Art hatte, und mancher meinte, das ſei eine, welche dem Teufel die Hölle verleidete und ſeiner Großmutter unter den Bart ſtünde. Dennoch hatte ſie heute den größten Aerger über ihre Gäſte und theilte Hiebe aus und zwar ſo ſcharfe, daß bald dem einen, bald dem andern die Backen roth wurden. Den Männern hatte nämlich die fröhliche Ausſicht auf einen luſtigen Handel den Witzkaſten geſprengt: ein Geſchichtlein, ein Streich nach dem andern rollte heraus, und was rollte, rollte über die Weiber her, und wohlthätiges Lachen ſchüttelte die wackern Bäuche. Wie durch einen Zauberſchlag war die Geſellſchaft verwandelt, ſo leicht iſt es, Leben in die Geiſter zu bringen.

Nach und nach jedoch ward die Rede langſamer, und die Augen drehten ſich feſt in der Richtung, woher der Abgeſandte wiederkehren ſollte. Endlich ſah man denſelben von ferne, faſt erdrückt unter dem Tragkorb, er ſchien eigentlich unter demſelben nur ſo zu kriechen. Doch thaten ſie, geborne Bauern-Diplomaten, nicht, als ginge derſelbe ſie was an, und der Kachelträger hatte eben ſo viel Diplomatie von Natur im Leibe, daß er nicht gerade zu auf ſie einrannte mit Triumphgeſchrei, ſondern er ging hintenum mit Vorſicht und Beſcheidenheit, ſtellte ſeinen Korb in der Nähe des Karrens ab; daß er darauf den Männern ſich näherte, beachtete die Wirthin nicht nur nicht, ſondern ſie ging ihm aus dem Wege. Bekanntlich brauchen Kachelfuhrleute in den Wirthshäuſern wenig oder nichts, ſind aber den Wirthsleuten beſtändig unter den Füßen und unter der Thüre, wollen bald eine Kaffeekanne, bald einen Milchtopf, bald Stroh, bald warmes Waſſer, ja treiben manchmal die Wirthin, wenn nicht aus der Küche, ſo doch aus der Haut, und wenn nicht ganz, ſo doch halb, wie es eben am fatalſten iſt.

Von der Wirthin ungeſtört konnte der Kachelträger

ſeinen luſtigen Bericht ablegen, wie erſt Maul und Naſe aufgeſperrt worden, wie es dann daher geflogen gekommen ſei ſchaarenweiſe, wie er faſt gefreſſen worden ſei und erdrückt von Scherben. Als er gemahnt, er begehre nicht ſo viel, habe ja geſagt: gleich auf, ſo habe man erſt recht angefangen aufzuladen und geſagt: er ſolle nur nehmen, ſo exakt ſei man nicht, man ſei froh, wenn die Scherben einmal fort ſeien. Sie ſeien zwar gut verſteckt, aber der Alte könnte ſie doch einmal in die Naſe kriegen, habe dieſe gewöhnlich da, wo er nicht ſolle. Nun aber habe er mehr als die Hälfte Geſchirr zu wenig bei ſich gehabt, wenn er auch die doppelte Bürde Scherben hergebracht. Deßhalb habe er verſprechen müſſen, alsbald mit einer neuen Ladung wieder zu kehren, ſonſt hätten ſie ihn nicht gehen laſſen. Das werde nun wohl ſein müſſen, es ſei ihm wegen einem andern Male, ſonſt wollte er lieber, er hätte mit der ganzen Sache nichts zu thun gehabt.

Waren die Männer einmal im Zuge, hatten den Fuß im Bügel, ſo war die Batzen klemmende Bauernnatur verſenkt, auf eine Handvoll Thaler mehr oder weniger kam es dann nicht an. Darum waren ſie alsbald bereit, ihm noch einen Korb voll zu bezahlen, unter der Bedingung jedoch, daß er die Weiber allzumal in's Dorf hinunterlocke, ihren Scherben nach. Der Kachelträger meinte, wenn ihm ſein Lebtag nichts Schwereres aufgegeben werde, ſo gehe es ihm nicht bös, packte ein und ging. Ein Bauer nach dem andern ging, beſah unbemerkt die Scherben, und jeder, der wiederkam, hatte viel zu erzählen von alten Bekanntſchaften, welche er angetroffen. Milchhäfen von der Großmutter ſelig, Schüſſeln und Kacheln, welche vor Wochen oder Tagen ihm noch vor den Augen geweſen.

Dann ſuchten die zwei unter den Männern, welche ſich am beſten unhörbar und unſichtbar machen konnten, die zurückgelaſſenen Scherben in eine ungebrauchte Stube des obern

Stockwerkes zu ſchaffen. Es gelang ihnen, denn die Wirthin war gegen Abend ſtark beſchäftigt worden, ſo daß ſie ihre Augen nicht allenthalben haben konnte, und das Geſinde war auf dem Felde, wie es auf dem Lande bräuchlich iſt. Diesmal kam der Kachelträger raſcher wieder, als ſie dachten, und brachte die Nachricht, die Weiber würden hinter ihm drein ſein wie die Schweizer hinter den Burgundern bei Grandſon; was ſie anſtellen wollten, müſſe alsbald geſchehen, ſonſt ſei es zu ſpät. Er habe ihnen geſagt, er habe das ſchönſte Kaffeegeſchirr, auch Teller und anderes mit Blumen und Figuren, wie ſie es noch nie geſehen, um einen Spottpreis im Wagen; wenn ſie was wünſchten, ſo ſollten ſie kommen, von wegen dies ſei das einzige und letzte Mal, daß er ſolches führe, es ſei von einem Engländer, welcher ſich Schulden halber aus dem Staube gemacht hätte. Erſt hätten ſie eingewendet, ſie begehrten nicht, daß ihre Männer was davon wüßten, worauf er geſagt, ſie ſollten nicht Kummer haben, er glaube, die Männer ſeien weiters gegangen. Sollten ſie es nicht ſein, ſo wolle er ihnen den Wagen hier oder dort hinſtellen, ſo könnten ſie unbemerkt dazu und davon.

Nun war's, als ob die Männer alle zwanzigjährige Beine kriegten, raſch waren alle Scherben da, wo ſie ſein ſollten, und die Männer verſchwunden. Sie hatten hohe Zeit, denn alsbald rückten die Weiber an, nicht maſſenhaft, ſondern ungefähr wie die Schweizer bei Grandſon hinter den Burgundern her, jede mit dem Beſtreben im Leibe, die erſte zu ſein. Begreiflich iſt in dieſem Punkte gewöhnlich nur eine glücklich, diesmal war es die anerkannt böſeſte Frau im Dorfe, gewohnt, die vorderſte Naſe und das letzte Wort zu haben. Die bereits verſchwundenen Männer mußten hell auflachen, wie auch die Weiber auf gewiſſen Punkten, von welchen aus man Hoffnung hatte, ungeſehen in's Wirthshaus zu kommen, in raſchen Schwenkungen zu verſchwinden ſuchten.

Die Wirthin, deren Geschäfte mit der abnehmenden Hitze sich immer noch mehrten, und welche um's Haus fuhr wie eine Weepe um eine reife Birne, ehe sie ansetzt, sah plötzlich zu ihrer großen Verwunderung etliche Weiber hinter dem Hause, die Hände in den Taschen der Röcke, vorsichtig sich umsehend, wie Hasen am Waldsaume nach Untergang der Sonne, wenn sie wissen möchten, ob es richtig und rein im Felde sei. Was zum Tausend bringt euch her an einem heiligen Werktage? frug die Wirthin verwundert. Wo ist er? frug eine. Deiner? frug die Wirthin. Was denkst, was wollte ich dem nachfragen, lautete die Antwort, nein, der Kacheltträger? Weiß es wahrhaftig nicht, sagte die Wirthin, gebe auf solches Pack nicht Acht, wenn nichts herum liegt, was gestohlen werden könnte. Will aber nachsehen, wenn ihr was mit ihm habt.

Wo sind unsere Männer hin? frug eine zweite. Wo wollten die hin, sagte die Wirthin, die sind zu faul, was Anderes zu machen, als draußen zu sitzen unter den Bäumen im Schatten. Deß ersuchten die Weiber und baten die Wirthin, zu verhüten, daß die Männer ihr Hiersein entdecken. Das sei eine böse Nation, die meinten, der Herrgott habe das Geld nur für sie allein erschaffen, und brauche ein Weib einen Kreuzer, so begönnen sie zu schnürfeln und zu schnauben, als wenn sie nicht bloß Weib und Kinder, sondern auch Haus und Hof eines Schluckes verschlingen wollten.

Der Kacheltträger und die Weiber kamen durch der Wirthin Vermittlung alsbald in Verbindung, während die Wirthin die Männer suchte, um sie zu unterhalten und vom Herumschwärmen abzuhalten. Sie trippelte unter die Bäume, kein Mensch war mehr dort. Ist's diesen Fleischklumpen schon zu kühl geworden draußen; wie soll es dann den armen Leuten gehen, welche nicht mit Fett gefüttert sind wie diese? brummte sie. Sie eilte rasch dem Stübchen zu, wohin sich

die Männer zurückzuziehen pflegten, wann die Nacht kam oder sonst etwas, welches ihnen nicht anständig war. Pung, Pung! ließ die Wirthin Schüsse los, denn auch dort war niemand. Sie sprang herum, heraus, um's Haus herum, aber nicht einen einzigen von den Männern kriegte sie zu Gesichte. Wüs Teufels soll das bedeuten, solche Käsköpfe und Weinbäuche kriechen nicht in Mauslöcher, rief sie, und wenn man solche Schwernöther nirgends riecht und nirgends schmeckt, so ist's wie mit Kindern, welche stille werden, da ist gewißlich was im Werke. Sie lief zu den Weibern, welche eben mit dem Kachelträger in dem innigsten Verkehr waren. Sie waren vertieft aus Herzensgrund in die herrlichen, halbverwischten Figuren und curiosen Blumen und handelten mit zitternden Händen um die Herrlichkeiten, schenkten der Wirthin gar keine Aufmerksamkeit. Diese frug, ob die Männer sich nicht gezeigt. Zerstreut, kaltblütig über die Achsel hin, als ob die Frage sie nichts angehe, es sich um junges Vieh oder alte Hühner handle, verneinten die Weiber. Es seien die einen so gescheut als die andern, und weise würden sie zu beiden Seiten nicht, bis sie der Tod ändre, sagte die Wirthin vor sich hin und lief weiter. Sie kannte die Welt, Männer und Weiber, und hatte sie was in der Nase, so sagte auf der Spur kein Jagdhund besser. Erst frug sie männiglich um's Haus herum, niemand wußte etwas. Sie stöberte durch die Scheuer, das gesuchte Wild fand sich nicht. Endlich sagte ein Kind, es glaube, die Männer, nach denen sie frage, seien die Treppe hinauf in's obere Haus gegangen. Die Wirthin nach im Sprung, als ob sie im ersten Satz ihnen auf die Haube wolle, aber sie lief hinauf, lief auf den Estrich, guckte in alle Ecken, steckte die Nase hinter Holzhaufen und andere Objektivitäten, aber da war kein Mann zu sehen oder zu hören.

Sie schoß wieder nieder, schoß durch alle übrigen Zimmer, fand keine fühlende Seele, bloß einige eingeschlossene,

matte Fliegen ſchwirrten auf, ſie achtete ihrer aber nicht, ſchoß weiter bis an die Treppe, da machte ſie rechts um, denn ihr war noch die ungebrauchte Stube eingefallen, ſchoß an deren Thür und ſtieß alsbald einen jämmerlichen Schrei aus, ſie hatte ſich die Naſe blutig gerannt, die Thür war verſchloſſen. Zornesvoll rief ſie, daß man öffne, aber je zorniger ſie rief, deſto ſtiller ward es drinnen. Sie wußte, daß die Thür ſonſt offen war, wunderbar miſchten ſich in ihr Furcht und Zorn, es geſchah ihr wie oft den Weibern, ſie wußte nicht, war menſchliche Bosheit oder eine übernatürliche Macht da im Spiel. Sie dachte ſich das Ding freilich nicht ſo klar, aber es war ihr ſo, und nach Art der Weiber in ſolchen Fällen ſetzte ſie nicht ab, wie Männer wohl gethan und es einſtweilen hätten dahin geſtellt ſein laſſen; der Handel mußte ausgetrieben ſein, ſie wollte wiſſen, ob Menſch oder Teufel da drinnen ſei. Ein kurzer Bericht bei den Weibern wirkte mehr, als manch ſehr langer Bericht bei den Behörden. Die Weiber zuckten zuſammen, ließen die Teller fahren, den Kachelträger ſtehen, umringten die Wirthin, ſpitzten die Ohren und wurden heiß inwendig, lebendig auswendig, frugen und riethen, was wohl gehen möge, was wohl zu machen ſei. Gucken ſei das Beſte, meinte endlich die mit der Naſe zuvorderſt, Gucken ſei eine kommode Sache, ſie habe Sachen erguckt, ſie dürfe nicht daran denken, geſchweige davon reden. Du haſt Recht, ſagte die Wirthin, rief alsbald den Metzgerknecht, einen gewandten Burſchen, der zu allem zu gebrauchen war, befahl ihm, eine Leiter an's Fenſter der verſchloſſenen Stube zu ſtellen und zu ſehen, was drinnen gehe. Er gehorchte mit Vorſicht, ſtieg hinauf, guckte hin, guckte her, unten zappelten die Weiber wie Fiſche im Netze, frugen, was ſiehſt? was geht? wurden immer zappelnder, frugen immer lauter, ſintemal der Metzger nichts ſagte, ſondern bloß immer bedenklicher den Kopf ſchüttelte. Endlich kam er herab und ſagte, er könnte Beſtimmtes nichts ſagen, es hange eine

große Kutte am Fenster, so viel er aber habe merken mögen, liege ein großer Hause auf dem Tisch, was Rothes, so viel er gesehen, auch Schwarzes, was es aber eigentlich sei, das wage er nicht zu entscheiden.

Ja nun gab's Feuer, jede wollte hinauf, wer eben war, nicht wieder runter, eine glaubte den Rücken ihres Mannes zu sehen, eine andere sah zwei Rücken, aber sie konnte nicht in's Klare kommen, wem sie gehörten, wollte bis dahin nicht runter. Zudem ward es draußen dunkel, begreiflich drinnen noch dunkler. Die Weiber unten, wilder, schrieen nach mehr Leitern, und sicher wäre ihnen noch der Gedanke an Feuerhaken gekommen, das Fenster einzustoßen, die Kutte wegzureißen, wenn nicht plötzlich eine Stimme gefragt hätte: Habet ihr da etwas Neues, kann ich was helfen? Erschrocken drehten sich alle um, absonderlich das Weib auf der Leiter, denn es war eben ihr Mann, welcher so gefragt hatte. Bäbi, bist du es, sagte der Mann zum Weibe oben, wußte nicht, daß du noch so fest auf der Leiter wärest, mußt mir das nächste Jahr wieder kirschen. Die Wirthin jedoch nicht außer Fassung fuhr ihn hart an, was das zu bedeuten hätte, in ihrem Hause dulde sie so was nicht, er sollte das wissen. Der Mann gab guten Bescheid, behauptete, es geschehe nichts Böses, erbot sich, für gute Worte und einen Schoppen ihnen alles, was vorgehe, zu zeigen, doch sollten sie leise machen, ihn nicht verrathen, es ginge ihm sonst viel zu übel. Mit Freuden wurde sein Erbieten angenommen, sachte folgten ihm die Weiber, enthielten sich sogar alles Redens, leise öffnete er ein wenig die Thür, winkte der ersten zu gucken, zog sich dann rasch in den Hintergrund. Vorsichtig steckte die erste die Nase durch die Spalte, schrie aber plötzlich laut auf, stieß die Thür sperrangelweit auf, und hinter ihr schrien alle andern auf, sobald ihr Blick in die Stube frei ward, stürzten hinter der ersten her hinein, jede die gangbarsten, kräftigsten Titel, mit welchen zornige Weiber ihre Männer

traktiren, vor ſich her ſchleudernd, wie ehedem die alten Helden, ehe ſie an's Schwert griffen und ſich in's Handgemenge ſtürzten, ihre Speere. Denn drinnen ſaßen um einen großen Tiſch herum die Männer, auf dem Tiſch lag ein hoher Haufe Scherben allzumal, und aus dem Haufen heraus las jeder Mann ſeine alten Bekannten, freute ſich laut des Wiederſehens, erzählte laut mit Lachen, wie ſie ſich gefunden, und wie lange ſie auseinander gekommen und getrauert um einander. In dieſe Freuden des Wiederſehens ſtürzten die Weiber mit Mordſpektakel, den Weibern ward faſt übel vor Zorn, den Männern vor Lachen, manchem Weibe, wir müſſen es ſagen, juckte es wirklich in den Händen. Doch durch das Getümmel begann der Witz zu blitzen, der Sturm ward klarer, Schlag auf Schlag ging es her und hin, gleich blanken Klingen in muntern Händen.

Saß ein wackerer Hieb in dickem Fleiſch, ſo ertönte ein helles Lachen und klärte das wilde Wetter auf. Wie es kam, wiſſen wir nicht, aber kein Weib kreuzte mit dem eignen Manne die Rede, ſondern ſchlug ſeine Worte den andern um die Ohren, das nahm dem Handel das Gift, leitete die Verſöhnung ein, den Uebergang bildete ein Glas Wein, welches der Mann dem Weibe brachte, und das Ende war, daß um einen langen Tiſch Männer und Weiber ſaßen, auf dem Tiſche waren aber keine Scherben mehr, ſondern gut Eſſen und Trinken, und von dieſem las jeder ſich aus, was ihm am beſten in die Augen ſchien. Ja ſelbſt der Kachelträger ſaß unten am Tiſche, da er ſich ſo gut zu entſchuldigen wußte mit Einfalt und Armuth, daß die Weiber ihm nicht nur verziehen, ſondern daß er in ihrem Dörfchen die beſte Kundſame erhielt.

Indeſſen wenn auch Friede ſchien, das Ding war doch in's Blut gedrungen und eiterte abſonderlich bei der Wirthin, welche bei dem meiſten Verkehr auch am meiſten darunter leiden mußte. Begreiflich blieb der Spaß nicht in den vier

Wänden, ſondern wurde bekannt und nicht wieder vergeſſen. Keine Schüſſel ging entzwei, daß nicht geſagt wurde, das mache nichts, man kriege ja jetzt Ganzes für Zerbrochenes. ſelten kam jemand in's Wirthshaus, der nicht frug, wann wieder Scherben-Ausleſe ſei, oder ſtichelte, wie man ehedem vom dummen Teufel geſprochen, jetzt aber von dummen Weibern viel die Rede ſei.

Aber, aber, Weiber reizen iſt ein bös Ding, ein ſelten Ding iſt's, wenn auf ſolch Reizen nicht die Rache folgt. Sie vergelten halt gar zu gerne, die guten Weiber, ſowohl Plagen als Küſſen; es verrannen Sommer und Herbſt, was ihnen widerfahren, das behielten die Weiber fein in ihren Herzen.

Ein wilder Winter legte ſich über die Erde, rauh ſtürmte es über die Berge her durch die Thäler, abſonderlich der Februar war ein grimmiger Monat. Das iſt ein ſeltſamer Monat, kann Mienen machen ſo lieblich wie ein Mädchen, welches für ſein Leben gerne einen Mann möchte. Thut er ſo lieblich, ſo iſt es nie richtig, ſondern accurat wie bei einem Mädchen, bei welchem die lieblichſten Mienen vor der Heirath ſich nach der Heirath ſo gerne verwandeln in ſaure und grimmige. Viel beſſer iſt's, der Februar mache ein Geſicht wie eine alte Hexe, welche ſterben ſoll und nicht mag, dem Tod die Zähne zeigen möchte und keine mehr hat, mit ſchrecklichen Mienen den Tod vom Bette wegjagen möchte.

Gerade ein ſolch ſchrecklich Hexengeſicht machte der Februar, von welchem wir reden wollen. Die Katzen verließen den warmen Ofen nicht mehr, die Haſen ſammelten ſich in die dichteſten Tannengehäge, hielten dort große Volksverſammlungen, nur die Mädchen ſah man umherſchwirren wie die Fledermäuſe, am liebſten zwiſchen Tag und Nacht, ließen ſogar die Holzſchuhe unter dem Ofen ſtehen, hüpften in Tanzſchuhen durch den kniehohen Schnee oder Koth, freilich bei jedem Hupf einen Schrei ausſtoßend, natürlich bloß inner-

lich, bis das Hüpfen auf dem Tanzboden anging, da ward ihnen wieder wohl, wie dem Fischlein auf dem Grunde.

Einmal, es war die wildeste Nacht in diesem Monat, alle Berggeister schienen losgebrochen, heulten durch die Dächer, prasselten an die Fenster, wirbelten in der Luft herum als Hagel, Schnee und Regen, daß es ein grauses Hören war, da klopfte es an einem Fenster in gedachtem Dörfchen, es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein oder etwas mehr. Das Klopfen ward alsbald vernommen, das Schiebfenster aufgestoßen und nach dem Begehren gefragt. Gerichtsäß, hieß es von außen her, geschwind auf und macht euch zurecht. Der Pfarrer ist plötzlich gestorben, die Verwandten wollen ihn noch in dieser Nacht nach Bern führen, wo er Bürger ist, ihn dort zu begraben. Die Vorgesetzten und achtbarsten Hausväter sollen ihm das Geleit geben. Um zwölfe längstens seid im Wirthshause, vergeßt den Mantel nicht. Der aufgerufene Gerichtsäß wollte Weiteres erfragen, aber verschwunden in Sturm und Nacht war der Bote. Vor Angst und Eile konnte der Gerichtsäß kaum Licht machen, und erwachen wollte sein Weib nicht, wie laut er ihm auch rief. Als es endlich erwachte, belferte es schrecklich über eine solche Zumuthung in solcher Nacht, ob man denn meine, Bauersleute seien ärger als Pudelhunde, und wer ein Loth Verstand hätte, ginge nicht, hieße sie ihm in die Schuhe blasen. Aber der Gerichtsäß ward böse über die Dummheit des Weibes, schrieb sie der Faulheit zu, um nicht aufstehen zu müssen, ihm was Warmes zu machen, und sagte kurz: Das verstehst du nicht, aber aufstehn mußt du, gieb mir ein Hemd, salbe die Schuhe und zwar geschwind, hörst, möchte nicht der letzte sein.

Nicht um viel Geld hätte der Gerichtsäß auf die Ehre, an welche er nie gedacht hatte, verzichtet, im Mantel als Vorgesetzter seiner Gemeinde in Bern einzuziehen, wo dann meine gnädigen Herren zu einander sagen würden: Seht, dort

iſt der Vrenech Bauer, einer von den erſten, er iſt Gerichtſäß, und was er noch alles werden kann, iſt Gott bekannt. Er muſterte gewaltig ſein ſäumend Weib, welches ihn immer noch abſpenſtig machen wollte. Allein ſelbſt iſt der Mann, der Gerichtſäß ward flott, hob die Anker, ſetzte die Segel auf und ſteuerte aus dem Hauſe. Wahrhaftig, ſo deutlich war ihm der Vortheil, ein Mann von Gewicht zu ſein und keine Hopfenſtange, nie geworden als jetzt, erſt jetzt kam er ſo recht dankbar zu edlem Selbſtbewußtſein.

Der Sturm fuhr einher mit Heeresmacht, maſſenhaft trieb er Schnee und Winterhagel über die Erde, oft ward der Gerichtſäß zweifelhaft, ſegle er mit ſeinen Beinen vorwärts oder rückwärts mit dem Winde.

Noch in mehreren Häuſern ſchien ihm Licht zu dämmern, aber in heiligem Eifer, nicht der letzte zu ſein, ſäumte er ſich nicht mit der Nachfrage, dachte, die wüßten den Weg ſo gut als er, und arbeitete ſich wacker durch die Schneewellen des Sturmes. Doch war er trotz ſeines Eifers nicht der erſte; ein Chorrichter war ihm zuvorgekommen, dies hatte aber auch ſeinen guten Grund. Derſelbe hoffte Ammann zu werden, und bekanntlich müſſen Ammänner vorangehen, und um ſeine Fähigkeit dazu zu zeigen, hatte er nur das Nöthigſte angezogen, das Uebrige in der Taſche mitgenommen. Als der Gerichtſäß kam, band jener ſich eben das Halstuch um, zwar mit großer Anſtrengung des Leibes und der Seele, indeſſen gelang es ihm doch zu ſeiner eigenen großen Verwunderung. Drei Gemeinden könnte man auslaufen, ehe man einen Mann finde, welcher das Halstuch ſich ſelbſt umbinden könne, ſagte er. Einer nach dem andern kam daher gerannt und landete mit mehr oder weniger Ungeſtüm in der ſpärlich erleuchteten Stube. Von den erſtern wollten die ſpätern das Nähere wiſſen, das Wie, Wo, Wann, aber alle wußten gleichviel, alle hatten die gleiche Botſchaft erhalten und mehr nicht.

Man jagte die Wirthin auf, die machte ein dumm und

ärgerlich Geſicht, accurat wie jeder Mann bereits eins zu Hauſe geſehen hatte, und wußte ebenfalls nichts. Indeſſen war ſie doch eine willkommene Erſcheinung, ſie war ein Bedürfniß, denn jeden durchrieſelte es kühl, es graute allen vor dem Wege, nach Stärkung, nach innerlicher Wärmung trugen alle ein ſehnlich Verlangen. Den Forderungen der Zeit, den Bedürfniſſen des Volkes abzuhelfen, vermochte die Wirthin, die Schlüſſel dazu trug ſie in ihrer Taſche.

Sie war eine edle Natur, den Wünſchen des Volkes zu entſprechen, war ihr Bedürfniß, war ihr Leben, dem einen half ſie mit weißem auf die Beine, den andern wärmte ſie zu edler Glut mit rothem, und je nach Willen und Bedürfniß theilte ſie die Portionen in halbe und ganze Schoppen. Als die Männer warm ſaßen, begannen ſie ſich zu verwundern, daß nicht mehrere nachkämen aus den andern Theilen der Gemeinde. Sie wüßte nicht, ſagte die Wirthin, warum die gerade hierher kommen ſollten, ſie müßten Weg verlaufen, vielleicht ſeien dieſe unten beim Sigriſt oder im Pfarrhauſe oder gleich beim lahmen Bären im Nierenſtich, da erſparten ſie faſt eine Stunde Wegs, indeſſen wiſſe ſie es nicht. Mitternacht war längſt vorüber, die Scheppen waren geleert, bereits hatte die Wirthin neuen Forderungen entſprochen, nachträglich erwachten Bedürfniſſen abgeholfen, die Zeit aber konnte ſie nicht todtſchlagen, welche lang zu werden begann, einer Schlange ähnlich, welche ein runder Knäuel ſcheint und ſich auseinander rollt, bis ſie zur ſchrecklichen, alles verſchlingenden Boa wird. Curios iſt's, daß die Männer ſehr häufig erſt zu rathen beginnen, wenn ſie Langeweile kriegen, daher die meiſten ihrer Rathſchläge nach ungeheurer Schläfrigkeit riechen, wie Kranke bald nach Merkur oder nach Kamillenthee oder Hofmannstropfen oder nach Biſam, je nach der Krankheit, begreiflich. So begannen auch unſere Männer, die Mäntel unter dem Arme, um bereit zu ſein auf den erſten Wink, wie in wichtigen Nächten auch die Huſaren immer geſattelt

haben, den Zügel am Arme, zu rathſchlagen, was da wohl vorgehe im Pfarrhaus und was ſie zu machen hätten, ob es wohl nicht thunlich wäre, eine Deputation in's Pfarrhaus zu ſenden, zu ſagen in erſter Linie, ſie ſeien da, in zweiter Linie aber zu fragen: was jetzt gehen ſolle? Die Wirthin, welche eben Stillung neuer Bedürfniſſe brachte, ſagte im Vorbeigehen, das hülfe ſie nicht machen, für ſo weiſe Männer, wie ſie ſein wollten, die Gemeindeväter, wäre das das Witzigſte nicht, indeſſen wolle ſie ſo weiſen Häuptern nichts befohlen haben. Aber gedacht hätte ſie, es ſollte ihnen in Sinn kommen, daß man bei ſolchem Wetter nicht mit einer Leiche fahre und daß, je wüſter es mache, man deſto ſicherer hoffen könne, es beſſere in der nächſten Stunde, und daß, wenn ſie in's Pfarrhaus gingen und preſſirten, man dort denken müſſe, ſie könnten nicht warten, bis ſie den Pfarrer aus der Gemeinde hätten, und für Männer, wie ſie ſein wollten, wäre ſolches wohl nicht das Anſtändigſte, und niemand würde ihnen viel darauf halten.

Die Rede der Wirthin fiel in's Gewicht, und zudem war das Wetter wirklich ſo, daß kein barmherziger Menſch einem Hunde zugemuthet hätte, vor's Haus zu gehen, und ſo oft einer ſeinen Schoppen ausgetrunken hatte und ſich Zeit nahm, an's Fenſter zu gehen, ſo war es accurat das gleiche Wetter. Dann ſaß man wieder nieder, brummte über die eigene Eilfertigkeit und wie diesmal das Weib, welches gemeint, man ſolle nicht ſo preſſiren, doch klüger geweſen. Selb ſei wahr, zuweilen wäre es nicht übel, wenn man auf die Weiber hörte; ſelb aber ſei fatal, daß man von vorne herein nicht wiſſen könne, wann es gut ſei und wann nicht! Darauf begann der Rath und das Ueberlegen, ob es nicht gut wäre, wenn ſie was Warmes machen ließen, eine gute Käſſuppe ſammt ſaurer Leber und einem ſchönen Bischen Braten. Aber wiederum wäre es doch höchſt fatal, wenn ſie dann fort müßten, wenn die Sachen bald fertig wären, trie-

gen thäten ſie nichts davon, und ſchenken würde die Wirthin ihnen die Zeche nicht, das ſei eine, die nicht wiſſe, was Manier ſei, weder mit dem Maul noch mit der Zeche. Wenn ihre Sachen nicht ſo gut wären, die hätte ſie längſt zum letzten Male geſehen, der hätten ſie es zeigen wollen, daß ſie nicht Schulbuben ſeien und ſie der Schulmeiſter.

So rathſchlagten und räſonirten die Männer, derweilen wurden die Lichter bläſſer, ein Stücklein Tag dämmerte an den Fenſtern, es ſteigerte ſich die Ungeduld zum Zorn, man wurde immer mehr gleicher Meinung, wie die Weiber daheim Recht gehabt; Herrenleute hätte keinen Verſtand, betrachteten Bauersleute als Hunde, und unverſchämt ſei es von Pfarrers, daß ſie nicht Beſcheid ſagen ließen, was vorgehe, damit man wenigſtens wiſſe, woran man ſei. Aber was wolle man, was Einem der Herrgott nicht gegeben, das könne man niemanden zumuthen, Verſtand hätten ſie halt keinen und kriegten keinen einſtweilen.

Indeſſen hatten ſie ihre Mäntel noch bei der Hand, wie die Kinder Iſrael beim Auszug aus Egypten die Schuhe an den Füßen und die Stecken in den Händen, da ſah einer des Pfarrers Knecht die Straße heraufkommen, rief alsbald die frohe Kunde aus, lief hinaus, das Nähere zu hören, während die andern nach den Mänteln griffen, ſie auseinander ſchüttelten und einer zu dem andern ſagte: Bitte, hänge mir doch die Haken ein in den Rockkragen.

Der, welcher hinausgegangen war, empfing des Knechtes Morgengruß. Dank dir Gott, Benz, antwortete er, wann wollen ſie mit ihm fort?

Mit wem? frug Benz. He mit wem, als mit dem Pfarrer, antwortete der Mann. Ja ſo, ſagte Benz, ſie wollen jetzt gar nicht fort. Ich muß eben zum Schmied, bei dem das Roß beſtellt war, und ihm abſagen. Es macht ihnen zu bös Wetter. Daß er mitfahre, dazu haben ſie den Pfarrer ſchon anfangs nicht bewegen können, wie ſie auch an-

geſetzt. Man ſoll ihn ruhig laſſen, hat er geſagt, er ſei am wohlſten daheim. Was, ſagte der Mann und that die Augen auf, redet der noch? Ja, ſagte Benz, der kann reden, man ſollte ihn hören daheim. Da geht's ihm viel ſchärfer als auf der Kanzel. Die Frau und die Andern gehen gerne zum Beſuche, er aber iſt lieber daheim, und da geht's manchmal los. Heute ſollten ſie auf Thun zu einem Thunerherrn, weiß nicht mehr wie er heißt, zum Eſſen, und er wollte nicht. Er frage dem nichts nach, hatte er geſagt, ſie ſollten ſeinethalben gehen, ich könne fahren mit ihnen. Mir wäre es anſtändig geweſen, hatte drinnen viel zu verrichten, aber jetzt iſt's ihnen auf einmal anders in Kopf gekommen. Wegen dem Wetter hätte das ſo viel nicht gemacht, iſt man einmal unter Dach, ſo macht Einem das ja hell nichts mehr. — Daneben iſt alſo der Pfarrer wohl auf? frug der Bauer. Allweg, ſagte der Knecht, es dünkt mich, er werde alle Tage jünger. Aber wenn Einer ſo eſſen mag wie er, ſo iſt es nicht zu verwundern. Wenn der nicht ſieben Erdäpfel verſorgen kann, Fleiſch und Gemüſe dazu, daß es eine Art hat, des Morgens Butter, des Abends Käs, ſo meint er, er habe nichts gegeſſen, und klagt, er könne nicht ſchlafen von wegen der Oedigkeit im Magen. Doch nicht für ungut, ich muß gehen, ſonſt füttert der Schmied überflüſſig und ich muß es auf dem Buckel haben.

Da ſtand der Mann, wahrlich nicht in angenehmer Stellung, und doch ſtand er ſo und wäre es weiß kein Menſch wie lange ſo geſtanden, wenn nicht einer bereits mit dem Mantel am Rücken hinausgekommen wäre und gefragt hätte: Nu Hans, was iſt's, warum bringſt nicht Bericht? Da kam ihm die Beſinnung, raſch drehte er ſich um; thut den Mantel weg, daß ihn ja niemand ſieht! ſagte er und drinnen ſtattete er den Bericht ab, welcher wirklich nicht, ſo kurz er war, zur Ergänzung zurückgeſandt zu werden brauchte. Derſelbe erſättigte ſo, daß die Männer in große Wallung geriethen, daß

es gewaltig donnerte zwiſchen ihnen und der ſchwere Eichentiſch krachte unter den mächtigen Fauſtſchlägen. Das müſſe alsbald dem Landvogt angezeigt werden, war die allgemeine Meinung, der werde dann zeigen, was es heiße, Vorgeſetzte zum Narren zu halten und ſelbſt den Pfarrer in das Narrenwerk hinein zu ziehen.

Sie begannen die Deputatſchaft zu ernennen. Wer bei ähnlichen Geſchäften betheiligt geweſen iſt, wird begriffen haben, wie ſchwer ein ſolch Geſchäft iſt, beſonders wenn die Meiſten ſich äußern, für kein Geld möchten ſie ſich wählen laſſen, während ihre Seele nach der Wahl brennt wie die Zunge eines Hirſches nach einer Waſſerquelle. Die Wirthin meinte im Vorbeigehen, das ſei das Schönſte, welches ſie machen könnten, dem Landvogt ſelbſt anzuzeigen, wie dumm ſie ſeien. Wäre ich Landvogt, ſo verſammelte ich morgen die Gemeinde, zeigte ihr an, ſolche Babi könne ich nicht brauchen, welche ſo wenig Achtung genöſſen, ſie ſollten andere Vorgeſetzte wählen. So würde ich ausfahren, und die Sache wäre recht, wenn ſie nicht geſcheidter wären und die Dummheit ſelbſt ſo recht austrompeteten.

Die Bemerkung ſchlug ein, faßte Grund, machte innerlich Bewegung, erzeugte Angſt, die Berathung nahm eine andere Wendung, der Beſchluß war ein überraſchender. Sie wurden nämlich einig, hier zu bleiben, den Tag zu verarbeiten ſo gut als möglich, ſich zu ſtellen, als hätten ſie wichtige Geſchäfte, welche hauptſächlich die Gemeinde beträfen, einſtweilen aber nicht veröffentlicht werden dürften. Derweilen könne man unter der Hand nach dem Thäter, dem Majeſtätsverbrecher, forſchen, denn er müſſe an den Tag, es koſte was es wolle. So was an den Häuptern der Gemeinde verübt, ſei doch wohl noch nicht erhört worden, verdiene auch die allerhöchſte Strafe, der Thäter müſſe, ſei er wer er wolle, ohne Anſehen der Perſon, wenigſtens gehängt werden. Das ſei das Beſte, was ſie thun könnten, meinte die Wirthin, gar

nichts an ſich merken laſſen, bis man den Thäter hätte, und unterdeſſen hier bleiben. Wenn ſie es begehrten, ſo wolle ſie ihnen ein Mittageſſen bereiten, womit ſie könnten zufrieden ſein. Sie hätte noch was in der Beize, wenn ſie es wüßten, ſie könnten ſchon jetzt die Beine nicht ſtill halten unter dem Tiſche, im Küchenſchrank und in der Metzg würde ſich wohl auch noch was finden. Das gefiel den Männern, ſie gaben der Wirthin noch allerlei Aufträge, die Entdeckung des Thäters betreffend, dann legten ſie ſich auf ihr Tagewerk, lagen ihm auch mit großem Fleiß und ſtaunenswerther Nachhaltigkeit ob, und wie jeder Fleiß zu ſchönem Bewußtſein führt, ſo wurden auch die Männer guter Dinge und voller Fröhlichkeit, es ſprudelte der Witz, der Tag verblitzte. Die Finſterniß kam, Lichter wurden gebracht, ſie wußten nicht, wie es Abend geworden, doch bei dem Einen war es verblieben: wenn ſie nur den verfluchten Spitzbuben hätten, gehängt müßte derſelbe werden, ſei er wer er wolle, ohne Anſehen der Perſon, und zwar noch dieſen Abend, — wenn ſie ihn hätten nämlich.

Unterdeſſen war es nach und nach auch in der Nebenſtube lebendig geworden. Anfänglich hatten ſie ſich deſſen nicht geachtet, als es aber immer lauter klirrte und lachte, machte ſie das Ungewohnte doch aufmerkſam. Die Neugierde erwachte, die Wirthin wurde gefragt. Es ſei jemand gekommen, antwortete ſie uneinläſſig und ging ihrer Wege. Das ſei doch keine Manier ſo zu antworten, ſagte einer, und da es drüben eben noch lauter lachte und lärmte, ſetzte er bei: wenn ſie es nicht ſagen wolle, ſo habe man Augen und könne ſelbſt ſehen, und in einem Wirthshauſe werde es wohl erlaubt ſein, eine Stube aufzumachen, ſo gleichſam unbedacht und unverſehens.

Er ſtieß die Pfeife in die Taſche, hielt erſt das Ohr an die Thür, dann öffnete er ſie leiſe ein klein wenig, guckte durch die Spalte, trat raſch aber leiſe zurück, winkte den anderen, deutete jedoch die größte Stille an; die ſchweren Män-

ner nahten ſich ſo leiſe, als es bei zwei und drei Centnern auf dem Rücken möglich wird, ſtellten ſich einer hinter dem andern auf, ſchauten ſich über die Achſel, unter den Armen durch, kurz, wie jeder konnte und mochte nach ſeiner oder ſeines Vordermannes Beſchaffenheit. Dem vorderſten ward die anfängliche Spalte zu enge, geſchweige dem hinterſten, der gar nichts ſah, gar nicht begriff, was das Kopfſchütteln, das Flüſtern: das hat gefehlt, das hat noch gefehlt, zu bedeuten hätte. Es entſtand ein Drang nach vornen, ganz natürlich, wie ein weiſer Rathsherr ſagen würde, die Spalte erweiterte ſich, da die Thür, wie alle Wirthshausthüren, verſchwiegen in den Angeln war, ehe man es ſich verſah, ſtand ſie offen. Der Vorhang war aufgegangen, im geheimnißvollen Zimmer ſaßen ein Dutzend Weiber um einen großen Tiſch herum, auf welchem eine Maſſe von Halb-Schoppen-Gläſern, Schoppen und Flaſchen ſtanden. Die Weiber griffen in Gläſern und Flaſchen herum, rochen daran, ſchüttelten die Köpfe, ſchoben ſich zu, was ſie in Händen hatten, lachten ſich zu, ſagten ſich allerlei Witze. So trieben ſie Spaß, klirrten tapfer mit den zugeſchobenen Gläſern, verſteckten aber oft hinter dem freundlichſten Schub das ſchärfſte begleitende Wort.

Eine einzige nahm nicht Theil am Spiel, ſie war die jüngſte, lachte nicht und weinte faſt, hatte einen großen Haufen von Glas vor ſich und ſchob ihn nicht weiter. Da frug ſie eine ältere mit erfahrenem Geſicht: Vrene was haſt? Da ſchüttelte es die junge eine geraume Zeit, ungefähr wie einen noch nicht oft gebrauchten Ziehbrunnen, wenn das Waſſer kommen will. Ach, ach, ich habe die Schoppen und Flaſchen, welche mein Mann gehabt, ausgeleſen, nun ſtehen ſieben und dreißig vor mir! Ach Gott, was koſtet das, was ſoll aus mir werden und aus ihm! Aber Vrene, aber Vrene, das iſt ja nur Spaß, wie wollteſt du die Schoppen kennen, aus welchen dein Mann getrunken hat? — Warum ſollte ich ſie nicht kennen? ſchluchzte Vrene. Er

kehrt alle um, läßt ſie vertropfen, daß auch nicht ein einziger Tropfen mehr darin bleibt,' jetzt habe ich ſieben und dreißig Schoppen vor mir, welche gar nicht tropfen wollen. Da lachte die Alte und meinte: 'die, welche vertropfen ließen, ſeien ſicher nicht die Schlimmſten, für die ſei noch Hoffnung und zwar die meiſte und mehr als einer müſſe ſein dieſer Art, denn einer trinke allein nicht ſieben und dreißig Schoppen. Das hatte das große Gelächter gegeben, denn jedes der Weiber wollte nun wiederum wiſſen, ob ihr Mann in dieſe Klaſſe gehöre oder in eine andere.

Während dieſem Spiele war die Nebenthür aufgegangen, die Weiber merkten es, nahmen aber keine Notiz davon. Den Männern kam das Ding verdächtig vor, faſt wie ein abgeredet Spiel. Der, welcher Ammann werden wollte, hielt es unter ſeiner Würde, ſo was ungerügt hingehen zu laſſen, trat aus eigener Machtvollkommenheit aus dem Knäuel hervor, frug mit angehender Majeſtät, was das eigentlich bedeuten ſolle. Nichts Beſonderes, ſagte die eben erwähnte Alte, aber weil ihr es doch wiſſen wollt, ſo müßt ihr es wiſſen. Wir kamen euch entgegen aus Erbarmen und Höflichkeit, um euch eure Mäntel heimzutragen, rechneten darauf, daß ihr ein Glas Wein uns anbieten würdet, ihr bringt es ja ſonſt jeder Naſe, welche in einem Mieder ſteckt. Aber wahrſcheinlich waren wir nicht die Rechten, denn keiner achtete ſich unſer, auf dem Trocknen ließ man uns ſitzen, was für ſolche Mannen nicht brav iſt. Da erbarmte ſich die Wirthin, brachte uns die Broſamen von der Herren Tiſche, die Schoppen, welche ihr ausgetrunken, damit wir ſie austropfen laſſen könnten. Ach du mein Gott, erſt erſchracken wir vor den Schoppen, wo doch jeder auf einen Satz nur einen trinkenwill, weil mehr ihm nicht wohl macht, und jetzt die Unzahl! Ach du mein Gott, und als man an's Tropfen kam, wollte nichts tropfen, und ſo ſitzen wir da zwiſchen unzählbaren Schoppen und vielen Tröpfen, und nichts will tropfen, uns klebt die Zunge am Gaumen!

So ſprach die Alte, und wir müſſen ſagen, daß nicht bloß die angehende Majeſtät erblaßte, ſondern alle Männer verblüfft wurden. Der Daumen fiel ihnen in die Hand. Aber das iſt bekannt, daß dem, welchem der Daumen in die Hand,. doch nicht immer das rechte Wort in den Mund fällt. Man verbirgt die Verlegenheit wohl gerne hinter der Miene, welche wirklich beleidigte Majeſtät anzunehmen berechtigt iſt. Mit gerunzelten Stirnen traten die Männer ein, der Inſtinkt gab ihnen ein, ſie ſeien den leichten Waffen der Weiber nicht gewachſen, ſeien überhaupt im Nachtheil. Ob ſie die ſchweren Waffen gebraucht hätten, wiſſen wir nicht, weiß doch ja ſelten der, welcher ſie gebraucht, einige Sekunden vorher es ſelbſt. Indeſſen die Wirthin war eine kluge Frau, gewandt in allen Fällen, und entgegen dem Grundſatze der Aerzte vermied ſie jede Kriſis. Im Nu hatte ſie mit ihren hülfreichen Geiſtern den Tiſch abgeräumt; ehe eine Erörterung ernſtlich begonnen hatte, ſtand ein herzerhebend Abendeſſen da, ein recht eigentliches Zweckeſſen. Was aber ein ſolches für eine verſöhnende, herzbrechende Macht hat, weiß niemand, als wer es erfahren hat, beſonders wenn eine Wirthin nachhilft mit luſtigen Redensarten und freundlichem Achſelklopfen. Wir müſſen ſagen, einträchtiger als ſelten gingen die Ehepaare heim, die Weiber im Bewußtſein vollſtändiger Genugthuung, die Männer im innigen Verlangen, daß die Vergangenheit vergeſſen und vergeben ſein möchte. Schön und friedlich war es ſelben Abend in allen Häuſern, ſelb iſt wahr, und allenthalben ward ein freundlich Nachfeſt gefeiert. Es wäre alles gut geweſen und zwei luſtige Abende mehr in der Welt, wenn immerdar ſchön Wetter geblieben wäre am Ehehimmel und Friede in jedem Hauſe. Aber wie die Steine naß werden, wenn es ander Wetter geben will, und wie Blutstropfen hervortreten, wenn die Zeiten giftig werden, ſo ſtieß es dieſe Witze heraus, wenn es trüb in den Herzen wurde, ſie wurden ſichtlich, wurden

gezeigt, dann erfolgte ſicherlich Blitz und Donner, manchmal ſogar wirklicher Hagel.

Witz iſt gar luſtig am Ehehimmel, Wetterleuchten, welches die Luft reinigt und ſchön Wetter macht, aber er muß wechſeln zwiſchen Mann und Weib und zwar bei unbewölktem Himmel und unter vier Augen. Wird der Witz zwiſchen Mann und Weib ein öffentlicher, dann hat's gefehlt, es giebt Verhältniſſe, welche in Prari die Oeffentlichkeit nicht ertragen mögen, ein ſolches iſt die Ehe. Wer weiß, bei der Emancipation der Weiber kommt's vielleicht beſſer. Da wird dann per se alles öffentlich, und was die Weiber dabei gewinnen, das wird die Zeit lehren; wer's erlebt, wird's anſchauen. Wer aber dann wiederum vernimmt, was jene angeſchaut, der wird in ſtiller, verſchwiegener Traulichkeit und häuslichem Beieinanderſein das Glück ſuchen — und finden.

Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler.

(Neue illustrirte Zeitschrift für die Schweiz, Jahrgang 1849.)

Es ändert ſich die Welt, wie man zu ſagen pflegt; es wechſeln die Sitten der Menſchen, und doch geſchieht nichts Neues unter der Sonne, wie Salomo ſagt, denn das Alte wird ſeiner Zeit wieder neu und das Neue alt. Das Wort Staatskunſt klingt gar hoch und ſchwer; man ſtellt ſich wunder was darunter vor, aber es ſteckt nicht halb ſo viel dahinter; es bedeutet bloß: die Kunſt, an's Ruder zu kommen.

Ununterrichtete möchten glauben, dazu gehöre auch die Kunſt, am Ruder zu bleiben, aber ſie würden ſich ſehr irren. Das am Ruder bleiben und nicht bleiben hängt ganz vom Wetter ab, und das macht bekanntlich Gott. Wenn es viel Birnen giebt, giebt es viel Eichhörnchen; gerathen die Trauben wohl, ſchneit und regnet es Regenten, und was kann der Menſch an Trauben und Birnen machen?

Die Staatskunſt oder die Kunſt, an's Ruder zu kommen, beſteht in zwei ganz verſchiedenen Methoden, von welchen bald die eine, bald die andere die herrſchende iſt: entweder muß man dazu geboren oder dazu gewählt werden. Dieſe beiden Methoden ſchließen einander ziemlich aus. Denn zumeiſt wird nicht gewählt, wer dazu geboren wäre, und wer gewählt wird, iſt wiederum nicht dazu geboren, und je weniger Einer dazu geboren iſt, deſto hitziger betreibt er das Ge-

wähltwerden. Jede hat natürlich ihre angenehme und ihre fatale Seite. Unstreitig ist die des Geborenwerdens für die, welche eben geboren werden, die bequemere; den vielen Umtrieben und Drangsalen, welche bei Wahlen stattfinden, ist der Faden radikal abgeschnitten. Das Glück kömmt so gleichsam im Schlaf.

Gegenwärtig leben wir in Zeiten der Wahlmethode, ja wir leben eigentlich im Wählen und vom Wählen; denn es wird wirklich fast nichts mehr gedacht, geredet, geschrieben, geschafft, als Wahlen und Wahlen, und hört es an einem Ende auf, hui geht es am andern wieder an. Wenn nun eine Kunst so recht im Schwunge ist, so ist es nicht bloß ein Zeichen, daß ein schön Stück Brod darin liegt, sondern es bildet sich darin eine Virtuosität oder Schwunghaftigkeit aus, welche von der Nachwelt bewundert wird, daher die Zeit, in welcher sie herrscht, die Kunstperiode oder die Blüthenzeit der Nation genannt wird.

Nun scheint es wirklich, als ob wir gegenwärtig in einer solchen Periode, in der Wahlblüthe leben, in unserm Lande wenigstens; denn noch nie wurde das Wahlgeschäft so schwunghaft, so ausdauernd und mit solcher Kunstfertigkeit betrieben, als in den jüngsten Zeiten, und allem Anschein nach wird es einstweilen wenigstens nicht abnehmen. Es wird daher niemanden als wie vom Zaune gerissen erscheinen, wenn wir den geneigten Leser mit einer ganz kurzen Schilderung der Wahlnöthen und Wahlängsten des Herrn Böhneler zu unterhalten suchen.

Herr Böhneler war ein ganz prächtiger Mann, aber zum Ruder nicht geboren, daher es ein Glück für ihn war, daß die Blüthenzeit seines Lebens mit der Periode der Wahlblüthe zusammenfiel. Herr Böhneler war von der gütigen Natur auf das glücklichste ausgestattet, für diese Periode nämlich. Bekanntlich giebt es Thiere, welche das Wetter wittern Tage, Wochen vorher und sich einrichten nach den Winden, die da

kommen, nach Sonne und Schnee, welche in Ausſicht ſtehen; ſo hatte es Herr Böhneler accurat. Da alſo das Bleiben am Ruder ebenfalls vom Wetter abhängt, wer ſchickt ſich da beſſer an's Ruder als der, der inſtinktmäßig das Wetter wittert Wochen, Monate voraus? Die Wetterkapuziner ſind bekannt, wie ſie ihre Kapuze über's Haupt ziehen und wieder ſie lüften und barhaupt daſtehen und alles ohne alle Vernunft, aus bloßem Inſtinkt; gerade ſo eine glückliche Gabe hatte Herr Böhneler und zwar eben auch ganz aus bloßem Inſtinkt. Und dieſer Inſtinkt dehnte ſich auf ſeinen ganzen Verkehr aus. Er konnte heute vor einem Menſchen barhaupt, den Hut in der Hand, ſtehen und morgen behielt er kühn den Hut auf dem Haupte, wenn der andere vor ihm den Hut abzog; er konnte heute Männern, welche auf ſeinem Zimmer waren, ſagen, er bitte ſie, ſich gleich zu entfernen, er könnte ſonſt verdächtig werden, wenn man ſie bei ihm anträfe, denen er einige Tage vorher nachwedelte wie Lips, der bekannte ſchwarze Pudel, ſeinem bekannten Meiſter. Nur eins hatte ihm die Natur verſagt; das machte ihn zu Zeiten faſt troſtlos: es wuchs ihm nie und nimmer ein Schnauz. Bekanntlich haben wir in unſerm Vaterland von Zeit zu Zeit martialiſche Anfälle, ganz ſchreckliche, mörderliche, wo wir uns geberden, als wollten wir die halbe Welt freſſen, die andere halbe dazu als Getränk verbrauchen. Wer das Vaterland liebt, ein Volksfreund iſt, muß dieſe Anfälle begreiflich auch haben und zwar nicht bloß haben, ſondern auch gleichſam ſie repräſentiren. Dies geſchieht am wirkſamſten mit Worten, Worten wie Keulen, mit welchen man nicht bloß Franzoſen und Oeſterreicher zu Pulver zermalmt, wie Tabakblätter in einer Schnupftabakſtampfe, ſondern alle Büffel und Elephanten ſammt Kameelen und Rhinozeroſſen todtſchlägt, als wären es Fliegen oder höchſtens Käfer, in welcher Methode Luvini, der Teſſiner Held im Rathsſaale, ein unübertreffliches Vorbild iſt. Indeſſen reden kann man nicht immer, man muß den Heldenmuth und die

Vaterlandsliebe auch vorweisen, sie zeigen können auf hundert Schritte weit, daher hat man ein allgemeines Zeichen, das ist der Schnauz. Man nimmt an, wie auf gutem Mist Schwämme wachsen über Nacht, wenn es schlecht Wetter geben will, so wachsen, wo die Herzen gut seien, die Gesinnung recht, die Volksthümlichkeit groß, gleichsam über Nacht Schnäuze unter der Nase, wenn dem Vaterland Gefahr drohe, wenn es Krieg geben wolle. Ein solches Zeichen brachte Herr Böhneler nicht zuwege, ein Schnauz wollte ihm nicht wachsen; es brachte Herrn Böhneler fast zur Verzweiflung. Er habe zwar graue Haare, schwache Augen, schwache Beine, aber sein Blut sei heiß für's Vaterland wie zwanzigjähriges, sagte er; er fühle Kriegsdrang und würde für die Freiheit sterben, sagte er, wenn er jünger wäre.

„Anne Bäbi," schrie er oft auf des Nachts, „Anne Bäbi, was mache ich doch, um einen Schnauz zu kriegen. Anne Bäbi, weißt mir nichts? Seifen hilft nichts, was meinst, wäre Lauge gut?"

„Schweig doch mit dem G'stürm," antwortete Anne Bäbi; „wenn es jemand hörte — Kinder und Kindeskinder müßten sich ja schämen; es würde ihnen vorgehalten werden. Dir wächst dein Lebtag keiner, du hast ja schon so viele Schnäuze bekommen dein Lebtag, daß du, wenn sie hätten wachsen wollen, einen hättest, der ginge von hier bis Basel, pfi Tüfel, Böhneler!"

Herr Böhneler war eigentlich vor längerer Zeit schon gewählt worden und zwar in einer glücklichen Zeit, in der Erstlingsperiode der Wahlen. In solchen Zeiten werden immer die besten Geschäfte gemacht. Der Concurrenten sind wenige, die Nachfrage ist hitzig. Seine erste Wahl fand zu einer Zeit statt, wo das Mues umgerührt ward mit der gröberen Kelle von oben bis unten. Jede Köchin nun weiß, wenn man ein Mues, Bohnen- oder Erbsenmues, tapfer rührt, so bleiben Bohnen und Erbsen oder wenigstens deren Hülsen

an den Rändern des Hafens hängen. Accurat ſo geht es in aufgeregten Zeiten. Die Raths- und andere Herren bleiben halt hängen über dem übrigen Mues. Unſer Böhneler (eigentlich ſollte man immer ſagen Herr Böhneler, wegem Reſpekt, aber der Kürze wegen und weil wir mit der ganzen Familie Böhneler zwar durchaus nicht verwandt, aber ſehr genau bekannt ſind, wollen wir den „Herrn" zuweilen auslaſſen) hatte die beſtimmteſte Ausſicht, daß man ihn in der Höhe hängen laſſe und zwar ohne Schnauz. Er hatte ſich mit dem Stutzer auf einigen Schießeten ſehr befaßt und abſonderliche Reden losgelaſſen, daß die Schießhütte faſt ohnmächtig ward. Aber es ſtach ihn der Haber, er wollte nicht mehr ſo bloß ein ſimpler Gewählter ſein, er wollte mehr. Der Ehrgeiz und der Geldgeiz ſind halt Brüder und beide haben kein Genügen, und je mehr Einer hat, deſto mehr hat er noch zu wenig.

Herr Böhneler wollte nicht mehr ſo ein bloßer Gewählter ſein, ſondern ein Wahlherr, d. h. ein Lenker der Wahlen, eine Schickſalsperſon des Vaterlandes. Er wollte erſcheinen als Einer, der Einfluß habe auf die Wahlen, zu dem man trete und frage mit Reſpekt: „Herr Böhneler, wie ſteht es mit den Wahlen?" der dann ſagen konnte mit Beſtimmtheit: „Ich garantire dafür, es iſt alles beſorgt, es geht wie Schnupf. Die Gegner geben ſich zwar unſägliche Mühe und brauchen Mittel, welche ich ihnen an den Kopf ſchlagen will, wie ein Schulmeiſter ſeinen Knaben die Pelzkappen; aber zählt auf mich, ſie fahren mit Glanz ab;" — zu dem man ſage: „Böhneler, wir zählen auf Sie, Sie ſind der Mann; Sie haben Kredit bei dem Volke, Sie haben ſich ihm bewährt!" Aber um dieſe Stellung ſo recht mit Ehren einzunehmen, mußte er wenigſtens in zwei Wahlkreiſen gewählt ſein; er mußte ſo gleichſam ein perſönliches Vertrauensvotum erhalten haben, wie ſie jetzt üblich ſind. Von wegen, je mehr man mit einer Sache betrogen wird, deſto mehr haſcht man

nach Zeichen der Aechtheit, ſucht Sicherheit für ſich ſelbſt zu haben und Andern zu geben.

Böhneler hatte nicht ſchlechte Ausſichten. In einem Wahlkreiſe war er eingebürgert, in einem andern Wahlkreiſe hatte er Beſitzthum und Verwandtſchaft, er ſelbſt aber wohnte in der Hauptſtadt. Im erſten Wahlkreiſe ſcheint der Boden für Kirchenlichter äußerſt ungünſtig zu ſein, denn er war das erſte und einzige, welches in dieſem und vielleicht auch im vorigen Jahrhundert demſelben entſproſſen war. Auf ſeine Mitbürger konnte er ſich feſt verlaſſen, denn wie ſüß tönt's nicht für einen Bürger, wenn er ſagen kann: Wir haben auch einen drinnen (in der Hauptſtadt), der und der iſt unſer, er iſt hier daheim. Wie keck geht man dorthin in dem Bewußtſein, einen drinnen zu haben, zu dem gehe man, der kenne alles, hätte am meiſten zu bedeuten, und was der ſage, das ſei geſagt! Im andern Wahlkreiſe ſchien die Sache weniger ſicher, da waren Notabilitäten, da waren namentlich jüngere Leute, denen nicht ſowohl ein Bewußtſein als ein Gefühl erwachte, eigentlich ſeien ſie nichts, würden ſie aber gewählt, dann wären ſie auch etwas und könnten alle Tage mehr werden, wenn ſie immer friſch zu was Neuem gewählt würden. Böhneler hatte Erfahrung in dieſen Dingen und namentlich die, daß man es durchaus nicht auf das Ungefähr ankommen laſſen, d. h. dem geſunden Sinne des Volkes vertrauen dürfe. Das käme wunderlich heraus, ſagte er oft, wenn nicht verſtändige, vaterlandsliebende Männer der Sache ſich annehmen würden, ſo könnte man zuſehen, wie es ginge. Böhneler wußte, es waren drei Manöver nöthig und zu den drei Manövern drei Dinge. Das Geſchäft mußte vorbereitet werden, das mußte eine Zeitung thun; es mußte betrieben werden durch ſogenannte Panduren; es mußte unterſtützt und nachgeholfen werden durch den zu Wählenden ſelbſt. Die Zeitung hat vielleicht ein halb Jahr oder noch länger vorher die Steine allfälligen Anſtoßes aus dem Wege zu räumen, d. h.

muthmaßliche Mitbewerber moralisch und vaterländisch todt zu schlagen, unmöglich zu machen, ihren Begünstigten dagegen an die Sonne zu stellen, ja ihn selbst leuchten zu lassen, wenigstens wie ein Ampeli in einer Laterne. Sie thut dieses ohne Zusammenhang mit den Wahlen, ganz wie zufällig. Sie wischt gegen den Todtzuschlagenden alles von Vater und Großmutter her zusammen, was je beim Brunnen oder an einer Wasche verhandelt worden, sie ruft alle Jugendsünden vom ersten Tage des Lebens an aus dem Grabe, stellt sie als die Anfänge der gegenwärtigen Sündhaftigkeit vor's Publikum hin, als wären sie gestern begegnet und drohten heute dem Vaterland Verderben. Sie stempelt alle Muthmaßungen, alle Verdächtigungen, welche je absichtlich über den Menschen ausgestreut worden, zu ausgemachten Thatsachen und giebt sehr fein zu verstehen, das sei aber nichts gegen das, was sie noch wüßte, womit sie aber einstweilen hinter dem Berge halte; sei es dann noch nöthig, so werde sie unumwunden damit ausrücken, giebt nachdrücklich zu verstehen, es handle sich um geheime Verbindungen und Reaktionsgelüste, welche sich zu verwirklichen drohten. Von ihren Begünstigten sagt sie aber so viel thunlich: Herr X. hat den Antrag gemacht, er beliebte aber nicht; er trägt sich mit volksthümlichen Projecten, dringt aber nicht durch, seine besten Bestrebungen werden von gewisser Seite her gelähmt. Man kennt die Thäter, aber Geduld, in wenig Monaten wird es besser. Wir hoffen, Herr X. erhalte eine Stellung, seinem Willen und seinen Talenten angemessen. Der bescheidene Mann wünscht sich zurückzuziehen; wir erwarten aber vom Volke, es werde seine Freunde kennen und sich dieselben zu sichern wissen. Man schreibt uns von Z., sie hätten dort die Freude gehabt, Herrn X. in ihrer Mitte zu besitzen; er hätte den Auftrag, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen. Alle, welche das Glück hatten, in seine Nähe zu kommen, waren erstaunt über die Tiefe und den Umfang seiner Kenntnisse und in gleichem Maße entzückt über seine

Liebenswürdigkeit; von Anmaßung oder Hochmuth keine Spur. Glücklich iſt ein Volk zu preiſen, welches ſolche Repräſentanten hat! Umſonſt hofft man ſeit Jahren auf eine neue Gewerbsordnung. Herr A. ſoll den Entwurf machen. Man kennt aber Herrn A. und ſeine Arbeitsweiſe; kommt der Auftrag nicht in andere Hände, ſo können wir noch ein Jahrhundert warten. Herr X. wäre ganz der Mann, vollſtändig und zweckmäßig ein Projekt zu entwerfen; wer kennt nicht ſeine trefflichen Arbeiten in dieſem Fache! Aber kleinliche erbärmliche Eiferſucht lähmen den Mann, binden ihm die Hände, ſetzen ihn allenthalben zurück; wir hoffen aber, das Volk werde ſich mündig zeigen und die Eiferſüchtigen zu beſeitigen wiſſen.

So ungefähr lauten die vorbereitenden Artikel, welche hageldicht ſich folgen. Mit einer ſolchen Zeitung ſetzte Herr Böhneler ſich in genauere Verbindung. Der Redacteur derſelben war ein grauer, dicker Schuft, der ſeinem beſten Freunde für zwei Flaſchen Neuenburger die Haut abgezogen hätte. Ja hätte er einen Wohlthäter gehabt, der ihn aus babyloniſcher Sclaverei erlöst, der in afrikaniſcher Wüſte ihm den ſchrecklichſten Durſt gelöſcht, ihn geſpeiſet, gekleidet, ihm auf die Beine und in beſſeres Land geholfen, er wäre im Stande geweſen, um ein Linſengericht oder ſonſt um ein Pöſtlein dieſen Mann zu verleumden und zu verläſtern. Ja er wäre im Stande geweſen, alle dieſe perſönlich empfangenen Wohlthaten, ſo wie was der Mann Andern Gutes oder ſonſt Gemeinnütziges gethan, als den ſchändlichſten Verrath am Vaterlande, als wahre Greuelthaten darzuſtellen. Würde er etwa noch geſagt haben: Seht mich an, mich Saukund und Schweinskerl, mich hat er aus der babyloniſchen Gefangenſchaft errettet; ſeither verfloß kein Tag, wo ich nicht was Schlechtes gethan, gelogen, gelästert, dem Vaterland Schaden zugefügt, es dem Abgrund zugeführt, an deſſen Rande es ſchwankt; hätte er mich im Gefängniß vermodern laſſen, ſo wäre das Alles nicht geſchehen, ſo wäre unſägliches Unheil nicht. An dieſem Allem

alſo iſt er ſchuld durch ſeine dumme Gutmüthigkeit — ſo wäre noch was Wahres an dieſer Rede und ſie ließe ſich betrachten — aber ſo würde eben der graue, dicke Schuft nicht reden, ſondern geradezu lügen, daß der, welcher ihn errettet, der geweſen, der ihn ſeiner Freiheit beraubt. Mit dieſem ſetzte ſich Böhneler in Verbindung, weihte ihm ſeine Dienſte. Nicht etwa, daß er ihm Geld aus ſeinem Sacke verſprochen — bewahre, das iſt eben auch die Kunſt, ſo was auf Staatskoſten zu machen. — Böhneler verſprach ihm erſtlich Mittheilung von allem, was bei Eid und Pflicht geheim gehalten werden ſollte. Solche Mittheilungen helfen bekanntlich einer Zeitung beträchtlich auf. Er verſprach ihm zweitens gelegentlich artige Gratifikationen aus dem Staatsſeckel und wo möglich eine feſte Anſtellung mit ſchönem Gehalt, aber ohne Arbeit. So macht ſich ſolches. —

Mit noch größerer Leichtigkeit wußte Böhneler zu Wahlpanduren zu kommen. Am paſſendſten werden dieſe Panduren unter dem Militär, den Staatsangeſtellten und aus dem Lehrſtande gewählt. Dieſe Klaſſen kommen durch ihre Stellung mit vielen Leuten in Verkehr; ihr Amt ſichert ihnen einen beſtimmten Einfluß, ſie können ſagen: „Thuſt's, wohl und gut, ſonſt wart', ich will dir!" So was iſt zwar verboten, aber man weiß wohl, wie das gemeint iſt. Amtsmißbrauch heißt nur, was gegen das Vaterland, d. h. gegen die herrſchende Partei geſchieht, zu Gunſten des Vaterlandes und der wahren Volksvertreter und Volksfreunde kann das Amt nie genug gebraucht, geſchweige denn mißbraucht werden. Und wenn ein Polizeidiener von Haus zu Haus ſagte: wählt doch um Gotteswillen den und den, ich kriege dann was, ſo kömmt es keinem Menſchen in Sinn, das unrecht zu finden, wenn es zu Gunſten des Rechten geſchah. Je höher im Rang ein Militär ſteht und je nöthiger er an Geld iſt, deſto beſſer taugt er zum Panduren und am allerbeſten, wenn er noch dazu Kaufmann iſt, ein Geſchäft hat, welches auf allen vier

Beinen wackelt. So einem kann man unterlegen mit Krediten, wie man unter wackelnde Tischbeine Papierklümpen ſtößt, welche eben nichts zu bedeuten haben, kann auch dies oder jenes in ihre oder eines Bruders Taſche weiſen, Lieferungen z. B. und namenloſes Anderes.

Gerade ſo einen, der noch dazu ein hübſcher Kerl war, mit breitem Rücken und Kruſelhaar, der den Weibern wohl gefiel und doch zu dumm war, um gefährlich zu werden und den Platz in Böhneler's Schuhen zu uſurpiren, fand Böhneler. Der Mann war ungeheuer glücklich. Erſtlich glaubte er, einen Schönern gebe es nicht zu Berg und Thal, wenn er ſeine Uniform mit den dicken Epauletten am Leibe hatte und gar, wenn er wie ein Schneider zu Gaule ſaß. Zweitens kam er ſich ſo wichtig vor, ſo bedeutſam und berühmt, weil er Schreiben erhielt von Oben und Eröffnungen ihm gemacht wurden, daß er an heitern Tagen Morgens und Abends auf die Hochwacht ging, um zu ſehen, ob niemand käme aus Deutſchland oder Italien in großem Aufzug, mit Schalmeien und Poſaunen. Man hatte ihm geſagt (leſen konnte er übel, es war nicht ſein Fach), an dem einen Orte hätten ſie einen Kaiſer nöthig, am andern einen Papſt, und weil er mit beiden Ländern ſo bekannt war, träumte es ihm alle Nächte, er könnte berufen werden entweder nach Italien als Papſt oder nach Deutſchland als Kaiſer. Für Papſt ſchicke er ſich abſonderlich, weil er beſſer auf einem Eſel reiten könne als auf einem Pferde und die Religion ihn nicht genire, zu einem Kaiſer aber nicht weniger, weil er ſogar von der Bataillonsſchule etwas kenne, in drei Sprachen ſprechen gehört und eine anſehnliche Poſtur habe, einen germaniſchen Kopf, falb und dick und viel Anlagen zur Gnädigkeit.

Wenn er ſo geträumt hatte, ſo kam es ihm dann am Tage vor in ſeiner Einfalt, es wäre weder der eine noch der andere Poſten ſo dumm; einſtweilen hätte er weder Weibel noch Wechſel mehr zu fürchten.

Der Lehrer, zu dem Herr Böhneler ferner seine Zuflucht nahm, war ähnlichen Schlages, hatte Nachsicht in Beziehung auf die Schule nöthig, war Gemeindeschreiber, Factotum der Gemeinde und hatte es vielleicht nöthig, daß man ihm blinzelte, von wegen etwelcher Unsauberkeit über das Nierenstück. Er konnte reden mit Pausbacken, die drei Erzengel lösten ihm nicht die Schuhriemen auf, einen gstabeligen Rücken machen und wieder sich krümmen je nach Nothdurft, wie ein Hofmann, freilich von der noch ungehobelten Art, und war zu gebrauchen zu allem, von dem er glaubte, es führe zur Erfüllung seiner Träume; denn auch er war mit Träumen behaftet und zwar mit gar nicht übeln wie Joseph. Wegen Rücken, Stimme, Stellung und weil er sagte: er brauche nur den Finger aufzuheben, so zöge man ihn mit Gewalt an's Ruder; es sei mancher daran gekommen, er reiche ihm nicht bis an die Knöchel, hatte er großen Einfluß in der Gemeinde, in verschiedenen Pinten und Speisewirthschaften, absonderlich bei der Lehrerschaft, die, je mehr er log, desto fester an ihn glaubte, von wegen ihrer gemeinsamen Richtung.

Als dritten Hauptpanduren — denn jeder der Hauptpanduren hatte noch eine Menge Unterpanduren bei Handen, welche alle mit Staatshoffnungen befriedigt oder wenigstens darauf hingewiesen werden (Polizeidiener hätten den Lohn sicher lieber baar gehabt, erhielten ihn vielleicht auch so) — erhielt er einen Angestellten, der dazu noch gemeiner Großrath war.

Da war Herr Böhneler erst recht glücklich. Dieser Großrath war nicht bloß Regent seiner Gemeinde und zwar so vollständig, daß kein Weib in der Gemeinde ein Kaffee kochen konnte ohne seine Erlaubniß, sondern er hatte seine Unterthanen im ganzen Wahlkreis. Alle Lehrer tanzten nach seiner Geige; Alle, welche vor Gericht mußten, stimmten nach seinem Pfiff; von wegen seiner gründlichen Beschränktheit begriff er nichts vom Recht, sondern bloß etwas von den Farben:

wer von seiner Farbe war, hatte Recht und Unrecht alle Mißfärbigen.

Man begreift, ein Mann von dieser Sorte muß großen Wahleinfluß haben, und wenn er noch dazu gemeiner Großrath ist, der hin und her muß, so bildet er die lebendige Verbindungslinie, empfängt die allerfeinsten Instruktionen, welche man nicht gerne dem Papiere anvertraut, auch wenn man die allerunterthänigste Kreatur zum Postmeister hat, trägt sie unsichtbar im Kopf herum und verdolmetscht sie nach Bedürfniß. Eine solche Person ist dem innern Gehalt nach von der allergrößten Wichtigkeit; sie braucht nicht groß zu sein, kann ganz füglich ein Knirps sein, auch Schönheit ist nicht nothwendig, ja, je unverschämter die Fratze ist, desto wirksamer ist die Frechheit der Person. Einen solchen Panduren zahlt man begreiflich auch nicht aus eigenem Sack, aber er hat die sicherste Anwartschaft auf Staatsstellen und die bestimmte Gewißheit, daß ihm niemand was anhaben mag und wenn er es schon möchte, doch nicht könnte.

Diese Panduren sind accurat was die Weckenweiber. Die Weckenweiber backen nicht selbst, sie nehmen Brod und Wecken bei den Bäckern, vertragen sie mit den zudienlichen Redensarten im Publikum. Die Panduren haben ihre Instruktionen, aber den Hauptstoff nehmen sie aus der zudienlichen Zeitung, vertragen und verdolmetschen ihn dann im Publikum eindringlich und nachdrücklich, daß Kinder in Krämpfe fallen, Weiber in Ohnmachten und ältere Leute das Zittern kriegen lebenslang. Den Panduren liegt hauptsächlich das scharfe Aufpassen ob, ob irgend wer in's Wahlgehege komme, und sobald sie von ferne etwas Verdächtiges bemerken, alsbald einen Höllenlärm zu beginnen, wie die Hottentotten ihn machen, wenn sie eine Wolke Heuschrecken am Niederlassen hindern und sie weiter treiben wollen. Da müssen sie laufen, springen, rühmen, lügen, reden, daß die Zunge ganz klein und abgenutzt wird; da haben sie manchmal harte Arbeit und

ihre Stellung iſt nicht angenehm, man muß eigentliche Pandurenbaut und Magen haben, um ſie zu verrichten.

Die „Unterſtützung“ endlich lag Herrn Böhneler ſelbſten ob. Herr Böhneler mußte den Volksmann machen, mußte bei jedem Bekannten aus jenen Wahlbezirken ſtehen bleiben, die Hand geben, zum Eſſen einladen, nach Großvater und Großmutter fragen und der Nachkommenſchaft und ſchalkhaft beifügen, wenn ſie etwa noch einmal einen Götti nöthig hätten, ſo wüßte er ihnen einen, der ſchlüge es nicht ab, im Gegentheil thäte es gerne.

Sehr förderlich iſt es, wenn gerade Leute aus der Gegend in Garniſon ſind, mit freundlichen Grüßen und einigen Einladungen kann man viel machen. Freilich geht dabei etwas drauf, denn die Leute in Garniſon ſind gewöhnlich mörderlich hungrig und durſtig. Ferner muß er einige Briefe ergehen laſſen, nicht wegen den Wahlen eigentlich, mehr Ergießungen ſeines Herzenleides, daß den Wünſchen und Bedürfniſſen des Volkes nicht beſſer entſprochen werde. Es dünke ihn manchmal, es wolle ihn verſprengen, aber mit dem Kopf komme man durch keine Mauer. Uebrigens ſei das Volk ſelbſt daran ſchuld, ſo lange es nicht volksthümlichere Wahlen treffe, komme es nicht beſſer u. ſ. w. Endlich muß man ſich zeigen in den Wahlkreiſen, nicht um ſich direkt zu empfehlen, ſondern eben um ſich zu zeigen. Da ſind Muſterungen, Märkte, Schießen, Gerichtsſitzungen vortreffliche Gelegenheiten. Das läßt ſich auf Staatskoſten perfekt machen.

Es giebt allweil eine Kaſſe zu viſitiren, eine ſtreitige Mark anzuſehen, eine neue Brücke zu beſichtigen, ein Cantonnement zu betreiben, kurz irgend ein Staatsgeſchäft, welches berechtigt, auf Staatskoſten von Staatswegen im Lande herum zu fahren. Bei ſolchen Anläſſen und einigen Flaſchen Zapfenwein iſt ſchon Unglaubliches gethan, ſind Exiſtenzen gegründet und Exiſtenzen zerſtört worden.

Böhneler that alles gewiſſenhaft mit großem Geſchick,

trug die ſchönſten Hoffnungen heim, und der verhängnißvolle Tag erſchien, ohne daß den Wahlſieg irgend etwas zu gefährden ſchien. Indeſſen, man weiß wohl, wie es geht, wie man in der Ferne ſich dies und jenes denkt, wie peinlich das Warten iſt auf das entſcheidende Wort, wie unendlich lang dabei die Stunden werden, das Unwahrſcheinlichſte ſich als wirklich eingetreten vor Augen ſtellt. Als Böhneler am Morgen des Wahltages erwachte, überſchlug er noch einmal alle Möglichkeiten, rechnete, um welche Zeit er wohl das Wahlergebniß vernehmen könnte, im Fall man ihm einen Expreſſen ſchicke. Befohlen hatte er es zwar nicht, er hatte angenommen, die Leute hätten Verſtand, und zählte darauf. Wenn alles günſtig ging, wie er es erwarten konnte, er im erſten Wahlgang zuerſt erwählt wurde und einer alsbald ablief, konnte er um zwei bis vier Uhr bereits Nachricht haben, wenigſtens aus dem nähern Wahlkreiſe. Herr Böhneler wußte, daß man ſolche Expreſſen einigermaßen traktire, und je beſſer es geſchah, deſto förderlicher war es bei der nächſten Wahl. Mangel an Berückſichtigung eines Expreſſen konnte einem Gewählten für ſein ganzes Leben den Hals brechen. Nun iſt man ſelbſt in einer Stadt übel z'weg, wenn man um zwei oder drei Uhr irgendwo was Eßbares will holen laſſen; man findet bloß miſerable Reſte und dazu noch kalt. Böhneler hatte einen Gedanken und, wie er glaubte, einen ſehr guten, ſowohl in Betreff der Sache als des Geldſeckels. Aber wie kühn er thun konnte, wenn auch ohne Schnauz, für's Vaterland, vor ſeinem Anne Bäbi war er immer ein zahmes Bubeli; darum ſprach er ihn nur ſchüchtern aus und verbrämt mit viel Zärtlichkeit. „Fraueli," ſagte er, „myn Schatzeli, wie wäre es, wenn man dafür ſorgete, wenn etwa ein Expreſſer käme zur Unzeit. Ich möchte dir nicht Mühe machen, viel Gelauf's erſparen, und du weißt, daß man denen gehörig zu eſſen und zu trinken geben muß. Wie wäre es, wenn du ein halbes Dutzend kreuzerige Paſtetchen holen ließeſt,

das ist den Leuten seltsam und kostet nicht viel. Dazu für ein paar Batzen Schinkenschnittchen und ein weißes Brödchen; wenn es schon ein vorgestriges ist, es macht nichts, er hat nur desto länger daran zu mahlen. Wein ist noch genug im Keller, es sind noch einige Flaschen unten, und das Fäßchen, wo der Viesbatzige ist, ist noch fast voll; man kann von dem aufstellen, aber in einer Maaßflasche, daß er sehen kann, man gönne es ihm. Fraueli, Schatzeli, was meinst, sind das nicht gute Gedanken?"

Frau Böhneler war da gestanden mit eingestemmten Händen, hatte mit großen Augen und spöttischem Munde der Rede des Mannes zugehört bis zu Ende.

Darauf fragte sie: „Böhneler, schmöck!" drehte sich um und ging ab. Da seufzte Böhneler tief auf.

„Ach," sagte er, „es ist nichts mit Anne Bäbi zu machen, es bleibt das gleiche Bäbi, so lange es lebt. Ach, wenn man doch voraus wüßte, was man Alles würde, dann könnte man seinem Stande gemäß heirathen und käme nicht in solche Verlegenheit mit einem Anne Bäbi! In Gottes Namen, ich muß in die Sitzung, hoffentlich bin ich längst zurück, wenn jemand kömmt." Er bewegte sich mit vielem Anstande in die Sitzung und machte dort eine ganz andere Figur, als vor seinem Anne Bäbi. Böhneler hatte sich das Ansehen bereits zu geben gewußt, als sei er eine Potenz auf dem Lande, im gegenwärtigen Fall eine Wahlmacht, und wie man sich auf der Börse um die Geldmächte drängt, um Rothschild, Hoppe u. s. w., um den Stand der Aktien und der Fonds zu vernehmen, so drängte man sich um die Wahlmächte, um den Stand der Wahlhoffnungen zu vernehmen. „Böhneler, wie steht's dort? Böhneler, was meint Ihr? Böhneler, was habt Ihr für Nachrichten?" tönte es von allen Seiten. Und Böhneler drehte sich mit Behagen rund um und gab mit einer Bestimmtheit und Sicherheit Bescheid, als wenn er diesen Augenblick mit der Eisenbahn von dorther gekommen

wäre. Ein ſolches au fait ſein vermehrte beträchtlich ſeine Bedeutſamkeit. Die Sitzung war begreiflich ſehr kurz; es wurde meiſt nur von dem Wahlgeſchäfte geredet, welchem die Herren ſelbſt noch obliegen wollten in der Hauptſtadt. Sie redeten ab, was allfällig noch zu machen ſei, und wie ſie ſich zu vertheilen hätten, daß ſie noch einwirken könnten in der Kirche ſelbſt.

Die Wahlen gehen nämlich zumeiſt in der Kirche vor, und das iſt eine herrliche Sache! Das iſt eine Prüfung vor Gott von ſämmtlichen Wählern; das iſt ein wahres Selbſtgericht, ein vorläufiges. Da thun Buben und Männer im nämlichen Hauſe, in welchem ſie getauft und das chriſtliche Gelübde abgelegt, ihren Sinn kund, und das Zeugniß dieſes Sinnes wird an dem Tiſche abgeleſen, an welchem ſie das Mahl empfangen, von dem es heißt: „Wer unwürdig, als Heuchler oder Unbußfertiger ißt und trinkt, der ißt und trinkt ſich ſelbſt das Gericht.“ Die Zeugniſſe dieſes Sinnes ſteigen auf zu dem, der die Gelübde gehört, der den Segen hat in ſeiner Hand, der ſelig macht und verdammt; ſie bleiben droben angeſchrieben. Ihr Buben und ihr Männer, vergeßt es nicht! Jeder Name, den ihr ſchreibt, iſt ein Zeugniß für oder gegen euch; Herrgott, wie viele ruchloſe Namen werden einſt ewig brennen auf den Seelen verſtockter Wähler! Sie ſollen das Salz der Erde ſein, ach und wie dumm ſind ſie geworden. Pharao war verſtockt und erſoff im rothen Meere. Wähler, die Chriſten ſein wollen und doch für das unzüchtigſte Gezüchte in einer chriſtlichen Kirche ſtimmen, ſind zehnmal verſtockter als Pharao, worin werden die wohl erſaufen? Je ſchlechter das Geſchlecht wird, deſto öfter muß es wählen in den Kirchen, je näher das Gericht Gottes, deſto ſtrenger kommen ſeine Warnungen. Volk merk's!

Als Böhneler aus der Sitzung an's Wählen ging, hatte er ſo wenig einen Begriff davon, wohin er ging und was das Vorzunehmende nach Obigem zu bedeuten habe, als die Andern.

Aber auf dem Wege ging Böhneler bei einem Schweinehändler vorbei, der seine Waare appetitlich ausgestellt hatte, und dessen junge Frau ebenfalls sehr appetitlich daneben stund. Da schoß Böhneler ein Blitzgedanken durch den Kopf. Er hielt viel auf diesen Gedanken, denn sie kamen ihm selten, und was rar ist, hält man gewöhnlich für viel werth. Böhneler fragte nach Schinkenschnitten, nach Bratwürsten, ob solche Nachmittags zwei oder drei Uhr zu haben, in welchen Quanten, welchen Preisen, und nebenbei schäckerte er mit der appetitlichen Frau sehr angenehm, sagte ihr Schönes, kurz war sehr holdselig, so holdselig, daß, als er fort war, das Frauchen seufzte: ach, wenn sie doch Alle so wären, wie der Böhneler! und alsbald Anstalten traf, auch dessen kühnsten Ansprüchen zu entsprechen. Herr Böhneler nahm nun seinen Platz in der Kirche ein, aber gottselige Gedanken hatte er nicht einen einzigen, wie wir leider bezeugen müssen. Er war nicht einmal recht bei dem obschwebenden Wahlgeschäfte; er war im Geiste ganz in den Wahlkreisen, in welchen er gegenwärtig die Hauptperson zu sein erwartete. Er hatte seine Uhr, welche im Gilet saß, vielleicht noch nie so häufig in den Händen gehabt, als diesen Morgen, und doch hatte er sie gewöhnlich so viel in den Händen, als ein junger Schulmeister, dem die Weisheit zu Ende will und die Zeit nicht vorwärts. Besonders um Mittagszeit war Böhneler stark auf der Uhr, nicht allein wegem Hunger, sondern vorzüglich wegen der Frau. Er wußte, wie unehrerbietig die reden konnte, wenn er sie zu lange mit dem Essen warten ließ. Gewöhnlich mußte er hören, wie sie hundertmal ärgere Klapperweiber seien, als die allerärgsten Wäscherinnen; die, wenn es angerichtet sei, kämen doch zum Essen ungesäumt, könnten das Schwatzen lassen, sie aber, wenn sie einmal angefangen, könnten nicht mehr aufhören mit Dädern und Schnädern, wie kleine Kinder, wenn sie einmal in's Heulen kämen, auch nicht mehr zu g'schweiggen seien. Böhneler sah alle Augenblicke nach, dachte, wenn die

Uhren gleich gehen, so fangen sie jetzt an, jetzt machen sie dies, jetzt das ꝛc. ꝛc., von wegen der Bezirksamtmann ist sehr prompt und exakt. Da täuschte sich Böhneler sehr, aber so kannte Böhneler seine Leute. Ja, wenn man den Bezirksamtmann in der Stadt sprechen hörte von seinen Thaten, so schlug man die Hände über dem Kopf zusammen ob der Thätigkeit dieses Mannes. Damit begnügten sich natürlich die Herren in der Stadt. Wären sie ihm nachgegangen in seinem Amt, sie hätten da eine Schlafmütze gefunden, wie sie, selbst in Rathssälen selten sind. So kann man sich täuschen in den Leuten, besonders wenn man Rathsherr ist.

Der Morgen kam Böhneler unendlich lange vor und das Wählen so langweilig als möglich, ja sogar das Interesse am Interesse seiner Partei entschlief. Das Sonderinteresse verschluckte total das Parteiinteresse oder wie man zu sagen pflegt, die Liebe zum Vaterland. Es krabbelte ihm am ganzen Leibe, als stecke er in einem Bettlergewande, gefüllt mit den bekannten Insassen; es war die bloße Ungeduld. Er schimpfte sehr unvorsichtig über die schlechte Gesellschaft, in welche man bei solchen Wahlen käme. Aber so gehe es, wenn man dem ganzen Pöbel den Zugang verschaffe. Der bringe Thierchen mit, daß man glaube, man sei in einem Hundestall und nicht in einer Kirche. Seinen Nachbar frug er zu verschiedenen Malen: „Hat man mich nicht gerufen?“ Er wußte wohl, daß Botschaft unmöglich da sein konnte, aber Ungeduld geht über Verstand. Er suchte den Sigrist und sagte ihm: „Wenn mir jemand nachfrägt, so ruft nicht meinen Namen. Ich bin kein Arzt, der sich an öffentlichen Orten abrufen läßt, damit das Publikum meine, wie viel nach ihm gefragt würde. — Seht, dort sitze ich!“ Dort setzte sich Böhneler fest, um ja gefunden werden zu können. Aber es kam kein Sigrist.

Böhneler hielt es endlich nicht mehr aus; er lief fort, lief heim, ließ das Wählen Wählen sein, man denke! Er wollte nachsehen, ob noch niemand da gewesen, und als er

mal daheim war, blieb er da, um bei der Hand zu sein, wenn jemand käme. „Böhneler, einmal zur rechten Zeit, selb wär brav, wenn du anfangen würdest mit der Bekehrung," sagte seine Frau ganz holdselig. Böhneler setzte sich zum Essen, welches just nicht splendid war, aber Böhneler hatte auch wenig Appetit. Er saß da auf dem Sprunge und mit gespitzten Ohren, ungefähr wie ein Hase im Lager, wenn um ihn die Hunde vorlauten und er alle Augenblicke eine vorwitzige Nase in zu gefährlicher Nähe gewärtigt. „Böhneler, iß doch, es ist ja so gut, einmal zur Seltenheit ordentlich warm," sagte Frau Böhneler. Böhneler hörte den Stich kaum, denn heftig ertönte die Hausglocke. Böhneler auf im Satz: „Anni, geschwind, geschwind, gieb Bescheid und sage ihm, er solle gleich heraufkommen, führe ihn in's Salon." So hieß Böhneler's größtes Zimmer, in welchem ein runder Tisch stund und Herr Böhneler und Frau Böhnelerin in zwei Kunstwerken, welche ein wandernder Künstler abgefaßt, einander weinerlich zulächelten. Anni schreit aus dem obersten Stockwerk drei Treppen hinunter: „Chömit ume nehe!" Und langsam und schwer bewegte es sich von unten herauf, einen Schritt um den andern, daß man eben die Tritte zählen konnte. „Der ist gelaufen," sagte Böhneler und bürstete mit der Hand rasch die Zeichen ab, welche auf seinen abgetragenen Hosen die verwaschene Serviette zurückgelassen hatte. Als schwer die Schritte in der Nähe tönten, machte sich Böhneler durch die Zwischenthür in's Salon, stellte sich in der Mitte auf, um mit Würde und gehöriger Repräsentation zu empfangen. Anni öffnete mit spöttischem Lächeln die Thüre und sagte: „Nur herauf und da herein!" Vom Gange her tönte eine tiefe Stimme, wie aus einem Waldgraben hervor: „Ich habe nur noch zwei Dutzend, nehmt mir sie gleich beide ab." Ehe Böhneler diese Worte recht reimen konnte, kam herein ein Besenmann mit zwei Dutzend Besen auf der Achsel, stellte sie munter im Salon ab und setzte seine Rede

also fort: „Nehmt die zwei Dutzend zusammen, gebe sie wohlfeil, für dreizehn Batzen, weil es die letzten sind, sonst müßte es ein Gulden sein. Es sind brave Besen, so bekommt ihr sie nirgends. Seht, es ist nicht das Meiste Kurzes und nur was Langes darum herum zum Scheine, es ist vom schönsten Besenreis, wo man finden will, von wegen ich kaufe es, ich stehle es nicht, wie die Andern. Seht, was das für Besen sind. Es gäbe Ruthen für Rathsherren, nicht bloß für Kinder." Böhneler war wettermäßig zornig, wußte aber nicht, an wem er es auslassen solle und was für ein Gesicht machen. So klug war er, den Besenbinder seine Gemüthsbewegung nicht merken zu lassen und ihm die Besen ohne Markten abzukaufen. Während Böhneler die dreizehn Batzen zählte, trappete der Besenbinder im Salen herum und sagte, das sei doch eine schöne Kammer, er hätte noch keine so schöne gesehen und noch nie solche schöne Hergötzli, wie zwei da aufgemalet seien, oder ob es etwa Adam und Eva seien? Leute wie er lasse man sonst wie die Hunde draußen oder höchstens bis zur Treppe kommen. Er sehe wohl, er sei an einem rechten Orte und bei braven Leuten. Er hätte heute noch nichts Warmes gehabt und wolle angehalten haben darum. Wenn es nur was sei, ihm sei alles gut. „Wir haben schon lange gegessen," sagte Böhneler, „es ist nichts mehr warm, und expreß feuern bei dem theuren Holz thut man nicht." „Und wenn es kalt wäre, ich nehme es auch, wenn es einmal unten ist, so macht es so viel nicht, antwortete der Mann. „Seht," sagte Böhneler, „da ist ein halber Batzen über die dreizehn aus, kauft was dafür und die Losung bringt Weib und Kindern heim." „Danke zum allerhöchsten," sagte der Besenmann, „einen bravern Herrn habe ich noch nicht angetroffen. Aber was ich sagen wollte, ob ihr nicht etwa ein Paar alte Schuhe hättet? Seht, wie bös meine sind, und ich Alter werde gliedersüchtig, mag gar nichts mehr ertragen." „Ich trage" — da läutete es mit Macht – „keine Schuh',

nur Stiefel," ſagte Böhneler raſch und wandte ſich gegen die Thüre. „He nun," ſagte der Mann, „wenn es auch nur Stiefeln wären, ich könnte es mit Stiefeln auch machen, und ſie ſollen noch ſo b'ſunderbar kommod ſein im Winter im Schnee und auch im Sommer in's Waſſer."

„Ihr könnt nicht in meine Stiefel," ſagte Böhneler barſch und wandte ſich der Thüre zu. „He," ſagte der Beſenbinder, „ſo große Füße habe ich nicht, es dünkt mich, ich ſollte wohl in euere Stiefel mögen. Es wär' um's Luegen z'thu." „Habt ihr es gehört," ſagte Böhneler, „ich habe nichts," öffnet die Thüre und geht ſeinem Anni entgegen, welches mit einem großen Schreiben daher kömmt. „So, endlich," denkt Böhneler und frägt, wer es gebracht. „Es ſteht Einer unten," ſagt Anni, „faſt Einer wie ein Herr." „Bring' ihn herauf," ſagte Böhneler, „aber heute noch, man läßt die Leute nicht einen ganzen Tag unten ſteh'n." Unterdeſſen war der Beſenbinder ſtehen geblieben, und ſobald Böhneler ſich wieder drehte, ſagte er: „Oder vielleicht hättet ihr ein Paar alte Strümpfe, warme, ſie kämen mir grauſam kommod, ich habe keine mehr und deren zu kaufen vermag ich nicht." Da wurde Herr Böhneler heiß; es kam die Treppe auf näher und näher. Aber eben deswegen durfte er doch nicht den Böſen machen, er fuhr mit der Hand in die Taſche, gab etwas und ſagte: „Aber jetzt machet, daß ihr fortkömmt, ich habe noch mit andern Leuten zu reden." „Ei aber nein," ſagte der Beſenbinder. „Dank heiget z'hunderttauſend Malen, und der liebe Gott wolle es euch vergelten im Himmel und auf Erden. Aber, was ich fragen wollte, wann kann ich wieder Beſen bringen? Ihr müßt ſie noch viel bräver haben als die ſind, weil ihr ein ſo braver Herr ſeid." „Wir haben für lange genug," ſagte Böhneler heftig, „macht jetzt, daß ihr fortkömmt," und betrachtete geſpannt das große Schreiben, welches keinen Poſtſtempel hatte. Alſo ein Expreſſer, ſchloß er. Der kam auch bereits gegen die Thüre, wurde von

Böhneler sehr höflich, jedoch mit einiger Verwunderung empfangen, denn derselbe war ihm ganz fremd, trug nicht ländliche Kleidung, sondern war schwarz, modisch, doch fadenscheinig gekleidet. Er führte ihn zum Kanapee, hieß ihn sich setzen, öffnete das Schreiben, da öffnete sich die Thüre wieder, herein eckte der Besenmann sein Gesicht wieder und sagte:

„Denk, vor Fasnacht noch könne ich wieder kommen, und wann ihr bis dahin mir was Warmes wolltet bei Seite thun, ein Paar Strümpfe oder wenn es auch nur Hosen wären oder eine Kutte, so wäre es mir grausam anständig.“ Da fuhr Böhneler zornig auf und sagte: „Ihr seid ein unverschämter Mann, und wenn ihr nicht macht, daß ihr fortkommt, lasse ich auf der Stelle einen Landjäger holen.“ „Nichts für ungut,“ sagte der Besenbinder unerschrocken, „gestohlen habe ich euch noch nichts, und das Fragen wird erlaubt sein,“ und trappete endlich langsam ab. „Excusez,“ sagte Böhneler, „aber man ist von Pack überlaufen, ihr glaubt es gar nicht, wer in einer Stellung ist wie ich, ist fast seines Lebens nicht mehr sicher. Wenn ihr erlaubt, so will ich das Schreiben lesen.“

Während Böhneler das Schreiben mit Respekt öffnete, dachte er: der junge Mensch gefällt mir, ist bescheiden, ein Anderer hätte schon draußen Zetermordio geschrien, wer er sei und was er brächte. Er entfaltete das Schreiben; es hatte eine seltsame Form; er sah nach der Unterschrift, sie war ihm fremd. Er begann zu lesen, begriff nichts, fing von vornen an, schüttelte den Kopf. Da war von „Freiheit,“ „Unglück,“ „Spital,“ „Meister,“ „Arbeit,“ „unterthänigsten Bitten eines leidenden Bruders Ferdinand Laubsack, reisender Schneidergehülfe,“ die Rede. Da sprang unser Böhneler im höchsten Zorn auf und schrie: „Wer schickt euch mit diesem Wisch, oder seid ihr der reisende Schneidergehülfe selbst?“ „Ja wohl, zu dienen,“ sagte der Ferdinand Laubsack und zog ein schiefes Gesicht auf dem Kanapee. Jetzt kann man sich denken, was da für ein schrecklich Ungewitter über den armen Ferdinand

Lausack, reisenden Schneidergehülfen, losbrach, eins, wie von Böhneler noch nie erlebt worden war. „Was ist das für eine Mode, Schreiben schicken wie eine Behörde der andern? Was ist das für ein Thier, ein Schneidergehülfe, ihr Ferdinand Lausack ihr, was ihr seid? Ja wolle schreiben und Schneidergehülfe! Bettler seid ihr Schneidergeselle, und jetzt marsch! fort! ungesäumt, sonst lasse ich die Polizei holen, euch abfassen, einsperren wegen unbefugtem Hausiren, ihr Schneidergeselle, ihr Lauspack, was ihr seid!"

Der arme Ferdinand hatte diese neue Mode nicht erdacht, das hatte ein anderer Kabinetskopf gethan. Er hatte bloß gehört, das zieme sich viel besser bei den neuen Errungenschaften und ihrer Stellung zur menschlichen Gesellschaft; auch seien sie keine Gesellen mehr, sondern Gehülfen, welche Lohn und Arbeit nach Billigkeit unter sich zu vertheilen hätten, auch trage es auf diese Weise viel mehr ein. Einem, der mit einem Schreiben komme, drücke man nicht einen Kreuzer in die Hand, sondern Silber. Nun ging es ihm so, dem armen Ferdinand! Er mußte sein schönes Schreiben, welches ihn so vielen Schweiß gekostet, in hundert Stücke zerrissen sehen, mußte froh sein, den Leib ungeprügelt zu retten und ohne Hülfe der Polizei aus dem Hause zu kommen. Er hatte an solche Fälle gedacht und dafür einige schlagende Redensarten in Bereitschaft, mit welchen er „die Hunde von Reichen" niederdonnern wollte. Aber sie waren ihm alle dahin, und er war froh, wenn er seine schlotternden Glieder beisammen behalten konnte. Böhneler's schreckliches Schlachtgeschrei erfüllte das Haus, sprengte die gesammte Mannschaft auf die Beine, alle Thüren flogen auf, und Köpfe fuhren vor, mit und ohne Hauben, und mit Erstaunen und mit Grauen thaten Alle auf den Böhneler schauen. Längst hörte man des Schneiderleins flüchtige Tritte nicht mehr, als noch immer Herr Böhneler mit Schnauben hinter ihm drein donnerte, bis Frau Böhneler zu ihm trat und sagte: „Es wäre Zeit zu

schweigen, sonst glauben die Leute, du seiest ein Narr geworden, und warum machst du mir ein solch Ghüder (die Fetzen des zerrissenen Schreibens), wer soll das jetzt aufleſen, und warum brüllst du wie ein angestochenes Kalb, das dem Metzger entronnen ist?" Böhneler erzählte die neue Mode.

„Das wundert mich nicht," sagte die Frau, „ich habe schon lange gesagt, es komme so. Wie wollte es anders kommen, wenn man solche Waschlumpen und Fösler zu Regenten macht? Nicht einmal mit einer Magd kannst du ein vernünftiges Wort reden. Da ist nichts als: lieb's Anneli hier, lieb's Anneli dort und willst so gut sein und dankheigist! Wohl, das würde eine Haushaltung geben, der Tüfel möchte dabei sein, wenn du zu befehlen hättest. Dir könnt's wohl, daß du eine Frau hast, du Fösel, und dann ein Solcher regieren!" Da läutete es. „Sieh' jetzt, was du gemacht hast, das Salon sieht aus wie ein Schweinstall, du kannst niemanden empfangen," sagte Frau Böhneler. „Wohl, mein liebes Fraueli, wohl," sagte Böhneler, bückte sich und wischte mit Macht und Eile zusammen und bat die Frau, ihre Schürze darzuhalten. Diese hatte darob große Freude. „Wenn dich nur die ganze Stadt sehen könnte und alle deine Kumpane und Rathsherren, wie du auf den Knieen rutschen kannst. Weißt, mußt Stadtwischer werden, besser steht dir nichts an. Aber das wird schöne Hosen geben, gerade wie sie die Schulbuben haben."

Da ging die Thüre auf, erschrocken wollte sich Böhneler auf die Füße stellen, aber nur Anni kam herein mit einem gedeckten Bogenkörbchen in der Hand und sagte: „Frau Säufuß läßt ihre Komplimente vermelden. Sie schicke hier, was Herr Böhneler bestellt habe. Die Magd sei ohnehin die Stadt hinunter gegangen, da hätte sie gedacht, sie könnte uns einen Gang ersparen, wir würden viel zu thun haben, wie Herr Böhneler gesagt, daher würde es uns anständig sein." Potz, jetzt gab's Wetter und zwar noch ein ganz anderes als

vorhin. Böhneler ahnte es und fuhr wie eine Hexe den Papierstücken nach. „Was bestellt, was ist das?“ „Es sind Bratwürste,“ sagte Anni, „und ein Teller voll Schinkenschnitten.“ „Was Bratwürste?“ schrie Frau Böhneler, warf ihrem Manne das Papier aus der Schürze über den Kopf, riß den Korb an sich, und als sie sich von dem Thatbestand überzeugt, befahl sie Anni: „Du gehst auf der Stelle zu der Saufützin, bringst dies zurück und sagst ihr: daß sie sich nicht mehr unterstehe, mir etwas in's Haus zu schicken, wenn ich es nicht bestellt, ich habe hier zu befehlen und niemand anders. Wenn sie nicht ein anläßig, schlecht Mensch wäre, so würde sie nicht die Männer in ihren Laden locken und von ihnen Bratwürste bestellen lassen. Sie könne sie selbst fressen. Sie solle sich in Acht nehmen, wenn das noch einmal begegne, so müsse sie mir aus der Stadt.“

Herr Böhneler wollte vermitteln, sagte, er wolle es selbst bezahlen, es könnte ihnen doch noch bequem sein, aber alles umsonst. Anni mußte gehen, und Böhneler kriegte eine Suppe über den Kopf, wie er sie noch nicht erlebt. Böhneler wußte sich nicht zu helfen, er fürchtete alles; er griff zum Letzten, zum Hute, stürzte fort, kaum weniger schnell, als vorhin Ferdinand Laubsack, der Schneidergehülfe. Verblüfft stund Frau Böhneler oben, sie wußte, der Böhneler hatte schnellere Beine als sie, nach konnte sie ihm nicht und so viel Verstand hatte sie, zu begreifen, den Marsch könne sie ihm besser unter vier Augen oder wenigstens innerhalb ihrer vier Wände machen, als vor dem ganzen Publikum. Sie sagte drohend mit der Faust: „Warte du nur, das nächste Mal will ich dir ein Liedli singen, wo du mir nicht mehr davon läufst.“ Das ist die natürlichste Erklärung der Gardinenpredigten, da müssen die Männer pariren, da können sie nicht mehr zum letzten Troste, zum Hute greifen; sie müssen warten, bis das Wetter bis zum letzten Tropfen abgelaufen ist, und das ist eine strenge Sache manchmal.

Als der Böhneler zum Haus hinaus war, trat er in den nächsten Hausgang, denn er fürchtete, die Frau möchte ihm nachfahren, ihn wieder heraufholen oder grimmigen Spectakel machen. Als aber nichts runter kam, schöpfte er frischen Athem und ging die Stadt auf, einem Orte zu, wo er Seinesgleichen am zahlreichsten versammelt wußte. Aber er ärgerte sich gräßlich auf seinem Wege. Ach, er war so bewegt in seinem Herzen, das Vaterland lag ihm so schwer auf der Seele; ihn ängstigte so sehr dessen Zukunft. Sie hing vom heutigen Tage, sie hing von den Wahlen ab, und die Wahlen hingen von der sichern Erkenntniß der wahren Vaterlandsfreunde ab, und diese Erkenntniß mußte bis in die hintersten Thäler, in jedes Gräblein gedrungen sein; eine einzige Wahl konnte alles verderben, so wie ein Tropfen Essig einen ganzen Eimer Milch sauern macht. Das ganze Volk sollte in Bewegung sein auf den Straßen, unter den Thoren, vor den Kaffeehäusern. Menschenwellen sollten wogen von einem Thore zum andern. Und siehe, da herrschte eine furchtbare Ruhe, ein furchtbares Zeugniß, wie das Volk noch nicht zum politischen Leben durchgedrungen, politisch noch mausetodt war.

Was machte das Volk? Es arbeitete in den Boutiken, die Weiber nähten, ja sogar die dicken, blaurothen Kellermägde saßen vor ihren Kellern und strickten, und die Hunde lagen in der Sonne und machten es sich bequem; man konnte Straßen weit sehen, man sah niemanden rennen, niemanden laufen, ja man sah nicht einmal ein neugierig Gesicht. Ja, da ward es Böhneler noch schwerer über's Herz, er verlor die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. „Ach," dachte er, „sind wir noch nicht weiter, ist das Frucht und Lohn meiner Arbeit, meiner Liebe zum Vaterlande?"

Als er weiter hinauf kam, wohlete es ihm in etwas; er sah Leben, sah Gestalten flüchtig hin- und hereilen, wie die Schnepfen zur Brunstzeit im Frühling den Waldsäumen nach. Es war das niedere Geflügel unter dem Staatshimmel;

es waren die ehemaligen Schreiber, gegenwärtigen Büralisten, man könnte ihnen auch Bureaukratisten sagen. Das sind lauter Leute, welche selten für was Anderes taugen, als ihre Carrière zu machen; dafür bieten sie allem auf, setzen das hinterste Glied in Bewegung. Solche Tage sind ware Herrenfressen für sie; da haben sie gleichsam das Recht, Bureau Bureau sein zu lassen und in Carrière zu laufen, Stadt auf, Stadt ab, um was Angenehmes zu haschen für ihre Chefs und dadurch zu wachsen in Gnade und Gunst derselben, in entschiedenen Fortschritt zu kommen. Sie sind so gleichsam die politischen **postillons d'amour**, ach, und oft **wie charmants**!

Diese begrüßten ihn mit Ehrfurcht, besonders der siebente Sekretär im diplomatischen Fache und das siebente Subjekt im Bauwesen. Im Kaffeehaus oder im Leiste, wie man es nennen will, war große Versammlung. Als Böhneler eintrat, ward er mit großem Geschrei empfangen: „Ach, Herr Böhneler! Ach, Böhneler gäht füre, gäht füre! Ihr wißt sicher, was bereits gegangen auf dem Lande, habt ihr schon Expresse oder Briefe, eine Post kam eben an?" Böhneler hatte, ausgenommen seiner Frau gegenüber, Haltung gelernt, und eine ruhige Fassung imponirt immer. Er nahm eine Prise, bot die Dose höflich im Kreise herum und sagte: „Es ist allerdings eine bedeutungsvolle Zeit für die, welche das Vaterland lieb haben. Heute ein besonders wichtiger Tag. Die Bösgesinnten haben sich gerührt, ich kann es euch sagen. Im Kühboden z. B. werden die Stimmen ganz schlecht fallen, aber deswegen, weil man noch wenig oder nichts weiß, muß man sich nicht wundern und das Schlimmste vermuthen, das geht auf dem Lande gar pomadig zu." „Ja, ja, so ist's, Herr Böhneler kennt seine Leute," hieß es von allen Seiten. „Seht," fuhr Böhneler mit frischem Muthe fort, um neun Uhr ist die Versammlung angesagt, um zehn Uhr niemand auf dem Platze. Man wartet, schiebt sich in's Wirthshaus, und sitzt man einmal da, so klebt man an und muß dreimal

die Leute aufrufen und ermahnen zu kommen; es müsse angefangen sein. So wird es eilf Uhr, — bis das Bureau gewählt ist, zwölf, darum zählt darauf, heute wird man wenig oder nichts vernehmen.“ „Ja, ja, Herr Böhneler weiß, wie es geht, man sieht, er ist mit dem Lande bekannt,“ hieß es wieder von allen Seiten. Das that Herrn Böhneler sehr wohl, denn das mit dem Lande bekannt sein gilt für einen sehr großen Lobspruch bei einem Regenten, er kömmt gleich nach dem von der entschiedenen Gesinnung. Von wegen es sind unter den Regenten die, welche mit dem Lande bekannt sind, rare Vögel, seltene Exemplare. „Und wenn endlich,“ fuhr er fort, „die Wahlen vollendet sind, so geht das Bureau nicht an die Ausfertigung der Protokolle, sondern an's Essen und Trinken, denn wer wollte so lange nüchtern bleiben und dazu noch arbeiten! Sind die Protokolle endlich fertig, so sagt man: am nächtigsten giebt man sie auf die Post, einen Tag früher oder später wird niemanden das Leben kosten, und von Expressen ist keine Rede. Man nimmt das auf dem Lande viel kaltblütiger als bei uns.“

Da, ehe der Chor einfallen konnte, ward die Thüre aufgerissen, und herein schoß Herr Spyri. Es war ein merkwürdiger Mann, der Herr Spyri. Er wußte alles, hatte auf alle Fragen die bestimmtesten Antworten und eine so feine Kombinationsnase, daß er auf Jahre voraus haarklein alles wußte, was der Kaiser von Rußland nicht bloß thun, sondern auch denken würde. Er kam nun daher gefahren wie eine Kanonenkugel, und als er durch eine Thüre gefahren, schmetterte er sie zu, daß das Haus in allen vier Ecken erzitterte. Man sagt sich, die Frauen, welche in seiner Nähe wohnten und guter Hoffnung würden, zögen aus, wenigstens über die gefährliche Zeit, um vor jähem Erschrecken, durch welches Herr Spyri manche Frau zu früh in die Wochen gebracht, sich zu sichern. „Wißt ihr, wißt ihr es schon?“ schrie er unter der Thüre und wischte sich ein Tröpflein ab, das ihm an seinem

Spitz im Gesichte hing. Da fuhren alle Köpfe in die Höhe, alle Beine unter den Tischen hervor, und manche Tasse Kaffee ging den Weg alles Fleisches, und rasch war Spyri in dichtem Kreise. „Ja schöne Sachen, saubere Geschichten, ja lustig geht's!" Ein Sturm von Fragen brach los, und je mehr man fragte, desto weniger kam begreiflich Spyri zum Erzählen, bis endlich ein alter Hauptmann mit einigen Donnerwettern Spyri's Worten Luft machte.

„Denkt euch, stellet euch vor," schrie er, „so eben kommt die Post an, der Kondukteur ist mir sehr ergeben, seine Großmutter war bei meinem Vater Kindermagd; der sagt, um halb ein Uhr sei er durch's Kabisloch gefahren und habe vernehmen wollen, wer dort gewählt sei, um mir Bericht bringen zu können. Er hätte wohl gedacht, es würde mich interessiren. Schon von weitem habe er gesehen, daß die Sache nicht richtig sei. Die Leute seien um die Kirche herum gestanden, hätten geredet, geraucht, kurz, es sei ein großes Wesen gewesen, statt zu wählen. Er habe gefragt und gefragt, aber niemand habe mit der Sprache herausgewollt. Es sei noch niemand gewählt, hätte er mit Mühe herausgebracht. Da habe er nach dem Präsidenten gefragt, ob er nicht ein Wort mit ihm sprechen könne. Da habe ihm Einer gesagt, er zweifle, der Präsident habe genug sonst zu thun; d'Sach sei nicht richtig. Er habe die Post nicht länger können warten lassen, mit diesem Bescheid habe er weiter müssen. Da habe ich ihn gefragt: aber was war dann nicht richtig, die Wahlen oder was Anderes; ist Reaktion da? Da hat mir der Kondukteur auf die Achsel geklopft und gesagt: Herr, ich denke was, aber einstweilen sage ich's nicht. Kondukteur, habe ich gesagt, es ist eure Pflicht, im Namen vom Vaterland fordere ich euch auf, frei zu sagen, was ihr denkt. Da hat der Kondukteur gesagt: der Postillon hat schon dreimal geklepft, ich muß —, lebt wohl unterdessen! und fort war er, ich mochte rufen wie ich wollte. Ja, meine Herren, wenn's da richtig ist,

so bin ich nicht richtig im Kopf. Da muß eingeschritten werden, man muß die Kerls niederdonnern, ehe sie das Haupt erheben! Läßt man der Reaktion Luft, dann kann man sehen, wie es geht. Die Anfänge muß man zerstören, das ist Staatsgrundsatz. Die Aufrührer muß man in einem Mörser zerstoßen, daß nicht ein Kreuzer groß an ihnen bleibt!"

„Der macht doch immer aus einer Laus einen Elephanten," sagte Einer, der weit hinten stund. „Wahrscheinlich wird man gleich gehen, Pulver fassen und mit Kanonen fahren sollen. Wer ein schlecht Gewissen hat, der fürchtet sich vor jeder Maus, die aus dem Loche kömmt." So muckelte er und ging. Aber er ging allein; hinter ihm her tönte es: „Das ist auch so einer, ein Reaktionär, vor dem muß man sich in Acht nehmen, was man redet." Der Bericht von Spyri hatte Bestürzung verbreitet; Einige waren ganz blaß geworden, die Meisten wenigstens halb. Man trug die Wahrnehmungen, welche man seit einiger Zeit gemacht, zusammen, sie waren sehr bedenklich, deuteten auf nahe, dringende Gefahren. Sie hatten seit einiger Zeit mehrere Pfaffen auf der Straße gesehen und vernommen, sie hätten sogar einmal mit einander zu Mittag gegessen und zwar jenseits der Grenze. Die Herren von Buchenholz und von Würstlingen waren öfters zusammen auf's Land gefahren. Ja es hatten jüngst zwei alte Statthalter vor den Thoren, zwischen Tag und Nacht, mit einander gesprochen und die Hände stark verworfen. Und was das Schrecklichste war, die Kapitalisten nahmen noch immer den gleichen Zins, keinen höhern, und das thäten sie nur, um das Landvolk zu gewinnen, es zur Reaktion zu verleiten, offenbar.

Als sie so alles Verdächtige zusammengestellt hatten und nun zusammenrechneten, Schlüsse zogen, da wurde ihnen angst und immer ängster, schrecklich angst, als sie endlich zu dem Schlusse kamen: es besteht eine Verabredung durch's ganze Land, sonst wären Berichte da von allen Seiten, und jetzt

iſt's ja ſtille hier wie in einer Sennhütte im Winter; heute Nacht geht es los, zählt darauf! — ja, da war guter Rath theuer, auf der Stelle mußte vorgebeugt werden, aber wo jetzt die Leute finden? Die Bureaux waren geſchloſſen, die Weibel begreiflich auch nicht hinter dem Ofen. Das Beſte ſei, man läute Sturm, da kriege man die Leute im Hui zuſammen.

Spyri riß die Thüre auf bis hinten an und war am Fortſchießen, den Rath zu vollziehen, als Böhneler mit Faſſung hervortrat, ihm die Hand auf die Schultern legte und ſagte: „Nit, nit, Herr Schutzgatter.“ „Ach, Herr Böhneler, votre valet, votre valet, gehorſamſter Diener, — nicht wahr, ſtürmen mit allen Glocken, daß man gleich weiß, woran man iſt?“

Da nahm Böhneler eine Priſe mit Bedacht und ſagte langſam: „D'Sach iſt bedenklich, wir ſtehen auf einem Vulkan oder gar auf einem Pulverfaß, ein Funke und es geht los. Darum muß man ſehr vorſichtig ſein, nicht den erſten Funken herbeitragen; ja, wenn man immer beſtimmt voraus wüßte, wem es die Beine koſtet, wenn das Pulver losgeht, ſo wäre es was Anderes. Euer Eifer, Herr Spyri, iſt ungemein zu ſchätzen, ich werde euren Sturmeifer nie vergeſſen, wollte Gott, es theilten ihn Alle. Aber bedenklich wäre es doch, wenn man auf bloße Muthmaßungen hin, die freilich mit der Gewißheit ganz zuſammenfallen, ohne Handlung, ohne Faktum, woraus ſich der Reaktionsverſuch gehörig konſtatiren ließe, ſtürmen ließe und zwar mit allen Glocken. Man könnte uns verwerfen, es ſei Provokation, und wir würden nichts gewinnen, als daß wir alle Vögel ausgeflogen fänden. Meine Herren, ich bin weit entfernt, der Sache keinen Werth beizulegen oder nur im Geringſten ſie verkleinern zu wollen. Nein, meine Herren, ich habe alle Urſache, eure Muthmaßungen zu theilen. Es kennt vielleicht niemand beſſer als ich die Umtriebe, welche durch das ganze Land ſtattfinden, und die Leute, welche die Finger im Spiele haben. Ich könnte

euch Geschichten erzählen und Leute nennen, es würden euch die Haare zu Berge stehen. Am rechten Orte habe ich davon gesprochen, aber ich bin ausgelacht worden auf eine schändliche Art und von Leuten, ich darf sie euch nicht nennen. Da nahm ich mir vor zu schweigen, aber den Augenblick abzupassen, wo ich mich rechtfertigen könne. Darum nicht voreilig, meine Herren, finge man die Fliegen nicht, fiele alle Schuld auf mich. Man würde mir vorwerfen, die Sache sei von mir angezettelt, nur um mich wichtig zu machen, und habe ich das nöthig, meine Herren? Ich möchte doch gefragt haben, habe ich das nöthig?" „Aber, aber — jammerten viele Stimmen, vielleicht ist der rechte Augenblick verpaßt, und dann was mit dem Vaterlande? War es nicht zu allen Zeiten Grundsatz, daß das **praevenire** spielen das Sicherste sei; ist Einer einmal todtgeschlagen, schlägt er mich nicht todt, selb ist sicher."

Ehe Böhneler antworten konnte, kamen zwei vom niedern Gefügel hereingestürzt und schrieen: „Kommt, kommt, jetzt endlich ist's los!" Nun was konnten die Anwesenden anders glauben, als die Reaktion sei los; der Jammer um Weib und Kind begann und selbst Böhneler begann haltlos und ziemlich blaß zu werden.

Doch die Nachricht war umgekehrt. Es käme Botschaft zur Stadt hinein von großen Wahlsiegen, viele Trompeten brächten sie, wahrscheinlich hätten mehrere Wahlkreise sich vereinigt zu einer glänzenden Demonstration, zu einem schönen Witz, wie sie den Leuten erst nach dem entschiedenen Fortschritt beifielen.

Wohl, wie das wieder zum Kaffeehaus, dessen Thüren sich auf einem ansehnlichen Platz öffneten, herausstürmte, die Stühlchen herumfuhren und die verblüfften **garçons** unter die Thüren stunden, die davonlaufende Heerde zu betrachten und zu überwachen. Das Ding kam denn doch Vielen sehr verdächtig vor; sie dachten sehr beträchtlich an Weib und Kinder

und wie unglücklich diese wären, wenn sie den Vater verlören und zwar im Feuer. Das junge Pack und niedere Gesindel hatte keine Nebengedanken, sondern lauter Freude, von wegen es gab was Neues. Böhneler schritt mit Bedacht und Fassung der bocksprüngigen Heerde nach, von wegen er hatte einen Gedanken. Er kalkulirte nämlich, der Witz gelte ihm; er dachte, wenn er nur jetzt von Frau Säufuß die Bratwürste und Schnittchen wieder hätte. Nun könne sein Anne Bäbi sich selbst helfen, er möchte es ihm gönnen, wenn nicht zuletzt doch der Schmutz auf des Mannes Aermel käme, wenn das Anne Bäbi Oel verschütte. Böhneler erwartete Großes, aber er zeigte es nicht. Da wo er Wahlpanduren hatte, befand sich auch ein großer Künstler, ein Blas-Instrumentenmacher, namentlich von ganz herrlichen Trompetenkasten, welche trompeteten als wie die Trompeter von einem Dutzend Husaren-Regimentern zusammengenommen.

Böhneler erwartete steif und fest, mit dieser vaterländischen Musik würden ihm sinnige Männer eine Ueberraschung machen wollen. Er wußte nicht recht, sollte er heimlaufen oder Stand halten. Es war ihm wegem Traktiren. Um nicht Aufsehen zu erregen, entschloß er sich zu bleiben und sich hinter einen Dicken zu halten, was nicht schwer war, da die Dicken nicht halb so rar sind, als die Regenten, welche das Land kennen. So konnte er immer das Maßgebliche thun, laufen oder bleiben nach den Umständen. Die Verschiedenheit der Temperamente zeigte sich noch immer entschieden. Während die Einen ein Bein in den Lüften hatten, den Hut in den Händen und die Gedanken auf der Schmelze, um auszudenken, was für Festlichkeiten anzustellen seien und in welcher Kneipe noch der beste Kredit sei, sintemalen mehrere Wirthe sich bereits um den Athem gepumpt, klemmte es die Andern noch im Halse, sie dachten, vielleicht sei der Landsturm los, laufen wäre das Beste, aber es sei ausgelaufen, wenn man drei Kinder hätte, welche eben noch nicht laufen könnten.

Man hörte wirklich ein Getöne von ferne, das bedenklichen Menschen sehr bedenklich klingen konnte. Da lachte Einer laut auf und schrie: „Das sind mir saubere Räthe, hört doch: jung Hechte, alt Aalböcke, schreit es.“ Da ward es einen Augenblick stille, und wirklich kam ein Fischmann durch eine hintere Gasse, schrie so laut er konnte: „Jung Hechte, alt Aalböcke, Schnecke, Rebschnecke!“ Da lachte man einen Augenblick über diese neuen proklamirten Kreaturen, von denen man geglaubt, es seien die neuen Rathsherrn, meinte, der Spaß sei vorüber, wollte wieder zurück in's Kaffeehaus. Aber alsbald standen Alle wieder still, denn es war doch Musik in den Lüften, schöne Töne kamen über die Dächer her und näher offenbar, denn die Töne wurden zusammenhängend. „Das ist ja aus dem Freischütz,“ rief Einer und lächelnd drehte Böhneler die Dose zwischen den Fingern, er glaubte seiner Sache gewiß zu sein. Gar deutlich hörte man die Melodie zu den Worten:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Glück und Herzensfreude.
Schöner grüner Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide.

Da ward das Erstaunen groß unter dem hohen und niedern Geflügel, den jungen Hechten und den alten Aalböcken. Das ist sinnig, das paßt so schön, solchen Witz und Verstand hätten wir dem Volke gar nicht zugetraut, hieß es von allen Seiten. „Ja, ihr kennt darum das Volk nicht,“ sagte Böhneler schmunzelnd, „wenn ihr es kenntet wie ich; ach Gott, das ist ein Volk, und was ließe sich noch alles daraus machen!“

Alles lief der Straße zu, durch welche die Trompeter reiten mußten auf ihren schönen weißen Rossen. Als man an die Ecke kam, sah man keine Trompeten, keine weißen Rosse,

ſondern eine vierſpännige rothe Kutſche kam daher langſam, von der aus gingen die Töne, es war ganz, wie Böhneler es gedacht. Er ſagte aber nichts, ſondern hielt ſich hinter einigen Dicken im Hintergrunde, er wollte das Weitere abwarten, die Ueberraſchung ſehen. Zu großem Erſtaunen ſah man im Wagen lauter elegante Frauenzimmer; man dachte an eine Maskerade, was um ſo wahrſcheinlicher war, da einige derſelben dunkle Streifchen unter der Naſe hatten, welche geſtutzten Schnäuzchen auffallend ähnlich waren.

Böhneler war ſelbſt verblüfft, er wußte nicht, was er denken ſollte. An eine Ironie, eine Perſiflage, ihm ſeine Wahl in Weibskleidern anzukünden, daran konnte er nicht glauben. Da kannte ihn das Volk ja anders; wie oft hatte er ihm von ſeinem Heldenherz geſprochen und darauf geſchlagen, daß es krachte, um zu zeigen, wie viel es ertragen möge.

Bei dem Haufen Leute, von denen einige mit **Billard queues** in Händen, hielt der Wagen; die Köpfe fuhren raus und die Jungen ſchnäderten nach allen Seiten, aber welſch und wunderlich; es konnte ſich keiner darauf verſtehen, wenn er auch welſch konnte, es klang nur wie: **où est le Puntsiss?** Niemand konnte was daraus machen. Endlich miſchte ſich der Kutſcher ein, der ein Lauſanner Kutſcher war und etwas deutſch konnte. „Pardon, meine Herren," ſagte er; „ich fahre Pariſer **Modistes** von Genf; ſie ſuchen den Bundesſitz, wollen ſich da etabliren, könnt ihr mir nicht ſagen, wo er iſt?" Da entſtand ein ſehr groß Gelächter bei den Einen, Andere ſchlichen bei Seite, Einer zeigte dem Kutſcher weit unten in der Stadt ein Haus, wohin er fahren ſolle; es war der Gaſthof zur goldenen Gans. **„Merci bien, Monsieur,"** ſagte der Kutſcher, peitſchte die Roſſe, drückte die Falle, und prächtig ging es wieder los die Stadt ab: „Wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide ꝛc." Unſer Böhneler war auch einer von denen, welche ſich bei Seite drückten, er hörte den Streit nicht mehr, welcher ſich jetzt im Kaffeehaus

erhob: ob das mit der Kutsche eine natürliche Geschichte sei oder ob was Gefährliches dahinter stecke, ein verkappter Reaktionsversuch. Die Einen sagten, das sei ja ganz einfach und natürlich, daß Pariser Modistinnen von Genf den Bundessitz suchten; die Andern dagegen behaupteten, gerade weil die Sache so einfach und natürlich scheine, müsse etwas dahinter stecken, das Einfachste sei daher immer das Gefährlichste, weil gewöhnliche dumme Menschen nichts drin suchten. Dieser Streit ist bis dato noch nicht entschieden.

Böhneler suchte den Rest des Nachmittags bestmöglich zu verbrauchen, denn so gerne er auch gewußt hätte, ob niemand ihm nachgefragt, so fürchtete er einstweilen das Heimgehen noch mehr. Er wußte, was Frau Böhneler konnte in ihrem Zorne; aber er kannte auch, wie Färber und Seifensieder die Zeit des Gährens und Vergährens, so ziemlich die Zeit, welche Frau Böhneler brauchte, um ihre gefährliche Gemüthsgährung zu verlieren. Das Grollen natürlich dauerte länger fort und hatte weniger seine bestimmte Zeit; es kam darauf an, was etwa noch vorging oder dazwischen kam.

Er brauchte die Zwischenzeit würdig. Böhneler war gerne überall populär, verschmähte keine Hand, sie mochte noch so schmutzig sein, sobald sie einem Manne gehörte, welcher seine Stimme gültig abgeben konnte. Er trat in mehrere Werkstätten ein, sprach die Meister freundlich an, fragte nach verschiedenen Preisen, stellte Arbeit in Aussicht, sagte den Einheimischen, sie könnten versichert sein, daß, wo er was zu sagen habe, den Landeskindern das Brod nicht entzogen werde, um es dem fremden Gesindel vorzuwerfen. Bei Fremden ließ er es merken, daß ein rechter Landesvater nicht auf Namen und Bürgerrecht sehe, sondern auf die tüchtigsten Leute und die beste Arbeit. Nun sei es einmal ausgemacht und fertig, daß die einheimischen Arbeiter nicht werth seien, den fremden die Schuhriemen aufzulösen. Sie seien zu faul and stolz, verstünden nichts und thäten nichts. Fremde Gesellen müßten

das meiſte machen, und doch müßte man bei den Einheimiſchen noch einmal ſo theuer bezahlen, als bei einem Fremden. Wo Böhneler eine Werkſtatt verließ, läutete ihm das rechte Ohr; denn allenthalben hieß es hinter ihm, das ſei ein rechter Herr, wenn ſie alle ſo wären, ſo wäre es nicht, wie es ſei. Iſt ein ſolch Lob nicht ſchön, ſind die Gaben, mit welchen man es gewinnt, nicht edel? Ach Gott, über dieſes Kapitel und über das dumme Volk wäre viel zu reden.

Böhneler glaubte, die Zeit ſei gekommen, wo er ohne Gefahr heim gehen dürfe, und er ging. Er fand ſeine Familie bei der Abendmahlzeit zwiſchen Tag und Nacht, Licht ſparend. Das Mahl war nicht üppig, Schinken und Bratwürſte waren keine dabei, dünner Kaffee und Kartoffelſcheibchen machten die Hauptbeſtandtheile aus. Brod war auch da, aber Frau Böhneler verbarg es halb und halb hinter ihrem Ellbogen. Als eine weiſe Mutter vermied ſie ſo viel möglich, Gelüſte zu reizen. Ihr Zorn war verraucht, wie Böhneler gehofft; ſie war auf den Punkt gekommen, wo die Stichelreden anfangen, die ließ ſie auch ſonder Erbarmen über ihren Böhneler ergehen. Wir wollen ſie nicht wiederholen. Es war noch kein Bote gekommen, dieſer und Frau Säufuß ſammt ihrem Schinken gaben reichen Stoff zu einer gepfefferten Unterhaltung. Böhneler war ſehr hungrig. Am Mittageſſen war er geſtört worden, ſeither hatte er nichts gehabt, als einige Priſen und etwas Zuckerwaſſer, welche beide nicht beſonders nahrhaft ſind. Er griff tapfer zu; daneben eilte er ſehr. Junge Soldaten ſchlottern ſehr im erſten Feuer und lange gehen ſie lieber aus dem Feuer, als in das Feuer; alte Soldaten dagegen lieben das Feuer, und wenn es recht hagelt um ſie, ſoll es ihnen am wohlſten ſein. Das Weiberfeuer muß aber viel ſchärfer ſein als Kanonen- und Flintenfeuer, denn wir haben noch keinen alten, ergrauten Ehemann getroffen, der demſelben nicht gerne entronnen wäre und zwar je eher je lieber. So that auch Herr Böhneler. Bratwürſte

hatte er keine, aber ſeine Kartoffeln wurſtete er den Hals hinab, daß ſie unten accurat wie Bratwürſte angekommen ſein werden. Den Kaffee ließ er laufen ohne Abſetzen, wagte ſich nicht an's Brod hinter ſeiner Böhnelerin Ellenbogen, machte, daß er endlich Licht bekam, was etwas lange ging, da die Kerzen erſt geholt werden mußten, und ſuchte dann ſein Arbeitsſtübchen, Kabinet ſagte man ihm. Aber Luſt zur Arbeit hatte er keine, er ſank auf ſeinen Lehnſtuhl, Kanapee hatte er keins, und ſeufzte ſchwer. „Böhneler," ſagte er endlich und ſeufzte wieder ſchwer, „und wenn du nicht wieder gewählt wirſt, was dann? Du biſt kein Bauer, kein Pädagog, kein Gelehrter, nicht einmal ein Juriſt, du biſt dann gar nichts, als der alte Böhneler! Was thun, was machen? Biſt gerade wie ein alter Poſtgaul. Geſchäft anfangen kannſt du nicht, verſtehſt ja keins, und betheiligeſt du dich in einem, z. B. im Käshandel mit einem Panduren, ſo würdeſt du betrogen, wie man Exempel hat, denn du verſtehſt ja nichts. Den Agenten zu machen, ſchickt ſich doch nicht wohl, auch war es ja mit deinem Reden nicht viel; es war wohl recht, aber die Leute verſtunden es nicht. Dein bischen Land kannſt du bauen, aber was haſt du für Land und was verſtehſt du davon? Im Sommer verbrennt alles, es überzieht die Hühner, ſo ſteil iſt's, den Knechten kannſt du nachtrappen und fragen, was zu machen ſei, und was man früher pflanze, den Reps oder den Hafer, und wenn man Sommerkorn ſäe, ob das nicht Roggen gebe. Sieh Böhneler, ſo biſt du gar nichts mehr, gar nichts, nichts als der Böhneler! Ach, und das Vaterland, iſt das ſein Dank!"

Und Böhneler ſchlug die Hand vor die Augen und ſeufzte wieder bedenklich, und wer weiß, ob er nicht weiter gegangen wäre und noch geweint hätte, wenn nicht ein Geräuſch entſtanden wäre. Es polterte draußen, er hörte ſchweres, unſicheres Trappen ſchon im Gange in der Nähe ſeiner Thüre. Ein Holzträger war es nicht, ſo ſpät jedenfalls kein Arbeits-

mann. Böhneler fuhr auf, ergriff das Licht, öffnete die Thüre, da ſcheß es an ihn heran wie ein großer Frachtwagen, dem an einem Berge die Unterlage entglitten. Erſchrocken fuhr Böhneler zurück, das Licht löſchte aus, und mächtige Flüche donnerten durch die Finſterniß. Doch finſter blieb es nicht lange. Thüren flogen auf, aus der Küche kam Anni mit Lampe und Beſen ihrem lieben Herrn Böhneler zu Hülfe, aus dem Eßſtübchen Frau Böhneler ſelbſt aufbegehrend über ſolche Manieren, wie eine Katze, welcher man auf den Schwanz getreten. Als es helle genug war, daß man die praſſelnde Donnerbüchſe erkannte, war es ein dicker Schweinhändler, der gar jämmerlich aufbegehrte über die Bretter vor den Thüren in den Herrenhäuſern, Beinbrechen ſei kein Spaß, aber ein wenig Koth mehr oder weniger, ſelb mache nichts. Als er das ab dem Magen hatte, da erſt grüßte er und ſagte: „Guten Abend gebe euch Gott, Baſe Böhneler, und guten Abend, Vetter Böhneler.“ Es war ein Vetter von der Seite der Frau Böhnelerin und aus dem Orte her, wo Böhneler ſeine Errungenſchaften, d. h. ſeine Liegenſchaften hatte. Darum war Frau Böhneler auch ſehr freundlich mit ihm. Wenn es ein Vetter von des Mannes-Seite her geweſen wäre, ſie hätte ihre Naſe ganz anders weggezogen. „Ja,“ ſagte der Mann, „ſo geht's. Thut man jemanden einen Schritt z'Lieb und z'Ehr, ſo bricht man den Hals darob, es muß Einem verleiden auf dieſe Weiſe. Ich habe euch ſagen wollen, daß ihr heute bei uns gewählt worden ſeid wiederum.“ Ach was es da dem Böhneler wohlete, jetzt war er wieder etwas. Und wie es der Frau Böhneler wohlete; jetzt konnte ſie wieder mit dem Manne zanken, daß er hierbleibe und nicht heimgehe. Sie war natürlich lieber hier und gewählt, ſie liebte die Quartalzapfen wenigſtens viermal mehr als ihren Mann, von wegen die Zapfen kamen viermal des Jahres, der Böhneler aber blieb der Gleiche vom erſten Tag des Jahres an bis zum letzten. Frau Böhneler ſagte freilich: „Das hättet ihr

können bleiben lassen, dafür danke ich euch nicht; es wäre uns viel wohler gewesen draußen bei euch, bei der Verwandtschaft, als hier bei dem vornehmen Lumpenpack, welches nichts kann als die Nase rümpfen und unser Gattig Leute ansehen, als wären wir nur Hintersäßen und nicht die, welche zu befehlen hätten, Gottlob!" Indessen ging sie doch ungeheißen ab, um für des Vetters Bedürfnisse, welche ihr recht wohl bekannt waren, zu sorgen. Wäre es aber ein Vetter von des Manns Seite gewesen, Böhneler hätte es ihr ungeachtet der Botschaft doch siebenmal bittend befehlen müssen.

„Kommt und sitzt," sagte Böhneler, „und erzählt mir, Vetter, wie es zugegangen; es interessirt mich nie was mehr, als Nachrichten von euch, wo es mir so wohl war, bis die Finger der Vorsehung mich höher führten." Als der Vetter auf dem Kanapee saß, sagte er: „Ja Vetter, gewählt wäret ihr, aber wenn ich nicht gewesen wäre, es hätte fehlen können, es hat auch so geharzet, daß es keine Art hatte." Das ging Herrn Böhneler in's Fleisch, er wurde ganz roth und frug: „So, geharzet, warum denn dies, was habe ich den Leuten z'wider dienet? Soll ich den Undank des Volkes auch erfahren, von dem man immer spricht und an den ich nicht glauben wollte? Ich sagte immer: das Volk kennt seine Leute. Was haben sie gegen mich?" „Vetter," sagte der Schweinhändler, und unterdeß ging Frau Böhneler ab und zu, stellte Wein auf, aber nicht vierbatzigen und wirkliche Bratwürste dazu. „Vetter, aparti haben sie nichts gegen euch, sie sagen, ihr seiet ein herzguter Mann, aber nicht schuld daran, daß die Frösche keine Schwänze hätten, und nützet ihr auch nicht viel, so schadetet ihr doch wenig, und es wäre gut, man könnte von den Andern dies auch sagen; das ist's eben, wo es harzet, d'Sach will den Leuten nicht mehr gefallen. Sie sagen, man habe ihnen goldene Berge versprochen, und jetzt, was hätte man davon, Hunger, Schulden, keine Arbeit, kein Geld, dagegen aber Steuern hageldick. Dann,

was man hört b'richten, sollen Viele ein so schlechtes Leben führen, daß die Buben auf der Straße ihnen nachlaufen, keine Religion und mit dem schlechtesten Volke in den schlechtesten Pinten Kameradschaft haben. Das will den rechten Leuten nicht mehr gefallen; denkt an mich, das geht nicht mehr lange so! Und wenn dann Einer aus der Stadt kömmt und man frägt ihn: „Was macht unser Böhneler, was sagt er zur Sach?" so heißt es: „Er ist immer ein guter Mann, er redet allem z'best."

Es sei ihm leid, sagte Böhneler, er könne es nicht anders machen, aber darauf könnte man zählen, daß das meiste erlogen sei von den Aristokraten und Jesuiten, um der Regierung den Kredit zu untergraben. „Als ob nur die lügen könnten, wir haben jetzt bei den Wahlen gesehen, daß ganz Andere das Lügen noch viel besser verstehen," antwortete der Schweinhändler. Ja, was ich sagen wollte, Vetter, das hat euch sehr geschadet, daß ihr da so weibeln ließet und das Pack aufbieten und durch Leute, welche von keinem rechten Menschen angesehen werden. Die sind von Haus zu Haus gelaufen, wie die Länderbettler, logen die dümmsten Sachen, verläumdeten die rechtschaffensten Männer auf die gottloseste Weise, daß man einen rechten Abscheu ab ihnen bekam, besonders ab dem hochmüthigen Schulmeister, der die Kinder auf die Wahrheit b'richten sollte und gegen das Lügen eifern und statt dessen den Lugihund gemacht hat, der Teufel könnte es nicht ärger. Selb hat den rechten Leuten nicht gefallen wollen, und viele sind daheim geblieben und haben gesagt, sie möchten mit der rechten Sache nichts mehr zu thun haben, sie würde ihnen zu wüst, und andere haben dem Andern gestimmt und gesagt, es müsse mit dem Böhneler auch nicht mehr sauber stehen, daß er durch solche Schlingel weibeln lasse. Es war ein Erbarmen, was für Leute man bei der Wahl gesehen hat. Fast keine rechten Männer mehr, zusammengetriebenes Zeug, das nicht wußte, was es machte, nichts weiß,

als daß ein Glas Branntwein einen Batzen koſtet, das heute ſo ſtimmt, morgen anders, je nachdem gewibelt wird. Solche Leute haben euch meiſt geſtimmt, aber auch nicht alle, ihr ſeid vielen ſchon zu alt. Darum wollte ich mich nicht auf die verlaſſen, das iſt ein wetterwendiſch Volk; wer ſich nicht auf die rechten Leute ſtützt, macht nicht alte Beine in der Regierung." — So ſprach der Schweinhändler. Schweinhändler nehmen bekanntlich kein Blatt vor den Mund.

Am Eſſen und Trinken irrte es ihn durchaus nicht; er ſprach beidem tapfer zu, von ſeiner Baſe inbrünſtig dazu genöthigt. Frau Böhneler hatte nämlich eine göttliche Freude an den Reden ihres Vetters. Sie hatte immer Freude, wenn ihrem Manne was angehängt ward, und vergaß Monate lang nicht, es ihm vorzuhalten, nicht bloß in trauten Stunden hinter den Gardinen, ſondern über Tag und über Tiſch, wo es ſich traf. Aber ſo recht vaterländiſch und in ihren Kram hinein hatte ihrem Böhneler noch niemand den Kopf gewaſchen und die Läuſe herunter gemacht, als jetzt der Vetter.

Sie haßte die Wahlpanduren ſehr, denn ſie kamen oft und liebten das Schmarotzen. Frau Böhneler mußte dann an ein Tiſchtuch glauben, mußte dies oder jenes ihrer Hausmannskoſt beifügen, ſah denn doch ſich nicht gehörig äſtimirt und wußte nicht, wie dieſe Ausgaben für das Vaterland dem Staate in Rechnung zu bringen ſeien.

Als nun der Vetter ſo loszog, ſagte ſie in einem fort: „Gäll, Böhneler, gäll, der ſagt dir die Sache! Habe ich dir das Gleiche nicht ſchon hundertmal geſagt, dem wirſt du doch jetzt glauben, oder was ſagſt? Gäll, die kennen dich draußen auch, du Böhneler!" Sie hätte nicht eine rothe Kuh genommen für des Vetters Herzensergießungen. Sie erſchrack ordentlich, als er aufſtund und ſagte, er müſſe gehn; das begegnete ihr ſonſt bei Gäſten ſelten. Sie fand die allermeiſten ſchöner an der Ferſe als an der Naſe. „Ihr werdet doch nicht fort wollen ſo ſpät? Ihr bleibt bei uns, wir haben ein Bett für euch."

„Nein," sagte der Vetter, „ich habe ein Wägelchen voll junger Schweine bei mir, ließ bei der lahmen Ente dem Roß Haber geben, den Schweinen ein wenig Roggen, will auf den Markt nach Buchtigen, da muß ich pressiren und die Nacht durch fahren. Ich hätte früher weg sollen daheim, aber ich wollte das Botenbrod holen beim Vetter, dachte, es werde ihn blangen zu vernehmen, wie es gegangen, mußte warten, bis der Tschuep vorbei war."

Böhneler, etwas unangenehm aufgeregt durch den Vetter von der Frauen Seite, konnte sich nicht enthalten, zu fragen, wie es wohl im Spatzennest, seinem zweiten Wahlkreis, gegangen.

„Ho allweg gut," sagte der Vetter, „dort kann es euch gar nicht fehlen, dort ist ja Alles deren Zeug, welches euch bei uns gestimmt: dort sind keine Manne; dort hat euer Pandur seine Soldaten, und gewiß hat man ihnen versprochen, mit den Gemeinde-, Waisen- und Vogtsrechnungen durch die Finger zu sehen und fünf gerade sein zu lassen. Das kann nicht fehlen! Aber Vetter zählt darauf, das kommt mein Seel' nicht gut. Wittwen und Waisen schreien zu Gott, und der hat bessere Ohren als ihr allesammt. Es ist curios, wenn Einer einmal in der Stadt ist und was vorstellt, so böset ihm das Gehör, ehe ein Jahr um ist. Nichts für ungut, Vetter, und wenn ich mit Schweinen dienen kann, jungen oder alten, so sagt es mir, ich will euch versorgen, zählt darauf. Behüt euch Gott und lebet wohl," und dahin ging er, was er dachte, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, ob er bloß den Schalk gemacht hat, oder ob sein Wesen Natur gewesen, bei Schweinhändlern und noch andern Leuten ist dies oft sehr schwer zu entscheiden. Also, Böhneler, bist wieder gewählt, sagte er halblaut zu sich — und wie? ertönte es hinter ihm, wo Frau Böhnelerin mit Abräumen sich befaßte. Nun entstand ein Zweigespräch, welches wir nicht wiederholen können; wir wissen nicht einmal, wie lange es dauerte, wahr-

ſcheinlich bis am Morgen, denn Herr Böhneler erſchien ſehr angegriffen in der Sitzung, aber in ſtolzer Haltung. Am Tage nach ſolch wichtigen Ereigniſſen iſt man ziemlich früh in der Sitzung; ſelbſt die, welche ihren ordinären Rauſch zu verſchlafen haben und daher immer eine halbe Stunde ſpäter ſind, als ehrliche Leute, thun ſich an ſolchen Tagen Zwang an. Es iſt faſt wie der erſte Appell nach einem Schlachttage, da will man auch wiſſen, wer vom Regiment noch lebt und wer todtgemacht worden. Man bietet alle Unbefangenheit auf, welche man im Vorrath hat; aber wer ſich auf die Beine verſteht, der unterſcheidet leicht und von weitem, bloß am Abtrappen, drei Klaſſen: die, welche wiſſen, daß ſie nicht gewählt ſind, die, welche das Reſultat noch nicht wiſſen, die, denen ihre Wiedererwählung bekannt iſt. Man kann ſich bloß irren zwiſchen denen, welche gar nicht, und denen, welche zweimal gewählt ſind, dieſe trappen am kühnſten ab.

So ſammelten ſie ſich früh und ſtunden zuſammen, gratulirten denen, deren Wahl bekannt war, auf das herzlichſte, ſchüttelten die Hände, daß es in den Achſeln weh that, und um die, welche nicht gewählt waren, ging man in einiger Verlegenheit herum, ungefähr wie die Katze um den heißen Brei.

Als Böhneler eintrat, waren ſchon Mehrere da, aber ſie wußten noch nichts von ihm, behandelten ihn daher etwas zurückhaltend; er ſelbſt that ebenfalls ſpröde und kurz, ſo daß zwei, welche ſeitwärts ſtunden, zu einander ſagten: „Sind wir wohl endlich das Schaf, den Böhneler, los; er macht ein Geſicht wie ein Kind, welches die Ruthe gekriegt hat oder noch kriegen ſoll.“ „Weiß nicht,“ ſagte der Andere, „Böhneler trotzt nicht auf ſeine Verdienſte, er weiß, daß die Hauptſache iſt, gewählt zu werden, und ſieh, er macht nicht ſein ſüßes Geſicht oder ein verlegenes; es lauert etwas in ſeinen Mundecken, als ob er was wüßte und einſtweilen noch nicht ſagen wollte. Gieb Acht, der iſt gewählt und vielleicht gar

zweimal." „Warum nicht gar, ein solcher Esel! wird doch das Volk alle Tage aufgeklärter." „Das wird dir ein Schulmeister gesagt haben," antwortete der Andere, „dem glaub' doch nicht, sondern immer gerade das Gegentheil."

Da ging die Thüre wieder auf und herein trat gravitätisch Einer, man sah ihm an, daß er mehr als die Andern zu sein glaube, und die Andern beugten sich auch vor ihm, wie vor Joseph's Garbe seiner Brüder Garben, und gratulirten ihm sehr, und als der Böhneler auch kam gravitätisch, um ihm zu gratuliren, sagte derselbe zu ihm: „Gratulire auch, Herr Böhneler, zweimal gewählt! gratulire sehr, das macht dem Vaterland Ehre."

Petz, was die Worte für Wirkung thaten, und wie um Böhneler herum sich alsbald eine Freundlichkeit und Freundschaft gestaltete, die, wenn sie nicht sehr rührend gewesen, als Zudringlichkeit erschienen wäre. Die, welche vorher gesprochen, gratulirten mit einer Innigkeit, welche Herrn Böhneler die Thränen in die Augen trieb, als ob er am Schaben von Meerrettig wäre. Dann fanden sie sich, begreiflich ganz zufällig, zusammen in einer Fensterecke, und der zweite sagte zum ersten:

„Und jetzt, was sagst du zur Bildung des Volkes, das einen solchen Möff zweimal wählte? Aber hatte ich nicht Recht, er ist schalkhaft wie ein Esel, ich sah es ihm in den Mundwinkeln an, daß er die Wahl kannte."

„Das hätte ich nicht geglaubt," sagte der erstere, „aber das Volk ist vernachlässigt, man muß es besser unterrichten, aufklären, so kommt es mir noch fast vor wie eine Kuh, welche jedes Trank schluckt, das man ihr einschüttet. Also den Tropf muß man wieder haben und zwar, weil er zweimal gewählt ist, jetzt einen doppelten Tropfen, und wenn man den ersten besten Lumpensammler oder ein Schwefelfraueli von der Straße nehmen würde, hätte man für die Geschäfte so viel an ihnen, als an dem Böhneler. Ein solcher

Esel, ein Waschlumpen sondergleichen, ein Achselträger und Speichellecker, der heute türkisch würde und morgen dem Papst die Füße leckte, wenn es der Präsident befehlen würde oder wenn er damit dreimal gewählt werden könnte!"

„Schrei nicht so," sagte der andere, „man könnte was merken. Was kömmt's am End auf die Geschäfte an, nichts, pfiff darauf, wenn nur das System durchgeht, das ist die Hauptsache, und sich befestigt. Geschäfte das sind Dummheiten, Sand, welchen man dem Volke in die Augen streut und womit wir uns wichtig machen, aber das System ist unsere Fahne, mit dieser fahren wir durch die Welt!" „Nun, Böhneler fährt mit, wohin es geht und wär's zum Teufel; aber er ist eben blinder Passagier, und was hat man für Nutzen von solchen?" frug der erstere.

Da entstund Bewegung, ein Weibel kam und meldete, die Post sei noch nicht da. Ob es etwas gegeben auf dem Lande, frug Einer. Ein Anderer sagte: „Warum nicht gar! Es ist halt die schlechte Ordnung, wenn die Chefs mit den Kondukteurs saufen und spielen, so kömmt es so." Man schimpfte schrecklich über die eingerissene Unordnung und beschloß scharfe Untersuchung, strenge Handhabung der Reglemente. Man nimmt gewöhnlich erst Notiz von einer Sache, wenn man von derselben beschlagen wird. Da die Regenten so zu sagen auch Menschen sind, so haben sie es oft auch so, was zuweilen etwas fatal für das Publikum wird.

Unterdessen war Böhneler an sein Tischchen getreten und hatte ein Billet geschrieben, gesiegelt und ersuchte den Weibel, welcher wieder auf die Post mußte, so gleichsam als Vorläufer des Donnerwetters, das nächstens folgen sollte, dasselbe in seiner Wohnung abzugeben; es war an seine Frau adressirt. Es entrann ihm ein schwerer Seufzer, als er dasselben sich entledigt hatte. Der Leser glaube nicht etwa, Böhneler künde seiner Ehehälfte die Scheidung an; bewahre, an so was Dummes dachte er nicht. Böhneler hatte etwas viel

Schwereres auf dem Herzen. Böhneler war auf dem Wege zur Sitzung seinem kraushaarigen Wahlpanduren begegnet, welcher zu ihm wollte, ihm die Nachricht zu bringen, daß er auch in seinem Wahlkreise gewählt worden sei und zwar glänzend. Böhneler konnte nicht anders, als ihn zum Mittagessen einladen, was jener mit vielem Dank annahm; denn er hätte noch mit Herrn Böhneler zu reden, wie er sagte. Böhneler hatte diese Nachricht so erquickt, daß sie ihn rasch in die Sitzung trieb, um dort als doppelt Gewählter zu erscheinen. Sobald aber diese Freude vorüber war, fiel ihm schwer auf's Herz, was die Frau Böhnelerin zu dem Gaste sagen würde und wie ihm aufwarten? Es war unglücklicherweise kein Vetter von ihrer Seite. Es war Böhneler nicht eingefallen, den Herrn in ein Wirthshaus einzuladen, weil seine Frau krank wäre oder den Kaminfeger oder die Wäsche hätte. Zudem hätte das auch seine Schwierigkeiten gehabt, denn Frau Böhneler war Finanzminister und Kassirer in gleicher Person. Selbst gehn und ankünden, was er gethan, mochte er nicht; er hatte Wetter genug ausgestanden; er war ja noch ganz schachmatt davon. Als ein doppelt Gewählter konnte er sich schon was erlauben, und kam er dann mit dem Gast zum Essen, sei der erste Zorn vorbei und der Gast, ein schönes Stück Mensch, sein Schild, dachte er. So that er also, aber wohl war ihm nicht dabei.

An den einlaufenden Nachrichten, den vorkommenden Geschäften nahm unser arme Böhneler wenig Theil: sein Anne Bäbi lag ihm auf dem Herzen und zwar immer schwerer. Er dachte, er sei doch eigentlich bei allem Glück unglücklich. Wie gut auch der Brei an sich wäre, immer werde er ihm versalzen. Wenn er nur nicht Schande erleben müsse, sein Anne Bäbi Anlaß gebe, daß er im ganzen Lande verbrüllet werde, ein Mann wie er!

Die Zeit kennt kein Erbarmen, sie geht wie sie will, nicht schneller, nicht langsamer nach Laune und Bitten der Men-

schen. Mittag war da, unvermeidlich, und der Präsident hob pünktlich die Sitzung auf; er sah, daß die Geister anderswo beschäftigt waren. Ach Gott, und schon vor dem Sitzungssaale traf Böhneler seinen treuen Panduren an. Der muß eine starke Freßglecke im Magen haben, was wird Anne Bäbi dazu sagen? dachte Böhneler. Er mußte vorwärts, es war ihm fast wie einem Rekruten, der gegen eine Batterie geführt wird. Böhneler wäre in diesem Augenblicke gerne nur einmal oder gar nicht gewählt gewesen, aber was half das jetzt: „selber tha, selber ha," sagt das Sprüchwort.

„Spaziert nur gefälligst hier herein," sagte Böhneler, als sie endlich die Treppen auf waren, und öffnete den Salen. Da öffnete sich eine Seitenthüre und eine Stimme rief: „Das Essen ist auf dem Tisch!" „Ei nun, in diesem Fall," sagte Böhneler, „wollen wir gleich da hinein," und bekomplimentirte höflichst seinen schönen Panduren in den Speisesaal, d. h. in's Eßstübchen. Aber o Himmel, wie ward ihm, als er hinter dem breiten Rücken des schönen Stück Menschen hervorkam und in's Eßstübchen trat! Da war's wie immer, als ob seine Bitte gar nicht vernommen werden, und doch war sie es, das sah er an der gespaltenen weißen Tasse, welche oben auf dem Tische stund und der Visite galt. Die Kaffeekanne stund da, Erdäpfel waren auf dem Tisch ohne Tischtuch ausgeleert, und in einem Napfe stund etwas, Böhneler sah in seinem Schreck nicht, was. Frau Böhneler begehrte nicht auf; sie frug sogar den Panduren, ob sie auch schön Wetter hätten daheim. Als sie ihm himmelblauen Kaffee eingeschenkt hatte, sagte sie: „Ihr müßt vorlieb nehmen, wie wir es haben, ihr werdet es daheim auch nicht viel anders gewohnt sein und essen müssen, was die Mutter gekocht hat."

Böhneler war auf Dornen, aber er durfte Anne Bäbi nicht von ferne touchiren oder ihm widerreden wollen, sonst kam das Wetter, er wußte es. Das war bitterer Kaffee, zu welchem Frau Böhneler nicht einmal Zucker gab.

„Nehmt Erdäpfel," sagte sie, „wenn ihr nicht zu schmäderfräßig seid, sie sind gut, der Sack kostet uns zwei und einen halben Gulden. Ja, es ist ein theures Haushalten, besonders wenn man noch immer fremdes Volk füttern muß." „Habt ihr auch viel Einquartierung gehabt?" fragte Böhneler rasch. „Ueber die wolle sie nicht so viel klagen," sagte Frau Böhneler eben so rasch. „Wenn schon nicht hinreichend, so sei man doch in etwas entschädigt worden, und wer nicht gemeint, er müsse sie füttern, daß sie noch in der Ewigkeit genug hätten, hätte dabei so viel Schaden nicht gehabt."

So lief das Gespräch, aber lang dauerte es nicht, man kann denken, daß schnell abgegessen war. Böhneler führte darauf den Gast in's Salen, wollte Wein befehlen und dann leise verbauen wegen dem Gerede, welches der Pandur anzetteln konnte. Der aber sagte sehr höflich, er bitte sehr, Herr Böhneler solle sich nicht Mühe machen, er habe vortrefflich gelebt und sei sehr pressirt. Er möchte Herrn Böhneler für etwas ansprechen, er müsse Geld haben, zweitausend Franken; das und das Banquierhaus wolle es ihm geben gegen einen soliden Bürgen; er denke, Herr Böhneler schlage ihm diese Gefälligkeit nicht ab. In einem Vierteljahre, gedenke er, sei alles wieder bezahlt. „Und die Bank?" frug Böhneler schüchtern. Den Kredit dort brauche er anders, antwortete der Pandur. Die Zeit sei schlimm, er habe die Tasche voll Wechsel, aber versilbern könne er sie nicht. Ja, was wollte jetzt Böhneler anders machen? Er mußte in den Apfel beißen und um das Mittagsessen gut zu machen, mußte er gehen, für zweitausend Franken Bürge sein und noch dazu Gott danken, daß es sein Anne Bäbi nicht wußte. Aber was meint man, wenn es dem Panduren auch geht wie hunderten von seinen Brüdern, wenn er in dem Trocknen sitzt und auf dem letzten Löchlein pfeift und Herr Böhneler zahlen muß und sein Anne Bäbi es vernimmt, was wird dann Anne Bäbi sagen? Und was hat es wohl

gesagt, als die andern Panduren auch kamen und was wollten, und was giebt's am Ende aus allem? das mag der gütige Leser sich einstweilen denken. —

Sage vom Meyer auf der Mutte.

Die Erzählung erſchien zuerſt in der neuen illuſtrirten Zeitſchrift für die Schweiz, Jahrgang 1850.

Vor uralten Zeiten, doch nicht vor Adam, ſondern ſeither, lebte eine alte Frau und hatte viele Güter, aber keine Kinder. Mädchen hatte ſie nie gehabt, ſondern bloß Söhne, dieſe waren ihr erſchlagen worden. Damals erſchlug man nämlich die Menſchen, heutzutage ſchießt man ſie todt, kömmt aber einigermaßen auf's Gleiche heraus, beſonders wenn man einmal todt iſt. Es war eine ſehr verſtändige Frau. Auf den Männern hielt ſie gar nichts, beſonders ſeitdem dieſelben ihr die Söhne erſchlagen. Kein Mann ſollte einen Pfennig von ihrem Gute erhalten, in die Hände ihres Geſchlechtes ſollte alles kommen. Aber wie geſagt, ſie war eine verſtändige Frau, kannte daher auch die Neigung ihres Geſchlechts, alles, was es hat, baldmöglichſt an Mann zu bringen, d. h. irgend einem Bengel an den Hals zu hängen. Sie ſtiftete daher ein Klöſterlein, über deſſen Schwelle nicht ein Gedanke an einen Mann kommen ſollte, geſchweige denn ein wirklicher Mann, und vergabte dieſem all ihr Gut.

Eine ſo vollſtändige Inſtruction wie Königin Agnes bei Stiftung des Kloſters Königsfelden machte ſie nicht. Agnes meinte es gut mit den Nonnen, ordnete für die, welche kränklich waren, Reis, Mandeln, Feigen, Weinbeeren und

Hühner, den übrigen des Mittags zwei Gerichte von Brei und eins von Eiern, des Nachts eins von Brei, eins von Eiern und eins von Milch oder Käs, auch Schweinefleisch, Hasenpfeffer, Sulzen und Obst und je für fünf Schwestern täglich zwei Maas Wein. Sie rechnete auf guten Appetit der Schwestern, wie man sieht, und namentlich auch darauf, daß der Aargauer Wein mehr nach unten trachte, als nach oben. Sie scheint sich mit dem Letzten ganz verrechnet zu haben, denn in der letzten Zeit spukt derselbe den Aargauern gewaltig im Obergaden.

Frau Friedoline machte bloß zwei Bestimmungen: 1) Die Hälfte der Nonnen sollten Wittwen, die andere Hälfte Mädchen sein. 2) Die Hälfte der jährlichen Einkünfte sollte zur Erhaltung der Bewohnerinnen und nicht zu was Unnützem, die andere Hälfte zum Besten der Armen verwendet werden. Motive gab die alte Dame keine an; vermuthlich sollten die Wittwen die Erfahrung repräsentiren und die Mädchen in der Entsagung der weltlichen Lüste unterrichten, die Mädchen dagegen das Gefühl repräsentiren und die Begeisterung, für welche Wittwen zumeist wohl kühl sind. So ordnete die gute Dame es an und meinte für alles gesorgt zu haben. Aber der Mensch hat kurze Gedanken, sein Sorgen ist stets nur Stückwerk, und immer artet aus, was der Mensch säet und pflanzet, wenn nicht von oben der Geist, der gesäet und gepflanzt, erhalten und erneuert wird. Nachdem sie so für ihre Habe gut gesorgt zu haben meinte, starb Frau Friedoline alt und lebensatt.

Das Klösterlein hatte sich alsbald gefüllt mit Wittwen und Mädchen, von denen die einen schmollten mit der Welt, die anderen diese satt oder ein Grauen vor derselben hatten. Von je war es schwer, den rechten Mittelweg in Beziehung auf die Welt zu treffen, nicht mit ihr den Narren zu machen und nicht durch sie zum Narren zu werden, sie zu gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht. Und darum ist dieses so schwer,

weil der Mensch wähnt, er sei der Herr der Welt, daher nicht merkt, wie die Welt der Herr des Menschen wird.

Anfangs ging es schön und gut im Klösterlein, fast als wie im Himmel. Wenn Frau Friedoline niedersehen konnte aus dem Himmel auf ihr Stift, mußte sie große Freude daran gehabt haben. Die Wittwen walteten mit verständigem Sinne, ja was noch mehr heißen will, absonderlich wo lauter Weiber beisammen sind, mit einträchtigem Sinn. Sie waren Vorbilder im Beten und Arbeiten, hielten die Mädchen nicht als Mägde, sondern als Schwestern, freuten sich, derselben Hände und Seelen zu stärken, sie zu unterweisen in getreuem Verrichten ihres Tagewerkes, lehrten sie austheilen mit Liebe und Verstand, was so leicht nicht ist, lehrten sie beten, daß es Gott wohlgefiel und ihre Herzen stärkte, was nicht Alle können, lehrten sie ein frommes Genügen, durch welches der Friede kommt, der über allen Verstand geht. Die Mädchen rankten sich auf an den würdigen Matronen, brachten ihnen junges Leben, erhielten sie frisch und grün, wie Epheu die altersgrauen Thürme, kurz, es war fast, als ob endlich der Fleck gefunden sei, wo auf Erden ein neu Paradies entstehen, das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen sollte. Weit umher waren sie geliebt und geehrt; die Armen fanden Hülfe, die Reichen suchten die Kraft ihres Gebetes, und wenn das Klösterlein so geblieben wäre bis auf den heutigen Tag, so hätte mancher sich weniger versündigt, indem er seine Hände mit fremdem Gut befleckte, und mancher Unschuldige wäre nicht um der Schuldigen willen gestraft worden, ja selbst vielleicht die Thurgauer hätten sich bedacht und heilige Gefäße nicht an Juden verschachert und sich geschämt, um einiger Silberlinge willen Juden Gelegenheit zu geben mit christlichem Glauben und christlichem Gefühl Spott und Hohn zu treiben. Aber es kam anders; der Teufel fand die Spalte, wo er hineinschlüpfen konnte, um bösen Samen in den Acker zu säen.

So lange Frau Friedoline lebte, war sie die erste und älteste unter den Schwestern gewesen und hatte das Scepter geführt, so gleichsam als von Rechtswegen. Als es zum Sterben kam, rief Frau Friedoline die Schwestern zusammen, übergab ihre Macht der ältesten, befahl ihr, wenn auch sie zum Sterben komme, ebenfalls der ältesten die Gewalt zu übertragen und alleweil so fort. Das ward von allen begriffen und billig gefunden, denn jede konnte ja die älteste werden, und alle weinten von Herzen der guten und weisen Stifterin nach. So ging es nicht ganz hundert Jahre unwidersprochen im Frieden. Da geschah es, daß, als eine Aebtissin starb, die älteste außer Stande war, dieses Amt zu versehen. An diesen Fall hatte Frau Friedoline nicht gedacht, was der guten alten Frau nicht aufzurücken ist, haben es ja die allerneuesten Gesetzgeber noch nicht dahin gebracht, an alles zu denken. Ein solcher Fall war also nicht vorbedacht, daher keine Bestimmungen dafür da.

Nun fing man an zu werweisen, wie die Gesetzgeberin es eigentlich gemeint, und auszulegen, was sie für diesen Fall für Gedanken gehabt und welche Bestimmung aus diesen Gedanken am natürlichsten hervorgehe. Nun, wenn man einmal in's Auslegen oder Interpretiren, wie die Gelehrten sagen, der Gesetze kommt, dann kriegt der Teufel freie Hand. Was das einmal für einen Spectakel geben und wie Flaum und Federn gen Himmel fahren werden, wenn die Gesetzgeber hinter ihre Ausleger gerathen können!?

Die einen behaupteten mit großer Zuversicht und Heftigkeit: sei die älteste blödsinnig oder nicht für das Amt gemacht, so trete offenbar die zweitälteste an ihre Stelle, das sei eine ausgemachte, ausdisputirte Sache. Das wollte eine zweite Partei nicht glauben. Sie sagte, die zweitälteste könne ebenso unfähig sein, als die älteste, und die drittälteste so unfähig als die zweitälteste. Daher sei es ganz klar, Frau Friedoline habe immer die älteste unter den

fähigsten zum Amt berufen wissen wollen oder vielleicht die fähigste unter den ältesten, doch sei dieses so ganz klar nicht. Die dritte Partei, und zu dieser gehörten die jüngsten Mädchen, meinte, es sei offenbar eine Lücke im Institute, welche Frau Friedoline ganz sicher ergänzt hätte, wie man mit Bestimmtheit schließen könnte, wenn ihr nicht zu früh der Athem ausgegangen wäre. Da sie verordnete, daß immer halb Wittwen, halb Mädchen im Kloster sein sollten, so sei es offenbar ihr Wille gewesen, daß Mädchen und Wittwen gleichen Antheil an ihrer Vergabung hätten, zwischen ihnen kein Vorrecht sei, die höchste Würde nicht vorzugsweise den Wittwen zufiele. Nun sei es aber bekannt und die Erfahrung im Kloster beweise es, daß die Wittwen zähere, die Mädchen zartere Naturen hätten, daher die Wittwen ein höheres Alter erreichten und somit immer nur Wittwen Aebtissinnen würden. Offenbar habe Frau Friedoline das nicht gewollt, sondern daß Mädchen und Wittwen sich in dieses Amt theilten, d. h. abwechselnd es verwalteten. Sie möge es nun gesagt oder nicht gesagt haben, so sei das unbestritten ihr Sinn gewesen.

Man sieht, schon damals konnten die Gelehrten verschiedener Meinung sein und bei der Auslegung von Verfassungen und Gesetzen sich in die Haare gerathen.

Es gab gewaltigen Streit im Klösterlein. Jede Partei suchte Anhang; ihrer Meinung die Oberhand zu verschaffen, war ihre Hauptsorge, welcher sie alles opferte. Niemand war da, der rechtsgültig den Streit entschieden hätte, der Klostervogt abwesend, der Bischof weit weg, der Beichtvater, wohl jung, schlug sich im Stillen zur letzten Partei und wirkte für sie, wie er konnte und mochte.

Man kann sich's denken, wie bei solchem Streit die Hauptpunkte der Stiftung, die Hälfte des Ertrages für das Kloster, aber nichts zu unnützem Zweck, die andere Hälfte für die Armen zu gebrauchen, im Auge behalten wurden.

An sie dachte eigentlich niemand mehr im Ernste, wenn zuweilen auch sehr heftig davon die Rede war, wenn eine Partei der andern etwas aufrücken wollte. Wir wollen die Geschichte der Parteien im Klösterlein zu Schweißberg, zwischen Röthenbach und Signau im Kanton Bern liegend, nicht der Nachwelt überliefern, es ist die Geschichte aller Parteiungen, wie man sie in Ländern und Städten, in Monarchien, Aristokratien und Demokratien findet. Eine Partei macht die andere runter und niederträchtig, bis alles niederträchtig und runter ist. So ging es auch zu Schweißberg. Der Streit setzte sich fest, ward chronisch, wie die Aerzte gelehrt sich auszudrücken wissen. Man weiß, wie in Familien Krankheiten sich einheimisch machen und nicht mehr zu heilen sind und in Gebäuden Gerüche und Ungeziefer, daß nichts mehr dagegen helfen will als das Abbrechen; so geht es auch in Häusern und Gemeinschaften mit dem Streit, er erbt sich fort und wird unaustilgbar.

Wie es da mit der Zucht gehalten ward, kann man sich denken. Bald konnten alle leben nach ihrem Wohlgefallen, niemand wahrte den Dienst des Herrn und den Willen der Stifterin, es ward gesotten und gebraten den ganzen Tag, und wenn eine sonst noch Freude hatte an etwas Anderem, so stund ihr niemand im Weg. Und wiederum ward es anders, und nur die einen konnten thun, was sie wollten, die andern waren unterdrückt, litten am Nöthigsten Mangel und wurden bei der leisesten Widerrede gestraft, wie hart, schrieb damals niemand auf. Hätte es jemand aufgeschrieben, es könnte heutzutage manchem Freiburger und Luzerner zum Troste dienen, daß er sagen müßte: „Nein, gottlob, ganz so arg geht es heutzutage doch nicht mehr bei uns, das stünden die heutigen Leute ja gar nicht aus!“

Am bösesten kamen dabei natürlich die Armen weg; an die dachte niemand mehr, die Nönnlein hatten ja genug an

ſich zu denken und an ihre Feindinnen, und wenn was da war zum Brauchen, ſo hatten ſie es für was Anderes nöthig, als für die Armen: erſtlich für ſich und zweitens für ſich und drittens für ſich. Denn wenn auch viel außerhalb des Kloſters geſpendet ward, ſo war es doch nicht um Gottes-, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, um jemandem die Augen zu ſalben, einen ſüßen Mund zu machen, ein mild Herz und gegen allfällige Klagen die Ohren zu ſtopfen, ſeinen Anhang zu ſtärken, der Gegenpartei bös Spiel zu machen. Der Teufel hatte nicht bloß neben die Kirche eine Kapelle gebaut, ſondern die Kirche ſelbſt zu ſeiner Kapelle gemacht.

Dabei waren die Armen wohl zu bedauern, aber mehr doch noch die, deren Herzen gebrochen wurden im Klöſterlein. Es gab auch noch in der Zeit, als der Teufel bereits ſeinen Stuhl aufgeſchlagen hatte im Klöſterlein, es aber noch nicht ſo recht ruchbar und bekannt war, Solche, welche aus innerem Triebe der Welt entſagten, um ein gereinigt Herz dem Bräutigam der Seelen zuzubringen. Und gerade als die Fäulniß im Klöſterlein ſich anſetzte, gab daſſelbe den blendendſten Schein der Frömmigkeit von ſich. Das waren nun wirklich arme Seelen, man kann es ſich denken. Anfänglich ging es ſchön, jede Partei ſuchte ſie in ihr Intereſſe zu ziehen, allmählig dem alles verſchlingenden Strudel zuzulocken. Und manche ward verſchlungen, ehe ſie daran dachte, ehe ſie wußte, was ihr geſchah, weinte dann wohl eine Weile bitterlich, bis die Thränen vertrocknet waren und das Schwimmen mit dem Strome ſie luſtig dünkte. Aber die, welche ſich nicht verlocken ließ, ſondern widerſtand, eine treue Magd des Herrn bleiben wollte, gar vielleicht bekehren wollte, ſich berufen glaubte, den Teufel auszutreiben und den Herrn wieder einzuſetzen in ſein Haus, war in Dornen gebettet unter Scorpionen und Nattern, Gift ihre Speiſe und Abſcheu ihr Trank, bis der Leib verzehret, das Herz gebrochen war in unausſprechlichem Weh. Nun,

als das einmal bekannt war, flohen solche Herzen die unselige Stätte.

Aber deswegen fehlte es dem Kloster an Bewohnerinnen nicht. Das weibliche Geschlecht besitzt viel Kühnheit, wagt gerne allerlei Kämpfe, hat den Glauben, wenn es einmal habe, was es wolle, werde das Uebrige sich schon geben, das werde sich schon fügen müssen dem nachhaltigen Willen und der süßen Hand. Was wagt das Weib nicht um einen Mann! was sollte es sich vor einem Kloster fürchten? Zudem muß man nicht vergessen, wie gerne Klosterfrauen sich durch Verwandte stärken, Nichten und Basen locken mit allerlei Versprechen und Aussichten. Man glaubt nicht, welche schöne Aussicht für die Nichte eine Aebtissin in einem Kloster ist, und welch gewaltige Hülfsmacht für eine Tante Aebtissin eine hübsche, gescheidte Nichte. Verstehen die beiden sich, spinnen sich die Fäden in die Hände, wird die eine das Haupt der jungen, wie die andere das Haupt der alten ist, dann ist ihre Macht entschieden, die mißgünstigen erfahren es, wie schwer es ist, wider den Stachel zu löcken. Dabei ist es durchaus nöthig, daß beide gescheidt seien, nicht mit geschlossenen Augen in's gleiche Horn blasen. Die vollkommene Einigkeit muß bloß unter der Hand statt finden, äußerlich aber eine anständige Opposition, ungefähr wie das Verhältniß zwischen König und Kronprinz. Hat der Alte die alte Generation, der Junge die junge, kann's da fehlen?

Die Meyer auf der Mutten waren von je mit Kindern reich gesegnet, absonderlich mit Töchtern. Schweißberg und die Mutte lagen nicht gar weit auseinander, und die Töchter von der Mutte paßten absonderlich gut in's Klösterlein zu Schweißberg und namentlich in dessen letzten Zeiten. Sie waren stattlichen Leibes, sinnlicher Art, doch diese untergeordnet der Sucht nach Macht und Besitz, so daß die erstere nicht selten als Mittel gebraucht wurde, der letztern zu dienen. Sie betrachteten nach und nach die Macht im Klösterlein als

ein Erbstück der Familie, und wenn diese jemals in andere Hände kam, verschrien sie es als einen Frevel gegen Gott und Menschen. Dann ging der Streit von neuem los, und gewaltig spukte es im Kloster, bis wieder eine Meyerin von der Mutte den Stab in Händen hatte. Damals war etwas nicht, was manchem kommod wäre, es wäre jetzt noch nicht, damals wußte man nichts von Klosterrechnungen. Nach altem Zeug stöbert man in allen Archiven, man findet das wunderlichste Zeug: Titel und Urkunden von allen Arten, aber keine Klosterrechnungen aus den alten Zeiten, von denen wir reden. Ja nicht einmal im Aargau, ja selbst nicht im Thurgau, welche Gäue sicher schon damals in Cultur und Bildung weit voran waren, hat man deren gefunden. Damals brauchte oder verbrauchte das Geld nicht, je nach seiner Art und seinen Gelüsten, wer die Macht dazu in Händen hatte; damals ward frommes Gut vielfach durch frommen Sinn geschützt, zuweilen auch aus Furcht vor dem Teufel. Fehlt der fromme Sinn oder fürchtet man den Teufel nicht, schützt man mit Rechnungen frommes Gut nicht, kommt es an die Juden, vide Exempel am Bodensee. So war es den Mutteröchtern möglich, einen Schatz anzulegen, einen goldenen Sparpfennig für die Zeiten der Noth.

Schweißberg lag im Gebirge, dem Rittervolk zu Brandschatzungen abhanden. Von den Hirten des Gebirges war bei kluger Benützung des Aberglaubens Bedeutendes zu ziehen; auch das Arznen trug viel ein, wenn man es einzurichten wußte. Um Gotteswillen freilich sollten die Nonnen helfen, aber wenn sie dann den Leuten den Verstand machten, dem Kloster um Gotteswillen Geschenke zu bringen, was die Wirkung der Arzneien bedenklich fördere, wer wollte es wehren?

Sie wußten ihr Gut durch Schenkungen und Vergabungen zu mehren und noch auf andere Weise, für welche auch noch in den heutigen Rechnungen keine eigene Rubrik angewiesen ist. Was einmal da war, hielten sie mit fester Hand

zuſammen, kümmerten ſich um den Willen der Stifterin ungefähr ſo viel, als heutige Majeſtäten. Die mächtigen und die, welche es mit ihnen hielten, lebten gut und hatten vollauf, den andern überließ man das Beten und Weinen und ſorgte dafür, daß ſie häufig zu Gott ſchrien; um die Armen kümmerte man ſich, wie man es gut fand. So lebten ſie im Kloſter lange und ſicher, als ob Zeit und Welt zwei Pferde vor ihrem Wagen wären, die geführt würden an ſtarken Zügeln, mit ſicherer Hand, in gewohntem Geleiſe. So dachten ſie zu fahren, bis Zeit und Welt abgekarret ſeien und untergehen müßten.

Aber der Menſch denkt und Gott lenkt, und Gott wollte es anders, als die letzte Aebtiſſin, Brunhilde von der Mutte. Es war eine ſtattliche Frau in den beſten Jahren und mit handfeſter Gemüthsart, eine von denen, welche unſerem Herrgott unter den Bart ſtünden, wenn er ſie bis dahin kommen ließe. Aber gerade ſolchen pflegt er am liebſten zu zeigen, wie ſie nichts zu zwingen vermögen, wenn er nicht will, wie ſie alles müſſen, wenn er will.

Es war eben auch ein gut Jahr geweſen, mit Wohlbehagen ſah Brunhilde das Mehren ihrer Schätze und hatte nebenbei allerlei Gedanken. Eines Tages ſprach ein wandernder Krämer im Kloſter vor, wo er wohl bekannt gute Kundſchaft hatte. Der erſchreckte die Nonnen mit dem Bericht, wie eine grauſame Peſtilenz die Welt verheere, vom Mohrenland ſei ſie bis in's Weltſchland gekommen, habe hinter ſich eine Wüſte gelaſſen. Wie ein grimmig Thier dringe ſie vorwärts; als ob der Tod eine ungeheure Senſe ſchwinge und die Menſchen das Gras in der Wieſe wären, ſei es. Wo die Senſe durch die Wieſe fahre, ſei am folgenden Tage kein lebendig Bein zu finden. Die Aebtiſſin aber erſchrack nicht, ſie meinte, hier herauf komme die Peſtilenz nicht. Wenn der Tod unten durch die Ebene fege, ſei für die da oben, was unten im Thale liege, gute Beute und viel Erbens, wo

viel Wehklagens ſei. Als die Nonnen mit Faſten und Beten, mit Klingeln und Räuchern Gnade ſuchen wollten und Schutz vor der grimmigen Seuche, ſchalt ſie dieſelben hart ob dieſer Säumniß und verſprach viel Siedens und Bratens für die Zukunft.

Ob ſie es aber gethan hätte, wenn es zum Halten gekommen, iſt Gott bekannt, von wegen man hat Exempel bis auf den heutigen Tag, daß nicht alles gehalten wird, was verſprochen worden von Geiſtlichen und von Weltlichen, vom Genferſee bis an den Bodenſee und wahrſcheinlich noch einige Stunden jenſeits derſelben.

Die Kunde von dem grimmigen Tod fuhr durch's ganze Land wie ein Sturmwind und machte die Herzen voll Schrecken, die Wenigſten hatten den kecken Sinn der Aebtiſſin von Schweißberg und meinten, er thue ihnen nichts, ſondern bringe ihnen noch viel Erbens. Von wegen ſie dachten, wenn der Tod die Menſchen mähe wie das Gras auf der Wieſe, ſo bleibe ja niemand am Leben, und wer nicht mehr am Leben ſei, was helfe dem das Erben, dann ſei es ja ausgeerbt. Das Volk ſuchte Troſt, Schutz und Abwehr an den gewohnten Orten, wo es dieſelben ſo oft gefunden, in den Gotteshäuſern und an den Altären. Je mehr die Schrecken vor dem Tode wuchſen, deſto tiefer ſank das Irdiſche im Werthe, deſto inbrünſtiger wurden die Gebete, deſto reicher die Gaben für die, welche beten helfen, Fürbitte thun ſollten für die Schafe der zitternden Heerde. Die Gaben hätte Brunhilde gerne genommen, wenn ſie vom Himmel gekommen wären, aber aus Menſchenhänden, welche vielleicht in ihren Händen neben der Gabe auch den Tod hatten, wollte ſie keine, wollte aber auch nicht Troſt bringen in die Hütten, als Lohn dafür den Tod holen. Brunhilde rechnete anders. Sie hätte eine gute Krämplerin gegeben. Sie wollte nichts Großes wagen an Kleines. Erſt ſchalt ſie das Volk, daß es ſich ſo ſchrecken laſſe von nichts, es ſolle daheim bleiben und arbeiten, man

habe Kunde, der Tod komme nicht, und komme er doch, dann sei es ja früh genug, zu klagen, zu beten und Schutz bei Gott zu suchen. Aber sie konnte das Volk nicht beruhigen. Das Volk meinte, es sei doch gescheidter, dem Uebel zuvorzukommen, als es erst einreißen zu lassen und dann erst das Loskommen zu versuchen, sowie es auch klüger sei, ein Haus gar nicht anzuzünden, als sich auf das Löschen zu verlassen. Das Volk kam daher in größeren Haufen, je näher der Tod seine Sense schwang, was so nahe geschah, daß jenes bereits das Rauschen der letztern zu vernehmen glaubte. Des Klosters Kirche ward nie leer, ganze Haufen knieeten Tag und Nacht an den Altären.

Da fand eines Morgens das Volk das Kloster geschlossen, keine Nonne war zu sehen, auf kein Klopfen kam eine Antwort. Endlich, als der Tag vorrückte und das Volk ungeduldig ward, kamen aus der Höhe der Kirche dumpf die Worte: der Tod ist da! und dreimal rief es dumpf: der Tod ist da! der Tod ist da! der Tod ist da! und immer langsamer kamen die Worte und zuletzt so langsam schauerlich, als ob sie vom Tode selbst kämen aus sterbendem Munde. Da ward zu Eis alles Blut, schneeweiß wurden alle Gesichter, wie Todtengebeine klapperten alle Glieder, stille ward's wie im Grabe, und nichts ward vernehmbar, als das Klappern der Glieder am Leibe, der Zähne im Munde. Endlich rang eine Stimme sich frei und stöhnte laut: der Tod! der Tod! Und über das Volk kam der Wahn, der Tod sei wirklich da, leibhaft hätte Einer ihn gesehen. Von plötzlichem Schrecken erfaßt schrien Alle laut auf, warfen sich auf die Flucht unter schrecklichem Geschrei und jeder so schnell als seine Beine sich rühren wollten. Hinter sich glaubten sie den Tod, sein höhnisch Gelächter war in allen Ohren. Es war das Gelächter der Aebtissin und der frechsten der Nonnen, welche diesen Spuk mit dem Volke trieben.

Als das Volk sich durch der Aebtissin Vorstellungen nicht

wollte fern halten laſſen vom Kloſter, war Zorn und Angſt groß in demſelben; denn man zweifelte nicht, wenn einmal der Tod wirklich komme in die umliegenden Thäler, flöhen Alle da herauf und ſchleppten mit ſich den Tod für Alle. Da lachte der Aebtiſſin Nichte, die hieß Krimhilde und hatte die größten Anlagen zu einem grimmigen Burſchen, war daneben hübſchen Leibes. „Die will ich raſch von dannen geben," ſagte ſie, „daß keiner mehr das Kloſter zu ſehen begehrt. Es iſt hartnäckig Volk, aber dümmer als Haberſtroh, mit Verſtand richtet man nichts mit ihm aus, aber wer herzhaft iſt und ein Wort nicht achtet, macht mit ihm, was mit dem Schaf oder der Kuh." „Was meinſt?" frug die Alte. Die Nichte gab Bericht. Das fanden alle gut und lachten deß, nur die jüngſte Nonne nicht, und die hieß Fideli. Die ſagte: „Das ſind freve Worte und es iſt Gott verſucht, mit ſolchen Reden läßt ſich nicht ſpielen, was der Menſch Böſes ſich anlügt, das läßt Gott an ihm haften oder an ihn kommen, ſo ſagte meine Großmutter, und die hatte es viel hundertmal erfahren." Da erſcholl ein Lachen, daß die Wände tönten, und weit vor allen Krimhilde's Lachen, und mit Spott ward das arme Kind übergoſſen, daß ſein Schmerz groß ward, ſein Weinen ſo laut, daß es tönte in den Hohn der anderen wie das Wimmern eines Kindes in der Wölfe Geheul. Ueber dieſes vernahm man endlich die Ungeduld des Volkes und den Lärm an des Kloſters Pforten. Da ſprang Krimhilde auf, ſah Brunhilde an, und als dieſe nickte mit dem Kopfe, ſprang ſie der Kirche zu, Fideli ſprang nach, hing ſich an Krimhilde's Kleid und wollte ſie abhalten von ihrem frevleriſchen Beginn. Aber Krimhilde achtete das arme Kind ſo wenig wie eine Fliege auf ihrem Rocke und vollführte die Freveltat. Und es war, als führe in alle der Teufel und lache aus jeder über das arme Volk, das in Todesängſten über den Berg lief, es war, als ob in jeder ein Dutzend Kehlen wären.

Als endlich das letzte Mannli verſchwunden, nichts mehr

zu lachen war und man sich wieder ansah, da fuhr durch alle ein jäher Schreck, einem Blitzstrahl vergleichbar, und aller Augen schauten auf einen Punkt, auf Krimhilden's Gesicht. Krimhilde stand da mitten unter ihnen, starr und steif, blau im Gesicht und blutroth die Augen. Der Mensch behält immer ein Gewissen, auch wenn sich eine Kruste von Granit gebildet hat, der ganze Mensch ein Urgebirge scheint. Bekanntlich kann Einer Haut wie Ochsenleder in der Hand haben, alles todt scheinen, drunter ist's doch lebendig, es kömmt nur darauf an, daß man tief genug schneidet. Bekannt ist, wie man in Belgien in einer wenigstens zweitausendjährigen Steinformation eine lebendige Kröte gefunden; sie schien todt, wurde aber alsbald lebendig, als man die Schichten durchgrub und sie lebendige Luft in die Nase kriegte. Ungefähr so ist auch das menschliche Gewissen, es bleibt lebendig, man mag es begraben, so tief man will. Als die Nonnen das Gesicht sahen, fiel ihnen der Teufel ein und wie sie sich an Gott versündigt; sie machten das Kreuz, so streng sie mochten, über Brust und Kopf, aber Sinn und Gedanken waren ihnen wie todt. Bloß die Aebtissin hatte Besonnenheit, spritzte die Nichte tapfer mit Weihwasser und legte sie zu Bette. Jetzt konnte die Alte beten und reden, aber die Nichte nicht mehr. Ehe der andere Morgen kam, war sie starr, steif am Leib und todt und schwarz die Augen im blauen Gesichte, denn es war nicht der Teufel, der sie geholt, sondern für einstweilen nur der Tod. Die Aebtissin merkte das aber nicht; sie dachte, die Nichte sei erschrocken über ihr vermessen Thun und der Schreck hätte ihr dies angethan. Zu jung sei sie noch gewesen für solch Beginnen. Aber als sie aufstand von Krimhilde's Lager und sich umsah, da standen die Nonnen alle hinter ihr, blau im Gesicht und blutroth die Augen, denn der Tod war da. Der hatte sie alle gefaßt bis an Fideli, die war nicht unter denen mit den blauen Gesichtern und rothen Augen. Da ward die Aebtissin von schauderhaftem Schrecken ergriffen, jetzt wußte

ſie, das war der Tod und der war auch in ihr, und ſie entrann ihm nicht. Sie fühlte ſeine Glut in ihren Eingeweiden, ſie fühlte aber noch eine andere Glut in ihrem Gewiſſen und ſie wußte, die erloſch nicht mit dem Tode, wie die andere Glut in den Eingeweiden. Die mächtige Frau bebte wie ein Thurm im Erdbeben, aber ſie fiel nicht, ſie raffte ſich zuſammen, eilte dem Thore zu, wollte es öffnen, vermochte es nicht, fiel vor demſelben nieder. Da beugte ſich über ſie die arme Fideli, wollte helfen und tröſten, aber Frau Brunhilde nahm ihr die Rede und keuchte mit heiſerer Stimme: „Lauf auf die Mutte, lauf zu meinem Bruder, ſag' ihm, hier ſei der Tod eingekehrt und Alles todt. Hier den Schlüſſel bring' ihm, hinter dem Altar kann er ihn brauchen. Aber das Halbe den Armen, vom andern Halben nichts z'unnütz. Das ſoll er halten, ſonſt brennen wir beide in einer Glut, die nicht erlöſcht, ſie brennt, ſie brennt, ſie brennt in mir; lauf, ſag's, ſag's, er ſoll's thun, ſonſt brennt ſie ewig, ewig, fürchterlich." So ſtöhnte Frau Brunhilde, winkte heftig nach dem Thore; Fideli öffnete, ward auf der Mutte geſehen und nachher nicht mehr.

Der Tod war darauf auch in's Thal gekommen, hatte weit an die Berge hinauf gemäht fürchterlich. Darob hatten Alle das Kloſter und deſſen Bewohner vergeſſen. Wer leben blieb, hatte nicht Zeit gehabt, um Andere ſich zu kümmern; damals war nur Angſt und Weh in den Herzen, für Neugierde kein Platz. Wer wollte da Troſt und Hülfe ſuchen, wo der Tod zuerſt eingekehrt, wo man ſich ſelbſt davor nicht zu wehren vermocht. Als endlich alles vorüber war und die Wenigen, welche noch lebten, es wagten, ſich umzuſehen, wer noch lebe mit ihnen zu Berg und Thal, kam man auch zum Kloſter, fand das Thor offen, Alles todt, unkenntlich und halb verweſ't.

Die, welche es ſo fanden, erſchracken und flohen; lange wagte ſich niemand hinauf. Als endlich der Schrecken ſchwand

und man hinzing, war das Kloſter zerſtört durch Feuer; woher aber das Feuer gekommen, ward nie vernommen und allgemach Schweißberg ſammt Nonnen und Kloſter vergeſſen.

Kurz vor dem Uebergang, d. h. der Einnahme der Schweiz durch die Franzoſen, Anno 1798 war es, daß ein Bauer vor ſeinem Hauſe ſaß. Das Haus ſtand nahe bei der Mutte, und ſchön ſchien der Mond. Der Bauer wachte einer Kuh, welche kalben ſollte, und weil es ſo ſchön draußen war und ſo heiß im Stalle, hatte er ſich an die friſche Luft gemacht für eine Weile, da die Kuh nicht Miene machte preſſiren zu wollen. Es war ein frommer, braver Mann, dafür Gott und Menſchen bekannt, denn er war fromm von Herzensgrund und that darnach. Plötzlich ſtund ein Mann vor ihm, als ſei er aus der Erde herauf gewachſen, fremd von Geſtalt und Geſicht. „Guten Abend," ſagte der Mann, „wacheſt? Hätte Wichtiges mit dir zu reden, wenn du mich hören wollteſt." „Kenne dich nicht, daneben red', wenn du was zu reden haſt," antwortete der Bauer. „Glaub's," antwortete das Mannli, „denn mehr als dreihundert Jahre bin ich alt, und als vor hundert Jahren ich hier war, da hatte Gott dein Leben noch nicht angehen laſſen." „Vexir nicht," ſagte der Bauer, „liebe ſolche Späße nicht. Wenn du deren machen willſt, ſo biſt am Unrechten, und dir iſt's nützer, du macheſt dich den Berg ab." „Vexire nicht, mir iſt's nicht darum, habe es verlernt während den dreihundert Jahren, wo ich nicht zur Ruhe kommen kann. Hörteſt du nie von dem Meyer auf der Mutte, der abhanden kam, als zu Schweißberg der Tod die Nonnen nahm, und der umgehe und nicht zur Ruhe komme?" „Wohl," ſagte der Bauer, „es iſt ein G'red vom Kloſter und von einem Schatz und von Nonnen, welche der Teufel genommen, und meine Großmutter redete davon, wie ſie von ihrem Vater gehört, daß ein Mann umgegangen ſei, der Geld angeboten, aber es habe es niemand nehmen wollen." „Nun, dieſer Mann bin ich," antwortete die Erſcheinung,

„und alle hundert Jahre darf ich umgehen und dem Gut den rechten Platz ſuchen, finde ich ihn, ſo kann ich zur Ruhe. Jetzt iſt die Zeit meines Umgehens wieder da und hier der rechte Platz, wo ich meine Bürde ablegen kann, du biſt der Mann, mir ſie abzunehmen."

Der Bauer erſchrack ſehr ob dieſer Zumuthung, denn nun zweifelte er nicht mehr, daß das ein verſtoßenes Weſen ſei, das nicht zur Ruhe kommen könne, ſondern umgehen müſſe, bis jemand es erlöſe. Er war kein unbarmherziger Mann, half gerne jedermann in leiblicher und geiſtlicher Noth, aber er wußte, daß das Erlöſen nicht Kinderſpiel iſt, daß man darob zu Schanden werden, zu Grunde gehen kann mit Leib und Seele. Er ſagte daher: „Du biſt am Unrechten, auf ſolch Ding verſtehe ich mich nicht, du mußt zu jemanden gehen, der mehr weiß von der Sache als ich und ſie kräftiger in die Hand nehmen kann."

„Gerade du biſt der Rechte," ſagte der Mann, „und was du wiſſen mußt von der Sache, ſollſt wiſſen. Höre: ich war wohlhabend für ſelbe Zeit, hatte Eſſen und Trinken, was mir wohl that, und wenn auch zinsbar in's Kloſter und dem Freiherrn von Signau, doch von keiner Seite gedrückt. Im Kloſter hatte ich Verwandte. Der Freiherr aber war reich und ſtolz darauf, wenn auch ſeine Leute nicht arm waren. Aber das war mir doch nicht recht, wäre ſelbſt gerne ein Freiherr geweſen und konnte es nie begreifen, warum nicht ich, ſondern der Freiherr von Signau in der Burg geboren und Herr daſelbſt geworden ſei. Als der Tod in's Land krach, dachte ich, der mache mir wohl Platz da oben, nehme die alten Freiherren weg, und Freiherr könne dann der werden, dem es zu rechter Zeit einfalle und der dazu thue. So ſaß ich eines Tages vor meinem Hauſe, betrachtete die hohe Burg und dachte daran, was ich dort oben treiben wolle, wenn ich Freiherr geworden. Das ſah der Teufel, und wie ich ſo recht im Eifer war mit Den-

ken, kam keuchend eine Nonne von Schweißberg gelaufen, brachte mir einen Schlüſſel und die Botſchaft meiner Schweſter, hinter dem Altar ſei ein Schatz, den ſolle ich an mich nehmen, aber die eine Hälfte den Armen geben, die andere für mich nehmen, aber nichts unnütz verbrauchen. Ich wußte darum, daß die Glieder unſerer Familie im Kloſter ein Geheimniß hatten, ich ahnte wohl, daß ſie ſammelten, denn offenbar war's, daß die Einkünfte nicht verbraucht wurden. Jetzt hatte ich den Schlüſſel zum Geheimniß in der Hand. Die Nonne hieß ich alsbald zurückkehren mit dem Beſcheid, ich würde nachkommen; ſie that es, ich aber nicht. So dumm, dachte ich, ſei ich nicht, den Tod würde ich holen im Kloſter ſtatt der verheißenen Schätze. Dort ſeien dieſe mir einſtweilen ſicher, mein Leben zu friſten, ſei jetzt die Hauptſache; wenn die Peſtilenz vorüber, ſei es früh genug, den Schatz zu heben.

„Ich nahm den Stab in die Hand und floh vor dem Tod, freute mich meines Schatzes, ärgerte mich nur über den Antheil der Armen, ſann über Mittel, ihn zu ſchmälern und unter Schein Rechtens das Meiſte für mich zu gebrauchen. Offenbar, dachte ich, ſei nur der Abnutz gemeint, und da ſeien Abzüge zu machen von allen Arten, gegen die niemand was haben könne. Aber hinter mir her zog auch der Tod und ſchlug die Menſchen. Ich eilte weiter und weiter, und wenn ich tagelang gelaufen und mich gerettet glaubte, hörte ich ſein Schnauben dicht hinter mir, und die Menſchen, erſchreckt von der Kunde, ſchloſſen vor mir die Thüren, als ob ich ſelbſt der Tod ſei leibhaftig. Es kam mich ein Schrecken an, als ſei ich auch ein ewiger Jude geworden, aber wie der erſte den Tod ſuche und immer umſonſt, ſo lange die Welt beſtehe, müſſe ich, der zweite, vor ihm fliehen, auch ſo lange die Welt beſtehe. Ich wandte mich oft um, dem Schatze zu aber wie ich es that, hörte ich des Todes Schnauben, kehrte um, floh weiter in unwiderſtehlichem Schrecken. Mein Glück

lag ſicher in Schweißberg hinter dem Altare, was ich wollte, hatte ich, wenn ich am Leben blieb. Was half mir todt der Schatz? Da begann mich ein Zweites zu plagen: meine Schweſter. Sie erſchien mir alle Nächte, blau im Geſicht, blutroth die Augen, ganz wie die Nonne mir geſagt, daß ſie dieſelbe verlaſſen. Sie hob zu mir brandſchwarze Hände auf, ſtromweiſe liefen blutige Thränen über die blauen Wangen, ſie ſeufzte markdurchdringend, ſie ſprach endlich, daß mir das Blut in den Adern ſtockte, von ihrer Qual und wie die nicht milder würde, bis ich den Armen gegeben, was den Armen gehöre; verhaltenes Armengeld ſei Höllenglut, ein Pfennig ſei Höllenqual, mit jedem Pfennig ſei verdoppelt die Qual, ſie leide Qualen über alle Zahlen aus. So ſah ich meine Schweſter; ſie ſchreckte mich, aber ſie rührte mich nicht. Ich dachte, wie groß wohl bei ſolchen Qualen der Schatz ſein müſſe, und wie ich ein Leben führen könnte, wenn ich Freiherr von Signau wäre oder Freiherr an einem andern Orte. Und wenn ich mich dann freuen wollte oder umkehren, ſo ſchnaubte hinter mir der Tod; in grauſigem Schrecken floh ich weiter, und Nachts ſtand ſcheußlicher als nie die Schweſter an meinem Bette und heulte um Erlöſung. Ich erhörte ihre Bitte dennoch nicht, ich ſorgte für mein Leben. Da ſtand einmal, eben als ich meinte, jetzt ſei ich ſicher, der Tod vor mir; als ich fliehen wollte, war er auch hinter mir, er war mir zur Rechten, zur Linken, er hatte mich, ich mußte ſterben und ward an fernem Orte ſammt dem Schlüſſel zum Schatze, den man bei mir fand, begraben. Aber Ruhe im Grabe fand ich nicht. Ich mußte neun und neunzig Jahre im Grabe vor dem Tode fliehen, meine Schweſter blau, blutig, ſchwarz, heulend vor mir haben fort und fort, ohne Schlaf, ohne Unterlaß. Als neun und neunzig Jahre um waren, ward mir verkündet, ich könne jetzt Einen ſuchen gehen, der den Schatz hebe und nach Vorſchrift verfahre; fände ich Einen, ſei ich erlöſt. Ich ging, nahm das Suchen leicht, der Ge-

fundene das Halten; der Schatz kam wieder an seinen Ort, ich nicht zur Ruhe, sondern neun und neunzig Jahre lang in gleiche Pein. O sie sind lang, neun und neunzig Jahre in solcher Pein! Und wiederum konnte ich ein Jahr umgehen, und wiederum ward ich nicht erlöst. Und wiederum mußte ich neun und neunzig Jahre mein grauses Leben leben, und wieder gehe ich um zum dritten Male und suche meinen Erlöser. Und lange habe ich gesucht und fleißig, um ist bald das Jahr, und habe keinen gefunden, dem ich den Schlüssel anvertrauen darf, der das Werk vollbringen kann, als dich. Du bist besonnen und ehrlich; hilf mir. Denke, du rettest eine Seele! Denke an neun und neunzig Jahre in unaussprechlicher Pein; die wenigstens nimmst du mir ab. Denke, du kannst; willst du nicht, wie wird das von Gott dir angesehen? Bedenk!" „Du erschreckst mich nicht," antwortete der Bauer, „aber deine Worte nehme ich dir auch nicht übel. Wer weiß, wie ich in ähnlicher Verdammniß reden würde. Willst du, so will ich deinen Schatz suchen, heben und alles den Armen geben von Herzen gerne, wenn damit deiner Seele geholfen wird, keinen Kreuzer will ich für mich." „Den Schatz will ich dir schon geben," sagte der Mann; „der ist an selbem Ort, ich sehe ihn von hier, weiß, wie groß er ist, denn die Kraft meiner Wahrnehmungen ist seit dem Tode nicht an die Sinne gebunden und in deren Schranken eingegränzt. Aber was geordnet ist, bleibt geordnet, und wer eigenmächtig den letzten Willen verletzt, ist geachtet, als hätte er ihn ganz gebrochen. Annehmen oder nicht annehmen, das steht frei, aber einmal angenommen ist der Empfänger gebunden, und das Recht steht in Gott. Ich darf nicht ändern, nicht deuten, nicht auslegen. Die Hälfte den Armen, die andere Hälfte dir, aber keinen Kreuzer unnütz ausgeben, so lautet das Wort. Hilf mir, du kannst es, hilf mir um Gottes Willen, es ist damit eine Seele erlöst. Bedenk!" „Willst du mir Zeit zum Bedenken lassen?"

fragte der Bauer. „Sieben Tage," antwortete der Mann und war verſchwunden.

Das waren ſieben harte, ſchwere Tage für den armen Bauer, daß er manchmal faſt unwillig wurde und ſagte: „Iſt's denn auch recht und billig, daß, weil ich ſchlecht und recht zu leben ſuche, mir ſolches auferlegt wird zum Lohn?" Der Bauer hatte eine Frau und zwar eine gute. Die ſah ihm begreiflich alsbald an, daß er etwas Schweres zu verwerchen hatte, aber ſie frug ihn nicht alsbald: „Was haſt du?" ſie war auch von den ſchlauen eine und wartete, bis der Mann es hatte wie ein Huhn mit dem Legen, d. h. bis es ihm ſo recht d'rum war, ſeine Bürde ablegen zu können. Da brauchte ſie bloß mit dem Finger zu düpfen, ſo hatte ſie die ganze Geſchichte. Die Sache kam aber der Frau auch ſchwerer vor, als ſie gedacht; ſo was hatte ſie noch nicht erlebt; ſie hätte einen blanken Batzen gegeben, ſie hätte geſchwiegen und ſie nicht vernommen. Jetzt erſt begriff ſie ſo recht, wie man in Verſuchung kommen kann. Das Geld hätte ſie ſehr gefreut, ſehr. Sie hatte Kinder und namentlich einen langen, langen Sohn, der gar bedenklich eſſen und trinken mochte, zu dem ſie oft ſagte: „Johannes, ich weiß nicht, wie du es einſt machen wirſt, ihrer Sieben ſchaffen dir nicht genug herbei." Sie war eine gute Frau, gönnte den Armen viel und gab gerne und hätte ſie kaum übervortheilt, kaum vielleicht des langen, dicken Uriels wegen. Aber nichts z'unnutz verbrauchen, auch nicht einen Kreuzer! Sie riethen nach allen Seiten, riethen beſonnener als die Meiſten pflegen; die Rathsherren im Schweizerland könnten ſich noch heut zu Tage ein Exempel daran nehmen. Sie riethen niemanden zu Lieb und Gunſt, ſie riethen in Treuen um das Heil ihrer und anderer Seelen. Als die ſieben Tage um waren, ſaß der Bauer wieder vor dem Hauſe; unterdeſſen war der Mond voll geworden, hell und ſchön leuchtete er vom unbewölkten Himmel her in die Landſchaft

hinein. Zur nämlichen Stunde erſchien der Mann urplötzlich, wie aus dem Boden herauf, vor dem Bauer. Derſelbe erſchrack diesmal nicht. „Sitz ab, wenn d'magſt," ſagte er; „an Speiſ' und Trank wirſt nichts begehren, ſonſt ſag's, wenn du es brauchen kannſt. Du wirſt die Antwort wollen; die kann ich dir geben. Wir haben gedacht und gebetet, mit uns und Gott gerungen, aber können keine andere dir geben, als wir dürfen es nicht, ich und meine Frau. Meine Frau läßt dir ſagen, du müſſeſt Einen ohne Frau und ohne Kinder ſuchen, der könne es vielleicht halten. Wo aber eine Frau ſei, wäre ein Verſprechen, keinen Kreuzer z'unnutz auszugeben, Gott verſucht und gegen das Wort: du ſollſt den Herrn deinen Gott nicht verſuchen!" Da ſtöhnte der Mann jämmerlich: „Alſo noch keine Ruhe! Doch," ſagte er, „ohne Hoffnung bin ich nicht. Meine Tage des Wandelns ſind heute zu Ende, ich muß wieder in's Grab für neun und neunzig Jahre, aber dann hoffe ich Erlöſung. Zum erſten Mal in meinem freien Jahr erſchien mir in der letzten Nacht meine Schweſter in großem Jammer, machte mir harte Vorwürfe, daß ich nur hier herum treue, aufrichtige Seelen geſucht und nur bei den Chriſten. Das Jahr ſei um und meine Pein wieder da. Wenn aber neun und neunzig Jahre vorüber ſeien und ich meinen Erlöſer finden, ihr Milderung ſchaffen wolle, ſolle ich alsbald in's Aargau oder in's Thurgau oder das Elſaß gehen, aber nicht zu den Chriſten, ſondern zu Juden, die hielten noch heilig der Väter Gebote und rein vor unſauberer Berührung, was geweiht ſei und rein bleiben ſolle, die thäten nichts unnutz ausgeben und zögen beſonnen jeden Kreuzer zu Rath, die thäten nicht gerne groß mit nichts, wollten gen Himmel fliegen ohne Flügel nach Art heutiger Richter, Rathsherren und anderen Geflügels. Dort im Aargau oder Thurgau oder im Elſaß bei den Juden, die nicht ſchacherten mit dem Geweihten und einmal heilig Gehaltenen, nicht mit Armengeld die Gurgel ſchwenkten, dort

würde ich meinen Erlöſer finden!“ So ſprach das Mannli und war verſchwunden.

* * *

Jetzt wird der Meyer von der Mutte noch im Grab ſein ſchrecklich Leben leben, wenn nämlich was an ſolchen Sagen ſein ſollte. Wer nach ſieben und vierzig Jahren im Thurgau oder Aargau oder Elſaß aufpaßt, namentlich von den Juden, wird wohl merken, ob was Wahres an der Sage iſt.

Das Erdbeeri Mareili.

Diese Erzählung erschien zuerst in den Alpenrosen. Jahrgang 1851.

Peter Hasebohne, Hase Peter genannt, war noch nicht lange in der Gemeinde Holderberg und schon Gerichtsäß geworden. Er hielt sehr viel darauf, und eher hätte der Sonntag gefehlt, als Peter Hasebohne in der Kirche. Damals hielt man dafür (und jetzt noch thäte man wohl daran), der, dem seine Nachbaren ein Ehrenamt anvertrauten, der sei vor aller Welt als Ehrenmann gestempelt und besiegelt. Je höher man das Geld schätzt, desto geringer schätzt man die Ehre, vide Exempel an Völkern und Menschen. Je gieriger man nach bezahlten Aemtern jagt, desto geringer schätzt man und desto mehr verlacht man Ehrenämter, und wer einen wohlbezahlten Posten kriegt, wird siebenmal hochmüthiger, als früher ein Ehrenmann bei seinem Ehrenamt. Ein Gerichtsäß mußte in seinem Bezirke versiegeln, d. h. wo nämlich etwas zu versiegeln war.

Eines Morgens ward Peter Hasebohne in den Tschaggeneigraben gerufen. Das Erdbeeri Marcili sei gestorben, er müsse versiegeln, so lautete die Botschaft. Im Tschaggeneigraben war er noch nie gewesen, vom Erdbeeri Marcili hatte er wohl so im Vorbeigehen gehört, kannte aber weder dessen Umstände, noch dessen Person. Die Versäumniß kam ihm ungelegen, er brummte: was es sich nöthig hätte, bei solchen Personen zu versiegeln. Indessen Peter Hasebohne ging, denn er war ein

Mann, der ſein Amt zu hoch hielt, um deſſen Pflichten zu verſäumen. Er machte zwar keine Geſetze, alle Tage andere nach Laune und Vortheil und hielt ſelbſt keine, er bürdete nicht unerträgliche Laſten auf, die er ſelbſt mit keinem Finger berührte, aber die Geſetze, welche für ihn gemacht waren und auf die er beeidigt war, hielt er, denn er war ein Ehrenmann und ein Chriſt. Peter Haſebohne wußte nichts von Geſetze hin, Geſetze her, Reglemente hin, Reglemente her, er trieb nicht Schindluder mit Eid und Gewiſſen.

Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüſten Orte im Tſchaggeneigraben z'hinterſt, wo Füchſe und Haſen einander gut Nacht ſagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß iſt. Als der wohlachtbare Gerichtſäß hinkam, fand er zu ſeiner großen Verwunderung keine ſtrube, verwahrloſte Hütte, ſondern eine wohlerhaltene mit ganzen Fenſtern, ganzem Dach, und ſauber war's darum herum. Das Stübchen glich auch keinem Stall, manche Bäurin hätte ein Exempel daran nehmen können von wegen der Reinlichkeit. Nachbarsleute waren da wie üblich, ein ſchlankes Mädchen weinte ſehr. Zwei wohlgepflegte Katzen ſtrichen demſelben knurrend und tröſtend um die Beine, und im Bette lag das todte Erdbeeri Mareili bereits eingenäht. Es ſchien, als ſchliefe es nur, ſo friedlich lag es im ſaubern Bette. Im ganzen Stübchen ſah es gar nicht armüthig aus. In einer Kommode und einem großen Schranke, welche zu verſiegeln waren, fanden ſich ſchöne Kleider, reichliches Leinzeug, Schmuckſachen, Schriften und Geld in allen Ecken, in alten Strümpfen unter ſchmutziger Wäſche u. ſ. w. Der Gerichtſäß ſchüttelte bedenklich das Haupt über den Reichthum in dieſem abgelegenen Häuschen. Da werde verſiegeln nicht viel helfen, wenn niemand da ſei, als das Meitſchi, und jemand ſtehlen wolle. Häb nit Kummer, Gerichtſäß, ſagte eine alte Frau. Oeppe alleine wird man das Meitſchi nicht laſſen, daneben wäre es das erſte Mal, daß hier geſtohlen würde, das iſt hier nicht

wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern seine Sache ruhig lassen kann und ein Strolch am andern hanget. Hieher kommen diese nicht, hier giebt's für sie nichts zu schnausen. Aber wenn du den Todesfall beim Pfarrer angeben und das Grab bestellen wollteſt, so wäre das uns anständig, es hat niemand Zeit, das zu verrichten, und dir geht es im gleichen Gang zu. Sag dem Pfarrer nur, es sei das Erdbeeri Mareili, er kennt es gut und weiß dann das Andere schon.

Der Gerichtsäß übernahm den Auftrag, und als er ihn ausrichtete, betrübte er den Pfarrer sehr. Todt das Erdbeeri Mareili, sagte der, und ich wußte nicht einmal, daß es krank wäre. Wieder ein Mensch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen seinem Gemüthe. Der Gerichtsäß berichtete, daß Mareili nicht eigentlich krank gewesen, sondern ausgelöschen sei wie ein Licht und ganz friedlich, als ob es schlafe in seinem Bette.

Es müsse eine seltsame Person gewesen sein, er sage aufrichtig, wenn er schon Gerichtsäß sei und just nicht der dümmste, so hätte er doch nicht gesucht, was er gefunden an Kleidern und Kleinodien und sonst alles so gut z'weg. Dahinten sei es allweg zu solchen Sachen nicht gekommen, aber daß es mit solchen Sachen zu hinterst im Tschaggeneigraben, wo man selbst eine halbe Geiß sein müsse, um da wohl zu leben, habe wohnen mögen, das dünke ihn curios. Daneben hat mancher Mensch einen guten Grund, daß er sich nicht gerne viel vor den Leuten zeigt und lieber da ist, wo er niemanden vor die Augen kommt und vielleicht gar meint, er sei auch unserm Herrgott aus dem Gesicht.

Nit, nit, Gerichtsäß, sagte der Pfarrer, nicht immer das Böseste geglaubt und den Nächsten gerichtet! Wer vom Erdbeeri Mareili was Böses sagt, versündigt sich, Mareili war besser als ihr und ich. Ja Gerichtsäß, so ist's, und macht nur Augen wie zweicentnerige Käse, es bleibt doch so. Ein

ſchöneres, reineres Gemüth wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht, euere und meine Frau nicht ausgenommen.

Wegem Pfarrer, daß Erdbeeri Mareili beſſer ſein ſollte, dagegen hätte Peter Haſebohne nichts gehabt, aber daß es beſſer ſein ſollte als ein Gerichtſäß, ſelb war ſtarker Tubak. Der Pfarrer werde wohl wiſſen, was er rede, daneben wundere es ihn doch, was ſo d'ſunderbar Brays an der Perſon geweſen ſei, daß es keine ſolche mehr geben ſolle wie die, ſagte Peter Haſebohne.

Ja, mein lieber Gerichtſäß, ſagte der Pfarrer, das war nicht ſo eins von denen, wie die Welt ſie bald rühmt, bald richtet. Sein Leben war kein äußeres, welches in die Augen fiel, es prangte nicht mit Hoffahrt, verrichtete keine Heldenthaten weder mit dem Spieß, noch mit der Zunge; ſein Leben war ein inneres, ſein Weſen war gering vor der Welt, und auf ſolche Weſen verſteht die Welt ſich nicht.

Das werde ſein, ſagte Gerichtſäß Haſebohne. Er habe ſchon mehr als ſieben Jahre in der Gemeinde gewohnt und vom Erdbeeri Mareili nichts Apartes gehört. Daneben achte er ſich des Geſchwätzes der Leute nicht viel, er habe Beſſeres zu thun, als allem abzuleſen. Und hättet ihr euch auch deſſen geachtet, ihr hättet nicht viel gehört. Mareili war ſeit langem nicht mehr in den Mäulern der Menſchen, und doch, wenn's nicht mehr iſt, werden Viele es vermiſſen, Viele nach ihm fragen.

Es nehme ihn jetzt bald wunder, was Merkwürdiges an der Perſon geweſen, ſagte Peter. Den Kleidern an hätte er wohl geſehen, daß die einmal gute Zeiten müſſe gehabt haben. Es wäre ihm anſtändig, wenn der Pfarrer Zeit nehmen wollte und es ihm verzählen.

Warum nicht, ſagte der Pfarrer, es hat es wohl verdient, daß man ihm zu Ehren eine Stunde verbraucht, man braucht hunderte unnützer. Da, Gerichtſäß, iſt Tabak, ſtopft eine Pfeife, von wegen ſo was muß mit Verſtand erzählt und

angehört werden. Frau bring' eine Flasche vom Bessern, Merliger Siebenundvierziger.

Als alles eingerichtet war, um mit Behagen zu erzählen und zu hören, und die Frau Pfarrerin die Erlaubniß erhalten hatte, da zu bleiben, weil keine geheimen Verhandlungen obschwebten, und ihre Lismete in Gang gesetzt war, erzählte der Pfarrer was folgt.

Vor vielen Jahren, ehe ihr und ich von Holderberg etwas wußten, kam Mareili's Mutter hieher in den Tschaggeneigraben. Sie hatte mit ihrem Mann in Bern gelebt, wo derselbe einen schönen Verdienst hatte; beide ließen sich wohl sein dabei. Da starb der Mann, eben weil er, wie man sagt, sich zu wohl sein ließ. Der Verdienst blieb dahinten, für die Zukunft war nicht nur nicht gesorgt, sondern auf die Zukunft hin verzehrt, was einen beträchtlichen Unterschied ausmacht. Was da war, nahmen die Gläubiger bis an die Kinder. Mit diesen wußte die Mutter in der Stadt nichts anzufangen und kam mit ihnen der Gemeinde zu. Sie war eine gute Frau, gönnte Andern, was sie hatten, arbeitete, was man ihr in die Hand gab, aber unternehmend, angreiflich war sie nicht, hatte nicht besondere Einfälle, und hätte sie deren auch gehabt, so hätte sie doch nicht gewußt, wie dieselben in's Werk setzen. So hatte sie, als der Mann in Bern vollauf verdiente, in Bern eben nur gelebt und nicht geschafft. Sie hatte daher keinen Verdienst, der ihr blieb, stund mit niemanden in Arbeitsverkehr, hatte daher keine Leute, welche Vertrauen in sie setzten, Erbarmen mit ihr hatten; sie konnte nicht mehr in der Stadt leben, sie mußte heim auf's Land. So geht es noch vielen Leuten, welche an einem Orte eben nur leben, durch keine bestimmte Thätigkeit einwurzeln, kömmt ein Windstoß, bläst er sie fort. Als die arme Wittwe mit ihren Armseligkeiten in den Tschaggeneigraben kam, war es Frühling. Die Gemeinde hatte ihr für das erste Jahr den Hauszins versprochen und erklärt: dr nebe mußt du luege, wie du d'Ring und

dih düre bringſt, das iſt dy Sach. Das waren harte Worte, gaben der Frau zu denken, machten ihr das Herz ſchwer; ſie hatte guten Willen, nur wußte ſie nicht recht, was mit machen. Sie begriff, daß ſie im Tſchaggeneigraben nicht bloß leben konnte, daß ſie um zu leben erſt etwas vornehmen müßte. Was? das iſt eine ſtrenge Frage, wenn davon das Daſein abhängt und beſonders, wenn ſie zum erſten Mal jemandem geſtellt wird.

Und hat man auch endlich das „Was" erſonnen, kommt erſt noch das „Wie" und am Ende noch die Hauptſache, die Energie und das ſtandhafte Ausharren, was ſo Wenigen gegeben iſt. Die gute Frau ſann manch lieben langen Tag und erſann nicht viel. Sie pflanzte, wie auf dem Lande es üblich iſt. Sie konnte dieſes noch von ihrer Jugend her, doch ging's mühſam. Das Land zum Pflanzen gaben gute Leute unentgeltlich, aber begreiflich nicht beſſer, als man es im Tſchaggeneigraben hat. Aber Verdienſt und Geld für's Uebrige hatte ſie damit doch nicht. Zufällig kamen die Nachbarn darüber, daß die Frau recht gut lismen, nähen, ja ſogar ſelbſt zuſchneiden konnte und zwar manches nach einem unerhört guten Schnitt. Damals war dies ein Fund. Damals hatte man freilich viel weniger zu lismen und zu nähen als jetzt, damals liefen ſogar Gerichtſäße noch barfuß, damals ließ man noch nicht ändern, wenn man eine Sache zweimal angehabt, und hatten die Töchter und Mägde nicht Zeug an den Kleidern, welches weder Sonne, noch Mond, noch Sterne ertragen mochte. Aber damals waren Näherinnen und Lismerinnen rar, man mußte ſie aus dem Solothurner- oder Länderbiet kommen laſſen. Damals waren die Näherinnen noch nicht ſo hageldick wie Neſſeln in den Häägen und Steine auf dem Emmengrund. Damals war noch kein Drang darnach, am Schatten bleich zu werden und in Schnürleibern zu ermagern, um ſchön und vornehm zu ſcheinen; damals ſtund ein rothbackig Menſch noch höher im Curs als eine bleiche

Gränne. Damals war die Freiheit, ohne Zucht von Meiſter und Meiſterfrau in einem eigenen Stübchen zu wohnen, wo man aus- und eingehen und ein- und auslaſſen konnte, wann und wen man wollte, noch nicht ſo geſchätzt wie jetzt. Daher verdiente die Frau damit Geld, wenig zwar, denn die Leute ſchätzten das Geld höher als die Arbeit, dafür gaben ſie ihre Produkte wohlfeil ab. Sie verdiente aber nicht bloß Geld mit der Arbeit, ſondern auch die Theilnahme der Menſchen, ſie ward ein lebendig Glied in der Kette der Bewohner, ſie lebte nicht mehr bloß im Tſchaggeneigraben, ſondern ſie gehörte dazu und that was darin.

Sie führte indeſſen doch ein kümmerlich Leben, ſo recht abtheilen konnte ſie nicht, wußte daher oft von einem Tage zum andern nicht, was eſſen. Die Nachbaren, welche ihr die verdienten Kreuzer nachrechneten und ſie durch ein Vergrößerungsglas anſahen, konnten das nicht begreifen, meinten, ſie ſollte ein Herrenleben führen können. Die guten Leute haben in der Regel für ſich und Andere eine ganz andere Rechnungsweiſe, ſie legen ein Maß an Andere, über welches ſie gen Himmel ſchreien würden, wenn Andere es an ſie legen wollten. Wenn ſie einmal klagte, ſo ſagte man ihr: Ei mein Gott, was, ſo viel Geld verdienen und es nicht machen können! Es giebt Leute, welche es mit dem Zehnten machen müſſen und doch meinen, wie gut ſie es hätten. Die gute Frau führte ein ſchwermüthig Leben, ſeufzte oft, weinte viel, aber zeigte es dabei vor den Leuten ſo wenig als möglich.

Einmal an einem ſchönen Sonntag, nach Johanni war's, baten und ſchmeichelten die Kinder nach dem Mittageſſen, bis ſie mit ihnen in die Wildniß wanderte, hinauf in Wald und Weid. Erdbeeren hatten ſie bei anderen Kindern geſehen, nach ſolchen verlangten ihre Herzchen, die Mutter ſollte ihnen welche ſuchen helfen. Sie gingen lange, lange durch den Wald, Schattſeite dem Graben entlang, und auch nicht ein Erdbeeri fanden ſie, und traurig wandten ſie ſich um, auf der

andern Seite heimzugehen, Sonnſeite. Kaum hatten ſie einige Schritte gethan, ſo zupfte das kleine Mareili, das jüngſte ihrer drei Kinder, welches der Mutter an der Schürze hing, dieſelbe heftig und rief: Mutter, Mutter, lue, warum iſt's dort ſo roth? Und ſiehe, es war ein großer Fleck voll reifer Erdbeeren an der ſonnigen Halde. Sie hatten in der Stadt gelebt und nicht daran gedacht, daß man die erſten Sonnſeite, die letzten im Herbſt Schattſeite ſuchen müſſe. Da war ein Jubel! Sie fanden mehr als ſie aßen, großen Vorrath nahmen ſie noch heim. Als die Frau die ſchönen Erdbeeren betrachtete, dachte ſie, wenn die jetzt in der Stadt wären, aus denen löſte man viel Geld, ſo ſchöne ſind dort ſelten. Aber die Stadt war weit, doch, dachte ſie, liebt man vielleicht in den vielen Herrenhäuſern da herum Erdbeeren auch mit Zucker als Erdbeerſalat oder auf andere Weiſe. Wenn man ihnen brächte, wären ſie froh darüber. Wie ſie merken mochte, that dies niemand. Die Leute ſammelten wohl auch Erdbeeren, aber für ſich zu einem Erdbeerſturm oder Brei, aber nicht zum Verkauf. Sie gedachte es zu probiren. Geldnoth nöthete ſie, ſich nicht lange zu bedenken. Schon am folgenden Tag ging ſie an's Werk. Geſammelt waren bald viele, beſonders da die Kinder mit Freude und Geſchick ihr an die Hand gingen. Deſto ſchwerer ward ihr das Vertragen.

Es kam ihr vor, als ſie mit dem Körbchen auswanderte, als wollte ſie betteln gehen, und als ſie beim erſten Hauſe, an das ſie klopfte, abgewieſen wurde, entfiel ihr aller Muth, ſie wäre alsbald heimgelaufen, wenn ihr nicht zufällig, wie man zu ſagen pflegt, eine Herrenfrau begegnet wäre, welcher die angetroffenen Erdbeeren äußerſt willkommen waren, die ſie bewunderte und alsbald nach Hauſe tragen ließ. Bringt mir noch mehr, ſagte die Herrenfrau, aber nicht weniger ſchöne, ich nehme ſie gerne. Die Leute hier herum bringen nichts dergleichen zum Hauſe, ich glaubte, es gebe hier keine. Es ſind ſicher noch andere Leute froh, wenn man ihnen Erdbeeren

bringt. Das war der Anfang eines recht guten Verdienſtes. Von da an hieß die Wittwe die Erdbeerifrau und war gewiſſermaßen angeſehen und gern geſehen im Lande. Der Tſchaggeneigraben und was dazu gehörte war eine rechte Schatzkammer voll Erdbeeren und ſchöner Erdbeeren. Die Erdbeerigwinner machten einander nicht Plätzen ab, die Erdbeerifrau hatte keine Konkurrenten, man gönnte ihr den neuen Verdienſt und ließ ſie machen. Sie konnte den Beeren vollſtändig Zeit laſſen, auszureifen, brauchte nicht ſie halb hart und halb weiß zu nehmen, wenn ſie dieſelben haben wollte. Ja, Gerichtläß, es iſt ein beträchtlicher Unterſchied, nicht bloß zwiſchen halb und ganz reifen Erdbeeren, ſondern überhaupt zwiſchen halb und ganz reifen Menſchen und Früchten. Ja und wie es Jahrgänge giebt, wo keine Frucht reifet, alle ſauer und bitter bleiben, ſo giebt es Zeiten, wo die Menſchen nicht reifen, wo man ſie nicht reifen läßt, wo ſie bloß unreif Mode ſind, wie in Deutſchland die Stachelbeeren.

Mareili, welches die Erdbeeren entdeckt hatte, war ein eigentlich Erdbeeriherli. Die Entdeckung, die Freude der Mutter darüber, die ſchönen Batzen, welche ſie heimbrachte, thaten in dem ſinnigen Kind einen eigenen Sinn auf, weckten in ihm ein beſonder Leben. Es behielt die Gabe der Entdeckung, es war, als ob es die reichen Erdbeerifelder in der Luft merke, es hatte ein eigenes Auge, die beſcheidene Erdbeere, von denen die ſchönſten am ſittſamſten ſich bergen unterm dunkelgrünen Laubdach, zu ſehen, eigene Händchen, die ſaftige Beere zu pflücken, daß auch nicht der Schatten eines Druckes an ihr ſichtbar war. Das Erdbeerigwinnen war ſein Leben, füllte des Tags ſeine Gedanken, des Nachts ſeine Träume, daß es davon redete, die Mutter Acht haben mußte, daß das Kind nicht aufſtund und ſchlafend Erdbeeren ſuchen ging. Wie traurig ſenkte es ſein Köpflein, wenn es regnete, trauriger ſenkte es kein Erdbeeriſtüdeli. Ein Bauer, der tauſend Garben am Wetter hat, kann nicht ſo ſehnſüchtig harren auf

Sonnenwetter, als Mareili harrte. Wie von selbst gab es sich, daß Mareili der Souverän wurde in diesem Gebiete, die kleine Erdbeerikönigin. Die ältern Geschwister erkannten es unbedingt an, achteten auf seine Winke und führten sie aus als dienstbare Geister des Meisters der Geister.

Aber wie der Frühling vergeht, wo die Elfen tanzen, verging auch der Sommer, der Herbst, wo die Erdbeerikönigin regierte in ihrem Gebiete. Traurig senkte sie ihr Köpflein, als sie eines Tages nur noch ein Erdbeeri fand und das letzte. Mareili weinte ihm lange nach, mußte endlich sich doch ergeben äußerlich. Aber inwendig blieb es Meister, schuf sich in seinem Inwendigen einen großen, großen Erdbeeriberg mit Sonn- und Schattseite, mit tiefem Graben, hohen Tannen, ließ da die Sonne scheinen, Erdbeeri blühen, reifen und wandelte darin des Tages in Gedanken, des Nachts in Träumen und pflückte Erdbeeren, so herrliche und süße, wie es keine noch erlebt. Das ist eine schöne Gabe, wenn der Mensch sich innerlich erbauen kann, was äußerlich die Zeit ihm wegschwemmt oder das Geschick nie ihm giebt. Es besitzen sie wenige Menschen, es wissen sie wenige zu schätzen; dagegen ärgern sich viele darob, wenn sie dieselbe bei andern bemerken, und zwar nicht aus Neid, sondern aus Unverstand. Die Mutter ärgerte sich anfänglich auch über dieses Träumen und nannte Mareili oft du klyne Erdbeeri-Gehl. Am Ende gewöhnte sie sich daran und sagte bloß, es sei ein b'sunderbar Kind, nicht eins wie die andern, sie könne sich gar nicht auf dasselbe verstehn.

Wie der Sommer gegangen war, ging auch der Winter, wen wegen es geht alles in der Welt, nicht bloß das Helle, sondern auch das Trübe, und wie schön das Helle ist, zeigt erst das Trübe. Es war kein Winter gewesen, in welchem man um's Neujahr Erdbeeren fand, sondern ein harter und strenger, der die Kräfte der Erde festgebunden hielt und mit Nebel oder düstern Bysluftwolken der Sonne das Scheinen

vertrieb. Aber wie es strengen Herren zuweilen geht, ward er rasch und unerwartet vom Throne gestürzt, kam um seine Herrschaft vollständig; ein schöner Frühling stand mitten im Lande, zeigte sich sogar im Tschaggeneigraben, ehe die Menschen nur Zeit hatten, ihre Thüren und Fenster aufzuthun. Wie die Erde aufthaute, ging es auch Mareili, sein Gesichtchen glühte plötzlich freundlich, fröhlich jauchzte es auf, als es grünen sah in Busch und Weid, und unermeßlich war seine Freude, als es an einem einsamen Erdbeeristüdeli die erste Blüthe fand.

Aber jetzt kam erst die rechte Ungeduld und gramselte ihm in allen Gliedern. Jedes Ding auf Erden will seine Weile haben und zäh und eigensinnig macht es dran, wie es gewohnt ist und bis es fertig ist; auch die Erdbeeristüdeli haben ihren eigenen Gang und eigenen Willen, und machtlos dagegen ist des Menschen Ungeduld. Darein konnte Mareili sich fast nicht schicken, was uns nicht wundert, können doch größere Leute, welche Erfahrung haben sollten, so oft nicht in Geduld sich ergeben und in den geordneten Gang der Dinge sich nicht schicken.

Nun es hat aber auch alles seinen Nutzen. Die kleine Erdbeerenkönigin, die in ihrem Blangen fast alle Tage nach reifen Beeren suchte, lernte ihr Gebiet besser kennen. Dies ist ein großer Vortheil, namentlich für Königinnen, große und kleine, welchen es oft begegnet, daß sie bloß an den Früchten sich erlustigen, aber nie den Boden kennen, auf welchem sie wachsen, und es ist namentlich für eine Hausfrau nichts fataler, als wenn sie die Bäume nicht kennt, auf welchen das Obst wächst, Birnen auf Nußbäumen sucht und Pfirsiche da, wo die Tannzapfen wachsen, oder einmal, wie jene Frau Pfarrerin, buchene Tannzapfen bestellt. Der kleinen Königin wuchsen dabei auch Augen, welche nicht bloß Erdbeeristüdeli und die Beeren daran sahen, sondern auch die Thiere alle, welche ihr Gebiet bewohnten, die Hasen und Eichhörnchen,

die Amſeln und Droſſeln, die Rinderſtaaren und Herrenvögel. Sie wußte, wo jedesmal, wenn ſie kam, Amſeln waren, fand bald auch die Neſter, ward ihnen auch alle Tage eine bekanntere Erſcheinung, vor der ſie erſt flohen, wenn ihr Tritt ihnen von weitem hörbar war, ſpäter immer mehr ihre freundliche Harmloſigkeit erfaſſend, die Zweige des Tannenbuſchlis, unter dem ſie brüteten, auseinander biegen, ſich begucken ließen, ohne abzufliegen. Solche Neſtchen waren Mareili Geheimniſſe, welche es niemanden verrieth. Die Entdeckungen jeden Neſtchens, auf dem ſo ein dunkler Vogel ſaß mit dem gelben Schnabel und den finnigen Augen, machten ihm größere Freude, als dem Seefahrer die Entdeckung irgend einer unbekannten Inſel in den ſchwarzen, weißen, ſtillen, eiſigen Meeren. Das Neſtlein betrachtete es als ſein Eigenthum, ein Schlößchen ſeiner Vaſallen. Aber gütiger als manche andere Herrin ließ es das Neſtchen unberührt, nahm die Jungen nicht aus, noch weniger Jung und Alt zuſammen, es begnügte ſich am Augenſcheine, und ſpäter ſperrten dumme Jungen die weiten Schnäbel auf, wenn ſie was nahen hörten und ſchluckten, was es brachte, als ob's von Mutter oder Vater wäre, die dummen Jungen machten keinen Unterſchied. An der Sonne ſah es die Häſin mit ihren Jungen ſpielen. Wenn die ſchüchternen Jungen bei ſeinem Nahen in die Sträucher ſchlüpften oder in's Moos ſich duckten, blieb die graue kluge Alte noch lange ſitzen, die langen Ohren über den Rücken gelegt, als ob ſie zum Tanze anſpringen wolle, einem hoffährtigen Mädchen gleich. Dies machte ihm die Ungeduld weniger peinlich, und wenn ſchon nicht Erdbeeren, ſo fand und ſah es doch alle Tage was Neues.

Endlich röthelten die Beeren, endlich fand Mareili eins und wieder eins zum Verſuchen, endlich gab's ein Krättchen voll; der erſte Batzen erſchien wieder willkommen wie der erſte Storch im Frühjahr. Die Beeren mehrten ſich, doch langſam. Mareili konnte keine Beere unreif brechen, ſie mußte ihm wil-

lig und gerne in's Händchen fallen, mußte groß, dunkel, süß und saftvoll sein, und wie es thaten auch seine Geschwister. Wenn dann am Abend die Mutter die gesammelten Beeren Heerschau passiren ließ, Kries und Gras daraus that, die Portionen in Krättchen vertheilte, sahen die Beeren so frisch und kerngesund aus, daß es eine Freude war. Die Kinder sahen zu und jubelten, es war, als ob sie jede Beere kannten. Dies habe ich gefunden, rief eins, ich dies, rief das andere, dies bei der langen Birke, dies unter dem alten Haselstock, dies am Reckholderknübeli, so tönte es, bis die Mutter fertig war.

Als diese nun wieder leichtern Herzens mit neuen Erdbeeren hausiren ging, war sie überall eine willkommene Erscheinung. Mama, Mutter, die Erdbeerifrau ist wieder da, die so schöne hat, schrien in vielen Häusern die Kinder, und Mama kam selbst, hieß die Frau willkommen, sagte, sie hätte schon gefürchtet, sie komme in diesem Jahre nicht wieder, da schon lange Erdbeeren kämen, aber nicht halb so schöne, als sie gebracht. So sammelte sie Lorbeeren, die thaten ihr im Herzen wohl. Wir lassen sie reifen, ich und meine Kinder, sagte sie, wir dürfen kein unreif Beeri abbrechen, wenn wir schon wollten, Mareili thäte es nicht. Wenn dann die Leute wissen wollten, wer das Mareili sei, das da regiere, so erzählte die Mutter mit Andacht von dem b'sunderbaren Kinde, welches nicht sei wie die andern, sondern wie sie noch keines gesehen, darum es ihr auch so großen Kummer mache, dieweil sie gehört, solche Kinder lebten nicht lange. Dann bettelten die Kinder dies und jenes der Mama ab für Mareili und ließen ihm Botschaft werden, das nächste Mal solle es die Mutter begleiten, sie möchten es auch einmal sehen. Kam die Mutter am Abend heim, mußte sie die Geschichte des Tages erzählen, die Häuser beschreiben, in denen sie gewesen und wiederholen, was die Leute gesagt, so daß die Kinder ganz genau bekannt wurden mit den Kunden der Mutter.

Wenn ſie die Botſchaft an Mareili ausrichtete, ſo freute dieſes Mareili, die andern Kinder nicht weniger und keins fragte, laſſen ſie mich nicht auch grüßen, ſoll ich nicht auch zu ihnen kommen? Es war ihnen, als verſtünde es ſich von ſelbſt, daß dieſes nur Mareili gelte, welches dann aber auch den beſſern Theil der Geſchenke an ſie gelangen ließ. Die Mutter zu begleiten, weigerte es ſich lange, es ging lieber zu ſeinen bekannten Erdbeeriſtüdeli, als zu den unbekannten Menſchen.

Einmal hatte es hart geregnet bis in den Vormittag hinein, Erdbeeren konnte man nicht g'winnen, wollte man nicht die Stüdeli verderben, die Beeren verdaren. Die Mutter wollte einige Körbchen vertragen, nur in kleinerem Kreiſe, da endlich ließ Mareili ſich bewegen, ſie einmal zu begleiten. Wie ein junges Reh, welches aus dem Walde in's offene Feld ſetzt mit geſpitzten Ohren und aufgeſperrten Augen, ſo trippelte Mareili in die Welt hinaus. Als es an der Mutter Schürze und hinter derſelben halb verborgen zum Hauſe des erſten Kunden kam, ertönte alsbald durch's ganze Haus das Geſchrei: d's Mareili iſt da, d's Erdbeeri Mareili! Und von dieſem Tage an hieß es das Erdbeeri Mareili bis auf den heutigen Tag. Damals war es ungefähr acht Jahre alt und ſoll ein ſchönes Kind geweſen ſein mit dunkelblauen Augen, halb ſcheu, halb wild, länglichtem Geſicht, verſchloſſenem Munde, blondhaarig und ſchweigſam. Mit weit offenen Augen ſah es bald die Menſchen an, die um ihn's ſich ſammelten, bald zu der Mutter auf. Auf die ungezählten Fragen antwortete es nur durch die Mutter geſtoßen, lächelte und dankte für Gutthaten, welche man ihm erwies, reichte langſam das Händchen, wenn man es verlangte, antwortete den Kindern auf ihr freundliches Gerede mit freundlichen Blicken.

Aehnliches wiederholte ſich in den meiſten Häuſern, an einigen Orten machte man über das Mareili laut Bemerkungen,

als ob es taubſtum ſei, hie und da freilich quasi welſch, das aber doch faſt ſo verſtändlich wie deutſch klang. Es wurde dem Kind nach und nach unheimlich, angſt, es erwildete und zog nach heim, keine Geſchenke und Verſprechen hielten es mehr. Es wäre der Mutter ausgeriſſen, wenn ſie nicht den Rückweg eingeſchlagen hätte. O Mutter, iſt's noch weit bis heim, o Mutter, ſind wir nicht verirrt, jammerte es in einem fort. Es beruhigte ſich erſt, als ſie ihr Häuschen ſahen, denn bis dahin hatte es nicht einmal glauben wollen, daß ſie wirklich im Tſchaggeneigraben wanderten. Sie hatten einen reichen Erntetag gehabt. Mareili hatte große Freude, mit dem Beſten ſeine Geſchwiſter glücklich zu machen, und doch wollte es nicht mehr mit der Mutter gehen: Mag das G'red und G'ſtürm nicht mehr hören und das Welſchen nicht; o erdbeeren iſt viel ſchöner, ſagte es. Umſonſt frugen ſeine Geſchwiſter, Mareili, willſt nicht noch einmal gehen, umſonſt ließ man ihm von allen Seiten entbieten, man hätte etwas für ihn's, es ſolle es holen. Mag nicht, ſagte Erdbeeri Mareili, und dabei blieb es.

Als im folgenden Sommer die Erdbeerifrau ſich wieder zeigte, hatte ſie eine ſchwarze Schürze um. Deſſen erſchracken alle Leute und frugen, ob das Erdbeeri Mareili geſtorben. Aber es war nicht Mareili, ſondern Bäbeli, das geſtorben. Dann entrann den Leuten wohl: He nu, Gottlob, ſo macht's denn nichts. Aber ſo war es doch der Mutter nicht. Bäbeli war ihr auch lieb geweſen, ſie wußte viel von ihm zu rühmen, wie die Kinder ſich lieb gehabt, wie Mareili ihm abgewartet und ſich faſt nicht habe wollen tröſten laſſen. Erſt als die Erdbeeren reiften, wurde es wieder munter und fleißigte ſich doppelt, damit die Mutter nicht weniger verkaufen könnte.

Und es ſchien, als hätten die Erdbeeren den gleichen Sinn, als wollten ſie ihrem Mareili zu ſeinem Vorhaben helfen, denn nie blüheten ſie ſchöner und dauerten länger, als

in dieſem Jahr. Die Frau brachte ihre Finanzen in Stand, tilgte die Rückſtände, plagte die Nachbaren nicht, konnte den Hauszins zahlen ohne Hülfe der Gemeinde. Das brachte die Frau in Reſpekt, denn Fleiß, Sparſamkeit und niemanden zur Laſt fallen galten von jeher viel im Bernerland. Marei, ſagten die Nachbaren, Marei, wenn es Alle ſo machten wie du, die Gemeinden wären weniger geplagt mit Armen. Wenn Eine begehrt etwas zu verdienen, ſo iſt immer noch etwas zu machen, der alte Gott und gute Leute leben immer noch und die Kirſchbäume blühen alle Jahre. Wenn du was mangelſt, ſo ſprich zu, es ſoll nicht Nein ſein, wenn wir's einmal haben. Es iſt dann doch nicht, daß wir die wüſteſten Hüng ſyge, aber d'Lüt müſſe auch darnach thun. Das ſei guter Beſcheid, ſagte dann Marei, es danke dafür, aber ſo lange es ihm möglich ſei, plage es lieber niemanden. Daß es ihnen Ernſt ſei, hatten die Nachbarn erzeigt, als das Kind krank war, gingen ihm zum Doktor, brachten, was ſie gut glaubten, was dann freilich nicht immer das Beſte war.

Es ſchien, als habe der Tod eine beſondere Freude an Mareis Kindern, denn im nächſten Winter erſchien er wieder und holte Mareili's Brüderchen ab. Da war ein großer Schmerz in der Hütte, Mutter und Mareili konnten ihn kaum verwinden, zuweilen hörte man ein leiſes Weinen, ſonſt war es ſtille bei ihnen wie im Grabe. Die Mutter koſtete ihr bitteres Leiden, ſie mochte wollen oder nicht, fort und fort ſchluckte ſie an dieſer bittern Arznei, dachte an die Zukunft, was Alles ihr noch warte, ob ſie das Bitterſte wohl auch noch erleben müſſe. Mareili lebte ein ſeltſam Leben, bald im Himmel, bald auf Erden, beide waren eins und eng verflochten in einander. Es dachte an ſeine Erdbeeren in Weid und Wald im Tſchaggeneigraben, an ſein Schweſterchen, ſein Brüderchen im Himmel, ob ſie dort oben wohl auch einen Erdbeerberg hätten, und wie groß und ſchön wohl die Beeren wären. Ach und vielleicht ſei kein Winter da oben,

ſondern Sommer alle Tage und reife Erdbeeren das ganze Jahr durch und nie Schnee und Froſt? Wenn doch einmal Schweſterchen und Brüderchen kämen und ihn's berichteten, wie es da oben ſei, wie ſchön das Leben und wie groß die Erdbeeren. Wenn ſie doch einmal zu ihm kämen, wenn es oben im Walde alleine ſei, wenn doch einmal in den Erdbeeriſtüdelen Schweſterchen und Brüderchen ſäßen, zwei weiße Engelein, grüßten es freundlich und erzählten ihm von dem Wohnen im Himmel und wie lieb der liebe Gott ſie hätte, brächten ihm viel Beeren mit von Oben und Krättchen und Körbchen für ihn's und für die Mutter! Wenn in den langen Abenden die Lampe ſchläfrig wurde und düſter, die Mutter emſig das Rad trieb, der Wind mächtig um's Häuschen rauſchte, da gab Mareili ſeinen Träumen Worte, begann leiſe zu reden von den Engeln und zu fragen, ob ſie noch immer auf die Erde kämen, ob wohl, wenn man recht fleißig ſei und fromm und man dem lieben Gott ſo recht anhielte, man einen Engel ſehen könnte und wenn es und die Mutter recht beteten, er wohl Schweſterchen und Brüderchen erlauben würde, ihnen zu erſcheinen und mit ihnen zu reden.

Die Mutter erſchrack über ſolche Gedanken und wehrte ihnen. Sie glaubte, man könnte damit ſich verſündigen, die Kindlein an der Ruhe ſtören, daß ſie wieder kommen müßten. Und denke doch, Mareili, ſagte ſie, was die Leute ſagen würden, wenn ſie wieder kämen? Sie würden ja meinen, die Kinder hätten ſich ſo ſchwer verſündigt, daß ſie nicht an die Ruhe könnten; zugleich machte es ſie traurig, denn ſie hielt ſolche Reden für Vorboten des nahen Todes. Kinder, die viel von Engeln ſprächen, würden bald auch ſolche, und Kinder, welche viel vom Himmel redeten, fühlten wohl, daß Gott ſie bald holen laſſe in den Himmel. Sie hatte ſchwere Angſt, der dritte Winter koſte ſie das dritte und letzte Kind. Du mußt nicht von ſolchen Sachen reden, ſagte ſie, der liebe

Gott hat es ungern, und du könnteſt dich verſündigen, und um Mareili's Gedanken abzuwenden, erzählte ſie ihm dann Geſpenſtergeſchichten von gräulicher Art, daß ſie beide ſchlotterten wie Espenlaub und vor Schlottern kaum zu Bette konnten.

Die Mutter konnte Mareili wohl das Reden wehren, aber nicht das Denken. Die Bilder der Seele geſtalteten ſich um ſo lebendiger, es geſtaltete ſich in ihm ein faſt zuſammenhängend Leben mit den Geſtorbenen, lange, lange Geſpräche führte es mit ihnen. Immer ungeduldiger ward es im engen Stübchen, ſehnte ſich immer mehr nach dem Warmen der Sonne, daß ſie den Schnee ihm vertreibe und die Blümlein wieder wecke in der Erde Schooß. Die Mutter dagegen freute ſich nicht darauf, es machte ihr angſt. Es bangte ihr, das Kind ſo alleine gehen zu laſſen in die Wildniß, ſie verſuchte, ihre eigene Angſt dem Kinde einzuimpfen. Sie ſtellte ihm vor, wenn es ſich verirren würde, die Mutter nicht mehr fände und elendiglich verhungern müßte im Walde. Mareili ſagte, ich verirre mich nicht, ich wußte vern und vorvern den Weg immer am beſten und verirrte nie, warum ſollte ich jetzt noch verirren? Ja wenn du verheret würdeſt, ſagte die Mutter, man hat Beiſpiele, daß man in bekannten Wäldern ſo verheret wurde, daß man nie mehr den Ausgang fand. Aber Mutter, warum wurden wir vern und vorvern nicht verheret, es ſollte doch den Hexen mehr dr werth geweſen ſein, drei zu verhexen als nur eins, und was hätten wir machen wollen? Ja, aber es könnte was Anderes geſchehen, denk, es giebt Drachen im Walde, böſe Thiere, welche die Kinder freſſen, und Berggeiſter, welche Kinder ſtehlen und ſie in unterirdiſche Höhlen führen, wo ſie Sonne, Mond und Sterne nie mehr ſehen, ſagte die Mutter. Aber Mutter, ſie hätten uns ja vern und vorvern auch ſtehlen können, ſagte Mareili, und haben es doch nicht gethan. Es wäre an einmal zu viel, ſagte die Mutter, und willſt du dann deiner

eigenen Mutter nicht mehr glauben, ei, aber Mareili, das duret mich, habe doch geglaubt, du seiest nicht wie die andern wüsten Kinder, welche Vater und Mutter nichts mehr glauben wollen, und machst es mir jetzt so! Mutter, ich will dir alles glauben, wenn du mich willst erdbeeren lassen, sonst will ich sterben, dann komm ich zu Brüderchen und Schwesterchen und kann mit ihnen erdbeeren, wo keine Unghürer sind und alle Tage Sommer ist. Aber Mareili, rede nit vom Sterben, könntest dich versündigen, wollen ja erdbeeren wie sonst, aber mußt mir nicht mehr so reden, sagte die Mutter.

Auch dieser Winter verrann, und alle Tage mächtiger zog die Sonne das Kind an die warme Halde, wo die ersten Erdbeeren blühten und reiften. Die Mutter konnte es nicht mehr halten und ging mit ihm, las aber, weil es sich für eine arme Frau nicht schickt, müssig spazieren zu gehen, Holz auf und brach Reckholderschützlig ab. Sie mußte sich wirklich wundern, wie Mareili überall Bescheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus sagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz gespalten. Und als sie an die Sonnseite kamen, wo schon alles lebendig war, zeigte es ihr das frühste Erdbeeristüdeli und fand zu seiner großen Freude schon Blüthen dran. Mutter, dort war ein Amselnest, ist wohl wieder eins da? Richtig saß unter dem Tannbuschli brütend die Amsel und flog überrascht diesmal weg, doch nicht weit. Auch die bekannte Häsin sprang auf, setzte über einige Stauden weg, dann auf die Hinterbeine und sah sich verwundert um, als wenn sie sich vergwissern wollte, ob's das Mareili sei oder jemand anders; deß verwunderte sich die Mutter sehr, es wollte ihr aber fast vorkommen, als ob dies nicht natürliche Thiere seien, sondern verzauberte, es ward ihr anfangs unheimlich dabei. Sie begleitete anfangs das Kind beim Beeren und gewöhnte sich an die verzauberten Hasen und andern Vögel, daß sie ihr ganz natürlich vorkamen.

Nach und nach aber ließ ſie Mareili alleine gehen, denn ſie ſollte pflanzen und verdienen; die Krankheit des Kindes hatte ſie zurück gebracht. Wo der Verdienſt nur kreuzerweiſe eingeht, da wird jeder Kreuzer, der nicht eingeht, und jeder Kreuzer, der unerwartet ausgeht, ſchwer empfunden, hinterläßt Nachwehen.

Mareili wußte dies wohl, kannte beim Kreuzer Schulden und Vermögen der Mutter. Je kleiner die Hütte iſt, deſto kleiner werden die gegenſeitigen Geheimniſſe; wo Hühner und Menſchen in einem Stübchen wohnen, kann eins vor dem andern nicht viel verbergen. Mareili hatte diesmal Mühe, die Erdbeeren ſo recht reifen zu laſſen, und jeder trübe Tag war eine Prüfung Gottes, die Mutter hatte um ſo länger kein Geld und es doch ſo nöthig. Endlich bleibt nicht ewig aus, endlich war's erlebt, das Gewinnen begann, aber jetzt nur noch mit zwei Händchen zumeiſt, ſtatt mit ſechs, und die Mutter hatte mehr Geld nöthig als nie. Zudem ſchien es kein Erdbeerjahr werden zu wollen, es regnete viel und war nicht heiß. Kornjahre und Weinjahre kennt man, nicht bloß jedes Kind weiß, was ſie zu bedeuten haben, ſondern ſie haben große Bedeutung in der Weltgeſchichte. Von Erdbeerjahren redet kein Menſch, kein Geſchichtſchreiber zeichnet ſie auf, und doch haben ſie große Bedeutung für arme Kinder und arme Weibchen. Nun das wird eben daher kommen, daß die Geſchichtſchreiber ſich mehr kümmern um Weinherren und Kornwucherer, als um arme Kinder und arme Weiber. Mareili wollte mit Fleiß erſetzen, hatte weder Ruhe noch Raſt, war früh und ſpät, daß die Mutter oft die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug über den Segen, den es heim brachte. Da ward noch dazu das Wetter beſtändig, die Sonne heiß, alles wollte auf einmal reif werden, Mareili wußte gar nicht wie wehren. Begreiflich ward das Kind bei der verdoppelten Anſtrengung ſehr müde. Wenn es des Morgens erwachte, waren ihm die Glieder wie angeleimt im

Bette, daß es sie kaum heben und bewegen konnte. Die Mutter mahnte oft zur Ruhe oder einen Tag daheim zu bleiben, aber Mareili wollte nicht, und ließ sie es eines Morgens ausschlafen und weckte es nicht, weinte es so bitterlich und ward böse über die Mutter, daß sie es nicht mehr that. Mareili wollte nichts versäumen, sondern wollte immer zu rechter Zeit auf dem Platze sein. Brüderchen und Schwesterchen wüßten, dachte es, um welche Zeit sie sonst das Gwinnen angefangen; wenn sie nun einmal zu der gleichen Zeit kämen und es wäre nicht da und es käme immer nicht, so könnten sie ja meinen, es sei nicht mehr da, komme nicht wieder, könnten dann gehen und nie mehr kommen. Mareili träumte im Stillen immer von diesem Erscheinen, aber ließ es die Mutter nicht merken, weil es sie betrübte im Gemüthe. Alle Morgen, wenn es durch den Wald ging, war es gefaßt auf eine Erscheinung hinter den Bäumen hervor, oder es finde sie sitzen an der Halde mitten in den Erdbeeren, oder wenn es beim Gwinnen auffehe, stünden sie plötzlich vor ihm in weißen Engelskleidern.

Wie oft es vergeblich träumte, es träumte doch am folgenden Morgen das Gleiche wieder, es war auch eine von den Hoffnungen, welche alle Tage neu werden. Oft ging es den ganzen Tag nicht heim, wenn es an entferntern Orten beerte. Dann geschah es wohl, daß, wenn die Sonne mitten am Himmel stand, es heiß ward auf Erden und es am Schatten sein Stücklein Brod verzehrte und aus einem Krüglein einen Tropf Milch dazu, Meister Schläflein kam, sich in Mareili's Augen ein Nestlein baute, die Vorhänge niederfallen ließ, um süß zu schlummern im Dunkeln. Es wehrte sich wohl dagegen, und wenn es aufwachte und merkte, was geschehen war, hatte es es ungern, aber Meister Schläflein ist ein gar mächtiger Mann, kann schlafen wo er will, Könige zwinget er, geschweige denn Kinder.

Eines Tages war sein Suchen besonders gesegnet. An

ein neu Plätzlein war es gekommen, wo es noch nie geweſen und ſonſt noch niemand, ſo dicht, groß und dunkelroth hatte es die Beeren noch nie ſtehen geſehen. Um Mittag aber ward es gar grimmig heiß, aber faſt ein ganzes Tagwerk hatte es ſchon vollendet. So ſetzte es ſich mit ruhigem Gewiſſen an Schatten, aß ſein Brod, und als auch diesmal Vetter Schläfli kam, wehrte es ſich nicht ſo nöthlich und ließ ihn machen. Alsbald träumte es wieder. Es wußte, die Engelein waren da, aber es ſah ſie nicht, es hörte ſie nicht, es wollte ſie ſuchen, aber es konnte nicht, ſeine Glieder waren gebunden. Plötzlich hörte es eine Stimme dicht über ſich wie vom Himmel herab, es fuhr auf, und vor ihm ſtund ein Engel und beugte ſich über ihn's. Ein wunderſchöner Engel war's mit dunkeln Augen und dunkelm Haar, von hoher Geſtalt, mit weißen Kleidern angethan. Leiſe den Kopf zur Seite geneigt und das ganze Geſicht voll Liebe ſprach der Engel zum Kinde gar hold und weich, aber das erſchrockene Kind verſtund ihn lange nicht. Es war nicht das Brüderchen, nicht das Schweſterchen, der Engel war viel größer und ſchöner, blickte ſo lieblich aus ſeinen dunkeln Augen und doch mit wunderbarer Kraft, als vermöge er die Seelen zu ziehen aus dem Körper des Menſchen, als ſei er der Engel, der umgehe auf Erden, die ſchönſten Seelen zu ſammeln und dem Vater ſie zuzuführen. Endlich verſtund Mareili, wie er ihm zuſprach, nicht erſchrocken zu ſein, ihn's liebes, liebes Kind hieß, ſonſt viele holde Worte ihm ſagte, endlich nach den Erdbeeren ihn's fragte, ob es wohl geben wollte von den prächtigen, die da im Krättchen neben ihm ſtunden. Mareili ſah mit offenen Augen den Engel an, aber reden, antworten konnte es nicht, es nickte bloß, es reichte ihm die ſchönſten, und als der Engel davon aß, glänzte ſein Geſicht auch wie das Geſicht eines Engeleins, und als der Engel fragte, ob er das ganze große Krättchen haben könnte, nickte Mareili noch freudiger und faltete die Hände, als ob es beten wollte. Da küßte

der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberſtück, ging in die Bäume, ſah noch einmal nickend ſich um, und wie ſchöne Sterne glänzten ſeine Augen, da verſchwand er.

Jetzt hatte Mareili einen Engel geſehen, es war nicht Brüderchen, nicht Schweſterchen, aber ein Engel war's geweſen. Erſtaunt hörte die Mutter Mareili's Bericht, aus dem ſie lange nichts machen konnte, da die Worte wirr durcheinander flogen, wie ab einem Kirſchbaume die Blüthen, wenn der Wind darein fährt. Endlich ſagte die Mutter, es ſei ein Traum geweſen und anders nicht. Da zeigte Mareili das Silberſtück, da wußte die Mutter nicht, was ſie ſagen wollte, der Verſtand ſtund ihr lange ſtill. Endlich ging er wieder und ſie ſagte, ſie hätte eigentlich nie gehört, daß die Engel Geld hätten, nach den ſchönen weißen Kleidern ſei das eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter geweſen, die hätten ſolche Kleider und ſchönes Geld. Aber Mareili meinte, es wüßte nicht, warum die Engel nicht Geld haben könnten, Gott könne ihnen ja geben, was er gut finde, und wenn er den Menſchen ſo viel Geld gebe, ſo könnte er den Engeln ja noch viel mehr geben. Es beſchrieb die Erſcheinung noch viel engliſcher und herrlicher, daß die Mutter wirklich nichts mehr zu entgegnen wußte und halb und halb ſich in den Glauben des Kindes gefangen gab, beſonders als alle Nachbarn ſich auf die Seite des Kindes ſtellten. Wie wollte doch eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter dahin gekommen ſein, von einem Engel hergegen könne man es wohl begreifen, ſagten ſie.

Eins kränkte Mareili. Es hatte dem Engel nichts geſagt, ihn nicht gefragt nach Brüderchen und Schweſterchen, ihm nicht Grüße an ſie aufgetragen, ihn nicht gefragt, ob auch ein Erdbeerenberg im Himmel ſei, und wie ſchön die Beeren daſelbſt würden. Sein Troſt war, er werde wieder kommen. Dann wollte es ihn aber auch zur Mutter führen,

damit die auch einmal einen Engel ſähe und künftig ihm glaube, wenn noch mehrere zu ihm kämen. Aber der Engel kam nicht wieder, und andere kamen auch nicht. Umſonſt ſetzte es ſich, ſo oft es ſich thun ließ, um Mittagszeit an's gleiche Ort, dann kam Vetter Schläfli, kamen Träume, aber nie weckte ihn's wieder eines Engels Stimme, nie ſtund, wenn es die Augen aufſchlug, ein Engel da. Darum verklärte ſich der Engel in Mareili's Gedanken immer herrlicher, und der Glaube, daß es wirklich ein Engel geweſen, wurde alle Tage feſter. Wäre es kein Engel geweſen, ſo wäre er wieder gekommen, ſagte man.

Je mehr der Glaube an den Engel ſich feſt ſetzte, deſto mehr wuchs der Mutter der Kummer, der weiße Engel bedeute den Tod, daß dieſer das dritte Kind im dritten Winter holen werde. Was wollte er Anderes bedeuten, ſagte ſie. Der dritte Winter kam mit großer Angſt und vielem Bangen, aber Gottlob ohne Tod. Mareili war auch nicht ein einzigmal krank, und als der Frühling kam, war es ſelbſt das ſchönſte Erdbeeri in Wald und Weid. So lebten ſie fort Jahr um Jahr in glücklicher Gleichförmigkeit, von Gott geſegnet. Der Segen war freilich nur klein. Güter der Welt gewannen ſie nicht, aber er genügte ihnen, machte ſie glücklich, und was will man mehr? Was änderte, war, daß Mareili alle Jahre größer und ſtärker wurde, die Mutter älter und ſchwächer, die Gliederſucht war es, welche ſie hauptſächlich plagte. Das Gehen ward ihr beſchwerlich; wenn es ander Wetter geben wollte, konnte ſie die Beine faſt nicht mehr vorwärts bringen. Mareili mußte ſich daher nach und nach auch an's Vertragen gewöhnen. Es gewöhnte ſich aber ſchwer daran, es ward ihm unheimlich draußen in der weiten Welt unter den vielen Menſchen. Die langen und breiten Straßen langweilten ihn's gar unendlich. Es erzeigte es aber der Mutter ſo wenig als möglich, damit ſie ſich nicht über ihre Kräfte anſtrenge, um ſelbſt zu gehen. Der Eintritt Ma-

reili's in die Welt erregte Aufsehen und Freude bei der Kundschaft, die sich durch ihn's noch vergrößerte. Mareili's Wesen hatte etwas Eigenes, fast möchte man sagen, Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging. Es war kurz in seinen Worten, aber freundlich, hielt feste Preise, hielt sich höchst selten an einem Orte länger auf, als es sein mußte, wie gerne man auch mit ihm geplaudert hätte, und wenn ein Herr, besonders ein junger, ihm was sagen wollte, so lief es davon wie ein Reh, das einen Hund anschlagen hörte. Es brachte in seinen Absatz nach und nach eine Art System und zwar nach Sympathie und Antipathie. Es entdeckte nach und nach etwas, welches vielen Leuten verborgen bleibt, denn Mareili hatte eine dünne Haut, der meisten Leute ihre ist dagegen mit Sohlleder gefüttert. Es fühlte, daß ihm aus jeder Hausthüre ein eigener Geist entgegen wehe und an jeder Thüre ein anderer, und zwar an den meisten Orten stätig der gleiche, nur wie auch der Wind geht, schärfer oder leiser, ein milder freundlicher, ein roher hochmüthiger, ein geiziger oder mildthätiger, ein theilnehmender, ein harter, ein lustiger oder ein lüsterner, ein nobler oder ein gemeiner, knifffüchtiger.

Es war ihm schon um's Haus herum, als fühle es diesen Geist und selten täuschte es sich. Er kam ihm aus der Hausthüre entgegen, es nahm ihn wahr, je nachdem man ihn's warten oder nicht warten ließ, ihm auf seinen Gruß dankte, die Körbchen ihm abnahm, die Waare beurtheilte, marktete, das Geld brachte, und was für Geld. Je nachdem der Geist war, je nachdem wurde ihm das Haus lieb oder widerlich. Es gab Häuser, vor welchen es floh, als sei die Pest darin, vor die man ihn's mit keinem Lieb gebracht hätte. O wenn die Leute so gierig nach einem Körbchen haschten, mit den Fingern darin herumfuhren, die schönsten Beeren hervorgrübelten, alles verhareten, von einem Körbchen zum andern fuhren, ein Mensch nach dem andern zum Versuchen kam, alles beschnüffelten, verherrgeten, verbliggeten und am Ende

nichts kauften oder für einen Batzen oder zwei und kaltblütig ihn's laufen ließen mit ſeinen entehrten Körbchen, die es vor keines Menſchen Auge mehr abdecken mochte, wie ihm da das Herz blutete, wie es das Haus ſteh für immer, als hausten darin Hunger, Peſtilenz und Krieg und die übrigen böſen Geiſter alle. Es hatte verſchiedene Striche, welche es beſuchte, und in jedem Striche Häuſer, welche höher oder tiefer ſtanden in ſeiner Gunſt, je nach dem Geiſte, der darin wehte. Darnach ordnete Mareili auch ſeine Erdbeeren und ſeine Wege. Es mußte nicht zu machen ſein, ſo ſteckte es einem Lieblingshaus, wo man es freundlich begrüßte, billig behandelte, namentlich die Kinder manierlich thaten, gute Worte ihm gaben, das ſchönſte Krättchen zu, daß Alle hell auffjauchzten, die Hände über dem Kopf zuſammenſchlugen über die prächtigen Beeren und dringlichſt ihn's hießen bald wiederkommen. Mit der abnehmenden Gunſt nahmen auch die Erdbeeren ab an Größe und Schönheit oder waren alleſammt mittel gut, doch immerhin ſo gut, als irgend ein Erdbeerimeitſchi ſie im Lande herum trug. In der Regel kam es glücklich ſeinem Vorrath ab, und blieb ihm zuweilen auch ein Krättchen oder Körbchen übrig, he nun, ſo machten ſie daraus einen Erdbeerifturm und lebten auch wohl daran.

Dann gab es in jedem Sommer einige unglückliche Tage, wo nichts ihm ging, wie es wollte, ſondern immer das Gegentheil, wo es ihm ſchien, als ſei es verkauft und verrathen oder gar verhexet. Die ſchönſten Erdbeeren wurden ihm weggeſchnappt, es wußte nicht wie, die beſten Kunden traf es nicht an, hier war man ſchon verſorgt, dort laxirte man und konnte Erdbeeren nicht brauchen. Dann mußte es die Runde erweitern, an neue Häuſer klopfen, das that es äußerſt ungern. Zu jedem neuen Hauſe ging es mit Schrecken, es wußte nicht, welch Geiſt ihm aus dem Hauſe entgegenkomme, was für ein Hund vor dem Hauſe bellen werde. Vor ſolchen

Häuſern, wo man ihn's nicht kannte, ging es ihm ſelten gut, es wurde grob behandelt, grob abgefertigt, manchmal durch eine Stimme aus irgend einem Loche her, es wußte nicht ob über oder unter der Erde. Nun war es an Mareili, Bericht aus der Welt zu bringen, der Mutter ſeine Erlebniſſe mitzutheilen.

Solche Berichte waren das Labſal der Mutter, aber die Hauptſache darin blieb ihr immer, wer nach ihr gefragt, ob man an die Erdbeerifrau noch denke? Man iſt nicht gerne vergeſſen ſchon bei Lebzeiten, man lebt gerne lange, und wenn man auch ſterben muß, möchte man doch gerne noch lange leben nach dem Tode. Es iſt kaum ein Bettelmannli auf Erden, welches nicht an dem Gedanken wohl lebt: was wird man ſagen, wenn ich nicht wiederkomme? man wird noch oft an mich denken. Und ach, wenn die Menſchen drei Wochen nach ihrem Tode gucken könnten aus irgend einem Himmelsfenſter in die hinterlaſſenen Häuſer, in die hinterlaſſenen Herzen hinein, es würde den meiſten übel werden, trotzdem daß ſie im Himmel ſind. Ja, und wenn die Menſchen drei Wochen nach ihrem Tode wieder kommen könnten auf Erden, ſo würde es den meiſten betrübten Hinterlaſſenen übel werden, daß ſie meinten, ſie müßten ſterben, ja da würde es auch wahr, daß der zweite Schmerz größer wäre als der erſte.

War es möglich, ſo zwängte die gute Frau alle Jahre ihre ſchweren Beine noch einmal in die Welt hinaus den Kunden nach, um ſich perſönlich zu überzeugen, wie lieb die Leute ſie noch hätten und noch lange nicht vergeſſen. Und wenn ſie dabei von weitem ein Töpfchen aufgabeln konnte, als hätten die Leute ſie noch lieber als Mareili, als hätte ſie ihre Sache doch noch beſſer gemacht, ſo war ſie überglücklich. Das war denn auch das Erſte, was ſie Mareili berichtete und wie ſie glaube, ſie hätte noch das größere Zutrauen und brächte eine größere Loſung z'weg. Mareili

gönnte dieſe Freude der Mutter von Herzen, in demſelben war keine Spur von Eiferſucht. Hatte es ja doch auch ſeine eigenen Freuden, welche die Mutter nicht kannte. Hatte es doch ſo innige Freude an den Erdbeeren nicht bloß um der Loſung, ſondern um ihrer ſelbſt willen, weil ſie ihm ſo lieb waren. Hatte es doch ſein ganzes inneres Leben mit all ſeinen Träumen, wo der von dem ſchönen weißen Engel aber ihm einer der liebſten blieb und die Hoffnung, es werde ihn doch einmal wiederſehen. Das gute Kind lebte am liebſten in der wunderbaren dunkeln Welt, die jenſeits unſerer Sonne liegt, nach welcher ſeit Jahrtauſenden die Gelehrten ausziehen mit Fackeln, Stangen und Spießen, ſie zu erobern, und wenn ſie dann lange mit ihren Stangen und Spießen im Nebel herumgefuſelt vergeblich, ſie nie an ihren Spieß gekriegt, ihr Daſein in Abrede ſtellen und der Welt klar demonſtriren, es exiſtire keine ſolche unſichtbare Welt, weil, wenn eine wäre, ſie dieſelbe hätten an ihren Spieß kriegen müſſen, nun hätten ſie aber keine dran gekriegt, ergo ſei auch keine. Nun exiſtiren aber, Gott ſei Lob und Dank, gar viele Dinge, welche Gelehrte und Weiſe dieſer Welt nie und nimmer kriegen an ihren Spieß, dieweil ſie trotz aller Weisheit nie faſſen und begreifen werden, was als Himmelsgabe kindlichen Gemüthern gegeben iſt und über allen Verſtand der Verſtändigen geht, kein Chemiker es mit ſeiner ſubtilen Waage wägen, mit irgend einem Stoffe faſſen, zerſetzen oder binden kann.

Je verſtändiger und ſinniger Mareili ſein Tagewerk betrieb und Ordnung in deſſen Verlauf brachte, deſto eifriger trachtete es darnach, ein beſtimmtes Kennzeichen ſich zu merken, ob ein Tagwerk glücklich oder unglücklich ablaufen werde. Wie viel konnte es ſich erſparen, wenn es an unglücklichen Tagen nicht hinausging in die Welt, wo es nichts fand als Verdruß und Mühe.

Aber es ging ihm ſonderbar. Glaubte es eins entdeckt

zu haben, weil es einigemal eingetroffen, und wollte darauf abstellen, so fehlte es das nächste Mal gänzlich, es ging ganz das Widerspiel. Es achtete sich auf die Träume der Nacht, des Beines, welches zuerst aus dem Bette kam, des ersten Vogelgeschreis, des ersten begegnenden Menschen, des Stolperns und Nichtstolperns, und alle Zeichen waren gut und alle Zeichen täuschten, und kehr um glaubte Mareili an jedes mit immer festerem Glauben. Zu einer Zeit, als eben sein Glauben auf Träume sich gestellt, hatte es immer und immer wieder mit trübem wüstem Wasser zu thun, es war in Todesängsten und Todesnöthen.

Mutter, sagte es am Morgen, heute habe ich einen bösen Tag, lauter Unglück und Verdruß, wenn es nur zu machen wäre, ich bliebe daheim, trübes Wasser ängstigte und nöthete mich gar zu grusam. Das ist bös, sagte die Mutter, gehst nicht, so charen die Erdbeeren, darf sie nicht mehr vertragen, hast von zwei Tagen beisammen, was wir beide gewinnen mochten, und es gab so wohl aus. Weiß es wohl, Mutter, antwortete Mareili, sagte ja bloß, wenn es zu machen wäre. Will es in Gottes Namen probiren, mich grusam in Acht nehmen, z'tödte wird es nicht gehen. Mareili ging.

Die erste Person, welche ihm begegnete, war eine alte böse Frau, welche im Rufe stund, sie könne mehr als Brod essen, sie könne hexen. Es ist doch gut, sagte Mareili, halte ich nicht mehr alles auf der Sache, die hätte mich sonst können zurücktreiben. Als es dahin kam, wo der Tschaggeneigraben in's weite Land sich mündete, käderten ein ganzes Regiment Aegersten gar mörderlich. Alle Bäume waren voll, es war, als ob sie eigens wegen Mareili hier eine Versammlung angestellt hätten. Das stellte Mareili. Soll ich oder soll ich nicht? sagte es. Auf dem Vogelgeschrei hatte ich nicht am meisten, aber es trifft ja alles zusammen, das muß etwas zu bedeuten haben, viel Böses allweg. Aber i Gotts Name, sei

das jetzt wie es wolle, es muß gegangen sein. Ich will brav beten, es ist doch am Ende der liebe Gott der Meister, und d'Aegerste werde nit alles könne zwänge. Und am Ende, was sy soll, muß ja sy.

Indessen mit dem Mißgeschick schien es denn doch Ernst zu sein, es ging ihm alles verkehrt und wie verhexet. Im ersten Hause, für welches es seine schönsten Erdbeeren gebeizt, war niemand daheim, als eine alte böse Magd. Diese hatte Mareili schon lange auf dem Strich, mißgönnte ihm jedes gute Wort, jedes Geschenk, welches man ihm gab, als wenn es von ihrer Sache genommen wäre. Wie die jetzt glücklich war, daß sie es einmal in Schußweite vor ihrem Maule hatte. Man brauche nichts, sagte sie. Es würde ihm auch besser anstehen, etwas zu arbeiten, als nur den faulen Hund zu machen, alle Tage den Leuten vor der Thüre zu stehen. Das sei nicht viel Anderes, als gehe es betteln; wer bettle, stehle und mach sonst noch was er könne, b'sunders so große Meitscheni, pfy Tüfel! Vor dem G'sindel käme man selbst nicht mehr zur Arbeit, werde alle Augenblicke davon gesprengt. Mareili bekam den Hals so voll, daß es nicht einmal fragen konnte, wenn es wieder kommen solle, und ging weiter, fand in einem Hause die Leute, welche Erdbeeren aßen, krank, ein ander Haus mit Erdbeeren so überfüllt, daß sie nicht alle brauchen konnten; an einem vierten Orte sagte man ihm trocken: mangeln keine. Und als es sagte: es hätte doch so schöne, ließ man es einfach ohne Antwort stehen, bis es endlich ging. Das that ihm so weh, man glaubt es nicht. Sein Herz ward ihm ganz schwer, sein Gemüth voll Elend, denn mit seinen Kunden stund es nicht bloß in einem Erdbeerverkehr, sondern in einem gemüthlichen, sie waren so gleichsam seine Freunde und Verwandte. Sein Elend half ihm nicht von den Erdbeeren, es mußte seinen Ring weiter schlagen, mußte zu neuen Häusern, mußte sogar vor Wirthshäuser. Diese waren ihm in der Regel am meisten zuwider,

da fiel es in die Hände der Köchinnen und Stubenmägde, die gar zu gerne schnöd und schnippisch mit den Leuten umgehen, besonders mit Erdbeerimeitschenj. Mareili fürchtete sie auch mehr als die großen Hunde vor den neuen Häusern, von denen es noch nicht wußte, aus welchem Ton sie bellen. Se setzte es endlich wohl etwas von Erdbeeren ab, doch langsam und mit Verdruß statt mit Freude. Wenn es vor dem G'schänden nicht einen so großen Grausen gehabt und die Erdbeeren dafür ihm nicht zu lieb gewesen wären, es hätte sie hinter einen Zaun geschüttet und wäre heim gelaufen.

Da könne man sehen, dachte es, ob man sich der Zeichen achten solle. Wenn man doch nur immer den rechten Glauben hätte, könnte es Einem nicht fehlen. Bei einem Hause gab ihm endlich eine freundliche Frau Bescheid. Kann sie wäger nicht nehmen, Meitschi, sagte sie, ich thäte es dir sonst gerne zu Gefallen, aber wir essen keine Erdbeeren, sie erkälten uns zu sehr. Aber weißt was, ungefähr eine Viertelstunde von hier ist ein großes Herrenhaus, haben immer viele Leute dort. Dorthin gehe, hast schöne, brauchst sie sicher. So weit war Mareili noch nie gegangen, so weit von Hause nie gewesen, noch nie des Nachts außgeblieben, schon so spät und noch so weit! Solche Angst um Absatz hatte es nie empfunden. In Gottes Namen, dachte es, eine Viertelstunde zwingt nicht alles, aber dann keinen Schritt weiter, sondern heim. Es war eine lange Viertelstunde. Maßleidig schleppte Mareili sie ab. Endlich merkte es an den wohlgepflegten Baumgängen die Nähe des Herrenhauses. Mit Bangen betrat es sie, und dieses Bangen mehrte sich bei jedem Schritte. Es war so einsam in denselben, so seltsam knirschte der Kies unter seinen Tritten, so feierlich rauschte der Wind in den alten Bäumen, es kam ihm vor, als ginge es zu einem Zauberschlosse, von dem die Mutter ihm oft erzählt hatte, wo alles, was in dessen Nähe kam, verzaubert und verwandelt wurde in Pflanzen oder steinerne Säulen oder gebannt in

Bäume und Brunnen. Es trappete immer leiſer ab, gerade wie wenn es des Morgens durch's Stübchen ging und die Mutter nicht wecken wollte. Plötzlich ſah es ſeinen Engel neben ſich ſtehen, weiß und ſchön wie vor Jahren, die mächtige Fee im Zauberſchloſſe, die alles verwandelte, was in ihre Nähe kam. Und Mareili verſteinerte, ſtarrte mit offenem Mund und Augen, wie damals an der Erdbeerihalde, die Erſcheinung an. Der Engel ſah das plötzliche, lautloſe Erſtarren des Mädchens, betrachtete es ſchärfer, länger mit ſeinen wunderbaren tiefen Augen, rief dann freudig: Was, mys Erdbeeri-Engeli von den Bergen! Biſt's oder biſt's nicht, red, mys Kind, oder kannſt nit, biſt ſtumm, doch nicht? Gäll, du kannſt reden? Und des Engels Macht, welche in ſeinen Augen war, löſte den Bann, zog die Stimme aus der zuſammengezogenen Bruſt, und das Erdbeeri-Engeli ſagte endlich: Gottlob nit! Es iſt ein ſelten Ding auf Erden, daß zwei Engel ſich begegnen, ſich Jahre lang im Andenken bewahren und als Engel wieder finden — auf Erden. Der eine Engel war das Schloßfräulein, der andere das Erdbeeri Mareili. Das Erdbeeri Mareili war innig bewegt, ſeine Augen begannen zu ſtrahlen in feuchtem dunkelblauem Glanze, es freute ſich ſeines Engels, aber ſtill und innerlich.

Des Schloßfräuleins Freude war lauter, ſo weit ſeine weiche Stimme reichte, ſammelte es die Leute, ſtellte das Erdbeeri Mareili unter ſie und erzählte, wie endlich das Erdbeeri Meitſchi gefunden ſei, von dem es ihnen ſo oft erzählt, wie es daſſelbe gefunden, als ſie auf ihren Berg gegangen, oben in einer Weide, ſchlafend unter einer Haſelſtaude, daſſelbe aufgeweckt und ihm Erdbeeren abgekauft und ſo reuig geweſen, daß es daſſelbe ſo ſchnell verlaſſen, weil es gefürchtet, die übrige Geſellſchaft nicht mehr zu finden. Das Kind habe ganz einem Engelein geglichen, aber nicht geredet, es wiſſe nicht, ob aus Furcht oder weil es ſtumm geweſen. Mareili mußte Auskunft geben, wer es ſei. Es komme aus

dem Tſchaggeneigraben, man ſage ihm nur das Erdbeeri Mareili, berichtete es. Da war wieder eine große Freude unter Allen, denn Alle hatten ſchon von dem Erdbeeri Mareili gehört, und das Fräulein ſagte, es habe ſich ſchon lange geärgert, daß das Mädchen nicht zu ihnen komme, Aufträge gegeben, daß man es ihnen zuweiſe, aber keine Ahnung gehabt, daß das Engeli und das Mareili ein Weſen ſeien. Daß Mareili ſeinen Erdbeeren abkam und bewirthet wurde, verſteht ſich, und recht betrübt war das Fräulein, als Mareili heim preſſirte und für kein lieb da über Nacht bleiben wollte, weil d's Müetti Angſt hätte, und ein gut Meitſchi macht, ſo viel an ihm, dem Müetti nie Angſt. Es mußte verſprechen, bald, bald wieder zu kommen, und doch ſah lange das Fräulein traurig ihm nach mit den Augen voll Liebe, als ob es ſchon oft erfahren, daß verſchwunden und nicht wieder gekommen, was es geliebt, und wieder fürchte, es möchte die liebe Erſcheinung auch ſchwinden und nicht wieder kommen.

Von Mareili war alle Müdigkeit gewichen; es kam heim, als hätte es Räder unter den Füßen, als hätte die Freude ihm Flügel wachſen laſſen. Einen Augenblick nur hatte es ihn's betrübt, daß es nicht ein wirklicher Engel geweſen, des Fräuleins holdes Weſen hatte ihn's bezaubert, jetzt war es glücklich, ſeinen Engel auf Erden zu haben in Menſchengeſtalt. Jetzt ſei es doch gut geweſen, dachte es, daß es den Weg unter die Füße genommen trotz trübem Waſſer, alten Weibern und der Aegerſten Gekreiſch. Indeſſen hätten die doch allweg etwas zu bedeuten gehabt, einen ganzen Tag voll Verdruß und Unglück. Aber weil es das Alles ausgehalten, ſich in nichts verſündigt, die Beeren nicht hinter den Zaun geworfen, ſei am Ende doch alles gut gekommen, große Freude und Glück, welche es nie gehabt, wenn das Mißgeſchick ihn's nie ſo weit getrieben hätte. Und allweg hätte es nicht alles annehmen und aushalten können den ganzen Tag, wenn es nicht gemahnt worden wäre an Unglück und Verdruß und ſich

darauf hin hätte faſſen können. Wie gute Eltern den Kindern gute Ermahnungen auf den Weg geben, daß ſie ſich in Acht nehmen möchten vor allem Böſen und ſtandhaft ſein in allem Guten, ſo werde es auch Gott thun, wenn man ihn lieb habe. Darum ſei gut, wenn man ſich allem achte und denke, es komme von Gott.

Die Mutter verſtaunete ganz, als Mareili berichtete, wie es ihm heute ergangen und wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden. Als ſie aber vor Erſtaunen zu ſich ſelbſten kam, ſagte ſie alsbald: Habe ich es nicht von Anfang an geſagt, es ſei kein Engel geweſen, ſondern eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter? Daran, daß ſie es von Anfang an geſagt und nur um Mareilis willen geſchwiegen, lebte ſie wenigſtens eben ſo wohl als am Engel ſelbſt. Mareili gönnte und ließ der Mutter die Freude, Recht gehabt zu haben, wie die Mutter ihm die Freude am Engel, und wo Jedes dem Andern ſeine Freude gönnt, da iſt's ſchön, da iſt Friede.

Wo ein gefundener Engel in einen Lebenskreis trittet, da gibt es neues Leben begreiflich. Um ihn bewegten ſich ihre Geſpräche, er bildete den Mittelpunkt ihres Erdbeerilebens. Mit beſonderem Geiſte wurden für das Fräulein die ſchönſten Beeren gewonnen. Mareili kannte natürlich die Stellen, wo ſie am ſchönſten und größten wuchſen, dort ſammelte es, wenn es ins Schloß gehen wollte. Zweimal in der Woche geſchah es anfänglich, bis die Beeren rarer wurden; das waren ſeine Feſttage, ſorgfältiger kleidete es ſich, früher machte es ſich auf den Weg, raſcher ging es, es war ihm faſt, wie wenn es an großen Feiertagen zur Kirche ging. Das Fräulein ſah es faſt allemal, fühlte die magnetiſche Kraft in den dunkeln Augen, die ihm das Herz bewegten, faſt wie der Engel das Waſſer im Teiche Bethesda, mit dem Unterſchied jedoch, daß es Mareili nicht trüb ward im Herzen, ſondern hell und licht, eine klare Freudenflamme loderte. Das Fräu-

lein ſprach, wenn immer thunlich, mit Mareili, freute ſich ſeiner und war theilnehmend, doch etwas ungleich, freundlicher und ernſter, milder und erregter. Mareili fühlte den Unterſchied und betrübte ſich darüber, doch nur um des Fräuleins willen, dachte nicht von ferne daran, den Grund dieſer Verſchiedenheit bei ſich zu ſuchen. Das Fräulein war ſein Engel geblieben, ſeine Erſcheinung ihm jedesmal eine himmliſche. War dieſe Erſcheinung trüber, dunkler, ſo kümmerte es ſich darüber, ſah mit größerer Liebe zu ihr auf und hätte fragen mögen, was fehle, ob es helfen könne.

Und wenn es auch nur die Erſcheinung hatte, ſie ihm bloß von ferne zunickte und auch nicht nickte, ſo war Mareili zufrieden und dachte wohl darüber nach, was Alles ihr Leben bewege, was ihr weh thue oder Freude mache. Mareili dachte ſich den lieben Gott auch von Empfindungen bewegt, traurig und zornig, vergnügt und hellauf, alles nach dem Thun der Menſchen; wenn es dem lieben Gott ſo geht, warum ſollte es einem Engel nicht auch ſo gehen und zwar um ſo mehr, je ähnlicher er dem lieben Gott iſt? Das betrübte Mareili ſehr, wenn es das Fräulein gar nicht ſah. Fragen durfte es nicht nach ihm. Es ſtellte ſich dann alles Mögliche vor, dachte ihn auch verſchwunden für ihn's, war nicht eher wieder froh, bis es ihn wieder ſah und dann gewöhnlich freundlicher als nie. Wann kommſt wieder? frug das Fräulein, als es eben einmal ſo freundlich geweſen. Nicht mehr, ſagte Mareili, und aus ſeinen großen Augen rollte Thräne um Thräne. Es waren heute die letzten. Das Fräulein erſchrack ſelbſt ob dieſer Antwort. Was ſoll ich machen, wenn mein Erdbeeri Mareili nicht wieder kommt? ſagte es. Aber warum weinſt ſo? fragte das Fräulein. Haſt dann nichts mehr zu verdienen? Aber ihr werdet wohl nicht alles gebraucht, ſondern etwas zurückgelegt haben für den Winter? Es iſt nicht wegen dem, ſchluchzte Mareili, aber ich habe gruſam Längizyti!

Liebes Kind, ſagte das Fräulein, man muß ſich an alles

gewöhnen in der Welt und es nehmen, wie Gott es giebt. Es iſt dir ſicher gut, wenn du dich auch gewöhnſt an das Daheimbleiben, es iſt wohl langweiliger, das beſtändige Herumlaufen iſt kurzweiliger, macht aber auch die Menſchen leichtſinnig, und wer ſich zu ſehr an das Straßenleben gewöhnt, wird zu vielem Gutem untauglich und nimmt ſelten ein gutes Ende.

Es ging dem guten Fräulein, wie es manchem Prediger, berufenen und unberufenen, geht, ſie zielen wohl gut und treffen richtig, aber nicht in die rechte Scheibe. Es ging dem Mareili tief in's Herz, daß das Fräulein meine, es hätte Anlagen zur Landſtreicherin, aber es konnte es nicht ſagen, ſondern bloß denken oder fühlen, daß eine ganz andere Längizyti als die nach der Straße ihn's plagen würde. Statt der Antwort rollten ſeine Thränen nur noch größer und dicker. Tröſte dich, mein liebes Mareili, fuhr das Fräulein fort, ſei dieſen Winter recht fleißig, die Zeit geht ſchnell, ein anderer Sommer iſt bald wieder da, dann kannſt du wieder gehen den Erdbeeren und ihren Eſſern nach und zu uns kömmſt wieder und bringſt die erſten, hörſt du, daß du mir nicht fehlſt.

Da ſah Mareili ſo eigen zu dem Fräulein auf, daß daſſelbe ſeine weiße Hand auf deſſen Kopf legte und zu ihm ſagte: Und hörſt, in ſechs Wochen, achte dich deſſen wohl, ziehen wir in die Stadt, vorher kommſt du noch einmal zu mir und frägſt nur mir nach, hörſt du wohl, und komme ohne Fehler. Da Mareili nichts darauf ſagte, ſondern ihn's nur anſah, ſo fuhr es fort: Du biſt ein wunderliches Kind, du mußt beſſer antworten lernen. Aber höre, kömmſt du nicht, ſo kaufe ich dir auch keine Erdbeeren mehr ab. Das Fräulein war an ein ganz anderes Benehmen der Untergebenen gewöhnt, die wiſſen gewöhnlich mit Worten und Geberden ganz anders auszudrücken, was ſie angenehm und einträglich glauben. Gäll du kömmſt, ſagte das Fräulein, reichte Mareili

die Hand und ſah es an. Mareili brachte kaum ein Ja aus dem Weinen heraus.

Es g'ſpäßigs Meitſchi, ſagte das Fräulein und ſah ihm ſinnend nach.

Mareili fand ſich zur anberaumten Zeit ein. Die dazwiſchenliegende Zeit war ihm eine Wüſte geweſen ohne Baum, ohne Haus, ein unwirthlich Land, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Wie der Tag nahte, wo es gehen wollte, da dämmerte es, tagete endlich. Das Fräulein beſchenkte das Kind reichlich mit Winterkleidern für ihn's und die Mutter, denn große Wohlthätigkeit war Familienſitte, man gab viel und gern, man begriff, daß Geben ſeliger als Nehmen ſei. Als Mareili wohl ſich freute, ſehr dankte, aber beim Fortgehen doch noch mehr weinte, da ſagte das Fräulein wieder, es g'ſpäßigs Meitſchi, und ſah ihm ſinnend nach. Im folgenden Sommer knüpfte der Verkehr ſich wieder an und hatte nichts an Innigkeit verloren, am wenigſten von Mareili's Seite, das Fräulein blieb ſein Engel, deſſen Erſcheinung ſein Herz mit Freuden füllte. Auch das Fräulein blieb bei ſeiner Theilnahme und Freundlichkeit und nicht bloß wegen dem romantiſchen Anfang ihrer Bekanntſchaft, wegen dem Intereſſanten, welche derſelbe auf ſie beide warf, ſondern es war ein ſeltſam Etwas, welches daſſelbe an Mareili feſſelte, von dem das Fräulein zwar immerfort ſagte, es g'ſpäßigs, es curioſes Meitſchi. Es dankte ihr viel weniger als Andere für Gutthaten, es brauchte nie ſchöne Worte, nie ſchmeichelnde Redensarten, aber es liebte die Hand, aus der ſie kamen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, das war das G'ſpäßige in ſeinem Weſen, das ſo natürlich war und doch lange ein Räthſel blieb.

Man fordert Dankbarkeit vom Armen, Ergebenheit, aber an die perſönliche Liebe denkt man nicht, begreift ſie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß wo weit die Stände ſcheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine

persönliche ist, sich dennoch einen können. So liebt der Wohlthäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohlthaten an ihnen, aber wo ist der Arme, den er persönlich als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als ein Bruder sich ihm giebt? Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unser Herrgott seine Sonne auch einmal so recht sollte scheinen lassen.

Die Macht dieser Liebe fühlte das Fräulein, wenn es auch an die Liebe selbst nicht dachte, das Mädchen zog ihn's an, interessirte ihn's sehr, wie das Fräulein sagte und unbewußt vielleicht mehr fühlte, als sagte. Das war der wahre Grund, warum das Verhältniß sich nicht abnutzte, nicht in Gleichgültigkeit zerfloß oder gar lästig wurde.

Was sich verlor, war Mareili's Schüchternheit und fast gänzliches Verstummen vor dem Fräulein. Es durfte reden, antworten, sich ordentlich mittheilen über seine Verhältnisse. Es sprach von ihrem häuslichen Leben, und das Fräulein entdeckte, wie gut Mareili und seine Mutter die weiblichen Arbeiten kannten, weit besser, als man damals es gewohnt war. Das war eine sogenannte Trouvaille, ein Fund, und von da an war viel Verdienst im Häuschen. Wenn nur die Mutter besser hätte arbeiten mögen, jetzt wären sie geborgen gewesen.

Aber der Mutter Zustände kümmerten Mareili mehr und mehr. Die gute Frau mußte viel leiden und wie sie dokteren mochte, es wollte nicht bessern, sie wurde immer unbehülflicher. Wenn nicht gute Nachbarn gewesen wären, Mareili hätte sich nicht mehr vom Hause entfernen, sein Gewerb, an dem es noch immer hing mit großer Innigkeit, aufgeben müssen. Was willst anfangen, wenn die Mutter stirbt? hatte das Fräulein oft gefragt. Darf nicht daran denken, hatte das Mareili geantwortet. Wenn es ginge, ich bliebe am liebsten im Tschaggeneigraben und thäte wie bisher, was will ich mehr? Das wird nicht gehen, hatte dann das Fräulein

geſagt, aber Mareili begriff nicht, warum das eigentlich nicht gehen ſollte, doch widerredete es nicht. Wovon man lange geſprochen und was man doch nicht erwartet hatte, geſchah endlich, Mareili's Mutter ſtarb.

Es war zur Winterzeit, das Fräulein befand ſich in der Stadt, Mareili war alleine und damals vielleicht achtzehn Jahre alt. Es hatte viel mit der Mutter gehabt in den letzten Tagen, aber die Liebe hatte alles leicht gemacht, und jetzt konnte es ſich kaum darein ſchicken, keine mehr zu haben, ſie fehlte ihm bei jedem Schritt und Tritt. Sein einziger Troſt im Leben war das Fräulein, aber das war fern einſtweilen. Als die Mutter begraben war und es allein im Häuschen blieb, wollte es ihm faſt das Herz abdrücken, es kam ſich vor wie ein im Walde von ſeinen Eltern, wenn es Nacht werden will, verlaſſenes Kind. Ganz arm war Mareili nicht, es waren zwei Betten da und Hausrath, den man in dieſer Hütte nicht geſucht, auch ein Sparpfennig fehlte nicht. Die Nachbaren waren gut gegen ihn's, waren ihm in der ſchlimmen Zeit treu beigeſtanden. Und doch ward es ihm ſo alleine im Häuschen bald unheimlich, es begriff, daß es in die Länge hier nicht bleiben konnte. Es merkte bald, daß jedermann auf ihn's ſpekulirte in gar vielfachen Beziehungen. Es iſt curios, wenn jemand ſtirbt, möchte jeder etwas erben und wär's nur ein Andenken, möchte mit der Hinterlaſſenſchaft auf irgend eine Weiſe die eigene Lage verbeſſern. Man ſpekulirt auf Geld oder auf Perſonen oder auf beides zuſammen. Die Menſchen haben offenbar ein bedenklich Stück von einem Jagdhund in ihrer Natur, haben eine feine Naſe, und wittern ſie das kleinſte Börtelchen, kömmt ſie das Jagen an unwiderſtehlich.

Die Einen wollten Mareili zu ſich nehmen, es ſollte ihnen nähen, dienen und in ihrem Lohn Erdbeeri g'winnen; Andere wollten zu ihm ziehen und gemeinſam Haushalt mit ihm führen, Andere gar es heirathen — man denke!

Es meinten es ſicher Alle zum allerbeſten und Alle meinten, ſie hätten eigentlich bloß Mareili's Beſte im Auge, und ſuchten ihm mit allem Eifer dieſes begreiflich zu machen, und doch wurde es Mareili unheimlich dabei, und es mochte faſt nicht warten bis die Zeit um war und das Fräulein wieder kam.

Und jetzt, was willſt? frug das Fräulein, als beim Wiederſehen den erſten Fragen und Antworten ihr Recht geſchehen. Mareili berichtete und kam zum Bekenntniß, ſo weh es ihm thue, zweifle es doch, daß es ſo bleiben könne, ſo alleine könne es doch nicht bleiben, aber was dann, wiſſe es nicht. Fort, weit weg zu gehen, werde ihm das Herz zerreißen. Weißt du was, ſagte das Fräulein, bleibe bei mir, es iſt ja gerade, als ob es ſo ſein ſollte, ſo trifft es ſich. Meine Kammerfrau, Gattung, hat mir heute aufgeſagt. Sie kränkelt und redete ſchon lange davon. Heute ſagte ſie mir in allem Ernſt, ich ſolle nach jemand anderem ſehen, ſie könne nicht mehr, und jetzt gerade kömmſt du. Mareili fiel wie aus den Wolken über dieſen Vorſchlag, es ſetzte ſich darob, theils aus Freude, theils aus Schrecken. Es ſollte immer beim Fräulein ſein können, das war die Freude; es ſollte den Tſchaggeneigraben und ſeine Freiheit verlaſſen, ſollte in's Schloß unter die Dienerſchaft, im Winter aber gar in die Stadt, das war der Schrecken. Das Fräulein hatte aber auch Ueberwindung gebraucht zum Vorſchlag. Ein undreſſirtes Bauernmädchen, welches nicht welſch kann, zur Kammerfrau in einem vornehmen Hauſe zu erheben, das braucht Muth und Aufopferung. Wo es hoch hergeht, iſt ſo eine Kammerfrau eigentlich der zweite Leib, der die meiſten Dienſte verrichtet, welche eigentlich dem Leibe der Herrin zuſtünden, alle bis an's Eſſen ꝛc. Es iſt die potenzirte Kindermagd, wie ein Fräulein und andere Menſchen eigentlich auch nichts Anderes ſind als potenzirte oder erwachſene Kinder. Und wie die Glieder des Leibes den Gedanken des Geiſtes unterthan ſind,

ſie ausführen, ſobald ſie entſtehen, ſo ſoll die Kammerfrau die Gedanken entſtehen ſehen und ſie ausführen, ohne daß es der verzögernden Rede bedarf.

Mareili verſtund freilich das Nähen, Stricken und Flicken wohl, aber das Plätten nicht und eine Toilette hatte es kaum je geſehen von weitem, geſchweige denn ſie je gebraucht, man denke! Mareili gab eine ſehr ſchöne Kammermagd, aber erſt, wenn es gehen konnte auf den gewichsten Dielen, erſt wenn es mit Manier ſich präſentiren und anmelden, erſt wenn es wenigſtens oui und n'est ce pas und qui est là ſagen konnte mit Anſtand. Es giebt in jedem Hauſe, welches repräſentirt, eine Sitte, welche von jedem und beſonders von einer Kammermagd gehandhabt werden muß, wenn nicht Aergerniß entſtehen ſoll. Das Fräulein überwand ſeine Bedenken, war der große Engel dem Erdbeeri-Engeli gegenüber, ſprach liebenswürdig dem bangen Mädchen zu, welches endlich ſagte: Ach mein Gott, ich wüßte ja nichts Beſſeres, es iſt mir das Liebſte, was ich erſinnen könnte, aber ich kann's nicht verbringen, ich bin's nicht im Stande.

Da rief das Fräulein die alte Gattung. Die war kein ſo tüfelſüchtig Käf, wie man Exempel hat, daß alte Kammerfrauen geworden, welche nichts mehr freut als junge Geſchöpfe zu kujoniren und wenn die Herrſchaft mit ihren Nachfolgerinnen herzlich ſchlecht fährt oder gar nicht fahren kann. Gattung war gutmüthig, und Erdbeeri Mareili war ihr lieb. Sie fand freilich den Gedanken des Fräuleins vermeſſen, aus Mareili ſo urplötzlich eine Zofe zu machen, und zu Rathe gezogen, würde ſie denſelben für unausführbar erklärt haben. Gattung hatte Selbſtbewußtſein, kannte ihres Amtes Bedeutſamkeit, wußte, was ihre Erfahrung wog, was ſie in vierzig Jahren gelernt und was ſie leiſtete, und ein achtzehnjähriges Bauernmädchen ſollte ſie erſetzen, mon dieu! Indeſſen es war geſchehen, und Gattung ſprach dem Meitſch Muth ein und bot ſich an, wenn es alsbald komme, nachzuhelfen und

bis zu ihrem Abgang ihm wenigstens einen Begriff des Dienstes und das allernöthigste Welsch beizubringen. Das Fräulein sei **si bonne**, daß es sich schon geduldig erweisen werde. Mareili ließ sich bereden, nur eines mußte das Fräulein ihm versprechen, ihn's alle Jahre einige Tage in seine Erdbeeren gehen zu lassen. Das that das Fräulein gerne und sagte, vielleicht komme es selbsten mit. Nun begann für Mareili ein ganz ander Leben, es war ein noch viel ärgerer Gegensatz, als wenn es aus einem Welttheil in einen andern gewandert wäre. Da war alles, alles anders, bloß der Himmel nicht, der gleiche stund über dem Tschaggeneigraben und über dem Schlosse. Dagegen die Erde im Tschaggeneigraben war Erde, wie sie Gott eben erschaffen hatte, um's Schloß herum dagegen war sie mit Kies bedeckt.

Es war die ersten Tage in fortdauerndem Zittern, es möchte ein unersetzlich großes Unglück anrichten, wie ein Kind, das man mit Licht in eine Pulverkammer stellt, es durfte fast nicht trappen, nichts anrühren aus Angst, es zerbreche etwas oder lasse es fallen. Gattung schüttelte bedenklich den Kopf. Indessen es ging, wie es heißt, die Liebe duldet alles, überwindet alles. Nachdem die erste Angst überstanden war, faßte Mareili unglaublich schnell seine Aufgabe, so daß Gattung wiederum bedenklich den Kopf schüttelte und sagte, **pour une jeune allemande** stelle Mareili sich **merveilleusement**, so was hätte sie nie erlebt. Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili seine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine so leichte Hand, die man fast nicht fühle, wenn sie am Leibe herum handthiere, habe es noch nie erlebt. Und als einmal die Angst überwunden war, fühlte Mareili sich fast glücklich in seinem neuen Verhältniß. Es sah das Fräulein immer und sann Tag und Nacht daran, wie es sich ihm treu und gefällig erweisen und in seinen Augen lesen könne, was dasselbe denke, fühle, wünsche.

Das Fräulein war glücklich, keinen Mißgriff gethan zu haben, und freute ſich des Kammermädchens, das ſo anſtändig und geſchickt war, zu einem vornehmen Hauſe paßte und ihm wohl anſtand. Das Fräulein war gewohnt, die Dienſtboten anſtändig zu behandeln, mit kurzer Gemeſſenheit der Rede, ſo lange es ſeine Gefühle in die konventionellen Schranken zu bannen vermochte. Dieſe konventionellen Schranken ſind nicht abſolut-allgemeine, ſondern faſt jedes Haus hat ſeine eigenen, engere oder weitere. In man ſieht zuweilen in einem Hauſe große Rückſichtsloſigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängſtliches Hüten aller Formen, eine um ſo ſtrengere Gemeſſenheit im Reden und im Bewegen, und dieſe Form wird um alles gezogen und alles muß ſich in dieſelbe fügen, die ſtärkſten Gefühle, Liebe und Religion oder Liebe zu Gott und Menſchen. Wo irgendwie dieſe Form durchbrochen wird, giltet es als Sünde, als ſehr ernſte Sünde, welche oft weder vergeſſen noch vergeben wird. Familienglieder, beſonders weibliche, welche ihre Gefühle nicht immer in dieſer konventionellen Hausſchranke bergen können, werden beſtändig mit einer Art von Aengſtlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achſelzucken wird verblümt von ihnen geſprochen, als ob man ſagen wollte: man kann nicht wiſſen, was Tüfels die noch anſtellt.

Es iſt aber eine gleichſam heilloſe Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbruſt tragen ſollen und zwar gar zuweilen noch durch verſchiedene Geſchlechter hindurch, daß dieſer Schnürleib gleichſam die Familien-Zwangsjacke ſein ſoll für alle höheren menſchlichen und religiöſen Gefühle. Man denke die Folgen einer ſolchen Schnürbruſt für die Leiber der Menſchen, und um wie viel zarter und leichter verkrüppelt ſind die Geiſter der Menſchen. Wohlverſtanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche ſittliches Gefühl und chriſtlicher Geiſt ziehen, ſondern von den ſonderbündleriſchen Schranken der verſchiedenen Häuſer.

In einem ſolchen Schnürleib ſtack das arme Fräulein, fühlte ihn vielleicht oft lange nicht, er ſchien ihm zur andern Natur geworden, bis bei beſondern Anläſſen oder beſondern Stimmungen die Gefühle ſchwollen, gegen die Bande drängten, Kopf und Herz zu platzen drohten, endlich in eine Schwäche bis zum Tod der Brand verlief. So war Mareili's Fräulein.

Aber Mareili fühlte dieſe übliche Gemeſſenheit nicht, machte keine Anſprüche auf Aeußerungen der Liebe, auf Gegenliebe. Es fühlte ſich glücklich in ſeiner Liebe. Wenn der Ton des Fräuleins in Gegenwart von Fremden noch kälter als ſonſt gegen ihn's war, ſo tröſtete es ſich ſicher an einem freundlichen Blick, den das Fräulein ihm nachſandte. Und wenn zuweilen das Fräulein gereizt war und dieſe Stimmung Mareili fühlbar ward, ſo ſchrieb es ſie einem innern Leiden zu, und ſeine Liebe ward um ſo inniger, ſeine Sorge um ſeinen Engel um ſo größer. Dann reichte wohl nachher das Fräulein Mareili die Hand und ſah es an mit ſeinen wunderbaren Augen wie ehemals, und Mareili ſchoß das Waſſer in die Augen, und es hatte ſeligen Lohn. Zuweilen auch, wenn die innere Gluth und die kalte Welt ſo recht in ſchneidendem Gegenſatze ſtunden, dem Fräulein es ſo enge ward, daß der Athem ihm ausgehen wollte, wo es ihm ward, als ſtünde es auf der höchſten Spitze des allerhöchſten Schneeberges in alter und neuer Welt, da frug es wohl: Mareili haſt du mich lieb? und wenn dann Mareili das Waſſer in die Augen ſchoß und es ſagte: O Fräulein! ſo gab daſſelbe ihm die Hand und ſagte: So behalte mich lieb. Das waren Augenblicke, welche Mareili für alles entſchädigten, was es wohl auch ſonſt zu tragen hatte, welche ſeine unverfälſchte Liebe immer neu ſtärkten, welche es nie irre werden ließen am Fräulein, auch wenn daſſelbe viele, viele Tage kein Zeichen beſonderer Theilnahme ihm gab, es mit einer kühlen Gemeſſenheit behandelte, die accurat ausſah wie

Hochmuth gegen Niedere, die man drei Schritte vom Leibe haben will.

So verliefen die Jahre Marelli faſt unbewußt, von ihm kaum gezählt. Es litt nichts Beſonderes, es erwartete nichts Beſonderes, es zählte jeden Tag mit Weisheit, füllte ihn mit Treue, genoß mit Dank, was Gott ihm gab, und war er vorüber, ſo empfahl es ihn Gott, daß er denſelben ihm zu gut legen möge in Huld und Gnade, und nahm einen neuen Tag aus ſeiner Hand mit der Bitte, daß er ihn's bewahren möge vor Verſuchung und erlöſen von allem Böſen, und ging mit Liebe dran, ihn zu verbrauchen in allen Treuen. So gehen die Jahre raſch vorüber, immer fühlbarer wird das Nahen der göttlichen Ewigkeit, wo die Jahre Augenblicke ſind, je göttlicheren Sinnes man wird.

Und im Maaße die Jahre das Fräulein der Ewigkeit näher trugen, verglomm in demſelben das Wehe eingeklemmter Gefühle, die Stürme legten ſich, verklärten in Frieden ſich; gereizte Nerven ſtörten ihn nicht mehr, und Stück um Stück, wie vermodertes Zeug, das friſche Luft nicht verträgt, fiel der Schnürleib ab, und eine erleuchtete Perſönlichkeit trat hervor, der wahre Engel, dem das Reich Gottes gehört.

Am ſchönſten trat derſelbe hervor in der verblümten Liebe zu Mareili. Das Fräulein hatte unwillkürlich empfinden gelernt den großen Unterſchied zwiſchen der Dankbarkeit für erhaltene Wohlthaten und der eigentlichen Liebe zu der Perſon des Wohlthäters. Beides iſt etwas ganz Anderes und wird nicht bloß oft verwechſelt, ſondern das letztere gar nicht bemerkt oder gering geachtet. Das Fräulein fühlte dadurch ſich beſchämt und gehoben, es ſtieg höher auf der Leiter chriſtlicher Vollendung, es begann nicht bloß die Wohlthätigkeit zu lieben, es begann auch arme Perſonen zu lieben, es begann ſich vor allem der Liebe zu Mareili bewußt zu werden, welche eigentlich ſchon lange in ihm war, die es aber, ſo lange der Schnürleib ſeine Gefühle in alter Gemeſſenheit erhielt, nicht

bemerkt, an die Möglichkeit ihrer Existenz nie gedacht hatte. Mareili wurde des Fräuleins Freundin und eine immer innigere, je schwächer des Fräuleins Verband mit der Welt wurde, je mehr Kränklichkeit dasselbe zu einem einsamen Leben zwang.

Die äußeren Dienstleistungen blieben sich gleich. Mareili verdoppelte sie, sobald irgendwie es nöthig wurde, aber es blieb ihr Verkehr eben nicht auf diese äußern Dienstleistungen beschränkt, sondern das innere Leben schlossen sie sich auf, und als Pilgerinnen, welche keine bleibende Stätte haben, sondern eine zukünftige suchen, wanderten sie Hand in Hand dem gleichen Ziele zu. Wie Mareili über die Stürme erstaunte, welche im innern Leben seines Fräuleins gewaltet, über die Klippen erblaßte, die so drohend in dasselbe hineinragten, so erstaunte das Fräulein über das sinnig liebliche Gelände, welches Mareili eröffnete, wo es wohl Regenschauer gab, aber keine Orkane, Steinchen im Grase, aber keine Klippen.

Wenn es die beiden Leben zusammenstellte, so war das eine ein peinlich Ringen gegen das Ersticken, ein Wandeln an Abgründen, ein Schmachten in dürren Landen, das andere ein Weilen in kleinem Wiesengrund unter schattigen Bäumen, das erstere bei vollem Ueberflusse an allem, was die Erde bietet, ohne mühsamen Erwerb, das letztere in stätiger Arbeit für dürftige Nothdurft. Das Fräulein hätte oft weinen mögen in solchen Betrachtungen und schmollen mit Gott, daß er den Pfad ihm so schwer gemacht, wenn es nicht zu tief erkannt, wie alles von Gott kömmt und wie er jedem seine Bürde ordnet nach den zugetheilten Kräften, und wie im stillen Grunde bei einförmiger Arbeit sein reger Geist und weites Herz nicht die Befriedigung gefunden wie Mareili, sondern vielleicht wiederum nur die engen Fesseln, welche es sein Lebtag getragen, nur anders geflochten und aus anderm Stoffe. Wenn sie zusammen saßen in vielen einsamen Abendstunden, so waren sie ähnlich zwei Nonnen, welche die Welt hinter sich gelassen und über der Welt zu Schwestern geworden waren.

In der Welt blieb Mareili die Dienerin, mißkannte nie seine Stellung, wie oft es auch dazu veranlaßt wurde. Sein Verhältniß zum Fräulein war wohl bekannt. Die Einen wollten es mißbrauchen in selbstsüchtigen Absichten, die edlern Verwandten begegneten ihm mit einer Achtung, die bei minder demüthigem Sinn sein Wesen hätte vergiften können, allein es blieb das Gleiche, es erhob sich nicht, mißbrauchte seinen Einfluß nicht.

So lebten sie, bis Gott einen andern Engel sandte, der das Fräulein abrief. Nun war Mareili wieder alleine, da ward ihm zu weit in der Welt, obschon es schön hätte leben können darin, denn das Fräulein hatte es reich bedacht. Aber es konnte wirklich sagen, sein Engel sei am Throne Gottes und sein Wandel im Himmel. Alles, was es geliebt in der Welt, war dort. Es kaufte die Hütte im Tschaggeneigraben, in welcher es mit seiner Mutter gewohnt, und ließ dort sich nieder. In den ersten Jahren, die es beim Fräulein war, kam es zur Erdbeerizeit wieder, sammelte Erdbeeren und brachte großen Jubel in's Schloß, wenn es mit seinen Körbchen voll der prächtigsten Früchte wiederkehrte. Später blieb es aus, jahrelang war es nicht in der alten Heimath gewesen, als eine Art von Heimweh es wieder dahinzog.

Es richtete freundlich sich ein und freute sich auf das alte Leben, denn wenn es auch nicht mehr Gewinn und Gewerb zum Lebensunterhalt für sich treiben wollte, so wollte es doch seine Freude an seinen lieben Erdbeeren wieder haben. Es hatte noch alle Wege und Stege im Kopf, alle Birken und Haselstauden, es hoffte noch den alten Stock zu finden, wo immer das erste Stüdeli blühte. Aber wie ward Mareili getäuscht, als es den Schaden umsah! Es fand die Weiden nicht mehr, wo früher die ersten Erdbeeren reiften, es war in einer andern Welt, man mußte sie weggetragen haben. Kein Busch war mehr da, keine Birke, keine Reckholderstaude, nichts als Erdäpfel für die Menschen und Gras für's Vieh. Es

weinte über die alte Wildniß, welche die Kultur ihm verſchlungen. Es fand endlich wieder Erdbeeren, faſt hinten an der Welt. Aber da war es nicht mehr das Erdbeeri Mareili, da fand es andere Kinder, welche erdbeereten und damit ſein altes Gewerbe trieben. Es liefen ihm die Augen über und im Herzen that's ihm weh, als es ſah, wie roh ſie mit den Beeren umgingen, halbreif ſie abriſſen, achtlos die Stüdeli zertraten, zerriſſen, die halbe Ernte verdarben, mit feindſeligen Blicken es anfahen und endlich in Schimpfen ausbrachen gegen das fremde Weib, als ob daſſelbe unberechtigt in ihr Eigenthum käme, und war doch Mareili die erſte Herrin dieſes Gebietes geweſen, hatte den Leuten den Verſtand zu dieſem Erwerb gemacht, und jetzt ward ihm das Recht beſtritten, ſein altes Reich zu betreten.

Das hat Mareili ſehr weh gethan und bald wäre es wieder fortgezogen aus dem Graben. Aber es bezwang die erſten Regungen, es bedachte, daß es, weil die Welt in ewigem Wechſel kreiſ't, denn doch nicht das Recht hätte, von Gott und Menſchen zu fordern, daß ſie ihm den Tſchaggeneigraben, der dazu nicht einmal ſein Eigenthum war, unverändert laſſen ſollten. Nicht umſonſt werde Gott ihm die alte Liebe dazu erweckt und ihn's dahin zurückgeführt haben. Etwas werde er wohl für ihn's hier zu thun haben, wenn es die Augen nur recht aufthue, werde es daſſelbe ſchon finden. Und Mareili that die Augen auf und ſah bald, was Gott von ihm wollte und welch Tagewerk er ihm beſtimmt hatte. Es zwang ſich und ging wieder an's Erdbeerigwinnen und mit den Erdbeeren ſuchte es die Kinder zu gewinnen, ſich ihnen lieb zu machen und Zucht und Ordnung in ihr Treiben zu bringen. Mareili gelang es nach und nach, aber mit Mühe. Sie wollten ſich nicht von ihm befehlen laſſen, aber ſie thaten am Ende freiwillig, was es angab, ſie fanden ihren Nutzen darin, und wirklich ging nach und nach in einem und dem andern Liebe auf, denn Mareili war einnehmend und freund-

lich, wußte gar vieles zu erzählen, hatte ein offenes Herz und eine offene Hand.

Wohl ſtellte ſich zuweilen ein ungezogener Junge ungeberdig ein, aber Mareili überwand ihn allgemach mit Sanftmuth und Liebe, und wenn es eines Tages ausblieb, mißten es die Kinder und hatten Langeweile. D's Erdbeeri Mareili iſt da oder d's Erdbeeri Mareili iſt nit da, war das Feldgeſchrei der Kinder. Dieſer Verband hörte im Winter nicht auf. Mareili fühlte bald, daß es nicht allein ſein konnte, nahm daher das Kind, das ihm das liebſte geworden, zu ſich, und andere Kinder kamen zu dieſem, und alle, die kamen, lernten von Mareili Gutes für's Herz und Nützliches für die Finger, denn in allen weiblichen Arbeiten war es eine Meiſterin. Es koſtete kein Lehrgeld und ſo ganz trocken ohne Eſſen und Trinken kamen die Kinder ſelten fort, Mareili hatte es und gönnte es. Damit trieb es die Kinder nicht fort, man kann es ſich denken. Mareili und ſein Geld gefielen noch Anderen wohl, nicht bloß Kindern, aber Mareili machte allen Gelüſten ein ſchnelles Ende, es wußte zu klar, wo ſeine Liebe war.

Im Anfang hatte ſein Wiedererſcheinen Aufſehen gemacht, aber es lebte ſo ſtill und anſpruchslos, es zeigte ſich ſo wenig außerhalb dem Graben, daß man es nach und nach vergaß und nur um ihn's wußte, wer mit ihm in tägliche Berührung kam, und die Kinder, denen es als eine Mutter ſich zeigte. Das Mädchen, welches ihr dort getroffen, Gerichtſäß, iſt das dritte, welches Mareili erzogen hat. Mareili war nicht ſelbſtſüchtig, meinte nicht, wenn es Kinder erziehe, erziehe es ſie für ſich, ſondern es erzog ſie für ſie. Es fand es nicht paſſend, ein erwachſenes Mädchen in dieſer Einſamkeit an ſich zu bannen durch allerlei Hoffnungen. Sobald es an der Zeit war, ſandte es ſie hinaus in die Welt, wohl ausgerüſtet mit Geſchicklichkeit und Gottſeligkeit. Es wußte, wo ſie gut aufgehoben waren, dahin gab es ſie, und eine ſolche Gabe wurde

fast angesehen wie eine Gnade. Die Mädchen hielten sich brav, wurden glücklich, haben Mareili viel Freude gemacht. Aber sein selig Fräulein blieb seine rechte Liebe, und nur in seinen besten Stunden, wo seinen Kindern sein Herz so recht aufging, erzählte es ihnen von seinem Engel. Aber die Thore zu diesem Andenken, seinem Allerheiligsten, öffnete es selten, nur wenn es ihm gar feierlich war im Gemüthe. Dann erschien aber auch das Fräulein in einem Glanze, daß man nicht wußte, war es ein wirklicher Mensch oder ein überirdisches Wesen, und die Kinder schauerten und bebten so süß, als säßen sie mitten in der wunderbaren noch unsichtbaren Welt.

Es war mir lieb, das Erdbeeri Mareili, das so still und so schön wirkte für das Reich Gottes und ein fleißiger aber unbemerkter Arbeiter war in dem großen Erntefeld. Sein Tod thut mir weh, aber ich mag ihn ihm gönnen, denn nun ist es wieder bei seinem Engel und ist selbst ein Engel. Ich muß es aber noch einmal sehen und mit dem Kinde reden, welches es bei sich hatte, das wird Trost und Rath bedürfen, wenn sonst auch für ihn's gesorgt sein wird. Aber und jetzt, Gerichtjäß, was meint ihr, hatte ich Recht, als ich sagte, das Erdbeeri Mareili sei besser gewesen als ihr und ich?

Ja, ja, sagte Gerichtjäß Hasebohne, so für ein Weibervölchli mag's angehen, und daß es sich mit dem Mannevolk nicht anzulassen, wie es scheint, daneben kann man es nicht wissen, g'fallt mir b'sunderbar wohl. Es sollten es alle so machen, dann thäte es weniger arme Kinder geben. Aber ob es dann im Stande gewesen, Pfarrer zu sein oder gar Gerichtjäß, selb müßte ich doch zwyfle, dazu bruchts Brstang, wo me hinger eme ne Wybervölchli nit fragt. Unser Herrgott wird nicht umsonst zweier Gattig Menschen erschaffen haben, Weibervolk und Mannevolk, wo eigetlich nit z'sämme z'zelle sy u z'vergliche, wie dr Herr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk ist doch gang Mannevolk und Wybervolk blybt i

Gotts Name geng Wybervolk. Nit für ungut, Frau Pfarreri, aber es isch emel so u wird nit angers, so lang d'Welt steit. Aber jetzt muß ich heim. Meine wird luegen, wo ich herkomme, die giebt mir eine Kappe, es ist e Handligi! Lebit wohl u Dank heigit u chömets cho yzieh, es würd is freue.

Kann's geben, sagte der Pfarrer, bot dem Gerichtsäß Hasebohne die Hand und auch die Frau Pfarrerin that also und derselbe ging nach Hause.

Jetzt weißt tu, sagte der Pfarrer, was Gerichtsäß Hasebohne auf dem Weibervolk hält und wie er es schätzt. Das wundert mich nicht, sagte die Frau Pfarrerin, von einem Gerichtsäß, soll ja ein Kirchenkonzilium, wie du mir selbst erzählt, noch viel dümmer gewesen sein. Nun, es kömmt uns wohl, sind solche nicht der liebe Gott und wird ihr Urtheil nicht viel zu bedeuten haben vor ihm. Aber jetzt komm, wenn du die Suppe nicht kalt willst, es ist die höchste Zeit, und Rösi stellt, wie du weißt, nicht an die Wärme. Es geb d'Lüt am beste zuche, we me ne 's kalt geb, was sie nit heige möge, wes warms giy sig, behauptet es.

Die Wege Gottes
und
der Menschen Gedanken.

Volks-Kalender von Karl Steffens. Jahrgang 1848.

Ein grauer Himmel wölbte sich über die düstere Erde, auf einem schwarzen Acker sah man eine Reihe Menschen. Die einen schlugen die Erde um, die andern lasen am Boden etwas auf, hinter ihnen stand aufrecht, ebenfalls fast wie in Reih und Glied, eine ansehnliche Menge Säcke. Bei Seite lag ein Dorf in Bäumen wohl versteckt. Dorther kam ein Wagen mit vier Rossen bespannt. Auf dem Sattelrosse saß, denn die Wege waren kothig, auf Weiber Weise die Beine an einer Seite hinunterhängend, ein untersetzter Mann mit breitem Gesicht, wiegte sich behaglich in des Rosses Bewegung und schmunzelte vergnügt vor sich hin.

Der Mann auf dem Rosse war ein Bauer. Der Acker, auf welchem die Säcke standen, war sein. Die Säcke waren mit Kartoffeln gefüllt; beinahe überall waren dieselben mißrathen, denn das Jahr 1816 rollte über die Erde, doch dieser Acker hatte gut getragen. Der Bauer aber war kein Hegelianer, nicht sein Ich war sein Gott, sondern das Geld, er hatte dessen auch ungefähr hunderttausend Thaler zusammengekratzt.

Als dieser Mann gegen den Acker einlenkte, sprang er vom Roß und sein Gesicht war total ein anderes. Sauer sah er drein, schnauzte die Leute an rechts und links, ob sie

nicht fleißig geweſen oder ob es weniger gebe, daß nur fünfzehn Säcke da ſtänden, Mittags habe er doch achtzehn heimgeführt, und in einem halben Tage ſollte es ſo viel geben, als im andern. Aber wenn man nicht immer dabei ſei, gehe es ſo, dem Bauer werde der Lohn geſtohlen oder verſchwatzt und dem Herrgott die Zeit.

Sie hätten gemacht, was ſie gemocht, und genommen, was es gegeben, war die kurze Antwort, aber düſterer noch als der Himmel waren die Geſichter, mit welchen man dem Bauer die Säcke laden half. Mit Mühe kam er von dem naſſen Acker trotz ſeiner ſtarken Roſſe, denn gar tief ſchnitten die Räder in den weichen Boden ein. Knechte und Tagelöhner mußten am Wagen ſtoßen und ſpeichen, und wenn mehr geladen geweſen wäre, ſo wäre der Wagen eingeſunken, wie eine träge Dame in ein weiches Kanapee, und von Fortbringen wäre keine Rede mehr geweſen. Sobald er auf feſtem Boden war, fuhr der Bauer raſch zu, mit der Mahnung, nicht zu ſäumen, ſchnell nachzukommen, damit man vor Nacht fertig würde mit dem Abladen. Aber Befehlen und Gehorchen waren von je zwei.

Sobald man ſeinen Rücken ſah, ging's hinter ihm los, daß kein guter Faden an ihm blieb. Der Schnitzfritz ſei der wüſteſte Menſch auf dem Erdenrund, hieß es. So reich ſchon und doch nie genug! Er mache wenigſtens zweihundert Säcke Erdäpfel (der Sack zwei Centner), weit und breit fehlten ſie, wie theuer ſie würden, wüßte man nicht, und doch hätte er noch nicht genug, der wüſte Unflath. Der werde die armen Leute zu ſchinden wiſſen, wenn ſie kämen und bei ihm Speiſe kaufen wollten, dieweil weit herum keine mehr zu haben ſei um blankes Geld.

Darin aber hatten ſie ſich ſehr geirrt. Schnitzfritz ſchund keinen armen Menſchen, er verkaufte vielmehr keinem um eines Kreuzers Werth. Und wenn ſie kamen mit Geld in den Händen und ihn baten um Gotteswillen und mit Thränen

in den Augen nur um ſo viel, damit ſie ſechs hungerige Kinder ſpeiſen könnten, welche daheim um den leeren Tiſch ſäßen mit weiten Augen und leerem Magen, ſo jagte er ſie fort mit groben Worten und fragte wohl, was ſie ſich einbildeten, der Schnitzfritz ſollte um der elenden paar Batzen willen hinunter in den Keller gehen. Finge er einmal an, ſo hätte er den ganzen Tag nichts zu thun, als hinauf und hinab zu gehen, um dem Geſindel um ſchlechte Münze ſeine ſchönen Erdäpfel auszumeſſen. Verkaufen wolle er, aber kurz und gut, alle auf einmal und um ſchön Geld. Das that er denn auch und verkaufte alle, welche er übrig hatte, einem Spekulanten, den Sack zu acht Thalern. Verkaufte Schnitzfritz armen Leuten nichts, ſo ſchenkte er ihnen noch viel weniger etwas, die Bettler umgingen ſein Haus wie ſchlaue Mäuſe die Fallen, und von ihm konnte man nicht bloß ſagen, die Linke wiſſe nicht, was die Rechte thue, ſondern auch die Rechte wiſſe nicht, was die Linke thue, denn es thaten alle beide nichts. Für das Lumpenpack ſei man nicht in der Welt, ſagte Schnitzfritz, und wer ſich nicht ſelbſt durchbringen könne, dem könne man nichts Beſſeres gönnen als den Tod, dann ſei er allem Elend los und plage niemanden mehr.

Was ſagte Schnitzfritzens Frau dazu? denket man vielleicht; denn gar manche Frau giebt es, welche bei der hintern Thüre gut macht, was der Mann bei der vordern ſündigt, und im Kämmerlein den Fluch abzubeten ſucht, mit welchem der Mann ſein Gut belaſtet. War aber der Mann wüſt, ſo war die Frau noch viel wüſter, allgemein hieß ſie die Pfeffergret. Die armen Leute fürchteten ſie mehr als die Krähen eine Vogelſcheuche, aber wenn ſie dazu kommen konnten in dunklen Nächten, ihren Kohl auszureißen oder ihren Hanf abzumähen, ſo ſparten ſie es nicht.

Die Kinder waren nicht beſſer, aber anders: viel brauchen und wenig thun, das war ihre Luſt. Dies galt beſonders von den beiden Buben, die Mädchen waren noch kleine Kinder.

Die Leute sagten oft, da sehe man wieder, wie auf den Sparer der Verschwender komme.

Schnitzfritz hatte aber mehr zu verkaufen als Erdäpfel, seine Kornkasten waren angefüllt bis obenaus, denn über zweihundert Malter Getreide von allen Sorten trug man jährlich aus seiner Tenne, und mehr als fünfzig Malter brauchte er kaum im Jahr für seinen Hausgebrauch. Er wußte es darnach einzurichten, war in dieser Richtung sehr konservativ, liebte das Alte und das Brod am meisten, welches den längsten Bart hatte. In seinem Speicher hatte er große Vorräthe von früher her und auch in diesem Jahr sehr ansehnlich geerntet, weit mehr als alle Bauern rundum.

Es ist gar sonderbar in solchen Jahren, da kömmt erst so recht an Tag, wie einfältig der Mensch ist und wie unerforschlich Gottes Rathschläge, wie seine Wege nicht unsere Wege sind und unsere Gedanken nicht seine Gedanken. Da tragen Güter reichlich und Aecker haben gesunde Früchte und Bäume stehen voll Obst; in weiter Runde aber ist alles mißrathen, unvollkommen und mit Krankheit befleckt jede Frucht des Ackers. Dann spricht man wohl von nassem und trocknem Lande, von schwerer und leichter Erde, von Bysluft und Regenluft, von früh Säen und spät Säen, und hier trifft es zu, dort aber nicht. Das Entgegengesetzte könnte man eben so gut behaupten, und wer aufrichtig ist, muß gestehen, daß hier eine Macht, die über unsere Weisheit geht, waltet nach ihrem Wohlgefallen. Nun sollte man glauben, theile diese Macht ihren Segen aus nach dem Werthe der Besitzer, dem Guten lasse sie reiche Ernten wachsen, dem Bösen schlage sie seinen Acker mit Mißwachs.

Nun aber ist das wieder ganz anders, weder Regel noch Gesetz kann der Mensch ergründen, nach denen alles geht, ja wenn er etwas Bestimmtes festsetzen wollte, so wäre er fast versucht anzunehmen, daß die Gottlosesten, Geizigsten, Wüstesten in solchen Zeiten vor Allen bedacht scheinen, ja daß

man glauben möchte, Gottlosigkeit sei der waltenden Macht am wohlgefälligsten.

Aber der Christ hat die Ueberzeugung: denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten, Reichthum und Armuth, Gesundheit und Krankheit, gute und schlechte Jahre, und denen, die Gott nicht lieben, dienen diese Dinge alle zum Fluch und zur Verdammniß. Denn es ist die gerechte, hohe Hand, welche kleine und große Dinge austheilt und gute und böse, welche die Waage hält und wiegt das Thun der Menschen und austheilt Kronen der Gerechtigkeit oder stempelt mit dem Brandmal der Verwerfung.

Schnitzfriß und Pfeffergret waren glücklich, wenn sie an ihre vollen Kästen und Kisten dachten, und während arme Leute hungerten und beteten in schlaflosen Nächten, thaten sie sich gütlich im Hinterstübchen und rechneten, wie sie ihren Mammon am meisten mehren, den allerbesten Nutzen aus der Noth der Armen ziehen möchten. Daß eben dies Wucher sei, daran dachten sie nicht, und hätten sie daran gedacht, so hätte es sie nicht gekümmert.

Ihre glücklichsten Augenblicke waren die, wenn sie in ihren Geldkisten Neues zum Alten legen, an diesem ihren Himmel ihre Augen weiden konnten. Die armen Tröpfe dachten nicht daran, wie schwarz es vor solchen Augen in einer andern Welt werden muß, wenn ihr Himmel hienieden bleibt und auf ewig für sie dahin ist. Vor dreißig Jahren war man unter den Bauern noch nicht so darauf versessen, so rasch als möglich aus dem Gelde Prozente zu ziehen, man war noch kindlicher und hatte seine Freude am Beschauen des Schatzes, wie Kinder an ihren Sparbüchsen. Bei ihrer Freude an den harten Thalern fiel ihnen nicht von ferne bei, welche Freude sie hungerigen Kindern mit weichen Kartoffeln machen könnten. Solchen Menschen fällt es nie bei, daß sie andern Menschen eine Freude machen könnten; sehen sie Freude bei einem Menschen, zu welcher sie durchaus nichts

beigetragen, ſo ärgern ſie ſich darüber und rechnen es ihnen als Sünde zu. Hatten ſie ſich erquickt am Anblick ihres Schatzes, denſelben wieder wohl verſchloſſen, ſo begannen ſie zu rathen, was am nächſten Markttage am vortheilhafteſten zu verſilbern ſei. Man glaubt gar nicht, was ſo ein Bauernſpeicher von altem Schrot und Korn alles in ſeinem Bauche birgt, ſelbſt Vater Noah, der doch eine artige Vorrathskammer gehabt hat, würde große Augen machen, wenn er einen ſolchen ſähe.

Einmal kam Schnitzfritz heim mit viel Geld, aber einer böſen Nachricht. Man habe böſen Bericht, habe er gehört, ſo theilte er ſeiner Pfeffergret im Vertrauen mit, es komme fremdes Getreide, die Regierung habe gekauft und andere Schelmen noch, welche den Bauern die gute Zeit nicht gönnen möchten, man erwarte einen großen Abſchlag, wer was löſen wolle, müſſe ſich ſputen. Es war gut, daß nicht alle Leute hören konnten, welche Zärtlichkeiten die Pfeffergret dieſen Abend losließ gegen die Regierung und die andern Schelme, welche den Bauern ihr bischen gute Zeit nicht gönnen mochten. Es wurde im geheimen Rath beſchloſſen, Schnitzfritz ſollte am nächſten Markttage ein vierſpännig Fuder zu Markte bringen. Damit aber niemand ſein Vorhaben merke und ausplaudern könne, wollten ſie die Woche durch in aller Stille die gehörige Anzahl Säcke füllen, geladen ſei das Fuder bald, bei einbrechender Nacht könne man es machen. Geſagt, gethan, und durch eine lange ſchwarze Nacht fuhr Schnitzfritz mit einem ſchweren Fuder dem Markte zu.

Es waren keine Sterne am Himmel, aber voll Sterne war Schnitzfritzens Gemüth, die Sterne waren die Thaler, welche er zu löſen gedachte, es war ihm, als hörte er ſie ſchon klimpern in ſeinen Taſchen. Nur hier und da kam ihm ein Aergerniß, wenn er durch die ſtille Nacht einen Wagen fahren hörte dem Markte zu. Das müſſe ein verfluchter Hund ſein, dachte er, der ihm da in den Weg fahren wolle.

Hätte er die Macht, ſagte er, ſo ließe er einen Befehl ausgehen, daß über den andern Markttag niemand Getreide auf den Markt ſtellen dürfe als der Schnitzfritz. Potz Himmeltürk, da wollte er den Leuten die Thaler aus der Taſche drehen, daß Haut und Haar damit kämen und Pfeffergret ihr Lebenlang ein Geſicht kriegte ſo ſüß als wie ein Zuckerſtock! Er war beinahe der erſte auf dem Markte. Es freute ihn, daß Wenige den Spaß gemerkt, denn das Munkeln vom Abſchlag begann wieder. Käufer waren da, aber thaten flau, das ſtärkte Schnitzfritz den Glauben: preſſiren möchte gut ſein, hintenaus könnte es fehlen. Er gab denen, welche um den Wagen herumſtrichen, weniger groben Beſcheid als gewöhnlich, und ehe eine Stunde verging, hatte er das ganze Fuder verkauft um einen ſchönen Preis, einen ganzen Sack voll Geld und das Herz voll Freude. Während ſeinem Handel war Wagen um Wagen gekommen, und Schnitzfritz harrte, an ſeinen leeren Wagen gelehnt, voll freudiger Bosheit des großen Abſchlags. Aber bald blieb die Zufuhr aus, wer hatte kommen wollen, hatte geeilt, weil er die frühe Zeit die günſtigſte glaubte der Gerüchte wegen. Als zehn Uhr vorbei war, ward das Getreide rar auf dem Markte, von fremdem Getreide keine Spur, von der Regierung nichts zu ſehen und zu hören. Die Käufer drängten ängſtlicher den Wagen nach; wo noch was ſtund zum Verkauf, entſtand ein Gedränge, die Preiſe ſtiegen von Minute zu Minute. Es waren Müller da aus entfernten Berggegenden, die wollten und mußten Getreide heimbringen um jeden Preis. Sie hatten gezögert mit dem Kaufen, waren ſpäter gekommen, unterdeſſen hatten die auf Ort und Stelle oder in der Nähe Wohnenden, wohlbekannt mit dem ausgeſtreuten Gerüchte, zu rechter Zeit ſich verſorgt und ſahen jetzt mit vergnüglichem Behagen dem Gewimmel zu. Ganz anders aber war dem Schnitzfritz zu Muthe. Mit zernigem Staunen ſah er die unerwartete Wendung, ſah nach allen Seiten ſich um nach dem fremden Ge-

treide, hörte hier, hörte dort mit wachsendem Zorne die wachsenden Gebote, die drängenden Käufer, sah, wie die Waare mangelte. Leer stand sein Wagen. Einen Thaler mehr, als er aus dem Sack gelöset, hörte er bieten, er sprengte fast seine engen Hosentaschen mit den geballten Fäusten. Bald hörte er zwei Thaler mehr bieten, da fuhr er mit den Fäusten in der Luft herum, fuhr damit gegen den eigenen Kopf. Noch hatte es nicht zwölfe geschlagen, galt der Sack drei Thaler mehr, als er ihn verkauft hatte.

Da ertrug er es nicht länger, das Herz wollte zerspringen, er meinte, er müsse ersticken vor Zorn und Elend. Rasch spannte er die Pferde ein, die seitwärts mühsam an einem Bogen voll Heu nagten, fuhr in gestrecktem Trabe zum Thore hinaus, ohne einen Fuß in ein Wirthshaus gesetzt, einen Bissen Warmes zu sich genommen zu haben. Laut schrien die Leute auf vor und hinter dem toll gewordenen Bauer, Trümmer von Milchkarren stoben umher, Holzhauer fluchten ihm nach wegen zerfahrenen Sägeblöcken. Aber Schnitzfritz sah sich nicht um, fuhr nicht langsamer, mit gehobener Peitsche hielt er die Rosse im Laufe, die Leute im Respekt. Er hatte auch weder Sinn noch Verstand, wußte nicht, ging es bergauf oder bergab, kam oder ging ein Wagen, dachte nicht daran, daß seine Rosse Hunger oder Durst haben könnten. Er dachte bloß daran, daß er sich habe übertölpeln lassen, daß, wenn er gewartet hätte und gethan wie sonst, er vielleicht hundert Thaler mehr der Pfeffergret heimbringen könnte. Er wußte fast nicht, wie er heim kam, nicht einmal wie langsam. Denn erst wollten seine Rosse nicht mehr springen trotz allem Peitschen, dann mochte er selbst nicht mehr peitschen, ja nicht einmal der Gedanke kam ihm, den ganzen Handel der Pfeffergret zu verschweigen, damit er nicht noch ihr Elend zu dem seinen hätte und die hundert vermarkteten Thaler sich nach Weiberweise nicht bloß wie das Gemüse zwei oder dreimal müsse aufwärmen lassen, sondern so lange er lebe. Denn am

Ende wird die größte Portion Gemüse aufgegessen, besonders wenn man kein anderes kriegt, bis das alte zu Ende ist, aber hundert Thaler, welche ein Mann verleichtsinnigt hat, das ist ein Ding, welches kein Ende nimmt, welches keine Pfeffergret vergißt alle Tage aufzuwärmen.

Der Zustand, in welchem Mann und Roß endlich heimkamen, fiel begreiflich alsbald auf. Pfeffergret kriegte große Angst: Bist um's Geld gekommen? schrie sie, bist angefallen worden? hast dich nicht wehren können? Schnitzfritz antwortete nichts, reichte ihr aber einen alten Dragonermantel vom Wagen, in welchen das Geld eingewickelt war. He nun Gottlob, sagte Pfeffergret, sobald sie den Trost im Arme fühlte, komm herein, erzähle, was es gegeben. Buben, seht zu den Rossen, sie haben es nöthig. Fehlt dir was? Gottlob, allweg ist das Geld da, sagte drinnen die Pfeffergret, und wie mich dünkt, hast wohl gelöst, das Säcklein ist schwer. Du wirst einen Schluck über den Durst genommen haben? Es wäre mir lieb, du fingest dies nicht an.

Als endlich Schnitzfritz Bericht gab, da ward auch Pfeffergrets Zorn und Jammer groß. Erst schalt sie den Mann schrecklich aus über seine Dummheit. Nein, so sich übertölpeln zu lassen, müsse man eine Kuh sein und zwar eine von den allerdümmsten, sagte sie. Da Schnitzfritz aber sagte, sie hätte es ja auch geglaubt so gut als er, und es sei noch Andern gegangen wie ihm, da wandte sich ihr Zorn und sie begann gar schrecklich zu fluchen über die verfluchten Berner und über die Herren, und wenn sie alle verhungern müßten, kein Körnlein lasse sie mehr bringen auf ihren Markt. Bauern schinden sei von je ihr Vergnügen gewesen, jetzt, wo sie das Heft in den Händen hätten, wollten sie ihnen auch zeigen, was die Bauern könnten! Ihrethalben könnten sie die Steine auf den Gassen, die Ziegel auf den Dächern mahlen lassen und fressen. Die Lumpenhunde! Die gute Pfeffergret war gewohnt, alles Unheil den Bernern und den Herren zuzuschreiben. Daß das

falſche Gerücht von einigen pfiffigen Müllern kam, deren keiner ein Herr und Berner, ſondern alle hoch aus Bauernſtamm entſproſſen waren, das hätte ihr kein Engel eingeredet. So narren ließen ſie ſich nicht, ſie vermöchten abzupaſſen die beſte Zeit, und ehe der Sack nicht zwanzig Thaler gelte, komme kein Korn mehr aus ihrem Speicher, ſo lautete ihr endlicher Entſchluß. Und ſie hielten ihn beſſer als gar manche Obrigkeit, welche heute das beſchließt und morgen das Gegentheil thut, die ihrigen. Schnitzfritz erſchien alſo nicht mehr auf dem Markte, ſein Speicher wurde bloß dem Müller, der für Schnitzfritz zum Hausbrauch mahlte, alle drei Wochen einmal geöffnet. Was er Schlechtes im Speicher hatte, gab er dem Müller, das gab dann Brod ſchwarz wie ein Hut und trocken wie Sandſchollen, und doch war der Tag, an dem Schnitzfritz Korn geben mußte, immer ein ſchwarzer Unglückstag für ihn. Er mußte immer und immer rechnen, wie viel Geld er löſen könnte aus dem Korn und wie man vom Selbereſſen gar nichts hätte. Es ſei eine leidige Sache von unſerem Herrgott geweſen, und wenn er was Ungeſchicktes gemacht hätte, ſo ſei es das, daß er den Leuten das Eſſen angethan, er hätte ſie ſchaffen können ohne das. Aber das ſei auch nur geweſen, um die Bauern zu plagen, es ſei halt ein Herr wie der andere, der Herrgott nicht ausgenommen!

Deſto mehr Freude hatte das Ehepaar an den Marktkarten, auf welchen die Preiſe der verſchiedenen Getreidearten verzeichnet waren. Von Woche zu Woche ſtiegen ſie, nahten ſich dem verhängnißvollen Ziele, und allemal, wenn ſie zuſammen ſaßen in ihrer hintern Stube und rechneten, für wie viel Geld ſie noch Vorräthe hätten, wuchs anſehnlich die Summe, ſtieg zu einem großen Kapital und vielfach war eingebracht, was Schnitzfritz vermarktet hatte. Je mehr der Mangel ſtieg, deſto gräulicher ward die Freude in ihren Herzen, und deſto ſorgfältiger bewachten ſie die kleinſten Biſſen Speiſe, faſt wie der bekannte Höllenhund Cerberus das Höllenthor. Allerdings

faſt wie eine Hölle ward des harten Ehepaars Haus und Speicher angeſehen, gar mancher Fluch ward ausgeſtoßen, wenn ein Armer ſcheu an demſelben verüberſchlich, und ſelbſt Reichere konnten nicht ohne Aerger und Kümmerniß vorübergehen und ohne zu ſagen: Das ſind wüſte Leute, wenn ſie alle ſo wären, ſo Gnade Gott der Welt. Aber warum unſer Herrgott Andern nimmt und dieſen giebt, ſolches verſtehen wir nicht. Wunder nimmt es uns, wie er es damit meint und wie die Sache einen Ausgang nimmt.

Längſt war der Frühling warm und ſchön in's Land gekommen und das Getreide ſtand gut. Alles verſprach ein geſegnetes Jahr, und doch ſtiegen die Preiſe immer noch und der Hunger ward groß im Lande. An manchen Orten kochte man aus Noth jungen Klee und ſtarb davon an grimmigem Bauchweh, und mit dem Hunger wuchs des ſchaurigen Ehepaares gräuliche Freude und Hoffnung. Noch ein Markttag oder zwei und ſie hatten ihr Ziel erreicht, denn daß es wohlfeiler werden könnte, daran dachten ſie nicht, daran glaubten noch viele andere Leute nicht. Schnitzfritz und Pfeffergret brachten mehr als einen vergnügten Abend damit zu, daß ſie in ihrer Schatzkammer Platz machten für die neuen Ankömmlinge, accurat wie andere Leute mit Freuden Herberge bereiten für liebe Gäſte.

Die Sonne vom Jahr 1817 war nicht die vom Jahr 1816, ſo wenig wie die Sonne von Auſterlitz die bei Waterloo war. Im Jahr 1817 waren die Nebel von der Sonne weg, die Löcher oder Flecken an der Sonne geflickt und heiß ward es wieder auf Erden. Die Ernte ſtand ſchön, reifte frühe, aber an's Wohlfeilwerden dachte man nicht. Die Gerſte fiel unter der Senſe und mit heißem Gebete ward das gute neue Brod begrüßt. Nun kam das Korn an den Tanz, und Schnitzfritz mähte ſelbſt mit, der ſchweren Aehren ſich freuend und bloß darüber ſich ärgernd, daß er nicht allein ſchwere Aehren hatte, ſondern Andere auch.

Als er eines Mittwochs Morgens eben aufſtehen wollte, das Geſinde zu wecken, noch ſchimmerte keine Morgenröthe am Himmel, klopfte es draußen an der Thür. Raſch ſchob Schnitzfritz ein Schiebfenſterchen auf und ſchnob hinaus: Was giebt's, was iſt's? Nur ich, antwortete eine Stimme aus der Finſterniß, wollte dir bloß ſagen, daß geſtern das Getreide runter gemacht hat, zwei Thaler der Sack. Hab gedacht, es gebe ein ſchön Botenbrod, wenn du es höreſt. Das wäre der Teufel, ſchrie Schnitzfritz. Willſt mich zum Beſten haben, du Lumpenhund! Geh, gieb ihm das Botenbrod mit einem buchenen Scheit, ſchrie von hinten die Pfeffergret. Hinaus im Hemde ſtürzte Schnitzfritz, aber er kriegte niemanden, er mußte bloß hören, wie es lachte durch die Finſterniß. Es war faſt, als ob jeder Zaunſtecken und jeder Haſelſtock ein Maul bekommen hätten und lachen thäten aus Leibeskräften.

Die Nachricht ging dem Ehepaar im Leibe herum wie Wurmpulver. Sie glaubten nicht daran, aber ſie mußten immer denken: iſt's oder iſt's nicht? Zu Nachbarn gehen und fragen mochte Fritz nicht, er wollte nicht zeigen, daß ihm was daran gelegen ſei. Sei es, ſo vernehme er es frühe genug, ſei es nicht, ſo ſei es um ſo beſſer und niemand könne ihn auslachen, als hätte er umſonſt Angſt gehabt.

Er ging alſo auf den Acker und mähte mit ſeinen Leuten, auf dem Felde war er der erſte. Als es dämmerte, kam hieher, dorther ein Bauer gezogen mit ſeinem Geſinde, hoch auf der Achſel die Senſe, wie ein Hauptmann vor ſeiner Kompagnie auf den Sammelplatz, wenn es zur Schlacht gehen ſoll. Der erſte Bauer machte Halt bei Schnitzfritz und ſchrie ihn an: Du wirſt wiſſen, wie es geſtern in Bern gegangen iſt? Ohne daß man es dachte, iſt der Preis für den Sack um zwei Thaler gefallen. Es iſt ſchon manches geſagt worden, es war nicht wahr, und Kinder und Narren haben es einander nachgeſagt, antwortete Schnitzfritz häſſig. Wird ſich

bald erzeigen, antwortete der Bauer und marſchirte weiter, kichernd ſeine Kompagnie ihm nach.

Weißt, Fritz, was geſtern in Bern geſchehen iſt? Gefallen iſt um drei Thaler der Malter! ſchrie ein Zweiter ihn an. Sag' doch gleich fünf Thaler, es geht in einem zu, ſchnauzte Fritz wieder. Wer weiß, antwortete der Bauer kaltblütig; was nicht iſt, kann werden!

Weißt, Fritz, ſchrie es wieder, geſtern ging's luſtig zu Bern, runter wie der Teufel, und das ganze Kornhaus voll eingeſtellt. Jetzt wär's gut zu Markte zu fahren, Fritz! — Fahr' du meinetwegen, ſo kannſt deine Schulden zahlen, ſie plagen dich übel genug, entgegnete Schnitzfritz zornig. — Sieh du nur zu, daß dich dein Korn nicht mehr plagt als mich meine Schulden, rief lachend der junge Bauer und ſtimmte ein luſtig Liedchen an, in welches alsbald ſein Geſinde einfiel und luſtig fürbas zog.

Geſtern ging's in Bern den hundshäärigen Bauern ſchön an die Beine, ſchrie es von anderer Seite her. Unſer Herrgott iſt wieder erwacht und will zeigen, daß ihm Reich und Arm gleich lieb ſind. Es war ein Meiſterknecht bei einer Wittwe, welcher als Oberlieutenant der Dienſtboten das Regiment führte. — Es iſt gut, wenn der Herrgott wieder erwacht iſt. Es giebt deren, welche ihn mehr zu ſcheuen haben als die Bauern; da mögen ſich die in Acht nehmen, welche Schelmenfinger an den Händen haben und ſie raſch in die Taſchen ſtecken, es heißt, unſer Herrgott klopfe abſonderlich gerne ſolche aus, entgegnete Schnitzfritz. — Glaub' es auch, antwortete der Meiſterknecht, und Schelmenfinger an Bauernhänden gewachſen, welche zweierlei Korn in den Sack thun, Waſſer in die Milch und Stroh in's Heu, welches ſie verkaufen, denen kann's übel gehen. Ein ſchallend Gelächter erſcholl aus ſeinem Heerhaufen, während er weiter marſchirte. Es ſtach Schnitzfritz im ganzen Leibe vor Zorn und Angſt, aber er hätte es den Schelmen allen nicht zu Gefallen gethan, vom

Acker zu laufen oder ſonſt zu zeigen, wie tief das Gerede, welches zu glauben er ſich immer noch wehrte, ihm ging. Er ſuchte ſich einzureden, es ſei eine Abrede getroffen worden, um ihn böſe zu machen. Aber den Schelmen und Spitzbuben wolle er es eintreiben, das verſiegelte er mit manch' ſchwerem Wort.

Als endlich der lange Morgen überwunden war, er heim konnte und ſeiner Pfeffergret das Vorgefallene erzählte, ſo war dieſe weniger geduldig und ſtandhaft. Sie wetterte in der Küche herum, daß man hätte glauben ſollen, Schüſſeln und Pfannen hätten ſich den Krieg erklärt und ſchlügen ſich in der Küche herum auf Tod und Leben. Sie brüllte das Geſinde an, jetzt würden ſie meinen, ſie könnten wieder freſſen wie Schafe, die des Jahres dreimal ſo viel freſſen thäten, als ſie werth ſeien, und müßten Bäuche haben wie ein alter Stadtammann oder eine alte Müller-Stute. Endlich wandte ſich das Wetter gegen den Mann. Und du, wenn du kein Narr wäreſt, wäreſt längſt zum Vetter im Saukaſus gegangen, der kann dir wahren Bericht geben, und vielleicht vernimmſt du etwas, wo ihr jemanden den Honig nehmen könnt oder Einen über den Löffel barbieren, heute kannſt doch nicht Garben machen.

Aber Schnitzfritz konnte laufen wohin er wollte, zum Vetter im Saukaſus oder zu einem Andern, die Sache war wahr, blieb wahr und nicht bloß das, ſondern von Markttag zu Markttag fielen die Preiſe und alle Hoffnung zu irgend einem Steigen ging gänzlich dahin. Was das für ein Elend war in Schnitzfritzen's und Pfeffergret's Herzen, es läßt ſich nicht beſchreiben. Es war beiden, als befände ſich in ihrem Leibe ein großer Knäuel biſſiger Würmer, als nagten dieſe Würmer an den Wänden, welche ſie umſchloſſen, und könnten ſich doch nicht durchnagen. Dies Elend trugen ſie gemeinſam und machten ſich nicht gegenſeitige Vorwürfe; denn ſie waren in allem eines Sinnes geweſen, waren auch eines Sinnes in

der Ansicht, daß man den Leuten nicht die Freude machen wolle, das vorräthige Korn wohlfeiler zu verkaufen. Auslachen wollte man sich nicht lassen, man vermöge es zu behalten, bis es besser werde. Merkwürdig war es, wie sie ihren Zorn das Korn entgelten ließen, fast wie Kinder zornig über die Steine werden, über welche sie stolpern. Sie mochten das Korn gar nicht ansehen im Speicher, öffneten denselben so selten als möglich, wollten eigentlich gar nicht mehr daran denken, aber dies vermochten sie nicht; die Gedanken waren Meister und hörten im Schlafe die Gedanken auf, kam im Traume das Korn wieder und der Preis und die Leute und das Lachen, kurz eine Qual, die entsetzlich war. Darum wollten sie eben das Korn nicht mehr ansehen.

Da kam eines Tages ihr ältester Bube und sagte: Vater, komm und sieh! Wollte im hintersten Kästchen Taubenfutter nehmen und da war alles lebendig; es gramselte mir in den Fingern, als ich hineingriff, es hätte mir bald zu grausen angefangen. Mit einigen Flüchen stieg der Vater dem Sohne nach und hintendrein, daß es niemand merken solle, kam die Pfeffergret, denn bei wachendem Zustande träumte sie, aber nichts Gutes.

Im Speicher erwartete sie was Schreckliches, noch ganz was Anderes, als das Gramseln inwendig. In der Grütze für die Tauben war allerdings alles lebendig; aber dieses Leben war nicht da entstanden, sondern kam von oben, kam vom obern Boden. Oben, im letztjährigen Korn, welches feucht eingesammelt, feucht in den Speicher gekommen war, dort waren die Würmer entstanden. Je mehr Korn im Speicher war, desto mächtiger war dieses Leben, denn desto heißer war das feuchte Getreide geworden. Durch die Spalten oben fielen die Würmer hinunter in's ältere und bessere Korn, so war Leben überall, ein Leben, welches dem Schnitzfritz und seiner Pfeffergret an's eigene Leben ging und ihnen das Haar zu Berge stellte. In ihrem Zorn über das Korn hatten sie

nicht oft genug nach demſelben geſehen, niemanden in den Speicher gelaſſen, vergeſſen, daß das Korn des naſſen Sommers im darauf folgenden heißen Sommer des Aufſchüttens und Werfens bedürfe, hatten ob dem einen alles vergeſſen, was ſie ſonſt ſo gut wußten.

So rächte ſich, als die Hitze kam und ſo recht vaterländiſch in den Speicher drang, dieſes Vergeſſen und ſonſt noch Anderes an ihnen ſchrecklich. Jetzt hatten ſie Mäuler genug zum Füttern und zwar Mäuler, welche nicht erſt an die Thüre klopften und um was baten, ſondern Mäuler, die zufraßen, ſo lange ſie was fanden und weder Bauer noch Herrn darum fragten. Sie, der Schnitzfritz und die Pfeffergret, ſtanden da, ſprachlos, verblüfft, wie man zu ſagen pflegt, noch viel anders, als wenn Feuer aus den vier Enden des Hauſes gebrochen wäre. Da hätten ſie zu löſchen und zu retten geſucht, aber jetzt, was half retten, was half löſchen? Was lebendig war, das war lebendig. Da half weder Kunſt noch Kraft.

Pfeffergret bekam zuerſt die Zunge wieder, begreiflich, ſie war ein Weib. Mach' nur nicht, daß es jemand merkt, das iſt die Hauptſache, ſprach ſie. Das begriff Schnitzfritz, es war ihm gerade auch ſo. Sie ſchloſſen den Speicher wieder und niemand ſollte darum wiſſen. Wie es aber geht, wenn man in einem Hauſe Feuer verheimlicht und mit zu ſchwachen Kräften es zu löſchen verſucht, iſt bekannt; Würmer im Korn zu verheimlichen, insgeheim ihrer los werden zu wollen, iſt noch viel dümmer und hilft nichts. Wenn alles Volk auf dem Felde war, verſuchten ſie wohl Rath zu ſchaffen, das Korn zu rühren und zu werfen, aber alles umſonſt.

Erſtlich merkten alle Leute, was Trumpf war in Schnitzfritzens Speicher, und zweitens merkten dieſe endlich ſelbſt, daß ſie das ſchlechteſte Korn aus dem Speicher ſchaffen müßten, wenn ſie was vom beſten retten wollten. Es iſt in allen Dingen das, Guts und Schlechts thut's halt nicht zuſammen;

ſchafft man zu rechter Zeit das Schlechte nicht fort, wird das Gute ſchlecht. Wie ſie auch ſchafften und ſchwitzten, es half nichts. Endlich begriffen ſie, das Schlechte müßte fort, aber wie, daß nicht aller Welt Hohn und Spott auf ſie fiel? Das gab Schnitzfritz und Pfeffergret lange zu denken.

In einem wilden Waldgraben, wo in hundert Jahren nicht zwei Menſchen hinkamen, Gruben zu graben, in finſtern, wilden Nächten das lebendig gewordene Korn dorthin zu fahren und dort zu vergraben, ward endlich beſchloſſen. Hätten ſie dafür geſorgt, daß die heiligen Worte, welche ſie in Schule und Kirche zu hören bekamen, nicht vergraben worden wären in ihrem Herzen vom Geſtein und Gerölle dieſer Welt, ſondern lebendig geworden wären, ihr Korn wäre ihnen im Speicher nicht lebendig geworden; ſie hätten es jetzt nicht zu vergraben brauchen in ſchwarzer Nacht, in wildem Walde. So geht es halt, wer für das rechte Leben nicht ſorgt, wird von ungeſuchtem Leben geplagt, vielleicht verzehrt.

Was aber das für Fahrten waren mit dem Korn in den Wald! Heimlich ſollte alles geſchehen, bloß ein alter Knecht, der zugleich Verwandter war, wurde in's Geheimniß gezogen. Heimlich, wie man meinte, wurde das Korn im Speicher in Säcke geſchüttet. Wenn es recht finſter war oder ſtürmte draußen, dann wurde um Mitternacht eine Portion in den Wald gefahren und vergraben. Mit dem Knecht ging bald der Vater, bald der Sohn. Pfeffergret hätte man zu ſolcher Zeit um kein Geld in den Wald gebracht. Sie war abergläubiſch; wenn es dunkel wurde, fürchtete ſie den Teufel ſchrecklich und ſah ihn in allen Ecken; daß es immer Nacht war in ihrer Seele, merkte ſie nicht und den Teufel darin fürchtete ſie nicht, im Gegentheil, er war ihr lieb von ganzem Herzen. Ja, das war jetzt noch ein ganz anderes Fahren mit verdorbenem Korn in den Wald, als vom Markte heim mit zu geringem Erlös. Zwei, dreitauſend Thaler hätte Schnitzfritz heimfahren können und die nächtlichen Fahrten ſich erſpa-

ren, wenn er genügsamer gewesen wäre, nicht an der Noth der Armen sich hätte bereichern wollen, nicht ein Wucherer gewesen wäre und zwar einer von der bösesten Sorte. Anfangs ging's mit dem Beiseiteschaffen des verdorbenen Korns wohl heimlich, aber mit den Geheimnissen geht es wie mit den Lichtern, welche man verbergen will, selten ist eine Ritze, durch welche nicht Licht schimmert und die nicht Lauscher lockt.

Erst sprach man, es spuke in Schnitzfritzens Speicher; dann ging die Rede, es gehe um im Kesselgraben, es poltere dort gar schrecklich in schwarzen Nächten, man höre Pferde wiehern und Wagengerassel, wahrscheinlich fahre der alte Zwingherr von Schüpfen wieder um. Indessen vor Nachtbuben ist niemand sicher, nicht einmal Gespenster. Ein solcher Nachtbub erguckte zuerst den Grund, warum Nachts Licht war in Schnitzfritzens Speicher; ein anderer merkte, daß ein ganz natürlicher Wagen ohne Zwingherr vom Kesselgraben herkam, und ehe Schnitzfritz mit seinen Fuhren zu Ende war, hatte das Publikum den Zusammenhang zwischen dem gespenstigen Speicher und spukhaften Kesselgraben herausgebracht.

Man kann sich denken, was über Schnitzfritz und seine Pfeffergret gelacht und gestichelt wurde, und unter Allen, welche von der Sache hörten, war auch nicht Einer, der Mitleid mit den Leuten gehabt und nicht gesagt hätte, es geschehe ihnen recht und es sollte Allen so gehen. Der Unterschied unter den Menschen war bloß der, daß es die Einen bei obigen Worten und tapferem Lachen bewenden ließen, während dagegen Andere schrecklich fluchten und sagten: es nehme sie doch wunder, ob ein gerechter Gott im Himmel sei. Wenn die jetzt nicht gestraft würden, daß die Schwarten krachten, so möchten sie für die himmlische Gerechtigkeit keinen Kreuzer geben. Etwas Schrecklicheres, als arme Leute pressen, sein Korn lieber den Würmern lassen als hungrigen Kindern, könne doch kaum erhört werden zwischen Himmel und Erde. Die guten Leute, welche so aufbegehrten, bedachten zwei Dinge

nicht. Erstlich, daß sie selbst in großer Sünde begriffen, der Balken im eigenen Auge ihnen verborgen sei. Dem Christen ziemt es nicht, sich der Strafe der Brüder zu freuen, sondern der Gnade sie anzuempfehlen, nicht der strafenden Gerechtigkeit. Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun, hatte Christus am Kreuze gebetet. Zweitens wußten diese Leute gar nicht, was Strafe Gottes ist und wie Gott straft. Wußten diese Leute denn nicht, daß Schnitzfritz und Pfeffergret viel ärgere Würmer hegten in der Seele, als sie im Kesselgraben begraben hatten? Wie hatten sie sich wegen hundert Thalern geplagt und gehärmt, und jetzt zwei bis dreitausend Thaler im Loch und Schand und Spott dazu, und das in sich verdrücken müssen und zugleich darauf achten, daß niemand ihnen was anmerke, die Qual und Pein ertragen und keine Miene verziehen dabei und sicher sein, daß Nachts die Würmer noch gräulicher gramseln, noch giftiger nagen würden als des Tages, und zwar nicht im Speicher, sondern im Herzen!

Die guten Leute meinen, wenn Gott strafen wolle, so müsse er hageln lassen oder Häuser anzünden oder Vieh und Menschen mit Krankheit schlagen oder sonst was Absonderliches, Schreckliches machen, daß weit herum Alles aufschreien und mit den Fingern darauf zeigen könne: Seht, seht, wie Gott die straft und züchtigt, wie es doch denen einmal recht geschieht. Gott Lob und Dank, und wenn es doch nur Allen so ginge! So meinen die Leute, möchten gerne Spectakel haben, gleichsam auch eine Anerkennung der eigenen Gerechtigkeit, und geben doch damit an den Tag, daß sie wenig höhern Sinn haben, wähnen, Gott könne nur äußerlich strafen und namentlich am Gelde, was für die Meisten doch trotz allem Gerede den höchsten Werth hat im Himmel und auf Erden. Gottes Rathschläge sind unerforschlich und seine Wege nicht unsere Wege. Wie viel er innerlich straft und wie schwer er die Seelen züchtigt, das wird nicht offenbar. Ja,

die Gezüchtigten, die in Pein und Angſt ſchlaflos auf ihrem Lager ſich wälzen, merken es oft nie oder lange nicht, daß es Gottes Hand iſt, welche ſtrafend ihre Seelen züchtigt.

So fiel es Schnitzfritzen und Pfeffergret nicht von ferne bei, daß Gott ihnen ihre innerlichen Qualen geordnet habe, den Ausſchlag an der Seele, der zehnmal ärger biß und brannte, als die giftigſten Geſchwüre auf der Haut brennen. Den Verluſt wollten ſie einbringen, wurden nun noch wüſter gegen Menſchen und Thiere, als ſie ſchon vorher waren, ſo ſauer im Gemüthe, daß ſie weder den Kindern noch ſich unter einander ein freundlich Wort mehr gaben. Ihr Haus glich einem Pfefferſalat, wo man puſten, nieſen, huſten muß, wenn man nur daneben vorbeigeht. Bald darauf heirathete der älteſte Sohn und zwar eine reiche, hübſche Frau, die bloß noch eine ſchwächliche Schweſter hatte, von der man hoffte, ſie werde das Heirathen nicht erleben. Da war großes Geſchrei im Lande, da ſehe man die himmliſche Gerechtigkeit. Oben drauf kriege jetzt der Sohn noch eine ſolche Frau; jetzt wolle man nichts mehr ſagen, jetzt ſehe man wohl, je wüſter, deſto beſſer, und am klügſten thue, wer thue, was ihm wohlgefalle! Der Sohn war ein baumſtarker, ſchöner, nicht unbegabter Burſche, von Mutter und Vater im Zaum gehalten wie ein jung Füllen, aber ohne Furcht vor Gott und Menſchen, ohne Grundſatz, wild im Gemüthe, wie man nur wild ſein kann. Nun ward er frei, bekam Geld die Hände voll, während er vorher knapp gehalten worden war, Pfeffergret ihm die Batzen nachzählte und jeden verthanen ſechs Wochen vorhielt. Ho! wie ging das nun hoch und in Freuden, und was der junge Mann nicht alles trieb!

Eine Ader von den Alten hatte er doch. Wenn er ſo recht vaterländiſch verſchwendet hatte, reute ihn ſpäter das Geld bitterlich. Er wandte ſich daher vom theuren Weine dem wohlfeileren Branntweine zu, der in kleineren Portionen größere Wirkung thut. Die Eltern achteten wenig darauf.

Die Frau wehrte nicht besonders ab; es war fast, als ob es ihr wäre, wenn es doch sein müßte, so wolle sie am liebsten, er treibe es recht, desto schneller gehe es dann zu Ende. Dazu kam es denn auch. Der blühende Mann ward ein wüster Trunkenbold. Jetzt wollten die Eltern wehren, aber es war zu spät, der Branntweinbrand verzehrte ihn, und ein Vierteljahr nach seinem Tode hielt das schwächliche Mädchen, welches er zu beerben gehofft hatte, glänzende Hochzeit. So geht es mit den menschlichen Rechnungen: der Mensch denkt, Gott lenkt.

Nun hatten sie noch einen Sohn und zwei Mädchen. Am Sohne hingen beide vorzüglich, obgleich er der unangenehmste Bursche war, welchen man antreffen konnte im Canton Bern. Er war wüst und wild, zornmüthig und hochmüthig, neidisch, geizig und doch verschwenderisch dabei und zu allem dem noch dumm, dumm wie der Lappländer, zum ordentlichen Lesen brachte er es nie. Aber er sollte die Eltern einst vertreten auf Erden, sollte der Herr ihres Gutes werden, und darum liebten sie ihn so blind. Wenn Hans so recht wüst that, so freute es Schnitzfritzen sehr; der werde einst sein Volk in Ordnung halten, daß dasselbe wisse, daß es einen Meister habe, so sei es recht, sonst wäre niemand mehr sicher. Wie man die Jagdhunde halten müsse, immer halb hungrig und mager, so müsse man auch Knechte und Mägde halten, fette Hunde seien faul, schliefen statt zu jagen, und gerade so hätten es auch Knechte und Mägde, da sei halt kein Unterschied.

Es war, als ob Schnitzfritzens und Pfeffergrets Augen ganz verhexet seien, sie mußten an Hans alles anders sehen als andere Leute, schneeweiß, was Andere für schwarz hielten. Da durfte niemand was sagen, es wäre gewesen, als ob Einer ihnen in die Augen hätte stechen wollen, dem hätten sie auf die Finger geklopft, daß ihm die Versuche, dummen, mit Blindheit geschlagenen Eltern den Staar zu stechen, zeit-

lebens vergangen wären. Es war sehr merkwürdig, wie viele schöne Gründe die geizigen Alten vorzuzählen wußten, wenn ihr Hans Geld verklopfte, daß anderen Eltern die Augen übergegangen wären, und wie sie eine Freude hatten, wenn er Bettler mit der Peitsche vom Hause jagte oder einen armen Menschen, dem er Heu für seine Ziege verkaufte oder sonst etwas, betrog und hintendrein auspottete. Das gebe Einen, sagten sie, man werde die Augen aufthun, wenn der einmal zu seinen Jahren gekommen sei.

Ob dieser Freude und im Maaße, als die Thaler in der Schatzkammer sich häuften, war das Korn im Kesselgraben vergessen worden, und die Würmer im Herzen hatten sich zur Ruhe gelegt. Aber Hans kam nicht zu seinen Jahren. Die Welt sperrte über ihn die Augen nicht auf, wohl aber rissen sie die Eltern auf und dann gingen sie ihnen zu.

Eines Morgens früh klopfte man an's Haus, fast wie damals am Mittwoch, um des Kornes Abschlag ihnen zu verkünden, aber diesmal war es an einem Sonntag. Nicht halb so rasch als an jenem Mittwoch gab Schnitzfritz Bescheid, er pflegte am Sonntage gerne der Ruhe, arbeiten durfte er nicht und gegen Gott hatte er nichts zu versäumen; er hatte ihm abgesagt ungefähr wie ein Schuldner, welcher dem Gläubiger nicht nur die Zinsen verweigert, sondern auch das Kapital verläugnet. Hart klopfte es zum zweiten Male, zornig stieß Schnitzfritz das Schiebfensterchen zurück, fuhr mit dem Kopfe durch, harte Rede auf der Zunge. Aber bald stockte sie, denn draußen auf einer Bahre lag sein Hans und rührte sich nicht. Es ist ein Unglück passirt, sagte einer von denen, welche ihn gebracht hatten, er ist zu Tode gefallen, aber er ist selbst schuld, es kann niemand was dafür.

Hans war nach seiner Weise Samstag Nachts herumgefahren wie ein Kobold, hatte überall Spectakel gemacht, getrunken bis oben aus, war endlich von einer hohen Treppe hinuntergefallen und hatte den Hals gebrochen. Hatte ihn

jemand hinausgeworfen oder gestoßen oder hatte sein schwerer Kopf Schuld an seinem Sturz, das ward nie ermittelt. Hans konnte nichts sagen und niemand wollte dabei gewesen sein und wissen, wie es zugegangen. Das Gepolter des Fallenden hatte die Hausbewohner geweckt und diese Hans schon todt gefunden, so hieß es.

Nun war der Jammer sehr groß bei Schnitzfritz und der Pfeffergret, es war, als lägen ihnen Mühlsteine auf dem Herzen, als sei ihnen der Speicher verbrannt, das Geld gestohlen worden, die Seele aus dem Leibe und müßten sie nun als hohle Gespenster umgehen an hellem Tage. Aber ihr Elend und ihr Jammer war nicht naß, that sich nicht in Heulen und Wehklagen kund, es war ein trocken, verbissenes Elend, und so eines thut viel mehr weh, als das nasse und feuchte. Es brennt gar heiß in der Seele, wenn nicht Thränen die Glut löschen.

Die beiden Alten lebten nun ein schaurig Leben, hatten keine Hoffnung mehr, weder für dieses Leben noch für jenes. Zwei Mädchen hatten sie noch, aber sie waren gewohnt, sie für nichts anzusehen, und diese Gewohnheit änderten sie nicht. Sie hatten niemanden mehr, in dessen Händen sie mit Freuden ihr Vermögen sahen, es im Geiste verwalten sahen nach ihrem Sinn und wachsen über alle Zahlen hinaus. Sie hatten keine Hoffnung auf den Tod, denn in ihnen waren alle entschlafenen Würmer wieder erwacht, die Vergangenheit tauchte in ihnen auf, alle Tage anders und peinigender und doch immer die gleiche. Reue, Zorn, Verdruß, Gram, Angst wechselten ab in ihren Gemüthern alle Tage, wie in schlechten Jahren alle Stunden die Winde wechseln. Am Leben hatten sie keine Freude, an den Tod durften sie nicht denken, aber arbeiten und geizen thaten sie auf gleiche Weise, aber ohne Zweck, wie todte Körper zuweilen die Glieder rühren sollen, so wie sie im Leben es gepflegt.

Das seien ihnen doch die wüstesten Menschen, sagten die

Leute, die ſeien immer die gleichen, es möge ihnen geben was es wolle. Sie glaubten, wenn man ringsum die Welt mit Pulver in die Luft ſprengen würde, die würden ſich nicht umſehen, ſobald ihr Hof ſtehen bliebe. Weiche Menſchen waren ſie wirklich nicht, aber doch anders als die Leute ſie dafür anſahen. Wer ſie hätte ſeufzen hören in der Nacht, geſehen, wie ſie ſich ſchlaflos im Bette wälzten, der hätte vielleicht gedacht, es könnte inwendig was ſein, was man ihnen auswendig nicht anſehe. Aber merkwürdig war es, daß, obgleich in Schnitzfritz und Pfeffergret ungefähr das Nämliche ſich regte, ähnliche Stimmungen wechſelten, ſie doch mit keinem Worte darüber zuſammen ſprachen, jedes ſeine Qual bei ſich allein verwand. Es iſt ſehr merkwürdig, wie bei der heißen, trocknen, innern Qual der Mund ſtumm bleibt, und wie unchriſtliche Gemüther, wie ſchmerzlich es in ihnen ſich regen, wie groß ihre Pein auch ſein mag, ſich nicht darüber ausſprechen, ſondern wie Leute, die in der Stille einen Brand löſchen wollen, alle Tage von vornen beginnen, die innere Gluth zu unterdrücken und es doch nicht vermögen. Es iſt das Ringen eines Angegriffenen, der ſich nicht ergeben will. Sie ſtehen im Wahn, wenn ſie in ſich Qual und Glut löſchen könnten, ſo wäre auch außer ihnen nichts zu fürchten, ſondern alles aus. Darum können Prediger mit einer Maſſe von Menſchen nichts anfangen, und eine Maſſe von Menſchen erſchrickt vor jedem Pfarrer, der in ihre Nähe kommt, aus Furcht, er möchte ihre Arbeit unterbrechen, Glut anfachen, ſtatt zu löſchen, ſie in Verſuchung führen, zu reden von ihrem Inwendigen. Um ſolchen Vorunterſuchungen zu entgehen, werden die meiſten Verſuchten ſackgrob. Es iſt merkwürdig, wie erſt, wenn die innere Noth zu Worten kommt, Buße und Bekehrung möglich werden, daß, je weiter Einer in der Bekehrung ſchreitet, er um ſo lieber über innere Zuſtände ſich ausſpricht.

So glommen die beiden Alten neben einander in gleicher Qual, und keins tröſtete das andere oder ſtärkte es. Endlich

verglommen beide und beide in düſterm Schweigen. Schnitzfritz ſtarb zuerſt, und am Tage, an welchem er begraben wurde, fegte ein ſchrecklicher Sturmwind über's Land. Die, welche mit der Leiche gingen und den nächſten Verwandten nicht zu nahe, die ſahen einander gar bedenklich an und ſagten: Geſtürmt wie heute hat es lange nicht, aber auch nicht umſonſt, man weiß warum. He nun, es iſt gut, wenn es noch zuweilen ein Zeichen giebt, ſo weiß man doch, daß der gerechte Gott noch lebt. Es iſt nur ſchlimm, daß man oft lange Stücke nichts von ihm merkt. Bedenklich reich werde Schnitzfritz ſein, aber wenn man ihn ſchon alleine beerben könnte, die Reiſe, welche er jetzt machen müſſe, möchte man nicht mitmachen, dem Teufel zwiſchen den Hörnern. He nun, was recht ſei, ſei recht, wenn es nur aus und vorbei ſei und Schnitzfritz am Ort, wo er hingehöre.

In Jahresfriſt verglomm auch Pfeffergret, und als man ſie zu Grabe trug, da ſtürmte und windete es wieder und ſchrecklich, daß die Männer kaum ihre ſchwarzen Trauermäntel verhindern konnten, ihnen um die Köpfe zu flattern, und das Leichenbegleit einer großen Schaar ungeheurer Raben ähnlich wurde. Es war niemanden wohl dabei; man ſah ſich wiederum ſehr bedenklich an. Obſchon das Leichenmahl reich, der Wein gut war, ſo wohlete es den meiſten erſt, als ſie wieder heim waren und die Thür hinter ſich zugemacht hatten, und mancher ging ſchnurſtracks hinter den Tiſch, nahm die Bibel oder ein Betbuch und gab weder Beſcheid noch Antwort, ehe er ein gut Stück laut geleſen hatte. Noch hatte der Mond ſeine Scheibe nicht umgerollt, als man allenthalben reden hörte, wie es nicht geheuer ſei im Keſſelgraben, nicht richtig um Schnitzfritzens Gehöfte herum. Seufzen wollte man hören, Laternenſchein im Speicher ſehen; bald hörte man einen Karren fahren und ſah ihn nicht; bald ſah man ihn fahren und hörte ihn nicht; bald kriegte jemand ein geſchwollen Geſicht, ein Anderer ein lahm Bein. Da ſprach man wohl von Ab-

büßen, aber bald klagte man, daß man ſelbſt damit geſtraft werde und wünſchte, das Teufelszeug hörte bald auf und die Leute kämen an die Ruhe, man hätte ſo jetzt nichts mehr davon, als Schrecken und Angſt.

Zwei Töchter hatten die Geſtorbenen hinterlaſſen; reichen und hübſchen Mädchen fehlen Freier nicht, und ganz junge Mädchen, die niemand hindert, ſäumen ſelten, aus den Freiern einen zum Manne zu machen, accurat wie Kinder Naſchwerk nicht lange unangefochten in der Taſche herumtragen können. Beide hatten früh Männer, die ebenfalls reich, jung und hübſch zum Anſehen, aber roh und der Materie ergeben waren, ſie mochte Geſtalt und Form haben wie ſie wollte. Bloß wenn ſie in Geſtalt von Kraut erſchien oder in der von Kartoffeln, welche ſie eſſen ſollten, wandten ſie ſich um, gewöhnlich mit einem Fluche. Solche Leute, ſinnlich und geizig, ſich alles gönnend, Anderen nichts, gehören zu der wüſteſten Sorte zweibeiniger Geſchöpfe, auch wenn ſie hübſch von Anſehen ſind, ja ſelbſt wenn ſie hübſche Scharfſchützen, Dragoner oder gar Großräthe wären.

Alſo die beiden Männer der Erbinnen waren vom gleichen Schlage, auch ihre Weiber ſchienen es, waren wenigſtens äußerlich ſich ſehr ähnlich, innerlich trat ebenfalls kein Unterſchied hervor. Indeſſen, damit iſt es curios. Es entfaltet ſich im Laufe des Lebens ſehr oft etwas Beſonderes, Eigenthümliches, deſſen Daſein keine Seele geahnet hat, in einem Gemüthe und zeichnet daſſelbe vor hundert andern Gemüthern aus, bezeichnet eine ganz andere Lebensrichtung. Wer ſagt uns, war das Eigenthümliche bereits da und entwickelte ſich bloß im Verlaufe der Zeit, wie viele Blumen ganz gleiche Knospen haben und doch durchaus anders ſich färben, oder kam von außen her ein Beſonderes, etwa gleich einer neuen Flüſſigkeit in eine chemiſche Retorte, und gab der darin kochenden Miſchung eine ganz andere Entwicklung, eine neue Natur, an die niemand gedacht? So ſah man geraume Zeit

wenig Unterſchied bei den Paaren. Abſonderliches paſſirte nichts; um das Gerede der Leute kümmerten ſie ſich nicht, und als ob die Sonne gerade ob ihnen ſtände und nie untergehen wolle, kam es den Leuten vor. Indeſſen ſo war es doch nicht. Klaus und Gret, das eine Paar, dem ſah und ſieht man noch nichts Beſonderes an, ſie leben nach dem Grundſatze: ſelber eſſen macht fett, ſcheinen ſich einſtweilen noch wohl dabei zu befinden, um Weiteres ſich nicht zu kümmern, wie lange noch, weiß Gott. Aber anders ward es bei Chriſten und Bäbeli, welche auf dem väterlichen Hofe wohnten. Bäbeli ward ſtiller unvermerklich, entzog ſich allgemach den Freuden der Welt, und in dem Maaße, als dies geſchah, wurde Chriſten ausgelaſſener; es war, als ob er ausſchweifen müßte in jeglicher Richtung, ein ganzer Unflath werden. Namentlich ward er wüſt gegen die armen Leute, noch viel ärger als Schnitzfritz, ſein Schwäher, geweſen war, und was dieſer nicht gethan hatte, das that Chriſten. Er ward unſauber in Gemeindsſachen, betrog handgreiflich, und wo eine reiche Wittwe oder Waiſe war, da wollte er Vormund ſein, und jedermann wußte, warum. Aber dem reichen Chriſten ohne Gewiſſen ſtand niemand gerne im Wege, und nicht Einer getraute ſich, je eine Bemerkung zu machen, wie himmelſchreiend das Unrecht auch zu Tage lag. Es herrſcht in dieſer Beziehung eine gar merkwürdige Courage und zwar zu Stadt und Land.

Je wüſter Chriſten wurde, deſto größere Milde trat bei Bäbeli hervor. Mit einer gar ſeltſamen Aengſtlichkeit ſuchte ſie alles gut zu machen, was Chriſten Böſes that, ja noch viel darüber aus. Chriſten fiel es nicht auf, er war wenig daheim, und wenn Einer viel umherläuft mit beſonderer Haſt und Hitze, ſo achtet er ſich deſſen, was daheim vorgeht, wenig; an ſolcher Unachtſamkeit iſt ſchon gar manche Wirthſchaft zu Grunde gegangen. Bei Chriſten war das einſtweilen nicht zu beſorgen, der Reichthum und die Vorräthe waren zu groß,

als daß ſie ſo leicht zu erſchöpfen geweſen, ja daß nur eine beſondere Verminderung an den Tag getreten wäre. Den Leuten hingegen fiel Bäbeli's wachſende Mildthätigkeit alsbald auf. Einer reichen Bäurin ſchenken oft im Guten und Böſen alle Leute mehr Aufmerkſamkeit als der eigene Mann; bekanntlich merken auch oft Weſpen weich werdende Trauben viel früher als der Eigenthümer. Man wunderte ſich ſehr darüber, denn Mildthätigkeit war neu in der Familie. Man wollte den Grund dazu ſuchen, für ſo was Apartes mußte es auch ein ganz aparter ſein. Bei ſo was ſind die Leute ſelten verlegen, in dieſem Falle fehlt es wenigen Menſchen an Erfindungskraft, zumeiſt finden ſich der Gründe nur zu viele und das Schwerſte iſt, aus den vielen den rechten zu finden.

Zwei zogen hier hauptſächlich, um ſie ſammelten ſich die Meiſten. Bäbeli thue es aus Verdruß, hieß es, und Chriſten zum Trotz; Bäbeli kenne Chriſtens Untreue und wolle ihm auch Verdruß und das Vermögen drauf machen helfen. Darum dürfe Chriſten nichts ſagen, aus Furcht, Bäbeli möchte ſcheiden wollen, dann müßte er das Vermögen herausgeben. Die Andern behaupteten: daran ſei nichts und Bäbeli wiſſe von Chriſtens Gängen nichts. Aber Bäbeli werde ſchwermüthig, ſie habe erfahren, wie ein Fluch auf der Familie ſei, die Eltern ewig verdammt ſeien, nicht zur Ruhe könnten und umgehen müßten, ſpuken im Speicher und im Keſſelgraben. Einige wollten auch eine beſondere Geſchichte wiſſen, wie die Eltern Bäbeli erſchienen ſeien ganz feurig und mit wilden Geberden und ſie angefleht, ſie doch zu erlöſen, aber ſie hätten ihr nicht ſagen können, auf welche Weiſe. Das mache Bäbeli ſo Angſt, weil ſie im Ungewiſſen ſei, darum werde ſie auch mager und ſtill. So redeten die Menſchen, und niemand traf es, und hatten doch alle in etwas Recht.

Bei Bäbeli war Ernſt entſtanden und das Gemüth war weich geworden, ſie wußte ſelbſt eigentlich nicht recht wie. Die Rohheit von Chriſten that ihr weh, und dieſes Weh ver-

bittere Bäbeli nicht, ſondern machte ſie weichmüthig, weckte ein immer innigeres Verlangen nach Liebe; Kinder hatte ſie nicht. Dabei wurde ſie ernſthafter und dachte über's Vergangene nach und dachte, wie ſie eigentlich nie geliebt worden, und wie es eigentlich hart und wüſt zugegangen ſchon bei den Eltern. Allerlei, welches ſie hatte munkeln hören, fiel ihr ein, und wer 'mal eine Spur hat und fleißig ſie verfolgt, kommt endlich zu dem, was er will, ſo Bäbeli mit großem Schreck zu allem dem, was die Welt von den Eltern glaubte und erzählte.

Gewöhnlich ſetzten die Leute, wenn ſie ſahen, daß ihre Berichte Bäbeli nahe gingen, hinzu: So ſagen die Leute, aber du brauchſt es ja nicht zu glauben, gewiß wird nicht alles wahr ſein, es wäre ja am Halben zu viel. Was wahr ſei oder nicht, wußte Bäbeli nicht, aber das fühlte ſie tief, wie ſchwer ihr Haus ſich verſündigt hatte, und das wußte ſie, wo Sünde ſei, müſſe Buße ſein, wenn die Sünde ſolle können vergeben werden. Bäbeli that viel Gutes, betete viel, und manchmal kam es ihr, wie es wäre, wenn ſie einmal um Mitternacht hinausginge in den Keſſelgraben. Vielleicht daß ihr dann Vater oder Mutter erſcheinen und offenbaren würden, wie ſie ſie erlöſen könne. Indeſſen denken und thun ſind zwei. Bäbeli durfte es nicht wagen, es wäre auch zu viel geweſen für ein ſchwaches Weib. Bäbeli dachte, wenn es Gottes Wille ſei, daß ſie etwas für die Eltern thue, ſo könnten ſie ihr ja auch hier erſcheinen, da ſie in ihrem Hauſe wohnte und manchmal Abends ſpät noch um's Haus gehen mußte und in die Nähe des Speichers. Gar manchmal, wenn ihr Mann nicht heimkam bis nach Mitternacht und ſie ſo alleine im Stübchen ſaß oder im Bette war, in welchem beide Eltern geſtorben waren, und ſie an dieſelben dachte und wo ſie wohl jetzt ſein möchten und wie es ihnen wäre, rieſelten ihr Schauer um Schauer den Rücken herauf. Bald ſchien ihr ein Geſicht gelehnt an's Fenſter, bald rauſchte es

seltsam im Verhang des Bettes, bald wuchs aus der Thür des Schrankes heraus etwas — war's Vater oder Mutter? Dann rauschte es so wunderlich, bald wie Seufzer, bald wie Weinen, bald wie leises Rufen, und Bäbeli bebte und zitterte und floh doch nicht; sie erwartete die ersehnte Kunde und hielt mit der Hand die Brust, daß das klopfende Herz sie nicht sprenge. Doch umsonst bebte Bäbeli, rieselten kalte Schauer durch ihr Blut, nichts wollte erscheinen, niemand vernehmlich zu ihr sprechen. Wohl tönte in die Schauer hinein ein Gepolter durch die Nacht, aber es kam nicht von einem Geiste, sondern von Bäbeli's Mann, der heimstolperte, halb oder ganz trunken. So ging es durch mehrere Jahre; Christen wurde immer wilder, Bäbeli immer milder; keins war mit dem andern zufrieden, aber keines störte das andere in seiner Weise.

Da kam das Jahr 1845. Zum ersten Male fehlten die Kartoffeln, aber wie im Jahre 1816 Schnitzfritz und Pfeffergret, wurden jetzt auch Christen und Bäbeli verschont, machten eine reiche Ernte. Bei beiden war die Freude groß, aber bei jedem hatte sie einen andern Grund. Bäbeli freute sich wie eine wohlthätige Fee mitten im Jammer zu stehen und mit vollen Händen dem Hunger wehren zu können bei so vielen von der Krankheit Geschlagenen. Christen aber freute sich, mit vollen Händen einsäckeln zu können den Tribut der Armuth. Er hatte schon lange über die wohlfeilen Zeiten geflucht und ein Jahr gewünscht wie das Jahr 1816.

Er hatte nicht nöthig, Platz zu machen in der alten Schatzkammer, aber entstandene Lücken wollte er wieder verstopfen. So mußte Streit und Elend bei Bäbeli so recht erst anfangen. Anfangs ging es stillschweigend zu. Bäbeli ärgerte sich im Stillen über Christen's Freude, welche er unverhohlen vor Gesind und Tagelöhner kund gab, betete oft: Vater, vergieb ihm, er weiß nicht, was er sagt, und nahm sich vor, aus Leibeskräften gut zu machen alte und neue

Sünden. Christen aber gedachte, wenn einmal die Erdäpfel eingekellert seien, solle es ihm jemand versuchen, von denselben wegzugeben ohne seinen Willen, und er begann vorläufig manches harte Wort gegen die verfluchten Weiber, wie er sich auszudrücken pflegte, zu sprechen, welche meinten, sie wollten die Besten sein weit umher, die dem Manne die Haut stehlen und verschenken würden, wenn er sie machen ließe.

Die Leute meinten, der werde auch in den Kesselgraben wollen, er thue darnach, daneben sei es nicht schade um ihn, es wäre schade um jeden andern Ort, an welchen er käme. Wenn sie Herrgott gewesen wären, sie hätten das ganz anders gemacht, sie hätten dem Christen seine Kartoffeln versengt und den armen Leuten ihre desto besser gerathen lassen.

Nun kam die Zeit, wo Bäbeli's Elend recht anfing, Christen kein Verschenken mehr dulden wollte und den Hund auf Bettler gehetzt hätte, wenn er einen gehabt. Aber glücklicher Weise hatte er ihn abgeschafft, weil die Hundesteuer ihn reuete. Es war aber auch für ihn eine strenge Zeit. Er mußte mehr daheim sein als sonst, weil ihn immer Kummer und Mißtrauen plagte, Bäbeli möchte in seiner Abwesenheit doch Mittel und Wege finden, Armen wohl zu thun. Sonst ist's in einem Bauernhause üblich und besonders wenn die Frau Vermögen gehabt hat, daß sie die Schlüssel zu allem hat, sowohl als der Mann, mit dem Rechte, über das Geld und über's Korn zu gehen, wie man zu sagen pflegt. Christen hatte Bäbeli die Schlüssel entzogen, sie eingeschränket, mehr konnte er nicht, und doch traute er nicht, denn in einem so großen Bauernwesen hat die Frau gar manche Gelegenheit, etwas bei Seite zu schaffen, wegzugeben, ohne daß es jemand merkt, wenn man sie nicht auf der That ergreift. Was Bäbeli dabei leiden mußte, kann man sich denken. Eine resolute Frau hätte Krieg angefangen und mit Christen sich geschlagen, ihm alle Tage gedroht, sie thäte ihm das Wüsteste alles an, was ihr möglich sei, bis Christen mürbe geworden

wäre, man weiß, ſo eine recht zähe, zornige Frau bringt ſich endlich beim größten Unflath in Reſpekt. Aber Bäbeli hatte eine ſtille, eingedrückte Natur, konnte nicht viel mehr als weinen und beten und hie und da was nehmen, was eben niemand ſah und es hinter dem Hauſe jemanden heimlich zuſtecken. Bäbeli hatte lange mit ſich gerungen, ehe ſie dieſes that, es kam ihr vor, als ſei es geſtohlen, wiſſentlich ſündigen wollte aber Bäbeli nicht. Indeſſen es ſchien ihr Pflicht, Almoſen zu geben, und eine ſolche Pflicht müſſe man erfüllen, mache man es nun wie man wolle. (Der Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, verſtecket ſich in viel mehr Redensarten und Schlußweiſen, als man denkt.)

Am Ende kam Chriſten doch darüber, mißhandelte Bäbeli und begann ihr zu drohen, er wolle es ihr machen wie der berüchtigte gottloſe Kuhbauch zu Zapfenwyl, welcher ſeine Frau für verrückt ausgab, ſie jahrelang einſchloß und wie ein Vieh behandelte, ohne daß ſich eine Seele ernſtlich darum gekümmert hätte. Das ſchlug tief ein bei der armen Frau. Verrückt ſein ſollen und es nicht ſein, giebt es etwas Gräßlicheres? Eingeſchloſſen werden, beraubt von allem, was das Leben dem Menſchen giebt, behandelt werden wie ein Vieh und kein Vieh ſein, giebt es etwas Grauſigeres? Solche Drohungen können einen Menſchen aber wirklich verrückt machen, abſonders ein ſtill Weib, welches ohnehin Gram und Bekümmerniſſe genug hat, auch wenn es reich iſt. Gram und Kümmerniſſe ſind beim Reichthum ſo oft als bei der Armuth, und wo ſie ſind, da drücken ſie viel ſchwerer auf den Reichen, als ſie den Armen drücken. Es war Bäbeli, als hätte man ſie vor den Kopf geſchlagen, ganz ſturm war ſie und mußte denken: Bin ich denn verrückt oder ach, mein Gott, werde ich es noch! Es war ein Zuſtand, dem ähnlich, in welchem ein Menſch ſich befindet, welcher von einem Hunde gebiſſen worden, von dem er nicht weiß, iſt er toll oder nicht. Das muß auch ſchrecklich ſein, nicht zu wiſſen, kriegt man die

Waſſerſcheu oder nicht, Tag und Nacht lauſchen zu müſſen auf das Rieſeln des Blutes in den Adern, ob's heißer wird, ob's ſpringen wolle, zum Waſſer zu gehen und zu verſuchen, ob man noch Waſſer möge oder nicht. Dieſe Angſt und das Erbarmen mit den Armen, welche von ferne das Haus anſahen, nicht hinzu ſich wagten, welchen das Haus gleichſam geſtorben war oder einer Hand glich, welche ſich ihnen geöffnet milde zu jeder Stunde, die der Tod aber zuſammengezogen und krampfhaft geſchloſſen hatte, zehrten an Bäbeli ſichtbarlich, ſie ſah aus wie ein Marterbild und ging herum wie ein Schatten an der Wand.

Die mache es nicht mehr lange, ſagten die Leute, es ſei ſchade, gut hätte die Frau es gemeint, als ſie noch recht bei Verſtand geweſen, denn ſchon munkelte das Publikum von nicht mehr recht im Kopfe ſein. Etwas müſſe an der Sache ſein von der Gerechtigkeit und daß die Sünden der Eltern an den Kindern geſtraft werden bis in's dritte und vierte Geſchlecht. Aber warum der liebe Gott gerade an Bäbeli ſeine Rache nehme, begriffen ſie nicht, es dünkte ſie, die andere Schweſter verdiene es beſſer. Aber es ſei halt ſo, als wenn auch der liebe Gott die Armen vergeſſen thäte.

Chriſten mußte Bäbeli's Zuſtand ſehen, und was er dabei dachte, wiſſen wir nicht, jedenfalls hatte er nicht milde, verſöhnliche Gedanken, im Gegentheil ward ſein Betragen eher noch rückſichtsloſer und roher. So verging der Winter, die Noth der Armen zog ſich nach und nach in den Hintergrund, das Böſeſte hoffte man überwunden. Der warme, ſchöne Sommer that auch Bäbeli wohl, und noch wohler that es ihr, als Chriſten wieder häufiger ſeine alten Wege ging und ſeiner Frau größere Freiheit ließ. Da, ganz unerwartet, lief ein Gemurmel um, die Erdäpfel ſeien wieder krank. Das Gerücht fuhr Bäbeli durch alle Glieder, und wenn man ihr mit einem Dolche in's Herz gefahren wäre, es hätte ſie nicht empfindlicher ſchmerzen können. Sie betete inbrünſtig,

wenn es ſein ſollte, wenn die Krankheit wirklich da ſei, ſo möchte doch der liebe Gott ihre Kartoffeln vor allen anderen ſchlagen, ja ſie zerſtören bis auf die letzten. Es graute Bäbeli vor neuen Sünden, es zitterte Bäbeli, Hunger zu ſehen, die Fülle zu haben und den Hunger nicht ſtillen zu dürfen, ſie fühlte es gramſeln im Gehirne, ſie fühlte, daß ſie verrückt werden müßte. Sie betete alle Tage das gleiche Gebet; doch ihr Kartoffelfeld blieb geſund und wohlbehalten, kein ſchwarzer Fleck zeigte ſich an den Stauden, es war das ſchönſte weit herum.

Nun ward Bäbeli's Elend im Gemüthe groß. Vor Augen hatte Bäbeli Chriſtens teufliſche Freude über die Noth der Andern und ſeinen Gewinn, mußte täglich ſeine Spekulationen hören, Spekulationen eines Blutſaugers, der zwei Beine hatte, einen Menſchen vorſtellen ſollte, aber nichts war, als eben ein heilloſer Blutſauger. Bäbeli bat nun Gott inbrünſtig, er möchte ſie doch bald erlöſen und Herbſt und Winter nicht erleben laſſen. Dieſe Bitte ſchien Gott erhören zu wollen. Bäbeli ward alle Tage blaſſer, es ward ihr ſo weh um's Herz, ſo matt in den Gliedern, daß, wenn ſie des Abends ſich niederlegte, ſie jedesmal mit dem Gedanken es that, dieſe Nacht möchte die letzte ſein, und Gott um ein ſelig Ende bat. Verwundert war ſie allemal, wenn ſie am Morgen erwachte noch in dieſer Welt, ihre Glieder noch rühren mochte, noch Kraft hatte in denſelben, das Bett zu verlaſſen.

Und Bäbeli lebte fort, mußte erleben, wie die Kartoffeln reiften, die Zeit ihrer Ernte kam, mußte den erſten Tag erleben, als Chriſten mit einer großen Schaar auszog, die Gefangenen zu erlöſen aus der Erde. Ein luſtig Lied pfiff Chriſten vor ſeinem Volke her, und wenn er an den öden Aeckern Anderer vorbeikam, pfiff er noch einmal ſo luſtig und lachte dazu, accurat wie der Teufel lachen mag, wenn er irgendwo ſeine Netze ausgeſpannt hat und die Menſchen, Vornehme und Arme, ſchaarenweiſe hineinfahren ſieht wie

die Fiſche in Petri Netz. Bäbeli verweinte den Morgen daheim und bat Gott, daß er ſie doch erlöſe aus dem Leibe, ehe ihre gefangene Seele verſinke in die Nebel der Schwermuth oder des Wahnſinns. Doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe, ſetzte ſie mit ſchwerem Seufzer aus der Tiefe des Herzens hinzu.

Draußen pfiff es luſtig, es ſtach Bäbeli im Herzen durch und durch. Es war Chriſten, der heim kam, Wagen und Pferde zu holen, um Kartoffeln heim zu fahren; es gab deren ſo reichlich, daß man nicht bis zum Abend warten konnte, wenn man nicht zweimal fahren wollte. Chriſten ſchirrte im Stalle die Roſſe, dann kam er in die Stube gepoltert, wo Bäbeli war, ging dort über einen kleinen Schrank, in welchem eine Flaſche und ein Glas ſtanden. Es war Kirſchgeiſt in der Flaſche, und raſch trank Chriſten zwei Gläſer voll, während er boshaft zu Bäbeli ſagte, es gebe ganze Haufen Kartoffeln, noch ganz anders als im ſechszehner Jahr, aber er wolle es geſcheidter anfangen als der alte Schnitzfritz, die wolle er zu Gelde bringen, daß es eine Art hätte, und ſollten ſich die Leute das Geld aus den Augen kratzen. Bäbeli raffte ſich auf und bat ihn um Gotteswillen, er ſolle doch nicht ſo ſein, denken, wie er ſich verſündige, wie Gott ſolchen Frevel ſtrafen müſſe. Chriſten lachte hell auf. Mit ſolchem Altweibergeſtürm ſolle ſie ihn ruhig laſſen, meinte er. Heutzutage ſei man geſcheidter als ſonſt, laſſe ſich nicht mehr mit Mährchen erſchrecken wie Kinder. Von einer Gerechtigkeit im Himmel möge er nichts hören; wenn eine wäre, es ginge anders. Fünf Schoppen auf eine Maaß, das ſei die beſte Religion.

Polternd ging er, ſpannte ein, ſetzte ſich ſeitwärts auf das Pferd, accurat wie Schnitzfritz es auch gepflegt, und ließ in ſtarkem Trabe die Pferde laufen. Dreißig Jahre waren verfloſſen, ſeit Schnitzfritz auch ſo gefahren war, doch bloß im Schritt, aber mit gleicher Freude im Herzen.

Bäbeli weinte bitterlich, kümmerte ſich nicht um die Zeit, aber dachte, wie es doch ſchrecklich ſei, wenn man den Segen Gottes zum Fluch mache und zittern und beben müſſe, wenn man ihn in's Haus bringen ſehe. Endlich kam die Magd und ſagte: es nehme ſie wunder, was es gegeben habe, längſt ſollten ſie da ſein, längſt ſei gekocht, noch zeige ſich niemand, was ſie machen ſolle? Während ſie ſo mit einander überlegten, was machen, hörte man draußen Stimmen, ein Getümmel. Die Magd ſchoß mit dem Kopf zum Fenſter aus, Menſchen kamen daher, vier trugen eine Bahre, hintendrein ſchleppte man einen zertrümmerten Wagen. Raſch ſchoß die Magd mit dem Kopfe zurück. Du mein Gott! ſchrie ſie, ſie bringen Einen, ich glaube todt, er liegt auf der Bahre wie ein Stein und rührt ſich nicht, den Hoſen nach iſt's der Meiſter. Es wird nicht ſein, ſagte Bäbeli, und hielt ſich an der Wand, während die Magd zur Thür hinaus ſchoß.

Es war wirklich der Meiſter; die Ausſicht auf viel Geld hatte ihn aufgeregt, und er hatte ſeine Roſſe angetrieben. Als er aber an einem ſteilen Berge, welcher zwiſchen dem Acker und dem Hauſe lag, ſpannen wollte, gab es etwas, was? konnte Chriſten ſo wenig erzählen als Hans hatte erzählen können, wie er von der Treppe gefallen ſei. So viel ſah man, daß das Rad ihm über den Kopf gegangen war, er war ſchrecklich zermalmt, die Augen waren nicht mehr zu ſehen. Die Pferde waren den Berg hinuntergerannt, unten in einem Graben zuſammengeſtürzt.

Bäbeli war Wittwe. Aber merkwürdig war es, Bäbeli loderte nicht freudig auf, einem Gefangenen ähnlich, von deſſen Händen Banden und Ketten, um den die Kerkermauern nach allen vier Seiten auseinander fallen. Auf Bäbeli ſchien eine neue Laſt gefallen zu ſein, die zehnmal ſchwerer drückte, als alles frühere Leid. Eine Seele war mehr auf ihre Seele gefallen, eine Seele, von der Bäbeli wußte, wie ſie von der Welt geſchieden und wie weit ſie entfernt geweſen von Buße

und Bekehrung. Sie mußte glauben, Chriſten komme auch nicht zur Ruhe, müſſe umgehen, eine Erlöſung ſuchen, welche vielleicht nie zu finden ſei. Die Leute ſahen es eben ſo an. Das ſei wieder ein Zeichen, daß noch ein Gott ſei, ſagten ſie. Bäbeli könne ſie dauern, daß ſie das habe erleben müſſen und ihr Mann ein Geſpenſt ſei, welches ſeiner Frau nicht Ruhe laſſen werde. Indeſſen werde das ſo ſein müſſen, es werde Bäbeli geordnet ſein von wegen den Eltern. Allweg ſei an der Sache das Gute, daß die Armen jetzt das Unglück zu genießen hätten, das Haus werde wieder lebendig werden für die Armen, die Thüren ſich öffnen, und eine milde Hand wieder Gaben austheilen.

Das that dann wirklich auch Bäbeli, aber mit bekümmertem Herzen und blaſſen Wangen. Es that ihr wohl, ungeſtört walten zu können mit dem Segen Gottes nach ihrem Sinn, aber dabei war doch keine Freudigkeit, ſondern eine unerklärliche Traurigkeit. Bäbeli bat inbrünſtiger als je um ein Zeichen, wie ihre armen Verwandten möchten erlöst und geſühnt werden. Die Hoffnung, das zu können, war die Urſache, warum Bäbeli noch zu leben wünſchte und einen Arzt berieth. Der fragte allerlei, ſagte allerlei, gab allerlei, ſchüttelte endlich den Kopf und meinte, das ſei ein Fall, welcher ihm noch nie vorgekommen ſei. Er wolle jetzt einige Zeit mit Arzneien innehalten, wenn es nichts Anderes gebe, wolle er am Neujahrstag, wo er ohnehin hier durchkomme, ſehen und anrathen, was zu machen ſei.

Er hielt Wort, kam, traf Bäbeli im Bett, doch nicht allein, im Arm hielt ſie ein munteres Bübchen, ihr Gebet war erhört worden, ſie hatte ein Zeichen erhalten, daß Gott geſühnt, der Fluch vom Hauſe genommen ſei, wenn Bäbeli dem Bübchen das Herz zu geben wiſſe, an welches es Gott gelegt.

* * *

Die Leute aber meinten, darwider könnten ſie nichts haben, es werde ſo haben ſein müſſen, und Bäbeli ſei die

Freude zu gönnen. Aber beſſer hätte es ihnen geſchienen, Bäbeli wäre kinderlos geblieben. Die Armen würden es zu genießen gehabt haben; man wiſſe wohl, wie es gehe, wenn einmal Kinder da ſeien. Man könne es nicht erwehren, daß die Haut näher ſei als das Hemd, das werde halt ſo in der Natur ſein. Aendern wäre ſchwer, gleich anfangs hätte es der liebe Gott beſſer einrichten ſollen.

Der Besenbinder von Rychiswyl.

Deutscher Volkskalender von Nieritz. Jahrgang 1852.

Glücklich möchten alle Menſchen werden. Wenn ſie reich wären, würden ſie auch glücklich ſein, meinen die meiſten, meinen, Glück und Geld verhielten ſich zuſammen wie die Kartoffel zur Kartoffelſtaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren ſie ſich doch gröblich, wie wenig verſtehen ſie ſich auf das Weſen der Menſchen und haben es doch täglich vor Augen!

Die heilige Schrift ſagt: Denen, die Gott lieben, thäten alle Dinge zum Beſten dienen, und ſo iſt es auch. Geld iſt und bleibt Geld, aber die Herzen, mit denen es zuſammenkommt, ſind ſo gar verſchieden; daher erwächſt aus den verſchiedenen Ehen von Herz und Geld ein ſo verſchiedenes Leben, und je nach dieſem Leben bringt das Geld Glück oder Unglück. Auf's Herz kommt es an, ob man durch Geld glücklich oder unglücklich werde. Klar hat Gott eigentlich dies an die Sonne gelegt, aber leider ſehen die Menſchen gar ſelten die klarſten Dinge klar, machen ſie vielmehr dunkel mit ihrer ſelbſt gemachten Weisheit. Am Beſenbinder von Rychiswyl greifen wir aus den hundert Exempeln, an welchen wir die obige Wahrheit angeſchaut, eines heraus, welches ein Herz zeigen ſoll, dem Geld Glück brachte.

Beſen ſind bekanntlich ein ſchreiendes Bedürfniß der Zeit

und waren das freilich ſchon ſeit langen Zeiten. Derartige Bedürfniſſe, die täglich und wöchentlich befriedigt ſein wollen, giebt es viele in jedem Haus und allenthalben Menſchen, welche es ſich freiwillig zur angenehmen Pflicht machen, die Bedürfniſſe zu befriedigen. Immer weniger achtet man der Perſonen, welche dieſes thun, wenn man nur das Nöthige kriegt und ſo wohlfeil als möglich. Ehedem war es nicht ſo. Ehedem ward das Beſenmannli, das Eierfrauen, das Tuft- oder Sandmeitſchi u. ſ. w. ſo gleichſam zur Familie gerechnet; es war ein feſtes Verhältniß: man kannte die Tage, an welchen dieſe Perſonen erſchienen; je nachdem ſie in Hulden ſtanden, ward ihnen etwas Abſonderliches verabreicht, und fehlten ſie um einen Tag, ſo entſchuldigten ſie ſich das nächſte Mal, als hätten ſie eine Sünde begangen, und ſprachen von ihrem Kummer, man möchte vielleicht geglaubt, ſie kämen nicht mehr, und ſich daher anderweitig verſorgt haben. Sie betrachteten ihre Häuſer als die Sterne an ihrem Himmel, gaben ſich alle Mühe, ſie gut zu bedienen, und wenn ſie mit dieſem Gewerbe aufhörten oder ſich ſelbſt auf einen höheren Zweig beförderten, ſo gaben ſie ſich alle Mühe, einem Kinde, einer Baſe, einem Vetter oder ſonſt ſo wem zu ihrer Stelle zu verhelfen. Es war da ein gegenſeitig Band von Anhänglichkeit und Vertrauen, welches leider in unſerer kalten Zeit, wo alle Familienwärme ſich immer mehr und mehr verflüchtigt, immer lockerer und loſer wird.

Ein ſolcher Hausfreund war der Beſenmann von Rychiswyl, der viel in Bern zu ſehen, ſo recht eigentlich aber in Thun angeſehen und beliebt war. An kleineren Orten geſtalten ſich alle Verhältniſſe viel inniger, einzelne Perſönlichkeiten werden mehr bemerkt und gelten auch mehr. Eher hätte der Samstag im Kalender gefehlt, als an einem Samstag das Beſenmannli in Thun. Er war nicht immer das Beſenmannli geweſen, ſondern lange, lange nur der Beſenbub, bis man dahinter kam, daß der Beſenbub Kinder hatte, die an ſeinem

Karren ſtoßen konnten. Sein Vater war ein ehemaliger Soldat geweſen und früh geſtorben; der Bube war jung, ſeine Mutter kränklich, Vermögen hatten ſie nicht und betteln gingen ſie nicht gerne. Eine ältere Schweſter war ſchon früher ausgewandert, barfuß, und hatte bei einer Frau, welche Tannzapfen und Sägemehl nach Bern trug, ein Unterkommen gefunden. Als ſie ſich ihre Sporen, d. h. Schuhe und Strümpfe verdient hatte, beförderte ſie ſich und ward Hühnermagd bei einem Pächter auf einem herrſchaftlichen Gute in der Nähe der Stadt. Mutter und Bruder waren ſtolz auf ſie und redeten mit Reſpekt von dem vornehmen Bäbeli. Hansli konnte die Mutter nicht verlaſſen, die mußte jemanden haben, der ihr für Holz ſorgte und ſonſt half. Sie lebten von Gott und guten Leuten, aber bös.

Da ſagte einmal der Bauer, bei dem ſie in Miethe waren, zu Hansli: „Bub, es dünkt mich, du ſollteſt was verdienen, wärſt groß und liſtig genug. — Wollte gerne, ſagte Hansli, wenn ich nur wüßte, wie? — Ich wüßte dir was, worin ein ſchöner Kreuzer Geld wäre: fange an mit Beſen zu machen. In meiner Weide iſt Beſenreis genug, es wird mir nur geſtohlen, und koſten ſoll es dich nichts, als alle Jahre ein paar Beſen. — Ja das wäre wohl gut, aber wo ſoll ich das Beſenmachen lernen? ſagte Hansli. — Das iſt kein Hexenwerk, ſagte der Bauer, das will ich dich ſchon lehren, machte viele Jahre alle Beſen, welche wir brauchen, ſelbſt und will's mit allen Beſenbindern probiren. Das Werkzeug iſt eine geringe Sache, und bis du's ſelbſt anzuſchaffen vermagſt, kannſt das meine brauchen.

So geſchah es auch, und Glück und Gottes Segen war dabei. Hansli hatte großen Trieb zur Sache und der Bauer große Freude an Hansli. Spar' nicht, mach d'Sach recht, mußt machen, daß du das Zutrauen bekommſt, haſt das einmal, ſo iſt der Handel gewonnen, mahnte der Bauer immer, und Hansli that darnach. Natürlich ging es im Anfang lang-

ſam zu, aber er ſetzte doch immer ſein Fabrikat ab, und im Verhältniß, als es ihm beſſer von der Hand ging, nahm auch der Abſatz zu. Es hieß bald, es habe niemand ſo brave Beſen wie der Beſenbub von Rychiswyl. Je augenſcheinlicher der gute Erfolg wurde, deſto größer ward auch Hansli's Eifer. Seine Mutter lebte ſichtbar auf. Jetzt ſei es gewonnen, ſagte ſie, ſobald man ſein ehrlich Brod verdienen könne, habe man Urſache zufrieden zu ſein, was wolle man mehr? Sie hatte nun alle Tage genug zu eſſen, gewöhnlich noch was übrig für den folgenden Tag, konnte alle Tage Brod eſſen, wenn ſie wollte. Ja es war ſchon geſchehen, daß Hansli der Mutter ein weißes Mütſchli heimgebracht aus der Stadt. Wie ſie ſo wohl dran lebte und wie ſie Gott dankte, daß er ihr in ihren alten Tagen ein ſolches Guthaben geordnet!

Hansli dagegen machte ſeit einiger Zeit ein ſauer Geſicht, endlich fing er an zu muckeln, ſo könne es nicht länger gehen, ſo ſtehe er es nicht aus. Als ihn endlich der Bauer fragte, was das bedeuten ſolle und was er eigentlich meine, kam es heraus, daß er nicht im Stande ſei, die Beſen zu tragen; auch wenn ſie ihm der Müller zuweilen führe, ſo ſei es ihm ſehr unkommod, er ſollte nothwendig einen Karren haben, die Beſen zu ziehen, das gehe ringer und er komme weiter. Er habe aber das Geld nicht dazu und wiſſe niemanden, der ihm es leihen würde. Biſt ein dummer Bub, ſagte der Bauer. Hör' du, werde mir nicht einer von denen, welche meinen, wenn ihnen was durch den Kopf ſchieße, müſſe es angeſchafft ſein. So kann man das Geld brauchen und Andern die Fiſche in's Netz jagen. Ja wolle, du einen Karren kaufen! Mach' einen. — Mit offenem Maul und Augen, in denen das Weinen im Anzuge ſtand, ſah Hansli den Bauer an. — Ja mach' einen, das bringſt z'weg, wenn du nur willſt und Fleiß haſt, fuhr der Bauer fort. Du kannſt ziemlich ſchnitzeln, und was du nicht weißt, kann ich dich b'richten. Das Holz wird dich nicht viel koſten, was ich nicht habe, hat ein anderer Bauer,

kannſt Beſen dafür geben. Zum Beſchläg wird ſich altes Eiſen wohl auch finden in einer Kammer. Wir haben auch noch ſo ein alt Karrli irgendwo; wollen es hervorreißen, kannſt es wohl in's Auge faſſen und einſtweilen meinethalb brauchen. Der Winter iſt vor der Thüre, dann kannſt dran gehen, im Frühjahr iſt's fix und fertig und nicht manchen Batzen haſt dafür ausgegeben. Kannſt es vielleicht auch beim Schmied mit Beſen machen, und vielleicht kann man es ohne Schmied auch machen, wer weiß.

Jetzt machte Hansli wieder große Augen: er und einen Karren machen! Was denkſt, wie wollte ich das können, habe ja noch nie einen gemacht! — Du dummer Bub! fuhr der Bauer auf; ein Mal muß immer das erſte ſein, kuraſchirt dran hin, ſo iſt es halb gemacht. Glaub's, wenn die Leute das rechte Kuraſchi hätten, es ſäße mancher, der als Bettler herumläuft, im Gelde bis über die Ohren und nicht etwa geſtohlenes, ſondern rechtmäßig erworbenes. — Hansli hätte faſt den Bauer fragen mögen, ob er Verſtand habe oder keinen. Es kam ihm vor, als thäte er ihm ein großes Unrecht an, ſo was ihm zuzumuthen.

Indeſſen der Gedanke ergriff doch Hansli, er ging ſachte drauf ein, ungefähr wie ein Kind in kaltes Waſſer. Der Bauer half, und im Frühjahr war der neue Karren fix und fertig, am Dienſtag nach Oſtern zog ihn Hansli zum erſten Mal nach Bern, am Samstag darauf zum erſten Mal nach Thun. Was Hansli für einen Stolz hatte und für eine Freude an ſeinem neuen Karren, davon kann ſich ſchwerlich jemand eine richtige Vorſtellung machen. Wenn man ihm auch den Oſtermontagſtier, der Tags zuvor in Bern herumgeführt worden war und wohl ſeine fünfundzwanzig Centner weg, zum Tauſch angeboten, er hätte das Anerbieten mit großem Hohn von der Hand gewieſen. Es ſchien ihm, als ſtünden alle Leute ſtill und ſchauten auf ſeinen Karren, und wo er zu Platz kommen konnte mit Reden, da zeigte er mit

beredter Zunge alle Vortheile, welche dieser Karren vor allen habe, welche bisher auf der Welt gewesen. Er behauptete mit großer Bestimmtheit, er gehe ganz von selbst; nur bergan müsse man etwas nachhelfen. Eine Köchin sagte, sie hätte nicht geglaubt, daß er so geschickt wäre; wenn sie einen Karren nöthig hätte, er müßte ihr auch einen machen. Diese Köchin erhielt, so oft sie ihm Besen abkaufte, zwei ganz kleine Handbesenchen für den Heerd obendrein; die sind sehr kommod für Köchinnen, welche auch die Ecken gerne rein haben — das sind die, welche sich auch an den Werktagen waschen und sogar hinter den Ohren, so gar häufig sind die aber nicht.

Erst jetzt kam Hansli so recht in Eifer, sein Karren war ihm sein Bauernhof, und er war fleißig mit großer Freudigkeit, und Freudigkeit ist ganz was Anderes, als Verdrießlichkeit, sie verhalten sich zu einander wie ein scharfes und ein stumpfes Beil beim Holzhacken. Die Bauern in Rychiswyl hatten große Freude an dem Jungen. Es war keiner, der ihm nicht sagte: Wenn du Reiser mangelst, so nimm nur in meiner Weid', aber g'schände mir die Birken nicht und denk' an mein Weibervolk, das braucht dir Besen, es weiß kein Teufel wie viel, das Jahr durch. — Das that denn auch Hansli und war den Bäurinnen gusam anständig. Für Besen hatte man kein Geld auszugeben, das Männervolk sollte sie liefern. Nun weiß man, wie das geht, ist dasselbe ja oft zu faul zum Holzspalten, geschweige denn zum Besenmachen. So geschah es denn oft, daß die Weiber in große Besennoth kamen, ja daß der Hausfriede mächtig wackelte. Jetzt war Hansli da mit Besen, ehe man dran dachte, und sehr selten geschah es, daß eine Bäurin sagen mußte: Hansli, vergiß uns nicht, wir sind am letzten. Zudem waren die Besen gut, ganz anders als die, welche das Mannsvolk mit Unlust zusammengebaggelt, die auseinanderfuhren oder stumpf waren, als wären sie gemacht aus Haferstroh.

Die Besen gab Hansli natürlich umsonst, und doch waren

es nicht die wohlfeilſten, welche aus ſeinen Händen gingen. Nicht wegen den Birkenreiſern, welche er umſonſt hatte, ſondern wegen den Gaben, welche ſie ihm das Jahr durch eintrugen, an Brod, Milch und allerlei der Art Dinge, welche eine Bäurin zur Hand hat und nichts rechnet. Selten wurde an einem Orte gebuttert, daß es nicht hieß: Hansli, morgen anken wir, wenn du einen Hafen bringſt, kannſt Ankenmilch haben. Obſt hatte er mehr, als er brauchte, und Brod brauchte er wenig zu kaufen.

So konnte es nicht fehlen, daß Hansli ſich gut ſtand, denn er war ſparſam. Wenn er an den Tagen, wo er in die Städte fuhr, einen Batzen brauchte, ſo war es viel. Am Morgen ſorgte die Mutter dafür, daß er tapfer frühſtücken konnte, dann ſteckte er meiſt noch etwas zu ſich, hie und da kriegte er etwas in einer Küche, wo er wohl bekannt war. Endlich meinte er nicht, es müſſe alsbald gegeſſen ſein, wenn es Einen gelüſte. Hunger haben mache gar nichts, wenn man wiſſe, wann man zu eſſen bekomme, es dünke Einen nur deſto beſſer. Aber Hunger haben und nicht wiſſen, ob man je wieder was zu eſſen kriegt, das thue weh. Das wußte Hansli, daß, ſobald er heimkam und ſeine Sachen geſchermt hatte, er eſſen konnte bis genug, dafür ſorgte die Mutter treulich. Sie wußte, was das für eine Bedeutung hat, ob ein Menſch, wenn er heim kömmt, zu eſſen findet oder nicht findet. Wer da weiß, er findet daheim, der kehrt nicht ein, bringt einen leeren Magen heim, und wie er ihn füllt, wird es ihm wohl daheim. Wer nichts findet daheim, füllt ihn draußen und bringt einen vollen Kopf heim, der iſt nicht wohl daheim, ſondern thut wüſte.

Hansli war nicht geizig, aber ſehr ſparſam, für nützliche, anſtändige Sachen reute ihn das Geld nicht. In Eſſen und Kleidern wollte er, daß die Mutter es recht habe, er ſchaffte ſich ein gutes Bett an, große Freude hatte er, wenn er ein ſchönes gutes Meſſer oder ein ander Stück Werkzeug kaufen

konnte. Er ſelbſt kam brav daher, nicht koſtbar, aber währſchaft. Wer ein gutes Auge hat, ſieht es den meiſten Menſchen und Häuſern an, ob es da auf- oder abgehe. Bei Hansli war das Aufgehen recht ſichtbar, aber eben nicht in der Hoffahrt, ſondern in der Reinlichkeit und Sorgfältigkeit. Daran hatten die Bauern große Freude und mochten es Hansli von Herzen gönnen, kam er doch nicht mit Stehlen zu ſeiner Sache, ſondern durch Fleiß. Dabei ließ er vom Beten nicht, machte am Sonntag nicht Beſen, ging in die Kirche des Morgens, las Nachmittags der Mutter, deren Augen ſtark böſeten, ein Kapitel vor und gönnte ſich dann ſpäter wohl auch ein Privatvergnügen. Dieſes beſtand darin, daß er ſein Geld hervor holte, es zählte und betrachtete und rechnete, wie es gemehret und wie es noch mehr mehren werde u. ſ. w. Unter dem Gelde waren ſchöne Stücke, überhaupt meiſt ſauberes Silbergeld. Hansli war ſtark auf dem Eintauſchen, er nahm gerne Münze ein, aber bewahrte ſie nicht gerne auf, es dünke ihn immer, der Wind komme gar zu leicht dahinter und trage ſie fort. Die größte Freude hatte er an blanken neuen Silberſtücken, den ſchönen Bernerthalern mit dem Bären und dem ſtattlichen Schweizermann. Wenn er ein ſolches erhaſchen konnte, war er manchen Tag glücklich.

Er hatte aber auch Verdruß und ſeine bitterböſen Tage. So z. B. war es ein böſer Tag für ihn, wenn er einen Kunden verloren hatte oder verloren glaubte, wenn er gerechnet hatte, in einem Hauſe ein Dutzend Beſen abzuſetzen, und mit dem Beſcheid: ſind ſchon verſehen! barſch abgewieſen wurde. Es war vielleicht eine neue Köchin eingezogen und die wußte nichts vom bekannten Beſenbub und ließ ihre harthölzige Stimme die Treppe herunter erſchallen: wir mangeln keine! Nun dachte Hansli nicht an die wahre Urſache, wußte nicht, daß man an Orten mit den Köchinnen wechſeln muß wie mit den Hemden, manchmal faſt noch öfter. Er meinte dann wunder, was er gefehlt, ob ein Beſen nicht recht gebun-

den gewesen, ob er verläumdet worden? Er nahm's sehr zu Herzen, es irrte ihn im Schlafen, er ruhete nicht, bis er den wahren Grund vernommen. Später nahm er es aber auch kaltblütiger, selbst wenn eine Köchin, der er wohl bekannt war, ihn wegschnauzte. Er dachte, Köchinnen seien so zu sagen auch Menschen, und wenn Herr oder Madame die Köchinnen schnauzten, weil sie die Suppe verpfeffert und die Sauce versalzen, dieweil ihr Schatz in's Land gegangen, wo der Pfeffer wächst, so hätte die Köchin auch Menschenrechte und könne wieder Andere abschnauzen.

Doch noch bösere Tage machte ihm Folgendes, und das lernte er nie kaltblütig nehmen. Seine Birken kannte er nachgerade alle, ja für sich hatte er den Weiden und sogar einzelnen Bäumen bestimmte Namen gegeben, den schönsten Birken schöne Namen, Anne Mareili z. B., Liseli, Röseli, Sternenblume u. s. w. Diese Bäume freuten ihn das ganze Jahr über, er theilte die Luft, ihnen ihre Reiser abzunehmen, sich ordentlich ein, behandelte die Bäume mit Zärtlichkeit, brachte die Besen von denselben seinen liebsten Kunden. Das waren denn auch wirkliche Staatsbesen, die diesen Namen besser verdienten als mancher andere Besen. Wenn er aber dann voller Freude in die Weide kam, und sein Röseli, seine Sternenblume waren gräulich gestumpet, der ganze Baum arg mißhandelt, dann that es ihm im Herzen so weh, das Wasser lief ihm d'Backe ab, und vor Zorn ward allmählig sein Blut so heiß, daß man Schwefelhölzer daran hätte entzünden können.

Das machte ihm lange böse Tage, er konnte es nicht verwinden, er trachtete nach nichts, als den Frevler in die Finger zu kriegen, nicht wegen des Werthes der Reiser, sondern weil er ihm seinen Baum geschändet. Hansli war nicht groß, aber er wußte Kraft und Glieder wohl zu brauchen und hatte ein kuraschirtes Herz. Da war's, wo er der Mutter nicht gehorchte, wenn sie ihm um Gotteswillen anlag, er solle

doch die Sache vergessen, er habe ja Reiser genug, er solle ja nicht nach den Thätern trachten, sie könnten ihn tödten oder sonst unglücklich machen. Aber dem Allem frug Hansli nichts nach, er lauerte und strich herum, bis er jemanden kriegte. Dann gab's Schläge und mächtige Kämpfe geschahen in den einsamen Weiden. Manchmal siegte Hansli, manchmal kam er zerzaust nach Haus. Aber das gewann er in alle Wege, daß man mehr und mehr seine Weiden in Ruhe ließ, wie es immer geht, wo etwas mit nachhaltiger Tapferkeit vertheidigt wird. Warum soll man sich Schlägen aussetzen um etwas, das man anderwärts ohne Gefahr sich verschaffen kann? Zudem hatten die Rychiswyler Bauern Freude an ihrem muthigen kleinen Bannwart. Wurde er einmal gezaust, so sagte ihm wohl der oder dieser: Es macht nichts, der muß seine Heiligen wieder haben. Sag es mir, wenn du wieder was merkst, ich will dann auch dabei sein, dem wollen wir das Besenhauen ein für alle Mal verleiden. — Dann sagte es Hansli, wenn er was merkte; der Bauer versteckte sich, Hansli that den Angriff; der Gegner in der Meinung, er sei der Stärkere, floh nicht, wartete, wollte es machen wie das vorige Mal. Hatte Hansli einmal gefaßt, ließ sich der Bauer hervor. Dann wohl, dann hätte der Frevler gerne Fersengeld gegeben, aber Hansli ließ nicht los, er mußte herhalten, bis er den Buckel voll Schläge und den Kopf ohne Haare hatte.

Das war ein sehr wirksames Mittel gegen das Birkenplündern, Mareili und Bäbeli blieben nachgerade so ziemlich sicher in den einsamsten Weiden. So trieb es Hansli manches Jahr in ganz kurzweiliger Einförmigkeit, dachte gar nicht daran, daß es anders gehen könnte. Eine Woche ging ihm um wie der Zeiger an der Uhr, er wußte nicht wie, ehe er sich's versah, war es Dienstag, wo er nach Bern fuhr; und kaum war der Dienstag zum Loch aus, war der Samstag da, wo er nach Thun mußte, er mochte wollen oder nicht, denn wie hätte man es in Thun machen sollen ohne ihn?

Zwischendurch hatte er die Hände voll zu thun, seine Ladungen zu bereiten, Nachbarsleuten zu genügen, d. h. solchen, welche ihm anständig waren. Unser Hansli war auch ein Mensch, und jeder Mensch, wenn er immer dazu kommen mag, hat gnädige und ungnädige Launen. Wer ihn leicht je getreten, der mußte es klug anfangen, wenn er Besen von ihm kriegen wollte. Der Frau Pfarrerin z. B. hätte er nicht für das doppelte Geld einen Besen abgelassen; sie mochte schicken wann sie wollte, so war es ihm immer leid, daß er keine vorräthig hätte. Sie hatte ihm einmal gesagt, er mache es wie Andere, er thue einige lange Reiser außen um, in der Mitte sei dann lauter kurzes G'stümpel. In diesem Falle komme es ja auf eins heraus, ob sie ihre Besen bei ihm oder bei jemand Anderem nehme, sagte er darauf und dabei blieb er, und die Frau Pfarrerin starb, ehe sie wieder einen Besen von ihm bekommen hatte.

Eines Dienstags fuhr er wieder auf Bern mit schwer beladenem Karren, den schönsten Besen von seinen liebsten Bäumen, von Röseli, Sternenblume u. s. w. Er zog mit Mühe und schwitzte stark. Er dachte, es sei curios, sein Karren gehe nicht mehr so von selbst wie anfangs, er müsse gar zu schwer ziehen, es werde wohl irgendwo fehlen. Er hielt öfters an, um zu Athem zu kommen und die Stirne abzuwischen. Wenn er nur den Stalden auf wäre, der mache ihm Kummer, dachte er. So hielt er auch still beim Murihölzli, gerade vor der Leubank. Auf der saß ein Mädchen mit einem Bündelchen neben sich und weinte bitterlich. Hansli hatte ein gut Herz und fragte: „Was weinst?“ Das Mädchen sagte, es sollte in die Stadt, und es sei ihm so z'wider, es dürfe fast nicht. Sein Vater sei ein Schuhmacher und habe seine beste Kundschaft in der Stadt. Da habe es schon lange Schuhe hinein getragen und nichts Anderes gewußt. Jetzt habe es in der Stadt einen neuen Haschirer gegeben, gar e grusam böses; der habe es schon mehrere Dienstage,

wenn es zum Thore hineingekommen, schrecklich geplagt und ihm gedroht, wenn es noch ein Mal komme, so nehme er ihm die Schuhe weg, und es müsse in's Gefängniß, es sei verboten, Schuhe in die Stadt zu tragen und damit zu hausiren. Es hätte sagen mögen was es gewollt, alles habe nichts geholfen. Es habe dem Vater angehalten, er solle es nicht mehr schicken, aber der sei gar ein exakter und preußischer, der habe gesagt, es solle nur gehen, er wolle dann schon sehen, wenn man ihm was thue. Aber was ihm das helfe? d'Sach hätte es dann ausgestanden und die Schande gehabt, daß die Haschirer es genommen. Hans fühlte großes Mitleiden, besonders weil das Mädchen solch Zutrauen zu ihm gehabt und ihm sein Leid geklagt hatte, was es wohl nicht jedem gethan. Aber es hab' es ihm auf den ersten Blick angesehen, daß er nicht der Wüsteste sei und was für ein Herz er habe, dachte er. Der gute Hansli! Aber der Glaube mache selig, heißt es.

Meitschi, da ist dir z'helfe, sagte er; gieb mir deinen Sack, ich kann ihn zwischen die Besen thun, daß ihn kein Mensch sieht. Ich bin wohl bekannt, da kommt keinem Menschen in Sinn, daß deine Schuhe zwischen meinen Besen sind. Kannst mir sagen, wo ich sie abgeben oder dir warten soll, und von weitem hinterdrein gehen, daß es keinem Menschen z'Sinn kömmt, daß wir etwas mit einander hätten. Das Mädchen machte keine Komplimente: Wolltest? frug es mit aufgeheitertem Angesicht, das ginge mir viel zu gut. Es brachte den Bündel, und Hansli barg ihn, daß keine Katze was davon merken konnte. Soll dir stoßen oder helfen ziehen? fragte das Mädchen, als ob es sich von selbst verstehe, daß es das Seine beitrage. Wie du lieber willst, eigentlich wär's nicht nöthig, g'schweret hat's wegen der paar Schuhe nicht.

Anfangs stieß das Mädchen hinten am Karren, doch nicht lange ging's, so war es vorne und zog an der Stange. Es

dünke ihm, es ſchicke ſich ihm hier beſſer, ſagte es. Es zog brav, man kann ſich's denken, und hatte doch noch Athem genug zu reden und beiher von allem Bericht zu geben, was ihm im Kopf und auf dem Herzen lag. Sie waren oben am äußern Stalden, Hansli wußte nicht wie; die lange Allee ſchien ihm um die Hälfte kürzer geworden zu ſein. Hier blieb nach getroffener Abrede das Mädchen zurück, und Hansli zog mit Bündel und Beſen unangefochten zur Stadt ein, unangefochten gab er dem Mädchen ſeinen Bündel, aber ehe ſie noch weiter mit einander geſprochen, ehe das Mädchen gedankt, wurden ſie durch die Fluth von Leuten, Vieh und Fuhrwerken auseinander gedrängt, Hansli mußte ſorgen, daß ſein Karren ihm nicht entzwei geriſſen würde.

Somit war die Bekanntſchaft aus. Es ärgerte Hansli nicht wenig, doch ſann er der Sache nicht weiter nach, geſchweige, daß er ſie zu Herzen nahm. Wir können leider nicht ſagen, das Mädchen hätte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht, es war auch nicht darnach. Es war ein vierſchrötig Ding mit breitem Geſicht, ſeine größten Schönheiten waren ein gutes treues Herz und unermüdlicher Fleiß, dieſe Züge ſtechen aber gewöhnlich nicht beſonders hervor, und Viele halten nicht einmal viel darauf.

Am folgenden Dienſtag jedoch, als Hansli wieder den Karren zog, kam er ihm ſehr ſchwer vor, er hätte nicht geglaubt, ſagte er zu ſich ſelbſt, was das mache, wenn zwei dran zögen ſtatt nur eins. Iſt's wohl wieder da? ſagte er, als er gegen das Murihölzli kam, ich wollte ihm gerne ſein Säckli nehmen, wenn es wieder ziehen hülfe, es geht ohnehin nirgends ſo ſauer als von hier bis in die Stadt. Und richtig, das Mädchen ſaß da auf der Leubank wie vor acht Tagen, weinen that es aber nicht. Haſt mir wieder was zu laden? frug Hansli, dem der Karren ſchon vom bloßen Sehen des Meitſchi's ganz leicht wurde.

Es iſt mir doch nicht bloß wegen dieſem, daß ich da

ſitze; wenn ich ſchon nichts in die Stadt zu tragen gehabt, ich wäre gekommen, antwortete das Mädchen; konnte dir vor acht Tagen nicht einmal danken und fragen, ob's was koſte. Das fehlte mir noch, gingeſt mir ja für ein Handroß, und fragte dich auch nicht, was du für's Ziehen wolleſt.

Wie wenn es ſich von ſelbſt verſtünde, brachte das Mädchen ſeinen Bündel, Hansli barg ihn, und als ob es es gelernt, ſtellte ſich das Mädchen an die Stange. Es hätte erſt gedacht, als es ſchon von Hauſe geweſen, es hätte einen Strick mitnehmen ſollen, den man hinten am Wägeli hätte befeſtigen können, ſo könnte es viel mehr abbringen. Das andere Mal aber, wenn es komme, wolle es den Strick nicht vergeſſen. Dieſes Bündniß in Betreff gegenſeitiger Hülfleiſtung ging ohne weitläufige diplomatiſche Verhandlung zu, daß einfacher es wirklich kaum möglich war. Diesmal traf es ſich, daß ſie auch zuſammen heim wanderten, ſo weit ihre Wege zuſammen gingen, doch ſo klug waren beide, daß die Haſchirer ſie nie zuſammen im Thore ſahen.

Die Mutter hatte ſeit einiger Zeit ſonderbare Freude an Hansli. Es dünke ſie, er ſei ſo aufgeheitert, ſagte ſie, er könne den ganzen lieben langen Tag pfeifen oder ſingen, und er pützerle ſich z'weg, es habe keine Gattig. Er habe ſich letzthin eine halbleinene Kutte machen laſſen, er komme darin ſo ſtaadiſch, nit viel gefehlt, wie der Landvogt. Sie möge es ihm aber auch gönnen, er ſei ſo gut gegen ſie, der liebe Gott im Himmel wolle es ihm vergelten, ſie könne es nicht, ſie könne nichts, als für ihn beten. Es ſei denn aber doch nicht, daß er alles an die Hoffährt hänge, er habe Geld auch. Sie glaube gewiß, wenn der das Leben habe und Gottes Segen, der bringe es einmal zu einer Kuh, von einer Geiß habe er ſchon lange geredet, aber ſie werde es nicht erleben, es ſei auch nicht, daß ſie ſo dran hange und meine, es müſſe ſein.

Mutter, ſagte einmal Hansli, ich weiß nicht, wie es

geht, ob der Karren schwerer wird oder ich schwächer, ich mag ihn seit einiger Zeit fast nicht mehr allein g'regieren, es geht mir gar hart an, besonders nach Bern hinein, es geht da so viel bergauf. Glaub's wohl, sagte die Mutter, warum ladest alle Wochen mehr auf, es grusete mir schon manchmal für dich, von wegen das giebt böse Alter. Dem ist aber gut zu helfen, lade drei oder vier Dutzend weniger, dann magst wohl gfahren wie ehedem. — Mutter, das kann ich nicht wohl, sagte Hansli, habe ohnehin fast immer zu wenig, und zweimal in der Woche zu fahren, habe ich nicht Zeit; Thun will ich auch nicht fahren lassen, habe meine besten Leute dort. — Hansli, und wenn du sehen würdest ein Eselein zu bekommen? habe schon oft davon gehört, wie das die allerkommodsten Thiere seien, sie kosteten fast nichts, sie fräßen fast nichts und ganz unwerthe Sachen, zögen trotz einem Roß, und sogar die Milch könnte man brauchen — nit daß ich möchte, aber nur so zu sagen.

Nein Mutter, sagte Hansli, sie sollen auch b'sunderbar köpfig sein, so daß man längs Stück nichts mit ihnen machen kann, und für was sollte ich es die fünf anderen Tage brauchen? Nein, aber Mutter, ich hätte an eine Frau gedacht, was sagt ihr dazu? — Aber Hansli, warum nicht lieber an eine Geiß oder an einen Esel, was dir nicht z'Sinn kommt? was willst mit einer Frau machen? — He Mutter, öppe was ein Anderer, sagte Hansli, dann dachte ich, könnte sie mir helfen den Karren ziehen, es ginge mehr als einmal so leicht, wenn mir eine hülfe, und in der Zwischenzeit könnte sie pflanzen und helfen Besen machen, wo man weder eine Geiß noch einen Esel dazu anreisen kann. — Aber Hansli, meinst du findest eine, die dir hilft den Karren ziehen, und die für andere Sachen auch noch was nütze ist? frug bedenklich die Mutter. — O Mutter, es ist eine, welche mir schon oft geholfen hat den Karren ziehen, antwortete Hansli, und die wäre noch für mehr Sachen gut; aber ob sie die Frau wer-

den wolle, habe ich nicht gefragt. Ich dachte, ich wolle es euch zuerſt ſagen. — Du Dillersbub, was du mir nicht ſagſt! jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, rief die Mutter. Was, biſt du auch ſo einer? das hätte ich unſerm Herrgott nicht geglaubt, wenn er es mir geſagt hätte. Was, eine hat dir am Karren geholfen, und haſt ſie expreß angeſtellt dafür? Nein, aber jetzt traue einer noch einem Menſchen! — Da erzählte Hansli die Umſtände, wie das ſo zufällig ſich getroffen, und wie das ein Meitſchi ſei, gerade wie für ihn gemacht, exakt wie eine Uhr, nicht hoffährtig, nicht verthunlich, und ziehen thue es, er wette, ein mittelmäßig Kuhli möchte es nicht. Geredt mit ihm derentwegen habe er nicht, aber er glaube, unanſtändig ſei er ihm nicht. Es habe oft geſagt, z'heirathen preſſire es ihm aparti nicht, aber wenn's es zu machen ſehe, daß es nicht noch böſer haben müßte als jetzt, da beſänne es ſich nicht lang und thät's. Es wüßte doch dann auch, für was es auf der Welt wäre. Die jüngern Geſchwiſter wüchſen nach, und es wiſſe wohl, wie das gehe, die jüngeren ſeien immer werther als die älteren, und man ſinne den älteren nicht daran, daß ſie die jüngeren hätten nachſchleppen müſſen. — Das gefiel der Mutter nicht ſchlecht, und je mehr ſie das Unerwartete verwand und über die Sache nachdachte, deſto anſtändiger kam ſie ihr vor. Sie legte ſich auf Nachricht aus und vernahm: Schlechtes wiſſe man nichts von ihm, es gehe den Eltern brav an die Hand; daneben z'fiſchen werde es da nicht viel geben. He nun ſodann, deſto beſſer, dachte die Mutter, ſo hat doch keins dem anderen was vorzuhalten. Als am Dienſtag Hansli den Karren rüſtete, ſagte ihm die Mutter: He nun ſodann, ſo red mit dem Meitli, wenn es will, mir iſt's recht, aber nachlaufen thue ich ihm nicht, es ſoll am Sonntag zu uns kommen, ſo kann ich es g'ſchauen, und man kann mit einander reden. Wenn's gattlich thun will, ſo wird es ſchon gut kommen, einmal wird es doch ſein müſſen. He Mutter, das ſteht nir-

gends geſchrieben, daß es ſein müſſe, iſt's euch nicht anſtändig, ſo kann man es ja unterwegen laſſen, entgegnete Hansli. — Stürm nur nit und fahr du jetzt und ſag dem Meitli, wenn es mich für die Mutter halten wolle, ſo ſolle es mir Gottwilche ſein.

Hansli fuhr und fand ſein Meitſchi, und als Hansli in der Stange, das Meitſchi jetzt am Strick wacker zogen, ſagte er: Es geht doch mehr als d's halb ringer, wenn zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und mußte mich faſt tödten. — Habe es ſchon oft gedacht, ſagte das Meitſchi, es ſei einfältig von dir, daß du nicht jemanden anſtelleſt; es ging dir alles d's halb leichter und der Verdienſt wär größer. — Was willſt, ſagte Hansli, bald finnet man zu früh auf eine Sache, bald zu ſpät, man iſt halt geng e Menſch. Aber jetzt düecht es mich, ich möchte Eine anſtellen; wenn du wollteſt, du wärſt mir gerade recht. Ich wollte dich heirathen, wenn es dir anſtändig iſt. — He warum nicht, wenn ich dir nicht z'wüſt und z'arm bin, antwortete das Meitſchi. Haſt mich einmal, ſo nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nicht viel beſſer treffen; öppe Einen bekömmt man immer, aber dann was für Einen? Mir biſt brav genug, haſt Sorg zur Sache und wirſt e Frau nit für e Hund haben. — He ſie kann es haben wie ich, und iſt ihr das nicht gut genug, ſo kann ich nicht helfen, antwortete Hansli. Aber ich denke, ſchlimmer als du's bisher gehabt, würdeſt du es bei mir nicht haben. Iſt's dir recht ſo, ſo ſollſt am Sonntag zu uns kommen, die Mutter läßt dir ſagen, du ſolleſt Gottwilche ſein, wenn du ſie für die Mutter halten wolleſt. — He, ſagte das Meitſchi, was ſollte ich Anderes, bin's gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen und es anzunehmen wie es kömmt, böſer und minder böſe, ſauer und minder ſauer. Habe nie geglaubt, ein böſes Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer groß am gan-

zen Leib. Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter vorbehalten haben. Doch würden die nichts dagegen haben, es seien ihrer noch genug daheim, und sie würden froh sein, vorabzustoßen, was gehen wolle.

So war es auch. Am Sonntag erschien das Meitschi richtig zu Rychiswyl. Hansli hatte es gut b'richtet, so daß es nicht lange zu fragen brauchte, wo der Besenbinder wohne. Die Mutter examinirte es gut über Pflanzen und Kochen, wollte wissen, was es bete und ob es lesen könne im Testament und auch in der Bibel — es sei für die Kinder bös, und die hätten sich dessen zu entgelten, wenn eine Mutter sich nicht darauf verstehe, sagte die Alte. Ihr gefiel das Meitschi, und die Sach ward richtig. Eine Schöne hast nicht, sagte sie vor dem Meitschi zu Hansli, und wegem Reichthum wirst auch nicht viel zu rühmen haben. Daneben macht das nichts; von der Hübschi hat man nicht gelebt und mit dem Reichthum ward schon mancher angeschmiert, daß er meinte, wie eine Reiche er habe und hinterdrein konnte er dem Schwäher die Schulden zahlen. Wenn's gsunder Art ist und werkbar, so wird die Sache sich schon machen. Ein paar gute Hemder und eine doppelte Kleidung, daß du am Sonntag und Werktag nicht gleich daher kommen mußt, sondern dich anders anziehen kannst, wirst du wohl haben. — Bhütis ja, sagte das Meitschi, wegen selbem braucht ihr keinen Kummer zu haben. Ich habe ein ganz neues Hemd, zwei ganz gute und dann noch viere, die aber nicht mehr alles sind. Aber die Mutter hat gesagt, ich müsse noch eins haben, und der Vater hat gesagt, er wolle mir die Hochzeitschuhe machen, und sie sollen nichts kosten. Dann habe ich noch eine b'sunderbar gute Pathe, die giebt mir allweg auch etwas Schönes, vielleicht gar ein Pfänneli oder ein Breitüpfi, und wer weiß, ob's da nicht einmal was zu erben giebt? Sie hat zwar Kinder, aber die könnten sterben.

Gegenseitig vollkommen befriedigt, besonders von des

Mädchens Seite, welchem die Wohnung, die ſauber gehalten war, neben ihrem Schuhmacherloch voll Leder, Leiſten und Kinder wie ein Palaſt vorkam, gingen ſie auseinander, um bald wieder zuſammen zu kommen und zuſammen zu bleiben. So geſchah es auch, Einſpruch gab es keinen, die Vorbereitungen nahmen ebenfalls nicht Monate weg, neue Schuhe und ein neues Hemd ſind bald gemacht, wenn man nämlich die Sachen dazu hat, und nach vier Wochen zog Hansli zu zwei den Karren nach Thun, und curios war es, der alte Karren ging wieder ganz leicht und wie von ſelbſt. Er hätte nicht geglaubt, daß ein Karren ſich ſo zum Guten ändern könnte, es könnte mancher Menſch an ihm ein Exempel nehmen.

Um Hansli reute es manches Mädchen, den hätte es auch mögen, dachte es; wenn es geglaubt, dem preſſire es, ſo hätte es ihm ſchon in den Weg kommen wollen, daß er das Plättergeſicht nicht mit dem Rücken angeſehen. Es hätte nicht geglaubt, daß Hansli ſo dumm wäre, der hätte ganz anders weiben können, wenn er es gewußt hätte anzuſtellen; der werde noch reuig werden vor der nächſten Faſtnacht, aber es möge es ihm gönnen, ſelber thun, ſelber han. Aber Hansli war nicht ſo dumm und ward nicht reuig, er hatte gerade ein Fraueli, wie es für ihn paßte, ein demüthiges, arbeitſames, genügſames Fraueli, dem es bei Hansli war, als hätte es den Himmel erheirathet.

Gar lange freilich half es dem Hansli den Karren nicht ziehen, der mußte bald wieder einſpännig fahren. Aber als einmal ein Bube da war, tröſtete er ſich; ein d'ſunderbar munterer ſei er, ſagte er, im Hui ſei der nachgewachſen, daß er ihm helfen könne und unverſehens ziehe er den Karren alleine. Sein Fraueli wollte zwar bald wieder ſich einſpannen. Wenn ſie ſich preſſirten mit Heimkommen, ſo möge es der Bub wohl aushalten, die Großmutter gebe ihm unterdeſſen ſchon zu trinken, meinte es. Aber der Bub meinte es anders, wohl der machte ihnen den Marſch. Sie hatten ſehr preſſirt

mit dem Heimfahren, aber noch waren sie mehr als eine halbe Stunde vom Hause entfernt, als das Fraueli ausrief: „Mein Gott, was hört man? Es waren Töne, als ob man ein junges Schwein am Messer hätte. Mein Gott, was ist dort, was hat's gegeben! rief wiederum das Fraueli, ließ den Karren fahren und lief davon. Es war die Großmutter, welcher der Bub mit Brüllen den Angstschweiß ausgetrieben, und die sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn der Mutter entgegen zu tragen, in tausend Aengsten, er falle in Krämpfe. Der schwere Bub, die Angst und das Laufen hatten die alte Frau so außer Athem gebracht, daß es die höchste Zeit war, daß jemand ihr den Bub abnahm. Sie war außer sich, und lange ging's, bis sie sagen konnte: Nein, so will ich nicht dabei sein, so einen handlichen habe ich mein Lebtag nie gesehen, lieber will ich den Karren ziehen. — Die guten Leute erfuhren es, was es heißt, einen Zwingherrn im Hause zu haben, wenn es auch nur ein kleiner war.

Das that aber ihrem Haushalt keinen Abbruch, das Fraueli waltete verzweifelt brav daheim, pflanzte viel, half Besen machen, überstürzte nichts, aber machte immer was, als ob es nie müde würde, und alles ging ihm flink von der Hand. Hansli war ganz verwundert, wie er gut z'weg kam mit einer Frau, und wie sein Geld sich mehrte. Er empfing ein Ackerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme sie von selbst, und bald zwei. Eseli wollte Hansli keins, aber er mußte sich mit dem Müller, der in die Stadt fuhr, verbinden, um einen Theil seiner Besen führen zu lassen, was freilich den Profit etwas schmälerte und Hansli sehr reute, denn jeder Kreuzer that ihm weh, der nebenaus ging.

Hansli's Leben gestaltete sich wiederum glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterscheiden. Die Besenreiser wuchsen alle Jahre, seine Frau brachte fast alle Jahre ihm ein Kind, ohne daß es sie viel irrte. Sie bekam es, legte

es ab, es ſchrie alle Tage ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig, und handumkehrt konnte man es ſchon brauchen. Die Mutter ſagte, ſie ſei alt und habe das nie ſo geſehen. Sie mahnten ſie an nichts beſſer, als an junge Katzen, die nach ſechs Wochen ſchon mauſen könnten.

Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, deſto mehr Geld. Ja, man denke, die Mutter erlebte die Kuh noch. Wenn ſie aber nicht geſehen hätte, wie Hansli ſie bezahlt, ſie hätte ſich kaum ausreden laſſen, er habe ſie geſtohlen.

Und hätte die Mutter noch zwei Jahre länger gelebt, ſo hätte ſie erlebt, daß Hansli Eigenthümer wurde des Häuschens, in welchem ſie ſeit Jahren gewohnt, mit einer Tauner-Gerechtſame, welche ihnen mehr als genug Holz brachte und Land wohl für eine Kuh und zwei Schafe, welche beſonders kommod ſind, wenn man Kinder hat, welche wollene Strümpfe brauchen. Hansli blieb freilich ziemlich viel darauf ſchuldig, aber es war feſtes Geld, welches ihm ſtehen blieb, ſo lange er fleißig zinſete. Uebrigens machten ihm, wenn er das Leben hätte, die Schulden keinen Kummer, ſagte er, und er hatte Recht.

Hansli erfuhr es, wie die erſten Kreuzer zu erübrigen am ſchwerſten hält. Es iſt immer ein Loch da, durch welches ſie entſchlüpfen wollen, oder ein Mund, der ſie verſchlingen will. Iſt einmal nachgewerchet, daß man ohne Schulden iſt, mit ganzen Kleidern behaftet und ohne was vorgefreſſen zu haben, dann geht es ſchon. Es bildet ſich der Boden unter den Füßen, es zaunet immer beſſer, der Bach breitet, d. h. das Vorſchlagen wird leichter und größer, wenn nämlich eins nicht iſt, wenn ſich die Lebensweiſe nicht ändert. Da liegen Klippe und Sandbank neben einander, und die Durchfahrt iſt merkwürdig ſchmal. Da wachſen gerne aus dem Boden herauf die Bedürfniſſe über Nacht wie Schwämme auf dem Miſt, und wenn nicht beim Mann, ſo doch beim Weib, und

wenn nicht bei den Eltern, ſo doch bei den Kindern. Auf einmal ſind hundert Dinge nöthig, an die man nicht gedacht, und anderer ſchämt man ſich, wo man ſonſt nichts Anderes gewußt. Man überſchätzt, was man hat, weil man vorher nichts gehabt, überſchätzt ſich, weil man das Gedeihen ſich ſelbſt zuſchreibt, überſchätzt ſeine Zukunft, weil man ſie für nothwendige Fortſetzung der Vergangenheit hält, und ändert die ganze Lebensweiſe. Im Verhältniß, daß der Verbrauch zunimmt, nimmt der Fleiß ab und ſomit der Erwerb, und wie man aufgeſchoſſen, fällt man wieder. Die Herrlichkeit vergeht, wie ſie gekommen, denn es iſt noch immer wie ehedem: der Hochmuth kommt vor dem Fall.

Das war nun bei Hansli aber nicht. Er lebte und ſchaffte durchaus im Gleichen fort, verthat faſt kein Geld, freute ſich dann aber auch, daheim was Warmes zu finden, und that ſich daran gütlich. Es änderte nichts, als daß nach und nach die ſchaffenden Kräfte ſich mehrten. Das Fraueli beſaß, ſich ſelbſt ganz unbewußt, die merkwürdige ſeltene Kunſt, die Kinder alsbald zu gebrauchen, ſie ſich ſelbſt helfen zu lehren, jedes nach ſeinem Alter und das ganz ohne viel Redens, es wußte ſelbſt nicht, wie es das machte. Ein Pädageg hätte ſicherlich darüber kein vernünftig Wort von ihm herausgebracht. Sie warteten ſich gegenſeitig, halfen dem Vater mit dem Beſenmachen, der Mutter trugen ſie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süßigkeit des Müſſigganges, des träumeriſchen Herumlungerns, und doch wurde keines ſtraplizirt oder vernachläſſigt mit Speiſe oder Unreinlichkeit. Sie wuchſen wie die Weiden am Bach, waren geſund und froh. Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narrethei zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, ſahen, daß ſie mit ihnen zufrieden waren, wenn ſie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater ſein Kapitel und erklärte, was er wußte, und derentwegen hatten die Kinder großen Reſpekt

vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland. Der wahre Respekt der Kinder vor den Eltern hängt ganz bestimmt vom Verhältniß der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten!

Ja unser Hansli war selbst unter andern Leuten als nur unter den Kindern eine Art Respektsperson. Er war so bestimmt, so zuverlässig, gescheidte Worte gingen von ihm, man sah ihn niemals anders als ehrbar, er that nicht groß, machte aber auch nicht den Bettler, daß gar manche vornehme Herrenfrau erpreß in die Küche kam, wenn sie hörte, das Besenmannli sei da, um zu vernehmen, wie es auf dem Lande gehe und wie dies und wie jenes gerathe. Ja, in manchem Hause in Bern vertraute man ihm das Liefern von Wintervorräthen an, und das trug manchen schönen Batzen ein. In Thun war das wohl nicht der Fall, denn dort ist jede Frau Rathsherrin eine halbe Bäurin und pflanzet für Menschen und Vieh, daß es sie fast versprengt. Aber sie kamen doch in die Küche, hießen ihn gar in die Stube kommen und verklapperten mit ihm manch trautes Halbstündchen bei süßem Thunerwein. Denn wenn sie schon selbst pflanzten, so meinten sie deswegen nicht, daß sie nicht das Recht hätten zu klappern mit wem sie wollten, so gut wie die andern Frauen Rathsherrinnen, welche nicht pflanzten. Ja sogar die Frau Schultheißin sprach mit ihm, es war so zu sagen ihr zum dringenden Bedürfniß geworden, ihn alle Samstage zu sehen, und wenn sie mit ihm sprach, so war es sogar erlebt worden, daß der fragende Herr Schultheiß auf Antwort warten mußte. Von wegen, es thut auch einer Frau Schultheißin wohl, einmal in der Woche ein vernünftig Wort zu hören und zu reden.

Da einmal geschah es, daß Samstag war in Thun, aber in Thun war kein Besenmannli zu sehen. Das gab großes Aufsehen und bedenkliche Gesichter. Manche Köchin stand un-

ter der Thüre mit eingeſtemmten Armen und ließ kaltblütig oben in der Küche Suppe und Pfanne in einander wachſen, daß man mit keinem Lieb ſie mehr auseinander brachte. Haſt ihn nicht geſehen, nichts von ihm gehört? frug eine die andere. Manche Frau ſchoß in die Küche und wollte der Köchin abputzen, daß ſie ihr nicht gerufen, als das Beſenmannli da geweſen. Aber da fand ſie keine Köchin, fand nichts, als was auf dem Feuer, das ſtank wie der Teufel, das war die Pfanne und die Suppe, die Hochzeit hielten. Selbſt die Frau Schultheißin kam in Bewegung, nahm erſt ihren Herrn, dann den Landjäger vor, und als beide nichts wußten, ſtieg ſie nach dem Eſſen ſelbſt in's Städtchen hinab, um nach ihrem Beſenmannli zu fragen. Sie ſei ganz aus mit Beſen, habe in der folgenden Woche fegen wollen, und jetzt keine Beſen, man ſolle denken! —

Aber das Beſenmannli erſchien nicht. Es war die ganze folgende Woche eine gewiſſe Leere fühlbar in der Stadt und am nächſten Samstag große Spannung. Kommt er? kommt er nicht? war das Loſungswort. Und er kam, er kam wirklich, aber ringer wäre er daheim geblieben. Wenn er auf alle Fragen hätte Antwort geben wollen, ſo hätte er acht Tage in Thun bleiben müſſen. Er fertigte die Leute mit dem einfachen Beſcheid ab, er hätte z'Leicht an eine Begräbniß müſſen. — Wem? frug ihn die Frau Schultheißin, die er nicht ſo kurz abfertigen konnte. — Meiner Schweſter, antwortete das Beſenmannli. — Wer war ſie und wo wurde ſie begraben? frug die Dame weiter. — Das Beſenmannli antwortete kurz aber wahr, da rief die Frau Schultheißin plötzlich aus: Aber mein Gott! was? ſeid ihr der Bruder von der Köchin, die ſo großes Aufſehen machte, weil es nach dem Tode des Herrn ſich herausgeſtellt, daß ſie ſeine Frau geweſen und ihn alſo erbe und die dann darauf plötzlich ſtarb? — Gerade der bin ich, antwortete Hansli trocken. — Aber du meine Güte! rief die Frau Schultheißin und ſchlug die Hände zu-

ſammen: fünfzigtauſend Thaler geerbt zum wenigſten und jetzt noch mit Beſen im Lande herumfahren! — Warum nicht, antwortete Hansli, habe das Geld noch nicht, und wegen der Taube auf dem Dache laſſe ich den Spatz in der Hand nicht fahren. — Taube auf dem Dache! rief unwillig die Frau Schultheißin. Erſt dieſen Morgen haben ich und der Herr Schultheiß mit einander darüber geredet, und der ſagte, d'Sach ſei richtig, das Vermögen müſſe dem Bruder zufallen. — He nun, deſto beſſer, antwortete Hansli. Aber was ich fragen wollte, ſoll ich über acht Tage Beſen bringen oder über vierzehn? — Ach bah Beſe! rief die Frau Schultheißin, kommt herein, ich möchte ſehen, was mein Herr für Augen macht. — Ich wär preſſirt, antwortete Hansli, ich habe weit heim und die Tage ſind kurz. Kurz oder nicht kurz, kommt, befahl die Herrin, und Hansli mußte gehorchen, verſteht ſich.

Sie führte ihn nicht in die Küche, ſondern in's Eßzimmer, befahl der Gattung oder Fanchette oder wie die Kammermagd hieß, dem Herrn zu ſagen, das Beſenmannli ſei da, und eine Flaſche Wein zu bringen, und hieß das Mannli ſitzen, wie auch das Mannli proteſtirte, es habe nicht Zeit und müſſe weiter. Der Herr war da im Augenblick, ſetzte ſich, ſchenkte ſich auch Wein ein, machte Geſundheit, wünſchte Glück, und Hansli mußte erzählen, wie er dazu gekommen. Er machte es kurz. Er könne nicht viel ſagen, erzählte er. Bald, als die Schweſter vom Herrn gekommen, ſei ſie fortgegangen, um Arbeit aus. So ſei ſie von Platz zu Platz gekommen und ſtark gefördert worden mit Schein. Um ſie daheim habe ſie ſich nie viel gekümmert, ſei in der Zeit bloß zwei Mal heim geweſen und ſeit der Mutter Tode nie. Er habe ſie wohl in Bern angetroffen, aber nie habe ſie ihn heißen in's Haus kommen, wo ſie gedient, nichts als den Gruß befohlen an Weib und Kinder und wohl geſagt, ſie komme nächſtens, aber es ſei nie geſchehen. Freilich ſei ſie nicht viel in Bern geweſen, ſondern habe viel in Schlöſſern

auf dem Lande herum gedient, sei auch im Weltschland gewesen, wie er vernommen. Sie habe ein unruhig Blut gehabt und einen wunderlichen Kopf, und die blieben nie lange an einem Orte. Daneben war sie b'sunderbar treu und fromm, man konnte ihr unbesorgt anvertrauen was man wollte. Vor Kurzem sei die Rede gegangen, seine Schwester habe einen alten reichen Herrn geheirathet, der es den Verwandten zum Trotz gethan, weil sie ihn schwer erzürnt, aber er habe der Sache nicht viel Glauben gegeben und ihr nicht nachgedacht. Da habe er plötzlich Bescheid bekommen, er solle alsbald zu seiner Schwester gehen, wenn er sie noch lebendig antreffen wolle, sie wohne im Murtenbiet; das habe er gethan und sei noch früh genug gekommen, um sie sterben zu sehen, aber viel habe er mit ihr nicht mehr reden können. Als sie beerdigt gewesen, sei er wieder hergekommen, es habe ihm pressirt; seit er hause, habe er nie so viel Zeit versäumt. Du mein Gott, sagte die Frau Schultheiß, versäumt, wenn man dabei fünfzigtausend Thaler erbt? und wollet ihr denn bei einem solchen Vermögen fortfahren Besen machen und damit hausiren? He, das ist so, Frau Schultheißin, sagte Hansli. Ich traue der Sache nicht recht, es dünkt mich, es hätte keine Gattig, daß ich so viel erben sollte. Daneben sagt man mir, es könne nicht fehlen, und wenn die Zeit um sei, werde ich es frei und frank in die Hände bekommen. Nun, sei das wie es wolle, so fahre ich einstweilen im Alten fort. Wenn es fehlen sollte, müßten die Leute nicht lachen: der hat schon gemeint, er sei ein Herr und kann schön wieder an seinem Karren ziehen! Habe ich einmal das Geld, werde ich es mit den Besen wohl lassen, obgleich es mich reut und mir nicht erleidet ist. Aber die Leute würden doch reden und ein Gespött haben, wenn ich es thäte, und das mag ich auch nicht. Bauer sein ist auch eine schöne Sache, und wenn man Geld hat, wird schon ein Hof zu kaufen sein. Ich habe Gottlob ein Häuschen und Land fast für zwei Kühe, und bei meinem Fah-

ren habe ich manchmal gedacht: wäre ich nicht das Besenmannli, so möchte ich Bauer sein, und vielleicht brächte ich es z'weg, so einen mindern Hof zu kaufen, wo für alle meine Kinder zu arbeiten und zu essen genug wäre, fest kann man dann sitzen.

Aber ist das Vermögen in saubern Händen? können da keine Gefährde getrieben werden? frug der Herr Schultheiß. Ich glaube, es sei sicher, sagte Hansli. Ich habe die, welche am meisten dran machen können, probirt. Ich habe ihnen Geld angeboten, wenn sie machten, daß ich zum Erben komme. Da haben sie gescholten und gesagt: g'hörs mir, werde ich es erhalten, g'hörs mir nit, mache man da nichts mit Geld, für die Kosten werde man mir seiner Zeit die Rechnung machen. Da sah ich, daß die Sache am rechten Orte ist, und mag jetzt wohl warten, bis die Zeit um ist. — „Nein aber, sagte die Frau Schultheißin, das ist mir unbegreiflich, das ist mir eine Kaltblütigkeit, die in Israel selten gefunden wird, die mich aus der Haut triebe, wenn ich eure Frau wäre. — Die thut es nicht, sagte Hansli, bis sie jemand b'richtet, wie sie wieder hinein könnte.

Diese Kaltblütigkeit und das Fortfahren mit den Besen verschuhte viele Leute mit dem sonst so gerne beneideten sogenannten Glücklichen, während andere es als Beschränktheit und Dummheit verhöhnten. Einige meinten, Hansli sei dumm, und wer gescheidt sei, könne da was zu fischen kriegen. Sie liefen ihn an, suchten ihm Angst zu machen und hinten drein mit dem Anerbieten ihrer Hülfe zu trösten. Andere wollten das Erbe ihm abkaufen, er kriege es doch nicht, sagten sie. Es gebe da Prozesse, deren Ausgang er nie erlebe; wo da Geld nehmen, um sie zu speisen? He, sagte Hansli, es sei alles ungewiß auf der Welt, einstweilen wolle er sich noch besinnen, es sei dann noch frühe genug zuzusehen, wenn die Sache sich stecken sollte.

Die Sache steckte sich aber nicht. Zur gesetzten Zeit

erhielt er Bericht, er ſolle auf Bern kommen; d'Sach ſei im Reinen.

Als er als ein reicher Mann heim kam, weinte ſeine Frau gar mörderlich und himmelſchreiend. Er mußte mehrmal fragen: Was hat's gegeben, iſt ein Unglück geſchehen? — Jetzt, ſagte endlich die Frau, die, je ſeltener ſie weinte, um ſo ſchwerer zu ſich ſelber kam, jetzt wirſt mich verachten, da du ſo reich biſt, und denken, hätteſt nur eine andere. Ich that, was mir möglich war, aber jetzt bin ich nichts mehr, ein alter Kratten. O wenn ich nur ſchon unter der Erde wäre! — Da ſetzte ſich Hansli auf den Vorſtuhl und ſagte: Hör', Frau, du weißt, faſt dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das eine wollte, wollte das andere auch. Geprügelt habe ich dich nie, ja die böſen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt. Jetzt, Frau, fang mir nicht an wüſt zu thun und ein Neues anzufangen, es ſoll zwiſchen uns beim Alten bleiben. Das Erb kommt nicht von mir, es kommt nicht von dir, es kömmt von Gott für uns beide und für unſere Kinder. Das kann ich dir ſagen und das ſoll feſt ſein wie ein Wort aus der Bibel, daß, ſobald du mir noch ein Mal davon anfängſt, mit Heulen und ohne Heulen, ſo prügle ich dich mit einem neuen Seil, daß man dich am Bodenſee kann ſchreien hören. Dabei bleibt's, jetzt mach was du willſt!

Das lautete ſehr beſtimmt, beſtimmter als der Briefwechſel zwiſchen Preußen und Oeſterreich. Die Frau wußte, woran ſie war, ſie kannte Hansli, ſie wärmte dieſes Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim Alten. Sie zogen einträchtig am Karren und der Karren blieb ganz leicht.

Hansli kaufte alsbald einen großen Hof, damit er für ſeine Kinder zu arbeiten und zu eſſen hätte. Aber ehe er als Beſenmannli abtrat, machte er ein ſchön Stücklein, allen ſeinen Kunden brachte er ein Dutzend Beſen als Geſchenk in's Haus. Er ſagte nachher oft und gewöhnlich mit Waſſer in

den Augen, das ſei der Tag, den er am wenigſten vergeſſen könne, er hätte nie geglaubt, daß er den Leuten ſo lieb ſei. Er behielt als Bauer den gleichen Fleiß und die gleiche Einfachheit, betete und arbeitete wie vorher, und doch wußte er zwiſchen Bauer und Beſenbinder den Unterſchied zu machen, daß der erſte zu geben, der andere zu nehmen hatte, that beides gleich unbeſchwert. Er hatte längſt gewußt, was einem Bauernhauſe wohl anſtehe, das vergaß er nicht und führte es jetzt in ſeinem Hauſe aus. Was er gerne gehabt für ſich, das that er auch an Andern.

Das gleiche Maaß hielt er mit den Kindern, das war wohl der ſchwerſte Punkt. Er wußte wohl, daß er ſie jetzt etwas beſſer kleiden mußte als des Beſenbinders Kinder, aber den rechten Grad darin zu treffen, war nicht ganz leicht; nicht leicht war es, die Kinder zu befriedigen und es dem Publikum zu treffen, daß es nicht ſchrie über das Zuwenig oder das Zuviel. Hansli traf es nicht übel, und ſeine Frau ſtimmte ihm bei. Sie kleideten ihre Kinder dauerhaft und ſtattlich, meiſt in ſelbſtgemachtes Zeug, aber er duldete nichts Auffallendes, in die Augen Schreiendes an ihnen. Er ſagte ihnen oft: Kinder thut nicht groß, macht nie den Narren, ſei es mit was es wolle. Sobald eins von euch die Leute ärgert, ſei es mit dieſem oder jenem, ſo zählt darauf, ihr müßt von allen Seiten hören: das mag wohl, es iſt ja des Beſenbinders Kind, der zöge noch am Karren, wenn er nicht geerbt. Es wäre noch mancher reich, wenn er es erben könnte, das iſt keine Kunſt. Ich ſchäme mich mein Lebtag deſſen nicht, es kann mir Beſenbinder ſagen, wer will, aber ich bin auch nicht hochmüthig; werdet ihr es aber, ſo werdet ihr euch des Vaters und der Mutter ſchämen, und die Leute werden euch den Beſenbinder verhalten euer Lebenlang. Darauf zählt!

Die Kinder glaubten daran und thaten darnach. Indeſſen wollen wir nicht ſagen, daß Eltern und Kinder alle

Färbung ihrer frühern Lebensweise hätten abstreifen können und immer ganz fest und sicher auf dem neuen Boden umhergeschritten wären, das ist wohl unmöglich, und es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hinein zu leben, und je ängstlicher man es will, je verlegner man thut, was jedoch bei unserm Besenbinder nicht der Fall war, desto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ sie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu sehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn sie noch jetzt auf Erden wären, so würden sie sehen, wie die Familie Wurzel geschlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn sie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währschaft kernhaft Wesen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umstände wechseln.

Gedruckt bei C. G. Henßler in Eßlin.

Inhalt.

	Seite
Der Beſuch auf dem Lande	1
Segen und Unſegen	67
Der deutſche Flüchtling	103
Wurſt wider Wurſt	145
Wahlängſten und Nöthen des Herrn Böhneler	171
Sage vom Meyer auf der Mutte	223
Das Erdbeerli Mareili	249
Die Wege Gottes und der Menſchen Gedanken	303
Der Beſenbinder von Rychiswyl	343

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Zehnter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Vierter Band.

Der Ball.

Diese Erzählung erschien zuerst in den Alpenrosen. Jahrgang 1853.

Es war einmal ein Mann, der war Vater und ſogar Rathsherr, war mit ſechs Kindern geſegnet und namentlich mit einem Sohne, den man Jacot nannte. Auf dieſen hatte er gehofft, er ſolle ſein Nachfolger ſein in Ehr und Aemtern, ſeine rechte Hand in Familie und Haushalt, und aus dem allem wollte es nichts werden. Jacot war ein herzguter Burſche, aber über ſeiner Wiege hatte die Sonne nicht geſchienen; er war unbehülflich, hatte immer Unglück, was er anfing, lief ihm krumm. Er hatte ein Pöſtlein, aber ein ſehr mageres, es erhielt ihn dürftig beim Ordinäri; gab's aber leicht etwas extra, mußte der Vater an Tanz, und Väter haben eine ſehr große Aehnlichkeit mit den Kühen, bei denen nichts ſchmerzlicher iſt, als wenn man immer noch rupft und milcht, und iſt längſt keine Milch mehr im Euter, kein Geld mehr im Sack. Herrn Gygampf plagte dieſes ſchmerzlich, er hatte ſeinen Jacot deßwegen an einen großen Schießet geſandt, wo er ſich mit Schießen und Reden einen Namen machen, mit hohen Eidgenoſſen bekannt werden könnte, wo ihm dann eine gute Anſtellung nicht fehlen konnte, hatte eine beträchtliche Handvoll Geld geſchwitzt, und es war wieder all nichts. Jacot hatte nicht geredet, ſchlecht geſchoſſen, nicht einmal eine Nummer im Stich; und von den hohen Eidgenoſſen ſagte er,

man habe sie ihm gezeigt von weitem und beinahe hätte er sie gehört, aber er sei wohl weit von der Tribüne gesessen, wie sie hießen, wisse er nicht mehr recht, man hätte es ihm gesagt, aber er habe es wieder vergessen. Dieser arme Jacot stund vor seinem Vater Rathsherr, und dieser las ihm ein streng Kapitel.

Und jetzt, d's Geld ist den Bach ab und du der gleiche Schluß, was soll's jetzt? Was Kinder doch für eine Plage sind, nichts als Verdruß und für was am End? Wenn man alles macht, sie vorwärts zu bringen, d's Geld am Maul abspart, sich duckt und bückt, jedem Schelm und jedem Babi, die zu was stimmen können, die höchste Ehre erweist, den Staub von den Schuhen leckt, so müssen die Kinder weiß Gott auch nachhelfen, sich etwas gefallen lassen, sich Mühe geben und nicht den Löhl machen wie du, sonst hilft weiß Gott alles nichts. Natürlich liegen sie Einem am Herzen, dafür kann man nichts, das ist Natursache; man möchte sie versorgen, wenn sie irgendwo in einem Spital sterben müßten, hätte man es doch ungern, obschon, wenn man gestorben ist, es auf eins herauskommt, sei man in einem Spital gestorben oder in einem Palast. Aber da schreit Alles nach Geld, die Frau will Geld, die Kinder wollen Geld, der Anstand will Geld, die verfluchte Wohlthätigkeit, was in der Mode ist, will Geld, von Vorschlagen ist keine Rede, ein Quartal reicht kaum zum andern, und wenn das Jahr um ist und wie Heuschrecken obendrein noch die Contos kommen und die heillosen Büchlein, möchte man manchmal aus der Haut fahren und diese dem Schinder verkaufen. Vermögen sammeln kann man bei den Lumpenbesoldungen also nicht, außer in den Cantonen, wo man schöne Gelegenheit hat, etwas nebenbei zu machen; man muß suchen die Kinder gut zu placiren im Staat oder mit Heirathen, aber da müssen sie selbst auch Beine machen und nicht bloß die Maulaffen. Und beim Heirathen heißt's auch immer wieder Geld, Geld. Der Hause muß zum Hau-

fen, und Unſereiner mag ſein Gärnli auswerfen wie er will, ſo fiſchet er nichts, kann allemal, wenn er nachſieht, ſagen, aber nüt, aber nüt! Höchſtens ſieht er einen alten abgemagerten, halbabgeſtandenen Hürlig, den man noch ſelbſt erhalten ſollte. So kann ich d's Liſette und d's Gritli da haben, ſie auf die Bälle ſchicken allemal in einem neuen Rocke, und hier und da tanzt Einer, der ein Pöſtlein will, mit ihnen, macht ſich zärtlich mit ſüßen Augen, und hat er das Pöſtlein, ſieht er ſie nicht mehr mit dem Rücken an. Am Ende muß ich alles entgelten, an allem ſchuld ſein, heulen mir die Ohren voll: wären ſie elegant geweſen, hätten ſie wenigſtens Einen gekriegt, wenn nicht zwei, die dummen Dinger, die nicht wiſſen, wo Barthlome Moſt holt und was Trumpf iſt auf der Welt! Wenn ich nicht mehr da bin, haſt du ſie auf dem Hals, kannſt da ſehen, wie machen und wie weit man kommt, wenn man nichts iſt, gar nichts als ein hölzerner Stock.

Vater, ſagte Jacot, dem dieſe Predigt durch's Leder zu dringen begann, Vater, ihr ſeid ungerecht gegen mich, ich thue was ich kann, bin immer zu rechter Zeit auf dem Bureau, mache meine Arbeit fertig, ehe Andere dieſelbe angefangen, muß daher doppelt ſo viel machen als Andere, weil der Chef ſagt, ich mache ſie am beſten und werde damit auch zu rechter Zeit fertig. Ich beſuche die Vorleſungen regelmäßig, ſchreibe ſogar nach, ja repetire ſelbſt zuweilen, ich will's im Examen mit jedem probiren.

Pah, Examen, Dummheiten! ſchreit Herr Rathsherr Gygampf, mach daß du zu guter Geſinnung kommſt und dieſelbe an den Tag legen kannſt. Trage die Standesfarbe Tag und Nacht, wo man ſie am weiteſten ſehen kann; ſtelle dich dar als Trumpf, mit dem man ſtechen kann Könige, Königinnen und Aeſer ſoviel man will, opfere dich dem Vaterland, trage nur, z. B. wo vaterländiſche Feuer brennen, einige Reiswellen dazu, wirſt du deinen Weg hundertmal beſſer machen, als

wenn du alles wüßteſt, was in den Büchern ſteht, und die Andern alle nicht wiſſen. Mach jetzt, was du willſt, entweder thue, wie ich dir ſage, oder ſuche eine reiche Frau; aber das ſollſt wiſſen, daß ich dir nicht mehr mit Geld nachhelfen kann oder will.

Jacot ſtand da wie die Butter an der Sonne, und als er wieder was ſagen wollte, war der Vater fort. Es wurde ihm ganz elend im Gemüthe, er fiel in ſehr bedenkliche Gedanken. Er dachte, wenn ihm bis dahin nichts geholfen, was noch ſein könnte, was ihm helfen könnte, und wenn nichts ſei, was dann. Endlich ſchien ſein Geſicht ſich aufzuheitern; es war ihm nämlich etwas eingefallen.

In einem der vielen eidgenöſſiſchen Feldzüge in den vierziger Jahren, in welchem wiſſen wir nicht, hatte er als Unterlieutenant ſeinen Muth ebenfalls im Lande herumgetragen und war einige Zeit in einem Quartier gelegen, wo zwei Töchter waren, ein Sohn und zwei lebende Eltern, wie man zu ſagen pflegt. Die Leute waren ſehr reich, aber ſo recht bäuriſch, wie man ſie ſelten mehr ſieht, waren ſehr mißtrauiſch und ſehr ſtolz, aber eigentlich mehr innerlich als äußerlich, denn Stolz und Reichthum hätte man von weitem nicht hinter ihnen geſucht. Nur wenn ihnen jemand zu nahe auf den Leib rückte, gaben ſie zu verſtehen, ſie ſeien dann noch wo daheim, zählten ſich nicht zu allen Leuten und könnten es machen ohne irgend wen, und ob höflich oder nicht höflich, ſei ihnen ganz gleichgültig, ſie thäten, wie es ſich ihnen ſchicke, hätten nicht viel auf dem Federleſis machen, könnten es ohne das. Sie arbeiteten wie Pferde, und Vergnügen kannten ſie weiter keine, als zuweilen z'Märit gehen und an den üblichen Tagen brav kücheln und Fleiſch kochen, daß jeder ſich zweimal mehr als ſatt eſſen konnte und noch übrig blieb, oft mehr als gegeſſen wurde, faſt ſo viel als jener Wittfrau, die an einer Aufrichti kochte, nicht nur daß zweihundert Perſonen mehr als ſatt wurden, die meiſten heimtrugen, ſondern endlich nach

vier Wochen die Arbeitsleute alleſammt fortliefen, weil die Reſte noch kein Ende nehmen wollten und nicht mehr recht appetitlich waren. Dabei waren ſie nicht zänkiſch, aber ebenſo wenig freundlich, es war, als wenn über ihrem Hauſe immer ein umwölkter Himmel ſei, die Sonne nie ſcheine. Mit Leſen gaben ſie ſich nicht ab, außer an einem Sonntag, wo Betbücher zur Hand genommen und in der Bibel geleſen wurde. Wiſſentlich und abſichtlich thaten ſie nichts Böſes, aber ſie forſchten nicht ſonderlich nach, was böſe ſei, und hielten gar manches nicht für ſchlimm, weil es ihnen kommod war und von Jugend auf angewöhnt, und es paßte doch zur rechten Frömmigkeit wie eine Fauſt auf das Auge. In ihr Haus war noch keine Zeitung gekommen, und wer ſich darüber verwunderte, den ließen ſie es merken, daß ſie Zeitungen für eigene Werke des Teufels hielten, und die, welche an den Zeitungen Freude hatten, für leibhaftige Kinder des Teufels. Sie waren wohlthätig, aber nach ihrer Weiſe, und wollten ſelbſt die gütigen Geber ſein. Wer für ſogenannte wohlthätige Zwecke ſammelte, kriegte nie einen Kreuzer, konnte froh ſein, wenn er vom Ringgi nicht beläſtigt wurde. Man könne nie wiſſen, wer die Sache am Ende bekäme, es ſei nicht alles ſufer in der Welt, und wenn ſolche Stürmine recht Lüt wären, ſo hätten ſie nicht Zeit, für Andere im Lande herumzufahren, ſondern genug zu thun, zu ſich ſelbſt zu ſehen.

Bei dieſen Leuten war unſer Jacot einquartirt geweſen längere Zeit und war wohl für die Leute geweſen. Jacot war gutmüthig, beläſtigte nicht, bramarbaſirte nicht, wußte in langen Abenden kurzweilig zu erzählen, ging ſogar in die Kirche, ohne daß er expreß hinein kommandirt war.

Mit dem Sohne ſtand er auf gutem Fuße und mit den Mädchen auf noch beſſerm, beſonders mit Trineli, welches die feinere Art hatte als Stini, die jüngere, welche die größte Freude und volles Genügen hatte, wenn die Schweine wuchſen, zum Mäſten ſich gut anließen, die Kühe viel Milch gaben

und das Heu melchig wurde, während Trineli etwas an Weltſchmerz litt; europamüde und lebensſatt war es zwar noch nicht, aber es klagte ſehr, wie ſie keine Freude hätten, nirgends hin kämen, ganz verſauern müßten. Werchen und immer werchen, ohne zu wiſſen warum, weil man längſt mehr als genug hätte, und ohne was davon zu haben als im Sommer zu ſchwitzen und im Winter zu frieren, ſelb ſei doch auch nichts, ſo wiſſe man ja gar nicht, für was man auf der Welt ſei und was für ein Unterſchied ſei zwiſchen Menſch und Vieh.

Solche Reden hatte Jacot gerne gehört und Trineli in dieſen Anſichten ſehr beſtärkt, denn er fand einen höheren Zug darin, ein Zeugniß, daß Trineli zu Höherem geboren, als Kraut z'bſchütten und Schweine zu mäſten, und ſagte es Trineli auch, aber ohne alle beſondere Anwendung. Auf zweckdienliche Applikationen verſtund es ſich durchaus nicht. Seither hatte er oft gedacht: O Jacot, was biſt doch für e Löhl! Hätteſt da eine reiche Frau nehmen und noch dazu eine hübſche haben können, und ſinneteſt nicht daran! Ja dumm biſt du, ſelb iſt wahr, und wenn du zu nichts kömmſt, biſt du ſelbſt ſchuld. Der Vater hat recht, aber ich will ihm zeigen, daß ich's auch anders kann. Und er ward ſehr gedankenvoll, unſer Jacot. Es war, als ob ſein Kopf ſich ausdehne wie die Flügel einer Henne, wenn ſie auf einem Dutzend Eier ſitzt und brütet, und Jacots Seele brütete wirklich auch, aber nicht über Eier, ſondern über Gedanken.

Es giebt auf Erden nicht bloß melancholiſche Menſchen, es giebt auch melancholiſches Wetter und zwar zu allen Jahreszeiten. Bekannt ſind die herrlichen Herbſttage mit ihrer milden Sonne, dem klaren Himmel und im Hintergrunde das duftige Wehen des wunderbaren Schleiers, gewoben aus den feinſten Atomen im Gebiete der Dünſte, welcher das Letzte birgt, Herbſttage wie die ſpätern Tage des Chriſten, der die Hitze des Tages ertragen, durch die Mühen des Lebens glaubensfroh und ſiegreich ſich durchgerungen und nun Früchte des

Geiſtes trägt, an deſſen mildem Weſen die Menſchen ſich erquicken, deſſen blaues Auge ſehnſuchtsvoll nach dem Schleier blickt, hinter welchem ſein Jenſeits liegt. Um ſo häßlicher ſtechen dann die Tage ab, und um ſo melancholiſcher ſind ſie, an welchen grauſchwarzes Gewölke am Himmel hängt, wüſte unheimliche Byſennebel und ein ſaurer Wind über die Erde ſtreicht, ſauer und froſtig die ganze Luft iſt und ſauer und froſtig jedes Menſchen Geſicht, jedes Geſicht der Abdruck eines Gemüthes, das mit nichts zufrieden iſt, nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit ſich, das alles vergrämet und vergiften möchte im Himmel und auf der Erde ſammt dem Teufel und allen ſeinen Geiſtern. Und wenn man dann noch gar an einem ſolchen Tage in einem offenen Schopfe oder einem zügigen Tenn ſitzen muß, an einem unendlichen Haufen weißer, bekanntlich ſo ſchrecklich erkältender Rüben, daß ſelbſt viele Kühe ſie nicht ertragen mögen, und da Laub abhauen muß von einer Tagheiteri zur andern, ja vielleicht noch beim Laternenſchein, ſo möchte ich denn doch fragen, ob ſich wohl etwas Melancholiſcheres zwiſchen Himmel und Erde denken läßt, als das Sitzen an froſtigen Herbſttagen beim Byſennebel an einem unendlichen Rübhaufen, der gar nicht mindern will, gäb wie man ſich ſchicken mag. Und wenn man dazu noch ein junges hübſches Meitſchi iſt und Geld hat mehr als genug und das Sitzen am Rübhaufen noch für eine Luſtbarkeit nehmen ſoll, wenn man nicht ausgelacht oder gar geſcholten werden will, ja da ſoll es doch niemanden wundern, wenn das Meitſchi melancholiſch wird und brütet über trübſeligen Gedanken. Oder was meint ihr, ihr Töchter zu Stadt und Land mit den Roſenfingern in däniſchem Leder und den Füßen in galanten Bottines, wenn ihr ſo ſitzen ſolltet und Rüben abhauen in zügigem Tenn, und die Rüben wollten nicht mindern und die Luft würde alle Stunden ſaurer, was meint ihr, was kämen euch da für Gedanken, dächtet ihr an's Hängen oder an's in's Waſſer ſpringen?

Ganz ſicher werdet ihr es daher Trineli, das eben an einem ſolchen Tage an einem ſolchen Rübhaufen ſaß, nicht verunguten, wenn es weinerlich war durch und durch, ſeufzte ohne Unterlaß und wirklich ſtreng an's Sterben dachte in allem Ernſte. Nicht daß es an einen frevlen Tod dachte, bewahre, aber es ſagte ſich, es glaube, es habe die Auszehrung, es ſei ihm ſeit einiger Zeit ſo ſchwer im Gemüth und in den Beinen und habe an nichts in der Welt mehr Freude, und darum ſei ihm das Sterben recht. Was es doch auch auf der Welt für gut Sach hätte? Eſſen und Trinken genug, ja wohl, aber keine Freude. Einen Tag wie den andern am Angſtkarren der Haushaltung ziehen, faſt mehr als man möge, und nicht etwa wegen der Nothdurft, ſondern wegen dem Ueberfluß, daß man noch alle Tage noch mehr z'viel hätte. Vater und Mutter hätten daran ihre Freude, es gönne ſie ihnen wohl, aber warum auch es daran ſeine einzige Freude haben ſolle, das dünke ihn's ſtrengs. Es arbeite recht gerne, aber unnöthig Hund ſein, ſelb nit. Warum da jetzt Tage hintereinander Rüben abhauen, wo man es in der halben Zeit machen könnte, wenn man armen Kindern einige Batzen für z'helfen geben würde. Die thäten es nicht nur gern, ſondern wünſchten noch Gottes Glück und Segen dazu. Aber das müſſe nicht ſein, weil Großvater und Großmutter es auch nicht gemacht und ſich im Grab umdrehen würden, wenn nicht Alle im Herbſt halb erfrieren und die Geſundheit verderben würden, wie ſie es auch gethan. Ein Bettlerkind hätte es beſſer. Komme eins vor die Thüre und begehre ſich zu wärmen, ſo laſſe man es in die Stube und einen ganzen Tag auf dem Ofen, bis es Wärme genug habe. Und gehe es zweimal hinein im halben Tag, ſo ſage die Mutter: Biſt ſchon wieder da, du magſt doch weiß Gott nichts erleiden, und der Vater ſage: Wenn es länger währte, ſo wollte ich dir einen expreſſen Ofen im Tenn machen laſſen.

So trüb ſah es in Trineli's Seele aus, und wollte es

Stipi klagen, so lachte dasselbe es aus und sagte, es sei ein Hyperynli und möge nichts ertragen. Was es doch für eine Arbeit wolle, die ringer gehe als diese? Hocken könne man ja dabei, und wie viel man abhaue, zähle niemand nach. Was wetsch Bessers, he? Bei der Aussicht auf solchen Trost klagt man lieber nicht und seufzet eben bloß. Als es am besten daran war, sah man von weitem den Polizeier kommen.

So ein Polizeier, wenn er sein Handwerk versteht, ist ein wichtiger Mann und, namentlich auf abgelegenen Höfen, ein wahrer Weibertrost. Er weiß zu berichten, was man begehrt, verrichtet alles, was man will, giebt Allen recht und besonders den Weibern, wenn der Mann nicht daheim ist und sie über die Männer klagen, er macht für die Mutter den Spion, für die Tochter den Botschafter, rühmt seine Heldenthaten gegen die Bettler, versichert, sie vollständig bettelfrei machen zu wollen. Er hütet sich aber wohl, einen Bettler anzurühren, ja er ist im Stande, wenn er einen von weitem sieht, einen andern Weg einzuschlagen oder wenigstens hinter einen Baum oder Haag zu stehen, um ihn nicht sehen zu müssen; er weiß aber wohl warum. Es geht den Gemeinden zuweilen wie den Bettlern. Wenn diesen nämlich die Läuse gar zu lästig und üppig werden, so setzen sie sich an einem schönen Nachmittag an die Sonne und beginnen einen Läuselest und verschaffen sich für einige Zeit einige Erleichterung. So machen es zuweilen auch die Gemeinden, wenn sie vor Bettlern und Vagabonden fast nicht mehr Platz haben vor ihren Häusern. Sie geben scharfe Befehle an ihre Polizeier, bei Verlust ihrer Stellen sich hinter die Bettler herzumachen, Bettlerleset zu halten und bettelfrei die Gemeinde zu machen. Nun müssen die Polizeier doch ein Zeichen thun, wenn sie bei ihrem wichtigen Amte bleiben wollen, müssen einige Personen mit großem Lärm aufgreifen und mit vielem Bombast aus der Gemeinde führen, alles im Troste, daß nach vierzehn Tagen das Gebot verraltet, kurz alles im Alten sein werde.

So kam einmal ein ſolches Bettlerfieber zwei aneinanderſtoßende Gemeinden an, und die Polizeier kriegten Inſtruktionen bei Hängen und Köpfen. Es war den Mannlene zuwider, aber Mues iſt über Suppe. An einem ſchönen Morgen griff der Polizeier von Körbliwyl eine Frau auf, that als ob er ſie freſſen wollte und führte ſie ihrer Heimath Salbinigen zu. Die Frau ſtarb nicht am Schrecken, ſondern wartete ihm auf dem Wege mit Redensarten auf, daß er dachte, o hätt' ich ſie nicht, o hätt' ich ſie nicht, ſo kann ich es ausfreſſen, was die Manne einbrocken. Als er gegen das Brücklein kam, welches die Grenze zwiſchen Körbliwyl und Salbinigen ausmacht, ſah er von der andern Seite her den Polizeier von Salbinigen kommen und der eskortirte ebenfalls eine Frau. He, dachte er, das trifft ſich, da können wir tauſchen, ich komme der Täſche los und kann es kürzer abthun. Wahrſcheinlich dachte der von Salbinigen das Nämliche. Als der von Körbliwyl näher kam, dachte er: Was hat der andere für eine, ſie kommt mir ganz bekannt vor, die ſollte ich kennen, wohl der will ich! Accurat das Gleiche dachte der andere über des Körbliwylers Frau. Aber curios war's, je näher ſie ſich kamen, preſſirten ſie immer weniger; ſonſt macht der G'wunder ſchnelle Beine, aber es verging ihnen je länger je mehr der G'wunder, und wenn ſie jüngere Beine gehabt, ſie hätten rechtsum gemacht, ehe ſie an der Grenze zuſammengetroffen. Da hab' ich dir eine, ſagte der Körbliwyler zu dem Salbiniger, das iſt e Rechti, kennſt ſie? Warum ſollt' ich nit, ſagte der Salbiniger kleinlaut. Da haſt aber auch eine, und die iſt dem Teufel ab dem Karren gefallen, kennſt ſie? Nur z'gut, ſagte der Salbiniger. Wie heißt ſie? frug der andere. He, es iſt meine Frau, antwortete der Salbiniger, und die deine wie heißt die? Es iſt auch meine, antwortete der Körbliwyler. So, das chunt ſufer uſe, ſagte der Salbiniger zu dem Körbliwyler, du meine und ich deine, wem ſollen wir ſie jetzt bringen? Verſtummt ſahen ſie einander

an und ſtunden da wie Butter an der Sonne. Aber nicht lange, denn nun ging das Mundſtück den Weibern los, faſt wie eine verdeckte Batterie auf unvorſichtige Baſchkiren oder Koſaken. Das feuerte, als ob ſie es lange vorher abgeredet, auf's Tempo, die Polizeihelden verſtummeten ganz, und erſt als Kinder und Weiber herbeiliefen, um ſich gratis zu ergötzen, ging ihnen das Maul wieder auf und der tuſig Gottswillen hielten ſie den Weibern an, ſie ſollten ſchweigen, an ihre Kinder denken und heimgehen. Ja du, krachte es wie aus einem Munde, du Pudel und Saufhund, denke du zuerſt daran und gieb d's Exempel. Wart du, ich will dir auch den Marſch machen, nicht acht Tage geht's, ſo will ich dich auch auf dieſes Brücklein führen bei den Ohren, wenn du ſtatt zu polizeiern bei deiner Brenle hockeſt und ſäufſt und ſpielſt und Bettelmenſcher gaſtfrei hältſt, und dann will ich mit dir zu wem du willſt, nur zum Schinder nicht, ſonſt müßte ich am Ende noch die Koſten zahlen und was gilt's, die andere bringt ihren, wo der Mann ſein ſollte, auch daher. Kein Haar beſſer als der meine iſt er, und wiſſen wird ſie auch, mit welcher Täſche er ſein Geld verbraucht, ſonſt kann ich es ihr ſagen; dann wollen wir abrathen, zu wem wir ſie führen wollen, und nicht fragen, zu wem ſie begehren. So ging's fort, und je mehr Leute kamen, deſto lauter ſchrien ſie und machten die Polizeimänner ganz zu Staub und Aſche. Sie thaten es in vollem Bewußtſein, daß ſie dem ganzen Publikum Autoritäten ſein müßten in dieſem Fache, und im Intereſſe aller Bettlerorden, denn vor dieſen zwei Helden waren eine gute Weile alle Bettlerweiber und andere Bettler vollſtändig ſicher.

Ob der anrückende Polizeimann einer von den beiden war, welche von ihrem Weibe ſo zuſammengedonnert wurden wiſſen wir nicht, aber er hätte es ganz gut ſein können, er und ſeine Frau. Derſelbe war auch Briefträger, was aber in dieſer Gegend wenig oder keine Bedeutung für ſeine Perſon hatte, denn ein Brief war in dieſen Landen ein rarer Vogel,

und brachte er einen, der nicht frankirt war, kriegte er Verdruß wegem Porto, und war einer sogar mit Nachnahme behaftet, da konnte er Vorsicht brauchen und zusehen, daß er nicht die ganze Pastete auf dem Hals behielt. Der war Trineli ein großer Tröster, war ihm wie ein Stern einem Schiffer, der demselben den Weg zum Hafen zeigt. Denn wenn der Polizeier kam, konnten die Mädchen, wenn nicht dringliche Arbeit draußen war, ohne Anstand in die Stube. Denn daß, wenn der Polizeier da war, die Meitschi der G'wunder treibe und der G'wunder eine Berechtigung habe, darüber hatte die Mutter keine Zweifel, sondern war vollständig einverstanden. Gravitätisch kam der Mann daher, wurde von weitem von Stini angerufen: Lebst du auch noch, hab' gemeint, du seiest gestorben und e Kindlifresser worde! Wenn selb' wär', antwortete der Polizeier, so hätte ich gleich bei dir angefangen, ich glaub', das schlechtest Fleisch hättest nicht, nit d's zärtest aber küstigs. Bidank mih, sagte Stini, bigehre emel einist noh nit so vo me ne alte Polizeier g'fresse z'werde. Lieber de vo mene Junge? antwortete der Polizeier. Allweg, sagte Stini, wenn's g'fresse sein muß, vo wege ein Junger hätte bessere Zähne, machte g'schwinder. Es weiß kein Mensch, wie lange du mit deinen Storzen machen würdest, käulst ja an einem Bredrauft vom Neu bis zum Wedel.

Der Polizeier, der fühlen mochte, daß hier sein Mundstück so wenig ausreiche, als jenen die ihren gegen die Weiber, wandte den Discurs und frug: Wo habt ihr den Bruder? hätt' einen Brief für ihn. Was, einen Brief, woher, von wem, gieb her, zeig' ihn, scholl es wie aus einem Munde. Ein Brief bei ihnen war eine seltene Sache und daß gar der Bruder welche bekam, unerhört. Aufgebote erhielt er wohl zuweilen, aber Briefe, wer sollte ihm welche schreiben? Gravitätisch zog der Polizeier seine Brieftasche aus einem seiner Hinternklopfer, sperrte sie auseinander, blätterte langsam drin herum, daß die Mädchen ungeduldig aufsprangen,

ihm wollten ſuchen helfen, bis die Brieftaſche ihm aus den Händen fiel und der ganze Inhalt unter Kraut und Rüben kam. Ihr dillers Meitſcheni, daß ihr doch nicht warten könnt! Ihr könnt jetzt zuſammenleſen, mein altes Kreuz mag das Bücken nicht ertragen, aber ume hübſchli, ume hübſchli, vo wege er koſtet e Batze, und ich muß machen, daß ich ihn kann wiedergeben, wenn er ihn etwa nicht wollte. Wenn er verſalbet iſt, nimmt der Poſthalter mir ihn nicht wieder ab, von wegen das iſt e curioſe. Die Mädchen ſchoſſen in den Papieren herum, lagen auf den Knien, wollten leſen, was auf den Briefen ſtand, brachten es ſelten weiter als bis zum Buchſtabiren, konnten mit der neumodiſchen G'ſchrift gar nichts machen, riſſen einander die Papiere aus den Händen, weil jede glaubte, ſie könne es beſſer als die andere. Dem Polizeier ward himmelangſt.

Nit, nit, rief er in einem fort, laßt mich machen, ihr verderbt mir ja alles, warf ſich endlich auch auf die Knie, ſuchte zu retten ſo viel möglich, ſchrie mit den Mädchen, ſie mit ihm, bis es endlich unter dem Tennsthore dunkel ward, weil unter demſelben ſtund die kleine dicke Haſelbäurin, haſtig fragend: Was Tüfels giebt's? Sie hatte den Polizeier auch geſehen und ordentlich heiter war es ihr in's Geſicht gefahren, aber da er ſo lange ausblieb, ſprengte ſie die Ungeduld vor die Thüre, um zu erkunden, bei welchem Babi er ſtehe oder in welchem Loch er ſtecke. Vor der Thüre hörte ſie mit großem Zorn den Lärm im Tenn und kam daher wie ein Pulverfaß, im Stande, die ganze Scheune ſammt der Mannſchaft in die Luft zu ſprengen. Als ſie Alle auf den Knien ſah, ſogar den Polizeier, und der Ruf ertönte: Mutter, e Brief, Bäni hat einen Brief, er ſeyt dr vo, er ſöll' e Batze koſte; ja und da leerten ſie mir die Taſche aus und hurſchen mir alles durcheinander: da kam die Neugierde über den Zorn, ſie ſchalt ein wenig wegem ungattlig thun, frug aber um ſo eifriger, wo iſt er, wo habt ihr ihn? Endlich

ward der rechte gefunden, in die Stube gezogen, nach dem Bäni gerufen.

Der wollte lange nicht kommen. Was ihn der Brief angehe, ſagte er, es hätte ihm niemand zu ſchreiben. Man könne nicht wiſſen, es könnte was darin ſein. Accurat das Gleiche ſagte im Sonderbundsfeldzuge ein Dragoner-Offizier. Es marſchirte eine Colonne gegen Luzern, vorauf an der Spitze eine Abtheilung Dragoner. Plötzlich ſtockt die Colonne, will gar nicht mehr ab Platz. Ein Major ſprengt vor, kommt zu den Dragonern, findet ſie halten ein paar hundert Schritte vor einem Wäldchen, durch welches die Straße führt. Z'Donner, Herr Leutenant, was ſoll's, warum rücket ihr nicht vor, brüllt der zornige Major. Verzeiht, Herr Major, antwortete der Lieutenant, es könnt' öpper drinne ſy. Gerade ſo hatte es Bäni, er fürchtete, es könnte öppis drinne ſy. Es wäre ihm doch zwider, den Brief zurückzunehmen, ſagte der Polizeier, er ſey geſchmuslet, er zwyfli, daß der Poſthalter ihn wiedernehme, und ein Batzen ſei ſchon Geld für ihn. Es wär' doch auch nicht recht, ſagte Trineli, wenn er unſeretwegen in Schaden käme, thu' du ihn auf, Bäni, und zahl' dr Batze. Mach' es nit, ſagte er, ha den Brief nicht verſchmuslet, wer's g'macht hat, ſoll's zahle. Du meinſt nur, rief Stini, welches dr G'wunder am meiſten plagte, es ſchreibe dir Eine, ſie hätte dich nöthig und mach dir e B'ſtellig, und das ſoll niemand wiſſen, wenn's nur dr Batzen wäre, würdeſt du wohl aufmachen. He, wenn's dich wunder nimmt, ſo zahle du den Batzen und mach' ihn auf. Giebſt einen halben Batzen, ſagte Stini zu Trineli, ſo gebe ich den andern, und dann iſt er unſer. Was gilt's, er iſt einen Batzen werth.

Trineli willigte mit Freuden ein, die beiden Halbbatzen wurden zuſammengeſucht, da keine für die andere einen ganzen geben wollte und endlich der Brief behändigt und aufgemacht. Die ganze Haushaltung ſtund eng gedrängt d'rum

herum und guckte drein, der Polizeier ausgenommen, der behaglich an seinem Schnapse saß. Theurer Freund, konnte endlich Trineli, welches die gelehrtesten Anlagen hatte, lesen. Wie thür wohl? gleffirte Stini; wenn Einer kein Kreuzer werth ist, so ist öppis z'viel. Nun waren sie aber auch mit ihrem Latein zu Ende, es war ihnen alles ganz, aus dem sie nichts machen konnten, denn es war wieder neumodische G'schrift. Endlich brachten sie von der Unterschrift das Wort Gygampf und endlich Leutenant heraus, und endlich dämmerte es ihnen, und endlich rief Trineli: Ei das ist ja der Leutenant, wo bei uns einquartirt gewesen u se e erdliche gsy ist und gseyt het, er well dr schrybe, und mr so höhn werde sy, daß er's nit tha het.

Nun wollten Alle den Brief haben, sehen, ob's wirklich von dem sei und was drin sei, besonders Bäni, dem es ordentlich gewohlet zu haben schien. Er sagte, er sei an ihn gestellt, die Schwestern aber sagten, sie hätten ihn bezahlt, so daß ihm das Schicksal wieder nahe stand, das ihm schon einmal gedroht. Zum Glück konnte Bäni am allerwenigsten damit machen, denn er war noch in dem seligen Glauben erzogen, was er nicht könne, das vermöge er um's Geld durch Andere machen zu lassen. Trineli kam wieder an's Brett, und mit Hülfe des Polizeiers, der als Briefträger in diesem Fach Studien gemacht, brachte es heraus, daß der Brief wirklich von Jacot Gygampf sei, der sich noch einmal bedanke für alle erhaltenen Gutthaten, und wie er sie Alle nie vergessen könne und noch auf dem Todtbett ihrer werde gedenken müssen und die bei ihnen verlebten Tage nie werde vergessen können, denn es seien die glücklichsten seines Lebens gewesen. Es war so rührend, daß selbst die Mutter und Bäni nasse Augen bekamen und der Polizeier sagte, das ist e G'schichte, ich las viel Briefe, aber ein solcher kam mir noch nicht unter die Augen. Und ein Guter muß es sein, er könnte sonst nicht so schreiben, es könnte es mancher Pfarrer nicht so, er würde

ſonſt nicht ſo trocken predigen, daß man daran faſt erſtickt wie an ſechswöchigem Krüſchbrod oder a nere ung'ſchmuzete Erdäpfelröſti. He nun, Die Einen ſind ſo, die Andern anders, es wird halt o nit Alle gäh ſy. Schließlich kam man noch darüber, daß er verlange, ſie wieder zu ſehen und nicht erſt jenſeits änet dm Grabe, ſondern noch diesſeits auf dieſer Welt. Jetzt begann es der Mutter ſtark zu rinnen, man denke, wie es den Töchtern ging! Es ſei ihm, er habe von einer Parthie gehört, welche der Adel ihrer Gegend alle Winter hätte an einem beſtimmten Tage, wenn ihm recht, am alten Neujahr. Nun hätte er großen Muth und ſein Herz verlange ſehr darnach, derſelben beizuwohnen, wenn er wüßte, daß er ſeine theuern, ewig unvergeßlichen Bekannten dort antreffen würde. Wenn ſie auch noch an ihn dächten und wenn ſie Theil nähmen an dieſer Parthie, ſo ſollten ſie es ihm doch melden und zugleich auch, wann das alte Neujahr ſei, ob vor dem Neujahr oder nach dem Neujahr, damit er ſich zu rechter Zeit einrichten könnte.

Herr Jeſes, ſagte der Polizeier, es Rathsherre Sühnli und weiß nit, wann das alt Neujahr iſt. Es giebt doch dumm Lüt in den Städten, viel dümmer als auf dem Lande; wenn das alt Neujahr iſt, weiß doch bei uns jedes Kind. Mit Schyn weiß dann der auch nicht, wenn der alt heilig Tag iſt, und iſt doch ſo e wichtige! Ja, man ſagt nicht umſonſt, ſie lernten in den höchſten Schulen am mindeſten und gar keine Religion, wo wege da ſeien nur Fremde angeſtellt mit langen Schnüze, und kämen die meiſten aus Heidenländern, wo man Kinder freſſe und ander Lüt. Allweg wüſt Uſtäth ſys, ſagte der Polizeier, ih ha nere afe g'ſeh. Endlich ſchloß der Brief mit ſo ſchönen Worten, daß es ſelbſt dem Polizeier über's Herz kam und er ſagte, nun es iſt war eine ſtrenge Sache, daß e Mönſch und gar noch es Rathsherre Sühnli nit weiß, wenn das alte Neujahr iſt, aber ganz mëge habe ſie ihn doch noch nicht, Religion hat

der noch, er glaubt noch an etwas, das merkt man gut dem Schreiben an, und wenn der zu rechten Leuten käme, wohl, der ließe sich berichten, der wäre noch auf den rechten Weg zu bringen.

Jacot hatte aber auch wirklich sehr angewendet. Auf des Vaters Herzensergießungen hin war er innerlich ganz zerschlagen worden und hatte einen festen Entschluß gefaßt. Das müsse jetzt ganz anders kommen, dem Vater wolle er zeigen, daß er nicht ein solcher Maulaff sei, wie er meine, daß er für sich selbst zu sorgen wisse. Trineli wolle er heirathen, seinen Posten aufgeben, zur Frau auf's Land gehen und in der Landluft vergnügte Tage leben. Wenn er einmal eine reiche Frau habe, dann hätte man ihn gerne wieder in der Stadt, er wisse es wohl, und ein schöner Posten könne ihm nicht fehlen, denn Leute mit Geld fehlten da und hätte man sie doch so nöthig wie Milchküh, aber oha, dann wolle er auch nicht, dann habe er sie auch nicht nöthig, dann wolle er ihnen sagen, wo ihm wohl sei, und wenn selbst der Vater komme, wolle er ihm sagen: Vater, du wolltest ja selbst, daß ich einmal zu mir sehe und dir ab dem Hals komme, jetzt wirst doch nichts dawider haben. Wenn es dann endlich doch sein müßte, so wolle er ausleſen, wenigstens ein tausendkröniger Posten müsse es sein, anders gehe er nicht. Darum hatte er mit dem Brief so angewendet wie noch nie.

Darum hatte er aber damit einen so tiefen Eindruck gemacht, so daß sogar niemand mehr daran dachte, daß er nicht wisse, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neujahr sei. Den Mädchen ging damit eine Sonne auf. Von dieser Parthie hatten sie mit dem Leutenant wohl gesprochen, waren aber nie dran gewesen, die Eltern hatten es nicht thun wollen Von selligem Zeug, sagte der Bauer, hätte man seiner Zeit nichts gewußt und sei doch wohl dabei gewesen, das sei nüt anders als e Meitschimärit, und auf solchem hielten sie nichts,

die beſten Kühe kaufe man bekanntlich im Stall. Auf ſolchen Plätzen wolle eins dr größer Narr ſein als ds andere, und brächten nichts heim als dr Gring voll neue Sachen und meinten, gleich müßten Schneider, Schuhmacher, Näherin und dr Hung wiſſe, wer noch Alles, z'weg und alles machen, was ſie noch nicht hätten, und alles muß zwängt ſein, und hätten den Hals voll Plärens, bis d's letzt Nägeli eingeſchlagen ſei, und ſollte es ein ganzes Jahr gehen und pläret ſein müſſen dreimal im Tag, Morgens, Abends und Nachts. Die Mutter redete ungefähr eben ſo und machte beſonders den Trumpf geltend, daß ſie nie auf einem Tanzboden geweſen und doch einen Mann bekommen mit einem zahlten Hof und Anderes dazu, und ſei doch nicht die Reichſte geweſen, viel Reichere als ſie ſtünden noch jetzt bei jedem Zaunſtecken ſtill und frügen: Wettiſch mih öppe? we' d' mih neuis ſchäztiſt, du chöntiſch mih viellicht übercho, wär für mys Alter noh e verflucht e Bravi u wüßt aſe neuis vo dr Hushaltig und angere Sache.

Solche Reden hatten die Mädchen beſchwichtigt, wenn auch nicht befriedigt. Sie dachten, wenn es die Mutter ſo z'weg gebracht ohne Parthie, ſo wüßten ſie nicht, warum ſie es nicht noch viel beſſer machen müßten, denn ſie hätten doch ganz andere Naſe und wären gegen die Mutter ein Herrenfreſſen. Aber wohl verſtanden, ſo dachten ſie, ſie ſagten es der Mutter nicht in's Geſicht, ſie waren zu wohl erzogen dazu, d. h. die Mutter hatte für ihr Alter noch eine verdammt brave Hand, und wo ſie hinſchlug, da klepfte es, wie wenn die beſte Wäſcherin ein achtpfündig Hemd auf einem Waſchbrett ſauber klopft.

Indeſſen waren die Dinge denn doch anders, als zu der Mutter Zeiten. Damals waren noch keine Bälle geweſen, wie jetzt; bei der Mutter Eltern war kein ſo vornehmer Leutenant, deſſen Vater Rathsherr war und der Jacot Gygampf hieß, einquartirt geweſen, und es nahm ſie gar zu wunder,

wie es ſo an einem Ball gehe, und wie man mit einem Leutenant fortkomme im Tanzen. Ein glücklich Zeichen war, daß die Mutter am Brief Freude hatte. Sie hatte nicht geglaubt, daß e ſellige Herr an ſie noch denke, es Rathsherre Sohn, man denke!

Sobald der Vater heim kam, erzählte ſie ihm die wichtige Begebenheit, von wem ſie einen Brief erhalten, und wie ſie das für eine Ehre anzuſehen hätten und daß Bäni ihm ſchreiben ſolle, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neujahr ſei, von wegen er möchte gerne an den Ball kommen und ſie ſollten auch kommen. Der Vater war nicht halb ſo hingeriſſen wie die Mutter. Ho, ſagte er, wegen der Ehre möge er nicht viel hören und auch wegen der Liebe nicht. Man könne leicht zehn Rathsherren auf die Waage thun, ſie zögen nicht was ein währſchafter Bauer, und wegen der Liebe denke er, der Leutenant erinnere ſich mehr an ihre Hammen und Magen-Würſte, nach denen werde er mehr Appetit haben als nach ihnen. Aber Vater, nicht wahr, wir können gehen, Bäni ſoll ihm ſchreiben, wenn das alte Neujahr iſt? ſchrien die Mädchen. Wegem Schreiben kann Bäni machen was er will. Es iſt die Frage, ob er euch nicht will für e Narre ha. Daß Einer in der Stadt nicht weiß, wenn das alte Neujahr iſt, ſelb b'richtet mich niemand und noch dazu es Rathsherre Söhnli. Aber gehen können wir doch? frug Stini. Es iſt noch lang, ſagte der Vater, man kann ſich b'ſinne! Daneben wäßt ich nicht, warum ihr gehen ſolltet, ihr ſeip ja noch nie geweſen, was brucht es ſich jez? He einmal muß immer das erſte Mal ſein, antwortete Stini. We niemere hürathe wett, wenn er nit ſcho g'hürathet gha hätt, wer wär uf der Welt? frug Stini, des Vaters Liebling. Allweg du, du hätteſt deine Naſe z'vorderſt gha, gäb g'hürathet oder nit g'hürathet, antwortete der Vater und brach ab.

Damit aber war die Sache begreiflich nicht abgethan; wenn die Könige auch ſchweigen, deretwegen redet das Volk

doch. Bäni mußte erſtlich ſchreiben, d. h. Trineli mußte in ſeinem Namen ſchreiben und ſetzte auch keck, ohne von dem bedenklichen Falſum Notiz zu nehmen, Bänis Namen unter den Brief. Der Brief lautete:

Geliebter Freund!

Deinen Brief hat mir der Polizeier gebracht, und es hat uns gefreut, daß Du uns nicht vergeſſen haſt und noch weißt, wo wir wohnen. Es wird uns freuen, Dich zu ſehen, denn wir hatten lange Zyt nach Dir und thaten Dich zum Eſſen rufen, als Du lange ſchon fort warſt. Aber mit dem alten Neujahr thuſt Du vexiren. Du weißt ſo gut als wir, daß es nach dem Kalender auf's nächſte Jahr am 13. Jänner iſt. Du kannſt zeigen ob es Dir Ernſt iſt, wenn ich kann komme ich auch, und vielleicht meine Schweſtern kommen auch, wenn Vater und Mutter es erlauben. Es wird mich freuen Dich zu ſehen, um wieder Bekanntſchaft mit Dir zu machen. Du warſt uns Allen gar anſtändig, und ich und die andern auch, haben oft zuſammen geſagt, wenn man immer ſolche Einquartirung bekäme, ſo hätte man ſich ihrer nicht zu erklagen, ds Gunträri ſie wäre Einem noch werth und wenn ſie fort ginge, thäte man noch an ſie denken. Denk auch an uns und komm am alten Neujahr, wir wollen auch kommen, wenn Vater und Mutter es erlauben, aber es thäte uns ſehr g'mühen, wenn Du nur vexiren würdeſt. Ich ſoll viele Grüße vermelden und grüße Dich aufrichtig und vergiß nicht

Deinen

aufrichtigen Freund
Bendicht Treu.

Es iſt doch ſonderbar, wie ſo ein Brief verſchiedenen Klang haben kann, je nachdem ein Name darunter ſteht! Nun dem Jacot Gygampf klang er gar nicht ſchlecht mit dem Bendicht Treu darunter, aber was meint man, wenn unter

demſelben Trineli Treu geſtanden wäre, wie hätte er dann geklungen, was meint man?

Der Brief hatte die trüben Gedanken aus Trinelis Seele verjagt wie ein friſcher Morgenwind die Nebel auf dem See, ja er hatte ſelbſt das Rübenabhauen in die angenehmſte Arbeit verwandelt, er hatte Stoff zu Geſprächen gebracht, die am ſchönſten ungeſtört ſich führen ließen, denn weder Vater noch Mutter gaben ſich mit Rübenabhauen ab. Beim jungen Volk war der Beſuch eine vollendete Thatſache, aber die Vorbereitungen zur definitiven Vollendung dieſer Thatſache boten eine Welt voll zum Reden dar. Wer einige Erfahrungen in der ſchönen Welt gemacht hat, weiß, daß vor einem Ball die Mädchen zwei Hauptſtoffe zur Unterhaltung haben: wer ihn beſuche und was ſie anziehen wollten, die Toilette. Mit dem erſten Stoff wollen wir uns nicht beſchäftigen, da das umliegende Publikum uns nicht intereſſirt, es uns ganz gleichgültig iſt, was für Notabilitäten der Umgegend am Rübhauſen gemuſtert und durch die Hecheln gezogen wurden. Von den Toiletten dagegen müſſen wir etwas erwähnen, indeſſen nur kurz, wie weitläuftig auch die Verhandlungen geführt wurden.

Als reiche Töchter waren ſie ziemlich verſehen, hatten ſchöne und koſtbare Kleider, ſogar ſehr ſchöne Strümpfe, welche ſonſt zuweilen ſelbſt bei den Hoffährtigſten, die aber doch das comme il faut nicht verſtehen, zu fehlen pflegen. Aber zwei Factoren fehlten ihnen, welche in jüngerer Zeit in der ländlichen Toilette ſich Rechte erworben — Mäntel und Shawls. Mit dem einen oder dem andern kann man es auch ſchon machen, aber wer es zu beiden bringen kann, feiert Triumphe. Ob Mantel oder Shawl oder beide und wie dazu kommen, das waren die zu löſenden Hauptfragen.

Mit denſelben wurde begreiflich zuerſt um die Mutter herumgeſchwänzelt, denn in der Regel muß man erſt mit dieſer im Reinen ſein, ehe man ſolche Gegenſtände vor den Va-

ter bringen darf. Aber, Mutter, wie habt ihr es gemacht ohne Mäntel, ohne Shawls, wenn es regnete, ſchneite oder ſo recht kalt war und man noch wenig gedeckte Fuhrwerke hatte, wie brachtet ihr weiß und trocken die Hemden davon und erfroret nicht halb oder ganz? O wegen ſolchem hatte man keinen Kummer, man hatte wärmer als jetzt. War's kalt, ſo zog man von des Vaters Mutzen unter dem Hemd an, und machte es ſtrub dazu, ſo zog man große weiße tuchene Kaputröcke, wie man ſie in jedem Hauſe hatte, über alles an und auf den Kopf nahm man einen großen Wetterhut, wie ihn das Mannsvolk beim Wäſſern braucht, da konnte man fahren wohin man wollte, man wurde weder naß noch hatte man kalt, und wenn man auspackte, kam man wie aus einem Druckli. Die Mädchen lachten hell auf über dieſe Schutzmittel, wo man ausgeſehen haben werde wie ein alter Chorrichter. In der That geſchmackvoll mögen die weiten elben Röcke mit den großen Knöpfen und die niedern breiten Hüte nicht ausgeſehen haben, aber praktiſcher waren ſie ſicher als Parapluie, Mäntel und Shawl, deß ſind wir ſicher, ſelbſt wenn in Ermanglung einer tuchenen Kutte ein alter Chorrichtermantel den Dienſt verrichten mußte. Endlich möchten wir doch fragen, was für ein Mädchen vortheilhafter war, wenn das Publikum in der Bilmergerkutte einen alten Chorrichter oder Gerichtſäß erwartete und dann auf das angenehmſte überraſcht war, wenn ein munter luſtig Meitſchi unter dem Wetterhut hervorblickte und aus der Kutte ſich wickelte, oder wenn aus der eleganten Hülle, in der man eine Löwin des Tages erwartet, ein gelbes Granggelbein ſich herausſchält?

Die Mutter war bald erobert, die Mädchen brauchten nur ihren Stolz in Wallung zu ſetzen, ſie wußten, daß ſie nicht die ſein wollte, welche es weniger vermöchte, als die und jene, oder daß man ſagen könnte, ſie vermöchtens, aber ſie ſind zu geizig, b'ſunderbar die Mutter, ſie ließe ſie nackt laufen, wenn ſie nicht fürchtete, ſie müſſe vor's Chorgericht.

Als die Sache vor den Vater kam, ſagte dieſer, das iſt nur es G'ſtürm, wer ſagt, daß ſie gehen, wer hat's erlaubt? Es braucht ſich deſſen nicht. Ich war auch niemals an einem Dinggeläri-Ball oder wie man ſagt, und wurde doch Chorrichter, und wer weiß, ob ich nicht Ammann werde, weiß darum gar nicht, warum ſie ſo unnütz Geld verklopfen wollen. Die Mutter begehrte ſehr auf, ob er denn den Kindern nichts gönne, man müſſe den Kindern auch was gönnen, wenn ſie arbeiten ſollen, und' es nähme ſie wunder, ob ſie nicht auch ſo gut ſeien als andere Leute, welche auch an den Ball gingen. Ball, Ball, ſagte der Vater, es iſt nicht nur der Ball, d'Sach hat eine noch ganz andere Naſe, da kann man Schneider, Schuhmacher, Näherinnen ſieben Wochen auf der Stör haben und d'Krämer manche Stund ringsum auskaufen, daß es kei Gattig het und Einem das Liegen weh thut und es iſt, als ob alles eines Tages verthan ſein müſſe. Ja haſt du nicht Geld, ſo muß man ſehen, daß man es bekommt, es iſt ſchon jemand, der vorſtreckt, und wenn wir gedroſchen haben, ſo können wir Korn verkaufen und können es dann wiedergeben. Halt d's Mul Frau, ſo komm mir nicht; hab genug des Kärs. Es iſt noh lang bis derthi, me cha genug noh luege. Mi cha de luege, das iſt ein mächtig Wort, das iſt kräftiger als viel Pfund Pulver, mit dem hat man ſchon manche ſchwere Frau alle Bände aufgeſprengt.

Jacot Gygampf hatte große Freude am Briefe, wenn er auch die Hand nicht kannte, die ihn geſchrieben, daher auch den rechten Geiſt nicht faſſen konnte, der in den Buchſtaben lag. Aber der große Schiller ſingt davon, wie ſich auf Erden miſche das Weiche mit dem Harten, und das wäre gut ſo, aber es miſcht ſich auf Erden auch das Süße mit dem Sauren, und das lieben nicht alle Leute, die Miſchung wird nicht bloß bitter, ſondern geht oft bis zur Gattung der Wienerträänkli. Die haßte Jacot in den Tod und doch war es ſein Schickſal, nicht ſelten ſolche zu ſich nehmen zu müſſen

und zwar gerade in Zeiten, wo er Hoffnung kriegte, jetzt könnte es ihm bald werden wie einem Fischlein im Bache.

Wir wissen schon, daß Jacot eine oder zwei erwachsene Schwestern hatte, von denen eigentlich nur eine so recht zählte, sintemalen, man denke, sie bereits über zwanzig Jahre alt und äußerst sehnsüchtigen Gemüthes war. Ach wenn Liebe nicht wär, ich lebte nicht mehr, war der Text zum Grundton ihrer schönen Seele. Wenn Lisette sich im Spiegel besah und endlich so recht besehen hatte, hinten und vornen, so sagte sie: Schön, was man sagt schön, bin ich nicht, das muß ich selber sagen, auch eigentlich nicht recht, was man sagt, lustig, aber dagegen angenehm, höchst angenehm, und das ist doch die Hauptsache, das bleibt, von wegen das kommt vom Herzen. Hergegen was ist mit der Schönheit? die ist übernächtig, und man hat viel Exempel, daß es in kurzer Zeit aus den Schönsten die wüstesten alten Hexen gegeben hat und böse nota bene. O ja, wenn man mir in's Herz sehen könnte, da könnte man sehen, was für eine Liebe und was für ein Glück für Alle, die auch mich lieben wollten, darin wohnt. O wenn ich doch nur bald an Tag legen könnte, was mein Herz schwellt, daß es zerspringen möchte! Man sieht, ächt weibliche Gesinnung durchströmte die gute Lisette und sie war nicht hohl, schwach, konnte höchstens Worte gebären wie andere Sorten von Liebe, z. B. die vom Vaterland und von der Freiheit, o nein, sie war lebensfähig, bereit je eher je lieber thatsächlich sich zu bewähren. Aber die Gelegenheit wollte nicht kommen, denn wenn sie gekommen wäre, Lisette hätte sie ganz gewiß beim Schopf ergriffen. Ihre Schuld war es also nicht, sie lag darin, daß leider die Gelegenheit nicht kam, nur hier und da schimmerte Morgenröthe von irgend einem Aspiranten her, der auf des Vaters Gnade lauerte. War aber der Moment vorbei, wo er sich erzeigen konnte oder erzeigt hatte, verfinsterte sich der Himmel wieder, statt Sonnenschein gab es Regenwetter, weil der erschienene Stern sich

unſichtbar gemacht. Nun mit dieſer Liſette wäre Einer gewiß nicht ſo ſchlecht gefahren, denn neben ihrem Herzen hatte ſie noch Fleiß, war gutmüthig, konnte Strümpfe ſticken und eine Suppe kochen und ſchrie nicht alle Tage nach einem neuen Rocke; auch konnte ſie ganze Abende daheim bleiben, ohne ſich aus Langerweile und zugleich als Mittel dagegen am Boden herumzuwälzen oder die Haare ſich aus dem Kopfe zu raufen. Aber das ſind halt Tugenden, nach denen der Zeitgeiſt eben nicht ſchreit wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle, und Liſette machte ſich nicht ſplendid, war nicht reich, und der gute Herr Gygampf war nicht der Mann, der eine ſolide Garantie eines immerwährenden Kredites darbet, man ſah ihn in kundigern Kreiſen bloß als eine zufällig aufgetauchte, ſchnell vorübergehende Celebrität an.

Der gute Jacot ließ nun unglücklicher Weiſe in ſeiner Freude Worte von dem Balle und ſeinen Ausſichten fallen, und dieſe Worte waren in Liſettes Herzen was Funken in einem Pulverfaß, mit dem Unterſchiede nur, daß Funken in einem Pulverfaß eine Exploſion verurſachen, hier jedoch Liſettes Herz bloß mit ſtarker Glut und ſtillen Flammen füllten. Begreiflich wollte ſie mit Jacot, mit ihm fiſchen gehen nach dem lange erſehnten Glück, denn das war eine Gelegenheit, und was ſie da gelten, was ſie für Aufſehen machen müßte! Als er nicht gleich ſich willig zeigte, ein ärgerlich Geſicht machte, da weinte ſie der Mutter, wie Jacot ſo unartig ſei, ſo ſelbſtſüchtig, da ſtatterte ſie um den Vater und ſagte ihm, er ſei das beſte Papali unter der Sonne, wenn jemand ihr ein Freudeli gönne, ſo ſei er's. Nun wolle der Jacot an einen Ball und ſie nicht mitnehmen, und doch koſte ja ein Chaisli oder ein Schlitten gleich viel, fahre eins oder fahren zwei. Und wenn man den Schlitten brauchen könnte, hätte ſie eine ſchreckliche Freude, denn mehr als ſieben Jahre ſei ſie nicht im Schlitten gefahren. Bei ſolchen Gelegenheiten macht man oft die angenehmſten Bekanntſchaften, Vaterli! Vaterli,

gäll, ich kann gehen? Mi cha de luege, ſagte Herr Gygampf. Das ſtellte Liſette vollſtändig zufrieden; wenn Herr Gygampf einmal geſagt hatte, mr wei de luege, ſo wußte man, die Sache war vollſtändig entſchieden, wenn man ſie nicht ſelbſt verdarb. Herr Gygampf dachte nicht daran, daß Liſette dem Jacot läſtig ſein könnte, ſondern ſeufzte bloß über vermehrte Koſten; indeſſen in der Hoffnung, es ſei eine Wurſt an eine Speckſeite, ließ ſich ſchon was wagen. Uebrigens gehörte Herr Rathsherr Gygampf zu den Vätern, welchen es keine Beſchwerde war, ſondern eine Freude, vorauf auf der Chaiſe eine Tochter im Lande herumzuführen und dabei in väterlichem Ergötzen zu denken: O luget doch und ſehet, was das für eine iſt, o wenn ihr recht wüßtet, wie das eine iſt, ich wäre des Lebens nicht ſicher, weil ſie Alle wollten und doch nur Einer ſie haben könnte. Es iſt wirklich rührend, Väter zu ſehen, wenn ſie mit ihren Töchtern z'Märit fahren in väterlicher Zärtlichkeit und dieſe Zärtlichkeit nicht abnehmen will, im Gegentheil zunimmt, wie ſie viele, viele Jahre durch die gleichen Töchter z'Märit führen und jedes Jahr beſſer vorauf auf der Chaiſe.

Ein ganz Anderes iſt's mit den Brüdern, bei denen iſt die Zärtlichkeit nicht halb ſo groß und währt nicht ſo lang, es ſei denn die Schweſter ein Liebesleiter nach Art, wie man auch Beinleiter hat. Aber wenn man das Schlepptau ſein ſoll und bei jedem Schritt und Tritt wenigſtens zwei an den Kuttenfecken hat und viere haben müßte, wenn man vier Kuttenfecken hätte, ja, dann wird das Leben ſchwer. Ach, der gute Jacot war ſchon ſo oft Schlepptau geweſen, und behülflich war ihm die Liſette nie geweſen und hier konnte ſie es am allerwenigſten ſein, ſie kannte die Mädchen, nach welchen Jacot angeln ging, nicht, ſie konnte ihm nur im Wege ſein, ſie gab ihm nicht Anſehen, Relief, wie der Weltſch ſagt, ſie zog mit ihrem unſcheinbaren, auf dem Lande lächerlichen Weſen ihm zum allerwenigſten Spott zu, vielleicht gar die Frage,

wie manche ſolche Schweſter er noch habe. Jacot ward unwirſch, ja er kriegte ſogar ein Stück Weltſchmerz, er frug, ob er denn dazu geboren ſei, keine Freude ungetrübt genießen zu können. Einer nach dem alten Glauben hätte gefragt, ob ihm keine reine Freude geordnet ſei. Am Ende kömmt's auf Eins hinaus, klingt aber ganz anders, und ſo iſt's noch mit vielen andern Redensarten.

Deſto größere Freude hatte die gute Liſette, die jetzt wieder einmal an die Sonne ſich ſtellen konnte, ſie erzählte allen Menſchen ihre Ausſichten, die Glückliche. Sie hatte eine Freundin, Roſalie Gälblächt, eine charmante Perſon, ihr Vater hatte ein Spezerei-Lädeli und ſie war Modiſte, hatte einen beſonders guten Ruf, für's Montiren nämlich. Die Familien waren befreundet, man ſah Herrn Gygampf oft in Herrn Gälblächt's Lädeli, er verſah ſich dort mit Schnupf, Zimmet und andern häuslichen Bedürfniſſen, und wollte er ſeinem Weibervolk Neujahrsgeſchenke machen, ſo beſorgte ſie ihm Roſalie Gälblächt oder war wenigſtens ſeine Rathgeberin. Er aber leiſtete, wenn der Staat Bedürfniſſe hatte, Karrenſalbe für den Staatswagen, Salatöl oder Schwefelpulver zum Ausputzen und wenn Herr Gälblächt Lieferant ſein wollte, die nöthige Fürſprache.

Als Roſalie Gälblächt vernahm, was Liſette Gygampf für ein Glück bevorſtand, da glich ihr Gemüth einem Apotheker-Laboratorium, in das Feuer gekommen; Feuerſtröme von allen Farben, einer feuriger als der andere, durchflammten ihr Gemüth, ſie war ganz weg, ſie mußte hin, ſie mußte mit, ſie verſprach Liſette alle Himmelsgüter, wenn ſie ihr dazu behülflich ſei. Sie verſprach ihr, alles, was nur zu montiren war, gratis zu montiren, ja ſie wollte was am Chaisli bezahlen und noch mehr an einem Schlitten. Gewiß finde man noch eine vierte Perſon, dann koſte es noch weniger, und was ſei dagegen das Glück, an der Seite des herzigen Jacot durch die Gefilde zu raſen, daß Roß und Reiter ſtoben und Kies

und Funken ſchnoben. Ja, Liſettli, du herzigs Liſettli, du Mignone, dazu mußt du mir verhelfen, ich weiß zwar wohl, daß der gute Jacot die größte Freude hätte, wenn ich ihn ſelbſt fragen würde, dä Läfer hat mir ſchon manches zu verſtehen gegeben, aber mit der Sprach darf er nit recht füre. Ach, dä gut Mönſch iſt noh ſo ſchüch, und gäb was me macht, die Schüchi wott ihm nit vergah, und er wär' im Stand us luter Schüchi mih nit mit z' welle. Drum Liſettli, ſag' du ihm's, ich will dann nachher auch noch döppele, bis er's recht begreift. Liſette war beſtochen, wäre eigentlich lieber die einzige Sonne des Tages geweſen, trug indeſſen den Troſt der Mädchen im Buſen, der in eine kurze Formel gefaßt ſo lautet: Mach nur, was du kannſt, magſt mich doch nicht. Nun hatte Jacot bereits zwei Begleiterinnen, ob er auch noch zur dritten kam, wird ſich zeigen. Aber ob es eigentlich zweckdienlich ſei, zwei mitzubringen, wenn man Eine erobern will, iſt wirklich eine bedenkliche Frage.

Ein ſolcher Tag, wo eine Parthie iſt, wie man zu ſagen pflegt, mit Ball und Tanzen, Eſſen und Trinken, an welchem die edelſten Söhne durch das ganze Land weg theilnehmen, iſt ein ungeheuer wichtiger Tag, er kann viel wichtiger ſein als hundert Tage voll Heldenthaten, welche in der Weltgeſchichte verzeichnet ſtehen, und doch verzeichnet ſie ſolche Tage ſelten oder nie. Die Weltgeſchichte hat es wie die Parvenus im Allgemeinen, ſie ſchämt ſich zumeiſt des Schooßes, aus welchem ſie geboren worden. Es iſt bekannt und angenommen, daß aus Studenten nie was Rechtes geben würde, wenn nicht Examen wären, ja nicht einmal das Saufen würden ſie gehörig lernen, was doch eigentlich nichts Anderes iſt als die Steigerung einer natürlichen und ganz von ſelbſt zu Tage tretenden Anlage, wenn nicht das Stürzen, das Vor- und Nachſaufen wäre und ganz beſonders das Setzen, wobei man den Stoff um's Vaterlands willen gratis kriegt, wie man ſich auf Koſten des Vaterlandes im Schießen übt mit geliefertem

Pulver. Warum ſollte nun das weibliche Geſchlecht nicht ähnlicher Erziehungsmittel bedürftig ſein, wenn es die Stufe erreichen ſoll, welche ihm von der Natur angewieſen iſt, und das iſt denn doch wohl keine andere, als Freiheit und Gleichheit, Gleichſtellung mit dem Manne. Und wie nahe wir der Verwirklichung dieſes Zieles ſind, ſehen wir daraus, daß im großen Rathe des Cantons Bern bereits zwei Stimmen, und nota bene von einem Stadtberner, gefallen ſind, den Mundtod des Weibes aufzuheben und ihm Stimme zu geben in der Gemeinde.

Ein vortreffliches Erziehungsmittel wie die Examen bei den Studenten ſind Bälle und Parthien bei Mädchen. Da zeigt es, ob es zieht oder nicht, was für eine Stelle es einzunehmen vermag in der Welt, wie es Reize entfalten, Garne auswerfen, Menſchen fiſchen kann. Ja, es ſind nicht bloß Examentage, ſondern eigentliche Schlachttage und noch mehr. Die heutigen Helden gehen ſelten ſelbſt in's Feuer, ſondern ſchicken Andere hinein, machen niemanden nieder und laſſen ſich nicht niedermachen, von wegen ſie gehen zur rechten Zeit. Die Mädchen dagegen gehen ſelbſt in's Feuer, ſchicken niemanden für ſie; je feuriger es hergeht, deſto feuriger ſchlägt ihr Herz, deſto kühner trotzen ſie mit offener Bruſt allen Geſchoſſen, Spießen und Schwertern, ſchießen nach allen Herzen, verwunden bis in Tod, nehmen gefangen, ſchleppen die Gefangenen hinter ſich her, je mehr deſto lieber; ſo legen ſie Proben ab, und zwar nicht gegenüber alten verwitterten Profeſſoren mit großen Perrücken wegen Mangel an Haaren, Perrücken, welche die Diebe freilich nicht geſtohlen, die Motten dagegen halb gefreſſen und bald ganz gefreſſen haben werden, ſondern gegenüber der Blüthe der Menſchheit, herrlichen Jünglingen mit kühnen Herzen und ſchönen Handſchuhen, friſirten Locken und geſchornen Nacken. Ja, das will was ſagen, da iſt's begreiflich, daß auf ſolche Tage die Mädchen mit der größten Sorgfalt ſich vorbereiten, mit viel größerer,

als die engliſchen Jokeys ihre Renner auf den Tag des Rennens, ja ſelbſt mit noch größerer als gewiſſe Kriegskommiſſäre auf Lager oder Feldzüge, wo auch nicht das Düpflein fehlt, ausgenommen alles, was Roß und Mann bedürfen. Daß man auf ſolche Tage ſich gründlich vorbereitet und zwar viel gründlicher als die Studenten zumeiſt auf ihre Examen, verſteht ſich von ſelbſt.

Des Haſelbauern Töchter hatten endlich durch Vermittlung der Mutter die erwünſchte Erlaubniß erhalten, und nun ging's mit Macht an's Zwegmachen und Präpariren. Wo Geld genug iſt und es Einen nicht reut, da macht es ſich, da iſt bloß der Kummer, daß man das Schönſte und Beſte treffe beim Kaufen und das Gekaufte nicht verpfuſcht werde durch unkundige Hände. Wo aber das Geld fehlt, wo man die Kreuzer ſollte z'weg ziehen können, daß Franken aus ihnen würden, ja da geht es mühſam zu, da muß man zehnmal Stadt auf Stadt ab, bis man das Wohlfeilſte hat und doch das Schönſte, das glitzert und glaret in alle Gäßlein hinein, daß man von weitem meint, was es ſei, und ſieht man es näher an, iſt's kreuzerige Ruſtig. Die guten Kinder meinen durch den Schein erſetzen zu können, was dem Weſen abgeht. Die guten Kinder gedenken es gut zu machen und machen es gerade ſchlimm, für alle Kundigen legen ſie damit ein Zeugniß ab über den Zuſtand ihres Geldſäckels, vom Mögen und Können, ein Zeugniß über ihren Geſchmack, ja ein Zeugniß über ihren Sinn, dem das Scheinen genügt, der das Sein für überflüſſig hält. Das iſt ein fataler Sinn das, beſonders bei Mädchen, denn was hat man am Ende von ihrem Liebenswürdigſcheinen, wenn ſie ſpäter als Frauen als das Gegentheil ſich erzeigen?

Ungefähr ſo ging es bei Haſelbauern und bei den Gygampfiſchen. Die beiden Töchter im Haſelhof kriegten famoſe neue Mäntel. Der Stoff war ſchön und der Hofſchneider der dortigen Gegend hatte ſich verflucht und vereidet, er wolle

ihnen Mäntel machen, wie man noch keine gesehen, man werde Respekt haben nicht für G'spaß, wenn sie mit denen daher kämen. Er hielt auch Wort, er machte Mäntel, für die es starke Schultern erforderte, sie zu tragen, und ersinnete Zuthaten, Bequemlichkeiten daran, daß es Einen wunder nahm, warum er nicht noch Platz für eine Bettflasche und einen dito für eine Kaffeemaschine angebracht. Die guten Mädchen meinten auch, was sie hätten an diesen Mänteln, und kaum ging ein Tag vorüber, daß sie dieselben nicht probirt hätten; und richtig, die Freude erlebten sie, daß keine auf den Platz kamen, die von weitem ihren ähnlich gewesen wären.

Bei der Lisette und der Rosalie da war's anders, da sagte die Rosalie des Tages oft: Habe doch nicht Kummer, ich mentire dir dann, daß man meint, was es sei, daß du die Reichsten ausstichst, hier ein Bändeli, dort ein Meyeli und kühn Schwung an allem, du glaubst nicht, was das für Effekt macht. Es müßt curios gehen oder es wird heißen, an Jungfer Gygampf hat man gesehen, was G'schmack sei und G'schmack ist immer die Hauptsache. Aber es kostete wirklich viel Scharfsinn, um die ganze Lisette geschmackvoll herzustellen, denn Herr Gygampf schwitzte sehr schwer und spärlich, und wenn Madame Gygampf nicht noch mit einigen Fähnlein ausgerückt wäre, die vor dreißig Jahren in der Mode gewesen waren und es nächstens wieder werden könnten, womit also Lisette den Schein gewann, als ginge sie der Mode voran, es hätte vielleicht Thränen gekostet; so gab es jetzt ein glücklich Gesicht, und Lisette hatte den heimlichen Trost, daß selbst Rosalie Gälblächt, die offenbar für sich viel mehr angewendet hatte, gäb wie sie das Gegentheil versicherte, ihr nicht nachkomme, denn was Dreißigjähriges brachte die nicht auf.

Von einer vierten Person abstrahirte man, erstlich concurrirten drei Töchter um die Mitfahrt, man wollte keine böse machen, begehrte wirklich auch nicht so große Concurrenz, und Jacot ward es himmelangst, ein ganzes halbes Dutzend gau-

men zu sollen, wo da Zeit nehmen zu den eigenen Geschäften? Darum wurde ihm insinuirt, mit dem Fuhrwerk es so wohlfeil als möglich zu machen, bei einem mindern Kutscher mache man es viel billiger; wenn alles auch nicht so elegant sei, so sei die Hauptsache, daß man fahren könne und wohlbehalten an's Ort komme, und in der Regel sei das der Fall mit den Rossen bei den mindern Kutschern, die seien viel sicherer, hätten weniger Mucken und stellten nie draus, besonders wenn man mit dem Hafer vorsichtig umgehe.

Je näher das alte Neujahr kam, desto feuriger schlugen ihm die gedachten Gemüther entgegen. Andere, welche es schon oft mitgemacht, nahmen es freilich viel kaltblütiger, sie hatten es erfahren, daß nicht halb so viel herauskomme als man sich vorstelle, Viele verweiseten, ob sie gehen wollten, ja, es waren sogar welche, die gar nicht gingen, sie hätten's schon oft probirt, aber es helfe alles nichts, klagten diese. Von Vielen wurde über das Verderben der Welt geklagt, wie alles alle Jahre schlechter werde und die Menschen unverschämter. Noch vor einigen Jahren habe man eine anständige Gesellschaft angetroffen, Seinesgleichen. Man habe gewußt, mit wem man tanze, sei nicht Gefahr gelaufen, mit Menschern, die aus der Stadt verwiesen worden, zusammenzutreffen, mit Wirthen, die neu rekrutiren wollten, mit Besenbinderstöchtern und verlumpeten Schreibern, kurz mit allem Güschigut zu Stadt und Land tanzen zu müssen, wie es jetzt geschehe, wo jedes Gassenmensch meine, es hätte das Recht, an allen Orten zu sein, wo andere Menschen auch seien, und je schlechter eins sich aufführe, desto vornehmer sei es, von wegen der Aufklärung und Bildung.

Auch am Orte selbst, wo das Fest stattfinden sollte, fand man Mißvergnügte, namentlich alle Köchinnen unter sechszig Jahren, welche weibliche Ansprüche machten. Die schimpften schrecklich über die Ungerechtigkeit in der Welt, daß sie am Feuer verschmachten müßten, damit Andere sich lustig machen

könnten, und nichts davon hätten als Zorn und halbtodte Glieder. Auch unter den Stubenmädchen gab es Mißvergnügte, sowohl unter denen, welche Liebhaber hatten, als unter denen, welche gerne welche gehabt hätten. Sie klagten bitterlich über das G'schleipf mit den Mänteln und andern Sachen, über den Verbrauch von Schuhen, und alles umsonst, ohne daß man ihnen nur Dankeigist sage.

Im ganzen genommen ist es sonst stille am Orte. Wer am Feste Theil nehmen will, hat mit der Toilette zu thun oder thut Geschäfte ab. Die Wirthe sind in großer Geschäftigkeit, machen Weine, fassen Hafer, schießen in Metzg und Küche herum, machen mit Befehlen den Metzger sturm und die Köchin z'Teufels, bis die Geschäftigkeit mit dem Vorrücken der Zeit in Spannung übergeht. Der Wirth stellt sich unter die Hausthüre, beide Hände auf die Hüften gestemmt, sieht nach dem Wetter, sieht nach dem Kirchenzeit, schießt dann in's Haus, rennt die Frau fast um und schreit: Mach noch mehr Pasteten, das Wetter chunt gut! Die Frau sagt, sorg du für den Keller, mach, daß man weiß, wo man Wein nehmen muß, für die Küche laß mich sorgen, da hat es noch nie gefehlt. Darf man denn keinem Menschen mehr was sagen? schreit der Wirth, die Köchin ist auch wie ein Säugfuchs, wenn man nur unter der Thüre steht, riskirt man, daß sie Einem in die Beine schießt. Und wenn sie es thäte, sagt die Frau, so thäte es dir recht geschehen, du wüßtest doch dann, was du das Haus vollzubrüllen hast für nichts und wieder nichts. Der Wirth streicht sich aus dem Feuer, schießt in ein Nebenstübli, dort sitzen Stubenmeitli, vielleicht auch eine Tochter oder zwei, ruhig am Tisch und essen behaglich. Seid ihr noch da, es dünket mich, ihr solltet die Ranzen voll haben, daß es euch hinten einen Heger austreibt. He, sagt eins aufstehend, wir müssen selbst den Verstand haben und wenn wir's haben, nehmen, daß wir es einstweilen machen können. Wenn Andere den Verstand hätten, von Zeit zu Zeit zu sagen,

wenn du was magſt, ſo findeſt dort und nimm, ſo müßten wir nicht für d'Zürſorg futtere. Ho, ſagt der Wirth, dich braucht man weder zu fragen noch zu heißen, du greifſt zu, wo was iſt, aber wart nur, und ſcheß weiter. Grinſend ſehen die Mädchen ihm nach. Das iſt doch hüt aber e Stürmi, ſagt die Sprecherin. Ich will unſerem Regieriger ſagen, er ſolle ihn allemal, wenn's ſo was giebt, vierundzwanzig Stund hintern thun, es ging alles noch einmal ſo ring.

Der Wirth iſt wieder unter die Hausthüre geſchoſſen, es ſchlägt ein Viertel über Zwei und ſein Geſicht wird lang. Er weiß zwar wohl, daß die Leute nie um dieſe Zeit da ſind, daß ſie alle erſt nach dem Eſſen daheim verreiſen, aber er iſt ein unerträglicher Jaſti, mag nie warten, bis die beſtimmte oder gewohnte Zeit da iſt. Es ſchlägt halb drei, da wird ſein Geſicht noch länger, kein Bein hat ſich noch gezeigt. Er ſchüttelt den Kopf, er dreht ſich um, er läuft in's Haus, er ſteht unter der Küchenthüre, die Köchin ſieht ihn nicht an, er läuft in's Lokal der Stubenmeitli, es iſt keins ſichtbar, er begegnet im Hausgang ſeiner Frau, er ſieht ſie bedenklich an und ſagt: Heute fehlt's, noch niemand da, kannſt ſehen, daß du nicht aber zu viel kocheſt, ſonſt mache ich dich verantwortlich. Sie ſieht ihm über die Achſel nach und ſagt: Biſt e Stürmi! Drei Uhr ſchlägt's, der Wirth ſchießt vom Stalle her um eine Ecke wie eine Mauerſchwalbe; da er im Hauſe wenig Anklang fand, hatte er ſeine Aufmerkſamkeit dem Stalle zugewandt.

Horch, es klingelt, es iſt ein Schlittengeſchell, hochauf gumpet es ihm innerlich und äußerlich, die Tabakspfeife fliegt in die Taſche: Mareili! Stüdeli! Gretli! ſchreit er ins Haus. Die weißen Präſervativſcheuben fliegen weg, die Halstüchli um die Ohren werden feſtgezogen, es iſt das Gürten der Morgenländer und anderer Juden, ehe ſie in Kampf ſich ſtürzen, ſie ſchießen daher wie Möven über's Meer, ehe der Sturm angeht, und draußen klingelt es näher und näher, und um

die Ecke kommt's trapp, trapp, ſchwer und doch ſchnell, ein mächtiger Gaul erſcheint, ein grüner Schleier weht hinter ihm, ein Herr in weitem Mantel ſitzt daneben, hat eine große Tabakspfeife im Maul, lüpft den Deckel, ſchreit Servitör und fährt vorüber. Höflich war der Wirth gar nicht, ſondern zornig dreht er ſich um, ſchreit zum hintern Glied: Ume 's Pfaffs! läuft in die Küche, ſchreit: in Teufels Namen, ſie ſollten abgeben mit Feuern, heute gebe es nichts, es ſei ein Pfaff vorbeigefahren, die ſeien wie rothe Schnecken auf den Wegen, bedeuteten ſchlecht Wetter.

Während er noch ſchimpfte, ging es draußen mächtig los mit G'ſchell und Springen und Schreien: Johannes, Mädeli, Peter und noch mehr. Johannes, der Wirth wädelete in ſeinem ſchnellſten Schritt zur Hausthüre, war auf einmal ganz voll Zärtlichkeit, Peter, der Stallknecht ebenfalls und Mädeli lief ſie ſogar über. Ueberdem glänzte der Wirth über und über wie Moſes, als er vom Berge kam, bekannte, daß noch niemand da ſei, aber wenigſtens vierhundert Perſonen erwartet würden, öppis wenigs, wo vielleicht in die andern Wirthshäuſer ging, nicht gerechnet, fragte, was man befehl, ſchrie plötzlich: Mädeli, e Schlitte, lauf, Mädeli lauf, hörſt, noch einer, ruf Sami, Bäbi, Stüdi, ſie ſollen helfen. Man kann die Leute nicht draußen ſtehen laſſen bei ſolchem Winde und dazu die Kälte.

Endlich kamen die erſten Gäſte dazu, zu ſagen, ſie möchten ein warmes Zimmer. Frau, Frau, es warms Zimmer, ſchrie der Wirth auf der Treppe, ſchellte im Zimmer, ſchoß dem Schellen nach, ſchreiend, es warms Zimmer, als ob die arme Frau es auf einem Präſentirteller die Treppe auf bringen ſollte. Mit den neuen Gäſten kam Mädi die Treppe auf, und unten fuhr ein friſcher Schlitten an, und raſch hinter einander einer nach dem andern, als wär's ein Wettrennen oder Wettfahren, wo viele zuſammen abgefahren, von denen jeder der erſte ſein wollte.

Da ward es ſehr lebhaft im berühmten Gaſthof zum weißen Ochſen. War der Wirth unten, ſollte er oben ſein, war er oben, ſollte er unten ſein, hier ſchrie man nach Schlüſſeln zu Zimmern, dort nach Leuten zum Auspacken, hier nach Wein, dort nach Thee, wer Wein beſtellt, kriegte Thee, und Wein, wer nach Thee geſchrieen, und gar nichts, wer zuerſt beſtellt, es hürſchete ſchrecklich im Hauſe, und ſchrecklich ward geſchrien, viel ärger als in der Arche Noah, wo doch auch viele Männlein und Weiblein zuſammenkamen, aber Noah verſtand die Sache beſſer als der weiße Ochſenwirth. In der Arche waren keine Stubenmeitli und die Männlein und Weiblein brauchten Verſtand, wollten nicht alles durcheinander und alles auf einmal.

Draußen war nicht minderes Gewühl und Geſchrei und alles durcheinander, Rennſchlitten und Holzſchlitten, elegante Chaislein und G'ſtellwägeli, auf denen noch Borſten ſichtbar waren von Schweinen, die man jüngſt darauf geführt. Indeſſen auf die Fuhrwerke achtete man wenig, ſie waren es nicht, an denen man über den Werth der Leute das Maaß nahm, den eigentlichen Maaßſtab gaben die Roſſe ab. Vor Fuhrwerken, auf denen keine hoffährtige Näherin z'Märit gefahren wäre, tanzten dreißig-dublönige Roſſe. Fußgänger ſah man keine. Wer nicht ein Fuhrwerk vermochte, ſchlich hinten um und zu hintern Thüren ein. Die zuerſt Angekommenen hatten großen Vortheil, großes vorläufiges Vergnügen, beſonders die Frauenzimmer. Sobald ſie ſich nothdürftig gewärmt, ſtellten ſie ſich an die Fenſter, inſpizirten die Ankommenden, ließen Witze fliegen, ungehechelt kam niemand an, und wo man weder Roß noch Fuhrwerk, weder Gang noch Kleidung was anhängen konnte, nahm man wenigſtens die im ſcharfen Winde roth angelaufene Naſe z'weg. Die Schweſtern Treu ſammt ihrem Bäni waren zeitlich angekommen in mächtigen neuen Mänteln, welche zarte Schultern aus der Stadt eingedrückt hätten. Ihr Schlitten war nicht hoffährtig, aber das

Roß deſto ſchöner. Sie thaten ſehr ſchüchtern in der ungewohnten Verſammlung, aber als man einmal wußte, wie der Bauer hieß, der ihr Vater war, fand man ſie reizend und angenehm, beſonders der männliche Theil der Geſellſchaft, der war ganz einig in dieſem Urtheil.

Der Strom der Ankömmenden nahm immer noch zu, und von ferne her hörte man ungattliche Töne von allen Sorten, endlich kam man darüber, daß ſie herkämen von ſtimmenden Muſikanten, man ſprach vom Anfangen und wie es am luſtigſten wäre, wenn nur noch Wenige ſeien und hergegen viel Platz.

Da kam langſam um eine Ecke eine alte demüthige Creatur mit tief geſenktem Haupte, daß man unwillkürlich ausrief: Häb Sorg, häb Sorg, du trappeſt dir ja ſelbſt auf's untere Maul! das weit vorhing, ob von Natur oder aus Gewohnheit oder aus Hunger, blieb unbekannt. Hinter ihm her kam ein alt verwittert Chaisli, in welchem drei Perſonen mit Noth zu unterſcheiden waren. Es war ein Fuhrwerk, von dem man glauben konnte, es habe ſich im ſiebenjährigen Kriege verirrt oder ſei von Kirgiſen in der Schlacht bei Zorndorf gefangen genommen, in die Steppen geſchleppt worden und erſt jetzt wieder zum Vorſchein gekommen. An den Fenſtern geſchah ein groß Geſchrei: Luegit, luegit, und wer einen Kopf hatte, fuhr damit an's Fenſter, e Hebräer! ſchrien dieſe, e Muſer, e Muſer! jene, und trotz der Kälte ſprangen Fenſter auf, um beſſer zu erkunden, ob ein Muſer oder ein Hebräer daherkomme mit Sack und Pack. Ein Hebräer war es nicht, denn zuerſt ſtieg ein Herr aus in einem Mantel mit einer ſogenannten Polismütze auf dem Kopf, und bekanntlich laſſen ſich nur in Rußland die Hebräer zum Militär verſtehen, weil ſie halt müſſen, denn ſie lieben halt das Schießen nicht, d. h. das Schießen, welches klepft; auf das Schießen, welches nicht klepft, ſondern ganz im Stillen getrieben wird, verſtehn ſie ſich ſchon beſſer. Muſer konnte er ſchon ſein und ſein Roß

mit dem hängenden Kopfe dreſſirt haben, die Mäuſelöcher aufzuſpüren. Andere meinten, das Roß ſei kurzſichtig, ſuche z'freſſe und könne ohne Brille keins finden. Während man darüber ſtritt, half der Herr zwei Weſen aus dem Chaisli, himmliſche Weſen waren es nicht, ſondern blaſſe Frauenzimmer, ſie hatten keine Poliſmütze auf den Köpfen, ſondern etwas Anderes, man wußte aber nicht recht was. Plötzlich ſtieß ein Kopf einen Schrei aus, es war Bäni Treus Kopf. Tuſig! Tuſig! das iſt der Leutenant Gygampf, d's Rathsherre Sohn, ich kenn ihn wohl, er war bei uns einquartiert. Was, es Rathsherre Sohn und ſchämt ſich nicht, ſo zu fahren, das muß e ſufere Rathsherr ſy, dr Alt, daß er den Sohn ſo laßt fahre! Da ſieht man, was für Pack das Land regiert. Es wird ihm niemand ein recht Fuhrwerk anvertraut haben, und das wird er nur bekommen haben, weil man dachte, in dem mache er ſich kaum mit dem Schelmen draus.

Jacot hatte keine Ahnung vom Aufſehen, welches er mit ſeiner Equipage machte, und ſeine Töchter noch weniger. Er hatte die Maſchine zehn Batzen wohlfeiler per Tag, als er ſonſt wo eine hätte erhalten können, und war ſehr zufrieden damit. Man ſitze darin vortrefflich, etwas eng freilich, die Beine könne man nicht recht ſtrecken und die Kiſſen ſeien gleichſam zuſammengeſeſſen, aber das ſeien Nebenſachen, das Roß laufe ſehr gut, ſechs Stunden hätten ſie in fünfen gemacht, ſagte er. Der Stallknecht hatte endlich geruht, mit ſpöttiſchen Mienen heranzutreten und den Engeländer, wie er das Roß nannte, auszuſpannen. Jacot trat mit Würde herzu, der Stallknecht frug: Was muß dä Engeländer ha? Ob es wirklich ein Engeländer iſt, weiß ich nicht beſtimmt, antwortete Jacot, jedenfalls iſt's ein vortrefflicher Läufer, wir machten fünf Stunden in ſechs. Denket! Er muß aber jetzt ſeine Sache recht haben, gebet ihm dieſen Abend ein halb Imi Hafer und morgen auch ein halbes, und wenn er daneben noch Heu mag, ſo gebt ihm auch, aber überfüttert mir

das Roß nicht, hört ihr's. Habt nicht Kummer Herr, da iſt keine Gefahr, an einem halben Imi Hafer hat ſich noch kein Roß überfreſſen, ja wenn's ein halb Määß wäre. Ja, ſagte Jacot mit kundiger Miene, es mögen darum nicht alle Roſſe den Hafer gleich ertragen, es iſt ein großer Unterſchied ſo zwiſchen einem groben Bauernreß und einem feinen Chaiſepferd. Allweg, ſagte der Stallknecht mit ſpöttiſchem Blick, von dem aber Jacot nicht Notiz nahm, ſondern dem Rufe ſeines Schweſterchens folgte, das mörderlich fror da draußen und doch nicht gerne allein ſeinen Eintritt in die große Welt machte.

Jacot trat unter ſeiner Peliſmütze ſehr militäriſch auf, man hätte glauben ſollen, er ſei ein erprobter Held, eine kühne Seele. Sind die Töchter aus der Haslere da? frug er das geleitende Mädchen. Kenne die nüt, antwortete dieſes unerſchrocken, denn es war unter mehr Bärten ſchon geſtanden, als der halbe eidgenöſſiſche Generalſtab vor Kanonen. Kenne nit die Halben, ſie fliegen daher wie Käfer an einen Weidſtock, es iſt gerade, wie wenn es nachher nie mehr gut wäre. Iſt auch ein Perrüquier oder ein Coiffeur hier, frug Roſalie Gälblächt? Kann nit weltſch und Welſchli wohne keine hier. Ich meine jemand, der Haare ſchneidet und ſtrählt, frug Roſalie. O ja, ſagte das Meitſchi, der Gattig giebt es ſchon. Da gleich oben iſt einer, der ſoll das Haarabhauen b'ſunderbar gut könne, es iſt der Behdokter. Danebe weiß ich es nicht, wir Weibervolk können das ſelbſt, aber das Mannevolk rühmt ihn, und dazu machte das Meitſchi ungefähr ein Geſicht wie der Stallknecht hinter dem Engeländer hervor. Offenbar war das Meitſchi mit dem fremden Zuzug wenig zufrieden, hatte es wahrſcheinlich wie eine Hausfrau, wenn Teſſiner daher kommen als Einquartierung; wird gefürchtet haben, für ihn's bleibe nichts mehr übrig.

Liſette wandte ſich zum Bruder und wollte ihm ſagen, es wäre vielleicht beſſer, ſie gingen erſt in eine beſondere

Stube, um Toilette zu machen, ehe sie sich präsentirten in der Welt, da machte das Meitschi ung'sinnet die Thüre des Empfangszimmers auf, welches ganz voll Leute war, daß man eigentlich gar nicht wußte, wo die hin sollten, welche noch draußen waren. Die sämmtlichen Füße zögerten, die verhängnißvolle Schwelle zu überschreiten, denn es hat eine Nase, so in eine unbekannte Stube voll unbekannter Leute zu treten, besonders wenn man Pläne im Kopfe hat. Man kann eben auch nicht wissen, wer Alles da drinne ist und was alles Einem begegnen kann. Indessen bei Jacot dauerte dieses Zögern nicht lange, unter seiner Polismütze wohnte das Bewußtsein, als Leutenant seinem Zuge voran sich stürzen zu müssen in's Gemenge. Er grüßte mit Manier, sah sich um nach den lieben Gesichtern mit Adlerblicken, fand sie endlich halb versteckt in einem Winkel und stürzte mit einem Ha! gegen sie vor. Den armen Dingern ward fast übel, viel ärger als armen Küchlein, wenn der Habicht auf sie niederschießt; die Küchlein haben doch Flügel und können in's Weite oder wenigstens sich bergen unter der kühnen, schlachtfertigen Mutter, die Mädchen hatten aber keine Federn und stunden an der Wand, und durch diese konnten sie nicht, hatten keine Gluggere, welche sich vor sie stellte, und der Bruder, der Schluß, hatte sich abseits gedrückt, als er den Freund gegen das Haus rücken sah, ohne sich um die Schwestern zu kümmern.

Sie schämten sich so sehr der Bekanntschaft, seit der liebe Herr Gygampf mit dem Engeländer gekommen, seit sie das Gespött und das Gelächter über ihn gehört, sie hätten in die Erde hinein kriechen mögen. Da sie das nicht konnten, so wurden sie böckisch, thaten fremd, gaben kurze schnippische Antworten, daß Jacot ganz verlegen wurde und zweifelhaft, seien sie es eigentlich oder nicht. In seiner Verlegenheit stellte er ihnen seine Schwester und Jungfer Gälblächt, eine gute Freundin von seiner Schwester, vor und sprach den Wunsch aus, da diese hier fremd seien, möchten sie dieselben

in ihren Schutz nehmen. Statt daß sie nun artig wurden, wurde Trineli roth und Stini lachte bei dem Namen Gälblächt laut auf, sagte, sie wären selbst zum ersten Male hier und hätten selbst gerne jemand, der zu ihnen luegte; Lisette redete sehr höflich, fast zärtlich, wie sie nicht habe warten mögen, ihre werthe Bekanntschaft zu machen, so viel Liebs und Guts habe der Bruder von ihnen erzählt. Ih wett nit so viel Müh ha mit Vexire, sövli umerkig sy mr nit, we mr scho a me ne Nebeusort wohne, antwortete Stini. Nun wollte Lisette hoch und theuer versichern, wie von Vexiren nit die Rede sei, sondern alles der ernsteste Ernst, aber die höfliche Antwort, welche die gute Lisetti erhielt, gab Trineli. Me wüß wohl, wie ds Militär syg u b'sungerbar so d'Lütenante, das syg öppe überall bekannt, sie liefen füre Zytvertrieb jedem Haagburi nah, es bruch nit emal d'Nase mits im Gesicht z'ha.

Das weibliche Gefühl ist empfindlich und fein das weibliche Ohr, wahrscheinlich empfand Trineli zu dem Uebrigen noch die Gegenwart der Jungfer Gälblächt und Jungfer Gälblächt meinte, Trineli stichle auf sie, und hielt die Antwort für eine anzügliche Rede. Man hätte einander nicht viel vorzuhalten, antwortete Jungfer Gälblächt, wo einem Fürtuch ein Leutenant von ferne in die Nase käme, habe es keine Ruhe, bis es ihm vor den Füßen sei. Der Stich wegem Fürtuch, das bekanntlich nur zur ländlichen Kleidung gehört, ging Stini durch die Haut, und was es gegeben, wissen wir nicht, denn es hatte schon angefangen zu sagen: Das wisse dann noch niemand, wenigstens sie seien ohne Leutenant gekommen und wüßten den Weg heim ebenfalls ohne Leutenant, wenn nicht in Lisettes Ohren das Quieken und Prüfen der Geigen und Klarinetten gedrungen und ihr himelangst geworden, sie könnte das Beste versäumen, den Anfang, wo das Anknüpfen am besten sich macht, weil am wenigsten Tänzerinnen noch da sind.

Sie hatte an der Schwestern Bruder gedacht, geschwärmt für das Leben im Grünen, gesagt, Herrlicheres könne sie sich nichts denken, für das Essen brauche man nicht zu sorgen, das wachse Einem gleichsam unter den Füßen, den schönsten Speck brauche man nicht zu kaufen, man habe ihn selbst, Milch brauche man nicht, man habe nur Nidle, Aepfel und Birnen ungezählt. Da sei ein frei Leben, da könne man wohlthun, habe Zeit, sich zu bilden und Bildung zu verbreiten auf dem Laude, und wie schrecklich gerne würden die Bauernweiber und Töchter sich bilden lassen und einführen in die Geheimnisse der Natur. O so an einem schönen Nachmittage mit den Nachbarsfrauen und Töchtern am Schatten im Kühlen sitzen und ihnen vorlesen aus dem Buch der Welt oder vom ewigen Juden und die Theilnahme in ihren Gesichtern und das Beben im Herzen und das Heben der Seele und das Ausdehnen des Blickes, o wie herrlich, o wie schön! und alle diese Träume hatte sie an den Bruder Bäni geknüpft, er war gleichsam das Dampfschiff, an dessen Schlepptau sie in diese Herrlichkeiten hineinfahren wollte.

Dieser Bäni war nicht da, drüben rixete, raxete es schon so schön, gewiß war der schon drüben und sie stak noch in ihren Hüllen, so gleichsam eine Auster in der Schale. Die gute Lisette fuhr daher wie eine Bombe in's anzügliche Gespräch. Mein Gott, rief sie, sie fangen schon an, und wir sind noch nicht toilettirt. Ich bin freilich schon angezogen, aber man muß sich doch z'weg machen, in denen ketzis Mänteln verdrückt und verrumpfet man alles. Wo können wir das wohl machen, hier ist's mr z'wider, die Leute gaffen Einen so unverschämt an, ja ich glaube gar, sie lachen über uns? So frug die gute Lisetti und Stini antwortete: Was wollt ich wissen, bin nicht bekannt hier, müßt ein Stubenmeitli fragen. Wo ist ein Stubenmeitli? frug Lisette. Ho, sagte Stini, ihr müßt luege, sie stürmen ja immer aus und ein, aber ein Fuß war ein Fuß, den Stini Lisette zu lieb

bewegte. Rosalie Gälblächt wurde ganz zornig, fing an welsch zu reden, was heutzutage etwas mißlich ist, wenn man nämlich schimpfen will, doch so, daß es niemand hören soll. Endlich wurde ein Stubenmeitli aufgetrieben, die zornigen Schönen verschwanden, hörten aber noch das Gekicher, durch welches man sich wegen dem Welsch rächte.

Der Bäni war dem Jacot ausgewichen und zu seinem Roß gegangen. Der Jacot war dem Bäni nachgegangen, bis er desselben habhaft geworden, und derselbe hatte vorgeschlagen, um nicht mit Jacot zur Gesellschaft zu müssen, eine Flasche zu trinken, und Jacot hatte es nicht ausgeschlagen: so waren sie miteinander unten in die Gaststube gegangen, welche an solchen Tagen durch die eigentliche Gesellschaft gemieden wurde. Lisette und Rosalie kamen in große Aufregung, zwei Mächte balgten sich in ihnen, sie wollten pressiren, von den Ersten sein auf dem Schlachtfelde, aber auch von den Schönsten, dazu aber mußten sie anwenden, Zeit brauchen, sie hatten es nicht von Gott empfangen, mußten die Schönheit selbst machen, nach dem Wahlspruch: helf, was helfen mag. Endlich waren die Schönen mit der Schönheit fertig, wußten nichts mehr nachzubessern, hatten ihre Schnupftücher mit den gestickten Zipfeln graciös in den Händen. Rosalie stellte einen blaßblauen, Lisette einen blaßrothen Schmetterling dar, nur Eins fehlte: der Cavalier, der unten gemüthlich mit Bäni eine Flasche trank, ohne alle Ahnung, wie es droben über ihn herging. Endlich riß der Jungfer Gälblächt die Geduld. Komm, rief sie, sie werden uns nicht treffen, aber ich hätte nicht geglaubt, daß dein Bruder ein so wüster Mensch wäre. Erst läßt er nicht nach, bis wir mit kommen, und jetzt läßt er uns so schändlich im Stich. So können Mädchen und andere Menschen die Sachen kehren, ihnen Tournüre geben, wie man in Welschland zu sagen pflegt.

Und sie gingen, die zornglühenden Jungfrauen mit flat-

ternden Rastüchern, blaßblau und blaßroth. Wären sie geritten, man hätte sie für Walkyren nehmen können, die am rosenrothen Blut der Jünglinge ihre Freude hätten. Als sie mit Majestät in den Saal traten, ganz anders als vorhin in's Empfangszimmer — damals waren sie nicht zornig, noch in den Schaalen, das Bewußtsein ihrer Schönheiten hatte sich noch nicht entfalten können, denn sie hatten sich noch nicht schön gemacht — da war er zum größten Theil noch leer, bloß einige Paare trieben sich den Wänden nach und in der Mitte stund der Wirth und fluchte schrecklich. Die niedrige Dienerschaft, Kindermädchen, Sudelmägde, Herdknechte und einige Schönen des Dorfes, welche es nicht zu seidenen Schürzen und silbernen Göllerkettlein und weißen Strümpfen gebracht, hatten die Zeit, wo die Meisterschaft mit Empfangen vollauf zu thun gehabt, klug benutzt, waren in den Saal geschlichen und hatten sich ein Privatvergnügen verschafft. Die Musikanten, welche in dieser Schichte der Gesellschaft die vertrautesten Freunde besaßen, hatten mit Freuden ihnen gratis aufgemacht und wärmten sich dabei im noch kalten Saale die halb erfrornen Finger. Das ging ganz prächtig, aber unten vermißte man die Leute doch, da fluchte man über's Babi, dort über den Joggi, die sich unsichtbar gemacht. Hatte man das Babi nicht, suchte man das Mädi, wollte den Kobi nach dem Joggi ausschicken, aber es war das eine Kunst, denn sie waren ebenfalls unsichtbar. Als das Nothgeschrei nach Leuten größer ward als bei einer Feuersbrunst das Geschrei nach Wasser, schoß der Wirth daher. Die Donnstige wolle er runter geben, es komme ihm schon z'Sinn wo die Hagle seien, schoß die Treppe auf, fand sie richtig im Tanzsaale in vollem Vergnügen und war Selbstsüchtling und Aristokrat genug, sie darin zu stören und zwar grob. Die Gestörten fanden das weder artig noch volksthümlich, sie murreten sehr und frugen, ob sie Hunde seien und nicht Menschen wie andere. Sie ließen sich durch das Bewußtsein nicht

heben, vermißt worden zu ſein. Wer vermißt wird, der iſt was werth, der kann nicht ſagen, man achte ſich ſeiner nicht, ih bi nüt, mr ſy alle nüt, i Gotts Name! wie einſt ein Rathsherr ſagte. Wer vermißt wird, kann an die Bruſt ſchlagen und ausrufen: Hier iſt der Mann! und wäre es auch nur die Sudelmagd. Die Eingeſchmuggelten ſtrichen ſich eben vor dem Donner des Wirthes der Thüre zu, durch welche unſere Schönen eintraten.

Der Wirth erblickte ſie, erſchrack, denn er hatte vernommen, daß Rathsherrenzeug da ſei. Wirthe gehören in der Regel zu den Unzufriedenen, lieben daneben Gönner in der Höhe ſehr. Unzufrieden ſind ſie wegen erlittenen Ungerechtigkeiten, d. h. weil ſie gebüßt wurden wegen Uebertretungen, Gönner lieben ſie im Glauben, ſolche würden ſie bei zukünftigen Sünden vor Strafen bewahren. Es behaupten Viele, Wirthe thäten ſich nie bekehren, ſie würden bloß klüger. Wir haben in dieſem Punkte keine Erfahrung.

Es hörte daher plötzlich das Donnern auf, der Wirth ward wie der Mond im blauen Himmel, er ſchwamm in lauter Holdſeligkeit. Er befahl einem dienſtbaren Geiſte, ſeiner Frau zu befehlen, ſie ſolle doch die Gäſte einladen, den Ball zu beginnen, es ſei alles z'weg, und wenn es nicht anginge, thäten ihm die Muſikanten erfrieren. So hätten es die Leute, klagte der Wirth, könnten nie anfangen, wollten nie aufhören, man wäre immer übel dran. Ob er die Ehre haben könnte, einen mit ihr zu tanzen und bot recht artig der Roſalie die Hand. Er hielt ſie für die Rathsherrn Tochter, weil ſie etwas Steifes im Rücken hatte und etwas Verächtliches in den Mauleken. Er ſtrengte ſich ſehr an, und ſchwenkte ſein kurzes Röcklein, daß es recht rührend war. Jungfer Gälblächt developpirte dagegen ihre Kunſt nicht. Ihr Herz war nicht im Tanz, ſie tanzte wie eine Dulderin, um nicht zu ſagen wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. Ja ſogar die Liſette kam zum Tanzen.

Die Wirthin hatte ihren Bruder ausgesandt, den Wirth zu suchen und ihm zu sagen, es sei pure Unvernunft, ihr das zuzumuthen, er wisse ja, daß sie nicht angezogen sei, dafür sei er da oder für was sonst? Daß der Wirth die Tochter nicht fahren lasse, ehe der Tanz aus war, begriff er. Er nahm die beste Parthie und tanzte mit, und wenn die Wirthin noch Andere nach dem Manne gesandt, sie hätten sicher ebenfalls getanzt.

Als der Geige letzter Strich gestrichen war, sagte der Wirth: **Excusez**, ich will machen, daß es rückt, setzte seine Jungfer Gälblächt auf eine Bank ab und winkte wie es schien mit Nachdruck, denn es kam ganz schwarz einher, Pärlein um Pärlein, jeder mit der seinen. Zuletzt kam das noch ungeregelte Volk, e Tschuppele Weibervolk, e Tschuppele Mannervolk, ganz zuletzt Jacot und neben ihm noch Einer. Lisettes Herz pochte stürmisch. Ist das ihn, ist das my Bäni, frug daſſelbe mit freudigem Bangen und Schlottern. Jacot war weg, suchte mit den Augen, stürzte vor, auf Trineli zu, faßte es bei der Hand, d. h. wollte es fassen, denn als er es beinahe hatte, war Einer da, ob vom Himmel herab oder von unten herauf, begriff er nicht, hatte Trineli bei der Hand, sagte: Exgüsi, dä Kehr ist's an mir, trampelte mit Trineli weiter und Trineli seufzte nicht, sah ganz vergnüglich aus, obgleich er tanzte, daß das ganze Haus erzitterte, ungefähr als ob der Christoffel in Bern endlich einmal ab Platz gekommen und ein Tänzlein wagen wolle. Wahrscheinlich war es ein Dragoner, ob auch ein Leutenant oder nur ein Wachtmeister, wissen wir nicht. Jedoch ist bekannt genug, daß auch die ganz gemeinen Dragoner ganze Bursche sind und mit dreißig Jahren alle wenigstens dreicentnerig.

Da wurde Jacot von seiner unglücklichen Stimmung ergriffen und zwar sehr. Er konnte sehr melancholisch werden, meinen, er sei zum Unglück geboren und das Schicksal hätte ihn besonders auf dem Strich, was er thun möge, verderbe

es ihm, was er noch so gut planirt, dadurch mache es ihm einen Strich. Da habe er sein Glück z'weg gehabt, da müsse ihm der Teufel zwei Weibsbilder mitgeben, und die hätten ihm alles verdorben, denn da habe Trineli denken müssen, er sei bereits doppelt versehen, obgleich er doch ausdrücklich von seiner Schwester gesprochen. Das Schicksal weise alle Menschen gegen ihn auf, niemand habe ihn lieb, der Packesel Aller solle er sein, und Alle seien gegen ihn und seine Liebe werde mit Undank vergolten. Er lehnte sich an die Wand und wurde sehr interessant, d. h. er machte ein schwermüthig Gesicht ganz jämmerlich, es war zum Erbarmen. Da säuselte es neben ihm ganz leise und rauschte so wunderlich, und als er aufsah, stund Jungfer Gälblächt neben ihm, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und frug ganz held: Herr Jacot, Herr Jacot, warum so trübselig und geht doch so lustig? Fehlt euch was, Kopfweh etwa, wollt ihr Schmeckwasser? Und als er es barsch verneinte, sagte sie, so kommt und tanzt mit mir, die Musik ist nicht so schlecht, aber sie trampeln wie die Elephanten, es nimmt mich nur wunder, daß das Haus es hält. Kommt, wir wollen ihnen zeigen, was tanzen ist.

Der Jacot dachte: Herr Jeses, da hey mrs, die bringt mich my Seel noch um alle Credit; daß der Engeländer ihm wegem Credit viel gefährlicher sei, als die Rosalie, daran dachte er nicht. Aber was machen, absagen konnte er nicht und mit schön Tanzen doch vielleicht ein Herz rühren, wenigstens Trineli neben ihrem Trampelthier schalus machen. Er nahm also die Gälblächt in Arm und sie legte zierlich eine Hand auf seine Achsel, senkte das Haupt seitwärts, streckte eins ihrer Aeugelein aufwärts und nun schwebten sie mit einander dahin leise, leicht, sanft, zwei Engeln gleich, die auf blaßblauen Wölklein gen Himmel fahren. Dann schaukelten sie sich wieder wie muthwillige Schwimmer auf des Meeres schäumenden Wogen auf den Wellen des Tanzes, bald rasch und wild, wiegten sich rechts, wiegten sich links, fuhren grad

aus, fuhren rund um, warfen den Kopf auf und hin und her, und alles ſo fittig und doch ſo kühn, daß Aller Augen ſich auf ſie richteten. Die Jünglinge lachten und meinten, die thäten wie Komödianten, als ob ſie z'Narre gerathen wollten, die Mädchen aber wurden vor Eiferſucht und Zorn ganz aſchgrau und klemmten ihre Tänzer in die Schultern, daß mancher das Jahr darauf nach Schinznacht mußte der gefährlichen Wunden wegen, welche den Knochenfraß fürchten ließen. Neutrale, die an den Wänden herum ſtunden, ſagten dagegen: O ſchön, o ſchön! Das waren Töne für Roſalie, die ſalbeten ihr Herz mit Oele, daß es ganz wurde wie Sammet und duftete wie Roſenöl und Müsc.

Da ſchwebte noch ein ander Paar daher, als ob es einen Wettkampf gelte, faſt als ob ein venetianiſcher Gondolier mit ſeiner Gondel daher käme und zeigen wollte, daß er noch ſchöner gondeln könne als der andere mit ſeiner blaßrothen Gondel. Das war die Liſette, welche mit noch Einem daher kam, aber von weitem ſah man, daß die den andern nicht nach möchten, von wegen der Tänzer ſchlängelte ſeine Beine gar ſchrecklich um die arme Liſette herum, als ob ſie ihm nur mit Packfaden angemacht ſeien und er ſie umarmen d. h. genauer umbeinlen wollte. Was das Schönſte an der Sache war, das war nämlich Liſette's Geſicht; das war accurat wie der Himmel, wenn er offen iſt und alle Engelein mit Zimbeln und Schalmeien den Vater im Himmel preiſen. Das war nämlich ſo. Begreiflich machten die beiden ſtädtiſchen Damen großes Aufſehen, beſonders unter den männlichen Anweſenden, die weiblichen rümpften faſt alle einfach die Naſe und ſagten: Pfi Tüfel, das wird was Gfäudäſigs aus der Stadt ſein, man kennt ſolche Vögel, wenn ich nur nicht neben ihnen ſitzen muß, es gruſeti mir, ich muß es ſagen. Das männliche Geſchlecht iſt ſolchem Gruſen viel weniger unterworfen. Es iſt ſonderbar, in der Stadt gruſet es den Städterinnen vor den Bäurſchen und auf dem Lande den Bäurſchen

vor den Städtlichen, und manchmal haben es die Männer accurat umgekehrt.

Endlich vernahm das Publikum, es seien Damen, nicht G'schöpfe oder gar Creaturen, und zwar vornehme Damen, sie seien von den Obersten an der Regierig. Wir können nicht sagen, daß diese Kunde den Eindruck beim weiblichen Theil verbesserte. Was brauchen die hieher zu kommen, hieß es, wenn es was mit ihnen wäre, könnten die in der Stadt bleiben, die brauchten nicht hieher zu kommen und den Andern den Platz zu verschlagen. Wenn was mit ihnen wäre, so würden sie nicht so weit herkommen und in solcher Kälte; es werden von denen sein, welche in die Weite müssen, wo man sie nicht kennt, damit jemand sich mit ihnen abgebe. Und nun wurden sie einer Inspektion unterworfen, die bis am Morgen dauerte und nichts an ihnen schonte, von oben an bis unten aus, hinten nicht und vornen nicht. Die adelichen Bauernsöhne sahen sich gar nicht nach ihnen um, die arme Lisette schmachtete umsonst nach ihrem Bäni, aber sie sollte getröstet werden, so hatten es die obern Mächte sammt dem Schicksal beschlossen.

Es waren noch andere Leute da, Leute der Neuzeit, denen die Zukunft gehörte, Leute mit moderner Bildung, die herkamen zu Fuß und zu Roß aus allen Schreibstuben und Bureaus aller Arten in weiter Runde, wie die Geier in Südamerika in ihren Hungermonaten ein Aas wittern auf hundert Meilen und sich auf dasselbe stürzen zu tausenden. Die Hauptbrechte darunter waren erprobte Fürsprecher, denen nichts mehr fehlte als Geld, die Hürlig bildeten die Subjekte, welche Sinns waren, nach zehn Jahren, wenn es gut ging, ein Examen zu machen, aber noch nicht wußten, was für eins, wenn sie nämlich nicht früher irgend ein Posten der sauren Arbeit des Kopfbrechens überhob. Der Glücklichen auf diese Weise gab's wirklich viele, und doch ward viel geklagt, daß man im Kanton Bern keine Klöster aufzuheben gehabt. O Klo-

sterwogt wäre schön, wäre schön! hörte man überall seufzen.

Einer aus diesen Modernen, der für sein Leben gerne einen Posten glücklich gemacht, vernahm kaum, daß eine Rathsherren-Tochter da sei und zwar des berühmten Herrn Gygampfs Tochter, als er vorschoß wie eine Spinne, die eine Fliege am Netz verspürt, und die erstaunte Lisette faßte, als ob er Fangzähne hätte im Maul. Aber er hatte eigentlich keine Fangzähne, sondern lange Beine, ein dünn Schnäuzchen, schöne grade Haare, die er hin und her warf wie ein Roß den Schwanz, wenn die Bremsen bös sind, auch hatte er etwas steife Ellbogen, denn er war seines Handwerks ein Schreiber. An den Ellbogen sah man es ihm an, auch wenn er sein Handwerkszeichen nicht trug, die Stößli nämlich. Bekanntlich erkennt man die meisten Handwerker an ihren Schurzfellen. Ob weiß oder schwarz, ob kurz oder lang merket man den Zimmermann, Schmied, Maurer u. s. w., den Schreiber aber an den Stößlene an den Armen. Die ledigen tragen sie elegant aus neuem graublauem Tuche, den verheiratheten machen sie die Weiber, wenn sie nämlich nähen können, aus alten Schürzen. Der hatte erkundet, weß Vaters Kind die Lisette sei, und als er mit Staunen vernommen, derselbe sei Rathsherr und noch dazu der berühmte Gygampf, da kam große, große Glut in ihn und Heldenmuth. Jetzt oder nie, Bastian Krebsli! (so hieß er nämlich) rief er aus, warf sich vor und eroberte richtig die Lisette. Ach, in was für ein Glück der Mensch versank, als ihm der große Wurf gelungen, eines Rathsherren Kindes Tänzer zu sein! Millionen hätte er umschlungen, Millionen abgeküßt Stück für Stück, nicht bloß der ganzen Welt einen Kuß gegeben so gleichsam en bloc, was eigentlich gar nichts sagen will.

Und wie nun der Glückliche tanzte! jedes Glied an ihm arbeitete wie ein Pferd. Wer nun weiß, wie manches Glied ein Mensch hat, der rechne, mit wie viel Pferdekraft er tanzte

Es hätte es dieſem Menſchlein, der noch dazu ein Schreiber war, kein Menſch zugetraut. Wenn der ſich nicht einen nahrhaften Poſten erwerchete, ſo ſpielt die Gerechtigkeit keine große Rolle in der Welt. Und was fortan die gute Liſette glücklich war und wie ſie in Huldigungen ſchwamm, denn es waren ſehr Viele von dieſem Handwerk da, die durch eines Rathsherren Tochter glücklich zu werden nöthig hatten, das kann man ſich denken.

Ach dem guten Jacot ging's anders, der war geſchwebt, der hatte ſich gewiegt von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, ſchöner hätte nichts genützt, und als der Tanz fertig war, hatte er galant ſeine Tänzerin zu einem Sitze geführt und ſich ſo raſch als er konnte auf Trineli geſtürzt. Aber da kam er übel ab. Der Dragoner hielt das Meitſchi noch feſt bei der Hand und ſagte: O hä, ume hübſchli, das Meitſchi iſt mir einſtweilen noch nicht erleidet, und das Meitſchi zuckte nicht in des Dragoners Klauen und der arme Jacot mußte abfahren mit Glanz. Er fuhr aber auch zurück, als ſei ihm ein Hurnuß in's Geſicht gefahren, hinter ihm gab's einen mörderlichen Schrei, und als er erſchrocken nach dem Schaden ſah, ſtund ein Mädchen da, hob den Fuß auf wie ein überfahrner Hund — würden wir ſagen, wenn das Gleichniß nicht zu deſpektirlich wäre — und grännete ihn an gar grimmiglich. Jacot machte ſeine höflichſten Entſchuldigungen und fragte demüthig, ob er die Ehre haben könnte, mit ihr zu tanzen. Er meinte, es ſei ein vornehm Fräulein, ſo wie ſie glänzte und glitzerte prächtiglich. Wie wollt ich auf einem Bein? das andere habt ihr mir ja abtrappet, häßelte ſie im erſten Augenblick, ließ aber alsbald etwas runter und ſagte: Wenn hoppe gilt, will ich's probiren.

Und ſie tanzte zu Jacots Verwunderung gar nicht ſchlecht, that noch artig dazu, nur kam ſie Jacot doch wohl zimperlich vor. Indeſſen tanzte ſie gegen die Andern genommen recht gut, hatte Manſchetten und, wie es ſchien, nicht bloß baum-

wollene, hatte Bildung, sie sprach zur Verwunderung vom Theater, von der Lectur, wie die ihr Leben sei, kannte die großen Dichter dieser Zeit, die Louise Morgenthau, den Victor Hugo, den Arthur Bitter, den Sue, den Postheiri und den berühmten Wälti, und sie kannte einige sogar persönlich und konnte nicht genug rühmen, was das für artige Herren seien, ganz gemein, schier noch g'meiner als ander Lüt. Dann sprach sie von ihren Verwandten, das waren lauter reiche Wirthe, Müller und andere Magnaten, ließ welsche Worte fliegen und merken, daß sie auch außerhalb der Kuhweide gewesen. Jacot dachte: da erwahre sich auch wieder das Sprüchwort, es sei kein Unglück so groß, es sei noch ein Glück dabei, wenn es mit Trineli fehle, so hätte er nicht bessern Ersatz finden können. Allem Anschein nach sei das ein fetter Vogel. Jacot meinte das nicht eigentlich, sondern uneigentlich wegen den reichen Vettern von allen Arten. Am Leibe war seine Tänzerin nicht fett, sondern schlank und in der Mitte nicht ganz wie ein Wespi, aber fast, daneben hatte sie schöne Züge, lebhafte Augen, Augen, die spielen konnten einem Dudelsack z'Trotz, nicht so schmachtende wie die Jungfer Gälblächt, so blaßblaue, sondern glitzerige dunkle. Jacot dachte, das Gescheidteste sei, er mache es wie Andere, er behalte die einstweilen, bis was Besseres ihm anlaufe, doch nahm es ihn wunder, wer sie denn eigentlich sei und woher. Das ist bei solchen Bällen, wo die Tänzer aus allen Windgegenden sich zusammenfinden, eine Hauptsache, sich möglichst bald im Personal zu orientiren, von wegen Mißgriffe können sehr fatal werden. Die ersten Stunden werden daher hauptsächlich dem Informiren geweiht, erst nachher bilden sich die Liaisons und das Gleiche gesellt sich zum Gleichen. Das giltet jedoch hauptsächlich vom hergelaufenen Volke; was die eigentliche Noblesse betrifft, die Ausschließlichen, die kennt sich. Da muß jedes geneigte Ohr herhalten, ja bis zum Stallknecht steigt man nieder, will wissen, ob die von Süd oder Nord kommen,

in welchem Fuhrwerk, mit welchem Roß. Manchmal vernimmt man was, und manchmal nicht das Rechte. Unser Jacot fühlte sich auch gedrungen, Näheres über seine Begleiterin zu vernehmen, die ihm mit jedem Tanze liebenswürdiger erschien. Es sei curios, dachte er, wie es Leute gebe, zu denen man ganz von Natur unwillkürlich hingezogen werde. Es sei, als ob man expreß für einander geschaffen und nur darauf warte, bis man sich gefunden, um dann ewig beisammen zu bleiben.

In einem Zwischenraum, wo die Geiger äußerlich ruhten und innerlich sich erquickten und stärkten, setzte Jacot seine Tänzerin neben seine Schwester, unter dem Vorwand, er wolle einige Bekannte grüßen, gleich wiederkommen, noch ehe der Tanz beginne und daß Jungfer N. sage, sie sei engagirt und ihm nicht untreu werde. Jacot marschirte lange nach Entdeckungen aus, aber es erging ihm wie vielen Entdeckungsreisenden, er machte lange keine Entdeckungen und bis zum Stallknecht hinunter stieg er nicht, vielleicht hätte der alsbald aushelfen können. Aber Jacot kannte diese Quelle nicht, er kannte, da er kein Pferdekundiger war, die Bedeutung der Stallknechte nicht. Endlich kam er zu einem Kameraden, d. h. der Kamerad war Major, während Jacot bloß Leutenant war, allein im Alter waren sie nicht viel verschieden. In der eidgenössischen Armee avancirt man gar curios und zwar ohne Heldenthaten, Waffenthaten wollten wir sagen, denn Heldenthaten geschehen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ohne Schießen und ohne Stechen. Die Geschmäcke sind sehr verschieden. Es bliebe wohl der Eine oder der Andere ein simpler Hundsfott, ohne daß er Major würde, wenn man nur durch Hauen und Stechen dazu avanciren könnte. Solche Hundsfötter, d. h. Majore ohne Hauen und Stechen, kommen in die Mode, scheinen bei gewissen Geschöpfen beliebt und bevorzugt zu sein, begreiflich wegem Adel der Gesinnung, und weil sich Gleich und Gleich immer findet, und weil man nach der Achtung der Nachwelt trachtet, und weil man den Kindern

ein Exempel hinterlaſſen will, was die Väter für Begriffe gehabt und wen ſie für ehrenwerth gehalten und für des Vaterlandes würdigen Sohn.

Nun auf einen ſolchen Major, ob von den Dragonern oder von der Infanterie, wiſſen wir nicht, ſtieß Jacot und frug: Kennſt du meine Tänzerin dort, die Hübſche gleich neben meiner Schweſter? I der Tauſend, wie kömmſt du zu der, du Glückskind? da haſt einen ſchönen Griff gethan, mach nur, daß du den Fiſch behältſt, von wegen ſolche Fiſche ſind rar und glatt, lautete die Antwort. Wer iſt's, wie heißt ſie? frug Jacot in vaterländiſchem Eifer. Kann dir den Namen nicht ſagen, antwortete der Major, aber ſie ſoll da unten herauf ſein, eines Großraths Tochter, reich, Verfallenes und Zukünftiges, es wahrs Hunghäfeli. Paß auf, ſonſt ſteche ich ſie dir ab. Das wirſt mir nicht machen, ſagte Jacot, das wäre kein Freundſchaftsſtückli. Ich ſage dir nichts, als „Paß auf," antwortete der Major. Jacot war befriedigt, ſchoß wieder zu ſeiner Schönen, welche mit Liſette auf den liebenswürdigſten Fuß ſich geſetzt hatte, ſie waren zunächſt am Du und Du. Wenn ihnen was Naſſes ſervirt worden wäre, das Schmollis wäre ſicher ſchon abgethan geweſen. Erſt jetzt bot Jacot allem auf, that mehr als das Mögliche mit Reden und Tanzen, und nach dem nächſten Tanz ließ er ſerviren eine ganze Flaſche Neuenburger, und Baſtian Krebsli zog ein großes Packet Feigen aus der Taſche und ſervirte ſie ebenfalls und ſchnetzelte ſie ſogar mit ſeinem Sackmeſſer, als die Damen ſie wohl ſehr angenehm fanden, aber wohl groß für das Loch, worein ſie ſollten.

Das Nachteſſen nahte, das Verlangen war groß darnach. Vielen iſt es Hauptwitz, den einen einfach wegem Eſſen, den andern wegen den Bekanntſchaften, welche ſich da machen, hauptſächlich aber fortſetzen und cultiviren laſſen. Wem es Ernſt iſt um's Herz und der Geldſäckel es zuläßt, der hält ſein Augenmerk z'Gaſt und macht ſich ſplendid nach ſeinen

Umſtänden. Ja, es war eine Zeit, man ſpricht von ihr wie die Juden vom Paradieſe, wo man ſich nicht bloß zum Rothen, wo man ſich zum Champagner verſtieg, während ſich jetzt ſo Viele beim beſten Willen nicht über ein Glas Bier zu erheben vermögen. Jacot dachte ſtark daran, ſich ſeine Tänzerin zuzugeſellen. Man müſſe das Eiſen ſchmieden, während es warm ſei, dachte er.

Während er noch ſo dachte, klopfte ihm Bäni auf die Achſel und ſagte: Los neuis, du wirſt doch das Menſch, mit welchem du tanzeſt, nicht z'Gaſt haben wollen. Jacot ward ergrimmt in ſeinem Gemüthe. So, dachte er, nicht mit mir tanzen wollen und jetzt noch befehlen wollen, mit wem ich nicht tanzen ſoll! Was ſich das Bauernpack nicht einbildet! Hör du, ſagte er und maß den guten Bäni mit großen Augen von oben herab, ich muß mir verbeten, meine Tänzerin Menſch zu nennen, ſie wird wohl ſo vornehm und ſo brav ſein als deine Schweſtern und die Andern. Nun ſtreckte ſich Bäni und ſagte: Hör du, wenn ich nicht dächte, du wüßteſt nicht, was das für ein Menſch wäre, ich hätte dir eine geſteckt, daß du das Feuer im Elſaß hätteſt brennen ſehen. Lue, das iſt die Schweſter von des G'ſchäftsmann Schallers Frau, du haſt ſicher von dem ſchon gehört, dem Bluthund, wo es eine Gnade für ihn wäre, wenn man ihn hängen thäte und erſt nachher ſchindete und nicht vorher. Es ſind hübſchi Meitſchi gſy, aber ganz von gemeinen Leuten her, der Vater war Wegknecht, die Mutter handelte mit Zwiebeln und Körblikrautwaſſer, beide ſtarben im Umgang. Die da hat eins oder zwei Uneheliche und letztes Jahr ſollen die Landjäger ſie gebracht haben aus dem Aargau; jetzt iſt ſie beim Schwager, macht d'Dame, kommt daher wie ein Pfau, daß man meinen ſollte, wer ſie ſei, aber lue recht, alles was ſilbrig ſcheint, iſt Neuſilber, nicht manchen Batzen werth, und unter dem hoffährtigen Mänteli iſt gewiß nur ein kudriges oder verſötzelt baueligs Hemli. Sie wird gedacht haben,

es kenne sie hier niemand, aber ich sah die zu oft hier und dort auf den Märkten, wo sie nach gut Schick fischte.

Du bist ganz an der Unrechten, sagte Jacot, es ist eine Großrathstochter unten herauf von reichen Leuten her. Wer sagt das? Die kenne ich zu gut, sagte Bäni. He, wer sagt's? Dort der Major Federenstiel hat es gesagt. Da lachte Bäni sehr. Ja, der wird Ursache haben sie zu kennen, besser als ich und du, und wird nicht umsonst der Lugi-Jacobli heißen. Als der Ball war auf dem Flöhboden, du weißt, da war ich gerade in Garnison, mußte auch auf den Ball, und da tanzte der Major mit der und mit keiner andern, und sie kannten einander gut, das sah man wohl. Zudem ist der Major mit dem Schaller gut verbündet, sie spielen einander arme Teufel in die Hände zum Aussaugen, von wegen es ist einer ein Blutsauger wie der andere. Der hätte schön den Buckel vollgelacht, wenn er dich da hätte hineinsprengen können. Dumm, sagte Jacot, daran dachte der nicht, wir sind Duzbrüder. Ja, Fründ wie Hünd, das ist Trumpf gegenwärtig. Daneben mach was du willst, behalte sie, dir se abspenstig z'machen, wird niemand begehre.

Das fiel Jacot wirklich auf. Er hatte ganz ruhig mit ihr tanzen können, nicht einmal einer aus der zweiten Klasse war gekommen und hatte gefragt, ob er nicht auch einmal die Ehre haben könnte. Er fuhr auf den Major los, obschon die Geiger bereits stark an einem neuen stimmten, mit der hastigen Frage: Aber was hast du mir gesagt, meine Tänzerin sei eines Großraths Tochter und von reichen Leuten her, es soll ja ein Mensch sein und von verlumpeten Leuten her? So, sagte der Major kaltblütig, soll sie das? Habe mich geirrt mit Schein, thut mir leid; nimm eine andere. Es heißt, du kennest sie wohl, sie sei d's Schallers Fraue Schwester, und wenn ich wüßte, daß du mich zum Besten halten wolltest, so wollte ich es dir zeigen, sagte Jacot. Wie? fragte der Major kurz und strich den rothen Schnauz.

Jä, wie? Da war Jacot an. Eine Aufforderung zu riskiren, fiel ihm gar nicht ein, und wäre ſie ihm eingefallen, ſo hätte er ſich lächerlich gemacht und hätte er dem Major ſiebenmal Hundsfott geſagt, ſo hätte der gelacht und geſagt, geh mir vom Leibe, biſt ein Tropf. Meinſt, ich hätte mein Leder dafür, um Löcher darein machen zu laſſen mit Stechen oder Schießen. Heutzutag gilt d's Maul, mit dem ſchießt und ſticht man; hat man nicht wahres Blei, ſchießt man die Leute mit erlogenem D., d. h. erlogenen Thatſachen, z'todt. Das iſt die neue Mode, wobei man nichts riskirt als einen Prozeß, deſſen Ausgang aber nie zweifelhaft iſt, inſofern man für Richter oder Geſchworne von ſeiner Partei ſorgt, von wegen Eid hin, Eid her, oder das Verdrehen kann ihn hinausziehen bis in's ewige Leben. Er durfte überhaupt dem Major nicht zu nahe treten, da derſelbe zu den Hauptheldeu ſeiner Partei gehörte, vor denen die zweifelhaften, etwas unentſchiedenen Rathsherren, wie z. B. Herr Gygampf, zu ſchlottern hatten und demüthiglichſt bei jedem Anlaß um ein gnädig Urtheil bei der nächſten Wahl baten. Dem armen Jacot that es im Herzen ſehr weh, daß nicht bloß die rechten Mädchen nichts von ihm wollten, ſondern auch der Freund ihn verrieth. Der Tag war alſo hin. Carriere ſollte er alſo keine machen und dem Vater ſagen: Aber nüt! Er ließ die Geiger geigen, die Mamſel ſitzen, ſtellte traurig ſich in eine Ecke und machte ſchwere Gedanken.

Da ſeufzte es neben ihm zart und zwar zweimal, da er es das erſtemal nicht recht hörte; als er ſich umſah, ſiehe, da war es Roſalie Gälblächt. Ach „sic transit gloria mundi," wie der Lateiner ſagt, und die Würmer, welche in Jonas Kürbisſtaude kamen, leben immer noch. Im Anfang war ſie ſo glücklich geweſen, d. h. fetirt, ſie hatte Hof gehabt viel mehr als die Liſette. Sie war größer als die Liſette, lebhafter von Geberden und konnte ſich recht anmuthig machen, wie es einer Tochter in einem Lädeli, beſonders wo man

montirt, wohl anſteht, auch hielt man ſie für Liſettes Schweſter, alſo auch eine Rathsherrn Tochter. Wie da die Subjekte, das ganze Stößli-Regiment, um ſie flatterte und ſtolperte, es läßt ſich nicht beſchreiben, ja ſogar zwei Sekundarlehrer zeigten ſich im Gewühle, ſelbſt ein Fürſprecher ſpannte ſeine Bähre aus. Liſette war dagegen faſt einſam, die Anbeter machten ſich nicht Plätze ab. Mit Baſtian Krebsli rivaliſirten bloß Samewel Gröggel und Joſephli Guggus und von allen dreien hatte nur einer eine Brille. Man denke, welche Gemeinheit! Das ſtach die Liſette begreiflich, ſo gut ſie war, war ſie doch weiblicher Art, und bekanntlich heißt es nur von den Tauben, daß ſie weder Galle noch Gift hätten, und nicht von den Weibern. Samewel Gröggel wollte mal auch was ſagen. O was doch euere Jungfer Schweſter für eine charmante Tochter iſt, die kann tanzen, als wenn ſie es expreß gelernt und Tanzleſzge gno hätt, ſagte er. Das iſt nicht meine Schweſter, begehrte Liſette auf, o b'hütis! die geht uns gar nichts an. Wir trafen ſie auf dem Wege an, und da wir zuweilen etwas bei ihr ſchneidern laſſen, luden wir ſie aus Erbarmen auf, weil ſie faſt erfroren war. So was fällt ſelten auf unfruchtbaren Boden. Joſephli Guggus hatte auch gehört, was Liſette ſagte und Baſtian Krebsli ebenfalls. Wohl die lachten ſchön, daß ſie den beſſeren Theil erwählt, und ihre Herzen brannten, es den Andern merken zu laſſen, wer feinere Naſen gehabt und den beſſern Biſſen gewittert, und lange ging's nicht, ſo hieß es allenthalben: Nit e Rathsherre Tochter, ume e Schneidere, hei ſe nume us Erbarme mitgno, und auseinander ſtoben die Anbeter wie Krähen von einem Düngerhaufen, wenn man einen Schuß unter ſie gelaſſen. Bloß ein Sekundarlehrer, der etwas morgenländiſch ſprach und mit ſeinem Einkommen in Zwieſpalt lag, blieb kleben.

Als der von einer Schneiderin oder Modiſtin hörte, ſchien ihm ein großes Licht aufzugehen. Eine ſolche Perſon

ſchien ihm das ſchreiendſte Bedürfniß dieſer Gegend, und wenn es ihm gelingen ſollte, dieſe Lücke auszufüllen, dieſes Bedürfniß zu befriedigen, ſo werde ihm ein Monument der dankbaren Nachwelt nicht fehlen. Gerade eine ſolche Perſon fehlte, welche den Geſchmack verbeſſerte und der Induſtrie aufhalf. Eine ſolche Perſon konnte große Arbeitsſchulen errichten und leiten, in denen man mit Häkeln, Sticken, Strohflechten, Seidenſpinnen und Weben, Baumwollenzwirnen, Montiren und Modearbeiten von allen Arten Tauſenden Brod verſchaffen könne. Wenn man damit einen größeren Modeladen und andere Laden oder Magazine verbinden würde, wo man alles finde nach dem allerneuſten Schnitt und wohlfeiler als in London und Paris, weil man hier wohlfeiler arbeiten könne als dort, ſo ſei man im Stande, dem Geſchäft einen ſolchen Schwung zu geben, daß Pariſer hieher reiſeten, um ſich mit den neuſten Artikeln zu verſehen, und Millionen in's Land brächten. Und ob Geld nicht das ſchreiendſte Bedürfniß des Vaterlandes ſei? Wenn jemand es nicht glauben wolle, der ſolle nur zu ihm kommen, dem wolle er ſchreiende Beiſpiele von Exempeln vor Augen ſtellen. So dachte der Mann, und man ſieht, er dachte großherzig und ächt vaterländiſch. Er beſchloß ſich zu opfern, er kultivirte Jungfer Gälblächt und begann folgende Betrachtungen.

Er hätte ſchon lange im Sinne, ſich ehlich zu verbinden, aber er finde hier nicht, was ſein Herz und ſeine Stellung bedürfen. Er ſehe hauptſächlich auf Bildung, auf eine Perſon, die im Stande ſei, ihn zu verſtehen und zu begreifen, kurz, wo man Freude habe, mit ihr zu leben und ein vernünftig Wort mit ihr ſprechen könne. Auf Vermögen ſehe er gar nicht, er habe eine ſchöne Stelle und brauche wenig, aber er ſehe auf eine Perſon, welche ihm würdig zur Seite ſtehe und ihm helfe, ſeinen Einfluß auf die Jugend, namentlich den weiblichen Theil ſichern, ja ausdehnen. Denn endlich ſei die Zeit gekommen, wo dem Lehrſtand die Gewalt über das

Menschengeschlecht gegeben sei. Bildung sei die Hauptsache in der Welt und die Lehrer seien die Träger der Bildung, somit seien sie die Hauptmacht auf der Welt und von ihnen hingen jetzt die Völker ab, vielmehr als ehemals von Königen und Fürsten. Nicht durch die Waffen, durch Kanonen und anderes Geschütz werde ein Volk mächtig, sondern durch Bildung, das gebildetste Volk sei das Hauptvolk, und von wem hätten die Völker die Bildung? Also! Wer Verstand habe, könne es greifen. Und so sei es recht, denn wie die Könige die Raubthiere gewesen, schädliches Ungeziefer, seien die Lehrer so gleichsam die Engel, welche den dummen Menschenkindern das Licht brächten in die Finsterniß, viele Kenntnisse von allem Nützlichen, ja den eigentlichen Fortschritt in allen Dingen. Hätte er eine Person, wie er sie haben sollte, so wollte er Großes verrichten für Kinder und Kindeskinder, Millionen wollte er in's Land ziehen, über Mangel an Arbeit sollte niemand mehr klagen, was kein Staat vermöge, das wollte er thun, wenn er schon nur ein Lehrer sei; aber eben darum suche er eine anständige Person, die ihn begreife und die gehörigen Fähigkeiten besitze. Um Vergebung z'frage, sind Sie nicht eine Schneiderin oder Modiste oder beides zusammen, was noch vortheilhafter wäre?

Da war Jungfer Gälblächt aufgefahren und hatte gefragt, warum er so frage und wer ihr nachrede, sie sei eine Schneiderin. Und der Lehrer hatte gesagt, sie solle ihm das nicht übel nehmen, das thue ihrer Ehren keinen Abbruch, denn gerade deswegen und weil sie ihm so gebildet vorgekommen, auch spreche sie ja französisch, wie er gehört, habe er sich entschlossen, ihr Herz und Hand anzubieten, sie würden mit einander sehr glücklich sein, sie würden einen ausgezeichneten Platz einnehmen in der Welt, davon sei er ebenfalls überzeugt. Darauf hin protestirte Jungfer Gälblächt wiederholt gegen die Schneiderin, verwarf seinen Antrag mit Heftigkeit. Da sagte der Lehrer: he nun, wenn sie keine Schneiderin sei, so

sei es ihm leid, daneben sei sie doch Modiste, das genüge ihm einstweilen, sei das Schneidern nothwendig zu seinen Plänen, so werde das einer Modistin ein Leichtes sein, sich dasselbe zuzueignen.

Ganget m'r furt, ihr syt e wüste, e unverschante Mensch, rief Jungfer Gälblächt und lief fort, wollte Lisette klagen, aber die widmete ihr wenig Aufmerksamkeit, schien auffallend das Weite zu suchen, wenn die Freundin in die Nähe kam, während der Lehrer desto eifriger um sie herstrich, ungefähr wie ein Hai um das Schiff, von welchem aus ihm ein Opfer entrissen worden, das er sich schon sicher glaubte. Kaum hatte Rosalie Jacot ihre Erlebnisse mit großem Abscheu summarisch mitgetheilt und wehmüthig um Schutz gebeten, als der gräuliche Hai schon wieder sehbar war und gegen sie zu manövrirte in immer engern Kreisen.

Da kam der Wirth und verkündete mit großem Pathos, die Suppe sei servirt, wenn es den Herrschaften gefällig sei, könne man speisen. Es war sehr merkwürdig, dem Prozesse zuzusehen, welcher jetzt im Tanzsaale vor sich ging. So ein Tanzsaal gleicht dem Weltenraume, in welchem der Weltstoff schwimmt, aber in noch ungebundenen Atomen. Wie das sich sucht und findet, bindet und abstößt, auseinandergeht und wirbelt und kreiset, weiß jeder, der Blicke geworfen in diese seltsamen Räume, wo es so wunderlich wirbelt und das eine an's andere sich hängt, und von einem das andere sich löst. Rollt aber aus des Wirthes mächtigem Bauche das holde Donnerwort: die Suppe ist servirt, dann faßt es mit Geistergewalt den ungebundenen Weltstoff, plötzlich erfolgt ein Niederschlag, die meisten Atome binden sich und alles fährt durch eine enge Röhre, die Thüre des Saales ab, die gebundenen voran mit Gewicht, die ungebundenen werden später nachgeschwemmt, langsam. Sie fahren gleichsam in eine andere Retorte, d. h. in Eßsaal, seine Menge Bindemittel werden in Anwendung gebracht, namentlich ansehnliche Massen

Wein werden zugegossen, auch hie und da wird Bier gebraucht, fördert aber das Binden nicht sonderlich, steht daher auch bei solchen Operationen nicht in großem Ansehen. Nachdem die Masse einige Stunden gestanden oder vielmehr gesessen, wird sie wieder nach und nach in den ersten Weltenraum zurückgebracht, um zu endlicher Entwicklung noch einmal tüchtig durcheinander gerüttelt zu werden, bei welchem Rütteln noch viele flüchtige Atome sich binden.

So ungefähr war es auch hier, und mit Sturmesgebraus strömte auf's Zauberwort des Wirthes die Menge in den Eßsaal und erschien bald in langen Reihen geordnet, sich unterwerfend den fernern Behandlungen. Jungfer Gälblächt hing mit Hast sich an Jacots Arm und floh so rasch sie konnte den immer näher kreisenden Hai, dessen Zähne bereits entblößt ganz nahe glänzten, und flüsterte sanft und zart: O, Herr Jacot, nicht wahr, ihr erlaubet, daß ich an euch mich halte, ihr schützet und rettet mich vor dem abscheulichen Menschen, es wäre mein Tod, wenn ich wieder in seine Nähe müßte! O, warum blieb ich nicht daheim! O, Herr Jacot, was das für ein unverschämt, ungehobelt Volk ist, da mir so mir nüt dir nüt zu sagen, ich sei eine Schneidere und er wolle mich heirathen! Ist das nicht gräßlich? O mein Lebtag bringt man mich nicht lebendig mehr an einen solchen Ort. O wie wahr, wer Pech anrührt, besudelt sich!

Jacot hatte nichts dawider. Ein verwundet Herz hat keinen bessern Trost, als eine mitfühlende Seele, und an Jungfer Gälblächt erhielt er doch eine Art von Haltpunkt, er war nicht einsam an fremdem Ort. Lisette war nichts für ihn, die war weg, die saß glücklich zwischen Seelen, die ihr Reverenz bewiesen, absonderlich Bastian Krebsli, dem jedoch Samewel Gröggel wie Josephli Guggus sehr heiß machten.

Wer beobachtet, dem fällt bei solchen Staatsmahlzeiten immer eine andächtige Stille auf, welche über die Suppe hinaus bis zum dritten und vierten Gerichte dauert. G'wun-

der, was kömmt, und Appetit über das, was da iſt, verſenken den Menſchen in dieſe rührende Beſchaulichkeit. So geſchah es auch hier. Mit Bedenken wurde die Suppe genoſſen, ſie war dünn, Krebſe blieben unſichtbar, Kuchipulver ſtach auffallend vor. Die Naſen windeten nach Beſſerem, die Augen lagen in den Thüren, es trat Spannung ein und zwar große. In der Küche ſchien weiſe Bedächtigkeit zu herrſchen und angenehme Berückſichtigung, nicht des ungeduldigen, ſondern des verſtändigen Publikums. Man wollte die Suppe ſich erſt ordentlich ſetzen und Platz machen laſſen für was Beſſeres, ehe man weiter ſchritt. Wie es ſcheint, war da in der Küche größere Weisheit als in mancher eidgenöſſiſchen Weisheitsbüchſe, d. h. Rathsſaal, wo man von einem ſo entſetzlichen Fortſchrittsteufel behaftet iſt, daß alles hoggisboggis übereinander purzelt, was oben ſein ſoll unten iſt und das Hinterſte das Vorderſte wird und ſelten was lebendig zum Vorſchein kommt, ungefähr wie in einem großen Theater oder Schulhauſe, wo viele Kinder beiſammen ſind und ein einziger Ausgang, wenn es Feuer ruft, jedes das erſte ſein will, die eine Hälfte bleß todt rauskömmt und die andere halbtodt.

Am Ende kam das Eſſen doch, und zwar nicht ſo ſchlecht, offenbar war gruſam angewendet worden, was man übrigens ſchon dem von weitem durch alle Dunkelheit in hellem Schweiße glänzenden Wirthe anſehen konnte. Das Mahl trug merkwürdig auffallend den Charakter der Geſellſchaft, es war halb herrſchelig, halb bäuriſch, und auffallend beſſer und wählſchafter war der bäuriſche Theil, als der herrſchelige. Der erſte Theil war repräſentirt durch ſchönes Schweinefleiſch, gutes Voreſſen, mächtige Bratenſtücke, fette Gänſe und handfeſte Paſteten, der andere durch miſerable Salätchen, charakterloſen Senf, ſauerſüße Zwetſchen, mondſüchtige Cremchen und ſchauderhafte Blancmangers, die halb den Fröſchen, halb den Haſneren entſtammt ſchienen, und deren dunkelgelbe Schybli, wo die Einen haben wollten, Es ſeien Läkerli, und

die Anderen behaupteten, es ſeien gedörrte oder altbackne Küchelſchnittli, daß es bald blutig Köpf gäh hätt deretwege. Sie hatten offenbar den guten Willen, es Allen zu treffen, Allen alles zu ſein, und verſtunden halt nicht alles, ſondern das eine beſſer als das andere, wurden deshalb ausgehöhnt und verdienten es doch eigentlich nicht, denn ſie meinten es gut; aber ſo geht es Wirthen oft und andern Leuten ebenfalls, je mehr man es Allen treffen will, deſto Wenigern trifft man's.

Der Wein war juſt nicht gälblächt, aber ſauerlächt, Böswillige behaupteten, er ſtehe eigentlich für nichts da, als um Appetit nach beſſerem zu machen; während Andere behaupteten, der Wirth kenne gar keine Geographie, er meine, die Welt gehe nicht weiter als bis Pfauen oder höchſtens bis Cudrefin, dort wachſe der beſte Lacôte, hier der allerbeſte Neuenburger. War der den Leuten dann nicht gut genug und wollten ſie Mehbeſſern, Beuſchirten, ſo brachte er gräuliche Flaſchen daher, voll Staub und Spinngewebe, und fluchte ſchrecklich, er wiſſe nicht, was es für welchen ſei, aber was Famoſes, ſein Großvater habe ihn dem Noah abgekauft bei der Steigerung, welche derſelbe gehalten, als er aus der Arche gekommen, über die Vorräthe, welche ihm übrig geblieben.

Nun mit dem Weine ging es eigentlich erſt ſpäter recht an; nur Einige, welche ſich ordentlich ſehen laſſen wollten oder wirklich Beſſern und Rothen brauchen mußten, gaben ſich mit dem Getränk von Pfauen her nicht ab. Man ließ ſich wohl ſein, erwarmete nach und nach, aber doch kaum jemand mehr als unſere Roſalie neben ihrem Jacot. Sie ſaß weit von ihrem Hai, ſah kaum ſeine ſchrecklichen Blicke, die noch viel ſpitziger waren, als die preußiſchen Spitzkugeln, aber deſto näher bei ihrem Jacot und je länger je glücklicher. Mit weiblichem Scharfſinn erfaßte ſie alsbald deſſen Gemüthszuſtand. Sie ſah, er war verletzt, hintan geſetzt von

der Menſchheit, ſie wollte ihn heilen; ſie war nicht unkundig in ſolchen Curen, ſie griff nach guten Mitteln. Sie ſuchte nicht nach Troſtpredigten, wo ſie ſein Unglück ausſtrich und vom Hängen und Erſchießen der Miſſethäter ſprach, aber ſie rückte ihren Stuhl nicht weiter von ihm weg, als daß es durchaus ſein mußte, damit eine Aufwärterin ein gut Plättlein zur Noth und zwar von weitem her zwiſchen ihnen durchſchieben konnte.

Sie machte ſich ganz traulich, ſagte bald Herr Gygampf, bald Herr Jacot, als Hausfreundin konnte ſie ſich das wohl erlauben, ſoll ich Sie ſerviren, unſereins, der in der Küche bekannt iſt, kennt die guten Bißchen beſſer als ſo ein Herr, der eigentlich nie recht weiß, was er in's Maul ſtößt, Kabis oder Roſeköhli und von weſſen Fleiſch er ißt, ob von einem Auerhahne oder einem Güggel. Sie vertraute ihm, welche Macht ſie daheim ſei und welche ſie noch werden könnte, wenn ſie die gehörige Hülfe und Unterſtützung hätte, und was hier für ein Volk ſei, daß eine gebildete Perſon ſiebenmal aus der Haut fahren müßte täglich, wenn ſie mit derlei Volk leben müßte Jahr aus Jahr ein. Wer ſich an die Stadt gewöhnt, begreife eigentlich erſt, daß er ein Menſch ſei und was für ein Unterſchied ſei zwiſchen ihm und einem Hornvieh, wenn er auf's Land komme. Sie kriege Gänſehaut über und über nur bei dem Gedanken, daß ſie drei Tage mit ſolchen Menſchen leben müßte, geſchweige dann drei Jahre, Herr Jeſes! Und wie grob es uns euere Bekannte gemacht haben. Ihr glaubt es gar nicht, es war ganz, als ob ſie ſich unſerer zu ſchämen hätten, ja wolle! Es dünkte mich, auch gegen euch ſeien ſie recht grob geweſen, und ich glaubte, wie groß eure gegenſeitige Freundſchaft ſei. Aber ſo hat man es mit dieſem Volke, man weiß nie, woran man mit demſelben iſt. Wo ſind ſie jetzt, ich ſehe ſie nirgends, dabei muſterte ſie mit der Lorgnette, welche ſie umgehängt, die Geſellſchaft, als wäre ſie beſtellter Inſpektor, theilte dann dem Jacot ihre Bemerkungen

treulich mit. Sie waren ſpitzig, man kann ſich's denken, ſahen zuweilen wie drollig aus, machten Jacot lachen. Daß Jungfer Gälblächt ſo viel Geiſt habe, hätte er nicht geglaubt, dachte er. Dieſes Benehmen ſtach gar auffallend ab gegen das der übrigen Damen.

Dieſe waren im Allgemeinen ſchweigſam, ließen ſich unterhalten, was ebenfalls dürftig geſchah, hocketen ſich ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt, auf dem Maul und lachten nur vermeukt. Man ärgerte ſich daher über Jungfer Gälblächt, wie billig, vergalt ihr Lorgnettiren mit giftigen Bemerkungen. Es ſei eine freche Perſon, ſie möge ſein wer ſie wolle, allweg nichts Rechtes. Dere wolle man auf die Spur kommen, man werde ſaubere Dinge hören. Wenn ſie noch einmal mich ſo anſieht durch ihr Glas, ſo gränne ich ſie an, ſagte eine; und ich gaffe durch die hohle Hand, die iſt doch meine, wer weiß, ob ſie ihr Glas nicht bloß entlehnt hat, um hier damit vornehm aufzuziehen? bemerkte eine andere. Einige meinten, es würden Mann und Frau ſein, ſie thäten ſonſt nicht ſo zuſammen, und andere ſagten das Gegentheil, wenn es Mann und Frau wären, ſo würden ſie ſich beſſer in Acht nehmen, wie ſie thäten. Eine ſtrenge Sache ſei's, wenn man jetzt das Graubäſige aus der Stadt auf dem Lande haben müſſe. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn man ein wenig räumte, es wäre für ein ander Mal. Wenn man dem Wirthe es auftragen würde mit der Erklärung, wenn er die Geſellſchaft nicht ſäubere, ſo komme ihm das nächſte Jahr niemand mehr, er thäte es ſchon.

Am meiſten ſchien das die Mädchen Treu zu empören, beſonders Trineli, d. h. es that ihnen weh, daß der Leutenant nicht bei ihnen ſaß, daß alles ſo gegangen. Es klemmte Trineli förmlich das Herz zuſammen, es hätte die abſcheuliche Täſche verkratzen mögen, daß ſie ein Geſicht bekommen, als hätte man es geegt, aber daß das Eiferſucht ſei, das wußte es nicht; daß ſie durch ihr ſprödes Weſen und ihre grobe

Unhöflichkeit ſchuld an dieſem Stand der Dinge ſeien, daran dachte Trineli ebenfalls nicht und Stineli noch weniger. Wie der Leutenant unſchuldig ſei an ſeinem Begleit und ein alter Schimmel kein ſtädtiſcher Maaßſtab ſei für den Werth der Perſonen, daß ſie alſo Sachen für übel aufnahmen, die gar nichts zu bedeuten hatten, wußten ſie noch weniger.

Aber ſo geht es allenthalben in der Welt ſeit Urzeit und wird ſo gehen in allen Zeiten, man macht dem Nächſten eine ſchreckliche Rechnung über ſeine Sünden, welche man ihm von Gott und Rechtswegen übel nehmen müſſe, und dieſe Rechnung macht man täglich größer und wird alle Tage bitterer, eben daß er die Rechnung alle Tage größer mache, ſtatt einmal an's Abzahlen zu gehen, und hat keinen Gedanken daran, daß am Wachſen der Rechnung gar niemand, oder doch wenigſtens zum großen Theil, anders ſchuld ſei, als der, welcher die Rechnung macht, und nichts, oder zum wenigſten Theil der, welchem man die Rechnung aufſtellt. Noch weniger hat man einen Begriff davon, daß der Nachbar eben ſo eine Rechnung haben könnte und vielleicht hat, die noch viel verflüchter ausſieht, nach welcher der Schuldige nach Kaiſer Karlis Halsgerichtsordnung zum allerwenigſten an ſeiner Hausthüre aufgehängt werden müßte, bis der Strick verfaulet ſei, daß alſo, wenn es an's gegenſeitige ſtatt nur an's einſeitige Rechnen ginge, man in der allergrößten Verlegenheit wäre, auszumachen, wer dem andern heraus ſchuldig ſei. Da haben die rohen, ſogenannten ungebildeten Menſchen einen unendlichen Vortheil über die quasi feinen und ſogenannten gebildeten Leute. Den erſteren läuft endlich der Zorn über, ſie packen aus, ſie ſagen einander tapfer wüſt, ſie machen ſich ſo gleichſam gegenſeitig offne Rechnung, kommen dabei unwillkürlich über viele irrige Anſätze, die Spannung weicht, ſie geben ſich endlich die Hände, ſagen: He nu ſo de, ſo wollen wir wieder z'friede ſein mit einander, und werden nicht bloß z'friede, ſondern wieder gute Freunde. Dieſen Vortheil haben

aber eben die feinen Leute nicht, das Auspacken iſt nicht anſtändig, das Wüſtſagen giltet erſt nicht, ſelbſt feinere Anſpielungen wagen wegem guten Ton die meiſten nicht, ſie müſſen alles bei ſich behalten, kommen nie zum Frieden, leiden ſchrecklich an den immer wachſenden Rechnungen, die kein Ende finden bis vor Gottes Richterſtuhle, wo ſicher manche umgekehrt werden wird.

Wir ſind überzeugt, der Friede zwiſchen Jacot und Trineli wäre unter vier Augen mit wenig Worten geſchloſſen und die Rechnung getilgt worden, ſobald Jacot die Erſcheinung der Jungfer Gälblächt und des fatalen Schimmels erklärt und gerechtfertigt hätte. Leider geſchah das nicht, die Lorgnette der Jungfer Roſalie war eine ſchlimme Vermittlerin. So eine, welche nichts zu thun wiſſe, als die Leute auszuführen, gehöre gar nicht hieher, ſo eine könne ein andermal daheim bleiben, ſo einer ſollte man, wenn man ſie nicht fortjagen wolle, doch wenigſtens eintreiben, daß ſie nach Gott ſchreien lerne, hieß es allgemein.

Dieſe Rache ſchien ein elegant gekleideter Menſch übernehmen zu wollen. Derſelbe war ſchön ausſtaffirt mit Nadel, Ringen und Ketten, trieb Luxus mit Weſte und Hemd, machte ſich durch vielerlei Bewegungen wichtig und ſaß Jacot und Roſalie gegenüber, es war ein Indienne- oder Cotenne-Prinz aus dem Elſaß, wahrſcheinlich von Mühlhauſen, oder ein Durenänderler von Lörrach oder gar Vollblut aus Frankfurt. Derſelbe machte, wie alle von dieſer Sorte, ſich gerne wichtig, faßte die allgemeine Stimmung mit Takt auf und fand darin die ſchönſte Gelegenheit, eine Rolle zu ſpielen, der Held des Tages zu werden. Er machte ſich anfangs recht artig, leitete mit einigen Aufmerkſamkeiten gegen Roſalie die Bekanntſchaft ein, erwarb ſich das Recht zum Geſpräch, machte allerlei Bemerkungen, frug allerlei und endlich auch wo ſie herkämen, denn er ſähe es ihnen ſehr wohl an, daß ſie nicht aus der Nähe ſeien. Sie kämen von Bern, ſagte Roſalie

geſchmeichelt und hoffte darauf hin Complimente zu kriegen, daß man es ihr eben von weitem anſehe, daß ſie aus einer großen Stadt und gebildeten Kreiſen komme.

So, von Bern! ſagte der Mann, da bin ich ganz gut bekannt, mache Geſchäfte dort, aber nicht bedeutende, es iſt kein ordentlich Handelshaus daſelbſt, eigentlich nur Krämer. Bin allemal froh, wenn ich aus dem Neſt bin, denn langweilig iſt es dort ganz ſchuderös. Eine Straße wie die andere, ein Geſicht wie das andere, alles ſo ſteinerne, ſteife Brunnröhrengeſichter, es iſt zum Tollwerden. Ich wette, es giebt in der ganzen Stadt nicht drei paſſable Mädchen, von hübſchen will ich gar nicht reden. Jungfer Gälblächt wurde bei ſo anzüglichen Reden ganz röthlich. Und wie ſie äußerlich ſind, ſind ſie auch innerlich, fuhr der Göttliche fort. Mein Lebtag, und doch kam ich weit herum, war dreimal in Amerika, ſah ich keine ſo ſteifen, kalten, vornehm ſich ſtreckenden Menſchen. Offenbar wollen ſie die Engländer nachahmen, da geht es ihnen wie allen Affen, ſie übertreiben es himmelweit. Es iſt ein ungut, engherzig, ungaſtlich Volk. Redet ein Berner einmal mit einem Fremden, meint er, er habe ſich ſchon viel zu viel verköſtigt, höher es zu treiben ſei Sünde. Keine Taſſe Thee, keinen Löffel Suppe bietet er einem Fremden an, keinen ladet er in ſein Haus. Zutritt in anſtändige Geſellſchaft erhält man nicht, geſchweige daß ein Berner, was man ſagt, ein Haus macht, theils haben ſie es nicht, theils ſind ſie zu ſtolz, theils zu bequem. Das macht auch das Leben in Bern ſo unangenehm und ſo theuer, da man nirgends eingeladen wird, nichts umſonſt kriegt muß man ſelbſt zahlen; und verſchafft man ſich ein Privatvergnügen, ſo iſt es hundemäßig theuer. Ich habe einen guten Bekannten und Freund, der ſich jetzt in hoher Stellung in Bern befindet und ſehr reich iſt, der hat ſich über dieſes gemeine, engherzige Weſen der Berner gar bitterlich beklagt. Freund, hat er zu mir geſagt, du glaubſt gar nicht, was hier für ein ungefreutes

und koſtſpieliges Leben iſt für einen Fremden, nirgends wird er eingeladen, nie kann er ſich ein Diner oder ein Abendeſſen erſparen, nie darauf rechnen, einen Abend ohne Auslagen zuzubringen; will er was haben, muß er in Kneipen gehen und bezahlen, will er mal ſeiner Familie was verſchaffen, muß er wieder in Kneipen gehn nach Weiermanns Haus oder in's Meyerysli und kann bezahlen, ſtatt wie anderswo, wo in Familienkreiſen er ſich kann vergnügen laſſen. Du weißt, hat er geſagt, ich bin reich, habe nicht nöthig exakt auf den Kreuzer zu ſehen, aber ich thue es gerne. Daneben will man ſelbſt leben und auch etwas den Kindern hinterlaſſen, das iſt doch ganz natürlich und doch braucht kein dummer Berner Verſtand, begreift's und thut ſeine Schuldigkeit. Die meiſten derſelben haben Landgüter, haben Equipage, wäre es nicht höchſt anſtändig, wenn ſie mir Sonntag Morgens Equipage ſchickten, daß ich mit meiner Familie bei ihnen auf dem Landgut den Sonntag zubringen könnte, aber auch nicht einer hat es gethan; da laſſen ſie mich ganz kaltblütig auf meine eigenen Koſten bei Weiermanns Haus ſitzen oder auf dem Breitenrain an der Sonne oder beim Käſer im Staub. Da iſt's denn doch nichts als billig, daß man ſich hohe Beſoldungen decretirt, der Gugger möchte ſonſt dabei ſein. Am böſeſten machen ſich, hat er g'ſagt, die Mitglieder der Behörden, die haſſe ich noch zyel mehr als die Patrizier, die machen es am ſchlechteſten, ſind noch ärgere Ariſtokraten als die Patrizier. Man denke, keins der Mitglieder ladet ein, kein einziges traktirt, bei keinem konnte ich noch ſo viel genießen, als mir im Auge weh gethan hätte. Er war in ſchrecklicher Indignation, als er das g'ſagt hat, mein Freund. Und doch wär' es ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn ſie ſich an mich, an uns lehnen würden, denn was ſind ſie ohne das, nichts, gar nichts, hell nichts. Aber wohl, denen treibt man es ein, die müſſen es büßen, die kujonirt man, daß ſie nach Gott ſchreien möchten. Da iſt kein Anlaß ſo unbedeutend,

daß man ihn nicht ergriffe, um ſie zu lähmen, der öffentlichen Verachtung preiszugeben, das Volk gegen ſie zu erbittern und beim erſten beſten Anlaß muß das ganze Pack in die Luft, es iſt auch nicht ſchade darum; ich glaube nicht, daß ein Einziger darunter ſei, der einen faulen Rappen werth ſei, hat mein Freund g'ſagt, und hat man keinen Anlaß, macht man einen.

So ſprach der Indienne-Prinz, nur hier und da von giftigen Einreden der Jungfer Gälblächt begleitet, von denen er nicht die mindeſte Notiz nahm, dagegen unter großer Aufmerkſamkeit der Umſitzenden, vielen beißenden Bemerkungen und großem Gelächter bei den geſalzenſten Stellen, und beim Schluß wurden ſogar viele Bravos laut. Es war gerade die Zeit, wo an Bern jeder Sturmbock geſetzt war, um es zu vernichten, wo jede Schmach ihm nachgeredet, jeder Frevel ihm angedichtet, wo es zum Schandpfahl gemacht werden ſollte, um von jedem Buben mit Hohn angeſpuckt zu werden, wo man das Schlechteſte von ihm glaubte, nichts von ihm hoffte, als es werde an einem ſchönen Morgen in Flammen aufgehen und mit Stumpf und Stiel verbrennen, nichts von ſeiner Herrlichkeit übrig bleiben, als das Inſeli und das innere und das äußere Bad und vielleicht ſonſt noch hie und da eine Gelegenheit. Es war zur Zeit, wo man gegen alle Städte und namentlich die Hauptſtädte, auf neue Art, welche ſelbſt Napoleon nicht kannte, Schulmeiſter die Trommler, Muſterreiter die Pfeifer waren, zu Felde zog. Die dummen Leute wußten nicht, was ſie trommelten und was ſie pfiffen, am allerwenigſten, wem in dieſem Feldzuge die allerſchärfſten Schlappen warteten.

Nun unſer Mühlhauſer blickte glücklich um ſich, er hatte zwei Würfe mit einem Steine gethan, er ſtrich ſein dünn Bärtchen mit Behaglichkeit, lächelte ſchlau ringsum und ſammelte den Beifall ein, der ihm wurde, den niemand durch Widerſpruch verkümmerte; denn es war eine angenommene Sache, ein ausgemachter Satz, daß Städte dem Lande ſeien,

was Wölfe und Bären den Schafen, Feinde von Natur zum Ausrotten.

Jacot worgete es aber ſchon lange im Halſe, daß er faſt blau wurde, endlich ſagte er: Ich komme aus Bern und mein Vater ſitzt dort in bedeutenden Behörden. So, ſagte der goldene Prinz gegenüber. So viel ich weiß, hat mein Vater ſeine Beſoldung für ſich und nicht für Andere, welche eine viel größere haben als er, ſagte Jacot weiter. Ja, ſagte der Prinz, er wird es haben, wie es im Sprüchwort heißt, er wird meinen, ſelber eſſen mache fett. Ein gewaltig Gelächter machte den Chor. Er macht es wie Andere, antwortete Jacot, er meint nicht vom Schmarotzen leben zu ſollen und glaubt daher auch nicht Schmarotzer erhalten zu müſſen, ſo gleichſam Koſtgänger. Ja ja, das glaube ich, ſagte der baumwollene Prinz, der Berner hat nur Klauen zu nehmen, nicht zu geben, er weiß beſſer ziehen wann ſtenern.

Ein ſchrecklich Gelächter donnerte den armen Jacot nieder, keine Stimme erhob ſich für ihn, es war niemand aus Bern da, Liſette war in eigene Angelegenheiten verwickelt, und Baſtian Krebsli und Compagnie ignorirten den ganzen Handel. Sobald das Gelächter etwas verhallt war, rief der Herr in majeſtätiſcher Ruhe: Herr Wirth, Champagner! Hui wie da der Wirth geflogen kam, man hätte glauben können, es wäre ein Engelein, wenn irgendwo geſchrieben ſtünde, daß Engelein drei Centner ſchwer würden und Rücken hätten wie Tennsthore.

In göttlichem Selbſtbewußtſein, welches dieſen reiſenden Weltgöttern eigen iſt, gab er dem Wirth ſplendide Ordres und zwar laut, der Reſpekt vor dieſem Herrn wuchs in's Unendliche. Die Maſſe iſt ſelten in einem klaren Bewußtſein über den Werth und die Natur deſſen, was um ſie vorgeht, ſie ſpendet Beifall und Tadel nach der Luft die da geht, ungefähr wie der Rauch, der auch vom Winde getrieben wird. Bei allen Kämpfen aber, von den kleinſten bis zu den größten,

von den Kriegen der Spatzen auf den Dächern bis zu den Kriegen der Völker, iſt die Menge auf Seite des Tapferſten, bangt um ihn, freut ſich über ihn; Fußtritte dem Beſiegten zu geben, juckt es überall die Menge, und ſie thut es ſo oft ſie kann. So geſchah es auch hier. Der glänzende Mühlhauſer oder Lörracher oder gar noch Frankfurter hatte ungetheilten Beifall, war der Held des Tages, und noch lange wird von dem vornehmen Herrn die Rede geweſen ſein, der einem Rathsherrn-Söhnchen von Bern ſo donnerſchön den Marſch gemacht. Auf dieſer Stimmung der Maſſe, zu welcher wir voran die holden Krämer und Krämerinnen, den größten Theil der Wirthshaus-Bevölkerung zählen, beruhten die glänzenden Siege, welche dieſe Wandergötter zur Zeit ihrer Herrlichkeit gemacht. Später, als nach Erfahrungen die Beſonnenheit kam und die Noth die Augen aufthat, nahm ihre Herrſchaft ein traurig Ende, und ihre hohle Heldenhaftigkeit platzte meiſt ohne großen Donner. Um zur ſelben Zeit einem ſolchen trompetenden Helden ſtandhaft die Spitze zu bieten, weder durch Schlagworte noch durch eine brüllende Menge ſich einſchüchtern zu laſſen, dazu brauchte es einen erprobten Muth und kluge Kaltblütigkeit. Wer wollte die einem jungen abhängigen Menſchen und noch dazu auf ſo ungünſtigem Terrain zumuthen? Jedenfalls will es was ſagen, einzig Stand zu halten, ohne irgend welche Aufmunterung, ohne irgend wie eingeſchüchtert zu werden. Leonidas hatte doch dreihundert Spartaner bei ſich, als er auf das unermeßliche Heer der Perſer fiel, und Jonathan, als er ſich an die Philiſter machte, wenigſtens einen Waffenträger. Aber Jacot hatte gar niemanden, Jungfer Gälblächt war längſt verſtummt, ein Wunder war's, daß ſie nicht vor Gift verſpritzte.

Da machte Jacot das Dümmſte, was er machen konnte, er ſtund auf und ſtrich ſich. Da geſchah ihm auch, was jedem Thiere, das einem Gefecht entrinnt, begegnet, es folgte ihm ein ſchallend Gelächter, und dann ward flott in Cham-

pagner auf die Heldenthaten des Helden und die Niederlage des dummen Berner Söhnchens getrunken.

Unſer guter Jacot war ganz zerſchlagen in ſeinem Herzen, ſo drinnen war er noch nie geweſen, wo Alles gegen ihn war, eine allgemeine Verachtung über ihm zuſammenſchlug, er mit vollem Rechte hätte ſingen können, wenn es ihm eben um's Singen geweſen wäre: „Feinde ringsum.“ Und dazu noch das demüthigende Bewußtſein, daß er nicht bloß unterlegen, ſondern daß er aus dem Kampfe gelaufen ſei, und daß hinter ihm her ſchrecklich werde gelacht werden. O dies Ausgelachtwerden iſt ein fürchterliches Geſpenſt, ausgelacht zu werden iſt ſchwachen Gemüthern eben ſo ſchrecklich als gehängt werden; die Furcht, ausgelacht zu werden, hat unendlich viel Böſes gethan und noch unendlich mehr Gutes verhindert. Und dieſe Furcht iſt nichts Anderes als Geſpenſterſucht, denn das Auslachen iſt eigentlich nur dem ein Etwas, der ſich davor fürchtet. Wer ihm kühn auf den Leib geht, ſieht, daß es höchſtens ein Irrwiſch iſt, der flieht, wenn man ihm näher rückt und endlich verſchwindet.

Als Jacot hinausging, wußte er wohl warum, aber nicht wohin. Inſtinktmäßig ging er die Treppe ab zum Haus aus, wir glauben, er wäre inſtinktmäßig weiter gegangen ohne Engeländer bis nach Hauſe, wenn es draußen nicht ſo heilloſ kalt geweſen wäre. Die Kältef war's, die ihn plötzlich an ſeinen Engeländer erinnerte, er bekam damit ſein Ziel; er trappete über die Straße dem Stalle zu. Es war Mondſchein und Zwölfe ſchlug es eben, er trappete in den Stall; finſter war es drinnen, an einem Balltage giebt es um Mitternacht keine Geſchäfte im Stall, und draußen ſchien der Mond. Daher und weil jetzt an den meiſten Orten die Stallknechte das Oel ſelbſt anſchaffen müſſen, wahrſcheinlich aus gewiſſen Gründen und weil damit der Wirth bedeutende Erſparniſſe zu machen glaubt, worin derſelbe Recht haben mag, wenn nicht zufällig der Stallknecht mit der Köchin in

magnetiſchen Rapperten ſteht, löſcht der Stallknecht das Licht lange ehe der Wirth Feierabend macht drinnen. In einem ſolchen Sack finde er ſeinen Schimmel nicht, dachte Jacot, ließ die Thüre offen, damit der Mond die Laterne mache. Aber Mond hin, Mond her, er fand den Schimmel doch nicht, ſchritt wieder der Thüre zu, da donnerte es draußen: Welch verflucht Kalb läßt die Thüre offen bei ſolcher Kälte! und die Thüre wurde zugeſchlagen und ernſtlich zugemacht, denn als Jacot endlich dazu gelangte, da war's zu, er konnte nichts dran machen.

Ja, jetzt war Jacot doch wirklich übel dran. Sicher vor dem Elſäſſer oder Lörracher war er freilich, aber in totaler Finſternitz in einem unendlichen Stalle voll wilder Roſſe hinter verſchloſſenen Thüren, das war denn doch mehr, als er wollte; es ward ihm wirklich angſt, die Roſſe konnten ihn ja beißen oder ſchlagen, von beidem war er nicht Liebhaber, und die Roſſe liebte er überhaupt nicht, daß ihm etwa ihre Geſellſchaft das ſchönſte Ende einer koſtbaren Parthie geweſen wäre. Ein heller Ballſaal und ein finſterer Roßſtall, man denke, welcher Gegenſatz! Aber was machen? Endlich ſah er einen hellern Punkt, wie er glaubte, in der Gegend, wo er herein gekommen, er hielt es, wie es auch war, für ein Fenſter; bekanntlich ſind Stallfenſter nicht beſonders hell, wegem Brechen hat man ſie je dicker deſto lieber, daher man ſich auch keine Mühe mit Waſchen giebt. Er tappete mit den Händen hin, dachte aber nicht daran, daß Vorſicht mit den Füßen noch nöthiger ſei, ſtolperte über die Schale, trat ſtolpernd einem Roß auf den Stiel, das glich unglücklicherweiſe ſeinem Engeländer nicht, ſprang wiehernd und ſchlagend auf die Beine. Andere Roſſe wachten erſchrocken auf, wußten nicht, was es gebe im fremden Stall unter lauter fremden Geſellen, ſprangen auch auf, brüllten, ſchlugen, es war plötzlich, als ſei der Teufel los. Zur Noth hatte ſich Jacot auf den Beinen erhalten, an die Wand geduckt, doch jeden Augenblick des Todesſtreichs gewärtig; denn retten konnte er ſich

nicht, er ſah die ſchlagenden Beine nicht, nicht die Richtung, in welcher ſie fuhren.

Da erhob ſich plötzlich im Hintergrund eine ſchreckliche Stimme: Was donners ſell das, was iſt los? und hintendrein klatſchte es gewaltig von mächtiger Peitſche, und in die Peitſchenſchläge donnerte es fort: Wellt ihr ſtille ſein, ihr verflucht Vieh! und nachgerade ward es ſtille, und die donnernde Stimme wurde ſanfter und ſprach endlich: Muß Licht machen, ſehen ob eins ab iſt, oder was das Weſen angerichtet. Es war ein Gehülfe des Stallknechts, den er als ſchlafende Wache im Stall gelaſſen, um im Fall der Noth Ordnung zu ſchaffen oder allfälligen Dieben den G'luſt zu vertreiben, der in Erwartung dieſer Fälle zu hinderſt im Stalle ſich in's Streh gelegt und da entſchlafen war. Jacot glaubte ſich gerettet, dachte nicht daran, daß noch eine Anfechtung kommen könne, nahte ſich dem Lichte vorſichtig, damit er ja keinem Roß auf den Schwanz trete. Kaum ſah ihn der Burſche, als der einen gewaltigen Brüll ausließ und friſch nach der Peitſche griff, denn er nahm ihn für einen Dieb. Mit großer Noth konnte der arme Jacot dem Burſchen bedeuten, daß er kein Dieb ſei, ſondern ein Gaſt und zwar ein vornehmer, eines Rathsherrn Sohn.

Was! biſt der, wo mit dem weißen Schimmel kam, dem Engeländer, wo ein halb Imi haben muß z'Abe und es halbs z'Morge, damit er ſih nit überfreß? Ja, ſagte Jacot, gerade der bin ich, wollte ſehen, ob er ſeine Sache habe, da ſchloß mich Einer aus Bosheit ein, jetzt möchte ich wieder hinaus. Der Burſche brummte allerlei, das einen ſehr anzüglichen Inhalt errathen ließ, doch nicht ganz verſtändlich war, und machte endlich auf.

Als Jacot hinaus trat und im Schatten der Scheune ſtehen blieb, um zu überlegen, was er jetzt machen ſolle, ſah er zwei Weſen um's Haus ſchweben, haſtig in entgegengeſetzter Richtung ſtille ſtehend, hinausſpähend in die Nacht. Es

waren weibliche Weſen, in bäuerſcher Kleidung das eine, in ſtädtiſcher das andere. Jacot wußte nicht recht, waren es wirkliche lebendige Weſen oder waren es geſpenſtige Schatten, welche wiederkommen mußten, wenn irgendwo gegeiget und getanzt wurde. Sie lieſen ſo wunderlich, kamen ihm ſo ſeltſam vor, und ſeine Mutter erzählte oft, wie ſie Mädchen gekannt, welche die Tanzwuth gehabt und wahrſcheinlich an derſelben geſtorben, und welche man jetzt ſehen könne, wie ſie herumführen um die Wirthshäuſer, in denen man tanze, aber nicht hinein könnten, wenn ſie nicht Einer hineinführe und mit ihnen tanze, wer es aber thue, der müſſe ſterben. Sie habe ſolche Fälle erlebt und von Vielen gehört, man ſolle ein Exempel daran nehmen, ſonſt könnte es Einem auch ſo gehen, wenn man vor dem Tanzteufel ſich nicht hüte. Am beſten ſei's, man laſſe ganz vom Tanzen, von wegen der Teufel ſei ein Schelm; wenn man gar nicht tanze, könne er Einem aber nichts machen. Jacot hatte eigentlich nicht daran geglaubt, ſondern gedacht, es ſei ein Kniff der Mutter, ihnen das Tanzen zu verleiden, jetzt kam's ihm vor, man könne nicht wiſſen, was dran ſei, vielleicht ſei doch was, jetzt könnte man es erfahren. Aber hitzig drauf war er doch nicht, er that einen Schritt und dann noch einen, da verſchwand das bäuriſche Weſen in der Thüre des Hauſes. Wird nichts ſein, dachte er, die iſt einmal hinein ohne Einen, der ſie führte. Er trat aus dem Schatten der Scheune hervor in hellen Mondſchein; es war wie am Tag.

Da kam von der andern Seite her die Städtliche um's Haus geflogen, erblickte ihn, ſtund ſtille, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, ſtürzte auf ihn zu, ſchrie: O Jacot, ſeid ihr's, warum macht ihr mir das, was geht ihr und hängt euch? o Gott, o Gott! Dumm, ſagte Jacot, wenn ich mich gehängt hätte, ich ſtünde ja nicht da. O Gott, o mein Herz! und Jungfer Gälblächt fällt ohnmächtig zuſammen, doch ſo glücklich, daß ſie an Jacots Halſe hängen blieb. Jacot war gerührt

über dieſe Angſt um ihn, aber doch in etwelcher Verlegenheit mit der Jungfer Gälblächt am Halſe mitten in hellem Mondſchein.

Da kam aus der Thüre die Bäurſche wieder und hinter ihr her ein Mann; ſie blieb plötzlich ſtehn, zeigte mit dem Finger und der Mann kam auf Jacot zu, es war Bäni. So, ſagte der, mit Schein lebſt noch und es iſt nicht Gefahr um dich. Komm, hilf mir, ſagte Jacot, ich glaub, es ſei der Jungfer Gälblächt übel geworden, wir ſollten ſie in's Haus tragen. Die magſt alleine, nimm ſie nur recht, ſo kömmt die ſchon zu ſich, ſagte Bäni, ging auf die Bäuriſche zu und verſchwand mit ihr im Hauſe. Den guten Mädchen, denn die Bäurſche war Trineli, war doch um den Jacot, als er nicht wiederkommen wollte, angſt geworden. Trineli hatte ſchon lange Mitleid gehabt mit ihm, und das war über die Eiferſucht gewachſen und machte ihr angſt, er könnte was Lätzes machen oder doch wenigſtens ſich ſehr härmen oder trinken im Zorn, es wollte Schlimmes verhüten, wollte ihm ſagen, ſie hätten das Spiel mit ihm nicht angezettelt, es machte ſich ſtill vom Tiſche auf und ſuchte ihn. Aehnliche Gedanken trieben auch die Roſalie nach, ſie wollte ihn retten. Sie ſuchten beide, beide fanden nichts, es trieb ſie um's Haus herum mit dem gleichen Erfolg, es trieb Trineli zum Bruder, er ſolle doch den Leutenant ſuchen, ſie hätten es ihm wohl ſtark gemacht vor der ganzen Geſellſchaft, er ſei nirgends zu finden, es ſei die Frage, was er anſtelle. Bäni war gutmüthig und ging Trineli nach, freilich mit der Bemerkung, es wär ſich wohl dr werth wegen einem Selligen. Wenn ſich Alle hängen wollten, wo ausgeführt worden ſeien, die Welt wär längſtens ausgeſtorben. Als er nun die Gälblächt an Jacots Halſe fand, ſo kann man ſich denken, was er dachte, und wie es Trineli ward, als Bäni die Nachricht brachte. Pfi Tüfel, ſagte es und tanzte bald darauf wie Ketzer mit dem Dragoner. Jacot begriff bald, daß er aus dem Mondſchein kom-

men müsse, und trug halb, schleifte halb die Rosalie dem Wirthshause zu und machte, daß er in ein Zimmer kam, wo er sie absetzen oder ablegen konnte. Hier ging die Ohnmacht bald zu Ende und das Leben kehrte mit den Worten wieder: Wo bin ich, mein Gott, wo bin ich?

Hier, Rosalie, wird es euch wieder besser? antwortete Jacot. Wer redet mit mir, sagte Rosalie träumerisch, es ist eine bekannte Stimme, mein Gott, seid ihr es, Jacot? was ist mir begegnet, wie kam ich hierher? Jacot erzählte und frug, ob sie denn so Angst um ihn gehabt. O Jacot, wenn ihr wüßtet! seufzte Rosalie. O was? frug Jacot weich. O Jacot, ich sage es euch nicht, wenn ihr es nicht selbsten wißt, das muß euer Herz euch selbsten sagen. Habt ihr Angst gehabt um mich, Rosalie? frug Jacot zärtlich. O Jacot, seufzte Rosalie schmachtend. O, mys Rosalie. My Jacot, o Jacot! O mys Herz, mys Leben, und zwischen drein knatterte es wie das Bataillons-Feuer zwischen den Kanonendonner, es werden wahrscheinlich Küsse gewesen sein. Endlich hörte man wieder Rosaliens zarte Stimme in verständlichen Tönen, fragend: Wann wollen wir annonciren, was werden die Leute sagen? Und die Mama, sagte Jacot mit etwas bedeckter Stimme. Was hat die Mama zu sagen, frug Jungfer Rosalie, was soll es anders als sie freuen, ich möchte wissen? O Jacot, was wollen wir für ein göttlich Leben führen, wie die Engel im Himmel, das soll eine Freude geben. Ja, sagte Jacot, ach was für ein Leben! Wenn wir nur wüßten, wo das Geld nehmen, es ist doch theuer zu leben in Bern, wir werden vielleicht einstweilen noch warten müssen, vielleicht wäre es besser, einstweilen noch nicht zu annonciren. Aber Jacot, Jacot, wie redst, einstweilen nicht annonciren, von was leben! Wir wollen leben wie die Vögel im Hirse, und woher Geld nehmen! O Jacot, wir wollen zusammen ein Geschäft betreiben, das ganz anders rentiren soll als ein Lumpenposten, wo Einer am Ende gar nichts davon hat, als

daß er dumm wird wie ein Hornvieh, das sollte deine Mama doch am besten wissen. O Jacot, mein Lieber, Lieber, und was für ein Geschäft! Du weißt, ich habe schon jetzt in unserem Lädeli einen charmanten Verdienst, wenn ich bis dahin schon meinen amies und besonders deinen Schwestern alles umsonst machte. Ich eröffne einen eigenen Laden oder Magazin, stelle ouvrières an, besonders Lehrtöchter, die kann man mager halten und zieht doch schönes Lehrgeld, ich regiere das Geschäft, betreibe Arbeit und Handel, du führst die Bücher, behältst einstweilen deinen Posten, bis unser Geschäft schwunghaft geht und es Summen regnet durch's Kamin hinunter, ich dir Reitpferde zum Neujahr gebe und du mir Landgüter. Deine Mutter soll erfahren, daß eine Tochter wie ich, eine Modiste vom Fach, welche montiren und trouſſiren kann, eine ganz andere Parthie ist als so ein Bauerntotsch, welche ihre Strümpfe muß vom Schneider plätzen lassen, die Schwiegereltern hundertjährig werden und der Tochtermann grau wie jährigs Brod, ehe er endlich zu seinen paar tausend Pfündlein kömmt. Nein Jacot, my Jacot, du sollst erfahren, was du an deiner Rosalie hast, und deine Mutter soll einmal noch Gott danken, wenn sie es bis dahin schon nie gethan, als wenn irgend ein Mensch, den sie haßte, unglücklich wurde. O Rosalie, du schwärmst, oder hat dich der Herr Lehrer angesteckt, der dir so schöne Propositionen machte. Pfytusig, aber wie der Mensch die Träume gschmöckt hat, die ich schon lange hege, begreife ich nicht. Es ist nur corrumpirts Zeug, was er vorbrachte, und wo käme man hin mit einem halbverrückten, rohen Menschen, wie er ist. Nein, aber du und ich, freue dich doch recht, o freue dich, wir wollen unser Glück machen, wir wollen glücklich sein.

Es ist wahr, Jacot freute sich nach und nach sehr, indessen begann ihn auch die Verlegenheit zu plagen, wie sie unverdächtig in die Gesellschaft wieder einrücken könnten. Er theilte sie endlich Rosalie mit. Die war aber nicht halb so

erſchrocken, ſondern ganz kuraſchirt. Vor dieſer Geſellſchaft habe ich gar keinen Reſpekt, es iſt mir daher auch hell eins, was ſie ſagt. Schlechts haben wir nichts gemacht. Wer weiß aber, was geſchehen wäre, wenn die Andere, die dich auch ſuchte, ja, ja, ich habe es wohl gemerkt, dich gefunden hätte, du Vögeli, was du biſt. Wir wollen gleich mit einander gehen und nicht verſtohlen zu verſchiedenen Thüren ein, es hat ſich keins des andern zu ſchämen, docirte Roſalie. Ja, mit einander, ſagte der nicht halb ſo kühne Jacot, aber erſt in Eßſaal und von da in Tanzſaal. Ich ging vom Tiſche faſt ungegeſſen, der Kerl verdarb mir den Appetit, jetzt käme er mir noch, und zur Freud eine Flaſche vom Beſſern, es lohnt ſich wohl. Meinſt du Vogel, aber Champagner, ſagte Roſalie, grübelte ihr Geldſäckeli hervor und gab Jacot einen Fünfunddreißiger. Nimm, ſagte ſie, ohne Kompliment, was mein iſt, iſt dein, und was dein iſt, iſt mein, nicht wahr Jacot, o my Jacot?

Im Eßſaal achtete man, wie Jacot gerechnet hatte, ſie wenig, ſie konnten auf dieſem Wege am unbemerkteſten in die Welt eintreten. Er hatte ganz recht. Der Eßſaal war ziemlich belebt von Ab- und Zugehenden und von Stammgäſten. Die Letztern beſtanden aus Solchen, die im Tanzſaal abſolvirt hatten, es waren theils Ehemänner, theils Unglückliche, denen ihr Glück abgeblüht war, die im Tanzſaal keine Ausſichten, keine Hoffnungen mehr hatten und ſich andern Troſt ſuchten. Aus dem Tanzſaal ſtrömte es ab und zu, einzelne Herren, die der Durſt plagte oder denen für den nächſten Tanz ein Fiſch entgangen, nach welchem ſie geangelt; dann kam hier ein Paar, dort ein Paar, Hand in Hand mit glücklichen Geſichtern. Es waren zumeiſt wirklich Glückliche, die nach dem Grundſatz, daß man jedes Stüdeli, das man geſetzt, alsbald begießen müſſe, wenn es wachſen ſolle, die neugepflanzte Liebe mit Wein erkräftigen wollten. Dahin gehört alſo das Paar recht eigentlich und ſie ließen ſich eine gute Weile kreuzwohl

ſein. Roſalie ſelbſt hatte Hunger gekriegt und famöſen Durſt. Sie ſpeiſten ab einer Gans und tranken Markgräfler dazu, und zum Champagner ließen ſie einen Zuckerbrodkuchen anwachſen und wurden ſehr merklich glücklich dabei. Unterdeſſen kam auch Liſette herein mit Baſtian Krebsli und hinten drein noch Einige, welche das Glück ihrer Geſellſchaft genießen wollten. Krebsli beſtellte Wein, Bouſchirten. Zehnbatzige die Flaſche? frug die Stubenmagd. Warum nit gar, Zehnbatzige, begehrte Krebsli auf, fünf Batzen die Flaſche. Wir haben den Zehnbatzigen nur offen, der wohlfeilſte Bouſchirte, den wir haben, iſt ſechs Batzen die Flaſche. Aber er iſt doch dann gut? frug Krebsli. Beſſern giebt es nicht für ſechs Batzen die Flaſche, antwortete die Stubenmagd.

Herr Jeſes, jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen! ſchrie auf einmal Liſette. Sitzt dort nicht mein Bruder? Ja, ſagte Krebsli, dort ſitzt er und neben ihm ſitzt die Schneiderin, welche ihr mitgebracht. Und trinken Champagner, Herr Jeſes! Nein, jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, der abſcheuliche Menſch! Ich will es der Mama ſagen und auch dem Papa, wie der ſich aufgeführt hat. Wohl die werden ihm ſchön! jammerte Liſette.

Unterdeſſen erhoben ſich Jacot und Roſalie, die letztere mit ſtrahlendem Geſichte, ſchwebte mehr als ſie ging, war faſt gar wie ein Engel, wenigſtens wie einer von den mindern. Und erſt im Tanzſaal, wie ſie ſich da machte, wie ſie ſchwebte, wie ſie ſich wiegte, wie ſie ſich gehen ließ, bald links, bald noch mehr links und dann rechts, es iſt unbeſchreiblich, es läßt ſich gar nicht ſagen. Und Jacot war ihr würdiger Tänzer, ein junger Kriegsgott, ein Alexander. Sie kümmerten ſich um die ganze Welt nicht, ſie thaten, als wären ſie alleine hier, als bedürften ſie keines Menſchen mehr, hätten das vollſte Genüge an ſich ſelbſten. Einmal, als Liſette, die mit ihrer Flaſche Zwölfbatzigen bald fertig worden war, beſonders da ſie nicht Zuckerbrod dazu hatte, ſondern nur einige vertrocknete Mandeln für einen

Batzen, mit zornigem Geſicht an ihr vorüberrauſchte, wiegte ſich Roſalie ganz graziös und lächelte die Liſette ſelig an, daß dieſe flammte vor Zorn und mit ihrem Krebsli davon ſchnurrte in allen Ecken herum wie ein entronnener Schwärmer oder ein in einen Froſch verkleideter Feuerteufel. Da lächelte Roſalie noch ſeliger.

Nach und nach minderten die Tänzer, die Geigen wurden heiſer, der Tag kam langſam und ſah wie ein wüſter, alter grauer Mann zu den Fenſtern herein, und wen er anſah, der wurde auch grau und wüſt, daß es dem einen vor dem andern graute, eins nach dem andern verſchwand, weil keins das andere mehr anſehen durfte, bis endlich Alles verſtoben war. Und als Alles verſtoben war, tanzte noch der Stallknecht mit der Köchin den Letzten.

Die Schlacht war alſo geſchlagen, die Wahlſtatt leer, kein Kämpfer behauptete ſie und doch gab es Sieger. Sie war hart geweſen die Schlacht und doch hatte ſie einſtweilen kein Leben gekoſtet, was es nachher geben konnte, wußte man nicht; die Zahl der Verwundeten kann man nicht angeben, nur ſoviel läßt ſich ſagen, daß bei den Aerzten des Orts ſich niemand gemeldet, dagegen hatte es Glückliche gegeben, vide Exempel an Jacot und Roſalie; hinwiederum waren ganze Schiffsladungen Hoffnungen untergegangen, viel Säcke waren leer geworden, viel Köpfe dagegen voll. Wollte man die Wirkungen der Schlacht recht erkennen, ſo mußte man in die untern Zimmer gehen, wo die Einen frühſtückten, Andere zur Abreiſe ſich rüſteten. Da ſah man ſchachmatte Menſchen, aſchgraue Wangen, gläſerne Augen, hängende, verlampete Haare und Toiletten ganz ſchuderöſe. Wenn man die Mannſchaft geſammelt in eine Kolonne auf zwei oder vier Glieder und mit ihr auf die Straße gezogen wäre, ſo hätte männiglich geglaubt, das ſei eine Karavane, die über die höchſten Schneegebirge Thibets und durch die heißeſten Wüſten Afrikas gezogen und durch die Hände aller wilden Völker, von

den Afghanen weg bis zu den Kabylen gegangen, die furchtbarſten Reiſeabenteuer durchgemacht hätte. Nun, das geſchah nicht, man kriegte die Maſſe nicht zu Geſichte, es ging den Meiſten wie dem Reiter in der Leonore, als er Morgenluft witterte, fort ging es, Hurrah, Hopp, Hopp, Hopp in ſauſendem Galopp, daß Roß und Reiter ſchnoben und Kies und Funken ſtoben.

Unſern Lieben, d. h. dem Jacot, der Liſette und der Roſalie, war das Davonſauſen verhalten, ihr Engeländer liebte es nicht. Zudem mußte gefrühſtückt ſein, die Liebe hatte ihnen Hunger gemacht, ein Zeichen, daß es eine geſunde, währſchafte Liebe war, nicht eine der ſchmachtenden, die bloß von der Luft zu leben vermag. Zum Rath, was man frühſtücken wolle, ob Kaffee oder Käſuppe oder ſaure Leber oder ſonſt noch was, wollte die Liſette ſich nicht einfinden, ſie war lange wie verſchwunden. Im Roßſtall war ſie nicht, das wußte Jacot, der ſie dort ſuchte; wo ſie geweſen, blieb ein Geheimniß. Sie kam endlich mit verweinten Augen, woraus ſich mit Sicherheit ſchließen ließ, daß ſie geweint, aber worüber, was jedenfalls die Hauptſache geweſen wäre, vernahm man nichts. Eins von zweien muß es geweſen ſein, entweder war ihr das Herz gebrochen, als ſie aus dem Kreiſe ihrer Anbeter ſcheiden und Abſchied nehmen mußte von ihrem Baſtian Krebsli, Samewel Gröggel und Joſephli Guggus, oder es lief ihr das Herz über, weil ſie mit zweien fahren mußte, alleine ohne einen. Ach ſie hatte wohl Hoffnungen, ſchöne Hoffnungen, aber was ſind Hoffnungen gegen einen, gegen einen Leibhaftigen. Ach die gute Liſette hatte es vielfaltig erfahren, wie eitel alle Hoffnungen ſind, wie ein Spatz in der Hand unendlich beſſer wäre als eine Taube auf dem Dache. Ach, und ſie hatte keinen Spatz in der Hand, und die Tauben waren über's Dach geflogen, ſollten freilich wiederkommen, aber man weiß ja, wie es die Vögel dem Noah machten, und ſeither ſind ſie ſicher nicht beſſer geworden.

Und mit dieſen zweien ſollte ſie heimfahren, dieſen abſcheulichen Menſchen, die Skandal gegeben, die ſich offenbar verſprochen, die ſie compromittirt und den Vater blamirt und wahrſcheinlich heirathen wollten und leben, aber von was um Gottswille, von was? Wohl denen wolle ſie bei der Mutter einbrocken, die ſollten ihre Heiligen kriegen, die müßten erfahren, was es heiße, einer ganzen Familie den Todesſtich geben. Hätte Jacot eine gute Parthie gemacht, er hätte damit die ganze Familie gehoben, mit dieſer ſchlechten Heirath bringe er alle in Mißkredit, untergrabe ſie, ſtatt ſie zu heben. Es ſei ſo viel für ihn gethan worden, und er denke nicht, was er der Familie dagegen ſchuldig ſei. Sie lebte bloß noch durch den Troſt, wenn auch nicht blutiger, doch ſchrecklicher Rache, ſobald die Mama es wiſſe, die werde dann, wohl die werde! Aber mit denen mußte ſie heimfahren! Ach, wenn doch nur Gott gewollt, daß ihr Baſtian Krebsli ein Fuhrwerk gehabt, der hätte ſie ſicher heimgeführt, aber eben da lags. Gott hatte es nicht gewollt, daß der ein Fuhrwerk haben ſollt.

Sie wollte weder Käsſuppe noch ſaure Leber, auch nichts von Kaffee, gar nichts, ſie kehrte ihnen den Rücken, antwortete kaum, gab alle Zeichen ſtärkſter Verachtung von ſich, und Roſalie lächelte ſelig und frug ein Mal um das andere: Aber mein liebes, herziges Liſette, iſt dir nicht wohl, ſag, was fehlt dir, bin ja deine beſte Freundin und — doch, wenn du ſo böſe drein ſiehſt, mußt es nicht wiſſen. Man kann denken, was bei ſolchen Worten Liſette für Augen machte, eine Tigerkatze, welche man in den Schwanz klemmt, iſt ſicher ein Turteltäubchen gegen ſie.

Doch da war nichts Anderes zu machen, ſie mußten endlich zuſammen von Land ſtoßen, aber langſam ging's, der Engeländer meinte nicht, daß er für zwei halbe Imi des Tags ſich den Athem auslaufen müßte, der nahm es langſam vorab, als ob er vor Allem einem Trompeter in der öſter-

reichiſchen Landwehr angehört hätte. Es mußte daher noch einmal eingekehrt ſein, wo es dem Schimmel gut ging, denn da redete ihm Roſalie für ein Imi z'beſt, ſtatt nur für ein halbes. Sie war in einem Zuſtande, wo das Herz für alle Geſchöpfe empfindet, für vernünftige und unvernünftige, ausgenommen für Ihresgleichen, die eiferſüchtelnde, koldernde Liſette per Exempel. Als ſie an der Wärme aufthauten, ward auch die Rede flüſſig, nur die von Liſette nicht. Das war ein merkwürdiger Tag, ſagte Jacot, und wie viel man doch erleben kann an einem Tage. Ja, und ganz andere Sachen als man denkt, oder was meinſt, my Herzige? ſagte Roſalie. Gäll, du haſt es erfahren, wie wahr es iſt: der Menſch denkt und Gott lenkt. Aber gäll, was das für es grobs Volk iſt auf dem Lande, es uſtäthigs, hochmüthig, dumm, uverſchant. Wenn ſie jemanden, der keinen Kittel an hat und nicht nach Miſt ſtinket, beleidigen können, ſo meinen ſie, was ſie gemacht haben. Nein, mit ſolchen Leuten zu leben, wäre eine Höllenqual, ich habe an einmal genug. Ich verachte ſie ſouverain, ich glaube wirklich nicht, daß viel Gutes an ihnen, als Hochmuth, Neid und Bosheit. Der liebe Gott wird wohl wiſſen, warum er die Art von Kreaturen etwas neben aus auf das Land gethan hat. Der Jungfer Gälblächt Großvater war als Eſelibub in die Stadt gekommen, d. h. er hatte ſäugende Eſelinnen für Milchkuren aus dem Guggisberg in die Stadt gebracht alle Sommer, hatte als luſtiger Junge gefallen, Platz gefunden als Laufjunge in einem Handelshauſe und endlich einen bleibenden Wohnſitz in der Stadt. Jacot Gygampfs Ariſtokratie ſchrieb ſich bloß vom Vater her. Der war in die Stadt gekommen, er haßte eigentlich noch die Städter, da ſie ihn nicht für ebenbürtig nahmen, war aber ſchon nicht mehr daheim auf dem Lande und bemitleidete die Menſchen, die auf demſelben leben mußten. Seine Kinder zählten ſich dagegen vollſtändig zu den Städtern, ſagten höchſtens: Eigentlich wären wir auch vom

Lande, aber wir kennen niemanden mehr dort, und der Vater hat ſchon lange geſagt, er wolle das Bürgerrecht kaufen.

Jacot ſagte: Etwas recht haſt, Roſalie; ich hielte es auch nicht mehr aus auf dem Lande. Aber man muß es ihnen nicht übel nehmen, ſie ſind vielfach betrogen, lange vernachläſſigt worden, man muß ſie heranbilden, das iſt die Aufgabe der Aufgeklärten im Volke. Einſtweilen, nun ja, iſt es ſchwer mit ihnen umzugehen, es iſt ein Verding, ihre Grobheiten zu ſchlucken, und es iſt ein Glück für mich, daß ich es einſtweilen nicht nöthig habe, und an einen Ball zu fahren, wird mir kaum mehr einfallen, wo der der Größte iſt, der unſer einen, einen Städter, am tiefſten beleidigen kann. Aber von Allen die Gröbſten und Unverſchämteſten ſind die Herren Lehrer und die Herren Schreiber, die müſſen einen Magen haben mit Büffelhaut gefüttert, welche ſolche Kreaturen vertragen mögen. Potz, wie war das der Liſette in's Fleiſch geſchoſſen, jetzt ging ihr das Maul auf und was die den neuen Stadtariſtokraten den Pelz wuſch, Stern und Granaten! Es ſei gut, daß der Engeländer ein ganzes Imi habe, ſtatt nur ein halbes, je eher er die auseinander bringe, deſto beſſer ſei es, dachte er.

Wenn es uns nicht ginge mit der Zeit wie Jacot mit dem Gelde, der ſein letztes ausgab für dieſen Halt, ſo könnten wir noch ein Geſpräch erzählen, das einige Stunden von da, aber zu gleicher Zeit zwiſchen den Kindern Treu abgeſponnen wurde, ganz in der nämlichen Tonart, nur daß die Städter Bauern und die Bauern Städter waren, und daß Alle einig waren, und den Städtern die Schatten noch etwas dunkler auftrugen und unter ſtädtiſcher Kleidung eine gar zu ſchlechte Haut beratwohnten.

Das Imi Haber ſtärkte den Engeländer ſo, daß Jacot meinte, es ſei gut, daß er ihm nicht noch eins hätte geben laſſen, er hätte ihn nicht halten können, er ließe ja ſchon jetzt wie ein Täfel, er wolle wetten, in zwei und einer halben

Stunde führen ſie die drei langen Poſtſtunden. Liſette war aber nicht der Meinung, häßelete beſtändig mit dem Bruder, warf ihm vor, er glaube, er führe Miſt; ſie plagte die Ungeduld, der Mama zu ſtecken, was hinter ihrem Rücken angeſtellt worden, ein famoſes Wetter den Glücklichen zuſammenzublaſen.

Endlich langte man an, Liſette ſchoß wie ein Pfeil heim, Jacot mußte das Fuhrwerk an Ort und Stelle bringen, und Roſalie, nachdem ſie mit Jacot die nöthigen Abreden getroffen, wanderte mit Stolz nach Hauſe, ſie hatte den großen Wurf gethan, ſie hatte eine Seele erworben und zwar eine männliche, lebenslängliche. Liſette traf die Mutter nicht zu Hauſe, auch nicht die Magd, der Vater war da. Sie fuhr faſt aus der Haut vor Ungeduld, dem Vater wollte ſie keine Eröffnungen machen, ſie wußte, von der Mutter Seite her donnerte das Geſchütz am kräftigſten, die Schüſſe wirkten unwiderſtehlich. Sie nahm ſich kaum Zeit, die Füße etwas zu wärmen, ſie ſchoß fort in der Stadt herum, die Mutter zu ſuchen. Unterdeſſen kam Jacot heim, ging zum Vater. Der Vater frug: Nun, wie ging's? Gut, aber ganz anders als wir gedacht, antwortete er, erzählte ſeine Abenteuer und ſetzte dann auseinander, wie ſeine Roſalie eine beſſere Parthie ſei als Trineli Treu. Er hätte nicht gewußt, was mit derſelben anfangen in der Stadt, und was hätte er auf dem Lande anfangen ſollen, ausgerückt wäre der Alte doch nicht und zäh ſei er noch wie Händſcheleder. Roſalie dehne ihr Geſchäft aus, nehme Lehrtöchter an, er führe die Bücher, behalte ſeinen Poſten, und nach welcher Seite hin es beſſer gehe, im Geſchäft oder im Staatsdienſt, dahin könne er ſich hauptſächlich werfen. Der Herr Rathsherr überſchlug die Sache, fand ſie nicht ſo dumm, ſagte endlich: He nun, eine Laus im Kraut iſt beſſer als gar kein Fleiſch. Große Sprüng wirſt nicht machen, daneben ung'ſinnet giebt's auch was.

Aber und d'Mama, ſagte Jacot. D's Liſette thut wie

ein Säugfüchslein, wird mir eine ſchöne Suppe gebeizt haben. Häb nit Kummer, ſagte Herr Gygampf, die Mutter kam ihr geſtern über einige Schüldchen und iſt fürtaub, die richtet kein Wetter an, die kriegt eins. Bring den Abend die Jungfer Gälblächt her, der Vater iſt gar nicht ohne Vermögen, hat Kredit im untern Gewerbsſtand, d'Sach wird ſich ſchon machen. Die Hauptſache wird die ſein, daß du der Mutter ab der Koſt kömmſt und zu ihnen ziehſt, ſie klagt immer über deinen Appetit. Weißt was, wenn's den Alten freut, bring ihn gleich mit, ſag, ich wäre ſelbſt gekommen, wie es der Brauch wär, wenn ich nicht wichtige Depeſchen zu beantworten hätte.

So ging's. Es gab einen glücklichen Abend, alle Geſichter glühten vor Freude bis an das der armen Liſette. Als ſie es endlich wegen ſchrecklichem Kopfweh zu Bette trug, da wurde erſt recht alles ein Herz und eine Freude, und als Frau Gygampf hörte, daß Jacot zu Gälblächts ziehe, um das Geſchäft zu beſorgen, holte ſie ſelbſt vom Allerbeſten im Keller, und Mitternacht ſchlug's, man wußte nicht wie. Da rief Jacot, o wie doch in vierundzwanzig Stunden alles ändern kann. Geſtern um dieſe Zeit war ich im Roßſtall in Höllenangſt, erſt wollten mich die Roſſe todtſchlagen, dann der Stallknecht, und jetzt, o Roſalie! und hingeriſſen ſank er ihr an den Hals. Ob er noch dort hängt, wiſſen wir nicht, aber wir glaubens.

Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht.

Erschien zuerst in Nierip Volkskalender 1853.

Wer von Konſtantinopel nach Bern fährt oder läuft, es kömmt auf Eins, der trifft in einem ziemlich engen Thale, in welchem aber die flüſſigſten Wieſen ſind, die fruchtbarſten Aecker, die Thalwände mit dem ſchönſten Holz bewachſen, einen Bauernhof. Links von der Straße, nämlich von Konſtantinopel her, ſteht etwas erhöht ein mächtiges Haus mit Lauben ringsum, rechts ein dunkles einſtöckiges, aus Stein erbaut. Selbſt im Sonnenſchein hat das Ganze etwas Düſteres, man weiß nicht woran es liegt, aber trotz dem reichen Ausſehen ſagt man ſich unwillkürlich: Da gefiele es mir nicht, da möchte ich nicht wohnen. Wie es Menſchen giebt mit finſtern, unheimlichen Geſichtern, bei denen es uns unwohl iſt, die man lieber im Rücken hat als im Geſicht, lieber hundert Schritt vom Leibe als nur drei, wo es uns wird, als berge ihre Haut ein ſchwarz Geheimniß, ein ſchaurig Räthſel, gerade ſolche Häuſer giebt es auch. Wenn wir über ihre Schwelle treten ſollen, zaudert unwillkürlich der Fuß, wir greifen in die Taſche nach dem Meſſer, wir merken uns wohl die Einrichtung, damit wir im Fall der Noth das Loch wieder finden. Ungefähr ſo ging es mir allemal, wenn ich bei dem Hauſe vorbeikam, ohne daß ich jedoch deswegen weiter nachdachte oder nachfrug.

Einmal, Anfangs des Sommers war's, ging ich wieder das Thal hinauf mit ſchnellen Schritten, ein Gewitter drohte am Himmel, die ſchwarzen Wolken ſahen gar zornig über die ſchwarzen Tannen herein in's ſchwarze Thal. Ich holte einen Wanderer ein, wahrſcheinlich ein Handelsmann aus der Gegend, der, als ich ihn erreicht, alsbald ſeinen Schritt verlängerte, weil er lieber in Geſellſchaft als allein der Gefahr entgegen ging. Einzelne Windſtöße fuhren durch die Tannen, einzelne Tropfen fielen ſchwer in den Staub. Das beſchriebene Haus ſtand eben vor uns, düſterer als nie. Das nächſte Dorf war noch eine kleine halbe Stunde weit. Wollen wir etwa da unterſtehen? fragte mein Begleiter, in's Dorf kommen wir kaum, ehe es losbricht. Lieber nicht, ſagte ich, bei ſchönen Tagen ginge ich nicht gerne in dieſes Haus, geſchweige denn bei einem Gewitter. Es wird mir immer ganz unheimlich, wenn ich an dieſem Hauſe vorbeigehe, ich weiß nicht warum. Curios, ſo wollen wir weiter, ſagte der Mann, es iſt mir ganz recht ſo, ich denke erſt jetzt daran, hätte ſonſt nichts geſagt von unterſtehen; aber wir müſſen ausziehen, was wir mögen, wenn wir nicht naß werden wollen bis in's Mark hinein. So zogen wir denn aus, brauchten die Beine nach Vermögen, dazu allen Athem, den wir im Kaſten hatten, gaben mit Fragen und Antworten uns nicht ab und kamen unter Dach noch mit trockner Haut, bloß der Rock hatte was abgekriegt. Als wir unterm Dach geborgen ſaßen und uns gütlich thaten an einem Glas Wein, gedachte ich der Worte meines Begleiters und frug nach deren Bedeutung. Er wollte nicht gleich mit der Sprache raus, endlich erzählte er mir folgende Geſchichte:

Es waren zwei Brüder, der ältere iſt geſtorben, der jüngere lebt noch, iſt einſtweilen ganz munter; ungleichere Brüder gab es nicht auf der Welt. Der ältere war ein luſtiger Bruder, arbeitete nicht am liebſten, lebte gerne gut, meinte aber nicht, er müſſe alles alleine haben, ſondern gönnte

Andern auch davon, war wild dazu und nahm's auch mit den Worten nicht genau, so wenig als mit dem Gelde. Der andere war hart wie ein Abweisstein von Granit. So lang er lebt, weiß man von keinem Gefühl als für's Geld. Sonst ist er unempfänglich und unbeweglich. Probir's wer es wolle, ein Bettler oder ein Pfarrer, ihn für einen Kreuzer um Gotteswillen zu bewegen, es ist alles vergeblich, da kann man ihn streicheln, ihn rühmen oder schelten, es ist alles Eins. Er lächelt in sich und denkt: Red' du nur, du Löhl, so lang du magst, mag ich hören. Meint Einer, was er ausgerichtet, so sagt er endlich, es sei ihm einstweilen nicht darum, er könnte nicht eintreten, wenn er allenthalben geben wollte, wo man es begehre, er wäre längst um sein Hab und Gut. Arbeitsam ist er, braucht nichts vor den Leuten, aber was er braucht, wenn es die Leute nicht sehen, das weiß man nicht. Dem Anschein nach nicht wenig. Je weniger er Andern es gönnt, desto besser scheint er es sich schmecken zu lassen privatim. Wie mit dem Gelde, ist er sparsam mit Worten, aber was er sagt, ist schwer, scharf gehauen und gestochen.

Beide Brüder hatten schöne Höfe, der ältere den, an welchem wir vorbeigegangen sind, der jüngere einen andern noch schönern eine Stunde davon; den Wald besaßen sie gemeinsam. Der jüngere hatte noch viel Geld ausstehen, dem ältern begann es nach und nach zu fehlen. Ein Bauernhund und ein Bauernhof haben es mit ihren Bauern gleich: ist er ihnen treu und denkt an sie, sind sie ihm treu und lassen ihn in keiner Noth stecken. Nun war der Aeltere öfters nicht daheim, überwachte die Arbeit nicht, und war er daheim, so mochte er doch nicht bei der Arbeit sein, machte auch nichts daran, wenn es nur fertig wurde, gleichviel wie. Die Frau war auch nicht eine, in deren Kittel eine Bänrin stak. Sie hielt sich an die Vorschrift, daß Eheleute Lieb' und Leid mit einander theilen sollten, dachte daher, wenn sie liebe, was ihr

Mann liebe, ſo werde ſie nicht viel fehlen. Die Kinder lagen umher wie verzettelte Zweige und thaten, was ihnen wohl gefiel. Ein ehrlicher Bruder hätte große Betrübniß darüber gehabt, wäre zu ſeinem Bruder und deſſen Frau gegangen, hätte ihnen geſagt: Bruder, Schwägerin, ſo geht das nicht, ſo kommt ihr um euren Beſitz, eure Kinder gehen zu Grunde, werden Bettler und ſchlecht dazu. Denkt doch, Gott hat ſie euch gegeben, Gott wird ſie aus eurer Hand fordern. Und wenn er in einem Wirthshauſe mit dem Bruder zuſammen gekommen, an einem Markte oder ſonſt bei einer Gelegenheit, ſo wird man denken, er würde zu ihm geſagt haben: Bruder, komm wir wollen heim, du haſt genug, ich habe genug, und daheim haben wir Weiber und Kinder.

Aber ſo that, ſo ſprach der Bruder nicht. Um das Hausweſen kümmerte er ſich nicht, aber wenn er dem Bruder was anſchmieren konnte, ſo that er es. Er gab es ihm ſo theuer als möglich, aber auf Borg ſo viel der Bruder wollte. Schreib auf, ſagte dieſer, wann ich Geld habe, werd' ich's wieder bezahlen. Kann's machen, ſagte der Jüngere gleichgültig und ſprach nicht mehr davon. Es iſt ſehr faßlich, wie das dem Aeltern anſtändig war, es war ihm gerade als kriege er die Sachen von ſeinem Bruder verehret. Manchmal kam er zum Bruder und wollte baar Geld. Kannſt's aufſchreiben, 's geht zum andern, ſagte er. Komme nächſtens, wollen dann zuſammenrechnen. Wie du willſt, ſagte der Jüngere. Aber das Nächſtens wollte nicht kommen. Trafen ſie in einem Wirthshauſe zuſammen, ſo ließ es ſich auch der Jüngere wohl ſein, und wenn er gleich vom Heimgehen ſprach, that er doch nicht dringend, trank mit, bis der Bruder kaum noch Babi ſagen, geſchweige Geld zählen konnte, ſchaffte dann für beide ab und machte allweg ſelben Tags einen ſchönen Taglohn, denn s'Aufſchreiben vergaß er nie, das war ſein Beten.

So ging es mehrere Jahre, da kam ein kalter Winter

das Holz ward theuer, und wer welches zum Verkaufen hatte, löſte viel Geld. Die Brüder kamen überein, aus ihrem gemeinſamen Walde eine Parthie zu ſchlagen und zu verkaufen. Sie hätten ihre Knechte bei ſolchem Wetter nicht gebrauchen können, auf ſolche Weiſe verdienten ſie ihnen, wenn auch nicht den Lohn, ſo doch das Eſſen. Die Brüder zeichneten das Holz, die Knechte fällten und ſpalteten. Der jüngere half dabei, der ältere zeigte ſich wenig. Am Morgen nach dem Frühſtück zogen die Knechte aus nach dem Walde, der zwiſchen den beiden Höfen lag, und hatten das Mittagsbrod bei ſich, das zumeiſt aus Brod, welches ſie ſorgſam vor dem Gefrieren bewahren mußten, und Aepfelbranntwein beſtand. Sonſt nicht Freund vom Schnaps, ſo muß ich doch geſtehen, daß bei ſolcher Arbeit im kalten Wald ein Gläschen Schnaps mir eben ſo zweckmäßig ſcheint, als kalte Milch oder dünner Wein, welche kaum vor dem Gefrieren zu bewahren ſind, auch wenn man, wie üblich, ein Feuer dabei hat, denn wenn die Kälte bedeutend iſt, ſo ſprengt man das Geſchirr, wenn man die Sache wärmen will, oder die Sache bleibt kalt, wenn man das Geſchirr ſchonen will. Die Bäurin ſorgt in der Regel ſchon dafür, daß keiner zu viel kriegt, und wenn der Meiſter Aufſicht führt, ſo laſſen es die Knechte ſchon ſein, extra holen zu laſſen um nachzubeſſern. Im Walde holzeten noch andere Bauern, ſo daß da ein reges Leben und viel Lärm war und die Haſen gar nicht wußten, wohin ſie ſich flüchten ſollten, um ein ruhiges Schläfchen zu halten.

Eines Abends befahl der Jüngere ſeines Bruders Knechten, ſie ſollten ihrem Herrn ſagen, es müſſe noch mehr Holz gezeichnet werden, daß er ohne Fehl morgen gegen Mittag in Wald komme. Es war gar mörderiſch kalt. War Einer nur einige Minuten im Freien, war er ein Greis geworden, nicht bloß mit weißen Haaren, ſondern weißen Bärten ringsum. Die Tannenwälder waren durch Reif und Schnee faſt undurchdringlich geworden, unter den weißen, feſten Dächern des

kleinen Tannenaufwuchſes feierten die Haſen ihre Hochzeitfeſte und die Füchſe holten ſich hier ihre Weihnachtsbraten und hielten in der Nähe ihre Neujahrſchmauſereien. Wie ein aufrechter Eisbär kam der Aeltere zu den Holzern, traf aber den Jüngern noch nicht, fluchte darüber, ſetzte ſich zum Feuer, zog die Branntweinflaſche, die man gerne in der Bruſttaſche mit ſich trägt, wenn es ſo kalt iſt und man in den Wald geht, aus der Taſche und that manchen braven Schluck, bis endlich der Bruder kam. Als ſie ſich gegenſeitig Beſcheid gethan, denn der Jüngere hatte noch eine größere Flaſche bei ſich als der Andere und ſagte dazu noch zum Aeltern, er ſolle nur nehmen, er habe dann noch mehr, ſetzten ſie ſich endlich in Bewegung, und wo ſie eine Buche fanden, welche nicht mehr wachſig ſchien, ward ſie zum Tode beſtimmt. Wie von ungefähr trafen ſie zu einem Feuer, um das einige Bauern ſaßen, gute Bekannte, Anſtößer, die zu gleichen Zwecken daher gekommen ſchienen. Sie waren eben auch daran, aus ihren Taſchen die Herzſtärkungen ſich zu Gemüthe zu führen, brachten es den Ankommenden, lachten viel, wie das ſich ſo ſchön treffe, es ſei, als ob der Teufel die Rechten aus allen Ecken herirage. Ja wohl war's ein Teufel, der ſie herbrachte, aber der, welcher es ſagte, wußte nicht, was er ſagte, wie es oft geht dem Menſchen.

Es ging luſtig her um's Feuer, man rühmte, man klagte, that groß, machte ſich klein, trieb Wortſpiel in aller Weiſe, erhob dieſen Tag, wo man luſtig ſein könne, ohne daß die Weiber ihre Naſen dazwiſchen ſtecken könnten, wo man nicht den Hund machen müſſe an harter Arbeit, ſchimpfte über die Arbeit, das Hundeleben der Bauern. Wenn ihm jemand ſeinen Hof abkaufen würde, er thäte ihn wohlfeil geben, ſagte Einer, gut leben möchte er auch noch einige Jahre, ehe er daran müßte, was hätte man ſonſt vom Leben, als ſich plagen wie ein Roß und freſſen wie ein Hund, daß es wahrlich die Schweine beſſer hätten.

So klagten die dicken Mannen, die da um's Feuer ſaßen, im dicken Buchwald voll Schnee ringsum und unten und oben, denn in den dichten Aeſten der Buchen hatte der Schnee ſich gefangen und faſt wie zu einem Dache gewölbt. Wer dieſe Klagen hörte, dem mußte ganz jammerſüchtig und herzbrechend werden im Gemüthe, und ſehr begreiflich, daß die Männer alleweil ſich ſtärken mußten in ihrem Jammer aus ihren dicken Flaſchen, ſie wären ſonſt in Ohnmacht gefallen oder gar ſchwermüthig geworden.

Am meiſten kam es dem ältern Bruder über's Herz. Noch heute thäte er ſeinen Hof verkaufen, wenn ihn jemand wollte, ſagte er. Rede nicht ſo laut, ſagte der jüngere Bruder, es könnte dir ung'ſinnet ein Käufer ſich ſtellen, und dann? Das wäre mir ganz recht, er ſoll herkommen, er muß ihn haben und wohlfeil. Wie theuer müßte ihn einer haben, per Exempel ich, wenn ich ihn begehrte? frug der Jüngere. So ging das Spiel an und ging und ging, bis der Jüngere den Hof gekauft hatte, faſt um's halbe Geld, die Männer Zeugen waren und die Brüder ſich die Hände drauf gaben. Und als das geſchehen war, rauſchte es über ihnen, eine Maſſe Schnee ſtürzte plötzlich dumpf dröhnend über ſie, deckte ſie ſammt dem Feuer. Das Feuer unten hatte allgemach die Luft darüber erwärmt und den Schnee in den Aeſten gelöſt, der Handſchlag ihn entſetzt, decken wollte er die That. Aber Schnee iſt Schnee, der Schnee verging, die That blieb. Erſchrocken fuhren denn doch die Männer auf, viel Redens war nicht mehr, und wenn auch ſchwindlich im Kopf, war es doch manchem unheimlich im Gemüthe, als er heimging, und als er am Morgen erwachte, dachte er bei ſich, ſie hätten bloß Flauſen getrieben, und er ſagte keinem Menſchen was davon, nicht einmal ſeinem Weibe.

Indeſſen bei allen war es nicht ſo; denn wo ein halb Dutzend beiſammen ſind, da iſt allweil wenigſtens ein Mund, der rinnt. Gleich am zweiten Tage kam des Aeltern Frau

auf ihn eingeſtürzt, heulend: Iſt's wahr, daß du den Hof verkauft? — Dem hatte auch etwas davon gedämmert, er hatte aber nicht bloß die Augen, ſondern den ganzen Kopf voll Schnaps gehabt, und ſich damit getröſtet, es ſei entweder ein Traum oder nur Spaß geweſen, wär' es Ernſt geweſen, ſo hätte der Bruder ſicher ſich ſchon gemeldet. Er brüllte daher ſein Weib tapfer an, bis es getröſtet war. Das währte aber nicht lange. Der Jüngere meldete ſich, der wußte ganz genau, was geſchehen war. Freilich kam er nicht zum Bruder in's Haus und ſagte ihm: Weißt, der Hof iſt jetzt mein! Er liebte den Spectakel nicht, den eine ſolche Kunde abſetzen mußte, auch nicht Schläge, welche ſehr möglich geweſen wären, denn ſein Bruder war ein handfeſter Mann und hatte Söhne und Knechte. Er kannte genau des Bruders Gänge, er wußte, daß er keinen Wochenmarkt im benachbarten Städtchen fehle und in welcher Schenke er immer zur nämlichen Zeit anzutreffen ſei.

Dort fand er ſich ein mit zwei Männern, welche auch um jenes Feuer geſeſſen. Dem Aeltern kam nichts Böſes in Sinn, er brachte ſein Glas dem Bruder, und erſt nach einer Weile und noch manch anderm Glas ſagte dieſer: Wie wär's, wenn wir gingen, den Kauf anzugeben und darüber zu ſchwören, es ſchickte ſich heute gar wohl. Mir recht, ſagte der Aeltere, aber die Weiber ſollten dabei ſein. Du zahlſt doch Wein, bis die Kuh einen Batzen gilt? — He, ſagte der Jüngere, man kann ein ander Mal bei den Weibern nachbeſſern, aber heute hülfe ich es fertig machen; und zu ſeinem großen Schrecken ſah der Aeltere, daß aus dem Spaß bitterer Ernſt wurde. Nun wollte er aufbegehren, wollte wie ein in bewußtloſem Zuſtande gebundenes Roß ſeine Bande ſprengen, aber man trank ihm zu, man ſprach ihm zu, bis er wieder zum Glauben kam, er habe einen Schick gemacht und könne glücklich werden, erſt jetzt ſo recht erfahren, was eigentlich Leben ſei.

Der gute Tropf, der zu Hauſe oft ein Wütherich war, der wurde willenloſer als ein kleines Kind, wenn man ihn auf die rechte Weiſe zu nehmen wußte, er hatte keine eigene Anſicht mehr, man konnte ihm eingeben, welche man wollte. Der gute Tropf ging hin und gab den Hof, gab den Boden unter ſeinen und ſeiner Familie Füßen weg, kein Wunder, daß er und ſeine Familie verſchlungen wurden von dem ungeheuern Abgrunde, wo die vergangenen Herrlichkeiten der Welt begraben liegen. Stolzen Muthes ging er am Abend noch heim, als hätte er einen Preis gewonnen, am folgenden Morgen kam dann der Katzenjammer nach. Natürlich vernahm es die Frau alsbald, wahrſcheinlich gleich nach Mitternacht, was geſchehen war, und weckte das ganze Haus vor Tag mit ihrem Jammer bis an ihren Eheherrn, der, wenn er in ſeinem Bett lag, von den Poſaunen des jüngſten Gerichts im mindeſten nicht berührt worden wäre.

Geſchehen war geſchehen, heulen konnte man wohl, aber es half nichts. Ein gewiſſer ſtumpfer Trotz ſetzte im Aeltern ſich feſt, er wollte nicht der ſein, der ſich habe beſchummeln laſſen. Er habe gethan, was er für gut gefunden, was ſolle er bauern mit einem ſolchen Tätſch von Weib? Dazu habe er auch das Recht; er ſei weder bevogtet, noch werde jemand an ihm verlieren, er habe Vermögen genug für ſich und ſeine Familie, ſie würden niemanden plagen, und darum gehe es niemand was an, was er mache.

So haben ſchon Viele aufbegehrt, ſie kannten nicht bloß die kommenden Tage nicht, ſondern nicht einmal die Richtungen, nach welchen die Wege gingen, auf denen ſie liefen, dachten nicht, daß ſie ſchnurſtraks zur Gant und zum Bettel führten. Der gute Mann hielt ſein Vermögen auch für ſehr bedeutend, aber es kam ein Tag, wo er aus dem Irrthum kam. Den Hof hatte er alſo verkauft um eine beſtimmte Summe, dieſe Summe hielt er, einige geringe Schulden abgerechnet, für ſein Vermögen. Da war ſein Irrthum. Der

Bruder zeigte ſich nicht bei ihm, Nutzens und Schadens Anfang war etwas hinausgeſtellt, und derſelbe hatte geſagt zum Aelteren: Es iſt dann nicht, daß du aus dem Hof mußt, bis du was Anderes haſt, du kannſt da bleiben, ſo lang du willſt, es wäre ja Platz für dich und deine Familie, auch wenn ich einen Pächter hätte. Eines Tages trafen ſie einander auf dem Wege, und der Jüngere ſagte zum Aeltern: „Wir müſſen doch einmal das Rechnen anſtellen, willſt zu mir kommen, oder wollen wir es beim lahmen Stiefel machen? Allweg mußt dein Buch mitbringen. Du wirſt es auch aufgeſchrieben haben?“ Und als er das ſagte, ſchoß er einen Blick unter ſeinen dichten Augenbrauen herauf und ſah, was er wollte, eigentlich ſchon wußte. Dem Bruder war das Rechnen wie Feuer unter der Naſe, er hatte es wie viele Leute, die nie etwas abmachen können. Hier ließ er ſich endlich dazu verſtehen, denn nach dem Rechnen ward ihm Geld flüſſig, er konnte unbehindert über Summen verfügen, und das gefiel ihm. Beim lahmen Stiefel fanden ſie ſich am abgeredeten Tage. Der Aeltere kam mit einem dünnen Kalender in der Taſche. Da ſei's aufgeſchrieben, ſagte er, man könne ſehen, ob's recht ſei. Der Jüngere hatte ein ſtarkes Buch unter dem Arme, das werd' es ausweiſen, wie viel es ſei, ſagte er. Richtig das Buch ſagte was und zwar ganz was Anderes als des Aelteren Kalender, ihr Inhalt ſtund im Verhältniß zu ihrer Dicke. Während im Kalender nur einige hundert Gulden ſtunden, fanden ſich im Buche viele tauſende, ja, und was das Fatalſte war, der Aeltere mußte am Ende dran glauben, denn es ſtund ja in einem ordentlichen Hausbuch, welches ordentlich paginirt war und ſogar ein Regiſter hatte, eine zur ſelben Zeit ſehr auffallende Eigenſchaft.

Den Hof mußte alſo der Aeltere verlaſſen, denn was vor Zeugen verkauft war, war verkauft ohne Widerrede. Jetzt wäre es anders. Wahrſcheinlich übten noch mehrere Brüder oder andere Leute ſolche Manieren aus, brachten die Leute in

benebelte Zustände und schlossen bei solchen Anlässen angenehme Käufe; denn nun ward verordnet, daß kein Kauf gültig wäre, bis er vor dem Notar angegeben und gelobt sei. Dadurch ist wirklich mancher infamen Prellerei vorgebeugt worden, aber ob der Gesetzgeber wird machen können, daß in paginirte und registrirte Hausbücher kein Schelm Schelmereien wird schreiben können, daran zweifeln wir sehr.

Der Aeltere sprang freilich hoch auf, als ihm der Unterschied klar wurde zwischen seiner und des Bruders Rechnung, aber er sprang doch nicht drüber aus. Der Bruder sagte einfach: Thue doch nicht so wüst, es hilft dir nichts, von wegen ich stehe zu meinem Hausbuch. Am wildesten tobte der Aeltere gegen die Zechen, welche der Jüngere für ihn bezahlt und ihm aufgeschrieben. Erstlich, sagte er, sei es eine gottvergessene Schande, so was aufzuschreiben. Zahlt sei zahlt, sein Lebtag hätte er nie gehört, daß man das, was Einer für den Andern in einem Wirthshause bezahlt, wieder eingefordert. Wenn er das wollte, könnte er leicht noch einmal so reich sein. War sehr möglich. Zweitens, sagte er, mehr als halb zuviel hätte der Bruder aufgeschrieben. Eine Kuh hätte es nicht gesoffen, geschweige ein Mensch, was er da bezahlen solle. Aber das Hausbuch war paginirt, und der Bruder sagte, er stehe dazu! Sie hatten mehrere Zusammenkünfte beim lahmen Stiefel, es wurden diese und jene beigezogen, etwas wurde abgemarktet um Fried und Ruhe willen, wie der Jüngere sagte, aber die Hauptsumme blieb. Was willst machen? sagten dem Aeltern Alle, das Hausbuch ist recht und dein Bruder steht dazu. Hättest auch aufgeschrieben, was du geglaubt, es möchte es erleiden, dann hättest auch dazu stehen können. Man sprach wohl davon, es sollte der Jüngere zum Eid angehalten werden, aber das wollte der Aeltere nicht. Hans macht den Schelmen an mir, sagte er, und wenn ich ihm schicklich, daß ich nicht in große Ungelegenheit käme, beide Beine ab einander schlagen könnte, ich thät's

uf my Seel. Aber fy Seel dem Teufel zujage, ſelb begehre ich denn doch nicht, von wegen der Familie.

So ward ſein Vermögen bedeutend geſchmälert, und was baar in ſeine Hände kam, war wenig genug.

Es ging rückwärts, als die Familie auf dem Hofe lebte, das Vermögen ein angenageltes war und aus Grund und Boden beſtund; man kann denken, wie es jetzt ging, als das Vermögen flüſſig war und es nichts brauchte als davon zu nehmen. Es hieß wohl, es müſſe etwas Anderes gekauft ſein, aber das verzog ſich, und derweilen ward tapfer gebraucht, und als ein Heimweſen gekauft wurde, war es ein ungeſchickter Kauf, brachte neuen Verluſt. Es war, als ob alle gelähmt ſeien, niemand den Muth zur Arbeit hätte, keins ein Herz zum Vater, jedes rechnete nur, um wie viel er es gebracht, trachtete nach ſeinem eigenen Nutzen, lief ſeinem eigenen Vortheil nach, ließ Eltern Eltern ſein; alle Bande triffen, mit dem Hof war aller Segen fort, die ganze Familie ging Stück für Stück zu Grunde, die einen ſtarben, die andern wurden Bettler. Das war ein Bruderſtück. Den Alten ſah man noch lange an langem Stecken guten Leuten nachgehen. Man hätte ihn wohl von der Gemeinde aus in Umgang gethan, wenn es nicht aus Achtung für den Jüngern unterlaſſen worden wäre, denn der wurde immer angeſehener, je reicher er wurde. Die Gemeinde unterſtützte den Aeltern daher auf andere Weiſe. Des Jüngern Neffen und Nichten Kinder bettelten oft vor ſeiner Thüre, aber ſie erhielten wenig oder nichts wie die Andern auch. Wenn man ſie dann in einem Nachbarhauſe fragte: Was hat er dir gegeben? ſo antworteten ſie traurig: Nichts, und doch wäre es ihm wohl angeſtanden, unſer Großätti und er ſind Brüder, und der Hof, den er hat im Graben, war einmal unſer. „Haſt ihm das nicht geſagt und ihn gvetteret?“ Nein, antwortete einmal ein Mädchen, aber der Bruder hat es gemacht, und dem hat er geſagt, wir ſeien ſchlechte Leute, wo man nichts als Schande

erleben müſſe, er ſolle ihm nicht mehr zum Hauſe kommen. Da ſagen wir lieber nicht, wer wir ſind, ſonſt bekämen wir gar nichts mehr als vielleicht noch Schläge, er wär's im Stand.

Es ſind ſeit der Zeit viele Jahre verfloſſen, man vergaß die Sache allgemach, ſie ſchien für immer mit Gras überwachſen zu ſein. Der jüngere Bruder arbeitete zumeiſt den Hof als ſogenanntes Zugut von ſeinem Stammgut aus. Viel Glück hatte er nicht damit, und geſchah was Ungeſchicktes, ſo trug es ſich auf dieſem Gute zu. Sein Geſinde arbeitete ihm nie gerne hier, machte immer, daß es ſobald als möglich wieder wegkam. Unterdeſſen wuchs ſeine Familie nach, darunter drei Söhne, ſo rechte Mondskälber voll Uebermuth wegen ihrem Geld und ihrer Kraft; auf ihnen hielt der Vater viel, meinte, drei Buben wie er werde kaum Einer haben, ſoweit der Himmel blau. Von Jugend auf wurden ſie in dieſem Uebermuth erzogen, das Bewußtſein ihnen eingegeben, daß kein Teufel ihnen etwas zu befehlen hätte, daß das Geld die Hauptſache ſei, und wer Geld habe, habe weiter keinem Hund was nachzufragen. Von Gefühlen, weder von religiöſen noch ſogenannten menſchlichen, war weder die Rede, noch ſahen ſie daheim eine Spur davon, rückſichtslos und hart war man gegen alle Menſchen. Was muß in ſolcher Luft aus wilden Buben werden? Sie hatten alle Fingers lang Prügeleien, und das Geld, welches dieſe koſteten, war das einzige Geld, welches den Vater nicht reute. Treten laßt euch nicht, ſagte er, ſieht Einer euch ſchief an, ſo gebt ihm verflucht, daß er künftig weiß, wer ihr ſeid. Wenn es ſchon viel Geld koſtet, ſo macht es nichts, wenn er nur abkriegt, daß er nach Gott ſchreit, je mehr je beſſer.

Daß bei ſolchen Gelegenheiten die Burſche ſich in der Regel betranken, achtete er nicht, er meinte, es gehöre dazu. Daß ſie auch zu Hauſe dem Schnaps zuſprachen, achtete er wenig. Derſelbe koſtete ihn nichts, an die Macht der Ge-

wohnheit und deren Wachsthum dachte er nicht, sondern nur an's Geld. Er hatte überhaupt gar keinen Gedanken an die Möglichkeit, daß es anders gehen könne in seinem Hause, als er es im Kopf hatte, oder daß seine Söhne anders ausfallen könnten, als er sie haben wollte. Daß ein rechter Hausvater zu rechter Erziehung den lieben Gott nöthig hätte, fiel ihm auch nicht im Traume bei.

So wuchsen sie auf als gewaltige Knebel bis zur Zeit, wo üblicher Weise solche Knebel nach Weibern greifen. Das ist ein wichtiger Punkt in einem solchen Hause, und wenn ein Sohn mit Einer kommt, deren Vater nur Geißen hat oder nur ein Kuhli oder zwei, ja dann hat es gefehlt, dann ist ein Jammer voll Zorn, als ob Gott der Sohn von den Juden noch einmal verrathen und gekreuzigt worden wäre, und wenn noch zwanzig Jahre die Krankheit den armen Leute die Kartoffel fräße, das Korn aber dabei im guten Preise bliebe, so würde dieses Unglück für viel geringer geachtet als das erste. Auch diese Epoche ging für unsern Mann glücklich vorüber. Die beiden ältesten Söhne heiratheten ziemlich nach seinem Willen, während der jüngste einstweilen noch bei ihm blieb.

Dem Aeltesten übergab er den Hof, den er so wohlfeil gekauft, der sollte ihn nun einstweilen bearbeiten und dann besitzen. Wie der nun da einzog, war es, als hätte die Strafe auf ihn gelauert und fasse ihn plötz. ɔ. Es ergriff ihn eine gewaltige Trinksucht. Es war als wäre der Geist seines Oheims umgegangen unstät, hätte eine bleibende Stätte gesucht und sei, als der Neffe in's Haus gekommen, in diesen gefahren, hause nun da und fahre fort, wo er es beim Leben gelassen. Diesem Oheim wurde er in all' seinem Thun und Lassen immer ähnlicher, es mußte dem Vater wirklich vorkommen, als habe er seinen ältern Bruder vor sich. Er hat die ganze Liederlichkeit, nur nichts von der Gutmüthigkeit, welche der Oheim doch noch hie und da an den Tag legte. Er ist

in allen Dingen hart wie ſein Vater, und je mehr er trinkt, deſto böſer wird er, er iſt keiner Kreatur Freund, er ſchlägt Menſchen und Thiere, Weib und Kinder; ob er auch den Vater ſchon in die Finger genommen, darüber herrſchen im Publikum zwei verſchiedene Meinungen. Er arbeitet wenig oder nichts mehr, der Vater hat den Hof wieder an die Hand genommen, vielleicht daß ihn der Sohn ſonſt auch verkauft hätte. Der Vater muß ihn nun wieder bewirthſchaften und alle Wochen ſo manchmal hinüberkommen und alle Mühe und alle Noth ausbaden und immer das Herz voll Zorn faſſen, für Mitleid iſt kein Platz in demſelben. Mit dem Sohn hat er nicht das mindeſte Erbarmen. Wenn ihm derſelbe nur bald aus den Augen wäre, ſoll er geſagt haben; daß er dieſes ob ſeinem Bruder verdient, daran denkt er nicht von ferne. Im letzten Winter, es ſoll gerade an demſelben Tag geweſen ſein, da er ſeinem Bruder den Hof abgekauft, kam er vom Markte heim, es war ſchon finſter. Er ſtolperte über etwas, es war ein Betrunkener, der auf der Straße lag, und als er noch etwas genauer hinſah, war es ſein zweiter Sohn, der da in der Straße lag. Da fluchte er und ſagte, es nehme ihn doch wunder, ob ſie alle drei den gleichen Weg dem Teufel zu wollten. Dieſer Sohn wohnte bei ſeinem Schwiegervater, mußte ſich dort in Acht nehmen, aber wo er Gelegenheit hat, beſäuft er ſich, wird dem ältern immer ähnlicher. Der Vater merkt es jetzt, daß er angeſteckt iſt, und was ſagt er dazu? Meinetwegen, ſagt er, zu dem kann ſein Schwäher ſehen, der geht mich nichts mehr an, er wollte ihn einmal drüben haben, jetzt ſehe er zu! Es will manchmal die Leute dünken, als wäre es ihm recht, wenn die beiden ältern Söhne nur bald fort wären, ſo könnte er dem jüngern deſto mehr zuſchanzen, ihn deſto reicher machen. Dann bliebe ein deſto größerer Stock beiſammen. Den liebt er und ſonſt nichts auf der Welt, und am meiſten haßt er die, welche ihn für etwas anſprechen, ſei es für ſich ſelbſt oder für Andere. Aber fluchen thut er nicht

mit ihnen, kaltblütig, spöttisch, vom Himmel hoch herab weiset er sie ab, daß man noch lange nachdenken muß, ob man dann eigentlich irgend in etwas gefehlt, daß er so habe kommen dürfen, und daher meist erst lange nachher zu dem Zorn könnt, den man gleich ihm gegenüber hätte haben sollen, um ihm einmal seinen rothen Schnabel so recht vaterländisch zu waschen. Das graut nun aber den Leuten immer mehr. Die alte Geschichte, welche vergessen schien, taucht immer mehr auf. Es werde sein, daß vielleicht schon seine Großkinder das Brod suchen müßten, wo seines Bruders seine, sagen sie. Es werde viel geändert in der Welt, aber an Gottes Wort werde man nicht viel machen können, daß die Sünden der Väter gestraft würden bis in's dritte und vierte Geschlecht an den Kindern.

Sie möchten es zwar dem Alten besser gönnen, wenn er selbst abthun müßte, was er verschuldet, von Rechtswegen hätte er es verdient, aber der Herr werde ihm an einem andern Orte aufmessen wollen, was ihm gehöre, sagen die Leute. Vom Jüngsten wird auch schon allerlei geschwatzt, während Andere sagten, der habe des Vaters Art, der gönne es sich auch und Andern nichts, aber er nehme nicht mehr als ihm wohl mache, selten sehe man ihn mit einem Rausch.

So ward mir erzählt, während es draußen brauste und stürmte. Doch ging die Rede nicht so ununterbrochen, sondern es gab dazwischen noch gar manche Rede und Gegenrede, denn Wirth und Wirthin mischten sich auch ein und gaben ihren Senf dazu, aber der Kürze wegen ward es so zusammengezogen und viel ausgelassen. Besonders gilt dies von dem, was die Wirthin zu erzählen wußte. Sie war sehr bekannt im Geisterreich und namentlich mit zwei oder drei Geistern, welche auf jenem Hof umgingen, die man sehen könne am heiter hellen Tag, von denen die Dienstboten Wunder zu erzählen wüßten, und von denen sie einmal einen selbst gesehen, doch nur am Rücken.

Als das Gewitter sich verzogen hatte, gingen wir weiter und Neues verdrängte das Alte.

Ein Jahr später, da ich wieder nach Konstantinopel gehen wollte, kehrte ich in selbem Wirthshause ein, wo ich das Obige vernommen hatte. Die Wirthsleute kannten mich noch, und kaum hatte die Wirthin mir einen Schoppen gebracht, als sie neben mir absaß und sagte: „Ja g[illegible], Herr, wie es doch gehen kann! Erinnert ihr euch, was wir hier von dem steinigen Bauer und seinem dunkeln Hofe gesprochen? wißt ihr, wie es dem im letzten Winter ergangen?“ Solche Leute meinen, was ihnen als gar wichtig vorgekommen, das müsse auch herumgekommen sein in der ganzen Welt, vom Nordpol bis zum Südpol. Als sie sich sattsam verwundert, daß ich nichts gehört, und doch hätte die ganze Welt davon geredet, erzählte sie Folgendes: im vergangenen Winter hätten sie wieder geholzet im nämlichen Walde, wo der Handel um den Hof vorgegangen. Es sei eine große, schöne Buche gefällt worden, welche man unversägt gelassen, weil man sie für Wagnerholz habe brauchen wollen. Ein alter Knecht verfluche sich so oft man wolle, aber die Leute könnten es ihm schier nicht glauben, daß es die nämliche Buche gewesen, von welcher damals, als der Hof verkauft worden, der Schnee in's Feuer gefallen, allweg stund sie nicht weit davon, und darauf, ob's accurat die gleiche war, kommt's am Ende nicht an.

Es war sehr kalt und hart gefroren und kein Schnee und das Aufladen auf den Wagen ein schwer Stück Arbeit. Der Vater war nicht dabei, sondern der jüngste Sohn. Der sagte: sie wollten, ehe sie dran gingen, noch einen braven Schluck nehmen. Sie nahmen einen und vielleicht einen nur zu braven und gingen an's Werk. Wie es ging, weiß niemand recht, ob eine Winde fehlte oder ein Mensch, aber die schwere Buche, die schon bald oben war, fiel zurück, der Sohn kam drunter, sie fiel ihm auf den untern Leib, und ehe man ihn darunter hervornehmen konnte, war er todt. Denket,

Herr, todt! Jetzt hätte man denken sollen, gehe es dem Alten in's Herz, er werde sich geberden, daß niemand dabei zu sein wage. Die Knechte brachten statt der Buche mit Zittern den Sohn heim, todt. Der Alte sieht sie kommen von weitem, aber ohne Buche, steht vor dem Haus, ruft sie an, was das sei, daß sie ohne Buche kämen. Es wäre ihnen lieb, sie hätten sie, sagten die Knechte, und leid sei es ihnen, daß sie ihm das da bringen müßten. Der Alte that wohl einen Ausruf, aber glaubt ihr, daß ihm ein Auge naß geworden wäre? Er befahl den Sohn in's Bett zu legen, den Arzt zu holen. Als er hörte, man habe bereits Einen abgeschickt, es werde aber kaum mehr was zu machen sein, sagte er: He! so hätte man es können bleiben lassen. Weiter that er kein Zeichen, daß er ein Gefühl hätte, es graute allen Leuten, sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, und am liebsten wäre niemand mit zum Grab gegangen. Es glaubten Viele, wenn es da kein Zeichen gebe, so gebe es niemals mehr eins. Aber es gab keins.

Und jetzt, frug ich, wie geht es? Denn es geschieht oft beim größten Schmerz, daß man wie versteckt ist in den ersten Tagen und daß er erst nachher losbricht. Nichts von dem, sagte die Wirthin, er ist wie ein Stein, nur redet er vielleicht noch weniger als früher, ist immer wüster gegen alle Leute, nicht bloß gegen die Armen, seines Sohns Frau in jenem Hause läßt er fast im Elend, sie und die Kinder müssen es entgelten, was ihm der Junge stiehlt und sonst verthut. Kein Mensch kann begreifen, wo er mit dem Gelde hinkömmt und was er eigentlich denkt und was er sich für eine Rechnung macht. Es sind viele Leute, welche sagen, und es ist ihnen Ernst dabei, wenn der um Gotteswille nur nicht sterbe bei ihren Lebzeiten, denn wenn er todt wäre und sie Einem begegneten, der aussähe wie er, so dürften sie diese Straße nicht mehr fahren, weder bei Tag noch bei Nacht. Und schaut, Herr, wenn man ihn ansieht, so muß man es glau-

ben. Wenn er ſo ſteinig daher kömmt mit ſeiner ſtotzigen feurigen Naſe, ſo iſt es faſt, als ob es der Teufel ſelbſt ſei, man muß ſich fürchten, man mag wollen oder nicht. Daneben iſt's gut, daß es ſo ging, es glaubt jetzt wieder mancher, daß ein gerechter Gott im Himmel wohnt, und daß es nicht gleichgültig iſt, wie man auf Erden thut. Der mache ſich jetzt nur noch ſo ſtettig gegen den lieben Gott, aber wenn es Zeit ſei, werde der es ihm ſchon zeigen, wer Meiſter ſei, ſagen alle Leute. Aber, ſagte ich, die Leute hätten doch noch beſſere Urſachen, um an Gott zu glauben, als ſo etwas. Ja, ſagte die Frau, die Leute ſind drum gar wunderlich, ſie wollen die Sache vor Augen haben und mit den Händen greifen, und wer es da nicht greifen kann, ja dem, Herr, iſt nicht mehr zu helfen. Da half Disputiren nichts mehr, und ich muß ſagen, ich vergaß die Sache auch nicht.

Nur ſchien es mir ſonderbar, wie es an einem Orte ſo gehe, an andern Orten anders. Ich kannte Leute, welche viel Böſes gethan, immer ſo unſauber waren im Gewiſſen wie jener Alte, denen war nichts Abſonderliches begegnet. Im Frieden ſchienen ſie ſüße Früchte ihrer Ungerechtigkeit zu genießen, hell auf, vom zürnenden Gott vergeſſen zu ſein in alle Wege. Und warum bei dieſem ſteinernen Klotz an den Kindern ſtrafen, die nichts verſchuldet, und deren Strafen ihm nicht einmal weh zu thun ſchienen, warum nicht ihn ſelbſten ſchlagen mit einer Pein, die in Mark und Bein ihm fährt? Da dachte ich, daß nicht umſonſt geſagt ſei, meine Wege ſind nicht eure Wege, und meine Rathſchläge ſind unerforſchlich, dachte an den armen Hiob, der anfänglich auch mit ſolchen Fragen in ſeinem Elende ſich ſelbſten noch peinigte, an David, der in ſeinem dreiundſiebenzigſten Pſalm ſie aufwarf und beantwortete. Es iſt ſo vieles auf Erden wunderbar vor unſern Augen, vieles wird im Lauf der Jahre uns klar und vieles wohl erſt, wenn die Räthſel aufhören und von Angeſicht zu Angeſicht wir ſchauen, wenn den Augen,

die aus Erde gebaut sind, verborgen war. Ueber diese Gedanken war wiederum manches Gräslein gewachsen und entweder vom Vieh gefressen worden oder in Schnee erfroren, und weit herum war ich gewandert, nicht bloß hin und her zwischen Konstantinopel und Bern, sondern durch Steppen und allerlei wüste Orte, und bin doch nicht der ewige Jude, noch viel weniger dessen Frau, die ihm der Franzose Sue angehängt hat, als hätte der arme Teufel nicht an sich selbsten genug. Ich muß halt auch wandern und weiß nicht wie lange, doch hoffentlich nicht so lange als der ewige Jude, und ich weiß auch warum. Aber nicht darum wie er, weil ich den Heiland nicht will absitzen lassen vor meinem Hause, sondern weil ich ihn eben suche, daß er bei mir einkehre und Herberge mache. In Konstantinopel bin ich zwar immer noch gerne und wandere von dort nach Bern, die Türken habe ich nicht ungerne, sie rauchen guten Taback und haben gutes Rosenwasser, handle damit nach Bern, wo man gerne zu gutem Geruch kommen möchte und es fast nicht z'weg bringen kann.

Als ich nun das letzte Mal durch jenes düstere Thal Bern zuschritt, war es wieder Frühling und sehr lieblich, in mannigfaltiger Farbenpracht schimmerte das von verschiedenartigem Laubwerk eingefaßte Thal. Auf jedem Baumzweig saß ein Sänger und pries auf seine Weise seinen Schöpfer und Herrn. Es war, als sei es das Jugendfest der Schöpfung, die Feier der Tage, wo der Herr endlich sein Werk betrachtet und gesagt hatte: Siehe, es ist alles sehr gut. So wanderte ich in stiller Freude den schattigen Weg entlang und vergaß meine armen Beine und kam mir selber vor als ein Jüngling auf der Wanderschaft. Hätte gerne mit gesungen den Preis auch meines Schöpfers, wenn ich es so schön gekonnt wie des Waldes Vögelein. Als ich zur Beugung des Thales kam, wo das dunkle Haus so unheimlich vor's Auge trat, stellte es mich unwillkürlich, obschon ich nicht

daran gedacht hatte. Es war nicht mehr da das dunkle, unheimliche Haus, heiter sah man weiter in's Thal hinaus, weißlicht schimmerte es über den Platz hin, auf welchem das Haus gestanden war. Als ich genauer hinsah, schien es mir Bauholz zu sein, bereits überhauen, das alte werde wahrscheinlich verbrannt sein, dachte ich. Ungefähr hundert Schritte vor mir stand ein Mann im Wege und hackte etwas in der Straße, als wäre er ein Wegknecht, aber für einen solchen kam er mir sonderbar vor. Er trug eine blaue halbleinene Kappe, wie sie vor hundert Jahren allgemein waren, und einen grauen Mantel mit einem Kragen, der über die Arme hing, und die Sonne schien so warm. Den fragst du, dachte ich. Aber den konnte ich nicht fragen, der glitt vor mir weg oder machte sich vorwärts, ich wußte fast nicht wie, aber an ihn heran konnte ich nicht kommen. So kam ich unvermerkt dem Bauplatz nahe, dort verschwand mir der Mann, aber auf einem behauenen Holz saß ein Weib und gaumete ein Kind. Es war ein blasses aber junges Weib, mit verständigen Augen, aber ernsten Mienen. Sie sagte mir, das Haus sei das ihre gewesen, im letzten Sommer abgebrannt und sie kaum mit dem Leben davon gekommen. Da sei Holz für ein neues, sie wollte es wäre schon gebaut.

Und der alte Mann, der vor mir ging und hinwegkam ich weiß nicht wie, wer ist das? frug ich. Sie sah mich seltsam an, ehe sie antwortete, und ich sah sie auch an, und sah, daß sie eigentlich recht schön und noch mehr als schön war, daß sie so ein inniges Gesicht hatte, wo man gerne hinter die Scheibe schlüpfen möchte, um zu erfahren, was da hinten für Liebes und Gutes wäre. Als sie merkte, daß ich ein Fremder war und keine Bosheit hinter der Frage, sagte sie: Es ist der Großvater. Darauf begann sie mit dem Kind, das unruhig wurde, zu plaperlen und ich ging weiter. Da fiel mir plötzlich ein, das sei allweg der harte Mann, von dem man gesagt, der sei steinern, der sei un-

empfindlich gegen Gottes Gerichte, und was war jetzt mit dem, daß er mich so seltsam floh, so seltsam auf der Straße verkehrte?

Man kann denken, daß ich lange Beine machte dem bekannten Wirthshause zu, und nicht viel fehlte, ich hätte den Mund den eilenden Beinen noch weit vorausgesandt und meine Fragen abgeschossen, sobald das Wirthshaus mir in den Gesichtskreis trat. Es traf sich gut für das, was mich brannte. Die Wirthsstube war leer bis auf die Wirthin, und so eine einsame Wirthin lechzet zunächst nach einem Gast eben so sehr, als dieser nach einem Schoppen. Sie begrüßte mich als einen alten Bekannten, und sehr viel war es von uns beiden, daß sie nach meinen Bedürfnissen sich erkundigte, ich verständigen Bescheid gab, sie der Befriedigung meiner Wünsche nachgehen ließ, ehe ich auf's Tapet brachte, was sichtlich uns beide drückte. Freilich hatte sie kaum Schoppen und Glas auf den Tisch gestellt und Antwort auf die Frage erhalten: oder befehlet ihr wyters öppis? als wir wie auf's Tempo uns zwei andre Fragen zuwarfen. Ja gället Herr, sagte sie, wie es doch geht, aber da kann man wieder sehen, daß, was auch die Menschen sagen, Gott der Herr doch immer der stärkste ist. Und zwingt er's nicht mit dem Einen, kommt er mit dem Andern, bis der Mensch am Boden ist. Jedermann hat gemeint, der Bauer im dunkeln Thal sei von Stein, und an dem bringe Gott nichts ab. Aber wohl! dem hat er es auch gezeigt und man weiß nicht, soll er Einem erbarmen oder soll man es ihm gönnen.

Natürlich sagte ich nun auch, was ich gesehen, so neugierig ich auch war zu vernehmen, was geschehen, aber so hat man's, reden thut man noch lieber als hören, 's ist aber jedenfalls ein Fehler. Endlich kam die Wirthin zum Fortfahren und redete also: Ja denket doch, Herr, wie es gehen kann in der Welt, ganz ung'sinnet, wie niemand dran denkt. Da ging der Alte einher so stolz und stark wie ein Eichbaum,

man hätte denken sollen, drei Tage nach dem jüngsten müsse Gott der Herr ihn noch todt schlagen, wenn er ihn todt haben wolle, und daneben hat er alles regiert in seiner Familie und in der Gemeine, es mußte ihn Alles fürchten. Mit Arbeiten und Geizen wurde er immer ein ärgeres Scheusal. Vor einem Jahr trat er mit seinen Häusern aus der Brandkasse. Hier brenne es doch nicht, und er wollte ein Narr sein, länger für Andere zu bezahlen, hat er gesagt. Im vergangenen Jahr ward es spät Frühling, dann gleich schrecklich heiß, das Gras wuchs schnell, war ungewöhnlich mastig, kam schnell und heiß auf einander, und mancher Heustock verbrannte. Dem Alten sagte man oft, sein Heu rieche wohl stark, er solle drein schroten lassen, aber er wollte nicht. Wird mit der Zeit schon bessern, sagte er, jetzt hätte er mit dem Emd zu thun, das pressire. Er pressirte mit dem Emd, und am Tage, wo er alles herein hatte, sagte er, nicht um manche Dublone wollte er, daß er noch eine Handvoll draußen hätte, die, welche noch draußen hätten, könnten sehen, wie sie es herein brächten, es gebe ander Wetter. Seine Leute aber waren strapizirt, sie konnten kaum mehr auf den Beinen stehen, und wo sie ablagen, da lagen sie. Wir hatten selben Tag auch viel eingemacht und schwer lag der Schlaf auf uns, wir hörten Stürmen und Brüllen und konnten nicht erwachen, bis uns fast die Fenster eingeschlagen wurden, und als ich endlich ein Auge aufthat, war die Stube ganz heiter. Wohl, da that ich das andere auch auf, wir meinten, unser Haus sei in Brand. Gottlob war es nicht; sobald wir draußen waren, wußten wir wo es war, denn blutroth stand die Flammensäule hinter dem Walde und Funken sprühte es bis hierher.

Was man schon lange gesagt, war geschehen, das Feuer im Heustock ausgebrochen, alles spindeldürr, alles im Brande, ehe jemand erwacht, mit Noth wurden die Kinder gerettet, halb verbrannte der betrunkene Sohn, alles Vieh blieb im

Feuer. Da ſah man den Mann wild und zornig, ſein Verluſt war groß, es brannte ihn aber mehr noch, daß er daran ſchuld war, was er zwar niemanden eingeſtand, ja ſich ſelbſt es abläugnete, hauptſächlich aber, daß es da nicht nach ſeinem Willen ging, daß eine Macht über ihm war, an der er nichts machen konnte, daß ihm ein Haus verbrannte, wozu er den Befehl nicht gegeben, ja ganz gegen ſeinen Willen. Niemand hatte Erbarmen mit ihm, aber wohl mit der armen Frau, die das größte Leiden hatte. Sie ſollte ihrem Mann abwarten, für alles ſorgen und hatte nichts. Der Alte wollte mit Geld nicht ausrücken; wenn die Leute nicht beſſer gegen ſie geweſen wären, ſie hätte es nicht machen können. Endlich konnte der Mann ſterben, aber des Schwiegervaters Zorn mußte ſie alle Tage friſch haben. Er hatte im Kopf, noch ſelben Herbſt ein neues Haus unter's Dach zu bringen, aber das gab's ihm nicht. Es iſt curios, ſeit die Leute merkten, daß ein Stärkerer über ihm war, waren ſie auch nicht mehr ſo unterthänig gegen ihn, wollten die Hände ihm nicht mehr ſo unter die Füße legen. Er brachte die Werkleute nicht herbei, wie wüſt er auch that. Die Nachbarn wollten ihm nicht fahren, wie er dachte. Sie ſagten ihm begreiflich nicht ab, aber heute wollte es ſich dieſem nicht ſchicken, morgen jenem nicht, wie man es hat mit Sachen, die Einem zuwider ſind. Zudem war es ein böſer Herbſt, wo man nichts machen konnte, die Tage zur Arbeit ſo gleichſam nur ſtehlen mußte. All ſein Zorn ging dann über die arme Frau aus, ſie ſollte an allem ſchuld ſein.

Letzten Winter, bald nach dem Neujahr war's, da bekam er einen Brief von Bern, darauf fuhr er hinein, und am Abend kam er wieder, aber wenn das Roß den Weg nicht beſſer gewußt, als er, er wäre nicht heimgekommen, denn er war nicht bei ſich, er kannte niemanden und wußte nicht, wo er war. Es brach ein ſchreckliches Fieber aus, es hieß, es ſei der Hirnbrand, es dachte niemand, daß er davonkäme.

Und doch ſchlug er durch und brachte das Leben davon, aber was für eins! Er redet kein Wort mehr, von ſeinem Hof hat er ſich fortgemacht und hält ſich bei ſeiner Schwiegertochter auf, kennt aber keine Zeit, weiß nie, iſt's Morgen oder Abend, bei keiner Mahlzeit ſtellt er ſich ein, er ißt, wenn er hungrig iſt, was er findet. Um nichts kümmert er ſich, jetzt kann ſeinethalben bauen wer da will. Er geht mit einem Pickel oder einer Haue Straß auf, Straß ab, kratzt darin, ſuchet und kann nichts finden, ſchüttelt den Kopf, geht weiter und kratzt an einem andern Ort. Man wollte es ihm verbieten, aber er that ſo wüſt, daß man es bleiben ließ und dem Wegknecht aparten Lohn zahlt, damit er ausbeſſere, was der Alte verdirbt, denn er macht oft große Löcher. Läßt man ihn machen, ſo thut er niemanden etwas, im Gegentheil, er flieht vor den Leuten, weicht aus, daß man oft nicht weiß, wo er hinkommt. Ein trauriger Anblick! Die Leute ſagen, verdient habe er ſein Unglück, aber er könne ſie jetzt doch faſt erbarmen. Daneben ſei es ihnen lieber, er müſſe jetzt umgehen und abbüßen, als daß er nach dem Tode abbüßen und wiederkommen müßte. Das wäre ihnen zum Entſetzen. Es ſei ſchon ſo einſam und lang durch das Thal, daß es Einem oft für nichts und wider nichts kalt den Rücken auffahre. Wenn man dann erſt noch den Alten da antreffen müßte, wie er kratze in der Straße, ſo dürfte kein Menſch mehr den Weg brauchen, weder Tag noch Nacht.

Aber, frug ich endlich, weiß man nicht, was ihm in Bern zugeſtoßen, oder ob das ihm nur ſo von ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt, gekommen iſt?

Man redet davon wohl freilich, aber eigentlich vor die Leute läßt man es nicht, man verheimlichts ſo gut möglich. Wie bekannt gönnte er niemanden etwas und gab niemanden etwas, nicht einmal ſteuern und tellen wollte er wie üblich und bräuchlich, ja auch ſein Geld gönnte er den Nachbarn nicht, wenn ſie es ihm auch verzinſen und verſichern wollten

mehr als gesetzlich. Da geht nun die Rede, und es soll mehr als gewiß sein, er habe alles Geld, welches er habe auf- und anbringen können, einem Bankhaus in Bern gebracht, und das habe es ihm in fremde Länder gebracht, wo es für Eisenbahnen verbraucht worden sei. So habe man es ihm hier nicht nachweisen können, und darum habe er keine Steuern davon bezahlen müssen.

Das ist nun vor Gott und Menschen nicht recht, man denke, wenn es alle Menschen so machen wollten. Dazu war hier eine schreckliche Geldnoth, es mußte mancher von Haus und Hof, weil er kein Geld finden konnte, und hatte doch doppelte Sicherheit und mehr, und verkaufen konnte er nicht. Nun habe ihm das Bankhaus geschrieben, er solle eilends auf Bern kommen wegen wichtigen Sachen und habe ihm da gesagt, das Geld sei alles verloren bei Heller und Pfennig, außer wenn man noch einmal viel setze, sei vielleicht etwas wieder zu gewinnen. Das habe ihm in's Gemüth geschlagen wie ein Blitz. Er wolle sich besinnen, habe er erwiedert, sei zum Stall gegangen, habe gesagt: Stallknecht, spann an, und das seien die letzten Worte, die man von ihm gehört, und weiter weiß man nicht, was er denkt und was er sinnt. Aber die Leute sagen, er suche das Geld, das er an den Eisenbahnen verloren, auf der Straße, so gleichsam, als sei es da verlochet, so wie Andere wiederkommen müssen, wie die Leute sagen, um vergrabene Schätze zu suchen oder zu hüten.

Das ist, was man weiß davon, und das ist die lautere Wahrheit, die Köchin im Schloß hat es mir selbst erzählt. Ihr Herr wisse es ganz gewiß, hat sie gesagt.

Ich hatte andächtig zugehört und dachte jetzt daran, wie wunderbar des Herren Wege seien und wie an's Licht kam, was unerforschlich gewesen. Gott weiß, was im Menschen ist und was sein Schatz ist. Hier zeigte Gott es klar, was ein Geiziger ist und wo er seine Liebe hat, nicht beim Bruder, nicht bei den Kindern, geschweige bei den

Armen; er hat ſie beim Gelde, da iſt ſeine Seele. Und wenn dann der Geizige das Geld laſſen muß, wenn ſo einer armen Seele genommen wird, was ſie hat, was bleibt ihr dann und was wird aus ihr hier in der Zeit, dort in der Ewigkeit?

O Menſch, bedenke!

Niggi Ju.

Ein Lebensbild unſerer Zeit.

Erſchien zuerſt in Fr. Hofmann, illuſtr. Volksbuch 1. Jahrgang. 1852.

Er hätte Speckipte lieber als Visite, hat einmal ein reicher Bauer gesagt. Der Bauer war aber auch konsequent, er that zwei Dinge nicht, er ging weder z'Visite noch lud er welche ein. Nun aber giebt es noch andere Leute, die ebenso ungern Visite haben, als jener Bauer, und zwar aus drei guten Gründen: erstlich aus Mangel an einem geeigneten Lokal, zweitens aus Mangel an etwas, womit sie aufwarten können, und drittens aus Mangel an Geld, derlei Dinge zu kaufen, und wenn man wollte, könnte man ganz füglich noch hinzusetzen, aus Mangel an Kredit, etwas auf Borg zu kriegen. Dagegen gehen sie für ihr Leben gern z'Visite und laden sogar z'Visite ein, und je weiter von der Heimath um so dringlicher, in Chur oder Genf lassen sie es sich wenigstens dreimal in die Hand versprechen, in Kroatien oder Dalmatien würden sie sich kaum mit einem feierlichen Eid begnügen, es müßte wenigstens noch ein Handgelübde dazu sein.

Unter diese Leute gehörte Niggi Ju, ein freier Schweizer und sogar Lieutenant zu Scherpenheim im Schwefelgraben, gleich hinter der dürren Aegerten, einige Stunden von Strängelbach, anmuthig gelegen. Niggi Ju war ein herrlicher Pantoffelzapfen, ein lustiger Bruder, besonders wenn er nicht

daheim war, immer oben auf, immer hell auf, und wenn er kanonenvoll war, ſang er am ſchönſten und machte ſich am angenehmſten. Er hatte Bildung und las die ausgezeichnetſten Werke der deutſchen Literatur, z. B. den Pilger von Langenthal, ja, was noch mehr ſagen will, er verſtund ihn. Auch ſprach er ein reines Franzöſiſch. Sein Vater hatte die Koſten nicht geſcheut und ihn zwei Sommer hindurch bei einem Käſer auf den Pieterlen Bergen gehabt, wo bekanntlich das reinſte Welſch um Biel und anderen Orten herum geſprochen wird, was man beſonders dem Umſtand zu verdanken hat, daß der Pfarrer von Pieterlen verpflichtet iſt, alle drei Jahre einmal franzöſiſch zu predigen. Ja, Niggi Ju konnte ſogar Reden halten, confédérés und Eidgenoſſen fuhren ihm aus dem Munde wie Blitze aus dem Himmel, aber viel anhaltender noch, ganze Tage hintereinander als wie in einem Athem. Man begreift, wie prächtig der Burſche war in unſerer feſtreichen Zeit, darum war Niggi Ju überall dabei, überall beliebt und liebte wieder.

Er hatte bloß zwei Fehler, ſonſt wäre er vollkommen geweſen, ein wahrer Engel, er hatte gewöhnlich kein Geld bei ſich, und wer ihm lieh, der ſah nie was wieder. Dies iſt gewiſſermaßen fatal, beſonders wenn man für ſich nur mit Mühe das Nöthige aufgebracht und zuſammengekratzt hat. Indeſſen wollten doch die Meiſten lieber den Niggi Ju ſo gleichſam als ihren Opferſtock betrachten und etwas an ihn wenden, als ſelbſt Reden halten, lieber mit Kugeln in die Scheibe ſchießen, als mit confédérés und Eidgenoſſen die Wände prätſchen. Wo Wein war, da hatte Niggi Ju auch welchen, ſo lange als da war. Er war eine von den glücklichen Naturen, die auch gar keine Neugierde im Leibe haben, nie frug er: Was koſtet die Flaſche, oder was ſind wir ſchuldig? Er war ein praktiſcher Kommuniſt und zeigte, wie leicht der Kommunismus einzuführen wäre, denn Widerſtand fand er keinen, und wenn jemand was dawider hatte, ſagte er es

doch nicht laut. Wo er war, ging es luſtig zu, um ſeinetwillen war die Geſellſchaft, welche ihn bei ſich hatte, äſtimirt und um ſo mehr, je weiter man von der Heimath war. Nach und nach erwuchs Niggi Ju zu einer Perſönlichkeit, er begann ſich zu fühlen, beſonders ſeit er Lieutenant wurde und dazu noch Pintenwirth. Als Lieutenant ließ er ſich erſt den Schnauz wachſen, dann noch den Bart, und beides machte ſich in ſeinem Geſichte, das alle Tage breiter wurde, recht ſtattlich. Als Pintenwirth ſtellte er noch mehr vor, er war Docent oder außerordentlicher Profeſſor, der einen weiten Kreis von Zuhörern hatte, ja mancher ordentliche Profeſſor, der in einem Semeſter ſelten drei Schüler einen Tag lang, verſchweige zwei, zuſammen kriegt, hätte Urſach gehabt, unſern Niggi Ju bitterlich zu beneiden, denn dem fehlten ein halb Dutzend Zuhörer nie, und oft brachte er es zu einem ganzen Dutzend. Eigene Hefte hatte er nicht, allgemeine Grundſätze trug er nach dem Zeitgeiſt vor, das Spezielle dann aus zwei Zeitungen, die ihm gratis zukamen, und beides mit einer Kraft und einer Eindringlichkeit, wie ſie weit um Strängelbach herum noch nie gehört worden iſt. Er donnerte jeden nieder, der nicht vollſtändig mit ihm übereinſtimmte, und half mit grimmigen Blicken ſeinen Worten mächtiglich nach. Am meiſten jedoch wirkte er mit ſeinen Anſpielungen, wie es einmal beim Völkergericht den Pfaffen, Jeſuiten und Ariſtokraten ergehen werde. Da fühlte man nicht bloß, wie eine kalte Schlange den Rücken heraufkroch, man fühlte das blanke Meſſer am Halſe; da ſetzte jeder mit Disputiren ab.

Er begann viel zu gelten, er ward ein Mann von Gewicht, ein Vertrauensmann, war Schmollis mit allen Majeſtäten, that dick mit geheimen Mittheilungen und meinte oft, wenn er alles ſagen wollte, was er wüßte, der Schlaf verginge manchem, ja und d's Freſſen auch. Er ward nach und nach nicht bloß ein Profeſſor, ſondern ein Orakel in ſeiner Gegend, und wenn Niggi Ju von bös Wetter ſprach, ſo

achtete man viel mehr darauf, als ob der Riesen einen Degen habe oder einen Hut. An den Festen war er indessen immer der gleiche Niggi Ju, nur daß er von Mal zu Mal seine Fahne stattlicher trug.

Ja, so eine Fahne tragen, das hieß bei den alten Schweizern etwas. Wem eine anvertraut wurde, dem drang heiß das Blut zum Herzen, der faßte, wenn sie ihm zum ersten Mal in die Hand gegeben wurde, den Schaft mit starker Hand, daß kaum der Tod Hand und Schaft von einander trennen konnte. Die alten Fahnenträger waren Helden, seine Thut, Kollin, Wendschatz und andere mehr wird der Schweizer nie vergessen. Das ist nun anders geworden, seitdem man nur unter Fahnen ziehen zu können glaubt zu Suiten und Saufgelagen, daß, wer eine Fahne auf der Straße sieht, frägt, wo eben eine Lumpete los sei, und neben die Straße steht, um nicht beleidigt zu werden, wo man die Fahnen ansieht als Deckmäntel für Rohheit, Bosheit, bestialische Brutalität. Da in der That mag der Träger einer solcher Fahne nichts fühlen, als die Verpflichtung, am meisten zu saufen, am lautesten zu brüllen, am wüstesten sich zu geberden. Daß man Fahnen so entweihen konnte! Die Folgen solcher Entweihung werden sichtbar werden, wenn ein blutig Morgenroth über die Schweiz aufgehen sollte. Die Obrigkeit sollte gebieten, daß an Festen, heißen sie nun wie sie wollen, wie z. B. mehrere im Canton Bern waren, nichts getragen werden dürfe, als Banner mit dem Bilde eines Schweines und eines Kolbens.

Das war das Banner der tollen Bande, der Buben aus den vier Cantonen, wie sie sich nannten, die sich im Jahr 1477 zusammenthat. Damals hatte man Sinn für Wahrheit, wollte nicht mehr sein, nicht anders heißen, als man war und that; in den letzten Jahren dagegen that man wüster als die Buben der tollen Bande vor vierhundert Jahren und wollte die Gebildetsten des Volkes heißen und dafür anerkannt sein.

Nun unſer Niggi Ju war nur Lieutenant und Pintenwirth, aber als moderner Fahnenträger der geſchilderten Art kam ihm der Gebildetſte nicht gleich, er hatte ſich in ſeinem Fach ganz vollendet herausgebildet. Mit dem Bewußtſein ſeiner wachſenden Perſönlichkeit wuchs auch das Verlangen, für einen gewichtigen Mann zu gelten, nicht bloß Leibeshalber, ſondern auch in Bezug auf Geld und Gut. An dieſer Meinung war ihm je länger je mehr gelegen, er ſuchte ſie zu pflanzen mit allem Fleiß. Das that er nicht in den Hütten, wo getafelt und toaſtirt wurde, wo allerlei Volk war und er nicht wußte, was für Ohren ſeine Rede hören konnten, ſondern in Privatzirkeln. Er gehörte natürlich unter die Glücklichen, welche faſt immer freies Quartier hatten oder eingeladen wurden von alten Freunden, die ſie hier oder dort angetroffen, und welche dann aus dem FF traktirt wurden.

Hier im Familienkreiſe, wo man es dem Gaſt ſo recht wohl und heimelig zu machen ſuchte, hier war es, wo er ſo recht gemüthlich ſprach von ſeinen Geſchäften und Beſitzungen, von Erziehung und Familie, von ſeinen Abſichten mit derſelben, ihrer Lebensweiſe, ſo daß man in vielen Familien, namentlich in ſolchen, die auf dem neuen Loche pfeifen, die daher den klaren, einfältigen Wahrheitsſinn und namentlich das richtige Maaß zur Schätzung der Leute verloren haben, ihn für einen ſehr begüterten Honoratioren ſeines Ortes hielt, der eine glänzende Zukunft vor ſich habe, und wo eine Verbindung mit ihm von Glück und Vortheil ſei. Das ſei ein Mann von treuherzigem Weſen, ſo von rechtem Schrot und Korn; von wegen mit ſchönen Manieren ſei die Sache nicht gemacht, ſo einem könne man trauen, da wiſſe man doch, woran man ſei, hieß es.

In andern Familien, doch in ſolche kam er ſeltener, wollte es ihm nicht gerathen; es war ihm unheimlich, je mehr er es fühlte und nachbeſſern wollte, deſto weniger gerieth es ihm. In ſolchen Familien hielt man ihn für einen Narren,

der etwas ſcheinen wollte, was er nicht war. Auf dieſen Schluß brachte ſie nicht bloß das Gerede, ſondern auch die Kleidung, die etwas vorſtellen ſollte und eben nichts vorſtellte, als das Mögen und nicht Können. In ſolchen Familien war es Niggi Ju nie wohl, das ſeien verfluchte Ariſtokraten oder Jeſuiten, dachte er, wenn er gewußt, wie das wäre, dahin wäre er nicht gegangen, hätten keine Lebensart, wüßten gar nicht zu leben. Die Söhne, welche ihn in ſolche Familien eingeführt, fielen aus ſeinen Gnaden, er hielt ſie für verdächtig, er ſagte, aus ſolchen gebe es in wenig Jahren die ärgſten Reaktionäre und Ariſtokraten. Solche lud er ſehr kühl ein oder gar nicht, ſolchen Leuten müſſe man es zu merken geben, daß man ihnen nichts nachfrage, ſagte er.

Er kriegte aber nach und nach einen gewiſſen Takt, er that ſelten mehr Fehlgriffe, bettete ſich meiſt wie in Abrahams Schooß. So war er auch einmal an einen Ort gekommen, wo er vor Luſt und Wonne die Füße kaum unter dem Tiſche ſtille halten konnte. Es war ein reiches Handelshaus, handelte mit Taubenmiſt und Sägeſpänen, Kaffeeſatz und Cichorien. Der Vater war ein wüthender Fürſten- und Pfaffenfeind, haßte Alles, was einen Kreuzer mehr hatte als er, bitterlich, ebenſo Alle, welche vornehmer waren. Die hätten ihm Alle müſſen gehängt ſein, wenn er verſichert geweſen wäre, daß er dann ihren Adel und ihr Vermögen geerbt und nicht etwa jemand anders. Wie der Vater war auch die Mutter accurat, ja ſelbſt die Großmutter gab eine Geſchichte nach der andern zum Beſten über die Junker ihrer Zeit und was ſie von ihnen ausgeſtanden, dieweil ſie ſehr hübſch geweſen. Ein Rudel dralle, fidele Mädchen und zwei Söhne, ſehr fein angezogen, dachten gleich, es war da eine Harmonie ſondergleichen, nur mit dem Unterſchied, daß der junge Geiſt bedeutend mehr ſchäumte und brauste, als der alte. Da ging es ganz kreuzfidel und kannibaliſch luſtig zu, denn der Papa nahm gerne einen, die Mama nahm gern einen, die Großmutter nahm gern einen, die Söhne

gerne zwei, wenn ſie es dahin brachten, und je mehr man nahm, deſto beſſer gefiel es den Mädein, denn deſto luſtiger ging's zu. Da war Niggi Ju an ſeinem Platz, man kann es ſich denken. Mahomets Paradies ſchien ihm eine Spelunke dagegen. Als er aber fort ſollte, da war es nicht bloß wie der Abſchiedstag vor der Reiſe in's heiße Afrika, da war's, als ob der jüngſte Tag da wäre, der ewige Sonnenuntergang. Er hing der ganzen Familie am Halſe, ſelbſt der Großmutter, es fehlte nicht viel, die ganze Familie wäre ihm nachgezogen. Aber ſiebenmal ſiebenmal mußten Alle beim Aldebaran, bei der Caſſiopeja und allen ſchönen Namen verſprechen, ihn zu beſuchen, ſelbſt die alte Großmama mußte ſchwören, es zu thun. Die behielt ſich doch das Leben vor, denn todt werde er ſie nicht begehren, ſagte ſie in allem Ernſt, aus Furcht, ein unbedingtes Verſprechen wäre ſie verbunden geweſen noch nach dem Tode zu löſen. Der Abſchied machte Niggi Ju wenigſtens einen halben Tag lang ſchwermüthig. Das ſeien jetzt einmal Leute geweſen nach ſeinem Herzen, ſo werde er es ſein Lebtag nicht mehr antreffen, ſagte er.

Eine geraume Zeit war vergangen, derweilen manch Gräslein gewachſen, manche Blume abgefallen war, als an einem ſchönen Nachmittag vor dem Hotel zu Schoppenheim ein elegantes Fuhrwerk vorfuhr mit einem eleganten Herrn darin. Das Hotel hieß zur goldenen Giraffe und war berühmt zu Stadt und Land. Dort aß man Sachen, denen der berühmteſte Naturforſcher keinen Namen geben konnte, nicht wußte, ob ſie zu den Dingen, die auf der Erde, oder zu den Dingen, die unter der Erde, oder zu denen, die im Waſſer ſind, gehören. Ein Gelehrter aus dem hohen Norden erklärte beſtimmt, es ſeien Ueberbleibſel der Urwelt, die man finde entweder im Jurakalk oder in den Steinkohlenlagern des Oberlandes, ſo können die Gelehrteſten ſich verſchießen! Man kann begreifen, wie berühmt das Hotel war, und zudem war es noch das einzige im berühmten Schoppenheim, daher kein

Reiſender von Diſtinktion ohne einzukehren an ihm vorüber ging oder fuhr. Der kundige Stallknecht mit tapfer angerauchtem Geſichte, ſeine vorjährige Griechenkappe auf dem wollenen Kopf, ſtund zufällig vor der Thüre ſeines Departements, in welchem er beſſer daheim war, als mancher Miniſter in dem ſeinigen, und ſagte für ſich: „Allweg e Müſterler, aber der war noch nie hier.“ Als derſelbe anfuhr, fuhr der Stallknecht mit der einen Hand an's Käppchen, mit der andern griff er in die Zügel, ſtellte das Fuhrwerk am geeigneten Ort, wo der Herr beim Ausſteigen gleich auf die Treppe zu ſtehen kam, nahm das Leitſeil ab, frug: „Ich werde ſollen ausſpannen?“ „Bleibe wahrſcheinlich über Nacht hier,“ ſagte der elegante Herr. „Alſo das Gewohnte?“ frug der Stallknecht. „Verſteht ſich,“ ſagte der Herr. „Sagt mir,“ frug er weiter, „wo wohnt der Herr Hauptmann oder Lieutenant Ju?“ „Ich kenne keinen, es iſt kein ſolcher hier,“ ſagte der Stallknecht. „Das iſt doch Schoppenheim?“ frug der Herr. „He, was wollte es ſonſt ſein,“ antwortete der Stallknecht. „So muß da ein Herr Ju wohnen,“ ſagte der Herr ungeduldig, „Hauptmann oder Lieutenant. Ich traf ihn oft an, z. B. vor zwei Jahren war er am großen Schießet und trug die Fahne.“ Darauf ſagte der Stallknecht: „Das wird der Niggi ſein, kein anderer als dä donners Niggi.“ „Er ſoll große Güter hier haben, ich möchte ihn beſuchen,“ meinte der Herr. Da machte der Stallknecht ſein famöſeſtes Geſicht und brummte: „Ja wolle, dä Güter, der wird aber an einem andern Orte ein Fuder gelogen haben. Ja, der wohnt hier,“ ſagte der Stallknecht, „ich erinnerte mich ſeiner nicht gleich, von wegen bei uns ſagt man ihm nur der Niggi.“ „Hansli,“ rief er einen Jungen, „zeig doch dem Herrn, wo Niggi wohnt.“ „Wo wohnt er jetzt?“ frug der Junge. „He weißt nit? bim Lumpeſami im Dreckgäßli?“ „He wohl,“ antwortete der Junge. „Giebt er mir aber öppis?“ „Gang ume, und wenn er dir dann nichts giebt, ſo ſag mir's, du mußt

das nicht vergeben machen, von wegen in's Dreckgäßli geht niemand, wenn es nichts abträgt, ume öppe wegem Pläsir."

Der Herr hatte unterdessen dem Kellner seine Effekten übergeben, das Gespräch hinter seinem Rücken überhört, und als er sich umwandte, sagte der Stallknecht: „Dä Jung da will dem Herrn den Weg zeigen." „Gut so," sagte dieser, zog die Manschetten z'weg, die Handschuhe an, fuhr damit über den untern Theil des Körpers und ging ab. „Wo will er hin?" frug der Kellner. „Zu Niggi," antwortete der Stallknecht, „er werde große Güter haben hier," hat er gefragt, und krümmte sich und lachte, daß der Rücken hoch auf stund. „Der wird luegen!" Der Kellner lachte auch und nicht wenig, doch sagte er: „Sami, ihr hättet ihm das nicht machen sollen, konntet ihr nicht sagen, er sei nicht hier, er sei in einem Bad oder sei auf Reisen gegangen?" „Nein, das hätte ich nicht gesagt und wenn man mir den Gring abgeschnitten hätte. Der mangelt nicht, daß Andere für ihn lügen, der kann's selber. Der lachet über alle Leute und hat Freude, sie zum Besten zu halten, dem schadet es gar nichts, wenn einmal Andere auch über ihn lachen. Wenn er nur daheim ist. Es nimmt mich wunder, was er angiebt, usehelfe wird er sich allweg." „Selb habe ich nicht Kummer," sagte der Kellner, „aber eintreiben wird er es euch auch, Sami." „Probir er's nur," sagte Sami, „so weise ich ihm alle Tage jemanden zu, d's Dreckgäßli muß noch berühmt werde, my armi Thüri!" Ein bedeutender Theil des Wirthshauspersonals hatte sich herbeigelassen, Gäste waren dazu gekommen, es verbreitete sich eine große Heiterkeit, die um so größer war, je seltener was Neues hier passirte und besonders was Lustiges. Alles war gespannt auf die Entwicklung des Knotens.

Es hatte sich nämlich in Niggi Ju's Verhältnissen eine fatale Veränderung zugetragen. Glänzend waren dieselben nie gewesen. Sein Vater hatte ihm einige Geißenrechte auf

dem Nutzen, ein Siebentel von einem Kühfuß auf der steinigen Alp, ein halbes Häuschen und drei Gartenbeete hinterlassen. Von seiner Frau hatte er einige hundert Franken erhalten. Sie war eine sehr hoffährtige Tochter gewesen, hatte sehr viele Kleider eingekehrt, unter andern wenigstens zwei Dutzend Mänteli, von denen einige brodirt, und ein halbes Dutzend Hemder, drei mit kuderigen, drei mit knöpfigen Stöcken. Indessen hatte ihn einige Zeit lang ein gewisser Glanz umgeben, gute Kameradschaft hatte ihm einigen Kredit verschafft. Niggi Ju stellte was vor, man hätte meinen sollen, was hinter ihm stecke und welch bedeutender Mann er in seiner Gegend sei.

Liebenswürdigere Herren als die, die in Wein machen, giebt es nicht, so lange man ein Abnehmer ist und zahlungsfähig scheint. Sie haben eine Zärtlichkeit im Leibe, die unbeschreiblich ist. O, es giebt nichts Rührenderes auf der Welt, als so ein saftiger Weinmüsterler, der in Liebe schwimmt wie ein Fisch in einer Sauce. Aber wie in einer Fischsauce gewöhnlich Zwiebeln sind, die bekanntlich die Augen übertreiben, wenn man ihnen zu nahe kommt, so fehlen in der Sauce, worin diese Herren schwimmen, die Zwiebeln, und zwar scharfe, nicht. Wenn die Zahlungen ausbleiben, die Ausstände sich mehren, die Unterpfänder nicht mehr hinreichend scheinen, und was will z. B. der siebente Theil eines Kühfußes auf der steinigen Alp sagen, so trocknet die Liebe ab, wird rächelig, die Zwiebeln stechen vor, und endlich giebt es aus den Zwiebeln Agenten, die setzen sich zwischen Haut und Fleisch, saugen sich erst die eigene Haut voll, dann treiben sie die Geliebten der Müsterler unbarmherzig zur Güterabtretung, und der Müsterler kriegt was, hie und da Geld, aber selten, meist eine Kostensnote des Agenten, dem er die Gelegenheit zum Saugen noch theuer bezahlen muß.

So etwas hatte Niggi Ju nie erwartet. Er sah wohl, wie es rings um ihn ging, aber daß es ihm so gehen werde, daran dachte er nie. Er meinte wie die Meisten in ähnlichen

Fällen, er mache eine Ausnahme, er habe zu gute Kameraden, er ſei zu geliebt, zu reſpektirt, er brauche nur den Finger auszuſtrecken, ſo hingen ihm zehn Helfende daran, oder einen Gux auszulaſſen, ſo kämen ſeine Freunde alle daher geflogen und geritten. Die Eidgenoſſen und Schützenbrüder, die Gerichtspräſidenten und Regierungsſtatthalter, deren Augen er ſo oft mit ſeinem Beſten gewaſchen, würden ihn heraushauen mit Bruderliebe und Tapferkeit und im Triumphe gen Himmel tragen, d. h. in's Bierhaus, wo ein Faß den König macht.

Aber es ging anders, Niggi Ju machte keine Ausnahme. Er winkte wohl, aber wer vorüberging, blinzte, er ließ Gux aus, aber alle Ohren waren verſtopft mit Baumwolle, wenn er nach baarem Gelde ſchrie, dagegen ward ihm mit vollen Händen die allerneueſte Münze geſpendet, Hoffnungen, Verheißungen, Anweiſungen, zahlbar in der Zukunft von denen, die was hatten und das per se geſtohlen, vorenthalten hatten, Bauern, Herren, Bürger und Fürſten. Und die wurden ihm mit ſo viel Zuverſicht und Beſtimmtheit gegeben, daß er das ganze Gemüth voll Troſt bekam und ſeinen Geißenrechten auf dem Kutzen, ſeinem ſiebenten Theil von einem Kühfuß, ſeinem halben Häuschen noch die Kappe nachwarf und noch der luſtigere Niggi Ju wurde, als er vorher geweſen; denn wenn er nur den halben Theil erhielt, was ihm verheißen worden, ſo war er ſiebenhundertmal reicher, als er geweſen. Und Niggi Ju glaubte daran, denn etwas muß der Menſch haben, auf das er ſein Vertrauen ſetzt. Einſtweilen mußte er freilich von ſeinem Thron herab. Pintenwirth' war er nicht mehr, aber was machte ihm das! Bald kam er auf einen zehnmal höhern, bald war er vielleicht Amtsſchaffner oder Finanzminiſter oder irgendwo Bärenwirth. Unterdeſſen, bis er nächſtens wieder oben, zog er zu Lumpenſami in's Dreckgäßli, der ſeiner Frau Schweſter ebenfalls zur Frau und gerade ein leeres Stübli gegen das Höfli hatte.

Dorthin ſollte der Junge den Herrn führen. Der wun-

derte sich sehr, als der Junge von der Hauptstraße abbog, das honnette Quartier verließ und den in kleinen Städten wohlbekannten hintern Gassen zusteuerte, tröstete sich indessen mit der Hoffnung, sein Freund wohne vor den Thoren auf einem Landhause und sie seien auf einem näheren Wege dorthin. Ihre Bahn wurde immer beschwerlicher, sie geriethen zwischen Mistkarren und Mistpfützen, Kinder und Gänse liefen schaarenweise ihnen um die Füße, Burgerknebel und andere Stöcke füllten jedes freie Plätzchen. Der Fremde kam in bedenkliche Gefahren wegen Stiefel und Hosen; trabte er links, so kam er in eine Pfütze, trabte er rechts, so gerieth er in Burgerknebel oder in die versalbten Räder eines Mistkarrens. Er fluchte mit dem Jungen, rief ihm zu, sie wollten andere Wege gehen, und als der ganz kaltblütig fortging, als ob ihn das Fluchen gar nichts anginge, drohte er bei Haar und Haut ihn zu führen, bis sie aus dem Mistloche raus wären. Aber ganz ruhig ging der Junge zu, als ob er weder Haut noch Haare hätte. Wird gedacht haben, spring nach, wenn kannst! Der Zorn hatte den höchsten Grad erreicht, hätte, wenn die Beine nichts verrichtet, mit Handhabung von Wurfgeschoß sich entladen, wozu Burgerknebel hinreichend in Vorrath lagen, wenn der Junge nicht über einen Haufen Stöcke an eine enge Thüre kletternd, jenseits stille gestanden wäre und gesagt hätte: „Lueget, Herr, da wohnt der Lumpe Sami und Niggi ist bei ihm z'Hus."

Aus Schrecken oder weil unter seinen unkundigen Beinen ein Stock wackelte, rutschte der Herr aus, stolperte unwillkürlich zur engen Thüre hinein, überwarf ein Kind, welches aus G'wunder, was für eine ungewohnte Creatur über die Stöcke klimme, ihm entgegen rannte. Das schrie Zetermordio, er fluchte französisch, tröstete auf deutsch; aus einer hintern Thüre stürzte ein Weib in sehr auffallendem Neglige und schrie und fluchte, beides deutsch. Vor der Thüre gab das ganze Thierreich Laut, es war ein Spectakel zum Entsetzen,

und obendrein begann es im dunkeln Hintergrunde an zu grollen, zu rumpeln, zu donnern, als ob in seiner Höhle ein Löwe erwache und sich rüste, Ordnung zu schaffen, und da es nicht Ordnung, nicht Stille gab, mit gewaltigem Schritt der Donner näher schreite, und da er zum Eingang der Höhle kam, wo ein Stücklein Tag war, da war es unser Niggi Ju, schmutzig, struppig, ohne Rock, des Dreckgäßleins würdiger Bewohner. Als unser Niggi Ju den Fremden sah, dachte er, wär' ich dahinten geblieben, aber kannte ihn nicht gleich. Der andere den Niggi Ju auch nicht, aber beide hielten dafür, sie hätten einander schon gesehen.

Als der fremde Herr anfing zu reden, erkannte ihn Niggi Ju alsbald. Im ersten Augenblick schoß ihm das Blut zum Schädel. Aber unser Niggi Ju war nicht umsonst Soldat und sogar Lieutenant, er besaß eine der ersten militärischen Eigenschaften, die Geistesgegenwart, im hohen Grade, er hatte sie auch nicht bloß in Garnison, sondern in seinen vielfachen Feldzügen, an Sänger- und Schützenfesten, an Volksversammlungen und Privatversammlungen beträchtlich ausgebildet. Plötzlich schlug er ein helles Lachen auf und rief: „Mein Gott, bist du es! ach das ist ja brav von dir. Aber wie triffst mich an, ich muß mich ja schämen, daß es kei Gattig het. Geh einen Augenblick aus dem Säustall heraus, vor die Thüre, ich komme alsbald nach." Der Fremde hatte auch gesagt, mein Gott, bist du es, habe dich wahrhaftig nicht gleich gekannt, ihn immer verwunderter angeglotzt, ließ sich jetzt das nicht zweimal sagen, dachte dabei: Da habe ich es übel getroffen, hätte ich nur das verfluchte Nest nie gesehen. Meine Stiefel mit der englischen Glanzwichse sind ruinirt. Aber kaum hatte er das gedacht, kam mein Niggi schon daher in einem alten militärischen Ueberrocke, die Polismütze auf dem Kopf, und lachte, daß ihm der Bauch wackelte und rief: „Du triffst mich sauber an, du wirst denken, was ich für ein Kerli sei! Aber sag mir, wer hat dich hergeschickt?" „Der

Stallknecht bei der Giraffe," antwortete der Herr. „Er wollte erst nichts von dir wissen, endlich schickte er mich mit einem Jungen hieher." „Dem Schlingel will ich den Marsch machen," rief Niggi, „der soll wissen, daß er mit meinen Freunden nicht den Narren treiben soll. Du mußt wissen, ich habe hier meine Güter verkauft, meine Familie macht eine Luftänderung am Genfersee, und einstweilen, bis ich mich neu eingerichtet, meine Geschäfte geordnet und eingezogen, was ich zu beziehen habe, gehe ich in der Giraffe aus und ein. Nun bin ich noch Fürgschauer. Das Amt ist noch nicht besetzt und man hielt mir an, es zu versehen, bis ein neuer gewählt sei. Nun kömmt diesen Morgen ein Besitzer aus dem Dreckgäßli und klagt, sein Nachbar habe einen feuersgefährlichen Ofen, ich solle alsbald kommen und ihn untersuchen, sonst mache er mich verantwortlich. Ich versprach gleich nach dem Essen zu kommen. Als ich in der Giraffe fortging, frugen mich Kellner und Stallknecht, wo sich hin ginge, um es sagen zu können, da immer viele Leute mir nachfrügen. Da sagte ich: zum Lumpensami in's Dreckgäßli, einen bösen Ofen zu untersuchen; jetzt, statt mir Bescheid zu machen, schicken sie dich her. Wohl, denen will ich was sagen."

Und richtig, das that denn auch Niggi mit großer Kraft. Natürlich hatte man in der Giraffe über den Austrag des Handels in großer Spannung gelebt. Als man die Beiden daher kommen sah und den Niggi in der Polismütze und dem Offiziersrock, stellte die Einwohnerschaft der Giraffe sich z'weg, um zu hören und zu sehen, was Niggi sage, natürlich war Sami, der Stallknecht, nicht der Hinterste. Niggi kam bolzgrad daher, machte ein preußisches Gesicht, und sobald er Sami in Sprachweite kriegte, donnerte er ihn an. „Bist so alt geworden und nicht witziger, solche Späße mach mir nicht mehr, so lange ich hier noch ein- und ausgehe, sonst will ich dir! Du hast gewußt, daß ich als Fürgschauer in's Dreckgäßli mußte, dem Lumpensami seinen Ofen zu untersuchen,

da konnteſt mir Beſcheid machen laſſen und nicht den Herrn ſelbſt hinſchicken. Wenn er die Beine gebrochen, hätteſt du ſie ihm auf deine Koſten wieder ganz machen laſſen müſſen."

Wie auf's Kommando kehrte die wie zufällig verſammelte Menge ſich um, denn alsbald begriff und bewunderte man Niggi's Witz. Er iſt immer der Gleiche, lachte jeder dem andern zu. Nur Sami hielt ruhig Stand und ſagte: „Verzeiht, Herr Hauptmann. Ich glaubte, der Herr wolle nur ein paar Worte mit euch reden, da wollte ich euch nicht von euren wichtigen Geſchäften ſprengen, ich dachte, er habe accurat gleich weit zu euch als ihr zu ihm und weniger zu verſäumen."

„Du haſt gar nichts zu denken, Sami, weißt! Und damit Punktum für jetzt. Aber mach mir das noch einmal, ſo ſollſt du erfahren, mit wem du es zu thun haſt. Jean, bringt mir Waſſer, ich habe mich in dem Ofen ganz verſalbet, von wegen, wenn ich etwas unterſuchen ſoll, ſo mache ich es nicht von weitem."

Dem Herrn war der ganze Handel anfangs ſehr aufgefallen, er glaubte, der charmante Herr Ju habe ihn famos angelogen, und er hätte nicht geglaubt, daß einem Eidgenoſſen von ſo ächtem Schrot und Korn nicht mehr zu glauben wäre; wenn ſo was beim grünen Holz geſchehe, was werde dann erſt beim dürren ſein. Aber bald ſtellte ſich ſein Vertrauen vollſtändig her. Wie leicht man doch einem Menſchen Unrecht thun könne, dachte er. Das ſämmtliche Perſonal im Hotel zur goldnen Giraffe wetteiferte, dem Herrn Hauptmann Achtung zu erzeigen, man begegnete ihm faſt wie einem Engländer, Niggi's Selbſtvertrauen ſtieg von Minute zu Minute und wenigſtens eben ſo raſch das Vertrauen des fremden Freundes. Er eröffnete ihm, ſein Vater hätte ſich in Ruhe geſetzt und ihnen, den Söhnen, das Geſchäft übergeben, er habe ſelbſt gefunden, ihm gehe immer mehr die Rüſtigkeit ab, welche der Zeitgeiſt fordere. Nun gedächten ſie, daſſelbe auch über die Schweiz, beſonders die weſtliche, auszudehnen. Laut eingezogenen Nachrichten würden beſonders die erſten Artikel,

Sägespäne und Taubenmist, ziehen. Bekannt sei, daß namentlich Genf nicht genug fremden Mist zusammenbringen könne. Darum suche er ihn auf, weil er ihn für den Mann gehalten, der sie in ihrem Vorhaben am besten unterstützen könne, entweder daß er sich selbst dabei betheilige oder ihm vertraute Leute angebe, mit welchen sie in sichere Verbindung treten könnten.

Das war ein gefunden Fressen für Niggi Ju, ein appetitlicher Knochen, den er alsbald und mit großer Geschicklichkeit apportirte. Betheiligen wollte er sich zwar einstweilen nicht dabei, er müsse sich vorerst in seinen eigenen Geschäften gehörig orientiren und sich recht einhausen, aber befassen damit von Herzen gern. Er sprach von glänzenden Erfolgen mit Sicherheit. Er schraubte den Freund hinauf zu seligen Hoffnungen, daß der allfällige Vorschüsse anbot, die Niggi nicht von der Hand wies, Hitz bekam und abreisen wollte, um so rasch als möglich das Geschäft zu betreiben, was Niggi auch recht war. „Jean," rief er, „fragt doch Sami, ob er mir den Fuchs habe beschlagen lassen, ich möchte den Herrn begleiten." Jean kam bald wieder mit dem Bescheid, es sei Sami nicht möglich gewesen, aber wenn es der Herr Hauptmann befehle, so könne man für ein anderes Roß aus. „Nein," sagte Niggi. „Ich lieb es nicht, auf fremden Rossen zu reiten, ich begleite den Freund bis zum Krätzige Hüsli, wo der große Käshändler baierischen Käs vermosten und ihn dann durch seinen Bruder als zehnbatzigen Wein auswirthen läßt, habe dort noch was zu verrichten." Niggi hatte gehört, daß sein Freund dort noch was zu verrichten hätte, da wollte er dabei sein. Wenn man Gespräche verhüten oder wenigstens ihren Verlauf überwachen kann, ist's manchmal von Nutzen.

Somit fuhren die Beiden gegenseitig glücklich ab. Der endliche Ausgang kümmerte Niggi halt nichts; er war einer von den glücklichen Leuten, welche jeden Tag thun und genießen was sie können und vermögen, gehe es morgen wie es wolle, und mit unvergleichlicher Frechheit allezeit thun, als ob

ſie im göttlichſten Recht ſeien und mit der größten Klugheit ſich benähmen. Unterdeſſen hatte der ſchöne Witz die Aufmerkſamkeit von halb Scheppenheim erregt. Sami, der Stallknecht, rief es ordentlich jedem Vorübergehenden nach, was der Niggi aber gemacht und was dem in Sinn komme. Seinesgleichen habe der keinen auf der Welt, der komme nie an Haag. In einem Tag halbierte der ſiebenmal Siebenzig über den Löffel und wenn ſie die Ausgeſpitzteſten ſchickten aus Baiernland oder Schwabenland. Es ſammelten ſich bei der goldenen Giraffe viele Gäſte, um das Nähere zu erfahren, um Niggi's Rückkunft zu erwarten und ihm die gehörige Freude zu demonſtriren für die Ehre, welche ein ſolcher Witzkopf ihrem Orte bringe. Es koſtete große Geduld und viele Schoppen, ehe die Erwartung in Erfüllung ging, ehe Niggi kam.

Mit unermeßlichem Jubel wurde er empfangen, zahlloſe Gläſer ſtreckten ſich ihm dar. Fürgſchauer, Hauptmann Niggi, ward gebrüllt von allen Seiten. Niggi war nicht ſein ſelbſt, kam faſt um's Leben aus lauter Liebe, und wer weiß, was geſchehen, wenn nicht ſeine Frau gekommen und geſagt hätte, es thäte ſie wunder nehmen, ob der Hudel einiſt heim käme oder nicht. Nu, ſie war eine ausgefegte Pintenwirthin, ließ ſich gerne etwas verſäumen, benutzte klug die Zeit, ſorgte aber dennoch dafür, daß Niggi wirklich lebendig heim kam. Sami, der Stallknecht, half ihr treulich und zündete ihr nebenbei mit der Laterne.

Von dieſem Tage an nahm Niggi's Schickſal eine andere Wendung, ſein Kredit mehrte ſich, er ſtieg in Ehren, er ward ein Mann der Zukunft und viele ſagen: Wenn der einmal recht bekannt werd, ſo wüß kei Tüfel, was dä no werd, es ſyg alles müglí, von wegen der Zytgeiſt ſei dem der Götti.

Qui vivra verra!

Barthli der Korber.

Erſchien zuerſt in Fr. Hofmann, illuſtr. Volksbuch 2. Jahrgang. 1853.

Im rueßigen Graben am ſüdlichen Abhang hing ein kleines Häuschen. Man begriff nicht, warum es noch da hing und nicht längſt den Graben hinuntergerutſcht, denn es machte accurat die Figur eines Menſchen, der in vollem Lauf einen Berg hinuntergeſprungen, plötzlich die Beine verſtellt, ſtill halten will und nicht recht kann. Wenn man das Dach betrachtete, ſo kam es Einem vor, als höre man den Wind pfeifen, als kriege man Stöße. Es ſah aus wie der Sack eines Bettlers, der das Flicken übel nöthig hätte, jedoch bei allem Flicken immer ein Bettlerſack bleiben wird. Die kleinen Thüren zu Ställchen und Tenn ſtunden alle ſchief, nach einem ganz eigenen Bauſtyl. Hinter dem Hauſe fand man, wenn er nämlich nicht gerade zu Nutzen angelegt war, einen kleinen Düngerhaufen ungefähr von Geſtalt und Größe eines anſehnlichen Zuckerſtockes. Vor dem Hauſe war ein Gärtchen, in welchem elf Mangoldſtauden ihre breiten, ausdruckloſen Geſichter ſonneten, ſieben Bohnenſtauden kühn an gebrechlichen Stecken hingen, zwiſchen denen zwei blühende Roſenſtöcke gar freundlich hervorblickten. Um daſſelbe lagen im Frieden die Gerüſte eines ehemaligen Zaunes, harrend einer helfenden Hand zum Auferſtehen. Im Häuschen wohnten hinten eine Ziege und ihr Zieglein. Es war eine ſtattliche Ziege. Achtung gebie-

tend trug sie ihr Haupt und in glänzendem zottigen Felle ging sie würdigen Schrittes einher, während hinter ihr her, gleichsam der Hanswurst, das Töchterlein graziöse lustige Sprünge machte. Vornen wohnten ebenfalls zwei Personen, ein alter, lahmer Korber oder Korbmacher und sein nicht lahmes Töchterlein. Der Alte hätte wirklich, was Anstand und Würde in Gang und Haltung betraf, viel von seiner Ziege lernen können, in beidem stund er ihr beträchtlich nach. Indessen der gute Alte war kaum mehr bildungsfähig, wenigstens sah man an ihm weder entschiedenen noch unentschiedenen Fortschritt, sondern gar keinen. — Dagegen, wir gestehen es aufrichtig, gefiele uns das Töchterlein viel besser als das junge Geißlein. Dasselbe ist gar so anmuthig und lieblich, kann auch springen leicht und hoch, daß es uns lieber wäre als zehn Geißlein, und wenn man uns die Wahl gelassen hätte, hinten oder vornen in dem Häuschen zu wohnen, so hätten wir, ungeachtet der Würdigkeit der alten Ziege, unbedenklich dem vordern Theile den Vorzug gegeben, wohlverstanden nicht von wegen dem alten lahmen Korber, sondern wegen seinem schönen Töchterlein. Dasselbe wußte nicht einmal, wie hübsch es war, und das war nicht das Mindeste an ihm. Wenn es sich auch im Spiegel besah, kam es doch nicht zu umfassender Einsicht, denn erstlich bestund sein Spiegel nur aus einer dreieckigen Scherbe, zweitens durfte es sich bloß am Sonntag mit Muße waschen, so recht um und um, und bis am Dienstag, vielleicht schon am Montag hatte es bereits vergessen, wie es gestaltet war, andere Leute brachten es ihm auch nicht in Erinnerung.

Im rueßigen Graben machten die Leute sich selten Komplimente. Zudem war Züseli nicht besonders nach ihrem Geschmack; wenn es einen halben Centner schwerer gewesen wäre, es hätte ihnen unendlich besser gefallen. Wär's in Oestreich gewesen, es wäre ihm eine Arsenikkur angerathen worden. Arsenikfressen macht nämlich fett, wie man sagt. Wird aber

mit Verstand geschehen müssen, sonst könnt's fehlen. Es war nicht bloß ein liebliches, sondern auch ein liebes, emsiges Kind, das von früh bis spät nach dem Willen des Vaters that und nie unwillig und ebenfalls vom Werthe dieser Eigenschaften keine Ahnung hatte, viel weniger mit Geräusch sich geltend machte. Oder, um gebildet zu reden, es war ohne alle Ansprüche. Eigentlich ist dieses ein dumm Wort, hat aber dennoch einen tiefen Sinn. Die eigentliche Anspruchlosigkeit ist nichts Anderes, als der demüthige kindliche Sinn, dem, wie Christus selbst sagt, das Himmelreich gehört, der keiner Verdienste sich bewußt ist, aber ein inniges Danken hat für jede Gabe, jedes Zeichen der Liebe, nichts sehnlicher wünscht, an nichts größere Freude hat, als lieb zu sein Gott und Menschen, Gott und Menschen es recht zu machen. Diese harmlosen bescheidenen Naturen sind nicht moderne Naturen.

Der alte Korber war dagegen nichts weniger als liebenswürdig, weder innen noch außen; man konnte eigentlich nicht begreifen, besonders am Sonntag nicht, wo Züseli um und um gewaschen war, wie die beiden zusammenkamen und noch dazu als Vater und Tochter. Der alte Barthli war häßig und häßlich, Sauersehen seine Freundlichkeit, gute Worte gab er nicht für Geld, geschweige umsonst, und dennoch galt er etwas in der Welt, denn er war etwas, eine Persönlichkeit, ein Charakter würde man heutzutage sagen. Er war ein ausgezeichneter Korber, sehr ehrlich auf seine Weise, hielt Wort. Ja, da ist es einem Menschen wohl erlaubt, saugrob zu sein. Er war überdies noch sehr arbeitsam und sehr sparsam. Wenn er sich recht rühmen wollte, so sagte er, er hätte noch niemanden plaget, die Gemeinde nicht und andere Leute auch nicht. Das war wirklich viel gemacht in unserer Zeit, wo Viele meinen, sie schenken der Gemeinde etwas, wenn sie ihre Hülfe nicht in Anspruch nehmen, einer so reichen und geduldigen Person was schenken, sei ja dumm. Barthli's Verdienst war nicht groß, aber er besaß das Ehrgefühl eines Mannes,

er begriff, daß, wer selbstständig sein wolle, vor allem im Stande sein müsse, sich und die Seinigen selbst zu erhalten mit Gottes Hülfe. Es wäre gut, dieses Ehrgefühl wäre im Zustatt im Abnehmen, dann wäre der Friede größer in der Welt; es wäre gut, wenn mancher Schöne und manche Schöne den wüsten Barthli zum Exempel nehmen würden und nichts begehren, was sie nicht selbst verdienen können, keiner fliegen wollte, der keine Flügel hat.

Das Häuschen hatte er von seinem Vater geerbt und so viel Land dazu, daß er etwas pflanzen und zwei Ziegen halten konnte, wenn er die Zäune seiner Nachbaren nicht schonte und die Thiere lange Hälse hatten, um über die Zäune hinüber im jenseitigen Grase hospitiren zu können. Mit Reparaturen an der Hütte hatte er sich nie abgegeben. Ihm sei sie gut so, wenn sie ihn nur aushalte, hernach könnten die sehen, wo nachkämen, sagte er. Er galt für sehr ehrlich, obgleich er sich in dieser Beziehung bedenkliche Freiheiten herausnahm, nämlich mit den Weidenruthen, welche er zu seinen Körben brauchte. Eine bedeutende Zeit des Jahres brachte er bei Bauern auf sogenannten Stören zu, wo er ihnen Körbe flocht und ausbesserte. Indessen machte er auch Körbe auf den Kauf, und namentlich sein Meitschi machte solche, denn dieses nahm er auf die Stören nicht mit, es mußte daheim zu Haus und Hof sehen. Die Ruthen nun zu diesen Körben nahm er, wo er sie fand, unbekümmert darum, wem die Weiden gehörten, an denen sie gewachsen waren. Er trieb dieses nicht im Verborgenen mit äußerster Vorsicht, um nicht gesehen zu werden, er sagte offenherzig, sein Vater und sein Großvater seien Korber gewesen, hätten aber nie einen Kreuzer für Ruthen ausgegeben, sondern die Wydli genommen, wo sie gewachsen, ein Bauer würde sich geschämt haben, einem armen Mannli einen Kreuzer dafür abzunehmen. Körbe habe man ihnen gemacht, alte plätzet, öppe wohlfeil genug, damit seien beide Theile wohl zufrieden gewesen. Jetzt sollte man

ihnen jedes Wydli übergülden, dazu noch grusam danken, daß man faſt um den Athem komme, und obendrein machten ſie alle Weidenſtöcke aus, nur hie und da ein alter Bauer laſſe noch einen ſtehen zum Andenken und damit die Kinder wüßten, wie ſo ein Weidſtock geweſen. Dann könnten die Bauern ſeinetwegen Körbe flechten laſſen aus den Schmachtzotteln, welche ihre Töchter über die Stirne herabzwängten mit Teufelsgewalt. Trotzdem kam Barthli nie in Verlegenheit, keine Strenge, kein Verbot ward gegen ihn angewendet. Wohl hob hie und da ein Bauer die Hand drohend auf und ſagte: Barthli, Barthli, du machſt es mir wohl gut, nimm dich in Acht, ſonſt mache ich dir den Marſch. Ich habe bald nicht mehr Wydli für ein Erdäpfelkörbchen und ſelb iſt mir doch dann nicht anſtändig. Warum gönnſt mir das Maul nicht und ſagſt, wenn du Körbe mangelſt? Mir kann es nicht in Sinn kommen und d'Wydli muß man nehmen, wenn es Zeit iſt, und hauſiren damit wirſt du kaum wollen, ſo antwortete Barthli keck, und ſanftmüthig redete der Bauer mit ihm eine Stör ab, ſagte bloß: D'Wydli bringſt dann mit. Ein andermal wollte ich ſie doch dann lieber ſelbſt hauen. Warum nicht, antwortete Barthli, die Mühe mag ich dir wohl gönnen, aber mach's zur rechten Zeit, ſonſt fahre ich zu. Aber frage doch dann zuerſt, meinte der Bauer. Man kann's machen, wenn man's nicht vergißt, entgegnete Barthli. Fragen, ſetzte er hinzu, iſt auch ſo eine neue Mode vom Teufel. Man ſagt, fragen ſchade nichts, ja wolle, nichts ſchaden! Ich hab's erfahren. Frage um nichts mehr, mein Lebtag, wenn es nicht ſein muß und es ungefragt auch zu machen iſt.

Dieſe Schonung kam aus dem gleichen Grunde, aus welchem Barthli ſeine Rechte nahm, es war auch ſo eine Art von Grundrecht, entſtanden aus uralter Gewohnheit, welches man ihm noch ſtillſchweigend zugeſtand, trotz der neuen Sitte, aus allem ſo viel Geld als möglich zu machen, welche man gegen alle Andern mit aller Strenge in Anwendung brachte.

In dieſem Punkte iſt allerdings eine bedenkliche Aenderung erfolgt, welche man bei Beurtheilung des Verhältniſſes unterer Klaſſen nicht außer Acht laſſen darf.

In früheren Zeiten war viel wildes, viel faſt herrenloſes Land; was auf ſolchem Lande wuchs, war beutepreis, und arme Leute hatten da eine reiche Fundgrube von allerlei, welches ſie entweder ſelbſt brauchen oder zu Geld machen konnten. Viele Handwerker, Rechenmacher, Küfer, Korber, Beſenbinder u. a., ſelbſt Wagner hatten gleichſam Hoheitsrechte auf ſolchem Lande, ſie nahmen was ihnen beliebte und zwar unentgeltlich und ungefragt. In ſolchem Lande weideten die armen Leute den Sommer über Schafe und Ziegen, ſammelten für den Winter Streu und Futter. Das iſt anders geworden. Viel Land iſt urbar gemacht und herrenloſes Land wird rar ſein im Lande Canaan. Was nicht Privaten angehört, hat der Staat an ſich genommen, und wo dem Staate ſieben magere Gräslein wachſen an einer Straße magerem Rande, verpachtet er ſie, und um zu ſoliden Pächtern zu kommen, werden Steigerungen abgehalten, ganz ſplendide. So machen es auch die Privaten, und was einen Kreuzer giltet, verwerthen ſie in ihrem Nutzen. Sie haben vollkommen das Recht dazu, aber — jedenfalls ſollte ob dem Kreuzer der Nächſte nie vergeſſen werden.

Mit den Körben, welche Barthli zu Hauſe machte, ſchickte er Züſi hauſiren oder ging ſelbſten mit. Obgleich er kaum zwei Stunden von Bern entfernt wohnte, ging er doch ſelten dahin und ungern. Er möge mit den Stadtweibern nichts zu thun haben, ſagte er, die hätten keinen Verſtand von der Sache. Die bildeten ſich ein, ſie müßten bei allen Dingen markten bis zum Schwitzen, das ſei die Hauptſache beim Handeln. Schätze er ihnen einen Korb um ſieben Batzen, ſo böten ſie ihm fünf Batzen, und ſchätze er ihnen ein ander Mal den gleichen Korb für vier Batzen, ſo ſeien ſie im Stande, ihm zwei Batzen zu bieten, ſo viel Verſtand hätten ſie. Aber

Barthli, da ist ja gut helfen, sagte man ihm oft. Schätze deine Körbe alle um neun Batzen, dann hast du ja immer sieben richtig. Das wollte aber Barthli nicht. Jede Sache habe ihr Maaß, sagte er, darüber aus fahre er nicht. Er wolle nicht, daß es heiße, der Barthli im rueßigen Graben sei ein Narr geworden. Sie könnten seinethalben in der Stadt sehen, wo sie ihre Körbe herbekämen, den seinen käme er sonstwo ab, wo die Leute Verstand hätten.

Sein Töchterlein hatte es umgekehrt. Tage in der Stadt waren ihm ganz andere als die übrigen Tage, Tage wie die Juden sie sich im tausendjährigen Reiche dachten, wo die Sonne siebenmal größer ist und die Stadtthore zu Jerusalem aus Diamanten und Rubinen gemacht, alle Bäume voll der süßesten Früchte, die Zäune voll Weintrauben, jede ungefähr so groß wie Goliath und die Beeren wie Kürbisse.

Man denke aber auch die schönen Herren und Damen, die Läden voll Gold, Silber und freßbarer Herrlichkeiten, Schweinefleisch, daß es eine helle Pracht war, Brod und Brödchen von allen Sorten und Bänder und Sachen unter Glas und hinter Glas, denen es keinen Namen wußte, sondern dabei denken mußte, die kämen geraden Wegs vom Himmel her. Man sieht oft Kinder in der Stadt, die offenbar nicht mehr wissen, sind sie über der Erde oder unter der Erde. Sie sperren Augen, Nase, Mund auf, daß das ganze Gesicht nur ein Loch ist, durch das die guten Kinder alle die Herrlichkeiten in sich hineinziehen möchten. Man kann sie stoßen, treten, sie merken es kaum, ja es ist zweifelhaft, ob sie es merken würden, wenn man sie zertreten thäte. Manchmal hängt so ein Kind mit einer Hand an der Rocktasche des Vaters oder am Kittel der Mutter. Wie Schleppdampfschiffe segeln die Alten voraus, bewußtlos wird das Kind nachgezogen mit den aufgesperrten Löchern, und glücklich ist der Vater, wenn das Kind ihm noch am Rocke hängt, wenn er landet in einer Wirthschaft oder endlich hinaussegelt aus den

Thoren in's Weite. Dann macht das Kind das Geſicht zu. Das Chaos der Eindrücke beginnt ſich zu ordnen, die einen ſchwinden, andere treten beſtimmter hervor, prägen ſich aus; Fragen, Erzählen beginnt, und ſind die Menſchen zu Bette, geht das Träumen an, eine neue Welt iſt entſtanden, ein bewegtes Leben reget ſich, manchmal bleibt's, manchmal ſtirbt's wieder. Das eine das bleibt, wächſt auf zu des Herrn Freude, anderes geſtaltet ſich zum Diſtelfelde, auf dem vor allem der Neid wächſt und Begehrlichkeiten von allen Arten.

Bei Barthli's Töchterlein ging es nicht ſo ſchlimm. Die Herrlichkeiten alle ſtunden ſo weit außerhalb ſeines Lebens, daß es an keinen Beſitz dachte, ſondern eine reine Freude daran hatte, ſie zu betrachten. Nun, ein Eva-Töchterchen war Züſi ſicher auch, wie ſie alle ſind, aber es fehlte die Schlange. Der alte Barthli hatte keine Anlagen, die Schlange zu machen, er war eher zum Michael geeignet, der Weibern die Mücken austreibt, und mit niemanden als dem Vater lief es in der Stadt herum.

Aber es war noch eins, was das Meitſchi in die Stadt zog. Wenn Barthli hinein mußte, ſo wollte er darin auch wohl leben, nahm in einer Wirthſchaft für einen halben Batzen Branntewein und dem Meitſchi ließ er für einen Kreuzer Suppe geben, dazu aßen ſie das Brod oder ſchnitten es ein, welches ſie von Hauſe gebracht, und einmal erhielt Züſeli von der Wirthin geſchenkt eine Küchelſchnitte und ein ander Mal ein kreuzeriges Bernerweggli, welches ein Gaſt übrig gelaſſen. Und das war allemal eine Suppe, von welcher man im rueßigen Graben gar keinen Begriff hatte, ja wo man gar keine Ahnung hatte, daß ſo was Gutes in der Welt ſein könnte. O, arme Leute haben auch ein großes Wohlleben, zu welchem viele Reiche nie kommen und um ſo weniger, je beſſer ſie leben wollen, denn darauf kömmt es nicht an, was man genießt und wie viel es koſtet, ſondern wie es ſchmeckt. Für ſeinen Kreuzer lebte Züſeli viel beſſer,

als mancher Große, wenn er es sich hundert Luisd'ors kosten läßt.

An Barthli ging die Zeit scheinbar machtlos vorüber, er achtete sich ihrer bloß, wenn die Weiden grünten und die Wydli reif zum Schneiden waren, und wenn die Wydstöcke wieder gemindert hatten, seine Ernte wieder geringer ausfiel und mühsamer zusammengebracht werden mußte, dann fluchte er über die böse Zeit und sagte, es nehme ihn doch wunder, wie das am Ende kommen solle. Wenn es so fortgehe, so gebe es am Ende gar keine Wydli mehr. Dann was machen? Das möchte er wissen, das solle ihm doch Einer sagen.

Daß sein Töchterlein größer wurde, aus einem Kinde ein erwachsen Meitschi, das merkte Barthli lange nicht, und als man es ihm zu merken gab, wollte er es erst nicht glauben. Züsi blieb wirklich wundersam lang ein anspruchloses Mädchen und plagte den Vater nicht mit Begehrlichkeiten, wie viele Mädchen alsbald damit anfangen, sobald sie entwöhnt sind. Es kam ganz spöttisch schlecht daher, sein dünnes Kitteli war manchmal einen halben Fuß und mehr zu kurz, denn das Mädchen wuchs; vom übrigen Firlefanz war keine Rede, und das Meitschi plagte den Vater nicht damit. Sie seien gar grusam arm, der Vater vermöge das nicht, pflegte es zu sagen, wenn eine Gespielin ihn's fragte, ob es dieses und jenes nicht anschaffen wolle. Mit den Kleidern zum ersten Abendmahl, wo sonst so gerne der Teufel sich einmischt und Streit stiftet, wo gerade der Friede anfangen soll, hatte eine Gotte nachgeholfen und Züsi mit einem alten Kittel und einem neuen Halstuch glücklich gemacht. Was das Schönste an Züsi war, es schämte sich seines Vaters nie. Man sollte nicht glauben, daß dieses als etwas Besonderes anzuführen wäre, denn warum sollten sich Kinder ihrer Eltern schämen, wenn sie nichts Schlechtes machen, welches den Kindern Schande bringt? Aber man würde sich sehr irren, wenn man es so meinte, denn nur zu viele Kinder schämen sich der Eltern,

haben keine Urſache dazu, ſondern wegen Dummheiten und ganz beſonders wegen ihrer eigenen Dummheit. Sie ſchämen ſich derſelben, weil ſie altväteriſch gekleidet ſind, altväteriſch reden, altväteriſch denken, ſich geberden, aber wäre es denn ſchön, wenn die Alten die Jungen ſpielen, jung ſich kleiden, jung ſich geberden wollten? Sie ſchämen ſich ihrer, weil ſie alt ſind und nicht mehr jung, aber iſt das geſcheut oder dumm, und was hat man für ein Mittel nicht alt zu werden, als ſich jung zu hängen? Eine holdſelige Erſcheinung war der alte Barthli jedenfalls nicht, und eben anmuthig that er nicht, aber Züſi wußte nichts Anderes, als daß einmal der Vater ſo war und ſo that, und ging neben ihm und ſaß neben ihm und aß neben ihm, jetzt als es größer war, um einen halben Batzen Suppe, alles unbeſchwert. Es fing eher umgekehrt an zu fehlen. Ein hübſches Meitſchi ward zu jeder Zeit bemerkt, es iſt ein Ding, das nie außer Curs kam und nie außer Curs kommen wird. Man ſah Züſeli an, man ſprach es an, und wenn Barthli mit ihm nach Bern ging, hatte das Tüfelwerk kein Ende. Hier ſagte ein Küher: Meitſchi, wotſch ryte, hock ufe Karre, ih zieh diy. Dort ſagte einer, es ſolle die Körbe auflegen, ſie ſeien ein gar unkommod Tragen. Und wenn Barthli in eine Wirthſchaft kam, wollte man es dem Meitſchi bringen, rühmte, wie hübſch es ſei, fragte, ob es einen Schatz habe oder vielleicht ſchon zwei.

Das trieb den Alten faſt aus der Haut. Und dann noch das Meitſchi obendrein, wie das ihn zornig machte! Wenn man es ihm brachte, ſo trank es, und wenn man von einem Schatz ſprach, ſo plärete es nicht, es lachte eher. Es ſei, wie wenn der Teufel in ihn's gefahren, klagte er. Das Meitſchi hätte ſich ganz g'änderet. Das ſei jetzt daheim ein Waſchen und Strählen, es hätte keine Art. Ehedem ſei es genug geweſen, wenn es, wie üblich und brüchlich, es alle Wochen gemächt, jetzt geſchehe das in der Woche, es wiſſe kein Menſch wie oft; faſt allemal, wenn es von Hauſe gehe,

müſſe das Spiel angehen mit Strählen und Waſchen, und dazu hätte es einen Trieb von Haus weg, er hätte das nie erlebt. Statt daß es ihm z'wider ſein ſollte, wenn er ihn's irgend wohin ſchicke, lächere es ihn's ſchier. Und mit den Kleidern fange es auch an ihn zu plagen und rede von Fürtüchern und Hemderen und meine, er ſolle neue machen laſſen. O, ſelb einmal noch nicht, oben im Trögli ſei noch manches Stück von ſeiner Alten ſelig, das müſſe erſt gebraucht ſein, ehe er Neues machen laſſe. Er wüßte nicht, wo das Geld nehmen dazu, er möchte jetzt ſchon faſt gar nicht g'fahre und alle Jahre böſe es noch.

Züſi konnte dem Vater nichts mehr recht machen, es hatte bös bei ihm, die Leute hatten recht Erbarmen mit ihm. Er ſchäme ſich des Meitſchis, ſagte der Alte, er dürfe nirgends mehr hingehen mit ihm; wenn auf hundert Stunden herum ein Mannsvolk ſei, ſo lache das einander an, und es ſei ein Tſchäder, er hätte es nie ſo gehört. Zu ſeiner Zeit ſei das nicht ſo geweſen, er habe erſt vierzehn Tage nach ſeiner Hochzeit z'grechtem angefangen mit ſeiner Frau zu reden. Wenn er's vermöchte, er ließe vor den rueßigen Graben einen Gatter machen hundert Schuh hoch, und dahinter müßte ihm das Meitſchi bleiben und könnte dann ſeinethalb lachen, wenn ein paar Mannshoſen von weitem vorbeigingen. Er that vor den Leuten wüſt mit dem Meitſchi und putzte es in öffentlichen Wirthſchaften aus, wenn ihn's ein Mannsbild angeſehen oder es einem geantwortet hatte. Das hatte Folgen, man kann es ſich denken. Es gab Leute, beſonders Weiber, die bedauerten das Mädchen aufrichtig und ſagten es ihm auch. Du kannſt mich erbarmen, ſagten ſie, du armes Tröpfli was du biſt, er iſt ein rechter Unflath gegen dich. Ich blieb nicht bei ihm, ich lief ihm fort, ſo gequält wollte ich nicht ſein. Ein Meitſchi wie du findet Platz überall, macht ſchönen Lohn, kommt zu Kleidern. Es wiſſe in Gotts Namen nicht, was es dem Vater z'wider dienet, jammerte es dann.

Es habe mit keinem Buben nichts, es lueg nebe ume so viel möglich, wenn einer daher komme, aber daß sie es anluegten und ein Wort mit ihm redeten, dessen vermöge es sich doch weiß Gott nichts, es könne ihnen das nicht verbieten. Der Vater solle es verbieten, wenn er könne, ihm sei's recht. Daheim könne es nicht fort. Wer wollte die Sache machen, pflanzen, melken, den Hühnern die Eier greifen und finden, wo sie legen, von dem verstehe der Vater hell nichts. Aber er sei seit einiger Zeit so grusam wunderlich, es müsse ihn jemand aufweisen, aber wer es sei, darüber könne es nicht kommen. Aber lieber sterben wolle es, als immer so dabei sein, und dazu weinte es bitterlich, und das Weinen stund ihm gar tusigs wohl an, zehnmal besser oder hundertmal, als einer alten Frau das Lachen. Etwas Anderes war aber noch viel schlimmer. Eine bekannte Sache ist, daß sobald jemand etwas besonders haßt und dieses Hassen auf eine auffallende und komische Weise an Tag giebt, es allen bösen Buben ein Herrenfressen ist, diesem Menschen zu machen, was er haßt, wie Schuljungen alle Hunde reizen, welche ihnen tapfer nachbellen. Es giebt immerhin einen schönen Spectakel und kostet nicht viel, als allfällig ein Loch in die Hosen.

Sobald merkbar wurde, wie der alte Korber grimmig werde, wenn man sein Züsi ansehe oder mit ihm rede oder gar Miene mache, irgendwie mit ihm zu schätzeln, so war's, als seien alle bösen Geister los. Es schien dem Alten, als wolle Alles mit Züsi reden. Sein Lebtag hatten sich nie so viel Leute auf dem Wege gestellt und ein Gespräch angefangen von Sonne, Mond und Sternen oder sonst von nichts und wieder nichts und dann von Tanzen, Kiltern u. s. w. Und Züsi weinte nicht dazu, sprang nicht über die Zäune, ja blieb manchmal sogar ebenfalls stehen — man denke! Ja die Bursche kamen sogar bis in den rueßigen Graben, klopften an Züsis Fensterchen und baten um Einlaß. Es fehlte nicht viel, so fuhr der Alte wie eine Büchsenkugel aus dem Laufe

aus der Haut durch's Fensterchen den Burschen an Kopf. Wohl, die würden gegangen sein, anders als vor des Alten Drohungen mit Schießen, Hauen und Stechen, welche weiblich verlacht wurden. Ja er erlebte sogar, daß er einen, als er von einer Stör heim kam, Abends vor seiner Küchenthüre traf, und die war **nota bene** offen, ganz offen, und inwendig der Thüre stand sein sauberes Züsi und sprach nicht bloß mit dem Burschen, sondern sie hatten beide gelacht, er hatte es selbst gehört und zwar mit eigenen Ohren. Wohl, das gab ein Donnerwetter von den Mehbessern und der Bursche erschrack nicht einmal schrecklich, stob nicht davon wie auf den Flügeln des Sturmwindes, sondern sagte ziemlich kaltblütig: Alter, thue nicht so wüst, das ist dumm, damit erschreckst mich nicht. Ich hab's nicht gehört verlesen, daß es verboten sei, mit deinem Meitschi zu reden und noch dazu am heiter hellen Tage. Das Meitschi gefällt mir, und dich fürchte ich nicht, und das wirst du dir müssen gefallen lassen. Der Alte spie Feuer, aber was half's? Trotzig und unversehrt ging der Bursche endlich. Es war dazu nur ein Knechtlein auf einem benachbarten Hofe, aber ein gutes, wie sie rar sind in diesen Zeiten.

Man kann sich vorstellen, was das dem Alten für einen Verdruß machte, daß er die Möglichkeit erlebt, wie in seiner Abwesenheit Bursche zum Hause kommen konnten zu Züsi, und wie das mit ihnen rede und sogar lache, statt mit Ofengabeln und mutzen Besen gegen sie zu agiren. Was half's ihm nun, wenn er des Nachts schon wachte besser als der beste Haushund, wenn sie des Tags kamen, während er auf der Stör war? Da hatte er jetzt eine Qual, welche er mit sich herumschleppen mußte, wohin er ging, daß er denken mußte: Ist wohl aber einer vor der Thüre und lachet mit ihm? Ja und so eine ist nüt z'gut dafür, er geit noch einist inne für. U de? Wie konnte er davor sein, was dagegen machen? Auf die Stören mußte er, das Meitschi einschließen

konnte er auch nicht, in der Stube konnte es nicht pflanzen, mit auf die Stören nehmen ging wiederum nicht wegen der Geiß und dem Gitzi, und die auch mitnehmen auf die Stör, wäre den Bauern kaum anſtändig geweſen; wenn er mit dem ſämmtlichen Haus- und Viehſtand aufgezogen wäre, die Hühner noch hinten drein, ſie hätten curioſe Geſichter gemacht.

Und wenn er dann ſein Elend Leuten klagte, ſo fand er weder Mitleiden noch Troſt. Barthli, hieß es, thue nit dumm und ſchick dich drein, du wirſt die Welt nit anders machen, und Weibervolk und Mannevolk kam immer zuſammen und gehört zuſammen, ſonſt hätte unſer Herrgott ſie nicht ſo erſchaffen. Und wenn ſchon dein Meitſchi mit einem Mannsbild redet, ſo iſt das lange noch nichts Schlechtes, und g'ſetzt es nähme einen Mann, und dann? Nahmſt du nicht auch eine Frau? Du wirſt es dem Meitſchi nicht erwehren. Mach den Weltlauf anders, wenn du kannſt.

Das beelendete Barthli noch mehr, Religion ſei keine mehr in der Welt und keine brave Manne. Er könne klagen wie er wolle, ſo lache man dazu, wolle d'Sach mit Verlachen machen, ſtatt wie ehemals mit Plären und Beten. So komme es nicht gut, er wünſche nichts, als daß ſie das Gleiche an ihren Meitſchene erleben müßten, es nähme ihn wunder, ob ſie es dann auch nur mit Lachen machen wollten. Das gehe mit den braven Leuten accurat wie mit den Wydlein, je weniger dieſere, deſto weniger auch äyre.

Dem Meitſchi war nichts vorzuwerfen, aber allgemach begann es ihm zu gehen wie der Eva im Paradies, denn jetzt waren Schlangen gekommen und als Hauptſchlange gerade der Vater. Was war natürlicher, als daß, wenn der Vater über das Mannsvolk ſchimpfte, als ob es aus lauter Uſtäthe und Uhünge beſtünde, es ſich achtete, ob es dann wirklich ſo ſei, genauer es anſah? Und da fand es, daß der Vater wirklich übertreibe, daß es gar nicht ſo übel ausſehe, und als es genauer hinſah, fand es ſogar recht hübſche Burſche

darunter, die ihm immer beſſer gefielen und namentlich das Knechtlein, von dem ſchon früher die Rede war. Zudem hörte es gerade über dieſen noch recht viel Gutes und daß er gar kein Hudel ſei und ſeine alte Mutter nicht vergeſſe. Da mußte es dieſen doch wiederum anſehen, ob das wohl wahr ſein könne oder etwa erlogen. Und da ſchien es ihm — je länger, je mehr — erlogen könne das nicht ſein, denn ſo b'ſunderbar ein lieblich Geſicht habe es noch nie geſehen. Wenn es ſich zutragen ſollte, daß es ein Kind haben müßte und ſogar einen Buben, ſo möchte es einen gerade mit einem ſolchen Geſicht, von wegen es wüßte dann, Vater und Mutter hätten ſich ſeiner z'tröſten im Alter.

Natürlich waren noch viele Schlangen und Schlänglein, die es lockten zu laufen und zu reutern im Lande herum, wo es luſtig zuging, oder z'leerem auf breiter Straße einem guten Schick nach. Ach Gott, und der gute Schick dieſer armen verblendeten Tröpflein, worin beſteht denn der? Wir wollen es euch ſagen, ihr armen Tröpflein. Der beſteht darin, einen Mann zu kriegen oder vielmehr zu preſſen in Aengſten und Nöthen, der nichts beſitzt als eine Tabackspfeife, einen großen Zottel an der Kappe, viel Himmeldonner im Maul und namhaft Schulden beim Krämer, keine Meiſterfrau zu haben, die des Morgens auffagt und den Tag über oft ſagt: Mach! Mach! des Abends nieder zu können mit den Hühnern und z'Mittag kochen zu können alles, was man hat, auf einmal, ohne ſich mit dem dummen Abtheilen quälen zu müſſen, plaudern zu können ſtehenden Fußes, von einer Tagheitere zur anderen, unbekümmert, wer d'Sach mache. Das iſt die Herrlichkeit drei Tage oder drei Wochen lang, dann kommt das Elend: immer mehr Kinder, immer weniger Brod, immer ſchlechtere Kleider und böſere Worte von Mann und Kindern ſechs Tage lang, am Sonntag Schläge zum Trinkgeld, ſchließlich das Betteln, halb nackt, Sommer und Winter, das Liegen auf ſchlechtem Laubſack, das ſchreckliche

Frieren Tag und Nacht, nie mehr erwarmen können bis der Tod kömmt, der ganz kalt macht, aber dann spürt man's doch nicht, muß nicht mehr höpperlen auf den hartgefrornen Straßen in bösen Schuhen und Strümpfen den dünnen Brodrinden nach. Das sind die Herrlichkeiten, welche auf den Heerstraßen die mannssüchtigen Mädchen erreutern, errennen.

Nun, Züseli erzwang das Reutern nicht, lief seinem Alten nicht davon. Aber wenn es des Sonntags im rueßigen Graben saß, auf der Küchenschwelle den Hühnern zusah und die Geißen weidete, so mußte es doch denken, wie es lustiger zugehen werde in der Welt, als hier im rueßigen Graben. Mitzumachen begehre es nicht, dachte es, nur zusehen von weitem möchte es, um zu sehen, um zu wissen, wie es eigentlich auch ginge. Es juckte ihn's wirklich manchmal, wenn der Alte schlief oder wenn er den Wydliwuchs beaugenscheinigte in seinen Revieren, draus zu laufen und sich das Ding recht zu besehen, besonders da, wo Tanz war oder sonst berühmte Lustbarkeiten. Aber es traute sich doch nicht, Schläge hätte es baar gehabt, und es fiel ihm gar nicht ein, den Vater nicht für den Vater zu halten. Es liebte ihn eigentlich; wenn er gestorben wäre, so hätte es sich kaum trösten lassen. Und auch der Vater liebte sein Töchterlein, wenn er es schon selbst nicht wußte, es war sein Schatz und sein Kleinod, seine Plackereien eigentlich nichts als Eifersucht und Angst, es möchte ihm jemand denselben rauben oder denselben mit ihm theilen wollen. Wie der rechte Geizhals, dem das Geld sein Gott ist, sich dessen nicht rühmt und groß damit thut, sondern sich arm stellt und wegen Armuth jammert, ungefähr so hatte es Barthli mit seinem Töchterlein und umgekehrt wie die Väter und besonders die Mütter mit ihren Töchtern, denen sie gerne los wären, gerne sie glücklich machen, d. h. an Mann bringen würden. Sie hatten aber auch ein ähnlich Schicksal, den umgekehrten Kummer, Barthli, es wolle ihm jeder sein Meitschi nehmen, die Anderen, die ihren wolle keiner, und

was man am nöthlichſten ſucht, findet man nicht, ſondern das Gegentheil.

Barthli mußte einmal wieder z'Märit nach Bern, denn es giebt Zeiten im Jahr, wo man auf dem Lande keine Körbe abſetzt. Züſi mußte mit, er hatte viele Körbe, und nahm er's mit, hatte er es wenigſtens unter Augen. Daheim hütete es ihm niemand, denn eine Nachbarin, welche ſonſt ein Auge auf ihn's haben ſollte, ging auch z'Märit. Züſi ging auch gerne. Wenn es ſchon nicht mehr ſo in Entzücken verſank, ſo ſah es doch vieles, an welches es denken konnte in ſeiner Einſamkeit, und wenn ihm die Suppe auch nicht mehr ſo vorkam wie eine Speiſe von den Tafeln aus dem tauſendjährigen Reiche, ſo leckte es doch wohl daran, und wenn ſie guten Verkauf hatten, ließ der Vater wohl auch ein Stücklein Fleiſch und etwas, ſah aus wie Wein, aufmarſchiren. Er gab hie und da einen ſchwachen Schimmer von ſich, als dürfe er ſich etwas mehr gönnen als früher, aber bemerkte es jemand, ſo that er auf lange kümmerlicher als je.

Wer an einem großen Markttage an einer Hauptſtraße ſteht, findet Stoff zu mancher gottſeligen Betrachtung, zu mancher Predigt, er ſieht ſichtbarlich vor ſich die Lebensſtraße. Es rennen die Einen dem Getriebe des Marktes zu wie unwillkürlich durch einen Magnet oder einen Strudel angezogen. Es wandern Andere beſonnen und behaglich dahin, meiden die Steine, ſuchen den beſten Weg, verkürzen ſich den Weg mit Plaudern, haben vergnügliche Geſichter und zuverſichtliche, daß ihnen was Gutes nicht fehlen werde. Es karren und trappen die Dritten mühſam daher, möchten auch eilen, aber es geht nicht, ſie kommen hinten her durch dick und dünn, haben Angſt, ſie kämen zu ſpät zu den guten Dingen, und kommen doch nicht vorwärts. Wie die den vorüberſprengenden Fuhrwerken nachſehen, die einen ſchmerzlich, die andern zornig! Fahr nur ſo ſtark du magſt, ſo kommſt deſto früher zum Lumpenhürli; dann kannſt wieder mit mir laufen, wenn

du noch laufen magst! Ich sprengte auch und mochte nicht warten, bis ich in einem Gasthof saß. Jetzt weiß ich wieder, wie das Laufen ist, und wäre zufrieden, wenn ich einen Batzen hätte und „zu" einem Schluck Branntwein käme. So führt mancher Selbstgespräche, hängt jedem dahineilenden Fuhrwerke eine Lebensskizze der darin Sitzenden an sammt etwelchen frommen Wünschen und Weissagungen. Humpelt aber noch Einer mit ihm, so führen sie zusammen erbauliche Gespräche, machen sich vertrauliche Mittheilungen über ihre Nächsten und streiten sich darüber, ob diese sich seiner Zeit selbst hängen oder ob sie gehängt werden würden, und was sie noch alles darüber aus verdient.

Barthli und Züseli gehörten unter die Karrenden, doch nicht unter die Unglücklichen und von Grund aus Mißvergnügten. Barthli wäre für heute mit der Welt zufrieden gewesen, wenn nur gar kein Mannsbild auf der Straße gewesen wäre, und Züseli sah ganz vergnügt aus. Sie kamen früh in die Stadt, so wurde am besten der gefährlichste Theil des Volkes gemieden, der junge. Manchen Aerger über die Stadtweiber hatte Barthli auszustehen, sorgte aber so weit billig für Entschädigung.

Züseli machte indessen noch bessere Geschäfte, denn mit ihm machte man lieber Geschäfte als mit dem rueßigen Alten, und als Trinkgeld obendrein bekam es nicht selten die Bemerkung: Es charmants Meitschi! Wäre das recht angezogen, so machte das Puff. Mach nur nicht, daß es das hört, sagte dann wohl eine Begleiterin. Es wäre im Stande, es käme in die Stadt. Wohl, das würde ein sauber Dirnlein abgeben! Wer weiß, was die Rednerin selbst abgegeben hätte, wenn sie hübsch gewesen wäre, wovor sie aber Gott bewahrt hatte. Wird seine Gründe gehabt haben, der liebe Gott. Neben dem Aerger über die Stadtfrauen hatte Barthli noch großen Zorn zu verwerchen über die Gensdarmes. Er könne nicht glauben, daß der liebe Gott die ganze Welt erschaffen,

ſagte er. Der liebe Gott ſei ein weiſer Mann. Zweier Gattig Creaturen hätte er nicht gemacht, Krösten und Gensdarmes (wenn's noch Landjäger wären, er wollte nicht ſo viel ſagen). Von denen wiſſe er nicht, und kein Menſch habe es ihm ſagen können, für was die gut ſeien, und allen Leuten gruſe es drob. Wohl, Barthli, ſagte ihm ein Kamerad, das kann ich dir ſagen. Lue e Krot oder e Gensdarme recht a, und dann wirſt du Gott danken, daß er es geordnet, daß du der Barthli geworden und nit e Krot oder e Gensdarme. Dafür hat er ſie gemacht. Ja ſieh, ſagte Barthli, das iſt das nichtsnutzigſt Volk auf Gottes Erdboden, gerade das, wo ſie wehren ſollen, machen ſie ſelbſt. Sie ſollen heute machen, daß der Weg nicht geſperrt ſei, ſondern jedermann paſſiren könne, und gerade ſie ſtehen dem ganzen Volk im Weg. Unſereiner ſollte nirgends ſein, wenn ſie ein alt Mannli ſehen, ſo kujoniren ſie es, es iſt nie am rechten Ort, ſchon dreimal hat mich heute einer angeflucht um nichts und wieder nichts. Und die Obrigkeit wird ihm doch nicht den Lohn geben, daß er die Leute das Fluchen lehre und wie man umgehen müſſe mit alten Leuten. Dagegen ſteht der Aff da vor meinem Meitli, es weiß kein Menſch wie lang, verſtopft den Leuten das Loch, hält dem Meitſchi die Kunden ab, macht ihm den Kopf groß, das ſteht ihm immer am rechten Ort. Das muß gehen, ſich zu waſchen, von wegen ich habe immer gehört, wenn ein Gensdarme ein Meitſchi lang anſehe, ſo werde es krätzig oder bekomme auf's wenigſte eine Haut, wie eine vierhundertjährige Eiche Rinde habe. Dem Hagel darf ich nichts machen, nicht einmal was ſagen, aber ich will es der Obrigkeit eintreiben, wenn ich der was zu leide thun kann, ſo will ich es gewiß nicht ſparen.

Natürlich mußte es einſtweilen das Meitſchi entgelten, dem er kein gutes Wort gab und im Wirthshaus es ſo kurz als möglich abſpeiste, daß es recht hungrig blieb und Augenwaſſer bekam vor Elend. Wenn es nur ſchon daheim wäre,

dachte es, ſo könnte es doch den Hunger g'ſtellen. Wenn ſie nur ſchon daheim wären, dachte der Alte, dann müſſe ihm das Meitſchi nicht bald wieder z'Märit, daß es ein Gensdarme nach dem andern angränen könne. Da es ihnen beiden preſſirte, kamen ſie alſo auch aus der Stadt, aber viele Worte gönnten ſie einander nicht.

An einem Markttage geht es luſtig zu, überall ſind die Geigen los, und wo ein Schild an einem Häuschen hängt, da ſtehen die Fenſter offen, damit Geigen und Trampeln das Häuschen nicht verſprengen. An dieſen allen müſſen die Heimkehrenden vorbei, haben ſo die Muſik umſonſt. Für Mädchen, die nicht einkehren dürfen, ſondern auf der Straße bleiben müſſen, iſt es eine Art von Spießruthen laufen, beſonders wenn ſie weite Herzen haben, für Viele Platz darin und nun denken, hier innen kann ein Schatz ſein und dort wieder einer und ſo fort. Züſeli war noch nie auf einem Tanzboden geweſen. Es könne nicht tanzen, ſagte es, und könnt's nie lernen und begehre ſonſt nicht zu gehen. Wohl der Vater würde ihm! ſagte es. Es dachte nicht daran, daß es viele Mädchen mit dem Tanzen haben wie junge Hunde mit dem Schwimmen. Man werfe nur einen in's Waſſer, ſo kann man ſehen, wie er das erſte Mal ſchon munter fortkömmt. Züſi that es alſo nicht weh im Herzen, wenn es an einem zitternden Häuschen voll Geigen vorbeiging, etwas kürzer wurden wohl ſeine Schritte, die Muſik gefiel ihm.

Schon mehr als halbwegs waren ſie und eben faſt wieder an einem Wirthshauſe vorbei, als ein Burſche zur Thüre ausſtürzte, Züſi packte: jetzt mußt du kommen und einen mit mir haben, ſchrie und mit ihm fahren wollte dem Wirthshauſe zu, wie es üblich und bräuchlich iſt. Das Meitſchi wehrte ſich, der Alte brüllte: Willſt mir das Meitſchi ſein laſſen, du Uhung du? und faßte auf der andern Seite und riß auch. Sie riſſen und brüllten; es war ein Mordſpectakel, wäre jedoch kaum beachtet worden, wenn's bloß gewöhnlicher

Schrytz gewesen wäre. Ein Mädchen hat Schrytz, heißt so viel als es ist fétirt, gesucht. Es sollen nämlich die Mädchen, wenn Burſche ſie zu Wein und Tanz führen wollen, ſich erſt tapfer wehren, thun's jedoch nicht alle, wenigſtens nicht nöthlich, aus Furcht, die Burſche könnten nicht recht anwenden, zögen gerne den Kürzern und ließen ab. Nun geſchieht es auch, daß zwei Burſche an einem Mädchen zerren, bis Kleider und Arme faſt vom Leibe gehen, oder wenn ein Mädchen im Ernſt hÄm will, ſie es förmlich zurückſchleppen, daß ein Fremder meinen würde, ſie hätten Befehl erhalten, das Menſch todt oder lebendig einzubringen. Diesmal ſchien es mehr oder weniger eine abgeredete Sache zu ſein, Züſi mal in's Wirthshaus zu bringen dem Alten z'Hohn und z'Trotz, denn aus den Fenſtern brüllte es: Benz wehr dich, Benz ſetz nicht ab, zieh brav, biſt e Leide, daß du der Alt nit magſt! So mußte Benz alle ſeine Kraft anwenden und ſchwor dazu alle Zeichen, ſie möchten ſich wehren wie ſie wollten, Züſi müſſe einmal in's Wirthshaus, das ſei fertig, und er ſchleppte ſie beide wirklich hinter ſich her, zur Bürgerluſt der Zuſchauer. Alter ſetz ab, heute zwängſt du nichts, du reißeſt ja deinem Meitſchi den Arm aus dem Leibe. Komm mit, z'trinke mußt haben ſo viel du magſt. Benz zieh recht, und wenn du nicht fahren magſt, ſo wollen wir kommen und dir helfen, ſo ſcholl es aus den Fenſtern. Nit nöthig, rief Benz, that friſch einen mächtigen Ruck, daß der Alte das Mädchen laſſen mußte und Benz ſammt dem Mädchen bei einem Haar überpurzelt wäre. Ein furchtbar Gelächter erſcholl. Deſto ſchneller machte ſich Benz mit dem förmlich eroberten Mädchen in's Haus.

Drunten blieb der Alte fluchend ſtehen und wünſchte der muthwilligen Jugend alle Hagelwetter auf den Hals, ſchalt ſie Räuber, Mörder und merkte nicht, daß er da eine Komödie aufführe, und dazu noch unentgeltlich, zum Ergötzen des Publikums. Endlich kam die Wirthin, eine reſolute kuraſchirte Frau mit gutem Herzen. Das iſt öppe nüt Witzigs von euch,

ein alt Mannli so z'plage, wollt so vornehme Bauernsöhne sein. Hätte geglaubt, zu einem solchen Lümmelstüki wäret ihr zu stolz. Und für was seid ihr denn da? schnauzte sie gegen einen Gensdarme. Unglücksmacher seid ihr, wenn man euch brauchen könnte, sieht man euch nicht, und wo ihr abwehren solltet, da helft ihr noch. Komm, Barthli, hinauf, trink, was sie dir ja angeboten, laß das Meitschi es paar halten, dann müssen sie es dir lassen, wann du willst, ich bin dir gut dafür. Ich will schon Ordnung machen, ich! Dazu brauche ich niemanden, und wenn er eine Montur an hätte und ein Säbeli am H—.

Als Barthli hinauf kam mit der Wirthin, da war Züsi, zum großen Aerger des Alten, bereits mitten im Tanzen. Es war ihm wirklich zu seinem eignen Erstaunen gegangen wie, doch per se nicht zusammengezählt, einem jungen Hunde, und seine Beine bewegten sich ung'sinnet und ungeheißen, wie der Geiger es aufmachte. Gar freundlich wurde Barthli oben empfangen, mit Wein und Speisen reich regalirt, Gläser von allen Seiten ihm dargestreckt, man wollte ihn versäumen, mit Wein zudecken, daß er Pressiren und Heimgehen vergäße. Aber Barthli war nicht erst gestern auf die Welt gekommen und von Natur nicht dumm. Ein Glas Wein, wenn es ihn nichts kostete, trank er nicht ungern, er theilte diese Schwachheit mit noch ganz anderen Leuten, aber das Spiel mit sich treiben ließ er nicht gerne, den Posten, Anderer Narr zu sein, liebte er nicht, auch wenn er was eintrug und er, Barthli, geizig war. Er nahm, bis es ihn dünkte, er hätte genug und drei Tänze sollten getanzt sein. Da wollte er sein Meitschi haben und fort, aber man lachte ihn aus und der Spectakel ging von neuem an. Das Meitschi hörte es, und obgleich es ihm beim Tanzen war, als sei es halb selig, so stellte es doch dasselbe ein, wollte keinen Fuß mehr versetzen, sondern mit dem Vater heim. Aber Benz wollte es nicht gehen lassen, sondern zerrte immer frisch an ihm. Da kam die Wirthin

wieder und ſagte: Jetzt laßt mir das Meitſchi, ich verſprach es dem Alten und er ſoll es haben, und wer es nur noch anrührt, den treffe ich, und wenn es an einem Mal nicht genug iſt, zwei Mal. Es nimmt mich wunder, ob in meinem Hauſe die Leute nicht ein- und ausgehen dürfen, wie ſie wollen. Aber Wirthin, hätte geglaubt, du hätteſt mehr Verſtand als ſo. Seit wann iſt's Sitte, mit einem Mädchen zu tanzen und es ſo z'trocknem laufen zu laſſen? Das thut dir kein rechter Burſche, beſonders wenn er noch einen Kreuzer Geld im Sacke hat, hieß es von allen Seiten. Mir wär's manchmal lieber geweſen, z'trocknem zu gehen, als ſo einem Schnürſti ein Glas abzunehmen, antwortete die Wirthin. Aber meinetwegen, ſoll ich eine Halbe bringen?

Als die Halbe getrunken war, fing die Geſchichte wieder von vornen an. Benz wollte das Meitſchi nicht laſſen, erſt jetzt habe er recht Muth zum Tanzen, und mit dem Trinken ſei es nicht gemacht, es müſſe gegeſſen auch ſein, die Wirthſchaft ſolle aufwarten mit dem wo zu haben ſei, heute müſſe was gehen, er ſetze nicht ab. Das Mädchen weinte und der Alte war fuchswild. Benz ſchimpfte ihn mit allen möglichen Ehrentiteln aus und fing den Schreiß wieder an. Da erſchien die Wirthin, warf Benz mit ihrem mächtigen Arm in die lachenden Zuſchauer hinein, daß er davon fuhr wie ein Kegel von gewaltiger Kugel getroffen. Jetzt Alter, nimm das Meitſchi und mach, daß du mit ihm fortkommſt, und daß mir ſie keiner anrühre oder plage, ſonſt treffe ich ihn, daß er weiß, daß er getroffen iſt, ſo rief das zornige Weib. Und unangetaſtet im Frieden zog der Alte mit ſeinem Kleinod ab. Man glaubt nicht, was ſo eine muthige Wirthin für eine Herrſchaft übt. Der Wirth iſt immer nur ein Föſel dagegen.

Der Alte fuhr wie ein großer Feuerteufel oder feuerſpeiender Berg dahin, ſchimpfte über alles im Himmel und auf Erden und nicht am wenigſten über ſein Töchterlein, daß das einen Fuß zum Tanzen aufgehoben, gäb wie das ſagte,

es hätte nicht anders können, es hätte ſich ja gewehrt bis z'uſeriſt uſe. Zum Schein, du Täſchli, polterte der Alte, wenn es dir Ernſt geweſen, du hätteſt dich g'ſtabelig gemacht wie ein buchenes Scheit, daß der Tüfel g'hört hätt, mit dir z'tanze, ja wolle!

Ja ſo ein alter Barthli, ein ſechszigjähriq Kudermannli hat gut reden; ſo Einer, der von Natur g'ſtabelig iſt wie ein Garbenknebel, der weiß nicht, was das Unghürigs wär für ein achtzehnjähriq Meitſchi, wenn es ſich g'ſtabelig machen ſollte, wenn der Geiger einen recht Luſtigen aufmacht und ein Benz mit ihm tanzen will. Dem Meitſchi ging's ganz wunderlich im Kopf herum, bitter und ſüß durcheinander. Das Schelten des Alten that ihm weh. Das Wüſtthun von Benz plagte ihn's. Daß er ſo einer ſei, ſo wüſt thun könnte, hätte es keiner ſterblichen Seele geglaubt, dachte es, und zu dieſen Gedanken machte der Geiger luſtig auf, die Töne zuckten ihm durch den ganzen Leib, die Füße trippelten im Takt. Es war in dem ſeltſamen Zuſtand, wo man oben weint und unten tanzt, Füße und Augen allen Rappert zu einander verloren haben.

So kamen ſie heim und d's Meitſchi ſollte die Haushaltung machen und zwar hinten und vornen im Hauſe. Wie die Ziegen mit ihrem Traktament zufrieden waren, wiſſen wir nicht, Klagen darüber kamen uns keine zu Ohren, aber über das ſeine ſchimpfte Barthli ungemeſſen, und zwar hatte er etwas recht, wir müſſen es ſagen. Der Kaffee war ganz ohne Sinn und Verſtand, das Meitſchi hatte das Pulver vergeſſen, er kam ganz weiß aus der Kanne. Die Erdäpfelröſti war ſchwarz wie ein Wollhut, ungeſalzen und ungeſchmalzen. Die Milch war ein unerhört, nie erlebt Getränke, denn im Verſchuß hatte Züſeli Salz und Butter in die Milch gethan ſtatt in die Röſti. Man kann ſich denken, was das für den hungrigen Barthli für ein Herrenleben war. Er war drauf und dran, was er ſonſt nie machte, in's Wirthshaus

zu gehen und nachzubessern und den Leuten zu klagen, wie es ihm ergangen und was er für ein Meitschi habe. Zu gutem Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, der Teufel sei von je ein Schelm gewesen, es wäre sehr möglich, daß er es jetzt noch wäre und Benz und Züseli zusammenführen könnte, so oder so. Er besserte sein Hundefressen mit einem Stück Käs aus, trank frische Geißmilch dazu und paßte scharf auf Züseli, in welcher Richtung dessen Augen gingen, ob es wohl jemanden erwarte oder nicht. Und als es ihm sagte, es wolle zu Bette, es sei müde und schläferig, da ward ihm die Sache erst recht verdächtig. Aber wart du Täschli, du bist mir noch lange z'wenig, Barthli ist dir und Andern schlau genug, du Tösche. Wart bis morgen, dann will ich dir die Schlauheit aufklegen, daß du sie faustdick am Leibe greifen kannst, brummelte der Schlaue. Nun machte es der Alte schlau. Er stellte sich in die sieben Bohnenstecken, von denen aus er die Zugänge zum Häuschen übersah und namentlich die Fensterchen allzumal, die blinden und die halbblinden. Da lauerte er wie die Katze auf die Maus und dachte: Wartet nur, der alte Barthli ist euch schlau genug, der thut euch Pulver in die Kanne und Salz in die Rösti. Er machte sich g'stabelig wie ein buchenes Scheit in seinen Bohnenstecken, und das war ihm keine Kunst, denn er war von Natur schon fast so, und spitzte die Ohren wie ein Haas in einem Kabisplätz. Er hörte immer etwas, bald hinten bald vornen, bald links bald rechts, es knisterte was im Laube, es trappete auf der Straße, es schlich etwas, es hustete, kurz er hörte alles Mögliche, aber es kam niemand. Es fror ihn, es fiel ihm ein, der Kerl könnte schon drinnen sein, er hörte drinnen was. Richtig, da redete es. Barthli schlich wie eine Spinne, wenn sie eine Fliege um ihr Netz surren hört, gegen seiner Tochter Bett, stand stille und wollte wissen, wer da spräche und was, und wenn's Benz sei, ihn prügeln nicht für Spaß. Aber er verstand sich nicht auf die Töne, bis er dicht vor dem Bette

ſtund. Da hörte er, wie Züſeli brummte, drli drli, drli drli, drlum drlum drlum, drlurili drlurili. Das gute Meitſchi tanzte im Schlaf und machte den Geiger dazu und war ſicherlich ſelig in ſeiner Freude. Es fehlte aber nicht viel, der Alte hätte ſie ihm rauh vertrieben und ihm zugemeſſen, was er Benz zugedacht. Hart rüttelte er das Meitſchi auf und gab ihm einen väterlichen Zuſpruch, nicht bloß aus dem Salz, ſondern aus dem Pfeffer, der aber dennoch nicht tief ging, denn kaum ſtand der Alte wieder in ſeinen Bohnenſtecken, ſo ſummste es im Stübchen wieder, drlü drlü, drli, drli, und luſtig ging's in des Mädchens Seele zu, während draußen der Alte fror und fluchte und alles umſonſt. Benz kam nicht, aber kommen hatte er wirklich wollen, der Geiſt wäre willig geweſen, aber das Fleiſch war zu ſchwach.

Er war hart betrunken, fand den Weg nicht, fand überhaupt keinen Weg mehr, und wie und wann er nach Hauſe kam, darüber gehen verſchiedene Gerede. Als Benz wieder zu ordentlicher Beſinnung kam, da ward ſein Gewiſſen beſchwert durch die Art und Weiſe, wie er Barthli behandelt und titulirt hatte. Das Meitſchi ſtak ihm im Herzen und d's Hüsli im Kopf, und beide tief. Das Meitſchi gefiel ihm wohl, es war eingezogen, flink und fleißig, hübſch genug für ihn, wie er ſagte, aber es chöm nit alles uf d Hübſchi a, ſondern d's Meiſte uf's Ordelithue, und dann könne er einmal noch ein ganzes (die Löcher im Dache rechnete Benz für nichts) Hüsli erben, da brauche man keinen Hauszins, könne pflanzen, ja das wäre ein ſchöner Anfang und viel gewonnen. Wenn man ein Meitſchi gerne möchte, ſo ſchien es Benz denn doch nicht als zweckmäßige Präliminarien, den künftigen Schwäher zu mißhandeln, er erachtete, der Schaden müſſe ausgebeſſert werden, aber das Wie, das gab ihm lang zu ſinnen. Endlich fiel ihm was ein. Er ſtahl ſeiner Meiſterfrau einige alte zerriſſene Körbe und machte ſich nach dem Feierabend mit denſelben dem rueßigen Graben zu. Er fand den Alten

auf dem Bänkli vor dem Häuschen. Das Meitschi saß neben ihm auf dem Tritt der Stege, die in's Obergaden führte.

Die Meisterfrau schicke ihn, sagte Benz, er hätte da einige alte Körbe zum Flicken, wenn es sich der Mühe lohne, er solle sie g'schauen, und somit saß er ohne weitere Complimente neben den Alten auf das Bänkli ab. Der Alte hatte alsbald die Trümmer der Körbe zur Hand genommen und gerieth in schauerlichen Zorn. Er ließ ihn zuerst los über die Baurenweiber, wie die immer hundshääriger würden, wüst Gythüng. Da solle er Körbe flicken, fordere er mehr als zwei Kreuzer für einen, so sage sie ihm wüst, und habe er mit demselben doch mehr zu thun, als mit einem neuen dreibatzigen. So gehe man mit armen Leuten um, nachdem man sie blutt gemacht, wolle man sie noch schinden. Nachdem er alles gemustert, wandte sich sein Zorn.

Los Buk, sagte er, mit solchem Zeug schickt dich keine Bäurin, wenn sie recht im Kopf ist, und das ist deine, das ist eine rechte Frau. Du Lumpenkerli willst anfangen, wo du es gelassen, ich soll dein Narr sein, aber da bist am Lätzen, stell einen hölzernen an, wenn du einen Narren haben mußt, oder sei ihn selbst, aber den Barthli laß ruhig, der zeigt dir sonst den Weg unsauber. Nimm den Zeug und packe dich, und daß du mir nicht mehr unter das Dach kommest, sonst mache ich, was gut ist.

Benz blieb sitzen und sagte ruhig: Etwas Recht hast und etwas nicht. D'Meisterfrau hat mir in der That diesen Zeug nicht gegeben, sondern ich kam aus mir selbst und weißt warum? Ich wollte schon am Märitabend kommen, es war aber besser, ich kam nicht, ich war z'volle, mein Lebtag nie so, wie ein Kalb, sag ich dir. Nachher kam's mir, ich sei wohl grob mit dir umgegangen, und es war mir leid, von wegen sieh, es geschah nicht aus Absicht oder gar aus Bosheit, sondern wegen der Bekanntschaft. Sieh, ich will es dir graduse säge, dein Meitschi g'fallt mir, es dünkt mich, es

ſchicke ſich niemand beſſer zu einander, als ich und es. Wir ſind beide jung und hübſch genug für einander, können beide wohl verdienen, es bekömmt ein Hüsli und ich keins, es hat einen Aetti und ich ein Müetti, beide alt, wegen der Hübſchi haben ſie einander nichts vorzuhalten. Wenn du und es einander heiratheten, ſo brauche ich für d's Müetti keinen Hauszins mehr, es könnte die Haushaltung machen und d's Meitſchi deſto beſſer verdienen, und wenn denn da alles zuſammenkäme, ſo hätten wir bald Geld z'weg und könnten entweder mehr Land kaufen oder das Hüsli neu unterziehen laſſen, es mangelt daſſelbe gruſam. Wenn du mir d's Meitſchi gä wotſch, es hat nichts dawider, ich wüßt nicht was es wett ha, ſo b'ſinn dih nit lang und ſäg's, daß ih mih rangiren cha. Mit Werche mag mich keiner und ſparſam bin ich auch. Daß ich mich vollgeſoffen letzthin, daran ſtoß dich nicht, das geſchieht des Jahrs nicht manchmal, und ſelb macht nichts, ſagt man. Die Mutter iſt hušlich, für Schmutzigs z'ſpare i d'Suppe, i d's Krut u ſuſt, kratzet ſi all Egge us. Die erſpart dir manche Krone des Jahrs. Lue, du biſt afe alt und lang wirſt es nicht mehr machen, aber du ſollſt deine Sache haben, wie recht und brüchlich, für einen Hund ſollſt nicht gehalten werden, wie es an manchem vornehmen Orte der Brauch iſt, wir wollen dich für e Aetti ha, ſeieſt wunderlich oder nicht, krank oder g'ſund. Ich habe gedacht, du werdeſt froh ſein, wenn dein Meitſchi einen habe, ehe du davon müſſeſt. Da habe ich gedacht, du gebeſt mir die Tochter, ſie macht's auf my Armi Thüri beſſer mit mir als mit einem, der manch tauſend Gulden hat, daneben dann aber ein Hudel iſt, und dann iſt's auch nicht, daß ich ganz nichts hätte. Oder was meinſt, Barthli, nicht wahr, du giebſt mir d'Tochter?

Ja, ja, ja, einem ſolchen Lausbub wie du die Tochter geben, ja, ja, ja, das wär es witzigs Stückli vo Barthli, einem, wo nichts als plagen kann und damit anfängt, mich

zum Narren halten zu wollen. Ich glaube, du möchteſt gern es Hüsli und dazu noch mir deine Alte, die wüſte Schnupfdrucke, anhängen, ſo was käme noch manchem Narr in Sinn. Mein Meitſchi mangelt keinen Mann, wir mögen die Sache, welche wir pflanzen, ſelbſt freſſen, brauchen keinen Schmarotzer und Unflath dazu. Und jetzt mach, daß du fortkömmſt, und das Gniſt, wo du gebracht, nimm mit, oder ich ſchlage es dir um's Geſicht.

Benz wollte friſch anſetzen, verſuchte Barthli darzuthun, wie kommod in alle Spiel ein Tochtermann wäre, wie er doch einen haben müſſe und viel beſſer thäte, einen zu nehmen, der am Tag komme, als einen, den ihm das Meitſchi z'Nacht zueche ſchleipfe. Er ſollte nur das Meitſchi fragen, ob es ihn wolle oder nicht. Aber Barthli fragte das Meitſchi nit, wotſch oder wotſch nit? Benz hatte ſeine Sache nur ſchlimmer gemacht, den Verdacht geheimen Einverſtändniſſes erweckt und jetzt wirklich Zeit zu gehen, wenn er nicht fremde Hände am Kopf haben wollte. Sag, rief ihm Barthli nach, deinem alten Kratte, wenn ſie einen Mann wolle, ſolle ſie ſich einen kuderigen machen laſſen, andern bekomme ſie keinen; da drehte ſich Benz um und ſagte: Jetzt ſchweig Alter und wart du nur, es kömmt einmal die Zeit, wo du froh über Benz wäreſt, aber dann kannſt du lange pfeifen, du alte Mydlimauſer du, was d'biſt.

Züſeli war bei der ganzen Verhandlung geweſen, aber nicht gefragt, hatte es auch nichts dazu geſagt. Der Alte fragte ihn's auch nachher nicht, ob er es ihm recht gemacht, ſondern behandelte es als Mitſchuldige. E Dirne, e wüſt's Bubemeitſchi ſei's, nit trocke hinter den Ohren und ſchon einen Mann wollen, pfy Tüfel! Kabiswaſſer ſaufen müß es ihm, bis ſolche Mücken vergangen ſeien. Daß es ihm nicht d's Herrgotts ſei, mehr einen anzuſehen, ſonſt wolle er ihm die Augen ſchon vermachen mit Harz oder Schnupf, was er zuerſt bei der Hand habe. Er wolle ihm das Gaffen und Lieb-

äugeln vertreiben! Es ſei nichts beſſer dafür als eine Drucke voll Schnupf i d's G'fräß. Er möchte doch wiſſen, was ſie da mit einem Tochtermann, mit ſo e mene Gränni machen ſollten in dem kleinen Hüsli, wo ſie kaum ſelbſt Platz hätten. Es ſei jetzt mehr als zehn Jahre, daß ſeine Alte geſtorben, ſie hätten es ſeither machen können ohne Tochtermann, er wüßte gar nicht, warum ſie jetzt auf einmal einen nöthig haben ſollten, ſo ne Kerli, wo freß für zwei, Platz verſperr und nichts könne, als die Andern verſäumen! Wir mangeln keinen Tochtermann, wir können es alleine, giebt die Geiß ja längs Stück für uns kaum oder gar nicht Milch, verſchweige dann für ein ſo groß Kalb.

Von dieſem Standpunkt aus ſah Barthli die Sache an. Es wird ſicher niemanden und namentlich keiner lieben Leſerin unerwartet kommen, wenn wir ſagen, daß Züſeli nicht von dieſem Geſichtspunkte aus die Lage der Dinge betrachtete. Das Tanzen und der Tochtermann hatten in ſeinem Köpfchen ſich Platz gemacht und drehten ſich darin mit einander herum, daß ihm faſt alles Sinnen und Denken verging. Kaum achtzehn Jahre alt und hätte ſchon einen Mann haben können, und iſt manche ſchon ſiebenzig Jahre alt und hat noch keinen! Dann hätte es mit ihm z'Märit gehen können und beim Heimgehen tanzen, drli, drlü. Und wenn der Alte nicht dabei war, ſo probirte Züſeli richtig, ob es es noch könne. Man ſieht, Züſeli hätte mit einem Tochtermann ſeines Vaters ſchon was anzufangen gewußt. Aber es ſollte ihn ja nicht haben, ſollte keinen Mann haben, denn der Alte wollte ja keinen Tochtermann, nie mit einem vom Märit heimgehen und mit ihm tanzen! Das kam ihm faſt über's Herz, es mußte weinen, es mochte wollen oder nicht, es mußte an Benz denken. Der hätte ſich doch ſo wohl geſchickt, fand es je länger je mehr, die Mutter hätte es eben auch nicht begehrt, aber ihn wohl, und zu brauchen wär er ſicher auch geweſen, was er nicht gekonnt beim Korben, hätte man ihn b'richten können.

Bis jetzt hatte Barthli mit Recht nicht über Züseli klagen können, sondern Ursache gehabt, dem lieben Gott für das Meitschi zu danken, denn es war nicht bloß die Stütze, sondern auch die Blume seines Alters. Nun begann es zu ändern. Böses machte, so viel wir wissen, das Meitschi nichts, aber mit seinen Sinnen und Gedanken war dasselbe nicht mehr da, wo es sein sollte, sie flogen ihm davon, es wußte selbst kaum wohin. Das Eine vergaß es, das Andere machte es verkehrt, daß der Alte wirklich manchmal schlimm daran war. Bald war nicht gekocht, bald nicht gemolken, die beiden Handhaben an einem Korbe auf der nämlichen Seite, oder gar feuerte es mit Kerbwydlene an.

Dazu begann das Meitschi schlecht auszusehen, müde zu werden, plärete viel, daß der Alte wirklich an's Krankwerden dachte und eine alte Nachbarin zu Rathe zog. Die tröstete ihn. Das sei nicht anders bei jungen Mädchen, sagte sie, das gebe es oft und werde schon bessern. Da sei nichts besser dafür, als ab Bocksbart zu trinken, der sei b'sunderbar gut i selligen Umständen. Zu all seinem Elend mußte nun Züseli ab Bocksbart trinken, der schmeckte ihm aber grundschlecht und man sah gar nicht, daß es ihm anschlug, eher das Gegentheil. Je weniger er aber anschlug, desto böser wurde der Alte mit Züseli. Du suffst ume z'wenig, sagte er, es würde sonst schon bessern, der ist ja expreß gut dafür. Wotsch sufe oder nit! Wegem Bocksbart konnte er fragen, wotsch oder wotsch nit, hätte er wegem Tochtermann so gefragt, es hätte vielleicht besser angeschlagen.

Ob Züseli in dieser Zeit Benz nie gesehen, nie gesprochen, wissen wir nicht, wir haben Ursache zu glauben, daß sie sich gesehen haben. Wenigstens wollte es eine Nachbarin behaupten, nicht daß sie dieselben bei einander gesehen, aber Züseli suche das Futter für die Geißen und den Bocksbart gar oft am nämlichen Orte und an einem Orte, wo nüt Aparts für die Geißen wachse, und der Verstand gebe es doch mit, daß

am nämlichen Orte nicht ſtets etwas zu finden ſei. Aber von dort ſehe man den Hof, wo Benz diene, und von dorther gehe man herunter in's Dorf, das komme ihr ſehr curios vor. Uns dagegen gar nicht, denn jedem achtzehnjährigen Meitſchi iſt bekannt, daß ein ſolches Mädchen in einem Zimmer, wo drei Fenſter ſind, von denen eins gegen das Haus ſeines Schatzes ſieht, ſich immer an dieſes Fenſter ſetzt, auch wenn es gar keine Hoffnung hat, mit dem Schatz hinter den Fenſtern zuſammenzutreffen. Es iſt immer Hoffnung, vielleicht ein Bein oder einen Kuttenfecken des Geliebten zu ſehen, jedenfalls hat man einen ſichern Haltpunkt für ſeine Gedanken, und ſchaden kann es ja doch nicht viel!

Wir wollen nicht entſcheiden, wie es ſich verhielt, das wiſſen wir, daß am zweiten Sonntag im Auguſt vergangenen Jahres Züſeli daheim vor dem Häuschen ſaß und gruſam Langeweile hatte und ein Blangen dazu, daß es ihm ſein kleines Herz faſt verſprengen wollte.

Die Bewohner des rueßigen Grabens meinten nicht, daß ſie alle Sonntage zur Kirche müßten. Wenn man die Sonntagskleider alle Sonntage anziehen wollte, man wäre ja alsbald fertig damit, meinten ſie. Barthli ging noch zuweilen und manchmal nur damit das Meitſchi daheim bleiben müſſe, um zu hüten, denn das ſah er ſehr ungern gehen und legte ihm, wenn es einmal gehen wollte, Hinderniſſe in den Weg, wie er nur konnte und mochte. Ledigen Leuten ſollte man d's Chilche gah ganz verbiete, meinte er. Es ſei ihnen doch nie wegen Gottes Wort, ſondern nur, daß ein Löhl den andern angaffen könne, und daraus entſtünden böſe Sachen, wie man Exempel genug hätte. Mit Leſen gab Züſeli ſich auch nicht beſonders ab, und Barthli gab ihm das Beiſpiel nicht. Sie hatten wohl eine Bibel, aber nicht großen Appetit dazu. Hier iſt das Sprüchwort beſonders wahr, der Appetit kömmt überm Eſſen. Man muß früh anfangen zu leſen und gut leſen, nicht bloß halb buchſtabiren können, wenn man Freude

am Leſen bekommen ſoll. Der Sonntagsmorgen ging noch an. Es hatte für Menſchen und Vieh zu ſorgen, ſich recht zu waſchen und zu kämmen; ſtatt Kartoffeln machte es einen Eiertätſch oder ein Eierbrod. Fleiſch hatten ſie des Jahres nicht oft auf dem Tiſch. Dieſe Mahlzeit wurde ſchon um eilf Uhr eingenommen, lang vor Zwölfe war man mit allem fertig, mit Eſſen und Abwaſchen, und jetzt? Nun manchmal ging Züſeli beeren im Walde. Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren fanden ſich zur Genüge. Wohl flocht es auch niedliche Körbchen mit allerlei Kunſtwerken für ſich, denn eigentliche Arbeit duldete der alte Korber am Sonntag nicht. Das ſei das beſte Zeichen, um wie viel die Menſchen geſchlechtet hätten und nichtsnutziger geworden ſeien, ehedem hätten ſie arbeiten können in ſechs Tagen, daß ſie ſieben Tage zu leben gehabt, jetzt ſchafften viele ſieben Tag und brächten es nicht z'weg, daß ſie ſich des Bettelns erwehren könnten, behauptete er. Aber auf die Straße, in's Dorf hinunter, wo Wirthshäuſer waren, dahin ließ es der Alte nicht, von wegen er war da nicht mit der Schnupfdrucke bei der Hand, um zu rechter Zeit vor allfälligem Schaden ſein zu können. Da gab es lange Sonntag Nachmittage und viel Seufzens.

So war es eben an jenem genannten Sonntag Nachmittag. Die Ziege mäckerte im Stalle, und der Alte ſagte, es ſei ihm in den Gliedern, es nehme ihn wunder, ob es ein Wetter geben würde. Er wolle hinaustrappen auf die Egg, dort ſehe man am beſten, was werden wolle. Es finge ſich faſt an zu fürchten, ſagte Züſeli. Vor acht Tagen hätte es ſo gruſam Unglück gegeben vom Waſſer und man ſage, es gebe gerne zwei Waſſergrößen hintereinander und die zweite ſei größer als die erſte. Es wollte, er bliebe da, oder es wolle mit ihm kommen. Dumm, ſagte Bartheli, es muß jemand daheim ſein, um Beſcheid zu geben; wenn es ſchon ein wenig Waſſer giebt, und daß es giebt, iſt noch lange nicht geſagt, das will ich eben gehen zu gucken, ſo wird dir

doch hier oben die Emme nichts thun und die Aare nichts, und wenn es wäre, könnte ich dir doch nichts helfen und die Sündfluth wäre nicht mehr weit. Man kann nie wiſſen, ſagte Züſeli kläglich. Dumm, ſagte Barthli und ging langſam der Egg zu. Wenn es doch dann an einem Sonntag von Hauſe weg ſein müßte, ſo ſei es doch überall der Brauch, daß die Jungen gingen und nicht die Alten, dachte Züſeli traurig. Aber es ſei ein armes Tröpfli, es wollte bald lieber ſterben als ſo dabei ſein, keine Freude, keine Geſellſchaft, von Luſtbarkeit wollte es nicht einmal reden. Es ſetzte ſich auf's Bänklein und hätte wahrſcheinlich geweint, wenn es nicht Geſellſchaft bekommen hätte. Seine Hühner kamen daher, nicht des Freſſens wegen, ſondern als ob ſie bei ihm Schutz ſuchen wollten. Es wird ein Vogel in der Nähe ſein, dachte es. Aber die Hühner wollten nicht wieder von ihm weg, wie ſie ſonſt thun, wenn ſie den Vogel weiter geflogen glauben. Wie halb krank ſtunden ſie um ihn's herum und verſetzten keinen Fuß um Futter zu ſuchen. Warum doch die Hühner ſo mudrig ſeien? dachte es. Wenn ſie nur nicht was Böſes gefreſſen, ihm nur nicht darauf gingen, es ginge ihm viel zu übel. Der Vater wolle kein Fleiſch kaufen und Brod ſo wenig als möglich, wenn es nicht zuweilen was von Eiern machen könnte, ſo hätten ſie d's Jahr ein, d's Jahr aus nichts als Kaffee und Erdäpfel und ſelb wär denn doch gar zu läntwylig.

Es donnerte dumpf, das Meitſchi wußte nicht von welcher Seite her. Es wurde dunkler, es ſei faſt, als ob es Nacht werden wollte, kein Wunder, daß die Hühner gekommen, ſie würden gemeint haben, es ſei ſchon Zeit z'Sädel zu gehen, meinte es. Es fürchte ſich ſchier, wenn nur der tufig Gotts-wille dr Aetti wieder da wär, ſagte es zu ſich ſelbſt. Es ſtund vor das Dach hinaus und über ſich ſah es den Himmel ſchwarz wie ein ungeheures ſchwarzes Grab. So habe ich es nie geſehen, ſagte es zu ſeinen Hühnern, wenn doch nur der

Aetti käme, was braucht doch der ſeine G'wundernaſe auf die Egg hinauf zu tragen! Still war es auch wie im Grabe, kein Vogel zeigte ſich mehr, von ferne hörte man ein Gerolle, es war als wenn ein gewaltiger Todtengräber Erde würfe auf einen eben verſenkten Sarg.

Schwere Tropfen fielen. Eine Nachbarin ſtand zu Züſeli und ſagte, es iſt mir ſo angſt, ich bekomme faſt den Athem nicht, ich weiß nicht, was es geben will. Ja, ſagte Züſeli, und Aetti iſt noch nicht heim, wollte auf der Egg nach dem Wetter ſehen, und wenn er nur das thäte, ſo dünkt mich, er ſollte heim kommen, aber er wird ſich mit Klappern verſäumen. Sieh, dort kömmt er und es preſſirt ihm, ſagte die Nachbarin. Hätte nicht geglaubt, daß Barthli noch ſo ſchnelle Beine hätte. Da flammte es vor ihren Augen als ob Feuer vom Himmel falle, daß beide die Hände vor die Augen ſchlugen, ein entſetzlicher Donner betäubte die Menſchen, die Erde erzitterte, und ehe ſie noch zu einander geſagt: Gott, mein Gott! brachen Waſſerſtröme aus den Tiefen des Himmels, der ſchwarze Sarg war geborſten und ſeine Waſſer platzten zur Erde. Beide ſtürzten ihren Häuschen zu, einige Schritte weit, ſie erreichten ſie zur Noth, naß bis auf die Haut, außer Athem. Kaum hatte Züſeli ihn wieder, jammerte es: Mein Gott, mein Gott, der Vater!

Es war als ob Gott ihn bringe, er ſtürzte unter Dach: Mein Gott, mein Gott, ſo hab ich's noch nie erlebt, keuchte Barthli. Sie flüchteten ſich in die Küche, um den Heerd ſtunden betäubt die Hühner, hinten im Stalle ſchrie wehlich die Ziege, man hörte zuweilen ihre jammervolle Stimme durch das Rauſchen der Waſſer, zwiſchen den betäubenden Donnerſchlägen. Wenn wir nur die Geiß hier hätten, ſagte Barthli, die hat gruſam Angſt und dort iſt das Dach nicht am beſten. Will probiren, ſagte Züſeli, ſie zu holen. Dreimal ſetzte das Meitſchi an, um aus der Küche zu kommen, dreimal ſchlugen es die Waſſer des Himmels, denn es war kein Regen mehr,

es war ein Strom, der aus dem Himmel brach, zurück. Endlich kam es zum Ställchen, konnte die Thüre öffnen, da fuhr Feuer durch die Gewässer, blendete ihm die Augen, betäubt lehnte es sich an die Wand. Als es wieder Besinnung hatte, nach wenigen Sekunden, war die Ziege weg, das Gitzlein auch, furchtbar brausten die Wasser, es donnerte, wie es in des Blitzes Glut gesehen, ein gewaltiger Bach durch den Graben, wo sonst nur in nassen Zeiten ein klein Wässerchen lief, das zur Noth ein Rädchen trieb, wie Kinder in Bächen einzuhängen pflegen.

Züseli floh zur Küche, naß bis auf die Knochen. Vater, d'Geiß wird da sein, rief es. Als ich den Stall aufthat, kam der Blitz, und als ich wieder sah, war keine Geiß mehr da. Sie wird in der Angst um's Häuschen sein, man muß ihr rufen, sagte Barthli und rief mit seiner rauhen Stimme: Gybe sä sä, chum sä sä! Aber Barthlis Stimme war zu dünn, drang nicht durch den Donner Gottes und das Brausen der Wasser, Gybe kam nicht. Er drang in seinem Eifer vor die Thüre, da sah er denn im Scheine der ununterbrochen flammenden Blitze, den donnernden Bach, die Breite des Grabens füllend, höher und höher steigend, mit Gebüsch und jungen Tannen den breiten trüben Rücken bedeckt. O, o Züseli, o Züseli, wir müssen sterben, schrie Barthli und vergaß die Ziege. Sie dachten einen Augenblick an Flucht, aber wohin in den wogenden Wassern? Sie dachten an den jüngsten Tag, und wenn der komme, so komme er ihnen auf den Bergen oder in den Thälern oder in den schäumenden Wellen. Sie beteten, was sie konnten, erwarteten zitternd das Vergehen von Himmel und Erde. Die Wasser brausten, die Hütte wankte, sie hatten sich ihrem Gott ergeben, achteten sich nicht mehr der Zeit, sie warteten auf das Oeffnen der Thore der Ewigkeit. Da ward es wieder heller, die Blitze minder feurig, die einzelnen Donnerschläge ließen sich unterscheiden, waren weniger betäubend, wurden majestätischer, die

armen Sterblichen athmeten wieder, ſie hofften wieder, über die Gerichte ſei aufgegangen die Sonne der Gnade.

Da kam plötzlich eine Stimme durch die Küchenthüre: Barthli lebſt noch? U de? war alles, was Barthli hervorbringen konnte. G'ſchwing, g'ſchwing komm, ſonſt nimmt's dir d's Hüsli weg. Ohne weitern Uebergang brachte dieſer Ruf Barthli urplötzlich aus allen höheren Stimmungen heraus in die Gegenwart, er machte ſich hinaus. Durch Züſeli bebte es wunderbar, es hatte ſich ergeben, alsbald vor Gott zu ſtehen, jetzt kam plötzlich Benzens Stimme zur Thüre hinein. Es konnte nicht aufſtehen, der Athem fehlte ihm, die Glieder waren wie gelähmt, Ströme flutheten um ſein Herz, die Ströme um's Hüsli vergaß es.

Bedenklich ſah es um das letztere aus, ſchon war eine Ecke untergraben und die Waſſer mehrten ſich noch. Aber Benz that klug und kühn das Nöthigſte, den Strom zu brechen, den Zorn deſſelben abzuleiten. Barthli ſchleppte Material herbei, ihr wehlicher Ruf um Beiſtand ſcholl weit hin, brachte Helfende herbei, und das Häuschen ward zur Noth aufrecht erhalten, aber es war die höchſte Zeit geweſen, daß dazu gethan wurde, in wenigen Minuten wäre es verſchlungen geweſen.

Nun ward es durch gemeinſame Anſtrengungen außer Gefahr geſtellt, die Waſſer begannen zu mindern glücklicherweiſe, ihren Lauf konnte man wieder meiſtern, die nachhaltige Kraft der Menſchen ſiegte über die raſch verbrauſende Gewalt des Elements. Die Angſt wich aus den Herzen der Menſchen, machte aber bei vielen nur dem Jammer Platz, abſonderlich bei Barthli. Er gehörte, wie man geſehen haben wird, unter die Jammerſüchtigen, welche immer Urſache haben zum Wehklagen, nie zum Frohlocken, über Verlorenes klagen, des Geretteten nicht gedenken, nie dankbar ſind in der Glückſeligkeit, aber fort und fort mit der Vorſehung hadern über jede Widerwärtigkeit. Wie ihm die Nachbaren auch ſein

Glück prieſen, daß er, ſein Kind und das Häuschen gerettet worden, er hatte keine Ohren dafür, er jammerte nur über ſeine verlorenen Geißen. Wie die alte gebe es keine mehr, weder im Oberland noch im Unterland, kein Rathsherr ſei ſo witzig wie ſie geweſen, die hätte gewußt, wo das Gras melchiger ſei, außer dem Zaun oder inner dem Zaun, und wo ſie innerhalb hätte graſen wollen, habe es ihr kein Zaun gewehrt, und dazu ſei ſie wenigſtens acht Thaler werth geweſen. Wenn das Gitzi geworden wäre wie die Geiß, ſo wäre es auch acht Thaler werth geworden, zuſammen alſo ſechszehn Thaler, woher jetzt die nehmen? Und wenn man ſie auch je wieder zuſammenbrächte, wo dann Geißen finden ſo melchig und witzig und merkiger als kei Rathsherr? Was nütze ſo das Hauſen, wenn dann der Herrgott ſelbſt komme und die Sache verherrge, daß es kei Art und Gattig habe, man ſein Lebtag ſie nicht wieder z'weg bringe?

Solche Rede ärgerte die Leute ſtark, und während ſie ſtarke Antworten beizten, mäckerte es hinter Barthli erſt grob, dann fein. Haſtig ſah er ſich um, es waren ſeine Ziegen, welche ihm die Antwort brachten, hell auf und wohlbehalten, und Benz war's, der ſie hielt. Da war wieder größer als die Freude über die Geißen der Aerger, daß Benz es war, der ſie hielt. Hielteſt ſie verſteckt, hätten ſie dir vielleicht auch gefallen? ſagte er giftig. He, ſagte Benz ganz kaltblütig, wie kam ich zu ihnen? Wo es ſo wetterte, daß man nicht wußte, bleibt etwas ganz auf dem Erdboden oder iſt's Matthäi am letzten, da ſagte mir der Meiſter: Benz, und unſere Waare im Schürli! Die erbarmet mich, darfſt es wagen und ſehen, ob ihnen zu helfen iſt? Meiſter, ſagte ich, warum nicht, wenn's aus iſt, ſo kömmt es in eins, bin ich hier oder draußen, und allweg iſt's den armen Thieren ein Troſt, wenn jemand Vernünftiges bei ihnen iſt. Als er z'Noth hinausgekommen, denn bald habe ihn der Wind genommen, bald das Waſſer, habe er nebem Schürli mäkern

hören und da die Geiß gefunden, die ſich dahin unter Dach geflüchtet und ſchön Wind ab. Ja, ſagte Barthli, die iſt witziger als mancher Rathsherr, hab ich ja geſagt. Er habe ſie in Stall gelaſſen, fuhr Benz fort, und weil er ſie erkannt, habe er gleich gedacht, die ſei unten dem Waſſer entronnen und Barthli's könnte ein Unglück begegnet ſein, und als er für das Schürlein geſorgt und geſehen, daß es demſelben nichts mehr thue, ſei er daher gekommen, wie, wiſſe er nicht, das Häuschen ſei noch geſtanden, aber Noth z'wehre hätte es gethan; wenn ihm die Geiß die Beine nicht gleitig gemacht, wer weiß, ob der Alt und das Meitſchi noch am Leben wären.

He, ja, ja, man hätte eigentlich Urſache dir zu danken, aber was ſoll ich jetzt mit den Geißen anfangen, wo ſoll ich ſie hin thun? das Ställi hanget ja in der Luft und hat keinen Boden mehr und das Hüsli iſt über Ort, was ſoll ich jetzt mit den Geißen, wo wir nicht wiſſen wohin, antwortete Barthli häßig. Barthli, du biſt doch der Wüſteſt, hätteſt Urſache dem lieben Gott zu danken, daß du mit dem Leben davon gekommen, haſt ja auch die Geißen wieder und thuſt nichts als brummen und zanken, ſagte ein Nachbar. Dank du, wenn es dir drum iſt, antwortete Barthli. Jetzt noch danken für ein ſolches Wetter, wie nie eins erhört worden iſt ſeit Noahs Zeiten. Darin hatte Barthli Recht, daß in dieſer Gegend nie ein ſolches Gewitter erhört worden war, es mußten Wolken geborſten ſein vom Druck gewaltiger Waſſermaſſen, die dann über den Rücken und an den Seiten einer nicht hohen Hügelkette hin ſtürzten, wo ſie nicht wie in einem Trichter ſich fingen und gepreßt zu einem Loch aus mußten, ſondern wo von allen Seiten Abfluß war in verſchiedene Thäler, verſchiedenen Flüſſen zu, nach Oſt und nach Weſt. Barthlis Häuschen hing über der halben Höhe des Berges, die Waſſer, welche dort hinunter brachen, floſſen in ganz kleinem Raume zuſammen, und doch brachten ſie über hundert Centner

ſchwere Steine zu Thale, trugen unter Barthlis Hütte von einem Hauſe einen ſchweren ſteinernen Brunnentrog weg und begruben ihn weit unten im Thale tief in den Schlamm, wo er lange nicht gefunden wurde. Als in der That das Ställchen unbewohnbar gefunden wurde, ſagte der gutmüthige Benz, den Barthli's ſchlechter Dank nicht gekränkt hatte: He, weißt was, das Meitſchi ſöll ſe melche, de nihme ih ſe i üſes Schürli, uf es paar Hämpfeli Futter chunts dem Meiſter nit a, und es iſt nit wyt, am Abe und am Morge cha das Meitſchi ſe cho melche.

Da ſah der Barthli den Benz an mit einem unbeſchreiblichen Blick; meinſt Bürſchli, meinſt, ſagte er. Hans, wandte er ſich zu einem Nachbar, du nimmſt mir ſie zu deinen, will ſehen, daß ich für's Freſſen ſorge. Die Nachbaren hatten Spaß und Aerger ob Barthli. Natürlich war Benzens Abferggete bekannt und wie Barthli geſagt, er wüßte nicht, für was er einen Tochtermann nöthig hätte.

Natürlich hielten es alle mit Benz. Die Antwort ward zum Sprichwort, und wenn man Barthli einen Streich ſpielen konnte, ſo ſparte es ſicherlich niemand. Er war eben eine bei der immer größeren Abgeſchliffenheit der Menſchen, der immer größer werdenden Menge ohne Gepräge immer ſeltener werdende Perſönlichkeit, vor der man eine Art Reſpekt hat und doch, ſo oft man ſie ſieht, lachen muß und Luſt verſpürt, ſie zu helfen oder zum Beſten zu halten.

Nein, Barthli, nein, ſagte Hans, Platz für deine Geißen habe ich nicht und wenn ich hätte, ſo ſchickten ſie ſich nicht zuſammen, meine Geißen ſind gar zu dumm und deine ja witzig wie ein Rathsherr. Die wird gewußt haben, warum ſie da hinauf zu Benzens Schürli lief. Sei nicht dümmer jetzt als die Geiß und laß ſie gehen mit Benz. Und daneben glaube ich, wir haben das Wetter deinetwegen leiden müſſen. Unſer Herrgott wird dir haben zeigen wollen, für was man einen Tochtermann brauchen kann. Oeppis dumms e ſo,

brummte Barthli, üſe Herrgott wird ſih ſellige Sache achte! Für e Geiß z'ſah braucht man kein Tochtermann zu ſein, das kann jeder Maulaff, und für ein ſolch Wetter wird man ſo Gott will keine Hülf mehr brauchen, es iſt genug, wenn man eins erlebt, wie dumm wär's deretwegen e Tochtermann anzuſtellen, für e Sach die nimme chunt, was ſoll me mit em ne ſälige Mulaff afah? Wenn Hans d'r Kolder macht, ſo nimmſt du mir ſie, Niggi, nicht wahr? ſagte Barthli zu einem andern Nachbar. Nein, Barthli, nein, brauch Verſtand, denke, was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nit ſcheide. Junge, fahr mit dene Geiße dr Berg uf, ſu hört das G'ſtürm uf.

Benz begriff das, rief Züſeli, das begreiflich nicht weit davon ſtund, zu: Um ſechſi, hörſt, iſt g'futtert und wird g'melche, chaſt mache, daß d'ufmagſt und d'obe biſt, nachher b'ſchließe ih wieder und chöntiſch nit yche, u jez milch g'ſchwing, was noch da iſch, ſu chan ih fahre, muß gah zur Waar luege. Züſeli that das geſchwind und ſchweigend ab, und Benz ſagte auch nicht viel, wahrſcheinlich befaßten ſie ſich mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. Und als gemolken war, folgte ſtolz mit hoch empergehobenem Haupte, wie wirklich ein Rathsherr es nicht beſſer gekonnt hätte, die Ziege ohne Widerſtand Benz nach, als ob ſie wüßte, was ſie verrichtet hätte. Luſtig tanzte das Gitzlein um ſie herum, accurat wie ein achtzehnjährig Meitſchi, wenn es vernimmt, es gäbe nächſtens eine Hochzeit, wo es Brautjungfer ſein müſſe und dann tanzen könne nach Herzensluſt und dann vielleicht, man kann nicht wiſſen, einen Mann auflesen und dann wiederum eine Hochzeit und dazu eine noch luſtigere, denn Braut ſein iſt doch noch luſtiger als Brautjungfer ſein, oder iſt Bratis eſſen nicht beſſer als Bratis riechen — wir fragen!

Morgen wirſt dich kaum verſchlafen, Meitſchi! lachte Niggi. Daneb vergiß nicht, was dein Alter mit Schein noch nicht weiß, daß, was Gott thut, wohlgethan iſt. Als es an-

fing zu donnern und als die Waſſerbäche kamen, da dachteſt du nicht daran, was die Sache für einen Austrag nehmen würde. Züſeli vergaß es aber auch nicht und ſelbe Nacht ſchlief es nicht, verſchlief ſich am Morgen nicht. Die ganze Nacht ſtund der geſtrige Nachmittag vor ſeinen Augen als wie ein großes bewegliches Gemälde. Es dachte nicht, es ſchaute nur, fühlte die Angſt rieſeln durch Mark und Bein, es war ihm das Herz eingeklemmt, daß es oft kaum Athem hatte, und doch war ihm wohl dabei, es war ihm, als ob hinter dem Graus die Sonne ſtehe und bald ſchöner als nie ſcheinen werde und die Greuel verklären und alles vergehen bis an Benz und Geiß und Gißlein und ſonſt noch allerlei. So lag es da und ſah, was vor ihm ſtund, bis es ung'ſinnet graute draußen. Dann machte es ſich auf leiſe, um den Alten nicht zu wecken, der gar tapfer ſchnarchte.

Der hatte auch lange nicht ſchlafen können, aber daran nicht ſo wohl gelebt wie ſein Meitſchi, im Gegentheil ſehr ſchlecht. Er war zornig über den lieben Gott und über ſeine Nachbaren, rechnete ſeinen Schaden nach und ärgerte ſich über die Schadenfreude. Er hätte nicht geglaubt, daß die Menſchen ſo ſchlecht ſein könnten, ihm ein ſolch Unglück noch zu gönnen, das G'ſpött mit ihm zu treiben und mit einem ſolchen Schnürfli gegen ihn zuſammenzuſpielen. Aber wohl, denen wolle er vor der Freude ſein, die müßten ihn nicht auslachen. Morgen wolle er gehen und die Geiß melken, das werde kein Hexenwerk ſein, und g'ſetzt, er brächte die Milch nicht alle heraus und die Geiß würde wüſt thun, ſo werde das nicht alles zwingen und ſie hätten doch dann nichts zum Lachen. Er ſei geſtraft genug mit dem Hüsli, das er müſſe plätzen laſſen, das Meitſchi müſſe ihm nicht noch heirathen obendrein, er wolle nicht zwei Unglück auf einander, wo eins größer ſei als das andere. Er wälzte Verſätze in ſeinem Gemüthe, groß, wild, trüb, faſt wie die Waſſerwogen am geſtrigen Abend. Und mitten drein ſchlich der Schlaf, gaukelte ihm

immer Wilderes vor, band ihm leise die Glieder, drückte ihm die Augen zu, entriß ihm das Bewußtsein, blies ihm die Einbildungskraft noch einmal tapfer an und ließ dann das mit einander machen; weiß Gott, wo Barthli war, in welchem Welttheil oder gar im Himmel oder der Hölle, als sein Meitschi ihm davon lief und zwar noch lange ehe es sechs Uhr war.

Diesmal war der Himmel nicht trüb, wie er sonst oft ist nach solch gewaltigen Ergüssen, in klarer Bahn ging die Sonne, und frisch und schön war es auf Erden, wo die Wasser gestern nicht gehauset; wo sie gewüthet, war es fürchterlich. Züseli hatte Mühe, zum Wasser zu kommen, wo es gewöhnlich mit Hülfe eines alten zwilchenen Lumpens Toilette machte und dabei eine schönere Haut hervorbrachte, strahlender vom Bache kam, als je eine Hochgeborne von ihrer Toilette und deren tausendfältigem Kram von Seifen, Pomaden, Essenzen, Bürsten, Kämmen, Zangen und Scheeren und anderlei unnennbaren Dingen. Diesmal, vielleicht zum ersten Mal, war es Züseli dran gelegen anzuwenden und sich so schön zu machen als möglich mit Hülfe von Wasser und dem zwilchenen Lumpen, der einer dahingegangenen Kutte des alten Barthli entstammte. Der gewöhnliche Weg zum Bach war fortgerissen, es rutschte hinunter, kam nicht bloß zum Wasser, sondern in's Wasser und weit mehr als nöthig und ihm lieb war. Ueberdem war das Wasser trüb und häßlich und mörderlich kalt. Desto mehr wandte Züseli an, desto kräftiger drehte es seinen Lumpen aus, fing wieder von vornen an, und als es mit Vorsicht am zerrissenen Uferrand emporstieg, erschien es oben lieblich und glänzte fast wie der Morgenstern oder wie die Morgenröthe, wenn sie das Haupt der großen Jungfrau im Berneroberlande verklärt. Davon aber wußte Züseli denn doch nichts, hatte nicht einmal einen Spiegel, um sich über den Erfolg seiner Anstrengungen zu vergewissern, dachte auch nicht daran, sondern nahm das Milchgeschirr und eilte damit den Berg auf. Es möchte sich verspäten, das war seine Sorge. Gar zu un-

gerne hätte es gehabt, wenn Benz geglaubt, es seie e fule Hung. So ein Meitschi wie Züseli setzt seinen Stolz in Arbeitsamkeit und Arbeitsgeschick, es hat keinen Begriff davon, daß man mit Klavierspielen und Affektiren zu einem Mann kommen könne. Es sucht dahin zu kommen, daß die Leute sagen: Der ist g'fellig, wo das bekömmt, von wegen es ist ein b'sunderbar werchbar Mensch, versteht alles wohl und dreht sich des Tags nicht bloß einmal.

Doch lief das Meitschi nicht in gleichem Schritte bis oben. Der müsse doch nicht meinen, daß es ihm so pressire, daß es nicht warten möge, bis es bei ihm sei, er könnte sonst meinen, wie viel ihm an ihm gelegen sei.

Benz war schon fertig mit Melken, als Züseli daher kam. Hast Zeit, sagte er, hätt nit lang meh g'wartet, bei uns steht man des Morgens auf und nicht erst Mittags. Züseli wollte diesen Vorwurf nicht leiden, begehrte auf, da mäkerte es im Stall zweistimmig, die Thiere hatten seine Stimme erkannt, und als sie es sahen, thaten sie zärtlich, daß Benz das Wasser im Munde zusammenlief. Die Alte stund an Züseli auf und leckte ihm das Gesicht, das Kleine stieß ihn's mit dem Kopf und tanzte ihm um die Füße.

Seh, gieb das Melchterli, sagte er, so kömmst nicht an's Melken. Aber so meinte es die Alte nicht, sie wollte ihm nicht stille halten, ihn gar nicht dulden, eines so groben Kerli's war sie nicht gewohnt, Züseli mußte sein alt Amt verrichten. Wie hätte die alte Geiß erst gethan, wenn der alte Barthli an ihr hätte rupfen wollen!

Unterdessen gewann Benz des Gitzleins Freundschaft mit einigen Handvoll schönen Grases, so daß, als Züseli fertig war und dem Gitzlein auch flattiren wollte, dasselbe in große Verlegenheit kam, von wem es sich eigentlich rechtmäßig sollte flattiren lassen, und schön war es anzusehen, wie Benz und Züseli an dem verlegenen Gitzlein wetteiferten im Flattiren, jedes dem andern zeigen wollte, daß es doch am schönsten und

wirkſamſten flattiren könnte. Da hätte man gar nicht glauben ſollen, daß eins oder das andere von ihnen preſſirt ſei. Am Ende mußte es doch geſchieden ſein, was ſeine Noth hatte und zwar eigentlich wegen den Geißen, die mit Gewalt Züſeli nach wollten und mit Mühe in die Trennung ſich fügten. Das freute Züſeli ſehr. Siehſt du, ſagte es, ſie haben mich doch noch lieber als dich. Ich habe es mit allen Thieren ſo, mit den Hühnern und den Katzen auch. Die Thiere wiſſen's, wer wohlmeinig iſt oder nicht, und können die Liebe erzeigen wie Menſchen und d's Gunträri auch. Aber mein Gott, was wird der Vater ſagen, daß ich ſo lang mache, adie, und fort war's. Benz ſah ihm nach und ſchüttelte den Kopf. Iſt das trümpft oder ſonſt g'ſtochen, ſagte er. Meint es dann, die Thiere haſſeten mich, weil die alte dumme Geiß mich nicht wollte melken laſſen? Wohl, das will ich anders b'richten und zwar ſchon dieſen Abend.

Als Züſeli heimkam, war Barthli eben am Erwachen, grunzte bedenklich und hob mühſam ſein ſtruppicht Haupt aus dem Bett empor. Als er das Meitſchi angezogen ſah, ſagte er: Mach d's Morge, drwyle will ich gehn und melche, bis d'fertig biſt, bin ich wieder da.

Vater, es iſt g'mulche, ich bin wieder da, und wenn ihr auf ſeid, iſt d's Morge fertig. Was da der Alte für ein Geſicht machte, und wie er mit dem Meitſchi brüllte, was es ſo hätte zu preſſiren gebraucht, ſeit wann man nach Mitternacht melke, und was die Leute ſagen würden, was es für ein wüſtes, mannſüchtiges Meitſchi ſei, man kann es ſich kaum vorſtellen. Züſeli vertheidigte ſich mit der Abrede und mit der Zeit, und wie kein Menſch was Böſes denken werde, ſie wären ja dabei geweſen, wo man die Sache abgeredet u. ſ. w. Aber das half alles nichts, denn der Alte war eine von den glücklichen Naturen, die auf keine Einrede achten, immer fort reden in einem Zuge, und antworte man oder antworte man nicht, es kommt auf Eins, ſie thun als hätten ſie keine Oh-

ren; selbst der Stand der Sonne und wäre auch der Mond neben ihr gestanden überzeugten ihn nicht, daß er sich verschlafen habe. Es geschah ihm sonst nicht, daher hielt er es für eine Unmöglichkeit, es schien ihm viel natürlicher, daß ob dem gestrigen Wetter die Sonne sturm geworden, daher den rechten Weg verfehlt, daher sich verspätet hätte. Es ist gut für einmal, sagte er endlich, zum zweiten Mal wirst du nicht melken da oben.

Nach schöner Landessitte erscheinen bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen u. s. w. nähere und fernere Nachbaren mit passendem Werkzeuge, schaffen den Schutt weg, machen was Noth scheint, nicht bloß unentgeltlich, sondern viele bringen noch Lebensmittel mit und nicht bloß für sich, sondern auch für die Geschädigten. So geschah es auch am Montag nach dem verhängnißvollen Sonntag im rueßigen Graben.

Die ersten erschienen schon, während Barthli noch haderte mit seinem Meitschi; dadurch neugierig gemacht vernahmen sie leicht von den nächsten Nachbarn des Haders Grund und Ursache. Es gab Stoff zum Lachen und der arme Barthli war verkauft und verrathen, keiner hielt es mit ihm, alle waren gegen ihn. Als man sich gehörig umgesehen, wurde Rath gehalten, wo anzufangen, was anzugreifen sei. Barthli redete stark von seinem Häuschen, das vor allem herzustellen sei.

Selb meine er auch, sagte eine Stimme hinter ihm, und als Barthli hastig sich umdrehte, stand Benz hinter ihm, hoch die Schaufel auf der Achsel, als Abgeordneter seines Meisters. Bist auch schon da, was hast du dein Maul drein zu hängen, was geht das dich an, schnauzte Barthli ihn ab. Hättest daheim bleiben können, wirst doch nit viel verrichte. E, e, Barthli, rief ihm ein Nachbar zu, vergiß nicht, was er gestern verrichtet hat, und allweg geht's den Tochtermann was an, wie es des Schwähers Häuschen geht. Er ist es einmal noch

nicht, brummte Barthli und drehte Benz den Rücken zu, als ob er ihn sein Lebtag nicht mehr ansehen wolle.

Vor allem aus räumte man die Gräben und Straßen, verschaffte dem Wasser freien Lauf, kurz schaffte da, wo ein wachsender Schade war. Ob der fleißigen Arbeit läutete es Mittag bald hier, bald da von einem Kirchlein her, man merkte, daß man hungrig war, denn so ein Mittagsläuten ist für die Landleute das Gläschen, welches die Städter zu sich nehmen, um sich Appetit zu machen. Man stieß die Werkhölzer in die Erde, suchte sein Säcklein mit dem Vorrath, suchte ein schattig Plätzchen, eine Küche, das eine oder das andere sich wärmen zu lassen, z. B. Milch, wer sie nicht kalt vertragen konnte. Am meisten sammelte man sich um Barthli's Häuschen, welches Schattseite lag und große Bäume in der Nähe hatte. Züseli hatte voll auf zu thun mit Wärmen und Leihen von allerlei Geschirr und sollte dazu Bescheid geben auf gar allerlei Reden, grobe und feine, und daß Benz nicht weit von der Küchenthüre war, versteht sich von selbst. So gab's viel Lachens, und Züseli wußte wirklich nicht, wo ihm der Kopf stund, es summste und surrete ihm in den Ohren, als ob es den mächtigsten Schwindel hätte. In Angst suchte es Allen, die was wollten, zu entsprechen, hatte daher nicht Zeit, Rede zu stehen, höchstens hie und da zu einer kurzen Antwort, hörte das Meiste nicht, was geredet wurde, und das gefiel den Leuten. Es sei ein recht Meitschi, sagten sie, öppe nit es uverschamts und alätzigs, behülflig und gutmeinig, es gefiel ihnen am ganzen Leib besser, als der alte Korber am kleinen Finger, und es wäre schade, wenn das nicht bald heirathete.

Nimm's, hieß es dann zu Benz, nimm's, sust nimmt's e Andere. Oeppe der hübschist Schwäher bekommst nit, aber was frägt man des Schwähers Hübschi nah, si ist mängist noh drzu e uchumligi Sach, b'sungerbar, wenn er Wittlig ist u sust e Vogel. D's Meitschi ist allweg e Ma werth öppe

wie du, d'Geiße nit gerechnet, dem Hüsli iſt ſih öppe nit viel z'achte. Seh, Alte, du heißeſt uns dann z'Hochzeit cho, es wird doch e Niederſinget gäh? U ſchieße wei mr, wenn d's Pulver zahlſt, daß me im Äärgäu glaubt, d'Franzoſe chöme. Grob antwortete der Alte, und je gröber er's gab, deſto luſtiger ging's.

Zum Glück ging es Nachmittags wie üblich, wo Gottes Hand mächtig gewaltet über den Menſchenkindern, eine große Menge von Leuten kam daher, die Verheerungen zu betrachten. Aus Neugierde kamen ſie, und die meiſten gingen mit Erbauung, denn auf ſolchen Stätten ſieht der Menſch am klarſten ſeine Ohnmacht und des Herrn Gewalt, ſolche Stätten predigen am gewaltigſten: Ich bin der Herr und ſonſt keiner mehr, der ich dem Licht rufe und ſchaffe die Finſterniß, ich, der Herr, thue dieſes Alles. Dann kommt Erbarmen in viele Herzen und mancher ſchöne Batzen fließt in die Hand der Geſchlagenen, und manche Gabe wird hergeſandt in den folgenden Tagen.

Als es Barthli war, als ſei er in einem Wespen- oder gar Hurnuſſenneſt, ſah er einen alten Bauer unweit von ſich ſtehen, der auch gekommen war, das Unglück zu ſehen, und eben Barthli's Häuschen betrachtete. Er war ſein Schulkamerad geweſen und was noch mehr ſagen will, mit ihm erſt zum Herrn gegangen und dann zu des Herrn Tiſch, in die Unterweiſung, dann zum Nachtmahl. Das alte trauliche Verhältniß war geblieben, der reiche Hans Uli war Barthli's treuſter Gönner. Zu dem flüchtete ſich Barthli.

Kömmſt auch mein Unglück zu ſehen, ſagte er. Warum mußte ich das erleben und noch dazu mit dem Leben davon kommen, was ſoll ich mehr auf der Welt? Was habe ich, als böſe Leute und böſe Tage! Nit, nit, Barthli, verſündige dich nicht, ſagte der Bauer, haſt Urſache, dem lieben Gott zu danken, daß es dir noch ſo leicht abgegangen. Aber du biſt immer der Gleiche, ſiehſt immer nur, was zu klagen iſt, und

nie wofür zu danken wäre, bist übrigens nicht der Einzige, haben es noch Viele wie du, aber das ist eben lätz. Aber was habe ich dann da zu danken? frug Barthli, d's Hüsli halber fort und d's Herz voll Verdruß und e Zorn, daß ih ne nit verwerche mah und wenn ih hundert Jahr alt würd. Ih möcht doch de da frage, was da b'sunderbars g'danke sy sött?

Du bist ein wüster Barthli, weißt es nur, sagte der Alte. Wie leicht hättest können um das Meitschi kommen, die Geißen kriegtest auch wieder, das ist d'Hauptsach, um's Hüsli und die paar Bohnenstauden ist nicht viel g'fechte, und du weißt nit, warum danke? Wüßt nit, warum ich zu danken hätte, wenn man mir meine Sache ruhig läßt und mir nicht nimmt, was mein ist. Da hätte ich ja nichts zu thun, als zu danken und jedem Hund zu scharwenzeln, der mich nicht frißt. Aber g'klage habe ich, wenn mir Einer, sei's wer es welle, nimmt, was mein ist, und dazu muß ich mich lassen ausspetten, daß es mich vor Zorn fast versprengt. Daß es keine Frömmigkeit mehr giebt auf der Welt, sagte ich schon lange, aber daß es so schlechte Leute geben könnte, hätte ich doch nicht gedacht.

Was ist dir geschehen, ward dir etwa noch gestohlen? frug der Bauer. Aparti g'stohle nit, antwortete Barthli, aber mehr als g'stohle. Da ist so ein wüster Schnürfli, der will für s'Tüfels G'walt Tochtermann werde, und d's Meitschi, die Täsche, hets wie die andere, es hätt nichts dagegen, ich glaub gar, es wär ihm noch anständig. Und wie das unter die Leute kam, weiß ich nicht, aber da hält mir ein jeder Lausbub den Tochtermann vor, rühmt ihn an spottsweise, preisen ihn dem Meitschi an und hetzen den Lümmel an's Meitschi und der stolpert ihm nach, und dem muß ich zusehen und wie das Meitschi keinen Verstand hat und keine Scham, es wär sonst über alle Berge und die ersten Tage thäte es niemand hier sehen. Und statt dessen bleibt es da, ja denk Hans Uli, giebt ihm sogar Bescheid und wartet ihm. Es wird doch

nicht der ſein, wo die Leute ſagen, er habe euch das Leben gerettet und die Geißen hätten ihn ſo gleichſam herbeigerufen? fragte der Alte.

Wohl, grade der iſt's. Meinethalb hätte er gar nicht zu kommen brauchen. Und ſei es ihn oder ſei es ihn nicht, ſo brauche ich keinen Tochtermann, zwei Unglück auf einander will ich nicht, es iſt genug, wenn ich Koſten haben muß für das Hüeli z'plätzen, und nicht weiß wo das Geld hernehmen, ich will noch nicht auf alles hin auch einen Tochtermann, für daß er uns die Speiſe, wo wir längs Stück d's Halbe mehr nähmen, vor dem Maul wegfreſſe. Ich ſagte es ihm, ich brauche keinen Tochtermann, wir könnten alles ſelber eſſen, und er thut nichts darum, will es zwängen, dä Uſfath. Aber wegem Rette mag ich nichts hören, es war nicht halb ſo gefährlich. Es hat nicht ſein ſollen, darum kamen wir davon, wenn es hätte ſein ſollen, ſo würde der Kerli wenig dran haben machen können, hätte lange können brüllen. Jetzt hinten drein iſt's kommod ſich zu rühmen, was man alles gethan.

Hör, Barthli, du biſt ein wüſter Mann und thuſt ungattlich, es kommt dir ſo nicht gut, zähl darauf. Den Burſchen kenne ich wohl, er iſt ein guter z'werche und danebe e freine Schluſi und huslich, grad einen beſſern findeſt nicht, und wenn du mußt bauen laſſen, ſo wirſt es erfahren, wozu du einen Tochtermann brauchen kannſt, ſagte Hans Uli.

Nun begehrte Barthli erſt recht auf, was er ſinne mit dem Bauen, z'wegmache z'Noth, daß d'Geiß nicht erfriere, das werde ſein müſſen, aber von mehr ſei keine Rede. Ein Kreuzer, den du verplätzeſt, iſt g'ſchändet, ſagte Hans Uli. Geh den Bauern nach um Holz. Wenn du ſchon ein wunderlicher Barthli biſt, daß es kei Gattig hat, ſo haſt doch gut Lüt, kriegſt Holz mehr als genug, und wenn du das haſt, koſtet dich der Reſt nicht mehr viel, hundert oder zweihundert Thaler iſt aller Handel, mehr als genug. Ja, ja, hundert oder zweihundert Thaler iſt bald geſagt, wenn man es hat, aber

wenn man es nicht hat, wo nehmen und nicht ſtehlen, und Schulden machen will ich nicht, wer ſollte ſie zahlen, und, wenn ich ſchon wollte, wer vertraute mir einen Batzen an?

G'ſtürm, ſagte Hans Uli. Aber hör, Barthli, weil wir einmal bei dieſem Kapitel ſind, muß ich dich doch etwas fragen, was mich ſchon lange wunder nahm. Es giebt Leute, welche guten Verdienſt haben und wenig zu brauchen ſcheinen, von denen man glauben ſollte, ſie äufneten ſich, und wenn es ange wäre, müßten ſie nothwendig reich werden. Und doch ieht man nichts davon, ſie ſind immer nöthig oder thun nöthlich, kommen nicht vorwärts, geben oft unerwartet zu Grunde. Wenn man dann unterſuchte, fand man immer ein heimlich Loch, wo der Sack rann, daß es niemand merkte. Da begriff man dann bald, wo es hielt, daß es dem ſo ging, daß er eine Eiterbeule am Leibe hatte, welche alle guten Säfte einſog und verzehrte. Gerade ſo einer biſt, Barthli, auch du. Verdient haſt ſeit vielen Jahren ſchwer Geld.

Potz wie polterte Barthli da über den Verdienſt und die Mißgunſt der Bauern, wenn ein arm Mannli nicht Hungers verreble; und lange kam Hans Uli nicht zum Fortfahren. Verdient haſt viel allweg und dem Schein nach wenig gebraucht. Im Wirthshaus ſah man dich wunderſelten, mit der Hoffahrt überthateſt du es auch nicht, deine Leute hatten es eben nicht am beſten, hatteſt ſie nicht im Salb, hätteſt ſie lieber in's Paradies geſchickt, wo man es mit Feigenblättern wohlfeil machen konnte. Jetzt, Barthli, mußt du Geld haben oder haſt ein geheim Loch im Sack, wo es rinnt. Wo haſt das, haſt etwa irgendwo jemanden, dem du es anhängſt? Aber es dünkt mich, in der langen Zeit wäre es dir an den Tag gekommen, und ich vernahm doch nie etwas der Art von dir. Glaub, es wäre dir lieber, unſer Herrgott hätte nur einer Gattig Leute erſchaffen ſtatt zweier Gattig.

Nun begehrte Barthli wieder ſchrecklich auf über ſolche Verleumdungen und Zumuthungen und wie reiche Bauern nie

glauben könnten, daß arme Leute so ehrlich sein könnten als die reichen Schindhunde, und er werde ihn doch nicht, mit einem Fuß im Grabe, zu einem schlechten Manne machen wollen. Er solle es probiren, wenn er könne, aber er wolle sich wehren, wie man's nicht denken sollte. Aber in unerschütterlicher Ruhe stund der Alte vor dem belfernden Barthli und entgegnete endlich: Und sag mir, was du willst, so ist's, wie ich sage. Ich habe zu lange gelebt, als daß ich mich so leicht anders berichten lasse. Entweder, Barthli, hast ein geheimes Loch oder lange mehr Geld als für ein neu Hüsli nöthig ist, und anders berichtest du mich nicht.

Los neuis, knurrte Barthli, winkte seinem alten Kameraden und ging mit ihm weit hin auf einen freien Platz, wo weder Baum, noch Strauch, noch Graben war, daß jemand unbemerkt hätte lauschen können.

Da stund er still und sagte: Hans Uli, du bist ein schlauer Mann, hätte es nicht geglaubt. Ja, was Recht hast du, aber schlecht sollst du mich nicht machen. Du weißt, wie das Weibervolk ist, wo es an einem Orte einen Batzen schmöckt, möchte es zwei brauchen. Nit, meine Frau selig war nicht die schlechteste und d's Meitschi könnte auch noch schlechter sein, es laufen Gottlob viele herum, die dreimal schlechter sind als es, aber wenn sie nit geng hätte müsse glaube, wir pfiffen auf dem letzten Löchlein, es weiß ke Hung, wi si tha hätte. Darum that ich immer nöthlich, und wenn ich einen Kreuzer Geld hatte, so ließ ich sie es nie merken, sondern that just am nöthlichsten. Aber wo kamst mit dem Gelde hin? frug Hans Uli. Ich will es dir wohl sagen, antwortete Barthli, aber du mußt mir bei deiner Seele Seligkeit versprechen, es keinem Menschen zu sagen, und hältst du es nicht, soll deine Seele keine Ruhe haben im Grabe, sondern umgehen müssen eine Ewigkeit nach der andern. Einmal als ich von einer Stör heim kam, wo ich, wie meine Alte wußte, ein Büscheli Geld bekommen, plagte sie mich wie-

der bis auf's Blut um warme Strümpfe für ſich und wegen Lederſchuhen für's Meitſchi, es wäre mir nichts übrig geblieben, wenn ich alles hätte nachſagen wollen, was ſie mir vorgeſagt, und hätte ich nicht nachgeſagt, ſo hätte ſie es ſonſt genommen, ſie ließ ſich nichts einſchließen, und behielt ich etwas im Sack, ſo erlas ſie mir Nachts die Hoſen. Ich will ihr nichts Böſes nachreden, denn daneben war ſie huslich, aber das war dir Eine, wo man wußte, daß man eine Frau hatte. Das müſſe ändern, dachte ich, und als ſie einmal beide einen ganzen Tag fort waren, machte ich unter dem Bett ein großes Loch, ſtellte einen Kübel hinein und machte die Laden ſchön wieder zu, daß man es nicht merkte, wenn man es nicht wußte. Dort war es am ſicherſten, denn wir zogen das Bett nie hervor, und unter daſſelbe kam man z'Noth mit dem Beſen. D'Frau ſelig merkte es auch nicht, aber manchmal g'ſchirrete ſie mit mir aus, daß ich heimlich Geld verbrauche, und wollte wiſſen womit. Aber ich hatte ein gut Gewiſſen und hielt ihr die Stange. Da iſt nun ein ſchöner Schübel Geld und allweg mehr als genug zum Bauen, aber es reut mich, es iſt eine harte Sache und dann noch einen Tochtermann obendrauf, es iſt mir nicht zu helfen, denk doch auch, Hans Uli, und noch dazu ume ſo ne Benz!

Aber, Barthli, wie dumm, aber Barthli, was trägt dir das Geld unter dem Bett ab, hätteſt es ausgeliehen, hätte es dir Zins getragen, ſagte der Bauer. Oeppis dumms e ſo, ſagte Barthli, meinſt, wenn man gewußt, daß ich Geld hätte, ich hätte es können bei einander behalten! Erſt dann hätten ſie recht an die Sache thun wollen, und d'Bube wäre dem Meitſchi erſt recht nachgeſtrichen, hätte mir d's Hüsli voll g'ſchnüfelt und d's Meitſchi hochmüthig g'macht, hätt's nit könne erwehre und hätt nüt als Kummer gehabt, ich müßte es verliere, bekomme es nicht wieder. Dä Weg hatte ich es doch, konnte, wenn niemand in der Nähe war, es g'ſchauen und hatte große Freude, wenn ich dachte, was die Manne, wenn

ſie nach meinem Tode kämen das Hüsli zu erleſen, ſagen würden, wenn ſie ſo viel Geld beim alte Korber finden würden.

Wie hätten ſie aber Geld finden wollen, wem wäre in Sinn gekommen, unter deinem Neſt Geld zu ſuchen? frug der Alte lachend. O, antwortete Barthli, dafür habe ich geſorget, ſo dumm bin ich denn doch nicht. Sieh da in meinem alten Kalender, den ich immer bei mir trage, ſteht geſchrieben, gerade vorn drin, es hat's mir ein Schulkind müſſen drein machen: Manne ſuchit, ſo werdet ihr finden! Und wenn ſie es nicht gefunden hätten? frug Hans Uli. O ſövli dumm Manne wird man doch ſo Gott will nie an Gemeindrath wählen, die, wenn es ausdrücklich heißt, ſuchit, ſo werdet ihr finden, nicht ſuchten, bis ſie es hätten. Aber und wenn das Waſſer heute noch ein wenig mächtiger gekommen und dir das ganze Hüsli ſammt dem Kübel weggenommen hätte? und dann? He nu, ſagte Barthli, wenn üſe Herrgott d's Wüſteſt alles an mir machen will, ſu mach er, wenn dann die Leute über nüt chöme und alli nüt meh hei, ſo iſt er ſelber ſchuld und kann's meinethalben haben und denken: ſelber tha, ſelber ha. Danebe wird es ihn ſelbſt gedünkt haben, er habe mich genug geplaget, es ſei Zeit lugg zu laſſen. O Barthli, Barthli, was biſt du für e Chriſt! Du wirſt nie wie ein anderer Menſch und wenn du alt würdeſt wie Methuſalem. Aber jetzt komm, wir wollen das Hüsli g'ſchaue und abrathe, was zu machen und wo allfällig ein neues abzuſtellen ſei.

Das geſchah. Es ließen ſich noch andere Bauern herbei; Gönner, denen Barthli die Weiden fleißig ſtumpete, unterſuchten die Sachlage; allgemein war die Anſicht, am Hüsli ſei nichts zu plätzen, um einen jeden Nagel ſei's ſchade, den man einſchlage, zu bewohnen ſei es kaum mehr, höchſtens bei ganz trocknem Wetter, regne es zwei Tage hinter einander, ſo rutſche wahrſcheinlich die ganze Paſtete in den Bach hinunter. Ein neu Hüsli, wie Barthli es mangle, ſei bald auf

dem Platz, wenn man einander helfe, es zur Noth bewohnbar zu machen, im Frühjahr könne man dann vollständig ausbauen. Die kundigen Bauern machten Voranschläge über das nöthige Holz von allen Sorten und sicher richtigere als manche Zimmerleute, die nicht selten ihren Bauherrn dreimal falsch rechnen, sie dreimal in der Welt herum senden nach fehlendem Holz und vielleicht zum vierten Male, weil sie einen Theil des Holzes zu dünn behauen, den andern zu kurz verjägt. O, es giebt große Künstler unter den Zimmermannen!

Barthli war ganz wie verstaunet, wie die Bauern die Sache ihm so rasch und klug z'weglegten und ob seinem Gutmeinen, wo er nicht gedacht, daß ein solches zu finden sei in Israel. Aber, wie gesagt, er war eine Persönlichkeit, man konnte sich auf ihn verlassen und über ihn lachen, und beides ist dem Bauer gleich anständig.

Plötzlich fuhr er auf, fing mörderlich an zu fluchen und wollte davon. Was hast, hat dich ein Wespi gestochen, frug ein Bauer und hielt ihn mit starker Hand. Laß mich gehen, rief Barthli sich sträubend, dort läuft das Donners Täschli schon wieder, wart, dem will ich die Haut salben, aber nit mit Oel! Man sah hin, wo Barthli hinzeigte, und erblickte ein Meitschi, welches mit Milchgeschirr in der Hand den Berg aufging. Barthli hatte nicht gemerkt, wie es bald Abend werde, und das Melken vergessen. Züseli mußte ja exakt sein, sonst hätte Benz glauben können, es sei nichts nutz, und wollte den Vater nicht stören in seiner wichtigen Unterhaltung und war, als die Zeit um war, gegangen, begreiflich eher zu früh als zu spät.

He, sagte Einer, das ist ja dein Meitschi, es wird die Geißen melken wollen. Das soll es eben nicht, wollte sie selbst melken, es soll mir nicht mehr da zu dem Hagel auf den Berg. Wollt der Teufel hätte die Geißen gebeit und den Hagel daza. Laß mich gehen, die müssen nicht Freude haben, mich zum Narren zu halten; denen will ich, ja wolle!

Es merkten jetzt Alle den Handel, lachten herzlich, ließen aber den Barthli nicht laufen. Bleib du nur, zwängst doch nichts, erläubst sie nur, was willst wehren, wirst den Naturlauf nicht ändern, und gönnst dem Meitschi den nicht, nimmt's einen Andern, der zehnmal ärger ist. Es ist schon manchem Alten so gegangen, er wollte dem Meitschi den Rechten nicht lassen, nachher kam ein Anderer, und der Alte hätte sich die Finger vor abbeißen mögen aus Verdruß, daß er es das erste Mal gewehrt. Denk, wenn du Werkleute bekömmst, was die für Rustig mitbringen, wo der Teufel nicht sicher ist, verschweige ein Meitschi. Wie viel wöhler bist dann, wenn das Meitschi am Schatten ist, als wenn du es hüten solltest Tag und Nacht. Daneben kömmt dir der Tochtermann kommod in allen Theilen, hilft dir zur Sache sehen, und während du jetzt bald mit den Weiden machen mußt, ist er daheim und sieht, daß gearbeitet wird und nichts verpfuscht. Kurz, man sprach ihm von allen Seiten zu, aber stellte sein Brummen nicht, brachte seine Einwilligung nicht heraus.

Derweilen stieg Züseli, unbekümmert um die diplomatischen Unterhandlungen, den Berg auf, aber nicht langsam. Oben stund Benz unter der Stallthüre. Komm, sieh meine Kühe, ob die mich kennen oder nicht, sagte er zum Willkomm, ging mit der Läcktäsche den Kühen nach und gab ihnen das übliche Gläck oder Salz, eins von beiden. Das war nun wahr, aller Augen sahen auf ihn, alle Köpfe drehten sich nach ihm, und, kam er in die Nähe, tieben sie sich die Köpfe an ihm, er war der wahrhaftige Löwe im Stall, um den sich alles drehte, es war wirklich zum eifersüchtig werden, wo irgendwie Anlage dazu da war. Gäll, sagte er, die kennen mich auch, so gut als dich deine Geißen, sie wissen es aber auch, daß ich es gut mit ihnen meine, und lieben mich deretwegen. Ja Späß, sagte Züseli, d's Gläck lieben sie, dir würden sie wenig nachfragen ohne Gläck. Das nahm Benz übel, es gab Händel zwischen ihnen, Händel, wie sie

gewöhnlich enden zwiſchen ſolchen Perſonen, ohne Schläge und ohne Schelten. Benz wollte wiſſen, ob er ohne Gläck nicht lieb ſein könne, und Züſeli behauptete, ſeine Geißen flattirten ihm viel uneigennütziger und zärtlicher als die Kühe dem Benz. Darob hätte Züſeli bald das Melken verſäumt, wenn ihm nicht der Vater eingefallen wäre. Ach Gott, was wird der Vater ſagen, rief es erſchrocken aus und machte ſich alsbald an die Arbeit. Nun fing Benz vom Vater an und wollte wiſſen, warum er ihm eigentlich ſo z'wider ſei, hätte doch nicht Urſache, z'Leid tha hätte er ihm nichts, d's Gegentheil. Er müſſe anfangen zu glauben, Züſeli weiſe ihn auf, warum, das begreife er auch nicht, er meine es ehrlich und wäre noch immer gleichen Sinnes, wenn d's Hüsli auch nicht mehr drei Kreuzer werth ſei. Es ſei ihm doch dann nicht hauptſächlich wegem Hüsli gſy, wenn d's Meitſchi nit gſy wär, er hätt' em Hüsli nit ſövli nachg'fragt und er wetts noh jetz. Eine Reiche bekomme er doch nicht, er müß auf eine Arbeitſame und Huslige luege, und danebe auch uf eine, wo man Freud habe, bei ihr zu ſein, und ke wüſte Hung, und dereiwegen wett er Züſeli, wenn der Alt nit ſo wüſt thun wollte. Danebe könnte er jetzt erfahre, daß ihm ein Tochtermann kommed komme, für das Hüsli helfe z'weg z'mache, wenn's möglich ſei, öppe Koſten ſollte es nicht viel geben, er verſtehe ſich auf mehr, als man ihm anſehe.

Nein wäger iſt das nicht wahr, daß ich den Vater aufgreiſet, ich wüßte nicht warum. Wenn es mir g'ordnet iſt z'heirathen, warum ſollte ich es nicht thun, und wenn mir ein Armer g'ordnet iſt, was hülf wehre? Und wenn es mir nicht g'ordnet wär', was wett ih uf ene Rychе warte, ſellig luege armi Meitli nit a für's Hürathe. Daneben, wenn ich auch nicht viel mehr habe, bin ich doch nicht brüchig, kann's mit wenig mache und mit Arbeiten fürchte ich keine. Der Vater hat mich dazu gehalten, daß es eine Art hatte. Drnebe biſt m'r nit unanſtändig. Wüſt thun kannſt zwar auch, aber

was will man, das iſt Mannevolks Art, es macht ja jeder was er kann. Nein, gewiß nicht, Benz, den Vater habe ich nicht aufgreiſet, ſonſt frag ihn ſelbſt, wenn du mir nicht glauben willſt.

Man kann's machen, aber zuerſt ſchlag ein, du wolleſt mich, ſagte Benz und ſtreckte ſeine Hand aus, und Züſeli ſchlug zwar nicht ein, gab aber ſittig und ohne Zögern die Hand, was wohl gleich viel zu bedeuten hatte. Sie wurden räthig, Benz ſolle morgen früh vor dem Melken hinunterkommen und fragen. Und will dann das alt Kudermannli nicht, ſetzte Benz hinzu, ſo mache ich beim — was gut iſt.

Dieſe Unterhandlungen hatten ziemliche Zeit verzehrt. Züſeli erſchien faſt ſchlotternd vor dem Vater, war jedoch nicht ſo dumm, ſich zu entſchuldigen, ehe es angefahren wurde, was immer das beſte Mittel iſt, ſich ein hartes Donnerwetter auf den Hals zu ziehen. Aber der Alte ſagte nichts, er munkelte bloß, brummte allerlei Unverſtändliches, daß Züſeli nicht wußte, war er bei Treſte oder nicht oder waren dies Präparationen auf eine gründliche Abwaſchung ſeiner Sünden. Es machte daher, daß es zu Bette kam ſobald möglich, es wußte aus Erfahrung, daß man die ſchärfſten Predigten um ſo leichter erträgt, je beſſer man ſchläft. Am Morgen früh kam richtig Benz und wollte eine Rede darthun, aber kaum hatte er angefangen, fuhr zu ſeiner Verwunderung der Alte ihn an: Schweig mit dem G'ſtürm, weiß ſchon, was d'witt, es mangelt des Redens nüt, wenn's wottſt, ſo nimm's. Aber daß du dich ſtellſt und hilfſt und nit meinſt, du ſygiſt ume Freſſes t'wege da, es muß g'ſchaffet ſo jetzt, wenn m'r vor em Winter unter Dach wei. Züſeli hörte das drinnen und erſchrack. Mein Gott, was hets em Vater gäh, iſt er vrhürſchet im Kopf? Endlich vernahmen ſie den Beſchluß, daß das Hüsli neu gebaut werden müſſe, und daß man Barthli g'richtet, dabei wäre ein Meitſchi übel zu hüten, dagegen ein

Tochtermann kommod zu brauchen. Darum Benz den Dienſt aufſagen und ſich alsbald hermachen müſſe, ſonſt nehme er einen andern.

Wie es Einem iſt, wenn man aus dunkelm Keller plötzlich in die Sonne tritt, werden wohl die Meiſten erfahren haben. Gerade ſo war es den beiden, die ſo plötzlich zu Brautleuten wurden ohne Sturm, Blitz und Donner, ſie wußten nicht wo ſie waren, ſtunden ſie auf dem Kopf oder auf den Füßen. Darum glotzte Benz den Alten mit großen Augen an und behielt z'leerem den Mund offen, bis der Alte ſagte: So, jetzt iſt's dir nicht recht, laß es hocken, es giebt drei für einen. Da wurde es Züſeli drinnen todtangſt, jetzt könnte es noch fehlen, es taget Meitſchine immer am erſten, wenn es um's Heirathen zu thun iſt; es kam ganz wie von ungefähr zur Thüre aus, wünſchte guten Tag, damit kam Benz die Sprache wieder, mit wenig Worten wurde die Sache richtig und Benz ganz feurig, wollte an's Abbrechen des Häuschens hin, ſobald er die Kühe gemolken. Mit Mühe war er zu b'richten, mit Abbrechen ſei es frühe genug, wenn man zum Aufrichten z'weg ſei, wo ſie hin ſollten unterdeſſen? Benz ließ ſich endlich b'richten, obſchon er es lange im Kopf hatte, eine proviſoriſche Hütte aufzuſchlagen im Walde wie die Zigeuner. Wenn d's Hüsli verbrannt wäre, was wollten ſie anders? frug er. Es iſt drum nit verbrannt, antwortete der Alte. Das ſchlug dann Benz, denn darauf wußte er nichts zu antworten.

Barthli hatte keinen Begriff von Bauen, Benz nicht viel, dagegen begriff er leicht, was Verſtändigere riethen, Barthli gar nichts, er fragte immer nur nach den Koſten, und wenn dieſelben drei Kreuzer überſtiegen, jammerte er, als ob es um ſeinen letzten Heller ginge. Der alte Hans Uli mußte ſich der Sache annehmen, angeben, wie das Hüsli ſein müſſe, mit den Meiſtern accordiren u. ſ. w. Holz wurde ihm verheißen mehr als zur Genüge, unentgeltlich zu-

geführt, auch Steine führten benachbarte Bauern gerne ohne Lohn.

Bräuchlich ist's, daß, wenn man auch nicht eigentliche Fuhrmähler anstellt, man doch den Fuhrleuten nach dem Abladen etwas von Wein oder Schnaps und Käs und Brod giebt. Da hatte man mit Barthli seine liebe Noth. Wenn er mit einem Kreuzer ausrücken sollte, that er, als ob er sich hängen wolle. Züseli hatte seine schwere Noth. Die Donners Bauern vermöchten es besser als er, Wein und Schnaps zu zahlen, die thäten ihre Knechte daheim füttern, die Knechte hätten nichts nöthig in der Zwischenzeit. Sie hielten ihm nichts darauf, thäten es ihm auslegen als Hochmuth und Verthunlichkeit. Nun achtete sich Züseli besser dessen, was die Leute sprachen, und Benz wußte aus eigener Erfahrung, wie es die Knechte hatten und was sie erwarteten, beide kannten die öffentliche Meinung, also das Urtheil des Publikums, welches ihrer wartete. Sie besserten nach Vermögen nach, Benz gab dabei seine ganze Baarschaft hin. Barthli schien das nicht zu sehen, sah es aber doch, und es lächerte ihn gar herzlich, daß er den Tochtermann schwitzen lassen und ihm sein Geld abpressen konnte, statt daß es sonst umgekehrt der Fall ist. Da wär's wohl gegangen, aber es kam Barthli noch was ganz Anderes, wo weder Benz noch Züseli ihm helfen konnten.

Maurer und Zimmermann hatten die Arbeit in die Hände genommen, keiner von ihnen hatte überflüssiges Geld, die Gesellen noch weniger, wollten, wenn nicht Vorschuß, so doch alle acht Tage den Lohn, zudem war es ihnen nicht zu verargen, wenn sie wissen wollten, ob die Arbeit ihnen wirklich auch bezahlt werden würde. Sie klopften bei Barthli ganz unverdächtig an. Am Freitag kam der Maurer und sagte: er möchte gerne wissen, wie es mit dem Zahlen sei, damit er sich rangiren könne. Morgen müsse er seine Gesellen auszahlen, und wenn er das Geld gleich hier haben könnte, so

brauchte er nicht welches mitzunehmen. He, bring nur Geld, antwortete Barthli, es düecht mih, du ſollteſt erſt anfangen, ehe du ſchon wollteſt zahlt ſein. Ich muß meine Körbe auch erſt verkaufen, wenn ſie fertig ſind, und nicht, wenn ich dran hingegangen. Der Maurer zog ein flämiſch Geſicht, ſagte: Es iſt in allem ein Unterſchied, du mit den Körben kannſt es machen wie du willſt, kannſt ſie behalten, wenn ſie dir niemand bezahlt, aber was ſoll ich mit der Arbeit machen, wenn ſie einmal gemacht iſt an deinem Hüsli, die kann ich nicht mehr brauchen. Daneben iſt's nicht, daß ich ſo uſe ſei mit Geld und ſövli hungerig, wenn man nur immer wüßte, daß es einmal käme, ſo könnte man ſchon zuweilen Geduld haben. He, wenn du meinſt, du werdeſt nicht bezahlt, ſo kannſt ja machen, was du willſt, du wirſt nicht der einzige Maurer ſein auf Gottes Erdboden, ſagte Barthli. Barthli hätte es wahrſcheinlich nicht ungern geſehen, wenn alle Arbeiter davon gelaufen wären, denn das Bauen war ihm alle Tage widerlicher. Das Donnerwerk werde am Ende zahlt ſein müſſen, und er möchte doch wiſſen, was er davon hätte. In der alten Hütte wäre es ihm lange wohl geweſen, aber üſe Herrgott habe dies ihm nicht gönnen mögen, räſonnirte er.

Am folgenden Morgen trat ihn der Zimmermann an mit ſeinem Spruch. Was ich dir ſagen wollte, ſprach er, ich ſollte neuis vo Geld ha für de G'ſelle könne uſz'warte, ih bi uff. Hätt y zzieh, aber es wott nit ygah, es iſt bös mit d'm Geld, es iſt nie ſo gſy, ih glaub' es ſchlüf i Bode. Gäll du machſt z'weg; wenn's Fürabe is, ſött ihs ha, öppe zwanzig Gulde oder was, oder wenn es dir gleich iſt, ſo mach gleich hundert, ih bruche dih de am andere Samſte nit z'plage.

Potz Himmelblau und Türkenbund, wie da Barthli auffuhr, als wollte er eines Satzes in Himmel hinauf! Er frug den armen Zimmermann, ob er ein Narr ſei oder ſonſt ſturm; er werde meinen, er könne mit ihm machen was er

wolle, weil er nur ein arm Mannli ſei, aber er ſei am Lätzen, lebendig laſſe er ſich nicht ſchinden. Er ſolle da einziehen, wo man ihm ſchon lange ſchuldig ſei, ſelb ſei billig, und nicht da, wo er die Arbeit nicht einmal z'grechtem angefangen.

Der Zimmermann ſchlotterte aber nicht leicht, mit Worten ſchoß man ihm keine Löcher in den Leib, er erklärte rundweg, am Abend müſſe er Geld haben, und rückte Barthli nicht aus, nehme er ab, und Barthli ſehe ihn einſtweilen nicht wieder. Barthli ſagte ebenſo kurz: E mach was d'witt, und dachte dazu, geh du nur, mir iſt's das Rechte, kannſt lange warten, ehe ich dich heiße wieder kommen.

Als es Feierabend wurde, ſuchten die Meiſter den Bauherrn, aber fanden ihn nicht, Züſeli und Benz wußten nichts von ihm, er war verſchwunden. Da brach großer Zorn aus, worob Benz und Züſeli ſehr erſchracken, als ſie den Grund davon vernahmen. Sie ſollten erſt heirathen, wenn das Häuschen bewohnbar war, und wann käm's dazu, wenn die Meiſter aufpackten und mit all ihrem Werkzeug weiter zogen? Sie boten allem auf, die Meiſter zu begütigen, und Benz verſprach, für Geld zu ſorgen, wenn der Alte nicht geben wolle. Sie glaubten nicht, daß er dieſen Augenblick ihnen begegnen könne, denn viel Geld hätten ſie nie bei ihm bemerkt, aber vielleicht ſei er eben um Geld aus und habe noch keines bekommen können. Wenn er keins bringe, ſo wolle er, Benz, für welches ſorgen zur Noth, er wiſſe, wo er bekomme. Endlich ſetzten ſich die Meiſter, verſprachen am Montag wieder zu kommen, aber unter dem heitern Vorbehalt, daß in der nächſten Woche Geld auf den Laden müſſe. Als es dunkelte, kam Barthli heim. Die jungen Leute hatten ſein mit Bangen geharrt, ja Züſeli ſogar daran gedacht, er könnte ſich ein Leid angethan haben, weil er um Geld gedrängt worden ſei und keins gehabt hätte. Aber in ſeinem Geſichte war keine Spur von Leid, und als die Jungen ihm

jammerten, zog er die Maulecken z'weg und ſagte: G'ſchäch nüt Böſers, er wett er g'jäch ſe nie meh angers, als am Rücken u de noh vo wytem. Natürlich ließen dies die beiden nicht ſo kaltblütig hingehen, aber Barthli ſagte eben kaltblütig: He nu ſo de, ſu machits angers, we der cheut, und ging ſchlafen.

Am folgenden Morgen hatte Hans Uli, der alte Bauer, einen ſtrengen Tag und ſagte mehr als einmal, das hätte man davon, wenn man ſich eines Menſchen annehme, Plag vom Tüfel. Wenn er nicht dächte, das ſei eben d's Tüfels Bosheit, um den Menſchen es gründlich zu erleiden, etwas um Gotteswillen zu thun, er hätte längſt mit der Geiſel vom Leib gejagt, wer was von ihm gewollt, Rath oder Geld oder ſonſt Hülf. Es kam ihm nämlich am Morgen, er hatte kaum noch Schuhe an den Füßen, der Zimmermann, begehrte mit ihm auf, daß er ihn hinein geſprengt und in großen Schaden gebracht, er werde ſich jedoch an ihn halten, mit ihm habe er accordirt. Aber ſo hätten's die Donners Bauren, ſie hülfen gerne mit Worten, wo nichts koſteten, aber d'Sach ſolle ein Anderer machen, und wenn ſie ſo einen armen Handwerker hineingeſprengt, ſo hätten ſie des Teufels Freude dran und lachten den Buckel voll.

Kaum hatte er ſich vom Zimmermann los gemacht, ſtieg der Maurer daher und noch viel zorniger, an einem Fuß hätte man ihn gradaus halten können, ſo ſteif hatte ihn der Zorn gemacht. Hans Uli ward wärmer und fertigte den Mauter etwas unglimpflicher ab. Er ſagte ihm, es ſei unanſtändig, gleich die erſte Woche Geld zu wollen von einem armen Mannli, einem reichen hätten ſie es kaum gemacht. Uebrigens ſollte er wiſſen, daß er, Hans Uli, noch niemanden hinein geſprengt, und wenn er nicht gewußt, daß ſie bezahlt würden, hätte er ihnen die Arbeit nicht angetragen. Es ſei aber gut für ein ander Mal, ſie ſollten künftig ſeinetwegen keinen Kummer mehr haben. Dieſe Worte kehrten den Maurer wie einen

Handſchuh, er ließ ſich nieder wie ein Strohfeuer, ſagte, es ſei nicht böſe gemeint, er ſolle ihm die Worte nicht bös aufnehmen, es ſeien ſo ſchlechte Zeiten, das Geld ſo rar, daß er oft nicht wiſſe, wo nehmen und nicht ſtehlen, und ſeine Geſellen müßten den Lohn haben, es vermöchte keiner zu warten. Wenn die Erdäpfel gefehlt, müßte man alles kaufen, da läng kein Geld. Wenn doch üſe Herrgott nur die Erdäpfel wieder einmal g'rathen ließe, es dünke Einen, die Leute ſollten ihn doch aſe erbarme, b'ſunderbar die arme King.

Hans Uli wurde es heiß um's Haupt. Schön g'redt wär das, ſagte er, aber nicht witzig. Unſer Herrgott wird wiſſen, was ſer macht. Er wird einmal zeigen wollen, wer Meiſter iſt, und woher alles kommt. Das wißt gerade ihr nicht, Meiſter Maurer, und bis ihr es erkennet, wird er die Noth wohl ſtehen laſſen. Gerade du biſt auch einer von denen, welche Tag für Tag die Reichen verfluchen und Rache predigen gegen ſie, als wären ſie an allem ſchuld, und an unſern Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, denkſt du das ganze Jahr nicht. Und wenn du ihn auch in's Maul nimmſt, ſo iſt's zungefähr, als ob du einen Knittel in die Hand nehmen würdeſt, es iſt nur um deinen Nächſten zu treffen. Und, weil ich doch dran bin, ſo will ich dich noch fragen, warum ſollte ſich Gott der Menſchen erbarmen, da ſie ſich unter einander nicht erbarmen. Ja, ſagte der Maurer, da habt ihr ganz Recht, das iſt gerade auch meine Meinung. Da läßt man ganze Haushaltungen verrebeln und verhungern, und kein Menſch erbarmet ſich ihrer und wenn man es noch ſo wohl hätte und ſo ring könnte. Ja, Maurer, du haſt Recht, du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen und wer erbarmet ſich am allerwenigſten? He, die, wo es am beſten könnten, ſagte der Maurer.

Sag lieber, die wo es am erſten ſollten, Vater und Mutter. Maurer, ich will dir deine Sünden nicht vorhalten, und deine Kinder werden kaum hungrig vom Tiſch gegangen

ſein, daneben weiß ich's nicht. Wenn es aber wäre, wer wäre ſchuld als du, du könnteſt ein hablicher Mann ſein, aber deine Naſe koſtet dich zu viel, du hängſt alles an ſie. Es wäre beſſer, du ſorgteſt für grüne Pflanzplätze ſtatt für eine blaue Naſe. Und deine Frau ſtaffirt ihr älteſt Meitſchi aus, es iſt eine wahre Schande, hergegen die jungen Kinder läßt ſie barfuß laufen und in armen Hüdelene halb erfrieren. Was haſt dann erſt für Geſellen und wie erbarmen ſich die ihrer Kinder, für ein Gläslein Schnaps jagten ſie dieſelben dem Teufel barfuß zu, und will ſie wer anders zum Guten halten, ſo brüllt ihr, als ob man ſie an's Meſſer ſtecken wollte, und achtet es einem Raube gleich, wenn man für ihre Seele ſorgen will. So iſt es, Maurer, daß es du nur weißt, und wenn ihr wollt, daß unſer Herrgott Erbarmen erzeigen ſoll, ſo müßt ihr darum thun. Ja und Andere auch noch, ſagte der Maurer. Und alſo ſoll ich Geld bekommen, auf wann kann ich rechnen, damit ich mich darnach rangiren kann? In der andern Woche kannſt zu mir kommen, da ſollſt Geld kriegen im Verhältniß zur Arbeit, aber auf Vorſchuß zähl nit. Daren hab ich noch nichts geſagt, wenn ich nur ſchon hätte, was ich verdient, ich wäre z'friede, antwortete der Maurer unwirſch und fuhr ab mit Geräuſch.

Kaum war er fort, erſchien Benz in großer Noth. Sein Meiſter konnte mit Geld ihm nicht helfen, er hatte es in dieſem Augenblick wirklich ſelbſt nicht. Jetzt was machen? Drauf und dran war Hans Uli, Benz klar Waſſer einzuſchenken und ihm zu ſagen, wo Geld zur Genüge ſei. Indeſſen, er hatte Stillſchweigen gelobt, tröſtete ihn beſtens mit der Verheißung, daß zu rechter Zeit Geld da ſein werde, er ſolle ſich nur nicht ängſtigen.

Kaum war der fort, kam Hans Ulis Tochter aus der Kirche und ſagte, Barthlis Züſeli laſſe ihm dr tuſig Gottswille anhalten, er ſolle Nachmittags hinaufkommen, es wiſſe ſeines Lebens nichts mehr anzufangen, es wollte am liebſten,

es wäre sechs Schuhe unter dem Herd. Es hätte briegget, es hätte einen Stein erbarmet, man hätte die Hände unter seinen Augen waschen können. Wer kommt wohl noch, sagte Hans Uli, jetzt hätte ich es bald satt.

Doch es kam niemand mehr, Barthli hütete sich wohl der Fünfte zu sein, er hatte ja auch nichts zu fragen oder zu klagen, war froh, wenn niemand des Häuschens wegen etwas zu ihm sagte. Es war Hans Uli z'wider, am Sonntag blieb er am liebsten daheim und lebte wohl an der Sabbathsruhe auf dem Bänklein vor seinem Hause. Er wußte aber wohl, daß Barthli in seinem Eigensinn nicht zu ihm kommen würde und wenn er ihn sieben Mal kommen hieße, darum machte er sich gegen Abend auf, dem rueßigen Graben zu. Barthli erschrack, als er Hans Uli sah. Hätte er ihn früh genug erblickt, er wäre nicht mehr zu finden gewesen. Als Hans Uli ihn bei Seite hatte, begann er ihm den Text zu lesen und zwar scharf.

Keine Manier sei es, sagte er, wenn man es gut mit ihm meine, dann zum Dank mit solchem Koldern Einen zu plagen. Er hätte ja Geld mehr als genug, warum nicht zahlen, was er schuldig sei, einmal müsse es doch geschehen, oder ob er sich einbilde, es sei einer auf der Welt Narrs genug, es für ihn zu thun? Er solle machen, daß morgen Geld da sei, er solle denken, wie ungern er selber es habe, wenn man ihn von einer Stör unbezahlt entlasse. Barthli wand sich wie ein Aal zwischen Brummen und Flattiren, meinte, Hans Uli solle verstrecken, er habe so an's Bauen gesetzt, ohne ihn hätte er es nicht unternommen, er habe ihm ja gesagt, er habe viele gute Leute, darum habe er sich auch darauf verlassen, er werde ihm verschießen, nach und nach könne er es wieder abverdienen.

Hans Uli stund fast auf den Kopf ob solcher Rede: Aber hast du mich dann angelogen, als du mir sagtest, du hättest einen versteckten Schatz und darin mehr als genug

für ein Häuschen? fuhr er ihn an. Wäger nicht, ſagte Barthli. Aber wie ſoll ich aus dem Kübel Geld nehmen? Tags kann ich nicht, da ſtürmt Alles aus und ein, Nachts kann ich nicht, da merkt es d's Meitſchi, es iſt nit z'mache, wäger nit! Und warum ſoll es das Meitſchi nüt wüſſe? frug Hans Uli und ſtellte Barthli handgreiflich die Dummheit vor, den Schatz den jungen Leuten länger verheimlichen zu wollen. Nichts dagegen hätte er, wenn er denſelben des weitern nicht austrommeln ließe. Aber Barthli war wie ein beinerner Eſel, that keinen Wank. Erſt ſtellte er ſehr beredt die nachtheiligen Folgen für die jungen Leute vor, wenn ſie den Schatz entdecken würden. Alle Laſter thäten ſie kriegen, ſagte er, würden hoffährtig, hochmüthig, verthunlich, Uhüng in alle Wege.

Als Hans Uli ihm daraus nichts gehen ließ und ſagte: Und dann nachher, wenn du todt biſt, was dann? Es iſt doch beſſer, du legeſt das Geld jetzt z'Nutzen an, als ſie kriegen es nach deinem Tode, jetzt kannſt du wehren, biſt todt, kannſt nichts mehr dazu ſagen, — ſagte Barthli: Und hör uf, u ſäg was d'witt, es nützt dih alles nüt, un ih thues nit, u vo dem Geld bruche ih nüt u nimme nüt drvo! Soll ih vrgebe bös gha ha u mih g'freut, was d'Manne ſäge werde, wenn ſi d's Geld finde, u wie d'Lüt d'Naſelöcher ufmache werde, wenn's heißt, dä alt wüſt Korber het e ganze Kübel voll Geld hinterlah, wer hät das glaubt, wer hätt's dem agſeh? Er wird nit ſo dumm gſy ſy als me ne drfür agluegt het. U das alls ſoll nüt ſy, und all my Freud vrgebe! Nei bim Donner, Hans Uli, das muth m'r nit zu, das thue nih nit, lieber will mih noh hüt henke, de cheu ſis de morn füreleche, ih bi doch de gſtorbe, u d'Sach geit wie nih däicht ha.

So was war Hans Uli wirklich nicht vorgekommen, er erſchrack faſt ob ſolchen Reden, er kannte Barthli mit ſeinem Eigenſinn und wußte, wie ſolche Leute ſo leicht etwas zu

Gemüthe faſſen und ſo ſchwer es nehmen, daß es ſie zum Aeußerſten bringt. Es war von Barthli freilich eine ärgerliche Wunderlichkeit, aber ſie berührte ſeinen Lebenszweck und war ſeit Jahren eingewurzelt, ſein ganzes inneres Leben ging in ihr auf, ſo daß Hans Uli dachte, da könnte Einer ſich übel verfehlen und etwas zwingen, woraus er ſich ſein Lebtag ein Gewiſſen machen müßte.

Er kapitulirte lange, lange mit Barthli hin und her, bis endlich dieſer ſagte: Es kommt mir ja nicht drauf an, ſei der Kübel unter meinem Bette oder ſei er in deinen Händen, aber ich will nicht wiſſen, wie viel darin iſt, will nichts daraus nehmen, die ſchönen Stücke, die ich drein gethan, kann ich nicht d'raus nehmen, und d's Meitſchi und ſein Löhl ſollen nichts darum wiſſen. Es wüßte kein Menſch, wie die thäten, vor dem Vollmond wär alles fort, die Lumpenleute würden noch ſagen, es ſei mir recht geſchehen, und tapfer mich auslachen. Aber nun die Arbeitsleute, wer ſoll die zahlen? frug Hans Uli. Du, wer anders, antwortete Barthli, nimm du es draus. Selb iſt mir z'wider, ſagte Hans Uli, und zuerſt müßte gezählt werden, was drinnen iſt. G'hörſt, fuhr Barthli auf, von dem will ich nichts wiſſen und nicht was du ausziehſt, und wenn ich was verdiene und bei Seite machen kann, will ich es dir geben. Den Lumpenleuten kannſt du es dann einmal ſagen, wo der Barthli mit dem Gelde hingekommen.

Dem Hans Uli war dieſer ſeltſame Handel ſehr zuwider, und wäre Barthli nicht der alte Schulkamerad geweſen, derſelbe wäre nicht zu Stande gekommen. Hans Uli erbarmte ſich, wurde mit Barthli endlich räthig, derſelbe ſolle den jungen Leuten ein paar Batzen geben und ſie in's Wirthshaus ſchicken, dann, wenn's finſter ſei, den Schatz in Hans Uli's Haus ſchaffen, derſelbe ſolle ihn geheim halten, bis Barthli ſterbe, und für den Fall, daß Hans Uli früher ſterben ſollte, es irgendwo vernamſen, wem das Geld gehöre und was

mit zu machen sei. Barthli brachte das Geld. Aber wie es verabredet war, machte Hans Uli es nicht, durch zwei vertraute Männer ließ er das Geld zählen und legte ihre Bescheinigung oben drauf.

Die jungen Leute hatten sich sehr verwundert über Barthlis noch nie erlebte Großmuth und hätten das Opfer kaum angenommen, wenn Hans Uli, der dabei war, nicht gesagt, sie sollten es nehmen, wenn der Vater es geben wolle, es könnte vielleicht lange gehen, bis den Alten wieder so was ankäme. Es sei ein Zeichen der Zufriedenheit, und solche dürfe man nie ausschlagen. Sie sollten ihm fürder treu sein und von der Bürde das schwerere Ort auf ihre Achseln nehmen, sie seien jung und sollten auch stärker sein als Siebenzigjährige. Sie gingen endlich, aber Züseli war immer das Weinen z'vorderst. Das sei eine Aenderung vor dem Tode, es könne es nicht anders einsehen, sagte es. Hans Uli hätte lange einreden können, wenn dem Vater nicht etwas Uebernatürliches angekommen wäre, denn was er nicht im Kopf gehabt, das hätte ihm kein sterblicher Mensch hineingebracht, kaum der Herrgott.

Am Montag stellten die Arbeiter sich ein mit kühnen Gesichtern, auf denen geschrieben stand: Wart du alter Schelm, dir wollen wir es zeigen, wenn du heute nicht ausrückst. Der Maurer mochte fast nicht warten bis am Abend, um zu erfahren, wie es stehe, es versprengte ihn fast vor Ungeduld. Ehe es noch recht Abend war, trat er den Barthli an mit der Frage: Und jetzt wotst füre mache oder nit, möcht's gerne wissen? Wer hat gesagt, daß es heute sein müsse? frug Barthli. Hans Uli hat es verheißen, antwortete der Maurer. He nu, wenn es der verheißen hat, warum fragst du mich? Geh zu Hans Uli, der wird schon halten, was er versprochen. Erst begehrte der Maurer auf, er wolle seinem Gelde nicht nachlaufen und wahrscheinlich um nichts und wieder nichts. Wenn Barthli einen Narren haben wolle, so solle er sich einen

eisernen machen lassen. Benz, dem es natürlich himmelangst war, beschwichtigte so gut er konnte und am wirksamsten mit dem Bescheid, daß Hans Uli gestern da gewesen und sicher eine Abrede werde getroffen worden sein. Der Vater könne nicht rechnen, kenne keine Zahl und das Geld übel, so werde Hans Uli die Zahlungen übernommen haben. Kann sein, meinte der Maurer, aber warum sagte der alte Schalk es nicht? Wenn er es so machen will, so soll es dem eingetrieben werden. Und warum wollt ihr mich plagen, sagte Barthli, nicht acht Tage arbeiten ohne Bezahlung? Probirt mih z'trybe, es wird sih de scho zeige, wer z'letzt Meister wird.

Wir glauben, Barthli mit seiner zähen Schlauheit wäre Meister geworden, war aber nicht nöthig. Als die Arbeiter Geld sahen und wußten, daß Hans Uli seine Hand in der Sache habe, ließen sie die Flausen fahren und förderten die Arbeit so, daß das Häuschen unerwartet schnell zu beziehen war.

Nun ließen die jungen Leute verkünden, meinten endlich glücklich am Ziel zu sein, da kam ein Neues dazwischen, eine neue Verlegenheit, an die sie nicht gedacht; es sollte bei ihnen sich so recht erwahren **per ardua ad astra**, d. h. durch dick und dünn zum Himmel. Es ist Sitte, daß man zum Hochzeithalten sich neue Kleider machen läßt. Es herrscht der Glaube, daß, sowie die Hochzeitkleider, namentlich die Hochzeitschuhe, brechen, auch die Liebe auseinander gehe. Bekanntlich halten nun in der Regel neue Kleider länger als alte, ja Viele hängen den ganzen Anzug in den Spycher, tragen denselben selten oder nie mehr und glauben auf diese Weise für eine ewig junge Liebe vollständig gesorgt zu haben. Wäre allerdings ein ring Mittel und sehr zu empfehlen, wenn es probat erfunden würde, als Universalmittel zur Erhaltung ewig junger Liebe. Es fiel den jungen Leuten ein, daß sie solche Kleider haben müßten nothwendig, besonders Züseli, aber woher das Geld dazu nehmen, ohne es zu

ſtehlen? Benz hatte das ſeine faſt ganz in Barthli's Nutzen verbraucht, Züſeli nie welches gehabt, und zwei ganze B'kleidige, ſie mochten ſo wohlfeil rechnen wie ſie wollten, koſteten immer ſchon eine Summe. Sie hätten wahrſcheinlich es machen können wie Andere, auf Borg nehmen, aber ſie ſchämten ſich deſſen und wußten, daß man auf dieſe Weiſe alles theurer bezahlen muß. Da ſie nun an eine Zukunft dachten, ſo graute es ihnen vor Schulden und unnöthigen Ausgaben.

Als Barthli einmal guter Laune ſchien, ſtütterlete ihm Züſeli ſehr, hätte ihm faſt vorgetanzt wie dem Herodes ſeines Weibes Tochter, und als er eben recht ermürbet ſchien, rückte Züſeli aus mit ſeinem Anliegen. Aber potz Himmelblau, wie gab's da plötzlich ſchwarze Wolken und wie blitzte und donnerte es aus denſelben ſchrecklich! Was ihn das angehe, begehrte er auf, er wolle es ja nicht heirathen, wer es haben wolle, der ſolle ihm auch für die Kleider ſorgen, er ſei mit einem Tochtermann geſtraft genug, er wüßte nicht, aus wes Grund er jetzt noch mit ſolchen Koſten ſolle geplagt werden; kurz er machte es ungefähr ſo wie mit den Arbeitern, hatte es mit der Tochter wie mit dem Hüsli, am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn es beim Alten geblieben wäre. Züſeli wollte ihm verſtellen, wie Benz bereits ſo viel Geld in Barthli's Nutzen verwendet, ſo manche Maaß Brönz oder Wein und anderes mehr angeſchafft u. ſ. w. Wer hat ihn geheißen, brüllte Barthli, wer ihn geheißen hat, der ſoll es ihm wieder geben. Wenn eins von euch einen guten Blutstropfen hätte, ihr kämet mir nicht mit ſolchem Anmuthen, jetzt, wo ich ſolche Koſten habe, worob ich faſt z'hinterfür g'rathe.

Wie das Züſeli weh that, beſonders wegen Benz, und wie es ſich vor ihm ſchämte, kann man denken. Es dachte oft, am Ende könne es ja auch in ſeinen alten Kleidern gehen, es werde doch an denen allein die Liebe nicht hängen. Wenn es ſein Möglichſtes thue mit Arbeiten, Huſe, Liebha und Benz die Hände unter die Füße lege, ſo könne es doch faſt

nicht glauben, daß es gestraft werden sollte für eine Sache, deren er sich so gar nichts vermöge.

Einmal als es alleine vor dem Häuchen saß, Erdäpfel rüstete und dazu bitterlich weinte, kam Hans Uli dazu und wollte wissen, was es habe. Nach vielen Ausflüchten beichtete endlich Züseli. Erst wurde Hans Uli zornig, dann lachte er und sagte: Dr Alt ist noch immer der Gleiche, den könnte man in einem Mörser zerstoßen von unten bis oben, er bliebe der Barthli und würde um kein Haar anders. Aber tröste dich, du mußt Kleider haben und Benz auch, der Alte muß zahlen, er mag wollen oder nicht, ich verrechne ihm dieses in die Baukosten. Das nit, Hans Uli, ume das nit. Ich betrog den Vater mein Lebtag nie um einen Kreuzer, obschon ich es oft nöthig gehabt wegen Hunger und Durst; jetzt will ich nicht anfangen und b'sunderbar nicht mit den Hochzeitkleidern, was hülfen neue Kleider, wenn sie mit veruntreutem Gelde angeschafft wären, ich müßte mich ja drinnen schämen, ich dürfte nicht vor auftuegen! antwortete Züseli. Du bist ein wunderlich Ding, sagte Hans Uli, und wenn du alt wirst, wirst einen Kopf haben accurat wie dein Alter, vielleicht nit so e wüste, aber uf das allerwenigst ebe so ne wunderliche. Glücklicherweise kam Barthli zufällig zu diesem Handel. Hans Uli wusch ihm tapfer die Kutteln, sagte ihm, er sei der wüsteste Alt gegen seine Kinder im ganzen Emmenthal, und wenn sie nit warten möchten, bis er aufhören würde sie anzugränneu und auszubranzen, so geschähe es ihm recht, denn er wäre selbst schuld daran. Mit diesen und ähnlichen kräftigen Redensarten brachte er es endlich dahin, daß Barthli sagte, des Tüfels Zwängs hätte er bald genug. Das werde schön herauskommen, wenn jedes Bettelmensch in Seide und Sammet z'Chilche well. Er solle machen was er wolle, es gehe zum andern, er wäre alt genug, um in solchen Sachen Verstand zu brauchen. Daneben sei es ihm ganz gleich, am Ende müßten sie denn doch sehen, wer zahle. Schulden seien bald gemacht, aber wieder geben,

das habe eine Naſe, ſie würden es erfahren. Er machte Züſeli bitterlich angſt, es wollte verzichten auf neue Kleider, aber Hans Uli tröſtete und ſagte, hoffährtig habe er die Leute nicht gerne, aber wer bei ſolchen Anläſſen nicht thue wie üblich und bräuchlich, werde ſpäter reuig oder ein Kolder, der ſein Lebtag tromfigs drin ſei. Das iſt grober Tubak, ſagte Barthli. Kannſt mit machen, was du willſt, lachte Hans Uli, ihn liegen laſſen oder ſchnupfen, es ſtößt dir ihn niemand in die Naſe.

Züſeli war ein recht ſchönes Bräutchen und hatte wirklich kindliche Freude an ſich ſelbſten, die recht rührend war. Es hatte ſich ſelbſt noch nie in einem ordentlichen Anzuge, wo alles zu einander paßte, geſehen. Wenn es ſchon zuweilen zu was Neuem kam, ſo machte das Neue das Uebrige nur älter und ſchäbiger zu ſcheinen. Es ward gar nicht ſatt, an den neuen Schuhen, den neuen Strümpfen und an einem Stück nach dem andern ſich zu ergötzen, gerade wie ein Kind bei der Weihnachtsbeſcheerung. Daſſelbe läuft um's Bäumchen, an welchem die ſchönen Sachen hängen, herum, von einem Stück zum andern, hat bei jedem neue Freude und jedesmal noch größere, als die frühern Male.

Es war aber nicht bloß an einem Tage glücklich, wie es leider Gott ſo manchem armen Bräutchen geſchieht, ſondern alle Tage glücklicher. Züſeli war, ſeit die Mutter geſtorben, an freundliche Worte gar nicht gewohnt, wenn es das ganze Jahr durch drei oder vier der Art vom Vater erhielt, ſo war es aller Handel. Nun, Benz war auch kein Zuckerſtengel, indeſſen kriegte Züſeli doch alle Tage einige gute von ihm, und die andern waren doch wenigſtens nicht böſe und ſchnauzig. Zudem ging ihm eine ſchöne Zukunft auf. Benz that zum Korben geſchickt, gab ſchon im erſten Winter dem Alten wenig nach.

Hans Uli fragte Barthli einmal: Und jetzt, wie geht's mit dem Tochtermann, weißt ihn jetzt was zu brauchen? He,

ſagte Barthli, es ging, z'arbeite iſt er e Gute und wenn er d's Korbe g'lert hätt und nit dr Tochtermann wär, es hätt m'r chönne übel gah, er mah mih bald mit dr Arbeit und es rückt ihm us dr Hand, wie wenn er ſcho lang drbi gſy wär. Aber zum Tiſch, da iſt er e Uchumlige, e Uhung, daß ih's graduſe ſäge, dk frißt d'r nit wie es arms Mannli, ſondere wie e ryche Bur, wo zehn Küh im Stall hat. O ſäg du, Barthli, ſagte Hans Uli lachend, u de du? Du haſt oft an meinem Tiſche gegeſſen, und wenn Einer mehr mochte, ich oder du, ſo warſt du es. O ja, da will ich nichts ſagen, ſo z'Ungradem oder auf der Stör, erwiederte Barthli ruhig, aber ich meine nicht das, ich meine z'Ordinäri daheim, einen Tag was den andern. Das iſt ganz was Anderes, das g'ſpürt me, du glaubſt's nit. Wohl, das glaub ich, ſagte Hans Uli, hab's auch ſchon erfahren. Oder meinſt, e Bur g'ſpürs nit o, wenn ihm Einer frißt wie angerhalbe Metzgerhung? Er wird wohl, antwortete Barthli, aber was frag ich dem nach. Er wird drfür da ſy oder wefür wär er ſuſt da? So, du biſt m'r e Luſtige, ſagte Hans Uli. Meinſt du dann, wir ſeien hagenbuchig g'füttert? Wenn drnah öpper ghörti, wie d'redſt, du bekämſt kei einzigi Stör mehr. Was frag ich den Stören nach, ſagte Barthli, wenn ih ume d'Wydli ha, ich komme viel weiter, wenn ich ſie brauchen kann wie ich will, als wenn ich ſie den Bauern verkorben muß und dabei kaum das lautere Waſſer verdiene. Aber meinſt, man laſſe dir die Wydli, da ſteckt man dir den Nagel, ſagte Hans Uli. O hä, ſagte Barthli, ſelb thut man nicht. Die Bauren begehren nicht, daß ich einmal wieder komme und in ihren Matten den Weiden nachgehe, und das thäte ich, müßt ja nachholen, was ſie mich verſäumt; ſie begehren nicht, daß ich zuſehe, wie ſie einander das Waſſer ſtehlen, oder in trüben Nächten den alten Bauren, welche auch wieder kommen müſſen, erzähle, was für Uhüng es us ihre Bube gäh heig.

Barthli's Mundſtück blieb das nämliche, aber ſeine Kräfte

nahmen sichtlich ab, die Erlebnisse im Sommer hatten sein ganzes Eingericht erschüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht. Er klagte es nicht, er hüstelte nur etwas mehr als sonst und wurde nie böser, als wenn Züseli ihm zumuthete, er solle doch was brauchen, Thee oder Doktorzeug. Er strengte sich dann nur mehr an zur Arbeit und verbarg seine Schwäche um so sorgfältiger. Einmal brachte ihm Züseli eine Halbe rothen Wein, da begehrte er über die Verschwendung grimmiglich auf, so aufgebracht hatte ihn Züseli kaum je gesehen, es fehlte nicht viel, er hätte ihm die Flasche in's Gesicht geschlagen. So lange das alte Häuschen gestanden, sei kein Wein darein gekommen, jetzt, sobald ein neues habe sein müssen, habe der Teufel seine Eier drein gelegt, und jetzt könne er schon sehen, wie es gehen werde, wenn er einmal die Augen zu habe. Aber er thäte es ihnen nicht zu Gefallen, Platz z'machen, er wolle eine Weile ihnen zeigen, wodurch es gehen müsse. Solche Reden sind aber vermessen und stehen dem Menschen nicht zu, es ist ein anderer Meister. Am folgenden Morgen war Barthli todt im Bette, aber umgedreht war ihm der Hals nicht; er schien eines ganz friedlichen Todes gestorben zu sein.

Züseli ging dieser Tod nahe zu Herzen; daß Benz trauriger gewesen als andere Tochtermänner, die einen wunderlichen Schwiegervater verloren, können wir nicht behaupten. Aber in großer Angst und Verlegenheit waren beide, wo Geld nehmen und was mit den Schulden anfangen, welche da sein mußten.

Begreiflich ging Benz alsbald zu Hans Uli, um Rath und Trost zu fassen. Geh zum Pfarrer und gieb ihn an, und mit der Gräbt macht's wohlfeil, allweg bleß eine Käsgräbt im Hause, keine Fleischgräbt im Wirthshaus. Ich werde noch manchmal Langeweile nach ihm haben, daneben ist's ein Glück für euch und ihn, daß er nicht lange krank sein mußte, das hätte eine schwere Noth gegeben, sagte Hans Uli. Benz

frug noch, wo er wohl Wein und Käs nehmen ſollte, daß ſie es am wohlfeilſten machten, er wüßte ohnehin faſt nicht, wie zahlen; ſie hätten kaum zehn Batzen Geld im Hauſe. Mit der Zeit könnten ſie es ſchon bezahlen, wenn ihnen nur jetzt jemand dings geben wollte. Warum nicht, ſag nur, man hätte euch dieſen Morgen alles verſiegelt, und geh gleich zu einem Gerichtſäß und laß wirklich verſiegeln, da darf es dir kaum jemand abſagen, ohnehin thät es kaum jemand, man iſt mit euch zufrieden, und bei ſolchen Gelegenheiten erfährt man es, was der Name macht. Als nun Benz von Weiterm noch reden wollte, ſagte Hans Uli: Geh jetzt, mach wie ich geſagt. Am Begräbnißtag am Abend komm dann mit Züſeli, ſo will ich euch über d'Sach brichte. Fürchtet euch einſtweilen nicht, ſo bös iſt d'Sach nicht.

Das war ein Troſt, aber vollſtändige Beruhigung brachte er doch nicht. Daß ſie blangeten auf den verhängnißvollen Abend, wird man begreifen. Die Nachbaren zeigten ſich recht gut gegen das junge Ehepaar, ſie boten ſich an zu wachen bei der Leiche, zu laufen für ſie, wenn ſie was zu verrichten hätten, und wenn ſie irgend was nöthig hätten, ſollten ſie es ſagen ohne Komplimente. Ihrer Lebenlang hätten ſie nicht geglaubt, daß die Leute es ſo gut mit ihnen meinten, ſagten Benz und Züſeli. Sie hatten die Menſchen noch nicht gründlich erfahren. Es iſt keine Frage, die Menſchen ſind gutmüthig, doch nicht gerne lange hintereinander, ſie ſind mitleidig, aber jemand, mit dem ſie in die Länge zu thun haben ſollten, wird ihnen ſehr leicht läſtig. Nun, ſo vom Tode bis zum Begräbniß und bei den Beſſern einige Tage darüber, da geht es ſchon.

Es kamen noch viele Leute mit Barthli zu Grabe und an der Käsgräbt führten ſich alle beſcheiden auf, allgemein war die Rede, die jungen Eheleute hätten einen böſen Anfang und müßten zur Sache ſehen, wenn ſie g'fahren wollten. Den Nachmittag füllten ſie mit Waſchen und Fegen, und

am Abend machten sie mit schwerem Herzen zu Hans Uli sich auf.

Dort mußten sie erst essen und trinken, ehe Hans Uli an die Geschäfte wollte. Es kam ihnen vor, als seien sie am Henkermähli, und erst als der Alte sah, daß nichts mehr runter wollte, führte er sie in's Stübli. Dort lagen Papiere auf dem Tische und in der Mitte war ein alter wüster Kübel und was drinnen. Züseli mochte gar nicht hinsehen, was es sei, aber es dachte, sellig Sache putze man sonst fort, ehe man fremde Leute in ein Gemach führe. Die Papiere enthielten Rechnungen und Quittungen über den Bau. Herr Jeses, wie viel! seufzte Züseli aus gepreßtem Herzen, das wird e Usumm mache! Ho, sagte der Alte, es macht sich, man hausete so viel man konnte, man hätte leicht d's Halb mehr brauchen können, und fertig seid ihr noch nicht. Wenn ihr machen lassen wollt, was nöthig ist, so kostet es noch einen Büschel Geld, und ich wollte es fertig machen. Es ist nichts wüster anzusehen und nachtheiliger, als so unausgemachte Häuser. Läßt man sie einmal liegen, so bleiben sie liegen, solche Häuser werden nie mehr ausgemacht, aber z'plätzen hat man an ihnen fort und fort, so lange sie stehen.

Aber wie viel würden wir dann schuldig, das wir verzinsen müßten? fragte Benz mit beklommener Stimme. Der Vater selig mußte nichts verzinsen und konnte es kaum machen. He, sagte Hans Uli, rechnet selbst, es werden ungefähr dreihundert Thaler ausgegeben sein, und mit hundert Thalern läßt sich noch viel machen, wären also zusammen vierhundert Thaler. Es kostet mehr, als ich anfangs dachte, aber ich dachte, es sei besser, d'Sach gleich recht zu machen. Wie viel macht das Zins? frug Züseli halblaut. He, sechszehn Thaler macht's, wenn man das Geld schuldig ist. Sechszehn Thaler im Jahr! seufzte Züseli. Es ist schon ein Geld, wer es zahlen muß, sagte Hans Uli, aber ihr müßt es nicht zahlen, ihr seid mir das Geld nicht schuldig, es war Barthli's Geld.

Da ſtunden beide und hielten das Maul offen. D's Vaters? fragte endlich Züſeli. Ja, d's Vaters, ſagte Hans Uli, und ſeht, da iſt noch mehr, und ſomit ſchob er ihnen den wüſten Kübel dar, nahm das Papier weg, welches drin lag, und faſt halb voll grober Silberſtücke war er. Da verſchmieten beide faſt und Züſeli ſah den Alten an mit einem Blicke, als ob es ſagen wollte: Warum hältſt du uns zum Beſten? Sieh mich nur an, Fraueli, ja es war eueres Vaters Geld, jetzt iſt's euer Geld; und nun erzählte ihnen Hans Uli den Hergang, gab ihnen das Papier zur Hand, auf welchem von den Männern verzeichnet ſtand, wie viel ſie im Kübel vorgefunden, woraus ſich ergab, daß der beſſere Theil noch vorhanden war.

Sie ſtunden da, daß es wohl kein großer Unterſchied war zwiſchen ihren Geſichtern und dem Geſicht, welches Loths Weib machte und das man noch in der Kirche zu Dobberan, freilich etwas verblichen, ſehen kann, als es hinter ſich ſah und die brennenden Städte ihm in die Augen fielen; indeſſen der Ausgang war anders. Züſeli's Geſicht verſteinerte nicht, kriegte zuerſt Leben, und Waſſerbäche ſtrömten aus ſeinen Augen, daß der Vater ſo bös gehabt und ſo viel Geld, daß er ſich nichts gegönnt und nur für ſie gehauſet, daß ſie es nicht gewußt und nichts für ihn gethan, nicht den Doktor geholt oder ihm wenigſtens doch eine Laxirig oder andern Zeug gegeben hätten. Nun, ſagte endlich Hans Uli, es freut mich, daß du daran ſinneſt und z'erſt pläreſt und nicht jauchzeſt. Daneben höre jetzt mit Plären auf und plage dich nicht zu faſt mit dem Kummer, er habe ſeine Sache nicht gehabt. Er wollte es ſo, und das war ſeine Freude, und wie das Sprichwort ſagt: es habe jeder Narr Freude an ſeiner Kappe, ſo iſt's meine Meinung, daß man ihm dieſe Freude nicht ſtöre, das iſt ſein Wohlleben, und wenn er euch jetzt geſehen und euere Geſichter, ſo hätte es ihn gelächert wie ſein Lebtag noch nie. Dieſe Freude wollen wir ihm wohl gönnen, aber

nicht mehr, andere Leute brauchen nicht zu verſtaunen über Barthli's Schatz. Wenn es auf mich abkäme, ich ließe davon nichts unter die Leute. Daneben macht was ihr wollt, dir, Fraueli, wäre das ein ſchwer Zumuthen.

Benz ſagte, er danke für den Rath, er ſei ganz der Meinung, die Leute wären jetzt ſo gut, wenn ſie vernähmen, wie reich ſie geworden, würden ſie mißgünſtig. Das Beſt werde ſein, daß ſie Land kauften, daß ſie eine Kuh halten könnten. Da lachte der Alte herzlich, ſagte endlich: Häbs nit für ungut, aber das wäre gerade das Dümmſt. Meinſt nit, es nähme die Leute wunder, woher du das Geld hätteſt, wenn du dich plötzlich ſo auftießeſt? Doch d'Hauptſach iſt die: Du willſt ein Korber werden und das iſt recht, du ſiehſt, es hat ſeinen ſilbernen Boden. Aber was ihr verdient, was die Haushaltung koſtet, überhaupt wie das Haushalten geht, das wißt ihr nicht. Jetzt hürſchet nicht alles durcheinander, meinet, es möge ſich alles ergeben, alles erleiden, auf welche Weiſe die meiſten Weibergütlein dahin gehen, man weiß nicht wie, und wo man obendrein noch Trom und Boden verliert. D's Hüsli laßt ausbauen, dann hüſelet fort ungefähr ſo wie bisher. So erfahret ihr genau, was ihr verdienet und was ihr braucht, ob ihr übrig habt oder z'wenig, und d's Vaters Geld laßt einſtweilen ruhig, als ob es gar nicht da wäre. Läßt Gott euch geſund, ſo werdet ihr ohne Zweifel mehr verdienen als brauchen, daraus könnt ihr euch nach und nach Sachen anſchaffen, und deren braucht ihr viel, denn ihr habt von allen Sachen nichts, in mancher Bettlerhaushaltung hat man mehr. Unterdeſſen laßt das Geld arbeiten, man findet ihm ſchon Platz, daß es hier herum nicht bekannt wird. Seid ihr dann durch eure Arbeit gut in Stand gekommen, im Handwerk b'rühmt und b'liebt, dann iſt noch alle Zeit Land und Kuh zu kaufen, wenn es ſich wohl ſchickt und ihr noch Luſt dazu habt. Dann freut es die Leute noch, ſie halten euch viel darauf und ſagen: husligere Leute gebe es nicht,

aber es ſei ihnen z'gönnen, ſie arbeiteten darnach, z'Unnutz ſehe man ſie keinen Kreuzer verthun, wenn alle ſo wären, es gäbe weniger Arme und es ginge beſſer auf der Welt.

Wie die jungen Leute dem Alten dankten, kann jeder ſich denken. Er war ſelbſt über die Innigkeit gerührt und ließ ſich erbitten, ihnen den Schatz ferner zu verwalten.

Stumm gingen ſie lange neben einander auf dem Heimweg. Endlich ſagte Züſeli, es möchte abhocken und beten. Als ſie wieder aufſtunden, fiel Züſeli dem Benz um den Hals und ſagte: O Benz, wie ſy mr jetzt z'weg ſo ungſinnet! Aber gäll, hochmüthig und gyzig wei mr nie werde, zum Krüzer luege und i dr Liebe blybe und nie vrgeſſe für e Vater z'bete alli Tag und nie vrgeſſe, woher alles chunt, und wem mr alles z'vrdanke hei? Benz drückte ſein Weibchen an's Herz, und ſtumm Hand in Hand wanderten ſie ihrem Häuschen zu und werden darin, ſo Gott will, den Frieden auf Erden finden und dabei ſorgen für den Frieden im Himmel.

Hans Berner und ſeine Söhne.

Erſchien zuerſt in „Reithards Kalender für die Jugend und ihre Freunde.“

Hans Berner war ein wackerer Metzgermeiſter, verſtand ſein Handwerk wohl und war ein braver Mann dazu. Er war aber auch ein ſtarker, und wenn er — ſeinen Schnauz, ſo hieß ſein Hund, hinter ſich — über Feld ging, ſo trug er unbeſorgt ſeinen Gurt voll Geld; drei oder viere nahmen denſelben ihm nicht ab, das wußte er wohl. Es hätten's aber ein halbes Dutzend kaum gewagt, denn Hans Berner ſah man es von weitem an, daß er Mark in den Knochen hatte mehr als ein anderer, ſo groß und vierſchrötig war er und zu dem weit und breit bekannt mit ſeiner Kraft.

In ſeinen jungen Jahren war er nicht immer ein zahmes Lamm geweſen, ſondern zuweilen ein wilder Hecht, und manche Tanzſtube hatte er ausgeräumt mit ſeinen gewaltigen Armen. Der junge Metzgermeiſter gefiel den Bauerntöchtern nicht ſchlecht, und wenn er an einer Kilbi oder an einem Märit mit einer tanzen wollte, ſo ſagte es ihm keine ab. Dann aber wurden die Bauernſöhne eiferſüchtig und kamen über ihn wie über Simſon die Philiſter, und Hans Berner ſchlug manche Schlacht mit ihnen, trug manches Loch im Kopfe heim und ſchlug noch mehr, ward aber nie gebodigt, ſondern ſchlug ſich entweder durch oder fegte die Stube. Und wenn er am Sonntag ſich auf Tod und Leben geprügelt hatte und er

ging am Montag über Feld, ſo kaufte er im lieben Frieden ſeinen ärgſten Gegnern ihr Vieh ab, und ſie waren wieder die beſten Freunde und trugen einander nichts nach. Hans Berner war nicht boshaft, ſchlug nie härter als er mochte und nie länger als es nöthig war, und Morgens hatte er alles vergeſſen, und weil er ſo biederherzig war, ſo trugen ihm auch die Andern nichts nach, und allenthalben war er beliebt und gerne geſehen.

Als er in die geſetzten Jahre kam, ſo ſchlug er nicht mehr, da wurde er ein wackerer Ehemann und Rathsherr in ſeiner Stadt; freilich ſchreiben konnte er nicht am beſten, und ſeine Schrift glich mehr Kalbsfüßen als Buchſtaben, aber wo es auf einen guten Rath ankam, da war er nicht der Letzte, und das iſt doch wohl die Hauptſache bei einem, der Rathsherr ſein ſoll oder will. Wenn aber Hans Berner in ein Wirthshaus kam, wo Streit war und alles drunter und drüber ging, und er ſtand auf und rief mit ſeiner mächtigen Stimme in's Getümmel hinein, ſie ſollten es jetzt gut ſein laſſen, ſonſt komme er, ſo ſetzte ſich mancher Streit, und wenn er ſich nicht ſetzte und Hans Berner brach in den Streit hinein wie ein großes Schiff in Meereswellen, ſo ward bald Ruhe.

Hans Berner war aber nicht nur geachtet und ſtark, ſondern auch glücklich, nicht nur deswegen weil er reich war, ein eigen Haus, ſchönes Land beſaß und Geld vollauf, ſondern weil er eine gar brave und liebe Frau hatte. Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt und war er nicht daheim, an ſeine Stelle trat und regierte, als wäre er es ſelbſt. Wenn es auch in eines Metzgers Hauſe nicht immer am beſten riecht, ſie brauchte kein Schmöckgütterli, ſie mochte das vertragen, und ſo den kleinen Handel mit Därmen, Haaren, Hörnern u. ſ. w., welcher noch manch ſchönes Stück Geld giebt, wenn man alles zu Ehren zieht, den beſorgte ſie ſelbſt. Sie war aber

auch eine gute Frau gegen Dienſten und Arme. Zu den erſten ſah ſie gut in geſunden und kranken Tagen, als wenn ſie ihre leibhaftige Mutter wäre, und wenn ein Armer eine gute Brühe oder ein Stücklein Fleiſch bedurfte zu ſeiner Geſundheit, ſo wußte er, wer es ihm gab und zwar gerne. Es kamen viele Leute in ihr Haus, die einen wollten etwas kaufen, andere brachten Vieh, andere kamen und ſagten, ſie hätten was Fettes, und mit allen redete ſie, nahm ihnen freundlich den Bericht ab, ſpendete hier ein Glas Wein, dort ein Brönz oder einen Teller Suppe. So ward der Hausverbrauch groß, aber er trug ſeine reichen Zinſe, denn jedermann kam gerne in Hans Berners Haus, und darum handelte man gerne mit ihm, brachte ihm gerne das Vieh ſelbſt oder Nachricht, daß man etwas für ihn hätte. So mußte er gar manchen vergebenen Gang nicht thun, den Andere thun mußten, und gar manche Bäurin ließ es ſich nicht nehmen, dem Hans Berner ein Kaffee zu machen, weil ihre Leute nicht genug rühmen konnten, wie freundlich und gut deſſen Frau ihnen aufwarte, wenn ſie in deſſen Haus kämen, und wo einmal ein Metzger ſo daheim iſt, daß die Bäurin ihm ein Kaffee macht, wenn er kömmt, da iſt der Stall ſein, und kein Anderer läuft ihm mehr den Rang ab. So war's ehedem ſehr oft, als die Herren noch ſelbſt über Feld gingen; jetzt, wo ſie zu vornehm dazu ſind und nur ihre Knechte ſchicken, hat auch dieſes aufgehört.

Hans Berner hatte zwei Buben, die waren munter und hatten gute Gaben. Er liebte ſie und ſagte, aus denen müſſe mal was Rechtes werden und andere Leute als er ſei. Er meinte damit nicht, daß keiner ein Metzger werden ſollte, bewahre, damals hielt der Handwerksmann ſein Handwerk noch in Ehren, weil es einen goldenen Boden hatte. Aber es ärgerte ihn doch, wenn er in Rechnungen und Berichten mit Mühe durch des Schreibers Häggen ſich winden konnte und doch nur das Halbe verſtand, wenn ſeine Unterſchrift ſo

vierſchrötig auf dem Papier ſtand, als ob er ſie mit dem Ellbogen geſchrieben hätte. Es ärgerte ihn, wenn er in kriegeriſcher Zeit Abends hinter ſeinem Schoppen ſaß und kannegießern half und dann weder in der Geographie noch in der Geſchichte ſich zurecht fand. So müßte es ſeinen Buben nicht gehen, ſagte er dann, wenn er Abends ſeiner Frau ſein Leid klagte, ſeine Buben ſollten einſt zu jeder Sache ihr Wort reden können, das Geld dafür ſolle ihn nicht reuen. Seine Frau war gleicher Meinung wie er, und das Geld reute ſie für die Buben auch nicht; ſie hielt ſie ſchön in den Kleidern, was die Andern vermöchten, das vermöchten ſie auch, ſagte ſie.

Hans Berner hatte die größte Freude daran, wenn ſie ihm ihre Schriften brachten und in denſelben viel ſchönere Buchſtaben waren, als er ſie machen konnte, und wenn ſie ihm gar noch die Hauptſtädte in allen Ländern ſagen konnten und in welchem Jahr der Welt Enoch gen Himmel gefahren, dann rief er aus in ſüßer Vaterfreude: Ja Buben, ihr ſeid ganze Hechte und gebt, ſo Gott will, andere Kerliſſe, als ich bin! und mit vollen Händen warf er das Geld ihnen nach; es ſtrömte ihm ſo reichlich zu, daß er es auch im Ausgeben nicht nach Batzen oder Kreuzern berechnete. Auch die Mutter hatte an dieſer Gelehrſamkeit Freude; doch wenn eine Frau kam und ihr ſagte: Aber nein, Frau Rathsherrin, ihr habt doch die ſchönſten Knaben von der Welt, man weiß gar nicht, welcher der ſchönere iſt, man kann ſie gar nicht genug luegen, ſo war ihre Freude noch größer, und es mußte ſicherlich der Schneider auf den Platz, und noch ſchöner wurden ſie ausſtaffirt.

Die Buben waren guter Natur, von friſcher wilder Art, und Vater- und Mutterliebe ſchadeten ihnen lange nichts. Wie es in einem Handwerkshaus, wo man noch der Meinung iſt, man hätte die Hände, um etwas damit anzurühren, und nicht, um ſie in Handſchuhe zu ſtoßen, Sitte iſt, mußten ſie

bald der Mutter helfen Bohnen rüſten, Aepfel ſchnitzen, Därme putzen u. ſ. w., bald auch dem Vater behülflich ſein. Sie waren gerne bei ihm in der Metzg, halfen was ſie konnten, kannten das Inwendige einer Kuh lange ehe ſie wußten, was Anatomie war, und hätten nie Herz und Nieren verwechſelt oder gar die Milchlig im Hintertheile eines Kalbes geſucht; viel poſteten ſie zwiſchen Vater und Mutter, mußten allerlei tragen hin und her, und ſie thaten es gerne, denn etwas thun war ihre Freude.

Da begann die Mutter bei mancher Arbeit ſich zu kümmern, die Kleider würden beſchmutzt, die Hände wüſt. Laß du das ſein, Sämeli, ſagte ſie, du machſt deine Hoſen wüſt, und die Hände ſind faſt nicht zu erputzen, 's Mädi kann dann das machen. Es iſt unberechenbar die Zahl der Kinder, welche durch falſche Sorgfalt oder falſches Mitleiden der Mutter verhunzt, zu aller ernſten anhaltenden Arbeit untauglich gemacht werden. Es geſchah wohl auch, daß bei ihren Streitigkeiten mit andern Knaben dieſe ihnen das Handwerk vorwarfen, ſie beſchuldigten, ſie röchen nach Kälbern oder Kühen, oder ſie zu des Vaters Stieren gehen hießen, dorthin paßten ſie beſſer. Es geſchah wohl auch, daß Lehrer von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere mit der Ruthe nöthig hätten, die Knaben, weil ſie zu ſpät kamen, fragten, ob ſie noch Därme hätten putzen oder auseinanderziehen müſſen, oder daß ſie einem von ihnen, weil er ſeine Aufgabe nicht nach dem Sinne des Lehrers machte, ſagten: Aus dir giebt es dein Lebtag nichts als ſo ein dummer grober Metzger, und es iſt ſchade für jeden Kreuzer, den dein Vater für dich ausgiebt.

Wie konnte es nun anders kommen, als daß dieſes den Buben in's Haupt ſtieg? Sagte ihnen doch der Vater ſelbſt bei jedem Anlaſſe, ſie müßten andere Kerliſſe werden als er einer ſei. Sie begannen aller Arbeit ſich zu entziehen und hatten immer einen Vorwand dafür: bald eine Aufgabe, bald

saubere Hosen. In der Metzg sah man sie nicht nur nicht mehr, sondern sie schämten sich derselben, ja es kam ihnen manchmal vor, als müßten sie dem Vater ausweichen, wenn er ihnen entgegen kam, oder sich stellen, als kennten sie ihn nicht, müßten auf eine andere Seite sehen oder am Boden etwas suchen; und des Vaters Schnauz, wenn er sie auf der Straße mit Wedeln und Schlecken freundlich grüßen wollte, jagten sie mit Schreien und Schlägen von sich. Auch ihr Haus, welches an einer hintern Gasse lag, gefiel ihnen nicht mehr; es war ihnen zu dunkel, und in demselben roch es, sah es aus wie in eines Metzgers Haus, und sie frugen die Mutter oft, warum der Vater doch da wohne, und warum er nicht ein schöner Haus an der vordern Straße kaufe, wo man dann auch alles schön hell haben könnte.

Von diesem allem merkte der Vater wenig, sein Handwerk beschäftigte ihn zu sehr, und von den Richtungen, welche unwillkürlich ein jugendliches Gemüth nimmt, verstand er nichts. Es ärgerte ihn wohl zuweilen, wenn er seine Buben nichts mehr machen sah, keiner in die Metzg kam, keiner ihn zu begleiten begehrte, wenn er über Feld ging. Aber wenn die Mutter sagte, sie hätten ob dem Lernen zu nichts Anderm Zeit, schwieg auch der Vater, freute sich ihrer Gelehrsamkeit und tröstete sich damit, wenn er sie dann einmal beim Handwerk habe, so wolle er ihnen die Flausen schon austreiben. Der gute Hans Berner wußte nicht, daß, wenn einmal das Gift des Dünkels in der Kinder Herz geträufelt ist, so daß sie der elterlichen Lebensweise sich schämen, ihnen auch der Sinn für ihren Beruf schwer beizubringen ist. So verrann rasch die Zeit, und wie es Eltern oft geschieht, die Buben waren erwachsen, ehe die beiden, namentlich der Vater, daran dachten.

Sobald der älteste unterwiesen sei, solle er zum Vater in die Metzg, das war eine festgestellte Sache. Wer sie festgestellt, wann es geschehen, das wußte eigentlich niemand,

es war angenommen ſeit Jahren, es hatte es niemand erſennen, es war ſo gleichſam eine Familienoffenbarung.

Mit dem Buben redete man weiter nicht darüber, es verſtand ſich von ſelbſt, und er wußte es wohl, aber je näher die Zeit kam, deſto mehr ward es ihm zuwider. Schon der Gedanke, daß er im Metzgerſchurz durch die Stadt müſſe oder ein Kalb jagen, trieb ihm das Blut in's Geſicht, und es dünkte ihn, er wolle hundertmal lieber in fremde Dienſte als das erleben. Als die Zeit heranrückte, ſteckte er ſich hinter die Mutter und machte ihr weiß, er ſollte, ehe er in's Handwerk trete, erſt noch in's Welſchland. Nachher wäre keine Zeit mehr dafür, und welſch ſollte er doch können, wie oft wäre es dem Vater nicht kommet geweſen, wenn er mit Gerbern oder Stierenhändlern hätte welſch reden können; er wäre gut noch einmal ſo reich. Das leuchtete der Mutter ein, ſie ſagte, ſie hätte ihrem Bub nicht einmal ſo viel Verſtand zugetraut, und recht wohlgemuth brachte ſie den Vorſchlag dem Vater vor, und von Herzen wohl hatte ſie ſchon an dem Gedanken gelebt, wie ſie zweiſpännig mit ihren ſchönen Braunen das Söhnchen ſelbſt in's Welſche führen wollte.

Aber Potz! da kam ſie beim Vater ſchön an; das ſei nur der Hochmuthsteufel, ja wohl Welſchland! ſagte Hans Berner. Es ſei Zeit, daß er den Buben in ſeine Finger nehme, den wolle er bald anders z'weg haben, es ſei aber die höchſte Zeit, wenn es etwas Beſſeres als einen Schlingel aus ihm geben ſolle. Er ſei auch ein Mann geworden und könnte nicht welſch. Der Bub ſollte es aber können, acht Jahre habe er ſchon daran gelernt und ein Sündengeld gekoſtet, und jetzt wolle er in's Welſche „für welſch z'lere.“ Ja wohl, das Welſche, das ihm mangle, wolle er ihn jetzt noch ſelber lehren. Er wiſſe nicht, was er anfangen ſolle von dem Lernen zu halten, wenn man, ſobald man die Sache brauchen ſollte, nichts davon wüßte. So eine Schule mahne ihn ganz an einen betrügeriſchen Bauer, der Einem die prächtigſten,

fetteſten Kühe verkaufe, daß man meine, was man für einen Schick gemacht, und metzge man ſie, ſo habe man Lumpenwaare und kein Fett; ſie ſeien nur aufgetrieben geweſen, weil ſie nur mit dem Oelſtaub gemäſtet worden. Oder ſtelle man ſie in den Stall, ſo fielen ſie von Tag zu Tag ab und würden elend, bis der Oelſtaub aus dem Leibe ſei, dann könne man wieder von vornen anfangen.

Habe er ausgelernt, dann müſſe er auf die Wanderſchaft, da könne er ſeinethalben nach Deutſchland oder Frankreich gehen, ja nach Paris, er habe nichts dagegen. Aber ſo einen Welſchland-Kürbs wolle er nicht, und mit dem ſolle man ihm ein für alle Mal nicht kommen.

Nun war es aus mit dem Welſchland; denn wenn Hans Berner ein Wort im Ernſt geredet hatte, ſo kam ihm niemand mit der Sache zum zweiten Mal.

Sämeli, ſo hieß der Aelteſte, mußte in den ſchwarzen Rock mit dem rothen Kragen, mußte Därme putzen, Kälber führen, Fleiſch vertragen, und alles war ihm gräßlich, und zu allem that er dumm, und er und die Mutter weinten viel. Je dümmer er that und je mehr die Mutter mit ihm weinte, deſto unzufriedener ward der Vater mit ihm und ſagte oft, der erſte beſte Bettlerbube auf der Gaſſe thäte witziger dazu als er, der doch ſo g'ſchulet ſei; aber alles Geld für ihn ſei in den Bach geworfen, und wenn er nicht anders thun wolle, ſo müſſe er zu einem Schneider in die Lehre. Das war wohl Hans Berner nicht Ernſt, er that alles Mögliche, um aus Sämeli einen Metzger zu machen, und da Zuſprechen nichts half, ſo nahm er das Prügeln vor. Nun legte ſich Sämeli in's Bett und ſagte, er müſſe ſterben, er ſtehe es nicht aus. Die Mutter jammerte, der Arzt zuckte die Achſel und redete von ſchwächlicher Konſtitution. Da ſagte Hans Berner: Ein Mörder will ich nicht werden, und wenn der Bube nicht einſehen will, was ihm gut iſt, ſo werde er meinethalben, was

er will; ſo einen Zuckerſtengel begehre ich ſelbſt zum Metzger nicht, es wäre ſchade um's Handwerk.

Und Sämeli ſtand froh wieder auf, legte andere Kleider an, wollte einen Herrn vorſtellen, ſah aber wie ein Bengel aus und wollte nun die Handlung lernen: dazu hätte er am meiſten Gout, ſagte er, indem er mit ſeinen Fingern durch die Haare fuhr. Der Vater ließ ihn machen, es war faſt, als ob er ihn verſchätzt hätte. Die Mutter nahm ihn unter ihre Flügel und half ihm in die gewählte Bahn. Er lernte nun die Handlung und kam in's Weltſchland, koſtete ein Sündengeld und war ein Schminggel von der Sorte, welche ſich auftennert nach Möglichkeit mit Geld und Guttuch und innerlich verſinkt in Schweinerei und Dünkel.

Auf Fritz, den zweiten Sohn, ſetzte nun Hans Berner ſeine Hoffnung und nahm dieſen in die Metzg. Der kam eben ſo ungern als Sämeli und ſchämte ſich eben ſo ſehr des ſchwarzen Kittels mit dem rothen Kragen, aber er hielt es beſſer aus, wenn er auch nicht ward nach des Vaters Sinn. Er war eine derbere Natur als Sämeli; das Herumbalgen mit Hunden und Buben gefiel ihm ſo übel nicht, über Feld laufen that er nicht ungerne, er konnte da machen was er wollte, konnte ſeinen Schnauz an andere Hunde hetzen oder gar an Menſchen.

Mit dem Schnauz und mit andern Metzgerbuben hielt er ſeine alten Schulkameraden in Reſpekt oder rächte ſich an ihnen, wenn ſie ihn ausgelacht hatten. Dem Vater gefiel dieſes rührigere Weſen; er that daher manchmal ein Auge zu, verließ ſich darauf, daß alles von ſelbſt kommen werde, wenn er einmal den Verſtand hätte, und ließ es ihm an Geld nicht fehlen. Im Hintergrunde mag wohl die Angſt, auch dieſen Sohn für das Handwerk zu verlieren, mit Urſache geweſen ſein, daß er ihm manches nachſah, was ſein klarer Verſtand nicht billigte, und daß er ihm das Geld nicht zuckte, wenn er ganze halbe Tage in der Metzg ſich nicht ſehen ließ. Freilich

wußte der Vater nicht, daß Fritz bald als Metzgerjunge in Pinten saß, bald als Herr Berner im Kaffee Billard spielte, aber er sah ihm doch nach, was er keinem Lehrbuben nachgesehen hätte. So kam es, daß auch dieser Sohn zu einem Bengel gerieth, aber zu einem andern Bengel als der erste.

Der erste war nämlich ein geschlecketer Bengel, und der andere ein ungeschlecketer; der eine that verächtlich mit Commiswitz, der andere mit Metzgerflüchen; der eine that groß mit Liebschaften, der andere mit Schlägen und Trinken; von Religion wußten beide nichts, und der Commis verachtete alles, was nicht in der neuesten Mode steckte, und der Metzger alles, was nicht mit ihm schwitisirte, lachete. Natürlich verachteten also beide Vater und Mutter; nur von wegen des Geldes hielt der eine den Vater in Hulden, der andere die Mutter, und wenn man den Commis hörte in all seiner tiefsinnigen Weisheit, so bestand diese darin, daß er jede Stadt in zwei große Theile theilen würde; den einen würde er einrichten zu einem Magazin, den andern aber zu einem Lumpenhaus; dem Metzger aber lief seine Weisheit da hinaus, daß die Jungen das Geld hätten und das Recht, jedem die Beine entzweizuschlagen, der ihnen abwehren wollte von ihrem Thun, den Alten aber die Arbeit bliebe und das stillschweigende Zusehen, was die Jungen mit ihrem Gelde vornähmen. Der Commis kam nie Tags in's väterliche Haus, und anderwärts gab er sich aus für den Sohn eines reichen Lederhändlers; der Metzger aber sagte, so lange der Alte lebe, müsse er den Kittel tragen, wenn der aber einmal an der Ruh sei, so wolle er zeigen, wer er sei. Daß sie sinnlose Verschwender gewesen, kann man nicht sagen, beide liebten das Geld; arme Menschen mußten gute Augen haben, wenn sie ein Almosen von ihnen sehen wollten, und ohne Gewissensbisse verschoß der eine sich in Rechnungen oder that das Geld in's unrechte Loch, während der andere mit dem Gewicht es nicht immer genau nahm, die Preise des eingekauften Viehs nicht am ge-

nanesten angab und manchen eingestellten Neuthaler im Sack behielt. Aber für groß zu thun auf ihre Weise reute sie kein Geld; denn sie meinten, wenn Einer groß thue, so sei er wirklich groß, und wenn er alle Menschen verachte, so müßten ihn im Widerspiel alle achten, und was und wen sie klein machten, das müße klein bleiben in alle Ewigkeit. Die guten Tröpfe bildeten sich ein, weil der Vater viel aus ihnen machen wollte, so sei auch viel aus ihnen geworden, und weil er viel Geld an sie gewendet, so hätten sie jetzt den Schlüssel zu aller Weisheit, zu Himmel und Hölle so wie zur afrikanischen Höhle Kaza im Hosensack; sie dachten gar nicht daran, daß alle ihre sogenannte Bildung, Geschicklichkeit oder wie man es eigentlich nennen will, nichts sei als die gegebene Möglichkeit, zu eigentlicher Bildung zu gelangen, daß all ihre Weisheit nichts sei als gleichsam ein Teller, auf welchen man die Suppenschüssel stellt, also nicht einmal die Suppenschüssel, geschweige denn die Suppe selbst; und was sie noch mehr wußten als von der Schule her, war nur, was sie in solcher Ferne läuten hörten, daß sie nie unterscheiden konnten, läute eine Kuhglocke oder eine Tischglocke, ein Armensünderglöcklein oder aber eine Kirchenglocke.

Zusammen vertrugen sich die Brüder nicht schlecht. Freilich schämte sich Sämeli Fritzens, wenn er den Metzgerkittel trug, und wäre in diesem Aufzug nicht um viel Geld mit ihm durch die Stadt gegangen; aber da Fritz selbst dessen eigentlich sich schämte, so nahm er dieses dem Sämeli nicht übel, fuhr dieser doch recht gerne mit ihm, wenn er des Sonntags mit des Vaters Rossen irgend wohin zur Lustbarkeit fuhr. Sie vertrauten sich auch recht brüderlich ihre Streiche und Absichten; natürlich, wie es bei Leuten dieses Schlages gewöhnlich der Fall ist, leg einer dem andern dabei, daß die Schwarten krachten.

Hans Berner sah zu klar und kam mit zu viel Menschen in Verkehr, als daß ihm das Treiben seiner Söhne hätte ge-

fallen können. Schon ihr Weſen gefiel ihm nicht. So war es doch nicht zu meinen Zeiten, ich hätte meinem Vater ſo kommen ſollen, er hätte mir mit dem Munizehn aufgewartet, hörte man ihn öfters ſagen. Er vernahm hier etwas und dort etwas, welches ihm weh that. Wenn er ſeinem Sohn zwei Neuthaler eingeſtelltes Geld übergab zum Ausrichten und hintendrein ſtellte ihn der Verkäufer zur Rede, ob er denn mit der Kuh oder dem Stier nicht zufrieden geweſen ſei, daß er ihm nur einen Neuthaler oder gar nichts geſendet, ſo ſchnitt das ihm tief ein, denn das ging an die Handwerksehre, und manchmal hatte er die Hand ſchon am Munizehn, um den Sohn dieſe alterthümliche väterliche Koſt wieder einmal koſten zu laſſen, und nur der Spectakel, den es geben mußte, hielt ihn davon ab. Aber kapiteln that er ihm dann von ſieben Leiden nach, daß es Einen dünkte, Fritz ſollte ſich niederlaſſen bis zu einem kleinen Höcklein. Aber er that es nicht, er geſtand Böſes nie ein, hatte immer Ausreden bei der Hand oder ſchalt den Verkäufer einen Lügner. Der Vater aber ſcheute eine gründliche Unterſuchung, weil er den Sohn nicht gerne öffentlich zu Schanden machte; und eben deswegen blieb dieſer übermüthig, weil er glaubte, Läugnen ſei bei allen Streichen ein unfehlbar Mittel, ungeſtraft daraus zu kommen, und ward alle Tage frecher.

Aehnliche Noth hatte die Mutter mit dem Sämeli, und wenn ſie ſchon nur den zehnten Theil von dem glaubte, was gute Weiber ihr zutrugen, ſo war doch ſchon dieſes ihrem mütterlichen Herzen zu viel. Zwar ſchwur er immer auf **parole d'honneur**, alles ſei erlogen, und ſie war ſehr geneigt, ihm zu glauben. Aber wenn dann noch der Vater kam und auch manches wußte und accurat das gleiche, was dieſe oder jene Frau geſagt, ſo kam doch wieder der Zweifel in ihr Herz und es kam ihr vor, als wäre nicht alles wie es ſein ſollte; und wie große Freude ſie auch an ihrem Söhnchen hatte, ſo kam es ihr doch vor, wenn ſie ein Mädchen wäre, ſo möchte

ſie für alle Güter der Welt gerade ſo Einen nicht, wie ihr Sämeli Einer ſei. So beſchwerte ſich nach und nach der Eltern Herz um ihre Kinder; je größer dieſe wurden dem Leibe nach, deſto größer wurde der Kummer um ihre Seelen, und je erzogener ſie ſein ſollten den Jahren nach, deſto ungezogener ſtellten ſie ſich dar in ihren Sitten. Je mehr ſie gelernt hatten, deſto weniger wußten ſie, was die Dinge werth waren; das ſah man eben nur daran, daß ſie nicht begriffen, wie unendlich höher vor Gott und Menſchen ihre achtbaren Eltern ſeien, als ſie zwei zuchtloſe Schlingel, denen nicht einmal ihr alter Schnauz gerne mehr nachlief. Es iſt aber wirklich oft merkwürdig, was ſo ein üppiger Taugenichts für einen Dünkel hat und was er ſich einbildet.

Es wußten aber die Eltern das Ding nicht ſo recht anzufaſſen, und die Söhne ſchienen ihnen faſt über den Kopf zu wachſen. Eine ſo nach und nach entſtandene Frechheit wird gränzenlos hart, und ſehr ſchwer iſt es ihr beizukommen; da muß etwas ganz Beſonderes eintreten und mit einem herzhaften Keulenſchlag das Ungethüm ſonder Schonen zerſchlagen werden, ſonſt ſchrumpft in dem Maaße, als die Frechheit der Kinder wächſt, das Selbſtbewußtſein und der Muth der Eltern zuſammen und die Kinder werden Meiſter. Hans Berner hatte der Sache ſchon lange nachgedacht, und im Rathe war es ſchon mehr als einmal aufgefallen, daß er zweimal gefragt werden mußte, ehe er es hörte, und daß er zu der Meinung ſtimmte, gegen die er geredet hatte; aber den Ausweg hatte er noch nicht gefunden.

Es war ein ſchöner Sonntag im Frühjahr und es dünkte Hans Berner, er müßte hinaus in's Freie, wiederum ſo einmal ſich recht auslaufen, damit ihm das Herz leicht würde, das ſeit einiger Zeit ihm ſehr ſchwer geworden war. Wenn Eltern immer Uebles von den Kindern hören und das ganze Thun und Laſſen der Kinder beſtätigt den Eltern das Böſe, welches ſie hören — müſſen da nicht die Herzen ſchwer wer-

den und krank; denn so wie bei Elternfreude es den Eltern ist, als wüchsen ihnen Flügel an den Schultern, so ist nichts auf Erden, welches schwerer drückt als Elternleid. Schon am Samstag Abend hatte er es der Frau gesagt, wenn's morgen schön Wetter sei, so wolle er wiederum einen Lauf thun und selber in's Gäu, ihm thue es wohl und er müßte sehen, daß die Leute ihn nicht vergessen; es wolle ihm manchmal fast scheinen, als sei es nicht mehr wie ehedem und viele Leute ihm abgefallen. Die Frau gab ihm Recht, meinte aber, er solle nicht zu Fuße gehen, sondern den Fuchs nehmen; es sei doch eine strenge Sache für einen Mann wie er sei und nicht mehr jung, zu Fuße zu gehen, fahre doch jetzt jedes halbbatzige Herrlein, und wer leicht was sei, laufe nicht mehr im Lande herum wie ein Handwerksbursche. Das sei ihm gleich, sagte er, dessen achte er sich nicht. Gehe er zu Fuß oder fahre er, sei er der Hans Berner, mehr nicht und minder nicht; aber das wüßte er, wenn er immer gefahren wäre, so wäre er der Hans Berner nicht, der er jetzt sei. Zudem hätte er seine Rosse die Woche über hart gebraucht, und der Sonntag sei auch für das Unvernünftige da. Es thue ihm wohl, seine alten Wege wieder zu machen, und weiter als er möge, gehe er nicht. Des Näheren erzählte er seiner Frau noch seinen Reiseplan; als er aber am frühen Morgen zum Hause ausging, kam es ihm ganz anders in den Kopf und er ging gerade zum entgegengesetzten Thore aus.

Frisch wie ein Zwanzigjähriger wanderte er über Berg und Thal und ward je länger je heller auf. Erstlich war er auch ein Landmann und betrachtete jeden Acker und hatte seine Freude an schönen Saaten und gutgepflegten Wiesen, und allenthalben trat es ihm vor die Augen, wie es vor dreißig und mehr Jahren gewesen und wie um vieles allenthalben es gebessert. Zweitens ward er allenthalben, wo er zusprach, mit Ehre und Freude bewillkommt. Alt und Jung kam vor's Haus und reichte ihm die Hand und hieß ihn in

die Stube kommen. Der Bauer ſagte, wenn er ein Gläschen möge, ſo ſolle er es doch ſagen, und die Frau bot ein Kaffee an, wenn er warten wolle. Vor allem ging aber Hans Berner in den Stall, beurtheilte des Bauers Viehſtand, lobte ihn wenn immer möglich und ſagte ihm: Ihr habt's anders g'weg als euer Vater ſelig. Er iſt ein braver Mann geweſen, allen Reſpekt vor ihm, aber was ſein Land abtragen konnte, das hat er noch nicht gewußt. Was hat er gehabt, drei — vier Kühe und ein paar Stiere, und jetzt, potz Sapperlot! wie viel habt ihr, zehn Kühe und zwei Paar Stiere, ja das will was ſagen! — Wollte er wieder gehen, ſo hieß man ihn bald wiederkommen, es freue ſie allemal, wenn ſie ihn nur von weitem ſähen, und wenn ſie was Fettes hätten, ſo bekäme es kein Andrer, wenn er es wolle, darauf könne er zählen. Den Kindern ſagte die Mutter: Gebt dem Herrn die Hand; das iſt der Herr Rathsherr, von dem der Vater ſo oft b'richtet, wie der ein ſo ſchönes Haus habe und ſo guten Wein und ſo viel Geld.

So ging es dem Hans Berner bei gar manchem Hauſe. Das freute ihn ſehr und machte ihn faſt ſtolz und mit Recht. Das iſt der gerechte Lohn, den ein Ehrenmann in ſeinem Alter einzuziehen hat, und da zeigt es ſich, daß der brave Mann geachtet wird auf der Welt und nicht der Großhans und nicht der Windbeutel; und ein Commis hätte zweiſpännig und vergoldet vor's Haus fahren können, zu dieſem Metzger hätte man ihn nicht in die Stube kommen heißen.

So wanderte er den ganzen Tag und ward müde, denn es war heiß geworden, und im Frühjahr geht es ſich immer etwas mühſelig; ſo kehrte er im ſpäten Nachmittag in ein Wirthshaus ein, ungefähr zwei Stunden von ſeiner Heimath, da wollte er ruhen und die Kühle erwarten. Hans Berner fühlte, daß er nicht mehr zwanzigjährige Beine habe. Auch da erregte ſein Kommen große Freude. Wirth und Wirthin kamen herbei, reichten ihm die Hand und klagten, ſie hätten

geglaubt, er wolle niemals mehr zu ihnen kommen, sie hätten recht Langeweile gehabt nach ihm. Sie führten ihn in ein heimeliges Stübchen, frugen ihn, was er befehle; was öppe möglich sei, das müsse er haben, und wenn er vor dem Essen ein wenig schlafen wolle, so wäre es ruhig hier und das Ruhebett sei auch nicht schlecht. So war Hans Berner da abermals wie ein Vogel im Hirse, und wo ein Mann allenthalben so empfangen wird, da muß er wohl den Glauben fassen, er sei auch etwas. Und das ist allerdings eine große Gewalt, wenn Einer vermag, an allen Orten zu sein wie daheim und allenthalben aufgenommen zu werden wie ein Vater oder Bruder. Es giebt Leute, die sind nirgends daheim, und allenthalben findet man sie am Rücken schöner als im Gesicht; unter diese gehören namentlich die eingebildeten Fratzen, welche sich über Gott und Menschen hinausgewachsen glauben.

Wirth oder Wirthin und manchmal beide leisteten ihm Gesellschaft, das war Hans Berner lieb. Was ihnen wichtig war, war auch ihm wichtig, ihre Gedanken begegneten sich auf den gleichen Feldern und einer lernte vom andern. Wenn verständige Männer sich in einem Wirthshause treffen, so entsteht da ein gegenseitiger Unterricht, welchen man häufig zu gering schätzt, und eben weil man ihn gering schätzt, lernt man nichts vom Leben und weiß höchstens etwas aus seinem Fach. Aber das ist eben das Zeichen der beschränkten Leute, daß sie nur Sinn für ihre Sache haben, daß ihre Gedanken nur auf einem Felde weiden; wessen Gedanken nun nicht an den gleichen Stengeln hangen, den finden sie tief unter sich, verachten ihn, mögen ihm das Maul nicht gönnen, finden ihn langweilig, dumm, altväterisch u. s. w. Als so Hans Berner wohlgemuth am Tische saß hinter einem guten Fisch und einer guten Flasche, der Wirthin es brachte und den Wirth ein eignes Glas nehmen, mit ihm trinken hieß und daneben redete von Unschlitt und warum die Kühe abschlagen müßten, fuhr mit hellem Geklingel ein schönes Chaischen vor, und mit einem

Flüche fuhr Hans Berner vom Ruhbett auf. Sind das nicht eure Söhne, Herr Rathsherr? frug die Wirthin; die werden euch holen wollen. Ja schön, sagte Hans Berner; die meinen, ich sei oben aus, nehmen mein Roß und fahren unten aus. Es ist mir leid, daß ich's sagen muß, aber man hat heutzutage nur Verdruß von den Kindern; groß thun, das ist ihre Kunst und sonst ist's, helf Gott! nichts mit ihnen, aber denen will ich es weisen, die müssen auch wissen, was Zufußgehen ist.

Wie schöne Herren das sind, sagte die Wirthin; sie sind dem Herrn Rathsherr wie aus den Augen geschnitten. Soll ich ihnen sagen, daß ihr auch da seid? Bei Leib und Sterben nicht! sagte Hans Berner, und verbietet es allen euren Leuten. Dem Spiel will ich einmal zusehen, so weiß ich doch, woran ich bin. Während die Wirthin hinausging, die Herren zu empfangen, ärgerte er sich an dem schönen Chaischen, das sie geliehen hatten, weil das seine ihnen zu schlecht war, am schweißbedeckten Fuchs, an den Buben selbst, welche die Stubenmagd jagten, statt dem Fuchs nach in den Stall zu gehen, um nachzusehen, daß er recht besorgt würde. Darauf polterten sie durch's Haus, als ob eine Schwadron Dragoner einrückte und quartierten sich in die Nebenstube ein, bestellten ein Essen, und auf die Frage des Wirths, was sie für Wein wollten, frugen sie nach dem Neuenburger, von welchem die Flasche achtzehn Batzen koste; wenn er noch von dem hätte, so sollte er ein paar Flaschen bringen.

Das juckte den Vater in beiden Händen. Er hatte mit dem Wirth eine Flasche Achtbatzigen getrunken und lange Komplimente gemacht, ehe er dem Wirth erlaubte, Zapfenwein zu bringen, von dem die Flasche vielleicht sechs Batzen kostete, und seine Buben begannen mit Neuenburger, die Flasche um achtzehn Batzen. Doch hielt er sich stille hinter seiner Bretterwand, sah durch ein Astloch, wie sie behaglich ausgestreckt auf Sesseln und Ruhbett lagen, hörte wie die erste Flasche knallte, wie sie einschenkten, dann Gericht hielten, ob's vom

rechten ſei oder nicht. Als ſie damit im Reinen waren, legten ſie ſich behaglich zurück, und Sämeli ſagte: Wo ſtolpert wohl unſer Alter herum und ſchwitzt wie ein Bär; wohl, wenn der wüßte, wie der Fuchs hat ſpringen müſſen, es würde ein Donnerwetter abſetzen. Ich glaube es auch, ſagte Fritz, und es iſt gut, daß er es nicht weiß. Aber wenn er den Narren machen will, ſo mache er ihn; unterdeſſen wollen wir uns wohl ſein laſſen; heutzutage macht es ein Jeder, wie es ihn freut. Was würde er zum Neuenburger ſagen? Ho! ſagte Sämeli, er würde uns vielleicht die Flaſchen um den Kopf ſchlagen, wie er ſchon manchmal gethan hätte, wenn er dazugekommen wäre; aber er weiß nicht alles, und wenn er einmal an der Ruh iſt — und lange geht das nicht, es dünkt mich, er falle gar aus den Kleidern — ſo wollen wir dann eine andere Ordnung einführen und das muß anders gehen.

Und nun begannen ſie ihre Luftſchlöſſer zu bauen, lang gehegte Gedanken wurden zu Worten, und hinter der Bretterwand ſaß der Vater mit bleichem Geſicht, denn was jetzt aus den Herzen der Söhne herauskam, das hatte er doch nicht darin geſucht. Auf ſeinen Tod bauten ſie ihre Pläne; gleich nach demſelben ſollte ein neues Leben angehen. Fritz wollte das Handwerk aufgeben, mit Sämeli eine Handlung anfangen, aber was für eine, das wußten ſie nicht. Sie wollten ein neues Haus an einer Hauptgaſſe bauen, ein anderes auf dem Lande, wollten Equipage halten, gute Tafel, guten Keller, ein ſchönes Eingericht allenthalben, wollten dabei nichts thun als luſtig leben, höchſtens hie und da ein Profitchen machen und jemand tüchtig über's Ohr hauen. Sie rechneten dem Vater ſein Vermögen nach und was es erleiden möchte, und faſt lächerte es noch den Vater, als er merkte, wie ſie noch von manchem, das er beſaß, nichts wußten. Es iſt gut, ſo dachte er; wie würden die erſt thun, wenn ſie alles wüßten. Sie rechneten ihm ſeinen Verbrauch nach und fanden, wenn man nicht den Narren machen wollte mit andern

Leuten, ſo könnte man d's Halb beſſer für ſich leben. Sie ſchimpften über ihren großen Hausverbrauch, über der Mutter Wohlthätigkeit, über ſeine Freigebigkeit; wenn ſie einmal das Heft in Händen hätten, ſo ſollte das anders gehen. Den Dienſten müßte alles knapper zugemeſſen ſein und mit den Bettlern, unter welche ſie jeden Armen rechneten, wollten ſie kurzen Prozeß machen ein- für allemal. Sie wollten wetten, ſagten ſie, wenn man rechne, was ſo verſchleudert würde, ſo fände man, daß man dafür das ganze Jahr durch zwei Pferde würde halten können und allemal, wenn man ausfahre, flott leben. Das begriffen die Alten nicht und der Alte laufe zu Fuß in der Welt herum, trinke ein ſchlechtes Kaffee, um einen Schoppen zu erſparen, und wenn es Wein ſein müſſe, ſo trinke er Sechsbatzigen, der die Fäſſer zerfreſſe, wenn man ihn mehr als ein Jahr darin hätte, und dann meine der alte Narr, wie er hauſe, und begreife nicht, daß er ſein Geld nicht könne ſpielen laſſen, daß er eigentlich ein Verſchwender ſei und d's Halb reicher ſein könnte, wenn er es vorzunehmen wüßte. So etwas aber könnte er nicht begreifen, ſo ein alter Rathsherr ſei zu dumm dazu; ihr Troſt ſei, daß er dem lieben Gott ſo gefalle, daß der nicht lange werde auf ihn warten mögen. Die Leute hielten ſo viel auf ihm, wenn ſie aber einmal an's Brett kämen, ſo ſollte man es erfahren, wer's beſſer verſtehe, ſie oder ihr Vater. So redeten die Söhne zum Zeitvertreib, bis die Suppe kam. Der Vater wußte manchmal nicht, ſollte er drein reden in ſeiner Sprache oder ſollte er weinen über ſeine Söhne.

Aber Hans Berner war ein kräftiger Mann und verlor die Faſſung nicht ſchnell; er ſah wohl, daß mit einem Wirthshausſpectakel nichts geholfen wäre, daß da etwas Anderes nöthig ſei, und hauptſächlich, daß er ihnen es einmal ſo recht beweiſe, wer er ſei und wer ſie ſeien, damit die Furcht und die Demuth wieder kämen in ihre aufgeblaſenen Herzen. Er hielt alſo an ſich, hielt an ſich, als ſie die Stubenmagd plag-

ten, daß ſie nicht mehr auftragen wollte, als ſie ſogar die Wirthin vertrieben, ſo daß der Wirth ganz entrüſtet zum Vater kam und ihm leiſe ſagte: wenn es nicht ſeine Söhne wären, er jagte ſie zum Loch aus und es wäre ihm lieb, wenn er ein Wort darein reden wollte. Aber Hans Berner ſchüttelte den Kopf und ſagte leiſe dem Wirth: Wenn ſie das Weibervolk nicht in Ruhe laſſen, ſo ſendet ihnen mit dem erſten Gericht den Stallknecht. So geſchah es auch.

Die Jungen fluchten anfangs, fanden es endlich einen guten Witz, ſchenkten dem Stallknecht Neuenburger ein, daß es dem Vater in alle Glieder kam und ihn wahrſcheinlich noch früher, als er es ſonſt gethan, bewog, leiſe Befehle zu geben, daß man ſo geräuſchlos als möglich den Fuchs anſpanne, aber ja ſeine Söhne nichts davon merken laſſe. Als er den Fuchs eingeſpannt ſah, nahm er leiſe Abſchied und ließ dann plötzlich im Hausgang ſeiner mächtigen Stimme freien Lauf. Drinnen fuhren die Söhne trotz dem Neuenburger hoch von ihren Stühlen auf, als wie wenn der Blitz in's Zimmer geſchlagen hätte. Sie wußten nicht, kam er oder ging er, ſollten ſie warten oder fliehen. Sie horchten auf die Stimme, wie die Schildwache horcht, wenn ein Ueberfall ſich naht. Die Stimme redete freundlich, entfernte ſich. Sämeli ſtreckte vorſichtig den Hals aus, er wollte ſehen, welchen Weg der Vater nehme; da ſtockte ihm ein Heer von Flüchen im Halſe, denn was ſah er? Er ſah den Fuchs angeſpannt, ſah den Vater ihm den Hals ſtreicheln, Wirth und Wirthin die Hand geben, in ihr Chaischen ſteigen und davonfahren. Sie ſtanden da wie angedonnert, wie zwei nagelneue Oelgötzen, und jedem ward, als ob man ihn vor den Kopf geſchlagen hätte, der Hals ihm zugeſchwollen wäre.

Endlich konnten ſie wieder fluchen und aufbegehren, und ſie riefen nach dem Wirth und wollten wiſſen, was das für eine Manier ſei, daß man ohne ihren Befehl ihr Roß an ihr Chaischen ſpanne und fortfahren laſſe, ſie machten dafür

den Wirth verantwortlich und vor allem aus könnte er sie auf seine Kosten heimführen lassen. Der Wirth aber lächelte auf den Stockzähnen und sagte: die Herren sollten ihm verzeihen, aber er habe geglaubt, wem eine Sache gehöre, der habe darüber zu befehlen, und das Roß habe er selbst ihrem Vater verkauft; das wäre nun curios gewesen, wenn man ihm sein Roß, das er selbst bezahlt, nicht hätte anspannen wollen. Uebrigens lasse der Herr Rathsherr ihnen guten Abend wünschen und ihnen sagen: er erwarte sie dann morgen um sechs Uhr auf seinem Zimmer ohne Fehler und beide.

Die Söhne polterten erst recht, als sie diesen Befehl hörten, aber es war doch etwas in ihrer Stimme, welches nach einem erschrockenen Herzen roch, und als sie hörten, daß ihr Vater schon lange hier gewesen, da ging selbst die Stimme ihnen aus; sie wurden einsilbig und dachten dem nach, was sie alles geredet und gethan und ob wohl der Vater dieses alles gesehen und gehört. Sie mußten es vermuthen, aber aus dem Wirthe brachten sie es nicht heraus, und wie sie auch aufredeten, was das für eine Manier sei, sie hier sitzen zu lassen, so lag doch eben in dieser Manier etwas, das ihnen sagte: der Vater hätte, wenn er einmal wollte, noch die Hand am Arm, verstände keinen Spaß und verstände noch zu zeigen, wer Meister sei.

So könnten sie aber nicht bleiben, sagten sie; der Wirth müsse sie heimführen lassen. Es ist mir sehr leid, ihr Herren, sagte er, aber das Roß, welches im Wägelein geht, habe ich nicht daheim und die andern sind junge Thiere, welche ungewohnt sind. Es werde doch ein Fuhrwerk hier zu haben sein, frugen sie. Er zweifle daran, die Leute hätten ihre Rosse hart gebraucht und überhaupt seien sie hier nicht im Roßland, aber wenn sie es wünschten, so wolle er nachsehen lassen. Natürlich gaben sie den Befehl und brummten unterdessen über ihren Vater und redeten ab, wie sie ihm morgen den Marsch machen wollten und ihn fragen, was das für eine

Manier sei. Der Neuenburger war sehr gut gewesen und der war noch in ihnen. Bald darauf kam Bescheid, es wäre kein Fuhrwerk zu haben. Sie beschieden den Knecht herein, gaben ihm zu trinken, frugen ihn aus und vernahmen nichts; sie fluchten, es müsse doch ein wunderlich Ding sein, wenn in einem solchen Orte kein Fuhrwerk zu haben wäre, er hätte nur nicht recht nachsehen mögen u. s. w. Ja, sagte der Knecht, Fuhrwerke wüßte er wohl, aber es seien vielleicht nicht die schönsten, und er dächte, solche Herren würden nicht darin fahren. Das sei ihnen gleich, sagten sie, wenn es nur gefahren sei, und sie wollten sich leiden, so schlecht werde es doch nicht sein. Der Knecht sagte: wenn man kein besseres hätte, so wäre es wohl gut genug, und erhielt den Auftrag, es zu bestellen und kommen zu lassen. Unterdessen nahmen sie noch einen, aber er mundete ihnen nicht mehr, und dunkel war es geworden, als man ihnen ansagte, daß das Fuhrwerk unten sei.

Als sie hinaus kamen, waren viele Leute draußen; die lachten und rissen Witze. Aber meine Herren achteten nicht darauf, drängten sich an's Fuhrwerk und standen vor einem zweiräderigen Karren mit einer Blache bedeckt und ein Esel war angespannt. Da standen sie, hatten das Maul offen und ringsum erscholl ein wüthendes Gelächter. Wer weiß, vielleicht wären sie eingesessen, wenn das Gelächter nicht gewesen wäre; jetzt aber begannen sie zu schimpfen, daß sie sich nicht zum Narren halten ließen, und je mehr sie schimpften, desto herzlicher lachte es rings um's Haus.

Nun aber wurden die Herren Brüder fuchswild, wünschten Wirth, Zuschauer und Fuhrwerk zum Gugger, hatten aber Zeit zu gehen, wenn sie nicht Schläge riskiren wollten. Fritz, der Metzger, hätte d's Prügeln nicht geflohen, aber Sämeli frug ihm nichts nach, er setzte seine Toilette solchen handgreiflichen Proben nicht gerne aus. Die beiden Brüder, die so stolz mit einem Fuchs angefahren waren, mußten nun bei ein-

brechender Nacht freilich fuchswild, aber ohne Fuchs nach Hauſe ſtolpern. Hinter ihnen her toſete noch lange der Bauern Gelächter. Die erſte halbe Stunde liefen ſie ganz preußiſch und man hätte glauben ſollen, ſie hätten Muth, wenigſtens eine halbe Stadt aufzuſpeiſen mit Haut und Haar. Aber als die erſte halbe Stunde vorbei war, begann es dem Sämeli jämmerlich zu werden, ſeine Stiefelchen drückten ihn, ſeine Beinchen ſchwankten, die Straße ward ihm zu einem Dornenfeld, die Welt ſchien ihm ein Dintenfaß und er ſchwamm mitten drin; aber näher und näher ſtieg die Dinte ſeinem Munde, näher und näher kam ihm das Ertrinken; er wimmerte, er weinte, das trunkene Elend kam vollſtändig über ihn. Fritz hatte ſeine große Noth mit Sämeli, und deswegen fing auch ihm an das Leben zu verleiden; und als er dann um Mitternacht nach Hauſe kam, war ihm gar elend zu Muth. Der Wein war verraucht, Leib und Seele waren jetzt matt, und am Morgen um ſechs ſollte er zum Vater, und wo war jetzt die Courage, mit welcher er ihm gegenüberſtehen wollte? Er hatte jetzt nichts mehr als das Bewußtſein deſſen, was geſchehen war, und die Angſt, was der Vater daraus machen werde, und das Gefühl, daß im Vater eine Kraft wohne, die ihm noch eben ſo übermächtig ſei als wie vor zehn Jahren; der üppige Uebermuth hatte auf einmal der Furcht wieder Platz gemacht.

Hans Berner war längſtens heim. Auch er war nicht leichten Herzens heimgefahren; man kann es ſich wohl denken. Aber es war nicht eitler Jammer oder hohler Zorn, die in ihm mächtig wurden, ſein kräftiges Gemüth rang nach gutem Rath in dieſer ſchweren Sache. Er ſah bald, wo der Fehler lag und daß er und die Mutter nicht ohne Schuld ſeien. Sie hatten an den Kindern zu große Freude gehabt und dieſe Freude merken laſſen. Sie hatten den Kindern auch zu der Einbildung geholfen, daß, was ſie in den Schulen lernten, die Hauptſache ſei und ſie zu andern Kerliſſen machen werde als die Eltern, die es nicht könnten; ſie hatten die

Thätigkeit im Hauſe und die Theilnahme an allem Häuslichen ihnen erlaſſen, ſo daß die Schule zur Hauptſache ward, das Haus zur Nebenſache, daß die Buben ſich mehr dünkten als die Eltern und weit über ſie hinausgewachſen; daher Uebermuth und daß ſie ſich der Eltern ſchämten und ihres Berufes. Das alles dämmerte dem Hans Berner beim Heimfahren nach und nach auf, und er ſah ein, daß alles darauf ankomme, daß er ſich wieder über ſeine Buben ſtelle, den rechten Reſpekt wieder herſtelle; dann erſt könne er ſehen, was ſich aus ihnen noch-machen laſſe. Den größten Kummer dabei verurſachte ihm ihre Herzloſigkeit; ſie liebten niemand, ſie lebten für niemand; ſie liebten und lebten nur für ſich, gönnten den Eltern den Tod, aber keinem Armen einen Biſſen Brod. Recht eigentlich himmelangſt wurde es Hans Berner, wenn er dachte, zu welchem Fluch ſein großes Vermögen in ſolchen Händen werden müßte, zum Fluch für ſeine Kinder, zum Fluch für ſeine Mitbürger, denen ſeine Kinder nichts Gutes, ſondern lauter Böſes zudachten; und mit Geld läßt ſich viel verrichten, wie man alle Tage erfährt. Das machte Hans Berner den meiſten Kummer, denn wo kein Herz mehr im Menſchen iſt, wie kann man ihm wieder ein's hineinmachen! Und hier ſah er nicht klar, wer ſchuld daran war; er hatte große Luſt, dieſe Schuld nicht ganz auf ſeine und ſeiner Frau Schultern zu nehmen. Aber dieſer theilte er ſeine Erlebniſſe mit und auch ihr blutete das Herz; denn was ſchlägt wohl tiefer, als wenn man ſeine Kinder ſchweben ſieht über dem Abgrunde, in dem Leib und Seele untergehen, erſchrecken Eltern doch ſchon, daß ihnen die Glieder beben, wenn ſie ein Kind an einem Loche ſehen, wo es höchſtens ein Bein brechen kann. Aber die Frau war auch eine verſtändige Frau und nicht bloß eine blinde Mutter; ſie trat daher nicht auf die Seite der Söhne, ſondern war in der Hauptſache mit dem Vater durchaus einig, und ſo trat ſie mit ihrem Rath zu ſeinem Rath, und was das eine nicht fand, fiel dem andern ein, und wo Mutter

und Vater auf dieſe Weiſe Rath halten, da ſteht ihnen auch Gott bei und ſtärket ihre Augen.

Des andern Morgens um ſechs Uhr erwartete Hans Berner ſeine Söhne. Da ſelben Morgen Rath war, ſo war er als Rathsherr angezogen, aber an der Wand hing ſein Metzgerkittel; ſchöne Metzgerwaffen und Stöcke zierten die Wände, und in der Ecke ſtand eine Lade mit Büchern, aber nicht ſolchen, welche man jetzt hat. Die meiſten hatten hölzerne Deckel, waren mit Schweinsleder überzogen, und wer ſie in eine Taſche hätte ſtecken wollen, müßte eine andere Kutte gehabt haben, als man ſie heutzutage trägt.

Er mußte lange auf ſeine Söhne warten, endlich erſchienen ſie. Sie hatten faſt das Ausſehen von armen Sündern, wollten trotzig ausſehen, aber ſie hatten Katzenjammer an Leib und Seele. Da kann der Menſch nicht lange trotzig ausſehen, er fällt immer wieder zuſammen, und eines jämmerlichen Geſichtes kann er ſich nicht erwehren.

Vor ihnen ſtand Hans Berner groß und mächtig, und wie er ſo daſtand, hätte er männiglich Ehrfurcht eingeflößt, denn man ſah ihm an, er war nicht nur ein Metzger, auch nicht bloß ein Rathsherr, ſondern er war ein Mann, und er fühlte es, daß er einer war. Und als der Vater ſo ernſt und groß und ſchweigend vor ihnen ſtand, da fühlten es auch die Söhne, daß ſie als Buben vor einem Manne ſtunden, und ſie konnten ſich des Zitterns faſt nicht erwehren. Aber auch der Vater konnte ſich der Thränen faſt nicht erwehren, als er ſeine Söhne, die bald Männer ſein ſollten, noch ſo wie Buben vor ſich ſah, aber er bezwang ſich, nahm ſich zuſammen, daß weder Zorn noch Weichheit über ihn kamen, und ſprach endlich zu ſeinen Söhnen:

Was ich ſchon lange vermuthet habe, das ſah und hörte ich geſtern; jetzt weiß ich, was ihr treibt und was ihr denkt; wir hätten Urſache, die Mutter und ich, uns die Augen aus dem Kopf zu weinen oder euch zu verſtoßen, denn wie gut

ihr es mit uns meint, das wisset ihr, und wohin euer Leben führt, das wisset ihr freilich nicht, aber wir wissen es. Ihr werdet ein Leben führen, welches die Menschen verfluchen und Gott verdammt, denn wer Vater und Mutter den Tod wünscht, der hat kein Herz mehr für einen Menschen und keine Furcht vor Gott.

Noch leben wir aber und das Vermögen ist unser, und Gleiches mit Gleichem könnten wir vergelten, und, wie ihr es aus unsern Händen möchtet, dafür sorgen, daß es nicht in eure Hände käme, denn wie wir es erworben, so können wir es auch aufbrauchen. Das wollen wir einstweilen nicht, aber das wollen wir, daß unser Vermögen in keine solchen Hände komme, wie die euren gegenwärtig sind, und dafür wollen ich und die Mutter sorgen.

Ich bin ein Metzger und habe wenig die Schule besucht, aber manchen Abend habe ich durchgelesen, und ihr habt ein Sündengeld in der Schule gekostet, aber noch kein Buch habe ich in euren Händen gesehen, seit ihr aus der Schule seid, und des Abends seid ihr anderswo als daheim.

Dort in jenem dicken Buche las ich einmal von einem Ritter, der durch seine Tapferkeit reich geworden war und geachtet im ganzen Lande. Der bauete oberhalb dem Städtchen Brugg eine Burg, wie man im ganzen Lande keine sah, und nannte sie Befferstein, und die Burg war fest, daß sie niemand einzunehmen vermochte. Dieser Ritter hatte zwei Söhne und die freuten sich auch auf ihres Vaters Tod und riethen ab, wie sie dann hoch leben wollten und Land und Nachbaren schädigen und plündern von ihrer sichern Burg aus. Das vernahm der Vater, ließ seine Söhne vor sich kommen und sprach: Liebe Söhne, dieses Haus habe ich erbauet meinem Hause zum Trost, dem ganzen Lande zu Nutz. Nun aber ich euer Vorhaben vernommen hab', will ich nicht, daß von diesem Hause aus das Land geschädigt werde, noch daß ich Ursache haben soll des Schadens, welchen das Land

empfangen ſoll. Und er bezwang die beiden Knaben, daß ſie mit eigener Hand das Schloß anzünden mußten, daß es verbrannte, alſo daß niemand darin wohnen mochte. Geſtern beim Heimfahren kam mir dieſe Geſchichte in Sinn, und wenn ich auch kein Ritter bin und keine Burg erbauet habe, ſo erkannte ich doch die Wahrheit in dieſer Geſchichte, daß, was die Eltern mit dem Segen Gottes erworben haben, ſie den Kindern nicht zum Fluche hinterlaſſen, es eher verderben ſollen. Und ſo ſind die Mutter und ich entſchloſſen, es alſo zu machen; wir wollen, was wir erwerben, brauchen wie wir wollen; dafür wollen wir ſorgen, daß es in euren Händen nicht zum Fluch werde. Aber ehe wir es machen wie jener Ritter, wollen wir es verſuchen, mit Gottes Hülfe euch anders zu machen und eure Hände ſauber. In die Kur wollen wir euch nehmen; wollt ihr derſelben euch unterwerfen und ſchlägt ſie an, wohl und gut, ſo ſollt ihr wieder unſere lieben Kinder werden, und unſer Vertrauen, daß ihr unſer Andenken in Ehren halten, nicht ſchänden werdet, wollen wir wieder auf euch ſetzen. Wollt ihr euch aber nicht unterziehen, wohlan, ſo wollen wir uns unſer Andenken ſelbſt ſichern und zwar alſo, daß ihr nichts mehr daran machen könnt. Jetzt bedenkt's, in drei Tagen will ich Antwort. Aber, aber vergeßt es nicht, wenn Hans Berner einmal die Augen offen hat, ſo iſt er nicht mehr blind, und wer ihn einmal betrogen hat, betrügt ihn nicht wieder, und hat er einmal einen Entſchluß gefaßt, ſo bricht ihn niemand wieder. Ihr ſollt es erfahren, daß ich Hans Berner bin und nicht nur in der Metzg, nicht nur auf dem Rathhauſe, ſondern auch zwei ſolchen Buben gegenüber, die nichts können und nichts ſind, die im Zuſtande, wie ſie jetzt ſind, nicht acht Tage ein ehrlich Brod ſich erwerben könnten. Jetzt geht, in drei Tagen will ich Antwort, und was ich dann ſagen werde, das hält Hans Berner, und Hans Berner und ſeine Frau ſind eins.

So redete Hans Berner mit ſeinen Söhnen, und wie

tausend Centner lasteten seine Worte auf ihnen, und ächzend und bangend brachten nach drei Tagen die Söhne ein Ja hervor, daß sie sich unterwerfen wollten. Eine harte Kur wurde angefangen; sie gelang endlich, und mit Freuden werden Hans Berner und seine Frau ihre Augen schließen, denn sie wissen, ihre wacker gewordenen Söhne werden ihr Andenken ehren und im Segen besitzen, was sie im Segen erworben.

Der Sonntag des Großvaters.

Die Erzählung erschien zuerst in den Alpenrosen. Jahrgang 1852.

Amen! So klang es von den blaſſen Lippen eines Greiſen, der in einem reinlichen Bette hoch liegend, die Hände auf der Decke gefaltet, ſein Morgengebet verrichtet hatte. Die Sonne ſchien freundlich in's Stübchen, in welchem wenig Anderes als ein ſchönes Buffert Platz hatte. Ihre ſchönſten Strahlen fielen auf ein blondes Mädchenhaupt, das auf des Bettes Rand ſchlafend lag. Es gehörte einem ſchlanken Mädchen, welches am Bette ſaß, beim Großvater einen Theil der Nacht über gewachet hatte, ſich unbewußt das Geſicht auf's Bett gelegt und eingeſchlafen war. Der Großvater heftete ſein blaues Auge voll inniger Liebe auf das ſchlafende Mädchen, endlich legte er die Hand auf deſſen Haupt und ſagte leiſe: Bäbeli! Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen fuhr das Mädchen auf, zeigte ein Geſicht, wie ſelten ein lieblicheres geſehen wird, und rief: O Großvater, Großvater, habe ich geſchlafen? Sey doch recht nit höhn, will es gewiß nicht mehr thun. Warum höhn ſy, mys Bäbeli? ſagte der Großvater. Haſt geſtern g'werchet bis ſpät, warum ſollteſt nicht ſchlafen? Hätt ich dich nöthig gehabt, würde ich dich ſchon geweckt haben. O Großvater, wie biſt ſo gut, was willſt? ſoll dir z'trinken gäh? Bin nit durſtig, ſagte der Alte, aber thue mir das Fenſter auf, die Sonne ſcheint ſo

ſchön und bald wird das erſte Zeichen läuten. Es that mir immer ſo wohl, wenn ich es hörte an einem Sonntag Morgen. Es war mir immer, wenn es ſo über Wald und Hügel kam, als ſei es ein Beten in den Lüften, als eine Fürbitte der Engel für die armen Menſchen, und manchmal war es mir, als ſei es Gottes Stimme, welche die trägen Menſchen wecke aus ihrem Sündenſchlaf. Bäbeli, die Haare z'weg ſtreichend, machte das Fenſter auf und ſagte: Es iſt wohl kühl, ſagt, wann ich es wieder zumachen ſoll.

Und als ob die Glocke gewartet, bis der Großvater ihre Stimme höre, begann ſie zu läuten gar mild und freundlich und doch ſo wunderbar und dringlich, daß es war, als töne ſie aus allen Falten des Herzens wieder. Wie verklärt leuchtete des Großvaters Angeſicht, und unter dem Fenſter betete das Mädchen ſein Morgengebet, und wie draußen Gras und Blumen im Thau, glänzten deſſen Augen in tiefer Inbrunſt. Das liebe Mädchen betete für den Großvater, der ſo rüſtig geblieben tief in die achtzig Jahre hinein, plötzlich erſchwachet war, von ſeinem Tode ſprach und mit rührender Ergebung, ja Freudigkeit, ihn erwartete, obſchon es ihm wohl war auf Erden, denn er hatte Friede in ſich und um ſich, ward geliebt wie ſelten ein Großvater. Aber wer, der lange in den Vorhöfen geweſen, ſehnt ſich nicht nach dem Innern des heiligen Tempels? Sein Leben war Arbeit und Mühe geweſen, er aber beſaß in ſeinem Gemüthe einen hellen Sinn und mächtiges Gottvertrauen, da ward ihm die Arbeit Luſt und die Mühe verklärte ſich ihm in Zeugniſſe, was der Menſch vermag, wenn er den Glauben hat. Er ſchaffte ſich die Schulden vom Hals, erzog die Kinder in der Zucht des Herren, erbaute ſich ein ſchönes Haus, erwarb ſich einen guten Namen, der weit und breit bekannt war; wie er Gott vertraute, vertrauten die Menſchen ihm, und wer bedrängt war irgendwie, nahm gerne zu ihm Zuflucht, ſuchte da Troſt und Rath. Sein Heimweſen hatte er dem Sohn abgetreten, aber er war

doch Meiſter geblieben, denn ohne ſeinen Rath wary nichts gethan; die rechte Meiſterſchaft läßt ſich nicht abtreten, auch die Liebe nicht, an der er ſo reich und die ihm auch ſein höchſtes Gut war. Als er ſo plötzlich ſchwach wurde, da war großes Herzeleid im Hauſe, bei Klein und Groß, und Großvater hatte zum erſten Mal keinen Troſt für ihren Jammer. Der Arzt kam, er war des Großvaters Freund, man war ihm weit entgegengelaufen, Großvater hatte zugegeben, daß man ihn hole, es freue ihn, ihn zu ſehen, daneben werde er ihm nicht viel helfen können, hatte er geſagt. Der Doktor gab den Fragenden nicht viel Beſcheid, er müſſe den Patienten doch erſt ſehen, hatte er geſagt. Als er den Puls gegriffen, ſah er dem Großvater mit einem ſeltſamen Blick in die Augen, der Großvater ſchien etwas zu verſtehen und hatte dem Doktor die Hand gegeben, dieſer gute Brühen und zuweilen einen Schluck guten Wein verordnet und ohne viel Reden ſich entfernt. Seither war der Großvater noch ſchwächer geworden, daß man bei ihm wachen mußte, aber hell im Geiſte war er geblieben und noch freundlicher, wenn möglich, gegen Alle. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn ein ſolcher Zuſtand länger dauert, kein beſonderer Schmerz dazu kommt, die Hoffnung ſtellt ſich wieder ein, was man wünſcht, ſieht man, und was vom Gegentheil zeugt, deutet man auf Geneſung. So ging es auch hier oben und zwar um ſo mehr, als der Großvater nie klagte, ſondern immer ſagte, ihm ſei wohl und es gehe recht gut.

Als die Töne verklungen waren, das Bäbeli aber noch betete, ging leiſe die Thür auf, ein rundes freundliches Geſicht kam zum Vorſchein, guckte zum Großvater hin und ſagte: Ich hörte euch reden und wollte fragen, ob ihr gut geſchlafen, Vater, und was ihr z'Morgen wollt? Kaffee und es Eiertätſchli drzu oder lieber es Schnäfeli Käs? hätt auch ganz friſche ſüße Anke. Dank heigiſt, du guts Kätheli, ſagte der Großvater, hab nit Hunger, es Tröpfli Kaffee nimm ich da-

gegen gern, er macht mr wohl. Mutter, denk, ich schlief, und der Großvater mußte mich wecken, klagte das Mädchen. Da siehst, wie es geht. Du wolltest absolut einmal dem Großvater wachen! Jungi Meitschi wie du wissen nicht was wachen ist, die müssen geschlafen haben, sagte die Mutter freundlich. Es war die Sohnsfrau und dem Großvater sehr lieb. Sie aber betrachtete ihn fast wie den lieben Gott und liebte ihn wie selten ein leiblicher Vater geliebt wird. Auch ging sie nicht heraus, bis sie dem Vater die Kissen zurecht gelegt, mit einem reinen Tuch ihm das Gesicht abgetrocknet und gefragt, ob er ein frisches Hemd verlange. Sie habe ihm eins draußen an der Wärme.

Als es bekannt war, Großvater sei erwacht, kam Eins nach dem Andern, ihm guten Morgen zu sagen und seiner ansichtig zu werden. Einer der Letzten war der Sohn, der jetzt der Hausvater war, bereits ein Mann in mittlern Jahren, von etwas düsterm Gesicht und langsamem Wesen. So freundlich er konnte, frug er den Vater nach seinem Befinden, ging dann alsbald zu Geschäften über, berichtete, was im Stall vorgegangen, frug, was der Vater meine, daß in der nächsten Woche vorgenommen werden solle, ob man Reps säen oder Hanf und Flachs ziehen wolle. Wenn man das erstere wolle, so könnte er heute für Samen sehen, er hätte im Sinn, in die Predigt zu gehen, wenn nicht etwas dazwischen komme, da ginge es in einem Gange zu. Der Großvater gab freundlichen Bescheid, trat in des Sohnes Wesen ein, obschon es von dem seinen sehr verschieden schien. Als er dem Sohne Rath gegeben, so weit er ihn verlangte, sagte er: Du könntest mir auch einen Gefallen thun, wenn du wolltest? Gern Vater, sagte derselbe, die Frau hat mir schon befohlen, ich solle sehen, daß ich ein schön Stückli Fleisch bekomme und Zucker soll ich auch bringen. Kätheli ist b'sonderbar es guts, denkt mehr an Andere als an sich. Hab's in Ehren, sellige Wyber gibts nit dick, und zu allem e fründliche Miene un es guts Wort. Du

glaubſt nit, was das werth iſt i re Haushaltig. Wenn du das Gegentheil erfahren müßteſt ein Jahr oder zwei, ſo wüßteſt erſt, was das werth iſt. Iſt's was Anderes, das ich euch verrichten ſoll, Vater, frug der Sohn, oder wär's das gſy? Nein, ſagte der Vater, möchte dir ſonſt was befehlen. Geh mir zum Pfarrer; ich laß ihn grüßen, ſag ihm, und ihn bitten, er ſolle ein Gebet für mich verrichten, wenn er ſo gut ſein wollte. Vater, hat es dir böſet? frug haſtig der Sohn. Aparti nit, antwortete der Vater, aber ich bin ein armer Sünder und habe das Beten nöthig, wenn ich zu Gnaden kommen will. Es thäte mir wohl, wenn ich denken könnte, es hülfen mir noch Andere beten für meine arme Seele, und in derſelben Chile, wo ich getauft wurde, Erlaubniß erhielt und ſo manchmal zum Nachtmahl ging, möchte ich gerne, daß auch für mich betet würd, damit das Plätzli z'weg ſei, wenn ich komme für geng.

Aber Vater, iſt's euch denn ſo erleidet bei uns, daß ihr nicht warten mögt und ſövli preſſiret. Nein, Sohn, erleidet iſt's mir nit bei euch, hätt Gottlob auch keine Urſache dazu, ſondern den Herren zu loben und zu preiſen, daß er mich ſo lange bei euch gelaſſen, und wenn er will, ſo bleibe ich noch länger mit Freuden hier. Aber einmal muß es ſein, und denk, wie alt ich bin, da möcht ich gerne z'weg ſein in allen Stücken. Deswegen wenn ich ſchon für mich beten laſſe, geſchieht es nicht aus Blangen, daß ich meine, es preſſire, es müſſe heute noch ſo ſein, deretwege geſchieht es weder früher noch ſpäter, ſondern wie der Herr will und wie er es geſetzt hat. Aber es thut mir wohl, wenn ich denken kann, jetzt beten ſie Alle für dich, und wenn Einer noch einen Groll gegen dich hat und das Geringſte dir nachträgt, ſo läßt er es fahren, iſt z'frieden mit dir, und ich kann auch denken, ich gehe ſo recht im Frieden heim, und wie die Leute ſei auch der liebe Gott z'friede mit mir.

Aber Vater, wer wollte nicht mit euch zufrieden ſein, ihr

thatet ja Allen nur Liebs und Guts, wo solltet ihr noch einen höhnen Menschen haben? Lieber Sohn, wir machen viele Leute bös, wir wissen es nicht. Wir gehen unsern Weg, leben nach unserer Art, reden, wie wir's denken, achten uns anderer Menschen viel zu wenig, ob wir ihnen im Wege stehen oder sonst weh thun, darum, weil wir nur an uns denken und Anderer Art nicht in Obacht nehmen. Wir machen viele Leute bös, was hilft es uns, hintendrein zu sagen, wir hätten es nicht bös gemeint, wir hätten denken sollen zu rechter Zeit. Warum sollte es mir anders gegangen sein, als es allen Andern geht? Der Sohn antwortete bloß: Wenn ihr es begehret, ja freilich, kann ich schon zum Pfarrer gehen. Will pressiren, daß ich noch vor dem Läuten zu ihm komme.

Die Mutter hatte des Großvaters Frühstück gerüstet, die ganze Kinderschaar wollte etwas tragen, es wäre fast nöthig gewesen, das Kaffeekacheli entzweizubrechen, damit ein jedes etwas in die Hände kriege, und sechs Hände hätte der Großvater haben sollen, um abzunehmen, was ihm entgegengestreckt wurde, kaum ein Fürst hätte mehr Aufwärter und Aufwärterinnen haben können, jedenfalls nicht fleißigere, so daß die Mutter ganz ruhig ihren Geschäften nachgehen konnte.

Aber rasch kam sie wieder mit Augen voll Thränen: Großätti, wollet für euch beten lassen, hets euch böset? frug sie schluchzend. Blanget ihr fort oder meint, ihr seiet uns erleidet und die Abwart im Weg. O Vater, ihr wißt nit, wie sich Alles streitet, um euch was thun zu können. Laut weinend kam Bäbeli und frug: O Großvater, ist's meinetwegen, weil ich geschlafen und nicht zu euch gesehen. O Großvater, verzeiht mir, ich will nie mehr schlafen, ich that es nicht expreß, weiß gar nicht wie es kam. Der Großvater hatte Mühe, zum Reden zu kommen. Nit, nit, sagte er, wenn ich gewußt, daß es euch so g'mühen würde, ich hätte ja nichts gesagt; ich habe dem Sohn es ja gesagt, warum ich es wünsche. Nit daß es mit mir diesen oder jenen Weg gehe

zum Leben oder zum Sterben. Es iſt mir recht, wie der Herr es macht, und Urſache habe ich ja nicht, daß mir das Leben erleidet ſein ſollte. Es wär mancher gerne krank, wenn man ihm ſo thäte und zu ihm luegte wie zu mir. Aber ich möchte, daß meiner gedacht würde im Hauſe, welches Gott auf Erden hat, in welchem ich ſo oft war, und daß, wenn jemand gegen mich was hat, er es ablegt und mit mir zufrieden wird, denn gegen einen Kranken iſt man barmherziger und verzeiht ihm, was man einem Geſunden nicht verzeiht. Und mancher betet ſonſt für mich, daß Gott mir gnädig ſei. Aber Großvater, das mangelt ihr ja nicht, daß man für euch betet wegen den Sünden. Die Leute werden nicht wegen den Sünden beten, das thut man bei Leuten, wo es nöthig iſt, ſie werden meinen, ihr laſſet um's Sterben bitten, und dann ſterbet ihr und wäret nicht geſtorben, wenn ich recht gewachet hätte und ihr nicht gedacht hättet, ſo wollet ihr lieber nit länger dabei ſein. Bäbeli, ſagte der Großvater und gab dem Mettſchi die Hand, thu das aus dem Kopf, du plagſt damit dich und mich, du ſollſt wiſſen, daß es heißt, betet für einander, und daß wir allzumal Sünder ſind und gegen alle Gebote Gottes handeln, und daß, wer meint, er habe das nicht nöthig und ſei beſſer als Andere, ein Phariſäer iſt. Daran denken die guten Leute nicht, an die Sünden denkt man nicht gerne, ſie meinen, man laſſe beten um Tod oder Geſundheit, damit man der Pein los werde, und das Beten von Vielen werde mehr abbringen, als das Beten von einem oder zweien, und wenn ihrer viel genug ſeien, ſo könnte man gleichſam den lieben Gott zwingen. So thorrecht ſind die Menſchenkinder, Bäbeli. Nein, Bäbeli, ſo mein ich es nicht, ſondern wo viele Liebe ſei, da ſei viele Vergebung, und wenn Viele mir Liebe erweiſen vor Gott, ſo werde mir um dieſer Liebe willen der liebe Gott um ſo eher alles vergeben, was ich Schlimmes gethan. O Vater, ſagte die Mutter und konnte kaum vor Weinen, wenn ihr ein großer

Sünder ſeid, was ſind dann wir Andern? Ihr waret ja von je unſer Engel, und würde ich mich zu Tode ſinnen, ich wüßte nichts Böſes von euch. Wenn ihr ſo nöthlich thut, was ſoll denn aus uns werden, Vater? Du gute Tochter, biſt nicht der liebe Gott, ſiehſt mein Herz nicht, kennſt mich nicht vom Mutterleibe an, kennſt meine Gedanken nicht von ferne, verſtehſt meine Rede nicht, ehe ſie auf meiner Zunge iſt. Wenn du meine Jahre haſt, wirſt du deinen Kindern ein noch viel lieberer Engel ſein. Nöthlich thue ich auch nicht, ich traue meinem Gott, im Leben hat er mich nicht verlaſſen, im Sterben wird er es auch nicht thun, er wird meinen Geiſt nicht verſtoßen, ich glaube es mit aller Freudigkeit, aber es iſt noch nicht vollbracht, darum darf ich nicht ablaſſen mit Ringen und Bitten, bis ich es ergriffen habe. Darum jammert und weinet nicht; ſo lange wir noch beiſammen ſind, wollen wir uns freuen in aller Liebe und allem Frieden. Schöneres und Beſſeres iſt ja nichts auf der Welt.

So ſtillte der Großvater den Jammer; und als Mutter und Tochter hinaus waren, ſagte die letztere: Mutter, kann ich z'Chilche oder hätteſt was darwider? Aparti nüt, ſagte die Mutter; dachte aber, du würdeſt ſchläferig und habeſt geſtern ſelbſt geſagt, du wolleſt heute daheim bleiben, du bliebeſt am liebſten beim Großvater. Ich möchte darum gerne gehen, damit die Leute nicht läß beten, in der Meinung, der Großvater ſolle ſterben. Denk, wenn ſie es thäten und es fehlte dann? Wenn der Vater zum Pfarrer geht vor der Predigt, ſo wollen alle Leute per se wiſſen, warum. Vielleicht ſind Schulmeiſter und Sigriſt bei ihm und ſagen es auch, der Großvater ſei übel und laſſe für ſich beten, und waß können ſie Anderes denken, als es ſei, daß er ſterben ſolle? Da iſt es doch nöthig, daß die Leute den rechten Bericht vernehmen. Kannſt gehen, wenn du willſt, ſagte die Mutter, habe nichts darwider. Daneben denke ich, viel würde es nicht machen, wenn auch einer oder der andere läß beten

würde. Man kann ja vor Gott nie läß beten, wenn man es gut meint, er weiß ja beſſer als der Menſch ſelbſt, was den Menſchen zum Guten iſt.

Als ſie draußen waren, lag der Großvater ſtille in ſeinem Bette, auf der Decke waren die Hände gefaltet und ſein Geſicht begann mehr und mehr zu ſtrahlen wie das eines Engels. Er dachte, und ſein Gedanke war eigentlich ein Dankgebet, wie er doch glücklich ſei, in ſo hohem Alter ſolche Liebe zu beſitzen, daß er niemanden verleidet, daß man ſeiner nicht müde ſei, gerne ihn länger behalten wolle und mit Freuden mehr an ihm thue als er verlange. Und wenn es ſchon noch länger daure, dachte er, wäre es immer das Gleiche, ihr Gutmeinen ſei ſo groß, daß man ihm nicht ſobald z'Bode chäme. Dafür habe er dem lieben Gott zu danken, daß er ihm ſo gute Menſchen gegeben, denn was könne ein alter Menſch mehr und Beſſeres verlangen als das? Aber es werde ihnen auch vergolten werden von dem, der mit ſeinem Segen guten Kindern Häuſer baut und ihre Wege ebnet. Daran dachte der Großvater nicht, daß er die guten Leute ſich erzogen und er eigentlich nur ernte, was er ausgeſäet. Denn es iſt mit der Liebe auch wie mit andern Pflanzen; wer Liebe ernten will, muß Liebe pflanzen. Aber daran dachte der Großvater nicht, ſondern ihm kamen die Gedanken an ſo viele tauſend und tauſend Alte, die es nicht ſo hätten wie er, die nichts von Liebe wüßten, die nirgends ſein ſollten, überall im Wege wären, die keine Wärme mehr hätten, innen nicht und außen nicht, die es immer friere am Leib und an der Seele. Er erinnerte ſich, wie er einmal dabei geweſen vor vielen, vielen Jahren, wo ein alter Mann geſagt, wenn er nur draußen ſäße, die Sonne ſcheine ſo ſchön warm und ihn friere ſo bitterlich, und man ihm antwortete: jetzt habe man nicht Zeit, ihn hinaus zu tragen, er müſſe warten, bis man fertig gedroſchen. Als man fertig gedroſchen, trug man ihn hinaus, aber die Sonne ſchien nicht mehr, war hinter Wolken

und ihn fror noch bitterlicher. Man tröſtete ihn, er ſolle nur ſich leiden und Geduld haben, die Sonne werde ſchon wieder kommen. Die Sonne kam richtig wieder, aber als ſie wieder kam, da war der Alte todt. Und ſolche Geſchichten mehr fielen ihm ein, wie es den Alten geht im Alter ohne Liebe, und ſie erbarmten ihn ſehr. Wie kalt muß es für ſie ſein in den alten Tagen auf Erden ohne Liebe, denn Liebe iſt noch mehr als Sonne. Ja, wenn ich es ſo hätte, dann blangete ich auch nach dem Sterben, und mein Seufzen wäre, wenn ich nur ſterben könnte, weg könnte, Allen aus dem Wege. Und wenn ich es nicht könnte, würde mir auch angſt, und ich müßte denken, Gott hätte mich vergeſſen auf der öden Welt. O, das iſt eine ſchreckliche Furcht, von Gott vergeſſen zu ſein, wenn man immer ruft, o nimm mich, o nimm mich! und er kommt nicht, nimmt Einen nicht, und es iſt, als ob er nichts mehr hörte. So dachte der Großvater und für dieſe armen Alten alle betete er, und bat Gott, er möchte ihnen Sonne und Liebe ſchenken die Fülle, daß nichts erkalte an ihnen, weder Glieder noch Herz, und wenn ihre Stimmen wimmerten: Ach nimm mich, ach nimm mich! ſo möchte er ſie doch hören und ſie holen, damit ſie bei ihm ſein könnten, nicht verzagen müßten auf der öden Erde und ſo allein und ſo frieren in der kalten Welt.

Wenn man ſo mit ſeinen Gedanken bei Gott iſt, weiß man nicht, wie ſchnell die Zeit umgeht. Es läutete in des Großvaters Gedanken hinein unerwartet, mahnend und nöthlich, wie Einer einem langſamen Wanderer ruft, wenn er einem Thore bequemlich naht, in dem ſchon der Schlüſſel zum Schließen ſteckt oder Verfolger auf ſeinen Ferſen ſind, nur in Eile die Rettung zu hoffen iſt. Es ſteht nirgends geſchrieben, aber denn doch iſt das zweite Zeichen von Gott befohlen. Eile, eile! ruft es über Berg und Thal, überall den trägen Menſchen, die in der Tiefe und in der Höhe wohnen, eile, eile! o Menſchenkind, verſäume nicht die gelegene

Zeit, zu spät, zu spät! klingt gar fürchterlich. Den thorrechten Jungfrauen ward nicht mehr aufgethan, sie mußten draußen bleiben, draußen — draußen klingt gar fürchterlich! Darum läutet es Zeichen um Zeichen, damit nicht versäumt die Zeit das träge Menschenkind, läutet ihm alle Sonntage so dringlich, daß es des zu spät! gedenke, daß Eile in seine träge Seele komme. Und trotz dem Läuten und Mahnen, wie viele kommen immer zu spät und wie viele rüsten sich gar nicht, weil es zu früh ihnen läutet, und wie viele hören kein Zeichen, kein Läuten mehr, einstweilen! Denn einmal werden sie wieder läuten hören, wenn am letzten Tage das Armesünder-Glöcklein geläutet wird, wenn seine Stimme in die Gräber dringt und vor den Richterstuhl Gottes die Sünder ruft.

Der Großvater kannte seines Sohnes Art, immer wohl ängstlich und dennoch immer wohl spät, sandte einen seiner kleinen Hüter hinaus, nachzusehen, ob der Vater bald z'weg sei. Dem war der Auftrag, für den Großvater beten zu lassen, grusam z'wider, daher wollte ihm nichts von Händen gehen, er zögerte unwillkürlich. So haben es eben Viele, leider, daß sie nie kommen zu dem, was sie sollen, aber nicht mögen. Der gute Sohn dachte nicht von ferne daran, den Auftrag seines Vaters nicht zu erfüllen, aber ohne Mahnung wäre es ihm doch vielleicht unmöglich geworden; denn wenn der Pfarrer einmal in der Kirche ist, läßt sich wenig mehr bei ihm anbringen. Endlich stießen sie von Land, zum offenen Fenster hinaus sah der Großvater mit innigem Wohlgefallen seinem Bäbeli nach, ein lieblich Röseli in Gottes schönem Garten.

Wie er so hinsah, sein Blümeli ihm mehr und mehr entschwand, gingen ihm leise die Augen zu. Die beiden Kinder, welche im Stübchen waren als seine Engelein, die seine Botschaften verrichten sollten, hielten sich lange still, selten plauderten sie ein Wörtlein mit einander. Nach und

nach ward ihnen bange, da Großvater die Augen immer zu hatte, ſie güggeleten alle Augenblicke, ob ſie noch zu ſeien, ſchlichen immer näher und näher, aber der Großvater rührte ſich nicht, that die Augen nicht auf. Da konnte das ältere Kind nicht länger warten, es ſtieg auf einen Stuhl am Bette und ſchob, freilich ſo ſanft es konnte, dem Großvater einen der Augendeckel in die Höhe. Da erwachte begreiflich der Großvater und that beide Augen auf. Schlaf nur wieder, Großvater, ſagte das Kind, brauchſt gar nicht zu erwachen, ich wollte bloß ſehen, ob du ſchlafeſt oder nicht. Schlief ich denn? frug der Großvater. Ja, lang, lang, antworteten die Kinder. Es hat doch noch nicht zuſammengeläutet? frug der Großvater. Nein, ſagten die Kinder, geläutet hat es hier noch nicht, aber unten wird es ſchon lange angefangen haben, denke wie weit es iſt von dort bis hier. Hinauf iſt's noch viel weiter als hinab. Aber höre, Großvater, jetzt kömmt's, jetzt kömmt's!

Und richtig zum Fenſter herein begann ein Quellen von Glockentönen, leiſe erſt und vereinzelt abgebrochen, als ob ſie ſich erſt Bahn brechen müßten durch das vermittelnde Element, dann ſich ſuchen und einen zu vollem Klang und einigem Geläute, dem mächtigen Rufen des Hirten, daß die Heerde ſich ſammle an des Herrn Hütte, daß die Schafe von den einzelnen Weiden her, wo ſie das tägliche Brod geſucht, eilen möchten, das geiſtige Leben zu nähren und zu kräftigen mit den Worten, die aus des Herrn Munde gehen. Es iſt das freundliche Rufen an Alle, welche auf des Herrn Dornenpfade gehen: Kommet her, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken, will euren Seelen Ruhe ſchaffen. Es iſt das mahnende Wort des Vaters an ſeine Kinder: Ich bin der Herr und ſonſt keiner mehr, ich, der ich die Gedanken in den Herzen kenne, ehe ſie aus eurem Munde ſind, ich bin da, bin mitten unter euch, vergeßt mein nicht, meinem Auge entrinnt ihr nicht, aber wer lautern Herzens iſt, der komme und

gehe ein zu den Thüren meines Hauſes, wo geſättigt werden die Meinen mit den Gaben des Geiſtes und der Gnaden. Es gehören dieſe mächtigen Klänge, die ſchwellenden Töne über Berg und Thal zu den immer in vollen Fluthen ſtrömenden Offenbarungen Gottes, in denen der Herr ſich kündet den armen Menſchenkindern, die Augen dem Lichte öffnen will, damit ſie ſeine Wege ſehen und die rechte Thüre zum Heil, nach welchem alle Herzen ſich ſehnen und doch ſo viele den Eingang nicht finden. Der Großvater lebte unbeſchreiblich wohl daran. Er konnte zwar dem Rufen leiblich nicht folgen, aber im Geiſte war er mitten unter den Schaaren der Gläubigen und gedachte, wie oft er dort neue Kraft empfangen, zu ſchaffen und zu tragen, wie mancher helle Strahl der Wahrheit ſeine Seele erleuchtet, wie oft er mit herzinniglichem Verlangen die Pfänder empfangen, daß keine Creatur weder im Leben noch im Sterben ihn von Gottes Liebe ſcheiden werde. Es ward ihm ſelig im Gemüthe. Es war ihm, als hätten Ströme der Herrlichkeit Gottes ſich in ſein Herz ergoſſen.

Die Kinder hatten unter dem Fenſter dem Läuten mit kindlicher Freude zugehört; als es verklungen war, kamen ſie wieder zum Großvater, fragend, was er begehre, ob er zu trinken wolle oder zu eſſen. Lernt ihr auch ſingen in der Schule, frug der Großvater, der mit ſeinen Gedanken bei den Gläubigen in der Kirche war. O ja, Großvater, wir ſingen auch und der Schulmeiſter ſagt, wir könnten es von Allen am beſten, wenn Alle ſo wären wie wir, er wollte mit uns durch's ganze Pſalmenbuch fahren wie Schnupf. Könntet ihr mir einen ſchönen Pſalm ſingen? frug der Großvater. Das war ein Jubel, daß ſie dem Großvater einen Pſalm ſingen ſollten. Großvater, wollt ihr den, der geht ſchön, o und der, und dieſer geht am ſchönſten! Könnt ihr den fünfundzwanzigſten? frug der Großvater. Ja, ja, ſchrien beide und wollten beginnen und jedes beſſer anſtimmen und jedes

dem andern zeigen, wie es beſſer gehe und wie es machen müſſe, daß ſie recht fortkämen, bis der Großvater ihnen ſagte, am ſchönſten gehe es, wenn jedes es mache ſo gut es könne, keines das andere unterbreche, bis ſie fertig ſeien. Hinterher ſollten ſie dann einander berichten.

Und ſie ſangen mit ihren hellen Stimmen:

Du mein einziges Verlangen,
Gott, zu dir erheb ich mich;
Laß mich keine Schmach umfangen:
Ich vertraue nur auf dich.
Die Verehrer deiner Huld
Hoffen nicht auf dich vergebens,
Nur die ſtürzet ihre Schuld,
Die dich haſſen, Gott des Lebens.

Denke doch an dein Erbarmen,
Das du haſt von Ewigkeit,
Und beweiſe an mir Armen
Deine Gnad' und Freundlichkeit.
Ach, vergieb nach deiner Huld
Meiner Jugend ſchwere Sünden,
Tilge meine große Schuld,
Laſſe mich Erbarmung finden.

Wer iſt willig Gott zu ehren?
Denn er nimmt ſich ſeiner an,
Ihn den beſten Weg zu lehren,
Er zeigt ihm die Lebensbahn.
Seine Seele läſſeſt du,
Herr, im Guten lange wohnen;
Und du wirſt ihn mit der Ruh
In dem Himmel einſt belohnen.

Gelehrte hätten ſich vielleicht an dem Geſang geärgert, aber dem Großvater floß er wie eine ſüße Labung ins Herz. Könnt ihr vielleicht den fünfundſechzigſten auch? frug er. Nein, antwortete das ältere, ſingen nicht, der Schulmeiſter

hat aber gesagt, wir wollten ihn lernen. Ueber acht Tage können wir ihn vielleicht, dann wollen wir ihn dir singen, aber auffagen kann ich dir davon, wenn du willst, zwei G'satz kann ich:

Ich widme meinen Lebenslauf
Zu deinem Ruhm bis an das Ende.
Entzücket heb' ich meine Hände
Zu dir in deinem Namen auf,
Du selbst wirst meine Seele speisen
Mit Wonne und mit Freudigkeit;
Ich werde dich zu jeder Zeit
Mit Dank und Lobgesängen preisen.

Ich denke, Herr! bei stiller Nacht
Vergnügt an dich und deine Güte;
Ich rühm' mit wachendem Gemüthe
Die Wunder deiner Gnad' und Macht.
Im Schatten deiner Flügel findet
Die Seele Sicherheit und Ruh;
Mein Helfer und mein Trost bist du,
Mein Heil ist nur auf dich gegründet.

Aber Großvater, habt ihr Schule? frug eine freundliche Stimme in's Stübchen hinein. Kinder, ihr macht dem Großvater wohl viel Lärm. Geht hinaus, ich will jetzt bei ihm sein, bin einstweilen fertig mit der Haushaltung.

Großvater, gäll, wir haben dich nicht geplagt, hießest du uns nicht auffagen? frugen die Kinder. Wohl, Kinder, wohl! Ihr seid liebe Kinder und habt mir viele Freude gemacht. Könnt jetzt hinausgehen, Tauben und Kaninchen füttern, der Mutter zum Feuer sehen. Sie muß so viel auf den Beinen sein, und eine Weile abzusitzen thut ihr auch wohl, fügte der Großvater hinzu, da er merkte, wie die Kinder gegen das Hinausschicken sich verwahren und die Wache fürder behalten wollten. Aber Großvater, frugen sie, wir sind dir doch nicht erleidet, wir dürfen wieder kommen? Allweg, meine lieben

Kinder, ſagte derſelbe. Sobald die Mutter ihrer Sache nach muß, ſoll ſie euch rufen.

Vater, ſoll ich euch ein Kapitel leſen aus dem Teſtament oder aus dem Paradiesgärtli? frug Kätheli. Dank heigiſt, ſagte der Großvater, die Kinder haben mir geſungen und aufgeſagt. Hock da beim Bett ab, ich möchte dir noch ein Wort ſagen, wer weiß, ob ich es ſonſt noch thun könnte. Aber Vater, aber Vater! was redet ihr wieder, glaubt ihr, es ſei Ernſt, und denket ihr, es müſſe geſtorben ſein, jammerte Kätheli. Ich weiß es nicht, ſagte der Großvater. Ich weiß nicht, was Gott mit mir vor hat, b'ſunderbar bin ich erſchwachet und allweg möchte ich z'weg ſein, wenn der Herr kömmt, daß ich nicht erſchrecken muß, wie wenn er mir käme wie ein Dieb in der Nacht. Dich, Kätheli, möchte ich noch um Verzeihung bitten, vielleicht daß ich mich gegen niemanden ſo verfehlt als gegen dich. Das machte mir ſchon manchmal ſchwer.

Ihr euch gegen mich verfehlt, aber was denket ihr? Ihr waret mir der beſte Menſch auf Erden, ihr truget mich auf den Händen, und wenn ihr heim geht, ſo möcht ich mit, ohne euch was ſoll ich? O mein Gott, ſo jammerte die Frau und weinte bitterlich.

Sieh, Kätheli, das iſt eben, was mich drückt, und dein Weinen iſt die ſchwerſte Anklage gegen mich. Du biſt mit deinem Mann nicht glücklich, und daß du ihn haſt, daran trage ich Schuld, das plagt mich. O Großvater, was will ich mehr? Gläis iſt ja ſo brav. Sachen haben wir mehr als genug, Freude an den Kindern, was will ich mehr? Wenn ich hundert Andere betrachte, ſo habe ich ja Urſache, Gott auf den Knieen zu danken, daß ich es ſo habe. Und wenn ich dran denke, wie leichtſinnig ich geweſen, wie kurz meine Gedanken waren, ſo wird es mir ganz angſt, wie leicht ich der ärmſte Tropf auf Gottes Erdboden hätte werden können.

Manche, ſagte der Großvater, thäte es nicht ſo aufnehmen, ſondern ſie würde mir alles Trübe und Schwere, welches dieſer Ehe zuwächſt, nachtragen, denn an dieſer Ehe bin ich ſchuld, wie du wohl weißt. Ich wußte, wie Gläis iſt, unſchlüſſig, alles ſchwer nehmend; da dachte ich, mit einer Frau ſei ihm am beſten nachzuhelfen. Du wareſt mir lieb von Jugend auf, ſchon als du noch in die Schule gingeſt, ſah ich dir manchmal nach und dachte, wenn das z'gutem ausfällt, ſo iſt das wie gemacht für Gläis, das hat den heitern Muth, die raſchen Gedanken und das anſchlägige Weſen, was ihm fehlt. Wenn er eine Frau bekommt, wie er iſt, geht es weiß Gott nicht gut, die werden nie fertig, wenn ſie ſchon nicht zanken, ſo haben ſie doch keine fröhliche Stunde; wenn ſie Kinder bekommen ſollten, ſo würden die die ärmſten Tröpflein von der Welt, es wäre ja gerade, als ob ſie an einem Orte geboren worden, wo die Sonne nie zueche mah, Sommer und Winter nit. Du weißt, wie es ging. Ihr zoget einander beidſeitig nit, es mangelte z'ſpatten und z'ſtoßen bis es ging. Wie dir es deine Eltern machten, weiß ich nicht, ihnen gefiel Gläis und was er zu erwarten hatte, weiß auch nicht, ob du eine andere Liebe hatteſt, aber ich hörte, wie du ſeufzteſt, als d'Sach richtig wurde, und ſah nachher oft rothe Augen. Das kam mir ſchwer auf das Herz, erſt jetzt ſah ich recht, was Einer auf ſich nimmt, wenn er faſt gewaltſam den Lebenslauf zweier Menſchen ordnet. Deppe rathe und warne wird Eltern wohl erlaubt ſein, aber das rechte Mittel z'treffe, das iſt ſchwer. Auf einem Vater, der geſagt hätte: Mira, wes d's Käthi thue will, ſo iſt's mir recht, hätte ich nicht viel gehabt, hätte gedacht, das ſei auch einer von den Neumodiſchen, denen es gleichgültig ſei, fahren ihre Kinder hin, wohin ſie wollen, von den gottvergeſſenen Vätern, die ihre Kinder betrachten wie Hunde ihre Flöhe, die nie luſtiger ſind, als wenn ſie dieſelben abſchütteln können. Aber, aber zwinge oder Ernſt brauchen, und wenn es ſchon

zum Beſten iſt, wie man glaubt, wer ſagt, daß man recht glaubt? Ich weiß nicht, was deine Eltern ſagten, aber ich ſah deine rothen Augen und hörte deine ſchweren Seufzer und kenne die Bürde, die du tragen mußt, und, glaub es mir, ich trug ſchwerer daran als du und immer ſchwerer, je lieber du mir, wurdeſt.

O Vater, ſchluchzte Kätheli, hätte ich das gedacht! Ja, manchmal wurde es mir ſchwer, aber wo iſt nichts, und wo iſt immer ein ſolcher Vater dazu? Wie wäre es wohl gegangen, wenn zwei Leichtſinnige zuſammengekommen und wo wären wir jetzt? Gläis iſt mir lieb, er hat ja keine Untugend! Und wie hätte ich mich in der Geduld und in der Sanftmuth üben wollen, wenn er nicht geweſen wäre mit ſeiner langſamen Art? O Vater, ich verſtund euch wohl, wenn ihr redetet, wie man in der Ehe ſich gegenſeitig heiligen, eins am andern nicht Bosheit auslaſſen, ſondern die Fehler abreiben ſolle. Gläis hatte an mir auch zu tragen, und ich ſah wohl, wie es ihm Mühe koſtete, nicht unzufrieden zu werden, mir nachzugeben, um nicht zu ſtreiten, und wie es Gewalt brauchte an ſich, um nicht zu kummern und nöthlich zu thun, ſondern gefaßt die Sache zu nehmen. Das freute mich, Vater, und glaubt es mir, unſere glücklichen Tage kommen nach und nach und werden bleiben, während es umgekehrt iſt bei denen, welche die Narrheit zuſammenbringt und die nur heirathen, um gut zu haben und luſtig zu leben. Man kann d'Sach zu ſchwer und zu leicht nehmen, und das letzte iſt ſchlimmer als das erſte, und wenn ich oft ſeufzte, ſo war es ſicher mehr über mich als über Gläis, oder weil ſonſt etwas mich ungeduldig machte, weil in der Welt nicht alles Krumme grad werden will. Aber, Vater, daß ich gegen euch etwas im Herzen gehabt, Vater, als große, große Liebe, mit der ich nicht weiß wohin, wenn Gott euch nehmen ſollte, das, Vater, glaubt mir. Wenn alle Menſchen ſo wären wie ihr, ſo wär d'Welt ja der Himmel.

Du nimmſt mir viel ab dem Herzen, ſagte der Greis. O wenn man einander mehr das Wort gönnte, wie manche Bürde wäre weniger auf der Welt oder leichter! Und wenn jede kämpfte wie du, wie vieles würde ſich zum Segen wenden, was ohne Kampf zum Fluch wird. So überwindet man die Welt und nimmt dem Verſucher ſeinen Stachel. Alſo du zürnſt mir nicht? Gieb mir die Hand. Jetzt iſt es mir wohl, jetzt wird man für mich beten unten, und wenn es dort ſo freundlich geht wie hier, dann kann ich wohl ſagen: Jetzt Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren; denn was will ich mehr auf der Welt? Bei uns ſein, Vater, bei uns ſein, was ſollen wir ſonſt und wie wird Gläis thun? Dafür ſorge nicht, da wird Gott helfen.

Kätheli hatte noch viel auf dem Herzen, aber da lärmten die Kleinen herein, riefen die Mutter in die Küche, wo ſie wirklich nöthig war und mit dem Großvater nicht mehr verkehren konnte, ehe die Kirchgänger heimkamen.

Allen weit voraus kam Bäbeli daher, hatte kaum noch Athem zu fragen: O Großvater, wie geht's, hat es dir gebeſſert? Darauf rollte dem Meitſchi, das ſo glücklich war, daß der Großvater ob dem Beten nicht geſtorben, ſein dreiſtündiger Lebenslauf vom Munde wie vom Spulen der Faden. Wen es Alles geſehen, was die Leute gefragt, was ſie über den Großvater geſagt, und was der Vater mit dem Pfarrer geredet und der Pfarrer mit dem Vater, und was die Leute gerathen, und was ihre Meinung geweſen über des Großvaters Zuſtand, daß ſie nämlich alle geſagt, wenn er nicht Fieber habe oder Huſten, ſo ſei alles nichts, bloß wenn er Fieber hätte, wär's bös. Wie aber doch hier und dort jemand erſchrocken und geſagt, um den wär's ſchad, für den ſollte Alles beten, daß Gott mit preſſirte mit ihm, und wie des Vaters Götti Augenwaſſer bekommen, als er's gehört, und wie er geſagt, wenn er es verbringen möge, ſo komme er dieſen Nachmittag hinauf.

So ſchnäderte das Kind, da kam der Vater ebenfalls heim und trat ein zum Bericht. Der Pfarrer war erſchrocken geweſen über das Begehren, hatte gefragt, ob er hinauf kommen ſolle, und wie Gläis meinte und Bäbeli beſtätigte, den Fall ganz beſtimmt in der Predigt angezogen, daß allen Leuten das Waſſer in die Augen gekommen. Gottlob, ſagte der Großvater. Bös habe ich es mit niemanden gemeint, aber man kann nie wiſſen. Habe doch manchen ſchönen Sonntag erlebt, für den ich Urſache habe, Gott zu danken. Aber ich wüßte doch keinen, wo es mir ſo leicht um's Herz geworden und mein Geiſt ſo hell und fröhlich war als heute. Eine Erquickung kommt mir nach der andern, es iſt mir, als gingen mir alle Dornen aus, welche mich noch plagten, und es iſt mir, als ob ich wirklich ſchon ein ſeliger Menſch ſei. Gott Lob und Dank, ſo iſt das Sterben ſchön und das Leben ſchön.

Der Sohn war düſter. Der Pfarrer hatte ihm geſagt, eine ſolche Schwäche in ſo hohem Alter ſei ſehr gefährlich, er fürchte ſehr, der gute Großvater erhole ſich kaum wieder. Das ſagte er aber niemanden, ſondern verdrückte es in ſich und machte dazu ein Geſicht, daß niemand wußte, was er hatte, ob er böſe ſei oder traurig. Der gute Gläis war von den ſeltſamen Menſchen einer, die es gut meinen, aber es nicht erzeigen können, zu denen ſich daher niemand gezogen fühlt, die darum glauben, ſie ſeien zurückgeſetzt und niemand frage ihnen was nach, die darüber traurig werden, daß man ſie nicht zu lieben ſcheint, darum dafür gelten, als ob ſie niemanden leiden mögen. Er liebte ſeine Kinder, aber mit großer Aengſtlichkeit, er fürchtete, ſie möchten arm werden, wenn in ſo viele Theile das Vermögen zerfalle, er ſparte für, wie er nur konnte, und gewann damit zuweilen faſt den Schein, als ob er ihnen nichts gönne. Ihm fehlte neben der Rührigkeit die Freundlichkeit, dieſe goldene Gabe oder vielmehr Tugend, denn ſie iſt nicht bloß gegeben, ſondern ſie läßt

ſich auch erringen, welche das Leben lieblich macht und den freundlichen Glanz ihm giebt. Man ward dieſen Mangel nicht ſo gewahr im Hauſe, wie es anderswo geſchehen wäre, da der Geiſt des Großvaters noch das Haus erleuchtete und auf allen Geſichtern mehr oder weniger ſich ſpiegelte. Nur Käthi fühlte Gläiſes Art peinlich, und trübe Schatten zogen über ſein ſonſt ſo heiteres Geſicht, und dieſe Schatten ſah eben niemand ſo deutlich als der Großvater. Derſelbe wußte, wie große Gewalt die Gemüther über einander haben in der Ehe, wie die ſtärkere Kraft die ſchwächere überwältigt, die ſtärkere Natur der ſchwächern ihre Eigenthümlichkeiten aufprägt, eine in der andern aufgeht. So hatte er gehofft, Käthelis holdſelig munter Weſen werde das düſtere gſtabelige ſeines Sohnes verſchlingen und eine ebenrechte Heiterkeit ihr Leben verklären. Aber bis dahin war ſeine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, doch war es auch nicht bös gegangen, im Gegentheil ſchien ihm zuweilen, Gläis finde hier und da Freude am Weſen ſeiner Frau, fange an es zu begreifen, während er früher oft ſichtbarlich daran ſich geärgert. Wenn es ſo käme, ſo ſei es gewonnen, hatte er dann gedacht, aber dann verſchwanden dieſe Zeichen wieder, und der Großvater wußte nicht woran er war.

Wenn d'Chilchelüt heimkommen, muß die Hausfrau mit dem Eſſen z'weg ſein, Gottes Wort macht hungerig. Offenbar haben immer die, welche in der Kirche geweſen und zwar andächtig, beſſern Appetit als die, welche daheim geblieben ſind oder in der Kirche geſchlafen haben. Fleiſch fehlt Sonntags in guten Häuſern eben ſo ſelten auf dem Tiſche, als man die Woche durch welches darauf ſieht, dazu kömmt Gemüſe oder gedörrtes Obſt; die Suppe geht voran und hie und da kömmt ſpäter Milch dazu, Wein nicht, neben dem Hauſe ſteht für den Durſt, den die Milch nicht bewältigt, der Brunnen; Fleiſch mache Durſt, heißt es, vom Fleiſche kömmt die Luſt, Fleiſchtage auch werden die Sonntage ge-

heißen, an denen Fleiſch auf dem Tiſche ſteht, und was das Fleiſch erzeugt, wird bewältigt mit der Milch, die auf dem Tiſche ſteht, mit dem Waſſer, das unter dem Dache quillt. Daran nimmt der Chriſt ein Exempel, wie er des Fleiſches Luſt zu meiſtern habe, nämlich mit der Milch des Evangeliums, mit dem Tranke des ewigen Lebens, der den Durſt löſcht für immerdar. So ißt und trinkt der chriſtliche Bauersmann am Sonntag zur Ehre Gottes, weiht Leib und Speiſe dem Herrn für die nächſte Woche und weiſt ſein ganzes Haus, von böſen Werken zu feiern und des Fleiſches Luſt zu löſchen mit Wort und Geiſt von Oben. Leider aber geht es anders den Fleiſchlichgeſinnten, ihnen iſt der Sonntag des Fleiſches Feſt- und Ehrentag und das Fleiſch auf dem Tiſche nichts als Pfand und Siegel, daß dem Fleiſch ſein Recht geworden, es alle ſeine Lüſte loslaſſen könne, für alle Befriedigung ſuchen dürfe nach Belieben. Nun, da geht es dann luſtig zu, es wimmelt auf Wegen und Stegen, und wenn der Teufel ein Engeländer oder Angler iſt, er findet nicht Kübel genug, um ſeine Beute zu bergen, und je ſchöner der Tag iſt, deſto größer wird ſeine Beute und deſto mehr thut es ihm an Kübeln fehlen.

Kätheli hatte für den Großvater nicht Fleiſch. Es hatte Hirn wollen nehmen laſſen in der Schaal und keins mehr gefunden; von dem groben Fleiſche, welches ſie hatten, wollte es ihm nicht geben. Es brachte ihm einen Teller mit Suppe, in die weißes Brod geſchnitten war und ſagte, er ſolle das einſtweilen nehmen, nachher bringe es noch ein Kaffee und ein Eiertätſchli dazu, auf's künftig wolle es ſich beſſer verſehen, er ſolle ihm doch recht nicht zürnen. Häb nit Müh, Kätheli, ſagte der Großvater, hab ja gar nit Hunger, und wär's nit dir z'lieb, ſo nähme ich lieber gar nichts. Es iſt mir jetzt ſo wohl, daß ich nichts beſſern nur böſern kann.

Aber Kätheli meinte, er ſchätze das nicht, es wollte ihm gerne was Beſſeres machen, wenn es nur wüßte was, und wenn

er von dem nichts möge, ſo müſſe es glauben, er ſei höhn. Nun der Großvater wollte Kätheli nicht traurig machen, er nahm ein wenig, rühmte ſehr, wie gut es ſei, wenn er nur möchte. Gieb es den Kleinen, welche mir ſo gut abgewartet und denk bald in die Kinderlehre müſſen.

Dürfen wir heute nicht daheim bleiben, wir begehrten lieber nichts, wenn wir daheim bleiben könnten beim Großvater, ſagten dieſe. Nein, liebe Kinder, das geht nicht, ſagte dieſer, denket, was würde der Schulmeiſter ſagen oder gar der Pfarrer. Wenn man geſund iſt, ſo muß man gehen, wenn der liebe Gott ruft; ſonſt ruft er Einem dann einſt auch nicht, wenn er die Himmelsthür aufmacht. Denket Kinder, wie wär es euch, wenn wir alle, ich und die Mutter und der Vater da in's Haus gingen, machten es zu, ließen euch draußen ſtehen, thäten nicht aufmachen, gäb wie ihr riefet und döppelet. Wenn wir euch riefen, warum bliebet ihr dahinten, warum kamet ihr nicht mit uns. Denket wie das ſchrecklich wäre hier und dann erſt beim Himmel, wir wären drinnen und ihr müßtet draußen bleiben! Ja, aber der liebe Gott macht es nicht ſo, er iſt gar e gute! Ja, ſagte der Großvater, er iſt e gute und e b'ſunderbar e gute, aber habt ihr die Frage noch nicht gelernt: Gott iſt wohl barmherzig, aber er iſt auch gerecht, darum will er auch mit der höchſten Strafe ſtrafen die Sünden gegen ſeine allerhöchſte Majeſtät. Und denket, iſt das nicht eine große Sünde, wenn er rufet und man kömmt nicht. Ja, aber, ſagten die Kinder, der liebe Gott ruft nicht, ume dr Sigriſt iſt's, wo lütet. O ihr guten Kinder, ſagte der Großvater, könnt ihr es auch ſchon, das Erklären und Vernütigen, und habt das doch wahrlich nirgends gelernt. Gott läßt euch in die Kinderlehr rufen, der Sigriſt iſt ſein Diener, und wenn er in die Kinderlehr läutet, ſo läutet er die Worte des Heilands: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn denen gehört das Himmelreich. Geht Kinder, geht, ſagte der Großvater, geht immer, wenn

der liebe Gott rufet, wenn ihr könnet; ihr werdet nie reuig werden. Glaubt es dem Großvater, er iſt jetzt auch nicht reuig, daß er es ſo gethan.

Zürnet mir nicht, Vater, ſagte die Sohnsfrau, als die Kinder fort waren, aber ich dachte doch manchmal, was es nütze, die Kinder ſo früh in die Kirche zu ſchicken, bei allem Wind und Wetter, und gar noch in die Predigt, ſie verſtehen doch von allem nichts. Wenn einſt der Verſtand da iſt, ſo geht es dann in einem Jahr ſchneller als ſonſt in dreien.

Du liebe Frau, ſagte der Großvater, es dünket den Menſchen manches, es iſt ganz das Gegentheil. Merkſt an den Kindern, welche nie z'Chilche gehn, viel Religion, und haſt du gehört, wie viel ſie in der Unterweiſung begreifen? Sagen ja unſere Kinder nicht immer, der Pfarrer könne ſie erbarmen, wenn er zu ſolchen rede, ſei es ja immer, als ob es an eine Mauer gehe. Es kann der Menſch nicht wiſſen, wie es dem Kind iſt im Hauſe Gottes, und was das für einen Eindruck giebt, und die Worte, die hie und da in's Herz fallen und Gedanken machen, zählt auch nur unſer Herrgott, und wie lange ſie brauchen aufzugehen, weiß auch nur er, denn Samenkörner müſſen oft lange im Boden ſein, bis ſie verweſet ſind und aufgehen. Glaub mir das, liebes Kind, je wunderbarer die Worte ſind, deſto tiefer greifen ſie, deſto beſſer iſt aber auch ihre Frucht. Laß dich nicht irren das Geſchrei, daß die Kinder alles begreifen müßten, ſonſt ſei es gefehlt, das iſt läppiſch und macht die Kinder dumm, darum werden die Kinder ſo dumm jetzt in den Schulen, weil man ihnen alles begreiflich machen will und was man nicht begreiflich machen kann, dummerweiſe verachtet. O Kind, wenn die Menſchen wüßten, wie niedrig ein Menſch bleibt, der nichts im Kopf hat als Begreifliches! Ihn erreichen die Offenbarungen Gottes nicht, ja ihm bleibt Gott ein fremdes Weſen und an ihm hat er keinen Theil.

O danke, Vater, aber ihr zürnt mir doch nicht, es redet Alles so und selbst alte Leute, und so dachte ich, so sei's. O liebs Kätheli, alt Lüt sy nit immer witzig, b'sunders wenn si meine, si müsse mit de Junge dr Narr mache. Ich werde schläfrig, sagte der Großvater, ich glaube, schlafen thäte mir gut, aber wenn Gläise Götti kömmt, und der wird kommen, so schicke ihn nur herein, mit dem möchte ich noch ein vertraut Wort reden.

Sobald es draußen hieß, der Großvater wolle schlafen, ward es stille, die nöthigen Geschäfte wurden alsbald abgemacht, dann hätte man das Haus für ausgestorben halten können oder für ein Seeräuberschiff, auf dem man auch oft keine lebendige Seele erblicken soll, bis man seine Nase zu nahe hinzusteckt, wo es dann Einem ergeht wie ungeduldigen Jungen bei einem Feuerteufel. Kätheli hatte am längsten zu thun, denn daß man unabgewaschen Geschirr in der Küche stehen lassen könne, fiel ihm nicht ein, hätte es ihm aber jemand zugemuthet, so hätte es ihn angesehen, als muthe derselbe ihm Ungebührliches zu. Aber es machte dasselbe so leise ab, als wäre es in einer Kirche, daß eine der handlichen Köchinnen, welche gewohnt sind, das Geschirr erst an allen vier Wänden herumzuwerfen, ehe sie es an ihren Ort stellen, mit offenem Maul stehen geblieben und wahrscheinlich versteinert wäre wie Leths Weib. Ganz sicher hätte sie geglaubt, sie stehe vor einer verzauberten Küche und eine Hex oder ein Gespenst sei drinnen und werde ihr jetzt was anthun, sie verhexen. So wäre es einer der fürtauben Köchinnen vorgekommen, was gar so ein Hauptkerl von Koch dazu gedacht, wissen wir nicht, vielleicht wüßte es uns ein begreiflicher Schulmeister begreiflich zu machen. Ein demüthig Mädchen aber hätte ein Beispiel nehmen können, wie eine rechte Hausfrau waltet, daß es niemand sieht und niemand hört, und ohne Schulmeister begriffen, was das Sprüchwort sagt: die sei die beste Hausfrau, von der man am wenigsten höre.

Nun glücklicherweise verirrte sich keine rumpelsüchtige Köchin, kein Koch mit seinem halbheidnischen Huppi hier herauf, ohne ihre Gegenwart wurde Kätheli fertig. Als alles fertig und sauber war und glitzerte, ging es ohne Schuh in die Stube, sah durch ein Spältchen in der Wand über dem Ofen nach dem Großvater. Der lag ruhig wie sonst und sein Gesicht strahlte wie das eines Engels. Die Freudigkeit, die sein Herz erfüllte, mußte groß und mächtig sein, daß sie so hell und mächtig aufstieg und auf dem Angesicht sich kündete fast wie die aufsteigende Sonne. Gott Lob und Dank, dachte Kätheli, wo noch solch Leben ist, da ist ferne der Tod. Kätheli kannte noch nicht das nahende ewige Leben, das sich kündet fast wie die junge Sonne an den in der Nacht erblaßten Bergen.

Kätheli ging leise wieder, ging um's Haus herum; da es niemanden hörte, nahm es ihn's doch wunder, wo sie wären, oder ob es alleine sei. Bei flüchtiger Umschau fand es niemanden, als es aber eine Thüre aufstieß, sah es Gläis auf dem Bänkchen im Stalle sitzen, er weinte, daß es ihn schüttelte. Aber mein Gott, was hast, frug Kätheli erschrocken, und als er nicht antwortete, setzte Kätheli sich neben ihn, schlang den Arm um seinen Leib, frug zärtlich wie vielleicht nie: Gläis, was hest, säg mrs, säg mrs doch fry recht? Der Vater wird sterben, was fangen wir an, wie soll es dann gehen? schluchzte er. Glaubst? sagte Kätheli. Ich kann es nicht glauben, wenn du ihn vorhin gesehen hättest, wie er so schön schlief, um zehn Jahre schien er mir jünger, du würdest nicht an's Sterben denken. Der Pfarrer hat gesagt, antwortete Gläis, wer so plötzlich erschwache, komme selten auf. Und wenn er stirbt, wie wollen wir es machen? Der Pfarrer kann sich auch irren, sagte Kätheli, es geht nicht allemal den gleichen Weg. Der Großvater ist gesunder Art, mochte arbeiten noch immer und vertrug die Speise manchem Jungen z'Trotz. Aber wegem machen, da kümmere dich doch recht nicht

ſo, ich verſpreche es dir mit Gottes Hülfe, und wenn ich geſund ſein kann, ſoll es gehen. Es iſt wahr, das Vermögen ſchwachet. Zwei Theile von des Vaters Sache müſſen wir herausgeben, wie viel, iſt ja geredet, und was uns noch bleibt, wiſſen wir auch, und mit dem können wir es wohl machen. Rechne nur, um wie viel es alle Jahre vorwärts gegangen. Ich verſpreche dir, ich will abbrechen, wo ich kann und mit z'Unnützembrauchen dich nicht mehr ärgern. Aber ich denke, nöthig wird es nicht ſein.

O Frau, antwortete Gläis, ſo meine ich es nicht, du verſtehſt mich ja nicht. O wegem Geld iſt es mir nicht. Genug thun werden wir wohl müſſen, doch die Zinſe uns nicht plagen wie tauſend Andere, und wenn wir noch mehr geben müßten, es ginge, wenn der Vater bliebe, fing er ja faſt mit nichts an. Aber wie ſoll es gehen ohne ihn, er verſtund alles, und wo ein Menſch den andern nicht verſtund, da war der Vater, und mit einem Wort dämpfte er alles, kehrte das Beſte z'oberſt. Da wo er war, mußte Friede ſein, und da war es Einem wohl, es dünkte Einen immer, da möchte man nicht weg; o ich weiß, er hatte mich lieb. Und etwa ſonſt niemand mehr? fragte Kätheli, dem dieſe Worte faſt über's Herz kommen wollten. Wohl, es wird wohl ſein, ſagte Gläis, aber er hat es mir immer erzeigt, daß ich ihm werth war, von ihm wußte ich es, und wenn er geſtorben iſt — ſeine Stimme erſtickte im Schluchzen.

Da kam der gute Geiſt in Kätheli oben auf, und die Empfindlichkeit, welche dem Gläis den Balken zeigen wollte in ſeinem eigenen Auge, ging unter, der Geiſt des Großvaters regierte in ſeinem Herzen. O Gläis, wenn es nur das iſt, ſagte es. Weißt du dann nicht, daß wir dich Alle lieb haben, weißt nicht mehr, daß ich dein Kätheli bin? Aber man wußte nicht, hatteſt du es gerne oder ungerne, wenn man es dir erzeigte. Du thateſt ſo kaltblütig, daß man ganz erſchrack und die Kinder oft klagten, der Aetti ſei höhne und wüßten

ſie dpch ſicher nicht, daß ſie was Böſes gemacht. O nein, Gläis, die Liebe ſoll dir nicht ergehen, wenn ſchon Großvater nicht mehr ſein ſollte. Aber nicht wahr, ein klein weneli erzeigſt du dann auch und machſt es dem Großvater nach? ſagte Kätheli und neigte ihr Haupt auf Gläiſes Schulter. Da war's, als ob eine eigene Gewalt den Mann erſchüttre, reden konnte er nicht, aber er legte ſeinen Arm um Kätheli und Kätheli wußte, was er damit ſagen wollte. Aber er ſtirbt nicht, ſagte Kätheli, er ſoll noch eine rechte Freude an uns haben, und hätteſt nur ſehen ſollen, wie ſein Angeſicht geglänzt, faſt wie das eines Engels. Ich muß aber gehn und ſehen, ob er vielleicht erwacht iſt. Stillſchweigend reichte es Gläis noch einmal die Hand, der zog es an ſich und in junger Liebe ſchlugen freudig beider Herzen.

Der Großvater ſchlief noch, aber als Kätheli wieder vor das Haus kam, war Gläiſe Götti da, der Thürli Bauer, ein ſchöner alter Mann mit der ſchönen Krone des Alters auf dem mächtigen Haupte. Er ging mühſam am Stocke, denn er war gliederſüchtig, aber nicht vom Wohlleben oder Faullenzen, es waren die Wunden, welche der fleißige Landmann oft erhält in ſeinem ſchweren Kampfe mit Erde und Waſſer, mit Wind und Wetter. Freudig hieß man ihn willkommen. Wie geht es ihm? frug der Alte. Gut, ſagte Kätheli, er ſchläft ſo ſchön und fehlen thut ihm nichts, den ganzen Morgen gab er ſich mit den Kindern ab, mag reden und etwas hat er gegeſſen. Doktor will er keinen mehr. Er wüßte nicht, für was der ihm Zeug geben ſollte. Aber kommt und ſeht ihn ſelbſt, er freut ſich auf euch. Will ihn nicht wecken, ſagte der Alte und ließ ſich mühſam am Stocke auf die Bank vor dem Hauſe nieder.

Kätheli ging hinein auf dieſe Worte und lauſchte nach dem Großvater. Unterdeſſen hatte der Alte dem Gläis, der vor ihm ſtund, in's Geſicht geſehen. Du heſt pläret, ſagte er, glaubſt du nicht, daß er z'weg kömmt. Ach wenn es Gotts

Wille wäre, antwortete Gläis, aber ich weiß nicht, und was ſoll ich anfangen, wenn er dahinten bleiben ſollte? Das wird einmal ſein müſſen, ſagte der Thürlibauer. Wir müſſen Platz machen, früher oder ſpäter, ſo iſt es Brauch und Recht; was ſollte aus den Jungen werden, wenn ſie den Pflug nie führen lernten. Für dich iſt's auch Zeit und dazu haſt eine rechte Frau und keinen Kreuzer Ungerechts. Euch fehlt es nicht, wenn ihr zuſammenzieht und du ihr das Maul gönnſt. Der Großvater iſt erwachet, rief Kätheli von innen heraus, im Schlaf hat er eure Stimme gehört und blanget nach euch. So, ſagte der Alte, ſich mühſam erhebend, habe ich dann geſchrien, daß es durch Thür und Fenſter ging. Sie waren offen, antwortete die Frau, und dann hört der Vater ſo gut, wie ich's noch von keinem alten Menſchen erfahren. Ja, ja, ſagte der Alte, er hatte ein feines Gehör von Jugend auf, nur das Böſe wollte nicht hinein, darum iſt's ihm ſo fein geblieben, weil er es ſich nie verdrecken ließ.

Aufgeſeſſen erwartete der Großvater den Freund. Mit einem Grüß Gott und einem herzlichen Dank bewillkommten ſie ſich in heller Freude. Wie geht's? nit bös, wie es ſcheint, ſagte der Thürlibauer. Biſt ganz der Alte, Fieber haſt keins, deine Hand iſt trocken und kühl. Ja, es iſt mir wohl, ſagte der Großvater, und wer weiß, ob ich heute nicht noch ein wenig aufſtehe; aber du weißt, wie alt ich bin, und alte Bäume fallen ung'ſinnet, wenn man ihnen auch an der Rinde nicht anſah, wie mürbe ſie waren. Nun wie Gott will, nit früher, nit ſpäter begehre ich es. Allweg freut es mich herzlich, daß du da biſt. Sitz ab, möchte gerne noch ein vertraut Wort mit dir reden. Wirſt öppe nit viel zu bekennen haben, das du nicht mitnehmen darfſt, ſagte der Thürlibauer. Gottlob nit, ſagte der Großvater. That viel, was nicht recht war, aber räumte wo möglich alle Tage ab, ließ nicht die Laſt ſich aufthürmen bis gen Himmel, daß kein Auge ſie mehr überſieht, ſie nicht mehr vergeben werden kann. Ich bekannte ſie

dem Herrn und machte gut, was ich konnte, und jetzt wird der Herr es wohl machen. Aber zwei Freunde wie wir haben ſich immer was zu ſagen, beſonders wenn einer geht, der andere bleibt, ſie ſich vielleicht über eine Weile nicht mehr ſehen.

Käthi, ſagte er zu der Sohnsfrau, welche mit einer Flaſche Wein und Gläſern gekommen, ich möchte mit Glaus (nach ihm hieß ſein Götti Niklaus oder Gläis) ein Wort reden. Vielleicht daß noch jemand kömmt, halt draußen ein wenig auf. Wenn du glaubſt, es müſſe ſein, ſo ſchicke Gläis hinein, er kann dann abräumen und du in der Zeit einen Kaffee machen, daß ſie nicht meinen, ſie müßten da bleiben bis z'Nacht. Ich dachte, ihr würdet viel Beſuch haben, deswegen kam ich ſo früh, bin nicht mehr gerne im G'ſtüchel, bemerkte der Thürlibauer. Es iſt eine Wohlthat, daß du kameſt, ſagte der Großvater, von wegen ich habe dir ein Amt zu übertragen. Ich weiß wohl, du thäteſt es ausüben auch ohne Auftrag, aber es aufzutragen iſt meine Pflicht. Ich bin der Vater, du der Götti, ich weiß, Gläis achtet auf dich, aber wenn du im Fall der Noth ſagſt, der Vater hat es mir geſagt, ſo hilft es auch noch um etwas nach. Du kennſt ihn, er iſt im Herzen gut und meint es gut, das weiß ich wohl, aber er kann es nicht erzeigen und man weiß nie, iſt er böſe oder nicht. Daneben geht ihm das Geld ſchwer in die Hand und ſchwer aus der Hand, ich kam nie darüber, iſt er eigentlich geizig oder nicht. Er kramte den Kindern nicht, brauchte kein Geld für ſich, es fiel ihm nie ein, ſeine Frau anzuſtrengen, dieſes oder jenes zu kaufen, doch ward er auch nicht böſe, wenn ich Geld ausgab, und ward nicht böſe, wenn ich meine Töchter oder ihre Kinder beſchenkte, Angeſichts ihm expreß. Ich weiß daher nicht recht, wie es in ihm ausſieht und wie er thut, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es nicht gut ginge, käme mir das Elend und das Unglück nach, denn du weißt, was ich an der Heirath gemacht, die arme Frau könnte mich von Herzen dauern und die Kinder. Verhudelt würde die

Sache nicht, aber was hülfen ihnen die paar Batzen, wenn ihnen durch die Uneinigkeit Leben und Herz verſäuert würden. Ich habe mit Kätheli ſchon geſprochen, an ihm wird der Fehler nicht ſein, es wird das Mögliche thun; ob ich mit Gläis noch reden kann und ob's fruchtete, weiß ich nicht, ſo mit einigen Worten ändert man ſchwer einen Menſchen! eine vierzigjährige Natur iſt härter als Nagelfluh, und Nagelfluh knübelt man nicht mit den Fingern auseinander. Bis jetzt war ich da, da ging's gut, bin ich fort, wird erſt zum Vorſchein kommen, was in ihm iſt. Ich hoffe zu Gott, er erhöre mich, aber du wache auch und ſtehe auf meine Stelle, wenn ich nicht mehr bin, du biſt der Götti, es iſt das erſte Mal, daß ich dich daran mahne.

Mit dem Vermögen weißt du, wie es ſteht. Es iſt in der Ordnung. Verordnung habe ich keine gemacht, aber meinen Wunſch kennen ſie, ich hoffe, ſie kommen ihm nach. Ich fühle wohl, es war' Gott verſucht, aber ich dachte, es wäre doch ſchlimm, wenn meine Kinder, die ich in Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, gleich nach meinem Tode nicht an mein Wort kommen ſollten. Es ſind freilich auch Tochtermänner da, aber ich habe ſie gehalten als Söhne, ich darf hoffen, ſie erzeigen ſich als Söhne. Steh Gläis bei, entweder gegen ihn ſelbſt oder gegen die Andern, wenn es nöthig ſein ſollte. Ich habe oft geſehen, wie es einem Sohne vorkam, wenn er fortgeben mußte Theil um Theil von dem Vermögen, das wohl des Vaters war, aber in dem er gelebt und das ſomit zu ſeinem Leben ihm zu gehören ſchien. Es kam ihm vor, als ſtehle man es ihm, als werde er jetzt ganz arm, komme über nichts.

Was ich thun kann, Uli, thue ich, ſo lange ich kann, du weißt es wohl, haſt es zehnmal ob mir verdient. Wegen den Tochtermännern wär's vielleicht beſſer geweſen, du hätteſt was geſchrieben, von wegen zwiſchen braven Leuten und Tochtermännern iſt manchmal der Unterſchied, daß der Tochtermann

ſich einbildet, er ſei es ſeinen Kindern ſchuldig, das Wüſteſt alles zu machen. Wegen Gläis bin ich nicht im Kummer, er hatte vorhin verplärete Augen und Kätheli naſſe, und wenn Mann und Frau zuſammen plären, ſo iſt d'Sach ſo bös nicht. Aber wenn eins lachet und das andere weint, dann hat es der Teufel geſehen. Indeſſen denke ich, der Auftrag ſei überflüſſig, du biſt ja beſſer z'weg als ich fürchtete, ſiehſt ordentlich aus, deine Stimme iſt chäch und der Athem gut, ich wüßte nicht, wo es fehlen ſollte.

Kann dir es ſelbſt nicht ſagen, antwortete der Großvater, aber es iſt eine unendliche Mattigkeit in mir und ein wunderbar Gefühl, daß mir der Tod ganz nahe ſei, daß er jeden Augenblick vor mir ſtehen und ſagen werde: Komm, Uli, deine Uhr iſt abgelaufen. Die Sonne ſcheint klar, die Welt iſt ſo ſchön, die Meinen haben mich ſo lieb, daß das Leben ſchön iſt, daß es für keinen Menſchen ſchönere Tage giebt, als ich heute einen erlebe, und doch möchte ich Gott nicht um mehr ſo ſchöne Tage bitten, ich kann nicht anders bitten, als: Vater, wie du willſt!

Glaus ſagte nicht viel dagegen, begann noch zu reden von dieſem, von jenem; da kam Gläis und ſagte, die Frau ſchicke ihn, zu fragen, was ſie machen ſolle, es ſeien ein paar Perſonen da, die zum Großvater möchten, und ſie wüßte faſt nicht mehr, wie ſie aufhalten.

Gläis, los, ſagte der Großvater, wenn ich nicht mehr bin, ſo halt dich an deinen Götti, er will für mich da ſein, er hat mir es verſprochen. Du biſt zwar alt und verſtändig genug, aber es iſt kein Menſch auf Erden, der nicht froh darüber ſein ſoll, wenn er Einen im Himmel hat, aber auch Einen auf Erden, an den er ſich wenden kann, wenn er Rath und Hülfe bedarf, welche Menſchen leiſten können. Dann hab deine Frau lieb und hör' auf ſie, ſie verdient's. Ich müßte mir noch vor Gott ein Gewiſſen machen, wenn nicht Friede und Liebe wäre unter euch. Du weißt, wer euch zuſammen-

gebracht. O Vater, deswegen habt nicht Kummer, Kätheli hat mich lieb, hat es mir geſagt, und wenn es mich lieb hat, ſo iſt alles gewonnen. Aber Vater, nit ſterben, ihr müßt ſehen, wie wir uns lieb haben. Gläis, wie Gott will. Es heißt auch, Einer ſäe, der Andere ernte. Ernte Gläis, ernte, ich wünſche es dir von ganzem Herzen. Gläis konnte nichts mehr ſagen, er barg ſein Geſicht auf das Hauptkiſſen neben ſeines Vaters Haupt. Da ſtund Kätheli vor dem offenen Fenſter, es wußte ſeines Lebens nichts mehr anzufangen; der Großvater ſagte, bring ſie in Gottsnamen, und Gläis fuhr wie ein Eichhorn durch's Loch über dem Ofen in's Gaden hinauf und verſchwand.

Kätheli hatte harten Stand gehabt. Ueber ein Dutzend Theilnehmende waren bei ihm aufgelaufen und viele von ihnen preſſirten ſehr, wollten ſich aber doch dem Großvater zeigen und ihm verrichten, was ihnen von daheim an ihn aufgetragen worden war. Die Nachricht, daß der alte Uli plötzlich ſterbenskrank geworden und habe für ſich beten laſſen, hatte wirklich Viele bewegt und erſchreckt. Von wegen der alte Uli war nicht geſtorben bei lebendigem Leibe, von ihm konnte man nicht ſagen, wie es im alten Bohnenliede heißt: O alte Ma, wie lebſt ſo lang, ha g'meint, du ſygiſt g'ſtorbe, jetzt biſt e Kindlifreſſer worde. Der alte Uli war rege und lebendig geblieben. In der Kirche ſah man ihn regelmäßig, manch guter Rath von ihm kam in's Thal, gar oft fragte man ihn von der Gemeinde aus um Rath, gar viele Arme fanden bei ihm Troſt, ſeine Fürſprache war wie baar Geld und ſeine Gönnin konnten ihn nicht vergeſſen. Sein Leben war wohl verborgen in Gott, aber deswegen war er doch den Menſchen nicht abgeſtorben, ſeine Theilnahme nicht erkaltet, dem Weh und Wohl der Nächſten nicht entfremdet, er war in Liebe thätig geblieben.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie bei vielen Menſchen, welche während ihrem Leben andern wenig nachgefragt, am Schluſſe

deſſelben ein Bedürfniß auftaucht nach einer gewiſſen Anerkennung; man ſoll ſie kennen, nach ihnen fragen, um ſie ſich kümmern. Sie nehmen es ſchwer, wenn man nichts um ſie weiß, wenn ihnen niemand nachfrägt, ſie klagen bitterlich, ſie könnten ſterben, es würde es kaum jemand merken, und wer es merke, dem ſei es anſtändig. Gott Lob werde er ſagen, iſt wieder einer weniger, der hätte ſchon lang abmarſchiren können, es hätte es kein Menſch übel genommen. Und wenn ich 'mal unter der Erde bin, wird kein Menſch meiner gedenken, weder Hund noch Katze, ich werde ganz vergeſſen ſein, ſobald ich einmal da unten bin. Das iſt wohl das aufwachende Gewiſſen, das von einem verlornen Leben redet, in welchem man es nicht ſo weit gebracht, die freundliche Theilnahme eines Menſchen zu gewinnen und uns ſein Andenken zu ſichern. Es wohnt ein Mitgefühl in der ganzen Menſchheit, oder vielmehr es iſt ein Gefühl ausgegoſſen über Alle, welches empfinden läßt, was Andere empfinden in Freud und Leid. Es iſt ungleich vertheilt dieſes Gefühl in den Creaturen. Bei welcher dieſes Gefühl am tiefſten geht, am weiteſten reicht, die ſteht hoch begabt unter den Creaturen hoch oben auf der Leiter, die zum Himmel geht. Dieſes Gefühl führt ſie zu den Kranken, beſonders zu denen, von denen man glaubt, ſie würden bald ſcheiden von dieſer Welt. Man will es ihnen zeigen, daß man ſie nicht vergeſſen, daß man ihr Bleiben wünſche oder wenn es geſtorben ſein müßte, man ihnen von Herzen gönne die ewige Ruhe und ihrer in Liebe gedenken werde. Man bringt ihnen damit gleichſam gute Zeugniſſe zu ihrem Troſte für Leben und Tod. Für Leben allerlei Kram zur Stärkung: Wein, weißes Brod, Backwerk, Lebkuchen und bei Armen manchmal ein Stück Geld zur beliebigen Verfügung. Aber es iſt ſchon oft geſchehen, daß gerade ſolcher Kram zum Leben zum Tode führte. Zum Tode bringt man die Zeugniſſe der Liebe, die Verſicherungen des Nichtvergeſſens, die Bitten, daß, wenn man je gefehlt

unwiſſentlich, man es ja nicht mitnehmen, ſondern es bei Seite legen und vergeben möchte. Nebenbei läßt man dann wohl auch einige Bemerkungen laufen, wie der Kranke gruſam ſchlecht ausſähe, es kaum lange mehr machen würde. Es ſtürben ſehr viele Leute und gerade an ſolchen Krankheiten am allermeiſten.

Kätheli machte es angſt um den Großvater, der ſchon ſo viel geredet heute und noch ſo viel abthun ſollte. Es ſprach viel von ſeiner Schwäche, faſt über Gewiſſen, und von ſeinen Hoffnungen, daß er wohl ſich erholen werde, wenn er zur gehörigen Ruhe komme, jetzt ſei der Thürlibauer bei ihm; ſie würden zuſammen zu rechnen haben, ſobald er fertig ſei, könnten ſie zu ihm. Sie wollten ihn nicht plagen, ſagten die Meiſten, wenn ſie nicht was zu verrichten hätten vom Großätti oder vom Großmüetti. Aber die Meiſten wußten auch, daß, wenn ſie heimkämen, nicht wüßten, wie Uli ausgeſehen und was er geſagt, ſondern ſagen müßten, ſie hätten ihn nicht geſehen, man ihnen ſeltſame Geſichter machen und Lektionen geben würde für ein ander Mal. Auf einen Wink der Mutter war Bäbeli mit den Zurüſtungen zu einem guten Kaffee bereits beſchäftiget. Es waren ältere und jüngere Leute, welche den Kranken beſuchen wollten, billig gingen die ältern voran in's Stübchen, alle auf einmal faßte der Raum nicht, die ſchüchternſten blieben draußen in der Stube ſtehen. Der Großvater dankte mit gar freundlichen Worten für den Beſuch und ſagte, wie es ihn freue, daß man ſeiner gedächte, und gab jedem noch ein freundlich Wort und eine Vermeldung nach heim.

Unglücklicher Weiſe faßten zwei Weiber vor ſeinem Bette Poſto, ein dickes und ein dünnes verſchlungen den Platz, und nur von weitem, zwiſchen beiden durch oder von der Seite her, konnte eine Hand zum Gruß dem Großvater dargeſtreckt werden, und manchmal war er von den beiden ſo in Beſchlag genommen, daß er der wartenden Hand den Gruß nicht ein-

mal erwiedern konnte. Die zwei Weiber geberdeten ſich, als wären ſie zwei Aerzte, die am Bette eines Kranken eine Conſultation hielten, mit dem Unterſchied jedoch, daß ſie nicht in's Nebenzimmer gingen, um ſich ihre Beobachtungen mitzutheilen und ihre Schlüſſe zu ziehen, ſondern ihre Verhandlungen auf löbliche Weiſe und ganz im Geiſte der freiſinnigen Fortſchritte öffentlich am Bette des Kranken hielten. Die Dicke wiegte den Kopf bedächtig und meinte, es werde ſicher ein innerlicher Schlagfluß geweſen ſein, und die Andere heftig den Kopf ſchüttelnd ſagte: jedenfalls kein Schlagfluß, es könnte die fliegende Bruſtwaſſerſucht ſein, aber es ſei ſie doch nicht, es ſei die ſtille Blutauszehrung, gegen die ſei nicht viel zu machen, wenn ſie einmal eingeriſſen ſei, aber zu rechter Zeit da gebe es ein Mittel, das helfe und ganz ungeſäumt. Nun begann die Dicke wieder und verfocht den Schlagfluß, dann die Magere die Auszehrung, brachten ihre Mittel vor und führten ſehr anzügliche Redensarten. Der Großvater hörte ſo wenig darauf als möglich, nahm die Begrüßung Anderer an und wechſelte mit ihnen einige Worte. Wer fertig war, machte Andern Platz, ward draußen von Kätheli in Beſchlag genommen und mit einem Kacheli Kaffee bewirthet. Da mußte nehmen, wer da war, er mochte ſich wehren wie er wollte, Kätheli that es nicht anders. Nun, ſie ließen ſich zwingen, entfernten ſich aber bald in aller Beſcheidenheit. Bald waren die weiſen Weiber alleine im Stübchen und fochten mit ſteigendem Eifer ihre gelehrten Disputationen fort, denn unter den Gelehrten aller Grade iſt das eine Hauptregel, daß keiner mit Disputiren nachgebe. Da kam Kätheli, that einen herzhaften Anlauf und brachte ſie glücklich aus dem Stübchen in die große Stube, wo ſie aber, wie zwei Kämpfer, die in's Waſſer fallen, ſich fortbalgen, ihre Disputation heftig fortſetzten, bis endlich die Magere die Dicke fragte: ſie werde ſchon Schlagflüſſe gehabt haben allem an, daß ſie die ſo wohl kenne. Das machte der Dicken die Zunge

trocken und die Biſſen im Halſe quellen, ſie ward bald nicht mehr geſehen, die Magere blieb feſt ſitzen. Sie warf der Abgehenden einige liebenswürdige Bemerkungen nach. Es nehme ſie wunder, was ſo eine vom Doktern wiſſen ſollte, ſo ein Mehlſack, was wollte der wiſſen, was Krankſein ſei. Man ſolle ſie darüber reden laſſen, die von Jugend auf keine geſunde Stunde gehabt, die wüßten, was Krankheit heiße, und wie man doktern müſſe, daß es gut komme. Aber was ſie ſagen wolle, ſie hätte vorhin dem Vater ein Gebet leſen wollen, aber ſie hätte drinnen auf dem Tiſch kein Bethuch, nicht einmal ein Teſtament gefunden, wie ſonſt üblich und bräuchlich, wo kranke Leute ſeien. Wenn man ihr ein Buch geben wolle, es ſei ihr gleich, was für eins, das Leſen gehe ihr in allen Büchern gleich ring, wenn die Gſchrift nit z'rein ſei, ſo könne ſie ihm jetzt noch ein Gebet leſen oder zwei. Kätheli ſagte, ſie ſolle nicht Mühe haben. Es ſei drüben ein Buch geweſen, wahrſcheinlich habe es ihr Mann weggenommen. Er werde gedacht haben, es ſei dem Großvater heute ſchon viel gebetet worden und das Stillha werde ihm auch gut ſein. He nun, ſagte die Magere, das könne jeder machen, wie es ihm beliebe. Das ſei ſo der Weltlauf, die Einen hielten viel auf einer Sache und die Andern d's Guntüri.

Auf dieſe tiefſinnige Bemerkung ſagte Kätheli nichts. Bäbeli ſagte nachher: Aber Mutter, das iſt eine unverſchämte Frau, warum antworteteſt du der nicht, als die dir mit dem Holzſchlägel zu verſtehen gab, du hielteſt nichts auf dem Beten. Meitſchi, antwortete die Mutter, das mußt du auch noch lernen, ſchweigen hat ſeine Zeit und reden hat ſeine Zeit. Hätteſt mögen, daß ich mit einer Antwort in eine Disputation gekommen und ſie noch, es weiß kein Menſch wie lange, da geblieben wäre? Das nicht, aber die verdrüllet dich jetzt allenthalben, du hätteſt nichts auf dem Beten oder es dem Großvater nicht einmal gönnen mögen, daß ſie ihm

ein Gebet geleſen, ſagte Bäbeli. In Gottes Namen! antwortete Kätheli.

Bäbeli hatte Recht. Das hätte ſie doch von den Leuten nicht gedacht, redete die Magere für ſich ſelbſt. Die hielte man für geiſtliche Leute, und nicht einmal ein Betbuch beim Kranken, nicht begehren, daß man ihm bete, noch davor ſein, wenn jemand Erbarmen hat und ihm beten will! Verſtellen ſei kommod, aber es gebe immer eine Zeit, wo man darüber komme, was die Leute eigentlich ſeien. Aber ſo gehe es oft in der Welt, daß man Leute bis zum Himmel erhebe, die an ganz andere Oerter gehörten. Es werde auch nicht umſonſt heißen, die Gerechten müßten viel leiden, aber ſelig ſeien ſie, weil ſie um ſeinetwillen verfolget würden. Sie wolle ſich deſſen tröſten, das werde, ſo Gott wolle, heutzutage wohl noch gelten. So dachte die Magere, und da ſie nicht die Perſon war, welche meinte, ſie müſſe ihre Gedanken unter den Scheffel ſtellen, ſondern große Liebhaberin von der Oeffentlichkeit, ſo redete ſie auch alſo, als ſie unter die Leute kam. Indeſſen zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, die Leute hielten ihr nicht viel darauf. Sie merkte etwas davon, tröſtete ſich aber eben, ſo gehe es den Gerechten, dafür würden ſie dann aber auch ſelig.

Der Thürlibauer war fortgegangen, ohne mit Kätheli weiter geſprochen zu haben, das dauerte Kätheli, es wußte wohl, daß es der zweite Vater war. Vor allem hätte es gerne mit ihm geredet, was er vom Vater halte, und was ſie vorkehren ſollten. Das Geſchwätz von den Krankheiten und den Heilmitteln, die unfehlbar helfen ſollten, war doch nicht ganz ohne Eindruck an ihm vorübergegangen.

Der Großvater ſchlummerte, die Kinder kamen heim aus der Kinderlehre. Das älteſte berichtete, der Pfarrer habe ihn's gerufen und nach dem Großvater gefragt; er laſſe ihn grüßen und ihm gute Beſſerung wünſchen, habe er darauf geſagt. Hat er nichts weiter geſagt? frug Kätheli. Auf die vernei-

nende Antwort ſagte Kätheli zu Gläis, der auch wieder zu Tage gekommen: Es iſt mir ein Stein ab dem Herzen. Du weißt, der Pfarrer iſt mir lieb und dem Großvater auch, aber heute iſt mir doch lieber, er komme nicht. Es iſt mir, wenn der Vater nur recht ruhen und ſich ſtille halten könnte. Er ſprach heute ſchon ſo viel, daß es mir recht Kummer machte. Kommt Kinder, wir wollen unſern Kaffee nehmen und machen, daß es dann wieder ſo recht ſtille wird, daß der Großvater ſchlummern kann, ich halte dafür, das werde das Beſte ſein.

Da rief der Großvater. Kätheli, ſagte er, da nimm die Sachen und eſſet ſie, du weißt, ich mag ſolches nicht. Es hatten nämlich einige ihren Kram bis in's Stübli gebracht und ihn dem Großvater auf die Decke gelegt, damit er ihn doch ja bekomme und er ihm nicht vorenthalten werde. Dieſes Mißtrauen iſt ein allgemeines und hat allweg ſeinen guten Grund. Will es nehmen, Vater, ſagte Kätheli, obſchon wir es nicht brauchen, denn wir haben draußen für manchen Tag genug. Was ſoll ich euch bringen, lieber Vater? Es Schlückli Kaffee, Kätheli, ſagte er; bin eine alte Frau geworden. Sag Gläis, er ſolle nicht fort, wenn er gegeſſen, ſolle er hereinkommen. Er kann gerade jetzt kommen und nachher eſſen, ſagte Kätheli. Nein, nein! ſagte der Großvater, mach wie ich es ſage. Eſſet erſt.

Man kann denken, daß Gläis nicht ſo lange aß wie der alte Chorrichter in der Stampfe, der achtzehn Stunden hintereinander eſſen konnte, ohne einmal z'gerechtem aufzuhören. Ich habe einen großen G'luſt, ſagte der Großvater, aber ich mache euch Mühe, und das thue ich ungern, aber heute iſt Sonntag und ihr thut mir den Gefallen ſchon. Es dünkt mich, ich möchte an die Sonne, ſie ſcheint ſo ſchön und warm und hier habe ich nur die Morgenſonne. Wenn man mir ein wenig hilft mit dem Anziehen, ſo wird es ſchon gehen. Es iſt mir jetzt wieder wohl und leicht und es dünkt mich, wenn ich draußen an der Sonne wäre, würde mir noch beſſer. Die

Nachricht erfreute Alle, Alle regten emsigst sich. Dr Großvater wott uf! dr Großvater wott uf! riefen die Kleinen aus um's ganze Haus, als ob es auch Hühner und Tauben wissen und sich freuen müßten.

Die Kinder suchten einen schönen Platz aus, wo man die Sonne sehen konnte, bis sie unterging. Dorthin schleppten sie einen alten Sorgenstuhl, den einmal der Großvater an einer Steigerung der Effekten eines gestorbenen Pfarrers gekauft hatte. Die Kinder waren mit ihren Vorrichtungen eher fertig, als drinnen die Eltern mit dem Großvater. An Kammerdienerdienst war er nicht gewohnt. Wer es nicht gewohnt ist, dem geht es fast so schwer sich bedienen zu lassen, als es dem wird, den Dienst zu entbehren, der daran gewöhnt ist. Auf beide gestützt, ging's doch langsam bis an das Ziel seiner Reise. Betrübt merkten erst jetzt Gläis und Kätheli, wie groß seine Schwäche war, und erschrocken sahen die Kinder dem Großvater zu, der vor kurzem noch so fest einhergeschritten war und jetzt so mühsam den kurzen Weg verbrachte. In seinem Sessel hatte man es ihm so bequem gemacht als möglich, so daß er sich bald von seinem schweren Gang erholte und unbelästigt den äußern Eindrücken sich hingeben konnte.

Es war ein schöner warmer Abend, klar der Himmel, verklärt die Erde im Sonnenlicht. Es war da keine Aussicht, wie es die Leute nennen, man sah die Erde in ihrem grünen Pflanzenschmucke, sah im Hintergrunde den blauen Berg, gegen den die Sonne sich zu neigen begann. Das höher stehende Haus umkränzte ein Baumgarten mit prachtvollen Bäumen besetzt, im dunkeln Laube rötheten sich die Aepfel, unter der Last der Früchte beugten sich die Birnbäume. Zu seinen Füßen lag der schönste Kranz, seine blühende Enkelschaar. Gläis saß neben ihm auf einem Dütschi, Kätheli, mit Abräumen beschäftigt, ging einstweilen zu und ab.

Lange hatte der Großvater die Landschaft betrachtet, an der Sonne in stiller Freude sich gelabet, endlich sagte er: Es

iſt doch ſchön auf der Welt, ja wahrlich, weislich hat der Herr die Welt erſchaffen, die Erde iſt voll ſeiner Güte, groß ſind ſeine Werke und wunderbar. Sieh Gläis, wie ſchön alles ſteht, ſelten habe ich um dieſe Jahreszeit alles ſo grün und üppig geſehen. Es iſt Gottlob ein gutes Jahr, es kömmt Reichen und Armen wohl und b'ſunderbar, wenn ſie beidſeits daran ſinneten, von wem ſie es haben. Aber da fehlt's leider! O! wenn die Menſchen einander verſtünden und Liebe hätten zu einander, ſo wüßte der Unmündige, was gut wär' und jeder dem andern ſchuldig iſt und man hätte den Irrgarten von Geſetzen nicht nöthig, worin man je länger je weniger weiß, wo man iſt und wo der Ausweg iſt, und alles je länger je mehr verlyret und verhürſchet wird. O warum ſind die Menſchen ſo hochmüthig geworden, meinen, ſie ſeien zu Geſetzgebern berufen, und machen Geſetze, die man nie brauchen kann, und die, wo man braucht, muß man den andern Tag flicken und nach drei Tagen ſieht ſie niemand mehr an. Thäten die Schuhmacher nicht beſſere Schuhe machen, man vermöchte nicht mehr Schuhe zu tragen, längſt liefe Alles barfuß. — Darum iſt's ſo, weil man den Geſetzgeber da oben verachtet und ſeine Geſetze, und doch kann er's alleine und nur ſeine Geſetze ſind klar und feſt und halten die Zeit aus, bis ſie vergeht und es Ewigkeit wird. O wie ſchön wäre die Welt, wenn die Sünde nicht wäre, die bringt das Elend. Wo die Sünde mindert, mindert das Elend und das Licht geht auf von der Seligkeit da, wo keine Sünde iſt. Da, Gläis, iſt das Glück, nirgends ſonſt iſt es. Sorg dafür, daß die Kinder arm an Sünde werden, dann haſt du ihnen gut g'hufet, haſt für ein ſchön Erbtheil g'ſorget, ſie werden es dir danken in der Ewigkeit. O Vater, das haben wir euch zu danken und werden einſt den Dank vor Gott bezeugen, ſeufzte Gläis. Aber wie ſoll ich es machen? Gläis, du haſt eine Frau, die hilft dir. Gläis, du haſt eine geſegnete Frau, ſie hat Gaben, koſtbarere als Gold und Edelſtein. Meine ver-

lor ich früh, mußte alles alleine machen. Während den letzten Worten war Kätheli herangekommen, war, um nicht zu stören, weil der Großvater sprach, hinter Gläis getreten, hatte ihre Hand auf dessen Schulter gelegt. O Vater, sprach Gläis, ja Gottlob habe ich eine gute Frau, ich weiß es und wußte es immer, und sie hat mich lieb, und was wir machen können, das wollen mir machen, so gut als möglich, gäll Frau? sagte er. Und die Frau schlang den Arm um ihn und sagte: Ja, Vater! Mein Gläis und ich wollen thun, was wir vermögen in unserer Schwachheit, aber das Beste das müßt doch immer ihr thun, auch wenn ihr einst gestorben seid. Der Großvater hat gesagt, was würde der Großvater sagen, wie würd' es ihm vorkommen, wenn er das erlebte, das werden die besten Sprüche sein im Hause, so lange wir leben, und sie werden unsere Kraft sein über die Kinder. Aber Großvater, sagte Kätheli und legte den Arm um seine Schultern und seinen Mund an die grauen Haare, nit sterben, bei uns bleiben, es ist ja so schön auf der Welt, wenn die Sonne scheint! Mit euch geht uns die Sonne unter und trüb würde es uns auf der Welt. Nit sterben, Großvater, und die Stimme erlosch ihm.

Den Kindern, welche die Eltern weinen sahen, wurde angst, sie drängten sich um den Großvater, frugen: Wott Großvater sterben? Großvater stirbt noch nicht, die Welt sei ja so schön, hat er gesagt, sagte ein Kleiner. Gerührt lächelte der Greis dem Kinde zu, streckte ihm die Hand dar und zog es an die Knie. Ja, Kind, sagte er, die Welt ist schön, aber im Himmel ist es noch schöner. Sag mir, was gefällt dir jetzt auf der Welt am besten von allem, was du jetzt siehst.

Mit hellem Auge sah der Kleine nur einen Augenblick um sich und rief: Sieh, Großvater, dort unten in der Hofstatt den schönen Birnbaum mit den Gelbbirlene und neben dran den kleinern, der hat Geißhirtli, die fallen schon, die Mutter sagt, es gehe nicht manche Woche, so könnten wir die

eſſen, und dort den ſchönen Baum mit den rothen Aepfeln, das ſind Stryfech, und dort dann den magern Baum, das ſind Frühorenech. O Großvater, die ſind b'ſunderbar gut, ganz hungſüß, o Großvater, ich mag faſt nicht warten, bis ſie reif ſind. Was haſt lieber, d'Bäum oder d'Biren und d'Oepfel? Großvater, d'Bire und d'Oepfel, was wett ih mit de Bäume mache, die kann man nicht brauchen, Großvater, die ſy ja ſüſt nüt, wenn nit Bire u Oepfel dra ſy.

He nun, liebe Kinder, habt ihr gehört, was Seppli geſagt hat, d'Bäume ſy nüt, d'Oepfel und d'Bire ſy d'Hauptſach. Es iſt ſo. Aber denket, Kinder, die Welt iſt dem lieben Gott ſein Garten und die Menſchen ſind ſeine Bäume, die pflanzet er und läßt ſie wachſen und nit bloß, daß ſie daſtehen und nüt abtrage, wie Seppli ſagt. Der liebe Gott läßt die Menſchen wachſen, daß ſie ihm auch Früchte bringen, und wenn der Herbſt kömmt, ſo kommt auch er und ſieht, was an den Bäumen iſt, ob ſie was abtragen oder nicht. Nit Oepfel und Bire ſucht er, die braucht der liebe Gott nicht. Er ſieht, ob die Menſchen gut ſind, thun, was ihm wohlgefällt, fleißig, treu ſind, den Eltern folgen, Friede haben, einer dem andern zu Gefallen thut, was er kann; das ſucht der liebe Gott an ſeinen Bäumen. Und wo er dann ein gut Bäumli findt, das flyſſig trägt und guti Frucht, das nimmt er, wenn es Zeit iſt, aus ſeiner Baumſchule und pflanzet es hinauf in ſeinen himmliſchen Garten, der viel ſchöner iſt als der hier und wo der liebe Gott alle Tage darin iſt und zu ihm ſieht und ſeine Bäume lieb hat wie ſeine Kinder. So, lieber Seppli und ihr alle ſeid Gottes Bäumchen und wachſet in ſeinem Garten und jeder von euch ſoll ſeine Früchte tragen. Vater und Mutter werden euch b'richten wasfürigi, und was ſich für jedes am beſten ſchickt, ihm am wöhlſten anſteht. Vater und Mutter wiſſen das, der liebe Gott ſagt es ihnen alle Tage, wenn ſie zu ihm beten. Dann ſagen ſie es euch, und wenn ihr ihnen ſchön glaubt und thut, was ſie ſagen, ſo ſieht es der

liebe Gott, wenn er seine lieben Bäumchen ansieht, hat Freude daran, denn das sind die Früchte, die er liebt, und wenn er es Zeit findet, so nimmt er euch dann hinauf und pflanzet euch in seinen himmlischen Garten.

Aber no nit grad, Großvater! rief Seppli. Da lächelte der Großvater und sagte: Weiß nit, lieb's Bubli, aber ich denke nicht. Er alleine weiß es, wenn die rechte Zeit zum Versetzen ist. Er nimmt sie früh manchmal, aber er thut ihnen nicht weh, sie wissen es kaum, wenn er sie nimmt in seinen himmlischen Garten, und wenn sie droben erwachen, dann sind Engeli um sie und es ist eine Freude, die nicht aufhört. Manchmal läßt er sie alt, alt werden, ehe er sie nimmt, und sie müssen ihm viele, viele Früchte tragen, ehe er mit ihnen zufrieden ist und sie in seinen Garten pflanzet.

Aber Großvater, bist du dann auch ein Baum in Gottes Baumgarten, du kannst ja den Eltern nicht mehr folgen? Allweg, sagte der Großvater, ich denke es. Wenn der liebe Gott die Menschen alt werden läßt, daß ihre Eltern sterben, so sollen sie dann, was sie von den Eltern gelernt, die Kinder b'richten und dem lieben Gott sie zuführen und die Kindskinder und sie lehren, was dem lieben Gott wohlgefällt und was ihn traurig macht, und sollen von allem das Beispiel geben und zeigen, wie man es macht, wenn man Gott Früchte tragen will. Großvater, da wirst du dem lieben Gott ein lieber Baum sein, du bist ja über und über voll Frucht, wie du sagst, rief Seppli. Das rührte den Großvater, er küßte den Knaben und zwei große Tropfen rollten ihm die Backen ab.

Der Großvater hatte langsam gesprochen, unterdessen war die Sonne vorwärts geschritten, nahte sich dem blauen Rande, wo sie verschwinden sollte für eine kleine Weile. Der Großvater schwieg, man sah, er ruhte, selbst die Kinder störten ihn nicht Er sah der Sonne zu, die näher und näher sank der Schwelle ihres nächtlichen Hauses; die andern folgten

den Augen des Großvaters. Es ſchien ihnen, als werde die Sonne größer, je näher ſie dem Untergang kam, glühender, ihr Licht ſtrahlender. Sie berührte den blauen Rand, in wunderbarem Duft ſchwamm die Erde, es war als ob ſie bräutlich ſich röthe. Der Großvater ſtreckte ſeine Hand aus nach Kätheli und Gläis, ſie legten ihre Hände in die ſeine. Es iſt doch ſchön auf der Welt, ſagte er, — wo Liebe iſt, ſetzte er nach einer Pauſe bei.

Die Sonne ſank. Es geht raſch, hat ſie einmal den Fuß auf der Schwelle; nur ein kleiner Funke glühte noch überm Rande, bald verglühte auch der. Der Großvater hatte ſein Haupt ein wenig geſenkt; als die Sonne ſank, hob er es wieder, ſah auf zu Gläis und Kätheli, dann wieder hin zur Sonne, als ob er ihren Augen den Weg dorthin zeigen wolle. Dann ſenkte er ſein Haupt wie vorhin zum Ruhen. Plötzlich rief Kätheli aus: Mein Gott, mein Gott! Der Großvater hatte Käthelis Hand noch in ſeiner Hand und dieſe zitterte und zuckte plötzlich, und als Kätheli hinſtürzte, war auch ſein Licht erloſchen, ſein Leben war verglommen. Und wie, als die Sonne ſchwand, plötzlich in dunklern Schatten die Erde ſtand, ſo warf des Großvaters Scheiden plötzlich über ihr Leben einen ſchwarzen Schatten und groß war die Betrübniß bei Allen, bei Groß und Klein. Die Kleinen weinten ſehr, daß der liebe Gott ihn ſo plötzlich genommen. Als ſie davon geſprochen, wie Großvater ein Baum ſei für Gottes Garten, ſo hätten ſie Gott an den Großvater gemahnt. Wenn er ihn vergeſſen gehabt, ſo hätte er ihn auch noch länger können leben laſſen.

Gar Viele wurden betrübt, als ſie dieſen Tod vernahmen, es war auch ihnen, als erlöſche ihnen ein Licht und im Schatten ſtehe ihr Leben. Aber die Sonne ſtehet wieder auf, und wo die Sonne ſcheinet, ſchwindet der Schatten. Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum

Bewußtſein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt und ſein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen ſteht. Der Sonntag, deſſen Abend ſo trüb im Schatten ſtand, der ging in ſtrahlendem Glanze wieder über der Familie auf, und kein Tag, wo ſie in Liebe beiſammen war, und namentlich nicht der Sonntag, ging vorüber, ohne daß ſie ſein gedachten in Andacht und freudiger Rührung, und noch bis auf den heutigen Tag heißt des Großvaters Todestag der Sonntag des Großvaters.

Die Frau Pfarrerin.

Eine Hauptſache für jeden Menſchen, welche bei weitem nicht genug beachtet wird, iſt zu wiſſen immerdar, was für Zeit es ſei. Wer die Sache kurz nimmt, wird die Naſe rümpfen und ſagen, ſchwer ſei das nicht, wenn man eine Uhr habe, und ſo wichtig ſei es auch nicht; habe man ja doch eben die kürzeſte Zeit, wenn man vergeſſe, was für Zeit es ſei, — wenn man nur die Eßglocke nicht überhöre, ſelb ſei allerdings fatal. Der Ausdruck hat aber eine weitere Bedeutung, wie die Meiſten wiſſen, und dieſe werden die Wichtigkeit dieſer Kenntniß zugeben und zum Kalender rathen, der zur gründlichſten und umfaſſendſten Kenntniß der Zeit verhelfe. Der zeige, wann Neu und Wedel ſei, und die Zeichen alle, wann haarſchneiden gut ſei und b'ſchütten und Bohnen ſetzen und z'Acker fahren und den Hühnern die Federn beſchneiden, daß der Habicht ſie nicht nehme, und Waizen ſäen, daß die Spatzen ihn nicht freſſen, wann es regnen, wann es winden werde, wann man daheim zu bleiben habe, wenn man nicht verhagelt ſein wolle. Ja im Kalender könne man ſogar ſehen, wann es heilige Zeit ſei, abſonderlich heilige Sonntage, was zu wiſſen Bäckern und Kommandanten Noth thäte, den erſten, damit ſie nicht das Nachtmahlbrod zu backen vergäßen, den andern, damit ſie wüßten, wann ſie, allen Bärenwirthen

z'Trotz, nicht tanzen laſſen ſollten, ſondern ſie und ihre Offiziere ſammt Soldaten ſich anſtändig aufführen. — Den Pfiffigſten wird dieſe Auskunft nicht genügen, ſie werden ſagen, um die Zeit, über die man Auskunft in den Kalendern finde, gäben ſie wenig, aber pfiffig werden ſie ſagen, die rechte Zeit und die wichtigſte hätte ihre eigenen Organe, aus denen lerne man ſie kennen, und das ſeien die Zeitungen. O nein, der Meinung ſind wir nicht; da ſieht man nicht einmal, wann Kaffee kaufen gut iſt oder Korn verkaufen, nicht, ob man einen Stock zum Spazierengehen mitnehmen ſoll oder einen Regenſchirm. Da ſieht man bloß eines, daß leicht man zum Thoren wird, wenn man ſich für einen Weiſen hält, daß man oft Thorheit findet, wo man Weisheit geſucht.

Der Kalender, welcher uns immer am beſten gefiel, am ſicherſten anzugeben ſchien, was für Zeit es ſei, iſt der Markt eines bedeutenden Ortes, auf welchem deſſen Bevölkerung ſich mit Lebensmitteln verſieht. So auf einem Markte von allerlei, vom obern Thore bis zum untern Thore, was man da nicht alles ſieht, und wie die Zeit von dannen rennt, und was man nicht alles für Leute erblickt! Wenn es Winter iſt, das merkt der Dümmſte, an der eigenen Naſe erſtlich und an den Naſen der Marktweiber, an ihrem Wärmapparat verſchiedener Art, am kurzen Märten und raſchen Laufen der Kaufenden, am Mangel eleganter Damen, ausgenommen um's Neujahr herum, wenn ſie den fetten Gänſen, guten Enten, anderm Wildpret und ſonſtigen Leckerbiſſen nachſtreichen.

Daneben iſt der Markt nicht unintereſſant, er enthält die ausgepackten Vorrathskammern der Umgegend. Im Herbſte das Eingekellerte, Eingeſetzte von allen Sorten, welches nach dem Neujahr immer mehr zuſammenſchmorrt, wenigſtens an Friſche verliert, bis nach und nach die Gewächſe aus Treibhäuſern und Couches auftauchen, Rübchen wie Rädelchen und

Salatſtäudchen, die durch das Vergrößerungsglas ſichtbar werden, Spinat mit den ſchnellen Beinchen, die ſich nirgends ordentlich ſtille halten wollen; zu Zuckererbſen und Bohnen gelangt man bei uns trotz aller Liſt und aller Müh erſt viel ſpäter. Dann kommt, was unter dem Schnee verborgen lag, das Nüßlikraut, die Rabünzli, das Sauerkraut u. ſ. w.; da kömmt die Köchin Markttag um Markttag mit was Neuem heim, wo man nicht darauf zu achten hat, ob das Gemüſe ſechs Kreuzer oder ſechs Batzen koſtet, und mit dem Beiſatz: Lueget Frau, kum es Hämpfeli und ſollte drei Batzen koſten, und z'Noth konnte ich einen Kreuzer abmärten. An Orten, wo es knapper geht und die Kreuzer gewogen werden, kömmt die Köchin bloß mit Berichten: Es wär wohl öppis Anderes da gſy, ein klein Körbchen mit Rabünzli, aber gar hagels tbür, das ganze Körbli für ſieben Batzen, und wir hätten nicht für einiſch genug gehabt, ihr hättet mir ein ſchön Geſicht gemacht, wenn ich damit heimgekommen wäre. Es iſt fatal, ſagt dann die Frau, der Herr gränuet afange über alle Winterköch und will doch dann nicht ausrücken mit dem Geld, er begreift nicht, daß wenn man zuerſt von einer Sache haben will, man es doppelt ſo theuer zahlen muß als einige Wochen ſpäter. Ja geht mir mit den Herren, es hat in Gottes Namen keiner mehr Verſtand eine Kleblaus groß. Da iſt ihnen daheim nichts wohlfeil genug und nichts gut genug; da ſollte man ihnen daheim für ein Fränkli für die ganze Haushaltung kochen ſo gut, als ſie für ſich allein kaum halb genug kriegen für dieſes Geld.

Nun wird es recht kurzweilig auf dem Markte, jeden Tag was Neues, namentlich ſobald die Temperatur es erlaubt, auch Blumen und Blumenſtöcke. Erſt hier auf den Steinen ſieht man die Entfaltung der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichthum ſo recht augenſcheinlich. Es kommen die erſten Erdbeeren aus ſonnigen Rainen, die erſten Kirſchen von Baſel her, die Bohnen aus dem Wiſtelach, die

Erbſen von den Halden um die Stadt, und ein Birnbaum um den andern ſpendet ſeinen Segen, bis ein kühn Weib mit den erſten Erdäpfeln kommt, unbekümmert darum, wie manchem Stadtherrn es Bauchweh kramt. Warum frißt er, wenn es ihm nicht wohl macht? würde es auf daherige Vorwürfe ſagen.

Je mehr das Neue überhand nimmt, deſto ſeltener wird das Alte, deſto mehr ſticht es gegen das Neue ab, die eingeſchrumpften Erdäpfel, die eingefallenen Aepfel, die runzlichten Birnen, aber nicht deſto minder werth ſind ſie, oft ſtehn im Preiſe ſie viel höher als das verdächtige Neue, von dem man ſo recht nicht weiß, taugt es etwas oder nichts; denn begreiflich kömmt es am Ende doch darauf an, nicht ob eine Sache jung iſt oder nicht, ſondern kann man ſie brauchen oder nicht. Je mehr das Alte ſchwindet, hie und da nur noch ein Halbdutzend Aepfel in die Ecken eines Korbes ſich ſchmiegen, deſto maſſenhafter rückt das Neue an, die Köpfe der Marktweiber reichen nicht mehr aus als Transportmittel, da müſſen Wagen und Pferde her, und hochgethürmt ziehen Kabisköpfe ein, füllen Plätze aus, machen den Strohköpfen in der Stadt den Rang ſtreitig, ſelbſt jetzt noch, wo ſich dieſelben doch durch ſo viele Eidgenoſſen verſtärkt haben. Jetzt legt das Jahr die Proben ab über den empfangenen Segen. Man kann es von weitem ſehen, ob die Käufer um einen Wagen ſich drängen, oder wir möchten faſt ſagen, die Wagen um die Käufer; und kömmt man näher, ſo empfindet man den richtigen Standpunkt ganz beſtimmt an den Wiſtelachern: ſind die zärtlich, dann aufgepaßt, dann haben ſie Zwiebeln, Gurken und andere Herrlichkeiten in Hülle und Fülle, mehr als ihnen lieb iſt; ſind ſie aber noch gröber als ſonſt, dann zugegriffen ohne Komplimente.

Aber nicht bloß die Verſchiedenheit der Jahre merkt man. Wer fünfzig Jahre gelebt hat, merkt um dieſe Zeit beſonders einen gar mächtigen Unterſchied zwiſchen ehedem und jetzt.

Ehedem ging es um dieſe Zeit bis gegen Weihnacht viel lebhafter, wir möchten faſt ſagen, wilder zu. Da kellerte man noch ein, machte Vorräthe auf den Winter, machte Kabis ein, metzgete ſogar. Seit aber die baumwollenen Hemdchen aufgekommen ſind, welche man gemacht kauft, weil Weib und Töchter keine mehr nähen können, ſeitdem macht man nicht Kabis ein, metzget nicht, beides ſtinkt und macht Mühe, man kellert auch weder Aepfel noch Erdäpfel ein; in Vorräthen liegt allweil ein Schaden, todtes Geld und Abgang, ein unnöthig Geſchlepp, — und wirklich an vielen Orten hat man Nachts nicht mehr ſo viel Speiſe, um eine hungerige Maus zu ſättigen.

Da ſieht man aber eben auch, was für Zeit es iſt. Ja noch viel mehr ſieht man, wenn man nicht bloß in die Körbe der Verkaufenden, ſondern auch in die Geſichter der Käufer ſieht: da kann man Betrachtungen anſtellen über die Zeit im Allgemeinen und die Zeit im Beſondern, da kann man merken, ob es eine gelegnete oder ungelegnete iſt in dieſer oder jener Gegend und in dieſem oder jenem Hauſe, wie auf die Ueppigkeit die Spärlichkeit folgt, wie der G'luſt wäre, wenn das Geld noch wäre. — Luſtig iſt's, wie in beſtimmten Häuſern ein regelmäßiger Wechſel iſt wie zwiſchen Ebbe und Fluth, daß man mit Sicherheit aus dem Marktkorbe ſchließen kann, beſonders wenn die Frau ſelbſt noch Einkäufe beſorgt, beginnt ein Monat oder geht er zu Ende. Wenn ein Quartal der Mond wäre, könnte man auf dem Markte am heiterhellen Tage ſehen, in welchem Stadium er wäre, und drei Wochen nach dem Neujahr bis gegen Oſtern werden ſicherlich auch in den Marktkörben die Faſten ſehr merkbar ſein. Und wie erſt die Leute ſelbſt kommen und verſchwinden, mager werden oder fett, avanciren oder verkümmern, es iſt merkwürdig! Da trohlet der Stoff zu den intereſſanteſten Lebensbeſchreibungen recht eigentlich auf der Gaſſe herum. Wahrſcheinlich werden auch die Herren, welche bedächtigen Schrittes, mit

den Händen auf dem Rücken, den Augen in allen Körben und allen Gesichtern, Geschichtsforscher sein, welche hier auf dem Markte auf- und abwandelnd, Neuperipatetiker, ihre wichtigsten Geschichtsstudien machen oder Figuren zu Novellen suchen. Anfangs wird es ihnen gehen wie Andern; sie sehen ein buntes Durcheinander ohne besondere Merkmale, ohne eigenthümliche Züge. Erst bei längerem Beschauen trittet das Besondere auseinander und Einzelnes macht sich bemerkbar, trittet immer eigenthümlicher hervor, so daß, fehlt es einmal im Gemenge, der Beschauer es vermißt und sucht; er hat das Ganze nicht mehr, das Vermißte muß eine Lebensveränderung erlitten haben, welche, nimmt Einen wunder.

Doch es giebt nicht Männer nur, welche Anlage haben zur Geschichtsforschung, daherige Studien unwillkürlich machen und sich auf dem Markte auch um die Menschen kümmern und nicht bloß um Rüben und Rabünzli. Wir hatten eine Base, eine kuraschirte Frau mit hellen Augen, raschen Entschlüssen und Urtheilen, sie hätte den besten Schützen gegeben, ein Blick und paff! d'Sach war richtig. Sie kam in ihren Reden, mit denen sie nicht kargte, oft auf ihre Marktersahrungen. Am liebsten redete sie davon, wie sie immer lange voraus gewußt, ob eine Haushaltung verlumpen werde oder nicht. Wenn eine junge Frau alle Erstlinge gekauft, ihr nichts zu theuer gewesen, wenn sie bei keiner jungen Gans habe vorbeigehen können, so habe die Base in der Regel es getroffen, wenn sie gedacht: kauf du nur, du arms Tröpfli, es kömmt dir schon anders, wenn du Verstand hast, und hast keinen, je nun, so ist's nicht schade um dich, wenn dir auch das Geld ausgeht. Richtig habe ihr auch keine lange das Beste vor der Nase weggekauft. Sie war unerschöpflich in Geschichten über dieses Thema. Doch sah sie aber auch noch Anderes als der Menschen Schwächen, auch das Bessere, Anmuthige entging ihr nicht, überhaupt selten etwas Bemerkenswerthes. Mit besonderer Vorliebe hielt sie folgendes Markt-

bild feſt, aber ſie mußte in recht weicher, ſchöner Stimmung ſein, wenn ſie es zum Beſten geben ſollte.

Vor einigen Jahren, erzählte ſie, traf man jeden Markttag, außer bei ganz grundſchlechtem Wetter, eine ältlichte Frau an. Sie fiel weder durch ihre Kleidung auf, noch durch ihre Geſtalt. Die Kleidung war äußerſt einfach, aber ebenſo reinlich, ſie war von mittlerer Größe, hatte nichts Auffallendes im Geſicht beim bloßen Anſehen, ſie fiel mir bloß auf durch die Stätigkeit ihres Daſeins, das mir gar nicht nothwendig ſchien, denn ſie hatte in der Regel nur ein ganz kleines Körbchen am Arme, kaufte wenig und zuweilen gar nichts. Hatte ſie auch ihren Einkauf gemacht, ging ſie nicht beim wie andere Frauen, ſondern regelmäßig die ganze Straße durch von oben bis unten und bei ſchönem Wetter und wenn der Markt ſo recht viel Neues brachte, hin und her. Unwillkürlich fing ich an, mich zu achten, was ſie eigentlich da treibe und was ſie kaufe; im Handel war ſie mir nie in Weg gekommen, hatte weder eine Taube noch ein Häkneli mir verweg geſchnappt. Sie kaufte nichts Meiſterloſiges, überhaupt nichts aus dem Thierreich, ſondern bloß aus dem Pflanzenreiche und hier auch zumeiſt das Allerwohlfeilſte und was zum Kochen wenig Feuer brauchte, immer nur für einige Kreuzer, jedoch faſt immer etwas Obſt; hier und da märtete ſie ſich eine Blume ein, ein Röschen oder ein Stiefmütterchen, und oft gaben die Weiber eins ungebeten, auch einige Salatblättchen, woraus ich ſchloß, daß ſie ein Vögelchen haben müſſe, ſonſt aber wahrſcheinlich alleine haushalte. Ihre Geſchäfte wären alſo in einigen Minuten abgethan geweſen, wenn nicht etwas Anderes ſie gefeſſelt hätte, und was das war, ſah ich bald, als ich einmal aufmerkſam auf ſie geworden war.

Es war eine unendliche Freude an den Früchten und Pflanzen ſelbſt, nicht um ſie zu eſſen. Sie freute ſich z. B. recht herzlich über den erſten Blumenkohl, aber ſie kaufte den ganzen Sommer keinen, wenn er mißrathen war und hoch im

Preiſe blieb. Es waren ihr liebe Bekannte, Freunde, Kinder, die in fremden Landen geweſen, weit über Meer, die wieder herkamen und von ihr mit herzlicher Freude bewillkommt wurden. Natürlich war immer das erſte Mal bei Wiedererſcheinen in jedem Jahr die Freude am größten, aber ſie verging nicht, loderte bei jedem ſchönen Stücke neu auf, und wenn die Pflanze oder Frucht immer ſeltener erſchien, ſo ward ihre Freude an ihr um ſo inniger, faſt wie an einem Menſchen man ſie hat, dem man zuruft: Ach, lebſt auch noch! den man verloren gegeben und doch noch wiederſieht. So wimmelte der ganze Markt von oben an bis unten aus von lieben Bekannten, die ſie ja alle grüßen mußte und wäre es nur mit einem Blicke. Vor allem war es das Obſt, welches von den Bäumen kam, welches ihr Augen und Herz gefangen hielt. Den Beeren von den Sträuchern ſchien ſie nicht viel nachzufragen, ſie beachtete ſie kaum; auch auf die Baſelkirſchen hielt ſie nicht viel, ſie ſeien ſo wäſſerig und hätten keinen ordentlichen Geſchmack, ſagte ſie. Nur was auf unſern Bäumen wuchs, fand ordentlich Gnade vor ihren Augen. Ueber unſere Kirſchen freute ſie ſich ſehr, von ihr zuerſt vernahm ich, daß auch die Kirſchen verſchiedene Namen hatten, ich meinte bis dahin, es gebe rothe und ſchwarze und nebenbei noch Weichſeln oder Zahmkirſchen. Doch erſt bei den Aepfeln und Birnen ging ihr das rechte Leben auf; mit einem freudigen Ausruf ward jede neue Sorte, welche auf dem Markte erſchien, begrüßt. Wenn die neuen erſchienen und alte und neue in den Körben lagen, dann war ihr das Jahr eingegangen, das alte ſchloß ſich, ein neues hatte begonnen und in neuer Reihe marſchirten die alten Sorten auf, eine nach der andern, und jede wurde von der Frau mit Namen begrüßt, denn ſie kannte alle wie ein Feldmarſchall ſeine Regimenter.

Da ſah ich dann auch, wie die Marktweiber die Frau kannten, ihr herbeiriefen, neue Sorten zu zeigen, nach ihrem Namen zu fragen, wie ſie ihr von weitem Aepfel in die Höhe

hoben, wenn ſie wußten, daß ſie dieſe beſonders liebe und ſie vielleicht im vergangenen Jahr gefehlt hatten, oder ihr ein halbes Dutzend, welche abgeſondert im Korbe lagen, aufdrangen, ſagend: Nehmt ſie nur, nehmt ſie, das werden die einzigen dieſer Art ſein, welche ihr dieſes Jahr ſehet, ſie geriethen nirgends. Unter die andern ſie zu miſchen wäre ſchade, und apart ſie zu verkaufen lohnt ſich nicht der Mühe; da dachte ich, ich wolle ſie z'Ehren ziehen und euch ſie bringen, ihr wüßtet ſie am beſten zu ſchätzen und ich hätte ſelbſt Freude, wenn ſie euch recht gut dünkten. Sichtlich mit Freuden, aber erſt nach langem Weigern, nahm ſie die Frau geſchenkt. Denn wie ſie auch die Kreuzer abmödelete, hier konnte ſie nach ihrer Weiſe verſchwenden, ſchienen die Kreuzer ſie nicht zu reuen, hier kaufte ſie nicht immer vom Wohlfeilſten, hier konnte ſie wählig ſein, kaufte aber oft auch recht Unſcheinbares, anfänglich zu meiner Verwunderung, bis ich merkte, daß es beſſer war als ſchön.

Es war ein eigener Verband zwiſchen der Frau und den Weibern und zwar ein recht freundlicher. Durch das Intereſſe, welches die Frau am Inhalte ihrer Körbe nahm, die Freude, die ſie hatte, wenn ſie ſchöne Produkte ſah, ihr ſachkundiges Urtheil, ihre nützlichen Winke aller Art war ſie den Weibern werth geworden, ihr Erſcheinen that ihnen wohl, ſie freuten ſich ſichtlich ſchon daheim darauf, wenn ſie was Schönes bringen konnten, ſie wechſelten gerne einige freundliche Worte mit ihr, das eintönige Markten unterbrechend. Nicht ſelten geſchah es, daß ſie zur Schiedsrichterin oder Rathgeberin aufgerufen wurde. Gar manches Dämchen kennt nichts von dem, was es kaufen will, und ſteht vor den Körben, als wären es lauter Tennsthore, ſteht kummervoll von einem Bein auf's andere, es möchte Aepfel und iſt in Seelenangſt, man möchte ihm Zwiebeln für Aepfel anhängen, von wegen es hatte geleſen, das ſei einmal irgendwo einer Dame paſſirt. Und wenn auch die meiſten zwiſchen Zwiebeln und Aepfeln zu

unterſcheiden wußten, wie manchem Dämchen iſt bekannt, welche Aepfel am beſten für Kuchen ſind, welche am beſten für Brei oder Compotes ꝛc.? Nun da ward meine Frau gar oft von irgend einem Weibe als Autorität angerufen. Die kann am beſten ſagen, lüge ich oder lüge ich nicht, die weiß einen Reinetten von einem Holzäpfel zu unterſcheiden, hieß es.

In einem ähnlichen Falle kam ich mit ihr in's Geſpräch. Ich wollte ein Quantum zum Einkellern für den Frühling kaufen und verweiſete zwiſchen zwei Wagen; auf beiden prieſen die Weiber ihre Waare an, als hätte jedes die allerbeſten Aepfel mit faſt menſchlichen Tugenden. Da deutete das eine der Weiber auf die eben vorübergehende Frau und ſagte: Die kann ſagen, was ich für Aepfel habe, die kennt ſie. Sie gab ganz gefällig Beſcheid, daß die Aepfel der andern Frau für jetzt zu brauchen paſſender und beſſer ſeien, aber für ſpäter wären ihr diejenigen der Frau, welche ſie angerufen, viel lieber. — Von da an wechſelten wir öfter einige Worte, aber zu einer eigentlichen Bekanntſchaft kam es nicht, wir ſuchten ſie beide nicht, fragten nicht einmal nach unſern Namen, wenigſtens ich nicht.

Da geſchah es einmal im Winter, als es recht kalt war und glatt, daß ſie umfiel auf dem Markte und an Bein und Arm ſich übel wirfete. Ob ſie bloß ausglitt oder umgerannt wurde, wußte ich ſpäter ſelbſt nicht, wahrſcheinlich das letztere. Wahrſcheinlich ward die Menge durch einen der ſchrecklichen eidgenöſſiſchen Poſtwagen, vor denen weder Mann noch Maus ſicher iſt, auseinandergeſprengt, und Einer, der in Todesangſt ſein Leben retten wollte, hatte die alte ſchwache Frau umgerannt, doch glücklicher Weiſe nicht gegen den dahinrollenden Wagen zu, eidgenöſſiſch überfahren wurde ſie nicht. Man lief ihr zu, ſtellte ſie auf die Füße, ſie hatte nichts gebrochen, unter großen Schmerzen konnte ſie gehen, doch nicht alleine. Zufällig war ich der einzige Menſch in der Nähe, der eine Bekanntſchaft mit ihr hatte; ich konnte nicht anders, ich bot

ihr meine Begleitung an, ſie nahm ſie dankbar, doch unter tauſend Entſchuldigungen an, wie ſie zu meiner Zeit noch üblich waren, wo nicht jeder Schlingel meinte, unſer Herrgott habe nur um ſeinetwillen die Welt erſchaffen und ebenfalls das übrige Geſindel, um ihm die Hände unter die Füße zu legen. Dem ſagt man jetzt altväteriſch, wenn ein Menſch von Herzen für eine Wohlthat danket, man ſollte ſich ſchämen. Aber was will man, wenn man dem lieben Gott nicht mehr danken will, weil es nichts abtrage, warum ſollte man Menſchen danken?

Es war wirklich aber auch eine große Mühe, die arme Frau, welche unſäglich litt und alle Augenblicke ſtille ſtehen mußte, in ihr Quartier zu bringen. Billigermaßen ſollte jede eidgenöſſiſche Poſtkutſche verpflichtet ſein, hinten aufgeſchraubt ein Transportmittel, Sänfte oder Karren, mit ſich zu führen, um die hinter ihr liegen bleibenden Todten oder Schwerverwundeten aufzuraffen und in ihre Wohnungen zu ſchaffen. Glücklicherweiſe wohnte die Frau nicht drei Treppen hoch, ſondern nur zwei hintenaus in einem Stübchen gegen ein Höflein, aber von der Sonne beſchienen. Im Stübchen war es unbeſchreiblich reinlich und heimelig, und wie ich richtig vermuthet, ein Vogel empfing uns mit freundlichem Gezwitſcher. Du Arm's, ſagte ſie, meinſt, du bekommſt deinen Salat, und ich habe dir keinen.

Leidend ſank ſie auf einen Seſſel. Du mein Gott! und jetzt, was fange ich an! Sie war ſo gleichſam zu ſagen allein auf der Welt, hatte niemand als eine Wochenmagd, die einmal des Tages kam, Abends um ſechs, um ihr Holz und Waſſer zu tragen, alles Uebrige beſorgte ſie ſelbſt. Im Hauſe hatte ſie das Stübchen gemiethet, mit den übrigen Hausbewohnern hatte ſie keine andere Gemeinſchaft, als daß man ſich grüßte, wenn man einander auf den Treppen begegnete, das will zwar ſchon was ſagen. Ein ſolches Vereinzeltſein mag zuweilen gehen, aber früher oder ſpäter kommt

dann doch die Frage: und jetzt, was? kommt oft so plötzlich, daß sie Einem den Schweiß austreibt.

Damals kam sie auch mir und nicht bloß der halb ohnmächtigen Frau. Und jetzt, was? Ich war alleine da, die Wochenmagd kam um sechs Uhr, jetzt war's zehn. Wäre ich nur zu Hause gewesen, da hätte ich schon jemand senden können, aber durfte ich sie allein lassen? und wem rufen im wildfremden Hause? Es war nicht einmal ein Glockenzug im Stübchen. Da klopfte es an die Thüre, ein lustig Kindergesicht guckte hinein und rief: Die Mama schickt mich und läßt fragen, ob sie der Frau Pfarrerin mit etwas behülflich sein könne, sie habe gehört, sie sei krank heimgekommen. Das war ein Engelein in der Noth, das mit großem Mitleid die arme Frau streichelte, die vor Husten die Antwort nicht fand.

Könnte die Mama selbst kommen? sagte ich, sah nicht das Kopfschütteln der Kranken, und zur Thüre hinaus war das Kind, ehe sie es zu einer Antwort brachte. Mein Gott, was denkt ihr! sagte sie endlich, eine so vornehme Frau ... Aber ehe sie vollenden konnte, trat diese schon ein, allerdings eine vornehme, aber äußerst liebliche Erscheinung. Mitleidsvoll wandte sie sich zur Frau Pfarrerin, mich grüßte sie kaum, steif und von der Seite. Ich nahm's für Hochmuth, dachte bei mir, sie sind doch Alle gleich, später kam ich darüber, daß sie schüchtern war. Weit über dreißig und vornehm, ich wollte es lange nicht glauben, aber es war doch so, sie war schüchtern, wurde leicht verlegen und sogar roth aus einfacher Verlegenheit.

Und jetzt, was machen? Vor allem aus müsse sie in's Bett, wurden wir räthig, dann wolle ich nach meinem Arzte aus. Sie wollte nach dem ihren senden, sagte sie, aber der sei etwas bequem, und wenn er sich einmal eine Tagesordnung gemacht, so weiche er nicht mehr davon ab, und wenn man ihm nachliefe mit der Nachricht, seine Frau wolle sterben, würde er antworten: sie solle warten, er habe noch vier Visi-

ten zu machen, ſobald die abgethan, werde er alsbald kommen. Die Dame ſchickte nicht nach dem Kammermeitli, wie ich erwartet hatte, ſondern legte ſelbſt Hand an, zur unausſprechlichen Verlegenheit der guten Frau Pfarrerin. Aber nein, Frau Landvögti! aber mein Gott, Frau Oberſti! ich bitte, ich muß mich ja ſchämen, und als ſie zum linken Fuß gekommen war, koſtete ihr der faſt das Leben. Als die Dame darnach griff, um auch ihn vom Strumpfe zu befreien, rief die Frau Pfarrerin: Nei, es het doch gewiß kei Gattig! bückte ſich, wollte ſelbſt ziehen, verlor den Halt und wäre beinahe mit dem Geſichte voran unter's Bett gefahren. Nun ich griff noch zur rechten Zeit zu und verhütete den Sturz, aber es geſchah ſo unſanft, daß die gute Frau laut aufſchrie und der Thränen ſich nicht erwehren konnte. Mit großer Mühe brachten wir ſie zu Bette, das ſo reinlich war, daß die Frau Pfarrerin uns gerne gebeten hätte, uns drei Schritte weit davon entfernt zu halten, wenn die Höflichkeit es ihr erlaubt hätte. Endlich war ſie unter vielen Schmerzen im Bette und hätte nun wenigſtens ruhig ſein können, wenn die Höflichkeit nicht geweſen wäre. Aber mein Gott, was die Frauen Mühe mit mir gehabt und wie das mich plagt, daß die Frauen da um mich herum ſtehen, ich ihnen nicht einmal Seſſel geben kann, um wenigſtens doch zu ſitzen. Uebrigens glaube ſie, ſie brauche uns nicht länger läſtig zu fallen, ſie könne wohl alleine ſein, bis der Arzt komme, es ſei ihr ſo unendlich leid, daß wir ihretwegen Mühe hätten. Ich glaube nicht, daß es ſo böſe iſt, ſagte ich, geſchunden und gequetſcht indeſſen ſeid ihr brav und das iſt manchmal ſchon genug. Jetzt will ich um den Arzt aus, hernach komm ich bald wieder. Die Frau Landvögtin übernahm die Wache und that noch mehr. Sobald ich fort war, rief ſie Liſette, ihr Kammermädchen, machte mit ihr kalte Aufſchläge und gab der guten Frau, die zu fiebern begann, zu trinken. Ich fand den Arzt raſch und alsbald ließ er ſich von mir dirigiren. Er fand die Verletzung an ſich un-

bedeutend, dagegen die Erſchütterung und den Schreck in ſolchem Alter bedenklich, daher er nichts ſagen könne, man müſſe zuwarten, es werde ſich jedenfalls bald zeigen, die Hauptſache ſei Ruhe und gute Abwart. O, Ruhe hätte ſie, ſagte die Frau, und wenn ſie wiſſe, was machen, und es ihr nicht böſe, ſo könne ſie ſchon machen, was ſie nöthig habe. Da erklärte die Frau Landvögtin dem Arzte, ſie meine, ſie könne es mit der Wochenmagd machen, die im Tage nur einmal komme. Das werdet ihr bald merken, daß es nicht geht, ſagte dieſer, nein, dafür muß anders geſorgt werden. Nun machte er ihr den Vorſchlag, ſie in den Spital transportiren zu laſſen, wo alle Burger unentgeltlich aufgenommen und verpflegt würden, ſobald ſie krank würden. Er ſei Arzt dort, ſagte er, und beſſer als dort ſei ſie nirgends aufgehoben, das verſpreche er ihr. Das könne ſie nicht, ſagte die Frau zu der Andern großen Verwunderung, in ein ſo großes Haus, ein ſo großes Weſen hinein dürfe ſie nicht. In einem großen Saale könnte ſie nicht krank ſein, da hätte man ja Tag und Nacht weder Ruhe noch Schlaf, krank ſein könne man nur in einem kleinen Stübchen. Man redete ihr warm zu, dieſes Vorurtheil fahren zu laſſen, in einem Tag ſei ſie an den Saal gewöhnt, und was ſie wünſche, habe ſie alsbald. Sogar Liſette miſchte ſich ein, und ſeine Ohren hätten bemerkt, daß ihre Stimme am ſchärfſten tönte. Wahrſcheinlich fürchtete ſie bei der Güte ihrer Herrin, mit der Frau vielfach beläſtigt zu werden.

Die gute Frau Pfarrerin fühlte gar wohl, daß dieſes Weigern als eine kindiſche Meiſterloſigkeit vorkommen mußte, ſie kam in ſichtbare Angſt. Da ſagte die Frau Landvögtin: Nein, meine liebe Frau Pfarrerin, ſeid nur ruhig, es iſt denn nicht, daß dieſes abſolut ſein muß. Ich begreife gar wohl, daß man lieber alleine krank iſt als unter einem Dutzend, wo, wenn eines ſchlafen möchte, ein anderes huſtet. Ich hätte es ganz auch ſo. Eine gute Abwart wird ſich wohl finden. O ja, ſagte Liſette, für's Geld ſind immer Leute zu haben,

die etwas verdienen möchten. Liſette, ſagte die Frau Landvögtin, geht doch hinauf und ſeht, ob die Köchin vom Markt zurück iſt, und iſt ſie noch nicht heim, ſo ſchließt das Veſtibule, der Herr iſt auch ausgegangen. Es iſt ein Strolchenvolk in der Stadt, man iſt nirgends mehr ſicher. Ihr werdet doch denken, ſagte die Frau Pfarrerin, für eine arme alte Frau thue ich doch dumm, es iſt ſo, ich will gerne meine Schwachheit bekennen. Auf dem Erdboden habe ich nichts Lebendiges mehr, das mich liebt, als mein Vögelein, und ich möchte faſt auch ſagen, meine Blumenſtöckli. Was ſollte dann aus dem armen Vögeli werden, wenn ich in den Spital müßte? Es würde ihm wohl jemand zu freſſen geben, aber lieb hätte es niemand und niemanden könnte es ſeine Liebe erzeigen. Es würde vor Längizyti nicht freſſen und ich könnte nicht ſchlafen. Herr Doktor, wenn es zu machen iſt, ich halte an, was anzuhalten iſt, ſo laßt mich hier. Ganz ohne Geld bin ich nicht, ich habe auch ein Sparhäfeli, nicht ein großes, aber doch dachte ich auch an die böſen Tage.

Der Arzt war nicht einer von denen, die nicht eintreten können, nicht fühlen, was Andere fühlen, böſe werden, wenn man ſich ihnen nicht ohne Widerrede unterwirft, aber ſpotten that er gern und ſehr oft, um ſeine Weichheit dahinter zu verbergen. Ja, wenn es ſo iſt, Frau Pfarrerin, ſo ſage ich kein Wort mehr. Ein ſolcher Grüſel bin ich denn doch nicht, daß ich eine ſolche Liebe ſtören möchte. Wenn nur Frau X. da wäre (er meinte mich), die hat ihre Naſe an allen Orten und kennt alle Leute, die wüßte uns ſicher eine Abwart, die paßte.

Danke für das Zutrauen, Herr Doktor, ſagte ich, da ich längſt eingetreten war, aber eben nicht nöthig fand, mich kund zu geben, aber ihr habt Recht, ich weiß zwei für eine, es frägt ſich nur, welche eben zu haben iſt. Die Frau Landvögtin ward verlegen, aber der Doktor nicht. Da weiß ich jetzt my Seel nicht, welches Sprüchwort ich anwenden ſoll, ob das

vom Horcher oder das vom Wolf. Aber sei es das eine oder das andere, so ist's gut, daß ihr Rath wißt. Es sei ihr so leid, daß sie uns so Mühe mache, sagte die Frau Pfarrerin, aber wenn der Herr Doktor meine, sie müsse im Bette bleiben, so sei sie dankbar, wenn man für eine sorgen wolle; ihr Ruhbett sei ein Kastenruhbett, so daß eine Wärterin kommen könne, wann sie wolle, G'scheer gebe es nicht.

So ward die Sache abgeredet. Ich machte mich nach der Abwärterin auf, welche beim Arzte die nähern Instruktionen zu holen hätte. Die Frau Landvögtin übernahm die einstweilige Ueberwachung.

So hatte ein sogenannter Zufall Personen zusammengewürfelt und in Verbindung gebracht, die sonst nie in Berührung gekommen wären, um freundliche Erinnerungen wäre mein Leben ärmer geblieben, um Vorurtheile reicher. Wie vieles in der Nähe ganz anders sich macht als in der Ferne, man glaubt es gar nicht. Es giebt Verhältnisse, Lebenslagen, sie schimmern weithin, dort wohne, sollte man glauben, das leibhaftige Glück, nach dem Mitgenusse seufzen lüsterne Seelen, und wären sie dort, säßen sie mitten drin, sie würden erschreckt die Augen aufrichten, würden meinen, sie seien verirrt, an's unrechte Ort gerathen, würden nicht rasten, nicht ruhen, bis sie wieder heraus wären aus der Pein, die ihnen von ferne wie der Vorhof der Seligkeit vorgekommen. Und wie es mit den Verhältnissen so oft der Fall ist, geht es auch mit Menschen. Menschen, von ferne die liebenswürdigsten, werden nicht selten in der Nähe die widerwärtigsten. „Als wir noch nicht verheirathet waren, dünkte mich immer, ich müsse meine Braut fressen, und jetzt bin ich so renig, that ich es damals nicht," seufzte ein beschwerter Ehemann. Umgekehrt geht es aber eben so oft. Lagen, von denen man versicherte, man möchte nicht gemalt darin sein, können sehr angenehm und heimelig werden. Menschen, von denen man sagte, sie hätten rechte Längizytg'sichter, bei denen hielte man es nicht aus,

„gut Lüt, gut Lüt i Gott's Name, aber längwylig vom Tüfel", und gerade dieſe Leute können uns recht lieb werden, ja ſich eigentlich einniſten in unſer Leben, daß, wenn ſie uns genommen werden, eine rechte Lücke entſteht in unſerm Daſein, die lange ſich nicht füllen will. Sie haben halt das Meiſte und Beſte nicht auf dem Geſicht, ſondern tiefer innen.

Eine ähnliche Erfahrung ſollte ich jetzt machen. Wer mir geſagt hätte, es würde mir zwiſchen einer alten Pfarrfrau und einer eleganten und vornehmen Frau Landvögtin recht wohl und heimelig, ja abſenderlich wohl und heimelig werden, den hätte ich ſehr ausgelacht, und doch ging es mir jetzt ſo. Freilich wäre es nicht Allen ſo gegangen, ja Vielen nicht und gerade den Tonangebern, Ausſchließlichen, der Creme der Geſellſchaft nicht. Es giebt Leute, welche über alles, was nicht nach ihrem Salon oder ihrem Kaffeehaus riecht, die Naſe rümpfen, für nichts Intereſſe haben und unendlich langweilig finden, was nicht in dieſen Kreiſen beſprochen wird. Dieſe Leute halten ſich für ſehr fein gebildet und ſind es eben nicht, ſondern äußerſt bornirt, grauſam beſchränkt, denn nur in einem ganz kleinen Gebiete des Menſchenlebens ſind ſie einigermaßen bekannt. Und ſo Einer kann unter ſinnigem Gähnen und ſchrecklichem Aufblicke gen Himmel ſagen, die dummen Leute, die könne er gar nicht leiden. Wen heißt er dumm und können nicht mit dem gleichen Rechte die Andern ihn den Allerdümmſten beizählen? Das dumm iſt gar ein ſeltſam Wort, es gleicht gar oft dem Stein, der den Schleuderer ſelbſt in's Geſicht ſchlägt.

Die Folgen des Unfalls waren ganz andere, als die gute Frau ſie ſich anfangs gedacht. Es iſt mit dem menſchlichen Körper faſt wie mit Wein, den man in Flaſchen gezogen, jahrelang unberührt liegen gelaſſen hat, ſo daß er ſich auf das feinſte abgeklärt, goldgelb herrlich leuchtet. Werft die Flaſche unbedacht hin und her, ſo miſcht ſich die Unreinigkeit, die ſich abgeſondert hatte, mit dem reinen wieder und trübt

es dergeſtalt, daß man den Wein lange nicht wieder hell bringt, daß es faſt ein anderer Wein geworden zu ſein ſcheint. Aehnlich iſt es mit dem menſchlichen Körper. Laßt einen ältlichen Menſchen, der jahrelang ein einförmig ſtilles Leben geführt, von einem Unfall betroffen werden, durch einen Beinbruch z. B., ſo daß der Körper erſchüttert iſt, die Lebensweiſe geändert werden muß, ſo trittet ſo gerne eine Hinfälligkeit hervor, die man gar nicht geahnet, der Schaden wird zur Nebenſache, die Kränklichkeit nimmt eine ganz andere Geſtalt an, geht nicht ſelten endlich in Tod über. Die gute Frau Pfarrerin hatte gehofft, wenn nicht noch in ſelber Woche, ſo doch in der nächſten aufſtehen, Steg und Weg wieder brauchen zu können, aber ſie täuſchte ſich ſchwer, täuſchte ſich von Woche zu Woche, und wenn auch mit Seufzen, nahm ſie doch die Täuſchungen ergeben hin. Die Schäden wollten nicht recht heilen, die verſtauchten Glieder ſich nicht recht kräftigen, und allmählig ſchlich eine allgemeine Schwäche ſich ein. Der Arzt that ſein Möglichſtes, nahm aber nach und nach ein fatales Kopfſchütteln an. Die Abwart war gut, ich hatte es glücklich getroffen, ſie erfüllte nicht bloß ihre Pflichten treu, ſondern ſie liebte die Kranke, die ſo geduldig litt, nie befahl, ſondern ſo freundlich um das Nöthige bat und wenn möglich jedes Schläfchen ſchonte.

Indeſſen konnte die Abwart nicht ihre ganze Zeit der Frau Pfarrerin widmen, ſie hatte noch andere Verbindlichkeiten, welche ſie nicht löſen durfte. Sie mußte Sorge tragen zu ihren Leuten trotz allem Kredit, in welchem ſie jetzt ſtund, von wegen man kann nie wiſſen, was es geben wird. Das iſt eine Vorſicht gut für Alle, und manchem käme es wohl, er hätte ſie beobachtet, und zwar manchem nicht nur in den oberſten, ſondern auch in den unterſten Ständen. Ja, Rathsherren per Exempel brauchen noch oft Vorſicht, aber ſo manches Stübi, das einmal zu einem Platz gekommen, wo man zweimal in der Woche friſch kocht, meint nun, von da aus

liefen die Wege zu allen Herrlichkeiten der Welt unfehlbar, und unbekümmert um Gott und Menſchen könne es Schüſſeln und Kacheln himmeldonnern an den Wänden herum, das mache alles nichts, ihm fehlten die beſten Plätze nicht, wenn es einmal einen Moken abdämpfen und ſaure Leber anbrühen könne, und läßt ſich nicht träumen, daß es im nächſten Jahr ſechs Monate ohne Sohle an den Schuhen werde einen Meiſter ſuchen müſſen, keinen Tag wiſſend, wo es am Abend ſein Haupt werde zur Ruhe legen können.

Eine Wochenmagd oder auch Abwart hat gar ein zufälliges Einkommen, weil keine bleibende Anſtellung. Empfehlungen machen da die Hauptſache, und um die kommt man ſo leicht. Man braucht nur an einem Orte uneben zu trappen, ſo iſt die Gnade verwirkt. Das iſch e Madame, heißt es, wohl, da läßt ſich luegen, daß man die Majeſtät nicht verletzt, die möchte ich um keinen Preis mehr und rekommandiren keinem Menſchen. Unſere Abwart hatte ſich alſo einige Zeit vorbehalten, mußte zudem auch für die Frau Pfarrerin Verrichtungen machen, ſo daß ſie alleine war in dieſen Zwiſchenräumen. Wir ordneten die Zeit, ſo daß dieſe Zwiſchenräume des Alleinſeins ganz klein wurden oder völlig verſchwanden. Ich muß ſagen, die Frau Landvögtin that da das Beſte und nicht bloß durch Liſette oder eine andere Stellvertreterin, ſondern wenn möglich in eigener Perſon. Ja wenn ſie auch wußte, ich war da, ſo kam ſie doch noch zuweilen mit der Arbeit und half die Zeit vertreiben. Und wenn jemand ſagte: *Die Frau Landvögtin iſt aber fleißig, man ſollte meinen, wie* nöthig ſie es hätte, man muß ſich ſchämen neben ihr, ſo antwortete ſie: Bin es gewohnt von Jugend auf; bei meiner Mutter hätte jemand müßig ſein ſollen! Die ſagte, jede anſtändige Bernerfrau arbeite, nume Güſchigut und junge Gäxnäſeni thäten nichts.

Was uns an der Frau Pfarrerin am meiſten auffiel, war eine Verlaſſenheit oder Vereinzelung, wie ſie wohl ſelten

vorkommen wird. Sie fragte, ſchickte nach niemanden, niemand fragte nach ihr. Nur ihr Vögelein zwitſcherte, bis es zu ihr konnte, und nur die Blättchen ſchienen ihm recht zu ſchmecken, die es von ihr bekam oder die ſie zwiſchen die Stäbe ſteckte. Auch des Marktes muß ich gedenken, wo ihr Ausbleiben natürlich den Marktweibern auffiel. Großes Bedauern erweckten die Folgen des Unfalles; hier eine Frau, dort eine ließ ſie grüßen, ihr ſagen, ſie ſolle doch ja machen, daß ſie bald wiederkomme, man habe recht Langeweile nach ihr. Hier eine, dort eine gab mir eine Blume, einen Apfel für ſie, mit dem Bedeuten, man habe den expreß für ſie mitgebracht, weil man ſich erinnere von früher her, wie ſie Wohlgefallen daran gehabt. Ein Weib gab dem andern das Beiſpiel, daß wenn ich alles hätte annehmen wollen, ich eine eigne Magd hätte mitnehmen müſſen, freilich kaum für lange, ſo was iſt ſelten anhaltend bei den Weibern. Aber ich bat, es nicht zu gut zu machen auf einmal; wie wollte ſie das alles brauchen, da ſie alleine ſei, aber jeweilen ein Zeichen werde ſie ſehr freuen, die arme Frau, welche es kaum lange mehr machen werde. Nun trug ich denn allemal etwas heim, und ward es mir zuviel, ſo ſchob ich es zurück auf's nächſte Mal. Mein Trägerlohn war aber ein reicher. Ach, was die gute Frau Pfarrerin ſich freute über die Gaben und über die Weiber, daß ſie ihrer gedachten und daß die Aepfel ſo ſchön gerathen, ſie ward jedesmal glücklich bis zu Thränen. Solch ein kindlich Gemüth kam mir in meinem Leben nie vor. Aber was ſolch ein Gemüth für ein Schatz iſt, begreift die Welt nicht, es iſt auch ein Gut, das über allen Verſtand geht, ſo gut als der Friede Gottes. Das ſogenannte Glück, dem Alle nachjagen, iſt außerhalb den Gränzen der beiden, iſt nichts als ein trügeriſches Weſen oder ein garſtig Geſpenſt.

Daß wir nach Verwandten, Bekannten fragten, die man vielleicht etwas wiſſen laſſen könnte, wird jedermann begreiflich finden. Doch durften wir es nur leiſe, unbemerkt

thun, ſie hätte ſonſt geglaubt, es ſei nur, um ihnen unſere Laſt zuzuſchieben. Aber ſie antwortete immer, ſie hätte niemand als den Waiſenvogt ihrer Zunft, den ſie kenne und den ſie einſtweilen ruhig laſſen wolle, ſo lange es möglich ſei. Er meine es nicht bös, aber er ſei ein grober Polteri, trete in nichts ein, und wenn man nicht alles mache exakt wie er befehle, ſo behandle er Einen ärger als eine Magd oder gar als ob eigentlich Leben und Sterben nur von ſeiner Gnade abhingen. Sie ſchlotterte ordentlich, die gute Frau, wenn ſie von ihm ſprach. Wie ſchlotterte ſie aber erſt, als ſie vernahm, daß derſelbe mein Vetter ſei; ich hatte die größte Mühe, ſie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht beleidigt ſei. Der Vetter ſei mir zwar lieb, aber ich kennte ihn zu gut, um es übel nehmen zu können, wenn jemand über ſeine Schwächen lache oder ſich beſchwere. Es war ein Mann, wie man zu ſagen pflegt, von altem Schrot und Korn, ehrlich und tüchtig bis in's innerſte Mark hinein und dazu in Privatgeſchäften mild und angenehm und ganz anders, als wenn er auf den amtlichen Boden kam; da kam er wie auf den Wolken der Majeſtät, Majeſtätsverbrechen waren ihm Widerſpruch und Einrede, da ward er rückſichtslos und ſtreng, ſchien hart und hochmüthig. So mußte ihn die arme Frau erfahren haben, es nahm mich wunder, wie.

Ueberhaupt drängte es mich, den Umhang vor ihrer Vergangenheit aufzuheben, um zu erfahren, wie es gekommen, daß ſie ſo eigenthümlich geblieben oder geworden. Aber nicht bloß ich war g'wunderig, der Frau Landvögtin ging es accurat gleich wie mir. Als ich einmal des Nachmittags zu ihr wollte, traf ich auf der Treppe die Frau Landvögtin an. Sagt mir doch, redete mich dieſe an, wiſſet ihr nichts vom Leben unſerer Frau Pfarrerin, es nimmt mich z'Tod wunder, ſie ſitzt ſorgfältiger darauf als eine Gluggere auf ihren Eiern und möchte nicht das Geringſte merken laſſen, und gerade deswegen nimmt es mich ſo wunder. Gerade gleich gehe es

mir, ſagte ich. Nun, wißt ihr was, ihr ſeid eine ſo reſolute Frau, ſo ſtecht ſie dieſen Nachmittag geradezu an. Es iſt abſurd Wetter, ſo gerade recht, daß man nicht geſtört wird und beſonders geneigt iſt, etwas zu hören. Sie iſt ſo eine gute, daß ſie es nicht abſchlagen darf, und was wir zu hören bekommen, bringen wir ihr nicht aus, wir dürfen es alſo wohl wagen. So war es mir gerade auch, und ſobald die Frau Landvögtin, die noch einen kleinen Ausgang gemacht, ſich geſädelt hatte und die Lismeten im Gang waren, fragte ich: Was hättet ihr geſagt, Frau Pfarrerin, wenn ich meinen Vetter herauf gebracht hätte? ich traf ihn faſt vor der Hausthüre an und hatte gute Luſt ihm zu ſagen, er ſei ein ſauberer Vogt und kümmere ſich ſchlecht genug um ſeine Anvertrauten; was der wohl für ein Geſicht gemacht hätte! Meine kleine Bosheit hätte ich bald bereut der Angſt wegen, in welche die arme Frau gerieth. Mein Gott, nur das nicht! rief ſie, ich glaube, der Schlag rührte mich, Gott behüte mich davor, rief ſie, wenn ich ihn plötzlich unter der Thüre ſähe. Wohl, der würde mir ſchöne Sachen ſagen, daß ich mich nicht habe krank melden laſſen bei ihm und nicht in den Spital gegangen ſei, er ließe mich noch jetzt auf der Stelle transportiren.

Nachdem wir ſie beſtens beruhigt, fuhr ich fort und bat ſie uns zu erzählen, warum ſie den guten Waiſenvogt ſo fürchte, uns überhaupt unſern G'wunder zu ſtillen und uns von ihrem vergangenen Leben zu erzählen, wir wüßten ja gar nichts von ihr als den Namen, und in Bern ſei es bräuchlich, daß man nicht bloß dieſen, ſondern auch die Herkunft eines Menſchen, wenigſtens bis zu Großvater und Großmutter hinauf, genau wiſſe, ſonſt bleibe ein Menſch immer verdächtig. Sie entſchuldigte ſich anfänglich mit dem Nichts ihrer Geſchichte. Mein Gott, was wollte ich erzählen, ſagte ſie, was wollte einem ſo unbedeutenden Menſchenkinde, wie ich bin, Merkwürdiges begegnet ſein, ihr würdet einſchlafen darob. Als

wir ihr ſagten, ſchon das ſei merkwürdig, daß ſie hier niemand kenne und dahergekommen ſcheine faſt als wie vom Himmel herab, ſagte ſie, das iſt ganz natürlich, ich bin nicht von hier, ſondern — und ſomit kam ſie in ihre Geſchichte hinein, und als ſie einmal im Zuge war, vergaß ſie die Bedenken.

Als ich jung war, dachte ich nicht daran, daß ich je Burgerin von Bern werden würde, doch, um Vergebung, es iſt nicht alles Gold, was glänzt. Ich bin aus einem der kleinen Städtchen, wo, wie das Sprüchwort ſagt, man am obern Thore einen Schoppen Nidle ausleeren und am untern Thore wieder auffangen kann, ohne einen Tropfen zu verlieren.. Dort war mein Vater Thorwärter und hatte zugleich die Stadtuhr zu überwachen und zu ſorgen, daß immerdar zu rechter Zeit Mittag ſei. Es war ein wichtiger Poſten, aber auch ein beſchwerlicher. Die Uhr war alt, ſtund daher gern ſtill, und merkte das mein Vater nicht alsbald, ſo kam die Frau Burgermeiſterin oder die Frau Burgerſchreiberin oder eine andere Frau vom hohen Adel des Städtchens daher gelaufen und machten meinem Vater und ſpäter mir den Marſch und drohten, wenn man 's Zeit nicht beſſer beſorge, gebe es ander Wetter. Unter dem Thore hatte mein Vater ein Lädeli angebracht zum Verdienſt und Zeitvertreib, wo man das beſte Schwefelholz fand, denn mein Vater machte es ſelbſt, doch hielt er es ſo viel möglich geheim. Nebenbei waren noch andere wichtige Sachen zu haben, Tabak z. B. und oft auch Kaffee, im Winter Nüſſe und Kaſtanien. Mein Vater war Wittwer, hatte keine Kinder als mich, und eine Magd vermochte er nicht und dachte nicht daran. Als Burger hatten wir Land zum Pflanzen und darauf einige Fruchtbäume. Mein Vater und ich beſorgten das gemeinſchaftlich ſo gut es gehen wollte. Ach, mein Vater ſelig war gar ein guter Mann, er meinte nie, daß ein Menſch an zwei oder drei Orten zugleich ſein könne; wenn ob dem Lädeli eine Pflanzung oder ob dem

Garten das Lädeli verſäumt wurde, ſchmählte er mich nie, und mit der Zeit nahm er es am geduldigſten, er aß, wenn gekocht war, und meinte nicht, daß es immer zu gleicher Zeit geſchehen müſſe, wie z. B. die Frau Stadtſchreiberin mit ihrer ſpitzigen Nas. Ich wußte oft nicht, wo wehren, um das Nöthigſte abzuthun, aber ich war zufrieden, es kam mir nicht in Sinn, daß ich's bös hätte, und die Sonntage waren mir recht ſchöne Tage. Da konnte ich im Lädeli ſitzen und Alles ſehen, was aus- und einging, löſte manchen ſchönen Kreuzer, erhielt manches gute Wort, und Abend wurde es, ich wußte nicht wie. Dann träumte ich noch die ſchönſten Sachen, und war der Montag da, ſo freute ich mich wieder auf den Sonntag. So lebte ich faſt in lauterem Glücke, wenn auch in ſtillem. Ich war ſehr wenig unter Geſpielen, meiſt daheim, wo ich mehr als genug zu thun hatte; aber der Vater hatte mich lieb und was wollte ich mehr? Hie und da weinte ich wohl auch, wenn mir ein Blumenſtöcklein drauf ging, das ich lieb hatte, oder der Vater mir einen kleinen Verweis gab. Da — doch das darf ich g'wüß nit ſäge, das muß ich überſpringe, ſagte die alte Frau, noch jetzt roth werdend.

Aber wir merkten wohl, was jetzt kommen müßte, das Kurzweiligſte von allem, wie ſie Burgerin von Bern geworden, und ließen daher nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis ſie wieder anfing: Da ... da ..., aber ſtotternd faſt nicht mehr in Zug kam.

Da ſteht eines Tags, an einem Montag gegen Abend war es, plötzlich ein kleiner Herr vor meinem Lädeli und frägt nach Schwamm, er müſſe ſeinen verloren haben und möchte doch rauchen auf dem Heimweg. Ich bediente ihn wie andere Menſchen, ſo gut als möglich, er wählte lang, ich rieth ihm, und endlich ging er, ohne daß ich was Anderes dachte, als das ſei ein freundlicher Herr und habe eine gar liebliche Stimme, der werde ſicher ſchön ſingen können, den möchte ich einmal hören.

Am nächsten Montag steht er plötzlich wieder vor dem Lädeli; ich erschrack recht, denn ich hatte ihn ganz vergessen. Er rühmte den Schwamm sehr und fragte, ob wir etwa auch Tabak hätten, er sei mit dem seinen fast aus. Ich sagte, wir hätten wohl Tabak, aber einem solchen Herrn sei er wohl zu schlecht. Er meinte nein, seit er so guten Schwamm hier gefunden, habe er das Zutrauen, wir würden auch guten Tabak haben, und ich mußte ihm ein Päcklein von unserm geben. Ich that's mit rechter Angst, er finde ihn nicht gut und meine dann, ich hätte ihn angeführt. Diesmal vergaß ich ihn die Woche durch nicht, mit Bangen und Sorgen erwartete ich den Montag und mochte doch fast nicht warten, bis er da war, um zu vernehmen, wie dem Herrn der Tabak geschmeckt. Endlich kam der Montag und der Herr kam auch. Er hatte ihm recht gut geschmeckt wie lange keiner, er hätte es nicht erwartet, aber es seien nicht immer die größten Läden, wo man das Beste finde, er wolle künftig allen bei uns nehmen. Ich wußte nicht, was darauf sagen; wenn er es nicht so freundlich gesagt, ich hätte geglaubt, er wolle mich zum Besten halten.

Am Abend sagte ich dem Vater, es komme da ein Herr, ich wüßte nicht, wer er sei, aber er wolle den Tabak bei uns nehmen, er solle ja machen, daß wir immer recht guten hätten und ich nicht mit Schanden bestehen müsse. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre. Als ich dem Vater auf seine Fragen antwortete, er sei, seit ich ihn bemerkt, immer an einem Montag gekommen, sagte er, das werde sicher der Vikar im Blackenboden sein, der komme alle Montage in's Städtchen, die Leute lachten sehr über ihn, er kaufe immer in der Apotheke einen Vierlig Täfeli und einen halben Schoppen Magenelixir und trinke beim Hirschen einen halben Schoppen Vierbatzigen und nie mehr. Das machte mich sehr böse, daß die Leute einen so freundlichen Herrn auslachen konnten, und erbarmte mich sehr. Ich war deswegen das nächste Mal desto freundlicher gegen

ihn aus Erbarmen wegen den bösen Leuten. Er schwatzte auch länger als sonst, es freute ihn, als ich ihm Herr Vikar sagte, daß ich wüßte, wer er war. Er erzählte, wie der Montag Nachmittag die Zeit sei, wo er sich eine Freude gönne, am Dienstag in der Früh müsse er dann schon wieder anfangen zu studiren für den nächsten Sonntag.

Nun freute ich mich noch immer auf den Sonntag, aber hauptsächlich weil nach ihm der Montag kam. Ach wenn es doch nur Montag wär, dachte ich die ganze Woche, litt aber immer an großer Angst, der Vater möchte mich verschicken auf unser Land am Montag Nachmittag, dann finde der Vikar vielleicht gar niemanden und nehme künftig seinen Tabak an einem andern Orte. Wir meinten nicht, daß immer jemand im Lädeli sein müsse. War ich nicht daheim, so ging der Vater immer ganz ungenirt seiner Wege, ja oft bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. dem Bohnen- und Kabissetzen, gingen wir beide. Ich zog daher die ganze Woche alles z'weg, von dem ich am nächsten Montag dem Vater sagen konnte, wenn ihn etwa das Gelüsten ankommen sollte, mich auszusenden, das müsse abgethan sein, es sei ja morgen auch ein Tag. Der Herr Vikar war sehr pünktlich, wenig Minuten werden gefehlt haben, daß er früher oder später vor dem Lädeli stand, aber nie mehr unerwartet oder unversehens; wie klein er auch war, immer von weitem schon hatte ich ihn kommen sehen. Ehe er in's Städtchen ging, hielt er jedesmal an und frug nach, ob wir noch von dem Tabak hätten, wenn nicht, so müßte er sich im Städtchen versehen. Bhütis Gott wohl, Herr Vikari, antwortete ich. Dann hielt er sich nicht länger auf. Ungefähr zwei Stunden nachher, welche Zeit aber allmählig sehr zusammenschrumpfte, erschien er wieder und machte seinen Einkauf, und wir redeten zusammen ein wenig von Wetter und von Feuersbrünsten und Mordthaten, wenn es irgendwo welche gegeben. Wenn er schon klein war, so schritt er doch recht stattlich einher, besonders von hinten zu sehen, daß man

Reſpekt haben mußte vor ihm; daher ſah ich ihm immer nach ſo weit ich konnte. Für mein Leben gerne hätte ich ihn predigen hören, aber das gab ſich nicht, ich durfte den Vater nicht darum fragen. Hingegen wenn irgend jemand aus dem Blackenboden bei mir einſprach, ſo vergaß ich nie, zum Ruhme meiner Sachen zu ſagen: ihr Herr Vikari nehme auch alles bei mir und ſage, er finde es nirgends ſo gut. Nichts konnte mich böſer machen, als wenn man mir antwortete: ſelb wolle nicht viel ſagen, von wegen er ſei gar e Dumme und ſei nicht ſchuld daran, daß die Pferde nicht Hörner hätten. Viel lieber hörte ich, wenn ſie ſagten: es ſei ein guter Herr und hätte für ſo einen Kleinen ein b'ſunderbar ſchönes Wort, und ein Eifriger ſei er mit dem Studiren, er wende an, er werde immer bachnaß darob; ſie trauten, es gehe ihm wohl ſchwer, aber mit der Zeit werde es ihm wohl beſſern, er ſei noch gar e Junge.

Einmal, als er eben ſeine Einkäufe in den Taſchen untergebracht hatte, gab es einen plötzlichen Schneeſturm. Es wurde ganz finſter, ganze Haufen trieb es durch das Thor, daß ich nicht anders konnte als ihm geſchwind die Thür aufthun und ihn in unſere Stube führen, denn im Lädeli hätten wir kaum beide Platz gehabt. Er war ſchon über und über voll Schnee, als er hineinkam. Ich hätte ihn abklopfen ſollen, aber ich durfte nicht vor Reſpekt, der Vater ſchmähte nachher mit mir bedenklich. Aber ich hatte auch ſchnell einige Sachen zu verſtoßen, die unnöthig herumlagen, und mußte daher entſchuldigen, daß es ſo wüſt bei uns ausſehe, und hätte gerne geſagt, der Vater ziehe immer allerlei hervor und thue es nicht an ſeinen Ort, wenn er es nicht mehr brauche, aber ich durfte doch nicht recht, und zudem rief, ſobald er wieder ſah, der Vikari: Nein aber, was habt ihr doch für einen ſchönen Roſenſtock, ſo einen ſah ich mein Lebtag nicht. In der That hatte ich beim Fenſter vornen einen Roſenſtock voll prächtiger Roſen, wie ich ſie auch noch nie gehabt. Er ward recht

eifrig und erzählte, wie er ein großer Blumenliebhaber sei, besonders die Rosen gern habe, aber es noch nie höher gebracht als bis auf drei Geschirre. Wie er sich auf eine Pfarrei freue, wo er einen Garten habe und sonst noch Land und Blumen ziehen könne nach Lust und Liebe. Da wolle er erst recht leben, und mit einem Garten voll Blumen sei er reich genug. Im Blackenboden habe er nicht einmal ein einzig Stöcklein, aber wenn ich ihm im Frühling ein Schoß geben wolle, so werde er mir dankbar sein. Begreiflich sagte ich ja und wagte es endlich zu fragen, ob ich ihm nicht eine Rose mitgeben dürfte. Und als er sagte: Bhütis, gar gern, brach ich einen Stengel ab, an welchem eine eben aufgegangen und eine Knospe zum Aufgehen war. Ach, wie er so freundlich danken konnte!

Von da an ward unser Verkehr traulicher, und er kam nicht bloß vor's Lädeli, sondern auch zuweilen in die Stube, indem er nach den Blumen fragte und sie zu sehen begehrte. Mein Vater hielt viel auf dem Vikar, nicht bloß wegen der Ehre, daß er unser Kunde war, sogar bei uns einsprach, sondern daß er ihm geduldig zuhörte, wenn er eine seiner Geschichten zum Besten gab, und sogar darüber lachte, was dem Vater selten mehr begegnete, da er selten auf jemand stieß, dem er sie noch nicht erzählt hätte, er sagte oft: Solche seien afe rar im Lande, wenn viel derer wären, ging's auch besser im Lande.

Der Rosenstock machte unsern Verkehr lebhafter, der Herr Vikari fragte immer nach demselben und fragte auch wohl, ob er nicht etwa ein Röschen von demselben haben könnte, er thäte gern etwas einstellen, und im Pfarrhause hätten sie gar nichts Grünes. War das nicht deutlich genug gesprochen, ich sollte ihm für etwas Grünes sorgen? und ich that es so gerne, dachte die ganze Woche daran, und hätte ich es nicht gethan, hätte mich der Vater daran gemahnt. Er war so bescheiden und klagte gar nicht über des Pfarrers im Blacken-

boden, wenn wir ihm auch Anlaß dazu gaben, indem wir, geſtützt auf das, was die Blackenbödeler über des Pfarrers ſagten, ihn zuweilen bemitleideten. Er könne nicht klagen, ſagte er dann, ſie meinten es nicht bös, aber verſtünden es nicht beſſer. Er ſei nicht meiſterlosig und nie hungerig zu Bette gegangen, nur ſei es ihm nicht angenehm, wenn die Frau Pfarrerin immer ſage, was das Stückli Fleiſch auf dem Tiſche gekoſtet und wie theuer abermal das Bred ſei und ein Pfarrer, wenn er einen Vikari habe, z'armen Tagen gerathen müſſe nothwendig. Das ſtelle ihm zuweilen den Appetit, daß er nicht recht eſſe, wenn er daher hungerig bleibe, ſei es ſeine Schuld, denn genug wäre da geweſen. Das rührte mich immer, das gäbe einmal ein gut Mannli, mußte ich denken, ich mochte wollen oder nicht. Ja lacht nur, ihr Frauen, ihr habt Recht, aber daß er mein Mannli werden könnte, daran dachte ich doch wahrhaftig nicht, nein, das fiel mir nicht von weitem ein.

Die Frau Pfarrerin war beſonders berühmt wegem ſchlechtem Kaffee, der Kaffee hieß und zumeiſt auch nicht eine Bohne Kaffee enthalten ſollte. Als ich ihn einmal darüber fragte und er entſchuldigend ſagte, das wiſſe er nicht, etwa viel Tugend habe er nicht, aber doch keine Abkuſt, er ſei zu trinken, beſonders wenn man durſtig ſei, ſagte mein Vater: Mach dem Herrn Vikari ein Kaffee, er kann dann unterſcheiden, was eigentlich Kaffee ſei oder nicht. Er thut uns wohl die Ehre an und trinket eins mit uns und ſchämt ſich unſerer nicht, wenn wir ſchon geringe Leute ſind. Der Vikar war ſichtlich erfreut über die Einladung und gab ein Kapitel gegen den Hochmuth los und erklärte, wenn er ſchon Burger von Bern ſei, ſo wüßte er nicht, warum er eigentlich ſtolz darauf ſein ſollte, von wegen er ſei nicht ſchuld daran, daß er es ſei, ſo habe es ihm Gott geordnet, er hätte eben ſo gut in einem Städtchen, ja ſogar in einem Dorfe geboren werden können, wenn es Gottes Willen geweſen wäre.

Ich zitterte vor Freude und Angst, dem Herrn Vikar aufwarten zu dürfen, obschon ich fast nicht wußte, wie ich das machen sollte. Es war die erste Visite, die ich serviren sollte, und noch dazu ein Vikar, wenn auch ein kleiner, man stelle sich das recht vor! Ich machte alle Augenblicke etwas Verkehrtes, was meinen Vater bitterlich ärgerte und das er allemal rügte, um zu zeigen, daß man es eigentlich denn doch besser wüßte. Aber Setti, wie dumm! Setti, was denkst? Setti, bisch z'hinderfür im Kopf? — kam alle Augenblicke, ich hätte klaftertief in den Boden sinken mögen. Es ist mir recht leid, Herr Vikari, ich hätte euch nicht einladen dürfen, wenn ich gedacht, wie dumm Setti zur Sache thun würde. Es ist sonst gewiß nicht so dumm, man kann es recht ordentlich brauchen. Wenn es Gottes Wille ist, daß es einmal einen Mann bekömmt, so wird der sich verwundern, was es alles kann. Pflanzen kann es recht ordentlich, und mit Kochen kann es auch mehr als eine Mehlsuppe machen. Es wäre ihm ein recht guter einmal zu wünschen. Aber Vater, was schwatzt ihr auch! rief ich endlich, auf dem Punkte fortzulaufen, schweigt doch um Gotteswillen, sonst laufe ich fort, ich will gar keinen Mann. He, sagte der Vater, welle oder nit welle, man kann nicht wissen, und wenn du immer so dumm thust, so bekömmst du keinen, wie gern du auch einen möchtest, gället, Herr Vikari? Was der Vikari antwortete, hörte ich nicht, ich hatte mich in's Kucheli hinaus gemacht, so böse über meinen Vater, ich schäme mich noch jetzt, ich glaube, ich hätte ihm in die Haare fahren können. Indessen es verrauchte, als der Vikari mir den Kaffee rühmte und mir z'lieb, wie er sagte, drei Kacheli voll trank und endlich sagte, er habe seit langem nie so wohl gelebt.

So machte sich der Verkehr immer heimeliger, aber auch von weitem kam uns nichts Anderes in Sinn. Auch als mich die Leute mit einem Liebeshandel unter dem Thore aufzuziehen begannen, weckte es keine Gedanken, ich betrachtete es als

einen üblichen Spaß und lachte dazu. Es war mir bloß angſt, der Vikari vernehme etwas davon, werde böſe darüber und nehme ſeinen Tabak an einem andern Orte, das wäre mir leid geweſen, nicht wegem Profit bloß, ſondern wegem Vater, der ſo gerne mit ihm ſchwatzte und ſelten fehlte zur üblichen Zeit. Da lachten die Frauen, und die Frau Pfarrerin fuhr fort: So kam es mir wenigſtens vor und böſe machten mich die Leute, daß ſie ſich über ſo was aufhielten; ging es ſie doch nichts an, redeten ſie nicht auch, mit wem ſie wollten, und wir ließen ſie machen?

Aber, Frau Pfarrerin, ſagte lächelnd die Frau Landvögtin, und wegen euch, wäre es euch nicht auch leid geweſen, wenn der Vikari nicht mehr gekommen wäre? Hintendrein vielleicht wohl, Frau Landvögtin, ſagte die Frau Pfarrerin, aber g'wüß dachte ich damals gar nicht an mich. Ich dachte wohl daran, in welche Herrlichkeit eine Frau Pfarrerin komme, wie ſie in Haus und Garten walten könne und unter den Weibern ſei faſt was eine Königin, b'ſunderbar wenn ſie einen ſo guten, gelehrten Herrn zum Manne hätte, wie der Vikar einer war. Aber daß ich zu einem ſolchen Glück kommen könnte, das fiel mir wirklich nicht ein. Er gab mir aber auch keine Urſache, an ſo was zu denken. Er war nicht wie andere junge Herrlein, die jedem Fürtuch Komplimente machen und tſchänzeln mit jedem Zaunſtecken. Von dem war bei ihm keine Spur, er war ſo freundlich, aber doch ernſthaft, nannte mich immer Jungfer Liſette, und nicht einmal die Hand gab er mir, und doch e Vikari — denket! Er redete auch nicht von Etabliren und zukünftigen Ausſichten, er machte den Mund auf keine Weiſe ſüß; er rühmte auch ſeine Predigten nicht, wenn er je darüber ſprach, ſo klagte er, wie ſchwer es ihm gehe. Das ſind gerade die Schlimmſten, Frau Pfarrerin, ſagte Erzählerin dieſes, ſie demüthigen ſich nur ſcheinbar, damit man ſie deſto mehr erhebe und rühme. — Nein, wahrhaftig nicht, das that er nicht, der war viel zu aufrichtig,

er war gar nicht, wie jetzt die Leute sind. Und es hätte ihm nichts genützt, ich rühmte ihn nicht, ich hätte ihm doch nicht sagen können, was ich von den Leuten hörte: er werde wohl bald fort wollen, er sei schon lange da, keiner noch so lange. He nun, man werde sich drein schicken müssen, aber reuen thue er sie, wenn er schon so ein Kleiner sei.

Einmal an einem Montag kam er nicht, und alles Warten und alles Luegen half nichts, er kam nicht und die ganze Woche durch kam keine einzige Seele aus dem Blackenboden, die man hätte fragen können, ob der Vikari fort sei oder krank. Er war auch schon an einem Montag ausgeblieben, aber er hatte es allemal vorher gesagt und zwei Päckli Tabak zusammen genommen. Er möge hinkommen, wohin er wolle, sagte er, so fänden die Leute, er rieche sehr gut. — Das war eine lange Woche und was da Einem in Sinn kam, was begegnet sein könnte, und wäger dem Vater so gut als mir! Er sagte oft, wenn das Laufen ihm nicht so z'wider wäre, er wollte nicht so lange im G'wunder sein. Am nächsten Montag machte es gar so schlecht Wetter, da werde er per se nicht kommen, dachten wir. Indessen auf die Vorsorge machte ich etwas früher zu Mittag wie gewöhnlich, damit alles abweg sei und ich noch Zeit hatte, mich ein wenig z'weg zu machen, wenn er kommen sollte, nicht zu putzen, bewahre, da hätte mir der Vater ein schön Kapitel gelesen! aber bei der Arbeit, welche mir oblag und die am Morgen nach fünf Uhr anfing, war man des Mittags nicht mehr wie aus einem Druckli. Allweg schadete es nicht, wenn man ein wenig Strähl und Wasser brauchte und allfällig das Halstuch, welches bereits den Sonntag mitgemacht, aufpflanzte.

Während wir am besten beim Essen waren, klopfte es an der Thür, was bei dem Verkehr, den wir hatten, wo gar oft jemand etwas zum Hüten gab, oft geschah; der Vater rief: Ume yne. Und herein kam — der Herr Vikari, ganz schwarz angezogen, in vollem Staat, mit dem Dreieck auf dem

Kopf, wie es damals bei Feierlichkeiten noch üblich war. Mein Gott! wie erschrack ich, ich meinte, ich müsse unter den Tisch, es war mir gar nicht mehr zu helfen, nit z'weg gemacht und der armselige Tisch, an dem wir saßen. Mein Gott, es wird mir jetzt noch fast schwarz vor den Augen und katzangst, wenn ich daran denke. Er machte Entschuldigungen, daß er störe, aber er habe in einer wichtigen Angelegenheit mit uns zu reden und daher einen Augenblick gewählt, wo er uns beisammen finde und ungestört sein Anliegen vorbringen könne. Wir würden gehört haben, daß er Pfarrer geworden sei in's Bohnengschüch. Nein, das sei viel gemacht vom Herr Vikari, daß er die Mühe nehme, uns dieses selbsten zu annonciren. Aber nun kam es noch ganz anders, daß Vater und ich ganz verschmeiet wurden. Er begehrte mich zur Frau und that so schön dar, wie er eine Waise sei, verlassen auf der Welt, und er eine Frau haben müsse, welche ihm Vater und Mutter sei, und alles in allem, daß ich noch heute weinen muß, wenn ich daran denke. Nun erzählte er, wie er in mir alles in allem gefunden, daß der Vater laut aufweinte wie ein Kind, daß ich nicht wußte, werde es ihm übel oder nicht, und als er aufhörte, keins von uns ihm antworten konnte. Also ich, das arm Thorwärtermeitschi sollte Frau Pfarrerin und Burgerin von Bern werden! Das war zu groß für meinen Kopf, es wollte gar nicht als Wahrheit hinein, es kam mir vor als geträumt.

Der Vater konnte zuerst antworten und redete von der Ehre und unserer Armuth, und ich in meiner Angst jammerte, ich könnte den Vater nicht verlassen, wer das Lädeli hüten sollte, wenn ich fortginge. Da kam das Beste noch nach. Wenn es nur das sei, was die Jungfer Lisette dawider hätte, so habe er daran auch gedacht, und das sei leicht beseitigt. Er möchte den Vorschlag machen, daß mein Vater mit uns käme, es wäre ihm ein großer Dienst, wenn er sich dazu verstehen könnte. Es sei etwas Land zur Pfarrei, mit dem wüßte er gar nichts anzufangen, überhaupt verstehe er nichts

vom Landleben und sehe erst jetzt ein, wie wichtig es sei für den Pfarrer, wenn er wüßte, was üblich und bräuchlich sei; mein Vater verstehe das, aus dem Fundament, wie er sehe, da könnte er ihm äußerst behülflich sein; denn daß er etwa als Knecht oder Taglöhner einstehen solle, daran denke er nicht von ferne, davon solle er überzeugt sein.

Das war wirklich eine Leiter zum dritten Himmel; was wir darauf antworteten, weiß ich wirklich nicht mehr. Ich weiß bloß noch, daß wir uns endlich setzten, das Lädeli vergaßen. Der Vater sagte: Lisette, räum' doch ab und reich Wy, e Maaß, g'hörst! Daß wir Wein holten, geschah hie und da, bald that es der Vater, bald ich, und ganz ungenirt, denn wenn man keinen im Keller hat, und welchen haben sollte, muß man ihn holen. Diesmal dachte der Vater nicht daran zu gehen, wie unendlich gerne ich es auch gehabt. Jä gället, Frau Pfarrere, sagte die Frau Landvögtin, ihr wäret gerne beim Herrn Vikari daheim geblieben, ich hörte noch nichts vom Verlobungskuß, es ist sonst überall der Brauch, daß man sich da um den Hals fällt und Müntschi git. O bhütis, Frau Landvögti, darvo ist gar nüt giy, dara het niemer denkt. Wenn der Vatet gegangen wäre, so wären wir erst in Verlegenheit gewesen und hätten nicht gewußt was sagen, und aus Verlegenheit wäre ich wohl in's Lädeli gelaufen. Nein, ich schämte mich zu gehen, weil ich dachte, sie thäten es mir ansehen, was vorgegangen, wüßten, daß der Wein für den Vikari wäre, thäten mich tapfer aufziehen, — und dachte doch in der That niemand daran.

Das Stubenmeitschi, als es mir den Wein gab, fragte mich leise: Lisette, sahst heute den Vikari noch nicht oder weißt, ob er kommt? Glücklicherweise sah es mich nicht an, es setzte hinzu: Er kehrt gewöhnlich bei uns ein, da möchte ich ihn fragen, was für Schriften man nöthig hat zum Heirathen, er weiß das am besten, aber sag' es niemanden. Häb nit Kummer, antwortete ich ehrlich.

Aber Frau Pfarrere, ſagte die Frau Landvögtin, erlaubet zu fragen: wann gab euch denn der Herr Vikari das erſte Müntſchi? Am Hochzeittage, antwortete die Frau Pfarrerin und ſinnt. Das wäre mir wohl lange gegangen, bemerkte die Frau Landvögtin, und euch, Frau Pfarrere? Ihr ſeid e Böſi, antwortete dieſe und fuhr fort: Ihr habt keinen Begriff, wie der Gedanke, Frau Pfarrerin, ja Burgerin von Bern zu werden, alle andern Gedanken verſchluckte, unmöglich machte, wer hätte da an ein Müntſchi denken ſollen! — Ich konnte gar nichts denken, lief aber doch unglücklicherweiſe zum Bäcker um ein friſches Brödchen. Haſt Beſuch, Liſette? wen haſt? frug die Bäckerin. Der Vikar kam mir raus, ehe ich dran dachte, dann ſchoß mir alles Blut in Kopf und ich lief davon. So Liſettli, ſo! rief ſie mir nach, wer hätte das von dir gedacht!

Wie der Nachmittag verging, weiß ich nicht, in der Nacht tanzte Bett, Thurm, Stadt mit mir in der Welt herum, und in Zwiſchenräumen wollten mich die Frau Pfarrerin und die Burgerin von Bern faſt zerſprengen, und wie oft ich ſagte: o Liſettli, iſt's möglich!? weiß ich nicht. — Am folgenden Morgen ſchon lief allerlei im Städtchen herum, Verdächtigendes hauptſächlich, als ob der Vikari hier einen Einzug hätte. Alle wollten ihn bei mir geſehen haben, ſein Tabakhandel mit mir kam jetzt auf die Trommel, wahrſcheinlich kam alles von der Bäckerin aus. Es muß ein arger Spectakel geweſen ſein, denn gegen Mittag ſchritt unſer Herr Pfarrer daher und ſtellte ſich bei dem Vater unter dem Thore und ſagte ihm, er müſſe doch fragen, was an der Sache ſei, plötzlich kämen ihm da Dinge zu Ohren, an die er nicht gedacht, die er uns nicht zugetraut, und wie er leider vernommen, ſei das ganze Städtchen voll davon. Er ſolle ihm jetzt aufrichtig ſagen, ob es wahr ſei, daß ich ein Zöck mit dem Vikari habe, ihn locke, daß er g'ſotte und brate bei uns ſei. Als ihm der Vater nun ſagte, das ſei nicht wahr, aber der Vikari ſei Pfarrer

geworden in's Bohnegschück und ich sei seit gestern unerwartet seine Braut, da verstummte er und wollte es fast nicht glauben, wir hätten Spaß für Ernst genommen, man müsse nicht gleich alles für baar annehmen. Als er es endlich glauben mußte, wünschte er mir Verstand zu meinem Glück, es sei größer als ich meine, vielleicht wüßte ich nicht, daß ich auf eine der besten Zünfte komme, aber es fehle mir noch sehr viel, um Frau Pfarrerin zu sein mit Ehren und nicht mit Schanden, das ertraume Einem nicht. Sie wollten mir gerne verhelfen zu allem, was ich nöthig hätte. Ich solle forthin zu ihnen kommen, so oft es mich freue. Daran aber hätte er wirklich nicht gedacht, es heiße nicht umsonst, stille Wasser seien tief.

Was es erst jetzt für einen Lärmen im Städtchen gab, kann man sich denken, aber alle Leute schienen mein Glück mir zu gönnen, selbst im Pfarrhause, wo doch sieben Töchter waren. Alles war so gut gegen mich, es war, als ob das ganze Städtchen mein Glück sich als eine Ehre anrechne. Man lud mich allenthalben ein und ich mußte immer wieder erzählen, wie alles zu- und hergegangen vom ersten Päckli Tabak an bis auf den letzten Tag. Der Vater meinte, die Leute trieben das Gespött mit mir, aber ich glaubte es ihm nicht, ich hätte nicht gewußt, warum sie das thun sollten. Das war eine Art Weltschland für mich, wo ich einen Begriff erhielt, wie man Besuche machte oder Besuche empfing. Bei meinem Vater unterm Thor hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Leider war diese Zeit sehr kurz, wir mußten pressiren mit Aufziehen und hatten so viel zu thun mit Rathen und Anschaffen. Da kam uns der Vater sehr kommod, er hatte Verstand in der Sache und sparte uns viel Geld. Der Herr Vikari und ich waren löthige Kinder, und des Herrn Pfarrers im Blackenboden halfen ihm auch nicht. Sie waren schrecklich böse über diese Heirath, sie sagten, es sei eine Schande für

die ganze Stadt Bern und jeden Burger, daß ein Burger die Frechheit hätte, ein ſo gemein Menſch als Burgerin herzuſchleppen, das ſolle ihm nicht vergeſſen werden, auf Kindes-Kinder nicht. Da ſie keine Kinder hatten, ſo hieß es, ſie ſeien deßwegen ſo böſe über ſeine Heirath, weil ſie ihn gerne als Vikar behalten hätten, denn er ſei ein gar kleiner Eſſer und Wein trinke er faſt keinen, ſo einen wohlfeilen bekämen ſie kaum mehr, klagten ſie.

Ich mußte auf Bern, wo ich noch nie geweſen. Es war ein großer Tag für mich, ich freute mich, aber mit Furcht und Zittern. Da war ich alſo künftig daheim und durfte doch kaum abtrappen in den Lauben. Er führte mich, damit ich mehr Muth bekäme, überallhin an der Hand; ohne dieſelbe hätte ich kaum gehen dürfen, glaube ich. Es war eine große Erlöſung für mich, als wir die Thore im Rücken hatten. Ich hatte große Angſt, wir verirrten uns und fänden den Heimweg nicht mehr, trotzdem daß der Herr Vikari mich immer verſicherte, er kenne von Jugend auf jedes Eggeli und wollte jedes Haus finden mit verbundenen Augen.

Nächſt dieſem Tag war der wichtigſte in meinem Leben der Tag, wo wir Hochzeit hielten und in die Gemeinde zogen. Bis dahin hatten wir viel Noth auszuſtehen. Denn wir beide verſtunden von allem nichts und der Herr Vikari ſagte oft, wenn wir meinen Vater nicht hätten, er wüßte gar nicht, wie das gehen ſollte. Wir nahmen unſere geringen Habſeligkeiten mit, der Vater wollte nichts davon zurücklaſſen, man könne alles brauchen, ſagte er; was man habe, brauche man nicht zu kaufen, es koſte ohnehin ſchon ſo viel Geld. Ein prächtiges Möble ſchaffte der Herr Vikari an unter Vaters Beiſtand, und viel Geſchenke bekamen wir, ich wurde faſt beſchämt, es war faſt, als wolle das ganze Städtlein an unſrer Ausſteurung Theil nehmen, wir hätten nie geglaubt, daß wir den Leuten ſo lieb wären. Wir glaubten lange, unſre Habe nicht auf ein Fuder bringen zu können. Am Ende aber gab

es ſich und der Vater meinte, ein ſolcher Aufzug werde Reſpekt in's Dorf bringen. Er ging mit dem Fuder einen Tag früher ab als wir und wollte uns alles einrichten. Am folgenden Tage wollten wir auf dem Wege uns copuliren laſſen und gegen Abend einziehen im Bohnengſchüch.

Das war ein Tag, von dem ich wenig zu ſagen weiß, als daß ich nicht wußte, ging ich auf dem Kopf oder auf den Füßen. Ich war ſo voll Glück und voll Demuth, daß ich den ganzen Tag kein Dutzend Worte ſprechen konnte, ich ſchwamm in einer Herrlichkeit, die unausſprechlich war, ich konnte den begrüßenden Leuten kaum danken, ungehindert ließ ich die Thränen rinnen die Backen ab. Üſi Frau Pfarrere iſch ume noh es Ching, hieß es im ganzen Dorfe, aber es het ſcho us mengem Ching e rechti Frau gäh; ſie iſch emel nit hochmüthig. O nein, hochmüthig war ich nicht, aber es war mir, als ſei mir der Himmel aufgegangen und ich mitten darin.

Man lachte viel über uns, aber wir merkten es nicht. Aber wir, beſonders mein Mann, hatten eine ſo aufrichtige Liebe zu den Menſchen, daß das Lachen verging und es hieß: Er ſei b'ſungerbar e Gute, wenn er chönnt, er hulf alle Lüte. Mein Vater ſtellte am meiſten vor und war die Reſpektsperſon im Hauſe. Unter den Bauern fühlte er den bekannten Burgerſtolz in ebenrechtem Maaße, er ſaß unter ihnen wie unſer Burgermeiſter daheim mit ſeinen Untergebenen, hatte viel erlebt, wußte was zu erzählen, mit dem Lande auch umzugehen, beſonders mit den Bäumen, was ihm ganz vorzüglich Achtung verſchaffte. Wir lebten ſehr einſam, das Dorf lag abgelegen, und beſondern Verkehr hatten wir auch mit den andern Pfarrern nicht, mein Mann war ſchüchtern und ich noch mehr. Ich begreife, daß man nichts mit uns zu machen wußte; wenn wir auch nicht geradezu dumm waren, ſo wußten wir es doch nicht zu zeigen, daß wir es nicht waren. Aber wir lebten nicht deſtoweniger glücklich und namentlich mein Mann an der Gemeinde, der Vater an den Bäumen, ich am

Garten, und je enger früher unſere Gebiete waren, deſto weiter und ſchöner kam jedem das Feld vor, das ſich ihm eröffnet, und was das eine freute, freute auch das andere. Und dieſe Freuden wurden im regen Leben um uns jeden Tag neu und anders, jede Jahreszeit brachte ganze Körbe voll, wir konnten uns wie Kinder freuen über das, was wir ernteten und das, was nachwuchs, und den ganzen Winter über auf's herzlichſte auf den Frühling. Beſonders mein Mann, der in der Stadt aufgewachſen und keinen Begriff vom Segen und den Freuden des Landes hatte, war ganz glücklich, ein neues Leben war ihm aufgegangen, und daher kam ihm das Gefühl, daß er doch auch etwas ſei, unabhängig und geehrt und geliebt. Aber er war wirklich auch gar ſo lieb und gut, daß es gar nicht auszuſprechen iſt. Er hatte es nicht ſo wie ich oft hörte, daß die, welche am armſeligſten aufgewachſen, ſpäter am meiſterloſigſten ſeien, es ihnen faſt nicht zu treffen, daß ſie zufrieden ſeien. Er ſagte ſo oft, er hätte nie gedacht, daß man ſo glücklich ſein könne, und am allerwenigſten, daß er es je werde.

Mein Vater war es nicht weniger als mein Mann, aber er ſchrieb nicht nur ſein Glück, ſondern unſer Aller Glück ſich zu. Man ſollte ſehen, wie es ginge ohne ihn, wir wären arme Trëpfe und möchten nicht g'fahren, — und wir glaubten es. Wir glaubten Alle, daß wir ein Glück über Verdienen hätten, abſonderlich ich. Ich war oft ſo kindiſch, daß ich mich ſchämen mußte, und dann dachte ich wieder, wir hätten ein viel zu großes Glück, ſo könne es nicht bleiben, und wir würden es büßen müſſen. Dann wurde ich faſt ſchwermüthig und ich mußte oft daran denken, wo der liebe Gott anfangen werde mit ſeinen Gerichten. So arm wir eigentlich waren und Andern vorkommen mochten, für ſo reich hielten wir uns, denn keins von uns hatte je ſo viel Geld gehabt, und da wir in gewohnter Armüthigkeit fortlebten, keine fremden Leute hatten, die Leute keine Anſprüche an uns machen zu dürfen

glaubten, ſo hatten wir immer übrig und ſchienen uns ſelbſt im Glücke zu ſchwimmen. Glücklichere Leute hätte man ſicher weit umher nicht antreffen können, als wir waren und zwar mehrere Jahre lang.

Da ſtarb zuerſt mein Vater ſehr raſch und unerwartet, er hatte ſeine Rüſtigkeit ſo bewahrt, daß wir gar nicht dachten, er könnte uns ſterben. Er machte uns eine große Lücke in's Leben, er fehlte uns allenthalben. Dazu hatten wir keine Kinder, kamen uns gar ſo einſam und verlaſſen vor, machten uns nach und nach ein Gewiſſen daraus, ſo allein für uns zu leben unbelaſtet, während Andere unter ihrer Bürde faſt erliegen mußten. Wir meinten, Gott meine es auch ſo, und durch den Tod meines Vaters habe er uns einen Fingerzeig geben wollen. Wir freuten uns recht kindlich, als wird endlich eins fanden, welches uns Beiden gefiel, einen ſchönen Knaben mit weißem Krauſelhaar, und freuten uns ſchon damals ſehr auf den Gotteslohn, den wir ob ihm verdienen wollten, und um ſo mehr, da das Kind aus einer verwahrloſten liederlichen Familie kam. Du armes liebs Tröpfli, wie gut iſt's dir gegangen, daß du in andere Hände gekommen biſt, wo du ein rechter Menſch werden kannſt, Gott und den Menſchen lieb! dachten wir. Wir hatten eine unausſprechliche Freude an dem Kinde, es war unſer klein Herrgöttlein, wenn mein Mann es nicht an der Hand hatte, trug ich es auf den Armen, ſein Wille galt unumſchränkt, und was wir noch dazu erſinnen konnten, thaten wir. Ja, wir vergaßen beinahe Blumen und Bäume ob ihm, es konnten Lieblingsäpfel reifen, wir merkten es nicht, er konnte Blumen und Töpfe zerſchlagen, wir wehrten nicht, wir ſahen zu mit blutendem Herzen. Es ſei ſich gar nicht zu wundern, daß er es ſo mache, er wiſſe es nicht beſſer, wenn er Verſtand erhalte, werde das ſchon anders kommen.

Aber das wollte nicht anders kommen, ſondern das Gegentheil, er wurde immer böſer, roher, verderben war ſeine

Luſt und trotzen that er ſtatt gehorchen. Was wir ihm auch thaten, kein Funken Liebe wollte ſich bei ihm zeigen, nicht eine Spur von Leid, wenn er auch ſah, wie ſehr er uns betrübt hatte. Flattiren konnte er wohl, bis er hatte, was er wollte, hintendrein höhnte er uns aus. Wir hofften lange, lange, es komme noch beſſer, und ſprachen zu, aber es kam nicht beſſer; Hand anlegen an ihn durfte keins von uns, auch als es uns ſchien, es wäre vielleicht gut. Im Dorfe konnte er auch machen, was er wollte, niemand ſagte ihm die Wahrheit. Die andern Kinder meinten, ſie dürften nicht anders als ihn regieren laſſen, er wurde ein eigentlicher Tyrann. Wir jammerten zuſammen, wir weinten aus Erbarmen als wie über ein eigenes Kind auf böſen Wegen, aber was machen? Er war hart wie ein Stein, mit Worten brachte man nichts ab, und wer ſollte ihn ſchlagen? Er ſah unſer Leid, aber er achtete ſich deſſen nicht das mindeſte, wir verheimlichten eins dem andern, was wir wußten, um den Verdruß einander nicht ſchwerer zu machen.

Sobald die Leute von weitem merkten, daß der Knabe uns Leid verurſache, wir nicht mehr ganz blind an ihm ſeien, begannen ſie zu b'richten, leiſe erſt, dann immer lauter und lauter und konnten ſich nicht ſatt verwundern, daß wir ihn noch bei uns hätten, ihn nicht dahin ſchickten, wo er früher geweſen. Sie erzählten, wie er unſerm Anſehen ſchade und was er ungeſtraft thun könne, auf unſern Conto geſchrieben würde. Wir wollten lange nicht einmal denken, daß wir ihn wegthun könnten, wir hatten ihn ja angenommen. Endlich begriffen wir, daß wir damit nicht verſprochen, ihn ewig bei uns zu behalten, ſondern nur für ihn zu ſorgen; dafür brauchte er ja nicht bei uns zu ſein, ja an einem andern Orte konnte es noch viel beſſer geſchehen als bei uns. Wir ſagten es ihm, er müſſe fort, wenn er nicht beſſer thue. Allein er lachte uns aus: er gehe nicht, wir ſollten es nur probiren, und zuletzt könne er mit ſeinem Leben machen was er wolle. Und dazu

konnte er wieder flattiren, daß wir's nicht über's Herz brachten, Ernst zu brauchen und eine Drohung auszuführen; wir ergaben uns in den täglich neu werdenden Verdruß, meinten, es müsse so sein, es sei jedem Menschen doch auch seine Portion Leiden geordnet, die müsse er geduldig tragen, und wir hätten ja sonst auch gar nichts als dieses Elend mit unserm Gottliebeli.

Weiß Gott, wie es am Ende gegangen wäre, wenn der liebe Gott sich nicht unserer erbarmet und als wie mit seiner Hand eingegriffen hätte. Er nahm uns den Knaben ab, sandte den Tod und ließ ihn zu sich bringen. Der Knabe zeigte in seiner Krankheit viel Gutes, wir meinten, er hätte sich sicherlich gebessert, baten inbrünstig um sein Leben, sein Tod hielt uns sehr hart, wir haderten mit Gott. Aber endlich kamen wir zu der Erkenntniß, daß er sich nur unter der Hand Gottes gedemüthigt, da die als Krankheit so schwer auf ihm lag, daß, wenn Gott diese weggezogen und ihn unsern Händen wieder übergeben hätte, er der Alte wieder geworden wäre, und das ward unser Trost, daß Gott ihn nicht wieder zurückfallen ließ in den Trotz der Sünde, sondern ihn abrief in den guten Stunden, wo er zerknirscht war und den Willen zur Besserung hatte. Wir erkannten endlich, wie gut es Gott mit uns gemeint, daß er uns von einer Last befreit, welche wir in unserm Gutmeinen uns selbst aufgeladen hatten. Er gab uns keine Kinder, er wußte, daß unsre Hände zu schwach waren, solche zu regieren, warum wollten wir weiser sein und luden solche Erziehung uns auf, wollten haben was Andere und dachten nicht an das, was wir vor Tausenden voraus hatten? Und doch wollte er nicht, daß um unserer Thorheit willen eine Seele verloren gehe, ließ ihn nicht in der Verhärtung sterben, ließ ihn nicht zum Verbrechen reif werden, stieß uns nicht auf Lebzeiten den glühenden Stachel in's Herz, daß wir schuld an dem Verderben einer Seele seien.

Das war die bitterste Zeit, die wir hatten, wir sollten

die Unvollkommenheiten dieſes Lebens auch ſo recht empfinden nach unſerm Verdienen. Darauf floſſen unſere Tage wieder dahin friedlich und lieblich, und jeder brachte uns etwas Gutes und meiſt etwas Frohes. Wir waren in der Beſorgung großer und kleiner Pflanzen recht geſchickt geworden, hatten viel Glück dabei und dieneten vielen Leuten weit umher.

So floß eine Reihe von Jahren faſt unbemerkt dahin, wir wurden nachgerade alt, als mein Mann mir plötzlich ſtarb. Daran hatte ich nicht gedacht. Er war nicht krank geweſen, kaum unpäßlicher als ſonſt. Er dökterlete gerne, wahrſcheinlich weil er kränklich war von Jugend auf, daher nahm man es als ein Gewohntes hin, daß ihm etwas fehle, und ob etwas mehr oder etwas minder, merkte man nicht. Das war ein Schlag aus heiterm Himmel, als ich ſo plötzlich todt ihn hatte. Erſt jetzt empfand ich, wie lieb ich ihn gehabt, eigentlich nur in ihm gelebt hatte faſt vierzig Jahre lang, er war mein Vater, mein Mann, mein Kind, mein Alles geweſen. Und doch ermaß ich meinen Verluſt noch nicht, wußte nicht, was mit ihm alles zerriſſen war und zu Grabe ging. Das Dörfchen war meine Welt geworden, außerhalb demſelben kannte ich niemand mehr. All' meine Hoffnung, mein Troſt war, in demſelben bleiben zu können, bei meinen Bäumen, meinem Kirchlein, in der Nähe von dem, was mir lieb war, bei den guten Leuten im Dorfe, bei denen mir ſo lange ſo wohl war. Mit einem einzigen Stübchen wollte ich vorlieb nehmen, und gerade eins, wie ich es wünſchte, wußte ich. Vermögen hatten wir keins zuſammengebracht, anfangs und im Leben nicht. Wir hatten wenig gebraucht für uns, aber als die Leute das merkten, ſo brauchten ſie deſto mehr, thaten deſto nöthlicher, und wir gaben beide gern und behielten auf dieſe Weiſe nichts für uns.

Als alles Ueberflüſſige verkauft war, blieb eine kleine Summe; zudem hatte ich Rechte in zwei Wittwenſtiftungen, aus deren Ertrag ich prächtig zu leben hoffte. Dem Abge-

ordneten der Zunft war das nicht recht. Er gab mir ziemlich unverblümt zu verſtehen, ich ſei eine dumme Frau und verſtehe das Ding nicht, ich wüßte nicht, was alles dahinten bleibe, wenn ich nicht mehr Frau Pfarrerin ſei und alles kaufen müßte, und die Burgernutzungen, welche ich aber nur bekomme, wenn ich in Bern wohne, ſeien auch etwas zu rechnen. Aber es war mir, als ſollte ich ſterben, wenn man mir von Weggehen redete, darum hatte ich furchtſame Perſon den Muth, mich dem Wegziehen zu widerſetzen, dem grimmigen Geſichte des Herrn Waiſenvogtes z'Trotz. Probirt's meinetwegen, ſagte er endlich, ihr werdet es bald erfahren, wer Recht hat.

Er hatte Recht, ich dachte nicht, was mir mit meinem Mann alles begraben wurde. Den neuen Pfarrersleuten kam ich als eine dumme alte Frau vor, mit der man nichts zu reden wüßte, von der man lieber wollte, ſie wäre nicht da. Ich durfte weder im Garten noch im Baumgarten herumgehen, ſie waren fremdes Beſitzthum geworden, man ermunterte mich nicht dazu, von ferne nur durfte ich ſie noch anſehen. Die Leute waren auch anders geworden, fremder, kälter; es war, als ob ſie fürchteten, die Pfarrersleute zu beleidigen, wenn ſie gegen mich freundlich wären wie ehedem. Dagegen blieben die Anſprüche die alten, und derjenige, gegen den wir früher gut geweſen, meinte das Recht zu haben, immer die gleichen Gutthaten von mir zu fordern. Man hielt mich auch für reicher als ich war, man ließ ſich nicht ausreden, ich hätte geheime Schätze. So ein ſchön Einkommen, keine Kinder, ein ſo einfach Leben, da müßte es ja der Tuſig thun, wenn die nicht ein ſchön Vermögen haben ſollte, ſagte man immer. Ach du mein Gott, wenn man gewußt, wie oft wir eng im Gelde geweſen, man hätte nicht ſo geſprochen. Aber wir hatten es nicht im Brauch wie Andere, die, wenn ſie einmal einen Kreuzer geſpendet, auf den Markt laufen und gackeln als wie Hühner, die hintereinander drei Eier gelegt.

Nach und nach verzehrte ich meine Vorräthe oder ſie gingen mir ſonſt fort, ich brauchte immer mehr Geld, wurde immer ärmer und mußte dem Waiſenvogt ſchreiben, ich könnte es mit dem Gewohnten nicht mehr machen, er ſollte mir mehr ſenden, ich hoffe, es werde ſchon wieder beſſern, aber es ſei alles gar theuer. Er ſchrieb mir barſch und kurz: habe er's nicht geſagt? ich werde jetzt wohl froh ſein, auf Bern zu kommen, er werde mir ein Loſement beſorgen; in Bern käme ich viel beſſer aus, da werde ich wenigſtens meine Sache nur für mich brauchen und nicht fort und fort gerupft werden, als ob ich noch Frau Pfarrerin ſei.

Der Herr hatte vollkommen Recht, jetzt ſehe ich es wohl, damals aber nicht. Es war mir viel ſchrecklicher, als wenn er mir geſchrieben, er hätte mir den Todtenbaum beſtellt. Ich ſtellte vor, ich wolle arbeiten um's Geld, und einſtweilen könnte man mein Kapitälchen angreifen, es wären ja keine Kinder. Aber da half alles nichts, es blieb bei des Herren Wort. Da war eine Zeit des Weinens. Am meiſten ſchmerzte mich das Zureden der Leute, ich ſollte doch nicht ſo wüſt thun, es wäre gewiß in Bern ein luſtig Leben und ſövli Holz und noch ſövli Geld dazu, ich ſolle doch denken! Ich glaubte endlich zu merken, daß die Leute meiner ſatt ſeien, meiner gern los wären, von wegen man könne nicht wiſſen, wie es mit mir noch kommen könne. Das that mir gruſam weh, das machte mir das Zügeln leichter. Aber als es endlich ſein mußte, da wollte mir das Herz doch brechen, die Bäume blühten ſo herrlich; und noch manches Auge wurde naß, und noch manche alte Mutter ſagte: Es wird mir ungwahns thue, wenn ich euch nicht mehr habe; hier ſehen wir uns kaum mehr, aber ſo Gott will, einmal an einem andern Orte, und vielleicht nicht über langem, mit mir gebt es alle Tage äne abe, und ihr habt auch gruſam g'ſchlechtet die letzte Zeit.

Da war ich nun in der weiten ſteinigen Stadt und kannte keinen lebendigen Menſchen als meinen Herrn Waiſen-

vogt, wo es mir immer war, wenn ich ihn von weitem kommen ſah, als müſſe ich draus laufen, als ſei der Bär aus dem Graben und komme her, mich zu freſſen. Es war undankbar von mir, denn er hatte für mich geſorget wie ein Vater. Dieſes Stübchen hatte er mir empfangen, und daneben fand ich alles, was ich nöthig hatte; und eine ſcharfe Vermahnung, kein Stadtbeſen und keine Hoffahrtsnärrin zu werden, wie es Frau Pfarrerinnen, welche in die Stadt kämen, oft im Brauche hätten, gab er mir obendrein. Ach, der Mann meinte es gut, aber wie weit er neben durch ſchoß, begriff er nicht. Schüchtern von Natur und dadurch noch mehr eingeſchüchtert, machte ich keine Bekanntſchaften, ja im Anfang durfte ich kaum aus meinem Stübchen, ſah keinen Baum, keine Blume, hörte kein Vögelein pfeifen. Da erfuhr ich, was es heißt, ſterben aus Langeweile, aus dem Gefühl, verlaſſen zu ſein von allen Lebendigen, niemandem zu ſein auf der weiten Welt, zu leben, ohne daß jemand auch nur die geringſte Theilnahme an Einem genommen hätte.

So lebte ich einige ſchreckliche Wochen durch und wäre wohl geſtorben, wenn mir Gott nicht den Gedanken eingegeben hätte, etwas Lebendiges in meinem Stübchen zu hegen. Ich wagte mich auf den Markt und befand mich da alsbald in einer bekannten Welt; was in den Körben war, kannte ich alles, und mit den Bauerweibern war ich gewohnt zu reden, ich lebte neu auf und hatte eine herzliche Freude an all' dem Schönen und oft recht ſorgſam Gepflegten, was ich da ſah. Ich kaufte einige Blumenſtöckli, dann mein Vögeli und ging ſpäter alle Markttage auf den Markt; das war mein Leben, und allmählig an's Ausgehen gewohnt, fand ich andere Orte noch, wo ich ungeſtört an Blumen und Bäumen mich erfreuen konnte, die ſchönen Todtenhöfe z. B. und die an Werktagen verlaſſenen Luſtörter der jungen Welt um die Stadt herum. So lebte ich allgemach mich in die Stadt hinein, ohne nähere Bekanntſchaft mit irgend einem Bewohner zu machen; die

Marktweiber blieben meine einzigen Bekannten, die mich recht lieb hatten; ich lebte ein recht still vergnügt Leben, wie ich nicht geglaubt, daß es mir noch beſcheert ſei. Und war ich einmal trüb im Gemüthe, ſo kam mein Vögelchen und pickte ſo lange an mir, bis ich mit ihm zu ſchnäbeln begann. Auch kam ich mit dem Gelde beſſer fort als auf dem Lande. Es machte kein Menſch irgend ein Anforderung an mich, ſo daß ich mich recht ſchämte, keine Gelegenheit zu haben, um Gutes zu thun, und ängſtlich dachte, wie das gehen ſolle, wenn Gott mich frage: Und denn du, was haſt du gethan? Ich muß auch dem Waiſenvogt allemal, wenn er mir Geld bringt, bekennen, daß ich damit weiter komme als im Bohnengſchück, das ſchenkt er mir nie. Er iſt ein guter Mann, aber ich kann nicht helfen, er kömmt mir immer vor wie der Bär aus dem Graben. Einmal lud er mich zum Mittagseſſen ein, aber als es vorüber war, waren ſie froh und ich noch mehr, und ſeither ließ er es ſein. Ich glaube nicht, daß ich zehn Worte geſprochen, der Hals war mir wie zugeſchnürt, ſie redete viel, beſonders weltſch, und war eines Weibels Tochter, daneben ſehr geputzt. O, als ich endlich aus dem Hauſe heraus war, ich weiß noch jetzt nicht wie, da war mir, als käme ich aus dem Bärengraben und hätte mein Leben gerettet ganz unerwartet. So dumm war ich in meinem Leben nie geweſen; wenn ſie an mir das Maaß für die andern Pfarrersfrauen genommen haben, ſo geſchieht dieſen bitter Unrecht, aber Gottlob! ſeither erhielt ich keine Einladung mehr und lebte vergnügt mein ſtilles Leben fort mit rechtem Dank gegen Gott, bis er mich heimſuchte und ich es erfuhr, wie es mit dem Alleinſein nicht gemacht ſei, wie dankbar ich jetzt dem Herrn ſein müſſe, der mir ſeine Engel ſandte zur Stunde, als ich ſie bedurfte.

So erzählte uns die Frau Pfarrerin in mehr als einem Nachmittage, denn das Reden machte ſie müde und that ihr doch wohl. In ihrem wahrhaften Stillleben hatte ſich doch

viel bei ihr angesammelt, das Herz war ihr voll geworden ihr unbewußt, unsere Theilnahme erwärmte es, schloß es auf, und sichtlich wurden ihr diese Mittheilungen zu einem eigentlichen Labsal. Erst jetzt erhielt ihr Leben eine feste Gestalt, sie konnte es so zu sagen ansehen, hatte erst jetzt ihre Freude daran und ward so recht innig dankbar dafür. Wir gestunden ihr offen, ein so vergnügt Leben sei uns nie vorgekommen, wir hätten es nicht für möglich gehalten; besondere Glücksfälle kamen wohl nicht vor, aber was hatten sie zu bedeuten gegen ein andauernd vergnügliches Dasein in gegenseitiger Liebe? Eine solche Gabe, nur das Freundliche wahrzunehmen und wohl daran zu leben, bei großer Beschränktheit keinen Mangel zu empfinden, kein Gefühl zu haben für das Bittere, Giftige im Leben, gehe über alle Schätze der Welt, sei uns aber in der Größe noch nicht vorgekommen im Leben. Von Mal zu Mal entwickelte sich merklich ihr Geist und reifte, während wir uns nicht verhehlen konnten, daß der Körper schwächer werde, und der Arzt, der erst die beste Hoffnung hatte, den Kopf zu schütteln begann. Sie aber schien dieses nicht zu bemerken, wenigstens wurde sie heiterer, man möchte fast sagen, es fuhr, besonders in Gesprächen mit der Frau Landvögtin, wie ein Schimmer von Muthwillen über ihr Wesen hin.

Eines Nachmittags waren wir wieder bei ihr, und wir waren eben mitten in einer sehr interessanten Gespenstergeschichte, welche die Frau Landvögtin aus ihrer Familie zum Besten gab, als die Frau Pfarrerin mit allen Zeichen des Schreckens auffuhr und ausrief: Um Gottswille! der Vogt, der Vogt! ich will unter die Decke! und fuhr runter. Schlafen, schlafen! rief die Frau Landvögtin, und so legte sich die Frau Pfarrerin, statt vollends unterzufahren. Starke Schritte tönten gegen die Thüre und eine schwere Hand polterte daran. Ehe ich noch „herein" rufen konnte, that sich die Thüre weit auf wie vor jemand, der gewohnt, hinlänglich Platz zu haben,

und unter derſelben erſchien mein lieber Vetter, blieb verdutzt ſtehen, langſam ſich zurechtfindend, ob er wohl am rechten Orte ſei. Ich hob warnend den Finger in die Höhe, legte ihn auf den Mund. Verwundert erkannte er mich, machte Anſtrengungen, auf den Zehen näher zu kommen, aber vergeblich, mit dem ganzen Fuß mußte er abtrappen. Er wollte flüſternd nach der Frau Pfarrerin fragen, er habe vernommen, ſie ſei krank, aber das ging auch nicht, ſein Lebtag hatte er das Flüſtern nicht gelernt. Ich gab ihm leiſe zu verſtehen, daß man die Frau Pfarrerin nicht wecken dürfe, es ſei ein wichtiger Schlaf, aber er hörte nicht mehr gut und wollte mich nicht verſtehen. Die Frau Landvögtin machte dazu ihr ſchlimmſtes Geſicht, daß ich mich kaum halten konnte. Er hatte erſt vernommen, daß ſeine Anbefohlene krank ſei, und war alsbald gekommen, um Anſtalten für den Transport in den Spital zu machen. Als er vernahm, daß die Frau Pfarrerin und jene von der Poſt Ueberſtoßene die Gleiche ſei, die Krankheit alſo von lange her ſchon datire, ſah er mich unwillig an und verwunderte ſich, daß niemand den Verſtand gehabt, an den Spital zu denken. Vermögen ſei keins da, ohne Zuſchüſſe von der Geſellſchaft vermöge ſie nicht daheim krank zu ſein, aber ehe die Geſellſchaft etwas zahle, müßten die vorhandenen Hülfsmittel benützt werden. Das könne er nicht verantworten, man hätte es ihm auf jeden Fall ſollen ſagen laſſen, er hätte erwartet, dies fiele mir ein, auch hätte es ihn gefreut, wenn ich ſelbſt gekommen wäre, er hätte lange nicht die Ehre gehabt, mich zu ſehen.

Zum Glück merkte er ſelbſt nicht, wie laut ſein Flüſtern geworden, er hätte ſonſt gegen den Schlaf der Frau Pfarrerin Verdacht ſchöpfen müſſen, aber ſie ſchien bombenfeſt zu ſchlafen: mit dem Geſicht gegen die Wand gekehrt lag ſie ſo ſtille da wie geſtorben. Die gute Frau hatte eine ſehr ſchlimme Nacht, ich bin doch ſo froh, daß ſie wieder einmal recht ſchlafen kann, ſagte ich. Wenn es der Vetter erlaubt,

so komme ich morgen zu ihm und will ihm sagen, warum man sie nicht in den Spital transportirte und warum es auch noch jetzt nicht geschehen kann. Das wird doch sein müssen, sagte er, das ist nur Meisterlosigkeit, und wer zahlt? Enfin, Vetter, morgen um welche Zeit ist es euch am liebsten? Es wird mich freuen, sagte er, aber an der Sache wird das nichts ändern, Ordnung ist Ordnung; Burger, die nicht Vermögen haben, werden im Spital verpflegt, es hat sich dessen niemand zu schämen. Sie ist eine Burgerin, ist krank, hat nicht Vermögen, also gehört sie in Spital. Ordnung ist Ordnung, Bäsi, und für die Kranken wird gesorgt wie in wenig Privathäusern, Landvögt wären froh, wenn sie immer diese Abwart hätten.

Kaum war die Thüre hinter ihm zu, so ließ die Frau Landvögtin ihre Burgerlust über die Hiebe, welche er ausgetheilt, los. So seien die Burger am schönsten, in ihrer Pflichttreue und ihrer Rücksichtslosigkeit bei der Erfüllung derselben; so ein rechter Bernerburger nähme unb'sinnt den Teufel bei den Hörnern, wenn er sich ihm in den Weg stellte bei der Ausübung seiner burgerlichen Rechte und Pflichten. — Weinerlich drehte sich die Frau Pfarrerin um, der Muthwillen war ganz verflogen. Sie machte sich ein Gewissen mit der Verstellung, aber um alles in der Welt hätte sie kein Lebenszeichen von sich geben dürfen. Das gebt mir auf mein Gewissen, sagte die Frau Landvögtin, daran trage ich nicht schwer. Späße sind ja wohl erlaubt, namentlich wenn sie Aergernissen vorbeugen, überhaupt Unguten verhüten, von dem man nachher wollte, es wäre nicht.

Am folgenden Morgen machte ich mich auf zum Vetter; er war gar nicht gnädig. Für alle meine Gründe wegem Vögeli, ihrer Schüchternheit, dem Bedürfniß von Stille hatte er gar keine Ohren. Ah bah, sagte er, gewöhnt hat sie sich bald und verpflegt wie dort wird sie nirgends und ohne daß es sie einen Kreuzer kostet. Ich sagte, einstweilen habe sie

Geld genug und lange werde sie es kaum mehr machen. Und wenn sie es noch lange macht und kein Geld mehr da ist? frug er. Spare sie es jetzt, so kann sie es immer noch später brauchen, wenn es gebraucht sein muß, was aber nirgends geschrieben steht.

Nun rückte ich mit der schweren Batterie vor. Bei ihrer Schwäche stünde ich für gar nichts, wenn sie wider ihren Willen und ohne Noth in den Spital gebracht werde, und ob er es auf sein Gewissen nehmen wolle, wenn er so um nichts und wieder nichts, bloß um etwas zu erzwingen, das nicht nöthig gewesen, eine Person tödte? Bäsi, sagte er, das verstehn die Frauen nicht, wo man seine Pflicht thut, da hat man sich vor dem Gewissen gar nichts zu fürchten, und Ordnung ist Ordnung. Indessen damit ihr seht, daß ich nicht eigensinnig bin, so will ich es der Waisenkommission vortragen, was dann die spricht, das geschieht dann, Bäsi. Und ich rede mit dem Arzt, und was dann der sagt, das geschieht, Vetter. So, sagte er, also mit der Waisenkommission wollt ihr es probiren? — Wenn sie will, aber sie wird nicht wollen. Mein Arzt ist der Frau Pfarrerin Arzt und der Arzt ist Mitglied eurer Waisenkommission, und jetzt Vetter, was meint ihr? Ja, sagte er, wo die Weiber die Nase in einer Sache haben, da ist es aus mit allem Verstand.

Nun, der gute Herr Vetter mußte sich diesmal darein schicken, daß es nach Weiberköpfen ging und nicht nach seinem, es war auch ganz vernünftig so. — Die Frau Pfarrerin schien eine Natur gehabt zu haben von äußerst schwacher Art, die gesund schien, so lange die Tage in stiller Einförmigkeit über sie weggingen, die aber harte Stöße nicht zu ertragen vermochte. Auch möglich, daß in ihrem Wesen sich schon lange der Krankheitsstoff eingeschlichen hatte, ohne daß sie es selbst bemerkte, der erst nach den groben eidgenössischen Zärtlichkeiten Bahn erhielt und sich geltend machen konnte. Was es war, weiß ich eigentlich nicht, denn die Aerzte tituliren die Krank-

heiten nach ihren eigenen Köpfen; was der eine ein Schleichfieber nennt, dem sagt ein anderer Schleimfieber; wissen sie mit etwas nichts zu machen, so sagen sie ihm Grippe, und was ihrer Kunst den Weg verläuft, das machen sie zur galoppirenden Schwindsucht; den einen plagen die Hirnentzündungen im Traum, andere glauben nur an Herzerweiterungen, die dritten reden bloß noch vom Rückenmark, und wenn ihnen der Verstand ganz stille steht, so sagen sie, es fehle offenbar in den Organen, aber sie könnten in Gottes Namen nicht darüber kommen, in welchen. Daher werde ich mich wohl hüten zu sagen, was die Frau Pfarrerin eigentlich gehabt, damit nicht jeder Arzt sage, das sei nicht wahr, sie hätte dies gehabt oder jenes, oder es sei eigentlich gar nichts gewesen, aber man habe sie offenbar verpfuscht, nur wisse er nicht wer, ob der Arzt oder die Weiber, wahrscheinlich beide zusammen.

Sie lebte scheinbar auf, doch nur geistig, sie wußte sich viel inniger auszudrücken, ihre Gefühle schienen lebhafter als früher. Sie redete viel von einem Reischen in's Behnengschüch, sobald sie genesen sei, sie hätte ein recht Heimweh nach ihres guten Manns sel. Grab, möchte sehen, wie die Bäume gewachsen, möchte wissen, ob die Leute sie noch kennten, ihrer noch gedächten. Wenn ich ihr vom Markte was heimbrachte als Geschenk eines Marktweibes, so freute es sie wie ein Kind, sie konnte vor Freude darüber weinen. Allgemach verscholl sie aber auf dem Markte, es wird am Ende alles vergessen, aber um ihr nicht weh zu thun, ließ ich sie es nicht merken, sondern brachte ihr fort und fort die Andenken, und ein jedes war eine Labung für sie. Auch diese Täuschung gab ich der Frau Landvögtin auf's Gewissen, und sie nahm sie gern, es gehe zu allem Andern, sagte sie.

Am rührendsten war ihre Zärtlichkeit zu ihrem Vögeli. Sobald Morgens die Aufwärterin wach war, mußte sie es aus dem Käficht lassen, und den ganzen Tag über entfernte es sich wenig von ihrem Bette und flattirte und schnäbelte,

wie ich es noch nie gesehen. Sie stürbe nicht ungern, sagte sie zuweilen, wenn es sein müßte und das Vögeli nicht wäre. Es ginge niemand auf der Welt mehr übel, wenn sie nicht mehr wäre, als gerade dem Vögeli. Sie wüßte wohl, wir würden es nicht verhungern lassen und es so gut besorgen als wir es verstünden, aber einmal nun liebe es sie, so könnte es niemanden mehr lieben wie sie, daher thäte ihr das Sterben für's Vögeli weh, und in die alte Heimath wäre sie auch gerne noch einmal gewesen, doch an dem hange sie nicht; wie der Herr wolle, sie schicke sich gerne darein.

Es war der Wille des Herrn, daß sie stürbe. Eines Morgens, als eben die Sonne ihr Stübchen vergoldete, schied sie leise, ohne schweren Athemzug; bloß das Vögeli, das auf ihrem Kopfe saß, merkte ihr Scheiden, flatterte ängstlich um ihren Kopf herum, setzte sich auf ihre Achsel, schlug, so laut es konnte, seine Triller, pickte dann und zerrte, als ob es sie wecken wolle, und als es sie nicht wecken konnte, setzte es sich trübselig auf's Hauptkissen, flatterte von Zeit zu Zeit über sie hin, setzte sich, wenn es sie immer so still und unbeweglich sah, wieder an's alte Ort, sträubte schon Nachmittags sein Gefieder, und als man es mit Sonnenuntergang wie üblich z'Sädel tragen wollte, war es schon für immer z'Sädel gegangen, todt lag es auf ihrer Achsel, wo es im Leben so viel gesessen war, es war seiner guten Herrin nachgegangen, ihre Liebe zu missen vermochte es nicht einen Tag lang. So innig hängt wohl selten der Mensch am Menschen, man vermißt einander wohl, aber selten werden die Herzen blutig gerissen, geschweige daß sie sterben.

Nun, eine Lücke riß ihr Verlust auch in mein Leben, wie ich sie selten empfunden und worüber mein Vetter sich nicht wenig ärgerte. Er könne nicht begreifen, was mir da sollte zu Herzen gehen, sagte er, wir seien ja gar nicht verwandt, nicht einmal von der nämlichen Gesellschaft, nicht manchen Monat daure unsere Bekanntschaft, und da sei es ein Räth-

lichthun, das nicht natürlich sei, sondern affektirt, unnatürlich, sentimental; die Herren von der Waisenkommission fänden es auch so und hätten sich sehr aufgehalten darüber.

Beim Mangel an allen Verwandten nahm niemand von ihrem Tode Notiz als die Herren von der Waisenkommission, sie füllten auch die Kutsche, die hinter ihrem Sarge herfuhr. Ihr Scheiden machte also keinen Lärm auf Erden, ging ganz stille vorüber. Desto größere Freude wird im Himmel gewesen sein bei den Engeln, die schon lange sie kannten und liebten, als sie zu ihnen kam, mit ihnen den Herrn zu loben und zu preisen, wie es nur die reinen Seelen vermögen.

Gedruckt bei C. C. Hendeß in Elbing.

Inhalt.

	Seite
Der Ball	1
Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht	93
Niggi Ju	123
Barthli der Korber	143
Hans Berner und seine Söhne	225
Der Sonntag des Großvaters	255
Die Frau Pfarrerin	303

Jeremias Gotthelfs

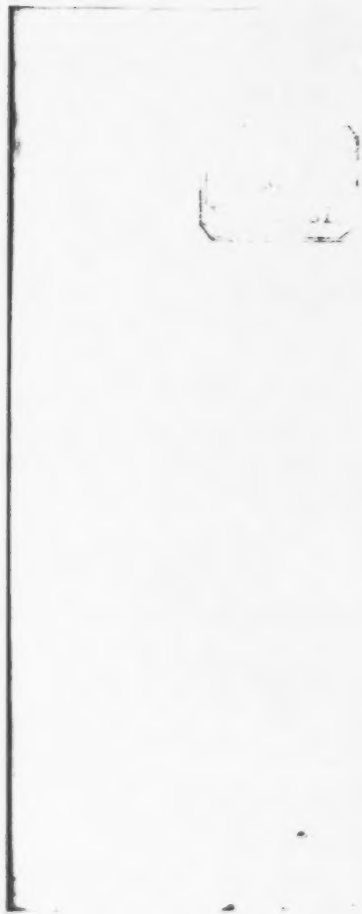
(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Eilfter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.



Jakobs,

des Handwerksgesellen,

Wanderungen durch die Schweiz.

Vorwort.

Für den Lesekreis, in welchem der Verfasser bekannt ist, bedürfte diese Schrift kein Vorwort: was sie will, sagt sie klar, und was der Verfasser will, wissen seit zehn Jahren seine treuen Leser. Da dieses Büchlein aber möglicher Weise in Kreise kömmt, wo weder der Verfasser, noch seine früheren Schriften bekannt sind, so glaubt er bemerken zu sollen: er sei ein Republikaner, liebe das ganze Volk, nicht bloß einige Glieder desselben, und diese Liebe sei die Quelle seiner Schriften. In gleichem Maaße, wie er das gesammte Volk, also vom höchsten Haupte bis zum niedrigsten, liebt, haßt er die falschen Freunde des Volkes, welche unter der Larve des Wohlwollens den Teufel wecken in des Volkes Brust und vom Schweiß und Blut des armen Volkes sich gieriger mästen, als kaum je ein Tyrann kleinerer oder größerer Sorte sich gemästet hat. Vor solchen entlarvten Blutigeln gutmüthige deutsche Handwerksbursche, deren schon so viele durch die verlarvten Freunde zu Grunde gegangen sind, zu warnen, ist

Zweck dieſes Buches. Der Verfaſſer bezeichnet einſtweilen bloß die Larven, nicht die Geſichter, wer noch für guten Rath empfänglich iſt, wird die Geſichter bald erkennen und ſich vor ihnen zu hüten wiſſen.

Schließlich bemerkt der Verfaſſer noch vorzüglich zu Handen allfällig neuer Leſer, daß er nicht um Gunſt und Gnade ſchreibt, ſondern für das Volk, unbekümmert, ſchmecke es dem Volke ſüß oder bitter; er hält alle Schmeichler für niederträchtige Creaturen, für den allerniederträchtigſten unter den Niederträchtigen aber den Volksſchmeichler.

Lüzelflüh, den 28. Jenner 1846.

Jeremias Gotthelf.

Inhaltsverzeichniß.

Kapitel			Seite
—	1.	Jakobs Herkunft und Lehrjahre	1
—	2.	Jakobs erste Wandertage	13
—	3.	Jakob kömmt nach Basel und kriegt Gift, aber nicht in den Leib	24
—	4.	Jakob bricht mit Basel und wandert auf Zürich	49
—	5.	Jakobs Grimm kriegt Hände und Füße — tritt ins Bewußtsein	58
—	6.	Um Mitternacht muß Jakob eine Predigt hören und wie sie wirkt	74
—	7.	Jakob setzt Theorien in Praxis, und sein Meister und er schlagen sich die Ideen handgreiflich um die Köpfe — Jakob bricht auch mit Zürich	83
—	8.	Jakobs Schicksale und Gemüthsstimmung von Zürich bis Bern	96
—	9.	Jakobs Eintritt in Bern und erste Stellung daselbst	106
—	10.	Jakob kriegt die Liebe, einen Brief und Verlegenheiten	120
—	11.	Jakob changirt mit der Liebe, macht Profit, findet sich veranlaßt, Bern adé zu sagen in aller Stille	137
—	12.	Wie Jakob innerlich und äußerlich zusammenfahren von Bern auf Freiburg kommt	155
—	13.	Wie Jakob in Freiburg herum läuft, was er träumt, was er erfährt und wie ihn Einer dem Andern anschießt	173
—	14.	Jakob kommt ans Wasser, macht Erfahrungen und wird immer dümmer	185
—	15.	Wie Jakob endlich nach Genf kömmt, wieder Erfahrungen macht, bis es ihm übel wird und schwarz vor den Augen	194

			Seite
Kapitel	16.	Jakob erwacht, aber nicht freudig	208
—	17.	Jakob verläßt Genf und Gott öffnet ihm eine Thüre	218
—	18.	Ein zweites Erwachen, diesmal ein freudiges; hinter der Thüre hat ihm Gott eine bleibende Stätte bereitet und zwar eine warme gesunde für Leib und Seele	237
—	19.	Jakob wird gerührt, dann verjagt ihn der Tod und er thut eine Reise	266
—	20.	Jakob findet einen Waadtländer Patrioten und eine fromme Seele, und mit was für Augen er beide ansieht	279
—	21.	Vom Waadtländer Patriotismus, wie der dem Jakob mundet und was derselbe endlich für Augen kriegt	296
—	22.	Jakob wird wider Willen von Anhänglichkeit gejagt, will ein objektiver Weltbürger werden und macht eine schöne Reise	331
—	23.	Im Hasletthale schlägt Jakob Winterquartier auf, und wie es ihm da gefällt	350
—	24.	Es giebt was Neues: Ehre kömmt über den Meister und Liebe über den Jakob und wie beide sich dabei geberden	370
—	25.	Jakob macht einen Anschlag, vernimmt unerwartete Dinge und kriegt eine unerwartete Antwort	393
—	26.	Um der Liebe willen läßt der Jakob sich herab und will das Christenthum prüfen, und wie da das Christenthum über ihn kömmt und ihn prüft	408
—	27.	Wie sich am Ostertag die Liebe rührt und endlich alles einen Austrag nimmt	423
—	28.	Wie Jakob auf Bern kommt und was er da erlebt	435
—	29.	Jakob hört erbauliche Gespräche, hat erbauliche Gedanken, sieht merkwürdige Personen und wie er von Bern nach Basel kommt	453
—	30.	Jakob hat Freude in Basel und findet einen Freund	492
—	31.	Jakob kehrt heim mit Ehren und wie die Großmutter sich freut	505

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Jakobs Herkunft und Lehrjahre.

Jakob war guter Leute Kind, aber Vater und Mutter waren an der Cholera gestorben, als er wenige Jahre alt war, doch Gott und eine alte Großmutter verließen die Waise nicht. Gott behütete das wilde Kind durch seine Engel, welche gesetzt sind über die Kinder zu wachen, die Großmutter pflegte es zärtlich und erzog es streng auf großmütterliche Weise. Ein kleines Vermögen hatten seine Eltern hinterlassen, aber Vermögen ist nicht die Hauptsache, treue Hände sind es, welche das Vermögen bewahren, und frommer Sinn, welcher die Seele behütet; wo das Vermögen die Wächter der Kinder zur Untreue verleitet, da leidet auch die Seele der Kinder Schaden. Darum ist ein arm Waisenkind, welches in barmherzige Hände kömmt, glücklicher, als eine Waise mit Vermögen in ungetreuen Händen. In dieser Beziehung ging es Jakob wohl, denn seine Großmutter war nicht bloß eine fromme, sondern auch eine herzhafte Frau von echt deutschem Stamme. Kein Vormund hätte es gewagt an Jakobs Vermögen oder Seele sich zu versündigen, man wußte, die Alte würde einen solchen Sünder verfolgen durch alle Instanzen hindurch auf Erden und im Himmel bis vor Gottes Thron. Was Jakob und die Großmutter besaßen reichte hin zu ihrem Unterhalt. Dessen ungeachtet arbeitete die Großmutter tüchtig und hielt auch Jakob zu jeder Arbeit an, welche seinen Kräften angemessen schien, so daß sie auch den Dürftigen helfen konnten in der Noth.

Die Großmutter war nicht von dem Zeitgeiste angesteckt, d. h. sie gehörte nicht zu den Weibern, welche meinen, arbeiten sei bloß eine Sache der Noth, faulenzen eine Ehre, und wer müßig gehe, sei wenigstens halb adlich, wenn nicht ganz.

Sie sandte das Kind begreiflich auch in die Schule, war aber mit derselben nicht zufrieden. Sie klagte, wie man der Jugend nur dummes Zeug in den Kopf bringe und keine Gottesfurcht, ihr alle Tage vorschwatze, was sie zu bedeuten habe für die Nachwelt, und nicht, was sie schuldig sei ihren Mitmenschen. Die Jungens stolzirten einher, als ob sie Prinzen wären und verachteten die alten Leute, als wären sie Hottentoten oder sonst bloß halbwitzig. Sie ließ es aber nicht beim Klagen bewenden und legte dabei die Hände in den Schoos, sie brauchte sie, hielt scharfe Zucht auf alte Mode, wenn sie schon Großmutter war und Jakob ihr das Liebste auf Erden.

Freilich je öfter sie Jakob strafen mußte, desto erbitterter ward sie über die neue-Welt: denn die Welt sei an Jakobs Unarten schuld, er schlage wohl der Mutter nach, aber trotzdem käme das Böse ihm nicht in Sinn, wenn die Welt nicht wäre. Daß er so dumm sei, von bösen Buben zu allem Bösen sich verführen zu lassen, das war ihre ewige Klage, und wegen solcher Dummheit züchtigte sie ihm um so schärfer. Es sei gerade, als ob ihm der Herrgott seine Hände nur geschaffen habe, um für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen, warf sie ihm beständig vor — und damit traf die Großmutter den Nagel richtig auf den Kopf.

Jakob war ein guter Junge mit rothen Wangen, heitern Augen, lustigem Sinn und sprang keck in die Welt hinein, als habe unser Herrgott nichts zu thun, als ihn in Schutz und Obhut zu nehmen. Seine geistigen und leiblichen Kräfte waren nicht ausgezeichnet, jedoch hatte er zu vielen Dingen ein gewisses Geschick, daß man leicht meinen konnte, seine Gaben seien größer, als sie wirklich waren. Leider fehlte ihm

Urtheilskraft und Besonnenheit, statt dessen war er eitel und gutmüthig, wie es gerade am schlimmsten ist. Bald läßt man sich mit Schmeicheln und Lobpreisen zu schlechten oder dummen Streichen verführen, weil man glaubt, sich dadurch groß zu machen, bald darf man aus lauter Gutmüthigkeit böse Zumuthungen nicht abschlagen, auch wenn man die bösen Folgen, wenn auch nicht geradezu einsieht, so doch ahnet. Jakobchen, du bist der Herzhafteste, Jakobchen gehe du voran, so hieß es, wenn die Jungen Streiche machen wollten, und Jakobchen ging richtig voran, kriegte dann aber, wenn es Schläge setzte, die ersten und derbsten. Sobald die Großmutter solches vernahm, besserte sie noch nach d. h. zählte ihm die Schläge noch zu, welche er ihrer Meinung nach zu wenig gekriegt. Jakob, sagte sie dabei, Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel. Deiner Mutter schlägst du nach, accurat wie du bist war auch sie, Gott habe sie selig. Sie war drüben von Sturmau her, dort sind die Leute leider so.

Wie es üblich ist auf Erden, wurde Jakob alle Jahre ein Jahr älter, es kam die Zeit, wo entschieden werden mußte, auf welchem Wege er sein ehrlich Brod verdienen, zu einem Ehrenmanne werden solle. Denn so hat es Gott geordnet, daß, wer ein Ehrenmann sein will, sein ehrlich Brod muß verdienen können, wenn auch nicht im Tagelohn. Sein ehrlich Brod verdient der König und zwar heut zu Tage saurer und mühseliger als Holzhacker und Schulmeister.

Die Großmutter entschied für das Handwerk, welchem ihr Mann, dessen Vater und ihr Sohn obgelegen, und Jakob ließ es sich gerne gefallen. Welch Handwerk es war, sagen wir so wenig, als wir gesagt haben, in welchem Dorf, Flecken, Gebiet Jakob zu Hause war, und zwar lassen wir beides aus guten Gründen aus. Hätten wir das Gebiet genannt, hätten wir den Namen eines Ortes ersonnen, der nicht zu finden gewesen wäre in jenem Gebiete, so hätte man über den dummen Schweizer gelacht, der nicht alle Winkel und Nestchen im

weiten Deutschland kenne. Hätten wir einen wirklichen Ort genannt, so hätte jeder Philister desselben Ortes uns der Verleumdung oder wenigstens historischer Sünden bezüchtigt. Ließen wir aber einen Spängler oder Schneider durch die Schweiz wandern, durch Städtchen und Dörfchen, in denen vielleicht eben nur ein Spängler oder Schneider ist, und hätten wir von diesen Meistern und ihren Gesellen etwas erzählt, so wären wir Gefahr gelaufen, an Ort und Stelle zur Rechenschaft gezogen zu werden. Wir hoffen indessen, diese Auslassung des Handwerkes und des engeren Vaterlandes werde unsere geneigten Leser nicht plagen, sie werden sich hinreichend an der Angabe ersättigen, daß Jakob etwas weiter als hundert Stunden von der Schweizer Gränze zu Hause war und zwar im weiten und breiten Deutschland.

Die Großmutter selbst suchte einen Meister nach ihrem Sinn, einen frommen und arbeitsamen, der eine gute und kluge Hausfrau hatte, eine Frau Meisterin und nicht eine Madame.

Der Meister hatte ferner kein großes Geschäft, gewöhnlich bloß einen Gesellen und höchstens zwei Lehrknaben, gerade so wollte es die Großmutter. Ihr Alter, Gott habe ihn selig, sagte sie, habe gesagt, große Werkstätten taugten wenig zum Erlernen des Handwerks, der Lehrjunge sei nichts als der geplagte Aufwärter Aller, der Sündenbock der Werkstatt, arbeite wenig im Handwerke, der Meister habe nicht Zeit, sich mit ihm abzugeben, Tage gingen vorüber, daß derselbe kein Wort mit ihm rede. In kleinen Werkstätten stehe der Junge immer unter des Meisters Auge; wenn auch nicht vielerlei, so müßte er doch im Handwerk schaffen, lerne das Werkzeug gebrauchen und dessen Meister werden; das Vielerlei und das Künstliche müsse der Geselle auf der Wanderschaft sich zueignen.

Vier Jahre Lehrzeit machte die Großmutter fast gegen den Willen des Vormundes aus. Ihr Alter habe gesagt, sagte sie, in der Lehrzeit müsse man Zeit haben, zu trocknen hinter

den Ohren und flink zu werden im Schaffen. Kurze Lehrzeit, böſe Wanderſchaft, wenig Arbeit, viel Fechten, viele Meiſter, ſchlechten Lohn. Wenn aber Einer, ſetzte dann die Großmutter hinzu, einer langen Lehrzeit bedürfe, ſo ſei es der Jakob, der dumme Junge, den jeder Schlingel verleiten könne zu was er wolle; ſie könne nicht begreifen, warum der ſeiner Mutter, die accurat ſo geweſen ſei, habe nachſchlagen müſſen. Indeſſen kam es der Großmutter doch ſehr ſchwer an, als ihr dummer Junge zum Meiſter zog, als ſie des Abends nicht mehr mit ihm beten, ihm die Decke über die Ohren ziehen, des Morgens ihn nicht mehr wecken, ihn nicht mehr kämmen konnte. Jakob weinte ſehr, als er auszog, und doch wohnte der Meiſter kaum eine Viertelſtunde weit von der Großmutter Häuschen. Die Großmutter dagegen ſtellte ſich hart, ſprach ihm ernſt zu, daß er nicht für und für der alte dumme Junge bleiben möchte, ſeine Väter würden ſich im Grabe umkehren, wenn ſie ſehen müßten, wie ſehr er aus der Art ſchlage. Als ſie aber des lieben Kindes Rücken ſah, ſah, wie er bei jedem Schritte nach ihr ſich umwandte, da drehte ſie ſich auch um, ging in ihr Häuschen, und was ſie da machte, das ſah und hörte nur der liebe Gott. Was kann wohl eine gute Großmutter, wenn ihr einziger Enkel den erſten Schritt auf den Lebensweg ſetzt, der aus dem Hauſe hinaus in die Welt führt, anderes und beſſeres machen, als ein wenig weinen und viel beten.

Die erſten Wochen, ehe die Arme an die Arbeit ſich gewöhnt hatten, überſtand Jakob ſchwer, wie es übrigens den meiſten Lehrknaben ergeht. Der ganze Leib ſchmerzte ihn, des Nachts ſchlief er nicht, ſein Kamerad redete ihm nach, er habe ihn weinen gehört. Aber bald hatte er ſich gewöhnt, es begann ihm gut zu gehen. Meiſter und Meiſterin wieſen ihn mit Manier zurecht, nach dem Grundſatze, daß ihm die Sache nicht von ſelbſt einfallen könne, ſondern daß er eben darum vier Jahre bei ihnen ſein ſolle, um ſie zu erlernen. Daneben duldeten ſie nicht, daß jemand ihn plage, wozu namentlich

der ältere Lehrjunge gute Luft zeigte. Derſelbe war alſo durch Jakobs Eintritt um eine Stufe vorgerückt, begann ſich zu fühlen und meinte nun, dieſes Gefühl dem unter ihm ſtehenden alſobald zu fühlen geben zu müſſen. Das iſt halt Menſchen Art ſo und wird es bleiben trotz allen philoſophiſchen und juridiſchen Theorien von Freiheit und Gleichheit und Gott weiß was allem.

Bei jeder Mahlzeit wurde gebetet, des Sonntags ging man in die Kirche, und gerne ſah es der Meiſter, wenn ſeine Hausgenoſſen etwas Frommes laſen oder ihre Schulkenntniſſe übten. Eine Bibel, Platz und Schreibezeug ſtanden ihnen zu Dienſten des Sonntags oder wenn ſonſt von der Arbeit gefeiert wurde. Feſt hielt er ſeine Hausordnung, welche begreiflich ſtrenger war für ſeine Lehrjungen, als für den Geſellen, aber wenn ein Geſelle die ihm gezogenen Schranken zum zweiten Male überſchritt, ſo konnte er wieder wandern. Der Meiſter ſagte: er ſei der Meiſter und zwar nicht bloß in der Werkſtätte, ſondern im ganzen Hauſe. Als er ſein Haus eingerichtet, habe er die Hausordnung und des Hauſes Zucht mit Gott berathen, nach Gottes Rath ſie feſtgeſtellt, darauf Gottes Segen genoſſen, darum halte er dieſe Ordnung auch feſt, bis ihm einmal die Augen zugingen; wer in die Ordnung ſich nicht fügen wolle, könne weiter wandern. Eines Wandergeſellen wegen, der heute hier ſei und morgen dort, ändere er das Eingericht ſeines Hauſes nicht, und thäten alle Meiſter wie er, ſo käme mancher Wanderburſche beſſer heim, und mancher Vater und manche Mutter müßten ihr grau Haar nicht mit Jammer zur Grube tragen.

Jakob wurde dem Meiſter und der Meiſterin recht lieb, ſie konnten lange nicht begreifen, warum die Großmutter ihn immer einen dummen Jungen nannte, ſie meinten, es ſei recht ſchade, daß ſeine Mutter, welcher er nachſchlagen ſolle, geſtorben ſei, indem dieſes eine gute und brave Perſon geweſen ſein müſſe. Jakob half willig und raſch der Frau Meiſterin, war-

tete nicht immer den Befehl ab, sondern that auch, was er ihr an den Augen absah. Dafür kriegte er manch gutes Wort, manchen Bissen Brod oder sonst etwas, welches einem hungrigen Jungen gut schmeckt. Die Zurechtweisungen und Belehrungen hatte er nicht immer am folgenden Morgen schon vergessen, darum kriegte er manche Ohrfeige weniger, als andere Lehrjungen, ja zuweilen verstieg sich der Meister zu dem Lobe: er hätte schon manch größern Ochsen in der Werkstätte gehabt, als der Jakob sei.

Nun ändert sich die eigentliche Natur des Menschen noch viel weniger als die sogenannte Welt. Darum ging es Jakob gerade so, wie vor uralten Zeiten es dem Joseph, des Erzvater Jakobs Sohn, ergangen ist: die Lobsprüche des Meisters, das Wohlwollen der Meisterin stiegen ihm und den Andern in die Köpfe, er wurde eitel, die Andern neidisch. Jakob ließ es nun die Andern auch fühlen, daß er Gunst habe bei Meister und Meisterin, und wenn er zur Großmutter kam, so rühmte er dieser, wie der Meister oft sage, er hätte schon manch größern Ochsen in der Werkstätte gehabt, als er sei. Dies freute freilich die Großmutter, aber sie ließ es Jakob nicht merken, so oft Jakob so rühmte, so oft sagte sie: warte nur, der Meister wird es schon noch erfahren, wie groß in dir der Ochse ist, welch' dummer Junge du bist. Und neben der Scheibe vorbei schoß die Großmutter nicht.

Den Gesellen und den andern Lehrjungen freute begreiflich diese Bevorzugung nicht, sie trachteten, dieselbe ihm einzutreiben. Plagen durften sie ihn nicht, aber seine Schwäche hatten sie erkannt, drehten darum das Ding und verleiteten ihn zu dummen Streichen. Will man einen guten dummen Jungen ins Garn jagen, so spielen die Einen die Spötter, die Andern die Freunde; auf diese alte Mode, die doch täglich neu wird, trieben es auch der Geselle und der Lehrjunge. Der eine spottete über Jakob, wie er zu dumm, zu schwach, zu feig sei zu diesem, zu jenem, wie er noch keinen so angetroffen und wie

sein Lebtag nichts Rechtes aus ihm werde. Der andere dagegen rühmte Jakob, wollte wetten, was Einer könne und dürfe, das könne und dürfe auch er, und komme er einmal in die Fremde und zu seinen Jahren, so werde man von ihm reden von Paris bis Berlin. Ward dem guten Jakob in diesem Tone zum Tanze gepfiffen, so tanzte er richtig, ward grob gegen Meister und Meisterin, betrank sich ein Mal, prügelte sich ein ander Mal, warf ein drittes Mal einem andern Meister einen Stein ins Fenster. Solches setzte den Meister, der klare Augen hatte und die Hand am Arme, auf den richtigen Standpunkt, und wie recht die Großmutter hatte, begriff er. Das Herbste aber für Jakob war immer, wenn er nach einem solchen Streiche zu der Großmutter gehen und ihr beichten mußte. Du bist und bleibst der dümmste Junge, sagte dann diese und war nahe daran, zur Ruthe zu greifen. Was sagt jetzt der Meister? frug sie wohl. Mit Mühe brachte dann Jakob heraus: ein Esel sei ich und der größte, den er je gesehen. So hat der Meister auch Verstand gekriegt, erwiderte auf solche Beichte die Großmutter. Aber sieh, fuhr sie dann fort, bleibst du ein solcher Esel, so gehst du in der Fremde im ersten Jahr zu Schanden. Auf einen rechten Burschen, welcher Gottes Wege gehet, kommen immer sieben Schlingel, welche im Namen des Teufels ausgehen, um dumme Jungens ins Verderben zu locken und in dasselbe zu versenken. Mein Alter und dein Vater haben hundertmal erzählt, wie es zugeht in der Fremde, und wie fest und klug Einer sein müsse, wenn er nicht ins Verderben gesprengt sein wolle. Willst du nicht gescheidter werden, willst du ein Laffe bleiben, wie du jetzt bist, so wäre dir besser, du wärest ein Kuhjunge geworden, dann könntest du in der Kuhweide bleiben, brauchtest nicht in der Fremde einem ehrlichen Handwerke nachzugehen. Solche Worte waren hart für Einen, dem als bald ausgelernten Burschen ein stattlicher Kamm gewachsen war. Da nun der Meister und die Meisterin mit der Großmutter einstimmten und oft

ſagten: Jakob, es iſt doch jammerſchade, daß du ein ſo großer Eſel biſt, wäreſt ſonſt ein ganz guter Burſche, ſo nahm er ſich zuſammen, und Abſonderliches fiel während der Lehrzeit nicht mehr vor. Der Meiſter hätte ihm an der Lehrzeit ein halbes Jahr geſchenkt, aber die Großmutter gab es durchaus nicht zu. Lieber, ſagte ſie, wollte ſie dieſelbe um ein Jahr verlängern, als um einen Tag verkürzen. Ihr Alter, Gott habe ihn ſelig, ſagte ſie, würde ſich noch im Grabe umkehren, wenn er ſehen könnte, welch' dummen Jungen ſie in die Fremde ſchicken müſſe. Könnte ſie ſich nicht auf Gott verlaſſen und denken, ihr innig Gebet vermöchte auch etwas bei ihm, ſo dürfte ſie ihn gar nicht ziehen laſſen, fürchten müßte ſie, ſchon im nächſten Dorfe ginge er ihr zu Grunde.

Trotz dieſer Strenge liebte Jakob die Großmutter. Ihr Regiment war kein tyranniſches, willkürliches, heute ſo und morgen anders, es war das gleiche heute und geſtern und ein ſolches, daß Jakob die Wohlmeinenheit darin nicht verkennen konnte. Nicht bloß verſorgte die Großmutter ihn freigebig und ſtattlich mit allem Nöthigen, ſondern nahm auch an allem, was ihn anging, an ſeinem Wohl und Weh den innigſten Antheil. Sie könnte vielen Eltern und Großeltern zum Beiſpiele dienen, wie nur da die rechte Liebe, welche bleibet und nicht verwachſen wird mit den kindlichen Kleidern, in den Kindern wohnet, wo die Liebe ſich paaret mit dem Reſpekt, der da erzeuget wird durch Kraft und Weisheit. Vor der rechten Kraft beugt ſich Alles, und die rechte Kraft iſt es ja, welche der Menſch unwillkürlich verehrt in Liebe und Demuth. Der Urquell dieſer Kraft iſt Gott, aber wie vom Himmel der Thau kömmt, ſo träufelt von dieſer Kraft auch auf den Menſchen nieder und nicht auf Männer alleine, ſondern auch auf Mütter und Großmütter, und glücklich iſt die Familie zu nennen, deren Häupter mit dieſer Kraft von Gott geſegnet ſind.

Als endlich die Lehrzeit ausgelaufen, der ſchöne Lehrbrief in Jakobs Händen war, da mußte die Großmutter Jakob zie-

hen laſſen nach Handwerksgebrauch, wie der es thun muß, welcher ein rechter Meiſter werden will. Sie rüſtete ihm ſeine Mitgabe, ſie war nicht groß, aber ſtattlich und währſchaft, das Hauptſtück dabei war das Felleiſen. Drei Felleiſen hatte ſie in ihrer Kammer hängen, dennoch rüſtete ſie dem Großſohne ein neues. Drei Meiſter in gleichem Handwerke waren in ihrem Geſchlechte auf einander gefolgt, und jeder hatte ſein Felleiſen heim gebracht. Der erſte, ihres Mannes Vater, hatte einen etwas lockeren Sohn gehabt, welchem er ſein Felleiſen nicht gerne anvertrauen wollte. Daſſelbe war ihm lieb geworden, er betrachtete es als ſeinen Gefährten, der die guten und böſen Tage der Wanderſchaft mit ihm durchgemacht hatte; es war zugleich ſein Tagebuch, welches ihn an alle Erlebniſſe erinnerte. Derſelbe kaufte daher ſeinem Sohne ein neues Felleiſen und ſtellte dabei dem Sohne vor, wie ſchwer es dem Vater um das Herz ſein müſſe, wenn ſein Vertrauen zum Sohne alſo erſchüttert ſei, daß er ihm das alte traute Wandergeräthe nicht anvertrauen dürfe. Der Sohn nahm des Vaters Wort zu Herzen, brachte nicht bloß das Felleiſen heim, ſondern auch einen aus einem gebeſſerten Geſellen herausgewachſenen tüchtigen Meiſter. Als dieſer wiederum einen Sohn in die Fremde ſandte, machte er es ebenſo, gab dem Sohne ein neues Felleiſen, und es wurden die Felleiſen handwerkliche Familienregiſter, gerade wie ritterliche Schilder und Rüſtungen und ſonſtiger adlicher Familienſchmuck nie verſtummende Mahnungen der Ahnen an die Enkel waren, zu bewahren adlichen Sinn und ritterlichen Muth, ſo lange die Enkel Ohren hätten zu hören und einen Verſtand zu begreifen.

Die Großmutter wollte den letzten Abend mit ihrem Jakob alleine zubringen. Sie war der Meinung, wer im Nebel eines nicht verſchlafenen Rauſches hinaus in die Welt ziehe, laufe Gefahr, ſein Lebtag im Nebel zu bleiben, ein Leben im Nebel aber ſei ein traurig, ſei ein unſelig Ding. Sie war überhaupt der Meinung, ein Chriſt ſolle in keinen ernſten Ab-

ſchnitt ſeines Lebens hineintanzen oder hineinſtolpern, ſondern mit Gott und ernſtem, nüchternem Sinn hineinſchreiten.

Jakob fürchtete ſich vor dieſem Abend ſehr, es war ihm faſt zu Muthe, als er zur Großmutter ging, wie es ihm war, als er zum erſten Male zum Mahl des Herrn trat. Vor ſolchen ernſten Abenden kriegen junge Leute gerne eine Art von Schlotter: manchmal ſteigt er empor aus einem böſen Gewiſſen, manchmal iſt es der jungfräuliche Sinn, welcher zagt und bebt, wenn Geſpräche beginnen, in welchen das Innerſte der Herzen zu Tage gerufen wird, manchmal iſt's die Wehmuth, welche man fürchtet und deren man ſich ſchämt. Wer von einer alten treuen Großmutter, welche ihm Vater und Mutter geweſen, Abſchied nehmen will auf mehrere Jahre, der hat allerdings Urſache wehmüthig zu werden, ſo oft er die treue Großmutter anſieht und im alternden Geſichte die Vorboten des beginnenden Todes erblickt. Alle drei Dinge mögen bei unſerm Jakob das ernſthafte, verlegene Geſicht bereitet haben, mit welchem er zur Großmutter kam. Dieſelbe empfing ihn in freundlichem Ernſte mit der Bemerkung, daß ſie ſchon lange auf ihn gewartet, hieß ihn zum Eſſen ſich ſetzen, was er auch that in banger Haſt als Einer, der nicht weiß, was da kommt, jedenfalls davor ſich fürchtet. Die Großmutter hatte bis dahin Jakob nicht bloß in Unwiſſenheit über ihr bißchen Vermögen erhalten, ſondern ſich ärmer gemacht, als ſie war. Jetzt begann ſie wider alles Erwarten eine freundliche Erörterung über ihr gemeinſchaftliches Beſitzthum. Jakob, ſagte ſie, jetzt da du fortgehſt, iſt es gut, wenn du vernimmſt, was wir beſitzen, nicht damit du auf Zuſchüſſe rechneſt auf der Wanderſchaft, — der wackere Geſelle nimmt nur in der höchſten Noth ſeine Zuflucht zu ſolchen, und wer viel Geld von Hauſe kriegt, iſt unter ſeinen Kameraden nichts als eine goldene Gans, an welcher jeder rupfen will — ſondern damit du weißt, was dein iſt, und was du zu fordern haſt, wenn es unterdeſſen in andere Hände gekommen ſein ſollte. Nun ſetzte ſie ihn, ohne ſein

Gefühl bewegen zu wollen, im Tone des Geschäfts über ihre Habe ins Klare.

Gerade durch diesen ruhigen Ernst und das bewiesene Zutrauen öffnete sich Jakobs Herz. Das Bangen schwand und mit wehmüthiger Innigkeit hing sein Auge an der Großmutter. Diese führte ihn, als sie gegessen hatten, in die Kammer, in welcher an der Wand die Felleisen hingen; auf dem Tische stand das neue, drum herum lag was eingepackt werden sollte. Als alte Frau Meisterin und viel erfahren in solchen Dingen packte sie das Felleisen, damit er lerne, wie der Platz am besten benutzt, die Kleider am meisten geschont, die Last am leichtesten getragen werde. Als es gepackt und zugeschnallt war, legte sie die Hand auf dasselbe und sprach: sieh, liebes Kind, dort an der Wand hängen drei Felleisen, deine Väter trugen sie mit Ehren durch die Welt, brachten mit Ehren sie heim und bewahrten sie in Ehren zum Gedenken für Kinder und Kindeskinder. Sieh, hier ist dein Felleisen, das vierte soll es werden in der Reihe, dort steckt in der Wand bereits die Schraube, an welcher es hängen soll. Wahre nun dasselbe in Ehren und bringe es heim wie deine Väter zum Gedenken für Kinder und Kindeskinder. So lange du ein Felleisen trägst, bist du ein ehrenwerther Geselle; trägst du die Trümmer deiner Habe in einem Nastuche herum, dann bist du ein Vagabund und Bettler, und vor solchem Zustande möge Gott dich bewahren, was deine Väter vor diesem Zustande bewahrte, das möge auch dich davor bewahren. Vergiß des Morgens und des Abends das Beten nicht; schaffe sechs Tage im Schweiße dein Brod, den siebenten aber heilige deinem Schöpfer; so du Arbeit findest, verschmähe sie nicht, ein Geselle, der Arbeit verschmäht, ist wie ein Bettler, der Brod neben die Straße wirft. Die kleinste Arbeit schaffe, als sei sie dein Meisterstück, rasch und gut; ehre den Meister und die Meisterin, meide Spiel und Liebeshändel; sorge, daß wo du gewesen du wieder hin darfst, daß nie Flüche dich verfolgen, der Segen frommer Menschen

dein Geleite iſt. So ſprach langſam und in Abſätzen die Großmutter, das Herz des jungen Geſellen ward guter Vorſätze voll. Darauf faltete die Großmutter die Hände und betete: auch du, o Herr und mein Gott, ſei mit meinem Kinde auf allen ſeinen Wegen und Stegen, drücke du am Abend ihm die Augen zu, am Morgen wecke du es wieder, in deine Hände befehle ich es mit Leib und Seele. Führe uns wieder zuſammen, o Herr mein Gott, wenn nicht auf Erden, doch im Himmelreich und dann in alle Ewigkeit. Amen.

Als die Töne des Gebetes verklungen waren in ihrem Herzen, küßte die Großmutter ihren Enkel und ihre Stimme bebte, als ſie zu ihm ſagte: gute Nacht, liebes Kind, vergiß Gott nicht und auch mich nicht, ſo ſehen wir uns einmal wieder hier oder dort. Jakob aber weinte laut und wie ein liebes gutes Kind hing er am Halſe der Großmutter.

Zweites Kapitel.

Jakobs erſte Wanderlage.

Wenn einmal der Morgen kömmt, der Tag langſam am Himmel heraufſteigt, wo der Wandergeſelle zum erſten Male den Fuß auf die Straße ſetzt, vor ihm geht die Welt auf, er kann gehen wohin er will, links oder rechts, er kann machen was er will, ſich niederſetzen oder aufſtehen, des Abends eine Herberge ſuchen oder unter einem Baume ſchlafen, an keine Stunde iſt er gebunden, an keinen Ort, keine Stimme ſchallt ihm nach, keine Stimme ruft ihn hierher, ruft ihn dorthin, er iſt frei in Zeit und Raum, kann machen was er will: dann durchſtrömt ein eigen Gefühl den jungen Menſchen, raſch und heiß rieſelt ihm durch die Adern das Blut, und munter zieht aus und ein in die weite Bruſt der leichte Athem. Die Lebendigkeit dieſes weit und leicht athmenden Gefühles iſt frei-

lich ebenfalls nicht unabhängig, wie nichts auf Erden es iſt: es hängt ab vom Zuge der Wolken, von der Schärfe des Windes, vom Mangel oder Ueberfluß an Sonnenſchein, von der Schwere des Felleiſens, der Leichtigkeit des Geldbeutels, von Nerven und Muskeln, vom Herz und von der Seele — kurz von unendlich wichtigen und unendlich kleinlichen Dingen, welche Einfluß üben auf unſere Souveränität trotz der herrlichſten Theorien über unſere Selbſtherrlichkeit, trotz der herrlichſten Variationen über das Thema: ſelbſt iſt der Mann! Aber wenn es ein ſchöner Morgen iſt, ſanft die Wolken ziehen, ſtark der Rücken iſt und rüſtig die Beine, dann wallet und ſiedet es in der Bruſt, und helle Dämpfe, ein roſenrothes Morgenroth voll ſüßer Hoffnungen, voll kühner Erwartungen wallet auf, und leicht und luſtig wallet der Burſche dahin, als ob er ſchiffe auf leichten roſenrothen Wölklein.

Doch wie, wenn die Sonne höher ſteiget, das luſtig aufgeſchoſſene Saatkorn, welches nicht viel gute Erde hatte, vertrocknet, ſo geht es gerne und oft dem Jüngling mit Roſenroth und Morgenroth, mit Hoffnungen und Erwartungen, wenn er mit dem ſchweren Felleiſen eine ſtaubige Straße dahin wandert, nachdem die erſte Stunde verrennen iſt. Allmählig kürzen ſich die Schritte, nach der zweiten Stunde ſchon macht die Laſt auf dem Rücken ſich geltend, die Tragriemen beginnen fühlbar zu werden, ſcheinen den Athem zu beengen; der Burſche fängt zu bedenken an, ob es wohl Zeit zur Einkehr ſei, ob der Handwerksgebrauch es wohl erlaube, nach ſo wenig Stunden ſchon wieder abzuſitzen. So ein junger Geſelle trägt noch Bedenken, fügt ſich in die Form; einem Altgeſellen vergehen gerne die Bedenken, und gerne ſchneidet er ſeine Formen ſich ſelbſt zurecht, ſetzt ſich ohne Bedenken nach den zwei erſten Schritten wieder in eine Kneipe, wenn es ihn dünkt, er hätte Durſt oder ſonſt etwas. Wer Genie hat begreiflich — und ſolche Glückliche giebt es heut zu Tage bekanntlich wie Sand am Meere — ſetzt ſich natürlich über alles Herkömmliche hinaus und

ſchneidert ſich ſeine Lebensweiſe zu, eigenthümlich, nagelneu, genial natürlich. Beſieht man das Ding etwas näher, ſo kommen Einem die verſchiedenen genialen Weiſen ſehr ähnlich, wirklich ſchon etwas angeroſtet vor und mahnen Einen an den verlornen Sohn, der nicht eher zu ſich ſelbſt kam, bis er vor dem leeren Schweintrog ſtand.

Wenn ein junger Wanderer ſeine erſte Tagefahrt ehrlich vollbringt, nicht liegen bleibt auf halbem Wege, ſo geſchieht es gerne, daß am Abend, wenn er endlich zur Ruhe kömmt, ihm ganz anders zu Muthe iſt, als ihm am Morgen war. Es ſchmerzen ihm die Füße, der Rücken thut ihm weh, eng iſt's ihm um die Bruſt, weh im Herzen, trüb, ſchwarz ſcheint ihm die Welt, das Weinen ſteigt ihm in die Augen, verlaſſen, elend kömmt er ſich vor. Soll er heim kehren, ſoll er weiter gehen? Zu keinem mag er ſich entſchließen, ſterben möchte er am liebſten. Wohl dem armen Burſchen, wenn er dieſes Weh verwindet, wenn es ſich ihm verklärt nach und nach zum freundlichen Gedenken der Heimath und des Tages, an welchem er als gemachter Burſche heimkehrt und nun ein Mann ſein will im Sitze ſeiner Väter. Aber weh ihm, wenn dieſe Abende häufig wiederkehren, aber immer verwilderter, düſterer nach wild und böſe verlebten Tagen; weh ihm, wenn ihm einſt ein Abend kommen ſollte im Spital an der Landſtraße, wo ſeine Füße ihn auch nicht weiter tragen, es trüb und ſchwarz ihm vor den Augen wird, ſchweres Stöhnen aus der Bruſt ſich ringt, das Weinen nach der Heimath könnte, aber keine Heimkehr mehr iſt, hinter ihm der Weg abgebrochen, vor ihm der Tod, der ihm winket dem ſchwarzen Thore zu, aus dem nimmer wiederkehret, wer zu ihm eingegangen, vergeblich er nach dem Vater nach der Mutter ſeufzt, keines kömmt, niemand kömmt als näher und näher der Tod und ſein dunkel finſter Thor, in welchem endlich die Seufzer, der vergebliche Ruf nach Hülfe ausſterben, der arme verlorne Burſche verſchlungen wird.

Auch unſer Jakob verarbeitete einen ſchweren trüben Abend,

als er müde und wie gelähmt endlich zur Nachtherberge kam. Er wäre selben Abend von Herzen gerne gestorben, so elend war es ihm im Gemüthe. Am folgenden Morgen hatte er sich wieder etwas erholt. Doch kam die Welt ihm noch immer ganz anders vor, als am vorigen Tag, gar grausam lang schien sie ihm, wie er auch die Beine hob und weiter setzte, es wollte nicht vorwärts gehen. Er fing an zu glauben, irgend ein boshafter Kobold dehne jede Strecke von einem Meilenzeiger zum andern vor ihm weg aus, daß sie lang wie eine Tagereise werde. Der gute Jakob hatte das Wandern sich ganz anders vorgestellt. Wenn Einer vier Jahre Lehrzeit absitzt oder abhobelt in einer Werkstätte, selten zu einem freien Tag kömmt, wo er sich ordentlich strecken und ergehen kann wie er will, wie herrlich kommen ihm die Tage des Laufens und Schlenderns vor, gerade so sei auch das Wandern, denkt er, und darum freut er sich auch so darauf. Aber das Wandern ist ganz was anderes, es ist kein Spaziergang, sondern besonders anfangs eine harte Beschwerde; um sie unbeschwert zu ertragen, ist wiederum eine Lehrzeit von Nöthen. Diese Lehrzeit des Wanderns ist von großer Bedeutsamkeit für den rechten Gesellen; er lernt daraus, Schritt um Schritt zu gehen mit Geduld, er erfährt, daß Schritt um Schritt zum Ziele führen so gut als Fliegen oder Rennen und sicherer noch obendrein, und diese Erfahrung, wenn sie praktisch angewendet wird, ist die Grundmauer des Handwerks. Jetzt fährt man auf Eisenbahnen für ein Lumpengeld hundert Stunden weit, aber wehe dem Gesellen, dem dieser Flug zu Kopfe steigt, der ihn übertragen möchte auf seinen Lebensweg, er kömmt von den rechten Schienen ab, geräth aus der Fahrbahn, kömmt nicht ans Ziel oder spät oder verstümmelt. Jakob hatte sich vorgenommen, gleich eine tüchtige Strecke weg von der Heimath sich zu entfernen, ehe er um Arbeit frage, hatte sich vorgenommen, hauptsächlich in größern Städten Arbeit zu suchen, weil da am meisten zu lernen sei, wie er sagte. Als Glanz-

punkt ſtand Parnis (Paris) ihm vor Augen, derhalben hatte er auch alſobald den Flug nach Weſten genommen, um durch die Schweiz in Frankreich einzurücken.

Es iſt ein eigner Zug, der immer mehr die Leute in die Städte zieht: dort ſei der rechte Verkehr, heißt es, dort ſei das rechte Leben. Das iſt wohl nur eine Täuſchung, vielleicht nichts als der Inſtinkt eines unglücklichen Geſchlechtes, weil im Wirbel einer Stadt die Jämmerlichkeit der Perſönlichkeiten, ihr jämmerlicher Untergang am leichteſten zu verbergen iſt, weil im Wirbel der Stadt das Glück ein Zufall ſcheint, während im ſtillen Lande augenſcheinlich nur die perſönliche Tüchtigkeit ſich Bahn bricht, Ruf und Geld erwirbt.

Weit früher als er gedacht entſchloß ſich Jakob in einem kleinen vor ihm liegenden Städtchen um Arbeit zu fragen. Es wurde ihm ſchwerer als er gedacht. Er hatte als Lehrjunge gar oft gelacht, wenn ein müder ſchüchterner Geſelle in die Werkſtatt getreten war und den Gruß vom Handwerk gebracht hatte, hatte hinterdrein über ihn geſpottet, alles Lächerliche hervorgezogen, bis endlich der Meiſter ihn ſchweigen geheißen, wohl mit der Bemerkung, auf ſolche Weiſe verſündigte man ſich, und ſpäter habe man Spott und Schmach, die man Andern angethan, dreimal auszuſtehen. Er gab wohl auch zu bedenken, wie ſchön es ſei, daß Meiſter und Geſellen des gleichen Handwerkes eine Brüderſchaft ſeien, durch die ganze Welt durch Botſchaft und Gruß verbunden, daß, ſo weit man komme, ein Glied der Brüderſchaft das andern ſich annehme, keiner verlaſſen ſei und verſtoßen, ſo weit das Handwerk beſtehe und der Geſelle ſeinen ehrlichen Namen bewahrt habe. Das ſei gerade ſo, ſagte er, wie es vor alten Zeiten mit den Ritterorden und auch den geiſtlichen Orden geweſen ſei, welche auch überall Aufnahme und Hülfe gefunden zu Schutz und Trutz, ſo weit der Orden, ja ſo weit das Chriſtenthum verbreitet geweſen ſei. Was das für ein ſchönes Gefühl ſei, ſagte er, wenn man in der weiten Welt ſei und doch nirgends fremd,

ſondern Brüder treffe an jedem Orte, welche mit Rath und That jedem vom Handwerk zur Seite ſtünden und abſonderlich den Jungen und Unerfahrnen nützlich ſeien mit Warnungen und Anweiſungen. Man ſah wohl, es war mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen, ſeit der gute Meiſter draußen in der Welt gewandert war mit dem Hui und dem Gruße von Meiſter und Geſellen; das war noch in der alten guten Zeit, wo jeder noch das Gemeinſame im Auge hatte und Gefühl dafür, weil dieſes Gemeinſame nicht größer war, als ſein Auge es ermaß und alſo auch ſein Gefühl empfand. Als man ſpäter dieſe Schranken des Handwerkes und der Stände einriß und die ganze Welt aufſchloß, und Alles, ſo weit der Himmel blau iſt, jedem gleich lieb ſein ſollte, da ward das Ding den meiſten Herzen und Augen viel zu weit, es ward ihnen angſt, ſie ſchloſſen Augen und Herzen zu, ſahen weder Stände, Handwerker noch Familien mehr, ſahen nichts mehr als ſich alleine, und was man nicht ſiehet, für das wird man auch ſelten fühlen, wie ſchon der Apoſtel Johannes richtig bemerkte. Darum fanden des Meiſters Worte bei denen, welche Kinder einer andern Zeit waren, einen andern Zeitgeiſt eingeſogen hatten, keinen Anklang; man begriff ihn halt nicht, darum glaubte man ſich über ihn erhaben nach der Weiſe der Zeit, denn eben darin beſteht die Weiſe der Zeit und ihre Weisheit, daß ſie kurzab verneint, was ſie nicht ſieht oder nicht faßt. So hatte Jakob eigentlich auch keinen Begriff von der Würde ſeines Handwerks und eben deßwegen auch das Hochgefühl nicht, welches das Bewußtſein giebt, einer ehrenwerthen Geſammtheit anzugehören, dagegen bildete er ſich viel ein auf ſeine erlangte Fertigkeit im Handwerk, auf ſein Geſchick zu allem, was ihm vorgelegt wurde, was er ausrichten ſollte. Er begriff daher auch nicht, warum er einen ſchüchternen oder bedürftigen Kameraden nicht hätte auslachen ſollen im vermeintlichen Gefühl ſeiner Ueberlegenheit. Als er aber vor dem Städtchen die Toilette machte, die Stiefel putzte und die Haare

kümmte und nun aufbrach, um nach einem Meiſter zu fragen, da wankte ſein Selbſtvertrauen, ein vergeltend Gefühl kam über ihn, und als er in die Werkſtätte trat, den Gruß verrichtete und um Arbeit frug, ſo ſtand er nicht anders da, als der verlegenſte Geſelle geſtanden war, welcher ihre Werkſtätte beſucht hatte.

Jakob fand Arbeit, konnte ausruhen, aber lange blieb er nicht, es war ihm alles nicht recht. Obgleich nicht viele Tagereiſen von der Heimath war hier auf dieſem Stücklein Erde ſchon Vieles anders als auf demjenigen, auf welchem ſeine Heimath ſtand: andere Gebräuche waren in der Arbeit, andere im Hauſe, anders rochen die Würſte, anders ſchmeckte das Bier, und was anders war, fand er ſchlecht, grundſchlecht und glaubte, es ſei nur hier alſo. Ganz beſonders ärgerte ihn das, was anders war in der Arbeit. Einem ſolchen Neſte zu lieb ändere er ſeine Gewohnheit nicht, ſagte er, und was er ſchaffe ſei für den alten Jörgen (ſo hieß der Meiſter) lange gut genug, derſelbe wäre froh, er könnte es ſelbſten ſo. Es war ein alter Geſelle da, welcher ihm auseinanderſetzen wollte, wie es verſchieden zugehe in der Welt, und daß eben das des Geſellen Kunſt ſei, in das Verſchiedene ſich zu ſchicken und das Beſte zu wählen, und wie in der Welt nicht bloß verſchiedene Arbeit ſei, ſondern auch verſchiedene Arbeitsweiſe, verſchiedene Handgriffe, verſchiedene Ausarbeitung, und wie eben das die rechte Geſellenkunſt ſei, nicht nur verſchiedene Arbeit zu machen, ſondern auch auf verſchiedene Weiſe, und wie eben nur der der rechte Meiſter ſei, welcher alles kenne, was die Geſellen in die Werkſtätte brächten, und dann jedem ſagen könne, was er behalten dürfe, was er anders machen müſſe.

Für ſolche Zuſprüche hatte jedoch Jakob keine Ohren. Er ſagte es nicht, aber er dachte es, wenn der Geſelle ſo weiſe ſei, wie er ſich darſtelle, ſo ſei es curios, daß er nicht längſtens Meiſter ſei, daß er ſchaffe in ſolch erbärmlichen Neſte. Jakob wußte noch nicht, wie verſchieden Lebensläufe und Anſichten

ſind und wie ſelten erfahrne Geſellen, welche die unerfahrnen Kameraden nicht mißbrauchen, ſondern mit Rath und That kameradſchaftlich ſich gegen ſie erweiſen. Jakob blieb kurze Zeit, dann ſetzte er ſeinen Stab weiter, ſuchte an andern Orten Arbeit in der Hoffnung, geſcheidtere Leute zu finden als im erſten Neſte, d. h. Leute die kochten und ſchafften, wie es bei ihm zu Hauſe der Gebrauch ſei. Aber Jakob fand die Leute immer dümmer, je weiter er kam, d. h. je weiter er kam, deſto verſchiedener trieb man alles, als bei ihm zu Hauſe der Brauch war. Das machte ihn bitterböſe, er war der gute Jakob gar nicht mehr, der dumme Junge, wie ihn die Großmutter geſcholten hatte, der ſich zu allem verleiten ließ, er hatte ausgelernt und ſollte jetzt von vornen anfangen mit dem Lernen, ſollte z. B. gekochte Schinken eſſen lernen, die er von Kindesbeinen auf roh gegeſſen, wenn er zuweilen in zwei Jahren vielleicht einmal dazu kam.

Er ſetzte ſeine Hoffnung auf die Schweiz. Hier werde es allerdings auch dumm zugehen, dachte er, aber eben ſo dumm, daß die Leute ſich glücklich ſchätzen würden, wenn ſo ein Jakob, wie er ſei, zu ihnen käme und ſie berichten thäte, wie es draußen bei vernünftigen Menſchen, d. h. da wo er daheim ſei, Sitte und Brauch ſei. So ſteuerte er raſch der Schweiz zu und dachte oft, was ſie dort ſagen und wie ſie dort ſchauen würden, wenn er, Jakob, daher käme in die Schweiz. Er ſtellte ſich die Schweiz etwas wunderlich vor, bald wie einen Eisberg mit einer Stadt auf dem Gipfel, einige Dörfer rund darum herum, bald wie eine große weite Felſenſpalte, vorn daran ein mächtiges Thor, dabei große Schweizermannen mit wilden Bärten und langen Hellebarden, bald wie eine große Weide voll Milch und Menſchen, voll Käs und Kühen, die Straßen mit Butter beſtrichen fauſtdick und nebendran ſchöne Schweizermädel mit Körben voll Semmel und Flaſchen voll Kirſchgeiſt und Muskateller.

Aber lang, lang war die Straße, ehe er ans große Schwei-

zerthor kam, bald hätte er zu glauben angefangen, das Daſein der Schweiz ſei auch eine bloße Fabel, wie hie und da ein vorwitzig Bürſchchen das Himmelreich ein Mährlein nannte. Er hatte ſich ſo ein neu Eingericht angeſchafft, zwei Rädchen und ſonſt noch was, worauf er das Felleiſen laden, daſſelbe ziehen oder ſtoßen konnte. Aber das Ding ging nicht ohne Mühe, es mußte halt geſtoßen oder gezogen ſein, und wenn man es genau betrachtete, ſo war ein ſolch Ziehen oder Stoßen vielleicht noch mühſeliger als das Tragen, jedenfalls ſtund das Tragen dem Burſchen viel beſſer an. Ach wenn er ſo mühſelig durch den Koth ſeinen kleinen Karren zog und es rollte an ihm vorbei eine raſche Chaiſe, eine ſtattliche Karoſſe, wie da in ſeiner Bruſt der Neid ſich regte und die Gedanken kamen, ob denn der da drinnen beſſer ſei als er, der mühſelig den Karren zog, während jener raſch dahin flog, ob das wohl gerecht ſei von Gott, daß er, Jakob, da in Koth und Staub langſam dahin trappen müſſe, während Andere in Schirm und Schatten mühelos dahin kutſchirten!

Indeſſen wenn man alle Tage vorwärts rückt, kömmt man am Ende doch wohin. Jakob nahte ſich der Schweiz, kam durch das Breisgau herauf und ſteuerte auf Baſel zu, nachdem er zu ſeiner Verwunderung vernommen hatte, die Schweiz hätte mehr als einen Eingang und mehr als eine Stadt, und zwiſchen den Städten liege Land faſt wie in Deutſchland, bloß zu hinderſt ſeien die Berge ſo gleichſam wie eine Wand. So recht glaubte er jedoch das Ding nicht. Als er wußte, daß er ſelben Abend noch in Baſel die Schweiz erreichen werde, da ſchaute er gewaltig vor ſich hin, um die Schweiz zu entdecken, ſie emportauchen zu ſehen am Himmel als ein ſonderbar und eigenthümlich Stück Welt. Aber wie er ausgucken mochte einem Seemann gleich, der nach Land oder Wolken ſich ſehnt, die Schweiz wollte ſich nicht zeigen unterm blauen Himmel. So weit er blicken mochte, waren die Wieſen grün, die Bäume hatten Laub, die Berge trugen Wälder, wie er es al-

lenthalben geſehen und wie es bei ihm zu Hauſe auch war, und die Berge, welche nicht mit Wald bewachſen waren, waren mit Reben bepflanzt, wie er es aber ebenfalls ſchon früher geſehen hatte. Er ward ärgerlich in ſeiner Seele, dachte, er hätte ſich verirrt oder ſei an der Schweiz vorbei gegangen, ohne daß er es bemerkt hätte.

Vor ſich in der Ferne ſah er eine Stadt, eine ſehr große, wie es ihm ſchien. Paris könne das doch nicht wohl ſchon ſein, dachte er. Er hatte in der Schule die Geographie gelernt, der Schullehrer hatte ihm oft geſagt, er ſei ein ganzer Geograph und werde ſich einſt blindlings in der Welt zurecht finden trotz dem berühmten engliſchen Reiſenden, der ſtockblind alleine alle Welttheile durchzieht und hinterher beſchreibt, was er geſehen oder vielmehr nicht geſehen. Nun war er in der Welt, fand kaum den Weg mit Fragen und dem Beiſtand der Wegweiſer, aber mit ſeiner Geographie konnte er nichts anfangen, ſie gab ihm kein Licht in der Welt; als er in der Schule ſich ſo ſtark damit beſchäftigte, war eben die Reihe an Hinterpommern und China geweſen. Was half ihm jetzt alles, was er von dort wußte, jetzt wo er vor einer Stadt ſtand und nicht wußte, war es Baſel oder Paris, da ja weder die eine noch die andere dieſer Städte in Hinterpommern oder gar in China liegt. Eins tröſtete ihn, daß er nämlich jedenfalls noch in der Chriſtenheit war, denn ſcheinbar auf dem höchſten Punkte, gleichſam die Krone oder das Haupt der Stadt, ſtand ein hoher Dom mit ſchlanken Thürmen, der gar ſeltſam und ſchön in dunklem Roth ſich heraushob aus dem blauen Hintergrunde, ein köſtlicher Karfunkel im blauen Himmelsgewölbe. Da kam Einer daher mit Zundel und Bürſten, und Jakob ſprach ihn an: Gut Freund, was iſt denn dieß für eine Stadt? Baſel iſts, antwortete dieſer und ſah dem Jakob ins Geſicht, als ob er erkunden wolle, ob er bei Troſte ſei oder nicht. Baſel, ſagte Jakob erſtaunt. Baſel iſt ja in der Schweiz, wo iſt dann die Schweiz, die ſehe ich ja gar nicht? Darauf ſah

ihn der Zundelträger gar wunderlich an, wollte lachend vorüber gehen, aber Jakob rief ihn an und ſprach zornig: Zum Narren laſſe ich mich nicht halten, und wenn das Baſel iſt, ſo zeig er mir auch die Schweiz, wo iſt die zu ſehen? Da liegt ſie ja vor dir, und links neben den Thürmen hinauf da iſt die Schweiz, antwortete der Mann. Das kann nicht ſein, ſagte Jakob, das iſt ja Land wie ein ander Land, und zum Beſten laſſe ich mich nicht halten, Freund, weiß er dies! Jä ſo, ſprach der Mann, ſeid ihr auch von denen Einer, welche meinen, die Schweiz hange bald wie eine Bratwurſt vom Himmel herab und bald ſtehe ſie da wie ein dicker, dicker Eiszapfen. Dann marſchirt in Gottes Namen zu, am Thore fragt, wo ihr ſeid, und wann ihr hineinkommt, ſo werdet ihr wohl inne werden, daß ihr in der Schweiz ſeid, wenns euch im Kopf nicht fehlt.*)

Der Mann ging lachend fürbas, und Jakob ſah bald dem Mann nach, bald nach der Stadt hin, welche Baſel heißen und in der Schweiz ſtehen ſollte. Da aber der Mann weiter und weiter ging, die Stadt dagegen am gleichen Orte ſtehen blieb, ſo entſchloß Jakob ſich endlich, ſich der Stadt zuzuwenden, es ſei allweg das Richtigere, dachte er. Indeſſen that er es doch vorſichtig mit großem Bedacht; wenn es wirklich Baſel war, ſo meinte er, werde er wohl ein Zeichen ſehen, etwas Apartes zum Erſchrecken — etwas Schweizeriſches: Männer

*) Wer glauben ſollte, wir hätten unſern Jakob in ſeinen Vorſtellungen über die Schweiz dümmer machen wollen, als er möglicherweiſe ſein konnte, den erinnern wir an den däniſchen Gelehrten, welcher in Zürich mit einem Kutſcher akkordiren wollte, ihn bis auf den Montblanc zu fahren, an die ruſſiſche Gräfin, welche in Thun im Bureau des Dampfſchiffes Billets wollte bis auf die Jungfrau, an Alexander Dumas, welcher in Bern Reben ſah, den Sturz der Waſſerfälle, den Donner der Lawinen hörte, ja an Theodor Mundt, welcher die Zürcheriſchen Dampfſchiffe bis nach Italien fahren läßt.

mit Hellebarden, ein Rudel wilder Stiere, ein Dutzend donnernder Lawinen. Doch von allem diesem trat nichts in seinen Weg, eine schöne Straße führte in eine Stadt hinein, in welcher steinerne Häuser standen wie anderswo, die Menschen accurat die gleichen Gesichter hatten, in alten Schweizerhosen wollte niemand kommen, keine einzige Kuh war sichtbar; er begann wiederum zu zweifeln. Da rauschte es vor ihm gewaltig und mächtig, die Thürme des Domes in ihrer dunkelrothen Pracht sah er wieder, die Straße erweiterte sich, vor ihm mündete sich eine breite Brücke, und als er auf derselben stand, sah er einen gewaltigen Fluß, der im vollen Bewußtsein seiner Kraft in ruhiger Schöne dahinfloß. Jakob stand lange still, er wußte nicht warum, aber bald mußte er den Fluß hinauf bald den Fluß hinuntersehen, und setzte er auch den Fuß weiter, so mußte er wiederum stille stehen und wiederum hinauf und hinunter sehen, er kam sich so klein vor, der Strom so gewaltig, es war ihm als rausche derselbe über die Brücke herauf, als fühle er den Schlag der Wellen an der klopfenden Brust, als gleite er dahin von der Fluth getragen — er konnte den Anblick nimmer vergessen. Aber jetzt wußte er, das war der Rhein — er war in Basel.

Drittes Kapitel.

Jakob kömmt nach Basel und kriegt Gift, aber nicht in den Leib.

In Basel fand er Arbeit, aber der Muth, die Schweizer zu lehren, wie man arbeiten müsse, war ihm vergangen. Den Glauben, daß er es könnte, hatte er nicht abgelegt, aber er fühlte, daß er, Jakob, die Stadt Basel nicht wohl werde reformiren können, er fühlte das Ehrfurcht Gebietende der großen Stadt. Freilich drückte er sich anders aus, er sagte, wo die

Kerls ſo reich ſeien und in Kutſchen führen wie Prinzen, da gelte ein armer Kerl wie er ſei gar nichts und wäre er hundertmal geſcheidter als ſie Alle. Es gehe halt verflucht ungerecht zu in der Welt.

Wenn Baſel nach der Zahl ſeiner Einwohner zu den kleinen Städten gehört, ſo trägt es doch das Gepräge einer großen, auf der europäiſchen Völkerwaage bedeutend ins Gewicht fallenden Stadt und macht auf alle Fremdlinge, welche zu ſeinen Thoren aus- und eingehen, dieſen Eindruck. Der mächtige ſchöne Rhein trägt viel dazu bei, auch die für die verhältnißmäßig kleine Einwohnerzahl große Ausdehnung der Stadt, indeſſen ſind dieß nur Nebendinge. Aber unwillkürlich wird, wer im Herzen der Stadt bei der Brücke oder wo von der Brücke weg die Straßen zuſammen laufen ſteht, vom Gefühl ergriffen, er ſtehe an einer Pulsader Europas, an ihm vorbei rolle ein bewegendes Etwas, deſſen Anfang, deſſen Ende er nicht kenne, deſſen Beſtandtheile er blos theilweis zu erforſchen vermöge. Da läuft zuſammen wie in einen Knoten und dann wieder auseinander in vieler Herren Länder was reiſet und handelt in Deutſchland und Frankreich, in England und Italien, und in den großen alt ariſtokratiſchen Gebäuden zählt und ſondert ein feſter, nicht ſchwindelnder Sinn das flüchtige Geld, das leichte Papier und läßt es rollen durch die Adern der Welt, deſſen reichliche Wiederkehr in die Herzkammer mit gleicher Sicherheit berechnend wie die Gelehrten das Kommen und Gehen der ausſchweifungsſüchtigen Kometen. Wer an der Ecke der Eiſengaſſe ſteht, hineinſieht in die Bewegung, der wird von einem jämmerlichen Gefühle ſeiner Ohnmacht ergriffen; ohne an den Himmel zu ſehen in die Schwingungen der himmliſchen Welten, ſieht er hier am Ende der Eiſengaſſe ſo Vieles und das Meiſte begreift er nicht, weiß weder das Woher noch das Wohin, weder das Darum noch das Warum, er begreift nichts, als daß er ein arm Menſchenkind iſt, welches wenig faſſet und deſſen Wenige ſich achten.

Während bei ſolchem Gefühl der Chriſt von Herzen demüthig wird, Gott, der ihn erhält, den Bruder, der ſeiner ſich annimmt, um ſo inniger liebt, ſo ward Jakob, ein Kind der Zeit, darüber um ſo bitterer, daß ihn, den Jakob, niemand nach Gebühr und Vermögen äſtimirte, daß er ſtehen konnte an einer Ecke und kein Menſch ſich nach ihm umſah. Jakob war noch immer ein guter Junge, aber in der Pein der erſten Geſellenmonate; im Staub der Straßen, auf denen er mühſelig vereinzelt wandern mußte, war ſeiner Seele ein Gift angeflogen, welches Anfliegen er aber eben ſo wenig bemerkte, als man den Hauch inne wird, welcher die Ruhr, das Nervenfieber, die Blattern in unſern Körper abſetzt. Er hatte Arbeit in einer großen Werkſtätte, die Koſt dagegen in einem Koſthauſe mit vielen andern Geſellen. Es war das erſte Mal, daß er, wie man zu ſagen pflegt, um Speiſe und Lohn arbeitete, der Meiſter nicht Hausvater und Erhalter war. Im Hausvater liegt eine ganz eigne Kraft und Macht, auf dem Hausvaterthum ruht das Deutſchthum und das Chriſtenthum, vom Hausvater aus geht die erziehende Kraft und die väterliche Liebe; er iſt die ſichtbare Vorſehung, nimmt Antheil an den Freuden und Leiden des Leibes, vermittelt der Jugend überſprudelnde Luſt mit dem chriſtlichen Fortſchritt, kümmert ſich um das Heil der Seelen und um die Ehre ſeines Hauſes, welche vom Betragen Aller abhängt. Das Auge des Meiſters iſt über dem Geſellen auch außerhalb der Werkſtätte, der Geſelle muß ſich anſtändig am Tiſche betragen, muß beten vor dem Eſſen und wenn er gegeſſen; er erfährt es, daß ſein Fortkommen nicht bloß von ſeinem Geſchick im Handwerke abhängt, ſondern eben ſo viel von ſeinem chriſtlichen Weſen und ſittlichen Betragen, er wird freundlich ermahnt, wenn er gegen die Hausordnung ſich verſtößt, er wird fortgeſandt trotz ſeiner Handwerksfertigkeit, wenn ſein Betragen Aergerniß giebt. Er fühlt es, er iſt nicht bloß eine Handwerksmaſchine, ſein Meiſter zieht nicht bloß Vortheil von ihm und nährt ihm den Leib, ſein Meiſter

giebt ihm etwas, welches mehr werth iſt als Lohn und Arbeit, er giebt ihm den chriſtlichen Halt im Leben, er iſt ihm, was dem aus dem Baumgarten genommenen, ins Weite gepflanzten Bäumchen der Pfahl, an welchen daſſelbe gebunden wird, damit es die Stürme überwinde und der eigenen Schwäche nicht erliege; das Gefühl wird ihm erhalten, er lerne auf der Wanderſchaft mehr als nur das Handwerk, der Lohn ſei nicht das Höchſte, ſei jedenfalls nicht zu meſſen an den ſinnlichen Gelüſten, die ſich ſteigern in dem Maaße, je weniger die Seele taugt.

Die Handwerke ſteigerten ſich zu Etabliſſements, das Fabrikartige, wo jeder Arbeiter nichts iſt als der Zahn in einem großen Rade, ragte ins Handwerk hinüber, das chriſtliche Band ward zerſchnitten, das Benutzen ward die Hauptſache: der Meiſter benutzte den Geſellen, der Geſelle den Meiſter. Welchem es am beſten gelang, der war mit dem andern nicht bloß am beſten zufrieden, ſondern er machte aus der Weiſe, wie er es getrieben, dem andern gedient, ein Recht, deſſen Fortbeſtand er auf jegliche Weiſe zu ſichern ſuchte. Das was man einmal hat zu ſichern und, glaubt man es geſichert, es zu mehren, iſt den Menſchen vom Schöpfer beigegebene Art, es kömmt dabei aber auf die Richtung des Erwerbs und die Weiſe des Sicherns an. Der Erwerb und der Genuß ward beidſeitig die Hauptſache, es entſtanden gleichſam zwei Mächte welche um die Macht ſtritten, ſich gegenſeitig Boden abzugewinnen ſuchten, und die Materie wars, um welche ſie ſich ſtritten und immer heftiger, je mehr das geiſtige Element entwich.

Zu dieſer Umgeſtaltung der handwerklichen Verhältniſſe trug noch ein Zweites bedeutend bei. Jemehr die Stände ſich ſonderten, deſto eiliger thaten die Weiber, ſo weit als möglich hinauf in die Stände ſich zu flüchten, accurat wie die Mäuſe, wenn das Waſſer ſteigt und Gefahr des Ertrinkens iſt; ſo ſchnell als möglich avancirte die Meiſterin zur Madam, die Madam zur Dame u. ſ. w. Wenns bloß bei den Titeln ge-

blieben wäre, so hätte es sich gemacht, aber mit den Titeln änderten sich auch die Beschäftigungen. Die Töchter der Madam trieben seine Handarbeiten, und wer Aussicht zur Dame zu haben vermeinte, ließ auch die Arbeiten sein und trieb das Klavier oder Piano, daß die Dachziegel sturm wurden, handthierte auf der Guitarre, daß Ohrenschmerz epidemisch wurde, ja zuweilen ward auch gezeichnet und zwar schön, so daß man einen Ochsen von einer italienischen Landschaft wirklich unterscheiden konnte, besonders wenn man die Brille aufsetzte. Begreiflich kostete es solchen Fräulein oder Mesdemoiselles Mühe, eine Mehlsuppe von einem Reisbrei zu unterscheiden, wenn beide auf dem Tische standen. Zu wissen jedoch, wie die Mehlsuppe oder der Reisbrei entstand in der Küche, das muthete kein Christenmensch solch hochgebildeten Kulturpersonen zu.

Hatte nun ein Meister d. h. der Vorstand eines Etablissements das Glück, ein so hochgebildetes Frauenzimmer zur Gemahlin zu kriegen, so konnte er derselben nicht zumuthen, die Frau Meisterin vorzustellen, ihren eleganten Haushalt mit Gesellen zu besiecken; er fand die Gesellen mit Geld ab, ließ sie ihre Wege gehen, ihre Speise suchen, wo es ihnen beliebte. Je eleganter und vornehmer der Meister und seine Gemahlin lebten, desto verschiedener war ihre Lebensweise von derjenigen ihrer Gesellen, desto mehr bildete sich bei diesen der grollende Gedanke aus: sie seien es, welche mit ihrem Schweiße dem Herrn ein so kostbares Leben verdienten, während sie kaum das Nöthigste hätten, das Liebste entbehren müßten. Diesem Gedanken nimmt leider kein christlicher Sinn seine Schärfe, denn wenn Meister und Gesellen nicht mehr aus einer Schüssel essen, zu einem Gott zusammen beten, so ists als ob der milde vermittelnde Sinn, der sonst verband, das Ungleiche ausglich, entwichen sei.

Unser Jakob hatte noch alle seine Religion beisammen, aber auf das Verhältniß zu seinem Meister wandte er dieselbe halt nicht an. Sein Meister war ein stattlicher Mann, verstand das Handwerk, war selbst gereist und hatte ein

ſogenanntes gutes Herz. Daneben war er rauh und barſch und oft nicht bei den Geſellen, dieweil er Rathsherr war in irgend einem der verſchiedenen Räthe, welche Stadt und Republik Baſel zu beſitzen das Glück haben. Es war ein curioſes Gemiſch von Verachtung und Reſpekt gegen den Meiſter in unſeres Jakobs Seele. Von einer Republik, in welcher kein Fürſt ſei, nicht einmal Vornehme vom Adel, wo ganz gemeine Bürgersleute und gar noch dumme Bauern, welche er als Handwerker gründlich verachtete, regieren thäten, konnte er ſich keine rechte Vorſtellung machen, er urtheilte bloß: das Kind auf der Gaſſe könnte es begreifen, wie das ſchlecht gehen müßte, wo kein Fürſt ſei wie bei ihm zu Haus und keine Miniſter vom hohen Adel, welche alles kennen thäten. Deswegen ſpottete er oft über den Meiſter, was der wohl für ein Rathsherr ſein werde und wie er die Sache kennen thäte. Und doch hatte Jakob trotz ſeiner Reden unwillkürlich Reſpekt vor dem Meiſter. Derſelbe war ein Mann, war reich, war Rathsherr, ging aufs Rathhaus, und jeder Titel machte auf Jakob Eindruck. Das menſchliche Gemüth iſt halt ein ſeltſam Ding, und was ins Blut ſich geſetzt hat gründlich, das bringt die ganze Welt und keine Theorie daraus fort.

Die Frau Meiſterin dagegen haßte er, obgleich er in durchaus keine Berührung mit ihr kam und wahrſcheinlich eben deswegen. Sie ſtolzire einher, als wenn ſie vom Adel wäre, und ſei doch nur Frau Meiſterin, ſagte er, und accurat nicht mehr als Einer von ihnen, rede mit keinem, ja thäte als kenne ſie keinen von ihnen. Wahrſcheinlich kannte ſie wirklich keinen; da die Geſellen in kein häuslich Verhältniß zu ihr kamen, ſo kümmerte ſie ſich durchaus nicht um ſie, ſie waren ihr eben nichts als Handwerksmaſchienen, die keinen Werth für ſie hatten als eben die Arbeit und den Gewinn, welchen dieſelben dem Meiſter abwarfen.

So war Jakob alſo ganz frei und ſeine Perſon außerhalb der Arbeitsſtunden durchaus keiner Aufſicht unterworfen.

Aber eben dieſe Freiheit hat anfänglich für jeden etwas Unheimliches, und gerne vertrocknen in ihr die beſſern Gefühle, die gemüthlichen Empfindungen. Beſonders wer eine Großmutter gehabt, an ihre vorſorgliche Theilnahme gewöhnt geweſen iſt, dem wird es unheimlich, wenn er am Sonntag ein friſches Hemd anziehen will, und keines iſt gewaſchen, oder wenn er eins gefunden und angezogen, kein Knöpflein am Hemdekragen findet, weil es die Wäſcherin zerwaſchen hat oder beim Plätten abgeſprengt. Er ſteht nun da im gewaſchenen Hemde, aber was hilft ihm das friſche Hemd ohne Knopf am Kragen, und muß er jetzt am ſchönen Sonntage zu Hauſe bleiben, darf er nicht ſpaziren gehen? Nun hilft ihm wohl eine erfahrne und barmherzige Seele mit einer Stecknadel aus, woran er in ſeiner Einfalt nicht gedacht, oder er hat das Glück einen kundigen Schneiderburſchen in der Nähe zu haben, welcher den fehlenden Knopf durch neue zu erſetzen weiß. Doch iſt das nur noch Nebenſache. Aber wenn es ihn fröſtelt über den ganzen Leib herauf, der Kopf ihm weh wird, als wäre er mit Blei ausgefüllt oder als ſtecke eine ganze Kanonenkugel darin und dieſe dränge ſich an die Augen und wolle es erzwingen durch dieſe engen Päſſe hinaus in's Freie zu gelangen, und niemand ſieht es ihm an, keine Großmutter, keine Meiſtersfrau fragt ihn: Jakob, iſt dir weh, wo fehlt es dir? Geh ins Bett und decke dich zu, ich bringe dir Thee und beſſerts nicht, ſo ſchick ich zum Arzt: da wird ihm gerne weh um's Herz, daſſelbe brennt ihm heißer als der brennende Kopf. Ach, niemandem bin ich, denkt er, ſterbe ich oder lebe ich, niemand kümmert es, und legt man mich ins Grab, ſo vernehmen ſie's zu Hauſe nicht, und niemand weint um mich und niemand weiß es, wie verlaſſen ich geſtorben.

Vielleicht ſieht ein Nebengeſelle wie er fiebert, wie er ſchlottert, heißt ihn heim ins Koſthaus gehen. Dort achtet ſich niemand ſeiner, wie er wankt die Treppe hinauf, bemerkt niemand, wenn auch Viele ihn ſehen, denn ſeiner achtet man

ſich nicht, der Fünffrankenthaler Koſtgeld, den er zahlt, der nur gilt was hier im Hauſe. Beim Eſſen frägt vielleicht der Nebengeſelle, ob der Naſſauer oder der Hanauer oder der Moldauer nach Hauſe gekommen und wie es ihm ergehe. Dann weiß niemand was von ihm, und geht man hinauf in die Kammer, ſo findet man ihn vom Fieber geſchüttelt, halb verſchmachtet oder bewußtlos. Da war keine Großmutter, welche dem lieben Kinde nachſah, nachtrappte, nachtrug, was ſie ihm gut glaubte. Nun iſt ſo ein Anfall oft vorübergehend, am andern Morgen iſt alles wieder gut am Leibe nämlich, aber in der Seele ſetzt ſich denn doch wenn nicht eine gewiſſe Bitterkeit, ſo doch das Gefühl feſt, daß jeder für ſich ſelbſt zu ſehen und zu ſorgen habe, der Geiſt der Liebe weicht, der Kannibal der Selbſtſucht ſetzt ſich feſt im auf ſich ſelbſt angewieſenen Menſchen. An vielen Orten hat man Krankenkaſſen, es iſt recht ſchön, aber Krankenkaſſen ſind keine Menſchen mit warmen Herzen, ſie haben nur kaltes Geld, höchſtens gewärmte Betten. Wird aber ein Menſch krank in der Fremde, ſo wird auch ſein Herz krank, und für ein krankes Herz giebt es kein Heilmittel als ein warm theilnehmend Herz.

Wir wollen nicht ſagen, daß es Jakob gar übel an Leib und Leben ging in Baſel. Wenn ihn auch zuweilen Hemden und Knöpfe wild machten und ein Fieberchen ihm die Zähne klappern ließ, ſo ging es doch nicht bis ans Leben, ja ſelten eigentlich an den Appetit, welcher zumeiſt recht munter blieb. Er trug bloß eine Krankheit davon, er erkältete ſich das Herz, und das iſt hundertmal ärger als wenn man ſich Füße, Kopf und über und über die ganze Haut erkältet. Unſere Erde wird alle Tage älter und, wie die Gelehrten ſagen, kühlt ſie ſich immer mehr ab auf der Oberfläche, ſo daß es ganz ſittig und manierlich auf ihr zugeht, während in frühern Zeiten auf ihr lauter Saus und Braus war und ein wilder ausſchweifender Jugendtaumel, daß ein vernünftiger geſetzter Menſch kaum ſicher war auf ihr. Aber ihr Herz bleibt heiß, glüht fort und fort in allerheißeſter

Glut, und dieſe Glut des Herzens erhält die Erde, bewahrt ihre Fruchtbarkeit, bereitet uns das milde liebe Wohnen auf der alten guten Mutter. So ſoll es auch beim Menſchen ſein. Das Haar wird grau, ſteif werden die Beine, langſamer bewegen ſich die Glieder, langſamer rollt das Blut durch die Adern, aber warm ſoll das Herz bleiben, feurig in der Liebe, und ſchöner iſt wohl nichts auf Erden, als ein grau Haupt über einem warmer Liebe vollen Herzen. Aber bös wirds, wo das Herz erkaltet, während die Sinne glühen; wie ſchön auch die Locken um das Haupt flattern mögen, wüſt wird doch das Thun, ein bös Leben geſtaltet ſich, und ein gräßlich kalt Grab wartet am Ende dem ſchon hier erkalteten Herzen.

Dieſes Verlaſſenſein oder dieſe Freiheit, man kann es ja nennen wie man will trug Jakob den Baslern ſehr ſtark nach, denn jetzt von der Großmutter weg empfand er dieſe ſogenannte Emancipation ſchmerzlich, ohne daß er eigentlich wußte, wo ihn der Schuh drückte. Verflucht hoch trügen es dieſe Basler, meinte er, und wären nicht einmal Adlige, hätten keinen Fürſten, während doch bei ihnen der dümmſte Bauer einen hätte. Daneben behagte es ihm in Baſel, der Verdienſt war gut, das Eſſen auch, die Arbeit nicht übermäßig. An einem Orte mußte er [illegible] bleiben, durch die Welt läuft niemand, ohne die Sohlen der Stiefel abzulaufen, als der ewige Jude. Von hier aus wollte er dann über Geneff nach Parnis, wie er ſagte. Freilich rühmte er weder Speiſe noch Trank, wie es überhaupt heut zu Tage Mode iſt, über alles zu klagen und allenthalben unglücklich zu ſein von wegen dem verfluchten Ding, das allenthalben und zu jeder Zeit war und dem man doch eigentlich keinen beſtimmten Namen geben konnte, hier iſt es die verfluchte Arbeit, dort die verfluchte Speiſe, dort der verfluchte Wein, dort die Verfaſſung, dort der Mangel an Verfaſſung, dort die Jeſuiten, dort die Pfaffen überhaupt, am Ende eigentlich der Herrgott ſelbſt, der nicht jedem Schlingel ein Kiſſen unter die

Füße ſchiebt und eine Cigarre ins Maul ſteckt. So ſchimpfte unſer Jakob z. B. gar mörderlich über den Wein, rühmte wie ſie zu Hauſe Bier hätten, daß ein Glas deſſelben ſtärker ſei als ein Eimer Wein, wie daheim überhaupt ein ganz ander Leben ſei; die Gänſe ſeien bei ihnen ſo groß wie hier die ausgewachſenen Mädchen und zu einem Pfannkuchen brauche man eine ganze Speckſeite.

Er ſchrieb von hier aus ſeiner Großmutter zum erſten Male. Es gehört zum Handwerksgebrauch, nicht zu oft zu ſchreiben, ja die Seinigen oft Jahre lang ohne Nachricht zu laſſen, um hinterdrein ſie deſto ſchöner zu überraſchen. Manchmal hat man auch nicht viel Gutes zu melden, manchmal macht man ſich mit dieſer Unabhängigkeit groß, und manchmal hat ein erkaltet Herz die bedeutendſte Schuld. Auch hatte die Großmutter oft erzählt, wie lange der eine oder der andere der Väter nicht geſchrieben und wie unerwartet ein jeder wieder vors Haus gerückt. Sie hatte ihm geſagt, er ſolle ihr einmal ſchreiben, wie es ihm ergehe, aber daß es zu oft geſchehe, verlange ſie nicht, man müſſe unſerm Herrgott etwas anvertrauen dürfen, derſelbe ſei ja ſo gut in der Fremde als hier zu Hauſe Herr und Meiſter. Er ſchrieb:

Liebe Großmutter!

Hier bin ich in der Schweiz, in einer Stadt, welche man Baſel heißt. Unglück iſt mir keines paſſirt bis hieher, aber auch nicht viel Glück. Die Heerſtraßen waren gar lang, und wenn man ſchon einen ganzen Tag darauf fortlief, ſo fand man doch keiner ein Ende. Arbeit habe ich gehabt, aber da das Handwerk ganz ſchlecht getrieben wird, ſo war nichts für mich zu lernen und ich ging alleweil weiter, bis ich hieher kam. Hier iſt Arbeit genug, aber der Meiſter könnte noch viel von mir lernen, wenn er nicht zu ſtolz wäre, dieweil er Rathsherr iſt und alle Wochen aufs Rathhaus geht; ich bin aber auch ſtolz gegen ihn und ſage ihm nichts, was ich beſſer weiß als

er, und treffe ich ihn Sonntags auf der Straße an, so ziehe ich ihm die Kappe nur ganz wenig ab, was ihn ganz verflucht wild macht. Der Wochenlohn wird alle acht Tage ausbezahlt, es kriegen Viele mehr als ich, darum bin ich nicht so dumm, so viel und so gut zu arbeiten als ich könnte, dem Meister thäte ichs nicht zu Gefallen. Zu essen kriegt man genug aber schlecht, bei uns ist alles viel besser, und der Wein ist auch schlecht, er ist so sauer als bei uns der Essig, aber ich trinke ihn doch, weil die Andern ihn auch trinken.

Ich bin noch nie krank gewesen, das hat Alle gewundert, in der ganzen Stadt hat man davon gesprochen, daß ich noch nicht krank geworden, alldieweil es sonst Alle werden. Aber meine Kleider gehen kaput, die neuen Stiefel muß ich vorschuhen lassen und der schöne Rock ist auch schon gestickt, was ein großes Geld kostete. Eine Cravatte habe ich gekauft, kostete mich einen Gulden, und das Waschen ist auch sehr theuer, und habe noch zwei Kameraden Geld leihen müssen, hätten mich sonst angesehen für einen schlechten Kerl. Darauf sind sie nach Parnis gegangen und wollen mir es wiedergeben, wenn wir dort einander finden im deutschen Bären, wie sie mir die Adreß gegeben. Aber jetztunder, liebe Großmutter, habe ich fast kein Geld mehr, und sollte mir neue Hosen machen lassen und es wäre auch viel an der Wäsche zu flicken. Am Sonntag geht man in Basel in die Kirche, da kostet es allemal ein frisch gewaschen Hemde, anders darf man nicht gehen. Es wird Gottes Wort gepredigt fast wie bei uns, aber begreiflich baslerisch. Wer im Kopf nicht dumm ist und schon in der Welt herum gekommen, der versteht es recht gut. Aber die Adresse, wie sie unten steht, mache Sie nur deutsch, es verstehen deutsch fast alle Leute, aber sprechen thun es nicht alle, und wer nicht baslerisch kann, der versteht sie gar nicht. Wenn Sie mir was schicken will, liebe Großmutter, so thue sie es bald, sonst könnte es mich nicht mehr antreffen, denn hier bleibe ich nicht mehr lange. Es ist gar langweilig hier

für einen Handwerksburschen, zu sehen kriegt man nichts, und was thun und treiben darf man auch nicht, sonst nehmen sie einen gleich beim Kopf, und dann heißts: Marsch zur Stadt hinaus, hab's zwar noch nicht erfahren, hab auch nicht Lust, den Rathsherrn noch reicher machen zu helfen, der ist schon viel zu reich, und wunder thut es mich nehmen, was sie in Parnis sagen werden, wenn ich mal hineinkomme. Jetzunder lebe Sie wohl, liebe Großmutter, und vergesse Sie mich nicht, und den Meister und die Frau Meisterin lasse ich grüßen, auch den Gottfried, wenn der noch dort ist.

Ihr getreuer Großsohn
Jakob.

Es war Jakob in Basel ergangen wie daheim, seine Schwäche ward den Kameraden alsobald offenbar und alsobald auch von ihnen benutzt. Gar feinen Sinn haben die Menschen für die Schwäche des Nächsten; wenn der Sinn in allem so fein wäre, so wären wir sehr feine Menschen. Schon das halbjährige Kind kennt die Schwäche des Vaters oder der Mutter und weiß sie zu benutzen. Jakob war nicht klug genug gewesen, seinen kleinen Schatz gehörig zu verbergen. Sobald seine Kameraden Geld gewittert, hatten ihre armen Seelen keine Ruhe, bis sie dem Jakob davon geholfen. So viel möglich liehen sie ihm ab, den Rest mußte er verthun, mußte den Großen spielen, gastfrei die andern halten. Bald rühmten sie seine Freigebigkeit, bald schalten sie seine Knauserei und zapften ihm auf beide Weisen sein Geldlein ordentlich ab. Damit der Verlust desselben ihn nicht schmerzte, brachten sie ihm nach der Sitte der Zeit, welche die schlechteste Praxis durch spitzfindige Theorie zu begründen und zu rechtfertigen sucht, den Glauben bei, ein rechter Handwerksgeselle müsse kein Geld haben, und sei er nicht im Stande, am Sonntag seinen Wochenlohn zu verthun, so müsse er am Montag blau machen, um den Rest durchzujagen. Zugleich gingen sie ihm mit gutem

Beiſpiele voran, wie ſie lehrten, ſo trieben ſie es auch, und es war wirklich als ob ſie eine Ehre darin ſuchten, ihr Lebtag nie mehr zu einem ganzen Hemde zu kommen. Was dann das für ein mühſam verdrießlich Arbeiten war am Dienſtage mit beträchtlichem Katzenjammer an Leib und Seele, Blei in den Gliedern, Schlaf in den Augen, Weh im Kopf, das Bewußtſein in der Seele: ſo und ſo viel haſt du verthan und mußt jetzt ſo und ſo lang wieder ſchaffen, bis du es wieder eingebracht! An ſolchen ſchwermüthigen Dienſtagen, wenn die Arbeit ſo eine rechte Pein iſt und nicht von der Hand gehen will, ſetzt ſich die Unzufriedenheit ſo recht in die Seele, und das Grollen gegen Gott und Menſchen wird immer lauter und giftiger. Warum iſt man verdammt zur harten Pein der Arbeit, während Herren und Damen in ſchönen Karoſſen durch die Straßen rollen, behaglich in weiche Kiſſen gelehnt, behaglich der Kutſcher auf dem Bocke mit fettem Geſichte und gelben Handſchuhen an den dicken Händen?

Es giebt allenthalben und in jedem Handwerk ältere gelbangelaufene Geſellen mit düſtern Augen und noch düſtrem Gemüthe. Die beſten Jahre liegen hinter ihnen, unter ihnen liegen begraben ihre Hoffnungen; ſie wiſſen es, ſie werden nimmer Meiſter, ſie leben für nichts mehr als um ihr Leben zu friſten, ſie arbeiten zu keinem andern Zwecke als um was zu haben zum Verzehren. Sie haben gewöhnlich eine gewiſſe Handwerksfertigkeit, Beſtimmtheit und Sicherheit im Betragen, welche ſehr oft ſelbſt im Rauſche ſie nicht verläßt. Dieſe grollen der Welt, denn in der Welt haben ſie nichts davon gebracht als einen finſtern Sinn, der düſter auf dem Grabe ihrer Hoffnungen ſteht, als eine oder zwei ſchlimme Gewohnheiten, welche an einem Grabe für ihren morſcher werdenden Leib graben tagtäglich. Die Schuld ihres Zuſtandes ſuchen ſie nicht in ſich, in den eigenen Abweichungen; chriſtlichen Sinn, der nach dem Balken im eigenen Auge ſucht, haben ſie längſt keinen mehr, ja ſie haben gar keinen Gott mehr, ſie haben

nichts als den feindseligen Geist, der Feind ist allem außer sich selbst, der am Verderben und Zerstören seine Lust und seine Freude hat. Diese Menschen sind niemands Freund, aber am gefährlichsten denn doch ihren jungen Handwerksgenossen; sie wären auch die gefährlichsten Feinde jeder bestehenden Ordnung, wenn nicht ein gewisses Phlegma sich ihrer bemächtigt hätte, sie hetzen wohl, aber das Gefährliche meiden die Meisten von ihnen. So elend ihr Leben ist, so lieb sind ihnen ihre schlechten Gewohnheiten. Junge Wandergesellen sind ihnen aber, was den Spinnen die Fliegen sind, welche sich fangen in ihren Netzen.

Solch verwitterte gelbgerunzelte Gesichter, manchmal auch bärtig, mit den scharfen Blicken, den kurzen Worten, den sichern Bewegungen im Handwerke machen allweg Eindruck auf die junge Mannschaft, es ist fast der Eindruck, welchen Napoleons alte Garde auf die Rekruten machte, mit dem Unterschiede jedoch, daß die alten Gardisten sich geschämt hätten, die jungen Rekruten auszubeuten, wie viele alte Gesellen die jungen ausbeuten. Wie aber auch die alte Garde sich betrachtete als den Mittelpunkt der Welt, welchem Gott zum Frühstück und Imbiß Königreiche, zu den Hauptmahlzeiten aber Kaiserthümer beschieden hatte, so meinen es diese Gesellen auch; dieweil es aber nicht so ist, so sind sie unzufrieden und hetzen und verbittern junge Gemüther, so viel in ihrem Vermögen ist.

Dieß gelingt ihnen nie besser als an unglücklichen Dienstagen, wenn es wüst ist im Kopf und öde im Sack. Da wird es ihnen leicht, die Welt als nichts nutz darzustellen und die Arbeit als einen Fluch, der auf ihnen liege, den sie abzuschütteln, auf andere Achseln zu rütteln hätten. Daß Gott die Arbeit dem Menschen verordnet hat als Heilmittel seiner sündigen Natur, als Schleifstein seiner Kräfte, den Segen in der Arbeit erkennen diese Menschen nicht mehr, dieweil sie Gott nicht mehr erkennen und an eine sündige Natur, welche der Heilung bedarf, nicht mehr glauben. Sie sind die Gesunden

im Geiste, die arm sind im Fleisch und einen Messias möchten für das Fleisch, einen der die Arbeit abschaffete und Wein und Fleisch und sonstige Dinge, nach was den Menschen gelüstet, gratis herbeischaffte. Diesen Messias für das Fleisch, welcher nie kommen wird, welchen dennoch die Juden noch dato erwarten vom Himmel, den erwarten unsere Gesellen aber nicht vom Himmel, von dem wissen sie wenig mehr; sie erwarten ihn nicht in einer Person, sie wollen ihn selbst fabriziren in einer Form, und diese Form heißt Revolution, Revolution, nicht bloß eine politische, sondern eine totale: sie wollen abschaffen die zehn Gebote und was auf ihnen beruht und wollen die fünf Sinne, die fünf Könige, die mit Sodom hielten, zur Herrschaft erheben. Sie predigen diesen fleischlichen Messias am eifrigsten bei zerknirschtem Fleische, d. h. am Dienstag Abend bei leerem Sack, müden Gliedern und wüstem Kopfe, wo sie nichts im Glase haben, aber viel Zorn in der Seele, und zwar nicht Zorn gegen den, welcher den Kopf wüst, den Sack leer gemacht, den Zorn gegen sich selbst, sondern den Zorn gegen Alle, welche was im Glase haben und doch nicht wüst im Kopfe sind. Wie andächtig da die armen durstigen Schlucker, die eben nichts zu schlucken haben als diese giftigen Worte, solch' ungottselige Predigten anhören, kann sich niemand denken, als wer die katzenjämmerlichen Gesichter bei den katzenjämmerlichen Dienstagspredigten selbst gesehen hat.

So wird der heitere Jugendsinn ganz verzehrt, an nichts was Gott erschaffen oder die Menschen geschaffen in irgend einer Kunst hat man Freude, die ganze Welt gefällt Einem ja nicht, also auch das Einzelne nicht; durch das Schönste wird man geärgert, weil es ein Anderer besitzt, es einem Andern Freude macht. Es wird verzehrt der Sinn für die Arbeit, der Trieb sich auszubilden, durch die eigene Kunst seine eigenen Verhältnisse umzugestalten, zu Ehre und Ansehen zu gelangen. Man schafft, um wieder Geld zu kriegen zu einem wilden Tag und darauf folgenden Katzenjammer. So ist allerdings das

Leben ein jämmerliches und allenthalben Krieg in den Gemüthern, wenn auch die Waffen der Fürſten ruhn, und Krieg iſt darum in den Gemüthern, weil man den Frieden Gottes daraus verjagt, das Fleiſches Luſt, den thieriſchen Sinn auf den Thron gehoben hat. Nun iſt im Thierreich ein ununterbrochener Vertilgungskrieg. Es beißt der thieriſche Sinn in die Ketten und Gitter, in welche er in chriſtlichen Staaten gebannt iſt, raſſelt ſchrecklich, und ſchrecklich gehts, wenn es dem Thier gelingen ſollte, aus ſeinem Zwinger zu brechen. Das iſt der Sclave, vor dem man erzittern muß, wenn er ſeine Kette bricht..

Die Großmutter eilte mit der Antwort nicht; ſie war nicht der Meinung, daß man einem jungen Burſchen auf den erſten Wink alsbald zu Dienſten ſtehen ſolle. Endlich ſchrieb ſie ihm alſo:

Lieber Jakob!

Daß du geſund nach Baſel gekommen, das hat mich wohl gefreut, und noch mehr hätte es mich gefreut, wenn du nicht gleich um Geld geſchrieben hätteſt. Nun muß ich denken, wenn das Geld nicht geweſen wäre, die Großmutter hätteſt du noch lange mit Briefen in Ruhe gelaſſen. Ich und dein Meiſter haben ſchrecklich gelacht, daß du noch immer der gleiche dumme Junge biſt. Darauf habe ich ſehr weinen müſſen, als ich nachgedacht, wie erſchrecklich es dir bei deiner Dummheit ergehen könne.

Nach Parnis kömmſt du nie, denke daran, ich habe es geſagt, und kämeſt du dahin, ſo müßteſt du gute Augen haben, wenn du den deutſchen Bären finden wollteſt, dummer Junge, der du biſt! Wie du von deinem Meiſter ſchreibſt, gefällt mir ganz und gar nicht, ſo ſchreiben nur nichtsnutzige Geſellen, ein ehrlicher Burſche ehrt den Meiſter, er will auch Meiſter werden und geehrt von den Geſellen. Als ich es las, hätte ich auch faſt weinen müſſen, darauf dachte ich, du ſeieſt ein

dummer Junge, und deine Meinung sei es nicht, du habest es dir nur so angeben lassen. Lässest du dieß aber nicht bleiben, so gehst du mit Haut und Haar zu Grunde. Ist der Meister reich und vornehm, so soll das dich freuen, du dummer Junge, es ist ja auch eine Ehre für dich, bei einem solchen Meister zu arbeiten. Du kannst an ihm alle Tage sehen, was aus einem Meister werden kann, wenn er das Handwerk versteht und ein rechter Mann ist. Mit deiner Kleidung mußt du liederlich umgegangen sein oder hast mir was vorgelogen; laß dir das ein für allemal gesagt sein, du kömmst an die Unrechte. Ein Geselle wie du, der gesund ist und Arbeit hat, der soll nicht um Geld nach Hause schreiben, hast du doch bei zwanzig Gulden von Haus getragen. Du mußt anders thun, sonst kommts nicht gut, ich sage es dir noch einmal. Das hat mich gefreut, daß du noch in die Kirche gehst, das Beten vergiß auch nicht, so lange dich Gott nicht verläßt, können dich deine dummen Streiche, wenn auch ums Leben, doch nicht um die Seele bringen. Doch nimm dich in Acht auch fürs Leben, in der Schweiz soll es hergehen wie beim Thurmbau zu Babel und dazu niemand seines Lebens sicher sein. Wäre es nicht besser, du gingest nach Holland, dort ist der Lohn gut und das Essen auch. Dein alter Meister und die Frau Meisterin lassen dich grüßen, sie haben sehr gelacht über deine Dummheit. Von wegen der Dummheit fällts mir ein, daß ich unsere alte Kuh habe verkaufen müssen, sie konnte nicht mehr fressen und wollte keine Milch mehr geben, jetzt habe ich eine junge, die kann fressen, daß mir die Haare zu Berge stehn, aber Milch giebt sie noch weniger als die alte, ich wollte, ich hätte diese noch.

Deinen Meister lasse ich grüßen und die Frau Meisterin auch, sollen nur ein scharf Auge auf dich haben, unser Herrgott werde es ihnen vergelten, ich kanns nicht. Wäre es näher, so würde ich ihnen eine Gans schicken, war ein ganz besonder gut Jahr für die Gänse, und unsere Frau Amtmännin hat Zwillinge gekriegt, sollen ihr und dem Herrn Amtmann wie

aus den Augen geſchnitten ſein. Nun lebe wohl, lieber Junge, denke daran, daß drei deiner Väter ehrlich heimgekommen und ehrliche Meiſter geworden ſind. Du weißt, ich gehe zu meiſt nach neun Uhr zu Bette und Schlag Fünfe ſtehe ich auf, beide mal bete ich und auch für dich, bete zu gleicher Zeit und auch für mich, dann kömmt Beides zugleich vor des Herrn Ohr, es wird von Boſel und von hier gleich weit ſein dazu. Gott behüte dich und bleibe kein Eſel.

Deine alte Großmutter.

Nachſchrift. Im Brief ſind zehn Gulden, aber mach mir nicht die Schande und ſchreib alleweil wieder um Geld, daß alle Leute ſagen: der dumme Junge käme nicht zehn Stunden weit, wenn ihm die Alte nicht alleweil Geld ſchikken thäte.

Jakob hatte es gemacht, wie ſo Viele es machen, er hatte ſeinen Kameraden vorgeflunkert, was er zu Hauſe wäre und wie er zu Hauſe ſäße. Als Deutſcher konnte er nicht ſagen, daß er dem Fürſten in gerader Linie verwandt ſei, nicht bloß hätte es ihm kein Deutſcher geglaubt, ſondern es fiel ihm wirklich auch nicht ein, aber dem Schulzen war er nahe verwandt, ſeine Großmutter war Baſe von des Schulzen Frauen Großvater, und wenn der Amtmann ins Dorf komme, ſo habe er ſich ſchon manchmal vor ihr Haus geſetzt und einmal ſogar einen guten Schluck Steinkorn mit Kümmel bei der Großmutter getrunken. Seine Großmutter ſei erbärmlich reich, flunkerte er weiter, ſie beſäße einen großen Bauernhof und hätte noch Aktien auf Eiſenbahnen. So ein dummer Bauer habe er aber nicht werden mögen, ein reich Mädchen, das ebenfalls des Schulzen Baſe geweſen, nicht heirathen wollen, wie ſeine Großmutter es im Kopfe gehabt. Darum ſei er zu großem Verdruß der Alten in die Fremde gegangen; wenn die vernehme, wo er ſei, ſo laſſe die anſpannen und ſchicke einen Knecht mit einem ganzen Fuder Thaler und Schinken, komme

vielleicht gar selbst angefahren und bringe ihm einen großen Beutel Geld oder ein Buch voll Banknoten von der Eisenbahn und werde ihn heim holen wollen. Als er lange keine Antwort erhielt, hatte er sich mit allerlei Ausreden geholfen und namentlich damit, es wäre möglich, daß die Großmutter selbst komme oder jemand sende. Als endlich der Brief mit den zehn Gulden kam, da ward er erst schrecklich böse und ließ vor seinen Kameraden zornige Worte über die Großmutter fahren, hintendrein kam ihm in Sinn, was er in Basel über die Großmutter sage, falle auf ihn selbst zurück, er erfand allerlei Ausreden und Entschuldigungen, warum die Großmutter ihm nicht mehr Geld gesandt habe. Bald waren ihre Scheuern verbrannt, bald war ihr die Ernte verhagelt worden, bald hatte sie sehr wohlfeile Aktien eingekauft um all ihr baar Geld. Jakob erfuhr es, wie schwer es hält eine Lüge als Wahrheit behaupten, Aufschneidereien glaubwürdig machen zu wollen. Jemehr er an seinen Erzählungen besserte, desto mehr verrieth er die Unwahrheit, desto mehr wurde er von seinen Kameraden aufgezogen und ausgelacht, und je mehr er ausgelacht wurde, desto größere Anstrengungen machte er, sich wieder in Respekt und Ansehen zu setzen. Mit diesen Anstrengungen geht es aber zumeist wie mit den Anstrengungen, Lüge in Wahrheit zu verwandeln. Respekt und Ansehen müssen von selbst kommen, sie sind der Eindruck, den unsere Person auf andere macht. Nun macht es auf rechte Leute immer schlechten Eindruck, wenn Einer mehr scheinen, mehr gelten will, als er von Natur im Werthe steht. Freilich giebt es Leute, denen der Sinn für Wahrheit abgeht, welche die Lüge lieber glauben als Wahrheit und vor Lügnern und Aufschneidern größere Achtung haben als vor einfachen wahrhaften Menschen und wären es Propheten und Apostel Gottes; das sind aber eben die Menschen, welche nicht aus der Wahrheit sind.

Das weite Basel wird am Sonntag den Menschen oft zu enge und namentlich auch den Gesellen von allen Sorten; es

zieht sie ins Freie. Doch ist es mehr Instinkt und Sitte, welcher sie aus den engen Mauern zieht, als der Sinn für das Schöne, welches außerhalb den Steinen dem Wanderer entgegen tritt. Es giebt allerdings Wanderbursche, welche Augen haben Gottes Herrlichkeit zu schauen, und Herzen sie zu empfinden. Doch die Mehrzahl bilden sie nicht, von ihnen reden wir auch nicht. Die, von denen wir reden, bewunderten den herrlichen Rhein nicht, sie sagten höchstens: es sei verflucht viel Wasser drin, sie wollten, der Bürgermeister von Basel müsse ihn alle Sonntage ausſaufen, dann wollten sie fischen gehen, so kriegten sie alle Montage, wenn sie blau machen thäten, gebackene Fische. Dann entspannen sich wohl bedeutende Streitigkeiten, indem jeder zu Hause die besten Fische haben und die beste Manier wissen wollte sie zuzubereiten. Ja wenn es geschah, daß solche, welche an der zornigen Donau wohnten, und Andere von der breiten Elbe her und Andere vom schönen Strand des Rheines zusammentrafen und sie hatten eben Geld genug, um ihren Streit sattsam mit Wein zu begießen, — ungefähr wie man Kalk mit Wasser begießt, um ihn zu sieden und abzubrennen, — so ward der Streit auch so heiß, als gings ums Vaterland und gings doch nur um gebratene oder gesottene Fische d. h. auf welche Weise sie delicater seien, und er fühlte sich bloß im Blute einiger Köpfe ab. Vom schönen Lande sahen sie nichts, höchstens die Weinberge und vielleicht auch die Rübenäcker. Ueber die Rüben war man gewöhnlich einstimmig, nannte sie ein verflucht Kraut, und unter ihnen lief eine Erzählung um, wie es eigentlich Hagelsteine gewesen, groß wie kleine Kürbisse, mit welchen der Herrgott die dummen Schweizer habe erschlagen wollen, weil sie ihm doch gar zu dumm erschienen. Das habe ein schlauer Pfaff vernommen und alsbald habe er alle Tage dreimal das Vater Unser gebetet, worauf Gott nicht hätte können hageln lassen. Darauf sei Gott zornig geworden, hätte Schwänze an die Hagelsteine gemacht und sie über Nacht in die Aecker fallen

laſſen und hätte geſagt, wenn er die Schweizer nicht verhageln ſolle, ſo wolle er den Hagel doch nicht umſonſt gemacht haben, wolle ihnen denſelben zur Speiſe geben, bis ſie weiſe würden und erkennen, was beſſer ſei, ſich verhageln laſſen oder Rüben eſſen. Aber zu dieſer Erkenntniß ſeien die dummen Schweizer bis zu der Stunde nicht gekommen und thäten Rüben freſſen wie's Vieh.

Des Weines wegen gab es Streit wie bei den Fiſchen. Darin war man einig, daß der hieſige Wein kein Wein ſei für Menſchen, ſondern bloß für die Hunde, und daß es eine heilloſe Ungerechtigkeit ſei, daß ſie ihn trinken müßten, weil ſie einmal trinken wollten und nicht beſſern zu bezahlen vermöchten. Wenn ſie dann aber von dem zu Haus zu reden begannen, dann begann auch der Krieg, wenn auch nicht um eine Idee, ſo doch um die Meinung, welche jeder von dem Weine zu Hauſe hatte, und Hitze und Dauer des Krieges hing wiederum nicht von der Würde des Gegenſtandes ab, ſondern von dem Quantum Oel, welches ins Feuer gegoſſen wurde. Ja wenn ſie auch nach St. Jakob kamen, ſo gedachten ſie nicht des vergoſſenen Heldenblutes und der Helden, welche da unten ruhten, ſondern ſchimpften bloß über das ſaure dünne Schweizerblut, welches noch dazu ſo hundemäßig theuer ſei. Bei St. Jakob, eine halbe Stunde von Baſel, ſchlugen ſich nämlich im Jahr **1444** fünfzehnhundert Schweizer mit einem Heere von dreißigtauſend Mann angeführt vom Kronprinzen von Frankreich. Zweimal ſiegten die Schweizer, als ſie aber den Feind über die Birs, welche ſteile Ufer hat, tollkühn verfolgten, wurden ſie getrennt durch grobes Geſchütz und ſchwere Reiterei. Bis an dreizehn fielen alle, ſtarben als Helden, achttauſend Feinde lagen rundum erſchlagen. An den Hügeln, welche wie Kränze um ihre Gräber liegen, wächſt ein leichter Rothwein, allbekannt unter den Namen Schweizerblut. Dieſes Schweizerblut tranken ſie, ſchimpften darüber, aber woher der

Name komme, das wußte ſelten Einer, darum kümmerten die Meiſten ſich nicht.

An einem Sommerſonntag Nachmittag hatten Einige ihre Sonntagsſtiefeln angezogen, waren zur Stadt hinausgewandert, dem Birsfelde zu. Dort vernahmen ſie, daß Viele nach Muttenz gewandert, wo großer Tanz ſei und allerlei ſonſt. Nachdem ſie den Staub etwas hinuntergewaſchen, ſtürzten ſie ſich aufs neue in den Staub und ſteuerten Muttenz zu, welches lieblich liegt am Auslauf des Jura und ein großes reiches Dorf iſt in Baſelland. Dort war allerdings Muſik und Tanz, viele Leute füllten die Gaſſen und voll waren die Wirthshäuſer, die großen Tanzſääle zitterten von Jubel und Stampfen der Tanzenden, vom Wehgeſchrei der Clarinetten, das markdurchſchneidend durch Fugen und Fenſter drang. Wie ehedem, wenn Napoleons alte Garde in der Schlacht erſchien, jeder Gardiſt von dem Bewußtſein getragen ward, aller Augen ruhen auf ihnen und bei Freund und Feind werde es heißen: ſie kömmt, ſie kömmt die alte Garde, faſt ſo zogen unſere Freunde in Muttenz ein, im langſamen Schritt und mit Bedacht, daß lange man nicht wußte, wollten ſie in den „Schlüſſel“ ſich ſetzen oder in die „Sonne.“ Kaum ſo lange zögerten die alten wilden Eidgenoſſen am Rande der Birs, ehe ſie die ſteilen Wände hinab ſich ſtürzten auf den zwanzigfach überlegenen Feind. Freilich wußten unſere Burſche auch, daß ſie nicht unter lauter Freunden ſich befanden, daß blutige Köpfe in Muttenz nicht ſelten ſind, dieweilen die Bewohner kein geduldig Völklein ſind, welche willig und zahm ſich von Fremden in Schatten ſtellen, in die Winkel drängen laſſen. Es iſt klaſſiſch kriegeriſcher Boden um Muttenz, denn wie gegen Oſten St. Jakob liegt, ſo gegen Weſten Dornach, wo an heißem Sommertage bei Schlaf und Bad die Oeſtreicher von den Eidgenoſſen überfallen wurden, bei großer Ueberzahl ſich derſelben jedoch erwehret hätten, hätte ein eidgenöſſiſcher Zuzug ſie nicht erſchreckt und in wilde Flucht getrieben, auf welcher manch

österreichischer Reiter durch die Gassen von Muttenz gesprengt, manch anderer auf den weiten Feldern begraben sein mag neben den wilden Franzosen, welche ein halb Jahrhundert früher auf wilder Flucht von Pratteln her über Muttenz über die Birs bis St. Jakob geflohen waren. Die Schatten der wilden Reiter sieht man nicht umgehen in dunkler Nacht, aber an hellen Tagen, wann heiß die Sonne brennt, Staubwolken wirbeln durch die Luft, da hört man noch oft durch Muttenz lange Gassen ein wild Geschrei, Schlachtgetöse, doch donnern nicht Kanonen, sprengen nicht Reiter, aber wild steigt Geschrei und Staub gen Himmel, und hier und da sieht man einen laufen gegen Pratteln oder der Stadt zu. Wer sich näher wagte, würde sehen, wie wilde Gesellen, kriegerische Baslerlandschäftler, sich die blauen Jacken ausklopfen, im Staube sich wälzen, im Kleinen wiederholen, was die Alten im Großen gethan.

Unser Jakob war in heldenmäßiger Laune, er hatte das beste Hemd an, rauchte Cigarren und fühlte zwei Guldenstücke von der Großmutter Geld in der Tasche, brannte am ganzen Leibe anzubeißen mit der ganzen Welt, damit die Welt erfahre, welch Kerl der Jakob sei. Bei solchen Anlagen ist in der Welt wohl nichts leichter als Streit zu kriegen, absonderlich in Muttenz — eine baslerische Helena ward der unschuldige Zankapfel. Jakob wollte den Paris spielen, sie ihrem inländischen Liebhaber verlocken; die Schöne that zweideutig, dachte wahrscheinlich, wenn sie heute dem Gesellen sein Geld vertanzen und vertrinken helfe, so schade das ihrem inländischen Schatze nicht nur nichts, sondern er habe auch Nutzen davon, nämlich am Montag noch Geld in der Tasche. Der verstund das Ding aber nicht, schätzte wahrscheinlich den Schaden anders, und bald entbrannte der Krieg, der rasch zum allgemeinen wurde, [illegible]ch nicht zehn Jahre dauerte wie der trojanische. Es ging wild her, gewaltig wehrten sich die Fremden, aber auf eigenem Boden standen die Heimischen, kannten Stein- und

Scheiterhaufen, die nächsten Wege dazu und sonst jede Gelegenheit. Aus dem Felde geschlagen wurden die Fremden, es gab eine harte Retirade, verloren giengen freilich weder Kanonen noch Kriegskassen, wohl aber Hüte und Tabakspfeifen, doch gelang es ihnen ihre Verwundeten mitzuschleppen, unter diesen auch Jakob. Als Urheber des Streites war er ehrlich im Vorstreit gestanden, hatte nicht die Arrieregarde verstärkt, wie es sehr oft solche thun, welche hetzen können, aber nicht streiten dürfen. Er hatte seinen Nebenbuhler zu Boden geschlagen, wollte ihn ferner dreschen, da schoß ihm seine Schöne mit langen Nägeln in's Gesicht, einer wüthenden Henne gleich, und während er mit Manier seine Augen vor den Klauen zu sichern suchte, ward ein Stuhlbein auf seinem Kopf zerschlagen, ein geworfenes Scheit traf ihn in den Nacken, er brach in die Knie und dunkel ward es ihm vor den Augen. Doch wie gesagt die Freunde verließen sich nicht, schleiften die Verwundeten mit sich wie sie konnten und mochten und kriegten darob noch manch harten Schlag, und manchem ward der Tag immer so heiß, wenn er auch in keiner eisernen Rüstung stack, als er manchem Oestreicher bei Dornach geworden war. Auf dem Birsfelde sammelte man sich, mitleidige Hände wuschen die Verwundeten, während andere für den Durst der Gesunden sorgten, der so ungeheuer war, daß es ihnen wirklich vorkam, wenn der Rhein Wein wäre und sie Bürgermeister von Basel, so wollten sie nicht absetzen bis sie fertig mit dem Rheine wären.

So geschah es denn, daß, als sie endlich aufbrachen, der klügste Professor der Mathematik nicht heraus gebracht hätte, welches die Verwundeten und welches die Gesunden seien, denn in krummen Linien marschirte jedes Bein und wer einen Augenblick grad auf stand, schoß im nächsten Augenblick mit vorgestrecktem Kopfe vorwärts oder taumelte zur Seite. Bloß der Unterschied fand statt, daß die Einen, nachdem sie einige Schritte vorwärts geschossen, sich durch innere eigene Kraft aufhielten und wieder gradauf sich stellten, während die Andern dahin

fuhren, bis entweder ein Kamerad oder ein Baum oder der Boden selbst ihrem entschiedenen Fortschritt, Fortschuß oder Fortflug ins Unendliche ein Ende machte.

Am folgenden Morgen freilich war der Unterschied schon ein dreifacher: die, welche noch Geld oder Kredit hatten, machten blau, die, welchen beides fehlte, schlichen sich an die Arbeit, Einige vermochten weder das Eine noch das Andere, sie mußten im Bette bleiben. Unter diesen war Jakob, der am ganzen Leibe wie zerschlagen war und zerkratzt im Gesichte, als ob man ihn durch eine Dornhecke gezogen hätte. Am zweiten Tage brachten die Kameraden ihm die Nachricht heim, wie der Herr Rathsherr nach ihm gefragt, zornig ausgesehen und harte Worte über Liederlichkeit, schlechte Aufführung und Fortjagen habe fallen lassen. Es versteht sich von selbst, daß jeder sagte, solche Zurechtweisungen vom Meister würde er nicht dulden, er würde sagen: mit Gunst, Meister, die Welt ist groß und der Meister giebt es viele. Man sei nicht mehr auf der Welt, um sich chicaniren und cujoniren zu lassen. Der Jakob sei ein rechter Kerl, der werde dem Meister schon aufläuten, wie es ziemlich sei.

Bekanntlich ist seit Eva her das Menschenkind für nichts empfänglicher als für solche Reden. Am Donnerstag konnte Jakob seine Glieder wieder ordentlich brauchen, doch sein Gesicht sah noch nicht ursprünglich aus, er ging daher zur Arbeit, aber mit trotzigem Sinn und harrte des Meisters fast wie eine Katze, welche einen Hund gegen sich kommen sieht. Zur gewohnten Stunde erschien derselbe, sah nach der Arbeit, trat endlich auf Jakob zu und frug, warum er mehrere Tage ausgeblieben. Jakob antwortete kurz, er sei krank gewesen. Was er mit seinem Gesichte angefangen habe, daß es so schmählich aussehe, frug der Meister weiter. Er sei umgefallen, antwortete Jakob, hatte aber schon auf der Zunge zu sagen, sein Gesicht gehe den Meister nichts an. Er solle sich hüten, sagte der Meister, daß er ihm nicht mehr so umfalle, er könne Ge-

ſellen nicht brauchen, welche die halbe Woche an den Folgen des Sonntags im Bette lägen. Da meinte Jakob, es werde wohl niemand was angehen, wenn er wieder ſo umfallen wolle, es ſei halt ſein Geſicht. Dawider hätte er nichts, ſagte der Meiſter, aber ſein ſei die Werkſtätte, und von Stund an wolle er dieſes Geſicht nicht mehr in der Werkſtätte ſehen.

Viertes Kapitel.

Jakob bricht mit Baſel und wandert auf Zürich.

Jakob ließ ſich dies auch nicht zwei Mal ſagen und der Bruch mit dem Meiſter war fertig. Was nun aber Jakob für ein ungeheuer Bewußtſein in ſeiner Bruſt trug! Geſagt hatte er es dem Rathsherrn von Baſel, dem verfluchten Kerl, geſagt hatte er es ihm! Es war ihm, als hätte er der ganzen Stadt Baſel den Krieg angekündigt, den Fehdehandſchuh vorgeworfen mitten in dem eigenen Lager. Kühner konnte es den Geſandten Karls des Kühnen nicht zu Muthe geweſen ſein, als ſie dem König Ludwig von Frankreich auf ſeinem Schloſſe ihre Handſchuhe vor die Füße geworfen, als es Jakob war, da er die Werkſtätte verließ. Trotzig ging er dem Kofthauſe zu mit heimlich geballten Fäuſten, denn er erwartete alsbald einen Angriff entweder von der Werkſtätte aus oder von den Garniſönlern, welche als Rathsherr der Meiſter gegen ihn aufgeboten haben könnte. Er war ganz verwundert, als er ſicher an die Thürſchwelle gelangte, ohne daß ein Menſch ihm nachſetzte, ohne daß die Bürgerſchaft zuſammenſtand und Anſtalten machte die Buden zu ſchließen. Als er drinnen war in der Stube, forderte er raſch einen Scheppen Gränzacher Vierunddreißiger, legte die geballten Fäuſte neben den Scheppen und ließ ſichs herrlich ſchmecken. Wir wetten, dem braven Schweppermann ſeine zwei Eier ſchmeckten ihm nicht beſſer als Jakob

sein Schoppen Gränzacher Vierunddreißiger. Begreiflich interessirten sich die Kostgeber um den Vorfall, und Jakob erzählte immer wieder von vornen, wie er es dem verfluchten Kerl, dem Rathsherrn, gesagt habe. Zuweilen näherte er sich vorsichtig den Fenstern und sah nach, ob die Garnisönler etwa anrückten, die Bürgerschaft sich nicht sammle. Als alles stille blieb bis um Mittag, wurde er ungeheuer kühn, warten mochte er kaum, bis die Gesellen herbei zum Essen kamen, um zu hören, wie's seither in der Werkstätte gegangen, was der Meister gesagt und was sie gesagt. Als sie kamen, sagten sie dem guten Jakob nicht, daß der Meister hinter Jakob drein ein derb allgemein Kapitel gelesen, sie alle in stiller Demuth es angehört hätten, sie rühmten gewaltig Jakobs Heldenmuth und schilderten des Rathsherrn lang Gesicht, das immer länger geworden, je länger er Jakobs Rücken angesehen. Jakob schwoll das Herz, er meinte, es wäre jetzt der Zeitpunkt auch einen blauen Donnerstag einzuführen. Aber der Gedanke fand einstweilen nicht Anklang, er wurde stillschweigend beseitigt, und zur gesetzlichen Stunde strichen sich Alle ohne Ausnahme, selbst die verwittertsten Gesichter an die Arbeit. Verächtlich sah Jakob ihnen nach und begann zu sinnen, ob es nicht passend wäre und ungeheueren Eindruck machen thäte, wenn er sich öffentlich zeigen würde, etwa auf der Rheinbrücke oder auf dem Münsterplatze oder sonst wo.

Jakob war ein ganzer Kerl, hatte sich ja am Sonntag zwischen St. Jakob und Dornach geschlagen, er wagte es dem Rathsherrn von Basel, den er ungeheuer verachtete, von dem er jedoch eine curiose innerliche Ansicht hatte und dazu gehörigen Respekt, wobei es ihm immer vorkam, als sei so ein Rathsherr wenn auch nicht ein ganzer, so doch ein Stück von einem Fürst, Trotz und Hohn zu bieten. Er wusch die Hände, steckte eine Cigarre ins Gesicht und rückte aus der Gaststube vor bis unter die Hausthüre, stellte sich nach und nach mitten unter dieselbe und sah ungeheuer kühn in die Stadt hinein. Es

war alles ruhig, er hörte weder trommeln noch trompeten, ja es ſchien ihm, als dürfte ihn niemand anſehen, die Vornehmſten am allerwenigſten, ſie ſchoſſen vorbei, ſahen ſich gar nicht nach ihm um. Es kam Jakob vor, als dankten ſie allemal Gott, wenn ſie an ihm vorbei wären und das Leben noch hätten. Jakob ward noch kühner, er rückte ganz vors Haus, allgemach ins Herz der Stadt hinein, in die freie Straße, den Stolz Baſels, der Eiſengaſſe zu und zuletzt ſtand er mitten auf der Rheinbrücke. Alles war ſtill geblieben, kein Basler mukſte, jeder ſchien froh, wenn Jakob ihm nichts that, die ganze Stadt ſchien ihm in ſtiller Angſt, die man ſich jedoch nicht gerne anſehen ließ, ſie verbarg ſo gut man konnte. Ja um das Maaß voll zu machen, als er ſo mit unterſtellten Armen auf der Rheinbrücke ſtand und bei ſich dachte: He ihr dunders Basler, wo ſeid ihr denn, da ging der Rathsherr, ſein alter Meiſter, vorüber, ſo eilig er konnte, und mit keinem Blick ſah er den Jakob an, der ſo kühn ſtand zu Baſel mitten auf der Rheinbrücke. Jetzt war Jakob nicht mehr zu helfen, alſo auch der Rathsherr ſelbſt, der durfte ihm nichts ſagen, und hatte er ihm doch geſagt, er könne fallen, auf was er wolle, er, der Jakob, hatte ihm das geſagt! So alſo ſtand es, mitten in Baſel drin durfte niemand ihm nichts ſagen und kein Menſch that ihn anſehen. Na das war zu viel. Jakob nahm die Rheinbrücke in Beſitz, ſchritt vollends hinüber, niemand machte ihm was ſtreitig, in Kleinbaſel ſetzte er ſich feſt, dann trank er ſich feſt und zuletzt lag er feſt und zwar unterm Tiſch. Dieß irrte ihn jedoch nicht in ſeinem Bewußtſein, hatte er es ihm doch geſagt, und der hatte ihm nichts wieder geſagt.

Den folgenden Tag trug er ſein kühnes Bewußtſein in der ganzen Stadt und in allen ihm bekannten Kneipen herum. Na, dem hab ichs geſagt, nicht wahr? war gewöhnlich ſeine Anſprache, wenn der Wirth oder das Mädchen den verlangten Trunk brachten. Gewöhnlich wußten dieſe von allem nichts und mußten ſagen: weiß nichts, hab nichts gehört. Das machte

dann Jakob ſchrecklich böſe, daß ſie nichts davon gehört, er ermangelte nicht es des Breitern zu erzählen und ſchließlich zu bemerken, wie man ſchrecklich wild darüber ſei, ſie ſeien die ganze Nacht zuſammen geſeſſen. Aber er fürchte ſich nicht, potz Blitz und Granaten, er, Jakob, fürchte die ganze Stadt nicht, ſie ſollen nur ausrücken laſſen, potz Dunder, und dabei ſchlug er mit ſeinen tüchtigen Fäuſten auf den Tiſch, daß die Gläſer hoch aufſprangen. Er arbeitete ſich in einen Muth hinein, der unglaublich ſcheint. Da die Stadt Baſel nicht mit ihm anbinden wollte, ſo hätte er gerne mit ihr angebunden, es drängte ihn zum Angriff, zur Offenſive. Doch umſonſt rührte er an den Verſammlungsörtern ſeiner Kameraden die Trommel, er war halt weder Wallenſtein noch der große Friedrich, Armee wollte keine ihm zulaufen, er brachte bloß einige Jüngere zur Unzufriedenheit, zum Weltſchmerz, daß ſie unverſchämt gegen ihre Tyrannen d. h. gegen ihre Meiſter wurden und ihre Entlaſſung kriegten. Aber aufmarſchiren mit ihm wollte niemand, er beſchloß daher mit den andern Unzufriedenen am nächſten Montag auszuziehen, weiter in die Schweiz hinein. Durch die Reiſe wäre ihm beinahe ein Strich gezogen worden, wobei jedoch ſein ſehnlichſter Wunſch, mit der Stadt Baſel anzubinden, in Erfüllung gegangen wäre. Sie machten am Sonntag Abend einen ſo abſcheulichen Skandal und Jakob führte ſich ſo kühn auf, daß die Polizei Luſt zeigte, ſie zu verſorgen, wahrſcheinlich in den Lehnhof, wodurch Jakob das Glück gehabt hätte, eine ſehr berühmte Perſon zu werden. Einigen, welche keine Luſt zu Händeln und zum Lehnhof hatten, gelang es, die kampfbereiten Mächte auseinander zu bringen und die Hülfsbedürftigen zu Bette. Am folgenden Morgen war alſo Auszug auf übliche Weiſe, aber ein ſtattlicher unter gewaltigem Lärm und Kneipen. Weit wagte ſich ein Theil des Geleites über das Birsfeld hinaus bis zum Rothenhauſe, wo die Schweizer jetzt ihr Salz graben, nachdem Hunderte von Jahren hindurch die Schwaben und die Franzoſen ihnen ihre Suppe

gesalzen hatten. Jakob hatte trotz allem Kneipen ebenfalls ein stark gesalzenes Gemüthe, viel Basler Salz darin, denn gar bitter schimpfte er über die Stadt: Wart du nur, bis ich wieder komm! sagte er mehr als hundert Mal.

Sie hatten ausgemacht nach Zürich zu gehen, in kleinen Nestern, bei den dummen Bauern namentlich wollten sie sich nicht aufhalten. Da finde man ja nichts als Langeweile und Kartoffeln und für jede Arbeit sei es schade, welche man für so gemeines Volk machen müsse, meinten sie. Sie hatten ungeheuer viel Gesinnung, sie verachteten das gemeine Volk gründlich. Sie wanderten tüchtig angetrunken und flotten Muthes Rheinfelden zu durch den alten hochberühmten Grund, wo zu der Römer Zeiten die berühmte Stadt Augst (Augusta Rauracorum) gestanden. Es war ein duftiger schöner Abend, die Sonne spiegelte noch einmal ihr freundlich Angesicht im klaren Rheine, ehe sie zur Ruhe ging. Darauf erhob sich der Mond groß und klar, seine Strahlen verklärten den Rhein, er schien eine silberne Fluth, welche dem Himmel entströmte. Diese Strahlen riefen Nebelwolken aus den Gründen, welche leicht und leise über die Egolz (ein kleiner Fluß, der in den Rhein fließt) schwebten, an den Rändern der Hügel sich erhoben, an deren Spitzen sie sich verloren. Waren es die Schatten der alten Rauracer, welche die untergegangene Pracht ihrer Stadt beweinten, waren es die Schatten wilder Allemannen, welche auf dem Schutte der Stadt ihren Zorn und wilde Wuth, an welcher die Stadt untergegangen, büßen mußten? Doch nach so was frugen unsere Reisenden nicht, sie dachten weder an die Allemannen, noch kümmerten sie sich um den Mond. Jakob erzählte wie er es dem Rathsherrn, dem Kerl, gesagt, die Andern hatten auch was gesagt, und als jeder wiederholt gesagt hatte, was er gesagt hatte, verlief sich ihr Gespräch in ein Hadern mit Gott und ein Schimpfen über die bestehenden Zustände und die himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß Einige hart schaffen müßten, schlecht essen und am Ende noch von

einem Orte zum andern zu Fuße gehn mit einem ſchweren Felleiſen auf dem Rücken, während Andere nichts thäten als ſchlemmen und praſſen und ſchließlich noch in Kutſchen fahren, wenn ſie zehn Schritte weit wollten.

Die guten Burſche dachten nicht daran, daß das Gut der meiſten Reichen durch hartes Schaffen bei ſpärlichem Eſſen erworben worden, daß eben das die gerechte Ordnung Gottes ſei, daß, was Einer erworben, er behalten dürfe, ſeinen Kindern hinterlaſſen könne, ſo daß alſo, wenn ſie hart ſchafften und ſparſam lebten, auch ihre Kinder oder Kindeskinder gut eſſen und in der Kutſche fahren könnten, wenn es ihnen beliebe. Dieſes Entbehren auf die Zukunft hinaus, dieſes Tüchtigſein in der Gegenwart, damit man ſich ein Haus erbaue in der Zukunft, daß man eines habe, wenn dieſe arme Hütte bricht, iſt wohlweiſe Ordnung Gottes. Das Hadern mit dieſer Ordnung, das Verzehren der Gegenwart in ſinnlichen Genüſſen iſt aller Gottloſigkeit Anfang, betreffe es nun Reich oder Arm, und das Anſchwellen der Gottloſigkeit iſt aller bürgerlichen Ordnung Auflöſung, iſt der Barbarei Anfang.

In Rheinfelden waren ſie über Nacht geblieben. Als ſie am folgenden Morgen ihre Zeche bezahlten und jeder ſeinen Beitrag dazu lieferte, fand es ſich, daß ihre Baarſchaft eben nicht glänzend beſtellt war. Bei raſchem Wandern und ſpärlichem Leben hätte ſie dürftig ausgereicht bis Zürich; das war aber nicht der jungen Burſche Sinn. Sie beſchloſſen ſo gleichſam aus Uebermuth und im Spaß zu fechten, zu probiren wie das gehe, ſie wollten es treiben aus Kurzweil auf dem Wege und weil den dummen Bauern und den verfluchten Kerls, welche in Chaiſen führen, ihr Recht geſchehe, wenn man ihnen was von ihrem Ueberfluſſe abzapfe.

Geſagt, Gethan! Sie begannen es zu treiben, der Jüngſte unter ihnen mußte den Anfang machen; ſie begannen zuerſt mit den Begegnenden. Es war Einer unter ihnen, welcher ein geübtes Auge hatte und Fußgänger und Fahrende, welche in

den Sack griffen, ſo ziemlich zu unterſcheiden wußte. Fremde mit breiten und tiefen Kutſchen, zumeiſt Engländer oder Ruſſen, wurden nie angeſprochen, ebenſowenig diejenigen, welche man an der Geſtaltung des Fuhrwerks als Handelsreiſende erkannte, dagegen alle Fuhrwerke, in welchen Damen waren, Paſtoren, überhaupt Einheimiſche, welche behaglich ſaßen und nicht zu raſch fuhren, dann auch gut gekleidete Spaziergänger oder wenigſtens ſolche, denen man anſah, daß nicht die Noth zum zu Fuße gehen ſie zwang. Man ſprach auch die Poſt an, wenn ſie gerade Berg auf fuhr, war doch leicht möglich, daß in ihr ein mitleidig Herz ſaß, und gab einmal eine Hand, ſo öffnete ſich leicht eine zweite und dritte, entweder weil das Mitleid anſteckte oder weil ſpießbürgerlich gefürchtet ward, durch Nichtgeben erniedrige man ſich ſelbſt.

Nachher klopfte man auch bei Häuſern an, deren Aeußeres etwas Herrſchaftliches hatte, nach und nach auch an beſſere Bauernhäuſer, um welche herum nichts von Polizei zu merken war. Man that es, theils um an den Abfertigungen ſich zu ergötzen, und manchmal kriegte man auch etwas, ſelbſt hier und da eine kleine Münze, manchmal Brod. Dieſes diente anfänglich zu allerlei erbaulichen Betrachtungen über das Hundeleben derer, welche ſolches Brod freſſen müſſen, denn Bauernbrod iſt zumeiſt hart und ſchwarz; hatte man ſich ſattſam in ſolchen Erbauungen ergangen, ſo warf man es weg. Bald jedoch erfuhren ſie, daß man es verkaufen könne oder tauſchen an Schnaps, namentlich da, wo zuweilen Reiſende ihre Pferde mit Brod füttern laſſen. Das Ding war wirklich kurzweilig. Kam jemand von ferne, ſo ging das Spekuliren los, ob da wohl was zu zapfen ſei. Sah man ein Haus von ferne, ſo ward Einer abgeordnet. War die Anſprache geſchehen, ſo wurde Bericht abgeſtattet, entweder die Gabe verhandelt oder der, welcher ſie gegeben hatte. War die Zeit da, wo Mittag gehalten werden ſollte oder das Nachtlager, ſo ſetzte man ſich unter einen Baum, unterſuchte die Kaſſe und rieth ab, was

sie ertragen möge, und je nachdem man sie erfanden, marschirte man rasch und voll kühner Erwartungen oder aber langsamer und mit mißmuthigen Schritten in den Ort. Man bestellte, was man genießen wollte, frug nach den Handwerkern, nicht um Arbeit zu suchen, sondern um eine Gabe sich zu erbetteln, und wurde dem Einen oder dem Andern Arbeit angeboten, so hieß es, er sei verschrieben oder durch einen Kameraden bestellt und müsse den und den Tag in Zürich eintreffen. So ward ihnen bei guter Jahreszeit das Wandern ein Kurzweil, eine wohlfeile Schweizerreise, welche die Schweizer selbst bezahlten. Sie kamen über den Bötzberg, aber von der großen Schlacht, in welcher die Helvetier von den Römern so gewaltig geschlagen wurden, wußten sie begreiflich nichts. In Brugg standen sie lange auf der Brücke und sahen dem Zorn der Aare zu, welche ihr reiches Wasser durch die engen Felsen drängen muß, wobei sie grimmige Gesichter zieht, wilde Wirbel und schäumende Wellen wirft und ein donnernd Brummen von sich giebt.

Am berühmten Königsfelden, welches Kaiser Albrechts Wittwe und Kinder auf der Stelle gegründet hatten, auf welcher der Kaiser erschlagen worden war, zogen sie vorüber, sahen da nach nichts als nach einer Gabe sich um und kamen nach Baden. Baden ist einer der berühmten Kurorte, wo alljährlich Tausende ihre Gesundheit suchen, viele Hunderte sie finden. Darin ist er allen Kurorten gleich, daß Viele wegziehen, ohne gefunden zu haben was sie suchten, aber darin unterscheidet er sich löblich von vielen andern, daß niemand da verliert, woran er nicht gedacht, sein ganzes Vermögen an betrügerische Spielerbanden. Schöne Anerbieten zu Errichtung solch räuberischer Höhlen hat die löbliche Stadt löblich zurückgewiesen. Durch den engen Kessel, wo die Bäder stehen, schäumt die Limmat, rundum erheben sich freundliche Rebhügel, und ernst starrt von der Höhe die Ruine, der Stein von Baden, ins fröhliche Getümmel. Unsere Bursche, nachdem sie im Städt-

then oben ihre Ränzel abgelegt hatten, trieben sich auf den schönen Promenaden gegen die Bäder hinunter etwas herum, hielten es aber nicht lange aus unter den schönen Herren und Damen, welche auf- und niederwogten. Ob sie eigentlich bloß neidisch wurden oder zornig oder vielleicht sich schämten, wir wissen es nicht, wir hörten bloß, daß sie weidlich schimpften über das vornehme, hochmüthige Gesindel, welches thäte, als sei es vom Herrgott apart erschaffen. Sie vertrieben sich den Abend damit auszurechnen, wie viel Handwerksbursche mit dem Gelde, welches hier verthan werde, als wie Majestäten leben könnten, auszukalkuliren, daß, wenn die Herren und Damen schaffen thäten und gehörig lebten, sie gar nicht hieher zu kommen brauchten. Erstlich irrten sich die guten Bursche, daß Alle, welche hierher kommen, durch zu gut Leben krank geworden, zweitens dachten sie nicht daran, daß sie selbst, wenn sie das Geld hätten, und es nur brauchen wollten, um wie Majestäten zu leben, nicht weiser als die [illegible]richten Reichen seien. Warum sollte es unser Herrgott denen nehmen, welche es besaßen und unweisen Kindern es geben? Doch an das dachten die guten Kinder nicht; wenn Kinder denken, so denken sie nicht nach allen Richtungen hin, ihre Gedankenreihe ist eine einfache, was dicht daneben liegt, hören sie nicht, fassen sie nicht. Der Apostel Paulus sagte es schon, daß wer ein Kind sei rede wie ein Kind.

Sie zogen dem alten Zürich zu, der ehrwürdigen Stadt, welche an ihren Kindern noch viel mehr und allerlei erlebt hat, als eine hundertjährige Mutter an ihren Kindern, denn bei tausend Jahren alt wird diese Mutter sein.

Nachdem sie vor dem Thore Toilette gemacht hatten so gut es möglich und die gemeinschaftliche Kasse liquidirt, zogen sie in die Stadt, der bezeichneten Herberge zu.

Fünftes Kapitel.

Jakobs Grimm kriegt Hände und Füße — tritt ins Bewußtsein.

Jakob fand Arbeit, diesmal bei einem kleinern Meister, der seine Gesellen speiste. Der Meister war ein Mann von einigen dreißig Jahren, ein Mußjö, kein Rathsherr, wäre es aber möglicher Weise gerne gewesen, wenigstens war ihm nichts recht, was die Rathsherren machten und er wußte immer zu sagen, wie sie es hätten machen sollen. Die Frau Meisterin war eine Madam, sie wandte mehr Zeit auf die Toilette als auf die Küche, war lieber im Theater als bei der Arbeit, und wenn sie einmal dazu gelangen konnte, daß ihr Mann mit ihr ausfuhr, so hatte ihr Glück kein Ende, und so lange sie fuhren, hatte sie keine böse Laune. Freilich kam diese verstärkt wieder, sobald sie den Fuß auf die Erde setzen mußte. Beide waren Leute der neuen Zeit. Die Arbeit war ihnen lästig, sie schämten sich fast derselben. Sie hatten die Ansicht, der Mensch sei auf Erden, um zu genießen, alles, was ihm am Genießen hindere, sei Uebelstand, der wegzuschaffen, oder Bosheit, welche zu bekämpfen sei, d. h. sie schimpften einfach über die verfluchte Ordnung und die verfluchten Aristokraten und Pfaffen, und zwar blieb auch im Fluchen die Madam hinter dem Mußjö nicht zurück. Sie haßten beide, aber Pfaffen noch mehr als Aristokraten, es war fast, als ob sie die Pfaffen für Kinder des Teufels hielten, welche sie unerwartet ihrem selbstgemachten Himmel entführen und in die Hölle transportiren könnten. Es war wohl nichts Schlechtes, welches sie ihnen nicht nachredeten und kein Ausdruck des Abscheues, welchen sie in Beziehung auf sie nicht gebrauchten. Es versteht sich von selbst, daß sie in keine Kirche gingen, nie beteten bei Tische, keine Bibel im Hause hatten; ob sie was glaubten, wußten sie wahrscheinlich selbst nicht recht und hätten auf eine daherige Frage bald so

bald anders geantwortet, je nachdem jemand gefragt oder je nachdem es ihnen zu Muthe geweſen, jedenfalls hätten ſie ſich gegen alles verwahret, was die verfluchten Pfaffen den Leuten vorplapperten. Indeſſen wären beide im Stande geweſen zu Wahrſagerinnen zu laufen, ja ſelbſt zu Kapuzinern, wenn eine verlaſſene Katze einige Nächte hintereinander unter dem Dache erbärmlich geſeufzt hätte.

Beſſer daheim waren ſie mit dem politiſchen Glaubensbekenntniß. Sie gehörten zu den Radikalen und zwar zu den rechten, in der Wolle gefärbten, hätten beide ohne Beſinnen jedem geantwortet, der ſie um ihre politiſchen Anſichten gefragt hätte. Hätte man ſie ferner gefragt, worin denn ihr Radikalismus beſtehe, ſo hätten ſie im Allgemeinen geantwortet, ſo wie es ſei, könne es nicht bleiben, alles müſſe anders werden, ganz anders, gänzlich anders. Dann wären ſie zu der eben obſchwebenden Tagesfrage übergeſprungen. Der Radikalismus hat es nämlich gerade wie die Jahreszeiten. Wie die Jahreszeiten Erdbeeren hervorbringen, dann Johannisbeeren, Kirſchen, Stachelbeeren, Hagebutten, immer eins nach dem andern zum Vorſchein kommt, ſo hat's auch der Radikalismus: bald iſts um den Dr. Strauß zu thun, bald um Zehnten, bald um Klöſter, bald um Wahlen, bald um Jeſuiten, bald um Gemeinde- oder andere Güter, kurz er hat immer was auf dem Korn, was zur Religion oder zum Eigenthum gehört. Das ſind zwei Dinge, welche ihm ſchrecklich im Wege ſind.

Alſo zu dieſem Schlage gehörten Jakobs Meiſterleute, charmante Leute waren es, er ein gebildeter junger Mann und ſie eine Frau, welche über ihrem Stande ſtand, ſo urtheilte die Welt. Wie kreuzdumm aber die Welt urtheilt, ſieht man aus dieſem Urtheile, denn wer über ſeinem Stande ſteht, der ſchwebt in der Luft, und wer in der Luft ſchwebt, ſehe zu, daß er nicht falle und zwar tief. Die Hauptſache iſt die, daß Einer in ſeinem Stande feſt ſtehe, daß er im Kleinen getreu ſein kann; bleibt er es, ſo giebt ihm allweg Gott den Lohn, ja

möglich ists, daß selbst die Welt ihn in nüchternen Augenblicken anerkennt und über Großes setzt. Und doch wird er nie über seinem Stande stehen, wie hoch er auch das Haupt erhebt, mit den Füßen bleibt er allweg auf festem Boden stehen.

Jakob gefiel sich sehr bei diesem neuen Meister, er war stolz auf ihn und selbst auf die Frau Meisterin. Der Meister sei ein ganz nobler Mann, sagte er, und ungeheuer ästimirt, die vornehmsten Herren kämen zu ihm, redeten mit ihm ganze Stunden lang, ja es seien auch schon Professoren gekommen und hätten mit ihm gesprochen ganz gelehrt, so gelehrt, daß er gar nicht gewußt, was sie reden thäten. Nachmittags gehe er auf das vornehmste Kaffeehaus und manchmal Vormittags schon und bleibe oft ganze halbe Tage dort, wenn was Wichtiges obhanden sei, denn die Herren könnten gar nichts machen, wenn der Meister nicht dabei sei. Es sei aber auch ein Kerl, wie er keinen noch getroffen, der könne es einem sagen, was für eine verfluchte Ordnung auf der Welt sei und wie es ganz conträr kommen müsse. Aber der Meister welle zu rechter Zeit auch noch ein Wort dazu reden, und wenn der einmal dazu rede, so werde es schon kommen, wie es der Herrgott hätte machen sollen.

Es war allerdings des Meisters Weise, viel mit seinen Gesellen über Politik zu sprechen, ihnen zu sagen, wie schlecht es hier gehe von wegen den Aristokraten und Pfaffen, wie er es schon hundertmal gesagt, die müßten runter, besser komme es sonst nicht. Aber es sei hier accurat wie in Deutschland draußen, wenns aufs Reden bloß ankäme, die Sache wäre längstens gemacht. Er führte sie auch an Orte ein, wo ein wenig gesungen, ein wenig gerechnet, ein wenig gelesen und viel geschwatzt wurde und zwar meistens Politik d. h. über die verfluchten Hunde, welche an allem schuld seien. Schon in Basel, sagte Jakob oft, hab ers gedacht, daß es conträr gehe in der Welt, es sei ihm eingefallen, es sei nicht recht, aber so

klar wie hier sei es ihm nicht vorgekommen, ja das sei eine Hundewelt, ein schrecklicher Druck sei da. Worin eigentlich der Druck bestehe und das Hundeleben, das untersuchte man nicht genau, man begnügte sich damit, daß man sich gegenseitig Jammer und Zorn ins Gemüth sprach, bis Alle sich so recht elend fühlten, so recht katzenjämmerlich an Leib und Seele, bis sie wirklich in die seltsame Meinung geriethen, sie deutsche Handwerksgesellen sammt dem übrigen Volke schmachteten hier in schrecklicher Sklaverei und Tyrannei. Es ward ihnen, als müßten sie den Schweizern zeigen, wie sie sich durchaus frei machen müßten von den Aristokraten und Pfaffen (damals wars noch nicht die Jahrszeit für die Jesuiten). Freilich waren es nur dumme Schweizer und noch dümmere Bauern und sie, die Gesellen, hatten guten Lohn und nicht schlechtes Essen, d. h. wenn die Meisterin nicht gerade eine schlechte Magd hatte, Geld, um genug einzukaufen, und Geld, um genug Holz zu kaufen, was in Zürich freilich sehr theuer war, aber sehr wohlfeil sein könnte, wenn die verdammten Aristokraten und Pfaffen nicht wären, aber sie hielten dafür, sie seien berufen, die verfluchte Sklaverei und Tyrannei allenthalben abzuschaffen, es war ihnen nur wegen dieser und um weiter nichts. Die Polizei molestirte sie freilich wenig, das Bier war ziemlich gut, von der Regierung merkten sie gar nichts, Steuern zahlten sie keine, aber es war doch ein Elend und namentlich war um den Zürich-See noch verflucht saurer Wein, welcher ganz anders sein könnte, wenn die Pfaffen sich die Mühe nehmen wollten, das Volk über die Veredlung des Weinbaues aufzuklären und wie man in jedem Klima die besten Weinsorten in bester Qualität pflanzen könne. Himmelsackerment, sagten sie alle Abend, die Schweizer könnten ein gut Leben haben, wenn sie nicht so dumme Kühe wären! Nun komme es den Schweizern kommod, daß sie deutsche Bursche da seien, sie wollten es ihnen zeigen, wie man es anfangen müsse, um der greulichen Herrschaft los

zu werden. So schwadronirten sie nach dem von den Vorsängern angeschlagenen Tone.

Mit der Frau Meisterin war Jakob weniger zufrieden als mit dem Meister, obgleich er anfänglich große Freude an ihr hatte, weil sie mit ihnen aß, während sie doch ins Theater ging und der Mann aufs Kaffee; die hochmüthige Baslerin sei nirgends hingegangen als in die Kirche, wo ja alle Leute gehen könnten, wenn sie auch keinen Pfennig hätten, und doch habe sie nie ein Wort mit ihm gesprochen, und ihr Mann, der Meister, gehe aufs Kaffeehaus, welches erst im vergangenen Jahre neu gebaut worden, ganz neu, mit schönen Tapeten und großen Spiegeln. Da gingen die großen Gelehrten hin, die Radikalen, das sei was ganz anders als so ein alt Rathhaus, wohin nur ganz simple Bürger gingen, so alte verfluchte Zöpfe mit langen Stöcken oben mit Silber beschlagen oder gar mit Gold, so räsonirte Jakob. Indessen war die Zufriedenheit mit der Frau Meisterin nicht eine beständige, sie war veränderlich, ungefähr wie der Frau Meisterin Laune. Mit dem Reden ist's nicht gethan, sintemalen man mit einem Menschen manierlich und unmanierlich reden kann. Mit einem neuen Gesellen war sie zumeist freundlich, oder es mußte das Wetter gar zu schlecht sein, sie machte Ansprüche auf Liebenswürdigkeit und war eine gute Patriotin, wollte dem Fremdling eine gute Meinung beibringen von ihrem Vaterland und dessen Aufklärung im Allgemeinen und vom schönen Geschlechte desselben im Besondern. Wenn sie dem neuen Gesellen dieses einige Tage gezeigt hatte, dann hielt sie dafür, er solle davon überzeugt sein und bleiben, einen festen unumstößlichen Glauben haben. Sah sie diesen Glauben wanken, dann wehe dem Ungläubigen. Man sieht, die Frau Meisterin hatte es wie tausend und aber tausend Mädchen, welche, nachdem sie mit dem Aufwand aller Kunst und Macht einem Manne einen Begriff ihrer innerlichen Schönheit und Glauben an ihre Liebenswürdigkeit beigebracht haben, so daß er sie zu

seiner Gemahlin erhebt, nun von ihm fordern, er solle Begriff und Glauben an Schönheit und Liebenswürdigkeit unverändert behalten, das sei er von wegen der Treue ihnen schuldig. Auf diesen Glauben an die Schuldigkeit verlassen sich leider tausend und tausend Mädchen, vergessen durch andauernde Liebenswürdigkeit den Glauben daran alle Tage neu zu machen wie Gott den Glauben an seine Huld und Liebe, geberden sich wie eben ihre Laune ist und jammern namentlich ganz abscheulich über der Männer Veränderlichkeit und Untreue.

Gerade so ging's auch Jakobs Frau Meisterin, und nicht mit dem Manne allein, sondern mit Gesellen, Mägden, mit der ganzen Welt. Sie war eine der Seelen, in welche kein Strahl der göttlichen Sonne fällt, in welche nur die Schatten fallen und darüber streifen, welche die Welt wirft. Zu diesem kam noch der Frau Meisterin Unkunde in der Haushaltung und daß dieselbe ihr völlig Nebensache war. War sie mit etwas beschäftigt, d. h. beschäftigt im Gemüthe, z. B. mit einer neuen Mode oder einer Frau Nachbarin, welche sich beifallen ließ, ebenso liebenswürdig als sie zu sein, so vergaß sie alles unter den Händen, und wenn die Magd schon mahnte, so hörte sie nicht. Sie vergaß die Eßstunde, vergaß für Brod zu sorgen, vergaß daß man keine Kartoffeln mehr hatte, bis sie übers Feuer sollten. Eine solche Gleichgültigkeit oder wie man es nennen mag durchdringt alsbald ein ganzes Hauswesen, wird jedem Glied desselben fühlbar wie Rauch, wo ein schlecht Kamin ist, welches nicht zieht — es wird unheimlich im Hause. Es wird überhaupt allenthalben unheimlich, wo die Hauptsache zur Nebensache wird, die Menschen tändeln, mit ihrem Hauptgeschäft spielen und all ihr Sinnen und Denken an Kleinigkeiten oder Schlechtigkeiten verschwenden.

Zu dieser Eigenthümlichkeit der Frau Meisterin kam noch was Anderes, welches noch böseres Blut machte. Aeltere Gesellen, welche dem Dinge länger zugeschaut, behaupteten, die Frau Meisterin beute die Haushaltung aus. Zuweilen werde das Essen schlechter, kärg-

licher, man begreife nicht warum, denn weder das Brod habe aufgeſchlagen, noch das Fleiſch. Plötzlich erſcheine die Frau Meiſterin ganz nagelneu aufgedonnert von oben an bis unten aus oder hätte doch wenigſtens einen neuen Hut auf dem Kopf oder ſonſt was Nagelneues am Leibe. Andere Male ſei ſie ausgefahren, habe eine Parthie gehabt, ſei in Baden geweſen oder habe jemand geladen gehabt, dann werde das Eſſen acht oder vierzehn Tage ganz hundemäßig, denn an der Haushaltung ſollten die Koſten wieder eingebracht werden.

Wie wir alle wiſſen, hängt die Liebe zu einer Frau Meiſterin nicht von ihrer Liebenswürdigkeit alleine ab, ſondern hauptſächlich von der Suppe, welche ſie auf den Tiſch ſtellt, vom Fleiſch, welches die Geſellen unter die Zähne kriegen, und von der Art und Weiſe, wie das Abendbrod verabreicht, überhaupt das Brod ausgetheilt wird. Man begreift, daß bei wechſelnder Liebenswürdigkeit, bei Suppe, welche auf- und abnahm wie der Mond, Fleiſch, welches bald fett bald mager war wie die Krebſe, und Brod, das ſehr oft nach den ſieben magern Jahren Egyptens roch, die Zuneigung zu der Frau Meiſterin eine ſehr abwechſelnde und oft ebenfalls ſehr dünne und ſchmächtige ſein mußte. Bei ſolcher Bewandtniß könnte man ſich darüber wundern, daß der Meiſter Geſellen halten konnte. Man muß aber bedenken, daß er es mit der Arbeit ſo genau nicht nahm, daß er oft nicht zu Hauſe war, die Geſellen ſich alſo mit dem Schaffen nicht tödten mußten, daß, wenn er auch zuweilen ſchrecklich aufbegehrte, der Vorfall doch bald vergeſſen war, daß der Meiſter zudem den Namen hatte, er ſei ein guter Radikaler, ein ächter Geſellenfreund ganz auf die neue Mode, ſo daß die Geſellen ſich mit ihm rühmten, ſich allemal in die Bruſt warfen, wenn ſie ſagen konnten, ſie ſtünden bei Dem und Dem in Arbeit. Die Reputation macht unendlich viel, aber bis auf den heutigen Tag iſt die Welt nicht klug geworden, die Meiſten vergeſſen immer und immer wieder zu unterſuchen, worauf die Reputation beruhe, ob auf

soliden d. h. christlichen Tugenden oder ob auf der Färbung des Tages. —

Jakob hatte einen Schlafkameraden, einen äußerst gebildeten, d. h. er stammte aus einem Städtchen, hatte die höhern Schulen besucht, eigentlich ein Gelehrter oder Minister werden wollen, er war noch nicht entschlossen gewesen welches von beiden. Aber allenthalben sei Mißgunst seinem Genie in den Weg gestanden, da habe er endlich gedacht: Wartet nur, ihr Hundsfötter, ich will euch auf einem andern Wege zeigen, wer ich bin und was ihr seid, und sei Handwerker geworden; so erzählte er sein Schicksal, begreiflich mit vielen Einzelnheiten, welche wir weglassen. Jakob hatte noch immer den Gebrauch behalten zu beten, wenn er zu Bette ging und wenn er aufstand, es war so ein Gebrauch, dem er nicht absagte trotz dem, daß er nicht mehr zur Kirche ging, über die Pfaffen schimpfen half, überhaupt in alle Spöttereien einstimmte, gingen sie so weit sie wollten. Beim Beten dachte er dann wohl zuweilen an die Großmutter und wie es ihr ergehen möge. Der Schlafkamerad, den wir Carl nennen wollen, merkte dieses Beten Jakobs einige Zeit nicht, da sie selten zu gleicher Zeit auf- und niedergingen. Carl konnte des Abends nie zu Bette kommen, am Morgen nie daraus. Einmal traf es sich, daß Carl unwohl war und schon zu Bette, als Jakob sich niederlegte und einige Zeit nicht Antwort gab, als Carl ihn etwas fragte. Carl war eben nicht geduldiger Natur, und wenn er schon Gleichheit predigte und über die Reichen schimpfte, drohte, wie die über kurzem auf den Kopf gestellt sein müßten, daß der letzte Pfennig ihnen aus der Tasche falle, so war er doch sackgrob gegen jüngere Gesellen, und wenn er nicht etwas Apartes von ihnen wollte, so konnte er sie behandeln, als ob er wirklich Minister geworden wäre, sie aber seine Bedienten oder gar Leibeigenen wären. Carl schnauzte daher Jakob an: Kerl, kannst du mir nicht antworten, wenn ich was frage? Jakob, welcher vom Rathe-

herrn in Basel so was nicht vertragen hätte, nahm es von Carl demüthig an, dieweil Carl ungeheuer radikal war und die Sachen auseinandersetzen thäte, daß man die Beine nicht mehr stille halten könnte unter dem Tische. Eingeschüchtert antwortete er: Nun was willst du? habe erst zu Ende beten wollen. Da schlug Carl ein höllisches Gelächter auf und sagte: Was, du betest noch, ein Kerl wie du betet, betet als ob er noch, bald hätte ich gesagt, ein klein Kind wäre, aber auch die beten ja nicht mehr, höchstens noch eine alte Großmutter, welche fürchtet, dem Teufel sei sie zu böse und daher, um doch irgendwohin zu kommen, herumtastet, ob irgendwo ein Himmel sei. Jüngst kamen zu meinem Freunde Fraz, Lehrer in einer großen Mädchenschule, zwei Mädchen und sagten, sie hätten sich ums Beten gestritten. Er hatte einige schon so klug und aufgeklärt gemacht, daß sie Beten für eine Thorheit hielten, andere waren noch nicht so weit, behaupteten, man müsse beten, die Mutter habe es gesagt. Sie kamen nun zu Fraz, er sollte den Streit entscheiden. Kinderchen, sagte er, Beten ist eine schöne Sache ja freilich, aber einstweilen könnt ihrs doch bleiben lassen. Ja wenn ihr dann Großmütterchen seid und nichts Besseres mehr thun könnt auf der Welt, ja dann könnt ihr beten, so viel ihr wollt, dann kanns euch in alle Wege nicht schaden. Ein Kerl wie du aber, stark zwanzig Jahre und betet noch, ist ein Esel und bleibt ein Esel in alle Ewigkeit d. h. wenn eine Ewigkeit wäre.

So solle er ihm nicht kommen, sagte Jakob, Beten sei Beten, seine Großmutter habe es ihn gelehrt, als Lehrbursche habe er bei seinem Meister gebetet und seither so fort und schlecht sei es ihm dabei nicht gegangen. Jakob, bist doch ein Esel und bleibst ein Esel, wenn du solch dummes Zeug forttreibst. Bete doch einmal, daß die Frau Meisterin besseres Fleisch aufstelle, schmackhaftere Suppe, das Geld, welches sie in den Haushalt brauchen soll, nicht ins Theater trage, oder bete, daß das Essen dir im Schlafe komme, sieh, ob es dir

hilft. Ja, ſagte Jakob, das mag wohl ſein, daß das all nichts hilft, aber was würde unſer Herrgott ſagen, wenn ich nicht mehr beten thäte. Da lachte Carl trotz ſeinem Unwohlſein, daß ein allgemeiner Aufruhr im Hauſe drohte, und ſagte endlich: Der dümmſte Kerl, den ich geſehen habe, biſt du, Jakob. Hat ſich je ein Herrgott um dich gekümmert, hat er dir je das Felleiſen getragen, einen Stein aus dem Wege geſtoßen oder einen Gulden in den Sack? oder hat er dir eine Ohrfeige gegeben oder dir gerufen, Jakob, du Eſel, was thuſt du wieder? Sieh, von all dem iſt nichts, denn was nicht iſt, kann auch nicht hören, oder ſag mir, haſt du den Herrgott je geſehen, zu dem du beten thuſt? Ne das nicht, ſagte Jakob, aber er hat ja alles gemacht, wie die Großmutter geſagt hat, der Schullehrer, der Pfarrer und auch der Meiſter. Sind denn die dabei geweſen oder haben die den Herrgott geſehen? Ne, ſagte Jakob, aber ſie habens geſagt, und weil er alles gemacht hat, iſt und bleibt er der Herrgott. Dummes Zeug, ſagte Carl, eben weil niemand geſehen hat, was er gemacht und niemand ſeine Perſon geſehen hat, ſo iſt all nichts an dem Herrgott, es iſt gar keiner und all das Zeug iſt Pfaffengeſchwätz fürs dumme Volk, was das Gebiß für das Pferd iſt und das eiſerne Gitter für den Löwen. Höre du, ſagte Jakob, [illegible] komm mir nicht, ſo einfältig, als du glaubſt, bin ich nicht. Wie könnte die Welt ſein, wenn kein Herrgott wäre, der ſie gemacht hat? Hör mal, du haſt ſie nicht gemacht und dein Vater auch nicht. Na, willſt du noch Witz machen? antwortete Carl. Sag mir doch, wer hat dir deinen Finger ſo ſchlimm gemacht, daß du ihn verbinden mußt und große Schmerzen leideſt? Das hat niemand gemacht, antwortete Jakob, das iſt von ſelbſt gekommen. Sieh, antwortete Carl, gerade ſo iſt es mit der Welt, die iſt auch von ſelbſt gekommen wie dein ſchlimmer Finger. Ja, ſagte Jakob, die Welt und mein Finger ſind zwei, die Welt iſt groß, der Finger klein. Biſt ein dummer Junge, ſagte Carl, auf groß oder klein kömmts ja nicht an, ſondern

darauf, ob etwas von selbst kommen könne. Kann was Kleines von selbst kommen, kann es auch was Großes, wie ja aus der gleichen Erde große und kleine Bäume kommen und von den gleichen Eltern große und kleine Kinder. Verstehsts endlich, begreiffts? 'S ist curios, entgegnete Jakob, aber es kann sein. Aber was wird die Großmutter sagen, wenn sie vernimmt, daß kein Herrgott ist? Himmelsapperment, die wird es gar nicht glauben wollen. Brauchst es ihr auch gar nicht zu sagen, antwortete Carl. Solche Dinge sagt man nicht jedermann. Die Schweizer sind alleweil Kühe, in Zürich sind noch Pfaffen und Aristokraten, vernünftige Leute müssen sehen, was sie reden. Die Hunde wären im Stande, jeden zu verfolgen, der sagen thäte, was die Pfaffen predigten seien Pfaffenmährlein, besonders wenn er ein Fremder wäre, auf die haben sie einen schrecklichen Zorn, alleweil sie viel gescheidter sind als die Zürcher alle vom Obersten bis zum Untersten. Aber, fragte Jakob, was nützt es mich, wenn ich es niemand sagen darf, daß ich gescheidt geworden und an keinen Herrgott glaube, ansehen thut es mir doch keiner nicht. Da lachte Carl wieder und sagte: Kannst ja dann das Beten lassen, kannst länger schlafen, kannst desto besser zu dir selbsten sehen, weil du dich nicht mehr dummer Weise auf den Herrgott verlässest, und weißt fürderhin, daß du dir alles erlauben darfst, was dir am Leibe nicht schaden thut und sonst nicht. Wenn ich dabei bin und wir unter uns sind, da allerdings darfst und sollst du reden, zeigen, daß du kein dummer Christ mehr bist, sondern ein Emancipirter, ein Aufgeklärter. Ja so, sagte Jakob, Schlafen ist — eine — schöne — S — a — ch — — e, und langsam begann er zu schnaufen und endlich zu schnarchen, daß die Fliegen erschracken, welche bereits an den Wänden sich zur Ruhe begeben hatten und aufs neue zu surren begannen.

Mancher mag urtheilen, daß ein Glaube, welcher so leicht genommen werde, nicht der beste gewesen sei, nicht viel Bedauern verdiene, und weil es der christliche Glaube sei, welcher

auf solche Weise vor dem Schlafengehen verloren gehe, so müsse der christliche Glaube überhaupt wenig taugen, aber wer so urtheilt, würde urtheilen wie Einer, der behauptet, dieweil es faule Bäume und faule Zähne gebe, so taugten alle Bäume und alle Zähne nichts. Der Glaube ist allerdings einem Baume gleich, und mit einem solchen hat Christus ihn auch verglichen. Wie der Baum seine Wurzeln in die Erde geschlagen hat, seine Aeste in der Luft entfaltet, seine Krone nach seiner Kraft gen Himmel treibt, aus Erde, Luft und Himmel seine Nahrung saugt, bei guter Nahrung gesund bleibt, blüht und Früchte trägt, so soll der Glaube im Herzen wurzeln, hinaus ins Leben reichen, hinauf Gott entgegenstreben, aus Gott, Leben und Herz, aus dieser Dreifaltigkeit soll er täglich, stündlich Nahrung saugen, unmittelbar, fast bewußtlos; dann bleibt der Glaube lebendig, schön wird er blühen, süße Früchte wird er tragen. Aber wie ein Baum, welcher nicht Nahrung hat, wo Sumpf oder Stein die Wurzeln finden, die Luft giftig, die Sonne abgesperrt ist, serbt, fault, abstirbt, umfällt, so geht es dem Glauben. Ist derselbe nicht im Sinnen und Denken gegründet, steht er nicht aufrecht am Tage vom strömenden Leben Gottes umflossen, ist er nicht beleuchtet und verklärt durch die Offenbarungen Gottes, so entweicht ihm das Leben, es kürzen sich seine Wurzeln, es schrumpfen Stamm, Aeste und Krone zusammen, es setzt sich der Wurm in die lose Rinde, es wird das Mark zu Staub, morsch, faul wird das Holz, und unerwartet fällt er zusammen und nicht im Sturme, oft wenn die Sonne lacht und alle Winde schweigen.

Jakob hatte Glauben, aber diesen Glauben hatte ihm die Großmutter so gleichsam ins Herz hineinkommandirt, in der Schule hatte er ihn repetirt, in des Meisters Hause ging es nach der gleichen Regel zu, und wenn Jakob im gleichen Kreise sich bewegt, nichts Neues in sein Leben hineingeragt hätte, so wäre dieser Glaube nach und nach ein lebendiger, wäre zu

seinem wirklichen Lebensbaume geworden. Nun war er aus diesem Kreise weggekommen in ein ganz ander Leben, in diesem Leben war der Glaube nicht mehr bemerkt und aus dem Leben zog er keine Nahrung mehr. Dieses neue ungewohnte Leben verzehrte all sein Sinnen und Denken, war zugleich auch die Wolkendecke, welche zwischen ihm und seiner Seele Sonne sich legte, so daß auch Thau und Licht von oben nicht mehr auf ihn herabträufelte. Er glaubte noch, er betete noch; wenn's der Anlaß geboten hätte, so hätte er sich auch noch gefürchtet vor Gott, aber dieser Glaube war morsch, faul in Mark und Wurzeln, so fiel er ihm auch halb im Schlafe um, wie man Beispiele hat, daß man wackelichte Zähne sich in vollem Schlafe selbst ausbeißen kann.

So fiel also dem Jakob sein morsch gewordener Glaube um, woran das Christenthum keine Schuld hatte, sintemalen dasselbe ewig jung bleibt. Sonderbar aber ists, wie die Ungläubigen erstlich über Menschen spotten, welche meinen, das Christenthum sei gleichsam eine alte Kapuzinerkutte, welche der satte Sünder über sich werfen könne, um in ihr fromm zu scheinen und selig zu werden, und wie sie hinwiederum über das Christenthum spotten, wenn ein quasi Christ zu einem Ungläubigen wird, wenn die umgeworfenen Fetzen im Winde von ihm fahren, als ob wirklich zwischen einer frommen Kutte und dem wahren Christenthume kein Unterschied sei und keiner sein könne. Und sonderbar, wenn man ihnen selbst anmuthet, das wahre christliche Wesen anzuziehen, nicht eine alte Kapuzinerkutte, nicht die Kutte eines schmutzigen Fleischers, so schaudert es sie darob, sie wollen nicht. Wenn man ihnen klar machen will die sündige Natur des Menschen, welche zu allem Bösen geneigt bleibt und nur zu gerne schöne Phrasen für einen Purpurmantel ansieht, aber mit dem Gefallen an den Phrasen wechselt wie die Gelüste des Fleisches sich ablösen, welche das Beste faulen läßt, nach dem Schlechtesten mit Begierde greift, so greifen sie nach Steinen und wählen zu ihrem Ziele

den quasi Läſterer, nicht den Gottesläſterer, ſondern den Läſterer der Majeſtät des menſchlichen Fleiſches.

Als ſo unſerm Jakob ſein Glaube umgefallen war wie ein morſcher Baum, da hatte Carl ſeine ungeheure Freude daran und ermangelte nicht, mit unendlichem Vergnügen den Vorfall im Kreiſe der Vertrauten zu erzählen, ſich zu verſteigen zu kühnen Gleichniſſen von unſers Jakobs Glauben und dem Chriſtenthum und zu noch kühneren Vorausſagungen: wie des dummen Eſels Glaube zuſammengebrochen, als er ihn mit dem kleinen Finger berührt, ſo wäre der geſammte chriſtliche Quark ſchon längſt zuſammengebrochen, wenn Ariſtokraten und Pfaffen ihn nicht aufrecht erhielten aus Leibeskräften. Doch nur noch eine kleine Weile, ein kleiner Wind, ſo liege derſelbe auf dem Bauche trotz Ariſtokraten und Pfaffen zum Nimmerwiederauferſtehn.

So ſprach Carl. Dem Jakob aber war es am folgenden Morgen wirklich wie Einem, welchem ein Zahn ausgefallen iſt. Derſelbe fühlt die Lücke, ſie iſt ihm anfänglich unheimlich, aber ausgefallene Zähne laſſen die wenigſten Menſchen wieder einmachen, ſie gewöhnen ſich an die Lücken. Als Jakob erwachte, ſo wollte er beten, da war es ihm gerade wie einem Erwachenden, der im Schlafe einen Zahn ſich ausgebiſſen, er hatte das Gefühl, daß etwas gegangen, und als er nachdachte was, kam es ihm in Sinn, daß ja kein Gott mehr ſei, daß er alſo nicht zu beten habe. Er that es alſo nicht, wälzte ſich noch einmal rum und ſtand auf. Und doch trotz dieſer faſt unbegreiflichen Leichtfertigkeit, mit welcher er ſeinem guten, lieben Gott den Abſchied gab und zwar halb aus Gleichgültigkeit und halb aus Reſpekt gegen Carl, der hätte Miniſter werden können, einem verflucht geſcheidten Kerl, der Einem den Bart vom Munde reden könnte, war es ihm den ganzen Tag nicht wohl, es dünkte ihn unwillkürlich, es fehle ihm was. Es war ihm ſo öde, ſo dumpf, er wußte nicht, kams aus dem Magen oder fehlte es ihm im Kopfe. Unheimlich war es dem

armen Jakob, dem man das Beste, was er hatte, so frevelhaft genommen und das er sich so leichtfertig hatte nehmen lassen, noch lange, und dabei that er accurat wie ein junger Bub, der hinter Lustigkeit ein bös Gewissen, oder wie ein Fuchs, der hinter Renommiren sein Hasenherz verstecken will. Er lärmte in ihren Zusammenkünften gar gewaltig, aller aufgeschnappten Spöttereien bediente er sich so häufig als möglich, selbst Lästerungen sparte er nicht und that dick, als ob er alle Könige der Erde, alle Pfaffen und Aristokraten vor dem Morgenbrod alleine fressen wollte. Wenn man den guten Jakob hörte hinterm Glase Bier oder seinem Schoppen, so hätte man ihn für den schrecklichsten, blutdürstigsten Kannibalen und Menschenfresser halten können, für den gefährlichsten aller Menschen, und doch war Jakob im Grunde ein guter Junge, besser als tausend Andere, der zumeist nicht wußte, was er sagte.

Freilich wie man sich in Zorn hineinreden kann, so kann man sich auch hineinreden in Schlechtigkeiten und Greuel, so daß man am Ende auch die That, die Ausführung nicht scheut. Da können uns unsere Buben zum Exempel dienen. Laßt diese brav Räubergeschichten lesen und die Räuber spielen, so wird es sie jucken, sich zur Räuberbande zu organisiren. Da begreiflich eine Räuberbande rauben muß, so wird es nicht lange gehen, bis die jungen Räuber Höhlen, Schlupfwinkel sich aussuchen und zu stehlen beginnen. Es wird kaum eine bedeutendere Schule sein, welche in ihrer Geschichte nicht solche Ausbrüche gefährlicher Spielerei ins praktische Leben nachzuweisen hätte. Die Räuberjungen sind zumeist weniger moralisch verdorben, als man sie nimmt, während die Sache selbst so gefährlich als möglich ist und bei längerer Dauer allerdings ein totales moralisches Verderben nach sich ziehen würde. Denn mit der Räuberei stehen in innigster Verbindung Saufgelage, Liebschaften, die größte Rohheit, endlich Dolch und Pistole. So ists auch mit den politischen Vereinen oder all den Zu-

ſammenkünften, wo beſtändig vom Freſſen und Hängen der Ariſtokraten und Pfaffen, vom Vertheilen ihrer Güter, vom Vertheilen der Arbeit u. ſ. w. die Rede iſt. Dieſe Leute können dabei ſehr ſittlich ſcheinen, faſt wie die Burſchenſchäftler in ihrer ſchönen Zeit, wo ſie, die mit hohen Dingen Beſchäftigten, von ſchönen Ideen Getragenen, ſo ernſt einher ſchritten, ſo verächtlich niederſahen auf Bier und Liebe. Aber das Reden frißt ſich doch in ſie hinein, und wenn das Reden an ſich nicht tödtet, nicht raubt, ſo bereitet es doch die Gemüther auf Tödten und Rauben vor, ſo daß ſie, wenn der Anlaß zu beiden kömmt, denſelben freudig ergreifen, oder kömmt er von ſelbſt nicht, denſelben ſelbſt ſich machen. Das kennen die, welche die Fäden des Treibens in Händen haben, wohl und darum, da ſie die Kraft zur äußern That noch nicht haben, bereiten ſie einſtweilen das Material dazu vor und zwar auf eigenthümliche Weiſe. Sie ſcheinen die menſchlichen Gemüther zu betrachten wie Kamine, in welche ſich viel alter Ruß angeſetzt und aufgehäuft; als ſolchen Ruß betrachten ſie Gottesfurcht, den chriſtlichen Glauben überhaupt, und wie man nun ſolche Kamine ausbrennt, damit man wieder darunter feuern darf nach Luſt und Belieben und ſie den Rauch durſtig ziehen in friſchem Zuge, ſo brennen ſie auch die Seelen der armen Burſche, welche ihnen in die Hände fallen, aus, ſorgen, daß all ihr Glaube verzehrt werde, nichts mehr da ſei, was, wenn ſie endlich ihr Feuer anzünden können, dem friſchen Zug des Rauches im Wege ſtehen möchte.

Es iſt ſehr möglich, daß Jakob in dieſem Augenblick zu blutigen Thaten durchaus unfähig geweſen wäre, es ſetzte ſich bei ihm die Theorie erſt an, zur Praxis war ſie noch nicht durchgebildet. Deſto größern Lärm machte er, ſo daß er ſelbſt den Führern mißfällig war, ſich ſcharfe Mahnungen zur Vorſicht zuzog, während ſie ihn in ihr engeres Vertrauen je länger je weniger zogen. Solche Leute ſind gut zur Zeit, aber wenns noch nicht Zeit iſt, wird man leicht durch ſie compromittirt

und bloßgestellt. Jakob, der von der Politik, ihren Gefahren, den bewegenden Kräften, so wenig einen Begriff hatte als ein alter Pantoffel, nahm dieses Betragen verkehrt auf. Er meinte, man traue ihm nicht genug Muth und Kraft zu, man meine noch immer, er habe einige Stücke Glauben oder so was im Leibe versteckt, und jemehr man ihn abmahnte, desto forscher machte er sich, desto heldenmüthiger wollte er sich zeigen, wollte zeigen, daß er alleine im Stande wäre, den dummen Schweizern zum Glück und zur Freiheit zu helfen.

Sechstes Kapitel.

Um Mitternacht muß Jakob eine Predigt hören und wie sie wirkt.

Eines Abends wars, daß es dem Jakob ging wie einem Schiff auf dem Meere, wenn der Sturm wüthet, wenn Nebel auf den Wassern liegt oder Nebel vor des Capitains Augen, daß sie den Compaß nicht sehen und auf die Seekarten sich nicht verstehen, er ward verschlagen von den Kameraden weit aus der üblichen Straße. Er hatte eben auch Nebel auf seinen Augen, draußen war es schön und klar, denn blau war der Himmel, und rund ohne dunstige Gewänder wandelte der Mond seine von Gott ihm vorgeschriebene Bahn.

Als nach den französischen Julitagen in der Schweiz die aus alten aristokratischen Trümmern neu aufgekleisterten aristokratischen Gebäude eingerissen wurden, da riß auch die alte Zürich nicht bloß die Verfassung ein, sondern auch seine Schanzen und Mauern, füllte die Gräben aus, öffnete die Stadt, daß sie eins ward mit dem Lande, d. h. daß keine Mauern

den geheimnißvollen Kampf mehr hemmten, der zwiſchen allen Städten und dem Lande iſt, in welchem, je mehr die Barrieren der Städte niedergeriſſen, ſcheinbar die Städte geſchwächt werden, in Wirklichkeit aber deſto gieriger die Städte das Land verſchlingen. An manchem Orte verbarg ſich hinter freiſinnigen Demonſtrationen der Geiſt der Spekulation, der entweder einen ſchönen Hausplatz für ſeine eigene Perſon im Auge hatte oder aber eine Lücke im Staate ausfüllen wollte, welche durch den Verkauf von Hausplätzen zu decken war. Kurz es iſt halt ſo in der Welt, daß hinter allem in der Welt was liegt, hinter dem größten Berge liegt was, hinter dem längſten Meere liegt was, und das iſt halt ſo, dieweilen kugelrund die Welt iſt.

Alſo auch Zürich hieb die alten Zöpfe ab, ward eine moderne Stadt, entblößte ſeinen Buſen dem ganzen Lande, gewann das ſchönſte Quartier, die ſchönſte Promenade zum See hinauf, wo jetzt auf einem Vorſprunge das neue Münſter ſteht mit ſeiner herrlichen Ausſicht in Gottes Herrlichkeit, wo es auch innen herrlich ſein wird, wenn in ſeinem Worte Jehovah dahinfährt in leiſem Säuſeln des Windes oder auf dem Donnerwagen ſeines Zornes. Hieher ward Jakob verſchlagen, es war ein Geiſt in ihm, welcher das Haus Gottes für eine Kneipe anſah, dort Befriedigung ſeines neu erwachten Durſtes ſuchte und an den verſchloſſenen Thüren lärmte. Da wurde er hart am Arm ergriffen, und als er zornig ſich umſah, ſtand hinter ihm eine hohe ſchlanke Geſtalt, der Mond ſchien auf ein blaſſes, Jakob wohlbekanntes Geſicht. Himmelsakerment, ſagte Jakob, was ſtreichſt du da herum, Bruder Brandenburger, und ſpielſt das Geſpenſt? Hilf mir die Thüre einſchlagen, die Hunde hören nicht, damit wir was für den Durſt kriegen, es iſt ganz verflucht heiß, kein Türke hielte es nicht aus. Hör Bruder, du biſt am unrechten Orte, ſprach der Lange, das iſt kein Wirthshaus, du ſtehſt auf dem Kirchhof und polterſt an eine Kirchenthüre und polterſt umſonſt, denn niemand wird dir

öffnen. Was meinst, wenn du einmal so an die Himmelsthüre poltern mußt, niemand dich hört, niemand dir öffnet? Jakob erschrak, als er hörte, wo er war, doch hatte er sich während des Langen Rede dürftig gesammelt, schlug mit dem Fuße noch einmal gegen die Kirchthüre, stieß ein häßlich Schimpfwort aus und schrie: Komm, dort unten ist ein Wirthshäusle, dort ist der Himmel und einen andern giebt es nicht. Was Dummes zu glauben, wirst du doch nicht mehr Narr genug sein!

Da nahm der Brandenburger den Jakob beim Arme, drehte ihn um, daß er die in der wunderschönen Nacht strahlende Herrlichkeit der Umgebung schauen mußte. Und wunderschön war es wirklich, der Himmel in seinem Blau, der See in seinem silbernen Glanze, die Stadt mit den hohen Thürmen, auf dem See strichen großen Schwänen gleich einzelne Schifflein, durch den großen Ocean über ihren Häuptern schiffte der Mond, und einzelne Sterne schienen festgeankert im tiefen Himmelsgrunde. Hör Bruder, sprach der Lange, wollte dir schon lange was sagen, die Gelegenheit gab sich nicht. Jetzt will ichs thun, hier ist gerade der rechte Ort dazu und die rechte Stunde, und von ungefähr geschah es nicht, daß du hier so seltsamer Weise mir in die Hände laufen mußtest.

Jakob begehrte auf, wollte sich sträuben, dem Wirthshäusle zusteuern, aber der Brandenburger hielt ihn mit eisernem Griff, und innerlich schlotterte Jakob doch trotz seinen bärenmäßigen Geberden. Der Brandenburger stellte Jakob zurecht, so daß er so recht die Herrlichkeit der Welt sehen konnte vom Hügel herab, doch den Sinn, in welchem der Versucher unsern Herrn auf den Berg geführt hatte, trug er nicht in sich, sondern den entgegengesetzten, er wollte Jakob nicht verleiten sein himmlisch Erbrecht an ein Linsengericht zu tauschen, sondern ihn locken vom Linsengericht zurück zu seinem Bürgerrecht im Himmel.

Du dauerst mich, Junge, sprach der Lange, du gehst auf

ſchlechten Wegen, gehſt deinem Verderben entgegen. Und wenn ichs thue, was gehts dich an? entgegnete Jakob, noch immer ſich ſträubend gegen die ihm überlegene Macht. Ja wohl gehts mich an, du biſt ein Landsmann, ein Deutſcher wie ich, biſt in der Fremde, und weißt du nicht, daß ein Landsmann dem andern helfen ſoll in der Noth mit Rath und That und abſonderlich dann, wenn die eigenen Landsleute zu falſchen Freunden werden und um heimlicher böſer Zwecke willen oder um einfach ſchnöder Selbſtſucht willen ihre Brüder ausbeuten und verführen, ins Elend ſtürzen, dem Teufel zuführen?

Schweig und hör, herrſchte der Lange Jakob, der wieder reden wollte, zu, und hab ich ausgeredet, dann kannſt deine Sache ſagen oder deiner Wege gehen, wie du willſt. Schweig und raiſonire nicht, weißt ich kenne das Ding, durch das Feuer bin ich ſelbſt gegangen, bin elend geworden, habe Andere elend machen helfen, das Warnen habe ich mir als Buße geſetzt. Ich war ein geſcheidter Kerl, als ich zum Handwerk kam, aber ein wilder Junge. Ich wußte mehr als Mancher, der ſtudiren wollte, und darum meinte ich, es geſchehe mir ein himmelſchreiend Unrecht, daß ich Handwerker werden müſſe, während Andere vornehme Herren abgeben könnten. Es war ein verfluchter Unſinn von der Schule her, genährt durch die miſerabeln Bücherwürmer, daß das Handwerk ein niedriger Stand ſei und Handarbeit entehre, als ob ein tüchtiger Handwerker den Kopf nicht eben ſo gut zu brauchen hätte, als der erſte Gelehrte oder Staatsmann, als ob ein wackerer Handwerker nicht ein viel freierer Mann wäre als der Oberſte der Staatsknechte und ein viel ſchöner Leben führte im freien Bewegen des Leibes als ſo ein armer Staatsteufel, der von Morgen früh bis Abends ſpät die magern Beine unter einen langen Tiſch ſtrecken muß, ſo gleichſam als hätte er ſie angeſchloſſen am großen Staatsblocke. Feder oder Hammer führen iſt eins ſo leicht wie das andere, die Gewohnheit iſts, die alles ausgleicht; dem Faulen und dem Ungewohnten wird alles gleich

schwer, sei es Hammer, sei es Feder. Indessen mir ward die Arbeit leicht, rasch gings mit der Hand wie mit dem Kopf; als ich Geselle ward, war ich ein halber Meister, und wäre der Hochmuth nicht gewesen, ich wäre bald ein ganzer geworden, aber eben dieser Hochmuth war das Horn, bei welchem der Teufel mich faßte. Das Handwerk mit seinem goldenen Boden war mir zu wenig, meinen bösen Kopf glaubte ich zu viel höhern Dingen geboren und ausgepflastert. Nun, Junge, geht der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge, und wo er eine unzufriedene Seele findet, die verschlinget er; wie ein Aasgeier ist er, das Faule frißt er, riecht es hundert Meilen weit. So roch er mich auch, sandte seine Helfershelfer an mich, geschniegelte Kerls, anfangs mit den Haaren hinten, später mit den geschmierten Locken vornen, anfangs mit Vatermördern, später das Antlitz gespickt mit Schweinsborsten; sie lockten mich, sie hoben mich zu sich herauf, sie sagten mir, sie schämten sich meiner nicht, obgleich sie es könnten, Gelehrte wären, in Zeitungen schrieben, sogar ordentliche Correspondenten wären in berühmten Zeitschriften, sie erkennten in mir den Bruder trotz dem Handwerk von wegen dem Geiste, der sichtbar in mir sei, und dieser Geist mache Alle gleich. Dies thäten aber nicht Alle erkennen, namentlich die Vornehmen und die Reichen nicht, drum müßten diese runter, die verfluchten Hunde; Kerls, wie ich einer sei, denen gehöre die Welt. Begreiflich stieg mir eine solche Lehre ins Haupt, und daß sie sich meiner nicht schämten, mit mir umgingen, das schien mir ungeheuer, das brachte mich vollends um den Verstand. So ward ich, so gescheidt ich auch war, ein Esel, d. h. ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand, und verstehst du wohl, Jakob, zehnmal gescheidter als du war ich. Aber wem ein Horn aus der Seele herausgewachsen ist, eine Leidenschaft, eine Sünde, den faßt daran der Teufel oder einer seiner Helfershelfer und führt ihn dran wie er will, als ob er eine leibhaftige Kuh wäre. Sie rühmten mich, als ob ich

Kaiſer von Deutſchland werden könnte. Wenn ich einer vornehmen Dame Tabacksrauch ins Geſicht blaſen oder einen Herrn ſtoßen konnte, ſo meinte ich, ich ſei es ſchon. Sie rühmten mich, als ob ich ein Profeſſor wäre, berufen, die Weisheit in den Handwerksſtand zu bringen, ſie lehrten mich Gott läſtern, das Fleiſch predigen, und wenn ich ein paar arme Teufel mit ſolchen Predigten geängſtigt oder verführt hatte, ſo hielt ich mich ſelbſten hoch, als ob ich Gott wäre. Sie lehrten mich aller Geſetze ſpotten, alle Leute höhnen, über alle Schranken ſetzen, und ward ich geſtraft nach dem Geſetz, ſo ſchrien ſie Fürio und Mordio, drückten mir die Märtyrerkrone für Menſchenrechte aufs wüſte, trunkene Haupt, mein Name ſtand ſogar in Zeitungen und Journalen, ſchwarz auf weiß und Himmelſakerment, dann ward es mir, als ſchütte man mir hölliſches Feuerwaſſer in den Leib, als ſei ich der Hunnenkönig Attila, der die Welt zittern machte, und war nichts als ein betrunkener Gänſerich. Wenn ein Haus verbrennt, ſo verbrennt es einmal und es giebt eine Brandgeſchichte, ich aber verbrannte mir Naſe und Finger zehn, zwanzig Mal, es gab zehn, zwanzig ſchreckliche Geſchichten von ſchrecklichen Mißhandlungen, meine guten Freunde konnten zehn, zwanzig Bogen voll Fürio und Mordio ſchreiben, wurden zehn, zwanzigfach dafür bezahlt und ich — gab den Buckel dazu. Ich gab den Buckel dazu an manchem Orte. Ward ich an einem Orte ausgewieſen oder fand für gut, vor der Ausweiſung mich zu ſtreichen, ſo gab man mir Empfehlungen mit an Gleichgeſinnte, an Leute von ſogenannter Geſinnung an einem andern Orte, und an dem andern Orte gings über die gleiche Note, ſie pumpten aus meinem Buckel Stoff zum Schreiben, Stoff ein müſſig üppig Leben zu führen. Ich aber kam dabei ſchlimm weg. Was hatte ich von all dem Gerühmſel als ein unſtät Leben, abgeriſſene Kleider! An dem ſollte die Welt ſchuld ſein, die verfluchte bürgerliche Ordnung. Daß ich ein Staatskerl ſein könnte mit allen Taſchen voll Geld, wenn ich vom Handwerk mich ehrlich

genährt hätte, fiel mir Esel nicht bei. Es gingen mir lange die Augen nicht auf, wenn ich schon Ursache gehabt hätte, denn wenn ich Hülfe nöthig hatte, so war keiner für mich daheim, keiner hatte einen Kreuzer für mich übrig, keiner setzte sich um meinetwillen ich will nicht sagen einer Gefahr, nein, nicht einmal einer Verdrießlichkeit aus. Ich hatte mich um ihretwillen auf eine Felsenspitze hinausgearbeitet, hatte keinen Gott mehr, keine Heimath, keine Kleider, kein Geld, ein verdächtig Wanderbuch, daher einen verdächtigen Namen, und da ließen sie mich stehen alleine, ließen mich auf die schnödeste Weise im Stich, einer betrog mich noch um meine zwei Hemden.

Da stund ich, ein armer verlassener Teufel, das war Frucht und Ernte meiner besten Lebensjahre. Wild kam es mir über das Herz, dem Teufel schien ich reif für sein Reich: Welt und Menschenhaß hatten sich wie ein schwarz Leichentuch über meine Seele gelegt, an dessen Zipfeln zog mich der Teufel, er meinte, ich sollte die Hand an mich selbsten legen. Ich wollte es, ich that es nicht, meine Seele wollte Gott dem Teufel nicht lassen, er, den ich zuerst verlassen hatte, wars der mich rettete. Ihn fand ich von allem Verlornen zuerst wieder. Aufs Wasser, in welches ich wollte, strahlte plötzlich der Mond, der helle Glanz erschreckte mich. Als die Strahlen auf den kleinen Wellen so freundlich sich kräuselten und tanzten, ward ich weich, ich weinte bitter, dann milder; ich weinte die Finsterniß aus der Seele heraus, leichter, lichter ward es darin. Ich faßte Muth, faßte das Handwerk wieder, ward ein Anderer, sah mit andern Augen Menschen und Welt. Als ob ich in einem Zaubertraum gelegen, war es. Die, welche ich für Feinde gehalten, erkannte ich als Freunde und die alten Freunde erschienen mir jämmerlich, häßlich, bockfüßig, natternköpfig, giftgeschwollene Geburten, die das Meer und das Trockne umzogen und wen sie fingen zu einem Kind der Hölle machten. — Hatte Schweres zu bestehen von den alten Freunden, als sie sahen, daß ich mich von ihnen gewandt; sie verfolgten mich

mit dem bitterſten Haſſe, und zog ich auch hierhin, dorthin, ſiehe, ſo waren ſie auch dort. Doch ich brachte es dahin, daß ſie mich fürchten, daß ich ihnen Gegenpart halten darf. Schon mehr als einen Verſtrickten habe ich aus ihren Netzen gelöst. Du biſt auch ſo einer und gerade gehobelt und gefeilt, um erſt ſo recht ihr Narr zu ſein — dann um ſo elender zu werden. Drum werde geſcheidt, laß ab von ihnen, bete und arbeite, iß Schweizerbrod ſo viel du willſt, es iſt gut und geſund, aber von der Politik laß, die verſtehſt du nicht, und in die Schweizergeſchichten miſche dich nicht, ſie gehn dich nichts an und davon haſt du nichts, als daß du im beſten Fall dir die Naſe abklemmſt. Dein Meiſter iſt ein Taugenichts; ſo lange du bei ihm biſt, wirſt du dem Ding nicht los, kömmſt um Gott und Reputation. Gehe weg von ihm, es giebt andere Meiſter und ſetzt viel Arbeit, dann wirſt du wieder ein wackerer Burſche. He willſt?

Als er keine Antwort erhielt, ſah er ſich des Nähern nach Jakob um', der ſeinen Kopf auf die Hand geſtützt hatte, und ſiehe da, Jakob ſchlief wie ein Murmelthier und hatte von dem wichtigen Zuſpruch wahrſcheinlich nichts vernommen. Da ſtand der Lange vor dem ſchlafenden Jakob, ſah lange auf ihn nieder, endlich ſagte er wehmüthig: Da liegt er in tiefem Schlafe, mein Beſtes bot ich ihm, reichte ihm die Hand zur Rettung, darüber ſchlief er ein. Hätten die Gläſer geklungen, hätten die Kameraden Gott geläſtert, er hätte mit gejubelt, mit geflucht in läſterlicher Fröhlichkeit, in dampfiger Stube wäre er munter geblieben, hier in Gottes unendlichem Hauſe, in ſüß erfriſchenden Winden wird er träge, legt zum Schlafen ſich. So iſt die Welt, ſo iſt das heutige Geſchlecht, die Sünde iſt's, welche es zum Wachen ruft, in Thätigkeit ſetzt; wenn Gottes Wort ertönt, ſeine Herrlichkeit ſich entfaltet, wird es träge, wird es matt, reißt gähnend das Maul auseinander, ſtreckt die Glieder und legt ſich nieder. Es iſt entſetzlich, was ſoll daraus werden? Du weißt es, Allwiſſender, ſagte er und hob

die Augen auf zum blauen Gewölbe, an welchem still und schön der Mond seinen Weg wandelte, du weißt es, Allwissender, aber bange wird es mir. Enthülle dem Geschlecht dein Angesicht, wie du es mir enthüllt hast, als es schwarz geworden war in meiner Seele, enthülle es ihm, damit es erwache und seinen Frieden bedenke, ehe die Nacht kömmt, wo kein Retter mehr ist, nichts mehr ist, als das Versinken in die Nacht.

Dann beugte er sich zu Jakob nieder und rüttelte ihn auf. Es hielt schwer. Endlich regte er sich, hob sich aber wie viele Leute und namentlich Trunkene, wenn man sie aus dem ersten Schlafe weckt, in vollem Zorn, sagte dem Brandenburger alle Schande, schlug nach ihm, achtete auf kein begütigend Wort und taumelte der Stadt zu auf dem langen breiten Zeltwege her und hin, daß der Brandenburger, der von ferne ihm folgte, jeden Augenblick glaubte, Jakob wolle mit der Nase die Straße pflügen. Nach und nach erholte sich derselbe jedoch, begriff in welcher Himmelsgegend er sich befand, begann einen regelmäßigen Cours und fand endlich freilich nach manchem Stolpern, Verschüssen und Anschüssen seines Meisters Haus. Die Erinnerungen an diese Nacht verwoben sich seltsam in Jakobs Kopf, und seltsam mischte er sie noch oben drein mit eigenen Aufschneidereien. Gutes ward in ihm nichts erzielt, im Gegentheil, er ward noch verhärteter, betrachtete sich als eine hochwichtige Person, welcher von der Gegenparthei aufgelauert werde, um sie zu bekehren oder zu tödten. Es ging Jakob fast wie es mit einem Geschwüre geht, in welches geschnitten wird, ehe es reif ist, jedenfalls ging es ihm wie Allen, welche Gott nicht lieben, denen alle Dinge zum Bösen dienen. Er machte die wunderlichsten Erzählungen von dieser Nacht, und wie die Dinge sich färben, je nachdem viel oder wenig Licht darauf fällt, so färbten sich auch diese Erzählungen, e nachdem er viel oder wenig Wein im Kopfe hatte. Wenn er am meisten nüchtern war, so kam er der Wahrheit am nächsten, erzählte wie der Brandenburger ein Frömmler, ein

Mucker ſei und ihn habe bekehren wollen zu ſeiner Sekte und wie er hätte verſprechen ſollen zu beten und in die Kirche zu gehen, denn Jakob ſtand bereits auf dem Standpunkt, daß ihm Mucker, Pietiſt, Chriſt Alle als eins vorkamen, ſowie man von recht hohem Berge eine große Stadt als einen kleinen Punkt ſieht, kleiner als das kleinſte Haus, ja wie uns umgekehrt die Sonne nicht größer ſcheint als ein kleiner Kuchenſchüſſel. Kam er aber tiefer in den Wein hinein, ſo redete er davon, wie der Brandenburger da draußen verdächtige Dinge getrieben habe, denn umſonſt ſei der nicht um Mitternacht auf dem Kirchhofe geſtanden. Und ſtand gar Jakob auf ſeinem Höhepunkt, ſo redete er vom Berauben, ja vom Ermorden, von einem langen, langen Dolch, der ſo groß geweſen wie ein großer Säbel. Die Erzählungen liefen jedoch alle aus in der gleichen Spitze, in eine Schlacht mit dem Brandenburger, in welcher Jakob verſteht ſich einen glorreichen Sieg erra[illegible]. Nur darin war der Unterſchied, daß dieſe Schlacht nach [illegible] Zuſtande ſeines Kopfes kürzer oder länger dauer[illegible], blutiger oder unblutiger war. War Jakob ſo recht eingeweiht, ſo hätte man glauben ſollen, die Schlacht hätte drei Tage gedauert und blutroth ſei von vergoſſenem Blute der ganze See geworden.

Indeſſen verfolgte Jakob ſeinen großen Sieg nicht, er ließ den Langen nicht bloß unangefochten und unverfolgt, ſondern er ging ihm aus dem Wege und mied ſorgfältig jedes fernere Zuſammentreffen.

Siebentes Kapitel.

Jakob ſetzt Theorien in Praxis, und ſein Meiſter und er ſchlagen ſich die Ideen handgreiflich um die Köpfe — Jakob bricht auch mit Zürich.

Jakob glaubte ſich in Zürich der Hahn im Korbe. Oft wenn er mit Kameraden durch die neuen ſchönen Häuſer ſchritt,

redeten ſie unter einander halb als wie im Scherz, in welchem der Häuſer jeder am liebſten wohnen möchte, und wenn Jakob wachend träumte, ſo ſah er ſich in köſtlichem Staate und ſtritt in ſich in Gedanken, ob er lieber Bürgermeiſter wäre oder ganz einfach nur ſonſt ein großer Herr in ſchöner Kutſche. Der gute Jakob hatte es accurat wie ein Chriſt, der ſich den Himmel vorſtellt wie einen großen Tanzſaal. Er weiß es wohl, daß Eſſen und Trinken das Himmelreich nicht erben werden und daß im Himmel nicht zur Ehe genommen wird, und dennoch, wenn er ſich den Himmel denken will, verſetzt er alle menſchlichen Zuſtände und Genüſſe in den Himmel, ſich ſelbſten aber ſetzt er in die ſchönſten mitten hinein. So wußte Jacob in der Theorie gar wohl, daß künftig Alle Brüder ſein ſollten, Alle einander gleich, jedes Eigenthum aufhören, Alles gemein ſein müſſe, und dennoch dachte er ſich, wenn er ſich die herrliche Zukunft dachte, die gegenwärtigen Zuſtände hinein, dachte ſich ſelbſt in die beſten hinein, Krebſe zu Mittag, Fiſche zu Nacht, ſich obenan als König oder Bürgermeiſter. Himmelſakerment, ſagte er oft halblaut, was wird die Alte ſagen, wenn ſie hört, daß der dumme Junge Bürgermeiſter geworden iſt oder ſonſt was Teufels, viel mehr jedenfalls als unſer Fürſt bei Haus? Aber Potz Himmelſakerment, wie wollte er dann regieren und die Leute kuranzen, Das wollte er nicht dulden, Jenes mußte ihm nicht mehr ſein, und wer ihm dagegen handle, den wollte er thürmen, peitſchen, hängen, ſchinden laſſen, daß die Hunde mal wüßten, daß ſie einen Meiſter hätten und nicht ſo einen einfältigen und dummen, den man anlügen und zum Beſten halten könne wie man nur wolle. Begreiflich mußte ihm dann auch die ganze Schweiz eins werden und nicht jeder dumme Bauer oder Küher meinen, er könne machen was er wollte. Die dummen Kerls hätten da eine Tagſatzung, ſagte er, und räſonirten jeder nach ſeinem Schnabel und jeder thäte was ihm wohl gefiele. Wenn er mal was zu ſagen hätte, ſo müſſe ihm das Ding ganz anders kommen, da müſſe alles

eins ſein und keiner ſolle ihm mehr räſoniren. Da wolle er nur eine Kaſſe haben, die ſolle in der Hauptſtadt ſein, wo auch er ſei. In die andern Bezirke oder Cantone ſende er dann welche aus ihnen, die müßten die Leute aufklären, die Steuern ziehen und ſie abliefern in die Hauptkaſſe.

Während er ſo träumte und ſich aus allen Cantonen Geld wie Heu in die Hauptkaſſe abliefern ließ, ſo daß ſie alleſammt ſplendid und im höchſten Flor lebten, verſteht ſich bloß in Gedanken, war ſeine wirkliche Kaſſe ſchlecht beſtellt, und je länger je magerer ſah es auf dem Tiſche aus. Am Putze der Frau Meiſterin merkte man keinen Mangel, da war noch alles nach der neueſten Mode und alle Augenblicke was Neues. Vielleicht daß Kenner bemerkt hätten, wie der Stoff ſchlechter ward und am Waſcherlohn viel erſpart werden ſollte. Zuweilen und namentlich am Morgen ſah die Frau Meiſterin aus wie eine Speckſeite, welche direkt aus der Rauchkammer kam, und hätte man ſie an eine Wand geworfen, ſo wäre ſie daran kleben geblieben wie eine erdrückte Fliege. Wenn nun das Brod ſo ſchlecht war und das Fleiſch noch ſchlechter und die Kartoffeln ſchwarzbraun faſt wie Kapuzinerkutten, ſo ſchimpfte die Frau Meiſterin ſchrecklich über Metzger, Bäcker und Bauern, welche alles immer ſchlechter lieferten und ſich es doch immer theurer bezahlen ließen; gehe man von einem Metzger oder Bäcker zu einem andern, ſo komme man zumeiſt vom Regen in die Traufe. Die Frau Meiſterin ſagte nicht, daß ſie einigen Meiſtern ſeit langem alles ſchuldig ſei und daher froh ſein müßte vorlieb zu nehmen mit dem, was andere Menſchen nicht wollten, daß ſie in andern Sachen bis zu den allerſchlechteſten Meiſtern gekommen ſei, welche die allerſchlechteſten Waaren hatten, weil rechte Meiſter ihr allen Kredit aufgekündet. So geht es; wenn's Geld fehlt, hinkt es an allen Orten, und wer nöthig hätte am wohlfeilſten zu leben, lebt am allertheuerſten und allerſchlechteſten dazu. Dem Meiſter ſchienen darüber keine grauen Haare zu wachſen, er war immer luſtig und guter

Dinge, geſprächig und nachſichtig mit den Geſellen, was eben Vieles gut machte, namentlich bei ſolchen, welche mit dem Handwerk unzufrieden waren und zu hohen Dingen ſich berufen glaubten. Daneben war er häufiger noch auf dem Kaffeehaus oder ſonſt in Geſellſchaft, trieb ſich in der Politik herum, ließ zuweilen hinter geheimnißvollem Geſicht den Vorabend wichtiger Ereigniſſe ahnen, daß einer zum andern ſagte: Bruder Schweinfurter, paß auf, himmelſapperment, morgen wirds losgehen, merks dem Meiſter an, bin froh, wenn's bald kömmt, hielte es beim Hagel bei den Knochen der Frau Meiſterin nicht mehr lange aus. Was die verfluchten Schweizerkühe für Beine haben müſſen, Fleiſch kriegt man gar keines nicht zu ſehen.

Das Geheimnißvolle auf des Meiſters Angeſicht mochte jedoch nicht immer aus den politiſchen Tiefen kommen, ſondern aus gar gemeinen manchmal. Denn allgemach begannen ihm die beſſern Kunden untreu zu werden, er merkte mit dem größten Verdruß fremde Arbeit da, wo er ſonſt ſeinen beſten Brodkorb gehabt. Er ſchimpfte anfangs über Ariſtokraten und Pfaffen und verfluchten Brodneid, daher kämen Verleumdungen, und ſeine Freiſinnigkeit, Liberalität ließe man ihn entgelten, was gränzenlos ſchlecht ſei und von der niederträchtigſten Geſinnung zeuge. Daß er läſſig ſei bei der Aufſicht der Arbeit, daß er Geſellenarbeit liefere, der das Auge des Meiſters fehle, daß er die Arbeit läſſig liefere, verſpreche, nicht halte, über Gebühr die Leute hinſchleppe, daran dachte er nicht, an die eigenen Fehler dachte er überhaupt nicht. Aber nach und nach wurden ihm ſogar politiſche Freunde abwendig und zwar die, welche gut zahlten. Sie liebten denn doch prompte Arbeit, welche ſich gut conſervirt, ihre politiſchen Freundſchaften erſtreckten ſich einſtweilen noch nicht über die Geſinnung hinaus, und wenn ein Meiſter gut arbeitete, ſo war ihnen nachgerade an ſeiner Geſinnung grundwenig gelegen. Eine ſolche Geſinnungsloſigkeit machte den Meiſter faſt krank, ſolche abtrünnig

gewordene Kunden nannte er fortan geheime Pfaffen und Aristokraten, und wie radikal sie reden mochten, so sagte der Meister: wenn die Leute wüßten was er wüßte, sie würden solchen Afterradikalen nicht mit solcher Andacht zuhören, er wüßte besser, was man von ihnen zu halten hätte. Freilich blieben ihm viele seiner politischen Freunde treu, nämlich die, welche auf Bezahlen nicht viel hielten und gerne sich einredeten, so einem recht gut Gesinnten, politisch guten Mann und Meister, sei es bloß um die Ehre, gar nicht um's Geld, demselben frage er nichts nach, wenn er Menschen von Gesinnung nur bedienen dürfe, so sei er mehr als zufrieden. Die allerbeste Kundsame war es also nicht. Kundsame findet am Ende jeder Meister, aber es giebt eine Kundsame, welche viel schlimmer ist als keine, welche einen Crösus zum armen Pudel machen könnte. Derlei Kundsame kriegte unser Meister und sie blieb ihm treu, und wer bei solcher Kundsame bei allem, was er kauft oder machen läßt, wiederum zu schlechten Meistern seine Zuflucht nehmen muß, dem geht es wie einer Fliege im Spinnengewebe, er kömmt um allen Saft und kriegt bedenkliche Verlegenheiten.

Die ärgste Verlegenheit für einen Meister und namentlich für einen, der zugleich ein Herr ist und auf's Kaffeehaus geht, ist wohl die, wenn er zur üblichen Zeit seine Gesellen nicht mehr auszahlen kann. Diese Verlegenheit begann allgemach über unsern Meister zu kommen. Er fing an die Folgen einer schlechten Kundsame zu fühlen und was es heißt, Ausstände zu haben, die man nicht eintreiben kann, dreimal bitten zu müssen und immer leer abgespeist zu werden, während man selbst in der dringendsten Noth ist. Er mußte den Gesellen sagen, er könnte ihnen nur ein Weniges geben, hoffentlich das Ganze am nächsten Zahltage. Es sei eine verfluchte Intrigue angesponnen, um ihn zu sprengen, um seiner patriotischen reinen Gesinnungen willen. Das seien die Mittel, welche Pfaffen und Aristokraten gebrauchten, um die Freiheit zu unterdrücken und die hohen Ideen nicht geboren werden zu lassen. Er hoffe

aber, ſeine braven Burſche ließen ihn nicht im Stiche, ſie geduldeten ſich mit ihm und vereitelten die Intrigue, gönnten den Kerls die Freude nicht, einen Volksfreund auf den Kopf geſtellt zu haben. Breche dann der Tag der Vergeltung an, das Morgenroth einer neuen Zeit, dann ſolle ihnen vergolten werden und zwar tauſendfach. Natürlich ſchlugen die Burſche dem braven Meiſter die Bitte nicht ab, was ſie auch um ſo eher konnten, da ſie nicht in einem Koſthauſe, ſondern beim Meiſter ſelbſt aßen und wohnten. Wer aber in einem Koſthauſe wohnt und der Meiſter bezahlt ihn nicht, der geräth in die bitterſten Unannehmlichkeiten, denn gar viele Koſtmeiſter haben gar kurze Geduld, und politiſche Motive haben bei ihnen durchaus kein Gewicht, ſobald vom Zahlen oder Nichtzahlen die Rede iſt. Die braven Burſche freuten ſich noch, mit dem Meiſter um der Ideen willen leiden zu können und verfolgt zu werden, brüteten aber neben dieſem Hochgenuß oder Hochgefühl wie man es nennen will ſchreckliche Rache gegen die Tyrannen und ſtritten ſich Tage lang mit der größten Heftigkeit, was man mit ihnen anfangen wolle im neuen Reiche, ob ſie alle hängen auf einmal an einem langen, langen Waſchſeile oder nach und nach, um alle Tage was zu haben, um die Langeweile zu vertreiben, oder aber ſie leben laſſen als Sklaven und Knechte, die man dann ſo recht verflucht einweichen und in die Gänge bringen könne. Das war wohl kurzweilig, aber damit kriegte der Meiſter doch nicht Geld, und ohne Geld zu ſein, wird am Ende denn doch langweilig. Der Stolz, mit ihrem braven Meiſter die Verfolgung ertragen zu können, nahm bei den braven Burſchen trotz ihren Hochgefühlen doch alle Tage ab. Sie begannen zu finden, der Meiſter könnte ſich doch etwas mehr Mühe geben, um Geld zuſammen zu kriegen oder um das Aufgehen des Morgenrothes zu beſchleunigen, wo ſie ungehindert zugreifen könnten, wo Geld zu finden wäre. Es ſchien ihnen, als ſollten ſie eigentlich die Laſt alleine tragen,

ſchmalbarten am Tiſche, geldlos ſein am Sonntag, während der Meiſter ſeine gewohnten Gänge ging und die Meiſterin ſich aufdonnerte nach Noten und noch dazu zuweilen Launen ausließ, mit welchen man die Wanzen hätte vertreiben können. Wenn ein Zahltag ganz oder halb leer vorüberſtrich, dann konnte Jakob ſich einer Sehnſucht, wie ſie die Juden in der Wüſte befiel nach den Fleiſchtöpfen Egyptens, faſt nicht erwehren, der Sehnſucht nach dem Rathsherrn von Baſel, dem Himmelsſakerment von Ariſtokraten, der aber auf den Tag auszahlte voll und in ſchön klingendem Gelde. Er unterdrückte indeſſen mit aller Kraft ein ſolch verrätheriſch Sehnen, nur hier und da, wenn er in die leere Taſche griff, konnte er ſich unwillkürlicher Seufzer nicht erwehren.

Der Krug geht zu Waſſer bis er bricht, ſagt ein alt Sprüchwort, welches paßt auf alles Irdiſche, am beſten aber wohl auf das Schuldenmachen und Schuldigbleiben. Wenn ein Menſch in die Klemme kömmt mit dem Gelde, ſo iſt es ihm begreiflich nicht wohl, und er ſucht das Klemmen ſich zu erleichtern ſo gut er kann. Wohl dem, welchem eine hohe Theorie zu praktiſchen Mitteln hilft! So ein gemeiner Kerl ohne Ideen hilft ſich auch ganz gemein, er zahlt halt nicht, er weiß wohl, daß fremde Geſellen nicht wohl zu Betreibungen ſchreiten können, er ſagt ihnen alle Schande, droht ſogar mit der Polizei oder ſonſt mit was. Er hat bei der totalen Unordnung im Gewerbe keinen Geſellenverruf mehr zu fürchten und namentlich deswegen, weil einer Maſſe Geſellen die Politik im Kopfe ſteckt und nicht das Handwerk, während Andere am politiſchen Treiben einen Ekel haben, weil ſie dieſes politiſche Jucken als eine Art Krätze betrachten, welche, wenn auch nicht in Krankenhäuſern, ſo doch in Zwangshäuſern muß ausgeſchwitzt werden, wenn man nicht gleich anfangs mit Ernſt ſie zu heilen ſucht. Dieſe Verrückung des Standpunktes, auf welchem ein Unding dem armen losgelaſſenen Lehrburſchen zur Hauptſache gemacht wird, iſt ſchuld an der Auflöſung des

Standes, daran, daß die armen Jungen nichts sind, als was frühreife Kirschen den Spatzen sind. Seit politische Vereine sind, ist das Handwerksband, das uralte goldene, zerschnitten und kein Zusammenhalten mehr in dem, was zunächst im Kreise der Handwerker liegt. So sind fremde Gesellen in fremden Landen gegen unverschämte Meister, wenn auch nicht in Theorie, so doch in Praxis so viel als schutzlos.

Jakobs Meister war nicht gemein, war ein Mann von Ideen, er sagte daher nicht so trocken: ich zahle einstweilen nicht, oder behauptete gar bezahlt zu haben, was nicht bezahlt war, sondern er wandte Theorie auf Praxis, Ideen auf das Leben an. Als seine Gesellen nach und nach störrischer, dringlicher wurden, da setzte sich unser Meister auf die Idee als wie ein Kosake auf sein Roß und legte statt der Lanze das System ein. Er hätte geglaubt, sagte er, lauter Leute bei sich zu haben, welche ihn begriffen, Leute von seiner Gesinnung, welche zu leiden vermöchten, bis sie durchbrechen könnten; er habe geglaubt, auf sie bauen zu können, bis durchgebrochen sei. Er sei das Opfer seiner Gesinnung. Ob sie ihn allein wollten leiden lassen, ob sie aufs neue den Beweis leisten wollten, wie thöricht jeder sei, der für Andere sich opfere? Wäre er ein Meister gewesen von gewöhnlichem Schlage, hätte er auf die Herrschaften gesehen, statt auf die Gesellen, so hätte er hundemäßig arbeiten lassen von früh bis spät, hätte den unterthänigen Diener gemacht, Arbeit vollauf gehabt und Schweizer und sonstige Schafe sattsam zur Arbeit, hätte jetzt Geld vollauf und keine undankbaren störrigen Gesellen. Das sei eine trostlose Aussicht für junge Meister, welche Hand bieten wollten zur großen Emancipation, und gerade die, für welche sie sich ins Feuer legten, empörten sich und wollten die Früchte, ehe sie gereift seien. Schändlich sei's, sagte der Meister.

Da ermannte sich der Jakob, während die andern verblüfft dastanden und sagte: Meister, mit Verlaub, ganze Kerls sind wir alle, opfern dem Teufel die Seele für unsere Sache, aber

mit Gunst, Meister, gegessen müssen wir haben, und trinken wäre nicht unangenehm, aber umsonst wollen die Kerle von Wirth keinen Schnaps mehr geben, Meister, das ist fatal, werdets selbst begreifen. Nun hat der Meister noch Kredit, geht alle Tage auf's Kaffeehaus und Abends an den See oder auf die Platte oder sonst wohin, und wir können in keine Kneipe mehr gehen, denn nirgends kriegen wir was auf Pump. Nun dünkt uns, Meister, wir könnten mit euch auf das Kaffeehaus oder sonst wohin gehen oder ihr kämt brüderlich mit uns und da verzehrten wir brüderlich mit einander Kredit oder Geld, was da wäre, sind wir doch ja Brüder und Einer was der Andere.

Diese Schlüsse kamen dem Meister doch kraus vor und, da er ohnehin nicht wohl in seinen Strümpfen, d. h. übellaunig war, so sagte er: Allweg Brüder sind wir, aber wo Brüder sind, da muß einer regieren, gewöhnlich der Aelteste, der theilt erst die Arbeit aus, dann jedem was ihm ziemen mag nach Verdienen, denn wie jeder verschiedene Gaben hat, so hat auch jeder einen verschiedenen Verdienst. Nun bin ich der Aelteste der Brüder oder der Meister, der vertheilt nach Gutdünken Arbeit und Verdienst, und was ich gebe, Arbeit oder Lohn, damit hat jeder sich zu begnügen, und wie es auch beim Landmann je nach der Ernte schmale oder fette Bissen giebt und alle darein sich schicken müssen, so ist's auch beim Handwerker und damit Punktum.

Da deutete mit einem Blicke ein junger Bursche dem Jakob, der auch am meisten aufbegehrt hatte über ihre Drangsale, und Jakob ließ den Blick nicht am Rocke kleben, er nahm ihn in sich, stellte sich dem Meister gegenüber und sagte: Meister, mit Gunst, so ist das Ding noch nicht, noch ist's beim Alten, wir sind die Hunde, Pfaffen und Aristokraten, die Schmarotzer, die verfluchten, sind noch da. Einstweilen also, mit Gunst, Meister, gebt uns den Lohn nach altem Brauch und wie es ausgemacht war. Kömmt endlich das Neue, dann fragt es sich,

ob ihr Meiſter in den höhern Ausſchuß, ob an euch das Vertheilen von Lohn und Arbeit kommt, es ſind andere Leute auch noch da, und möglich iſt's, daß gar mancher Meiſter von ſeinen Geſellen empfangen muß, was er verdient, und angewieſen wird, was und wie er arbeiten ſoll. Das wird ja alles erſt noch ausgemacht durch das freie Mehr, und wer das Zutrauen hat, den trifft es. Einſtweilen nun wollen wir den Lohn, denn wir Alle wollen nicht mehr für Einen arbeiten, und dieſer Eine ſoll nicht allein flott leben aus unſerm Schweiße, während wir Alle darben. Meiſter, ſo iſt's!

Man ſieht Jakob hatte Fortſchritte gemacht im Reden und verſtand auch die hundertmal gehörten Phraſen praktiſch anzuwenden, ſobald er im nüchternen Zuſtande war. Er hatte dieſes mit allen Leuten aus dieſer Schule gemein, daß er ein oder zwei Dutzend hochklingende Phraſen herzuſagen wußte, und den Centralpunkt der Freiheit und Gleichheit hatte er vollſtändig inne: die Hoffnung, ohne Arbeit, vom Schweiße der Andern leben zu können, dazu erwählt durch das freie Mehr, Mitglied des hohen Ausſchuſſes, welcher die Vorſehung ſpielen will und jedem geben bei Leibesleben, was er verdient bei Leibesleben. Rückt man jedoch den Kindern dieſer Schule näher auf den Leib, ſchlägt ſich durch die Parade mit den Phraſen durch, dann ſind ſie fertig und man findet liebe gute Kinder, von denen es zweifelhaft iſt, ob ſie vom A B C Buche weg noch zu einem andern Buche gekommen ſind.

Unſer Meiſter ſtand wie verſteinert, als ihm Jakob mit den eigenen Phraſen als wie mit einem Spieß auf den Leib fuhr, eine ſolche praktiſche Anwendung der eigenen Grundſätze auf einen gegebenen Fall war ihm durchaus neu. Zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, ſie gefiel dem Meiſter durchaus nicht; Geſell zu werden und aus des Geſellen Hand zu nehmen, was dieſer für gut fand ihm zu verabreichen, das ſchien ihm ein himmelſchreiend Ding und ſo was auszuſprechen eine ſchreckliche, läſterliche Ketzerei. Er gerieth in den heftigſten

Zorn, und das Ende davon war, daß Jakob mit zwei andern aufprotzte; ob sie dem Meister aufkündeten oder er ihnen, das blieb zwischen ihnen ein streitiger Punkt, über den jede Parthei das Gegentheil ausſagte. Nun gab es neuen Lärm, dieweil alſobald die abziehenden Geſellen den Lohn haben wollten, der Meiſter aber kein Geld hatte, und wo nichts iſt, hat ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren.

Einige Freunde des Meiſters, freiſinnige Seelen, verſuchten die Vermittlung, ſtellten die Sache auf einen höhern Standpunkt, wie man zu ſagen pflegt, und ſuchten dieſelbe von noch höher herab zu beleuchten. Sie gaben zu bedenken, wie das der guten Sache ſchaden müſſe, wenn Zwiſt im eigenen Lager ausbreche, wenn die tüchtigſten Führer, denen man zum größten Dank verpflichtet ſei, weil ſie ihre Exiſtenz auf das Spiel, ſich ſelbſt allen Verfolgungen ausgeſetzt, um ein paar jämmerlicher Gulden willen, gelähmt und außer Kampf geſetzt würden. Solcher Handlungsweiſe würden ſich Geſellen und Brüder, welche die Wohlthat der Erleuchtung bei ihnen genoſſen und derſelben ſich ſo würdig erzeiget, wahrlich nicht ſchuldig machen wollen, es wäre ja erſchrecklich. Sie ſollten des hohen Zweckes gedenken, der Menſchheit, der Nachwelt, einſtweilen leiden und um der paar Gulden willen nicht die Hand vom Pflug ziehen.

Das war aber bei Jakob in den Wind geredet, während die andern ſich begütigen ließen. Jakob ſagte, ich bin der Jakob und laſſe mir nicht ſo kommen von Einem, der nicht mehr iſt als ich, ich, der Jakob! Wenn mal die Sache losgeht, ſo wird man erfahren, wer der Jakob iſt, und dann wird Jakob zeigen, wer er iſt. Wegen den Gulden iſts mir nicht und wegen dem Theilen nicht, es iſt mir wegen den Grundſätzen und wunder nimmt es mich, ob man mich dann anſehen und äſtimiren wird als den, der ich bin. Drum pfui Teufel zu Kreuz zu kriechen vor einem Kerl wie der Meiſter iſt, der iſt gar nichts als ein Pfaff oder Ariſtokrat, wäre ers nicht, er würde

seine Gesellen anders behandeln. Der Meister ist inwendig gar nichts nutz, nicht einen Kreuzer werth, und wie er redet denkt er nicht, der Schwerenothskerl. So redete Jakob sich immer mehr in Zorn hinein, ließ sich nicht begütigen, drohte mit Klagen, begehrte auf immer wilder und böser. Er gab vierundzwanzig Stunden Zeit, in welcher er bezahlt sein wollte, und brach kurzweg alle Friedensunterhandlungen mit kriegerischen Geberden ab. Er hatte von seiner Bedeutsamkeit große Begriffe eingesogen, hatte in der Woche so oft gehört, die Handwerker seien der Kern des Volkes, daß er am Ende den Kern auf sich selbst bezog, sich für den Kern von allem hielt, für den Schwerenothskerl, der die Welt auf seinen Schultern trage. Er glaubte, die ganze Welt werde sich für ihn interessiren, werde seine Parthei nehmen, Feuer und Flammen werden überall gespien werden. Ach, und Alles blieb so kühl und kalt bei der großen Affaire! Man hörte ihm nur mit halbem Ohre zu, man gab ihm zu verstehen, daß es nicht an der Zeit sei, um solcher Kleinigkeiten willen so großen Lärm anzufangen, daß, wer ein rechter Bruder sei, nicht so selbstsüchtig sein dürfe, daß es billig sei, wenn Gesellen eines Meisters, der so großartig für das Ganze sich opfere, auch das Ihrige beitrügen und es so spitz mit dem Meister nicht nähmen. Wenn sie Nichts für ihn thun wollten, warum sollte er denn Alles für sie thun? Solche Reden machten Jakob fuchswild, denn es ist hart, keinen Anklang zu finden, wenn man geglaubt hat, die ganze Welt werde Sturm läuten oder Hosianna singen. Am folgenden Morgen trieb er sich in mehreren Werkstätten herum, sah sehr vornehm nach Arbeit sich um, aber allenthalben fand er trockne Worte und kurze Blicke, niemand begehrte sein. Conservative und radikale Meister waren all über einen Leisten geschlagen, sie begehrten den Jakob nicht; seine praktischen Ansichten über die Anwendung des Zeitgeistes und seiner Theorien waren ihnen allen gleich mißbeliebig. Was

der Jakob für einen Zorn verarbeitete auf die Hundekerls, welche nichts taugten allesammt, läßt sich gar nicht aussprechen.

So kam er voll Feuer und Flamme an den Ort, wo er seinen rückständigen Lohn in Empfang nehmen sollte. Nun wollte das Unglück, daß seine und des Meisters Rechnung nicht übereinstimmten. Die Abschlagszahlungen hatten Verwirrung in die Angelegenheit gebracht, oder vielleicht fehlte es sonst noch wo. Ein zorniger Mann vergißt gerne Stücke aus dem Einmaleins, und ein Meister, der auf dem Trocknen sitzt, verrechnet sich gerne zu seinen eigenen Gunsten. Wenn ihm das Geld knapp abgemessen ist, warum sollte er es Andern nicht auch knapp zumessen? Das war eine schlimme Abrechnung, aber der Meister blieb fest, war kurz angebunden, wies auf die Gerichte, wenn Jakob nicht zufrieden sei. Was sollte Jakob machen? Er packte aus grimmiglich. Wären Zürichs Mauern noch gestanden, sie wären vor Jakobs Donner eingefallen wie zu Olims Zeiten die Mauern Jerichos vor den Widderhörnern der Priester. Aber leider gingen Jakobs Schüsse ins Weite, ins Blaue, warfen nichts nieder, zogen im Gegentheil ihm Gefahren auf den Hals, daß er für gut fand zu schweigen, um nicht eben hinter Mauern, Schloß und Riegel zu gerathen. So seis mit der verfluchten Gerechtigkeit in der freien Schweiz, Pfaffen und Aristokraten thäten was sie wollten, und wenn ein deutscher Bruder dem armen Volke Glück und Freiheit bringen wolle, so beute so ein radikales Schweizer Aas ihn aus. Der Basler, der Rathsherr, hätte nie mit ihm aus einer Flasche getrunken, aber bezahlt hätte er ihm bei Groschen und Pfennig, das müsse er sagen, und hier beute Einer ihn aus, der wie ein Bruder gethan und geredet, daß man ihm die Worte hätte vom Munde wegfressen mögen, besonders wenn die Frau Meisterin nur Knochen gekocht habe und man hungrig geblieben sei. Mit dem Meister prozediren kurz oder lang wollte er nicht, er traute niemand hier und lange zu verweilen vermochte er nicht, die Böcke (Zürichergeld) und die

Schillinge, welche ihm in der Tasche klimperten, machten gar geringen Lärm, er selbst hörte ihn kaum, wie stark er auch den Verrath umrühren mochte. Er faßte daher einen kühnen Entschluß, er kehrte so rasch als möglich der alten Zürich den Rücken, schüttelte die Faust und sagte: Wart nur, wenn ich wieder komm!

Achtes Kapitel.

Jakobs Schicksale und Gemüthsstimmung von Zürich bis Bern.

Er will jetzt direkt auf Parnis, denn in Zürich hatte er viel vernommen, was dort alles vorbereitet werde, wie die Gesellen angesehen seien wie Barone, wie man in der Bildung und Aufklärung weiter komme, daß man sich selbst gar nicht mehr begreife, so donnermäßig werde man gebildet. So fuhr er hoch in seinen Gedanken, der gute Jakob, aber Paris war weit, kothig der Weg, der Himmel schwarz wie das Hemd eines Schlossergesellen, welches derselbe vier Wochen auf dem Leibe gehabt, ohne es zu wenden. Eisenbahn war leider noch keine da, sonst hätte Jakob einige Böcke an eine gute Strecke gewendet, wäre unerwartet in Paris erschienen. Wie doch der gute König Louis Philipp gelueget hätte, wenn so urplötzlich der Jakob in Paris eingerückt wäre! Er trappete also durch den Koth dahin, den kürzesten Weg nach Paris über Bern Genef zu, von wo es gar nicht mehr weit bis Paris sei, wie er aus sichern Quellen vernommen hatte. Indessen die Wege von Zürich gegen Bern hin sind grausam lang, sei es Koth, sei es Staub, und Jakobs Stiefel waren schlecht, mit dem Schuhwerk war er nicht für die Reise eingerichtet, mit dem Beutel weder für müssiges Weilen noch neue Anschaffungen.

Er ließ sich daher herab in einem bedeutenden Ort am Wege Arbeit zu suchen und fand dieselbe auch.

Jakob war ein stolzer Geselle, hatte Ideen in Leib gekriegt, einen Schnauz ins Gesicht, dunkle Backen, und zornige Augen konnte er machen, daß die Fliegen zitterten an der Wand. Der neue Meister dagegen war jung, vom Handwerk verstand er wenig und mochte noch weniger dabei sein. Er hatte dasselbe nothdürftig gelernt, wie es in der Schweiz an vielen Orten Sitte ist, wo man sich auch nicht darum kümmert, habe Einer einen Lehrbrief oder keinen, wenn derselbe als Meister sich setzen will. Als Lehrbube schon war ihm das Heirathen im Kopf gesteckt, war er schon jeder Schürze nachgelaufen, hatte bei keinem Tanze gefehlt. Als er ausgelernt hatte, sollte er auf die Wanderschaft, das Gerede davon dauerte manchen Monat, endlich ging er und nach wenig Wochen war er wieder da, angeblich weil die Cholera in Frankreich grausam regierte, daß kaum der zehnte Mensch überbleiben werde, wenn es wohl gehe. Er brachte die Nachricht mit, daß gegen die Cholera kein besser Heilmittel sei als das Heirathen, das that er denn alsbald und sieben Wochen nach seiner Heimkehr war er bereits ein glücklicher Ehemann.

Er hatte zwei oder drei tausend Gulden erheirathet, hielt sich jetzt reich wie Crösus und gedachte mit der Zeit das Handwerk im Großen zu treiben; er dachte nicht daran, daß beim Handwerk der Meister die Hauptsache ist und Geld in eines schlechten Meisters Hand wie Schnee auf warmem Ofen. Einstweilen hatte er nur ein klein Haus, redete aber viel vom Bau eines neuen. In der Stube, in welcher gegessen wurde, schliefen der Meister und die Frau Meisterin. Diese beiden hielten dafür, sie vermöchten es länger im Bette zu bleiben als andere Leute und faulenzen heiße gut Sach haben. Daß sie nicht mit den Gesellen aufstanden, versteht sich, aber sie konnten es auch nicht über sich bringen zum Frühstück aufzustehen, so daß die Magd zur Noth das Zimmer hätte herrich-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

ten können. Sie blieben also im Bette liegen, doch sollten es die Gesellen nicht merken, sie schämten sich denn doch dessen. Die Magd mußte nun das Betttuch oder Tapis, wie man sagt, über das Bett decken, als wäre dasselbe gemacht und die Eheleute ausgeflogen. Unter dem Tapis aber lagen der Meister und die Frau Meisterin still wie ein Mäuschen; Husten, Niesen, Schnarchen, kurz jeder Muks wäre vom Bösen gewesen. Dicht neben an gabelten die Gesellen in den Schüsseln herum oder klapperten mit den Kaffeetassen, während ab und zu die Magd ging. Ob die Gesellen die Nachbarschaft merkten, weil das Tapis gewackelt oder ein verdrückt Husten hörbar geworden oder die boshafte Magd boshafte Winke gegeben, wir wissen es nicht. Aber einmal an einem schönen Morgen schmiß Jakob aus Versehen die Kaffeekanne hinunter, seine Tasse nach, Alles schrie auf, sprang auf, und unter dem Tapis hervor fuhr die Frau Meisterin, neben ihr erhob sich, doch etwas langsamer, der Meister mit halbem Leibe aus den Federn herauf. Wer das malen könnte, wie das stand und lag und glotzte und lange keines wußte, sollte es zur Thüre hinaus oder wieder unter die Decke! Endlich strich Jakob den Schnurrbart und sagte: Guten Morgen, Frau Meisterin, das Ding ist kaput gegangen, wenn Sie ein neues kaufen, so sollte es was größer sein. Der Meister war ganz verdutzt und sprach kein Wort. Ein Lehrbursche, der sich selbst zum Meister schlägt, hat die gehörige Haltung nicht und nicht das gefaßte Blut und das rechte Wort. Der Frau Meisterin dagegen, der ging das Maul auf. Potz Himmel, wie strömten ihr die Titel heraus zum weit geöffneten Schlunde, Halunk und Sch—hund waren die allermanierlichsten und zartesten wohl von allen. Sie war ein derb Bauernmädel gewesen, verstand nichts von der Haushaltung, aber auch nicht Spaß, und wenn ihre Hände eben auch nicht die fertigsten waren, so war die Zunge desto geläufiger; sie handhabte sie wie ehedem Jupiter Blitz und Donner. Sie als Bauerntochter hatte aristokratisches Blut

und eine gründliche Verachtung gegen ſo einen fremden ſchäbigen Kerl und beſonders, wenn er einen Schnauz hatte. Sie duzte auch alle Geſellen, und wenn dieſe darob ſich ärgerten oder beim Meiſter beklagten, potz wie begehrte die Frau Meiſterin auf, was ſo ein hergelaufener Lumpenhund ſich einbilde! Daheim habe ſie den Schulmeiſter geduzt, den Statthalter, auch den Pfarrer, wenn es ſie angekommen, und zu ſo einem Lump ſolle ſie reden, als ob er Schultheiß wäre. Dazu zwinge ſie der Teufel nicht, und reiße er ihr den Kopf ab, ſo furre ſie noch mit der Röhre du du du!

Als ſie ſo aus der Nachthaube heraus den Geſellen wüſt geſagt, lachten dieſe erſt, daß das Haus zitterte. Als ſie genug gelacht hatten, warf ſich Jakob in die Bruſt und ſagte, er gehe und packe ſein Felleiſen, ſei er fertig, ſo komme er den Lohn zu holen. Jakob hatte ſeine Stiefel gehörig beſohlen und beſchlagen laſſen, hatte einige Batzen Geld und große Langeweile, ſo war der Anlaß, wenn nicht herbei geführt, ſo doch ihm gerade recht, um zu kündigen und Bern zuzuwandern, auf welches er ſich ſehr freute, denn er hatte viel davon erzählen hören, wie da ſchöne Promenaden ſeien und artige Mädchen. Der Meiſter ließ Jakob ungern ziehen, denn er hatte gehofft ihm etwas ablernen zu können. Denn das iſt der Troſt und die Hoffnung Aller, welche aus halb ausgemachten Lehrbuben zu Meiſtern gerathen, alles was ſie nicht können nach und nach von geſchickten Geſellen zu erlernen. Wie widerſinnig ein ſolcher Troſt iſt und zu welchem Ende er führt, kann man täglich an verhudelten Meiſtern oder an ihren armſeligen Haushaltungen ſehen. Aber Jakob wollte fort. Er verachtete ſolch kleine Meiſter und kleine Orte, es zog ihn nach dem Großen hin, auch hoffte er in Bern kräftig wirken zu können zur endlichen Entwicklung der Ideen der Menſchenrechte, der Gleichheit der Güter, wo ein Ausſchuß, in den er zu kommen hoffte, den Andern gebe, was dieſelben verdienten, d. h. was der Ausſchuß für gut finde.

Er wanderte also das stattliche Bernbiet, wo die großen Düngerhaufen, die schönen Matten, die großen Aecker die Wohlhabenheit der Bewohner bezeugen, herauf, doch diesmal ohne zu fechten. Er war zu stolz dazu, vor Leuten auf der Straße den Hut zu ziehen und sich demüthig vor sie hinzustellen, vor Leute, welche nicht taugten, um ihm die Schuhriemen aufzulösen, denen er einst den Fuß auf den Nacken zu setzen hoffte. Er hielt es für eine Entwürdigung der Menschheit zu bitten, wo man Rechte habe, für einen Verrath am Recht. Doch konnte er sich nicht enthalten eine Ausnahme von der Regel zu machen. Etwas seitwärts von seinem Wege lag ein großer Bauernhof, der weit und breit und namentlich unter den Handwerksgesellen den Ruf großartiger ächt altteſtamentlicher Gastfreundschaft hatte; dort um Nachtherberge anzuklopfen entschloß er sich. Der Weg dazu war etwas streitig, führte durch wohl geschonte Wälder voll prächtiger Bäume endlich ins urbare Land hinaus, so weit man sehen konnte alles *eines* Besitzers Eigenthum. An einem Ende desselben stand das große hölzerne Haus, daneben der übliche steinerne Stock, rundum kleinere Gebäude, Speicher, Wagenschoppen ꝛc. Große Holzstöße von schönem Buchenholz waren Zeugen, daß auf dem gastlichen Heerde das Feuer selten erlosch. Ein großer Hund lag in der Abendsonne; unbehaglich war es Jakob, als er ihn sah, er hatte Malice auf die Hunde. Aber als der Hund den fremden Wanderer sah, stand er nicht bellend auf, das Haar sträubend auf dem Rücken, sondern wedelte freundlich mit dem buschichten Schwanze und blieb ruhig liegen. Als Jakob anklopfte, ließ man ihn nicht lange warten, und als er um ein Nachtlager fragte, da lief nicht Eins zum Andern, um zu fragen, ob es wohl thunlich sei ihn zu behalten oder wenn man den letzten Uebernächtler gehabt und ob es nicht zu früh sei schon wieder einen zu haben. Man sagte ihm freundlich: ja freilich, und hieß ihn absitzen. Bald setzte sich jemand neben ihn, fragte nach dem Woher, Wohin und ließ sich erzählen mit dem Be-

hagen, welches einſam Wohnende oft an den Tag legen, wenn ſie mit Leuten aus der Welt zuſammentreffen.

Jakob war mit verbiſſenem Ingrimm angerückt, daß er bitten müſſe, wo er befehlen ſollte, und daß er zum Bitten ſich erniedrige, plagte ihn ebenfalls; die ſichtbare Fülle allenthalben, die auf vielen Edelhöfen nicht geſehen wird, vermehrte dieſen Ingrimm noch. Daß ein dummer Bauer da ſitzen ſolle herrlich und in Freuden trotz einem Baron, während er, Jakob, der Kern des Volkes, da anklopfen und die Mütze abziehen müſſe, war das nicht ariſtokratiſch, pfäffiſch, verflucht, himmelſchreiend! Dieſer Ingrimm und die ihm erwieſene Höflichkeit ließen ihn unwillkürlich ſich in die Bruſt werfen, zeigen, daß er auch was ſei. Nun ſagte er nicht, er ſei der Jakob, und erzählte nicht, wie viel er gegolten in Zürich im Verein und was er für daherige Ausſichten hatte, ſondern er flunkerte wieder gewaltig mit dem, was er daheim ſei und beſäße, wie er aus einer hochanſehnlichen Familie ſei, auf wie großen Gütern ſeine Großmutter ſitze, welch großes Geſchäft, das einſtweilen verpachtet ſei, er beſitze und antreten werde, ſobald er heimkomme. Das Ding ging ihm ganz prächtig vom Munde und wurde ehrlich und gutmüthig buchſtäblich geglaubt. Mutter, hörte er eine Stimme drinnen in der Küche ſagen, Mutter, das iſt einer aus einem vornehmen Hauſe, ein reicher Burſche, dem ſollte man ein Bett friſch anziehen, und ſollte man ihn nicht heißen mit uns eſſen? Wie du meinſt, mir iſts recht, lautete die Antwort. Nun ward Jakob traktirt wie ein ehrenwerther Gaſt, aß am Familientiſche zu Nacht beſſer als man in manchem Wirthshauſe um ſchwer Geld ißt, trank zwei gute Sorten Wein, ſchlief in einem herrlichen Bette, trank am Morgen Chocolade und aß, da eben gebacken ward, vortreffliche Kuchen dazu. Vorher hatte er die Ställe beſehen, acht prächtige Roſſe geſehen, zwanzig Kühe, von denen jede unter Brüdern wenigſtens achtzig Thaler werth, hatte geſprächsweiſe gehört, daß dies nicht der einzige Hof ſei, den die Leute beſäßen, und daß

die ausgeliehenen Gelder sich vielleicht so hoch beliefen als der Werth des Grundeigenthums. Das hatte ihn begreiflich wieder aufs neue ingrimmig gestimmt, seine Besitzungen waren über Nacht fast um die Hälfte gewachsen, und gewaltig strengte er sich an, um mit Essen und Trinken die Ungerechtigkeit, daß ein dummer Bauer so viel besitze, einigermaßen zu verkleinern. Als endlich Zeit zum Aufbruch war, sagte man ihm, wie sonst der Brauch sei, jedem Gesellen, welcher hier über Nacht gewesen, einen Zehrpfennig zu geben, ihm aber dürfe man kaum einen anbieten. Da sagte Jakob: Versteht sich, einen Zehrpfennig würde ich übel nehmen, aber ein Andenken an diesen Ort schlage ich nicht aus. Nun war drinneck guter Rath theuer, welches Andenken wohl am passendsten sein möchte für den reichen Reisenden, der so große Güter daheim habe. Eine Kuh oder ein Käs waren etwas unbequem zu transportiren. Ein Psalmenbuch oder ein Testament erhielten Beifall, wurden aber doch verworfen, weil man dachte, er werde bereits so was bei sich haben und könne beleidigt werden, wenn man ihm zeige, man habe geglaubt, er habe weder Testament noch Psalmenbuch bei sich. Endlich ward man räthig, ihm einen schönen neuen Berner Fünfbätzler anzubieten, aus welchem er sich dann zum Andenken einen Uhrenschlüssel machen lassen könne. So geschah es auch, und Jakob nahm ihn hin mit Gelassenheit; zum Vorschlag mit dem Uhrenschlüssel meinte er, das Stück gefalle ihm so wie es sei am besten.

Als er wieder der Landstraße zu marschirte, schimpfte er vor sich hin gewaltig über den Bauernhochmuth und die Ungerechtigkeit in der Welt. Hätte er nicht das Felleisen getragen, meinte er, so würden sie ihn wohl in einer Kalesche einige Stunden Wegs geführt haben, jetzt aber ließen sie ihn laufen, als ob er ein Hund wäre, nur weil sie sich seiner des Felleisens wegen geschämt hätten, und doch seien sie nur dumme Bauern, und wenn es mal anders werde, so wolle er die nicht vergessen. Den Hof nehme er unter seine eigene Verwaltung,

und für etwas Beſſeres als für die Schweine zu hüten wüßte er die Beſitzer nicht zu gebrauchen. In Burgdorf hielt er ſich eine Nacht auf. Er fand da Bekannte und einen lebendigen Austauſch der Ideen. Heut zu Tage ſind Ideen die Hauptſache, der Handwerksburſche wandert nicht mehr auf dem Handwerk, ſondern bloß auf Ideen, und wenn er ißt und trinkt, ſo thut ers nicht des Hungers und des Durſtes wegen, ſondern wegen einer Idee. Guckt man aber dieſen Ideen näher ins Geſicht, ſo ſind ſie zumeiſt nichts als zuſammengeflickte Mäntelchen, welche man den eigenen und zwar thieriſchen Gelüſten umgehängt hat.

Burgdorf iſt ein uralt ſchön Zähringiſches Schloß mit einem reichen Städtchen drum, in wilder und doch reicher, ſchöner Gegend. In neuerer Zeit ward das Schloß wieder berühmt durch Peſtalozzi, welcher es einige Zeit bewohnte, das Städtchen aber durch gutes Bier, mit welchem es den ganzen Canton verſieht. Jakob kümmerte ſich begreiflich weder um die Zähringer noch um Peſtalozzi, ſondern bloß um Bier und Ideen, nebenbei aß er noch brav Emmenthaler Käs, ohne ihn jedoch beſonderer Beachtung zu würdigen; beiläufig frug er auch, ob denn wirklich ſo ſchöne Maitli in Bern ſeien als er habe ſagen hören. Natürlich hielt er ſich am meiſten bei den Ideen auf, erzählte wie er es dem Hund, dem Rathsherrn in Baſel, geſagt habe und wie weit man jetzt mit den Ideen in Zürich ſei. Auf die Schweizer war er ſehr übel zu ſprechen. Wenn man mit ihnen ſpreche, ihnen die Ideen auseinander ſetze ſo recht handgreiflich, als ob es Heuhaufen wären, welche man ausbreite mit Gabel und Rechen, ſo meine man, ſie hätten Einen begriffen und ſeien jetzt eingeweiht in die Grundſätze und ſeien Bundesgenoſſen. Aber wolle man die Grundſätze anwenden im Leben und die Ideen in die Verhältniſſe bringen, ſo brüllten ſie wie Kühe, und man habe die dummen Schweizer wieder, welche nichts begriffen, am wenigſten die neue Zeit. Und ſtatt daß ſie dankbar wären, weil man ihnen zeigen wolle,

wie nach der Idee das Vermögen der Reichen zu vertheilen und zu gebrauchen, Verdienst und Arbeit zu ordnen sei, wie man Pfaffen und Aristokraten den Garaus machen müsse, statt dankbar zu sein, könne man seine Knochen in Obacht nehmen und auf seinen Ideen weiter wandern. Er halte dafür, an den Schweizern sei Hopfen und Malz verloren, sie seien alle geborne Aristokraten und dumme Pfaffenknechte, darum wolle er so schnell wie möglich nach Paris hinein. Er setzte auseinander, wie es ihm in Zürich gegangen, als er seinem Meister, der als einer der Ersten der Ihren gegolten, ihr Verhältniß grundsätzlich auseinander gesetzt, kein Hund auf seine Seite habe stehen wollen, auf einmal Alle wieder Arjstokraten und Pfaffenknechte gewesen wären. Ja wenns aufs Reden ankäme, da gehe es wie gepfiffen und gesungen, aber sollte dann nach dem Pfeifen getanzt werden, liefe Alles auseinander und Allen hingen die Zöpfe von hinten, wie der Herweg gesagt habe.

O wie da den guten Jungen die Augen funkelten, wie sie die Fäuste ballten, die langen Pfeifen fast schwindsüchtig zogen und sagten: Ja, wären wir dabei gewesen, Himmelsakerment! Hier gehts anders zu! Schwerenoth und Sauerkraut! Sie verlebten einen herrlichen Abend, stärkten mit dem guten Bier die hohen Ideen der Zeit, daß dieselben anschwollen, schwer wurden wie Blei und die Köpfe, welche sie tragen sollten, hin und her wackelten wie Müllerknaben unter schweren Mehlsäcken.

Am folgenden Morgen wanderte er Bern zu, schwerfällig und mißmuthig. Verflucht schlecht Bier sei hier, sagte er. In Deutschland drunten hätte er einen ganzen Teich voll Bier austrinken können und alle Morgen einen Kopf gehabt so leicht wie eine Feder, und hier habe er kein halb Dutzend Maaß getrunken und habe einen Kopf so dumm und schwer als wie ein Emmenthaler Käs. Seine Reise ging daher sehr langsam, er konnte sich nicht satt schimpfen über die Schweiz, dieweil sie so lang sei. Hätte er das gewußt, so wäre er drum

rum gegangen. Obgleich es von Burgdorf bis nach Bern nicht mehr als vier Stunden zu gehen iſt, ſo war es doch ſchon gegen Abend, als er von der Papiermühle, wo er ſich an einem Schoppen Wein geſtärkt und dem Wirth den neuen Berner Fünfbätzler als Andenken hinterlaſſen hatte, aufbrach und langſam den Berg aufſtieg. Droben ſah er links in nie geſehener Nähe die großen majeſtätiſchen Bernerberge. Indeſſen Notiz von den Bergen nahm er keine, ſondern bloß von dem langen, langen Baumgang, zu welchem ſich hier die breite Heerſtraße geſtaltet, neben welcher ein ſchöner breiter Fußweg herläuft. Grad aus lief die Straße, an ihrem äußerſten Ende ſtießen die Bäume zuſammen, und nirgends noch ſah er die Stadt. Das fiel ihm ſchwer ins Gemüth, daß er ſo lange noch gehen ſollte, hatte er doch geglaubt, wenn er auf den Berg käme, werde die Stadt ihm vor der Naſe ſtehen. Dieſe Täuſchung konnte er Bern nicht vergeſſen, er faßte eine Malice gegen die Stadt, welche nicht verging. Darum achtete er die Berge nicht, ſondern ärgerte ſich bloß an den Bäumen, wo immer einer nach dem andern kam, und jemehr er hinter ſich ließ, deſto länger ſchien ihm die Allee zu werden. Er wurde ſchrecklich falſch, und je falſcher er wurde, deſto langſamer und mühſamer ging er, und immer mehr ſchien ihm, man treibe Bosheit mit ihm und was er dran ablaufe, das ſetze man ihm vornen wieder dran.

Endlich hielten die Bäume ſich auseinander, es ſenkte ſich der Weg. Weißes ſchimmerte durch die Bäume, ein mächtig Rauſchen ſcholl herauf, aber was es ſei, nahm Jakob nicht wunder. Er ſetzte ſich auf eine Bank als wie zum Tode matt, und erſt als er eine gute Weile geſeſſen hatte, ging er einige Schritte weiter und ſah vor ſich die gute Stadt Bern, die von der Aare umfloſſene, welche mächtig rauſchend über eine Schwelle ſtürzt, welches Rauſchen Alexander Dumas wahrſcheinlich für Lawinendonner gehalten. Große Notiz nahm er aber ebenfalls nicht von ihr, ſie ſchien ihm ein klein elend Neſt,

von dem er nicht begreifen konnte, warum man davon ſo viel Aufhebens mache; ſo brummte er, während er den ſteilen Weg hinunter humpelte. Er humpelte die Stadt hinauf durch die ſchönen Arkaden, belegt mit großen ſchönen Steinplatten, und fluchte jämmerlich, wie hart die Steine ſeien; daß ſpitze Pflaſterſteine ſeinen Füßen noch ganz andere Leiden gebracht hätten, daran dachte er nicht.

Neuntes Kapitel.

Jakobs Einzug in Bern und erſte Stellung daſelbſt.

Es war eine Jahreszeit, in welcher die Geſellen es haben wie in guten Jahren die Vögel, wenn der Hanf wohl geräth; wohin die Vögel fliegen, lacht ihnen reifender, duftender Hanfſaame entgegen und wohin die Geſellen kommen, ſtehen Geſellenhungrige Meiſter unter den Thoren. Jakob konnte alſo nach gehaltener confidentieller Nachfrage unter Meiſtern auslеſen, und das that er denn auch. Er wolle zu einem guten Zopf, ſagte er, der ordentlich zahle; die Koſt habe er lieber in einem Koſthauſe als beim Meiſter. Ein Koſthaus könne man wechſeln und den Meiſter, wenn er gut ſei, behalten, die Meiſterin aber, die könne man nicht wechſeln einſtweilen ohne Meiſter, und wenn ſie zu freſſen gebe als wie den Hunden, ſo müſſe man es ſich gefallen laſſen, dürfe kaum Geſichter ſchneiden und mit den Tellern raſſeln. Zu einem Meiſter von Geſinnung wolle er einſtweilen nicht mehr, die ſolle der Teufel holen, ſagte er. Wenn alles neu werde, ſo ſei es für die Geſellen und nicht für die Meiſter, die Meiſter hätten jetzt ihre gute Zeit und die Geſellen ſeien die Hunde, das ſei das Ding, das umgekehrt werden müſſe. Meiſter ſeien in der Sache nur Verräther, er habe es erfahren. Ein Mohr ändere ſeine Farbe nicht, und wenn ein Meiſter es mit den Geſellen hielte, ſo bleibe er doch im

Herzen ein greulicher Ariſtokrat und habe es mit den Geſellen nur wie Ariſtokraten, welche ſich liberal ſtellen, um Stellen zu kriegen und hohe Beſoldungen. Die armen Teufel von Geſellen ſollten dem Meiſter ſeine gute Geſinnung mit ſchwerem Gelde bezahlen.

Man ſieht, Jakob hatte bereits ein Stück Erfahrung gemacht, jedoch zu ſeinem Schaden nur ein Stück. Glauben zu fremder Erfahrung hatte er nicht, den langen Brandenburger ſah er noch immer als Verleumder an und ſchwatzte von ihm als von einem Dieb und Mörder. Er wollte die Weltgeſchichte ſelbſt durchmachen und bedachte die Thorheit des Menſchen nicht, der alle Gifte am eigenen Körper verſuchen und kein Kraut für giftig halten will, er habe es denn an ſich ſelbſt verſucht und ſei dran geſtorben. Was hilft dann die Erfahrung, wenn man darüber das Leben verliert, oder was hilft ſie, wenn darob die Ehre oder der Muth oder die Jahre kaput gehen?

Jakob las ſich alſo einen Zopf zum Meiſter aus, einen Mordskerl von Philiſter und Spießbürger. Er trug zwar keinen wirklichen Zopf mehr, denn es iſt bereits mehrere Jahre her, daß in Bern die letzten gefallen ſind, entweder vom Tod ins Grab gelegt oder als freiwillig dem Zeitgeiſt dargebrachte Opfer. Aber des neuen Meiſters Geſichtskreis ging nicht weiter über die March der Stadt, das ſogenannte Burgerziel, hinaus, als öſtlich bis zur Papiermühle, wo man ein gut Glas Wein trank und in günſtigen Monaten ſchöne Krebſe fand, ſüdlich bis Almendingen, wo delikater Neuenburger ſich aufhält, oder Kehrſatz, wo gute Hähneli oder ſonſt ein wacker Stück Fleiſch niemals fehlen, weſtlich bis Bümpliz, wo Schweinefleiſch die Hauptſache iſt und manchmal das Bier recht artig, nördlich bis Reichenbach, wo gebackene Fiſche zu haben ſind, auch Küchli namentlich Strübli ehedem in beſonderer Güte fabrizirt wurden. So weit ging unſeres Burgers

Gesichtskreis, welchen er mit bedeutsamem Fleiße von Zeit zu Zeit auffrischte und in inbrünstigen Augenschein nahm.

Je enger indessen der Kreis sich zusammenzog, innerhalb desselben sein Blut strömte, desto wärmer, heißer umfloß es den engern und weitern Mittelpunkt dieses Kreises. Wie der Schütze in der Scheibe einen weitern Mittelpunkt hat, das Schwarze, und einen engern, den Zweck, so hat auch der rechte Bernerburger einen weitern und engern Mittelpunkt: der weitere ist die Stadt, der engere die Zunft. Der Scheibe Rand geht wie gesagt von der Papiermühle weg nach Almendingen, Kehrsatz, Köniz, Bümplitz, Reichenbach, von wo er wieder nach der Papiermühle läuft und den Kreis schließt. Ungefähr zwei Stunden im Durchmesser mag diese Scheibe sein. Man lache darüber, aber dahinter steckt doch was Schönes: eine heiße Liebe zum engen Kreis, zur kleinen Stadt, zur lieben Zunft. In dieser Liebe zeigte sich der durch alles sich drängende conservative Charakter der Berner. Erst schossen die Burger Geld zusammen, um die Stadt frei zu machen und mächtig, dann verwandten sie die reichen Einkünfte der Stadt nicht für sich, sie verschönerten die Stadt und sammelten Schätze für die Stadt. Die Zunft dagegen machten sie reich aus den eigenen Säcken durch Schenkungen und Vermächtnisse, und was sie einmal zusammengelegt hatten, das conservirten und bewahrten sie bis auf den heutigen Tag. Die alten Zünfte verloren mit Anfang des Jahrhunderts ihre handwerkliche Bedeutung gänzlich, aber Häuser und Vermögen blieben den Zunftgenossen und sie vertheilten es nicht, stahlen es einander nicht, sie schaarten sich darum, verwalteten es nach ihrem Verstand, aber in wahrer Treue, erzogen Kinder, unterstützten herabgekommene Genossen, erhielten Alte, und wo man es vermochte hielt man zuweilen ein währschaft Zunftessen und trug sich die dabei geholten Haarbeutel nicht nach. An der Verwaltung dieser Zünfte d. h. deren Vermögen, welches bei einigen nahe an eine Million Schweizerfranken steigt, und der Verwendung der Einkünfte

Theil zu nehmen, Vorgesetzter, Stubenmeister, Seckelmeister oder gar Vorstand zu sein, das ist der ächten Burger Höchstes und Liebstes, es ist die erste Stufe der Ehre, Manchem die erste und letzte zugleich, während Andere von ihr bis zur höchsten, bis zum Schultheiß hinaufstiegen und auch auf ihr die Zunft nicht vergaßen, in treuer Anhänglichkeit an sie sich ehrten. Die Treue an der Zunft machte treue Bürger, für Zunft und Vaterland gingen sie in den Tod und kühner und tapferer als die heutigen Weltbürger für eine Idee, mit welchem Namen man sehr oft flüchtige Einfälle zu beehren pflegt oder eben die Mäntelchen um thierische Knochen.

Ein solcher guter Burger, welche man in Bern Zähringer, treue Anhänger des Alten, nennt, war Jakobs neuer Meister. Eine derbe Freimüthigkeit, welche sich vor den vornehmsten Herren nicht verkroch und hauptsächlich auf der Zunft oder auf der Gesellschaft, wie man die Zünfte auch zu nennen pflegt, sich geltend machte, zeichnete denselben aus. Er war ein habicher Mann, verstand sein Handwerk, ärgerte sich schrecklich, wenn seine Mitbürger bei fremden Halunken, wie er alle Meister nannte, welche nicht Burger waren, arbeiten ließen. So fremde Halunken könnten wohl den Burgern das Brod vom Maul wegstehlen, sagte er, nach einigen Jahren aber gingen sie als Schelme ins Weite und frügen nicht darnach, wer ihre Schulden bezahle. Ein Meister, der bei Ehren bleiben und seinen Namen mit Ehren den Kindern hinterlassen wolle, könne nicht arbeiten wie ein Schelm. Dabei meinte er jedoch nicht, daß er alles alleine machen müsse, er verschwand des Morgens zuweilen aus der Werkstatt, fand des Nachmittags zuweilen spät sich ein, zuweilen nur auf Augenblicke oder auch gar nicht.

Er verschmähte Gespräche mit den Gesellen nicht, aber von ihren Ideen nahm er durchaus keine Notiz, sie waren ihm böhmische Dörfer, deren Dasein er überhaupt in Zweifel zog. Es schwatze Einer viel, während der Tag lang sei, und am Ende wisse er nicht einmal, was er gesagt habe, geschweige

daß es ihm mit der Sache Ernst sei, sagte er; übrigens hüteten sich die Gesellen in seiner Gegenwart von solchen Dingen viel zu schwatzen. Was die Gesellen nebenbei trieben, darum kümmerte er sich nicht, begehrte er doch auch nicht, daß sie sich darum kümmerten, was er mache, wenn er nicht bei ihnen war.

Jakob trat hier ein mit Selbstbewußtsein und einer kühlen Zurückhaltung, fast so wie sie auch der alte Bursche kriegt, wenn er eine andere Universität bezieht, wie sie auch der Weltmann an Tag legt und namentlich der Diplomat, welcher das Umgekehrte vom Handlungsreisenden ist. In dieser kalten Ruhe liegt die größte Ueberlegenheit, liegt das beherrschende Element, sie ist aber wenigen Menschen eigen, wenn auch viele auf eine Stunde oder einen Tag sie sich aneignen können wie ja auch der Esel in eine Löwenhaut kriechen kann und für einen Löwen gilt, bis ihm die Ohren zu Tage brechen. So ist auch vielen Naturen das Bewahren dieser Ruhe auf die Dauer rein unmöglich, hält nur so lange aus, bis sie im neuen Verhältniß erwarmet sind, dann bricht die alte Natur wieder zu Tage. Jakob war ein stattlicher Bursche und im Handwerk nicht der Letzte, er hatte in einer tüchtigen Lehrzeit einen guten Grund gelegt und in allen Dingen ist Grund und Fundament die Hauptsache. In der Lehrzeit entstehen die Angewöhnungen, die meist bleiben durchs Leben, und namentlich das rasche oder langsame Arbeiten. Wenn ein Lehrbursche vier Jahre bei einem Meister ist, bei dem er alle Viertelstunden nur einen Stich oder Streich zu thun braucht und nach jedem Stich oder Streich eine Viertelstunde gaffen kann, um sich zu erholen, so wird diesem Lehrburschen diese Langsamkeit zumeist sein ganzes Leben nachgehen, während hingegen der, welcher von Anbeginn vier Jahre lang rasch arbeiten muß, von der Arbeit nicht absehen darf, dran sein muß bis die Glocke zwölfe oder Feierabend schlägt, ein guter Arbeiter wird, welcher leicht das Doppelte verdient als Geselle und endlich zu einem Meister geräth, welcher etwas ist und zu etwas kömmt. Dazu kömmt noch,

ſuß demjenigen, welcher raſch arbeitet, die Arbeit lieber und leichter, daß er viel weniger müde wird als derjenige, welcher heute das Bein hebt und es erſt morgen wieder abſetzt, heute die Nadel ins Tuch ſticht und ſie erſt morgen wieder herauszieht.

Es fehlte alſo nicht, daß die unbedeutende Mannſchaft, die halbwüchſigen Geſellen Jakob mit Reſpekt anſahen, ſich zu ihm drängten und jeder in ſeinen Augen gerne als Held irgend einer Sorte erſchienen wäre: der eine als Held bei den ſchönen Berner Maitle, der andere ein Held in der Unverſchämtheit gegen den Meiſter, ein dritter als Held in Grundſätzen und Ideen, die er ganz verflucht losgekriegt hätte, potz Himmelſapperment. Ja es gingen einige ſo weit, daß ſie Abends einen Schoppen Kirſchenwaſſer oder zwei kommen ließen, weil der Jakob doch auch wiſſen müſſe, wie ganz verflucht gut das ſchmecke. Wenn man bei dieſem Geiſte ſaß, ſo kam das Schwadroniren erſt recht in Fluß, es erglühte die Begeiſterung in jeder Bruſt. Wie ſchön ſein Mädchen ſei, erzählte der Eine, die Schönſte unter allen; wie man es ihm abſpenſtig machen wolle, Geſellen es auf dem Korn hätten, Herren ihm nachſtrichen, wie es reich heirathen könnte, aber ihm treu ſei und er auch und dazu eine Fauſt führe, mit der er jedem die Knochen im Leibe entzwei ſchlage, der nur einen Fuß dem Mädchen nachſetze. Den nächſten Sonntag müſſe Jakob das Mädchen ſehen, bei Weiermanns Haus werde getanzt. Dahin kämen viele Mädchen und er wüßte Jakob e Maitle, das noch keinen Schatz hätte, e ſchön Menſch, aber es ſei noch nicht lange in der Stadt und hätte noch keine Manieren nicht, aber wenn es die mal hätte, ſo ſei es die Erſte obenaus und untenaus.

Dummer Kerl, was du biſt, ſagte ein Anderer, was ſoll e Mann wie Jakob mit dem Bauernmenſch, das zu Allen du ſagt und nicht einmal des Sonntags Handſchuh an hat. Wo ſoll die Manieren kriegen, ſie iſt ja in keinem vornehmen Haus

nicht. Ich hab mir sagen lassen, sie sei bei einem Schweinmetzger, wie soll da eine Jungfer zu Manieren kommen, wo im ganzen Hause keine nicht sind? Ne, der Jakob muß eine ganz andere Person haben, eine gebildete, nicht so ein grob Bauernmensch, das keine Handschuh nicht hat, allen Menschen du sagt und so ganz grob immer sagt: Dank heigest oder: hör, lah mih rühvig, wott nit. So ein Mensch mag ich gar nicht ansehen, es dünkt mich immer, ich rieche den Kuhstall. Na da ist mein Schätzel ein ganz anders, so ganz fein und niedlich, hat immer zwei Ringe an den Händen, Handschuh darüber, geht ganz wie eine Dame und ist ganz fein gebildet, sie sagt immer: merci bien und: o mon dieu, vous badinez und: o mon cher und hat ganz feine Manieren. Wenn sie trinkt, so nimmt sie das Glas nur mit den Fingerspitzen ganz fein und nicht so mit ganzer Faust wie ein Bauernmensch. Sie ist aber auch in Condition bei einer ganz vornehmen Herrschaft vom höchsten Adel, wo es ganz ablig zugeht. Sie haben ein Schloß auf dem Lande und reisen manchmal in's Bad, und französisch wird geredet den ganzen Tag, da kann man was lernen und wird auch ein Mensch.

Meinst du, fuhr ein bärtiger Kerl ihn an, wir seien nicht auch Menschen, was bist du für ein Kerl, wie kommst du mir vor? Meinte, du wüßtest auch darum, daß wir von eben so gutem Blute seien als Kaiser und Könige oder von besserem noch, dieweil das unsere nicht in Faulheit faul geworden. Du Kerl bist abgefallen, wirst zum Verräther werden wollen, und somit erhob sich der Sprecher drohend. Der Angefahrene aber sagte gelassen: Bleib nur sitzen, Bruder, und versteh mich. Wir sind Alle gleich, alldieweil wir Menschen, aber auch Hunde Katzen und Schweine sind uns elementarisch gleich, aus den vier Elementen sind wir ja Alle; auf die Manieren kommt es an, die machen den Unterschied. Wer Manieren hat wie ein Schwein ist ein Schwein, und wer bellen thut wie ein Hund,

der iſt ein Hund, und weil wir uns kleiden thun und Manieren haben, ſo ſind wir Menſchen, und wenn wir vornehme Manieren haben und gekleidet ſind wie die Adlichen, die Haare fein tragen, Bärte und Stegreife wenigſtens am Sonntage und des Montags, wenn wir blau machen, bei der Arbeit gehts nicht, nicht einmal bei den Schneidern, ſo ſind wir ſo vornehm und ſo fein als ſie.

Donnerwetter, ſagte der Bärtige, weißt du denn nicht, daß wir Alle gleich ſind, der Adel runter muß und das Vornehmſein aufhören, du Dummhut du. Ein Dummhut biſt du ſelbſt, antwortete der Andere gelaſſen. Was willſt du, wenns losgeht, mit den Schlöſſern machen, den ſchönen Landhäuſern, den Paläſten? Ja die theilen wir unter einander, antwortete der Bärtige. Na ganz recht, aber willſt du ſo in einem Schloſſe wohnen wie ein Schwein oder ein Hund oder ſo wie ein grober Bauer, wie ein ganz gemeiner Kerl? Wirſt doch was vorſtellen, nicht ſo ein gemeiner Eſel ſein wollen, nicht ſo ein gemeines Menſch haben wollen zur Frau? Frau will ich gar keine, da ſoll ja jeder die nehmen, welche ihm gefällt, und kann ſie dann wieder laufen laſſen, wenn ſie ihm nicht mehr gefällt und eine andere nehmen. Ganz recht, ſagte der Erſte, aber man ſagt doch zu der, welche man hat, alleweil Frau, und Manier muß ſie alleweil haben, ſo ein dumm grob Menſch, was ſoll ſo eins im Schloſſe, einem adlichen Hauſe? Dann nimmt man noch ein halb Dutzend hübſche Bauernmenſcher ins Schloß, damit ſie Manieren lernen, und iſt man der alten ſatt, ſo ſchickt man ſie weiter und nimmt aus dem halben Dutzend die, welche die ſchönſte iſt und die beſten Manieren hat, die ſtellt dann die Madam vor und Frau ſagt man ihr. Sieh, Bruder, das ſind Ideen und Grundſätze und wie man ſie anwenden thut. Meine Eliſe wird eine Dame ſein — ganz fein und kein Schwein wie ein grob Bauernmenſch, welches keine Manieren hat und jeden duzt, wenn er auch ganz fein gekleidet iſt, ganz elegant, nach der erſten Mode. Meine Eliſe

freut sich ungeheuer auf die Zeit, wenns eine Aenderung giebt und ich dann in eine hohe Stellung komme, wo sie eine Dame wird.

Aber hör mal, antwortete der Bärtige, hast du denn der Elise gesagt, daß du sie willst laufen lassen, wenn sie alt ist und du eine hübschere nachgebildet hast? I bewahre, glaubst du, ich sei ein Esel? Sie freut sich auf die Emancipation der Weiber und denkt einstweilen gar nicht, daß sie alt werde, und freut sich auf die Gleichheit und daß sie statt ihrer Dame selbst eine Dame werden soll, und die Freude verderbe ich ihr nicht. Sie ist ein fein Mensch, ißt und trinkt fast nichts, mit einem halben Gulden komme ich des Abends mit ihr aus und von den Geschenken, die ich kriege, sage ich nichts. 'S ist aber eine kapitale Dirne, die Elise einstweilen. Sie hat eine Base, diese dient in einem andern vornehmen Hause, haben auch ein Schloß auf dem Lande, das wäre eine für dich, Jakob. Wenn's los geht, kriegst du vielleicht das Schloß, es soll sehr schön sein dort, der Keller voll Wein, die Ställe voll Kühe und viele Dörfer voll Bauern.

Potz Türk, erscholl es aus einer Ecke, Bauern und Kühe zählen sich nicht zusammen. Das Elisi ist zwar meine Base, war aber ein Lumpenmensch von je, seit es in der Stadt ist, ist's verrückt im Kopf und kennt die nächsten Verwandten nicht mehr. Wird ihm aber schon wieder bessern, wenns von einem Halunken ein Kind kriegt oder zwei. Und wenns ans Theilen geht, so sind noch andere Leute da und was über bleibt, das sind die Brosamen, welche unter den Tisch fallen und unter die hergelaufenen Hunde kommen.

Potz Himmelsakerment, wer spricht da wie ein Hund? rief es von allen Seiten. Da fand es sich, daß es ein Schweizer war, so gleichsam einer von der alten Garde, der Fäuste hatte wie Klammern, so daß es von ihm hieß, er habe es wie der Teufel, wen er einmal im Nacken gefaßt, derselbe trage die Zeichen der fünf Finger sein Leben lang.

Derſelbe war ein liederlicher Kerl, aber ein guter Arbeiter, hatte in Neapel gedient, hätte gerne ſein Leben in ſüßem Nichtsthun zugebracht, denn die Arbeit war ihm verhaßt, er trieb ſie nur um leben, ſeine Gelüſte befriedigen zu können; nur waren leider ſeine Gelüſte immer größer als der Ertrag der Arbeit, und je mehr er zufällig die Gelüſte befriedigen konnte, deſto träger ward er zur Arbeit. Er war leider böſen Mächten verfallen, unter denen nie Friede wird, ſondern ein immer grauſichter werdender Streit, der, nicht gehemmt, zum Verderben führen muß. Die neuen Ideen oder Grundſätze hatten bei ihm vollſtändig Eingang gefunden, ſie entſprachen der Richtung ſeines Geiſtes, wie man zu ſagen pflegt, vollſtändig. Er fand es durchaus vernünftig, ganz im Zeitgeiſte, der Kultur durchaus entſprechend, daß er nach ſeinen erlittenen Strapazen in einem Schloſſe ſich gütlich thun, ſich auf das Sopha ſtrecken, mit Schinken und Schnaps des Morgens, mit Braten und ſtarkem Rothen des Abends ſich von irgend einem Hund, der's früher gut gehabt, bedienen laſſen ſolle. Aber eine Eigenthümlichkeit beſaß er. Er war alſo in Neapel geweſen, ein wilderer Kerl war nicht im Regiment, dabei war er ein guter Kamerad, wo ein Schweizer in der Klemme war, der konnte auf den Peter zählen. Nun waren von je viele Schweizer in Neapel in Bedrängniß, und wie lieb die Italiener und namentlich die Neapolitaner die Fremden haben, iſt bekannt. Daher müſſen die Schweizer in Neapel zuſammenhalten, um ihr Daſein zu ſichern. Es entſteht daher durch die immer obſchwebende Gefahr in der Fremde ein Nationalgefühl in ihnen, welches in der Heimath bei vollkommener Sicherheit und Ruhe erloſchen ſcheint. Namentlich bei Peter, bei ſeiner gutherzigen und doch ſo aufrichtigen Natur bildeten ſich zwei Dinge, welche ſehr häufig beiſammen ſind, Nationalgefühl und Fremdenhaß, zu ungewöhnlicher Stärke aus. Für einen Schweizer wagte er ſein Leben ſo oft man wollte, und wenn er einen Fremden klopfen konnte, ſo ſparte er es nie.

Der Peter war also vertheilenden Grundsätzen und Ideen durchaus zugänglich, sie leuchteten ihm so klar in seine Seele wie nie eine Frage aus dem Katechismus, aber daß so ein Halunke von Fremder an der Theilung Antheil nehmen solle, das war nicht seine Meinung. Brauchen könnte man sie wohl als Kanonenfutter, bis die Sache durchgesetzt sei, dann setze man ihnen den Schuh hinten an und jage sie zum Lande hinaus, dann könnten sie seinethalben draußen probiren, obs bei ihnen ginge und was sie abkriegen könnten draußen. So war Peters Meinung, welche er auch äußerte sonder Hehl und Furcht, denn zu Intriguen und Verschwörungen hatte er durchaus keine Anlage und was fürchten sei wußte er nicht. Prügeln und Tolles treiben war einmal seine Lust, ward nun er geprügelt, oder prügelte er Andere, er drehte kaum die Hand um. In solchen Fällen hatte er sich wirklich fast zur reinen Objektivität erhoben. Kommod war dieses für ihn, denn zu Prügeleien kam er oft, nicht wegen den Grundsätzen, sondern eben wegen ihrer Anwendung. Er meinte, die deutschen und welschen Lumpe sollten ihre Theile draußen in ihren Ländern abkriegen, curioser Weise aber wollten die nichts davon hören, sondern wollten in der Schweiz probiren wie es gehe und einstweilen die besten Theile für sich behalten. Sei es einmal hier angefangen, so gehe es draußen bei ihnen auch, dann lasse sich auch für die Schweizer sorgen, meinten sie, aber gerade so meinte es Peter nicht. Sie prügelten sich daher zuweilen um das Fell des Bären, derweilen er noch nicht geschossen war, sondern einstweilen noch ganz unvertheilt das Leben munter sich behagen ließ.

In ihrem Eifer, Jakob aufzuklären, hatten sie den Peter vergessen, der in einem Winkel lag und verächtlich dem Gerede zuhörte, bis es ihn in die alte Wunde traf, da zuckte er auf und schlug nach allen Seiten aus. Er hatte in ein Wespennest geschlagen und die vom Kirschwasser feuchten Wespen waren kitzlich, absonderlich empörte sie der Punkt wegen den Mädchen, das Feuer schlug an Peter auf, da fand sich Jakob be-

wogen, die Reſpektperſon zu machen, ſeine Kameraden zurückzuhalten, an Peter zu ſteigen und ihm zu ſagen, daß er unziemlich geredet habe, er ſolle ſagen, es ſei ihm leid, dann ſolle ihm verziehen ſein, und er könne ungeſchoren ſich entfernen, jedoch alſobald.

Da blitzten dem Peter ſeine Augen auf, ſeinen Pfeifenſtummel klopfte er aus, ſteckte ihn in die Taſche, trat mit verſchränkten Armen vor Jakob und ſagte: Hör du, blähe dich nicht auf; ich bin weiter in die Welt hinaus geweſen als du herkömmſt, und ſo weit ich kann, hieß ein dummer Junge, wer ſich in fremde Händel miſcht. Vor wenig Tagen biſt du eingewandert, kennſt mich nicht und die Andern nicht, verſtehſt von allem nichts. Willſt du nach vierzehn Tagen noch mit Peter Händel, dann komm, wenn dich das Fell juckt, das Jucken ſoll dir vertrieben werden. Peter hatte nicht getrunken, darum behielt das Gefühl des Veteranen die Oberhand über ſeine angeborene Natur. Wahrſcheinlich jedoch wäre es nicht friedlich abgelaufen, denn Jakob ſtach der dumme Junge, die Andern fühlten, daß ſie Jakob zeigen ſollten, wie ſie ſo mit einer Schweizerkuh umſpringen thäten, die Stimmen ſchwollen an, die bekannten Donnerwetter krachten an den hölzernen Wänden. Da ward die Thüre aufgeriſſen, die Wirthin ſchrie hinein: Herr Jeſes, Herr Jeſes, es brennt! Wo, wo? frug Alles, die Wirthin antwortete nichts, ſondern ſchrie in einem fort: Herr Jeſes, Herr Jeſes, was fangen wir an? es brennt, es brennt! und verſchwand. Die Geſellen glaubten das Feuer ſich auf dem Leibe, ſtürzten zur Thüre hinaus, rumpelten die Treppe nieder. Wo brennts, wo brennts? ſchrien ſie drunten in der Arkade, ſtürzten auf die Straße hinaus, ſuchten das Feuer am Himmel, doch vergeblich, ſchrien aber immer zu, wo brennts, wo brennts? Da trat ein Polizeidiener unter ſie und ſagte: in ihren Köpfen werde es brennen, und wenn ſie nicht auf der Stelle ſchwiegen, ſo werde er ſie an einen Ort führen, wo das Feuer werde gelöſcht werden. Da ſie keinen Funken Muth-

willen im Leibe hatten, so wollten sie sich mit den Polizeidienern verständigen, was aber nicht möglich war, da die gar nichts hören wollten, und die Kameraden, da sie nach der von den Polizeidienern vorgeschlagenen Operation nicht lüstern waren, mußten sich von dannen machen. Einer von den Landjägern stieg in aller Liebe zur Wirthin hinan und frug: Was haben eure Gesellen gehabt? Die konnte vor Lachen lange nicht antworten, endlich sagte sie: sie hätten sich prügeln wollen, in welchen Fällen sie sonst Wasser über sie schütte. Nun sei das Teufelsmädchen mit dem Kessel beim Brunnen gewesen, da hätte sie gedacht, sie wolle schreien es brenne, das thäte vielleicht den gleichen Dienst, und richtig, kaum hätten die Bursche das Geschrei gehört, so seien sie auseinander gefahren und die Treppe hinab, es sei ihr angst geworden, sie hätte geglaubt, sie müßte unten reichlich ein halb Dutzend ganz oder halb todt auflesen. Nur der Peter sei geblieben, er sei der Witzigste von allen gewesen, wahrscheinlich werde er den Spaß gemerkt haben.

Bei dem Auseinanderstäuben war nur ein ganz junges Gesellchen bei Jakob geblieben, dieser schmiegte sich recht warm und traulich an ihn und sagte: Hört mal, Jakob, das Leben ist hier nicht schlecht, aber für unsere Ideen ist der Boden nicht. Der Wein ist gut und nicht theuer, Küchle sind delicat, und wer mal gestoßene Nidle kriegt, der kann sich vorstellen, womit der Erzvater Abraham den Engeln aufgewartet hat, auch die Mädchen passiren und lieben die Deutschen, besonders mit Schnäuzen, ganz fürchterlich, aber Ideen haben sie nicht und die Bauern theilen unser Lebtag nicht. Sie sind reich wie die Juden und sparsam ganz schrecklich. 'S ist all eins hier, Herren und Bauern, sind alle reich, halten schrecklich zusammen, brauchen nicht mehr Geld als sie müssen, und das Volk, welches nichts hat, ist schrecklich dumm, wenn die Pfaffen sagen: du sollst nicht stehlen, so glauben sie es noch. Drum glaub ich nicht, daß hier was zu machen sei, als Küchle essen und

die Maitle zum besten haben. Unsere Gelehrten, welche unter uns herumlaufen, sagen es zwar anders und machen uns Hoffnung auf die nächste Zeit, glaubs aber nicht. Wenn am Dienstag die Bauern hereinkommen mit Rücken wie Stadtthore und Fäusten wie zwölfpfündige Kugeln, da muß ich allemal denken, wer von uns eigentlich hinaus möchte, so mit einem verfluchten Goliath zu theilen, bis er nichts mehr hätte. So muß ich allemal denken, wenn ich einen sehe, Jakob, und daß die Küchle doch besser seien, welche man zahle, als die, welche man bei einem solchen Kerl und Moloch holen solle. Oder ists nicht so, und was meinen sie in Zürich? frug gutmüthig der Junge. 'S wird all eins sein, hier und in Zürich, sagte Jakob. Die Einen haben Stroh im Kopf und Geld im Sack, die Andern haben den Verstand und das Licht, aber kein Courage haben sie nicht, haben Kraut im Herz, kein Blut nicht und kein Fleisch. Da fehlts, käme das, so wäre in drei Tagen alles gemacht in der Schweiz, in drei Wochen in Europa, die Ketten wären zerschlagen, die Emancipation des Volkes wäre vollbracht und ein Hurrah donnerte durch die Welt, vor welchem die Gesetze zerstoben wie Spreu, die eine Hälfte der Menschen erblassen, die andere aber erglänzen würde im Morgenroth eines neuen Tages. Das war eine Phrase, welche Jakob noch von Zürich her hatte. Staunend und bewundernd hörte sie der Junge, verließ Jakob an dessen Thüre mit einem innigen Händedruck, ging tief sinnend heim, und als der folgende Tag anbrach, sann der gute Junge noch über das Morgenroth, von welchem der Jakob ihm gesagt hatte.

Zehntes Kapitel.

Jakob kriegt die Liebe, einen Brief und Verlegenheiten.

Dem Jakob waren dagegen die Mädchen in den Kopf gestiegen. Die ganze Nacht tanzten sie vor ihm herum oder saßen um den Tisch herum, legten schöne Manieren an den Tag und zierliche Redensarten. Er hatte bis dahin wohl hie und da mit einem Mädchen getanzt, aber sein Sinn war nie auf die Weibsbilder gestellt gewesen, jetzt war es ihm wie angethan. Da es hier also mit den neuen Ideen nichts war, so wollte er es mit was anderm Neuem probiren, um seine Zeit nicht zu verlieren. Er mochte nicht erwarten, bis der Sonntag kam, wo er zu einem Schatz zu kommen hoffte. Als er von den Menschen, welche aus dem Hintergrunde hervor die Glut unter den Gesellen anblasen und nähren, angestochen und gleichsam ins Examen genommen wurde, gab er ihnen uneinläßliche, halbverkehrte Antworten, benahm sich so kühl und kalt, daß er den Herren sehr verdächtig vorkam, so daß sie die Andern zur Vorsicht mahnten, indem leicht in dem neuen Gesellen ein falscher Bruder stecken könne. Solche könnten in Bern einstweilen noch sehr gefährlich werden, meinten sie, besonders die, welche was zu verlieren hatten.

Endlich kam der gute Sonntag daher, schön und freundlich, als wolle er erst mit lieblichen Lichtstrahlen die Augen der Menschen öffnen, dann ihnen ein heller Spiegel sein, worin sie schauen könnten die Herrlichkeit Gottes. Aber ach! wie warm und lieblich der Sonntag auch strahlen mag, wie klar und doch so wunderbar zeigen Gottes Herrlichkeit, er öffnet so viele tausend Augen nicht, so viele tausend Menschen erwachen nicht zur Anschauung Gottes; der arme Sonntag wecket nichts bei diesen als die Augenlust, die Fleischeslust und die Hoffahrt des Lebens. Es geht ihm wie der lieben Sonne. Diese mag über ein wüst wild Feld scheinen wie sie will, mild und heiß, sie

wecket nicht süße Früchte zum Leben, unter ihren schönsten Blicken sproſſen nur Dornen und Disteln auf. Der arme Sonntag muß zur Handhabe werden, an welcher der Teufel faſſet die Kinder der Welt, daß so recht sichtbar werde, wie denen, welche Gott lieben, alle Dinge, Hunger und Kummer, Krankheit und Tod, zur Seligkeit dienen müſſen, denen aber, welche Gott nicht lieben, sondern nur die Welt, die herrlichſten Gaben, Gesundheit und Jugend, Reichthum und Kraft, die Pracht der Werke Gottes, ja Gottes heilig Wort und sein heiliger Tag, zum Fluche sich verkehren müſſen.

Jakob hatte ein frischgewaſchenes Hemde am Leibe und sonst das Beſte, was er noch beſaß, und wanderte mit den Kameraden gleich nach dem Mittageſſen durch das Aarberger Thor ins Freie, der berühmten Enge zu. Vergeblich hatten die Kameraden gemahnt, noch eine gute Stunde zu warten, weil die meiſten Herrſchaften erſt um ein Uhr zu Mittag ſpeiſten und die vornehmſten und ſchönſten Mägde erſt lange nach zwei Uhr ihrer Sklaverei und ihren Tyrannen entrinnen könnten. Aber Jakob war nicht zu halten, ſein Herz brannte ihm im Leibe; auch diesmal ſah er die edle Stadt, den Edelſtein im ſchönen Lande, kaum, die Stadt, welche ſo ſtolz auf ihrem Hügel ſteht, hinter ſich die ſtolzen Berge in ihrer ganzen Pracht und Majeſtät. Er hörte das Läuten der Kühe nicht, die an der Engehalde weideten, ſah die prächtigen Bäume nicht, welche mit ihren ſtolzen Kronen Schatten warfen auf den kleinen Wanderer, — freundliche Gaben der Hochgebornen zugeworfen den im Staube Wandelnden — er ſah nur nach den ſchönen Schaubhütchen aus, dem ſchönen ſommerlichen Kopfputz der Bernerinnen, und lauter merci und mon cher tönten ihm in den Ohren.

Nicht größere Freude kann der Jäger haben, wenn nach langem vergeblichem Suchen und Harren plötzlich ein Rudel Rehe vor ihm ſtehet, als Jakob empfand, da eine ganze Reihe ſchnäbelnder und ſchnäbernder Mädchen ſichtbar ward, von wei-

tem zu sehen und zu hören fast wie ein Zug Schneegänse. Jakobs Herz zappelte schrecklich und schrecklicher je näher sie kamen, viel ärger als eine große Forelle an der Angel. Er mußte sich jedoch in Geduld fassen, schweigend die Mädchen vorbei lassen, dann ging es zwanzig Schritte hinterdrein, wie Wölfe einer Schafheerde folgen oder ein Habicht einer Brut Rebhühner. Nicht Weiermanns Haus ging es diesmal zu, sondern einem ländlichen Vergnügungsorte, wo man nicht bloß tanzt sondern auch allerlei Spiele im Freien macht, wobei die traulichern Bekanntschaften weit besser vermittelt werden als in den engen schwülen Wirthsstuben; ob Tiefenau oder das Zehendermätteli oder Reichenbach der Ort ihrer Wahl war, wissen wir leider nicht mehr. Jedenfalls war es herrlich dort im grünen Grase, die Herzen gingen auf und Jakobs Herz ging aus schrecklichem Zappeln in ein süßes Schmachten über. Wollten wir die Geschichte dieses Nachmittags erzählen, wie so süß geschwärmt wurde hinter handfestem Backwerk, wie die Jungfern so zart thaten, kaum mit den Fingerspitzen die Gläser und Tassen zu berühren wagten, daß man ihnen wirklich nicht angesehen hätte, wie die Meisten von ihnen die Woche durch die ganze Hand, manchmal auch den Arm bis an den Ellbogen hinauf gebraucht hatten, wie Jakob suchte und fand — wir hätten eine ganze Woche zu erzählen. Wir wollen daher in aller Kürze bloß oberflächlich dem Gang der Begebenheiten und Zug und Lauf der Herzen folgen. Daß Jakob als eine fremde Erscheinung Aufsehen erregte, ist begreiflich, denn nach dem Militärischen ist das weibliche Auge und wahrscheinlich auch das Herz für alles Fremde am meisten empfänglich. Hier, dort ward gewispert: Was ist das für einer, wäre ein Schöner, von den Schönsten einer, sieht aber so sauer drein, ists etwa ein Welsch?

Jakob machte allerdings ein ernst Gesicht, dieweil seine Liebe mit der Schüchternheit rang und zwar gewaltig, und wer gewaltig ringen muß, macht bekanntlich schrecklich ernst-

haſte, verbiſſene Geſichter. Uebrigens wird Schüchternheit bei einem großen Bengel ſelten angenommen, wie häufig ſie auch vorhanden iſt, ſondern wenn ſie erſcheint, beliebt man ſie Stolz oder Unfreundlichkeit zu tituliren. Die um Auskunft über Jakob angeſprochenen Kameraden machten ebenfalls ernſthafte Geſichter und ſagten: er heiße Jakob und ſei ein Mordskerl, ein halber Gelehrter, in Zürich draußen ſei er angeſehen geweſen wie ein Profeſſor, und drinnen in der Stadt hätten, ſobald er angekommen, die vornehmſten Gelehrten, die es mit ihnen hielten, Schmollis gemacht mit ihm und ſeien jetzt wie Duzbrüder. Das ſei ein ganzer Kerl, von dem werde man einſt was hören.

Das lief wie ein Lauffeuer durch die Damen, aber was jede dabei dachte und welche Pläne jede machte, bleibt einſtweilen Geheimniß. Aber als es Abend ward und man hinter die Küchli ſaß, ſaß eine ſüße Melanie, welche vor ſieben Jahren Mädi auf ihrem Dorfe genannt worden war, neben Jakob, packte die allerfeinſten Manieren aus, redete nur halb welſch, zog nur einen Handſchuh aus, produzirte eine ganz paſſable Hand (wahrſcheinlich hatte die Seife zum Bleichen der andern nicht ausgereicht), redete leiſe von ihrer vornehmen Herrſchaft, wie ſie dort trotz ihrer Verdienſte bloß wie ein Unvernünftiges behandelt werde, nicht einmal alle Sonntage frei habe, ſogar Waſſer tragen müſſe, man denke! Ach darum ſei ihr auch das Dienen ſo ſchrecklich verleidet, und wie ſie ſich ſehne nach einer beſſern Zeit, ach man könne es ſich nicht denken. Melanie hatte bereits mehr als einen Curs durchgemacht, verſtund ſich auf deutſche und welſche Redensarten und war daneben ein hübſch Maitle, hatte glatte glänzende Haare, das Schaubhütchen neigte ſich kühn gegen das eine Ohr, ſchön roth und weiß waren die Wangen; daß bereits einige Zähne kaput gegangen, wußte Melanie geſchickt zu verbergen. Daneben war ſie aufgeputzt, glänzend und prächtig, glitzerte hinten und vor-

nen, daß Jakob, der Schein von Wirklichkeit noch nicht zu unterscheiden vermochte, ganz darob erstaunte.

Und als ihm die Augen aufgingen über diese Pracht, sah er erst, wie ganz vornehm seine Kameraden gekleidet waren und wie er sich schlecht gegen sie ausnahm, accurat als gehöre er nicht zu der honetten Gesellschaft. Er hatte früher viel auf Kleider gehalten, so lange nämlich als die Großmutter sie ihm anschaffte. Als er in die Fremde kam, dachte er lange nicht daran, daß die Kleider sich abtragen, endlich brechen, und er brauchte auch sein Geld sonst. Als die Zeit ihn endlich durch den Anschauungsunterricht eines andern belehrte, da war eben ein schön Stück Zeit vergangen, und der Zuschuß der Großmutter reichte nicht weit und hielt nicht lange aus. In Zürich dachte er weder an Kleider noch an Großmutter, die Träume nahmen sein Denken in Anspruch, und wenn ihn auch zuweilen ein Loch an die Vergänglichkeit aller Dinge mahnte, so dachte er, er wolle nicht ein Thor sein und sich Geld für Kleider am Munde abbrechen, gehe das Morgenroth auf, so habe er auch Kleider vollauf sonder Müh und Sorgen. Jetzt in der glänzenden Gesellschaft gingen ihm plötzlich die Augen auf über seine Schäbigkeit, und ein angeboren Gefühl sagte ihm, daß in solchen Dingen auf langes Warten die Mädchen nicht viel hielten, bei ihnen entscheide der Augenblick. Seine Kameraden waren ganz fein angezogen, hatten schöne Röcke, seidene Tücher, Brustnadeln, Uhrenketten, ob ächt oder unächt untersuchte er freilich nicht. Wie aber erst die Mädchen aufzogen, was das für eine Pracht war mit Glitzern, Glänzen, Rauschen, es ist unaussprechlich. Da saß er unter ihnen und noch dazu neben der schönen Melanie, gerade als ob er aus einem Aschenloche gekrochen wäre.

Er schämte sich wie ein Pudelhund und dankte Gott, als es dunkelte und die Finsterniß Gleichheit schuf, dieweil des Nachts alle Katzen grau scheinen. Als man endlich aufbrach und er seine Melanie am Arme führte, wie es die allerfeinste

Mode ist, (denn Bauernbursche führen ihre Dirnen an der Hand, und wer ein Flegel ist, schwänzelt nur so neben her) als er die Melanie am Arme führte, da fühlte er sich ein Gott und Göttergespräche führten sie. Die Melanie erzählte, welche Anfechtungen ihre Tugend ausgestanden und vom Heldenmuth, mit welchem sie allemal den bösen Feind besiegt. Zwischen durch seufzte sie und drückte Jakobs Arm, daß er ganz Seligkeit war, weil er glaubte, es geschehe alles aus lauter Zärtlichkeit. Es fiel ihm nicht ein, daß das Seufzen von den engen Schuhen kam und das Drücken ein Zucken war, veranlaßt durch Hühneraugen, deren Melanie an ihren alternden Füßen eine ansehnliche Menge hatte. Während der liebe Gott sie auf einen großen Fuß gestellt hatte, befahl sie dem Schuhmacher, wenn er ihr das Maaß für Schuhe nahm: Nur ganz kleine, ganz kleine, und krümmte die Zehen zusammen, so viel es ging. So geschah es denn, daß Melanies Füße und Schuhe in beständigem Zwiespalt lagen, die Schuhe drückten den Füßen Hühneraugen und die Füße sprengten den Schuhen Nähte und Leder.

Auch Jakob erzählte, schwärmte im Feuer der ersten Liebe und seufzte ebenfalls zuweilen und zwar in wirklichem Ernst und wirklicher Zärtlichkeit. Junge, erste Liebe ist großartig, freigebig, schenkt nicht bloß das Herz aus dem Leibe, möchte der Geliebten den ganzen Erdball zu Füßen legen. So kams Jakob auch an auf dem langen Wege bis zur Stadt. Erst sann er, was er wohl seinem Schatz schenken könnte, Ring, Nadel, Uhr, Kette, kurz irgend was Herrliches, dann fielen ihm seine geflickten Stiefel ein, seine gebrechlichen Hosen, sein mondscheiniger Rock und daß er in solcher Gesellschaft sich von unten auf bis oben aus nagelneu aufdonnern müsse, was das alles koste und woher nehmen und nicht stehlen und noch schenken dazu, er seufzte schwer auf, ward ganz fuchswild im Gemüthe über die greulichen Aristokraten, welche so schöne Landhäuser hätten und so prächtig lebten, während er nichts hätte, um

seinem Schatz zu schenken, oder nichts zu neuen Stiefeln, von den Hosen nicht einmal zu reden.

Der gute Jakob hatte das Sprüchwort der Alten: spart man in der Zeit, so hat man in der Noth, rein vergessen, er gehörte zur allerneusten Schule, welche bekanntlich den Sitz des Uebels nie in sich, sondern außer sich setzt, die Schuld irgend eines Ungemachs nie bei sich, sondern bei Andern sucht. Er kam bei diesen Gedanken in's Feuer und seinen Lippen entströmten die himmelstürmenden Worte alle, welche er in Zürich gelernt, der Zukunft Thore erschloß er der Geliebten, und aus einem Ocean von Blut ließ er goldene Schlösser wachsen. Melanie zitterte nicht mehr bloß an seinem Arme, sie zappelte förmlich vor Erstaunen und wonniglichem Erschrecken und ein: „Herr Jeses, Herr Jeses, was Ihr nit säget!" nach dem andern entrann aus den Breschen, welche die Zeit in ihre Zähne geschossen. Endlich konnte sie sich nicht mehr halten und sagte: Hört, das muß ich Euch wahrhaftig fragen: nicht wahr, Ihr seid ein verkleideter Professor? Wie man sagt, sollen deren viele unter euch sein. Gewiß seid Ihr auch einer, und einer von den Ersten und Aufgeklärtesten. Herr Jeses, wie muß ich mich schämen mit Euch zu gehen. Herr Jeses, Ihr werdet doch denken, was ich für eines sei. Aber unser eines hat keine Bildung genossen, mon dieu! Ach wie war es dem Jakob, als er von der Geliebten sich begriffen sah, als sie anerkannte seine hohe Bestimmung und Bedeutung, den Geist, der die Welt regiert, der, da bekanntlich Geister nicht schwitzen, berufen war, vom Schweiße niederer Geschöpfe zu leben. Ach, ein herrlich Wesen die Melanie, welch eine Seele im Bauernkittel.

Ach, Jakob war dahin, war rein weg, war nichts als ein mächtiger Klumpen Entzücken, sicher anderthalb Centner schwer gut eidgenössisches Gewicht.

Es war aber auch wirkliche Liebe in Jakob, süße erste Liebe, das Gefühl, ein Wesen gefunden zu haben, das ihn ver-

stand, ihm angehören, mit ihm das platonische*) Ganze ausmachen wolle. Und wie sie sich auch verbrämen, wie wunderlich sie sich gestalten mag, dem Wesen nach ist die erste Liebe in allen Herzen gleich, schwellt es auf in Freude, gaukelt wachend und schlafend süße Träume vor die Seele, zieht mit Allgewalt zum geliebten Gegenstande hin, duldet kein ander Sinnen und Denken, als bei der Geliebten zu sein, die Geliebte zu lieben, die Geliebte zu beglücken, zu beschenken.

Beschenken, ach ja, daran dachte eben Jakob. Er hatte sein Mädi, genannt Melanie, so lieb, aber womit beschenken, wenn man kein Geld hat und von der Sohle bis zum Scheitel selbst so viel nöthig? Wie die Liebe sinnig und sympathetisch ist, so fühlt sie, was in der Geliebten Herz sich reget und beweget. Es fühlte Jakob, daß Melanie sich sehne nach einem Andenken von ihm, daß sie nicht schlafen könne vor Erwartung, was der verkappte Herr Professor ihr kramen, welche Schätze er vor ihren Augen auspacken werde. Jakob traf es auch richtig. Melanie hatte schon so oft geliebt, daß die bloße nackte Liebe sie nicht befriedigte, auch war sie nicht von der Gemeinnützigkeit besessen, die so um nichts und wieder nichts liebt, so bloß ums Vaterland, und wenn sie an den geheimen Professor dachte, so kamen ihr nicht seine Ideen und Grundsätze in Sinn, sondern es kam sie ein geheimes Rechnen an, wie viel mehr so einer geben und, im Fall was an ihrem wunderlichen Gerede sei, wie viel höher es so einer bringen könne, als so ein ganz gemeiner Kerl von Gesell. Jakob errieth also Melanies Gedanken ganz, doch nicht in der Schmutzfarbe des irdischen gemeinen Sinnes erschienen sie ihm, sondern im Rosen-

*) Bekanntlich lehrte Plato, der hohe griechische Weise, daß Gott in seinem Zorn den Menschen von einander gehauen und die von einander gespaltenen Hälften habe in die Welt laufen lassen, hier müßten sie sich suchen, und fänden sie sich, so entstünde die Liebe und das Getrennte einige sich wieder.

roth der Liebe. Um ſo wehlicher ward ihm zu Muthe, wenn er rechnete, wie lange er ſchaffen müſſe, um zu was zu kommen, und wie er dabei alle Sonntage wenigſtens, wenn nicht noch des Montags ein Erkleckliches aufgehen laſſen müſſe zu Lieb und Ehre der Melanie. Da fiel ein Lichtſtrahl in ſeine Seele, der Gedanke an die Großmutter und ihren Geldſeckel. In Zürich hatte er ihrer nicht gedacht. Was ſoll man mit einer Großmutter, wenn man die Welt umkehren will wie einen Handſchuh? Aber wenns ans Lieben und Schenken geht, da iſt, wenn auch nicht die Großmutter ſelbſt, ſo doch ihr Geldſeckel vollkommen an ſeinem Platze, ja recht eigentlich eine nothwendige Perſon. Jakob entſchloß ſich alsbald im raſchen Feuer der Liebe zu einem Briefe an die Großmutter; er ſchrieb:

Liebe Großmutter!

Aus dieſem Briefe werdet ihr erſehen, daß ich noch nicht bis Parnis gekommen, ſondern noch in der Schweiz bin, in Bern. Das iſt eine kleine Stadt von Stein gebaut und darum herum läuft ein Fluß, welchen man die Aare heißt. Die Menſchen darin ſind ſchrecklich ſtolz, aber nur Geduld, es wird ſchon anders kommen. Ich bin noch nicht in Parnis, weil die Schweiz jetzt ein ſehr lehrreich Land iſt für uns arme Geſellen. Wir haben Vereine, wo man alle Zeitungen hat und ſonſt viel lernt, denn da kommen von die gelehrten Herren welche und gehen mit uns um, als ob ſie Brüder wären, und ſetzen uns alles auseinander ganz klar, daß es ein Kind begreifen kann. Wer es kann, ſingt manchmal auch, aber wer's nicht kann, kanns bleiben laſſen. Ach Großmutter, was man da für ſchrecklich wichtige Dinge lernt, kann ich dem Papier nicht anvertrauen, ich will es ihr dann mündlich ſagen, wenn nicht ſchon ehe ich heimkomme die großen Tage kommen, wo die Mündigkeit der Völker anbrechen wird wie ein Morgenroth, das über die Berge kömmt. Aber jetzt muß ich auf etwas anders kommen, liebe Großmutter, ich habe in Zürich großes

Malheur gehabt. Ich arbeitete lange bei einem Meiſter, der ganz liberal war, wir hielten ihn für einen ganzen Kerl, am Ende aber kam es raus, daß er auf dem Hund war, wie ein Hund hat er ſich gegen mich betragen und mich betrogen um ein groß Stück Geld. So bin ich an Kleidung ganz abgeriſſen und hier iſt ein gar theuer Leben, woran die Ariſtokraten und Pfaffen ſchuld ſind, welche mit ſchwerem Gelde das Beſte vorweg kaufen. Wären die nicht, ſo wären die dummen Bauern froh um gering Geld herzugeben was ſie haben, da könnte jeder ſich das Beſte auswählen für ſich. Jetzt habe ich aber ein großes Glück gehabt in Bern, ich bin in die Liebe gekommen von wegen einem Mädchen. O Großmutter, was das für ein ſchönes Leben iſt, wenn man Liebe gekriegt hat zu einem Mädchen! Sie heißt Melanie und iſt ganz ſchön, hat ganz ausnehmend feine Manieren und ſpricht ſchrecklich ſchön franzöſiſch wie ein Fräulein vom Adel, da kann ich mich perfektioniren in der Sprache für nach Parnis. Sie hat mich gleich auch ſchrecklich lieb gehabt, geſagt hat ſie, daß ſie gleich auf den erſten Blick eine ganz ſchreckliche Liebe zu mir gekriegt hätte und daß ſie lieber ſterben wollte als von mir ſcheiden. Ach Großmutter, Liebe und Freiheit, Freiheit und Liebe, hört ihr den Klang in dieſen Worten.

Den Verluſt in Zürich hätte ich verſchmerzt, dieweil ich dort zu großer Bildung und Aufklärung kam, daß ich jetzt die ganze Welt faſſe und begreife, Großmutter, darin werdet ihr mich gar nicht mehr kennen, wenn ich heimkomme. Jetzt ſchmerzt mich der Verluſt ſchrecklich, weil ich ſo ſchlechte Kleider habe, während die Kameraden angezogen ſind wie Barone. Melanie ſagt zwar, ſie ſehe nicht auf das Aeußere, ſondern auf das Herz, ach 's iſt ein Mädchen von der feinſten Bildung! Aber ich ſchäme mich doch in den geflickten Stiefeln, und wer ein Mädchen hat, einen Schatz, der muß ihm alleweil was ſchenken, ſo iſt's hier der Gebrauch. Darum, liebe Großmutter, ſchicke ſie mir Geld mit umgehender Poſt, wenn es möglich iſt

hundert Gulden, sonst wenigstens fünfzig. Ich brauche das Geld jetzt, und jeden Tag genießen und thun was man kann, das ist die wahre Philosophie, über Nacht kann man sterben, und ist man gestorben, so ist man hernach todt, aus ist's mit dem Liebe, und was man nicht gehabt, das kriegt man jetzt erst nicht mehr. Bitte also, liebe Großmutter, um schleunige Uebersendung. Schicket das Geld in Gold, das ist hier sehr rar. Lebt wohl, liebe Großmutter, und wann ich heim komme, sollt ihr sehen, was aus mir geworden ist.

Euer gehorsamer
Jakob.

In Erwartung eines günstigen Erfolges schaffte Jakob Kleider an, daß die Kameraden ganz neidisch wurden und Melanie sagte, er gleiche einem Baron wie ein Ei dem andern, und wenn er nicht ein heimlicher Professor sei, so sei er sicher vom Adel, wolle es bloß aus Bosheit nicht sagen. Nichts konnte ihn glücklicher und zärtlicher machen als eine solche Bemerkung Melanies, indessen immer nur auf kurze Zeit, denn alsbald mußte er gedenken der schrecklichen Ungerechtigkeit, daß er ein geborner Baron, d. h. wenn der Schneider eben seine Hand an ihm gehabt und seine Hosen mit Stegen versehen hatte, von seiner Hände Arbeit leben müsse und knapp noch dazu, während die Hundsfötter mit Spatzenbeinen und Rücken wie Rebstöcke in Palästen wohnten und alle Tage Braten hätten und delikaten Wein und spazieren fahren könnten mit Gemahlin und Töchtern, welche Gesichter hätten als wie aus Käsemilben gemacht, während seine schöne Melanie, welche ein Gesicht hätte wie das Morgenroth der Freiheit, durch Staub und Koth seufzen und trappen müsse und noch dazu mit schrecklichen Hühneraugen, welche der Hundekerl von Schuster aus Eifersucht der armen Melanie an die Füße geschustert habe.

Immer böser wurde Jakob, je weniger er mit seinem Verdienst reichen mochte. Allerdings für den, welcher einen Schatz

hat, den Sonntag Landpartien, den Montag blau macht, der Schatz die Geſchenke liebt, für den iſt das Leben in Bern theuer. Melanie hielt auf Geſchenke ſcheinbar gar nicht viel, Jakob mußte allemal die größte Beredſamkeit anwenden, um Melanie zur Annahme zu bewegen: Nein, aber gewiß nicht, absolument pas, wahrhaftig ich ſchäme mich, nein, ich thue es nicht, für wen hältſt du mich denn? Wenn ich nicht fürchtete, du würdeſt böſe, ich würfe es auf der Stelle in die Aare! Schäme dich doch, mon cher, mon bijou, ſo oft habe ich es dir ſchon geſagt, doch immer thuſt du nicht darnach und weißt doch, wie du mir wehe thuſt, fi donc, du Abſcheulicher! Sieh, wenn's nicht dich wäre, ich würde es um kein Lieb nehmen, aber dir leider, dir kann ich's nicht abſchlagen, aber verſprich mir, daß es das letzte Mal ſei. Dann rühmte Melanie doch das Geſchenk und wendete deſto mehr an mit zärtlich ſein. Während ſie eine ſo uneigennützige Liebe zeigte, eine Liebe rein von aller Selbſtſucht und Nebenabſichten, beſaß ſie große Stärke darin, Jakob zu Geſchenken zu reizen. Sieh mal dort die Eliſe (Eiſi), was die wieder für ein ſchönes Halstüchli hat, das iſt gewiß vom Lindauer, der dumme Kerl fände doch gewiß eine ſchönere, um ihr ſein Geld anzuhängen! Nein, aber die Babet (Bäbi), nein, es wird mir faſt übel! Siehſt du, die ſchöne Kette, welche ſie umhängen hat, die iſt gewiß vom Raſſauer. Das iſt das glücklichſte Geſchöpf von der Welt, ein ſo ſchöner Burſche wie der Raſſauer iſt und dann noch ſolche Geſchenke! Nein, jetzt iſt mir gar nicht mehr zu helfen, wie doch die Fanny (Breni) daher kommt und wie ſie glänzt, welch prächtig Tuch trägt die doch! Es iſt gewiß vom Darmſtädter, dem guten Jungen. Ach wenn der wüßte, wie falſch und untreu ihm das Menſch, die Fanny, iſt, er würde gewiß ſeine Geſchenke einem ehrlichern Mädchen zuwenden, welches ihm treu wäre. Erſt geſtern habe ich die Fanny geſehen, wie zwiſchen Tag und Nacht ein Herr ihr nachſtrich, wie ſie ihm bekannte Augen machte und zwei Stunden ſpäter, als ihre

Herrſchaft in Geſellſchaft war, habe ich meine Fanny wieder angetroffen, wie ſie der Metzgergaſſe zu mehr geſprungen iſt als gegangen. Ich habe nicht Zeit gehabt, ſonſt hätte ich es ſchon erfahren wollen, wo ſie hin iſt. Aber dem Darmſtädter ſage ich es doch noch, der muß wiſſen, was er für ein Menſch an der Hand hat. Er ſucht ſich dann vielleicht eine beſſere, jedenfalls kann er ſich in Acht nehmen, ehe es zu ſpät iſt.

Daß ſolche Reden Eindruck auf Jakob machten, begreift jeder, der ſchon Liebe in Leib gekriegt hat, wie Jakob zu ſagen pflegte. Warum ſollte er, der das beſte und feinſte Mädchen hatte, die Melanie, minder geben als die andern, und welche Gefahr lief er nicht dabei? und ſagte ihm Melanie nicht, wenn er recht holdſelig war, zuletzt immer, ſie haſſe nichts mehr als die Geſchenke, aber ſie freuten ſie doch, nicht an ſich, ſondern bloß der Liebe wegen, welche ſie anzeigten, ſie begreiflich und ſo recht klar und faßlich machten. Ach Gott, die Liebe war Melanie die Hauptſache und Nebenſache alles, was daran hing, d. h. die Liebe war Melanie was dem Fiſcher die Angel, und je reichlicher der Fiſcher an der Angel angelt, deſto lieber wird ihm die Angel.

Zur Verwunderung raſch kam Jakob die Antwort der Großmutter. Als er bloß für fünf fl. die Poſt quittiren mußte, lachte er und dachte, die Großmutter ſei doch immer die Nämliche, ſie werde ihm die hundert oder fünfzig fl. in Gold ſenden und, um Porto zu erſparen, ſich den Betrug gegen den Staat erlaubt haben. Als er aber den Brief öffnete, fand er nicht Gold, ſondern wirklich fünf Gulden und dazu folgende Antwort:

Lieber Jakob!

Als ich deinen Brief geleſen hatte, habe ich bitterlich geweint, es kam mir vor, als wolle unſer Herrgott nichts aus dir machen als einen recht großen Eſel, der Welt zum Exempel, wie es dummen Jungen geht, wenn ſie aller Leute Narr

bleiben und gutem Rathe nie folgen wollen. Schreibſt mir einen langen Brief, den ich mit meinen blöden Augen faſt nicht zu Ende kriege, und kein Wort vom Handwerke, auf dem du wandern ſollſt, welches dir einſt Brod und Ehre geben ſoll. Was die Bildung, von der du rühmſt, für eine Kreatur iſt, weiß ich nicht, aber viel taugen muß ſie nicht, alldieweil du keine Kleider mehr haſt. Nach den Leuten habe ich gefragt, die da mit dir umgingen als wie Brüder und habe daß Gott erbarm vernommen, daß das Demagogen ſeien, wie der Schulze ſagt, ſchlechte Burſche und Beutelſchneider, welche das Volk verführen und arme Teufel um ihr Geld bringen, aber ganz auf eine neue Mode. Deren ſollen ganze Banden in Frankreich und in der Schweiz auf die armen Burſche lauern, wie in Böhmen Räuber und Mörderbanden ganz friſch wieder ſein ſollen. Darum gingen auch Wenige hin nach der Schweiz und die Allerbeſten gar nicht mehr. Dieſer Bande fieleſt du in Zürich in die Hände, kameſt jedoch mit dem Leben davon, dafür habe ich Gott geprieſen und gelobt. Du aber, du dümmſter Junge, ſtatt klug zu werden und Gott zu danken, läufſt nach Bern und in die Hände von Dirnen und ſchlechten Menſchern und mußt am Sonntag in geſtickten Stiefeln herumlaufen und alles bei geſundem Leibe. Schäme dich, Jakob, das hätte ich von dir nie erwartet, das hat keiner deiner Väter gethan, an ein ſchlecht Menſch ſich gehängt. Denn die, von der du ſchreibſt, iſt ein ſchlecht Menſch, ſie hätte ſich ſonſt nicht an einen geflickten Burſchen gehängt und ließe mit ihm herum am Sonntag ſogar. Wird ein ſauber Menſch ſein, das einen Liebhaber haben will und keinen Ungeflickten findet. Wenn es noch eine ehrbare Meiſterstochter wäre, ſo wäre noch was zu ſagen, obgleich es gar nichts taugt, wenn ein Wanderburſche mit Liebſchaften ſeine Zeit verderbt, aber an eine ſolche Dirne ſich hängen und nicht merken, was ſie für eine iſt, und davon der Großmutter ſchreiben, das, Jakob, iſt dümmer als dumm, und darum habe ich vor dem Herrgott geweint, daß er dich

nicht für was Besseres haben will. Hier sende ich dir fünf Gulden für neue Stiefel, dieweil ich mich schämen müßte, wenn du in geflickten Stiefeln zur Kirche gehen müßtest, zum Spazieren mit dem Mensch wären geflickte gut genug. Oder gehst du etwa nicht mehr in die Kirche, hat die Bande etwa auch den Glauben dir geraubt? Es stehen verdächtige Worte in deinem Briefe, aus denen will ich nichts Böses machen, sondern denken, das sei etwas von deiner Bildung, wo du redst oder schreibst und nicht weißt was. Aber Jakob, Jakob, verlasse unsern alten lieben Gott nicht, damit er nicht auch dich verlasse, und wenn du die neuen Stiefel hast, so mach dich auf die Beine, ziehe aus dem Lande fort, wo eine Falle nach der andern den armen Burschen gelegt wird, darum die Besten gar nicht mehr hingehen.

Ists in Frankreich auch so, so gehe nicht dorthin, aber als ein Stümper und Lump komm mir nicht heim, der Nagel, wo dein Felleisen hängen soll, steckt in der Wand, und Spott und Hohn am Großkind, wenn es das Handwerk nicht kann, möchte ich nicht erleben. Jakob, Jakob, denk an deine Großmutter, sie hat dich lieber als das Mensch, welches sich an dich gehängt, darum laß von der Dirne, bete zu unserm Herrgott, laß dir neue Stiefel machen, und wenn du sie hast, so wandere weiter und denk an deine Großmutter, die nicht Spott und Schande an dir erleben will. Sie hat dich erzogen, muß droben bei Gott den Vätern über dich Rechenschaft geben. Hanne, werden sie fragen, was macht der Jakob? Was soll ich sagen, wenn du ein Lump und Taugenichts geworden? Daran denk, o Kind, derweilen bete ich für dich, du aber vergiß es auch nicht; hättest du es fleißig gethan, so hätte dich unser Herrgott vor Spitzbuben und vor dem Mensch bewahret.

Deine Großmutter.

Jakob ward über den Brief schrecklich böse. Daß eine alte dumme Frau, welche von Zeit und Welt gar nichts kenne, ihn, den Jakob, als ein Kind behandle, als einen Esel, das

wollte ihm weder in den Leib noch in die Seele, das ärgerte ihm faſt mehr als die lumpigen fünf Gulden für neue Stiefel. Daß doch ſo eine alte dumme Frau immer meine, ſie ſei weiſer als andere Leute, und hatte doch gar keine Bildung nicht und vom Zeitgeiſte keinen Verſtand nicht. Sie meine, ſie ſei ſein Vormund, und doch könne er mit ſeinem Gelde machen was er wolle. Aber wenn er ſchon ſeinem Vormund ſchreibe, ſo kriege er doch kein Geld, das ſei ſo ein Eſel, der immer die Großmutter frage, was ſie dazu ſage und was er machen ſolle. Verklagen hülfe nichts, da unten in Deutſchland ſei eine nichtswürdige Ordnung, da ſteckten ſie alleſammt unter einer Decke und eine Krähe hacke der andern die Augen nicht aus. Aber warten ſolle man bis er heimkomme, dann wolle er ihnen ein ander Licht anzünden, wolle ihnen ſagen, was Trumpf ſei und was für eine Stunde geſchlagen habe. Was nun das herzige Kind (beiläufig ſiebenundzwanzig Jahr alt), die Melanie ſagen werde, wenn er mit den fünf Gulden komme, habe ſie ſich doch gefreut für ihn, daß er eine ganze Hand voll Goldſtücke kriegen werde. Vielleicht meine ſie gar, er habe gelogen und gar kein Vermögen nicht zu Hauſe. Solche Gedanken wälzten ſich in Jakobs heißem Gehirne.

Unſer guter Jakob erfuhr jetzt die Folgen der Voreiligkeit und was es heißt, wenn man wie der Schweizer ſagt „vorfrißt," d. h. auf die Zukunft lebt, heute verzehrt, was man erſt morgen zu erwerben oder zu erhalten hofft. Statt der Melanie Ueberraſchung zu bereiten, vom Briefe und der zu erwartenden Geldſendung nichts zu ſagen, hatte der Jakob wieder allerlei geſtürmt und zwar viel ärger noch als in Baſel. Daß Melanie von einem verkappten Profeſſor geſprochen, gar einen Baron hatte durchſchimmern laſſen, war ihm nicht als unfruchtbarer Same aufs Herz gefallen. Er redete von ſeiner Großmutter, aber nicht als von einer ehrbaren Handwerkerwittwe, ſie ward eine Art von myſtiſcher Perſon, ein geheimnißvolles Dunkel hüllte ſie ein, man wußte nicht recht,

war ſie die Wittwe eines Staatsminiſters oder die Freundin eines Prinzen oder die Mutter eines hochberühmten, aber geviertheilten Profeſſors und Hofraths, von welcher er bedeutende Wechſel erhalten werde, ſobald er ihr ſeinen Aufenthalt bekannt machen könne.

So hatte er Melanie erzählt, dieſe aber dem Handel nicht recht getraut. Melanie hatte Erfahrungen, kannte aus Urſachen ſelbſt etwas von Ton und Weſen der höhern Stände, ſie hatte alſo bald raus, daß der Jakob nichts war als ein tüchtiger Burſche, aber ganz ordinär, nicht mehr nicht weniger als ein Geſelle. Da aber Melanie damals gerade nicht beſſere Ausſichten hatte, ſo hielt ſie ſich am Sprichwort: eine Laus im Kraut ſei beſſer als gar kein Fleiſch, nahm, was Jakob geben konnte, jedoch alles bloß der Liebe wegen und harrte zweifelnd auf den Wechſel der prinzeßlichen Großmutter. Wenn die gute Alte gewußt hätte, was Jakob ſo halb und halb aus ihr gemacht, ſie wäre ſtehenden Fußes in die Schweiz gelaufen und hätte den dummen Jungen runter gemacht, daß kein guter Faden an ihm geblieben wäre. Melanie fragte von Zeit zu Zeit nach Nachricht von ſeiner Heimath und es nähme ſie doch wunder, wie ſeine Großmutter Briefe ſchreibe; wenn er einen erhalte, ſo ſollte er denſelben doch ja zeigen, und thue er es nicht, ſo habe ſie ihn ihr Lebtag nie mehr lieb. Er hatte es ihr auch verſprochen. Einen Brief, wie Jakob erhalten, ſteckt man aber nicht hinter den Spiegel, am allerwenigſten zeigt man ihn der Geliebten, er iſt eben nicht geeignet, den armen Schelm von Geliebten in ein günſtiges Licht zu ſtellen. Nun aber hatte Jakob die Unvorſichtigkeit gehabt, ſeinem Zorn über den Inhalt des Briefes vor ſeinen Kameraden den Lauf zu laſſen, welche ihre Galgenfreude daran hatten.

Längſt war von Jakob der Glanz der Neuheit abgeſtreift, er galt wieder für einen guten Jungen, den man hänſeln konnte, jedoch vor ſeiner Fauſt ſich in Acht zu nehmen hätte, ſo galt er bei den Kameraden. Den politiſchen Brüdern war

er gerade der Rechte, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke ſich eben nicht beſonders mit ihm abgaben, denn accurat ſolche Leute bedurften ſie, Leute, welche alles glaubten, zu allem zu treiben waren in gegebenen Fällen, dieweil ſie eine Schwäche hatten, an welcher ſie zu leiten waren wie ein Schaf an einem ſeidenen Bande.

Eilftes Kapitel.

Jakob changirt mit der Liebe, macht Profit, findet ſich veranlaßt, Kern adé zu ſagen in aller Stille.

Seine Kameraden hatten alſo köſtliche Freude an dem Zorn Jakobs und freuten ſich abſonderlich auf den Eindruck, welchen derſelbe bei Melanie machen werde. So bald ſie merkten, daß Jakob den Brief ſeinem Schatz verheimlichen wollte, ermangelten ſie nicht, der Melanie es heimlich zu ſtecken, die Großmutter habe geſchrieben und wie. Als am nächſten Sonntag die Schönen wieder ins Freie flatterten, ihre Schätze nachtrampelten und ſich endlich auf dem Breitenrain zuſammenfanden in all ihrem Glanze, da hatte Melanie den Kopf hoch aufgeſetzt, machte ein aufgeworfen Mäulchen, kannte den Jakob nicht, ſaß neben einem neu eingerückten Preuß, der ein recht unſchuldig Bürſchchen, ein fein Hemd anhatte, in welchem eine ſchöne Nadel ſtack, kurz deſſen Aeußeres für eine praktiſche Perſon, eine beſtandene Liebhaberin, ungemein viel Anſprechendes hatte. Melanie hatte des Jungen Bekanntſchaft kürzlich ganz unter der Hand gemacht, wir glauben an einem blauen Montag im Maienrysli, wo es hieß, der Jakob habe das Fieber und liege im Bette, was aber ohne Fieber ſehr begreiflich war, ſintemalen ſein Unentbehrliches in des Schneiders Händen war. Sie hatte die Bekanntſchaft in aller Stille unterhalten, des Abends im Zwielicht oder ſpäter, wenn ihre

Herrſchaft in Geſellſchaft war, bald an der Schütti, bald auf der Rathhausterraſſe, wo ſo leiſe die Aare rauſcht. Selbſt auf der Platteform, wo ſo gewaltig wie junge Liebe die Aare brauſt, will man die Melanie und den jungen Preußen, der ganz glücklich war, weil er einen Edelſtein vom reinſten Waſſer erobert zu haben glaubte, eine edle Bernerin, und zwar ganz wie Cäſar: kommen, ſehen, ſiegen, im erſten Anlauf, alſo auch auf der Platteform will man das ſüße, liebe Paar geſehen haben. Melanie wußte, wie man zwei Liebhaber zugleich haben kann, ohne daß einer um den andern weiß, denn glücklicherweiſe für ſolche Mädchen iſt den Liebhabern die Eigenſchaft allgegenwärtig zu ſein nicht gegeben. Auch hatte Melanie es mit ihren Liebhabern wie die Schlangen mit ihrer Haut es haben, ſie ſtieß keinen alten ab, ehe ſich hinter dem alten ein neuer formirt hatte. Ganz glücklich ſaß der junge Preuße neben ſeiner „juten jeliebten Seele", ſelbſt ſein blondes Schnäuzchen glitzerte vor Freude, glaubte ſich in nobler Geſellſchaft, denn Melanie hatte, als ſie die wirklich goldene Nadel geſehen, welche der Preuße im Hemde ſtecken hatte, nicht ermangelt zu ſagen, ſie halte ſich zum Vergnügen bei ihrer vornehmen Verwandten in der Stadt auf, ſonſt aber wohne ſie bei ihrem Vater, einem reichen Edelmann, auf dem Lande, daher ſie auch die Landestracht noch trage. Natürlich hatte das der Preuße, dem die Schweiz ein böhmiſch Dorf war, geglaubt und war ganz glücklich und ganz zärtlich.

Jakob machte ganz bedenkliche Geſichter, als er ſeine ſchöne Melanie ſo urplötzlich und öffentlich ihm untreu ſah, er ſtrich ſich den Schnauz, blies ſich auf und kochte in ſich einen gewaltigen Zorn und immer heißer kochte der Zorn, weil er rundum höhniſche Geſichter und ſpöttiſches Lachen wahrzunehmen glaubte. In offenen Streit auszubrechen ging da nicht, es war heller Tag und die Geſellſchaft ganz vornehm, und doch mußte Jakob was machen. Er tippte Melanie auf die Achſel und ſagte: er möchte ein Wort mit der Jungfer

ſprechen. Melanie folgte ohne Zaudern mit zornigem Geſicht, und als er anfangen wollte zu fragen und zu richten, fuhr ſie ihn an mit giftigen Blicken und ebenſo giftigen Worten: was er von einem ſolchen Menſch, wie ſie eins ſein ſolle, wolle? was er ihr nebenaus zu rufen habe, ein Menſch, das in keinen Schuh gut ſei! Potz Donner, ſo laß ich mir nicht zweimal kommen, Adies derweilen, Bürſchli! So Melanie, und einer Göttin gleich marſchirte ſie an ihren Platz zurück, ſtieß ſich aber unvorſichtiger Weiſe an die Hühneraugen, mußte die Majeſtät fahren laſſen und mit ſchmerzlichen Geberden, welche aber auf den jungen Preußen tiefen Eindruck machten, denn er hatte noch keine Ahnung von den Hühneraugen, weiter gnepfen.

Jakob ſtand da wie angedonnert, noch weit verblüffter als der Meiſter in Zürich, als er denſelben mit Grundſätzen und Ideen praktiſch angerannt hatte. Melanie hatte ihm unerwartet einen giftigen Pfeil in den Leib geſtoßen, an dem er nichts zu machen wußte, den er mußte ſitzen laſſen. Er konnte Melanie nichts antworten, dieſe hinkte bereits neben dem Preußen, und wenn ſie geblieben wäre, was hätte er ihr antworten ſollen auf Sprüche aus der Großmutter Brief, den er hatte verheimlichen wollen?

Jakob war auch der Mann nicht, der ſo aus Stegreif und Aermel Unerwartetem begegnen konnte, er ſtand da, als wäre ihm die Sonne vor der Naſe zerplatzt. Er wurde im Gemüth ganz demüthig und zerknirſcht gegen die Melanie, ihr Betragen war alſo Weiberrache und zwar eine gerechte. Aber wer war der Hund, der geplaudert, Melanie die Laus hinter das Ohr geſetzt? Den wolle er in den Boden wettern, daß er unten wieder ausfahre! Er konnte aber nicht errathen, wer's gethan, und immer heftiger ſtaute ſein Zorn auf, da er ihn an niemand auslaſſen konnte und doch fortwährend ſpöttiſche Blicke wahrzunehmen glaubte. Da klopfte es ihm leiſe auf die Achſel. Als er wild ſich umſah, ſtand hinter ihm ein

Mädchen, welches er wohl geſehen, aber nie beachtet hatte. Es war ſo eine Art von Aſchenbrödel in ihrer Geſellſchaft und war noch zu keinem Schatz gekommen, und war doch die Liebe ſo ſtark in ſeinem großen weichen Herzen! Es war nicht elegant gekleidet, was es trug, war ſtark, aber nicht fein, die Mutter hatte es ihm noch angeſchafft. Es hatte ganz grobe Manieren, hatte weder Ringe an den Händen, noch brauchte es viel Seife, und was beſonders auffiel, es verſtand kein Schöndeutſch, d. h. es war noch nicht lange in der Stadt und in keiner Schule erzogen worden, in der man ein Mordiodeutſch ſpricht und durch die Sprache die Verbindung mit Handwerksgeſellen gründlich vermittelt. Ein alter ehrlicher Schulmeiſter hatte ihm bloß das Berndeutſch gründlich eingebläut, ungefähr von der nämlichen Sorte, wie es auch von Vater und Mutter geſprochen wurde. Zu allem dem war es äußerlich nicht ſchön, eine kleine, dicke Perſon mit einem Geſicht ſo wie von ungefähr aus Holz geſchnitzt, hatte nichts als ein grauſam groß Herz, gewaltig voll Liebe und doch noch keinen Schatz! Ach, ein Herz gewaltig voll Liebe und noch keinen Schatz, was will das heißen, man denke!

Indeſſen ſo vierſchrötig Kathri auch war, weiblichen Inſtinkt hatte ſie doch, ſie fühlte, wenn je, ſo ſei der Augenblick gekommen, die höhern Mächte ihr günſtig, endlich zu dem ſo inbrünſtig erſehnten Ziele zu gelangen. Sie hatte zudem ſchon lange mit ſüßen Augen den Jakob betrachtet, er verſtand ſo ſchön das Schweizerdeutſch, es dünkte die Kathri, ſie paßten ſo gut zuſammen, er ſei auch nicht ſo hoffährtig angezogen wie die Andern und doch auch nicht ſo eine magere Brunnröhre, ſo ein erbärmlicher Hanfſtengel. Hört, ſagte Kathri zu Jakob, macht nicht ſo ein Geſicht, als ob der Henker Euch nehmen wolle. Thut es dem Menſch nicht zu Gefallen, es war ſchon lange falſch an Euch, und Ihr dauert mich, ich kann nicht ſagen wie. Kommt, ſitzt neben mich, dieſen Abend ſage ich Euch mehr, jetzt darf ich nicht.

Jakob gehorchte unwillkürlich, dieſe ſüße Theilnahme gab ihm ſeine volle Faſſung wieder und ganz wie ein Menſch, der die Welt geſehen, wie ein Weltmann von der gröbern Sorte freilich geberdete ſich Jakob ſelben Abend. Er machte ſich luſtig, that zärtlich mit der Kathri, verſuchte zu thun wie Einer, welcher eine Bürde abgeworfen hat und nun in freien Sprüngen ſich ergötzt. O was die Kathri glücklich war, ausſprechen läßt es ſich nicht, ſchreiben noch viel weniger und wenn man Engelsfedern hätte. Melanie ärgerte dieſe Wendung der Dinge ſehr, doch ſuchte ſie es ſo gut wie möglich zu verbergen, geberdete ſich ungeheuer fein und vornehm, daß der Preuße völlig ſelig wurde. So wie ſie es aber unbemerkt thun konnte, grinſete ſie Kathri über die Achſel an. Aber Kathri war zu glücklich, um das zu bemerken.

Ach was das für ein ganz ander Heimgehen war, ehedem wo ſie alleine, mutterſeel alleine mit ihrem großen gewaltigen Herzen hinterdrein trampeln mußte und jetzt wo ſie an Jakobs ſüßer Seite ging Arm in Arm! Ach es kam ihr vor, ſie ſei ein Seraphim und Jakob ein Cherubim, ſie ſchwebten nur ſo gleichſam über den Erdboden, himmliſche Wege über das Breitfeld den Stalden ab und endlich noch der Schütte nach, weil Kathri des Schwebens auf himmliſchen Wegen gar nicht ſatt werden konnte. Ach und was das für ein himmliſch Vergnügen war, reden zu können zu einer fühlenden Seele, das große Herz wollte gar nicht leer werden, wie handlich auch Kathri das Reden ging. Ach es war aber auch ein Gegenſtand, welcher Kathri beredt machen mußte. Sie pries ihren Jakob glücklich, daß er den Klauen Melanies, die eigentlich ganz ſimpel Mädi heiße, entronnen ſei, es wiſſe kein Menſch, wie es ihm noch mit ihr hätte gehen können. Das ſei das ärgſte, wüſteſte, ſchlechteſte Menſch, welches auf dem Erdboden herum laufe, urtheilte Kathri, und Kathris Mund entquoll ein Sündenregiſter faſt dem Stammregiſter eines hohen Hauſes, welches ein Jahr nach der Sündfluth beginnt und nie zu Ende

kömmt, gleich. Bei den Ur-Ureltern fing es an und lange, lange war es nicht zu Ende, als sie längst über den Waisenhausplatz hinauf waren und wieder die Stadt hinunter und endlich geschieden sein mußte. Ach das that weh, erst gefunden und wieder scheiden, ach, Kathri hätte ihm gerne ihr Herz mitgegeben zur Bewahrung, und da sie das nicht konnte, so drückte sie ihm ihre Baarschaft ein ganzes halb Guldenstück in die Hand und sagte: Nimm nur, nimm, ich meine es nicht wie die Andern und brauche das Geld nicht wie sie für Schmöckwasser und Bäcklifarb oder für anderes Pflaster, nimm nur, nimm, was mein ist, ist dein, und zehnmal lieber gönne ich es dir als mir. Das war eine Liebe wie sie in Israel selten gefunden wird. Kathri war es Ernst damit und Jakob gefiel sie nicht übel.

Wir haben oben angedeutet, wie bedenklich es sei, wenn man heute verzehrt, was erst morgen verdient werden oder sonst eingehen soll. Die Lust dazu kömmt die Meisten an, und wer sich ihr ergiebt, der geräth in tausend falsche Rechnungen hinein, die sich nach und nach um seine Glieder winden und ihn in den Abgrund ziehen. Falsche Rechnungen macht jeder Mensch, und nicht selten im Leben wird es begegnen, Glücksfälle ausgenommen, daß man am Ende des Jahres nicht Vieles ausgegeben, an das man nicht gedacht, und Vieles nicht eingenommen, worauf man gerechnet. Nun wer nicht vorfrißt, sondern erst erwirbt, ehe er ausgiebt und dies kann namentlich ein lediger Mensch, ein Wandergeselle, der Arbeit hat und gesund ist, den ärgern wohl diese Mißrechnungen, bestärken ihn aber um so mehr in seiner besonnenen Vorsicht, so kömmt er nicht bloß in keine Verlegenheit, sondern sicher und unvermerkt zu einem Nothpfennig. Ganz anders aber geht es dem, der auf die Zukunft hinaus gebraucht hat und zwar nach der Rechnung, welche er über Einnehmen und Ausgeben gemacht, der erfährt es nun auch am Leibe, was Alle geistig erfahren, daß die Schuld täglich größer wird. Aber während der langmüthige,

gnädige Gott den Tod der Sünder nicht will und Schulden tilget, iſt bei Menſchen nicht dieſe Langmuth und Gnade; dem leichtſinnigen Schuldenmacher wird ſelten ein Gläubiger die Schulden ſchenken, ſo lange noch ein Fetzen von deſſen Habe zu kriegen iſt. Jakob hatte auf die Großmutter gerechnet, vielleicht auch auf größern Wochenlohn, an Parthien in und außer der Stadt, an dies und jenes, was Melanie ſo fein und verſteckt zu wünſchen wußte, nicht gedacht, hatte Kleider machen laſſen, wozu er das Geld nicht hatte. Wie jetzt zahlen, da die Großmutter nur fünf Gulden geſandt hatte und an den großen allgemeinen Theilungstag hier in Bern einſtweilen nicht zu denken war? Nun da war das Uebliche verſucht, Entbehrliches verſetzt, weichherzige, beſonders junge Kameraden angepumpt worden; aber wie ſich herauswinden, wenn die Schuld täglich größer ward. Wie ſollten zwei Gulden zwanzig Kreuzer, welche er in der Woche über die Koſt hinaus verdiente, langen für Parthien, Geſchenke, Kleider, Wäſche und gar noch Schulden, wir wollen gefragt haben? Nun fiel, was er bei nüchternem Sinn als einen eigentlichen Glücksfall betrachten mußte, die Melanie aus der Rechnung, ſtatt ihr kam die Kathri hinein, das machte einen bedeutenden Unterſchied, Melanie war ein freſſender Poſten, Kathri ſchien zu einem abträglichen ſich zu geſtalten.

Ach noch war es nicht manchen Monat her, daß Jakobs Herz ein Altar geweſen war, auf dem das Feuer der erſten Liebe brannte, und jetzt war ſeine Liebe zu einem Rechnungsexempel geworden und ein halb Guldenſtück war die Hauptſumme, welche ſeiner Liebe Richtung und Ausſchlag gab. Die Liebe iſt einer Pflanze gleich, und wie verſchieden ſind nicht die Pflanzen in ihrer Dauer und Größe! wie man tauſendjährige Bäume hat, ſo kennen wir Pflanzen, deren Leben nur wenige Tage zählt. Die Liebe theilt das Loos aller menſchlichen Dinge, je fleiſchlicher etwas iſt, deſto raſcher gehts vorüber, je mehr Geiſtiges ihm beigemiſcht iſt, deſto länger dauert es.

Die Liebe wird durch nichts mehr gekältet und abgekühlt als durch die Selbſtſucht und den Eigennutz, welcher auf die Liebe ſpekulirt, ſie ausbeuten will wie eine Goldgrube, einen Kramladen, eine Suppenſchüſſel, ein Kartoffelfeld. Doch wie es unerſchöpfliche Goldgruben giebt, (bei Kramladen kömmt man immer an die nackten Wände, bei Suppenſchüſſeln auf den harten Boden) ſo giebt es auch Herzen und namentlich Mädchenherzen, aus welchen die gierigſte Selbſtſucht die Liebe nicht bis auf den Boden auszuſchöpfen vermag, die Liebe geſtaltet ſich wohl wie Höllenpein, brennt im Herzen mit unausſprechlichem Schmerz, aber ſie bleibt Liebe, und wenn ſie das Herz bricht, ſo iſt es eben, weil ſie ſich nicht in Haß verwandeln kann, weil ſie wahre Liebe iſt und wahre Liebe bleiben muß. Wie aber die Pflänzchen, wenn ſie aus dem Boden kommen, nur vom Kundigen zu erkennen ſind, da ſie alle gleich klein und unter einander ſich ähnlich ſind, ſo weiß man ebenfalls kaum, wenn eine erſte Liebe erſcheint, von welcher Sorte ſie iſt und wie lange ſie dauert.

Unſer Jakob hatte ſich auf dieſe Liebe im voraus gefreut, weil Bern ihretwegen berühmt iſt, weil dort die einen Mädchen ſo heillos dumm ſind, daß ſie meinen, ein fremder Liebhaber mit einem Schnauz ſei das größte Glück und durch Schande und Jammer von Tauſenden nicht klug werden, und andere ſo heillos ſchlecht, daß ſie ſolche Burſche eben als Liebhaber brauchen als Steine für zwei Würfe, erſtlich von ihnen zu ziehen ſo viel ſie können und zweitens als Schild, um hinter ihnen ihre ganze übrige Schlechtigkeit zu verbergen. — An die letzte Sorte gerieth Jakob zuerſt wie gewöhnlich die Neulinge, lebte in großer Freude und Herrlichkeit, bis die Bedrängniß kam: auf das Juchhe das Ohweh! Seine Großmutter mit ihrem alten, deutſchen, keuſchen Sinn hatte die Melanie vollkommen richtig beurtheilt, hatte nicht Luſt gehabt, ein ſolch Menſch und den Leichtſinn ihres Großſohns zu unterhalten. Melanie lebte nicht aus Luſt und Liebe, ſog aus Jakobs war-

mer Liebe Vortheile, ſo lange welche zu ſaugen waren, und in dem Maaße als Jakob ausgeſaugt ward, kühlte ſich ſeine Liebe ab, ſintemalen ſie eben auch nicht einer Goldgrube glich.

Ihm kam es eben wohl, daß fremde Geſellen in der Schweiz noch Schulden machen können, daß Koſtleute noch vier Wochen auf das Koſtgeld warten, daß Krämer ſelbſt Fremden auf gute Worte hin auf Borg geben, daß es in dieſer Beziehung noch ganz anders iſt als in Frankreich, wo der Fremde nichts kriegt, als wenn er das Geld auf der Hand hat. Das iſt noch die Ehrlichkeit des Schweizers, welcher ſelbſt ein Wort hat und den Worten Anderer glaubt. Es iſt die gleiche Ehrlichkeit, welcher noch jetzt die Schweizer auf gewiſſen Univerſitäten es zu verdanken haben, daß ſie Dinge auf Borg kriegen, daß ihre Miethsherren nie ängſtlich ſind, wenn auch zuweilen die Wechſel ausbleiben. Wie es aber Schweizer giebt, welche im Ausland überhaupt und auch auf Univerſitäten den ſchweizeriſchen Kredit durch ein hundsföttiſches Betragen ſchwächen und untergraben, ſo verſündigen ſich Viele an ihrem Stamme, an ihrer Nation, denn was der Einzelne thut, der Ruſſe, der Polak, der Franzoſe, der Bayer, das wird alſobald dem ganzen Stamme zugeſchrieben. Das ſollte jeder ſich bewußt werden, der in die Fremde geht, daß er dort ſeinen ganzen Stamm repräſentirt und darſtellt, daß der Name, den er ſich macht, auf den ganzen Stamm zurückfällt, daß er durch ſein Betragen den Stammsgenoſſen, welche nach ihm kommen, die Thüren ſchließt oder öffnet. Iſt mal ein Meiſter mit einem Sachſen beſonders zufrieden geweſen, ſo wird er es nicht vergeſſen und jedem nachkommenden Sachſen wird er den Vorzug vor Andern geben und Zutrauen ihm ſchenken, aber auch umgekehrt, wenn der erſte Sachſe ihn angeführt hatte. Schon der Apoſtel Paulus ermahnt die erſten Chriſten, ſich ja nicht Sünden und Laſtern hinzugeben, nicht bloß um ihret-, ſondern auch um der Genoſſen willen nicht, damit

nicht wegen einem Einzelnen die ganze Gemeinde geſchmäht werde.

Wie hielten die Alten auf des Stammes Ehre, wie freudig ſtarben nicht die erſten Chriſten zur Ehre der Gemeinde und deren Haupt, was duldet noch heute der Indianer, um Schmach von ſeinem Stamme abzuwenden, und wie iſt dieſes hohe Gefühl, welches in der Fremde und in Todesnöthen ſo herrliche Früchte getragen, abgeſtumpft, getödtet, ja, wir möchten ſagen, lächerlich geworden? Ja es wird täglich wirklich lächerlich gemacht und zwar durch die heilloſe neue oder ſogenannte moderne Bildung und Kultur, welche faſt in allen Bildungsanſtalten von den oberſten bis zu den unterſten den Jungen eingeimpft worden iſt. Sind die Jungens nicht damit vergiftet worden, ſo kriegt man ſie in den Vereinen beim Schopf und träufelt ſie ihnen ein. Es iſt eben die heilloſe Lehre von der Kultur und von der Allgemeinheit und von der Weltbürgerſchaft, alles mit einem merkwürdigen wüſten gnoſtiſchen Anſtrich. Es waren nämlich Gnoſtiker, welche zuerſt lehrten, es komme alles auf den Geiſt an, das Fleiſch könne thun was es wolle. Dieſe Lehre geſtaltete ſich viel wüſter als jede Mucerei, es iſt die Lehre, welche heut zu Tage ſo ſich ausdrückt: es komme alles auf die Geſinnung an, zum Genuſſe ſei jeder geboren. Unter Geſinnung verſteht man freches Aufbegehren gegen jede Autorität, freche Begehrlichkeit nach allem, was Andere beſitzen, unter Genuß verſteht man alles, was das Fleiſch gelüſtet, ſonder jeglicher andern Schranke als allfällig die, daß Einer nicht frißt, von welchem er im voraus weiß, daß es ihm Bauchweh macht. Daß in dieſer Lehre das Leugnen des Jenſeits, des perſönlichen Fortbeſtehens insbeſondere liegt, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe verruchte verkappte Lehre, welche viel ärger iſt als jede andere ſchlechte dieſer Zeit, zerſtört jeden ſittlichen Halt, wenn man unter ſittlichem Halt nicht den Clubbgeiſt begreift und die Angewöhnung, auf dem gleichen Loche, gleich Mark und Ohr zerreißend, jede ehrliche

Seele empörend zu pfeifen und zu brüllen, wie die Führer vorpfeifen und brüllen. Sie zerstört die Achtung gegen die eigene Seele, den Trieb der eigenen Fortbildung, des wahren Fortſchrittes in tüchtigem treuen Wandel gegen Gott und Menſchen, in Uebung ſeiner geiſtigen und leiblichen Kräfte, um einſt vom Anvertrauten Rechnung ablegen zu können. Sie ſucht den Werth des Ichs nur im möglichſt feinen und allumfaſſenden Genuſſe. Wo dieſe Geſinnung, dies hohe Ding, wie man es zu benennen beliebt, die Achtung vor dem eigenen ewigen Werthe ertödtet, da ehrt man die Eltern nicht mehr, da ſterben die Familienbande ab, kümmert man um ſeinen Stamm ſich nicht, verhöhnt Gott und Vaterland, da bringt man es in der Fremde dahin, daß niemand Einem einen Kreuzer anvertraut, daß man für einen Spitzbub gilt und der Name ein Fremder gleichbedeutend mit den ärgſten Schimpfnamen wird. So weit bringt es die neue Lehre und zwar nicht bloß bei Sachſen und Bayern, Franzoſen und Polen, ſondern auch bei Schweizern und Amerikanern. Daher auch, daß der arme Handwerksburſche in der Schweiz je länger je weniger den Kredit finden wird, den er früher gehabt und den doch der arme kranke oder arbeitslos gewordene Burſche in der Fremde ſo nothwendig hätte. Freilich dem Liederlichen wäre es beſſer, er fände nirgends Kredit, wie es auch dem faulen Bettler beſſer wäre, wenn er kein Almoſen kriegen würde. Aber wenn der Faulen wegen keine Almoſen mehr gegeben werden ſollten, wie mancher arme Alte, den unverſchuldetes Unglück heimgeſucht, müßte es büßen. So iſts auch mit dem Kredit in der Fremde, und welche ſchwere Schuld liegt nicht auf denen, welche ihn zerſtört, welche den Namen ihres Stammes anrüchig gemacht und entehrt haben in der Fremde auf Jahrzehnte hinaus.

So weit war es nun zu Jakobs Zeiten noch nicht, wenn auch das Borgen ſein Läſtiges und Schwieriges hatte. Jedenfalls war ihm Kathri eine große Erleichterung. Das gute

Mädchen war selig in seiner Liebe, und bei dem ersten halben Gulden ließ es es nicht bewenden, was es auf- und anbringen konnte, hing es dem Jakob an aus Liebe und Dankbarkeit, daß er sein Schatz sein wollte. Es kramete ihm bald ein Nastuch, bald ein Halstuch, sogar zu einer Weste verstieg es sich. Es darbte sich den Wein ab, welchen es von seiner Herrschaft erhielt, und wenn es zu einem guten eßbaren Stück kam, welches sich ohne Gefahr für seine Existenz in Papier gewickelt transportiren ließ, Braten, Schinken, Kuchen ꝛc., so wanderte dasselbe dem Jakob zu. Zu diesem Zwecke waren besondere Stelldichein verabredet, denn am Sonntag vor aller Welt ein Wurstzipfel aus der Tasche zu ziehen und ihn dem Jakob in den Mund zu schieben, das schickte sich doch nicht wohl.

Das alles ließ sich Jakob recht gut gefallen, es war so eine Art von Vorgeschmack der großen Theilung, wo Jakob dazu zu kommen hoffte, aus fremdem Gute hoch und wohl zu leben, doch hatte dieses Verhältniß auch seine Schattenseite. Bekanntlich liebt der Mensch seinen Schatz nicht bloß, sondern er ist gewöhnlich auch eitel oder stolz auf denselben und läßt sich denselben gerne rühmen. Bekanntlich hatte Jakob große Anlage zur Eitelkeit und nun mußte er mit der weder schönen noch eleganten Kathri sich zeigen, mußte die spöttischen Blicke hinnehmen auf der Promenade oder auf den Bällen und Parthien, mußte in der Werkstätte oder beim Glase Schnaps den Spott über sein Trampelthier, wie die Kameraden die Kathri zu nennen beliebten, hören. Höchst wahrscheinlich war bei manchem Kameraden der Neid die Quelle des Spottes. Eine so schmackhafte Verbindung, welche zu Wurst und Braten und andern Dingen brachte, wäre wohl Manchem sehr erwünscht gewesen. Solcher Spott erbitterte Jakob sehr, war Ursache zu vielen Händeln, aber die Säure, welche derselbe ablagerte in Jakobs Gemüthe, mußte doch hauptsächlich Kathri empfinden. Jakob behandelte sie schnöde, tyrannisch, ihre Liebe war die Handhabe, an welcher er alles ertrotzte, was ihm beliebte. Er

glaubte gleichſam ein Recht zu jeglicher Schadloshaltung zu haben.

Wir wollen nicht verhehlen, daß Jakob roh geworden war, ein wüſtes Weſen in ſeiner Seele Platz gewonnen hatte, und in dem Maaße als er in äußere Bedrängniß kam, ſetzte er ſich über jegliche Schranke weg und glaubte ſich alles erlaubt, wovon er Erleichterung oder Entſchädigung hoffte. Er fragte längſt nicht mehr: Herr, was ſoll ich thun, daß ich das ewige Leben erwerbe? er fragte auch nicht mehr; Was iſt erlaubt, was iſt verboten von Gott oder in dem Lande, in welchem ich wohne? Er hatte ſich in offene Feindſchaft geſetzt gegen jegliches Gebot, er läſterte und fluchte über jegliches, als ſei es unwürdig der Menſchheit, nichts als ein verfluchter Zwang der Reichen, Ariſtokraten und Pfaffen gegen die Armen, eine Beeinträchtigung der Freiheit, zu welcher jeder geboren ſei. Jede Uebertretung eines Gebotes betrachtete er als eine Eroberung auf feindlichem Gebiete. Wegen dieſer hohen Geſinnung wurde er von den Führern hoch geprieſen: wenn alle Geſinnung hätten wie er, ſagten ſie, dann wäre der Sieg bald entſchieden und der große Tag ſtiege herauf, einſtweilen jedoch ſei es klug, wenn er dieſe Geſinnung nicht allzu auffallend hervortreten laſſe.

Geſtohlen hatte er nie. Tief unten, wohin ſein Auge vor Nebel nicht mehr ſah, ruhte noch ein Schatz von der Großmutter, und zuweilen kam ein Goldkorn davon auf die Oberfläche, er ſah es aber auch nicht, und wenn er es ſah, wußte er nicht, woher es kam. Stehlen möge er nicht, wegen Kleinem großen Gefahren ſich auszuſetzen, ſo dumm ſei er nicht, er wolle warten, bis alles völlig frei ſei, dachte er. Ob aber die Kathri ſtahl, der Taback, die Cigarren, der Wein ꝛc. ꝛc. wirklich ihr gehöre auf rechtmäßige Weiſe oder geſtohlen ſei, darum kümmerte er ſich nicht, es genügte ihm vollkommen, wenn das Eine oder das Andere ihm wohl ſchmeckte. Wenn ihn jemand darauf aufmerkſam gemacht hätte, daß ſein Schatz

auf dieſe Weiſe in große Schmach kommen könnte, ſo hätte er wie die Phariſäer dem Judas kaltblütig geantwortet: Meinetthalben wohl, da ſehe ſie zu. Und dieſe Geſinnung nannte man unter Brüdern eine ſittliche, dem Zeitgeiſte und der wahren Kultur angemeſſene.

Mit ſeinem Meiſter ſtand Jakob ganz in neutralem Verhältniß, der Meiſter bekümmerte ſich nicht um Jakob und Jakob nicht um den Meiſter. Der eine arbeitete, weil er mußte, der andere zahlte, was er ſchuldig war. Oft fluchte der Meiſter über die verdammten Lumpenbunde von Fremden, mit welchen man beſtändig Verdruß hätte, bald ſo, bald anders. Wenn dann Peter, der alte Gardiſt, ſagte: es nehme ihn wunder, daß er doch immer wieder Fremde anſtelle, und wenn er wüßte, wie ſie erſt geſinnet ſeien und was ſie im Schilde führten, er ließe keinen über die Schwelle, ſo antwortete der Meiſter: Meinſt du etwa, ich hätte nicht davon gehört? aber das iſt ein dumm Geſtürm. Man muß ſie reden laſſen, wenn ſie Freude daran haben, und ſingen laſſen und vereinlen, ſo viel ſie wollen. Wenn ſie Freude haben ſich den Speck durch das Maul ziehen zu laſſen und wohl daran leben, ſo mag ich es ihnen wohl gönnen. Probiren werden ſie nichts, und probiren ſie es, ſo werden ſie ſchon erfahren, wer Meiſter iſt, die Tröpfe. Aber haben müſſen wir ſie. Warum will keiner von unſern Buben das Handwerk recht lernen und Meiſter ſein, wenn er ſeine Naſe noch nicht ſelbſt putzen kann. So ſah der Meiſter die Sachen an und dachte nicht daran, daß auch der Peter von den gleichen Grundſätzen angeſteckt ſei, bloß feindſelig den Fremden, die er haßte, als ſei jeder ein Neapolitaner. Auch vor den Fremden ſelbſt packte der Meiſter ungenirt ſeine Meinung aus und lachte über das Geſtürm. Die Geſellen ſchwiegen dazu und dachten: Warte du nur, du wirſt es ſchon einmal erfahren! Unter ſich lachten ſie aber über den alten Philiſter und was der mal für Augen machen werde, wenns losgehe. Wenn der Schlag ihn nicht rühre auf der Stelle, ſo

werde er doch wenigſtens ſein Lebtag das Maul nicht mehr zubringen vor ſchrecklicher Verwunderung über die neue Ordnung der Dinge.

Von der Frau Meiſterin nahmen ſie wenig Notiz, da ſie mit ihr in keine beſondere Berührung kamen, nur wurden hier und da Müſterchen ihrer Dummheit herumgeboten und belacht, welche die Magd ihrem Liebſten mittheilte, um ſich ſchadlos zu halten für die leibliche Erniedrigung des Dienens. Sie meine was ſie wiſſe, ſagte die Magd, und wolle die Gelehrte ſpielen, ſei bis zur Unterweiſung in eine Töchterſchule gegangen und nachher zwei Jahre ins Weltſchland und wiſſe doch auf aller lieben Himmelswelt nichts, ſei das dümmſte Babi von Paris bis nach Jeruſalem. Erſt letztlich habe ſie den Holzfuhrmann auf ihr Zimmer kommen laſſen und ihm geſagt: Lieber Mann, ich möchte euch was fragen, worüber ihr mir am beſten Auskunft geben könnt. Ich glaube es zwar zu wiſſen, aber ich möchte der Sache recht ſicher ſein. Nicht wahr, das Tannen- und Buchenholz unterſcheidet man an den Scheitern, weil die tannenen Scheiter viel länger ſind als die buchenen? Letzthin habe ſie einen Haſen vom Markte gebracht und ihr, der Magd, befohlen, denſelben noch am gleichen Abend zu rupfen. Darauf, als die Magd erwidert: Verzeiht, Frau, die Haſen bälgelt man aus, habe ſie geantwortet: Ueberrede mich nicht, meineſt, ich habe nicht mehr Haſen gegeſſen als du? Die Gänſe bälgelt man aus, die Haſen, die rupft man. So dumm ſei ſie und doch ſei ſie, wenn ſie nicht Viſiten mache, den ganzen Tag über den Büchern. Die Magd hätte ſchon manchmal gedacht, wenn es die Bücher wären, welche die Leute geſcheidt machen würden, die Frau müßte ein Weisheitsbündel ſein zum Zerplatzen, und doch wollte ſie wetten, wenn man die Frau ausbälgelte, man fände nicht einen Stecknadelkopf groß Weisheit bei ihr. Das war die einzige Berührung, welche Jakob mit der Meiſterfrau hatte; eine geiſtige war es alſo.

Der Großmutter hatte Jakob nicht geantwortet. Anfangs

wollte er es thun, wollte ihr den Abſtand zwiſchen ihr und ihm fühlbar machen, ihr zu verſtehen geben, daß ihr ſolche Sprache nicht mehr ziemte, daß ſie übrigens auch die Pflicht hätte, ihm Geld zukommen zu laſſen, ſo viel als er begehre, und daß eine alte Frau gar kein Urtheil habe über die neue Zeit und den Werth der Dinge darin. Doch ſchrieb er nicht. Einer alten Frau Verſtand predigen und Krähen ſingen lehren ſei das Gleiche. Aber wenn er heim komme, dann werde er ihr zeigen, wer der Jakob ſei und was ſo eine alte Frau zu bedeuten hätte. So ſprach der Jakob. Im Grunde des Herzens fürchtete ſich aber der Jakob doch noch vor der Großmutter und darum ſchrieb er nicht.

Es iſt etwas Eigenthümliches mit dem Reſpekt, der durch überlegene Kraft eingeprägt worden iſt, der ſchmilzt nicht wie Schnee in der Aprilſonne. Ein ſolcher Reſpekt bleibt ſo lange im Herzen, als der lebt, welcher denſelben eingeprägt hat, auch wenn derſelbe gliederlahm im Bette liegt. Die wahre Kraft wird ihre Gewalt und Macht behalten bis an der Welten Ende, wohne ſie in einer gebrechlichen Großmutter oder einem Weltbeherrſcher. Die Welt mag ſie verläugnen, verhöhnen, mit Füßen treten wie ſie will, es iſt dieſes Aufbegehren dagegen nichts als das Sträuben des Kindes gegen die Ruthe, welcher es doch nicht entläuft. Kann es ſich derſelben auch gegen die Menſchen erwehren, ſo giebt ſie ihm Gott und zwar um ſo ſchärfer. Die Nachwelt errichtet ihre Denkmale nicht den Knechten der Welt, den Volksſchmeichlern und Heuchlern, ſondern den Ueberwindern der Welt, den Volksbändigern, den Helden der Wahrheit. Dieſe werden die Lieblinge der Nachwelt, auch wenn die Mitwelt ſie geſchmäht, ſie geſteinigt, gekreuzigt hat.

Winter wars geworden, ſchaurig und kalt. Hoch lag der Schnee zu Berg und Thal, lang hing der Reif an den Bäumen, ſchaurig ſauſte die ſchwarze Biſe, der kälteſte unter den kalten Winden, über die Felder, durch die Wälder, trüb und düſtrer Nebel voll war die Luft, ſie glich einer Seele ohne

Liebe, aber voll ſchwarzer, trüber, herzloſer Gedanken. In Pelz und Mantel ſchritt wer welche hatte gemeſſen einher, wen aber dünne Hoſen oder ein leicht Kleidchen nur ſpärlich ſchützten gegen den jämmerlich erbärmlich kalten Wind, der ſchoß durch Luft, Schnee und Wind, ſo ſchnell als Athem und Beine es ihm erlaubten. Schwer und langſam, dem Gerichte Gottes gleich, knarrten die gewaltigen Güterfuhren durch den Schnee; flüchtig und ſchnell mit munterm Geläute, wie Mädchen-Gedanken durch die Männerwelt, flogen luſtige Schlitten die glatte Bahn entlang.

Draußen vor dem obern Thore, ob in Bümplitz, Bethlehem, wo es manchmal allerdings etwas morgenländiſch zugehen mag, oder in Weiermanns Haus, wir wiſſen es nicht mehr genau, war Tanz geweſen. Abſonderlich luſtig war es zugegangen drinnen an der Wärme, deſto ſchauriger war das Heimgehen, dem kalten Nord entgegen, der durch dichte und dünne Kleider den Menſchen auf den Leib fuhr, wie der gröbſte Zollbeamte es nicht vermag. Abſonderlich geſund iſt ein ſolches Heimgehen vom heißen Tanz in kalter Biſe eine ganze oder halbe lange Stunde. Gar mancher klagt bitterlich über ſchweren Beruf, harten Meiſter und ſchwindende Kräfte. Daß am Schwinden der Kräfte weder Beruf noch Meiſter ſchuld ſind, ſondern ein ſolcher Heimgang nach heißem Tanz eine ganze kalte Stunde weit, das würde er keinem glauben. Die Schuld legt eben wieder die Welt ſelten dahin, wo ſie hingehört, Gott wird es einmal anders machen.

Dort hatte auch Jakob getanzt mit ſeiner dicken Kathri, hatte mit ihr ſich gedreht, ſo gut es der Kathri gehen wollte, die eben keine Hexe im Tanzen war und es auch nicht ward trotz dem Glücke, daß ſie Einen hatte, der mit ihr tanzte einen langen lieben Abend durch. Was ſie aber auszeichnete vor allen Schönen zu Bethlehem, war wohl das, daß die andern Schönen köſtlich lebten auf die Koſten ihrer Liebhaber, Kathri's Liebhaber ſich behaglich that auf die Koſten ſeiner Schönen.

Spät brach man auf, ſchneidend pfiff der Wind durch den langen Baumgang. Am Arme führte jeder ſein Liebchen, und jedes Paar drängte eng ſich zuſammen, ſonſt kümmerte ſich kein Paar um das andere, jedes Paar vergaß was hinten, was vornen war, vergaß die ganze Welt, doch nicht wegen der heißen Liebe, ſondern wegen der kalten Biſe. Die Kälte drang bald durch die Kleider, drang durch den Leib bis ins Herz hinein, daß es zu zittern und zu zagen begann, jeder Funke Muth erloſch, zu einem eiſigen Weſen dem Tode ähnlich es erſtarrte. So wie es kalt und ſchauerlich den Wandelnden ward und eng an einander ſie ſich ſchmiegten, ſo wuchs der Kathri auch etwas. Was Angſt, was Vertrauen, was ein unnennbares Etwas, das in Worten ſich kaum ausdrücken läßt, wir wiſſen es nicht. Sie ſchmiegte noch enger an Jakob ſich, ging langſamer, frug endlich: O Jakob, wollen wir etwa einander heirathen? Es dünkt mich, es ſolle und müſſe ſein. Dem Jakob zuckte das Herz zuſammen, er wußte lange nicht was ſagen, endlich meinte er: über ſo etwas ließe ſich beſſer in der Wärme reden als hier in ſauſender Bisluft. Es wäre beſſer, ſie gingen ſchneller, denn ſie ſeien die hinterſten, ihn friere durch und durch. Wie er wolle, ſagte Kathri. Er ſolle nicht zürnen, ſie hätte gedacht, ſie wolle es ihm ſagen, einmal müſſe es doch ſein. Es ſei ihr ſo kalt und angſt geworden auf einmal, daß ſie nicht gewußt, müſſe es geſtorben ſein oder gebe es was Anderes. Deß erſchrack Jakob gar ſehr, machte die arme Kathri der Stadt zu zulaufen, daß ſie außer Athem kam und trotz der Eile, welche ſie ſchneller heim brachte, als ſie gerechnet hatten, hatte er ſelben Abend keine Zeit mehr ein vertraut Wort mit ihr zu reden.

Ans Heirathen und an ſonſt was hatte Jakob nie gedacht, von allerlei Fällen wohl reden hören, aber ihnen weiter keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Heirathen wollte er nicht, abſonderlich die Kathri nicht, wie hätte er ſich ſchämen müſſen, einen ſolchen

Kürbis als Frau nach Hauſe zu bringen. Aber wie machen, um los und weg zu kommen? Gieb dem Menſch gute Worte, ſage, du wolleſt heim, die Sache in Ordnung zu bringen, oder wolleſt nach Paris und auf der Rückkunft es mit dir heim nehmen, wenn es nicht Lärm mache, dich nicht in Verlegenheit bringe. Das Menſch glaubt dir das, zähle darauf, und biſt du einmal zum Thor hinaus, ſo biſt du der Kathri los, die weiß den Weg durch die Welt nicht weiter als bis Bümpliz, ſo rieth ihm ein alt verwettertes Geſicht. Wie ihm gerathen ward, ſo that er auch und die arme Kathri glaubte ihm nicht nur, ſondern was ſie auf- und anbringen konnte, hing ſie ihm noch an, daß ihm ſich flott machen allenthalben, ſo daß er doch noch mit dem Felleiſen auf dem Rücken zum Thor hinaus wandern konnte. Freunde wollten ihn gen Neuenburg ſenden, dort würde er Arbeit finden, meinten ſie, allweg hätte er hierdurch einige Stunden näher nach Paris, aber Geneff ſtak ihm im Kopf, dort durch wollte er.

Zwölftes Kapitel.

Wie Jakob innerlich und äußerlich zuſammen gefroren von Bern auf Freiburg kommt.

Leicht war diesmal ſein Felleiſen und dünn ſeine Kleider, trotz Kathris Nachhülfe hatte er ſich kaum eben erhalten, und ob er wirklich auch alles, was er ſchuldig geweſen, bei Heller und Pfennig bezahlt habe, möchten wir nicht verbürgen. Als er durch die kalte öde Gegend ging, hatte er Zeit zum Nachdenken und zum Nachrechnen. In drei Städten hatte er geſchafft, aus jeder ging er unzufrieden und leichter als er hineingekommen, trug wenig mit als großen Zorn über die Leute und großen Zorn über die Ordnung der Welt, namentlich der

Schweiz. Das ſei ein verflucht Land, dachte er, es wohnten lauter dumme Bauern drin, da ſei kein Verdienſt nicht und kein Verſtand nicht, aber anders werde das noch kommen müſſen, ſie ſollten nur Geduld haben, dann werde ein Geſelle ſogar zu ſagen auch noch ein Menſch werden.

Daß an der beſtehenden Ordnung der Fehler lag, daß er ſo dünn angethan, auf ſo kalten Wegen wandern mußte, das war wahr, aber daß es nicht die Ordnung des Staates, die geſellſchaftliche Ordnung war, an der die Schuld lag, ſondern an der zerſtörten Ordnung in ſeinem Innern, dem revolutionären Zuſtande ſeiner Kräfte und Sinne gegen den oberſten Grundſatz, daß die Tugend zum Heil führe und nur in Gott die Kreatur ſelig werden könne, dies begriff trotz ſeinem Kulturzuſtande und ſeinem ſittlichen Halt Jakob nicht. Wo der Menſch ſelbſt in der Revolution liegt, da iſt kein Friede, kein Erbauen, da iſt nichts als Elend und Zerſtörung. Einem ſolchen Menſchen ſind aber die Augen gehalten, daß er nichts ſieht, und eben darin beſteht das größte Elend, daß er die Urſache nie ſucht, wo ſie iſt, daher das Uebel, das täglich zunimmt, nicht los wird.

O es iſt wirklich eine harte trübe Sache ums Wandern im Winter, wo alle Thüren zugemacht ſind, alle Herzen gefroren ſcheinen, wo die ganze Welt ſo kalt iſt, vor allem aber eiſig die Kammern und die Betten, in denen der halb erfrorene Burſche erwarmen möchte und es nicht kann, ſchlafen möchte und vor Kälte nicht kann, am Morgen halb erfroren aufſtehen, in die kalten Kleidchen, die naſſen Stiefelchen ſich hinein zwingen muß, in der kalten Wirthsſtube drunten keine Wärme findet, weil die Stubenmagd ſich verſchlafen, den Ofen noch nicht geheizt hat, eine halbe Stunde ſchlotternd in der kalten Stube auf und nieder hüpfen muß, bis das verſchlafene Menſch endlich kömmt und ihm einen Schnaps giebt und wieder eine andere halbe Stunde warten muß, bis der Ofentritt was Wärme kriegt, woran endlich die erſtarrten Hände aufthauen und der

übrige Körper nach und nach aus dem Schlottern kömmt. Vermag der Beutel keinen warmen Kaffee, so wird, wenn endlich der Bursche zu sich selbst gekommen, auf den ersten Schnaps der zweite gesetzt, jeder für einen halben Batzen, dazu für einen halben Batzen Brod, wenn's hoch kömmt noch um eben so viel Käse. Ist das endlich abgethan, so muß der arme Kerl wieder hinaus, wo so wild es stürmt, so schneidend der Wind zieht, so eisig der Schnee ihm entgegen glitzert. Ihn schaudert wohl, aber er muß hinaus, ein Pilgrim und Fremdling ist er ja, keine bleibende Stätte hat er ja, kein Vaterhaus hier zu Lande, verschlossen sind alle Thüren, gefroren alle Herzen, Vaterhaus hat er vielleicht gar keines mehr, weder hier zu Lande noch in einem andern Lande.

Er muß hinaus, wandert schaudernd und schlotternd weiter in die Fremde hinein mit wenig Brod und Branntwein im Leibe, und lang, schrecklich lang dehnt sich die Straße im unbekannten Lande. Rüstig sollte er wandern, mit raschen Schritten den Weg verkürzen, das Blut erwärmen, es rasch durch die Adern treiben, aber unwillkürlich kürzen die Schritte sich, langsamer heben sich die Beine. Der Körper hat nicht mehr die jugendliche Frische, die wenig müde wird oder in ein paar Stunden jede Müdigkeit verdämmert hat. Im kalten Bette hält es schwer, den Schlaf zu finden und gar die Müdigkeit zu verwinden; Branntwein und Brod reichen auch nicht aus, stärken auf die Dauer den Körper nicht. Je kälter es ihm wird, desto langsamer beginnt er zu gehen, ach es wird ihm so wunderlich. Erst wallte sein Herz noch in vollem Zorn über die verfluchten Reichen, die in warmen Zimmern sitzen hinter verschlossenen Thüren, aber es erlischt der Zorn er weiß nicht wie und gleichgültig wird ihm alles in der weiten Welt; er hat kein Begehren, kein Verlangen mehr, bloß ein wunderbar Sehnen nach Ruhe, nach Stillesein ist wach in ihm, kömmt immer mächtiger über ihn, Schlafengehen, schlafen einen Augenblick ist ihm ein Königreich, ist ihm das Himmelreich!

Da schickt unser Herrgott, der die armen Burschе wandern sieht, auch wenn sie sein nicht mehr gedenken, eine muntere Jagd dem Müden über den Weg. In weiten Sätzen springt Reh oder Hase vorüber, die Hunde heulen nach, die Jäger brechen durch den beschneiten Wald, stellen mit gespannten Büchsen hier, dort sich auf, es knallt, es heult, die Hörner blasen, schlafen kann der Bursche nicht, und draußen am Walde steht ein Wirthshäuslein, wie eine große Fahne steigt aus dem Schornsteine der Rauch, breitet sich aus und flattert im Winde einer Siegesfahne gleich, welche das siegende Heer sammeln will auf glorreichem Schlachtfelde. Dort will er schlafen, bis dorthin reichen seine Kräfte noch, dort findet er den Hafen, wo er sicher einläuft als ein vom Tode Erretteter. Aber wer ihn gerettet, denkt er nicht, dankt dem Retter nicht.

Da ist's jetzt warm, da thaut er auf, aber wie im Aufthauen ihn so peinlich Hände und Füße schmerzen! Hier kann er was Warmes essen, sich ordentlich stärken auf den Rest des Tages. Aber reichen seine Kreuzer aus für eine gute Suppe, ein Glas Wein oder ein Stücklein Fleisch? Er zählt die wenigen Stücke Geld, aus denen sein Schatz besteht, frägt die Jungfer, was dies für eines sei und ob jenes gangbar, überschlägt, was er noch heute bedürfe, was morgen. Endlich entschließt er sich zu einer Suppe für einen Batzen, bessert, als sie kömmt, dieselbe noch mit einigen Stückchen Brod, welche er irgendwo erübrigt hat, nach und labet sich. Aber noch fühlt er einen großen leeren Raum im Magen und im Raume nagt und zerret es, als ob sieben Schlosser mit Zangen ihn kneipten und rissen. Da frägt er, ob sie nicht noch was von Fleisch hätten um drei Kreuzer oder höchstens einen Batzen. Die Magd antwortet, sie wisse es nicht, wolle aber luegen. Während sie luegt in allen Winkeln der Speisekammer, die Köchin von allen Tellern die Sauce schabt, das Gefundene und Erschabte zusammen gerührt und einige Augenblicke ans Feuer gestellt wird, harrt drinnen der Handwerksbursche mit Bangen

und Verlangen der Dinge, die da kommen werden. Vielleicht, während er harret auf dreikreuzigeren Knochen, denkt er auch der Tage, wo es üppig zuging und flott, wo er mit Thalern um sich schlug und Bratenstücke an den Wänden herumwarf. Vielleicht aber denkt er auch nicht daran, sondern wie jetzt so manch schlechter Kerl von Aristokrat und Pfaff prassen und schmausen thäte, während er zwischen Bangen und Verlangen harre auf seine dreikreuzige Bestellung. Endlich erscheint die Magd, es dampft ein Teller, den sie trägt. Ob Wohlgerüche — was von Trüffeln oder Estragen oder simplen Muskatnüssen, — ach darnach frägt unser Wanderbursche nicht, aber heftig fährt er mit der Gabel in den Teller hinein, versucht jeden Knochen aufzuheben, stellt Betrachtungen an, ob wirklich für drei Kreuzer Fleisch an den Knochen und in der Sauce herum liegen möge, wenn man alles genau zusammenschlage und nage. Und wenn ihm auch das Herz lacht vor Freude, alldieweil auch Fleisch an den Knochen ist und einige antediluvianische Zwiebelstücke in der Brühe sichtbar werden, so macht er der Magd doch ein sauer Gesicht und frägt: ob sie meine, er sei ein Bettler oder ein Hund, daß sie ihm ein solch Hundefressen vorsetze? Für drei Kreuzer sollte es ganz was Anders geben, schon was Delikates. Der dumme Teufel! Seinen Mißmuth an Stubenmagd und Wirthsleuten auszulassen, statt einigermaßen diplomatisch zu verfahren, da zeigt der arme Teufel schon seine Unfähigkeit zur Weltherrschaft! Thäte er holdselig und wehmüthig, lobte er der Magd Gutherzigkeit, seufzte einigermaßen schwer über gehabt Unglück, über einen Schatz, den er hätte verlassen müssen, oder würde er nur ganz einfach freundliche jedoch nur etwas wehmüthige Worte geben, so kriegte er die Magd oder gar die Wirthin in's Mitgefühl, sie würden vielleicht noch nachträglich ein Stück Fleisch finden oder einen Kreuzer ihm nachlassen.

Aber das Bramarbasiren verträgt halt das Weibervolk im Allgemeinen nicht und absonderlich von denen nicht, welche für

drei Kreuzer abgehend Fleiſch fordern. Begehrt er nun ſo auf, ſo ſagt ihm die Stubenmagd: er könne es ja ſein laſſen, wenn es ihm nicht anſtändig ſei; es zu eſſen werde ihn niemand zwingen, nur ſolle er nicht zu viel darin herumſchnürfeln, wenn er es nicht wolle.

Durchführen bei hungrigem Magen den Tretz iſt ein ſchwer Ding, welchem ſelten ein Burſche gewachſen iſt. Die Zwiebeln riechen ſo ſüß und die Brühe dampft ſo duftig! Wenn die Knochen blank liegen, keine Spur der Brühe mehr zu erblicken iſt, auch wenn der Herſchel käme mit ſeinem allerlängſten Fernrohre, ach da iſt der arme Junge wohl dürftig geſättigt, aber nun iſt er durſtig geworden und das Waſſer iſt ſo kalt, und dieſen Morgen hatte er ſo ſchaurig die Kälte empfunden bis in's Mark des Herzens hinein, jetzt ſollte er Waſſer trinken, kalt, eiſig Waſſer, das Herz drehte ſich rundum im Leibe bei dem bloßen Gedanken! Jungfer, ſpricht er endlich, gebe ſie mir mal für den Batzen einen halben Schoppen Wein, aber recht guten. Die Jungfer wirft einen verächtlichen Blick auf den Batzen, der allerdings ein abſcheulich roth Blech iſt und ſchon lange in des Inhabers Sack, und ſagt, den kann ich nicht brauchen, es iſt ein falſcher. Hätte der gute Junge ein freundlich Geſicht gemacht und manierliche Worte gebraucht, die Jungfer hätte den Batzen kaum ſo ſcharf angeſehen, vielleicht gedacht: der geht zu den andern, für einen Weinweltſch (Weinhandlungsreiſender) iſt er allweg gut: falſcher Wein, falſche Batzen. Freundlichkeit wäre zu vielen Dingen nutz, wer's nur glaubte! Wenn ſie den nicht will, ſo kriegt ſie keinen, ſagt man wohl im Sommer, im Winter aber, wo das Bedürfniß nach was Warmem im Leibe ſo ſtark iſt, da muß nach einem andern Batzen geſucht werden in den weiten Taſchen, bis man endlich den rechten hat. Und endlich kriegt man für den guten Batzen ein Getränk, ſieht aus wie Wein, iſt's aber nicht, hätte vielleicht um einen ſchlechten Batzen guten Wein gekriegt, wenn er ordentlich gethan hätte von Anbeginn.

Indessen es thut doch wohl, die warme Speise hat inwendig gefüttert, Courage hat man in den Leib gekriegt, marschirt wieder hinaus, raucht wohl seine Pfeife, und es geht eine Weile recht ordentlich, bis der Tag sich neiget, bis es Abend werden will, die Kälte wieder in die Glieder schleicht, die Sehnsucht nach der Herberge kommt, diese aber nicht erscheinen will und kommt sie endlich, nicht viel Gutes hat für den armen Wanderer: kalte Kammern, eisige Betten.

Wenn auch nicht ganz so elend, doch um nicht viel besser wanderte Jakob Murten zu. Dieses durch alte eidgenössische Tapferkeit berühmte Städtchen ist nicht sieben Stunden von Bern entfernt, doch in einem Tage erreichte Jakob es nicht. Er brachte es am ersten Tage bis Mittag auf Kappeln, Nachmittags wanderte er durch eine lange öde Aegerte, die gar kein Ende nehmen wollte, endlich an den berüchtigten Ort, welcher den bedeutungsvollen Namen Allelüfte trägt, wo, alten und neuen Sagen nach, die Bise so stark gehen soll, daß sie nicht bloß die Knöpfe von den Kleidern reißt, sondern, wenn sie in vollem Zorne ist, Schnäuze und Bärte so glatt von Kinn und Lippe weht, als hätte der beste Hofbarbier sie wegrasirt. Die Stelle wird daher von Handwerksburschen und jungen Offizieren mit zugen Schnäuzen außererdentlich gefürchtet. Doch Jakob überstand sie glücklich, er verband sich nämlich Mund und Kinn mit einem von den Tüchern, welche Kathri ihm geschenkt hatte. Aber allemal wenn seine Augen einen Zipfel von dem rothen Tuche sahen, ward ihm angst, das Gewissen schlug ihm, er sah hinter sich, ob nicht ein Landjäger hinter ihm drein gerannt käme, um ihn der Kathri wieder zuzuführen. Nicht seine Lüge und das Verlassen des armen Kindes machte ihm angst im Gewissen, über eine solche Angst hinaus hatte er sich kultivirt, sondern bloß der Gedanke, Kathri möchte seine Absicht gemerkt oder vernommen haben und ihm nun nachsetzen lassen wie Joseph seinen Brüdern. Er suchte daher keine Nachtherberge, auch nicht zu Allelüfte, obgleich ihn erbärmlich

fror, ſondern machte ſich noch den langen Berg hinunter bis Gümmenen, fand dort in kalter Kammer ein feuchtes Bett und hatte Zeit zum Nachdenken, welch groß Malheur das ſei, in ſolcher Jahreszeit reiſen zu müſſen, und wie daran nichts ſchuld ſei als die Hundegeſetze, welche Ariſtokraten und Pfaffen gemacht hätten, das Volk zu knebeln, Fortſchritt und freie Bewegung zu lähmen. Nicht einmal ein warm Bett ſei zu haben in dem Hundeland, wo nichts als Wälder ſeien, welche doch ja nicht gewachſen ſein werden bloß für die Reichen und Ariſtokraten, ſondern doch wohl auch für Leute wie er Zimmer und Bette zu wärmen. Am Morgen wanderte er Murten zu, dem freundlichen Städtchen, am lieblichen See, der vom Städtchen den Namen trägt, gelegen.

An die große Schlacht, in welcher die Eidgenoſſen unter Waldmann, Hallwyl, Hertenſtein und Bubenberg den kühnen Karl von Burgund mit kleiner Macht ſo vollſtändig beſiegten, daß ſein Heer ſich nie wieder zuſammen fand, er ſelbſt aber ohne Aufenthalt, ohne Speiſe und Trank dahin ritt, erſt am Genferſee vor den nachjagenden Eidgenoſſen ſich ſicher hielt, dachte er nicht. Er fror wieder erbärmlich und ſchlug ſich mit Hoffen und Bangen, ob er wohl Arbeit finden werde in dem Hundeneſt. Schön glänzte vor ihm der See, als er aus dem Murtenholze kam, er aber nahm nicht Notiz davon, ſondern ärgerte ſich bitterlich, daß das Städtchen nicht gleich am Fuße des Hügels lag, ſondern eine gute Strecke weiter, welche er durchhumpeln mußte. In der Herberge vernahm er nichts von Arbeit, er mußte, nachdem er dürftig ſich gewärmt, hingehen und welche ſuchen. Wie er hinaus kam, fror ihn wieder. Wer friert, macht eine jämmerliche Figur und habe er einen noch ſo langen Schnauz und erbärmlich wird es ihm im Gemüthe, wie er ſich auch dagegen wehren mag, ſich forſch machen will. Wenn Jakob in eine Werkſtatt oder vor einen Meiſter kam, ſah er, wie ſcharf alle Augen ihn muſterten, auf allen Geſichtern ſah er geſchrieben: Wie ſieht der aus, was muß das für

ein Lump ſein, der um dieſe Zeit wandert! Die Meiſter hatten keine Luſt zu ihm, die Arbeit war nicht überflüſſig, es hätte ihnen Einer beſonders in die Augen ſcheinen müſſen, um ihn anzuſtellen. Wenn die Arbeit nicht in Maſſe vorhanden iſt, ſo beſinnt ſich ein Meiſter wohl zweimal, ehe er einen Geſellen anſtellt, deſſen Aeußeres wenig Gutes verſpricht, aber Verdruß ahnen läßt, welcher durch ihn dem Meiſter zuwachſen könnte. Er erhielt das übliche Zehrgeld, das ihm lange nicht die Demüthigungen bezahlte, welche er ertragen mußte durch die Art, wie er angeſehen und abgefertigt wurde. Was träumte er in Zürich und wie ging es ihm jetzt in Murten!

Eben darin beſteht die Pein der ſogenannten Zerriſſenheit, daß die Träume und das Leben immer weiter auseinander gehen, die Träume kühner, begehrlicher werden, das Leben lüderlicher, armſeliger, die Kraft des Menſchen ſich auf's Träumen legt, aus dem Leben flieht. Der arme Wicht tobt gegen das Leben, welches ſich nicht ändern will, ſeiner Ohnmacht ſpottet, denkt nicht daran, die Träume zu zähmen, auf feſten Boden ſie zu ſtellen, ſie wohl dem Leben vorauf laufen zu laſſen, doch ſo, daß das Leben mit den Träumen im Zuſammenhang bleibt, ihnen folgen kann, zuerſt wie die öſterreichiſche Landwehr muntern Huſaren, ſpäter wie ein guter Wagen von rüſtigen muntern Pferden gezogen.

Glücklicherweiſe war der Wiſtelacher Wein in ſelbem Jahre trinkbar und in Menge gerathen, ſo daß er für einen Batzen einen recht guten Schoppen Wein kriegte und die Zehrpfennige reichten hin zu einem warmen Bette, ſo daß er am Morgen etwas zufriedener mit der Welt erwachte und ohne Zank mit der Wirthſchaft die Herberge verließ. Nicht einmal das Schloß zu Murten, die Zwingburg, erregte ſeinen Zorn, er ärgerte ſich bloß über einige wohlbeleibte Meiſter, waren es Bäcker, waren es Metzger, wir wiſſen es nicht, welche in guten warmen Röcken vor ihren Häuſern ein behaglich Pfeifchen rauchten, vielleicht daß auch Küfer dabei waren oder Schmiede. Daß die da ſein

Hunten, während er laufen müſſe wie der ewige Jude und warum? Bloß, weil es den Herren nicht gefalle, ihm Arbeit zu geben! Das wollte er ihnen mal eintreiben, wenn die Zeit komme, wo die Arbeit billig vertheilt ſei und man jedem welche geben müſſe, der ſie fordere, man möge nun wollen oder nicht. Das wird eine ſehr kommode Zeit namentlich für Metzger und Bäcker geben, wenn ſie müſſen arbeiten laſſen, ſie mögen wollen oder nicht. Wenn der Metzger muß arbeiten und ſchlachten laſſen nach der Zahl der Knechte, welche er haben muß, und nicht nach der Zahl der Kunden, welche Fleiſch haben wollen, dann kann er allweg froh ſein, wenn die Knechte das Fleiſch eſſen, die Bratwürſte und ſolche Raritäten, ſonſt kriegten es ja die Würmer. Der Bäcker aber wird ſich freuen, recht viel Mehl zu verbacken, um zuerſt dem Landbau aufzuhelfen, zweitens um die Knechte ſchönes weißes Brod, Wecken und ſonſtiges Backwerk mit Appetit ſich zu Gemüthe führen zu ſehen. Solche ſüße geiſtige Freuden ſind dann die neuen herrlichen Bürgergenüſſe im neuen himmliſchen Reiche. Wer Sinn hat für das Hohe und Feine, begreift, daß das viel edlere hochſinnigere Genüſſe ſind als die Rechte an einer Gänſewieſe, einige Klafter Holz oder gar Stücke Pflanzland, mit dem man kein vernünftig Wort zu reden weiß, auf dem man nichts pflanzen kann als ganz dummen Kohl, noch dümmern Kabis oder gar Rüben, welche immer die gleichen Schwänze haben, denen kein Fortſchritt einzupauken iſt, am allerwenigſten der entſchiedene. Ach Gott, welch herrlichen Fortſchritt dagegen bei Knechten, welche der Meiſter beſchäftigen und füttern muß, ſo viele als kommen. Erſt ſtopfen ſie ſich aus mit dem gröberen Fleiſch, dann ſchreiten ſie vor zu ordinärem Rindfleiſch, wackerm Braten, dann kommen ſie zu den Cotelettes, den Roſtbeefs, den feinen Paſteten und Preßköpfen, und haben ſie endlich jegliches Fleiſch vom Vieh, ſei es in welcher Geſtalt es wolle, ſatt, ſo freſſen ſie zum Deſſert den Meiſter mit Haut und Haar, als wäre er ein junger zarter Rettig.

Doch diesem Zorne hing er nicht lange nach, was anderes Banges, Bedenkliches vertrieb denselben. Jetzt nahte er dem Welschland, riskirte mit jedem Schritte in dasselbe hineinzugerathen, in das seltsame Land, wo schon die Kinder, reiche und arme, wie sie auf den Straßen herumlaufen, französisch sprechen. Schon in Murten witterte er das Französisch, doch sprach man es noch so, daß er es perfekt verstand, aber die Kellnerin hatte ihm gesagt, gleich hinten dran komme es ganz anders. Die Sprache hier sei nur noch Murtenwelsch, weiter hinten aber welsche man accurat so wie in Paris. Doch gebe es überall deutsche Leute, mit diesen käme man vollkommen gut durch, bis man die Sprache gelernt, was in ein paar Wochen geschehen sei, besonders wenn man bereits einen guten Anfang habe. Diese Nachricht erleichterte Jakob bedeutend und er dachte, es seien doch alle Dinge zu irgend etwas nütz, denn wenn Melanie ihn schon viel gekostet, so habe er doch viel Französisch von ihr abgekriegt, merci bien, bon jour, eh bien, toujours, si donc, cochons, mon cher und ma chère und noch mehr dergleichen. Alsobald packte er seinen Verrath vor der Kellnerin aus, welche sich sehr darüber verwunderte und ihm den Trost gab, daß er bei solchen Vorkenntnissen die Sprache in Leib kriegen werde wie eine Prise Schnupftabak. Indessen trotz diesem Troste bangte ihm doch, als er Murten hinter sich hatte, und bei jedem Schritte dachte er, ob er nicht vielleicht ins große Land hineingerathen sei, welches bis Paris gehe und wo Alles französisch spreche accurat wie die alte Hofdame, welche bei ihm zu Hause auf dem Schlosse wohne.

Doch wie er aufpaßte, er merkte nichts. Gleich gut deutsch ging der Bisluft und gleich kalt drang der Schnee durch seine Stiefel, verschlossen waren die Thüren, und wie die Herzen waren, wußte er nicht, denn auf der Straße war niemand zu sehen als die und da eine Krähe, welche traurig neben gestrigem Roßmist stand, der über Nacht zu hart ge-

froren war für ihren Schnabel. Endlich kam eine Perſon daher getrippelt mit kleinen Schritten halb im Trott, wie die Mädchen gerne laufen, wenn der Wind ſo recht kühl ihnen um die Knöchel bläſt. Raſch rüſtete Jakob ein Stück Welſch, repetirte es einige Male hinter einander, und als endlich das Mädchen in Schußnähe war, feuerte er los: Bon jour, mamselle, ſagte er. Merci bien, monsieur, antwortete raſch das Mädchen und trippelte fürbas. Aha alſo, dachte Jakob, alſo bin ich drinnen, alſo das iſt Welſchland, merci bien, Monsieur, hat ſie geſagt! Er hätte gern noch was weiter geſagt oder gefragt, aber ehe er wieder aus ſeinem Vorrathe ein Wort Welſch herauf geſchrotet hatte, war das Mädchen ihm längſt aus dem Geſichte. Indeſſen wußte er alſo, er war drinnen! Er faßte ſich zuſammen, mit Vorſicht und Bedacht ſchritt er weiter.

So kam er nach Wiflisburg, dem alten Aventicum, welches die römiſchen Soldaten das helvetiſche Kapernaum genannt hatten. Es war eine große helvetiſche Stadt geweſen, weit umher finden ſich noch die Trümmer ehemaliger Größe, jetzt iſts ein freundlich Landſtädtchen. Um das Vergangene kümmerte Jakob ſich nicht, wie wir geſehen haben, er haßte vielmehr die Vergangenheit, er hatte ſagen gelernt, es komme nicht gut, bis das Vergangene rein vergeſſen, rein ab bis auf den Boden gehauen und ausgerottet werden, dann erſt werde die ſchöne Zukunft kommen und zwar von ſelbſt, wie ja auch die Welt von ſelbſt entſtanden ſei. Doch ſo hatte Jakob bei Gelegenheiten geredet, heute verſtieg er ſich nicht in die Theorien, das Praktiſche lag ihm zu ſchwer ob, das Arbeitſuchen, das Laufen von Meiſter zu Meiſter, das Stehen im Kreuzfeuer verächtlicher ſpöttiſcher Blicke und um nichts und wieder nichts, denn als er vom ſauern Gang zurück kam, hatte er einige Batzen Zehrgeld, aber keinen Meiſter. Das Herz voll Fluchens kam er ins Wirthshaus zurück, fand dort einen Leidensgefährten, dem es gleich gegangen war.

Derſelbe kam von Neuenburg, ſah eben ſo wenig aus wie ein Gentleman als Jakob. Mamſelle, einen Schoppen, herrſchte Jakob unwirſch, als er ins Gaſtzimmer zurück kam. Plait-il? antwortete die Mamſelle gelaſſen, die Hände in den Taſchen der Schürze. Wahrſcheinlich konnte ſie ſo gut Deutſch, wenigſtens Murtendeutſch als Jakob, mais le ton fait la musique, d. h. auf den Ton kömmt es an wie es tönet. Da ſtand Jakob ſtill und ſchrotete an ſeinem Vorrath, aber raufkommen wollte nichts, er machte ein verblüfft Geſicht. Da trat der Anweſende ins Mittel, dolmetſchte, und als er fertig war, ſchwieg er wieder, trank in aller Stille an ſeinem Schoppen und nagte an einem Bein. Jakob war überwältigt von des Andern Ueberlegenheit, er ſetzte ſich gegenüber und frug: Mit Verlaub, wo naus gehts! Weiß nicht, antwortete der Andere. Woher? frug Jakob. Von Neufchatel, antwortete der Andere und brach wieder ab. Nun hatte Jakob Kameraden gehabt in Bern, welche nach Neuenburg oder, wie vorzugsweiſe die Deutſchen ſagen, nach Neſſchatel gegangen waren, nach dieſen frug er. Der Andere antwortete aber immer kurz und abgebrochen, und je kürzer er war, deſto mehr Zutrauen gewann Jakob, deſto demüthiger oder gutmüthiger ward er und ſchmiegte ſich ihm an, konnte der Andere doch noch dazu Franzöſiſch. Es war Jakob doch unwillkürlich eng geworden im fremden welſchen Lande, wo er nur ganz kurze Anfänge hatte von der fremden Sprache, und ein Kamerad mit der Sprache im Leibe und einem ganz gemachten feſten Weſen war ein Fund an den Gränzen. Jakob ſchwatzte daher nach Herzensluſt auf den Andern los und erzählte, wie es ihm von Anbeginn der Welt bis dato ergangen ſei. Es ging ihm hier auf welſchem Boden bei unbekannter Sprache wie einem tapfern Grenadier, der martialiſch auftritt zu Fuß, daß der Erdboden zittert und Reſpekt kriegt, der aber, zu Roß geſetzt, ſchlottert und zettelt zum Erbarmen, ein ganz ſchwachmüthig Herz kriegt, ſich am Zügel hält, jeden Strohhalm als Retter und Helfer

anſieht, und das darum, weil er auf dem neuen Boden weder Halt noch Courage hat, keinen ſittlichen Halt kriegen kann. Der iſt ein ganzer Mann, der auf jedem Boden den gleichen Schritt geht, in allen Sätteln feſt ſitzt, in allen Lagen und Ländern das gleiche Herz hat. Zwiſchen Meinen und Sein iſt oft ein gar großer Unterſchied. Mancher wird enttäuſcht, kömmt endlich durch ſchwere Prüfungen und vieles Leid zu dem, was er vor Jahren ſchon meinte bereits zu ſein; Manchem gehen die Augen erſt auf, wenn er über den Rand des Abgrundes fällt, der ihn verſchlingen wird. Die Rathſchläge Gottes ſind unerforſchlich, die Lenkung der Menſchen bleibt ein Räthſel.

Der neue Kamerad, der Weltſch konnte, war nicht mehr jung, hatte ein verwettertes Geſicht, eine gewiſſe Gleichgültigkeit, Reſignation oder erhabene Ruhe, nenne man es wie man wolle, in ſeinem Weſen, welche auf gewiſſe Leute Eindruck machte. Man ſah es ihm an, er konnte übrig haben und Mangel leiden unbeſchwert. Doch es war dies nicht ſo wie der Apoſtel Paulus es meinte, aus innerm Gottvertrauen, ſondern ein ſtilles bitteres Verzweifeln am guten Ende, in welchem Zuſtande man noch nimmt und genießt was möglich iſt und das Elend hinnimmt als des unausweichbaren Ausgangs Anfang. So Einer ſaß alſo bei Jakob zu Wiſtisburg, ließ Jakob ſchwatzen, rückte nur langſam nach und nach mit ſeinen Worten raus und nahm es ſtillſchweigend hin als Jakob ihm einſchenkte. Da hier keine Arbeit war, ſo mußte vom Aufbruch die Rede ſein, und Jakob meinte, grad aus auf Geneff (Genf) zu wäre das Beſte. Der Andere, der jedes Dorf zu kennen ſchien, war anderer Meinung. Auf dem Wege, auf welchem ſie ſeien, wären lauter Lumpenneſter, von Arbeit keine Rede, ſondern eine große Wildniß, wo man leicht todt frieren oder von den Wölfen könnte gefreſſen werden. Am beſten wäre es, ſie gingen auf Freiburg, vielleicht kriege man dort Arbeit, jedenfalls einen erklecklichen Zehrpfennig. Von da komme man

an den Genferſee und könne auf dem Dampfſchiff fahren, wenn derweilen das Wetter milder geworden ſei, und um wenig Geld komme man viele Stunden weit.

Nach Freiburg gehe er nicht, ſagte Jakob, da ſeien die Jeſuiten, die das Volk verführten und dumm machen thäten. Da ſei der Teufel ſicher, es wüßte kein Menſch, was ſie mit ihm anfangen würden, wenn er in ihr Neſt hinein käme. Narr, gar nichts würden ſie mit dir anfangen, kannſt hinein und hinaus paſſiren, ſiehſt vielleicht keinen Jeſuiten, antwortete der Andere. Ja und wenn wir Arbeit kriegen oder krank werden ſollten und liegen bleiben müßten, da käme man doch in ihre Klauen und müßte katholiſch werden, wenn man nicht vergiftet werden wollte oder ſonſt ums Leben gebracht. Na, da wird man ja katholiſch, was iſt das Anders, oder ſagt, man ſei es ſchon, entgegnete der Aeltere kaltblütig und nahm einen braven Schluck zu ſich. Ja hör, Bruder, ſagte Jakob, ich will dir was ſagen; ich denke wir verſtehen uns und ſeien von der gleichen Brüderſchaft. Ich habe gar keinen Glauben nicht, ich bin auch von der neuen Kultur und Aufklärung, der Pfaffentrug liegt hinter mir, und die Mährlein vom Herrgott habe ich in die Rumpelkammer gethan, bin jetzt frei im Geiſt und bin mein eigner Gott, meines Schickſals Schmied. Wenn's nur nicht ſo verflucht kalt wäre in der Stube, es friert Einem ja das Blut im Leibe zuſammen, rief Jakob unwillkürlich aus. Der Andere aber ſagte, das letzte nicht beachtend: Eben das iſt ja das Kommodeſte von allem, wenn man keinen Glauben nicht hat und ſein eigener Gott iſt, da braucht man ja gar keinen Glauben zu verläugnen, kann machen, was man will, was Einem kommod iſt. Wo es mir kommod iſt, ſage ich, ich ſei katholiſch, oder trägts mir viel ein, ſo laſſe ich mich katholiſch machen, und hab ichs Geld, ſo ſtreich ich mich, lache die Jeſuiten aus, im Grunde ſind es doch nur dumme Kerls. Im Weltſchland da werde ich Momier, mache ein verflucht pietiſtiſch Geſicht, plärre mit in den Verſammlungen und

kriege dabei was ich will. Komme ich nach Genf, so passe ich auf, was eben Trumpf ist, und je nach dem bin ich Separatist oder Atheist oder Katholik, und was das Kommodste ist, die Stadt ist groß, und wer es anzustellen weiß, kann alle drei Dinge zugleich sein, an drei Eutern saugen und ein Herrenleben führen.

Jakob hatte bereits viel gehört, doch eine solche praktische Anwendung des Unglaubens nicht, darum sperrte er Nase und Maul auf, dann sagte er: Ja das ist aber nicht recht, oder, wenn du lieber willst, seine Grundsätze verläugnen und zu einem Glauben schwören, den man nicht gekriegt hat. Du bist ein dummer Kerl, sagte der Andere, Einer von denen, die noch im Vorhofe stehen. Darf man, frägst du? Du darfst ja, was du willst, nur sorge dafür, daß es nicht was Dummes sei, das dir Schaden bringt, und schwören kannst du ja, was du willst, Schwüre sind Worte wie andere, und wenn ja kein Herrgott ist, was ist dann ein Schwur, nichts als eine bequeme Sache für uns gegenüber dem dummen abergläubischen Volk, das noch einen Glauben hat. Begreifst du jetzt das Ding?

Ja, sagte Jakob, so wird es sein, so muß es sein, aber sonderbar kömmts mir vor, daran habe ich noch gar nicht gedacht. Da könnte man ja auch ein Jude werden, wenn man wollte? Versteht sich, sagte der Andere, wenn es was eintrüge, aber da ist nichts zu erobern, mit dem Glauben verdient man kein Geld bei den Juden. Na, Jude möchte ich doch nicht werden, sagte Jakob. Nun so laß es bleiben, sagte der Andere, kannst ja eben machen, was du willst. Mir wär's schon recht, aber es wäre dumm, nicht drei Kreuzer kriegt man dafür. Die Juden spekuliren im Gelde, nicht im Glauben, sind gescheidte Leute die Juden! Aber wenn es mal losgeht, so wollen wir ihre Beutel schütteln, dann können sie barfuß nach Jerusalem wandern.

Auf diese Weise getröstet ließ Jakob sich bewegen, sie wurden räthig, am folgenden Morgen nach Freiburg zu wan-

dern. Doch der Billigkeit wegen dürfen wir nicht verhehlen, daß Jakob diese Behandlung des Glaubens, als ob er eine Marktwaare sei, Indienne, Schwefelholz, Farbeholz, Trödlerwaare, wunderlich blieb, sogar im Traume vorkam. Diese Lehre wurmte ihn so recht eigentlich im Leibe, seine ursprüngliche Natur wand und krümmte sich dagegen, aber unser Jakob widerstand wie bekannt keiner Sache, sobald er meinte, er werde durch ihre Annahme groß oder klein und verlacht durch ihr Abstoßen und Verneinen. Er mißhandelte sich selbst, um andern willfährig zu sein und ebenbürtig zu erscheinen in Ideen, Kulturen, Bildungen, Aufklärungen und Grundsätzen; er hätte nicht ein kleinerer Gott sein mögen und ein dümmerer als die Andern.

Am folgenden Morgen wanderten sie zusammen Freiburg zu, der alten Zähringischen Stadt, der Zwillingsschwester Berns, doch selten in Liebe mit ihr eins. Die beiden Städte hatten es zusammen wie zwei leibliche Zwillingsschwestern, die, wie ähnlich sie sich auch sehen, sich doch schon kratzen an der Mutter Brust und ihr Lebtag sich dieses Kratzen nicht vergessen können, wie einig sie zuweilen auch scheinen.

Sie wanderten des andern Morgens ziemlich schweigsam ihre Straße. Erstlich macht die Kälte nicht beredt, zweitens sprach Johann, so hieß der Aeltere, spärlich des Morgens, erst wenn es dunkelte, ward er beredt, er war eins von den Geschöpfen, auf welche erst die Finsterniß belebend wirkt, drittens war es Jakob doch etwas seltsam zu Muth, nicht bloß weil er gegen die Jesuiten anrückte, mit jedem Schritte ihnen näher kam, näher der unheimlichen Macht, die ist wie der Wind, von der man nicht weiß, woher sie kömmt, wohin sie fährt, die aber mächtig ist und deren erkaltend Wehen erstarrend durch alle Glieder fährt, sondern weil ihm die Ungewißheit, was er morgen sein werde: Katholik, Pietist, Separatist oder gar ein Jude, im Fall der Cours des Glaubens steigen sollte, doch gar so unheimlich vorkam. Der Gedanke war seiner ehr-

lichen deutschen Natur gar zu neu und fremd, daß er jeden Augenblick zu einem ganz andern gerathen könnte, daß der Mensch eigentlich nichts sei als ein Schauspieler, der immer die Rolle spiele, bei welcher das meiste und beste Brod sei, und diese Rollen ohne alle Bedenklichkeit und Gewissensbisse jeden Augenblick wechseln könne, nur nie dumm, d. h. ohne Vortheil. Das Ding [illegible]gleich er dem Johann vollkommen Recht gab und ja, ja sagte, so streng er konnte, daß der Mensch nichts Festes, keinen Kern in sich habe, nichts Bleibendes, die Oberfläche eigentlich die Hauptsache sei und von der Stellung dieser Oberfläche zur Welt es abhange, welchen Schein der Mensch von sich werfe, heute einen katholischen, morgen einen jüdischen, übermorgen einen nageinen katholischen, daß der Mensch eigentlich nichts als ein gläsern Prisma sei, daß in allen Farben schillerte, je nachdem es sich drehe oder gedreht werde: das wollte dem guten Jakob nicht ins Mark hinein. Freilich drückte er die Sache nicht so aus und recht klar ins Bewußtsein trat sie ihm ebenfalls nicht, aber unheimlich ward es ihm, und unheimlich muß es wirklich jedem Menschen werden, der nach etwas Bleibendem und Festem trachtet und meint, daß man sich hierfür vorbilden solle, wenn er hört und glauben soll, das Leben sei nichts als eine Schauspielerei, das Höchste im Menschenleben, die Kunst in allen Regenbogenfarben zu schillern und jedesmal in derjenigen, welche am meisten Mode ist, am theuersten bezahlt wird, der Kern im Menschen sei nicht der Glaube an den großen Gott und unsere ewige Natur, sondern ein hohler Unglaube oder der Glaube an ein ewiges Nichts, an ein flüchtiges Erscheinen, das Läugnen alles wahren Seins.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Jakob in Freiburg herum läuft, was er träumt, was er erfährt und wie ihn Einer dem Andern zuschiebt.

Sie lag endlich vor ihnen die wunderliche seltsame Stadt, die ältere Schwester Berns, von der Saane umarmt wie Bern von der Aare, Freiburg genannt und doch die Freiheit der jüngern Schwester nicht gönnend, wie oft die ältere Schwester die blühendere jüngere anfeindet. Die wunderliche Stadt, oben welsch und unten deutsch, oben die Jesuiten, welche ihre Faden spannen über die ganze Welt, unten die freie, schöne, luftige Drahtbrücke, die getrennte Klüfte bindet, aber nach Art der Drahtbrücken nicht ohne Wanken ist und nicht für Jahrhunderte gebaut. Die seltsame Stadt mit der schönen Orgel, der wilden Saane, den derben Bewohnern, den feinen Jesuiten, den hohen Adelichen, den schmutzigen Kapuzinern, den Trappisten in der Nähe, den schnatternden welschen Weibern, die alles in einem Hafen kochen und in einem Munde, wie die Bäcker in einer Mulde, die ganze Stadt verarbeiten, in der Mitte. Diese seltsame Stadt lag vor ihnen, mit seltsamem Bangen betrat sie Jakob, während der Johann darin sich zurecht fand, als ob er schon hundertmal darin gewesen sei. Sowohl die gewaltige Jesuitenburg, die wie ein steinern Geheimniß über Freiburg schwebt, als die luftige Brücke über die tiefe Kluft, der wilde Fluß jagten dem Jakob Bangen ein. Er war froh, als er wieder weit von der Brücke war, und in weitem Bogen umging er des mächtigen Ordens gewaltiges Haus. Aber Arbeit fand er wieder nicht: kein Meister hatte Mitleid mit seinem trübseligen Angesicht, aber ganz sicher war manchem Meister sein Erscheinen nicht unwillkommen gewesen. Nichts macht wohl die Gesellen zahmer und fleißiger, als wenn in arbeitsloser Winterzeit von Zeit zu Zeit so ein hungriger frie-

render Bruder in der warmen Werkſtätte erſcheint, und, wenn er ohne Arbeit weiter muß, ein Geſicht macht, als ob ihm das Weinen zu vorderſt ſei.

Und warum ſollte es ihm wirklich nicht zu vorderſt ſein, dem armen Teufel? Der arme Burſche iſt hundert bis zweihundert Stunden von der Heimath und zwiſchen ſich und der Heimath kennt er kein freundliche Seele, kein freundlich Haus, wo er für einige Wochen Herberge fände. Wo er geweſen war, ging er im Unfrieden fort, hatte Groll mitgenommen, hatte Groll hinterlaſſen. Auf die kalte Straße muß er wieder, hat kein Heim als für eine einzige Nacht eine kalte Kammer in der Herberge. Dort muß er am Morgen weiter hinaus in Schnee und Froſt durch unbekanntes Land, deſſen Sprache er nicht kennt, hat nichts als einige Kreuzer, die traurig klappern im weiten Sacke, wie Todtengebeine im Todtenhauſe, wenn Wind oder Mäuſe damit ſpielen. Denke man ſich doch ſo einen armen Burſchen ohne Arbeit, ohne Geld, ohne einen warmen Strumpf, ohne ein freundlich Geſicht, geſchweige eine freundliche Seele, zweihundert Stunden von der Heimath! Aber vor allem ſollte der Burſche ſelbſt an ſolche Lage denken und zwar zu luſtiger warmer Sommerszeit, wo er Arbeit vollauf hat, voll Luſtbarkeit die ganze Welt iſt, ſollte daran denken, daß die blauen Montage des Sommers im kalten Winter wieder aus dem Grabe ſteigen, blau die Hände färben, blau die Lippen, in Angſt und Froſt Seele und Glieder klappern laſſen, wie im Sommer luſtig die Gläſer klirrten, die Mädchen ſchnatterten. Warum ſollte alſo dem armen Burſchen das Weinen nicht zu vorderſt ſein oder wenigſtens zu vorderſt ſcheinen, denn ſeine Lage, wenn man ihr recht ins Auge ſieht, iſt jämmerlich, iſt ſchrecklich, möchten wir ſagen, und namentlich, wenn der arme Burſche den vergeſſen hat, der die Lilien kleidet, die Vögel ſpeiſet, ſich deſſen nicht mehr tröſten darf, daß der gute Gott bei ihm ſein werde auf ödem kaltem Wege, daß er ihm

wieder öffnen werde zu rechter Zeit eine milde Hand, ein warmes Haus.

Als Jakob zurück ins Wirthshaus kam, halb zornig über die verfluchten Meiſter, welche aus Bosheit einem armen Kerl das Brod nicht gönnten, halb niedergeſchlagen durch das Gefühl ſeiner Verlaſſenheit und die Ungewißheit ſeiner Lage, fand er ſeinen Gefährten auch wieder dort. Es iſt ſchade, daß wir die Geſpräche der Beiden nicht wieder geben können, ſie verhandelten alles im Himmel und auf Erden. Der Jakob redete am meiſten, der Johann miſchte das Gewürz und ſtreute den Pfeffer aus über alles mit freigebiger Hand. Pfeffer macht bekanntlich durſtig, und Jakob trank mehr als ihm bei ſeinem Geldvorrath erlaubt war, ganz duſelig ſuchte er das Bett und freute ſich, daß er recht eingeheizt, ſo könne er mal warm ſchlafen.

Als Jakob am Morgen erwachte, dämmerte es in der dunkeln Kammer, draußen wird wahrſcheinlich bereits die Sonne geſchienen haben. Wie es an trüben Tagen lange dämmert, ehe es wirklich Tag wird, ſo ging es auch bei Jakob lange, bis er in ſeinem trüben Kopfe das Bewußtſein zuſammen gefunden hatte und wußte, wo er war. Als endlich das Wort Freiburg ihm einfiel, ſprang er mit einem Satze aus dem Bette, ſah mit weiten Augen um ſich und war endlich ganz verwundert, als es noch die gleiche Kammer war, in welcher er ſich niedergelegt hatte. Denn plötzlich war ihm eingefallen, wie es ihm in der Nacht vorgekommen, es nehme ihn jemand beim Kopf, hebe ihn auf, und als er erwacht, ſeien es vier Jeſuiten geweſen in langen ſchwarzen Röcken mit gräulichen Geſichtern, die hätten ihn genommen bei Händen und Füßen, hätten ihn geſchleppt hinauf in ihr Haus. Schreckliche Thore ſeien daſelbſt auf- und zugegangen, ſchwarze Jeſuiten mit gräulichen Geſichtern, zahllos wie Krähen und Dohlen, wenn ſie im Herbſt auf ſpät geſäete Aecker ſich lagern, hätten die Höfe gefüllt. Auf eine Bahre ſei er geſchraubt worden, ſchrecklich

durch die Waden geklemmt; je mehr er die Beine an ſich gezogen, deſto ſchrecklicher ſei der Klamm geworden. Darauf habe man ihm den Kopf eingeſpannt, zwiſchen zwei fürchterliche Schrauben, welche ausgeſehen wie zwei alte ſchwarze Thürme, und aus dem unzählbaren Jeſuitenhaufen ſeien die gräulichſten der Geſichter gekommen mit Augen wie Glutpfannen, halbrothen Bärten und Naſen gle[illegible] Stücken aus ungeheuern Schiffsankern. Sie trugen eine Waldſäge hoch wie ein Schloßthor und lang wie die Drahtbrücke und begannen zu ſägen an ſeiner Stirne und ſägten und ſägten daran, daß Funken ſprühten und Höllenpein Wolluſt war gegen ſeinen Schmerz, und trotz dem Schmerz ohne Namen konnte er nicht ſchreien, und ſie ſägten fort und fort. Es ſprühten die Funken wie in einer Hammerſchmiede und doch brachten ſie die Säge nicht in den Kopf hinein, hindurch wollte ſie nicht. Da erſchien einer unter dem hohen Portale, zehn Ellen größer als alle andern, ſeine Naſe ſchien ein einziger Schiffsanker zu ſein, ſeine Augen ein brennender Meiler oder ein Schmelzofen und mit donnernder Stimme rief dieſer Halt. Und als ſie hielten, donnerte er, ſie ſollten ablaſſen von dem Kerl, das ſei ein deutſcher Kopf, der müſſe gebeizt und gebuttert werden, nicht zerſägt, ſo kriege man ihn nicht zurecht. Alsbald hielten ſie inne, zogen die lange, lange Säge weg, ſchraubten die Thürme aus einander, die Beine frei, nahmen ihn bei den Händen und Füßen und ſchmiſſen ihn durch ein ſchwarz wüſt Loch, das ausſah wie ein Hundeſtall, war es aber nicht. Es war ein Maul und durch das Maul gefahren, fiel er in die Beize, in ein ſchrecklich kalt Naß. War's ein groß Eſſigfaß, ein Beizehafen für ganze Elephanten, Nilpferde, Rhinozeros, war's eine Gerbergrube, wo vorſündfluthliche Felle von den Kindern Cains zu Pariſer Stiefeln präparirt wurden, war es ein Eiskeller, wo Noah den Champagner aufbewahrt hatte, war es eine Art holländiſcher Flachsröſte, wo man Seelen weich röſtete, um ſie zu jeder beliebigen Tuchart verarbeiten zu können, das wußte er nicht, aber er

fühlte, daß er ganz windelweich wurde in der verfluchten Brühe, ganz aufgelöst an Leib und Seele, ganz erbärmlich jämmerlich, die kleinste Faser im Leibe, das gröbste Bein, alles schien ihm aufgelöst zu einem gräßlichen Schneebrei. Und als er so ganz elend war, kamen sie und luden den ganzen Brei auf ungeheure Schaufeln, warfen die ganze Beize in ein Butterfaß hinein, trüllten dasselbe mit rasender Schnelle, viel stärker als Milchmägde das ordinäre Butterfaß. Erst schien es ihm, als sei es um wirkliche Butter zu thun, und trotz Elend und Angst mußte er selbst im Traume lachen bei dem Gedanken, wie die Leute ob dieser Butter die Nase rümpfen würden. Aber bald verging ihm das Lachen, denn er fühlte, daß er in der Trülle sei, in welcher man die Jesuiten mache, er fühlte, wie ihm die Nase wuchs und sich bog, auf dem Kopf ein Ring sich machte, seine Haut zu einem schwarzen langen Rock wurde, wie Haut und Haar jesuitisch wurden, bis er endlich in einem Winkel des Butterfasses kleben blieb wie die Arche Noah auf dem Berge Ararat, das Drehen aufhörte, das große Loch im Faß sich öffnete, ein ungeheurer Schnabel hineinfuhr und drüber ein funkelnd Augenpaar. Erst war er erschrocken, meinte, es sei ein ungeheurer Habicht, aber gleich sah er, daß es der Buttermeister der Jesuiten war. Denn als derselbe ihn betrachtet hatte, sagte er: D'Sach ist recht, drückte ihm ein dreieckig Hütlein aufs Haupt, ein Büchlein in die Hand und sagte: Mach auf und bete! Darauf zog derselbe den Schnabel raus und machte das Loch zu. Jakob, sitzend als Jesuit im Butterfaß, machte das Büchlein auf und wollte darin beten, denn ihm war gar jämmerlich im Gemüthe, er schien wirklich zu einem Schneebrei geworden zu sein. Aber wie er sich auch mühte, die Schrift konnte er nicht lesen, bald dachte er, es sei hebräisch, bald hielt er es für welsch, so fremd und seltsam kamen die Buchstaben ihm vor. Ihm kam eine gräuliche Angst an, weil er nicht beten konnte. Zum Jesuiten hätten sie ihn bereits gemacht, dachte er; was sie jetzt noch aus ihm fabriziren wür-

den, wenn er nicht bete, das wars, was ihm so schrecklich Angst machte. Wie es Kinder haben, wenn sie so recht weblich sich ängstigen, daß endlich der Schlaf kömmt und der Angst ein Ende macht, so war es auch Jakob gegangen, im ruhigen Schlaf war der Traum verschwommen, er hatte vergessen, daß er mit dem Hütlein, dem Büchlein als ein klein Jesuitlein saß im Butterfaß in einer Ecke. Als er aber wirklich erwachte, gedachte, daß er in Freiburg sei, stand der Traum vor ihm, daher sein Schreck, sein Aufspringen, seine Freude, als er sich nicht im Butterfaß sah, sondern in der gleichen Kammer, in welcher er sich niedergelegt hatte, und ohne Hütlein und ohne Rock, sondern im alten Hemde, welches freilich eher schwarz als weiß zu nennen war. Er sah nach dem Kameraden sich um, doch der war weg, was Jakob nicht wunderte, da es so spät schon war. Rasch machte er sich hinter die Kleider, denn mörderlich kalt war es in der Kammer. Sonderbar eng und kurz kamen ihm die Hosen vor, und als er den Rock anzog, fuhren seine Arme einen halben Schuh lang aus den Aermeln ins Freie, zum Nämlichen schienen auch die Schultern Lust zu haben. Da merkte Jakob, daß es nicht seine Kleider waren, hielt es für einen dummen Witz seines Kameraden und suchte ihn drunten in der Gaststube auf, wo er ihn auf dem warmen Ofen zu finden erwartete. Dort war er aber nicht, und als er nach ihm frug, hieß es, er sei schon vor zwei Stunden fort. Jakob meinte, vielleicht bloß um Arbeit zu suchen, er werde wohl wieder kommen, allein es hieß, man zweifle daran, denn er habe seine Zeche bezahlt, sein Bündelchen mitgenommen. Das fuhr dem Jakob durch das Gebein immer so arg als sein Traum in der Nacht. Mit seinen Kleidern war also der Kerl fort, die, wenn auch nicht die besten, doch zehnmal besser waren als die, welche er dafür gekriegt, welche ihm überdieß zu eng und zu kurz waren.

Man kann sich denken, daß Jakob einen grimmigen Spectakel erhob, denn mit den Hosen war auch sein wenig Geld

fort, und in denen, welche er erhalten, war nichts als ein leer ledern Beutelchen, doch beſaß er glücklicher Weiſe ſeine Schriften noch, welche er zufällig beiſeits gelegt hatte. Er beſchuldigte den Wirth, forderte von ihm Schadenerſatz, fluchte über das Jeſuitenneſt, behauptete, der Kerl ſei ein verkappter Jeſuit geweſen, der ihn hierher verlockt und beſtohlen hätte, damit er hier bleiben, katholiſch oder für Jeſuit werden müſſe, der Wirth ſei unter der Decke, ſei einverſtanden mit der Bande. Nicht umſonſt hätte er den Traum gehabt, aber er wolle es ihnen zeigen, daß er der Jakob ſei, Himmelſakerment! Der Wirth, durch den Lärm herbeigezogen, war ein heißblütiger Berner, verſtand nicht Spaß und donnerte ſeinerſeits den Jakob an: Lumpenpack ſeien ſie Alle, von den Schlingeln hätte man nichts als Verdruß, er wollte, er ſähe keinen mehr. Sie beide ſeien als Kameraden mit einander gekommen, und wenn die einander beſtehlen wollten, ſo könne kein Wirth das hindern. Uebrigens ſei das Ganze wahrſcheinlich ein abgeredet Spiel, um ihn zu prellen, aber ſie ſeien an den Unrechten gekommen, ſolchen Kerls ſei er noch lange gewachſen, und ſage er ihm noch einmal, daß er mit den Jeſuiten unter einer Decke ſei, ſo gebe er ihm Eins zum Kopf, daß er zwirble wie ein Kegel, und werfe ihn zum Haus hinaus wie einen Hund.

Nachdem ſie einander eine Weile angebrüllt, begriff endlich Jakob, daß der Wirth kein Jeſuit, nicht einmal katholiſch ſei. Als Jakob das begriff, ließ auch der Wirth ſich nieder, begann zu glauben, Jakob könnte wirklich beſtohlen ſein. Sie verſtändigten ſich allmählig, indem beide ſchrecklich über die Jeſuiten herfielen, die verfluchten Kerls. Dieſe Eintracht führte zum Mitleid, doch den Wirth nicht ſo weit, daß er dem Jakob in ſeiner Meinung beiſtimmte, daß die Geſchichte ein Complott der Jeſuiten gegen ihn geweſen und der quasi Kamerad einer ihrer Kundſchafter, welche ſie in der Nähe herum auf der Lauer liegen hätten, um die argloſen Wanderer in ihre Netze und Fallen zu locken. Schlecht genug dazu wären ſie

ſagte der Wirth, und er wolle nicht ſagen, daß es nicht ſein könnte, aber er hätte noch nie ſo was gemerkt, und ſie müßten ſich doch in Acht nehmen, was ſie machten. Auch laufe ſonſt viel Lumpenpack herum, und es dünke ihn, es ſei gar keine Kameradſchaft mehr. Wenn ein Kamerad den andern ausplündere, und der Andere gehe und hänge ſich, ſo ſehe der Erſte nicht neben um und ſage: Hätte er geſtoget, er iſt ſelbſt ſchuld. Sei es aber, wie es wolle, einmal müſſe immer das erſte Mal ſein, ſo ſollten ſie nicht die Freude haben, daß er da bleiben müſſe, er ſei dann noch im Stande zu machen, daß Jakob fortkomme. So redete in mancher Wechſelrede der Wirth mit dem Jakob, ſchenkte ihm die Zeche, verhalf ihm zu einem bequemern Rock, der freilich auch nicht ſchön war, und einigen Batzen Geld.

So wanderte Jakob weiter beſchwerten Gemüthes, denn in dieſem Aufzuge konnte er doch in Paris ſich kaum ſehen laſſen, und fand er früher Arbeit und Verdienſt, ſo nahm er ſich vor, es nicht auszuſchlagen, damit er Parnis würdig ſich zuſtutzen könne. Er dachte einige Male an die Kathri, ob er ihr nicht ſchreiben, ſein Malheur erzählen und ſagen ſolle, daß ſie ihm Geld ſchicke, er war überzeugt, ſie thäte es. Bloß die Furcht, ſie ſei im Stande, ihm nachzukommen in eigener Perſon, um die Unterſtützung zu bringen und nachzufragen, wie er ins Weltſchland gekommen und ob denn hierdurch der Weg nach Deutſchland gehe, hielt ihn ab. Kamen ſeine Gedanken von der Kathri ab, ſo glitſchten ſie auf den Kameraden und er ward nicht ſatt zu grübeln, ob derſelbe eigentlich ein Jeſuit oder ein Kommuniſt geweſen oder beides in einer Perſon. Jakobs Grundſätze hatte derſelbe vollſtändig losgehabt, wandte ſie aufs Leben an, daß grundſätzlich kein Wörtchen dagegen zu ſagen war, und doch fand Jakob die Anwendung in Beziehung auf ſich ſchändlich. Daß man, wenn man keinen Glauben habe, mit dem Glauben machen könne was man wolle und dieſen oder jenen Glauben heucheln, wenn es kommod ſei, das begriff

Jakob, aber daß man auch dem Kameraden die Hosen stehlen könne, wenn er die bessern habe und es eben kommod sei, das fand er verflucht. Wenn er es auch grundsätzlich zugeben mußte, so war er doch überzeugt, um so was thun zu können, müsse man Jesuit sein mit Haut und Haar. Er war also überzeugt, der Kerl war der Person nach ein wirklicher Jesuit gewesen. Dem Glauben nach hätte er Kommunist sein können, aber der That nach mußte er Jesuit sein — so meinte es Jakob. Nun aber war derselbe Kerl bekannt mit allen kommunistischen Persönlichkeiten, schien persönlich mit ihnen verkehrt zu haben, hatten also die Jesuiten ihre Spione unter den Kommunisten, ihre Wegelagerer und Kundschafter? Oder war es zwischen beiden wie zwischen zwei feindlichen Heeren, wo Deserteurs hin- und hergingen, bald auf dieser Seite kämpften, bald auf jener, je nach Laune und Lohn.

So dachte der Jakob und hatte Zeit dazu, denn der Weg von Freiburg bis Vivis war grausam lang. Die Hauptstraße ging eigentlich direkt auf Lausanne, aber der Wirth, der nicht gerne den Schaden des armen Teufels alleine trug und gut machte und doch ihm gerne zum Ersatz geholfen hätte, jedoch auf anderer Leute Kosten, welche Art von Barmherzigkeit noch viele Menschen mit ihm gemein haben, hatte diesen Weg Ihm angerathen und auf Vivis eine Adresse ihm gegeben. Dort, hatte der Wirth gesagt, seien ganz kannibalisch freisinnige und liberale Leute, glaubten an kein Pfaffengewäsch, und wo sie hinkämen, deckten sie Pfaffen und Aristokraten ihre Lumpenstücke auf, man könne nicht satt sich hören. Die könnten reden, es dünke Einem, man höre die Engel im Himmel singen. Da die Wirthe auf die Sinnlichkeit spekuliren, die Pfarrer den Geist pflegen sollen, so sind die Pfarrer den Wirthen allerdings sehr oft ein Dorn im Auge, die Weinreuter aber wissen wohl, welche Saiten sie anzuschlagen haben, die angenehm tönen, ihnen die Herzen der Wirthe und Wirthinnen öffnen, bis ein Faß Wein oder zwei hinein mögen. Sie reisen

halt auf der Sinnlichkeit, leben zumeiſt als derſelben würdige Prieſter, und auf dem Glauben halten ſie ſo viel, als ſich allfällig hier oder dort was darin machen läßt. Treffe er dort, wo der größte Weinhandel ſei und viele Leute, welche weit herum kämen, die Rechten an, unterrichtete ihn der Wirth, ſo ſolle er ihnen erzählen, wie es ihm ergangen, doch nicht ſo geradezu ſagen, die Jeſuiten hätten es gethan, denn zu weit von Vivis bis Freiburg ſei es nicht und er könnte in Ungelegenheiten kommen. Was dann dieſe aus dem, was er ſage, machen wollten weiter hin, ſolle er ihnen überlaſſen, die wüßten mit den Sachen umzugehen wie ein Zuckerbäcker mit dem Teig. Allweg werde er dort Geld kriegen und vernehmen, wo er Arbeit kriege, vielleicht ſchon in Vivis, dort ſei ungeheuer viel Geld und groß gehe es her, nirgends ſo als in Paris. Wenn er dort hinkäme, ſo gehe er nie zu Bette, er ſei denn ſelben Tages dreimal betrunken geweſen, ſo hatte der Wirth geſprochen.

Während der Wanderung dachte Jakob viel an die zukünftige Herrlichkeit in Vivis, wo man nie zu Bette gehe, ohne dreimal beſoffen geweſen zu ſein und zwar nota bene, ohne daß es was koſte, wie der Wirth geſagt hatte. So ging es auf und nieder in Jakobs Kopf. Zu ſinnen hatte er viel, er klagte aber darüber, daß das Sinnen weder Speiſe, Trank noch Wärme brächte. Endlich kam er nach Vevay oder Vivis, dem kleinen, das ſich aber doch in die Bruſt wirft, als wäre es groß, accurat wie ein kleiner Knirps, der aber Wein im Leibe hat, entweder brav guten oder noch halb ſo viel ſchlechten, was bekanntlich in Beziehung auf das Aufſchwellen des Kopfes und das Wachſen des Glaubens an das Ich ungefähr von gleicher Wirkung iſt. Unſer Jakob nahm nicht viel Notiz von der großartigen Natur, konnte er ſie ja weder beißen, noch trinken. Er ſuchte das Haus, welches die Adreſſe ihm bezeichnete, fand dort Herberge, aber von der gehofften großartigen Theilnahme war keine Rede. Er hatte zwar Gelegenheit viel

zu erzählen und er erzählte schrecklich, er kam nach und nach dahin, daß seine Erzählung dem Traume viel ähnlicher ward, als der Wahrheit, daß ihm manchmal selbst die Haare zu Berge standen und es ihn dünkte, es sollte gar nicht möglich sein, daß er das alles hätte ausstehen können. Es hörten viele Menschen zu und nicht bloß Schiffer, Küfer und Handwerker, sondern Leute, vor denen der Wirth Respekt zeigte und hintendrein von jedem sagte, das sei ein ganzer Donner, vornehm, und meine es doch gut mit dem Volk. Wenn derselbe Pfaffen und Aristokraten in einem Tage fressen könnte, so würde er nicht zwei daran machen. Diese hörten ihm wohl zu und sagten Bougre und tonnerre de Dieu, schenkten ihm ein Glas Wein ein, verstiegen sich vielleicht zu einem halben Batzen, aber weiter entfaltete sich ihre Großherzigkeit nicht. Was sie aus dieser Geschichte machten und wie sie dieselbe ausbeuteten, das wissen wir nicht, jedenfalls wird das Möglichste geschehen sein, und je weiter vom Schauplatz derselben, desto stärker wird sie gezogen worden sein, desto grader und struppiger die Haare zu Berge gestellt haben.

Jakob wurde wild, daß seine Hoffnungen nicht erfüllt wurden, er wußte halt nicht, daß zwischen Gläubigen und Spekulanten ein großer Unterschied ist. Der Gläubige opfert, der Spekulant spekulirt, macht Geschäfte in den Artikeln, welche ziehn: Pfeffer, Baumwolle, Safran, Farbhölzern, Liberalität, Radikalismus, Kommunismus. Wer aber Geschäfte macht, sucht seine Artikel so wohlfeil als möglich zu beziehen, so theuer als möglich abzusetzen, voila tout! Möglich auch, daß die Leute aus eigener Erfahrung geübt waren, Aufschneidereien zu begreifen, und dafür hielten, Jakob pfusche in ihr Handwerk und wolle mit seiner Geschichte nichts als schrepfen.

Am späten Abend kamen einige Kameraden, trösteten ihn wieder einigermaßen. Sie setzten ihn ins Klare über den Stand der Dinge und ihre Hoffnungen. Es herrsche große

Bewegung, ſagten ſie ihm, die Verbindungen ſeien ſtärker als je und in Genf werde das Werk beginnen, alles ſei auf das beſte eingeleitet, man harre nur noch auf gelegene Zeit. Von Genf ſolle es ſich einem Lauffeuer gleich verbreiten durch die ganze Schweiz, die Schweiz ſolle wieder das Bollwerk werden der wahren Freiheit, aber die dummen Schweizer werde man ſo wenig als möglich dazu brauchen, ſie verſtänden es nicht, und wenn es ans Theilen ginge, ſo würden ſie doch den beſten Theil wollen. Sie ſeien ſelbſt ſtark, wohl bei dreißig tauſend brave Burſche nur alleine in der Schweiz, aus Frankreich her würden ganze Heere ſtrömen, und hätten ſie einmal die alten Ariſtokraten-Neſter beſetzt, die alten grauen Neſſchateller und Basler Thaler an Licht und Luft gebracht, ſo würde Deutſchland ihnen die Arme öffnen, der junge Tag der Freiheit komme herauf und Alle würden Brüder. Dann ginge es nach Rußland hinein, dort müſſe aufgeräumt werden, ſonſt ſei man nicht ſicher, dort ſei auch das goldene Land, man fände bereits Goldklumpen ſo groß wie Häuſer und Edelſteine wie Mannshüte, er ſolle mal denken!

So nahe hatte Jakob das nicht geglaubt. Er wurde ganz friſch im Gemüthe, vergaß den geſtohlnen Rock, die vornehmen Handelsreuter und ließ ſich erzählen, auf welche Weiſe man das neue Reich einzurichten gedenke, erzählte, wie ihm ſchon in Zürich eine der Oberſtellen verheißen geweſen ſei, wie er einſtweilen, ehe es nach Rußland ginge, in Bern oder Baſel reſidiren würde, dort ſei was zu finden und alte Rechnungen hätte er auszugleichen, möchte mal ſo einem alten Rathsherrn und Bürger zeigen, wozu ein Zopf gut ſei und was in einem Geſellen ſtecken könne. Es war ihm alſo ganz recht, daß er in Vivis keine Hoffnung zur Arbeit hatte, daß man ihn nach Lauſanne wies, wo man ihm welche verſchaffen wolle. War er dort doch um ſo näher bei der Hand, wenn es mal losging.

Vierzehntes Kapitel.

Jakob kommt aufs Waſſer, macht Erfahrungen und wird immer dümmer.

So wurde ausgemacht, Jakob ſolle morgen mit dem Dampfſchiffe abgehen, die Kameraden wollten die Karte bezahlen, er erſpare auf dieſe Weiſe Zeit und Geld. Jakob ſchämte ſich Einwendungen zu machen, da er vorher mit ſeiner Heldenhaftigkeit ſo groß gethan, aber ihm ward wund und weh, wenn er daran dachte, er müſſe morgen auf die See, wo das Waſſer ſo verflucht naß ſei, kalt und tief. Er liebte überhaupt das Waſſer nicht, war nie zu Schiff geweſen, und als er in Vivis eingerückt, war der See ſo groß und ſchwarz vor ihm gelegen wie ein ungeheures Dintenfaß, Wellen hatte es gegeben über den ganzen See weg, und wenn dieſe ans Ufer geſchlagen, ſo hatten ſie geſpritzt und gebrauſt ganz ſchrecklich! Die Fahrt kam ihm die ganze Nacht nicht aus dem Sinn, er hätte ſich ſicher aus dem Staube gemacht, aber eben war draußen kein Staub, ſondern Schnee und Wind ging und ſeine Stiefel ſahen ganz miſerabel aus. Es war faſt, als ob die Sohlen auch kommuniſtiſch geworden wären und einmal die Füße probiren laſſen wollten, wie angenehm es ſei, im Schnee und auf der Landſtraße herum getreten zu werden. Am Morgen ſchmeckte ihm das Frühſtück nicht, und als er endlich dem Ufer, dem ſchnaubenden wilden Schiff zugehen mußte, da war's ihm, als ſei es ſein Letztes, als führe man ihn aus, dem Galgen zu, wo der Strick ſeiner warte oder gar das Rad.

Als ob er auf glühende Kohlen trete oder auf einer Hechel laufen müſſe, geberdete er ſich, als er auf das Verdeck kam, ſo daß ein allgemein Gelächter ſich erhob. Hätte Jakob ſeine Dreißigtauſend bei ſich gehabt, die Lacher hätten es ſchwer büßen müſſen, ſammt und ſonders hätte er ſie in den Dampfkeſſel werfen laſſen, da hätten ſie ziſchen und ſprudeln können

nach Belieben. Nun aber war er alleine, fügte ſich der Uebermacht, blieb aber immerfort der Gegenſtand des Spottes. Eine beißende luſtige Bemerkung jagte die andere, aber verflucherweiſe waren ſie alle welſch und zwar nicht Murtenwelſch, ſondern ganz ächt welſch, von welchem Jakob gar keine Sylbe verſtand. Er ſah bloß die boshaften Blicke, hörte das laute Gelächter, und das iſt eine Art von Weltſprache, welche in allen fünf Welttheilen geübt und verſtanden wird. Er war wirklich lächerlich, er ſchnitt Geſichter wie beim grimmigſten Bauchgrimmen, er ſuchte ſich immer an etwas zu halten, weil er dachte, wenn das Schiff kaput gehe, am Waſſer könne er ſich nicht halten, das ſei ein ganz verflucht nichtsnutz Ding, habe er aber was Feſtes in Händen zu rechter Zeit, ſo wolle er ſchon ſehen, daß er nicht erſaufe. Und that das Schiff einen Ruck oder brauſte eine Welle ſtärker, ſo dachte er doch ans Erſaufen und ſchnitt Geſichter noch viel ärger als im Traume, da er ſich im Butterfaß getrüllet glaubte, zum Jeſuiten gebuttert wurde und als ein klein Jeſuitlein im Winkel des Butterfaſſes kauerte.

Was ihn am ärgerlichſten machte, war, daß er unter den Spöttern einige elegante Herren zu ſehen glaubte, welche geſtern als gut radikal ihm geprieſen worden, als ganze Donnere! Die nahmen heute gar keine Notiz von ihm, den ſchlecht gekleideten Handwerksburſchen bielten ſie doch nicht für Ihresgleichen, hielten ſich ferne von ihm in faſhionabler Geſellſchaft. Es ſcheint ein wunderlich Gemiſch in dieſen Leuten von Sinn für Gleichheit und Liebe zum Volk und hochmüthigem Betragen und ſtelzem Herabſehen auf Alle, welche nicht Stegreife haben, keine Handſchuhe und nicht wenigſtens einen goldenen Ring an den Fingern. Es ſcheint jedoch nur ſo, iſts aber nicht. In allen dieſen Leuten iſt nicht ein Funke von Bruderſinn, nicht die geringſte Liebe zum Volk. Der Bruderſinn und die rechte Liebe, welche nicht ſpekulirt, ſondern Opfer bringt, ſind chriſtliche Zeichen und Siegel; wer aber hat an den Meiſten dieſer Leute auch nur einen Schein

Christliches bemerkt, wer aber nicht bei den Meisten ein Renommiren mit Nichtchristlichem? Fragt diese Leute, was sie für Opfer bringen, was sie für die Armen geben, für Gemeinnütziges? Keinen Pfennig das ganze Jahr durch, es sei denn sie könnten es dem Hause in Rechnung stellen oder es sei so gleichsam eine Wurst an die Speckseite, d. h. ihr Name figurire und der Umstand, wobei er figurirt, breche ihnen Bahn zu einer Carrière; diese Leute spekuliren halt in Ideen, Ansichten und Grundsätzen, sind gräßlich beschränkt, und all ihr Wissen beläuft sich auf einige Dutzend Floskeln und Schlagwörter, welche sie mit deste grimmigerem Gesicht vorbringen, je weniger sie dieselben begreifen. Wie alle beschränkten Leute sind sie schändlich dünkelhaft und schrecklich intolerant. Dünkelhaft hauptsächlich auf ihre Person, ihre Kleidung, ihren Schnauz, ihren Witz, ihre Galanterie, manchmal auch auf ihre Chaise, ihr Pferd oder ihr Hündchen. Von ihrer Intoleranz wüßten wir unter Christen in unserem Zeitalter und unserer Weltgegend keine Beispiele aufzuführen, wir müssen sagen, sie seien intolerant wie die Türken, mit welchen sie nebenbei auch noch manche andere Aehnlichkeit haben. Wer den Türken nicht nachsagt: Allah ist groß und Mahamet sein Prophet, den halten sie für einen Giaur d. h. ungläubigen Hund, spucken aus und werfen ihm diese Ehrentitel ins Gesicht, näher tritt ein Türke im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit nicht ein. Accurat so machen es diese Herren; wer ihnen diese Floskeln und Schlagwörter nicht nachbeten will, vor dem spucken sie aus und nennen ihn einen ungläubigen Hund, und so wenig als ein Türke zweifeln sie in ihrer souverainen Selbstherrlichkeit an der Richtigkeit dessen, was sie sagen, oder an ihrem Rechte zu verdammen, wer nicht in ihr Horn blasen will. Es sind wirklich merkwürdige Majestäten, diese fahrenden Reuter, und eine bedeutende Gewalt üben sie aus, wir möchten fast sagen, mit Zigeunern und Juden bildeten sie eine Art unheiliger Dreieinigkeit. Oder wenn man will, so sind es Missio-

naire, aber Missionaire eigener Art, sie missioniren nicht für Gott, sondern für das Geschäft, entweder auf eigene Rechnung oder auf Procente oder auf eine fixe Gage. Bei Jakob kamen sie jedoch mit einem Schlage aus allem Kredit, und was er innerlich gegen sie gelobte und mit welchen Titeln er sie belegte, wollen wir einstweilen für uns behalten.

Diese Titel waren um so dunkler, je gräulicher ihm das schwarze Dintenfaß wurde, durch welches das Dampfschiff schnaubte und seine tiefen Furchen zog, dessen Wellen an das Schiff schlugen, unermüdet eine nach der andern in unabsehbaren Reihen einherziehend, den Garden Napoleons gleich, wenn sie gegen ein Centrum vorbrachen. Wie es Russen und Oesterreichern wunderlich wurde, wenn dicht hinter einander Welle um Welle die gewaltigen Mützen und Büsche herantwogten, kein Tritt langsamer wurde, keine Mütze sich barg, wenn die vordersten Wellen zerstoben, sondern mit erhöhter Kraft jede neue Welle der zerplatzten nachrollte, so ward es auch dem Jakob wunderlich an Leib und Seele. Es schien ihm, als sei der Teufel wieder los, als müßte er wieder was Neues werden, als gehe es ihm eigentlich erst jetzt recht als wie im Butterfaß, und wenn er auch keine sah, deren Nasen aussahen wie Schiffsanker, so kams ihm doch vor, als seien Alles verkleidete Leute, seien nur seinetwegen auf dem Schiff. Und wenn er so recht runter sei und miserabel, so gehe erst der rechte Tanz los, die Leute zeigten die rechten Gesichter, und ob er dann ein Jesuit oder zeitlebens ein Weltsch werden müßte, das wußte er eben nicht, und gerade das machte ihm so schrecklich übel und je länger je übler. Er begann zu glauben, er werde zu gar nichts, so miserabel wäre es ihm sein Lebtag nicht gewesen. Die Leute sagten, er werde die Seekrankheit haben, werde eine Landratte sein, die nie Wasser gerochen, er aber dachte, redet ihr nur, was ich bin werdet ihr bald sehen: da lief man bei Lausanne an und raus mußte, wer hier bleiben wollte.

Aber curios war es, dem Jakob hatte es alsbald gebessert, sobald das Schiff stille stand. Aber als beim Herausdrängen einer der Weltrenter ihn noch bei Seite stieß und ihm auf den Fuß trat, ohne excusez zu sagen, da ward der Zorn groß in ihm. Zornig sah er dem schön Bemantelten nach und sagte: Wart du nur, du verfluchter Himmelsfappermenter, du bist ein sauberer Radikaler. Aber wenn es mal losgeht, so rechne ich mit dir auch ab. Der gute Jakob! Was der alles zu rechnen hinterließ! Daß aber Einer sei, der auch mal mit ihm würde rechnen wollen, daß er mit jedem Schritte eine Rechnung hinterließ, die mit keinem Schwamm, am allerwenigsten mit dem nassen Finger durchzuwischen war, das fiel ihm nicht ein, darüber hinaus war er einstweilen, er stand auf der Cultur.

In Lausanne fand er Arbeit, wie man es ihm versprochen hatte, aber der Verdienst war gering. Im Kosthause schien es nicht so viel zu kosten, aber eine Menge Kleinigkeiten, Beigaben ließen die nöthigen Ausgaben höher steigen als nirgend. Im Kosthause war ihr Verein, Clubb, da wurden kommunistische Lehrer theuer besoldet, kommunistische Bücher theuer gekauft, kommunistische oder radikale Zeitungen theuer bezahlt. Das Gift, welches sie hier einsogen, mußten sie theuer bezahlen. Die armen Teufel, von welchen mancher keinen ganzen Strumpf hatte und kein Geld ihn flicken zu lassen, mußten nichtsnutzigen Schlingeln die Mittel liefern sich aufzustutzen, auf dem Kaffeehaus zu liegen, Champagner zu trinken, Maitressen zu halten. Arme Teufel wurden wohl unter keinem König ärger ausgesogen, als arme Handwerksbursche von ihren radikal kommunistischen Führern ausgebeutet wurden, alles unter dem Schein Rechtes, dem Mantel der Liebe, der väterlichen Sorge, daß sie durch Mäßigkeit und Fasten auf die hohe Zeit sich vorbereiten sollten. Während die Einen im ernsten Sinne diese Lehre freiwillig befolgten, die Andern aus Noth nicht anders konnten, faulenzten und schlemmten die Führer. Wahrlich in keinem Jahrhundert haben sich Pfaffen nichtswür-

diger benommen, ärger betrogen, ärger vom Schweiße der Armen ſtinkend gelebt, als viele der radikalen kommuniſtiſchen Führer es thaten und wahrſcheinlich annoch thun.

Für deutſche Handwerker iſts in fremden Landen, bei fremder Sprache, ſobald ſie nicht einfach beim Handwerk bleiben, Anderes treiben, den Unſinn ſo weit treiben, ſich in die Landesangelegenheiten miſchen zu wollen, ein fürchterlich gefährlich Ding. Durch die Sprache ſind ſie vom Volke geſchieden, ſind eine kleine Inſel im weiten See, halten zuſammen, haben keinen Verkehr mit des Landes Bewohnern, lernen ſelten die geringſten Anfänge der Sprache. Von des Volkes Sitten und Eigenthümlichkeiten, ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen, ſeinem hiſtoriſchen Boden und der Stufe, auf welches es ſtaatlich und chriſtlich ſteht, haben ſie auch nicht den geringſten Begriff. Was ſie vom Volke, unter welchem ſie leben, wiſſen und hören, haben ſie alles aus zweiter und dritter Hand, und zu prüfen, ob das, was ihnen zugetragen wird, richtig ſei oder blauer Dunſt, ſind ſie durchaus außer Stand; ſie ſind dieſer Beziehung durchaus in den Händen derer, denen ſie Gehör und Glauben ſchenken. Sie mahnen mich an Bewohner eines flachen Landes, Holländer z. B. oder Leipziger, welche, um Gemſen zu jagen, ſich in die Berge führen ließen und noch dazu mit verbundenen Augen. Man ſtellt ſich nicht vor, was ſolch armen Teufeln vorgefaſelt wird von des Volkes Noth und Elend, von deſſen Wuth und Flammen über die Tyrannen, die ſchrecklichen Bedrückungen, wie ſie ſich ſehnten und girrten nach den deutſchen Brüdern, die ihnen Verſtand brächten und helfen wollten zu Luft und Freiheit und wie es dann von hieraus, wenn mal der Anfang gemacht ſei, weiter gehen müſſe bis nach Rußland hinein, ja durch Sibirien, durch China mitten hindurch ganz bis zu hinterſt in die Welt. Man ſtellt ſich nicht vor, wie die armen Teufel ſo gläubig die tollſten Faſeleien hören, ach und wie ſie ordentlich gerührt und ganz weich werden, wenn ſie von der herrlichen Berufung, der hohen

Mission hören, welche ihnen armen Handwerkern geworden sei, Verstand und Freiheit zu bringen in die Welt, vor Allen den dummen Schweizerbauern, welche so unfrei, so unglücklich und so dumm seien, der hohen Mission, eine ganz neue Weltordnung zu gründen, wo jeder nur zu arbeiten brauche, was er angemessen finde, und dafür kriege, wessen er sich würdig hielte. Ach wie sie gerührt wurden und wie sie glühten bei all den Faseleien, die so geistig tönten, deren Hintergrund aber doch nichts war als Bratwürste nach Herzenslust, Weiber nach Belieben, Wein, so viel jeder vertragen möge und alles gratis. Ach und mit welchem Bedauern die Bessern und Gerührten das arme Volk ansahen, mit den rothen wohlgespickten Gesichtern, gerade wie der Samariter den an der Straße liegenden hart Verwundeten angesehen haben wird, und dabei dachten: Ach du gut arm Volk, wenn du wüßtest, welch Glück wir dir bringen werden, wenn du noch eine kleine Weile harrest,— und dann wurden sie aufs neue gerührt, wenn sie an die hohe hehre, herrliche Stunde dachten, wo alles abgemacht, errungen, die Weltfreiheit deklarirt und publizirt sei, das sämmtliche Volk sich um die Hälse falle, sich umarme, ans Herz drücke, abschmatze, bis kein Bein sich mehr rühren möge.

Das was dastebt ist wahrhaftig weder Spaß, noch Hohn, sondern so war es und so ging es Jakob, wenn er glühte und gerührt war. Fror er aber und gedachte dabei seines schmalen Verdienstes und wie schnöde Gesichter ihm die radikalen Hechte auf dem Dampfschiff gemacht, dann war er mörderlich zornig, daß man so theuer die goldene Zeit erkaufen müsse und nichts auf Abschlag erhalte, ja er ward sogar mißtrauisch und dachte, es nehme ihn doch wunder, ob denn wirklich alles so sei wie man sage und ob es ihnen nicht gehen werde wie den Leuten mit den Schatzgräbern, wo die erstern alles opfern mußten, nichts kriegten, die Schatzgräber aber alles hätten und nichts setzten. Indessen so gescheidt dachte er nur so lange es ihn fror, kam er wieder in Glut, kriegte er auch wieder Courage

und glaubte, was man ihm ſagte. Was er hörte, das war auf der gleichen Geige geſpielt, mit dem Volk konnte er nicht reden und nur mit Gleichgeſinnten ging er um. Die meiſten deutſchen Geſellen in Lauſanne waren gleichen Sinnes, anderen Sinnes zu ſein war nicht richtig. Wer einen andern Sinn hatte ging entweder alſobald weiter oder er verbarg denſelben wie vor Zeiten die Juden in Spanien ihren Glauben. Wenn nun aber Einer immer das Gleiche hört und alle Tage das Gleiche, ſo wird er feſtgefahren in dieſes Gleiche, es wird ſeine Anſicht, es wird ſeine Religion. Wer nur das Theater beſucht, dem wird eine Theaterprinzeſſin oder Theaterprinz zur Gottheit, wer nur das Kaffeehaus beſucht, dem wird das Kaffeehaus-Geſchwätz zum Glauben, wer nur den Clubb beſucht, dem geſtaltet ſich des Clubbes Anſicht zur Religion, gegen die wohl zuweilen flüchtige Zweifel aufſteigen, die man aber nicht äußern darf, die man ſelbſt ſchnell beſeitigt. Daß die Seligkeit, die Verheißungen, welche von ſolchen Gottheiten, Glaubensweiſen, Religionen kommen, gerade ſo ſolid, ſo ächt und ewig ſeien, als das Neuſilber, als das Gold, als die Edelſteine, in welchen die Gottheiten glänzen, daran denkt man nicht, aber man erfährt es wohl — ſo erfuhr es auch Jakob.

Es wurde auf einmal lebhafter unter ihnen, es hieß, die Sache ſei reif, jetzt müſſe es losgehen und zwa reben in Genf, dort müßten die Zöpfe runter, alles ſei vorbereitet, herrliche Männer dirigirten das Ganze, der Ausgang ſei ſicher. Wer Luſt hatte, als Held ſich zu bewähren, in Lauſanne ſich flott machen konnte ohne Hinterlaſſung ſämmtlicher Kleider bis ans Hemd, machte ſich auf die Beine oder ſetzte ſich auf das Dampfſchiff und ſegelte Genf zu mit Händen und Füßen. Eine ſchreckliche Tyrannei herrſche in Genf, das ſei das alte Ariſtokraten- und Pfaffenneſt, hieß es, die verfluchte aus Frankreich in der Revolution geflüchtete Race habe ſich hier eingeniſtet und im Sinne, die ſämmtliche Freiheit in der Welt zu freſſen mit Haut und Haar. Schon einmal hätte man an dieſem

Regiment gerüttelt, es desorganisirt, aber zu gnädig sei man gewesen, über Nacht sei es wieder dagestanden ärger als nie. Jetzt wolle man es anders machen, mit Stumpf und Stiel müsse es ausgerottet sein. Wenn die Veränderung einer Regierungsform nicht in Auflösung aller Ordnung übergeht, wobei es zu plündern und zu morden giebt, so ist eine Menge Menschen, so sind namentlich die ärgsten Schreier nicht zufrieden, denn bei all ihrem hochtönenden Geschrei ist es ihnen weder um Freiheit noch Ideen zu thun, sondern um was viel Währschafteres: erstlich recht wüst thun zu können, zweitens nehmen zu können, was sie gelüstet, drittens Einkommen zu kriegen und Macht, Gewalt zu plagen und zu Grunde zu richten Alle, welche ihnen im Wege stehen oder sonst mißfällig sind, und zwar zu plagen und zu Grunde zu richten von Staatswegen als verdächtige, staatsgefährliche Menschen. Es sind Menschen, die nicht im Frieden und in der Ordnung leben können, sondern bloß im Unfrieden und in der Unordnung ein Dasein haben, wie es ja auch Thiere giebt, welche nicht leben können in reiner Luft oder in reinem Wasser, sondern bloß in Koth und Unflath. Drohen Gewitter am politischen Himmel, kriechen sie zu Tage wie Kröten, wenn es bös Wetter geben will. Geht das Gewitter ohne Hagel und Zerstörung vorüber, löst es sich auf in einen erfrischenden kräftigenden Regen, dann stehn sie da, glotzen erst verblüfft die Ordnung an, dann begreifen sie, daß ihre Hoffnungen dahin seien, dann schreien sie über Betrug und Hinterlist, dann setzen sie auf's neue an, die Ordnung umzukehren, die Revolution mit all ihren Greueln zu entfesseln. So ging es auch in Genf, aber natürlich wußte das Jakob nicht, der arme Teufel hielt sich aber dennoch nicht bloß für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet, in die Angelegenheiten dieses Landes sich zu mischen und recht eigentlich Hand anzulegen.

Funfzehntes Kapitel.

Wie Jakob endlich nach Genf kömmt, wieder Erfahrungen macht, bis es ihm übel wird und ſchwarz vor den Augen.

Für Arbeit war in Genf geſorgt worden, wahrſcheinlich hatte ſie Jakob ebenfalls in der Vorſtadt St. Gervais, denn dort war der Heerd, wo die ſchmutzige Brühe gekocht wurde. Jedoch war der Lohn gering, die Koſt theuer, deſto reicher aber die Vertröſtungen auf den Lohn nach gethaner Arbeit. Wenn Jakob die gewaltigen Häuſer, die Paläſte ſah, die Equipagen, die herrlichen Kaufläden, ſo ſchmolz ihm ordentlich das Herz und löſte in lauter goldene Hoffnungen ſich auf. Wie Milch, welche auf Feuer ſteht, nach und nach ſich erwärmt, dann leiſe ſingt und brummt an den Rändern der Pfanne, dann das Brodeln anfängt, dann das Tänzeln einzelner Milchatome, bis endlich die ganze Maſſe in Bewegung kömmt, der Kamm ihr ſchwillt, die Pfanne ihr zu enge wird, eine hohe Erhebung geſchieht, das Ganze über die Pfanne brauſt und platſcht zu großem Schreck der Köchin, die daran nicht gedacht oder die ſich ſonſt vergafft hatte, und nun alles davon abhängt, ob die Köchin raſch Faſſung gewinnt, die Pfanne beim Stiel kriegt und von dem Feuer ſtellt: ſo ging es auch bei den Geſellen zu.

Ihre Verſammlungen wurden lebendiger, die Führer gingen ab und zu. Jeder der kam brachte ein wichtig Geſicht und eine neue Kunde. Wenn man alles verglich, was geſagt wurde, ſo hätte man glauben ſollen, hundert Stunden in der Runde brenne Alles von Zorn und Verlangen und Hunderttauſende würden ſich erheben wie mit einem Schlage. In Lyon, ſagte Einer, ſei Alles Feuer und Flammen, ein Wink, ſo ſeien fünfzigtauſend Burſche da, Seidenweber, Kerls wie Felſen mit Elephanten-Fäuſten. Ein Anderer brachte die Nachricht, Italien bewege ſich, eine ungeheure Gährung herrſche,

nur ein einziger Zug friſche Luft, ſo brauſe es auf, ſprenge den Deckel und ergieße ſich einem glühenden Lavaſtrome gleich über Ariſtokraten und Pfaffen, über die ganze Welt. Ein Dritter kam ſchnaufend, erhitzt und berichtete, das ganze Waadtland ſei wie ein Pulverfaß, ein Funke, ein einziger, ſo gehe es los, und hunderttauſend Waadtländer ſchneie es zu den Thoren ein, wahre Höllenbrände, welche dem Teufel zwiſchen die Hörner ſprängen und dort ſeine Geſundheit tränken. Hinterdrein kämen noch die Walliſer, wenigſtens zweimalhunderttauſend Leute wie Ungeheuer, centnerſchwere Köpfe am Halſe welche ſie in Schiebkarren vor ſich herſtießen, an den Feind gekommen, ſie aufhöben als ſeien es Wollſäcke und dreinſchlügen mit dieſen Köpfen, daß auf einen Schlag wenigſtens ſieben Dutzend die Beine ſtreckten. Es werde gräßlich zugehen, man könne verſichert ſein, aber ſie hätten es gewollt, die bougres, ſo müßten ſie es jetzt nehmen wie es käme. So kam Einer um den Andern und berichtete, daß die Burſche brennten und fragten: Warum gehts nicht los? denn bei ſolch herrlichen Nachrichten kam ſie der Kummer an, daß, wenn ſo viele kämen, die Beute für den Einzelnen gar zu klein würde. Abſonderlich die zweimalhunderttauſend Walliſer ſchienen ihnen ganz überflüſſig, ſie dachten, wenn es an's Theilen ginge, ſo ſeien dieſe im Stande mit ihren verfluchten Wollſäcken alles zu erzwingen.

In ihren Verſammlungen erſchienen aber noch Männer in weiten Mänteln, die Hüte im Geſicht, radbrechten Deutſch, redeten daneben rührend von Confrères und deutſch Brüder und von den enfants de Genève und wie ſie eys Lyb hätten und eys Seel und Alle amateurs für die Freiheit. Die ſchönſt Herz zu Genf ſeien alle für ſie et toutes les braves gens. Dann ward wohl ein Glas erhoben und der Verhüllte ſprach: Allons, buvons un verre à la santé de toutes les braves gens et surtout und Hauptſach für die deutſch Brüder, à la santé du peuple libérateur. Solch eine verhüllte Geſtalt machte ungeheuern Eindruck.

Jeder wollte wiſſen, wer es geweſen ſei, man drängte ſich zu den Wiſſenden, doch hörte man ſelten einen Namen nennen, aber eben das wars, was den Eindruck nur um ſo größer machte. Denn nun gerieth man in das Errathen, bei den Bürgermeiſtern von Genf fing man an oder beim Schultheiß von Bern und kam zuletzt gewöhnlich bis zum türkiſchen Kaiſer, ja es dachten welche ſogar an den Napoleon.

Waffen, Patronen, jedoch ſpärlich, wurden an Einzelne vertheilt, man ward nicht ſatt, ſie anzuſehen, zu demonſtriren, wie man zielen müſſe und wann losſchießen, jedenfalls nie, wenn man nicht glaube wenigſtens zwei Dutzend auf einmal die Köpfe abſchießen zu können. Das Ding nahmen ſie eben um ſo leichter, weil die Wenigſten unter ihnen je einen Schuß losgebrannt hatten. Daß aber auch die andern Flinten hätten, allfällig auch ſchießen und treffen könnten, daran dachte keiner. Der Tag wurde feſtgeſetzt, aufgeſchoben, bald dies, bald jenes trat dazwiſchen, die Ungeduld wuchs ſchrecklich. Mancher ſagte, wenn es nicht bald losgehe, ſo laſſe er ſein Hemd waſchen und gehe weiter. Auch war ſchon hie und da die Rede von Verrätherei, man ſah zuweilen die Bedeutendſten unter ihnen die Augen rollen, mit den Zähnen knirſchen und die Fäuſte ballen. Wer ſolch Mißtrauen am beſten an den Tag legte, zog die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich und gewann das größte Zutrauen.

Endlich hieß es: en avant, enfans de Genève! Jetzt gehts los, Himmelſakerment, hieß es von Werkſtatt zu Werkſtatt, man griff nach den Schießprügeln, und gerne hätte Mancher gewußt, wie eine Flinte zu laden ſei, aber er ſchämte ſich zu fragen und dachte, im hintern Glied ſei es beſſer, wenn man nicht geladen habe, wie leicht könnte man nicht da den Vordermann verletzen! Im hintern Glied fechte man am ſicherſten mit dem Bajonett von weitem. Man lief auf die Sammelplätze, doch war es ſonderbar, in der wohlbekannten Stadt fand auf einmal Mancher ſich nicht zurecht, verirrte ſich ſchreck-

lich und kam nicht zum Vorſchein, bis alles zu Ende war und klagte dann bitterlich, wie er erſt im Eifer ſich verlaufen, ſpäter von den Feinden abgeſchnitten in eine Ecke gedrängt, aber dort ſich ſo tapfer gehalten, daß der Feind ſich genöthigt geſehen habe, ihn von ferne zu belagern, um ihn durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen.

Auf den Sammelplätzen ging es munter her, die Helden ſchritten durch die Reihen und ſtrichen ſich die Schnäuze, man hörte hier und da ein Gebrüll, hie und da huſchte eine Geſtalt heran, es zeigten ſich auch die geheimnißvollen Männer in Mänteln mit den Hüten auf der Naſe. Dann gingen herrliche Nachrichten durch die Reihen, auf dem Stadthauſe ſei man hintereinander, thurmhoch lägen dort die Leichname, mit dem Stadtrath ſei man bereits fertig, nur der Staatsrath mache die Sache noch ſtreitig. Die Einen drängten zum Vorrücken, Andere meinten, man habe Befehl zu erwarten, unterdeſſen feierte man die herrlichen Botſchaften mit Hurrah und Vivat. Indeſſen ſobald man verbrüllet hatte, ſpitzte man doch die Ohren und horchte, ob man nicht die Trommeln der Lyoner höre oder das Murmelthiergepfeife der Savoyarden, die chansons der Waadtländer, und hie und da konnte Einer ſich nicht enthalten zu ſagen, es wäre doch vielleicht gut, wenn die Walliſer bald kämen und ihre Kröpfe brauchten. Je geſchwinder ſo was gehe, deſto beſſer ſei es, man könne nie wiſſen, ob der Teufel nicht ein Schelm ſei und der beſten Sache einen böſen Schwanz anhänge. Wer aber ſo redete, der ward billig verhöhnt. Indeſſen wollten die Lyoner nicht trommeln, die Waadtländer nicht ſingen, keine Walliſer Kröpfe prätſchten an die Stadtthore, lange ging es, wie es ſchien, auch auf dem Stadthauſe.

Es begannen die, zu denen man das rechte Vertrauen gefaßt hatte, weil ſie von Verrätherei ſprachen, die Augen zu rollen, mit den Zähnen zu knirſchen, die Fäuſte zu ballen und zu murmeln wie ein beginnender Waſſerfall. Dann ſtieß wohl

der Eine oder der Andere ſeine Waffe auf die Steine, daß Genf zitterte, ſtrich noch zum Ueberfluß den Schnauz und ſprach: Je m'en vais voir où sont ces bougres! ſchoß dahin und man ſah ihn nicht wieder. Daß er ſich im blinden Eifer wieder auf einen Schneidertiſch verirrt haben könnte oder gar auf ein Schuhmacherſtühli, daran dachte man nicht, man dachte, die Hitze hätte ihn fortgeriſſen, vielleicht ſei er gefallen. Auf der Stelle wollten Einige aus den Gliedern, wollten dem Bruder nach, wollten ihn ſuchen, ihn retten wo möglich, aber man ließ ſie nicht, man ſchlug vor, in Maſſe vorzurücken, die Verlornen zu ſuchen, vielleicht ſtoße man auf die Savoyarden oder Walliſer, könne eine Hauptmacht bilden, das Neſt endlich in Gewalt kriegen, da man es ja eigentlich ſchon habe, oder in die Luft ſprengen, wenn man auf Widerſtand ſtoße.

Da krachte es, Schüſſe hörte man, nun wars los, Himmelſakerment, nun gings zum Tanz, zum fröhlichen Jagen! Man fuhr zuſammen, Einer ſtand ſo ſchnell als möglich hinter den Andern, wer nicht geladen hatte, ſuchte das hinterſte Glied um mit dem Bajonett von weitem den Ausſchlag zu geben, Napoleon gleich, der ſichern Nachrichten zufolge eben mit dem Bajonett die größten Siege errungen hätte. En avant, hieß es, enfans de Genève; Einige rückten vor, Einige ſchoſſen. Himmelſakerment, wo nur die verfluchten Lyoner ſind, ſchrie ein kleiner Jude aus dem Elſaß, er wolle gehen und ſehen, wo ſie ſeien, er verſtehe die Sprache, und verſchwunden war er um die Ecke. Unten in der Straße wurde ein Trupp Menſchen ſichtbar, ſie waren bewaffnet und riefen etwas, die Deutſchen verſtanden es nicht, wer aber welſch konnte, rief ſo ſtark er konnte, die Einen deutſch, die Andern franzöſiſch: Feinde, Feuer, Feuer, Feinde! Nun ſchoſſen die, welche konnten, die mit den Bajonetten ſtellten ſich etwas weiter hinten auf, um der Vordermänner zu ſchonen und beſſer Platz für ihren Muth und ihre Bajonette zu haben. Es ſchoß zum zweiten Male, wer das Loch im Gewehr fand, aber unten in der Straße

wollte niemand fallen, ſtatt ein Dutzend auf einen Schuß fielen auf ein Dutzend Schüſſe nicht Einer. Das verbreitete Schrecken allenthalben, das Munkeln von Verrätherei ward ſtärker, Andere dachten an Hexerei und die Pfaffen hätten die Hunde gefeyt und feſtgemacht, ſo daß ſie die auf ſie geſchoſſenen Kugeln aus den Schuhen ſchütteln könnten. Von Vorrücken war keine Rede, aber von hinten ſchlichen Welche heran und berichteten, von den Lyonern ſei noch keine Spur, und wie man ſich anſtrengte, man hörte weder die Chansons der Waadtländer, noch die Wollſäcke der Walliſer donnern an die Thore der Stadt. Da war man alſo, und was rundum vorging, wußte man nicht, es zeigte ſich keine Hülfe, es ſchloß ſich kein Volk an, nur einige Gaſſenjungen ſpielten die Rolle der Hunde bei den alten Schweizern, liefen kläffend herum, lieferten ſich gegenſeitig Vorpoſtengefechte, die kühnſten unter ihnen vermaßen ſich ſogar zu einigen Steinwürfen gegen die feſtſtehenden Feinde.

Da ward es doch Manchem wunderlich, auf fremdem Boden ſtehend, mit fremder Waffe in der Hand, meiſt fremde Kameraden um ſich, fremd mit allem was vorging, nicht begreifend, was eigentlich werden ſollte. Zu einem Weltereigniß war man ausgezogen, nun ſtand man da Wenige gegen Wenige, durfte eigentlich weder vorwärts, noch rückwärts, die Hintern jedoch ſuchten unvermerkt immer freiern Raum zu ihren Manövern mit den Bajonetten. Man ward ungeduldig und ſprach nun im wirklichen Ernſt von Verrath und Auseinanderlaufen, aber einige wirkliche Kinder Genfs widerſetzten ſich, thaten kühn und ſprachen noch immer vom Sieg. Es war ſtillſchweigend Waffenſtillſtand eingetreten, es kamen wieder geheimnißvolle Geſtalten, dann nahten Offiziere von der Stadt, die weltſchten mit den Kindern Genfs heftig hin und her, aber kein Wort verſtunden die Deutſchen. Dieſe hofften, man unterhandle die Uebergabe der Stadt, wahrſcheinlich höre man die Savoyarden kommen oder die Waadtländer, und redeten unter

ſich von Hunger und Durſt und wie ſie es den Genfern eintreiben wollten, daß ſie ſie ſo lange unnöthiger Weiſe aufgehalten hätten.

Plötzlich hieß es, die Sache ſei einſtweilen aus, da die erwartete Hülfe ausgeblieben, die Bürger Zöpfe ſeien und Luſt zeigten, es mit der Regierung zu halten, ſo habe man Frieden geſchloſſen und jeder könne gehen, wohin er wolle. Ein ander Mal gehe es vielleicht beſſer. Nachdem die Sache auf dieſe Weiſe abgethan war, ſteckten die Kinder Genfs eine Cigarre ins Maul, gingen heim, ſteckten die Füße in Pantoffel, ließen ſich aufwarten, kurz machten ſich ſo recht behaglich, wie ſich eben die gelegene Zeit und das andere Mal am beſten erwarten ließ. Die armen fremden Burſche aber, die ſchlotterten in der Kälte, hungrig und durſtig waren, dieſe hatten kein Heim, keine weichen Schlafröcke, keine warmen Pantoffel, hatten an die goldenen Pforten ihrer goldenen Zeit, welche auffallende Aehnlichkeit mit dem tauſendjährigen Reiche der Juden hat, ſich geträumt, und jetzt war der Traum aus. Als arme ſchlotternde Burſche ſtanden ſie auf der Straße. Ein ander Mal! hatte es geheißen, aber was ſollten ſie machen bis das andere Mal kam? wenige Kreuzer klapperten in ihren Taſchen, kalt wehte der Wind und öde und leer wars im Magen.

Zugeſchnappt vor der Naſe war ihnen das Schloß der afrikaniſchen Höhle Xara, und nichts wirkt ſo entmuthigend, als wenn enthuſcht, was man nach großen Mühen endlich in der Hand zu haben glaubte, und man nicht weiß nach welcher Seite, und ſteht nun da und hat nichts und weiß nicht wo aus, ſteht dazu noch auf fremdem Boden, weiß kaum, wohin die Straße führt, in der man ſteht, weiß nichts, als daß man kein Heim hier hat, daß man ein Fremdling und Pilgrim iſt, zwei hundert Stunden nach Hauſe und nicht viel mehr als zwei Kreuzer in der Taſche hat. Ein ſolch Erlebniß gleicht an betäubender Kraft dem Keulenſchlag eines Wilden, das Bewußtſein wird betäubt, man taumelt dahin, weiß aber kaum

wohin. So gings den armen, verlaſſenen, angeführten Kerls, ſie fuhren auseinander wie Hühner, in die ein Habicht fährt, ſchlichen, ſtrichen, zwirbelten dahin, jeder durch das nächſte Gäßchen oder um die nächſte Ecke. Allmählig erwachte in jedem der Inſtinkt, wenn auch nicht das Bewußtſein, und unwillkürlich richteten ſich eines jeden Schritte nach ſeinem Kosthauſe. Das war doch ſo eine Art Heim, wo man ein vertraut Wort reden konnte, freundliche Geſichter, das Bedürfniß aller Menſchen, fand, nämlich — ſo lang man Geld hatte. Ach wie oft, doch nicht immer, täuſcht ſich der arme Burſche, meint, er habe an Wirth und Wirthin Vater und Mutter gefunden, am Stubenmädchen eine Schweſter oder gar ein Schätzchen, er ſei Liebling, Hahn im Korbe, des Hauſes Kind, die Leute wirtheten eigentlich bloß noch ſeiner Liebenswürdigkeit und Holdſeligkeit wegen. Möglich, daß ſie ihm einigen Vorzug zeigen, vielleicht drei Tage ihm länger Kredit geben als einem Andern, weil er ein luſtiger Vogel iſt, Schwänke macht, gut ſingt, andere Gäſte lockt — und feſt hält. Den Lockvogel liebt man, wenn der Lockvogel nicht wäre, der arme Kerl könnte ſein wo er wollte, einer hohlen Rübe gleich würde er durch die Thüre geworfen. Wie geſagt, es giebt Ausnahmen, doch in kommuniſtiſchen Kosthäuſern werden ſie ſelten gefunden werden. Da iſt die Selbſtſucht zu Hauſe, freilich im Mantel der Bruderliebe. Glücklich, wer nicht enttäuſcht wird, in der Täuſchung liegt immerhin, ſo lange ſie dauert, ein Glück, wie falſche Edelſteine den unkundigen Beſitzer ſo glücklich machen als ächte.

In den Kosthäuſern fanden ſie ſich allgemach zuſammen, doch nicht Alle. Auf unbegreifliche Weiſe waren gerade die Führer verſchwunden, die mit den düſteren Augen und giftigen Zungen, welche das Feuer hauptſächlich angeblaſen und unterhalten hatten, und wie man ſie auch ſuchte, ſie fanden ſich nicht wieder. Das waren die alten Füchſe, die allenthalben dabei waren, wo Ausſicht war, einen Hühnerſtall zu plündern, einen Taubenſchlag zu zerſtören, die aber immer ein verſteckt Hinter-

loch offen hatten, um alsobald zu verschwinden, wenn Gefahr kam, Widerstand oder gar Untersuchung, gleich den Füchsen, die zumeist ein geheim Loch in ihrem Bau haben, wo sie hintenaus sich machen, während der Jäger vornen lauert oder gräbt.

Dieses Verschwinden verbreitete große Niedergeschlagenheit, sie mußten daraus schließen, daß ihr Unternehmen nicht bloß in allem Ernste aus sei, sondern daß die Sache einen langen Stiel haben, den darin Verwickelten und namentlich den Fremden trotz dem verkündeten Frieden Gefahr bringen könnte. Sie fanden aber noch was Anderes nicht mehr, nicht mehr die alten freundlichen Gesichter im Kosthause. So ein Wirth kann eben nicht zum hintern Loch hinaus, er müßte zu viel im Stiche lassen und läuft als Platzgeber immerhin Gefahr und namentlich, wenn er bei einer allfälligen nachträglichen Untersuchung sich nicht gesäubert hat, die gefährlichen verdächtigen Elemente sich noch vorfinden. Trotz allem Frieden kann die Polizei immer Grund finden, ein solches Haus zu schließen, ja den Besitzer, wenn er ein Fremder ist, fortzuweisen — man hat Exempel! Nun ist wie gesagt an solchen Orten die Bruderliebe selten groß, um der Menschheit aufzuhelfen, hält man kein Kosthaus, sondern zunächst sieht man auf sich, schiebt alles, wodurch man gefährdet werden könnte, so schnell als möglich von sich.

Saure Gesichter fand man also und mürrische oder gar keine Antworten kriegte man. Der Wirth munkelte von saubern Helden, die, wenn irgendwo eine alte Pistole losgehe, davon liefen über Hals und Kopf, wie Hasen, wenn es hinter ihnen kläffe. Begreiflich nahmen dieses die Burschе, welche sich mit irgend etwas gestärkt hatten, nicht so hin, sie schimpften über Betrug, wie man mit falschen Vorspiegelungen sie gelockt und endlich im Stich gelassen. Denen, welche dazu geholfen, die Lage hätten kennen sollen, zieme es nicht, hintendrein noch aufzubegehren und zu räsoniren.

Es ging wie in allen ſolchen Fällen, wo ein leichtfertiges und unbeſonnenes Unternehmen ſcheitert, es gab Streit. Keiner fand die Schuld bei ſich, ſchob ſie den Andern zu, überhäufte ſie mit Vorwürfen und Drohungen. Feigheit, Verrätherei, Bosheit u. ſ. w. ſchlug man ſich gegenſeitig um die Köpfe, aber von der Hauptſache, daß das Unternehmen an ſich von der einen Seite eine Schlechtigkeit, von der andern eine That des Wahnſinns war, redete niemand, auf den Grund geht man bei ſolchen Dingen nicht. Ein Frevel war es und eine Schlechtigkeit von den Einheimiſchen, ein Frevel gegen Vaterland und Geſetz, eine Schlechtigkeit gegen die armen Teufel, welche ſie anlogen und mit falſchen Vorſpiegelungen bethörten, während ſie bei ſich bereits den Entſchluß fertig bei ſich trugen, im Fall das Unternehmen gelingen ſollte, der fremden Helfer ſich zu entledigen ſobald als möglich und unter jedem Vorwande. Ein Wahnſinn war's von den armen Handwerksburſchen, daß ſie ſich einſpinnen ließen in den Wahn, in fremden Landen, unbekannt mit Volk, Sitten und Sprache eine Weltverbeſſerung, eine Umgeſtaltung der beſtehenden Ordnung beginnen und durchführen zu können, ſie, deren Mehrzahl weder eine Flinte ordentlich laden noch irgend einen Begriff hatte von ſtaatlichen Verhältniſſen, denn kommuniſtiſche Träume ſind keine Verhältniſſe und kommuniſtiſche Phraſen enthalten keine geſunden Begriffe. Die Burſche mahnen uns an die römiſchen Gladiatoren, der Wahn, in den ſie geſponnen werden, an die Zwinger der Gladiatoren: beide werden aufgeſpart, geſtachelt, zuſammengetrieben bei beſondern Anläſſen, um für fremde Zwecke ihr Blut zu vergießen, vielleicht einmal in großen Schlägen das Leben zu laſſen. Nur ergeben ſich merkwürdige Unterſchiede; die Gladiatoren wurden beſonders gut gehalten und gefüttert, wurden mit dem größten Fleiße in den Waffen geübt und warum? Um einige Stunden lang die blutige Luſt des römiſchen Volkes zu kitzeln in blutiger Luſtbarkeit, die mit dem Tode der Meiſten endigte; wer aber überblieb, ward hoch-

geehrt, gekränzt, gefüttert, besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme gewürdigt. Die armen Handwerksbursche werden auch aufgestachelt, zur Lust Anderer, aber es wird ihnen ein großer Zweck vorgefaselt, bei dessen Erreichung sie die beste Beute machen würden. Um sie in ihren Wahn recht einzuspinnen, treibt man sie in Kosthäuser zusammen, füttert sie sehr schlecht und zwar auf ihre eigenen Kosten, von Waffenübungen ist begreiflich keine Rede, und wenn man mal was losläßt mit einem Haufen zusammengetriebener Handwerksbursche zum Versuch, wie weit man sei mit der auflösenden und zersetzenden Arbeit am Volke, so kümmert sich kein Mensch um die armen übriggebliebenen Teufel, und je eher man sich ihrer entledigen kann, desto lieber ist es denen, die eben die Handwerksbursche zu Werkzeugen ihres Frevels und ihrer Schlechtigkeit erkoren haben.

Je weniger man auf dem rechten Boden der Sache ist, desto wilder wird, wenn man einmal hintereinander geräth, der Streit, denn so lange man im Trug streitet, so lange ist keine Verständigung möglich, höchstens eine augenblickliche auf Kosten eines Dritten. Das Ende des Streites mit dem Wirthe war, daß die Einen sagten, hier blieben sie nicht lange mehr, der Wirth aber erklärte, je eher sie gingen, desto lieber sei es ihm, auf der Stelle, wenn sie wollten, aber bezahlt wolle er sein bis auf den letzten Kreuzer von jedem; für solche Bursche sei er nicht auf der Welt. Jakob verstand nicht Spaß und war ohnehin in einer Gemüthsstimmung, für welche wir keinen Namen haben. Es war nicht Verzweiflung, nicht Schwermuth, nicht Menschenhaß, nicht simpler Zorn, es war alles untereinander durchsäuert mit dem Gefühl, Jahre des Lebens geopfert, nichts gewonnen, viel verloren zu haben. Wenn ein Spieler sechs Gulden verliert, so plagt es ihn, verliert er seine ganze Baarschaft, so zieht er ein kläglich Gesicht, verliert einer sein ganzes Vermögen, so denkt er an die Pistole oder an den Strick und mancher hat gebraucht, woran er gedacht. Und doch sind

ſechs Gulden kein Geld, Baarſchaft kann man wieder kriegen, Vermögen wieder gewinnen, aber verlorne Jahre ſind dahin, kehren nimmer wieder, laſſen ſich nimmer wieder gewinnen für den Menſchen dieſer Welt. Bloß dem, der ein Chriſt wird, kehren alle die ſogenannt verlornen Jahre mit Schätzen reich beladen wieder; Schiffen gleich, die, in ſtarrem Eiſe feſt gefroren, frei werden, wenn der Frühling kömmt, die Sonne höher ſteigt, warme Winde das ſtarre Eis brechen, und wiederkehren und reich machen den Eigner, der bereits arm ſich glaubte und verloren und nicht dachte, wie reich ein Frühling wieder machen kann. Verlorne Jahre, verlorne Hoffnungen hatte Jakob, feſt gefroren waren ſie, kein Frühling war für ſie, nichts hatte er mehr, kaum mehr ſo viel, um ein Nachtlager zu bezahlen in einer andern Herberge. Was er an Kleidern noch beſaß ſammt dem Felleiſen hatte er zurücklaſſen müſſen, da er nicht Geld genug hatte, ſie zu löſen. Da ſtand er jetzt und hatte nichts und tappte mit Mühe durch die Finſterniß und fand mit noch größerer Mühe ein Nachtlager, denn bei ſolchen Anläſſen werden die Wirthe bekanntlich auf einmal vorſichtig.

Am folgenden Morgen begab er ſich in die Werkſtätte. Die einen Arbeiter waren da, andere fehlten, endlich kam der Meiſter und ſagte: er ſei genöthigt die Meiſten zu entlaſſen und namentlich die, welche betheiligt ſein könnten bei den letzten Ereigniſſen, übrigens ſei auch keine Arbeit mehr, viele ſei abgeſagt worden, und wenn es einmal Lärm gegeben, ſo erſchrecken die Leute, hielten das Geld zurück und auf Monate hinaus ſei kein Verdienſt. Unter den Entlaſſenen war auch Jakob, und mit wenigen Batzen, welche der Meiſter ihm zu zahlen hatte, ſtand er wieder vor der Thüre, und kalt war der Morgen und ſauer blies der Biswind durch die engen Straßen, als ſei er gepreßt in enge Röhren. Da ſtand er nun, kannte von der Sprache wenig mehr als er von Melanie gelernt und durch Murten mitgeführt hatte, arbeitslos und obdachlos. In ſtummem Weh und Zorn ging er nach dem nächſten unbe-

kannten Kosthause, in der Hoffnung dort Kameraden anzutreffen und Arbeit zu erfragen. Dort fand er Wirthsleute mit sauern Gesichtern, die unfreundlich die Gäste anfuhren und umgekehrt waren wie ein Handschuh, kommen sahen sie keinen gerne, gehen jeden. Er fand fluchende Kameraden, die entlassen worden waren und über Meister und die alten Führer, welche nirgends zu finden waren, schrecklich schimpften. Er weilte nicht lange, stürzte ein Glas Schnaps hinab, suchte in einem andern Kosthause Trost, fand dort die gleichen Gesichter, die gleiche Stimmung.

So fand er es allenthalben, wo er einkehrte. Was er auch trank, wollte ihn nicht wärmen, es war, als sei es Wasser, das in herber Winterkälte auf Steine gegossen wird. Wie dieses mit eisiger Kruste die Steine überzieht, sie durchfriert, so war es ihm, als werde eisig sein Gebein und eisige Schauer rieselten ihm durch Mark und Adern, während die ganze Glut des Körpers hinauf zum Haupte drang, brausend und brennend, den Schädel zu zersprengen drohte, den Augen den Platz in ihrem Kämmerlein nicht mehr gönnte, daß sie weiter und weiter hinaus treten mußten auf die Schwellen ihrer engen Häuschen. Es kam Angst und Bangen, was er anfangen solle in der weiten Stadt ohne Arbeit, ohne Freunde, ohne was Anderes als die Kleider, welche er am Leibe trug. Er dachte wohl an Lausanne, aber wie dahin kommen, und hatten dort die Gesichter sich nicht auch gewandt und waren unsichtbar geworden die, welche die ganze Welt ins Maul genommen hatten sammt allen Fürstenthümern und Gewalten? Und die Angst und das Bangen legten sich wie ungeheure Lasten ihm aufs Herz, er vermochte es kaum mehr zu tragen, so schwer war es geworden, und mühsam rang sich der Athem unter den Hämmern des Herzens hervor. Doch zwang er sich und aus den Kosthäusern lief er nach den Werkstätten, aber bessern Trost fand er nicht. Die einen waren geschlossen, in andern fehlte der Meister, und wo ein Meister bei Hause war, da war es einer

mit zornigem Geſicht, der den klopfenden Geſellen mit Blitz und Donner entgegen fuhr, daß ſie erſchrocken davon ſtolperten und froh waren, wenn ſie mit ganzen Knochen wieder auf der Straße ſtanden. Es war Abend geworden, Jakob hatte es nicht bemerkt. Schwarz war der Himmel über dem ungewöhnlich ſtillen Genf, finſteres nördliches Gewölke hing bis auf die Giebel der Dächer herab, wild ſauſte es durch die Luft, lockere Ziegel machten luftige Sprünge, und was Lebendiges auf den Straßen ſich zeigte, eilte in ängſtlicher Haſt, als ſei es auf der Flucht vor einem grimmigen Feinde. So eilte auch Jakob in wilder Haſt und ward ihrer ſich nicht bewußt. In ihm brannte, brauſte und ſauſte es und vor ſich hörte er es gewaltig brauſen und branden, und als er die Augen hob, ſah er unterm ſchwarzen Gewölke eine noch finſtrere ſchwarze Wüſte, endlos, ſchaurig, wie ein Thor der Hölle. Aber die Wüſte war nicht ſtarr und todt, ſie war lebendig; im wilden Aufruhr jagte ſie daher, ſchäumend und drohend in gewaltiger Wuth. Es war als ritten aus der Hölle weitem Thore auf lang geſtreckten ſich bögelnden Schlangen der Hölle dunkle Geſpenſter, jagten daher die grauſen Höllenſchaaren zu ſtürmen die Stadt, hoch auf ſpritzte Schaum und Dampf, an den mächtigen Mauern donnerte betäubend der Sturm.

Da loderte es in Jakob noch heißer auf, und betäubend brandete die innere Glut an Jakobs Stirne, es wirrten ſich ſeine Gedanken. Waren es die Savoyarden, die ſtürmend und brauſend die erſehnte Hülfe brachten, war es die weite Haide bei ſeiner Heimath, die brauſend daher kam, ihn heimzuholen, war es Waſſer, das ihm kühlen wollte den Brand an der Stirne? Es ſtreckte die Arme nach ihm aus, es rief ihn, es zog ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt, und über die Mauer ſtürzte er ſich in die Brandung. Aber er fiel nicht, eine mächtige Fauſt ergriff ihn im Nacken, hob ihn herauf. Mit dunkelm brechendem Blicke bog er den Kopf, ſah hinter

ſich eine hohe Geſtalt, die mit ſtarker Hand ihn hielt. Im Dunkel des Abends ſah er ein bekannt Geſicht, das Geſicht ward ihm zur hellen lieblichen Mondnacht, wo am blauen Himmel die Sterne ſchimmerten, ſilbern die Wellen glänzten auf weitem See und freundlich plätſcherten am Hügel, auf welchem eine Kirche ſtand, neben welcher Zürichs wohlbekannte Thürme ſtolz ſich erhoben. Doch kaum war das Geſicht ihm aufgegangen wie eines Blitzes Schein, ſo kam die Nacht, und ſchwarz ward es ihm vor den Augen, und wie mit ſchwarzem Leichentuche verhüllte die Hand des Allmächtigen das Bewußtſein des armen Jakobs, der nicht mehr beten konnte, aber dennoch in der Hand des Allmächtigen blieb.

Sechszehntes Kapitel.

Jakob erwacht, aber nicht freudig.

In gleichmäßigem Laufe rollt die Erde fort und fort; was wir arme Sterbliche treiben mögen, in ihrem Gange ſtört es ſie nicht: ob Weiber ſpinnen, ob Männer Schlachten ſchlagen, die Erde läuft ihre Bahn ſicher und unentwegt. In gleichmäßigem Flügelſchlage rauſcht die Zeit über die Erde durch die Welt: ob Menſchen die Schläge zählen, ob ſie wachen oder ſchlafen, geboren werden oder ſterben, die Zeit kümmert es nicht, in ewig gleichem Gang rauſcht ſie vorüber. Und wenn aller Menſchen Ohren zugehen und wenn die Erde vergeht, ſo bleibt unveränderlich der Flügelſchlag der Zeit, ſie ſchlägt die Stunden der Ewigkeit, Augenblicke vor Gott ſind Jahrtauſende dem Menſchen. Die Zeit iſt auch Ewigkeit, die Ewigkeit, deren Flügelſchläge die Menſchen hören, deren Schläge ſie zählen können. Aber auch die einzelnen Stunden zu zählen eine nach der andern, welche über das eigene Leben rauſchen, hat Gott kein menſchlich Ohr verdammt. Kurz iſt das menſch-

liche Leben, aber eine unbeſchreibliche Pein wäre es und zu Ewigkeiten würden die Stunden werden, wenn der Menſch ſie zählen müßte von der erſten bis zur letzten, eine nach der andern. Aber ob ſie gezählt werden oder nicht, es kümmert die Stunden nicht, die Zeit ſteht nicht ſtill, ſie zieht vorüber für und für. In ſüßen Schlaf hüllt die göttliche Huld wenigſtens einen Drittheil jedes Menſchenlebens, entrückt den Menſchen dem Jammerthale und ſtärkt ihn für das Jammerthal, haucht die Kraft ihm ein, es zu verwandeln mehr und mehr in das verlorne Paradies. O wenn zu rechter Zeit jeder Menſch faſſen würde, welch ſüße Gabe der Schlaf iſt, es würde keiner mehr ihn ſo muthwillig auf das nichtswürdigſte verſchleudern, an das hohe Gut nicht tauſchen Sünde um Sünde, Schande um Schande; es würde keiner ſpielen mit demſelben, bis er allen verſpielt, keinen Schlaf mehr hat. Keinen Schlaf mehr haben iſt noch ganz was Anderes als keinen Schatten mehr haben. Aber der Menſch kennt ſelten den wahren Werth eines angebornen Schatzes eher, als bis er ihn verloren hat; ſo kennt er den Werth der Geſundheit nicht, bis ſie ſich in Krankheit verwandelt hat, ſo hat er es auch mit dem Schlafe, erſt wenn kein Schlaf mehr kommen will, begreift er, was ſchlafen iſt. Auch hier iſts der Sünder, der am meiſten und muthwilligſten an dieſer Gabe frevelt, und wo eine chriſtliche Obrigkeit ſie ſchirmen will, am wildeſten lärmt gegen dieſen Schutz.

Während man ſchläft, ſchlagen die Stunden ungezählt, der Schlafende iſt entrückt in ein ander Land, gehoben über die Schranken der Zeit und des Orts, wandert beſondere Wege, auf welchen Gott ſelbſt ihn durch Bilder unterrichtet, die aus ſeiner väterlichen Hand kommen, ihn kennen lernt ſeine Schwächen, den Glücklichen den Becher des Unglücks koſten läßt, den Unglücklichen tröſtet durch glückliche Träume, den Unzufriedenen durch Zuſtände führt, daß er beim Erwachen zufrieden iſt, die alte Bürde aufzunehmen und geduldig zu tragen. In den

Träumen liegt ein Schatz göttlicher Liebe und Weisheit, aber selten finden sich die Seelen, welche ihn zu heben vermögen.

Doch nicht der Schlaf allein umhüllt das Bewußtsein des Menschen, verschließt sein Ohr dem Schlage der Stunden: Ohnmacht, Krankheit haben die gleiche Macht, es Nacht werden zu lassen in des Menschen Seele, diese Nacht lichter und schwärzer zu gestalten. Lichter ist diese Nacht, aber um so peinlicher, wenn einzelne Vorstellungen, Bilder hineinragen in dieselbe, zumeist unerträgliche, fixe, welche nicht weichen wollen, wie feste Ideen in der Nacht des Wahnsinns. Bald steht eine schauerliche Gestalt vor dem Bette, zwickt, reißt mit feurigen Zangen, will nicht schlafen lassen; bald steht ein Mann zu den Häupten des Bettes, sägt oben am Schädel, sägt immer und immer, sägt nie zu Ende; bald steht einer da mit einer Schraube, setzt sie an am Kopfe, schraubt und schraubt immer schrecklicher, die Augen quellen aus den Höhlen, quellen armslang heraus, und nicht lassen will der Mann mit dem Schrauben. Bald strömt Feuer über den Menschen, er wälzt sich im Feuer, es strömt Feuer durch den Schlund; wie er nach Wasser schreit, er kommt nicht aus dem Feuer und das Feuer wird immer feuriger. Bald steht er im Schlamm, will heraus und sinkt immer tiefer, immer ängstlicher arbeitet er, immer todesmüder wird er; je peinlicher seine Müdigkeit wird, um so größer wird auch die Angst, um so hastiger sein Haften im Schlamme, und wenn auch zuweilen sein Bewußtsein erlischt, mit um so größerer Angst und Pein sitzt er im Schlamme, wenn er erwacht. Ganz schwarz wird aber auch diese Nacht, kein Bild taucht in der Seele auf, kein Gefühl zuckt in das Bewußtsein hinein; der Nacht des Todes ist diese Nacht vergleichbar, auch wird sie oft vom Tode verschlungen. Manchmal lichtet sie sich allmählig, es zuckt ein Bild empor und fährt vorüber wie ein Blitz, es dämmern nach und nach andere Bilder auf und schweben vor der Seele, bis es taget mehr und mehr, bis das volle Bewußtsein wieder kommt wie die ver-

ſchwundene Sonne über die Berge. Zuweilen bricht dieſes Bewußtſein plötzlich auf, es iſt, als ob eine gewaltige Hand eine Decke von der Seele riſſe, das Auge erhält die Sehkraft wieder, die Ohren gehen auf, der Menſch erwacht und ſtaunt: es iſt das Erwachen deſſen, der todt war und wieder lebendig wird. Sie ſind wunderbar und unerklärlich die Zuſtände unſerer Seele, unerklärlich und wunderbar faſt wie die Rathſchläge Gottes.

In einem großen Saale ſtanden viele Betten, düſtere Lampen gaben düſteres Licht, in den meiſten Betten war Unruhe, viel ſeufzen und ſtöhnen hörte man, ein lauter Schmerzensruf hallte zuweilen ſchauerlich an den Wänden wieder. Am obern Ende des Saales war ein Bett, in demſelben war es ſtille; ein Menſch lag darin auf dem Rücken, ſeine Augen ſtanden offen: es war unſer Jakob, aber ſeine beſten Freunde hätten ihn kaum wieder erkannt, ſo hatte ihn wochenlange Krankheit gezimmert. Sein Bewußtſein lichtete ſich allmählig, und jemehr es ſich lichtete, deſto größere Todesangſt preßte ihm das Herz zuſammen. Als er beim Erwachen die Augen aufſchlug, ſah er den weiten endloſen Raum um ſich, aber wo er war und wie er dahin gekommen, wußte er nicht. Ihm dämmerte bloß ein Dünken, als ob er in ſchrecklichen Kriegen geweſen und getödtet worden ſei. Sein Erwachen kam ihm vor als das Erwachen aus dem Tode. Aber wo erwachte er? Nicht im Grabe, das iſt ein gar eng Kämmerlein, und gar weit war es um ihn, denn im Raume ſah er kein Ende. Auch war es nicht finſter wie im Grabe, es dämmerte um ihn, in der Ferne ſah er feurigen Schein, ſah Flammen wie ihn dünkte, Seufzer, Stöhnen, Zähneklappern hörte er, ein Weheruf, ein lauter Schrei tönte zuweilen von ferne her, ihm ſelbſt war ſo weh, nicht hier, nicht dort, aber ein unbeſchreiblich Mattſein lag mit unſäglicher Pein ihm in allen Gliedern. War er am Orte, wo Heulen und Zähneklappern iſt ewiglich, wo der Wurm iſt, der nicht ſtirbt, wo das Feuer iſt, welches

nicht erlöscht? Woher sonst das Wehgeschrei in der Ferne, rundum das Wimmern und Weben, Feuer und Dunkel? Schatten sah er schweben in der Ferne und Ketten hörte er klirren. Lautlos lag er da in Angst und Schweiß, athmete kaum, hütete sich vor jedem Lebenszeichen, damit die Peiniger sein Erwachen nicht merkten, nicht kämen und ihn schleppten in die feurigen Marterkammern, woher das Wehgeschrei der Gepeinigten er zu hören glaubte. Er wollte wieder sterben, er schloß die Augen, er rief dem Tod, daß er ihn vom Teufel rette. Es dünkte ihn, sie stritten sich um ihn, er schwebe zwischen Teufel und Tod, dann mußte er doch wieder die Augen aufreißen in schwerem Bangen, zusehen, ob er noch nicht todt sei, nicht anderswo, ob die schwebenden Schatten sich genähert, die Reise bald an ihm sei, geschleppt zu werden in die Marterkammern. Wie lange dieser Zustand dauerte, wußte er nicht, sein Ohr folgte dem Flügelschlage der Zeit noch nicht, aber als er einmal die Augen wieder aufschlug, war es licht um ihn, voll Sonnenschein war der weite Raum, der Raum war mit Betten angefüllt, von Bette zu Bette schwebten leise Wärterinnen mit Löffeln und Tassen, Köpfe tauchten aus den Betten auf, schlürften aus Löffeln und Tassen, sanken dann mit Seufzen und Aechzen zurück in die Kissen, oft ehe sie aufgeschüttelt und zurecht gelegt waren.

Voll Erstaunen saß Jakob unwillkürlich auf, mit E[illegible]nen erblickte ihn eine Wärterin. Seit Wochen war er k[illegible]ot gelegen, seinen Tod hatte man erwartet, nicht sein Auferstehn. Alsbald ward der Arzt gerufen. Diesem war Jakobs Erwachen ebenfalls unerwartet, jetzt, hoffte er, sei das Schlimmste überstanden und Genesung möglich, doch nur langsam. Jakob erfuhr nun, daß er in einem Spital sei, wohin ihn eines Abends bewußtlos ein großer Mann gebracht habe, dem Aussehen nach ebenfalls ein Handwerksbursche. Derselbe sei anfangs öfters gekommen und habe mit Theilnahme nach ihm gesehen, seit einiger Zeit sei er ausgeblieben, möglicherweise

ſei er fortgeſchickt worden, denn in letzter Zeit habe man die Stadt ſtark geſäubert von müßigem und unruhigem Geſindel, oder er ſei freiwillig gegangen böſen Gewiſſens wegen. Es dämmerte Jakob eine dunkle Erinnerung an den letzten Augenblick ſeines Bewußtſeins, er gedachte des Brandenburgers, ſehnte ſich nach ihm, ſah nach der Thüre ſo oft ſie aufging, aber umſonſt, der Brandenburger blieb weg. Nun war wohl die Höllenangſt fort, aber Freude am Leben kehrte bei Jakob nicht ein, er wäre lieber eingeſchlafen geblieben für immer.

Er ſchlief noch immer viel, und wenn er zum Schlafen ſich legte, konnte er ſich des Wunſches ſelten enthalten, nicht mehr erwachen zu müſſen. Wachte er, ſo ſammelte er mühſam ſeine Erinnerungen, ſeine ganze Vergangenheit ſchien in Trümmer gegangen, mühſelig las er die Bruchſtücke zuſammen, mühſelig ſetzte er ſie zuſammen, oft fehlte ihm der Zuſammenhang, und lange ging es, ehe er denſelben hergeſtellt hatte. Dieſe Arbeit förderte ſeine Geneſung nicht, dieſe ging ſehr langſam und noch langſamer kamen die Kräfte nach, ſie machte ihn bald zornig, bald traurig, daß er weinen mußte. Jahre lagen hinter ihm, und was hatte er mit ihnen gewonnen bei voller Kraft, Jahre lagen vor ihm, was ſollte er von dieſen erwarten, geſchwächt und elend, wie er war? Ueber ihn kam es wie über die meiſten ſchwer Verwundeten auf dem Schlachtfelde, und war er nicht auch ein Schwerverwundeter auf dem weiten Schlachtfelde des Lebens? Ihn faßte, wenn auch nicht das Heimweh, ſo doch ein Sehnen nach Heim, ein inniges Verlangen, noch einmal die Großmutter zu ſehen, ihr zu klagen, wie es ihm ergangen in der böſen Welt und unter den ſchlechten Menſchen.

Wachte er, ſo ging keine Stunde vorüber, in welcher er nicht an ſie dachte, dachte, was ſie mache, ob ſie ſeiner noch wohl gedenke, was ſie ſagen würde, wenn ſie wüßte, in welchem Zuſtande er ſei. Er war überzeugt, wenn ſie es erführe, ſie käme her ihn zu pflegen, die erſten Worte aber, welche ſie ihm

ſagte, würen: Jakob, hab ichs nicht geſagt, du ſeieſt ein Eſel und werdeſt ein Eſel bleiben? Schreiben wolle er nicht, dachte er. Stürbe er, ſo werde es heim geſchrieben werden, und ſterbe er nicht, ſo trage es nichts ab, heim zu ſchreiben und zu bekennen, in welchem Elend er ſei. Geneſe er, dann wolle er ſich aufmachen und gen Hauſe wandern, und wenn er heimkomme, wolle er der Großmutter erzählen wie es ihm ergangen und dann ſagen: Großmutter, ich war ein Eſel, aber ich bin keiner mehr, für keinen Menſchen rühre ich mehr einen Finger. Daß ihm die Großmutter darauf antworten würde: Biſt doch noch ein Eſel, Jakob, daran dachte er nicht. Aber welche Kluft war zwiſchen ihm und der Großmutter, faſt zwei hundert Stunden breit war ſie, wie hinüber kommen mit gelähmten Kräften und im Winter obendrein? Wenn ihm dieſe Gedanken kamen, kam ihm das Weinen, kam ihm die Angſt, was aus ihm werden ſolle, wenn er entlaſſen werde in hartem Winter, ohne Geld und wo die Arbeit ſo ſelten ſei. Dann dachte er wohl auch daran, wie er in dieſe Lage gekommen, und ballte die Fäuſte der Welt, daß ſie ihn in dieſes Elend gebracht und ſagte: Himmelſakerment, wart du nur! Er war ein Weltkind, das thorrechte Kind einer thorrechten Mutter, thorrechte Kinder ſchlagen oft ihre Mütter, während thorrechte Mütter ihre Kinder ins Verderben bringen. Der Himmel über ſeinem Gemüthe ward durchaus nicht klar, er ſah bloß die Begebenheiten, ihr innerer Zuſammenhang blieb ihm verborgen, verborgen, wie eine aus der andern folgte und alles endlich aus dem eigenen Sein und Thun. So zerreißt oft die ſchwarze Wolkendecke am Firmamente, aber deswegen wird die Luft weder klar noch lieblich, wild und wirr treiben die zerriſſenen Wolken durcheinander, zweifelhaft bleibt, will es ſich beſſer, will es ſich ſchlimmer geſtalten am Himmel. Jakobs geſpanntes Selbſtbewußtſein, ſein gewaltiger Muth, die waren hin, ſeine Anſichten, Hoffnungen jagten zerriſſenen Wolken gleich in ſeinem Gemüthe herum, machten ihn bald zornig,

bald weich, bald fluchte er, bald weinte er, aber beſſer ward er nicht, er betete nicht, er ſah ſeine Irrwege nicht ein, nicht ſeine Thorheiten, nicht den Grund des Uebels in ſich ſelbſt, fegte ſeinen Tempel nicht rein, er ſchaffte die Trümmer ſeiner Hoffnungen und Erwartungen nicht weg, ſondern weinte eben, daß ſie in Trümmer gegangen, und fluchte denen, welche er ſchuld daran glaubte.

Langſam ſchlichen ihm die Tage vorüber bei dieſen bittern Gedanken, Unterhaltung fand er ſelten. Er verſtand die Sprache nicht, Deutſche waren wenige da. Zwei ganze Schiffe voll, welche man bei der Affaire betheiligt glaubte, hatte man den See hinunter ſpedirt, gratis, ſonſt ohne Komplimente. Wer Deutſch konnte, ließ ſich nicht viel mit ihm ein. Da es bekannt war, daß Jakob bei der unglücklichen Geſchichte betheiligt geweſen, mied man gerne den Schein, als ſei man mit ihm bekannt, als habe man der Geſchichte nahe geſtanden und wiſſe Genaueres darüber. So gehts! Gelingt's, ſo iſt jeder der Erſte dabei geweſen, will den erſten und größten Fetzen des Gewinns; mißlingts, ſtreicht ſich jeder ſo raſch er kann ins Weite, läugnet wie ein Ketzer oder accurat wie Petrus, was um die Geſchichte gewußt zu haben, und ſchimpft wie ein Rohrſpatz über alle Theilnehmer.

Langſam wie geſagt genas Jakob und noch langſamer kamen ſeine Kräfte wieder. Nun ſind aber das zwei Dinge: nicht mehr krank, des Arztes nicht mehr bedürftig — und hergeſtellt und arbeitsfähig zu ſein. In einem Spital wird man kurirt, d. h. die Krankheit wird gehoben, und wie lange man dann den Geneſenen noch behält zur Herſtellung ſeiner Kräfte, das hängt hie und da von der Humanität des behandelnden Arztes, zumeiſt aber von den Umſtänden des Spitals, dem ſtattfindenden Zudrange ab. Iſt der Zudrang groß, herrſchen lang dauernde Krankheiten, da entſteht die Nothwendigkeit vorn abzuſtoßen, um den Neuhinzugekommenen Platz zu machen. Das Spital erweitern kann man nicht, und nothwendiger ſcheints,

die aufzunehmen, in welchen noch der böſe Geiſt der Krankheit ſitzt, als die zu behalten, aus welchen er bereits getrieben iſt. Jakob traf es in einen ſehr ſchlimmen Zeitpunkt, die Noth machte Humanitätsrückſichten unmöglich, wer den Arzt nicht mehr bedurfte wurde entlaſſen. Gerne verläßt das Spital wer ein Heim hat, es iſt doch am heimlichſten daheim, da iſt man auch frei, abſonderlich wenn dazu noch Frühlingslüfte wehen oder traut und warm die Sonne ſcheint und ſüße Früchte an den Bäumen reifen. Aber wer kein Heim hat als die Straße, kein Geld, nichts hat als dünne Kleider, darunter eine empfindliche Haut und ſchlotternde Glieder? Auf der Straße knarrt der Schnee, eiſige Winde fegen ſie, und aus dem Spitale wird er entlaſſen, ſteht vor der Thüre, ſie ſchließt ſich hinter ihm und er weiß keine andere die ſich ihm öffnet, vielleicht eine einzige ſieht er, aber dieſe iſt zweihundert Stunden weit. Er ſieht rechts, ſieht links, weiß nicht, wohin ſich wenden, eiſig fährt ihm der Wind durch den dünnen Leib, haſtig ſchlottern die loſen Glieder, und kein Heim, nirgends eine Thüre, die auf ſeinen Ruf ſich öffnet, es iſt ſchrecklich dieſe Lage!

Als Jakob vor der Thüre des Spitals ſtand, wußte er noch nicht, wie troſtlos er dran ſei, wußte nicht wie in politiſchen Wirren nichts feſt iſt, jede Lage eine Sandbank iſt, welche jede Fluth verändert, und wie im Meeresſtürmen die kleinen Boote am ſchnellſten untergehen, in politiſchen Stürmen das Daſein und das Behagen der untern Klaſſen am meiſten und dauerndſten gefährdet werden. Jakob ſteuerte ſeinem Koſtorte zu, wo er ſein Felleiſen hatte mit dem Reſte ſeiner Habe. Er hatte es mit dem Koſtorte gehabt wie Noah, als er einen Raben ausſandte, um Botſchaft zu bringen, der aber nicht wieder kam, er hatte dorthin Beſcheid machen laſſen, aber Bericht erhielt er entweder keinen oder ſolchen, welchen er nicht glauben wollte. Kalt war's, ſchrecklich kalt, Jakob glaubte, er habe kein Mark mehr in den Knochen, kein Blut mehr in den Adern, er ſei eine ſaft- und kraftloſe Maſchine, ſo matt war

er und ſo fror es ihn, als er endlich an ſeinen Koſtort kam. Aber wie ward ihm, als das Haus ganz anders ausſah, inwendig fremde Geſichter ihn anglotzten, ihn nicht verſtehen wollten, ihm Beſcheid gaben, den er nicht verſtand, als er endlich begriff, hier ſei kein Koſtort mehr und fort der frühere Wirth, da ſtand er ſtumm. Jetzt war er arm und verlaſſen und die einzige Thüre, welche er ſich offen glaubte, verſchloß ſich hinter ihm. Er ſchleppte ſich weiter von Kneipe zu Kneipe, bis er eine deutſche Zunge fand, welche ihm Auskunft geben konnte, aber lange mußte er ſuchen, ſie waren rarer geworden die deutſchen Zungen in Genf. Er vernahm, daß man nicht bloß Geſellen fortgeſchickt hätte, ſondern auch Meiſter und Koſthalter, welche in die Unruhen verwickelt geweſen oder ihnen Vorſchub gethan, dieweil die Genfer Bürger gefunden hätten, wer bei ihnen das Gaſtrecht genieße und ſeinen ſchönen Verdienſt habe, ſolle ſich in die Ordnung ſchicken, welche den Genfern anſtändig ſei, und ſich nicht üppig machen, nicht befehlen wollen, nicht thun wie der Kukuk in fremden Neſtern. Wolle der Fremdling das nicht, ſo könne er weiter wandern. Viele fanden, weit neben das Recht hätten die Genfer nicht geſchoſſen, Andere wollten es nicht glauben, begehrten hölliſch auf, doch einſtweilen bloß halblaut und wenn es kein rechter Genfer hörte. Dieſes Schickſal, fortgewieſen zu werden, hätte namentlich Jakobs Wirth betroffen, der gar ſchrecklich erbittert gegen die Genfer gethan, dieweil ſie reicher und vornehmer ſeien als er und Bürger, und er nicht. Wohin er ſich gewendet, wußte man nicht, wahrſcheinlich gegen das Waadtland, meinte man.

Siebenzehntes Kapitel.

Jakob verläßt Hensf und Gott öffnet ihm eine Thüre.

Jetzt hatte er also gar nichts mehr, als was er am Leibe hatte, fort war auch das Felleisen, und ohne Felleisen solle er ihr nicht wieder kommen, hätte die Großmutter gesagt, meinte er, also auch heim durfte er nicht! Da ergriff ihn eine unendliche Trostlosigkeit, so alleine auf der Welt, nirgends mehr ein Heim, keinen Vater über den Sternen, keine freundliche Stätte auf Erden, keine Kraft in den Gliedern, keinen Muth in der Seele! Wo kein christlicher Sinn ist, keine Demuth, welche im Unglück die eigene Schuld anerkennt und in der Züchtigung die göttliche Liebe, da versteinert eine solche Trostlosigkeit zu Menschenhaß, die Rachgier entsteht, welche vermeintlich erlittenes Unrecht am menschlichen Geschlechte oder wenigstens an ganzen Ständen und Klassen rächen will. Er suchte Arbeit und fand keine, wurde sehr kurz abgewiesen, selbst von Meistern, welche er im Bunde glaubte. Sie wollten sich nicht verdächtig machen, wollten lieber nicht selbst wandern, überdies stockte die Arbeit wie zu jeder Zeit bei bürgerlichen Unruhen. Sie gaben ihm Winke, er thäte besser, so bald als möglich weiter zu gehen, wenn er nicht auf dem Dampfschiff transportirt werden wolle den See ab. Was wollte er anders? Zudem graute ihm vor dem Dampfschiffe, er wollte lieber stolpern durch den Schnee so lange seine Beine hielten. Von seinem Unglück waren einige Weiber gerührt geworden, hatten ihm Einiges geschenkt, zwei alte Hemden hatte er, ein Paar alte Pantoffel, dito Strümpfe, eine warme Halsbinde, und um dieses einbinden zu können, hatte ihm die Kellnerin ein Halstuch gegeben, auch einige Batzen Geld hatte er, dem Tod zu wehren in den ersten Tagen. So zog er aus, einer Schwalbe ähnlich, die wegen gelähmtem Flügel zurückgeblieben ist und den ersten Schnee auf ihrem Gefieder fühlt, oder als ein Lump,

wie die Großmutter geſagt hätte. So arm und ſchlotternd zog er aus dem reichen Genf, in welchem achtzig Millionäre wohnen ſollen, und keiner ſtand in bitterm Winde unter der Hausthüre, paßte auf den armen Jakob, führte ihn ans helle Feuer und herbergete ihn, ſo lange es Jakob wohlgefiel.

Was dies doch für ein prächtiger Text wäre für Communiſten, Socialiſten, Fourieriſten und andere Unchriſten zu einer donnernden Habakukiade über die Reichen dieſer Welt, die Nothwendigkeit ſie erſt zu beſchneiden, dann auszurotten, endlich die Geberden alle zu beginnen, welche nach ihrem Wähnen das Himmelreich bringen ſollen. Alle dieſe Unchriſten ſuchen die Urſache des beſtehenden Elends nie in der Sünde, wo es nach unſern heiligen Büchern liegt, namentlich niemals das eigene Elend in der eigenen Sünde, ſondern ſie ſuchen es in der beſtehenden Ordnung. Ja, hört es ihr Leute alle, welche wirklich das Chriſtenthum noch für das höchſte Gut halten, dieſe Leute ſuchen die Urſache des Elends in den Geboten Gottes und ihrer Befolgung, ſie nennen die heilige Ehe eine Unſittlichkeit, das Verbot zu ſtehlen einen Frevel an den Menſchenrechten, die Hoffnung eines ewigen Lebens Pfaffenlüge, den Glauben an Gott kindiſchen Unſinn. Chriſtus, der kam, das Verlorne zu ſuchen und ſelig zu machen und nicht um der Welt Lohn willen, ſondern indem er das eigene Leben zum Opfer gab, ſetzt eben in die Ueberwindung der Sünde, in das Opfern des alten Menſchen des Menſchen höchſte Aufgabe in dieſem Leben. Fourier im Gegentheil ſetzt in die Befriedigung aller Leidenſchaften des Menſchen Höchſtes, und für die erſte Pflicht der menſchlichen Geſellſchaft giebt er aus, jeden Menſchen in die Lage zu verſetzen, in welcher er ſeine Leidenſchaften vollſtändig befriedigen kann, denn das ewige Leben hält Fourier für eine pfäffiſche Lüge. Je nachdem nun der Menſch ein Ziel hat, geſtaltet ſich ihm der Dinge Werth, ſucht er den Grund, der ihn an Erreichung ſeines Zieles hindert, ihm Elend giebt ſtatt Glück. Der Chriſt, um es bündig zu ſagen, ſucht dieſen Grund

in der Unzucht, der Fourierist in der Zucht. Der Christ hätte den Grund von Jakobs Elend nicht bei den Genfer Millionärs gesucht, sondern in Jakob selbst. Der Christ hätte gesagt: wäre der Jakob bei seinem Leisten geblieben, wie es einem redlichen Gesellen ziemt, der auf seinem Handwerk reiset, hätte er treulich gearbeitet, sich im Handwerk fleißig umgesehen, nicht mehr gebraucht als er nöthig hatte, so wäre er geborgen gewesen, geachtet geblieben, in Fällen der Noth hätte er einen Nothpfennig gehabt, und wenn gar großes Unglück gekommen, so hätte er doch den Trost in sich gehabt, daß er nicht verlassen sei, und wenn auf Erden keine Thüre mehr offen sei, so sei ihm doch die enge Pforte offen, welche in den Himmel führt. Und wäre er aus der Noth gekommen, so hätte er Anker geworfen im Leben, hätte guten Grund gefunden, wäre vom Gehorchen zum Befehlen gekommen, hätte eine feste Burg sich erbaut, in welcher er sicher gewesen wäre vor den Stürmen des Lebens. Der Junge konnte, aber er wollte nicht. Gaben und Gelegenheit fehlten ihm nicht, besonderes Unglück traf ihn nicht, aber der Junge wollte genießen, wollte seine Menschenrechte benutzen, wollte in fremdem Lande mit Gewalt eine Ordnung wegschaffen, welche ihm im Wege stand, wollte ernten, ehe er ausgesäet, wollte schneiden, was Andere gesäet hatten, darum muß er jetzt ernten, was er ausgesäet, denn wer Wind säet, wird Sturm ernten. So hätte der Christ gesprochen. Der Christ hätte ferner gesagt: Gott der Herr hat die Pflichten zuerst gesetzt, nach den Pflichten erst kommen die Rechte, nach dem Säen kommt das Ernten. Das ist auch ein Naturgesetz, aber ein von Gott gesetztes: wer nicht säet, soll nicht ernten, wer säet, soll ernten, was er gesäet, und wer untreu in seinen Pflichten ist, bringt sich um seine Rechte. Dies ist eine Ordnung Gottes, welche er fest hält mit seiner allgewaltigen Hand, welche so unabänderlich ist als die Ordnung, in welcher die Sterne rollen im unendlichen Raume, gehalten von Gottes allgewaltiger Hand.

Dieſe Ordnung nun wollen die böſen Geiſter, welche, wie Paulus ſagt, in der Luft ſchweben, nicht anerkennen, ſondern umſtürzen. Sie kennen nur Rechte, von den Pflichten wollen ſie nichts wiſſen, inſofern ſie nicht eine Paſſion oder Leidenſchaft dazu haben. Sie begehren das Recht zu ernten, was ihnen beliebt, zu ſchneiden, wo ſie nicht geſäet haben. Das irrt ſie in ihren Grundſätzen durchaus nicht, daß das Leben ſie in verſchiedene Verhältniſſe führt, ſie bleiben ſich in ihren Grundſätzen gleich. Haben ſie z. B. Väter, ſo entziehen ſie ſich allen Pflichten und fordern kindliche Rechte, der Vater ſoll geben, ſo lange ſie begehren. Werden ſie Väter, ſo wollen ſie nichts von den Kindern wiſſen, ſo lange ſie was koſten, würden ſie den Hunden vorwerfen, wenn ſie könnten. Darum nennen ſie die Ehe, welche ſie zu Erhaltung ihrer Kinder verbindlich macht, eine Unſittlichkeit, weil ſie ihnen Pflichten auferlegt. Kämen aber dieſe Kinder zu was, ſo würden ſie väterliche Rechte geltend machen, ihnen auf dem Halſe liegen und ſie ausſaugen. Sind ſie arm, ſo ſollen die Reichen ihnen geben, ſind ſie faul, ſo ſoll Alles arbeiten, ſie aber wollen jedem ſeine Arbeit zuweiſen. Werden ſie reich, ſo ſollen ihnen die Armen arbeiten um nichts, Bettelei wird zur Sünde, und wer nicht arbeiten will, ſoll nichts eſſen. Sind ſaubere Kunden dieſe Leute, haben es mit ihren Grundſätzen wie Hanswurſt mit ſeiner Kutte, er hat immer die gleiche Kutte, aber er kann ſie drehen und wenden, wie es ihm kommod iſt, daß vernünftige Leute ſich gar nicht darauf verſtehen können. Dieſe Menſchen alle begreifen nicht, daß wir allzumal von bloßer ſimpler Natur aus gar keine Rechte haben, daß das ſogenannte nackte Naturrecht eine Dummheit iſt, ein menſchliches Erſinnen, und daß der Fuchs mit der gleichen Befugniß ſich ein Naturrecht auf den Hühnerſtall oder den Taubenſchlag des Menſchen andichten könnte. Alle unſere ſogenannten Rechte ſind auf Gottes Wort und Ordnung gegründet, ohne dieſe ſind ſie alle nichts und eitel Dunſt, ſind nichts als die allgemeinen Thier-

rechte, welche vollständig in den kurzen Worten enthalten sind: wer Einen fressen kann und fressen mag, der fresse ihn und zwar ohne weitläufige Komplimente.

Nun eben möchten die Leutchen die Ordnung Gottes auf den Kopf stellen. Sie werden fuchswild, wenn Einer nach seiner Leidenschaft auf das Fleisch säet und er erntet nach der Ordnung Gottes das Verderben, erheben ein entsetzliches Mordgeschrei, und die bösen Geister, welche in der Luft schweben, stimmen entsetzlich ein über die Ordnungen, welche jemand, der nach seiner Natur handle, hemmen oder gar unglücklich machen. Erst wird revolutzt, die menschlichen Ordnungen werden über den Haufen geworfen, der Schelm in Ehren gestellt, der Bock zum Gärtner gemacht, der ehrliche Mann verfolgt. Von der menschlichen Ordnung gehts an die göttliche, und unchristliche Buben treiben den Frevel so weit, daß sie das Christenthum eine Unsittlichkeit nennen, einen Raub an den allgemeinen Menschenrechten, der in Bälde gut zu machen sei. Die hirnwüthigen Buben! Muß man bei solchem Frevel sich nicht ordentlich Gewalt anthun, um zu sagen: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun? Den Menschen von dieser Sorte wäre nun Jakobs Auszug, nicht aus Egypten, sondern aus Genf ein herrlicher Stoff gewesen, Haß und Rache zu entzünden, die Reichen herunterzumachen und ihre Leute zu erheben. So wie man die Ordnung selbst angreift und die Freiheit der Triebe predigt grundsätzlich, so pflegt man, um das Volk vollständig zu blenden, alle Schelmen, Mörder, Brandstifter, Blutschänder als von Natur ganz herrliche Menschen darzustellen, und was an ihnen allfällig nicht zu loben und zu preisen ist, alles was man ehedem Schandthaten nannte, daran ist die bestehende Ordnung, sind die christlichen Vorurtheile und unmenschliche Vorschriften schuld und zwar so schrecklich, daß der gröbste Verbrecher nicht bloß zu entschuldigen, sondern vollständig zu rechtfertigen ist, eigentlich mit einem Orden oder einer Freiherrei, denn solche beginnen bei den rablatesten Ra-

dikalen in Geltung zu kommen, zu bedenken wäre. Umgekehrt dann ſtellen ſie alle Menſchen, welche in höhern Verhältniſſen, in öffentlicher Achtung, in Amt und zwar mit Ehre leben, als die allernichtsnutzigſten Menſchen dar, beladen mit Verbrechen von allen Arten, von Herz und Seele zehnmal ärger als der Teufel, Galgen und Rad viel zu leichte Strafen für ſie, und doch würden ſie nicht geſtraft, weil die verfluchte Ordnung ſie ſchütze, das unſittliche Chriſtenthum ihr Schild und Deckmantel ſei. Wolle man ihnen ans Leben, müßte erſt die Sache umgedreht werden, dann erſt könnte man die wahrhaft liebenswürdigen Menſchen, die gegenwärtigen Mörder, Räuber, Brandſtifter zu den gebührenden Ehren bringen, zu Muſterbildern der bis dahin durch das Chriſtenthum heillos verwahrloſten Jugend machen. Um es ganz kurz zu ſagen, in allen in dieſem Sinne geſchriebenen Büchern ſtellt ſich die Sache ſo heraus, daß der Leſer den Richter als einen Unhold, ein Scheuſal, als tadelnswürdig anſehen muß, den Verbrecher aber als eine liebe treue Seele, einen leibhaften Engel, ein beneidenswerthes Opfer chriſtlicher Barbarei und Grauſamkeit.

So ſchreiben dieſe Leute mit vieler Kunſt und Kraft und werfen, was ſie ſchreiben, unter das Volk. Mit vieler Kunſt und Kraft wollen ſie im Volk den Glauben pflanzen, all ſein Unglück und Elend komme her von der beſtehenden Ordnung, vom Chriſtenthum, darum müßten dieſe weg, dann komme die goldene Zeit, breche ein junger Morgen voll Herrlichkeit den Völkern an. So ſchreiben ſie, und wer anders ſchreibt, den verfolgen ſie, und wer anders geſchriebene Bücher zu leſen giebt, den ſtellen ſie ein im Amte, wenn er eins hat. Wer meint, es ſei nicht ſo oder wenigſtens zu grell dargeſtellt, der leſe, was Franzoſen ſchreiben und Deutſche für das Volk überſetzen und die Buchhändler in wahrer Wuth verbreiten zu Hunderttauſenden, der leſe ſo manches ſogenannte deutſche Volksbuch, er wird ſeinen Tadel zurücknehmen und

bekennen, es sei noch ärger und schamloser, als es hier dargestellt ist.

Solche würden die armen Genfer gräßlich geschildert haben. Was das für Leute seien, die fromm thäten und sehr fein, wie sie aber inwendig seien voll Moder und Todtengebeinen, hinter ihren kalten Mauern die schrecklichsten Laster übten, Wucher trieben, Champagner söffen wie Kühe Wasser und einen armen Handwerker halb nackt und hungrig ziehen ließen zum Thor hinaus, ohne ihn zu kleiden und zu speisen, und wollten doch Christen sein und seien doch schuld an seinem Elend, die verfluchten Pfaffenknechte und Aristokraten! Denn hätten sie gleich nachgegeben und dem Fremdling gesagt: Ihr habt recht und machts wie es euch beliebt, so könnte der Jakob, der jetzt halb todt durch die Straßen schleiche, eine hohe Stelle bekleiden und einer der Ersten sein, das sei ein Kerl, ach Gott! Nun würden sie schildern sein edles Gemüth, wie hochgesinnt er sei und schwärme für die Ideen, fasse das Höchste, sei geboren für das Beste und ein lebendiges Beispiel, wie die bestehende Ordnung der Natur Gewalt anthue und heilloses Unrecht. Die Natur hätte den Jakob zu einem Häuptling bestimmt, zu einem Edlen des Volkes, und in der verfluchten Ordnung sollte er Handwerksgeselle sein und arbeiten um ganz gemeines Brod, und habe doch eine so hohe Seele und ein so tief Gefühl und sei so schön, so gut und ach so herrlich! Würden ihn schildern, daß die Männer knirschten und allen Leserinnen das Wasser über die Backen liefe und sie mit tiefem Seufzen ihre Herzen dem armen Jakob öffnen und sie von ihm träumen thäten vierzehn Tage hintereinander. Wir thun das nicht, wir haben auch Erbarmen mit Jakob, bedauern gar sehr, daß er in solch Elend gekommen und sind überzeugt, daß die Genfer Millionäre und Millionärinnen sicher auch Mitleid mit ihm gehabt hätten, wenn ihnen seine Umstände bekannt gewesen wären. Aber ein Mensch ist eben nicht der liebe Gott, der allein alles weiß, so einem Menschenkind bleibt gar Vieles ver-

borgen, auch wenn es Millionen besitzt. Ja aber, wird man sagen, da sollte man Anstalten einrichten, und das ist eben an den Reichen, wo Alle in solcher Lage sich melden können, wo allem Elend gesteuert, allen Bedürfnissen abgeholfen wird, allen Wünschen entsprochen u. s. w.

Man sollte auf Erden eine Anstalt errichten, zu verhüten, daß je ein Mensch, er mag thun wie er will, in Verlegenheit oder Leiden komme, und eigentlich hätte der liebe Gott mit jedem Menschen ein himmlisches Kindermädchen sollen geboren werden lassen mit einer Unmasse von Vorräthen, an Geduld und Vorsicht, daß ja das gute Menschenkind den Fuß an keinen Stein stoße. Aber eben dies wollte der liebe Gott nicht. Als es dem verlornen Sohne schlecht ging, schickte ihm Gott keine Köchin nach, daß sie dem lieben Söhnlein koche und brate, sondern er ließ ihn zu den Trebern kommen, bis er deren nicht einmal mehr kriegte, bis er in sich schlug, sich aufmachte und den Vater wieder suchte. Denn dies ist eben die Ordnung Gottes, daß der Sünder durch Weh zum Wohl geführet wird, daß Züchtigungen wirken friedsame Früchte der Gerechtigkeit, daß, wer sich nicht bekehrt, untergeht. Gegen diese Ordnung Gottes hilft keine Anstalt, da setze man nur ab, und wie auch die Sünder das Ding umkehren, den Sünder warm betten, den braven Mann durch Weh zur Sünde treiben möchten unter dem Schirmdache des sogenannten Zeitgeistes, es hilft ihnen all nichts. Freilich fallen ihnen Alle zu, welche kein ewiges Leben glauben, und deren sind Viele, denn solche können keinen Lebenszweck haben als Genuß. Wer aber ein ewiges Leben glaubt, weiß, daß man sich hier läutern, daß man kämpfen muß und seine Kräfte schärfen, um jenseits die Vollendung zu erlangen; die begreifen die Ordnung Gottes und beten die Weisheit an, welche sie geschaffen. Wie böse faule Winde über die Erde streichen, Seuchen bringen unter Vieh und Menschen oder Pflanzen, Kartoffeln vergiften, so weht auch zu Zeiten ein fauler sündiger Geist durch das Menschengeschlecht, Seelen

vergiftend, Zeitgeiſt nennt man gegenwärtig dieſen Wind, und ſelten wird auf Erden jetzt ein Menſchenkind gefunden werden, welches nicht kürzere oder längere Zeit an demſelben krank gelegen hat. Aber wie plötzlich friſche Winde kommen, die faulen vertreiben, der Kartoffeltödter ſein Ende finden wird, ſo verbläst ſich auch der Zeitgeiſt und der geſunde Gottesgeiſt wird wieder heilend und heiligend wehen über dem Menſchengeſchlecht.

Statt nach Paris wanderte Jakob zu dem Thore aus, welches nach der Schweiz führte und durch die Schweiz nach der Großmutter. Es war ihm unheimlich geworden in den welſchen Landen, und wie ſollte er in Paris einziehen mit ſeiner Habe im Nastuch, was würde man da zu dem Jakob ſagen, wenn er ſo daher käme? Zudem hoffte er zu ſeinem Felleiſen zu kommen, den verfluchten Wirth zu erhaſchen, der ſo verflucht liberal gethan und vor lauter Freiſinnigkeit nicht wußte, was ſein oder andern Leuten, mit der Habe armer Geſellen davon gegangen war.

Hochgemuth war er eingezogen in Genf, faſt wie die Oeſtreicher zur Schlacht bei Morgarten, wo ſie Wagen voll Stricke mitführten, um die Schweizer zu binden, jetzt zog er ab ganz kleinmüthig, faſt wie die Franzoſen aus Rußland, wo ein einziger Koſak ganze Haufen gefangen nahm. So wandeln ſich nicht bloß die Dinge, ſo wandeln ſich auch die Stimmungen, gar ſelten ſind die Helden, welche den gleichen Muth bewahren in Glück und Unglück, nach gewonnenen und verlorenen Schlachten, ſolche heißt man dann aber auch nicht umſonſt Helden. Nun ein Held war unſer Jakob nicht, großer Kleinmuth füllte ſeine Seele, ließ ſelbſt Groll und Bitterkeit nicht ordentlich aufkommen. Ja wer ſo recht kalt hat, die Glieder Eiszapfen ſcheinen, das Blut wie halbgefrornes Waſſer in den Adern ſich ſtauchen will, das Herz nur noch ganz klein wenig klopft, dem ſchwinden die welterobernden Ideen und nach einer warmen Ecke ſeufzt der Menſch, ſie iſt ſeiner Träume

höchſtes Ziel. Aber wo ſie finden in fremden Landen und noch dazu im Weltſchland, wo das Holz dünn, die Wärme theuer und man faſt ohne Geld iſt?

So humpelte er matt und traurig die todte Straße fort und frer entſetzlich. Er hielt es nicht lange aus, er mußte in einer Kneipe einſprechen, um wieder zu erwarmen und zu ſich ſelbſt zu kommen. Der Wirth konnte deutſch, und da eben niemand ſonſt da war, verhandelte er mit ihm das woher und wohin. Dieſes führte ſie auf die Tagesfragen und die Genfer Geſchichte. Der Wirth war ungeheuer freiſinnig, konnte die Genfer Ariſtokraten nicht ſattſam läſtern und ſagen, wenn er dabei geweſen wäre, es wäre ganz anders gegangen, aber leider hätte er damals den Huſten gehabt und der kalten Luft ſich nicht ausſetzen dürfen, aber wenn es noch einmal losgehe, dann ſei er auch dabei und dann ſchone er das Kind im Mutterleibe nicht. Jakob ward es ganz traulich zu Muth und warm ums Herz, Groll und Bitterkeit wurden wieder flüſſig, er erzählte ſeine Malheurs und wie es vielleicht gegangen wäre, wenn es ihm nicht ſo ergangen, wie man ihn im Stiche gelaſſen, wie ſchlecht man es ihm gemacht; wenn er mal wieder komme, dann ſolle man ſehen wie es gehe, er wolle dann abrechnen, daß man davon reden werde.

Weil ihm ſo traulich ward und das Herz aufging und der Wirth ein Bruder ſchien, ſo wäre er gerne da geblieben. Er ſagte dem Wirth, es gefalle ihm hier, er gedenke ein paar Tage dazubleiben, um ſich zu erholen und die herbſte Kälte vorbeizulaſſen. Der Wirth machte eine Pauſe, ſah auf das Nastuch, dann frug er, Jakob werde mit Geld verſehen ſein, habe er kein Geld, ſo könne er nicht dienen, es müſſe heut zu Tage jeder zu ſich ſehen und ſehen, wie er durchkomme. Mit Geld ſei er eben nicht verſehen, ſagte Jakob. Aber ihrer Freiheit wegen ſei er hergekommen und entſchloſſen, den letzten Blutstropfen daran zu ſetzen, und gehe es bald wieder los, ſo ſei er am nächſten bei der Hand, wenn er hier bleibe. Das

sei nicht nöthig, sagte der Wirth, sie werden es machen können ohne ihn, so wie er auch ihretwegen hätte daheim bleiben können. Ich verstehe Sie nicht, sagte Jakob, Sie werden mich doch nicht aus dem Hause stoßen wollen? Sie sind ja auch ein Bruder und müssen brüderlich an mir handeln, Sie wissen ja, was wir wollen: was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein? Es murmelte der Wirth was von hungrigen Fremden und Emmenthaler Käs, den die Mäuse gerne theilen thäten, dann schmunzelte er und sagte: am Ende könne er sich das Theilen noch gefallen lassen, wenn es sein müsse. Er sei achthundert Franken Miethe schuldig, für Wein, Brod ꝛc. auch noch was, wolle Jakob die Schulden mit ihm theilen und seinen Antheil daran baar erlegen, so stehe er nicht an, die Theilung einzugehen, was mein ist, soll auch dein sein, was dein ist begehre ich dann weiter nicht. So sei es billig, wolle man das Eine, solle man auch das Andere nehmen.

Diesen Hohn hätte Jakob gerne gerochen, aber er hatte die Kraft nicht dazu, er machte, daß er fort kam, denn er kriegte Furcht, dachte, der Wirth sei ein falscher Bruder und möchte ihm die Gensdarmen nachhetzen. Der gute Jakob wußte nicht, daß sein ganzes System oder sein Glaube im Kerne die thierische Selbstsucht war, freilich als Schaale darum herrliche Phrasen und Redensarten. Theilen wollte man mit allem, was andere Menschen Gutes hatten, ihrer Bürden bedankte man sich, die Hälfte Kinder eines armen Teufels zum Erziehen zu übernehmen, daran hat noch kein Communist gedacht, wohl aber daran, die Ehe abzuschaffen, so daß man dann gar nichts auch mit den eigenen Kindern zu schaffen hätte. Aber sobald einer was abgekriegt hätte, so hätte er sich damit gestrichen wie ein Huhn mit dem Brocken Brod, wie der Hund mit einem Stück Fleisch aus der Fleischbank, oder aber er hätte wie Reineke Fuchs oder wie Johann von Leiden die Menge beredet, einen gemeinschaftlichen Schatz anzulegen, und hätte sich dann die Verwaltung vorbehalten oder wäre in einer ruhigen

Stunde damit davon gegangen. Der gute Jakob hatte genug erlebt, war aber noch lange nicht weise genug, Erfahrungen zu machen, d. h. die äußern Erscheinungen auf ihren innern Grund zurückzuführen und diesen mit Sicherheit zu erkennen. Am allerwenigsten wäre Jakob im Stande gewesen, seinen eigenen innern Sinn zu ergründen. Seine eigenen Begierden hatte er mit schönen Redensarten umwunden, diese Redensarten Grundsätze genannt, allgemeine Weltgrundsätze für Alle, und ahnte von ferne nicht, daß der Kern, aus welchem alle diese Grundsätze gewachsen waren, nichts mehr und nichts weniger ist als ganz gemeine Begehrlichkeit und der jederzeit und in jedem Thiere vorhandene Neid gegen alles, was andere haben. Der gute Junge hätte geschrieen, wenn man es ihm gesagt hätte.

Bitter böse ging er weiter, bis es ihn wieder fror, dann verging der Zorn und er ward wieder elend und jammersüchtig. Er versuchte zu fechten, aber es ging schlecht, der Weltsche ist nicht freigebig, macht, absonderlich wenn es kalt ist, seine Thüre nicht gerne auf und streckt eine milde Hand hinaus. Jakob dachte diesmal an das Fechten im Aargau von Basel her, wie das lustig gewesen sei und akträglich und seufzte bei sich: Ach wenn es nur wieder so wäre! Aber daß er sich damals mit dem muthwilligen Fechten versündigt hätte und jetzt die Bußzucht angebrochen sei, daran dachte er nicht. Er glaubte, die Heerstraße, auf der er wanderte, sei schuld an der Kaltherzigkeit, indem die Herzen an der Straße hart getreten worden seien, so gut als die Straße selbst. Er lenkte landeinwärts ein, er pochte an niedere Hütten, er suchte Arbeit, er, der Jakob, in den schauerlichsten Winkeln, welche ihm ganz abseits der Welt zu liegen schienen, und bei Meistern, welche auch nicht der geringste Funke von Bildung angeflackert hatte und von welchen es ihn durchaus nicht verwundert hätte, wenn sie Hörner auf dem Kopfe und Klauen an den Füßen gehabt hätten. Aber er fand keine, wie gerne er auch welche gehabt hätte, wie

ſehr er ſich herabließ und hat und anhielt. Es war Winter, die Arbeit rar, und wer ihn anſah in ſeiner abgeriſſenen Geſtalt, mußte Bedenken tragen, ihn zum Hausgenoſſen zu machen, denn auf dem Lande wohnt an den meiſten Orten der Geſelle noch beim Meiſter. Er war zwei ganze Tage gegangen, freilich dabei nicht weit gekommen und hatte wenige Gaben empfangen, kein freundlich Wort, konnte kaum mehr das Leben friſten, und es ward ihm mehr und mehr, wenn er nur ſechs Fuß unter der Erde wäre, und doch ſchauderte ihm davor. Hui, dachte er, wie kalt es erſt da unten ſein müſſe, wo kein Feuer ſei, keine Sonne ſcheine. So recht kalt haben, keine warme Ecke auf der Welt, keine Ausſicht als das kalte Grab, kein Gedanke an den ſchönen ſonnenreichen Himmel, da iſt ein ſchrecklich Dabeiſein.

Eiskalt war er auch am dritten Tage aus ſchlechtem Bette aufgeſtanden, in welchem er eine ganze Nacht umſonſt verſucht hatte zu erwarmen, halb erfroren mußte er in die kalte Welt hinaus und hatte dazu noch Froſtbeulen an den Füßen, mußte langſamer gehen als nöthig war, das Blut in raſchen Umlauf zu ſetzen. Klar war der Himmel in tiefem Blau, ſilbern flimmerte der Schnee, mit weißen Kränzen hatten ſich die Bäume geſchmückt, es war herrlich auf der Erde; wer aus warmem Pelze heraus ſie anſehen, wer wohl eingepackt in luſtigem Schlitten über ſie hingleiten konnte, wer eine warme Ecke wußte, wo er wieder abſitzen konnte, wenn es ihm zu kalt war draußen, wer ein Heim hatte oder einen guten Freund, der mußte ſich freuen über den herrlichen Wintertag und Gott loben, der ſeine Pracht und Schönheit im blumenreichen Frühling, im ſchneereichen Winter in immer gleicher Herrlichkeit entfaltet.

Wer aber böſe Füße hat, dünne Hoſen, eine kalte Haut und nirgends einen Fleck, wo er in Ruhe ſein Haupt ablegen kann, der hat andere Augen im Kopf und keinen Mund zu preiſen und zu loben, ſondern nur einen Mund zu ſeufzen und

zu klagen. Wer auch ſchon ſo im Winter gewandert iſt, der kann erzählen, wie ſchwarz Einem die Welt vorkömmt, auch wenn ſie in Sonnenglanz und weißem Winterkleide am hellſten glänzt und glitzert. Die weißen Guirlanden, welche von den Bäumen hingen oder von einem Aſte zum andern, die wollten Jakob vorkommen wie Todtenkränze, welche man über die Särge legt, wenn man Junggeſellen oder Jungfrauen zu Grabe trägt. Es kam ihm vor, als ſeien dieſe für ihn bereitet, und wenn er ſich ſchlafen lege unter einen von dieſen Bäumen, ſo fielen ſie herab und legten ſich über ihn, damit er nicht ohne den üblichen Schmuck im Tode bleibe. Er betrachtete die Bäume einen nach den andern und mußte immer denken, welches wohl ſein Todtenbaum ſei und an welchem die Todtenkränze hängen möchten. Das kam ihm unheimlich übers Herz, es war ihm, als ſei jeder Baum eigentlich der Tod und haſche nach ihm, haſtig ſchoß er an jedem vorüber, war froh, wenn er ihn im Rücken hatte, aber dann paßte ſchon ein anderer wieder auf, lange Aeſte über die Straße ſtreckend, an denen die Kränze tief niederhingen. Dieſem galt es zu entrinnen und dann wieder einem und wieder einem, und ſo in Angſt und Fieber faſt wie ein vom Tode gejagtes Wild wanderte er den Morgen durch und kam gegen Mittag in einen kleinen abgelegenen Ort, todtmüde. Er hatte nach einem Meiſter ſeines Handwerks gefragt und erfahren, daß ein alter Meiſter im Orte wohne und ſein Häuschen war ihm gezeigt worden. Dort klopfte er an und mehrere Male, ehe ihm aufgethan wurde.

Ein altes Mütterchen öffnete endlich. Da ſie ſich gegenſeitig mit Deutſch und Welſch nicht verſtändigen konnten, rief die Alte nach jemand, und alsbald erſchien ein alter aber noch kräftiger Mann, der bösdings Deutſch konnte. Er war der Meiſter, der auf Jakobs Bitte um Arbeit eine abſchlägige Antwort gab und in ſeinen Taſchen nach einem Zehrpfennig ſuchte.

Alſo wieder weiter ſollte Jakob ſonder Raſt und Ruhe wie der ewige Jude, und die Todtenbäume ſtunden ſo drohend

den Weg entlang, ſo ſchaurig hingen die Todtenkränze über den Weg herein, ſo todtmüde war er an Leib und Seele! Da lehnte ſich Jakob an die Thürpfoſten, das Waſſer ſchoß ihm in die Augen, unwillkürlich faltete er die Hände und ſeufzte: Mon dieu, mon dieu! Denn wie oft an einem Baume die Blätter noch grünen, wenn auch inwendig das Mark gefault iſt, ſo bleiben vielen Menſchen noch fromme Worte im Munde, wenn im Herzen der fromme Glaube längſt vermodert iſt.

Die Alten kannten Zauberſprüche, in denen bezwingende, überwächtige Kräfte liegen ſollten, fromme Sprüche hatten ſie als Talisman gegen böſe Geiſter, und wer will in Abrede ſtellen, daß nicht ein innig Wort aus dem Herzensgrund herauf, daß nicht ein fromm alt Wort zum Zauberſtabe werden kann, welcher verſchloſſene Herzen öffnet, aus dem Fels der Theilnahmloſigkeit plötzlich die ſüße Quelle des Mitleids kann ſprudeln laſſen? Das Mütterchen war hinter ihrem Beſcheid gebenden Hausherrn ſtehen geblieben, faßte auf Jakobs Ausruf hin den Alten beim Arme und ſagte ihm was auf welſch, was Jakob nicht verſtand. Darauf hin lud der Alte ihn ein, einzutreten, ſich zu wärmen und mit ihnen das Mittageſſen zu theilen, wenn er vorlieb nehmen wolle. Jakob ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Wer je in harter Kälte geſtanden, geldlos und ohne eine warme Ecke zu wiſſen, wird es faſſen, wie ein Ruf in ein warmes Stübchen an warmes Eſſen klingen muß.

Das Stübchen war klein, aber ſehr warm, wie alte Leute es lieben, auch der Tiſch war klein, daß mit Mühe Jakob daran Platz fand. Seltſam kam es ihm vor, als der Meiſter die Mütze abnahm, das Mütterchen die Hände zuſammenlegte, beide beteten, ehe ſie das Eſſen berührten. Das hatte er lange nicht gethan, das war nicht Sitte mehr in den Koſthäuſern, ſelbſt ſei der Mann, meint man, und davon, daß jede gute Gabe von Gott kömmt, will man nichts wiſſen. Aber das Thun der alten Leute hatte auch eine bezwingende Kraft für ihn, er that unwillkürlich wie ſie, faltete die Hände, und unwillkürlich

kam das Tischgebet, welches er während seiner Lehrzeit hatte hersagen müssen, ihm auf die Zunge und kein Wort fehlte dran; was doch Jahre lang im Grabe gelegen, stand jetzt auf ganz und unversehrt. Curios!

Das Mahl war sehr einfach, es bestand aus einer sogenannten Bataillen-, Bettler- oder welschen Suppe. Das ist eine merkwürdige Suppe, alle Tage die gleiche und doch alle Tage anders. Diese Suppe besteht nämlich aus allem Eßbaren, was in einer Haushaltung aufzutreiben ist, aus Fleisch, wenn man welches hat, sei es von diesem oder jenem Thiere, aus Gemüse von allen Sorten, aus Kartoffeln, Brod, was der Welsche jedoch lieber apart ißt, kurz, es ist die kommodeste Suppe von der Welt, es paßt alles dazu, was man zur Hand kriegt. Man kann alles Mögliche kochen und braucht nur einen Topf dazu, und je nachdem man Dinge hinein thut, von diesem mehr, von jenem weniger oder gar nichts, hat man alle Tage eine andere Suppe und selten eine angebrannte. Es liegt nicht in ihrer Art anzubrennen, und wenn man nur auf ein Gericht zu sehen hat, so nimmt man es um so genauer. Will man das Ding etwas feiner, so wird das Fleisch zu rechter Zeit herausgenommen und auf einem aparten Teller auf den Tisch gestellt, so kann man es auch mit einigen Gemüsesorten machen, aber warum soll man auf dem Tische sondern, was in einem Topfe gekocht ist und wieder in einen Magen zusammen muß?

Unbeschreiblich mundete Jakob die wackere Suppe, und mit unbeschreiblichem Mitleid sah das Mütterchen seinem Heißhunger zu, betrachtete seine mageren Hände, schnitt ihm große Stücke Brod ab, aß selbst fast nichts, da die Suppe nicht auf einen solchen Appetit eingerichtet war. Zwischendurch erzählte er, wie er aus dem Spital komme, wo er mehrere Wochen bewußtlos gelegen, wie er um sein Felleisen gekommen und zweihundert Stunden weit seine Heimath sei, wo er nur noch eine Großmutter habe, welche er gerne noch einmal sehen möchte,

aber zweifle, daß er es dazu bringen werde. Unterdeſſen hatte das Mutterherz, um der Suppe nachzuhelfen, eine Flaſche Wein auf den Tiſch geſtellt und frug, da ſie nichts verſtand, alle Augenblicke mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit ihren Alten: Que dit-il? Wenn ſie es dann vernahm, ſo ſagte ſie: Le pauvre garçon! und ſah ihn mit mütterlichen Blicken an. Der Lauf am Morgen, das tüchtige Eſſen, der Wein, die Wärme, welche endlich einmal durch Haut und Glieder ging, hatten zur Folge, daß Jakob, der ſchon lange unwillkürlich gegähnt hatte, während einer ſolchen Verdolmetſchung einſchlief, ſichtbar und feſt. Der Alte wollte verſuchen ihn zu wecken, aber die Mutter wehrte und meinte, das ſei eine Unbarmherzigkeit, Schlafen dem armen Jungen eine Nothwendigkeit. Wer in großer Kälte ermattet ſei, darauf an die Wärme komme, eſſe und trinke, der müſſe ja ſchlafen. Der Alte gab es gerne zu, er hatte nur wecken wollen, weil er dachte, Jakob habe eigentlich weiter wollen, und in den kurzen Tagen ſei die Nacht da, ehe man daran denke. Nun ließ das nach weltſcher Weiſe redſelige Mütterchen ſich noch einmal alles gründlich dolmetſchen, was der arme Junge geſagt hatte. Gar großes Mitleid wuchs in ihrem Herzen auf, beſonders daß er ſo weit von der Heimath ſei, eine Großmutter habe, welche ihm ſo lieb ſei, daß er krank geweſen und jetzt matt und bloß, zu ſolcher Jahreszeit wandern ſolle. Sie begehrte auf über die Meiſter in Genf, welche den armen Jungen in geſunden Tagen in Arbeit gehabt, in kranken ihn laufen ließen. Le pauvre diable müſſe ja umkommen vor Hunger oder Kälte und ſei doch einer lieben Großmutter einzig Großkind, und was die ſagen würde, wenn er nicht wiederkäme! Aber ſolche Herren hätten kein Gewiſſen und frügen dem Nebenmenſchen gar nichts nach, wenn ſie nur hoch leben könnten. Aber in Städten ſei es ſo, da ſei alles ſteinern, die Häuſer und die Herzen, keiner habe für den andern ein Herz, und das ſei bei Reichen und Armen ſo. Die gute Alte packte einen gewaltigen Groll gegen alle Städter

aus, der ſeit langer Zeit ſich aufgeſtaucht haben mußte. Derweilen verfloß eine tüchtige Portion Zeit und Jakob ſchlief immer noch. Der Alte meinte endlich, es ſei doch Zeit zum Wecken, ſonſt komme er heute nicht weiter.

Hör, mein Lieber, ſagte das Mütterchen, aber auf franzöſiſch verſteht ſich, wecke mir ihn nicht, ich möchte dir gerne was ſagen, wenn du es erlaubſt. Rede, meine Liebe, ſagte der Alte, und zündete ſich eine Cigare an, vielleicht das einzige neumodiſche Ding in dem kleinen Häuschen. Laß ihn ausruhen hier ein paar Tage und bis die Kälte bricht, mein Lieber, ſagte die Mutter. Wir müßten uns ja ein Gewiſſen daraus machen, wenn wir ihn fortließen, nach ein paar Tagen käme die Nachricht, es ſei ein Handwerksburſche erfroren gefunden worden, und es fände ſich, es wäre der unſere. Mein Gott, ſagte der Vater, er iſt ja nicht der unſere. Laß die Genfer Meiſter ſich ein Gewiſſen daraus machen, welche uns alle Arbeit wegnehmen und das Handwerk verpfuſchen. Arbeit habe ich nicht mehr als ich fertigen kann, wie lange ich arbeiten mag, weiß ich nicht, und was erübrigt iſt, iſt für dich, und ein ſolcher Burſche ißt und trinkt mehr als wir beide zuſammen. Lieber Alter, ſagte die Alte, der iſt der unſere, welcher unſer bedarf. Denke an den barmherzigen Samariter. Was willſt du für mich ſorgen? Ueberlaſſe das unſerm guten Vater im Himmel, du weißt nicht, wie bald der mich haben will. Denke, wenn ich ſtürbe oder du in dieſem Winter und wir hätten auf unſerm Herzen das Bewußtſein, den armen Jungen hätten wir an der Wärme gehabt und an die Kälte gelaſſen und dieſe hätte ihn weggerafft, denke, mein Lieber, was das für eine Bürde wäre, und haben doch ſiebenzig Jahre lang ſo gut als möglich gelebt, damit wir mit leichtem Gewiſſen ſterben möchten und die letzte Stunde uns nicht verbittert ſei. Ja, Mutter, ſagte der Alte, mache was du willſt. Du haſt Mühe und Schaden, alten Leuten wie uns fällt das Ungewohnte ſchwer, und ſeit vielen Jahren haben wir keine dritte Perſon unter

unſerm Dache gehabt. Ich weiß ja wohl, ſagte die Mutter, daß du immer ſo gut gegen mich biſt und für mich denkſt! Wir haben keine Kinder und keine Großkinder, aber denke, wenn wir einen Großſohn in der Fremde hätten bei ſolchem Wetter in ſolchem Zuſtande und niemand wollte ſich ſeiner annehmen, er käme elend ums Leben, und wir würden vernehmen, einige Stunden vor ſeinem Ende habe er bei alten Leuten geraſtet und die hätten wohl eingeſehen, in welche Gefahr er komme und ihn doch wegen der Unbequemlichkeit aus dem Hauſe geſtoßen, denke, Vater, was würden wir ſagen zu ſolchen Leuten und würden wir ſie nicht dem lieben Gott verklagen? Vor Unglück hat der liebe Gott uns ſo lange bewahrt, ſollen wir nicht einmal einer Unbequemlichkeit eine kleine Weile uns unterziehen wollen, bis das Wetter ändert, bis er ſich erholt hat, bis er ſelbſt weiter will? Weiß Gott, wenn ich ſeine Großmutter im Himmel antreffen würde und es wäre ihm ein Unglück zugeſtoßen, ich liefe weg, ich dürfte ihr nicht unter die Augen. Wenn wir vom Handwerk ſeiner uns nicht erbarmen wollen, wer ſoll es dann thun? So redete das gute Mütterchen mit großer Geläufigkeit, und ihr Alter hatte ſeine Freude daran, wenn er ſchon ſeine Einwendungen zwiſchen ihre Reden ſtreute. Er war ein Meiſter und ein Chriſt auf die alte Weiſe, pünktlich, treu und hielt dafür, daß man ſich gegenſeitig aushelfen ſolle, abſonderlich die vom gleichen Handwerk. Zur Zeit, als er noch Geſellen hatte, hielt er ſie gut, meinte nicht, er wolle den Gewinn alleine, und erwarb ſich dabei doch ein klein Vermögen, groß genug zu einem ſorgenfreien Alter. Aber er haßte den Aufwand, lebte ſeinem Stande gemäß und wie er es gewohnt war, daher zufrieden mit Gott und Menſchen, und zufrieden verließen ihn die meiſten ſeiner Geſellen, denn er ſtellte keinen an, hatte er ihm nicht ordentlich gefallen. Die Unzufriedenheit, die läſterliche Zeitkrankheit rührt meiſt daher, daß die Menſchen über ihrem Stande leben wollen, auf ihnen ungewohnte Weiſe, dadurch werden ſie beides unglücklich

und lächerlich. Der Alte gab daher gerne nach, machte bloß die Bedingung, Jakob mit einem guten Zehrpfennig weiter zu ſenden, wenn es ſich nach einigen Tagen ausweiſen ſollte, daß er zu ihnen nicht paſſe, ſondern ihren Frieden ſtöre. Als dieſes ausgemacht war, ließen ſie den armen Jungen ruhig ſchlafen, und dieſer ſchlief, bis es dunkel war im Stübchen.

Achtzehntes Kapitel.

Ein zweites Erwachen, diesmal ein freudiges; hinter der Thüre hat ihm Gott eine bleibende Stätte bereitet und zwar eine warme geſunde für Leib und Seele.

Da begann er ſich zu dehnen, wachte allmählig auf, wußte aber ſo wenig, wo er war, als vor einigen Wochen bei ſeinem Erwachen im Spitale. Er ſprang auf, ein Dutzend Vorſtellungen kreuzten ſich mit Blitzesſchnelle in ſeinem Gehirne, ehe die rechte kam, bis er wußte, wo er war und wie er hierher gekommen. Er erſchrack, als er ſah, daß er den Tag verſchlafen, die Nacht vor den Fenſtern war, griff raſch nach ſeinem Rastuch und frug nach dem nächſten Orte, wie weit es ſei und ob er dort übernachten könnte. In ihrer Lebhaftigkeit hatte das Mütterchen vergeſſen, daß es mehr als eine Sprache in der Welt giebt und daß Jakob die ihre nicht verſtand. Sie redete raſch auf ihn ein und ſetzte ihm vieles auseinander, flocht zuweilen das Wort „*biyb, biyb*" ein, aber in ſo wunderlicher Ausſprache, daß Jakob es auch für ein welſches hielt und aus ihren Berichten nicht klug ward. Er frug wie weit, combien d'heures? lieues hätte er ſagen ſollen, und darauf ſagte ſie biyb, biyb. Da kam der Alte und dolmetſchte.

Wer jemals ſo recht todtmüde geweſen iſt bei einbrechender Nacht und im Glauben ſtand, ſeine Herberge liege noch ſtundenweit und zu ihr hin ſei ein ſtreitbarer Weg, voll Kälte oder

ſonſtige Plagen und er ſteht ſchon am Ziele, kann niederſitzen, ruhen, bleiben unter freundlichem Obdach in aller Behaglichkeit, der weiß, wie es Jakob war, als er der Alten Rede hörte. Er konnte im erſten Augenblicke nichts ſagen als: Mon dieu, mon dieu! Das klang aber in des Mütterchens Herzen beſſer als die ſchönſte ſtündige Rede.

So hatte Jakob wieder eine bleibende Stätte unerwartet in einem ganz kleinen Neſte, welches er früher gar nicht angeſehen hätte. Hätte er in einem ſolchen bleiben ſollen, er würde geglaubt haben, man muthe ihm Unerträgliches zu, ein Weltbürger wie er, müßte in einem ſolchen Neſte vor Langeweile vergehen, für einen gebildeten Menſchen ſei das Wohnen in einem ſolchen Orte eine Unmöglichkeit. Die Kinder dieſer Zeit haben es accurat wie die unmündigen Kinder überhaupt, ſie mögen nicht allein ſein, können nicht in der Stille leben, nur im Gewühle iſt ihnen wohl; wo am meiſten geklappert wird, gefällt es ihnen am beſten. Es iſt ganz begreiflich. An ſich ſelbſt können ſie kein Genügen haben, denn nichts iſt nichts, und wenns ſtille wird um ſie, fangen ſie ſich an zu fürchten. Die Kinder fürchten ein Etwas ohne Namen. Aehnliches wird es auch ſein bei den Kindern dieſer Welt, ſie fühlen ihre Ohnmacht und wie ſie ohne mächtige Hülfe böſen Mächten verfallen ſeien. Es geht aber oft ſo im Leben, daß das, was man ſchnöde verachtet hatte, der rettende Anker wird, Jakob erfuhr es. Aber darüber zu reflektiren und paſſende Nutzanwendungen zu machen, daran dachte er nicht und nicht daran, daß die Großmutter ihm geſagt hatte, er ſolle nie Arbeit verſchmähen, denn damit könne man ſich ſchwer verſündigen, es könne dann eine Zeit kommen, wo man Arbeit ſuche und nicht finde und auf's jammerwürdigſte irren müſſe durch die Welt. Brod ſchänden und Arbeit verachten, das ſind zwei Dinge, welche ſich ſchwer rächen früher oder ſpäter, je nach dem Gott es fügt, denn ſo hat ers geordnet und die Strafe vollzieht er, wenn er es gut findet. Mit Jakob meinte Gott es gut, am dritten Tage ließ

er ihn Arbeit finden, er wußte es, der arme Junge hätte acht, zwölf und mehr arbeitslose Wochen, wie sie Manchem zugetheilt werden, nicht ausgehalten. Als er am folgenden Morgen nicht weiter mußte, wie glücklich war er nicht und wie wohl that es ihm, sich verbergen zu können in seinem schlechten Anzuge vor den Augen der Welt.“ Er schaffte in der Werkstatt, so viel seine Kräfte erlaubten, und leichte Arbeit wies der Meister ihm an. Der Meister sah, daß Jakob des Handwerks nicht unkundig war, jedoch zu denen gehörte, welche schaffen, daß was fertig wird, unbekümmert um Kunst und Ausbildung trotz ihrer vergeblichen Bildung. Jakob sah, daß der Meister raffinirte in seiner Arbeit, mit innerm Behagen an etwas schaffte, unbekümmert darum, werde er eine Stunde früher oder später fertig, da er eben die unter Händen habende Arbeit nicht erst abliefern mußte, um Brod zu kaufen und ihn der Geiz nicht plagte, der gerne ob schlechter Arbeit reich werden will.

Hier konnte er was lernen, merkte er zu seinem großen Erstaunen. Denn daß man an einem solchen Orte was lernen könnte, daran hatte er nicht gedacht. Der Meister war bei ihm bei der Arbeit, nahm sich alle Zeit, ein Auge auf des Gesellen Hand zu haben und sagte ihm zu rechter Zeit, wie er es haben möchte, dieweil seine Kunden so gewohnt seien und sie ja alle Zeit hätten, die Sache recht zu machen. Jakob war ein solches Meistern nicht gewohnt. Potz Himmelsakerment, wie begehrte er sonst auf oder machte wenigstens ein grimmig Gesicht, wenn einem Meister was nicht recht war! Nun es kitzelte ihn anfangs auch, er sagte wohl: in Genf oder in Zürich habe er es immer so machen müssen. Aber auch das ließ er, denn der Meister war nicht bloß in Genf, sondern selbst in Paris gewesen, verstand sein Handwerk und alle Vortheile in demselben vortrefflich und was er bemerkte, war so väterlich und freundlich gesagt, daß Jakob nicht böse werden konnte, wenn er auch gewollt hätte. Es arbeitete sich in der kleinen Werkstätte so traulich und heimelig, daß ein halber Tag um war, ehe er

daran dachte. Dazu machte es draußen ſo kalt und wild, daß Jakob allemal, wenn er einen Blick durch das Fenſter warf, zum Bewußtſein kam, wie glücklich er ſei, da drinnen ſein zu können, und um ſo freundlicher und beſcheidener wurde. Der Alte war recht wohl mit ihm zufrieden und es gefiel ihm ſelbſt, wieder einen Kameraden bei der Arbeit zu haben und einen, mit dem er plaudern konnte von der Welt, von welcher er ein gut Stück geſehen hatte. Ganz beſonders aber gab ſich das Mütterchen mit ihm ab, das Mitleid hatte ihr Herz ihm geöffnet, und dieſes Mitleid verwandelte ſich faſt in mütterliche Anhänglichkeit. Es ärgerte ſie in ihrer welſchen Lebhaftigkeit, daß ſie alle Augenblicke fragen mußte, que dit-il? und der Alte dann ſo langſam und ihr nie vollſtändig genug dolmetſchte. Sie nahm ſich vor, Jakob Franzöſiſch zu lehren, und trieb dies mit ſolcher Lebendigkeit, daß er in acht Tagen mehr loskriegte, als während der ganzen übrigen Zeit, welche er in der franzöſiſchen Schweiz zugebracht hatte. Aber hier war er nicht unter lauter Landsleuten, ſondern hörte den ganzen Tag franzöſiſch ſprechen, und die Alte verſinnlichte, was ſie ſagte, ſo ausdrucksvoll mit Geberden, Blicken ꝛc., daß er ſie bald faſt ohne Hülfe des Alten verſtand und ohne daß er es merkte welſche Worte zu brauchen anfing, die ſich immer vollſtändiger an einander reihten, daß er ſich zum Erſtaunen ſchnell verſtändlich machen konnte. Von Weggehen oder Dableiben redete niemand, das Dableiben hatte ſich ohne alle Worte gemacht, und jedes wäre erſchrocken, wenn das Weggehen in Rede geſtellt worden wäre.

Sie ſorgte aber nicht bloß für ſeine Sprachfertigkeit, ſondern nahm ſich auch mütterlich ſeiner Habſeligkeiten an. Was zerriſſen war, ward ganz, das Unſaubere ſauber, das Unbrauchbare erſetzt durch Brauchbares. Ja zuſehends mehrte ſich ſein Eigenthum, es hätte ſchon in keinem Nastuch mehr Platz gehabt.

Dafür eben war denn auch Jakob der Frau Meiſterin

ſehr gefällig, ging ihr zur Hand, wie er es als Lehrbube nie gethan, als Geſelle deſſen auf das Höchſte ſich geſchämt hätte. Höflichkeit iſt überhaupt ſeit der Zeit von Freiheit und Gleichheit ſtark im Abgang, nicht einmal gegen das weibliche Geſchlecht iſt man mehr ſehr höflich unter ſogenannten gebildeten Leuten, geſchweige denn ein Geſelle gegen ſeine Meiſtersfrau. Höflichkeit ſcheinen Viele mit Kriecherei zu verwechſeln und Grobheit mit Männerſtolz und Männerwürde; je jünger man iſt, deſto mehr iſt man dieſer Verwechſelung ausgeſetzt, und je weniger man iſt, deſto wichtiger glaubt man ſich machen zu müſſen, und der Ton iſt ſo, daß ſolche Burſche freundlicher Höflichkeit ſich weit mehr ſchämen als ſchlechter Streiche. Hier hatte ſich Jakob vor niemand zu ſchämen, der Meiſter war höflich gegen ſeine Frau, und warum ſollte er ihre mütterliche Sorgfalt nicht mit freundlichen Hülfsleiſtungen vergelten? Sie thaten ſeinen Ehren keinen Abbruch, aber ſie befeſtigten ihn im Wohlwollen und machten ihn immer unentbehrlicher.

Es glaube aber niemand, daß Jakob ein anderer Jakob geworden ſei inwendig, da war alles noch accurat gleich, und nicht einmal die Spur einer Gährung, welche einer innern Umwandlung voran zu gehen pflegt, war da.

Es war aber doch eine Macht über ihn gekommen und regierte ihn, ohne daß er es wußte, und das war die Macht des Hausgeiſtes. Im Hauſe war Liebe, Friede, Freundlichkeit, ein ungetrübtes Weſen von Morgen früh bis Abend ſpät. Da war weder Poltern noch Zanken, kein Sauerſehn, mit welchem ſo mancher dumme Menſch ſich groß meint und dumm ſpricht, Sauerſehn ſei ſeine Freundlichkeit. Jede mögliche Handbietung leiſtete man ſich gegenſeitig unaufgefordert, dankte für jede mit freundlichen Worten, und das Eine freute ſich über die Hülfe und das Andere über die Worte und dieſes alles ſo ganz ungeſucht und aus gutem Herzensgrunde, daß man unwillkürlich davon ergriffen wurde. Dabei ward es Einem ſo wohl und ſo heimelig ums Herz, gerade wie an einem ſchönen milden

Frühlingsabend, wenn die ganze Erde ein Altar Gottes iſt und Weihrauchdüfte gen Himmel ſteigen und am Himmel tauſend freundliche Sterne flimmern, heilige Lichter über dem ſüß duftenden Altar. Da wird es Einem auch ſo weit und ſelig ums Herz, man möchte ſelbſt als wohlgefälliges Opfer gen Himmel ſteigen, man muß ſich Gewalt anthun, ſich loszureißen von dieſer Herrlichkeit, um in des Hauſes düſterm Raume den Schlaf zu ſuchen. Und kann in des Lebens Kampfe eine herrlichere Beute gewonnen werden als dieſe freundliche ungetrübte Heiterkeit am Lebensabend, eine Frucht ungetrübter Liebe und des Friedens, welcher über allen Verſtand geht? Giebt es ein ſchöneres Bild als ſo zwei alte Eheleute, welche ſo herzinniglich ſich lieben, in deren alten Augen junge Liebe wieder glüht, die nicht ohne einander ſein können, eins dem andern ſeine Wünſche aus den Augen lieſt, jedes nur den Schmerz des andern fühlt und nicht den ſeinen? Dieſe ſtehen nicht an des Grabes Rand, ſie ſtehen an den Pforten des Himmels, ihre Herzen ſind geläutert, ſind zwei freundliche Sterne geworden, die zu einem Doppelſterne ſich geeint, und freundlicher Sterne Heimath iſt der Himmel. Wenn die Sonne über der Erde ſteht, verſchwinden die Sterne in des Himmels Gründen, die ſchaffenden Kräfte walten, es donnern des Lebens brandende Wellen über der Erde. Wenns Abend wird, wird es ſtille, aus den tiefen Gründen treten die Sterne wieder friedlich und freundlich, in ſtillem Frieden ſcheint die Erde ſich zu baden. In jungen kräftigen Tagen, in des Lebens Brandungen, da müſſen Mann und Weib kämpfen mit der Welt, müſſen ſich durchringen, müſſen ihr abzwingen, was ſie bedürfen, müſſen im Gewühle ſtehen, die Augen offen für Gefahren und Vortheile, für alles, was an ihnen vorüberrauſcht. Da treten die Gefühle auch in den Hintergrund, die Liebe tritt zurück, giebt Raum den ſchaffenden Kräften, unterſtützt ſie wohl, freut ſich ihres Gewinnes, fächelt Kühlung und Erquickung in des Tages Brand. Aber wenn dann des Lebens Abend kömmt, der ſtei-

ßige Arbeiter sich Feierabend errungen hat, die Kräfte übt in der Gewohnheit Behagen oder sich pflegt aus errungenem Gewinne, da treten wieder, wo im Herzen der Himmel bewahrt ist, des Lebens Stürme das Herz nicht übersandet, verwüstet haben, die Gefühle als freundliche Sterne hervor, die Liebe entschleiert sich wieder, wird zum glänzenden Abendsterne, leuchtet in wunderschönem Glanze bis die Nacht kömmt, bis das alte in Liebe wieder erglühte Auge im Tode bricht. Das ist der wahre Gang im Leben, und so, ihr Eheleute, sollt ihr das Leben begreifen und in ihm stehn, und wohl euch, wenn dann als des Lebens höchste Beute euere junge Liebe als Abendstern wieder am Himmel steht, eure letzten Tage verklärt in seinem freundlichen Lichte, wie ja der gleiche Stern der Morgenstern ist und der Abendstern.

Von diesem Wesen ward Jakob ergriffen und machte es mit, er wußte nicht wie. Denn bekantlich war Jakob ein guter Junge von Natur, der immer mitmachte, was man ihm vormachte, und da böses Vormachen häufiger ist als gutes, sagte ihm seine Großmutter so oft: Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel. Das unbeschreibliche Behagen des Friedens genoß er mit der gleichen Wonne wie der müde Arbeiter den Feierabend. Es ist dieser Friede das irdische Paradies, und wer dazu den Eingang gewinnt, der hat ein Zeugniß, daß er in den Himmel kömmt, wenn ihm das Paradies nämlich nicht erleidet. Das ist ein kißlich Ding, wie wir bereits an Eva sehen können.

Körperlich stellte sich Jakob bald vollkommen her. Die einfache aber nahrhafte Kost, deren nachhaltige Wirkung durch keine Hudeleien unterbrochen oder zerstört wurde, behagte ihm vortrefflich. Er ging zwar auch ins Wirthshaus, aber gewöhnlich mit dem Meister, der hatte ein bestimmtes Maaß, welches er höchst selten überschritt und wiederum nur um ein Bestimmtes, und in den gleichen Schranken blieb Jakob, da er

keine Kameradschaft hatte, welche ihn über diese Schranken hinauszog oder stieß.

Aber curios wars, je runder seine Finger wurden, je mehr er sich ausfütterte, desto mehr begann sich auch der alte Jakob in ihm zu regen. Erst begann er sich zu wundern, wie es ihm, dem Jakob, hier so gründlich wohl sein könne, das hätte er nie geglaubt, dachte er. Dann begann er sich zu wundern, daß er hier so lange bleiben könne in dem langweiligen abgelegenen Neste, wo man ganz ab der Welt sei und zwar, was das Wunderlichste war, doch eigentlich ohne Langeweile zu haben. Nach und nach erhob er sich zur Kritik der beiden alten Leute, und fand sie zwar grundehrlich, aber eigentlich kreuzdumm, ohne alle Ideen und Bildung, ganz ohne Flug, und daß sie eben ohne Ideen und Bildung so glücklich sein könnten, das war ihm der klarste Beweis ihrer Dummheit und Beschränkung. Sie waren so einfältig, völlig zufrieden zu sein mit dem was sie hatten und nichts mehr zu begehren, zufrieden zu sein mit der Ordnung der Welt und diese eine Ordnung Gottes zu nennen, von Gott das Beste zu erwarten in dieser Welt und in jener Welt das Allerbeste. Sie glaubten noch, was, wie man ihm gesagt, kein vernünftiger Mensch mehr glaube, sie glaubten an den Erlöser, an ihre Sündhaftigkeit, die Nothwendigkeit der Gnade, an Gott und Unsterblichkeit, an die Vorsehung Gottes, an die Gaben des Geistes und die Versuchungen des Teufels, kurz an alles, was man ihm gesagt hatte, daß er es als altes Wischiwaschi in die Rumpelkammer werfen müsse. Ihre Dummheit sei schuld daran, daß sie sich einbildeten, so glücklich zu sein, meinte er, und wie man so dumm sein könne und doch in Paris gewesen sei, das begriff er lange nicht, bis ihm einfiel, Dummheit werde halt Naturanlage sein, welche selbst Paris nicht habe abwaschen können. Es regte sich Verachtung in seinem Herzen gegen die dummen Leute, und doch konnte er sich der Liebe nicht er-

wehren, er mußte oft denken, wie ſchade es ſei, daß ſie ſo dumm ſeien, beſſere Leute könnte man ſonſt nicht treffen. Daß aber ihre Güte Frucht ihrer ſogenannten Dummheit oder ihres Glaubens ſei, das fiel dem Jakob nicht bei. Wahrſcheinlich glaubte er, es ſei Naturanlage, gehöre zur Dummheit, aber kommod ſei es für die Andern, welche davon deſto beſſer lebten.

Das regte ſich ganz ſtille bei ihm, denn äußerlich war er der Gleiche, beſcheiden, dienſtbefliſſen und ward als guter armer Junge immer mit gleicher Güte behandelt. Ja das gute Mütterchen ging in ihrer Theilnahme immer weiter, dehnte ſie vom Leibe auch auf die Seele aus. Je mehr Jakobs Sprachkenntniſſe ſich mehrten, deſto mehr erweiterte ſich der Kreis ihrer Unterhaltung. Vom ganz Einfachen ſchritt man zum Zuſammengeſetzten und Verwickelten, von den Dingen zu den Begriffen. Zuerſt hatte ſie mit Wort und Zeichen gefragt, ob man auch Erdäpfel habe bei ihnen oder Bohnen oder Speck ꝛc., dann was es koſte, wobei die Finger vortreffliche Dienſte leiſteten. Von Haus und Haushaltung ging man zu Dorf, Feld und Wald über, es war ein ſprachlicher Anſchauungsunterricht oder ein anſchaulicher Sprachunterricht, wie man was der Art faſt in den meiſten Schulen hört dato, jedoch zumeiſt nicht halb ſo praktiſch und verſtändlich.

Nun blieb das Mütterchen eben nicht bei der einfachen Neugierde und Theilnahme ſtehen, ſie wollte wiſſen, weß Geiſtes Kind Jakob ſei, was für einen Glauben er hätte, ob er reformirt oder katholiſch ſei, ob rechtgläubig oder auch von den Weltkindern eins, welche ſich um nichts kümmern, wollte ihn mit in die Kirche nehmen, wo ihr Pfarrer ſo ſchön und gewaltig predige, daß man meine das Herz nicht mehr behalten zu können im Leibe. Der Alte ſagte nicht viel zu ſolchem, er war weiter in der Welt herumgekommen, wußte, wie leichtfertig die Jugend oft das Wichtigſte nimmt und wie

es die Religion im Menſchen faſt hat wie das Korn, welches ſich einmal entfärben muß und je früher deſto beſſer, wenn es eine geſegnete Ernte geben ſoll.

Jakob verpalliſadirte ſich anfangs hinter ſeine ſprachliche Unkunde. Dieſe ſchwand aber alle Tage und zu dem wuchs in ihm die Luſt, die guten Leute aufzuklären und ihnen noch am Ende ihrer Tage von der Dummheit zu helfen und zu einem Stück Bildung, damit ſie nicht ſo weit hinter dem Zeitgeiſt ſtürben. Jakob war ehrlich und kein Heuchler. Wäre er es geweſen, ſo hätte er der guten Alten in den Kram geredet, hätte fromme Geſichter geſchnitten und im Herzen ſie ausgelacht. So was geſchieht, die ungläubigſten Kerls treiben ſolches Spiel, das Heiligſte mißbrauchen ſie als Köder, um was zu erſchnappen, ſich Bahn zu machen in Häuſer und Herzen, um ihre Spitzbübereien zu treiben. Solche Kerls wird unſer Herrgott lieb haben am Tage, wann er die Todten weckt und die Böcke von den Schaafen ſcheidet. Sie verdienen es aber auch, denn Schlechteres iſt wohl nichts als ſolches Verhöhnen des Heiligſten.

Jakob rückte nach und nach vorſichtig mit ſeinen Zweifeln und Einwendungen gegen den Glauben des Mütterchens heraus und ſuchte es einzuweihen in die Aufklärungen des Zeitgeiſtes. Potz Himmeltürk, wie ward es da in der Alten lebendig und raſch ſprudelte ihr das Weltſch vom Munde, mit welcher Innigkeit und Angſt ſuchte ſie den Jakob zu bekehren und ihn zu retten vor dem Verderben, dem ſie ihn verfallen glaubte. In ſeiner Sprachungelenkigkeit konnte er ihr nicht das Hundertſte antworten und für gar vieles wußte er keinen Ausdruck, konnte nicht begreiflich machen, was er meine. Wenn er dann ſo ſtockte und ſtotterte, was da die Mutter für eine Freude hatte, dieweil ſie glaubte, ſie hätte ihn überwunden und er wüßte nichts mehr zu ſagen und alles werde wieder gut. Und wenn dann erſt Jakob die franzöſiſche Bibel nahm,

drinnen las, ſich erklären ließ und beſonders die Stellen aufſuchte, welche er deutſch im Gedächtniß hatte, ſo meinte ſie, d' Sach ſei richtig. Wie erſtaunte ſie, als mit Jakobs Bibelleſen ſeine Einwendungen ſich mehrten, er verſtockter zu werden ſchien, ſie ſchlug oft die Hände zuſammen und rief aus: Mais mon dieu, mon dieu! ließ ſich nicht ausreden, das ſei Hexenwerk, daß Gottes Wort ſich in Jakob zum Böſen verkehre, er liege unter einem Fluche, und dieſen zu löſen, das war ihr innigſter Wunſch und brachte doch nichts ab. Jakobs Unglaube hielt viel härter wegzubringen als ſein Glaube und zwar aus zwei Gründen. Sein früherer Glaube war etwas Todtes in ihm, nicht die Wurzel, aus welcher ſein Leben wuchs, ſondern ſo gleichſam nur ein Knollen im Gedächtniß, den man heraus machen konnte, ohne daß etwas Anderes entſtand als ein klein Loch, welches von ſelbſt wieder zuſammenwuchs. Das kömmt von der Art her, wie der ſogenannte Religionsunterricht zumeiſt gegeben, der Glaube in einzelnen Sätzen eingepaukt wird, ſtatt daß man mit ihm in der geheimnißvollen heiligen Kammer unſerer Seele das heilige ewige Licht entzündet. Sein Unglaube dagegen war jetzt mit ſeinem Leben verwachſen. Er war der Grundſtein ſeiner Anſichten und Anſprüche, er war ſeine Rechtfertigung für das Vergangene, ſeine Berechtigung für die Zukunft. Ließ er dieſen Unglauben fahren, ſo wuchs ihm die Reue auf, ward die Zukunft ihm finſter, mußte er ſeinem Leben eine ganz andere Richtung geben, ganz andere Ziele ſetzen, er mußte mit einem Wort ein ganz anderer werden, ja und das iſt ſchwer und man geht nur in Weh und Angſt daran! Wird der natürliche Menſch in Schmerzen geboren, wird es der geiſtige Menſch noch viel mehr, und wie man ſeines leiblichen Lebens ſich wehrt, wehrt man ſich ſeines geiſtigen Lebens noch viel mehr.

Zweitens war der Carl, welcher ihm den Glauben vollends ausriß wie einen wackelichten Zahn, ein ſogenannter ge-

bildeter junger Mensch, den Jakob über sich hielt, vor dem er sich schämte, der in seinen Augen was bedeutete. Dagegen war das Mütterchen eine alte Frau, eine Frau, welche nirgends hingekommen, nicht wußte, was in der Welt Trumpf war, ganz alt und dumm. Alt und dumm werden nachgerade von den Kindern dieser Zeit als gleichbedeutend angesehen, ehedem war es anders. Die Griechen und Römer hatten großen Respekt vor grauen Häuptern; vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und dich bücken, steht geschrieben, und die Knaben, welche eines Propheten spotteten, fraßen die Bären. Nun ist es anders, alt und altväterisch ist ein Spottname geworden und die Jugend hat das Scepter ergriffen.

Die Hauptschuld an diesem Uebel trägt die Schule, denn sie ist es, welche den Jungen in den Kopf setzt, die Alten seien nichts, dieweil sie nicht also geschulet worden als wie die Jungen, ja nicht einmal lautiren könnten, sondern bloß buchstabiren. So trieb man Abgötterei mit der Schule, hielt sie für den einzigen Faktor, welcher tüchtige Menschen bildet, bedachte nicht, daß der geschickteste Schuljunge der dümmste oder schlechteste Kerl werden kann, daß das Leben selbst eigentlich die Hauptschule ist, die das Gelernte erst lichtet, zusammenkittet, brauchbar macht, daß das Leben die Kräfte weckt und stählt, welche den Menschen tauglich machen. Das Leben bildet den Charakter, die Schule giebt nur das Wissen, und weil man die Schule vergöttert, leidet man jetzt an dem schweren Uebel, daß man wohl allerlei Wissen hat, aber schrecklichen Mangel an Charakter. Man leidet an dem Uebel, daß nicht bloß Völker, Stände zerklüftet sind, sondern auch die Altersstufen, die verschiedenen Jahrgänge fast sich nicht mehr verstehen, der naseweise Schuljunge den gewiegtesten Mann verachtet, weil der allerlei wunderliche manchmal babylonische Ausdrücke nicht versteht. Alle Erfahrungen der Geschichte und alle Warnungen der Erfahrnen verachtet spöttisch die Jugend und fabrizirt Ge-

ſchichte auf eigene Fauſt nach ihren Schulheften oder fleiſchlichen Einfällen, und etwaige Pädagogen finden das prächtig und bieten Hand dazu, es giebt halt was Neues. Daher nun kömmt es, daß die junge Maſſe ältern Leuten und namentlich einem guten alten Mütterchen halt nichts glaubt, es ſei denn, die Alten ſtießen ebenfalls ins Horn der jungen Schule, was allerdings einige alte Zötteler zu thun nicht verſchmähen. Denn man täuſche ſich ja nicht über die Urtheilsfähigkeit dieſer jungen Welt, ſie hat einen blinden Autoritätsglauben ſo gut als der bigotteſte Katholik, nur hat ſie andere Autoritäten: nicht die Autorität der Bibel, der alten Weiſen, der bewährten frommen Männer, ſondern die Autorität der jungen Apoſtel, der jungen Schule, dieſen beten und plappern ſie vollſtändig nach, was ſie ihnen vorplappern. Aber auch dieſe jungen Apoſtel haben nichts erſinnet, ſondern plappern nur in die Kreuz und in die Quere über den uralten Text, welchen zuerſt der Teufel auf die Bahn gebracht und dem Weibe vorgeſungen hat: wenn ſie eſſe von dieſer verbotenen Frucht, ſo werde ſie Gott gleich ſein.

Wer das alles gehörig bedenkt, wird ſich nicht wundern, wenn die gute alte Frau an Jakobs Unglauben nichts abbrachte, wird nicht etwa in den Wahn fallen, der Grund liege in der Güte und Wahrheit von Jakobs Anſichten.

Wenn auch der Alte in den eigentlichen Glaubensſtreit ſich nicht miſchte, ſo kam er doch mit Jakob ins Geſpräch über communiſtiſche und ſocialiſtiſche Ideen, denn dieſe rumorten im Waadtlande zu mächtig, als daß ſie in einer Werkſtatt, wo Meiſter und Geſellen ein traulich Wort zuſammen redeten, hätten unbeſprochen bleiben ſollen. Vor ſeinem Mütterchen mied der Alte dieſe Geſpräche, denn er liebte es zu ſehr, um es damit zu erſchrecken, er wußte, daß ſeine lebhafte Einbildungskraft ihm gleich alles vergegenwärtigte, als ob es bereits da wäre, was nur von ferne in Rede geſtellt wurde.

In der Theorie trennt man den Socialismus von dem

Communismus ſo gut wie den brutalen Radikalismus von dem philoſophiſchen Syſteme von Freiheit und Gleichheit. Aber um dieſe Trennung möchten wir keinen kurzen Birnſtiel geben. Wenn Mathematiker die ſchönſten, regelrechteſten Figuren in den Sand ziehen und der Wind kömmt ihnen dahinter, ſo iſts aus mit der Mathematik und den ſchönen Dreiecken und Vierecken, das wird durch einander gewoben und gewehet, bis endlich alles wiederum ſo daliegt, wie es von Alters her immer gelegen hat. So iſt es mit den politiſchen, mit den ſocialen Syſtemen auch. Die guten Gelehrten mögen da kalkuliren und formiren, wohl abzirkeln wunderſchön, daß Einem ordentlich das Herz im Leibe juckt ob dieſer Kunſt und grauſamen Weisheit, aber bringen einmal dieſe Gelehrten ihre Theorien ins Leben, dann iſts aus mit ihren Kreiſen und Formen, das Leben kömmt dahinter, windet alles durcheinander, daß Einem übel wird darob und man ſich glücklich ſchätzt, hört einmal das Winden auf und ſind die Theorien und Syſteme fort und alles wieder beim Alten.

Ja ſo, alſo beim Alten will ders haben, wird ein ſauberer Kerl ſein, der! wirds rufen links, wirds rufen rechts. Ja beim Alten, antworten wir unerſchrocken und haben den Ausdruck wohlbedacht geſetzt. Unter dem Alten verſtehen wir nämlich die alte Ordnung Gottes gegenüber den Theorien und Dummheiten der Menſchen. Nach der alten Ordnung Gottes bildet Gott fort und fort, ſeine ſchaffende Hand iſt im Sande mächtig, aber den Menſchen unmerklich; nach der alten Ordnung Gottes ſoll der Menſch alles, über was Gott ihn geſetzt hat, veredeln. Zur Strafe, daß er das Paradies verloren, ſoll er an einem neuen Paradieſe ſchaffen, und thut er es treulich, ſo gewinnt er damit den Himmel, denn wenn er es treulich thut, veredelt er ſich ſelbſt und wird brauchbar für den Himmel.

Aber was Anderes als Gott gewollt und nach andern Geſetzen als Gott geſetzt, da kann der Menſch nichts machen, und verſucht er es, ſo verbrennt er die Finger oder die Flügel, wie

ſchon die Alten es erfahren und in ſchönen Fabeln den Nachkommen überliefert haben. Aber die leſen leider nichts Altes mehr, ſondern nur nagelneue Zeitungen, welche am folgenden Tage bereits nicht mehr im Fortſchritt ſind. Aus einer Kuh kann der Menſch keinen Hirſch machen, aus einer Kröte keinen Adler, aus einem Roſenſtrauch keinen Nußbaum, aus einem Vergißmeinnicht keine Eiche, ſo kann er auch aus ſich ſelbſt keinen Engel machen mit Flügeln und tugendreich und makellos. Ferner kann er auf einem Felſen nicht Pappeln pflanzen, die Lüneburger Haide nicht mit Hanf beſäen, die Jungfrau im Berneroberland nicht mit Dahlien bekränzen, in Sachſen nicht Datteln ziehen, aus einem Ludimagiſter keinen Küher machen, einen Roßjungen nicht in ein gelehrtes Haus umwandeln, eine Katze nicht in eine Nachtigall. Nach Gottes alter Ordnung hat alles ſeine Natur und die Veredlung dieſer Natur hat ſowohl beſtimmte Schranken als beſtimmte Geſetze, nach welchen ſie geſchehen muß. Das kennt der Naturkundige und weiß accurat die Höhe anzugeben, bis zu welcher dieſe oder jene Pflanze gedeiht; das kennt der Landmann und weiß, was in dieſem Boden gedeiht und was in jenem, wie eine Pflanze nach der andern am beſten kömmt, wie die eine der andern vorarbeitet, den Weg bereitet und kein Menſch ungeſtraft die Hand an die unabänderliche Ordnung legt; das kennt der Jäger, mit Dachshunden jagt er nicht Schnepfen und mit Stellhunden nicht Dachſe, kurz in jedem Naturreiche kennt man die Ordnung: nur im Gebiete der Menſchheit will man weder Regel noch Geſetz anerkennen, ſchweift immer und immer über alle Schranken und büßt dann mit bittern Strafen. Daran iſt der Hochmuth und die damit verbundene Dummheit ſchuld, die bethören den Menſchen und verführen ihn eben, ſich ſelbſt zu Gott zu machen. Davon erzählen uns viele alte Fabeln, ſchon der Thurmbau zu Babel z. B. und der Titanen Himmelsſturm. Die gleichen Tollheiten der Menſchen wiederholen ſich fort und fort,

aber davon weiß eben die junge Schule nichts, sie verachtet die Vergangenheit, sie will neue Geschichte machen, die eine Nase hat, und denkt nicht an den Mann, der einen Stein den Berg hinaufrollte, und wenn er ihn oben zu haben meinte, sammt dem Steine unten am Berge im Kothe saß. Accurat so ist es mit dem sogenannten Socialismus, den die Gelehrten und sogenannten Klugen aus dem groben gemeinen Communismus heraus destillirt haben.

Der Communismus ist ganz einfach der thierische Zustand, wie er auch unter den Menschen nach Aufhebung des Eigenthums und der Ehe und Einführung der sogenannten freien Liebe entstehen würde. Der Socialismus will in das Grobe das Feine bringen, will die von Gott gegebenen Kräfte ordnen, jeder Kraft die passende Arbeit anweisen und jeder Arbeit accurat den gehörigen Lohn, will die sichtbare Vorsehung sein und ergänzen die Ordnung Gottes. Aber das geht halt nicht, wer will so was handhaben, wer will den Blitz lenken, dem Sturme gebieten, dem Meere sagen, bis hieher und nicht weiter, die Witterung verbessern, den Reif abschaffen und den Mehlthau verbannen und den Raupen die Erde verbieten und Dreiecke und Kreise zeichnen am Meeresufer und Fluth und Wind gebieten, sie zu respektiren ewiglich?

Wir geben gerne zu, daß große Unbill in der Welt ist, daß namentlich in Fabriklanden an der Menschheit mächtig gefrevelt wird, und mancher Unbill mag man durch Gesetze steuern so gut als dem Mord, dem Raub, dem Ehebruch u. s. w., aber an die Quelle des Uebels reicht des Menschen Macht nicht. Zu ordnen, daß es weder Arme noch Reiche mehr giebt, das vermag der Mensch nicht, denn die Armen habt ihr allezeit bei euch, hat Christus gesagt. Daß man aber eben vergißt, was Christus gesagt, daß Fabrikherr und Fabrikarbeiter das Heil nicht mehr bei Christo suchen, das Himmelreich nicht inwendig sondern auswendig, daß Einzelne eine wilde Horde um sich sammeln, um reich zu werden und nicht daran denken,

daß zahme Hunde am Ende doch ihren Herrn freſſen, wenn ſie hungrig werden, darin liegt das Uebel, und dies heilt man nicht mit dieſem, nicht mit jenem, mit keiner neuen Ordnung und keinem neuen Heiland, ſintemalen ein einziger Name uns gegeben iſt, in welchem wir ſollen ſelig werden, der Name Jeſus Chriſtus. Dieſer ſagt uns, wo das Uebel liege: nicht in den Zuſtänden der Welt, ſondern in den Zuſtänden der Seele, nicht in der Armuth, ſondern in der Sünde, und nicht in Revolutionen iſt das Heil, ſondern in der Wiedergeburt des innern Menſchen, denn wer nicht wiedergeboren wird, wird das Reich Gottes nicht ſehen. Je weiter man von Chriſtus weicht, deſto größer wird Geſchrei und Elend, und begreiflich ſind die größten Sünder am elendeſten, ſchreien am lauteſten, ſehen am wenigſten, wo das Heil iſt, oder werden am früheſten der Hungrigen Beute. Dies mag an gar manchen Orten geſchehen, es mag fürchterlich zugehen an manchem Orte, aber mit dem Socialismus beugt man nicht vor, man macht nur zwei Revolutionen ſtatt einer. Erſt zieht man die Reichen aus, hat man keine Reichen mehr, ſo kehrt jeder das Schwerdt gegen den andern, um ſelbſt wieder reich zu werden und dies trotz allen Einrichtungen und Ordnungen der Menſchen.

Es bleibt doch alles beim Alten, d. h. bei der Ordnung Gottes und die will auch den Menſchen veredelt, dafür hat er uns Chriſtus gegeben, der iſt der Sauerteig für unſere Natur, die immer die gleiche iſt bei jedem Menſchen. Die Liebe, die er bringt, ſie alleine ſöhnt die Menſchen unter einander aus, ebnet die Ungleichheiten, macht Unbill gut und verhindert Ungerechtigkeiten. Der ſogenannte Socialismus iſt nichts als ein ſchlecht Surrogat für Chriſtus, und Surrogate entſtehen nur, wenn das Wahre ſelten wird oder gar nicht zu haben iſt. Ein Surregat verdrängt das andere, keines hat Beſtand. So würde der Socialismus alsbald vom Communismus verſchlungen, der Communismus vom Deſpotismus, und dieſes wechſelnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht wieder zu

dem, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, den Elenden nicht verstößt. Gar Mancher begründet den Socialismus mit dem Christenthum und weiß nichts von Liebe, ist geneigt Gott und Menschen zu hassen, ist Socialist aus Neid und Haß, und Neid und Haß sind bekanntlich nicht Liebe. Es ist hier wie auf dem politischen Markte, es schreit gar Mancher von Freiheit die Backen voll, kann nie genug Freiheit kriegen in allen Dingen, und läßt sich das Volk durch dies schöne Geschrei bethören, giebt Solchen die Gewalt in die Hände, so werden diese die größten Feinde jeglicher Freiheit, der äußern wie der innern. Nicht bloß soll jeder reden wie sie, sondern auch gränen wie sie; nicht bloß keiner reden oder schreiben, was nicht in ihren Kram dient, ja keiner soll im Stillen lachen über ihre Bocksprünge, sondern auch keiner im Stillen denken oder glauben, solche Dummheit sei noch nicht erhört worden in Israel und werde, so Gott wolle, nicht von langem Bestand sein. Von solchen Freiheitshelden können Berner und Waadtländer ein Wörtlein reden. Es sind gar wunderliche Geschöpfe die Menschenkinder, haben immer noch Augen und sehen nicht, sehen die uralte Ordnung Gottes nicht, daß Alle, welche andere Ordnungen statt Gottes Ordnung einführen wollen, zu liebloſen Despoten werden, welche mit den gräßlichsten Mitteln ihr auf Sand gebautes Haus halten und befestigen wollen und doch umsonst. Sobald die Winde Gottes sich erheben, stürzt es um und thut einen großen Fall. Siehe die französische Revolution und anderes mehr.

Das alles begriff freilich unser Jakob nicht, wenn er mit seinem Meister sich unterredete, und auch dieser verstieg sich nicht in die Theorien hinauf, sondern hielt sich mehr auf dem praktischen Felde. Jakob klagte gewöhnlich zuerst über die große Ungerechtigkeit, daß es die Einen so gut hätten, die Andern so böse. Dann meinte der Meister erst kurz, das komme vom lieben Gott her, der habe die Einen auch klein geschaffen, die Andern groß, die Einen gesund, die Andern kränklich u. s. w.

Dann meinte Jakob, damit sei keine Gleichheit mit dem, was er meine. Er meine, daß die Einen in Kutschen fahren könnten, die Andern zu Fuße laufen müßten, die Einen im Schatten sitzen könnten, die Andern in der Sonne schwitzen müßten, die Einen die Hülle und Fülle hätten ohne Sorgen, die Andern mit aller Plage kaum das tägliche Brod. Das sei nicht von Gott, sagte er, das sei von den Menschen, dieweil nicht Freiheit und Gleichheit sei, sondern eine verfluchte Ungerechtigkeit.

Dann sagte der Meister, wegen dem bös und gut haben seien die Ansichten verschieden. Der Faule nenne arbeiten bös haben, könnte dagegen der Meister nicht arbeiten, so meinte er er hätte bös; arbeiten sei eine Lust. Ueberhaupt seien verschiedene Kräfte, darum verschiedene Arbeiten, und wohin jede Kraft am besten passe, das wisse Gott alleine, und darum lasse er den Einen da den Andern dort geboren werden, gebe jedem seine Bestimmung, sein Pfund und fordere nur Treue, die rechte Vertheilung könnten die Menschen nicht machen und Gleichheit erst keine. Gleichheit sei gegen die Ordnung Gottes, in der ganzen Natur sei keine Gleichheit, kein Baum sei wie der andere, keine Kuh wie die andere, kein Gesicht wie das andere. Und so wenig ihr alle Gesichter gleich machen könnt, so wenig könnt ihr jede Lage gleich machen, jedes Verhältniß. Sieh, Jakob, ich will dir was sagen. Wer fromm ist, treu, fleißig und beharret darin und besteht darin und Hauszucht hält und seine Kinder übt in Zucht und Vermahnung Gottes, der hat es wie ein Baum, der gute Erde und eine feine warme Sonne hat, der schlägt tief seine gesunden Wurzeln, streckt weit aus seine starken Aeste, wächst hoch zum Himmel auf, lebt viele, viele Jahre, sieht Menschengeschlechter kommen und gehn, die ganze Gestalt der Erde vorübergehn. Ein Hausvater, der diesem Baume gleicht, gründet sein Haus auf einen Felsen und im Hause wohnt Gottes Segen, und der Segen frommer Eltern baut auch den Kindern feste Häuser,

wie Gott verheißen hat. Eine ſolche Familie wächſt hoch auf, wächſt über andere empor, wird mit Reſpekt betrachtet und vornehm geheißen, denn ſie beſteht lange, Gott erhält ſie, ſo lange ein Fünkchen guten Geiſtes in ihr waltet. Weicht der, fällt ſie. Und wiederum giebt es Familien, ſie ſchießen ſchnell hoch auf, fallen eben ſo ſchnell zuſammen, ſie hatten keinen guten Grund, der Wurm der Ungerechtigkeit ſaß ihnen im Mark und die ungerechten Kreuzer fraßen die gerechten. Und wiederum andere lieben mehr an der Erde, genießen, was jeder Tag bringt, ſtreben nach keinem beſondern Ziele, ſchlagen daher nicht tiefe Wurzeln, ſchießen nicht hoch auf, ſind dem Buſchwerk ähnlich, die Welt achtet es wenig, über ihnen wacht aber auch das Auge Gottes und nach dem Maaße ihrer Treue mißt er den Lohn ihnen zu. Siehe, Jakob, das iſt die Ordnung Gottes und daran werdet ihr nichts ändern, und wenn ihr an Gott glaubtet, ſo würdet ihr euch darein ſchicken. Nur weil man die Gebote nicht halten mag, nur dem Fleiſche fröhnen will, an Gott nicht glaubt und doch leben möchte, als hätte man den Segen Gottes und die Früchte von Treue und Fleiß, vermißt man ſich, will eine andere Ordnung ſchaffen und abſchaffen, was ſeit Jahrtauſenden beſteht, und da man ſich für weiſe hält, wird man zum Thoren.

Da möge der Meiſter ſagen, was er wolle, ſagte dann Jakob, ſo ſei es doch verflucht ungerecht, daß die Einen gar nichts Gutes hätten im Leben, bloß verdammt ſeien zuzuſehen wie Andere ſchlemmten, praßten, und ſeien doch ſo gut Menſchen als die Andern und hätten die gleichen Rechte wie die Andern, und ſchrecklich ſei es doch gelebt zu haben in lauter Noth und Mangel. Ob es da nicht Recht und Pflicht ſei, jedem zu billigem Genuß und ſeinem Antheil an den Freuden der Welt zu verhelfen.

Du biſt ein arm Kind, Jakob, ſagte dann der Meiſter, wie du redet nur wer an das ewige Leben nicht glaubt, wer meint, hier fange alles an und ſei alles aus, hier ſei Einer

wie der Andere und jeder müſſe haben was der Andere. So ſpricht er, aber nur ſo lange er nicht hat, was die Andern haben, er der Schwächere iſt; hat er ſeinen Theil und wird der Stärkere, ſo wird ſeine Kraft zu ſeinem Recht und er nimmt was er kann. Denn merke wohl, auf Erden giebt es nur zwei Rechte: erſtlich das Recht Gottes und zweitens das Recht des Stärkern, alles andere iſt Larifari und eitel Geſchwätz. Es ſagte mir einmal Einer, die Erde ſei ein wunderlich Ding, ein Läuterungsort, wohin man wegen einem unordentlichen vergangenen Leben komme, ein Bad, welches Einen zum Himmel läutere, ein Bad, in welchem man ſich noch ärger beſudeln könne, daß man nur noch zur Hölle tauge. Wer in die Ordnung Gottes ſich füge, ſteige die Leiter zum Himmel hinauf, wer widerſpenſtig und trotzig ſei, müſſe hinunter und fürder nichts als heulen und zähneklappern. Von dem ſteht nichts in der Bibel, aber dies ſteht darin, daß wer der Welt Lohn wolle, den Lohn Gottes dahin habe, und wer mühſelig und beladen ſei und Chriſti Joch auf ſich nehme, der werde getröſtet werden. Sieh, Jakob, wie beſchränkt und vermeſſen euer Treiben iſt, es iſt nichts, als die Ungeduld, welche jede Lage verſchlimmert und jedes Unglück noch größer macht und nicht warten will auf die Erfüllung der Verheißungen Gottes oder vielmehr nicht an ſie glaubt. Wie wollt ihr den unglücklich Gebornen ihren Antheil verſchaffen, den Blinden das Geſicht, den Tauben das Gehör, den Lahmen brauchbare Glieder, den Kranken die Geſundheit? Jakob, wie wollt ihr das? Jakob, und weiter, wie Vielen fehlt es nicht in den Augen, nicht in den Ohren, aber im Gemüthe, ſie ſind neidiſch, mißgünſtig, trübſinnig, kummerhaft, ſaugen aus den ſüßeſten Blumen den bitterſten Saft, können nicht Frieden halten und jammern täglich, daß lauter ſtreitbare Mächte ſie umgeben, nehmen das Leichteſte ſchwer, und wenn das Geringſte ihnen widerfährt, wälzen ſie ſich um und um ins Jammer. Jakob, wie wollt ihr denen zu ihrem Antheil von Weltglück und Freu-

den verhelfen, wo willst du in ihnen das Gemüth suchen, es ausputzen und wieder hineinmachen? Siehe, das eben kann sein Mensch und dafür eben hat Gott einen ganz Andern gekandt, der kanns, und den wollt ihr eben nicht mehr, wollt euch vermessen an seine Stelle euch zu setzen und erkennt nicht, wie zu diesem Amte euch alles fehlt.

Von Blinden und Tauben ist nicht die Rede, antwortete Jakob wohl, und den Andern allen würde es schon bessern, wenn es besser wäre in der Welt, aber wer Teufel wollte nicht mißmuthig und böse werden bei der verfluchten Ungerechtigkeit. Curios, sagte der Meister dann, warum sind so viele Reiche, die in aller Welt Güter schwimmen, so unglücklich und elend innerlich. Das innerliche Unglück hängt nicht von äußern Gütern ab und im Verhältniß sind sicherlich mehr Begüterte unzufrieden und eigentlich unglücklich, als wirkliche Arme, wenn auch in anderer Richtung und in andern Empfindungen.

Gewöhnlich, denn solche Gespräche, welche sich oft wiederholen, pflegen einen bestimmten Gang anzunehmen, eine eigene Rinne sich auszugraben, in welcher nur an verschiedenen Stellen die Tiefe oder die Dämme verschieden, stärker oder schwächer werden, sprang dann Jakob abseits und sagte: das möge nun sein wie es wolle, so sei es doch verflucht, daß die Einen allen Gewinn vom Geschäft hätten, die Andern nicht einmal das trockne Brod. Du wirst doch nicht auf mich reden, entgegnete der Meister. Was denkt ihr? antwortete Jakob. Aber ist es recht, daß so verfluchte Maschinenkönige und Tyrannen zu förmlichen Volksblutsaugern werden, den Gewinn an sich ziehen, die Arbeiter halb oder ganz verhungern lassen, an Leib und Seele sie verderben, die Hunde, die verfluchten! Die haben Paläste, fahren wie Könige, fressen wie Kaiser, und der Arbeiter kann trocknes Kraut fressen, wenn er Appetit dazu hat.

Jakob, Jakob, sagte darauf der Meister, du weißt nicht, was du sprichst. Ich habe das Fabrikwesen auch nicht gerne, betrachte es als eine Sünde der Zeit. Aber an derselben sind

die Fabrikleute ſo viel ſchuld, als die Fabrikherren, da kehre ich nicht die Hand um. Zur Zeit, als jede Art von Fabrikation entſtand, war der Gewinn groß und jeder Arbeiter wurde reichlich bezahlt, die meiſten unter ihnen hätten ſelbſtſtändig werden können, wenn ſie mit dem Ueberfluß eine Exiſtenz gegründet, ſtatt ihn genoſſen hätten. Sie genoſſen ihn, blieben abhängig von der täglichen Arbeit, gewöhnten ihre Kinder an ihre Genüſſe. Da wurde der Gewinn kleiner, die Löhne ebenmäßig, die Gewohnheiten blieben die gleichen, daher Geſchlecht um Geſchlecht immer ärmer, jedes nachfolgende erbte Leichtſinn und Bedürfniſſe der frühern Geſchlechter, aber nicht die frühern Löhne und zwar das ganz nach der alten Ordnung, denn Gott hat geſagt, er ſtrafe die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geſchlecht, und zwar darum hat er es geſagt, damit die Väter die köſtlichen Gaben, Kinder, deſto treuer bewahren möchten. Und wenn die Vorwitzigen fragen, ob das gerecht ſei, an den Kindern zu ſtrafen, was die Väter verſchuldet, ſo iſt das eine Frage, welche Gott, deſſen Rathſchläge unerforſchlich ſind, einſt klar genug beantworten wird. Einſtweilen ſollen wir glauben und gehorchen, und wer es nicht will, muß büßen. Zudem ſind die Fabrikarbeiter nicht Leibeigene, ſondern frei, können gehen oder bleiben nach ihrem Belieben, und bleiben ſie und hungern und ſterben faſt, ſo geſchieht es in Folge eigener oder ihrer Väter Sünden, welche Sklavenketten vertreten. Zieht der Fabrikherr dieſe Ketten zu hart, wird entweder ſeine Fabrik verbrannt oder ſeine Perſon todtgeſchlagen. Eine Uebelthat zieht die andere nach. Wären Fabrikherren Chriſten, ſo wäre vieles anders, und wären Fabrikarbeiter Chriſten, ſo wären ſie ganz frei und die Fabrikherren hätten keine Macht über ſie. Denn ſo wie der Menſch, welchen der Teufel faſſen und in den Händen behalten ſoll, irgendwo einen Zopf haben muß, ſo iſts auch mit dem Fabrikarbeiter. Ja ich weiß wohl, was du ſagen willſt, es ſeien nicht die Fabriken, welche du meineſt, ſondern das Geſchäft,

das Handwerk, und hier sei es nicht billig, daß der Meister so reich werde und groß thue ob dem armen Gesellen, die hätten die Arbeit, jene das Zusehen, sie könnten hungern, ihn müßten sie mästen. Das ist wieder Dummheit. Ob dir verdiene ich nicht viel, daß weißt du, und wenn Gesellen wandern wollen, sind sie froh, Meister anzutreffen, welche ein festes Haus haben, solch ein Haus ist doch immer besser als ein Kosthaus! He? Aber du meinst große Geschäfte, große Werkstätten, wo die Meister sich auch wie Fabrikanten geberden. Wer zwingt wiederum die Gesellen dort zu arbeiten und ihren Herren den Glanz zu verschaffen? Das thun sie freiwillig, und wären sie nicht so hochmüthig, kämen sie auch auf das Land hinaus. Und wo bringt ein Geselle ein Kapital mit, um ein Etablissement zu begründen, und wenn es bös geht, wer hält aus, und wenn es zu Grunde geht, über wen geht es aus? Und wollt ihr den Lohn nach der Arbeitszeit oder dem Werthe der Arbeit bestimmen, wer mißt das aus und wer hält die Republik zusammen? Zähle darauf, wo Christus nicht der Meister ist und die Liebe die Mittlerin, da wäre Mord und Todtschlag, bis alles auseinander wäre. Und was wäre dabei für eine Freiheit und wer wollte was dabei verdienen? Jetzt ist die rechte Freiheit. Der rechte Geselle kann gehen wo er will, machen mit seinem Lohn was er will, als Meister sich setzen wann er will, groß oder klein anfangen wie er will. Aber daß so jeder hergelaufene Junge die Nase dreinstecken und befehlen könne, daraus wird einstweilen nichts. Beim Kleinen beginnt alles, und je größer und mächtiger etwas werden soll, desto langsamer und scheinbar mühsamer wächst es, das ist die Ordnung Gottes. Und wenn Einer nicht ordentlich für seine Person sorgen kann, was ihm doch zumeist das Liebste ist, was ist dann einem solchen Bürschchen anzuvertrauen, was meinst, Jakob? Und was meinst, Jakob, die Weiber dabei, was würden diese sagen und wie

würden dieſe ſich vertragen? Da wäre ja Revolution alle Tage.

Das war ein Punkt, wo Jakob gerne abſtrahirte, denn von der freien Liebe und wie nur in der Ehe das Unglück ſei, redete er mit dem Meiſter doch nicht gerne, zudem hatte dieſer einen ſchlagenden Widerlegungsgrund im Hauſe und hätte fragen können, was bei der freien Liebe für alte Leute heraus käme und ob es dann nicht beſſer wäre, man ſchlüge an ihrem vierzigſten Geburtstage die Männer todt und an ihrem dreißigſten die Weiber.

Dieſe Verſchiedenheit in ihren Anſichten ward nachgerade Jakob peinlich und erzeugte in ihm eine gewiſſe Bitterkeit und Verachtung gegen die Alten. Er begann zu denken, es ſei hier doch eigentlich ein langweilig Leben, und für ein ſolches ſei er, Jakob, denn doch nicht geſchaffen, beſſer wäre es, ſie kämen auseinander. Jakobs Geſinnung iſt unduldſam, ſie hält es bei anders Denkenden nicht lange aus, wenn ſie nicht abſichtlich ſich verſtellt. Sie hat es faſt wie das böſe Gewiſſen, welches auch nicht gerne in der Nähe derer weilt, welche Einem ein Verbrechen anſehen und ausbringen könnten, lieber noch einen oder zwei todt ſchlägt, um ſicherer zu ſein, oder Gott verläugnet, um die Furcht vor ihm zu verjagen. Er begann ſtark daran zu denken, weiter zu ziehen. Das Wetter war milder geworden, er war ausgefüttert und an Geld fehlte es ihm auch nicht, da der Alte mit dem Lohn nicht geknauſert und den Beweis geführt hatte, daß es noch Meiſter gebe, bei welchen man ſehr viel lernen könne und welche doch nicht großen Gewinn an ihren Geſellen nehmen. Aber ſolche Meiſter zu ſuchen ſind die meiſten Geſellen zu hochmüthig, auch ſie ſind vom Wahne ergriffen, eigentlich lebe man nur in den Städten. Auch ſie haben den Sinn verloren für das häusliche Leben und da liegt die große Noth.

Auf einmal begann die Mutter zu kränkeln oder vielmehr ſchwach zu werden, denn es fehlte ihr nicht hier, nicht dort,

Fieber hatte sie keins, aber jeder Tritt, den sie thun mußte, war ihr zuwider und that ihr weh. Im Anfang gab man nicht viel darauf, denn an krank werden dachte niemand, sie wußten nicht, was Krankheit war. Während ihrer langen Ehe hatten sie keine erlebt. Aber als es nicht bessern wollte, die Schwäche alle Tage wuchs, die Mutter ihr Tagewerk nicht mehr verrichten mochte, da erschrack der Meister sehr und kam in großes Bangen. Er wollte alsbald zu einem Arzte, aber lange wollte die Mutter nicht. Es werde schon bessern, sagte sie, und ihr Lebtag habe sie ein Grausen vor den Aerzten gehabt. Arznei nehmen sei wenigstens so viel als halb sterben und helfen werde es ihr in alle Wege nichts. Indessen sie mußte sich fügen. Der Arzt schickte Arznei, aber die Alte machte es wie viele Weiber, sie stellte sich als wolle sie gehorchen, nahm auch wohl einige Tropfen, das meiste blieb in einer Ecke ruhig stehen. Als der Arzt selbst kam, die Wirkung seiner Kunst zu besichtigen, gab er der Alten recht, daß sie sich nicht mit seinen Tropfen geplagt, verordnete guten Wein und nahrhafte Brühe, ein Huhn hie und da. Als der Alte im Fortgehen ihn fragte: was er meine, daß es sei und ob es wohl bald besser werde, zuckte der Arzt die Achsel und meinte, das Alter sei hoch, die Schwäche groß, ob diese zu heben, der Natur wieder auf die Beine zu helfen sei, das lasse sich gar schwer bestimmen, besonders bei Personen, welche nie krank gewesen.

Das machte dem Alten noch banger, in rührender Aengstlichkeit beachtete er der Mutter Bewegungen, lauschte auf ihre Athemzüge, ward nicht müde zu fragen, wie es ihr ergehe und ob sie nicht was wünsche. In freundlicher Wehmuth gab sie Bescheid, bat ihn, sich nicht so zu kümmern, und Thränen kamen ihr dabei in die Augen. Als er wissen wollte, welcher Schmerz sie bewege, was sie hätte, gestand sie bewegt und zagend, fast wie ein Mädchen seine erste Liebe, den Glauben an ihren Tod. Sie sterbe gerne, sagte sie, sie hoffe der Herr sei

mit ihr zufrieden und gebe ihr ein ſeliges Ende. Er ſei ſo mild und gut gegen ſie im Leben geweſen, daß ſie die Zuverſicht in ſich trage, auch im andern Leben werde er ihr gütig und gnädig ſein. Und doch thut es mir weh, ich gehe nicht gerne von dir. Was ſollſt du armer lieber Mann machen, wenn ich nicht mehr bin, ſo alleine auf der Welt und niemand da, der für dich ſorgt, weiß, was du bedarfſt und wie du es willſt!

Da weinte ſie bitterlich und ihr Mann wurde auch ergriffen, es ſchüttelte ihn wie ein Espenlaub. Doch faßte er ſich zuſammen, wollte ihr den Glauben an ihren Tod ausreden, aber umſonſt. Sie fühle es wohl, wie es mit ihr zu Ende gehe und daß es ihr ſo wehe thue zu ſterben, das ſei eine wohlverdiente Strafe, ſagte ſie. Sie habe oft den Vater im Himmel gebeten, daß er ſie doch vor ihrem Manne möchte ſterben laſſen, damit ſie ſeinen Tod nicht ſehen, nicht ohne ihn auf Erden leben müßte. Das war ein gar ſehnlicher Wunſch, und ich betete nie: doch nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe, o Vater! Nun hätte ich es gerne anders, ich wollte ſo gerne alleine ſein, aber jetzt muß es ſein, wie ich es haben wollte, und das iſt die Strafe für ein Gebet, wo ich nur an mich dachte und nicht an dich, und hätte doch an dich alleine denken ſollen und nicht an mich! Denn trugeſt du mich nicht auf den Händen vom erſten Tage an bis jetzt? Und die Hand bot ſie dem Alten und eine Liebe lag auf ihren alten Geſichtern, wie ſie auf jungen nicht geſehen wird. Es war der Glanz der ewigen Liebe, die in ſterblichen Körpern entſtanden in funfzigjähriger Ehe ſich abgeklärt und geläutert hatte für den Himmel.

Jetzt konnte Jakob nicht mehr fort, wenn er nicht in hohem Grade undankbar hätte ſein wollen. Der Meiſter arbeitete wenig oder nichts mehr und hatte jetzt einen Geſellen wirklich nöthig, wenn er nicht die Arbeit ganz von der Hand weiſen wollte. Jakob half auch in der Haushaltung nach, denn da war kein Geſelle, der ihn ausgelacht hätte. Freilich dachte

er oft: Was würden sie sagen, wenn sie wüßten, was ich mache? Aber er that es doch und weder zornig noch unwillig, es war der Hausgeist, der ihn unter seinem Daumen hielt und ihn regierte, er mochte wollen oder nicht.

Es waren gar wunderbare, fast heilige Tage, welche in dem kleinen Häuschen verlebt wurden. Gesprochen vom Tode ward wenig mehr, aber die beiden Alten waren bei einander, so oft sie konnten, die kleinste Trennung war ihnen unangenehm, ward schmerzlich, wenn sie länger dauerte, es war ein Zug zu einander, inniger und stärker als in den Tagen der ersten Liebe. Mit unserm Jakob disputirte die Mutter nicht mehr, aber eine mütterliche Liebe zu ihm trat immer inniger hervor, es war, als wäre ihr aufgegeben, noch eine Seele zu retten, aber auf eine Weise, wie kein Verstand der Verständigen sie ersonnen hatte, wie nur ein kindlich Gemüth sich selbst unbewußt sie versucht. Sie sprach mit ihm viel von seiner Großmutter, ermahnte ihn, bald heimzukehren, damit sie nicht alleine sei zum Sterben, sondern ein liebes Kind an ihres Bettes Seite hätte. Es sei gar hart, sagte sie, wenn man sterben müsse und das Liebste, was man auf Erden hätte, so gerne noch einmal sehen möchte, noch ein Wort der Liebe, der Ermahnung ihm sagen, das Band, welches Menschen hier und dort verknüpft, noch fester und inniger binden, sei ferne, weit in der Fremde, und umsonst verlange die Seele darnach, sende Wünsche um Wünsche nach ihm aus und leer bleibe immerfort des Bettes Seite und in unbefriedigter Sehnsucht müsse die Seele von dannen. Vielleicht habe sie noch schwere Angst um ihn und um seine Seele und wie es sie freuen würde, wenn er wieder komme so gut und lieb, geschickt und arbeitsam. Sie sprach die Hoffnung aus, in einer andern Welt seine Großmutter kennen zu lernen, dort wollten sie viel von ihm reden und sich freuen auf ihn, wenn er auch komme. Er habe ein gutes Herz und das gute Herz werde ihm auch zum Glauben helfen, sie zweifle nicht, denn nur schlechte Leute seien ohne Glauben und zu denen gehöre er nicht.

Dagegen konnte Jakob nicht proteſtiren und disputiren, ja nicht einmal in einem verdächtigen Lächeln ſeinen Unglauben bezeugen. Die Liebe, welche ihm das Mütterchen zeigte, machte ihm ihr kindlich Glauben und Hoffen heilig. Sein Verſtand glaubte ſich über alle dieſe Vorſtellungen hinaus, und in andern Zeiten hätte er gelacht über eine alte Frau, welche den Himmel ſich vorſtelle wie eine Kaffeevisite, wo allerlei durcheinander geplaudert werde, oder hätte geläſtert: der Glaube an ein ewig Leben, ein Jenſeits, ſei nur ein Zaum für das Volk, ein offenbarer Betrug um die wahre Volksfreiheit. Jetzt hätte er wirklich nicht das Herz gehabt, die kindliche Zuverſicht des guten Mütterchens mit dem geringſten Zweifel zu beflecken. Es kam ihm ganz ſonderbar vor, wie ein Menſch ſo einfältig und dumm ſein müſſe, ſo was zu glauben, ſolche Leute müßten gar keine Gedanken nicht haben und keinen Verſtand nicht, dachte er. Die welche es ſagten glaubten es ſelbſt nicht, und bloß Kinder thäten ihnen noch glauben und, wo gute Schulen, auch die ſchon nicht mehr, und wenn die mal groß würden und ſelbſt Kinder kriegten, ſo wären die von Natur geſcheidt und begriffen alles und glaubten nichts Dummes mehr. Man werde halt alle Tage geſcheidter und der Aberglaube der müſſe fort, bis alle Menſchen gleich geſcheidt wären. Aber ſo einer alten Frau möchte er nichts ſagen, ſie ſei glücklich dabei, aber die werde mal die Augen aufmachen und drein ſehen, wenn ſie merke, daß all nichts ſei, kein Himmel, keine Hölle, kein ewig Leben, daß todt todt ſei. Da wolle er lieber nicht dabei ſein, ſie könnte ihn doch dauern, denn eine gute Frau ſei ſie, beſſer nütze nichts. Nur ſei ſchade, daß ſie nicht die rechten Anſichten hätte, wäre ſie jünger, er ruhte nicht, bis ſie zur Einſicht gekommen wäre. So dachte Jakob bei ſich, und curios wäre es ihm vorgekommen, wie eine gläubige Seele es nicht hätte faſſen können, wie es in der Seele eines Menſchen ausſehen müſſe, in welcher kein Glaube ſei. Ungefähr wie ein Geſicht, in welchem keine Augen ſeien,

würde sie sich eine solche Seele denken. Und eben der Glaubenslose wirft dem Gläubigen Blindheit vor, und wer ist wohl blind, der, welcher etwas sieht, oder der, welcher nichts sieht?

Des Menschen Tage sind gezählt vom Herrn der Tage, jedem Menschen zählt er sie zu nach dem ihm auferlegten Tagewerk. An uns ists, sie mit Weisheit zu zählen und zu brauchen, damit, wenn der letzte kömmt, auch unser Tagewerk der Vollendung naht. Tage nachkaufen können wir nicht, nicht wieder zurücknehmen, was nutzlos dahin ist.

Unserem guten Mütterchen nahte leise, fast unbemerkt der letzte Tag. Kränker ward sie nicht, sie aß und trank noch alle Tage etwas, stand alle Tage ein wenig auf, aber immer hinfälliger und mühseliger. Sie klagte nicht darüber, war wo möglich noch freundlicher, dankte herzlicher für den kleinsten Liebesdienst, ward nur traurig, wenn sie ihren Mann ansah, der wirklich trübselig aussah und in wenigen Wochen sichtlich gealtert hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Jakob wird gerührt, dann verjagt ihn der Tod und er thut eine Reise.

Jakob schlief über den Alten in einer Kammer, und wenn unten laut geredet ward, so hörte man es eben.

Einmal des Nachts erwachte Jakob, es war ihm als hätte er laut rufen gehört. Er fuhr auf, um besser zu horchen, da hörte er, wie die Frau den Meister weckte. Sie möchte ihm noch was sagen, sagte sie, sie fühle, daß das Ende nahe. Er wollte auf, ihr Warmes zu machen. Sie aber ließ ihn nicht, später könne er, wenn es noch Zeit sei, jetzt aber wolle sie ihm danken für alle Geduld und Liebe und Treue, welche er ihr

während ihrer Ehe erzeigt, ſagte ſie. Ich bin eine glückliche Frau geweſen und habe dir es zu verdanken; weil du ſo gut geweſen, ſo bin ich auch gut geworden, Fehler ſind mir vergangen, ich weiß nicht wie; ich habe es dir zu verdanken, daß ich hoffen darf, ſelig zu werden. Darum traure nicht um mich, und wenn es dir weh thut, daß ich nicht mehr da bin, ſo denke daran, daß du mich ſo glücklich gemacht und daß ich es vor Gott bezeuge. Und lange wird es ja nicht dauern, ſo ſind wir wieder bei einander. Nein, Lieber, weine nicht, es muß ſo ſein, alles nimmt auf Erden ein Ende und denke, wie glücklich wir ſind, unſer Glück, unſere Liebe haben kein Ende genommen, mein Leben erlöſcht, dein Leben wird erlöſchen, aber unſere Liebe bleibt, unſer zeitlich Glück wird zum ewigen. So manchmal haben wir zuſammen gebetet, laß es uns noch einmal thun.

Manche Anſtrengung machte der Mann, aber Schluchzen nahm ihm immer die Stimme. Bete das Unſer Vater, der Herr weiß ja, wie wir es meinen. Er that es laut, ſie betete laut nach, unwillkürlich oben Jakob mit. Als der Meiſter fertig war, küßte ſie ihn, er brach in lautes Weinen aus. Sie ſuchte ihn zu tröſten und bat ihn um was Warmes. Er ſuchte ſich zu ermannen, ſtand auf, auch Jakob that das Gleiche, um Handbietung zu leiſten. Als ein Süppchen fertig war, trugen ſie dasſelbe hinein, aber die Gute bedurfte ſeiner nicht mehr, ihre Seele war heimgegangen, athemlos lag ihr Leib, der Frieden, der über allen Verſtand geht, den ſie im Leben gefunden, der war aus dem Herzen heraufgeſtiegen und lag als himmliches Leichentuch auf der Seligen Geſichte. Der arme Mann war vorbereitet, doch brach er zuſammen, als er das Ende ſah. Daß er nicht bei ihrem Scheiden geweſen, konnte er nicht verwinden.

Jakob war zum erſten Male bei einem eigentlichen Sterben. Was er im Spital geſehen, das zählen wir nicht, da ſtirbt bloß eine Kreatur, und keine Liebe waltet überm Bette

und legt Zeugniß ab vom geiſtigen Verbande geiſtiger Weſen. Jakob ward wirklich ergriffen und weinte unwillkürlich um die gute Frau und hatte Mitleid mit dem armen alten Mann, der, wie eine Waiſe am Todtenbette von Mutter und Vater, am Todtenbette ſeines Weibes weinte. Eine ſolche Frau ſollte nicht ſterben, es ſollte eine Einrichtung ſein, wo die Beſten blieben, die Böſten immer vorab müßten, das würde Mancher den Verſtand machen, dachte Jakob. Und wenn es doch geſtorben ſein müßte Einer wie der Andere, ſo ſollte man ſich hüten, ſo an einander zu hangen und ſich zu lieben, daß man meine, man könne nicht ohne einander ſein. Das ſchütze nicht vor dem Tode und mache nur Schmerz, und da ſei man dann da und müſſe wünſchen, man hätte ſich nie geſehen, ſowie man ſich nie wieder ſehe. Warum gebildet ſein und aufgeklärt und ſich mehr plagen als das Thier und da weinen und jammern einem geſtorbenen Weſen nach, das nicht wieder lebendig werde, wo hundert und hundert andere und tüchtigere und währſchaftere Weſen zu haben wären? Lieben ſei ſchön, aber abbrechen müſſe man damit, ſo bald wie möglich, wenn es auch ſchön wäre geliebt zu ſein bis ans Ende und ſehr kommod, denn beſſer als der alte Mann es gehabt hätte und er auch, könnte man es kaum haben, aber jetzt werde es deſto fataler ſein. Darum ſollte man das Lieben laſſen und jedes ſich für ſich ſelbſt einrichten oder ſonſt eine andere Einrichtung zu machen verſuchen.

So dachte Jakob und weinte mit und that ſich um den Alten um, als wäre er deſſen leibhaftiger Sohn. Es kamen am Morgen die Bekannten, weinten und tröſteten und ergoſſen Lob und Preis über die Selige und zwar ungeheuchelt. Sie hatte nie Klatſchereien gehabt, denn ſie hatte immer das Gute lieber geglaubt als das Böſe und jedenfalls nur das Gute nachgeſagt, ſie war Vertraute und Rathgeberin geweſen bei Jung und Alt und hatte nie was Anvertrautes zu Markte getragen, nie aufgewieſen und an einander gehetzt, hatte immer

eine offene Hand gehabt und faſt mehr Gutes gethan als in ihren Mitteln ſtand. Sie war eins von den ſeltenen Weſen geweſen, welche mehr an Andere denken als an ſich, welche mit wenig Unglück geſchlagen ſind, aber dabei nicht das Gefühl für Leid und Weh verlieren, wie es oft geſchieht, ſondern fremdes deſto inniger fühlen. Das rührte Jakob, aber was hatte ſie jetzt davon? mußte er doch denken. Was die Leute während ihrem Leben ſie geplagt hätten! Hätte ſie ſich um alles nichts gekümmert, ſie hätte ein viel behaglicher Leben haben können.

Es verſuchten Wenige den alten jammernden Mann zu tröſten, und wer es verſuchte, dem ſagte er, er habe nur einen Troſt, die Hoffnung, daß die Trennung nicht lange daure, und daß er hoffen dürfe, an den gleichen Ort zu kommen wo ſeine Selige; ſei er auch nicht gut wie ſie geweſen, ſo wiſſe er doch, ſie werde für ihn zeugen und beten, bis der gute Gott ſich auch ſeiner erbarme. Jakob mußte geſtehen, dieſe Hoffnung ſei der Liebe einziger Troſt. Sollte er dem guten Alten denſelben verkümmern, in Zweifel ziehen? Das wäre ja mehr als grauſam, das wäre ſchlecht geweſen, es wäre der Neid geweſen, der Andern nichts gönnt und gerne nimmt, was man ſelbſt nicht hat. Aber das fand er immer deutlicher, daß ſich hüten müſſe vor warmer inniger Liebe wer dieſen Troſt nicht habe, denn dann thäte das Scheiden gar zu weh, fatal ſei das, denn die Liebe ſei doch ſüß, ſie ſei dem Leben was Sonnenſchein der Erde.

Die Tage, während welchen die Leiche noch im Hauſe weilt, gleichſam Raſttage, wo der Todte ausruht von ſeiner Pilgerfahrt, ehe er die neue Reiſe antritt durch des Grabes Thor in eine neue Welt, ſind, wo Liebe den Todten umſchwebt, ſtille heilige Tage. Es iſt als ob geliebte Kranke ſchliefen. Und ſchlafen ſie nicht einen ſanften leiſen Schlaf, den erſten ſanften vielleicht ſeit vielen langen Tagen und Nächten und einen, aus dem ſie nicht erwachen werden zu Pein und neuer Krankheit? Leiſe gehn Alle, leiſe mit bebender Hand hebt man

die Decke vom blassen Gesicht, wenn man die lieben Züge noch einmal sehen möchte, leise weint man, bis vielleicht der Schmerz sich steigert, daß er laut den geliebten Namen ruft, daß er in selbstsüchtigem Vergessen den Schlafenden zurückrufen möchte in seine Pein, nur um ihn diesseits wieder zu haben. Wo die Liebe nicht ist, da erscheint an manchem Orte äußerlich die gleiche Trauer, ein ähnlich Wehklagen, aber diese Trauer ist einem Gespenste gleich, das am hellen Tage umgeht mit hohlen Augen, eiskalt um und um.

Der letzte Tag, wo der Leib auf Erden weilt, ist der bangste Tag. Wie eine Mutter, welcher ihr einzig Kind auf weite Reisen oder in einen andern Welttheil gehen soll, mit Thränen erwacht, jeder Schlag der Uhr ihr schmerzlich im Herzen tönt, weil er die Abschiedsstunde näher und näher bringt, manches zu beschicken ist, manches nicht vergessen werden sollte, ein Kommen und ein Gehen ist und immer lebendiger, je näher der letzte Stundenschlag rückt, und man nicht Sinn, nicht Kopf hat, nichts denken mag, nichts mag als da sitzen bei dem Scheidenden, ihn haben will, so lange man ihn haben kann, so ists da, wo lebendige Liebe ist, — so wars in unseres guten Meisters Hause. Jakob mußte denken und thun, was üblich und bräuchlich war, was aber keine leichte Sache war. Allenthalben sind die Gebräuche anders und allenthalben sieht man die Verletzung eines Gebrauches als eine Verletzung der allerhöchsten Majestät Gottes an, wenigstens für ungeheuer schrecklich, denn allenthalben herrscht der Sinn, der in das Aeußerliche, in Gebräuche und Ceremonien die Hauptsache setzt, und ganz besonders im Waadtlande der Sinn, der seine Gebräuche und Ceremonien für die allein rechten und vernünftigen, anständigen hält.

So schwer er war, er ging auch vorüber dieser Tag, aber als die theure Leiche aus dem Hause war, da war es, wie Moses sagt, daß das Weltall war, ehe Gottes Geist über den Wassern schwebte, öde und leer. Diese Erlebnisse hatten Jakob

und den Meiſter näher gebracht, als ſie ſich ſonſt ſtanden, denn nichts einigt mehr, als Unglück oder Leid, welche man in Treue und mit ähnlichen Gefühlen beſtanden. Auch ließ Jakob unwillkürlich alle Geſpräche, welche des Meiſters Glauben und Hoffen verletzen konnten. Der Meiſter lebte in der Vergangenheit, ſtellte die verlebten glücklichen Tage in die öde Gegenwart hinein, labte ſich an ihnen und war unerſchöpflich in Mittheilungen darüber. Dann kamen wie üblich auch die Verwandten mit allerlei liebevollen Räthen, während ihre Augen ſorgfältig Ausſchau hielten über alles, was zu erben war. Dieſe Räthe wurden dann von Jakob und dem Meiſter wieder beſprochen hin und her.

Der Meiſter hatte Jakob den Vorſchlag gemacht, er ſolle bei ihm bleiben, ſeine Arbeit übernehmen, dann ſollte das Häuschen ſein werden, und wenn er es auch nicht hoch bringe, habe er doch ſein ſicher Auskommen, und wenn er ſo glückliche Tage verlebe darin als er, ſo wäre ſein Loos nicht groß, aber beſſer als die meiſten Looſe, welche von den Menſchen im Leben gezogen würden. Nicht ſehr lange her war es, ſo hätte es Jakob keiner Wahrſagerin geglaubt, daß ihm ein Häuschen angeboten würde in kurzer Zeit ſammt einer Meiſterſchaft. Als er ohne Obdach und Nahrung, den Tod vor Augen durch das gefrorne Land wanderte und jemand hätte ihm angeboten, was jetzt der Meiſter that, er hätte geglaubt, das höchſte Glück ſei ihm vom Himmel gefallen, er wäre der Seligſte unter den Sterblichen geweſen. Und jetzt ſchätzte er es nicht mehr, ja er fühlte, er würde ſteinunglücklich ſein dabei, wenn er da ſein Lebtag aushalten müßte.

So iſt der Menſch, ſein Glück hängt nicht ab von außen, ſondern wie geſagt von innen. Aber das iſt auch ſo ein Ding, man möchte es Vorurtheil nennen und doch iſt es dies nicht, es iſt vielmehr menſchliche Dummheit, welche als eine Urſünde zu rechnen iſt, man kann es tauſendmal ſagen und Gott kann ihm alle Tage ſiebenmal den ſogenannten Anſchauungsunter-

richt geben und zwar beſſer als kein Schulmeiſter, und doch will es der Menſch weder glauben noch ſehen, daß das Glück nicht von außen kommt mit äußerlichen Geberden, nicht an papiernen Verfaſſungen hängt, nicht an Erfüllung halb und ganz dunkler Träume, halb oder ganzer Narren, ſondern von unſerer Seele Richtung und Beſchaffenheit, der Geſtaltung unſerer Anſprüche und Wünſche, dem Maaße unſeres Genügens und Ungenügens. Der Regulator zwiſchen Innerem und Aeußerem, zwiſchen Sinn und Verhältniſſen iſt eben das Chriſtenthum, das liebliche Licht aus der Höhe. Wird dieſes von einem Kinde oder einem Frevler zerſtört, ſo erſetzt man es weder durch Fauſt- noch Stalllanterne.

Indeſſen nahm das Ausſchlagen der Meiſter Jakob nicht übel, er ſchrieb die Weigerung zu bleiben dem Zuge nach der Heimath zu und die nimmt ein Schweizer nie übel; hätte Jakob auch geſagt, es ſei der Trieb der Jugend nach Mehrerem, Größerem noch nicht geſtillet, er möchte noch weiter in die Welt, ſo hätte auch dies der Alte nicht übel genommen, ſondern eben auch begriffen. Das Alter iſt heut zu Tage gegen die Jugend zumeiſt weit toleranter und humaner als die Jugend gegen das Alter, das kömmt aber daher, weil das Alter nicht ſo dumm iſt wie die Jugend, die Gründe von gar vielen Erſcheinungen begreift und würdigt, die Jugend die Erſcheinungen für Grundſätze und Weltgeſetze hält, weil ſie eben hinten und vornen nichts davon begreift, was aber eben wiederum ſehr begreiflich iſt.

Der gute Alte aber wußte lange nicht was machen. Jemand ins Häuschen nehmen, wo ſeine Selige gewaltet, davor graute ihm. Er wäre alle Tage erinnert worden an ſeinen Verluſt und daß ſeine leibliche Vorſehung im Grabe ſei. Denn ſo eine liebe gute Alte hat ſich vollſtändig verklärt und verkörpert zu ihres lieben Alten Vorſehung, ſie regiert und erhält ihn, aber mit mütterlicher Hand und nicht als eine Xantippe und des Teufels Baſe. Er fühlte wohl, ſein Wandel

war nicht mehr hier in der irdiſchen Hütte, ſondern im Himmel, darum wollte er Haushaltung und Handwerk aufgeben und in einem andern Dörfchen bei ſeiner Schweſter ſterben. Von dort war nicht weiter zum Himmel als von da, wo er war, und an einem fremden Orte glaubte er ſeine Geſchiedene weniger zu miſſen, unverwandter ſie da oben zu ſuchen, wo Chriſtus iſt. Jakob widerſprach ihm nicht, der fromme Glaube rührte ihn, er mußte ſich geſtehen, wenn es einmal geſtorben ſein müſſe, ſo wäre es gut, man hätte ihn, und es könnte möglich ſein, daß es ihm einſt auch käme, daß er wollte, er hätte geglaubt und darnach gelebt, das ſei halt Altersſchwachheit, und wenn Einer am Ertrinken ſei, ſo ſuche er an jedem Grashalm ſich zu halten, und wenn Einem das zeitliche Leben unter den Füßen weiche, ſo ſchnappe man halt noch zu guter Letzt nach einem andern Leben, und wers könne, dem komme es kommod. So dachte er, aber da er kein Fenſter vor ſeiner Seele hatte, was eine große Wohlthat Gottes iſt, ſo ſah der Alte ſeine Gedanken nicht.

Jakob half dem Alten ſeine Sachen ordnen und verließ ihn nicht, bis derſelbe auch zu ſeinem Weiterzuge gerüſtet war. Der letzte Abend, welchen ſie zuſammen verbrachten, war ſtill und feierlich, er war dem letzten Abend bei der Großmutter in vielem ähnlich. Was doch alles zwiſchen zwei Abenden liegen kann. Nun wenn es zur Weisheit und Läuterung dient, ſo erlebt man nicht zu viel, aber wenn man an jedes Erlebniß eine Sünde hängt, Herrgott, was giebt das für Sünden! Da ſteigen ſie wohl auf bis in den Himmel und werden größer, als daß ſie könnten vergeben werden. Es hielt Jakob hart von dem Alten zu ſcheiden, den er, wie er wußte, nie mehr ſah. Es war der erſte Ort, von welchem er unbeſchwert und ungern ſchied, an welchen er mit Freuden zurückdenken konnte, wo ihm ſeine Meiſterleute lieb geworden waren. Das iſt viel erlebt und viel erfahren. Aber wo auf einer langen Wanderſchaft, vom Taufbecken bis zum Grabe,

Einer niemanden liebt, man von niemand geliebt wird oder man am Ende jede Liebe verliert, verſpielt, du mein Gott, was iſt das für eine Wanderung und was wird da gewonnen?

Der Alte rechnete zuerſt mit ihm vollſtändig ab, Jakob hatte bis dahin es nicht begehrt, da er wenig bedurfte und bei dem Meiſter das Geld ſicher wußte. So viel Geld hatte er wirklich auch ſein Lebtag nicht beiſammen gehabt. Der Meiſter hatte nicht gekargt und ein ſchön Trinkgeld dazu gelegt, Jakob weigerte ſich deſſen, Dankbarkeit ſchwellte ihm das Herz, das Waſſer ſchoß ihm in die Augen, er demüthigte ſich unwillkürlich und bekannte: Nein, Meiſter, das habe ich nicht verdient, ihr habt Großes an mir gethan, ohne euch lebte ich nicht mehr. Den Verſtoßenen nahmt ihr auf, hieltet ihn wie ein Kind, die Zeit, welche ich hier verlebte, werde ich nie vergeſſen, und wenn ich noch was werde in der Welt, ſo habe ich es euch zu verdanken, denn ihr gabt mir die Courage und den Glauben wieder, daß ich noch was werden könne; darum beſchämt mich nicht, nehmt das Geld wieder.

Jakob, ſagte der Meiſter, du biſt mir lieb geworden, unſere Barmherzigkeit iſt an uns geſegnet worden, du warſt uns wirklich ein Geſandter vom Herrn, ein Engel. Du haſt meiner Seligen manche Freude gemacht und ihr viel gedient, und wie ich alleine ohne dich die ſchwere Zeit hätte überſtehen wollen, weiß ich nicht. Doch die Liebe rechnet nicht, darum nimm, ich kanns entbehren, du wirſt es nöthig haben. Daß du den Glauben gewonnen haſt, daß du nicht zu lauter Unglück, zum Opfer der Ungerechtigkeit der Welt beſtimmt ſeieſt, daß du den Glauben gewonnen, daß aus dir noch was Tüchtiges werden könne, das iſt allerdings auch ein Glaube. Ein Glaube aber fehlt dir noch, der höhere und bedeutſamere. Lange quälte es mich, als er dir nicht kommen wollte, aber ich habe mich beruhigt und deswegen keinen Kummer mehr. Ich habe die Ueberzeugung, der liebe Gott, der dich zu uns geführt, habe

dies nicht umſonſt gethan, ſondern er wolle dich erhalten und ſicherlich nicht, um deine Seele verdammen zu können, ſondern um ſie ſelig zu machen. Ich kann mir es nicht anders denken, als deine Großmutter betet für dich, und Gott im Himmel höret ſie, wie er verheißen hat. Darum wenn die Gefahr am größten iſt, die Welt dich verſchlingen will, iſt ſeine Hand über dir und ein Retter iſt da. Darum bin ich getroſt und zage nicht für deine Seele, ich glaube, der Glaube kommt dir wieder, ohne welchen die Erde eine Hölle wäre, der Menſch das verfluchteſte unter allen Geſchöpfen, der Glaube, der den Frieden bringt und ſelig macht. Darum will ich dir nicht zuſprechen, dir nicht predigen, bei dir hat der Herr ſelbſt das Predigtamt übernommen, er iſts, der deine Ohren ſeiner Stimme öffnen wird.

Nun ſprach der Alte mit ihm traulich über die Richtung ſeines Weges, ermahnte ihn der Großmutter bald ein Lebenszeichen zu geben. Er dürfe das jetzt wohl thun, da er nicht Geld bedürfe, und der Großmutter würde es wohl thun, was zu vernehmen. So war es ſpät geworden. Da holte der Meiſter aus ſeinem Zimmerchen noch ſein alt Felleiſen und gab es Jakob. Nimm, ſagte er, ſchön iſts nicht, aber gut noch und allweg beſſer und ehrenhafter als das Wachstuch, welches du gekauft haſt. Ich wollte es behalten bis an mein Ende, aber was hilft es mir, dir aber könnts kommod, und vielleicht habe ich dort, wo ich hingehe, nicht einmal Platz dafür. Trage es, und wenn du heim kommſt, ſo ſage deiner Großmutter, es ſei ein ehrlich Felleiſen, mit Ehren habeſt du es gewonnen, der Ehre, neben den andern zu hängen, ſei es wohl werth. Solleſt du wieder zu deinem kommen, ſo gieb das meine nicht in fremde Hände, ich könnte es im Grabe nicht ertragen, wenn es in Unehre getragen würde. Fülle es mit Steinen, verſenke es in See oder Strom, wo es am tiefſten iſt.

Das hatte Jakob nicht erwartet, es war ihm wie einem Knappen, der im Drange der Schlacht wehrlos geworden

plötzlich zu Pferde ſitzt mit einem guten Schwerdte in der Fauſt. Vor Freude konnte er nicht einmal Komplimente machen, d. h. höfliche Schneckentänze, wo man ſich erſt deſſen weigert, was man am liebſten hat. Es war kein ſchön ſchwarz glänzend Felleiſen, ſo wie der Lehrbub ſich deſſen freut, wenn er die Geſellenſchuhe anzieht; man ſah ihm Regen und Schnee, viele vergangene Tage an. Aber es iſt mit dem Felleiſen wie mit den Fahnen. Kinder, Waadtländer freuen ſich über ſchöne, neue ſeidene Fahnen, am höchſten aber in geprüften beſonnenen Augen ſtehn die alten zerfetzten.

Rührend war am Morgen der Abſchied von Meiſter und Geſell, ſie hatten mit einander gelebt und erlebt und waren ſich wohl bewußt, es war auf Nimmerwiederſehn — in dieſer Welt, hatte der Meiſter beigefügt.

Es war ein ſchöner Morgen, als Jakob auszog. Es war ein anderer Jakob, welcher jetzt wanderte, als der, welcher bisher gewandert hatte, und dieſes fühlte er ſelbſt ſehr wohl. Er war männlicher, reifer geworden, er hatte Wurzeln geſchlagen im Leben, war zu einem ſelbſtſtändigern Weſen geworden. Er war nicht mehr der Junge, welchen die Großmutter den dummen nannte, der rein von der Außenwelt und ihren Eindrücken abhing, der den Himmel anjauchzte, wenn er Wein im Kopfe hatte und die Welt verfluchte, wenn er müde Beine kriegte, der hierhin ging und dorthin, nicht weil er dachte, warum er gehen ſolle und was daraus werde, ſondern weil man ihm ſagte: Du, Jakob, biſt der Kerl dazu, wie du biſt, giebt es keinen mehr; er war nicht mehr der Junge, der den blindeſten Glauben hatte zu jedem Schalk und Spitzbub, ſo bald der ihn bei der ſchwachen Seite nahm, woran er zu drehen war wie an ſeiner Handhabe ein Butterfaß. Jakob hatte ſich vorgenommen, ſich nicht mehr zu fremden Zwecken mißbrauchen zu laſſen, Verbindungen zu meiden und einmal für ſich zu leben, ohne mit Andern viel ſich abzugeben. Arbeit wollte er nehmen, wo er ſie fand, bleiben an einem Orte kürzere, längere Zeit, je nach der Jahres-

zeit und dem Meister, so langsam die Schweiz durchwandern, nach und nach der Heimath sich nähern, bis er sie wieder erreicht hätte. Paris hatte er aufgegeben, er scheute den Wirbel dort, vielleicht sagte ihm sein Gefühl, daß seine Selbstständigkeit noch zu schwach sei, um gegen die große Macht dieses Wirbels bestehen zu können. Er war gesund und kräftig, ordentlich angezogen, mit Geld reich versehen und dem Bewußtsein, im Handwerk allenthalben bestehen zu können.

So wanderte er, als die Rührung des Abschieds ihre erste Schärfe verloren hatte, unbefangen in die schöne Welt hinaus. Er hatte ein offenes Auge für seine Umgebungen, und war Besonderes nicht zu sehen, so dachte er über allerlei nach, sehr oft über seine Vergangenheit, und wenn er mit Heftigkeit den Steck hob und einen Stein aus dem Wege zwickte, so konnte man mit Sicherheit darauf zählen, er war auf eine Erinnerung in seinem Leben gestoßen, wo es ihm jetzt klar war, wie er damals wirklich als Esel sich geberdet hatte, wie ihn die Großmutter gescholten. Es war, als sei ein Nebel vor ihm gefallen und er sehe jetzt viel anders ins Leben hinein, in die Welt hinaus, als früher. In solchem Nebel sind wir oft und wissen es nicht und glauben es noch weniger. Wenn es natürliche Nebel giebt, so merkt man es, in London zündet man Laternen an, in der Schweiz steckt man Stangen auf, in Amsterdam brüllen aus den Kanälen herauf die, welche am Ertrinken sind, zur Warnung für die noch Lebenden, aber den Nebel im Geiste, den merkt man leider nicht, bis er weg ist, man meint im hellsten Sonnenschein zu stehn, und daß es finstere Nacht gewesen, merkt man erst, wenn das Licht wirklich kömmt. So erlebt man vieles im Schlaf, aber während man schläft, weiß man nicht, daß man träumt, so träumt man wiederum vieles bei wachendem Leibe, aber während man träumt, weiß der Träumende nicht, daß er träumt, ein quasi Nachtwandler ist. Aus Nebel und Träumen zu kommen ist so schön, aber nur der kömmt dazu, der höher steigt die Bahn hinan,

die gen Himmel geht, nicht der, welcher im Schlamm der Sünde sich wälzet, denn bekanntlich liegen auf Moräſten die ſchwerſten und dichteſten Nebel.

Jakob wandte ſich nicht dem See zu, er wollte die Städte meiden, er hatte es ſattſam erfahren, daß er dort nur lieb geweſen, ſo lange man was von ihm ziehen, ihn im Nebel herumführen konnte. Er hatte nach Lauſanne geſchrieben an ſeinen frühern Koſtgeber, noch dazu den Brief frankirt, der ihn nach Genf zu ſeinem dortigen Koſtgeber gewieſen gehabt hatte, dieſen nach dem Genfer Koſtgeber gefragt, aber nie eine Antwort erhalten, und doch, wenn jemand, ſo mußte der in Lauſanne es wiſſen, wo der Genfer ſich hingewandt. Er wanderte behaglich quer durch das Land dem Canton Freiburg zu, denn Neuenburg wollte er meiden. Jetzt da er die Sprache kannte, wenigſtens ſo weit, daß er bequem mit jedermann das Gewöhnliche beſprechen konnte, jetzt da es warm war und Geld in ſeiner Taſche klingelte, jetzt wars ein ganz anderes Land als damals, wo er im Winter hineingekommen war und noch dazu auf dem ſchwarzen naſſen See hatte fahren müſſen. Das Volk ſchien ihm nicht halb ſo elend und unglücklich, als man es ihm geſagt hatte, ja wenn er von den rothen Backen und gefüllten Bäuchen auf den Reſt ſchließen wollte, ſo hätte er beinahe glauben müſſen, das Volk ſei reich und glücklich, eher zu ſinnlich als zu fromm, das gefiel ihm gar nicht übel. Die Leute räſonirten wohl auch und begehrten auf, daß die Wände krachten, aber dabei ſchienen ſie ſich wohl zu befinden und erſt recht behaglich zu ſein, wenn es ſo recht donnerte und polterte in allen Ecken.

Zwanzigſtes Kapitel.

Jakob findet einen Waadtländer Patrioten und eine fromme Seele, und mit was für Augen er beide anſieht.

Es dünkte ihn, er möchte noch einmal Arbeit nehmen im Canton Waadt, erſtlich um in der Sprache ſich noch feſtzuſetzen und um ſo recht über die Zuſtände deſſelben ins Klare zu kommen. Indeſſen wollte es ſich lange nicht ſchicken. Das Wandern bei ſchönem Wetter, Geld im Sack und wohlgeſohlten Stiefeln an den Füßen behagte ihm gar zu wohl. Zu wandern ganz nach augenblicklichem Gutdünken, nicht gebunden an Zeit, Richtung, beſtimmte Station, gehen und bleiben zu können, wie Einem gefällt, das hat einen unglaublichen Reiz, und doch werden ſelten Reiſende, auch wenn ſie Geld und Zeit im Ueberfluß haben, ſo wandern, es iſt halt nicht Mode. Der dumme Teufel von Reiſende bindet ſich an die Vorſchriften eines Handbuchs oder Führers ärger als ein afrikaniſcher Sklave, der nach der Meeresküſte zum Verkauf geſchleppt wird, gekettet iſt und ſchreiten muß unter der Peitſche der Treiber. Es iſt merkwürdig, wie ſo ein Engländer die Länder durchfurret, accurat wie durch ein Aſtloch der Sturmwind. Wenn laut ſeiner Reiſeroute ein Engländer Abends zehn Uhr an der beſtimmten Station anlangt, Morgens drei Uhr wieder fort ſoll, ſo nimmt er Lanternenträger, läßt ſich auf den ſchönſten Punkt führen, wo man die Jungfrau am beſten ſieht, bei Tage verſteht ſich, ſteht fünf Minuten da, ſieht im Lanternenlicht die Fernſicht und verreist am Morgen ganz befriedigt, denn er hielt pünktlich die Stunden inne, hatte den vorgeſchriebenen Ort beſucht, kurz gethan, was ihm zu thun vorgeſchrieben war. Der freie Engländer! Jetzt wanderte Jakob durchs Waadt-

land ganz anders als das vorige Mal und viel geſcheidter als Engländer durch die Welt.

So wanderte er an einem Sonntag Morgen durch üppiges Land, rein war die Luft, klar der Himmel, und hell hörte er es läuten von vielen Seiten her, Stimmen aus der Höhe, welche die Gläubigen weckten zum Schauen nach Oben, ſie ſammelten zu Lob und Preis deſſen, der uns Athem und Leben gegeben und von dem jede gute Gabe kömmt. Wie einſt des Herren Stimme in die Gräber dringen und zum Leben die Todten wecken wird, ſo drangen dieſe Glockentöne in die Häuſer, lebendig ward es in denſelben, aus den geöffneten Thüren ſtrömte allmählig die Menge, wallte durch üppig Land der rufenden Stimme zu, zu hören, wie das Himmelreich den Gläubigen aufgeſchloſſen, den Ungläubigen zugeſchloſſen, die Menge aufgerufen werde, durch Buße zur Bekehrung zu kommen, an die Bruſt zu ſchlagen, zu rufen: Gott ſei mir armen Sünder gnädig, dann in neuen Wegen zu wandeln. Jakob ſpottete nicht über dieſe Menſchen, zog nicht in Zweifel den Glauben und meinte, die meiſten ſeien Scheinheilige, und wenn man ihre Herzen und Nieren prüfen könnte, fände man vieles, woran man nicht gedacht, aber nicht, was man ſuche, den Glauben. So weit war er gekommen, daß er an einen aufrichtigen Glauben in einem Menſchen glauben konnte, das iſt ſchon viel gemacht. Es kam ihm wie einem Bedrängten, der mit Wehmuth zurückdenkt an glückliche Kinderjahre und wünſcht, daß es doch immer ſo geblieben wäre. Die Leute ſeien doch glücklich, daß ſie das alles glaubten und an einer Hoffnung feſthalten könnten, welche ihnen Scheiden und Tod erleichtere, und wenn Alle nach dem Glauben lebten, ſo wäre ein recht gut Wohnen unter ihnen, man könnte mit einander auf dieſem Fuße recht glücklich ſein, dachte er. Nun ſei es aber anders, und was hin ſei, ſei hin, komme nicht wieder. Der gute Jakob dachte nicht daran, was Saleme ſagt, daß nichts Neues

ſei unter der Sonne, ſo iſt der Unglaube was ſehr altes, ſein zeitweiſes Ueberhandnehmen ſehr alt, und wie oft ſchon ward er bei Völkern und einzelnen Menſchen vom Glauben verſchlungen und überwunden.

Als der Morgen vorüber war, ward es noch lebendiger auf den Straßen, aber ganz andere Gefühle und Stimmungen traten an den Tag. Wer erinnert ſich nicht, erwacht zu ſein an einem wundervollen Morgen, kein Wölklein war am Himmel, es war als ob der Himmel offen oder Himmel und Erde eins geworden ſeien. Es wird das Herz dem Menſchen weit, er bekennt, ſo ſchön habe er lange die Welt nicht geſehen. Wenn es immer ſo wäre, es reute uns viel zu ſehr, wenn wir fort müßten von dieſer Welt. Aber einzelne Schäflein zeigen ſich am Himmel, werden zahlreicher, bis ſie den ganzen Himmel bedecken, grau der ganze Himmel iſt, die Dünſte ſich ballen, die Winde ſich erheben, ein Wetter losbricht, daß kein Geſchöpf ſicher iſt, jedes eine ſichere Stätte ſucht, die Maus das Loch im Boden, der Vogel das Loch im Baume, der Menſch ſeine Hütte.

So ſchön iſts auch an einem Sonntagsmorgen, wenn hell der Himmel iſt, hell die Glocken läuten, hell die Gemüther ſind, feierlich die Chriſten zur Kirche wallen. Aber wenn es Mittag wird, da ſteigen auch aus den niedern Gründen der Seele die Dünſte empor, verdichten die klare Luft, ballen zu Begierden ſich. Es beginnt die Sinnlichkeit ſich zu winden, es zucken die Wünſche über die Geſichter von Geſicht zu Geſicht, es donnern die losbrechenden Laſter, es tobt entfeſſelt die Sünde durch die Völker und zwar durch die chriſtlichen Völker und zwar am Tage des Herren und zu Hohn und Trotz dem Herren. Es iſt oft, als wenn an dieſem Tage der Teufel ſeinen Thron aufſchlüge, bald hier, bald dort, die Trommel rühren ließe, die Menge lockte, die böſen Geiſter losließe und Mainacht hielte am hellen Sonntage und nicht auf dem

Blocksberge, ſondern in Mitte der Chriſtenheit, als ob der Teufel Demonſtrationen machte, daß denn doch er der Herr ſei auf Erden und ihm verfallen die Menſchenkinder. Die Gebildeten machen ſeine Helfershelfer, ſogenannte Gelehrte klatſchen Beifall und gnädige Obrigkeiten blicken gnädig auf das entfeſſelte Volk, freuen ſich ſeines Glückes, preiſen ſich als Urheber dieſes Glückes. Es freut ſie, die Thoren, wie das Volk gegenüber Gott ſich entfeſſelt hat. Wie würden die Herrgöttlein aufbegehren, wenn das Volk ſich ihnen gegenüber entfeſſelte! Die Thoren bedenken nicht, was das Volk, wenn es gegenüber dem großen Herrgott einmal entfeſſelt iſt, mit den kleinen Herrgöttlein anfangen wird.

So war es auch an jenem Sonntage, als Jakob am heißen Nachmittage in einem ziemlich großen Dorfe Trank und Schatten ſuchte. Es war munter auf den Straßen und noch munterer im Wirthshauſe. Der wohlfeile und gute Wein, wo man drei gute Maaß für einen Gulden kriegt, wurde nicht geſpart, und das ſchnatterte und weltſchte durch einander, daß Jakob, obgleich er ſonſt ziemlich alles verſtand, doch lange nicht die einzelnen Töne unterſcheiden konnte. Nach und nach gewöhnte ſich ſein Ohr an den kunterbunten Lärm, und er merkte, daß er gerade zum rechten Thema gekommen, um die Stimmung des Volkes zu vernehmen, es ward gewaltig politiſirt.

Damals hatte der Radikalismus noch nicht geſiegt im Waadtlande, man durfte noch frei reden, durfte es halten, mit wem man wollte, ohne Gefahr zu laufen, halb todtgeſchlagen und dann noch geſtraft zu werden. Die Einen hielten es mit der Regierung, die Andern ſchrien ſchrecklich gegen ſie, die Worte Spitzbuben, Verräther ſtachen oft aus dem Gerede heraus, Tyrannei und Deſpotie kam ebenfalls ſehr häufig vor, was allerdings etwas ſeltſam war, da man ſo offen davon ſprach, ohne ſich im mindeſten zu achten, wer da ſei und wer es hören könnte. Jakob begriff, daß die Tyrannei darin be-

ſtand, daß die Regierung nicht thun wollte, was das Volk wollte, und die Verrätherei eben darin, daß ſie, ſtatt es mit dem Volke zu halten, welches ſie doch gewählt habe, jetzt mit Katholiken und Jeſuiten unter einem Hütchen ſteckte, d. h. Bund, Verfaſſung und Geſetze handhabte. Man ſprach von Ausjagen, von Marſchiren, Schießen, Stechen, von allem, was mörderlich war. Die Gegner dieſer Partei waren meiſt ältere Leute, redeten etwas ruhiger, hielten ſich überhaupt mehr vertheidigungsweiſe, ſuchten zu beſänftigen, ſprachen: dies und jenes laſſe ſich nicht thun, und eine Regierung ſei kein unbeſonnener Junge, der in ein Feld ſpringe, ohne zu wiſſen, wo er hinaus ſolle. Darum ſei von Verrätherei keine Rede und die Herren in Lauſanne ſeien ſo gute Bürger und Patrioten als irgend welche im Lande.

Jakob merkte alsbald, daß eben die obſchwebende der Propaganda ſo hochwichtige Frage verhandelt werde, über Ausjagung der Jeſuiten, d. h. bei welcher man mit dem Namen Jeſuit die dummen Schweizer an einander hetzte, um den langgehegten Plan zu erreichen, die Schweiz zu einer Feſtung der Propaganda zu machen, aus welcher Feſtung Thore in aller Herren Länder führen. Man hetzte die Schweizer an einander, um den Bund zu ſprengen, die Cantone in eine Republik zu verſchmelzen, die zerſplitterten Kräfte zu centraliſiren und dann mit allen Unzufriedenen der Welt vereinigt Kaiſern und Königen Trotz zu bieten und ſich an ihnen kräftiger zu verſuchen, als nur mit Gedichten und Brochüren. Die dummen Schweizer merkten das begreiflich nicht, beſonders da man dazu ganzen Ständen und den Einzelnen, deren man habhaftig werden konnte, ſüßen Brei an die Lippen ſchmierte und ihnen derlei Brei ganze Kübel voll verſprach, wenn man endlich der Verräther los ſei und der Jeſuiten und die Religion und der Fortſchritt außer Gefahr wären.

Jakob horchte ganz begierig auf, wunder nahm es ihn,

wie weit dieſe Angelegenheit gefördert, beim Waadtländer Volk gegriffen was in Genf mißlungen. So weit war er gekommen, daß er wohl wußte, wie durch die Jeſuiten die Religion nicht gefährdet werde, ſo wie es dem Volke vorgeſagt wurde und in der Propagandiſten Sinne lag (denn wo man etwas gar nicht mehr will, da läßt man es ja gerne gefährden), ſondern der entſchiedene Fortſchritt oder Fortſprung, wie man bereits zu ſagen pflegt. Er hatte ſeine Freude daran, wie das lebendig ging und offenbar die Gegenpartei der Niederlage zugetrieben wurde trotz ihrem Proteſtiren.

Einer that ſich beſonders hervor als Jeſuiten- und Regierungsfeind, als freiſinnig und in Schrecken und Kummer von wegen der Religion. Es war ein Mann im beſten Alter, ſtattlich von Figur und einem Geſichte, welchem man keinen Mangel anſah, wohl aber ſpiegelte ſich darin der Wiederſchein des Weines ab, der Flaſchenweiſe in ſeiner Gurgel verſchwand. Zu ſeiner großen Freude erfuhr Jakob, daß derſelbe ein Meiſter ſeines Handwerks ſei, bei dieſem beſchleß er Arbeit zu nehmen, wenn er welche hätte. Er miſchte ſich nur vorſichtig in das Geſpräch, es kam ihm kommed, denn bei der leiſeſten Berührung merkte er, daß er hier mit communiſtiſchen und ſocialen Ideen hinterm Berge halten müſſe. Das waren Leute, welche nicht theilen wollten, ſie fürchteten, dabei geben zu müſſen ſtatt nehmen zu können, wollten durchaus ungenirt ſo viel Flaſchen trinken als es ihnen beliebte, wollten nichts von einem Zu- und Abtheilen wiſſen. Aber deſto begieriger horchten ſie auf, wenn er von den Jeſuiten, den ſchrecklichen Ungeheuern, erzählte, wie die ſchrecklich wirthſchafteten in Luzern und Wallis gegen die Gutdenkenden und Freiſinnigen: bei den Beinen aufhängen, das war die geringſte Strafe, und wie die gegenwärtigen Herren beſtochen ſeien von Lyon und Rom aus und man raus müſſe mit dieſen, wenn man den armen Brüdern gründlich helfen wolle, und wie man niemand dabei zu fürchten hätte, am allerwenigſten die fremden Mächte,

die hätten mehr als genug mit ſich ſelbſt zu thun, ſeien froh, wenn im eigenen Lande die Glocken nicht zum Sturme läuteten, es nicht an einem ſchönen Morgen heiße: Hurrah, die Schweizer ſind da.

Potz Himmeltürk! wie wohl kam der Jakob mit ſolchen Redensarten an! Wo ſind je Leute hinter einer Flaſche geſeſſen, welche nicht ganz glücklich wurden, wenn ihnen Ruhm und Preis geſungen wurde? Als Jakob nähere Auskunft über ſeine Perſon und ſein Handwerk gab, kam ihm der freiſinnige Meiſter zuvor mit dem Anerbieten von Arbeit, Jakob nahm es an, weil es ihn freue, einmal unter ſolchen Leuten zu ſein.

Dieſer Meiſter nun hatte Kinder, einen ganzen Rudel und ein Weib, verſteht ſich einſtweilen noch von ſelbſt, und zwar ein Weib, wie ſie ſelten ſind, aber ſie und ihr Mann glichen ſich wie Nordpol und Südpol. Dieſe beiden kommen einſtweilen, ſo Gott will, nicht zuſammen, aber Menſchen von entgegengeſetzten Naturen finden ſich oft. Manchmal geſchieht es daß ſie ſich nähern, annehmen, endlich in einander aufgehen, aber auch oft, daß jede in der täglichen Reibung deſto ſchärfer ſich ausprägt. Die Frau Meiſterin war eine ziemlich große hagere Perſon, blaß von Farbe, hatte einen geſchloſſenen Mund, Augen voll ſtillen Feuers, welches nicht nach außen flackerte, inwärts brennen mußte. Sie war eins von den Weſen, welche kein Geräuſch machen in dieſer Welt, ſie kommen und gehen, die Arbeit ſchwindet unter ihren Händen, aber man hört es nicht, merkt es nicht, es iſt immer alles gethan, und doch ſcheinen ſie nichts zu machen, in ziemlicher Pomade ſich zu bewegen. Man merkt erſt, wenn ſie nicht mehr ſind, was ſie geweſen ſind.

Jakob achtete ihrer anfangs gar nicht, ſie ſchien ihm was von einer Memiere zu haben, einer Pietiſtin, einer Muckerin oder wie die ungläubige junge Welt alle Perſonen heißt, welche ein chriſtliches Ausſehen haben. Seine ſelige Meiſterin war eine kleine raſche Perſon geweſen mit ganz chriſtlichem

Herzen, aber mit weltlichem raſchem Anſtrich; dieſe neue Meiſterin hatte eben ein ſtilles ernſtes Weſen, wie man es im Weltſchland nicht immer findet. Am ſtillſten und ernſteſten war ſie in Anweſenheit ihres Mannes. Wenn er laut ward, wurde ſie ſtumm, und wahrſcheinlich hatte eben ſein überlebhaftes redendes und geſtikulirendes Weſen ſie ſtille gemacht, zum entgegengeſetzten Pole. Der Mann begegnete ihr mit einer gewiſſen Verächtlichkeit, manchmal mit dem unausſtehlichen Mitleiden, mit welchem man ungefähr ſagen will: Pauvre bête, dummes Babi, armer Tropf! Jakob, dem der Meiſter ein ganzer Kerl ſchien, nahm das ſo an, als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß es ſo recht ſei, und behandelte die Frau Meiſterin, ſo weit es einem Geſellen erlaubt iſt, ungefähr gleich. Daß die Kinder an der Mutter hingen und ihr gehorchten, fiel ihm nicht auf, er dachte, ſie verſtänden es nicht beſſer und hielten ſich an die, aus deren Händen ihnen zunächſt Speiſe und Kleidung kämen.

Jedes Haus, in das ein Fremder tritt, iſt eine Art bezaubertes Schloß, welches nicht bloß ſeine Geheimniſſe, ſondern eigentlich alles ganz anders hat, als es erſcheint. Allmählig verwandelt es ſich vor dem Fremden und die Geheimniſſe werden offenbar. Aber das Merkwürdigſte von allem iſt, daß es Leute giebt, vor deren Augen alles in beſtändigem Wandel kreiſt, daß es Häuſer giebt, welche alle Tage ſich wandeln, ſo daß die Einen alle Tage in andern Stellungen und Verhältniſſen ſich glauben, Andere wirklich in andern Verhältniſſen ſind. Dieſes findet alle Tage und allenthalben ſtatt und doch kömmt es ſelten zum Bewußtſein. Gar ſchrecklich wundern ſich die Menſchen und ſtehen auf dem Kopfe, wenn ſie plötzlich merken, daß ſie an einem ganz andern Orte ſind, als ſie anfangs geglaubt, und geberden ſich wie Menſchen, die ſich in Grönland zu Bette gelegt und in Algier erwachen.

Jakob war um des freiſinnigen Meiſters willen eingezogen, freute ſich mal einen zu haben nach ſeinem Herzen, ſo

faſt einen Kameraden, wie es eigentlich ſein ſollte, der mit ihm ins Wirthshaus ging, Zeitungen las und beſprach, ſo daß er wirklich hoffen durfte, Einfluß auf das öffentliche Leben zu erhalten. Den Meiſter bedauerte er, daß er an einen Haſelſtock für immer gebunden ſei, ein Mann wie er. Da hätte man wieder ein Beiſpiel, wie unglücklich die Ehe mache, wie unſittlich ſie alſo ſei und wie dringlich an der Zeit ſei, die freie Liebe einzuführen. In ſeiner Anſicht beſtärkten ihn bald längere, bald kürzere Ausbrüche des Meiſters, wie unglücklich ein Mann mit einer Pietiſtin, einer Kopfhängerin ſei, welche an allem Aergerniß nehme, alles verſäume, meine, mit Beten ſei die Sache gemacht, die Kinder ihm entfremde, daß ſie ihn für den Böſen ſelbſt anſähen u. ſ. w.

Allgemach aber ſah Jakob, daß der Frau Meiſterin doch Unrecht gethan werde, wenn man ihr vorwarf, ſie verſäume ob dem Beten die Haushaltung. Die Haushaltung war tadellos und reinlicher, als man ſonſt im Waadtlande es zu finden gewohnt iſt. Pünktlich, wie die Handwerker es lieben, ſtand immer das Eſſen auf dem Tiſche, gehörig gekocht und beſorgt, über Anbrennen und Verſalzen hatte man nicht zu klagen. Wenn ſie auch nicht viel ſprach, ſo war ſie doch freundlich, und wenn ein Geſelle unwohl war, ſo zeigte ſie Theilnahme und ſorgte ungebeten für das Paſſendſte. Sie keifte nie, wenn der Mann polterte und aufbegehrte, was ſehr oft der Fall war, nahm Unrecht, welches ihr angethan ward, mit einer Ruhe hin, welche Jakob anfänglich ungeheuer böſe machte. Er nahm ſie für Hohn und Verachtung, als ob ſie damit ſagen wolle: Rede du nur, es iſt mir halt gleichgültig, was du ſagſt.

Das ſah Jakob freilich auch, daß der Meiſter zuweilen mehr Worte mache als nöthig, mehr poltere als anſtändig ſei und manchmal ohne Grund. Aber Jakob dachte, das müſſe halt ſo kommen, wenn die Bitterkeit einmal da ſei und man an die Quelle der Bitterkeit unaufhöslich gefeſſelt ſei, da werde

man ſo voll Zorn und Aerger, daß man deſſen nicht immer Meiſter ſei und das Ueberlaufen erwehren könne. Der Frau werde ihr Recht geſchehen, dachte er, was ſie ausgeſäet werde ſie ernten (es iſt ſehr merkwürdig, wie die Sprüche angewendet werden können). Ihn erbarmten am meiſten die Kinder, die ſeien am ganzen Verhältniß unſchuldig und müßten es hauptſächlich entgelten, körperlich und geiſtig darunter leiden erbärmlich. Das käme von der ehelichen Kuppelei, wäre die nicht, die Kinder würden frei und froh erwachſen wie die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes. Allerdings mißhandelte ſie der Vater, ſie aber flohen den Vater. Der Vater war ein ſogenannter Gaſſenlächler, ſo einer, der ſeine Späße jedem Geſichte anhängt, welches an ihm vorübergeht, zu Hauſe dagegen Vorwürfe und Schimpfwörter an den Wänden herumſchlägt hageldick.

Sein ganzer Haushalt war ihm ein fataler Anhängſel, der ſeine Flügel lähmte, wie er meinte, ihm das Mark aus den Knochen ſog darum grollte er beſtändig wenn er zu Hauſe war und ließ ſein Grollen fühlen Alle, die im Hauſe waren. Das Geld, welches er verdiente, ſah er als ſein Eigenthum an, welches er ganz für ſich brauchen könnte, wenn er alleine wäre; was er davon an ſeine Haushaltung abgeben mußte, ſah er als eine Verkürzung ſeiner ſelbſt an, wie eine ungerechte Auflage, einen Raub an ſich. Er klagte bitterlich, er allein müßte verdienen, alle Andern wollten nur brauchen, ſeine Haushaltung verſchlinge ihm ein großes Geld, für ſich ſelbſt bleibe ein Bettlergeld übrig, kaum hie und da für einen Schoppen. Was er geben mußte, gab er alſo mit Widerwillen, unter Hader und Zank, deſſen die Kinder begreiflich Zeugen waren und es wohl begriffen, daß ſie dem Vater eine Laſt ſeien, nichts eſſen, nichts koſten ſollten.

Dies macht bei Kindern kein gutes Blut und eine andere Sache machte noch böſeres. Sie liebten die Mutter und

ſahen, wie der Vater ſie behandelte, ſie ſahen, daß alles Gute ihnen von der Mutter kam, ſahen, was dieſe ausſtehen und leiden mußte, um es ihnen zu verſchaffen, wie ſie die Haushaltung erhielt und nichts für ſich brauchte und doch die ungerechteſten Vorwürfe hören mußte, denn wer zu viel brauchte, das war der Vater und nicht die Mutter, und das ſahen die Kinder wohl. Darum machten die Kinder dem Vater ſaure Augen, gingen ihm aus dem Wege oder gaben kurzen trotzigen Beſcheid. Daran ſollte wieder die Mutter ſchuld ſein, welche die Kinder gegen den Vater aufweiſe, ihm ihre Liebe entziehe. Der aufgeklärte freiſinnige Tropf begriff nicht, daß er mit ſeinem eigenen Thun und Laſſen ſelbſt die Kinder aufwies, aber ſo ein freiſinniger Tropf begreift gar manches nicht, was Unmündigen klar und offenbar iſt. Im Begreifen ſind ſie eben nicht ſtark, die Freiſinnigen! Sie begreifen nicht, daß ihre Freiſinnigkeit ſich nur auf ſie bezieht, in dem Sinne, daß ſie ihnen erlaubt, alles zu thun, was ſie gelüſtet, daß ſie aber gegen die Andern als die gröbſte Selbſtſucht ſich geſtaltet, in heilloſe Tyrannei ausartet. Auf der ganzen Welt ſoll niemand anderer Meinung ſein als ſie und ſo weit, daß, wenn ſie meinen, ihnen ſelbſt thäten alle Tage Braten und Schinken wohl und einige Flaſchen Wein, Weib und Kindern aber ſeien magere Erdäpfel und durchſichtige Suppen am geſündeſten, Weib und Kinder accurat der gleichen Meinung ſein ſollen.

Unſer Meiſter fluchte ſehr über ſeines Weibes Aufweiſerei. Das ſei eben das ſchönſte Pröbchen ihrer Frömmigkeit, daß ſie ihm die Kinder aufweiſe, eine ſaubere Religion ſei das! Gut ſei es, daß man mit dem Chriſtenthum bald zu Ende ſei. Darum fluchte er ſo gewaltig mit ihr, wenn er ſie einmal über der Bibel antraf und noch ärger, wenn ſie die Kirche beſuchte. Darum koſte ihn die Haushaltung ſo viel, meinte er, weil ſie ob dem Beten das Arbeiten laſſe, und wenn ſie nur in der Kirche ſitzen könne, ſo könnte ihrethalben die Haushaltung zu Grunde gehen, und was bringe ſie heim? Gift, Galle,

Aufweiſerei von allen Sorten, und wenn ſie noch mehr hinginge, ſo ſchlage er ihr die Beine entzwei, ſie werde dann das Laufen ſchon laſſen. Der Lümmel bedachte nicht, daß, wenn er das Recht hätte, alle Tage ins Wirthshaus zu laufen und darin halbe und ganze Nächte zu ſitzen, das Weib doch auch das Recht hätte, zuweilen eine Stunde in der Kirche oder über der Bibel zu ſitzen, aber eben er war freiſinnig! Wenn die einmal recht am Brett ſind, ſo verbrennen ſie die Bibel, ſchließen die Kirchen, verbieten bei Todesſtrafe das Beten und befehlen, alle Tage ſieben Stunden im Wirthshauſe oder im Kaffeehauſe oder auch im Theater zu ſitzen und zwar alles aus Freiſinnigkeit und wegen dem entſchiedenen Fortſchritt. Indeſſen hier gab die Frau Meiſterin nicht nach, ſie las und ging in die Kirche fort und fort, ſie glaubte wahrſcheinlich, man müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Wie aber dann dies dem Manne Anlaß gab zu ſchimpfen, zu läſtern und Drohungen auszuſtoßen auch gegen die Geiſtlichen, kann, wer nicht im Waadtlande iſt, ſich nicht vorſtellen, wer aber dort iſt, kann es mit eigenen Ohren hören.

So war im Hauſe eine tiefgehende Kluft und dieſe Kluft ging durch die ganze Gemeinde, durch viele Häuſer, eine Kluft, welche durch das ganze geiſtige Leben, heiße es nun politiſches, religiöſes, häusliches, geht. Dieſe Kluft ſtiftete viel Böſes, hemmte viel Gutes, ſie nahm den Frieden aus den Häuſern und aus den Herzen, ſtiftete perſönliche Feindſchaften und feindſelige Parteien, und wie Mehlthau an Blumen klebte ſich böſes Mißtrauen an jede Seele, es war, wie es an allen Orten iſt, wo ein neuer Geiſt feurig durch die Menſchen fährt und zum Alleinherrſcher werden will. Man hat dem Pietismus vorgeworfen, er fahre trennend zwiſchen die Ehen, zwiſchen Eltern und Kinder, ſei ein Stifter unendlichen Unglücks. Man hat dem Jeſuitismus den gleichen Vorwurf gemacht und mit Recht, denn dieſes unduldſame zerſchneidende Element iſt Eigenthümlichkeit jedes Sektengeiſtes, er mag ſich zeigen in welcher

Geſtalt er will. Dieſes Feindſelige und Zerſchneidende hat auch der Radikalismus, denn der iſt nichts Anderes als die neuheidniſche Sekte, welche das Fleiſch anbetet und dieſem Fleiſche Alles opfert, Alles, Alles, Weib und Kinder, Glauben, Leben, Liebe, Ehre, Seele, Alles, Alles. Sein Wahlſpruch iſt: Ehe hin, Ehe her, Eid hin, Eid her, Teufel hin, Teufel her u. ſ. w. Nur Eines nicht: nicht Geld hin und her und nicht Dünkel hin und her. Dieſe Sekte geht durch die Welt und lockt die Maſſe mit fleiſchlichen Verheißungen, ſtachelt ſie gegen jede Schranke, welche dem Fleiſche gezogen iſt, und verheißt vollſtändige Befriedigung. Ihre größte Feindin iſt das Chriſtenthum in jeglicher Geſtalt, ſie verfolgt es jeſuitiſch geheim, wo es im Anſehen ſteht, ſie verfolgt es brutal waadtländiſch, wo ſie mächtig geworden, Anerkennung und Schutz gefunden hat. Sie geberdet ſich, als ob ihr Daſein ſich von ſelbſt verſtände, als ob ſie immer da geweſen, und ſchiebt auf jeſuitiſche Weiſe dem alten ſeit Jahrhunderten beſtandenen Chriſtenthume die Schuld der Spaltung zu, das Feindſelige, nennt es mit allen möglichen Namen, verfolgt es in die Kirchen, will es mit Stumpf und Stiel ausrotten in den Häuſern, als eine eingeſchlichene verderbliche unſittliche Sekte, und wo noch ein Funke chriſtlichen Lebens ſich zeigt, ſtempelt ſie ihn mit dem Namen Pietismus. Von Sittlichkeit und Unſittlichkeit ſpricht nämlich der Radikale ſehr viel, verſteht unter Unſittlichkeit alles, was ihm nicht gefällt, was irgend ähnlich ſieht einer Schranke thieriſcher Begierde, und unter Sittlichkeit ein Ding, das dem Teufel wohlgefällt, d. h. einen Wandel nach dem Fleiſche.

So ſtand das Ding in dem Dorfe, wo jetzt Jakob war, wenn man es genau beſah, ganz ähnlich dem Zuſtand in dem Hauſe von Jakobs Meiſter. Die Macht lag in den Händen der Radikalen, muntere wilde Leute, die ganz flott und fidel lebten, faſt nach dem Grundſatze: alles verſoffen vor ſeinem End, das giebt ein richtig Teſtament! Sie lebten wie die alten Heiden mehr auf den Straßen, den öffentlichen Verſamm-

lungen, den öffentlichen Häusern als in ihren eigenen, in welchen sie offenbar nicht recht daheim waren, in welchen es ihnen nicht heimisch war; sie fluchten schrecklich über Aristokraten, Jesuiten, Momiers, und hätten ihnen noch viel schrecklichere Namen gegeben, wenn ihnen welche eingefallen wären. Die schwächere Hälfte, d. h. die christlichere liebte mehr die eigenen Häuser als die Wirthshäuser, lebte in stillem Glück, wenn Mann und Frau eines Sinnes waren, oder aber im Stillen ihrer Pflicht und ihrem Gott, wenn der Mann am andern Seile zog.

Jakob ärgerte sich über den Eigensinn dieser schwächern Hälfte sehr. Sie sehe doch ja, daß sie nichts vermöchte und gegen den Strom schwimmen sei dumm, sagte er. Wenn sie Frieden und Eintracht so sehr liebten, wie sie sagten, warum fügten sie sich nicht, frug er. Jakob wußte noch nicht, daß es Punkte giebt, wo ein ehrlicher Christ sich eben nicht fügen darf, wo er den äußern Frieden muß fahren lassen. Statt aber nachzugeben, würden sie alle Tage nur ärger, sagte er. Das war nun eigentlich nicht, aber er bedachte nicht, daß, wenn eine Partei alle Tage weiter geht, heftiger sich entflammt, die Kluft zwischen beiden Parteien alle Tage größer wird, die sich stille verhaltende Partei sich von der andern zu entfernen scheint. So kam die stille Partei Jakob als die ärgste christliche Sekte vor, während die, welche zu derselben gehörten, an andern Orten nichts gewesen wären als Christen, wie man sie von Alters her zu haben gewohnt war. Es steht alles in der Welt in Beziehung auf das, was uns umgiebt, so wird ein mittelmäßig Haus zum großen, wenn lauter Hütten es umgeben, so ist ein kalter Tag im Sommer ein heißer Wintertag, so erscheint ein ganz gewöhnlicher guter Christ Unchristen als Frömmler, Pietist, Mucker und Gott weiß was Alles. Man prügelte sich nicht gerade, liebkoste sich nicht mit Feuerspritzen, aber nahm ein großes Aergerniß an einander. Die Gemäßigten waren wirklich übel daran, waren ein Stein

des Anſtoßes, ſie mochten machen was ſie wollten. Erſchienen ſie an einem Orte, ſo ärgerten ſich Alle über ſie, und erſchienen ſie nicht, ſo ärgerte man ſich wieder.

Jakob fehlte begreiflich nicht, wenn irgendwo eine Volksverſammlung ſtattfand oder ſonſt irgend eine öffentliche Feierlichkeit. Er lebte ganz glücklich bei dem Gedanken, in einem Lande zu ſein, wo das Volk ſich ausſprechen könne und reden dürfe wie ihm der Schnabel gewachſen ſei. Daß nur ein Theil dieſe Freiheit genieße, der andere Theil Schläge riskire, wenn er das Maul aufmache, und daß nur der Theil Volk genannt werde, der zu ſeiner Partei gehöre, das merkte er nicht.

O es war prächtig, wie das ging! Wo die Politik ſo recht ſchwunghaft betrieben wird, da hat das Volk mehr politiſche Feiertage als die Katholiken kirchliche. O es iſt glücklich, ein ſolches Volk, welches aus den Fluthen der Begeiſterung und geiſtiger Erhebungen gen Himmel treibt wie Elias auf dem feurigen Wagen. Auf wirklichen Wagen fuhr man des Morgens aus mit Fahnen und Geſang und Cigaren und vive la patrie! vive la liberté! A bas les aristocrates, à bas les jésuites et les momiers! Wo ein Wirthshäuschen an der Straße ſtand, ward Halt gemacht, der Tröckene gewehrt, die Blasinſtrumente gefalbet, und auffallend wars, wie man zumeiſt ſchon mit doppelt ſo viel Fahnen angefahren kam als man ausgefahren war. Kam man zu früh, ſo reſtaurirte man ſich, Mancher, der bis dahin noch keine Fahne hatte, verſah ſich mit einer, dann wanderten die Einen, ſtolperten die Andern dem Verſammlungsorte zu in feuriger Begeiſterung. Dort wurden feurige Reden gehalten, daß es Einen dünkte, die Sterne begönnen zu hüpfen am Himmelszelt, der Sonne komme das Augenwaſſer und der alten Erde gramele es im Herzen wie einem ſechszehnjährigen Mädchen. Die Reden hatten zumeiſt drei Theile. Zuerſt Preis und Lob des Volkes, einzelner Patrioten, beſonderer Zuſtände, dann Heulen und Zähneklappern über die Gegner, welche ſchuld ſeien, daß das

tausendjährige Reich noch nicht angefangen, die Weinbeeren nicht wie Kürbisse seien und der Genfersee nicht voll Muskateller, und schließlich besondere Anträge, welche zu Beschlüssen zu erheben waren. Zwischen die Reden hinein und besonders bei gewissen Schlagwörtern donnerten die Bravos und die Hurrahs, die à bas les jésuites, les aristocrates, und bei den vorgeschlagenen Beschlüssen flogen die Hände in die Höhe wie bei den Soldaten die Ladstöcke, wenn das Laden kommandirt wird. Und wenn alles beschlossen war, fühlte man eine unsägliche Befriedigung, sicherlich eine viel größere als der liebe Gott, nachdem er die Welt erschaffen und gefunden hatte, daß alles sehr gut war. Es war fast, als stelle man sich vor, solche Beschlüsse hätten Hände und Füße oder wenigstens vier Beine, liefen nun von selbst in die Welt hinaus und brächten sich zur Ausführung. Wenn alles beschlossen war, was vorgekaut und vorgelegt worden, und zwar alles einstimmig, zog man Arm in Arm und glücklich wie die alten Eidgenossen nach einem ihrer großen Siege der eigentlichen Wahlstätte zu.

Einstimmig wurden wie gesagt die meisten Beschlüsse gefaßt, denn Opposition war an solchen Tagen keine sichtbar, wer nicht mithielt, blieb zu Hause, wer gekommen und das Maul aufgethan hätte, der hätte Fäuste zu beißen gekriegt, daß ihm die Zähne übel geschlottert hätten, von wegen zu reden, was dem souveränen Volk nicht beliebt, das ist ein Majestätsverbrechen! Ja es ist namentlich im Waadtlande nicht einmal räthlich, vor dem Volke sich sehen zu lassen. Wie ein König, wenn es ihn ankömmt, mißbeliebige Leute durch seine Bedienten vom Hofe wegprügeln zu lassen, so hat auch das sogenannte Volk solche königliche Launen und Bediente genug, seine Launen auszuführen, gewöhnlich aber übernimmt es diese Rolle selbst.

Im Wirthshause war die eigentliche Wahlstatt, hier wurde disputirt, hier wurde Tausenden der Hals gebrochen, Flaschen nämlich. Indessen gab es sich wohl auch, daß man sich vergriff

und einem Nachbar an den Hals fuhr ſtatt einer Flaſche, daß man ihn mit einer Ohrfeige regalirte ſtatt mit einem Glaſe vom Beſſern. Bekannt iſt, daß die Flaſchen ſich nicht ungeſtraft metzeln laſſen, ſondern gerne tückiſche Rache nehmen, die Mörder mit ganzem Leibe zwiſchen die abgehauenen Hälſe werfen und ſie da liegen laſſen. Deſſenungeachtet ging es doch immer ungeheuer luſtig zu, man ſchwebte immer tiefer in die Begeiſterung hinein, bis ſie Einem ordentlich zum Mund einlief, daß man, wenn man nämlich nicht irgendwo Schiffbruch litt, in unſäglicher Glückſeligkeit nach Hauſe ſegelte. Jakob war allemal ebenfalls ungeheuer begeiſtert und glücklich, aber wenn dann der Tag vorüber war und nichts dabei heraus kam (Jakob erlebte die glückliche Umwälzung im Waadtland nicht), als daß man einige Gulden weniger im Sack hatte, im Andenken an die genoſſenen Freuden glücklich war und ſich nicht ſatt darüber ſchwadroniren konnte, bis ein neuer Tag den alten ablöſte, ſo dünkte es ihn doch, damit ſei es nicht gemacht und niemand gedient. Denn wenn ſchon die Waadtländer an ſolchem Spectakel ſattſam wohllebten, ſo hatte doch die übrige Welt nichts davon, für die Waadtländer aber ſeien es noch vortreffliche Gelegenheiten, ihren Wein abzuſetzen und ſomit viel Geld, welches von Fremden bei ihnen verdient worden, im Lande zu behalten. Jakob machte dieſe Erfahrung, denn ſein Geldvorrath minderte ſtark, Anſchaffungen machte er keine weitern als Wein, und gar manche Flaſche ließ ſich der Meiſter von ihm bezahlen und gar manchmal ließ er ihn zahlen und ſprach: Gebe es euch wieder, ſo bald wir heim ſind, vergaß es aber allemal. Das begann ihn zu wurmen, wie man ſagt, denn Jakob hatte den Werth des Geldes kennen gelernt und war längſt über die Zeit hinaus, wo man ſich geehrt fühlt, einem Höherſtehenden Geld zu leihen, und es ganz natürlich findet, wenn er in vornehmer Nachläſſigkeit das Wiedergeben vergißt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vom Waadtländer Patriotismus, wie der dem Jakob mundet und was derselbe endlich für Augen kriegt.

Dieses persönliche Gefühl war eine ganz merkwürdige Augensalbe für Jakob. Nach und nach kriegte er ganz andere Augen und mehr als eine Sache kam ihm durchaus anders vor. Es ist gar curios mit den Augen, es kriegt oft Einer alle Wochen andere und er selbst merkt es nicht und andere Leute auch nicht, und manchmal wird Einer stockblind und alles Salben und Waschen hilft nichts, da ißt er zufällig von einem Kraut darnach und das kurirt ihn von innen heraus total und er weiß nicht einmal, was ihm eigentlich wieder zu gesunden Augen verholfen hat, und wiederum meint Einer, er habe Spatzenaugen, guckt jedem hübschen Mädchen so nahe und so lange ins Gesicht als möglich und ist doch eigentlich stockblind, sieht weiß für schwarz an und rosenroth für dunkelblau. Es ist aber eben curios mit den Augen.

Jakob merkte also, daß der Meister nach dem Grundsatze lebte: selbst essen macht fett! Es kam ihm vor, als ob derselbe nach diesem Grundsatze auch Frau und Kinder behandle, nicht bloß ihn. Er dachte, die Frau möchte doch vielleicht besser sein, als der Meister sie mache, wenigstens die Gesellen hätten nicht über sie zu klagen. Was sie thun konnte, that sie jedem, und Jakob konnte nie bemerken, daß sie für sich einen Kreuzer brauche. Was sie an Geld erhalten konnte, wandte sie an den Haushalt, und Jakob hatte Meisterfrauen erfahren, die nicht also thaten. Die Kinder waren verschüchterten Hühnern gleich, die auseinanderstoben, wenn der Vater kam, zeigte ihnen aber jemand Liebe, so waren sie anhänglich und zutraulich. Sie hatten Jakob gerne, und dieser begann allmählig das ungerechte harte Betragen des Meisters gegen seine Kinder zu fühlen, sie konnten ihn erbarmen, und er begriff,

daß der Vater ſelbſt es ſei, der ſeine Kinder ſich entfremde, daß da weitere Aufweiſungen keine nöthig ſeien. Der Alte ſei ein guter Patriot, und das ſei er, dachte er, und ein Menſch könne nicht Alles in Allem ſein. Aber eben das ſei das Unglück, daß die da jetzt bei einander ſein und ſich quälen müßten, der Alte tauge halt nicht zum Hausvater, für das öffentliche Leben ſei er wie gemacht, dem Vaterlande könnte er vom größten Nutzen ſein. Da brauchte man nicht in ſo nahe Berührung mit ihm zu kommen, und je weiter man von ihm weg ſei, in deſto angenehmeren Verhältniſſen ſtehe man zu ihm.

In dieſe Verhältniſſe ſich zu bringen gedachte Jakob, er hatte ſich den Stand der Dinge hinlänglich gemerkt, es drängte ihn weiter. Er merkte, daß das Volk, d. h. der größere Theil im höchſten Grad freiſinnig ſei, d. h. ſich gegen jede Regierung hetzen laſſe und mit den Pfaffen zum Lande rausfahre, ſobald man wolle, dagegen aber in hohem Grade ideenlos und ſelbſtſüchtig. Für die Durchführung einer Idee bewege Keiner einen Finger, trinke höchſtens einige Flaſchen auf ihre Geſundheit, und wenn Einer habe, was er wolle, ſo kümmere er ſich den Teufel um den Andern, von Bruderſinn ſei wenig Spur. Indeſſen wer A geſagt, müſſe auch B ſagen und ſei einmal die Maſſe in Fluß, müſſe ſie vorwärts, ſie möge wollen oder nicht, und ſei man am Ziele, ſo mache man ihr Ordnung und Geſetz und darein müſſe ſie ſich fügen. Die Hauptſache ſei allweg die, daß der Schweizer nicht merke, was man eigentlich wolle ſonſt ſei der Teufel los, er trete auf die hintern Beine, und ſei er einmal auf dieſen, ſo bringe man ihn nicht wieder runter und die Sache habe gefehlt. Jedenfalls ſei es am klügſten, er ſtecke die Finger nicht zu tief in den Teig, blieben ſie kleben, ließe man ſie kleben. Im Waadtlande ſei wohl Keiner, der um ſeinetwillen das Geringſte riskiren würde, das ſei im Grund genommen ein verflucht Volk. Man ſieht, Jakob dachte und begann Erfahrungen zu machen.

Er wollte noch ein Feſt oder eine Verſammlung mit-

machen, und wenn dann die auch mit bloßem Maulbrauchen abliefe, seinen Stab weiter setzen. Es war ein häßlicher Tag. Wind und Regen machten die Musikanten, spielten den Vaterlandsfreunden sehr naß auf, brachten die Kommenden in unangenehme Stimmungen und hinderten gar viele am Herbeilaufen. Mit Geduld überwindet man Kürbsbrei, aber so feurig ist die Vaterlandsliebe und der Trieb des entschiedenen Fortschrittes denn doch nicht, daß große Haufen sich durch Wind und Regen schlügen, daß die, welche mit dem Maul die halbe Welt zu verschlingen drohen, mit den Füßen den schlechten Wegen trotzten und ihre Haut an die Nässe wagten. Es haben gar große Neuheiten einen ungeheuren Schlotter vor naßen Beinen, wahrscheinlich ist ihr Heldenmuth eben nur aufs Feuer eingerichtet. Man hatte auf den Tag große Hoffnungen gebaut, hatte auf Tausende gerechnet, man glaubte sie zusammengewirbelt zu haben, wie der Wirbelwind den Straßenstaub zusammenfegt und weht, wohin er will, und jetzt erschienen Wenige, nur die so recht mit Wein und Vaterlandsliebe Ausgerüsteten. Mit diesen war aber weiter nichts anzufangen, denn diese mußte man schonen; wirken konnte man nur massenhaft, d. h. den Pöbel mußte man heran jagen, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, nach welchen die Hintensitzenden und Ausgepichten Appetit hatten.

Verdrießlich sah man sich gegenseitig an, machte sich gegenseitig Vorwürfe, daß man nachlässig im Herbeitreiben der Leute gewesen, ärgerte sich gewaltig, daß es nicht in der Macht des souveränen Volkes stehe, für schönes Wetter zu sorgen, wenn man zusammen kommen wolle, so gut als für eine ordentliche Mahlzeit und das nöthige Quantum Wein. Man wußte nicht, wollte man anfangen, wollte man nicht, man heule, wie schade es um die schönen Reden war, die man geladen hatte Böllern gleich, wie man sie bei Hochzeiten abschießt, von unten an bis zur Mündung, wenn man diese so mir nichts dir nichts abschießen sollte! Bekanntlich ist ein ab-

geschossener Schuß abgeschossen, man kann ihn nicht von neuem einfangen, um wieder abzuschießen. Man muß immerhin wieder laden, dann freilich kann man wieder schießen, und ein Schuß ist dem andern ähnlich wie ein Ei dem andern, mit dem Unterschiede nur, daß einer mehr kracht als der andere. So ist es accurat mit den Reden, ist eine abgeschossen, so bleibt sie abgeschossen, man muß wieder laden, und wenn es losgeht, krachts manchmal etwas mehr, manchmal etwas weniger, aber wer nicht ganz geübte Ohren hat, kann es nicht unterscheiden. Eine Rede kracht wie die andere Rede, daß, wers nicht besser wüßte, meinen könnte, es sei eigentlich immer die gleiche Rede. Wer geladen hatte, hätte den Schuß lieber gespart, es schien ihm nicht der Mühe werth, das kleine Häuflein mit dem gewaltigen Donner, welchen er eben im Maule hatte, anzudonnern. Die Andern wollten nicht umsonst gekommen sein, wollten angedonnert sein, und bis gegen eilf Uhr hatte sich doch noch ein ziemlich Häufchen, vielleicht fast hundert (im Bericht über den herrlichen Tag hieß es siebenhundert) zusammengefunden.

Es ging also los. Aber es war wie beim Schießen wenn das Pulver naß wird, die Reden krachten nicht, die besten blitzten bloß von der Pfanne und bei andern wollte es nicht einmal blitzen. Ganz flau waren die Redner, suchten immer das Beste zu verschlucken, weil es sie reute, es einer so miserabeln Menge zum Besten zu geben. Die miserable Menge langweilte sich, war auch flau im Beifall spenden, verschluckte die Bravos ebenfalls und munkelte laut, wenn sie gewußt hätte, daß nichts Besseres käme, sie wäre daheim geblieben. Stürmischen Beifall erndtete der Redner, welcher antrug einen andern Tag anzusetzen und die Sitzung aufzuheben. Das ging einhellig durch, neues Leben lederte aus den flau gewordenen Seelen, denn nun war kein Hinderniß mehr zwischen ihnen und der Suppe sammt der Flasche, und im Siegesgefühl dieser Errungenschaft marschirte man in jungeidgenössischer Hitze, wo

jeder gerne der erste ist, keiner der letzte sein mag, zu Tische. Jetzt war man selig und fröhlich. Aber wenn am Morgen was Bitteres, Aergerliches durch die Seele gefahren, bleibt gerne ein bitterer Bodensatz und hängt sich allem an, was selben Tages noch durch die Seele fährt. Der Wein war gut und doch wars, als ob alle bösen Wein tränken. Ueberall ward gezankt, man las sich die Worte auf, deutete sie schlimm, keiner wollte dem andern was glauben, jeder suchte dem andern seine Freisinnigkeit abzudisputiren und die eigene herauszustreichen, suchte seinen Ort hervorzuheben und den Stand der Dinge in der Heimath seiner Nachbarn zu verdächtigen, und zwischen durch schalt man die Aufwärter aus, drohte ihnen die Flaschen an den Kopf zu werfen und andere Zärtlichkeiten mehr. Das Geschrei wurde wohl durch Toaste unterbrochen, doch mußte der Redner furchtbar brüllen, wenn er die mit Gebrüll Trinkenden zum Schweigen bringen wollte, und sänftigen that er sie nicht, sondern es war immer, als ob er neue Galle zur alten schütte, denn sobald er schwieg, ging das Geschrei nur um so wilder los. Denn hatte der Redner sie so recht angestachelt und aufgereizt gegen Aristokraten, Jesuiten, Momiers und Katholiken, so konnten sie an diesen Abwesenden ihren Zorn nicht auslassen, da er aber einmal da war und an die Luft wollte, so schütteten sie ihn über ihre Nachbarn aus.

Es war ein Mordspectakel, ungeheure Massen von Wein und Worten wurden verbraucht, bis es endlich finster ward draußen und an die Heimfahrt gedacht werden mußte. Aber das will was, bis mehr als ein halbhundert weinfeuchte Waadtländer ihre Zeche berichtigt und einen festen Sitz auf ihren Wagen ergriffen haben und bis alle aufgeladen sind, welche hineingehören, daß keiner mehr hinten drein oder vom Fenster her schreit und flucht, man solle halten und warten, er sei auch noch da und wolle mit. Ja so mehr als ein halbhundert Waadtländer nach einem solchen Tag können was und verführen einen Lärm, gegen welchen der Lärm von Xerxes Heer,

als es über den Hellespont wollte, nur ein ganz sanft Gelispel war. Das gräßlichste Donnerwetter hätte man nicht gehört, während die feuchten Waadtländer am Abfahren waren. Endlich waren sie alle aufgesackt, fuhren ab, und stille ward es am Orte, den sie verließen, aber nicht stille auf den Wagen, auf welchen sie fuhren. Gesungen ward, daß jedem das Herz wackelte, der auf der Straße war, dieweil er glauben mußte, es käme eine Heerde wilder Büffel daher gerannt in ihrer zornigsten Wuth. Und eine Nacht war's, so rabenschwarz wie das Grab, und Wind und Regen heulten mit den Waadtländern um die Wette, daß es Jakob ganz übel ward und er meinte, sein Kopf werde jeden Augenblick schwerer, werde mit Blei gefüttert und wolle ab dem Halse. Er war in der häßlichsten Stimmung, er hätte jedem, welcher das Maul aufthat, eine Ohrfeige geben mögen, er hätte all sein Geld gegeben, wenn er vor einigen Tagen weiter gewandert wäre, er hatte einen Ekel ob all dem Treiben, der schrecklich war, der freilich nicht in veränderten Ansichten, sondern im absterbenden Weine seinen Ursprung hatte. Es kam ihn an, er möchte seinen Meister prügeln, der am lautesten sang und dessen Zeche er großentheils hatte bezahlen müssen. Bei jedem Wirthshäuschen wurde gehalten. Jakobs Bitte vorbei zu fahren wurde nie gehört, höchstens sagte man ihm: Suf, allemand, suf!

So fuhr man endlich bei einem Wirthshäuschen an, welches kaum eine halbe Stunde von ihrer Heimath lag. Das hätte man doch überspringen können, meinte Jakob, aber gerade darum mußte es nicht sein, und weil es das letzte war, füllte man jede leere Ecke mit Wein wohl zu, die Wirthin konnte nicht schnell genug die Gläser füllen und mit einem schlechten Licht, das ums Leben mit Wind und Regen kämpfen mußte, statt zu zünden, bildete sich der Wirth ein, er leuchte. Endlich war jedes Loch voll zum Ueberlaufen, jeder brüllte einen eigenen Abschiedsgruß, der Fuhrmann lenkte der Straße zu, peitschend und brüllend, der Wirth streckte sein sogenannt Lichtlein nach,

rief bon soir, à revoir, braves citoyens! Da ging's krach! und um ſchlug der Wagen, der über einen Holzblock hatte fahren ſollen, mit all den brüllenden citoyens, und einen Augenblick wars ſtille. Wer war ſchon dabei, wenn man einen Kübel voll brüllender Fröſche aufhob und raſch auf den Boden leerte? Da lagen ſie die Fröſche plötzlich verſtummt bunt durcheinander, wälzten ſich zurecht, ſetzten ſich auf den Hintern, ſchauten ſich um wo ſie ſeien, begannen auseinander zu hüpfen auf den hintern Beinen ſo gut ſie konnten, einer hier aus der andere dort aus, während wohl der eine oder der andere liegen blieb, weil er nicht mehr hüpfen konnte und ſtatt deſſen erbärmlich zu quaken begann. Accurat gleich lagen die Waadtländer über und unter einander und neben ihnen wie ein umgeſtürzter Kübel der Wagen. Dann begann es im Haufen zu hopſen und zu hüpfen, zu quaken und zu munkeln, und mitten aus dem Haufen kam eine Stimme, als ob mitten drin ein Brüllfroſch aus Amerika wäre, welche bekanntlich neben den Alligatoren und ſonſtigen wilden Thieren in den Sümpfen wohnen. Die Wirthin ſchrie mon dieu, mon dieu, der Wirth fluchte und zündete, aber das Fluchen gerieth ihm weit beſſer als das Zünden, und auf der Straße herum gramſelten die Waadtländer, verſuchten die Beine, ſetzten ſich auf den Hintern, verſuchten ob der noch hielte und halfen dem Wirth, nämlich fluchen und zwar immer lauter. Nur einer blieb liegen, der nämlich, welcher brüllte wie ein amerikaniſcher Froſch. Da merkten der Wirth und die Wirthin, daß es mit dieſem was Apartes gegeben haben müſſe, die Andern merkten noch nichts davon, jeder dachte einſtweilen nur an ſich und ob er noch alle Knochen ganz hätte.

Wirth und Wirthin wagten ſich dem Schreienden näher und nicht ohne Gefahr, von einem hüpfenden rückſichtsloſen Waadtländer umgeſtoßen oder untenaus genommen zu werden, und als ſie endlich zum Schreier kamen, fanden ſie Jakobs Meiſter daliegen wie einen Klotz, und als ſie ihn aufſtellen

wollten, konnten ſie nicht, er ſchrie gar ſchrecklich, nicht mehr wie ein Froſch, ſondern wie ein hundertjähriger Büffel. Er hatte aber auch Urſache dazu, denn er hatte ein Bein gebrochen. Nun war die Mühe groß, bis man in das Hüpfen und Quaken Stillſtand brachte und Verſtand, daß man berathen konnte, was man mit dem brüllenden Meiſter anfangen wolle, denn hier in Wind und Regen liegen laſſen konnte man ihn nicht. Auf den Wagen laden konnte man ihn auch nicht, die Deichſel war gebrochen und ſonſt noch mancher Schade daran. Ins Haus nehmen konnten die Wirthsleute ihn auch nicht, denn ſie beſaßen eine von den Kneipen, in welchen niemand Platz hat über Nacht als der Wirth und die Wirthin und ein Schwein oder zwei. Das beſte war, ihn gleich heim zu tragen. Dorthin wars eine kleine halbe Stunde, dort wohnte auch der Arzt. Der Wirth holte eine Bahre, auf welcher ſonſt er und ſeine Frau den Dünger auf ihren Acker trugen, die Wirthin zwei Stücke Bett, eins auf die Bahre, eins um den Meiſter damit zu bedecken.

Ach wie er zetterte und wehberte, als man ihn aufhob, bald betete, bald fluchte, daß ihm die Haut geſchaudert, wenn ein Nüchterner es gehört hätte. Nun ſollten die Patrioten den Kameraden tragen, waren aber ſchwer dazu zu bringen. Die Einen begriffen nicht, was man ſagte, die Andern hatten mit ſich ſelbſt zu thun, rieben die Knie oder jammerten über die Köpfe. Unter die letztern gehörte Jacob. Ein dicker Waadtländer hatte ihm beim Umleeren auf dem Kopfe geſeſſen, als ob derſelbe eine Stabelle wäre, und nun war ſein Kopf weich wie eine überreife Birne, und da auf der entgegengeſetzten Seite des Kopfes am Boden Steine geweſen waren, ſo blutete er ſehr und hatte mit Abwiſchen hart zu thun. Indeſſen mußte er doch dran, denn die Weltſchen fanden es am billigſten, daß der Knecht den Meiſter trage. Er mußte hinten die Bahre faſſen, vornen trat endlich ein Anderer ein, nachdem er ſich das Abwechſeln hatte gehörig verſichern laſſen.

Von Dekter Fauſt's Höllenfahrt werden wohl alle Leute in Deutſchland gehört haben, nun jetzt ging in Weltſchland eine Höllenfahrt an, und wir denken, ärger kann es bei Fauſt's Fahrt nicht zu- und hergegangen ſein. Man denke ſich auf einer zu kurzen Bahre einen betrunkenen Mann mit gebrochenem Bein, vornen ein weinfeuchter Waadtländer, hinten ein Deutſcher mit gequetſchtem blutendem Kopf, ſchwarze Nacht rundum, voll Steine und Löcher der Weg. Wie das brüllte, wie das ſtolperte, abſetzte, wieder aufnahm, fluchte und betete! Wer nicht weiß, was ein einzelner Waadtländer kann und daß jetzt ſiebenzehn beiſammen waren, weinfeucht, in ſchwarzer Nacht, zu Fuß auf ſchlechten Wegen und mitten unter ihnen einer, der das Bein gebrochen, der kann ſich das nicht vorſtellen. Beſchreiben können wir den Spectakel nicht, wir können bloß ſagen, daß ſie für die halbe Stunde Wegs mehr als zwei Stunden Zeit gebrauchten, zwei unendliche Höllenſtunden und Höllenſtunden ſind bekanntlich unendlich.

Der Lärm und das Durcheinander von Stimmen aus abgetrockneten Waadtländer Kehlen, welche wie bekannt tönen wie ungeſalbte Wagenräder oder ausgehende Dampfkeſſel, war in's Dorf gedrungen. Anfangs hatte man ſeiner nicht geachtet, denn man war gewohnt, heimkehrende Patrioten eine halbe Stunde weit zu hören, es war ein Signal für die Nichtpatrioten, ſich bei Seite zu machen, und für die frommen Weiber, zu beten um Kraft, alles zu ertragen und auf alles gefaßt zu ſein, für die daheim gebliebenen Patrioten aber, ſich zu bereiten auf einen würdigen Empfang der Heimkehrenden. Die, welche zu Hauſe geblieben, deren aber gewöhnlich ſehr wenige waren, liefen dem patriotiſchen Wirthshauſe zu, die Mehrzahl, welche bereits im Wirthshauſe war, füllte die Humpen, trat vor das Haus und ſalbete die Kehlen nochmals zu einem donnernden würdigen Empfang der Patrioten, welche ſich für das Vaterland geopfert, d. h. ſich hergegeben, um die bekannten vaterländiſchen Reden anzuhören

und für das Vaterland zu essen und zu trinken. Solcher Patriotismus verdient doch wirklich geziemenden Lohn und gebührende Ehre.

Wie immer geschah auch diesmal. Als das bekannte Signal vernommen ward, that man wie üblich, und der patriotische Wirth rüstete dazu die Lanterne, weil er wußte, daß die Waadtländer bei der Heimkunft Lichtfreunde seien und sehr viel Umsicht nöthig sei, um sie gehörig zu verbeiständen. Die Leute liefen her, die Leute liefen raus, die Weiber faßten sich, deckten den schlafenden Kindern die Ohren wohl zu, alles war bereit, aber das Tönen kam nicht näher, man stand, man horchte, man wartete, da schien es einen Ruck gethan zu haben und wieder wollte es nicht weiter, und wiederum thats einen Ruck, dann schiens als versinke es und komme tief aus der Erde herauf. Ungewöhnliches erregt Gedanken selbst bei patriotischen Waadtländern, deren starke Seite sonst das Denken eben nicht ist. Es bildeten sich Meinungen, die Einen hielten dafür, es sei ein Unglück begegnet, welches sie hindere am entschiedenen Fortschritt. Die Zweiten meinten, es würden noch Reden gehalten und die Herzen entflammt. Die Dritten hielten dafür, den Patrioten sei sicher ein Faß mit Wein geschenkt worden und die Schande wollten sie nicht haben, einen Tropfen darin heimzubringen. Da aber das Faß auf eine größere Anzahl berechnet gewesen sein werde, so gehe dies halt nicht so leicht und säume lang. Jede Meinung hatte ihre Stellvertreter, die letzte die größte Wahrscheinlichkeit für sich, und sie war es, welche in einigen schnellfüßigen Burschen die Nächstenliebe erweckte. Sie kriegten nämlich auch Gedanken und dachten: wie schlecht es wäre, wenn ein Waadtländer den andern im Weine stecken oder gar darin ersaufen ließe, ohne wenigstens den Versuch zu wagen, ihm vom Weine zu helfen, wenigstens so weit, daß er ihm nicht weiter stiege, als daß er bequem ins Maul laufen könnte. In aller Stille, um die Linke nicht

wiſſen zu laſſen, was die Rechte thue, lief einer nach dem andern ab und in die ſchwarze Nacht hinein.

Darauf hin ging es nicht lange, kam das Getöne raſcher näher und näher, und die Patrioten der dritten Meinung triumphirten. Nach erhaltener Hülfe ſei man mit dem Faſſe deſto geſchwinder fertig geworden, riefen ſie und im Herzen dachten ſie: es ſei doch gräßlich dumm von ihnen geweſen, daß ſie ihre Meinung mitgetheilt, ſtatt ſich in der Stille zu ſchieben und ſelbſt (hülfreiche Hand kann man nicht ſagen) hülfreiches Maul zu bieten. Aber ſeltſam wars, durch das Getöne ſcholl es zuweilen ſo brüllhaft, ſo grauſig, daß die Leute zuſammenfuhren und frugen: Mon dieu, was iſt das? Und je näher es kam, deſto brüllhafter und grauſiger kam es durch die Lüfte. Da änderte ſich die Stimmung wieder, die Meinung vom Unglück gewann die Oberhand, man bemerkte auch, daß man kein Wagengeraſſel höre, keinen Peitſchenklang. Die Neugierde und die Angſt trieb nun Alle auf, denn gar Viele hatten Väter dabei oder ſonſtige Verwandte, der Wirth mit der Lanterne, die andern mit den Humpen. Vorſichtige, welche ſich mit Flaſchen verſehen hatten, bildeten die Arrieregarde, bei welcher gewöhnlich die Freſſalien ſind, und hintendrein ſchlichen gleichſam als Wagenwacht einige neugierige Konſervative, die gar zu gerne von ferne gehört hätten, wie es heute gegangen ſei und ins Zukünftige gehen ſolle. Aber bald wären Alle umgekehrt und heimgelaufen trotz den ärgſten Konſervativen, denn gar raſch kam das Getöſe näher, und je näher es kam, deſto brüllhaftere, grauſigere, ganz unbekannte Töne kamen daher, noch viel unbekanntere und brüllhaftigere als bei Grandſon Karl dem Kühnen der Uri-Stier in die Ohren donnerte. Denn wären es nur ſolche Töne geweſen, ſo hätte begreiflich kein waadtländiſcher Patriot Grauſen gekriegt und Schlotter, denn was war Karl der Kühne für ein Blütterlüpf und Haſenfuß — gegen den geringſten der waadtländer Helden! Wer je eine waadtländiſche patriotiſche Phraſe zu Geſichte gekriegt hat, wird den

Unterschied begreifen zwischen einem waadtländischen Junghelden und dem alten verwitterten Karl von Burgund, dem Kühnen. Und wirklich sie liefen nicht davon die waadtländischen Junghelden, sie schlotterten bloß vor Erwartung der Dinge. Nur die mit den Flaschen machten Stillstand, dieweil es doch wirklich schade gewesen, wenn das edle Gewächs in unrechte Hände gekommen wäre.

Wenn man von zwei entgegengesetzten Seiten auf der gleichen Straße vorrückt, so muß man endlich zusammentreffen, das ist eine Wahrheit, welche die Radikalen freilich nicht gewußt, aber als Freischärler vor Luzern und Freiburg zu ihrem großen Schrecken erfahren mußten und nun hoffentlich einstweilen nicht mehr in Abrede stellen werden. Als man endlich zusammen kam und ersah, woher die Töne quollen so schauerlich, da ward die Theilnahme groß, mon dieu, mon dieu, schrie man von allen Seiten, und der Nachtrab mit den Flaschen mußte in vollem Rennen herbei, Stärkung zu bringen dem Leidenden. Aber er nicht allein bedurfte Stärkung, Alle wollten gestärkt sein, und das gab wieder einen langen, langen Stillstand, bis der Verwundete wieder zu schreien und zu fluchen begann, daß es schrecklich war und alle Patrioten, welche noch im Dorfe waren, auf die Beine jagte. Jeder wollte wissen, wie der Arme zu dem Unglück gekommen, und ob dem Fragen und Antworten vergaß man den Unglücklichen selbst. Niemand wollte an ein einfaches Wagenumwerfen aus bekannten Gründen glauben, etwas Apartes mußte dahinter stecken, und wer so was sucht, findet alsbald. Die Konservativen hätten ganz sicher den Block in den Weg geschoben, meinte Einer. Richtig, so wars, und aus dem Block machten die Einen eine ganze Tanne, Andere einen Graben, Andere Barrikaden und dazu noch allerlei Beiwerk von Steinwürfen, von unsichtbaren Anfällen und Stößen, wodurch Einer nach dem Andern auf die Nase geworfen worden. Je ärger das Ding ward, desto langsamer rückte man vor, desto heftiger parlirte man, desto schrecklicher brüllte der Meister auf

seiner Bahre. Indessen hat doch alles sein Ende auf der Welt und selbst eine Höllenfahrt.

Babette, so hieß des Meisters Frau, hatte unterdessen, ihres Herrn gewärtig, in der Bibel gelesen, denn ihr Herr gehörte unter die, welche von ihren Weibern mit gebührendem Respekt und mit Anerbieten von allem Guten, was das Haus vermochte, empfangen sein wollten. Sie hörte auch vom Lärm, achtete sich aber dessen als einer längst gewohnten Sache wenig. Als aber der Lärm nicht vom patriotischen Wirthshause, dem Wilden-Mann, wie es nicht unpassend hieß, verschlungen wurde und darin unterging, sondern dort vorbei und näher kam, schrecklich und grausig, da horchte sie, sprang bebend auf und heftig begann ihr Herz zu klopfen, ihr schwante Böses, bekannt schienen ihr einzelne Töne. Sie rüstete das Licht, stand bebend neben ihm, betete, daß der Zug an ihr vorüber ziehen möchte, aber vor ihrem Hause stand er still und wild hämmerte es an der Thüre. Babette ward blaß, faßte sich aber, ergriff das Licht und öffnete. Da stand vor der Thür die Bahre, auf ihr lag stöhnend und schreiend ihr Mann, rundum brüllende Patrioten, von denen jeder was Besonderes anordnete und wollte und keiner auf den andern hörte. Einer griff hier zu, ein Andrer zerrte dort, was einem Beinbrüchigen eben nicht am wohlsten thut, wie man weiß. Babette entfuhren auch einige Schreckenslaute, aber dann suchte sie Ordnung ins Getümmel zu bringen, besonnen den Mann ins Haus zu schaffen und den Doktor herbei.

Das war schwer, sehr schwer, denn niemand wollte hören, Alle parlirten und demonstrirten ihr, wie sie ihr Unglück den Konservativen und Momiers zu verdanken hätte, den verfluchten, und wie man ihnen noch diese Nacht die Häuser über dem Kopfe anzünden sollte und ihres mit, wenn ihr Mann nicht darin wäre. Sie hätte ja noch Freude an seinem Elend, thue, als ob sie alles nichts anginge, eine rechte Frau und Patriotin würde sich die Haare aus dem Kopfe raufen, sich auf der Erde

herumwälzen und ſchreien, als ob ſie am Spieße ſtäcke. Es war viel, daß man ihr nicht nach vorwarf, ſie hätte den Wagen umgeworfen und dem Manne das Bein gebrochen. Wenn die Helden des Tages nicht ſo grundſchlecht conditionirt geweſen wären, ſo hätte es den Konſervativen in dieſer Nacht übel ergehen können. Sie hätten es ſchwer büßen müſſen, daß der Fuhrmann der Patrioten weinblind geweſen, denn männiglich war jetzt in voller Ueberzeugung, die Konſervativen hätten abſichtlich ihnen den Stein des Anſtoßes in den Weg gelegt. Es ging auch darauf ein Geſchrei im ganzen Canton umher, wie gräßlich den Patrioten von E. durch die Konſervativen mitgeſpielt worden ſei, was das für eine Niederträchtigkeit und Perfidie ſei und wie man ſich zu rächen habe. Es ward ſchrecklich getost und getobt, um den wahren Sachverhalt zu bemänteln nicht nur, ſondern den Konſervativen in die Schuhe zu ſchieben, und wer radikal war, der glaubte es, denn in wem der Geiſt des Irrthums iſt, der vermag nie und nirgends die Wahrheit zu erkennen, er beſitzt Glauben, aber dieſer Glaube glaubt bloß Lügen und verbreitet ſie auf fanatiſche Weiſe.

Jakob war es, welcher der Frau Meiſterin beiſtand, obgleich er ſehr erſchöpft war, erſtlich vom Gefäß des dicken Waadtländers, zweitens, weil er am meiſten an der Bahre des Meiſters tragen mußte und drittens, weil man ihm keine Stärkung hatte zukommen laſſen, wahrſcheinlich aus zarter Furcht, er möchte ſie nicht vertragen. Als der Meiſter endlich im Bette war, verlief ſich alsbald die waadtländiſche Patriotenſchaar, denn der Wilde-Mann kam ihnen viel intereſſanter und liebenswürdiger vor als hier der wimmernde Mann im Bette. Endlich, endlich kam der Arzt. Es war einer von denen, welche ungeheuer ſchwer zu wecken ſind und erſt der ganzen Welt und ſelbſt dem lieben Gott wüſt ſagen, ehe ſie in die Strümpfe fahren. Woher dieſe Eigenthümlichkeit kommt, ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung. Die Einen halten es für Naturanlage, Andere meinen, es komme vom tiefen Den-

ken, welches zumeiſt ſchweres Träumen nach ſich ziehe, die Dritten endlich behaupten und zwar mit großer Heftigkeit, das ſchwere Erwachen komme von der Nachtſuppe her, wenn man ſie allzuſehr verpfeffere. Wer recht haben mag, mögen die Gelehrten entſcheiden, aber ſonderbar wars, daß die verpfefferte Suppe unſerm Arzt auch die Beine angegriffen haben mußte, denn dieſe lavirten ganz merkwürdig krumm.

Als er kam, war kein Patriot mehr da als Jakob, und Babette fand ſich nicht veranlaßt, ſie vom Wilden-Mann herholen zu laſſen zur nöthigen Dienſtleiſtung, ſondern ſandte nach einigen Freunden, welche ſich alsbald einfanden. Nun kamen zwei Stunden, die ſchrecklichſten vielleicht, welche das alte Haus erlebt hatte. Der Bruch, ein Schenkelbruch, war nicht ſchlimm, es war ein ganz einfacher Bruch, aber bereits war das Bein ſtark geſchwollen, der Mann in einem höchſt gereizten, der Arzt in einem höchſt unſichern Zuſtande, den Helfenden wurde es Einem nach dem Andern ſchwarz vor den Augen, Babette allein hielt ſich, blaß war ſie, der kalte Schweiß ſtand ihr auf der Stirne, aber die Beſonnenheit verließ ſie nie. Natürlich waren auch die Kinder alle erwacht, aufgeſtanden was ſtehen konnte, ſchrien und wimmerten fürchterlich, als ſie den ſchreienden Vater auf dem Bette ſahen. Wenn auch die Mutter ſie zu Bette ſandte, ſo waren ſie doch immer wieder da, denn wo ſie auch hinflohen, folgte ihnen des Vaters Geſchrei und führte ſie wieder herbei.

Endlich wars vollendet, die Leute wurden entlaſſen, der Arzt ging, ob in den Wilden-Mann oder heim, wiſſen wir nicht. Der Meiſter war in eine Art von Schlummer oder Bewußtloſigkeit geſunken, nur Jakob war noch da. Babette hatte ſein blutend Geſicht längſt bemerkt und war ihm ſehr dankbar für ſeine Hülfe, ſie hieß ihn abſitzen, brachte ihm Waſſer, ſich zu reinigen, Balſam für ſeine Wunden und Quetſchungen, die ſo bedeutend nicht waren, brachte an Speiſe und Trank, was ſie für den Mann bereit gehalten hatte, und

das alles in ſtiller, wenn nicht Ruhe, ſo doch Gefaßtheit, von welcher er nicht wußte, war ſie Gleichgültigkeit, angeborne oder errungene Kaltblütigkeit oder Beſonnenheit. Gegen das erſtere ſprachen Thränen, welche ihr in aller Stille aus den Augen quollen, und daß ſie allemal, wenn ſie am Bette vorüberging, ſtille ſtand und horchte, ob irgend ein Laut einen neuen Schmerz oder einen ins Bewußtſein gekommenen Wunſch verrathe.

Als Jakob ihr freundlich dankte für ihre Aufmerkſamkeit, wie er es an ſeinem letzten Aufenthalte gewohnt war und für ſeine Höflichkeit und Freundlichkeit nie zu kurz kam, im Gegentheil reichlich dafür belohnt wurde, brachte er es nicht über das Herz, ſie radikal anzulügen, ſondern erzählte ihr einfach, wie es zugegangen, und daß nichts am ganzen Unglück ſchuld ſei, als zuerſt mehr als genug zu ſaufen und dann auf dem Heimwege bei jeder Kneipe noch zuzufüllen, bis keiner mehr Bull ſagen konnte. Den Holzblock, über welchen man gefahren, habe er am Morgen wohl geſehen, derſelbe ſei ſchon ſeit Wochen am gleichen Orte gelegen, und wenn der Fuhrmann nicht weinblind geweſen wäre oder die Zügel recht in der Hand gehabt hätte, ſo wäre man vielleicht mit heiler Haut davon gekommen. Babette ſeufzte ſchwer, ſagte aber nichts, und als Jakob abgegeſſen hatte, ſchickte ſie ihn zu Bette. Er war erquickt und dankbar für ihre Güte gegen ihn, welche er, wie ihm ſein Gewiſſen ſagte, eben nicht beſonders verdient hatte. Er wollte wachen beim Meiſter, aber ſie nahm es nicht an. Sie ſei geſund und nicht müde, ihm thue der Schlaf noth und morgen ſei ſeine Hülfe vielleicht dringlicher. Jakob ließ ſich ſchicken, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn es was geben ſollte, ſie ihn holen wolle, was ſie auch verſprach. Er war zum Tod müde und zerſchlagen, aber doch dachte er: brav ſei es allweg von der Meiſterin, daß ſie in all dem Elend ihn nicht vergeſſen hätte, unter hundert heutigen Meiſterweibern hätte keine gemerkt in ſolchen Umſtänden, daß der Geſelle hungerig und blutig ſei. Ihre Fehler

möge sie haben, das werde der Meister wissen, aber als Geselle wünsche er sich keine bessere Meisterfrau. Wohl fromm sei sie, selbiges sei wahr, aber wenn man heimkomme, so sei sie doch auch daheim, man müßte sie nicht erst in hundert Häusern suchen lassen, wenn man sie haben wolle.

Am folgenden Morgen ward eine trübselige Zuversicht zu T. Die Patrioten hatten gar bedenklich wackelige Glieder, und in ihren Köpfen brannte ein Licht, in keiner Stallaterne flackert das Lämpchen düsterer, und Meister Pierre lag in großen Schmerzen, hatte gewaltig Fieber und eine Ungeduld, mit welcher man einen ganzen Schafstall voll Lämmer hätte in die Luft sprengen können. Doch Babette ward nicht ungeduldig, blieb sanftmüthig und von Herzen demüthig, sah ihm an den Augen ab, was er wünsche, und tröstete mit freundlichen Worten, so gut sie es vermochte. Aber die freundlichen Worte waren Wassertropfen ähnlich, die auf heiße Steine fielen, sie zischen, aber kühlen nicht. Babette konnte den Schmerz und das Fieber nicht wegzaubern und dreinschicken wollte sich Pierre nicht. Sie mußte zum Arzte schicken, der kam lange nicht, er war spät aufgestanden und mußte jetzt seinen Kunden Bescheid geben, und wenn ein Arzt des Morgens nicht früh aufsteht, so hat es gefehlt, er wird am Abend nicht fertig und macht seine Patienten des Teufels. Unterdessen waren Patrioten heran gedämmert, ihrem Gange fehlte der entschiedene Fortschritt und ihrem Auftreten der bestimmte Grundsatz, sie füllten die Stube mit Parliren und mehrten dem Patienten Fieber und Schmerzen. Sie schrien schrecklich über den Frevel der Konservativen, denn was gestern nur so hin- und hergestürmt worden war, das hatte sich über Nacht als bestimmter Thatbestand in ihre Seele gesetzt, als ausgemacht nahmen sie an, daß ihr Wagen von den Konservativen heimlich angefallen und so schmählich umgestürzt worden sei, und redeten nun davon, wie die Konservativen die Kosten

zahlen müßten und wie man ihnen einbrocken wolle, daß ſie an dieſem einen Fall für immer genug hätten.

Es war freilich dabei ein fataler Umſtand, ſie hatten niemand geſehen, konnten nichts vernehmen, daß ein Konſervativer außerhalb des Dorfes geweſen, konnten alſo ihre Klagen gegen keine beſtimmte Perſon richten. Indeſſen ein waadtländiſcher Patriot weiß ſich in ſolchen Fällen zu helfen, und andere Patrioten lernen es ihnen ab. Sie ſagten, da müſſe ein Geſetz gemacht werden, welches die Konſervativen im ganzen Lande in Bauſch und Bogen verantwortlich mache für jedes Unglück und jeden Unfall, welcher einem Patrioten zuſtoße, er möge ſein welcher Art er wolle. Denn mit Sicherheit könne man annehmen, alles Unheil käme von ihnen, und wenn es zuweilen auch nicht ſei, ſo ſei doch das gewiß, daß es von ihnen hätte kommen können und daß ſie dem Patrioten ſein Unglück von ganzem Herzen gönnten. Ueber dieſen glücklichen Gedanken wunderten ſie ſich ſelbſt ungeheuer, denn wenn ſie auch ſehr geſchwätzreich waren, ſo kriegten ſie doch ſelten Gedanken. Gedanken waren fremde Produkte, welche eingeführt wurden wie Kaffee und Tabak, welche ſie aber vortrefflich zu verbrauchen wußten, indem ſie ihre Waſſer darüber goſſen und ſie gehörig auf- und nachwärmten. Billig war es daher auch, daß ſie dieſen eigenen Gedanken gehörig feierten und begoſſen, und nachdem ſie Pierre geſagt, er ſolle nur geduldig ſein, das Ding ſolle ihn zum reichen Manne machen und ihm die Arbeit ſein Lebtag erſparen, ſtoben ſie von dannen. Der Arzt brachte nicht viel Troſt, was er auriet, hatte Pierre nicht — Geduld. Er wollte, der Arzt ſolle den Verband wieder auflöſen, ſolle nachſehen, das ſei nicht gut. Der Arzt wollte nicht; auflöſen ſei gegen die Kunſt, ſagte er, was gemacht ſei, ſei gut gemacht, und bei einem ſolchen Beinbruch könne niemand den Schmerzen wehren und wenn es eine Hexe wäre. Pierre war ſo böſe und wild, daß er ſelbſt aufgelöſt hätte, wenn Jakob und Babette ihn nicht daran gehindert hätten.

Jakob war ſelbſt nicht zweg und ſchlich einige Tage zerſchlagen herum, er begriff, daß ſein Kopf nicht ſattſam genug gehärtet ſei, einem dicken Waadtländer zum Sitz zu dienen. Nach ſeinem gefaßten Vorſatz hätte er jetzt fortgehen ſollen. Er glaubte Gewißheit zu haben, daß die Waadtländer ſeine Hoffnungen nicht erfüllen würden, ihre Begeiſterung ſchien ihm ein Strohfeuer und enge Selbſtſucht das Schwefelholz, mit welchem ſie angezündet wurde. Wenn ihre Freiheitspläne auch über die Gränzen des Cantons zu ſtreifen ſchienen, ſo geſchah es nur darum, um ihre ſelbſtſüchtige Freiheit breiter und ſicherer zu untermauern. Aber Babette hatte ihn freundlich gebeten, ſich des Handwerks anzunehmen, und der Meiſter gab in lichten Augenblicken ihm ſeine Aufträge, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, daß er bleibe und das Geſchäft einſtweilen führe. Jakob war durch nichts gebunden und ſeine Zeit auch wirklich ſein, aber ſein Herz war kalt gegen den Meiſter geworden und er ſah wohl, daß die waadtländiſche Freiſinnigkeit nicht die ſeine ſei, daß man, ſtatt brüderlich mit ihm zu theilen, ſich noch gerne den ſelbſtgepflanzten Wein, den man mit ihm trank, durch ihn bezahlen ließ. Indeſſen war etwas in ihm, welches ihn nicht ſagen ließ, er wolle fort, es war der beſſere Sinn, der ihn abhielt, nicht ſowohl den Meiſter, als vielmehr die Familie nicht zu verlaſſen. Er mochte wollen oder nicht, ſo dauerten ihn Frau und Kinder viel mehr als der Meiſter. Frau und Kinder thaten das Möglichſte, doch der Vater gab ihnen kein freundlich Wort, er that, als ob ſie an ſeinen Schmerzen, ſeinem Elend ſchuld ſeien und doch ließen ſie ſich nicht verbittern. Man ſah recht gut, ſie fürchteten ſich beim Vater zu ſein, es war ihnen unheimlich an ſeinem Bette. Aber die Mutter brauchte eins nur bittend anzuſehen, ſo ſetzte es ſich hin und weilte geduldig bis die Mutter ihre Geſchäfte beſchickt hatte und wieder kam.

Ueber dem Unglück wurde auch die Haushaltung nicht verſäumt und kein Glied derſelben vernachläſſigt. Babette

meinte nicht, ſie müſſe die Größe ihrer Theilnahme darin zeigen, daß ſie ſich um nichts mehr kümmere als um den Mann, dieſe Theilnahme gebe ihr das Recht, alle ihre Pflichten zu vergeſſen, ſondern ſie erfüllte alle ihre Obliegenheiten mit der gleichen Treue wie ſonſt und dem Manne ging doch nichts ab.

Jakob war ſo weit in der Welt herumgekommen und hatte den Verſtand gekriegt, daß er dies zu ſchätzen wußte. Er brachte das Wort vom Fortgehen nicht über die Zunge, ſondern ſtand ein für den Meiſter. Er konnte dieſes, ſeiner gründlichen Lehrzeit hatte er es zu verdanken, ſie hatte ihm Auge und Hand ſo geübt, daß er, faſt ohne daß er es wollte, Neues ſah und nachmachen konnte, ſo daß er im Handwerk weiter kam, faſt ohne daß er es wußte. Beim letzten Meiſter hatte er ſich in den mannigfachſten Arbeiten, wenn ſie auch nur klein waren, ſo geübt, daß ihm faſt nichts mehr unbekannt war, wie es einem Meiſter wohl anſteht. Er merkte das erſt ſo recht, als er jetzt eine Art von Meiſter wurde unerwartet, befehlen ſollte, regieren konnte. Es kam ein ganz eigen Gefühl über ihn, es war ihm als wäre er über Nacht ſechs Zoll gewachſen und hätte eine noch einmal ſo ſtarke Fauſt gekriegt. Mit einer ganz beſondern Freudigkeit befahl er, griff er zu und der Tag war ihm dahin, er wußte nicht wie, er war nicht einmal hungrig geworden. Er hatte ein ähnlich Gefühl wie Einer, welchem die Beine zuſammen gebunden geweſen und der ſie wieder frei kriegt, oder wie Einer, der in vier engen Mauern gefangen geweſen, nun zum Loch herauskommt und ſpazieren kann rechts und links und ſo weit er will. Es war ihm faſt als ſei eine Quelle in ihm aufgebrochen, ſprudle ſo prächtig in ihm auf und treibe ihn in die Arbeit hinein, als wäre ſie ein Bach und er ein Mühlrad. Er wußte nicht, was es war, aber war es nicht der Familiengeiſt der Meiſterſchaft, der in ihm aufbrach, der in ſeinen Vätern gewohnt hatte und den ſeine Großmutter von ferne her in ihn hineingebetet hatte, der Familiengeiſt, den

der liebe Gott durch Moſes Kindern frommer Väter in ſo viele Geſchlechter hinunter verheißen hat, der Familiengeiſt, der gute Sprößlinge nicht untergehen läßt, ſie immer und immer wieder aus dem Sumpfe, in welchen die Welt ſie drücken will, herausheben?

Um einen ſolchen Stammgeiſt iſt es eine wunderbare Sache. Wenn die günſtige Stunde nicht kömmt, ſchläft er eine ganze Lebenszeit hindurch in einem Stammglied, kömmt ſie aber, dann flammt er auf wie aus des Berges Schooſe die feuerflammende Säule. So wallte er bei Jakob auf, als er die Meiſterſchaft führen, mehrere Geſellen regieren ſollte. Es ging ihm wie einem jungen Feldherrn, der aus gemächlichen Händen den Kommandoſtab erhält und nun denſelben ſchwingt in voller Rührigkeit und einbringen will in Kürze langes Zögern. Es juckte ihn, dem Meiſter zu zeigen, was er könne und was möglich ſei. Einſtweilen kümmerte ſich dieſer halt nicht um ſein Handwerk, ſondern bloß um ſein Bein und oft lag er in wilden Fiebern, und oft kamen Kameraden zu ihm und ſchwatzten ihm allerlei vor und machten ihm Hoffnung, es werde im ganzen Canton eine Liſte umgehen, und alle Vaterlandsfreunde würden reichlich unterzeichnen, um ihm zu vergelten, was er leide um des Vaterlandes willen, und um zu zeigen, wie man Patrioten zu ehren und zu ſchätzen wiſſe, den verfluchten Konſervativen zu Trotz und Aerger. Er werde ein reicher Mann werden, beſonders wenn man noch extra die Konſervativen verantwortlich machen könne, hieß es. Das zerſtreute ihn auf Augenblicke, aber bald ſchien die Gewalt des Schmerzes verdoppelt zurückzukehren und ſteigerte ſeine Ungeduld bis zur Unerträglichkeit. Wenn zufällig der Arzt in ſolchen Augenblicken kam, ſo warf ihm Pierre ganze Fuder Schimpfwörter an den Kopf, und der Arzt ſeinerſeits drohte, wenn Pierre nicht anders ſich geberde, ſo werde ſein Bein nie heil und er möge zuſehen, wer ihn kurire. Da der Schmerz nicht abnehmen wollte, mußte der Arzt endlich den Verband

lösen, und da fand es sich, daß es gut war, daß es geschah. Ueber jenem Abend hatte kein günstiger Stern geleuchtet, das Bein mußte neu eingezogen werden. Der Arzt gab es dem Patienten schuld und drohte ihm, bei seiner Ungeduld schöben sich die Knochen über einander, das Bein werde kürzer und er bleibe lahm sein Lebenlang, und daran wolle dann er nicht schuld sein. Pierre wollte es aber auch nicht sein und meinte, er hätte nie gehört, daß man ein Bein zweimal einrichten müsse, wenn man es das erstemal recht gemacht hätte, und so wie man eingebunden und eingeschachtelt sei, werde niemand, der bei gesunden Sinnen sei, glauben, der Patient könne selbst das gebrochene Glied verschieben, so was zu sagen sei dumm und für einen Arzt absonderlich. Pierre war nicht gewohnt, sich befehlen zu lassen und seit er ein Patriot geworden erst nicht, und als Jakob ihm zusprechen wollte und sagen, was er im Spital gesehen und gehört, putzte er diesen aus und sagte ihm, ob ein Geselle sich in so was mischen solle oder nicht.

Das fiel heiß in Jakobs Blut, es wollte auflodern, aber Babette sah ihn an mit dem Blicke, mit welchem sie ihre Kinder anzusehen pflegte, und in diesem Blicke lag eine wunderbare Gewalt, die Jakob alsbald sänftigte, so daß er gelassen des Meisters rohes Schmähen hinnahm und achselzuckend in dessen Unverstand sich fügte. Da dem Meister das Wirthshausgehen verbunden war, so blieb Jakob auch mehr daheim, aber nicht wegen dem Meister, und jemehr er daheim blieb, desto mehr änderten sich seine Augen. Die Kinder hatten ihn gerne, und bei ihm hatten sie keine Spur des eingedrückten scheuen Wesens, welches über sie kam, so bald der Vater gegenwärtig war, sondern waren offen, zutraulich, fröhlich und alles mit um so größrer Innigkeit, je wohler es ihnen dabei ward gegenüber dem peinlichen Zwang. Es war ihm viel wohler unter diesen Kindern als unter den schwadronirenden Waadtländern, deren Parliren am Ende doch immer das gleiche war

und die alsbald sackgrob wurden, als ob sie das Weltschland, wo man die feinen Manieren lernt, ihr Lebtag nie gesehen hätten. Es ärgerte sich Jakob gar bitterlich über die Haustyrannei eines so freisinnigen Patrioten, der den wahren rechten Grundsatz hatte, wie die Leute zu sagen pflegen, welche gerne ihre Unwissenheit in einem Ding hinter einem mächtigen Worte, einem geistigen Feigenblatt, verbergen. Er hielt freilich die Ehe für ein Unglück, aber es dünkte ihn, wenn ein Theil in dieser Ehe zufrieden sein sollte, so sei es Pierre. Wenn alle Weiber wären wie Babette, so stände es um manchen Mann besser. Jedenfalls, meinte Jakob, ziemte es einem freisinnigen liberalen Manne, freisinnig und liberal nicht bloß im Wirthshause und auf der Straße, sondern auch gegen Weib und Kind zu sein. Auch sie hätten ja Rechte, seien so zu sagen auch Menschen, und solche solle man nicht wie Hunde behandeln, die eigenen noch viel weniger als die fremden. So was führe ja gerade zur Sklaverei, und wenn die Amerikaner ihre Kinder, welche ihnen Mütter von anderer Farbe geboren, als Sklaven hielten und mißhandelten, so sei es ja das Gleiche oder noch ärger, wenn ein freisinniger aufgeklärter Waadtländer Weib und Kinder, welche geistig anders gefärbt seien, einen Glauben hätten und einen Gott, als Sklaven hielte und ihr Tyrann sei. Sie seien wohl im Irrthum und noch dumm, daneben, aber gut, könnten sich ändern und seien allweg Menschen. Bekanntlich hielt Jakob auf die Bibel nichts, aber sehr ärgerte es ihn, wenn Babette dem Mann die Zeitung vorlesen mußte, so ungerne sie es auch that, während er sie allemal ausschalt, wenn sie ein frommes Buch oder die Bibel ergriff. Die Freiheit zu lesen, worin es ihr beliebe, meinte Jakob, die sollte er ihr doch lassen, er wußte nicht, daß gerade die Freisinnigen alles Lesen mißbeliebiger Sachen mit Gewalt unterdrücken.

So meinte er jetzt, nachdem seine Augen sich gebessert hatten; früher hätte ers auch anders gemeint, aber es kömmt

halt alles auf die Augen an. Alle Tage sah Jakob deutlicher es ein, wie selbstsüchtig und unerträglich der Meister eigentlich sei und wie er ganz gleichgültig die ganze Familie könnte hungern sehen, wenn nur er seine Sache hätte. Begreiflich hatte der Arzt vorgeschrieben, was der Kranke essen und trinken sollte, und unter den verbotenen Dingen standen Wein und Fleisch oben an. Nun in den ersten Tagen, wo Schmerz und Fieber groß waren, verstand sich die Enthaltsamkeit von selbst, aber sobald das Aergste vorbei war, schrie Pierre nach Wein wie ein Hirsch nach einer Wasserquelle. Babette mußte gehorchen, sonst hätte er ihr vorgeworfen, sie gönne es ihm nicht, sie wolle ihn verschmachten lassen, aber sie sagte es dem Arzt. Der Arzt stellte Pierre Himmel und Hölle vor, sagte ihm, wie dieses seine Genesung verzögere, ja tödtlich für ihn werden könnte, er solle doch an Weib und Kinder denken, die von seinem Verdienst leben müßten. Frau und Kinder könnten sehen, wie sie es machten, sagte Pierre, dem frage er nichts nach, er sehe zu sich, und einstweilen sei er noch Meister im Hause und was er befehle, das wolle er haben. Der Arzt wusch dann seine Hände in Unschuld, d. h. er sagte, wenn es nicht gut komme, wolle er nicht schuld sein, und Babette mußte mit gepreßtem Herzen dem sich nichts versagenden Manne zutragen, was sie ihm schädlich wußte, mußte dazu die immer unleidlicher werdende Laune des Mannes ertragen. Die Kameraden blieben nach und nach aus, beim knurrenden Pierre hatten sie Langeweile, im Wilden-Mann war's kurzweiliger. Zudem sollten sie Pierre immer Bericht geben, wie es mit dem Verantwortlichkeits-Gesetz gegen die Konservativen stehe, was man im Vaterland von ihm rede und wie hoch die Summen sich beliefen, welche die Vaterlandsfreunde für ihn bereits zusammengelegt hätten. Nun aber hatte damals wirklich noch kein Waadtländer die Unverschämtheit, einem solchen Gesetze Pathe sein zu wollen. Mit den Summen stand es noch kläglicher, denn waadtländer Patrioten sind bekanntlich nicht freigebig.

nach allerneusten Erfahrungen sind es auch die Berner Patrioten nicht. Die meisten haben nicht hinreichend für sich und die andern pfiffen auf eine Vaterlandsliebe, die ihnen nichts einbrächte, sondern was von ihnen wollte. Dem entschiedenen Fortschritt wären sie wohl im höchsten Grade hold, so lange derselbe zu den Fleischtöpfen Egyptens d. h. zu den Staatsgeldern führt, sobald er jedoch zu den eigenen Säcken sich wendet, halten sie ihn für eine entschiedene Verrätherei am Volke.

Es geschah auch, um ihn zu trösten und ihn zu besänftigen, daß man ihm den Jakob lobte, sagte, er solle nur ruhig liegen und getrost sein, es gehe wenigstens so gut, als wenn er dabei sei. Habe er dieses Unglück erleben sollen, so sei doch das große Glück dabei, daß er gerade diesen Gesellen habe, das sei ein ganzer Kerl, mache seine Sache vortrefflich, alle Leute rühmten ihn. Das war Oel ins Feuer, denn Meister Pierre mochte es nicht ertragen, daß jemand ihn sollte ersetzen können. Schon lange hatte er seinen heiligen Aerger daran gehabt, daß seine Kinder gegen Jakob freundlicher waren als gegen ihn, und noch viel mehr hatte es ihn geärgert, daß Babette und Jakob sich nicht haßten wie Hund und Katze, sondern sogar zuweilen ein vernünftig Wort mit einander redeten. Meister Pierre war eine von den absoluten Naturen, welche von Gott und Rechtswegen am meisten geliebt, geehrt sein wollen, aber um es zu werden, keinen Finger bewegen, deren Neigungen und Ansichten für Alle Maaßstab und Richtschnur sein sollen. Wen sie hassen, sollen Alle hassen, wenn sie verachten, sollen Alle verachten. Das machte ihn fuchswild, daß Babette den Jakob nicht haßte, sondern ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, denn ihm hatte sie es zu verdanken, daß sie nicht darben mußte, daß Jakob Babette nicht verachtete, sondern behandelte, wie es sich ziemte, denn ihr hatte er es zu verdanken, daß ein Bleiben im Hause möglich war und die Haushaltung im Gange blieb. Babette wußte wohl, daß es

bei ihrem Manne übel anging, wenn ſie ſeinen wachſenden Haß gegen Jakob nicht theilte, ſie kannte ihren Mann und daß es ſehr wohl angegangen wäre, wenn ſie ihm hätte über Jakob läſtern und ſchimpfen helfen. Aber Babette hielt dafür, daß einer Chriſtin eine ſolche Verſtellung nicht zieme, daß ſich hinter eine ſolche Heuchelei und Verleumdung gewöhnlich die Sünde berge, eine ſolche war ferne von ihr. Jakob kannte Welt und Meiſter einigermaßen, merkte, daß er den Meiſter allemal zornig machte, wenn er mit der Frau ein ordentlich Wort ſprach und noch zorniger, wenn er ihm widerredete, ſobald er ſeine Frau zu läſtern begann. Aber in Jakob regte ſich der Stolz. Er war der Jakob, welcher das Geſchäft beſorgte und die Familie erhielt, er hatte den Meiſter nicht zu ſchonen, ſondern der Meiſter ihn und, um gerecht zu ſein, es regte ſich in Jakob noch was Beſſeres. Es regte ſich in ihm das wahre Freiheitsgefühl, welches mit dem Sinn für Gerechtigkeit verbunden iſt: was du willſt, daß andere Menſchen dir thun, das thue du auch ihnen, das iſt der wahre Grundſatz der Chriſten. Jakob hatte ihn freilich noch nicht, aber es regte ſich das Gefühl für denſelben in ſeinem Herzen. Er mußte die Frau achten, er mußte ſie mehr achten als den Meiſter, und warum ſollte er das verbergen, warum ihr nicht zu Theil werden laſſen, was ihr gebührte? warum ſich anders ſtellen als es ihm war? Ziemte ſich das wohl einem freien Mann in freiem Lande, und wo das Bewußtſein eines reinen guten Willens iſt, und den hatte Jakob wirklich, da iſt man offen und unverſtellt, kann ſich nicht dazu verſtehen, den Schild der Lüge vorzuſchieben. Da ward der Meiſter grob gegen Jakob, mißtrauiſch, anzüglich, kurz ſo bös und unartig gegen ihn als möglich. Es ſah in Pierre wunderlich aus, wie freilich noch in manch anderm Menſchen. Wenn er bei ſich ſelbſt war, wußte er wohl, was er an Jakob hatte und daß er ihm in ſeinen Umſtänden unentbehrlich war, indem er ihm Geld verdiente und die Kunden erhielt. Aber in Pierre war noch ein

anderer Mensch und diesen stüpfte der Teufel, daß er alles aufbiete den Jakob nicht fortzujagen, sondern ihn zu plagen und zu stacheln, daß er selbst fortlaufe, seinem Weib und Kindern zu Trotz und ihm zur Freude, indem er dann sehen könnte, was die für Gesichter machen und was sie anfangen würden, wenn Jakob den Bündel schnüre. Zu dem, was er eigentlich nicht wollte, stüpfte ihn der Teufel, denn auch in seinen Gliedern herrschte das Gesetz und zwar wohl stark, daß es ihn gerade zu dem trieb, was er eigentlich nicht wollte. Und richtig wäre es ihm gelungen, den Jakob fortzutreiben, denn wenn sich dieser auch an die waadtländische Ungezogenheit und Grobheit einigermaßen gewöhnt hatte, so vermochte er doch nicht Mißtrauen zu ertragen, er hatte solches nie verdient und war daher kitzlich in diesem Punkte, wie übrigens ganz recht ist.

Samstag Abends oder Sonntag Morgens, je nachdem es dem Meister beliebte, gab Jakob ihm Rechenschaft, brachte Buch und Geld in Ordnung und empfing die weiteren Befehle. So weit hatte er sich gebeugt, daß er in Beziehung auf die Anordnung der Arbeit wenig widersprach, manches ließ sich in der Ausführung nach Jakobs Sinn besser machen und er that es, wenn es zu des Meisters Vortheil war, und schwieg darüber. Wars einmal abgethan, so kümmerte sich der Meister nicht mehr darum. Unglücklicherweise waren einmal am Samstag Nachmittag einige Verwandte bei Pierre gewesen, hatten mit ihm getrunken und ihre Freude geäußert über sein Glück, so einen guten Arbeiter zu haben, der ihn ersetze, so daß er wenigstens daher nicht Schaden leide u. s. w. Das hatte den Meister verletzt. Als nun Abends Jakob ganz harmlos von der Arbeit kam, munter zur Nacht speiste und nachher den Meister höflich frug, ob es ihm jetzt gefällig sei oder lieber morgen, da schnurrte ihn der Meister an: je eher je besser, man vergesse desto weniger. Die Worte verletzten Jakob, und immer verletzender ward der Meister, es war augenscheinlich, daß er einen Bruch wollte, und Jakob streckte bereits die Hand

aus, den Handschuh aufzunehmen. Da trat Babette zwischen sie, Thränen liefen ihr die Backen ab, ihre Glieder zitterten, aber den Kopf hob sie auf und ihre Stimme war fest, sie war einem Schiffe gleich, welches von einem gewaltigen Windstoß erfaßt noch in allen seinen Theilen zittert, aber sich wieder aufgerichtet und den festen Kurs wieder gewonnen hat.

Jakob, sagte sie, ihr seid treu und verdient kein Mißtrauen; daß wir zu essen haben und das Unglück uns nicht zu schwer trifft, haben wir euch zu danken, und dazu sah sie ihn mit dem mächtigen Blick an, mit welchem sie stillschweigend zu regieren pflegte. Aber verständiger hätte ich euch geglaubt. Einem kranken Manne, den Schmerzen und Angst um die Zukunft plagen, muß man nichts übel nehmen, der Gesunde soll nie um Worte rechnen mit dem Kranken. Draußen ists hübsch und die Kinder möchten euch ein Liedchen singen, Jakob, sagte sie, und Jakob ging. Er knurrte wohl, doch bloß innerlich, dann dachte er, das sei eine verfluchte Manier, aber wenn alle Weiber die hätten, geduldig wären und viel schwiegen, aber in bestimmten Fällen redeten, als hätten sie ein zweischneidend Schwerdt im Maul, es wüßte kein Teufel, was sie alles regieren thäten. Nun gab es einen Stillstand zwischen Pierre und Jakob wie auf den Befehl von Josua zwischen Sonne und Erde. Pierre dachte, wart du nur bis ich wieder auf den Beinen bin, und Jakob dachte: komm mir noch einmal, so sollst du den Jakob erfahren! Inzwischen hielten sie sich so weit ruhig, daß sie bloß, wenn sie mit einander sprechen mußten, jedem Worte ein leises Knurren anhingen und dazu sich Augen machten wie Katzen, die auf eine Maus lauern.

Die bekannten sechs Wochen waren vorbei, in welchen ein Knochen dürftig zusammenwachsen soll, der Verband aufgelöst, der Patient auf die Beine gestellt wird. Der Arzt, welcher dem Ding eben nicht wohl traute, verschob das Aufstellen bis

noch der siebenten Woche, da zwang ihn endlich Pierre dazu. Aber siehe da, es sah übel aus. Pierre konnte noch nicht stehen, und das gebrochene Bein war bedeutend kürzer als das andere.

Das war eine schöne Geschichte und der Spectakel ging von neuem an, wer daran schuld sein solle, ob der Chirurg oder der Patient? Wir wollen diese Frage auch nicht entscheiden, sondern sie in hangenden Rechten lassen, aber denken kann man sich, was das für Gesichter gab nnd für Gemüthsstimmungen. Allerdings soll auch der Arzt ein sehr langes Gesicht gekriegt haben, welches mehrere Tage nicht kürzer werden wollte und besonders der Wirthin im Wilden-Mann auffiel, welche gewohnt war, auf dem Gesichte des Arztes ihre physiognomischen Studien zu machen. Man kann sich aber denken, mit welchen Gesichtern die Leute in Pierres Hause sich ansahen. Die arme Babette, welche schon vorher das Aeußerste ertragen hatte, denn wenn der Meister in jener Stunde ihr auch nachgeben mußte, so war er doch ferne von irgend einer äußerlichen Besserung, sondern rächte sich an seiner Frau so bitter als er nur konnte, die arme Babette wurde vielleicht am tiefsten ergriffen. Die Thore zu neuen Leidenswochen thaten sich vor ihr auf, aber sie faßte sich am 'früheften und versuchte mit milden Worten den Sturm zu beschwören und Hoffnung anzufachen. Pierre tobte schrecklich, Jakob machte ein kaput Gesicht und die Kinder weinten bitterlich. Die armen Kinder hatten sich so sehr gefreut auf die Gesundheit des Vaters und warum? Sie wußten selbst nicht warum, aber es war nicht Liebe, es war die Hoffnung, der Vater könne wieder gehen, könne das Haus verlassen, käme ihnen aus den Augen, das Haus würde mehr oder weniger seiner los und sie hätten dann wieder Ruhe darin. Ist's aber nicht traurig, wenn solche Gefühle die Herzen von Kindern vergiften und zwar ohne der Kinder Schuld, sondern durch der Väter Schuld? Pierre schimpfte über der Kinder Thränen, deren Grund sein Gewis-

sen ihm ganz richtig angab, er schimpfte über Babette's Fassung, die er aber nicht faßte. Er behauptete, sie möge ihm sein länger Liegen und Leiden gönnen, sie könne um so länger ihn quälen und den Jakob, den verfluchten, behalten. Sein Gewissen hatte darin vollkommen recht, daß er solche Gefühle bei Babette wohl verdient und daß sie in seinem Gemüthe in gleicher Lage vollkommen so sich gestaltet hätten, aber was eine Christin in solcher Lage fühle, denke, das sagte ihm weder sein Gewissen noch sein Verstand, denn von einem christlichen Gemüthe hatte er keinen Begriff und beizubringen war ihm keiner, sonst hätte Babette's Betragen es längst thun sollen. Aber Pierre setzte in Babette's Herzen immer accurat das Gleiche voraus, was in seinem Herzen war oder in ähnlicher Lage sich geregt hatte. Von der Verschiedenheit der Herzen oder Gemüther hat so ein waadtländischer Pierre keinen Begriff, sondern meint, sie seien sich alle so ähnlich wie eine Cotelette oder Carbonade der andern.

Jakob war es von Herzen leid, daß es so war, und doch verbrachte er selten einen so freundlichen Abend, als den, welcher den Tag der fatalen Entdeckung schloß. Es war ein Zwiespalt in ihm zwischen seinem Wollen und seinem Behagen. Trotz dem Meister war es ihm doch wohl da, er liebte die Familie, er freute sich der Meisterschaft, des unabhängigen Bewegens im Handwerk, er fühlte, wie dieses all seine Kräfte spanne und schärfe, daß er viel mehr zu leisten vermöge, als er sich eigentlich selbst zugetraut. Aber er wollte doch fort, es zog ihn heimwärts, und jemehr er Freude am Handwerk hatte, desto gleichgültiger ward ihm die Politik, desto mehr ekelten ihn die waadtländer Patrioten an, so daß er in Gefahr gerieth, mit ihnen in förmliche Opposition zu kommen und Händel zu kriegen. Und wer weiß, ob nicht persönlicher Widerwille und der Geist des Widerspruchs im Stande gewesen wären, ihn zu einem leidenschaftlichen Konservativen umzugestalten? Diesen Prozeß hat gar Mancher schon durchgemacht, der

selbstständiger und klarer in den Stand der Dinge sah als Jakob. Hätte Jakob gewußt, wie schmerzlich der Meister seine Frau mit der Eifersucht plagte und bei jedem Suppenbrocken ihr den Jakob vorwarf und wie sie freundlich mit ihm thue und ihn zärtlich behandle, er wäre noch selben Abend fortgelaufen. Aber der Meister, welcher endlich merkte, daß er weder von den Konservativen noch von den Patrioten eine große Steuer zu seinem Beinbruch erhalten werde, begriff endlich, daß er zur eigenen Erhaltung den Jakob so weit schonen müsse, daß er ihm nicht fortlaufe, bis er das Handwerk selbst wieder übernehmen könne. Aber an dem Tag, an welchem er dieses thue, an demselben müsse auch der Jakob aus dem Hause, das war sein fester Entschluß.

Wir wollen die Krankheits- oder wenn man will die Genesungsgeschichte nicht verfolgen, bloß bemerken, daß es eine sehr lange Geschichte war und sich zwischen zwei Aerzten und noch dazu zwei patriotischen so legte, daß sie bis dato sich gegenseitig vergiftet hätten, wenn einer von ihnen so dumm gewesen wäre, beim andern eine Arznei zu nehmen oder auch nur ein Zuckerwasser. Pierre hatte in seinem Zorne einen andern Arzt genommen, der hatte bedenklich das Haupt geschüttelt, eine Prise nach der andern genommen und endlich gesagt, die Sache sei schlimm, und wenn es nicht ein Kollege wäre und ein so guter Freund von ihm, so müßte er sagen: ein vermaledeiter Pfuscher hätte ihn unter den Händen gehabt. Indessen wenn Pierre vernünftig sei und gehorche, so wolle er das Mögliche thun, er glaube garantiren zu können, daß die Sache nicht fehle. Aber am Ende fehlte die Sache doch, das Bein war schief und wenigstens einen Zoll kürzer als das andere. Nun ging der Lärm los, niemand wollte daran schuld sein. Der erste Arzt triumphirte und sagte, hätte man ihn machen lassen, so wäre die Sache jetzt recht; daß es das erstemal so gegangen, daran sei niemand schuld als Pierre selbst, der ge-

fressen und gesoffen habe was ihm geschmeckt und dazu keine Minute ruhig gelegen. Er wollte aber nicht für hundert Louis-d'or, daß es nicht so gegangen wäre, nun sehe endlich die ganze Welt, was er für einen saubern Kollegen hätte. Das Maul könne er voll nehmen, sonst aber könne er nichts als verpfuschen, was Andere gut gemacht. Der andere Arzt sagte: für das Krumme und Kurze könne er nichts, er hätte gleich anfangs geglaubt, es komme so, aber aus Schonung für seinen Kollegen nicht sagen wollen, wie übel es stehe. Möglich sei es immer noch gewesen, daß das Hinken verhindert werde, aber der Patient habe keine Vorschriften befolgt und keine Schmerzen ertragen wollen. Jedenfalls sei es ihm eine Warnung, keine verpfuschten Fälle mehr zu übernehmen, hintendrein müsse man an allem schuld sein, was die andern Kollegen böse gemacht, und wenn ein Patient sterbe, solle ihn immer der letzte Arzt, welcher ihn behandelt, getödtet haben. Und müsse er es von wegen der Pflicht, so schone er keinen Kollegen mehr, die sollten auch schauen, was sie machten. Es ist wirklich ein sonderbar Wesen, die Kollegialität, und es wäre interessant, einmal was Gründliches zu lesen, worin sie besteht und wie weit sie geht.

Pierre dagegen fluchte hinkend über beide, es sei ein Schelm wie der andere und im Lügen alle gleich, jetzt solle er noch selbst schuld sein, daß er schlecht geheilt worden, und habe er sich doch in das Heilen gar nicht gemischt, sondern es den Aerzten überlassen und sie dafür bezahlt. Hätte er gewußt, daß er die Heilung selbst machen könne, so hätte er keinen gebraucht, und wenn er mehr ein Bein breche, so lasse er lieber einen Schneider kommen oder einen Schmied als einen Arzt. Sein erster Ausgang war in den Wilden-Mann, dort betete er begreiflich nicht und dankte Gott, daß er ihm unverdienterweise noch längere Gnadenzeit geschenkt, sondern er fluchte sich satt über alle Menschen, über Patrioten und Konservative, über Aerzte und Gesellen, über alles, was ihm ins Maul kam.

Er verfluchte sich hoch und theuer, für das Vaterland versetze er keinen Tritt mehr, er habe jetzt erfahren, was es abtrage und wie man es vergelte, wenn man sich dem Vaterlande opfere.

Am folgenden Morgen trappete er mit stürmischem Kopf seinen Sachen nach und pülverte beständig halb und ganz laut über alles was er sah, nichts war ihm recht und angefangene Arbeit ließ er als Pfuschwerk vernichten. Das gab Lärm in Jakobs Kopf, man kann es sich denken. Er begriff den Meister wohl, doch that er ihm nicht den Gefallen, mit ihm öffentlich Händel anzufangen. Aber als sie zu Mittag gegessen hatten, ließ er die Andern weggehen, dann sagte er: Meister, ich will fort, will rechnen, meine Sache abgeben, wenn es gefällig ist. Pierre war das recht und nicht recht. Er sagte daher: er halte keinen, aber kommod sei es, sich aus dem Wege zu machen, ehe er wisse, woran er sei. Da wisse kein Mensch, was alles zum Vorschein komme, dann könne er den Brei essen, den Jakob angerührt.

Dies ging Jakob durch die Haut, ein heißes Zornesfeuer schlug in ihm auf, doch ließ ihn das Gefühl seines Rechts und das Bewußtsein des gewordenen Meisters die Besonnenheit nicht verlieren. Er trat dicht vor den Meister und sagte ihm scharf und hart, aber in langsamer Rede, was für einer er sei in Haus und Handwerk, gegen Weib und Kinder und gegen das Vaterland. Dankbarkeit erwarte er von einem solchen keine, aber als ein Dieb gehe er ihm nicht aus dem Hause und üble Nachrede wolle er nicht zum Lohn. Der Nachmittag sei lang, er solle nachsehen, was er aufgeschrieben, dann mit ihm gehen, zu Allen, mit denen man im Verkehr gestanden, dann werde es sich herausstellen, was nach seinem Weggehen an den Tag kommen könne.

Der Meister war begreiflich auch nicht faul mit dem Maul und wollte Jakob vom festen Boden wegparliren in wüstes Zanken hinein, in einen Lärm, bei welchem man das Ende nie

weiß und in welchem ein Fremder zumeist übel wegkommt, weil selten einer des Abgehenden Partei nimmt, sondern des Dableibenden, wie Jakob zu Zürich es zur Genüge erfahren hatte. Aber Jakob war klüger geworden, er sagte, willst oder willst nicht, oder ich hole zwei andere Meister und will dann mit diesen gehen und mir von ihnen die nöthigen Zeugnisse ausstellen lassen, damit jedermann wisse, wer ich bin und was von nachträglichen Lügen zu halten ist. Der Meister begehrte nicht, daß Jakob mit seinen Nebenbuhlern in Verkehr komme und sie mit seinem Geschäft näher bekannt mache, er wollte einlenken, aber Jakob beharrte darauf, der Meister mußte mit ihm herumhumpeln, bis er sagte, sein Bein trage ihn nicht mehr, aber er sei zufrieden, die Sache sei recht.

Babette hatte dies kommen sehen, mischte sich nicht in den Streit, sie wußte, das Unvermeidliche hielt sie nicht auf, und Oel ins Feuer zu schütten trägt nichts ab, das hatte sie erfahren. Sie panzerte sich mit all ihrer errungenen Ruhe, aber es kam sie schwer an und zwar aus zwei Gründen. Jakob war ihr werth geworden, sie verlor ihn ungern, sie hatte ihm sehr viel zu verdanken und konnte ihm nicht vergelten. Sie hatte Hoffnung gehabt, etwas an ihm thun zu können, zwar nicht mit zeitlichem Gut, sondern sie hätte so gerne seine Seele gerettet, denn um diese war es ihr sehr angst. Sie hatte wohl gesehen, daß Jakob den Glauben nicht hatte, und diesen Glauben ihm predigen, das durfte sie nicht, aber sie hatte gehofft, er werde allmählig zum Glauben geführt durch das trauliche Leben bei ihnen, sie hatte sich gewöhnt, es als eine eigene Schickung anzusehen, daß Jakob in ihr Haus gekommen, daß ihr Mann das Bein gebrochen, daß Jakob so lange bleiben mußte; sie hatte geglaubt, der Herr wolle durch sie Jakobs Seele retten und jetzt ging er, ehe er zum Glauben sich gewandt. Sie ward irre nicht am Herrn, aber an seiner Schickung, das that ihr so weh und daß sie Jakob in die Welt

hinausgeschleudert sehen mußte, ehe er seinen Anker in guten Glaubensgrund hatte fallen lassen.

Die gute Babette, sie hatte es wie viele fromme Leute. Wenn eine Person, eine Begebenheit in ihr Leben tritt, welche sie als besondere Schickung Gottes erkennen, so denken sie sich gleich den ganzen Gang und Ausgang, welchen diese Schickung nehmen werde, das Warum und das Darum aus dem eigenen Sinne dazu. Wenn es nun ganz anders geht, ein ander Ende kömmt, so wird man so gerne kleinmüthig und sagt, es war doch nichts, und wie Großes hatte ich gehofft! Die guten Leute! Es war doch was und viel Größeres als sie gedacht, aber eben was Anderes, Gottes Gedanken waren eben nicht ihre Gedanken, und eben weil es ganz anders ging als sie dachten, ging es nach Gottes Gedanken, war es seine Schickung, welche er mit väterlicher Hand regierte.

Die Kinder jammerten bitterlich und ihr Jammer schnitt Babette ins Herz. Sie wollte anfangs die Kinder bitten, denselben vor dem Vater zu verbergen, weil sie wohl wußte, daß die Kinder ihn entgelten müßten. Pierre that, was ihm wohlgefiel, aber die Seinen sollten ihn lieben und niemanden sonst, so wollte er es haben. Er war in der Aufklärung nicht so weit wie der alte Ulrispiegel, wie der Berner Hanswurst heißt, welcher bekanntlich gesagt hat: Es hassen mich alle Leute, aber ich thue darnach. Pierre that auch darnach und meinte doch, es sollten ihn alle Leute lieben. Babette unterließ die Mahnung nach besserm Besinnen. Warum sollten die Kinder ihre besten Gefühle verbergen, was gab das am Ende für eine Gewohnheit, denn was man immer verbergen, unterdrücken muß, das bleibt am Ende ganz dahinten, es wird öde und giebt Platz für Unkraut. Zudem hatte Pierre es auch verdient zu sehen, wie seine Kinder lieben könnten, nur nicht ihn, sollte er nicht zu schmecken kriegen, was er gesalzen und gepfeffert, und wars nicht möglich, daß es gute Wirkung that bei ihm? Wir glauben es

nicht, das Bekehren hält bei einem verpichten Pierre gar zu schwer.

Es war ein schöner Abend, den Jakob als den letzten in diesem Hause zubrachte. Die Kinder drängten sich um ihn herum, die beiden jüngsten saßen auf seinen Knien, er mußte erzählen, wo er hinwolle, der älteste Knabe wollte zu ihm hinwandern, wenn er das Felleisen auf den Rücken nehme. Es war einer von den Abenden, die sich eingraben im Herzen, die man nicht mehr vergißt, deren Farben nicht verglühen. Jakob war es so seltsam weh und wohl, so eigenthümlich wehmüthig und doch so lieblich im Gemüthe, er wußte nicht wie.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Jakob wird wider Willen von Anhänglichkeit geplagt, will ein objektiver Weltbürger werden und macht eine schöne Reise.

Jakob fühlte die Liebe der Kinder gar warm im Herzen, er erkannte, daß Kinder eine hohe Gabe seien und wer keine habe, viel, viel entbehren müsse. Er hatte nicht immer so gedacht, sondern gerade das Gegentheil, aber er hatte andre Augen bekommen, der Jakob. Er mußte es auch erfahren, wie wandelbar und vergänglich alle Grundsätze und Ansichten sind, welche von unserm Fleisch und Blute kommen, und daß nur fest und unwandelbar ist, was der ewige Gott auf seine ehernen Tafeln hat graben lassen. Und als er am Morgen weiter zog, da war es ihm, als lasse er einen Theil seines Ichs zurück und nehme dafür von den Andern mit. Er fühlte es, daß man eigentlich nur da recht lebe, wo man in Liebe lebe, wo man seinen Namen so gleichsam einschneide in die Herzen, daß er in liebem freundlichen Andenken bleibe, so lange die Herzen schlagen, in die er eingeschnitten ist. Jetzt erst begriff er die

Großmutter recht in ihrer Vorschrift, daß er sorgen solle, daß er an jeden Ort, wo er gewesen, mit Freuden wiederkehren dürfe; dazu braucht es ein eigenes Leben, an das eben gar Mancher nicht denkt auf der Wanderung und darum fürs Leben zu Grunde geht, dieweil er untüchtig geworden ist zu allem Guten. Dann wieder kam es ihm, wie es doch dumm sei, wenn man sich an Leute hänge, Antheil an ihnen nehme, daß es Einem weh thue, fortzugehen. Das sei ein Weh, welches man sich ersparen könne. Ehedem sei er immer froh gewesen, fortzugehen, und je mehr Land zwischen ihn und seine Meisterschaft gekommen, desto wohler sei es ihm geworden, jetzt sei ihm das Scheiden zweimal so recht schwer geworden, und während die Beine vorwärts gingen, kehre seine Seele immer wieder dahin zurück, woher er komme. Dies sei peinlich und am klügsten wohl zu vermeiden, daß es ihm wieder so gehe. Er dachte viel darüber nach, was klüger sei oder wie man angenehmer lebe, wenn man sich um niemand kümmere, gleichgültig gegen alle Menschen sei und für weiter nichts als das eigene Behagen sorge oder aber die Menschen liebe und ihre Liebe suche, ein Herz habe für Andere, ihr Wohl und ihr Weh.

Er wußte für beides Gründe, und wenn er an die glückliche Ehe seiner lieben alten Leute dachte, so dachte er dann an des Alten bittern Schmerz beim Tode seiner lieben Alten, wie süß das Andenken wird, nachdem der erste Schmerz verglommen ist, kannte er nicht. Wenn er an seinen letzten Aufenthalt dachte, so mußte er bekennen, daß dort ein unlustig Wesen sei wegen Pierres kalter Selbstsucht und daß er selbst am meisten Aerger darüber habe, aber nicht wisse, wo es fehle, und daß Babette mit der Liebe der Kinder doch glücklicher sei als Pierre ohne dieselbe. Dann aber mußte er doch denken, daß wenn niemand Liebe begehrte, sondern Alle ganz gleichgültig dagegen wären, so wäre es doch am besten, dann wäre kein Streit wegen der Liebe.

Ob's aber so möglich sei und in der Natur des Menschen gegründet, daran dachte Jakob nicht, aber er nahm sich vor, künftig ganz gleichgültig durch die Welt zu wandern ohne Haß und ohne Liebe, zu essen und zu trinken was ihm wohl thue, sichs recht behaglich und bequem zu machen in der Welt. Gleich jetzt auf der Wanderschaft wolle er damit anfangen. Da er heim wolle, so wäre es ja die größte Dummheit, wenn er sich allenthalben das Weitergehen schwer machen wollte, man könne sich ja sonst auch betragen, daß man wieder kommen dürfe. Und wenn er heim komme, so wolle er so fortfahren. Sterben müsse man einmal, dann thue das Scheiden weh, und wer recht liebe, könne es fast nicht ertragen, daß wer todt sei, todt bleiben müsse und ewig nichts sei und doch sei es so. Darum nicht lieben! Heirathen werde er vielleicht, ein Meister müsse eine Hausfrau haben, aber zu lieben brauche er sie nicht, sondern bloß anständig mit ihr umgehen und allfälliger Kinder könne er sich freuen und ihnen Freude machen, aber zu lieben brauche er sie auch nicht, das könne man ja immer machen wie man wolle. Der gute Jakob, so kalkulirte er, so philosophirte er. Aber was ist Philosophie? Philosophie ist die Quintessenz der menschlichen Gedanken, und diese Gedanken sind eben Zeugnisse, wie kurz die menschlichen Gedanken sind und wie wetterwendisch dazu und daß Fleisch und Blut eben keine ehernen Tafeln sind.

So kalkulirend wanderte Jakob fürbas und ungefähr wie seine Gedanken war auch das Wetter. Es windete, die Wolken flogen, die Sonne schien, die Nebel schwebten, bald licht, bald dunkel war es auf der Erde, bald sah man weit tief in den Himmel hinein, bald nur ganz kurz, einen philosophischen Gedanken weit, höchstens eine stattliche Nase lang. Sein Weg führte ihn nicht durch ebenes Land, sondern über ziemliche Berge, welche in Deutschland für sehr hoch gelten würden. Er wollte durch den Canton Freiburg hinauf gegen das Berner Oberland, er wollte nicht in Rom gewesen sein und den Papst

nicht gesehen haben. Er war nicht mehr der Jakob, der von Basel nach Zürich gewandert war, der wie ein Laffe gaukelte durch die Welt, er hatte Gedanken fast so lang wie der beste Philosoph und kümmerte sich um was in der Welt. Er wollte die großen Berner Berge in der Nähe sehen, welche er so oft von ferne bewundert hatte, wollte Gletscher, wollte Wasserfälle sehen, wollte was erzählen, wenn er heim komme. Er wollte Arbeit nehmen, denn eine Jahreszeit stand vor der Thüre, in welcher nicht gut wandern ist, wie Jakob wohl erfahren hatte, aber ängstlich brauchte er dabei nicht zu sein, denn er hatte Geld in der Tasche, wenn auch keine große Summe und dazu eine Sicherheit im Handwerk, wie sie stets willkommen ist. Das behagliche Gefühl des freien Wanderers kam ihm wieder, er genoß es in vollen Zügen, ließ sich herrenwohl sein, wie man hier zu sagen pflegt.

Das Wandern in den Bergen ist im Herbst gar wunderschön. Der Himmel ist so klar, die Luft so mild, die Färbung der Wälder und Wiesen so reich und mannigfach, so heimelig tönt das Läuten der Kühe, so fröhlich ist der Leute Gewimmel, Alles rührt und tummelt sich, denn da weiß niemand, was der Herrgott will, und jeder möchte doch fertig sein draußen, ehe der Schnee fällt, Frost die Erde bindet, den Maurern und Zimmerleuten das Handwerk legt. Im Weinlande, wo die Reben glühn, der Wein perlet, der Most schäumt, da mag es wilder und lustiger zugehen, die Stimmen lauter tönen, die Geigen verführerischer locken, aber schöner und größer ists doch im Hirtenlande, wo die Berge so ehrenfest und ruhig stehn, so sauber Hirt und Heerde zu Thale kommen, so still und leise der Hirt sein Schätzchen sucht, so heiß und keusch des Schätzchens Herz dem Hirt entgegenschlägt, so schwer und süß die Milch in der Schüssel ruht, so mächtig und saftig der Käse auf dem Tische liegt, so klar und rein wie ein unschuldig Wässerlein der starke Kirschgeist in der weißen Flasche blinkt, wie wilde Gemsen die Jungen springen, ernst und fest

wie Hünenbilder die Alten an langen Stöcken gehn — o es ist schön im Hirtenlande!

Jakob fühlte es diesmal. Da er starke Schultern hatte und absitzen konnte, wenn er müde war, so durchschritt er nicht mit gedrücktem Nacken das schöne Gelände, immerfort seufzend, ach, wenn es doch Abend wäre und ich ein wohlfeil Lager hätte, sondern er ging gerade auf, freute sich des Tages und über alles, was er brachte, und keiner ging ihm zu langsam. Es war ein ausgezeichnet schöner Herbst, fast ein Tag wie der andere voll freundlichen Sonnenscheins. Er wanderte das Siebenthal mit den schönen reichen Dörfern hinunter, ließ sich dann rechts hinüber nach der neuen Straße weisen, welche längs dem Thunersee ins eigentliche Oberland führt. Als er zu seinen Füßen den schönen See liegen sah, ringsum das großartige Gelände, die reichen Dörfer, die schönen Schlösser, die herrlichen Nußbäume und rechts oben die schneeigten eigentlichen Schweizerburgen, die Schneeberge, auf welchen der Himmel zu ruhen schien, da stand er lange still, der Athem stockte ihm, es kam ihn fast wie beten an, so lieblich und so gewaltig hatte er noch nichts gesehen. Er dachte bei sich, wunderbar sei es in alle Wege, wie sich hier nur alles so habe gestalten können, so lieblich und so gewaltig! Dem See entlang läuft eine Straße, wie kein Kaiser der Welt mit all seinem Gelde sie erkaufen, mit all seiner Macht erzwingen könnte und hätte er Haufen Geldes so groß wie die Schweizerberge und hätte er Garderegimenter so viele als Kühe auf den Schweizerbergen zur Weide gehen und noch gehen werden, so lange die Berge stehen und ihre Seiten grünen.

Die Nachmittagssonne vergoldete das Gelände, hauchte selbst rosig an das altersgraue Schloß zu Spiez, der Bubenberge Stammsitz, deren letzte Sprößlinge am Hochzeittage vom zornigen See verschlungen wurden. Gegenüber sah er freundlich am See das berühmte Dörfchen Merligen, von dessen Bewohnern er schon so viele lustige Geschichten gehört

hatte im Bernerlande. Von ihnen erzählte man, wie sie ein Rathhaus erbaut und darin die Fenster vergessen, so daß es ganz dunkel ward im Hause, und wie darauf der Rath ausgezogen an das Sonnenlicht, jeder Rathsherr mit einem großen Sack, um denselben mit Licht zu füllen und das Haus zu erleuchten, und wie sie so einen ganzen Tag Licht ins Haus getragen aber leider vergeblich, denn dunkel sei es geblieben in ihrem-Rathhause für und für. Dort soll es gewesen sein, wo sie einen Dieb hatten, der gehängt werden sollte und dem sie drei Batzen gaben mit dem Bescheid, er solle sich an einem andern Orte hängen lassen, das Ding komme sie zu theuer zu stehen. Dort war es, wo sie einen Nußbaum hatten an des Sees Strand, der gegen den See sein Haupt neigte, und räthig wurden, der Nußbaum sei durstig und sie wollten ihm zum Wasser helfen, wo dann der Ammann seine Hände um den Gipfel schlang, ein zweiter ihn an den Beinen faßte, diesen ein anderer und so fort bis an den See hinunter, und als die Kette fertig war, einer dem andern an den Beinen hing, der Ammann von oben rief: haltet recht fest, ich will in die Hände spucken, worauf begreiflich die sämmtliche Mannschaft in den See stürzte und jämmerlich ertrank. Lieblich lag das Dörfchen am See mit seinem sauern Wein und seinen lustigen Leuten. Freundliche Kirchen glänzten hoch auf den Bergen überm freundlichen See, des Sees Hüterinnen, von woher die Glockentöne so feierlich klingen über den See, daß die Schiffenden nicht wissen, sind es freundliche Töne aus der Höhe, ists der schauerliche Gesang Ertrunkener herauf aus ihrem feuchten Grabe. Weit oben glänzte zwischen himmelhohen Bergen der Brienzer See, und zwischen beiden Seen sah er das berühmte Bödeli, das lieblichste Thälchen der Welt, in welchem das schwarze Unterseen liegt und das helle Interlacken mit seinen dünnen Palästen und dicken Wirthen, mit seinen buntartigen Fremdenschaaren und den ehrenfesten Nußbäumen, seiner reinen Luft und süßen Molken, sauren Rech-

nungen und unheimlichen Kellnern und hinter allem und über allem glühten die Berge im Abendroth, im blauen Himmel. Jakob stand still in tiefer Bewunderung, so was Herrliches hatte er noch nie gesehen, und in stillem Staunen vollendete er seine Tagereise, seine Seele war überwältigt.

Die Saison war vorüber, die Menschenmasse auseinander geflattert nach aller Herren Ländern hin, aus welchen her sie hieher zusammengestoben war. Aber wie an warmen Quellen einzelne Schnepfen bleiben den ganzen Winter über, so bleiben von den Zugvögeln, die man Menschen nennt, auch welche an schönen Stellen, wenn der Zug längst weiter gegangen. Andere machen absichtlich die Nachzügler und stolpern immer einige Wochen hinterdrein, sie lieben die bunte Menge nicht. Solche sah denn Jakob, als er am Morgen spazierte, auf dem sogenannten Höheweg. Es regte sich gar seltsam bei jedem Fremden, dem er begegnete, die Frage in ihm: wäre der wohl vielleicht aus deiner Heimath her, ein Landsmann, und was würde er sagen, wenn er wüßte, daß du sein Landsmann wärest? Das Gefühl hatte er in großen Städten nicht gehabt, überhaupt nie, besonders seit ihm das Weltbürgerthum im Kopfe gesteckt und er auf große Güter irgendwo gehofft hatte. Jetzt, da er wieder an die Werkstätte dachte, ans Heimgehen und Schaffen, jetzt hatte die Heimath wieder Platz in seinem Herzen, und ein Landsmann wäre ihm eine Erscheinung gewesen wie einem Wanderer ein Licht in der Nacht. Curios! Ist das Menschenherz zu eng, so taugt es nichts ist es zu weit, so ists wie eine Flasche ohne Boden und taugt wieder nichts, es muß eben recht weit sein, wenn es was taugen soll.

Indessen fremd ging Alles an einander vorbei, Keiner nahm Notiz vom Andern, wie es guter Ton ist in der vornehmen Welt, und Jakob ärgerte sich daran und fügte sich. Er dachte, Himmelsapperment, wie viel Interessantes könnte Einer vom Andern zu hören kriegen, wenn man das Maul,

aufthäte gegen einander, und wie viel Freunde könnte man kriegen und ganz unerwartet, wenn Einer wüßte, wer der Andere wäre und woher. Der gute Jakob dachte nicht, daß es Leute giebt, welche viel wohler leben an den eigenen Gedanken als an anderer Menschen Geschwätz, und daß gar zu viele, welche gerne vornehm scheinen, aber es nicht sind, am liebsten wollten, es gäbe gar keine Namen in der Welt. Wären gar keine Namen, so wären auch keine obscure oder gar schlechte. Schöne Namen, klare, helle, die glänzen wie die Sterne am Firmament fleckenlos, solche Namen sind gar rar in der Welt.

Jakob entschloß sich weiter noch zu gehen, einen Gletscher wollte er sehen, damit er doch auch sagen könnte, was das für ein Ding sei, und einen Wasserfall wollte er hören rauschen und donnern. Wenn er mal heim käme, dachte er, so müßte er sich ja schämen, wenn er sagen müßte, er hätte Geld gehabt, er hätte Zeit gehabt, sei aber zu dumm gewesen und hätte nicht daran gedacht. Aber als er hinauf kam, wo die Berge sich zusammenziehen, die Zweilütschene fast die ganze Spalte füllt, eng der Weg sich ihr anschmiegt, Horn um Horn gen Himmel ragt, über sich der Wanderer den Himmel kaum noch sieht, da ward es ihm bang um's Herz, mit Beben schritt er vorwärts. Du mein Gott, dachte er, was ist das für eine schreckliche Welt, wo der Mensch den Himmel nicht mehr sieht, nichts sieht, als gen Himmel starrende Hörner, als Felsen, welche hereinhängen über sein Haupt. Ja wo der Mensch den Himmel nicht mehr sieht über sich, weit, offen, frei, da wird es ihm eng um's Herz und er fragt sich: wäre umkehren nicht besser, wär's nicht schöner unterm weiten offenen Himmel als in der engen Spalte, unter den Füßen den Abgrund, über dem Haupte lockere Felsen? Doch Jakob kehrte nicht um, aber als so gar nichts kam er sich vor. Er, der große Jakob, schien sich in dieser Bergmajestät kleiner als der kleinste Wurm, den je sein Fuß zertrat. Demüthig schritt

er leise weiter, suchte sich zu fassen, sich zu ergeben in jedes Mögliche.

Gar seltsam rauscht, toset, donnert es im Gebirge. Wenn eine Tanne fällt, ein Stein rollt über eine Wand herab, eine Welle über einen Absatz springt, der Gletscher spaltet, Adler oder Geier durch die Lüfte rauschen, so tönt es wundersam im Gebirge, kracht und donnert, rauscht und braust, und jede Wand und jede Kluft rauscht und braust mit. Jede Wand und jede Kluft hat ihre eigene Stimme, und erhebt eine Kluft ihre Stimme, reden alle Wände und alle Klüfte und donnern und brausen wie die erste den Ton angab, bald in regelrechter Ordnung eine nach der andern, wie seit tausend Jahren sie sich's gewöhnt, und bald, wenn es wilder wird in der Natur, brüllen alle durch einander, daß kein Berg, keine Kluft mehr zu unterscheiden im Stande ist den Donner der eigenen Stimme von dem Donner der andern Stimmen. Und wenn im Wirrwarr der Donner die tausendjährigen Berge die eigene Stimme nicht mehr kennen, wenn die alten Klüfte zittern und beben, wie muß es zu Muthe sein einem armen Menschenkinde, welches zum erstenmale allein sich wagt in die wunderbare Zauberwelt. Das Menschenkind weiß von Lawinen, Bergstürzen, Schlünden und Gründen, Gletscherspalten und Wassergraus, von Adlern und Geiern, hat vielleicht gar vom fabelhaften Lindwurm gehört, der auf Felsenplatten an der Sonne liegt, seine Höhlen hat und seine Launen, und wie Reisende verschwinden und nie wiedergefunden werden, nie ermittelt, ob eine Gletscherspalte sie verschlungen oder ein Lindwurm sie in seine Höhle geschleppt — und nun beginnt es zu rauschen in den Lüften, zu brausen in den Klüften, es kracht hier, es donnert dort und weiter und weiter in immer verstärkten Schlägen, und dann wird es still; es hört den Athem, des Herzens Schlag und das arme Menschenkind weiß nicht, was donnert, was kracht, warum es stille wird, weiß nicht woher die Töne kommen, was sie wollen, was sie bringen, warum es auf ein-

mal so stille wird, und hinauf zum Himmel sieht es nicht, über seinem Haupte beugen sich die Felsen zusammen, Dämmerung umdüstert den Weg — ja da wird er klein, der arme Mensch, da empfindet er, daß Mächte ihn umringen, deren jede sein Leben hundertmal in ihrer Gewalt hat, daß sein einziger Trost der sei, daß eine väterliche Hand alle diese Mächte an Ketten gelegt, keine dieser Mächte einen Stein kann rollen lassen ohne des Vaters Willen, der auch dem rollenden Steine die Richtung giebt. Aber wer an den Vater nicht glaubt, welchem das Rollen des Steines ein Zufall ist, die blinden Kräfte der Natur souverain und selbstherrlich, dem muß es eng werden ums Herz, wenn er zwischen den Felsen schreitet, umrauscht von wundersamen Tönen, in der Gewalt blinder Mächte, die so launenhaft und so zornig werden. Wer in munterer Gesellschaft die Gebirgswelt durchstreift, der empfindet derselben erschütternde Majestät nicht, das schauerliche Grauen nicht, welches dem ähnlich sein muß, welches der Sterbliche empfindet, wenn er klopft an die Pforten der Ewigkeit, wenn ihre Thore zu knarren beginnen in ihren Angeln.

Jakob war kein Engländer, er nahm keinen Führer, zudem kann man sich auf Straßen, welche in den Ritzen der Berge laufen, nicht wohl verirren, da kreuzen sich die Straßen nicht wie im ebenen Lande oder die Pfade auf den hohen Bergweiden. Er machte einsam den Gang, und an eine väterliche Hand, welche jede Gewalt regiere, glaubte er nicht, dachte nicht daran, aber er bebte und zagte und fast hätte er gesagt: was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich sein annimmst! Und wenn man dann so eng hat ums Herz, als ob es wirklich eingeklemmt wäre in eine Spalte, und die Spalte klemmte immer enger zusammen, dann wird es wieder weiter, allmählig in den einen Thälern, plötzlich in den andern, und vor dem Wanderer liegt sanft und freundlich ein wunderlieblich grünes Thal, in weitem Bogen von Bergesmajestät umrandet, während helle Bäche freundlich sprudeln

und im Hintergrunde ein Kirchlein steht, ein alter Zeuge von der Güte des Herrn, welche das Thal behütet und von der Dankbarkeit der Menschen, welche es erkennen, daß er es sei, der sie behüte und wahre inmitten der Naturgewalten. Wo so ein Kirchlein steht, da wird es traulich dem müden Wanderer um's Herz, er weiß, dort findet er Ruhe für seine matten Glieder, Herberge für die Nacht. An einem Reiseabend hat der Wanderer ein ähnliches Empfinden wie der Greis am Lebensabend: auch der Greis sieht nach dem Kirchlein hin und freut sich, denn er weiß, dort wird der müde Leib Ruhe finden, ein Kämmerlein für die Nacht, die dem goldenen Morgen voran geht, welcher die Herrlichkeit Gottes vor das Auge der erwachten Seligen bringt.

Jakob konnte gar nicht sagen, wie ihm zu Muthe war, als er aus der wilden Enge hinaus kam ins liebliche freie Thal, über welchem weit der Himmel offen stand und sichtbar war. Es war ihm nicht bloß wie Einem, der aus des Lebens Noth und Elend zu einem behaglichen Dasein kömmt, zu den Bequemlichkeiten des Lebens ohne Kümmernisse um's tägliche Brod, sondern wie Einem, der aus finsterm Grabe ans Licht kömmt, ja fast wie Einem, der wähnte zu fühlen, wie er verschlungen werde von den Wellen des ewigen Nichts und er schlägt die Augen auf in seligen Gefilden.

Jakob hatte eigentlich aus dem Lauterbrunnen-Thale wieder den gleichen Weg zurückkehren wollen, allein er stand davon ab, nachdem er den Staubbach gesehen, wie er flattert von hoher Wand und als Wasserstaub zur Erde kömmt, ein lieblich Naturspiel, besonders wenn es dem Sonnenlicht einfällt zu gaukeln mit den Wasserstäubchen, sie zu begießen mit der wunderbarsten Farbenpracht und in beständigem Wechsel dem armen Menschenkinde die Augen zu blenden und ihm zu Gemüthe zu führen, was es gaukelnd vollbringt und von was sämmtliche Menschenkinder, und wenn sie zusammenspannen alle ihre leiblichen und geistigen Vermögen, nicht den Schatten

darzustellen vermögen. Dazu fand er auch Leute aus dem Lande, die nach Grindelwald wollten, vielleicht noch weiter, und da Jakob zu reden wußte und als ein ordentlicher Mann sich darstellte, so redeten sie ihm zu, sie zu begleiten. Da Jakob frei in der Zeit, Geld hatte und ein Handwerksbursche im Berneroberland so wohlfeil reisen kann, als irgendwo in der Welt, wenn er nicht besondere Genüsse will, so schloß sich Jakob ihnen an. Sie stiegen lange im Dunkel, und dunkeln Riesen gleich standen in den Schatten der Nacht die Berge herum oder schienen gelagert am Thalrande. Als der Morgen dämmerte in unsicherem Lichte, schien es, als würde es lebendig im ungeheuren Riesenlager, als erhöben sie sich, rüsteten sich zum Aufbruch. Und wenn sie einmal aufbrechen die Bergriesen, langsam schreiten das Land hinunter und Berg um Berg erscheint vor den Thoren der Städte, wie wird es da den Menschenkindern zu Muthe sein und was werden die Helden des Tages rathen, was da zu machen sei in diesem absonderlichen Falle. Wahrscheinlich werden sie Recht sprechen und eine Verwahrung zu Protokoll nehmen — das ist die Spitze juridischer Weisheit, der Höhepunkt im juridischen Vertheidigungssystem. Einstweilen aber stehen sie noch fest, diese Riesen Gottes, und wenn alles auf Erden auf so sichern Füßen stände wie sie, es wäre gar Manchem leichter ums Herz. Das war ein Berg, an welchem er aufstieg Stunde um Stunde, und doch war es kein so schwer Steigen, ein gemessener Schritt und die leichte Luft helfen bedeutend nach. Als er oben war, da stand vor ihm weiß und gewaltig der mächtigste der Berge, wie der Geist der Welt kam er ihm vor, es war ihm als wolle derselbe ihn fragen: Du, Jakob, bist du auch hier, willst du nun mein sein?

In tiefem Staunen stand er still, starrte den weißen Geist an, der so gewaltig vor ihm stand, geblendet von dessen schneeigem Gewande, zog er seine Augen zurück, wandte sie in des klaren Himmels blaue Tiefe. Da ward es ihnen wie-

der wohl, am blauen Himmel ging die goldene Sonne auf, blickte mit dem freundlichſten Lächeln zu Jakob nieder, verklärte mit ihrem Lächeln rundum die Welt, ſchien ihm zu ſagen: Du gutes Menſchenkind, bethören laß dich nicht, blenden kann jener Geiſt, aber kalt und ſchaurig iſts in ſeinen Armen, und wen er erfaßt, läßt er nur im Tode los. Sieh nach oben, da iſts lieblich und warm, licht und klar, und wer hinaufkommt, der ſchwimmt ſelig in den blauen Wellen. So ſtritten der Berg und die Sonne um Jakob, doch diesmal ohne Lärm, nur durch ſtilles Locken. Manchmal aber wird der Kampf anders. Da brennt die Sonne mit ihren heißeſten Strahlen des Berges Seiten, brennt Löcher in ſein Gewand, Lawinen donnern zu Thale, es raucht der Berg, als ob er im Feuer ſtände. Da wird es ihm angſt, er braut Nebel in ſeinen Schlünden, jagt ſie zur Sonne hinauf, webt einen dichten Schleier um ihr Angeſicht, dichter und immer dichter, bis keine Spur von Sonne mehr am Himmel iſt. Dann wird es der Sonne angſt, ſie brennt den Nebel an, bis Blitz und Donner den Schleier zerreißen, der naß über den Berg niederſtürzt, den Berg bis auf die Haut durchnäßt, ſein weißes Gewand beſchmutzt und manch Stück deſſelben mit ſich in die Tiefe reißt. Jetzt war Stillſtand zwiſchen Berg und Sonne, die Nebel waren verſchloſſen in den Gründen, der Berg glänzte im weißeſten Gewande, die Sonne ſandte ihre mildeſten Strahlen, ſie kämpften wohl um den armen Sterblichen, durch Lieblichkeit, Schöne und Majeſtät ſuchte jeder Theil den Sieg. Sonne und Jungfrau, denn ſo heißt der Berg, ſtreiten dieſen Streit ſchon ſeit Jahrhunderten und keine will die Beſiegte ſein und keine nimmt an Schönheit ab, was auf der Welt eine rare Sache iſt.

Jakob war ergriffen von dem Anblick, und wie ihm geſtern in den engen Schlünden ſo eng ward ums Herz, ward es ihm jetzt weit und groß auf der Höhe, von welcher er freilich die meiſten Berge nicht überſah, aber doch in eine ungeheure Berg-

welt hineinsah, sah, wie stolz und kühn hundert Berge ihre Häupter zum Himmel hoben. Auf solchen Bergen, schien es ihm, müßten die Helden alle gesessen haben, wenn ihnen die großen kühnen Gedanken kamen, Völker zu überwinden, Reiche zu gründen, Revolution zu bringen in die Welt der Geister, den Geist der Welt in Fesseln zu schlagen oder diese Fesseln zu zerschlagen. Auch seine Seele ward gedankenvoll, aber rasch und sonderbar wie Nebel an den Bergen, wenn nach langem Regen die Sonne wieder scheint, glitten sie an seiner Seele vorüber, und seine Begleiter trieben zum Aufbruch, ehe er einen der Gedanken fest gestellt und ordentlich betrachtet hatte um und um.

Aber wenn er auch weiter mußte, von der Wengernalp herab, blieb er doch in der großen wunderbaren Welt, wie er sie nie gesehen, nie gedacht hatte. Denn wenn man die Berge von ferne sieht, so hat man noch keinen Begriff von ihrer Majestät in der Nähe, es geht mit ihnen ganz umgekehrt als mit vielen, vielen Leuten, welche das Ansehen in der Nähe gar nicht vertragen mögen. Früh kam er nach Grindelwald in das sonnenreiche freundliche Thal, das einem lieblichen Mädchengesichte gleicht, welches zu den Füßen vorweltlicher Ungeheuer sitzend uns entgegenlächelt. Dort sah er sich den Gletscher an, aber er war zaghaft geworden in der großen Welt, dem tückischen Eise, den verborgenen Spalten traute er nicht, und für die zarten Schönheiten der Gletscherwelt hatte er wenig Sinn, die große weiße Jungfrau und die goldene Sonne füllten sein Herz. Eigentlich wollte er von hier aus wieder zurück nach Interlaken, aber er ließ sich bereden, mit seinen Begleitern noch einmal über die Berge bis nach Meiringen zu gehen. Zeit versäumte er keine und das war ein ganz ander Gehen hoch auf den Bergen mit dem freien Blick und weiter Brust als in enger Felsenspalte mit gepreßtem Athem und der Angst in der Seele. Zudem hatten sie ihm gesagt, er werde was sehen, von welchem er noch gar keinen

Begriff habe. Er brachte einen freundlichen Abend in Grindelwald zu.

Das schöne Dorf war in seinen Naturzustand zurückgekehrt. Wie aus den wilden lappländischen und norwegischen Seen die wilden Gänse und Enten fliegen, wenn sie fühlen, wie eisig das Wasser wird und nicht einfrieren wollen, und Frösche und Kröten in den Schlamm sich bohren oder sich verkriechen in andere Löcher, wo es ihnen wohl ist, und es stille wird am See und feierlich, ohne Gänse und Frösche, ohne Kröten und Enten, so war im lieblichen Grindelwald kein steifbeiniger Engländer mehr und keine Lady, war kein schnatternder Franzose mehr, kein schreibend Federvieh, war kein quakender, hüpfender Kellner mehr, keine giftige Kellnerin. Die Einen waren der Sonne nachgezogen, die Andern überwinterten in irgend einem Loche, saugten an den Tatzen und hätten auch gerne geschlafen, wenn sie dabei auch was zu essen gehabt hätten. Es waren freundliche gute Leute da, treffliche Landesspeise, ein munterer witziger Geist schwebte über ihnen. Bald wurde gesungen, ächt oberländerisch, so weich und sanft, daß alle Saiten anschlugen im Herzen und die Augen voll wurden und die Seele Flügel bekam und ihrem Schatze zuflog, Gott im Himmel oder einer Liebsten auf Erden. Mit dem Singen wechselten Erzählungen aus der andern Welt, von den Geistern der Berge oder aus der Vorwelt von den Tyrannen, welche in den Schlössern gehaust.

Das war ein Abend, wie er ihn lange nicht erlebt hatte, und kostete gar nichts, und gar mancher reiche Herr würde viele Louisd'or zahlen, wenn er je zu einem so kurzweiligen Abend kommen könnte, aber es giebt eben Dinge, zu welchen vornehme reiche Leute mit all ihrem Gelde nicht kommen können und der Arme hat sie umsonst.

Der Schlaf war kurz aber gut, der Morgen schön, der Weg steil, aber prächtig die Welt, welche nach und nach vor Jakobs Augen sich entschleierte. Lawinen sah er keine stürzen,

sah kei Gemsen tanzen an den Bergen, aber er sah Gletscher in ihrer Farbenpracht und seltsamem Gezacke, er sah sich umfangen von einer ungeheuren Welt, in welcher das arme Menschenkind unwillkürlich verstummt und demüthig wird und nichts empfindet als seine Kleinheit. Dieses Gefühl ist aber nicht einmal ein peinliches, wie es wird, wenn man gegenüber einem andern Menschen sein Nichts empfindet, dieses Gefühl ist ein Vorgeschmack der seligen Schauer, welche einst über den Menschen kommen werden, wenn die Auflösung der Räthsel kommen wird, wenn der Allmächtige sich entschleiert. Man weiß es ohne zu denken, daß man einer Größe gegenüber stehe, zwischen welcher keine Vergleichung ist mit dem eigenen Ich, und wo keine Vergleichung ist, da ist auch kein Neid, sondern nur Ehrfurcht und Andacht und Demuth.

Ihr Mittagsbrod hatten sie verzehrt und noch war nichts gekommen, welches Jakob als das ganz Besondere erschienen wäre, was man ihm versprochen hatte. Die Tagereise schien dem Ende nahe, und doch konnte er nicht glauben, daß die Leute ihn angelogen, nur um ihn nachzulocken, dazu schienen sie ihm viel zu gutmüthig und ehrlich. Schon einige Male war Jakob stille gestanden, hatte um sich und an den Himmel hinaufgesehen und war weiter gegangen. Endlich frugen ihn seine Begleiter, was er habe. Da sagte er, es komme zuweilen ein gar seltsam Rauschen und Sausen in sein Ohr, accurat wie von einem Adler es kommen werde, wenn derselbe auf seine Beute stürze. Da habe er sich umsehen müssen, wo der Adler sei. Denn er begehre keine Luftfahrt und möge nicht in ein Adlernest getragen werden und zum Abendbrode den jungen Adlern dienen. Da wurde er tapfer ausgelacht um seiner Furcht willen. Mit einem Schaf oder Kind flögen die Adler wohl davon, aber ein Kerl wie er und noch dazu mit einem Felleisen auf dem Rücken hätte gute Ruhe vor ihnen, es wäre denn, daß ihn die Neugierde plagen und er zu einem Adlerneste emporsteigen würde, wenn Junge darin wären. Da wohl,

da könnte er es rauſchen hören über ſeinem Haupte, könnte ſich um ſein Leben wehren, daß ſie ihm nicht den Schädel einhackten oder ihn über den Felſen würfen in einen Abgrund, deſſen Grund kein lebendig Auge je geſehen hätte. Aber hier ſei er ſicher vor ihnen und ſolle ſich nicht ſäumen mit Gucken nach Adlern. Da fragte Jakob, ob ſie denn das Rauſchen und Sauſen nicht auch hörten. Sie aber gingen kaltblütig weiter und ſagten, das ſei immer ſo hier und gar nichts Neues. Nun meinte Jakob, es werde der Wind ſein, der durch irgend eine Felſenſpalte ſich dränge, doch kam es ihm ſeltſam vor, daß der Wind irgendwo ſolchen Lärm machen könne, da man ja hier kein Lüftchen fühle. Indeſſen dachte er an die Töne vom frühern Tage her, dachte, in ſolcher Welt ſei alles möglich, aber nicht alles erklärlich, und lauſchte verwundert auf das immer lauter werdende Toſen, das dem Donnern immer ähnlicher ward, das endlich zum Donner der Fälle des berühmten Reichenbaches ward, über welchen Jakob ſtand.

Da ſtand Jakob erſtaunt, es begann ihm im Kopfe zu wimmeln und zu wirbeln, zu ſauſen und zu brauſen, es war ihm, als werde er ſelbſt zum Bache, müſſe ſeine Wellen ſtürzen, dem Reichenbache nach, müſſe ſich werfen in ihn hinein, mit ihm toben und donnern die Felſen hinunter ſtäubend den Waſſerdampf zum Himmel auf, müſſe mit ihm hinunter zu Thale in tollem Wettkampf. Es lockte ihn, es zog ihn mit wunderbarer Gewalt, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht einer ſeiner Begleiter die Hand auf ſeine Schulter gelegt und mit ihm geſprochen hätte. Da verrauſchte der Bach in ſeinem Kopfe, der zauberiſche Zug zerbrach, die Betäubung ſchwand und Jakob geſtand, wie es ihm geweſen und wie plötzlich eine Gewalt über ihn gekommen ſei, die ihn gezogen nach den ſchäumenden Waſſern, daß es ihm geweſen, er müſſe in ſie hinein, müſſe ihnen nach, drunten ſei was, er möchte mit ihnen, vor ihnen unten ſein. Ging ſchon Manchem ſo, ſagte ſein Begleiter, mehr als einer ward überwältigt, ſtürzte ſich den

Wellen nach, und Manchem mag es widerfahren sein, aber bekannt ward es nicht. Es hat eine starke Gewalt, das wilde wüste Mensch. Mensch hätte er keins gesehen, sagte Jakob, nichts als Wasser und Wellen, Mensch hätte ihn keins so wirblicht gemacht und verlockt, dazu sei er zu weit in der Welt herumgekommen. Glaub's, sagte der Andere, und doch war es die reiche Maid, welche dich lockte, wie sie seit viel hundert Jahren gelockt und locken muß, bis ihr Fluch sich endet, was kaum geschehen wird, denn der ist vernagelt. Da erschrack Jakob, denn was ihm begegnet war, war zu neu, als daß er hätte lachen können. Aber sollte ihm was Uebernatürliches begegnet sein, da es doch nichts Uebernatürliches gab? Er frug und vernahm.

Da oben auf dem Berge habe in der Urzeit eines Kübers Tochter gewohnt, das reichste Mädchen sei sie gewesen im Gelände und obendrein das schönste, und stark sei sie gewesen, daß im Schwingen sie die stärksten Sennen auf den Rücken geschlagen. Aber das alles sei nichts gewesen gegen ihr Singen, denn gesungen habe die starke Küberin, daß die Engel im Himmel von ihr hätten lernen können, und zarter und milder als die süße Milch, welche ihre Kühe gaben. Wer dem Reichthum nichts nachgefragt und der Schönheit nichts, den hätte sie mit Singen bezwungen, daß er ihr nachgelaufen sei wie ein jung Zicklein der alten Ziege. Diese schöne Küberin sei inwendig ganz anders gewesen als auswendig, wüst und böse wie der Teufel sei sie gewesen, und es sei gewesen, als wenn der verfluchteste aller Geister in sie gefahren wäre. So manche Bursche, als ihr nachgelaufen, und deren seien die Menge gewesen, man könne es denken, habe sie unglücklich gemacht bald so, bald anders und allemal eine große Herzensfreude gehabt und noch was Verfluchteres ersinnet und angestellt. Da kriegten die Bursche doch endlich ihre Liebe satt, denn das Leben ist am Ende auch was, wenn man es verloren, kriegt man es nicht wieder. Sie mieden alle Orte, wohin sie kam, denn wenn

man sie einmal sah, waren alle Vorsätze nichts, und man mußte ihr nachlaufen, bis es mit dem Laufen aus war. Man mied sie wie einen bösen Geist, und wo sie hinzukommen pflegte, kam niemand sonst mehr, die alten Schwingplätze wurden verlassen, und wenn sie an einen Markt kam, stob das junge Volk auseinander, als käme ein reißend Thier. Aber sie war im Ersinnen nicht dumm und wußte sich zu rächen: wollt ihr mich nicht sehen, so müßt ihr mich doch hören, dachte sie. Wenn es recht finster war, weder Mond noch Sterne am Himmel, da begann sie zu singen, so lieb und lockend, so schön und ergreiflich, daß die Töne wie Haken in die Herzen der Buben schlugen und sie zogen, sie mochten wollen oder nicht, zur wilden Jungfrau hin. Wie vorsichtig sie auch gingen, je näher sie kamen, desto schneller riß es sie hin und in jähem Falle fanden sie den Tod. Die Böse setzte sich hier, setzte sich dort, wo steile Wände waren, an Abgründe unter vorspringenden Felsen, wo, wer sie suchte, in schwarzer Nacht den Tod finden mußte. Hier wo der Reichenbach zu Thale stürzt, hier sang sie, hier wo man sie hörte im fruchtbaren Meiringerboden und gegenüber auf manchem Hofe, hier fand Mancher den Tod, hier ward auch zerschmettert der einzige Sohn einer Wittwe. Einen schönern Knaben gab es nicht, er war des Thales Liebling, aber seine Mutter war gefürchtet, sie soll eine Hexe gewesen sein. In der ersten schwarzen Nacht nach ihres Sohnes Tode, als man die Küherin wieder singen hörte, gleichsam der Mutter zu Trotz und Hohn, hörte man weithin über dem Gesang eine zornige Stimme, es war die Stimme der Alten, die verfluchte die Küherin, daß sie zum Gletscherbach verwandelt ward, der alsbald dort oben unter den Gletschern hervorbrach und sich hier, wo sie sang und lockte, hinunterstürzen mußte mit wildem Gedonner, daß man sie hört im ganzen Thale und jenseits, daß sie hier locken müsse und ziehen den Wanderer in ihre Arme und so lange, bis sie Einen hinunter bringe zu Thale gesund und wohlbehalten, dann solle der Gletscherbach wieder

zur ſchönen Küherin werden und glücklich und reich mit dem Geretteten leben. So lockt ſie beſtändig und hat Manchen verlockt, aber leben blieb Keiner, wer mit Leben ſpielt, muß Leben miſſen, und koſend und tobend wird der Reichenbach noch lange ſtürzen und brüllen die jähen Felſen hinunter, ehe er wieder zur ſchönen Jungfrau wird.

So erzählte der Mann, während ſie hinunterſtiegen in den ſchönen Meiringerboden, und als ſie von unten den Fall ſahen, da hätte Jakob bald Mitleid gekriegt mit der ſchönen Küherin, denn jetzt ſah er, wie hart allerdings der Fluch vernagelt war. Wie wild und kühn auch etwas tobt und ſchäumt, am Ende wird doch alles zahm in der Welt, denn wer würde im alten Rheine die Jünglinge und die Jungfrauen erkennen, wie ſie aus den Felſen brachen und in die Gründe ſprudelten. Vier wilde Geſellen, die Bächlein nicht gezählt, brechen ins Meiringerthal, vertoben ihre erſte Kraft, lernen im Brienzerſee Manieren, aber nicht hinlänglich, müſſen im Thunerſee ſich neu mäßigen, bis ſie ordentlich unter die Leute dürfen, und vergeſſen doch noch zu Zeiten, was ſie gelernt. Der mächtigſte der Geſellen iſt die Aare, ſie verſchlingt die andern, die ſchäumend ſich in ihre Arme werfen und in tollem Uebermuthe oft das ſchöne Thal gefährden.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Im Haslethale ſchlägt Jakob Winterquartier auf, und wie es ihm da gefällt.

Jakob war ſehr ernſt geworden und hier oben gefiel es ihm ſehr. Hier, ſo dachte er, wolle er abgeſchloſſen leben den Winter durch, um niemand ſich weiter kümmern, dabei auf den Bergen ſein, ſo viel im Winter möglich. Er fand Arbeit im

Oberhaslethale, doch mit Mühe, man liebte da oben mehr die zahlenden Fremden als die, welche bezahlt ſein wollten. Sein Meiſter hatte unter Napoleon gedient, war in Rußland geweſen, namentlich auch bei der Bereſina und zur Noth entronnen. Er fand, es ſei im Haslethale doch noch etwas angenehmer als drinnen in Rußland oder im heißen Spanien, wo er auch geweſen war, nahm ein Weib und ſein alt Handwerk zur Hand und ward ein geſcheidter Meiſter. Seine Frau war ein feines Weib, welches den Mann gerne regiert hätte, es aber doch nicht ganz konnte. Sie hatten guten Verdienſt, aber brauchten ihn auch. Er konnte den Wein trinken wie eine alte Kriegsgurgel und ſie war ehedem hoffährtig geweſen und jetzt, da ſie es nicht mehr war, hängte ſie dieſe Untugend, wie Mütter oft zu thun pflegen, ihren Töchtern an ſo viel möglich, ſie hatte deren viere, und vier Mädchen gehörig in Salb zu halten, das koſtet was. Das jüngſte Mädchen war noch nicht confirmirt, ging aber in die Unterweiſung, alle waren hübſch, heiter, rührig und konnten ſingen faſt wie die wilde ſchöne Küherstochter.

Da Jakob alſo den Vorſatz hatte, unberührt zu bleiben von den meiſterlichen Verhältniſſen und zu ſorgen, daß er weiter könne ohne Zorn, aber auch ohne Weh, ſo war er trocken und einſilbig. Wäre er ein Engländer geweſen oder ſonſt ein Baron, ſo hätte man geſagt, er befleißige ſich einer vornehmen Kälte. Beinahe hätte er in derſelben ſich nicht lange geübt. Die Meiſterfrau machte ihm gleich am zweiten Tage ein gar häßliches Geſicht, beſonders am Tiſche, und ſchoß die Teller herum wie die Ruſſen an der Bereſina die Kanonenkugeln. Jakob merkte wohl, daß es ihn angehe und konnte gar nicht begreifen, was er gefehlt. Wäre er noch, was die Studenten ſagen, ein Fuchs geweſen, ſo ein Neuling und Hans obenaus und nirgends an, ſo hätte er das Feuer erwiedert, und das Ende wäre geweſen, daß er den Rückzug hätte unter die Füße nehmen müſſen wie die Franzoſen an der Bereſina. Aber er

war im Feuer gestählt worden und wußte sich zu fassen, und sein Meister war auch gewest und ließ mit sich vernünftig reden.

So frug Jakob, als sie allein waren, den Meister, was die Meisterin hätte, ob das ihr jäglicher Gebrauch oder ob er unwissentlich gegen sie gesündigt. Da lachte der Meister, er habe ihn eben auf etwas aufmerksam machen wollen, sagte er, es sei ihm lieb, daß er davon angefangen. Jakob komme aus dem Waadtlande, dort seien die gebornen Brodfresser zu Hause und so ein rechter Waadtländer, besonders wenn er radikal sei, stoße Bissen Brod ins Maul, von denen das kleinste pfündig sei. Hier im Oberland sei es anders, hier sei Brodessen eine Luxussache. Seine Mutter habe oft erzählt, zu ihrer Zeit habe des Sonntags eine Frau auf dem Kirchhofe Brod feil geboten, und wer Kranke und Alte zu Hause gehabt, habe ihnen als Leckerbissen ein Brod heimgebracht, in der Woche wäre nirgends Brod zu kaufen gewesen im ganzen Thale. Hier baue man nicht Korn oder nur unbedeutend; Mehl oder Brod müßten von Thun her eingeführt werden und kosteten viel. Jetzt sei es freilich etwas anders, Brod sei die ganze Woche durch zu haben, doch wolle er nicht dafür stehen, daß wenn so ein recht weitmäuliger Waadtländer Patriot am Sonntag ins Thal käme, derselbe bis am Samstag alles Brod allein essen möchte, was selbe Woche im Thal zu Winterszeit gebacken werde. Der Oberländer halte sich hauptsächlich an das, was von der Kuh komme, an Milch, Käs, Zieger, und zum fetten Käs, wenn er ihn hat, ißt er als Brod magern Käs, hat nebenbei Ziegen- und anderes Fleisch und Kartoffeln, mit denen er aber sparsam umgehen muß. Ueberhaupt essen wir hier oben eben nicht, daß die Kartoffeln uns zur Haut ausgucken wie denen da unten. Darum sind wir aber auch nicht so dumm wie sie, so wie mit Blei und Lehm ausgestopft, sondern ein heiter gescheidt Völklein und balbiren über den Löffel zehnmal so einen dicken Erdäpfelbauch, ehe er es einmal merkt. Nun haben wir wohl Brod auf dem Tische, aber wir meinen nicht,

daß wir allemal davon essen müssen; ihr aber habt Stücke abgesprengt wie die Steinbrecher Stücke aus einer Fluh. Das hat meiner Frau das Haar zu Berge gestellt, es war ihr, als sprengtet ihr Stücke von ihrem Herzen. Nun müßt ihr euch in den Landesbrauch schicken, das ist so schwer nicht. Unter Napoleon lernte ich in Spanien Zwiebeln und Schafkäse mit einander brauchen und in Rußland rohes Pferdefleisch. Es geht am Ende alles den Hals hinunter, wenn man hungrig ist. Und müßt ihr Brod brauchen, so habt euer eigen Brod, des zürnen wir nicht. Napoleon meinte auch nicht, daß Alleüber einen Leisten geschlagen sein müßten, er sagte manchmal: verflucht tapfer seien wir Schweizer, aber wunderliche Köpfe hätten wir, mit denen könne man nicht umgehen wie mit andern Köpfen. Ist eure Arbeit darnach, so kann ich nachbessern mit dem Lohn. Jakob fand die Rede des Meisters vernünftig und meinte, wenn Einer gewest sei, so lasse sich viel vernünftiger mit ihm reden, als wenn er nicht gewest sei. Jakob gewöhnte sich ganz ordentlich an die landesüblichen Speisen, der Durst plagte ihn anfangs ein wenig, aber das gab sich nach und nach.

Am ersten Sonntage als er oben war, wunderte es ihn sehr, daß fast die ganze Haushaltung sich rüstete, um zur Kirche zu gehen, sogar der Meister, der unter Napoleon gedient hatte. Man sah ihn verwundert an, daß er nicht mitging, sagte ihm aber nichts. Beim Mittagessen frug er halb spöttisch, ob der Pfarrer schön gepredigt hätte. Er hätte kommen sollen und hören, sagte eins der Mädchen, er hätte es dann erfahren. Dazu hätte er nicht Lust, sagte Jakob, es sei ihm zu kalt. Uebrigens habe er schon mehr als einen Pfarrer predigen hören und könne sich vorstellen, wie der es mache. Denn am Ende sei doch alles das Gleiche und eine Predigt gleiche der andern wie ein Kreuzer dem andern. Wer ein gut Gedächtniß hätte, könne es mit einer Predigt zehn Jahre machen, nur die Leute mit schlechtem Gedächtniß, welche von einem Sonntag zum andern alles vergessen, müßten häufiger gehen. Selb zweifte er, sagte

der Meiſter, er ſei auch geweſt und habe es anders gefunden. Ein ſtark Wort, wie ihr Pfarrer habe, habe er nie gehört, es prätſche Einem an den Kopf wie Kartätſchen an eine Wand, und wenn man ſchon lange aus der Kirche ſei, ſurre es Einem noch in den Ohren, daß man nicht wiſſe, ſei es der Reichenbach oder komme angeſchwollen die Aare vom Birchet her. So, meinte Jakob, wenn es wegen des Brüllens ſei, daß das die Hauptſache an der Predigt ſei, ſo könne man das haben, ohne in die Kirche zu gehen. Er ſei ſchon lange nicht mehr in einer Kirche geweſen, aber ſchon oft dabei, daß gebrüllt worden als von hundert Ochſen, und er könne juſt nicht ſagen, daß ihm dies immer am beſten gefallen hätte, es hätte ihm das Waadtland ganz verleidet.

Da brannte die Mutter zornig auf und ſagte, es müſſe Einer ein gottloſer Sünder ſein, eine Predigt mit dem Gebrüll von Ochſen zu vergleichen. Und ſie hätte noch viel mehr geſagt, wenn der Meiſter nicht dazwiſchen geredet und geſagt: brüllen hätte er auf viele Arten gehört und nicht bloß hundert Ochſen, ſondern hundert Kanonen und die brüllten noch ganz anders als hundert Ochſen. Aber das Sauſen und Surren im ganzen Kopf habe er beim Kanonengebrüll nicht gehabt, wie oft nach einer Predigt, wo der Pfarrer den Kalk nicht von den Wänden geſprengt habe mit ſeiner Stimme, ſondern nur eben laut genug geſprochen, daß man ihn hätte verſtehen können und langſam ein Wort nach dem andern, aber das ſeien Worte geweſen, welche in die Seele gegangen wie Knutenhiebe ins Fleiſch, hätten ab dem Herzen geſprengt Verſtockung oder Selbſtgerechtigkeit. Da ſei doch dann Einer thöricht, wenn er ſich ſolchen mörderiſchen Worten ausſetze, da könne man eben auch ſagen, weit vom Geſchütz giebt alte Kriegsleut, entgegnete Jakob. Das komme eben darauf an, was Einer glaube und was er mit ſeiner Seele im Sinne habe, antwortete der Meiſter und brach das Geſpräch ab.

Jakob fühlte, er war da auf einem ihm unbekannten Bo-

den. Es war ihm unheimlich dabei, er steifte sich sehr in seinem Isolirungssystem gegen alle Menschen und in seinen Vorsätzen, sich der Natur in die Arme zu werfen, die ihm gar absonderlich wohl gefallen hatte. Jakob dachte an zwei Dinge nicht oder er kannte sie vielmehr noch nicht, weil er sie noch nicht erfahren. Jakob wußte nicht, daß ein Herz, welches Freude findet an der Natur, für ihre Eindrücke, welchen es früher verschlossen gewesen, empfänglich wird, am Aufthauen ist, wie die Erde aufgethaut sein muß, wenn der Regen rinnen soll in ihren Schoos, wenn sie Samen empfangen soll von Pflanzen, die wachsen, blühen, Früchte tragen. Jakob wußte ferner nicht, daß die Natur selbst für ihre Liebhaber im Winter gar verdammt kalt ist. Freilich sind die Wasserfälle ganz prächtig im Winter, wenn ringsum alles mit Eis überzogen wird, Eis in allen Formen und Gestalten auf Eis sich häuft, die Sonne es beleuchtet, der Wasserfall eine Jungfrau scheint in demantenem Gewande mit allen Edelsteinen der Welt besäet. Aber wie schön sie auch sind, sieht man sie zu lange an, so friert man an die Füße, was bekanntlich eine unangenehme Sache ist und selbst von den feurigsten Liebhabern nicht gerne lange empfunden wird. Die Sterne glänzen wirklich in einer Winternacht am schönsten, prächtig steht der Bär am Himmel und der Orion funkelt so herrlich wie nie sonst. Aber wer sie zu lange ansieht, kriegt eine rothe Nase, die Ohren brennen ihn, und wie himmlisch es ihm zu Muthe sein möchte, es schlottert ihn doch erbärmlich, er muß, er mag wollen oder nicht, es empfinden, daß er ein armer Sterblicher ist, der im Winter wohler auf dem Ofen ist als draußen unter dem herrlichen Himmelszelte. Wir geben unbedingt zu, die Erde erschiene dem am herrlichsten, einer reinen, weißen, unbefleckten Jungfrau gleich, der an einem klaren kalten Jennermorgen auf dem Gipfel der Jungfrau sitzen und von dort herab sie betrachten würde von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang. Aber wer zum Kukuk will das Ding versuchen?

Jakob hatte gar nicht Luſt dazu, er fror nicht gerne an die Füße, nur ein halber Menſch ſei man und Courage habe man gar keine, wenn man friere. Es ſeien Einem Glieder und Knochen wie gläſern und man lebe in beſtändiger Angſt, ſie zu zerbrechen, man dürfe kaum niedertreten auf den Boden aus Furcht, der Fuß gehe in Splitter, ſo ſagte Jakob. Da war aber der Meiſter anderer Meinung, er war in Rußland geweſen und an der Bereſina. Er war dabei geweſen, daß man vor Ermattung zu Boden ſank, den Tod vor Augen hatte, der Ruf: zu den Waffen, die Feinde! wie ein elektriſcher Strahl durch die erfrorenen Glieder fuhr, die wie eine zur Schlachtbank zottelnde Schafheerde einher trippelnden Franzoſen umwandelte in die Franzoſen von Auſterlitz, die raſch ſich gliederten und in entſchloſſener Haltung und mit kaltblütigem Muthe den vielfach überlegenen Feind vom Leibe hielten. Dann erzählte er von Ney, dem berühmten Marſchall, der wie der Recke Roland von den Arabern von den Ruſſen gefürchtet worden ſei, wie nie ein Feind vor ihm beſtanden, nie eine Kugel ihn getroffen, bis die verfluchten Franzoſen ihn ſelbſt erſchoſſen. Dies war eine That, welche der Meiſter ihnen nicht verzeihen konnte und weswegen er alle noch lebenden Franzoſen haßte. Auf dieſem Felde des Muthes mußte Jakob vor dem alten Napoleoniſten ſich ducken, denn der war dabei geweſen, hatte wirklich Pulver gerochen und zwar in der Nähe und nicht bloß ſo von weitem wie Jakob in Genf. Aber Jakob, der in andern Dingen ſich dem Meiſter hoch überlegen glaubte, ſuchte auf anderm Felde eine überlegene Stellung zu gewinnen, ein Held zu ſein auf anderm Gebiete.

Es kam ihm ganz curios in dieſem Hauſe vor. Er hatte anfangs von Religion gar nichts bemerkt, als daß man betete vor und nach Tiſche, an was er ſich bereits hatte gewöhnen müſſen und es recht anſtändig ertragen konnte. Dann kam alſo das Kirchengehen, welches ſich zu ſeiner Verwunderung regelmäßig alle Sonntage wiederholte, und zwar fehlte auch

der Meister selten. Daneben waren die Leute hellauf, und weder in ihren Reden noch in ihren Manieren merkte er die bezeichnenden pietistischen Merkmale. Er hielt also anfangs dafür, ihre Kirchlichkeit sei Gewohnheit und ihre Religion bestehe eben im Kirchengehen, sie ließen dieselbe auch in der Kirche und brächten bloß die Gesangbücher heim, welche gestohlen werden könnten, während die Religion nichts riskire. Auch sah er, daß sehr viele Leute zur Kirche gingen, daß es auffiel, wenn jemand nicht ging, so daß er annahm, es würden viele nicht gehen, wenn sie es nicht aus Furcht vor den Leuten thäten, nicht schlechter scheinen möchten als die andern. Wenn sie wüßten, was Trumpf wäre in der Welt draußen, sie würden anders pfeifen, und dann würde man sehen, wie weit die Frömmigkeit dieser Menschen her sei. Und wenn die Mädchen sich nicht putzen könnten zum Kirchgehn und die Kirche nicht Vorwand wäre, ein neu Kopftuch oder eine neue Schürze zu kriegen, man würde sehen, wie viel sie der Kirche nachfrügen. So sah er sich das Ding an, und hier wollte er dem Meister seine Ueberlegenheit zeigen, zeigen, daß wenn er schon furchtsam sei, wenn er kalte Füße habe, er denn doch in den wichtigsten Dingen ein Held und ohne Furcht sei.

Der Meister frug ihn einmal wieder, ob er wohl mit zur Kirche kommen wolle, ihm dem Meister wäre es lieb und ihm dem Jakob schadete es in allewege nichts. Da meinte Jakob, er für seine Person brauche sich nicht zu fürchten, wenn er nicht zur Kirche ginge, er sei nicht Katholik und brauche nicht Beichtzettel mitzubringen oder zu beichten, wenn er heim komme. Indessen wenn der Meister zu fürchten habe, wenn der Geselle nicht zur Kirche gehe, so könne er ihm zu lieb wohl einmal gehen hier, an einem andern Orte thäte er es kaum. Da blitzte des Napoleonisten Auge auf, fast wie eine Kanone, welche man mit der Lunte gedupft. Jakob, sagte er, wir sind hier nicht in Spanien und Glaubenszwang haben wir keinen, und hätten wir ihn, so ließe ich mich nicht zwingen. Ich habe mich an

der Bereſina nicht gefürchtet, bin nie vor Kanonen gelaufen aus Furcht, und aus Furcht laufe ich nicht in die Kirche und aus Furcht jage ich niemand in die Kirche. Aber warum wolltet ihr hier mir zu lieb gehen, an einem andern Orte aber nicht? Das iſt Furcht, und um der Menſchen willen wolltet ihr gehen und um der Menſchen willen wolltet ihr nicht gehen? ihr ſeid ein Haſenfuß und Bärenhäuter, Jakob.

Das fuhr Jakob ins Fleiſch, er ſprach: Aber Meiſter, mit Verlaub, wegen wem geht dann ihr in die Kirche, wenn es nicht iſt wegen der Furcht vor den Leuten, die allemal böſe werden, wenn nicht jedermann ihre Narrheiten mitmachen will, oder aus Furcht vor den Kunden, ſie möchten denken, ihr ſeiet geſcheidter als ſie, oder aus Furcht vor dem Pfaffen, er möchte euch eure Mädchen nicht huldreich behandeln oder gar nicht confirmiren. So, ſagte der Meiſter, ſolches meint ihr und in Deutſchland ſeid ihr zu Haus? Ich war in Spanien, dort waren verfluchte Kerls, und hatten Gottesfurcht, ich war in Rußland und dort hatten die Kerls auch Gottesfurcht und waren verfluchte Kerls, und ihr ſeid in Deutſchland zu Haus und wißt nichts von Gottesfurcht und daß man wegen der Gottesfurcht zur Kirche geht und nicht wegen der Menſchenfurcht. Das muß ſauber ausſehen draußen, daß ihr nichts wißt von Gottesfurcht. Ja, ſagte Jakob, die Zeiten ändern und gleich dumm bleibe man nicht immer, und wenn man ſich fürchten müſſe, ſo ſei es doch vernünftiger ſich vor etwas zu fürchten, das Fleiſch und Bein hätte und Einen auslachen könne und blamiren oder ſonſt ſchaden, als vor etwas, was kein Menſch geſehen und gehört, was Einem weder kalt noch warm mache und eigentlich gar nirgends ſei als in uns ſelbſten. Er hätte wirklich geglaubt, der Meiſter, der unter dem Napoleon gedient, ſei aufgeklärter, von wegen der Napoleon ſei ein ganzer Kerl geweſen und hätte gewußt, wo Bartlome den Moſt hole.

Da ſah ihn der Meiſter groß an, aber ganz ruhig. So,

ſagte er, ſeid ihr auch von den armen Teufeln einer, die jetzt zu Dutzenden herumlaufen ohne Glauben! Menſchen ohne Glauben mahnen mich immer an Geſpenſter ohne Köpfe. Die armen Teufel gebehrden ſich, als wollten ſie Fürſten und Könige freſſen, und laufen davon vor jedem Hund, wollen nichts von Gott wiſſen und jeder Schlingel jagt ſie ins Bockshorn. Wird hundert Stunden von ihnen ein Piſtol abgeſchoſſen, kriegen ſie das kalte Fieber. Napoleon glaubte an Gott, wußte, was der Glaube zu bedeuten hat, da waren wenige, welche nichts glaubten, das machte eben, daß man ſich nicht fürchtete, zum Tode wie zum Tanze ging, man wußte, nach dem Tode gabs noch was Beſſeres als Commisbrot und Schnaps. Ja das hat man euch Soldaten weiß gemacht, ſagte Jakob, man hat mit der Gottesfurcht die Todesfurcht ausgetrieben, damit ihr deſto williger Futter für das Pulver würdet. Die Höhern und Obern wußten es beſſer und lachten euer. Dummes Zeug! ſagte der Meiſter, warum gingen ſie dann voran in den Tod? Napoleon ſelbſt glaubte mehr als Andere, vielleicht mehr als gut war, denn kein Soldat in der Armee ließ ſich wahrſagen und glaubte, was ihm geſagt wurde, wie er. Warum hätten die Höhern nicht auch glauben ſollen? Ihr ſeid auch von denen einer, wie es ſcheint, welche meinen, der Unglaube ſei vornehm, und weil ihr gerne vornehm wäret, vorerſt die vornehmſten Laſter annehmt und euch damit brüſtet wie ein Affe im Herrenreck. Das iſt wahr, hätten wir keinen Glauben gehabt, ſo wären wir auch Hafenfüße geweſen, wie es ſie jetzt giebt, und wären im heißen Spanien aus Angſt erfroren.

Sei das, wie es wolle, ſagte Jakob, ſo iſt's doch geſcheuter den Tod zu fürchten, von dem man weiß, daß er kömmt und was er iſt, als Gott, von dem man nichts weiß und ſtark zweifeln muß, ob er iſt und was er iſt. Ja, ſagte der Meiſter, denn der Meiſter war tolerant und hatte es wie Napoleon, er ließ jedem ſeinen Glauben, das macht mit euch ab, aber dann

thut ihr jedenfalls beſſer, nicht unter die Soldaten zu gehen, lieber unter die Schneider oder unter die Schreiber, 's iſt das Gleiche.

Jakob ſchwieg eine Zeit. Gegenüber dem napoleoniſchen Soldaten durfte er es nicht wagen, ſich auf ſeine Vergangenheit und die darin verübten Heldenthaten zu berufen, machte dann eine Wendung, da er in der Fronte nicht beſtand, und ſagte: Wenn auch ein Gott iſt, ſo muß das ein wunderlicher ſein, ein ganz kurioſer, daß der ſeine Freude daran hat, daß man am Sonntage nichts thut, des Morgens in die Kirchen läuft und da ſchreit und betet und Nachmittags in die Wirthshäuſer und da ſchreit und flucht. Was trägt das ab im Leben? Es ändert an der Welt nichts, ändert am Menſchen nichts, ob man in die Kirche geht oder nicht, es kömmt accurat aufs Gleiche. Es iſt nichts als ein dummer alter Brauch, den man abſchaffen ſollte. Die Gebildeten haben ihn längſt aufgegeben und die großen Herrſchaften in den Städten gehen gar nicht mehr in die Kirche, ſie ſchicken nicht einmal mehr den Kammerdiener und die Kammerjungfer, ſondern höchſtens noch Küchenmägde und Stalljungen.

Jakob, ſagte darauf der Meiſter, ihr ſeid mir ein kurioſer Kerl, ihr verachtet und haßt alle Ariſtokraten und Vornehmen ſchrecklich und Alles ſoll ja gleich ſein und doch ſind ſie euere Muſter und Vorbilder. Ihr möchtet auch halt vornehm ſein! Vornehm ſein, das iſt euer Himmel, und wäret ihr einmal vornehm, ſo wäret ihr ein Ariſtokrat von den ärgſten und wäret gläubig aus dem ff, denn da möchtet ihr ewig vornehm bleiben. Das iſt der Handel, Jakob, und da liegt der Haſe im Pfeffer. Was aber das Andere betrifft von wegen dem Kirchengehen, daß es nichts nütze und abtrage, das, Jakob, iſt eine andere Sache, das verſteht ihr nicht. Weil ihr nicht zur Kirche geht, ſo müßt ihr ſo reden, aber damit urtheilt ihr wie ein Blinder von den Farben. Habt ihr es nie angetroffen, daß von zwei Eheleuten eins die Kirche beſuchte, das andere

nicht, und mit welchem war ein besser Leben? Jakob dachte an seinen waadtländer Patrioten und dessen Ehefrau, er sagte aber bloß: Und wenn es schon einmal sich getroffen hätte, so könne die Sache einen ganz anderen Grund gehabt haben und eine Schwalbe mache noch keinen Frühling. Nun, sagte der Meister, so seht unser Thal an und betrachtet euch alle Leute, auf welcher Seite habt ihr den bessern Theil, auf der Seite, wo man Gottesfurcht hat und sie zeigt, oder auf der andern Seite, wo man keine Gottesfurcht hat und nichts zu fürchten und doch erbärmlich erschrickt, wenn ein Hund von weitem bellt? Geht von Haus zu Haus, und wo ein wackerer Hausvater ist, der seiner Familie wohl vorsteht, in Ehrbarkeit sein Haus regiert, in Zucht und Sitte Söhne und Töchter hält, so hat dieser Gottesfurcht und glaubt an das ewige Leben, und wo ein Hof lange in einer Familie bleibt, da hatte die Familie saubere Hände und fromme Herzen, und wenn ihr jemand etwas sehr Wichtiges anzuvertrauen habt, so werdet ihr sicher einen gottesfürchtigen Menschen wählen. Ein Solcher sieht nicht auf den augenblicklichen Vortheil, er denkt an das ewige Leben. Wer den Glauben nicht hat, der macht, was er kann, kümmert sich nicht darum, was nachkommt. Je ungläubiger Einer wird, deste kürzere Gedanken hat er, accurat wie das Thier, das auch nicht an morgen denkt. Sucht die zusammen, welche keinen Glauben haben, spotten und lästern, stellt sie ein, laßt sie aufmarschiren zur Inspektion, seht, was ihr für Kerls habt im Glied, zumeist **liederliche Menschen** oder Hochmüthige, welche keinen Boden unter den Füßen haben, sich aber einbilden, sie hätten Flügel am Rücken, Leute, welche ihre Familie vernachlässigen, Schuldenmacher oder Unglücksmacher, welche durch alle Kniffe und Ränke die Leute um ihre Sache zu bringen suchen, keinen Bibelspruch im Kopfe haben, aber alle Gesetzbücher und Gerichtssatzungen, Leute mit keiner Hausordnung und schlechter Kinderzucht, mit Läusen oder Prozessen behaftet, die nicht arbeiten, sondern durch irgend einen Griff

reich werden möchten, Spieler, welche nichts können als Karten mischen und Trumpf aus brüllen so laut sie mögen und spielen würden um alles in der Welt, wenn sie es hätten.

Aber Meister, sagte Jakob, ihr spielt ja auch und trinkt euern Schoppen. Da blitzte des Meisters Auge: Und schaffe ich oder schaffe ich nicht, und habe ich Ordnung im Hause oder nicht Ordnung? frug er scharf. Das wohl, gab Jakob zu, aber das alles könnte man ohne in die Kirche zu gehen, er sehe nicht, wie das zusammenhänge. Die ganze Woche durch merke er nichts Geistliches im Hause und nichts von dem allem, was sie in der Kirche gehört hätten. Wenn ihr ein Stück Speck esset, Jakob, laßt ihr die Zipfel eine ganze Woche zum Maul heraushängen, oder wenn ihr ein Glas Wein trinkt, laßt ihr es über Kinn und Halstuch laufen, daß ihr den ganzen Tag nach Wein stinkt, bringt ihr nicht beides säuberlich in den Leib? Wer nicht dumm ist, wird an eurem Schaffen merken, ob ihr was Schlechtes oder was Rechtes im Leibe habt oder gar nichts. Da frug Jakob den Meister spitz, wie er mit seinem Schaffen zufrieden sei und was er meine, daß er, Jakob, im Leibe habe. Ungefähr dreiviertel Pfund Käs magern und fetten zusammen genommen, ein Pfund Zieger, Milch was es erleiden mochte, und wer so viel im Leibe hat, der mag das Schaffen ertragen und aushalten, daß man damit zufrieden sein kann, sagte der Meister und ließ das Gespräch fallen. Wie gesagt, er redete von der Leber weg, aber zwang seine Meinung nicht auf, er war im großen napoleonischen Wirbel gläubig und tolerant geworden.

Jakob hatte dieses Gespräch sehr ärgerlich gemacht und seinen Widerspruchsgeist aufgeregt. Er hatte nicht daran gedacht, daß hier oben in den Bergen jemand mit einem Gefühl von Ueberlegenheit, so gleichsam von oben herab ihn behandeln werde und noch dazu ein alter Soldat ohne Bildung, ohne Kenntniß des Zeitgeistes. Der gute Jakob wußte nicht, welche gute Schule das Leben ist und wie eine ganz andere Schule

als irgend eine, heiße sie Primar-, Secundar-, Elementar- oder Hoch- oder Dorfschule. In einer Schule wird allerlei ausgesäet, aber was aus jedem Samenkorn wird, welch eine Pflanze, welch ein Baum und welche Früchte Pflanze und Baum tragen, das lehrt das Leben, denn an den Früchten erkennt man den Baum. Du mein Gott, was für Schmach und Schande wird manche Schule erleben müssen, wenn im Leben ihre Früchte reifen! Man schreit, in den Schulen sollten die Kinder die Giftpflanzen kennen lernen, damit sie fürder nicht mehr in Tollkirschen beißen und den Tod essen, und stiftet doch eigentliche Giftschulen, wo die Kinder lauter tolles Zeug kriegen und daran am Leib und an der Seele verderben.

Wer im Leben des Samens Entfaltung, des Baumes Gestaltung, seiner Früchte Wirkung erlebt hat und sieht, wie Giftkörner den Kindern ausgetheilt, eingepflanzt werden und schreit über die Gefahr, will Holla machen der tollen Wirthschaft, den lachen die Kinder der Schule aus, die da mit dem Samen spielen und ihn ausstreuen ohne Prüfung und Lebenserfahrung, den ersten besten, welcher ihnen in die Hände fällt, den sie von einem herumziehenden Samenhändler eingehandelt oder auf einem Markte von einem Marktschreier sich haben aufschreien lassen, spotten über den Kahlkopf, welcher die Unbärtigen Weisheit lehren will. Was soll man lernen aus der Schule des Lebens? daß da gar nichts war bis dahin als was ganz Kreuzdummes und erst jetzt was wird, da Juristen und Schulmeister das Leben zur Hand genommen und nun daran machen ganz nach der allerneuesten Theorie und vollkommen im Geiste des Zeitgeistes? Die Schule, heiße sie Primar- oder Hochschule, ist ganz herrlich, aber bloß dann, wenn sorgfältig der auszusäende Same geputzt und geprüft wird und eben nicht bloß durch eine theoretische Brille, sondern durch im Leben gewonnene erfahrne Weisheit.

Nun hatte Jakob Schulen durchgemacht und manches Samenkorn hatte seine Seele empfangen. Was er in der

Dorfschule empfangen hatte, davon war manches Samenkorn schimmlicht, viel Staub war darunter und gar oft war der Boden gefroren oder sonst hart, das Beste blieb oben auf liegen und ward vom Winde verweht, und was der Wind nicht verwehte, fraßen die Vögel. Die Schulen und Unterrichtsanstalten, welche er seither passirt hatte, die wohl, die hatten lebendigen Samen, und der Same fand offenen Boden und das Zeug ging rasch auf, und was für Früchte das Zeug trage, hatte Jakob bereits erfahren, allein noch nicht begriffen. Wer nicht erfahrner Gärtner ist, ist durchaus nicht im Stande wenn auf einem Tische Obstkerne liegen und auf dem andern Tische Aepfel und Birnen, zu bestimmen, von welchen Kernen diese Aepfel, jene Birnen stammen, erst lange Erfahrung giebt ihm die Wissenschaft. Laßt ein Kind oder einen jungen Schulmeister, es kömmt in dieser Beziehung auf eins heraus, im Frühjahr in einen Baumgarten gehn, zeigt ihnen Bäume, nicht Kerne, und fragt sie nach den verschiedenen Sorten: nur die Geschicktesten werden Birnen von Aepfelbäumen unterscheiden können, sowie Mancher Sprach- von Religionslehre unterscheiden kann, aber wenige werden Bäume, welche saure Aepfel, von denen unterscheiden, welche süße tragen, und noch weniger die verschiedenen Sorten und ihre Brauchbarkeit angeben können, dazu braucht es Erfahrung und ein sicher gewordenes Auge.

Nun war es bei Jakob sehr merkwürdig, er hatte die verschiedenen Schulen im Leibe, accurat als wie ein Wurmpulver, und dieses Wurmpulver hatte bei ihm zu wirken angefangen, war lebendig geworden, hatte den Verstand gefangen genommen und war in ihm so gleichsam zum Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gerathen, d. h. zum Maßstabe, an welchem er alles maß. Erfahrungen hatte er auch gemacht, aber diese Erfahrungen lagen eben wieder unverdaut und unbedacht durcheinander, und was er erkannte und was seiner aufgepfropften Weisheit widersprach, nannte er ganz einfach eine seltene Ausnahme. Und doch hatten alle diese Erfahrungen

Einfluß auf ihn, machten ihre Rechte geltend, wurmten ihn, stachen ihn,. wollten Boden suchen, Wurzel fassen, aber seine Weisheit hob sich hoch auf wie Katze oder Schlange, wenn man ihren Schwanz beleidigt, sträubte sich und zischte gräulich. Von einem alten Soldaten wollte Jakob sich nicht weisen lassen, wollte ihm beweisen, wie wenig an seinem Glauben sei und wie das Kirchengehen am Sonntage nichts sei als dummes Zeug und Larifari. Er that seine Augen und seinen Mund auf, und es war sehr merkwürdig, in welche Beziehung sie sich zu einander stellten.

Erstlich sah Jakob schärfer ins Leben des Thales hinein, um seine Beweise gegen den Meister zu sammeln. Dieses ward ihm dadurch erleichtert, daß er sehr viel in den Häusern selbst arbeiten mußte, so daß das ganze Leben in den Häusern vor ihm offen war. Da sah er im Volksleben gar eigene Dinge, welche ihm, obgleich er mitten aus dem Volke herausgewachsen war, doch unsichtbar und unbekannt geblieben waren. Aeußerlich schien das Leben fast überall ähnlich, heiter und behaglich, ruhiger hier, geräuschvoller dort, hier als ob man was suche, dort als hätte man es gefunden. In den Häusern jedoch war es anders, es war als ob zwei verschiedene Menschenarten sich vermischt und in buntem Gemische sich hier angesiedelt hätten. In den einen Häusern, doch wie es sich von selbst versteht in größerem oder geringerem Grade, war Reinlichkeit, Einfachheit, in allem etwas Bestimmtes, Pünktliches, war Freundlichkeit und Friede, die Kinder bescheiden und gehorsam. Was diese Leute zu zahlen hatten, zahlten sie richtig, am Morgen waren sie früh auf, des Abends schloß sich zeitlich die Thüre des Hauses, wenn nicht noch jemand drinnen, der gekommen, Rath zu holen oder sonst ein vernünftig Wort zu vernehmen. Da war recht gut sein, da waren Vorräthe. Hatte man was nöthig, so wars bei der Hand, die Kinder sahen gerne zu, störten nicht, das Essen war gut, und wenn es Zeit war, war es da.

Dann war ein anderer Schlag Menſchen. Dieſe hatten von außen mehr Glanz, ſtellten von weitem auch mehr vor, und wenn man nur ſo oberflächlich hinhörte, ſo ſchienen ſie auch ſehr gebildet, aufgeklärt und wußten von allem was und ſchienen ſehr großen Antheil zu nehmen am Vaterland und ſonſt noch an allem, was etwa vorkam. Offenbar betrachteten ſie ſich als die Beſſergebornen und Berechtigten und gaben ſelbiges auch deutlich zu verſtehen. In ihren Häuſern war auch Glanz, aber gewöhnlich Schmutz darauf, es war etwas Unordentliches, ein Durcheinander, faſt wie ein Mögen und nicht Können, ein Wollen und nicht Wiſſen, ſo wie das Sprichwort ſagt: außen fix und innen nix, ſo ein feines Vorhemdchen und einen Reis- oder Kaffeeſack auf dem Leibe. Es war überall etwas Unſtätes und Unzuverläſſiges, keine Zeit wurde beachtet, am Orte, wo ſie hingehörte, war ſelten eine Sache, was man forderte, war nicht da, am wenigſten Geld. Bei aller Freundlichkeit, ſo lange man ihnen willig zuhörte und ſich geneigt zeigte zu allem, was ſie wollten, wurden ſie doch, ſo bald man etwas von ihnen wollte oder anderer Meinung war und nicht tanzen wollte wie ſie geigten, ſackgrob. Untereinander waren ſie in Friedenszeiten kurz angebunden, und es war immer, als ob eins dem andern im Wege wäre und als ob man ſich beſtändig in ſtillem Unfrieden ausweichen müſſe, fingen ſie aber zu zanken an, ſo konnten ſie damit kein Ende finden. Die Kinder lobten ſie gewöhnlich ſehr, waren ſtolz auf ſie, ließen ihnen große Freiheit, und dieſe ward auch von den Kindern benutzt, ſie arbeiteten höchſtens was ſie mußten, gehorchten nicht, waren allenthalben überläſtig, verſchleppten was ſie konnten, waren unverſchämt gegen die Eltern und begreiflich nicht beſſer gegen Fremde. Es war ein Kommen und Gehen und nichts hatte ſeine Zeit, keine Zeit hatten Aufſtehn und Niedergehn und keine Zeit hatten Verſprechen und Halten und keine Dauer hatten die Anſichten. Sie hatten es wie die

Blumen der Schlingpflanzen, welche meist nur einen Tag dauern, wo es alle Tage neue giebt.

Ihre Grundsätze hatten bloß eine Wurzel, diese ging durch die ganze Seele, war auf der andern Seite umgebogen, grundsäßlich vernietet, sie hieß: selber essen macht fett. Ihre Gelehrsamkeit war sehr kurz, bestand höchstens aus den drei wurstischen Worten: einem Prädicat, einer Copula und einem Subjekt. Manchmal war sie noch kürzer und außerordentlich bündig zusammengefaßt in die Worte: Donner, Hagel, Schelm, Spitzbub, Jesuit. Sie war außerordentlich bündig und faßlich, diese aufgeklärte Gelehrsamkeit, und wer sich an ihr nicht hätte ersättigen wollen, mußte seinem eigenen Vorwitz es zuschreiben, wenn mit der Faust nachgeholfen wurde, bis er sich vollständig und wirklich gründlich ersättigt hatte. Auch änderten diese Leute ihre Handwerksleute häufig, ob der flüchtige Sinn oder das flüchtige Geld an dem häufigen Wechsel schuldig war, wissen wir nicht. Jedenfalls ists bekanntlich kommod, wenn man bei einem Handwerker einen unbezahlten Conto hat, denselben stabil zu erklären, sich mobil zu machen und bei einem andern einen neuen anzufangen. Es ist viel besser so, als wenn man riskirt, ein Schneider sage Einem: man solle erst das Alte bezahlen, ehe man das Neue abhole, und weil man das Alte nicht bezahlen kann, das Neue nicht abholt, der Schneider dann jedem Kunden den schönen schwarzen Frack zeigt und sagt: Der und der Rathsherr oder Direktor oder Minister (man bedient sich bekanntermaßen seit einiger Zeit auch im Canton Bern dieses Ausdrucks) hat sich den bestellt, aber weil er erst das Alte zahlen muß, ehe er das Neue kriegt, so hängt er schon seit acht Monaten da. Und den Hagel lasse ich hängen, bis er von selbst herunterfällt, er ist ganz am rechten Ort, der Hagel der, wenn nur der rechte Hagel auch drinnen wär, er wäre auch am rechten Orte der!

Es war unheimlich in den Häusern dieser Leute, es war niemand recht daheim drin, am wenigsten die Bewohner selbst.

In den Wirthshäusern dagegen und an andern Orten da waren sie wohl und kurzweiliger und gar viel bedeutsamer und einflußreicher als die von der ersten Sorte. Das kam Jakob sonderbar vor und auf den Grund dieser Verschiedenheit kam er nicht. Es war das erste Mal, daß er auf der Wanderschaft mit dem Volke zusammenkam so recht eigentlich, und da hätte er ja ein Hexenmeister sein müssen, wenn er gleich alles hätte begreifen wollen, ein Hexenmeister ungefähr wie ein Reisebeschreiber, deutscher oder englischer, Kohl oder Kabis, der alles so im Fluge aufschnappt wie eine Schwalbe die Mücken, welche sie dann rasch den Jungen bringt, welche unter dem Dache liegen, zwitschern und sich ohne langes Besehen in den Schnabel stecken lassen und getrost schlucken, was die Alten aufgeschnappt.

Das Haus seines Meisters und dessen Familie gehörte offenbar zu der ersten Sorte, wenn schon nicht zu den ersten der Sorte. Der Meister nahm freilich gerne einen guten Schluck vom Bessern, aber daneben hatte er ein festes Wort und hielt gute Ordnung. Er schwatzte wohl gerne, aber er bramarbasirte nicht. Wenn er von seinen Feldzügen anfing, so hörte er ungerne auf, aber über Dinge, welche er nicht verstand, sprach er nicht, so auf angelernte Redensarten, und klangen sie noch so donnernd und krachten so schön und waren noch so kommod, weil sie so kurz waren und man doch weiter nichts zu verstehen brauchte, hielt er gar nichts. Er war zu rechter Zeit daheim, hielt auf feste Eintheilung der Zeit; was nöthig war in Werkzeug und für die Haushaltung, war da, und ging was aus, so wurde alsbald anderes herbeigeschafft ohne viel Redens und jedenfalls ohne Keifen und Zanken. Die Frau war freilich etwas zu hoffährtig und putzte ihre schönen Mädchen gerne schön heraus, daneben war sie eine treue Hausfrau, pflanzte fleißig, kochte, daß man es essen konnte und zu rechter Zeit, blieb daheim, mied Klatschereien; sie wußte, daß ein klatschend Weib einem Handwerksmanne bei seiner Kundsame eben

nicht großen Nutzen bringt. Die Mädchen waren keine Schlampen, waren heitere fröhliche Dinger, aber fleißig und gehorsam. Wenn der Vater was sagte, so wußten sie, was sie zu thun hatten, er regierte sie mit militärischer Kürze, daneben hatte er sie sehr lieb und sie ihn auch. Die Mutter sparte die Worte weniger, sie mußte eine Sache zuweilen zwei-, dreimal befehlen und hielt über solche Unachtsamkeiten sehr lange Predigten. Aber je länger die Mutter über solche Dinge redete, desto mehr schienen die Mädchen zu vergessen; doch die Achtung gegen die Mutter vergaßen sie nicht, und wenn eine Spur sich davon zeigte, so vergaß die Mutter das Reden und eine handliche Ohrfeige brachte alsbald den nöthigen Respekt zurück, sie führte eine gute Hand, die Frau Meisterin. Die Familie stand, so weit Jakob merken konnte, in einem gewissen Ansehen. Die Mädchen wurden nicht als arme Mädchen behandelt und mit dem Meister gingen die besten Thalbewohner als mit ihresgleichen um. Andere haßten ihn freilich sehr, aber um der Politik willen, dieweil er ein tüchtiger Aristokrat sei und einer von den Rothen (Soldaten in französischen Diensten mit rother Uniform), welche um eine Speckschwarte das Vaterland verhandelten an die Aristokraten. Wenn man diese Leute hörte, wozu Jakob oft kam, so hätte man glauben sollen, der Meister sei die verachtetste aller Kreaturen und zu nichts tauglich als in Rauch aufgehangen, gedörrt und dann für Geld gezeigt zu werden als ein rar Stück eines Aristokraten und Herrenfreundes.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es giebt was Neues: Ehre kömmt über den Meister und Liebe über den Jakob und wie beide sich dabei geberden.

Einmal hatten sie eben zu Nacht gegessen, da klopfte es am Fenster, und als man nachsah, frug eine Stimme: ob der Vater daheim sei. Man hieß den Mann hereinkommen, es war ein guter Bekannter vom Dorfe her. Guten Abend mit einander, sagte er, und er möchte gerne das Botenbrod. Das werde eine saubere Botschaft sein, hieß es, und mit Fragen nach der zu verkündigenden Nachricht wurde viel Spaß getrieben. Ob Hochzeiter ein Heuwagen voll angelangt seien oder ein Brief voll Geld, oder ob ein reicher Herr zu Bern gestorben und sie zu Erben eingesetzt hätte, sie könnten es brauchen, oder ob der Vater irgendwo Seckelmeister geworden sei, es sei kein kommoder Amt als Seckelmeister, da kriege man einen Seckel voll Geld und könne aus demselben spendiren nach Belieben und unterdessen den seinen sparen, wenn man nämlich einen hätte. Wer weiß, ob er es nicht noch werden kann, sagte der Bekannte, einstweilen ist er nur noch in den Gemeinderath gekommen.

Es war selben Tages große Gemeindeversammlung gewesen, denen sonst der Meister getreulich beiwohnte, diesmal jedoch hatte Arbeit, welche versprochen war, ihn davon abgehalten. Der Meister hatte nämlich den für einen Handwerker seltsamen Grundsatz, daß, was versprochen worden, auch gehalten werden müsse, und diesen Grundsatz dehnte er auch auf die Ablieferung von Arbeit aus. Hatte er einmal den Tag genannt, an welchem was fertig sein werde, so war es fertig, und konnte er dieses nicht mit Bestimmtheit voraussehen, so sagte er bloß: das Ding solle fertig werden so bald wie mög-

lich, es solle nicht fehlen, mehr versprechen könne er nicht. Das war der Abhaltungsgrund des Meisters gewesen und nichts Anderes. Es war ihm nicht gewesen wie Manchem, welcher mit Bestimmtheit erwartet gewählt zu werden und deswegen daheim bleibt, weil er sich nicht getraut, seine Freude verbergen und die übliche Bescheidenheit an den Tag legen zu können.

Als die Botschaft, er sei Gemeinderath geworden, so unerwartet kam, hieß es: er solle nicht vexiren, sie wüßten Ernst und Scherz gar wohl zu unterscheiden. Als der Mann aber betheuerte, es sei Ernst und er würde sich ja schämen, so was lügen zu wollen, zu solchen Späßen habe er zu graue Haare, da war es merkwürdig zu sehen, was das für Gesichter gab in der Stube. Die Mädchen flammten hell auf, wie ein Bündel Flachs, in welchen man einen Schwefelfaden wirft, unverhohlen loderte ihre Freude zu Tage. Man sah es ihnen an, wie fröhliche Gedanken in ihren Herzen auftauchten und wie glücklich sie durch diese Gedanken wurden. Jakob machte ein spöttisch Gesicht und dachte: das werde ein sauberer Gemeinderath werden, so ein Mann ohne alle Bildung, der mit dem Schreiben seines Namens kaum in den längsten Tagen einmal des Tages zu Stande komme und nichts vom Südpol wisse und noch gar nichts von Eugen Sue gelesen habe. So gehe es einstweilen noch, aber kommen thue die Zeit doch, wo die Bildung ihre Rechte erhalte und solche Tröpfe das Nachsehen hätten. Der werde am Ende meinen, was für ein Gemeinderath er wäre, weil er im Thale bekannt sei, während ihm doch alle grundsätzliche Einsicht abgehe, mit welcher man allenthalben zurecht komme, so gut wie mit dem Finger auf der ganzen Landkarte, so dachte der Jakob. Die Mutter fühlte auch ihr Herz groß werden und dachte wahrscheinlich auch allerlei, indessen legte sie doch nichts Weiteres an den Tag, als daß sie sehr freundlich gegen den Botschafter war, ihm dankte für die Mühe, welche er sich genommen, ihn um den Hergang

fragte, Käs holte und Kirschgeist und dem Manne aufwartete und ihn nöthigte fast über sein Vermögen.

Der Meister alleine war ganz still geworden und seltsam war sein Gesicht anzusehen. Bald war es, als ob die Sonne darauf scheine, und handkehrum wieder, als ob es im finstersten Schatten stehe, und doch stand das Licht auf dem Tische immer am nämlichen Orte. Es stritten sich nämlich zwei Mächte in dem ehrlichen Meister: die Freude über die Wahl und das Bangen, welches aus der wahren Demuth kömmt, ob man dem anvertrauten Amte auch gewachsen sei. Der Alte war Korporal aus der napoleonischen Schule, bei Poloks war er es geworden; er wußte wie das hebt, wenn man den Fuß auf die unterste Sprosse der Leiter setzt, die nach oben führt, wußte, wie er sich ein ganz anderer Mensch fühlte, als die Schnüre seinen Arm zierten, wie das Bewußtsein, Korporal zu sein, ihm Kraft gab, bei ihm mehr wirkte als zwei Rationen vom besten Pferdefleisch. Er wußte, was man schon sein mußte, um Korporal zu werden, und was man bei den Andern galt, wenn man es war. Darum freute ihn die Wahl sehr, er nahm sie als eine Auszeichnung, an die er nicht gedacht hatte. Zumeist wurden sonst zu solchen Stellen größere Besitzer, habhafte Leute gewählt, er konnte sie also wirklich als eine Art Auszeichnung ansehen. Zur Freude aber kam das Bangen. Als er Korporal wurde, wußte er, was ihm oblag, er hatte den Dienst wohl schon versehen und zwar im heißen Pulverdampfe, aber was ein Gemeinderath alles zu thun hatte, wußte er nicht, geschweige daß er seine Tüchtigkeit in der Erfüllung der Pflichten bereits erprobt gehabt hätte, und mit Schande wäre er nicht gerne bestanden. Der gute Alte dachte nicht daran, daß das nicht ging wie bei Napoleon, wo die Untüchtigkeit bald an den Tag kam, keiner sie mit dem Maul, und hätte er eins gehabt wie ein Stadtthor, bedecken konnte, daß man zu den höchsten Staatsstellen kommen konnte, ohne mehr davon zu verstehen als ein Esel vom Flöten, ja daß man, ohne

was davon zu verſtehen, darin in großen Ehren ſtehen konnte, wenn man ſich auf drei Dinge recht gut verſtand: auf das Schmeicheln, auf das Verleumden, beides am rechten Orte, und auf das Weltſchen! Wer am tapferſten weltſchen kann, ohne ein Wort Weltſch zu verſtehen, das iſt der Mann Iſraels, und wenn man noch einmal einen Thurm zu Babel bauen wollte, ſo würde derſelbe Baumeiſter. Er war eben noch vom demüthigen Schlage, welcher zagt bei der Uebernahme von Pflichten, dann aber deſto treuer und tüchtiger iſt in ihrer Erfüllung, und nicht von dem Schlage, der ſich alles zutraut, und wenn er hat, was er will, ſich nicht im mindeſten darum kümmert, was er ſoll.

Er ſchüttelte daher ſchwer den Kopf, äußerte dieſes Bangen und ſprach vom Ausſchlagen der Wahl. Potz Türk, wie da die Mädchen auffuhren und was für Augen die Frau Meiſterin machte, doch kamen ſie nicht zur Rede. Der Botſchafter war ohne Hülfe im Stande, die Bedenken des neuen Gemeinderathes ſo weit zu beſeitigen, daß er ſich entſchloß, einſtweilen die Stelle anzunehmen unter dem Vorbehalt, ſie wieder abgeben zu können, wenn er ſich als untauglich erfinden ſollte. Nun man weiß, wie das iſt, und viel war es jedenfalls, daß der Meiſter gleich anfangs das rechte Gefühl hatte, und mehr noch war es, daß er ſpäter nicht ſtolz ward. Er hatte es im Gegentheil wie eine verſchämte junge Frau, welche ſich in den erſten Tagen ihrer Ehe nicht gerne vor dem Volke zeigt, woher bekanntlich die Hochzeitreiſen entſtanden ſind. Wären indeſſen gegenwärtig gar ſelten mehr nöthig!

Jakob mit einem ſeltſamen Groll im Herzen, denn hier oben konnte er doch einſtweilen noch nicht Rathsherr werden (warum geht, wer fremd iſt und Rathsherr werden möchte, nicht nach Haus, führt ſich brav auf und ſucht daheim zu Ehren zu kommen?), freute ſich nun ſehr darauf, wie der Meiſter und die Frau Meiſterin ſammt den Fräulein Töchtern ſich ſträußen und brüſten würden, der Meiſter einen Dreimaſter

aufs Haupt pflanzen, noch einmal ſo viel Flaſchen verſorgen, die Frau Meiſterin eine Hoffahrt aufpflanzen, das Häuschen mit Sammet werde überzieben, die Stallthüre mit himmelblauer Oelfarbe und Firniß werde anſtreichen laſſen. Auch Andern, welche dem Meiſter die Wahl mißgönnten, ging es eben ſo, ſie lauerten mit Habichtaugen auf alle die Blößen, welche der ehrliche Meiſter an den Tag fördern, wie er das Handwerk vernachläßigen und auf dem Kopf ſtehen werde, ehe er daran denke. Curios, die Burſche konnten dem Meiſter die Rechnung machen, welche ſie ſich ſelbſt nie machen können, weswegen auch ſo viele von dieſer Sorte durchbrennen oder, wie man in der Schweiz zu ſagen pflegt, ſich mit dem Schelmen davon machen. Haben ſie ſich in ein Amt gedrängt, ſo kömmt der Hochmuth, ſie wollen es den Erſten gleich thun, machen lange zurückgehaltene Gelüſte geltend, welche auf einmal alle wollen befriedigt ſein, und weil endlich eine Hoffnung in Erfüllung gegangen, ſo meinen ſie, es werden ſich alle erfüllen, ſie würden z. B. raſch von Amt zu Amte ſteigen, bis ſie mitten im Butterfaß ſäßen, ihnen nicht bloß Tauben, ſondern Elephanten ins Maul flögen und das Gold mit Scheffeln ihnen zugemeſſen würde. Nun thuts das Ding halt nicht, der Krug geht zum Waſſer bis er bricht, und wenn endlich das Maaß voll iſt, läuft das Waſſer über, und wenn der Hochmuth ſich ſattſam gebrüſtet, welket er und thut einen großen Fall. So, meinten ſie, werde auch der neue Gemeinderath thun, und irrten ſich, denn es war eben ein anderer Sinn in ihm, als der in ihnen war, und von innen heraus, aus dem Sinne eben kömmt was ſichtbar wird, und des Lebens verſchiedene Geſtaltung iſt eben im verſchiedenen Sinne zu ſuchen und nicht in verſchiedenem Blute und anderen Stammes Art, wie Jakob meinte.

Zu ſeiner Verwunderung merkte Jakob, daß das Umgekehrte von dem geſchah, was er erwartet hatte. Der Meiſter trank manche Flaſche weniger, ſchaffte manche Stunde mehr,

und die Frau Meiſterin hielt die Mädchen knapper, trieb ſie zu größerem Fleiße, und an manchem Tanztage blieben ſie zu Hauſe, wo man ſie früher mit ehernen Ketten nicht hinreichend hätte feſſeln können. Der Meiſter wußte, wie er ſich zuſammennehmen mußte, als er Korporal wurde, um das erhaltene Vertrauen nicht zu verlieren, er wußte, daß manches, was ein Gemeiner that, einem Korporal ſchon nicht mehr erlaubt war. Ein Korporal war auch ein Glied in der großen Kette, an welcher das Wohl des Ganzen hing: ein Fehler, eine Nachläſſigkeit deſſelben konnte Hunderte von Menſchenleben, konnte die Niederlage einer Armee koſten. Bei einem Gemeinderath geht die Gefahr nicht ſo weit, indeſſen hängen doch Ehre und Wohlſtand einer Gemeinde von dem Sinne der Vorgeſetzten ab, der Gemeinde Kredit iſt durch den perſönlichen Kredit ihrer Vorgeſetzten bedingt. Hat eine Gemeinde den rechten Sinn, ſo vertraut ſie nur vertrauten Männern ihr Wohl und ihre Ehre an, ſchlechte Wahlen zeugen immer von ſchlechtem Sinn. Eine bedeutende Eigenſchaft, auf welche eine rechte Gemeinde ſieht, iſt eine gewiſſe Hablichkeit, nicht weil das Geld die Hauptſache iſt, ſondern weil dieſe Hablichkeit ein Zeugniß iſt, der Mann ſei ein guter Haushalter, und wer ſeinem Haushalt nicht vorzuſtehen im Stande iſt, iſt nicht bloß ärger als ein Heide, wie der Apoſtel ſagt, ſondern taugt auch nicht zu einem Vorgeſetzten. Wer im Kleinen ungetreu iſt, wird der treu im Großen werden, und wer an Vater und Mutter, an Weib und Kindern ein Schelm iſt, kann der ein Ehrenmann ſein gegenüber der Gemeinde oder gar dem Staate? Das iſt ein Punkt, über den viel zu ſagen wäre, aber man könnte glauben, es ſei geſtichelt, und könnte böſe darüber werden nicht bloß in Deutſchland draußen, ſondern auch drinnen im Canton Bern. Jedenfalls iſt man berechtigt anzunehmen, daß, wer im ſchlechten Gemeindehaushalt was zu verlieren hat, ſei es Ehre, Kredit oder Geld, um ſo ſorgfältiger der Gemeinde haushalten werde, daß er auch um ſo weniger nöthig habe, im Trüben zu fiſchen und

von allerlei Schlichen und selbst erfundenen Vortheilen zu leben. Unser Meister fühlte das, fühlte, was er durch seine Wahl der ganzen Gemeinde schuldig geworden sei, nämlich nicht bloß ein ehrbarer Mann zu sein, sondern auch ein guter Haushalter zu werden und durch Sparsamkeit sich einzureihen bei den hablichen Leuten, damit er auch eine Garantie darbiete und man der Gemeinde nicht vorwerfen könne, sie sei eine Hudelgemeinde, dieweil sie Lumpen zu Haushaltern setze.

So war der Meister gesinnt und die Meisterin widerstrebte nicht. Ob es den Mann viele Mühe gekostet, sie ins gleiche Fahrwasser zu bringen, wissen wir nicht, wir denken aber nicht, da auch der Mann sein Opfer brachte und nicht vom Weibe alleine Einschränkung und Entbehrung forderte. Den Mädchen mag es hart angekommen sein, indessen waren sie an Gehorsam gewöhnt, und was sie äußerlich entbehren mußten, das ersetzte ihnen die Freude, daß der Vater Gemeinderath sei und sie doch jetzt auch zu den Vornehmern zu zählen seien. Man kann sich denken, wie das Publikum gespannt war auf das Benehmen dieser Familie bei dieser Standeserhöhung, und mit großen Freuden sah der Theil, zu welchem der Meister gehörte, die Wirkung auf die Familie, und gar manch gut belobend Wort kam von dieser Seite her den einzelnen Gliedern zu, und diese Worte trösteten die Töchter für gar manche Entbehrung. Sie sahen, daß diese Häuslichkeit ein viel bedeutenderer Faktor sei zu ihrem zukünftigen Glück als Tanzen, Singen und Lustigsein und daß es die rechten Leute seien, welche sich dessen achteten. Das sehen leider noch gar viele Mädchen zu Stadt und Land nicht ein. Sie meinen, das Glück sei eine Person (Mannsperson, versteht sich), welche nur mit Lockvögeln zu fangen sei, und locken sie nun mit Springen und Tanzen, Singen und Clavieren und sonst den Narren machen hinter der Mannsperson d. h. dem Glücke her, daß Einem Übel angst wird dabei und daß man fast riskirt, selbst ein Narr zu werden ob all der Narrheiten.

Und wenn man ihnen ſagt: das Glück, d. h. eine Mannsperſon laſſe ſich nicht ſo locken, ſondern eben mit Locken und ſonſtiger Narrethei mache man ſie ſcheu, die wunderlichen Vögel, ſie flögen weiter und kriegten zuletzt eine Angſt in den Leib, daß ſie nirgends mehr abſitzen möchten aus Angſt, in Leimruthen abzuſitzen und gefangen zu werden, die Mannsperſonen ſeien Vögel, welche man gar nicht zu beachten ſcheinen müße, bis ſie ordentlich hergewatſchelt kämen wie Gänſeriche und Enteriche und anhielten, man möchte ſie doch fangen, binden, ihnen die Flügel ſchroten: ſo meinen ſie, man vexire oder ſei eine alte Seele aus einem längſt vergangenen Jahrhundert, welche von Mode und Zeitgeiſt gar nichts gerochen. Nun wer keine Ohren hat, den kann man nicht ſingen lehren, und wer keinen Hals hat, dem kann man nichts einſchütten, nicht einmal Verſtand, was eben für Viele ein fataler Umſtand iſt, und wenn ein Mädchen zwei Narren gefreſſen, einen an ſich ſelbſt und einen an einer Mannsperſon, ſo bringt man ihm einſtweilen nichts Kluges bei.

Doch jede Sache hat zwei Seiten, und was die Einen gerne ſehen, gefällt den Andern übel, und was die Einen loben, dem hängen die Andern böſe Worte an. So ärgerte ſich die eine Partei über der Familie Zuſammennehmen und ſpottete über ſie, ſuchte mit Spott ſie auf die Bahn zu treiben, auf welcher man ſo recht von Herzensluſt über ſie ſich luſtig machen und zuſehen konnte, wie ſie vor lauter Ehre in Unehre käme. Dieſen geſellte ſich, wir müſſen es leider ſagen, mehr oder weniger Jakob bei. Es war ihm im Grunde wohl im Hauſe, aber es ärgerten ihn die Leute und zwar hauptſächlich wegen ihrer religiöſen Anſichten, die im Laufe des Winters immer mehr an den Tag traten, ohne daß jedoch Jakob den Zuſammenhang der religiöſen Anſichten mit dem äußern Leben ſo recht bemerkt und eingeſehen hatte, daß das anſtändige ſchöne Leben in den Häuſern, in welchen es Einem ſo wohl war, aus dem innern religiöſen Leben hervorwuchs.

Von diesem innern Leben sprach man nirgends viel ohne besondern Anlaß, ein solcher aber gab sich in diesem Winter. Das jüngste Mädchen besuchte noch die Unterweisungen, und dieser Unterricht wurde sehr wichtig gehalten und gleichsam die ganze Haushaltung nahm daran Theil, das Mädchen selbst war ganz erfüllt davon. Wenn es heim kam, mußte es Bericht geben, welche Frage im Katechismus sie gehabt, wie der Pfarrer dies ausgelegt oder jenes, wer habe antworten können, wer nicht, was für Bibelsprüche als Zeugnisse angewandt worden seien. Nun waren die Eltern und die Kinder nicht von den gleichen Pfarrern unterwiesen worden und jedem war sein Unterweiser seine Autorität: so hat er's gesagt und so wird's sein, sagte jedes. Sehr oft trafen die Auslegungen zusammen, zuweilen gab es Abweichungen, welche weitläufig besprochen wurden und wobei allemal die strengere, ernstere Auslegung den größten Beifall erhielt, sowie auch der Pfarrer am höchsten gehalten wurde, welcher diesem Unterrichte die größte Wichtigkeit beilegte. Wenn es hieß, unser Pfarrer war scharf und daneben doch gut, wir mußten so und so oft geben in der Woche und hatten dabei noch zu Hause nachzuschlagen in der Bibel oder Aufsätze zu machen, und Strenge hat er manchmal angewendet, daß man hätte meinen sollen, er müßte die Herzen alle auffsprengen und hätten sie eine Rinde klafterdick, so ward erkannt, so wär's recht, wenn man schon anfangs es tadle, hinterdrein sehe man doch, daß es gut sei. Das sei nichts, wenn man den Leuten zu lieb die Sache zu leicht mache, auf solche Pfarrer sei nicht viel zu halten. Wenn ihnen an der Sache mehr gelegen wäre, so würden sie dieselbe auch immer schwerer machen, selb hätte sich ja so nöthig, da die Welt auch immer schlechter werde und der Glaube abnehme.

Aber das Mädchen wollte nicht bloß Bericht erstatten, es wollte auch unterstützt sein. Was den folgenden Tag vorkommen sollte, wurde besprochen, dem Mädchen gesagt, wenn der Pfarrer das frage, so müsse es jenes antworten. Wenn das

Mädchen dann heim kam, so wollte man begreiflich wissen, ob es gefragt worden, was es geantwortet und ob der Pfarrer gesagt, daß es gut sei, und was er gesagt, daß es stets antworten könne. Oft war dann die Antwort: Gesagt hat er, daß man immer merke, wo daheim noch Glaube sei und mit den Kindern von der Religion gesprochen werde, wo dies nicht geschehe, sei wenig zu machen, es sei als ob man auf eine Fluh Erdäpfel pflanzen wolle.

Nun hatte Jakob die Bosheit, sich in die Gespräche einzumischen und seine Anschauungsweise an ihrem Glauben zu wetzen und seine Grundsätze im Gewande der Leichtfertigkeit und des Spottes grell und widerlich an den Tag zu geben. Es ist dies die Weise, wie ein sich erhaben dünkender Geist zu Untergeordneten, die ihm nicht ja nachsagen wollen, wenn er ja vorsagt, zu reden pflegt.

Der Alte nahm dies auf in kaltblütiger Ruhe, aus welcher zuweilen eine derbe Zurechtweisung blitzte, wenn ihm das Ding zu arg wurde. Das Weibervolk dagegen wurde gegen ihn im hohen Grade erbittert, und wenn es Meister gewesen wäre, Jakob hätte den Weg bald unter die Füße nehmen können. Aber der Meister sagte, Jakobs Glaube sei seine Sache, sie müßten nicht für ihn dem Teufel zu. Es sei ihm lieb, daß sie einen Abscheu vor ihm hätten, so werde er ihnen an ihrem Glauben nicht schaden, und gut sei es, wenn sie sich mal selbst überzeugten, was es für Leute gebe, so lernten sie sich vor solchen hüten. Als Geselle sei er ihm anständig und namentlich jetzt, wo er so oft abwesend sein müsse, er verstehe die Arbeit, und so viel er wisse, sei er treu. Vater, traue ihm nicht, hieß es dann, Einem der keinen Glauben hat, ist nichts zu trauen, betrügt Einer unsern Herrgott, was sollte sich so Einer daraus machen, die Menschen anzuführen. Nicht viel allweg, sagte der Vater, das laßt euch gesagt sein, Mädchen, und vergeßt es nicht, es kann euch kommod kommen. Mich betrügt er nur einmal, dann ist der Schade leicht geheilt, bei

Mädchen iſt das was ganz Anderes, darum aufgeſchaut! Das Ding ſagte der Alte nicht umſonſt, denn er hatte Augen im Kopf, hatte was damit geſehen, und wenn er aus der Werkſtatt ging, nahm er ſie mit allenthalben, wo er hinging, und mit dieſen Augen hatte er geſehen, daß etwas in Jakob vorging und daß er ſeiner nachälteſten Tochter Eiſeli nachging.

Das war aber auch ein Prachtmädchen, wie ſie ſelten ſind, ſo eine recht ſchöne Oberländerin mit der feinen Haut, den feinen Zügen, dem reichen blonden Haarwuchs, der ſchlanken Figur, den kräftigen leichten Bewegungen. Die Luzerner ſagen von einem Mädchen, wenn ſie es recht loben wollen: es könne ſchön beten und gut tanzen. Der Spruch tönt ſeltſam, iſt aber ein tiefer Sinn darin; er bezeichnet ein Mädchen mit tiefem, innigem Sinn und hellem, heiterm Gemüthe, das zu lachen und zu weinen weiß und alles von ganzem Herzen und wir möchten ſagen, mit Leib und Seele. So war Eiſeli. Im gewöhnlichen Leben war es oft ernſt, und wenn es arbeitete, ſo war es auch dabei mit den Gedanken und die Arbeit ſchien ihm unter den Händen wegzufliegen. Hatte es was angerührt, ſo war es vollbracht, und ſtören ließ es ſich nicht dabei. Daß es aber auch Anderes dachte, ſah man an den Abenden, wenn die Unterweiſungen verhandelt wurden. Eiſeli war es, welche in ſtreitigen Fällen der Sache zumeiſt den Tätſch d. h. den Ausſchlag gab. Eiſeli war es, welches über Jakobs Reden am zornigſten ward und ihn am beißendſten abfertigte, daß es die Andern manchmal dünkte, es ſollten dem Jakob Fetzen vom Kopfe fahren. Wenn es ſang, ſo war es, als ſtreckten die Berge ſich höher auf, als ſtänden die Bäche ſtill, den Menſchen ſchwoll das Herz auf und in die Augen kam das Waſſer. War es fröhlich oder tanzte gar, dann war's wie ein Sonnenſtrahl, und es war, als ob alle Andern glänzten in deſſen Widerſchein. Alles mußte Eiſeli anſehen, und mehr als einmal hörte man die leichtfertige Rede, der liebe Gott ſei verſchoſſen, das Mädchen hätte er zu einer

Königin oder einer Heiligen machen sollen, als ob Gott die kleinen Häuschen nicht auch bedenken sollte mit schönen Blumen und holden Gaben.

Und dieses Eiseli war es, welches es dem Jakob angethan hatte, und je wüster es ihm sagte, desto schöner dünkte ihn das Mädchen, je weniger es etwas von ihm wollte, desto mehr ward es ihm, als müsse er es haben.

Seit er von Bern fort war, hatte ihn die Liebe unangefochten gelassen, ja sogar seine frühern Liebschaften hatte er vergessen. Das Andenken an die abgebleichte Melanie war von selbst erloschen, das Andenken an die arme Kathry hatte er mit Gewalt unterdrückt. Erst hatten ihm politische Träume den Kopf gefüllt, im Spital waren ihm vollends alle Liebesgedanken vergangen, seither hatte nichts apart Liebenswürdiges sich dargestellt. Die alten Leute waren ihm wohl lieb gewesen, Babette und ihre Kinder ebenfalls, aber diese Liebe war ihm ja lästig erschienen, und er hatte sich vorgenommen, künftig gar nichts mehr zu lieben, geschweige denn sich so recht von ganzem Gemüthe zu verlieben.

Das Menschenkind nimmt sich gar manches vor und thut handkehrum das Gegentheil, und wer meint, er stehe, sehe zu, daß er nicht falle. Die Menschen, welche wissen, wie schwach oder wie stark sie sind, und welche aus dem Anfang auf das Ende schließen können, d. h. wenn eine Bewegung in ihnen entsteht, einsehen, in welcher Richtung und zu welchem Ziele sie führt, laufen nicht heerdenweise in der Welt herum. Nun war der Jakob wohl gescheidter und besonnener geworden, aber sich selbst kannte er doch noch nicht, und so weit war er auch noch nicht, daß er sich von Vorurtheilen oder vorgefaßten Schlüssen, welche jedes sichere Urtheil hindern, hätte frei machen können. So konnte er trotz allen gemachten Erfahrungen es nicht zum Urtheile bringen, daß das Christenthum der gute Hausgeist sei, welcher das Wohnen in christlichen Häusern so lieblich mache, und daß nicht zweierlei Stämme das That bewohnen,

ſondern Menſchen von zweierlei Sinnesweiſe: Gläubige und Ungläubige, wenn man will, obgleich dieſe Ausdrücke nicht bezeichnend ſind, denn jeder Menſch glaubt etwas, es fragt ſich aber was?

Schön mußte das Mädchen auch deſſen bitterſter Feind finden. Jakob fand es auch, und wenn er es anſehen konnte, ſo ſparte er es nicht. Er hatte oft gehört, im Oberland ſei die Keuſchheit eben nicht die Haupttugend und die Mädchen beſonders ſpröde nicht. Er genirte ſich alſo nicht, betrug ſich, wie man ſagt, cavaliermäßig, d. h. er nahm an, was er thue, dazu habe er das Recht und es ſei recht. War er doch ein Fremder im Thale und hatte er doch von Fremden gehört, es ſei ſo hier oben. Aber Jakob ward zur Ordnung gewieſen und zwar nicht mit dem zarten Lächeln, mit welchem heutige Präſidenten ungeberdige Großräthe an die Ordnung mahnen, d. h. wenn ſie daran erinnert werden, daß ſie es thun ſollen, ſondern mit einer vaterländiſchen Ohrfeige, welche den Jakob in Kummer verſetzte wegen ſeinem linken Ohr. Denn in deſſen dunkeln Hallen begann es zu läuten und läutete Tag und Nacht fort, daß Jakob dachte, wenn ein Gott wäre, ſo müßte er glauben, derſelbe hätte alle großen Glocken der Erde in ſein Ohr gebannt zur Strafe, daß er der Kirchenglocken ſich nicht geachtet, ſondern bloß der Eßglocke. Wenn es allen Leuten deßwegen läuten ſollte in den Ohren, mit wie viel Ohren ſtände es doch grundſchlecht! Jakob erfuhr es, daß den Fremden nicht alles zu glauben ſei, daß ſie nicht das Volk, ſondern bloß die Heerſtraße kennen, daß ſie, wie es im Liede heißt, nicht Mädchen haben konnten, darum mit Huren getanzt, nach denen das Conterfei geſchnitten und geſagt, ſo ſeien die Oberländerinnen.

Das ſei ein verflucht Mädel, dachte Jakob, der Kröte wolle er es eintreiben, er ſei der Jakob und ſie müſſe erfahren, wer der Jakob ſei und wie er ſo ein dumm Menſch verachte von ganzer Seele und aus allen Kräften. Um nun jemand

ſeine Verachtung verſtändlich zu zeigen, muß man ſich ihm [illegible] eifrigſt, ſo bald es ihm in den Ohren etwas verläutet hatte. Er nahte ſich alſo, nicht um zu liebkoſen, ſondern um zu plagen und zu ärgern, und ſo halb und halb dachte er, das Menſch ſtelle ſich nur ſo wild, am Ende lege es klein bei, bitte um Verzeihung, dann frage es ſich, ob er barmherzig ſein wolle oder nicht. So ein Menſch, dachte er bei ſich, wär nicht übel für den Anfang, ſo lang ſie Einem gefiele, um die Haushaltung zu machen, die verſtände ſie, wäre keine Madam; bei ſo einer brauchte man keine Magd und Concert hätte man alle Tage frei. Da hätte man wieder ein Exempel, wie kommod die freie Ehe wäre, namentlich für einen Anfänger. Anfangs könnte er ſo eine nehmen, welche gut genug wäre für die Magd, ſpäter, wenn er was verdient und im Trocknen ſäße, könnte er ſich eine Gebildete beilegen, eine aufgeklärte Madam, und die Erſte weiter ſchicken, wie es der Erzvater Abraham mit der Hagar ja auch gemacht. Es ſei doch nicht billig und recht, daß ein Mann wie er, der im Drang der Umſtände ſich ein gemein Weib habe beilegen müſſen, weil er keine andere gekriegt hätte und keine andere hätte brauchen können, daſſelbe dann ſein Lebtag behalten müßte, wenn er eine Gebildete kriegen und brauchen könnte. Wer in beſſere Umſtände komme, kleide ſich beſſer, wohne ſchöner, laſſe in Eſſen und Trinken es ſich behagen, er wüßte doch gar nicht, warum man denn ſo ein Menſch ſein Lebtag behalten müßte. Was doch die Großmutter ſagen würde, wenn er ſo mit einer daher käme und ſagte: das wäre ſeine Frau, in der Schweiz könne man heirathen ohne Faxen und Schriften. Er glaube, ſie gefiele der Großmutter, und im ganzen Lande würde man reden von der ſchönen Schweizerin, ſie zöge ihm noch große Kundſchaft zu, und hätte er ſie ſatt und nicht mehr nöthig, ſo laſſe er ihr ein paar Schuhe machen, ſtelle ſie auf die Straße und ſage: Marſch! dann könne ſie in Gottes Namen

den Weg unter die Füße nehmen und die Schweiz wieder suchen. Gedanken sind bekanntlich wunderlich, die einen sind wie Nebel, kommen und schwinden, andere wie Samenkörner, fallen in fruchtbares Erdreich und kriegen Leben, andere wie Würmer, kriechen herum, hängen sich fest, puppen sich ein, fliegen als Schmetterlinge in die Welt hinaus. Nun hatte Jakob im Sinne heimzugehen und Meister zu werden, daran dachte er oft, und an diesen Gedanken hing sich nun der andere, aber allerdings bloß so als Spiel der Einbildungskraft: wie es wäre, wenn er Eiseli nachlockte und mitnehmen thäte, kommod wär sie ihm und cujoniren könnte er dann das Mensch nach Noten und zeigen, wer der Jakob sei.

Er begann mehr und mehr die Mädchen von seinem System, von der freien Ehe, zu Kenntniß zu setzen und auseinander zu setzen, wie kommod dasselbe sei und zwar für beide Theile. Drei Mädel seien sie, sagte er, und noch keins verbraucht, alle drei harrten noch auf ihren Erlöser und wahrscheinlich alle umsonst, denn das Bleibende sei nicht mehr Mode. Wenn man nicht mehr bleibende Rathsherren wolle und zwar aus guten Gründen, sondern alle sechs Jahre andere, so wüßte er nicht, warum man bleibende Weiber haben müßte. Hier seien zum Wechsel noch viel bessere Gründe, sintemalen ein Weib noch lange kein Rathsherr sei. Wie man aus Stroh nie eine goldene Kette machen könne und brauchte man dazu alles Stroh der Welt, so kriege man nie einen Rathsherrn, wenn man auch alle Weiber der Welt in einem Mörser zerstieße, den Teig durch alle Bäcker der Welt kneten und alle aufzutreibenden Formen aufs Feuer thäte, auf wahre Höllenfeuer, gemacht aus gestohlenem Holz, man siedete noch lange keinen Rathsherrn heraus. Und doch wäre noch Mancher nicht Rathsherr geworden, wenn man nicht gedacht hätte, man könnte ändern. Seine besten Freunde hätten das Kreuz gemacht und gesagt: Pfui Teufel! wenn sie gedacht, man müsse ihn haben sein Leben lang. Nun sei es doch immer besser, Rathsherr zu

werden auf ſechs Jahre als gar nie, und ſo ſei es auch unendlich beſſer, einen Mann zu kriegen, wenn auch nur auf ein paar Jahre, als gar keinen. Wenn nun Einer wüßte, daß er das Weib laufen laſſen könnte, wenn ſie nicht mehr für einander paßten oder das Weib ſich nicht in ſeine Lage ſchicken wollte, ſo würde wohl ſelten Einer anſtehen, eine Frau zu nehmen, ſo lange es ihm gefalle, die meiſten Mädchen kämen wenigſtens eine Zeit lang zu einem Manne und die ledigen Mädchen würden ſo rar wie die Dublonen. So mache man ſich auch nicht ſo unglücklich, wenn die Sache nicht mehr gehen wolle, ſo plage man ſich nicht lange, ſondern jedes gehe ſeiner Wege. Dann gab er gewöhnlich ſeinen frühern Meiſter zum Exempel, wie da ein Unglück ſei im Hauſe und bloß daher, weil ſie nicht von einander könnten. Der Meiſter ſei ein recht tüchtiger, braver Mann außerhalb dem Hauſe, aber zu einem Hausvater paſſe er nicht, das ſei halt nicht ſeine Gabe; die Frau wäre recht glücklich ohne Mann oder mit einem, der Anlage zum Hausvater hätte und viele Geduld. Nun müßten ſie da zuſammen bleiben, würden des Unglücks nie los, und das ſei doch eine heilloſe Sache, gegen alle Vernunft und Menſchenrechte.

So docirte Jakob. Wären die Leute katholiſch geweſen, ſie hätten das Kreuz vor ihm gemacht wie vor einem böſen Geiſte. Indeſſen zeigten ſie ſich als gute Proteſtanten, brauchten kräftige Worte, meinten, das ſei eine bequeme Lehre für Lumpe und Strohmer, und wer ſolche Dinge rede, dem ſollte man ein beſonder Zeichen in die Ohren hauen, damit jedermann ſich vor ihm hüten könne. Der Meiſter redete gründlicher dagegen, der meinte, das würde eine ſaubere Lebensweiſe geben und zuletzt thäte es unter den Menſchen zugehen ärger als unter dem Vieh. Es werde ſich wohl ſelten geben, daß zwei zuſammen kämen, welche ſich accurat zuſammen ſchickten, nichts Ungerades zwiſchen ſie käme, die nie Luſt kriegten auseinander zu laufen. Aber dafür iſt man auf der Welt, um

sich vertragen zu lernen, eins am andern Geduld zu üben und [illegible] muth an einander zu feilen, wie der Pfarrer sagt, daß man alle Tage besser wird, eins dem andern in den Himmel hilft, wie zwei, welche einander gegenseitig unterstützen, auch besser eine steile Bergwand erklimmen als eins alleine. Ich und meine Alte hatten manchen Strauß mit einander, aber bei jedem lernten wir was, und nach und nach kam's, wenn auch nicht vollkommen gut, doch so wie es ist, und ich bin zufrieden, und du auch Mutter, nicht wahr?

Aber warum so sich plagen und Mühe haben mit Feilen, am Ende hat man nichts davon, als sein Lebtag sich Zwang angethan und gelebt zu haben wie mit Stricken um die Füße und einem Knebel im Maul. Was hilft es Einem, daß man gefeilt worden, gestorben muß es doch sein und todt ist todt, so sagte Jakob. Da kam dann wohl aus einer Ecke eine Zwischenrede, daß man es ihm gönnen möchte, wenn es so wäre; wenigstens hofften sie ihn in jenem Leben nicht anzutreffen und solche gottlose Worte hören zu müssen. Und dann die Kinder, frug der Alte wohl, was soll aus diesen werden, wenn die Menschen zu leben anfangen wie die Hunde und wie die Katzen? Na die Kinder, sagte dann Jakob, die wird man nicht todtschlagen, die kann der Vater nehmen oder kann die Mutter nehmen, wer sie am liebsten mag, und mag sie keins, je nun so kann sie der Staat erhalten oder die Gemeinde und das Gesetz muß dafür sorgen, daß sie gehörig erzogen werden und gebildet. Das ist das Beste, da werden alle Kinder gleich erzogen, eins lernt was das andere und so wird dem Hochmuth und der verfluchten Aristokratie, wo Einer nicht bloß reicher, sondern auch gelehrter sein will, am gründlichsten ein Ende gemacht. Dann heulen auch die Mütter nicht so, wenn ein Kind stirbt, man kriegt nicht die Liebe, wie wenn man sie selbst haben muß, die doch manchmal Einem kömmt, man weiß nicht warum. So eine Liebe ist nur eine Plage, daß man Weh kriegt, wenn man von

einander muß und einander den Tod nicht gönnen mag und wehklagt, ſtatt daß man ſagen ſollte, es iſt ihm wohl gegangen und wir nicht übel. Die Liebe, ſei die dümmſte Sache von der Welt, eine ſelbſt gemachte Plage, wer wohl leben und gleichgültig ſterben wolle, müſſe ſcheut ſein, das Lieben laſſen, thun, was ihm wohl mache und meiden, was er nicht möge.

Während Jakob ſo redete, zog gerade die Liebe ein in ſeinem Herzen, und er predigte ſeine Lehre nicht mehr ſo aus bloßem Hochmuth und Andern zum Trotz, ſondern mit dem eifrigen Triebe, ſie Andern beizubringen und namentlich Eiſeli zu bekehren. Das Mädchen wuchs ihm alle Tage tiefer in die Seele, er ward unzertrennlich von dem Gedanken, das Mädchen müſſe ſein werden und ohne das Mädchen könne er nicht ſein. Es kam die Eiferſucht über ihn, der Trieb, dem Mädchen ſich angenehm zu machen auf jegliche Weiſe, der Widerwille einen Tag von Hauſe zu ſein, die peinliche Unruhe, wenn das Mädchen ausgegangen war, daß er nicht warten mochte, bis es wieder kam. Es war ihm, als könnte er alles, alles geben, was er hätte, wenn das Mädchen ihm einmal die Hand geben und freundlich ſagen wollte: Jakob, du biſt mir lieb! Dazu ſparte er keine guten Worte und zu gleicher Zeit bot er alle ſeine Gaben auf, Eiſeli zu unterrichten im entſchiedenen Fortſchritt, das Mädchen zu einer Anhängerin der freien Liebe zu machen, und in ſeinem Belehrungseifer ſchob er Dinge in ſeine Grundſätze hinein, die durchaus gegen ſeine Grundſätze waren. Er ſtellte Eiſeli vor, wie das ſo herrlich ſei, wenn man einander frei liebe, ohne Zwang und ohne Feſſel, Zwang ſei der Liebe Tod, und werde die Liebe zur Plage, ſo ſage man einander Adie! Das ſtehe Eiſeli frei wie ihm. Er wiſſe für ſich, daß er nie von Eiſeli laſſen werde, aber Eiſeli, ſo ſchön und talentvoll, könne einmal ein großes Glück machen in der Welt und da ſei ſie dann ja frei und könne ihn verlaſſen, ſo ſei der Vortheil ganz auf Eiſeli's Seite. Wolle ſie aber ſein ſein, ſo werde er ſie halten wie eine Königin, was

er aufbringe, wolle er ihr zu Füßen legen. Kleider müsse sie haben wie die vornehmste Madam und Handschuh tragen das ganze Jahr, denn er wolle nicht, daß seine Geliebte eine Sklavin sei oder gar eine Magd. Kurz, Jakob strich den Honig fingerdick auf und suchte Eiseli den Mund so süß zu machen als möglich, um sie in die Grundsätze der freien Liebe einzuweihen, jedoch durchaus vergeblich. Eiseli hielt ihn mehr als armslang vom Leibe und sagte ihm die derbsten Sachen. Er sei ein schlechter Bursche, wie die meisten seien, sie verführten die Mädchen, wischten das Maul und liefen weiter. So einer sei er und das erste Mal werde es nicht sein, daß er dies getrieben, aber dies Mal sei er am unrechten Orte.

Wenn er dann etwas verblüfft immer wieder von seiner Liebe anfing, so kriegte er eine Menge der schönsten Ehrentitel ganz nach Schweizer Manier. Er sei ein sauberer Lumpenhund, sagte Eiseli. Da mache er die Liebe runter und predige, man solle mit der Liebe sich nicht plagen, und handkehrum schwatze er von Liebe. Das sei eine saubere Liebe, die man nur haben wolle, so lange sie nicht plage, so lange man schmarotzen könne, sobald man aber was thun solle und auch was leiden um der Liebe willen, das Maul wische und weiter gehe. Von solchen Halunken habe sie schon oft gehört, aber noch keinen gesehen, er sei der erste, und sie wolle ihn noch recht anschauen, damit sie solche Böcklein kenne ihr Lebenlang. Eins hätte Gott vergessen, als er die Menschen gemacht, oder es seither nachbessern sollen: solchen Burschen wie er sei hätte er noch Hörner sollen wachsen lassen, so recht schöne lange krumme Bockshörner, Bocksbart hätten sie, es fehlten nur die Hörner, damit jedermann sie gleich erkenne für die, welche sie seien.

Es war wirklich sehr merkwürdig, wie der gute Jakob von der Liebe sprach, bald so, bald anders, wer bloß gesunden Verstand hat, würde nicht glauben können, daß ein Mensch bei gesundem Verstand und ohne Nebel so von dergleichen

Sachen reden könnte. Aber wer den Styl der jungen Schule, der Jakob eingetrichtert worden war, kennt, begreift dies vollständig. *Diese junge Schule braucht nämlich die Worte bald* so, bald anders in ganz verschiedenem Sinne. Sie betrachtet die Worte als hohle leere Formen oder Schachteln, in welche man je nach Bedürfniß oder Bequemlichkeit Sinn und Begriffe schieben und bergen kann, accurat wie z. B. es mit den Hutschachteln der Fall ist. So in eine Hutschachtel kann man thun Hüte von allen Farben, schwarze, weiße, röthliche wie Judenbärte, kann hinein thun Sommerhüte und Winterhüte, Stroh- und Seidenhüte und solche von ächtem Filz, wenn sie nämlich noch zu haben sind. So schiebt die junge Schule in die Worte die wunderlichsten Begriffe und Dinge, welche sich eben gleichen wie Stroh und Seide, wie schwarz und weiß. So ein Handwerksbursche nun kriegt diesen Styl in seinen sogenannten Singstunden, er weiß nicht wie, accurat wie er singen lernt ohne es zu wissen und ohne daß er was vom jedesmaligen Schlüssel weiß. Er braucht nun nach diesem Styl die Worte, spottet z. B. die Liebe aus als eine Plage, und damit meint er die Liebe, welche das Wohl und Weh des Geliebten empfindet, wunderbar aber geistig an dasselbe gefesselt ist; er lobt die Liebe schrecklich und streicht sie den Mädchen fingersdick vor und versteht unter Liebe nichts als die sinnliche Begierde, wie sie die Katze hat und der Hund. Wenn so ein Bursche schnarrt und quasi seufzt: O Maitli, dich lieb ich schrecklich, o welche Liebe ich im Leibe habe, so sagt er damit nichts Anderes als der Kater, der im Februar auf allen Dächern seine bekannte Melodie anstimmt. Wenn es zu Erklärungen kömmt, da werden solche Bursche selten verlegen, sie singen halt ganz einfach nach einem andern Schlüssel. Wenn z. B. ein Mädchen mit weinenden Augen und sonst noch was kömmt und jammert: Du hast mir ja gesagt, du liebest mich so schrecklich und jetzt willst mich nicht, bist du so schlecht, hast mich so angelogen? so sagt der Bursch ganz kaltblütig: An-

gelogen habe ich dich nicht, das iſt eine verfluchte Lüge! damals liebte ich dich ſchrecklich, aber jetzt iſts vorbei, und was kann ich davor, daß es vorbei iſt? Adie derweilen! Gut iſts jedenfalls, wenn man die Eigenthümlichkeiten dieſes Styls vor dem Unglück begreift und nicht nach demſelben, und daß Eiſeli denſelben deutſch faßte, daran war Jakob ſelbſt ſchuld, wie wir geſehen haben. Aber jetzt plagte ihn dies ſchrecklich und er klagt: beſtändig, Eiſeli verſtehe ihn gar nicht, denn er liebe ſie ſchrecklich, und was er geſagt, habe ſie nicht verſtanden, ihm den Sinn verdreht, und wenn ſie in ſein Herz ſehen könnte, ſo würde ſie ſehen, wie groß ſeine Liebe zu ihr ſei.

Jakob hatte wirklich recht, das Mädchen hatte auf ihn einen Eindruck gemacht, der nicht bloß ſinnlich war, ſondern mit jener wunderbaren unerklärlichen Gewalt, welche die wahre Liebe übt, tief in ſeine Seele reichte. Dieſe Gewalt unterjocht alle andern Gewalten im Menſchen, wird Herr über alle Kräfte, ſetzt alles an den Gewinn des Gegenſtandes ſeiner Liebe, der wirklich der Schatz ſeiner Seele, das Kleinod im Acker wird. Nun hätte Jakob willig Eiſeli ſeinen letzten Kreuzer geopfert, wenn Eiſeli das Opfer angenommen hätte. Seine Eiferſucht und Liebeſucht hatte ihm mehr als einen Buckel voll Schläge zugezogen, aber Jakob hätte ſich noch gar mancher Tracht unterzogen, wenn Eiſeli ihn derhalben nur einmal freundlich hätte bedauern wollen. Aber Eiſeli lachte ſein und ließ handgreiflich merken, daß ſie ihm noch einmal ſo viel von ganzem Herzen gegönnt hätte.

Als alles nichts half, begann er nach und nach auch ſeine Grundſätze zu opfern, jedoch anfangs mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, was man ſage, ſei nicht geſchrieben, und ſo lange etwas nicht unterſchrieben ſei, ſei man nicht daran gebunden. Der gute Jakob war auch noch der Meinung, wenn man dem Teufel ſich nicht förmlich verſchrieben und zwar auf Stempelpapier, ſo ſei man nicht des Teufels, und wenn man es nicht ſchriftlich von ſich gegeben, man ſei ein Spitzbube, ſo bleibe

man ein ehrlicher Mann, könne lügen, so viel man wolle und sei doch kein Lügner, sobald man sich nicht unterschreibe. Er begann von der Ehe zu sprechen. Er sagte, er für sich hätte gar nichts gegen dieselbe, sobald man seiner Liebe so von ganzem Herzen gewiß sei. Er habe früher nicht so gedacht, denn er hätte nicht gedacht, daß es eine so große Liebe geben könnte, jetzt aber empfinde er sie, jetzt wisse er was sie sei, und in solchem Falle sei die Ehe ganz am Orte, und von ganzem Herzen würde er in den Stand der Ehe treten und zwar noch heute.

Freilich hatte anfänglich Jakob den Gedanken als Reserve: wenn einmal die Freiheit eine Wahrheit und die freie Ehe zum Gesetz erhoben würde, so werde er als ein guter Staatsbürger sich in die vernunftgemäße Ordnung fügen. Aber allgemach gab er auch diesen auf, dachte: und wenn es sein müßte für immer, so sei es ihm recht, ein schöner Mädel gebe es nicht, eine bessere Hausfrau finde er nicht, und wer sie drei Jahre lang kriege, der solle billig sich verpflichten, sie dann ferner wenigstens noch dreißig Jahre haben zu müssen und dazu noch Gott danken für den vortheilhaften Handel. Diesen Handel zu schließen bot er alles auf, opferte seine Ansicht über die Ehe, ja er wollte sein Verlangen heimzukehren Eiseli opfern. Er erzählte Eiseli von seinen Vermögensumständen, und wenn er sich auch reicher machte als er war, so war doch, wie bei Manchem, nicht alles gelogen. Freilich sagte ihm Eiseli ins Gesicht, das werde sein wie bei Andern, das große Haus, welches ihnen gehöre, sei der Spital, das Landgut der Todtenacker, die Werkstätte das Zuchthaus. So habe sich schon manch arm Mädchen anführen lassen, einen halben Prinzen zu haben vermeint. Der Prinz habe dann vorgegeben, nach Hause zu reisen, um die Schriften in Ordnung zu bringen und seine Güter zu Geld zu machen, und wer nie wieder gekommen, sei jener Prinz gewesen, wahrscheinlich sei er auf seinen Gütern zurückgehalten worden, im Spital, im Zuchthaus oder auf dem

Todtenacker. Man kenne das Zeug hier, man ſei geſtraft ſattſam von Gott mit ſolchem Zeug für die ſchweren Sünden, und wie Gott über die Iſraeliten Heuſchrecken und Philiſter geſandt, um ſie zu quälen und zu verführen, ſende er über die Schweizer auch allerlei Ungeziefer, Mäuſe, Käfer, Franzoſen, Deutſche, ſogar Ruſſen, Schlingel von allen Sorten, daß man in allen Kirchen beten ſollte, daß er mit den Landplagen aufhöre und die Schweizer verſchone mit Läuſen und Mäuſen und ſolchem ungläubigen ſchlechten Volke. Ehedem wären ſolche Reden dem Jakob ins Haupt geſtiegen, Potz Himmelſapperment, wie hätte er gedonnert, wenn er ſie in Zürich oder Bern vernommen hätte, jetzt war es anders. Er gab zu, daß Verdacht und Vorwürfe verdient ſeien, daß es immer ſchlechte Leute gegeben habe und noch gebe, aber man ſolle einen Unterſchied machen, er ſei ein braver Burſche und würde ſich ſchämen, ein Mädchen anzuführen — wie Eiſeli, ſetzte er zögernd hinzu, da das Gewiſſen ihm in den Hals kam. Er ſei aufrichtig, und wenn Eiſeli wolle, ſo laſſe er ſein Vermögen her kommen, wolle ſich hier ſetzen, er und der Vater könnten das Geſchäft erweitern und Eiſeli ſollte die glücklichſte Frau im Thale werden. Wenn Eiſeli das nicht wolle, ſo ſei er der unglücklichſte Menſch und vielleicht mache er etwas, welches Eiſeli ihr Lebtag auf dem Gewiſſen haben ſolle, denn was frage er dem Leben nach, wenn er das Mädchen nicht haben könne! Wirklich folgte er demſelben wie ein Schatten und ſah aus zum Erbarmen vor lauter Liebe. Dem Mädchen aber ward er immer widerwärtiger, es fürchtete ſich faſt vor ihm, mied ihn ſo viel als möglich, abſonderlich das Alleineſein mit ihm.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Jakob macht einen Anſchlag, vernimmt unerwartete Dinge und kriegt eine unerwartete Antwort.

Da geſchah es doch einmal, daß Jakob ſich die Gelegenheit machte. Die Sonne ſchien ſchon ſchön im Thale, der neue Gemeinderath mußte eines Sonntags zu Gevatter ſtehen. Jakob hörte, daß ein Theil der Familie des Nachmittags an den Kindtauffchmaus gehen und jemand das Haus hüten müſſe. Er kalkulirte aus verſchiedenen Gründen, es werde vielleicht Eiſeli ſein, und wenn er fort wäre, ſo ſei Eiſeli vielleicht alleine, die Uebrigen gingen mit Vater und Mutter. Er putzte ſich alſo auf und ſagte, er wolle nach Interlaken gehen, werde ſpät oder vielleicht erſt morgen wiederkehren, und wanderte Brienz zu. Dort verweilte er in einem Wirthshauſe am See. Wunderſchön glänzte die Welt, als hätte unſer Herrgott ſie mit einem nagelneuen Gewande beſchenkt. Aber wenn es düſter iſt in der Seele, ſo mag die Sonne draußen ſcheinen ſo ſchön ſie will, die düſtere Seele ſieht es nicht. Böſes ſann Jakob nicht, dazu liebte er das Mädchen viel zu ſehr, aber Mittel und Wege ſuchte er, um es zu erhalten, dachte nach, was er ihm ſagen wolle, daß ſein Herz weich werde und nachgiebig ſein Sinn.

Im Wirthshäuschen aber war eine Frau Wirthin, welche in der Meinung ſtand, ſie ſei eine bedeutende Perſon in der Welt noch jetzt, beſonders aber bedeutend geweſen. Dieſe konnte nichts weniger leiden, als wenn ihre Gäſte ſannen und dachten; beides ihnen zu vertreiben, hielt ſie für ihre höchſte Pflicht. Sie ſetzte ſich alſo zu Jakob und unterhielt ihn auf ihre Weiſe. Es giebt zwei Sorten von Weibern. Die eine möchte alles wiſſen von allen Leuten, was ſie denken, was ſie haben, was ſie machen, was ſie eſſen, kurz alles intereſſirt ſie und mit Fragen werden ſie gar nicht ſatt, ſie fragen Knechte, Mägde,

Kinder, ja sie würden die Ziegel auf dem Dache fragen und die Steine vor den Häusern, wenn sie reden könnten. Die andere Sorte hat kein Interesse als sich selbst, sich betrachten sie als die Angel, um welche nicht bloß die Erde, sondern Sonne, Mond und Sterne sich drehen, meinen daher begreiflich sie und alles, was sie angehe, müsse die ganze Welt interessiren im höchsten Grade. Solche Weiber sind im Stande Einem zu erzählen, wie viel Flöhe sie im vergangenen Sommer vom Leben zum Tode gebracht, wie viele ihnen entronnen, wie weit sie gesprungen und wie keinem andern Floh solche Sprünge gelungen, als solchen, welche an ihrem Blute erstarket. Die Wirthin war von der letzten Sorte. Sie und ihr Mann lebten beständig in ungeheuer wichtigen Welthändeln, und es ärgerte sie nichts mehr auf der Welt, als daß nicht alle Zeitungen davon angefüllt waren. Das sei nur Mißgunst von bösen Leuten, welche es ihnen nicht gönnen möchten, daß es bekannt werde den Leuten, wie man mit ihnen umgehe, behauptete sie.

Diesem Uebelstand suchte sie bestmöglichst abzuhelfen dadurch, daß sie Allen, welche sie am Rockzipfel erfassen konnte, ihr Herz öffnete, doch leider nie bis auf den Grund, sintemalen nie Einer kam, der warten konnte, bis sie fertig war. Ihr Mann hatte gewöhnlich Händel mit den Gerichten und wurde auf die ungerechteste Weise gestraft unter dem Vorgeben, er habe überwirthet oder den Zoll umfahren oder brauche ungerechtes Maaß und Gewicht.

Diesmal aber lag ein schrecklicher Handel, welcher sie besonders anging, ihr zuvörderst auf dem Herzen und sie mußte immer und immer denken, wenn doch dies die Welt wüßte, was doch die Welt dazu sagen würde. Sie hatte nämlich einen sehr wichtigen Handel mit der Frau Pfarrerin wegen Eiern, man denke! Sie, die Wirthin, hatte sonst einen sehr bedeutenden Handel mit Eiern getrieben, hauptsächlich im Winter. Sie kaufte alle Eier, so weit sie kommen mochte, auf und be-

greiflich so wohlfeil als möglich und spedirte dieselben nach Thun oder gar nach Bern, hatte ein schön Profitchen nicht bloß, sondern hielt sich in Thun und Bern für eine wichtige und unentbehrliche Person, für eine Wohlthäterin des Vaterlandes, und erst da oben in den Bergen hielt sie sich für hochverehrt, da man es ihr alleine zu verdanken hätte, daß den Winter über ein schön Stück Geld mit den Hühnern zu verdienen sei, wer ihnen nämlich den Verstand machen könnte, auch den Winter über zu legen oder die sogenannten Auzusteier aufzubewahren, daß sie noch verkäuflich wären. Die Wirthin machte den Preis, und wenn in Bern drei Eier zwei Batzen galten, so zahlte sie oben im Thale für sieben Eier zwei Batzen, las die faulen aus, legte sie bei Seite und dann, wenn die Verkäuferin fort war, wieder zu den andern, was ein sehr Erkleckliches ausmachte. Uebrigens gab sie selten baar Geld, sondern etwas aus der Wirthschaft, und gar manche Frau trank zuweilen verstohlen einen Schoppen, welchen sie nie gekriegt hätte, und bezahlte ihn mit Eiern. Es kömmt den Weibern kommod, daß sie, wenn sie Eier aus dem Hause tragen, nicht gaggeln müssen wie die Hühner, wenn sie dieselben legen. Potz Himmeltürk, wie da die Welt auf einmal voll Gaggelns würde und wie viele Weiber verblüffte Gesichter kriegten! Jetzt — man denke, mindert der Wirthin Anfangs Winter der Zufluß der Eier, mit der größten Mühe treibt sie wenige auf, sie sendet Boten aus, und diesen geht es fast wie den Knechten im Evangelium, sie brachten statt Eier lauter Ausreden heim. Hier hatte der Fuchs die Eier gefressen, dort sogar die Hühner, hier hatten die Hühner sich noch nicht vom Mausern erholt, dort verlegten sie die Eier, ja waren sogar verhext und man hätte nach Unterwalden gesandt um Hülfe, und nächstens würden zwei Kapuziner kommen, die Hühner zu besprechen und zu lösen. Das kam der Wirthin sonderbar vor, aber ehrlich und aufrichtig wie sie ist, wie ein neugebornes Kindlein, glaubt

sie es doch und denkt daran, auch eine Steuer an die Kapuziner zu geben, obgleich es sie nichts angeht.

Da kam eines Abends, so erzählte sie Jakob, als kein Mondschein war und ich Erdäpfel schälte, an die Eier und an die Kapuziner dachte und es mich wunder nahm, wie die es machten, um die Geister, welche das Legen verhielten, aus den Hühnern zu jagen, ein Weib zu mir und frug: Wie geht es, Wirthin und wie läuft dein Eierhandel? Ach Gott, da kam mir das Elend über das Herz und ich packte es der Frau aus und sagte ihr, wie wir das Geld so nöthig hätten, da mein Mann im vergangenen Jahr auf eine verfluchte Art gestraft worden, wie es vor Gott und Menschen nicht recht ist, nein, sie ist es nicht, und wenn das Kalb, der Gerichtspräsident, da wäre, an den Grind hinan sagte ich es ihm, und jetzt schlage das Unglück in die Hühner und Eier gebe es keine in diesem Winter, ich hinterfinnete mich fast, und deswegen mehrten sich doch die Eier nicht. Da sagte die Frau, es ist mir, es sei erst gestern gewesen: Du kannst mich von ganzem Herzen dauern, und deswegen komme ich zu dir, du mußt wissen, wie man es dir macht. Weißt, es fehlt den Hühnern hell nichts, Eier giebt es, nie mehr, aber es ist Eine und zwar nicht weit von dir, die pfuscht dir ins Handwerk, sie giebt zwei Batzen für sechs Eier und nimmt es mit den faulen nicht so genau. Die Weiber reden dir nach, du habest es mit den faulen wohl stark gemacht und sie noch behalten, die Andere giebt sie zurück. Da wars mir, als schlüge mich Einer mit dem Holzschlägel auf den Kopf, und ich hatte lange keine Sprache mehr, accurat als hätte mich der Schlag, Gott behüt uns davor, getroffen. Das erste, was ich sagte, als sie mir wiederkam, war, daß ich fragte: Und wer ist das Lumpenmensch, welches sich untersteht, dem fahre ich noch diesen Abend mit meinen Zehn z'Acker auf seinem Gesichte. Zweifle, sagte die Frau, es ist Eine, an die du nicht sinnest und die es nicht nöthig hätte, es hält ihr auch niemand viel darauf, die Pfarrherrin ists!

Ja da war mir erſt nicht zu helfen, ich glaubte, es wolle mich tödten. An die hätte ich zuletzt gedacht. Ja wenn ſolche Weiber, deren Mann einen ſolchen Lohn hat und ihn nur mit dem Maul zu verdienen braucht, anfangen wollen mit Handeln und armen Leuten das Brod vor dem Maul wegnehmen, ja dann hats gefehlt, und der Pfarrherr hat recht, wenn er ſagt, die Welt werde alle Tage ſchlechter, er kann es am beſten bei ſich ſelbſt abnehmen. Sie iſt die dümmſte Gans, welche auf zwei Beinen läuft, hat keine Zähne mehr im Maul, ein Geſicht wie eine Krähe, wenn ſie ſtudirt, und ſonſt iſt nichts mit ihr; daß der das in Sinn käme, hätte ich nie gedacht. Die ſchickt ſich für das Handeln wie eine alte Pfanne zu einem Sonntagshut. Und was das ſchlechteſte von der Sache iſt, denkt doch nur! Am Neujahr war es ſieben Jahre, da wollte uns eine alte Gans krepiren. Glücklicherweiſe ſah ich es zu rechter Zeit, hieb ihr geſchwind noch den Kopf ab, aber was nun mit ihr machen? Es ekelte uns, ſie ſelbſt zu eſſen. Aber wenn niemand was in Sinn kömmt, ſo fällt mir was ein; was mache ich? Ich rupfe ſie, Flaum hat ſie gehabt, es war eine Pracht, er iſt jetzt im Deckbett in unſerer Herrenſtube, und ſchicke mein Mädchen, welches eben in die Unterweiſung ging, mit der krepirten Gans ins Pfarrhaus und laße ſagen: wir möchten auch mal gerne ein Zeichen thun dem Herrn wegen unſerer Zufriedenheit, wir hätten es ſchon längſt gethan, aber nicht gewußt, was ihnen anſtändig ſein könnte. Wir hofften, die Gans könnten ſie brauchen aufs Neujahr und ließen ihnen ein gutes und glückhaftiges wünſchen. Und was die danken ließen und wie ſie Manöver gemacht, wie herrlich die Alte geweſen und wie ſie lange nie was ſo Delikates gegeſſen, es iſt nicht zu ſagen! Wir lachten uns faſt zu Tode und jetzt macht die dreiſtige Frau ſo einen Streich und handelt mit Eiern. Ja wenn des Pfarrers Weiber ſo ſchlecht werden und Einem an nichts ſinnen, weſſen ſoll man ſich dann von Andern gewärtig ſein, denket doch!

Nachdem nun diese Einleitung vorbei war, begann die Wirthin den gegenwärtig fürchterlich entbrannten Krieg zu erzählen, begann begreiflich mit der Kriegserklärung, und Jakob mochte machen was er wollte, sinnen und denken konnte er nicht, die Wirthin wußte sich der Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu versichern, sie forderte alle Augenblicke eine Zustimmung: nicht wahr, das war — recht — schlecht, verflucht, hättet ihr geglaubt, was sagt ihr zu solchem, kennt ihr Kirchenvogts Vaters Bruders Sohns Mädeli u. s. w.? So redete und frug die Wirthin auf den Jakob ein und nagelte ihn mit ihrem Reden gleichsam fest, hielt ihn daran wie an einem Strick und zog ihn wieder nieder, wenn er aufstehen wollte, daß ihm himmelangst wurde, er käme nicht fort zu rechter Zeit und habe umsonst seine Klugheit aufgeboten und einmal auch einen ordentlichen Plan geschmiedet. Glücklicherweise kamen andere Gäste, diesen fing die Wirthin den Handel von vornen an und ließ einstweilen Jakob los. Den Augenblick benutzte er, zahlte, ging, aber statt an weitere Pläne zu denken, mußte er immer und immer kauen am Zorn über die Wirthin und mußte denken: wie manchmal des Tages sie von vornen anfangen müßte, und wenn man dort sitzen bliebe bis drei Tage nach dem jüngsten, ob man wohl das Ende der Geschichte zu hören kriegte? Erst als er dem Häuschen näher kam, stellten sich seine Gedanken wieder fest auf das, was er daheim wollte, aber nun kam über das klare Denken das Bangen: finde ich Eiseli oder finde ich es nicht, alleine oder nicht?

Mit klopfendem Herzen, ganz klein, wie ein Knabe in der Mutter Obst- oder Milchkammer, trat er in die Stube, da saß Eiseli hinter dem Tische und las in der Bibel. Als sie aufschaute und Jakob sah, flog es über ihr Gesicht wie wenn eine schwarze Wolke über die Sonne zieht, Jakobs Gesicht dagegen erglänzte wie in der aufgehenden Sonne. So ists bekanntlich alle Tage in der Welt, hier geht die Sonne unter und schwarz wird es vor den Augen, und dort geht sie

auf, vergoldet alles mit ihrem Scheine. Jakob grüßte lang und schön, Eiseli kurz und trocken, wollte aufstehn und gehen. Jakob protestirte, er wolle Eiseli nicht vertreiben, sagte er, er dächte, es sei für beide Platz da. Eiseli antwortete, das sei ihr bekannt, aber er werde was essen wollen, da er schon da sei und dies wolle sie bereiten, damit er wieder gehen könne, denn ein solch lang Stück vom Sonntag werde er doch nicht zu Hause bleiben wollen. Er begehre nicht zu essen, sagte Jakob, aber ein vertraut Wort mit Eiseli zu reden. So, meinte Eiseli, also ein abgekartet Spiel! Meinethalb, aber Jakob seht euch vor, ihr seid an der Unrechten, und somit setzte Eiseli sich wieder hinter den Tisch und war Jakobs Rede gewärtig oder dessen, was er weiter wollte. Nun war Jakob gar nicht kuraschirt wie ein Soldat, der sich ganz resolvirt hat, wenn er zum Sturm einer Batterie kommandirt wird, sondern er war vom Reden der Wirthin ganz weich geworden wie ein weich gesottenes Ei.

Aber eben in seiner Weichheit sprach der Jakob ganz schön, wie er sein Lebtag nie gesprochen hatte, daß er selbst ganz gerührt wurde durch und durch. Er sprach von seiner Liebe, wie das Herz ihm so voll sei davon und zwar nicht von vergänglicher schlechter Liebe, wie man sie heutzutage habe, sondern von ächter ewiger Liebe, die halte bis wenigstens ans Grab. Er sprach von seinem Vermögen und welch Leben man mit demselben hier im Thale führen könne und wie es der ganzen Familie zu gut kommen solle. Er frug Eiseli, ob sie denn was Schlechtes von ihm wisse, ob er für einen Kreuzer vertraut, ob er das Handwerk nicht verstehe, nicht fleißig sei. Sie solle ihm doch einmal allen Ernstes sagen, was sie an ihm auszusetzen hätte. Er sei doch ein Bursche, der sich mit jedem messen dürfe, und er denke doch nicht, daß sie ihn verstoßen wolle, bloß weil er ein Fremder sei. Er habe ja nichts Unehrliches von ihr begehrt und wolle ja in rechtmäßiger Ehe sich hier niederlassen. Ja das wolle er, hier bleiben, sei es

nun lebendig oder todt. Nein, Jakob, sagte Eiseli, keins von beiden werdet ihr. Ihr werdet, wenn die Matten grünen und die Arbeit geht, euch so sachte nach der Heimath wenden und sehen, ob die Großmutter noch lebt. Die hat euch erzogen, und was Gutes an euch ist, daß ihr nicht stehlt und sonst schlechte Sachen macht, das habt ihr derselben zu verdanken, und seid ihr dieser nicht treu, sondern abtrünnig, so seid ihr keinem Weibe treu, sondern allen abtrünnig. So wird es auch sein, und darum mag und will ich euch nicht und wenn ihr noch einmal so fleißig, geschickt und reich wäret — denn euch, Jakob, fehlt die Hauptsache. Und diese wäre? frug Jakob.

Ihr wißt, was ich meine, antwortete Eiseli, ihr habt keine Religion, seid kein Christ. Ja was geht das das Heirathen an? frug Jakob. Ja, das geht das Heirathen an, sagte Eiseli, ob Einer ein Christ ist oder nicht, den dreieinigen Gott anbete und verehre oder nicht. Etwas muß der Mensch haben, was er anbete und worauf er sein Vertrauen setze, hat der Pfarrer gesagt, und welchem er opfert alles, was er hat. Verehre nun Einer nicht den allein selig machenden Gott, so habe er einen Götzen und manchmal sei er selbst der Götze, auf den er alles setze, von ihm alles Gute erwarte. Wer Gott als ein Christ anbete, der opfere Gott seine Sünden, suche alle Tage besser zu werden, den Nächsten zu lieben als sich selbst, Treue zu halten, und von seinem Weibe scheide er nicht und seiner Haushaltung thue er Vorsorge und sei sanftmüthig und von Herzen demüthig. Mit einem solchen Manne sei ein Weib glücklich, da wisse sie, er trage ihre Fehler, bessere sie und bänge ihr nicht noch größere an, reize sie nicht zum Zorne, zur Weltlust oder andern Lastern, sie wisse, er falle nicht schlecht aus, ein Christ werde alle Tage besser; wer aber der Welt Knecht sei, werde hin- und hergeworfen, werde alle Tage anders, bis ihn endlich ein Laster so recht herzhaft bei den Haaren fasse und ins Verderben reiße. Sie sei sicher, daß jener sie keinem Götzen opfere mit Leib und Seele, wie tausend und

abermal tauſend Weiber von gottloſen Männern geopfert würden, erſt ſchlecht gemacht an der Seele, dann einem frühen erbärmlichen Tode verfielen. Ein Chriſt habe ein Gewiſſen und wiſſe, daß es eine Verantwortung gebe und daß Gott ihm meſſe nach dem Maaße, mit welchem er Andern gemeſſen, daß Weib und Kinder ihm nachkämen ins andere Leben, daß er ſie nicht los werde, ſo wenig als ein Menſch ſeinen Schatten, daß ſie vor Gott über ihn Zeugniß reden müßten, ob er treu an ihnen gehandelt als wie ein Chriſt oder untreu als wie ein Heide. Wenn ich heirathe, was aber kaum geſchehen wird, ſo will ich gut heirathen, will mein Glück machen. Aber dumm und blind, wie viele Mädchen, bin ich nicht, die ihr Glück machen wollen und auf Reichthum oder ein gut Gewerbe ſehen. Was hilfts der Frau, wenn der Mann Geld wie Steine hat oder ein Ausbund von Geſchicklichkeit iſt, wenn er auch ein Herz von Stein hat, gegen die Frau ein Unflath iſt, wenn er geizig, verſchwenderiſch, zänkiſch, liederlich iſt und anderm Weibervolk nachläuft. Geld und Kunſt können dahin gehen, was hat dann die Frau, wenn der Mann ein Unchriſt iſt? Wer aber einen Chriſten zum Mann hat, der erheirathet Liebe und Friede, dieſe gehen über allen Verſtand, vergehen nicht, wachſen täglich und machen jede Lage ſüß.

Ja, ſagte Jakob, Liebe und Friede kann man haben, ohne daß man alles glaubt, was Einem vorgeſagt wird und ja freilich, Tugend und Sittlichkeit ſind recht und wir billigen ſie auch, und um ein guter Mann zu ſein, braucht man kein Chriſt zu ſein, das wäre ja ſchlimm und gar zu übel ging es vielen Weibern. Glücklich machen wolle er Eiſeli und ihr treu ſein, da ſolle ſie nur gar keinen Kummer haben, ſo währ er der Jakob ſei, halte er Wort. Schlechtes wiſſe ſie ja nichts von ihm, und das ſei ja die wahre Religion, wenn man recht lebe, vernunftgemäß und zwar aus Freiheit und eigenem Antrieb und nicht wegen des Lohns im Himmel und wegen der Furcht vor dem Teufel.

Schlechtes weiß ich nichts von euch, Jakob, vielleicht wenn ich euer früheres Leben kennen würde, wär's anders. Hier hattet ihr eben nicht Gelegenheit, wenn ihr sie gehabt hättet und die Menschen um euch anders gewesen wären, wäre es vielleicht auch anders. Eure Religion ist keine Religion für Christen, sie besteht darin, daß ihr thun dürft, was euch jedesmal gut dünkt, dem sagt ihr vernunftgemäß, ich habe das schon manchmal so erklären hören, wenn auch nicht mit diesen Worten. Was euch gut dünkt, ist recht, und Liebe und Friede sind schön, so lange sie vernunftgemäß sind, d. h. so lange es euch wohl gefällt, und einem Weibe seid ihr treu und sorget für dasselbe, so lange ihr dieser Ansicht seid, euch nichts Anderes einfällt oder Andere euch nicht eine andere Ansicht einbläuen. Wer sein ganzes Lebensglück auf die Ansicht und das Gutdünken eines wetterwendischen Menschenkindes baut, der hat auf Sand sein Haus gebaut, wo es nicht einmal großen Wind und Wasser braucht, um es auf den Kopf zu stellen. Ihr habt ja auch einmal Gott Treue gelobt, habt aber dann eure Ansicht geändert, verleugnet ihn jetzt, wie lange würde es gehen, bis ihr euer Weib verleugnen würdet? So ein Weiblein ist noch lange nicht Gott.

Ja, sagte der Jakob, das ist nicht ganz das Gleiche, von einem Weibe merkts der Mann, daß es da ist, aber wo merkt man Gott? Und Beispiele hat man auch, daß ein Christ seine Ansicht geändert oder ein höllisch böser Ehemann geworden ist, da ist ein Mensch wie der andere, Christ oder nicht Christ.

Jakob, sagte Eiseli, wer Augen hat die sehen und Ohren die hören und einen Verstand zum Begreifen, der merkt den großen Gott hundertmal besser als so ein klein Weiblein, und wer ihn einmal merkt so recht von Herzensgrund, fällt nicht wieder von ihm ab, wird nicht von jedem Wind der Lehre hin und her beweget. Er geht immer den Fußstapfen nach in Regen und Sonnenschein, welche der eingedrückt hat auf der

Erde, welcher das Kreuz vorangetragen hat, in deſſen Anblick wir heil werden ſollen von unſern Sünden. Gott iſt der Ewige und Unveränderliche, in ihm iſt kein Schatten der Umkehr, er hat das feſte Wort gegeben, an welchem kein Düpflein vergehen ſoll und wenn Berge und Erde vergingen. Hier iſt Beſtändigkeit und Treue, hier iſt ein Fels, der nie wanket, und wer dieſem Gott angehöret und treu iſt in Glauben und Wandel, dem dürfen die Menſchen trauen, der iſt treu und feſt, wird nicht umgekehrt, wie man einen Handſchuh kehrt, an einen ſolchen kann, darf ein Mädchen kommen, darf ihm vertrauen, daß er ein Mann, ſein Stab und ſeine Stütze, ſein Glück und ſeine Freude ſein und bleiben werde für und für und nicht bloß dieſſeits, wie ihr ſagt, ſondern auch jenſeits. So meine ich es, Jakob, ſchloß Eiſeli.

Ja, ſagte Jakob, es iſt dann gar nicht geſagt, daß ich nichts glaube. Ich glaube an Recht und Tugend und ein göttlich Weſen in uns und es iſt eine Möglichkeit, daß Chriſtus ein guter Mann geweſen und daß es ſchön wäre, wenn Alle ſo wären, je nach ihren Umſtänden und der Möglichkeit, und daß man die Erde ſo einrichten ſollte, daß es Allen wohl wäre, das glaube ich auch.

Faren und Flauſen glaubt ihr, ſagte Eiſeli, machet die Kreatur zu Gott und die Erde, wo Eſſen und Trinken iſt, zu enerm Himmelreich, und das iſt nicht Chriſtenthum, ſondern Heidenthum, und bei all eurer Weisheit wißt ihr nicht, was Chriſtenthum iſt, habt euch was aufſchwatzen laſſen und ſchwatzt es wieder in den Wind hinaus, ohne zu wiſſen, was ihr ſagt. Ihr ſeid trotz dem, daß ihr euer Handwerk kennt, ein dummer Burſche und am Verſtand noch ganz jung und ohne Bart, macht euch groß mit Worten wie ein Bube, welcher in die Unterweiſung geht mit Fluchen oder der erſten Tabakspfeife, und habt von Gelehrten mit Schnäuzen, auf die ihr euch immer beruft, was läuten hören und wißt nicht was und plappert es nach, weil es euch kommod iſt und ihr meint, es

ſei die allerhöchſte und allerneueſte Weisheit, und habt all euer Geſchwätz nie eine Viertelſtunde lang geprüft. Ihr habt es angenommen wie ein fünfjähriger Bube die erſten Hoſen anzieht und ſtolzirt darin herum wie der Bube in den neuen Hoſen und ſeht niemand als euch ſelbſt. Daß ihr Liebe zu mir habt, glaube ich nicht, ich ſoll nichts als ein Opfer ſein, welches ihr euerm Götzen ſchlachtet. Und das alles wißt ihr vielleicht nicht, denn euer Verſtand begreift eben nichts und prüfen thut ihr nichts. Thätet ihr es, ſo hättet ihr längſt an den Geſchöpfen bemerkt und angeſchauet Gottes Herrlichkeit und hättet verglichen das Leben, welches die Chriſten führen und das, welches die Neumodiſchen und Neumodiſch-Gläubigen führen, und hättet gemerkt, warum es euch in den einen Häuſern wohl iſt, in den andern übel und daß, wer ins Zuchthaus kömmt, zumeiſt nie in der Kirche geſehen ward und daß all die Unglücksmacher und Saufbrüder Gottloſe ſind, die an kein ewig Leben glauben, ſondern nur dafür ſorgen, daß es dem Schweine wohl ergehe. Ich bin nur ein Mädchen, aber ſchämen müßte ich mich, nicht zuſammenreimen zu können den Glauben und das Leben der Leute und es hat es euch doch der liebe Gott ſo dicht vor die Naſe geſetzt, damit, wenn euch die Augen fehlen, ihr es doch riechen könntet. Aber an euch wird Hopfen und Malz verloren ſein und ihr werdet beſtimmt ſein zu einem Exempel, wie dumm heutzutage euer Gattig ſei. Darum ſetzt nur ab, ich will und mag euch nicht, nehmt den Weg unter die Füße, macht daß ihr heim kommt, vielleicht daß die Großmutter euch den Staar ſticht und dem rechten Licht wieder Oeffnung macht.

Durch dieſe ſchwere Rede ward Jakob hart getroffen, ſagte ihm doch das Mädchen Dinge, welche dem Jakob ſeit ſeiner Großmutter Zeiten nie geſagt worden waren, aber wie ihm auch der Zorn krabbelte auf der Stirne, unten im Herzen fühlte er ſich doch getroffen und zwar ſcharf wie ein Ritter, dem im wildeſten Rennen eine Lanze durch das Herz fährt.

Die Hand ſinkt vom Zügel, die Augen verglaſen, die Muskeln löſen ſich, das Rennen iſt aus. Jakob hatte die Frechheit nicht, die Wahrheit, welche ſich ihm handgreiflich aufdrängte, zu verläugnen, die Frechheit der jungen Schule, welche alles für erlaubt hält, was ihr dient, er konnte noch nicht wiſſentlich lügen. Der Sinn für Wahrheit erhob ſich in ihm, Nebel flogen weg, Erfahrungen ſtellten ſich dar, daß er ſich verwundern mußte, ſie früher nicht ordentlich gewürdigt zu haben, er mußte ſich ſagen, das Mädchen hätte etwas recht.

Das Mädchen faßte ihn praktiſch, nicht theoretiſch, und die Liebe bahnte dem Glauben den Weg. Das iſt weder neu noch unglaublich, denn wo iſt ein Glaube auf Erden, welchem Liebe, Liebe zum Leben oder Liebe zu einem Mädchen, nicht den Weg gebahnt hätten? Wie Viele wurden aus Liebe nicht Türken, Juden, Heiden von allen Sorten, warum ſollte endlich einmal Einer aus Liebe nicht auch Chriſt werden können? Indeſſen geſchah dies denn doch nicht ſo, wie Buben in eine Pfütze ſpringen und wieder hinaus, ſondern Jakob ſagte: er wolle aufrichtig ſein und ſagen, vielleicht möge Eiſeli recht haben darin, daß er die Sache zu wenig geprüft, daß er ſich durch Vorurtheile habe hinreißen laſſen. Er wolle geſtehen, er ſei gar zu altväteriſch erzogen worden, und als er in die Welt unter andere Menſchen gekommen, habe er gleich geſehen, daß ſein Glaube nicht mehr paſſe, vielleicht ſei da aber der Sprung zu groß geworden, denn das ſei eben das Schwerſte, am rechten Orte ſtehen zu bleiben. Wenn es ein junger Burſche nicht könne, ſo müſſe man es ihm nicht ſo übel nehmen, dies ſei ſchon alten grauen Häuptern und ſogar Staatsmännern begegnet, ganz ausgelernten, welche alles könnten, ſogar rechnen an den zehn Fingern, welchen nichts fehlte als ein wenig Franzöſiſch. Aber ſelbſt ſei der Mann und zum Prüfen ſei man ja auf der Welt und hier ſei er gerade am rechten Orte dazu, und er ſei überzeugt, daß wenn Eiſeli ſeine Ehrlichkeit und

Aufrichtigkeit sehe, so werde sie ihm hold werden und nicht nein sagen, Einen, der sie mehr liebe, kriege sie nicht mehr.

Da sagte Eiseli: wolle er ein Christ werden, so freue es sie von ganzem Herzen, und wenn er recht prüfe, so sei sie überzeugt, er sehe die Wahrheit, auf wie lange wisse sie freilich nicht, denn er scheine ihr einer von denen, in welche in jedem Hause und in jeder Pinte ein anderer Geist fahre. Doch ihretwegen solle er das nicht thun, sondern um seiner Seele willen, sie müsse sagen, sie sei ein schwach Mädchen und nicht der liebe starke Gott, der Herzen und Nieren prüfe. Sie möge ihn nicht, sie könnte ihm nie trauen, sie habe seine leichtfertigen Worte gehört und die könne sie ihm leider Gott nicht vergessen, sie kämen ihr immer in Sinn, wenn sie mit ihm beten würde, und je frömmer er sich stellte und vielleicht es auch wäre, so müßte sie doch immer denken, es sei geheuchelt, im Herzen sei es ganz anders und es komme mal die Stunde, wo die allmächtige Hand Gottes in ihn fahre, auswendig mache das Inwendige, an die Sonne kehre, was hätte verborgen bleiben sollen, den alten Unglauben und die alte Leichtfertigkeit. Diesen Unglauben an ihn solle er ihr nicht für ungut nehmen, müsse sich doch der liebe Gott Jakobs Unglauben gefallen lassen, und sei doch der ganz ein anderer und seine Herrlichkeit geoffenbaret seit Jahrtausenden, während Jakobs bessere Worte noch keine Stunde alt seien.

Es sei doch ein Unterschied zwischen Gott und ihm, sagte Jakob, ihn sehe Eiseli, aber Gott nicht. Allweg, sagte Eiseli, ist ein Unterschied zwischen Gott und euch. Gottes Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ist bestätigt und sein Wort ist fest, von euch weiß man nichts, als daß ihr gestern so gesprochen, heute anders und vielleicht morgen wieder anders. Darum habt ihr kein Recht, Glauben an euch zu fordern. Aber eben das ist ein Elend und ein Zeichen, daß ihr noch immer euer eigener Götze seid, daß ihr den Glauben an eure Person und euer Geschwätz fordert, welchen man bloß und

alleine Gott ſchuldig iſt, eine ſchauderhafte Verkehrung der Dinge, wenn man weiß, wie armſelige Menſchenkinder und Tröpfe ihr ſeid.

Das ſolle ſie erfahren, ſagte Jakob, ob er wirklich ſo ein armſeliger Tropf ſei, dem man nicht glauben könne. Irren ſei menſchlich und ſchon andern Majeſtäten begegnet, aber aufrichtig ſei er und ein Heuchler niemals geweſen. Das glaube ſie wohl, meinte Eiſeli, aber ein unbeſtändiger Menſch ſei ſo unzuverläſſig als ein Heuchler, und das Beſte wäre, er ginge weiter. Das thue er nicht, ſagte Jakob, außer wenn ihn der Meiſter ſchicke. Wenn aber Eiſeli meine, er ſolle jetzt gehen, weil ſie nicht gerne hätte, wenn man ſie bei einander antreffen würde, ſo wolle er das gerne thun, er möchte Eiſeli für ſein Leben keine Ungelegenheit machen.

Da ſtand Eiſeli flammend roth auf und ſagte: Was bildet ihr euch ein, Jakob! Und wäre ich ſieben Wochen mit euch allein, ſo hätten mich doch die Eltern in keinem Verdacht mit euch. Das mag euch wohl begegnet ſein, daß ihr davon laufen mußtet, wenn ihr jemand kommen hörtet und daß man euch gehen hieß, weil ſchlechte Menſchen ein ſchlecht Gewiſſen hatten. Aber hier könnt ihr ruhig bleiben, Eiſeli wird nicht verdächtig!

Und in der That, als die Familie heim kam, war ſie wohl verwundert Jakob anzutreffen, aber nicht wegen ſeinem Alleinſein mit Eiſeli, ſondern daß er gegen ſeinen Vorſatz ſo früh heim ſei. Er habe geglaubt, ſagte der Meiſter, er wolle auch einmal blau machen. In Interlaken gebe ſich das wohl am beſten, dort ſeien ſogenannte Sommerherren, welche im Winter ſieben Tage in einer Woche blau machten, da hätte man Geſellſchaft. Jakob hatte irgend eine Ausrede, warum er gar nicht in Interlaken geweſen und darum ſo früh heimgekommen. Man nahm dieſes auf Treu und Glauben an und kein Menſch dachte an was Weiteres.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Um der Liebe willen läßt der Jakob ſich herab und will das Chriſtenthum prüfen und wie da das Chriſtenthum über ihn kömmt und ihn prüft.

Nun alſo wollte Jakob prüfen und forſchen, was am chriſtlichen Glauben ſei, ob er ein Chriſt werden könne oder nicht, d. h. ob er auch den Glauben kriegen könne an das, was man nicht mit fünf Fingern greifen kann, etwas mehr als das ſogenannte Vernunftgemäße. Denn er hatte es, wie oben angedeutet worden, wie viele Gelehrte, welche ſagen, es ſeien ganz ſchöne Sachen im Chriſtenthum, welche ganz von der Vernunft beſtätigt und gut geheißen würden, und wegen dieſer ſchönen Sachen und ſo weit ſie gingen, ſeien ſie auch Chriſten, und alſo ſei es eine verfluchte Lüge, wenn man ſage, ſie ſeien keine Chriſten, ſie ſeien beſſere Chriſten, d. h. von ihrem Standpunkte aus, als die, welche ſie verläumdeten und verdächtigten. Und wenn man ihnen dann ſagt, glaubt ihr dies, glaubt ihr jenes, glaubt ihr an Chriſtus? ſo fahren ſie mit einem Kauderwelſch um dieſen Standpunkt herum, daß man ſtumm wird und am Ende ſo viel hat als ein Jäger, der mit einer langen Stange im Nebel herum nach Schnepfen und Enten geſtochen.

Nun alſo der Jakob wollte prüfen, ob im Chriſtenthum neben den ſchönen Sachen, welche er bereits kannte, noch andere ſeien, welche ebenfalls ſchön ſeien, daß ein Gebildeter ſich ihrer nicht zu ſchämen brauche. Ach der gute Jakob begriff ſo wenig als mancher andere Gelehrte, was eigentlich Prüfen ſei und worauf es dabei ankomme, weder auf Griechiſch noch Hebräiſch, weder auf Hegel noch auf Hengſtenberg, ſondern auf das Armſein im Geiſte und das aus der Wahrheit Sein, daß man des Hirten Stimme hört. Einer, der verflucht gelehrt

thut und alle Tage was Neues weiß, um Professor zu werden, wenn auch nur provisorischer, und Einer, der um ein schön Mädchen buhlt und es nicht bloß provisorisch, sondern zur wirklichen und ordinären Frau kriegen möchte, sie taugen beide nicht zum Prüfen, sie suchen halt die Wahrheit nicht, sondern sie suchen halt was, um damit was zu kriegen, eine gute Professur, eine schöne Frau oder gar einen Orden. Indessen an Unfähigkeit denkt so ein Jakob nicht und so ein Professor, wenn er aus der neuen Schule ist, sondern er glaubt an die eigene Unfehlbarkeit noch viel fester als irgend ein Papst, und wenn er zehnmal irrt, ja zehnmal des Tages seine Ansicht ändert, so glaubt er doch alle Tage fester an seine Unfehlbarkeit.

Nun der Jakob begann also zu prüfen, d. h. er machte es wie bei dem seligen Mütterchen, er machte weniger Opposition in die religiösen Gespräche hinein und was da gesagt und ausgelegt ward. Besonders was Eiseli auslegte, begann ihm zu gefallen und viel besser und schien ihm viel vernunftgemäßer, als was das alte Mütterchen ausgelegt und gesagt hatte, was die meisten meiner Leser und Leserinnen begreiflich und naturgemäß finden werden.

Ferner ging er zur Kirche, aber dies kostete ihn sehr viel, er schämte sich vor den Menschen. Was werden sie sagen, dachte er, wenn sie dich, den Jakob, in der Kirche sehen? Himmelsapperment, wie werden sie dich auslachen, die Kinder auf der Straße werden dir nachlaufen und in kein Wirthshaus hinein darfst du mehr. Indessen die Kinder auf der Straße liefen ihm nicht nach, die meisten Menschen achteten es eben so wenig, daß er jetzt kam, als sie früher sein Ausbleiben bemerkt hatten, nur einige Schnapphähne der Sorte außen fix und innen nix zogen ihn auf und frugen: ob er Betschwester werden wolle. Bei denen entschuldigte er sich stark und sagte, er sei ein grausamer Liebhaber vom Gesang, und da man hier keine Liedertafel hätte, so müsse er in die

Kirche gehen, wenn er ſingen hören wolle. Es ſei Einer ein ſchlechter Schütze, wenn er keine Ausrede wiſſe, kriegte er zur Antwort, wenn lauter alte Weiber zur Kirche gingen und ſingen thäten, er lieſe dem Singen ſo wenig nach als dem Beten. Dabei blieb es und niemand achtete ſich weiter Jakobs Kirchengehn. Ins Thal hinauf war die Unduldſamkeit der jungen Schule noch nicht gedrungen, welche nicht will, daß Einer anders ſchnäuze, ſpuke, nieſe, gränne, geſchweige meine, als die Meiſter es vorgemacht und Maaß und Form beſtimmt und zwar vermittelſt ihrer Unfehlbarkeit, welche alle Tage was Anderes macht und ſagt auf ewige Zeiten. Die junge Schule treibt nämlich eine Unduldſamkeit, von welcher die Jeſuiten alle Tage lernen könnten, und noth thäte es, daß alle rechten Chriſten alle Tage beten würden, daß Gott uns bewahre vor Ketzerrichtern, welche Namens der jungen Schule, der ſogenannten modernen Bildung, Dörfer und Häuſer durchſtöbern, Unglückliche aufzuſuchen und ſie zu hängen oder ſonſt zu erwürgen, die an Unfehlbarkeit und wahre ſogenannte Rechtgläubigkeit der jungen Schule nicht glauben.

Jakob war es zuerſt unheimlich in der Kirche, und wenn es nicht wegen etwas Anderm geweſen, er wäre nach dem erſten Male ausgeblieben, denn er konnte gar nicht begreifen, was vernünftige Leute beſtimmen konnte, Stunden weit zu laufen, um eine Stunde da zu ſitzen, um Gebete anzuhören, welche für ihn hohle Töne waren, und eine Predigt, die vernunftgemäße Sachen enthielt, welche man aber daheim beim warmen Ofen ganz bequem in jedem Buche leſen könnte. Allgemach bekam er Intereſſe, die leeren Töne kriegten Leib und füllten ſich nach einigen Worten, welche ihn nahe berührten, ſo daß er faſt zu glauben angefangen hätte, der Pfarrer ſtichle auf ihn, er ward geſpannt auf die Predigt und er fand wirklich, der Pfarrer ſei nicht ganz ſo dumm, als er ſich die Pfaffen ſonſt in Bauſch und Bogen gedacht hatte. Er dachte zuweilen, es ſei curios, es gäbe Leute, welche man ſich von weitem ganz

ſchrecklich und ſchlecht vorgeſtellt, und kriege man ſie näher zu Geſichte, ſo ſei ihr Ausſehen ganz manierlich, und möglich ſei es, daß noch ganz paſſabel mit ihnen zu leben wäre. Wenn ein Teufel wäre, ſo müßte er faſt glauben, daß, wenn man ſich mal daran gewöhnt hätte, es Einem in ſeiner Nähe recht heimelig zu Muthe werden könnte, denn ſchwärzer als ſo ein Pfarrer würde er doch jedenfalls nicht ſein.

Es kamen die Tage, an welchen in ſieben Predigten die Leidensgeſchichte des Herrn dem erlöſten Volke vor Augen geſtellt wird, damit es zu würdigen nicht vergeſſe die Liebe, welche den Sohn geſandt, und das Löſegeld, welches der Sohn gebracht, welches nicht iſt vergänglich Silber oder Gold, ſondern ſein theures Blut. Der Pfarrer hatte die Gabe, Zeit, Ort, Perſonen klar vor Augen zu ſtellen, daß es den Zuhörern heiß ward ums Herz, daß ſie meinten, ſie ſeien dabei, erlebten alles mit, daß in ihre Herzen die lebendige Ueberzeugung kam, was ſie hörten, ſei die Wahrheit und kein erſonnen Mährlein. Das wußte der Pfarrer darzuſtellen mit ganz einfachen Worten und einfachem Weſen und weit entfernt von Declamiren und Schauſpielerei. Die Oede in den Herzen der Völker, das Harren auf die Erfüllung der Verheißung eines Meſſias, die verſchiedenen Richtungen der Harrenden, je nachdem ſie geiſtig oder fleiſchlich arm waren, die Erſcheinung des Meſſias in ſeiner wunderbaren und doch ſo einfachen Größe, ſo unanſehnlich äußerlich, aber in ſo großer geiſtiger Herrlichkeit über allen Verſtand der Verſtändigen hinaus, ſeine Stellung zu den Parteien, das Wogen am Feſte zu Jeruſalem, der letzte Abend und die Einſetzung des Abendmahles, das Gedächtnißmahl des neuen Menſchen in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit ging als Einleitung voran. Jakob hatte dieſes nie ſo im Zuſammenhange gehört, nie gehört, wie der Meſſias der Schlußſtein im Walten Gottes auf Erden, der Eckſtein im Leben der Völker ſei. Er hatte ſich ihn immer gedacht wie ein vom Himmel gefallener Meteorſtein, und das war ihm, wenn nicht dumm,

ſo doch unglaublich vorgekommen. Er hatte ihn betrachtet als etwas ganz Ueberflüſſiges, welches man auf die Seite ſtellen könne gleich wie irgend eine andere alte Geſchichte z. B. die der ſieben Haimonskinder oder die der heiligen Melusine. Namentlich auf ſeiner Wanderſchaft hatte er in ſeinen Vereinen immer mit dieſer Leichtfertigkeit und höhniſchen Verächtlichkeit von Chriſtus ſprechen hören, und wenn man auch Lehren von ihm gelten ließ, ſo hieß es doch immer, dieſe ſeien nicht neu, man finde ſie bei den Heiden, Römern und Griechen, viel beſſer und klarer.

Nun ſah er anders und hörte mit immer ſteigender Theilnahme den Verlauf der Leidensgeſchichte. Er lebte ſie gleichſam mit, fühlte das Beben des Fleiſches im Garten Gethſemane, ſah die ſchlafenden Jünger, den nahenden Verräther, hörte das Raſſeln der Waffen, das Zurückfahren der erſchrockenen Schaar, als der, den ſie ſuchten, deſſen Macht ihnen bekannt war, unerwartet vor ihnen ſtand, ſie erwarten mußten, aus ſeiner Hand, welche ſonſt die Wunden heilte, würden jetzt Blitze fahren und ſie verzehren. Er wohnte den Gerichten bei, und ſein Herz empörte ſich über die ſchlechten Richter, welche ihren Zwecken und ihren Rückſichten den Unſchuldigen opferten, keinen Sinn hatten für ſeine Herrlichkeit, weil ſie nicht äußerlich war, und über das ſchwache blinde Volk, welches bewußtlos hin und her gewehet ward von ſeinen Führern, heute Hoſianna ſchrie und morgen Kreuzige ihn. Sein Herz erhob ſich wieder an der ſanften klaren Ruhe des Erlöſers, dem das rechte Wort nie fehlte und der die Beleidigungen des Geſindels ertrug, als fühle er ſie nicht. Ihm graute vor dem Volke, als es ſo leichtfertig das unſchuldige Blut auf ſich und ſeine Kinder nahm, als er hörte, wie es über ſie kam und in Graus und Blut Jeruſalem unterging, durch Hunger, Peſt und Schwert verzehrt. Ihm graute vor dem Volke, das in wilder Luſt dem Kreuzigen zuſah und in teufliſcher Rohheit des Gekreuzigten ſpottete, und ſeltſam heiß ward es ihm ums Herz, als er die

großen Worte hörte: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Es schien ihm, als wölbe über dem Kreuze sich der Regenbogen, das Zeichen der Gnade über die wüste wirre Welt, die öden grausigen Herzen der Menschen.

Seltsame Wochen verlebte Jakob in Weh und Wohl. Was er als ein altes Hirngespinnst betrachtet hatte, war ihm nahe gerückt, er lebte mitten darin, er ging mit dem Herrn durch die Straßen Jerusalems, er sah die weinenden Jungfrauen und vernahm die ernsten Worte: Weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder; wenn dies am grünen Holze geschieht, was soll mit dem dürren werden? Er gedachte mit Graus, was daraus geworden ist. Es ergriff ihn, wie alles so innig zusammenhing und zwar nicht bloß so Wort mit Wort, wie in einem Mährlein, sondern Wort und Leben, was Christus sagte und was in der Weltgeschichte geboren ward und zur allbekannten Thatsache wurde.

Der Charfreitag kam, der liebe bittere Tag, wo dem Menschen unwillkürlich vor Augen treten die große Liebe Gottes und das bittere Bewußtsein seiner Sünden nicht nur, sondern seiner Sündhaftigkeit, in welcher er untüchtig ist zu allem Guten und geneigt zu allem Bösen und der Gnade bedarf, welche die Sünden vergiebt, die Gebrechen heilet. Es war als ob eine gewisse Feierlichkeit in den Lüften schwebe, feierlicher um's Thal die Berge ständen, feierlicher die Fälle rauschten, ernster die Herzen der Menschen pochten, schweigsamer Alle wurden, die Blicke in sich kehrten, in Wehmuth die eigene Natur betrachteten, in inbrünstiger Andacht zum Himmel schauten.

Als der Morgen dieses lieben bittern Tages kam, war still die Luft, bedeckt der Himmel, so war es auch in den Gemüthern der Menschen. Ernster ward es, je näher die Zeit kam, wo man den Ruf der Glocken hörte, zu begehen die heilige Sterbestunde des hochgelobten Erlösers. Wer je eine theure Leiche im Hause gehabt, der weiß, wie ihm ward, wenn

die Stunde nahte, in welcher sie aus dem Hause weg getragen werden sollte zu Grabe, wenn die Leidtragenden sich sammelten, der Ruf kam zum Aufbruch und langsam und feierlich aus dem Hause der Todte getragen wurde, langsam und feierlich hinter ihm her das Geleite schritt zur heiligen Ruhe, der weiß, wie in frommem Lande am Charfreitag die Stimmung ist, wessen die Herzen voll sind. Und wie sonst die Kirchenleute mit den Marktleuten verglichen werden Schwatzens halber, so scheint jetzt versiegt der Fluß der Rede, oder wo er noch fließt, fließt er langsam, ernst sind die zu hörenden Worte, meist drücken sie bloß das Bangen aus, zu spät zu kommen, und zu spät zu sein heute, schiene Manchem eine Vorbedeutung, als ob er auch zu spät an die enge Pforte käme. Es ist Allen, als müßten sie mit einer heiligen Leiche ziehen, als gingen sie nach Golgatha zu empfangen den Leib des Herrn, ihn zu balsamiren und zu geleiten in Josephs neues Grab, daß er dort harre den Engeln des Herrn und auferstehe am heiligen Morgen, wenn sie kämen und wälzten von des Grabes Thüre den versiegelten Stein. Ja wohl ists so wunderbar und ahnungsschwer, am Charfreitage zu empfangen die heiligen Zeichen des vergossenen Blutes und gebrochenen Leibes dessen, der gesagt hat: Wer nicht meinen Leib isset und trinket mein Blut, der ist nicht mein, zu empfangen diese Zeichen in das Grab, dessen Gewölbe unser Leib ist: ein steinern Grab, in dem keine gute Frucht, die nicht aus Sünde geboren oder mit Sünde je befleckt war, gewachsen ist, in welchem jetzt gesäet wird verweslich und auferstehen soll unverweslich der neue Mensch, der nach Gott geschaffen ist und der die Verheißung hat beides des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens, nun zu harren in gläubigem Vertrauen des Tages, wo die Engel des Herrn kommen, um aus dem Grabe das neue Leben hervorgehen zu lassen, das neue Leben, welches ewig ist und in immer vollkommner Herrlichkeit erblüht.

Und wenn auch nicht in Allen das volle Bewußtsein ist,

ein dunkel Ahnen von des Tages Bedeutung weht doch Alle an. Nicht lange her war es, da hätte Jakob gespottet, wenn er das Strömen der Menge, welche wie dunkle Bäche die engen Bergpfade hinunter sich wanden, gesehen hätte. Jetzt wanderte Jakob mit, ernst allerdings, als ob ein seltsam Ahnen einer andern Zukunft sein Herz umwehen würde, als ob er fühle, auch er sei ein Grab, in welches neues Leben kommen werde, welches bis dahin übertüncht gewesen, innerlich aber voll Moder und Todtengebein.

Die große Kirche war mehr als voll und ernster als gewöhnlich auch der Pfarrer. Er verkündete die Liebe, die ausharrt bis ans Ende, die sagen kann: Vater, es ist vollbracht, in deine Hände befehle ich meinen Geist! und den gewaltigen Eindruck der einfachen Worte auf unbefangene Menschen, daß der heidnische Hauptmann unwillkürlich ausrufen mußte: Wahrlich, dieser Mensch war gerecht und Gottes Sohn. Es ergriff Jakob, daß es ihm war, als müsse auch er aufstehen und Zeugniß ablegen: Ja wahrhaftig, so ists, der war gerecht und Gottes Sohn. Der war Gottes Sohn, der arme Nazarener, der vor mehr als achtzehnhundert Jahren viele hundert Stunden weit gekreuzigt und dessen Todestag und Leichenfeier begangen wurde, als ob sein Tod erst eben erfolgt und seine Leiche mitten unter ihnen sei, seine Leiche mitten in tausend und abermal tausend Gemeinden sei, rings auf dem Rund der Erde und seine Liebe und sein Weh in Millionen Herzen. Das war weder Menschenwerk noch Pfaffentrug. Menschenwerk vergeht und an die Sonne kömmt der Trug, und über Millionen hat weder Menschenwitz noch Pfaffentrug Macht durch so viele Jahrhunderte. Es war Jakob wirklich, als hätte er alles selbst gesehen und selbst gehört, als stände er weinend bei den Jüngern unterm Kreuze und schmerzlich fühlte er, daß ihm der Balsam fehle und die Spezereien, um Christus würdig zu begraben, daß er von ferne stehen müsse, damit er sehe, wohin er gelegt würde, um, wenn er für das Rechte gesorgt,

ihm die Ehre geben zu können, die ihm gebühre. Es war ihm eigen um das Herz, es drängte ihn hin, wie es die Liebenden drängt an's Todtenbett, an des Grabes Rand, aber er schämte sich und fürchtete sich und blieb in der Ferne stehen, aber immer und immer klang es im Herzen wieder: Ja das war ein gerechter Mensch und Gottes Sohn!

Als man heimkehrte, blieb es stille, wie es stille bleibt, wenn man heimkehrt von einem Leichengeleite. Ernst und sinnend ging jedes der Arbeit nach. Der Charfreitag ist wohl ein heiliger Tag, doch kein Feiertag im Canton Bern, man würde diesen Tag sehr ungern missen zur Arbeit. Der Same, welcher an diesem Tage in die Erde kömmt, wird lebendig und stehet auf vor allem andern Samen. Am Morgen empfängt die treue Hausfrau im Herzen heiligen Samen, Nachmittags streuet sie in die Erde den Samen ihrer Lieblingspflanzen, und wenn schön und voll die Levkoyen blühen und wohl der Flachs geräth, so sinnet sie auch an das, was inwendig gesäet ist, unvergänglich erblühen soll, freut sich dessen und pfleget es wohl.

Dem Jakob war auch sehr ernst zu Muthe. Christus hatte er zum ersten Mal so recht gesehen, wie er leibt und lebt, ehemals und noch jetzt in jedem Christen. Er fing an zu begreifen, daß man ohne Christus kein Christ sein könne, er verlangte ein Christ zu werden, er war überzeugt, an Christus könne er glauben und zwar aufrichtig.

Am Abend frug er: wie es wohl wäre, wenn er Ostern zum Abendmahl gehen wollte, ob er sich beim Pfarrer melden müsse oder ohne Weiteres hingehen könne. Der Meister meinte, es brauche hier keine weitern Formalitäten, wer zu des Herrn Tisch komme, dem reiche der Pfarrer das Brod, ohne darnach zu fragen, was er glaube und wie er es meine. Die Andern sahen ihn etwas seltsam an, doch ließ man ihn in Ruhe, bloß die Mutter sagte: es müsse ihm anders gekommen sein seit er hier sei. Damals habe er Reden geführt, es hätte ihr

gegraut, mit ihm aus einer Schüssel zu essen, sie habe immer gefürchtet, der liebe Gott donnere hinein. Es sei aber gut, daß es zuweilen einem Menschen anders komme und besser, es gebe dagegen deren viel zu viele, die dem Teufel zuliefen, der immer heftiger herumstürme wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge.

Am folgenden Morgen, als Jakob alleine an der Arbeit war, der Meister war im Gemeinderath, kam Eiseli zu ihm und sagte: Hört, Jakob, es plagt mich etwas. Ihr wollt morgen zum Nachtmahl, das ist recht und gut, aber ehe ihr geht, prüfet euch recht. Es heißt, so wir uns selbst richten, so würden wir nicht gerichtet werden. Und vergeßt ja nicht, daß Heuchler und Unbußfertige sich selbst das Gericht essen. Geht ihr um meinetwillen, so hilft es euch nichts und ihr verliert die Seele, denn euer Weib werde ich nie und nimmer.

So sprach Eiseli und wartete die Antwort nicht ab, auf welche sich Jakob besann, denn das schwere Wort hatte betäubend in seine Seele geschlagen. Euer Weib werde ich nun und nimmer, sauste und brauste ihm wie ein Gewittersturm in der Seele. Also das Mädchen will mich nicht, und seinetwegen bin ich hier, bin in die Kirche gegangen, habe mich dem Glauben wieder ergeben, werde wacker ausgelacht werden, wenn ich wieder unter die Burschen komme, und Eiseli, meine Eiseli soll ich nicht haben! Es erheben sich in ihm wilde Gewalten: Weh und Leid, daß er Eiseli nicht haben solle, Reue, daß er ihretwillen so viel gethan, die Sucht sich zu rächen an Eiseli, nicht zum Nachtmahl zu gehen, wüster zu werden und glaubensloser sich zu zeigen als je. Es ist gar merkwürdig, daß der Mensch so oft, um sich zu rächen, jemanden das Messer des Wehs und des Grams ins Herz zu stoßen, sich an sich selbst versündigt, sich selbst zum Racheopfer bringt. Wie Mancher hat nicht einen Rausch getrunken, ein Verbrechen verübt, ja sich selbst gemordet, nur um Eltern, Gatten, Kindern, Verwandten Schmerz und Herzeleid anzuthun? Es ist

ein eigenthümlicher Zug im Menschen, daß, wenn in ihm Zorn und Rache recht groß werden, er sich fast eher an sich als an Verwandten vergreift, sich am Körper ein Leid antut, um jene am Geiste zu verwunden oder auch, wie es Jakob einfiel, sich dem Teufel in die Arme wirft, um jenen eine ewige Verantwortlichkeit aufzubürden.

Wie am Himmel, wenn ein nächtlich Gewitter getobt hat, durch zerrissene Wolken der Mond tritt und mit seinem freundlichen Gesichte die erzürnten Elemente zu beschwichtigen scheint, ein friedliches Licht über die zerzauste Erde wirft, sie tröstet über die erlittenen Gewalttaten, so stieg in Jakobs Seele der Stern der Hoffnung auf und brachte Ruhe in das Toben der Seele. Das sei vielleicht bloß eine Prüfung, dachte er, Eiseli wolle sehen, ob sein Glaube Wahrheit oder Heuchelei sei. Weil sie so fromm sei, wolle sie nicht, daß er um was Irdisches zum heiligen Tische gehe. Da habe sie eigentlich ganz Recht. Er glaube auch, man solle mit einem Herzen gehen, welches zum Opfer bereit sei und nicht nach Lohn begierig. So sei es ihm wirklich auch. Wohl habe Eiseli ihn in die Kirche geführt, aber zum Tische des Herrn geleite ihn wirklich der Glaube und zwar nicht bloß der Glaube an einige Lehren, sondern der Glaube an den, dessen Leib gebrochen, dessen Blut vergossen werden. Diesen Glauben wolle er nun nicht wieder von sich werfen aus Zorn über ein Weibsbild, wie lieb es ihm auch sei, seiner armen Seele möchte er dies nicht zu Leide thun. Sei es Eiseli auch Ernst gewesen mit den Worten: euer Weib werde ich nie und nimmer! so sei er doch zum Glauben gekommen und den wolle er nicht wie ein thöricht Kind, welches nichts wolle, wenn es nicht alles haben könne, von sich werfen, so dachte er. Indessen, dachte er weiter, glaube er, Eiseli verstelle sich und wolle sich nach Mädchenart ein wenig zwingen lassen. Am besten sei es, er schweige und thue nach seinem Vorhaben und so bald er könne rede er mit dem Meister. Der gebe ihm die Tochter sicher gerne, ein Tochter-

mann mit Vermögen und Geschicklichkeit sei ihm sicher nicht gleichgültig, und wenn der Meister ein ernsthaft Wort rede, so habe er noch nie gesehen, daß eins seiner Kinder Widerspruch oder Ungehorsam gewagt. Er wolle dann aber auch Eiseli zeigen, wie er sie liebe und ob er ein Heuchler und sein Glaube nur Verstellung sei. So faßte sich Jakob, brachte den Tag still und ernst zu, suchte Eiseli nicht, mied sie nicht, berührte mit keinem Worte ihr ausgesprochen Urtheil.

Selbe Nacht schlief Jakob wenig. Es wogte heftig in seiner Seele, Liebe, Glaube, Hoffnung schlugen hoch ihre Wellen, Grellen, Zweifel, Bangen regten sich ebenfalls, mischten ihre Wellen mit den andern. Unruhig wälzte Jakob sich hin und her, und wie es geht in solch fieberhaftem Zustande, es rissen alle angesponnenen Gedanken schnell ab, ähnlich der Wolle auf einen Knäuel gewunden, in welche die Motten gekommen und welche abgewickelt werden soll, oder wie ein flachsener Faden von einer schlechten oder schlafenden Spinnerin gesprengen. Früh war er wach. Es war ein wunderherrlicher Ostermorgen, eine grüne Ostern, kein Schnee war mehr im Thale, die sonnigen Bergwände frei davon: es war ein wahrer Auferstehungsmorgen. Was so ein sonntäglicher Morgen in schönem Lande die Seele erdenkt, in welcher sonntägliche Gefühle wallen, wie es wunderbar glüht und kreist an einem solchen Ostermorgen in einer Seele, in welcher der neue Mensch sich regt zum Auferstehen und Engel niedersteigen vom Himmel zum Grabe, das Siegel brechen, den Stein abwälzen, die Hände legen an die Leichenbinden!

Als das zweite Zeichen seine klaren Töne ausgesandt hatte über das Thal, die Berge hinauf, in die Gründe hinein, da ward es lebendig im Thale. Der Fremdling wäre zweifelhaft gewesen, ob zauberische Töne große neue Blumen aus der Erde gerufen oder verklärt die Todten aus den Gräbern. In malerischem Schmuck eilten die schönen Hasierinnen der Kirche zu, mit ihnen die schlanken Männer, genährt von

süßer Milch und reiner Luft und doch hungernd und dürstend nach anderer Speise, anderem Tranke, nach dem Tranke, der das ewige Leben giebt, nach der Speise, die für den Himmel kräftigt. Als Jakob hinter Mutter und Töchtern her neben dem Meister durch das Thal schritt dem Hause Gottes zu, da dachte er nichts, aber es ward ihm so weich und doch so wohl im Gemüthe, daß es ihm war, als möchte er knien, beten, dann die Augen zuthun, um sanft zu entschlafen im Herrn, getrost, daß, was verweslich gesäet werde, unverweslich auferstehe. Er freute sich, an Jesu Tafel zu erscheinen, zu bezeugen, daß er sein Jünger sein wolle, es verlangte ihn das Pfand seiner Kindschaft zu empfangen, an Eiseli dachte er wirklich nicht. Es war die Kirche des Thales Magnet und Mittelpunkt, ein großer Theil der Bevölkerung strömte an solchen Tagen hier zusammen, absonderlich an einem solchen Ostermorgen. Die Alten, welche glücklich den Winter überstanden, kamen Gott zu danken für das erhaltene Leben und ihn zu bitten, daß er es immer reiner sich gestalten lasse, auf daß, wenn er sie bettete in's Grab, dasselbe nur das Thor zu einem neuen reinen Leben sein möge. Man sah sie stehn, diese Alten, auf dem Kirchhofe, sie betrachteten die neu gewordenen Grabhügel, sie schauten sich um nach einem freundlichen Plätzchen, wo der matte Leib sanft schlummern möge. Sie dachten, wo dann ihre Seele sei, wenn am nächsten Ostermorgen ihr Leib im Grabe ruhe und die Ostern Feiernden an ihrem Grabeshügel stehn und ihrer in Liebe gedenken würden. Die Jüngern suchten ihre Bekannten, suchten Plätze in der Kirche, man sah, sie lebten noch mehr diesseits, ihre Gedanken schweiften seltener über das Grab hinaus; ein Platz in der Kirche lag ihnen noch dringlicher am Herzen als ein Platz im Grabe.

Der Pfarrer predigte kurz: Christus der Auferstandene sei den Unmündigen das äußere Pfand der eigenen Auferstehung; der neue Mensch, der da aus Gott geboren sei, habe das

ewige Leben, trage das Bild des Unvergänglichen und sterbe nimmer, sei das innere Pfand der Geburt des ewigen Lebens. Wie draußen der Frühling mit seinen sprossenden Blumen Zeuge und Pfand sei, daß eine Zeit komme, in welcher die Blüthen zu Früchten reifen und eingesammelt werden, so sei die Geburt des neuen Menschen in uns der Frühling eines neuen Lebens in Heiligkeit und Gerechtigkeit, welches alles aber nur stückweise sei, mit Sünde noch befleckt, weit, weit von der Vollendung entfernt, Zeugniß und Pfand, daß eine Zeit der Vollendung komme, wo in Kraft erwachse, was sich hier in Schwachheit gestaltet, zur Frucht reife, was hier als Keim und Blüthe erschienen. Er wies sie auf ihr Inwendiges, daß sie forschen sollten, ob der alte Mensch im Grabe liege, der neue zur Welt gekommen sei mit seiner Freude an Gott, mit seinem Trachten nach Gott. Wer diesen in sich trage, der fühle es klar und fest, er werde nicht sterben, sondern ewig leben, es werde ihm ein Ostermorgen anbrechen, das ewige Licht die Schläfer wecken, und seine Augen werden Gott schauen in seiner Majestät und Herrlichkeit.

Die andächtige Menge horchte gespannt des Pfarrers inbrünstigen Worten, und als er geendet hatte, verließen Wenige die Kirche, die Meisten wollten an des Vaters Tische die Speise empfangen, welche das ewige Leben wirken solle, wollten Siegel und Pfand der Kindschaft empfangen. Stille ward es in der Kirche, einer Fliege Flügelschlag hätte man gehört, es war ein feierlicher Augenblick. Da stieg der Pfarrer von der Kanzel, trat an den Altar, betete stille und mit ihm die ganze Gemeinde. Dann brach er das Brod, hob den Kelch, sprach die Einsetzungsworte und seine Stimme klang in jedes Herz hinein wie eine Stimme aus einer höhern Welt. Dann traten Männer heran, des Thales Ehrwürdigste, empfingen aus des Pfarrers Hand erst das Brod, dann den Kelch, bedielten diesen, stellten hinter dem Pfarrer als Kelchhalter sich auf, um der Gemeinde den schwer errungenen Kelch mit dem

Tranke zu bieten, der den Dürstenden erquicken soll, daß er fortan nicht mehr dürstet. Nun wallte die Gemeinde, erst die Männer, dann die Weiber, hin zu des Herrn Tische, der Zug der Gläubigen wollte kein Ende nehmen, er dauerte weit über eine Stunde. Unterdessen ward vorgelesen aus der heiligen Schrift, schöner Gesang wechselte damit ab und erhielt brennend die Flamme der Andacht.

Es war Jakob bang und seltsam zu Muthe, als er nach so langer Unterbrechung wieder erneuern wollte den Bund, dem er untreu geworden war. Die Arme Gottes sind immer offen für verlorene Söhne, welche in sich schlagen, sich aufmachen, den Vater wieder suchen, und noch immer ist Freude im Himmel über einen verloren Gewesenen und wieder Gefundenen, mehr als über neun und neunzig Gerechte. Und doch kommen die verloren gewesenen Söhne mit Bangen und Beben, es schwillt das Herz, es wird schwer der Athem, und wenn sie auch nichts laut zu sagen, zu bekennen brauchen, nicht einmal: Vater, ich habe gesündigt vor Gott und Menschen, bin fürder nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen, so legt doch die bebende Hand, mit welcher sie die Zeichen empfangen, das Bekenntniß ab, wie tief sie ihre Schuld fühlen, wie sehnlich sie Gnade suchen, wie innig sie die versöhnende Liebe empfinden. So war es Jakob. Als er von des Herrn Tisch zurückkehrte, ging er fast bewußtlos seinem Meister nach, und was er auf diesem heiligen Gange empfunden, was er gedacht, bis der Gottesdienst ganz zu Ende war, er wußte es nicht zu sagen.

Als das Amen gesprochen war, läutete es, die Thüren der Kirche thaten sich auf, wie aus dem Schooße der Erde Blumen und Bäume, wie aus dem Grabe das Leben, strömte aus dem steinernen Hause das blühende Volk, gespeiset, getränkt und sichtlich erquickt am heiligen Brunnen. Hell leuchteten die Augen, munter förderten sich die Schritte und selbst alte Weibchen schritten rüstiger, husteten weniger, stiegen

leichter hinauf an die Halden, wo ihre Heimath war. Langsamer schritten die Männer den Weibern nach, um ihnen Zeit zu lassen, das Haus zu beschicken, das Mittagsbrod zu rüsten, damit bereit sei das Mahl und sie sich nur an den Tisch zu setzen brauchten, wenn sie nachkämen. Es war Jakob frei und leicht ums Herz, als hätte er eine schwere Bürde von sich geworfen und könne nun wieder grad auf gehen mit aufgerichtetem Haupte und jedem ins Auge sehen mit unbeschwertem Gewissen. Es war ihm, als möchte er singen, jauchzen, pfeifen, und beim geringsten Anlaß hätte er es sicherlich gethan, zu großer Erbauung Gottes und zu großem Aergerniß christlich ängstlicher pedantischer Seelen, welche glauben, alle Bekehrten und Auserwählten dürften nur nach einer Note singen und auf einem Loche pfeifen, und haben Augen und sehen nicht, wie wunderbar mannigfach Gott Gaben und Kräfte ausgetheilt, wie viel Töne er erschaffen, auf wie viel tausend Weisen er sein Lob bereitet hat und namentlich auch im Munde unmündiger Kinder, und die haben doch wirklich oft seltsame Töne und wunderliche Sangesweisen. Der Grundton, den Ostern im Herzen des christlichen Volkes anklingt, ist Freudigkeit. Warum sollte man nicht freudig und fröhlich sein, wenn der Tod den Stachel verloren, dem Grabe der Sieg entrissen worden, fürder der Himmel offen ist und die Engel auf- und niedersteigen?

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie sich am Ostertag die Liebe rührt und endlich alles einen Austrag nimmt.

Wer gesunde Glieder hat und ein unbeschwert Gemüthe, dem wird es, wenn am Ostertag die Sonne scheint, zu eng im Hause, er muß hinaus unter den freien Himmel, er mags

nicht leiden, wenn irgend etwas zwischen ihm und dem Himmel ist, ein Stein vor dem Grabe. Die Mädchen flogen aus, die Mutter saß vorm Haus, Jakob und der Meister stiegen an einer Bergwand empor zur freien Aueg über's Thal. Es drängte Jakob, nachdem er sich von seiner schweren Vergangenheit losgesagt, eine heitere Zukunft sich zu erbauen, und da drängte sich Eiseli als sein Engel in dieselbe hinein, er mochte wollen oder nicht. Er wollte wissen, woran er sei, und leicht findet sich das schwerste Wort, wenn man friedlich und gemüthlich mit jemand wandert. So wie Schritt um Schritt sich giebt von selbst, so bringt die Zunge Wort um Wort hervor aus den innersten Gründen der Seele.

So sprach Jakob zum Meister. Er erzählte ihm, was er mit Eiseli gehabt, was darauf in ihm vorgegangen, was gestern noch ihm Eiseli gesagt, wie er aber glaube, sie habe das nur gethan, um ihn zu prüfen und damit er nicht um Lohnes willen gläubig würde. Wider ihn habe sie nichts, einen Andern im Auge hätte sie, so viel er wisse, auch nicht und er denke, wenn die Sache dem Meister recht sei und derselbe ein ernstbaft Wort mit ihr rede, so gebe sie gerne nach. Er vermuthe immer, sie sage nur deshalb nein, weil sie fürchte, es könnte den Eltern nicht recht sein, weil er ein Fremder sei.

Weiß nicht, sagte der Meister und klopfte seine Pfeife aus, es ist dies nicht des Mädchens Weise, was es geredet hat, ist geredet, und daß es mich nicht zu fürchten hat, weiß es. Ich für mich hätte nichts dawider, ihr seid mir recht, sofern ihr euch im Thale setzen würdet, aber in die Fremde ziehn, wo ich mich Eiseli's nie mehr von Angesicht zu Angesicht erfreuen könnte, ließe ich freilich das Mädchen nicht gerne. Ihr habt euere Leichtfertigkeit abgelegt und ich glaube im Ernste, denn wer vom bessern Holze ist, dem kömmt die Zeit, wo er umkehrt und nach einem bessern Leben trachtet. Ich habe dies an vielen Kameraden erlebt. Freilich giebt es auch Andere, welche zu nichts als zu Futter für das Pulver taugen. Aber das

Mädchen zwinge ich nicht: will es euch, wohl und gut, will es euch nicht, so setzet ab. Was das Mädchen im Kopfe hat, das hat es nicht in den Füßen.

Er könne es fast nicht glauben, sagte Jakob, daß es ihm jetzt abgeneigt sein könnte, er wüßte ja nicht warum. Aber wenn es so wäre, er hielte es nicht mehr hier aus, er glaube wahrhaftig, er könnte verwirrt werden im Gemüthe. Wenn ihm das Mädchen so sehr am Herzen liege, so glaube er wirklich, so leid es ihm thue, es sei am besten, er gehe weiter, sagte der Meister. Länger bei einander zu sein, sei für beide Theile plaghaft und führe zu nichts. Scheiden und Meiden thue freilich weh, sei aber nach seiner Erfahrung immer noch das beste Mittel gegen die Liebe. Wenn es auch nicht sei, wie es heiße im Liede, aus den Augen aus dem Sinn, so komme man doch wieder zu sich selbst und heirathe aus lauter Elend, um sich trösten zu lassen, oder finde Eine, welche man lieben müsse, weil sie accurat der Geliebten gleiche oder was habe, Haare, Stimme, Augen oder sei es auch nur das Ohrläppchen, welches ihn mahne an die Geliebte. Er habe dies in Spanien mehr als hundertmal erfahren. In Rußland nicht, das sei kein Land für die Liebe, da gereibe nichts als Wanzen und Eiszapfen, und an der Beresina habe man einen Ueberfluß an Kanonenkugeln verspürt.

Jakob ließ noch allerlei Seufzer los, ankerte immer fester sich in die Hoffnung hinein, that sehr ungeduldig in der Ungewißheit und hatte doch sehr starke Bangigkeiten vor dem Entscheid — kurz er that dumm, accurat wie ein ernstlich Verliebter. Nun Jakob, sagte der Meister, das hilft euch all nichts, da ist's immer am besten, wie Napoleon es machte, rasch mitten drauf, nicht stille gestanden, nicht zurückgesehen, sei man lebendig oder todt, bis man am Ziele ist, dann hat man Zeit genug nachzusehen, ob man lebendig davon gekommen oder todt sich hinlegen müsse. Geht heim, voran, ich rücke als Reserve

hinterher, und ehe zwei Stunden um sind, ist der Handel entschieden.

Dagegen trug Jakob mächtige Bedenken, ob's heute wohl der Tag dazu wäre. Dann sollte der Vater voran, er wollte hinterher, am liebsten gar nicht dabei sein. Weit vom Geschütz gebe alte Kriegsleute, wird er gedacht haben. Es war ihm wund und weh, als er den Entscheid so nahe sah, und doch als der Alte bei den vorgebrachten Bedenken sagte, ihm pressire es nicht, seinethalben wolle er wohl schweigen, da kam es dem Jakob wieder anders und er meinte, es sei doch vielleicht heute der schicklichste Tag. Es sei ein so glücklicher Tag, er habe schon so viel empfangen, er wüßte nicht, warum der Abend unglücklicher sein sollte als der Morgen, und wenn Eiseli sein würde, so sei der Himmel auf Erden sein. Am Ende wurde also doch für heute entschieden, aber der Vater sollte voran gehen, Jakob erst in einer Stunde nachkommen, wo er fix und fertig sein Urtheil empfangen könnte.

Es giebt kurze und lange Stunden auf der Welt, wie bekannt, aber längere hatte Jakob keine als die, welche er verstreichen lassen sollte, ehe er dem Vater nachrückte. Vielleicht tausendmal zog er seine Uhr aus der Tasche und immer und immer schien ihm der Zeiger auf dem gleichen Fleck zu stehn. Es ist ein banges Warten auf den Stundenschlag, der uns eine Entscheidung bringen soll, welche unserm ganzen Leben Richtung und Bestimmung giebt.

Endlich glaubte er, sie habe geschlagen, und machte sich auf. Wer ihm zugesehen, hätte glauben müssen, er habe etwas zu viel im Kopfe, entweder ein Räthen oder ein Gläschen, denn bald schoß er davon wie ein Pfeil, bald wußte man nicht, rücke er gegen Süden oder gegen Norden vor. Er sah niemand vor dem Häuschen, das war ihm von übler Vorbedeutung, sein Kommen merkte niemand, er hörte in der Stube stark reden, draußen stand er wie ein armer Sünder, durfte nicht hinein. Er war auf dem Sprunge davon zu laufen, da

öffnete sich die Thüre, eine der Schwestern kam heraus, und als sie ihn sah, rief sie: Herr Jesus, da steht er ja! Es hat gefehlt, tönte es ihm in den Ohren, und es ward ihm, als ob all sein Blut zu Blei würde, sich mühsam schwer wälze dem Herzen zu.

Als er hinein kam, sagte der Meister zu Eiseli: Nun kannst du es ihm selbsten sagen. Ja, Vater, wenn es sein muß, so will ich schon, obgleich es vielleicht besser gewesen wäre, ihr hättet es gethan. Warum, Jakob, glaubt ihr mir nicht, redete Eiseli ihn an, und meint dann doch, ich solle euch glauben? Das ist nicht recht von euch und besonders am heutigen Tage nicht. Ich hasse euch nicht, ihr seid von Natur nicht bös, seid vielleicht jetzt auf guten Wegen, vielleicht auch nicht, ich weiß es nicht. Was zwischen mir und euch ist, das wißt ihr, Jakob, ich habe es euch ehrlich gesagt und weg ist es nicht. Ihr seid zur Kirche gegangen, enere lästerlichen Reden habt ihr eingestellt, habt sogar das Abendmahl genossen und vielleicht wirklich ernsthaft und mit dem rechten Glauben und am Abend laßt ihr Heirathsanträge machen und seid doch gewarnt worden und deutlich genug. Ich sollte euch zürnen, daß ihr mich also plaget, und wenn der Vater nicht verständiger wäre als ihr, so thäte ich es.

Nun wollte Jakob auch reden, seine Aufrichtigkeit betheuern und mit seiner grausam großen Liebe sich entschuldigen, aber Eiseli sagte: Seht, Jakob, ihr wißt selbst nicht, was in euch ist. Ihr habt das Geistliche und das Weltliche gar seltsam untereinander in euch, das dreht sich wie ein Eichhorn in einer Trülle, bald ist das eine oben, bald das andere, bald das Geistliche, bald das Weltliche. Am Morgen seid ihr ein Christ in aller Aufrichtigkeit, am Abend seid ihr wieder der alte Jakob und wiederum ganz aufrichtig. Ihr werdet hin und her bewegt wie ein abgefallenes Blatt, den rechten Fels und Eckstein habt ihr nicht gefunden. Ich habe nichts wider euch, Jakob, aber zum Manne mag ich euch nicht. Ich kann

euch nicht achten wie eine Frau den Mann achten soll. Dafür muß der Mann fest sein und Boden haben unter den Füßen, muß wissen, was er will, und die Frau muß wissen, daß sie auf ihn bauen und an ihn sich halten kann, und so einer seid ihr nicht.

Nun wollte Jakob sagen, daß ja kein Mensch vollkommen geboren werde, daß jeder sich ändern müsse, um ein rechter Christ zu werden, und nur der verstockte Sünder fest und beharrlich bleibe, so einen werde Eiseli doch ja nicht wollen. Das ist noch die Frage, fuhr Eiseli zornig auf, ob ich so einen nicht lieber wollte als einen, der mit Christus spielt, um ein Mädchen zu kriegen, der entweder ein Heuchler ist oder ein Tropf, der selbst nicht weiß, was er heute ist, noch viel weniger, was er morgen sein wird, je nachdem ihn was gelüstet oder jemand Einfluß auf ihn hat. (Da mußte Jakob unwillkürlich denken an den Spruch der Großmutter: Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel!) Doch zornig und böse werden wollen wir nicht, fuhr Eiseli fort, wir wollen im Frieden scheiden. Prüfet euch selbst und euern Lebenslauf, so werdet ihr finden, ich habe recht. Ihr seid kein Ausbund im Laster, kein dummer Mensch, aber ein Spielball von Welt und Menschen, und die können je nach den Umständen zu den größten Verbrechen kommen.

Das fürchte er nicht, sagte Jakob, wenn Eiseli seine Frau würde, aber was es aus ihm gebe, wenn er wieder in die Welt hinaus müßte, das wisse er nicht. Allweg hätte es dann Eiseli auf dem Gewissen. Es sei doch schrecklich, wenn man sich bekehre, nun, statt etwas davon zu haben, gestraft würde und das Besserwerden sich zum Vorwurf machen lassen müsse. Jakob, Jakob, wer den Lohn der Welt will, der hat den höhern Lohn dahin, und wer um Irdisches sich bekehrt, dessen Bekehrung ist nur ein Uebertünchen des alten Grabes, welches voll Moder und Todtengebeine ist, entgegnete Eiseli. Und vielleicht habe ich doch Recht gehabt, als ich euch vor des Herrn

Tisch warnte, Jakob, denkt an das Essen und Trinken des Gerichtes, und eben da müßte ich mir ein Gewissen daraus machen, daß ich euch zu einem unwürdigen, leichtsinnigen Genuß des heiligen Abendmahles verleitet hätte, wenn ich euerem Begehren willfahren wollte. Nein, Jakob, eben darum müßt ihr wieder wandern, damit ihr euer selbst gewiß werdet und prüfen möget, ob euere Berufung eine rechte und wahre sei. Ihr müßt aufrichtige Buße thun, und Manches habt ihr sicherlich noch zu büßen, jetzt Hochzeit machen ist nicht büßen, wenigstens einstweilen nicht. Wandert langsam nach Hause, erquickt eure Großmutter, erstarket demüthiglich im Guten, dann wünsche ich euch ein brav Weib, dann verdient ihr es. Mich aber plaget nicht mehr, der Vater hat es mir verheißen.

Der Vater hätte die Heirath nicht ungerne gesehen, er hatte die Abneigung gegen die Fremden nicht, war er doch in Spanien und Rußland gewesen und hätte die Hülfe eines wackern Schwiegersohnes gerne gehabt. Aber er war ein verständiger Mann und gönnte seinen Kindern eine verständige Freiheit, darin hatte er Napoleon nicht zum Muster genommen. Er sagte oft, wenn derselbe nicht einen so verfluchten Starrkopf gehabt hätte, er wäre noch der Napoleon. Die Mutter sagte nichts dazu, aber wir glauben bloß deswegen, weil Eiseli entschieden war. Hätte Eiseli geschwankt, die Mutter hätte jedenfalls nicht zu Jakobs Gunsten geredet. die Mitmeisterschaft eines Fremden wäre ihr auf keine Weise anständig gewesen, auch wissen wir nicht, ob sie in Beziehung auf Eiseli sich nicht mit höhern Plänen trug.

Jakob war durch diese bestimmte Abweisung wie zermalmt. Wohl wollte sein Stolz das Haupt erheben, wollte Eiseli sagen, sie hätte nicht halb so große Ursache, so wählig zu thun, am Ende sei es ihm gleichgültig, die oder eine Andere. Ein Mann wie er finde allenthalben solche, welche glücklich seien, wenn sie so einen, wie er sei, kriegen könnten. Aber er that es nicht, die Liebe war größer als der Stolz, er verstummte,

ging hinaus, ſetzte ſich draußen auf das Bänklein vor dem Hauſe und weinte.

Es war ein wunderherrlicher Abend. Klar war der Himmel, voll ſtieg der Mond über die Berge, das Rauſchen der Fälle tönte durch das Thal, in ſtiller Majeſtät lagerten um's Thal die Berge mit den weißen Häuptern. Dieſe ſtille Herrlichkeit mehrte ſeine Wehmuth, er fühlte, er ſei ein Nichts, ein Sandkorn, welches der Fuß, der es niedertritt, nicht beachtet, in der That ein Menſch ohne Willen, ein Spielball der wehenden Winde. So ſaß er lange im ſtummen Harme, ſein Herz war wie zerſchmolzenes Wachs, er war wie ausgeſchüttet Waſſer. Da kam der Meiſter, ſetzte ſich zu ihm, rüſtete ſein Pfeifchen und ſprach freundliche Worte. Lange hörte Jakob wenig davon, indeſſen der Meiſter ſetzte nicht ab, griff beſſer zu, daß Jakob hören mußte und erwachen aus ſeinem dumpfen Träumen. Hört, ſprach der Meiſter, es thut mir leid, daß es ſo iſt, ihr könnt es mir glauben, aber ändern kann ich es nicht, und was man nicht ändern kann, muß man annehmen und denken: und jetzt — was machen? Hätte Napoleon, als Moskau brannte, gleich gedacht: und jetzt was machen? wir wären an der Bereſina nicht ſo in Eis und Pech gekommen. Nun, Jakob, was machen? Ich dächte, ihr packtet das Felleiſen und wandertet ſachte der Heimath zu. Arbeit findet ihr jetzt allenthalben. Ihr könnt ſchaffen und wandern in aller Bequemlichkeit, im Herbſt könnt ihr in der Heimath ſein. Es thut mir leid, mein Nutzen wär's, wenn ihr bliebet, aber ſo wie es ſteht, iſts beſſer, ihr geht; hier mehrt die Qual, ſie mindert, wenn ihr geht.

Jakob jammerte erſt noch, wie das doch ſchrecklich ſei, daß wenn man ſich bekehre und ein beſſerer Menſch werden möchte, man Einem das nicht glauben wolle, Einen mit Händen und Füßen von ſich ſtoße, ſo müſſe ein Menſch die Luſt verlieren ſich zu beſſern, müſſe zu Grunde gehen und wer daran ſchuldig ſei?

Ja seht, Jakob, sagte der Meister, das ist halt so. Wer einmal das Vertrauen verloren hat, hat's verloren, und es geht lange, bis er es wieder hat. Und es ist recht so, denn so muß er sich lange und stark anstrengen, muß alle seine Kräfte zusammen nehmen und Probe um Probe ablegen, daß es ihm Ernst sei. Dabei wurzelt das Gute ein und er wird wirklich besser. Würde man so leicht Vertrauen finden und alsbald für den Rechten genommen werden, so wäre es immer wieder im Alten und gründlich würde niemand besser. Das ist accurat wie beim Militär. Hatte einmal einer unserer Offiziere sich dumm oder feig gezeigt, so war all Vertrauen hin, und wollte er es wieder gewinnen, so mußte er zehnmal tapferer sein als die Andern, kam er dabei mit dem Leben davon, so gab es was aus ihm, er wurde Oberst, General oder Marschall. Denn seht, Jakob, ihr seid nicht bloß so ein unbekehrter Mensch gewesen, so gleichsam ein Rekrut, der kein Pulver gerochen, der sich duckt, wenn die Kugeln kommen, ihr seid einer gewesen, der davon gelaufen und sich dessen noch gerühmt, ein Deserteur gleichsam. Ja da mangelt es was, Jakob, ehe die Scharte ausgewetzt ist, nicht bloß so ein bloßes Sagen, bon jour, bin auch wieder da! Darum, Jakob, müßt ihr Eseli nicht zürnen, es hat im Grunde Recht, es ist eines Soldaten Tochter und hat die tapfern Leute gerne, denen man getrost und muthig nachmarschirt, wenn sie mit der Fahne voran marschiren. Im Grunde kann ich dem Mädchen nichts dagegen haben, hatte ich es doch auch mit meinen Offizieren so, und ein Ehemann ist mehr als so ein bloßes Lieutenantchen oder Hauptmännchen, welche, wenn es recht angeht, alle Tage wechseln, ein Mann ist Feldmarschall, der das Kommando führen sollte, der einen festen Posten hat und auf den es hauptsächlich ankommt, ob die Bataille gewonnen wird oder verloren geht. Denn was hilft alle Tapferkeit der armen Teufel, wenn alles contrair befohlen wird oder der General selbst zum Teufel geht?

Empfindlich sagte endlich Jakob, er sehe wohl, wie man es mit ihm meine, daß man seiner gerne los sein möchte. Daran hätte er nicht gedacht, das hätte er nicht um sie verdient. Deßwegen sei es wirklich am besten, er gehe und zwar schon morgen; er wolle ihnen nicht länger im Wege sein, maulte Jakob. Jakob, ihr seid ungerecht, sagte der Meister, ihr wißt und sehet nicht, wer es gut und wer es böse mit euch meint, Eiseli wird euch gut kennen. Haben wir denn nichts um euch verdient, daß ihr mir jetzt so kommt? Doch, Jakob, ich will nicht rechnen, will billig sein; wenn mich ein Mädchen wie Eiseli ausgeschlagen hätte, es wäre auch nicht richtig gewesen mit mir umzugehen, ich begreif's. Darum gute Nacht und ein gut Bedenken, morgen in der Früh rechnen wir, denke ich, mit einander.

Gute Nacht kann man einem Menschen wohl wünschen, und es ist schön, wenn man es thut, aber daß dann dieser deßwegen eine gute Nacht hat, das ist ein ander Ding. Nun giebt es aber auch zweierlei gute Nächte, süße, schöne Nächte, wo der Schlaf weich dem Leibe bettet, helle freundliche Bilder vor der Seele gaukeln, wo, wenn die Augen wieder aufgehn, die Sonne scheint, erquickt an Leib und Seele der Mensch vom Lager springt. Aber es giebt auch schwere Nächte, wo in bittern Schmerzen Leib oder Seele oder beide liegen, wo es wie Feuer brennt, wo wie in Schrauben alle Glieder sich krümmen, wo ein verzehrend Weh durch die Seele dringt, und dieses können auch gute Nächte sein, Nächte, wo, wie das Gold im Feuer, die Seele geläutert, in Schmerz und Weh der Mensch geboren wird, der sein Haus auf Felsen stellt und dessen Trachten nach dem Himmel geht. Gar Mancher, der krank lag, sei es am Leib oder an der Seele, segnet die Nacht, wo sein Bett sein feuriger Ofen war, in welchem er Gott loben und preisen lernte, aus welchem er ging als ein in Gott Geläuteter.

Vielleicht war es auch eine solche Nacht, welche Jakob

verbracht hatte, als er am Morgen früh hinunter kam reisefertig; blaß war er und tief im Kopfe lagen ihm die Augen. Unten war auch Alles auf, doch still ging es zu. Der Meister that seine Rechnung mit Jakob ab, gab ihm ein schönes Trinkgeld, was dieser lange nicht annehmen wollte. Er hätte fast gesagt, könne er nicht haben, was er wolle, möge er auch das nicht. Indessen nahm er es endlich. Ihr wißt nicht, was es euch geben kann auf der Reise und wie ihr dann froh wäret über das Stück Geld; zu was man mit rechten Dingen kommen kann, muß man nie verschmähen, hatte der Meister gesagt. Die Mutter hatte das Frühstück angerichtet, doch ward wenig dabei geredet, mehr als ein Auge ward feucht über dem Essen; der Meister mußte alle seine Gedanken zusammen nehmen, um hie und da was zu sagen. Der Jakob war daneben doch ein guter Bursche gewesen, und wenn Einer so abgefertigt und verschmäht abzieht, des Mitleids wird selten ein Weib sich erwehren, wenn nämlich der Abgewiesene nicht gar ein verächtlicher und thörichter Mensch ist, seine Werbung eine anmaßliche Ueberhebung war. Erst jetzt merkten Alle, daß er ihnen lieb gewesen, in ihr Leben eingewachsen war, daß durch sein Heraustreten eine Lücke entstand, und wer weiß, wenn Jakob sein Herz hätte wenden können, wie einen Strumpf, einer der andern Töchter zu, ob er unerhört geblieben wäre? Selbst Eiseli war weich, und als sie ihm sagte, lebt wohl, Jakob, und zürnt mir nicht, von ganzem Herzen wünsche ich, daß es euch wohl ergehen möge, hier und dort, that ihr das Herz weh.

Jakob hatte das seine zum Zerspringen voll, und als er endlich alleine seines Weges ging, weinte er bitterlich. Schwarz schien ihm die Welt und öde und leer war es in ihm, als ob seine Seele ihm aus dem Leibe genommen sei, und gespensterartig sein Leib dahin wanke. Er fühlte, was es heißt, das Herz zerreißen. Und doch wünschte er nicht, wenn er nur nie da gewesen wäre, es fiel ihm nicht ein, sich vorzuwerfen, daß

er seinen Vorsatz nicht gehalten, nicht fremd und kalt geblieben sei, daß er in Liebe in ein Haus hineingewachsen sei. Es ist dies der ächten Liebe Eigenthümlichkeit, daß sie unerwiedert, verschmäht doch süß bleibt und ein köstlich Kleinod. Welche Pein sie auch verursacht, ihr Besitzer würde sie doch nicht hingeben, er härmt sich nie darüber, daß er sie hat, er freuet sich noch des Harmes, welchen sie ihm verursacht. Es giebt Menschen, sie gehen mit wundem Herzen aus jedem Hause, und diese warme Liebe bleibt doch die schönste Begleiterin auf ihrem Wege. Es ist diese Liebe die wahre Lebenskraft, welche allenthalben, wohin sie kömmt, Wurzel schlägt, im Reiche der Geister Blüthen treibt und Früchte bringt, sie ist das Höchste im Menschen und ihr gehört das Himmelreich. Bequem ist wohl die kühle Kälte, welche allenthalben sich Bahn macht, allenthalben das Beste sich aussucht, aus den Blumen den Honig zu saugen sucht, allenthalben unbeschwert und leichtfertig weiter geht, aber göttlich ist sie nicht, hohe Freuden bringt sie nicht, das Himmelreich öffnet sie nicht, sie bringt Genüsse, wie sie der Käfer hat, der im Mist sitzt, sie bereitet Freuden, wie sie der Habicht hat, der Tauben fängt, ein Wohlleben, wie es die Katze hat, wenn sie mit Mäusen spielt. Es ist diese warme Liebe ähnlich dem Blute, welches der Gemsjäger sich quellen läßt an der Fußsohle, wenn er an nackten Wänden, an kahlen Scheiteln der Berge herum steigt, das warme Blut klebt selbst am kahlen Felsen, sichert den kühnen Jäger vor tödtlichem Fall in die geheimnißvollen nie erforschten Gründe: so hält die warme Liebe das Menschenkind auf dem engen Pfade, der durch die schmutzigen Sümpfe der Welt führt, schützt dasselbe vor dem Versinken und sein Herz vor dem Erfrieren, leitet den Menschen zu der engen Pforte, welche zu dem Throne führt, auf welchem die Liebe thronet.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie Jakob auf Bern kommt und was er da erlebt.

Diesmal ging Jakob zu Schiff die Seen hinunter und that es ohne Furcht, es war jetzt etwas in ihm, welches ihn über die Furcht erhob, welches selbst über den Tod nicht erschrocken wäre. Es war nicht Verzweiflung, aber ein Ergeben in alles, was da kommen mag, ein Ergeben, welches eben kömmt, wenn der Mensch sich Gott ergiebt, wenn er vergessen will, was da hinten ist und sich strecken nach dem vorgesteckten Ziele. Als er vor nicht so viel Monaten am Rande des Thunersees hinaufging, wie war er nicht so keck und kühn, er hatte Geld, Erfahrungen, die Ueberzeugung: sein selbst sei der Mann, in seiner Hand liege sein Geschick! Wenige Monate waren verflossen, es war ihm ganz anders gegangen als er gedacht, er war ein ganz anderer geworden als er gewesen und an dem allem hatte er nichts machen können, das war die geträumte Selbstständigkeit und Selbstbestimmung. Und was ihm zukam, kam nicht aus Zufall, sondern aus väterlicher Hand, sollte zum Besten ihm dienen.

Wie stark und fest er damals auch schien, jetzt war er viel stärker, viel fester, er wollte etwas thun, wozu er vorher auch nicht die geringste Kraft in sich gehabt hatte und wozu es allerdings sehr großer Selbstüberwindung bedurfte. Er wollte nach Bern gehen und Kathri heirathen. In der vergangenen guten Nacht, als das Weh der Verschmähung wie ein zermalmend Wagenrad langsam über sein Herz ging, da zuckte es ihm wie ein Blitz durch die Seele: das hast du an Kathri verdient! Vor seiner Seele stand die arme Kathri, wie sie ihn geliebt, mit ganzer Seele an ihm gehangen, ihm alles geopfert was sie hatte, wie sie gerade in diesen Opfern ihr Glück gefunden und wie er diese Liebe nicht bloß nicht em-

pfunden, ſondern gemißhandelt und verhöhnt in der gemeinſten ſchnödeſten Selbſtſucht. Jetzt erſt, als er liebte und ſein Leben für ſeine Liebe gegeben hätte, erſt jetzt begriff er Kathri und was ihre Liebe werth war.

Aber auch erſt jetzt dachte er daran, wie es in ihrem Herzen müſſe geweſen ſein, als er ſich nicht kündete. Wie das Hoffen auf Briefe in ihrer Seele gebrannt, zur glühenden Pein geworden ſei, als Tag um Tag kam, aber kein Brief, ihr Zuſtand ſichtlicher an den Tag trat, der Spott der Andern und ihre höhniſchen Nachfragen dazu kamen und ihre weiſen Zurechtweiſungen: Du hätteſt das doch ſinnen ſollen, ein Burſche wie der und du ſo ein klein wüſt Ding. Du hätteſt doch denken ſollen, der mache es dir ſo, wenn es ein rechter Burſche geweſen wäre, ſo hätte er beſſere Kleider gehabt und einen Schatz gewählt, dem er Geſchenke gegeben und nicht einen, von dem er angenommen, zähle darauf, ſolchen iſt nie zu trauen, das ſind die allernichtsnutzigſten unter Allen! Wie Kathri dann geweint, ſich gehärmt, ihr Herz ihr auch gebrannt, als ob ein zermalmend Wagenrad langſam darüber hinfahre. Er mußte an alles, alles denken, fühlte wie ein brennend Eiſen die Schuld in ſeinem Herzen; das habe ich an der Kathri verdient, mußte er immer wieder ſagen. Und wie Mancher wohl noch ſo denken müſſe im ſpätern Lebenslauf: das habe ich an dieſer, an jener verdient, das mußte er ebenfalls denken. Sehnen, Verlangen kam über ihn, es reifte der Entſchluß nach Bern zu gehen, Kathri zu ſuchen, gut zu machen, was er geſündigt, durch lebenslängliche Buße ſie und Gott zu verſöhnen.

Es gab eine Zeit, wo man wußte, was büßen iſt, Buße bedeutet. Das war die Zeit, wo kühne Helden ihr Schwert wegwarfen, hohe Häupter ihre Kronen, in härenem Gewande und tiefſter Erniedrigung gut zu machen ſuchten, was ſie geſündigt, die Wahrheit ihrer Reue bezeugten, daß ſie das Liebſte opferten und dem ſich unterzogen, was ihrer Liebe am ent-

gegengesetztesten war. In unserer weichen Flaumzeit, in welcher man in heilloser Verblendung die Kinder kraft- und saftlos erzieht, weiß man nicht mehr, was büßen heißt, man verhöhnt die Bedeutung, man striche das Wort aus der Sprache, wenn man es vermöchte. Nur wem der Sünde Weh wie ein zweischneidend Schwert durch die Seele dringt, wie den Brüdern Josephs als sie sagten: das haben wir an unserm Bruder Joseph verdient, begreift, was Buße ist und wie da eine Kraft in der Seele erwacht, welche nicht mit leichten Sühnungen tändelt, so wenig als der Held mit Dolchen und Messern, sondern nach dem Schwersten greift, die Kraft, welche das rechte Auge ausreißt, die rechte Hand abhaut, wenn Aergerniß von ihnen kommen: nur der wird es begreifen, wie Jakob den Entschluß verbrachte, von der schönen Eiseli weg, die seine ganze Seele füllte, hinzugehen und die häßliche Kathri zu heirathen, welcher er sich vor aller Welt schämen mußte, erwarten mußte, daß wenn er mit ihr heimkomme, die Kinder auf der Straße ihm nachlaufen, mit Fingern auf sie zeigen und rufen würden: Sieh, wie der Jakob Eine mitgebracht! seine Großmutter hat nicht umsonst immer gesagt: Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel! Er war sich dessen wohl bewußt, er dachte mit Schaudern an ihr ganzes Wesen wie aus Lehm gebacken, doch nur halb, und doch wollte er, er der Jakob, der sonst über die beste Ehe gespottet hatte, Kathri heirathen und wollte treu sein und ehrlich an der armen Kathri und nicht bloß bis einen Tag nach der Hochzeit, sondern so lange als Gott selbst das Band nicht löse. Dabei war ihm, als lächle ein klein Wesen ihn gar lieblich an, zapple mit Händen und Füßen gegen ihn hin. Wenn er das gethan, die Buße vollbracht, dann, dachte er, wolle er Eiseli schreiben, es ihr erzählen und ihr danken, daß sie ihn nicht genommen, denn nun habe er sühnen können, was er gefehlt. Dann, dachte er, werde sie doch denken, der Jakob war kein Heuchler, ich that ihm Unrecht, und vielleicht denke sie dann noch mehr, so dachte er.

Diesen Entschluß hatte er gefaßt, mit diesem fuhr er die Seen hinunter und achtete sich wenig dessen, was ihn umgab. So wie sich, wenn der Magen verdaut, das Blut zurückzieht und ein Frösteln den ganzen Körper rüttelt, so, wenn die Seele Schweres verwindet, erlahmt die Wahrnehmungsgabe, todt werden die Augen, sehen und sehen doch nicht. Bekannt ist, daß wo man Gott eine Kirche baut, der Teufel eine Kapelle daneben setzt, und eben so bekannt sollte sein, daß wo Einer einmal auf guten Wegen geht, der Teufel sich in Zaunstecken verwandelt und jeder Zaunstecken vom rechten Wege zu locken versucht. Thun ist ein lustiges Städtchen, weltbekannt dafür, alles ist lustig, dort bis an den Wein, welcher dort wächst, der ist verdammt sauer, und die Radikalen, die sind accurat wie der Wein, sind von Natur sauer und kriegt man viel davon, so macht es Einem nicht bloß wunderlich, sondern kreuzübel und steinweh; Bauchweh zum aus der Haut fahren ist das wenigste.

Nun dort in dem lustigen Städtchen, wo man aber noch andern Wein hat als radikalen Suremus, da fand Jakob noch viele andere Bursche. Diese haben es umgekehrt wie die Schnepfen. Die Schnepfen weilen in Sommerszeit vereinzelt hier, dort, jede an dem Plätzchen, welches ihr am besten gefällt und welches sie noch unbesetzt findet, treibt dort absonderliche Geschäfte, welche niemand zu wissen braucht. Wird es dann unheimlich in der Einsamkeit, weil rauhe Winde kommen, weiße Flocken flattern in der Luft, dann zieht es die Schnepfen zusammen, sie sammeln sich und streichen lustigerm Lande zu, ein lustig Leben zu führen, während man hier zu Lande friert und schauert. Die Bursche dagegen haben sich zu überwintern gesucht, wie sie konnten und mochten, wie die Mäuse ungefähr, an Orten, welche sie den Sommer über mit dem Rücken nicht ansehen, um geringen Lohn und spärlich Brod, nur um nicht wandern zu müssen in den kalten Tagen. Kömmt aber der Frühling, schmilzt der Schnee, kann man

auch in halb guten Stiefeln kommen durch das Land, hui wie sie da aufjucken, läufig werden, die Bündel schnüren, größere bessere Plätze suchen, wo ein besserer Lohn, ein lustiger Leben ist.

Am Ostermontag wimmelte Thun von Handwerksburschen trotz dem besten Schneefenbusche beim ersten Schnee von Schneefen. Da ging es lustig her, die Winterabenteuer wurden berichtet und die allfällig ersparten Batzen kursirten munter. Drei tüchtige Bursche und lustige Brüder machten sich an Jakob, boten alles auf, ihn zu bewegen, mit ihnen durch das Emmenthal gegen Luzern zu wandern und Bern bei Seite zu lassen. Sie konnten ihm diese Reise nicht genug herausstreichen, absonderlich für ihn, der schon in Bern gewesen und der großen langweiligen Heerstraßen satt haben sollte, wie es sie dünkte. Zudem sei es nicht richtig, nach Bern zurückzukehren, es sei schon Manchem fatal gegangen. Nach seinem Abgang sei gegen ihn geklagt worden, ein Mädchen habe ihn zum Sündenbock gewählt, sein Name sei angeschrieben, komme er wieder, greife die Polizei zu und er könne zusehen, wie er sich loskriege. Das machte dem Jakob doch warm, wenn ihm so was passirt wäre von der Melanie z. B., so konnte er in Pech kommen ganz unschuldigerweise, und an der Melanie Buße thun, das mochte er doch nicht. Dazu schenkten die Gesellen tapfer ein und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Wirth gekommen und sie in die Betten gemustert hätte. Wer weiß, was am Morgen geschehen wäre, wenn er nicht einen Traum gehabt hätte.

Er wanderte nämlich mit den drei Gesellen ins Emmenthal hinein. Die Berge waren nicht hoch, aber schwarze Wälder lagen darauf, wilde Bäche sprudelten, finstere Klüfte mündeten sich in die Straße, ungeheure Räuberhöhlen, wie es Jakob schien. Die Sonne schien nur dürftig, aber ihre Lebern wurden durstig, ein Bettlermädchen zeigte ihnen den kürzesten Weg in's nächste Wirthshaus durch eine dunkle Kluft in Felsen und

Wälder hinein. Da kamen sie auf einen schmalen Steig, rechts ging's steil waldauf, links tief unten rauschte der Waldbach, und er ging voran, denn er war der Aelteste. Da rissen sie ihn plötzlich zu Boden von hinten, raubten ihn aus, warfen ihn über die Wand hinaus in die schwarze Kluft. Er konnte sich nicht wehren, die Glieder waren ihm wie gebunden, er stürzte durch die Tannen, von oben hörte er der Gesellen höllisch Gelächter. Hart fiel er zu Boden, die Beine waren ihm gebrochen, an des Baches Rand lag er in tiefer Kluft, seine Füße lagen im Wasser, er hatte schrecklich kalt, aber er konnte sie nicht zurückziehen, von heißem Durste glühte die Zunge, aber zum Wasser, in dessen Pein die Beine lagen, konnte er nicht kommen. Da lag er in Gluth und Frost, dachte ans Sterben und konnte nicht, ein schreckliches Verschmachten begann langsam ihn zu fassen und er dachte, das hast du verdient, wärest du nach Bern gegangen, so lägest du nicht hier, könntest die Großmutter wieder sehen, daheim Meister sein, jetzt bist du der Füchse und der Raben Speise! So dachte er lange, lange und immer wieder, da sah er über dem Bache zwei Amseln, die bauten ein Nestlein, sangen so fröhlich und schnäbelten so zärtlich, da mußte er denken an ihr Glück und sein Unglück, wie er da so alleine verschmachten müßte und ob wohl niemand wäre auf der weiten Welt, der, wenn er wüßte, wie er hier verschwachten müßte, sich aufmachte, ihn suchte, bis er ihn fände. So wie er das dachte, wuchsen die Amseln über dem Bache, und auf einmal sah er dort die Großmutter und Kathri, Flügel hatten sie an den Schultern, kamen über den Bach, hoben ihn auf, flogen mit ihm in die Höhe. Aber noch waren sie nicht oben, so flogen beide davon und ließen ihn fallen. Er fiel so hart, daß er hoch auf fuhr und die Augen aufriß, da sah er, daß er zu Thun im Bette saß und der Tag durch die Fenster dämmerte. Seine Glieder alle waren ganz, aber das Herz im Leibe zappelte noch in großer Angst. Jakob fuhr rasch in

die Kleider, machte, daß er fort kam, und ruhig ward er erst, als er Thun im Rücken hatte, die Straße nach Bern unter den Füßen und hinter ihm die drei Gesellen nicht zu merken waren.

Von Thun nach Bern sind ungefähr fünf Stunden, eine schöne Promenade durch blühende Dörfer und Alleen von Obstbäumen, hie und da wie in einem großen Parke von einem Wäldchen unterbrochen, hie und da sieht man noch schöne Eichen in den Zäunen stehn, welche so prächtig in ihrem mächtigen Wuchse über die niedern Zäune und Bäume ragen, in ihrem dunkeln Blättergrün und knorrigem Geäste abstechen gegen den klaren lichten Himmel. Da stehen auch schöne Wirthshäuser, berühmt bald durch gebackene Fische, bald durch guten Neuenburger, bald durch eine hoffährtige Wirthin oder eine schnippische Kellnerin, doch Jakob fragte nach dem einen und nach dem andern nicht, sah sie nicht, wanderte in tiefen Gedanken, bis es ihm auf einmal so bekannt und seltsam in die Ohren klang, und als er sich des Nähern umsah, sah er, daß er diesseits des sogenannten Muriwäldchens sei und daß in Bern am großen Münster die Stunde schlage. So weit also schon, fast vor den Thoren der Stadt, so nahe also schon der guten Kathri! Ja, ja man steht gar oft schon an der Schwelle einer großen Entscheidung und merkt es nicht, und in der nächsten Stunde sind die Würfel geworfen und unser Lebensloos ist bestimmt, und wer weiß, ob nicht unser Sein in Ewigkeit.

Der Ostermontag war für Bern von je ein wichtiger Tag. Vor alten Zeiten hielten an selbigem Tage die Zünfte ihre großen Umzüge, die Räthe zogen in die Kirche, dann auf's Rathhaus, sollten in der Kirche einen heiligen Sinn fassen zu weltlichem Rathen, ein ernstes Bedenken zu politischen Wahlen. Das Volk jubelte und die Kinder vergaßen, so lange sie lebten, die Ostermontage nicht. Jetzt ist alle Herrlichkeit vergangen, das poetische Leben des Volkes ist zum praktischen

geworden und in den Kirchen findet man keine Obrigkeit mehr, die schöpft ihre Weisheit anderswo; jetzt geht es auch in Bern ganz preisaisch zu, am Morgen ißt man Kuchen, Krautkuchen, wie der Berner sie nennt, Gemüskuchen, wie der sie ungern essende Deutsche, der lieber was von Zucker hat als von Kraut, ihnen sagt, und Kümikuchen, ein ganz prächtig Berner Essen, welches man sonst nirgends findet in der ganzen Welt vom Nordpol bis zum Südpol. Hat man an solchen Kuchen etwas mehr als satt sich gegessen, so läuft wer noch laufen mag vor das obere Thor, dem Schwinget zuzusehen. Dort schwingen die Oberländer und Emmenthaler gegeneinander und eifern um den höchsten Preis fast gar und doch nicht ganz wie ehedem die Griechen bei den olympischen Spielen. Wo die Landeskraft am größten sei, darum wird gerungen, und es ist wirklich schön, mit welchem Ernste und in welch' bestimmten Formen der feste Emmenthaler und der flinke Oberländer um die Ehre ringen. Es geschiehet zuweilen, daß sie nach uralter Weise ihren berühmtesten Kämpfer an Ketten bringen zum Zeichen, daß seine ungemessene unbändige Kraft nur mit Ketten zu fesseln sei und einmal losgelassen sich vor ihr wahren solle, wer da könne und möge. So ein Schwinget wirkt auf Bern wie ein Zugpflaster auf den Körper, zieht die freien Beine sich nach, wie das Pflaster die müßigen Säfte; oben aufgelegt, wird unten die Stadt leer.

Wenig Menschen traf Jakob auf der Straße zur Stadt, keinen einzigen, den er zur Rede stellen konnte. Als er oben auf den Muristalden kam, lag die Stadt vor ihm, die Rarumflossene. Klein ist sie unter den Städten dieser Zeit, und doch barg sie in sich, als sie noch kleiner war, eine gewaltige Kraft. Der große Habsburger, der erste dieses erlauchten Stammes, hatte sich vor ihr eine längere Nase als er sie schon von Natur hatte, und vielfach ward sie mit Rom und Venedig in Vergleich gestellt und nicht zu ihrer Unehre. Und jetzt ist sie das Grab erloschener Kraft oder das Bett schlafender Kraft,

die frisch erwacht, wenn ein junger Morgen an den Himmel tritt — wer sagt es mir?

Unwillkürlich stand Jakob still, denn mag die angeborne Kraft schlafen oder wachen, so ist Bern in allewege ein Edelstein in wunderschöner Einfassung. Nun in Gottes Namen, sagte endlich Jakob, stieg den äußern Stalden hinab und lenkte gegen das sogenannte Klösterlein, ein Wirthshaus, dessen Namen und Treiben in klassischer mittelalterlicher Ironie zusammenstehn, ein. Er war dort bekannt, bedurfte der Stärkung und hoffte vielleicht das Nöthige zu erfahren. Als er die Wirthsstube öffnete, war niemand darin als die Kellnerin, diese kehrte ihm den Rücken. Als die Thüre sich öffnete, drehte sie sich um und vor Jakob stand Melanie! Stumm sahen sie sich an und betrachteten sich eine Weile und Jakob ziemlich erschrocken, denn er dachte an das, was die Gesellen gesagt. Beide machten ihre Betrachtungen. Jakob war stattlicher geworden und sah aus wie unter den Gesellen die allerbesten, Melanie hatte dafür ein Auge wie der allerbeste Ochsenhändler für die Ochsen, welche ihm zu Gesichte kommen. Melanie dagegen war sichtlich zurückgekommen an Leib und Kleidern, war zusammengeschrumpft wie eine Zwetsche, über welche ein Frost gekommen, und die Kleider waren abgegriffen, fellten hoffährtig sein und waren armmüthig.

Melanie, welcher solche Wiederlieben schon öfters zu Handen gekommen, die sich daher einen gewissen Takt in der Feier derselben erworben hatte, so daß z. B. je besser die Kleider des Wiedergefundenen in die Augen stachen, in desto größerer Freude und Zärtlichkeit sie dieselben leuchten ließ, faßte sich alsbald. Wie viele Kindermägde immer ein Stück Zucker, so hatte sie allezeit ein großes Stück Zärtlichkeit bei der Hand und handhabte dieses sinnier als gar manche Kellnerin die Mehlbürste. Es fehlte nicht viel, sie wäre dem Jakob schnurstracks in die Arme geflogen und an den Hals gepumpst. Ei mein Gott, mein Gott, du, Jakob? bist du's? nein, du alle Güte, sehe ich

dich noch einmal im Leben! Mußte alle Tage an dich denken, konnte dich nie aus dem Sinne bringen! Vom feinen Preußen und von allen denen, die seither sich abgelöst, sagte sie kein Wörtchen. Der Jakob dagegen war verblüfft und je zärtlicher Melanie ward, um so verblüffter; der Kukuk mochte wissen, was alles dahinter steckte. Die Melanie aber ließ sich dies nicht merken, fing nicht an zu zänkeln: ihr seid ein Böser, wie seid ihr vor mir erschrocken, hättet mich lieber nicht mehr gesehen, wer ein böses Gewissen hat, dem geht es so, und wie die Redensarten alle heißen, mit welchen ungewandte Mädchen das Wiedersehen Ungetreuer feiern und sich damit zumeist die beste Suppe versalzen. Sie blieb bei der seinen Freude, frug, womit sie aufwarten könne, zwang ihn, daß er etwas zu Mittag bestellte, dieweil er doch niemand in der Stadt antreffen würde, setzte sich dann zu ihm, und weil auch die Wirthin nicht daheim war, nahm sie nicht einmal das übliche Strickzeug zur Hand, sondern legte sich ordentlich aus zu einer flotten Herzensentleerung.

Sie frug nach seinen Schicksalen, erzählte, wie Bericht gekommen, daß er umgekommen in Genf, und wie man dann wieder gesagt, er lebe noch, aber sturm im Kopfe, erzählte von Kameraden, Meistern und allerlei Begebnissen, von denen sie glauben mochte, sie würden ihn im höchsten Grade interessiren. Sie hatte darin viel Aehnlichkeit mit der Eierwirthin im Oberlande. Von dem aber, was ihn einzig und allein interessirte, sagte sie kein Wörtlein, und wie er fragen sollte nach der Kathri, das wollte ihm nie passend in den Mund kommen. So saß er schon lange, hatte fast abgegessen, hatte den letzten Bratwurstzipfel auf dem Teller und die Melanie erzählte von einer herrlichen Parthie, welche sie an einem schönen blauen Montag auf dem Breitenrain gehabt, und um die Zeit genauer zu bestimmen, setzte sie hinzu: Es war am selben Tag, an welchem man das Kathri begraben hat, du erinnerst dich

wohl, der dicke Strupf, welchen du auch einigemal pouſſirt haſt.

Da flimmerte es Jakob vor den Augen und zog ihm die Muskeln des Halſes zuſammen, und als Melanie längſt bei was Anderm war, brachte er die Frage ganz verdrückt hervor: Alſo geſtorben iſt ſie? Wer? frug Melanie, denn ſie hatte die Kathri längſt vergeſſen. Da mußte Jakob ſagen, und die Antwort war noch viel verdrückter: Die Kathri. Ja, die iſt todt, es war ein wüſt Menſch, am beſten iſt's, man rede nicht viel von ihr. Warum? frug Jakob, und er mußte an das Lied denken: die Glocken hallen dumpf zuſammen!

Warum, ſagte Melanie, darum! Denk, Jakob, das Menſch war ſchwanger! Nun das wäre nichts Anderes geweſen, das Malheur kann dem honetteſten Maitli begegnen, warum nicht? Wem Koth auf die Naſe fallen ſoll, dem fällt er nicht auf die Füße. Man hat es freilich ungern, aber was iſt's, vor allem Unglück kann man nicht ſein, es giebt deren viel zu viel in der Welt. Aber was macht nun die, die will beſſer ſein als Andere, läugnet wie der Henker, ſagt, ſie müßte es mit dem Löffel gegeſſen haben, kurz verheimlicht die ganze Sache und hatte gewiß Böſes im Sinne, das laſſe ich mir nicht ausreden, ſo ein wüſt verdrückt Menſch iſt alles im Stande. Aber ihre Meiſterfrau war eine, die nicht mehr glaubt, als ſie muß, wie es recht iſt heutzutage, wo es ſo viele ſchlechte Leute giebt und Maitli noch dazu. Die läßt den Doktor holen und Kathri muß endlich beichten und die Sache iſt, wie man geglaubt und ſie hat nichts ſagen wollen, pfui Teufel! Nur etwa wegen der Schande war das nicht, das glaube der Henker. Aber denk nur, das Menſch will, wo die Sache am Tag iſt, nicht ſagen, wer der Vater iſt, mit keiner Liebe brachte man mehr heraus: es wiſſe es nicht. Es geſchieht wohl auch, daß honette Mädchen dies nicht ſagen wollen und ſagen, das gehe niemand was an, das ſei ihre Sache, aber dann ſind ſie honett bezahlt dafür und wiſſen, warum ſie es thun. Aber Ka-

thri hatte nichts, nicht einmal zwei gute Hemden und von Geld auch nichts, blutarm iſt ſie geweſen, und wenn es jemand geweſen wäre, den ſie hätte nennen dürfen, ſie hätte es gethan allweg. Aber es wird jemand geweſen ſein, dem ſie nicht hat den Namen geben dürfen, ſich hätte ſchämen müſſen bis in Boden herab, das glaube ich. Ich habe ſo meine Gedanken für mich, noch keinem Menſchen habe ich ſie geſagt, euch will ich es ſagen: der Teufel war es nicht, es hat mir ein Gelehrter, er hat ſieben Jahre Schullehrer ſtudirt, verſichert und dem habe ich glauben müſſen, es gebe keinen Teufel mehr, ſonſt hätte ich geglaubt, das Kind wäre von ihm. Nun aber glaube ich nichts Anderes als es ſei ein Jeſuit geweſen, pfui Teufel! Sie kommen oft von Freiburg und das Menſch wohnte an der Brunngaſſe. Denk Jakob, ein Jeſuit und ſo ein Jeſuitli haben zu müſſen! Darum wollte ſie das Kind gewiß umbringen und die ganze Paſtete verheimlichen. Aber der ging es anders, wie es ihr auch recht geſchehen. Wie? frug Jakob, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne. Begreiflich wollte ſie die Frau nicht mehr haben, berichtete Melanie, der Doktor machte, daß ſie in die Entbindungsanſtalt kam, aber faſt war es zu ſpät, kurz die Sache ging und ging, bis Kathri todt war und das junge Unthier auch, Gott behüt uns davor. Von Rechtswegen und wenn noch Glaube wäre in der Stadt, hätte man es gar nicht auf den Kirchhof begraben ſollen. Ich ſage es frank und frei, mir graute es, wenn ich einmal neben ihm liegen müßte auf dem gleichen Kirchhofe, der Teufel könnte ſich verſchießen, Herr Jeſes! Und vielleicht merkte es kein Menſch, bis es zu ſpät wäre, du mein Gott! Ich habe meinen Meiſterleuten es ſchon manchmal geſagt, wenn ich ſterben ſollte, Gott behüt mich davor, während ich im Klöſterli ſei, ſo ſolle man mich ja nicht droben im Roſengarten (der untere Todtenhof), wo das Klöſterli hingehört, begraben, ſonſt käme ich ihnen wieder, ſie ſollten darauf zählen. Ich wolle oben aus auf's Montbijou (der obere Todtenhof).

Alſo dort eben im Roſengarten haben ſie es begraben? frug Jakob und fuhr über die Stirne.

Ja dort, aber ihr glaubt nicht, was das für Wetter gemacht hat, als ſie mit ihm hinausfuhren, es war ein Wind, als ob er Roß und Wagen durch die Luft führen wolle, accurat wie es winden ſoll, wie die Leute ſagen, wenn der Teufel eine arme Seele nimmt und mit ihr davon reitet. So bald es in der Erde war, war es wieder das ſchönſte Wetter und wir hatten die charmanteſte Parthie Nachmittags, an der ich mein Lebtag war. Denkt doch nur, wie es mir da erging, und nun ſchnatterte Melanie eine lange Geſchichte her, von welcher Jakob kein Wort hörte.

Es arbeitete in ihm wie in einem Schmelzofen, ſein Herz ſchlug wie ein Hammer, aber Melanie hörte es nicht vor ihrem Geſchnatter, wie man an einem Brunnen auch nichts hört als des Waſſers Geplätſcher. Endlich wußte er, was er wollte, und frug nach ſeiner Zeche. Melanie zog ihre liebenswürdigſten Künſte aus dem Staube, um ihn zu verſäumen und zu feſſeln. Als alles nichts half, Jakob bezahlt hatte und ſein Felleiſen faßte, wollte ſie ihm das nicht laſſen. Sie wolle es ihm aufbewahren, ſagte ſie, es irre ihn ja nur, wenn er in die Stadt wolle, und damit herumlaufen könne er doch nicht. Er ſolle hier herbergen, bis er Arbeit habe, es ſei beſſer als irgendwo in der Stadt, und billiger ſolle es auch ſein, da ſei ſie ihm gut dafür.

Als aber der Jakob nicht wollte, das Felleiſen auf die Schultern hing, als alſo alle Hoffnung dahin war, da ward Melanie böſe, ließ ihre Krallen hervor. Nun zwingen wolle ſie ihn nicht, ihrethalben könne er gehen wohin er wolle. Wenn man zuweilen auch glaube, Einer ſei um ein Haar beſſer als die Andern, ſo ſei es mit ihnen doch wie mit den Katzen, des Nachts da ſeien auch alle grau. Wer ein gutes Herz habe, dem thue nichts mehr weh, als wenn alle Liebe und Freundſchaft immer vergeſſen würden. Indeſſen was ſei, das ſei, und

wenn es ſein müſſe, könne man ſich auch daran gewöhnen, ſchnatterte Melanie. Aber nicht wahr, Jakob, du zürneſt nicht und kömmſt bald wieder? ſagte Melanie und bot ihm die Hand. Leb wohl, ſagte Jakob, behüte dich Gott, und ging zur oberen Thüre hinaus. Warum da hinaus, ſagte Melanie, weißt nicht mehr, daß du hier näher haſt, und ging gegen die untere Thüre zu.

Während dieſer Wendung war aber Jakob ſchon hinaus und Melanie raſch nach, vor ſich brummend: Er iſt doch immer der gleiche Sturm! Als ſie hinauskam, ſah ſie ihn zu ihrem mächtigen Erſtaunen nicht der Stadt zugehn, ſondern von der Stadt weg den Stalden hinauf mit langen Schritten. Jakob, Jakob, rief Melanie, wo aus, dort unten iſt ja das Thor! Da Jakob ſich nicht umdrehte, wollte ſie der Stimme nach, da ward ſie von hinten hart beim Arm gefaßt: Donnerwetter Mädi, rief der rothe Stallknecht, haſt aber keine Ohren, ſo eins wie du hab ich mein Lebtag nicht geſehen, haſt ein Männerbein vor Augen, ſo hörſt du nichts und riechſt du nichts. Der Herr, welcher heute da gefrühſtückt, will fort, was iſt er ſchuldig, das Pferd macht acht Batzen. Sag dreizehn Batzen, rief Melanie und wollte den Stalden hinauf. Was Donner, ich ſoll es ſagen? Für was hat man denn dich, als für die Zeche zu machen und den Herrſchaften nachzuſchwänzeln. Das käme ſauber, wenn der Stallknecht die Kellnerin vorſtellen ſollte. Willſt oder willſt nicht? Du biſt immer der gleiche Lümmel, Kalb, was du biſt, brummte Melanie und mußte doch gehn und Beſcheid geben, was ſie ſo kurz und haſtig als möglich that. Aber als ſie wieder hinauf kam, war begreiflich der Jakob verſchwunden, wohin? das wußte ſie nicht und vernahm es bis auf dieſen Tag nicht, obgleich ſie alles ausfragte, aber ſie konnte nichts vernehmen, die unbefriedigte Neugierde hätte ihr beinahe eine ſehr gefährliche Krankheit zugezogen.

Jakob war hinaufgegangen in den Roſengarten, ein

Todtenacker gelegen wie wenige, auf der Höhe über Bern mit freier Aussicht in die prachtvolle Natur. Das Grab der Kathri zeigen konnte der Todtengräber nicht. Niemand hatte sich gefunden, der die Mühe genommen, dasselbe irgendwie zu bezeichnen und wäre es auch nur mit einfachem schwarz angestrichenem Stock und einem Täfelchen, auf welchem ihr Name stand, gewesen. Und doch hatte sie es verdient, die arme Kathri, denn solche Liebe und Treue findet sich selten mehr in Israel, hätte billiger als Viele ein Denkmal verdient und zwar ein großes. Nun wenn nur der liebe Gott ihrer in großer Gnade gedacht hat und das hat er, so ist es der armen Kathri wohl gegangen, reich ist sie im Himmel. Und wenn Gott für die Seligen Fensterchen in Himmel und Hölle hat, aus welchen die Gestorbenen auf die Ihrigen und ihr Thun und Treiben schauen können, was wir beides den Guten und Bösen gönnen möchten, so war der armen Kathri an diesem Tage große Freude bereitet, und ihrer Liebe, ihrer Treue ward reiche Vergeltung. Da sah sie Jakob ihr Grab suchen und sich setzen, wo so von ungefähr da herum der Todtengräber es ihm andeutete, und da weinte er. Er fühlte es sich regen im Herzen, wie das Nagen des Wurmes, der nicht stirbt, er fühlte, was es eigentlich ist, in schnödem Eigennutz, in herzloser Gewissenlosigkeit ein armes Mädchen mißbrauchen, welches in aufrichtiger Treue liebt, den losen Worten glaubt, als wären sie ein Evangelium, und alles, alles opfert dem trügerischen, alles verzehrenden Moloch. Er fühlte, was es heißt, ein Herz brechen und was dieses Herz alles leiden mußte, bis es brach. Er mußte denken, wie das arme Mädchen auf einen Brief wartete, und wie Tag um Tag verging und keiner kam, wie es ihm doch nicht zürnte, ihn nicht verrieth, ihm alle Ungelegenheit erspart und alles alleine trug, wie die rechte Liebe thut. Wie ihr Zustand sie in Angst versetzen mußte, wie sie rath- und trostlos gewesen, die bange Stunde näher und näher rückte und die Arme nicht wußte wo aus und ein, endlich

Schmach und Schande, Drohen und Schelten ertragen mußte, bis zuletzt das arme treue Herz gebrochen war. Das mußte er denken, mußte Kathri's Weh in seinem Herzen fühlen, mußte denken, alles bis dahin hab ich an Kathri verdient, und wenn mir keine frohe Stunde mehr wird, so habe ich das an der Kathri verdient und meine Schuld nicht abgebüßt. Wäre sie noch auf Erden, keine trübe Stunde sollte sie haben, mit der Liebe wollte ich sie lieben ihr Leben lang, mit welcher Liebe sie mich geliebet.

Da trat der Todtengräber zu ihm und sagte: Es scheint, das Mönschli sei euch etwas angegangen und ihr hättet doch noch an ihn's gesinnet und hättet wollen sehen, was es mache, und es hielte euch hart, daß ihr es hier findet statt an einem andern Orte. Muß sagen, das ist noch brav von euch und ist das erste Mal, daß es mir begegnet, es hätte doch Mancher Ursache. Es liegt gar manch arm Tröpflein da herum, das angeschmiert ward so von einem fremden Halunk, der, als er hatte was er wollte, die Nase wischte, sich davon machte und das Mensch im Elend ließ. Es nahm mich schon manchmal wunder, wie es so einem Kerl sein mag um's Herz, wenn er einmal heimkömmt, ein Weib nimmt, Kinder kriegt, ob der nicht immer Angst haben muß, nicht daß ihm die Maitli, welche er verführt, mit ihren Kindern nachlaufen (Himmelsapperment, da ginge es wie auf der Rheinbrücke zu Basel Anno 1812, als während drei Tagen und drei Nächten hageldicht Russen und Oestreicher nach Frankreich zogen), sondern daß der da oben, der in der Schweiz und in Deutschland daheim ist und alles sieht, was jeder treibt, daß der ihm nachbringe alles Unglück, welches er angerichtet, es seinen Kindern anhänge, es ihm mitgebe in's Grab, denn das alte Wort gilt noch: daß die Sünden der Väter gestraft werden sollen an den Kindern bis in das dritte und vierte Geschlecht. Ja da draußen werden sie oft nicht begreifen, warum es diesem, jenem so grundschlecht geht, alles Unglück über ihn kommt, nichts

vorwärts will und er doch fleißig und geſchickt iſt, und werden dann verflucht viel ſchreiben, wie der Handwerker nichts mehr ſei und wird dran alles ſchuld ſein ſollen von Kaiſer und König weg bis zum Bettlerbub, der barfuß läuft und den Schuhmacher um's Brod betrügt, ſie werden verflucht gelehrt lümmeln, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen, hab ſolch Zeug auch ſchon geleſen. Wenn die alles wüßten, was der Kerl in der Fremde getrieben hat, wo er gedacht hat, es vernehme es weder Vater noch Mutter, nicht einmal der gnädige Herr Bürgermeiſter, ſie würden begreifen, wo es dem Kerl fehlt und warum es nicht vorwärts mit ihm will. Unſer Herrgott, der hat noch immer mehr iſt als ein Bürgermeiſter, hat ihm ſeine Sünden nachgetragen, hat ſie ihm abgeladen auf ſein Haus. Da muß er ſie nun haben und kein Arzt hilft ihm davon, und alle Tage muß er denken, das hab ich ob der oder jener verdient. Möchte mal da in's Deutſchland hinaus, wird aber nichts draus werden, und möchte den Häuſern nachgehen, mich nimmt's wunder, wie manches ich antreffen würde, wo ich ſagen könnte: ſeht, hier hat unſer Herrgott auch ein Fuder abgeladen, welches er dem Kerl, der ſich draus gemacht, nachgefahren hat.

Als der Todtengräber weiter ging, mußte Jakob deſſen Worten nachdenken. Ein Mann, der alle Tage Gräber gräbt, gräbt nicht bloß Steine und Knochen aus, ſondern oft auch ein bedeutſam Wort. Ja was man in der Fremde treibt, vernimmt zu Hauſe der Vater nicht, die Mutter nicht, der Bürgermeiſter nicht, der Schulze nicht, es ſei denn, die Brandmale ſeien aufgedrückt auf den Körper oder die Polizei miſche ſich gewichtiger Urſache willen drein, dieweil ſie muß, denn was ſie bloß ſoll, macht ſie je länger je weniger, am liebſten gar nichts. Aber der, der da alles ſieht, der iſt allenthalben daheim und zöge man bis wo die Morgenröthe beginnt, die Abendröthe endet, für den iſt keine Fremde und der bringt alles aus und an die Sonne, manchmal erſt in's Gewiſſen und

dann an die Sonne und manchmal erſt in die Sonne und dann in's Gewiſſen, und manchmal läßt ers im Gewiſſen ſitzen, bis der Sünder verzappelt iſt.

Wenn doch jeglicher dran dächte, dachte Jakob, daß ſo wie mit ihm die Sonne kömmt in alle Fremde und ſo wie der Mond nachläuft, man mag laufen ſo weit man will, wo auf hundert Meilen weder Bürgermeiſter noch Schulze nachkäme, der Herrgott auch iſt und alles mit anſieht, und daß, wenn man heim geht, er nachkömmt, man mag es merken oder nicht, und dann daheim es kündet auf irgend eine Weiſe, man mag wollen oder nicht! Es war ihm, als ob aus hundert Gräbern Hände kämen und Klagen und Rachegeſchrei, und als ſollte er alles auf ſeine Schultern laden und mitnehmen und heimtragen und wandern von Haus zu Haus und jedem ſeine Laſt abladen vor ſein Haus und rufen zum Fenſter hinein: da haſts, daß Gott erbarm! Angſt und weh ward es ihm unter den Gräbern und er fühlte es, wie es innen brennt, wenn der Mund bekennt: meine Schuld iſt in den Himmel gewachſen, iſt größer, als daß ſie mir könnte vergeben werden. Das Angſtmeer wogte hoch auf in ihm, deſſen Wellen brandeten betäubend an ſeines Bewußtſeins Rand, begannen höher zu wogen, über das Geſtade flog der Schaum, ſpritzten bereits die Häupter der Wellen, da fuhr er auf, wiſchte von der Stirne den Schweiß, beſann ſich, ſah um ſich, wo er ſei.

Ueber der Stadt ging klar und golden die Sonne zur Ruhe, röthlich wie die Freude auf alternden Wangen ſchimmerten die Thürme; zur Linken ſtanden ruhig und groß die Bernerberge, und ihre Seiten begannen zu glühen wie die Wangen glücklicher Bräute am fröhlichen Hochzeitabend, wenn die Sonne an die Kammer der Ruhe mahnt. Sie ſtanden aber auch da ſo in alter Ehrenfeſtigkeit und doch ſo ſchön und lieblich als Zeugen, daß feſt und feſter noch als ſie ſei des Herrn Wort, als Zeugen von deſſen Milde und Freundlichkeit, die in allen Herzen erglüht, in welche ſcheint das ewige Licht.

In mildem, zartem Scheine ſchimmerte die ganze Gegend, es war ein milder ſüßer Frühlingsabend, es war als wehe über die ganze Natur der Lebenshauch aus einer andern Welt, der Geiſt der Liebe und Sühne über alle Herzen. Es ward Jakob mild und wohl, er ſah mit feuchtem Auge die Zeugen von des Herren Treue und Milde, es fiel auf ſein Herz der Thau von oben, die wunderbare milde Kraft, welche die weichſten Herzen zum Ertragen und Vollbringen ſtählt, welche der wahre Heldenmuth iſt, im Kleinſten wie im Größten groß.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Jakob hört erbauliche Geſpräche, hat erbauliche Gedanken, ſieht merkwürdige Perſonen und wie er von Bern nach Baſel kömmt.

Ernſt und reifer, wie nach einem großen Erlebniß, nahm Jakob das Felleiſen und pilgerte weiter. Er ging nicht der Stadt zu, ſein Leben dort war begraben im Roſengarten, gegen Oſten in Allem Ernſte der Großmutter zu wanderte er. Eine lange Allee lag vor ihm, die gleiche, wie er dachte, durch welche er gekommen war. Er hatte ſich nicht geachtet, wie manche Allee ausläuft von der Stadt und wie manche namentlich beim untern Thore ſich mündet. Bei der Papiermühle gedachte er über Nacht zu bleiben und unterdeſſen rathſchlagte er in ſich, was er jetzt, da ſein ganzer Plan im Roſengarten begraben war, beginnen und auf welchem Wege er nach Hauſe wolle. Am vernünftigſten ſchien es ihm, einen neuen Weg zu gehen, andere Leute, andere Städte zu ſehen, und doch war ihm etwas hart dagegen. Es zog ihn, das Bekannte wieder zu ſehen, den alten Bekannten den neuen Jakob zu zeigen.

Es iſt eben gar curios mit der Sache. Es giebt Leute, welche es haben wie Wallenſteins Jäger, die unberührt ſtreifen durch die Welt, das Neue allein ſie freut, nach dem Wiederſehen nie ſie gelüſtet, jeder Menſch ihnen wie eine Curioſität vorkommt, welche man genau betrachtet, um allfällig eine Beſchreibung von demſelben machen zu können wie von einem vorweltlichen Ungeheuer, dann vollkommen befriedigt iſt und an der Beſchreibung hundertmal wohler lebt, als am Ungeheuer ſelbſt. Das ſind die Menſchen vom allerneueſten Schlage, völlig auf der höchſten Cultur-Höhe. Sie betrachten die ganze Menſchheit mit dem gleichen Intereſſe wie ein Schacherjude eine alte Kleiderkammer oder eine Auktion oder Steigerung. In dem Maaße, als an jemand zu profitiren iſt, hat man Intereſſe an ihm, iſt er was werth; iſt nichts mehr an ihm zu profitiren, ſo wirft man ihn weg wie ein Schneckenhaus, aus welchem man die Schnecke genommen und geſotten hat. Dies iſt die moderne Menſchenanſchauung, eine troſtloſere giebt es nicht, darum ſind aber auch die ihr angehörenden Helden ſo troſtloſe Kerls. Da iſt denn doch die chriſtliche Menſchenanſchauung eine ganz andere, nach welcher uns jeder Begegnende der Nächſte iſt, den wir zu lieben haben als uns ſelbſt und ihm das zu erweiſen, was wir wünſchen, daß auch uns gethan werde. Die Menſchen von dieſer Sorte zieht es wieder dahin, wo ſie bereits geweſen ſind. Unbewußt und unwillkürlich nehmen ſie Intereſſe an den ſie berührenden Menſchen, ja manchmal ſogar an einem Kellner. Es nimmt ſie wunder, wie es ihnen geht, was aus ihnen geworden iſt. Sie ſtellen ſich vor, auch jene nehmen das gleiche Intereſſe an ihnen, es drängt ſie, ihnen dies und jenes mitzutheilen, dann zu hören, was ſie dazu ſagen. Du liebe Güte, wie werden dieſe guten Leutchen oft betrübt im Gemüthe, wenn ſie es hageldicht erfahren, wie man gar kein Intereſſe an ihnen nimmt, man ſich ihrer kaum noch erinnert, ſich rein nicht darum kümmert, ſeien ſie lebendig oder todt, ja, daß es ſogar Leute giebt, welche

allemal erſchrecken, wenn ein alter Bekannter ihnen entgegen tritt, weil ſie fürchten, er koſte ſie was und wenn es nur ein Abbruch von zehn Minuten an ihrem Behagen wäre, ja die ſich allemal von Herzen freuen, wenn ihnen ein Bekannter oder Verwandter ſtirbt, weil ſie wieder für einen weniger Rückſichten zu nehmen brauchen, einer weniger ſie plaget und wäre es auch nur mit der Angſt, er könnte ihnen einmal eine halbe Stunde läſtig werden. Indeſſen, wo das Gemüth von ächtem Korne iſt, erkältet es an ſolchen Erfahrungen nicht, es wird bloß vorſichtiger, und wenn es reiſen will, ſo zieht es es mehr an die Orte hin, wo es ſchon geweſen, wo was ihm lieb geworden, auf irgend eine Weiſe ſeine Theilnahme gewonnen hat. Neues iſt ihm mehr oder weniger unheimlich, es muß ſich überwinden, wie ein ſchüchterner Knabe ſich überwinden muß, wenn er in eine fremde Stube treten ſoll.

Zu der letzten Sorte gehörte Jakob, und dieſe Eigenthümlichkeit machte ſich in den letzten Zeiten mehr geltend, trat lebendiger hervor, führte jetzt auch bei Entwerfung des Planes zu ſeiner Heimreiſe die Hauptſtimme. Er entſchloß ſich, die meiſten Orte wieder zu berühren, wenn es ſich wenigſtens ſo gebe, wo er gearbeitet hatte, wollte ſehen, wie es jetzt dort ſtehe, und zeigen, was ſo aus einem Jakob, wie er geweſen, am Ende doch noch werden könne.

Kalkulirend war er fortgeſchritten, endlich merkte er, daß die Allee längſt zu Ende gegangen, die tiefe Senkung ins Thal, in welcher die Papiermühle liegt, nicht komme, daß er in einem Dorfe war mit einem Kirchthürmchen, an einem Orte, wo er nie geweſen, daß er alſo verirret ſei. Statt die unterſte der Alleen hatte er die oberſte eingeſchlagen. Nun in dieſer Gegend des Kanton Bern iſt das Verirren nicht ſo gefährlich, wie es in der großen Wüſte Sahara ſein mag, und namentlich jetzt nicht, wo alle ſieben Schritte ein Wirthshäuschen ſteht, ſo gleichſam ein obrigkeitliches Schröpfhorn, dem Volke die überflüſſigen Säfte abzuzapfen, und wo zu gleicher Zeit eine

obrigkeitliche Ausstopfungsfabrik, so gleichsam wie man Vögel ausnimmt und mit Stroh ausstopft, damit sie die gleiche Größe, das gleiche Aussehen behalten, der Abgang der Säfte mit freisinnigen Redensarten und Knittelsprüchen vom entschiedenen Fortschritt ausgestopft wird. Er vernahm auch, daß er nicht umzukehren brauche, um seine Richtung wieder zu gewinnen, sondern daß weiter eben ein schöner Weg ihn wieder auf die Hauptstraße führe, ohne daß er einen bedeutenden Umweg mache. Diese Abschweifung ließ sich Jakob wohl gefallen, besonders da ihm in einem guten Wirthshause ein gutes Nachtlager in Aussicht gestellt ward. Er war müde an Geist und Leib, die Erlebnisse des Tages hatte er noch nicht verarbeitet im Gemüthe.

In einem Wirthshause auf dem Lande werden Handwerksbursche, welche zum Nachtlager einkehren, gewöhnlich sehr kaltblütig aufgenommen und mißtrauische Blicke bewachen sie. Bleiben sie an der Thüre stehn, so geht ihnen Wirth oder Wirthin entgegen, aber sehr langsam, harrt ihrer Ansprache und giebt, je nachdem diese ausfällt, gnädigen oder ungnädigen Bescheid. Ist nichts zu zapfen, sagen die Bursche, sie hätten kein Geld, vielleicht bloß Brod, wollen vielleicht einen Tauschhandel eröffnen, so werden sie oft angewiesen in einem Bauernhause Herberge zu suchen. Die Wirthe sind nicht alle weichherzig, es soll deren geben, welche Herzen haben, als wären sie lauter Büffelhaut, aber auch an manchem Abweis sind die Bursche schuld, die aus Muthwillen oder Geiz die Leute prellen, auf dem Bettel reisen, als ob sie ein verbrieftes Recht dazu hätten, und fechten mit vielen Thalern Geld im Sacke. Diese machen armen Brüdern böses Spiel und verdienten für jedes Klopfen an einer Thüre fünfundzwanzig unten an dem Rückgrat. Denen, welche ein Bauernhaus suchen müssen, geht es so böse eben auch nicht. Sie kriegen ein reines Strohlager im warmen Stalle, was weit besser ist als eins in einem italienischen Wanzenbette und zehnmal besser als manche Streu

in manchem Wirthshaus, wo es von allerlei schrecklich riecht und von Flöhen strotzt. Dazu kriegen sie an den meisten Orten noch ein Abendbrod, am Morgen ein Frühstück und waren sie manierlich, noch ein freundlich Wort zum Abschied.

So geschieht es denen, welche an der Thüre stehen bleiben. Andere machen es wie andere Gäste, gehen an eine leere Stelle, legen ab was sie tragen und gewärtigen die Ansprache: Womit kann man aufwarten oder was wäre euch lieb? Wer Platz nimmt, als hätte er das Recht dazu, von dem setzt man auch voraus, er habe das Geld im Sacke, auf welches das Recht sich gründet. Dies Recht erkennt der Wirth an, ist höflich, aber so recht trauen mag er nicht, bis er den Gast gemustert von oben bis unten, von hinten und vornen und einige Fragen gestellt hat, fast wie ein kleiner Polizeicommissär sie thut.

So ging es Jakob. Er setzte sich ungeheißen, wo er Platz fand, bestand sein Examen zur Zufriedenheit, und in Erwartung des Essens hatte er bald seinen Schoppen vor sich und begann nun sich zu orientiren, wie man zu sagen pflegt. In der Wirthsstube waren drei Tische, der Haupttisch oben den Fenstern nah, der kleinste beim Ofen, der mittlere gegenüber, wo Jakob saß. Der obere Tisch war besetzt und da gings lebhaft zu und manchmal sprangen Flaschen und Gläser in die Höhe, als ob sie zwölfjährige Mädchen wären und das Hüpfen sie ankäme; es war aber jedesmal ein tüchtiger Faustschlag, welcher ihnen Beine gemacht. Wenn disputirt wird, so sind zwei Parteien da, und so war's auch hier. Jakob hatte sie bald raus und gesondert. Sechs dicke Rücken saßen am Tische, hatten Röcke von Halbtein darüber, jeder seinen Schoppen vor sich, zwei gewaltige Hände an den Armen, die eine auf dem Tische oder am Glase, die andere an der Pfeife, deren jeder eine im Gesicht stecken hatte. Oben am Tische saßen zwei schmächtige Bürschchen, hatten eine Flasche zusammen, waren stutzerisch angezogen, wenigstens von weitem zu sehen, hatten Cigaren im Gesicht und einer noch einen Schnauz

darüber. Die Hände, wenn sie dieselben nicht für Glas oder Cigaren brauchten, waren in den Hosentaschen, als ob sie da was suchten und nicht finden könnten. Der eine hatte noch eine Brille neben sich liegen, welche er häufig mit dem Nastuch abwischte. Er fürchtete sicher, der Tabacksrauch könnte ihr schaden, aufsetzen that er sie nicht. Er war im Gebrauche derselben noch ungeübt, er mußte sich erst daheim im Stillen unter zwei Augen im unschädlichen Gebrauche derselben einüben, von wegen im Hosensack fand er nichts für eine zweite anständige, wenn die erste Schaden litte. Indessen die eine, welche er hatte, hätte er doch gerne sehen lassen, und kam das nicht in eins, ob er sie hatte auf der Nase oder auf dem Tische, wenn er nur eine hatte. Am Ofentischchen saßen drei, verwildert im Gesichte, hatten Löcher in den Röcken und Schnapsgläser vor sich.

Die zwei oben am Tische führten das große Wort, machten die Docenten, der eine mit dem Schnauz war ein Rechtsagent, der andere, der weil er mit der Brille und dem Schnauze sich noch nicht recht traute, einstweilen mit einem Bocksbart sich begnügte, um doch wenigstens zu zeigen, was er bei entschiedenem Fortschritt noch werden könnte, war ein junger Schulmeister, eben erst aus dem Seminar provisorisch ausgeflogen. Alle Sprüche dieser beiden begannen immer: Schauet ihr Männer, die Sache ist die, man muß sie nur recht verstehen, wer die Sache nicht versteht, versteht sie nicht, begreiflich! Aber so ist's, so geht's und so muß es gehen, versteht sich, das ist der Fortschritt! Wir Gelehrte, die die Sache verstehen, können es nicht anders finden, wir mögen sinnen und denken, wie wir wollen. Andere große Gelehrte in Deutschland, in Frankreich, ja selbst in Amerika sind gerade der gleichen Meinung, ja in verschiedenen wichtigen Punkten gehen sie noch weiter als wir. Wir haben ihnen schon manchmal gesagt oder geschrieben, das laßt noch gelten, unser Volk ist noch nicht so weit, aber sie wollen nicht, das sei im Zeitgeiste, dadurch müsse

es, ſchreiben ſie. Es wird auch ſo ſein, da hilft all Wehren nichts, dadurch werdet ihr müſſen, ihr Männer, ihr mögt euch ſperren, wie ihr wollt, die Bildung iſt's jetzt, die die Sache macht und der Sache den Tätſch giebt. Und ſo iſt's, ihr Männer, und ſchauet nur, wenn es kömmt, ſo ſaget dann, wir hätten es geſagt.

Das ganze Geſpräch drehte ſich um Jeſuiten und Ariſtokraten, Volk und Fortſchritt herum, alles mit den Jakob längſt bekannten Stichwörtern, ſo daß er alsbald mitten drin war und vollſtändig im Klaren. Die Männer, welchen docirt wurde, hörten anfänglich ziemlich kaltblütig zu. Nach und nach begannen ſie zu ſagen: Geſchwätz hätten ſie genug gehört und Verſprechungen hätte man gegeben ganze Fuder, aber ſie möchten doch einmal ſehen, wo das Halten ſei, ſie merkten allgemach, daß Verſprechen und Halten zwei verſchiedene Dinge ſeien. Sie begännen zu merken, warum das Ding umgerührt und angerichtet worden, für niemand anders als hungrige Fürſprecher und hochmüthige Schulmeiſter. Den erſten ſei es gerathen, Dutzendweiſe, wo man ein Dutzend nicht um einen Kreuzer möchte, hätten ſie gute Plätze gekriegt, wo ſie nicht bloß den Hunger, ſondern auch den Durſt ſtillen könnten. Es wäre dem Lande nützlicher, die Käfer regierten oder es kämen die Heuſchrecken wie Wolken, als ſolche Hungerleider und Schmarotzer. Sie glaubten, ſelbſt mit Schwaben könnte man wohlfeiler fuhrwerken als mit ſolchem Gezüchte. Die Schulmeiſter hätten einſtweilen noch nichts als Hochmuth und Hoffnung, und möglich wäre es, daß er die Brille noch brauchen könnte, um zu ſehen, was noch nachkäme. Eine ausgemachte Sache ſei es noch nicht, daß man ihnen den Reſpekt beweiſe wie alten Landvögten und zehnte und bodenzinſe nach ihrem Befehl und Gutdünken. Ehe das käme, könnte es noch ander Wetter geben.

Begreiflich ließen dies die beiden Docenten nicht ohne Widerſprechen ſich gefallen. Der Rechtsgelehrte führte den Bauern zu Gemüthe, daß ſie, die Bauern, einzig gewonnen

hätten, Zehnten, Bodenzinse, die Armenlast sei ihnen erleichtert und werde bald ganz aufhören. Der Schulmeister that gekränkt und sagte: Undank sei der Welt Lohn. Bei Ungebildeten sei keine Anerkennung zu erwarten, die rohe Masse wisse nicht, was Aufklärung sei und Bildung, und doch habe man der Bildung allein die Freiheit zu verdanken, die Bildung aber und daß die Leute ihre Rechte kennen, wem habe man das zu verdanken? Aber das dünke ihn gar nichts Anderes, das Volk wisse nie, wer es gut mit ihm meine. Das Volk im alten Testament habe es auch so gehabt und die Propheten gesteinigt, wenn sie es weisen wollten, und jetzt sind Schulmeister, was damals Propheten, und auf und ähnlich geht es ihnen, man will sie auch nicht halten für was sie sind!

Hör du Junger, mach es nicht zu gut, sonst kriege ich genug, sagte der, welcher den breitesten Rücken hatte. Um euere Bildung gebe ich keinen halben Bohnenstecken, wäret ihr gebildet, so wäret ihr nicht so unmanierlich, und an der Freiheit macht die Bildung viel nicht oder es müßten die alten Schweizer viel gebildeter gewesen sein als man jetzt ist. Aber man liest nirgends, daß die Schulmeister ihnen zur Freiheit verholfen, sondern Hellebarden und Morgensterne, ein gesundes Herz und ein gutes Gewissen. Die sind nicht davongelaufen wie die Lumpenhunde, wenn sie jemand stark angesehen oder ungefähr ein Schuß losgegangen ist. Aber sie haben auch nicht bloß Rechte gekannt, sondern auch Pflichten, Bürschli, Pflichten, weißt, was das ist? Aber bei der heutigen Aufklärung fehlt das Kapitel von den Pflichten, ihr würdet sonst nicht bloß die halbe Zeit Schule halten und die andere halbe unnütz in der Welt herum laufen und in der Schule die Kinder nichts lehren, was etwas abträgt. Die alten Schulmeister blieben daheim und saßen über der Bibel, es stände den jungen wohl an, sie thäten auch so. Damals ging es besser und die Leute waren bräver.

Der Schulmeister wollte antworten, aber da einmal das

Eis gebrochen war, ſo drang er nicht durch das mächtige Wort eines ſtarken Mannes. Zur Sache wolle er auch was ſagen, er habe ſich längſt ſatt gehört am Gebrüll von den Erleichterungen. Ehe die Regierung weniger koſte, koſte ſie mehr, man könne das ja an den unerhörten Löhnen, welche ſie ſich ſelbſt ſtipulirt, am beſten ſehen. Aber ſo ſei es immer, der größte Drache im Fordern ſei immer der, welcher am wenigſten könne. Mit Bodenzinſen und Zehnten gehe man mir! Ob ich das Geld aus dem rechten oder dem linken Sack nehmen muß, kömmt am Ende auf eins und zahlen iſt zahlen, ſage man ihm nun Zinſen, Steuern oder Renten, die Hauptſache iſt, daß man Geld habe. Das habe man ehemals gehabt, und wenn man es nöthig gehabt, ſo habe man mit leichter Mühe ſolches erhalten um billigen Zins. Jetzt ſolle mal Einer in die Stadt gehen und ſie auslaufen von zu oberſt bis zu unterſt und vom Morgen bis am Abend und ihm dann ſagen, wie viel er zuſammengebracht. Es traue keiner mehr Geld zu geben; weil man Kinder am Rath hätte, ſo wiſſe man nicht, was denen über Nacht in Sinn komme, bloß das wiſſe man, aus allem, was ihnen in Sinn komme, machten ſie flugs ein Geſetz, ließen es drucken und das Land ſolle tanzen darnach. Es gebe nun deren genug, denen es einfallen könnte, ſchuldig ſein ſei dumm, man müſſe das Ding ſtreichen oder die Schulden zum Staatsgut machen, dann hätten die, welche das Geld gegeben, das Nachſehen. Und am Ende gehe doch alles über den Bauern aus. Er könne ſein Land nicht auf den Buckel nehmen und fort damit, könne es nicht in Amerika anlegen, und wenn kein Geld mehr ſei, ſo werde Korn und was er zu verkaufen habe nichts gelten, die Steuern aber würden täglich größer, die könne man ſteigern, Zehnten und Bodenzinſe blieben ſich gleich. Obendrein müßten ſie die Armen doch erhalten, todtſchlagen könne man ſie einmal nicht, und was die neuen Herren für Wohlthäter ſeien, habe man erfahren.

Das kömmt uns kommod, ſonſt wäre es wohl ſchon geſchehen, kam vom Ofen her eine wilde Stimme. Es iſt gut und ich mag es ihnen von Herzen gönnen, daß die Hagelsbauern mal erfahren, wie es Einem thut, wenn man betrogen wird und nichts mehr daran machen kann. Sie hatten es wie die Vögel im Hirſe, aber das Sprüchwort ſagt, wenn es der Geiß zu wohl iſt, ſo ſcharret ſie. Sonſt ſind wir die armen Hunde, über die alles ausgeht, die alles abthun müſſen, an denen jedermann die Schuhe abwiſcht, denen es zehnmal ſchlimmer geht, ehe einmal beſſer. Wird das Brod wohlfeil, ſo macht man uns die Löhne geringer, aber mit den Behauſungen, dem Holz ſchlägt man nicht ab. Von den Käſereien haben die Bauern den größten Nutzen. Es iſt Mancher um einen Centner ſchwerer geworden, ſeit er ein paar hundert Thaler Käsgeld zieht und was haben wir davon? Die Maaß Milch ward ein Pfund leichter, blieb gleich theuer, und wenn wir Milch haben wollen, müſſen wir ſie erſt um Gotteswillen betteln, um ſechs Kreuzer die Maaß. Die Kinder müſſen alle Tage in die Schule, verdienen nichts, kein Bauer will ſie mehr, und wenn ein reiches Kind was Dummes macht, kriegt das arme Kind die Schläge, denn es vermag dem Schulmeiſter keine Bratwürſte zu bringen oder friſch gebackenes Brod. Werden wir mit einem Bauern oder ſonſt Einem, dem wir gearbeitet, unrichtig und müſſen wir zu einem Rechtsagenten oder Fürſprech, wie man ſolchen Koſaken jetzt ſagt (ehedem hieß man ſie Prokuratoren, aber damals hatten ſie noch nicht Schnäuze und Bärte 's ganze Geſicht voll wie jetzt, aber was will man, es ſtellt was vor und koſtet nichts, im Gegentheil, man kann dem Barbier ſein täglich Brod abſtehlen), geht man zu einem ſolchen Heiden und Türken, ſo macht der Einem den Kopf groß, zeigt Einem auf, daß man glaubt, man gewinne halb Rußland, wenn man einen Prozeß anfange. Man macht's; die Sach läuft gut, heißt's, und

läuft ſo lang man Geld hat. Iſt der letzte Kreuzer raus, patſch! iſt die Sach verſpielt, und wer der größte Schelm iſt, weiß man nicht. Und wenn es jetzt noch aus wäre, ſo wär es eins, aber jetzt fängt das Spiel erſt recht an. Jetzt kommen ſie hinter Einen wie eine Meute Hunde hinter einen Haſen, und da hat man keine Ruhe mehr, zahl, zahl, zahl, ſchreit es Einem Tag und Nacht in die Ohren. Will man zu dem Loch aus, ſo iſt es vermacht, ſucht man ein ander Loch, ſo lauert dort ſo ein Hagel mit einer Büchſe und die Sach hält ſich nicht ſtill, bis man eingejagt iſt. O es hat mich ſchon ſo manchmal gedäucht, wenn ich ſo einen Saukopf zwiſchen den Knieen hätte, wie eine Herrenköchin einen Kapaunen, den Unteufel wollte ich lieb haben, daß er die Hölle für einen Tanzſaal anſehen thäte. Und geht man endlich vor die Gemeinde, weil man ausgeplündert iſt, die Franzoſen konnten es nicht beſſer, ſo hocken da ein Dutzend Mannen und gſchauen Einen lang genug, daß man nicht weiß, ſind es Oelgötzen oder am Speck erworget. Wenn endlich Einem das Maul aufgeht, ſo ſagt er Einem alle Schande, hält Einem alle Schoppen vor, welche man getrunken, und den Aetti und den Großätti und die Großmutter auch noch und ſieht man doch den Donnern allen an, daß ſie ihr Lebtag das Maul auch noch wo anders gehabt als an der Brunnröhre. Wenn Einer übel liegt, bettet er gerne anders, das kann ihm niemand übel nehmen, ſo hatten wir es. Wir dachten, was ändern wäre gut, und böſer könnte es nicht kommen. Wenn der Staat die Armen übernehme, alle Herren dazu ſteuern müßten, wir es gleich hätten wie die armen Bürger in den Städten, Sachen genug, um kein Hudel und Lump zu ſein, und die Kinder daheim doch genug zu eſſen, nicht mehr vor die Bauern müßten, ſo hätten wir viel gewonnen, könnten uns mal wohl ſein laſſen, und wenn auch nicht als ganze, ſo doch als halbe Herren, ungefähr wie du eins biſt, du Hagelsfürſprecherli. Und du, Schulmeiſterli, gerade du haſt uns das Maul auch

ſo ſüß gemacht, haſt uns den Honig ins Maul geſchlagen wie der Hafner den Lehm in die Ofenkacheln, haſt uns geſagt, was wir für Rechte hätten in Feld, Holz und Weid, in Speichern und Kammern. Wir meinten, ſo müſſe es ſein, ſo ein Schulmeiſter könne nicht lügen. Wir ſahe n dich nicht bloß für einen halben Herrn an, ſondern für ein halb Herrgöttlein, ſind dir nachgefahren und ausgefahren mit der alten Regierung wie eine Bäurin am Jakobstag mit den Mägden, nahmen die Verfaſſung an mit beiden Händen, es war uns, als wäre es eine Hochzeit und hätten wir Hochzeit mit einer ſchönen reichen Frau und künftig alle Tage Fiſcheli z'Mittag und Krebſeli z'Nacht, und wußten ein lang Stück nicht, gingen wir auf den Köpfen oder auf den Füßen und ſchoſſen aus allen Büchſen, wie die Narren, noch ganz anders als die Freiſchärler, welche es aus lauter Angſt vergaßen, als ob der Himmel auf müſſe und wir mit beiden Füßen zugleich hinein. Und jetzt, Schulmeiſterli, wo ſind unſere Rechte? Auf dem Thunerſee können wir Erbſen ſetzen, in den Nebel Korn ſäen, auf dem Finſteraarhorn bolzen und mit den Bären im Bärengraben das Brod theilen, welches man ihnen um Gotteswillen hinunterwirft und um zu ſehen, was ſie für eine Poſitur machen, wenn ſie auf dem Hintern ſtehen. Und wie ſteht es mit den Pflichten? Ja die ſind aufgehoben, die Pflicht, die Armen zu erhalten, iſt aufgehoben, und woran ſind wir gewieſen? an die freie Wohlthätigkeit, daß Gott erbarm! Das iſt heutzutage accurat wie wenn ein Bauer, wenn ich ihn um Land bitten würde, damit ich pflanzen könnte, mir das Ziegeldach ſeiner Scheuer anweiſen wollte. Nicht, daß es nicht auch gute Leute gebe! Gott Lob, es ſind deren immer noch, Leute, welche in der Bibel leſen und in die Kirche gehen. Aber wenn der neue Glaube aufkömmt, welchen ihr predigt in allen Wirthshäuſern und ſonſtigen Verſammlungen, wo kein Teufel und kein Heiland mehr ſein ſoll und kein Himmel und keine Hölle, die Hölle die Kirche iſt und der Himmel das

Wirthshaus, dann gehe man und ſuche die Wohlthätigkeit, ihr Sakramenter! dann wird man noch gute Leute finden accurat wie auf einem Dornbuſch Trauben. Wie es gehen wird, kann man alle Tage erfahren, man braucht nur bei euch anzuklopfen. Keiner von euch hat noch einem armen Menſchen ſo viel gegeben, daß es einer Laus im Auge weh thäte. Ja, wenn wir an ſolche Lumpenbuben kommen müſſen, dann erſt ſind wir arme Teufel. Die Bauern ſind, was ſie ſind, ich will ſie nicht beſſer machen, als ſie ſind, aber frank ſage ich's: Reſpekt vor den Bauern, wenn ſie den Verſtand kriegten, ſolch Volk wie du abzuſchütteln, wie im Sommer die Roſſe die Bremſen, wiederum an die Pflichten zu kommen und ein wenig zu ſchweigen von den Rechten! O wenn nur mir Einer winkt von weitem, nur den Finger aufhebt und ſagt: Jaggi, willst? Du, den Holzſchuhen beim Haggi ſyprag ich, und der Erſte, den ich erwiſche, der muß ſich ſputen mit Beten, wenn er mit dem Unſer Vater fertig werden will.

Nun gab es Lärm. Der Schulmeiſter meinte, für ſolche Reden zu hören ſei man doch nicht da und ſolche Dinge dürfe man ſich nicht ſagen laſſen. Der Fürſprecher ſagte, er ſolle nur ruhig ſein, morgen mache er die Anzeige. Die Bauern blieben neutral. Was Jaggi den Beiden geſagt, gönnten ſie ihnen von Herzen, und was er ihnen geſagt, das ſteckten ſie hinter die Ohren einſtweilen. Die beim Ofen begriffen alsbald dieſe Neutralität und begannen nun dreiſtimmig auf die zwei Stempelherren, wie ſie ihnen ſagten, loszudreſchen, wie keine Bürde Stroh je gedroſchen worden iſt. Ein förmlicher Witzſtrom überflutbete die zwei neuſilbernen Profeſſoren, und den Bauern that ſicherlich noch acht Tage lang der Bauch weh von dem gewaltigen Schütteln, welches ſie nicht gerne ganz ans Tageslicht kommen ließen, ſondern einen Theil deſſelben unter dem Tiſche verarbeiteten. Die beiden Docenten machten es endlich wie die beſten Truppen es machen, wenn das Geſchütz zu ſtark wird und man keine Zeit mehr zum Laden hat,

sie begannen den Rückzug. Wären die Worte Kugeln gewesen, sie hätten beim ersten Worte Reißaus genommen, denn es waren beide Freischärler. Bekannt ist, daß Worte nicht tödten, da giebt es in Wortgefechten, sei es in gemeinen Kneipen oder modernen Rathskneipen, viele ausnehmend tapfere Leute und vornehmlich von den beiden Sorten, zu welchen die Genannten gehörten. Sie preßten also auf, sagten, wo solche Lumpenkerls, solch roh Pack das große Wort führen könne, da sei ihr Platz nicht, sie möchten nicht, daß am Ende man mit solchem Pack sie zusammen zähle. Für gebildete Leute schicke sich solche Gesellschaft nicht, der Fürsprecher strich den Schnauz, der Schulmeister brachte ängstlich die Brille in Sicherheit. Potz Himmeltürk, was kriegten die für Ladungen, es war ein Kreuzfeuer von Kartätschen, und wenn ihr Ehrgefühl und ihr Herz eins gewesen wären, sie wären hundertmal todt geschossen worden. Nun aber war das Herz kugelfest, das Ehrgefühl aber wie ein grob Sieb, die gröbsten Kugeln, Bomben und Granaten mochten durch. Sie kamen also glücklich mit dem Leben davon. Draußen sagten sie: wenn die verfluchten Ochsen drinnen nicht gewesen wären, die Schelme und Lumpenkunde hätten sie abtrocknen wollen, daß die ganze Haut in Fetzen gegangen wäre, aber denen dicken Hageln hätten sie es nicht zu Gefallen thun mögen, von wegen Bauer sei Bauer und Schelm sei Schelm, und wie nahe die Menschen verwandt seien, stehe ihnen nicht am Rücken geschrieben.

Drinnen aber war ein still Gelächter. Die sechs Dicken warfen sich verständliche Blicke zu. Einer winkte dem Wirth, und die Drei an dem Tische beim Ofen hatten volle Gläser. Ein anderer sagte zu Jaggi: Hör, wenn du diesen Winter Holz nöthig hast, es wäre möglich, daß ich was Abgehendes hätte, aber frage mich wo, mache nicht deinen eigenen Bannwart. Danke, das wäre guter Bescheid, aber es macht mich nichts tauber, als daß jeder Lumpenhund uns guten Bescheid giebt, so lange er uns braucht und wir immer die Tatze sein

ſollen, um die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, ſind ſie draußen, ſo frißt ſie der, für den wir es gethan, und wir haben nichts als verbrannte Finger. Am allertaubſten macht mich das, daß es ſchon hundertmal ſo gegangen iſt und beim hunderterſtenmale wir auf den Dupf die gleichen Kälber ſein werden, denn es iſt keine dümmere Kreatur auf der ganzen Welt, ein Mooskalb nicht ausgenommen, als die, welche das Beſte von unzeitigen und ungegerbten Jungen erwarten ſtatt von unſerm Herrgott. Gute Nacht und ſchlafet wohl, ihr Bauern, ſchloß Jaggi und drückte mit dem Finger den Schwamm auf das kurze Pfeifchen, und du, Hansli Ueli, vergiß mir das Holz nicht, ich beſinne mich allweg, zähle darauf, und zeigſt du es mir nicht, ſo nehme ich es ſelbſt.

Als die Bauern alleine waren, jammerten ſie gar bedenklich, und der Wirth bekannte ganz demüthiglich, er ſei früher auch auf der andern Seite geweſen, ja er wäre beinahe ein Freiſchärler geworden, Herrgott, und müßte ſich ſein Lebtag ſchämen. Da habe ihm ſeine Frau die Kinder gebracht, jedes mit einem Bündelchen, und geſagt: Willſt du muthwillig ziehen und denen den Vater entziehen, ſo nimm ſie auch mit, denn ohne dich weiß ich mit ihnen nichts anzufangen. Das hätte ihn abgehalten, aber nachgetragen habe er es der Frau lange. Jetzt merke er, wie ernſt es geweſen und um was es gegangen. Aber Leute wie er ſeien blind, hätten ein Brett vor dem Kopf, ſeien viel zu gutmüthig und glaubten jeglichem Spitzbub, beſonders wenn er was zu verdienen gebe und allemal zwei Flaſchen Vierunddreißiger leere, wenn er einkehre. Aber jetzt ſei ihm der Staar geſtochen, es ſolle ihm mehr ſo ein Kerl kommen, dem wolle er zünden und ihm jetzt ein Licht anſtecken, daß er lange genug dabei ſehe. Eine neue Steuer, welche in Ausſicht ſtand, hatte dem Wirth den Staar geſtochen einſtweilen, hatte ihm Angſt gemacht um das Vaterland, ſo lange die Steuer in Ausſicht ſtand. Alle jammerten ſehr um's

Vaterland, weinten faſt und ſagten: Du mein Gott, wo ſoll das aus, die Hagle ſind nicht ruhig, bis wir Alle im Unglück ſind. Aber in Gottes Namen, was iſt, das iſt, es wird Andern gehen wie uns, man wird ſich darein ſchicken müſſen. Man könnte ungeſinnet unglücklich werden, es heißt, ſie möchten verflucht wenig ertragen, keine Scheere iſt, die ſchärfer ſchiert, als wenn der Bettler zum Herrn wird. Am beſten iſts immer, es ſehe jeder zu ſich ſelbſt, ſei ſtille, paſſe auf, wo die Sache aus wolle. Aber in einem Dornhaag ſind wir abgelegen wie Einer, der den Kopf voll Branntwein hat und meint, in welch ſchön Federbett er ſich niederlege.

Dieſem allem hatte Jakob zugehört, ohne ſich darein zu miſchen. So viel hatte er gelernt, daß man in fremde Verhältniſſe hinein nur Dummes ſchwatze; ſo weit war er gekommen, daß er das Beſondere und Oertliche auf das Allgemeine übertragen konnte. Er begriff die Urſachen, aus denen die Bewegungen hervorgingen und erkannte die Perſonen, welche von und in denſelben lebten. Er ſah, wie die, um derentwillen man angeblich ſich hingab, nichts kriegten als lange Naſen und wie ſie renig wurden und allgemach zur Erkenntniß kamen. Er ſah ein ganz ander Volk als das, auf welches man ſich immer berief, und was in der Ferne wie Vaterlandsliebe ſchimmerte, war in der Nähe ſchmieriger Sackpatriotismus. Wo er die Flamme der Begeiſterung funkeln ſah von weitem, ſah er in der Nähe einen gähnenden, hungrigen und durſtigen Schlund, auf welchem ein Irrlicht tanzte. Kurz er ſah vieles und begriff noch ungeheuer viel mehr, ſo viel nämlich, daß es ihn dünkte, wenn er noch ein paar ſolche Abende erleben könnte, ſo hätte er Hoffnung, einen Zipfel zur Verſtändniß des eigentlichen Volkes und ſeiner Stimmung in die Hände zu kriegen.

Der folgende Morgen war ſchön, aber früh auf war Jakob nicht. Der geſtrige Tag war ſehr lang geweſen, hatte

vieles über ihn gebracht, es ging lange, ehe er sich den Fesseln des Schlafes entwand. Es war Dienstag, Markttag in Bern, lebendig war es auf der Straße durch das Lindenthal. Obst, Holz, Butter und unzählige andere Dinge, kleine und große, wurden der Stadt zugeschleppt. Zwei, drei Stunden um die Stadt herum giebt es eine Menge Menschen, welche um keinen Preis an einem Markttage fehlen würden, ihnen sind Markttage die Sterne in ihrem Leben. Wir bekennen aufrichtig, die, welche es so haben, ohne daß ein eigentlicher Beruf sie dazu zwingt, halten wir nicht für die Besten im Lande. Wir halten dafür, solche Tage werden gar zu gerne Aderlaßtage für den Geldbeutel, machen Löcher ins Gewissen und verzehren manchmal den rechten Glauben mit Stumpf und Stiel.

Wenn es wimmelt auf der Straße und alle Augenblicke eine freundliche Ansprache mit einem „guten Tag" beantwortet werden muß, da ist es mit dem Denken wenig. Die rechten Gedanken haben es wie die Mäuschen, diese spazieren auch nicht in den Zimmern herum, wenn Leute drin sind. Wenn man meint, nun gebe es Ruhe, der Marktstrom sei vorbeigewimmelt, so kommen immer noch Welche hinterdrein. Diese rennen und schwitzen, als ob sie fürchteten das Himmelreich zu versäumen, und gerade diese stören die Gedanken oder ziehen das Denken auf sich. Man muß Betrachtungen anstellen, wie so ängstlich der Mensch ist, wenn er Gefahr läuft, die rechte Marktstunde zu versäumen, wie er springt und schnauft, das Versäumte nachzuholen, und wie gleichgültig er ein versäumt Leben nimmt und wie langsam und gemächlich er Schritte macht, wenn er sich dem Himmel nähern möchte und sorgen für seiner Seele Heil.

Endlich ward es ruhig und einsam der Weg durch das schmale wildschöne Thal mit den fleißig bebauten Bergwänden, an denen Häuschen kleben, wo man im Vorbeigehen sich bei Seite drückt, weil man fürchten muß, sie kämen kopfüber dem

Wandelnden auf den Kopf. Erſt jetzt fühlte Jakob ſo recht mit Bewußtſein ſeine Lage und faßte ſie klar ins Auge. Wie man zur Reformationszeit getheilte Röcke hatte, wo die eine Seite roth war, die andere ſchwarz oder dunkelblau und weiß u. ſ. w., ſo war auch ſein Herz zweifarbig gar ſeltſam. Er trauerte aufrichtig um die gute treue Kathri, es that ihm weh, ihre Treue nicht vergelten, ihr Leid nicht in Freude wandeln zu können. Die Heirath mit ihr ſollte der Grundſtein eines neuen Lebens ſein, es ſchmerzte ihn, daß derſelbe fortrollte, als er eben den Fuß auf denſelben ſtellen wollte. Es ſchmerzte ihn aufrichtig, daß er die Vergangenheit nicht durch die Zukunft ſühnen konnte — und zwar gerade an dem Weſen, an welchem er ſich am meiſten verſündigt hatte. Er fühlte das Weh, ſühnen zu wollen und nicht können, fühlte, wie unmöglich es iſt, durch ein ſpäteres beſſeres Leben gut zu machen vergangene Sünden. Den Jammer, welchen man verurſacht, kann man nicht ungeſchehen machen, gebrochene Herzen nicht heilen, Todte nicht rufen aus den Gräbern. Verzweifeln müßte man, wenn nicht ein Anderer wäre, der die zerbrochenen Herzen heilet und auf ſich nimmt die vergangenen Schulden und genug gethan hat der ſtrafenden Gerechtigkeit des großen Gottes. Das fühlte er lebendig und daß er eben ein armer Sünder ſei, dem aller Ruhm mangle, der keinen Troſt habe als die Hoffnung auf die Gnade deſſen, welcher den glimmenden Docht nicht auslöſchen will, der kam, das Verlorne zu ſuchen und ſelig zu machen. Auf der andern Seite regte ſich ein Gefühl in ihm, wie Einer es empfindet, wenn eine ſchwere Bürde ihm von der Achſel gefallen, oder Einer, der irgend wie in der Klemme war und frei wird und friſch aufathmet. Dieſes Gefühl war keine Freude über Kathri's Tod, es drang, möchten wir ſagen, auch nicht ein in ſeine Seele, wandte ſich mehr dem Körper zu, goß ihm friſche Kraft in die Glieder, gab ihm ein heiteres Wandern, einen Schritt, der munter nach

dem Ziele strebte: heim zur Großmutter, heim, zu zeigen, daß Jakob kein Esel mehr sei, sondern ein Meister.

Daß er das Felleisen nicht heimbringen konnte, that ihm sehr weh. Er war zwar an dessen Verlust nicht eigentlich schuld, er verlumpete es nicht, wie es so Viele machen. Doch fühlte er, daß, wenn die Großmutter sage: Jakob, da wareſt du wieder ein Esel, er wenig dagegen sagen könne. Und glaubte sie ihm, glaubte sie, wenn er ihr erzählte, wie ein alter Meister ihn als Sohn geliebt und sein alt ehrwürdig Felleisen ihm gegeben, wie ehedem ein alter Ritter dem Sohne Schild und Schwerdt?

Wenn man so denkt und sinnt, merkt man nicht, wie viel Weg unter den Füßen verrinnt, darum glaubte Jakob, als plötzlich ein großes Schloß vor seinen Augen stand, er sei bereits in Burgdorf, und doch sah er keine Stadt, dagegen Löcher in Felsen und sogar Fenster vor manchem Loche. Es war das Schloß des alten bösen Peter, des letzten Freiherrn von Thorberg, der lange die Menschen plagte, aber endlich doch zur Einsicht seiner Sünden kam. Wenn man dies von vielen gegenwärtigen Sündern erwarten dürfte, es ließ sich noch manches ertragen. Aber faule Bäume lassen sich nicht pfropfen und zweien und dürre tragen keine Früchte. Indessen bei Gott sind alle Dinge möglich. Aber eines that der böse Freiherr, was die, welche des Nachts das Doppelte verbudeln, was sie des Tages verdienen oder erschinden, nicht thun können, er gab das Gut, um deßwillen er Menschen bitter geplagt, es aber nicht verbudelt hatte, den Armen zurück, er stiftete ein Kloster strengen Ordens. Und das Kloster ward Herberge und Trösterin der Armen, und noch heutzutage lebt nach dreihundertfünfzig Jahren mancher Arme wohl an den Klosterspenden, welche fließen aus dem reichen und freiwillig abgetretenen Gute des bösen Peters. Er vermochte auch nicht gut zu machen an denen, deren Herz er gebrochen, aber er bewährte doch den Willen, der es gethan hätte, wenn es in seiner Macht gestanden, er fühlte, wie nöthig

ihm das Beten für Gnade ſei. Darum ſuchte er in Vielen die Liebe zu wecken, die da betet für die milde Hand, welche Gaben ſpendet. Gegenüber ſind die bekannten Felſenwohnungen des Lindenthales, ſie ſind armer Leute Schutz und Zufluchtsort. Dort fordert der Hausherr keinen Hauszins, der Hausherr iſt Gott. Dazu ſind ſie noch viel ſolider als viele Paläſte der Neuzeit, es iſt noch keine eingefallen, es hat aber auch kein Baumeiſter ſie gebaut, der die Arbeit im Verding und es nöthig hatte, an ſchlechter Arbeit reich zu werden, der Baumeiſter war Gott. Im Wirthshauſe erkundigte ſich Jakob nach dem Schloſſe und vernahm, das Schloß hätte einem Zwingherrn gehört, der ein wüſter Hund gegen die Leute geweſen, ſpäter ſei es ein Kloſter geworden und jetzt ſeien halb taube Leute da droben, welche nicht ganz ins Narrenhaus gehörten, und ſonſt noch Leute, von denen man nicht wiſſe, wohin ſie eigentlich gehörten. Von der Bekehrung des böſen Peters und ſeinen Wohlthaten wußte man nichts. Es iſt mit dem böſen Namen wie mit den Flecken vom Blute eines Gemordeten, die wiſcht und reibt man nicht mehr aus, man mag verſuchen was man will.

Eine gute Stunde von da mündete der Weg in die Hauptſtraße, es war der erſte Punkt, wo Jakob die Straße berührte, auf welcher er hergekommen war. Zwiſchen jetzt und damals lag ein ſchön Stück Zeit, lag manch Erlebniß, aber Gottlob auch eine Frucht dieſer Erlebniſſe. Es giebt wohl nichts ſo unwillkürlich die Vergleichung ſeines gegenwärtigen Ichs mit ſeinem ehemaligen an die Hand, als wenn man nach Jahren Tage lang dieſelbe Straße wandert, welche man vor Jahren gewandert, und zwar alleine. Es fällt Einem nicht nur ein, ob man gegangen oder gefahren, Geld im Sack gehabt oder Hunger im Leibe, nicht bloß wo man eingekehrt oder gebettelt, Aepfel von den Bäumen geſchlagen oder von einem Hunde gebiſſen worden, ſondern was man gedacht hat bei dieſem Baume oder als man auf jenem Berge geſtanden oder

was man ausgebrütet auf einer ganzen Strecke Weges während eines heißen Nachmittags. Ganze längſt begrabene Gedankenreihen ſtehen auf, als ob ſie alte Bekannte grüßen wollten in den Zäunen und Baumen den Weg entlang. Es iſt merkwürdig, welche Kraft alte Bäume, krumme Zaunſtecken auf unſere Seele haben, wenn man nach Jahren an ihnen vorübergeht. Traurig iſts für Viele, daß ſolchen Denkmälern ſie nicht mehr entrinnen können, wenn dieſelben mahnen an vergangenes Glück und daß die Herrlichkeit des Menſchen ſei wie die Blume des Feldes, welche bald verwelket, beſonders wenn man ſelbſt der Wurm in der Blume, der Todtengräber der eigenen Herrlichkeit war, denken muß: damals warſt du der und der, ſo und ſo geſtellt, und jetzt was biſt du? Etwas, das man kaum nennen mag, etwas, an welchem ein honetter Menſch den Stiefel nicht abwiſchen mag! Aber auch Freude muß es bringen und eine gewiſſe Ruhe und Zuverſicht, wenn nicht bloß die äußern Verhältniſſe ſich beſſer geſtellt, die Ausſicht in die Zukunft eine andere, ſondern wenn man auch innerlich ein anderer geworden, wenn man mit dem Apoſtel Paulus ſagen kann: Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war geſinnet wie ein Kind und hatte Anſchläge wie ein Kind, da ich aber ein Mann war, ſchaffete ich ab, was kindiſch war. Wer das Zeugniß erhält, daß er das Kindiſche abgeſtreift und zu einem Manne gereift, der hat das Zeugniß, daß er ein guter und geſunder Baum iſt, an welchem reife und geſunde Früchte ſein werden zur Zeit der Ernte, daß er auch für den Himmel reifen, das Stückwerk ihm aufhören, die Räthſel ſich auflöſen und er erkennen werde, was da iſt, gleichwie er ſelbſt erkannt iſt. Das ſind eigentlich die allein rechten Menſchen. Ach und dagegen giebt es eine Unmaße gleich Brunnen ohne Waſſer, Wolken ohne Regen, Bäume ohne Früchte, die ganze Tage ſchwatzen, aber nichts Weiſes, die kindiſcher werden alle Tage.

Jakob fühlte Troſt und Zuverſicht, als er auf die alte

Straße kam und unter den schönen Eichen ſtand, bei denen ſeine Nebenſtraße ſich mündete. Als er nun wirklich Burgdorf mit dem alten ſchönen Zähringer Schloße vor ſich ſah, da fiel es ihm plötzlich ein, wie er das vorige Mal erſt den Wegweiſer betrachtet, dann ſich umgedreht und das Städtchen angeſehen hätte, wie damals im Leibe ihm die Galle gekocht und ſein Auge gefärbt worden ſei, daß er weder das ſchöne Gelände geſehen, noch des Städtchens maleriſche und doch ſo behagliche Lage, wie er ob dem Schloße das kalte Fieber gekriegt und über die reichen Häuſer und Matten ein noch kälteres und wie er gedacht: Wartet nur, ihr verfluchten Ariſtokraten und Städter, ihr Finſterlinge und Pfaffenknechte, wartet nur, bis die Stunde ſchlägt, es los geht! Und bald geht es los, unter den Füßen brennt euch der Boden, habs ſelbſt gehört! Dann ſollt ihr erfahren, wer heute durch euer Städtchen gegangen, ihr habt Augen und habt ihn nicht geſehen. Aber wenn der Jakob wieder kömmt, dann macht der Jakob euch den Verſtand, daß euch die Augen nicht bloß auf-, ſondern auch übergehen, daß ihr ein ander Mal wißt, wer der Jakob iſt! Das kam ihm jetzt wie kaltes Waſſer den Rücken auf und die Backen wurden ihm roth vor Schaam. Erſt jetzt fühlte er ſo recht, wie kindiſch er war, und er mußte laut ſagen: O wie dumm! Und ſo dumm war ich! Aber Gottlob! das wäre vorbei, als ich ein Kind war, da dachte ich wie ein Kind. Was würde aus einem Städtchen, wenn ein Rudel Elephanten vom Schlage, wie ich damals war, ſich deſſen bemächtigten und es unter ſich theilten? Das würde eine ſaubere Wirthſchaft geben, und ſauber würde es bald mit allen Gewerben ausſehen. Im Wirthshauſe wird nicht geſchafft, und wenn Alle gleich ſind, ſo ſitzen Alle im Wirthshauſe, und wenn Alle trinken und niemand ſchafft, wer Teufel ſoll am Ende das Trinken ſchaffen und bezahlen?

Als die Schaam verlegen war, hatte er Freude an dem Orte. Wo Geld ſei und reiche Leute, da ſei was zu verdie-

nen, an ſo einem Orte möchte er ſich ſetzen, dachte er, wenn er keine Heimath hätte. Solche Leute ſeien auch in der Welt herumgekommen, hätten oft mehr Verſtand und ſeien freundlicher mit den Leuten, als die geringſten Schreiber und ähnliche Majeſtäten, welche ſich höher dünkten als Salome und Sokrates, weil ſie dürftig leſen könnten und was ſie vor einer halben Stunde geleſen, noch halb wüßten und ausbrüllen könnten und wenn es endlich nicht anders ſein könnte, daß ſie müßten die Strümpfe flicken laſſen, ſie erſt in ſieben Häuſer laufen müßten, ehe ſie den Credit fänden, es auf Borg machen zu laſſen. Er hatte einen Unterſchied machen gelernt zwiſchen den Leuten und er fühlte, daß er wirklich ein Eſel geweſen, aber keiner geblieben ſei. Und wen würde eine ſolche Entdeckung nicht glücklich machen, wir fragen? Ach Gott! und wie Vielen wäre ein ſolch Glück zu gönnen und kommen doch ſo gewiß wie zwei mal zwei vier machen ihr Lebtag nicht dazu, daß Gott erbarm!

Anfangs, als noch die Scham auf ſeinen Wangen brannte, da jukte es ihn um's Städtchen herumzugehen, damit nicht etwa jemand ihn erkenne und halblaut ſage: Ah da iſt er wieder, der dumme Kerl, der ſchon mal da war! Indeſſen ging er doch in's Städtchen und niemand achtete ſich ſeiner und niemand kannte ihn wieder. Von den Buriden, welche er damals geſehen, ſah er keinen mehr, ſo viel er ſich ihrer erinnern konnte. Freilich iſts mit den Handwerksgeſellen faſt wie mit den wandernden Störchen oder Doblen, man ſieht ſie wegfliegen und herfliegen, aber ob es die gleichen Doblen ſind, die gleichen Störche, wer will das ſagen, wenn man nicht ganz beſondere Kennzeichen angeheftet hatte? Kühe haben ihre Kennzeichen, verſchieden zeichnet ſie die Natur, aber Störche ſind halt Störche und Doblen ſind Doblen. An denen, welche er fand, ſah er nicht ſowohl eine Aenderung ihrer Anſichten als ihres Benehmens. Er ſah nicht mehr die Zuverſicht in die Erfüllung ihrer Träume. Man müſſe die Zeit abwarten, hieß es, auch

war die Schweiz nicht mehr ihre Hoffnung. Der Schweizer sei zu plump und zu dumm, hieß es, habe man ihn einmal auf die Beine gebracht und durch ein Loch gestoßen, stehe er jenseits statt in gleicher Richtung fortzustürmen gelassen wieder still und freße Käs. Zu dem sei er ungeheuer selbstsüchtig. Was errungen werde, stecke er in die eigene Tasche, selbst was unter den Tisch falle, gönne er niemand als seinem eigenen Hund oder einem Bettler, wenn derselbe nämlich ein Mitbürger sei. Sie waren auch viel vorsichtiger in den Reden, und sobald sie merkten, daß Jakob nicht gleichen Sinnes war, klappten sie ab, und Jacob vernahm nichts mehr über den Stand der Dinge. Er sah daraus, daß sie nicht mehr so sicher waren und Haus oben im Dorfe zu sein glaubten, sich mehr ins Geheimniß hüllten, wie jede Partei es thut, wenn sie die Oberhand nicht hat und nicht Kraft genug zu haben glaubt zu offenem Widerstand.

Er versuchte einige vernünftige Worte anzubringen, aber er fand für gut zu schweigen. Man sah ihn mit gar seltsamen Augen an, man hielt es unter der Würde und allem Verstand sich mit ihm einzulaßen, bloß einige höhnende Worte flogen ihm um den Kopf, welchen vielleicht noch was Anderes nachgefolgt wäre, wenn er nicht abgebrochen. Er sah diese junge Weisheit mit ihrem Uebermuth, welcher jede Einwendung als gräßliche Dummheit gründlich verachtet, keiner Widerlegung würdigt als höchstens mit einigen Schimpfreden oder Faustschlägen, zum erstenmal sich gegenüber als wie in einem Spiegel. Jetzt sah er, wie ungeheuer widerlich oder lächerlich sie ist, mußte sich aufs neue schämen, daß er einmal auch so gewesen. Er wußte, daß, wenn der Mensch dieses junge Weisheitsfieber hat, zusprechen nichts hilft, so wenig als das Blasen in einen kalten Ofen warm macht. Er machte sich diese Erfahrung zu Nutz für seine übrige Reise, denn zum Märtyrer fühlte er sich nicht berufen, hatte keine Lust als ein Abgefallener gerichtet zu werden, welche Gerichte zuweilen

blutig ausfallen, wie man Exempel hat. Zum Märtyrerthum braucht es eine eigene Kraft, sie ist selten, nicht jeder Jakob hat sie, und wenn er sie nicht hat, nehme man es ihm nicht übel, besonders in diesem Zeitalter, wo die Feigheit werth ist was vor Zeiten die Tapferkeit. Die bei St. Jakob Entronnenen wurden gebrandmarkt lebenslang, jetzt werden die Entronnenen mit schnellen Beinen die obersten, doch hoffentlich nicht lebenslang.

Weiter unten fand Jakob den Meister, wo er die Kaffeekanne umgeschlagen und die Frau Meisterin im Bette aufgefahren war, nicht mehr. Die hätten längst ausgebaufet, hieß es. Er sei zu seinen Schwiegereltern gezogen und mache dort den Knecht, lebe aber übel dabei, denn von den übrigen Geschwistern sei er verfolget und müsse sich alle Tage verrechnen lassen, wie viel er schon gekostet und wie man obendrein ihn noch mit Weib und Kind ernähren müsse. Wenn einst der Schwiegervater sterbe, falle er der Gemeinde zur Last, denn eine Familie ernähren könne der sein Lebtag nicht. So gehe es aber, wenn Einer den Meister verstellen wolle und verstehe vom Handwerk so wenig als ein Kameel vom Geigen. So geht es: an unbeschränkter Freiheit gehen die Menschen nicht Dutzendweise, sondern zu Tausenden zu Grunde! Sag', was würde aus den meisten Studenten werden, wenn keine Examen wären? Wie zum Himmelreich muß zu jedem Stand auf Erden ein eng Loch sein mit schwerem Pfad dazu, wo man alle Kräfte zusammenfassen muß, nicht rechts, nicht links gaffen darf, bis man durch ist. Dann sind Kräfte da, dann ist Gewohnheit da, dann kann man bestehn im Leben, wie man im Examen bestanden ist. Läßt man einen Menschen tümmeln nach Belieben, bleibt er zumeist ein Lümmel sein Leben lang. Anblasen mit sogenannten Ideen kann man wohl einen Menschen, das ist aber eben nichts als blasen in einen kalten Ofen. Will man den Ofen warm haben, muß man einheizen, will man aus einem Jungen keinen Lümmel machen, sondern was

Beſſeres, man muß ihn beizen und beizen in tüchtiger Zucht. Der muß wiſſen und zwar beſtimmt, was er ſein muß, wenn er was werden will, denn Zwang und Druck muß ſein, wenn das Edle und Gute keimen und wachſen ſoll im Menſchen. Eggt man doch ja auch den Samen ein auf dem Acker, walzt ſpäter noch den Acker mit einer ſchweren ſteinernen Walze, damit der Same feſten ſoliden Boden habe und feſte und ſolide Wurzeln ſchlage. Es nimmt uns wunder, wie lange noch mit der unbedingten perſönlichen Freiheit in Schule, Gewerbe, kurz allenthalben experimentirt wird, ehe man zum Verſtand kömmt. Scheinen halt trotz aller Bildung und Aufklärung nach und nach zu verdummen — die Menſchen nämlich und die Gebildeten vorzüglich.

In Aarau nahm Jakob Arbeit. Er wollte nicht vom Erſparten zehren, ſondern ſeine Reiſe ſich verdienen und noch hie und da was ſehen. Aarau iſt ein gar freundlich Städtchen, beſonders wenn auch ein freundlicher Geiſt darin webt. In Aarau war hauptſächlich etwas, was er für ſein Leben gerne ſehen wollte, das war Vater Fiſchetke. Er hatte deſſen Meiſter Jordan geleſen und zwar mit großer Freude und zwar zur Zeit, als er noch ganz verflucht liberal war und Pfaffen und Ariſtokraten gerne den Schweinen hätte vorwerfen laſſen. Aber ſo an einem Erbprinzen hatte er doch große Freude gehabt und gedacht, wenn ſo Einer ihm mal eine Börſe voll Geld geben thäte, wollte er ihm auch Reden halten ganz verflucht und ihm ſagen, wie es gehen müſſe in der Welt. Dann würde er ihm noch mehr Geld geben und dann wollte er ein groß Haus bauen laſſen wie ein Graf, und wenn der Fürſt ihm einen Adelsbrief gebe, ſo welle er ihm kurzweg ſagen: Bin von Adel von Natur! Wenn es dann aber nicht anders ſein könne, der Fürſt es für des Teufels Gewalt ſo haben wolle, nun dann könne man noch immer ſehn. Einem guten Herrn könne man wohl ſchon was zu Gefallen thun. Ein Rittergut werde er dann wohl auch geben, und das könne

man wohl nehmen dem Fürſten zu Gefallen auf Abrechnung und ein liberal Herz behalten, wenn man ſchon auswendig von Adel ſei. So ein Stern auf der Bruſt, accurat ſo einer wie ſie am Himmel ſtehn, ſei eine ſchöne Geſchichte, man möge ſagen, was man wolle, wenn man nämlich ſelbſten einen hätte, und dann alle Leute den Hut abzögen und ſich beugten und „Gnädiger Herr" ſagten, wenn ſie mit Einem ſprechen thäten. So hatte der Jakob viele Freude daran gehabt und viel darüber nachgedacht und dieſe Gedanken ſo gleichſam als Deſſert und Zuckerzeug zu ſeinen ſchrecklichen freiſinnigen Grundſätzen gehabt, welche ſolches Zeug ſchrecklich verachteten einſtweilen d. h. ſo lange man es nicht ſelbſt hatte.

Er hatte darauf hin noch Anderes von Vater Fichte geleſen, da deſſen Schriften in einem Leſeverein zufällig Gnade gefunden hatten, und an der Lieblichkeit und Anmuth derſelben große Freude gehabt, freilich dazu dann immer geſagt: der gute Mann habe Lunte gerochen, aber wo es eigentlich brenne, das wiſſe er doch nicht. Nützliche Regeln hätte der Alte, hatte ihnen einmal ein behaartes Maul geſagt, aber von Ideen nicht die blaſſe Idee! Das hatte der gute Jakob ſo nachgeleiert, aber wenn man ihn gefragt, was für ein Unterſchied zwiſchen Ideen und Regeln ſei, ja du mein Gott, da wäre der Ochſe am Berge geſtanden. Es giebt Leute, ja Profeſſoren, proviſoriſche, ordentliche, ja ſelbſt außerordentliche, welche dies auch nicht könnten, welche eben nicht Anderes ſagen können, als was ſie gehört, und zwar, was ſie in Leipzig gehört, ſagen ſie Leipzigeriſch und was ſie in Berlin gehört, Berlineriſch, und was ſie von Schleiermacher gehört, mit Schleiermacheriſchen Geberden, und anders können ſie es nicht ſagen. Wenn es ihr Leben koſten ſollte, ſie brächten es nicht ordentlich Berndeutſch zu Tage. Was alle gelehrte, ja ſogar proviſoriſche Majeſtäten nicht können, wie ſollte man es von Wanderburſchen erwarten?

Nun, den Mann wollte er ſehen, der ſo viel Gutes ſo

angenehm und faßlich zu ſagen wußte, daß das Leſen ſeiner Schriften accurat war wie das Biertrinken vom beſten. Es floß hinunter, man wußte nicht wie, man konnte, wenn man einmal angefangen, gar nicht mehr aufhören. Man zeigte ihm über die Aare hinüber ſein Haus, kenntlich durch eine prächtige Trauerweide. Mit großem Reſpekt betrachtete er das Haus, in welchem ſolche Sachen geſchrieben wurden, und es kam ihm faſt wunderlich vor, daß das Haus ungefähr wie ein anderes Haus war und nichts Abſonderliches hatte. Nun konnte er zu Hauſe wohl ſagen, er hätte das Haus geſehen, aber wie würden ſie erſt aufpaſſen und Reſpekt vor ihm kriegen, wenn er ſagen könnte, er hätte den Mann ſelbſt geſehen. Aber wie machen, um dazu zu kommen? Man zeigte ihm ganz nahe dabei ein ander Haus, welches man Kirſchgarten nannte, dort wohne Zſchokkes Schwager in einem prächtigen Garten, dort habe man eine prächtige Ausſicht, finde gutes Bier und ſonſt noch was, dort könnte er am leichteſten dazu kommen ihn zu ſehen, beſonders wenn ſchön Wetter ſei.

Nun dort pflanzte ſich Jacob auf die Lauer, accurat wie ein Jäger an des Waldes Saum, wenn die Sonne ſinkt, der Thau die Blätter feuchtet, harret mit geſpannter Büchſe auf das arme Häschen, das mit munterm Satze ins Freie ſetzt, dann ſtille ſitzt, die Ohren ſpitzt, und wenn nichts Verdächtiges ihm auffällt, luſtig tanzt auf freier Wieſe, bis die Büchſe knallt und den Tod bringt, die Luſt verjagt. Nun eine Büchſe hatte Jakob nicht und ſo Arges nicht im Sinne, aber wie der Jäger kein Auge hat für den Sonnenuntergang, wie prächtig er auch ſein mag, ſo hatte Jakob kein Auge für die Ausſicht, wie herrlich ſie auch iſt. Vor dem, welcher Augen hat, liegt ein großer Theil und zwar der ſchönſte des ſchönen Gaues der Aare mit ſeinen prächtigen Feldern und Schlöſſern, Himmel und Land ſäumen die großen Berge, die wohlbekannten und ehrenfeſten, leider die modernen Wallfahrtsſtätten der modernen Welt.

Jakob ging es wie dem Jäger, die Lauer iſt nicht immer glücklich. Mehr als einmal mußte er wieder über die Aare, ohne ſein Ziel erreicht zu haben. Indeſſen nicht nachlaſſen gewinnt, wie das Sprüchwort ſagt. Einmal ſah er ihn, den Vater Zſchokke, wirklich wie er leibt und lebt und ganz in der Nähe, und die Augen gingen dem Jakob noch einmal ſo weit auf und den Mund zuzumachen vergaß er ganz und gar. Es war ein großer Mann, ſein hohes Alter trug er mit ſtarken Schultern, und, Himmelſapperment, in dem Kopfe hat was Platz, dachte Jakob. Der Mann kam näher und näher gegen ſie heran. Der wird denken, wir wollen was mit ihm, oder ſieht, daß wir Deutſche ſind, wird fragen wollen, wie gehts daheim? Und ganz bange ward es ihm und doch ſchlotterte er vor Freude, dann konnte er daheim ſagen, er hätte mit dem Zſchokke geſprochen, ganz vertraulich, ganz accurat ſo wie zwei Menſchen zuſammen ſprechen. Noch drei Schritte und die Sache war richtig! Da ſtieß ihn ſein Kamerad, der halt von dem Schlage war wie Jakob früher auch, an nichts Intereſſe nahm, als was ihn angenehm oder unangenehm berührte, heftig an, daß Jakob erſchrocken herumfuhr, und als er herum war, faßte ihn der Kamerad beim Arme, zeigte dann auf einen Mann und ſagte: Siehſt den dort, das iſt ein verfluchter Kerl, ein Hund, den man zu Pulver ſtoßen ſollte! Unterdeſſen hatte Vater Zſchokke nicht drei, ſondern ſechs Schritte gethan. Rund vorbei, hatte es gebeißen. Da ſagte Jakob bitter: Was geht mich der Kerl da an? haſt du was mit ihm, ſo ſtampfe ihn meinethalb zu Pulver oder ſprenge ihn mit Pulver in die Luft, es iſt mir Wurſt. Es geht dich auch an, ſo gut als mich, ſagte der Kamerad. Es iſt ein Pfaff, hat ein Buch gegen die Deutſchen geſchrieben, ein ganz verfluchtes, darin macht er die Deutſchen runter ſchrecklich, läſtert über die Freiheit und ſagt: man ſollte alle Freiſinnigen bei den Beinen aufhängen zehn Fuß über den Boden und dann unter ſie feuern nur langſam, und das Feuer ſolle man mit den freiſinnigen

Büchern anmachen und mit den verfluchten Zeitungen. Das darf ſo ein Kerl ſchreiben hier in Aarau. Denk mal, was die Schweizer für dumme Kerls noch ſind, daß ſie ſo was noch ſchreiben laſſen! Aber warten die nur, wenn mal wir Deutſche ans Ruder kommen, wollen wir den Schweizerkühen das Schreiben vertreiben.

Da ſah Jakob eine kühne Geſtalt mit einem trotzigen Gange und einem Kopfe, welchen ſchwer geweſen wäre zu zerſtoßen, den man eher hätte brauchen können, um ein Stück Granit in einem Mörſer zu zerſtoßen. Unwillig frug Jakob: Wie heißt der Kerl, was für ein Buch hat er geſchrieben und iſts ein Deutſcher? Nein, was denkſt, wär's ein Deutſcher, der hätte längſt den Unterſchied zwiſchen Aarwaſſer und Salzwaſſer zu koſten gekriegt. Es iſt eine Schweizerkuh, heißt Fröhlich und iſt ein Pfaff, ſein Buch heißt der Deutſche Michel. Hab es aber nicht geleſen. Unſere Leute ſagen, man dürfe es nicht leſen, es ſei gar zu ſchlecht, und reden ſolle man gar nicht davon, dieweil es ein wüſt Ding ſei, ein ganz verfluchtes, und wenn man nicht davon rede, ſo werde es gar nicht bekannt. Mit Stillſchweigen ſchlage man ſolch Zeug am beſten todt. Drum ſage auch niemand, daß ich dir was davon geſagt, aber ſieh dir den Kerl noch einmal an, iſt's nicht ein ganz verfluchter? Einſtweilen ſcheint er am Stillſchweigen noch nicht erſticken zu wollen, meinte Jakob. Warte nur, es wird ſchon kommen! antwortete der Kamerad.

Ob die beiden berühmten Männer daran gedacht, daß ſie wie auf einer Bühne ſeien, ein Publikum hätten, welches ſie beobachte und kritiſire? Nein, das dachten ſie nicht. Gottlob iſt rechten Männern das Leben noch keine Schaubühne, auf welcher man ſo feine Schrittchen, ſo zierliche Geberden, ſo heldenkühne Mienen macht, ſo zärtliche Töne von ſich giebt, als man auf- und anbringen kann, weil man weiß, daß unten in Parterre und Sperrſitzen Welche ſind, welche das alles auffaſſen wie Hunde, welche kein eigen Vieh haben, ſondern von

fremdem leben, von zugeworfenen Brocken, und die, was ſie heute zugeworfen erhalten, morgen wieder von ſich geben in kritiſchen Blättern, wo man dann zu leſen kriegt accurat wie man geräuſpert und ausgeſpuckt und was man ſonſt von ſich gegeben. Rechter Männer Wandel iſt vor Gott in Ernſt und Demuth, in Fröhlichkeit und Freundlichkeit nach Zeit und Ort. Rechter Männer Wandel iſt kein Affenſpiel! Nun hatte Jakob Zſchokke geſehen und war glücklich, er ſuchte jetzt nach dem Buche, dem verfluchten, aber hier war er nicht glücklich, geliehen konnte er es nirgends kriegen, hingegen manch harten Vorwurf, wie er eine ſolche Schweinerei in die Hände nehmen möge.

Nach einigen Tagen pilgerte er gen Zürich. Als er dort war, ward er reuig, dieſen Umweg gemacht zu haben und nicht gerade auf Baſel gegangen zu ſein. Es war ihm in Zürich alles unbekannt geworden, ſein früherer Meiſter war verſchollen, bekannte Wirthſchaften waren eingegangen oder es fanden ſich nicht mehr die gleichen Perſonen darin, nirgends kannte man ihn mehr. Nichts Bekanntes fand er wieder als den Geiſt unter den Geſellen, der war der gleiche geblieben, eher noch trotziger geworden. Es ſchien ihm, als werde er da geſteift und genährt und die armen Teufel ſeien ganz abſonderlich in böſer Gewalt.

Vom Geſellenhaus in Hottingen iſt es bekanntlich nicht weit bis Neumünſter, nur liegt eine unergründliche Kluft dazwiſchen, über welche viele, viele Beine nie kommen. Jakob hatte die Brücke über dieſe Kluft gefunden und traurig gedachte er, als er eines Abends auf dem Kirchhofe zu Neumünſter ſaß, jener Nacht, wo er trunken an die Kirche gepocht um Mitternacht, und wie viel ihm erſpart worden wäre, wenn er dem Brandenburger geglaubt und ſich von ihm hätte leiten laſſen. An einem Haar hatte ſein Leben gehangen. Wie wäre es ſeiner Seele ergangen, wenn damals ſeine Seele von ihm genommen worden wäre? Er dankte Gott inbrünſtig für ſein

Leben, denn jetzt hoffte er seine Seele gerettet, dankte auch für alle die schweren Erfahrungen, die er überstanden, für die wunderbaren Führungen, durch welche er geläutert worden. Wie ein Räthsel war es ihm, daß er glücklich durch dieselben gekommen, es war ihm, wie es dem Krieger sein muß, wenn er in mörderischer Schlacht im heftigsten Feuer gestanden, in Haufen die Todten um ihn liegen, und er steht da unversehrt, von Kugeln und Klingen verschont. Er dankt Gott für das bewahrte Leben, er trauert um die, denen es genommen ward.

Jakob hatte gar Viele zu Grunde gehen sehen auf elende Weise durch eigene Schuld, Vater und Mutter erwarten sie umsonst daheim, sie kehren nicht wieder. Hatten so viel auf den Sohn gesetzt, hatten auf seine Rückkehr Hoffnungen gebaut, an seine Aussteuer gedacht, auf seine Hülfe gezählt bei wachsender Altersschwäche, hatten vielleicht schon ein Mädchen für ihn ausgesucht, ein rasches, fleißiges mit einem schönen Thaler Geld zum Anfange, aber er kehrt nimmer wieder. In fremder Erde modern seine Gebeine. Und wie Viele kehren nicht zurück und ihre Gebeine modern noch nicht in der Erde, aber ihre Seele modert, möchten wir sagen, in sündigem Leibe, mag nicht mehr heim, liebt weder Vater noch Mutter mehr, weder Heimath noch Vaterland, liebt nichts mehr als Laster und Sünde. Die Kraft, die in sich schlägt, den Entschluß aus der Seele schlägt: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn, die ist vertrocknet. — Und wie Viele kehren heim und große Freude ist daheim über den Sohn, der wieder gekommen! Die Mutter siedet und bratet, der Vater schickt nach Bier oder Wein, die Geschwister laufen in alle Häuser, bringen die fröhliche Kunde, der Bruder sei heimgekommen aus der Fremde. Aber nach einigen Tagen gehen die Geschwister zerstreut umher, die Mutter weint, der Vater seufzt, schlechten Kram hat der Bruder heimgebracht, einen Halunken, der zu nichts als zu allem Bösen taugt, den guten Bruder,

der ausgezogen war, den fraß die Sünde, das wilde Thier. Was heimkehrte war ein wildes wüſtes Weſen, eine Pein für's Haus, ein Herzeleid für Vater und Mutter, ſo lange ſie lebten. Konnte er dies Elend nirgends abwenden, nicht wenden dieſen und jenen zum Beſten, wie er ſelbſt gewendet worden war, nicht ſo den wahren Dank bezeugen, gewinnen, was der Apoſtel Jakobus ſagt: Lieben Brüder, ſo jemand unter euch irren würde von der Wahrheit und jemand bekehret ihn, der ſoll wiſſen, daß, wer einen Sünder bekehret hat von dem Irrthume ſeines Weges, der wird deſſelben Seele vom Tode erretten und wird bedecken die Menge der Sünden.

Jakob fühlte es in ſeinem Gewiſſen, er ſollte dies verſuchen, ſollte auf dieſe Weiſe die Buße bringen, welche durch Kathris Tod ihm geſchenkt worden war. Freundlich ging dazu die Sonne unter, golden glitzerte der See, wunderſchön blühte die Erde einer holden Jungfrau gleich in weißem Brautſchmuck, einen goldenen Kranz auf dem Haupte. Offen war ſein Herz dieſer Herrlichkeit, ſchlug weich und warm, trank in vollen Zügen aus dem Becher des Friedens und der Verſöhnung, und ein freudiger Wille glühte mehr und mehr in ihm auf, an ſeinen Brüdern zu vergelten, was Gott an ihm gethan. Mit Wehmuth erinnerte er ſich der Zeit, wo er ein vergiftet Gemüth durch die Welt trug, wie er ein Aergerniß genommen an allem Schönen und Guten, böſe ward, wenn ein Menſch was Schönes hatte, was Gutes that, ſich ärgerte über jeden ſchönen Baum, zornig ward, wenn die Sonne ſchien, weil ſie den reichen Bauern das Korn reifte, zornig, wenn es regnete, weil der Regen das Land der reichen Bauern tränkte, zornig über einen ſchönen Abend, weil die verfluchten Herren und Damen ſchön geputzt herumflackern könnten, zornig über einen ſchönen Morgen, weil die verfluchten Bauern die armen Teufel von Knechten wieder plagen könnten auf offenem Felde an heißer Sonne.

Was ein ſolch vergiftet Gemüth für Leiden bringt, das wußte Jakob aus Erfahrung, das fühlte er doppelt jetzt, wo er in vollen Zügen trank die Herrlichkeit Gottes und die Freude über ſein Walten. Und wie herrlich wär's, mußte er immer denken, wenn ich meine armen Brüder heilen könnte von der böſeſten aller Krankheiten, von dieſer Vergiftung des Gemüthes, wo alles, alles bitter und ſchwarz iſt, der Menſch nichts mehr iſt, als ein großer, wüſter, ſchwarzer Gallenſack. So ein Arzt hätte er werden mögen und für jeden bereiten und ihm eingeben die koſtbare Tinktur, welche das Gemüth ausputzt und ihm das Gefühl wieder giebt für Liebe, Güte, Gnade und es zum Frieden führt, der über allen Verſtand geht. Er dachte ſich das ſo ſchön, er war ſo glücklich im Gedanken es zu verſuchen, es kam ihm ſo unendlich leicht vor, er glaubte, es brauche da weiter nichts als zu ſagen, wie es ihm im Gemüthe ſei, daß er ſich alsbald aufmachte und Hottingen wieder ſuchte.

Aber ſo wie er Neumünſter den Rücken kehrte, ſank ihm der Muth, bei jedem Schritte kam ihm die Sache ſchwerer vor, und wie das Abendroth verglühte, erloſch in ihm der Glaube, daß er was über ſeine armen Brüder vermöchte. Er fühlte, daß dazu eine eigene Kraft nothwendig ſei, daß das Bekehren einem Anfänger wie ihm nicht gegeben ſei. Statt rechts hinauf bog er links hinunter der Stadt zu.

Dort an der ſchönen langen Straße der Limmat nach war ein Buchladen und nach üblicher Weiſe allerlei ausgelegt. Zum Zeitvertreib muſterte Jakob Bilder und Titel, und da las er auf einem Buche: der Deutſche Michel. Das mußt du haben, ſagte Jakob alsbald zu ſich. Der Michel wird ſo ein Kerl ſein, wie die Großmutter ſie nicht leiden mag, ſo ein Eſel wie ich, wie ſie meinte, wenn ſie ſagte: Jakob, du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel. Er kaufte das Ding, obgleich ihn das Geld faſt reute, und als es ſein war, ſah er drein, und da reuete ihn das Geld erſt, denn er ſah lauter

Verſe und von dieſen war er von je nicht Liebhaber. Aber gekauft iſt gekauft, und wenn ein Buchhändler einmal ein Stück Geld zwiſchen den Fingern hat, giebt er es nicht wieder heraus, es wäre ihm, als ginge Haut und Herz damit. Na, dachte Jakob, habe lange keine Medizin eingenommen, nicht abgeführt, kann es einmal mit den Verſen probiren, vielleicht thun ſie den gleichen Dienſt, doch mit Vorſicht, denn morgen will ich fort, mag da nicht bleiben, mag da nicht Arbeit ſuchen.

Bei einem Schoppen Seewein zum Nachtrinken verſuchte er die Medizin. Er fand ſie aber bald ganz anders, als er gedacht, jedenfalls viel kräftiger als die dünne Brühe, welche er nachtrank. Er fand da nicht die gemeinen Eſel, wie er gedacht und wie er auch einer geweſen, er fand da gezeichnet und geſchildert mit Worten wie Pfeile und zweiſchneidende Schwerter eben die Verführer, eben die Apoſtel der verruchten Lehren, an welchen er ſo lange krank gelegen, welche ſein Gemüth ſo verödet und verbittert hatten, eben die Blutſauger, welche ſich nicht bloß vom Herzblut ihrer Brüder nährten wie die Vampyre, ſondern vom Verderben der Seelen ſich mäſteten wie die Hyäne an vergrabenen Körpern. Er fand die gezeichnet, die ſich da einſchleichen mit ſüßen Geberden, die, waren ſie einmal eingeſchlichen, alsbald einen Packeſel, der immer bei ihnen iſt, gleich als wie bei hauſirenden Juden, voll Laſter abpackten, um ſie eins nach dem andern an Mann zu bringen zu ſo hohen Preiſen als möglich. Schlingel, welche ſchon der Apoſtel Paulus kannte, als er redete von Menſchen, welche in die Häuſer ſchleichen und die Weiblein gefangen führen, welche da mit Sünden beladen ſind, immerdar lernen und nie zur Weisheit kommen; Schlingel, welche das Meer und das Trockene umziehen, Genoſſen werben, ſie zu Kindern der Hölle machen, zweifältig mehr als ſie ſind; Schlingel, welche kein Haus haben und zum Dank für freundliche Aufnahme dem Gaſtfreund ſein Haus anſtecken möchten; Schlingel,

welche durch eigene Schuld die Heimath verloren und nun die ganze Welt anſtecken möchten, damit niemand mehr eine Heimath habe; zuckerſüße Schlingel, welche den Teufel im Leibe haben und derowegen jegliche Rolle ſpielen können, fromme, gleißende, zärtliche, ſchlüpfrige, bramarbaſirende, muſikaliſche, brummbärliche, kühne, ſchleichende, kurz jegliche Teufelsrolle, welche erdacht werden mag, ſogar gelehrte, ja ſogar neuhegeliſche zu ſpielen vermögen.

Jakob kannte ſie wohl dieſe Burſche und was ſie verübten an dem armen Volke und lange dünkte ihm, das Büchlein ſei wahr, der Schnupftaback darin nicht zu ſcharf, aber den rechten Titel trüge es nicht, das ſeien keine Michel, die ſeien mehr als Michel. Wie er aber ſo recht darüber nachdachte, kam es ihm doch vor, der Titel könnte recht ſein und all dieſes Geſindel ſei doch nichts als Michel und die Großmutter würde auch zu ihnen ſagen: ihr ſeid Eſel und bleibet Eſel! Hohle Leute, die, wie man Gänſe ausſtopft mit allerlei Zeug, daß ſie eine große Leber kriegen und tapfer ſaufen mögen, ſo mit allerlei Ideen ſtopfte aus Frankreich, daß ſie auch eine große Leber kriegten und der Durſt ſie trieb von einem Land in das andere Land. Sie merkten nicht, woher ſie dieſe Ideen hatten, meinten wahrſcheinlich, ſie hätten ſie ſelbſt erdacht oder geträumt, viele ſagen, ſie hätten ſie mit der Muttermilch eingeſogen, ſo dumm ſind ſie, merken nicht, wie dumm dieſe Ideen ſind und gar nicht zu gebrauchen in der Welt, oder wenn man ſie einmal einführen wollte in der Welt, das Eingericht nicht ſo lange hielte als das allerſchlechteſte Baumwollenzeug, welches bekanntlich oft auseinander fährt, wenn der Mond darauf ſcheinet, geſchweige daß es die Sonne ertragen möchte. Liefen mit dieſen angeſtopften Ideen in der Welt herum, klapperten damit wie die Klapperſchlangen mit dem Schwanze und merkten nicht, die dummen Michel, welch Unheil ſie anrichteten, wie ſie ſich nicht bloß verdächtig machten wie kräzige Leute, ſondern ſich ſelbſt um's tägliche Brod, für welches ſie nicht mehr beten

wollen, predigten. Wohl, wenn er recht nachdachte, ſo waren es wirklich Michel und zwar von der dümmern Sorte, Franzoſenaffen, welſche Papageien, welche erlernte Sprüche nachplapperten, ihre Geſichter fremdländiſch zuſchnitten und da herumliefen, ſich für Deutſche ausgaben, für die wahren ächten Deutſchen, und von wegen was? — von wegen dem welſchen Geſicht und Franzoſenthum, welches ſie im Leibe hatten und zuweilen auch am Leibe; Michel, welche, ſobald ein anderer Blasbalg angeſetzt wird und eine andere Hand ihre Leber ſtopft, alsbald pfeifen auf einem andern Loch, verſteht ſich immer grundſätzlich und mit Geſinnung, — ja Michel, welche ſogar zu Judenaffen wurden, von Juden ſich Schwernoth und Fleiſchesluſt in den Leib blaſen laſſen und damit in der Welt herumlaufen unter Heulen und Zähneklappern, in Freſſen und Saufen, an Zweckeſſen und mit Fackelzügen.

So dachte Jakob und machte ſich am folgenden Morgen auf den Weg nach Baſel. Er hätte kürzer gehen können, aber es ſtach ihn, ſeinem Meiſter, dem Rathoberrn, der nur den Lümmel gekannt hatte, den wahren Jakob zu zeigen.

Auf dieſem Wege ſtand er viel Elend aus, der Erinnerungen halber, welche ſich ihm allenthalben aufdrangen. Es beelendete ihn recht eigentlich, wenn er immer und immer wieder denken mußte: hier haſt du den Lümmel gemacht und hier und hier und hier, und immer und immer wieder Gott danken mußte, daß man ihn nirgends wieder erkannte, und immer und immer an das üppige, frevelhafte Fechten und Betteln denken mußte und wie unſer Herrgott es ihm eingetrieben, als er ſo bitter im Elend war, ſo ſchwere Noth ausſtand und Thüren und Herzen ihm verſchloſſen waren. Ja das iſt eine eigene Sache, ſo ſich ſelbſt nachzugehen wie ein Hund ſeinem Herrn und die Thüren zu riechen, in welche man eingetreten. Es ſollte dies jeder von Zeit zu Zeit machen, es würde mancher der eigenen Naſe zu lieb anders thun. Doch heimelte es ihn zuweilen, er genoß es aber im Stillen, ſuchte

keinen alten Bekannten, um Erinnerungen aufzufrischen, und keiner lief ihm an die Nase. Es war ihm, als ob er im wirklichen Pilgerland sei, wo niemand eine bleibende Stätte hat, sondern nach der Hirten Weise hin und her zieht und bald hier, bald dort sich niederläßt, wo die Weide gut, ein guter Trunk zu finden ist.

Von Rheinfelden weg bis zum Rothenhause rechnete er, aber eine ganz curiose Rechnung. Er rechnete und verglich, was er damals gedacht, geschwatzt, gehofft und was er erfahren und was er mitbrachte, dies stellte er zusammen und versuchte, die Bilanz zu machen. Damals hatte er nichts und ungeheuer viel. Er hatte nämlich nebst ungeheuer viel Gesinnung die Ansicht: die Welt sei ein Eierkuchen, welcher eben in der Pfanne gar gekocht und von welchem er ein prächtig Stück abkriegen werde, dieweil er zunächst am Anrichtloch stehe. Daneben war er eigentlich noch ein Lümmel, indessen im entschiedenen Fortschritt begriffen und zwar so gewaltig, daß ihn selbst seine Stiefel nicht mehr ertrugen, sondern am linken Fuß vornen geplatzt waren. Damals war es ein schöner Abend, aber weil denselben der Herrgott gemacht hatte, ästimirte er ihn gar nicht. Damals hatte er ihn noch nicht abgeschafft, den großen Gott, aber was derselbe that, nahm er hin, als hätte derselbe bloß seine Schuldigkeit gethan und noch schlecht dazu. Entweder achtete er sich desselben nicht oder er fluchte darüber wie ein Muttersöhnchen, dem seine zärtliche Mutter nichts mehr recht machen kann, das ihr den schönsten Braten, welchen sie ihm auftischt, als ein schlechtes Hundefressen hinter die Thüre wirft. Ferner besaß er eine ungeheure Liberalität, wünschte daneben Allen die Schwernoth an den Hals, welche besaßen, wornach ihn gelüstete, welche auch von dem Eierkuchen wollten, an den er die Hauptansprache zu haben glaubte.

Nun waren die Träume dahin, goldenes Abendroth säumte den Himmel nicht, keine Nebel schwebten an den Hügeln, es war ein heller klarer Morgen, wo jegliches Vöglein heller singt,

jeder Blutstropfen ſchneller ſpringt. Neid und Haß waren verſchwunden, hinter ihm lag eine trübe Zeit. Aber wie nach einem Prairiebrande junges Gras ſproßt, die Wüſte am ſchönſten wird, ſo blühte ihm aus der trüben Zeit herauf die Fülle von Erfahrungen, dazu hatte er Geld im Sack, Hoffnung gegründet nicht auf Staub, ſondern durch das Bewußtſein eigener Tüchtigkeit in der Seele, und was die Hauptſache war, einen Gott im Herzen und zwar den rechten. Wohlgemuth wanderte er in den ſchönen Morgen hinein, er trug reiche Beute dem Rheine zu und das Bewußtſein in ſich, daß ſeine Wanderjahre nicht verſchwendet waren, daß der Herr ihn wohl an die Hölle geführt, aber auch wiederum heraus.

Beim Rothenhauſe erlabte er ſich an einer Flaſche Mönchenſteiner, ſchritt dann raſch durch den Baslerhart. Es war ein eigener Zug, der ihm raſche Beine machte. Er wußte nicht, war es die deutſche Luft über den Rhein her, welche ihn zog unwillkürlich, das Sehnen nach der Heimath anblies in ſeinem Herzen zu ſtärkeren Flammen, war es bloß Neugierde, Baſel wieder zu ſehen und zu vergleichen den Eindruck, welchen Baſel ihm beim Eingang machte mit dem, welchen er beim Ausgang empfing. Jetzt wußte er, daß die Schweiz nicht wie eine große Bratwurſt oder ein dicker Eiszapfen vom Himmel hängt, daß ſie ein ſchönes Land iſt, voll der Herrlichkeit Gottes, aber auch mit dem Stempel der Sünde gezeichnet, voll Aufbegehrens ſtatt voll Demuth, voll Ungenügens ſtatt voll Dankes, voll Streit um nichts ſtatt voll Frieden um Gottes und des Heilands willen: ein Land wie ein anderes, daß man darin des Teufels oder ein Kind Gottes werden kann, je nachdem die Geiſter ſind, unter die man fällt.

Dreissigstes Kapitel.

Jakob hat Freude in Basel und findet einen Freund.

Endlich sah er sie, die rothen Thürme, welche ihm beim Einzug aufgefallen, sah die Stadt, gedrängt um die Thürme wie um die Henne die Küchlein. Diesseits der alten ehrwürdigen und ehrenfesten Stadt, was lag da so weiß und schimmernd im Felde? Dort war damals das Birsfeld gewesen mit einigen Dutzend Häusern und jetzt fast ein Feld voll Häuser! Das war doch das Birsfeld, was eigentlich Baseltrutz heißen sollte, aber gewaltig hatte es sich, seit er da gewesen, aufgebläht, war angeschwollen zu einem Städtchen. Es ist die neue Stadt, welche Basel Trotz bieten soll von der Landschaft aus, ja es ist eigentlich der große Laufgraben, den man näher und näher der alten Stadt auf die Haube rückt, von welchem aus der landschaftliche Geist den alten Baslergeist umspinnen, ertödten, Basel mit Leib und Seele erobern will. Glitzern thut die neue Stadt von weitem, ist man aber drin, sieht man, daß sie zumeist aus Dreck gebaut ist, schrecklich dünn die Wände, ein Schneider käme fast mit der Nadel durch, und schrecklich kalt soll im Winter das Wohnen in diesen Spinngeweben sein trotz allen Tapeten.

Ob von diesem dünnen Laufgraben aus die alte Stadt erobert werden wird? Ja wer weiß, da kömmt es eben nicht darauf an, ob die Häuser von Stein oder von Dreck sind, sondern wie die Herzen sind und was für ein Geist in denselben wohnt. Wohnt in denselben noch der alte fromme, ehrenfeste Baslergeist, welcher die Stadt groß und berühmt gemacht hat, so wird der Geist, welcher die Landschaft berüchtigt gemacht hat eine Zeit lang, lange nicht Meister, der windige, verzehrende Geist nicht Meister über den Geist, der von oben stammt und auferbaut. Aber sind nur noch die Hände

fromm, nicht mehr die Herzen, besteht bloß noch die Form und ist der Geist entwichen, sind die Seelen befleckt mit der Cholera des Geistes, dem sogenannten Zeitgeiste, schämt man sich des Evangeliums von Christus und kniet nieder bei jedem Phrasengeklingel der neumodischen Propheten wie Chorbuben bei dem Geklingel des heiligen Glöckleins, verachtet man den Herrgott und zieht vor einem bärtigen Gesicht nicht bloß den Hut ab, sondern schüchtern auch die Segel ein, läßt man von dem besonnenen Prüfen und nur das Beste Behalten, wirft sich in den trüben Strom des entschiedenen Fortschrittes, dann Adieu Basel! Mache deine Stadtgräben tiefer, die Mauern höher, schaffe neue Kanonen und sogar neue Käppi an, denn sonst bist du verloren, Baselstutz überwältigt dich, du wirst erst Neuenf, und was du später noch alles wirst, das wird dich dann Gott lehren. Ists wohl von Gott geordnet, daß allenthalben auf Erden das Solide dem Modernen, der Fels dem Sande weichen soll!

Etwas von diesem, doch nicht alles dachte Jakob, als er durch die neue der alten Stadt zumarschirte, sich vorher sorglich säuberte, wie es einem ehrbaren Gesellen, der nicht als schmutziger Lümmel sich brüstet, wohl anstebt, ehe er zu dem ehrenfesten Thore einging. Er trat nicht in seinem alten Kostorte ab, ging auch nicht den grünen Weg durch die Freie Straße, sondern hinten ab, wie man in Bern sagt, über den Münsterplatz den Rheinsprung hinunter und kehrte, wenn wir nicht irren, beim Schiffe ein. Er wollte nicht Arbeit, wollte den alten Meister, den alten Zopf, besuchen, den neuen Jakob ihm vorstellen und dann weiter ziehen, denn den Zug nach heim fühlte er bei jedem Schritte stärker. Er hatte da ein recht gut Essen. In Basel ißt man nicht schlecht, wenn es nicht Freischießen ist, auch nicht unbillig ißt man, wenn es nicht Freischießen ist, man ißt eine Cotelette unter einem Gulden und eine Kaffeetasse voll Kartoffel kosten keine

Schweizerfranken. Aber wunderlich tönte ihm das Gerede um die Ohren, er glaubte in Zürich zu sein und nicht in Basel.

Sein Essen war eher zu Ende als das Gerede; er dachte, draußen auf der Rheinbrücke sei es erquicklicher. Draußen auf der Brücke fesselte ihn der Anblick wieder unwillkürlich, er wußte lange nicht, was ihn so ergriff. Endlich fühlte er, es war die gewaltige Kraft, welche stätig, schön in gewaltiger Gelassenheit, aber in sichtbarer Unwiderstehlichkeit dahinfließt, unbekümmert um alles Menschengerede, ungehindert vom menschlichen Getriebe, es war eine sichtbare Gotteskraft, welche allen menschlichen Kräften zu Diensten steht, aber auch über alle menschlichen Kräfte geht, und wenn sie im Zorne erbrauset, alles Menschenwerk zermalmt. Es ist eine lebendige Predigt den Baslern, ein Prediger, sie mögen ihn auf vier Jahre wählen, die Basler, oder lebenslänglich, welcher nie verstummt, welcher lange ihre Frömmigkeit gespeiset und getränket. Gehn zu Basel die Ohren zu für solche Predigten, dann wehe Basel, es wird Sidon und Tyrus erträglicher ergehen an jenem Tage, denn wer Ohren hat nnd wem gepredigt wird und er hört die Predigt nicht, der wird mit doppelten Streichen geschlagen werden.

Wie er so dastand und staunte und die Macht daher rauschen sah unwiderstehlich und nnaufhörlich in immer gleicher Macht und Kraft, wenn sie verschwunden schien, immer wieder kam und er so recht klein und demüthig sich fühlte, da leuchteten ihm plötzlich, als wären sie aus dem Rheine heraufgestiegen, zwei dunkle Augen ins Gesicht. Er zuckte zusammen unwillkürlich, denn es waren des Brandenburgers Augen, welche ihm zum dritten Male erschienen in bedeutungsvollen Augenblicken, so gleichsam an Lebensbrücken, unter denen die Wasser schwollen und rauschten. Bist's oder bist's nicht? frug er. Bin's, sagte Jakob, und bot ernst und bewegt ihm die Hand. Und das Fieber ist, wie es scheint, aus Leib und Geist, frug der Brandenburger mit leuchtendem Auge. Aus

Leib und Geist, Gottlob, erwiderte Jakob mit festem Blick. Wo treffe ich dich? frug der Andere. Ich muß an die Arbeit und bin pünktlich. Im Schiff, sagte Jakob, bin ich eingekehrt, kömmst nach dem Feierabend? Freilich, sagte der Brandenburger, Punkt sieben stelle ich mich ein. Das war Jakob ein seltsam Zusammentreffen jetzt auf der Rheinbrücke, einmal am Zürchersee und einmal an der Rhone.

Er machte sich auf nach dem Werkplatze oder der Werkstätte seines ehemaligen Meisters, er wußte, daß derselbe gewöhnlich zu dieser Zeit sich vorfand. Derselbe kannte ihn ebenfalls nicht, als er sich ihm vorstellte und wunderte sich nicht wenig, als er in dem saubern, anständigen Burschen den ungehobelten aufbegehrischen Lümmel wiederfand, den er einmal fortgejagt hatte. Auch Jakob wunderte sich über die Freundlichkeit, mit welcher ihn der Rathsherr behandelte, fast wie Seinesgleichen, und mit welcher Theilnahme er Stücke aus seinen Erlebnissen vernahm. Begreiflich so alles auf einmal sagt man einem Rathsherrn nicht. Jakob begriff, daß man mit Menschen, wie er ehemals auch einer war, gar nicht freundlich umgehen kann, sie zehn Schritte vom Leibe halten muß. Solche Menschen mißbrauchen jedes gute Wort oder deuten es mit Mißtrauen und geberden sich desto schnöder. Ein viel beschäftigter Meister, der die Gesellen noch dazu nicht an seinem eigenen Tische hat, kann mit Erziehung und pädagogischen Künsten sich wenig befassen, er muß die Gesellen nehmen wie sie kommen, sie behandeln wie sie sind, und thut er dies mit Verstand, so ist es alles, was man von ihm fordern kann.

Der Rathsherr drückte Jakob seine Freude aus, daß die Wanderjahre gut bei ihm angeschlagen hätten, frug nach seinen Plänen, wollte ihm Arbeit geben, kurz behandelte Jakob so, daß es ihm im Herzen wohl that. Das Hochgefühl der Ebenbürtigkeit regte sich in ihm, er fühlte, der Rathsherr sehe in ihm den zukünftigen Meister und Zunftgenossen und rede

mit ihm, als ob er es schon wäre. Dies ist ein Gefühl, welches erlaubt ist, es ist das Ehrgefühl des Handwerkers, welches nicht ausarten darf in Stolz und Hochmuth, ihn aber begleiten soll bis ins Grab. Wie der Ritter seine Ehre wahren, seinen Schild unbefleckt erhalten, sich ritterlich betragen muß, wenn er in Ehren sterben will, so soll auch der Meister seine Ehre wahren, als ein ehrenfester Meister, in wahrer Ehrenhaftigkeit und Treue leben und sterben, darum muß er sich als Meister fühlen sein Lebenlang.

In großer Freudigkeit fand ihn der Brandenburger, und als derselbe den Grund vernommen, sagte er: Siehst nun den Grund, warum so viele Gesellen über Stolz und Hochmuth klagen, bei ihnen selbst liegt die Schuld. Man kann sie nicht ehren, nicht mit ihnen sich abgeben, wenn man sich nicht beschmutzen will. Es giebt wohl hochmüthige Leute, aber es giebt noch mehr schlechte Leute, welche in der Ehrenhaftigkeit und Verständigkeit weit unter Null stehen, wo also der Fehler, daß man sie vom Leibe hält, an ihnen liegt. Es haben diese Klagen viel Aehnlichkeit mit den Klagen über den Luxus der Reichen. Ach Gott, wie viel Unverstand ist nicht in der Welt! Ueber diesen Luxus schimpft man, schimpft, wenn sie in Kutschen fahren, schimpft, wenn sie Bediente halten, Fisch und Braten essen nach Belieben und schön gekleidet herumspazieren. Aber was sollen sie mit ihrem Gelde machen? Es in Haufen legen, vergraben, außer Lands schicken? Darüber schimpft man ja eben, über die Kapitalien in todten Händen, über das Geizen und Schaben, daß alles auf einen Haufen müsse. Sollen sie es vertheilen, die Thüren offen halten, Bettler speisen, kleiden, tränken, Gutes thun mit vollen Händen? Darüber schimpft man ja eben, daß Unwürdige das Beste erhielten, schlechtes Volk erhalten werde, darum eben hebt man ja reiche Klöster auf, weil sie Schmarotzer pflanzen und das Volk faul und dumm erhalten. Sollen sie das Volk arbeiten lassen, Kutschen machen lassen, Häuser bauen,

Brunnen graben laſſen, dem Bauer ſchöne Pferde, dem Fiſcher gute Fiſche, dem Jäger fette Rehe abkaufen, Schneider und Putzmacherinnen in Bewegung ſetzen, den Handel durch großen Verbrauch in vielen Artikeln ſchwunghaft erhalten? Bewahre, darüber wird ja eben geſchimpft, daß die Reichen ſo viel Geld verbrauchten, ſo großen Luxus trieben mit Kutſchen, Fiſchen, Pferden, Champagner, Hauben und Röcken, daß ſie das arme Volk beſtändig quälten mit Arbeit, meinten, es könne nicht auch eſſen ohne zu arbeiten, es für ein Sklavenvolk hielten, welches ſechs bis acht Stunden arbeiten ſolle, die Himmelhunde, die verfluchten! Was ſollen ſie machen am Ende mit dem Gelde, es freſſen wie die Pferde das Heu? Nein, erſt dann würde geſchrien und geſtucht werden! Sie ſollen es vertheilen an einige hundert Hungerleider, welche nicht Bettler ſein wollen, nicht arbeiten mögen, nicht arbeiten können, nichts ſind, gar nichts, aber Brüder von Königen und Fürſten ſein, in Hermelin an der Sonne liegen, mit Auſtern und Hammelfleiſch ſich füttern, mit Champagner und Schnaps ſich tränken laſſen möchten. Die Hunde! Du kennſt ſie und ich auch. Doch von was Anderm. Wie ging es dir, Jakob? erzähle.

Der Brandenburger freute ſich der Erzählung und wünſchte, daß es Allen ſo ergehen möchte, auch wenn einige kalte Seebäder wirklich genommen werden müßten. Er bedauerte ſehr, daß er Jakob im Spital zu Genf hätte verlaſſen müſſen. Ein Schuft, den er gewarnt, habe ihn als Rädelsführer angegeben zum Dank, wie er ihn ſchon mehrmals erfahren. Bei der ſummariſchen Juſtiz, welche bei ſolchen Anläſſen geübt werde, habe man ſich nicht mit langen Unterſuchungen abgequält, ſondern ſie halt ſammt und ſonders den See hinunter fredirt. Er ſei bis Basel gekommen und habe da eine ſchöne Anſtellung gefunden. Ein vernünftiger Mann habe ihm auch einmal Gehör gegeben zufällig und alsbald ſich ſeiner angenommen. Solche durch und durch vom Geſinnungsfieber und dem ent-

ſchiedenen Fortſchrittstaumel curirte Leute habe man in Baſel nöthig und zwar in allen Zweigen des Gewerbes, habe der Mann geſagt. Im Dünkel der Macht achte man ſich durchaus nicht der Geſinnung der Menſchen, welche man aufnehme, den Einfluß ihrer Denkweiſe ſchätze man gar nichts. Wenn ſie die gehörigen Stunden ſchafften, der Meiſter Gewinn von ihnen hätte, ſo ſei ihm alles recht daneben. Daß von ihnen geiſtige Einwirkungen ausgehen könnten, daran denke man gar nicht, und ſage es Einer, ſchüttle man verächtlich den Zopf. Das ſei im höchſten Grade unklug, denn man dürfe keinen Feind verachten, am allerwenigſten eine einreißende Geſinnung oder Denkweiſe. Waſſertropfen höhlten einen Stein aus, man könne denken, was Anſichten und zwar lockende und reizende, mit aller Beharrlichkeit und allem Nachdruck verbreitet und immer und immer wiederholt, am Ende für Wirkungen auf das im Allgemeinen grundſatzloſe Volk haben müßten. Wenn man die Gewiſſen nicht ſchärfe, ſondern mit aller Gleichgültigkeit zuſehe, wie durch die wüſten zerſetzenden Lehren allmählig jede Scheu und jedes beſſere Gefühl im Volke aufgelöſt, dem Thiere die Ketten abgenommen würden, ſo könne man das Ende vorausſehen. Dann müſſe man ja nicht glauben, all dieſes ſaubere Gerede bleibe nur bei des Volkes Hefe. Wie das Grundwaſſer durch Bohrlöcher nicht bloß quelle bis auf der Erde Oberfläche, ſondern ſpritze hoch in die Luft hinauf, ſo ſteige, was in des Volkes Kopf ſich feſtſetze, in die Häuſer, die Mägde trügen es aus der Metzg heim, wenn die Weiber zur Bauche kämen, ſo brächten ſie es in ihren großen Krügen mit, die Hausknechte hingen es den Kindern an und Handlungsdiener ſchmuggelten es bei zarten Töchtern ein. Ja er ſei überzeugt, es ſteige noch höher, und was man in Eckenſteiners Bierhaus, bei Silbernagel, ja beim Käsmerian ſchwatze, werde bald, wenn es ſo fortgehe, widerhallen an den Wänden des Rathhauſes, accurat wie in Bern, wo auf dem Rathhauſe nur wiedergekaut wird, was im Wirths-

hause zum Bären vorgekaut werde, und daß auf den Kanzeln gepredigt werde, was man in Zimmermanns Kneipe zum Bier brülle, dazu bahne man bereits die Wege und zuletzt werde es zu Basel auch nicht besser gehen, wenn man dem Pferde nicht zum Auge sehe. Wie nun die politische Propaganda, die alles zerstörende Bande mit ihren geheimen Obern, ihre Missionäre und Sendboten in jedem Bierhause, Dirnen im Solde hätte, accurat wie die russische Diplomatie schöne Damen, so müßte dafür gesorgt werden, daß die Gesellen auch was Anderes und Besseres hörten. Gar viele hätten den Sinn dafür, aber aus Mangel an Gelegenheit fielen sie in die schlechtesten Hände. Aehnliches habe man früher gefühlt und wegen mangelnder Bildung für Schulen gesorgt, aber diese nicht vor vergiftendem Sinne gehütet, vor den Wölfen im Schafspelze, und über das Wissen gehe Glauben und Willen. Besseren Glauben, einen höheren Willen zu erhalten und zu pflanzen, das sei dringliche Noth, aber so viele Meister hätten leider aus Mangel an eigenem Glauben weder Augen für diese Noth, noch Sinn dafür ihr abzuhelfen.

Diese Hülfe sei vor allem in den Gesellen selbst zu suchen. Gesellen, welche durch Erfahrung zu Einsicht und Weisheit gekommen, müsse man in die Menge stellen, die könnten erzählen, wo Barrikade den Weg sehe. Tüchtige Gesellen würden weitaus am leichtesten Glauben finden, einen Anhaltspunkt bilden für jüngere, einen Damm aufwerfen gegen das einreißende Verderben, den Weg bahnen zu geistiger Rettung der dem Verderben zugeführten Gesellenwelt, die man vergifte, um durch sie die ganze Gesellschaft zu vergiften, statt daß aus dieser jungen Welt eine muntere gesunde Kraft der Gesellschaft zuströmen sollte, um sie fort und fort zu erfrischen und fruchtbringend zu erhalten. So müsse eingewirkt werden, Opfer müßten die Meister bringen, Geist müsse mit Geist bezwungen werden, böse Geister durch gute, mit Polizeiverboten sei da nicht geholfen, so wenig als mit Gleichgültigkeit und

Ignoriren. So lange dies die Meister nicht begriffen, nur sich kümmerten um den größtmöglichen Gewinn aus dem Geschäfte, so lange hätten immer bösere Geister über die Geiellen Macht, es wachse der Krebsschaden immer tiefer dem Herzen zu.

So hat der Basler Meister zu mir gesprochen, erzählte der Brandenburger, und hat mich angestellt, daß ich zufrieden sein kann, behandelt mich mit Manier, wie ein Mann den Mann behandeln soll. Ich stehe aber auch in böser unangenehmer Arbeit, ärger als ein Heidenbote unter den Heiden. Ich werde mit Mißtrauen angesehen, als Spion verschrien, wie ein räudiger Hund gestohen und habe es nur meiner guten Faust zu danken, daß das Ding nicht weiter geht. Es herrscht da ein Zwang, eine tyrannische Macht bereits, ärger könnte sie in China nicht sein. Wenn schon Einer oder der Andere sich gerne zu mir ließe, so darf er nicht aus Furcht vor den Andern, es ist im Kleinen wie im Großen, was Trumpf ist, ist Trumpf, und wer was Anderes will, muß einen harten Kopf und langen Athem haben. Indessen habe ich Muth und Glauben nicht verloren, ich habe mir wenigstens Platz gemacht, es sitzt hier und da schon Einer näher zu mir hin oder geht mit mir, wenn wir auf dem Wege uns treffen. Sind einmal unserer ein Dutzend tüchtige erfahrne Bursche mit Gott und Muth im Herzen, so wird das anders, dann sind wir schon eine Macht, und wo eine Macht ist, da schließt man sich ihr an, sucht Schirm und Schutz in ihrem Schatten. Wenn du dableiben wolltest, so kämest du mir wie vom Himmel herab, du hättest gerade die nöthige Schule durchgemacht und alles noch so recht brühwarm im Leibe, daß du es auch so recht warm den Andern eingeben könntest. Das müßte wirken!

Jakob gab der Sache Beifall, er wußte selbst am besten, wie abhängig ein Mensch von der Luft ist, welche ihn umgiebt, aber bleiben wollte er nicht. Er sagte dem Brandenburger, wie es ihn heimziehe zur Großmutter, wie es ihm bange sei,

ob ſie noch lebe oder geſtorben ſei, und ſchreiben möge er doch nicht; habe er ſo lange gewartet damit, ſo wolle er jetzt auch die paar Tage oder Wochen noch warten. Er könne ihm nicht ſagen, wie wehmüthig es ihn mache, ſagte er, wenn er denke, wie die Großmutter die Jahre zugebracht haben werde, und doch werde es ihr niemand angeſehen haben als der liebe Gott. Er habe die Großmutter nicht begriffen, ſie ſei ihm geweſen wie einem Kinde eine Nuß in harter, doppelter Schaale, vom Kern hat es keinen Begriff, weil es ihn weder geſehen noch gekoſtet. Nun ſo weit von ihr, brächen ihm dieſe Schaalen auf, er ſehe den Kern, er fühle ſogar, was dieſer fühle und wie es ihm zu Muthe ſei. Er müſſe, er möge wollen oder nicht, nicht bloß an die Großmutter denken, ſondern mit ihr leben. Er erwache mit ihr des Morgens und höre, was ſie bete, höre, wie inbrünſtig ſie flehe, daß, wenn er todt ſei, Gott ihm doch gnädig ſein möchte und es anſehen, daß er gewißlich nicht aus Bosheit gefehlt, ſondern nur aus Dummheit, die habe er von ſeiner Mutter geerbt gehabt und ſie ihm durchaus nicht abgewöhnen können. Anderer Fehler ſolle er ihm nicht anrechnen, ſondern der Genugthuung Chriſti, der doch wohl auch für ihren armen Jakobli geſtorben ſein werde, gedenken. Lebe er aber noch, ſo ſolle der liebe Vater im Himmel mit ihm machen, was er gut finde, er wiſſe am beſten, was ihm gut ſei. Sehen möchte ſie ihn gerne noch, aber gebeſſert, den Sohn ſeiner Väter, damit ſie im Frieden hinfahren könne, und wenn ſie in den Himmel käme und die Väter fragten: Hanne, wo haſt du den Jungen? ſie ſagen könne: Unten in der Werkſtätte ſchafft er, ein frommer und guter Meiſter. Und wenn es ungebeſſert ſein muß, o lieber Gott! dann gieb mir eine Ruthe ſcharf und zäh, daß ich meine Pflicht noch üben kann, ſo lange mein Arm ſich noch rühren mag. Doch wie du willſt und nicht wie ich will. Dann ſehe ich ſie die Augen wiſchen, aufſtehn, ihren Geſchäften nachgehen, kein Menſch ſieht ihr an, was ſie im Herzen trägt. Tapfer wie ein Kriegs-

held ficht ſie mit der Welt. Fragt ſie jemand nach dem Großſohn, ſo ſagt ſie: Er ſtrolchet in der Welt herum wie Andere auch, wo weiß ich nicht, allweg läuft er nicht weiter als Gottes Arm reicht, was will ich mehr! Und wenn dann ein Armer kömmt und bittet um eine Gabe, ſo ſchneidet ſie ein Stück Brod ab, daß man einen Türken damit todt ſchlagen könnte und denkt an den Jakob und bittet, daß Gott auch an ihn denken möchte in der Fremde und es ihm nicht fehlen laſſen an dem, was der Leib bedarf. Und wenn ein Handwerksgeſelle anklopft, ſo fragt ſie nach Bericht, wärmt Suppe und kocht ein gut Gericht und bittet Gott, daß er ſolche Gutthat dem Jakob zu gut kommen laſſen möchte, und fragt dann verblümt nach mir. Aber was der Kerl auch flunkern mag, wie lieb ich ihr bin, merkt er nicht. Und ehe ſie niedergeht, ſieht ſie noch die Felleiſen an, bittet dann Gott, daß er mich bewahren möchte vor ſchlechten Geſellen und Dirnen, vor dem Tod und vor dem Teufel, und ſelten eine Nacht wohl wird vergehen, daß ich ihr nicht vorkomme im Traume. Sieh, dies ſehe ich als eine Mahnung an, darum muß ich heim, habe keine ruhige Stunde mehr, bis ich die Mühle wieder klappern höre, an der ich vorbei muß, ehe ich in unſer Dörfchen komme. Aber es iſt noch weit und noch gar manchen Tag wird es gehen, bis ich dort bin.

Nimm die Eiſenbahn, kaum biſt du abgeſeſſen, biſt du an einer neuen Station angelangt, kaum haſt du an einem Teller Suppe gerochen, geht es weiter, kannſt für eine ganze Mahlzeit bezahlen. Kannſt nicht vom Geruch leben, ſo raſte über den andern Tag, biſt doch im Hui daheim. Darum bleibe noch einen Tag hier, kannſt mir wenigſtens den Gefallen thun, hier und dort, bei Käsmerian z. B., vielleicht auch auf dem Birsfelde und anderwärts was von deinen Erlebniſſen zu erzählen, man weiß nie, was ſo was nützt. Die Säemänner müſſen ſäen alleweil, der Acker liegt immer bereit, die guten Stunden giebt Gott, aber ſagt es dem Menſchen

nicht, wann er ſie macht, der Menſch ſoll jede Stunde nehmen für eine gute, ſo ſprach der Brandenburger.

Jakob machte Einwendungen gegen die Eiſenbahnen und gegen das Bleiben. Er fürchtete ſich vor der dämoniſchen Macht, welche die Menſchen dahinführt accurat wie der Teufel die armen Seelen der Hölle zu, ohne daß ſie was daran mehr machen können, wenn das Ding einmal im Lauf iſt. Er hatte viel von Unglück gehört, ſchrecklichen Dingen, wie man verbrennen könne, wie man könne geſotten werden noch ganz anders als Krebſe geſotten werden, wie man könne in die Luft geſprengt werden, daß man ſein Lebtag nicht mehr zu Boden komme, ſo hoch hinauf. Im Waadtlande hatte er erzählen hören, ein ſolcher Zug ſei einmal ausgeriſſen, ganz ab der Kette gekommen und davon gefahren. Am grünen Vorgebirge habe man ihn noch geſehen, ſeither aber nichts mehr davon erfahren, bloß Arago, der berühmte Pariſer Sternguckr, welcher die Kometen allezeit entdeckt, wenn die Lumpenſammler mit Fingern darnach zeigen, wollte ihn am hinterſten Mond des Jupiters haben vorbeifauſen ſehen. Jakob glaubte es nun freilich nicht, es machte bloß Eindruck auf ihn, im Waadtlande hatte es aber viel Glauben gefunden, die Waadtländer ſind ein ſehr gläubiges Volk, in ſolchen Dingen nämlich.

Nun der Brandenburger nahm Jakob die Furcht, zeigte ſich ihm wohlbehalten und ſtattlich, obgleich er mehr als hundertmal auf dem Unthier gefahren war. Er ließ ſich auch bewegen, einen Tag da zu bleiben, ſo recht gründlich blau zu machen und den Geſellen zu predigen des Morgens beim Käsmerian, des Mittags beim Silbernagel, des Abends beim literariſchen Bier des Eckenſtein, zwiſchen durch wo man Verlaufene fand, drauſen auf dem Bierfeld oder drinnen im Schützenhaus oder in der Spatenwirtſchaft.

Aber als der Tag um war und um ein bischen ſich zu räuchern und geſunde Luft zu faſſen die Beiden auf der Rheinbrücke ſtanden, da ſchlug Jakob die Hände zuſammen und

ſagte: Aber, Bruder Brandenburger, was willſt du hier, komm mit nach Deutſchland, wir wollen gemeinſam was verſuchen, da unten iſt's doch immer beſſer als hier. Da bin ich mit dir einen ganzen Tag herum gelaufen, habe erzählt, berichtet und Punktum die Wahrheit, daß auch kein Düpflein daran fehlt, und was kömmt heraus? Ich habe einen wunderlichen Kopf voll getrunken und Alle haben mich mehr oder weniger ausgelacht, von allem, was ich ſagte, kein Düpflein geglaubt, waren ſo oft bereit, ihre Gläſer mir an den Kopf zu werfen als oft verſuchtes Mittel gegen das Lügen. Ich muß ſagen, ich war oft drauf und dran das Stuhlbein abzudrehen, den Burſchen ihre Bosheit in den Schädel hinein zu ſchlagen. Unter ſolchem Volke was willſt du? da iſt Hopfen und Malz verloren, haben Augen und ſehen nicht, Ohren und hören nichts, einen Verſtand und der begreift nichts. Eher wirſt du aus einem Schweineſchwanz Kühmilch ziehen, ehe du ſolchem Volk Verſtand und ſogar Glauben beibringſt.

Jakob, Jakob, bedenke, ſagte der Brandenburger, wenn auch unſer Herrgott ſo leicht den Glauben an dich verloren und an dir verzweifelt wäre, wie du an Andern verzweifeln willſt, was meinſt du, was wäre aus dir geworden, wo moderten jetzt deine Gebeine? Unglücklich iſt es allerdings, daß es Leute giebt, welchen es rein unmöglich iſt, eine Wahrheit zu glauben, welchen alle Wahrheit als Lüge erſcheint, ſo wie es Leute giebt, welche den Himmel gelb ſehen ſtatt blau, denen das Süße bitter vorkommt, welche nur Lügen glauben können und je gröbere deſto lieber, ungefähr ſo wie du vorhin eine von den Waadtländern angeführt haſt. Aber ſolche Leute giebt es leider zu Tauſenden, ein unſelig Volk des Abgrundes, Futter für die Schulmeiſter des Zeitgeiſtes, die Sendlinge des Abgrundes. Einen heilloſern Zuſtand kann es wirklich nicht geben als ſo verkehrten Geiſtes zu ſein, daß die Lüge Wahrheit ſcheint, die Wahrheit Lüge. Dieſem Zuſtand iſt bloß der zu vergleichen, wo man Haß für Liebe nimmt,

Liebe für Haß, die Treue des Vaters mißkennt, heuchleriſchem Schmeicheln des Erbfeindes traut. In ſolchen Zuſtand gerathen ganze Geſchlechter, ganze Klaſſen von Menſchen, ſo wie Einzelne. Der einzige Troſt dabei iſt, daß er bei Einzelnen und ganzen Klaſſen vorübergeht, das haben wir ja beide erfahren. Und wer dieſe Erfahrung gemacht hat, deſſen Pflicht iſt es, den Uebergang bei Andern aus der Finſterniß zum Licht zu beſchleunigen. Daß du heim willſt, begreife ich, ich habe aber niemand daheim und bleibe hier, und iſt auch das Wirken wenig, ſo iſt doch das Wollen mein und dieſes wird Gott auch anſehen. Du aber kannſt daheim auch das Deine thun, kannſt warnen und erzählen, wie es geht in der Welt, kannſt mir zuſenden, was bei dir durchgeht. Freilich werden es Wenige ſein, welche gleich den Glauben haben, nicht durch Erfahrungen curirt und zum Glauben gebracht ſein wollen.

Einunddreissigstes Kapitel.

Jakob kehrt heim mit Ehren und wie die Großmutter ſich freut.

Allweg mit Beben ſetzte ſich Jakob am folgenden Morgen auf die Eiſenbahn, und als ſie zu ſurren und zu ſchnurren begann, der Boden unter ihm dahin flog, da klopfte ihm das Herz und es war ihm wirklich, als müßte der Zug Flügel kriegen und gen Himmel fahren. Indeſſen dauerte das Bangen nicht lange, machte dem Behagen Platz und dem Wohlgefallen, Städte und Dörfer an ſich vorbeifliegen und im Rücken Platz nehmen zu ſehen. Als er nach wenig Stunden dreißig im Rücken hatte, da erſchrack er ordentlich, im Hui war er am Ziele, daheim, wußte, ob die Großmutter lebe

oder gestorben sei. Wie sehr man sich auch nach einem Ziele gesehnt, wenn es Einem so plötzlich auf den Leib gerückt wird, kann man doch unwillkürlich darob erschrecken und unwillkürlich macht man Halt, macht langsam die letzten Schritte.

So that auch Jakob. Der raschen Fahrt legte er zu mehreren Malen einen Hemmschuh unter, weilte Stunden, halbe Tage bald hier, bald dort, schaute sich die Dinge an, schaute sich um unter den Menschen. Wenn er sich dann wieder zu einer neuen Fahrt einsetzte und zehn, zwanzig Stunden Wegs, an welchen er sich Tage müde gelaufen hätte, flogen in eben so viel Stunden ihm unter den Füßen weg, er wußte nicht wie, so drängte sich ihm der Gedanke auf: ob nicht die Eisenbahnen viel schuld seien an den Schwindeleien der Zeit. Ehedem war es ein mühsam Wandern, viel Schweiß vergießen, viel Staub verschlucken, viel leiden an müden Beinen mußte man, ehe man des Abends absitzen konnte in der Herberge, dann war aber auch das Ruhen süß, und diese Ruhe glich die Ungleichheit aus zwischen dem Fahrenden und zu Fuße Gehenden, denn diese Süßigkeit der Ruhe wird nur im Schweiße seines Angesichts errungen. So nahm man auch das Leben, begriff, der Tag sei zum Schaffen da, der Abend zum Ruhen, nahm ein mühsames Schaffen als eine Nothwendigkeit, freute sich dessen, was man zurückgelegt, wie der Wanderer über zurückgelegte Stunden. Was man mit harter Mühe erworben, hielt man auch fest und höch in Ehren und das war's, was dem Handwerk den goldenen Boden gab, in den Herzen ein christliches Genügen erhielt, den Neid vertrieb, die Haushaltungen ehrbar machte und die Menschen ehrenwerth und tüchtig zu allem Guten.

Jetzt setzt man sich auf eine Eisenbahn wohlfeil, was man am Zehren erspart, zahlt fast das Fahren, kriegt keine müden Beine mehr, ist am Ziele, ehe man es denkt, und Reiche und Arme accurat gleich schnell, es ist bloß der kleine Unter-

ſchied noch, daß die Einen etwas weicher ſitzen und etwas mehr zahlen, aber auch dieſer wird ſicherlich noch ausgeglichen werden. Es ſind dieſe Eiſenbahnen ein ungeheurer Schritt in der Gleichſtellung aller Menſchen, und von Eiſenbahnen weg muß man nicht das Sehnen ins Leben hinüber tragen, dieſe Gleichſtellung in allen Verhältniſſen zu vermitteln? Warum ſoll der junge Menſch von vornen anfangen mit wenigem, ſich hart plagen um weniges, vieles aber entbehren, ſparen für Tage, von denen er nicht weiß, ob ſie je kommen werden, ſchaffen und müde werden für einen Andern, der es ſich behagen läßt, ſoll langſam im Schweiße ſeines Angeſichtes vorwärts ſteuern, wo Tag und Tag verrinnt, die zurückgelegte Strecke aber kaum erſichtlich iſt? Warum nicht auch wie auf einer Eiſenbahn, ein raſcher Zug und die Sache iſt fertig? Rührt nicht daher das Schnappen und Haſchen, die Sucht, mit einem Wurf für das ganze Leben zu ſorgen, die Ungeduld, welche am Ziele ſein will, ehe man zur Reiſe angeſetzt, welche verfrißt, wie der Schweizer ſagt, was man in Jahren erſt zu erarbeiten gedenkt, genießen will beim Anfang des Alters Beute, die Frucht eines fleißigen tüchtigen Lebens? Daher das Scheuen aller Mühe, das Ungenügen bei ehrlichem Lohn, der Haß gegen die, welche das Roß nicht beim Schwanze wollen zäumen laſſen, der Neid wegen jedem Biſſen, den ein Anderer in den Mund ſtößt oder mit leichterer Mühe erhalten hat, als ihnen ihre Biſſen koſten? Daher die gleichmachende Richtung der Zeit, wo man nicht einmal mehr den Unterſchied im Werthe der Arbeit anerkennen will, ſondern bloß den Aufwand der rohen Kraft berechnet, welcher zu einer Arbeit verbraucht wurde, wo der Steinbrecher ſeine Arbeit höher ſchätzt als die des Bildhauers, der Töpfer beſſer bezahlt ſein will als der Maler, der Schulmeiſter um größerer Anſtrengung der Lungen willen größere Anſprüche auf Beſoldung macht als Profeſſoren an einer Hochſchule und zwar nicht etwa bloß proviſoriſche, ſondern ſogar ordentliche?

So mußte Jakob immer denken und beſonders wenn er

daran dachte, er ſollte nun die durchgeſauſten Meilen zu Fuße wieder zurückmeſſen. Es ſchauderte ihn ordentlich den Rücken auf, wenn er ſich vorſtellte, er müſſe morgen das Felleiſen aufnehmen und wieder daran hin. Das Wandern war ihm in der letzten Zeit durchaus nicht beſchwerlich geweſen, im Gegentheil, und jetzt nach wenig Tagen war er ſo verwöhnt, daß er mit Grauſen daran dachte, wie ſchnell eine Gewohnheit komme über einen Menſchen, wie ſchnell über Einen kommen könne das Grauſen vor Anſtrengung und Arbeit. Ob luſtigem Fahren und ſchwerem Denken kam Jakob, ehe er ſich umſah, auf die letzte Station, wo er die Eiſenbahn verlaſſen mußte, um heimzukommen.

Am Orte war er bekannt, es heimelte ihn eigens und faſt wäre er dem erſten beſten Menſchen um den Hals gefallen und hätte ihn abgeküßt. Doch hielt er ſich, wollte warten, bis jemand ihn erkenne, aber das geſchah nicht, als einen wildfremden Menſchen behandelte man ihn. Es war auch ganz natürlich. Er war als ein Junge ausmarſchirt, als Mann kam er wieder, war um mehrere Zoll gewachſen, viel dicker geworden, hatte mächtigen Bart gekriegt und eine dunkle Haut, wie die Frühlingsſonne alle Backen färbt, welche ſich ihr ausſetzen. Keine Seele dachte daran, daß das der Jakob ſei, von welchem die Großmutter geſagt: Du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel. Als Jakob dies merkte, hielt er mit Gewalt an ſich, that fremd, behielt ſein Incognito, hütete ſich auch vor allen verdächtigen Fragen, durch welche man ſich ſo leicht verräth. Fragen iſt eine ſchwere Kunſt, wird ſelten verſtanden, ſehr oft nicht einmal von Profeſſoren. Er nahm ſein Felleiſen auf und machte ſich bangen Herzens auf den Weg, und je weiter er ging, deſto höher ſchwoll es ihm auf, deſto ſchwerer ward es ihm. Und doch wollte er nicht fragen, ob die Großmutter noch lebe, wollte wie ein Fremder thun bis zum Häuschen. Er hatte viel hundertmal ſich es ausgedacht, auf welche Manier er heimkommen wolle und wie das gehen werde, wenn man endlich

darüber komme, daß er der Jakob ſei. Nun dachte er an keine Künſte und Späße mehr, zum Häuschen wollte er gehen und die Großmutter ſuchen, wie es dann ihm und ihr ſein werde, wenn er ſie noch finde, das wußte er.

Als er endlich ſein Dörfchen wieder ſah, ſaß er nieder und weinte, aber er wußte es nicht. An ſeiner Seele gingen die Wege vorüber, durch die ihn Gott geführt; jetzt am Ziele dankte er inbrünſtig und aus Herzensgrund der väterlichen Hand, die ihn gezüchtigt und dem Vater, der ihn ſo ſehr geliebet. Er hatte Urſache dazu. Welcher Geſelle hätte ſie nicht, der nach Jahren heimkehrt aus der Fremde und zwar mit reicher Beute? Kehrt ein Schiff heim dem reichen Kaufherrn mit koſtbarem Gut beladen über's wilde Meer her unverſehrt und wohlbehalten, ſo dankt derſelbe, wenn er nämlich nicht die moderne Bildung im Leibe hat, wohl auch ſeinem Gott, daß er es geführt durch Sandbänke und Klippen und den Wellen geboten, daß ſie es ſicher ließen. Nun aber, wenn ein Burſche heimkömmt nach Jahren mit Gott im Herzen, in der Seele die Weisheit, die Quinteſſenz der Erfahrungen, in den Gliedern die volle Handwerkstüchtigkeit, da möchten wir wohl fragen, wo iſt das Schiff, ſei es von welcher Sorte es wolle, von welcher Nation es wolle, ein Oſtindienfahrer oder wäre es ſelbſt das erſte und reichſte aller Schiffe, welche je von Mexiko nach Spanien gefahren — welches ſo reiche Beute heimgebracht hat, als ein Burſche, der Tüchtigkeit in den Gliedern, Weisheit in der Seele und über beiden Gott heimbringt? Ja, Kaufmann, hätteſt du alle Silberflotten, welche je über das Meer gefahren, in deinen Gewölben und hätteſt weder Weisheit in der Seele, noch Gott im Herzen, ſo wäreſt du ein armer Tropf gegen jenen Burſchen, welcher ſein Felleiſen auf dem Rücken hat, aber auch Gott im Herzen. Und was hilft es dir, du armer Tropf, wenn du auch die Schätze der Welt haſt und haſt in deiner Seele nichts, im Herzen nichts, haſt

nichts in dir, als viele Würmer und noch mehr Gelüste? Und was iſt das Meer gegen die Fremde? Das Meer hat Wellen und Klippen, Sandbänke und Seeräuber, elendiglich kann der Menſch ums Leben kommen. Die Fremde aber, was hat die alles? Nicht bloß Meere, ſondern Waſſer von allen Arten, hat Gründe und Schlünde, wo der Menſch um's Leben kommen kann auf die jämmerlichſte Weiſe. Dann geht nicht bloß der Teufel alleine umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge, es fahren Legionen Höllengeiſter herum und ſuchen um Leib und Seele zu bringen den Menſchen. Darum geziemt es dem, der glücklich gerettet aus der Fremde heimkehrt und mit reicher Beute noch, zu beten und zu danken dem, deſſen Auge über ihm gewacht, deſſen Angeſicht man nicht entflieht, ſtiege man gen Himmel oder bettete man ſich im Grabe, deſſen Hand jeden geleitet und würde er die Flügel der Morgenröthe nehmen und fliehen an des Meeres äußerſte Gränzen.

Langſam, leiſe, wie die Mutter an die Wiege des Kindes tritt, wenn ſie ſehen will, ob es wache oder ſchlafe, ſchritt Jakob der Großmutter Häuschen zu. Es war Feierabend, die Straße war belebt, die Einen gingen Geſchäften nach, Andere ſaßen vor den Häuſern. Freundlich grüßte er, man dankte, ſah ihm verwundert nach, aber niemand erkannte ihn. Da ſtand es endlich vor ihm, das wohlbekannte Häuschen, zugemacht war die Thüre, niemand ſichtbar um daſſelbe. Aengſtlich pochte Jakob das Herz, er durfte nicht klopfen, es war ihm, als würde weit her eine Stimme rufen: Gieb dir nicht Mühe, hier wohnt niemand mehr, das Häuschen ſteht leer! Er ſuchte durch die Fenſterchen zu gucken. Da ſchien ihm eine Geſtalt am Tiſche zu ſitzen, und die Geſtalt ſchien ihm der Großmutter Geſtalt. Gerade ſo ſaß ſie, wenn ſie in der Bibel las. Da kam ihm Troſt in's Herz, er faßte Muth und klopfte, denn ſo gerade hineingehen, wie ehedem der Jakob und ſagen, guten Abend Großmutter! wollte er doch nicht,

ſondern ſehen, ob ſie ihn kenne oder nicht. Geſpannt horchte er auf das Oeffnen der innern Thüre, das Klappern von der Großmutter Schuhen, aber ſtille blieb es drinnen. Er klopfte wieder, horchte wieder, ſtille blieb es wieder. Er klopfte zum drittenmal, und ängſtlicher kann der nicht draußen ſtehen, der pocht an des Himmels Thüre und ſie will ſich nicht öffnen, ſtille bleibt es drinnen, als Jakob ſtand vor dem verſchloſſenen Häuschen, in welchem ſich niemand regen wollte. Da pochte er hart zum viertenmal, da regte es ſich drinnen, die innere Thüre ging auf, Schuhe klapperten, es raſſelte an der äußern Thüre, ſie öffnete ſich ein wenig, in der Spalte ſtand die Großmutter mit der Brille auf der Naſe und unwilligem Geſichte. Scharf ſah ſie ihn an, ſeiner Rede gewärtig, plötzlich riß ſie die Brille ab und rief: Jakob, Jakob! biſts oder biſts nicht? Mein Gott, wie gut du biſt! Um den Hals fiel ſie dem geliebten Kinde, ließ ihrer Liebe freien Lauf, wie Jakob es nie erlebt hatte. Endlich führte ſie ihn mit freudetrunkenen Augen ins Stübchen, ihr geübter Blick hatte alsbald erkannt, daß der Jakob nicht wiederkehre als Vagabund und Bettler, ſondern als ehrenwerther Burſche, gereift zum ehrenfeſten Meiſter. Als Jakob in das Stübchen trat, war die Kammerthüre offen, unwillkürlich warf er einen Blick hinein, ſah dort die drei Felleiſen hängen und daneben das vierte, und alsbald erkannte er es als das ſeine, welches in Genf ihm verſchwunden war.

Erſtaunt ſtand er ſtill und frug: Um Gott, Großmutter, wie kömmt dies hieher? Sollſt es erfahren, aber jetzt ſitz nieder und wart, ſprach ſie. In ihrer alten Rührigkeit bereitete ſie ihm einen Imbiß ſammt einem guten Trunk. Da nimm und labe dich. Wie es mit dem Felleiſen kam, will ich dir ſagen, großen Kummer und Verdruß hat es mir gemacht. Deine dummen Briefe machten mir Kummer, ich betete viel für dich, daß Gott auf beſſere Wege dich führe. Nachher bekam ich keine Briefe mehr, das machte mir weiter keinen

Kummer, ich dachte, beſſer keine als ſo dumme, und wenn ich inbrünſtig bete, ſo werde unſer Herrgott nicht weit von dir ſein. So ging es lange, da kam im letzten Herbſte zu deinem Lehrmeiſter ein Burſche und ſuchte Arbeit. Der Alte erkennt, daß das Felleiſen, welches er auf ſeinem Rücken trug, das deine ſei, iſt dumm genug und ſchreit auf: Du mein Gott, das iſt ja das Felleiſen vom Jakob, was wird die Großmutter ſagen, wenn das Felleiſen ohne den Jungen wiederkömmt! Der Schuft riecht gleich Lunte, es war einer von den Abgeriebenen, welche zu allen Streichen fix ſind, und ſagt alsbald, wie er froh ſei, daß man ſogleich es erkannt habe, nun ſei er doch ſicher, daß man ihn für keinen Betrüger halten werde. Er habe eben den Auftrag von dir erhalten, es mir zu bringen ſammt den letzten Grüßen. Wie es nun kam, daß er in aller Eile bei deinem Lehrmeiſter viel herauslockte oder ob er dich wirklich kannte, ich weiß es nicht, allein er wußte mir dich ganz natürlich zu machen, daß ich immer ſeufzen mußte, blieb er denn immer der gleiche Eſel! Er erzählte mir, wie du ſtatt dem Handwerk obzuliegen für die Freiheit und die Rechte der Menſchheit gelebt, ſo daß ich immer denken mußte, was ging das dumme Zeug den Eſel an? Aber dann wußte er es recht rührend zu machen, wie er dich verwundet aus einer großen Schlacht getragen, wo du ein Held geweſen ſeiſt für die Freiheit und die Religion, dieweil man dich zu einem Jeſuiten habe machen wollen. Da habeſt du ihm geſagt: Nimm mein Felleiſen, bringe es der Großmutter, ſage ihr, ich ſei groß geſtorben, und ſei du ihr Sohn; darauf ſeieſt du geſtorben, und lange habe er bei dir troſtlos geweint, und habe dich ehrlich begraben wollen, da aber ſeien die Feinde über ſie gekommen und er habe raſch das Felleiſen genommen, um ſeinen Auftrag auszurichten, jetzt ſei er da damit, und wenn es das Leben gekoſtet, er hätte ihn ausgerichtet, denn er hätte dich ſchrecklich lieb gehabt, ihr ſeied accurat wie natürliche Brüder geweſen. Dabei ſchluchzte dann der Hund, daß

Steine breiweich wurden. Und ich dumme Alte glaubte das Zeug, nahm ihn auf ins Haus, wollte als Sohn ihn halten. Da that der Kerl erſt ſpröde, ließ es ſich endlich gefallen, ließ aber alsbald ſeine Hörner ſo hervor, daß er mich ins Grab oder auf die Gaſſe gebracht hätte. Er hudelte ganze Wochen, ich ſollte nur Geld ſchaffen, und ſchaffte ich es nicht, that er wie ein Ungethüm, behandelte mich als ſeinen Schuhwiſch. Da faßte ich mich kurz: Auftrag hin, Auftrag her, dachte ich, entweder hat der Kerl gelogen oder der Jakob war ein Eſel, als er ihn gab. Mich geht er nichts an, dummerweiſe in die Grube bringen laſſe ich mich nicht. Als er einmal trunken heim kam, daß er nicht ſtehen konnte, nahm ich einen Stock, jagte ihn von der Thüre weg und warf ihm ſeinen Bündel nach, das Felleiſen behielt ich. Er ſpectakelte grimmig, aber die Nachbarn halfen mir und endlich war er froh, mit ganzen Knochen fortzukommen.

Hinterher hatten ihm Alle den Betrüger anſehen, aber mich nicht betrüben wollen. Hintendrein, als ich ſelbſt den Verſtand gekriegt, gingen plötzlich Allen die Mäuler auf, hielt ihnen nicht viel darauf. Wie er fort war, kam mir alles vor wie Lug und Trug, und immer mehr ſtellte ſich mir der Glaube feſt, du lebteſt noch und meine Augen würden dich noch einmal ſchauen. Ich betete fleißig und wartete getroſt auf dich, denn es ward mir nach jedem Gebete leichter ums Herz. So war es mir auch vorhin, es war mir, als ſähe ich dich im Buche hinter jedem Blatte, darum konnte ich nicht aufhören, nicht aufſtehen, ich hörte dein Klopfen wohl. Und als ich es endlich that, aber unwillig, da ſtandeſt du draußen und Gott Lob und Dank, weder als Bettler noch Vagabund, ſondern als ehrlicher Leute Kind, mit einem Felleiſen, wenn ſchon mit einem von der ältern Sorte, und biſt gewachſen in die Länge und in die Breite und ſiehſt mir aus wie ein Menſch und nicht wie ein Lümmel.

Als nun die Großmutter fertig war mit Nöthigen und

Erzählen und Jakob mit dem Essen, kam an ihn das Erzählen. Er that es kurz, aber aufrichtig, die Großmutter streute bündige Gleßen dazwischen, seufzte zuweilen und schloß Jakobs Erzählung mit den Worten: Gott Lob und Dank, daß du wieder heim bist! Was doch so ein Mensch ausstehen kann, wenn Gott mit ihm ist, und jemand ist, der für ihn betet, wenn er es selbst nicht thut, und wie sich ihm alles zum Besten wendet! Und daß du kein Mädel mitgebracht, ist mir lieb und dir gut. Daß du die Kathri gewollt, war recht, aber lieb hätte ich die nie gehabt, es war ein dumm Mensch, hätte sich sonst nicht so an einen Esel gehängt. Die Eseli möchte ich einmal sehen und ihr danken, daß sie dich wieder zur Religion gebracht und nicht zum Manne genommen, dein Lebtag wärest du vor dieser der dumme Jakob geblieben und fremde Meistersfrauen taugen selten viel.

Aber du mein Gott, wenn ich gewußt hätte, wie so ganz du vom Glauben gekommen, ich wäre dir nachgelaufen, hätte es barfuß sein müssen, hätt dich bei den Ohren heimgeführt. Aber lieb muß der liebe Gott uns haben, mich und dich, daß er aus so großem Elend dich heimgeführt hat und nicht als einen Bettler, sondern als ehrlicher Leute Kind. Die Welt wird wieder neu, aber der alte Gott bleibt der gleiche, und für die verlornen Söhne hat er immer noch das alte gute Herz. Lob und Ehre gebührt ihm und die sollst du ihm bringen dein Lebenlang. Jetzt sterbe ich gerne, ich fahre im Frieden hin. Wenn ich zu den Alten komme und sie fragen mich: Hanne, was macht der Jakob? dann kann ich fröhlich sagen: Gott sei Lob und Ehre, Preis und Dank, er führte ihn in die Hölle und wieder hinaus, als ehrenwerther Bursche kam er heim, als ehrenfester Meister schafft er jetzt, wo ihr geschafft, und, so Gott will, kömmt er seiner Zeit auch dahin, wo ihr seid, in Gottes Freude und Herrlichkeit.

So sprach die Großmutter bewegt und reichte dem Jakob die Hand. Sie hatte ihr Tagewerk auf Erden vollbracht, das

machte sie glücklich und weich, wie Jakob sie nie gesehen hat. Noch an demselben Abend mußte er einen fünften Nagel einschlagen, neben den vier andern sein alt Felleisen aufhängen, und die Großmutter hatte an demselben so viel Freude, als vor Zeiten eine Rittersfrau an einem Schilde, welchen ihr Sohn als königliches Ehrengeschenk oder als Preis aus einem Turniere in die väterlichen Hallen brachte. Selbe Nacht schlief die gute Frau wenig, aber die Schlaflosigkeit plagte sie nicht, süße Freude füllte ihre Seele, sie genoß den Vorgeschmack der Seligkeit.

Eben so süß war der folgende Morgen und zwar für beide. Wer kennt es nicht, das unbeschreibliche Wonnegefühl, wenn man jemand wieder hat, den man verloren glaubte und der nun wieder gefunden ist? da weiß man es, wie man sich über ein Kind mehr freuen kann als über neun und neunzig andere. Aber ists nicht auch süß, daheim zu sein, die Heimath wieder ergriffen zu haben, nun ruhen und weilen zu können unter sicherm Obdach, am folgenden Morgen nicht auf die Straße zu müssen, nicht wissend, wo man am Abend sein Haupt niederlegt? Auch dies ist ein Vorgeschmack des Himmels. Es sehnt sich unser Geist nach einem Festen und Bleibenden, nach einer Heimath, wo kein Wandern, kein Wechsel mehr ist, wo man nicht mehr Pilger und Fremdling ist, sondern Bürger im von Gott erbauten Reiche. Heil Allen, welche jenseits die wahre Heimath suchen und diesseits ein freundlich Heim finden mit dem Vorgeschmack des Jenseitigen. Möchten Alle, die wandern gehen, heimkehren christlich und ehrenwerth, diesseits eine freundliche Stätte finden, Pfand und Siegel der festen und bleibenden im Himmel!

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Gebrüder Schulze in Berlin, Neuſtr. 8.

Jeremias Gotthelfs

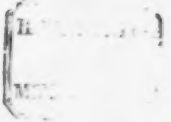
(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Zwölfter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.



Dursli,

der Branntweinsäufer,

oder:

Der heilige Weihnachtsabend.

In einem jugendlich grünenden Thale ſtund eine altersgraue Hütte und in derſelben zwei Eheleute mittlern Alters in gar großer Verlegenheit.

Der Bürger Hans Joggi war in eine Verſammlung der Tagelöhner entboten worden zur Zeit, als wie zwei verirrte unbekannte Vögel die Worte „Freiheit und Gleichheit“ über den Jura von Frankreich her in's Land geflogen kamen. Nun wurden Freiheit und Gleichheit von Vielen gar praktiſch und handgreiflich verſtanden, als ob die Freiheit das Recht wäre, zu thun nach Luſt und Belieben, und die Gleichheit das Recht, zu nehmen nach Luſt und Belieben jedem, der etwas habe, bis er nichts mehr habe. Es waren große Herren, welche die Worte ſo verſtunden, abſonderlich die franzöſiſchen Generale, welche die Schweiz plünderten ſchamlos wie große Herren. Daher nicht zu verwundern, wenn viele Bauern ſie auch ſo verſtunden, die Zehnten abſchafften und theilen wollten mit den Herren von Bern. Und warum ſollten die Tagelöhner nicht auch an dieſe Deutung der zwei Worte glauben und mit den Bauern theilen wollen Wälder und Höfe? Die Bauern hätten ja kein Vorrecht vor den Herren, ſagten die Tagelöhner; wenn die Bauern mit den Herren theilten, ſo wüßten ſie gar nicht, warum ſie nicht mit den Bauern theilen ſollten, es ſei ja Freiheit und Gleichheit! Sie hielten alſo auch Verſammlungen, um das Theilen zu berathen, und wo damit anzufangen ſei. Dieſe waren freilich den Bauern nicht recht, und ſie ſchimpften gewaltig über das Schelmenpack, das ſo frech ſich rühre und

Gottes heiligen Willen vergessen zu haben scheine: daß der Tagelöhner und des Tagelöhners Kinder Tagelöhner bleiben sollten in alle Ewigkeit jetzt auf Erden und einst im Himmel. Die Bauern meinten nämlich: die Gleichheit bestehe darin, daß die, welche ob ihnen stünden und mehr gewesen seien bis dahin als sie, zu ihnen herabgezogen, ihnen gleich würden oder wo möglich noch etwas weniger; was unter ihnen aber sei, solle bleiben wie bis dahin, da sei alles recht, und unterthänig solle bleiben sein Lebenlang, wer ihnen unterthänig geboren worden. Diese Auslegung aber hatten sie nicht erfinnet, sie ist eine sehr alte und übliche in allen Zeiten und Verhältnissen. Der gleiche Landvogt, der Ludwig den Sechszehnten als quasi Vetter betrachtete und sich unter die souveränen Häupter rechnete, würde dem Pfarrer ein merkwürdig Gesicht gemacht haben, wenn derselbe zu Ihro Gnaden gesagt hätte: lieber Mitbürger!

Also zu einer Versammlung der Bürger Tagelöhner war Bürger Hans Joggi entboten worden, um das Theilen abreden zu helfen, das Theilen der Bauernhöfe.

Das war ihm gewaltig zu Kopfe gefahren und seinem Weibe Sabine noch gewaltiger. Er hatte den angefangenen Korb in die Ecke geworfen, und sie hatte ihres Pachtherrn Hund, der eben ihre Katze jagte, einen Stein nachgeworfen, nebst den Worten: Warte nur, du wüster verfluchter Bauernhund, der du bist! Wenn wir bald auch einen Hund haben und zwar einen viel größern als du bist, der wird dir dann den Meister zeigen, du Unflath, der du bist!

Dann jagte sie den Mann in's Haus an seine Toilette. An eine solche Versammlung gehe man nicht, wie man gehe und stehe, sondern in den Sonntagskleidern, die D— Bauern müßten wissen, mit wem sie es zu thun hätten, sagte sie. Sie hatte ihm bereits den mit der Schürze abgebürsteten Dreizipfelhut kühn auf's geschwollene Haupt gesetzt, betrachtete nun noch einmal andächtig ihren Bürger Hans Joggi von oben bis unten und kam endlich mit den Augen auch bis zu den Strüm-

pfen. O Himmel! wie erſchrack ſie, als ihr auf einmal die ſiebenzehn wohlbekannten Löcher in denſelben in die Augen fielen und durch dieſelben ihres Mannes wohlbekannte Beine. Sie hatte dieſe Löcher hundertmal geſehen ohne beſondere Gemüthsbewegung; erſt jetzt, als ihr Bürger Hans Joggi in eine Verſammlung ſollte, erſt jetzt fielen ihr dieſe Löcher centnerſchwer auf's Herz. Es war, als ob die Bürgerin Sabine auf einmal ganz andere Augen bekommen hätte, als des Korbers Sabine gehabt hatte. So durfte Sabine ihren Hans Joggi nicht in die Verſammlung laſſen, aber noch weniger ohne Strümpfe, ſo wenig als ehedem eine Bernerfrau ihren Mann ohne das Baret mit der ſchweren goldenen Kette in den Großen Rath. Und Sabine bildete ſich auch auf ihren Bürger und ſeine Verſammlung wenigſtens ſo viel ein, als die Stadtfrau auf ihren Mann und ſeine Würde; welche Frau war wohl die weiſere?

Andere Strümpfe hatte aber Hans Joggi keine, und im Flicken war Sabine nie eine Hexe geweſen. Auch hatte ſie im vergangenen Herbſt die Nadel verloren, die einſt ein Schneider bei ihr vergeſſen hatte.

In dieſer grauſamen Verlegenheit war es, als das Ehepaar ſich gegenüber ſtund in der altersgrauen Hütte. Da gedachte plötzlich die kluge Sabine an ihre eigenen Strümpfe, hob ihren dünnen Rock auf, betrachtete die Strümpfe an den eigenen Beinen von hinten und von vornen und ſah jetzt zum erſten Mal, wie viel beſſer ihre Strümpfe ſeien, als des Mannes Strümpfe. Ihre hatten nur drei bis vier Löcher und noch ganz unbedeutende, keines größer als eine welſche Baumnuß, natürlich den Theil der Strümpfe, welchen man im Schuh verbergen konnte, nicht gerechnet. Schnell löste ſie die zuſammengeknüpften Strumpfbänder und ſtreifte ſorgſam, damit die Löcher nicht größer würden, die Strümpfe von ihren etwas angelaufenen Beinen. Da fielen ihr plötzlich die Weiberzwickel in die Augen und die Angſt auf's Herz, daß bei den damals

noch gebräuchlichen unbequemen kurzen Hosen jedermann alsobald sehen müßte, ihr Bürger Hans Joggi hätte Weiberstrümpfe an, und wie das denn ein Gespött geben, und wie die D— Bauernweiber lachen würden über eine Versammlung, wo die Männer Weiberstrümpfe an hätten.

Die langen Hosen sind doch kommod; heutzutage sieht man in keiner Versammlung, wie viele Männer Weiberstrümpfe tragen.

Aber Sabine war ein standhaft muthig Weib, nicht der erste, nicht der zweite Schreck machte es bewußtlos. Während Hans Joggi noch immer da stund wie ein verblüffter Bohnenstecken, hatte Sabine schon unter dem Ofen hervor ein Paar Kamaschen gezogen, die Hans Joggi's Großvater in der Schlacht bei Vilmergen, in welcher im Jahr 1712 die Berner die Luzerner geklopft, getragen und seither Hans Joggi und sein Vater an jeder Musterung. Sie sahen recht kriegerisch aus und deckten trefflich Blößen und Zwickel, so daß kein Schlaukopf zu merken im Stande gewesen wäre, daß des Bürgers Hans Joggi Beine in der Bürgerin Sabine Strümpfe steckten.

Als Sabine ihren Hans Joggi rundum betrachtet hatte in ungetrübtem Wohlgefallen, gab sie ihm das Zeichen zum Abmarsch. Martialisch unter seinem Dreispitz und in seinen Vilmerger-Ueberstrümpfen schritt er hervor aus dem Hause. Unter der Thüre stund die Bürgerin Sabine und sah mit Wohlgefallen ihn wandern. Aber als er zwanzig Schritte so martialisch gewandelt war, da rief sie: Hans Joggi! Alsbald drehte Hans Joggi sich um und vernahm seines Weibes befehlende Worte: Höre, Hans Joggi, weniger Land, als für zwei Kühe nöthig ist, nimm nicht, sonst sieh, wie es dir ergeht; laß dich auch nicht mit magern Aeckern abspeisen, Wiesen nimm, Wiesen, sie sind leichter zu arbeiten und geben doch mehr Gras. So sprach die Bürgerin Sabine, die bis dahin über das andere Jahr neunzehn oder zwanzig Wochen lang eine

magere Geiß zwischen Leben und Sterben zu erhalten vermochte. Und Hans Joggi sprach: Habe nicht Kummer, weniger als für zwei Kühe und eine Stute nehme ich nicht. — Und dahin wandelte der kuraschirte Mann hoffnungsvoll, und unter der Hausthüre stund sein Weib, so lange noch ein Stücklein von den Bilmerger-Ueberstrümpfen zu sehen war, so lange noch ein Zipfel von des Bürger Hans Joggi's Dreizipfel über die Zäune ragte.

Aber Bürgerin Sabine kam nicht zu ihren zwei Kühen, nicht zu ihrem großen Hund und Bürger Hans Joggi nicht zu seiner Stute.

Als genug Versammlungen gehalten worden waren, man einander sattsam wüst gesagt hatte, als viele Tagelöhner in den neuen Schenken und viele Wirthe an den neuen Schenken verarmt waren, als die Franzosen das Land auf das schändlichste ausgesogen, der Staat kein Geld mehr, nur Schulden hatte, Reiche und Arme nichts ziehen, nur zahlen sollten: da wurde die Menge dieses Zustandes satt, vor Allen aus die sogenannten Mindern, die am schnellsten ausgesogen und zu dem Wenigsten gekommen waren — und an einem schönen Morgen waren die helvetischen Truppen sammt der helvetischen Regierung verstoben und die alten Herren wieder da, aber auf neue Mode. Der Staat war arm geworden, die Bauern kamen wieder zu Zehnten und Bodenzinsen, die Tagelöhner blieben Tagelöhner: Alle hatten am Gelde gelitten. Womit man sündigt, damit wird man gestraft; der Traum war zu Schaum geworden. Warum wohl? Wenn man von Freiheit redet, dem schönen Himmelskinde, aber dieses nicht kennt in seiner heiligen Gestalt, sondern nur Begehrlichkeit im Herzen trägt nach Vortheilen und Genüssen, da flieht, wenn die alten Schranken brechen, das Himmelskind vor der freigewordenen Horde ungezähmter Lüste, und in wüstem Kampfe ringen dann diese Lüste nach Genuß und Befriedigung, zerfleischen sich gegenseitig und treten achtlos nieder das Schönste, das Heiligste,

bis endlich Gott die wild waltenden Kräfte wieder bindet in's alte Joch, weil sie frei kein Maaß erkannten, wie der gewaltigste Strom in seine Ufer wieder muß, wie maßlos er sie auch überschritten. So nahmen die Zeiten von Freiheit und Gleichheit ein traurig Ende, weil man so traurig sie mißverstanden, so traurig sie mißbraucht hatte; aber in mancher Dorfschaft sind noch sichtbar die damals erhaltenen nun vierzigjährigen Wunden.

Dreißig gewaltige Jahre donnerten über den Erdboden von Strömen Blutes umrauscht. Vom äußersten Westen bis in den tiefen Norden hinein brannten die Kriegesfeuer und trieben die Völker auf in wilden Streit. Millionen strömten durch Europa von Westen bis in tiefen Norden, von Norden nach Westen, stunden einander in des Pulvers mörderischen Blitzen gegenüber, färbten mit ihrem Blute roth den russischen Schnee, düngten mit ihrem Blute neu Sachsens unendliche Felder. Throne stürzten übereinander, die Kronen wankten auf den gekrönten Häuptern. Da wurde es Abend und matt die Menschen, sie sehnten nach dem Schlafe sich. Um schlafen zu können, ketteten sie den mächtigen Geist, der sie nicht schlafen lassen wollte, der die Völker aufwirbelte wie ein Wirbelwind den Straßenstaub, weit hinaus in's öde Meer an Helenas heißen Felsen. Ruhe sollte es werden, schlafen wollten die Menschen. Ruhig schien es nun, zu schlafen schienen Alle, und an der Wiege der Schlafenden sangen Wiegenlieder der spottende achtzehnte Ludwig, der träumerisch gewordene Alexander. Es träumten die Schlafenden allerlei von vergangenen Zeiten, die wiederkehrten, von neuen, die noch nie dagewesen. Und die Schlafenden regten sich in den Träumen unruhig und wild, dann schnarchten sie tief wieder auf. Und an der Wiege saßen nun andere Kindermädchen: der wollüstige, fromm gewordene Karl, der Kriegslieder sumsende Niklaus. Und der fromme Karl wollte nicht gestört sein in seinem Beten durch das Singen oder Lachen, ja nicht einmal

durch das Schnarchen ſeiner Kinder. Er zog ſcharf und hart die Wiegenbänder über ihre Bruſt zuſammen, damit ſie ſtille blieben für und für. Aber ſie fuhren auf, und krampfhaft wie Erſtickende griffen ſie in die Bänder. Dieſe brachen, und die losgewordenen Erwachten jagten den verblüfften Karl weg von ſeiner Stelle, und ein neues Leben wogte wieder durch ganz Europa, drang wie ein elektriſcher Schlag in alle Länder.

Kriege, welche Europa durchtoben, brechen wohl am hohen Bergeswall, den Gott um uns gethürmt aber des Geiſtes Wehen, den Flug der Ideen, abzuhalten, ſind keine Berge hoch genug, auch die unſern nicht. Es drängt ſich Einem immer deutlicher der Gedanke auf, es ſei den Völkern nur eine Seele gegeben worden, und Weh und Wohl, Luſt und Leid, welches im fernen Amerika, im tiefen Aſien ihr angethan worden, empfinde dieſe Seele in jedem Thälchen Europa's und ſolle es immer inniger empfinden, je mehr eben allenthalben dieſe Seele zum Bewußtſein komme, fühlen lerne. Vor dieſer lebendig werdenden Menſchenſeele ſollen dann ſchwinden des Meeres Weiten, des Leibes Beſchränktheit.

Die Fluth des Geiſtes, die in Frankreich wogte, ſtrömte auch durch unſer Ländchen und ſpritzte hoch an Herren und Untergebenen auf, erſchreckte die Einen, regte die Andern auf. Wie nun Alles geſchah, gehört nicht hierher, nur Eines muß, um des Folgenden willen, herausgehoben werden.

Kurzweg dieſe Erregung niederzuſchlagen wie im Jahr 1814, fühlten die Herren, ohne Halt von Außen, ſich zu ſchwach, ſie ſuchten ſie daher abzuleiten. War es alte Erfahrung, war es neue Combination, welche ſie auf dieſen Ausweg brachte — genug, ein kluger war's, ein fruchtloſer ſchien's damals, aber jetzt erſcheint er als Drachenſaat und müſſen wir endlich wohl ernten dieſe Drachenſaat? —

Sie erlaubten, was im Jahr 1814 mit Kopfabhauen bedroht ward, ſie erlaubten dem Volke, ſeine Wünſche vor ihnen

auszusprechen ungestraft. Zugleich aber gab man sich sehr viele Mühe, diese Wünsche von allem, was die Verfassung, die Stellung der Menschen zu einander im Staate betraf, abzulenken und auf materielle Vortheile: Fischerrechte, Waldberechtigungen, Wässerungen, Zehnten, Ehrschätze, Concessionen, Consumogebühren, kurz auf die Eigenthums-Verhältnisse zwischen dem Staate und den Privaten zu richten. Mancher Oberamtmann damaliger Zeit könnte sagen, wie viel er sich die Erfüllung daheriger Aufträge kosten ließ, und vielleicht könnte uns noch manche Frau Oberamtmännin sagen, was sie an den damaligen Mahlzeiten für eine Suppe aufgestellt habe, Nudlen- oder Krebssuppe. Mit dem Erlesen dieser Wünsche hätte man Zeit gewonnen, bis die Russen vorgerückt an den Rhein, wie man hoffte, oder bis die Leute einander selbst in die Haare gerathen. Auf alle Fälle hätten die Leute ob den fleischlichen Gelüsten das Höhere vergessen. Ob es recht war, diese Lawine anzuregen, dieses Feuer anzublasen, kömmt auf den Standpunkt an, auf den man sich stellt. Ein Anderes ist's, wenn man sich als Herrscherfamilie betrachtet, die angestammten Rechte gegen unrechtmäßige Eingriffe zu vertheidigen hat, wieder ein Anderes, wenn man sich als Kinder des Vaterlandes betrachtet, dessen Wohl oder Weh Aller Wohl, Aller Weh sein, dessen Wohlfahrt, geistige und leibliche, aller Kinder höchstes Streben sein soll. Je nachdem man sich auf einen Standpunkt stellt, muß man diesem Anregen der fleischlichen Gelüste, die keine Einigkeit dulden, keine wahre Freiheit erringen, bewahren, ertragen mögen, einen Namen geben. Aber wenn man auf den erstern Standpunkt sich stellt, so muß denn nie vergessen werden, daß man nicht auf das alte Bernerfundament, sondern nur auf einen Familien-Neubau sich stellt.

Nun aber war das Volk sich nicht selbst überlassen, es hätte sonst vielleicht an die Angel gebissen. Dem Volke gingen Führer voran, bewaffnet mit Klugheit und geschichtlichen Erfahrungen. Diese erkannten leicht die gelegten Fallen, hat-

ten aber ſchwere Mühe, der ungebildeten Maſſe die fleiſchlichen Gelüſte auszureden, ihr begreiflich zu machen, woran der Bauernkrieg geſcheitert, was die Helvetik geſtürzt. Ihre Mühe gelang ihnen ſo weit, daß die Leute für einſtweilen, aber mit ſchweren Seufzern, ihres Herzens Gelüſten unterdrückten und einfach bei der Sache blieben. Dieſem einfachen Begehren nach Rechtsgleichheit mußten die alten Herren weichen; die einen thaten es aus Rechtlichkeit, die andern aus Ohnmacht. Das Patriziat hatte ſich in eine ſo unnatürliche Stellung hinaufgeſchraubt, daß ihm in ruhigen Zeiten andere Menſchenkinder nur wie Mücken vorkamen, ihm ſelbſt aber bei der geringſten Bewegung ſchwindeln mußte.

Die erfahrenern Männer konnten denn doch nicht hindern, daß unter der Hand nicht allerlei Fleiſchliches verheißen wurde denen, welchen man etwas Geiſtiges nicht begreiflich machen konnte; ſie konnten mit Mühe verhindern, daß jene ſchweren Seufzer nach den Fleiſchtöpfen Egyptens nicht in der Verfaſſung erklangen, konnten aber nicht verhüten, daß ſie faſt in jede Großrathsſitzung hineinklingen, daß ſie wiederhallen durch's ganze Land und von Schenke zu Schenke.

Eine unzählbare Menge Begehren haben ſich erzeugt in der begehrlichen Menſchenbruſt und durchſchwärmen entfeſſelt unſer Ländchen, und jedes neue Begehren zeuget neue Kinder, immer wildere, immer ungeſtümere. Jede Corporation hat ihr Verlangen, jeder Einzelne möchte ausbeuten die neue Zeit, en gros die Einen, en détail die Andern. Alle Klaſſen der Geſellſchaft haben ihre Gelüſte, und an ihr Gewähren heften ſie den Beſtand der neuen Ordnung der Dinge. Wenn das nicht durchgehe, ſo hätte die neue Ordnung nicht Beſtand, höchſtens bis zur nächſten Faſtnacht — kann man alle Tage in dieſer oder jener Schenke hören. Ein traurig Zeichen, woran die Leute ihre Anhänglichkeit an die Verfaſſung, an die Freiheit knüpfen. Reiſe man durch's Oberland, durch's Niederland, durch's Seeland und noch etwas weiter hin in die Jura-

Berge hinein, so kömmt man nie aus diesen Begehren heraus, sie lagern wie ein schwarzer Nebel sich über dem Land, sie bilden die Atmosphäre in jeder Wirthsstube.*) Und statt daß die Regierung über diesem Nebel stehen sollte, wie die Sonne auch über jedem Nebel ist, deßwegen ihn auch zertheilen, auflösen kann, hat sie sich leider mitten hineinziehen lassen, treibt näher und näher einem unwiderstehlichen Strudel zu, hat das Unwetter, welches die alten Herren in den Dezemberwünschen heraufbeschworen und das damals glücklich abgewendet worden, sich auf den Hals gebürdet. Es ist fast, als ob sie den Versuch wagen wollte, ob sie ihn eigentlich brechen könne oder nicht, den Hals nämlich. Und am Brüllen für diese Begehren klettern, wie an Kletterstangen die Turner nach Preisen, die neuen Capacitäten empor zu Majestät und Herrlichkeit. Es ist unstreitig bereits manchem Begehren entsprochen worden, oder mit andern Worten: die neue Ordnung der Dinge hat Manchem bedeutenden fleischlichen Nutzen gebracht; manches Gelüste hat so viel erhalten, daß es zufrieden sein könnte, wenn es mit den Gelüsten nicht die Bewandtniß hätte, daß sie immer mehr wachsen, je mehr man ihnen darzibt.

Und wenn wir die gewährten Begehren scharf in die Augen fassen, so finden wir, daß meist die Gelüste der Habenden befriedigt worden, an die Gelüste der Nichthabenden man wenig anders gedacht, als mit Aergerniß; die Schulmeister bloß hat man befriedigt, doch zum bittern Aergerniß Vieler. Die Straßen wurden den Besitzenden abgenommen; der niedrigere Salzpreis hilft dem Armen wenig; neue Wirthschaften können eher reiche Großräthe oder deren Söhne und Neffen errichten, als arme Tagelöhner, besonders jetzt bei den hohen Patentgebühren; Holz ausführen kann der Besitzende und nicht der arme Miethsmann, der das Holz entweder stehlen muß oder immer theurer kaufen; die Zehnten werden dem erleichtert,

*) Geschrieben im Jahr 1838.

der Felder besitzt, werden allfällig ihm abgeschafft und nicht dem Nichthabenden; die neue Bäckerordnung kömmt bei der Unachtsamkeit der Polizei auch nicht den Armen zu gut, die eine Wage besitzen oder sonst aus vielen Rücksichten nicht klagen dürfen; zu den höher besoldeten Stellen kömmt man auch schneller in einem Charabanc, als zu Fuß. Zu diesem Allem noch ist die Abschaffung der Armentellen in Rede gestellt, dagegen nur unbestimmt von einer Unterstützung durch den Staat gesprochen.

Natürlich aber haben auch die Armen ihre Begehren, und niemand wird sich wundern, wenn diese Begehren in dem Maaße wüst und roh sind, als diese Klasse roh und ungebildet ist. Und niemand sollte sich wundern, wenn diese Klasse bei ihren unbefriedigten Wünschen immer ungeduldiger, wilder wird und allen Respekt vergißt, so wie sie denen, die es weniger nöthig hätten als sie, in so vielen Theilen entsprochen sieht, ihnen selbst aber, wie sie meinen, in nichts. Am wenigsten aber sollte man sich wundern, daß sie neben Anderem die Holzrechte der Hofbesitzer in den Wäldern auf's Korn genommen und einstweilen noch nicht Höfe, aber doch Wälder ꝛc. mit den Hofbauern, den gegenwärtigen Nutznießern derselben, theilen wollen.

Wer den Lasten sich entwinden will, die einem Hofe auferlegt sind, der hat auch kein Recht mehr an die Genüsse, die damit verbunden sind. Wer keine Zehnten, Bodenzinse dem Grundherrn mehr geben will, der hat auch kein Recht an die Benutzung eines Waldes, den ihm der Grundherr nicht umsonst erlaubt hat, sondern eben gegen andere Leistungen.

Rechtsame, Zehnten, Bodenzinse und Ehrschätze ꝛc. hängen weit näher zusammen, als man gewöhnlich sagt. Daher wohnen aus natürlichem Grunde die wildesten Zehntfresser mit den wildesten Rechtsamefressern zusammen. Wer will sich nun wundern, wenn in natürlichem Instinkt, daß eine vereinte Menge stärker sei, als der Einzelne, die Armen zusammen-

laufen, zusammen ihr Leid sich klagen, auf die Besitzenden fluchen und abrathen, wie sie wohl zu etwas kommen möchten, wenn sie wiederum Versammlungen anstellen, wie zur Revolutionszeit, um die Haut des Bären zu theilen, den sie noch nicht geschossen! So sitzen sie in ihren Häusern zusammen, und wenn vom Abrathen ihre Hälse trocken geworden, lassen sie Branntwein holen; so sitzen sie von Schenke zu Schenke zusammen, wo die Reicheren nicht hinkommen, und frischen ihre sinkenden Hoffnungen mit Branntwein auf, tränken ihre zagenden Herzen zu kühnem Zugreifen. Ach, und diese armen Leute werden nie zu ihren Hoffnungen gelangen, werden nur von Tag zu Tag ärmer werden, von Tag zu Tag Weib und Kinder elender machen. Diese erregten Gelüste und diese neuen Wirthschaften, wo die Gelüste alle Tage neu werden, werden vielleicht die neue Ordnung der Dinge untergraben, werden es vielleicht auch nicht thun. Ich bin kein Prophet, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß sie viele, viele Arme oder Mindere noch ärmer, daß sie aus manchem braven Hausvater einen Vagabund, Verschwender, einen branntweinsaufenden Trunkenbold machen werden, daß manches stille Glück dahingeht, manches Weib dem Grabe zu und manches Kind einem lebenslänglichen Siechthum, weil der Vater in neuen Schenken neuen Gelüsten nachging, während daheim der Hunger und die Kälte Weib und Kind marterten. Daß es so geht, weiß ich. Hört, ich will euch erzählen, wie es geht, zur Warnung vielen Hausvätern, zur Notiz den Landesvätern.

Dursli war der Sohn eines sogenannten Tauners d. h. des Besitzers einer Tauner-Rechtsame, einer Kuh und eines Häuschens. — Es gibt Rechtsame, die auf gewissem Lande liegen, andere, die durch eine bestimmte Zahl von Jucharten bedingt werden, andere, die an gewisse Häuser gebunden sind. An gewissen Orten konnten sie von den Häusern getrennt und als ein für sich bestehendes Besitzthum gekauft und verkauft

werden, was aber wahrscheinlich nur ein Mißbrauch war. Der letztern eine besaß Dursli's Vater, der Küfer war, Kübel band und Züber und Holzschuhe machte, nie um Taglohn auf dem Lande arbeitete, aber seiner Rechtsame im Walde wegen unter die Taglöhner oder Tauner gezählt ward.

Dursli war einziger Sohn und mutterlos. Sein Vater, der um seine Reife auszuhauen die Brille brauchte, sah auch am Sohne nicht viel, sah nicht streng ihm nach. Dursli saß nicht gern, der Vater desto lieber; darum band der eine Kübel, während der andere zur Kuh und zum Lande sehen sollte. Darum, wenn der Vater den Dursli nicht sah, glaubte er in aller Ehrlichkeit, er werde beim Land oder bei der Kuh sein, aber Dursli war noch an andern Orten gerne, als auf dem Lande, und liebte noch andere Geschöpfe, als ihr dreißigthaleriges Kuhli. Er war ein leichtfüßiger Bursche, nicht gerne lange an einem Orte, wo es nicht lustig ging, er war aber auch ein hübscher und witziger Bursche, den die Mädchen gar zu gerne sahen. Gar manches Mädchen schoß auf, wenn es ihn in das Dorf nieder kommen sah, ergriff den Kessel, um Wasser zu holen, oder eine alte Schürze, um sie an die Schwirren im Bache zu hängen, zum Aufweichen der verjährten Unsauberkeiten. Es war aber auch kein Wunder: Dursli wußte so anmuthig und anziehend einige Minuten zu plaudern, so lächerlich einige Worte anzuwerfen, daß es den Mädchen in allen Gliedern gramselte. Und er plauderte mit jedem Bäbi, hübsch und wüst, arm und reich; er hatte eine der gutmüthigen Naturen, die für jedes weibliche Menschenkind ein freundliches Wort haben, für jedes Aschenbrödel ein holdselig Lächeln. Daher war er auch einer von denen, die den Ruf haben, sie sähen die Mädchen gerne (als ob nicht sehr oft die Burschen die Mädchen am liebsten sähen, die es am besten verbergen können), den jedes Bäbeli in sich verliebt glaubt, über deren vermeintliche Untreue die Welt von Klagen wiederhallt. Es war selten eine Hanf- oder Flachs-Brecheten oder eine Wäsche,

an welcher nicht irgend ein weiblich Tröpfchen ſeinen Vertrauten d. h. allen anweſenden Waſch- und Brecherweibern zu jammern wußte, wie wüſt Durſli es ihm gemacht, während Durſli auch nicht von ferne an eine begangene Sünde dachte. Durſli hatte ſchon lange ein Mädchen nicht nur im Auge, ſondern auch im Herzen, aber ſollte er deßwegen alle andern haſſen d. h. ihnen Geſichter ſchneiden, als ob ein Brechmittel zu wirken beginne? Wer gab den Mädchen das Recht, aus freundlichen Worten und Mienen Ehepfänder zu machen? Da möchte der Teufel dabei ſein, wenn dieſes Recht aufkäme, da hätte ja ein freundlicher Burſche ſieben Mal ſiebenzig Bräute am Halſe, bevor nur einen einzigen Bartſtengel am Kinn.

Durſli trug ein Bäbeli im Herzen, vermöglicher Leute Kind, hübſch von Angeſicht und ebenrechter Größe. Wie Durſli redſelig war und luſtig, war Bäbeli ernſt und ſchweigſam; wie Durſli leichtfüßig und flüchtig war im Wirthshauſe und bei der Arbeit, war Bäbeli eingezogen und von unabtreiblichem Fleiß. Da konnte es lange Mittag läuten oder Feierabend, Bäbeli ſetzte deßwegen nicht ab, wenn noch etwas auszumachen war.

Die Leute merkten es lange nicht, daß die Herzen beider ſich anzogen, und als ſie es merkten, wollten ſie es nicht begreifen. Sie wußten nichts von den Räthſeln der Herzen, welche angezogen und abgeſtoßen werden durch eine geheimnißvolle Macht, die waltet in den Tiefen der Herzen. Die jungen Leute wollten gar nicht faſſen, wie der luſtige Durſli an dem trockenen Bäbeli Gefallen finden könnte, und die alten Leute wollten nicht glauben, daß das verſtändige Bäbeli je den Hanswurſt Durs zum Manne nehmen werde; ſo einfältig ſei Bäbeli nicht, ſagten ſie. Und allerdings ſchien es lange, als ſollten ſie Recht behalten, denn wie ſie ſich beide anzogen, ſtießen ſie ſich auch ab. Wenn Bäbeli dem Durſli ein ernſthaft Geſicht machte, während alle anderen Mädchen ihm lachten, wenn Bäbeli ſich an ihm ärgerte, während alle ihm flattirten,

ſo ging in Durſli das Feuer des Zornes auf. Er zankte mit Bäbeli, zweifelte an deſſen Liebe, und es ſchien ihm, als wolle ihm das Mädchen erleiden. Er begleitete vielleicht eine Andere vom Tanze nach Hauſe, blieb acht Tage von Bäbeli weg, aber dann zog es ihn an allen Haaren wieder zu Bäbeli. Und wenn Bäbeli ſah, wie Durſli mit Allen ſchäckerte, wie er hier und dort ausging, wenn es ſchon nicht mit wollte, dann zog es ihm das Herz zuſammen und gar weh ward ihm in demſelben. Es ſchien ihm, Durſli liebe es nicht, er hielte ihns zum Beſten wie alle Andern. Noch einmal ſo ernſt war dann ſein Geſicht, und es nahm ſich feſt vor, mit Durſli ganz zu brechen. Wenn es dann den Durſli wieder zu Bäbeli zog, wenn er in dunkler Nacht an deſſen Fenſter klopfte, ſein Sprüchlein herſagte, ihm mit der lieblichſten Stimme den Namen gab, ſo hörte Bäbeli lange, lange nichts. Aber mit jedem Klopfen am Fenſter klopfte es ihm auch ſtärker im Herzen, bis es endlich aufſtund, aber mit dem ernſthafteſten Vorſatze nicht aufzuthun, ſondern dem Durſli auf das beſtimmteſte zu ſagen, er ſolle ein- für allemal ihns ruhig laſſen. Es kam mit dem allerernſthafteſten Geſichtchen unter's Fenſter, und ehe der Hahn einmal krähte, war Durſli bei ihm im dunkeln Kämmerlein und ihm lieber als nie.

Doch an's Heirathen dachte Durſli nicht, es war ihm lange wohl, ſo luſtig und ohne Kummer in den Tag hinein zu leben wie die Vögel im Hirſe. Daß er bei dieſem Leben ſeinen Vater ausnutze, daß es bei ihnen in den beſten Zeiten eher rückwärts, als vorwärts gehe, daran dachte er um ſo weniger, weil ſein Vater, der es ſelbſt nicht merkte, ihn nicht darauf aufmerkſam machte; der hat'e ſelbſt gar große Freude und Hochmuth mit dem hübſchen Burſchen und machte gerne in der Woche ein Paar Holzſchuhe mehr, damit Durſli am Sonntag ſelbander d. h. drei Tänze alleine tanzen könnte, während alle Anderen zuſehen mußten, weil er die Geiger beſonders dafür bezahlt hatte, eine Sitte, welche bei der Spar-

samkeit dieſes Geſchlechts in Abgang kömmt und ſehr oft die Veranlaſſung zu den blutigſten Schlägereien war.

Da ſollte plötzlich Durſli's Vater eine in ſeiner Gutmüthigkeit eingegangene Bürgſchaft zahlen und hatte weder Geld dazu, noch Begriff, wie man ſich in ſolchen Dingen zu benehmen hätte. Es kam bereits bis zur Gantſteigerung. Der Alte hatte ſein Häuschen ſchon aufgegeben, als ein Magnat herbeiſchlich und einen Ausweg zeigte, auf den der Alte mit beiden Beinen ſprang. Der Magnat kaufte die Rechtſame um ſelbſtgemachten Preis.

Die Bürgſchaft konnte bezahlt, das Häuschen behalten werden, und Holz erhielten ſie noch immer ein wenig nach altem Gebrauch, der den Rechtſameloſen circa ein Klafter gab.

Ein Unglück kömmt aber ſelten allein, ſagt das Sprüchwort und ganz richtig. Wenn auch kein eigentliches Ereigniß kommt, ſo iſt beim erſten Unglück immer das zweite, in der Leute Mäuler zu kommen auf eigene Weiſe. Es iſt, als ob die Leute auf einmal ganz anders würden, wenn ſie aus Glück in's Unglück kommen, ſo wie allerdings ein Menſch auch ganz anders ausſieht, wenn er aus ſonniger Morgen- und Abendröthe vom Spazieren heim kömmt, als wenn er ſich aus Gewitterſturm oder Hagelwetter unter Dach flüchten muß. So erſcheint ein Unglücklicher den Leuten gerne anders, als zu Zeiten ſeines Glücks. Was man vorher an ihm ſah, ſieht *man nicht mehr, aber was man nicht ſah, ſieht man nun.* Man ſieht auf einmal keine Vorzüge, keine Tugenden mehr, ſondern lauter Mängel, lauter Laſter.

So ging es auch Durſli und ſeinem Vater. Bäbeli's Vater, der Jahre lang den Durſli zu ſeinem Mädchen ungehindert gehen ließ und höchſtens zu ſeiner Alten ſagte: Höre, des Küfers Bueb iſt wieder da! Meinetwegen, aber wenn ich Bäbi wäre, ſo wäre mir der nur zu luſtig! ſchlug nun mit einmal hinten auf, ſah und ſagte Dinge von Durſli aus, die ihm früher nicht von ferne in Sinn gekommen waren.

Er fluchte nun mit Bäbeli, ſagte ihm alle Schande, daß es ſich mit einem ſo nichtsnutzen Kerl abgeben möge und verbot ihm allen Umgang mit demſelben; dem Durſli ſagte er allemal wüſt, wenn er vor das Fenſterchen kam und klopfte, und drohte ihm mit Schlägen; das aber war gerade, was dieſe beiden Leutchen um ſo einiger machte und unzertrennlich. Es kam Bäbeli wüſt vor, Durſli im Unglück zu verlaſſen, und das gute Mädchen, dem nicht die Rechtſame, ſondern Durſli wohl gefallen hatte, fühlte gar inniges Mitleiden mit dem armen Burſchen. Zu was aber Mitleid gegen einen hübſchen Burſchen in einem Mädchenherzen wird, weiß jeder, der ſich auch nur von weitem auf die Chemie der Mädchenherzen verſteht. Beiläufig geſagt iſt das aber eine ganz andere Chemie als die ordinäre Chemie, und Mancher, der in der ordinären Chemie eine Hexe iſt, iſt in der Chemie der Mädchenherzen nur ein Holzbock.

Bei Durſli regte dieſer Widerſtand eine Kraft auf, die man bis dahin an ihm nicht wahrgenommen hatte. Bald that er wüſt, daß die Funken ſtoben, bald arbeitete er wie ein Roß, war alle Nächte vor Bäbeli's Fenſterchen, plagte es grauſam mit Eiferſucht und Vorwürfen ſeines Vaters wegen. Und wenn dieſer ihm wüſt ſagte, ſo hob es Durſli hoch auf vor Zorn, aber viel ſagen durfte er nicht um Bäbeli's willen. Aber dann, wenn Durſli ſo viel ſeinetwillen ſtillſchweigend erduldet hatte und in finſterer Kammer ſein Zorn-Funken ſprühte, war Bäbeli um ſo mitleidiger, ſo daß zuletzt der abwehrende Vater ſchweigen und froh ſein mußte, wenn Durſli ſein mitleidig geweſenes, nun hoffnungsvoll gewordenes Bäbeli noch nehmen wollte. Nun davon war die Rede nicht, Durſli war zu gutmüthig, um nun ſeinerſeits den Alten zu quälen mit Verweiſen und Wüſtthun, wie es ſehr oft der Fall iſt und wozu Durſli die Aufreizung nicht fehlte. Sie hielten ſchnelle Hochzeit, an der aber doch getanzt ſein mußte, weil Durſli es wollte.

Bäbeli zog zu seinem Manne, und sie waren recht glücklich mit einander. Dursli machte fleißig Holzbödenschuhe und ließ sich zu einem soliden Hausvater an, so daß sich die Leute darob verwunderten. Hie und da nur, wenn er so von ungefähr dazu lief, kam er nicht von der Gesellschaft los, bis er einen Schluck zu viel hatte. Aber wenn er heim kam, that Bäbeli gar nicht, als ob es denselben bemerke, und machte sein freundlichstes Gesicht. Freundliche Worte hatte Dursli noch immer für jedes Mädchen, aber jetzt thaten sie Bäbeli nicht mehr weh, es wußte wohl, wie sie gemeint waren.

Dursli's Vater hatte fast so viel Freude an seiner Schnesfrau, als an seinem Sohne, denn Bäbeli pflegte so lieblich den Alten, wie er es von seinem Sohne nicht gewohnt war. Aber seine Freude genoß er nicht lange. Er starb bald und hinterließ seinem Sohne sein Gütchen nebst einigen Schulden. Und wie selten ein Unglück allein kömmt, so kömmt auch selten ein Todesfall allein: dem einen Schwäher ging der andere bald nach. Um dessen Erbe wurde gehadert, und als endlich der Hader zu Ende war, hatte niemand etwas gewonnen, als die Einsicht, um wie viel Hader unter Geschwistern ein Erbe zu schmälern vermöge. Doch erbte Dursli noch immer so viel, daß er schuldenfrei wurde.

Nun ging es eine Zeit recht gut, und es gewann das Aussehen, als ob Dursli ein hablicher Mann werden würde. Bäbeli erhielt freilich ein Kind nach dem andern, aber da es das Kinderhaben nicht betrachtete als Vorwand zur Faulheit, zum Schmutz, zum Gehenlassen, sondern als Sporn zu Fleiß und Reinlichkeit, so ward kein Kind eine Last, sondern jedes ein Segen. Die ganze Familie hatte ein schmuckes Aussehen, war wohl genährt, und man sah aus allem, daß es da an Geld nicht mangle. Die Weiber ließen gar zu gerne ihre Holzböden bei Dursli machen; treffen, wie er, konnte es keiner, und wenn er schon einen Batzen mehr forderte als Andere, so sagten doch die Weiber, so billig wie er sei keiner. Und

trotz dem, daß es ihm an Geld nicht fehlte, sah man Dursli immer seltener im Wirthshause; er hatte weit bis in das nächste, da lockte ihn die Nähe nicht, hingegen lockten ihn immer mehr seine Kinder in's Haus, die gar lieblich waren, an ihm wie Kletten hingen, so daß er die größte Freude an ihnen hatte, und spielen konnte er mit ihnen wie das beste Kindermädchen, und an diesem Spielen hatte er noch größere Freude, als die Kinder selbst. Bäbeli war dabei glücklich, und wenn es schon nicht viel redete, so sah es doch vergnüglich d'rein und kam stattlicher daher als manche Bäurin.

Nun kam die neue Zeit, die jedoch nicht neue Menschen brachte. Dursli nahm sich derselben nicht an, und wenn Andere kannegiesserten, so pflegte er zu sagen, das Geschwätz mache ihm lange Weile, das sei gut für die Großen, die hätten etwas davon und könnten jetzt gut zu Stellen kommen und großen Lohn machen; für sie geringe Leute heiße es immer: der Letzte nimmt was übrig bleibt. Von der Verfassung, ihrer Bedeutung, ihren Vortheilen hatte er gar keinen Begriff. Wer regiere, sei ihm doch gleich, sagte er, ob ihr Ammann oder ein Herr zu Bern, beide hätten große Köpfe und werden doch immer zuerst zu ihnen selbst sehen wollen.

Aber nicht Alle hatten es so wie Dursli. Mit immer scheelern Augen sahen viele Kleinere auf die Größeren und auf alle die Vortheile, welche diese von der neuen Zeit hatten oder sich davon versprachen. Sie thaten ihre Unzufriedenheit, daß sie nichts von der neuen Zeit hätten, ihre Mißgunst gegen die, welche sie zu benutzen wußten, laut kund. Man brauchte nur in einen Haufen Holzfäller zu gerathen, um zu vernehmen, was sie für einen Unterschied machten zwischen den Alten und zwischen den Neuen.

Wenn dann eine ehrliche Haut die Mühe nehmen wollte, sie zu bekehren, so rühmte er ihnen die Vortheile, welche das Land von der neuen Verfassung hätte, wie der Unterhalt der Straßen den Gemeinden abgenommen worden, wie viel Pro-

cente am Zehnten geſchenkt worden, wie viel man jährlich nur am Salz erſpare, wie nun auf dem Lande auch Leute zu Ehre und Anſehen kommen könnten ꝛc. Aber gerade mit ſeinem Reden machte er das Uebel nur ärger. Erſtlich merkte er nicht, daß er unter dem Wort „Land“ nur die bäuerliche Klaſſe verſtehe, und daß er ſelbſt die Vortheile der Verfaſſung nur in handgreiflichen Vorzügen ſuche. Zweitens vernahm er bald von den Unzufriedenen, daß die Erleichterungen meiſt den Bauern zu gut kämen, die Armen nichts hätten davon, als theures Brod, theure Butter und theures Holz, und daß bei dem Verdienſt an Straßen man ihnen noch einen theuren Imbiß anzurechnen wiſſe: daß es eine himmelſchreiende Sache ſei, wie die Reichen allein die Finger im Honighafen hätten und die Armen nichts, als das Zuſehen. Wenn dann die gute Haut aus lauter Verlegenheit zu rühmen anfing, wie doch jetzt für die Schulen geſorgt werde und für die Bildung des Volkes, wie man ja jeden zu erziehen ſuche, daß er für alles in der Welt gut werde, und wie das ſo ſchön ſei, wenn das ärmſte Kind ſchreiben und rechnen lerne ſo gut wie das reichſte, ſo rührte er erſt das Wespenneſt recht auf. Was die Schulen abtrügen armen Leuten, frugen ſie, ſie gäben ihnen weder zu eſſen, noch Kleider, aber vom Arbeiten nähmen ſie ihnen die Kinder weg, und niemand wolle wegen dem verfluchten Indieſchulegehen mehr ein Kind ihnen abnehmen, ehe es unterwieſen ſei. Sie vermöchten es nicht, ihren Kindern Kleider machen zu laſſen, daß ſie es bei der Kälte wohl erleiden möchten auf dem Schulweg, und wenn ſie dieſelben ſchicken müßten, ſo kämen ſie ihnen krank heim; ſie vermöchten ihren Kindern nicht Milch und Brod in die Schule mitzugeben, daß ſie über Mittag dort bleiben könnten, wie es die Bauern machen; ſo müßten ihre Kinder den böſen Schulweg des Tages vier Mal machen, und die Bauern thäten ihnen zum Trotz keinen Weg ausbeſſern, ſo daß die Kinder manchmal ausſähen, daß es Einem das Herz im Leib umdrehe. Klage man darüber, ſo gebe Einem niemand

Gehör; schicke man die Kinder nicht in die Schule, so müsse man Strafe zahlen. Das sei ehemals doch nicht so gegangen. Wenn man über schlechte Wege geklagt hätte, so hätten die meisten Landvögte die Bauern zur Ordnung gewiesen, daß sie es begriffen, daß sie einen Meister hätten. Aber man wisse wohl, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus. Wenn nun die ehrliche Haut auf dieses Alles wenig zu erwiedern wußte, so sprang ihm ein Groshans und Großsprecher zu Hülfe und redete wie vom Himmel her, wie es noch ganz anders kommen müsse, was man noch alles abschaffen, alles einführen, und wie man es den Geiß- und Kuhbauern machen wolle. Seit Adam und Eva wäre es der Brauch gewesen, daß solche das Maul hielten, und wenn sie es fürder aufthäten, so solle ihn d. T. zerreißen, wenn sie mehr einen Splitter Holz erhielten. Man schaffe jetzt nächstens die Armentellen ab, und die D., welche es nicht machen können ohne Unterstützung, die schlage man todt.

Man kann sich leicht denken, daß so in die ärmere Klasse eine Gährung kommen mußte, wenn sie nicht nur nichts gewann bei der neuen Ordnung der Dinge, sondern noch das zu verlieren bedroht wurde, was sie bis dahin genutzet hatte, daß Neid und Eifersucht sich ihrer bemächtigen mußte, wenn Andere mit Bärenfett lustig kochten, während sie dürftig trockne Erdäpfel hatten, freilich mit dreikreuzerigem Salz. Aber was sind Erdäpfel mit dreukreuzerigem Salz gegen ein Herrenfressen — ich frage?

Auch in den ruhigsten Zeiten findet man bei den Armen eine mächtige Bitterkeit gegen die Reichen. Gar tief wurzelt in der thierischen, durch das Christenthum nicht veredelten Natur der Neid, und leider sind noch gar zu viel Arme im rohen Urzustande, daher des Neides voll. Man findet ferner bei Ungebildeten ein ganz eigenes Mißtrauen gegen alle Menschen überhaupt, insbesondere aber gegen alle, welche über ihnen stehen. Daher sieht die ganze mindere Klasse die soge-

nannten Magnaten, welche in den Gemeinden das Scepter führen mit scheelen Augen an und traut ihnen zu, daß sie sich ob dem Gemeindwesen oder den Armen selbst bereichern. Und wenn hie und da eine Hundseele es wirklich also treibt, so erregt dieses einzige Beispiel das natürliche Mißtrauen immer neu, und hundert Unschuldige müssen es entgelten. Ihre Augen wandten sich daher vor allem aus auf das, was sie zunächst dem Gemeindwesen abgestohlen glaubten, auf Rechtsame in Feld und Wald, auf Felder und Wiesen, die ehedem der Gemeinde gehört haben sollten, und man wisse nicht, wie sie der Gemeinde abhanden und in reiche Privathände gekommen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß es während der Revolution und vielleicht vorher und gleich nachher wunderlich zu- und vielleicht manches unter's Eis ging. Es gab viele Extraausgaben, die wahrscheinlich aus dem Gemeindegut und nicht aus Tellen bestritten wurden. Die Reichen, welche Meister waren, tellten sich nicht gerne selbst, wenn sie es anders machen konnten. Man verkaufte Land, machte Schulden, und ob in der That in diesem Gewirr, wo niemand eine feste Oberaufsicht führte, alles mit rechten Dingen zuging — wer will das entscheiden? Zudem hatte man auch in pfiffiger Kurzsichtigkeit, wie sie denen oft eigen ist, die keinen Ueberblick haben, bei den Armen wirklich muthwillig Hoffnungen erregt, ihre Aufmerksamkeit auf Vortheile, auf Staatswälder ꝛc. gerichtet, während zuletzt sich niemand mehr um sie bekümmerte. Dadurch entstund eine Gährung in der untern Klasse, von der man sich kaum einen Begriff macht, weil man gewöhnlich das Treiben der Armen nicht achtet und noch viel weniger ihre Gemüthsstimmungen. Es entstund eine Reizbarkeit, welche jede sie betreffende Verfügung auf das gehässigste auslegte. Als z. B. Veränderungen mit den Klosterpfründen und Spenden vorgenommen wurden, wurde unter dieser Klasse allgemein angenommen, das geschähe von den neuen Herren, die Armen zu berauben. Als Einer, kurz nachdem er seine Stimme zu Ungunsten der bisher Ge-

nießenden abgegeben hatte, vom Schlage getroffen ſtarb, da hätte man hören ſollen, wie ſchnell durch viele Dörfer die Kunde fuhr, den und den hätte Gott erſchlagen und der Teufel ihn geholt, weil er ein Armenfeind geweſen.

Wo unter die Leute Leben, Gährung kömmt, da iſt ein Zuſammenlaufen, Zuſammenrotten, ſich Aneinanderhalten, und dieſes Zuſammenrotten iſt entweder ein plötzliches Zuſammenthun, aber gewöhnlich ein eben ſo ſchnelles Auseinanderlaufen, zuweilen aber ein nachhaltiges Aneinanderhalten; das erſtere nennt man Verſammlungen, das letztere, ein Produkt der neueren Zeit, Vereine. Und wo ſo eine Gährung unter die Leute kömmt, da ſind immer Leute mit und ohne Schnäuze, welche während dieſer Gährung im Trüben fiſchen wollen, und wie der Alligator, wenn er einmal einen Neger gefreſſen, kein anderes Fleiſch mehr recht mag, ſo können dieſe Leute nicht mehr ohne Gährung, ohne Fiſchen im Trüben ſein, und wenn alles wieder ſtill und ruhig werden will, ſo ſtöbern ſie immer neu wieder auf, und je wüſter es geht, deſto wohler wird ihnen. Das ſind Leute, die eſſen wollen, aber nicht arbeiten, das ſtille Weſen haſſen und Fürwitz treiben, liederliche Schlingel mit gutem Mundwerk und vielen Gelüſten, die ihre Kinder hungern laſſen könnten, um ſelbſt deſto beſſer zu freſſen, die Vater und Mutter verrathen würden um fünf Batzen, geſchweige denn andere Leute, ja die für drei Kreuzer des Teufels Schwanz ſich durch's Maul ziehen ließen und zwar langſam.

Es war alſo ganz natürlich, daß bei dieſer obwaltenden Stimmung, bei dieſer Gährung in den untern Klaſſen auch unter ihnen Verſammlungen, ja Vereine entſtehen mußten zu gemeinſamerem Verfechten der gemeinſamen Intereſſen, und eben ſo natürlich, daß auch hier wie die Raben bei einem Aas jene Schlingel ſich einfanden, dieſe Gährung auszubeuten und zu dem Ende ſie zu unterhalten ſo lange als möglich, um ſo lange als möglich ohne Arbeit auf Koſten der armen Getäuſchten leben oder Contos machen zu können, wie deren in

Zeitungen erschienen sind. Es wäre merkwürdig gewesen, wenn diese Leute dazu gekommen wären, ihre Rechte im Großen Rathe zu vertheidigen. Da hätte der Geschichtsforscher sicher eben so merkwürdige Aufschlüsse über Natur und Entstehung der Rechtsame erhalten, als sie Tiefgelehrte ihm bereits über Natur und Entstehung der Zehnten gegeben hatten und zwar ebenfalls im Großen Rath. Es ist merkwürdig, daß es jetzt zu diesem Allem gekommen in und außerhalb den Räthen. Weil sie aber nun nicht reden konnten im Großen Rath, so redeten sie desto mehr in allen Schimpfwinkeln und dann von Schenke zu Schenke, und in dieses Reden, diese Schimpfwinkel, diese Schenken hinein wurde Dursli gezogen — und das war sein Unglück.

Dursli bekümmerte sich anfangs um das ganze Treiben nicht; er machte seine Holzbodenschuhe auf Leib und Leben, trieb lustiges Spiel mit seinen Kindern, daß seiner Frau das Herz im Leibe lachte, aber nur ganz still. Und wenn die Woche aus war, so hatte er eine Hand voll Geld verdient, und wenn der Sonntag kam, so war fast allemal Fleisch auf dem Tisch, und wenn der Winter kam, so fehlte warme Kleidung nicht, den Großen nicht, den Kleinen nicht. Aber so still und glücklich sollte Dursli nicht bleiben; die Treiber in der Gährung hatten schon lange ihre Augen auf ihn gerichtet.

Dursli war ein lustiger Bursche; wo er war, waren Andere auch gerne, und durch seine offene Ehrlichkeit hatte er bei vielen Leuten gutes Zutrauen; unter den Minderen war er einer der achtbarsten Männer. Er war einer der Wenigen, die etwas vermochten, die nicht bloß fünf Batzen zu einer allfälligen Einlage hatten, sondern sie noch für Andere bezahlen, die nicht nur aus dem eigenen Sack zehren, sondern noch Andere gastfrei halten, sogar in einem leeren Bett jemand über Nacht halten und an eigenem Tische füttern konnten.

Unter den Treibern war nun einer, den ich Schnepf nennen will, der wegen seiner Frechheit und Unverschämtheit den meisten Leuten wohl bekannt, doch höheren Orts nicht ohne Gunst war; dieser machte sich ganz besonders an Dursli. Er war mit Dursli auf einem Marktwege oder in Solothurn bekannt geworden, und eben viel brauchte der Schnepf nicht, um sich aufzudringen. Er konnte sich aufdringen, wo er die mißfälligsten Gesichter sah; warum hätte er dem Dursli sich nicht sollen aufdringen können, der allen Leuten ein freundliches Gesicht machte? Er fing ihm nun an zu predigen von ihren Rechten und Hoffnungen trotz einem Kapuziner, aber Dursli pfiff ein Liedlein dazu und sagte: er mache der Burechbäurin am liebsten Schuhe, sie hätte den nettesten Fuß, welchen er noch in den Händen gehabt hätte. Dann fing Schnepf an zu fragen nach Dursli's verlorner Rechtsame und wie das zugegangen sei damit. Arglos erzählte das Dursli, und dann wie wüst seiner Frau Vater gethan, aber wie er dem den Marsch gemacht. Dann fing der Schnepf an zu sagen, wie das nur ein Spitzbubenstreich von den Bauern und die ganze Geschichte nur abgekartet gewesen sei, um Dursli's Vater um die Rechtsame zu bringen; gerade auf diese Weise seien sie zum ganzen Wald und noch anderen Dingen gekommen, aber jetzt sei die Zeit da, sie zu zwingen, wieder herauszugeben, was sie mit Unrecht hätten. Dursli sagte, er wolle nicht prozediren und sein gutes Geld schlechtem nachwerfen, und dann pfiff er einem Vögelein, welches ihm gegenüber hing, eine Melodie vor. Prozediren wollten sie auch nicht, sagte Schnepf, die neuen Herren müßten ihnen helfen, sonst sollten sie zusehen, wie es ihnen ergehe. Komme mir doch nicht mit den neuen Herren, antwortete Dursli, von denen mag ich nichts hören, es ist mit den Herren gerade wie mit den Schuhen, ich mag neue Schuhe machen so viel ich will, so giebt es immer alte daraus. Aber Schnepf sagte, da hätten sie die Wahl, sie könnten machen, was sie wollten, aber dann wolle man es mit ihnen probiren. Und

dann fing er an, dem Dursli von seiner Familie zu reden, und wie jeder Vater zu seiner Familie sehen solle und wie er die Pflicht habe, nichts fahren zu lassen, was der Familie gehöre, es solle einem Vater immer um Weib und Kinder sein. Endlich fing Dursli doch an zu hören und es schien ihm, Schnepf sollte doch auch etwas Recht haben. Als daher Schnepf ihm endlich sagte, er solle mit ihm kommen und wenigstens hören, wie's gehe, er könne dann immer machen, was er wolle, so ließ Dursli sich bereden und ging, und Bäbeli sagte nichts dazu, als: Mache doch leise, wenn du heim kömmst; erwacht Anne Bäbeli, so kann man es fast nicht mehr zum Schlafen bringen.

Wenn der Schnepf nun in einer Versammlung oben an saß, so behandelte er Alles von oben herab mit einer Art unverschämter Würde und predigte seine Meinung mit dem frechsten Anstrich von Unfehlbarkeit, daß ihm darin kaum Einer in irgend einem Verein, er mag Namen haben wie er will, gleich kam. Damit flößte er den Leuten Respekt ein und gerade seine Frechheit war es, die ihm Glauben verschaffte. Wenn er oben am Tisch so gewaltig raisonirte, mit der Hand auf den Tisch schlug, alle Bauern verfluchte, sie armer Leute Schinder nannte, sich verfluchte, er aber wolle ihnen den Meister zeigen, daß sie in Ewigkeit an ihn denken sollten, sie seien einmal an dem Rechten, so saßen die Andern Maul und Nasen offen, ihre Augen funkelten vor Respekt und ihre Herzen zitterten vor Lust nach der Bauern Rechtsame, nach ihren Häusern und Gütern, nach ihren Gülten und Geldern. So etwas wie das tausendjährige Reich schwamm ihnen vor Augen, und sie fuhren mit ihren magern Händen in ihre mageren Säckeli, knübelten dem Schnepf und seinen Spießgesellen Geld dar, die Sache zu machen, und rühmten ihn dann bis in den Himmel hinauf. Auch Dursli kriegte von nun an gewaltigen Respekt vor ihm und unbedingten Glauben zu ihm. Wenn der Schnepf ihm gesagt hätte, es handle sich nicht nur um die Rechtsamen, son-

dern um die Theilung aller Felder und Häuser und Gülten, und obendrein seien in Bern noch hunderttausend Millionen Dublonen zu theilen baar und dann noch Plätze, wo ein jeder tausend Dublonen werth sei alle Jahre, das alles stehe in der Verfassung — Dursli hätte es geglaubt; er war in diesen Dingen gerade wie ein Kind.

Doch Dursli's Frau hatte vor dem Schnepf keinen Respekt, sondern in dem Maaße, als dem Dursli der Respekt vor ihm wuchs, wuchs ihr gränzenloser Widerwille gegen ihn. Derselbe kehrte nämlich, seitdem Dursli sein Anhänger geworden, in dessen Hause sehr oft ein, that ganz, wie wenn er Herr im Hause wäre, und machte sich so breit und stattlich wie ein Junker. Er traktirte Bäbeli von oben herab wie eine Magd.

Er kommandirte, daß man hier aus, dort aus diesem oder jenem Bescheid machen solle, zu Dursli zu kommen, und machte dessen Stube zu einem Versammlungsort, sagte ungenirt, ehe die Gebotenen kamen, etwas Warmes wäre ihm anständig. Wenn Leute da waren und sie eine Zeit lang gepeltert hatten, so hieß er Bäbeli ungenirt Wein oder Gebranntes holen und vergaß dann das Bezahlen. An solchen Abenden arbeitete Dursli natürlich nichts. Wenn halbe Nächte mit Kannegießern zugebracht wurden, so war man am Morgen nicht aufgelegt zur Arbeit. Und wenn Dursli schon arbeiten wollte, so lief entweder das nächtliche Gesindel wieder herbei, um den Schnepf noch dieses oder das zu fragen, oder der Schnepf lachte den Dursli aus, daß er sich mit dem Holzbodenmachen so mühen möge, das trage doch ja nichts ab.

Gar oft lockte er den Dursli unter irgend einem Vorwand noch hie hin oder da hin und fragte Bäbeli gar nie, ob es ihm auch anständig sei; er nahm so wenig Rücksicht auf ihns und daß es auch einen Willen haben könnte, als er Rücksicht nahm auf sein eigen Weib und ihre Meinung. Eine

solche Behandlung fühlen alle Weiber, auch wenn sie nur ein zwilchenes Mieder am Leibe haben; kein Weib erträgt ungerächt eine solche Nichtachtung, besonders im eigenen Hause nicht. Und niemanden hassen die Weiber wohl ärger, als die, welche ihre Männer an der Arbeit stören, vom Hause locken, zu Ausgaben verführen, ihren Familien entfremden. Solche verlockende Männer verfolgt ein grimmiger Weiberhaß, und wenn nur der Zehnten aller bösen Anwünschungen gereizter Weiber an ihnen in Erfüllung gehen sollte, so ist die Hölle nicht heiß genug für sie. Bäbeli war ein Weib, der Schnepf ein verlockender Mann, darum haßte es ihn wie die Pest. Weil es aber ein schweigsam Weib war, so sagte es dem Schnepf nicht wüst, hieß ihn nicht zum Teufel gehen, oder bei seinem hungernden Weibe und hungernden Kindern bleiben, es machte ihm bloß ein Gesicht, mit welchem man einen ganzen See hätte zu Essig machen können, jagte mit dem Besen seinen hungrigen Hund aus der Küche, und hie und da entrann ihm eine Thüre etwas unsanft aus der Hand. Und wenn dann bei solchen Zusammenkünften Dursli erst nach Mitternacht ins Bett kam, so sagte es ihm auch nicht wüst, aber eher hätte er eine Floh das Utremi singen gelehrt als daß er seiner Frau ein Wort abgewonnen hätte, er mochte es anstellen wie er wollte.

Wenn etwa des Morgens der Schnepf den Dursli fortlockte und dieser sagte: Fraueli, du solltest mir die Schuhe salben, so sagte Bäbeli höchstens: Ich habe geglaubt, du wolleſt heute Jauche ausführen, weil es so ein gut Zeichen ist, oder: Hast du nicht auf heute dem Sigrist seine Holzböden versprochen? Brachte dann Dursli mit pochendem Herzen Ausreden vor, diese oder jene, so schwieg Bäbeli und Dursli ging. Er fühlte zwar wohl, daß er zu Hause bleiben sollte, die Arbeit war ihm noch das Gewohnte und ihre Vernachlässigung regte sein Gewissen an, aber er fürchtete sich, dem Schnepf etwas abzusagen. Zudem hat fast für alle Men-

ſchen ein von der Arbeit freier Tag, an welchem man unter freiem Himmel herumlaufen kann, etwas Anziehendes, dem man nur um anderer Intereſſen willen zu widerſtehen vermag. Durſli ſah noch keine Noth, keine Dringlichkeit der Arbeit, ſah die Schlinge nicht, die der Teufel ihm unwarf, und weil ſeine Frau wenig ſagte, nicht aufbegehrte, daß er ſie mehr fürchten mußte, als den Schnepf, der wüſt gethan hätte, wenn Durſli nicht hätte mitkommen wollen, ſo ging er und ahnte nicht, wie es in Bäbeli's Herzen ſiedete und kochte in Angſt und Zorn.

Wohl ſagte Bäbeli auch zuweilen, wenn der Schnepf fortging und den Durſli daheim ließ, es wollte, den hätte es zum letzten Mal geſehen, es falle ihm allemal ein Stein ab dem Herzen, wenn es ihm die Ferſen ſehe. Dann nahm Durſli ſeines Freundes Partei und erzählte, wie er ein Aufrichtiger ſei und ein Kuraſchirter, was er alles für ſie wage und was ſie ihm einſt zu verdanken haben würden; auch wie er geachtet ſei und wie ſchon mancher Herr den Hut ihm abgezogen und die Vornehmſten ihm Briefe geſchrieben. Dann ſchwieg Bäbeli wieder und Durſli blieb des Schnepfen Freund; es wurde nicht diejenige Gewalt gebraucht, ihn von demſelben wegzuziehen, die Schnepf brauchte, den Durſli an ſich zu ziehen. Wer weiß, wenn Bäbeli mehr geredet hätte im Ernſt und mit Flattiren zu rechter Zeit, ob es nicht anders geworden wäre. Aber es war halt Bäbeli's Natur ſo, und es fiel ihm nicht ein, ſeine Natur zu überwinden und ſie nach den Umſtänden einzurichten; es ließ es ſo gehen und würgte an ſeinem Verdruß im Stillen. War ihm das doch nicht zu verargen, thun das ja auch ganz anders gebildete Weiber als Bäbeli, daß ſie halt ihrer Natur d. h. ihrer Angewöhnung nach leben.

Es iſt merkwürdig, daß Weiber und Männer weit eher zum Erreichen böſer Zwecke, zum Betrügen, zum Verführen, zum Ueberliſten — ihrer Natur Gewalt anthun, als um guter Zwecke willen, um Menſchen vom Böſen ab und zum Guten

zu ziehen, und doch wäre hier der Lohn so groß und ist dort die Strafe so groß.

Freilich werden die Weiber sagen, es sei schwer, es zu treffen, bald rede man zu viel und bald zu wenig, und an allem sollen immer die Weiber schuld sein. Ja, ja, Weibchen, allerdings redet ihr bald zu wenig und bald zu viel und an vielem seid ihr schuld. Aber wenn ihr euch nur ein wenig wolltet unterrichten lassen, so könntet ihr bald ebenrecht reden lernen, dann hättet ihr den Schlüssel zu den meisten Männerherzen und könntet schuld sein, daß die halben Männer Engel würden.

So mußte Bäbeli mit seinem Gift im Herzen lange Zeit Branntwein holen bei irgend einem der zahllosen Verkäufer, denen die Regierung erlaubt hatte, für fünfzehn Bz. jährlich zu verkaufen, was sie wollten. Was so einer verkauft, untersucht man in der Schweiz nie. Es kann einer getrost Dr— brennen, ihm Branntwein sagen und ihn verkaufen. Wir leben in einem freien Lande, wo jeder dem andern vor's Maul halten kann, was er will: geputzte und ungeputzte Kutteln, gekochte und ungekochte Blutwürste, Branntwein aus Dr— oder aus Essig. Da, wo man Branntwein holte, hätte man ihn ungestraft auch trinken können, aber der Schnepf war lieber da, wo er das Essen umsonst hatte und das Bett und er nicht allemal zu zahlen brauchte, was er holen ließ.

Einst kam er auch und mit ihm natürlich sein Hund, derselbe war noch hungriger als gewöhnlich und schnappte nach einem Stück Brod, welches ein Kind in der Hand hatte; unglücklicherweise schnappte er in seiner Gier zu weit, und blutig wurde des Kindes Hand, welche das Brod hielt. Da brannte das Feuer in Bäbeli auf, und mit einem feurigen Scheit schlug es auf den Hund, daß die Funken stoben, und der Hund mit seinem Geheul das Häuschen erfüllte. Der Schnepf wollte mit zornigen Worten seinem heulenden Hunde zu Hülfe, aber

ihm flammten Bäbeli's Augen entgegen in ungewohnter Glut, und ein Fluß der Rede übergoß ihn, deren selbst seine Unverschämtheit nicht Stand halten konnte, daß er gehen mußte mit seinem hungrigen Hunde und das Wiederkommen nicht mehr versuchte. Bäbeli sah mit Freuden ihn gehen und schwieg wieder. Es triumphirte im Herzen über die gewonnene Schlacht und meinte, den Dursli wieder ganz erobert zu haben. Das arme Trösti wußte nicht, daß der Sieg am leichtesten verloren geht, wenn man die Schlacht gewonnen glaubt.

Schnepf zog sich nur aus dem Hause zurück, von Dursli ließ er nicht. Er beschied ihn nun von Hause aus Bäbeli's Augen weg, und Bäbeli sagte anfangs auch wieder nicht viel dazu, es war nur froh, wenn es den Niggel nicht sehen mußte.

Schon das moderirte Concessionssystem, das so verwaltet wurde, daß sich Vielen die Ueberzeugung aufdrang, man wolle es mit Fleiß den Leuten erleiden und das Patentsystem als einzig vernünftig erscheinen lassen, hatte neue Pinten gebracht, und das Patentsystem brachte nun noch unendlich mehr. In einer einzigen Gemeinde sollen nach und nach bei siebzehn neue Wirthschaften entstanden sein. In vielen dieser Wirthschaften hatten Leute wie Schnepf ein ungestört Sein und sicheren Unterschlauf; in gar manche verirrte sich nie ein rechtlicher Mann, kein Vorgesetzter zeigte sich darin. Gar manche dieser Wirthschaften war nichts Anderes, als eine eigentliche Hudelwirthschaft. Der neue Wirth war selbst ein Hudel und hatte nicht so viel Geld im Hause, um die Patentgebühr zu bezahlen, und kein Fäßchen, das dreißig Maaß hielt, und keinen Keller, in dem eine Sauerkrautbütte Platz hatte, geschweige denn ein Faß, und keine Stube, in welcher man unter dem Balken in der Mitte durchkommen konnte, ohne sich zu bücken, und in einer Ecke der Gaststube kindbettete sein Weib, in der andern war seine Mutter am Sterben. So war das schöne Lokal beschaffen, das er zu seiner Wirthschaft verzeigt hatte.

Irgend ein alter Wirth streckte vielleicht die Patentgebühr dem neuen Hudelwirthe vor gegen das Versprechen, bei ihm seine Provisionen, Strohflasche um Strohflasche zu holen. Bei dem neuen Hudelwirthe konnte man dann den Speck von der Maus kaufen; das war die Erleichterung für das Publikum durch vermehrte Concurrenz. Doch bitte ich, das vom Speck nur bildlich zu verstehen, denn in solchen Wirthschaften wäre selten wirklicher Speck zu haben gewesen, obschon es an Schmutz nicht mangelte, und wenn man auch Würste gehabt hätte, so hätte man doch keinen Speck gehabt und von ihnen auch sagen können, diese Würste seien gerade wie die zu E., in jenen sei kein Speck und in diesen auch keiner.

In solchen Wirthschaften waren Menschen wie Schnepf nun durchaus ungestört, rechtliche Leute genirten sie nicht, die Polizei, doch wohl verstanden nicht zusammen gezählt, molestirte sie nicht, gewöhnlich war der Wirth auch noch ihr Hudelbruder. Hier konnten sie ihre Abreden treffen, ihre Herzen leeren, Bericht erstatten über neue Räthe oder neue Versprechen, die sie erhalten.

War man nun da an einem Abend lange zusammen gesessen bei Branntwein, der stank wie die Pest, so hatte man am Morgen einen trockenen Hals und war nicht wohl, bis man ihn wieder annetzen konnte; oder man war am Abend daheim gewesen und am Morgen neugierig zu vernehmen, was abgeredet worden, was für Nachrichten man empfangen; oder man war an einem andern Orte gewesen und mochte nicht warten, bis man erzählen konnte, was man da vernommen; oder man erwartete einige Ausgesandte zurück und erwartete von ihnen, sie brächten Bericht vom kürzesten Weg in's Schlaraffenland. So lagen eine Menge Gründe vor, den Arbeiter von der Arbeit weg in die Schenke zu ziehen, wo er zudem noch sicher war, einige Andere anzutreffen und einige Augenblicke Kurzweil zu haben. Man bestellte Branntwein und wollte ihn nur so im Fluge nehmen, aber doch zündete man eine Pfeife an,

begann zu diskuriren; Einer nach dem Andern setzt sich, einen Schnaps nach dem andern nahm man, zu raisonniren immer tiefer begann man, ein Spiel, den Schnaps zu bezahlen, lief nebenbei. Ehe man daran dachte, war die Zeit, wo Weib und Kinder daheim Erdäpfel aßen, vorbei; heim zu den kalten Erdäpfeln mochte man nicht und doch war man hungrig. Man forderte von der Wirthin ein Stücklein Fleisch, und die gab es, denn so in einer Pintenschenk kann man so gut essen, als in einem Wirthshause, und zwar warm und braucht sich nicht einmal herauszuhelfen, wie ehedem ein Pintenwirth zu H. Der war verklagt worden, daß er seinen Gästen Warmes zu essen gebe, welches in der Erlaubniß für eine Schenke ausdrücklich verboten war. Verzeiht, gnädiger Junker Landvogt, sagte er, ihr wisset, man muß das Fleisch kochen, ehe man es essen kann, und da wird es warm, und das ist nicht verboten. So habe ich es auch diesmal kochen müssen und habe den Gästen angehalten, sie sollten das Fleisch erst kalten lassen, ehe sie es äßen, aber sie wollten nicht, und ihrer waren gar viele.

Waren diese Leute nun bis über Mittag im Wirthshause, so waren sie auch den Nachmittag durch da, kamen erst am Abend oder Nachts heim und wie? Sie hatten nichts verdient, aber manchen Batzen verthan, und am Morgen zog es sie an allen Haaren, bis sie wieder in der Kneipe waren, und wenn sie dann früher oder später heim gingen, so kriegten sie zu Hause immer saurere Gesichter.

Es ist unter reichen Herren, Geschäftsleuten, Weibeln und Sekretärs oft der Brauch, daß sie ein dix heures nehmen, ein Gläschen Grünes oder einen halben Schoppen Rothen oder ein Tröpfchen Malaga; dabei diskuriren sie oder lesen eine Zeitung oder warten die Post ab. Fast alle diese Herren, vielleicht die Weibel ausgenommen, haben ein bestimmtes Maaß welches sie in Leib nehmen, eine bestimmte Zeit, welche sie im Kaffee oder in der Schenkstube zubringen, und auf den bestimmten Glockenschlag stehen sie an ihrem Tische. Es ist da eine

feste Ordnung, welche die Leute im Geleise behält. Aeußerst selten wird sich vielleicht des Morgens ein Sekretär am Domino fünf Minuten versäumen lassen. Nachmittags beim Kaffee, von wo aus man nur in's Bureau muß und nicht heim zur Frau, nimmt man es bei weitem nicht so genau, die Sitzungstage ausgenommen. Es ist bei diesen Leuten allen eine mehr oder weniger geregelte Lebensweise, weil sie auch mehr oder weniger innerlich geregelt wurden, oder weil ihre gesellschaftliche Stellung oder ihre gesellschaftlichen Ansprüche sie in Ordnung erhalten, sogar auch in den Zeiten, wo man über der politischen Gesinnung den sittlichen Werth von oben herab aus den Augen verliert (aber hüte man sich, von oben herab diesen Grundsatz zu predigen, das Volk ist nicht der Meinung und dürfte ihm sehr derb widersprechen). Bei armen Leuten fehlt aber meist die innere und die äußere Regel oder der Riegel, der das Weitergehen verschließt. Ihre Ansprüche, die sie verwirken könnten, beschränken sich höchstens auf Steuern, und meist schlummert bei ihnen die Sinnlichkeit nur; einmal erwacht, haben sie kein Gewicht, sie wieder in ihre Gränzen zu drängen. Daher sieht man in dieser Klasse Tausende, die Monate lang weder Wein noch Branntwein trinken; fangen sie aber einmal an, so hören sie nicht auf, bis sie betrunken sind oder kein Geld mehr haben. Ja es gibt die sogenannten Stören, die Tage, Wochen lang währen, wo jeder Tag eine Hudlete ist, die bis auf sieben Wochen dauert. So war einmal ein reicher Bauer, der, wenn er einmal, was aber selten geschah, des Sonntags in's Wirthshaus gerieth, die ganze Woche dasselbe nicht verließ, bis am Samstag Abend sein Knecht mit allen seinen sechs Rossen vor's Haus kam. Nachdem er dieselben dort einige Stunden zur Schau hatte stehen lassen, den Knecht auch halb gefüllt hatte, las er eins unter denselben aus und ritt heim, der Knecht mit den fünf andern hintendrein.

Je öfter man diesen Leuten Gelegenheit giebt anzufangen, um so öfter werden sie trinken oder saufen, bis sie keinen

Kreuzer mehr haben. Man kann darauf zählen, daß neunundneunzig von hunderten aus dieſer Klaſſe, welche des Morgens in ein Wirthshaus gehen, Lumpen werden und Weib und Kinder hungern laſſen. Tauſende von dieſen Leuten ſah man Jahre lang auch des Abends ſelten im Wirthshauſe und an einem Werktag nie, ſie hatten das Wirthshaus weit und den Kreuzer lieb; es war ihnen bei ihrer natürlichen Trägheit zuwider, Abends noch eine halbe Stunde weit zu gehen, und den Tag über kam ihnen kein Sinn an das Wirthshaus, weil ſie keines ſahen; ſie blieben alſo den Tag durch bei ihrer Arbeit, des Abends ſtreckten ſie auf den Ofen lang ſich aus und ſchnarchten bald, daß die Strümpfe an der Ofenſtange in Schwung kamen. Nun wird ſolchen Leuten ein Wirthshaus vor die Naſe geſtellt oder ein Nachbar erhält für fünfzehn Batzen das Recht, über die Gaſſe zu verkaufen, was er will. Der Wirth will Gäſte, der Nachbar Käufer — beide locken. Die Gedanken an's Wirthshaus erwachen, die Luſt beginnt ſich zu regen. Wenn der Abend gar lang iſt und der Schlaf nicht kommen will, ſo denkt Hans, in der Schenke hätte er doch kürzere Zeit und er brauche nicht viel zu verthun, es ſei ihm ja nicht wegen dem Trinken, ſondern wegen der Geſellſchaft; er brauche ja nicht einmal die Holzſchuhe abzuziehen und Lederſchuhe anzulegen — und ehe man es ſich verſieht, iſt Hans ab dem Ofen, hat ſich aus der Thüre gedrückt und ſitzt in der Schenke.

Joggi hat Heu vom Stock gehauen, zum Füttern zurecht gemacht, und es iſt ſehr ſtaubig in dieſem Jahre, viel Graues darin. Es dünkt ihn, als ob ganze Fuder Staub in ſeinem Halſe wären; wenn der nur hinunter wäre, denkt er, hinunterſpülen wäre das Beſte, aber kaltes Waſſer machte ihm den Huſten, ein Glas von des Wirths Neuem wäre am beſten für ſein Uebel, bis zum Füttern hätte er gut Zeit, denkt er. Und Joggi ſpült hinunter und ſo weit, daß er eben halb füttert,

weil es ihm vorkommt, der Staub sei ihm eben nur halb hinunter, er müsse wieder hin, um ihn ganz hinunter zu machen.

Und Benz spaltet Blöcke vor dem Hause am Morgen, und der Nordwind zieht scharf, und Benz hat nur dünne Zwilchhöschen an. Da sieht er dann Einen um den Andern in die Schenke gehen; es nimmt ihn sehr wunder, was sie mit einander hätten, und je mehr der Nordwind ihn an den kalten Beinen krabbelt, desto mehr nimmt es ihn wunder, und eine Hand voll Wärme nehmen auf dem warmen Ofentritt schade allweg nichts, denkt er, und ehe er es denkt, sitzt er in der Schenke und säße vielleicht noch dort, wenn ihn seine Frau nicht heim geholt hätte.

Diese Leute merken den innern Zug nicht, der in ihnen erwacht, sie zu diesen Genüssen treibt und ihnen alle diese Vorwände an die Hand gibt. Denn das alles sind nur Vorwände, welche die Sinnlichkeit dem Verstand vorspiegelt, und der Mensch überlistet sich selbst achtundneunzig Mal, während er die ganze übrige Menschenrace nur zwei Mal zu bereden sucht. Diese Leute merken die steigende Gewohnheit nicht, das immer dringender werdende Bedürfniß nicht, sie fühlen nicht, wie sie immer willenlosere Sclaven einer Leidenschaft werden, und wenn endlich Noth und Elend ihnen die Augen öffnen, so ist's nur, um den glühenden Jammer über sie auszugießen, der wie Wolkenbrüche über jeden einbrechen wird, der sich als seinen eigenen Teufel erkennt, der sich selbst eine eigene Hölle heizt, heißer und immer heißer, der sich bei lebendigem Leibe, bei wachendem Verstande in dieser Hölle verkohlen fühlt.

Daß jede neue Wirthschaft wenigstens ein halb Dutzend solcher armer Teufel mache, behauptete ich; erfahrene Männer behaupten, wenigstens die Hälfte zu gering sei meine Annahme. Ich weiß es nicht. Welche Staatsbehörde kann uns sagen, wenn bei jeder neuen Wirthschaft nur ein halbes Dutzend solcher armen Teufel herauskäme, wie manche arme Seele den Staat die circa achtzigtausend Gulden kosten, die er als Pa-

tentgebühr bezieht? Und wenn jede dieſer armen Seelen nur ein Weib und zwei Kinder beſitzt, und Alle drei nur drei Jahre um ihr Elend und des Vaters Elend weinen, ſo ſagt mir, ihr Staatskünſtler und Kabinetsköpfe, die ihr ſo viel aus euern Handbüchern zu reden wißt: in welchem Handbuche ſteht, wie viel Thränen dieſe unglücklichen Weiber und Kinder weinen, wie groß in drei Jahren der See würde, wenn alle dieſe Thränen zuſammenflößen? Ihr wiſſet es nicht, auf ſolche Rechnung verſteht ihr euch nicht. Aber das weiß ich, daß ich dieſe Weiberthränen, dieſe Kinderthränen, die ſtromweis fließen, weil hunderte von überflüſſigen Wirthſchaften ſind, weil in dieſen Wirthſchaften nie mehr Feierabend wird, die Väter vom Abend bis am hellen Morgen ſitzen, an den Straßen ſitzen, bis es in die Kirche läutet, und aus dem Wirthshauſe beſoffen ins Gotteshaus gehen mit den Branntweinfläſchchen, den Branntweingeiſt im Gotteshaus ſich eingießen ſtatt eines andern Geiſtes — dieſe glühenden Weiber- und Kinderthränen möchte ich nicht auf dem Halſe haben, wahrlich lieber einen Mühlſtein.

O Freiheit! ja du biſt ein Himmelskind, und dein Erſcheinen ſind goldene Liebesblicke, die der Vater da oben hinein in die Völker wirft. Aber wie entlaufene Kinder kommen mir die aus dir geſchnittenen Worte: Gewerbsfreiheit, perſönliche Freiheit, Glaubensfreiheit vor. Sollen dieſe Worte ſchrankenlos zu verſtehen ſein, dann kann man kein Gewerb hemmen des freien Glaubens wegen, dann muß man jedem Glauben den freien Lauf laſſen, wenn er zum Gewerbe wird. Aus dieſem Grunde ſicherlich wurde ſchon zu mehreren Malen die Hauſirordnung auf Prediger und Lehrer angewendet. — Kann man den Glauben zu den Gewerben rechnen? Kann man die Wirthſchaften zu den Gewerben rechnen? Was kann man dann nicht mehr zu den Gewerben rechnen, und was ſollte nicht frei ſein? O prächtig klingt das Wort von perſönlicher Freiheit. Frei ſoll ſein der Mann, frei, zu treiben was er will und mit wem er will, frei, Weiber zu ſchlagen, Kinder hungern zu laſſen,

frei, ſtehlen zu können, ſo lange es ihm nicht beliebt zu ſagen: Ja, hochgeachtete Herren, ihr habt recht, ich bin ein Schelm! Frei ſoll der Mann ſein, ein Türke oder ein Heide ſein, ſeine Kinder zu Gott oder dem Teufel führen, ſein Weib des Teufels machen, ohne daß jemand der Kinder ſich erbarmen, hemmend einſchreiten ſoll — das heißt perſönliche Freiheit. Alſo gönnt man dem Teufel eher Weib und Kinder, als Geld und Gut! — Aber iſt dann nur der Mann perſönlich frei, ſind Weib und Kinder nicht auch Perſonen? Allerdings, und wenn ſie ſich von der väterlichen Gewalt mit eigener Kraft losmachen können, ſo ſind ſie auch frei, und Kinder können ihre Eltern ebenfalls hungern laſſen, wenn ſie wollen, können ſie hungern laſſen bei bedeutendem Vermögen, können ſie halb todt ſchlagen und die hülfloſen Alten im Bette verbergen, und kein Hahn kräht darnach, wenn es ſchon alle Welt weiß. O du Lehre von der perſönlichen Freiheit, wie ähnlich ſiehſt du dem Grundſatz, daß der Stärkere Meiſter ſei! Nun ſoll im freien Lande der Geſammtwille der Stärkere, der Meiſter ſein, nicht die Willkür oder die Thorheit von dieſem und jenem, und dieſer Geſammtwille will dieſe ungebundenen Freiheiten nicht, in welchen Tauſende von Perſönlichkeiten zu Grunde gehen müſſen. Dieſer Geſammtwille erkennt neben Weibern und Kindern noch eine Menge Unmündige und Schwache im Lande, deren innere Freiheit noch nicht durch ſittliche und religiöſe Kraft errungen worden, die noch Kinder der Luſt ſind, Unmündige in der Erkenntniß des Guten und Böſen.

Von dieſen die Lockungen fern zu halten und ſie ſo viel als möglich vor der Sünde zu bewahren, erkannte man in unſerem Ländchen als Nothwendigkeit, als ächt chriſtliche Bruderpflicht. Man betrachtete ſich ächt chriſtlich als eine große Familie, und in dieſem Sinne hießen ſonſt unſere Regenten Landesväter, die Vorgeſetzten der Gemeinden Gemeindeväter. Vergaßen ſie den Sinn in dieſen Worten, ſo war ihre Thorheit groß, ihre Sünde ſchwer, aber eben ſo groß iſt die Thor-

heit, eben so schwer die Sünde, in unser Ländchen, in unsere Familie die in Frankreich, in England und in Amerika ausgehegten Theorien verpflanzen zu wollen, durch welche große Staaten regiert, der Einzelne aber ganz außer Acht gelassen wird; da wohl frägt man dem Einzelnen gar nichts nach, sei er, wie er wolle: daß der Staat besteht, ist die Hauptsache, alles gilt der Staat, nichts der Einzelne. Aber ist wohl der Staat um des Einzelnen willen da oder der Einzelne um des Staates willen? Ist die Vervollkommnung der Menschen oder die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens? Wer weiß, ob nicht in Meere von Blut die Vernachlässigung des Einzelnen über der Ueberhebung des Staates als eine weltgeschichtliche Thorheit eingegraben wird und zwar bald. In England und Amerika drohen bereits die Blutbeulen aufzuquellen. — Wie viel Blut hat nicht bereits die Idee des Papismus, ob welcher der Christ vergessen wurde, gekostet?

Leibeigenschaft und unbedingte persönliche Freiheit sind Gegenfüßler; liegt wohl das Rechte unbedingt im einen oder im andern oder anderswo? Sollte die persönliche Freiheit nicht mit der innern sittlichen Freiheit in irgend einer Verbindung stehen, die Schranken erweitert, verengert werden je nach dem Stand der innern Kraft und Einsicht? Liegt es nicht dem Staate ob, dieses Verhältniß in seiner Gesetzgebung zu berücksichtigen, während dem Lehrstand zukömmt, die innere Kraft, die Einsicht der Einzelnen zu erhöhen? Kömmt das Geschrei nach Kirchenzucht nicht aus dem ängstlichen Vorgefühl, was wohl aus uns werden solle, wenn der Staat unbesonnen, den innern Zustand der Menschen nicht berücksichtigend, seinen alten Standpunkt verläßt, die der Sünde vorbauenden Schranken einreißt, der Sünde vom Staat aus so wenig Folge gibt als möglich? Es ist das Geschrei eines von einem unbesonnenen Fuhrmann Gefahrenen, ein Versuchen, an dessen Stelle die Zügel zu ergreifen; aber das die unkundige Hand fühlende Roß würde dieser unkundigen Hand kaum gehorchen.

O allweg iſt es ſchön im kleinen Ländchen, wo noch der Bruder für den Bruder ſorgt, daß er Speiſe habe für ſeinen Hunger und Kleider im Winter, wo der Bruder ſorgt für des Bruders Kinder, daß das Erbe des Evangeliums ihnen nicht vorenthalten werde. Ja ſchön iſt's im kleinen Lande, wo dem Bruder nicht gleichgültig iſt, fahre meine Seele zum Teufel, wo er nicht bloß dafür ſorgt, daß meine Seele nicht entbrannt werde in unzähmbarer Luſt durch Brandfackeln ringsum, durch unbewachte Häuſer, aus welchen die thieriſche Luſt nach allen ſchwachen unmündigen Seelen ihre Arme ſtreckt.

Aber an Durſli's Seite war eben kein hütender Bruder, und ihre Arme ſtreckten dieſe Häuſer immer umſchlingender nach ihm aus, und aus den Häuſern hervor lockte immer dringender der wüſte Schnepf, und nach dieſen hin trieb den Durſli immer häufiger die eigene Luſt und das böſe Gewiſſen.

Die Beſtellungen nahmen gar kein Ende. Sah Schnepf heute den Durſli, ſo ſagte er ihm: Komm morgen oder übermorgen um die und die Zeit dort und dort hin, dann kann ich dir beſtimmten Beſcheid geben, was geht oder was gehen ſoll. Dann ging Durſli hin, mußte einige Stunden warten; das that er natürlich nicht im Trocknen, ſondern bei einem Schoppen, einem Gläschen, und wenn dann der Schnepf kam, ſo war er hungrig und durſtig. Durſli mußte mithalten, vielleicht noch zahlen, weil Schnepf ſagte, er hätte all ſein Geld ihrem Advokaten geben müſſen — und ehe Durſli ſich's verſah, war der ganze Tag verſäumt und zwanzig Batzen verthan.

Dann lief nicht bloß der Schnepf herum, ſondern noch andere Treiber, Aufhetzer durchſtrichen das Land, wenn ihnen zu Hauſe das Brod ausging oder der Appetit nach etwas von Fleiſch erwachte. Wenn nun der eine oder der andere von ihnen in ein Dorf kam, ſo ging es faſt wie bei den Frömmlern, wenn ein Prediger ſich zeigt, oder wie bei den Krähen, wenn ein Haſe auf dem Felde todt liegt. Die Kunde fliegt von Haus zu Haus wie mit der Luft, und eine Verſammlung

iſt da, ehe man ſich umſieht; der Geruch fliegt durch die Luft, und als ob ſie in der Luft entſtünden, ſchneit es Krähen und Elſtern herbei, gierig ihre Schnäbel wetzend. Ein Kreis von Hoffenden hatte ſich im Augenblick um das wandernde Haupt geſammelt und horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und gläubigem Geiſte, was daſſelbe ihnen vorlog; und nach und nach ergriff ſie der Branntweingeiſt und bannte ſie feſt um ihr lügend Haupt herum bis gegen Morgen; und hatten ſie dann das eigene ſchwere Haupt einige Stunden zur Ruhe gelegt, ſo fanden ſie am folgenden Morgen keine Luſt zur Arbeit in demſelben, wohl aber eine brennende Zunge, einen trockenen Hals; den Brand zu löſchen, mußte man dann in's nächſte Schenkhaus. Und wenn auch Einer einige Zeit den Gelüſten widerſtund, die am Baume im Winde flatternde Flaſche winkte dem Durſtigen fort und fort, winkte immer dringlicher, bis ſie den Lüſternen weggewinkt hatte von ſeiner Arbeit.

Zu allem dieſem ſagte anfangs Bäbeli wenig oder nichts, es war froh, daß Schnepf nicht wieder kam und das Uebel in Dursli's Weggehen fühlte es noch nicht. Wenn eine Botſchaft Dursli wegrief, es richtete ſie noch freundlich aus, wenn er auf eine Reiſe ſollte als Ausgeſchoſſener, ſo ſalbte es ihm noch freiwillig die Schuhe.

Als allgemach die ungemachte Arbeit anwuchs, die Leute immer häufiger kamen, derſelben nachzufragen, und mit allerlei Ausreden kaum abgefertigt werden konnten, als hier und da Bäbeli von einer Bäurin anzügliche Reden hören mußte, wie es beſſer wäre, Dursli ſäße bei der Arbeit, als dem Lumpenzeug nachzulaufen und mit den hungrigen Landſtreichern gemeine Sache zu machen, es hätte ihm niemand viel darauf: da fing es doch an, dem Dursli vom Daheimbleiben zu reden und von ungemachter Arbeit und machte ihm ein ſaures Geſicht, beides, wenn er ging und wenn er heimkam. Als nach und nach das vorräthige Geld abnahm, als Bäbeli nicht bloß

die vorräthigen Batzen gar zu knapp abtheilen mußte und nichts mehr anſchaffen konnte, ſondern in Dursli's Abweſenheit gar keinen mehr fand, und wenn er heimkam und es Geld forderte, in deſſen Sacke auch wenig oder nichts mehr war, dann ſagte es mit kurzen Worten und verdrückter Stimme: Es dünkt mich, du ſollteſt doch merken, was dein Geläuf abträgt und wie die Schurken es mit dir meinen. Ehemals hatten wir das nöthige Geld, jetzt keins mehr, und wenn du kein Geld mehr haſt, ſo wirſt du bald erfahren, wie gut ſie es mit dir meinen.

Und wenn Bäbeli dieſes geſagt hatte, ſo machte es wieder ſein ſtilles Geſicht, welches die Einen für ein ſaures, die Andern für ein wehmüthiges genommen hätten. Das that dann Dursli weh; es hatte ihn ohnehin ein inneres Unwohlſein, eine Unruhe ergriffen, denen er keine Namen geben konnte, ja deren Daſein er nicht wahrnahm, ſondern die er bloß empfand. Weder er noch Bäbeli hatten eine Ahnung von der Gewalt, der Dursli ſich nach und nach ergab, von der Gewalt, die in der wachſenden Gewohnheit liegt, im Wirthshaus zu ſein ſtatt im eigenen Hauſe, zu trinken ſtatt zu arbeiten. Wenn dann Dursli unwohl ward bei Bäbeli's Brummen, ſo ſuchte er ſich zu rechtfertigen, als ob er für ſeiner Kinder Nutzen ſorge, für ſeine Familie, und doch wollte dieſer Grund ihm nicht wohl machen; er konnte kaum ein luſtig Liedchen mehr pfeifen zu ſeiner Arbeit; es war ein Grollen und ein Reißen in ihm, dem er keinen Namen geben konnte, das ihn nicht ruhig ließ, bis das Getümmel ſeiner Kameraden oder der Nebel eines Gläschens es übermannten. Und Bäbeli ließ ihn dann ziehen mit ſtillem Geſicht und empfing ihn wieder mit ſtillem Geſicht; mit ſeinen wenigen Worten glaubte es wahrſcheinlich, die Sache nur ſchlimmer gemacht zu haben, und es ward ihm leid, daß es Dursli böſe gemacht, ihm vielleicht Unrecht gethan, aber es ſagte es nicht. Dursli haßte aber das ſtille Geſicht als ſtätiger Vorwurf, dem er nicht widerſprechen konnte, noch mehr,

als das aufbegehrische: er ward immer unwirscher und Bäbeli immer stiller. So gab's einen immer tieferen Riß zwischen beide; zwischen beiden erhob sich das fürchterliche Ehegespenst des Mißverstehens, und keines hatte die Kraft, es zu verscheuchen durch die Sonne der Liebe oder die Gewalt des Sturmes.

Es war Bäbeli nicht zu verargen, daß es nicht anders zu Werke ging, es war halt seine Natur so, aber eben weil es gut wäre, wenn jeder Mensch seine Natur und nicht bloß seinen Magen kennen, meistern würde und nach den Umständen handeln könnte, komme ich wieder darauf zurück, und weil dieses in einer Ehe nothwendig ist, wäre es nicht zu viel, wenn man siebenzig Mal sieben Mal darauf zurückkäme. Daß zwei Naturen in einer Ehe zusammenkommen, die zu einander passen wie zwei Finger an einer Hand ist eine gar rare Sache. Liebe und Furcht sind es, welche die Welt regieren, Liebe zieht an, Furcht schreckt ab. Die einen Naturen lassen sich mehr abschrecken, andere mehr anziehen; die einen Naturen vermögen besser durch die Furcht abzuschrecken, andere besser durch Liebe anzuziehen. Steht nun ein Weib über ihrem Manne, d. h. sieht sie, daß er übel fährt, auf üble Wege sich locken läßt, will sie ihn abhalten, bekehren, so muß sie dieses entweder mit Furcht oder Liebe thun, und diese Liebe und diese Furcht müssen nachhaltig wirken in jedem Augenblick, wie der Magnet in jedem gegebenen Augenblicke abstößt und anzieht. Nicht nur hier und da muß die Frau eine Zärtlichkeit versuchen oder hier und da einen Fluch oder einen Trumpf oder ein schauerlich stumm Gesicht, sie muß auch nicht keifen wie ein Spitzhund, den man nicht fürchtet, der Einen aber die Wände hinauftreiben kann mit seinem Gekläff, und muß eben so wenig mit zuckersüßen Worten heil zu thun versuchen hier und da. Die Liebe muß stark sein und weich, muß beständig zu Tage liegen, muß des Mannes Herz stärker zu fassen wissen, als die Sache, von welcher die Liebe ihn losreißen will, und diese Liebe muß versöhnlich sein, sieben Mal siebenzig Mal vergeben können in einem

Tage, sie darf aber nicht stumm sein, sie muß reden durch Mund und Augen. Und die Furcht, die das Weib einflößen will, muß gewaltiger und erschütternder sein, als der Zug zu der mißgönnten Sache, und dem Weibe müssen in überlegener Willenskraft die Mittel, diese Furcht zu erregen, beständig bei der Hand sein. Die Geschichte lehrt uns, wie manches Weib gewaltige Männer gebeugt durch Liebe oder Furcht, und wie oft hört man nicht im täglichen Leben sagen: mit dem kann seine Frau machen was sie will, oder: wenn der seine Frau nicht fürchten müßte, es wüßte kein Mensch, was Ungereimtes der noch machen würde.

Aber wohl muß das Weib untersuchen, ob die Liebe oder der Wille größer in ihm sei, welche Eigenschaft ihm gewaltigere Mittel zur Hand stelle; es muß gut untersucht werden, auf welcher Seite der Mann schwächer sei, ob für die Liebe zugänglicher oder empfänglicher für die Furcht, ob sein Herz leichter nach oben gezogen werde oder leichter einzuschüchtern sei. Es gibt wenige Männer, die nicht durch Liebe oder Furcht zu bändigen wären, aber leider reizen viele Weiber nur und bändigen nicht; ihr ganzes Thun scheint ein ewiges Prüfeln, ist's aber nicht, sondern ein willenloses Nachgeben ihrer reizbaren und eigentlich furchtsamen Natur. Sie probiren erst mit der Furcht, dann mit der Liebe und keines recht, setzen mit beiden alle Augenblicke ab, sticheln dann oder schmollen, weinen oder jammern, kehren das Widerwärtigste hervor, was sie in der Seele haben, und machen das schmählichste Gesicht, das ihr Leib vermag. Sie sind weder liebenswürdig noch furchtbar, sondern abstoßend, unappetitlich, wandernde Seufzerbüchsen, ungeschmierte Wagenräder. Das zieht den Mann weder an, noch beugt es ihn. Es treibt ihn nur mehr aus dem Hause, macht ihn immer starrer in seinem Unrecht, verhärtet ihn mehr und mehr in seiner wunderlichen Selbstgerechtigkeit. Wie eigentlich seine Aufführung an seines Weibes Gesicht und Reden schuld ist, so behauptet er gerade das Gegen-

theil, ſeines Weibes Sauerkabisaugen vertrieben ihn daheim, bei einer ſolchen Senfbüchſe möge er nicht ſein.

Nein, Weiber, wollt ihr Männer bekehren, nur kein juste milieu, etwas vom Rechten muß es ſein: nichts Halbundhalbes, nicht Wein und Waſſer. Doch müßt ihr nicht bei jeder ehelichen Reibung, bei jeder unangenehmen Empfindung meinen, der Mann müſſe bekehrt werden. Unterſucht erſt, ob die Urſache dieſer Reibung eine Eigenheit ſei, an die ihr euch zu gewöhnen habt, oder eine Verkehrtheit in euch ſelbſt, die ihr abzulegen habt. Gott hat nicht umſonſt dem Weibe die biegſamere Geſtaltung gegeben, es ſoll dem Manne vorangehen in den Bekehrungen. Soll aber der Mann ſich wirklich bekehren und traut ihr eurer Liebenswürdigkeit oder eurer Kraft nicht oder glaubt ihr des Mannes Herz feſtgeroſtet wie die Stockſchraube in einem alten Dragonerkarabiner, ſo denkt an ein köſtlich Wörtlein. Es bringt nicht Luſt zwar, klingt nicht wie Jubel, aber es legt gar kühl ſich auf's heiße Herz, ſchmiegt gar weich und heilend ſich auf blutige Wunden — „Ergebung" heißt's.

Bäbeli fand dieſes Wörtchen lange nicht, und als es daſſelbe endlich fand, ging es lange, bis es demſelben ein Plätzchen gemacht hatte in ſeinem jammervollen Herzen. Als aber einmal dieſes Wort ein Plätzchen fand, ſeine Würzlein zu ſchlagen, da übte es auch ſeine wunderbar heilende Macht. Bäbeli vermochte geduldiger zu tragen ſein Leid, geduldiger zu warten auf die Stunde, die ſein Herz ihm breche, oder die Stunde, die Dursli's Herz wieder wende. Aber viel litt das arme ſtille Bäbeli bis dahin.

Man vermag wirklich ſelten, die tiefen Gemüthsleiden eines ſtillen gemüthlichen Weibes ſich vorzuſtellen, deſſen Mann ihm entfremdet, von fremden Halunken der Arbeit entriſſen und in ein Leben geführt wird, welches das Weib mehr in ſeiner Einbildungskraft ſich vorſtellt, als durch Anſchauung kennt. Dieſe Leiden ſprühen nicht, knallen nicht, liegen nicht

zu Tage wie Wunden von Hieb oder Schuß, sie bluten nur innerlich; darum bemerken wenige Menschen ihr Dasein und noch wenigere denken sich den Schmerz, den sie bringen. Aber man denke sich einmal ein Weib, welches nicht bloß Sinnenlust einem Manne gleichsam zugesprengt hat, sondern das durch eigentliche Liebe an ihn gebunden worden und glücklich mit ihm gewesen und gemeinsam mit ihm ihres Glückes, ihrer Kinder sich gefreut hat. Man denke sich dieses Weib, wenn es allmählig wahrnimmt, wie eine andere Gewalt des Mannes sich bemächtigt und ihn wegzieht von Weib und Kind. Und diese Gewalt weiß es in schüchternem Herzen nichts entgegenzusetzen und weiß auch das Leid darüber in keinen Vergnügungen, keinen Lustbarkeiten zu verflüchtigen. Es sitzt daheim und sinnet ungestört darüber nach, wie es ehedem gewesen und jetzt es ist. Es sitzt einen ganzen Tag daheim allein an seinem Rade und treibt mit einem Fuße die Wiege, mit dem andern das Spinnrad; leer ist des Mannes Arbeitsstuhl, a. r rings um denselben der Arbeit die Menge, und hie und da klopft jemand am Fenster und fragt, ob seine Sache fertig sei oder wie lange er denn noch warten müsse. Und die Kinder fragen, wo der Vater sei und wann er wieder heimkommen werde. Und die Mutter sitzt am Rade und weiß keinen andern Bescheid zu geben, als, sie wisse es nicht. Muß da nicht in des Weibes Herzen die Bitterkeit sich ansetzen und vor seiner Seele müssen da nicht aufsteigen Gedanken, einer düsterer als der andere? Müssen diese Gedanken es nicht führen in die Schlupfwinkel des Mannes seiner Spur nach? Da kömmt erst die Trauer, daß er so herzgut, wie er gewesen, solchem Treiben sich ergeben, mit solchen Menschen sich abgeben möge; dann kömmt das Mißtrauen und die Eifersucht, und die denkt, wie ein Laster am andern hange und wie der und jener von des Mannes Kameraden das Weibervolk liebe, und wie in diesem und jenem Schlupfwinkel anlässige Buhlerinnen seien, und wie der Mann ein Aufgeweckter sei, und was nun wohl alles da

gehen möge. Und während dies Alles gehe, müsse es daheim sitzen, kümmerlich leben, werde vielleicht noch ausgelacht und verspottet. Da kommt denn wohl der Zorn wild aufflammend, und leider müssen bei mancher Mutter diesen Zorn die Kinder entgelten — doch bei Bäbeli nicht.

Und wenn der Mutter durch das unstäte Leben des Mannes die ganze Last des Haushalts allein auffällt, wenn alles auf ihr liegt, ihre Kräfte von jeder Seite in Anspruch genommen werden und sie in jedem Augenblicke mehr die Unzulänglichkeit dieser Kräfte fühlt, muß da nicht die Ungeduld sich steigern zu fast unerträglichem Grade? Wenn die Frau allein sorgen soll, daß die Kinder Essen und Kleider haben, wenn sie nicht nur kochen, sondern auch pflanzen muß, allein Erdäpfel setzen und ausmachen, eine Kuh besorgen, grasen, heuen, melken, wenn sie noch spinnen soll dazu und Kinder haben und die ältern Kinder hüten und in Ordnung halten, die Kinder alle noch klein sind, daß man sie mit einer Wanne alle decken könnte, sie vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen sein muß und oft ganze Nächte durch Kindern abwarten — und sie dennoch bei allem Fleiß nicht nachkommen mag, die Erdäpfel nicht zu rechter Zeit gesetzt und ausgemacht, das Heu beregnet wird, und unterdessen treibt der Mann sich sorgelos seinem lustigen Leben nach: so denke man sich doch, was für Gedanken diese arme Frau zu ihren Arbeiten, auf ihr Lager, wo sie vielleicht keine Viertelstunde schlafen kann, begleiten müssen.

Und wann dann endlich zu diesem Verlassensein, diesen Bedürfnissen noch die Noth kömmt, unabwendbare fürchterliche Noth, wie furchtbar muß da des Weibes Gemüth nicht umnachtet werden? Wenn die Mutter Milch kaufen soll- und es ist kein Geld mehr da, wenn die Kinder die Mutter um ein klein Stücklein Brod bitten und es ist keines mehr in der Tischschublade, wenn die Mutter kochen soll und sie hat kein Fett mehr im Hafen, wenn der Winter kommt und es ist kein warmes Kleidchen mehr da, kein ganzes Paar Schuhe, wenn

ein für den Haushalt unentbehrlich Stück nach dem andern verkauft wird und kein Kind erhält ein Stücklein Brod aus dem Geld, wenn Gläubiger um Gläubiger Geld wollen und keiner befriedigt werden kann, wenn ein Mensch nach dem andern das Weib verächtlich behandelt und es vermag sich doch alles dessen nicht, wenn die Kinder weinend fragen, warum ihnen die andern Kinder den Vater und die Mutter vorhalten, und die Mutter keine Antwort weiß, wenn der Vater betrunken heimkommt und die Kinder in ihren armseligen Bettlein hungrig schluchzen, wenn der Mangel, der Jammer immer größer wird und der Vater immer verthunlicher — sagt mir, Leute, was muß wohl des armen Weibes Seele erfassen?

Wehmuth, Jammer muß das Weib ergreifen, wenn es sich so tiefer und tiefer sinken sieht unter Alle die, denen es früher gleichgestanden oder über ihnen. Vor den Leuten mag es sich nicht mehr sehen lassen, die ihm früher seine Heirath gewehrt oder ihm dieselbe mißgönnt hatten.

In der Gattin Herzen streitet die alte Liebe mit der neuen Bitterkeit, das Leid um den versinkenden Mann mit dem Zorn über seine Schuld an ihrem Elend. In der Mutter Herzen wölbt sich wie mit Granitstein unsäglicher Schmerz über ihrer armen Kinder Loos, unsäglicher Kummer über ihr künftig Schicksal. Was soll aus den armen Würmern werden in diesem Elend mit dem liederlichen Vater Tag um Tag vor Augen, mit der immer thränenden Mutter, der immer mehr die Kraft ausgeht, für's Nöthigste zu sorgen, und noch viel mehr die Kraft, die Kinder aufzurichten in diesem Jammer und in diesem Jammer zu verklären ihre unschuldigen Seelen?

Wer zählt mir wieder die Zahl dieser fürchterlichen Stunden, die ausschweifende Männer ihren armen Weibern bereiten? Und wenn dann in solchen Stunden der Teufel an das gepeinigte Herz tritt, sich da einzunisten, bösen Saamen auszustreuen, dieses Herz zu verhärten, die Selbstsucht über die Mutterliebe, die eigene Lust über die Treue und die Pflicht zu

erheben ſucht: wer hat den Teufel herbeigerufen und ihm Platz gemacht an des Weibes Herz? Und wenn dem Teufel ſein Werk gelingt, wenn er das Weib in des Mannes Fußſtapfen zu bringen vermag, wenn es ihm gelingt, die Mutter wie den Vater zu dem Teufel ihrer eigenen Kinder zu machen, wer trägt die Schuld?

Und um die Seelenleiden eines ſolchen gepeinigten Weibes kümmern ſich Wenige, am wenigſten die, von denen die Pein ausgeht. Und wenn einmal aus dieſen Herzen der Jammer bricht, ſtromweiſe oder nur in einzelnen Lauten, ſo hat der Mann keine Ahnung des inneren Zuſtandes, den er ſelbſt erzeugt, er fühlt nur das Läſtige der Vorwürfe, das Unangenehme, angeklagt, beſchuldigt worden zu ſein, das Peinliche des Gefühls eigenen Unrechtes, das er ſich zwar ſelbſt nicht eingeſteht, er poltert auf und nimmt die Stimmung ſeines Weibes zum Vorwande fortzulaufen, weil bei einer ſolchen jammerſüchtigen Frau es nicht auszuhalten ſei.

So waren auch einſt dem Bäbeli Jammertöne entfahren, als es eine Schüſſel wollte beſten laſſen und nicht zwei Kreuzer im ganzen Hauſe waren für die nöthigen Häfte, und Dursli brannte auf über dieſe Verkündiger des innern gewöhnlichen Zuſtandes ſeiner Frau, die er nur für Ausbrüche zufälliger Laune nahm, und lief fort, ſeine gewohnten Wege.

Als er ſo recht häſſig und haſtig in die Schenke kam, wo Schnepf bereits oben am Tiſche ſaß, in der einen Hand ſeine Pfeife, in der andern das Meſſer, und Dursli lange nicht luſtig werden wollte, fragte ihn Schnepf, warum er ein Geſicht mache, als ob er hundert dörnene Reiſewellen gefreſſen hätte. Er hätte heute noch nichts Süßes gehabt, antwortete Dursli. Deine Frau wird dir wieder den Kopf gewaſchen haben, ſagte Einer. Deine wird auch nicht die freundlichſte ſein, ſagte Dursli, mit Weinen und Heulen, wenn es nicht nach ihren Köpfen geht, werden ſie wohl alle gleich ſein. Ja wenn die Hundeweiber nicht wären, man wäre ein ganz anderer Menſch,

wäre wie im Himmel, und doch thut man so verflucht dumm und nöthlich, bis man eine hat, meinte ein Dritter. Denen kömmt es wohl, daß man sie behalten muß, die Hälfte ließe man wieder laufen, und sie müßten nach andern Männern seufzen wie die Hunde, wenn der Mond scheint. Man müsse diese Hausratten ausklopfen wie die Pariser ihre Mäntel, und wenn sie zu schrecklich brüllen wollten, ihnen die Köpfe in Brunnentröge stoßen, es bessere gleich, meinte ein alter Soldat. Der Weiber wegen verziehe er sein Gesicht nicht mehr, sagte Schnepf. Seine könne seinetwegen so viel heulen und jammern, als sie wolle, er kümmere sich darum so wenig, als ob eine Mücke in's Emmenthal fliege. Wolle sie gar nicht schweigen, so gebe er ihr eins zum Kopf, daß sie sturm werde. Dann höre das Brüllen gleichsam von selbst auf. Ehedem sei er auch böse geworden und am meisten, wenn sie Geld gewollt und dann, wenn er ihr keines gegeben, ihm vorgehalten. er brauche alles für sich alleine. So eine Frau habe keinen Verstand, bald wolle sie Geld für Schmalz, bald für Salz, bald für Mehl, bald für Milch oder gar Kaffee, bald habe ein Kind Hosen nöthig, bald Schuhe, es nehme ihn nur wunder, wie sie alles ersinnen können, nur um viel Geld zu brauchen. Aber er sei bald fertig mit ihr. Er sage ihr, sie hätte die Kinder gehabt und könne zusehen, wie sie sie durchbringe. Wenn sie es nicht machen könnten, ohne zu essen, so sollten sie es verdienen, er müsse auch zusehen, wo er was kriege, wenn er hungrig sei. Wolle sie hoffährtige Kinder, so sei das ihre Sache, ihm seien sie noch lange recht, wie sie seien. Als er ein Bube gewesen, habe man ihn auch nicht so hoffährtig gehalten, und er sei mehr barfuß gelaufen, als daß er Schuhe an den Füßen gehabt. Oder endlich solle sie betteln gehen, sie sei nicht zu hübsch dazu, und Geben sei der Bauern verfluchte Schuldigkeit. Wolle sie dann wieder brüllen, so gebe er ihr noch eine zum Kopf und gehe dann. Von den Weibern müsse man sich nicht regieren lassen, sonst wäre ja die Kirche bald

nicht mehr mitten im Dorfe. Thun sie zu wüst, so halte man ihnen vor, sie seien Einem nachgestrichen und hätten Einen haben wollen mit Teufels Gewalt. Das bringt die Meisten zum Schweigen. Das stillet auch die deine, Dursli, sagte Schnepf, und die ist doch eine von den Wüstesten. Wäre sie die meine, ich hätte ihr den Kopf wenigstens schon halb abgerissen. Du mußt die in die Finger nehmen wie eine Schwaben-Stute, sonst ist ja niemand sicher um sie herum, nicht einmal ein Hund.

So predigte Schnepf seine radikalen und im Schwabenlande nationalen Grundsätze. Wenn das Politisiren zu Ende war, so verhandelten sie gar oft die Weiber, und jeder erzählte, wie er es seiner Frau mache und wie er sie im Zaum halte und wie man die Weiber am besten unterwürfig machen könne. Es ging fast wie im Zuchthause, wo jeder Dieb der größte sein will und die Andern unterrichtet, wie sie es machen müssen. Und während solchen Verhandlungen saßen die Weiber daheim und weinten und thaten hungrige Kinder zu Bette! Allein mit diesen öffentlichen Vorlesungen begnügte Schnepf sich nicht. Da er Bäbeli privatim auf dem Korn hatte, so hielt er Dursli noch Privatvorlesungen auf jedem Gang und sagte ihm, wie er Bäbeli vernehmen solle. Sie mußten Wirkung thun, diese Vorlesungen, und thaten es auch bei Dursli; doch hatten sie nicht die, welche sie bei vielen andern und selbst schwachen Männern gehabt hätten. Dursli war sehr gutmüthig, und das sind bekanntlich nicht alle schwachen Männer, obgleich gemeine Leute d. h. Leute, die nicht nachdenken, sondern nur nachplappern, sehr oft Gutmüthigkeit und Schwäche verwechseln. Es giebt schwache Männer, die höllisch giftig sind, und eben weil sie nicht gewaltthätig sein können, Gift in jedes Leben rühren, das sie umgiebt. Dursli mißhandelte seine Frau nicht mit den Fäusten, aber wären eigentlich Schläge nicht leichter zu ertragen, als ein stätiges, immer wachsendes Elend? Wäre ein zu Zeiten aufbrausender, dreinschlagender Mann nicht leich-

ter zu ertragen, als einer, der mit wildem Gesicht des Abends heimkömmt, mit finsterem Gesicht des Morgens aufsteht, finstere Blicke überall herumsendet, schnöde Worte austheilt, mit niemand zufrieden ist, weil er es mit sich selbst nicht kann, der wie ein finsteres Gespenst im Hause herumgeht, bei dessen Verschwinden Alle erst neu aufathmen und doch dieses Verschwinden wieder beweinen müssen, weil es das Mark aus dem Hause saugt? Ja das Ehegespenst des Mißverstehens stand zwischen Bäbeli und Dursli immer finsterer, grauenvoller, drohender; es stand aber auch zwischen dem Vater und seinen Kindern.

Dursli hatte gar lustige und liebe Kinder. Klein waren sie wie Butterbällchen, mit rothen Wangen und Augen wie Rekholderbeeren darin. Dann wuchsen sie auseinander schlank und schnell wie der Hanf auf dem Acker, waren lernsam und leichtfassend und heiterer Art, fast wie Dursli, nur das älteste, ein Mädchen, schlug mehr der Mutter nach. Dursli hatte gar große Freude an seinen Kindern gehabt, und die Kinder hingen auch an ihm wie Kletten. Er konnte früher ob ihnen alle Kameradschaft, alle Wirthshäuser vergessen, ganze Sonntage mit ihnen spielen, und zu Kram für sie reute ihn kein Geld. Bäbeli, hatte er oft gesagt in ihren guten Tagen, es ist doch eine Freude, solche Kinder zu haben, für die rent mich keine Arbeit, und wenn uns Gott gesund läßt, so muß etwas an die gewendet werden, nur so Holzbodenschuhmacher muß es nicht geben.

Und Gott ließ den Dursli gesund am Leibe, aber seine Seele wurde krank, und das mußten die armen Kinder schwerer entgelten, als wenn sein Leib krank geworden wäre. Ach, gar viele Kinder jammern um den Vater, weil er auf dem Siechbette liegt; ach, noch viel mehr Kinder hätten Ursache, blutige Thränen zu weinen, weil ihr Vater in den Stricken des Teufels liegt, denn wer muß der Väter Sünden büßen — nicht die Kinder bis in's dritte und vierte Geschlecht?

Wo das Laster über der Väter Seelen kömmt, da weicht meist die elterliche Liebe aus ihrem Herzen. Wo Einer bösen Lüsten nachgeht, auf Kosten der Familie der Selbstsucht fröhnt, da werden ihm die Kinder allmählig nicht nur fremd, sondern lästig. Zudem drückt es wirklich auf niemand so schwer, als auf die Kinder, wenn Zwiespalt ist zwischen den Eltern, wenn diesen jede frohe Laune schwindet, wenn sie nur trübe, saure Gesichter im Hause herumtragen. Die Kinder sind meist fröhlicher Art, der Freude so empfänglich, lachen so gerne und lachen und spaßen namentlich mit den Eltern so gerne, und dieses Spaßen und Lachen ist eine von Gott gegebene Wohlthat. Diese Fröhlichkeit der Kinder ist das Frühlingswetter, welches die sauren Schneewolken des Winters fern halten soll. Wenn nun aber Vater und Mutter nicht reden, wenn sie beisammen sind, oder bloß zankend und gehässig, oder wenn die Mutter weint oder seufzt, wenn der Vater fort ist: da findet das heitere, offene Gemüth der Kinder keine offene Herzen mehr bei den Eltern, ihre kindliche Freude wirft keinen fröhlichen Schein mehr auf der Eltern Gesicht, findet keinen Wiederklang mehr in ihrer Brust, aber einen trüben Schatten wirft das elterliche Verhältniß in ihr junges Leben hinein. Und die Kinder haben ein unendlich feines Gefühl für die Liebe: ohne Nachdenken empfinden sie, von welcher Seite der Schatten fällt in ihr junges Leben hinein, wo Liebe walte, wo Selbstsucht herrsche, ob des Vaters oder der Mutter Herz für sie schlage. Wo beider Herzen für die Kinder schlagen, in beider Herzen Liebe wohnt, aber beide ihre Liebe nicht mehr verstehen, wo das Ehegespenst des Mißverständnisses zwischen sie getreten ist, Eigenthümlichkeiten oder Vorurtheile die Strahlen der Liebe auffangen und als Blitze des Hasses wiedergeben, wo diese Blitze die Kinder umzüngeln und weinend in die Ecken treiben, da treibt der Teufel ein traurig Spiel. Und wird dieses Teufelsspiel nie ein Ende nehmen, wird den armen Kindern an ihrem kindlichen Himmel nie ihre eigentliche Sonne wieder aufgehen,

die elterliche Einigkeit und der aus der Einigkeit emporblühende Frohsinn?

Wo nun die Kinder die Selbstsucht fühlen, wo ihre Seelen den Störer ihrer Freuden ahnen, da entfernen sie sich unwillkürlich. Wo aber ein böses Gewissen hauset, da fühlt es nicht bloß jedes Wort, es achtet auf jede Miene und deutet oft das Arglosteste als Zeichen von Groll und Mißtrauen: so fühlt der selbstsüchtige Vater eben so fein und scharf wie die Kinder seine Selbstsucht, das Kinderentfremden, das Erkalten ihrer Liebe. Und daß das böse Gewissen entweder wegtreibt oder hart und roh macht, weiß jedermann. So trieb es auch Dursli von den Kindern weg als den lebendigen Zeugen seines Unrechts, als den nie verstummenden Vorwürfen seiner väterlichen Untreue.

Und wenn nun aus Bäbeli's innerlichem Jammer zuweilen Worte brachen, Worte des Jammers über das Loos ihrer armen, armen Kinder, die es so schlecht hätten, von den Leuten so verachtet würden, fast keine Kleidchen mehr hätten, so daß es sie kaum mehr in die Schule schicken dürfe: so erbarmten den Dursli seine Kinder vielleicht im Herzen, aber er machte sich hart und verbarg sich hinter Schnepis Worte, er hätte es auch nicht besser gehabt in seiner Jugend, hätte auch nicht mehr in die Schule gehen können, er wüßte nicht, warum es seine Kinder besser haben sollten.

Das nun war nicht wahr, Dursli hatte es besser gehabt, jedenfalls hatte er keinen liederlichen Vater gehabt, der ihm vor dem Munde weg das Brod versoff; und hätte er wirklich es nicht anders gehabt, als jetzt seine Kinder, so waren doch seine Worte eine jeden Vater schändende Rede. Aufgewiesen und entgegen seinem eigentlichen Wesen war Dursli unter die Väter gerathen, die in sündiger Selbstsucht, in strafwürdiger Verblendung ihre eigene geistige Verblendung nicht erkennen und den Kindern leiblich und geistig nichts Besseres gönnen, als sie selbst genossen. „Ich habe auch nicht mehr gelernt und

habe es auch machen müſſen; mein Alter hat mich noch ganz anders in die Hände genommen und ich lebe doch noch und habe es machen können bis heute, und wenn es meinem Buben nie übler geht als mir, ſo kann er zufrieden ſein; ſeine Kinder kann er dann meinethalben lernen laſſen, was ihn freut." Das ſind dieſer Väter Redensarten, die, Grauen erregend, wiederhallen in Dörfern und Städten. Das ſind aber nicht bloße Redensarten, ſondern nach denſelben werden Tauſende von Kindern erzogen, ſollen nichts lernen, weil der Vater nichts gelernt, ſollen es ſchlecht haben, weil die Mutter es auch ſo gehabt, ſollen „z'Kilt" laufen, weil es auch der Vater gethan, und müſſen vielleicht tauſendmal hören: mit dir iſt nichts; als ich ſo alt wie du, da war ich ein anderer Burſche, vor mir war niemand ſicher auf der Straße, weit und breit fürchtete ſich Alles vor mir.

In allen dieſen Vätern iſt entweder die ſo oft und beſonders bei dummen oder beſchränkten oder einſam lebenden Menſchen anzutreffende Selbſtverklärung, in der ſie in ſich das unübertreffbare Urbild aller Geſcheidheit und Geſchicklichkeit erblicken, neben dem alle andern Menſchen nur ſeien ungefähr was ein Kalb neben einer Kuh. Es hat gewiß ſchon Mancher, wenn er ſo einen rechten, vierſchrötigen Daniel aus irgend einem Tannwalde vor ſich hatte, wo man niemals Zweibeinige ſieht, als alle halb Jahr den Polizeidiener wenn er an die Hausvätergemeinde bietet, die angenehme Empfindung gehabt, auf deſſen Geſicht ellenlang leſen zu können: „Rede nur, du biſt und bleibſt doch ein Eſel;" doch dieſe Empfindung könnte ſich auch wiederholen, wenn man mitten in einer Stadt ſtände und nicht vor einem vierſchrötigen Daniel, ſondern vor einem Herrn, der aber ungefähr mit gleichem Grunde ein Geſicht macht eben wie jener.

Oder in dieſen Vätern iſt ganz einfach des Teufels zweitgebornes Kind, der Neid, der den Abel erſchlagen und der nicht

will, daß jemand es besser habe, besser sei als er, selbst das eigene Fleisch und Blut nicht.

Das ist aber eine traurige Väterrace, die den Glauben nicht in sich trägt, daß die Erfahrungen, die Entbehrungen und die Entdeckungen, die Leiden und die Freuden der früheren Geschlechter zu gut kommen sollen den nachfolgenden Geschlechtern, die diesen Glauben nicht durch das Streben ausdrückt, aus ihrer Kinder Leben alles zu entfernen, was in die eigene Jugend verkrüppelnd, störend, trübend hineingeragt hatte, in ihrer Kinder Jugend alles hineinzuziehen, was erst das jugendliche Sehnen, nun die männliche Erfahrung schmerzlich vermißt. Ja, das ist eine traurige Väterrace, die nicht allem aufbietet, in ihren Kindern das Ebenbild Gottes schöner und freudiger aufzurichten, als es sich in der eigenen Brust gestalten konnte.

Aber es war mit der wachsenden Selbstsucht des Lasters auch der immer wachsende Mangel, der Durst immer engherziger machte, ein immer herzzerreißenderer Mangel.

Es giebt eine Menge Familien, die in einer gewissen Art von Wohlstand leben, und Aermere sagen von diesen bald, die hätten Geld zum Fressen, Geld genug, so viel als Steine. Aber der Grund, auf welchem dieser Wohlstand ruht, ist gar schmal, darum auch durch geringen Wellenschlag untergraben und eingestürzt. Der Grund besteht im Ertrag von etwas Land oder im täglichen Verdienst. Einjähriger Mißwachs, der Verlust einer Ziege oder einer Kuh können solche Leute auf Jahre schlagen oder in Mangel versetzen; Krankheit der Familienglieder, daherige Ausgaben haben schnell das vorräthige Geld aufgezehrt, und es beginnt mühselig zuzugeben in der Haushaltung. Jede ungewohnte Ausgabe wird fühlbar und muß durch verdoppelte Anstrengung gut gemacht werden, wenn es nicht rückwärts gehen soll. Wenn einmal Vater und Mutter zu Markte gehen, sich da vergessen, eine Flasche nach der andern bestellen und noch einkehren auf dem Heimweg, so muß es die Haushaltung Wochen lang entgelten: das Brod wird

noch mehr gespart, der Kaffee dünner gemacht und die Mehlsuppe um ein Bedenkliches heller. Wenn nun aber ungewohnte Ausgaben fast täglich wiederkehren und wenn in dem Maaße, als der Verdienst abnimmt, die Hudelzeit immer länger, die Arbeitszeit immer kürzer wird, so kann jeder Vernünftige sich denken, wie in einer solchen Haushaltung bald aller Wohlstand aufgezehrt und Noth und Jammer immer schneller kommen, immer tiefer sich einfressen müssen.

Und wer zählt im Canton Bern die Haushaltungen auf schmalem Boden, denen durch die neuen Wirthschaften, durch die politischen Aufregungen die Ausgaben vermehrt, der Verdienst verringert, der Grund ihres Wohlseins weggefressen wird? Wer thut die Augen auf und sieht, wie eine um die andere ins Elend fällt, von der Noth verschlungen?

Wir haben wohl sieben gute Jahre nacheinander gehabt, in denen das Brod nicht theuer war, die Kartoffeln gut geriethen; laßt nun magere Jahre kommen, nur zwei nach einander, laßt die Lebensmittel theuer werden, dann wird man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen ob dem Elend, das an den Tag kommen wird in den niedern Klassen, ob der Masse neuer Armen, die auf einmal vor den Thüren der Gemeindsstuben stehen. Und sie werden kommen, diese magern Jahre; vor und nach Joseph haben auf die fetten Jahre die magern nie gefehlt — und wer weiß, ob sie nicht bereits vor der Thür stehen, zum Einbrechen sich rüsten? Wie dann, wenn in den fetten Jahren nicht gespart, sondern verschwendet worden ist; wenn die Armen keinen Sparpfennig haben, die Regierungen keine Hand voll Korn, dem Wuchern zu wehren, wenn die Kassen leer sind? Wird man da aus Kieselsteinen Brod machen können und auf den Straßen die Kartoffeln zusammenlesen oder volle Kornkästen finden?

In diese Klasse von schmalem Grunde gehörte auch Durs li; er war daher bei seinen Ausschweifungen bald geldlos, und doch gehörte er unter die Vermöglichern in seiner Klasse. Er

besaß ein Häuschen, brauchte also keinen Hauszins zu bezahlen, er konnte sich nothdürftig eine Kuh halten, brauchte also wenig Milch zu kaufen, kein Land zum Pflanzen zu empfangen, und doch wurde sein liederliches Leben alsobald fühlbar.

Seinen Verdienst begann er in der Tasche mit sich zu tragen, legte ihn nicht mehr in das Schränkchen, wo er sonst sein Geld verwahrte; dort war selten ein Kreuzer mehr zu finden.

Aus dem Ertrag ihres kleinen Gutes konnte bei den vielen Kindern wenig oder nichts gelöst werden; Bäbeli mußte daher jeden Kreuzer, den es in der Haushaltung brauchte, dem Dursli abbetteln und erhielt ihn gewöhnlich mit Widerwillen.

Da Dursli immer weniger arbeitete, so reichte sein Verdienst für ihn nicht hin. Er hatte auf einmal eine Menge überflüssiger Sachen, von denen er sonst gesagt hatte, er wolle sie behalten, man wisse nie, was man alles noch brauche. Er hatte einen Tornister zu verkaufen, eine alte Flinte, dies und jenes von seinem Vater selig. In allen Ecken sah er etwas, das im Weg war, das man nicht mehr brauchte, selbst Werkzeug, meinte er, hätte er allerlei, welches nichts abtrage, das man des Jahrs nicht ein Mal brauche. Er ließ sich auskommen mit allen Vorräthen von Holz, dessen sein Vater immer für manches Jahr vorräthig gehabt und eben deßwegen er ein so berühmter Holzschuhmacher gewesen war. Im eingelösten Gelde war kein Segen, es verschwand immer wie der Schnee an der Maisonne (ehedem sagte man Märzsonne), und wenn Dursli es nicht selber brauchte, so wurde es ihm von Andern abgezapft; denn von dem Gesindel, mit dem er sich abgab, wurde er gewaltig mißbraucht, dafür ihm dann alle Ehre erwiesen und ihm vorgerühmt, wie er ihre Stütze sei und was er einst alles werden müsse, und wie sie an seine Gutthaten denken werden. Als endlich alles Ueberflüssige fort war, gerieth man in Schulden; denn Bäbeli und die Kinder mußten doch gelebt

haben, und hatte man kein Geld, so mußte man auf Borg nehmen. Bäbeli that es schrecklich ungern und nicht hinter dem Rücken des Mannes, sondern es sagte ihm immer, was man bereits hier und dort schuldig sei. Darüber fluchte Dursli dann mörderlich, nannte Bäcker- und Krämerschulden Weiberschulden, und hatten doch seine Kinder das Brod gegessen, den Kaffee getrunken. Er betrachtete immer mehr die Haushaltung als ihn nichts angehend, als fremd, als eine verfluchte Plage, aß und trank er doch immer weniger mit seiner Haushaltung, sondern immer mehr im Wirthshause. Dort mußte er nach und nach auch Schulden machen, was ihm leicht war, da man wohl wußte, daß er noch ein kleines Gut besitze.

Während Dursli Schulden in den Wirthshäusern machte, also kein Geld für sich hatte, hatte er noch viel weniger dessen für die Haushaltung, und Bäbeli brachte es nicht über's Herz, so lange auf Borg zu nehmen, es war dies nicht gewohnt und schämte sich gar bitterlich, bei den Leuten in's Gerede zu kommen. Bäbeli begann daher auch unter seinen Sachen zu suchen, was es allenfalls entbehren und veräußern könnte, ohne Aufsehen zu machen, um doch einige Zeit wieder das Nöthigste baar kaufen zu können. So hatte es z. B. seine silbernen Göllerkettchen nicht mehr getragen, aber sich herzlich gefreut, sie seinem ältesten Mädchen aufzubewahren, bis es konfirmirt sei. Eiseli war ein gar sinniges Mädchen, es that der Mutter, was es ihr an den Augen absehen konnte, und das arme Mädchen sah der Mutter auch den innern Gram an den Augen ab und weinte oft gar bitterlich, aber heimlich über der Mutter Leid. Als aber einmal Dursli eine dreiwöchige Stör machte mit Lumpen und nicht arbeitete und noch Kinder krank wurden dazu, da wußte Bäbeli sich nicht anders zu helfen, als die Kettchen heimlich zu verkaufen. Mit welchem Herzen aber eine arbeitsame Frau, eine liebende Mutter solche Sachen aus den Händen giebt, und wie es ihr bei jedem

Stück, das sie verkaufen muß, ist, als reiße man ihr Stück um Stück das Herz aus, kann man sich denken.

So konnte am Ende das nicht länger gehen, die Lücke wurde zu groß. Unter Vorwänden verkaufte Dursli die Kuh, und ihr nach gingen Schiff und Geschirr, aber der Erlös füllte den Abgrund nicht, zudem löst ein Lump nie so viel aus einer Sache als der Sparsame. Ein Stück Land nach dem andern ging fort, jedem weinte Bäbeli bitterlich nach: auf dem einen gedieh der Flachs am besten, auf dem andern der Kohl, von dem dritten molk man am meisten, wenn man dort grasete — und doch mußte Bäbeli sie verkaufen lassen, denn es hätte nicht gewußt, wie anders helfen.

Wenn dann Dursli ein Stück Geld frei bekam, so war er wieder Hans oben im Dorf und ein König unter seinen Schmarotzern. In dieser Zeit kam seine Frau einmal nieder, und wie jämmerlich es auch zu Hause aussah, so ließ er doch die Thaler fliegen wie Federn.

Aber es findet nicht leicht etwas ein schnelleres Ende, als ein Stück Geld, aus dem man viel Rückständiges bezahlen muß und dessen Rest man nicht schnell wieder anwendet. Das hat mancher reiche Bauer erfahren, dem ein Kapital abgelöst wurde. Er nahm einige ungerade Münzpäcklein, einige abgeschliffene Thaler davon weg und that es dann in einem bunt gestreiften Säcklein unten in den Schrank im Stübli. Und wenn er nach Jahresfrist sich darnach umsieht, ist es in dem Säcklein fast leer und öde geworden, es ist eingefallen und klein geworden wie jemand, der an der Auszehrung stirbt. Geht es reichen Leuten so, um wie viel mehr dann nicht dem immer durstigen Dursli.

Wenn übrigens einmal eine Haushaltung von allem entblößt ist, wenn nirgends mehr etwas ist, nichts in der Küche, nichts im Keller, nichts in den Schränken, von keiner Sache etwas Vorrath mehr ist, kein Faden, nichts zum Spinnen, nichts zum Flicken, wenn alle entbehrlichen Fetzen dem Lum-

pensammler zugewandert sind für unentbehrliche Sachen, wenn so an allem Mangel ist, und wenn man alles, was man kauft, bereits vor Wochen und Monaten hätte kaufen sollen: da hilft kein Geld, da scheint gar kein Segen zu sein; da ist's wie mit einem ausgehungerten Menschen, den kann man lange füttern, doppelt so viel als einen andern, der Mond scheint noch lange durch ihn durch. Darum kann der Bär im Herbst, wenn er recht fett ist von guten Dingen, leicht sich zum Winterschlafe hinlegen und an den Tatzen saugend mag er es aushalten, bis die Sonne warm scheint: so überstehen wohlversehene Haushaltungen leicht vorübergehende Geldnoth.

So eine ausgezehrte Haushaltung ist eine fürchterliche Sache und kömmt Einem fast vor wie ein auszehrender Mensch, nämlich hoffnungslos. Und eben weil alles nichts mehr hilft, verlieren solche Leute allen Muth, alle Kraft. „Es hilft doch alles nichts, was Teufels will ich noch machen? Ob einen Tag früher oder später, zu Boden gefahren muß es doch sein." Sie verlieren den Glauben, daß sie sich aufrecht erhalten können, und wo der Glaube verloren ist, daß man sich nicht bloß erhalten, sondern sich auch aufschwingen könne, da ist alles verloren; denn nur dieser Glaube giebt die Kraft und Ausdauer, welche nothwendig ist, einer gesunkenen Haushaltung aufzuhelfen, und nur dieser Glaube, daß Besserung, Umkehr noch etwas helfen, daß es noch nicht zu spät sei, giebt die Kraft einem Manne, von bösen Gewohnheiten sich loszureißen und der Familie sich wieder zuzuwenden. Und wo ein Mann so über die Stränge schlägt und keinen Glauben mehr hat an bessere Zeiten, da fängt gar zu gerne auch das Weib an, den Muth zu verlieren, zu denken, wenn doch alles durchgemacht sein müsse, so wäre es närrisch, sich allein zu plagen; es wolle auch noch einen Theil vom Gutleben, dem Schlechthaben entrinne es doch nicht. Da geht es dann zweispännig dem Verderben zu, und unter den Rädern dieses Fuhrwerks, das dem Teufel zugeht, liegen gekettet die armen Kinder, werden gerädert von den

zum Teufel fahrenden Eltern, und da ist kein Loskommen für sie, selten zeigt ein Retter sich, ehe die Seelen der armen Kinder in den Schlamm gerädert und gepreßt sind.

Doch so machte es das arme Bäbeli nicht, dazu hatte es seine Kinder zu lieb und war zu ehrbar gewöhnt von Jugend auf. Es spann sich fast die Seele aus dem Leibe, um seinen Kindern den Hunger zu wehren und doch das Betteln zu ersparen. Das älteste Mädchen erkannte wie gesagt gar wohl ihre Noth und der Mutter Leiden, weinte oft an der Mutter Halse und bielt ihr um Gottes Willen an, sie solle es doch nie betteln schicken, es würde sich zu sehr schämen und sich sein Leben lang nie mehr über die Sonne freuen, wenn die es mit dem Bettelsack hätte gehen sehen. Es wolle ja sonst gerne alles thun, was ihm möglich sei, es wolle kein Brod mehr essen und sonst nur halb genug, wolle mit ihr spinnen, so früh und spät sie wolle, und Holz zusammenlesen im Walde, wie kalt auch der Wind blasen möge. Und getreulich hielt es sein Versprechen; aber wie Eiseli auch und seine Mutter sich mühten, die Noth und den Mangel konnten sie doch nicht abwenden von ihrer Hütte, von den kleinen Kindern, besonders im Winter.

Und wenn Dursli zur Seltenheit wieder einmal schusterte und mit fertig gemachten Holzschuhen ein Kind ausfandte und das Kind das Geld dafür heimbrachte, ach, wie sehnsüchtig sahen die armen Kinder auf die Batzen und dachten an die kalten Füßchen, an ihre hungrigen Mäglein und saben mit nassen Augen zu, wo der Vater das Geld binthue, ob in der Mutter Hand oder in die eigene Tasche, und wenn er es in seine Tasche that und polternd mit wildem Gesicht das Haus verließ, dann legten die armen Kindlein ihre Köpfchen auf den leeren Tisch und ließen leise ihre Thränen rinnen, und leise weinte am Spinnrade die Mutter. Aber wenn das leise Weinen der Kinder in lautes Schluchzen überging, dann brach

auch der Mutter Herz, und auf's Bett legte sie ihr Gesicht, den Kindern ihren Jammer zu verbergen.

Aber an diesen Jammer hat keiner gedacht, der für das Patentsystem gestimmt hat; an diesen Jammer denkt keiner, der jetzt, statt durch scharfe Ordnung die gränzenlosen Folgen desselben zu verhüten, die Hände ruhig in den Schooß legt und sein Pfeifchen raucht — am allerwenigsten die, welche die bestehenden Gesetze eigenmächtig erweitern und dann noch alle Mal häufig werden, wenn ihnen eine Uebertretung der zu Schaumkellen gemachten Gesetze gemeldet wird.

Und wenn Durs li gemachte Arbeit selbst forttrug, so durfte weder Weib noch Kind fragen, ob er wiederkomme. Aber das eine sah aus der Thüre, das andere aus dem Fenster, ob der Vater nicht wiederkomme mit einem Stücklein Geld, mit Holz, sie zu erwärmen, mit Brod, sie zu nähren; sie sahen hinaus, bis es dunkel ward draußen, bis es dunkel ward vor ihren Augen — wenn dann kein Vater kommen wollte, so betete mit den weinenden Kindern die weinende Mutter zum himmlischen Vater, daß er sie doch nicht verlasse, sondern ihr rechter Vater sein möge. Aber ach! auch während dem Beten verließ der Hunger die armen Kinder nicht, und die vor Kälte klappernden Zähne wollten oft das Beten hemmen.

Und während zu Hause Weib und Kinder hungerten, froren und beteten, ließ mit dem erhaltenen Gelde Durs li in einer Schenke sich nieder und trank Branntwein. Hatte er einen halben oder einen ganzen Schoppen getrunken, so wollte er auch essen und dieses Essen warf er oft in sündigem Muthwillen an den Wänden umher, und seine Kinder hungerten daheim. Und wenn er ausgetobt hatte, ging er in eine andere Spelunke und spielte und raufte sich dort und ging so von einer zur andern, bis der Morgen anbrach, und ging noch hie und da aus, bis ein Morgen nach dem andern anbrach — und daheim sahen die Kinder alle Abende vergebens durch die

Fenster nach dem Vater, bis es dunkel wurde draußen, bis es dunkel wurde vor ihren Augen!

Es war ein Winter eingebrochen, wie es sie zuweilen giebt, wo fast alle Monate eine strenge Kälte eintritt, dann plötzlich bricht und in Thauwetter sich auflöst. Das sind die strengsten Winter für arme Leute. Ehe es kalt wird, schneit es; dann können sie kein Holz auflesen in den Wäldern, und die ungebahnten Wege bannen sie mit ihren schlechten Kleidern in ihre Häuser, wo manchmal kaum eine Maus etwas zu fressen fände. Dann kömmt die durch Mark und Bein, geschweige durch die dünnen Kleidchen dringende Kälte, durchbricht die dünnen Wände der schlechten Hütte und treibt Reif an deren innere Seiten. Dann kömmt das Thauwetter, löst Schnee und Reif in Wasser auf. In der Hütte tropfen alle Wände, daß es Pfützen gibt am Boden; draußen ist überall ein See, die Wälder sind unbetretbar; nicht einmal zum Bäcker können die armen Kinder ohne Fußwasser in ihren schlechten Schuhen mit keinen oder zersprengten Hinterstücken, und daheim ist kein warmer Ofen, die Füße zu trocknen.

Ein solcher Winter war über's Land hereingebrochen und hatte viel Noth gebracht und manche Krankheit. Bäbeli litt unaussprechlich mit seinen Kindern in diesem Winter. Das letzte Stück Land war verkauft worden, das letzte Stück Geld schon lange ausgegangen, mit dem Spinnen wegen des immer mehr einbrechenden englischen Garns fast nichts mehr zu machen. Ueber Durèli schien ein immer wilderer schwarzer Geist zu kommen; er sah so wild drein, daß die Kinder sich verbargen, wenn er sie ansah, flohen, wenn er ihnen begegnete unter der Thüre oder in der Küche. Für den Winter hatte nichts angeschafft werden können, und wie Eiseli und der älteste Knabe sich auch preisgaben bei dem schlechten veränderlichen Wetter, konnten sie doch nicht das nöthigste Holz zum Kochen zusammenbringen, und das Holz, das sie um Gotteswillen von der Gemeinde erhalten und so viel als möglich zum Heizen

gespart hatten, ging vor Weihnachten zu Ende. Erdäpfel hatten sie wohl genug geerntet, aber wie etwas dazu anschaffen, wie den armen Kindern ihre Schuhe nur im nothdürftigsten Zustande halten? Das trieb Bäbeli oft den Angstschweiß aus, und so weit kam's, daß es Nächte durch ohne Licht beim Mondschein spann. Und wenn in Dursli's Anwesenheit nur eine Klage laut wurde, nur eine Bitte, deren Abschlag mit stillem Weinen vernommen wurde, so fuhr er wild auf, warf das Werkzeug in die Ecken, ließ die Arbeit liegen, machte sich fort und zeigte sich oft lange nicht wieder.

So war in Noth und Nässe Weihnacht herangekommen. Der Thauwind schnob durch die Felder, die Dorfstraßen thaten ihr weites Maul auf, armer Leute Kindern die Schuhe zu verschlingen oder wenigstens ihnen ihre kalte Nässe in dieselben zu gießen.

Dursli war am Tage vor Weihnachten am Morgen heimgekommen und war herumgelegen. Sie hatten abgegessen, Erdäpfel, aber ohne dreikreuzeriges Salz.

Johannesli, sagte die Mutter einem siebenjährigen Knaben, Johannesli, du bleibst diesen Nachmittag daheim, der Weg ist viel zu schlecht für dich, du brachtest diesen Morgen ganz nasse Füßchen heim und kannst sie ja nirgends trocknen. Ach Mutter, bat Johannesli, ich muß wahrhaftig in die Schule, kann nicht daheim bleiben. Gehorche schön, Johannesli, sagte die Mutter, du weißt ja, wenn ich etwas befehle, so bleibt es dabei. Da hing Johannesli weinend sich an der Mutter Schürze und jammerte: Ach Mutter, soll ich dann mein Lebtag nichts Gutes haben? Ammans Benz schlug diesen Morgen Wirths Mareili das Buch in den Koth; ich holte es ihm, da versprach es mir, es wolle diesen Nachmittag ein Zuckerbrod in die Schule bringen, ganz ein zuckeriges obendrüber, und mich ein paar Mal darüber lecken lassen. O Mutter, es bringt es gewiß. Das Weihnachtkindlein brachte es ihm schon am Donnerstag von Burgdorf. Und dann, Mutter, haben die

andern Kinder gesagt, diesen Abend könne man bei dem Bäcker große Weihnachtsmannen sehen, ganz von Lebkuchen. O Mutter, laß mich doch recht gehen.

Wo wäre wohl die arme Mutter gewesen, die ihrem Johannesli, dem sie selbst nichts zu geben wußte, die Freude, ein Zuckerbrödchen wenigstens ein- oder zweimal zu lecken, versagt hätte? Johannesli jauchzte laut auf, als er mit der Erlaubniß fortsprang, und die Mutter sah, das Gesicht an's Fenster gedrückt, ihm nach, sah, wie er schon nach wenig Sprüngen einen Schuh verloren hatte und schuhlos im Wasser stand. Aber ehe sie ihn zurückrufen konnte, hatte der muntere Junge die Schuhe wieder an den Füßen und fühlte die nassen Füße nicht, fühlte nur das ihm wartende Glück und war den Augen der Mutter entschwunden.

Diese aber konnte sich nicht enthalten, dem faulenzenden Manne zu sagen, ob er eigentlich keinen guten Blutstropfen im Leibe mehr hätte für seine Kinder, nicht einmal ihre schlechten Schuhe möge er ihnen flicken, es dünkte ihn's doch, sie sollten ihn erbarmen. Aber Dursli hatte noch kein Herz für Weib und Kind. Es nehme ihn wunder, sagte er, ob er dann nie ruhig zu Hause sein könnte. Es solle sich niemand verwundern, wenn er nicht daheim sein möge, wo man ihn nie ruhig lasse. Aber so seien die verfluchten Weiber u. s. w. So polterte Dursli, obgleich Bäbeli schon lange wieder schwieg, bis er sich in Zorn gearbeitet hatte und bis ihn der Zorn, der das Gewissen betäuben mußte, aufjagte und fort zum Hause hinaus, nachdem er mit seinem Fluchen das Kind in der Wiege geweckt hatte, so daß dieses ihm Zeter und Mordio nachschrie. Es war fast, als ob dieses Geschrei ihn jage, denn er ging nicht in die nächste Wirthschaft, nicht in die zweite. Er durchschritt schnell das Dorf, durchstrich ein weites Feld, ging durch den im Thauwetter schwarzen Wald, alles durch Dick und Dünn, als ob er es nicht achte, schnurstracks dem nächsten Dorfe zu. Dort waren auch neue Scheunhäuser, waren auch Bundesbrü-

der von allen Sorten und Schnepf nicht selten dort anzutreffen und Dursli dort ein wohlbekannter Gast. Es war eine düstere, niedere Stube, in die er trat; auf unsauberem Tische standen noch einige Branntweingläser, aber Gäste waren keine da. Der schmutzige Wirth saß allein auf dem Ofen und rauchte.

He, bist du es, sagte der Wirth, ich glaubte bereits, es wolle heute niemand kommen, es sei Alles geistlich geworden. Was willst, was soll ich dir bringen? Einen halben Schoppen, aber Trusenbranntwein, ich bin naß, sagte Dursli. Als der Wirth den halben Schoppen vor Dursli gestellt hatte, sagte er: Dursli, habe es nicht ungerne, aber es ist bald Neujahr, da wird man mit Zahlen nicht fertig, besonders wenn man Dienstboten hat, und wenn du mir die dreiundsiebenzig Batzen geben könntest, welche du mir schuldig bist, so wäre es mir sehr anständig, von wegen man hat die Sachen auch nicht umsonst. Dursli sagte, so viel Geld hätte er nicht bei sich, ihm seien auch noch viele Leute schuldig und dächten nicht an das Zahlen, die wolle er mahnen und kriege er Geld, so müsse der Wirth das seine auch haben. Behüte, sagte der Wirth, so stark pressirt das nicht, ich hätte es nur gerne so bald als möglich, man kann nicht immer nur ausgeben, man muß einnehmen auch. Beider Gespräch war eben nicht zärtlich, als Schnepf kam, naß und müde, also auch nicht in zärtlicher Stimmung. Er that noch herrischer als sonst und behandelte Wirth und Dursli tüchtig von oben herab, schimpfte über alle Leute und sagte, er hätte jetzt doch bald genug für Andere die Katze durch den Bach gezogen, er wolle jetzt Andere auch machen lassen, sie könnten dann erfahren, welcher Presit bei der Sache sei. Er fuhr Dursli an, wie er es lustig habe, daheim auf dem warmen Ofen zu sitzen, während er in so schlechtem Wetter herumlaufen müsse. Daheim könne ein jeder Laffe ein weites Maul machen, aber wenn man vor die Herrn solle, da wolle sich niemand zeigen, ein jeder wolle rückwärts daraus; gerade

so ein Hosensch....., wie du einer bist, sind Alle. Durs li hatte seinen halben Schoppen getrunken, war sonst aufgeregt und nahm das nicht so unterwürfig auf wie sonst. Er sagte, er hätte seinen Theil auch gethan und er sei nicht nur gelaufen, sondern er hätte noch viel Geld eingeschossen und viel für Andere bezahlt, er möchte doch nun wissen, ob er etwas wieder kriege und wann. Melkkuh wolle er nicht länger sein. Alle Leute wollten Geld von ihm, er möchte endlich auch wissen, wer ihn zahlen wolle. Vor allem aus wünsche er, daß Schnepf ihm wieder gebe, was er für ihn persönlich ausgelegt habe, wenn derselbe gesagt: Durs li, bezahle doch für mich, ich habe mein Geld in den andern Hosen vergessen. Er wolle schon mit ihm rechnen, sagte Schnepf. Das käme ihm sauber heraus, wenn jeder Tropf ihm Rechnung machen wollte. Durs li sollte sich schämen, von den paar lumpigen Kreuzern zu reden, welche er für ihn ausgelegt hätte. Wollte er seinen Rock kehren, so regnete es ihm so viel Dublonen, als er aufliesen möchte. Und jetzt solle er ihm das Maul nicht mehr aufthun, sonst welle er ihm sagen, was er für ein Lumpenkerl und Laffe sei.

So wetterte Schnepf auf den Durs li los mit seiner geschliffenen Zunge, daß dieser in stillem Ingrimm eine Zeit lang zuhörte und, da er mit den wenigen Worten, die er zwischen hineinbrachte, nichts ausrichtete, endlich die Thüre in die Hand nahm und ging. Aber es kochte wild in ihm, und der gelbe lange Mann mit dem wilden schwarzen Bart sah unheimlich aus allen Begegnenden in der Abenddämmerung. Mit dem innern Frieden war der heitere Durs li und seine rothen Backen schon lange verschwunden. Er brachte es aber nicht weiter, als etwa hundert Schritte d. h. zur nächsten Wirthschaft. Dort saßen Mehrere und spielten, trotz dem daß es heiliger Abend war; es waren auch Durs li's Bekannte. Derselbe setzte sich zu ihnen, und nicht lange ging es, so sprach einer derselben ihn um ein paar Batzen Geld an, er wolle es ihm nach dem Neujahr wieder geben. Da brach Durs li zornig

los: er ſolle ihm das zuerſt wieder geben, was er ihm ſchuldig ſei. Ihm fordere Alles Geld, und wenn er das ſeine wieder haben wolle, ſo hätte man keines für ihn: er ſei jetzt lange genug der Narr im Spiel geweſen. Ei, lautete die Antwort, wenn man Bundesbrüder ſein wolle, ſo müſſe man einander helfen, ihm ſtände das wohl an, er hätte ein Häuschen, brauche keinen Hauszins zu geben. Wolle er nicht Geld geben, ſo ſolle er wenigſtens für ihre Sache gut ſprechen. Aber Durſli wollte nicht, wollte einmal wiſſen, was er von ſeinem Gutſein hätte, er ſehe nichts dabei herauskommen, als ein Böshaben.

So entſpann ſich ein immer hitzigerer Streit tief in die Nacht hinein, der in eine Schlägerei auszuarten drohte, von welcher der Wirth möglicher Weiſe Ungelegenheiten haben konnte. Er ſuchte daher einzulenken und fragte Durſli, ob er nicht fort wolle, das ſei die Nacht ja, wo die Bürglenherren ihren Umgang hielten. In der heiligen Nacht ſei es nie richtig durch den Utzenſtörler Wald zu gehen. Da begann Durſli, in dem Bath und Branntwein ein wüthend Feuer entzündet hatten, gar läſterliche Reden auszuſtoßen, die ich nicht wiederholen mag, denn er läſterte die heilige Nacht. Das Reputierlichſte, was er ſagte, war, daß er, der Teufel ſolle ihn nehmen, ſich nicht fürchten thäte, wenn der Teufel ſelber käme ſammt ſeiner Großmutter; er wolle dem Teufel den Schwanz ausreißen und damit ſeine Großmutter an die höchſte Tanne hängen auf der Bürgeln. — Den Andern, ſo ſchlecht ſie waren, war doch nach und nach bange, und es ſtrich ſich Einer nach dem Andern nach Hauſe. Und alleine ſaß bald der gelbe, wilde Durſli und ſaß hinter dem dritten Schoppen und wollte noch abſolut etwas eſſen; daheim aber ſaß bei erliſchender Lampe ſein ſeufzend Weib und betete, und die armen blaſſen Kinder, die um eine leere Tiſchſchublade, wo üblicher Weiſe ſonſt das Brod bewahrt wird, und hinter einer kleinen Schüſſel geſeſſen, in welcher eine blinde Waſſerſuppe geweſen war, lagen ſchlafend in den Armen ihrer Engelein. Endlich ſchlug's eilf Uhr. In

der düstern Stube saß der Wirth weit von Dursli hinter düsterer Lampe fast unsichtbar im Tabacksrauche; draußen heulte der Wind, Schnee und Regen schlugen prasselnd an die Fenster. Da schlug Dursli wild seine letzten Kreuzer auf den Tisch, vom Wirthe schon lange zum Weggeben gemahnt, und ehe derselbe schläfrig sie zusammengelesen hatte, war Dursli draußen in dem wilden Wetter.

Kein Lichtlein brannte mehr im Dorfe, kein Lichtlein brannte in Dursli's Herzen, hohl heulte der Wind durch die Gassen und wirbelte Schnee und Regen herein. Ein furchtbarer Zorn brauste durch Dursli's Adern über die Menschen, über die ganze Welt, über alles, alles; und daß ihm doch jemand begegnen möchte, den er halb todt schlagen, daß ihn doch nur ein Hund anbellen möchte, den er erstechen könnte, war des gelben wilden Mannes Gebet in der heilgen Nacht. Aber stille blieb's auf der Straße, stille um die Häuser, kein Mensch eilte durch die Nacht, in die Nacht hinein bellte kein Hund — Gott wacht auch über die Schritte der Menschen, über das Bellen der Hunde. Aber immer gewaltiger toste der Sturm von ferne her gleich dem Donner des aufgeregten, tausendjährige Felsen stürmenden Meeres, und grauenvolle Finsterniß lagerte über der Erde. Und immer finsterer ward's, als er in die Einschläge kam, wo in dichten Reihen Bäume stehen, mit weit hinausreichenden Aesten den Boden berührend, als der mächtige Wald wie eine unendliche schwarze Wand immer näher vor ihn trat, und immer fürchterlicher heulte der Wind durch der Eichen spröde Aeste, durch der Tannen biegsame Wipfel. Und immer heißer kochte in Dursli der Zorn über Gott und Menschen, immer wilder stürmte er weiter, da glitschte er aus auf dem schlüpfrigen Fußweg und hart fiel er nieder. Fluchend, daß der Teufel alles nehmen möchte, sprang er auf, stürmte weiter, stieß nach wenig Schritten hart an einen Baum und stürzte rücklings nieder, und wie höhnend und jubelnd sauste über ihn hin der Sturm. Da riefelte wie vom kalten Boden

auf eine kältende Gewalt ihm durch die Glieder, und ohne Fluch, aber trotzig noch ſtellte er ſich auf die Beine und ſchritt raſch als wie gegen einen Feind dem immer ſchwärzer, grauſer ſich darſtellenden Wald zu.

Da ſchlug wie mit unſichtbarer Hand ein herabhängender Aſt das Geſicht ihm blutig, da fiel er halb betäubt über den zum Durchgang erniedrigten Zaun in den Wald hinein, dicht bei der Bürgeln, und mit dem Kopf in eine Pfütze. Nun brach der ganze Trotz zuſammen; das Bewußtſein, daß er ein Sandkorn ſei in eines Allgewaltigen Hand, brach in ihm auf, ward aber zur ſchrecklichen Geiſterfurcht, die dicht vor ſich in einem kleinen Tannenbaum des Teufels Großmutter ſah und in einer jungen ſchlanken Eiche den Teufel ſelbſt. Höllenangſt ſchnürte des Durſli's kurz zuvor ſo trotzig Herz zuſammen, die Lippen, die ſo frech gelästert hatten, bebten, und ſeine Zähne klapperten noch lauter, als die Zähne ſeiner Kinder, wenn ſie beteten vom Froſt geſchüttelt. Durſli, der lange nie zu ſeinem Gott gebetet, denſelben verhöhnt hatte, derſelbe Durſli betete jetzt in heißer Seelenangſt zum Teufel und ſeiner Großmutter, bat ſeine Läſterungen ab, bat, daß ſie ihn doch ruhig ließen, daß er ihnen ja gern wolle helfen Teufel ſein und im Lande herum kaſtiren wolle mit Aufweiſungen und Branntwein, und daß er ihnen helfen wolle, den Leuten die Haare noch viel ärger zuſammenzuknüpfen, als ſie bereits geknüpft wären.

Da ſchien es dem zum Teufel Betenden, als ob derſelbe zu ſeiner Großmutter ſich neige, als ob es darauf hinter ihnen zu ſeufzen und zu ſtöhnen beginne, als ob etwas ſchlüpfe zwiſchen beiden durch, über ihn weg und wie Windeswehen hinaufeile gegen die Kopyiger Straße mit fliegendem Athem.

Aber nur einen Augenblick hörte er es, dann brach es los, als ob die ganze Hölle von dem Teufel und ſeiner Großmutter aufgerufen werden ſei gegen ihn. Es heulte wie Hundegebell, es ſchmetterte wie Pferdewiehern und Hufengeſtampf,

es klang wie das Hallo brünstiger Jäger, wie Sporengeklirr und Peitschenknall, es klang und tönte über den Boden hin und durch die Wipfel der Bäume. Ihm wollten die Sinne vergehen. Aber die wilde gräßliche Jagd weilte nicht bei ihm, sie eilte dem seufzenden Windesweben nach hinauf in den Wald, dem Lindenhubel zu. Und wie der gräßliche Spuk weiter und weiter verröhnte, ward freier und freier des wilden Mannes in Todesangst geklemmte Brust, höher und höher hob er sein Gesicht aus der Pfütze. Und als er nichts mehr hörte, als er mit seinen verkotheten Augen auch den Teufel und seine Großmutter nicht mehr sah, da begann es ihm wohler zu werden und er erhob sich. Schief durch den Wald, der Ecke des Einschlages zu zielend, um auf die Straße zu kommen, tappte er mit zitternden Beinen vorwärts und dachte bei sich, wenn er jetzt dem Teufel entrinne, so solle der ihn wahrlich nicht mehr kriegen.

Schwarz wie die Hölle war der Wald, den Weg fühlte er nur unter den Füßen, er sah nicht einmal die über einem Weg übliche Helle durch die Bäume. Vorsichtig tappte er auf dem bösen Wege und er meinte schon, als werde es etwas heller gegen das Koppiger Thürli zu, da ward oben im Walde gegen das Oberholz hin wieder ein seltsam Schnauben und Tosen hörbar. Als ob ein gespenstig Wild oberhalb dem Lindenhubel, bei dem allen Jägern wohlbekannten Kreuzwege im Lohn sich gewendet und durch das Oberholz nieder dem verlassenen Lager zueile und hinter ihm drein die wilde Jagd, die Hunde und die Jäger, Alles auf der Feldseite dem Bühl nach den Wald nieder, tobte es näher und immer näher, immer schauerlicher, immer grausiger. Kalt wurde es Durtli um's Herz, jetzt konnte er Glauben fassen, aber den gräßlichen Glauben, daß der Teufel ihn nicht lassen wolle, und dieser Glaube stellte ihm die Haare bergauf, und als mit diesem Glauben glühende Reue ihm in die Seele glitschte, rauschte wieder an ihm vorüber das frühere Windesweben mit Seufzen und Keuchen, aber

markdurchdringender, herzdurchſchneidender, rauſchte wie in letzter Anſtrengung durch den offenen Wald, die alten Eichen hin, die Wolfrichte hinab, dem Bachtelenbrunnen zu.

Aber hinter ihm drein ſtob das wüthende Heer heulend durch die Bäume, wilder klafften die Hunde, wilder ſchnoben die Roſſe; durch Sporenklirren und Peitſchenklang wie Donner Gottes klang der Jagdhörner Geſchmetter, wie das Berſten der Erde der wüthenden Jäger Jagdruf, und hintendrein ſchien ihm auf haushohem Roß, lang und ſchwärzer wie die Nacht, der Teufel ſelbſt zu reiten mit wildem Ruf und Peitſchenknall. Hart an ihm vorüber ſtürmte die wilde Jagd, und noch näher an ihm vorbei ſauste der ſchwarze gewaltige Reiter, und unter ſeinem Kinn fühlte er deſſen Stiefelſpitze, fühlte unter ſeinen Füßen den Boden nicht mehr, und als führe er wie ein Stein von der Schleuder durch die Lüfte, ward ihm zu Muth. Und mitten in der ſchwarzen Nacht ſchien plötzlich ein gräßlich Feuer vor ihm aufzuwallen, ein fluthend Flammenmeer: eine unwiderſtehliche Gewalt warf ihn mitten in daſſelbe; die Feuerwellen ſchlugen über ihm zuſammen, brannten ihn bis ins Herz hinein, brannten ihn immer fürchterlicher, aber verbrannten ihn nicht. Alles ward an ihm zu Feuer, aus den Augen ſteckten Feuerſtröme, aus den Ohren ſprühten Flammenbogen, und doch ſah er mit den Augen, hörte mit den Ohren. Er ſah mit den Augen einen gräßlichen glührothen Teufel mit feurigem Tannenbaum das Feuer ſchüren in dem ungeheuren Ofen, aus dem die Feuerwellen quollen häuſerhoch; und in der Ofenglut ſchienen Tauſende von Menſchen ſich zu winden, zu feurigem Knäuel geballt, und mitten hinein in dieſen Ofen fühlte er ſich ſelbſten fallen, und mit dem glühenden Tannenbaum rührte ihn der Teufel in den glühenden Knäuel mitten hinein. Da ſpürt er, was Höllenpein ſagen will.

Und wie der Teufel ihn herumrührte im Ofen, daß das Feuer auflederte mit wüthender Gewalt und jedes Häärlein an ihm zur eigenen Hölle wurde vor Hitze und Glut, ſo rollte

die Worte in heiſerem Donner der Teufel ihm zu: Kennſt du jetzt den Ofen, der dem Teufel ſeine Schenken heizt mit lauter Vätern, deren Kinder frieren in ſchlechten Schuhen, auf kaltem Ofen, während die Väter Branntwein ſoffen? Und auf's neue rührte der Teufel von Grund auf die Glut, und Tauſende von Menſchenhäuptern wirbelten von neuem auf wie glühende Kohlen, und in den Häuptern glänzten die Augen, und aus ihnen quellen Feuerſtröme, die heißen Thränenſtröme der Mütter, deren Kindern anfroren auf den kalten Wangen ihre kalten Thränlein, während die Väter in warmen Wirthsſtuben ſaßen. Und wie der Teufel den Knäuel wieder umrührte mit ſeinem Tannenbaum, das Feuer neu anfziſchte, hob eine Fluth ihn empor über den Ofen hinaus, und tiefer und tiefer ſank er wieder in's Feuermeer. — Für dieſe Hölle ward er zu leicht erfunden.

Bald ſah er es unter ſich glitzern und funkeln, wie Eiſen im Feuer funkelt, wie gezückte Schwerter in der Sonne blinken, und wie ein Lanzenheer bohrte es ſich ihm entgegen. Millionen Hecheln waren es, neben einander in unendlichen Weiten, weithoch auf einander gethürmt; in dieſe Hecheln hinein regnete es Menſchen fort und fort, und er fiel hinein und durch eine Reihe nach der andern, und die Reihen nahmen kein Ende, und jede untere Reihe war feiner, als die obere Reihe und durchbohrte, was die andere ganz gelaſſen. Billionenmal durchſtochen von den feurigen Spitzen zerriß er dennoch nicht, ſein Leib war zähe geworden, wie es ſeine Seele war; aber unbeſchreiblich war dieſe Pein, und des feurigen Ofens Pein dagegen wie Hochzeitsluſt. Und mitten in den Hecheln rollten glühende Walzen, und zwiſchen die Walzen rollten die Zerſetzten und, zuſammengedrückt in den Walzen, wieder in die Hecheln hinein, in feinere und immer feinere.

Das Fallen nahm kein Ende, und an jeder Walze ſtand ein rothglühender Teufel und wirbelte Wolken feurigen Pfeffers auf die Zermalmten und lachte ihnen zu mit teufliſchen Geberden: das ſei des Teufels Trotte und Kelter, wo er für ſeine

Schenken den Branntwein presse aus denen, welche auf Erden Herzen gepeinigt, gemartert, zerdrückt hätten ihrer Weiber, ihrer Männer, ihrer Kinder Herzen. So fiel er von Hechel zu Hechel, von Walze zu Walze und endlich in eine, aus der er nicht wieder hinaus kam. Es ward wieder finster um ihn, durch die schwarze Nacht schien er wieder zu fahren und verlor sich selbst darin nach und nach, ward selbst zu einem Atom der Nacht.

Ausgetobt hatte der Sturm, durch zerrissene Wolken glänzte der untergehende Mond, gegen Morgen dämmerte Licht, und stille wars über der Erde; es war, als ob sie in tiefer Andacht lauschen wolle der frohen Kunde, daß ihr heute der Heiland geboren worden, der Ehre Gott in der Höhe bereiten werde und Friede den Welten.

Beim Keppigen Thürlein in der alten Kiesgrube regte es sich, und tiefes Stöhnen drang über die Ränder derselben. Dort lag Durali, und in ihm dämmerte nach und nach wieder Bewußtsein empor; er begann zu fühlen, daß er noch lebe, aber schrecklich, in dumpfer Rückerinnerung des noch gräßlichen Traumes, schien ihm sein Zustand. Wie Feuer brannte es ihn im Halse, in den Augen; allenthalben zerstochen, zerfetzt schien ihm sein Leib herumgewirbelt in feurigen Walzen. Er begann sich zu erinnern, wie ihn der Teufel mit seines Stiefels Spitze seiner Hölle zugeschleudert, und zu welchen Qualen er verdammt worden, weil er seine Kinder hungern und frieren ließ, während er in allen Schenken schlemmte, weil er das Herz seines braven Weibes täglich gemartert hatte in scheußlicher Unbarmherzigkeit.

Heiß brannte ihn der Angstschweiß, aber nicht auf der Stirne; wer sich in der Hölle glaubt, dem brennt der Angstschweiß auf dem Herzen, während im Frost klappern seine Glieder.

So lag er lange in schauerlicher Stille und lauschte seiner Qual. Aber stille blieb es um ihn; er hörte nicht des Feuers Prasseln, nicht der Walzen zermalmend Knirschen, nicht des

glührothen Teufels Hohn, nicht der zermalmten Menſchen Angſtgeſtöhn, und ſtille ſchien ihm ſein Leib zu liegen, nicht herumgewirbelt zu werden im Ofen, nicht zu fallen von Hechel zu Hechel — er wußte nicht mehr, wo er war. Er verſuchte die Augen zu öffnen, lange umſonſt, und als die verkleiſterten Augenlieder endlich ſich trennten, ſah er keine Nacht mehr, keine Teufel, kein Feuer, es flimmerten Sterne ihm in die Augen, und der ſtille Mond warf ſeinen lieblichen Blick ihm zu. Da kam ein unbeſchreiblich Gefühl über ihn, da wußte er, wie es einem armen verdammten Sünder zu Muthe wird, wenn ihn Gottes Hand aus der Hölle führt; denn das wußte er nun, in der Hölle war er nicht, da glänzen Gottes Sterne nicht, da ſpendet nicht der ſtille Mond ſeinen tröſtenden Schein. Aber wo war er, war er im Himmel? Er konnte es nicht glauben, er wußte nun, daß ein gewiſſenloſer, unbarmherziger Vater nicht in den Himmel komme. Seinen ſchweren, zerſchlagenen Kopf hob er mühſam auf, ſah mit immer tieferem Staunen um ſich, denn er ſah Baumwipfel, ſah eine Grube um ſich, hörte Waſſer rauſchen dicht neben ſich; mühſam hob er höher ſich auf, da ſah er ſich im Walde, ſah eine Straße, ſah ein Thürlein, Felder hinter demſelben und hinter dieſen ein langes Dorf; und endlich ward es ihm deutlich, daß er noch auf Erden ſei und zwar in der alten Kiesgrube beim Koppigen Thürlein. Da ſaß er nun, der jämmerlich zerſchlagene, im Froſte klapperude Mann, verwirrt und betäubt, und ehe er zur Beſinnung gekommen, wie er in dieſe Kiesgrube gerathen, ob auf einem natürlichen Wege oder von guten Geiſtern aus der Hölle hieher getragen, übermannte ihn ein markdurchdringend Gefühl ſeiner Erbärmlichkeit, er weinte bitterlich, ſeit Jahren zum erſten Mal. Seit Jahren zum erſten Mal war der Feuergeiſt ſo recht gründlich aus ſeinem Leibe gewichen, und in ſeinem Leibe hatte er nichts mehr als ſeine arme Seele; ſeit Jahren war der Feuergeiſt, der Branntwein, Meiſter in dieſem Leibe geweſen, er hatte geredet und gehandelt, und ſeine

arme Seele war in ſeinem Leibe nur geweſen, was ein arm gebrechlich weinend Mütterchen, welches eine böſe Sohnsfrau nur in finſterem Winkel duldet, die von dort aus nicht einmal einen Seufzer verträgt.

Nun hatte die naſſe kalte Nacht den Feuergeiſt gänzlich aus dem Leibe gejagt, und draußen in der Kiesgrube war kein Branntwein. Durſli trug glücklicherweiſe kein Fläſchchen bei ſich, den böſen Geiſt konnte er nicht zurückrufen. Nun begann ſeine Seele ſich zu regen, die arme Seele, aus ihrem finſtern Winkel hervor, und dieſe arme Seele, nun nicht mehr unter der Gewalt des Feuergeiſtes niedergehalten, begann zu reden wie mit tauſend Zungen von Weib und Kindern, von falſchen Freunden und teufliſchen Verführern, von Elend und Noth, von Gott und dem Teufel, und tauſend Ohren ſchienen ihm zu wachſen und zu vervielfältigen alles, was dieſe tauſend Zungen ſprachen. Was Andern in Jahren Stunde um Stunde ihr Gewiſſen zuraunt, überfluthete Durſli auf einmal in Sekunden. Dieſe Fluth war nicht eine Rede, nicht ein langes Verhalten vieler Dinge, es war das blitzartige Auftrollen ſeines ganzen Lebens, unverſchleiert, unübertüncht, in ſeiner ganzen, grellen Sündhaftigkeit: wie er es gehabt und wie er jetzt d'ran ſei, was Weib und Kinder ausgeſtanden und wie er ſelbſt ſein eigener Teufel geweſen, wie er aus dem fröhlich ſingenden Durſli einen liederlichen, elenden Mann gemacht, das ſtand alles lebendig vor ſeinem innern aufgegangenen Auge. Da durchdrang ihn eine unendliche Muthloſigkeit, die tiefſte Selbſtverachtung; in ſo tiefes Elend hinein hatte er ſich reißen laſſen, mit ſo geringer Mühe hatte er ſich aus einem liebenden Gatten und Vater zum Peiniger ſeines Weibes, ſeiner Kinder umwenden laſſen! Da fühlte er den Sinn deſſen in ſich, der betet: Mein Gott, ich ſchäme mich, mein Angeſicht aufzuheben zu dir! Mein Gott, meine Miſſethaten ſind über mein Haupt gewachſen, meine Schuld iſt groß geworden bis in den Him-

mel! Da kamen von selbst aus seiner Seele die Worte: Ihr Berge fallet über mir zusammen, ihr Hügel decket mich!

Und in diesem Elend kam die Sehnsucht über ihn nach seinen Kindern, nach seinem Bäbeli; wenn er den Kindern nur noch einen Kuß geben könnte, wenn er Bäbeli nur noch einmal die Hand drücken und ihm sagen könnte, wie leid ihm alles sei, dann, dünkte ihn, wolle er gerne sterben. Und wie er so sterbensmatt schlotternd da saß in der Kiesgrube, dachte er, er wisse nicht, wie weit noch sein Sterben sei, und wenn er noch einmal Weib und Kinder sehen wolle, müsse er eilen; so richtete er langsam sich auf: kein Glied war ihm zerbrochen im Fallen, aber gar langsam trugen ihn diese matten, zerschlagenen Glieder.

Schon beim Thürlein mußte er wieder stille stehen und ausruhen; sein Leib däuchte ihn viele Centner schwer, und als ob er mit den Beinen tief in der Erde ginge, war es ihm, und seine Seele war auch so matt und trostlos, daß er keinen Muth mehr darin fand, heim zu gehen und sein Elend zu bekennen. Und als er so muthlos da saß am Thürlein, begann es in dem vor ihm liegenden Dorfe zu läuten. Es war das Zeichen, daß die Menschen erwacht seien, daß sie sich bereiten wollten, dem Herrn Lob und Ehre darzubringen an seinem heiligen Tage, und alsobald mischte diesem Geläute das Kirchlein des Dorfes, woher Ursli gekommen war, seine schwesterlichen Klänge bei, und so wie es von beiden Kirchen herläutete hell und klar, so kamen aus weitern Kreisen her die Töne anderer Kirchen und bildeten zu den hellen Klängen den feierlichen Chor. Da ward ihm feierlich zu Muthe: es war ihm, als riefe ihm dieses Geläute zu heimzukehren; es war ihm, als ob auf dem Grunde seines Herzens sich ein Hoffen zu regen beginne auf eine neue kommende Zeit, als ob ihm der Glaube käme, daß auch ihm heute nicht nur der Welt Heiland, sondern gerade sein eigener Heiland geboren werden, als ob jede Glockenstimme eine Mahnung sei, daß Freude im Himmel sei über

jeden ſich bekehrenden Sünder und ein Frohlocken bei den heiligen Engeln, als ob jeder Ton, der ihm in die Ohren dringe, eine Verheißung ſei, daß die Kraft Gottes ſo gut in ſein Herz kommen könne, als ſeiner Glocken Stimme.

Es zog ihn auf's neue heimwärts, es glomm der Muth wieder, zu ſeinem armen Weibe zu ſagen: Bäbeli, ich habe geſündigt vor Gott und vor dir, ich bin nicht werth, deiner Kinder Vater zu ſein; aber kannſt du mir vergeben und vergeſſen, ſo will ich mit Gottes Hülfe ein anderer, der alte Dursli wieder werden. Und als er dieſes dachte, da ward es warm in ſeinem Herzen und Thränen kamen ihm in die Augen, und er hob den Fuß zu dem heiligen Gang — da kreiſchte neben ihm eine Stimme, die zerdrückt aus einem verquollenen Halſe kam: Ei, guten Tag, Dursli, was ſtehſt du da wie der Pfaff an einer Kirchweih? du ſiehſt ja aus, als ob des Teufels Großmutter mit dir getanzt hätte, und machſt ein Geſicht, wie wenn du an einem fauſtdicken Tannzapfen erſticken wollteſt! Es war die Stimme einer wohlbekannten Landſtreicherin, berühmt als Wahrſagerin und Hexe, die in allen Schenken ſehr gut bekannt war und mit allen Lumpen gute Kameradſchaft hielt. Komm du, ſagte ſie, mit mir hinter'm Dorfe durch in die Schenke, Troſt zu holen, du haſt ihn nöthig; was Teufels iſt mit dir heute? Ganz weichmüthig wies er von der Hand dieſes Anſinnen und ſagte offenherzig, wie er heimgehen wolle zu ſeinem Weibe und ſeinen armen Kindern, wie er ſein gottloſes Leben einſehe und ihnen wieder Vater ſein wolle. Verwundert hatte die Hexe aus ihren triefenden Sauaugen ihn angeſehen, als ſie Dursli ſo reden hörte, und als er fertig war, hob ſie ein heiſeres wüſtes Gelächter an: Was Teufels ficht dich an, Dursli, ſagte ſie, biſt du verrückt geworden oder biſt du bei den Frömmlern an der Verſammlung geweſen? Was, du willſt vor deines Weibes bleiches Fratzengeſicht hinknien? Willſt ſelbſt ihr den Kopf noch groß machen, dir die Schlinge um den Hals legen. Ja, die würde künftig ſchön mit dir um-

gehen! Komm du mit mir; wenn du einen Tropfen guten Wein im Leibe haſt, wirſt du aus einem andern Loch pfeifen. Wenn man friert, iſt man nur ein halber Menſch, und du wirſt dieſe Nacht betrunken hinter einer Hecke gelegen haben, da iſt dir das Herz in die Schuhe gerutſcht. Nein, ſagte Durſli, an dem Allem iſt nichts; aber wenn dir begegnet wäre, was mir, du würdeſt auch wieder beten lernen. Nein, beim Geier nicht, antwortete das garſtige Weib, und wenn der Teufel ſelbſt käme, er würde mich nicht zu einem Kopfhänger machen können. Aber, ſagte Durſli, wenn du geſehen und gehört hätteſt, was ich, ſo würdeſt du auch glauben, daß es noch etwas Anderes gibt, als was man alle Tage ſieht — daß es eine Hölle gibt und man ſich beſſern muß, wenn man nicht darein gerathen will. Und nun erzählte ihr Durſli offenherzig die Abenteuer der vergangenen Nacht: was er von der Bürglen herkommen geſehen, wie der Teufel ſelbſt ihn angeritten und durch die Luft geworfen, und wie er dann durch die Hölle gefahren und endlich in der Kiesgrube erwacht ſei. Bei dieſer Erzählung machte die alte Hexe nach und nach ein ernſthaftes Geſicht, und Durſli glaubte ſchon, ſie bekehrt zu haben und zum Glauben gebracht, da leuchtete es in ihren Augen auf wie ein brennend Haus. Und du willſt geiſtlich werden, wo du jetzt glücklich werden kannſt! ſchrie ſie auf und faßte Durſli mit ihren langen kralligen Fingern krampfhaft am Arme. Weißt du und merkſt du denn nicht, daß ſich dir die Bürglenherren kundgegeben haben und daß ſie dir ihre Schätze geben müſſen, wenn du nur Muth haſt und nicht heulſt wie eine alte Frau. Der Teufel wird ſatt ſein, ihnen nachzureiten, hat er dir doch den Stiefel dargehalten, damit du aufſitzeſt; weil du aber da geſtanden wie ein Oelgötze, hat er dich in die Kiesgrube geworfen. Aber die Hölle kam dir nur im Traum vor; der Teufel iſt kein Narr, diejenigen zu erſchrecken und zu quälen, die es mit ihm halten. Du biſt ein Frohnfaſtenkind, ſonſt hätteſt du das Alles nicht geſehen. O, du Dummkopf, wie

glücklich könntest du werden, wenn du nur Muth hättest. Weißt du, wie groß der Schatz ist auf der Bürglen? Du könntest damit das ganze Dorf auskaufen, der Dünkel-Dursli wäre nicht werth, dein Stiefelknecht zu sein, den Schloßteich zu Landshut könntest du abwechselnd mit Branntwein oder Muskateller füllen und ruhig auf der Terrasse sitzen und von hundert Knechten dir zutragen lassen, was dein Herz gelüstet. Dann kannst du deinen Kindern meinethalb Essen zukommen lassen bis genug und deinem Bäbeli zuweilen etwas Holz; du würdest dann wohl eine schönere Frau zu dir nehmen, als das bleiche Bäbeli! Wenn du morgen Nachts wieder da bist, so kannst du den Schatz noch immer kriegen; sie müssen drei Nächte nach einander den Wald durchreiten und hinter ihnen her der Teufel. Komm geschwind in die Schenke, dort kannst du dich erwärmen, und will dir alles erzählen, was du zu thun hast. Aber Dursli sagte: Nein, in die Schenke gehe ich nicht; du kannst mir hier auch erzählen, wie es sich mit den Bürglenherren verhält.

Da auf der Bürglen, begann die Alte, stand vor alten Zeiten ein Schloß, das sehr vornehmen Edelleuten gehörte; sie waren aber liederlich und verprazten all' ihr Gut, daß sie gar kein Geld mehr hatten, um Wein zu kaufen und Kleider, und waren doch immer durstig und hoffährtig. Da übergaben sie sich dem Teufel mit Leib und Seele, und der verhalf ihnen zu schrecklich viel Geld und Gut, so viel sie nur haben wollten. Wie sie einmal das Geld hatten, war es ihnen doch nicht recht, dem Teufel anzugehören, sie hätten das Geld behalten mögen und doch vom Teufel los sein, aber sie wußten nicht, wie sie das anfangen sollten.

Die sieben Brüder hatten aber eine Magd, die stand dem Hause vor, war aller Brüder Geliebte und keine listiger als sie auf hundert Stunden in der Runde. Diese sagte ihnen, wie der Teufel zu betrügen wäre, so daß sie von ihm loskämen und doch alles behalten könnten. Die Brüder versprachen

der Magd, der Jüngste müßte sie heirathen, wenn ihr Rath sie glücklich davon brächte. Da sagte sie, in der heiligen Nacht und zwei Tage, zwei Nächte nachher dürfe der Teufel nicht aus der Hölle hervor, das hätte ihr einmal ein Pfaffe gesagt. In der heiligen Nacht wollten sie sich mit Hab und Gut fortmachen, und während den drei Tagen möchten sie denn doch weit kommen; wenn dann der Teufel wieder hervorkomme, so wisse er nicht, wo sie hingekommen seien, und wenn er sie nicht mehr finde, so seien sie ja entronnen.

Aber der Teufel hatte auch einen Liebeshandel mit der Köchin zu Bürglen, und diese war eifersüchtig auf die Magd; sie sagte daher dem Teufel wieder, was im Werke sei zu seinem Schaden. Da ging der Teufel nicht in die Hölle, deren Thor während den drei heiligen Tagen verschlossen wird, und damit man ihn nicht hineinjage, verkleidete er sich und hielt in der Nähe sich auf, lauerte in der heiligen Nacht auf die Brüder unten am Schlosse, auf einem großen, schwarzen Rosse. Als sie nun fortzogen mit Sack und Pack, Hunden und Rossen, und voran mit dem jüngsten Bruder das Mägdlein, fuhr er hinten d'rein mit Sausen und Brausen, daß sie erschrocken fortstoben wie gehetztes Wild, voran das Mägdlein, welches alsbald vom Rosse fiel. In der heiligen Nacht hätte er ihnen eigentlich nichts thun dürfen, aber als sie vom Lindenhubel dem Oberholz zugeritten, wäre er ihnen vorangeritten und hätte sie herumgejagt, daß sie den Wald hinunter hätten reiten müssen, dem Bachtelenbrunnen zu mit wildem Angstgeschrei.

Dort wendeten sie sich nun, wieder der Bürglen zu, kamen glücklich vor dem Teufel in das Schloß und verwahrten das Thor, so daß der Teufel, der in diesen Nächten keine besondere Gewalt hat, draußen bleiben mußte. Drinnen ward den Brüdern nun gar angst, was der Teufel wohl mit ihnen anfangen werde, wenn die heilige Zeit vorbei sei. Aber das Mägdlein, welches vor allen Andern wieder im Schlosse war, tröstete sie, der Teufel werde jetzt wohl wieder in der Hölle

ſein und in der folgenden Nacht ſie nicht ſtören können: ſie ſollten die Flucht noch einmal wagen. Sie thaten es, aber es ging ihnen gerade ſo wie das erſte Mal. Da fürchteten ſie ſich noch mehr und drohten dem Mägdlein, daß ſie es dem Teufel hingeben wollten für ſeinen böſen Rath; es könne die Suppe ſelbſt auseſſen, die es eingebrockt. Aber das Mägdlein hielt ihnen dringend an, daß ſie das nicht thun ſollten, ſondern die Fahrt zum dritten Mal verſuchen. Wenn der Teufel ſchon nicht in der Hölle ſei, ſo werde er ſicher, weil er zwei Nächte hintereinander nicht geſchlafen, jetzt ſo feſt ſchlafen, daß er ſie nicht höre, und wenn ſie nur einmal hier weg wären, ſo könnte er ihnen nicht mehr nach, er hätte ſie ja nie einholen können. Die Ritter glaubten der Dirne und ritten zum dritten Mal, und zum dritten Mal der Teufel hintendrein, ſchnaubend in wildem Zorn. Aber dies Mal ließ er ſie reiten, weit hinauf in's Oberholz, ehe er ſie hinunter jagte, weit in den Leimgruben-Einſchlag und dann erſt ihrem Schlößlein zu.

Er jagte ſie, daß es gerade Mitternacht ward, als der letzte Bruder unter dem Thor war und gerade hinter ihm der Teufel, der mit dem Glockenſchlag Zwölf alle ſeine Macht erhielt; da drehte er dem letzten der Brüder das Genick um, fuhr in den Schloßhof hinein, drehte den andern Brüdern nun die Köpfe um, zuletzt der gottloſen Magd und zerriß Alle in kleine Stücke. Darauf warf er alles Geld und Gold im Schloſſe in den Brunnen, oben darauf die Stücke der Zerriſſenen und ſetzte dann zu oberſt den Fluch: ihre Luſt zum Reiten ſollten ſie büßen. Alle Jahre zu gleicher Zeit ſollten ſie reiten in wilder Jagd, bis Einer das Herz habe, während er ſie jage, zu ihm auf das Roß zu ſpringen in des Teufels Namen, mit zu reiten in das Schloß, dort, während er den Brüdern thue wie das erſte Mal, das Geld zuſammenzuraffen und damit fort zu gehen: dann ſollten ſie Ruhe haben. Das wage niemand, hat er gedacht. Diejenigen, welche Schatzgräberei

trieben auf den Bürglen, kannten den Fluch, aber ſie hatten keinen Muth und wollten es zwingen mit dem ſiebenten Buch Moſes. Damit hatten ſie viele Läufe und Gänge und zuletzt nichts davon, als lange Naſen und ſo dicke wie Küferhämmer. Aber du darfſt, Durſli, ſchloß die Hexe, du warſt von je herzhaft, fürchteteſt niemand, und einzuſetzen iſt da nichts, brauchſt nichts als aufzuſitzen, und der Teufel bot dir ja ſelbſt den Stiefel dazu! Es hätte den Schatz ſicher ſchon lange Einer gehoben, aber es gibt gar wenige Fraufaſtenkinder, die meiſten Leute ſehen nichts von dieſer Jagd, ſie hören ſie bloß. Komm jetzt in die Schenke; wenn du wieder einen halben Schoppen im Leibe haſt, ſo biſt du wieder der rechte Durſli. Komm, wir wollen heute eins ſaufen, während der D. Pfaff „Hem, Hem“ macht; ich zahle alles. Und in der nächſten Nacht gehſt du dann und reiteſt und bringſt Geld mit, es weiß kein Menſch wie viel. Dann wollen wir ein luſtig Leben führen mit einander, in's Teufels Namen: Krebſe des Morgens, Fiſche des Nachts, und dein bleiches Bäbi ſpinnen laſſen in Gottes Namen.

Durſli hatte geſpannt zugehört, recht wahrſcheinlich kam ihm die ganze Geſchichte vor, war es ihm doch, als fühle er noch des Teufels Stiefel unter ſeinem Kinn, und das luſtige Leben ohne Arbeit, mit überflüſſigem Gelde ſchien ihm auch gar ſchön, konnte er ja mit dem Gelde anfangen, was er wollte, es auch an Weib und Kinder wenden; und ein Tröpflein Branntwein konnte ihm auch nicht ſchaden, war es ihm doch, als ſollte er Stück um Stück auseinanderfallen vor Mattigkeit. Und hätte die Hexe ihr Branntweinfläſchchen wie gewöhnlich bei ſich gehabt, wer weiß, was geſchehen wäre.

Da klangen wieder wunderſchöne helle Glockentöne durch die heiter werdenden Lüfte den Wald herauf. Es drangen dumpf und ſchauerlich wie Stimmen aus einer andern Welt aus tieferem Hintergrunde mächtig erſchütternde Klänge; ſie verſchwammen in einander zu den wunderbaren Lauten, welche

die Luft der Welt aus den Herzen treiben, in tiefe Andacht die Seelen verſenken und Millionen Knie beugen in wirklicher Demuth vor dem Allerhöchſten. Es läutete aus dem Solothurnerbiet herauf, und zu dem Läuten von vielen Glocken klang in wunderbarer erſchütternder Tiefe laut und vernehmlich die große Glocke im Münſter zu Solothurn.

Sie ſchlugen nicht unvernommen an Durſli's Herz, ſie kamen wie guter Geiſter warnende Stimmen in der Stunde der Verſuchung. Wie aus hohem Himmel herab ſchienen ihm die wunderbaren Klänge zu kommen; ſie kamen ihm vor wie die Stimmen ſeiner geſtorbenen Eltern, denen Gott vergönne, aus einer andern Welt her den wankenden Sohn zu ſtärken, ihn zu mahnen an Weib und Kinder, an Gott und die andere Welt, in der ſie nun wandelten, weil ſie fromm geweſen auf Erden und der Heiland auch ihnen geboren war. Und fromm bewegt fühlte Durſli ſich wieder, es kam ihm an wie Heimweh nach Vater und Mutter, bei ihnen ſein, ſein Haupt in ihren Schoos legen hätte er mögen, aber dann kamen ihm vor Weib und Kinder, die er verlaſſen müßte, mit doppelter Sehnſucht fühlte er ſich nach heim gezogen, ſie noch einmal zu ſehen, ihnen noch zu zeigen ſein liebevolles Herz, ehe er folgen müſſe dem elterlichen Rufen nach einer andern Welt. Er vergaß die Hexe, ihre freche Rede, ihr arges Locken und unwillkürlich wendete er den Fuß der Heimath zu. Da krallte das Weib ihm in den Arm und wollte ihn drehen auf den Fußweg, der zur Schenke führte, und trieb lachend ihr Geſpött mit ſeiner Feigheit. Da kam den Durſli ein eigentlich Grauſen an ob dem Weibe und der Gedanke, ob heute der Teufel ein Weib geworden und in der Hexe ſtecke. Schon ſchienen ſich ihm ihre Haarſchnüre emporzuringeln wie ein Schweif, Katzenaugen aus ihrem Geſichte ihn glühend anzufunkeln, ihre Zunge ſich zu ſpitzen und zu züngeln wie eine leibhaftige Schlangenzunge und die magern Finger zu feurigen Krallen zu werden, und als ob er ſie feurig fühle am ergriffenen Arm

bis in's Mark hinein, ward es ihm. Da kam ihn ein jäher Schrecken an, er riß sich los mit Gewalt und floh, so schnell es seine matten Glieder erlaubten, durch die Koppigerstraße der Heimath zu, und hinter ihm drein schallte noch lange das rohe Fluchen, das heisere Gelächter des teuflischen Weibes.

Zwischen hohen und breiten Zäunen durch, in denen Bäume von allen Arten standen, lief sein Weg. Träge Dompfaffen hüpften schwerfällig von Zweig zu Zweig, rasche Amseln, gelb geschnäbelt, flogen schnell in kurzen Bogen vor ihm her: sie suchten in den Beeren der Zäune ihr kaltes, aber süßes Morgenbrod. Vor ihm zeichneten sich am blauen Himmel immer deutlicher die Rauchwolken ab, steigend aus den Häusern der Menschen, die sich kochten einen warmen Morgenimbiß. Schwarz und wild wirbelten aus den Oefen der Bäcker, die nicht genug Weißbrod und Weihnachtringe backen konnten für den heutigen Tag, die Rauchsäulen empor. Klarer und stiller stieg der Rauch auf aus den weißen Schornsteinen der Häuser, die rings an den Fenstern bekränzt waren mit niedlich geschichteten Scheitern aus Buchen- oder Eichenholz. Ungeduldig und zornig drängte derselbe sich aus mancher Küchenthüre, die endlich die sorgsame Hausfrau öffnen mußte, um nicht zu ersticken darin. Dünn und fast unsichtbar umschwebte er, bequem aus dem dünnen Stroh des Daches emporsteigend, die kleinen Häuschen, wo vor dem Hause kaum einige Reiser lagen und in die Küche selten eigentliche Scheiter kamen. Ungetrübt aber blieb der Himmel über den Häusern, vor denen hohe Tannen standen, an denen Flaschen und Bänder flatterten. In solchen Häusern wird es am Tage des Herrn gar spät Tag. Der Gedanke an den Herrn weckt dort selten jemand, das Glockengeläute, das an den Herrn mahnt, verschläft man, nur das Klopfen der Gäste, das Hoffen auf Gäste weckt aus dem Schlafe — aber wann der Herr einst selber klopft, was wird dann für ein Erwachen sein für Leute, die Sonntags und Werktags den Herrn verschlafen haben? —

Wie Dursli dem Dorfe näher kam, schien es ihm entgegen zu duften wie von Eierkuchen und Weihnachtsringen; geschäftig sah er die Leute um die Häuser sich regen mit Wasserholen und Holztragen, sah die Mädchen mit ihren Milchtöpfen Milch holen, die Küher mit ihren Bränten Milch vertragen, hörte Kinder jubeln in hellen Freuden, einander ihre Ringe spienzelnd. Ein munterer Knabe, pfausbäckig und vierschrötig, in der einen Hand einen Milchhafen, in der andern einen großmächtigen Lebkuchen haltend, von dem er gierig abbiß, begegnete ihm und rief ihm zu in seiner Herzensfreude: Sieh doch, Dursli, welch einen großen Lebkuchen mir das Christkindlein gebracht hat, er ist fast so groß wie mein Rockschooß.

Da wurden Dursli die Beine wieder schwer und es war ihm, als ob es ihn wie Rauch zu beißen anfange in den Augen und sie ihm mit Thränen füllte. Hatte sein Weib wohl etwas, um Rauch damit zu machen und Feuer? Er wußte es nicht, er hatte sich lange nicht darum bekümmert, und gestern war der Ofen kalt gewesen. Er wagte es nicht dahin, wo seine Hütte lag, zu sehen, ob nicht auch ein kleines Wölkchen schwimme über derselben. Daß sie den Herrn nicht verschließen, das wußte er wohl, aber hatten sie wohl auch etwas zu essen? Keine Eierkuchen, keine Weihnachtringe, das wußte er wohl, aber hatten sie doch irgend etwas Anderes, als das trübe Sinnen, was sie alles entbehren müßten, was sie alles nicht hätten was andere Leute, weil sie einen Vater hätten, der sie vergesse? Seine armen Kinder saßen vielleicht um einen leeren Tisch am heutigen heiligen Tage, und Weinen und Klagen war unter ihnen, während Freude sein soll auf Erden und in den meisten Häusern Freude war.

Und er hatte keinen Kreuzer, ihnen etwas zu kaufen! So manchen Batzen hatte er muthwillig verschwendet und jetzt, wo er Jahre vom Leben um etwas Geld gegeben, jetzt hatte er keinen Kreuzer, hatte gar nichts ihnen heimzubringen, als den liederlichen, nichtsnutzigen Vater, der die Quelle von all' ihrem

Elend war, den mußte er heimtragen als seiner armen Kinder Weihnachtskindlein. Das that Dursli gar bitter weh im Herzen. Er floh daher das Dorf, um niemanden mehr zu begegnen, um keine Bäckerladen sehen zu müssen, in denen er nichts kaufen konnte, wo er nur an seine armen Kinder denken mußte, mit welch sehnsüchtigen Augen sie die Herrlichkeiten alle gestern würden betrachtet haben. Aber auf welche Fußwege er auch fliehen mochte, die rauchenden Häuser brachte er nicht aus dem Gesichte. Der Duft von allen den guten im Dorfe gekochten Sachen schien immer dichter ihn zu umwallen. Dagegen fand sein ängstlich suchend Auge keinen einzigen Zaunstecken, keinen im letzten Sturme abgebrochenen Ast, um wenigstens etwas zur Feuerung beitragen zu können. Er kam immer näher seinem Häuschen, und immer schwerer ward ihm um's Herz; zu fliehen hatte er nicht mehr Kraft, aber in die Erde hätte er versinken mögen. Neben dem Hause, welches sein Häuschen bedeckte, konnte er nicht weiter, er lehnte sich an die Gartenwand und weinte bitterlich. Es kam ein Jammer über ihn, wie ihn sicher nur ein Vater empfinden kann, der Ernährer und Schützer seiner Familie sein soll, und der an einem heiligen Morgen zu seinen durch seine Schuld hungrigen und frierenden Kindern heimkehrt, matt, zerschlagen, verschlemmt, aber seiner Schuld wohl sich bewußt. Ach, wenn Dursli dachte, wie vor einigen Jahren noch seine Kinder ihn jubelnd immer empfingen und am fröhlichen Vater sich nicht satt küssen konnten, und wie er jetzt heimkehre, und wie seine Kinder nur weinen müßten, wenn sie ihn erblickten, und aus Angst vor ihm nicht einmal recht weinen dürften, da lief sein Jammer von neuem über.

Dursli stände vielleicht noch dort, wenn ihm nicht jemand fortgeholfen hätte. Aus dem Schopfe des Hauses hatte ihn schon lange mit mißtrauischen und ärgerlichen Blicken ein Mann betrachtet, der mit Füttern sich beschäftigte. Endlich, da er sah, daß Dursli sich nicht da anlehne, weil er betrun-

ken nicht weiter könne, ſondern daß er weine und zwar recht, trat er zu ihm fragend: Was fehlt dir Durs? Es war ein Nachbar und Jugendfreund von Durſli, der aber mit ihm ſchon lange keine Gemeinſchaft mehr hielt, weil derſelbe auf gemachte Vorſtellungen ihm gar aufbegehriſchen Beſcheid gegeben hatte. Vor Schluchzen konnte ihm Durſli faſt nicht ſagen, daß ihm eigentlich nichts fehle, aber daß er nicht heim dürfe, weil ſie daheim wahrſcheinlich nichts hätten, um einen warmen Ofen zu machen, und er ihnen nichts heim bringen könne, und daß er an dieſem Allem ſelbſt ſchuld ſei, drehe ihm faſt das Herz aus dem Leibe. Es iſt gut, daß du das einmal einſiehſt, und gut wäre es, du würdeſt es nie vergeſſen. Deine Frau und Kinder dauern mich, darum nimm da vom Haufen zwei Reisbündel, aber geſchwind, und mache, daß du damit fortkommſt und dich mein Alter nicht ſieht, ſonſt giebt es Donnerwetter. Er kann keinen Lump leiden und dich am allerwenigſten, weil er deines Vaters Kamerad war und dich früher lieb hatte. So ſprach Res zu Durſli. Da dieſer ſich nicht gleich faſſen konnte, ſo ſchob ihm Res zwei mächtige Bündel unter die Arme und mit einer ſcharfen Ermahnung hinter der Ladenwand hervor ſeinem Häuschen zu.

Stille war alles dort, zu die Küchenthüre, kein Räuchchen kräuſelte ſich weder über dem Dach, noch unter demſelben. Mit klopfendem Herzen drehte er den hölzernen Riegel um und trat in die Küche. Da war kein Feuer, der Feuerheerd aber wie gewohnt ſauber abgerieben und hinten noch ein klein Häufchen warme Aſche; alſo hatten ſie dieſen Morgen doch etwas Warmes gehabt. Das träufelte etwas Troſt und Muth ihm ein, er legte ſeine Bündel auf den Heerd und trat an die Stubenthüre. Bis hierher hatte ihm ſein Muth geholfen, hier verließ er ihn. Er horchte, es öffne jemand zu ſehen, wer da ſei. Aber ſtille blieb es in der Stube, nur glaubte er das Rad ſeiner Frau ſchnurren zu hören. Mit klopfendem Herzen lauſchte er lange, er hörte kein Schrittlein, nicht ein-

mal ein Flüstern. Er sog es so recht in sich, was es heiße, „ein armer Sünder" sein, und welch-Unterschied es sei zwischen einem Vater, bei dessen Erscheinen Fenster und Thüren sich öffnen, ihm entgegen springt, was Beine hat, und den Beinen voraus die jubelnde Stimme schickt, auch wenn er keine Geschenke bringt, und zwischen einem andern Vater, den man heimkommen hört und niemand sich regt, ja vielleicht Große und Kleine zittern, sich verkriechen und beten, daß er wieder fortgehen und nicht sein wüstes Wesen noch bringen möchte in das Elend hinein, das er angerichtet.

Er hatte so manchmal mit tollem Branntweinkopf die Thüre aufgepoltert und war in die Stube hineingefahren wie ein Habicht in einen Taubenschlag, und die Kinder waren in alle Ecken geschossen, als ob sie die Tauben wären, daß er nur zu wohl wußte, warum niemand öffne. Er fühlte es, was es heiße, an einer Thüre stehen zu müssen, als ob es die Thüre der Hölle wäre, während es die Thüre des Paradieses sein soll, das jeder Vater sich selbst zu schaffen hat, die Thüre zu Weib und Kinder. Aber eben, Leute, merket euch dieses Zeichen wieder, wie der Mensch aus dem Himmel, den Gott ihm darbietet, die Hölle, aus dem Paradiese ein Dornen- und Distelfeld machen kann. Ach, wie er sich wieder sehnte nach einem Tröpfchen Branntwein, um Muth und Kraft zu erhalten, seine eigene Thüre zu öffnen! So weit kömmt ein Mensch, wenn der Branntwein sein Alles ist, daß er selbsten ein Nichts wird. Aber kein Branntwein ward ihm, er mußte endlich die Thüre doch öffnen. Er wollte guten Tag sagen, aber er brachte es nicht heraus, es blieb ihm stecken im Halse. Seine Frau spann und wiegte zugleich das greinende jüngste Kind. Eiseli haspelte und die andern Kinder saßen um den Tisch, auf dem noch eine Schüssel stand, der man es ansah, daß im Wasser gekochte Kartoffelstücke darin gewesen waren. Kalt und frostig war es in der Stube, doch sauber und reinlich; Bäbeli meinte nicht, je weniger man zu essen habe, desto unreinlicher müsse man werden.

Die Kinder hielten sich mäuschenstill, als er hineinkam, drückten ihre Köpfchen tief in die Arme hinein, und Eiseli haspelte noch geschwinder, wie von innerer Angst getrieben, und Bäbeli fragte über das Rad weg tonlos: Du wirst etwas frühstücken wollen? Nein, sagte Dursli, von diesem Bilde, das er hundert Mal gesehen, aber nie wahrgenommen hatte, tief ergriffen, nein, essen mag ich nicht, so matt und öde ihm auch war. Aber ihn friere gar, sagte er, er wolle einheizen und eine warme Stube machen, es sei gar kalt hier. Da sagte Bäbeli ganz leise, dann hätten sie kein Holz mehr, für heute zu kochen, und wenn man sich durch den Morgen etwas leide, so werde über Mittag der Ofentritt warm vom Kochen. Da fand Dursli die Stimme wieder zu sagen, sie solle nicht Kummer haben, er hätte Holz mitgebracht. Da war's, als ob die Morgenröthe besserer Tage auf der Kinder Wangen niederglänze, ihre Wangen rötheten sich schon von der Hoffnung, heute eine warme Stube zu haben, und freundlicher sahen sie zum Vater auf. Aber beklommen fragte Bäbeli: Woher bringst du Holz heute? Ich habe es wahrlich nicht gestohlen, sagte Dursli, ohne aufzubegehren, Resli drüben gab es mir, du kannst ihn fragen. Er ging hinaus und heizte mit Mühe ein in den kalten Ofen, an dem schon Tage lang nur der Tritt durch das Kochen, die Kunst genannt, warm geworden war, und wie warm der wird, wenn man keinen Schweinen kocht, sondern nur mit zusammengelesenem Holz ein paar halbe Stunden im Tage etwas Warmes, das weiß jedermann.

Als endlich das Feuer im Ofen prasselte, konnten sich die Kinder nicht enthalten, hinaus in die Küche zu gehen, vor den Ofen hinzukauern, Hände und Gesichter mit innigem Wohlbehagen dem Feuer entgegen zu strecken und zu jubeln, wie lustig das doch brenne und wie warm. Wer nie recht Kälte ausstehen muß, begreift nicht, wie hoch der Arme die Wärme hält. Nicht nur die Hände, sondern auch die Herzen thauten den Kindern am Feuer auf. Ach, Kinderherzen sind noch nicht mit tiefem Eis

belegt, wenige warme Blicke vermögen das, welches sich in ihnen angesetzt hat, zu schmelzen. Sie standen näher und näher zum Vater; es war als ob ordentlich ein Magnet sie zu ihm hinziehe, doch berührte ihn noch keines, und auch der Vater durfte die Hand nach keinem ausstrecken, aus Furcht, sie möchten entfliehen vor dieser harten väterlichen Hand. Endlich durchbrach ein vierjähriger Knabe die unsichtbare Scheidewand und legte seine Hände auf des Vaters Backen, er solle doch fühlen, wie schön warm sie seien, und küßte den Vater, weil er ihnen ein so schönes Feuer gemacht, da durchrieselte den Dursli eine eigene Empfindung. Kindliche Küsse thun allen Vätern wohl, und als der Vater den verlornen Sohn küßte, mußte es auch diesem rieseln durch das Herz. Aber muß es einem verlornen Vater nicht noch tiefer gehen, wenn sein unschuldig Kind, ob dem er die Hölle verdient, ihn küßt und mit dem Kusse ihm das Pfand der Vergebung giebt? Dursli konnte nichts sagen, aber er rührte nun ein Kind nach dem andern an, und eines nach dem andern drängte sich ihm näher, bis er alle an einem Trüppchen in den Armen hatte. Da fühlte er es deutlich in seinem Herzen, daß er wieder ein besserer Mensch und glücklich werden könne.

Und wie das Feuer im Ofen verglomm, glomm ein anderes in ihm auf; muthiger betrat er wieder die sich wärmende Stube. Drinnen hatte seine Frau ihre Spindel voll gesponnen und abgenommen und übergab sie dem ältesten Mädchen zum Haspeln. Während dem räumte sie ab, besorgte die Kinder und gab dann, als Eiseli mit Haspeln fertig war, sammt drei Strangen Garn demselben folgende Instruktionen: es solle diese drei Strangen unter die Schürze nehmen, daß sie ja niemand sehe, und sie dem Garnjoggi bringen und daraus sechs Batzen zu lösen suchen. Wenn es so viel Geld erhalten, so solle es ein Achtelpfund Speck oder im Wirthshaus Fett ab der Fleischsuppe, ein zweipfündig Brod, ein Achtelpfund Kaffee daraus kaufen und aus dem Resten etwas abgenommene Milch,

damit sie etwas Warmes und dies Mal, weil es doch Weihnacht sei, Erdäpfelröste zu Mittag genießen könnten. Die Kinder jubelten gewaltig, als sie von Erdäpfelrösti sprechen hörten, so etwas Gutes war ihnen schon seit langem nicht geworden. Und um ihnen diese Freude zu machen, hatte das arme Weib einen bedeutenden Theil der Nacht durchgesponnen, und der Vater hatte in den letzten Wochen ein Geld verpraßt, mit dem man wohl zwanzig Mal Erdäpfelröste mit Speckbröckchen hätte machen können.

So sorgte also das Weib für alles Essen, und der Vater hatte nichts, nicht einen Kreuzer dazu gegeben. Doch hatte Dursli jetzt den Muth zu sagen, er hätte kein Geld heute, aber es solle sich diesmal nicht reuen lassen, in Zukunft müsse es besser gehen und Erdäpfelröste ihnen nicht eine so seltene Sache mehr sein. Es wäre nöthig, daß es so käme, sagte Bäbeli, dann schwieg es wieder. Ja Frau, so soll es kommen. Da sah ihn Bäbeli an mit einem Blick, in dem zerdrückte Liebe und verhaltener Zorn lag, beides, aber die Liebe tief gewurzelt, der Zorn nur wie Schaum auf der Oberfläche; an vielen Orten ist es umgekehrt.

Bei diesem Blick ließ Bäbeli es bewenden und ging seinen Geschäften nach. Dursli gab sich mit den Kindern ab, still und freundlich, und wenn eines ihn anrührte, flog allemal ein trüber Zug aus seinem Gesichte fort, und mit sichtbarem Bestreben, ihm zu gefallen, aber nicht ohne Schüchternheit trieben die Kinder sich um ihn herum. Als Bäbeli dieses ungewohnte Treiben ansah, glänzte ihm auch etwas in den Augen, aber es sagte nichts. Endlich sagte es: wenn es wüßte, daß er zu Hause bleiben und zu den Kindern sehen wollte, so ginge es gerne wieder einmal in die Kirche und zum Tische des Herrn, es habe sich schon längst danach gesehnt und besonders jetzt. Und dann hätte es dem lieben Gott Abbitte zu thun, daß es heute gesponnen, es habe es sonst noch nie gethan an

diesem Tage. Eiseli könne kochen und das Uebrige besorgen, wenn es heimkomme.

Da ging dem armen Dursli ein Stich durch's Herz, daß er fast vom Ofen gefallen wäre. Als ihn jüngst der Hudeldrang so recht ankam, das von seinem Lande eingelöste Geld verbraucht war, als er das ganze Haus durchsucht hatte und er nichts mehr zu verkaufen fand, gerieth er auch hinter seines Weibes Sachen, und da kam ihm unglücklicher Weise eine schöne schwarzseidene Schürze noch in die Hände, die Bäbeli von der Mutter geerbt hatte und deßwegen sehr werth hielt und nicht verkaufte. Dursli wußte das und nahm sie doch weg. Er dachte in seinem Hudeldrang, Bäbeli werde diese Schürze doch so bald nicht brauchen und deßwegen den Verlust am wenigstens merken. Und gerade jetzt, wo er Friede machen wollte für immer, wo ihm an Versöhnung alles gelegen war, mußte Bäbeli über seine Schelmerei kommen; aber wo eine Kirche gebaut wird, baut der Teufel auch eine Kapelle daneben, wo es Friede geben will, stößt er den Fuß dazwischen. Wie ein Vorlegschloß hing es Dursli vor dem Munde, es war ihm, als ob ihm Einer den Hals zuschnürte. Da fragte Bäbeli noch einmal: Hast du etwas dagegen, wenn ich gehe? Ich war schon so lange nicht mehr in der Kirche, und ich glaubte, mein Herz etwas zu erleichtern, wenn ich wieder einmal hingehen könnte. Bewahre, sagte Dursli, aber es ist etwas, das ich dir nicht sagen darf, etwas gar zu Schlechtes, das ich dir gethan habe. Sage es nur, entgegnete Bäbeli. Deine schwarze Schürze habe ich dir verkauft, die du von deiner Mutter geerbt hast; aber du sollst wieder eine haben bis Ostern, und sollte ich mir die Arme bis an die Ellbogen abarbeiten, sagte Dursli.

Man sah, es ward Bäbeli, als ob man ihm ein neues Weh anwürfe, in die Augen drang ihm das Wasser, seine Lippen bebten, aber zugleich begann eine unsichtbare Gewalt in seinem ganzen Wesen zu arbeiten, die nicht zum ersten Male

den Kampf versuchte mit auflodernden Gemüthsbewegungen. Bäbeli wußte, daß man mit zornigen Worten nichts ausrichte gegen ein störrisch gewordenes Gemüth, und hatte daher ein stilles Verhalten sich angewöhnt, nur wenn es die Kinder betraf, entrann der Mutter noch zuweilen ein rasches Wort. So will ich meine alte Schürze unlegen, sagte es leise, was thut's einem armen Weibe, wie ich bin, und ging hinein in die Kammer. Dursli fühlte wohl, daß er diese Schonung nicht verdiene, aber eben dieses unverdiente Schonen härtete sein Gelübde, „ein anderer Gatte, ein anderer Vater werden zu wollen", wie Stahl gehärtet wird in des Feuers Glut. Bäbeli blieb lange in der Kammer. Endlich als es schon lange läutete zur Kirche, kam es heraus mit stillem Gesicht und armselig angekleidet. Es beeilte sich nicht und hatte noch dies und jenes den Kindern zu sagen, und Dursli mahnte auch nicht, daß es bereits verläutet habe; er wußte wohl, daß so armüthig gekleidete Weiber nicht zuerst frühe zur Kirche gehen und nicht zuvorderst sich setzen, sondern ganz leise sich hineinschleichen, während die Andern singen, und die hintersten Bänke suchen, damit kein verletzend Auge ihre Armüthigkeit betrachte und das Weh in ihrem Herzen mehre.

Als endlich Bäbeli gehen wollte, reichte ihm Dursli die Hand und bat: Bete auch für mich! und Bäbeli sagte nichts, sah ihm tief in die Augen, seufzte dann auf und ging. Bald darauf kam Eiseli heim mit seinen Herrlichkeiten, und die Kinder umsprangen es und jedes wollte ihm auspacken, an die Hand gehen, und in fröhlichem Wirrwarr kamen sie einander zwischen die Beine. Und wehmüthig schaute Dursli dem zu, und allgemach wurde er immer matter. In seinem Magen knurrte und rumpelte es, es dünkte ihn, sein ganzer Leib sei hohl und nie mehr zu füllen, und im ganzen Hause war kein Bischen zum Essen, als das Brödchen, das Eiseli gebracht. Davon aber vor den Kindern zu essen, die es so sehnsüchtig ansahen, und es ohne die Mutter, die es ersponnen hatte, an-

zuschneiden, hätte er nicht über's Herz gebracht. Die Zeit wollte nicht vorwärts, es schien ihm, der Tag stehe still wie zu Josuas Zeiten. Er bat Eiseli, daß es doch recht viel geröstete Kartoffeln machen möchte, und als es ihm die kleine Platte voll Kartoffelscheibchen zeigte mit dem Bedeuten, daß keine Kartoffeln mehr seien als die, da seufzte er schwer auf, denn er hätte noch einmal so viel leicht alleine gegessen. Aber er klagte nicht, sondern dachte, Gott wolle ihm einmal zeigen, wie der Hunger thue; seine Kinder hätten oft seinetwegen gehungert, es sei nun billig, daß auch er einmal hungere. Aber daß er nicht mehr so hungern wolle, und daß seine Kinder nicht mehr hungern sollten seinetwillen, das nahm er sich vor, so oft er eins der Kinder sah, so oft der kleine Teller mit den wenigen Scheibchen ihm in die Augen fiel.

Bäbeli war spät in die Kirche gekommen und drückte sich gar demüthig in einen Winkel. Es sah nicht viel auf, aber so oft es auffah, wollte der böse Geist über ihn's kommen, wollte ihm alle seine alten Gespielen zeigen und alle Weiber mit schönen schwarzen Schürzen, wollte ihm zuflüstern: Siehe, wie hoffährtig die sind, wie armüthig du; siehe, daran daß du in fuchsrothen Fetzen zum heil. Abendmahl gehen mußt und alle Leute auf dich sehen, ist dein Lump schuld, wäre der nicht, du könntest auch gekleidet sein wie die Andern.

Aber Bäbeli wehrte sich standhaft gegen diesen Geist, sah nie mehr auf, sah nicht auf die Schürze hin; es dachte nur an Gott, der unser Aller himmlischer Vater sei und keine Herzen verstoßen wolle, besonders die armen nicht. Dann schloß es sein Ohr der Predigt auf, wie heute der Weltheiland geboren worden sei, und wie er allen Menschen besonders geboren werden müsse, ja, wie er vielleicht dem Einen oder dem Andern unter ihnen gerade heute geboren werde in Glaube, Hoffnung und Liebe, und wie dieser Heiland dann mächtig sei im Ertragen und im Schaffen und Freude bringe über jede Seele und Segen in jedes Haus. Und wenn dann Bäbeli an

Dursli dachte, wie er so mild und weich heimgekommen und gesagt habe: „bete auch für mich“, und wie es sich selbst überwunden und ohne Zorn fortgegangen sei, da schlug froh bewegt sein Herz, ob wohl auch ihm und seinen Kindern der Heiland einkehre in ihre Hütte und austreibe jeden bösen Geist. Und als es in froher Ahnung zum Nachtmahl ging, da ward ihm gar süß und selig dabei zu Muthe. Es ward ihm im Geiste, als sehe es die weiße Taube, die dem Noah das Oelblatt brachte, das Zeichen, daß die Wasser verlaufen, die Noth vorbei, bessere Zeiten da seien, als schwebe sie ob seinem Haupte und lasse sacht und leise das Oelblatt auf seiner Stirne nieder. Aufgerichtet ging Bäbeli heim, und wenn ein alter Bekannter ihm nicht freundlich dankte oder ein paar böse Augen auf seine rothe Schürze sahen, es that ihm nicht weh im Herzen, es achtete es nicht einmal. Es eilte heim. Die Predigt hatte lange gedauert und das milde Wetter viele Leute zum Abendmahl gezogen, jedoch ohne daß vielen in Sinn kam, daß Gott mit dem Thauwetter ihnen andeute, daß es auch in ihren Herzen auffrieren müsse, wenn darin der Heiland solle geboren werden, denn in gefrornem Boden wird nichts geboren. Es wollte die Kinder nicht warten lassen, und zudem ward ihm angst, ob es wohl Dursli nicht irgendwo fehlen möchte und eine schwere Krankheit im Anzug sei. Es kam eilig, aber freundlich heim und sah ohne Groll mit der alten Liebe den Dursli an, aber vor dem Jubel der Kinder, die es zu Tische zogen, weil die Milch schon siede, die Erdäpfelröste fertig sei und man die Speckbröckchen nicht dürfe kalten lassen, hatte es nicht Zeit zu fragen, ob ihm etwas fehle.

Mit freudestrahlenden Augen setzten sich die Kinder um den Tisch, und wenn sie schon mit andächtigen Gesichtern beteten, die Füße konnten sie nicht stille halten, die gingen wie Fahnen in lustigem Sturme. So glücklich können Königskinder nie sein, so jauchzend nie sich um ihre goldenen Tafeln setzen: sie haben nie entbehrt, nie so bis zum rechten Hunger

gehungert, und wer nie entbehrt hat, kennt die rechte Freude, den eigentlichen Herzensjubel nicht. Ach Leute, wenn ihr wüßtet, wie glücklich man bei Wenigem sein kann, wie unglücklich oft bei Vielem, wie glücklich ein Mensch werden kann, wenn er als Kind sein Joch getragen, ihr machtet aus euren Kindern gewiß nicht lauter Weißbrodkindlein in Baumwolle eingewickelt. Wenn die an den Nordwind des Lebens müssen, wie werden die den Schnupfen kriegen und mit ihren Schnupfengesichtern jammern über den argen Nordwind und jammern, wenn der Nordwind vorbei ist, über den Schnupfen, der sie nicht verlassen will, bei der wärmsten Sonne nicht!

Wie die Kinder in die Suppenschüssel langten, und wenn auf ihrem Löffel ein Schnittchen Brod schwamm, den Löffel den andern zeigten und sagten: Sieh, Brod hab' ich! und die andern schrien: Sieh, ich auch, ich auch! Und wie sie dann in die Erdäpfelröste langten und laut aufjubelten: Sieh, ich habe ein Speckbröckchen! und dann den Löffel in die Kaffeetasse senkten und das Speckbröckchen nie aus den Augen verloren, bis es im Munde war, und immerfort mit den Beinen zappelten und sich nicht stille halten konnten, wenn ihnen auch die Mutter sagte, sie machten wohl viel Lärm! Aber wie ein armer Sünder saß der Vater mitten unter den glücklichen Kindern. An dieser Freude sah er erst jetzt recht, wie bös sie es gehabt haben mußten, welche Noth sie gelitten seinetwegen.

Wie zaudernd und zagend langte er mit seinem Löffel in die Schüssel. Er war hungriger als sie alle, ganz hohl inwendig. Der Hunger trieb ihn zum Zulangen recht tief in die Schüssel hinein, aber hatte er das Recht dazu, hatte er einen Kreuzer zu dem Mahl beigetragen, war es nicht die Frucht des Schweißes einer bittern Nacht? Wie hungrig er war, er konnte die Bissen fast nicht hinunter bringen. Zudem wenn er auf die kleinen Schüsseln sah und den Hunger seiner Kinder an dem seinen maß, so schnürte tiefe Angst ihm die Brust zusammen: das Mahl möchte, auch wenn er nichts esse,

für die Kinder nicht hinreichen, und wenn in keinem Hafen, in keiner Schüssel mehr etwas wäre, alles, alles gegessen, ein Kind zur Mutter noch sagen: Ach Mutter, ich bin noch hungrig! Mit ängstlicher Miene sah er von der Erdäpfelröste auf den Milchhafen, wie es abnehme, sah auf die Kinder, wie ihr munterer Appetit nicht nachließ, sie alle Augenblicke sagten: O wie gut! Mutter, hast du noch mehr Milch, wenn ich mein Kacheli geleert habe? Dann band er mit seiner Herzensangst den eigenen Hunger zusammen, langte so langsam als möglich in die Schüssel, schüttelte immer noch ab und kauete am Rest, als ob er Hobelspäne im Mund hätte. Endlich war der letzte Bissen gegessen, der letzte Tropfen getrunken, und die Mutter hatte noch jedem als Dessert ein Bischen Brod gegeben, und das Brod war auch fast alle geworden. Da öffnete ein Kind den Mund, und dem Dursli drehte sich schon das Herz im Leibe um aus Angst, das Kind möchte jammern, daß nichts mehr da sei; aber der Herr, der mit Wenigem Viele speisen kann, hatte dieses Mahl gesegnet, und das Kind sagte: O Mutter, jetzt habe ich auch so recht genug, jetzt mag ich warten bis spät am Abend, wenn ich schon nichts mehr bekomme. Ich auch, ich auch! riefen alle mit. Das tönte dem armen Vater wie himmlische Lieder, ward ihm zur Speise, die seinen Hunger stillte; so recht frei aufathmen, so recht frei aufblicken konnte er zum ersten Mal heute, denn er hatte in sich ein heiliges Gelübde gethan, daß sie bald ein Mahl aus seinem Verdienst halten wollten, wo sich Alle aus vollem Herzen freuen wollten ohne Kummer, daß nicht genug da sei.

Nach dem Essen haushaltete die Mutter, die gesättigten Kinder taumelten sich lustig, und der Vater hatte das jüngste Kind zum Warten übernommen. Erst hatte das Kind sich ihm entfremdet, denn gar lange war es, das Dursli es auf den Armen gehabt, ja ihm kein freundlich Gesicht gemacht hatte. Aber Dursli ließ nicht nach mit Flattiren und sang so lustig und that so närrisch wie das beste Kindermädchen, daß das

Kind zu schreien aufhörte, ihn mit großen Augen ansah und, als erkenne es nach und nach den Vater wieder, ihm zu lächeln begann, ihn bei der Nase nahm und endlich auch beide Aermchen um seinen Hals schlang und ihn liebkoste. Da fühlte Dursli, daß er wieder ganz daheim sei in seinem Hause. Die ältern Kinder mußten in die Kinderlehre. Heute ging es Dursli zu Herzen, als er sah, wie mühselig sie ihre bösen Schuhe durch den Koth brachten. Die jüngeren, von dem guten Essen und dem Herumtummeln schläfrig, legten sich auf's Ohr, und als auch das jüngste weinerlich wurde, legte es Dursli in die Wiege und trieb sie mit einem fröhlichen Liedchen lustig herum. Unterdessen war auch Bäbeli mit dem Haushalten fertig geworden und setzte sich hin zu Dursli an die Wiege: es wolle ihn ablösen, sagte es, und dann fragte es: Fehlt dir etwas? sage es doch; ich will dir eine Kanne voll Thee machen. — O nein, es fehlt mir nichts, es war mir lange nie besser. Warum glaubst du, mir fehle etwas? Ach, sagte Bäbeli, du bist heute ein ganz anderer, ich sah dich lange nie mehr so. Ach, wenn es doch immer so bliebe! sagte es ganz leise und fuhr mit der Hand über die stillen dunkeln Augen. Da war's, als ob das dunkle Ehegespenst, das sich zwischen beide gelagert hatte, in schneidender Kälte keinen Sonnenblick der Liebe von einem zum andern lassend, von unsichtbarer Gewalt erfaßt zerstübe in die Lüfte und frei es werde zwischen beiden. Da war's, als ob die alten Zeiten wiederkehrten, wo Dursli nach acht durchschmollten Tagen an seines Bäbelis Stübchenfenster lockend stand und Bäbeli zuerst nichts hören wollte, dann herbeikam, dann, je näher es kam, desto inniger vom Geiste der Versöhnung ergriffen, wenn Dursli so innig und treuherzig um Einlaß bat, in seinen Armen lag, ehe es wußte wie.

Aber diesmal kam Bäbeli zuerst und pochte sachte nur an Durslis Herz und dieses sprang, von tausend Empfindungen voll, alsobald auf und ergoß sich in seines Weibes Seele. Ja, Bäbeli, sagte Dursli und nahm es bei der Hand; ich weiß

gar nicht, wie mir heute iſt, bald weh und bald wohl, bald will es mir das Herz zerreißen, wenn ich ſehe, an was Allem ich ſchuld bin, dann aber wieder fühle ich etwas in mir, das mir ſagt, ich könne es wieder gut machen, und ich fühle, daß ich es auch will. Dann beſſert es mir, es drängt mich zur Arbeit, noch heute möchte ich das Werkzeug in die Haud nehmen: o, mein Gott, was kann doch ein Menſch werden, und er merkt es ſelbſt nicht. Es kam mich ſchon manchmal an, tief in die Erde mich zu verkriechen oder mir den Kopf an den Wänden zu zerſchlagen, wenn ich darüber nachſann, wie liederlich ich war und wie ich mich an dir und den Kindern verſündigt habe. Es nimmt mich nur wunder, daß du nicht viel härter gegen mich warſt.

Hier hätte nun manches Weib, deſſen Herz ein Faß voller Lauge iſt, den Zapfen ausgezogen und hätte die Lauge laufen laſſen über den weichen Mann und alle lang verhaltenen Gefühle über ihn ergoſſen. Und wie im Thauwetter die Steine rollen von einem Felſenriß, hätte es Vorwürfe rollen laſſen, wie ausſchweifend er geweſen und was jede Frau ihm nachgeſagt, wie groß ihre Noth und ihr Elend geweſen und wie eine andere ihn würde behandelt haben — und mit ſolchen Reden hätte ſie wieder verſchloſſen des Mannes Herz, aus dem offen die Reue floß; die Reue wäre zu Galle geworden, denn ſolche Weiberreden ſind auffallend zerſtörende Elemente für ſolche Empfindungen, und am Abend wäre Dursli vielleicht ſchon wieder in einer Schenke geſeſſen.

Aber Bäbeli ſchmiegte ſich näher an Dursli und fand keine Worte zu Vorwürfen; alle ſeine vorräthigen Worte brauchte es, ihm zu ſagen, wie wohl es auch ihm im Herzen werde, es könne nicht ſagen wie, daß es ſeinen Dursli wieder habe. Es hätte doch immer gehofft, es ſei noch nicht alles verloren. Wenn es ihn ſo recht angeſchaut habe, ſei es ihm immer geweſen, es ſei noch ſo viel vom frühern Dursli an ihm, daß er nicht ſo ſchlecht ſein könne, daß eigentlich ſeine Kame-

raden und das schlechte Beispiel an allem schuld seien und vor Allen der elende Schnepf, der ihm gerade vorkomme wie sein Eheteufel. Es hätte manchmal gewünscht, o, wenn es nur auch eine Stunde gäbe, wo es so recht mit ihm reden könnte in der Liebe und ihm zeigen könnte, wie lieb es ihm habe und einzig an ihm hange und es niemand gut mit ihm meine, als gerade es, es wollte ihn wieder auf bessere Wege bringen. Aber es habe nie so mit ihm reden können: entweder sei er schmollend heimgekommen, dann habe es sich gefürchtet, oder es sei selbst zornig gewesen, und da habe es wohl gewußt, daß es schweigen müsse, oder es habe ihm unendlich wehe gethan, und das Weinen sei ihm zuvörderst gewesen, und dann habe es um alles in der Welt kein Wort hervorbringen können. Es habe von jeher nie viel Redens gemacht, und so habe es sich nie schicken wollen; es habe manchmal halbe Nächte durch geweint und den lieben Gott gebeten, er solle doch für ihn's reden, es könne nicht. Nun sei es doch neugierig zu hören, was es eigentlich gegeben habe, da doch niemand mit Dursli geredet, daß er heute so ganz anders sei und es immer mehr hoffe und glaube, heute werde ihnen der Heiland geboren, und die Taube Noahs bringe ihnen heute das Oelblatt, wie es ihm so wunderbarer Weise in der Kirche vorgekommen sei. Da sagte Dursli: Wohl, Bäbeli, hat jemand mit mir geredet. Der da oben hat dein Beten gehört und hat es selbst gethan. Jetzt erst begreife ich, wie das Alles so hat kommen müssen, und wie, ich möchte fast sagen, Gott und der Teufel sich um mich gestritten haben.

Und nun erzählte Dursli seinem wie jung gewordenen Weibchen, wie alles gekommen. Er habe wohl gesehen, wie arm er werde, aber er habe ihm nicht nachdenken mögen. Was er verkauft, habe ihm allemal sehr gereut, aber um nicht daran denken zu müssen, habe er gesoffen, dabei habe er etwas vergessen können. Am unwohlsten sei ihm immer daheim gewesen, es habe ihm immer geschienen, man sähe ihn mit verdächtigen

Augen an und wolle ihm Vorwürfe machen, und die hätte er nicht erleiden mögen, weil er nichts Rechtsmäßiges darauf zu sagen gewußt. Es habe ihm immer geschienen, er komme unwerth und die Kinder frügen ihm nichts mehr nach und hafteten ihn, und das hätte er gar nicht an ihnen ertragen mögen, weil er sie im Verborgenen noch immer so lieb gehabt, und dann hätte er wild gethan und sie alle noch weiter von ihm vertrieben. Aber auch unter seinen Kameraden sei ihm immer unwohler geworden. Seitdem er nicht mehr so viel Geld gehabt, sei er unwerther geworden, man habe ihn nicht halb mehr so gerühmt und sich seiner immer weniger geachtet. Habe er kein Geld mehr leihen wollen oder können, so habe man ihn bespöttelt, habe er zurückhalten wollen, so sei er beschimpft worden, habe auch er borgen wollen, so habe niemand Geld gehabt für ihn. Die Sache, für die er so viel eingesetzt, scheine nicht vorwärts zu wollen. Es sei ihm immer mehr, das sei nur so ein Lockvogel gewesen für Geld und andere Sachen, und dagegen hätten Alle Geld von ihm gewollt, denen er schuldig gewesen. So sei es ihm auch gestern Abend gegangen in Koppigen, als er hier in vollem Zorn fortgelaufen. Schon im Hinübergehen habe es ihm vorkommen wollen, es wäre eigentlich schöner von ihm, wenn er seinen Kindern die Holzschuhe flicke, als so herumzulaufen. Als er nun dort gesehen, wie werth er Allen eigentlich sei und ihnen nur was eine Fliege den Spinnen, zum Aussaugen, so wäre es schwarz wie ein fürchterlich Donnerwetter in ihm aufgestiegen, und ganze Wolkenberge wären über ihn eingestürmt, und in Blitz und Donner wäre das Wetter ausgebrochen und doch nicht recht; nach vielem Streiten sei er fortgelaufen endlich. Und noch immer habe es ihm geschienen, es wolle ihn zersprengen, und wie Feuer habe es ihm im Kopf gebrannt. Er sei wie rasend geworden und hätte mit der ganzen Welt streiten mögen. In diesem Gemüthszustande habe ihn der Graus der Nacht erfaßt und Gott der Herr habe ihn weich gemacht und ihm die Augen recht geöffnet. Und was

er nun diesen Morgen Alles erfahren und gesehen, das habe ihn so streng zweggenommen, daß er gewiß glaube, er könne jetzt halten, was er verspreche. Aber weh thue es ihm, was sie seinetwegen gelitten, er werde das nie vergessen und es nie gut machen können.

O wohl, Dursli, sagte Bäbeli und schlug seinen Arm um ihn, sei nur wieder unser, so ist nicht nur gleich alles vergessen, sondern wir wissen erst dann recht, was es heißt, einen guten Vater haben. Was das heißt, hätten wir ja nie recht gewußt, wenn du nicht ein Zeitchen wild gethan hättest. Es ist wahr, es hat mir schrecklich weh gethan, wenn ich ein Stück Hausrath, ein Stück Land nach dem andern gehen sah: die armen Kinder, die armen Kinder, mußte ich immer denken, was soll denen endlich bleiben. Es ist wahr, es that mir grausam weh, als sie keine rechten Kleider mehr hatten und nicht Speise und wir bald allen Leuten schuldig geworden sind. Ich durfte mich fast nicht mehr zeigen vor den Leuten und niemand mehr ansehen, aus Furcht, ich sehe ein spöttisch Gesicht. Und wenn ich eins von meinen Geschwistern angetroffen, so fuhr es mich hart an und sagte mir: He, erfährst du jetzt, was du für einen Mann hast, hättest du Ohren gehabt zu hören, es ginge dir jetzt nicht so, aber jetzt komme nicht zu klagen. Aber Gott weiß es, es kam mir nie in den Sinn, jemand zu klagen, als dem lieben Gott, dem sagte ich es, wie es mir um das Herz war. Doch das Alles hätte nichts gemacht, ich hätte gerne arm sein wollen, kein Land mehr haben, keine Kleider für die Kinder, wenn sie nur noch einen Vater behalten hätten. Aber daß du nichts mehr von ihnen wolltest, sie nie mehr freundlich ansahest, thatest, als wenn sie nicht dein wären, das that mir am meisten weh. Und dann kamen noch die Kinder und fragten, warum der Vater immer böse sei, was sie ihm wohl zu leide gethan, und weinten, daß sie ihm nie am rechten Ort seien, er sie allenthalben wegstoße. Das habe ihm dann das Herz zerreißen wollen. Manchmal habe es gewünscht, wenn

es nur ſterben könnte; dann habe es die Kinder anſehen müſſen und gedacht, was aus dieſen werde, wer ſich ihrer annehmen ſollte, wenn es nicht mehr wäre; dann hätte es den lieben Gott bitten müſſen, daß er es doch am Leben laſſe, gerne wolle es ausſtehen alles Elend, welches er für gut finde.

Nein, ſagte Dursli, ſterben ſollſt du nicht, mein Bäbeli, du mußt bei mir bleiben. Ach, ich habe dich ſo nöthig. Ich bin recht krank geweſen und jetzt noch ſchwach, da muß mir jemand abwarten mit Rathen und Warten und lieblichem Weſen und muß mir helfen den guten Weg finden. Und das mußt du, meine liebe Frau. Und Elend ſollſt du keines mehr ausſtehen, ich will anfangen zu arbeiten, daß die Funken ſtieben. Es iſt noch Arbeit da, und wenn es heißt: der Dursli iſt wieder ein anderer geworden, er arbeitet wieder, ſo kommen die Weiber daher gelaufen wie die Spatzen nach den erſten Kirſchen. Es ſoll bald für das Nöthigſte geſorgt ſein, und dann will ich ſehen, ob ich das Verlorne nicht wieder einholen kann. Es hat ſchon Mancher gar nichts gehabt und iſt wohlhabend geworden bei einem Handwerk wie ich habe. Aber wenn du nur auch vergeſſen kannſt, was ihr meinethalb leiden mußtet; ich will es nicht vergeſſen, keinen Tag und keine Nacht. Wenn du mich nur ſo recht lieb haben könnteſt wieder wie ſonſt und die Kinder mich wider anſähen wie früher, dann glaube ich, ich könnte alles ausſtehen, aber wenn man mich nicht lieb hätte oder mir das Alte wieder hervorzöge, da wüßte ich nicht, wie es ginge.

O Dursli, mein Dursli, habe doch recht nicht Kummer! ſagte Bäbeli und hing ihm am Halſe. Es iſt mir, ich möchte dir das Herz aus dem Leibe geben, und lieb habe ich dich ja immer gehabt, aber ich durfte es dir nicht zeigen, und das wollte mich manchmal faſt zerſprengen. Aber ich habe auch meine Fehler, ich weiß es wohl. Ich hätte oft ein Wörtlein in der Liebe mehr reden ſollen, aber ich habe es verdrückt. Meine Mutter ſagte ehemals: ſage man nichts, ſo fehle man

nichts, aber ich sehe jetzt auch ein, daß man mit dem Nichtssagen gröblich fehlen kann. Hätte ich zur rechten Zeit mehr geredet, es wäre mit meinem lieben Dursli nicht so weit gekommen. Und die Kinder, Dursli, die werden an dir hangen wie Kletten, und du kannst gewiß mit ihnen machen, was du willst, es sind gewiß gar gute Kinder und gar verständige, und wenn sie sehen, daß man sie lieb hat, so sind sie gewiß sehr willig. O mein Dursli, mein Dursli, hab' ich dich wieder! sagte Bäbeli und umschlang ihn noch einmal mit den Armen. Da erwachte der Kleine in der Wiege, lächelte gar holdselig auf und streckte die Aermchen aus, und sie nahmen ihn auf und um beide schlang er seine Aermchen: es war, als wäre er ein Engelchen aus dem Himmel, das zu neuem unauflöslichem Bunde die Beiden einsegnen wolle. Und beiden war es auch gar warm um's Herz, sie fühlten, es war eine heilige Stunde, und Engel flogen durch die Stube. Niemand störte diese Stunde. Erst als sie ihre unauslöschlichen Siegel aufgedrückt hatte den beiden aufgebrochenen Herzen, kamen die Kinder heim oder erwachten und brachten neue Liebe.

Und bald darauf klopfte es draußen, und es war, als ob der liebe Gott Raben sende, den armen Dursli, der zwar seinen Hunger vergessen, ihn aber doch noch im Leibe hatte, zu speisen. Es kamen Gevattersleute, mehrere nach einander, und brachten das Gutjahr den Kindern und Weihnachtringe damit. Wahrscheinlich dachten sie, die armen Kinder hätten heute nichts zu essen, während der Vater in irgend einer Schenke es sich wohl sein lasse; denn es gibt noch immer und allenthalben Leute, die nicht nur an sich, sondern auch an Andere und besonders an gute Kinder denken. Sie waren Alle gar verwundert, den Dursli anzutreffen, und gaben ihm die Hand nur so halb und halb, und er machte auch ein Armsündergesicht und wußte nicht recht, wie sich geberden. Es kam auch eine junge, lustige, anderthalb Centner schwere

Bauerstochter, die ein halbes Dutzend Edelfräuleins mit gesundem Blut und Gutmüthigkeit hätte versehen können. Sie packte auch allerlei aus, gab es aber nur gegen Küsse ihrem Taufkinde ab, und das muntere Mädchen schmatzte gar brünstig, es war, als ob es ihm mit jedem Kusse wohler werde. Mit hellen Augen sah es sich aber doch überall um, und als es den Durs li auf dem Ofen ansichtig wurde, machte es ihm eine saure Miene und schnauzte ihn an: Bist du auch da, ich habe geglaubt, du seiest an einem ganz andern Orte. Und man sah es dem Mädchen deutlich an, es krabbelte ihm in seinen warmen Gliedern, dem Durs li einmal die Meinung zu sagen oder ihn beim Schopf zu nehmen. Aber es ging und winkte dem Bäbeli hinaus, drückte ihm dort extra noch zehn Batzen in die Hand (vielleicht seine ganze Ersparniß aus Eiergeld oder Trinkgeldern), mit dem Bedeuten: Das ist für deine armen magern Kinder; kaufe ihnen Fleisch und eine Flasche Wein, aber meiner Seel' gib deinem Unflath nichts davon! Durs li litt es still, im Gedanken, daß er es wohl verdienet, daß aber über's Jahr die Leute ihn mit andern Augen ansehen sollten.

So sorgte der liebe Vater droben dafür, daß sie nicht hungrig seinen heiligen Abend zubringen mußten, sondern sich des Glaubens freuen konnten, daß der Herr die Seinen nicht verlasse, daß er auch dafür sorge, daß geweihte Stunden nicht durch peinigende Gefühle gestört werden. Die armen Leute hatten nun auch am Abend genug zu essen, und die Kinder mußten nicht vom Mittag her genug haben.

Und Bäbeli sorgte nach seinen Kräften für ein zweites fröhliches Mahl. Zu den Weihnachtringen hatte es gute Milch holen lassen, seit langer Zeit zum ersten Male, und den Kaffee nur halb und halb mit Cichorien gemischt. Nun tafelten sie herrlich und in Freuden. Es dünkte Durs li, er habe seiner Lebtag nie so herrlich gegessen, als sei ihm etwas aus dem Halse fort, das ihm schon lange alle Speisen ver-

bittert und ihn manchmal bei'm Essen gewürgt hatte. Als er sein Kaffeeschüsselchen zum dritten Mal zum Füllen darstreckte, bezeugte ihm Bäbeli seine Freude, daß er so tüchtig essen möge und also ganz gesund sei, er habe heute Mittags so gar nichts gegessen. Da erzählte er ganz aufrichtig, wie er geglaubt, es sei zu wenig da, und so habe er den Andern nicht ihre Sache vorweg nehmen mögen; deswegen sei er nun so hungrig. Da streckten ihm die Kinder ihre Stücke Weihnachtöring entgegen und sagten: Nimm, Vater, und iß! Das meine auch, meines auch! schrie es um den ganzen Tisch, und Eiseli flüsterte der Mutter in's Ohr, es sei noch Milch draußen in der Küche, ob es gehen und sie kochen solle. Und Dursli hatte die größte Mühe, abzuwehren, daß man ihm jetzt nicht zu viel gab, weil er zu Mittag zu wenig gehabt hatte.

So tafelten sie herrlich und in Freuden, mit offenen Herzen, fröhlichen Gesichtern und munterem Gespräch; doch hatten der Eltern Stimmen immer einen weichen Ton. Und als sie abgetafelt hatten, sollte die fröhliche Kinderschaar ihren schlechten Bettlein zu, in denen sie gar trefflich schliefen, denn sie wußten nicht, wie schlecht sie waren. Aber sie hatten diesmal immer noch etwas mit dem Vater zu thun, ihm etwas zu sagen, und wenn er einem die Hand gab und es an sich zog, so machte keines gerne dem andern Platz und jedes wollte noch ein Küßchen haben, ehe es ging, und bei jedem, das gehen mußte, weil ein anderes kam, wischte sich Dursli die Augen und betete: Vater, vergieb mir, ich mußte nicht, was ich that!

Und was Dursli und sein Weib seit langer Zeit zum ersten Mal wieder mit einander beteten, — denn um gemeinsam beten zu können, muß man ein Herz und eine Seele sein — das hörte Gott, und Freude war darüber im ganzen Himmel.

Am andern Morgen früh setzte nun Dursli sich zur Ar-

heit, er hatte keine Ruhe im Bette und arbeitete von früh bis ſpät, und alle vorräthige Arbeit fertigte er ab und ſuchte neue auf, und man gab ihm gerne, wenn er die Arbeit machen und nicht ein halbes Jahr im Hauſe behalten wolle. (Zuerſt aber machte er ſeinen eigenen Kindern die Schuhe zurecht.) Vor allem aus wollte er, daß ſie den Neujahrstag ordentlicher Weiſe aus ſeinem Verdienſt feiern könnten, wie ſie es vor Altem gewohnt waren: es ſollte das Zeichen ſein der wiederkehrenden beſſern Zeit. Und er brachte es auch ſo weit, daß an ſelbigem Tage zweierlei Fleiſch auf ſeinem Tiſche ſtand, Rindfleiſch und Schweinefleiſch, und glänzendes Sauerkraut und zwei Schüſſeln Milch mit dickem Rahm oben darauf. Die mußten den Wein erſetzen, mit dem er es noch nicht verſuchen wollte; er fürchtete den Nachdurſt am folgenden Tag, er fürchtete überhaupt in ſeinen noch ſchwachen Nerven die unheimliche, zu Kopfe ſteigende Wärme, die ſo lange ſein böſer Geiſt geweſen war. Und geht ja vielen Leuten nichts über Milch zu Fleiſch und Sauerkraut. So konten ſie freilich bei dieſem Mahl keine Toaſte ausbringen, daß die Lebehoch an den Wänden klebten, aber ſie ſaßen ſo in inniger Freude beiſammen, und der Engel des Friedens ſprach zum Engel der Liebe: Hier iſt gut wohnen, hier laß uns Hütten bauen, dir eine und mir eine.

Und Durſli hielt ſich gut und feſt wie ein wackerer Soldat bei allen den Kämpfen, die nun kamen; denn mit einem Entſchluß und einem Mahl iſt eine Bekehrung nicht abgethan, ſind nicht alle Folgen der frühern Verirrung aufgehoben. Er hatte einen Feind in ſich, der ihm noch viel zu ſchaffen gab. Es war eine leibliche, innere Leere, Oede, ein Nagen, das nach etwas verlangte und das allerdings mit einem Gläschen Branntwein geheilt geweſen wäre für eine Stunde oder zwei. Aber er verſuchte demſelben abzuhelfen mit einem Mund voll Brod, und ſiehe, nach und nach that es vollkommen den Dienſt. Es ſchien ihm, als ob er gar

matt in den Gliedern sei, seitdem er nicht mehr trinke, aber seitdem er nicht mehr trank, hatte er wieder Appetit, er aß wie ein Drescher und bald fühlte er sich stärker als je zuvor. Seine Saufkameraden kamen wohl und lockten, machten ihm Bescheid da und dortbin, packten ihn auf der Straße und wendeten alle Mittel an in Ernst und Spott, ihn wieder an sich zu ziehen. Aber das Rauhe, welches er sonst zu Hause gegen die Seinigen gebraucht und sie damit von sich gestoßen hatte, das kehrte er jetzt gegen seine Kameraden und vertrieb sie auch damit. Der Schnepf kam endlich sogar wieder selbst bis in sein Haus, aber Dursli hielt ihn nieder, und er kam nicht wieder.

Am schwersten aber ward ihm, den Muth und den Glauben aufrecht zu erhalten, daß all' sein Arbeiten noch Früchte tragen und wieder bessere Zeiten bringen werde. Wenn er so recht die Leere allenthalben in Kisten und Kasten anblickte und sah, was Alles noch anzuschaffen sei, wenn er seine Schulden hier und dort nachrechnete, die noch abzubezahlen waren, wenn er überdachte, wie viel er erwerben müsse, bis er wieder im vorigen Stand sei, und dabei betrachtete, wie langsam die Arbeit von statten ging, wie mühsam nur Kreuzer um Kreuzer hervorzupressen sei, wie man in einer Stunde, in welcher man füglich einen Gulden verthue, mit Noth einen Batzen verdiene, dann wollte es ihm manchmal fast schwach werden und aller Muth vergehen und ihm scheinen, als helfe es doch nichts, als sei alles vergebens, und es sei am besten, alles so rutschen zu lassen. Aber dann heiterte Bäbeli ihn wieder auf und rechnete ihm vor, was doch schon Alles wieder verdient sei, zeigte ihm die bessere, die leichtere Seite. Und die Kinder gingen ihm zur Hand, wie sie nur konnten, und wenn er sie zu etwas brauchen konnte, so war es ihre größte Freude, so daß er sah, wie viel sie ihm bald, recht angeleitet, helfen könnten, und fester und fester den Glauben faßte, daß, wenn sie Alle an einem Seile zögen, es doch noch gut komme.

Und es kam wirklich immer beſſer. Man ſah es bald der ganzen Haushaltung an, daß der Vater anders war. Die Kinder machten allenthalben ganz andere Geſichter, und der Schullehrer ſagte oft: er wiſſe gar nicht, wie das nur komme, des Holzſchuhmachers Kinder könnten jetzt ſchon den Katechismus von A bis Z auswendig. Sie hatten hie und da auch ein Stück Brod oder einen Apfel in der Taſche, wenn ſie in die Schule kamen, und mußten nicht nur lüſtern zuſehen, wann Andere aßen. Sie waren ſonſt oft traurig ſitzen geblieben auf ihren Plätzen, wenn der Lehrer die andern Kinder hinausließ, um nur nicht ſehen zu müſſen der Andern Herrlichkeiten. Bäbeli hatte wieder etwas Farbe im Geſicht, verbarg ſich nicht vor den Menſchen und bezahlte alles baar, was es kaufte oder holen ließ.

Durſli machte auch nicht mehr ein Geſicht, als ob er alle Leute freſſen wollte, ſah nicht mehr ſo gelb und wild aus. Er trällerte zuweilen ein Liedchen oder pfiff vor ſich hin, grüßte und dankte wenigſtens wieder, wenn ihm jemand begegnete, und hatte ein vernünftig Wort für Alle, die mit ihm reden wollten. Es verwunderten ſich nach und nach auch alle Leute darüber und fragten ſich, was es doch wohl ſo auf einmal gegeben habe, der Durſli ſei ein ganz anderer Menſch geworden, man ſehe es ihm und der ganzen Haushaltung deutlich an. Die alte Wahrſagerin ſtreute aus: der Teufel habe ihn holen wollen in der heiligen Nacht, da ſei ihm das Herz in die Hoſen gefallen. Aber die Leute glaubten ihr doch nur halb. Sie ſagten erſtens: wenn der Teufel jemand holen wolle, warum er nicht die Hexe ſelbſt nehme, und zweitens fragten ſie: wenn der Teufel ihn im Ernſt hätte nehmen wollen, warum er ihn dann nicht hätte nehmen können. Von den Bürglenherren ſagte die Alte nichts. Sie hoffte, einen Muthigen auftreiben zu können, der dann auf ihre Rechnung mit dem Teufel reite und den Schatz gewinne.

Wer insgeheim am meiſten Durſli's Anderswerden im

Auge hatte, waren desselben gegenüber wohnende Nachbarsleute, von denen Res sein Freund gewesen war und Sami, dessen Vater, seines Vaters Freund. Res hatte schon lange seine Leute aufmerksam gemacht, wie Dursli sich ändere und die ganze Haushaltung ein besseres Aussehen bekomme. Allein sein Vater wollte es nicht glauben und darum sah er auch nichts. Wenn Dursli daheim bleibe, so geschehe es nur, weil er kein Geld mehr habe oder ihm niemand mehr auf Borg geben wolle, sagte er. Aber Dursli hatte augenscheinlich wieder Geld und er verthat es nicht wieder; man sah andere Kleider an den Kindern, sah sie alles baar zahlen und hörte, wie er hier und da etwas abgezahlt. Da sagte Sami: er hätte es beim D. nicht geglaubt, daß es möglich sei, daß ein Mohr seine Farbe ändere und ein Parder seine Flecken, und er glaube es noch jetzt nicht. Aber es scheine ihm, verirrte Menschen seien eben noch keine Mohren oder Parder, sondern eben nur verirrte Menschen, denen Besserung möglich sei. Aber verflucht wunder nehme es ihn, wodurch Dursli bekehrt worden und gerade an der heiligen Weihnacht.

Da kam einmal Dursli das Dorf herauf, wohlgemuth und pfeifend, er hatte Arbeit vertragen und klimperte mit dem Geld in der Tasche. Vor ihrem Hause aber standen Res und sein Vater eine Pfeife rauchend und redeten die auf morgen bestimmte Arbeit ab, wenn es nämlich schön Wetter bleibe. Dursli wünschte ihnen einen guten Abend und lenkte rasch gegen sein Haus ein, denn schon sprangen ihm einige Kinder entgegen, und aus der Hausthür scholl es: Der Vater, der Vater! Da rief Sami: He, wart' ein wenig. Nur nicht immer so hochmüthig vorbei geschnurrt, als ob du ein Preuße wärest, dir stände es wohl an, auch einmal dich zu stellen und zu plaudern. Ja, recht gern, sagte Dursli und hatte schon das Kind, welches ihm zwischen die Beine gelaufen war, auf den Arm genommen und ein anderes an die Hand, aber ich habe geglaubt, ihr hättet mit einander zu reden, und dann

habe ich gesehen, daß meine Frau mir wartet mit dem Nachtessen. — Nun, das ist brav von dir, daß du nicht gerne auf dich warten lassest und dir in Sinn gekommen ist, wie weh es Weib und Kindern thut, wenn sie umsonst auf den Vater warten müssen, sagte der Alte, aber komm nachher zu uns zum Abendsitz, du wirst nicht immer beim Licht arbeiten. Ich hätte wohl Zeit, sagte Dursli, aber ich habe mir verheißen, nirgends mehr hin und zu gar niemanden zum Abendsitz zu gehen, als wenn meine Frau mitkömmt, und mache ich einmal ein Loch in's Gesetz, so ist das ganze Gesetz eine Schaumkelle, man hat Beispiele. Du bist bei Gott ein ganzer Bursche, man wird Respekt vor dir haben müssen, und selber Schultheißen könnten bei dir noch etwas lernen — gegenwärtig, sagte der Alte und rieb seine Mütze auf dem Kopf herum. Aber weißt du was? bringe deine Frau mit, sie wird wohl einmal kommen können, wenn die Kinder schlafen und nirgends mehr Feuer ist. Sie kann ein Paar Strümpfe zum Flicken mitbringen. Nun, wenn sie kommen kann, gar gern, sagte Dursli. Es nahm ihn wunder, was der Alte eigentlich mit ihm wolle; daß er es nun besser mit ihm meine, hatte er ihm noch nie zu erkennen gegeben und ihm kaum gedankt, wenn er ihn gegrüßt. Als Bäbeli die Einladung vernahm, that sie ihm im Herzen wohl. Es erkannte daraus, daß auch andere Leute Dursli's Besserung anerkannten, und da es sich seiner so lange geschämt hatte vor den Leuten, freute es sich jetzt, sich auf einmal mit ihm zu freuen vor denselben. Es thut Weibern gar wohl, sich auf die Männer etwas einbilden zu können.

Als sie hinüber kamen, standen schon Küchlein auf dem Tisch (Res hatte kurz vorher Kindtaufe gehabt), und Wein, meinte der Alte, werde wohl auch noch zu finden sein. Sami konnte nicht lange hinterm Berge halten und so drum herumgehen wie die Katze um den heißen Brei, um herauszulocken, was er eigentlich wissen wollte, sondern er packte gleich heraus von der Leber weg. Dein Alter und ich, sagte er, sind unser

Lebtag gute Freunde gewesen. Er war ein guter Alter, strenger wäre oft besser gewesen, aber er war mir doch lieb. Da mochte ich es gar nicht leiden, daß sein Sohn ein Branntweinsäufer wurde und aller Lumpen Kamerad, und wenn ich dich einmal so angetroffen hätte, daß es sich mir geschickt, so hättest du erfahren können, was es gegeben. Aber das traf sich nun nie so. Nun vernehme ich auf einmal, du habest dich ganz gebessert, und mein Sohn fing an zu loben und zu sagen, wie du dich nun so gut aufführest, seit er dir hinter meinem Rücken zwei Reisbündel gegeben. Aber die ganze Besserung kam mir so vor wie ein Morgennebel, und wegen der zwei Bündel lachte ich ihn aus. Ich habe noch nie gehört, daß jemand wegen zwei Reiswellen sich bekehrt hätte. Aber deine Besserung hielt an und die Sache kam wieder gut, und wie das zugegangen, nahm mich immer mehr wunder, denn alle Sachen wollen ihre Ursachen haben. Da habe ich auch allerlei gehört, was die Hexe gesagt und Andere ihrer Art, aber richtiger Bericht schien es mir nicht.

Da erzählte denn Dursli ihnen alles offenherzig, wie es ihm ergangen mit seinen Kameraden, wie es in seinem Gemüthe getobt, wie er die Bürglenherren gehört, dem Teufel nahe gewesen, durch einen Theil der Hölle gefahren im Traume. Er verschwieg auch nicht, wie die Hexe ihn auf's neue versucht und was sie ihm erzählt, und wie er geschwankt und sie vielleicht gesiegt hätte, wenn sie ein Branntweinfläschchen bei sich gehabt, daß er wieder des Teufels geworden wäre mit Leib und Seele. Wie ihn aber die Glocken, die den Menschen in's Leben und aus dem Leben begleiten und während demselben alle Tage daran mahnen, daß er mit Gott die Erde betreten, mit Gott auf ihr wandeln müßte, wenn er mit Gott sie verlassen wollte, aufgemahnt hätten ganz eigen und wunderbar, und wie dann daheim Weib und Kinder ihn festgehalten hätten wunderbar, und wie in allem es deutlich gewesen, daß Gott Bäbeli's Gebet erhört und statt seiner mit ihm geredet

hätte. Und Bäbeli ergänzte mit glänzenden Augen an mancher Stelle den Bericht, wie es nun ein neu Leben sei daheim, wie es gerade sei, als hätte man aus einer halben Hölle einen ganzen Himmel gemacht.

Oben am Tisch, ihm zur Rechten in der Hauptecke der Stube gegen die Sonne hin die Bibel, saß auf einem Kissen der Urgroßvater des Hauses, ein zitternder achtzigjähriger Greis, aber klaren Verstandes noch und immer frommen Sinnes und deswegen nicht behaftet mit geistigen Altersgebrechen. Es ist doch sonderbar, sagte dieser, auf einen Hackenstock die Hände gestützt, es ist doch sonderbar, wie die Leute alles auf ihre Art auslegen, Menschenwort und Gotteswort, wie Gotteswort in dem Munde eines Gottlosen ein tödtend Gift wird, im Munde des Frommen das gleiche Wort das wahre Lebenselixir, wie aber auch Menschenwort, eine Sage z. B., ganz anders klingt in gutem oder schlechtem Munde. Von früher Jugend an habe ich immer von den Bürglenherren reden hören, aber immer auf zweierlei Weise, je nachdem die Menschen waren. Menschen, welche der Welt dienten, dem Geld oder dessen Genüssen, erzählten das Mährlein von der Bürglen ungefähr wie die Hexe. Aber niemand je hat den Muth gehabt, den Versuch zu wagen, niemand daran gedacht, was dann aus den Bürglenherren oder dem, der den Schatz gewinne, werden solle. Solche Menschen, die an der Erde hangen, denken nur an sich und nur an Genuß oder Besitz; die Gedanken an Anderer und das eigene geistige Schicksal kommen nicht in ihren Sinn. Ganz anders erzählten fromme Leute diese Sage und in vollem Ernste, darum erbte sie sich auch fort durch so manches Geschlecht. Jetzt geht nach und nach der Glaube an Sagen verloren, und deswegen verhallen sie; man erzählt sie einander nicht mehr, ja man schämt sich gar derselben, und doch liegen in ihnen so manche schöne Lehren verborgen. Aber so wird es des Herrn Wille sein. Er erzieht das Menschengeschlecht auf seine Weise. Da es noch kindlich war, redete er

zu ihm wie zu einem Kinde, da es aber aufwuchs, da redete er zu ihm nach den Kräften seines Alters. Nun wird er wollen, daß man die Menschen so wenig mehr durch Mährlein, als durch Bilder selig zu machen suche, sondern durch sein klar und lauter Wort.

Nachdenklich schwieg der Großvater nach seinen bedeutsamen Worten. Da wurde der Wunsch laut von Einem zum Andern, daß er doch von den Bürglenherren erzählen möchte nach seiner Weise. Es war tiefe Nacht geworden, und je tiefer es hineingeht in die dunkle Nacht, desto mächtiger zieht es auch den Menschen, sich hineinleuchten zu lassen in die dunkle unsichtbare Welt, von der er sich umringt fühlt. Während des Tages Schein die sichtbaren Dinge ihm erleuchtet, vergißt er ob ihnen die unsichtbare Welt, wenn dann aber die Nacht die Sinnenwelt verhüllt, dann drängt sich dem Menschen aus den Tiefen seines Geistes das Bewußtsein auf, daß er lebe inmitten einer unsichtbaren Welt. Und diese Welt sich zu gestalten unter Furcht und Zittern, mit Grauen und Beben, wie jedes Kind nur zitternd einen dunklen Ort betritt, treibt ihn geheimnißvoller Drang. Wohl will ich euch erzählen, sagte der Greis, was ich von früher Jugend an habe erzählen hören. Aber vergesset nicht, daß ich ein Mährlein erzähle, daß aber dieses Mährlein seinen tiefen Grund hat in jener Zeit, wo der Boden in den Herzen noch nicht urbar gemacht war für das einfache Gotteswort, wo viele Verwalter desselben mit ihm wenig anzufangen wußten und denn doch die unbändigen wilden Menschen in Schranken gehalten und gezähmt, die Unterdrückten getröstet werden sollten.

Als Reses Frau die Küchlein herumgereicht und manchmal ermahnt hatte: nehmet doch, nehmet doch! als Resli die Gläser gefüllt und Gesundheit gemacht und Durslî aus Sami's Tabakbeutel seine Pfeife gestopft hatte nach langem Weigern, er hätte auch bei sich, begann der Großvater folgendes:

Vor mehr als neunhundert Jahren war es noch gar wüst

und öde in diesem Lande und viel weniger Leute als jetzt waren in demselben. Wo jetzt Wiesen die schönen Kühe nähren, rauschte ein See oder dampfte Morast; wo jetzt Schnitter mähen, dehnte sich das schrankenlose Bett eines Waldbaches aus, warf wilder Wald seine dunkeln Schatten. Mitten in solchen Wald hinein, zwischen wilde Flüsse, lustige Seen, trügerische Moräste bauten sieben Brüder sich eine kleine Burg auf dem Hügel, den man daher Bürglen nannte. Noch manch' großes Schloß besaßen sie, aber sie wollten ein dunkles finsteres Schlößchen haben für ihre dunkeln Thaten, wie auch die meisten Raubthiere die dunkle Nacht wählen für ihr blutiges Rauben und finstere Höhlen zum Aufenthalt. Das Böse drängt sich der Finsterniß zu, verbirgt sich in die Lüge, das Gute freut sich des Lichts, sonnt sich in der Wahrheit. Es waren nämlich die sieben Brüder sieben blutige Raubthiere, die jeden Frevel verübten im öden Lande, ohne Furcht vor Gott und vor Menschen; wenn diese übermächtig ihnen wurden, wußten sie sich zu retten auf verborgenen Pfaden durch die unzugänglichen Moräste auf ihre dunkle kleine Burg. Und es waren die sieben Brüder groß und stark wie Riesen, und wenn sie vom blutigen Raub weg verschwinden wollten spurlos, so trugen sie, je einer nach dem andern, seinen Hengst durch die schmalen, nassen Pfade zum dunkeln Schlößlein. Dort hausten sie oft Wochen lang in wilder, blutiger Lust, trieben Jagd und manch Schandwerk des Tages, und am Abend ging ein wildes Zechen los; und wie der Wein zu sieden begann in ihren ungeheuern Gliedern, begann eine blutige Lust zu entbrennen in ihrer Seele, und war ein Gefangener auf dem Schlößlein und hatte dieser noch einen Blutstropfen in seinem Leibe, dann quälten ihn die fürchterlichen Brüder in diesen dunkeln Stunden ihn ab, und war kein Gefangener mehr da, dann warfen sie sich blutbrünstig auf einander, bis Bruderblut herumspritzte an den Wänden. Aber wie oft in finsterer Höhle die süßeste Quelle rieselt, wie in schauerlichster Schlucht die schönste Lilie wächst,

wie in dunkle Kerker der Sonnenstrahl am sonnigsten fällt: so hauste mitten unter diesen menschlichen Ungeheuern in blutig finsterem Schlößchen das lieblichste Gebilde. Ein Schwesterlein hatten diese sieben Löwen, wie selten eins gesehen wird auf Erden. Wie zwei helle Sterne in des Himmels Blau glänzten dessen Augen, wie eine Rose im Morgenthau das Antlitz, zart und schlank schwebte die Gestalt über der Erde, und wenn an den wunderschönen Haaren, die leichtgelockt das Fräulein umwallten, der Sonne Glanz sich brach, so war's, als umfließe ein goldener Mantel das wunderherrliche Kind. Und wie man schon in des wilden Löwen Zwinger ein Kind gesehen hat spielen mit dessen Mähne, auf dessen Rücken sich setzen, ihn stachelnd mit den kleinen Füßchen, und den Löwen dazu blinzeln wie in süßer Lust, knurrend in seinen mildesten Tönen: so spielte dieses himmlische Kind keck und kühn mit seinen Brüdern. Es spielte nicht bloß mit ihren Bärten, ihren Mähnen, es riß an ihnen in kühnem Muthe und schlug sie rasch mit schlanker Gerte, wenn sie nicht seinem Willen schnell gehorchten. Wenn sie sich schlugen, wenn sie Andere quälten, so trat es furchtlos befehlend mitten unter sie, schlug mit seiner Gerte zwischen die Schwerter, schlug damit auf die Peiniger der Armen, und mit freundlichem Grinsen lachten die Brüder des Schwesterleins, in seinem Anblick legten sich die Wellen des Zorns, und etwas Menschliches tauchte auf in ihren ungeheuern Leibern bei des Schwesterleins Schelten und Gebieten. Und wenn die Brüder der Leibeigenen Hütten verbrannt, ihr Korn zerstampft, in frevlem Muthwillen ihnen Wunden geschlagen hatten, so geißelte sie die Brüder mit Gerte und Rede; das Thor mußten sie ihr öffnen und Kuno, der wildeste der Brüder, mußte sie in der Leibeigenen Hütten begleiten, mit Balsam beladen oder Korn, ja die Brüder mußten Holz schaffen zu neuen Hütten. Es war, als ob die lichte Himmelskönigin walte da oben im dunkeln Schlößlein, und als solche war sie auch angesehen weit herum, und wenn die wil-

den Brüder ferne waren auf Jagd oder Raub, so suchte, wer Trost und Hülfe nöthig hatte, Trost und Hülfe bei dem lieben kecken Kinde. Unter diesen Armen fand das schöne Kind einst ein fremder Pfaffe, der im wilden Lande das Evangelium predigte, und in den reichen, weichen Boden im Herzen des schönen Kindes fing derselbe an, des Evangeliums heiligen Samen auszustreuen, und sechszig- und hundertfältig schoß er da auf in diesem starken, mächtigen Herzen. Zur frommen Jungfrau wuchs das Kind empor, aber auch aus der Jungfrau sprühte eine Kraft, die alle sieben Brüder bändigte, und auf welchen sie ihr sprühend Auge warf, der stand zu ihrem Dienst gefesselt, als ob demantne Ketten ihn bänden.

Aber je mehr in ihrem Herzen Christi Sinn empor wuchs, desto mehr empörte sie der Brüder Thun, desto schärfer ward ihr Auge, das Häßliche und Arge aufzufinden, und wunderbar schmiegten sich die wilden Brüder der mächtigen Jungfrau. Da geschah es, daß der reinen Jungfrau die Augen aufgingen über das schlechte Leben ihrer Magd mit ihren Brüdern, und daß sie dieselbe, als die niedere Magd mit frechen Worten sich erheben wollte, in jähem Zorne schlug und niedertrat. Es schwieg die Magd fürder gegen das Burgfräulein, verbarg ihr unzüchtig Leben und gleisnete der giftigen Schlange gleich zu den Füßen, die sie getreten. Aber mit giftiger Rede begann sie die Brüder zu umgarnen, mit boshafter Liebe sie zu umstricken. Mehr und mehr höhnte sie die Brüder über ihre Schwäche und der Schwester Meisterschaft, mehr und mehr versuchte sie, ihre Gunst zu sparen und zu spenden, je nachdem einer der Brüder der Schwester willfahrte oder trotzte. Wenn solches Reizen aus zahmen Menschen wilde macht, was muß es aus wilden machen? So begannen die Brüder zu knurren, zu brummen gegen die Schwester, aber diese kehrte sich daran so wenig, als der Hausherr an das Knurren seines Hundes. Aber die Buhlerin stachelte immer giftiger und gewann sich immer größere Gewalt über die thierischen Brüder, reizte sie

immer höher auf gegen die Schweſter, ſtachelte ihren Geiz gegen der Schweſter Gutherzigkeit und ſtachelte ihren Hochmuth gegen der Schweſter Gemeinſchaft mit den Armen. Endlich ward zur Flamme die angeblaſene Glut, die Brüder wollten Herren ihrer Herrin werden und verboten ihr mit manch grobem Wort, Geſchenke zu geben und die Armen zu pflegen. Da hob hoch auf ſich die Maid, befahl ihrer niedern Magd, den Korb, ſchon gefüllt mit mancher Gutthat, ihr nachzutragen, und ſchritt des Schloſſes Pforte zu mitten durch die Brüder, und ihrer klaren Augen zürnend Funkeln ſchlug lähmender auf die ſieben Rieſen ein, als hundert Männer kühn geſchwungene Schwerter. Aber des hohen Fräuleins niedere Magd glühte nachtretend auch die Brüder mit ihren geilen Augen an und reizte ſie auf mit höhniſchem Munde und verächtlichen Geberden, daß Grimmbart, der thieriſchſte der Brüder, der niedern Magd zu Lieb und Huld, der Schweſter Kleid ergriff, ſie zurückriß in den Schloßhof und mißhandelnd der innern Thüre zuſtieß. Da hob das Fräulein kühn ſich auf und, der Mißhandlung wehrend, redete es wie mit Pfeilen auf die Brüder ein, daß dieſe der alten Oberherrſchaft ſich zu beugen begannen und ihrer Schweſter Herrlichkeit. Aber hinter dem Burgfräulein ſtand die geile Magd und höhnte die Brüder, höhnte mit Blick und Geberden einen nach dem andern. Und die Blicke und Geberden der lüſternen Magd ſiegten über der reinen Schweſter Worte, und mit ihren gewaltigen Händen ſtießen ſie die Schweſter, die ſtolzen Blickes keines Wortes ſie mehr würdigte, in des Schlößleins ſchlechteſtes Gemach.

Als das Burgfräulein Tage lang ausblieb in den Hütten der Armen, an den Lagerſtätten Gemißhandelter, da machten ſich Schaaren auf, ihren goldenen Engel im Schloſſe zu ſuchen, aber heulend und blutig ſtoben ſie wieder heim, von Bolzen getroffen, von Hunden gejagt. Da wandelte alleine der fromme Pfaff den Burgweg auf, ſein Beichtkind zu ſuchen, und kein Hund ſprang ihn an, kein Bolz flog ihm entgegen; die Brü-

der fürchteten den Pfaff, der Pferde und Hunde gesund machen konnte, und der Gewalt über die Elemente habe, wie sie glaubten. Sie ließen ihn ungehindert ein zur Schwester, die sie zu erbarmen begann, ohne daß sie es zeigen durften vor ihrer Magd, die Tag für Tag ihre gestrengere Herrin wurde. Als der Pfaffe weiter ging, fragte er um's Wiederkommen, und gerne gestatteten es ihm die Brüder. Sie selbst zogen sammt der Magd fort auf Raub und Mord und erst vor Weihnachten kehrten sie wieder heimlich ein in's Schlößchen. Am heiligen Vorabend hatten sie zwischen den Seen, Aeschi zu, wüthend gejagt, mit Bär und Wolf gekämpft und kehrten Abends blutig, müde, mit reicher Beute heim. Da begann ein Zechen, das immer wilder ward, jeder überprahlte den andern mit seinen Heldenthaten, sie träufelten in die Becher Blut aus ihren Jagdwunden und tranken einander zu auf Kampf und Sieg. Und immer unheimlicher glühte in ihren Adern das Feuer, immer unheimlicher sprühte es aus ihren Augen, ein immer fürchterlicherer Blutdurst kam über sie. Lauter und lauter scholl das Prahlen, ward zum Streit, und die wilden Hände faßten die Schwerter zum Brudermord. Und draußen war es still, und mild und silbern schaute der Mond in's graue Getümmel. Da schlug Gondebald, der schlaufte der Brüder, Jagd vor durch die Nacht auf ein gefährlich Wild, damit die aufgeregte Wuth nicht im Bruderblut sich kühle.

Und jubelnd sprangen die Brüder auf, faßten ihre Speere und riefen nach Pferden und Hunden, die müde schlummerten vom schweren Tagewerk. Da trat die zur Herrin gewordene Magd unter sie und sprach: wenn sie jagen wollten, so wüßte sie ein edles Wild. Drunten im Walde, unter den Eichen am Brunnen, sitze ihr sauber Schwesterlein unter dem Schutze des heuchlerischen Pfaffen, umgeben von Bettlerschaaren, und vertheile der Brüder Hab und Gut; dort zu jagen mit Hund und Roß wäre neue, lustige Jagd.

Drunten saß allerdings das Burgfräulein unter armen

Weibern und Kindern und tröſtete die Armen mit allerlei Worten und Gaben. Es wußte, daß die Brüder heute in der heiligen Nacht zechen würden arg und wild, ohne um ihr arm Schweſterlein ſich zu kümmern. Es ſehnte ſich nach ſeinen armen Kindern und Weibern. Der Pfaffe richtete an die Armen die treue Botſchaft aus, und ein dem Fräulein treu ergebener Wächter ließ es hinaus unbemerkt, wie er glaubte. Aber er irrte ſich. Die Magd hatte auch unter den Knechten einen Buhlen und dieſen zum Wächter beſtellt über ihre Herrin. Dieſer merkte ihre Abrede, traf daher auch die ſeinige mit der Magd, und als er das Fräulein am Brunnen wußte, brachte die Kunde den wüthenden Brüdern die liſtige Magd.

Laut heulend in ſchäumendem Zorn griffen ſie nach Bogen und Armbruſt, nach Speer und Schwert, und auf mußten die müden Thiere, Pferde und Hunde, zu neuer, ungewohnter Jagd. Doch wie gebannt durch des Waidwerks Kunſt und Regel ritten ſie ſtill, mühſam ihre Wuth zügelnd, auf Umwegen, wie um ein edles Wild zu beſchleichen, dem Brunnen zu. Und während ſie ritten, blieb die Magd im Schlößlein mit ihrem Buhlen, und in teufliſcher Schadenfreude bereiteten ſie ihr abgeredetes Werk.

Unfern des Brunnens, in tiefem Mondesſchatten hielten lautlos die wilden Geſtalten hoch zu Roß, an den Leinen die Hunde. Vor ihnen lag der freie Platz, mit einzelnen Eichen geſchmückt, wo ſilbern die Quelle rieſelte, und an derſelben ſaß das ſchöne Burgfräulein in ſeinem goldenen Mantel und rings um daſſelbe die glückliche, beſchenkte Menge armer Mütter, armer Kinder; hinter ihnen ſtand im Schatten einer mächtigen Eiche betend der Pfaff, und über Allen wanderte am Himmel in ſtiller Klarheit der Mond und leuchtete mit ſeinem lieblichſten Lächeln der ſchönen Geberin zu dem Austheilen ihrer Gaben. Da ſah er vom hohen Himmel nieder die finſtern Geſtalten lauernd in des Waldes Schatten und ahnte das werdende Mörderſtück. Er hieß die Winde warnend rauſchen

durch der Bäume Wipfel, aber die Glücklichen an der Quelle hörten es nicht, und durch die Harnische an die Mördergewissen drangen die Winde nicht. Da sah der Mond auf zu Gott, ob dieser wohl den Unschuldigen eine Hülfe bereite, aber stille blieb es da oben; da wanderte er traurig weiter auf seiner luftigen Bahn, den Winden winkend, daß sie mit dem finstersten Wolkenschleier ihn verhüllen möchten. Aber ehe sie den Schleier gewoben hatten aus der Erde Dünsten, brach der Brüder Mordlust los, und mit Holla und Hussa hetzten sie die Hunde, des Streites mit Bär und Wolf gewohnt, auf die arme Weiber- und Kinderschaar, mit gespannten Bogen wie eines gejagten Wildes der Fliehenden gewärtig. Mit wüthendem Geheul stürzten in weiten Sätzen die grimmen Hunde auf die Armen ein, wie schüchternes Wild fuhren diese empor beim Heulen der fürchterlichen Thiere. Aber wie ein klares Himmelsbild, golden glänzend in seinem flatternden Mantel, trat kühn das Burgfräulein den Hunden entgegen und rief mit ihrer hellen Silberstimme abwehrend auf sie ein. Die bekannte Stimme der geliebten, lang entbehrten Herrin drang an die Herzen der Hunde und mit freudigem Winseln schmiegten sie sich zu ihren Füßen, sprangen an ihr empor und vergaßen das zu jagende Wild, hörten nicht das immer wüthendere Holla und Hussa der Brüder. Da flogen von den Bogen der Wüthenden die Bolzen und Pfeile in Menschen und Hunde mitten hinein, und Menschenjammer und Hundegeheul fuhr klagend auf zum Himmel; den Bolzen und Pfeilen nach stürzten die Brüder mit geschwungenen Speeren. Schwankend, in der keuschen, kühnen Brust einen blutigen Pfeil, trat ihnen die Schwester entgegen, breitete abwehrend die Arme aus und bat milde um Schonung für die arme Schaar. Vor der holden Erscheinung prallten die Pferde zurück, aber der Schwester Stimme drang nicht zu der Brüder Herzen; die blutig gestachelten Rosse sollten über die holde Schwester weg in die Winselnden mitten hinein. Aber die gewaltigen Hengste setzten

in bäumenden Sprüngen neben dem in blutigen Golde glänzenden Fräulein weg, und kein Huf berührte ſie. Sie wankte den Wüthenden nach, die zur Jagd gegeißelten Hunde lockend, blutende Kinder ihnen entreißend, Speere aus den Brüſten der Mütter ziehend. Sie achtete ihr ſtrömend Blut nicht, ſie wollte dem Greuel wehren, aber immer leiſer ward ihre Stimme, immer wankender ihr Fuß, die Hunde, die fliehende Kinder im Dunkel des Waldes zerriſſen, hörten ihre Stimme nicht mehr.

Da hörte ſie, wie der Pfaff, an den Stamm der Eiche gelehnt, mit weithin hallender Stimme den Brüdern fluchte: daß das hier vergoſſene Blut auf ihre Seelen kommen und auf denſelben brennen ſolle von Ewigkeit zu Ewigkeit, und daß ſie keine Ruhe im Grabe haben, ſondern an jeder Weihnacht hier jagen und morden müßten, ſo lange der Brunnen fließe, ſo lange der Mond am Himmel wandle. Da wandte ſie ſich zu ihm hin mit ſterbenden Schritten, ſtarrend in blutigem Golde, und leiſe flehte ſie: O wende den Fluch, es ſind meine Brüder, wende ihn, um Marias willen, der Himmelskönigin! und leiſe ſank ſie in die Kniee und leiſe ſank ihr Haupt zur Erde, und leiſe flochten Engelein aus den kleinen rieſelnden Blutstropfen blühende Roſenkränze, das ſterbende Haupt umwindend. Da ſprach der Pfaff: Den Fluch kann ich nicht mehr wenden — das geſprochene Wort geht zu Gott und liegt in ſeiner Hand — aber wenn die wüthenden Brüder in tauſend Jahren auf ihrer wilden Jagd zehn verwilderte Männer troſtloſen Weibern, weinenden Kindern wieder zuführen, zur Sühne der hier gemordeten Mütter und Kinder, ſo mögen ſie eingehen in des Grabes Ruhe; das Fernere walte Gott. Das aber iſt mein Walten, verfluchter Pfaffe, brüllte Kuno, der wildeſte der Brüder, und ſchleuderte ſeinen Speer mit ſicherer Hand. Durchbohrt ſank ſterbend der Pfaff nieder neben das ſcheidende Himmelskind, es ſegnend mit dem heiligen Kreuz; dann kam der Tod und drückte leiſe ihnen die Augen zu, und des Herrn Engel trugen die Seelen der ſchuldlos Geſchlachteten hinauf an den Ort, den ihnen der Herr bereitet hatte.

Als ihr blutig Werk volleudet war und kein Lebendiger mehr athmete auf dem blutigen Platze, ſaßen die Brüder wieder hoch zu Roß und zogen heim in dumpfem Schweigen. Finſter war es am Himmel geworden, ſchwarz war der Wald, hohl ging der Wind und von ferne her brauste der Sturm heran. Als ſie den Burgweg auf zum Thore ritten, ſtand es offen, ſterbend daneben der gebundene Wächter. Als er ihnen Kunde gegeben, daß ihre niedere Magd mit ihrem Buhler ihn erdolchet und ſie, mit all' ihren Schätzen beladen, geflohen ſeien in des Waldes Nacht, verſchied er. Da flammte es in ihrem wilden Gehirn auf wie die Strahlen des jüngſten Gerichts; laut auf, daß das Schlößlein zitterte, heulten ſie in Weh und Wuth, wandten die Roſſe, hetzten die Hunde auf die neue Fährte und jagten hintendrein mit Holla und Huſſa, mit Peitſchenknall und Sporenklang dem ſchlechten Wilde nach. Die Dirne und ihr Buhle erſchracken, als ſie hinter ſich die wilde Jagd vernahmen, ſie hatten ſo ſchnelle Rückkehr nicht erwartet, ſo ſchnelles Finden ihrer Spur. Mit Windeseile huſchten ſie ſeufzend und keuchend durch die Büſche graden Weges den Wald hinauf, dem Lindenhubel zu. Aber näher und näher kam ihnen die wilde Jagd; ſie verließen in raſcher Wendung den graden Lauf, eilten quer durch die Büſche, dann wieder den Wald hinab, glaubend, die Hunde zu täuſchen. Aber müde Hunde laſſen weniger ſich täuſchen, als friſche. Die ſchreckliche Meute heulte immer näher an ihren Ferſen, der wüthende Jagdruf drang immer wilder auf ſie ein. Sie flohen mit Windeseile am Waldesſaume den Bühleinſchlag ab, aber immer näher kam der Brüder Holla, der Roſſe wildes Schnauben. Sie huſchten über den Koppiger Weg, flohen die Wolfsſteige nieder und faſt unbewußt dem blutigen Brunnen zu, und an ihren Ferſen ſchienen die Hunde zu hangen, in ihrem Nacken funkelten die Speere. Als die wilde Jagd, Hunde, Wild und Jäger, zu einem Knäuel zuſammengerollt, geſtoben kam auf den blutigen Platz, da erleuchtete auf einmal ein gewaltiger Blitz den Ort, wie in Flammen ſtand der Wald, wie eingewurzelt plötzlich

die ganze Jagd, und aus dem Boden heraus wuchs ſchwarz und ungeheuer eine Hand, faßte Wild, Jäger und Hunde zuſammen einem Büſchel Graſe gleich — ein ungeheurer Schrei — dann verſchwand die Hand in die Erde und ſchwarz und ſtille ward es wieder auf dem blutigen Platze. So ſoll am nächſten Morgen auf dem nächſten Hofe ein Kind erzählt haben, welches von Allen das Einzige war, das ſich hatte retten können.

Die Bürglenherren wurden nie mehr geſehen; leer ſtand ihr dunkles Schlößchen und verfiel allgemach. Aber im Frühjahr wurde es lebendig um den Brunnen herum. Wenn die Sonne ihrer bräutlichen Erde die erſten freundlichen Blicke gibt, ſproſſen Blumen ohne Zahl um den Brunnen auf, wo des Fräuleins Thränen begraben liegen, und wie in goldnem Kleide glänzt der Brunnen weithin durch den Wald, gekränzt mit den goldnen Glockenblumen, der Kinder Freude. Und wo die Blutstropfen der Kinder fielen und begraben liegen weit herum in den Büſchen, da ſproſſen Sträucher auf und mahnen mit den ſchwarzen Wachholderbeeren an die ſchwarzen vergoßenen Blutstropfen der armen unſchuldigen Kinder. Und im Frühjahr, wenn der Brunnen glänzt in ſeinem Golde, jubeln Kinderſchaaren um den Brunnen, ſich Kränze flechtend aus den ſchönen Glockenblumen, und im Herbſte, wenn reif die Beeren werden, ſtreichen Kinder durch die Büſche, zu ſammeln die Wachholderbeeren: und wenn die Kinder um den Brunnen jubeln oder wenn ſie durch die Büſche ſtreifen, ſo ſoll unſichtbar in ſeinem goldenen Mantel das Fräulein in ihrer Mitte ſein und ſie hüten und wahren, und noch nie ſoll dort einem Uebels begegnet ſein. Darum auch heißt der Brunnen Bachtelenbrunnen, wie dort die Glockenblumen heißen, und Wachholdereinſchläge nennt man die darum liegenden Gehege. Aber wenn der Winter wieder kömmt und die heilige Weihnacht, dann ſollen die Brüder wieder reiten ſtill und finſter zur blutigen Jagd, ſollen wieder morden und wieder jagen die Dirne und ihren Buhlen Wald auf, Wald ab und verſchwinden in der ſchwarzen Hand am Brunnen. Neunhundert Jahre haben ſie

jetzt gejagt und darüber, und in einer alten Chronik ſollen acht Geſchichten ſtehen von verwilderten Männern, welche die wilden Jäger troſtloſen Müttern, weinenden Kindern wieder zugeführt.

Lautlos waren Alle da geſeſſen, und bange preßte ſich der Athem in jeder Bruſt, als der Alte endigte. Endlich rang ſich Durſli's Stimme frei und bebend fragte er: Alſo habe ich nicht geträumt, und ich bin der Neunte? Eine Sage habe ich euch erzählt, entgegnete der zitternde Greis; aber alles, was auf Erden iſt, iſt Diener des Allerhöchſten: jeder Baum, jeder Stein und jedes Blatt, das am Baum ſich bewegt, und jedes Sandkorn, das vom Steine der Wind weht. So wird jedes Wort aus Menſchenmund zu Gottes Wort, wenn er will, und muß dienen zur Bekehrung und Erweckung der Menſchen. So macht er auch die Sagen, ſo lange er ſie noch duldet, zu ſeinen Dienern und ſprengt mit ihnen verſchloſſene Herzen. Des Herrn Wege ſind wunderbar, unerforſchlich ſind ſeine Rathſchläge. Wie er die Einen ſucht in der Sonne hellem Licht oder mit ſeines klaren Wortes Kraft, kann er Andere ſuchen in wilder Sturmesnacht, mit dunkler Sage ahnungsvollem Grauen. Zeuget deine Seele, daß dich Gott gefunden, ſo grüble nicht, ſorge nur, daß du nicht wieder verloren gehſt. So ſprach der Greis und wankte an ſeinem Stocke dem Bette zu.

Ergriffen von mächtigen Geiſteswehen ſprachen die Uebrigen nur einzelne Worte, drückten die Hände ſich und gingen zur Ruhe.

Durſli konnte nicht ſchlafen, aber in ſeliger Ruhe dachte er noch lange in beglücktem Gemüthe an Gottes wunderbare Wege, wie er in ſeiner Wundermacht mit Sturm und Regen, mit Weh und Graus Wunder ſchafft in den Herzen der Sterblichen, wie er verwandelt die Finſterniß in Licht, den Aberglauben in Glauben, des Unglaubens öde Steppen in blumenreiche Gefilde.

Und als er fühlte, wie über ihn der Schlaf entfalte ſeine Schwingen, dankte er noch innig ſeinem Gott für die Wunder

seiner Wege und bat ihn: daß er für und für mit seiner mächtigen Hand seiner Schwachheit aufhelfen möge; er selbst aber wolle die Augen offen halten und ihn erkennen bei Tag und Nacht. Er betete, daß er alle Männer, die mit ihm auf gleichem Wege gegangen seien, erfassen möchte mit seiner Kraft und sie wieder zuführen ihren jammernden Weibern, ihren verwahrlosten Kindern. Dann kam süßer Schlaf über ihn, und in süßem Frieden erwachte er, begrüßt von der Sonne Licht, vom sonnigen Lächeln seiner Kinder.

Und Dursli hielt fest am bessern Leben. Die Sonne ging ihm alle Tage neu auf in seinem Herzen, darum nahte sich auch alle Abend in sanften Schwingen der süße Schlaf, und jeden Morgen erwachte er in süßem Frieden. Aber ehe er des Abends sich vom sanften Schlafe übermannen läßt, betet er für alle verwilderten Männer, die auf schlechten Wegen gehen, daß sie Gott ihren weinenden Weibern, ihren unglücklichen Kindern wieder zuführen möge.

Und Gott will des guten Dursli's Gebet erhören, will die Sonne scheinen lassen über der Erde und aufblühen lassen ihre holden Kinder, will den Sturm sausen lassen über die mit jeglichem Grauen behaftete Erde, will erfassen verwilderte Männer und sie zuführen ihrem unglücklichen Hause: aber es müssen die Männer aufthun ihre Augen und schauen des Herrn Liebe in der Sonne reichem Schein, sie müssen öffnen ihre Ohren und hören den Donner seines Wortes in wilden Wettern, müssen in ihr Herz leuchten lassen die Sonne der Liebe, donnern in denselben sein strafend Wort — dann rettet sie Gott, rettet ihnen Weib und Kinder.

O, ihr verwilderten Männer, sehet ihr nichts, höret ihr nichts? Gottes Sonne scheint, Gottes Donner rollen, es jammern die Weiber, es wimmern die Kinder: wann wollet ihr die Ohren aufthun, wann eure Augen öffnen? Wehe! wehe Allen, die erst erwachen, wenn Gottes Gerichte donnern, wenn die Weiber ausgejammert, die Kinder ausgewimmert haben!

Wie

fünf Mädchen

im Branntwein jämmerlich umkommen.

Es iſt ſchon einige Jahre her, daß ich an eines Samſtags heißem Nachmittage über einen ziemlich öden Berg wanderte. Ich kam von einem Orte her, wo viel Reichthum iſt, aber noch mehr Armuth, wo die Reichen das Saufen vornahmen, die Armen es nachmachten. Die erſtern, ſo lange ſie es vermögen, den Durſt löſchend mit Wein, die andern, aus Mangel an Geld, mit Branntwein. Von den Reichen kamen die einen dabei um's Leben, andere um's Vermögen, die Armen in tiefes Elend hinein.

Ich ſtieg ſchweren Gemüthes den Berg auf und überdachte mir das Unglück und die unbeſchreiblichen Folgen, die es hat, wenn an einem Orte von oben herab ein ſchlechtes Beiſpiel gegeben wird, wie ſchlechte, liederliche Vorgeſetzte ganze Dorfſchaften anſtecken und mit ſich in Sünde und Elend ziehen können wie in einem Wirbel hinein. Ich zählte in Gedanken mir die Dörfer und Gemeinden auf, die ich durch die Erſten des Orts und die Vorgeſetzten verunglückt wußte, und es waren deren mehr als man glaubt. Ich dachte mir, wie nothwendig es wäre, daß man allen Statthaltern ſowohl, als auch allen Regierungsſtatthaltern nicht nur Geſetze und Dekrete, ſondern auch „Lienhard und Gertrud" in die Hände gebe. Zu meinen Gedanken nickten mir wehmüthig verſterbete Haferſtengel, und magere Gräschen ſahen mich betrübt an, als ob ſie mir wollten klagen helfen, aber, von ihren verſoffenen Beſitzern verwahrloſt, nicht mehr Kraft hätten dazu. So kam ich den Berg auf in finſteres Tannengehölz, in eine

wilde Gegend, wo mir unheimlich zu Muthe war, wenn ich mir die verwilderten Menſchen dachte, die hier ringsum wohnen, und wie einſam es hier oben ſei. Darum ſtieg ich ſo raſch den ſteilen Weg nieder, daß mich die Knie ſchmerzten, als ich unten im engen Thälchen war, welchem die Sonne nur dann einen kurzen Blick ſchenkt, wenn ſie in der beſten Laune iſt.

Einem Wäſſerchen nach, in dem wenig Waſſer aber viele Steine waren, wanderte ich der Mündung des Thälchens zu, ſo ſchnell Hitze und Müde mir es erlaubten. Mich dürſtete, und das laue Waſſer im Bächlein, das aber zu Zeiten Tannen trägt und Brücken zerſtört, wollte mir nicht munden. Es war lang, das kleine Thal, wollte kein Ende nehmen; der Ort, wohin ich zielte, wollte nicht kommen. Hie und da lag zur Seite ein ſchöner Hof, mit dunkelgrünen Bäumen umkränzt, behaglich im Schatten, den ich ihm mißgünſtig vergönnte. Endlich, nach einer unendlichen Stunde, tauchte vor mir auf der lange ſchmale Ort und ſeine enge Gaſſe mit ſchlechten, ſchindelnbedeckten Häuſern, wo einſt das Feuer eine ſchreckliche Nacht oder einen furchtbaren Tag den Menſchen bereiten wird. So nahe bei der Herberge vermochte ich noch einige Geſchäfte abzuthun, konnte meinen Basler Herren einige Säcke Kaffee abſetzen, und erſt bei einbrechendem Abend ſetzte ich mich in das wenig anſchauliche Wirthshaus.

Noch durſtiger geworden durch das Aufſchwatzen meiner Waare beſtellte ich mir mein Lieblingsgetränk, das am beſten abkühlt, ſüßen Thee mit Wein, und muſterte dann, in einer Ecke der Gaſtſtube ſitzend, meine Umgebungen. Die Stube war düſter und voll unerträglicher Fliegen, welche die gelben Vorhänge ſchön ſchwarz punktirt hatten, die Tiſche ringsum mit Eiſen beſchlagen, damit die Gäſte ſich nicht im Schnitzerhandwerk üben möchten, wie Buben in der Schule. Dem Boden ſah man an, daß man die Beſen ſchonte, obgleich man im Beſenreiſerland war, und Wände und Ofen mochten ſeit Jahren

nicht abgerieben oder abgewaſchen ſein. Gäſte ſaßen, circa ein halbes Dutzend, vereinzelt an den Tiſchen, jeder mit einem halben Schoppen vor ſich; durch den ſtinkenden Tabaksrauch hindurch drang der Geruch der in den halben Schoppen enthaltenen Flüſſigkeit — es war Branntwein.

Dies fiel mir eben nicht beſonders auf, ich hatte es ſchon an mehreren Orten geſehen; mehr wunderte mich das ſaure, ſtöckiſche Weſen der Menſchen. Auf mehrere Fragen erhielt ich keine Antwort; man gab gar keine Zeichen, daß man mich vernommen, und wenn ich endlich eine Antwort erzwang, ſo war ſie kurz und puckt, und wenn ein oder zwei aus der Antwort ein Geſpräch machten, ſo ward es gleich ſo gehäſſig und ſtreifte an das Beleidigende, daß ich froh war, mit meinem Thee und meiner Cigarre mich abzugeben und die Andern in Ruhe zu laſſen.

Ich notirte allerlei in meinem Kalender; Gäſte kamen, forderten einen halben Schoppen, ohne zu ſagen was — der Wirth wußte es; endlich kam Gelächter und Geſchnatter auf das Haus zu, die Treppe herauf, ſtockte vor der Thüre, immer lauter werdend, ſo daß ich gar gwunderig auffah, was da kommen wolle. Nach einer Weile wurde die Thüre aufgeriſſen und herein ſtießen ſich fünf Mädchen. Froh wurden ſie empfangen von den Anweſenden; es gilt dir, Liſeli! es gilt dir, Bäbeli! ſcholl es aus dieſer und jener Ecke. Bis umme rühyig, antworteten die Mädchen, thaten aber doch ungenirt Beſcheid in Branntwein, und wenn ſie auch mit dem erſten Schluck nur nippten, ſo tranken ſie doch auf die Mahnung: nimm umme, mach' us! ohne Weigern das Glas halb oder ganz leer. Sie ſetzten ſich in meine Nähe, und die Wirthin trat zu ihnen mit der Frage: womit kann ich aufwarten? Bring grad e Maaß! rief lachend das munterſte der Mädchen. Nun, das iſt doch vernünftig, dachte ich, daß die jetzt Wein trinken, aber ſie wären noch witziger geweſen, wenn ſie nicht in Branntwein Beſcheid gethan hätten. Die Wirthin brachte die Maaß, die

Mädchen ſchenkten ein; aber es ſah aus wie Branntwein, es roch wie Branntwein, ſie tranken es, wie man den Branntwein trinkt; ja wahrhaftig, es war Branntwein! Fünf Mädchen ſaßen da wohlgemuth hinter einer Maaß Branntwein, und kein Menſch machte ein erſtauntes Geſicht als ich: es ſchien ihnen etwas ganz Ordinäres zu ſein.

Es graute mir ordentlich vor dieſen Nachbarinnen, wenn ich mir dachte, was Alles vorhergegangen ſein müßte, bis ſie dahin kamen, ungenirt zuſammen ins Wirthshaus zu gehen und eine Maaß Branntwein zu fordern, und was dann Alles hintennach ſich begeben werde, wenn ſie dieſe Maaß im Leibe hätten. Ich wiſchte meine Brille ab, ſetzte ſie auf und rückte noch ein wenig vorwärts, um dieſe Mädchen genau zu betrachten, denn ſolche Heldinnen im Branntwein kriegt man nicht alle Tage zu ſehen. Wie ich ſie fand, will ich erzählen, will ſie gleich mit dem Namen bezeichnen, womit ſie mir ſpäter genannt wurden.

Das nächſte mir im Auge wurde Marei genannt und hatte ein unverſchämtes Geſicht. Die ſämmtlichen Züge drückten nichts als Frechheit aus; der Mund und die Naſe machten ſich beſonders trotzig, und nur wenn eine Schweinerei erzählt wurde, flog etwas über das läſterliche Geſicht, das accurat ausſah, wie ein Sonnenblick, der in einen Schweinſtall ſcheint. Die Figur war unreif und glich einem unreif abgefallenen Apfel, eingeſchrumpft und ſaftlos.

Das zweite Mädchen hieß Eliſabeth und war eine dicke, eingeſteckte Geſtalt, die man zu einem Sauerkabisſtämpfel füglich hätte brauchen können, unbeholfen und ſchwammig. Die Arme waren wie Mäßb'ſtryche im Leibe eingeſteckt und ſahen verblüfft von den Schultern in die Luft hinaus. Das Geſicht war rothbrächt, glich aber einer Pflaume, welche eine Grämplerin zum Fingerle zurecht gelegt, damit ihre Kunden ihr an den andern Pflaumen den Thau nicht abwiſchen. Die gemeinſte Sinnlichkeit guckte ſogar aus den Naſenlöchern, und

die Augen ſahen ſo klebrig an jeden Burſchen auf, als wenn ſie wie Harz ſich ihm anſchmieren wollten.

Stübeli wurde das dritte genannt; es hatte urſprünglich ſchöne Züge, von der Seite ſogar etwas Nobles. Aber erdfarb war ſeine Haut, blaß die Lippen, zahnlos und krankhaft groß der Mund und glanzlos die großen tiefblauen Augen. Es war lang und hager, reinlich angezogen und that zimperlich. Man ſah ihm von weitem an, daß es eine Näherin war. Manchmal dünkte es Einem, als flackere etwas Beſſeres in ihm auf und als gieße es den Branntwein nur herunter, um das Beſſere zu dämpfen, ſich zu betäuben. Das gab ihm etwas Träumeriſches, das aber immer mehr in etwas Stierendes ausartete, je länger es trank.

Neben ihm ſaß ein jugendliches Weſen, ſchwarzäugig, lederfarbig, ſchweigſam. Es hatte immer am längſten an ſeinem Glaſe; es war oft, als ſchüttle es ſich ob dem Trinken, und auf die Letzt machte es immer Komplimente, ſich einſchenken zu laſſen, und wollte am Ende gar nicht mehr trinken. Man nannte es Bäbi; es war das Lehrmeitſchi der Näherin.

Die Hauptperſon war aber Liſi, ein ſchlank und üppig gewachſenes Mädchen, ſtrotzend von Geſundheit, mit ſchön rothen Backen un dkräftigen Armen, weißen Zähnen und heitern Augen, aus denen Luſtigkeit und Sinnlichkeit glänzten. Es war ein wahres Modell eines natürlich fröhlichen, geſunden Landmädchens, ſo lange es nüchtern war; ſpäter aber braunte eine Sinnlichkeit, die unbändig, aber doch nicht wüſt ward. Es trat Einem ordentlich das Waſſer in die Augen, wenn man dieſes hübſche, fröhliche, hablich ſcheinende Mädchen hinter der Maaß Branntwein ſah.

Liſi handthierte mit der Flaſche, ſchenkte ein und ließ muthwillige Spöttereien flädern in der Stube herum, die ſich unterdeſſen angefüllt hatte, denn wo das Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler. Es waren jüngere und ältere Männer, aber

alle von der Race, die ich nicht leiden mag. Unbegrenzte Gier und Frechheit lag auf den gelblichen, ungewaſchenen Geſichtern, kein einziges war ein offenes oder geiſtreiches. Liſi war unter ihnen wie eine Göttin, wie Proſerpina in der Unterwelt. Und der Unterwelt, den Webkellern, den finſtern Schuhmacher-, Schneider-, Korb- und Beſenmacherhöhlen ſchienen die ſchmutzigen Geſichter entſtiegen zu ſein. Ihre klebrigen Kappen hatten ſie ſchief auf den Kopf oder in die Augen gedrückt, die Hände ſtaken gewöhnlich in den Hoſen und wurden nur herausgezogen, um nach dem Glaſe oder nach Karten zu greifen. Die alten Männer hatten zu ſpielen angefangen und fluchten und ſchimpften mörderlich. Neben den Mädchen hatten ſich einige Burſche aufgepflanzt, auch die begannen zu ramſen, und die dicke Eliſabeth ruhte nicht, bis auch ſie Karten hatte und mitſpielen konnte. Da lag das Menſch nun über den Tiſch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den ſchmutzigen Reden, den ſchmutzigen Burſchen, den ſchmutzigen Karten oder dem ſtinkenden Branntwein. Mitſpielen wollte doch kein anderes der Mädchen, nur Liſi ſagte: azhange ſei ihm gleich, aber auf die Karten verſtehe es ſich nicht. An den neben ihm ſitzenden, ſtämmigen, verſchmitzt ausſehenden Kerl hing es ſich an, lehnte ſich ganz unbefangen auf ſeine Achſel und ſchlug den Arm um ſeinen Hals, um ihm eine Karte zu zeigen, ſtrich ihm das Haar vom Ohr, um ihm etwas in daſſelbe zu flüſtern.

Die andern drei Mädchen tranken und neckten ſich mit handgreiflichen Witzen; über Marei's Geſicht legte ſich ein bitterer, hämiſcher Zug, und in ſeinen Augen brannte es unheimlich, wenn es auf das ſpielende Eliſabeth ſah und das anhangende Liſi. Ein Glück war's, daß die Leute ſpielten, mit etwas beſchäftigt waren und Karten in den Händen hatten; wenn ſie die Hände frei gehabt hätten, ich weiß wahrhaftig nicht, was ſie damit angefangen hätten. Ihren Reden nach zu ſchließen, müßte es auf alle Fälle etwas ſehr Wüſtes gewe-

ſen ſein. Aber was die ſpielende Eliſabeth angefangen hätte, wenn ſie nicht geſpielt, weiß ich. Wenn ſie einen Augenblick die Hände frei hatte, ſo hatte ſie etwas zu zickeln an den Burſchen, bis ſie von ihnen einige tüchtige Griffe weg hatte, und eben die wollte ſie. So ging es einige Stunden fort; wüſt und zum Uebelwerden war es in der Stube, dazu eine gewiſſe Eintönigkeit, bei der man in einigen Minuten alles wahrnahm, was ganze Stunden darboten. Trübe ſchimmerten die Lichter durch den Tabaksnebel, dumpf tönten die Flüche, heiſer klangen die Gelächter durch die Wolken, gläſern quollen den Trinkenden die Augen aus dem Kopfe. Mich ſchläferte; ich wäre gerne zu Bette geweſen, allein ich wollte das Ende ſehen und hoffte alle Augenblicke, die Polizei führe es herbei, denn die geſetzte Stunde hatte längſt geſchlagen. Allein es ſcheint keine Polizei zu ſein im Canton Bern.

Es ward von Minute zu Minute eintöniger, die Menſchen verſanken immer mehr in einen geiſtigen Dumpfſinn, nur einzelne Schimpf- oder Sauworte arbeiteten ſich aus den verquellenden Kehlen; es war keine Spur von der wilden, luſtigen Aufgeregtheit, der Geſprächigkeit, die der Wein erzeugt. Ich glaube, ſie wären alle nach und nach verſteinert oder verſtummt unter den Tiſch geſunken, wenn nicht Hunde Streit angefangen, Stühle umgeleert und die Beine der Gäſte in Gefahr gebracht hätten, ſo daß dieſe aufſtehen und ihre Knochen in Sicherheit bringen mußten. Da fühlten ſie, als ſie auf den Beinen ſtunden, daß es Zeit ſei heim zu gehen, wenn es noch auf den eigenen Beinen geſchehen ſollte. Eliſabeth packte ganz ungenirt einen Burſchen, ihren Beinen nicht mehr trauend, und hieß ihn mitkommen, es ſei nicht weit und ſie habe ein warmes Hulli.

Marei ließ auch nicht nach, bis es einer um den Hals genommen und mit ihm zur Thüre hinausging. Stüdeli und ſeine Lehrtochter trieben es nicht ſo weit, aber weder es noch Liſi gingen ohne männliche Begleitung heim, und das Begleit

lief nicht ohne Streit ab; denn während ich noch wach war, wurde ein mit einem Meſſer Verwundeter ins Haus gebracht und der Arzt geholt. Ein Branntweinzapf hat zu keinem ordentlichen Klapf mehr Kraft, ſondern nur zu Meſſerſtichen.

Wie's nun ging in der dunklen Nacht auf dem Wege und im einſamen Bette zwiſchen den Leuten, von denen jedes wenigſtens einen Schoppen Branntwein im Leibe hatte, kann man ſich leicht denken. Mir graute davor. Mir graute davor, daß die Mädchen nicht toll und voll wurden, ſondern noch leidlich aufrecht davon kamen. Aber welch' unheimlich Feuer in ihnen brennen mußte, und wie ſie dabei und bei der muthwilligen Verſuchung ihrer angeſchwollenen Sinnlichkeit werden widerſtehen können, konnte man ſich denken, konnte ſich denken, was da alles mußte getrieben werden. Und grauen that es mir vor Eltern und Meiſterleuten, die ihre von Gott ihnen Anvertrauten fort wußten bis Mitternacht, ihr Treiben ahnen konnten, ſie heimkehren hörten in männlicher Begleitung, ſie rühpig zuſammenſchlüpfen ließen in's Bett und ihr Sündenwerk treiben kaltblütig — wahrhaftig, vor dieſer rühpigen Kaltblütigkeit graute mir, und mit dieſem Grauen ſuchte ich mein Bett; aber ſchlafen ließ es mich nicht.

Immer deutlicher ſtellte ſich rieſengroß die Angſt mir vor's Bett: was doch aus einem Lande, aus dem künftigen Geſchlecht werden ſolle, wenn nun auch Mädchen, künftige Weiber dem Branntweinlaſter und ſomit allen andern Laſtern ſich ergeben, das Laſter in's Heiligthum der Familien verpflanzen, wo es die Kinder mit der Muttermilch an der Mutterbruſt einſaugen müſſen.

Es mag wüſt gehen in einem Lande; die Männer mögen ſaufen, ſpielen, prozediren, es macht noch nicht alles; es iſt noch Hoffnung da, daß mit dieſen Säufern und Spielern das Laſter ausſterbe, ſo lange in frommer Zucht und Sitte die Weiber zu Hauſe walten und den Kindern mit Beiſpiel und Wort einen frommen Sinn einflößen. Man glaubt nicht, was

ein klug und fromm Weib vermag. Salomon ſagt nicht umſonſt: ein wackeres Weib übertrifft an Werth weit den Karfunkelſtein. Ein Mann iſt faſt nicht im Stande, einen Hof zu verpraſſen, wenn ein anſchlägig Weib im Hauſe waltet. Man ſagt: ein Hagelwetter zwänge nicht viel, aber wenn das Hagelwetter in die Küche ſchlage, ſo ſei alles verloren. Allerdings, wo eine ſchlechte verdorbene Hausfrau handthiert, da hilft alle Arbeit nichts, da iſt alles Sorgen umſonſt, und den Kindern ſieht man auf viele Schritte die Mutter an. Wo an einer Mutter ein Laſter klebt, da wird es allen Hausgenoſſen offenbar; des Mannes Laſter kann eine kluge Frau oft verbergen. Wo eine unfromme Mutter regiert, da iſt ſie gegen jede Frömmigkeit unduldſam, ſie will einen beſſern Sinn an niemand leiden, während mancher gottloſe Mann an den Seinigen einen frommen Glauben nicht ungerne ſieht.

Schlechte Mütter erziehen ihre Töchter förmlich zum Laſter und geben ihnen Statt und Platz im Hauſe, während die meiſten Männer in ihrem Hauſe nicht dulden würden, was ſie auswärts treiben. Die Weiber ſind der Sauerteig des Hauſes, und von ihnen nimmt das ganze Haus Geſchmack und Geruch an. Und das Haus iſt die Pflanzſchule künftiger Geſchlechter. Es iſt alſo die Mutter nicht nur die Gebärerin des Leibes ihrer Kinder, ſondern ſie iſt auch die Leiterin ihrer Seelen; ſie prägt die erſten Eindrücke denſelben ein. Das weibliche Geſchlecht iſt darum von ſo hoher, gewaltiger Bedeutung durch ſein Walten im Hauſe für Sitte, Zucht und Frömmigkeit, und die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten ſich einbilden, und vielleicht mehr als vom Rathen, Klügeln, Regentlen der Männer. Wenn nun die Peſt des Unglaubens, der Zuchtloſigkeit und Frechheit dieſes Geſchlecht ergreift, wenn die künftige Generation an der Mutterbruſt vergiftet wird, wenn die Mutter nicht mehr des Kindes Auge auf Gott lenkt, ſondern auf's ſündige Böſe, wenn ſie des Kindes erwachenden Durſt nach dem Unſichtbaren

nicht zu befriedigen weiß, ſondern ſeinen leiblichen Durſt erregt und ihn mit Branntwein löſcht, wenn des Kindes Auge in der Mutter nicht mehr das Vorbild ſieht zu jeder Tugend, ſondern das Muſter zu jedem Laſter: dann iſt aller Tage Abend da, dann möchte ich nicht mehr leben, dann würde ich ſagen: ihr Berge fallet über mich zuſammen, ihr Hügel decket mich!

Wohl wußte ich, daß in der hohen Welt man die Weiber nicht für's Haus erzieht, ſondern für alle Welt und daß ſie in aller Welt zu Hauſe ſind, aber nicht wiſſen, wo in ihrem Hauſe die Küche iſt. Ich wußte, daß in Mittelklaſſen die Mädchen verſchulmeiſtert werden, daß ſie genau wiſſen, wo die Kokosnüſſe, aber nicht, auf was für Bäumen die Erdäpfel wachſen, daß ſie alles arbeiten können, nur nichts für's gemeine Leben, daß man in der Schule an den Geliebten ſchreiben lernt oder Bücher recenſiren, aber kein vernünftiges Wort, daß ſie an Soireen und Societäten gewöhnt werden, nur nicht an's häusliche Leben. Ich wußte allerdings, daß in den ärmeren Klaſſen das weibliche Geſchlecht verwahrloſt wird, weil man ihm keine Bedeutung beimißt, daß viele Weiber in die Sorgen des Lebens verſinken und viele in eine Gemeinheit, aus der ſie gar nicht mehr aufſehen können zu Gott.

Aber daß es ſo arg ſei, daß Mädchen ſo ungeſchämt dem Trunk ſich ergeben, daß die öffentliche Meinung ſich gar nicht darüber aufhalte, weil es etwas Gewohntes war, daß Spiel und Unzucht ſo öffentlich ſich dazu geſelle, das hatte ich mir doch nicht gedacht. Und was müſſen das bereits für Eltern ſein, welche dieſes zugeben können? und was muß das erſt für Kinder geben von dieſen ſo verwahrloſten Mädchen? Das waren die Gedanken, die wie Geſpenſter mein Lager umgaukelten. Sie erhielten mich wach. Ich mochte mich drehen, auf welche Seite ich wollte, ſo verfolgten mich die fünf Mädchen, die Maaß Branntwein, ihre Buhlen und ihre Kinder. Und wenn ich am Einſchlafen war, ſo hörte ich Jammer und Wehgeſchrei

liederlicher Eltern, denen verwahrloste Kinder das Herz brachen. Und wenn dieſes Geſchrei verhallt war, ſo rollte ſich das ganze Land vor mir auf, eine unendliche Wüſte von Jammer und Elend, voll Branntwein, voll darin zappelnder ertrinkender Menſchen. Es war anzuſehen wie die Tage der Sündfluth.

Es dämmerte der Morgen, und im Bette mochte ich nicht mehr ſein. Da ſtund ich auf und trat hinaus an die kühle Morgenluft. Eine Pfeife ſollte mir die Grillen vertreiben. Während ich ſo herumſtund, die rauchigen Hütten betrachtete und bei mir dachte, wer doch wohl alles darin ſchlafen möge und wie, kam hinter mir her ein alter Bauersmann mit einem Waſſerſchüfeli auf der Achſel, einem Pfeifchen im Munde und mit beiden Händen in den Taſchen grübelnd. Bei mir ſtille ſtehend, ſprach er: Verzeiht, Herr! Ich glaube, ich habe den Schwamm vergeſſen, gehe nicht gerne heim und nicht gerne mit kalter Pfeife auf die Matte; wolltet ihr nicht ſo gut ſein, mir aus meiner Noth zu helfen? Ich that es bereitwillig, und während ich ihm das Feuer rüſtete, fragte er, woher ich ſo früh komme. Man ſehe ſonſt die Herren nicht ſo früh aus den Federn. Ich geſtand, daß es mir ſonſt auch nicht begegne, daß ich aber, hier im Wirthshauſe übernachtend, nicht hätte ſchlafen können. Das gehe Einem manchmal ſo in den Wirthshäuſern, meinte er.

Mir ſonſt nicht, antwortete ich, allein hier ſei es darnach gegangen. Ordnung ſei allerdings nicht die beſte, entgegnete er, aber da werde heut zu Tage nirgends ein großer Unterſchied ſein. Das, was ich geſtern hier geſehen, hätte ich doch noch nirgends wahrgenommen, ſagte ich ihm, und wenn er mich mitnehmen wolle auf ſeine Matte, ſo wolle ich es ihm erzählen.

Ich berichtete ihm nun die ganze Geſchichte. Er that gar nicht verwundert, zog meine Worte nicht in Zweifel. Das ſei leider ſo, gehe alle Tage ſo; es ſei noch viel, daß nicht noch

mehr Mädchen und Weiber mit ihren Männern da geweſen ſeien. Er begreife aber nicht, wo das hinaus ſolle. Wenn es ſo fort gehe, ſo müßten die Menſchen mit Leib und Seele, mit Haus und Hof zu Grunde gehen. Eins ſtecke immer das Andere an; ſo wandere das Elend von Haus zu Haus wie eine anſteckende Krankheit. Doch hoffe er, der Vater da droben werde dieſer Krankheit auch Ziel und Schranken zu ſetzen wiſſen zu ſeiner Zeit wie jeder andern Krankheit.

Mich wundere nur, wie das ſo auf einmal habe einreißen können, ſagte ich, und wie Mädchen auf einen ſolchen Grad könnten gebracht werden.

Guter Freund, ihr fragt viel auf einmal, antwortete der alte Mann; man ſieht wohl, daß ihr von den Herrenleuten ſeid, die immer einen Mund voll Sachen nehmen und daher keine recht koſten, keine recht verdauen. Das Branntweinelend iſt nicht auf einmal eingeriſſen, ſondern nach und nach. Seit dem Sechzehner-Jahre, wo der Wein ſo theuer war, nahm es immer zu. Seit der Zeit beſonders benutzt man die Bätzeni (der Abgang von Obſt, beſonders der Aepfel) ſo wohl. Seit der Zeit vervollkommneten ſich die Brennereien, lernte man beſonders die Erdäpfel benützen, und ſeitdem man weiß, daß man aus dem Abgange derſelben das beſte Maſtfutter für Kühe zieht, entſtehen die Brennereien zur Verbeſſerung magerer Höfe allenthalben wie Pilze; denn wenn man eine doppelte Beſatzung und zwölf Kühe ſtatt ſechs halten kann, ſo iſt es möglich, einen Hof in ganz andern Stand zu ſtellen. Je mehr Brennereien es giebt, deſto wohlfeiler wird das Brönz der Konkurrenz wegen; das von außen eingeführte macht nicht alles aus. Je wohlfeiler aber das Brönz iſt, deſto mehr wird es getrunken von der ärmern und an manchen Orten auch von der beſſern Klaſſe, denn die ſpart das Geld auch gerne. Hoffentlich werden aber die weiſen Leute bald etwas Beſſeres aus den Erdäpfeln zu machen erſinnen, als Brönz, oder werden

erſinnen, das Brönz zu etwas Beſſerem zu gebrauchen, als zum Trinken.

Wie die fünf Mädchen zum Trinken gekommen, berichtete er mir, nachdem ich ihm ihre Namen genannt und ihre Perſonen beſchrieben, folgendermaßen: Die Mädchen kenne ich gar wohl, ſagte er, und ihren ganzen Lebenslauf. Ich bin ein altes Mannli und brauche für die G'ſchrift den Spiegel, aber was rund um mich vorgeht, das ſehe ich gar klar und deutlich. Auch mein Gedächtniß ſchwachet mir; was ich heute in einer Zeitung leſe, habe ich morgen vergeſſen, aber was ich ſelbüen höre und ſehe, das entſchlüpft mir ſelten mehr. So hat ſich gar mancher Lebenslauf vor mir angeſponnen und abgeſponnen, und ich könnte ihrer manchen merkwürdigen und lehrreichen erzählen, ohne viel daran zu fehlen. In der Sünde Elend führen gar viele Thore, aber nur einen Ausgang hat dieſes zeitliche Sündenelend. So führt auch mancher Weg zum Laſter der Trunkenheit; verſchiedenen Anfang nimmt das Branntweintrinken, aber, in verſchiedener Geſtalt freilich, wartet allen Säufern das gleiche Elend. Wie ſo ein Laſter beginnt, den Keim dazu, erkennen die Menſchen gar ſelten, ja ſie ſtreuen mit eigener unkundiger Hand den Samen aus und ſchreien dann Zetermordio, wenn der eigenen Ausſaat Frucht aufwächſt. Ja, auch noch bei ſeiner Geburt und dem erſten Aufwachſen erkennen die Menſchen das Ung'hür nicht, das werden wird, ſondern tätſcheln und liebkoſen es wie ein Schooßkind. Es iſt gerade, wie manche Mutter einen Ausbund von Schönheit an ihrer Tochter erwartet, und am Ende hat ſie ein triefäugig, krummbeinig Speckgeſicht.

So waren auch dieſe fünf Mädchen in verſchiedener Lage, und verſchieden packte ſie die Sünde an.

Marei und Liſabeth ſcheint ihr beſonders auf der Mugge zu haben, Herr, und doch verdienen ſie ganz beſonders euer Erbarmen, ja ſie verdienen es eigentlich alle fünfe. Andere Leute haben das aus ihnen gemacht, was ſie jetzt ſind. Wenn

die Alten wüßten, wie viel Kinder sie verpfuschten, es würde ihnen schwarz werden vor den Augen. Aber sie wissen es nicht, und wenn sie selbst ein Kind verhunzt haben, so soll die Regierig daran schuld sein oder der Schulmeister oder die ganze Welt.

Marei ist armer, schlechter Leute Kind. Der Vater ist faul, die Mutter ist faul; der Vater stellt sich lieber krank, als daß er arbeitet, die Mutter läßt lieber aus dem Spreusack, auf dem sie liegt, alles Spreu herauslaufen und liegt auf dem harten Boden, als daß sie ein Loch zunäht. Beide schimpfen über die ganze Welt, sind mit gar nichts zufrieden; denn wer mit sich selbst nicht zufrieden sein kann, der kehrt gerne diese Unzufriedenheit gegen alle anderen Leute statt gegen sich selbst. Sie haben mit ihrem bösen Maul in der Gemeinde es so weit gebracht, daß Alle sie fürchten, daß sie besteuert werden müssen, und daß sie doch machen dürfen, was sie wollen, ohne daß jemand ihnen Vorwürfe zu machen wagt.

Von Jugend auf wurde nun dieses Kind zum Betteln gehalten, und es verstand dieses Handwerk aus dem Fundament. Es war bei keinem Hause abzutreiben, ja wenn ein Haus mehrere Thüren hatte, so bettelte es vor jeder Thüre, in der Hoffnung, daß nicht die gleiche Person bei jeder Thüre erscheine. Es gelang ihm bei einem großen, jedoch nur von einer Familie bewohnten Hause, welches drei verschiedene Thüren hatte, vor jeder Thüre einen Kreuzer zu erhalten und das wahrscheinlich mehr als einmal, weil immer eine andere Person zum Vorschein kam. Aber diese Kreuzer brachte es nicht alle heim. Nach Art der Bettlerkinder brauchte es den bessern Theil für sich für Lebkuchen, Haselnüsse, Kastanien ꝛc. und muthmaßlich auch für Branntwein; denn solchen beginnen auch die Bettlerkinder zu trinken, und Weiber, die auf Brücken feil halten, und Leute, welche brennen, sind heillos genug, diesen Kindern Branntwein zu geben, ja sie dazu noch anzutreiben. Auch geschah, daß in den längsten Tagen, wenn es schön warm

war und man es gut erleiden mochte draußen und die Zimmermeiſter nicht Geſellen genug wußten für ihre viele Arbeit, großen Lohn geben und doch nachſichtig ſein mußten, der Alte ſeine Axt ergriff und einige Zeit mit einem Meiſter ging, um einiges Geld zum Gutleben zu erzimmern. Nun geſchah oft, daß das Mädchen dem Vater das Eſſen tragen mußte, wenn ſie im Verding oder im großen Taglohn arbeiteten. Nun ſind Arbeiter, die meinen, ſie könnten es nicht aushalten, wenn ſie des Tages nicht zwei bis drei Mal Branntwein haben, und zu dieſen gehört Marei's Vater auch. Wenn nun ſo ein Vater Branntwein trinkt, ſo wird er ſicher es nicht über's Herz bringen, ſeinem Kinde, das ihm das Eſſen bringt, nicht zu ſagen: Säh nimm e Schluck, du maſt ſauft; ſäh nimm umme, er macht d'r wohl. Der Vater meint, weil er ihn gut dünke, ſo müſſe er auch das Kind gut dünken, und ſelten iſt ein Vater ſo hochherzig, daß er dem Kinde nicht zu dieſem Gutdünken verhilft, ja er ſchimpft es aus, wenn es ſich zuerſt weigert, von ſeinem Anerbieten Gebrauch zu machen. So lehrte wahrſcheinlich der Vater ſelbſt das Mädchen trinken, und aus erbettelten Kreuzern verſchaffte es ſich ſpäter das Vergnügen ſelbſt.

Nun geſchah, daß man einmal in der Gemeinde das Herz in beide Hände nahm und den Eltern dieſes Kind wegnahm, weil es nie in die Schule, ſondern nur dem Bettel nachging, damit doch etwas aus ihm werde und es arbeiten lerne. Das war ganz recht und ſchön, aber die Eltern thaten gar gewaltig wüſt darüber; denn mit ihm verloren ſie ihren halben Brodkorb. Nun aber kam das Mädchen zu den ruchloſeſten Menſchen von der Welt, weil gerade an ihnen die Reihe war, ein Kind von der Gemeinde zu nehmen; denn die Kinder wurden zum Theil noch vertheilt auf die verſchiedenen Güter. Und die Gemeinde hatte noch nie das Herz in beide Hände genommen zu erkennen, daß Leuten, die ruchlos, übel beleumdet und die bereits Kinder ſchmählich verwahrlost hatten, keine Kinder mehr ſollten anvertraut werden. Dieſe Leute waren

nicht viel beſſer als die Thiere; ein Laſter von einer Tugend zu unterſcheiden, waren ſie durchaus nicht im Stande, frohlockend rühmten ſie ſich der ſchändlichſten Dinge. Saufen war ihre tägliche Freude, und ein Kind füllen, ihnen eine wahre Bürgerluſt. Sie reizten die Kinder zum Stehlen; Fluchen war ihr Beten, und wahrſcheinlich legten ſie das Mädchen noch mit Knaben in's gleiche Gaden, wenn nicht in's gleiche Bett. Kurz das ſind Leute, von denen man ſich wahrhaftig kaum einen Vorſtellung zu machen im Stande iſt und dazu noch Leute von Vermögen, denn ſie hätten ſonſt nicht ein Gut. Und zu dieſen kam das Mädchen, damit es beſſer erzogen werde. Nun kann man ſich denken, wie es dort beſſer wurde und was es lernte. Verwahrloſt kam es hin, und verdorben in Grund und Boden kam es nach zwei Jahren von dort wieder, hatte die Gemeinde gekoſtet und gab den Eltern ein Recht über die Gemeinde zu lärmidiren, daß es ein Graus iſt. Will man eine gute Sache machen, ſo muß man den Muth haben, ſie ganz gut zu machen; ſonſt wäre viel beſſer, man ließe ſie ganz ſein, denn macht man ſie halb, ſo macht man ſie nur ſchlimmer.

Obgleich Marei nicht leſen konnte, wurde es doch unterwieſen und kam ab der Gemeinde wieder zu ſeinen Eltern. Dort trieb es das Betteln fort, und ich glaube, es pfuſchte den Länder- (Entlebucher-) Mädchen auf den Straßen und in Wäldern in's Handwerk. Doch erleidete ihm das Daheimſein beſonders im Winter; es konnte in keinem Bette ſchlafen, weil ſie keins hatten, mußte die Nächte mit Hudeln bedeckt auf dem Ofen zubringen, um die es ſich noch mit ſeinen Geſchwiſtern ſtreiten mußte. Es war hoffährtig, oder nach Hoffahrt ſtand wenigſtens ſein Sinn, und zu Kleidern konnte es nicht kommen zu Hauſe. Brachte es Geld heim, ſo mußte es daſſelbe hergeben, brachte es Kleider heim, ſo konnte es ſie nirgends einſchließen; wer derſelben zuerſt habhaft wurde, trug ſie. Das erleidete ihm; es ſuchte Platz als Magd, aber nirgends konnte

es lange ſein. Wenn man Marei hört, ſo war es bei lauter ſchlechten Meiſtern, wahre Kannibalen gegen Dienſtboten. Arbeiten hätte es ſollen wie ein Roß, freſſen, was eine Sau, ſich behandeln laſſen wie ein Hund; kurz, wenn man Marei hört, ſo hätte man plären mögen vor lauter Mitleid. Wenn man aber die Meiſterleute hörte, ſo vernahm man andere Dinge. Von Schnaufen, nichts ſicher ſein, faul ſein, unverſchämt ſein, anläſſig ſein, kurz, dieſer Sein ward kein Ende. So kam Marei nie zu Kleidern, und es ſchimpfte fürchterlich: es ſei gar nicht mehr zu dienen; albez ſei es viel beſſer geweſen; da hätte man noch Lohn bekommen und nicht nur können Kleider machen laſſen, ſondern auch noch vorgeſpart. Es bedenkt aber nicht, daß albez die Mädchen nichts anders wußten, als von Arbeiten und nichts von Branntweintrinken.

Jetzt ſcheint es ihm gut zu gehen. Es iſt bei Leuten, wo der Mann ein Geizhals iſt und meint, es ſolle gar nichts gebraucht, alles verkauft und das Geld hübſch bei Seite gethan werden. Die Frau iſt anderer Meinung; ſie frägt dem Schinden nichts nach, ißt und trinkt gerne gut und arbeitet ſo wenig als möglich. Man kann ſich denken, wie dieſer Mann und ſeine Frau zuſammenpaſſen. Jedes folgt ſeinem Kopf und will leben rückſichtslos auf das Andere. Der Mann ficht mit Gewalt, die Frau mit Liſt. Der Mann ſchließt alles Geld ein, flucht und thut wie ein angeſchoſſener Bär, wenn er Geld geben ſoll oder etwas auf den Tiſch kömmt, das hätte verkauft werden ſollen. Die Frau hilft ſich ſo gut als möglich und ſtiehlt dem Manne, was ſie kann. Bei dieſen Leuten iſt nun dieſe Magd und ſcheint da herrenwohl; ſogar der Alte rühmt, er hätte nie eine ſolche gehabt. Sie weiß ihm zu ſtattiren und ißt vor ſeinen Augen faſt nichts; das hat ihr ſein Herz gewonnen, und er traut ihr mehr, als ſeiner Frau, und dieſe Frau macht der Magd vor ihrem Manne lauter ſaure Augen. Und doch ſoll ihre Freundſchaft gar innig ſein, wenn der Mann es nicht ſieht. Beide ſpielen einander in die Hände; was eine

nicht ſtehlen kann, ſtiehlt die andere; was eine nicht verſtöken kann, verſtökt die andere. Und wenn der Mann ſehen müßte, wie gut Frau und Magd im Obergaden eſſen, und wie viel Eier, Fleiſch, Knöpfli, Käs, Brönz, Wein da oben verſpieſen werden, würde er ſich die Haare ausraufen. Da hat nun Marei recht gute Händel, iſt beider Augapfel, hat Geld zu allen möglichen Dingen und wird daher wohl für ſich zu ſorgen wiſſen und nicht nur den Mann, ſondern auch die Frau betrügen.

So ward Marei, was ſie iſt.

Mit Liſabeth hat es eine ähnliche Bewandtniß. Sie iſt die Tochter eines Schuhmachers und einer Wäſcherin, hat einen ganzen Rudel Geſchwiſter und wohnt in einem Schachen. Das iſt ſchon viel geſagt; denn in einem Schachen wohnen gar allerlei Leute, weil alle dahin ſich ziehen, die wenig Hauszins zahlen mögen oder können. In einem Schachen wohnen daher die Leute in einander gepökelt wie Häringe in einer Tonne. In dieſem Schachen waren noch dazu mancherlei Gewerbe, Flößer ſogar und Gießer, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, Schleifer und Beſenbinder, Strählmacher und Strumpfweber, Fiſcher und Geiger, Schafhändler und Galanderierer, Keßler und Glätterinnen, Schweinmetzger und Lumpenſammler, Korber und Sägefeiler, Hühnerträger und Weiberhändler, Schröpferinnen und Kübelibinder ꝛc. ꝛc., und dieſe Gewerbe zogen viele Handwerksburſche dahin. Nicht weit davon war ſogar eine Fabrik, und wer derſelben nicht näher wohnen konnte, ſuchte ſich wenigſtens da feſtzuſetzen. So wohnte eine Unzahl von Leuten da mit unzählbaren Kindern. Unter ihnen waren recht brave Leute, aber auch viele grundſchlechte, und die grundſchlechteſten von allen zogen da ein und aus, knipſten, wo und was ſie konnten, und verpraßten dann da den Raub. Wer an einem ehrlichen Orte ein unehrliches Gelüſte nicht befriedigen konnte, ſuchte da ſeiner los zu werden. Kurz, es war ein Ort, vor dem es Einem ſchüzelet, wenn man dabei vorbei-

geht, und man weiß, was da alles getrieben wird und wie frech und ungeſtraft. Es giebt Menſchen, deren Anblick Einen abſtößt, denen man gerne zehn Schritte vom Leibe bleibt; es giebt aber auch Orte, wo es Einem erſt wieder recht wohl wird, wenn man ſie eine halbe Stunde im Rücken hat.

An dieſem Orte wurde Liſabeth geboren und auferzogen. Vater und Mutter waren überkindet und hatten für gar nichts Augen, Ohren und Naſe, als für ſich durchzubringen und alle Tage einen Kreuzer zu verdienen, damit alle ſich halb ſatt eſſen und es alle Wochen noch einen Märitgang erleiden möge. Sie nahmen gar keine Zeit, mit den Kindern ſich abzugeben; wenn ſie ihnen nur vor den Füßen wegkamen, ſo waren ſie zufrieden; ſie etwas zu lehren, zur Arbeit anzuhalten, hätte ihnen zu viel Zeit weggenommen, und ſie in die Schule zu ſenden, das hätten ſie dem Dolders Pfaff nicht zu Gefallen gethan. Das jüngſte mußte von den älteren gehütet werden, aber je weiter dieſe mit ihm vom Hauſe wegkamen, ſo daß die Eltern es nicht ſchreien hörten, deſto lieber war es ihnen. So brachten die Kinder ihre meiſte Zeit auf der Gaſſe zu und da, wo etwas ging, das ihnen wohlgefiel, und was das eine aufſchnappte, das b'richtete es den andern. Sie konnten halbe Tage bei der Pinte ſitzen und ſich an den Worten und dem Thun ergötzen, das da wahrnehmbar war.

Das Liſabethli war ein luſtig, friſch Mädchen, aber, von niemand zurecht gewieſen, ein frech Mädchen; es drängte ſich allenthalben hinzu, wo es etwas zu erhaſchen gab, und wenn es jemand eſſen oder trinken ſah, ſo ruhte es nicht, bis es auch etwas davon erkriegte. Es wurde der Liebling der Handwerksburſchen, die dort im Schachen hauſten. Es giebt eine Klaſſe von ſehr honorigen Handwerksburſchen, aber die war in jenem Schachen nicht zu finden. Jeder Sauniggel zog ſich dort zu. Um die herum ſammelten ſich noch andere Kerls ähnlichen Schlags und manchmal noch Solche, die über Unfug wachen ſollten, und da ging, was konnte und mochte, und man ſollte

meinen, das sei in Rußland geschehen, wo man sich damit tröstet, daß der Kaiser weit sei. Nun waren viele dieser Burschen ruchlos genug, mit diesem Mädchen schauerlich umzugehen; niemand achtete sich darauf. Die Mutter war Wäscherin dieser Burschen, das Mädchen mußte Wäsche austragen; was bei der Uebergabe alles ging und was für Trinkgelder es erhielt, will ich nicht erzählen. Der Vater hatte hie und da auch einen Gesellen oder einen Lehrbuben, und mit dem Lehrbuben trieb das Lisabethli dann, was es von den Gesellen gelernt hatte. Da aber in diesem Schachen nichts ohne Branntwein zugehen konnte, so lernte das Meitschi diesen auch trinken nach Noten und lernte bei den Abendsitzen, denen es beiwohnte, zu dem Trinken auch spielen. Ja es geht die Rede, daß in diesem Schachen der Branntwein die Milch ersetze, daß man zum Frühstück, zum Mittag-, zum Nachtessen Branntwein in Kacheln auf dem Tische habe, Brod darein brocke oder ihn zu der Erdäpfelrösti mit Löffeln esse, wie an ordentlichen Baurenörter die Milch. Möglich, daß es in des Meitschi's Vaterhaus eben so zuging. Als es älter wurde, groß kann man nicht sagen, denn es blieb ein kleiner Stungg, die Krone war abgebrochen worden, sollte es etwas verdienen; aber es konnte nichts, es kam mit keiner Sache irgend wohin, weil es in keiner Uebung hatte als im Maul gebrauchen und mit Buben händeln. Da begehrte der Vater auf einmal über das Meitschi auf, es hätte nun plötzlich alles können sollen. Lisabethli hatte aber einen bösen Kopf, ließ sich nicht viel sagen und begehrte auf wie ein Rohrspatz. Endlich vermittelte die pfiffige Mutter. Lisabethli sollte in die Fabrike gehen. Das war dem Vater recht, gab es doch da etwas zu verdienen, war dem Meitschi recht, der vielen Gelegenheiten wegen, die es da hatte auf dem Hin- und Herwege und um die Fabrike herum und weil es seine Arbeit am Schatten machen konnte. Es klagte immer, an der Sonne kriege es geschwollene Beine.

Es trieb nun das Fabrikgehen und wurde um nichts besser;

es alterte (wuchs kann man nicht ſagen) heran zu einer lüſternen, unterwieſenen Dirne, mußte aber die Fabrike verlaſſen; warum? ſagte man nicht. Daheim wollte man es nicht dulden ſeines böſen Maules, ſeiner Meiſterloſigkeit wegen; dienen bei Bauern wollte es auch nicht, der Sonne wegen, an die es ſich doch hätte wagen müſſen. Es wollte nun eine Herrenjungfer werden und ſuchte Dienſtplätze in einem Herrenhauſe; am liebſten wäre es nach Bern gegangen, weil es dort am erſten auf eine reiche Heirath hoffte, trotz ſeines abgegriffenen Geſichtes. Es hatte gehört, daß dort gar reiche Herren ſeien. In einem Herrenhauſe, ſtellte es ſich vor, hätten es alle Bewohner wie Herren und es wie eine Herrenfrau, könne am Kaffeetiſche ſitzen, und wenn es nicht mehr Kaffee möge, in den Keller über's Brönz, und die Arbeit mache weiß Gott wer, vielleicht Gott ſelbſt, auf alle Fälle nicht es an ſeinem Kaffeetiſche oder hinter ſeiner Flaſche.

Da nun aber ſeine Hirngeſpinnſte nirgends in Erfüllung gingen, da man ſeine unverſchämte Zunge, ſein Lügen nirgends lange ertrug, ſo konnte es nirgends lange ſein, konnte am Ende, wie es ſagte, die Sclaverei nicht mehr ertragen, in welcher es nicht alle Abende ſeinen Schätzen nachlaufen, nicht alle Sonntage irgend einer Hudelten zuſteuern und halbe Nächte fortbleiben konnte. Es ſegelte wieder nach Hauſe, giebt ſich vorgeblich mit Wollenrüſten ab, denkt aber gar nicht an ſeine Arbeit, ſondern an ſeine Buben und ſtellt, wo es nur kann, ſich mit ſeinen ſchliefrigen Augen jedem Schlingel unter die Naſe, hoffend, er werde erſt ſein Schatz, dann ſein Mann. Denn heirathen, heirathen will es für's Teufelsgewalt durch jedes Mittel; im Heirathen hofft es ſeine Seligkeit und Branntwein genug in alle Ewigkeit.

So ward das dicke Liſabeth, was es jetzt iſt.

Der Alte leitete unterdeſſen emſig Waſſer auf und ab, flotſchte mit ſeinen drei Zoll hohen Holzbödenſchuhen keck im Waſſer herum, wohin ich ihm mit meinen Stiefelchen nicht

folgen konnte. Nachdem er ein halb Dutzend kleine Bretter mit der Schaufel herausgewogen und anderwärts mit der schmalen Seite der Schaufel wieder eingeschlagen, Erdschollen säuberlich bei Seite gesetzt und sie wieder bei den frisch eingesteckten Brettern zurecht gedrückt hatte, stützte er sich auf sein Schäufelchen und sah ernstlich zu, wie das Wasser ab- und aufloß, nahm hier eine Scholle weg, legte dort eine andere zu, hob hier ein Brett einen Zoll höher, gab jenem dort einen oder zwei abgemessene Schläge, alles mit einer Miene, daß man sah, er sei ganz mit Leib und Seele bei seinem Werke, daß er wohl wisse, was er mache, daß er wie ein getreuer Vater mit aller Sorgfalt jedem Gräschen das Maaß Wasser zukommen lasse, welches dem Gräschen heilsam sei. O, sie ist gar rührend zu schauen, diese Sorgfalt im Kleinen wie im Großen, und dankbar schienen die Gräschen sie anzuerkennen. Alle sahen so freundlich zu ihrem Pfleger auf und jedem schimmerten ein oder zwei Thränchen in seinen grünen Aeugelein. Freundlich sah der Alte sie an, eins nach dem andern, ob jedem auch wohl sein Theil werde, und als er sah, wie allen so wohlbehaglich ward, und wie munter sie sich aufreckten im kühlen Wasser, da sagte er traurig: Ja, Gräschen kann ich erquicken und grünen lassen zu Tausenden, und sie verkünden ihres Schöpfers Lob und Ehre, aber Menschen muß ich schaurig verderben sehen, kann von ihnen nicht ableiten das giftige Wasser, sie nicht erquicken mit dem gesunden Wasser, das Gott so reichlich und ohne Mühe uns sprudeln läßt; sie, die zu Ebenbildern Gottes geschaffen sind, leben zu Schmach und Aergerniß und liegen in Sünden zu Hause, während jede Blume in den Matten, jedes Vöglein in den Zweigen den Schöpfer preist! Heute, am Tage des Herrn, wer ist's der ihn heiliget? das grüne Gräschen im kühlen Wasser oder das versoffene Mensch in seinem stinkenden Bette? Ja, und Stüdi und Lisi hätten auch schöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn die Welt nicht gewesen wäre; das thut einem

ſo weh, und der kurzſichtige Menſch möchte Gott fragen: Herr, warum haſt du das an ihnen geſchehen laſſen? Und ſchwer kömmt es ihn an, dieſe Frage mit der Antwort zu ſtellen: Des Herrn Wege ſind wunderbar und ſeine Gerichte unerforſchlich! Doch werde auch ich ungerecht, ſagte der Alte nach einigem Sinnen. Hätten doch Marei und Liſabeth nicht eben ſo ſchöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn das Verderben ſie nicht ſo frühe erfaßt, den Körper zerſtört, den Geiſt niedergetreten und der ganzen Erſcheinung den Stempel unausſprechlicher Gemeinheit aufgedrückt hätte? In Stübi und Liſi erkennt der Menſch noch das Höhere, Beſſere, die äußere Hülle iſt noch nicht ganz zerſtört; ſie erzeugt unwillkürlich ein trauriges Gefühl durch den Anblick des Gegenſatzes zwiſchen ihren Anlagen und ihrer gegenwärtigen Erſcheinung; das Auge wird beſtochen und das Mitleid für das ſichtbar Beſſere in ihnen redet laut. Bei den beiden andern wird das Auge nicht beſtochen, man fühlt kein Mitleid mit ihnen, weil man ſie zu nichts Beſſerem beſtimmt glaubt, weil man keine Spur mehr ſieht von dem, was ſie hätten werden können. Iſt das aber nicht ungerecht, verdienen ſie eben nicht deswegen das meiſte Mitleid, weil der Mehlthau des Laſters ſich ſo früh bei ihnen angeſetzt und die ganze Pflanze bis zur Unkenntlichkeit zerſtört hat?

So ſchwatzte der Alte auf ſein Wäſſerſchüfeli gelehnt, und mit großen Augen ſah ich den philoſophirenden Bauer an, und ſah dann um ihn herum, ob nicht etwa ein Profeſſor hinter ihm ſtehe und für ihn rede, aber ich ſah niemand als den alten Bauersmann und ſein Wäſſerſchüfeli. Das kam mir ganz wunderlich vor, daß im Canton Bern ein Bauersmann ſo rede, und daß ſo nahe bei ſo viehiſchem Sinn ſo tiefer Sinn wohnen ſollte. Der Alte ſah meine Augen wohl, aber er verwunderte ſich nicht darüber, brachte ſie auch nicht in Rede, ſondern erzählte mir dann auf meine Bitte noch das Folgende. Jetzt würde ich mich über den Alten nicht mehr

verwundern, denn fand ich doch seither im Kanton Bern noch mehrere Männer in Zwilch und Halblein, deren einer an tiefem Sinn und gesundem Denken mehr wog, als zehn ordentliche oder außerordentliche Professoren sammt ihren Brillen, ihrer Compendien-Gelehrsamkeit, ihren verrückten Theorien und fabelhaften Arroganz.

Stüdi, sagte der Alte, war ein gar liebliches Mädchen von Jugend auf, sinnig und gar nicht so wild und ungestüm wie die andern Kinder. Es war immer, als ob es etwas Apartes denke, und doch wußte es zu thun, was es einem an den Augen absah, und sah immer gar reinlich aus. Sein Vater war Fuhrmann, führte ein etwas liederliches Leben, wozu Fuhrleute sich gerne verführen lassen, und starb früh. Seine Mutter hatte anders geheirathet, bekam Kinder, und das Mädchen hatte es gar bös; es hätte nirgends sein und doch alles machen sollen. Seine Stiefgeschwister waren häßliche, böse Dinger und quälten das Schwesterchen gar sehr, und der Vater mochte je länger je weniger leiden, daß Stüdi so hübsch, seine Kinder so häßlich seien. Und Stüdi, als ob es zum Trotz wäre, wurde alle Tage lieblicher und hatte gar etwas Appartes an sich; es war fast, als ob es ein Herrenkind wäre, und es wurde ihm auch oft vorgehalten, wie vornehm es sich geberde.

Ich wohnte nicht weit von ihnen, hatte das Mädchen, immer im Auge und ein absonderlich Wohlgefallen an ihm gehabt. So oft es an meinem Hause vorbei ging, hatte ich ein Wort für das Mädchen und erhielt dafür eine freundliche Antwort. Mein Sohn hatte ein Weib genommen und nach Landesgebrauch Kinder erhalten, und ich dachte oft bei mir, Stüdi möchte ich einst zum Kindermeitschi haben. Ein freundlich, reinlich, sittsam Meitschi ist ein wahrer Fund und Goldes werth; leider aber ist es Mode, daß, sobald eines fünf zählen lernt, wird es alsobald zu hochmüthig, um Kindermeitschi zu sein. Als ich hörte, wie bös es Stüdi habe und wie un-

gern geſehen es zu Hauſe ſei, ließ ich ein Wort davon Stüdi fallen, und als es gar nicht unabgeneigt ſchien, redete ich darüber mit deſſen Mutter. Die ſagte mir, ihr wäre es recht; je eher Stüdi fortkäme, deſto lieber wäre es ihr; es ſei ganz verſteckt, ſie könne gar nichts mit ihm anfangen. Aber es habe eine gar grauſam vornehme Gotte in Bern, die ſei Köchin bei einem alten Junker Landvogt, und die habe neulich geſchrieben, ſie wolle nächſtens hinauskommen und dann ſehen, was mit Stüdi anzufangen ſei. So müſſe ſie nun warten, bis dieſe käme, um mir den Beſcheid zu geben. Sie möchte die Gotte nicht böſe machen, Stüdi könne vielleicht von ihr erben; ſie ſei fett wie der Amme, habe alle Tage vornehm zu eſſen, Weißbrei und Birenſchnitze und Fleiſch, ſie wiſſe nicht wie oft in der Woche; wenn daher nicht bald ein Schlagfluß, Gott b'hütis davor, ſie treffe, ſo wiſſe ſie nicht, wer an Schlagflüſſen mehr ſterben ſolle.

Die Gotte kam bald, und ich erhielt einen abſchlägigen Beſcheid. Dreißig Jahre hatte die in Bern gedient und einen Stolz eingeſogen, ärger als ihr alter Landvogt einen haben mochte. Sie betrachtete die Bauern wie Hottentotten oder Neufundländer und das Leben auf dem Lande ſo, als ob das Fegfeuer ein Tanzſaal dagegen wäre. Sie ſchimpfte gar läſterlich über das Bauernvolk, als ob ſie von einem ſpaniſchen Herzog abgeſtammt wäre und nicht von einer armen Schaubhütlerin; bei jeder Gelegenheit warf ſie mit Baurenpack, Baurenpflegeln und Lümmeln um ſich. Bei ſolchen wollte ſie nun ihr Gotteli, das ihr gar wohl gefiel, nicht laſſen. Sie könnte es vor Gott nicht verantworten, ſagte ſie, wenn ſie es in den Händen dieſer Lümmel ließe, daß ſie es hielten wie ein Hausthierchen, alle Jahre für ein Paar Stumphoſen und ein Paar Holzſchuhe, ihm zu freſſen gäben, was die Säue nicht möchten, und an der Faſtnacht Küchli, die kein Hund verdauen könnte, durch die man mit keiner Waldſäge käme. Bei denen es würde ſo ſchwarz wie eines Schwarz-

wälders Hosen und so dumm bliebe, daß es nicht wüßte, wo in Bern der Weibermärit sei und der guldige Adler. Nein, vor Gott könnte sie das nicht verantworten, man solle es dem Baurenlümmel nur sagen. Sie wolle etwas an das Meitschi wenden und es zu einer Näherin thun; wenn es nähen könne, so schickte es sich perfekt für eine Kammerjungfer. Sie kenne eine Näherin, die auch eine Zeit lang in Bern gedient und jetzt Wittfrau sei. Die wisse doch, was Manier sei, und daß ein Unterschied sei zwischen einem Hund und einem Menschen. Die werde ihr schon den Gefallen thun und Stüdi nehmen; da sei es doch anders versorgt, als so bei einem halbleinigen Kalb.

Diese Näherin war ein unsauberes Weibsstück, es frug aber dem die Gotte wenig nach, war sie doch in Bern gewesen, und das wog bei der alten Köchin alles auf. Sie war eine von den saubern Wittwen, welche ihre Kinder der Gemeinde oder Gevatterleuten aufbürden, um dann ein freies Leben führen, den Krug so lange in's Wasser tragen zu können, bis er bricht. Sie war eine gute Arbeiterin, aber sie arbeitete, um besser zu leben; um ihre Kinder bekümmerte sie sich nicht, sie arbeitete, um Mannsvolk damit anzuziehen; ob ihre Kinder Schuhe hätten oder blaugefrorne Füße, focht sie nicht an.

Dieses Weib führte sich nun recht auf wie eine ausgelassene zaum- und zügellose Wittwe. Sie war allenthalben, wo es lustig ging, in Bädern, auf Märkten, hatte allenthalben gute Bekanntschaft und brachte von dort immer Kilter zum Uebernachten heim, Männer und ledige Bursche. Sie hatte aber nur ein Bett, und bei ihr mußte Stüdeli, das liebliche Mädchen, schlafen und Zeugin sein von all' ihrem Treiben, mußte alle Nächte tiefer und tiefer sich einweihen lassen in das Leben einer geilen Wittwe. Diese Wittwe war nun nicht nur eine Liebhaberin vom Mannevolk, sondern auch vom Trinken; beides ist gerne bei einander. Sie hatte immer eine Flasche

von etwas im Schäftchen, bald dieſes, bald jenes. Wenn ſie nun des Morgens im Winter bei ſtrubem oder kaltem Wetter auf die Stör mußten, nahm ſie ein Gläschen zur Herzſtärkung, und weil ſie gerne das Stillſchweigen Stüdeli's erkaufen wollte, drang ſie ihm auch eins auf. Es nahm daſſelbe anfangs gar ungerne, aber das gute Mädchen wollte die Meiſterfrau nicht böſe machen, meinte, es ſei wirklich etwas Gutes und es ſchicke ſich, daß es ſolches Waſſer auch trinken lerne, überwand ſich und lernte es trinken. Oft erhielten ſie noch an den Orten, wo ſie waren, Brönz, um neun oder um drei Uhr, hie und da dreimal des Tages — ein Mädchen, das noch nicht unterwieſen war. So gewöhnte Stüdeli ſich an das Brönz und es ward ihm Bedürfniß.

Ehe die Lehrzeit zu Ende war, ſtarb die Gotte und richtig an einem Schlagfluß, wie vorausgeſagt worden war. Sie hatte am Neujahr ihrem Herrn Landvogt eine Gans gebraten und ſie mit Kaſtanien gefüllt. Der Herr Landvogt aß die beiden Flügel, einen Schinken und auch etwas von den ſchönen weißen Bruſtſtücken nebſt einem Theil der Kaſtanien; die Köchin verſorgte den Reſt und mit beſonderm Wohlgefallen das Bürzi. Aber es war das letzte Mal, daß ſie Gans gegeſſen hatten; ehe eine Woche um war, lagen beide im Grabe, ſie und ihr alter Landvogt. Nun war es aus mit dem Kammerjungferdienſt, und Stüdeli blieb bei ſeiner Meiſterin. Es blieb lange noch ein ſcheinbar ſtill und ſittſam Mädchen, dem man den im Innern hauſenden giftigen Wurm nicht anſah. Es wuchs ſchön auf und hatte Backen wie Milch und Blut und etwas Geſchleketes, daß Alles auf ihn's ſah, wenn es in eine Tanzſtube kam. Die Wittfrau legte es darauf an, Stüdeli ganz zu ihrer Kumpanin zu machen, munterte es zum Kitterhalten auf, duldete dieſe in ihrem Bette, kurz, ich mag nicht davon reden. Ein luſtiger Bauernſohn fand Gefallen an dem Meitſchi und das Meitſchi an ihm, und es ſchien auf einmal ganz eingezogen leben zu

wollen, ganz wie ein anderer Menſch. Aber der Vater des Burſchen that wüſt, die Meiſterin wußte auch ihre Hände trennend dazwiſchen zu haben, und aus der Heirath ward nichts.

Es ſchien Stüdeli faſt das Herz abzudrücken anfangs, dann aber ſtürzte es ſich köpflings in die Ausſchweifungen hinein. Es ſchien, als ob es der ganzen Welt damit etwas zu Leide thun wollte, wie leider junge oder unkluge Leute oft thun, daß ſie ſich ſelbſt zu Grunde richten oder zu Schanden machen, in der Meinung, jemand Anderm weh zu thun damit.

Es verließ endlich, wegen eines Buhlen entzweit, ſeine Meiſterin und arbeitete für ſich ſelbſt. Es iſt eine gute Arbeiterin, hat darum viel zu thun: iſt treu, aber nimmt den Branntwein immer lieber und jedes Mannsbild iſt ihm recht; deswegen hat es ſchon manche Stör verloren. Man glaubt oft, es trinke, nur um zu vergeſſen, was in den Hintergrund ſeiner Seele zurückgedrängt, ſich noch immer regt. Es heißt, es habe keinen Schlaf mehr, daher arbeitet es oft Nächte durch und trinkt beſonders in dieſen Nächten. Im Weltſchland giebt man in kalten Winternächten ſpät kiltenden Näherinnen kalte Aepfel, eins iſt wohl ſo gut als das andere. Schon aber zeigen ſich die Folgen dieſes Treibens immer deutlicher. Der Beruf der Näherinnen auf dem Lande iſt ohnehin gefährlich. Die ſitzende Lebensart, dazu die ſchweren Speiſen der Landleute, welche ſie, obgleich nicht ſchwer arbeitend, doch mit genießen müſſen, die kalten Füße, welche ſie Tage lang haben, oder die naſſen, wenn ſie am Morgen bei ſchlechtem Wege auf die Stör mußten, haben ſchon gar manche Näherin in's Grab gebracht. Es ſtockt das Blut, ſein Umlauf ꝛc. wird gehemmt, und böſes Blut iſt wohl die böſeſte Krankheit, führt bald zu langen Martern, bald zu ſchnellem Tode. Wenn dann zu dieſem noch der Branntwein kommt bei einer Näherin, der das Blut ſo ſchwer und ſchwarz macht, wenn

man ihn nicht herausſchwitzen kann, ſo mag man ſich denken, wo das hinaus muß.

Ich glaube nicht, daß alle Gläschen Branntwein ſchaden; ja ich bekenne, daß ich zu Zeiten ſelbſt eins nehme, wenn es harter oder kalter Arbeit gilt oder an einem neblichten Morgen ein langes Wäſſern, und daß er mir da übel mache oder mich ſchwäche, habe ich nie empfunden. Aber wer eine Gewohnheit daraus macht, iſt verloren, ich glaube es; wer die Gewohnheit bereits hat, muß ganz aufhören, halb kann er nicht, ich glaube es, und wer ein Stubenhocker iſt, eine ſitzende Lebensart führt, ein auf einen Fleck bindendes Handwerk, der ſoll den Branntwein, überhaupt ſtarke Getränke bleiben laſſen, ſonſt iſt er verloren, ich glaube es. Ein Schmid z. B. kann ertragen, was einen Weber tödtet. So ſcheint es mir mit dem armen Stüdeli zu gehen; es ſcheint mir bereits das Leben aus ſeinen äußern Theilen zu weichen, die Hände ſehen ſo kalt und ſteif aus, daß es einen ſchaudert bei dem Anblick. Es ſchüttelt mich bei dem Gedanken, daß es mich anrühre, ſo eiskalt kommen ſie mir vor.

Das Traurigſte von allem aber iſt, daß das ſein Verderben fühlende Stüdi das ihm anvertraute Lehrmädchen auf die gleiche Weiſe in's Verderben zieht, wie es ſelbſt hineingezogen worden iſt.

Bäbeli iſt eine Tochter rechtſchaffener Leute und wußte von dem Allen nichts, was es jetzt mitmacht. Die Leute wollten dieſe Tochter das Nähen lernen laſſen; es käme ihr immer kommod, meinten ſie. Sie hatten gehört, daß Stüdi eine gute Näherin ſei, dem Weitern frugen ſie nichts nach. Sie hatten gar keinen Begriff davon, wie Kinder angeſteckt und verdorben werden.

Ja, Gott iſt groß, wie der Türke ſagt, und es muß etwas Herrliches in der menſchlichen Natur liegen, und Gott muß, wie der ſchöne Glaube ſagt, mit einem jeden Kinde einen Engel auf Erden ſenden, daß bei der fürchterlichen Sorgloſig-

keit so vieler Eltern noch so viel Gutes am Menschen geblieben ist. Treibt Einer ein Handwerk gut oder führt er ein gut Mundwerk, man vertraut ihm ein Kind an und frägt nie: ob er das große, allen Menschen aufgegebene Handwerk verstehe, aufzuerbauen das Ebenbild Gottes in seiner eigenen Erscheinung; Tausenden würde man keine hundert Franken ohne Unterpfand und Bürgschaft anvertrauen, aber ein Kind übergiebt man ihnen mit Leib und Seele ohne Bedenken. Ja, schlechten Meistern, denen alle Partikularen in einer Gemeinde keinen eigenen Schuh anvertrauen würden, vertrauen ganze Gemeinden mit Leib und Seele ihre Kinder an. Man sinnet nicht, was es dem Menschen hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele. Man sinnet nicht, wie schwer das Beispiel einwirkt, und wie zart eine Kinderseele für fremde Eindrücke ist. Man sinnet nicht, daß der eine verlorene Seele bleibt, der vollkommen nähen oder schmieden kann, aber an den neuen Menschen, der in Christo uns vorgebildet ist, keine Hand zu legen weiß. Darum auch wendet man viel größere Sorgfalt auf die Anlegung der Kapitalien, als auf die Unterbringung der Kinder. Auf himmelschreiende Weise schickt man Kinder in's Welschland, und himmelschreiend bringt man sie im eigenen Canton unter und zwar nicht aus Bosheit, sondern weil man wohl Acker kennt und Wiesen, Pferde und Kühe, aber nicht der Seele Natur und Wesen, und weil man thöricht wähnt, weil man Acker kenne und Wiesen, Pferde und Kühe, kenne man auch der Seele Natur und Wesen. Aber doppelt thöricht ist die Obrigkeit zu nennen, welche diesen Wahn nicht nur bestärkt, sondern in demselben vorangeht. Da muß wohl, was oben sein soll, unten kommen, die Seele in den Staub, während die Füße gen Himmel gabeln.

So hatten auch Bäbeli's Eltern nicht darauf geachtet, was Stüdi neben seinem Nähen treibe, hatten ihm das Kind übergeben und die Hälfte des Lehrgeldes vorausbezahlt und

wahrscheinlich nun die andere Hälfte auch. Und wenn sie jetzt schon allerlei bemerken sollten, Bäbeli müßte doch bis ans Ende der Lehrzeit bleiben, damit man am Gelde keinen Schaden leide und an nichts Schaden leide, was man sich ausbedungen hat. So nun muß Bäbeli mitmachen, was seine Meisterin macht. Es muß Branntwein trinken, muß bei Stüdi's Kindern schlafen, kann daneben auch seine eigenen haben im gleichen Bett, kann mit ihnen treiben, was es will, oder muß mit sich treiben lassen, was sie wollen, wenn es nicht will ausgelacht sein. So geht das arme Kind einen traurigen Weg, wahrscheinlich seinen Todesweg, und es weiß es nicht. Es hat nichts in sich, das es aufhält; es findet außer sich keine Hand, die es zurückreißt, es wird vorwärts getrieben wider Willen. Es schüttelt sich, wenn es Branntwein trinkt, es weint sicher an manchem Morgen über die vergangene Nacht, und doch trinkt es Branntwein und meidet die beweinten Nächte nicht, das arme, arme Kind.

Es müsse doch schauderhaft schlecht im Canton Bern aussehen, sagte ich; eine solche Verderbenheit finde man nirgends. Nun begreife ich, warum es so kunterbunt hergehe daselbst und man allenthalben anfange, ihn zu verachten und für den schlechtesten zu halten. An andern Orten sehe man doch zu den Kindern und wo man sie hinthue.

He, das glaube er nicht, sagte mein feinem Wasser noch immer zusehendes Bäuerlein; er glaube z'Gunträri, man sei an vielen andern Orten noch viel schlechter, aber weniger aufrichtig. Er habe mir unverblümt sein volles Herz geleert. Ich hätte ihm vernünftig und theilnehmend geschienen, und da hätte er mir nicht an den Hosen geschmökt, ob ich ein Zürcher oder ein Genfer oder ein Basler sei, sondern nur aufrichtig seine Meinung gesagt. Er wisse wohl, daß wir Berner hierin dumm seien; Zürcher und Aargauer thäten ganz anders, die wüßten das Ding besser anzukehren und jeden Fremden zu überreden, Teufelsdreck rieche bei ihnen gerade so, wie an andern Orten

Küchli und Eiertätsch. Was die Berner in Mißkredit bringe, sei nicht das Volk, sondern das G'hüder, das immer oben auf schwimme, wenn man die Maße aufrühre; in ordinäri Zeiten bilde es den Bodensatz; solches G'hüder setze sich aber bald wieder zu Boden, man brauche nur ein wenig ruhig zu sein und aufzuhören zu guseln und umzurühren. Das wüßten die Teufelsbuben aber wohl, darum guselten sie immer und rührten beständig von neuem auf.

Nein, das sei es nicht, sagte ich; ich wüßte das Volk wohl von einigen Trinkern zu unterscheiden, aber nirgends hätte ich noch von solchen Dingen gehört und gelesen, noch fünf Mädchen hinter einer Maaß Branntwein gesehen.

Daß ihr gerade diese fünf Mädchen gesehen, ist ein Zufall, Herr, und daß ihr mich angetroffen, der ich kein Blatt vor dem Maule habe, ist ein noch größerer Zufall, Herr. Daß ihr an andern Orten nichts solches gesehen oder gelesen, wundert mich nicht, denn ihr Herren Reisende und ihr in schwarzen oder guttuchenen Kutten wisset nicht, was vorgeht im eigentlichen Volke. Dem Volke verstehen gar wenige in die Augen zu guggen, so recht auf's Leder hinein. Ich nehme kein Blatt vor's Maul, Herr, das habt ihr gehört! aber ich kenne auch Welsche und Freiburger, Aargauer und Zürcher, Cantönler und Landschäftler, kenne b'sundertlich die Länder, aber ich tausche wahrhaftig nicht mit ihnen und unsere Mädchen nicht an die g'wadeten Ländermädchen und noch an manche andere nicht. Aber wir Berner sind halt zu aufrichtig und sagen es laut, wie wir sind; da schießen dann die andern herzu und schreien: Losit, losit, säyt er's nit selber! und verbrüllen uns dann in der ganzen Welt.

Ja, aber auch nichts habe ich gelesen, das dem gleichet, was von euch zu lesen steht, sagte ich.

Die, welche schreiben können, sagte er, kennen gewöhnlich das Volk nicht, und wenn sie's auch kennen, so sind sie eben nicht aufrichtig; was können wir dafür, daß wir solche unter

uns haben, die uns kennen von oben bis unten und hinten und vorne und ſchreiben können und dazu aufrichtig ſind und was ſie kennen, gerade herausſagen; iſt das eigentlich nicht eine Sache, deren wir uns rühmen ſollen, die uns vor Andern bevorzuget, Herr? und daß wir ſolche aufrichtige Menſchen nicht todtſchlagen, ſondern uns gerne von ihnen den Spiegel vorhalten laſſen, iſt das nicht ein Zeichen, daß wir zur Beſſerung reif ſind?

Das Bäuerlein war warm geworden, und ich fand für gut, abzubrechen, und bat es, daß er mir auf dem Heimweg noch Liſi's Geſchichte zum Beſten geben möchte. Eigentlich ſollte ich nicht, ſagte er, wenn es ſo gemeint iſt, daß ihr nur fraget, um uns Bernern es aufzurupfen. Und doch will ich es thun, aber mit der Vorrede, die ihr zu Hauſe prüfen möget: daß Selbſtkenntniß der erſte Schritt zur Beſſerung iſt, prüfen: ob ihr dieſen auch ſchon gethan habt.

Liſi war ein Prachtmeitſchi von Jugend auf und eines Vorgeſetzten Tochter. Unſere verſtorbene Frau Pfarrerin, ein ehemaliges vornehmes Granggelbei, welche vier gelbgrüne Grieggleu von Mädchen hatte, ſchlank wie Haſelſtecken, meinte oft, Liſi ſehe gar ſo gemein aus, es ſei Schade um daſſelbe, ſonſt wäre es ein gutes Mädchen. Es leuchtete wie die Geſundheit ſelbſt und war immer drei Zoll größer als die größten Kinder ſeines Alters. Es war auch ein herzgut Kind, und wo es jemand einen Gefallen thun konnte, ſcheute es keine Mühe; wo es einem Armen eine Wohlthat erweiſen konnte, da mußte ſie erzwungen ſein; wo es jemand bei Vater oder Mutter z'beſt reden konnte, ſparte es weder Worte noch Flattiren. So ward es billig der Stolz der Eltern und der Liebling aller Leute. Wenn man das luſtige Liſi von weitem ſah, ſo lachte Einem das Herz im Leibe, und ich glaube nicht, daß ein einziger Menſch ihm dieſe allgemeine Liebe vergönnt hat. Einzig dem Schulmeiſter war Liſi nicht ganz recht. Es trieb in der Schule alles Mögliche, nur mit dem Lernen mochte es

nichts zu thun haben, und der Schulmeister wollte behaupten, es mache sich immer näher zu den Buben, als nöthig sei; aber es achtete niemand seiner viel.

Als es vierzehn Jahre alt war, starb in schneller Krankheit seine Mutter. Sie war eine brave Frau gewesen, hatte das Hauswesen meistens geführt, da ihr Mann viel abwesend war, und die Kinder zum Arbeiten gehalten; freilich das Bessere im Menschen zu hegen und zu pflegen hatte sie nicht Sinn, nicht Zeit.

Lisi war das älteste Mädchen und war groß und stark wie ein achtzehnjähriges. Der Tod der Mutter ging ihm zu Herzen, und es fühlte, was ihm jetzt für eine Verpflichtung geworden sei. Es übernahm sie auch kräftig und munter, war früh und spät und schaltete recht verständig, war den kleinen Geschwistern eine rechte Mutter. Der Vater, dem der Tod seiner Frau schwer zu Herzen gegangen war, weil dadurch eine Bürde an ihn zurückfiel, die er auf die Frau übergeladen hatte, mußte nun in der ersten Zeit daheim bleiben, was ihm ungewohnt vorkam. Als er sah, wie sein Meitschi in den Fußstapfen seiner Frau ging, wie alles seinen Fortgang nahm, als wenn seine Alte noch da wäre, freute er sich gar sehr darüber und ging alsobald wieder seiner Wege. Der thörichte Vater dachte nicht, welch' Unterschied sei zwischen einer vierzig bis fünfzigjährigen Frau, die durch vierzigjährige Reibungen der Welt in ihr Geleise gedrückt worden, und einem vierzehnjährigen Mädchen, das die Welt erst zu berühren beginnt, in ein Geleise zu bringen sucht. Der thörichte Vater ging seiner Wege, und statt daheim zu seinem hübschen, guten Mädchen zu sehen, rühmte er es in den Wirthshäusern, an Steigerungen, Freundlichkeiten; im Gemeindrath schlug er auf den Tisch und schwur: es Meitschi, wie er heig, heig bim D... kene; er chön acht Tag furt sy, das gang bim D... glych; syg er daheim oder nit, sys Meitschi mach alls un es syg bim D... erst vierzehnjährig, das gäb einist e Büri, er well us biete im

ganze Lang! So rühmte der Vater das Meitschi auch zu Hause, aber das verdarb es nicht. Aber andere Leute kamen auch und rühmten es. Liseli war gutherzig, und wo an einem Ort eine gutherzige Person in einer Küche waltet und Spycher- und Kellerschlüssel hat, da riechen es hungerige Leute stundenweit und machen sich herbei mit Rühmen und Flattieren. Da ging nicht manche Stunde vorbei, daß nicht ein runzlicht Gesicht vor der Küchenthüre stund und dem an der Feuerplatte schwitzenden Liseli zurief: Nei, bim Schieß, so wie du eis bisch, isch keis auf d'r ganze Welt, un wenn sie minethalb hundert Stung läng wär. Nei, wie bisch doch aber so hübsch, es düecht mih, es sötte all Buebe a d'r b'hange wie d'Wespeni ime ne Hunghafe. So ging es manchmal eine ganze Viertelstunde lang, und wer will es dem gutherzigen Meitschi verübeln, wenn es gerne hörte, wie lieb es die Leute hätten, wenn es gerne hörte, wie alle es gut mit ihm meinten, wenn es bei diesem Lobe weich ward, es auch gut mit der Schmeichlerin meinte und seine milde Hand weit aufthat. Was wußte das gutherzige Meitschi von Falschheit und der Tücke der Leute, und wer öffnete ihm die Augen darüber?

Neben diesen Leuten thaten auch das Mögliche die Diensten und Tauner, um das gute Liseli zu mißbrauchen. Die Mädchen flattirten ihm, eine wollte werther sein als die andere, um mehr zu erhaschen; sie erzählten ihm von Buben, Kiltgang, Schätzele, erregten die Neugierde des kräftigen Mädchens, und was es dann mit halblauter Stimme im Kabisplätz oder beim Jäten oder beim Krautrüsten frug über die dunklen Gadengeheimnisse, das löste ihm bald die eine, bald die andere Magd gründlich und willig auf. Die Knechte hatten ihre Händel mit Liseli, guggten ihm freundlich in die Augen, machten ihm den Hof mit ihren saftigsten Redensarten und kamen ihm manchmal mit ihren kuhdreckigen Fingern wohl' nahe, und zu einem Müntschi nahmen sie sich auch die Freiheit. Wer will es dem Meitschi verübeln, wenn es sich

dessen nicht zu erwehren wußte, wenn es ihm nach und nach gefiel, ein Müntschi ihm wohlthat und eine Rede ein eigenes Feuer ihm in sein rasches Blut goß? Wer warnte es, wer gab ihm ein Gegengewicht gegen alles, was auf sein Fleisch eindrang? Doch das hätte vielleicht noch nicht alles gemacht, findet man ja das Gleiche in gar vielen Häusern; aber es war noch eine andere Person in diesem Hause, und derselben muß man Liseli's ganzes Verderben zuschreiben. In ihrem Hause war ein Tischgänger, der ein Handwerk trieb; ich sage nicht, war's ein Weber oder ein Schneider, ein Häftlimacher oder ein Druckenmacher, es war auf jeden Fall ein wüster, aber schlauer Bursche, der alle Börtel zu gebrauchen wußte, um wohl und doch wohlfeil zu leben. Der ging schon lange bei ihnen aus und ein und war oft Wochen lang daheim, besonders im Sommer. Liseli, das kochte und die Haushaltung machte, war nun auch oft daheim, wenn Alle auf dem Felde waren, oder es war draußen im Hause, während die Andern in der Stube spannen. Nun schlich sich dieser verfluchte Tischgänger an das Mädchen, wie ein giftiger Wurm in einen schönen Apfel.

Es ist eine ganz eigene Sache, wenn zwei Leutchen zurückbleiben in einem großen Hause, und gar willkommen ist das eine dem andern gegen die Längizyti, und gar heimelig wird es ihnen bei einander, und aus dem Heimelig entstehen oft unheimliche Dinge. So wußte der Tischgänger dem Liseli sich werth zu machen und lieb, wußte ihm vieles zu b'richten und war ihm gar hülfreich bei schweren Geschäften, wo das Meitschi nicht z'schlag kommen, niemand anders rufen konnte. Wenn dann etwas Apartes gethan war, oder wenn er etwas Apartes im Kuchigenterli wußte, so verstund er Liseli's Herz zu erweichen, daß es mit einem Stückli Fleisch oder Küchli heranrückte. Damit lockte er das Mädchen in seine Kammer unter dem Vorwande, er welle etwas Nasses dazu thun, so trocken gehe das Essen gar nicht gut. Dort brachte er bald

rothen Wein oder Zimmetwasser oder bloßes Brönz hervor und nöthigte dem wilden Mädchen auch ein Schlückchen oder zwei auf, und das Mädchen trank ihm diese zu Gefallen und ihm zu Gefallen drei und vier. Zu dem Trinken geht auch ein Schäckern gut, besonders im leeren Haus in einsamer Kammer. Das Meitschi ahnte nichts Arges, wehrte sich, so weit das Wehren es lustig dünkte, und ließ zu, was ihm gefiel, alle Tage ein Stücklein mehr. Man weiß gar nicht, wie unvermerkt und schnell eine Gewohnheit entsteht, so merkte Lisi gar nicht, wie nach und nach ihm dieses Essen und Schäckern mit dem Tischgänger Bedürfniß wurde, und wie es ihn mahnte, wenn er es vergaß, und wie es für sich etwas nahm, wenn der Tischgänger nicht zu Hause war, und dann von des Vaters Brönz oder Wein. Und gar nicht merkt man, wie so eine Gewohnheit wächst, wie aus einem Maulvoll zwei und vier, aus zwei Schlücken ein halb Dutzend, aus einem Müntschi ein wüstes Treiben wird. Gar keine Ahnung hat der Harmlose, Unschuldige, wie schnell ein Spitzbube, der verführen will, seine Absicht erreicht, wenn er den Andern am gewünschten Ort hat. So wurde Lisi verderben, nicht nur, ehe es es einmal recht wußte, sondern die verbotenen Genüsse wurden ihm auch Bedürfniß, ehe jemand daran dachte und dem Meitschi es ansah.

Aber, mein Gott, fragte ich, ist's denn so gefährlich in einem Bauernhause? Ich dachte immer, die Verführungen fände man nur in der großen Welt.

Ja, die Welt ist allenthalben, und wo die Welt ist, ist auch Verführung, sagte mein Mannli, und nirgends sind Menschen derselben mehr ausgesetzt, als da, wo kein Wächter in ihrer eigenen Brust erweckt wird und kein wachsames Auge die ersten Schritte bemerkt, kein strenger Sinn sie hemmt. Man meint auf dem Lande, in den Städten sei die Verführung und das schlechte Leben zu Hause; ach, wenn man doch die Augen offen hätte für das, was rund um Einen in der nächsten Um-

gebung vorgeht! Und wenn man dann den Dingen allen den rechten Namen geben würde, so würde man sicher nicht mehr den Splitter suchen in des Nächsten Auge und den Balken im eigenen nicht sehen.

Nun tritt aber die wachsende Verdorbenheit immer deutlicher in Thaten hervor, wird immer ungescheuter; je mehr man des Lasters Freund wird, desto weniger schämt man sich desselben vor den Leuten. So kochte Liseli Apartiges für sich und den Tischgänger, leerte dem Vater im Keller seine Guttern, trieb das Narrenwerk mit Tischgänger und Andern immer zügelloser, das gewaltige, mächtige Mädchen, und seine Freigebigkeit, besonders wenn es angetrunken war, ging in's Aschgraue.

Dieses Treiben konnte nicht ganz unbemerkt bleiben, aber es wurde doch nicht ruchbar, und Lisi wußte nicht, was es trieb, und noch viel weniger, daß man auf es merke. Es wurde alle Tage lustiger, sorgenloser, unbändiger; es sah nicht, welches Gewitter über ihm sich zu wölben begann. Aber die Mägde paßten ihm immer schärfer auf, aus Eifersucht und G'wunder, die Knechte begannen allerlei zu düderlen, der Vater konnte den schnellen Verbrauch aller Sachen nicht mehr recht begreifen und wollte nicht fassen, wo Lisi mit Auken- und Eiergeld hinkomme; die Nachbarsweiber begannen zu lächeln und zu zäpfeln mit einander und ihre Fühlhörner hinauszustrecken fast bis an des Tischgängers Kammer.

Da brach eines Morgens das Wetter über das arme Mädchen los. Eine der Mägde hatte, statt Kabis zu beschütten, einen ganzen Abend mit einem Knecht verdahlt und war von Lisi abgefanzelt worden, wie recht war. Die Magd war aber eine Schlange, die stach, wenn man sie trat. Sie suchte und fand eine geheime Audienz bei dem Vater, dem sie schon lange z'weg gestanden war, wo sie nur konnte. Als am Morgen Lisi sich allein und sicher glaubte, trieb es wie gewohnt

ſein Weſen mit dem Tiſchgänger, und als ſie am beſten dran waren, brach der Vater herein und ſeine Magd.

Nun gab's eine wüſte Geſchichte. Liſi wurde geprügelt, der Tiſchgänger fortgejagt, und ſomit glaubte der Vater den Schaden radikal kurirt zu haben, während er nun mit der Magd ſich mehr abgab, als recht war. Der Thor hatte nichts gemacht, als ſeine Tochter in aller Leute Mäuler gebracht; denn natürlich breiteten die Dienſten die Geſchichte aus, ſo weit ſie konnten, während er ſelbſt in die Gewalt der Magd kam. Liſi's Ruf war auf immer zerſtört, und jeder rechte Burſche wandte ſich von ihm ab, während jeder Schlechtes im Sinn tragende ſich herzuließ. Der Friede im Hauſe war auf immer dahin. Nun wollte die Magd auch regieren und das Beſſere für ſich behalten, Liſi der Magd nicht nachgeben, das Gewohnte nicht meiden, der Magd zum Trotz. So gab's Streit alle Tage, und Liſi wurde in dieſen Händeln alle Tage ſchlauer und pfiffiger, wußte ſein Treiben beſſer zu vermänteln und meiſterhaft Sachen zu verſtöken, um Geld zu bekommen. Es brach ſogar in den Spycher, nahm aber Spreuer in der Haſt ſtatt Korn, für die ihm der Bäcker nichts gab als den Uebernamen d's Spreuer Liſi.

Die Magd, die den Alten zu heirathen gedachte, trieb es aber zu arg und ließ ihre Hörnlein zu weit heraus, ſo daß ſie dem Alten erleidete und er auf eine Wittfrau mit Geld losſteuerte, weil er glaubte, Liſi eine Meiſterin geben zu müſſen. Die Magd kam ihm aber über ſeine Schliche, kam der Wittfrau über den Hals, ſagte ihr alle Schande und deckte zu gleicher Zeit ihr Leben mit dem Alten auf, in der zornigen Hoffnung, dadurch die Wittwe von der Heirath abzuſchrecken. Das gelang ihr auch. Aber der Alte, dadurch erbittert, jagte auch die Magd aus dem Hauſe; das war ihr Lohn für ihre Falſchheit. Nun war's wieder beim Alten im Hauſe, nur mit dem Unterſchied, daß der Name des Hauſes zerſtört und Vater und Tochter in tiefer Schande waren und bleiben, daß: m

Hauſe nun alle Tage Streit iſt, den die aufgewachſenen Geſchwiſter Liſi's vermehren helfen. Der Vater kann nicht durchgreifen, nur aufbegehren, wenn er einmal zu Hauſe iſt, und zu Hauſe bleiben kann er nicht lange; ſo wird es gehen, ſo lange es kann und mag. Unterdeſſen ſchimpft alle Welt über Liſi, Vater und Brüder, Nachbaren und Nachbarinnen, und kein Menſch hat Erbarmen mit ihm, kein Menſch denkt an ſeine Verwahrloſung. Es iſt gut, daß die Menſchen nicht Gott und Richter ſind; wenn ſie auf heilloſe Weiſe Kinder verwahrlost, verführt haben und die angerichtete Verdorbenheit an den Tag kommt, ſo ſoll das arme Kind gehängt, geſchunden werden; an die, die am Verderben ſchuld geweſen, denkt niemand.

Aber könnte man Liſi nicht zuſprechen, die Augen aufthun? fragte ich. Ach, du mein Gott, ſagte der Alte; der Herr wird wohl nur ein Gumi ſein, daß er ſo etwas fragt. Dreiundzwanzig Stunden im Tag würde es mir nicht zuhören, ſondern mich auslachen, mir vielleicht einen tüchtigen Schmatz geben oder ein Glas Brönz anbieten. Würde ich einmal endlich die glückliche Stunde treffen, ſo könnte ich es vielleicht weinen machen ganze Melchtern voll, allein das Mädchen hat ſein Lebtag nie von Selbſtüberwindung gehört, wo ſoll es den Widerſtand hernehmen gegen ſein heiß ſiedend Blut? die Scham iſt dahin, das feinere Gefühl todt, und ſeine Religion war nie lebendig; ſo hat es nichts, gar nichts, an dem es heraufgezogen werden oder ſich herausziehen könnte aus dem immer enger und ſchroffer werdenden Abgrund, in den es hinuntergleitet, das arme Liſi!

Wir waren unter dieſen Geſprächen in's Dorf zurückgekommen; hie und da ſchaute aus dunkeln Fenſtern ein ungewaſchenes Geſicht, und vor dem Wirthshaus handthierte mit dem Beſen die ſchläfrige Magd, halb angezogen und ihre ſeit acht Tagen nicht gewaſchenen Füße aus verlöcherten Pantoffeln ſtreckend.

Meinen Alten lud ich ein zum Frühstück, allein er schlug es aus, wie sehr ich auch anhielt. Er trinke erstlich keinen Kaffee, das schwarze G'schlüder verderbe nur den Magen, und zweitens wolle er an einem Sonntag Morgen und noch dazu vor der Predigt nicht in's Wirthshaus, es wäre das erste Mal in seinem Leben. Das wäre mir doch leid, sagte ich, wenn ich ihn jetzt zum letzten Mal sehen sollte; ich hätte einen gar lehrreichen Morgen mit ihm zugebracht. — Das stehe an mir, sagte er; wenn ich wieder herkomme und dem alten Häftlimacher nachfragen wolle, so könne jedes Kind mich zu ihm weisen. Somit gab er mir die Hand, rückte die weiße Kappe ein wenig und ließ mich verdutzt stehen.

Ich hatte hinter dem Mann einen Statthalter gesucht oder einen alten, reich gewordenen Schulmeister oder sonst ein Haupt der Gemeinde, und nun sollte es ein Häftlimacher sein! Einen Bären glaubte ich mir aufgebunden; allein der Wirth bestätigte mir des Alten Rede und erzählte mir von demselben gar seltsam aparte Dinge, die zu weitläufig zu erzählen sind. Ich merkte wohl, daß der Wirth des Alten besonderer Freund nicht sei, wahrscheinlich gab er ihm wenig zu verdienen, und doch konnte er sich eines gewissen Respekts gegen denselben nicht erwehren und sich selbst darüber ärgernd gab er so hintenum zu verstehen, vor dem müsse man sich in Acht nehmen, er könne mehr als Brod essen, weit weg von ihm sei man am sichersten. Ich merkte wohl, daß hier die Zeit noch nicht vorbei sei, wo man jeden, der an Verstand und Einsicht über die Menge sich erhob, als Hexenmeister fürchtete und verdächtigte. Der gleiche Wirth aber, der vor Hexen großen Respekt und sicher dem Viehdokter schon manchen Batzen gegeben hatte für Mittel gegen das Verhexen, äußerte sich gar leichtfertig über religiöse Dinge und unsern Herrgott, als es zu läuten begann und andächtige Kirchgänger an unsern Fenstern vorüberzogen. So ist es leider an manchem Ort; man läugnet Gott und fürchtet den Teufel; man spottet über Wunder

Gottes und glaubt feſt an Hexen und ihre Künſte; man kauft für ſchwer Geld Planetenbücher und würde unbedenklich die Bibel abſchaffen, wenn man ſie nicht auch noch für das Hexen gut glaubte.

Ueber die Mädchen dagegen war der Wirth viel beſſer zu ſprechen als der Alte und meinte: nach einer harten Woche ſei ihnen doch auch etwas zu gönnen, und voll's hätte er noch keins von ihnen geſehen. Wenn der Menſch jung ſei, ſo müſſe halt öppis gah. Als ich mein Bedenken äußerte, wie das aber endlich einen Ausgang nehmen würde, wenn man als jung ſolche Dinge und ſo arg treibe, gab er zur Antwort: das wolle gar nichts ſagen, er wüßte hundert Beiſpiele, daß die luſtigſten Meitſcheni, die es mit Wein, Branntwein und Buben nicht eigelich genommen, die tollſten und bräyſten Hausfrauen geworden ſeien. Da ich dieſes nicht glauben wollte und mich an das Sprüchwort hielt: „Jung gewohnt, alt gethan," ſo wurde mein Wirth anzüglich und begann zu ſticheln, daß mit luſtigen Leuten doch beſſer fortzukommen ſei, als mit geiſtlichen; die erſtern gönnten doch Andern noch etwas, die letztern aber niemand als ſich ſelbſt, und was ſie Andern als Sünde verbielten, das trieben ſie doppelt ſo arg heimlich. Ich merkte, daß der Wirth mich für einen neumodiſchen Heiligen nahm, und brach ab, zahlte meine Zeche und wanderte mit meinen Müſterleuen weiter.

Es war mir endlich auf meinen Reiſen, die ſonſt ein ewiges tödtendes Einerlei ſind, alle Tage das gleiche Kähr mit den Kunden, alle Abende ein langweiliges Politiſiren oder wenn mehrere Kollegen ſich treffen, ein noch langweiligeres Witzereißen und alle Morgen Kaffee und Butter und der Aufwärterin unausgeſchlafenes Geſicht, etwas Merkwürdiges, Außergewöhnliches begegnet, das meine Gedanken beſchäftigte, ſo daß ich ſie nicht tödten mußte mit dem Nachrechnen, wie viel meine geſtrige Tagreiſe über die Koſten hinaus wohl meinen Herren eintragen werde, Fracht und Geldzins abgerechnet, oder mit

dem Grübeln, was meine Herren Kollegen heimlich am verlaſſenen Ort getrieben haben möchten.

Es waren freilich keine fröhlich gaukelnden Gedanken, die mich begleiteten; es waren ſchwarze, ſchwere Gedanken, die man einem Gumi nicht zugetraut hätte, Gedanken über den Jammer, den die unglücklichen Menſchen ſich ſchaffen durch den Mißbrauch der Gaben Gottes, über den Jammer, den ſie ſich bereiten, weil ſie ihr göttliches Weſen vergeſſen und ſich zum Thiere machen, über den Jammer, der in einem Orte, wo dieſer gemeine Sinn der übliche wird, einreißen müſſe bei Alt und Jung, über den Jammer, der einziehen müſſe in die Häuſer, in alle Haushaltungen, wo das gleiche Laſter Alle umſtrickt, Jung und Alt. Es faßte mich eine eigene Angſt über das Schickſal unglücklicher Dorfſchaften, in denen beſtialiſche Laſter einwurzeln und anwachſen von Generation zu Generation; mußte da nicht das Reich der Hölle auf Erden kommen, das Verderben anwachſen auf unglaubliche Weiſe, ja die Menſchheit wieder hinunterſinken zum Thiere? Iſt wohl der Gedanke wahr, daß die Menſchheit ſich alle Tage verſchlechtere und die Welt böſer werde von Stunde zu Stunde? Wo ſoll das hinaus? Die Tage der Sündfluth dürfen nicht wiederkehren. Kommt aber dann das Feuer, ein Ende zu machen, und leitet das Feuerwaſſer der Wilden das Ende ein, verbindet der Branntwein die beiden Elemente, das Waſſer, das die Sündfluth ſchuf, das Feuer, das in den letzten Tagen die Welt verzehren ſoll? Das waren Gedanken, deren ich nicht Meiſter werden, d. h. die ich in's Klare nicht auflöſen konnte, aber ſie brachten mich zum Vorſatz, die Sache im Auge zu behalten. Wie es mit den Mädchen gehe, wollte ich wiſſen, ob der Wirth Recht hätte, daß liederliche Weibsbilder gute Hausmütter abgeben, oder ich, der an eine ſolche Umwandlung und ganz beſonders beim weiblichen Geſchlechte nicht glauben wollte. Wollte auch das Dorf im Auge behalten oder die Gegend, wollte ſchauen, wie das Laſter anſchwelle und die armen Sterblichen

überfluthe, oder ob eine Arche komme, die ſie durch die wilden Waſſerwogen trage an einen ſichern Port.

So wanderte ich ſinnend, wie ein Pfarrer am Samſtag Abends, meinen Weg fort, bis ich — plumps im Waſſer lag.

Wie eine gebadete Maus kroch ich auf und war zufrieden, daß wenigſtens jetzt ſich ein ſicherer Port fand. Dort ſtand ich nun pudelnaß, ſah nach meinen Muſtern und vergaß dieſe wieder, als ich ganze Rudel Kilchenleute auf mich zukommen ſah. Links war Korn, rechts war Flachs, weder links noch rechts konnte ich mich retten, wenn ich nicht einen ganzen Rudel Buben hinter mir drein haben wollte. Unter das Brücklein über den Bach, der mich ſo naß gemacht, zu ſchlüpfen, gruſete mir auch. Ich mußte Stand halten und mitten durch die Leute hindurch, die mir eben nicht chriſtliche Geſinnungen zu hegen ſchienen. Spöttiſche Blicke ſchoſſen ſie mir ſchon von weitem zu; es iſch e Gumi, e Gumi, e Müſterler oder e Schnyder, hörte ich ſchon von weitem. Es wird e Viviſer Wyhengſt ſy, ſagten die Einen; nei, es iſch dä bim Schag, nei, es iſch dä, wo d'H..wyler letzlich ſo voll g'macht hey u wo em ganze Städtli het müſſe Wy zahle, e St. Galler, die Andern; er wird volle ſy u de Weg nicht breicht ha, denn daß man nüchtern neben dem Weg in den Bach laufen könnte, das kam ihnen unmöglich vor. Ich machte ein dunkel Geſicht wie einer, der Spießruthe laufen will, und hielt alles mannlich aus und that keinen einzigen Blick zurück, wenn ich auch ganze Haufen hinter mir ſtille ſtehen hörte. So erreichte ich endlich das Dorf, wohin ich mein Pferd vorausgeſchickt hatte. Und wie die Leute in dem mir wohlbekannten Wirthshauſe, wo ich ſonſt als eine Ausnahme, d. h. als ein ſolider Mann, der mit dem Wirth manch' vernünftig Wort über das Armenweſen u. a. m. ſchon geredet hatte, bekannt war, mich anſahen, will ich auch nicht malen. Enfin, ich kam wieder in trockene Kleider, und was ein guter Name macht, erfuhr ich; ſie glaubten mir auf's

Wort die Art, wie ich in's Unglück gerieth; unter Hunderten wäre dieſes nicht einem widerfahren.

Nun hätte ich eine herrliche Gelegenheit, Kreuz- und Querzüge eines Gumi abzukonterfeien und beſonders die eines Baſler Gumi. Der Baſler Gumi hat nicht das auffallend Liederliche, Frivole, wie andere ſeiner Sorte, manchmal etwas Einfaches, das in's Einfältige überſpielt; aber in allen Schlichen und Ränken des Handels, in der Weiſe des Aufdringens, den Vörteln beim Spediren, der Benutzung aller Umſtände, beſonders beim Einfordern des Geldes für aufgedrungene Waare iſt er allen Meiſter. Ja, Leute, nehmt euch nur in Acht vor mir; ich bin der ſchlimmſten einer, wenn ich euch ſchon wie ein halber Lädi vorkomme. Ja, Krämer, hütet euch am meiſten vor denen, die ihr als ganze Narren oder halbe Babi anſeht; das ſind die, welche es erproben, wie man am beſten Andere zum Narren halten kann, wenn man ſelbſt für einen Narren angeſehen wird.

Doch ich will dieſes nicht thun, will verzichten auf die Ehre, eine neue Art von Reiſebeſchreibungen in die Welt zu bringen, die Reiſebeſchreibung eines Müſterlers. Eine ſolche exiſtirt, ſo viel mir bekannt iſt, noch nicht, und doch würde in einer ſolchen gewiß ein ganz eigenes Leben an's Licht treten, vielleicht ein Leben, das beleuchtet zu werden verdiente zum Wohl der Menſchheit. Ich will nicht einmal, was ich ferners von den fünf Mädchen vernommen, einkleiden in alle die Umſtände, unter denen ich es vernommen. Ich will kein Buch ſchreiben, ſondern nur noch einige Seiten, und daher ohne allen Schmuck in dringlicher Kürze geben, was ich zum Heil und Frommen zu dieſer Sache noch zu ſagen habe.

Ich ſäumte nie, wenn ich durch den Ort reiſte, wo ich die fünf Mädchen geſehen, bei meinem Häftlimacher einige Stunden zuzubringen. Es war ein hablicher Mann, der in einem niedlichen Hauſe wohnte und ein abträglich Heimeth beſaß. Sein Handwerk hatte ihm dazu verholfen. Das war

auch die einzige Schwachheit, die ich an ihm bemerkte, daß er gar gerne über die Handwerker mitleidig die Achsel zuckte und sich bitter ärgerte, wenn sie klagten, es sei nüt meh z'mache, es sei allbez viel besser gewesen, daß er dann sagte: er sei nur ein verachteter Häftlimacher, aber wenn er heute wieder von vorne anfangen könnte, so wollte er noch einmal so viel machen, als er gemacht hätte. Aber wenn man zu etwas kommen wolle, so müsse man nicht mit Prächtle anfangen, nicht ganze Wochen blauen Montag machen, nicht in einem Chaisli herum fahren, Kegelplätzen und Bettwinkeln nach, statt die nöthigen Gänge zu Fuß zu machen.

Jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, erzählte er mir Bruchstücke aus dem Leben der Mädchen, und die von Zeit zu Zeit vernommenen Bruchstücke sind es, welche ich jetzt zusammengehängt ohne weitere Einkleidung geben will, zum Nachsinnen für Alle, zur Warnungstafel thörichter Eltern und leichtsinniger Mädchen.

Am schnellsten entwickelte sich des armen Stüdeli's klagvolles Schicksal.

Seine Glieder erstarrten ihm immer mehr, sein Blut wurde immer schwärzer, immer träger, seine Augen wurden immer glanzloser, unbeweglicher, aber im Inwendigen begann eine schauerliche Gewalt sich zu regen. Im Leibe fing es an zu zucken und zu ziehen. Es war Stüdeli, als ob man seine Eingeweide mit einem Garbenknebel andrehe und umdrehe, als ob jemand mit einem scharfen Hobel an den Wänden des Magens herumfahre; jedes Stücklein Brod schien ihm zum Bohrer zu werden, das sich durch den Leib mit schonungsloser Spitze den Weg bahnen müsse. Es hieß, Stüdi hätte Magenkrämpfe; ein weises Haupt sagte, es hätte einen Magenbruch. Dann kamen mitleidig die Weiber mit goldigem Mutterwasser, mit Hoffmannstropfen löffelweise, mit Enzenen- und Rekholterwasser, mit dem furchtbaren Karmeliterwasser. Und Stüdi sog gierig ein, was man ihm bot, und schaffte die Wasser und

Tropfen an, daß es ſie bei der Hand hätte Tag und Nacht. Sie ſtillten ihm den Schmerz, behauptete es; aber wie ſein Magen das Eſſen immer weniger vertrug, wie eine düſtere Glut ihm im Kopf zu brennen anfing, mit einer furchtbaren Heftigkeit immer länger anhielt, daß es ſich ihm manchmal wie eine ſchwarze Nacht über die Augen legte und es ſich legen mußte, achtete es weniger. Es nahm dann einen Löffel Karmeliterwaſſer mehr, um ſchlafen zu können. Freilich kam dann Betäubung und das Arme vergaß ſeine Leiden. Aber ſchwach, betäubt ſtand es am Morgen dann auf, und ſein Kopf glühte ihm und war ſo ſchwer, daß keine ſeiner Hände ihn ſtützen zu können ſchien; jedes ſeiner Augen ſchien zentnerig ihm aus den Höhlen über den Tiſch hinrollen und es wieder hinein in den Boden ziehen zu wollen. So ſchleppte es ſich lange noch von Stör zu Stör; aber die Klagen wurden immer lauter, man könne es nicht mehr brauchen, längs Stücks wiſſe man nicht, was mit ihm ſei, es ſcheine nicht mehr zu hören, nicht mehr zu ſehen und mache entweder alles verkehrt oder gar nichts und ſehe vor ſich hin, daß es einem angſt und bange werde dabei.

Aber eines Morgens ſtand es nicht mehr auf. Eines Morgens hatte es ſeine Krämpfe furchtbar gehabt, eine Bäurin ſie mit bitterem Reckholterwaſſer gehemmt. Aber nun lag Stüdi in allen Gliedern eine ſchreckbare Mattigkeit mit namenloſem Schmerz, und im Kopfe zuckte und glühte es ihm gar wunderlich; ein ſchauerlich Lachen kam ihn's manchmal an, es war, als ob es laut aufbrüllen müſſe, es wußte nicht, ob vor Luſt oder Wuth, vor Schmerz oder Angſt. So viel Beſinnung hatte es noch, daß es mitten im halben Tag von der Stör abnahm und heimging, ſein Mädchen wollte es dort laſſen zum Ausmachen. Aber den Leuten kam ſein Zuſtand ſo unheimelig vor, daß ſie es ſeiner Meiſterin nachſandten. Zu Hauſe nahm es erſt Hofmannstropfen, dann noch, als es ihm immer ſchauerlicher wurde, als der Froſt ihm die Glieder zu-

ſammenſchlug und ein Glühbrand ihm zum Kopf auszuſchlagen ſchien, eine tüchtige Doſis Karmeliterwaſſer. In der Nacht war's, daß das Lehrmädchen Hülfe rief im Nachbarhauſe. Es ſchlage Stüdi im Bett herum und Stüdi ſchreie: der Teufel wolle es nehmen, man ſolle doch der Tuſig Gottswillen zu Hülfe kommen. Die Leute beſannen ſich, endlich wagten ſich ihrer drei hin und fanden Stüdi im grauſenhafteſten Zuſtande. Es war allerdings, als ob eine fremde Macht es packen wolle, als ob es gegen dieſelbe ringen müſſe mit allen ſeinen Kräften, und dieſes Ringen war ſo krampfhaft, gewaltig, daß es die drei kaum zu halten vermochten. Dazu ſtieß es Töne aus, ſo gellend, daß ſie durch Mark und Bein gingen, und aus den Tönen errieth man bald, daß es ein Kind, das man ihm entreißen wolle, zu vertheidigen wähne, bald ſich ſelbſt gegen Nothzucht.

Man ſandte nach dem Arzt, dann noch nach einem; ſie redeten von Gehirnentzündung, von Nervenfieber, gaben Mittel, machten Ueberſchläge, aber ihnen zum Trotz ſtellte ſich bald unzweifelhaft ein furchtbarer Wahnſinn heraus, in welchem es völlig zum Thiere ward, alles unbeachtet von ſich gehen ließ, alles zerriß, was ihm in die Hände kam, Betten, Kleider ꝛc., gegen alle Leute wüthete, gegen jeden Nahenden alles ſchmiß, was es neben und unter ſich fand. Man mußte Stüdi anbinden, einſperren und that es auch. Man that es, wie man es auf dem Lande zu thun pflegt, auf eine ſchonungsloſe, unmenſchliche Weiſe. Man verdingete es. Es wurde in eine Kammer eingeſchloſſen ſplitternackt, die Fenſter wurden herausgenommen, die Löcher mit Laden zugenagelt, weder ein Sonnenblick, noch ein Mondesſtrahl fiel mehr in die dunkle Höhle; dorthin wurde ihm ſein Eſſen geſtellt, es konnte daſſelbe eſſen oder verwahren, es konnte ſeinen Unrath eſſen oder das Eſſen, was es wollte; und ob man es nicht Tage lang vergaß, wer hat das aufgezeichnet? Solche vernagelte Höhlen findet man noch mehrere im Canton Bern. In welchem Zuſtande die ar-

men Eingeschlossenen leben, kümmert niemand; ob man sie erfrieren oder verhungern läßt, ganz oder halb, untersucht niemand. Man schlägt sich um Stellen und Meinungen, aber getreue Berufserfüllung, ja die Erfüllung wahrer Menschenpflicht macht Wenigen graue Haare. Man hat so viel mit seiner Person, ihrem Kredit und Vortheil zu thun, daß man sich nicht mit armen, elenden Kreaturen befassen mag. Ja, wenn es vielleicht hieße: Einer von einer andern politischen Partei mißhandle einen armen Wahnsinnigen, so würde dem Armen vielleicht geholfen, geklagt werden von Weiß oder Schwarz.

Stüdi's Raserei dauerte einige Zeit, dann wurde es stiller und weicher, die glückliche Zeit seiner Liebe dämmerte in ihm auf, es koste mit seinem Schatz und schwatzte mit ihm, dann vergaß es ihn und träumte sich ein Kind; mit dem tändelte es auf die rührendste Weise, säugte es, sang ihm Wiegenlieder, wehrte ihm die Fliegen, zeigte es den Leuten, wie süß es schlafe, wie ein lieblich Mieneli es mache. Stroh hatte es sich zusammengewickelt, später beizte man ihm ein Kuderbüzi, und mit diesem war es Tage lang glücklich, glücklicher als vielleicht in seinem Leben nie. Diese Tage waren erbarmende Liebesblicke des himmlischen Vaters, die er auf sein armes verwahrlostes Kind warf. Dann tauchten aber in seinem Glück wieder auf die finstern, trüben Gestalten seines Unglücks, Gestalten, die es trennen wollten von Geliebten oder Kind, verführerische, räuberische Gestalten; und der Wahnsinn schwoll auf zur Wuth, und die Nacht der Raserei deckte wieder das arme Kind.

Die Leute, bei welchen Stüdi war, waren nicht die schlimmsten Leute, aber nicht die verständigsten. Sie vergaßen es mit dem Essen selten, aber wenn Stüdi rasend wurde, so prügelte es der Mann gottvergessen ab, weil man ihm gesagt hatte, das sei gut dafür, also aus lauter Barmherzigkeit. War es wieder still und glücklich, so bat es sie wohl, daß sie es

mit ſeinem Kinde an die Sonne ließen, und ſie ließen es hinaus, anfangs behutſam und bewacht, dann aber immer ſorgloſer. Sie glaubten zu wiſſen im voraus, wenn die Umkehr eintrete. Sie ließen es halbe Tage ohne Aufſicht tändelnd unter einem Baume mit ſeinem Kinde. Dann kamen aber auch Kinder zu ihm, die ſeines Spiels ſpotteten, das kurzrige Kind verhöhnten und es ihm nehmen wollten. Gewöhnlich bat es erſt gar demüthig, daß ſie ihm aus der Sonne ſtehen, daß ſie doch ſtille ſein, es nicht wecken möchten. Aber ein wüſter Sinn, der ſo gerne Hunde neckt und Unglückliche quält, ein wüſter Sinn, gegen den in den Schulen und von den Eltern nicht genug gearbeitet, ja der von Schulmeiſtern und Eltern nicht einmal erkannt wird, beſonders bei den eigenen Kindern, der Sinn, der Thiere treibt, die verwundeten unter ihnen zu tödten und zu freſſen, trieb auch dieſe Kinder, ihre Neckereien fortzuſetzen, bis Stüdi in den umſtehenden Kindern die verhaßten Geſtalten zu erblicken glaubte, in Wuth gerieth und dann nur unter furchtbaren Mißhandlungen gebändigt, nur nackt oder halbnackt in Gewahrſam gebracht werden konnte — und dem ſahen die Kinder zu.

Doch endlich erbarmten ſich auch die Kinder des armen Stüdeli's, und wenn ein wüſter Bube es quälen wollte, ſo hielten die andern ihn ab. Es wandelte nach und nach weiter um's Haus herum und butelete ſein Kind, ging ſcheu und ſtill ſeiner Wege und ſtellte ſich nur hie und da bei einer Frau, ihr ſein Kind zu zeigen und zu preiſen. Es achtete ſich Tag oder Nacht nicht, daher es zuweilen ſpät oder gar nicht heim kam; bloß wenn ihm einfiel, das Kind ſei durſtig oder habe kalt, ſo ſuchte es ſein Obdach.

So wanderte es auch einmal an einem hellen Wintertage, ſchlecht bekleidet, mit ſeinem Kinde in's Freie, und ſang demſelben immer vom Aetti vor, den wollten ſie zuſammen ſuchen gehen, der ſei gar lieb und gut und groß und ſchön und ſicher nicht weit da dänne. So wandelte es bis ſpät herum

und ſuchte dem Kinde ſeinen Aetti, ſtand vor manchem Mannsbild ſtill, ſah forſchend es an, ſchüttelte traurig dann den Kopf und ging weiter. Endlich gegen Abend kehrte es in ein Haus ein, um ſein Kind auf dem Ofen etwas zu erwärmen. Dort nahmen ſie z'Imbiß und boten Stüdeli auch an, nämlich Branntwein, und die wohlbeleibte Hausfrau brachte in aller Wohlmeinenheit ihm ſelbſt das Glas und ein gewaltig Stück Brod. Es ſchüttelte Stüdi, als es die erſten Tropfen trank; dann zog es gierig das ganze Glas in ſich und dann noch eins, und in ihm fing ein neu Leben an aufzugehen, es fing an zu jauchzen und zu ſingen; heute noch werde es bei ſeinem Schatz ſein, es und ſein Kind. Und die Leute lachten der Armen und wollten es erzählen machen von ſeinem Schatz, aber Stüdi ließ ſich nicht halten; ſein Schatz komme ihm entgegengefahren mit zwei braunen Hengſten, ſagte es; ſäumen dürfe es nicht, warten könne er nicht. Es tanzte hinaus mit ſeinem Kinde in die kalte Nacht — und niemand ſah Stüdi lebendig wieder. Ein Bräutigam hatte ſeiner ſich erbarmet und es heimgenommen.

Als der Frühling kam und die Buben Kauzenneſter ſuchten in wildem Krachen, da fanden ſie einen Leichnam, grauſam ſchon entſtellt aber es war Stüdeli, ſein kubrig Kind am Herzen. So fand es ſein jammervolles Ende, das arme Mädchen; Gott wird ihm wohl barmherziger geweſen ſein als die Menſchen, die es zu Grunde gerichtet und ſich ſeiner erſt erbarmten, nachdem ſie es getödtet hatten. Denn nun erſt jammerten die Menſchen, wie Schade es eigentlich um daſſelbe geweſen; Andere balgeten, daß man nicht etwas an Stüdi gewagt, es wäre ihm vielleicht noch zu helfen geweſen, und der Pfarrer redete allenthalben von dem gottvergeſſenen Leichtſinn, in welchem man es hatte herumlaufen laſſen. Aber Stüdi war todt und alle dieſe Reden halfen ihm nichts mehr. Ob aber wohl alle dieſe Menſchen, die ſo redeten, ein anderes Mal

zu rechter Zeit reden werden, ehe ein Mensch zu Grunde gegangen ist?

Seiner Meisterin folgte Bäbi, das Lehrmädchen, bald nach.

Es war bei Stüdi in's wüste Leben eingeweiht worden und von irgend einem Strolchen schwanger, als es heimging nach vollbrachter Lehrzeit. Es wußte selbst nicht recht, was mit ihm war, und seine Eltern durfte es nicht fragen; es wußte, wie streng die waren. Es waren sogenannte brave Leute und thaten sich gar viel zu gut auf ihr braves Haus, ihre ehrbare Familie. Da hätte noch niemere nüt Schlechts gemacht, und niemere syg noh vorem Richter g'sy von neh, als einist d'r Großätti, will er em Pfarrer siner Pflume heng helfe schüttle, d'r Landvogt heyg aber numme g'lachet u g'fragt: ob si de ryf g'sy syge. Diese Leute ließen ihre Kinder Kilter halten und zu Kilt gehen, so viel sie wollten, bekümmerten sich wenig darum, wo sie hingingen und was sie eigentlich machten. Aber es sött ihs eis z'Herrgets sy mit em ene uneheliche Kind dohar z'cho, m'r schriße ihm der Gring ab, sagten sie. Also kein unehlich Kind wollten sie, aber wenn ihre Töchter schwanger waren, ehe sie Hochzeit hielten, sagten sie nichts, wenn's nur kein unehlich Kind gab. Es war alles erlaubt bis an das bei ihnen, aber daran hielten sie fest und begehrten hoch auf, wie es ehrbar zuginge in ihrer Familie, und sie meinten es wirklich auch. Die Leute hatten eine ganz eigene Religion und Sittlichkeit. Sie fragten nicht, was in der Bibel stehe, sondern was der Großätti gemacht und was öppe o de Bruch syg; sie fragten nicht, was die Bibel z. B. unter keusch verstehe, sondern was der Großätti u d's Großmütti gemacht, das ist keusch! Und von dem gehen sie nicht ab, und man mag ihnen mit der Bibel kommen so oft und so deutlich man will, so sagen sie, sie mögen des G'stürms afe nüt meh, d'r Großätti und d's Großmütti syge fromm Lüt g'sy u heige d'Bibel o v'rstange u „wes nit so i de Bibel g'sy wär, so

hätte ſi's nit g'macht.“ Si möge vo dene neue Mode nüt, warums de albez viel beſſer gange ſyg.

Die Leute achteten ſich Bäbi's nicht, ſondern achteten nur auf die Fürfüße, die es plätzen mußte, und ob es dieſelben ſo gut mache wie der Schneider. Aber Bäbi wurde immer dicker; es träumte ihm nichts Gutes, es g'ſchmuechtete ihm faſt, wenn es daran dachte, was ſein könnte. Es wußte nicht, was anfangen, wußte kaum, wie der Burſche einen Taufnamen hatte, geſchweige denn den Geſchlechtsnamen und wo er wohnte. Es konnte nichts machen, als Tag um Tag verſtreichen laſſen in immer ſteigender Angſt, wie es ihm ergehen werde, wenn ſie einmal darüber kämen. Wenn es dazu kommen konnte, ſo nahm es einen guten Schluck Brönz, um ſein Elend zu vergeſſen, und wenn es einen Kilter haben konnte, ſo ließ es mit ſich machen, was er wollte, in der Hoffnung, er führe es z'Kilche. Aber den Kiltern ward die Sache verdächtig, ſie blieben aus. Die Nachbarsweiber fingen an zu muckeln, redeten mit einander über die Gartenzäune hinein: es ſei mit Käsjoggis Bäbi beim Schieß nicht richtig, es nähm je numme wunger, ob die Alte drum wüſſe u wen es angeben werde. Es düech je doch, es wär Zyt d'rzue z'thue, u die Alte ſötte ake öppis ſchmöcke. Endlich konnte eine ſich nicht enthalten, Bäbi's Mutter zu fragen: ob Bäbi nicht bald wolle verkünden laſſen, ſie hätte neue ake öppis d'roo g'hört, un es düech ſe, es ſött z'weg ſy d'rfür. Die nahm die Sache aber nicht für G'ſpaß auf. Wenn es Zeit ſei zu verkünden, ſo werde es ſchon geſchehen, ſie hätten noch nie zu lange gewartet, es gehe weiter niemere nüt ab u de ſöll me ſe rühvig lah, ſie würden ſich ſchämen, wenn ſie wären wie die und die. Die Leute ſollten nur zu ſich ſelbſten luegen; ſo was thäte ihnen nöther als ſich mit ihnen abzugeben.

Aber als die Mutter heimkam, kam Bäbi ihr juſt entgegen mit einem Körbchen auf dem Kopf, und da düechte es ſie in der That, der Kittel kurze vorne gar ſehr und das Für-

tuch ſei auch nicht wie ſonſt. Da wurde ihr faſt g'ſchmuecht, und ſie nahm Bäbi alſobald in's Gebet in's Hinterſtübli und fragte es, was denn mit ihm ſei, und ſagte ihm, was die Leute ſagten. Bäbi fiel faſt durch den Boden ab, als die ſo gefürchtete Stunde ſo unvermuthet es ereilte; es erhielt alle Farben, ſtotterte: es wiſſe nichts davon, es müßte es doch ſelbſt am beſten wiſſen. Aber es ſchlotterte ſo verdächtig, daß die Mutter immer mehr Verdacht faßte und immer heftiger auf Bäbi eindrang.

Zu dieſem Examen kam noch der Vater, wußte ſich gar nicht zu faſſen vor Zorn, nahm die Tochter bei den Züpfen und ſchüttelte ſie, bis ſie d'r Tuſiggottswillen bat, er ſolle doch aufhören, ſie wolle ja alles bekennen. Sie bekannte, daß ſie ſchwanger ſei, durfte aber nicht ſagen, daß ſie nicht einmal wiſſe, wie der Kerl heiße, ſondern gab in ihrer Herzensangſt, unter der Eltern Drängen und Fäuſten, einen Andern an, einen Bauernſohn aus der Nähe, der freilich auch bei ihr geweſen war, aber erſt, ſeitdem ſie die Näherin verlaſſen hatte.

Die Eltern ſetzten ein bischen lugg und wollten wiſſen, was er dazu ſage und warum er noch nicht gekommen ſei, es ihnen anzuſagen. Da mußte Bäbi bekennen, daß es ihm noch nichts geſagt, weil er ſeit einiger Zeit, es wiſſe nicht warum, nicht gekommen ſei. Nun ging's wieder über Bäbi los, daß es ſo lange gewartet, bis ſie in aller Leute Mäuler ſeien, und wenn die Alte nicht geweſen wäre, die wußte, daß es Stücki geben könnte, wenn man zu unerchaut mache, ſo hätte es der Alte faſt todt geſchlagen. Nun mußte Bäbi auf der Stelle fort, dem Burſchen das Kind anzukünden. Es hielt dem Vater faſt auf den Knieen an, daß er es doch übernehmen und zuerſt mit des Burſchen Vater reden ſolle, aber der Alte wollte nicht: ſelber tha, ſelber ha, ſagte er; das ſei ihr Lebenlang in ihrer Familie nicht der Brauch geweſen, daß der Alte King fyg goh akündte. Wenn es nicht mit dem Burſchen zurück-

komme, ſo laſſe er es nicht lebendig aus den Fingern, gab er ihm als väterliche Herzſtärkung mit auf den Weg.

Man kann denken, wie es Bäbi zu Muth war und wie viel es gemacht war von ihm, daß es wirklich hinging und mit dem Burſchen zu reden ſuchte. Aber es ging den Weg wie den Todesweg, und er war es auch. Es lauerte dem Burſchen auf, als er vom Eſſen herauskam, den Roſſen über Nacht zu geben. Es ſagte ihm: es ſei öppis angers mit ihm und er werde es wohl z'Kilche führen wollen.

Der Burſche war noch nicht von den Ausgeſpitzten, von den Altburſchen einer, ſondern von denen, welche oft Suppen auszueſſen haben, welche Andere eingebrockt. Er erſchrack gewaltig, ſuchte Ausreden und fand keine, meinte: Bäbi werde ſich wohl irren, werde nicht ſchwanger ſein, es ſolle ſich beſinnen, ob es nicht einen Andern wüßte. Er könne kaum glauben, daß es von ihm ſei, es hätte noch Andere mehr gehabt. Je zaghafter der Burſche redete, deſto mehr Muth faßte Bäbi, und wer weiß, ob es denſelben nicht zuletzt noch überredet hätte, mit ihm zu den Eltern zu gehen, wenn nicht deſſen Vater, der dem Geſpräche hinten im Hausgange ſchon lange zugehört hatte, um die Ecke herumgekommen wäre und ſich darein gemiſcht hätte. Der war ein Abgefeimter; er redete nur leiſ'li, aber er zog die Mundwinkel gar bedenklich ein und zwitzerte mit den Augen, wie ein Kauz am Tage.

Was heit er guts mit enangere, fragte der Fuchs; es werd öppe nüt apartigs ſy, und Bäbi brauche da nit am Bysluft z'ſtoh, es ſoll i d' Stube yche cho, ſie werde öppe nüt heimlichs mit enangere ha? Der Junge merkte, daß er am Alten eine Stütze hatte, und klagte, wie Bäbi ihm da unſchuldig etwas anmuthe.

Heſt g'meint, Bäbeli, ſagte er ſanft, du wellſt üs ſah wie d'Müs i re Falle; loh du is umme rühyig. Lue, du biſch ſchwanger g'ſi, eh du hei cho biſch; me weiß, was dir für nes Lebe g'führt heyt, wi dir da ume g'heyt ſyt, u wie eigelig dir

g'ſo ſyt u wie der erſt deit gut gnu g'ſi iſch. Nei, Bäkeli, wenn nüt angers witt, ſo chaſt ume hei u ih ten dyne Alte gute Abe wünſche u ſi ſälle de e ſchöne Troßel z'weg mache u e neui Wagle, es düecht mih, du werdiſch ſe bal bruche.

So ließ er das Mädchen ſtehen, und wie lange das daſtund in der Finſterniß und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, ſah niemand. Es war rathlos, es durfte nicht heim, und ſchauerliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Aber es war ſo matt und müde, ſo zerſchlagen, daß es keinen Muth fand zu irgend etwas in ſeinem kranken Herzen. Es dünkten ihn's die Eltern ſo hart: es dachte, ſo könnte es doch mit einem Kinde nie umgehen, aber es fiel ihm nicht ein, zu klagen, daß ſie an allem Schuld ſeien, daß ſie es zu der Näherin gethan, daß ſie ihm nichts verboten, als ein unehelich Kind, und das hätte es ja auch nicht gewollt. Aber endlich kam ihm eine Ausrede in Sinn, die ihm Muth machte zum Heimgehen: der Burſche hätte nichts dagegen gehabt und wäre mitgekommen, aber da ſei ſein Alter dazu gekommen und hätte ihn aufgereißet und wüſt gethan über ſie Alle und ihns fortgejagt, ſo daß dann der Burſche auch hätte wüſt thun müſſen, aus Furcht vor dem Alten.

Das war ein Blitzableiter, eine Lüge, die gar glücklich ſchien, Bäbi Schlägen entzog, aber ſchauerliche Folgen hatte, wie es oft geſchieht, wenn der Menſch ſeine Rettung nicht im Anſchließen an Gott ſucht, ſondern im Gegentheil, im Verläugnen, Verlaſſen deſſelben.

Seine Alten waren noch auf und empfingen das allein heimkommende Kind unſauber. Als ſie aber die Ausrede hörten, wie dort der Vater ſich hineingemiſcht, die Sache hintertrieben, allerlei Schmützworte habe fallen laſſen, da wandte ſich der elterliche Zorn gegen dieſen. Der bäuerliche Stolz erwachte gegen den Nachbar: allerlei Verſätze und Reden: was der für einer ſei, und wie man es ihm reiſen wolle und ſollte es tauſend Pfd. koſten, rollten über einander, und Bäbi blieb

verschont. Und als es den glücklichen Erfolg sah, wurde es immer kecker, that immer mehr an die Sache, log immer mehr Reden des Alten, log immer fester, wie es selbst getrost den Ausgang erwarte und wie es sieben Eide auf einander thun wollte, daß es den rechten angegeben. Das arme Bäbi hoffte, die gewaltigen Reden seines Vaters, mit denen er am nächsten Morgen den Nachbar begrüßen wollte, werden eine Heirath erzwingen, und da stellte es sich so keck, damit der Vater um so kecker Morgens sei. Aber der Nachbar ließ sich nicht erschrecken, und seinen Sohn hatte er tüchtig eingeschult, was er zu antworten hätte, daß Käsjeggi unverrichteter Sache abziehen mußte, aber erst, nachdem sie sich gegenseitig persönlich alle Schande gesagt hatten.

Nun war der Handel ein persönlicher geworden zwischen den Alten; jeder wollte gewinnen, um dem Dolder zu zeigen, daß man nicht der Leider sei. Bäbi und der Beklagte waren nur zwei Schwinger, die einen Handel ausmachen sollten, auf welchen Andere gewettet. Die Alten fragten nicht mehr nach Recht oder Unrecht, sondern Käsjeggi, der brave, ehrliche Mann, sagte zu seiner Tochter: es solle dim Dolder luege, daß es chech ysg, sust träg er ihm den Hals um. Die Alte sagte dann freilich: falsch fluchen solle es nicht, aber wenn es nicht den rechten angegeben, so solle es sehen, wie es ihm gehe. Es sei schon eine grausame Schande, ein unehelich Kind zu haben, aber wenn der Bursche ane kneue müsse, so mache es doch noch weniger, und sie könnten es ihm eher verzeihen. Dann ärgerte sich wohl noch eine Schwester noch an ihm, daß es den angegeben; es hätte wohl denken können, er thue wüst; es wert doch nit erpe so nes Leids sy, daß es nit meh als eine hät a z' gäh gha.

So eilte Bäbi seiner Niederkunft zu, die nicht so ganz überort eintraf, daß sie dem Handel ein Ende gemacht hätte. Es fehlten nicht sechs Wochen, und bei den ersten Kindern könne sich man dessen nicht viel achten, sagt man; die kämen,

wann sie wollten, und nicht, wann sie sollten. Bäbi hoffte zu sterben in derselben, hoffte, daß das Kind sterben möchte, denn wie es sonst ein Ende nehmen solle, begriff es nicht; es fühlte immer mehr, wie gewaltig fürchterlich die Last wurde, welche es mit der Lüge sich aufgeladen. Und fürchterlicher kann wohl keine Last drücken und ziehen, als die, welche man weder Kraft hat zu tragen noch abzuwerfen. Aber Bäbi starb nicht, das Kind starb nicht. Das arme Kind wurde Johannes getauft; weil niemand es lieb hatte, sollte es doch Gott lieb haben. Bäbi ging auch zur Kirche; was es da gedacht habe, hat es niemand gesagt. Lange soll es auf dem Kirchhofe gestanden sein.

Nun wurde der Handel fortgesetzt und kam, da die eigentlich Streitenden, die beiden Alten, Geld hatten, in die Hände der Agenten und Advokaten und wurde ein fettes Fressen für sie. Zwei Jahre wurde gefochten mit dilatorischen Einreden, mit Pliken, Repliken und Dupliken, ehe man in dem so einfachen Handel zur Eiderkennung kam. In diesen zwei Jahren gingen mehrere hundert Franken auf und machten auch ein Theilchen von den hunderttausend Franken aus, welche das Land seit der neuen Weise, die Paternitätsgeschäfte zu führen, den Rechtsgelehrten mehr bezahlt, als früher. Ja, hunderttausend Franken ist noch sehr wenig gesagt.

Als Bäbi in den Eid erkannt wurde, war's ihm, als ob eine kalte Hand das Herz ihm zusammendrücke, aber es machte zu dem Schmerz ein steinern Gesicht.

Los, was d'r Pfarrer seyt, sagte ihm sein Vater, als es zum ersten Mal in die Unterweisung ging; falsch fluche sotsch m'r nit, aber wed nit chechs bisch, su schlah nih dr d'Bei abe nangere. Bäbi war chechs in der Unterweisung; der Pfarrer mochte noch so lieblich, noch so ernst ihm zusprechen, es blieb chechs — es trank allemal, ehe es hinging, einen halben oder einen ganzen Schoppen Brönz. Der Pfarrer sagte nachher, er habe noch selten eins so chechs gesehen; nur hätten seine hohen

Roßhaarſpitzen ihm zuweilen gezittert. Der Pfarrer nahm ſie noch einmal beide mit einander; da ſchien ihm Bäbi checher, als der Burſche. Warum? Bäbi wußte beſtimmt, daß der Burſche log, wenn er ſagte, er hätte nie mit ihm zu thun gehabt; der Burſche aber wußte nicht beſtimmt, ob Bäbi recht oder läz hatte.

Bäbi's Mutter gruſete es doch ab dem Eide. Noch niemand in der Familie hätte einen gethan, ſagte ſie. Sie verſuchte daher vor demſelben noch einen Handſtreich. Johannesli ſei dem Beklagten wie aus den Augen geſchnitten, behauptete die ganze Familie, obgleich der eine dunkle, der andere heitere Augen, der eine eine hohe, der andere eine flache Naſe, der eine einen weiten, aufgeworfenen, der andere einen zuſammengekniffenen Mund hatte. Sie beſinne ſich noch gar wohl, wie vor achtzehn Jahren der Kerli ausgeſehen habe; er ſei uf und ähnlich d'r Johannesli geweſen; dä ſig de bim Dolder accurat wie us ihm uſe g'ſchnitte. Sie nahm ihn daher einmal auf den Arm und wanderte dem andern Hauſe zu! Dort traf ſie die Bäurin am Kabisb'ſchütte und ſagte: ſie habe doch einmal ihrem Großking zeigen wollen, wo ſein Aetti daheim ſei. Die Bäurin ſagte: da könnte ſie ihn noch weit tragen, ehe ſie ihm das Heimeth ſeines Aetti's zeigen könne. Die Alte meinte aber: ſie glaube, ſie ſei nicht weit drvo; ſie ſöll doch ume d'Naſe uf ha, we ſi dörf, und das King a luege; ſi wüß de ſcho, wo es daheime ſyg. Die Andere ſah auf und ſagte: mi müßt doch bling ſy, we me well glaube, e ſettigi Kräye chöm us ihrer Familie. Nun ſagten ſich die beiden Weiber wüſt, daß zentum Alles ſtill ſtund und zuletzt die Bäurin die Alte und ihr Kind zu b'ſchütten anfing ſtatt des Kabis.

Die Alte mußte b'ſchüttet heim, und als ſie heimkam, ſagte ſie Bäbi: wes de nit ſchweri, ſu ſchrybſi ſi ihm d'Züpfe us; dene müſſe es gezeigt ſein, was ſie für Leute ſeien, und ſollte es Hab und Gut koſten.

Was in Bäbi vorging, ehe der Tag der Eidesleiſtung

anbrach, weiß man nicht. Aber als der Tag anbrach, da stund es blaß und zitternd auf. Die Mutter sagte ihm: sie hätte nicht geglaubt, daß es so es Leids sei; es solle sich nur nicht fürchten; sie werden es im Schloß ja nicht fressen. Es söll das näh, es werd ihm schon bessern. Es war ein Glas Vorschuß. Der Vater gab ihm fünf Batzen, es solle einen Schoppen Rothen trinken; es werde ihm weniger g'schmuecht und chönn checher schweren, wenn es recht hätte. Aber es soll ihm nit z'Herrgets ſi und jetzt no abstah; es hätt's de früher sölle säge.

Bäbi ging den Weg alleine; mit welchem Herzen, mit welchen Gedanken, weiß man nicht. Bei einer Krämerin trank es noch einen halben Schoppen Bäziwasser oder vielleicht mehr und ging dann in's Schloß. Der Beklagte war von seinem Vater begleitet; der redete für ihn. Ob die auch getrunken hatten, weiß man nicht; sie kamen wenigstens aus dem Wirthshause. Man mußte Bäbi das Brönz anriechen, aber dessen achtete sich niemand. Es war heute der Tag angesetzt für dieses Geschäft, und dieses Geschäft mußte also abgethan sein. Wer hätte es verschieben wollen, um kostenfällig zu werden?

Der Bursche zitterte, als er niederkniete, aber Bäbi nicht. Mit stierem Blick hatte es der ganzen Verhandlung zugehört, fast als ob sie ihn's nicht anginge. Es plötschte mehr auf die Knie, als daß es niederfiel, und sagte mit wunderlich klingender Stimme das Vorgesprochene nach. Auch nicht mit einem Blick sah es auf den Burschen, der vielleicht dem Eid Einhalt gethan hätte, wenn sein Vater nicht da gewesen wäre.

Als es fertig war und aufstand, konnte es fast nicht, schwankte, als es die Treppe hinunterging. Es kam lange nicht heim. Leute wollen es an einem Bache haben stehen sehen, die Hände ringend, wollen es jammern gehört haben. Aber es kam doch heim, wo schon Alles voll Frohlockens war, weil sie bereits vernommen, wie chechs Bäbi gewesen sei; es

hätte sieben hingere nangere tha, wes nöthig g'si wär. Sie hatten ihm ein Kaffee z'weg und Anken zum Brod gestellt und riethen ab, wie sie es jetzt denen weisen wollten, und Bäbi sollte erzählen, was sie für Gesichter gemacht hätten.

Aber Bäbi mochte nicht erzählen, mochte nicht essen, hatte seinen Johannesli auf den Knieen, küßte und drückte ihn, und dann fuhr es wieder von ihm weg, wie wenn es sich an etwas gestochen hätte. So viel erzählte noch der Schuhmacher, der eben auf der Stör war. Dann sah Bäbi kein Fremder mehr. Aber nach drei Tagen ging der Alte ganz verstört mit schwarzem Halstuch zum Pfarrer, zu fragen: wann man Bäbi beerdigen könne, es sei gestorben. Der Pfarrer frug nach Bäbi's Krankheit. Es grusams Fieber sei es plötzlich angekommen, und dann habe es einen Blutsturz bekommen. Das erfuhr der Pfarrer. Die Leute aber munkelten allerlei und einige wollten, daß der Pfarrer es untersuchen lasse, wie es gestorben sei, ehe er es auf den Kirchhof begraben lasse. Der aber wollte nicht. Er sagte, man solle doch Bäbi jetzt ruhig lassen; es sei ja lange geplagt genug gewesen.

Die Eltern Bäbi's waren eine Zeit lang wie verscheucht, und nicht gerne ließen sie sich am Tage auf einer Straße blicken. Aber lange ging es nicht, bis die Alte sich wieder auftieß. Sie seien ihr Leben lang g'fellig g'si, sagte sie, und sie hätten zu allem dem Segen gehabt. Nur an dem Bäbi hätten sie grusamen Verdruß gehabt; sie wüßte gar nicht, womit sie das verdienet hätten, aber es müß halt o e jedere Mönsch öppis ha. Es sei aber doch noh gut gange, daß es z'erst heig chönne schwere, ehe es gestorben sei; da hätten sie es dene Doldere du noh chönne reise!

Länger trieb Marei sein Spiel, und sein Meister ward immer verblendeter an ihm. Wenn Marei vor Tag aufstund und absichtlich im Hause Lärm machte, so sagte der Meister zu seiner Frau: Wir haben doch die bräyste Magd; unter hunderten ist nicht eine so. Los, wie sie g'wirbet, und es ist noch

nicht Tag. Wenn du so gewesen wärest, wir hätten es weiter gebracht. Die Meisterin begehrte dann auf, schalt Marei eine Augendienerin und lachte dazu unterm Deckbett. Sie wußte wohl, daß Marei Sachen kaperte, Eier bei Seite that und Milch und was sie erwischen konnte, daß sie heimliche Audienzen gab, und daß am Morgen ein Eiertätsch und ein Brönz im Gaden z'weg war. Es war auch recht rührend anzuhören, wie Marei mit einem Ankenbälli unter der Scheube dem ihr begegnenden Alten erzählte, wie ihres Nachbars Jungfere doch eine sei; es wolle sich lebendig lassen zerschreißen, wenn die nicht flöke und stehle. Es vermöchte nicht mit einem solchen Löhnli so daher zu kommen wie sie. Aber wenn es von Ostern bis Martistag blutt laufen müßte, es wollte lieber, als für einen Kreuzer veruntreuen. Der Alte schmunzelte dann wieder über seine getreue Magd und branzte mit seiner Alten: wenn die furt gehe, so sei sie alleine Schuld; sie gebe ihr ja kein gut Wort, und es sei nichts recht, was sie mache. Und die Alte trieb den Alten mit bösen Worten zum Hause hinaus und winkte dann der getreuen Magd, und beide führten sich lustig zu Gemüthe, was die getreue Magd gemauset hatte. Aber die Alte führte sich die Sachen nur zu tapfer zu Gemüthe, denn ehe man es sich versah, schlug sie ein Schlagfluß, und todt war sie.

Der Alte that nicht nöthlich, Marei that nicht nöthlich. Der Alte brachte zum Ankleiden seiner Frau ein Hemde hervor, an welchem kein Stück war, mit dem man an einem Daumen einen Umlauf hätte verbinden können. Das thue es sauft, meinte er; hoffärtig sein trage jetzt nichts mehr ab. Eine Nachbäurin wollte das aber nicht leiden. Das arme Eiseli müßte sich ja schämen, am jüngsten Tage aufzuerstehen in einem solchen Hudel, vor Gott dem Vater und allen den L. ten, Mannenvolk und Weibervolk. Aber sie hätte umsonst gejammert, wenn sie nicht hinzugesetzt: in diesem Hudel habe Eiseli sicher keine Ruhe im Grabe, sondern werde in demselben so oft

erſcheinen, bis man ihm ein beſſeres Hemd in's Grab gegeben. Das überzeugte endlich, und der Alte brachte ein beſſeres her. Doch nahm er kaum eins von einem ganzen halben Dutzend, und hätte er es im Verſehen gethan und ſpäter bemerkt, ſo hätte er vielleicht Eiſeli nicht Ruhe im Grabe gelaſſen. Wer will dieſes dem alten, ländlichen Gygnäpper verübeln? Lief doch jüngſt ein alter, hoher Magiſtrat Gefahr, ausgegraben und mit einem ungeraden, ſchlechten Hemde angethan zu werden, weil der Abwart ihm unglücklicherweiſe ein ſchönes von einem halben Dutzend in's Grab gegeben hatte und der lachende Erbe meinte: das ſei eine ſchändliche Verſchwendung, daß der Verſtorbene im Grabe ein beſſeres Hemd trage, als er, der Lebendige unter den Lebendigen.

Nun erſt glaubte ſich Marei oben auf und guggete dem Alten untere ſo zärtlich, als ſein Geſicht vermochte. Es wollte des Alten Frau und Bäurin werden und hatte gute Ausſicht dazu. Dem Alten that die Zärtlichkeit gar wohl, und alles, was er umſonſt haben konnte, hielt er für erlaubt, und wurde Marei ſeine Frau, ſo erſparte er den Lohn. Aber ſchützig war er nicht und preſſirte nicht mit dem Verkünden. Aber närr'ſch that er mit Marei, wie es alte Wittwer nur zu oft ankömmt, wenn ſie einer alten Frau losgeworden ſind. O, wenn ſo ein alter Wittwer wüßte, was für ein Loos ihm wartet bei einer jungen, gluſtigen Magd oder einer muntern Wittwe, er würde ſeine Augen richten auf ein kühles Plätzchen an der Seite ſeiner Alten, ſtatt geile Augen jedem geilen Geſchöpfe zuzuwenden.

Marei war eine ſchlaue Dirne und ſorgte für Figge und Müble. Sie nahm unterdeſſen, ſo viel ſie konnte, damit ſie ihr Schäfchen im Trocknen hätte, wenn den Alten eine andere Laune anwandeln ſollte. Sie nahm aus Schränken und Gaden, aus Keller und aus den Hoſenſäcken des Alten. Sie verſorgte die meiſten der geſtohlenen Sachen außer dem Hauſe bei guten Freunden. Solche gute Freunde findet man allenthalben,

wo es ein altes, kinderloſes Ehepaar, einen alten Wittwer oder einen halbblinden Pfarrer zu rupfen giebt. Da iſt's, als ob man es ordentlich für eine Sünde hielte, wenn man nichts von dieſer Rupfete bekäme, nicht zu ihr wenigſtens die Hand böte. Marei ſtahl z. B. dem Alten Mehl und Erdäpfel; in einem andern Hauſe machte man daraus Erdäpfelkuchen und ſandte aus nachbürlicher Freundſchaft dem Alten auch einige. Der lebte nun gar herrlich daran, lobte die Gutmeineheit der Leute; er ahnete nicht, daß er ſeine Erdäpfel, ſein Mehl eſſe, und die Anderen lachten ſich Kröpfe an den Hals ob der Freude des Alten an ſeinen Erdäpfelkuchen.

In Winkeln ließ Marei manchen Fünfränkler fliegen für Brönz und Lebkuchen, womit es eine ganze Geſellſchaft bewirthete, und wenn das Brönz zündete in ſeinem Gehirn, ſo erzählte es Dinge von ſeinem Treiben mit dem Alten, Züge aus ihrem Stillleben, daß jedem züchtigen Menſchen blau vor den Augen wurde. Von dem allem merkte der Alte nichts; es wäre unbegreiflich geweſen, wie verblendet der ſchlaue Fuchs auf einmal war, wenn man nicht wüßte, daß eben dieſe Verblendung die Krankheit iſt, welcher alte Wittwer unterworfen ſind. Aber der Alte hatte Verwandte, welche erben wollten, welche nicht wollten, daß er heirathe und daß der Kukuk ihm Eier lege in ſein warmes Neſt zum Ausbrüten.

Sie wollten ſich einſchleichen mit Schmeicheln und Geſchenken. Aber Marei wußte ſich gar ſchlau zwiſchen ſie und ihren Alten zu ſtellen und wußte den natürlichen Widerwillen, den jeder Geizhals gegen lachende Erben hat, gar klug zu mächtiger Flamme anzublaſen, daß ſie ſicher ſchien vor ihnen. Aber wenn ein Bauernhof auf dem Spiele ſteht, ſo giebt man nicht ſo ſchnell lugg. Sie ſpürten Marei nach, und Marei war ſo aufrichtig, beſonders wenn es Brönz getrunken hatte, daß ſie bald alles wußten, was ſie wollten, und ihre Fallen ſtellen konnten. Marei verließ ſich darauf, daß es gehe wie gewöhnlich, daß Alle mit ihm im Bunde gegen den Alten ſeien,

daß, wenn auch Alle um ihr Treiben wüßten, es denn doch der Alte nicht vernehme. Denn deſſen hat man tauſend Beiſpiele, daß ganze Dorfſchaften um das Treiben von Weibern und Töchtern, Knechten und Mägden ꝛc. wiſſen, aber keine Silbe vernimmt der Betheiligte. Erſt wenn die Sache an den Tag gekommen, das Unglück geſchehen iſt, gehen den Leuten die Mäuler auf; dann laufen Alle herbei und wollen alles gewußt und alles gedacht haben.

Marei hatte dabei die Verwandten vergeſſen, die erben wollten, die einen Vortheil hatten beim Reden zu rechter Zeit. Die nun, wohl wiſſend, daß der Alte ihnen nichts glaube, beſtachen eine Nachbarsfrau, daß ſie demſelben unter dem Schein zärtlicher Theilnahme einen Floh hinter's Ohr ſetze, ihn aufmerkſam mache nach und nach auf Marei's Schliche und ihm Rath gebe, wie er darüber kommen könne. Sie machte ihre Sache meiſterlich und hatte den Alten bald im Garne, hatte ihn bald überredet, daß er einmal, von einem Märit heimkommend, ſein Geld wohl zähle, ſich betrunken ſtelle, zärtlich thue und dann das Weitere gut beobachte. Er that alſo und fand, daß ihm drei Brabänter geſtohlen wurden. Nun fing er einen hölliſchen Lärm an; es war, als ob ihm jemand ein Aſchentuch vom Kopf genommen. Sein Geld war ihm doch lieber als das Marei. Er lief zuerſt zur Nachbürin, ihr zu danken, und dann zum Landjäger, die Sache anzuzeigen. Er war nicht zufrieden, der Diebin die Gelegenheit zum Stehlen zu rauben und ſie aus dem Hauſe zu ſchaffen, er wollte noch alles Geſtohlene wieder erhalten. Ein guter Freund rieth ihm davon ab und winkte ihm, was bei einer nähern Unterſuchung vielleicht zur Sprache kommen könnte. Allein was läßt ein Geizhals alles über ſich ergehen für einen Kreuzer, geſchweige denn um der Hoffnung willen, hundertfachen Kreuzerwerth wieder zu erhalten? Marei wurde eingezogen, ſeine Sachen ihm unterſucht, und da fanden ſich in einem Troge unzählbare geſtohlene Sachen aller Art, aber Marei erzählte bei der Unter-

ſuchung auch Dinge, bei denen der Richter und ſein Schreiber blinzen mußten. Und ſie ſparten das Fragen nicht, um an dem Vernehmen nicht verkürzt zu werden, um am Abend im Leiſt recht viel Luſtiges auftiſchen zu können. Doch das machte dem Alten nichts, und gerne wäre er noch den Hehlern zu Leibe gegangen, die Marei angab, allein die Gerechtigkeit wollte ihre kurzen Arme nicht bis zu dieſen ausſtrecken.

Marei kam in's Zuchthaus und mit den ſchönſten Zeugniſſen über ſeine Buße, Zerknirſchung, Beſſerung wieder heraus. Doch curios war's, daß der Fuhrmann, der es heimführte, ihm unterwegs zwei Mal Brönz zahlte, man wußte nicht für was.

Es mußte bei ſeinen Eltern ſein und kannen gehen um ſechs Kreuzer oder zwei Batzen. Sein Weſen war etwas zimperliger geworden, aber ſeine Gelüſte nach Brönz und Buben vermochte es je länger je weniger zu verbergen. Wenn das Neuni kam, ſo war es meiſt das erſte bei der Flaſche, und wenn es dunkelte, ſo war es das letzte, das um Stall und Futtergang, wo das Mannenvolk handthierte, herumſtrich. Dies Letztere gefällt aber ſelten einer Meiſterfrau, darum brauchten es die Leute auch nur in der höchſten Noth; es kam daher gar armſelig daher und that dann immer wüſter, wenn es zur Seltenheit zu einem Genuſſe kam.

Endlich gelang es ihm wieder, bei einem Wittwer in Dienſt zu kommen, bei einem Menſchen, der jedem Roman wohl anſtehen würde. Dieſer war ein durch und durch verhärteter Böſewicht und fähig zu jeder That, und mit einem wunderbaren Gemiſch von Frechheit und Schlauheit bewahrte er ſich vor dem kurzen Arm der Gerechtigkeit unberührt. Ein Weib war ihm geſtorben, vom zweiten lebte er getrennt; was er mit ihnen trieb, was er mit ſeiner Nachbaren Weibern trieb, trieb mit den Weibern, denen er Statt und Platz in ſeinem Hauſe gab, will ich nicht erzählen. Aber er war auch einer von denen, welche faſt jede andere Nacht auf das Marodiren ausgehen und Felder, Baumgärten und die Umgebungen der

Häuser plündern, und meist wohlbeladen kehrte er heim. Wohl oft ist er gesehen, aber nie ergriffen worden, was auch gefährlich wäre; denn wie der Mann sich bewehrt, weiß niemand. In das Gemach, worin er seinen Raub aufbewahrt, hat noch kein anderes Auge gesehen, als das seine. Sein Thun kennen alle Leute, und doch macht demselben niemand ein Ende.

Dieser nahm Marei zu sich, er scheute das Zuchthaus nicht, und Marei scheute trotz seiner Besserung des Mannes Ruf nicht. Sie paßten, wie es schien, für einander, denn sie rühmten einander gegenseitig, und Marei fing an, sich mehr aufzulassen mit Kleidern und hoffärtigem Wesen, fing an zu thun, als ob es da daheim und alles sein wäre, was des Meisters war. Viele wollten bemerken, daß es des Abends nicht mehr recht wiße, was es mache, und wie sturm es in der Küche und um's Haus herumhürsche. Doch wußte niemand, was es treibe des Tages über im Hauſe, denn dieses Haus stand an eines Waldes Rand wie ein schmutziges Geheimniß; selten betrat es jemand. Bei großen Anläſſen, bei Brecheten, Waschen, wo Weiber zusammen geboten wurden, wollten diese immer bemerken, daß Marei oft längs Stücks nicht wiße, was es mache oder rede. Bei solchen Anläſſen konnte ihm sein Wittwer das Brönz am wenigsten nachrechnen oder zumödelen, und da vergete es demselben auch nicht.

Einst in einer finstern Sturmnacht hörten die Nachbaren einen gräßlichen Schrei dringen durch Thüren und Wände; sie horchten auf, und noch einer, noch viel schauerlicher, drang ihnen durch Mark und Bein. Die Männer öffneten die Läufterli und die Weiber stunden schaudernd mitten in der Stube und durften, bebend vor einem neuen Schrei, nicht mehr den Athem ziehen. Aber kein Schrei ertönte mehr, stille blieb es draußen, nur der Wind brauste durch das Thal. Je stiller es aber ward, deste mehr nahm die Angst zu vor der gehörten Stimme und das Bangen, was sie gewesen, was sie bedeuten möchte. Aber ein Mann zündete seine Laterne an und sagte:

dies sei nichts Uebernatürliches, bedeute kein kommendes, sondern ein geschehenes Unglück. Er hätte heute das Marei für das Wöschen z'weg machen gesehen, und niemand wisse, was da geschehen sei; dorther sei der Ton gekommen. Man müsse gehen und zusehen, wahrscheinlich sei der Alte wieder auf seiner Marode. Er ging und noch zwei mit ihm, aber die Weiber zitterten, als diese gingen, daß die Fenster klirrten. Drüben fanden sie die Thüre offen, fanden niemand in der Küche; stille war's darin, nur brodelte im Hintergrunde das Wasser in dem in den Boden eingegrabenen Kessel, und düster glühte das Feuer durch den Dampf. Sie zündeten behutsam durch die Küche hin, sie zündeten bis zum Kessel, und aus dem Kessel ragte ihnen ein Kopf entgegen — es war Marei's Kopf, das gesotten in Kessel schwamm, in den es betrunken gestürzt, ohne Kraft und Besonnenheit, sich wieder hinauszuhelfen. Mit seinem Wehgeschrei, das ihm keine Hülfe brachte, hatte das unglückliche Mädchen sein unglücklich Leben geendet.

Das Lisabeth führte in seinem Schachen zu seinem Wollenrüsten ein wüstes Leben und erhielt dafür einen wüsten Lohn. Um jeden Preis zu einem Manne zu gelangen, nichts sehnlicher wünschend, als schwanger zu werden, weil es glaubte, das sei der einzige unfehlbare Weg zum Mannen, ward es nicht, was es wollte, sondern krank und zwar wüst krank. Es defterte hie und da, es trank in die Tränker hinein Branntwein, während es den Leib salbete, versalbete es sich mit Branntwein, bis sein Hals zu einer Hölle ward, die mit teuflischem Feuer es peinigte. Es mußte in's äußere Krankenhaus gebracht werden und litt dort schwer und lang. In seinem aufgedunsenen Körper saß gar mancher alter, böser Rest, und gar tiefe Wurzeln hatte das neue Uebel geschlagen, der guten Säfte waren gar wenige mehr, und der an Branntwein gewöhnte Körper fiel durch Entbehrung desselben zusammen, ward unendendlich matt und wollte gar nicht arbeiten helfen dem Arzt. Wenn dieser meinte, er hätte an einem Orte gewehrt, so brach

das Feuer an einem andern Orte wieder aus. Endlich wurde Lisabeth geheilt entlassen, aber nicht gebessert. Und die Heilung war eine solche, wie sie bei dieser Krankheit möglich ist in diesem Körper. Man sieht nichts mehr einige Zeit davon, aber deren Folgen wird man früher oder später scharf fühlen müssen.

Lisabeth kam heim und redete mit so seltsamer Stimme und sah so jämmerlich aus, daß seine Bekannten fast nicht glauben konnten, daß dasselbe das alte Lisabeth sei. Aber es war das alte Lisabeth und sein alter Wandel, es, ein gebranntes Kind, fürchtete das Feuer nicht; auf alte Kinder paßt dieses Sprichwort nicht immer, junge Kinder sind viel klüger. Und curioser Weise gelang es ihm jetzt, was es früher umsonst gesucht hatte; es fand einen Mann und zwar einen halbbatzigen Gürtler oder, vornehm gesagt, einen Silberarbeiter, einen ländlichen Goldschmied. Derselbe fabrizirte Uhrschlüssel, Fingerringe, Häfte, Schnallen, kreuz- und herzförmig, nahm dazu Silber, so viel er hatte, und füllte den Mangel mit etwas Anderm aus. Er putzte auch Göllerketteli aus und hätte gerne welche gemacht, wenn er genugsam Kredit gehabt hätte. Er war ein kleiner, schmächtiger, schmutziger Kerl, mit einem Gesicht, das mit dem Leder aus einer hundertjährigen Postkutsche überzogen schien. In einer mäßigen Trucke hatte alle seine Waare Platz, und an den Märkten konnte er sie auf einem zweischubigen Tischchen so schön auslegen, daß kein Stück das andere sehen konnte, geschweige denn berührte. Auf allen Märkten zog er herum, stund majestätisch an seinem Tischchen, verborgen hinter einer mächtigen, mit Silber beschlagenen Pfeife, und trotzig hing an der Seite des Kopfes Sommer und Winter seine klebrige Pelzkappe. Und wenn er drei Batzen gelöst hatte, so pflanzte er sich hinter einen Teller, worin für einen halben Batzen Suppe war, hinter ein batziges Bein und ein batziges Baggeli und streckte seine kurzen Beine so trotzig und kühn um sich her, als ob er des türkischen

Kaisers Tochtermann sei. Diese quasi Mannsperson wollte ein Weib, das ihm die Drucke trage, zwischen durch damit hausire und ihm zuweilen eins von seinen zweien Hemdern wasche. Lisabeth hatte schon lange ein Auge auf diese Mannsperson gehabt, der eine schöne Rolle spielte im Schachen. Man denke sich das Glück, auf alle Märkte zu können, zwischen durch zu hausiren, und über alles noch die Hoffnung, es bis zu einem Charabänkli und bis an's Ordinäri zu bringen! Es wollte lange nicht gelingen, den Schachen-Schmetterling zu fangen; und was für Künste, für besondere Schickungen nöthig waren, bis der kühne Gürtler in Lisabeth's Falle war und noch dazu ohne Schwangerschaft, will ich nicht erzählen. Das war nun anfangs ein Leben voller Glück, ein fortwährend Wandern durch Dick und Dünn, ein fortwährend Genießen von Dick und Dünn. Lisabeth ließ sich ordentlich z'weg an Fleisch und Kleidern.

Niemand konnte begreifen, wie die Gürtlerei das abtragen möge, aber Lisabeth trieb neben der Gürtlerei nun auf den Märkten, während der Gürtler hinter seinem Tischchen stund und hinter seinem batzigen Wein saß, noch einen andern Handel, um den der Gürtler wohl wußte, den er sich aber wohl gefallen ließ, weil dann Lisabeth später auch zu ihm saß und Geld brachte zu allerlei, bis sie sturm heim konnten. Es war manchmal merkwürdig zu sehen, wie sie zusammen beim taumelten und bald die Drucke, bald das eine von ihnen im Kothe lag. Doch gingen sie nicht immer zusammen. Zuweilen hatte Lisabeth noch Bestellungen hier und dort auf einem Tentsch. Friedlich schieden sie sich da, wo die Wege sich trennten, und manchmal wartete der Gürtler geduldig seinem Weibe da, wo die Wege wieder zusammenliefen.

Mitten in dieses Schlaraffenleben hinein trat ihnen etwas Unerwartetes, Verwünschtes. Lisabeth wurde schwanger. Was früher die Lisabeth am höchsten gewünscht hatte, das war ihr jetzt am meisten zuwider; jetzt waren ihr Kinder gräßliche

Schleifströge für ihr Herumlaufen. Aber so geht es oft im Menschenleben: was heute der Mensch wünscht, kömmt heute nicht, wohl aber morgen, wenn es der Mensch über alle Berge wünscht. Gott wird wohl wissen, warum es also geht.

Lisabeth bündelte so lange herum als möglich und trank, um die Beschwerden dieses Lebens zu vergessen, etwas mehr als sonst. Endlich gebar sie einen Sohn und meinte, es müsse gestorben sein. Aber schon nach acht Tagen saß sie am Kindbettischmaus, wo es hoch herging und dem Gürtler ein Hut hoch oben auf dem Kopfe saß statt der Pelzkappe. Da war ein Rühmen und ein Rufen nach frischem Wein! Aber ob die Kindbetti bezahlt ist, weiß ich nicht. Nach drei Wochen war die Mutter an einem Märit von früh bis spät, und das Kind konnte zu Hause liegen im Koth und schreien zum Ersticken; das scher niemand. Eine Nachbarsfrau hatte den Auftrag, Mittags, wenn sie von einer Brecheten heim kam, nach ihm zu sehen und ihm zu trinken zu geben. Das werde nicht alles zwänge; es hätte auch manchmal allein sein müssen, seine Mutter hätte es auch so gemacht. Es wolle dann etwas früher heim kommen als sonst, um es zu säugen, so lauteten Lisabeths Instruktionen. Aber Lisabeth kam nicht früher, und was half dann dem Kind mit Branntwein geschwängerte Milch. Und das Kind lag nicht nur einmal so, sondern oft. Zuweilen nahm es wohl die Mutter, putzte es heraus mit allem, was sie hatte, aber es zu waschen, kam ihr selten in Sinn. Mit demselben stund sie vor alle Häuser und lief mit ihm herum, so weit sie kommen konnte, und alle Leute sollten rühmen, wie das ein Kind sei voll Schönheit und Klugheit, wie wenigstens seit dem Uebergang keins mehr erschienen sei vor ihren Augen. Das Kind war aber plump, gelb, hatte böse Ausschläge, und ehe es reden oder laufen konnte, war ein zweites da. Mit diesem machte Lisabeth es wie mit dem ersten, ließ es liegen, wenn sie laufen wollte, aß und trank,

was ihr gut dünkte und nicht was dem Kind gut war. Ja, sie ersinneten ein neues Mittel, um des Nachts ruhig schlafen zu können, ungeweckt von Kindsgeschrei; sie gaben den Kindern Abends einen Löffel Branntwein; das sei b'sunderbar gut für's Schlafen, meinten sie. Aber je weniger man sich mit den Kindern abgeben mag, je mehr man sie vernachlässigt, desto weniger kommen sie Einem aus den Händen, desto weniger Trost und Freude hat man von ihnen. Es zahlt sich das Meiste auf Erden; wer seiner Bäume am fleißigsten wartet, der erntet auch reichlich von ihnen; aber nichts zahlt sich reichlicher, als fleißiges Warten, als treues Mühen um die Kinder, nichts rächt sich gräßlicher, als ihre Vernachlässigung, nichts schlägt furchtbarer, als die Selbstsucht einer Mutter, welche die aufopfernde Liebe verläugnet. Aber daß die Kinder das Thun gottloser Eltern mit verkrüppelter Seele, mit verkrüppeltem Leibe zahlen müssen, ist eins von den Räthseln Gottes, dessen Lösung über des Menschen Sinnen geht. Aber nicht wahr, lieber Vater, für diese Kinder hast du einen eigenen Himmel, in welchem es noch einmal so schön ist, als in irgend einem andern, und für solche Eltern eine Hölle, wo es noch einmal so heiß ist, als in irgend einer andern?

Das zweite Kind war offenbar ein taubstummes, und ehe sie sich's versahen, kam dazu ein drittes und eins nach dem andern, bis auf sechs, und eines immer elender als das andere: stumm, mit beständigem Ausschlag, bösen Köpfen, Krätze u. s. w. behaftet, unreinlich Tag und Nacht, kraftlos und stumpf. Und zu allem diesem ordinäri Unglück noch außerordentliche. Elisabeth trug einmal ein Kind im Schachen herum und nahm wahrscheinlich zu viel Brönz zu sich, fiel auf dem Heimwege um, litt selbst keinen Schaden, aber das Kind brach das Bein zweimal. Das Kind, auf das die trunkene Mutter gefallen war, litt fürchterlich, litt lange und wird an seinem verkrüppelten Bein sein Leben lang leiden müssen. Andere Kinder verbrannten sich, aber sterben konnte keins; alle blieben am

Leben, blieben lebendige Zeugen der Ruchloſigkeit der Eltern. Allemal, wenn Kinder begraben wurden, klagte die Liſabeth: wenn es recht zuginge, ſo müßten ihr auch welche ſterben, aber ihr verrecke nie eins. Es werde ſie eine Dolders M... verhext haben, daß keins ſterben könne.

Man kann ſich das Elend dieſer Leute gar nicht vorſtellen. Der Verdienſt nahm immer mehr ab, denn Liſabeth mußte immer mehr zu Hauſe ſein, fand immer weniger Liebhaber. Der Gürtler vermochte immer weniger, etwas in ſein Handwerk zu ſetzen. Die Drucke wurde immer kleiner. Auf dem Tiſchli wurden die Lücken immer größer, der Verkauf alſo immer geringer. Dennoch wurden die Märkte nach wie vor beſucht, wollte man ſich da an Eſſen und Trinken nichts abbrechen; es mußte hauſirt ſein, und keinen Tag wollte man den Branntwein miſſen; die Guttere mußte fort und fort auf dem Arbeitstiſche ſtehen. Je weniger man verdiente, deſto größer wurden die Bedürfniſſe. Der liebe Gott vermehrte von Tag zu Tag den Druck; er wollte die Eiterbeule ihnen ausdrücken, allein ſie ließen alles, nur ihre Laſter nicht. Sie ſchliefen auf einem verhudelten Laubſack, die Kinder unter Hudeln auf dem Ofen. Sie hatten in der ganzen Haushaltung nicht ein gutes Hemde mehr, keine guten Strümpfe mehr, keinen ordentlichen Hausrath keiner Art, aber ſie ließen das Laufen und Trinken nicht, und jeder aufgebrachte Kreuzer wurde daran verwendet und nicht zur Milderung des häuslichen Elends. Die unglücklichen Kinder erhielten immer weniger zu eſſen; an ihrem Munde wollten die Eltern für ihr Gelüſten erſparen. Wenn das ſaubere Paar an einem Markte breit im Wirthshauſe ſaß und da auftragen ließ, ſaßen die armen ſechs Kinder zu Hauſe bei kalten Erdäpfeln oder einer Waſſerſuppe oder bei gar nichts; denn die Mutter hatte oft das Herz, den Kindern zu ſagen: ſie könnten es ſauft machen, bis ſie heim käme; ſie wollte ihnen dann etwas mitbringen. Und mehrere von den unglücklichen Kindern konnten nicht einmal betteln;

sie waren ja stumm, konnten ihre von der Mutter zerdrückten Beine nicht brauchen.

Man stelle sich an kalten Wintertagen die sechs hungrigen, halb gekleideten, von ihren Eltern verlassenen Kinder vor, Kinder, mit allen Gebrechen behaftet; welch Jammer unter ihnen sein mußte, welch Jammergeschrei aus der Hütte ertönen mußte! So hart die Leute auch im Schachen waren, es hatte doch manche Frau Mitleid mit den verlassenen Würmern und brachte ihnen zu essen, und Thränen kamen ihr in die Augen, wenn die Armen an die gebrachte Kachel schossen wie Schweine an den Treg, in den man ihnen das Fressen schüttet. Manche Frau wollte Lisabeth Vorstellungen machen, aber Lisabeth sagte ihr wüst: das gehe sie nichts an, es seien ihre King, und sie könnte mit ihnen machen, was sie wolle, es gehe Niemere nüt ab. (Man sieht, die Frau hatte die neuesten liberalen oder vielmehr radikalen Grundsätze gut los.) Man wußte nicht, welche Kinder elender waren, die stummen und Krüppel, oder die, welche reden und gehen konnten. Die letzten konnten freilich betteln gehen, aber dafür sollten sie auch alles machen, sollten Holz schaffen und Essen herzutragen, sollten mit ihren ausgemergelten Leibchen der schwersten Arbeit sich unterziehen, für welche die Eltern zu faul waren, und kamen nie eine Nacht in ein Bett, nur unter Hudeln auf den harten Ofen.

Was viele Menschen leiden müssen, kennen viele Menschen nicht, können noch viel weniger in einen solchen Zustand sich hineindenken. O, wer hineinblicken könnte in eins solchen armen Kindes arme Seele, er würde blutige Thränen weinen über den Jammer, der da aufgeschichtet liegt; sein Herz würde ihm sagen, ob man das Recht hätte, so arme Kinder aus unmenschlichen Händen zu erlösen.

Gott drückte immer schwerer auf sie; er wollte, daß sie unter dem Drucke sich beugten vor ihm, daß sie aufschauten zu ihm, aber ihre Augen waren verquollen; sie konnten nicht

mehr zu Gott aufsehen; sie konnten nur sehen in ihr Elend hinein, in ihre Flasche. Sie fühlten den Druck, sie schimpften über die ganze Welt, aber daß Gott den Druck zu ihrer Bekehrung geordnet, kamen ihnen nicht in Sinn. Sie gehörten zu den Leuten, die so in den Schmutz des Lebens versunken sind, daß Gott aus ihrem Leben durchaus verschwunden ist, die ihn weder fühlen, noch an ihn denken, die durchaus nichts mehr auf ihn beziehen. Sie sind aber auch nicht eigentliche Ungläubige, so wenig als man von einer Sau sagen wird, daß sie ein Atheist, ein Gotteslängner sei.

Sie gingen nur zur Kirche, wenn sie taufen ließen, und hatten bei der Taufe keine anderen Gefühle, als diejenigen, welche Einer hat, der hungrig ist und bald an einen wohlbesetzten Tisch sich setzen will. Sie freuten sich auf Geschenke und Einbünde der Gevatterleute, denn die Einbünde dienten ihnen einige Wochen lang zu reichlichen Branntweingenüssen. Wie Gott auch drücken mochte, sie sahen nicht zu ihm auf, sie schrien nur lauter auf und glaubten sich mehr erlaubt.

Der Druck lastete besonders auf der dicken Lisabeth. Ihr lastervoller Körper begann mehr und mehr ein eigentliches Siechenhaus zu werden. Ihre Bresten alle will ich nicht nennen, sie sind zu ekelhaft; nur von einem muß ich reden. Ihre Beine schwollen ihr auf und wurden ihr so schwer wie Mühlsteine, daß ihr jedes Laufen die größte Pein verursachte, und doch mußte gelaufen sein. Ihre Brust quoll zusammen, und der Athem wußte fast nicht mehr, wo aus. Wenn sie eine schnelle Bewegung machte, wenn sie einige hundert Schritte ging, so mußte sie den Athem suchen wie einen Gusenknopf, mußte stille stehen und schnupen, daß man es fast eine Viertelstunde weit hörte, und doch mußte gelaufen sein. Wenn sie Branntwein trank, so war es ihr bald, als ob man den Zapfen, statt in die Flasche, in den Hals ihr stoße, bald, als ob sie hundert Nadelspitzen mitgeschluckt hätte; dann kam der Husten hastig aus der Brust herauf, schüttelte das dicke Mensch zu-

ſammen, wie der Wind eine Bohnenſtaude, und trieb ihm die Augen aus dem Kopfe, daß jedes Lüftchen ſie ihm wegwehen zu können ſchien, und doch mußte getrunken ſein. Auf ſeinem Laubſacke hatte es keinen Athem mehr des Nachts und mußte aufſitzen, mußte unter's Fenſter gehen, mußte jammern und wimmern ganze Nächte durch. Es behauptete, das komme von den Erdäpfeln her, die es nicht erleiden möge, aß keine Erdäpfel mehr; etwas Anderes mußte erbettelt, geſtohlen oder gekauft ſein, aber die fürchterlichen Spangen über der Bruſt wollten nicht weichen. Es wollte nicht weiter werden drinnen in der gemeimnißvollen Höhle, wo das geheimnißvolle Uhrwerk in gemeſſenen Schlägen pocht. Sie hatte fürchterliche Leiden, und zu den Leiden immer die gleichen Gelüſten, welche die Leiden auf unnennbare Weiſe ſteigerten. Es war, als ob alle Leiden, welche die armen Kinder ob ihrer mütterlichen Untreue gelitten, nun vervielfacht in ihrem Körper ſich abgelagert hätten und da Rache übten an der gottloſen Mutter. Kein Gelüſten nahm ab, aber jede Befriedigung brachte immer unerträglichere Leiden, Leiden, daß Sterben dagegen wie Hochzeitsfreuden geweſen wäre. Und doch wollte Liſabeth nicht ſterben und ſagte allen Leuten wüſt, die ihm davon redeten. Und doch lernte Liſabeth nicht beten und fluchte mit den Leuten, ſo weit es ſein Huſten erlaubte, als ſie es mahnten, den Pfarer holen zu laſſen. Es könne es machen ohne den ſchwarzen D., der könne ihm doch nichts machen mit ſeinem G'ſtürm, von dem man nicht wiſſe, was Gir oder Gax ſei.

Und ſo lebt die Eliſabeth heute noch in jenem Schachen, kann nicht leben, kann nicht ſterben. Sie kann nicht mehr gehen vom Hauſe weg. Aber wenn ihr bei einer Hütte ein aufgedunſen huſtend Weib ſeht, das alle Viertelſtunde einen Schritt macht, wenn ihr um daſſelbe ſechs Kinder kriechen ſeht, die eher Würmern als Menſchen gleichen, wenn ihr hinter den glasloſen Fenſtern eine ſchwarzgelbe Mumie ſeht, die mit Hammer und Zange etwas fichtet, und es euch ſcheint, als kriechen die

ſechs Würmer heran witternd Todtenfleiſch, als Verkündiger des nahenden Todes für das dicke Weib und den gelben Mann, da ſteht ſtill und ſchaut euch den Jammer an, denn da ſeht ihr die dicke geile Liſabeth, ihren üppigen Gürtler und ihre ſechs armen, armen Würmchen; betet für ſie, betet für die armen Würmchen, daß Gott ſie bald erlöſe und hinaufnehme in ſeinen ſchönen Himmel.

Während ich dieſe ſämmtlichen Nachrichten ſammelte, hatte der Kaffee manchmal auf- und abgeſchlagen und manchen Stock franzöſiſchen Runkelrübenzucker hatte ich für extra ſüßen holländiſchen verkauft. Manchmal hatte ich meinen alten Häftlimacher beſucht und immer größere Erbauung an ihm gefunden. Ich lernte Land und Leute ganz anders kennen, als es mir ſonſt vorkam. Wie ganz anders kömmt Einem wohl ein junger glatter Leib vor, wenn man ihn von außen im Vorbeigehen anſieht, als wenn man die Haut aufſchneidet und das Innere des Leibes bloß legt, ja wie ganz anders würde Einem mancher Menſch erſcheinen, wenn man ihm nur einen Strumpf abziehen würde, geſchweige denn etwas Mehreres. So ungefähr geht es auch mit Land und Leuten. Hinter der Oberfläche, die man im Vorbeireiſen anſieht, kömmt meiſt etwas ganz Unerwartetes zum Vorſchein, wenn man hinter dieſelbe zu ſchauen vermag.

Aber wenn ich zu dem Häftlimacher kam, ſo war immer meine erſte Frage nach Liſeli; das Mädchen hatte ich, beſtochen durch ſein hübſches munteres Weſen, ordentlich lieb gewonnen. Ja wahrhaftig, ich hätte mich in das Mädchen verlieben können aus reinem Mitleid trotz ſeinen Schwächen, wenn ich demſelben näher gekommen wäre.

Einige Zeit durch vernahm ich eben nichts Merkwürdiges von ihr, es ging in ihrem Hauſe immer gleich zu. Streit am Morgen, Streit am Abend, jedes nahm was es konnte, jedes that was es wollte. Lange war es mit ihrem Knecht im Geſchrei, mit eben dem Burſchen, mit welchem es an jenem

Abend gemeinsam gespielt hatte. Der hatte aber geglaubt, er habe das Recht zu nehmen so gut als die Andern; die Brüder waren ihm darüber gekommen und bewiesen ihm mit tüchtigen Schlägen sein Unrecht und jagten ihn fort, und Lisi ließ ihn auch fahren. Später redete man ihr allerlei nach, man wollte es an Tanzsonntagen auf verdächtige Weise angetroffen haben, an Markttagen sollte es in offener Gaststube diesem oder jenem auf den Knieen gesessen, ihn ungescheut gemüntschelt haben, auf dem Heimweg an einem Haag liegen geblieben sein.

Reiche Bauern und bedeutender Verkehr lockten einen sogenannten Geschäftsmann, in dieser Gegend sich zu setzen. Es wissen vielleicht nicht alle Leute, was man unter Geschäftsmann versteht. Ein Geschäftsmann ist ein Kummerz'hülf für alle Leute, die sich nicht selbst zu helfen wissen. Sie schreiben den Leuten, sie suchen ihnen Geld, sie treiben ihnen Geld ein, sie vertreten sie vor dem Richter, wenn der ihnen wohl will und sie annimmt, was er laut Gesetz eigentlich nicht müßte oder nicht sollte, ich weiß nicht welches von beiden. Sie machen ferner die Leute aufmerksam, wenn ihnen das kleinste Unrecht geschieht, oder wenn vor sieben und siebenzig Jahren ihrem Großvater eins geschehen ist, und blasen den glimmenden Funken zu hellen Flammen an, bis ein lustiger Prozeß in vollem Gange ist. Diese Leute haben aber keine Patente keiner Art. Wenn daher Unterschriften nöthig sind zu Einlegung von Schriften ꝛc. oder eigentliche Erscheinungen vor Gerichten, so tritt ein Fürsprech für sie ein. Diese Geschäftsmänner sind eigentlich für die Fürsprecher, was die sogenannten Treibauf für die Stadtmetzger oder Tannhuser Lari für die Roßweltsche. Und wie die Treibauf von den Landmetzgern gehaßt werden, so werden die Geschäftsmänner von den Agenten gehaßt und nicht mit Ungrund; denn sie brauchen keine Patente, also keine Examen; keine Gesetze schränken sie ein oder bestimmen ihre Sporteln, sie leben daher wie die Vögel im Hirse. Und wenn

ſie das Kegeln gut verſtehen, das Rayſen zu zehn Bz. den Einſatz nicht ſcheuen, nebenbei mit den Karten gut umzugehen wiſſen, Andere dabei tüchtig trunken machen, ſelbſt nüchtern bleiben dabei und einen oder zwei gute hinterſetzte Schlukene an der Hand haben, die das Geld nicht genau nachzählen, ſo ſteht ein ſolcher Geſchäftsmann ſich herrlich und wird bald zu vornehm, eine Stunde weit zu Fuß zu gehen.

Der Geſchäftsmann, der in Liſeli's Nähe ſich ſetzte, war ein in irgend einer Stadt mißrathenes Subjekt, das dort nicht mehr fortkommen konnte, eine Portion Verſchmitztheit beſaß und vom Land nicht mehr wußte, als daß auf demſelben reiche Bauern und hübſche Meitſcheni ſeien. Er zweifelte keinen Augenblick, wenn er auf dem Lande ſich zeige, ſo würden die reichen Bauern ihm zuſtrömen wie Krebſe einer Rinderleber, und Meitſcheni würden ſich ihm anhängen ganze Steinkrätten voll; denn er bildete ſich nicht wenig ein auf ſein Reden und ſein Geſicht und ſeinen etwas abgebürſteten grünen Rock. Doch ward er nie mit ſich einig, ob die mäuſegraue Anglaiſe ihm nicht noch beſſer ſtehe.

Aber das Ding wollte nicht gehen, wie er ſich gedacht. Er wußte nicht, wie mit den Bauern anknüpfen, ſein Pralatzgen in den Wirthshäuſern zog niemand ihm zu. Mit den Meitſchene ging es ihm eben ſo. Neben jedem hübſchen Meitſchi ſtund ein handfeſter Baurenburſche, und da mein Geſchäftsmann eben nicht handfeſt und kein Liebhaber von Schlägen war, ſo mußte er g'luſtig in einer Ecke ſtehen und zuſehen, wie die Andern ſich luſtig machten. Des Nachts durfte er noch viel weniger den hübſchen Mädchen nach, und wenn er es auch verſuchte, ſo kam er nie bis zu einem Gaden, er lief ſchreckensvoll vor jedem Zaunſtecken, der nur den kleinſten Katzenbuckel machte.

In ſeinen Nöthen ſah er Liſeli verlaſſen ſtehen. Das kernhafte Mädchen gefiel ihm, das floh ihn nicht, niemand machte es ihm ſtreitig. Im Gegentheil, Alle hatten Freude

daran, die beiden an einander zu wagen, denn darin besteht gar oft die Rache der Landleute gegen Geschäftsmänner ꝛc., die sich unter sie setzen, daß sie ihnen etwas Wurmstichiges anhängen. Das Geschäftsmännchen war gränzenloser Freude voll, mit einer so hübschen Bauerntochter zusammen gerathen zu sein. Liseli geiel er auch, denn er sparte den Wein nicht. Sie zettelten zusammen heim, und als am Morgen das Männchen das große Bauerwesen sah, da dachte er, wie Liseli eine gute Parthie sei, wie er da im Stöckli vielleicht umsonst z'Hus sein könne; und als er hörte, daß der Vater Vorgesetzter sei, so dachte er, der könne ihm am besten Arbeit und Kunden verschaffen. Er hielt daher nicht lange hinter dem Berge, sondern rückte alsobald mit seinem Antrage hervor. Das war dem Meitschi mehr als recht. Einen Mann hätte es schon lange gerne gehabt; zudem ward ihm das Arbeiten mehr und mehr zuwider, so gerne es dasselbe früher getrieben hatte. Aber starke Getränke erschlaffen nach und nach den Leib, eine gewisse Trägheit durchrieselt denselben, man mag, man kann fast nicht mehr arbeiten, und je mehr man trinkt, je länger man es treibt, um so weniger. Nicht umsonst giebt Gott dem Landmann so reichlich Erdäpfel und Milch zu seiner harten Arbeit.

Es hätte einen Bauer zwar auch genommen, aber so ein Geschäftsmann war ihm zehnmal anständiger. Bei dem konnte es die Herrenfrau machen, hatte höchstens das Bett zu machen und den Kaffee und höchstens an einem Strumpf mit den Nadeln herum zu bohren. Es sagte daher mit allen Freuden — Ja, und der Vater sagte nicht — Nein. Er war Liseli nicht ungern los, er hatte auch nicht ungern einen Geschäftsmann zum Tochtermann, mußte der ihm doch umsonst machen, was er anderwärts bezahlen mußte. Das Männchen war wie im Himmel. Eine schöne, eine reiche Frau, Kunden voll auf — mußte aber auch so etwas ein Menschenkind, das bis dahin nichts gehabt hatte als leere Hoffnungen und eine Hutte

voll Hochmuth, nicht fast verrückt machen? Er marschirte auch am dritten Tage heim wie ein Güggel, grüßte nur den zehnten Menschen und wußte vor lauter Stelz nicht, sollte er danken, wenn ihn jemand grüßte.

Liseli nahm sich in Acht, seine Schwachheit zu früh merken zu lassen. Wenn sie mit einander ausgingen, das Hochzeit anzugeben oder Verwandte zu besuchen ꝛc., und einkehrten, so trank es mäßig vor seines Bräutigams Augen, begnügte sich mit einem Schoppen oder einer Halbe, aber daß es sich nebenbei einen Schoppen oder Halbe extra kommen ließ hinter seinem Rücken und die Halbe im dunklen Gang den Hals hinuntergoß, das sagte es nicht, oder daß es einen halben Schoppen Branntwein noch geschwind zu sich nahm, wenn er bereits aus dem Wirthshause war, das merkte er auch nicht.

An der Hochzeit ging es lustig zu, und, wie man sagt, waren beide so zugerichtet, daß keins den Zustand des andern merkte, eine merkwürdige Vorbedeutung an einem Hochzeitstage.

Lustig ging es zu in der ersten Zeit. Sie hatten immer etwas Gutes in des Vaters Stöckli, wo sie wohnten, um dasselbe sich durch den Morgen oder Abends zu Gemüthe zu führen. Und wenn der Mann fort war, so hieß er sein Weib ihm bis zum nächsten Wirthshaus entgegen kommen, und dieses ließ es sich nicht zwei Mal sagen und machte, daß es noch vor dem Manne dort war, um zuerst einen guten Grund zu legen mit Branntwein oder Rothem, beide schmeckten ihm gleich gut.

Aber allmählig erleidete das dem Geschäftsmanne. Er dachte sich immer deutlicher, daß er das Geld verdiene und es nicht billig sei, daß das Weib von allem habe, was er genieße daß es ihm noch einmal so viel b'schüßen möge, wenn er allein esse und trinke ohne Weib. Er begehrte nichts mehr zu Hause zu haben, aber er ging durch den Morgen in die benachbarte Pinte. Er hieß seine Frau nicht mehr ihm entgegen kommen,

er selbst aber kam immer später heim, denn das Spielen gefiel ihm immer besser. Er führte seine Frau immer seltener mit sich an Märkte oder an Sonntagen hie und dert aus in ein Bad oder an eine Tanzete. Aber Lisi ließ das sich nicht anfechten. Es schaffte daheim sich etwas an und gab dem Manne auch nichts davon. Und wenn der Mann fortblieb, so nahm es zu Hause einen Schluck desto mehr, und gar wohl war es ihm, wenn es etwas g'stürmt in's Bett konnte. Man schlafe noch einmal so wohl, meinte es, da wecke Einen nicht e niederi Fleuge, und wenn es schon ein wenig donnere und blitze, so werde man davon nichts g'wahr und brauche sich nicht zu fürchten. Und wenn der Mann es nicht mehr mitnahm, so ging es auf eigne Faust, ging hie und dort z'Abesitz oder hatte etwas im Dorfe zu verrichten und nahm im Vorbeigang einen halbmäßigen Schluck zu sich. Ja es ging auch weiter fort auf irgend einen Märit oder sonst auf irgend etwas. Und wenn es irgend einen gefälligen Gumi antraf, der es führen wollte in seinem eleganten Chaischen, so machte es diesem zu lieb anderthalb Tage aus anderthalb Stunden und blieb eine Nacht außer dem Hause. Wahrscheinlich hütete sie dem Gumi aus Dankbarkeit das Chaischen, während derselbe Geschäfte machte.

Liseli focht ganz ungeniert mit ihres Mannes Geld, was sein sei, gehöre auch ihm, meinte es, und von Aufschreiben oder Rechnung geben hätte es nie gehört. Es nahm so viel als es ihns ankam und brauchte nicht alles für sich. Es war noch immer das gutherzige Liseli, das jedermann helfen wollte. Jetzt konnte es nicht mehr von des Vaters Naturprodukten austheilen, darum theilte es von des Mannes Geld aus. Dem Mann war das nicht recht, er muckelte manchmal: es fehle ihm wieder Geld, er könne gar nicht begreifen, wo alles hinkomme; wie viel er auch verdiene, es sei immer nichts da. Einmal hatte er eine wohlgezählte Summe für jemand anders eingenommen, und als er sie abliefern wollte, fehlte wieder daran.

Da wurde das Männchen gewaltig zornig, es wußte wohl, daß niemand anders als seine Frau sich daran vergriffen. Auf dem Heimweg entschloß er sich, ein Exempel zu statuiren. Er kam heim wie auf Stelzen und strengte sich zu tiefer Baßstimme an und gurgelte auf wunderliche Weise die Frage hervor: Hast du mir von dem Geld in dem und dem Sack gestohlen? Seine Frau verstund die wunderliche Stimme gar nicht und mußte ihn mehrmals fragen. Da fing der Mensch an dreinzuschlagen. Anfangs meinte Liseli, das Männchen sei besonders guter Laune und wolle es etwas kräftiger tätscheln, als er's sonst im Brauche habe. Als das Männchen aber statt mit der Hand, mit welcher es nichts ausrichtete, mit der Faust drein schlug, so merkte Liseli, daß es Ernst sei, stammte nun auch auf, hob ihn mit beiden Händen hoch auf, schlug ihn auf's Bett und walkte ihn dort durch, bis er mit den zärtlichsten Namen um Vergebung flehte. Liseli war nicht unerbittlich: Gell du Polders Schneiderbubli, dir han ihs zeigt, wer Meister ist; so sagte es, und nachdem es das gesagt hatte, war es wieder die zärtlichste der Gattinnen. Das Männchen versuchte diese Kur niemals mehr. Aber er steckte, wenn er fortging, den Schlüssel zu sich, und wenn Liseli deswegen mit ihm aufbegehrte, so sagte er, es sei im Vergeß geschehen. Nun Liseli machte kurzen Prozeß, es ließ einen eigenen machen; es ließe sich nicht b'regten, sagte es, und b'sunderbar von einem nicht, der nie so viel von seinen Eltern erben werde, daß man eine Laus damit salben könnte.

Das Weibchen war auch Mutter geworden und hatte seine Kinder gar grausam lieb. Anfangs war es ihm immer unglücklich mit ihnen gegangen; es konnte, so lieb es sie hatte, so gerne es Kinder bekam, doch nie gehörig Sorge zu ihnen tragen. Was man ihm auch sagen mochte, es that alles was ihm einfiel, es war durchaus nicht Meister irgend einer Lust. Kam ihm dann eins zu früh oder starb ihm sonst, so hintersinnete es sich fast, schlug sich den Kopf an die Wände, jam-

merte sich fast die Seele aus dem Leib, schrie, wenn es der Leiche des Kindes folgte, daß das ganze Dorf zusammen lief, fiel am Grabe fast zusammen, mußte mit Gewalt davon und in die Kirche geriffen werden. Und dabei war kein absichtlicher Spectakel, sondern alles kam von Herzen, aber daß es dann deswegen ein andermal vorsichtiger gewesen wäre, selb nicht. Endlich brachte es Kinder mit dem Leben davon und hatte eine gar unaussprechliche Freude an ihnen. Es war fast, als ob es sich ändern und wirklich eine treue Mutter werden wollte. Es lief nicht mehr so oft vom Hause weg und ließ nicht die Kinder alleine. Ehedem konnte nichts im Dorfe vorgehen, keine Hochzeit, kein Leichenbegängniß, wenn es nicht seine Nase über die Kirchhofsmauer gestreckt hätte. Jetzt konnten hundert Hochzeiten gefeiert werden und die Hochzeitleute in einem Dutzend Kutschen angefahren kommen, es versetzte keinen Schritt dafür, geschweige denn, daß es eine Stunde weit durch Dick und Dünn gelaufen wäre; die Luft zu solchen Dingen war ihm über der Liebe zu seinen Kindern rein vergangen.

Aber es narrte mit ihnen, wie man es mit jungen Katzen treibt, sie waren sein Spielzeug, seine Kurzweil, sie anzuziehen, sie zu füttern war seine Herzenslust. Sie hätten den ganzen Tag essen sollen, und wenn sie nicht essen mochten, so putzte es sie auf, konnte zehnmal probiren, was ihnen am besten stehe, und wenn es dann glaubte, es gar gut gemacht zu haben, so ging es zu einer Nachbarin, die ihm die Kinder rühmen mußte, und wer ihm sie rühmte, dem hätte es das Herz aus dem Leibe gegeben. Aber das Brönz konnte es sich nicht abgewöhnen, kamen doch dasselbe und die Liebe zu seinen Kindern in keinen Widerstreit. Es konnte ein halbes Dutzend Gläschen trinken und dabei gar herzig die Kinder hätscheln und putzen. Und wenn es sie im Bette hatte, wie Langeweile hätte es nicht haben müssen, wenn es dieselbe nicht mit einem Gläschen nach dem andern vertrieben hätte. Sein Mann war selten zu Hause, war meist auf Geschäftsreisen, kam selten vor Mitternacht heim,

der hatte also keine Muße, Liseli die Langezeit zu vertreiben oder es der üblen Gewohnheit zu entwöhnen. Zudem hatte er weder Kraft noch Verstand dazu. Und wenn einer auch alles gehabt hätte: Muße, Kraft und Verstand, wo soll einer die Frechheit und das Gesicht hernehmen, seiner Frau, die daheim sitzt, das Brönz abzustellen, während er selbst in allen Wirthshäusern herumläuft, sich halb voll Wein säuft, wenn er ihn bezahlen muß, und ganz voll, wenn er schmarotzen kann. Ich meine nicht, das Geschäftsmänner nicht freche Gesichter machen können, doch so ein freches glaube ich wahrhaftig nicht. So nahm Liseli eins des Abends und trug den sturmen Kopf zu Bette. Die Leute, unter denen es den sturmen Kopf nicht herumtrug, meinten es hätte sich gebessert, meinten, sie hätten nicht geglaubt, daß es noch so gut ausschlagen würde.

So viel erfuhr ich nach und nach von meinem Häftlimacher, der tiefer sah und mehr wußte als die andern Leute. Ich muß bekennen, ich hätte Liseli seine Sünde nicht angesehen; etwas stark roth war es wohl, dabei aber noch gar wetters appetitlich und sah recht stattlich aus.

Einmal war wieder ein heißer Nachmittag gewesen und aus demselben war ein schwüler Abend geworden, Gewitterwolken, schwarz und schaurig, bäumten sich am Himmel auf und drohten übers Land herein. Sie steckten immer gewaltiger auf, sie hoben sich von den Gipfeln der Berge empor in den Himmel hinauf, neue Berge, die Gottes Hauch unter den Augen der Menschen bildete. Kein Lüftchen kühlte des Menschen Wange, kein grünes Blatt bewegte sich am grünen Baume. Ich hatte viele Geschäfte gemacht am gleichen Orte, wo ich vor manchem Jahr hergekommen war, als ich die fünf Mädchen traf, wohin ich jetzt wieder wollte. Ich pressirte nicht mit der Abreise. Ich wollte die Brämen vermeiden, die Hitze vorbei lassen und wo möglich das Gewitter, das alle Augenblicke losbrechen zu wollen schien. Aber die Hitze wollte nicht vorbei, das Gewitter nicht losbrechen, als wenn es jemand erwarte

da oben an den Flühnen. Gar ängstlich ist ein solch lautlos Drohen, und je länger es dauert, um so banger klopft des Menschen Herz. Endlich mußte es sein; ich konnte nicht länger warten; ich nahm das Herz in beide Hände und fuhr bei schon dunkelnder Nacht dem schwarzen Wolkenberge entgegen.

Da war es, als ob der wilde Geist im schwarzen Berge nur auf mich gewartet hätte, um des Windes Gewalt, der Blitze feurige Kraft, des Donners gewaltige Brust zu entfesseln. Kaum einige Scheibenschüsse weit war ich gefahren mit bereits triefendem Pferde, als Windesseufzer in den Bäumen rauschten, als ein dumpfes, fernes Grollen hörbar wurde und einzelne Blitze über die schwarze Wolkenwand zuckten, wie Adjutanten sausend reiten vor des Heeres Fronte, wenn die Schlacht beginnen soll. Und langsam hob der gewaltige Berg sein dunkel gezacktes Haupt immer höher über die Fluhwand und schien es tiefer und tiefer mir entgegen zu neigen. Immer ängstlicher rauschte der Wind, immer näher grollte der Donner, immer grasser zuckten die Blitze durch die Finsterniß der werdenden Nacht. Und ich war allein auf einsamem Berge in schaurigem Tannenwalde und konnte nicht eilen auf dem steinigen, steilen Wege, durfte nicht schermen unter den gefährlichen Bäumen. Das bebende Herz mußte ich zusammenfassen und geduldig warten, was der Herr über mich verhänge. Aber schaurig ist's einsam auf ödem, steinigem Berge, wenn über dem sündigen Haupte, wie glühende Schwerter, des Herrn Blitze sich kreuzen.

Ich mußte aussteigen, mußte das zitternde Pferd am Zügel führen, mußte gegen den Sturm hinan, den Berg hinauf. Der schwarze Wolkenberg senkte immer tiefer sich, kam immer näher; der gewaltige Aufruhr in seinem Schooße brach immer fürchterlicher los. Nun schien derselbe über mir einzubrechen, schien mit tausend Armen mich zu umfassen, mich vernichten zu wollen in seiner schrecklichen Umarmung. Das Feuer rollte über mir, vor und hinter mir am Boden. Tannen splitterten;

Tannen lederten auf am Wege. Wasserbäche stürzten über mir zusammen und den Berg ab auf mich zu. Ununterbrochen brüllte der Donner, wie in wilder Schlachten wilder Mitte der hundertfache Kanonendonner nie verhallt. Ich wurde betäubt, die gränzenlosen Schrecken übermannten mich, und halb bewußtlos und resignirt mein Ende erwartend, ließ ich vom Pferde mich ziehen. Den Berg kam ich hinauf, aber aus dem Schooße des wetternden Berges war ich nicht, der war gar tief und groß. Schon war ich bald den Berg hinab, als es lichter um mich zu werden schien, die Blitze weniger blendend wurden, einzelne Donnerschläge wieder unterschieden werden konnten. Es war mir, als steige ich, wunderbar behütet, aus dem Krater eines feuerspeienden Berges heraus und begrüße das Leben wieder. Ich war stille gestanden und schöpfte tief auf Athem. Da blendete mich ein gelber Blitz gar fürchterlich, und ein Donner schmetterte durch das Thal, wie ich keinen noch gehört. Mein Pferd riß mich fast in den Abgrund.

Als ich wieder aufschauen konnte, flammte vor mir im Thale ein Haus auf; ein rother Gluthstrom stieg auf durch die schwarze Nacht, blutig den Himmel färbend. Nun ward's auf einmal wie lebendig um mich her. Feuerhörner wimmerten ängstlich von den Bergen; gewaltige Stimmen riefen von Hof zu Hof die Helfenden zusammen; eilende Gestalten tauchten auf und verschwanden eben so schnell wieder. Bald zeigten auf fernen Bergeshöhen schnell eilende Lichter sich, die leuchtenden Rundellen, und das schaurige Rasseln der Feuerspritzen war vernehmbar, und manch Zorneswort vernahm ich, weil ich mit meinem langsam sich bewegenden Fuhrwerke die Eile der Eilenden hemmte. Es ward immer heller um mich; ich vernahm schon das Prasseln des Holzes, das Krachen einstürzender Balken, das Geräusch der Löschenden, die Stimmen der Gebietenden, sah vom Brande Eilende mit geretteten Dingen. Auf der Straße war das Drängen groß. Niemand wollte

Platz mir machen; ich war Allen im Wege. Da erkannte mich eines Krämers Sohn und bat mich, in eine Matte seitwärts zu fahren; dort welle er mir schon zu meinem Pferde sehen. Ich gehorchte. Ich ging hinauf zur Brandstätte und sah nun, daß nicht das eigentliche Haus, sondern nur das Stöcklein brannte, daß man das Haus werde retten können. Ich sah aber dort, daß man immer noch mit dem Löschen des nicht zu rettenden Stöckleins beschäftigt war, während man alle Hände für das Haus hätte brauchen sollen. Ich wunderte mich darüber, aber nicht lange. Ich sah einen alten Mann die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, hörte ihn bitten und weinen, daß man doch d'r Tufiggottswille sys Liseli und ihre Kinder suchen solle; vielleicht lebten sie noch. Es war Liseli's Vater, der an die Unmöglichkeit, daß sie noch leben könnten, nicht glauben wollte.

Liseli war wieder allein gewesen diesen Abend und hatte sich wahrscheinlich früh und sturm in's Bette gelegt. Das Gewitter weckte es nicht; was es weckte, wußte man nicht. In der ersten Angst waren die Hausbewohner in die Ställe gestürzt, dort das Vieh zu retten, denn sie glaubten das Feuer im Hause. Dem Ersten, der sich dem ganz in Flammen stehenden hölzernen Stöcklein zuwandte, begegnete Liseli, wie es ängstlich nach seinen Kindern rief, ihn fragte: wo man sie hingetragen habe? Als er ihm sagte, das wisse er nicht, es habe seine Kinder niemand gesehen, da habe Liseli einen gräßlichen Schrei ausgestoßen und sei in's Feuer zurückgesprungen — und nicht mehr herausgekommen. Niemand konnte ihm nach, so oft man es nachher, aber vielleicht zu spät versuchte.

Liseli war sturm erwacht, konnte nicht denken, nicht sich fassen, folgte dem ersten Trieb und rettete, als es das Stöcklein brennen sah, sich aus dem Feuer. Draußen dachte es an seine Kinder, aber sturm erkannte es erst zu spät, daß es sie

im Feuer vergessen in seiner Stürmi. Da brannte die Mutterliebe den Heldenmuth an, der freudig geht in den Tod, und Liseli stürzte sich in die Flammen zu seinen Kindern; aber retten konnte es sie nicht, konnte nur mit ihnen sterben. Gott nahm es aus seinem Jammer und ersparte ihm den Jammer um seine verbrannten Kinder, die eine nüchterne Mutter gerettet hätte.

Als man endlich dem Feuer Meister geworden, das Häuschen zugänglich gemacht hatte, fand man drei Leichen, fand mitten im Stübchen Liseli, die Kinder beide an seine verbrannte Brust drückend. Lautlos, tief ergriffen betrachteten die Menschen die drei Leichen. Was manche Mutter, die vielleicht auch sturm zu Bette geht, was mancher Mann, der nicht heim geht, wenn der Herr am Himmel donnert, dachte, weiß ich nicht. Kein hartes Wort fiel über Liseli; sein Tod hatte die Menschen gesühnt, und manches Herz betete für ihns, daß Gott seiner armen Seele gnädig möge sein.

Endlich kam der Mann und Vater heim. Er hatte den Herrn am Himmel donnern hören, hatte dessen laute Stimme gehört, wie er pflichtvergessene Hausväter heim rief zu Weib und Kind; aber er hatte bei den Karten im Gewinn gesessen, da fragte er wenig nach dem Herrn im Himmel, nach Weib und Kind. Er spielte noch fort, als die Feuerhörner ängstlich bliesen um Hülfe. Er brachte vier gewonnene Fünffränkler heim und fand daheim Weib und Kinder verbrannt, die keinen Vater gehabt hatten, der sie aus dem Feuer trug. Von ihm ab wendete voll Abscheu sich jedes Auge; und wenn der Herr diesen in's Feuer würfe, ich trüge ihn nicht heraus, dachten die geschwärzten Männer, die, an die langen Feuerhaken gelehnt, Liseli und ihre Kinder betrachteten, die Augen voll Wasser. Und daß sein Weib und sein Kind nicht so verlassen sterben sollen jämmerlich, das gelobte seinem Gott manch verirrter Mann.

Ergriffen stund ich an der Leiche; da nahm mich jemand bei der Hand. Es war mein alter Häftlimacher.

Wir opferten Liseli eine stumme Thräne, später seinem Andenken noch manches Wort, und daß sein Andenken Müttern und Vätern zum rettenden Engel werden möchte, ward unser Wunsch.

Hans Joggeli,

der

Erbvetter.

Ein lieblicher Frühlingsabend dämmerte über die Erde herein. Fröhlich eilten die Arbeiter von den Aeckern heim, einem nahrhaften Abendbrode zu; rasch liefen Kinder mit Milchtöpfen den bekannten Ställen zu, gleich von der Kuh weg gute Milch zu fassen und eine sorgliche Hausfrau vor der Versuchung zu bewahren, zu erproben, wie Wasser in der Milch sich mache. Mit königlicher Stimme rief der Hahn seine Weiber in's Nachtquartier, und ängstlich trippelte seine Lieblingssultanin herbei, damit ihr ja der Sitz an ihres Herrn Seite nicht fehle. Einem Bache entlang kam ein alt klein Männchen, auf dem Kopfe eine weiße baumwollene Kappe, ein sogenannt Wässerschäufelchen auf der Achsel, kurze Hosen ohne Schnallen an den Beinen, von Halblein Rock und Hosen. Derselbe schritt gemächlich einem großen Hause zu, an welchem ein Schild baumelte. Auf dem Schilde waren die Reste eines Bären sichtbar. Dort stellte er sein Schäufelchen hinter die Hausthür, öffnete eine andere schwarz angelaufene Thür, trat mit dem Wunsche: „Guten Abend mit einander" in eine große Stube und setzte sich stillschweigend in die Ecke neben den Ofen.

In der Stube war die Dämmerung bereits ziemlich dic, das Gespräch sehr laut, doch bemerkte die Wirthin den neuen Gast alsbald und schenkte ihm besondere Aufmerksamkeit. Ei guten Abend, guten Abend, Vetter Hans Joggi, ihr seid ein seltener Gast bei uns, womit kann ich aufwarten? rief die Wirthin, auf ihn zutrippelnd, wischte die Hand an der Schürze ab und reichte sie ihm. Guten Abend, Anne Bäbi, sagte der

Alte, bringe mir einen Schoppen, aber guten und ungemischten; den Mischmasch mag ich nicht mehr vertragen, und wenn es gemischt sein muß, so mache ich es lieber selbst.

Ei bewahre, Vetter, welch bös Zutrauen habt ihr zu uns. Meint ihr, wir hätten solchen Wein im Keller, und wenn wir ihn auch hätten, denn man wird gar oft angeführt von dem Zeug, den Weinhändlern, wir würden euch von solcher Sorte aufstellen? — Nein, nein, Base, nicht expreß, aber du weißt, man versieht sich so leicht, besonders eine Wirthin am Abend, ist am unrechten Faß, man weiß nicht wie, entgegnete das Männchen.

Ihr seid immer der Gleiche, antwortete die Wirthin einlenkend. Schon oft habe ich es gesagt, es gebe keinen wie Vetter Hans Joggi im Nidleboden, der könne immer spaßen und veriren, es kämen ihm Sachen in den Sinn, an die sonst kein Mensch dächte. Doch damit ihr wegen dem Versehen nicht im Kummer seied, will ich expreß ein Licht anzünden.

Lauter war unterdessen das Gespräch geworden, nach Abgang der Wirthin wandte der Alte demselben seine Aufmerksamkeit zu und begriff alsbald, warum es sich handle.

Ein junger Stadtmetzger stritt mit mehreren Bauern. Der Metzger hatte ein gut Stück Stadtstolz im Leibe und einen noch größern Schluck Wein, er war in dem Zustande, welchen die Bauern am geeignetesten fanden, um ein eigenthümlich Spiel mit ihm zu treiben, welches sie in angestammter Kaltblütigkeit gar trefflich verstehen. Dieses Spiel besteht darin, jemand, den man sich auserwählt, durch Reden, Rühmen oder Tadeln oder beides zusammen in Hitze zu bringen und entweder zum Wetten oder zum Schimpfen und Schelten zu verleiten; in beiden Fällen kömmt er in eine stattliche Weinzeche, er weiß nicht wie. Der Metzger war in das Gehäge des Bramabasirens mit seinem Reichthume getrieben worden. Einer der Bauern hatte geäußert, er hätte wohl auch fettes Vieh, verkaufe es aber keinem Stadtmetzger, diese

hätten Geld, aber nur um die Herren zu ſpielen und nicht, die Bauern zu bezahlen. Sehe man ſie auf dem Lande, ſo glaube man, es ſeien alles Engländer, gehe man aber in die Stadt dem Gelde nach, ſo finde man ſie ſo arm wie Kirchenmäuſe. Der Metzger ließ ſich andrehen, ſchimpfte über die Bauern, die bei all ihrem Hochmuth oft nicht ſechs Kreuzer zu Hauſe hätten, um Salz zu kaufen, daher kein fettes Vieh mehr zu finden ſei, und wenn einmal einer drei Batzen zahlen ſolle, ſo müſſe er im ganzen Dorfe vergeblich herumlaufen. So ſpann ſich der Handel an, ſtieg zu immer größerer Hitze, bis ſich endlich der Metzger vermaß, er trüge mehr Geld bei ſich, als ſie Alle zuſammen, ja mehr, als ſie Alle zuſammen zu Hauſe hätten, die Sparbüchſen der Weiber und Kinder eingerechnet. Er werde meinen, ſie hätten es mit ſolchen Sparbüchſen wie die Herren. Dieſe hätten es nämlich damit wie die Weiber mit den Hühnerneſtern, welche ſie immer über den andern Tag leerten. Zornig bot der Metzger eine Wette von zwei Maaß Wein an, er trüge mehr Geld bei ſich, als ſie in einer Stunde zuſammenbringen könnten. Kaltblütig ſpotteten ſie ihn aus, ob er denn meine, wegen zwei Maaß lohne es ſich ihnen der Mühe, mit der Hand in die Taſche zu fahren, geſchweige gar nach Hauſe zu laufen, das wäre allfällig eben gut für Kirchenmäuſe. Der Metzger ſah begreiflich dieſes für einen verſteckten Rückzug an, fuhr um ſo hitziger hintendrein, ſteigerte ſeine Wette bis zu ſechs Maaß hinauf vom Allerbeſten. Ja, ſagte Einer, es wäre doch eine Schande für ſie, wenn ſie alle zuſammen ſo gegen ein Metzgerlein ſtünden; verſpiele er auch, ſo würde er doch ſich rühmen, wie viele Bauern hätten zuſammenſteuern müſſen, um ihn aufzuwiegen. Er hülfe wetten, jenes alte Männchen hinter dem Ofen hätte mehr Geld in der Taſche, als der Metzger. Das ſei ihnen recht, riefen die anderen Bauern. Der Metzger, welcher dieſes für eine neue rückgängige Bewegung anſah, war in hohem Grade erboſt, redete von Hudel- und Fötzelbauern, von denen er ſich nicht zum

Besten wolle halten lassen; was er mit dem alten Lump da solle? Nur nicht so aufbegehren solle er, kriegte er zur Antwort. Ihnen sei es Ernst, er aber scheine es nicht einmal mit einem alten Lump aufnehmen zu dürfen. Das wolle er ihnen zeigen, brüllte der Metzger, warf sechs Gulden auf den Tisch, so viel sollten sie, wenn sie es hätten nämlich, hervormachen. Bei der Wirthin wollten sie das Geld niederlegen, wer gewinne, dem gebe sie seine Einlage wieder, die Einlage der Verlierenden werde in Wein verwandelt. Zögernd, einredend, es werde wohl früh genug sein, zum Gelde zu greifen, wenn die Wette entschieden sei, für sechs Gulden seien sie doch wohl noch lange gut genug, legten sie endlich die sechs Gulden unter Drohen und Fluchen des Metzgers, der zum Stock griff und dem Hund pfiff, zusammen. Die Wirthin sollte es zu Handen nehmen, sagte aber, sie wollte lieber überhaupt nichts mit der Sache zu thun haben, und erst als der Metzger gebrüllt hatte: willst oder willst nicht! strich sie das Geld zusammen und sagte: enfin, wenn ihr's haben wollt! Jetzt strahlte der Metzger im Siegerglanz, trat an des Alten Tisch und rief: Seh jetzt, du altes Rudermännchen, lies deine Kreuzer zusammen und zeige, wie viel du hast!

Der Alte hatte zum ganzen Handel kein Wort gesagt, nun aber angeredet, meinte er: ihn hätte niemand gefragt, ob er wolle oder nicht, und zwingen könnte ihn eigentlich niemand, sein Beutelchen hervorzunehmen. Indessen lenkte er, da der Metzger zum Stock griff und dem Hunde pfiff, ein, es sei ihm am Ende recht, wenn er mittrinken könne, müsse er doch nicht mit zahlen; doch der Metzger müsse zuerst zeigen, wie viel er habe. Dieser zögerte nicht, schnallte den Gurt ab, schüttete die Thaler heraus, daß sie in der ganzen Stube herumfuhren; es fand sich, daß hundertfünfzig Gulden sein Vorrath betrug. Nun, du alter Stöffeler, zeige, was du hast, sagte der Metzger und stellte sich triumphirend vor denselben hin, hinter dem Metzger stellten die Bauern sich auf, zogen an

ihren Pfeifchen und machten einen Rauch, daß sie selbst fast erstickten. Der Alte griff in die Busentasche der Weste, zog eine kleine zusammengedrehte Schweinsblase hervor, wickelte sie auf und sagte, während der Metzger lachte und siegestrunkene Bemerkungen machte über das kleine Beutelchen: es wäre ihm lieber gewesen, man hätte ihn in Ruhe gelassen. Indessen, wenn man es gehabt haben wolle, so habe man es, aber wer verliere, solle es ihm nicht nachtragen, und allweg werde es dem Metzger nichts schaden, wenn er wüßte, daß auch noch außerhalb der Stadt Leute seien. Während er dieses sagte, ließ er den Inhalt der Blase über die Hand laufen und er funkelte schön. Es waren lauter Louisd'ors, doppelte und einfache, wenigstens sechzig an der Zahl. Es war eine Zeit im Canton Bern, wo der Bauer, wenn er den Pflug in's Feld führte oder mit der Schaufel in die Wiesen ging der Wässerung nach, in einer Rinderblase wenigstens seine hundert Thaler bei sich trug, wo man, der Ueberlieferung zufolge, auf großen Höfen bei Erbtheilungen das vorgefundene baare Geld nicht theilte, sondern mit dem Kornmaaß es den verschiedenen Erben zumaß. Der erzählte Vorfall geschah nicht zu jener Zeit, aber Hans Joggi gehörte noch der alten Zeit an und war bekannt deshalb. Der Metzger jedoch in jugendlich städtischem Uebermuthe, der ungeheuer beschränkt ist und alle Tage, aller Bildung zum Hohn und Spott, beschränkter wird, hatte von solchem Besitzthum keine Ahnung, obgleich er oft genug auf's Land kam. Aber er hatte eben leider nicht Augen für alles, sondern nur für die Häuser, wo man guten Wein fand oder willige Mädchen. Der Metzger wurde nun mörderlich zornig, denn die Augen gingen ihm auf, er sah in's angelegte Spiel. Er fing an, sich grimmig aufzublasen, mit Schelmen und Spitzbuben um sich zu werfen, und wer weiß, wie tief in den Schlamm er noch gerathen wäre, wenn der Alte ihm nicht vernünftig zugesprochen, Wirth und Wirthin nicht rechts und links an seiner Seite gestanden wären, zwei zahmen Elephan-

ten gleich, zwischen welche man einen wilden eingefangenen knebelt und bindet. Er ließ sich besänftigen, trank einige Gläser des Wettweines mit, allein es brannte ein solch Raketenfeuer verblümten und unverblümten Witzes auf ihn ein, welches er nicht erwiedern konnte, daß er es nicht aushielt; theils stob er, theils stolperte er von dannen.

Die Bauern lachten zusammen über den glücklich vollführten Streich und ließen den gewonnenen Wein sich wohlschmecken. Hans Joggeli, von den Bauern Kirchmeier titulirt, mußte mithalten und seinen Schoppen stehen lassen, den die Wirthin zurücknahm und für das nächste Mal aufzuheben versprach. Als der Kirchmeier die gewohnte Anzahl von Gläsern getrunken hatte, welche er selten und höchstens um eins überstieg, brach er allen Nöthigens ungeachtet auf. Er war gewohnt wie selten jemand, in allem, Zeit, Speise und Trank ein bestimmtes Maaß zu halten. Dabei sei er wohl, und etwas zu thun, was ihm nicht wohl mache, wäre ja dumm, sagte der Alte nach seiner alten, daher auch bewährten Weisheit.

Als Hans Joggeli sein Schäufelchen hinter der Hausthüre hervorgenommen hatte und von der ihm leuchtenden Wirthin Abschied nehmen wollte, reichte dieselbe ihm ein klein Säcklein. Vettermann, sprach sie, hier hätte ich ein Paar Dreizinke (die Wirthin war nämlich in der Bereitung dieses Backwerkes berühmt), wenn ihr sie etwas schätzet. Sie sind mürbe, und wer mit dem Beißen nicht mehr recht fort kömmt, hat sie zu einem Glase guten Weines lieber als Brod. Wenn Brod noch so weiß ist, so ist es doch immer härter. Ei, danke schönstens, Base, sagte der Alte, daran hätte ich nicht gedacht. Was sollen sie kosten? Was denkt ihr, Vetter, sagte die Wirthin. Wenn ich was dafür wollte, ich hätte sie nicht anbieten dürfen. Es ist ein klein Zeichen, um den guten Willen zu zeigen und wie man es meint. Das, Base, weiß man ja, wie du es meinst, Kosten zu haben deretwegen, wäre

nicht nöthig. Aber wenn du bald kommen willſt, daß ich es wieder gut machen kann, ſo will ich es mit großem, mächtigen Danke annehmen. Gute Nacht gebe dir Gott, Anne Bäbi! Was ich noch ſagen will, Vetter Kirchmeier. Dem Hauptmanne zu Waſchliwyl, der noch ſo von weitem in der Verwandſchaft iſt, aber gar weit, es mag ſich eigentlich niemand beſinnen, wie weit, dem trauet doch recht nicht. Er macht den Herrn, iſt aber ein Lumpenhund. Es weiß kein Menſch, wie geldnöthig er iſt, ſieht er von weitem einen Kreuzer, ſo ſchießt er darnach wie ein hungriger Hund nach einem Stücke Fleiſch.

Was du mir nicht ſagſt, Baſe, entgegnete Hans Joggeli. Erſt in voriger Woche war er bei mir, konnte nicht genug rühmen, wie er und ſeine Familie im Glanze ſei: Rathsherr zu werden fehle ihm nicht und wahrſcheinlich auch ſeinem Bruder nicht, ſie hätten aber dafür gethan und dem Fuchſe gerichtet. Es ſeie ihnen eigentlich nicht wegen ihnen, ſondern wegen der Familie, in der noch kein Rathsherr geweſen ſei, geſchweige zwei. Das ſei allweg eine Ehre, daneben ſei die Familie ſehr groß und vielleicht könne man dann deſto beſſer einander helfen. Da dachte ich bei mir ſelbſt, wenn es ſo ſei, ſo ſei es doch zuerſt an mir, etwas nachzuhelfen, ein Rathsherr iſt immer Rathsherr und eine Ehre für eine Familie, wenn er ſchon daneben ein Lumpenhund iſt.

O nein, Vetter Kirchmeier, o nein, das thut doch recht nicht, dem helfet nicht, ein jeder Kreuzer, den ihr ihm anhängen würdet, wäre eine Sünde. Daneben möchte ich euch nicht befehlen, begreiflich natürlich, aber ein Lumpenhund iſt ein Lumpenhund, mache man ihn zum Rathsherrn oder nicht, und je weiter ſo einer kommt, deſto mehr Schande macht er der Familie, und je mehr Geld er hat, deſto wüſter thut er. Daneben könnt ihr immer machen, Vetter, was euch gut dünket, begreiflich natürlich. Aber was mir in Sinn kömmt, im Küchenſchranke habe ich noch von einer Paſtete, einer beſonder-

bar guten, die Gerichtsmänner konnten gestern die Beine nicht unter dem Tische stille halten, während sie davon aßen. Sie ist besonders mürbe, Teig und Fleisch, beides vergeht Einem auf der Zunge, die will ich euch holen. Sei nur ruhig, Base, antwortete der Alte, du hast dich schon viel zu viel verkösligt wegen mir. Aber ehe er ausgeredet, hatte die Wirthin das Säcklein erhascht und kam alsbald mit dem eingepackten Pasteten-Reste wieder, hing es ihm an die Hand und sagte: Keinem Menschen rede ich sonst zum Bösen, und in eure Sache möchte ich mich nicht mischen, bewahre! Aber im Grabe noch würde ich mich umkehren, wenn ich dort vernehmen sollte, der Hauptmann von Waschlimpl mache mit Vetter Hans Joggeli's schönem Geld jetzt erst recht den Lumpenhund und sei Rathsherr obendrein. Ich glaube, verzeih mir Gott meine Sünde, ich käme wieder und drehte ihm den Hals um in einer schönen Nacht. Selb wird wohl nicht nöthig sein, Base, sagte Vetter Hans Joggeli, und wegen dem zu Waschlimpl habe nicht Kummer. Daneben kann man nichts sagen, was Einer wird, was Einer kriegt, das steht in Gottes Hand, daran kann der Mensch nichts machen. Aber jetzt, Base, muß ich fort, sie werden zu Hause nicht wissen, wo ich bleibe. Vergelts Gott, Base, was du an mir thust, ich glaube nicht, daß ein Mensch in der Welt so an mich denkt wie du. Aber hörst, komm bald und ziehe es ein. Gute Nacht. — Vetter Hans Joggeli, kommt glücklich heim und bald wieder zu uns. Nehmt euch in Acht, dort steht ein Wagen halb im Weg. Es ist doch so finster, soll der Knecht euch begleiten? so sprach die Wirthin mit hochgehaltenem Lichte dem Vetter nachtrappend, bis derselbe nicht mehr zu sehen und zu hören war.

Zurückkehrend brummte sie vor sich hin: Das ist mir ein wunderlicher Heiliger, mit dem weiß man nie, wie man daran ist. Ein zäh ketzers Mannli, der schlägt noch mit unsern Beinen Rüsse von den Bäumen. Aber geizige Leute (und ein wüsterer Kümmelspalter als der läuft nicht auf dem Erd-

boden herum) haben es alle ſo, ſie können nicht ſterben. Drei Tage nach dem jüngſten wird man ſie noch todtſchlagen müſſen. Man iſt doch eigentlich nur ein Narr, daß man dem ſo viel anhängt; wie hat er geſagt? was Einer wird, was Einer kriegt, ſteht in Gottes Hand. Der alte Schelm! Zuletzt hat man Speckſeiten nach einer Wurſt geworfen oder kriegt gar nichts als eine lange Naſe! Das ware der Teufel. Wohl, da würde mein Mann mir den Marſch machen.

Unterdeſſen war der Alte bedächtig ſeines Weges gegangen, ſorgfältig die Mitte der Straße haltend, zu ſeinem Säcklein Sorge tragend, damit das ſo gerühmte mürbe Backwerk nicht Schaden nehme. Trotz ſeiner Vorſicht ſtieß er ſich und ſtolperte. Als er unterſuchte, was ihn faſt zu Falle gebracht, fand er einige hingeworfene Zaunſtecken. Er brummte über die muthwillige Jugend, welche ſo die Arbeit der Alten zerſtöre, ſteckte dieſelben unter den Arm und trug ſie heim, weil er, wie er ſagte, es für nützlicher hielt, wenn er daheim damit einen Kaffee machen ließe, als wenn wilde Buben ſie fänden und mit denſelben ſich die Köpfe zerſchlügen.

Schwer bepackt alſo mit Paſteten und Stecken wandte er ſich einem großen Hauſe zu, welches etwas ſeitwärts vom Wege in einem prächtigen Baumgarten ſtand. Es war des Alten ſelbſteigenes Haus, denn der Vetter Hans Joggeli und Kirchmeier ſeines Titels war der reiche Bauer im Ridleboden, ein alter Knabe, welcher größern Hof hatte und mehr Liebhaber als manches ſchöne Mädchen ohne Hof und ohne Geld. In ſeinem Teſtamente oben an zu ſtehen hätten ſo Viele von ganzem Herzen ſich ſelbſt gegönnt. Es lohnte ſich aber auch der Mühe zu erben, denn das Erbe beſtand nicht bloß in einigem zerbrochenen Geſchirre, etlichen alten Strümpfen und alten Schuhen ohne Sohlen oder ſonſtigem Gerümpel, ſondern aus einem der ſchönſten Höfe, nicht umſonſt der Ridleboden genannt, und aus Kapitalen, deren Betrag niemand kannte, welcher aber ſehr hoch ſich belaufen mußte, denn wenn irgend-

wo ein Hausvater ſtarb, deſſen Nachlaß gerichtlich unterſucht wurde, ſo fand es ſich zumeiſt, daß er dem Kirchmeier im Nidleboden ſchuldig war. Ob der Kirchmeier bereits ein Teſtament gemacht habe oder nicht, darüber wurde viel disputirt, aber nie ſicher ausgemacht; dieſe Ungewißheit eben unterhielt die Hoffnung der Liebhaber und mehrte den Eifer in ihren Bewerbungen. Zudem hatte er weder Brüder noch Schweſtern, keine ganz nahen Verwandten. Daher die Concurrenz um ſo freier, die Verwandtſchaft aber um ſo größer. Vettern und Baſen hatte er unzählige, wie Sand am Meer. Es war ſich aber nicht zu verwundern, denn wenn auch nicht ganz bis zu Adam hinauf, ſo doch bis zu Noah wußte man ihm die Verwandtſchaft herzuleiten, daß er oft ganz darüber erſtaunen mußte. Der Nidleboden gewann daher faſt das Anſehen eines berühmten Wallfahrtsortes, wohin es Hunderte zieht, bei einem Wunderthäter ihr Heil zu ſuchen. Vetter Hans Joggeli war der wunderliche Heilige, um deſſen Gunſt man buhlte und nie umſonſt, denn hoffnungslos entließ er nimmer eine Creatur. Aber was dann ſo ein Wallfahrer, der ſich erhört glaubte und freudigſt heimzog, für ſaure Augen machte und häßliche Geſichter ſchnitt, wenn ihm, Wegziehenden, Dahinziehende begegneten, welche ihn um die gewonnene Gunſt und Gnade bringen konnten möglicherweiſe. Zwiſchen Gottes Gunſt und Gnade und eines Menſchen Gunſt und Gnade iſt nämlich ein gar mächtiger Unterſchied. Unendlich iſt die Gnade Gottes und groß genug für Alle, endlich und gar klein eines Menſchen Gunſt, und gar Wenige vermögen daran ſich zu erſättigen. Vetter Kirchmeier ließ kaltblütig das Ding ſich gefallen, gab kein böſes Wort von ſich, nahm, was man ihm brachte, that daneben, was ihm wohlgefiel.

Mit vielem Behagen legte der Alte, welcher, beiläufig geſagt, aus ſeinen Waldungen jährlich für einige hundert Gulden Holz verkaufte, in der Küche ſeine erbeuteten Stecken ab und ſagte: Sieh, Mareili, was ich dir gekramet habe, mit

denen iſt morgen gut Kaffee kochen. Wenn es Kram hätte ſein müſſen, ſo wäre ihm gar manche Sache anſtändiger geweſen, als ſolche unſläthige Knebel, antwortete die angeſprochene Perſon, ein großes ſtattliches Mädchen, mit breitem Geſicht, unangenehmem Ausdruck, aber ſchön farbicht und ſonſt überall ſchön nach ſelbſteigenem Urtheile.

Um dieſe Staatsperſon herum ſchoß eine andere Maid, die war nicht viel kleiner, aber um die Hälfte dünner, ſpärlich angethan, während die andere es ſtaatsmäßig war, hatte ein viel weniger gefärbtes Geſicht, keinen Schild, breit wie eine Kuchenſchüſſel, Amors Pfeile herausfordernd, ſondern bloß ein lebendiges, freundliches, zu welchem man alsbald das Zutrauen hatte, es könne mit Andern fühlen und für Andere denken, — ſo eine ſchoß um die andere herum, nahm dem Alten ſeine Beute ab und legte ſie, wo man am folgenden Morgen zuerſt nach Feuerung griff.

Entlaſtet wandte ſich der Alte der Stube zu, ſetzte ſich hinter den Tiſch und packte ſein Säcklein aus. Ihm nach brauſte Mareili, in der einen Hand die Kaffeekanne, in der andern den Milchhafen, ſchnauzte über die Achſel: Bäbi, bring die Röſte! Als Mareili ſah, daß der Vetter für ſich was Anderes gekramet als hölzerne Knebel, zog es ein noch ſchieferes Geſicht, meinte: Oder ſoll ich es draußen laſſen, der Vetter hat mürbern Kram für ſich, als er mir gebracht, ſolcher könnte mich auch gelüſten. Nimm, wenn du willſt, antwortete der Kirchmeier ruhig, ſie ſind von der Baſe beim Bären; wie die macht ſie keine und meint es ſo gut mit Einem, nimm doch, nimm! Wer wollte von dieſer was mögen, kein rechter Menſch ſieht die ja mehr an, das iſt die falſcheſte Frau, welche auf zwei Beinen läuft! Aber wenn es nur geſchmeichelt iſt, ſo iſt's Vielen recht, ſchnauzte Mareili und ſchoß zur Thür hinaus.

Der alte Kirchmeier blinzte dem davonfahrenden Mädchen nach, ließ die Dreizinke und den Kaffee ſich wohl ſchmecken,

frug Bäbeli, welches Mareili nachwollte, allerlei über den Verlauf des Nachmittags. Plötzlich fuhr Mareili wieder herein und Bäbeli an: ob es denn nichts mehr zu thun wüßte, als da zu stehen und Maulaffen feil zu halten, und wenn er nicht mehr möge, so wolle es die Kanne und den Topf hinaus tragen, um endlich fertig zu werden mit Abwaschen, das Feuer brenne bereits lange genug unnöthigerweise, und Zeit wäre es auch, daß man an die Ruhe könnte. Am Ende sei man kein Hund, ein Mensch aber müsse geschlafen haben. Nimm, sagte der Alte, ich kann es machen. Und wegen dem Schlafen, denke ich, könntest du es ebenfalls machen, wenn du nämlich die Zeit, welche du dazu hast, auch zum Schlafen brauchst.

Pung, fuhr die Thür zu, daß die Fenster klirrten und bellend der Hund unter den Ofen hervorfuhr. Es ist wieder bös Wetter sagte der Alte gelassen und ergeben vor sich hin. Der Liebeshandel mit dem Halunk verdreht dem Mädchen den Kopf; es ist Zeit, daß man dem Ding ein Ende macht, ehe es ein Unglück giebt.

Dieser Halunk war nämlich ebenfalls ein Vetter, welchen der Alte lange im Hause gehabt, ja eigentlich erzogen hatte und am Ende genöthigt war, ihn fortzujagen. Derselbe hatte sich in den Glauben verlaufen, er sei des Vetters unwiderruflicher Erbe, war stolz, ungehorsam, verschwenderisch geworden, trieb den dummen Uebermuth, der fast unerklärlich ist, wenn man nicht an die Verstockung denkt, an die Ohren, welche nicht hören, die Augen, welche nicht sehen, so weit, daß er die Ermahnungen des Alten nicht bloß in den Wind schlug, sondern ihnen förmlich Trotz bot. Wenn es aber nicht anders zu machen war, so wußte der Kirchmeier sich ernstlich und gründlich zu helfen; so hatte er den Jungen aus dem Hause gejagt, aber aus dem Kopfe konnte er ihm den Traum, Nidlebodenbauer zu werden, nicht jagen. Durch Mareili, ebenfalls eine ins Haus passirte Base, welche Erbin zu werden hoffte, meinte er, seinen Traum in Erfüllung zu bringen. Er unterhielt mit

Mareili einen Liebeshandel, welcher dem Alten äußerst zuwider war. Aber Mareili hatte ebenfalls keine Ohren für des Alten Warnungen, es stand auf der Culturstufe, wo man durch Vorgänge sich nicht warnen läßt, sondern sich berufen glaubt, sich selbstständig in der Welt seine Geschichte zu machen, nach ganz neuen Grundsätzen und Regeln. Die guten Kinder begreifen nicht, daß es wohl alle Jahre neue Kinder giebt, die Welt aber die alte bleibt, daß die Kinder nagelneue Träume kriegen, die alte Welt dagegen im alten Trappe und Gange bleibt.

Nicht lange nach jenem Abend, an welchem Vetter Hans Joggeli in stillem Selbstgespräch uns seinen Entschluß verkündet hatte, sah man eine lange Frau auf das Haus zukommen. Sie hatte eine spitze Nase im Gesicht, ein Säcklein in der Hand. Noch war sie lange nicht beim Hause, als Mareili rasch ihr entgegen fuhr und sich bei ihr stellte und so lange bei ihr stand, daß man hätte fast glauben sollen, unser Herr Gott hätte ein Wunder verrichtet und die beiden Weiber zu zwei Thürlistöcken werden lassen. Süßes hatten sie nicht zu verhandeln, wie man von weitem merken konnte, denn sie machten Gesichter, als ob sie angestellt wären, um Pfeffer-Körner zu kauen. Endlich wurden beide wieder flott und bewegten sich langsam dem Hause zu. Mareili verwarf schrecklich die Hände, die Nase der Frau schien um ein sehr Bedenkliches länger und spitzer geworden zu sein.

Vetter Hans Joggeli wartete den Besuch gelassen in der Stube ab. Gott grüße euch, Vetter Kirchmeier, sagte die eintretende Frau und reichte ihm die Hand. Immer wohl auf, ganz jung noch, fuhr sie fort, das freut mich. Ja, ja, Gott Lob und Dank, wohl auf bin ich, und wenn es unseres Herr Gotts Wille ist, so habe ich noch ein Weilchen zu leben und kann Gottes Güte genießen. Meine Großmutter wurde siebenundneunzig Jahre alt und ich habe manchmal gehört, man schlage den Großeltern nach. He, ja, ja, sagte die Frau, ein schönes Alter, ich möchte es euch gönnen. Mir wäre es nur

zu lang, kriegte Langeweile. Euer Großvater, wenn mir recht ist, der starb sehr jung. Ja, sagte der Kirchmeier, er fiel von einem Kirschbaume, aber die Leute, welche ihn gekannt, haben immer gesagt, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte er hundertjährig werden können.

Da machte die Base wieder ein Pfeffer-Angesicht, sagte jedoch so freundlich als möglich, sie hätte gedacht, sie müsse doch mal sehen, was der Vetter mache, es stürben so viele Leute ungsinnet, man vergrabe fast alle Tage zwei bis drei Personen, daß es Einem angst werde um seine Bekannten, besonders wenn sie so alt seien. Auch müsse sie einmal fragen, wie sich Mareili stelle und ob es ihm noch immer anständig sei. Danke, Base, meinetwegen brauchst du nicht Kummer zu haben, ich bin wohl, und Mareili geht es auch nicht bös, es dünkt mich, es werde alle Tage munterer und hübscher.

Ein schlecht Aussehen habe es nicht, sagte die Mutter, doch werde das kaum vom Guthaben kommen, aber es sei von Art so, daß alle Speisen noch einmal so wohl anschlügen bei ihm als bei Andern, während die Arbeit ihm nichts schade. Das wird sein, sagte der Vetter, hieß Mareili Wein bringen und zu essen, was es Gutes habe. Unterdessen packte die Base eine Züpfe aus und legte sie auf den Tisch, es war aber eine kleine magere, so ein Ding, welches was vorstellen sollte und zu dessen Herstellung das Kleinste Einen gereut. Sie habe dem Vetter zu Zeichen ihrer Gutmeinenheit bringen wollen, so was recht Mürbes, welches so alten Leuten sonst am anständigsten sei. Jetzt müsse sie sich schämen, aber der Schelm, der Bäcker, sei schuld. Sie habe ihm zwei Mäß Korn gegeben, zwei Pfund Butter und zwei Dutzend Eier, und jetzt mache er ihr so ein klein erbärmlich Ding, welches ein Huhn im Schnabel forttrüge. Der Vetter müsse den guten Willen für die That nehmen. Das wäre gar nicht nöthig gewesen, sagte der Alte, er hätte ja längst Ursache, zu wissen, wie gut sie es meine. Und man solle ihn nur nicht verderben und ihm zu viel Gutes

bringen. Da sei auch die Wirthin beim Bären zu Zinggiwyl, die meine auch, wenn sie was Gutes backe, so müsse er davon haben. Selb sei doch nicht nöthig, am Ende könnte er noch essen, was die Andern, der Magen sei gut und das sei die Hauptsache. Auch mit dem Beißen gehe es nicht so bös, es sei mancher Junge, welchem mehr Zähne fehlten als ihm, sie solle nur sehen. Es war fast, als ob über die gut erhaltenen Zähne des Vetters der Base das Beißen verginge. Indessen erholte sie sich bald und ließ sich, was da war, wohl schmecken. Die Base war eine von den höchst interessanten Personen, welche die Kunst verstehen, Essen und Reden so zu vermitteln, daß nicht nur keins dem andern Eintrag thut, sondern das Reden Essen und Trinken gleichsam verdeckt. Essen und Trinken, der Rede nach, helfen ihr den gehörigen Nachdruck geben, gleichsam die wahre Interpunction.

Während die Zähne schwere Pflichten erfüllten, stieß sie mit ihrer spitzigen Zunge, welche noch spitziger als die Nase war, in der ganzen Verwandtschaft herum, spießte ein Glied nach dem andern, hielt es kürzer oder länger über das heiße Feuer ihrer Bemerkungen, und wem sie recht wohl wollte, dem pfefferte sie noch mit dem früher gekauten Pfeffer. Mit besonderer Sorgfalt wurde geschmort und gepfeffert die Bärenwirthin, daß sie zusammenschmerte, nicht größer ward als ein Bein auf einem Schindanger und einen Geruch von sich gab wie eine Katze, welche seit acht Tagen im Speicher ein elend Ende gefunden. Dann mußte über das Feuer der Vetter zu Waschliwyl, wirklicher Hauptmann und Rathsherr in Hoffnung. Diesen zerrte sie auseinander und zerschnefelte ihn, daß man mit einer Leber, welche man zu einer sauern machen will, nicht ärger umgehen kann. Sie wußte alles, was er als Hauptmann gethan, und noch viel mehr, was er als Rathsherr thun werde. Hinter alles, so gleichsam als Ausrufungszeichen, setzte sie centnerschwere Seufzer, sagte endlich: sie wüßte noch was, aber sagen werde sie es nicht; über das Herz könnte sie es nicht

bringen, geschweige über die Zunge. Vetter Kirchmeier mußte die Hebamme machen, das Schreckliche erst über das Herz, dann über die Zunge befördern, endlich, nachdem die Base noch einige wenigstens zwei Centner schwere Seufzer losgelassen, sagte sie: ja, sie wolle es sagen, aber der Vetter solle doch nicht meinen, sie habe es erdacht, sie könne zwanzig Zeugen stellen für einen, daß der Lumpenhund es gesagt habe. Wenn derselbe nämlich sich fest getrunken, mit den Thalern um sich werfe, als ob es Kieselsteine wären, daß die Leute die Hände über dem Kopfe zusammenschlügen, prahle er, wie das nichts sei und noch ganz anders gehen müsse, wenn einmal der Alte im Nidleboden die Nase unter der Erde hätte. Dort sei er Haupterbe, der Alte halte viel auf der Familie, und werde er zum Hauptmann noch Rathsherr, so fehle es ihm nicht, dem wolle er dann die grauen Thaler sonnen. Das Herz wolle es ihr abdrücken, wenn sie so was vernehmen, und wenn sie das schöne Gut in solchen Händen sehen müßte, sie glaube nicht, daß sie es überlebte. Und Ernst war's der Base, denn sie nahm das Nastuch und wischte die Augen, daß es eine strenge Sache war. Habe deretwegen nicht Kummer, Base, sagte der Alte, mit dem linken Auge blinzend, aber nur ganz leise, unser Herr Gott wird schon sorgen, daß alles an den rechten Ort kömmt, und was er thut, ist wohlgethan. Uebrigens wird auch nicht alles wahr sein, was man über den Hauptmann sagt, die Leute reden gar viel, besonders in den langen Tagen. Und wäre es auch, denk o, Base, so kann er sich ja bekehren, unser Herr Gott hat schon größere Sünder bekehrt, als der Hauptmann einer ist. Bei Gott seien alle Dinge möglich, steht geschrieben.

Die Base wurde blaß und antwortete mit verhaltenem Grimme: es werde noch manches geschrieben stehen, wo es gut wäre, daß man daran dächte. Daß aber der liebe Gott mit einem Unflath wie der Hauptmann sich werde abgeben wollen, selb zweifle sie. So viel sie wisse, stehe nirgends geschrieben,

daß er das Wüſteſte alles austrappen wolle. Aber, was ich eigentlich ſagen wollte, lenkte ſie ein, ich hoffe, ihr habet es nicht ungerne, das iſt wegen Mareili's Kleidern. Wie bräuchlich und anſtändig iſt das Mädchen nicht verſehen, jede Herrenköchin geht beſſer. Denkt, es hat nur vier Mieder, das neueſte ſchon drei Jahre alt und nicht mehr als drei Dutzend Hemden, denket o, Vetter. Vom Uebrigen will ich nur nicht reden. Ich zürne es nicht an euch, ich weiß, daß das Mannsvolk in ſolchen Sachen keinen Verſtand hat, aber da dachte ich, wofür unſer Einer eigentlich auf der Welt ſei, als für Verſtand zu machen, wo er fehlt.

Da, Baſe, ſagte der Alte, habt ihr ganz recht, man ſinnet nicht an ſolche Dinge, aber wenn man uns den Verſtand macht mit Manier und nicht mit dem Holzſchlegel, ſo ſind wir dankbar. Ja freilich, Mareili muß Kleider haben, wie es ſich gehört. Laßt ihm machen, was ihr nöthig findet, und was es koſtet, zahle ich. He nun, das wäre eins, und ihr ſollt Dank haben, habe ich doch gleich gedacht, es fehle euch nur am Verſtand und nicht am guten Willen, und wo der Wille iſt, da kann man dem Verſtand immer nachhelfen, mit Manier, verſteht ſich. Nun iſt aber noch eins, was anders ſein muß, mein Mädchen kann ich nicht ſo dabei laſſen. Das andere Mädchen, Babi oder wie es heißt, welches ihr da in's Haus genommen, ohne Mareili zu fragen, ob es ihm anſtändig ſei und ob es daſſelbe auch brauchen könne, das iſt ihm grauſam zuwider und das muß fort, ſonſt geht Mareili. Es hat gar keine Hülfe von ihm, es kann nichts, will ſich nicht berichten laſſen, weiß nichts als Streit und Klatſchereien anzuſtellen, Alles hinter einander zu treiben. Es iſt das ſchlechteſte Menſch, welches unter der Sonne herumläuft, Vetter, und das iſt es, ihr mögt es immer glauben oder nicht, Vetter.

Da kömmſt du mir gerade auf den rechten Punkt, Baſe, antwortete der Alte, gerade von dem habe ich dir anfangen wollen, es iſt dann doch nicht, daß unſer Einer gar nichts fin-

net. Der Base ward doch etwas bange, sie hatte zu tief gegriffen, indessen ließ sie sich's nicht merken. Sieh, Base, fuhr der Alte fort, ich habe gedacht, Mareili versaure, bringe hier seine besten Jahre zu ohne etwas zu lernen. Das ist wahr, sagte die Base, gut hat es das Mädchen nicht, es hat mich schon manchmal erbarmet, und dazu so angebunden und eingeschränkt, daß ich es fast heimgenommen hätte, wenn ich nicht gedacht, es werde einmal dafür belohnt. Verstoßen werdet ihr es doch jetzt nicht wollen.

Der Alte ließ sich nicht irren. Bös hat es das Mädchen nicht, es heißt sie niemand mehr machen, als es kann, es giebt viele Bäurinnen das Land auf, das Land ab, sie sind nicht so viel Meister als es, aber wie junge Mädchen sind, es hat es auch je besser, desto lieber. Darum dachte ich, wie es wäre, wenn Mareili noch in's Welschland ginge, die Sprache zu lernen, das Kochen, Manieren und Lebensarten und sonst noch allerlei. Dort könnte es zuerst Kellnerin sein. Ich habe drinnen einen guten Bekannten, wo das Mädchen es hätte wie eine Herrenfrau, besser wäre nichts. Später könnte es, wenn es Lust daran fände, zur Wirthin gerathen. Wirthshäuser zum Kaufen giebt es genug, und kömmt die neue Straße hier durch, wie die Rede geht, so wäre dort unten beim großen Nußbaum der schönste Platz zum Bau eines neuen. Der Base war bei dieser Rede ein Stein von dem Herzen gefallen und ein Licht aufgegangen. Die Sache gefiele mir so übel nicht, sagte sie, aber ich muß an euch denken. Wie könnt ihr es machen, wenn Mareili fort ist? Mit Bäbi ist ja nichts, und je eher ihr die Dirne fortjagt, desto wohler seid ihr. Ich werde für jemand anders sorgen müssen? Vielleicht wüßte ich jemand, wenn die Sache nämlich auch Mareili anständig ist; das ist die Hauptsache.

Natürlich, sagte der Alte, und es wird mir ungewohnt vorkommen, wenn es fort ist, aber man muß sich leiden können in der Welt. Mareili wird viel kosten, da denke ich nicht,

mir neue Koſten zu machen. Mein alter Knecht hat ſeine Frau im Küherſtöcklein, die könnte einſtweilen eintreten. Wenn dann Mareili Sprache und Kochen gelernt hat, und es will einſtweilen wieder zu mir, ſo findet es, wann es will, ſeinen Platz wieder und die Frau kann wieder in's Küherſtöckli. Und dann das Menſch, die Bäbe, was wollt ihr mit dem? frug die Baſe. An dieſes habe ich nicht gedacht, ſagte der Vetter, allweg kann es nicht ſo bleiben, man muß ſehen, was zu machen iſt. Die Hauptſache iſt jetzt, daß ihr mit Mareili redet.

Es war der Baſe etwas da im Wege, ſie wußte aber nicht recht was, denn der Alte machte das ehrlichſte Geſicht von der Welt, überhaupt hatte ſie zu viel Selbſtbewußtſein, um zu fürchten, ſo ein alt dumm Männchen könnte ſie überliſten. Allweg wohne ſie nicht weit, ſagte ſie, und könne immer ein Aug' zur Sache haben, und wenn der Vetter ſie nöthig hätte, ſo könne er ſie rufen laſſen, ſei es Tag oder Nacht, ſo ſcheue ſie für ihn weder Wind noch Wetter.

Unerwartet ſchien Mareili ein Stein des Anſtoßes, bitterlich begehrte es mit der Mutter auf, daß ſie es wolle austreiben helfen; es merke den Spaß wohl, aber lebendig bringe man es hier nicht fort. Unverrichteter Sache mußte die Mutter abziehen, und wie ſpitz ſie die Sache auch überſchlug, in's Klare kam ſie nicht, wer Recht hatte, der Kirchmeier oder das Mareili. Aber ſonderbarer Weiſe wandte über Nacht Mareili's Sinn ſich, wie die Fahne auf dem Thurme ſich kehrt, und wer die Ausführung des vetterlichen Vorſchlages auf das emſigſte betrieb, war Mareili. Es gab Leute, welche die Umwandlung über Nacht Mareili's Liebhaber zuſchrieben, welchem die Ausſicht auf eine Wirthſchaft die ſchönſte Ausſicht in der Welt ſchien.

Staatsmäßig ausgerüſtet, mit Geld wohl verſehen, fuhr endlich Mareili dem Weltſchland zu, und wenn ein Mädchen zum erſten Male in die Welt hinausfährt, ſo hat es bekanntlich viele Gedanken über die Glückſeligkeiten alle, welche ſich

ihm dutzendweise aufdrängen, über den tiefen Eindruck, welchen es auf die Welt machen werde. Mareili dachte absonderlich daran, daß man nie wisse, was es geben könne, daß aber, wenn es im Weltschland zu einem reichen Engländer käme, welcher es mit Teufels Gewalt zur Frau haben wollte, so früge es eigentlich dem Nidleboden nicht so viel nach und würde nicht Nein sagen. So ein Tröpfli sei es am Ende denn doch nicht, daß es meine, man könne nur an einem Orte leben und dazu noch an einem, wo man so bös haben, so schwere Arbeit verrichten, so wenig schlafen könne; am schönsten sei es doch da, wo man bei vielem Gelde essen und trinken könne, was Einem gut dünke, arbeiten könne, so wenig, schlafen, so viel als man wolle, und thun, was Einem ankomme.

Auf solche Höhe des Weltbewußtseins erhob sich Mareili's Mutter nicht, sie hing an der Schelle, sie hing am Nidleboden mit Leib und Seele. Sie war öfter dort, als es dem alten Kirchmeier lieb war, und zeigte Gelüsten zu einem Regimente, welches höchstens der leibhaftigen Nidlebodenbäurin zukam. Doch zügelte sie nach und nach ihren Eifer, als sie sah, daß im Nidleboden alles in gewohntem Gange blieb, und wenn auch die Bäbi nicht fortgejagt wurde, so gab sie ihr doch keine Ursache zur Bekümmerniß. Der Alte ließ die Bäbi immerfort das Schwerste verrichten, hielt sie sehr knapp in den Kleidern, obgleich sie eigentlich auch Base und Pathin war, gab ihr überhaupt keine Zeichen irgend eines besondern Wohlwollens, sondern jagte sie von früh bis spät ununterbrochen auf ihren armen Beinchen herum. Mit des Knechts Frau dagegen schloß die Base einen Bund. Diese ward ihre Vertraute. Und wenn sie dieselbe auch nicht zu ihrem Cerberus oder Höllenhund machen konnte, welcher außer unter gewissen Bedingungen niemand aus- und einließ, so machte sie dieselbe doch zu ihrem Wärter und Zöllner oder Berichterstatter, welcher melden sollte, wer aus- und einging, überhaupt alles, was passirte im Nidleboden. Wie treu dieser Berichterstatter der Base war, wissen

wir nicht, aber man hat Beispiele, daß solche Berichterstatter zwei Hände haben, daß beide nehmen und beide wohl wissen, was sie thun. Uebrigens war dieser Posten wirklich ein wichtiger, es gab viel zu berichten, denn wie oben gesagt worden, der Nidleboden war ein Wallfahrtsort, an welchem die Pilgrimme zahlreich aus- und eingingen, manchmal auch fuhren.

So fuhr eines Tages eine Chaise vor das Haus, das war im Nidleboden ein Ereigniß; Bernerwägeli sah man wohl öfters, aber Chaisen waren rare Vögel. Aus der Chaise stieg ein großer Mann oder Herr, wie man lieber will, denn man konnte ihn für das eine oder andere annehmen, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite ansah. Aus der Chaise nahm derselbe ein rundes Paket und frug dem Kirchmeier nach. Man lief nach demselben im Hause herum. Unterdessen ging der Herr um's Haus herum, und siehe da, der Vetter Kirchmeier war bereits zum Hinterthürchen hinaus und beinelte im Geschwindschritt durch die Bäume, mit dem Wasserschäufelchen auf der Achsel.

Der D.... Schelm will entrinnen, wohl, dem will ich, brummte der Herr, dann rief er: Vetter, Vetter, wo aus so schnell? Vetter Hans Joggeli, der nie die Schärfe eines Sinnes verbarg oder verläugnete (man könne sich mit so was versündigen, sagte er), kehrte alsbald sich um und sagte: Ei der tausend, Vetter Hansli, seid ihr es, ein seltener Gast und so dick und so schön! Das trifft sich doch gut, fünf Minuten später, ich wäre fort gewesen, und das wäre viel zu übel gegangen. Vetter Hansli, der nagelneue Vetter war ein Prachtkerl, besonders für Alle, welche ihn nicht näher kannten, sondern bloß reden hörten oder ihn von weitem sahen. Er redete von allem, er handelte um alles, er erlaubte sich alles, er übertraf alles, kurz er war eben ein Prachtkerl. Vetter Kirchmeier, sprach Hansli, ich will euch nicht aufhalten, es wäre mir leid, wenn ich euch versäumte, er möchte ihm nur guten Abend sagen und was abgeben. Auf einer Reise in's Oberland hätte

man ihm irgendwo Käs aufgeſtellt, ſo zart und mild wie ein ſechszehnjährig Mädchen. Da hätte er alsbald an den Vetter Kirchmeier gedacht, der wäre für ihn, und ſo ein Käschen ihm mitgebracht.

Ihr ſeid doch immer der Brävſte, antwortete Vetter Hans Joggeli, ſo an einen alten Vetter zu denken und noch dazu im Oberland und wenn euch der Käs an die milden, zarten Oberländerinnen erinnert. Kommt herein, drinnen iſt's kühler, beſſer läßt ſich ſchwatzen dort. Nach einigen Complimenten, daß er nicht verſäumen wollte, und nach ſcherzhaften Antworten, wie die Matten ihm nicht fortlieſen, dieweil ſie ſehr alt ſeien und froh ſich ſtill zu halten, brachte Vetter Hans Joggeli den Vetter Hansli in die Stube.

Als Hansli ſaß, ſagte er: ja, aber ſchuld wolle er doch wahrhaftig nicht ſein, wenn er heute den Kehr habe und das Waſſer nehmen könnte, jetzt ſei das Wäſſern gut und mit der Sache ſei es nicht wie mit einer andern, welche man morgen oder übermorgen nachholen könne, wenn man ſie heute verſäume. Habt deretwegen nicht Kummer, antwortete der Alte, was ich nicht mache, kann ein Anderer machen. Witzig wäre es nicht für ein alt Mannli, wie ich bin, wenn er allein da ſein wollte für eine Hauptarbeit, über Nacht kann es mir ja fehlen, und dann, wenn niemand da wäre, der um die Sache wüßte, ſo ging es übel. Das Wäſſern lernt man nicht in einem Tage und wenn man es ſchon auf einer Matte kann, ſo muß man es auf jeder neuen Matte neu ſtudiren. Se, habt ihr dann jemand, dem ihr es anvertrauen dürft? fragte Hansli halb erſchrocken.

Den Melker nehme ich mit, wenn er Zeit hat, und zeige ihm, wie die Sache gemacht ſein müſſe. Er iſt nur ein jung Bürſchchen, aber ein gutes und hat Fleiß zur Sache. Ich bin ſein Pathe und ſoll auch noch der Vetter ſein. Selb weiß ich aber nicht beſtimmt, mein Kopf iſt zu klein für die große Verwandtſchaft, und manchmal hat es mich faſt dünken wollen,

als wüchsen alle Jahre neue Bettern und Basen aus dem Boden herauf wie der Naturklee in guten Aeckern. Sei aber das, wie es wolle, so ist es allweg eine schöne Sache um so große Verwandtschaft, setzte er blinzend hinzu.

Hansli wurde krebsroth, als er von einem Melker hörte, welcher Pathe und Vetter zugleich war, dem der Vetter noch obendrein das Wässern lehrte und es ihm anvertraute, es stellte ihm förmlich den Athem und eine Weile ging es, bis sein Redwerk wieder lief.

Er wolle ihm nicht mit Kaffee aufwarten, sagte der Kirchmeier, er denke, er werde es haben wie er und mehr Liebhaber sein von einem Glase Guten. Am Morgen nehme er den Kaffee gern, aber am Abend wolle er lieber drei Gläser guten kühlen Weins, als eine Tasse heißen Kaffee. Auch holte der Kirchmeier nicht bloß eine Flasche, sondern eine ganze Maaß, so daß Hansli das Herz im Leib hüpfte vor Freude und er sagte: Potz, Vetter, ihr habt es gut im Sinne mit mir oder meinet, mit wenigem könne ich es nicht machen. Es sei ihm um ihn selber, er sei durstig, und wenn er trinke, so sei er gerne ruhig und laufe lieber nur ein Mal in den Keller statt zwei und drei Mal, sagte der Kirchmeier, schenkte fleißig ein, und je fleißiger dieses geschah, desto flüssiger ward Hansli's Rede. Das waren seine Glanzmomente, wenn er hinter einem Glase Guten schwadroniren konnte über alles Mögliche, daß die Schwarten krachten, und zu jemanden, der ihm nicht widerredete, dem er nicht so viel Verstand zutraute, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Dann war die ganze Welt sein Gebiet, den Lappländern gab er so gut ihren Theil, als den Engländern, Napoleon schien gegen ihn ein alt Weib, Metternich ein Schulbub, Peel ein veralteter Fiel, und was das Geschäftemachen anbetraf, so waren die sämmtlichen Gebrüder Rothschild im Vergleich zu ihm elende Grämpler und Lumpensammler, und wenn sie reicher seien als er, so komme es lediglich daher, daß sie bessere Zeiten gehabt als er. Das sei halt eine Sache, und

wenn man alles könne und wenn man noch so geschickt sei und noch so kuraschirt, eins könne man nicht, die Zeit machen könne man nicht.

Beifällig nickte dazu der alte Kirchmeier mit dem Haupte und sagte: Ja, ja, das ist allweg eine Sache mit der Zeit, die kann kein Mensch machen; da habt ihr ganz recht, Vetter, das ist eine ganz aparte Sache mit der Zeit. Von Welt-Politik und Rothschildischem Handel glitt Hansli wie ein Diplomat mit Anlagen unvermerkt weiter bis auf Kühe und Kuhhandel. Weitläuftig erzählte er dem Vetter, was das für ein Handel sei (ja, ja, das ist ein Handel, nickte der Alte), von den böseſten, er könne es Einem sagen. Er sei nie sicher, daß er nicht betrogen werde und doch werde ihn nicht Mancher darin übertreffen, es würden ihm sonst nicht so viel Leute auftragen, für sie Kühe zu kaufen, wenn sie nicht wüßten, wie berühmt und glücklich er mit den Kühen sei. In nächster Woche gehe er nach Erlenbach, so wie dort treffe man sie nirgends. Er habe schon zwar viele Aufträge, aber wenn er dem Vetter Kirchmeier etwas dienen könnte und derselbe es ihm anvertrauen wolle, so wolle er ihn versorgen, daß er selbst sagen müsse, so hätte ihn noch niemand versorget. Das glaube er, sagte Vetter Hans Joggeli und blinzete leise links. Indessen, da er bereits für so Viele sorgen müsse, so wolle er ihn nicht belästigen, auch glaube er, er könne es einstweilen machen im Stalle ohne zu ändern. He, sagte Hansli, wann Vetter Kirchmeier was nöthig hat, so geht dies allem Andern vor. Wenn er erlaube, so wollten sie mit einander ein wenig in den Stall. Es nehme ihn wunder, wie er versehen sei, vielleicht könne er ihm was rathen. Er wisse wohl, daß der Vetter seiner Zeit im Handel ein Tüchtiger gewesen sei, so daß weit umher ihm keiner gleichgekommen. Aber wer nicht auf allen Märkten herumkomme, kenne Kauf und Lauf nicht, und wenn man sich nicht alle Tage damit abgebe, komme man aus der Uebung. Eben, sagte der Alte und führte den Vetter dem Stalle zu. Derselbe

unterließ nicht, bei seinem Eintritt in denselben Glück in den Stall zu wünschen, ein alt üblich Zeichen oder gleichsam eine Verwahrung, daß man in gutem Sinne ihn betrete, ihn nicht zu verhexen begehre.

Hierauf hielt derselbe über die zehn Kühe und übriges junges Vieh förmlich und staatsmäßig Heerschau, accurat wie ein General über eine Division. Zuerst marschirte er (ein General galoppirt gewöhnlich, was aber in einem Stall nicht wohl thunlich ist) den Stall entlang, um einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen, dann schritt er zur Specialrevue. Er trat zwischen die verschiedenen Häupter, d. h. zwischen die Kühe, denn man sagt in der Schweiz oft, der Bauer hat zehn Häupter im Stalle, d. h. zehn Kühe, curios das und fast anzüglich. An diesen Häuptern und deren Leibe griff er herum, zog die Haut von den Rippen, faßte die Euter, fuhr in der Krippe herum, wischte allerlei daraus herauf, kurz, that, wie Kenner zu thun pflegen. Das Alles that er stillschweigend, bis die Runde vollbracht war (zu Kühen kann man bekanntlich nicht reden wie zu Soldaten, begreiflich dagegen zu Soldaten als wie zu Kühen, da liegt halt der Unterschied), und noch als er auf den erhöhten Gang heraufstrat, schwieg er stille, nur schnaubte er schrecklich und machte Augen, daß man hätte glauben sollen, es seien Zwölfpfünder, welche eben im Begriffe seien, aus dem Loche zu fahren.

Der alte Kirchmeier hatte auch geschwiegen, aber ganz kaltblütig, ohne Schnauben und aparte Geberden, und eben so kaltblütig fragte er: Und nun, Vetter Hansli, wie findet ihr die Sache, nicht wahr, ich bin versorgt, oder was rathet ihr?

Vetter Hansli machte es wie ein diplomatischer General, vor den Kühen sagte er nichts, zuckte bloß einige Mal sehr bedenklich die Achsel, betrachtete draußen noch den Düngerhaufen, steckte die Nase in's Jaucheloch und folgte schweigend dem Kirchmeier in die Stube, welche ihm ziemlich solide Wände zu haben schien, hinter welchen ein Horcher nicht gute Geschäfte

machen konnte. Drinnen schenkte, so bald man sich gesetzt, der Alte wieder ein, machte Gesundheit und frug nun neuerdings: Nun, Vettermann, wie steht's? Dem guten Hansli ging es mit seiner Diplomatik fast wie einem Schauspieler, welcher eine Rolle spielen will, deren Urbild er nur vom Hörensagen kennt und daher übertreibt. Statt zu reden schnaubte Hansli immer ärger, blies seine Augen wieder auf, daß sie wurden wie die gläsernen Kugeln, welche die Schuhmacher brauchen, sagte bloß, da sei ihm lieber, man frage ihn nicht. Zudem müsse er fort, er möchte heute noch weit. Jä, Vetter, sagte der Kirchmeier, so ist es nicht gemeint. Ich sehe wohl, die Sache gefällt euch nicht, und jetzt heraus mit der Sprache, nur so mit Zeichen und Geberden ist mir nicht geholfen. Er sage lieber nichts, je weniger man sage, desto weniger komme man in Verlegenheit; je besser man es meine, desto leichter mache man die Leute bös, und je böser man es antreffe, desto böser sei zu rathen, antwortete Hansli.

Das geschehe oft, dawider habe er nichts, entgegnete der Alte, entweder wenn man unberufen rathen wolle, oder wenn eitle, dumme Leute um Rath frügen, bloß um gerühmt zu sein. Aber jetzt sei er es, der frage, und für dumm werde der Vetter ihn doch nicht ansehen — oder?

Nun, wenn ihr es dann gehabt haben wollt, brach Hansli hervor, daß es fast krachte wie ein längst geladener Schuß, und schlug zur Nachhülfe noch fast gar auf den Tisch, mäßigte sich jedoch, ehe die Faust fiel; ich hätte nicht geglaubt, an einem solchen berühmten Orte einen solchen Stall anzutreffen, es ist ja fast kein Haupt darin, welches ich mit Freuden in meinem eigenen Stalle haben möchte. Vor allem aus müssen die beiden vordersten Kühe fort, bei diesen ist kein Aufgang mehr, sondern täglicher Abgang, jetzt lös't ihr noch was daraus. Die andern Kühe sehen bös aus, die Haut geht nicht von den Rippen, die Euter scheinen verwahrlos't. Vollends bös steht es mit dem jungen Vieh, dieses hat Haare, daß man es

friſiren könnte und höchſt wahrſcheinlich doch Läuſe darin. Begreiflich ſind aber an ihrem böſen Ausſehen und Zuſtande weder Kühe noch Kälber ſelbſt ſchuld, ſondern der Lausbub, welcher die Kühe zu beſorgen, die Kälber zu erziehen hatte. Der treibt wahrſcheinlich was Anderes und hat Höheres im Sinne, als zum Vieh zu ſehen — der Hundejunge! Er nimmt ſich nicht Zeit zum Füttern, die Kühe ſollen ein halb Klafter auf einmal freſſen, in der Angſt zertreten ſie die Hälfte unter den Füßen, ſo wird das beſte Futter zu Miſt. Den Miſt legt er nicht zurecht, die Thiere ſind voll Koth, der ärgſte Miſt iſt in der Krippe, die iſt ganz voll, ſtinkt wie die Peſt, und wie ungeſund das iſt, das wißt ihr, Vetter. Düngerhaufen habt ihr für ſo viel Vieh einen miſerabeln, während die Jauche in den Stall läuft. Das ſind die beſten Zeichen, daß er zu faul iſt, der Schlingel. O, man glaubt nicht, was ſo ein Kerl in einem Jahre in einem Stalle ſchaden kann! Hundert, zweihundert Thaler machen es nicht wieder gut. Wenn er zu den Matten nicht beſſer ſieht, ſo habt ihr Gottes Gnade nöthig.

Wenn der liebe Gott einſtweilen nur ſeiner Seele gnädig ſei, ſagte der Kirchmeier, ſo ſei er zufrieden. Indeſſen könne Vetter Hansli wohl Recht haben, daß es im Stalle nicht ſei, wie es ſein ſollte, er ſei alt und habe ein kurz Geſicht, und wenn er es gut mit den Leuten meine, ſo meine er, ſie ſollten es auch gut mit ihm meinen, ſo ſei es ehemals der Gebrauch geweſen.

Keinem Menſchen traut mehr, Vettermann, keinem Menſchen, abſonderlich all dem Lumpengeſindel nicht, welchem ihr Pathe ſeid und oben darauf zu Vettern und Baſen ſich lügt, ſelbſt von den rechten Verwandten traut nicht allen, es giebt Schelmen und Spitzbuben in den beſten Familien. Aber doch dann auch ſolche, welche es gut meinen, auf welche man ſußen kann, und die werdet ihr wohl kennen, Vettermann, die ſind gut zu kennen. Allweg ſind es nicht die, welche euch alle Tage

mit dem Braten, mit dem Körbchen oder mit dem Säcklein vor dem Hause sind!

Ja, ja, sagte Hans Joggeli, Gottlob giebt es noch immer einen großen Unterschied in der Welt. Aber Recht habt ihr, die Mehrheit ist böse, der ist auch hell nichts zu trauen, vor der muß man sich in Acht nehmen. Aber das kömmt von der neuen Religion, wo jeder sein eigener Herr Gott ist, und von der neuen Politik, wo keiner ein anderes Vaterland kennt, als seinen Bauch oder seinen Geldsack, jeder säuft, so viel hinunter geht, und säuft er nicht, lügt, so viel hinauf mag. Doch nichts für ungut, Vetter, ich habe mich doch nicht etwa verfehlt; will's Gott seid ihr nicht etwa einer von den Neuen?

Bewahre mich Gott davor, ich würde mich schämen, so lange ich lebte, sagte Hansli, doch mit ganz verdrückter Stimme, als ob ein Froschbein ihm in Halse steckte. Ich will nicht sagen, daß ich nicht meine, manches könnte besser sein, aber wegen der Religion soll mir niemand was vorhalten, potz, Himmelsackerment, und das Vaterland ist die Hauptsache, und das Volk oben drauf, potz Hagel! Aber, um wieder auf die Kühe zu kommen, wenn ich euch zwei oder drei schöne junge Rinder von Erlenbach bringen würde. Dort giebt es freilich auch alte Staaterinder, aber an andern Orten thun sie nicht gut, man muß sie jung kaufen, wenn man was an ihnen verdienen will. Unterdessen könnt ihr die zwei vordersten Kühe abstoßen, ich will euch einen Berner Metzger zusenden, das sind die kommodesten, die sehen nicht auf den Kreuzer und daneben noch manch Anderes nicht. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber die Städter sind gar verflucht dumm heut zu Tage. Die Nidauer, Vetter, die Nidauer ausgenommen, warf der Alte ein. Aber Hansli hatte Ohren wie Viele, was ihm nicht gefiel, hörte er nicht. Aber, beim Hagel, fuhr er fort, unter solche Hände junge erlenbacher Rinder zu geben, wäre eine himmelschreiende Sache; der Knecht muß fort, wenn ich euch was kaufen soll. Ich mag einkaufen wie ich will, in vier Wochen

ist das Vieh verdorben, man kennt es nicht mehr, dann muß ich schuld sein. Ja, ja, Vetter, fortschicken kann man wohl einen, antwortete Hans Joggeli, aber wo gleich einen andern nehmen? Ich weiß euch einen, sagte Hansli, so ist keiner das Land auf und ab, den sende ich euch die nächsten Tage. Nur sachte, Vetter, nur sachte, sagte der Kirchmeier, beim ersten Anlaß will ich mit Benz rechnen. Aber so mitten im Jahr mir nichts dir nichts einen Knecht fortschicken thue ich nicht. Schelme, Vetter, Schelme, diese haben nichts zu fürchten, brave Leute aber scheuen der Leute Mäuler, müssen auch die Regierung fürchten, daß diese sie in Ungelegenheit bringe, Vetter!

Also zwei Rinder wollt ihr, Vetter, sagte Hansli, ungehört lassend, was ihm nicht gefiel. Ja, sagte Hans Joggeli, so ist es mir recht, und schöne möchte ich. Wenn ich euch dreihundert Gulden mitgebe, so wird damit auszulesen sein? Mehr als genug, für so viel Geld sollte es Staatsrinder geben. Geld, Vetter, ist nicht nöthig, bis ihr die Waare habt. Ich bin zwar nicht versehen damit, aber wohin ich komme, habe ich Credit, an manchen Orten mehr als für hundert Kühe. Darauf ist sich nicht zu verlassen, antwortete der Vetter, und oft, wenn man ihn am nöthigsten hätte, so findet man die Leute nicht daheim, oder die Sache ist sonst nicht richtig. Ja, wenn ihr es wollt gehabt haben, sagte Hansli rasch, so ist es mir ganz recht; kommoder ist es alle Wege, und wenn es euch gleichgültig ist, so macht gleich sechshundert Gulden. Man weiß nie, welch guter Schick Einen anläuft. Das nächste Mal, wenn ich komme, wollen wir abrechnen. Der Alte stutzte, faßte sich aber und sagte: Weil ihr es seid, Vettermann, aber ich bin selbst fast auf dem Trocknen, jedermann glaubt, ich hätte kein Geld nöthig, darum bezahlt mich niemand oder doch immer zuletzt. Aber so bald als möglich, ich zähle darauf.

Darauf könnt ihr euch verlassen wie auf Gottes Wort, sagte Hansli und stellte sich auf, als sei er der Berg Sinai,

von welchem herab Gott gedonnert und geblitzet hat. Nit, nit, entgegnete der Alte rasch, mit Gott zählt sich kein Hansli zusammen, wenn er ein Christ ist. Das ist neues Zeug, welches ein Alter, welcher bald vor Gericht muß, nicht brauchen kann, für einen Jungen, der sein eigener Herr Gott ist und die Hosentasche sein Vaterland, mag es angehen, nur höre ich es nicht gerne in meinem Hause, Vetter! Ei, Vetter Kirchmeier, sagte Hansli, müßt mir die Worte nicht auflesen, bin ein frommer Christ, kein Neuer (hier hustete er wieder, doch nicht so stark als das erste Mal). Aber, was ich habe fragen wollen, welche Farbe liebt ihr, roth oder schwarz oder scheckicht? Vielen Leuten ist die Farbe die Hauptsache. Nur nicht weiß, Vetter, sagte der Kirchmeier. Weiße Kühe sind immer schmutzig, fressen noch einmal so viel als die andern und sehen doch immer mager und elend aus, bei ihnen ist halt kein Segen. Sonst ist mir all eins, es kann halt nicht jede Kuh gleich gefärbt sein, daß sie gut sei, ist die Hauptsache, und das wäre eigentlich auch mit den Menschen meine Meinung.

Hansli hatte abermals Ohren, welche nicht hörten. Sapperment, sagte er, seine Uhr betrachtend, wie spät, muß pressiren, sollte um Achte auf der Ochsenweide sein. Lebt wohl, Vetter Kirchmeier, verlaßt euch auf mich, versorgt sollt ihr werden wie noch nie. Er glaub's, sagte der Alte und blinzelte leise links. Hansli polterte hinaus, gab dem Knechte, welcher ihm einspannte, einen halben Batzen Trinkgeld und fuhr, da die Diplomatik im Weine ertrunken war, denselben an: Höre Bürschchen, zum Vieh mußt du besser sehen, wenn du dich für einen Melker ausgeben willst. Sapperment, wenn mir der meine das Vieh so verliederlichte, auf der Stelle jagte ich ihn fort, weißt Bürschli, die Kühe kosten Geld, die kann man nicht auflesen wie die Steine auf dem Acker. Somit fuhr er von dannen und hinterließ, wenn auch nicht einen Gestank, wie der Teufel es im Brauch haben soll, doch böse Eindrücke und namentlich bei dem angefahrnen Knechte.

Solche Eindrücke verarbeiten ſich oft ſehr langſam, namentlich im Bernbiet, und brechen ſo ſpät zu Tage, daß man mit großem Erſtaunen die Sündeneier lebendig werden, auskriechen ſieht und gar nicht begreifen kann, wie ſie dahin gekommen und wer ſie gelegt hat.

Eines Morgens war der Kirchmeier, wie er es oft pflegte, beim Melken im Stalle. Als Benz die letzte Kuh gemolken, den Melkſtuhl abgebunden und an ſeinen Ort gehängt hatte, ſagte er: Pathe, möchte euch was ſagen, aber zürnt mir nicht. Was haſt? fragte dieſer kurz. Pathe, ich will fort, drückte Benz heraus. Du fort, ſchnaugte der Alte, was fällt dir ein, oder haſt was Schlechtes gemacht und willſt der Schande entlaufen. Nein, ſelb Gott Lob nicht, antwortete Benz, und mir nichts dir nichts gehe ich nicht fort. Aber da ich ſehe, daß ich nichts mehr recht machen kann, daß man kein Zutrauen zu mir hat, habe ich keinen Muth mehr zur Sache, und was ich machen muß, iſt mir zuwider und ſo mag ich nicht mehr dabei ſein. Aber wer ſagt dir, du macheſt deine Sache nicht recht und ich hätte kein Zutrauen mehr, ſelb möchte ich doch wiſſen? frug der Alte. He, der da, der Herr oder wie man ihm ſagte, welcher euch das Käsli gebracht hat, der hat es mir geſagt. Ich bin nur einmal reuig, daß ich ihm den halben Batzen, welchen er mir als Trinkgeld gegeben, nicht in's Geſicht geſchlagen.

Was geht dich aber der an und was haſt du dich deſſen zu achten, was er ſagt, fuhr der Alte den Jungen an. Warte, bis ich es dir ſage, dann iſt's frühe genug, aufzubegehren und aufzupacken. Ja, aber ich habe darum geglaubt, ihr hättet es ihm angegeben, er ſolle mir das ſagen, ſagte Benz kleinlaut.

Ein Lümmel biſt, fuhr der Alte zornig auf. Meinſt, was ich dir zu ſagen hätte, dürfte ich dir nicht mehr ſelbſt ſagen, müßte weit her einen Hanswurſt und Böllimann kommen laſſen, um dir was zu ſagen. Bürſchchen, ſelb iſt doch Gott Lob noch nicht. Mann und Meiſter im eigenen Hauſe bin

ich doch noch so weit, daß ich keinen Halbweltsch muß kommen lassen, wenn einem Knechtlein ein Kapitel soll gelesen werden. Was sich aber so ein junger Laffe gleich einbildet, wenn man ihm einen Augenblick die Hand am Heft gelassen hat. Es ist halt jetzt so der Lauf der Welt, der Hochmuth kriecht in die Kinder, ehe sie buchstabiren können! Seid mir doch nicht böse, Pathe antwortete Benz. Aber fragen muß ich doch, warum man mir da eine schlechte, krankhafte Kuh in den Stall stellt? Am Ende soll ich sie verwahrlost haben und nichts verstehn. Ich bin nicht so dumm, daß ich nichts merke.

Was schlechte Kuh, wo ist eine ungerechte Kuh? fragte Vetter Hans Joggeli. Ho die, welche der Herr da von Erlenbach gesandt und hat sagen lassen, es sei ein rar Stück. Der fehlt offenbar was und ist mir gebeizt, um mich zu Schanden zu machen, antwortete Benz. Ein Esel bist, hörst, sagte der Alte, fehlt der Kuh was, warum thust du nicht das Maul auf und sagst es mir? Mit diesen Worten trat der Kirchmeier zwischen die Kühe, visitirte die angeklagte Kuh, welche Vetter Hansli mit dem Bescheid gesandt hatte, er hätte keine zweite anständige finden können zu Erlenbach, vielleicht gerathe es ihm zu Frutigen besser.

Der verfluchte Schelm, brummte der Alte zwischen den Zähnen. Dann befahl er Benz, den Thierarzt zu rufen, hinzusetzend: Und in Zukunft thue das Maul auf, ich bin der Meister. Bilde dir nicht ein, wenn ich dir was zu sagen hätte, so müßte ich einen Dollmetsch kommen lassen. Du bist noch lange nicht der türkische Kaiser, sondern nur der Benz. Bin ich zufrieden, so bin ich zufrieden, bin ich nicht zufrieden, so sollst du es schon erfahren und zwar ohne Dollmetsch, du Tropf, was du bist!

Die Art und Weise, wie der Pathe den Dorn aus der eiternden Wunde zog, that Benz wohl weh, aber was die Hauptsache war, der Dorn ging aus, der Schmerz ließ nach, die Wunde schloß sich und Benz wurde es nach und nach wieder

behaglich. Wahrscheinlich hatte der gute Vetter Hansli dem Benz, welcher ihm ein Dorn im Auge war, die Kuh absichtlich gebeizt, um ihn um Credit und Gunst zu bringen, und hatte in seiner Weisheit nicht daran gedacht, daß im Nidleboden auch noch Leute seien, welche Augen im Gesicht und Hirn im Kopfe hätten. Es giebt aber Leute, welche sich einbilden, es sei niemand schlau als sie, solche Leute sind gewöhnlich am dümmsten und rechnen am schlechtesten.

Ein schöner Sonntag war in das Land gekommen, voll Sonnenschein und Blüthenduft. Der alte Kirchmeier hatte einen glücklichen Morgen gehabt. Auf dem Kirchwege hatte er große Freude am Grünen und Blühen der schönen Gotteswelt; erbaulich hatte der Pfarrer gepredigt und sein Herz erquickt; gut hatte er gegessen und wohl daran gelebt, sein Herz, ohnehin nicht so eng als es schien, war weit und weich. Als Bäbeli rasch und munter abräumte, freundliche Worte mit dem Vetter wechselnd, sagte dieser: Es ist so schön heute und du bist das ganze Jahr nie fort gewesen als in die Kirche, gelüstet es dich nicht, heute wo aus? Wenn du willst, ich habe nichts dawider. Habt schönen Dank, Pathe, sagte Bäbeli, heute, als ihr in der Kirche waret, ging ich den Pflanzungen nach, und da dünkte es mich, wenn ich heute herumspazieren könnte, ich thäte es. Doch ist es nicht, daß es sein muß, wenn es euch nicht anständig ist, ich bleibe gern daheim. Geh, sagte der Alte, ein jung Mädchen muß doch zuweilen unter die Leute, muß sehn, wie es geht in der Welt. Sieh, da hast was zu einer Flasche, und reichte ihm einen Kronenthaler, aber zum Milchausrichten und Abendessen bist du doch wieder da? Bäbeli hätte fast einen Satz gethan vor Freude, nicht bloß des freien, schönen Nachmittags, sondern vielmehr der Theilnahme und des so seltenen Liebeszeichens des Vetters wegen. Der Vetter verdarb seine Leute nicht, mit dem Tadel ging er vorsichtig um und geizig mit dem Lobe. Er meinte, wenn er zufrieden sei und freundlich, so sollten alle zufrieden sein; daß er oben-

drein noch apart Lob spenden sollte, schien ihm überflüssig, ja verderblich, weil die Leute meinen würden, sie hätten mehr als ihre Pflicht gethan, mehr als sie von Rechtswegen schuldig seien.

Bäbeli putzte sich in seiner Freude bestmöglichst auf, doch nicht kostbar, denn der Vetter hielt es viel knapper als Mareili, über deren Vernachlässigung die Mutter geklagt hatte. Aber Bäbeli war doch ein allerliebstes Mädchen in seiner netten Zierlichkeit, schlank und wild, und doch schwamm im Hintergrund des Auges eine feuchte Innigkeit, wie das Reh sie hat, wenn es durch Büsche bricht, um sein Junges zu suchen oder seinen Geliebten. Die Freude hatte den Glanz der Verklärung über das Mädchen ausgegossen, daß der Vetter große Augen machte, als es gerüstet in die Stube sprang, um Abschied zu nehmen, und seine Freude legte es so offen und kindlich an den Tag, daß der Vetter sie mißverstand, ärgerlich war und innerlich über den Leichtsinn der Mädchen brummte, welcher bei allen gleich sei und über einer Lustbarkeit Heil und Seligkeit vergessen könne. Curios, hatte er doch Vetter Hansli gleich begriffen, alsobald erkannt, daß es der gesandten Kuh an der Lunge fehle, aber auf das fröhliche Herz des Mädchens verstand er sich nicht, begriff die reine Freude nicht, welche er doch selbst hatte empor blühen lassen.

Als Bäbeli fort war, welchem er mit einem wunderlichen Gemisch von Wohl- und Mißfallen nachsah, ging er über sein Bureau und machte sich ebenfalls ein Privatvergnügen. Er nahm Hausbuch und Zinsrodel zur Hand. Er führte diese Bücher genau und gut, aber so heimlich als möglich, nichts konnte ihn ärgerlicher machen, als wenn jemand ihn über denselben antraf. Er fürchtete vielleicht neugierige Augen, hauptsächlich aber wollte er das Ding mit allem Behagen ungestört und ungetrübt genießen. Ein Genuß, in welchem man gestört wird, verwandelt sich alsbald in das größte Mißbehagen.

Aber kaum hatte er sich zurecht gesetzt und das Behagen

seinen Anfang genommen, so klopfte es draußen, und alsbald kam der Bescheid, er solle hinauskommen, es sei Besuch da. Er schnitt ein jämmerlich Gesicht, brummte allerlei, räumte weg und pressirte eben nicht mit dem Empfang. Draußen fand er eine stattliche Frau, eine Bäurin offenbar nach Kleidung und Haltung, hinter ihr stand eine lang aufgeschossene Stange, welche die Bleichsucht am Halse hatte. Gar mörderlich freundlich streckte die Bäurin Hans Joggeli die Hand entgegen, titulirte ihn so schön sie konnte Vetter Kirchmeier, rühmte sein jugendliches Aussehen, wie mancher Vierziger nicht so rüstig sei, und wie dem Vetter Kirchmeier sicherlich nichts besser zusagen würde, als heirathen, er würde einen lustigeren Hochzeiter abgeben, als mancher Zwanzigjährige. Die hintere Figur kam kaum dazu zu sagen: sie müsse doch auch einmal kommen und sehen, was der Pathe mache.

Gleich einer unbeliebigen Audienz konnte er die Basenschaft nicht vor der Thür abfertigen, er mußte sie hinein in die Stube führen, was er auch that mit bittersüßem, grämlichem Gesichte.

Diese Base war zwar kein Prachtkerl, jedoch ein prächtiges Redhaus und begann mit dem ersten Schritte über die Schwelle auch die erste Zeile ihres Lobgesanges, welcher jedoch eine eigenthümliche Gestaltung hatte und einen doppelten Charakter trug, jedenfalls jedoch behielt die Frau die Einheit des Zweckes bei. Hierin übertraf sie manchen Dramatiker von der neusten Sorte. Vor dem Hause rühmte sie des Vetters Bäume, Aecker, Felder; Lisabethli (eben die mitgeschleppte lange Stange) habe bei jedem Schritte gesagt: Nein doch, Mutter, Mutter, sieh, was der Vetter doch für schöne Sachen hat, und wie er das alles verstehen muß — das muß Einer sein, der Vetter, ein Geschickter und ein Weiser! Als sie jenseits der Schwelle war, erging sie sich in unbestimmten Redensarten über die Schönheit des Hauses und dessen zweckmäßige Einrichtung, aber wer Geld habe, könne es machen eben wie er wolle.

Lisabethli habe schon manchmal gesagt, wenn es sich ihnen einmal wohl schicke, ein neu Haus zu bauen, so wolle es den Plan machen, wie es kommod sei und wohl stehe, wolle es so gut wissen, als der ausgelernteste Zimmermann, der bei jedem Hause siebenmal anfangen müsse und doch nicht fertig werde. In der Mitte der Küche stand sie still und sagte: Eh nein doch, Vetter, welche Küche, so schön groß und so schön hell, o wenn mein Lisabethli die unter die Hände kriegte, nein wie müßte die bald aussehen! Die Ofenthürli wären bald wie die hellsten Spiegel, daß man sich darin sehen könnte zur Verwunderung. Nein doch aber, und welches Geschirr, wenn das nur unter die rechten Hände käme, das wäre eine Pracht, Silber wäre nur ein Narr dagegen. Eh, aber nein, Vetter, sagte sie und hob die Augen gen Himmel, d. h. in den Rauchfang hinauf, und wie ihr eingemetzget haben müßt. Sieh doch, Lisabethli, zähle, wie manche Speckseite, acht beim Tausend, vier Schweine und ein ganzes Rind, nein aber! Was meinst du, Lisabethli, wenn du die unter Händen gehabt hättest zum Mästen, was meinst, Mädchen, was meinst, was hätte das für Schweine gegeben, mit zwei wahrhaftig wäre man weiter gekommen, als mit diesen vieren. Denket, Vetter, denket, was Lisabethli für Schweine gemästet hat, und doch fallen sie, wie ihr wißt, wegen den bösen Erdäpfeln allenthalben so schlecht aus, und schlechtere hatten wir seit vielen Jahren nicht, und doch machten die zwei, welche wir für uns behielten, zusammen sieben Centner und sieben und dreißig Pfund, und die zwei, welche wir verkauften, machten wenigstens einen Centner mehr. Aber, Vetter, wenn man Zinse geben muß, so lernt es Einem zur Sache sehen und dafür thun, daß man mit zwei Schweinen so weit kommt, als andere Leute mit vier. Was hat eins von euren gewogen, das schwerste doch kaum zwei ein halb Centner. Groß wären die Speckseiten wohl, aber wenn der Mond recht Ernst hätte, ich glaube wahrhaftig, er möchte durch eine durch und durch scheinen. Das ist sich aber nicht zu wun-

dern, ihr ſelbſt könnt mit dieſer Sache nichts machen, und wenn man mit fremden Leuten fahren muß, ſo weiß man, wie es geht, ach Gott! und mein Liſabethli hat manchmal geſagt, wenn es an einem ſolchen Orte Schweine mäſten könnte, wo man nicht alles abzuwägen braucht und der Ehre auch was zu rechnen vermag, da hätte es Freude, es wollte Schweine kriegen, ſchwerer als die ärmeren Bauern Kühe hätten.

He, das iſt ſchön und rar heutigen Tages, ſagte der Kirchmeier verdrießlich. Aber wenn ich in deiner Stelle wär, ſetzte ich einſtweilen mit den Schweinen etwas ab und probirte, wie das Mäſten mir zuſchlüge, du hätteſt es nöthig, nicht zuſammengezählt jedoch, verſteht ſich. Leid iſt es mir, daß ich euch nichts Warmes anbieten kann, einen Kaffee oder ſonſt noch was, es iſt Alles ausgeflogen heute, mit einem Schlucke Wein müßt ihr vorliebnehmen.

O Vetter, mit uns macht nicht Umſtände, deretwegen ſind wir nicht gekommen, Vetter! Wein iſt ja auch nicht nöthig, obgleich er uns ſelten iſt; es geht manchmal von einem Abendmahl zum andern, daß kein Aug' voll über meine Zunge kömmt. Liſabethli thäte er beſonders wohl, wenn es zuweilen ein Glas voll hatte, es hätte auch ein ander Ausſehen. Ja, ja, wir haben ſchon manchmal davon geſagt, wie ein Glas Wein gut wäre, aber es iſt eine erſchreckliche Sache, wenn man den Verſtand hat, aber das Geld nicht. Ja, wenn es ſo an einem Orte ſein könnte, wo es zuweilen ein Glas Wein hätte und einen Mund voll gutes Brod und ein Stücklein Fleiſch, ſo wäre das mehr, als es begehrte, und dann würde es nicht daran denken, am Sonntag im Lande herum zu laufen und einen ſo alten Mann im Stich zu laſſen, daß er nicht einmal einen Kaffee kann machen laſſen, wenn er daran denkt. Nein, ſo wäre Liſabethli nicht, das ganze Jahr begehrt es nicht fort. Bei Kranken ſonderbar iſt es gut, mit Flattiren übertrifft es niemand. Es war mir ſchon manchmal, ich möchte ein ganzes Jahr lang krank ſein, nur damit Liſabethli bei mir ſäße

und mir flattirte. Vetter, ihr glaubt gar nicht, wie es das kann und wie es ihm noch wohl ansteht dazu. Aber, was ich habe sagen wollen, Mareili ist noch nicht zurück und wird kaum wieder kommen?

Mareili ist noch nicht zurück, sagte der Alte, es wäre früh. Was es im Sinne hat, weiß ich nicht, so Mädchen sind wunderlich, über Nacht ändert sich ihr Sinn. Ja, ja, wunderlich, das ist wahr, sagte die Base. Aber was will man, wenn eins die Natur nicht hat dazu, sondern zu was Anderm, so weiß es nicht, wie glücklich es an einem solchen Ort sein könnte. Da ist mein Lisabethli doch ein ganz anderes, o mein Gott, das hätte grade die ebenrechte Natur und würde euch nicht so alleine lassen und derweilen im Lande herum spazieren, daß Gott erbarm! Ihr müßt doch schlecht versorgt sein, lieber Vetter, und liederliches Zeug haben, so schlecht gemetzget und am Sonntag niemand da, euch aufzuwarten. Ja, die Welt ist schlecht, so was wäre doch zu meinen Zeiten nicht erlebt worden, und so was thäte Lisabethli nie, um alles in der Welt nicht. Es weiß, was es heißt, was hülf es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele. Ja, was ich habe sagen wollen, wenn Lisabethli euch anständig wäre und ihr es verlangtet, ich wollte es euch da lassen, euch zu Lieb und Ehre. Manchmal haben wir, ich und mein Christen, es zusammen gesagt: Lisabethli wäre eins für den Vetter Kirchmeier, und wenn der wüßte, wie das eins wäre, er hätte keine Ruhe, bis ers hätte, und behülfe sich nicht lange Zeit durch so mit nichts werthem Zeug.

Aber wir haben es auch gehabt wie andere Menschen; was wohl für Einen ist, behält man lieber selbst. Lisabethli ist uns vor Allen lieb und werth, und wenn wir es nicht mehr haben, so weiß ich nicht, wie wir es machen, aber dem Vetter zu lieb könnten wir uns behelfen. Es ist auch darum, daß der Vetter wegen liederlichen Mägden nicht beredet werde. Was sagst du dazu, Mädchen, fragte die Mutter, willst beim Vetter

bleiben? es wird dich hart ankommen, aber du mußt denken, es währe nicht immer, von der Welt ſcheſt du nicht, wir ſeien auch noch da und nicht ſo weit weg. Du könnteſt gleich da bleiben, brauchteſt den Weg nicht zweimal zu machen, morgen oder übermorgen könnte man dir deine Sachen nachbringen. Der Vater wird zwar Augen machen, wenn ich alleine heimkomme, aber in Gottes Namen, er wird ſich auch darein ſchikken müſſen, wenn er ſieht, daß nichts Anderes zu machen iſt. Weine nicht, Mädchen, der Vetter wird ſchon zu dir ſehen und dir einmal daran denken, daß du ſeinetwegen Vater und Mutter verlaſſen haſt. Nicht wahr, Vetter? Mit großer Theilnahme hatte der Kirchmeier der lieben Baſe zugehört und zuweilen leiſe links geblinzt, jetzt ſagte er: Großen, mächtigen Dank, Baſe, ſollt ihr haben, daß ihr es ſo gut meint mit mir und ſo viel an mir thun wollt, aber helfen wollte ich, nicht zu ſehr zu preſſiren. Drei Weibsbilder haben in meiner Küche nicht Platz, iſt ſie doch manchmal für zwei zu eng. Ich möchte Liſabethli den Verdruß nicht gönnen, wenn es dabei ſein müßte mit den andern. Ja, ſagte die Mutter, ſie meine das auch nicht ſo, er müſſe gleich das junge Menſch, welches hier ſein ſolle, aber ſtatt den Dienſt zu machen in der Welt herumludere, fortjagen; neben dem zu ſein, möchte ſie allerdings keinem Hund gönnen, geſchweige ihrem lieben Liſabethli.

Da habe ſie ganz recht, vollkommen ſo ſei es ihm auch, ſagte der Alte. Darum eben hülfe er nicht preſſiren, denn aus dem Jahre ſende er nicht gerne Dienſtboten, abſonderlich wenn ſie Pathe zu ihm ſagten, außer bei beſondern Anläſſen, wo Ernſt und Ausräumen noth thäte. Gebe es einen ſolchen Anlaß, ſo welle er alsbald Beſcheid machen, unterdeſſen ſollten ſie grauſam Dank haben, er wolle ihr Anerbieten als empfangen achten und es nicht vergeſſen. Der Mutter war das aber nicht recht, ſie war darauf eingerichtet, Liſabethli da zu laſſen, und Liſabethli ſelbſt ſagte endlich, dem Vetter zu lieb wollte es ſich leiden zu dreien in der Küche und ſehen wie es ginge

und wenn der Vetter ihm zur Seite stünde und den andern befehlen thäte, daß sie ihm zu gehorchen hätten, so glaube es, es ginge.

Nein, sagte der Kirchmeier, das darf ich dir doch wahrhaftig nicht zumuthen und wenn deine Liebe noch so groß wäre. Sie freut mich allweg und verdient, daß ich dir auch ein Zeichen thue. Der Vetter stand auf, ging in's Stübchen (welchen Augenblick Mutter und Tochter zu raschem Winken und Flüstern benutzten), kam mit einigen Thalern zurück, welche er dem lieben Lisabethli in die Hand drückte.

Mutter und Tochter bestürmten den Vetter aufs neue mit Liebe und Anerbieten, aber der Alte blieb fest und lenkte jeden Sturm freundlich und gelassen ab, wobei die Alte sichtbar sauerer und giftiger, die Tochter bleicher und weinerlicher wurde. Da nichts half, so beeilten sie sich mit dem Aufbruch, trotz dem daß der Vetter sagte, sie sollten nicht preſſiren, überdem sei Mondschein. Sie hatten guten Grund zur Eile, denn die Mutter gehörte zu den schnellkräftigen Geistern, welche, wenn sie einmal einen Plan entworfen und seine Ausführung begonnen haben, nicht erschrecken, wenn es auf eine Weise nicht geht, sondern alsbald eine andere Weise erdacht haben und rasch es auf diese probiren.

Kaum war sie dem Vetter aus den Augen, so suchte sie eine weibliche Bekanntschaft in der Nähe auf und erkundigte sich, wo Bäbeli wohl anzutreffen sein möchte. Zufälligerweise konnte diese die gewünschte Auskunft geben, und alsbald segelte die Mutter, gleichsam ein Linienschiff mit geblähten Segeln, dem bezeichneten Orte zu, die Tochter als schmächtige Fregatte hintendrein.

Bäbeli war einem Bade zugegangen, wo selben Tages getanzt wurde, und tanzte nun frisch und lebensfroh mit Leib und Seele.

Alsbald hatte es die unternehmende Alte ausgekundschaftet und wußte es unter einem Vorwande abseits zu locken, ließ

eine Flasche Wein kommen, schenkte ihm ein, machte Gesundheit, dann ein wichtig Gesicht, seufzte und sprach: sie möchte ihm was sagen, aber es solle nicht böse werden, sie vermöchte sich dessen nichts. Aber sie müsse es ihm sagen, nur damit es wisse, wie schlechte Leute es gebe, junge Mädchen wüßten das nie zu frühe.

Weißt, woher ich komme? Nein, sagte Bäbeli, wie wollte ich das wissen?

Aus dem Nidleboden komme ich, und denk warum? Der Alte dort hat mir Bescheid machen lassen, wenn ich eine Tochter hätte, welche ihm die Haushaltung machen könnte und wollte, so sollte ich sie ihm heute bringen, er sei gar übel versorget, könne nicht mehr so sein. Am liebsten hätte er jemand von der Verwandtschaft und besonders aus unserm Hause, von wegen er wisse, wie berühmt wir seien wegem Arbeiten und Haushalten. Wir wußten nicht, wie die Sachen sich verhielten, dachten, auf einen Gang komme es nicht an, zudem ist er Lisabethli's Pathe, und anständig sei es allweg, wenn Lisabethli sich ihm einmal zeige. Nun hat der Alte schrecklich gejammert, wie er mit dir übel versorget sei, du an nichts dächtest als an Buben und Lustbarkeit, und mit aller Gewalt wollte er Lisabethli behalten, wunderbar wohl gefiel es ihm, du könntest schon morgen gehen, hat er gesagt, er habe apart keine Abrede oder Akkord mit dir, wie du hergelaufen seiest, könnest du auch wieder fortlaufen. Aber so wüst wie der Alte sind wir denn doch nicht, und wenn er es dir so macht, wie kann er es Lisabethli machen? Versündigen wollen wir uns also nicht, wollen dich nicht vertreiben. Wenn es sein muß später, so kann Lisabethli nicht wohl anders, von wegen er ist der Vetter und der Pathe noch dazu. Aber allweg wollten wir es dir zuerst sagen, du kannst dann machen, was du willst, und weißt allweg, wie der Alte es mit dir meint und was du für Dank hast für deine Mühe und Arbeit. Aber wenn ich dich wäre, keine Stunde bliebe ich länger, der müßte mir nicht

auffagen oder gar mich fortſchicken, dem wollte ich es zeigen, daß ein Mädchen wie du noch an einem andern Orte ſein kann, als ſo bei einem alten Schelm, verzeih mir Gott meine Sünde! Ich bin alt und habe viel erlebt, aber das muß ich ſagen, daß es ein Pathe einem Pathenkind ſo wüſt gemacht, das iſt mir nicht zu Ohren gekommen. Das wollte ich dir ſagen, du armes Tröpfli, dieweil du mich ſehr erbarmteſt, damit du weißt, woran du biſt. Mach jetzt, was du willſt, aber dem Alten ſage nicht, daß du uns geſehen haſt und was ich dir geſagt. Dir hülfe es nichts, uns würde er verfolgen und am Ende alles abläugnen, uns zu Lügnern machen wollen, denn beweiſen könnten wir nichts; das wäre ein ſchlechter Dank für unſer Gutmeinen mit dir.

So ſprach die Baſe, ſo ſprach ſie, daß wir zweifeln, ob ein ruſſiſcher Diplomat oder ein propagandiſtiſcher Emiſſär es beſſer gekennt hätten. Darauf wanderte ſie weiter und hinten drein ſegelte die Tochter.

Bäbeli hatte zu all dieſen Eröffnungen wenig geſagt, einige dicke Thränen waren aus den Augen gerollt, die blaſſen Wangen herab, und waren auf den Tiſch gefallen. Es war ihm geweſen, als rolle ein ſchwerer Stein ihm auf das Herz, oder als packe es eine gewaltige Fauſt, mit Mühe ging der Athem aus und ein. Als die Alte davon gejegelt war mit dem edlen Bewußtſein in der Bruſt, einen kühnen Streich tapfer und ſtaatsmäßig ausgeführt zu haben, machte Bäbeli ſich auch fort; alle Freude war verſunken, der Muth zum Tanze dahin. Seine Augen waren ihm dunkel geworden, ſeine Gedanken wirbelten formlos durcheinander, den Weg ſah es nicht, es fand ihn bloß aus Inſtinkt. Wer an ihm vorüberging, bemerkte es nicht, es mußte vor ſich hin ſagen und immer wieder ſagen: So ſchlecht, nein ſo ſchlecht hatte ich keinen Menſchen geglaubt, und jetzt noch der Vetter, der Pathe, der Pathe ſelber, ſo falſch und ſo nichtsnutz! Es iſt wohl keine Stunde bitterer im Leben als die, in welcher der Glaube an die Menſch-

heit bankerott werden will, in welcher einem kindlichen Gemüthe die, auf welche es sein kindlich Vertrauen gesetzt, zum ersten Male in ihrer nackten, schnöden, gräulichsten Selbstsüchtigkeit erscheinen. Da wird es ihm, als ob über ihm schwarz der Himmel würde, das öde Nichts die Sterne verschlinge, unter seinen Füßen das Feuer der Hölle brenne, seine Flammen schlage an's Herz herauf.

Als Bäbeli in seinem stürmischen Lauf an den Waldsaum kam, an welchen der Baumgarten stieß, von wo man durch die Bäume das Haus sah, da war es ihm, als haue man ihm mitten durchs Herz: die Beine trugen es nicht mehr, es mußte sich setzen und weinte bitterlich, weinte, als seien die Brunnen der Tiefe aufgebrochen, als wollten die Wellen der Sündfluth zusammenschlagen über dem Haupte. Als sie höher und höher und höher schwollen, bereits über Bäbeli's Sinne hinauf, klopfte ihm jemand auf die Achsel. In plötzlichem Schreck zuckte es empor und hinter ihm stund, das Wässerschäufelchen auf der Achsel, der Pathe. Bäbeli hätte keinen weblichern Schrei ausstoßen, die Arme nicht erschreckener vor sich hinstrecken können, wenn der leibhafte Satanas vor ihm gestanden wäre. Meinst etwa, ich sei er, daß du erschrickst ob mir, als ob ich Schwanz und Hörner hätte? frug der Alte. Aber Mädchen, was hast, daß du so weinst? Hat dir jemand was gethan, oder hast du was verloren? A—e—ei, nei, schluchzte endlich Bäbeli heraus. Was hast dann, daß du da jammerst und nichts mehr siehst und nichts mehr hörst? fragte der Alte ordentlich bekümmert. Ich will fort, will fort, noch heute Abend fort! schluchzte das Mädchen herauf. Mädchen, bist du unklug oder hast was Böses gemacht, gestohlen oder vielleicht noch was Aergeres? frug der Kirchmeier ernst. Mädchen, gieb ordentlich Bescheid, da wird wohl noch zu rathen oder zu helfen sein. Nein, helfen nicht, sagte das Mädchen, während der Jammer in Zorn überging. Es wäre wohl gut, es hätte niemand was Schlechteres gemacht, denn was es gethan, brauche es nicht zu verbergen

vor Gott und Menschen. Gut so, sagte der Vetter, so gieb Bescheid, ich will's; was hast und warum willst du fort? Das braucht ihr nicht zu fragen, das werdet ihr ja selbst am besten wissen, antwortete Bäbeli und brach in neues Schluchzen aus. Dummheiten das, entgegnete der Kirchmeier, ärgerlich werdend, wenn ich es wüßte, früge ich nicht, und wie wollte ich daheim wissen, was dir diesen Nachmittag zugestoßen oder in den Kopf gefahren? Red', dann geh heim, es ist Zeit zum Kochen und gemolken wird auch sein. Das gehe ihn's nichts mehr an, schluchzte Bäbeli, es könnte es doch nicht recht machen, darum wolle es gehen. Selber gehen sei besser, als sich fortschicken lassen. Wer redet von fortschicken, du dummes Mädchen, wer sagt dir, daß ich nicht zufrieden bin? Wer hat dir das in Kopf gesetzt und dich aufgewiesen? frug der Alte, der begriff, daß da wieder Sündeneier seien, aber nicht wußte, wer sie gelegt. Niemand hat mich aufgewiesen, klagte Bäbeli, niemand! Aber wenn so ein arm Waischen, das keinen Menschen hat auf dem ganzen Erdboden, vernimmt, daß der Einzige, von dem es glaubte, es sei ihm nicht unwerth, falsch an ihm ist und hinter dem Rücken es ausmacht und verdächtigt, so ist es kein Wunder, wenn das ihm das Herz abdrücken will.

Bist du verrückt oder wer hat dir so was vorgelogen? fragte der Alte streng. O, das braucht mir niemand zu sagen, daß das falsch ist, wenn man freundlich thut, Einem einen Thaler giebt als Zeichen der Zufriedenheit, daß mir fast das Herz zerspringt vor Freude, daß ihr einmal zufrieden seiet, und das nur darum ist, um hinter dem Rücken Leute kommen zu lassen, welche man nicht merken soll, und diesen dann mich darzustellen als ein schlecht Mensch, welches in keinen Schuh gut ist. Meitschi, wer hat dir so was gesagt? frug der Alte hart. Daß so was falsch sei, das braucht mir niemand zu sagen, das hat schon der Pfarrer gesagt, welcher mich unterwies, und falsch ist falsch! sagte Bäbeli zornig. Da wurde der Alte wirklich auch zornig und sagte: Red' die Wahrheit, was hat dir

die Grauechbäurin, denn mit dieſer wareſt du zuſammen, von mir geſagt? Bäbeli, an Gehorſam gewöhnt, aber auch ehrlich, war zwiſchen zwei Heuhaufen und ſtotterte endlich: Ich darf es euch nicht ſagen, ſie hat es mir verboten. Willſt oder willſt nicht? frug der Alte mit Augen wie zwei Spieße und trieb ſein Wäſſerſchäufelchen in die Erde, daß dieſe zu zittern ſchien. Nun wenn's ſein muß, ſo will ich es ſagen, ſagte Bäbeli. Aus Erbarmen hat ſie mir geſagt, wie ihr ſie beſchieden mit ihrer Tochter, um dieſe an meinen Platz zu ſetzen, weil ich eine ſchlechte Perſon ſei und nur Buben und der Luſtbarkeit nachlaufe. Das wißt ihr doch wohl, daß das nicht iſt und wer mich heute fortgeſchickt hat, das hat mir ſo weh gethan und will mir faſt das Herz zerreißen, und das Mädchen weinte laut auf.

Ja ſo, ſagte der Alte zornig, iſt das ſo. Können denn die Hagle mich nicht ruhig laſſen in meinem Hauſe, ſo lange ich lebe? Wohl, denen will ich das Einmiſchen vertreiben und es ihnen verleiden in alle Ewigkeit! Du aber, Mädchen, ſchäme dich bis in das Herz hinein. Heute ſaheſt du die alte Hexe zum erſten Mal, mich kennſt du ſeit Jahren, und mit ein paar Worten ſtreicht die alles Vertrauen, alle Liebe zu mir aus deinem Herzen, und du ſiehſt mich für einen alten Unflath an. Iſt das recht von dir und etwa ſchön? Ein ſchlecht Mädchen biſt du nicht, aber ein einfältiges, und aus einem einfältigen giebt es nur zu leicht ein ſchlechtes. Wer es gut mit ihm meint, den begreift es nicht, wer es aber böſe meint, der weiß ſich begreiflich zu machen, als ein Prophet im Schafskleide, während er ein reißender Wolf iſt. Nun freilich kennſt du Welt und Leute nicht, nimmſt für baar Geld, was dir jedes Babi ſagt, darum verzeihe ich dir. Aber den Vorfall laß dir zur Warnung dienen, höre nicht auf bloße Worte, ſieh die Werke und prüfe ſie und vergiß nicht, wie es heißt, daß man wohl ohne Falſch ſein ſolle wie eine Taube, aber auch klug wie eine Schlange. Uebrigens laß dir auch nie zu Kopfe ſteigen, daß

ich dich fürchte und hinter deinem Rücken machen müſſe, was ich machen will. Schlechtes, was ich verbergen müßte, will ich nicht, und ſo lange ich lebe, bin ich leiſter im Hauſe und dulde darin keinen weiten, den ich fürchten müßte. Jetzt mach, daß du heim kömmſt und gekochet ſei, wenn ich nachkomme.

Bäbeli ging es vor dem zornigen Vetter faſt wie Leths Weib, als es in Sodoms zornige Flammen ſah, mit offenen Augen glotzte es den Paten an, und als ihm endlich die Sprache wieder kam, konnte es lange nichts ſagen als: Aber nein, aber nein, iſts möglich, können ſo ſchlecht die Menſchen ſein, ſo lügen, ſo falſch ſein! Du dummes Bäbi, ſagte der Alte. Erſt glaubſt du aufs erſte Wort, daß dein Pate, welcher dir nichts als Gutes erwieſen hat, ein alter verdrehter Schelm ſei, als volle Wahrheit nimmſt du die Verläumdung an; aber daß die alte Hexe, welche du vorher nie geſehen haſt, lügen könne, verläumden ſolle, das kömmt dir fremd vor, da ſperrſt du Maul und Naſe auf, daß man mit Sonne, Mond und Sternen hinein könnte. Willſt du dich wundern, ſo wundere dich über dich ſelbſt und wie die Menſchen ſo verkehrt und thöricht ſein können, den Böſen lieber zu glauben, und das Zutrauen zu denen, welche ſich mit Wort und That bewährt, durch die leiſeſte Verläumdung eines wildfremden oder als ſchlecht bekannten Menſchen ſich rauben zu laſſen. Doch du biſt nicht der einzige Kranke in dieſem Spital. Gehe jetzt, mache deine Geſchäfte und dieſen Tag vergiß nicht.

Da der Vetter nichts mehr hören wollte, ſo mußte Bäbeli gehen, aber es ging mit zerknirſchtem Herzen und es konnte wirklich nicht begreifen, wie es ſo leichtlich ſich habe bethören laſſen können.

Der alte Kirchmeier hatte lange, bis er ſeinen Zorn verarbeitet hatte. Zorn über die dumme Schlange von Baſe, welche den Verdruß ihm angezettelt, Zorn über die kindiſche Leichtgläubigkeit, welche ſo unendlich viel Böſes anrichtet, welche die Handhabe iſt, an welcher die Verführer, kommen ſie in

Geſtalt, in welcher ſie wollen, die Menſchen faſſen. Er tröſtete ſich endlich damit, daß, wenn Gott eine ſolche liederliche Leichtgläubigkeit ſich müſſe gefallen laſſen, ein Menſch dieſelbe wohl auch werde ertragen müſſen. So lange er zornig war, ſo lange wäſſerte er, ſintemalen er ſich vor den Menſchen eben ſo wenig gerne zornig zeigte als ungewaſchen. Später als die Andern kam er zum Abendeſſen. Breiweich und mit verweinten Augen bediente ihm Bäbeli und wäre für ſein Leben gerne auf die Geſchichte zurückgekommen. Wie bekannt ſieht das weibliche Geſchlecht jede Geſchichte für eine Mulde voll Teig an, welchen eine geſchickte Knetterin ſo lange zu bearbeiten hat, bis das kleinſte Knöllchen verarbeitet iſt, alſo keine Geſchichte für abgethan, ehe ſie ſieben Mal von vornen nach hinten und wiederum ſieben Mal von hinten nach vornen durch und durch geſprochen iſt. Aber gerade nicht ſo hatte es der Kirchmeier. Derſelbe machte Unannehmlichkeiten, ſoviel es ſich thun ließ, bei ſich ſelbſten aus, und was er ſo bei ſich abgemacht hatte, wärmte er Andern nicht auf. Er redete freundlich mit Bäbeli, beſprach mit ihm die Arbeit der kommenden Woche, bloß mit größerem Fleiße und innigerer Freundlichkeit konnte es ſeine Reue zeigen, wie es übrigens auch am beſten iſt.

Wie jeder Tag auf Erden zu Ende geht, ſo auch jedes Leben auf Erden. Der alte Kirchmeier begann zu kränkeln und zwar gerade an der ſchlimmſten aller Krankheiten. Es fehlte ihm nicht hier, nicht dort, er hatte nicht Fieber, nicht Verſtopfungen, aber er fiel aus den Kleidern, verminderte ſein Eſſen, kürzte ſeine Gänge und unterließ ſie endlich ganz. Er täuſchte ſich nicht über ſeinen Zuſtand, er wußte, er war unheilbar, er wußte, er litt am Alter, welches trotz aller Menſchen Macht und Beten jeden Tag um einen Tag zunimmt, bis die zugezählten Tage zu Ende ſind. Begreiflich fiel dieſes Abnehmen alsbald auf, und die Kunde davon lief raſch wie Feuerlärm durchs Land. Die ganze Baſenſchaft hatte es mit dem reichen Vetter, wie die ehrſame Bauerſame bei trockenem

Wetter es mit dem Himmel hat. Wie die Bauern, wenn eben sonst nicht himmelssüchtig, in trockenen Zeiten unverwandt ihre Augen gen Himmel richten, das Wetter zu erkunden, ob nicht Wolken sichtbar würden, ob es nicht regnen wolle, die geringste Veränderung wahrnehmen, als ein günstig Regenzeichen sie deuten, so hatte es eben die gierige Basenschaft mit dem alten Kirchmeier. Sie hatte lange gespäht in seinem Gesichte nach einem Zeichen des nahenden Todes, und umsonst, und jetzt, als die Runzeln sich mehrten im Gesichte, die Beine die Schritte kürzten, so lang und weit am Rücken die Kutte hing, da gingen die Halleluja's an, doch begreiflich nur im Stillen und im Herzen, äußerlich trat eine schreckliche Theilnahme zu Tage und ein jämmerlich Wehklagen begann. Im Nidlebeden ward es lebendig, noch ganz anders als sonst, wie geschneit kamen sie gelaufen und gefahren und Alle mit Gesichtern traurig angestrichen, mit Mäulern voll Theilnahme und Schrecken und glänzenden Augen, welche emsig die Runzeln zählten und maßen, um zu wissen, wie sie gewachsen, wie sie sich gemehret. Alle hatten sie, wie sie dem Kirchmeier es selbsten sagten, vernommen, er schlechte sehr, nehme alle Tage ab, würde nicht mehr lange herum laufen, es werde dem lieben Vetter gehen, wie es im Sprichwort heiße, was der März nicht will, das nimmt der April! Er könne nicht glauben, wie sie das gemüht und gedauert, sie und die ganze Familie hätten geweint, es hätte sie dünkt, sie sollten ganz zu Wasser werden, und da hätten sie gedacht, sie müßten doch selbst kommen und sehen, wie es dem Vetter gehe. Hier schieden sich die Besuchenden nach dem Grade ihrer Bildung in zwei große Hauptklassen. Die erste, die gebildetere Klasse, drückte sich ungefähr so aus: das gehe nicht halb so übel, als sie gedacht, sie hätten sich den lieben Vetter viel kränker vorgestellt, er sehe recht ordentlich aus, wenn der Frühling komme und die Sonne, so werde das schon besser werden, sie hätten die Hoffnung, er lebe noch viele, viele Jahre!

Die andere Klaſſe dagegen ſchlug die Hände mehr oder weniger hoch über dem Kopfe zuſammen und jammerte ungefähr alſo, wozu auch mehr oder weniger Waſſer in die Augen gepumpt wurde: Du gütiger Gott, Vetter, wie ſeht ihr aus, nein, ſo hätte ich mir die Sache doch nicht vorgeſtellt, accurat, als wenn ihr ſchon in der Erde geweſen wäret. Schon Manchen habe ich geſehen, der nicht ein halb ſo bös Ausſehen hatte, und nicht eine Woche gings, ſo war er todt. Du mein Gott, wie doch ein Menſch ſich ändern kann in ſo kurzer Zeit! Wann war's, als ich euch zum letzten Mal ſah? Am Herbſtlangnaumarkt wird es geweſen ſein. Damals ſahet ihr noch ſo rüſtig aus, mancher Funfziger nicht beſſer. Und jetzt, du mein Gott! Da ſieht man, was der Menſch iſt! Heute roth, morgen todt heißt's im Sprichwort. Ach ja, ſo iſt der Menſch, über Nacht wird die Seele von ihm gefordert, und weß wird dann ſein, was er bereitet hat? Ach ja, ſo wird es ſein! Wer weiſe iſt, denket daran, und ehe er da iſt, der letzte Tag, wo man ihm die Seele aus dem Leibe nimmt. Ja, ja, es iſt ſchon Mancher reuig geweſen, daß er nicht daran gedacht zu rechter Zeit; wo er nicht mehr hat reden können, da mußten endlich die Schreiber kommen, aber wie er ſich gemüht hat, kein Wort konnte er machen. Es habe deren gegeben, welche ihre Zunge einen halben Fuß lang zum Munde ausſtreckten, aber keinen Gur konnten ſie machen. Ja, Vetter, das muß ein ſchrecklicher Anblick ſein. Ja man ſagt, aber man ſpricht nicht gerne davon, daß Solche, welche nicht von dem Herzen gethan, was darauf lag, nicht alles an den rechten Ort gethan, wo es von Rechtswegen hingehört, und alles zurecht gelegt, wie es liegen ſoll, keine Ruhe hatten im Grabe, ſondern wieder kommen mußten mit Seufzen und Stöhnen und die Leute plagen, bis endlich alles an den rechten Ort gekommen; das gehe manchmal lang, länger als die Ewigkeit. Eigentlich glaube ich an ſolche Reden nicht, ward beigefügt. Dem ſagt man Aberglauben, und wenn es wäre, dem Vetter

wird es nicht ſo gehen, er iſt weiſer als ſo, hat allen Menſchen zu rathen wiſſen und wird ſich ſelbſt wohl auch rathen können, obſchon man ſagt, daß es gerade dieſen an Rath für ſich oft am meiſten fehle. Aber man ſpricht von ſolchen Dingen einmal, ſelb wird wohl erlaubt ſein, allweg ſchadet es nicht, es wird heut zu Tage manch Schlechteres geredet, nicht wahr, Vetter? Und wenn man noch mehr von ſolchen Dingen hörte, es ginge minder ungerecht zu in der Welt, und manche Seele weniger führe dem Teufel zu, Gott verzeih mir meine Sünd! Solche Geſpräche umrauſchten den armen Vetter täglich, und dazu brachte man ihm Kram von allen Sorten: Wein, Braten, Lebkuchen, weißes Brod, Züpfen, Paſteten, kurz was man auftreiben konnte oder was Verſtand und Unverſtand jedem eingab. Von jedem ſollte der liebe Vetter eſſen und von jedem behauptete der Geber, es werde ihm wunderbar wohl bekommen.

Nun kam zumeiſt ein Punkt, in welchem der Unterſchied zwiſchen beiden Klaſſen nicht merklich war. Man fragte nach ſeiner Krankheit, dem Gang derſelben, nach dem Arzte, welchen er brauche, ſchüttelte ſchließlich bedenklich den Kopf und ſagte ungefähr: Vor zwanzig Jahren habe ich accurat die gleiche Krankheit gehabt, kein Menſch hat geglaubt, daß ich davon komme, und doch lebe ich noch und es dünkte mich, nie wohler. Aber was habe ich gemacht? Da ward mir gut gerathen! Nun führte der oder die eine alte Frau an, welche zu einem merkwürdigen Mittel gerathen, oder einen entfernten Arzt, gewöhnlich einen Quackſalber, welcher geholfen, oder wenn man alleine war oder ſonſt recht offenherzig ſich geſchwatzt hatte, ſo redete man wohl von ſympathetiſchen Mitteln oder von den Kapuzinern, welche gerade zu Heilung dieſer Krankheit beſonders berühmt ſeien. Wäre der liebe Vetter von Anfang recht behandelt worden, er wäre ſicher längſt geſund, aber auf ſeinem Arzte hätten wenige Leute viel und hauptſächlich für dieſe Krankheit könne er nichts, wen er nur anſehe, müſſe

ſterben, ſei es nicht gleich, ſo ſei es doch ſpäter. Wenn aber der liebe Vetter es begehre, ſo wolle man von Herzen gerne Zeit anwenden und für ihn laufen zu der alten Frau, dem Quackſalber, den Kapuzinern und von dem Zeug ihm holen, ſie wollten wetten, ſobald er davon nehme, beſſere es ihm. Vetter Kirchmeier ſagte auch allemal ernſthaft: er glaub's, aber einſtweilen wolle er ihnen nicht Mühe machen, wenn es ſchlimmer würde, wolle er ſehen. Er redete aber nicht ohne Wahrheit ſo, denn wenn eines Tages drei Vettern und drei Baſen jedes beſonderes Zeug und einen beſondern Doktor ihm zugeſchickt hätten, ſo mußte es ihm beſſern, die Krankheit weichen, ſich wandeln in ſüße Todesruhe. Dann machten ihn die Vettern faſt wirbelſinnig mit Anerbieten von Dienſtleiſtungen aller Art, wobei es der Gewandheit des Kirchmeiers bedurfte, um denſelben zu entrinnen. Ein Vetter wollte alles liegen laſſen, zu ihm ziehen, um auf dem Lande zu befehlen und zu ſagen, was und wie es gehen müſſe. Ein anderer wollte ihm Pferde verkaufen und andere kaufen, wenn er das jetzt nicht mache, ſo gingen ihm viele Louisd'or dahin. Ein dritter, ein Notar, bot ſich an zum Verwalter ſeines Zinsbuches und ſetzte ganz beſonders an, denn das ſei von Wichtigkeit, ſagte er, daß man immer dazu ſehe, damit keine Termine verſäumt würden. Wie leicht ſei ein Kapital verloren, er könnte darüber Beiſpiele von Exempeln erzählen, ſagte er mit einem ſehr wichtigen Notariatsgeſicht. Der gute Notar dachte nicht daran, daß der alte Kirchmeier dieſes Ding verſtand, ehe der Notar aus den Windeln gekrochen war, und daß man auch Beiſpiele von Exempeln hat, wie unter den ſelbſteigenen Händen eines Notars nicht bloß Kapitale, ſondern ganze Vermögen verſchwunden ſind.

Mehr aber noch plagten ihn die Baſen, dieſe machten ihn faſt ſelig vor der Zeit, kamen ihm faſt vor wie Wanzen, welche immer wieder da ſind, wie gute Mittel gegen ſie man gebraucht zu haben glaubt.

Eine tadelte, daß er nicht die nöthige Abwartung hätte, sein Bett sei gemacht, man streue einem Schweine sorgfältiger, und zu trinken biete ihm ja kein Mensch was an oder frage sonst, was er begehre. Wo sie dabei sei, da gehe es anders. Vor allem aus bette sie, daß es die Kranken dünke, sie möchten nicht mehr aufstehen, alle halbe Stunden müßten sie ihr trinken, und zwischen ein wehre sie die Fliegen, daß keine einzige absitzen könne. Es wisse kein Mensch, wie Viele unter ihren Händen gestorben seien, aber Alle hätten ihr gedankt und gesagt, es dünke sie, d's halb leichter sei das Sterben, wenn sie dabei sei.

Eine zweite jammerte, wie schlecht er zu essen habe, seine Magd koche, der gröbste Metzgerhund müßte Bauchweh kriegen, geschweige so ein alter, schwacher Mensch. Herrenköchin sei sie zwar keine, aber sie habe schon in vornehmen Häusern gekocht und man habe sagen müssen, so gut habe man nie gegessen. Dann wisse sie aber auch, was man so für einen Kranken machen müsse, von wegen es sei nicht alles gut für einen kranken Mensch, es gebe Speisen, mit denen man Einen auf der Stelle tödten könne, es sei kommod, wenn man das wisse. Daß sie das kenne, wisse man, und wenn rings um sie ein kranker Mensch sei, so müsse sie herbei. Da mache sie dann, je nachdem was bei der Hand sei, Pfannkuchen, Schafsvoressen, gebackene Leber oder gebackene Kalbsfüße. Das bekomme Kranken bsunderbar wohl. Sie wisse schon, daß Leute, die wie todt dagelegen seien, kein Glied gerührt hätten, gleichsam wieder lebendig geworden, wenn sie die Kalbsfüße gebracht, sobald der Geruch davon ihnen in die Nase gekommen sei.

Eine dritte sprach mit gepreßtem Herzen von Beispielen, wie es in Häusern gehe, wenn der Hausherr sterbe und niemand da sei zu wachen und die Aufsicht zu führen, sie würden von den Dienstboten und wer sonst dazu kommen könne geplündert wie Bienenstöcke von den Mäusen, daß wenn man dazu komme und zum Schaden sehe, man nichts finde als

einige alte Strümpfe und ſtumpfe Beſen. Wie ſchade das doch wäre, wenn es hier auch ſo ginge mit den vielen und ſchönen Sachen, das ginge doch viel zu übel, wenn die in unrechte Hände kämen und nicht dahin, wo der Vetter es begehre. Nit, daß ſie dem Vetter nicht das Leben gönne von ganzem Herzen, aber wenn ſie es ihm ſchon gönne, man wiſſe ja, daß es Gottes Wille ſei, daß der Menſch ſterbe. Und wenn er es begehre, ſo wolle ſie zu Hauſe alles im Stich laſſen und da bleiben, der Vetter könne ihr unbeſorgt die Schlüſſel anvertrauen, kein Stäubchen ſolle ihm wegkommen ohne ſeinen Willen, ſie würde ſich doch ſchämen!

Dieſer Kummer, es möchte hier gehen wie in einem Bienenſtock, ſchien übrigens auf der ganzen Verwandtſchaft zu laſten. Mit neugierigen Augen ſchlichen ſie durch's Haus, muſterten alles wohl, öffneten wie im Vorbeigehen alle Behälter, welche nicht verſchloſſen waren, ſahen ſich darin wohl um, und ward einer geöffnet, welcher ſonſt verſchloſſen war, ſo zog die anweſende Verwandtſchaft, einem Kometenſchweife ähnlich, hinten drein, hielt Inſpection und äußerte an entlegenen Orten, wo man des Vetters Ohren nicht zu fürchten hatte, ganz unverholen Verdacht gegen des Hauſes Bewohner. Bäbeli bekam da Dinge zu hören, welche ihm das Waſſer in die Augen trieben, welche es aus dem Hauſe getrieben hätten, wenn es nicht daran gedacht hätte, daß es auf den Pathen zu ſehen und zu hören hätte und auf niemand anders. Auch ſagte es ihm nichts von all dem Gerede, es wollte den Aerger und die Noth des armen Vetters nicht vermehren, welchen derſelbe mit der lieben Verwandtſchaft hatte. Denn war er endlich der willfährigen Mütter mit guten Worten losgeworden, ſo rückten dieſe mit den Töchtern in's Feld, mit welchen der Vetter noch viel beſſer verſorgt wäre. Die eine hatte ein Kätheli, die andere ein Stüdeli, die dritte ein Mädeli, und alle waren Ausbünde nicht bloß, ſondern halbe Engel, nur noch ohne Flügel. Sie wüßten es eigentlich nicht, wie machen,

wenn ſie fort ſeien, indeſſen wenn jemand einmal fort ſei, ſo gehe es endlich auch. Eben das ſei das kommodſte, daß unſer Herr Gott die Welt nicht an einen Menſchen gehängt und keiner ſei, ohne den man es am Ende nicht machen könnte. Bei ſolchen Anläſſen verfehlten einige Mütter nicht, noch etwas weiter zu gehen und dem mütterlichen Herzen Luft zu machen. Sie rühmten einen Vetter ſehr, ſtrichen heraus, wie er einer ſei, Käthi oder Stüdi und er hingen von Jugend auf an einander wie zwei Kletten, aber bis dahin habe es leider nichts daraus geben können. Von beiden Seiten vermöchte man einſtweilen nicht viel zu entbehren, aber wenn die einen Anfang hätten, wie leicht, das würde Zwei geben, denen man ihres Gleichen nicht fände auf Erden. Ja, an dieſen Zweien wäre ein Gotteslohn zu verdienen, wer es doch finnen könnte, ſeufzte die Mutter und wiſchte ſich die Augen aus.

Gegen ſolche Mutterliebe zu kämpfen, war dem Vetter Kirchmeier ſchon anfangs ſchwer, denn Mutterliebe iſt ſo ſchön und mütterliche Pläne ſind ſo verzeihlich, daß Einem das Herz unwillkürlich weich wird, und wem es nicht weich wird, der ſcheut ſich doch, die heilige Flamme der Liebe mit kaltem Waſſer zu begießen. Darum ſagte der Alte gewöhnlich, es werde ihm ſchier wunderlich, er müſſe gehen und ſich ein wenig hinlegen. Vielleicht daß dann der Schlaf komme, da ſolle ſie ihm doch recht nicht zürnen, wenn er nicht wiederkomme. Der Doktor habe geſagt, Schlaf ſei die Hauptſache, und ſchlafe er einmal, ſo ſolle man ihn bei Leben und Sterben nicht wecken. Darum wolle er ſie nicht aufhalten, danke für alles Gute und werde daran ſinnen, auch die Anerbieten vergeſſe er nicht und werde Beſcheid machen, ſobald er davon Gebrauch machen könne. War er aber beſſer aufgelegt, ſo flackerte die alte Schalkheit wohl wieder auf und er erwiederte: es thäte ihm leid, daß ſie zu ſpät gekommen, aber geſtern ſei die oder die Baſe da geweſen, die meine es abſonderlich gut und ſei faſt über den andern Tag da, um zu ſehen, wie weit es mit

ihm ſei. Dieſe habe einen Ausbund von Tochter, wie ſie ſage, und er habe ihr verſprochen, ihr Beſcheid zu machen, wenn er ſie nöthig hätte. Vielleicht daß dann der Baſe Bruderſohn auch mitkomme, für auf dem Lande zu regieren, das ſolle auch ein Ausbund ſein, das Land auf und ab keiner ſo. Er hätte ſchier merken können, daß das am Ende eine Heirath abgeben könne. Nun, darwider wolle er nicht ſein, wenn Zwei einander wollten, ſo müſſe man ſie machen laſſen.

Was das dann für ein Blähen und Ziſchen gab, accurat, als ob man einer Klapperſchlange auf den Schwanz getreten wäre! Ganz langſam fing die erboſ'te Baſe an mit einigen Seufzern und Püffen, aber mit jedem Athemzug ward das Feuer lebendiger, praſſelte heftiger, donnerte am Ende wie ein Dutzend Batterien Vierundzwanzig-Pfünder, daß an der erwähnten Baſe ihrer Tochter, ihrem Bruderſohn längſt kein guter Fetzen mehr war, und das Feuer praſſelte fort, wie es geſchieht, wenn der Eifer einen Kommandanten ſo blind macht, daß er noch immer ſchießen läßt, wenn längſt die Feinde alle niedergeſchmettert ſind.

Nachgerade aber ward dem Alten der Zudrang und das Gerede äußerſt peinlich, er ſehnte ſich nach Ruhe. Hört, Doktor, ſagte er einmal zu ſeinem Arzte, daß man einen armen König nicht ruhig ſterben läßt, ſondern mit Höfeln und Hofiren ihn quält bis an ſein ſo Gott will ſeliges Ende, dünkt mich nichts Anderes, und eine ſo große Plage wird es für ihn auch nicht ſein. Hat der arme Teufel doch keine Ruhe gehabt lebenslang, hat nie gewußt, wie wohl und behaglich man es ſich auf der Welt könne ſein laſſen. Aber ein Anderes, Doktor, iſt es mit dem Bauer im Nidleboden, der ſollte doch, dünkt mich, an ein ruhig Sterben Anſpruch haben. Während ſeinem Leben hat er ſich an die Ruhe gewöhnt, ein ruhig Gewiſſen geſucht und jede Sache zu rechter Zeit gethan, ſo lange er es vermocht. Jetzt, dünkt mich, ſolle man mich auch das letzte Werk, das Sterben, in Ruhe vollbringen laſſen. Es

wäre doch wohl eine ſtrenge Sache, nicht Ruhe zu haben zum Sterben, abſonderlich für einen Bauer, der Leib und Seele im Trocknen hat und niemand mehr was nachzufragen hat, als Gott. Nun, Doktor, was fange ich an, um zum ruhigen Sterben zu kommen? dazu könnt ihr mir helfen mit euerm Rathe; daß ihr mir nicht vom Tode helft mit euerm Zeug, das wiſſet ihr und ich. Wie hatte ich mit Manier die Verwandten ab, die mir ärger zuſetzen, als Flöhe einem Pudelhunde.

Das Geſtürm war mir ſchon lange zuwider, ſagte der Arzt, aber ſagen durfte ich nichts, aus Furcht, es gehe übel. Nichts iſt leichter, als ſie Alle zu verjagen, ich ſage bloß, ihr hättet ein anſteckend Nervenfieber gekriegt, und wem das Leben lieb ſei, ſolle ſehen, was er mache. Potz Blitz, wie werden die Auszug geben, denn euer Teſtament erlebten doch noch Alle gar zu gerne. Höchſtens bis dort zum Holzhaufen kommen ſie mehr und gucken hinter ihm hervor, ob die Fenſter noch nicht offen ſeien. Oder ich ſage jedem in's Ohr: ich hätte guten Grund zu glauben, ihr würdet wieder kommen nach dem Tode, und wer wiederkomme, plage die am meiſten, welche zuletzt bei ihm geweſen ſeien.

Ihr ſeid immer der Gleiche, ſagte der Kirchmeier, aber weder das eine noch das andere iſt mir anſtändig. Wer einen Fuß im Grabe hat, darf nicht mehr lügen, nicht mehr Spaß treiben. Ich habe während meinem Leben zu manchem Spaße geholfen und Manchen zum Beſten gehabt, mehr als mir jetzt lieb iſt. Freilich könnte ich ſagen, die Leute hätten es ſo gewollt, aber wenn mir eben die Ruhe nicht zu lieb geweſen, ſo hätte ich Ernſt auch brauchen können. Vielleicht ſchadete es euch auch nichts, wenn ihr ein wenig von den Flauſen ließet und an das Abreiſen dächtet. Mir ſcheint am beſten, wenn ihr unter der Hand andeuten würdet, ich liebte die Beſuche nicht, ich ſei ein mißtrauiſcher Mann und hielte dafür, all das Gelaufe gelte nicht mir, ſondern entweder der Neugierde, zu

ſehen und zu hören, auf welchem Loche ich pfeife, oder aber meinem Geldſack, um ſich gleichſam wie ein Wurm in's Holz darein einzubohren. Ich könnte Aehnliches zwar ſelbſt andeuten, aber ihr wißt, Doktor, ich liebe das Durchgreifen nicht. Das ſachte abſchüſſeln und leiſe von der Hand weiſen iſt meine Sache.

Mir recht, Kirchmeier, ſagte der Doktor, will ſchon euer Sündenbock ſein. Allweg hilft das Mittel. Es iſt ſchade, daß ſolche Schlauköpfe ſterben, die ſollte man wieder jung machen können. Trüge nichts ab, ſagte der Alte, wächſt ja doch unter alten Bäumen nicht gerne das junge Holz, gewinnt erſt, wenn das alte fort iſt, den unverkümmerten Wachsthum. Ich mache gerne Platz, aber in aller Ruhe, welche ich erworben und wie ich glaube auch verdient. Das angegebene Mittel, hilft es, was meint ihr? Allweg, ſagte der Arzt, bin euch gut dafür. In wenig Tagen ſeid ihr ſo ungeſtört wie eine Nonne im Kloſter. Denn vor dem unwerth werden haben eure Vettern und Baſen Reſpekt, wie die, welche in die Regierung wollen vor dem Vorwurf, ſie ſeien Jeſuiten oder Ariſtokraten. Mancher, den ſeine Frau anher gejagt, iſt froh darüber, daheim bleiben und ſeine Hühneraugen pflegen zu können.

Das Mittel erprobte ſich, die Beſuche blieben nach und nach aus, einſam wurde es im Nidleboden, und ruhig konnte der alte Kirchmeier ſeine letzten Tage zubringen. Aber ruhig waren deswegen die Verwandten nicht geworden und aus den Augen ließen ſie den Vetter nicht. Wenn ſie auch nicht geradezu hinter dem Holzhaufen ſich poſtirt hatten, wie der Arzt geſagt hatte, von dort hervorguckten, ſo konnten die einen ſich doch nicht enthalten, zwiſchen Tag und Nacht um das Haus zu ſpioniren; fremde Geſtalten ſah man im Mondſchein durch die Bäume ſich bewegen. Andere ſtellten Kundſchafter an, das wandernde Geſindel, chriſtliche Zigeuner, denn ſo viel Keſſelflicker, Korber, Schwefelhölzler, Bettler von allen Sorten waren im Nidleboden noch nicht geſehen worden, obgleich er von je

mit ſolchen Leuten geſegnet geweſen. Alle weilten länger als nöthig war, trugen das Möglichſte, ſuchten vor allem durch eigenen Augenſchein ſich zu vergewiſſern, der Alte lebe noch. Wer von ſeinem Angeſicht reden konnte, der hielt ſeine Sendung für eine glückliche und ſehr belohnenswerthe. Die angeſehenſten Verwandten gaben ſich dieſe Mühe nicht, ſie kannten die Wahrheit, daß, wenn der König ſterbend ſei, das Hofgeſinde ſich dem Thronfolger zuwende und gefällig ſei auf das möglichſte. Sie ſteckten ſich daher hinter Nachbarsleute, und dieſe verſprachen ſehr willig, es ihnen alſobald anſagen zu laſſen, wenn es eine Aenderung gebe im Nidleboden, damit ſie alſobald auf dem Platze ſein könnten und die Mäuſe aus dem Bienenſtocke jagen. Sie gehörten unter die Leute, welche durchaus an keine Ehrlichkeit glauben können, ſondern meinen, jeder mache, was er könne, wozu die Gelegenheit ſich ihm biete. Sie haben guten Grund zu dieſem Glauben, obgleich ſie ihn nie werden angeben können, denn derſelbe liegt in ihnen ſelbſt, wo hinein bekanntlich gar viele Augen nie klar ſehen. Er liegt im dunkeln Bewußtſein, zu was Allem ſie ſelbſt fähig wären eben bei ſchicklicher Gelegenheit.

Vetter Hans Joggeli brachte nun ungeſtört noch freundliche Tage zu, wenn auch bei täglich abnehmender Lebenskraft. Er war leidlos und gefaßt, ſein Haus war beſtellt, ſeine Seele freute ſich abzuſcheiden und freundlich war über ihm in den letzten Tagen der Himmel. Alle ſeine Leute thaten, was ſie ihm an den Augen abſahen, und mieden auf das ſorgfältigſte, was irgendwie ihm Verdruß machen konnte, und das Alles nicht in eigennützigem Sinne, ſondern aus warmer Liebe, denn bei niemand im Hauſe hatte er die geringſte Hoffnung erweckt, welche mit ſeinem Tode in Erfüllung gehen ſollte, ſondern bloß dafür geſorgt, daß es Allen wohl war bei ihm im Leben, daß in Allen das Gefühl wach war, es gehe ihnen übel mit ſeinem Tode. Er ſtand alle Tage noch auf; wenn leicht das Wetter leidlich war, ſo ging er noch vor das Haus, beſuchte die Ställe,

sah wenigstens dem Tränken des Viehes zu oder that einen Blick in seine Besitzungen. War es schlimm draußen, so saß er auf der warmen Ofenbank in der Gesindestube, ließ sich da erzählen, was draußen vorging, und ertheilte seine Befehle. War was Besonderes, so berichtete ihm Benz im Stübchen, gab über alles Rechenschaft und zeigte eine Sorgsamkeit, welche dem Alten den üblichen Kummer, es gehe draußen nicht gut, nahm und ihn recht ordentlich erquickte. Bäbeli dagegen war seine getreue Abwart oder Pflegerin, so weit er es bedurfte. Gern hätte das Mädchen mehr gethan, aber besondere Dienstleistungen duldete der Alte nicht. So lange der Mensch sich selbsten helfen könne, müsse er es thun. Der Schwachheit, dem tödtlichsten Feinde, dürfe man sich erst ergeben, wann es sein müsse. Desto größern Fleiß hatte Bäbeli mit Kochen und machte seine Sache trotz den Verläumdungen der Base recht gut. Sein Lehrmeister war der Arzt. Derselbe sagte nicht bloß, was es kochen solle, sondern auch wie, und was es gekocht, wies Bäbeli so oft es konnte dem Arzte vor, um zu vernehmen, ob es gut sei so oder nicht. Eine halbe Köchin sollte jeder Arzt sein, freilich fände er nicht viele gelehrige Schülerinnen. Es giebt Weiber, welche viel lieber der ganzen Haushaltung den Tod an den Hals fütterten, als von ferne einzugestehn, daß sie nicht recht kochen und von einem Arzt etwas lernen könnten. Ach, es ist ein liebenswürdiges Geschlecht, das weibliche, aber verflucht eigensinnige Geschöpfe giebt es darunter, das ist wahr! So eins war Bäbeli nicht, es that das Möglichste und plagte doch den Vetter nicht mit der Liebe, es zeigte sie bloß, daß der Vetter in stillem Wohlgefallen sie inne ward, wußte, er könnte auf eine Liebe zählen, die da nicht das Ihre sucht, nicht ungeduldig wird, sich nicht aufbläht, sondern alles erträgt und alles erduldet. Nie störte es den Abendschlummer, nie den Morgenschlaf, und doch ging es nie zu Bette, ohne am Bette des Vetters auf seine Athemzüge gelauscht zu haben, und sein erster Gang des Morgens war hin zu des Vetters Bette.

Bäbeli, welches den lieben Pathen ſtündlich ſah, nahm das Schwinden ſeines Lebens nicht wahr, deſto beſſer er ſelbſt: da er aber gleich heiter im Gemüthe blieb, täuſchten ſich die Andern deſto eher über ſeinen Zuſtand. Er ſah dem Schwinden ſeines Lebens zu wie ein Wanderer, der nach harten Wanderungen müde auf eines Hügels Spitze ſich geſetzt hat, dem Untergehen des ſchönen Abendſternes. Als ſeine Schwäche merklich hervorgetreten war, hatte er einmal des Abends alle ſeine Leute verſammelt und ihnen geſagt: es wiſſe keiner, wann er ſterbe, ein Alter beſonders müßte auf alles gefaßt ſein: darum, wenn ihm was Menſchliches begegne, ſo hätten ſie alsbald den und den zu rufen, ſie ſollten es ja nicht verſäumen, damit ſie nicht in große Verlegenheit kämen und üblen Verdacht. Seitdem ſprach er nicht mehr vom Tode, ängſtigen wollte er ſeine Leute nicht.

Viel las er nicht, aber es war nicht öde in ſeiner Seele, die ſchreckliche Oede, welche in den letzten Stunden bis zur Verzweiflung ängſtigt, welche man in Todesangſt noch ausfüllen möchte, Tag und Nacht, Weib um Weib, Mann um Mann am Bette ſchreiend leſen läßt, daß die Wände ſeufzen und knarren, dieſe ſchreckliche Oede kannte er nicht. Er hatte Schätze geſammelt, als er bei guten Kräften geweſen, an dieſen Schätzen nagte der Tod nicht. Wenn er an ſtillen, hellen Tagen an der Sonne ſaß, ſo ſonnte er dieſe ſeine Schätze, legte ſie aus vor Gottes Augen und ſah fragend in den blauen Himmel hinauf, zu forſchen, ob ſein Gott Wohlgefallen hätte daran, ob er das Feld ſeines Herzens weiß und reif finde zur Ernte, den Waizen gut für die himmliſchen Scheuren. Und wenn er in ſtiller Nacht auf ſeinem Lager ruhte, ſo ließ er an ſeinem innern Auge vorübergleiten die vergangenen Zeiten, prüfte wohl den Zuſammenhang der Ausſaat mit der Frucht, prüfte das eigene Thun und unterſuchte, ob alles nun wohl beſtellt, nichts gut zu machen ſei. Dann lauſchte er wohl, ob er nicht höre des Todes leiſes Schleichen, ſein Tappen an den Wänden

der Kammer, in welcher sein Herz verwahret lag; dann sah er wohl nach dem hellen Himmel zu den flimmernden Sternen auf, ob sich von keinem ein Lichtstrahl löse, zum Engel sich verkläre, schwebe in sein Kämmerlein, löse aus irdischen Banden seine unsterbliche Seele und sie geleite in das himmlische Land.

Einmal in einer schönen Frühlingsnacht schwebte dieser Engel nieder, leise schlich an's Herz der Tod. Am Morgen, als Bäbeli bei des Tages erstem Schimmer oben an des Bettes Häupten lauschte auf die Athemzüge des theuren Pathen, hörte es keine. Näher und näher bog es sich, faßte endlich die auf der Decke liegende Hand, sie war kalt, steif. Es schlief der alte Kirchmeier, aber nicht den Schlaf, aus welchem das Krähen des Hahns den Menschen weckt, sondern den Schlaf, aus welchem die Stimme Gottes die Schlafenden zum Erwachen rufet. Aber fast wie in gewöhnlichem Schlafe lag er da, unentstellt, leise mußte der Tod geschlichen sein, ohne Krampf und Zucken die Seele gelöst haben. Der Jammer des Mädchens, der, sobald es den Pathen nicht schlafend sondern todt erkannte, überlaut ausbrach, rief das ganze Haus zusammen. Es war wirklich, als ob Kindern an dem Todtenlager ihres Vaters das Herz brechen wollte, so aufrichtig und gewaltig brach der Schmerz bei Allen aus. So weit hatte der weise Mann in seiner ruhigen, aber stätigen, wortlosen Güte es gebracht, daß er in den letzten Tagen niemand im Hause hatte, der auf seinen Tod speculirte, daß selten über eines Vaters Leiche aufrichtigere Thränen flossen, als über seine.

Bäbeli war untröstlich, an des Seligen Befehle dachte es nicht, Benz mußte sie besorgen. Ein alter Freund des Gestorbenen, welcher zugleich Gerichtsmann war und die nöthigen Förmlichkeiten vollziehen konnte, wurde geholt und erschien alsbald. Auch er war sehr betrübt, viele Jahre lang hatte er mit dem Kirchmeier in treuer seltener Freundschaft gelebt, jetzt war ihm, als sei er alleine geblieben auf öder Insel, ein innig

Sehnen, dem Freunde zu folgen in die seligen Gefilde, ergriff ihn; ach, wer bei dir sein könnte! seufzte er. Hoffentlich vergißt der Herr mich nicht, holt bald mich nach. Doch nicht wie ich will, sondern wie er will. Lebe ich, so lebe ich ja dem Herrn, sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn. Darauf ging er an seine Geschäfte, verrichtete dieselben mit der pünktlichsten Besonnenheit, fand alles in der ihm wohlbekannten Ordnung, nirgends die geringste Spur von Untreue, versiegelte allenthalben und nahm die Schlüssel zu Handen.

Kaum waren er und sein gesetzlicher Gehülfe mit der Arbeit fertig, so stellten bereits Verwandte sich ein. Es war, als ob Krähen geflogen über's Land, die Kunde ausgerufen hätten stundenweit, endlich todt sei der Alte im Nidleboden. Wie Friesländer und Schottländer an den Strand rennen, wenn an ihren unglückbringenden Ufern ein Schiff geborsten ist, wie sie rennen, um im Unglück Glück zu fischen, Beute zu nehmen von den Opfern des Todes, jeder der erste sein möchte und auch der letzte, alles alleine möchte, jeden, der mit ihm rennt, mit ihm ficht und packt, als Feind betrachtet, so kamen sie daher, die Erben, in Hoffnung, die durch den Tod verfallene Beute zu sichern, jeder angstvoll, er komme zu spät, das Beste sei vielleicht schon wegstibizt, halb und halb entschlossen, ebenfalls zu machen, was er konnte, wenn nämlich noch was da sei. Etwas mehr Anstand beobachteten sie jedoch als die Friesländer, wenn sie an den Strand laufen, das muß man sagen, die Weiber namentlich falteten unter des Hauses Thüre Gesicht und Hände andächtig, weinten am Bette, worauf der Todte lag, ein Gjätzlein, doch meist nur ein kurzes, machten dann die Runde durchs Haus, musterten, ob wohl noch alles da sei, was sie früher angemerkt, nahmen von den Dienstboten, wen sie erhaschen konnten, neben aus, wollten wissen, wie alles zu und hergegangen, wer zuletzt bei ihm gewesen, wie lange man gewartet, um versiegeln zu lassen, und ob nicht vielleicht der alte Gerichtsmann der größte Schelm von allen sei. Die

Männer thaten im Allgemeinen um so bedächtiger und vorsichtiger, besonders die, welche bäurische Kleidung trugen. Es war nicht, daß sie nicht auch Lust zum Aufbegehren hatten, aber sie wußten, je seidener und zufriedener sie thäten, desto weniger nehme man sich vor ihnen in Acht, desto eher kriegten sie einen guten Grund zum Aufbegehren.

Ganz auf die entgegengesetzte Weise betrug sich der wohlbekannte Vetter Hansli, welcher, weiß der Kukuk wie, die Nachricht auch vernommen und so gleichsam als wie im Vorbeifahren polternd daher kam und prasselte wie eine Bombe, welche in einen Ziegelhaufen fährt. Hansli war diesmal jeder Zoll ein Herr von außen nämlich, von den Sprungriemen an bis zu den gebürsteten Haaren, that nun auch wie ein solcher gemachter (es ist ein großer Unterschied zwischen gemachten und geborenen Herren) Herr zu thun pflegt. Er wollte imponiren, namentlich dem alten Gerichtsmann, und redete drein, als wie vom Himmel herab. Man solle sich in Acht nehmen, was man mache, sagte Hansli, sitze Einer am Gericht oder nicht, er müsse ihm beim — in's Zuchthaus, wenn was Ungerades gegangen. Derselbe wäre nicht der erste, welchen er dahin gebracht, er wisse, was Ordnung sei, und habe niemand zu fürchten, am wenigsten so tumpichte Gerichtsmannlein. Er wisse, was da sein solle, der Vetter selig habe das Zutrauen zu ihm gehabt und ihm alles gesagt. Er wolle gewarnt haben, sonst könne man dann sehen!

Der alte Gerichtsmann dagegen war jeder Zoll ein Bauer, von den schweren, wohl beschlagenen Schuhen weg bis zum Zipfel seiner weißen baumwollenen Kappe. Der steckte sein kurzes Pfeifchen in den Mund, ließ es zwischen den Zähnen baumeln, nahm Feuerzeug aus der Westentasche, brach ein ganz klein Stückchen Zunder ab, schlug langsam am stumpfen Steine Feuer, mußte ihn manchmal wenden, ehe der Zunder Feuer fing, sagte derweilen: Ich kenne dich nicht und fürchte dich nicht. Dem Anschein nach möchtest du ein Herr sein. Aber

seiest du, wer du wolltest, so hast du allweg hier nicht zu regieren, einstweilen geht dich die Sache halt nichts an, und es ist möglich, daß sie dich nie was angeht. Und geht sie dich einmal was an, was ich nicht weiß, so mach dann, was du willst. Aber erschrocken bin ich nicht und wenn du noch zehnmal ärger schnaubtest, als ein halb tauber Stier. Was in solchen Fällen gesetzlich und bräuchlich ist, das wußte ich, ehe du die Läuse zählen konntest, welche dir deine Mutter hinunter machte. Und es dünkt mich, große Ursache zum Kummer, daß es nicht recht gegangen, solltest du nicht haben, denn es ist kein Herr dabei gewesen.

Die Umstehenden lachten oder drehten sich um, in die Nase des Herrn roch die langsame, durch das Feuerschlagen unterbrochene Rede wie starker Tabak, er stieß einige Töne aus, welche drohend klangen, aber nicht verständlich waren, schoß durch das Haus, stieß unglücklicher Weise auf das arme Bäbeli und schüttete über dasselbe den Vorschuß seines Zornes.

Was hast du mit dem Bureauschlüßeli gemacht, als du den Vetter selig todt fandest? frug er. An das Schlüßeli habe es wahrhaftig nicht gedacht, antwortete das Bäbeli aufrichtig, es hätte nichts zu machen gewußt, als weinen, bis der alte Gerichtsmann gekommen und sie aufgerichtet hätte. Das wird sich erzeigen, schnaubte Hansli mit hoch aufgeblasenen Backen, die Wahrheit wollen wir schon an den Tag bringen, die Finger mußt du aufheben, Mensch! Da ist's schon Manchem anders gekommen, und an den Tag kam, woran niemand gedacht. Ja, thue nur wie der heilige Feierabend, gerade Solche sind gewöhnlich die Schlimmsten.

Darauf schoß er hinaus, befahl anzuspannen, stöberte unterdessen durch die Ställe, pfiff, schnaubte, fluchte abwechselnd und hie und da ließ er eine verständliche Glosse laufen: Verfluchte Ordnung! sauberer Haushalt! da möchte ich nicht Vieh sein! wohl, da ist's Zeit, daß es anders kömmt! da kriegt einer Arbeit, ein Jahr hat er, bis er nur den überflüssigen D...

weg hat! So war er bis zu seiner gelieferten Kuh gekommen, da brach das Wetter, welches sich durch einzelne Stöße angekündigt hatte, im Zusammenhange los und zwar unmittelbar über Benzens Haupt. Was er für ein Nichtsnutz sei, und wie er nichts Besseres thun könne, als sich aus dem Staube machen, ehe man ihm seine schmutzige Wäsche vor die Füße werfe, war der Hauptinhalt von Hansli's salbungsreichem, mit Gewürz durchspicktem Zuspruche. Benz verstummte nicht, sondern meinte ebenfalls, das gehe ihn einstweilen nichts an, und wenn er ihm rathen könnte, so sei es für ihn am besten, er mache sich zum Stalle hinaus und zwar so schnell als möglich. Das fuhr Hansli in's Haupt, die beleidigte Majestät zu rächen, wollte er Benz zwischen die Kühe in den Koth werfen. Aber Benz, rasch von Hand und Fuß, wich aus, griff zur Mistgabel und Hansli fand für gut, Benzens Rath zu befolgen und sich aus dem Stalle zu machen.

Es waren für die Hausbewohner trübe Tage, die drei Tage, während denen die sterblichen Reste des alten Kirchmeiers im Hause weilen und harren mußten auf die Ruhe im Grabe. Ehedem weilten Sieger drei Tage auf dem Schlachtfelde, ehe sie es verließen, harrten, ob jemand den Sieg ihnen zweifelhaft und streitig mache. Wohl dem, der als Sieger auf dem Todtenbette ruht, drei Tage noch weilet in der Welt, welche er überwunden, ohne daß die Welt Klage erhebt über ihn, Zeugniß ablegt gegen ihn, daß er ihr Knecht und Sclave gewesen und von ihr überwältigt gestorben sei! Den alten Kirchmeier hatte die Welt nicht besiegt, und wenn er in sich den alten Menschen auch nicht vollkommen ertödtet hatte, so war derselbe doch zusammengebrochen und hoch über ihn aufgewachsen der neue Mensch. Klage oder Fluch über den da Liegenden hörte man keine an seinem Bette, aber viel stilles Weinen, viele laute Klagen über sein Scheiden und beides aus aufrichtigem Herzen. Was der Himmelsthau im Frühling den erwachenden Blümlein ist, das sind solche Thränen den in

jener Welt erwachenden Seelen. Aber für die im Hause Weilenden waren es trübe, trostlose Tage. Ein eigenes Gefühl kömmt über die Bewohner eines Hauses, in welchem eine Leiche liegt, es wird allen, als sei unter ihnen ein nach langer Krankheit süß Schlafender, dessen Ruhe man nicht stören dürfe. Leiser spricht man, leiser geht man, und doch zieht wiederum ein Gefühl der Leere, Oede nach dem Gestorbenen hin, es wird Einem, als sollte man ihn wecken oder wachend finden in seinem Bette. Dazu mag man nicht arbeiten, muß bei allem, was man vornimmt, an ihn denken, fragen, wäre ihm das wohl recht oder möchte er es anders? Es ist Einem, als sei mit dem erloschenen Leben das eigene Leben gelähmt, als sei ihm die beste Kraft entschwunden. Zu nichts hat man Muth und Lust, kaum hat man was angegriffen, so läßt man es wieder liegen, starrt in's Weite, geht zur Leiche. In das düstere Leben brachten einige Bewegung die Boten, welche mit Einladungen versandt wurden, und die, welche mit erhaltenem Bescheid zurückkehrten und dabei erzählten, was sie sonst noch gesehen, gehört, was sie gefragt werden und was die Leute gedacht und gemeint.

Da nahe Verwandte fehlten, welchen unmittelbar das Recht zustand, im Nidleboden zu befehlen, so hatte der selige Kirchmeier dieses Recht schriftlich dem alten Freunde übertragen. Derselbe sollte verwalten bis zur Eröffnung des Testamentes und namentlich das Leichenbegängniß beschicken und zwar in alter großartiger Freigebigkeit. Sonderbar ist's, die großen Hochzeiten, an welchen bei dreihundert Personen Theil nahmen und die drei Tage dauerten, finden nicht mehr statt, die großen Leichenbegängnisse sind noch geblieben. Welcher Schluß ließe sich wohl daraus ziehen? Zu des Kirchmeiers Leichenbegängniß sollten eingeladen werden alle ärmern Leute in der Gemeinde, alle, welche auf irgend eine Weise dem Hause dienstbar gewesen, sei es als Dienstboten, Tagelöhner oder Handwerksleute, alle Gevattersleute und endlich alle Verwandte bis

zu Noah hinauf. Mit dem Leichenbegleit war nach alter Sitte, welche über alle Gesetze den Sieg davon getragen, ein Leichenmahl verbunden, üppiger oder knapper, nach den Umständen. Des Kirchmeiers Wille war, daß für das Essen alleine eine Franke bezahlt würde, der Wein, so viel man trinken möge und so gut als man ihn haben könne, besonders berechnet. Er wußte aus Erfahrung, wie glücklich ein Armer an einer solchen Mahlzeit lebt, wie sie zu einem Sterne wird, an dem er sich erfreut mitten in der schwarzen Nacht des Elends.

Die Verwandten und namentlich die Gebildeteren unter denselben, welche aber leider in der Lage waren, auf ein solches Erbe nicht lange warten zu können, eben so wenig als gewisse Staatslichter auf einen zu bebenden Schatz, hatten darauf gedrungen, daß das Testament, welches sich vorgefunden, durch das außerordentlich zusammenzurufende Gericht gleich am Begräbnißtag eröffnet werden solle. Da der Gerichtsmann anfänglich einige Bedenken hatte und auf das Unanständige dieses Nichtwartenmögens aufmerksam machte, so meinte Hansli, anständig und unanständig sei verattet Zeug, es frage sich, was gesetzlich sei. Sei er nur etwas Meister, so müsse in die neue Verfassung ein Artikel, daß jegliches Testament dreiviertel Stund nach dem Tode eines Menschen eröffnet werden müsse, und zwar von Rechtswegen und auf Staatskosten. Darauf hatte der Alte gesagt: He nun, wann es so gemeint ist, so habe ich nichts darwider, es hätte mir nur geschienen, es möchten Viele noch lange früh genug vernehmen, was im Testamente steht.

Es war eben wieder ein schöner, freundlicher Frühlingstag, als der selige Hans Joggeli begraben werden sollte, so recht ein Tag zur Aussaat, ein Tag, welchen man als Pfand nehmen konnte, daß, was gesäet wird verweslich, auferstehen werde unverweslich, was gesäet wird in Unehre, auferwecket werde in Herrlichkeit und in Kraft, was gesäet wird in Schwachheit. Ein duftiger Tag, wo man es so recht begreift,

was Paulus ſagt: Es wird geſäet ein natürlicher Leib und wird auferwecket ein geiſtiger Leib. Es iſt ein natürlicher Leib, es iſt auch ein geiſtiger Leib.

Der Begräbnißtag iſt für viele Ueberlebende ſchwerer als der Todestag und namentlich, wenn des Hauſes Haupt zu Grabe getragen wird. Da iſt's, als ob des Hauſes Bewohner Glieder eines Leibes wären und bei vollem Bewußtſein die Seele aus dem Leibe, durch welchen ſie zuſammenhingen, die Seele, durch welche der Leib beſtand, müßten hinaustragen ſehen, nun gewärtigen müßten, der erſte Windſtoß zerſtreue die auseinanderfallenden Glieder nach allen Winden. Da iſt's, wo das innigſte Gefühl, welches am Todestage in's Kämmerlein ſich verbergen durfte, an die heiße Sonne muß oder an rauhe Winde. Brennen und zucken des Leibes Wunden ſo ſchmerzlich in der Sonne Glut, im Blaſen der Winde, um wie viel heißer brennen und zucken wohl die Wunden der Seele in roher Kälte, in den Funken ſprühenden Mißtrauens, im Sturme windigen Geredes.

Bäbeli's Kammer lag gegen die Sonne, der erſte Sonnenſtrahl, wenn die Sonne nicht hoch am Himmel ging, ſpiegelte ſich an den dunkeln Wänden und in einigen Tagen des Jahres küßte er das roſige Mädchen wach. Dann fuhr das Mädchen züchtig auf, faltete die Hände, dankte Gott für die gute Nacht, bat um Segen für den Tag, machte raſch und wohlgemuth ſich an's Tagewerk. An ſelbem Tage küßte es auch die Sonne wach, aber ſchwer hob es ſein Haupt, langſam ermunterte es ſich. Wahrſcheinlich hatte das arme Kind wenig geſchlafen und ſchwer geträumt. Als es zum Bewußtſein kam, wo es ſei und was für ein Tag es ſei, da legte es ſein Haupt wieder nieder und weinte bitterlich, weinte, bis eine andere Magd kam und es an's Tagewerk rief. Aber ſchwer bewältigte es das unausſprechliche Weh, das keinem beſtimmten Grunde entfloß, ſondern aus dem weiten Borne der Liebe quoll, aus welchem weder Gründe noch Rechnungen fließen,

bloß reine Gefühle quellen. Endlich faßte es sich, faßte die Zügel der Haushaltung, aber mit schweren Gliedern, daß es ihm oft war, als müsse es in die Erde sinken, lange bevor es dem Seligen zu Grabe läute, und unaufhaltsam flossen ihm die Augen über. Den andern Hausgenossen ging es ähnlich, obgleich die meisten aus gröberm Stoffe gebaut waren.

Früh schon kam der alte Testamentsvollstrecker, er wußte wohl, daß junge Leute an solchen Tagen die Besonnenheit nicht zu wahren vermögen. Bloß den Alten, im Leben Erkühlten ist es gegeben, beisammen zu halten ein Herz voll Schmerz, einen Kopf voll klaren Willens. Er tröstete vor allem, indem er meinte, sie würden sich gewöhnen müssen im Leben, daß alte Menschen sterben, das sei eine geordnete Sache, an welcher sich nichts ändern ließe. Sie sollten nur sorgen dafür, daß sie nie weinen müßten aus bösem Gewissen. Das Weh, welches aus der Liebe komme, das sei eine Traurigkeit aus Gott, welche sich in Freude verkläre, das Weh aus bösem Gewissen sei der Wurm, welcher nicht ersterbe, sondern immer glühender quäle. So viel er wisse, könnten sie ein ruhig Gewissen haben, der Selige sei zufrieden mit ihnen gewesen, und so viel er gesehen, hätten sie ihm getreulich abgewartet und ihm Frieden gelassen in den letzten Tagen. Darum sollten sie jetzt sich fassen und ordentlich schaffen, es liege heute ihnen viel ob. Ja, und am Abend können wir den Bündel machen und wandern, wenn uns nicht der Landjäger nimmt und in's Gefängniß führt, rief die jüngere Magd.

Dafür habe nicht Kummer, sagte der Alte, das ist dummes Gerede. Was der Freund gemacht, steht versiegelt im Testament, aber das kann ich sagen, daß Unrecht euch niemand anthun soll, dafür bin ich da, und wenn jemand ungerecht fortgejagt werden sollte, so findet er bei mir Arbeit und Essen, bis er zufrieden ist und was Besseres weiß. Eines aber möchte er, fuhr er fort. Es wären unter ihnen die meisten, welche entweder als verwandt oder als Pathen das Recht hätten, den

Seligen zu Grabe zu geleiten. Wer wolle der könne. Aber jemand müsse doch daheim bleiben, das Haus könne man nicht unbewacht lassen, man wisse, wie es heut zu Tage gehe. Da wäre ihm am liebsten, es hätte es eins wie das andere, und alle blieben beisammen daheim. Sie selbst seien so am ruhigsten und zu kurz sollten sie nicht kommen. Bäbeli solle Fleisch kochen vom besten, welches vorräthig sei, und ungescheut Wein im Keller nehmen, so viel sie möchten. Jetzt aber sollten sie emsig sein, aufräumen, bereit machen, daß man den entfernteren Verwandten mit Kaffee, Wein und Käse aufwarten könne. Es würden zwar die meisten sagen, sie möchten nicht, ihretwegen solle man nicht Mühe haben, indessen würden sie doch nehmen, was da sei. Anfangs hielt es Bäbeli hart mit den Pathen nicht zu Grabe gehen zu sollen. Soll man von einem Geliebten scheiden, so geleitet man ihn doch gerne so weit, als man kann, sieht ihm dann noch nach so lange als möglich: darum auch geleitet man die Geliebten zu Grabe, sieht ihnen nach in's Grab, bis die schwarze Erde sich häuft im Grabe, sie und die letzte Hülle birgt. Doch es schickte sich darein, und allgemach schien es ihm wirklich besser so, wie der Alte meinte. Daheim konnte es alleine sein, war aus dem Bereich aller feindseligen Blicke, lief nicht Gefahr, hören zu müssen: Du, das dort, welches so nöthlich thut, ist das Mensch, welches zuletzt bei ihm gewesen ist und so vaterländisch gestohlen hat. Es ist schade, daß man heutzutage die Diebe nicht mehr hängt, diese möchte ich baumeln sehen.

Man hatte zur Vorbereitung keine Zeit zu verlieren. Bei guter Zeit kamen die, welche am nächsten verwandt sich glaubten, daher, zu Fuß und zu Wagen, ließen den Imbiß sich nach einigem Nöthigen gefallen, wobei jedoch selten eins ein eigen Lächeln verbergen konnte, welches sagen wollte: Ja, nöthigt nur, derweilen es noch geht, wer sich jetzt nöthigen läßt, der ist vielleicht bald der, welcher befiehlt. Es war eine seltsame Anwendung des Wortes, wer sich selbst erniedrigt, der wird

erhöhet werden. Darauf ward so in aller Stille durch's Haus gestrichen, die einen zählten die Speckseiten, ob sie noch alle da seien; andere erbauten sich an den schönen Pferden, übersahen hinterm Hause die schönen Wiesen, überschlugen im Stillen, was der Hof wohl gelten möchte, oder musterten drinnen das schöne Geschirr in den stattlichen Glasschränken, schlichen in die Scheune oder in die Kammern und alles so wie unbewußt, daß es ja niemand merken sollte.

Als die Base mit der spitzen Nase auch in's innere Stübchen brach, saß ihr eine große schwarze Katze, der Liebling des Kirchmeiers, im Wege. Mit dem Fuße stieß sie dieselbe auf die Seite und sagte: Willst aus dem Wege oder nicht, du Unflath! Warte nur, dir läutet es auch bald Feierabend! Es war schon vorher etwas Unheimliches in der Katze, so hatte sie nie miaut, wie seit der Alte todt war, und gefressen wenig; es war, als ob etwas Tieferes, Geheimnißvolleres in ihr sich rege, als im Thiere der Mensch wahrnimmt. Jener Stoß schien eine Flamme anzublasen, die Katze erhob sich, sträubte das Haar, hob hoch den Schwanz, feurig glühten die Augen des Angriffs gewärtig, und trotzige Töne ausstoßend schritt sie durch's Haus. Einstweilen stieß sie niemand mehr mit dem Fuße, jedermann ging ihr aus dem Wege.

Nach und nach fanden die andern Geladenen sich ein, die Männer mit Säcklein in den Händen, in welchen die Leichenmäntel waren, standen in Truppen zusammen, die Weiber standen um den Garten herum, banden sich die Haarflechten auf, redeten halblaut allerlei. Endlich kam der Schulmeister, rief zum Gebet im Hause die Vereinzelten zusammen, was langsam ging, als ob jeder fürchte, der Erste zu sein. Gar wehlich schrie die Katze in das Gebet hinein, Manchem ward es dabei unheimlich um's Herz und es dünkte ihn, wenn doch nur jemand die Katze zum Schweigen brächte, aber niemand that es. Doch erst, als man den Sarg zuschraubte, ward sie recht zornig, sträubte das

Haar hoch auf und folgte dem Sarge mit zornigem Geschrei vor das Haus.

Zornig, ungefähr wie die Katze, war Hansli, der spät gekommen, durch das Haus gefahren, es schien ihm, als hätte das Fleisch im Rauchfang abgenommen. Vor dem Hause stießen sie plötzlich auf einander, der zornige Hansli und die zornige Katze. Diese krümmte sich, schnäuzte ihn grimmig an und machte Augen wie glühende Kohlen, daß Hansli erschrack. Er sah in der Katze ein Ungeheuer, ein Wesen aus einer andern Welt, denn so aufgeklärt er schien, so war er insgeheim doch so abergläubisch wie das dümmste Grabenbabi. Drei Schritte fuhr er zurück, schrie, man solle die Katze wegnehmen, sie sei verrückt, um kein Gut der Welt hätte er selbst sie mit einem Finger berührt, bloß von weitem schnäuzte er die Katze an, die Katze ihn. Wahrscheinlich hätte die Katze den Angriff gewagt, Hansli Fersengeld gegeben, da kam Bäbeli, welches Erbarmen hatte mit dem armen Thiere, trug es liebkosend in des Vetters Stübchen.

Endlich ward er hinausgetragen, der alte Vetter aus seinem schönen Nidleboden, dem dunkeln Grabe zu, welches auf dem fast eine Stunde weit entfernten Kirchhofe der Gemeinde für ihn bereitet war, wo Reiche und Arme sich sammelten im Tode, wie weit sie im Leben entfernt waren. Den Reichen und Armen ist nur ein Trost gegeben und Allen der gleiche, daß der, welcher vom Tode auferstanden ist, auch sie auferwecke, harrend der Stimme, die da in die Gräber dringen wird und zum Leben wecken, die da Gutes gethan haben. Wohl thäte es Manchem, wenn er im Leben daran dächte, neben wem er im Tode zu ruhen kommen könnte, und schon im Leben sich brüderlich ihm näherte, damit er nicht einst vielleicht hören muß: Sieh, der neben dir begegnete dir im Leben in meinem Namen, du aber nahmest ihn nicht auf.

Das Leichengeleit des Kirchmeiers zeugte davon, daß er dessen nicht vergessen, und wenn neben ihn der Aermste gebet-

tet ward in's Grab, so mußte er das Zeugniß geben, daß der reiche Bauer im Nidleboden ihm ein Bruder gewesen im Leben.

Nach Landessitte ward auf einem einspännigen Wägelchen der Sarg gefahren, demselben folgte ein langer Zug verschiedener Gestalten, männlichen und weiblichen Geschlechtes. Den weiten Weg entlang blieben bloß die Geschlechter so ziemlich gesondert, nicht aber die reiche Verwandtschaft und die armen Gäste, zusammen fast zweihundert an der Zahl. Man sah alte Männchen in groben, röthlichen Mänteln und mangelhaften Kleidern wanken zwischen stattlichen Gestalten mit Stiefeln an den Beinen und Uhrenketten über die seidenen Westen, sah zwischen schön schwarz gekleideten, üppig genährten, mit dem weißen Hemde auf der breiten Brust weithin funkelnden Bäurinnen alte Mütterchen zitternd gehn, deren ärmliche Kleidung, welche die magern Glieder deckte, ein kärglich, trüb Dasein verkündete. Größer jedoch noch, als in den Gliedern und Kleidern war die Verschiedenheit auf den Gesichtern.

Die stattlichen Männer, die dicken Weiber sahen hell auf, plauderten, wenn auch nicht lachend, doch munter durcheinander, schritten rasch dem voranfahrenden Wägelchen nach, und wären noch rascher geschritten, wenn das alte Leibroß des Seligen rascher voraus geschritten wäre. Aber es war, als ob es wisse, was es ziehe, als werde es ihm bei jedem Schritte schwerer, seinen guten Herrn und Meister dem Grabe zuzuführen. Man sah deutlich, in den stattlichen Gestalten drängte ein Trieb die Glieder vorwärts, der Befriedigung eines Verlangens entgegen. Hing nicht drüben, wo das Kirchlein stand, in verschlossenem Testament der Schlüssel zu verschlossenen Kisten und Kasten, zu Geldsäcken und Schriftbehältern? Und wenn im Grabe die Leiche lag, sollte nicht der Schlüssel frei werden und zu freiem Gebrauch in glückliche Hände kommen? Ist es sich zu wundern, wenn bei solcher Aussicht unwillkürlich

der Schritt länger wird, rascher der Fuß sich bewegt, in entschiedenen Fortschritt kommt?

Wie aber den Verwandten ein Schlüssel wartete, das verschlossene Haus mit all seinen reichen Behältern ihnen zu öffnen, so hatte sich dagegen den Alten, den Armen eine offene milde Hand geschlossen für immer, sie sahen sie nimmer wieder, denn eben diese milde Hand geleiteten sie zu Grabe. Wer gab ihnen nun Holz für den Winter, gab ihnen Kartoffeln im Frühjahr, Obst im Herbste, Land zum Pflanzen unentgeltlich, so manchen schönen Batzen das Jahr hindurch, die schönen Neujahrsgeschenke ihren Kindern, die warmen Kleider, die schönen Bücher? Die Hand war todt, welche offen gewesen über sie zu jeder Zeit, das Haus ging ihnen zu, ans welchem sie so oft und so reichlich Trost getragen. Verschließen sehen sollten sie ihren theuren Wohlthäter in die dunkle Kammer, wo den Augen der Lebendigen verborgen die sterblichen Reste der Todten wieder in die Elemente aufgelöst werden, aus welchen die wunderbare, weise Hand des Allmächtigen sie zusammen gefügt. Darum trauerten sie hinter dem Sarge her, seufzten so schwer, darum wässerte so manche Thräne die tiefen Furchen in den verwitterten Gesichtern, darum war das Gehen ihnen so mühselig, und immer mehr kürzten sich ihre Schritte, je näher sie der geheimnißvollen Kammer kamen. Es war ihnen, als hätten sie noch immer einen Trost auf Erden, so lange der alte Kirchmeier über der Erde sei, als gehe mit ihm unter der einzige Stern, der ihnen freundlich geleuchtet in die Nacht ihrer Pilgerschaft.

Ein doppelt Wesen war der Selige in der Welt gewesen. Ein Vater der Armen mit Rath und That, ein reicher Vater an Geld und Weisheit war er gewesen, aber in aller Stille, es vernahm die Linke das Thun der Rechten nicht. Ein reiches, aber ernstes Wohlmeinen trug er in sich und ließ es zur That werden, wo dieselbe in Liebe und Treue aufgenommen gute Frucht versprach, hütete sich aber sorgfältig, so weit

es Menschen möglich, vor Thaten, von denen er glaubte, sie wüchsen als Dornen und Disteln auf. Dem größten Theile der Verwandtschaft dagegen war er als geizig und wunderlich erschienen, sie lachten über den altväterischen, unscheinbaren Alten, sie spotteten über seine scheinbare Beschränktheit und klagten wiederum über seine Eigenthümlichkeiten, sein Mißtrauen, seine Veränderlichkeit, daß, wenn man meine, man sei oben auf, so sehe er Einen morgen kaum mehr an, denn er glaube allem Geschwätz und jeder Verläumdung, meinten sie. Sie kannten den Alten nicht, wohl aber er sie, das aber ahnten sie in ihrem Hochmuthe, gegenüber dem unscheinbaren Männchen, nicht. Er war Herr seiner selbsten, darum auch Meister über Andere, hielt die Verwandten zehn Schritte vom Leibe, darum erkannten sie auch sein eigentliches Wesen nicht. So ging ein doppelt Geleite, eine doppelte Verwandtschaft hinter seinem Sarge her, eine Verwandtschaft durch die Liebe, eine durch das Blut. Wehe dem, welchem keine Liebe das Geleite zur dunkeln Kammer giebt, entweder hatte ihm des Vaters Rathschlag ein sehr trüb Loos zugetheilt, oder aber er nimmt das Zeugniß mit sich, daß er sein Pfund vergraben, daß er nicht Wurzel gefaßt im Felde, auf welchem die seligen Geister erblühn. Denn wer nirgends Liebe weckt, den hat der beseligende Hauch der Gottheit nicht berührt, nicht beseelt, der gehört in's unselige Reich, wo feindselig die Kräfte sich durcheinander schlingen, jede nur das Eigene sucht und nichts als das Verderben findet. Möglich aber auch, daß, wie zwei Ströme oft lange unvermischt nebeneinander fließen, der eine trüb, der andere klar, so eine doppelte Verwandtschaft am Grabe steht, eine Verwandtschaft der Liebe, eine des Blutes, daß, wo das Blut verwandt ist, keine Liebe ist und wo Liebe ist, das Blut ein fremdes ist. Selten wohl wird dieses seltsame Verhältniß dem Todten zum Vorwurf gereichen und schwer über ihm die Erde machen, jedenfalls sind die in Liebe ihn Begleitenden Zeugen, daß er, vom Hauche der Gottheit belebt, Liebe in Herzen zu wecken,

in's Reich der seligen Geister seine Wurzeln zu schlagen wußte.

Stille wird es in einem Hause, aus welchem man einen Todten getragen, nicht nur, weil die Leidtragenden sich entfernt, sondern es wird stille wie in einem Leibe, aus welchem die Seele geschieden ist. Bleiben auch Lebende im Hause zurück, so ziehen doch, wo die Liebe wohnt, auch ihre Seelen mit dem Sarge, geben geistig das Geleite den sterblichen Resten des Geliebten. So war es auch im Nidleboden. Oede und leer war es auch dort geworden, es war, als ob der Schutzgeist entschwunden sei, der Geist, der Ordnung schafft, die getrennten Theile bindet und einem Zwecke dienstbar macht. Stille war es nicht, bitterlich weinten die meisten der Zurückgebliebenen, und kläglich miauend strich die schwarze Katze herum, bis sie endlich bei Bäteli stille stand, an ihm herumstrich, zu ihm aufsah und noch jämmerlicher miaute. Ja, schreie nur, du armes Thier, sagte Bäbeli, von Mitgefühl ergriffen, dir ist's übel gegangen wie mir, der ist fort, der dich so lieb hatte, und was der mit dir anfangen wird, welcher nach ihm kommt, ist Gott bekannt. Ich weiß auch nicht, wo ich hin soll und was aus mir wird. Aber wer weiß, vielleicht nimmt der, welcher mir einen Aufenthalt anerboten hat, auch dich. Sie sind so gute Freunde gewesen, daß er dich sicher nicht im Stiche läßt, wenn ich es ihm sage. Es war ordentlich, als ob das schwarze Thier den Trost verstehe. Es stellte das weibliche Geschrei ein, leckte des Mädchens Hände, legte sich endlich in dessen Schooß zur Ruhe und begann behaglich zu schnurren.

Wenn aus Ost oder Südost der Wind geht, so hört man im Nidleboden das Geläute von der Kirche her, hört das Mittagsgeläute, hört die Schläge der Todtenglocke. Von dort her kam am selben Tage der Wind um's Haus, in den Baumgarten hinaus. Jedes für sich, damit keins das andere störe im Horchen und Sinnen, standen die Zurückgebliebenen, lauschten

auf die Töne vom Kirchlein her, sahen einander fragend an, schüttelten verneinend die Köpfe. Das Läuten beginnt, wenn der Sarg dem Kirchhof sich naht. Sie wollten im Geiste bei seinem Grabe sein, wollten beten bis in's Grab hinein, wollten mischen ihr Gebet mit der über ihm zusammenrollenden Erde, den Andern gleich, die am Grabe standen. Da hob das Mädchen, welches als äußerster Vorposten auf einem großen Erdhaufen stand, die Hand empor und rief: Hört, hört! Da klang es wirklich durch die Lüfte, leise wie Geisterwehen, lauter schwebten dann einzelne Glockentöne heran, Geisterstimmen, welche die Kunde brachten, jetzt nahe der selige Kirchmeier seinem Grabe, jetzt werde der müde Leib in die Erde gesenket, um wieder zur Erde zu werden, aus welcher er genommen worden.

Da weinten alle laut, falteten die Hände und baten den allgütigen Gott um Ruhe für den todten Leib, um Seligkeit für die arme Seele.

Die Töne verklangen, man wußte, jetzt werde es stille über dem Grabe, stille auf dem Kirchhofe, in stiller Todtenkammer schlafe jetzt ungestört der Selige und harre der Auferstehung. Stille verließ eins nach dem andern seinen Platz, ein jedes schlich seinen eigenen Weg und stille ward es überall, das große Haus schien zur großen Todtenkammer geworden. Endlich hörte man eine laute Stimme, sie rief zum Essen. So erfreulich sie sonst den meisten erklang, so erschrack doch diesmal mancher darob, erschrack wie ein Schlafender, ein Träumender vor dem Feuerruf, der durch die Bewußtlosigkeit des Traumes dringt.

Bäbeli war dem Willen des Gerichtsmannes nachgekommen, hatte ein Mahl bereitet, erfreute aber niemand damit. Die Bissen quollen im Halse. Es war allen, wie wenn sie Abschied nehmen sollten vom väterlichen Hause, von der Heimath für immer. Ein solcher Abschied stillt den Hunger, es sind andere Mächte, welche die Seele füllen und selbst dem

Leibe gebieten, ſeine Muskeln zuſammenziehen und öffnen die Quellen des Wehs. Geſprochen wurde eben ſo wenig, ſein Bangen mochte niemand zur Schau legen und eben ſo wenig den ſtillen Zorn über die gefühlloſen Verwandten. Bloß ein vorwitzig Knechtlein ſagte: Wenn der alte Kirchmeier noch ſehen könnte, wie es jetzt gehe, er würde ſich verwundern. Warum? frug jemand. He, darum, da könnte er ſehen, wie es uns hier iſt, und wie keins ein Stück hinunter bringt, nicht einmal Fleiſch, und wie ſie dagegen dort eſſen und trinken mögen, daß es Einem übel darob grauſet, und dazu nicht warten mögen, wer die Arme in den Teig ſtoßen kann und wie tief. Da könnte er abnehmen, wer ihm am meiſten anhing, ob die, welche alle Tage ihm vor der Thüre waren mit falſchen Worten, ſchlechtem Kram und ihn ſchon bei Lebzeiten gerne gerupft hätten wie einen alten Güggel, oder die, welche ihm gearbeitet, was es erleiden mochte, zu ſeiner Sache geſehen, als ob es ihre wäre, und ſonſt gethan, was ſie ihm an den Augen abgeſehen. Bäbeli meinte, er ſolle doch ſchweigen. Hätten ſie recht gethan bei Lebzeiten des Pathen, ſo wollten ſie ſich nicht verſündigen nach ſeinem Tode; es ſei wohl gut wenn man ein gut Gewiſſen habe, aber deßwegen ſei es Einem nicht erlaubt, die Andern zu richten. Seien ſie, wer ſie ſeien, ſo ſeien ſie des Pathen ſelig Verwandte und ſeinetwegen müßten ſie Reſpekt vor ihnen haben, ſeien ſie daneben, wer ſie wollten. Wenn ſie nicht eſſen möchten, ſo wolle es nachher einen Kaffee machen, ſie ſollten machen, daß ſie nicht weit weg ſeien, oder ſich bereit laſſen zu rechter Zeit. Gegen Abend werde es wohl ein Geſtürm geben, daß man nicht wiſſe, wo Einem der Kopf ſtehe, und niemand Zeit habe, an ſich ſelbſt zu denken.

Es war ein banger Nachmittag, welcher nun anbrach: in demſelben wurde das entſcheidende Wort abgeleſen, wem der Nidleboden angehören ſolle. Dieſes Wort hatte Einfluß auf alle Bewohner, gab dem Leben einzelner vielleicht eine ganz

eigene Richtung. Vielleicht, so dachten es sich wenigstens mehrere, welche mit dem Gange eines solchen Geschäftes nicht bekannt waren, müßten einige noch selben Abend den Nidleboden verlassen.

Ob einige Hoffnungen hegten, wissen wir nicht, wenigstens niemand große. Der Selige hatte keine erweckt, niemand bevorzugt, sondern jedes für das behalten, für was er es angestellt hatte. Einen Jahrlohn oder zwei mochte wohl das Höchste sein, worauf, gestützt auf Vorgänge, kühne Seelen hofften.

Die Knechte vertrieben sich die Zeit in den Ställen, und, frei von Bäbeli's Zucht, erlaubten sie sich gar vielerlei Glosen und manch hart Urtheil. Mehrere Verwandte, von weither kommend, waren in den Nidleboden gefahren, ob aus Bequemlichkeit oder in gewissen Hoffnungen, wissen wir ebenfalls nicht. Nun geht man auf dem Lande hinter den Leichen her, man fährt nicht. Wahrscheinlich glaubt man da noch, daß das Begleiten zum Grabe die beste Gelegenheit sei, den Menschen zu erinnern, daß man nicht in Kutschen gen Himmel fahre, weder zweispännig, noch vierspännig, sondern daß man mit Angst und Noth auf den eigenen Beinen dahin pilgern müsse, manchmal sogar, als wenn man Erbsen in den Schuhen hätte und zwar ungekochte. Die zurückgelassenen Pferde nun mußten gefüttert, getränkt, geputzt werden. Die armen Thiere wurden als Repräsentanten ihrer Herren betrachtet, mußten die Achtung und die Zärtlichkeit entgegen nehmen, welche man gegen ihre Herren im Nidleboden hegte, und zwar ohne all den Rückhalt, dessen in den meisten Fällen, die Türkei vielleicht ausgenommen, die Gesandten an fremden Höfen sich zu getrösten haben. Mißhandelt wurden die armen Thiere just nicht, aber erst wurden ihre eigenen Personen einer unerbittlichen Kritik unterworfen, selten ward ein Bein oder ein Auge tadellos, die Farbe gewöhnlich falsch, die Ohren zu lang gefunden, dann der Pferde Herr noch viel unbarmherziger

durchgenommen und zwar nicht bloß seine Person, sondern auch seine Geschichte. Die Pferde konnten nicht rapportiren, nahmen übrigens alle Schmähungen viel kaltblütiger auf, als sonst Repräsentanten zu thun pflegen, bloß allfälligen Fußtritten setzten sie wackern Widerstand entgegen und behaupteten in tüchtigen Auswürfen die Ehre ihrer Nation.

Solche Zerstreuung war dem weiblichen Geschlechte nicht geboten. Die Mägde hatten bloß mit einheimischem Geschirr zu verkehren und die Küche bestmöglichst in Glanz zu stellen. Als dies geschehen war, gingen sie in ihre Kammern, musterten ihre Habseligkeiten, dachten sich aus, auf welche Weise, ob in Säcken oder Kisten, sich im Fall der Noth ihre Kleider am besten fortschaffen ließen, stürzten die Kasse, wie die Kaufleute zu sagen pflegen, rechneten, was sie allfällig noch einzuziehen hätten, überschlugen, wie sie sich durchhelfen, wie lange sie im Falle der Noth ohne Verdienst sich durchschlagen könnten, weinten zwischen hinein, überwallt von ihren Gefühlen. Die armen Mägde dachten nicht in ihrer Demuth, daß sie accurat wie viele sogenannte Staatsmänner sich geberdeten, welche der Strom der Zeit auf den Strand wirft, mit dem Unterschiede jedoch, daß wenn die Staatsmänner weinen, sie über ihre Dummheit, ihr schlechtes Steuern weinen müssen und nicht wie die Mägde aus Anhänglichkeit an das Schiff, welches sie verlassen zu müssen glaubten, weil eine fremde Macht es eingenommen.

Doch ob seinem Schmerz vergaß Bäbeli seine Pflicht nicht. Noch dachten die andern nicht daran, als es zum Kaffee rief, welchem Ruf willig entsprochen wurde. Es dünke ihn doch, sagte das verwitzige Knechtlein, man sollte bald was vernehmen, schon habe es drei geschlagen. Was denkst, meinte Benz, vor zwölfe kamen sie nicht zu Tische und eine Stunde ist's bis hieher. Da klopfte es draußen, Alle fuhren hoch auf, man schoß hinaus, ein alt Mütterchen stand draußen, kam auf allseitiges Geheiße hinein, wußte aber nichts vom Testamente,

wollte nur ihren Regenschirm abholen, welchen sie hier gelassen, weil Regen nicht zu fürchten gewesen. Sie erzählte bloß, welch schöne Aufwart es gewesen sei, wie sie nie so dabei gewesen, und doch hätte sie keine Freude dabei gehabt. Schafvoressen sei da gewesen, sogar Pasteten, Rindfleisch, Speck, Braten, Schinken, Torten, ganz weißes Brod, goldgelber Wein, süßer Thee, so habe sie es nie gesehen und doch sei sie wohl alt. Und doch sei ihr ganz angst dabei geworden, und wie sie sich auch gewehrt, das Wasser sei ihr immer die Backen abgelaufen, denn immer habe sie denken müssen, das sei der Armen Henkersmahlzeit, und wenn die vorbei sei, dann sei es aus, dann könnten sie die Welt auslaufen wie der ewige Jude nach seinem Tode, ehe sie Einen fänden wie den alten Kirchmeier, der ihnen Holz gebe und Land und Trost in jeder Noth. Ihr sei immer gewesen, wenn sie nur daheim wäre und beten könnte für den Kirchmeier in ihrem Stübchen, denn wie gut Einer sei, so sei er doch allweg ein sündiger Mensch und hätte das Beten nöthig. Indessen, weil es doch einmal da gewesen sei, so hätte sie auch genommen, eben nicht viel, bloß was sie wohl habe beißen mögen, und Gott wisse es, sie wäre mitten daraus gelaufen, wenn jemand hätte mit ihr kommen wollen. Denn oben am Herrentisch, wie sie ihn genannt hätten, da hätten sie gelacht und geredet, man hätte es in der ganzen Stube gehört, und keine einzige sündige Seele hätte dort eine Thräne vergossen, und der Wirth habe sich die Beine ablaufen müssen mit Wein holen, so streng seien die Flaschen leer geworden. Wenn der Kirchmeier selig das hätte sehen müssen, er hätte sich noch im Grabe umgekehrt. Da habe es auf einmal einen Aufstand gegeben. Die Leute hätten gesagt, jetzt gehe es mit dem Testamente und dem Erben an. Da sei über sie plötzlich ein Grausen gekommen, niemanden hätte sie bebüte Gott gesagt, niemanden gesagt, ob er mit wolle, sie hätte fort müssen, ob sie habe wollen oder nicht, und sei her gelaufen, so schnell als ihre armen alten Beine es vermocht hätten.

Während die einen über die Gefühllosigkeit derer am Herrentische sich ärgerten, die andern davon redeten, wie übel es Vielen ergangen, die jetzt noch nicht daran dächten, vielleicht lustig heimkehrten, guckte plötzlich eins am Tische auf und rief: Du mein Gott, wer kömmt da gelaufen! Während alle die Hälse streckten, polterte es draußen schon über die Schwelle, brach zur Thür ein, stürzte mitten in die Stube und stand da athemlos und wie versteinert, ein Knabe nämlich, welcher sehr oft im Nidleboden war und dem Leichenbegängniß beigewohnt hatte.

Im ersten Augenblick waren alle erschrocken, und als er endlich mit dem Finger auf Bäbeli zeigte und sagte: der Hof, der Hof, begriff niemand, was er meine. Man warf ihm vor, er sei berauscht und schämen sollte er sich, an seines Pathen Begräbniß sich so zuzuputzen. Wenn er nicht selbst den Verstand gehabt, so hätten Andere witziger sein sollen, als er, und es ihm wehren. Da kriegte der Knabe endlich Athem und sagte: berauscht sei er nicht, aber er sei gelaufen, was er vermocht, Bäbeli erbe, der Vetter habe Bäbeli den Hof vermacht, selb sei wahr und gewiß, er hätte es selbst gehört und alle Andern hätten es gesagt. Da gab es rund um den Tisch große Freude und alle sagten: das hätten sie nicht gedacht, aber besser hätte der Meister selig es nicht machen können, und besser als Bäbeli gönnten sie es niemand. Nur Benz sagte nicht viel, ging bald hinaus. Bäbeli war schneeweiß geworden, hatte den Milchtopf fallen lassen, mußte sich setzen, schwankte zwischen Ohnmacht und Unglaube, und wie man ihm auch Wasser bot zum Trinken und ihm zuredete, so wollte es ihm doch entweder schwarz vor den Augen werden, oder es schüttelte ungläubig den Kopf, sagte leise, man solle es doch nicht zum Besten halten, die Sache könne nicht sein, und wenn es wäre, so wäre es ihm lieber, es wäre nicht, es wüßte nicht, was damit machen. Du armes Tröpfli du, meinte eine, da habe doch nicht Kummer, da wird schon Einer sich finden, der dich brichtet.

Wie nach einer geschlagenen Schlacht im Rücken der Armeen Versprengte erscheinen, solche, welche zuerst Reißaus genommen oder die schnellsten Beine haben, die ersten Nachrichten bringen, fügen und berichtigen, daß es schwer wird, im Knäuel der Berichte den sichern Faden zu behalten, so erschienen auch im Nidleboden sogenannte Gräbtleute immer häufiger und mehr oder weniger außer Athem. Jeder hatte sein Eigenes zu erzählen, doch rühmten alle den Kirchmeier selig und sein Testament, denn es waren eben die Armen und Gebrechlichen, welche diesmal den Reichen und Stattlichen weit vorausgekommen waren, und alle bestätigten, was der Junge zuerst gebracht, Bäbeli sei Haupterbin und erhalte den Hof.

Dann erhob sich das bunte Gerede. Alle hatten viel gehört aber die wenigsten das Gleiche. Darüber waren die meisten einig, Benz hätte zehntausend Gulden und vieles die Armen und mancherlei die Verwandten. In einer innern Stube war das Testament eröffnet worden, anfänglich nur in Gegenwart der nächsten Verwandten, die kühnsten unter den Andern hatten nur so von ferne die Ohren gespitzt. Aber wie das dann so geht, die Hintersten drängten, der Notar hatte eine Stimme wie ein zerbrochener Topf, man mußte näher, wollte man was verstehen. Einiges verstand man, einiges nicht, einiges kam durch Tradition von den Vordersten zu den Hintersten, doch begreiflich mit vielen Variationen. Der Herr, der Hansli, habe eine Kuh geerbt, hieß es, welche er in Erlenbach gekauft, und dann sei noch von Schulden abgelesen worden, welche ihm geschenkt seien, die Wirthin zu Zinggiwyl zwanzig Scheffel Korn zu Dreizinken, eine Andere zehn Scheffel und die Hälfte der Hühner, eine Andere die vorräthige Butter nebst einigem Gelde, die Magd vor Bäbeli, Mareili, tausend Gulden und zweihundert Ellen halbflächserne Leinwand. Immer mehr habe es ein Gedränge gegeben, daß man fast nichts habe verstehen können. Aber wenn was darnach abgelesen worden, so habe es ein Gelächter gegeben, daß man es ganz vergessen,

daß man an einem Begräbniß sei. Bald eins, bald das andere der Verwandten sei dann aus der innern Stube gekommen, zornig und brummend; der Herr, welcher die Kuh geerbt, sei durch die Leute gebrochen, schäumend wie ein wüthender Ochse durch das Gehege. Aber davon gelaufen sei er doch nicht, sondern nur bis an den Herrentisch und habe dort durcheinander geflucht und getrunken, daß es eine schreckliche Sache sei. Von einem solchen Testament habe man nie was gehört, so lange die Welt stehe, habe er gesagt, und wer daran gehelfen, der müsse ihm in's Zuchthaus oder gar auf die Galeeren. Einer, der ein solches Testament mache, dem fehle es im Kopf, und wofür seien die Zeugen da und ein geschworner Notar, als zu sehen, ob Einer beim Verstand sei oder nicht. Aber Bäbeli solle nicht Kummer haben, setzten sie gewöhnlich hinzu, mehr als fünfzig hätten gesagt, er solle nur probiren, sie wüßten, ob der Kirchmeier beim Verstand gewesen sei oder nicht, was sie wüßten, wollten sie reden, wo man es begehre, es möge kommen, zu was es wolle. Mancher, der ein Herr sein wolle, wäre wenigstens d's Halb gescheidter, wenn er den Verstand hätte, welchen der Alte nur am kleinen Finger gehabt habe.

Doch von den Erzählungen und Tröstungen vernahm Bäbeli wenig, sie rauschten nur so in seinen Ohren wie der Wind durch die Bäume, seine Glieder zitterten, und daß auch sein Herz bewegt war, sah man an den Thränen, welche über seine Backen rollten. Draußen im Stalle und um das Scheuerwerk herum war großer Jubel, Freude über den unerwarteten fröhlichen Ausgang, boshafte Freude, die Gesichter der Verwandten erscheinen zu sehen, welche hier ihre Fuhrwerke abholen mußten. Allerlei wurde vorgeschlagen und angebracht, wie man sie in Wort und That necken könnte. Namentlich wollte man Hansli, dem Herrn, seine ererbte Kuh hinten an die Chaise binden mit einem großen Blumenstrauß zwischen den Hörnern, wie man von Schützenfesten Schafe und Rinder,

welche man als Preise erhalten, heim zu führen pflegt. Benz hatte die größte Mühe, das Volk in Schranken zu halten und jeden Muthwillen zu verhindern, die Gesichter jedoch formen und wegwischen auf ihnen Spott und Bosheit, das konnte er nicht.

Den Verwandten kam es allerdings als eine strenge Sache vor, noch einmal in den Ritzlebeden zu müssen, und gerne hätte jeder einen Thaler oder zwei gegeben, sein Fuhrwerk stünde nicht dort. Warum noch einmal sehen müssen, was man gerne gehabt und nicht gekriegt und ohnehin vielleicht sein Lebenlang nicht verwinden und vergessen kann? Zudem begriffen sie nur zu wohl, was für Augen man ihnen dort machen werde, und wie schwer es für sie sei, diesen Augen sich preiszugeben, ohne auf irgend eine Weise sich bloß zu geben. Dennoch mußte es überstanden werden, denn durch Boten die Fuhrwerke holen zu lassen, das fühlten sie wohl, würde sie am allerlächerlichsten machen, vielleicht gar in den Kalender bringen. Nur einige Weiber verbündeten sich, gingen einen andern Weg und befahlen ihren Männern, bei einem bestimmten Wirthshause sie abzuholen. Kein Mensch und kein Teufel bringe sie mehr zu dem verfluchten Neste, sie wollten, sie hätten ihr Lebtag nie davon gehört, sagten sie.

Endlich rückte sie heran, die verblüffte Schaar langnaßger Verwandten, doch nicht in Masse, sondern vereinzelt und jeder machte ein eignes Gesicht und zwar ein so unbefangenes, als ihm möglich war, aber wenige brachten es dahin, daß sie aus dem Ton ihrer Stimme den Aerger und den Zorn herausgebracht hätten.

Vetter Hansli, jeder Zoll ein gemachter Herr, brutal und beschränkt, aber mit etwas Besenwurf übertüncht, frech und schlau, wo es um Batzen ging, kam daher, die ganze Gestalt voll Zorn und Gift, und ein ärger Gesicht als er machte sicherlich der Teufel im Buche Hiob nicht. Er polterte in den Stall, befahl anzuspannen auf der Stelle und zwar gut. Dann

fuhr er in's Haus hinein, wo er Peitsche und Mantel versorget hatte, und auf dem Wege schien ihm was einzufallen, was sonst nicht häufig der Fall war. Es fiel ihm nämlich plötzlich ein, woran er bis dahin gar nicht gedacht hatte, daß er ledig sei und Bäbeli auch, daß Bäbeli nun eine reiche Erbin sei, und sei am Testamente nichts anzufangen, so lasse sich vielleicht desto mehr mit dem Mädchen anfangen, und sei es diesen Weg oder jenen Weg, wenn er nur zum Nidleboden führe; der sei allweg die Hauptsache. Der Mann kehrte sich plötzlich wie ein Handschuh, öffnete ganz manierlich die Thür zur Wohnstube, wo er Bäbeli zu finden hoffte und fand, trat mit angestammter Unverschämtheit, welche gar keine Notiz nimmt von dem, was man fünf Minuten oder fünf Stunden vorher gesagt hatte, zu Bäbeli, bot ihm die Hand und wünschte ihm von ganzem Herzen Glück, er gönne es niemand besser, als ihm, und der selige Vetter werde wohl gewußt haben, in welche Hände er es gebe, und wie es dieses Glück mit Abwartung und Aufrichtigkeit verdient habe. Es hätten das nicht Alle gefunden, aber er wohl, habe es auch gesagt, und wenn er ihm was dienen könne, sei es Tag oder Nacht, so solle es ihn ansprechen. Ihm sei alles bekannt, und wenn Einer ihm vor Verdrießlichkeiten sein könne, so sei er es, bei den Einen sei er wohl an, und die Andern hätten ihn zu fürchten. Jetzt wolle er nichts weiter sagen, nächstens werde er wieder kommen. So sprach Hansli und verabschiedete sich mit all ihm zu Gebote stehender Höflichkeit. Hat der eine Frau oder möchte er eine? platzte ein Weib heraus, welches gesehen hatte, wie Hansli bei der Eröffnung des Testamentes sich betragen hatte, ehe derselbe noch recht die Thür zugemacht hatte; ein schallend Gelächter der Uebrigen fuhr ihm nach. Ob Hansli es gehört, wissen wir nicht, wenigstens hob ihn sein glücklich Selbstbewußtsein darüber empor. Er war des glücklichen Wurfes sicher, blieb auch draußen freundlich, gab dem Knechte, welcher ihm sein Pferd hielt, diesmal einen Fünfbätzler Trinkgeld und zwar den schönsten, welchen er bei sich hatte.

Endlich rollte das letzte Fuhrwerk fort und stille ward es im Nidlebeden. Es war Abend geworden, mild und freundlich koste leise der Wind mit den duftenden Blüthen, am blauen Himmel senkte sich des Mondes Sichel ihrem Bette zu, welches die Sonne so eben mit ihrer schönsten Glut vergoldet hatte. Verspätete Krähen suchten eiligst und schreiend ein Nachtquartier, vom Walde her hörte man der erwachenden Eule zärtlich Seufzen.

Langsam kam der alte Gerichtsmann den Hügel herab dem Hause zu. Erstlich hatte er ausharren müssen bis der letzte Gast verschwand, und dieses ging lange. Es giebt immer Leute, welche alles reut, was bei einer Mahlzeit übrig bleibt, welche meinen, sie verdienten einen Gotteslohn, wenn sie essen und trinken, bis nichts mehr auf dem Tische ist, und begräbt man einen alten, reichen Junggesellen, so theilt sich diese Eigenthümlichkeit gar Vielen mit. Zweitens hatte er noch mit dem Wirthe abgerechnet. Er wußte aus Erfahrung, daß solche Rechnungen, so lange sie in des Wirthes Kopf stecken, sind wie Bredteig, welchen man in geheizten Ofen thut, nämlich ansehnlich auflaufen und aufschwellen. Um diesen Wachsthum, welcher manchmal nur während der Nacht unglaublich ist, zu verhüten, hatte er also trotz der erst höflichen, dann gröberen Ablehnung des Wirthes ausgerechnet, und trotz dieser Vorsicht hatte er über zweihundert Gulden zu bezahlen gehabt.

Er wußte nicht, welchen Eindruck die Botschaft auf die Bewohner des Nidlebodens gemacht, indessen ging er deßwegen keinen Schritt geschwinder, und als er in die Stube trat, wo er Bäbeli alleine fand, blieb er bei dem üblichen Gruße: Guten Abend gebe dir Gott! Danke Gott, sagte Bäbeli traurig. Und was hast gesagt? fragte er endlich und schlug Feuer für seine erloschene Pfeife. Da fing Bäbeli wieder an zu weinen und sagte, wie es so großes Glück gar nicht verdient, wie es damit nichts anzufangen wüßte, und wie eigentlich, wenn es recht gegangen wäre oder der Pathe selig nicht habe auf den Reichthum und die Vornehmheit sehen wollen, die Sache jemand

ganz anderem gehört hätte. Er wüßte doch nicht, sagte der Alte. Wohl, sagte Bäbeli, da sei der Benz, auf dem sei in der letzten Zeit die ganze Last gelegen, und der hätte sich betragen, daß der Vetter hätte zufrieden sein können, dem hätte sie gehört. Das thue ihm so schrecklich weh, daß der jetzt meine, es sei ihm vor seinem Glück gewesen, hätte dem Pathen selig die Augen ausgebohrt, ihn vielleicht gar gegen Benz aufgehetzt. He, das wird er nicht meinen, entgegnete der Alte. Wohl, das meint er, sagte Bäbeli, und das drückt mir fast das Herz ab. Ich habe es ihm am Gesicht angesehen, und kein freundlich Wort hat er mir seither gegeben. Wenn er nur mit mir tauschen wollte, oder wenn ich nichts hätte, wenn er nur wieder zufrieden wäre und nicht meinte, ich hätte ihm zu Schaden geredet.

Das werde wohl zu machen sein, sagte der Alte, es hätten sich schon viel schwerere Sachen gemacht, und ging hinaus den Ställen zu. Draußen fand er Benz, der ein Gesicht machte wie ein zorniger Bär. Und bist zufrieden mit dem Pathen selig? frug der Alte Benz. Und wenn er nichts erhalten hätte, so wäre er mit ihm zufrieden, antwortete Benz. Aber sagen wolle er ihm, daß er einstweilen für jemand anders sehen könne, der hier befehle, er wolle fort. Ist's der Hochmuth, daß du einen Kreuzer Geld hast, oder der Neid, daß du nicht den Hof hast, was dich forttreibt? Ist's das eine oder das andere, so solltest du dich schämen, Bürschchen, sagte der Gerichtsmann. Es ist weder dies noch das, sagte Benz, aber beim neuen Nidlebauer will ich nicht Knecht sein. Darwider kann ich dir nichts haben, sagte der Alte, möchte selbsten nicht. Aber was ich habe sagen wollen, du sollest hinein, Bäbeli möchte dich was fragen, dann kannst du ihm ja selbsten den Dienst aufkündigen. Benz ging, aber unwillig. Der Alte wandte sich dem Kuhstall zu, hielt Conferenz mit Kühen und Knechten.

Nach einer ziemlichen Weile, als Benz nicht wieder kam, schritt der Alte bedächtig wieder dem Hause zu, öffnete langsam die Stubenthür. In der Stube standen Hand in Hand Benz

und Bäbeli und hörten das Oeffnen der Thür nicht. Ihr werdet Tausches einig sein, oder hast dich frisch dingen lassen? fragte der Alte. Erschrocken kehrten sie sich um und fuhren auseinander. Nit, nit, sagte der Alte, ihr habt euch nicht zu schämen, die Sache ist recht, gerade wie es sein soll. Bäbeli wollte sagen, es wisse nicht, was er meine. Das sind Schneckentänze, sprach der Alte, gerade so wollte es mein seliger Freund. Daß ihr beide einander gerne habet, wußte er längst. Ihr waret ihm lieb, euch vertraute er den Nidleboden, welcher seit zweihundert Jahren in der Familie ist, an dem er mit ganzer Seele hing, am liebsten an, machte ihn auch zum Weibergut, damit er gesicherter sei, wenn Benz zum Hudel gerathen sollte. Es wüßte nicht, woran der Pathe selig was gemerkt haben sollte, und er solle doch ja niemand was sagen, daß sie von so was geredet hätten, bat Bäbeli. Mädchen, sagte der Alte, das läßt sich nicht verheimlichen: was gethan werden soll, muß alsobald gethan werden, so wollte es auch der Kirchmeier selig. Aber setzt gehe und mach, daß das Abendessen gebracht wird. Stelle auf, was du hast, und vergiß den Wein nicht. Bäbeli wollte Einwendungen machen, wollte das Versprechen, daß er nichts sagen wolle. Allein der Alte blieb fest und trieb Bäbeli ohne Erbarmen an die Ausführung seiner Befehle.

Endlich ward das Essen aufgestellt, die Hausgenossenschaft versammelt. Unnöthig war des Gerichtsmanns Vorsorge nicht, denn ein munterer Appetit hatte sich in Speise und Trank wohl selten an einem Tische kund gethan, und wir müssen sagen, selbst Bäbeli aß und trank, freilich weniger als die andern. Hie und da wurde eine scherzhafte Bemerkung laut über die Gesichter der Verwandten oder ein Vorwurf an Benz, daß er nicht erlaubt, Hansli die Kuh an die Chaise zu binden. Da begann der Alte und sagte: da könnten sie ein Beispiel nehmen, was Hoffahrt und Hochmuth für einen Ausgang nehmen thäten, weil er die Menschen mit Blindheit schlage, und wohin Fleiß und Treue führten, weil sie aushielten bis an's Ende und immer jemand da sei, der sie sehe und lohne. Er

kenne niemand, der ein Auge gehabt bis in's Innerste der Menschen hinein, wie sein Freund und niemand, der kaltblütiger genommen, was er gesehen. Er habe die Wurfschaufel in der Hand gehabt, die Tenne gefegt, habe die Leute gesiebt, bis er im Hause gehabt, wer ihm anständig gewesen, treu und lieb, und allen denen habe er ein Zeichen gethan. Nun erzählte er, was die meisten noch nicht wußten, was er jedem unter ihnen verschrieben hätte, las dazu die Worte ab, mit denen er es gethan hatte und warum er es gethan. Da war niemand, der nicht geweint hätte, und nicht wegen der Gabe, sondern wegen den wahren Worten und der schönen Vermahnung. Benz und Bäbeli, fuhr er fort, sind am längsten bei ihm, beiden war er Vetter und Pathe, beide waren ihm gleich lieb und er wußte auch, daß sie einander nicht zuwider seien, aber vorgreifen, sich einmischen wollte er nicht. Nun sei Gott gelobt und gepriesen, daß jetzt sein allerletzter Wille erfüllt ist, und morgen gebt ihr beide und gebt die Ehe an. Da war große Freude unter Allen, welche diese unerwartete Nachricht hörten, bloß Bäbeli wehrte und wollte weinen oder böse werden, es wußte nicht recht was. Da sprach der Alte: Mit der Eröffnung des Testamentes hat man nicht warten mögen, jetzt da es offen ist, will ich mit dem Vollzug auch nicht zögern. Wann mir gesetzt ist zu sterben, weiß ich nicht. So erfordert es auch die Sitte, welche unter solchen Umständen das Zusammenleben von Brautleuten nicht duldet. Uebrigens kennt ihr euch seit Jahren, Vorbereitungen sind keine nöthig und der Selige hat seine Freude daran im Himmel. Also will ich es und so geschieht es. So geschah es auch, und es war gut so, denn im Nidleboden geht es gut bis auf den heutigen Tag, Hoffahrt, Hochmuth, Müßiggang sind dort noch nicht eingekehrt, sondern Liebe und Treue, Fleiß und Frömmigkeit sind die vier Sterne, welche in unverdüstertem Glanze über dem Nidleboden stehen, nie untergehen.

Harzer Hans,

auch ein

Erbvetter.

Vor einem Dutzend Jahren ſtand ich einmal auf dem Anſtand, eines armen Häschens wartend. Der Jägerburſche war mit den Hunden tief unten im Walde ſchon geraume Zeit, die Hunde ſchlugen an oder gaben Vorlaut, wie man hier zu ſagen pflegt, aber auf wollte das Häschen nicht. Es wird bös Wetter geben wollen, dachte ich, es hebt kein Thier gerne ſich aus dem warmen Lager, wenn ein Sturm im Anzug iſt. Ein kalter Oſtwind rauſchte in den Wipfeln der gewaltigen Tannen, die dicht beiſammen ſtanden, faſt wie das Kern im Acker, ſchlank und hoch hinauf in den Nebel ragten, als ſeien ſie eigens zu Schiffsmaſten gewachſen. Es war ein trüber, ſaurer Novembertag, grau der Himmel, kalt die Erde, ſchwarz der Wald, gerade ſo einer von den Tagen, welche die ſchweren Gedanken bringen, die Schwermuth heraufloden aus der Menſchenſeele, die Schwermuth mit ihrer unerträglichen Pein, mit ihrem ſchwarzen Sinnen, mit ihrem Haß gegen Licht und Leben. Ich hörte nichts mehr von Jäger und Hunden. Der Wald war groß und an einer Bergſeite liegend mit Schlünden durchzogen, aus welchen Laut und Ruf ſchwer zur Höhe dringen. Es ward mir unheimlich im Gemüthe in des Waldes unheimlicher Stille, in welcher nichts vernehmbar war, als des Windes einförmig unheimlich Rauſchen in den Wipfeln der Tannen. Da rauſcht es plötzlich hinter mir im Unterholze, ich ſchrack zuſammen, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Da ſchämte ich mich, wandte mich um, mit angezogener Flinte ein aufgeſtöbertes Thier, das von den Hunden ſich geſchlichen,

erwartend. Ich sah nichts, aber langsam bewegte es sich im Gebüsche und schwerfällig, so daß ich nicht begreifen konnte, was es sein möchte. Daß wilde Schweine da seien oder Rehe, hatte ich nicht gehört. Zudem geht es bei diesen Thieren, wenn sie einmal auf den Beinen sind, rascher. Endlich bewegte es sich ganz nahe. Zwischen dunkeln Tannenzweigen sah ich ein breit Gesicht und neben dem Gesichte auf der Achsel eine Bürde. Es war ein Mann, welcher Reisbündel trug, und hinter dem Mann kam noch ein breit Gesicht mit einer ähnlichen Bürde, das aber war ein Weibsgesicht.

Sie legten ihre Bündel, welche aus dem schlechtesten Holze, zumeist aus Dornen gemacht waren, auf einen Haufen an den Weg, setzten sich auf Tannenwurzeln, zogen ihr kaltes Mittagessen, Milch in einer Flasche und ein Stück hartes schwarzes Brot, hervor und begannen schweigend ihre Mahlzeit. Meines Bleibens war nun nicht länger hier, denn wo Leute zu Mittag speisen, ist ein schlechter Platz, um scheues Wild zu erwarten. Ich zog mich dem Jäger nach, dessen Ruf ich wieder hörte, brachte aber die Leute nicht alsbald aus dem Sinn, sie waren mir zu sehr aufgefallen. Sie sahen nicht aus wie arme Leute, es waren nicht bettelhafte Gestalten, groß waren beide nicht, aber dick und fest gebaut, der Mann besonders hatte Glieder von außergewöhnlicher Stärke und einen Kopf, mit welchem man eine Mauer sprengen konnte. Die Kleider waren schlecht, passend um Dornen zu hauen, aber sie waren aus gutem Stoff, den man an armen Leuten nicht sieht. Besonders das Säcklein, in welchem sie ihre Mahlzeit hatten, war mir aufgefallen, das war wie neu, recht schön, paßte gar nicht zu dörnenen Reisbündeln. Während ich dem nachdachte, brach das Geheul der Hunde los, der Hase war auf, die Jagd stäubte durch den Wald, wir hinten drein, stellten hier, dort uns an, aber umsonst, es war ein alter Pfiffikus und überhaupt das Jagen schlecht. Nachdem wir einige Stunden lang uns abgehetzt, ging der Bursche spurlos verloren; wir hatten den Muth ver-

loren, einen andern zu ſuchen, und machten uns mißmuthig auf den Heimweg zu ungewohnt früher Zeit.

Unſer Weg führte an einem Wirthshauſe vorbei. Es iſt ſonſt nicht meine Sitte, auf der Jagd einzukehren, heute dünkte es mich, ich möchte den Aerger hinunterſpülen. Hans, biſſt einen Schluck trinken? frug ich. Zwei, Herr, wenn ihr's zwingen wollt, gab Hans zur Antwort. Vor dem Wirthshauſe ſtand eine Chaiſe mit ſchönem Roß und elegantem Geſchirr, und aus dem Wirthshauſe ſtolperten zwei angetrunkene Schlingel, brüllten und fluchten, kletterten mit Noth in's Fuhrwerk und als ſie oben ſaßen, brüllte der eine: Set, Wirth, bring noch eini, bin beim — ſchon wieder durſtig, weiß beim Hagel nicht, wie das geben ſoll bis beim, daß ich nicht vor Durſt verſaufe!

Ich mochte dem Spectakel, der mich ärgerte, nicht lange zuſehen, ging in die Stube. Sie ſei doch froh, bewillkommte mich die Wirthin, daß ſie andere Gäſte bekomme und die Unſtätbe los werde. Wie viel die auch vertbäten und wie nöthig ſie auch das Geld hätte, ſie erſchrecke doch allemal, wenn ſie die von weitem ſehe, vor denen ſei niemand ſicher. Sei kein Mannsvolk da, um zu ſtreiten, ſo geriethen ſie hinter das Weibsvolk, und habe ſich dieſes mit Noth geflüchtet, ſo müſſe der Hund unter dem Ofen verhalten oder die Tauben und Hühner vor dem Hauſe.

Auf meine Frage, wer ſie ſeien, ſagte ſie: es ſeien zwei reiche Bauernſöhne aus den Dörfern herauf, die aus Hochmuth was Apartes verſtellen möchten. Da ſie nun nicht thun könnten wie Herren, ſo thäten ſie wie Kälber, vertorften ein Sündengeld, daß Einem die Haare zu Berge ſtünden. Beſonders der Aeltere und Größere, Erzlige Joggi heiße er eigentlich, verſchleudere unſinnig. Sage man ihm, ch Joggi, Joggi, denk, es hat alles auf der Welt einen Boden, jedes Loch und jeder Sack, ſo lacht er und pocht auf ſeiner Mutter Bruder, wenn der 'mal unter der Erde ſei und er da geerbt,

se verthäten es ihrer sieben nicht und wenn sie siebenmal mehr verthäten, als er. Das müßte ein Reicher sein, sagte ich. Reich ist der, sagte die Wirthin, grausam reich, aber er thut darnach, aber ob der Erzlige Joggi was kriegt, selb ist noch nicht ausgemacht. Er meint den Harzer Hans zu Hartherzige, einen der Reichsten, von denen man hört im Lande, aber unter allen Wüsten vielleicht auch der Wüsteste, man erzählt von ihm Sachen, man darf sie kaum hören, geschweige glauben. Plötzlich schoß die Wirthin wie ein Wirbelwind zum Fenster und rief: Geschwind, geschwind, sehd, dort geht er mit seiner Frau. Wo Teufel waren die denn, man sieht sie sonst Monate lang nicht. Es ist wie immer, wenn man vom Wolf redet, so ist er weit oder nah. Eben nicht in großer Hitze bewegte ich mich zum Fenster, sah nach dem Fußwege, welcher hinter dem Wirthshause durchführte, wohin die Wirthin zeigte, dort gingen zwei Leute. Jetzt erst ward ich lebendig, spitzte meine beiden Jägeraugen und wen sah ich? Die beiden Menschen, welche Dornbündel zusammen getragen und über Mittag mit Milch und hartem, schwarzem Brote vorlieb genommen hatten. Sie werde spaßen, sagte ich der Wirthin, das seien arme Leute und erzählte, wie ich die beiden angetroffen. Sie schlug die Hände zusammen, und rief: Da sehd ihr, wie er ist, und könnet daraus abnehmen, daß ich nicht gelogen, wenn ich gesagt, er sei der wüsteste Hund, der auf zwei Beinen läuft. Der Wald, in welchem ihr ihn antrafet, ist sein Eigenthum und ist nicht der einzige Wald, welchen er besitzt. Ich habe oft sagen hören, er könnte in seinen Waldungen für zwanzig bis dreißigtausend Gulden Holz schlagen und zwar zum größten Vortheil der Wälder. Aber nicht bloß hat er Holz im Walde, er hat ein großes Holzhaus voll gehauenes daheim, von welchem es heißt, die Franzosen hätten es noch hinein gethan (1798). Er hat vor den Fenstern seines Stöckleins, in welchem er jetzt wohnt, Reisbündel bis über die Fenster hinauf, daß die Leute sagen: gar geistlich müsse Harzer Hans nicht sein, wenn er viel in der Bibel lesen

würde, thäte er mehr Licht durch die Fenster laſſen. Aber er denkt wenig an die Bibel, ſondern an's Geld. Hat er die Fenſter mit Holz verſchlagen, ſo hat er die Diebe weniger zu fürchten, braucht nicht zu fürchten, daß die Leute von der Straße weg ſehen, wie er ſtatt hinter der Bibel hinter dem Gelde ſitzt und tagelang ſeine Thaler zählt. Alle Jahre thut der fünf bis achttauſend Gulden an Zins, und ſoll es doch niemand merken. Er hat nicht umſonſt drei große Höfe und ausgeliehenes Geld es weiß kein Menſch wie viel und gönnt doch keinem Menſchen was, ſich ſelbſt nicht einmal. Darum ging er mit ſeinem Weibe an einem ſolchen ſauren Tag in den Wald und noch dazu in ſeinen entfernteſten, weil er armen Leuten die Dornen nicht gönnt und den Roſſen ſeines Pächters die Ruhe nicht, denn die müſſen ſie ihm nun herfahren, und ſeine Frau muß ſie grün verbrennen und im Höllenrauch faſt erſticken, während er für viele Jahre dürres Holz beim Hauſe hat. Eine ſolche Bosheit wurde in Iſrael doch kaum erfunden.

Ja, ſagte ich, allerdings kommt ein ſolcher Geiz ſelten vor bei ſolchem Reichthum und noch dazu bei einem verheiratheten Menſchen. Heirathen und Kinder haben laſſen ſolche Dinge ſelten aufkommen, oder es müßten Mann und Weib darnach ſein und eins das andere im Laſter ſtärken. Kinder hätten ſie keine, ſagte die Wirthin, ſonſt könnte ja Erzlige Joggi ſich nicht auf das Erbe vertröſten. Die Frau wäre kaum ſo, aber ſie müſſe halt mitmachen, ſie ſei zu bedauern, der Geiz ſcheine ein Familienweh zu ſein bei Harzer Hans und immer zu wachſen. Darum auch werde Gott der Familie die Nachkommenſchaft verſagt haben. Was in hundert Jahren Geizhälſe zuſammengekratzt, das wiſſe Gott raſch wieder unter die Leute und zu Nutzen zu bringen.

So iſt das Familienübel, frug ich, ein angeborener Fehler? Ja, ſagte die Wirthin, doch ſo wie es bei dieſem war, war es noch bei keinem. Sein Vater durfte noch was brauchen, gab armen Leuten Holz, gab Bauholz denen, welche ein neues

Haus bauen laſſen wollten, ließ neue Roßgeſchirre machen. Ja, man redet ihm nach, ob es wahr iſt, weiß ich nicht, er habe alle Jahre ein Dutzend neue Hemden machen laſſen, einen neuen Strick darum geſchlagen und an eine Schraube im Speicher ſie aufgehängt. Da blieben ſie auch hängen, denn was er machen ließ, durfte er nicht brauchen. Gott ſchickte ihm Motten und Schaben, ſogar Mäuſe, ihn zu warnen und an's Rechte zu mahnen. Roßgeſchirre und Hemden fraßen ſie, aber er begriff Gott nicht, dachte an das Wahre nicht, er hatte Ohren, ſie hörten nicht, einen Verſtand, der ſchwer begriff. Der Junge aber iſt viel ärger, der darf nichts mehr machen laſſen, nicht bloß nichts brauchen, giebt keinem Menſchen was zu verdienen, kaum einem Schneider oder einer Näherin. Er trägt alte Kleider aus, und reißen ſie, ſo flickt er ſie ſelbſt. Ja, es heißt, wenn ſeine Hemden oben Löcher kriegen, ſo nehme er unten weg, ſo viel als oben nöthig ſei, ja, es ſei ſchon manch alt Paar Zwilchhoſen verbraucht worden, um Hemden zu flicken, welche ſelbſt keinen Flickſtoff mehr lieferten.

Aber und dann die Frau? frug ich. Manche ſagen, antwortete die Wirthin, ſie ſei nicht beſſer als der Mann und gönne auch niemand was. Wenn ſie ſchon anders iſt, ſo wird ſie es nicht zeigen dürfen, denke ich, es hat alles ſeinen guten Grund. Warum? was iſt? frug ich. Kann ich noch eine Flaſche holen? frug die Wirthin. Wir ſollten fort, bemerkte ich. He, nehmt noch eine, ſagte die Wirthin, ich habe dann Zeit, euch zu erzählen, während ihr ſie trinket, wie es ſich mit Harzer Hanſe's Frau verhält. Na, wer könnte ſolchen Ausſichten widerſtehn! Die Flaſche ward gebracht, die Wirthin ſetzte ſich und begann.

Als ich jung war, da war mir das Mannen nicht zuwider, begreiflich! Andere werden es auch ſo gehabt haben und noch haben, begreiflich! Faſt noch lieber als Wirthin wäre ich eine reiche Bäurin geworden. Eine Bäurin kommt weniger zu Wein und Paſteten, kann weniger Geld durch die Finger

rutſchen laſſen, dagegen muß ſie auch nicht jedermanns Narr ſein, kann befehlen, die Thaler im Schranke beſehen, ſtatt mit ſchlechter Münze ſich die Finger ſchmutzig zu machen. So wird es auch die Grubeliſe gehabt haben. Sie war ein hübſches, tüchtiges Mädchen, ihr Vater ein guter Bauer, der allweg ſeine zehntauſend Gulden im Vermögen hatte, und Liſe war einzig Kind. Liſe hielt was auf ſich, das Heirathen war ihm nicht zuwider, aber eine rechte Bäurin wollte es werden, ſo eine, daß, wenn ſie unter der Hausthüre ſtand mit den Armen in der Seite, keine Katze neben ihr vorbei konnte.

Harzer Hans wohnte nicht weit von dem Mädchen, zwiſchen beiden Höfen, welche ſein Vater beſaß, lag der von Liſe's Vater. Etwas ſeltſam war Harzer Hans immer, im Scharwenzeln nie ein Meiſter, er fühlte ſich von Jugend auf ſo gleichſam als der Hans oben im Dorfe. Er ſtrich daher nie Mädchen nach, aber die Grubeliſe, welche ihm zufällig vor die Augen kam, gefiel ihm wohl und immer beſſer. Ein arbeitſam Menſch ſei ſie, dachte er, daneben nicht hoffährtig und doch, wenn nicht reich, eben auch keine Bettlerin. Die Grubeliſe merkte bald, daß ſie dem Harzer Hans wohl gefiel, und ging ihm nicht aus dem Wege, begreiflich! Harzer Hans ſoll zu ſeiner Zeit ein ganzer Kerl geweſen ſein und der ſtärkſte weit und breit. Zudem war er das Augenmerk aller Mädchen, welche von ferne an ſo einen denken durften. Er hatte eine einzige Schweſter, und der gebe man, was im guten Willen liege, hieß es. Nun beſaß ſein Vater zwei Höfe, der eine gehörte unter die ſchönſten im Lande, und ausgeliehen Geld hatte derſelbe, hieß es, kein Menſch wiſſe wie viel.

Da einzuſitzen und Bäurin zu werden, mußte allen rechten Mädchen, welche begehrten, zu Ehren zu kommen, gefallen, begreiflich! So an einem reichen Orte Bäurin zu ſein, Kiſten und Kaſten, Keller und Speicher voll Sachen, Fleiſch das ganze Jahr, Milch genug, Roſſe im Stall, immer was für arme Leute, für Weiber, welche Neues bringen und unſere

Sachen rühmen, allweil Zeit zu einem Kaffee im Hinterstübchen und zu Pfannkuchen Eier mehr als genug und wo man hinkommt, das Geflüster: Sieh, dort die Frau, das ist die Bäurin zu Hartherzige, von den reichsten Leuten sind's und eine besonderbar gute und berühmte Frau soll das sein: das ist ein Ehrenplatz, an den jedes rechtdenkende Mädchen gerne gekommen wäre, begreiflich!

Harzer Hans gefiel es besonders wohl, als er sah, daß er bei Grubelise nicht lange Umschweife machen oder die Zeit versäumen müsse mit dem Liebhaber spielen, sondern alsbald die Sache in Richtigkeit bringen konnte. Er sagte es, sobald er mit der Lise und ihrem Vater im Reinen war, seinen Eltern und dachte von weitem nicht an ihr Widersprechen. Er hatte solches nie erfahren, hatte bei ihnen alles Recht, geartet wie sie, gab er ihnen nicht Anlaß dazu. Aber potz Türk, wie fuhren die auf, als sie hörten, daß Hans so eine von der Gasse heirathen wolle, denn zehntausend Gulden waren ihnen accurat, was dem Teufel ein Bettler, der in die Hölle kömmt. Es gab großen Streit und Herzeleid. Aber was Hans im Kopfe hatte, hatte er nicht in den Füßen, und umsonst hieß er nicht Harzer Hans. Er sagte seinen Eltern an den Kopf hinaus, er sehe jetzt, wie lieb er ihnen sei, daß sie ihm das erste Mal, wo er etwas für sich möchte, in den Weg stünden und wüst thäten. Sie hätten Sachen genug, so lange sie lebten, und könne er es später nicht machen, so sei es seine Sache. Sie aber wollten nicht daran gehen, jammerten schrecklich, wie es ihm ergehen werde, wenn er seiner Schwester ihr Erbtheil herausgeben müsse, sie kehrten sich noch im Grabe um, wenn er vom Hofe müßte. Sie trieben Verwandte von allen Seiten herbei, dem Hans zuzusprechen, ihm Himmel und Hölle vorzustellen, aber alles umsonst. Hans hatte seinen Kopf, den hatte man jung nicht gebrochen, jetzt brach man ihn auch nicht mehr. Grubelise hielt aber auch fest an Hans, begreiflich! Sie wird sich grausam unterzogen und versprochen haben, mit

Sparen und Arbeit einzubringen, was an Reichthum ihr abgehe. Eine gute Frau habe in einem so großen Hauswesen alsbald einige tausend Gulden herausgeschlagen, während eine reiche, welche es nicht verstehe und nur stolz und hoffährtig sei, in gleicher Zeit eben so viel verliederliche. Heirathe er eine reiche, so müsse Hans sich auch unterziehen, sie aber wolle thun, was er begehre und ihr Lebtag ihm daran denken, daß er sie nicht verachtet, wenn sie auch im Vergleich mit ihm arm sei. So wird die Lise gesprochen haben. War zwar nicht dabei, begreiflich!

Genug, Hans zwängte es und heirathete, die Grubelise ward Bäurin zu Hartherzigen. Aber die Sache kam bös. Hans blieb es doch im Kopfe stecken, er habe eine arme Frau geheirathet, wenn er eine reichere hätte, so wäre er noch ein ganz anderer. Als die erste Liebe vorüber war, stand dieser Gedanke ihm immer oben an im Kopf, und was Hans im Kopf war, nahm er nicht die Mühe zu verbergen, er wärmte es der Grubelise bei jedem Suppenbröcklein auf, wie arm sie sei und wie reich dagegen er. Die Grubelise, von Natur gutmüthig und barmherzig, bot alle ihre Kräfte auf, ihr Versprechen zu halten, mit Sparen einzubringen, was sie zu wenig eingekehrt. Sie that sogar ihrer Natur Gewalt an, ward härter gegen die Armen, that als Bäurin weniger Gutes, als sie als Grubelise gethan. Aber wie sie auch haushalten mochte, es half alles nichts und wurde ihr nicht im mindesten angerechnet. Das Eine blieb fest, sie hatte kein Vermögen, war arm, was sie erarbeitete, ersparte, achtete Hans nicht, rechnete es ihr nicht als Verdienst an, sondern als Schuldigkeit, hatte doch seine Mutter wenigstens so viel gethan und war dazu sehr reich gewesen, und daß Lise sich gegen die Armen Gewalt anthat, das merkte Hans gar nicht. So war es von je bei ihnen gewesen, und wenn Lise anders hätte sein wollen, so hätte er ihr den Marsch nicht schlecht gemacht. Nun ist's aber ein bös Dabeisein, wenn man nie genug machen, die Leute nie zufrieden-

stellen kann, wenn man uns das Gute nicht anrechnen, das Böse nicht vergessen will, wenn man es hat wie Einer, der läuft und läuft und doch nie von der Stelle kommt, wie es im Traume uns oft ergeht. Es muß Einem mehr und mehr in Kopf wachsen und wirbelsinnig machen. Zudem kam es der Lise immer mehr vor, sie versündige sich gegen die Armen, darum werde ihr nicht Barmherzigkeit, weil sie auch keine übe, bei so großen Mitteln so wenig thue an den Armen. Endlich, um dem Faß den Boden auszumachen, sollte Hans mit seiner Schwester theilen, sah jetzt so recht, wie sein Vermögen abnehme, jetzt kam die Reue so recht, nicht eine Frau zu haben, mit deren Vermögen er den Ausfall decken könne, erst jetzt ward er so recht wüst gegen Lise, sie that ihm immer zu wenig und brauchte zu viel. Weil es nun aber einmal so war und es sich nicht ändern ließ, so half Hans sich anders. Er gab nämlich seiner Schwester das Vermögen nicht heraus und blieb dabei, der Schwager mochte sagen was er wollte; er hieß nicht umsonst Harzer Hans, was der mal im Kopfe hatte, hatte er drinnen, mit hundert Ochsen zog man es ihm nicht heraus. Er sagte nämlich unverholen, sie könnten machen, was sie wollten, aber thäten sie das Wüsteste alles gegen ihn, so mache er es auch gegen sie. Er habe keine Kinder, sie wohl, was da das Theilen abtrage, als unnütze Kosten machen? Lasse man alles beisammen, so wisse man ja, wem es gehöre, wenn er die Augen zuthue. Uebrigens wolle er alle Jahre ihnen geben, was er könne, mehr könnten sie nicht verlangen. Wollten sie so, wohl und gut, wo nicht, he nun, so müßten sie sich auch gefallen lassen, was er für gut finde.

Wenn Einer mit drei Höfen und keinen Kindern den Kopf macht, so kann er was erzwingen, wenn er pfeift, so tanzt man, wie sehr man innerlich darüber flucht. Nun geschah aber etwas, woran Hans nicht dachte, woran Hans nichts machen konnte, woran Hans sich stoßen sollte, daß er nicht alles erzwingen könne, nicht Zwingherr sei, sondern sich anderer Men-

ſchen auch achten ſolle. Es fing Liſe an im Kopf zu fehlen, ſie ward ſchwermüthig, bald zweifelte ſie an der Seligkeit, bald fürchtete ſie ſie kämen um ihr Vermögen, bald weinte ſie auf das bitterlichſte, daß ſie niemand lieb hätte. Anfangs begriff Harzer Hans nicht, was das war, wollte es durchaus nicht leiden, hielt es für Faxen und Flauſen, welche er ſchon vertreiben wolle. Aber Harzer Hans vertrieb ſie nicht, er kam endlich dahin, zu begreifen, daß da was ſei, woran er nichts machen könne, daß er nachlaſſen müſſe, wenn es nicht ein Unglück geben ſolle. Dieſes Unglück, den Selbſtmord nämlich, fürchtete Harzer Hans mehr als alles auf der Welt, den Verluſt des Vermögens vielleicht ausgenommen. Er fürchtete ihn aber nicht wegen dem lieben Gott und weil er denkt, der Selbſtmord ſei eine große Sünde. Harzer Hans denkt nicht an Gott und nicht an ſeine Seele, Harzer Hans denkt nur an ſein Geld und an alles was es mehrt oder vermindert, aber Harzer Hans fürchtet ſich vor zwei Dingen: vor Dieben und Geſpenſtern. Harzer Hans hätte ſeiner Frau das Ende, ſei es nun ein ſeliges oder ein unſeliges, von Herzen gegönnt, aber wenn ſie Hand an ſich lege, ſo glaubte er, komme ſie wieder, habe nicht Ruhe in der Erde. So wollte er die Frau doch noch lieber lebendig, denn als Geſpenſt, welches ihn plagen konnte, wenn er Geld zähle oder ſeinen Nachbaren beim Wäſſern das Waſſer ſtehle. Darum gab er ſie fort zu einem Arzte. Der war berühmt in ſolchen Krankheiten, und da ihr niemand ihre Armuth vorhielt, niemand ihr das Eſſen mißgönnte, ſo beſſerte es ihr bald und nach einigen Wochen ſchon konnte der Arzt Beſcheid machen, die Sache gehe gut. Harzer Hans war das ganz recht, denn das Koſtgeld reute ihn ſchrecklich und dünkte ihn unverſchämt hoch. Er dachte, es ſei vielleicht ſchon lange ganz gut, aber der verfluchte Arzt wolle ihn plündern und unnöthiger Weiſe noch einige Wochen das Koſtgeld abnehmen, es mache jeder Schelm, was er könne, und um ſo mehr, je nöthiger er es hätte. An einem Sonntag machte ſich

Harzer Hans auf die Beine, um die Unterſuchung ſelbſt zu machen, ob's nöthig ſei, noch länger Koſtgeld zu zahlen oder nicht. Er hieß die Frau mit ſich in's Wirthshaus kommen, mit ihm eine Flaſche zu trinken. Vielleicht erbarmte ſie ihn und er gönnte ſie ihr, oder er that es nur, um ungeſtörter zu ſein und ungehindert die Unterſuchung zu machen, ob ſie beim Verſtand ſei oder nicht. Allweg freute es die Frau ſehr, es kam ihr vor, als ob Harzer Hans ein ganz anderer ſei, ganz der Alte, wie er vor der Heirath geweſen.

Es dünke ſie, ſagte ſie, ſie möchte was eſſen, Schinken oder Braten oder was zu haben ſei. Ei, Frau, ſagte Harzer Hans, ich wollte das bleiben laſſen. Wenn du heim kömmſt, ſo eßt ihr zu Abend, es koſtet ohnehin alles ſo viel. He nun dann, ſagte die Frau, man kann es machen. Aber von Stund an verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand wieder, der finſtere Geiſt kam wieder über ſie, Hans hatte mit einem Worte ihn wieder gerufen. Nun ging es lange bis ſie heil wurde und er ohne Gefahr ſie heim nehmen konnte. Seither geht es, die Frau hat ſich an ihr Leben gewöhnt, wenigſtens ſcheint es ſo. Einige ſagen, ganz richtig ſei es doch nicht mit ihr, ſie habe allweg etwas, was es ſie plage, und manchmal ſei ſie lange Zeit wie ſinnlos, merke mit offenen Ohren gar nicht, was um ſie vorgehe, und man wolle immer davon ſagen, das alte Uebel komme wieder. Es ſei allweg immer ſo, böſe Geiſter kämen wieder, wenn nicht ein guter Geiſt das Haus beſetzt halte, aber um den Harzer Hans herum werde kein guter Geiſt ſein Bleiben haben. Derſelbe rühre ja kein gutes Buch an, man ſehe ihn nie bei dem Nachtmahl, ja er ſcheine die Kirche zu fliehen, ärger als der Teufel ſie flieht. Kurzum, ein wüſter Hund iſt er, ſei er nun reich oder nicht reich, meinetwegen, begreiflich, ſchloß die Wirthin in hitzigem Eifer ihre lange Erzählung.

Indeſſen hatte ich doch andächtig zugehört und hauptſächlich zweier Dinge wegen. Offenbar war in Harzer Hans eine mächtige Natur, aber von Jugend auf im engſten Gehäuſe ge-

halten; mit dem Himmel in keinem Verkehr, mit der Welt bloß durch Kälber, Kühe, Roß- und Holzhändler, zeigte sie ihre Gewalt bloß in den engsten Schranken des Zusammenkratzens. Die von den Eltern angeerbte und angewohnte Richtung bildete sich in die äußerste Spitze aus. Seine Eltern wußten, was sie mit ihrem Vermögen wollten, sie wollten es ihren Kindern hinterlassen. Kind und Kindeskinder sollten es zu genießen haben und es ihnen danken. Aber warum knauserte Harzer Hans, was wollte er, der keine Kinder hatte? Wollte er, was jenes alte Ehepaaar? Als die eine Hälfte desselben, der Mann, starb, wurde der Nachlaß versiegelt, nachdem er untersucht, endlich auch das baare Geld gezählt worden war. Frau, sagte der Beamte, es sind sieben und siebenzig Gulden, wie viel bedarfst du einstweilen zu deinem Unterhalt, ich will es dir zu Handen stellen. Sieben und siebenzig Gulden, antwortete die Frau schmunzelnd. Es wird wohl mehr sein, habt ihr euch verzählt oder nicht recht nachgesehen? He, sagte der Beamte, das Geld überblickend, gezählt wird wohl gut sein und zum Schranke tretend, wo sie das Geld gefunden hatten, darin sehe ich auch nichts mehr, es müßte denn da in der alten Schüssel was sein, da haben wir nicht nachgesehen. Von einem obern Laden wollte er einen sehr großen Napf, wie er ehedem in großen Haushaltungen als Suppennapf gebraucht ward, herabheben und rief plötzlich: Potz Teufel, ist der angenagelt, oder was ist darin? He, hebe recht, sagte die Alte, es geht, wenn du stark genug bist. Der Napf war voll Thaler, viele hunderte lagen da in trauter Eintracht und süßem Frieden beisammen. Eine himmlische Freude hatte die Alte ob der Verwunderung der Männer, und so lange sie lebte, lebte sie alle Tage wohl an der süßen Erinnerung an diesen glücklichsten Augenblick ihres Lebens. Ein Nachbar von ihnen, dessen Bett nur durch eine dünne Wand von ihrem Bette geschieden war, erzählte, er habe sehr oft gehört, wie die beiden Alten in der Nacht zusammen gesprochen hätten und zwar laut, da beide

nicht gut hörten, wie doch die Männer, welche zu versiegeln kämen, sich wundern würden, wenn sie es fänden, aber der Sache den Namen gegeben, hätten sie nicht. Wer es erlebe, solle aufpassen, was sie für Augen machen und was sie sagen, es werde sie curios dünken. Darauf hatten sie sich also gefreut, auf die Augen, welche bei dem Finden gemacht würden, darum darbten sie sich's am Munde ab und hatten's bös bis an's Ende. Darum lebt und darbt sicher noch Mancher, um der verwunderten Augen willen, welche über seinen Nachlaß gemacht werden. Das ist denn doch jedenfalls ein elend erbärmlicher Lebenszweck, an welchen man das Leben verschwendet, welches uns Gott gegeben hat, damit wir damit den Himmel gewinnen möchten. Mich wunderte nun, ob Harzer Hans mit seinem mächtigen Kopfe bloß diesem elenden Zwecke lebe.

Das Zweite welches mich besonders anzog, war der Verlauf der Ehe, welche eine unglückliche wurde, weil darin das christliche Element durchaus fehlte, in Gott keine Versöhnung war und die Welt, für welche sie beide lebten, trennt und nicht sühnt. Der Harzer Hans war von der Welt erfaßt, sie war der Teufel, welcher seine arme Seele in den Krallen hielt, er zürnte der Frau um der Welt willen, sie wollte ihn mit Weltlichem versöhnen, aber sie vermochte es nicht, die Welt verstörte ihren Geist und machte die Seele krank. Das war mir sehr merkwürdig, es war der Schlüssel zu dem Räthsel, warum so viele Ehen nicht bloß unglücklich sind, sondern auch die Seelen darin verderben. Die Ehe ist eine göttliche Anordnung, allen denen dienend zur Seligkeit, welche Gott lieben, aber was denen, welche Gott lieben, zur Seligkeit dient, wird denen zum Fluch, welche Gott weder ehren noch lieben, noch den ehren und lieben, durch den er sich dargestellt in der Welt: Jesus Christus.

Der Mann war meiner Aufmerksamkeit entgangen bis dahin und zwar aus sehr einfachen Gründen. Der Mann war

einer von denen, welche daheim leben, welcher von allen Geschäften der Gemeinde sich zurückzog, weil er nichts mehr haßte, als einen Schritt zu thun, der ihm nichts eintrug. Er verkehrte mit niemand, als mit seinen Lehenleuten und Schuldnern, und hatte mit allen sich so gestellt, daß er große Gewalt über sie hatte und die Gewalt anwenden konnte, ohne viel Lärmen zu verursachen. Zudem ist's sonderbar mit den Augen. Wir meinen wenigstens Tags die Augen zumeist offen zu haben und doch haben wir sie zu für die meisten Dinge und müssen fast alle Mal geweckt werden ganz apart, wenn wir was bemerken sollen. Nun mir der Verstand gemacht war, nahm ich erst wahr, was ich unzählige Male gesehen hatte. Ich nahm wahr den prächtigen Hof zu Hartherzigen und die mit Reisbündeln vergitterte Wohnstube, den an das Haus stoßenden Wald mit prachtvollen Tannen und das Holzhaus, in welches die Franzosen das Holz getragen hatten, welches allerdings alt und ehrwürdig aussah. Erst jetzt sah ich des Mannes absolutes, zwingherrliches Wesen, in welchem er unumschränkter Herr auf seinem Besitzthum sein wollte, daß auf demselben kein Fuß sich bewege ohne seinen Willen, ja, daß er es eigentlich um und um den Menschen verschlossen hätte, so gut als Gott den Erdbewohnern seinen Himmel. Er erschwerte alle Durchgänge durch sein Gut, und wo er sie nicht verbieten konnte, da zerstörte er doch die Stege über die Bäche oder trug sie heim. Wenn Arme, wie es allenthalben üblich ist, Holz zusammen lasen am Ufer des Flusses, an welchen sein Land stieß und der, wenn seine Wasser anschwellen, aus den Bergen Holz bringt und in ebenem Lande es liegen läßt, dieses Holz an's Ufer trugen, welches der Mann das seine nannte, wenn sie dann heim gingen, Karren oder Wagen zu holen, um es heim zu fahren, so fanden sie es nicht, wenn sie wieder kamen. Harzer Hanz hatte es unterdessen geholt und zu seinem andern Holz es gebracht unter dem Vorwand, was auf seinem Lande liege, gehöre ihm und niemand anderem. So verging ihnen die Lust,

neben seinem Lande zu sammeln und das Gesammelte auf seinen Boden abzulegen. In seine Stube kam, außerordentliche Fälle ausgenommen, gar kein Lebendiger. Dort soll es merkwürdig aussehen. Bett soll keines zu sehen sein, aber in einer Ecke der Stube sei ein Verschlag, wie man sie sieht in den Ställen, besonders eingerichtet für trächtige Mutterschweine. Was in dem Verschlag war, hat niemand gesehen, ob ein Bett oder keins, weiß die Welt nicht. Der Mann bekümmerte sich durchaus um keinen Menschen in der Welt, als wenn derselbe ihm schuldig war oder er ihm Geld leihen sollte, dann kümmerte er sich um dessen Solidität und zwar sorgfältig und genau. Wäre ein König gekommen und hätte ihm gesagt: Hans, dort sind hungrige, elende Menschen, gieb mir einen Kreuzer Geld oder einen Bissen Brod für sie, so hätte er gesagt: was er habe, brauche er selbst, und wenn der König so großes Erbarmen habe, so solle er selbst helfen und nicht Andere plagen. Gedacht hätte er, wenn der ihm noch einmal zum Hause komme, so hülfe er ihm unsauber weg, seinetwegen König oder nicht König. Accurat gleich hätte Hans gedacht oder gesprochen, wenn ihn jemand an Gott gemahnt hätte. Das that aber niemand, und wenn er sich auch vor Gespenstern fürchtete, so lag doch Gott durchaus außerhalb dem Bereiche seiner Gedanken. Daß er irgend was nicht recht mache oder daß er über irgend was Rechenschaft geben müsse, fiel ihm nicht im entferntesten ein. Er plage niemand, ihn solle man auch in Ruhe lassen, was er mache, mache er für sich, niemand gehe es was an. So sehe er die Sache an, drückte er sich aus. Harzer Hans war ein ganzer Mann und wollte nicht anders scheinen als er war, dazu war er zu absolut und zu stolz. Jemehr ich ihn in's Auge nahm, desto mehr sah ich, daß nicht der Geiz allein ihn beherrsche, sondern die Gewohnheit, unumschränkt seinen Willen geltend zu machen und alles zu hassen, was seinem Willen entgegentrat, es war das ganz Einfache, Natürliche: die Neigung, Gott und seinen Nächsten

zu haſſen. Er wollte nur von ſeiner Sache nichts brauchen, ob er daran dachte, nach ſeinem Tode großes Vermögen zu hinterlaſſen, zweifle ich, er dachte gar nicht an den Tod und was nachher die Leute ſagen würden; er wollte halt den Leuten die Freude nicht machen, daß ſie ihn zu dieſer oder jener Ausgabe zwingen oder verleiten könnten. Das machte, daß viele Menſchen eine Art Reſpekt vor ihm hatten, welchen jede Kraft einflößt, ſelbſt wenn ſie ihren Sitz bei einem Verbrecher hat. Aber lieb hatte ihn niemand. Arme mieden ſein Haus wie Furchtſame Nachts einen Kirchhof. Wer Hülfe bedurfte, ſuchte ſie nie bei Harzer Hans, außer wer Geld bedurfte, guten Zins verſprechen und gute Sicherheit leiſten konnte. Man kannte kein Beiſpiel, daß er jemand ohne Bürgſchaft oder Pfand drei Kreuzer anvertraut hätte. Seine Pächter waren die Einzigen, welche ihn in ordinairen Zeiten nicht ſchalten, welche Sorge zu ihm trugen. Harzer Hans kannte das Land gut, er war ein Bauer, und ſeine Höfe wußte er zu ſchätzen. Er wollte ſie daher nicht von Pächtern ausnutzen laſſen, darum las er bäbliche Pächter aus, forderte nicht übermäßigen Zins und richtete ſich ſo ein, da er ſie alle Jahre fortſchicken konnte. Der Pächter Vortheil war es alſo, wenn ſie zum Lande Sorge trugen, es verbeſſerten. Darauf ſah der Pachtherr, und ſo lange ſie dies thaten, konnten ſie im Leben bleiben, dies war ihr großer Vortheil. So war's in ordinairen Zeiten, gab es aber was extra, dann erfuhren ſie, wie lieb ſie ihm waren, und konnten marſchiren, wenn ſie im geringſten ſich weigerten, unbedingt ſich ſeinem Willen zu unterwerfen.

So ſah ich dem Manne zu, lange, und ich hätte faſt mit David irre werden mögen an Gott, denn dem Manne ging alles glatt und ſchön, alles wie er es wünſchte, d. h. ſein Vermögen mehrte ſich alle Tage, accurat wie er darauf rechnete. Er hatte keine Verluſte, es hagelte nicht, es verbrannte ihm nichts, ſeine Pächter zahlten richtig und ſeine Schuldner waren ſolid. Geldanwendungen waren ſein Fach, das verſtand er wie

der beste Notar, er war ordentlich gelehrt darin. Ob es denn diesem so geschliffen und wie gewünscht gehen solle, bis an das Ende? dachte ich manchmal. Das ist eine uralte Frage, der himmlische Vater antwortet darauf bald so, bald anders nach seinem Wohlgefallen, und wie er antwortet, wird es gut sein, wenn auch der Mensch nichts daran begreift.

Harzer Hanse's Haus war, wie gesagt, ein Geheimniß, er hätte auch sein Leben gerne zu einem Geheimniß gemacht, wenn es nur möglich gewesen wäre. Ich ging öfter bei seinem so seltsam vergitterten Hause vorbei, ohne weiter was zu bemerken, bis mir endlich auffiel, daß ich die Frau nicht mehr sah. Mit großer Mühe vernahm ich, es fehle ihr wieder im Kopf, sie hätte keinen rechten Sinn mehr und sei wieder bei einem Arzt.

Nicht lange darauf sah ich den Harzer Hans und seine Frau auf einem Bernerwägelchen sitzen und von einem Wirthshause wegfahren. Das war ein Weltwunder, das hatte noch niemand gesehen, da mußte was Außerordentliches, in's Leben tief Einschneidendes sich zugetragen haben, was ich erfahren mußte. Ich ging also in's Wirthshaus und frug: ob das nicht Harzer Hans mit seiner Frau gewesen, und ob das eine Aenderung vor seinem Tode bedeuten solle oder was Anderes? He, sagte die Wirthin, viel Gutes bedeutet es allweg nicht, aber sterben wird Harzer Hans noch nicht wollen, sonst wäre das wohl das Beste, wenn es nicht etwa gehen sollte, wie letzthin ein alter Küher gesagt hat, daß es ihm ergehen werde. Wie dann? frug ich. He, sagte die Wirthin, er hat gesagt, dem werde es accurat so gehen wie einst einem in Trubschachen. Der habe auch keinen Batzen ausgeben wollen, habe keine Kinder gehabt und sei unbarmherzig gegen alle Menschen gewesen. Endlich sei er auch gestorben, aber schwer sei es gegangen, bis er es gekennt, und sein Gut sei unter lachende Erben gefallen. Der sei als schwarzer Hund wieder gekommen und müsse nun allen Batzen nachlaufen, welche von seinem

Gelde ausgegeben würden. Bald renne er durchs Land wie toll, bald heule er ganze Nächte vor Wirthshäusern, in welchen seine Erben sein Geld verpraßten, und Ruhe solle er keine haben, bis jeder Batzen wieder an den rechten Ort gekommen, wo er hin gehöre. Einstweilen aber sei man noch übel geplagt mit dem Hund, begreiflich.

Seine Frau ist wieder krank im Kopf und gar curios. Sie grämt sich nicht mehr wegen diesem oder jenem, sie hat gar keine Gedanken mehr, es ist wie wenn alles in der Welt sie nichts anginge, ich glaube, sie weiß oft nicht, ist es Tag oder Nacht, daneben sieht man ihr von außen gar nichts an. Es hat ihr schon lange angefangen und Harzer Hans hatte wieder Furcht, sie möchte sich ein Leid zufügen, von wegen das Gewissen wird ihn geplagt und ihm gesagt haben, sie hätte Ursache. So war sie eine Weile bei einem Arzt, es ging ihr recht ordentlich, sie wußte wieder, wo sie war, und wann Essenszeit, und der Dokter sagte, wenn er sie ihm eine Weile lasse, so glaube er, sie bessere sich und die Gedanken kämen ihr wieder. Aber dem Harzer Hans dauerte das zu lange. Er soll gesagt haben, was er von der Frau habe, sei ein gar Geringes, er vermöge nicht, sie daraus so für nichts und wieder nichts bei einem Arzte zu haben. Der Geizhund denkt nicht, was sie ihm ersparen half, und was er von ihr erhielt, scheint er noch abläugnen zu wollen. Es nimmt Einen manchmal wunder, wie viele gute Blutstropfen ein solcher Unstath eigentlich im Leibe haben mag. Er sagte, so könne sie daheim auch sein, und ihre Sache solle sie haben so gut als hier. Der Arzt meinte, wenn er es erzwingen wolle, so müsse er es geschehen lassen, aber er solle manierlich mit ihr umgehen, sie zerstreuen, mit ihr ausfahren, ihr gönnen, was sie möge, Fleisch, Wein, kurz, was es sei. Je besser man es mit ihr meine, daß sie es deutlich merke, desto mehr werde sich ihr Zustand bessern. Gefressen hätte er sie nie, soll Hans gesagt haben, sonst wäre sie nicht mehr da, und wenn sie thäte wie es üblich und bräuch-

lich ſei, ſo hätte ſie es auch wie andere Leute. Aber wenn ſie immer nur verrückt ſein wolle, ſo ſei man geſchlagen mit ihr, das Beſte wäre für ſie und Andere, wenn ſie bald von der Welt käme. So brachte er ſie wieder und fährt zuweilen mit ihr aus, und, damit die Leute glauben ſollen, wie gut er es mit ihr meine, hält er mit ihr vor einem Wirthshauſe ſtill und läßt für ſie beide einen halben Schoppen Wein herauskommen. Du mein Gott, für ſie beide, wo ein Kind nicht zu viel daran hätte! Davon bietet er ihr an, manchmal nimmt ſie, manchmal ſchüttelt ſie bloß mit dem Kopf, dann trinkt er alleine. Das wird aber bald aufhören, die Leute ſagen, es ſei bereits wieder viel ſchlimmer mit ihr geworden, die Unachtſamkeit komme wieder. Aber es iſt kein Wunder. Wenn ich Jahre lang kein gut Wort bekäme und kein freundlich Geſicht zu ſehen, zu wenig hätte, zu wenig thäte, zu viel brauchte, es wüßte kein Menſch, was ich anfangen würde, zu Tode grämen wäre das Wenigſte. Dies vernahm ich und machte mir ſchwere Gedanken.

Es iſt ſchrecklich, dachte ich, wenn ein Menſch dem andern das Meſſer in den Leib ſtößt oder eine Kugel vor den Kopf ſchießt, daß er ſterben muß, aber iſt's nicht viel ſchrecklicher, wenn Einer ſeinen Nächſten innerlich tödtet, ſeine Seele alle Tage ausſtrecket auf die Marterbank, ſie da peinigt mit böſen Blicken und böſen Worten und nie nachläßt, alle Morgen neu anfängt, nicht abſetzt bis zur Nacht, und dies Tag um Tag, Jahr um Jahr, vom erſten Tag der Ehe an, bis die Haare grau werden, viele, viele Jahre lang, bis der Tod das eine oder das andere nimmt? Müſſen da nicht endlich die Gefühle ſtumpf werden, bei dem Gemarterten die Gedanken erlöſchen, Unempfindlichkeit über die Seele kommen? Liegt eben darin nicht eine große Huld Gottes, daß er des Armen Bewußtſein verſchleiert, den Plagen die Spitze bricht und doch das Leben nicht löſcht, ſo daß der Arme ſeinem Peiniger vor Augen ſtehen muß als ein ſichtbares Denkzeichen: ſiehe, das haſt du an einem meiner Kinder gethan, daß er ihm vor Augen ſtehen,

an ſeiner Seite wandeln muß, ihn auch quälen und plagen muß durch die Laſt, die er verurſacht, durch den bloßen Anblick, auch wenn ihm die Erkenntniß noch nicht aufgeht, daß er die Urſache iſt, ihm das Schreien zum Himmel um Gnade nicht kömmt? Mich nahm es wunder, wie es ſo in einer verſchleierten Seele ausſieht, ob es Nacht in ihr iſt ganz und gar, oder ob nicht noch in den tiefſten Tiefen ein Lichtlein iſt, deſſen Strahlen aber nicht bis zu den Sinnen können, ſondern gefangen bleiben in den Tiefen. Aber wer ergründet die Geheimniſſe der Tiefe? Ein Geheimniß iſt der Meeresgrund, geheimnißvoller als der Meeresgrund iſt der Seele Grund, nur was ſpielt und ſich ſpiegelt auf der Oberfläche, wird dem Menſchen kund.

Ungefähr in dieſer Zeit ſtarb Harzer Hanſe's nächſte Erbin, nämlich ſeine Schweſter, ihre Kinder traten alſo in der Erbfolge ein Glied weiter hinaus, liefen Gefahr, das ganze Erbe ihrer Mutter, welches noch in Harzer Hanſe's Händen war, in Frage geſtellt zu ſehen, beſonders wenn Harzer Hans vor ſeiner Frau ſterben ſollte. Der eine dieſer Erben war bei Harzer Hans ſehr wohl an, er hatte ſelbſt ſehr viel Aehnlichkeit mit ihm, ſeine Perſönlichkeit würde ebenfalls ein ſehr merkwürdig Bild abgeben, doch wollen wir uns einſtweilen nicht mit ihm abgeben. Dieſer nun riskirte nicht gerne einen Kreuzer, geſchweige daß er ſo viel Tauſende auf das Spiel ſetzte; dieſer hatte auch einen Kopf, mit welchem man Straßenpflaſter ſtampfen könnte, ohne daß es Beulen geben würde. Er hatte das gleiche Zwingherrliche und konnte ſein Lebtag haſſen, wer ihm einmal widerſprochen; dieſer wollte, daß Harzer Hans ihnen das Erbe ſeiner Schweſter ſicher zuſtelle. Das galt was, man kann ſich's denken, aber was die beiden ſich ſagten, das hörte man nicht, ſo was blieb Geheimniß. Indeſſen mußte Harzer Hans nachgeben, er kannte die Geſetze zu gut, um einen Prozeß zu wagen, und wußte, daß man auf der andern Seite ebenfalls Geld hatte, Prozeſſe anzufangen, und Köpfe, welche nicht nachgeben, wenn ſie einmal angefangen hatten. Doch

ließ man sich eine Form gefallen, nach welcher Harzer Hans scheinbar nichts aus den Händen gab, sich einreden konnte, es sei noch alles sein Eigenthum, aber zürnen that er dennoch bitterlich, und mehr als Jahr und Tag durfte sein Verwandter ihm nicht unter das Dach. Hans konnte es nicht verwinden, daß einmal jemand ihn zu was gezwungen, ihn, den Harzer Hans! Na, dachte er, wenn der Junge ihn zu was gezwungen, so wolle er doch mal auch was probiren.

Es ärgerte ihn, daß seine Schwester gestorben sei, wo es ihm also bös gegangen, d. h. wo er habe theilen und noch Kosten zahlen müssen, daß dagegen seine Frau lebe, deren Tod ihn so sehr erleichtern würde. Gott hätte das umgekehrt machen sollen, werde es aber nicht besser verstanden haben, wer nun eine Sache nicht verstehe, dem mache man den Verstand, so sei es bräuchlich, es werde wohl auch hier erlaubt sein. Harzer Hans hatte nämlich gehört, sei jemand krank und Allen lieb, wenn der Kranke sterben würde, so sei es gut, wenn man in der Kirche für ihn beten lasse, gewöhnlich trete dann eine Aenderung ein. Eine Aenderung aber könne nicht fehlen, wenn man für den Kranken in drei Kirchen beten lasse, dann müsse Gott, er möge wollen oder nicht. Harzer Hans lebte nicht im Glauben, sondern im Gelde, er frug Gott nichts nach; ein Mann mit dreimalhunderttausend Gulden hat niemand nöthig, er kann es allein machen; er rechnete, wo er ging und stand, darin bestand sein inneres Leben. Harzer Hans hatte aber von Jugend auf viel Abergläubisches gehört, er hatte das nämliche oft gehört, es war ihm geblieben, wie er es gehört, denn nachgedacht hatte er nicht darüber; es war ihm geblieben wie z. B. die Notiz: Hast Bauchweh, so nimm Hofmanns-Tropfen; sind die Kühe gebläht, so schütte ihnen Oel ein; im Widder laß die Haare schneiden. Derlei hat er viel im Kopf und glaubte daran, besonders wenn es ihm kommod war. So hatte er von Jugend auf gehört, wen man hasse, könne man bei den Kapuzinern zu Tode beten lassen, und Kranken, für

welche in drei Kirchen gebetet würde, beſſere es vollſtändig, daß ihnen kein Glied mehr weh thue. Nun dachte er nicht weiter über die Dummheit und Heilloſigkeit ſolcher Sprüchlein nach, über den Unſinn, den allmächtigen Gott regieren zu wollen, entweder ſelbſt oder durch Kapuziner und Pfaffen, wie Harzer Hans die Pfarrer zu tituliren beliebte. Harzer Hans dachte bloß, wenn Alles mache, was ihm zuwider ſei, ſo wolle er auch verſuchen, was gut ſei, und wenn Gott ſeine Schweſter getödtet, ſo wolle er doch probiren, ob ihm derſelbe nicht auch die Frau abnehmen müſſe.

Harzer Hans ging zu drei Pfarrern und ließ in drei Kirchen beten für die Frau. Die Pfarrer kannten den Aberglauben wohl, ſie wieſen ihn daher nicht ſchnöde ab, ſondern ſie ſagten ihm: Höre, Hans, gerne wollen wir für deine Frau beten, es iſt eine arme Frau, und beten für Arme und Bedrängte ſollen alle Chriſten, und beten mit uns für deine Frau ſoll die ganze Gemeinde. Aber Hans, hör', du mußt aufrichtig und von Herzen mitbeten, mußt an deiner Frau thun, was einem Chriſten ziemt. Hans, hör', meinſt du es falſch, meinſt du deiner Frau mit Beten abzukommen, dann Hans, hör', dann kehrt ſich das Gebet um, wird zum zweiſchneidigen Schwert, das dir durch die Seele fährt. Jetzt beſinne dich, Hans, ſollen wir beten oder nicht? Wenn es euer guter Wille wäre, ſagte Harzer Hans, ja, ich wollte euch angehalten haben. Harzer Hans dachte: Bet' du nur, dann wird es gehen, wie es üblich und bräuchlich iſt und nicht ſo nach eines Pfaffen Gſtürm, das ſind auch deren Leute, welche heutzutage weder was zu bedeuten noch was zu befehlen haben und zwar weder im Himmel noch auf Erden. Es ſieht nämlich zuweilen wunderlich aus mit der Logik in den Köpfen, namentlich mit der Logik über das Beten, und ſelbſt bei Leuten ſieht es wunderlich damit aus, welche nicht im entfernteſten Hegelianer ſind. Wir ſagen dies nicht in nächſter Beziehung auf den Harzer Hans, derſelbe hatte große ſittliche Anlagen zu einem Hegelianer.

Aber wie zornig ward Hans, als seine Frau allen Beten zum Trotz die gleiche blieb, Gott sich nicht wollte zwingen lassen. Nun erst nahm Harzer Hans die Pfaffen auf's Korn und hielt für dumm wer was von Gott erwartete, irgendwie sich an ihn wandte. Was man nicht selbst mache, das mache Einem niemand, dachte er, d. h. wohlverstanden, Hans dachte nicht im entferntesten daran, seine Frau selbst zu tödten, er wünschte bloß der Last los zu sein. Am billigsten wäre es, hatte er gedacht, würde Gott das selbst machen und sie zu sich nehmen, er möchte sie ihm von ganzem Herzen gönnen. Mache der den Kopf, so wollte er sich doch die Sache so leicht als möglich machen und nicht sein Lebtag mit der Frau geplagt sein und noch dazu mit einer so armen. Er nahm den Weg unter die Füße, ging zu einem seiner Pächter, sagte zu ihm: Hör', Sami, du weißt, wie es mit meiner Frau steht, bei mir haben kann ich sie nicht mehr, müßte ihretwegen expreß eine Magd anstellen, und sie hat mir zu wenig eingebracht, als daß ich das vermöchte. Nimm du sie, du hast Platz im Hause und ich will dir thun, was billig und recht ist, du weißt, du hast eine wohlfeile Pacht. Wenn ich brav arbeite, sagte Sami, so bringe ich nothdürftig den Pachtzins auf, ihr kennt die Sache so gut als ich. Daneben will ich nicht klagen, und wenn ich euch einen Gefallen thun kann, so soll es nicht nein sein. Aber umsonst vermag ich es nicht, ihr wißt, ich habe einen Trupp Kinder, und wenn ich sie nehme, so soll sie ihre Sache haben standesgemäß, wie es sich dazu gehört. Vierzig Thaler sollst haben im Jahr, wenn du sie nicht umsonst willst, denke, du kannst zufrieden sein, sagte Harzer Hans. Nein, sagte Sami, damit kann ich nicht zufrieden sein. Das macht hundert Franken nach unserm Gelde. Das zahlt jede Gemeinde für die ärmsten Personen, auch wenn es ihnen nicht im Kopfe fehlt, sagte Sami. Eure Frau hätte ich nicht das Herz zu halten wie ein Bettelweib, sie muß eine Abwart haben und Speis und Trank, wie es sich dazu gehört, ich möchte mir nicht nach-

ſagen laſſen, ſie ſei bei mir verkommen und halb Hungers geſtorben. Wollte ſie Keber nicht, aber wenn es euch ein Gefallen iſt, ſo will ich ſie ſammt einer Magd um hundert Thaler jährlich, aber, wie geſagt, nur euch zu Gefallen. Warum nicht tauſend, es ginge in einem zu, ſagte Hans. Wenn du ſie nicht willſt um vierzig Thaler, ſo nimmt ſie ſchon ein Anderer, aber dann den Hof dazu. Hätte es nicht am Gewiſſen, ſagte Sami. He nun, ſo ſieh dich nach einem andern Platz um, du weißt, den funfzehnten März iſt die Pacht aus, ſagte Harzer Hans im Zorn, daß Einer ihm zu widerſprechen wagte und noch dazu ein Pächter, der freilich ein braver Mann und guter Zahler war, wie Hans ſie ſonſt nicht ungern hatte. Der neue Pächter nahm die Frau, behielt ſie aber nicht lange, wahrſcheinlich dünkte das Wenige, was er zahlen mußte, Harzer Hans auf die Länge zu viel.

Jetzt, was machen, daß es nichts koſtet! Harzer Hans weiß ſich zu helfen, er giebt die Haushaltung auf, zieht ſammt der Frau zu einem Pächter, d. h. er in ein Stübchen, die Frau ſperrt er in einen Verſchlag im Kuhſtall, vermacht im Kuhſtall alle Löcher, die Oeffnungen, durch welche man den Thieren das Futter giebt, daß der Pächter ſeine Kühe oft mit der Zunge weit vor dem Maule findet, in aller Eile öffnen muß, daß ſie ihm nicht erſticken. Aber der Frau that es nichts, ſie ſtarb nicht. Sie ſtarb im Winter nicht, wo ſie wieder in die Stube kam, aber nur drei Mal zu eſſen bekam, während ſie ſehen mußte, wie Pächters vier Mal des Tages aßen. Der Mann hatte nur für drei Mal akkordirt und zwar auch für ſich nicht mehr, das muß man zur Steuer der Wahrheit ſagen. Das Brod hatten ſie für ſich apart, brauchten zuſammen in einer Woche oft nur zwei Pfund, und auch daran ſtarb die Frau nicht. Aber beinahe wäre Harzer Hans geſtorben, erſt in großen Gefahren, dann in großem Zorn. Er hatte wieder eine ſchöne Kapitalſchrift eingehandelt von ſechs oder mehr tauſend Gulden, das Geld mußte einige Stunden weit von Hauſe's

Wohnsitz erlegt werden. Das mußte heimlich gehen, begreiflich! hätte die Wirthin gesagt. Um Mitternacht weckte Hans einen Knecht des Pächters, der muß einen schweren Klotz, mit Lumpen umwickelt, eine Stunde weit tragen, es sei ein alter Amboß, hieß es. Dort mußte der Schuldner ein Fuhrwerk bereit halten, um Geld und Gläubiger zu spediren. Das Pferd gehörte dem Schuldner, die Chaise war geliehen, der Sohn des Schuldners stellte den Fuhrmann vor. Hin ging's gut, her aber nicht. Das Roß nahm Reißaus, Hans lief Gefahr, gerädert zu werden, wurde indeß bloß noch geschunden, übel zerschlagen wurde die Chaise. Das Unglück sollte ein Geheimniß bleiben, die Chaise dürftig gestickt werden, das Ganze aber wurde verrathen, der Eigenthümer ließ die Chaise durch einen berühmten Stellmacher kuriren, die Kur kostete schwer Geld und Hans mußte einstweilen bezahlen, was ihn grimmig, was ihm das Leben, wo nichts mehr ging, wie er wollte, nicht einmal die Nesse, fast zur Last machte. Er studirte tief, wie er das einbringen, wo er abbrechen könnte, studirte, daß sein dicker Kopf ringsum ganz heiß wurde, so daß man ihn im Winter für einen eisernen Ofen hätte brauchen und eine Stube damit hätte heizen können, und wer weiß, was er nebst dem noch erstudirt hätte, aber da traf ihn ein anderer Schlag, der ihm wieder zeigte, wie nichts an Macht und Vermögen Harzer Hans eigentlich sei, der ihn mahnen sollte an des alten Davids schöne Worte: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten seine Bauleute umsonst daran, wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist euch umsonst, daß ihr früh aufstehet und lange sitzet und esset euer Brod mit Sorgen, denn seinen Freunden giebt er's schlafend.

Als einmal Harzer Hans hart schlief wie selten, denn wer immer in Angst vor Dieben lebt und das gute Gewissen nicht hat, daß die Menschen es gut mit ihm meinen, hat selten einen guten, tiefen Schlaf, kam es ihm durch's Ohr plötzlich wie ein Blitz: Hans, auf, das Haus brennt! Wird nicht sein, dachte

er und meinte, es ſei geträumt, denn daß ihm ſo was begegnen könne ohne ſeinen Willen und Zulaſſung, ſtellte er ſich nicht vor. Auf, auf, tönte es zum zweiten Mal, und als Hans träge das Haupt erhob, hörte er des Feuers Praſſeln, ſah in glührothem Scheine draußen die Bäume ſtehen, eine Flammenſaat fallen in's grüne Gras. Da ſprang er auf, da zitterte der ſtarke Mann, als er nach den Kleidern griff, aber was ihm wartete, wußte er nicht. In vollen Flammen ſtand das gewaltige Haus, an's Löſchen war nicht zu denken, das nackte Leben war kaum zu retten, Thiere verbrannten, dem Pächter ſeine Habe. Werthvolles hatte Hans nichts im Hauſe, und das Haus war in der Feuerkaſſe aſſekurirt, der Pächter hatte den jährlichen Beitrag zu zahlen. Es iſt ſchrecklich, im Feuer zu erwachen, wer es erlebt hat, zittert, ſo oft er deſſen gedenkt. Wie muß es den Sündern erſt ſein, wenn ſie erwachen in der Hölle, Feuer ringsum und nirgends eine Thür zum Entrinnen, gefeſſelt auf ewig mit feurigen Ketten an ewigen Brand! Doch an ſo was dachte Harzer Hans nicht, er dachte bloß an ſeinen nahe liegenden Wohnſtock, dort war ſein Schatz, dorthin zog es ihn, dorthin ward auch die Frau gerettet, gleichgültig und theilnahmlos ließ ſie es geſchehen.

In ſtiller Nacht verkündete die große Feuerſäule weit umher den Brand und hunderte von Menſchen fuhren erſchrocken aus dem Schlafe, die einen hatte der rothe Schein geweckt, der Glocken Gejammer die andern. Hunderte eilten in raſcher Haſt zu Hülfe dem Brande zu, und doch ſchien's denen beim Feuer eine Ewigkeit, bis die erſte Hülfe kam, bis ſie das Raſſeln der erſten Spritze hörten, und als ſie es endlich hörten, ſchien ihnen der ſtärkſte Roſſeslauf langſamer Schneckengang, denn ſchneller als die Roſſe liefen, fraß um ſich das Feuer, wuchs die Gefahr. Schon war das Nachbarhaus ergriffen, ſchon rauchte der Speicher, die Macht des Feuers wurde mit jedem Augenblicke gewaltiger.

Endlich war die erſte Spritze da, Zäune krachten, mit

wildem Rufen ward sie durch die Bäume gezogen, an den Bach gestellt, abgeprotzt, Leitern an's bedrohte Dach gestellt, Wasser geschöpft, gepumpt, im Laufe die Schläuche aneinander gewickelt, das Wendrohr eingeschraubt, im Sprunge das Dach hinauf und Wasser gegeben auf die brandenden Stellen, und alles das rascher als es hier zu lesen steht. Nun von allen Seiten rasselnde Spritzen, rufende Menschen, und immer lauter prasselt das Feuer, immer höher wirft es seine Flammen, gewaltig wird der Kampf zwischen Menschen und Elementen, schon wird dem Feuer das Nachbarhaus entrissen, seine Versuche am Speicher vereitelt, neue Spritzen rasseln durch die Nacht, große Schaaren mehren die Menge der Helfenden, aber es ist, als ob eine unsichtbare Macht die Glieder lähme, die Kräfte binde. Die Hände sinken von den Spritzen, die Eimer liegen unbenutzt am Boden, schlaff hängen die Arme an den ruhig stehenden Menschen nieder, und wer sie hebt, sucht Tabak und zündet die Pfeife an. Durch die müßige Menge laufen Leute, bitten zu arbeiten, dort sei Noth zu wehren, dort sei noch zu retten, um Gottes willen helft, ihr Leute, helft! Da schreit's von allen Seiten: Das ist Harzer Hanse's Haus, für Harzer Hans rührt sich keine Hand. Hat er sich keines Menschen erbarmt, so mag er jetzt auch sehen, wer ihm hilft. In's Feuer sollte man ihn werfen, den Hund, einmal muß er doch hinein, ob nun ein Paar Jahre früher oder später.

Nun brach ein Volksgericht über Harzer Hans los, wie es auf einer Brandstätte, wo sonst das Mitleid rege wird oder wo man doch, wenn man auch kein Mitleid fühlt, das Unglück so weit achtet, daß man dem Beschädigten nichts Böses sagt, kaum je wird geübt worden sein. Harzer Hans konnte nun erfahren, wie er stand in der Achtung und wie Viele ihn liebten. Niemand wollte die Hand für ihn bewegen, weil er niemand geholfen, so solle er sich nun auch selbsten helfen; wer arbeitete, that es um des Pächters willen, dessen Habe nicht assekurirt war, welcher daher den meisten Schaden litt. Dabei blieb man

aber nicht ſteben. Wo Hans ſich zeigte, empfing man ihn mit Verwünſchungen und Drohungen, es ſei ſchade, liege er nicht todt dort, wo das arme Vieh verbrannt liege; wo er ſeine Frau habe, ob noch im Stalle, wo er eigentlich hingehöre als ein unvernünftig Thier? Wenn er ſich zurückziehen wollte in ſeinen Steck, ſo folgte man ihm auch dorthin nach, ſchonte ihn mit den grimmigſten Reden nicht, da war auch niemand, der ihn fürchtete, niemand, der ſich ſeiner annahm. Wenn einmal eine Menge einmüthig war in ihrem Urtheile über einen Menſchen, ſo war es hier, und wenn irgend eine Verſchiedenheit in der Meinung hervortrat, ſo war es bloß die gutmüthiger Menſchen, welche mahnten, ihn in Ruhe zu laſſen, er werde hoffentlich ſein Lebtag denken an das, was er gehört.

Aber ſo wenig dieſe Mahnungen bei der Menge fruchteten, ſo ſehr irrten ſie ſich, wenn ſie glaubten, Harzer Hans werde an dieſes Gericht denken und um ein Haar breit anders werden. Sie kannten Harzer Hans nicht. Die Menge verfolgte ihn bis in ſeine Nebenwohnung, forderte Eſſen und Trinken von ihm, wie es bei einem Brande üblich ſei. Er habe nichts als Erdäpfel, ſagte er, dieſe bot er an, er drohte mit Schlägen, er riegelte ſich ein, aber lange duldete es ihn nicht eingeriegelt, er mußte wieder hinaus, er hatte Kummer, es könnte ihm etwas abhanden kommen, ein angebranntes Stück Holz oder altes Eiſen. Er mußte hinaus unter die Menge, mußte ſehen, wie munter der große Holzſchopf mit dem alten Franzoſenholz brannte, mußte ſehen, wie faſt mit Gewalt die Leute dazu gebracht werden mußten, die Nebengebäude anzufeuchten und das Holz darum wegzureißen, mußte immer und immer wieder neue Schmach hören, neue Zeugniſſe, wie geachtet und geliebt er ſei. Aber glaube man ja nicht, das hätte den alten Mann gebeugt, hätte ihn zu Buße und Reue geführt, zur Einſicht, daß er ſein grau Haar mit Fluch beladen zur Grube trage. Gott bewahre, Hanſe's Haus war möglicherweiſe hundert und zwanzig Fuß lang und ſechzig breit, eine Unmaſſe

Holz dran und drum, aber es bedarf ein ganz anderes Feuer, damit Hans aufthaue, damit ſchmelze eines Harzer Hanſe's Uebermuth und Hochmuth, eine faſt wunderbare Verſtocktheit, in welcher man weder vor Gott noch Menſchen den geringſten Fehler zugeben, im geringſten die Richtigkeit ſeiner Lebensweiſe in Zweifel ſetzen laſſen will. Harzer Hanſe's Herz zu ſchmelzen, muß Gott ſelbſt den Tiegel machen, das Feuer darunter darf nicht von Holz ſein, auf der Erde gewachſen, welches von Mitternacht bis zu Sonnenaufgang brennt und dann verzehret iſt.

In Harzer Hans brannte auch ein Feuer und zwar noch ein heißeres, als auf der Brandſtätte, es war das Feuer des Zorns und der Rachſucht. Warten die nur, denen wolle er es gedenken, das war das Gelübde, welches er ablegte. Hunderte hätten ſeine Frau nicht gehalten, wie er ſie gehalten, und wenn jemand ſie haben wolle um den Abnutz ihres Vermögens, ſo könne er ſie haben, ſchrie er jemand an, der ihm einen Zuſpruch geben wollte. Von der Selbſtüberhebung und Selbſtverblendung eines vernagelten Harzer Hans machen unter hundert Menſchen nicht zwei ſich eine rechte Vorſtellung. Wir wundern uns über einen verſtockten Pharao, aber wahrhaftig, ein verſtockter Pharao iſt gar nichts im Vergleich zu einem vernagelten Harzer Hans. Sein Haus war dahin, ſeine Frau beſaß er noch, und was er lieber geben wollte, darum hatte ihn niemand gefragt, denn Gott führt niemand in Verſuchung. Dazu noch das Gericht der Menge über ihn, der ſonſt nur gewohnt war, Bittende oder Zinſende vor ſich zu ſehen, denn wer ihm nicht zinſen oder um etwas bitten mußte, der kam nicht freiwillig ihm nahe.

Seine Rachſucht übte er aus ſo gut als möglich. Wo er irgend wie konnte, belangte er Leute für ihre Reden, andern ſtieg er privatrechtlich in's Haus und ſagte ihnen, was ihm gut ſchien. Die böſe Welt ſollte ſchuld am Brande ſein, wenn ſie nicht zu groß geweſen, er hätte ſie auch dafür belangt,

während die böse Welt munkelte, wo man aus Geiz und Eigensinn noch hölzerne Schornsteine hätte, da sei es sehr begreiflich, wenn ein Haus verbrenne. So rächte er sich, und den Schaden wollte er auch nicht alleine tragen. Wie dem König Pharao die Israeliten seine Pyramiden umsonst bauen mußten, so mußten dem Harzer Hans seine Pächter unentgeltlich das Holz zu einem neuen Baue fahren, ohne daß er sie durch einen bestimmten Akkord sichern wollte, daß sie den neuen Bau auch benutzen könnten.

Die Arbeiter konnte er nicht zur unentgeltlichen Arbeit zwingen, sonst hätte er es gethan, aber er drückte sie hinunter so weit er konnte, marktete mit ihnen bis auf das Blut, und nicht mit einem Kreuzer kam er ihnen zu Anschaffung von Material zu Hülfe, wenn sie ihn nicht siebenfach verbürgten. Später wird er ihnen wohl noch den Zins abzuziehen Willens gewesen sein. Er entwickelte eine Energie und Thätigkeit, welche sonst selten sind bei einem alten Manne, es war, als ob er der Welt Trotz bieten und zeigen wolle, ich habe niemand zu fürchten, wohl aber die Leute mich. Bei allem dem dachte er durchaus nicht an Gott, wenigstens gab er durchaus kein Zeichen davon. Da man Gott vor den Menschen bekennen soll, wenn es etwas gelten soll, so haben wir vollständig das Recht anzunehmen, er habe sich um Gott durchaus nicht gekümmert, das Unglück nicht angenommen als aus seiner Hand, es also auch nicht benutzt zu Buße und Bekehrung, darum sei es auch umgeschlagen zum Fluche, zu desto größerer Verstockung.

Auf die arme Frau dagegen wirkte das Unglück gar nichts, sie nahm es gelassen hin, und am Tage nach dem Brande saß sie ganz getrost an der Sonne, halb in Manns-, halb in Weibskleidern. Als aber einige, sonst mit ihr bekannte Weiber diese Gelegenheit ergreifen und sich näher über ihren Zustand in Kenntniß setzen wollten, mußte sie wieder in die dunkle Spelunke, wahrscheinlich in den Verschlag. Sie ließ dies aber

auch ganz gerne geſchehen, ſie war es ſchon früh gewohnt, ſtillſchweigend über ſich ergehen zu laſſen, was Harzer Hans über ſie ergehen ließ. Wie Hans ſie haben wollte, hatte Gottes Hand ihm ſeine Frau vollſtändig ausgebildet und an die Seite geſtellt, jetzt war Hans auch nicht zufrieden — ſo iſt der Menſch!

Nun begann für Hans eine qualvolle, peinliche Zeit. Er war gewohnt geweſen, ſeit einer Reihe von Jahren zu leben, wie er wollte, zu zwingen, was er wollte, ſo gleichſam nach feſtgeſetztem Maaß und Modell, und wie er es wollte, zwang er die Leute, während er ſelbſt äußerlich ein ziemlich behaglich und ruhig Leben führte.

Nun beim Bauen geht das Ding anders, wer gebaut hat, begreift es. Freilich iſts ein Unterſchied, wenn man ſelbſt baut oder durch Handwerksleute nach Akkorden bauen läßt. Wer in der Stadt bauen läßt und zwar ſo, daß er nichts damit zu thun haben, ſondern bloß zu einer akkordmäßig beſtimmten Stunde den Schlüſſel in Empfang nehmen will, der entrinnt vielem und doch nicht allem, und oft geſchieht es, daß, je weniger Verdruß und Plage er während dem Bauen hat, er deſto mehr derſelben hintendrein kriegt. Auf dem Lande kann man aber ſelten ſo reine Akkorde machen, beſonders wenn man ſelbſt Material hat und keinen Baumeiſter, welcher das Ganze übernimmt. Da verdingt man das Eine, das Andere nicht, jeder markket dies oder jenes ab oder ein, und wie man es auch macht, wie man es will und meint, geht es nie. Beſonders wo Einer Alle drücken und ausbeuten will, da giebt es Verdruß und geht ſchlecht. Hätte Harzer Hans vor fünfhundert Jahren gelebt, er wäre ein Tyrann und Zwingherr geweſen von der beſten Sorte. Kam es ihm doch in den Sinn, wie ſchon geſagt, jetzt, wo man nicht bloß Frohnen, ſondern auch Zehnten und Bodenzinſe überall abſchafft als mittelalterlichen Plunder, neue Frohnen einzuführen, ſeinen Pächtern unentgeltliche Fuhren zum neuen Bau auflegen zu wollen. Solche

Frohnen werden aber nicht sehr willig geleistet, es treten immer Säumnisse ein, die Arbeit fördert sich nicht. Harzer Hans hatte darauf gerechnet, alle Nachbarleute und Gemeindegenossen weit herum würden zu Hülfe kommen mit Fahren, Holzfällen u. s. w. und zwar richtig unentgeltlich. Die meisten erklärten, ihm würden sie kein Rad umführen, Einer wie er verdiene nicht Hülfe, was sie thäten, thäten sie den armen unschuldigen Pächterleuten zu Gefallen. Einmal kam man, um Holz zu fällen. Harzer Hans griff sich an, spendete am Morgen eine Maaß Branntwein, aber ohne Brod, zu Mittag und Abend gar nichts. Am folgenden Tag erschien niemand mehr, begreiflich. Der Zimmermann selbst mußte an's Holzfällen gehen, das förderte die Arbeit auch nicht, und wenn auch Harzer Hans in seiner Angst das Maurerhandwerk selbst trieb, mit alten Steinen neue Gänge pflasterte, das Werk rückte doch nicht vorwärts, es harzete, man sah es dem Größten und dem Kleinsten an, daß es Harzer Hans war, der das Haus baute und daß er seinen Namen nicht umsonst trug. Was Andere in sechs Wochen bauten, baute er in drei Monaten nicht, wozu andere dreißig Tannen brauchten, dazu hatte er sechzig nöthig, denn das meiste Holz, welches niedergemacht wurde, war theilweise faul oder unbrauchbar. Mit dem Werkzeug wollte er auch nicht aus dem geretteten Speicher rücken, dort war es eingeschlossen, man mußte herumlaufen, mußte leihen, die Nachbarn gaben auch nicht ihr bestes her, begreiflich, das förderte die Arbeit auch nicht.

Der Pächter konnte das Haus nicht benutzen, konnte das Heu nicht einlegen, kaum das Korn, und wer sollte den Schaden tragen? Harzer Hans meinte natürlich der Pächter, der Pächter meinte es natürlich andere, kriegte endlich die endlosen Plackereien doch satt. Ob alldem fuhr Harzer Hans die Wände auf. Da konnte er endlich einmal nichts zwingen, und je mehr er sprang, desto ärger harzete alles. Hatte er Vormittags die Freude gehabt, einem Arbeiter etwas ungerechterweise abzwacken,

aufbürden, zuſchieben zu können, ſo fehlte ihm Nachmittags der Zorn nicht, ſich hier oder dort überliſtet, beſchummelt zu ſehen. Erlaubte er ſich alles gegen Alle, ſo machte jeder gegen ihn auch, was er konnte, und Harzer Hans mußte erfahren, daß nicht er allein liſtig ſei, er nicht allen Verſtand allein gefreſſen habe, daß für Andere noch ein braver Reſt übriggeblieben ſei.

Das beſſerte Hans nicht, das öffnete Hans die Augen nicht, das änderte an ſeiner armen Seele nichts, aber das wirkte auf Hanſe's nun mehr als achtzigjährigen Körper. Da Hans an den Brand ſeines Hauſes ſich nicht gekehrt, ſo begann jetzt Gottes Hand zu rütteln an der elenden Hütte, in welcher Hanſe's harzige Seele harzete; der weitere Bau war zerfallen, und während Hans an einem neuen raxete, begann der engere und kleinere aus den Fugen zu weichen. Hans wurden die Beine ſchwer, der Athem kurz, die Nächte unruhig, die Luft in ſeinem Loche ſchien ihm ſo dick, daß er oft unter das Fenſter mußte. Hans hatte einen eiſernen Körper gehabt, darum nie daran gedacht, daß derſelbe einmal zu Staub werden müſſe wie jeder andere Körper auch, er war kaum je krank geweſen, und wandelte ihn ein Unwohlſein an, ſo kümmerte er ſich nicht darum und daſſelbe ging vorüber. Darum behauptete Hans immer ſteif und feſt, am Krankſein ſeien die Menſchen ſelbſt ſchuld, würden ſie es machen wie er und ſich allem nicht achten, ſo würden ſie jeder Krankheit Meiſter. Wem es Ernſt ſei, könne es zwingen. Hans hielt eben alles auf dem Zwingen, ſo fern niemand etwas gegen ihn zwingen wollte, das hielt er für eine ſchreckliche Sünde. Sich hielt er jeden Zwang erlaubt und löblich, und Gott ließ ihn lange in dieſem Wahn, in dem ſchrecklichen Wahn, der Menſch könne alles, was er wolle, er ſei die höchſte Macht, der alleinige Urſacher ſeines Geſchicks, ein ſelbſtherrlicher Selbſtregent. So ſah er es an, ſo ſprach er es mit kurzen, derben Sätzen aus, welche den Vorzug vor der Neu-Hegelſchen Theorie hatten, daß ſie ungefähr

das Gleiche ſagten, aber ſo, daß es jedes Kind verſtand. Nun aber war auch Harzer Hans wie jedem andern Sterblichen ein Ziel geſetzt, auch ihm ſtand geſchrieben: bis hierher und nicht weiter. Je mehr der Bau harzete und zögerte, je größer der Schaden der Säumniß wurde, je augenſcheinlicher, daß der Schade nicht dem Pächter allein aufgebürdet werden könne, ſondern jeder Ehrenmann zu Recht ſprechen mußte, daß er vom Pachtherrn zu entſchädigen ſei, je nöthiger Hanſe's Anweſenheit, ſein Treiben und Hetzen ihm nöthig ſchien, deſto ſchwerer wurden ihm die Beine, deſto kürzer der Athem, deſto mühſeliger das Handanlegen, das Laufen dem Material nach, das Zuſammentreiben der Arbeitsleute, die immer weniger mit ihm zu thun haben mochten. Warum vor Einem ſich fürchten, halb ſchinden und halb freſſen laſſen, der mit einem Fuß im Grabe ſtehe? werden ſie gedacht haben. Hans wollte ſich deſſen nicht achten, wollte immer der Gleiche ſein, zeigen, daß er durch keine Krankheit ſich zwingen laſſe, aber da predigte ein Anderer.

Hans mochte zappeln, wie er wollte, Hans konnte ſeine geſchwollenen Füße nicht mehr zwingen in die groben Lederſchuhe, Hans konnte den Huſten nicht zwingen, wenn er über ihn kam, daß er ſich ſetzen mußte, Hans konnte nicht einem Arbeiter nach, wenn ihm der Athem fehlte. Die grobe Koſt vom Pächter, wie er ſie ſich ausbedungen und ſchlecht genug bezahlte, konnte er hinunterbringen, aber daß ſeine Frau an zwei Pfunden Brod mit ihm genug haben ſollte, konnte er nicht erzwingen, nicht erwehren, daß nicht hie und da die arme reiche Frau einen armen Arbeiter um Brod bat, konnte es nicht erzwingen, daß, wo ein Haus gebaut wurde, ſein Thun und Laſſen, ſein Sinn und Treiben ein Geheimniß blieb. Was Einer nicht ſah, ſah der Andere, und was Alle ſahen, ward auf den Straßen ausgetrommelt, ging von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. Wie wüſt Hans auch that, wenn er was über ſich hörte, und wie wüſt er jedem ſagte, der ihm die Wahrheit

sagte, es konnte Hans es doch nicht erwehren, daß man von ihm sprach das Land auf, das Land ab, und daß das Urtheil sich fest stellte: im Oberland und im Unterland sei kein wüsterer Mann als der Harzer Hans. Mancher gemäßigte Mann sagte, wenn alle Reichen so wären wie Harzer Hans, bliebe den Armen nichts übrig, als Hungers zu sterben oder die Reichen todtzuschlagen, und wie sträflich auch der Communismus an sich sei, so finde er doch da, wo die Reichen wären wie Harzer Hans, der weder zu verdienen noch Almosen gebe, seine Entschuldigung. Wenn man, und noch dazu in Zeiten der Noth, Hunderttausende auf einander liegen sieht, niemand zu Nutz, sondern Allen zur Plag, gehütet nicht von einem bösen Geist oder einem schwarzen Hund, wie die unterirdischen Schätze gehütet werden sollen, sondern bloß von einem wüsten, alten, bösen Manne, so drängt sich Allen, welche nicht von ganzem Herzen Christen sind, unwillkürlich die Frage auf, ob es recht sei, daß Viele hungern, während Einer die Hülle und Fülle habe, nutzlos, vielleicht um schwer Geld Nahrungsmittel zu Grunde gehen lasse, während Hunderte aus Mangel an Nahrung verkümmeren, ob es nicht erlaubt sei, in solchen Fällen das Mannli ein wenig auf die Seite zu stellen und sein Ueberflüssiges zu Nutz und Frommen der Hungernden anzuwenden. Der Christ wird nicht so fragen, der Christ wird in Geduld und Demuth sich der Ordnung Gottes unterziehen, wird Gesetz und Rechte ehren, jedem das Seine lassen und auf seine Verantwortung und von Gott alleine alles Gute erwarten. Hingegen würde es einer christlichen Gemeinde wohl anstehen, wenn die Vorgesetzten derselben tagtäglich einem solchen Mann ihr Mißfallen zu erkennen geben, ihm sagen würden, wie er sich versündige vor Gott und Menschen und auf Erden und im Himmel für ihn weder Glück noch Seligkeit zu finden sei. Ob die allseitig und alltäglich ausgesprochene Mahnung und Verachtung nicht am Ende was helfen würden, wäre eben zu erfahren. Das ist nicht recht und einer christlichen Gemeinde nicht ziemlich, wenn

man ſo einem Harzer Hans um ſeines Reichthums willen Scharwenzel macht, ihn in ſeinem wüſten Thun beſtärkt, ihn lobt und preiſet, wenn er Allen wüſt ſagt, welche ihm ſeine Sünde zu Gemüthe führen, ihn betrachtet wie einen biſſigen Hund, den man anhetzt und dann ſeinen Spaß hat an ſeinem Beißen und Bellen. Es iſt ſonderbar, daß ſo Wenige wiſſen, was einem Mann und Chriſten ziemt, daher man auch die Laterne anzünden möchte, um am hellen Tage zu Stadt und Land wirkliche und eigentliche Männer zu finden. Wenn die Weiber von heute ſo ſehr nach Emancipation ſchreien, ſo hat das wirklich auch ſeinen guten Grund darin, daß ſie finden müſſen, es ſei zwiſchen einem Manne und einem Weibe der Unterſchied je länger je geringer, wer einen finden wolle, müſſe bereits die Brille aufſetzen.

Harzer Hans wurde bloß von Untergebenen geplagt, Seinesgleichen that keiner das Maul gegen ihn auf, bloß Einer, der höher war als Alle, begann zu zeigen, wer eigentlich Meiſter ſei und was ſo ein Harzer Hans ſei. Hans fiel aus den Kleidern und ſeine Frau kriegte alle Tage beſſern Appetit. Sie möchte noch mehr, ſagte ſie faſt allemal, wenn die Schüſſeln, welche der Pächter gebracht hatte, leer waren. So nimm, war gewöhnlich Harzer Hanſe's häſſige Antwort. Nun ſagten alle Leute zu Hans: Aber um Gott, Hans, wie ſiehſt du aus, ganz aus den Kleidern fällſt, lange gehſt du nicht mehr herum an der Sonne, und dann mit dem Gelde was machſt du? Aber verwundern muß ich mich, wie gut deine Frau ausſieht, wäre ſie geſäubert, wie es ſich gehörte, und käme ſie daher, wie es üblich und bräuchlich iſt, ſie würde wenigſtens dreißig Jahre jünger ausſehen als du. Hans, wenn es dir nicht beſſert, die überlebt dich lange, die wirft noch mit deinen Beinen Aepfel von den Bäumen. Das war wohl das Aergſte, was man Hans ſagen konnte, ärger als ein dreiſchneidend Schwert fuhr es ihm durch die Seele, denn daß ſeine Frau ihn überleben ſollte, an das dachte er nicht, daran konnte er nicht glauben.

Er fuhr die, welche ihm solches sagten, auch sauber an und sagte ihnen, was es sie angehe, wie er aussehe und seine Frau. Sie sollten sehen, daß ihre Kinder zu fressen hätten, ohne andere Leute zu plagen, das Uebrige in der Welt ginge sie nichts an. Ho, Hans, sagten sie, bös wollten wir dich nicht machen, aber thust du nicht dazu, so hörst du den Kukuk nicht mehr schreien. Wenn doch nicht jede Kuh in Sachen reden wollte, welche sie nichts angingen, sagte dann Hans. Geh heim und laufe deine Kinder, das stünde dir besser an, als in der Welt herumzulaufen und den Leuten zu sagen, ob sie fetter oder magerer geworden seien. O Hans, hieß es dann, wenn es eine Frau war, o Hans, wegem Laufen brauchte ich kaum heim, fände vielleicht hier schon Arbeit, Hans, was zahlst vom Hundert, wo ich runter mache? Ich hätte den Verdienst so nöthig und wäre dann nicht umsonst um Arbeit ausgegangen. Nun, dann kam es der Frau wohl, wenn sie gute Beine hatte und machte, daß sie vom Platz kam, sonst hätte ihr Hans für eine Zeit lang beides, Laufen und Spotten, vertrieben.

Je wüster Hans that, desto mehr ward bekannt, mit was man ihn böse machen konnte, desto öfter benutzten es die Leute und brachten Hans einen Zorn in den Leib, welcher ihm für seine Umstände eben auch nicht dienlich war. Spekulative Philosophen sind nicht halb so selten, als man in gelehrten Kreisen glaubt. Spekulative Philosophen kalkulirten: Wird Harzer Hans bös, wenn man ihm sagt, er sei krank und seine Frau werde jünger, so wird er gut, wenn man ihm das Umgekehrte sagt, und wenn ein Mensch gut wird, so giebt oder thut er Einem, was man will, so ist's wenigstens bräuchlich das Land auf, das Land ab. Aber diese kalkulirten falsch, wie es freilich Philosophen und zwar nicht bloß spekulativen, sondern Philosophen von allen Sorten oft zu gehen pflegt. Hans kalkulirte, das gehe die Leute hell nichts an, sehe er oder seine Frau aus wie sie wollen; daß die Leute meinten, sie könnten sich darein mischen, sei eine Unverschämtheit ohne Gleichen.

Aber daraus ſehe man, wie die Welt immer ſchlechter werde, die Menſchen nichtsnutziger, ehedem hätte man gehen können, wohin man gewollt, ohne daß man alle zehn Schritte angeplärrt worden wäre: Hans, wie ſiehſt doch aus! Dem Ding wolle er ein Ende machen. Aber Hans machte dem Ding kein Ende, aber die ſich immer wiederholenden Reden machten Eindruck auf Hans und wurden natürlich unterſtützt durch die täglich wachſenden Beſchwerden, welche Hans peinigten. Hans hätte dieſe vielleicht vor ſich ſelbſt verborgen, ſie ſeinem eigenen Gefühl abgeläugnet, wie es nicht ſelten von Kranken zu geſchehen pflegt, welche ſich fort und fort einreden, wie nicht nur ihre Uebel alle Tage kleiner würden, ſondern wie es eigentlich gar keine Uebel ſeien, ſondern eigentlich genommen klare, helle Geſundheitszeichen. Aber da die Leute beſtändig davon ſprachen, wie wüſt er auch that, ſo fing es ihn doch an unruhig zu machen, er dachte, es könnte beim Teufel doch was ſein und die Sache nicht richtig. Aber die Freude wolle er den Leuten nicht machen, krank zu ſcheinen oder gar zu ſterben, Harzer Hans thäte es denen Hagle nicht zu Gefallen. Er wolle es ihnen zeigen, daß es mit Harzer Hans nicht ſo bald Feierabend ſei, als ſie wohl gern haben möchten; etwas werde geſchehen müſſen, ein Trank oder zwei könnten vielleicht nicht ſchaden, ausputzen ſei allweg gut, und er wüßte ſich nicht zu beſinnen, daß er es gethan hätte. Ausputzen iſt allweg gut, beſonders wenn man ſich nicht erinnern thut, wann es zum letzten Male geſchehen iſt. Aber nicht bloß den Leib ausputzen ſollte man, der Seele thäte es abſonderlich wohl, die hätte es ſo nöthig, und wie Viele ſind nicht, die es haben wie Harzer Hans, ſie erinnern ſich nicht, wann es zum letzten Male geſchehen iſt!

Aber wie alles, was ihn anging, behandelte Harzer Hans auch dieſes als ein Geheimniß. Es ſollte es ſo wenig jemand wiſſen, daß Harzer Hans ſich ausputze, als daß es jemand wiſſen durfte, wann und wo er Geld an den Zins lege und wie viel Koſtgeld er dem Pächter zahle. Die Hagle, dachte

er, hätten eine viel zu große Freude, wenn ſie wüßten, daß ich Zeug brauche, es würde jeder kommen und gucken wollen, ob es Feierabend mit mir mache oder nicht. Hans dachte nicht, daß er in ſeinem Leben nicht halb ſo viel Geheimes gemacht, als er ſich einbildete, daß die Leute gar viel von ihm wüßten, was er ſich nicht träumen ließe. Wüßte der gute Hans alles, was die Leute von ihm wußten, er würde ſchrecklichen Zorn kriegen, eine Miſtgabel nehmen und trotz kurzem Athem und ſchweren Beinen Allen nachlaufen, um ſie zu erſtechen, ſo Viele darum wußten. Er beſprach ſich mit einer alten Frau in einer Waldecke bei einbrechender Nacht und verſprach ihr, wenn ſie ihm zu einem guten Trank verhelfe, der tapfer ausputze, im nächſten Winter ein kürres Tännlein, der Pächter müſſe es ihr noch obendrein heimfahren. Wo wäre eine alte Frau, welche eine ſolche Miſſion nicht mit Freuden übernehmen würde, und wo wäre wiederum die, welche, wenn ihr die Wahl überlaſſen würde, nicht zu einem Winkelarzt gehen würde ſtatt zu einem patentirten? Es herrſcht bei alten Weibern und allen Männern, welche alten Weibern gleichen, ein entſchiedener Zug zu allem, was in den Winkeln iſt, zu Winkelärzten, Winkelpredigern, Winkeladvokaten u. ſ. w.

Der Trank ward gebraut, von Hans unter ſchrecklichen Geberden verſchluckt, denn ſchlecht genug war er. Es war auch Zeug, welches angriff. Anfangs ſagte Hans, der, welcher den Trank gegeben, ſei ein rechter Mann, der begehre die Leute nicht lange herumzuziehen, um ihnen mit vielem Zeug, das nicht wirke, das Geld abnehmen zu können. Der mache die Sache gleich recht, daß man auch wiſſe, daß man was hätte. Später, als das Zeug noch wirkte, ward ihm doch angſt. Die Sache könne man auch zu gut machen, ein Hund ſei der Mann. So ſchnell zu Grabe begehre er doch nicht, und wenn er das hätte wiſſen ſollen, ſo hätte er mit dem Ausputzen nicht halb ſo preſſirt. So ſchlimm ging's nicht, aber es beſſerte Hans doch nicht, wurde eher ſchlimmer. Die Frau meinte, der Mann

werde für diese Krankheit nicht das rechte Zeug haben, sie wüßte einen andern, der sei bsunderbar berühmt, bsunderbar wegen kurzem Athem, es wüßte kein Mensch, wie Manchem er schon ganz davon geholfen. Wie es wäre, wenn man mit dem noch probirte, theuer solle er gar nicht sein, für drei Batzen gebe er einen großen Papiersack voll, daß man fast eine Kuh einen Tag lang damit füttern könnte. Hans willigte ein, aber daß er ihm das Zeug nicht zu stark mache, sonst solle er erfahren, wer der Harzer Hans sei!

Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen, von Verklagtwerden und Untersuchungen war er nicht Liebhaber. Er gab Zeug, um langsam abzuziehen, wie er sagte, auf ein Mal putze man das nicht hinweg, es sei zu lange geganzen. Bös zu nehmen war das Zeug nicht, es dünkte Hans die ersten Tage, es mache ihm weh, aber in die Lederschuhe konnte er doch nicht. Der Athem wurde nicht länger, die Beine nicht leichter, die Nächte immer schlaflosen und peinvoller. O, wie Hans zornig ward und ungeduldig war doch nichts zwingen konnte, nicht einmal, daß die Leute ihm nicht sagten, wie schlecht er aussehe, und wie sie nicht glaubten, daß er den Kukuk noch werde schreien hören. Dem allen sah seine Frau zu, als ob es sie nichts angehe, ab munter, je viel sie hatte, je weniger Hans Brot aß, deste besser ließ sie sich's schmecken. O, es machte Hans so zornig, wenn er es fast hatte wie ein Fisch auf dem Trockenen, nicht wußte, wo aus, wenn da seine Frau, welcher er schon so lange die ewige Ruhe gewünscht und sie unserm Herr Gott gegönnt hätte, welcher sie auch ein Weilchen haben könne, da er, Hans, sie genug gehabt, ganz ruhig und gelassen auf der Ofenbank saß, wenn der Ofen nämlich warm war, denn Hans gönnte sich noch immer nicht alle Tage einen warmen Ofen, aber ganz gemüthlich schlief und schnarchte. Aus Trotzen, an den Tod wollte Hans durchaus nicht glauben, redete alle Tage neu sich ein, es werde ihm besser im Frühjahr. Da wollte er anders dran hin, wollte den Leuten zeigen,

daß Harzer Hans noch da sei, sie müßten sich umsonst gefreut haben. Hätten die nur Geduld, es sei noch Mancher, mit dem er abzurechnen habe, es werde ihm nicht anständig sein. Daß Einer sei, der auch mit ihm zu rechnen habe und die Rechnung vielleicht bald anstellen könne, daran dachte Hans nicht, und hätte ihn jemand daran gemahnt, so hätte ihm Hans gesagt, er solle ihm vom Leibe, wenn er nicht Schläge wolle, das gehe niemand was an, und Schlechtes hätte er sein Lebtag nicht gemacht, daß er sich zu fürchten hätte, es möge gehen, wie es wolle. Hans wußte natürlich nicht, wie es vom Knechte heißt, der sein Pfund vergraben, daß das Pfund ihm genommen und er dahin geworfen wurde, wo Heulen ist und Zähneklappern. Und hätte Hans es gewußt, so hätte er das im mindesten nicht auf sich bezogen. Sieben Pfarrer wären in siebenmal siebenzig Jahren nicht im Stande gewesen, dem Harzer Hans begreiflich zu machen, daß er ein solch fauler und unnützer Knecht sei. Er wäre immer und immer bei dem einfachen Satz geblieben, nur so und so viel geerbt und jetzt so und so viel im Besitz, und so Einer sei nicht faul und unnütz, es wäre wohl gut, es wären Alle so. So ein Harzer Hans hat einen Kopf! Den Erben machte sein Zustand Bedenken, sie besuchten ihn, sie schlugen auf den Busch nur ganz leise, aber potz Himmelsapperment, wie hatten die Zeit zu schweigen, und wie mußten die sich ducken und schmeicheln, bis sich Harzer Hanse's siedend Blut wieder setzte und sie im Frieden scheiden konnten.

So ging ein bedeutender Theil des Winters vorüber. Hans war schwächer geworden, konnte kaum mehr im Bette sein, behauptete aber immerfort, wenn es warm werde, werde es ihm bessern, die Leute sollten nur nicht Fremde haben.

Der Schnee begann zu schmelzen. Die Sonne lockte die Menschen vor die Häuser, es ist die Märzsonne eine gefährliche Lockerin! Harzer Hanse's Frau ward von einem heftigen Fieber ergriffen. Es werde fehlen wollen, sagte Harzer Hans. Es sei ihm schon lange gewesen, es könne nicht mehr lange mit

ihr gehen. Ob ſie zum Doktor ſollten, frugen ihn die Pächtersleute, ſie wollten gerne gehen, er ſolle nur befehlen. Heute nicht, ſagte Hans, morgen kann man ſehen.

Morgen ſagte Hans, man könne gehen, nützen werde es nichts, es ſei bloß wegen den Leuten. Und wann der Arzt frägt, ob er etwa ſelbſt kommen ſolle? frug der Bote, welcher hingehen ſollte. Sag' nur, ich hätte nichts befohlen. Wann man ihn begehre, werde man es ihm ſagen laſſen.

Harzer Hans begehrte keinen Arzt in ſeinen Schweineſtall. Er war ſelbſt übler als je, konnte kaum ſchnaufen, dachte aber gar nicht an ſich, ſondern nur an ſeine Frau, führte Selbſtgeſpräche: Lang' macht die es nicht mehr. He nun, man wird ſich müſſen drein ſchicken, übel geht es apart niemand. Wär's übel gegangen, die wäre längſt geſtorben, man hätte nicht müſſen mit ihr geplagt ſein. Was die für ein Geld gekoſtet hat und ganz unnütz. Zu Grabe gehe ich nicht mit ihr. Die Leute müſſen nicht glauben, daß die ganze Welt eingeladen werden müſſe. Ich hatte zu große Koſten in der letzten Zeit mit Bauen und ſonſt. Mit dem Wirth muß recht akkordirt werden, er iſt ein Unflath mit Fordern, wenn er meint, es ſei Geld da zum Zahlen. Mehr als fünf Batzen für die Perſon zahle ich nicht, und mit dem Wein macht man es auch ſo wohlfeil als möglich, mehr als vier Batzen die Maaß gebe ich nicht. So ſprach Hans abgebrochen von der Ofenbank aus, frug wohl auch: Lebt ſie noch, es dünkt mich, ich höre ſie nicht mehr Athem ziehen? Es wär gut, es wäre bald vorbei. Einmal trappete er langſam am Stock an's Bett, er meinte beſtimmt, ſie ſei geſtorben. Sie lag aber mit offenen Augen auf ihrem Strohſack und lebte. Gar ſeltſam ſah ſie ihn an und bewegte die Hand und deutete mit dem Finger ganz ſchauerlich, man wußte nicht wohin, ob nach dem Himmel, ob nach dem Kuchofe. Hans veränderte die Farbe, drehte ſich um, ſchleifte der Ofenbank zu, ſetzte ſich nieder, that zwei, drei ſeltſame Athemzüge, und Hans war todt. Die Perſon, welche

in der Stube war, erschrak sehr, als sie es sah, sie wollte nicht mehr alleine darin sein. Als man es der Frau sagte, Hans sei todt, da deutete sie wieder so seltsam, daß es den Leuten kalt über den Rücken rieselte, und eine halbe Stunde nachher war auch sie eine Leiche. Wie ein Lauffeuer gings umher, Harzer Hans und seine Frau seien gestorben, und wer irgend konnte, machte sich auf die Beine, um sie zu sehen. Es war, als ob ein Geheimniß an den Tag gekommen, eine verschüttete Stadt z. B., die jeder in Augenschein nehmen müsse, ehe sie wieder zugedeckt würde. Waren einmal die Erben und nächsten Verwandten da, dann waren die Thüren wieder zu, das wußte man. Ueber dem Kopf zusammen schlugen die Leute die Hände, als sie das Elend in der Wohnung sahen und wie man kaum das Nöthigste fand, die Leichen gehörig anzuziehen. Mit Grauen und mit Wonne hörten sie, wie die Frau den Mann vor Gottes Gericht gefordert habe zur Rechnung, jeder hörte es anders als die Andern, und keiner wagte sich alleine heim, keiner war, der nicht fürchtete, Harzer Hans möchte ihm begegnen, möchte draußen stehn, bei einer Eiche oder Tanne und sie hüten, daß kein armer Mensch einen dürren Zweig auflese oder abbreche. Wer nicht mußte, setzte lange, lange Nachts keinen Fuß vor's Haus aus Furcht vor Harzer Hans, und wenn es Nachts rauscht im Wipfel der Bäume, heißt's bis auf den heutigen Tag, es werde der Harzer Hans sein, der die Tannzapfen zähle in seinen Wäldern. Was die Frau dem Manne gesagt, und wie es zugegangen in der letzten Stunde in der schauerlichen Spelunke, das war wie ein Tropfen Wasser unter einem Vergrößerungsglase, es wuchs in's Ungeheure und ward jeden Augenblick anders, bis es endlich in seiner schauerlichsten Gestalt versteinerte. Das ist wahr, eine unheimliche Stille lag über der ganzen Umgegend, und wer vernahm, heute vergraben sie den Harzer Hans und seine arme Frau, dem fuhr es kalt den Rücken auf, er machte, daß er heim kam. Es war als fürchte jeder, er möchte in einen bösen Luft kommen oder

auf ein Geſpenſt treten. Die Erben freilich hatten es nicht ſo, begreiflich! Es plagte ſie bloß, daß ſie bei dem Ende nicht zugegen geweſen, das iſt für muthmaßliche Erben manchmal ungeheuer fatal, begreiflich! Indeſſen, die Sache war geſchehen und Verdächtiges ergab ſich nichts.

Es war die Rede davon, am ſchönſten wäre es, wenn man die Beiden in einen Sarg thäte und in ein Grab. Zwei Eheleute könnten doch wohl nicht ſchöner und zweckdienlicher begraben werden, und auf dem Kirchhof, der ohnehin zu klein ſei, erſpare man Platz. Er ſei nicht dafür, ſoll der Ammann der Gemeinde gerathen haben. Er hätte nie davon gehört, daß man zwei in einen Sarg gethan außer etwa eine Kindbetterin mit ihrem Kinde. Die Leute würden ſagen, man habe Bretter ſparen wollen und den Lohn für zwei Gräber, und er glaube, das Vermögen möge zwei Särge und zwei Gräber ertragen. Der Leuten hätte man ſich nicht zu achten, meinte man, wenn man auf die hören wollte, könnte man unter ſie alles austheilen, bis man ſelbſt nichts mehr hätte. Indeſſen geſchah es doch nicht, ſondern jedes erhielt einen eigenen Sarg. Wir haben nicht gefragt, ob die Erben nach dem Beranſchlag von Harzer Hans das Leichenmahl beſtellten, wir wiſſen bloß, daß es unheimlich war und jedermann froh, wenn er ſeine Beine unter dem Tiſche hervor hatte. Es war ein Tag, wie die Märzen Sonne ſie häufig bringt, ein Tag voll Schnee und Regen, ſo recht naßkalt und trübe, daß man zehnmal lieber in's Bett mochte als auf die Straße.

Nun war's eine äußerſt ſeltene Sache, Mann und Frau mit einander begraben zu ſehen, es waren auch äußerſt reiche Leute, welche begraben wurden, man hätte glauben ſollen, ein zahlreich Leichenbegleit zu ſehen und viele Leute vor den Häuſern, aber man irrte ſich. Alle Hausthüren und alle Fenſter waren zu, wo der Zug durchkam, es war, als ob jedermann gefürchtet hätte, ein unwillkommner Gaſt könnte ſchlüpfen durch Thüre oder Fenſter. Selbſt Schabzieger Andres machte auf

das ſorgfältigſte alles zu, er ſagte: viel glaube er freilich nicht, aber man könne ſo Seel nit wiſſen —! Es war auch ein unheimlich Geleite, es glich einem Trupp erſchrocken flatternder Schneegänſe, welche ein Wirbelwind erfaßt oder auf die ein Geier geſtoßen. Alles eilte, ſelbſt das Roß, welches die zwei Särge zog, ſchien erſchrocken, preſſirte und that, als ob es nicht warten möchte, bis ſechs Fuß Erde zwiſchen ihm und ſeiner Laſt lägen. Flüchtige Blicke bloß wurden in das weite Grab geworfen, es ſchien, als wohle es den Leuten erſt wieder, als ſie daſſelbe weit im Rücken hatten.

Wer geglaubt hätte, es gehe nun am Leichenmahl luſtig zu, wie es oft geht, wo lachenden Erben ein großes Erbtheil wartet, hätte ſich ſehr geirrt. Es ward wenig geſprochen, meiſt halb laut und von ganz unbedeutenden Dingen. Heiß und raſch wurde gegeſſen, Alles preſſirte, kein Menſch hatte Zeit zu warten, es war, als ob man gleichſam auf einer Flucht Halt gemacht und jeden Augenblick einen Ueberfall vom Feinde fürchtete, als ob es keinem wohl ſei, bis ſie die eigene Hausthüre hätten zwiſchen ſich, dem heutigen Wege, der ganzen Welt. Daß ſo früh an einem Leichenmahle das Haus leer ſei, hätte er nie erlebt, ſagte der Wirth. Beim Wohnhaus der Begrabenen ging ſelben Abend niemand vorbei, und das Nebenhaus, in welchem ſie verblichen, ſteht leer bis auf dieſen Tag, ſogar Spatzen ſollen nicht niſten unterm Dache, auf das Dach kein Vogel ſich ſetzen. Oede und wüſt ſteht es da, ein Denkmal von Harzer Hans, wie es paßt, ein ſteinern, wüſt Gehäuſe mit dunkeln, verſchloſſenen Kammern, in die kein Lichtſtrahl dringt, kein Auge zu ſchauen begehrt, was drinnen hauſet.

Und das Geld, wo kam es hin, und die Erben, wer waren ſie, und was hinterließ der arme Harzer Hans, der Minuten vor ſeiner Frau ſtarb, mehr, als einen ſchlechten Namen der Welt und eine ſchlechte Seele dem —?

Druck von Brandes u. Schulze in Berlin, Rathſtr. 6.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Dreizehnter Band.

Berlin, 1857.

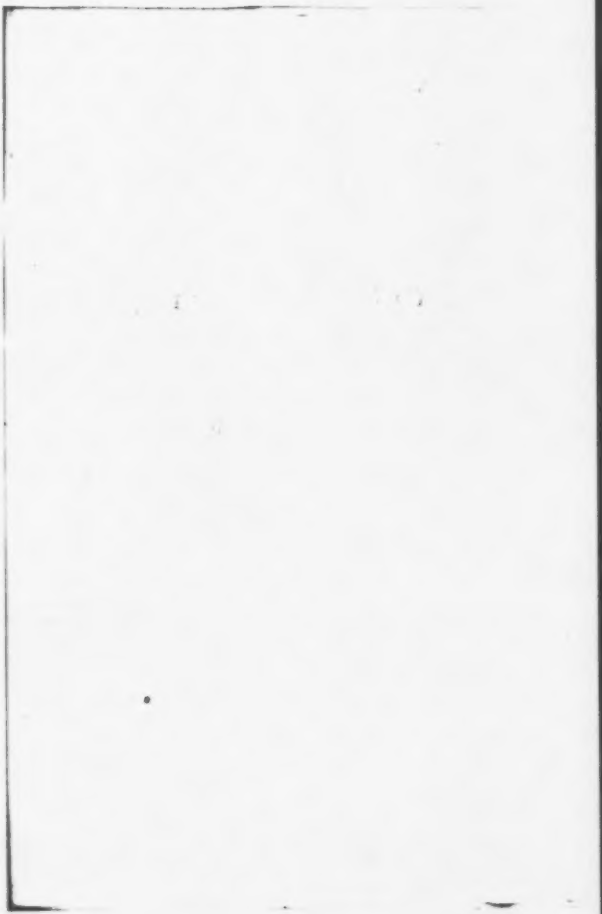
Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geld und Geist,

oder

die Versöhnung.



Das wahre Glück des Menschen ist eine zarte Blume; tausenderlei Ungeziefer umschwirret, ein unreiner Hauch tödtet sie. Zum Gärtner ist ihr der Mensch gesetzt, sein Lohn ist Seligkeit, aber wie wenige verstehen ihre Kunst, wie viele setzen mit eigener Hand in der Blume innersten Kelch der Blume giftigsten Feind; wie viele sehen sorglos zu, wie das Ungeziefer sich ansetzt, haben ihre Lust daran, wie dasselbe nagt und frißt, die Blume erblaßt! Wohl dem, welchem zu rechter Zeit das Auge aufgeht, welcher mit rascher Hand die Blume wahret, den Feind tödtet; er wahret seines Herzens Frieden, er gewinnt seiner Seele Heil, und beide hängen zusammen wie Leib und Seele, wie Diesseits und Jenseits.

Im Bernbiet liegt mancher schöne Hof, mancher reiche Bauernort, und auf den Höfen wohnt manch würdiges Ehepaar, in ächter Gottesfurcht und tüchtiger Kinderzucht weithin berühmt, und ein Reichthum liegt da aufgespeichert in Spycher und Kammer, in Kasten und Trögen, von welchem die luftige neumodische Welt, welche alles zu Geld macht, weil sie viel Geld braucht, keinen Begriff hat. Bei allem diesem Vorrath liegt eine Summe Geld im Hause für eigene und fremde Nothfälle, die in manchem Herrenhause Jahr aus Jahr ein nicht zu finden wäre. Diese Summe hat sehr oft keine bleibende Stätte. Wie eine Art von Hausgeist, aber kein böser, wandert sie im Hause herum, ist bald hier, bald dort, bald allenthalben, bald im Keller, bald im Spycher,

bald im Stübchen, bald im Schnitztrog und manchmal an allen vier Orten zu gleicher Zeit und noch an ein halb Dutzend andern. Wenn ein Stück Land feil wird, das zum Hofe sich schickt, so wird es gekauft und baar bezahlt. Vater und Großvater sind auch nie einem Menschen etwas schuldig geblieben, und was sie kauften, zahlten sie baar und zwar mit eigenem Gelde. Und wenn in der Verwandtschaft oder in der Freundschaft und in der Gemeinde ein braver Mann in Geldverlegenheit war oder einen Schick zu machen wußte, so wanderte dieses Geld hierhin und dorthin, und zwar nicht als eine Anwendung, sondern als augenblickliche Aushülfe, auf unbestimmte Zeit, und zwar ohne Schrift und Zins, auf Treu und Glauben hin und auf die himmlische Rechnung, und zwar deßwegen so, weil sie noch an ein Jenseits glaubten, wie recht ist.

In die Kirche und auf den Markt geht in ehrbarem Habllein der Mann, und die erste des Morgens und die letzte des Abends schaltet die Frau im Hause und keine Speise kömmt auf den Tisch, welche sie nicht selbst gekocht, und keine Melchter in den Schweinstreg, in die sie nicht mit blankem Arme gefahren wäre bis auf den Grund.

Wer solche adeliche Ehrbarkeit sehen will, der gehe nach Liebiwyl (wir meinen nicht das in der Gemeinde Köniz, wissen auch nicht, ob sie dort gefunden würde). Dort steht ein schöner Bauernhof hell an der Sonne, weithin glitzern die Fenster, und alle Jahre wird mit der Feuerspritze das Haus gewaschen. Wie neu sieht es daher aus, und ist doch schon vierzig Jahre alt, und wie gut das Waschen selbst den Häusern thut, davon ist es ein täglich Exempel.

Eine bequeme Laube, schön ausgeschnitzt, sieht unterm Dach hervor, rings um's Haus läuft eine Terrasse, um's Stallwerk aus kleinen, eng gefügten Steinen, um's Stubenwerk aus mächtig großen Platten. Schöne Birn- und andere Bäume stehen um's Haus, üppig grünt es ringsum; ein Hügel schirmt gegen den Bysluft, aber aus den Fenstern sieht man die Berge,

die so kühn und ehrenfest Trotz bieten dem Wandel der Zeiten, dem Wandel der Menschen.

Wenn's Abend ist, so sieht der Besucher neben der Thüre auf einer Bank einen Mann sitzen, der ein Pfeifchen raucht und dem man es nicht ansieht, daß er tief in den sechsziger Jahren steht, unter der Thüre zuweilen eine lange Gestalt mit freundlichem Gesichte und reinlichem Wesen, welche dem Manne etwas zu sagen oder etwas zu fragen hat, das ist des Mannes Frau. Hinten im Schopf tränkt ein hübscher Junge, schlank und keck, die schönen Braunen, während ein älterer Bruder Stroh in den Stall trägt, und aus dem Garten hebt sich aus Kraut und Blumen herauf zuweilen ein lustiges Meitschig'sicht und frägt die Mutter, ob es etwa kommen solle und helfen, oder schimpft über Wären im Kabis, über Katzen im Salat, über Mehlthau an den Rosen und frägt den Vater, was gut sei dagegen. Diensten und Tauner kommen allgemach vom Felde heim; ein Huhn nach dem andern geht z'Sädel, während der Tauber seinem Täubchen noch gar emsig den Hof macht.

Ein solches Bild hätte man fast alle Abende vor Augen gehabt, wenn Einer vor fünf oder sechs Jahren vor jenem Hause zu Liebiwyl stille gestanden wäre; und wenn er dann die Nachbarn oder eine alte Frau, welche etwas unterm Fürtuch gehabt, gefragt hätte, was das für Leute wären, so hätte er in Kürze ungefähr folgendes vernommen:

Das seien b'sunderbar gute und grausam reiche Leute.

Als sie vor ungefähr dreißig Jahren Hochzeit gehabt hätten, da seien sie das schönste Paar gewesen, welches seit Langem in einer Kirche gestanden. Mehr als hundert Wägelein hätten sie begleitet, und noch Viele seien auf Rossen gekommen, was dazumal vielmehr der Brauch gewesen als jetzt, ja sogar das Weibervolk hätte man zuweilen auf Rossen gesehen und b'sunderbar an Hochzeiten. Das Hochzeit habe drei Tage gedauert und an Essen und Trinken sei nichts gespart worden,

man hätte Land auf, Land ab davon geredet. Aber dann hätte es auch Hochzeitsgeschenke gegeben, daß es ihnen selbst darob übel gegruset hätte. Zwei Tage lang hätten sie mit Abnehmen nicht fertig werden können und noch Leute zur Hülfe anstellen müssen; aber ein berühmterer Bauernort sei auch noch nie gewesen das Land auf, das Land ab.

Einen solchen Hof, von den schönsten einen und ganz bezahlt und manch tausend Pfund Gülten dazu, das finde man nicht allenthalben. Sie hätten es aber nicht für sich alleine, die wüßten noch, daß die Reichen Verwalter Gottes seien und von dem erhaltenen Pfund Rechnung stellen müßten. Wenn jemand sie zu Gevatter bitte, so sei es nie Nein, und die meinten nicht, seit das Holz so theuer sei, hätten arme Leute keines mehr nöthig. Die Dienstboten hätten ihre Sache wie nicht bald an einem andern Ort; da meinte man noch nicht, es müsse alles an einem Tage gearbeitet sein, und dazu sei es schade um ein jegliches Tröpflein gute Milch, welches ihnen vor die Augen komme. Kurzum, das seien rechte Leute, und einen Frieden hätten sie unter sich, wie man sonst selten antreffe, da sei das Jahr aus, das Jahr ein lauter Liebe und Güte, es hätte noch niemand gehört, daß eins dem andern ein böses Wort gegeben. Wenn es unter der Sonne Leute gäbe, welche es hätten, wie sie wollten und nichts zu wünschen, so seien es die; öppe glücklichere Leute werde man nicht antreffen.

So urtheilten die Leute und hatten dem Anschein nach vollkommen recht, und doch war auch hier wahr, daß jedermann seine Bürde habe, und daß jedermann seine Bürde schwer finde, und daß den meisten Lebensbürden die Eigenschaft anwehne, daß sie immer schwerer werden, je länger man als Bürde und ununterbrochen sie trage, daß ihre Last zu einer Unerträglichkeit sich zu steigern vermöge, in welcher jedes andere Gefühl, jedes Glück und jede Freude untergeht. Allerdings hatten sie sehr lange, was man so sagt, recht glücklich

mit einander gelebt; doch war es auch wahr geblieben, daß an allen Orten etwas sei, aber dieses Etwas blieb nur vorübergehend, ward nicht zur andauernden Empfindung und kam nie vor die Leute.

Es ist curios, wie das, was die Menschen im Allgemeinen so oft gegen einander aufregt, so gerne trennend ebenfalls zwischen Eheleute kömmt; ich meine das zeitliche Gut. Nur wo ein Instrument rein gestimmt ist, klingt es bei kundiger Berührung rein wieder, wo aber das Instrument unrein geworden, antwortet es mißtönend auch der kundigsten Hand, auch bei der leisesten Berührung. Es scheint, das Verhältniß zweier Eheleute, wo beide ein Interesse haben, beiden das Gut gemeinsam gehört, beide jeglichen Schaden gemeinsam fühlen, sollte dem Zwiespalt vorbeugen, aber eben das ist, was ich meine: Friede und Zwiespalt liegen nicht in den Verhältnissen, sondern in den Herzen. Man wird mir etwas zugeben, man wird sagen, ja wo alles Vermögen vom Manne kommt, oder wo er alleine alles verdient und das Weib nichts mitgebracht hat, da geschieht so etwas gerne oder wo vom Weib alles kömmt und von dessen Sache der Mann lebt, ebenfalls; da wird das rechte Maaß selten gefunden, das eine meint, es möge alles erleiden, und das andere, man sollte es bei jedem Kreuzer zeigen, wem es gehöre, und wem man es verdanke. Oder wird man sagen, wo ein Mann haushälterisch ist und das Weib verthunlich, wo der Mann alles zu Ehren ziehen möchte und das Weib von nichts den Werth kennt und alles an die Kleider hängen möchte, oder wo der Mann gutmeinend ist, das Weib aber den Geizteufel im Leibe hat, wo der Mann will, was Recht und Brauch ist, das Weib aber Kaffeebohnen zählt und niemand was gönnt, da muß es Streit geben, da kann es nicht anders sein.

Allerdings, so ist's. Aber es giebt nicht bloß Streit, sondern noch Schlimmeres als Streit, andauernden Zwiespalt, und zwar nicht bloß wegen Lastern, sondern noch weit mehr

wegen Eigenthümlichkeiten, und zwar auch da, wo man in der Hauptsache durchaus einig ist.

Unsere Eheleute waren beide von Haus aus reich, keines hatte dem andern etwas vorzuhalten. Er hatte den Hof geerbt mit wenig Schulden, sie ungefähr vierzig oder fünfzigtausend Pfund eingebracht. Beide waren haushälterisch, gaben wenig Geld für Unnützes aus, zogen alles bestmöglichst zu Ehren, gingen wenig von Haus, waren dabei guten Herzens, dienstbar, hülfreich und wohlthätig. Nach altländlicher Sitte hatten sie auch das Geld gemein, die Frau ging über das Schublädli so gut wie der Mann, und vom Aufschreiben der täglichen Ausgaben und Einnahmen war keine Rede. Zu diesem Schublädli hatten sie nur einen Schlüssel, und wenn eins denselben von den andern forderte, so fragte nie eins das andere, für was es Geld nehmen wolle.

Christen, der Mann, hatte eine behagliche Natur; wenn er an der Arbeit war, so that es ihm selten Einer zuvor an Fleiß und Geschick, aber Mühe kostete es ihn an die Arbeit zu gehen.

Er schob nicht ungern von einem Tag zum andern auf und was sich ihm heute nicht schicken wollte, schickte sich ihm selten schon morgen. Es mochte Wetter sein, wie es wollte, so fing er nie eine der großen Sommerarbeiten im Lauf einer Woche an. Wenn Alles um ihn her zappelte, so sagte er ganz kaltblütig, wenn das Wetter gut bleibe, so wolle er am nächsten Montag auch anfangen, aber so in der Mitte der Woche möge er nicht; der Vater hätte es auch nie gethan, und das sei ein Mann gewesen, es wäre gut, es würde noch viele solche geben. Wenn es aber am nächsten Montag nicht schön Wetter war, so wartete er ruhig noch eine Woche ab. Er hätte noch nie gesehen, daß man im schlechten Wetter gutes Heu mache, und wenn es genug geregnet hätte, so werde es auch wieder gut Wetter werden. So kam es dann allerdings, daß er gewöhnlich zuletzt fertig ward mit einer

Arbeit und zu vielem keine Zeit fand. Er meinte aber, wenn man schon seine Leute nicht eis Tags tödte, so zürnten sie Einem deßwegen nicht, und wenn das Vieh auch nicht sei was Menschen, so solle man doch auch Verstand gegen dasselbe haben; wofür hätte man ihn sonst. Es sei mancher, er gönne keine Ruhe weder Menschen noch Vieh, aber er sehe nicht, daß die gar weit kämen; was sie erzappelten, könnten sie dem Doktor geben oder dem Schinder. Die Thiere, welche er hatte, waren ihm alle lieb, und wenn er eins fortgeben sollte, so wars, als wollte man einen Plätz von seinem Herzen. Er löste daher aus seinem Stall nicht viel und mit den höchsten Preisen machte man ihm nichts feil, wenn es ihm eben in's Herz gewachsen war.

Daneben, wenn er jemand etwas fahren, mit einem Pferd einen Dienst leisten sollte, so sagte er niemand ab, war dienstfertig in alle Wege. nur Geld schenkte er nicht gerne. Es hielt ihm überhaupt hart, es auszugeben. Man wüßte nicht, wie hart es ginge, bis man es hätte, sagte er, und wenn man es einmal fort hätte, so hätte es eine Nase, bis man wieder dazu käme.

Anders war darin Aenneli, seine Frau. Die war ein rasches Mädchen gewesen und hatte sich dreimal umgedreht, während ein anderes einmal. Kuraschirt ging sie an alles hin, und an den Fingern blieb ihr nichts kleben. Sie war in ihrer Jugend viel gerühmt worden von wegen ihrer Gleitigkeit; so ging es ihr bis ins Alter nach, daß sie gerne voran war in allem. Es gehe in einem zu, sagte sie, und wie viel Zeit man gewinne das Jahr hindurch, wenn man alles rasch angriffe, wüßte man nicht, man könnte es mit fast d's Halb weniger Leuten machen. Z'gytzen begehre sie nicht, Gott solle sie davor behüten; aber wenn man Kinder hätte, so müsse man immer daran denken, daß sich einst das Gut vertheile, und wenn man es mit dem ganzen Gut bösdings machen könnte, wie sollten es dann die Kinder machen mit dem halben oder

einem Viertel? Dann kämen ihr auch immer die vielen armen Leute in den Sinn, denen man helfen sollte, für die hätte man nie zu viel. Und allerdings war Aenneli b'sunderbar gut und konnte niemandem etwas absagen; die Kleider gab sie fast vom Leibe, äfiges Zeug, was man wollte, ja selbst Geld schlüpfte ihr durch die Finger, wenn sie gerade im Sack hatte. Zu allen Tageszeiten sah man arme Leute, besonders Weiber mit Säcklein, kommen und gehen. Böse Leute redeten ihr nach, eines Theils sei sie gerne eine berühmte Frau und besser als andere Weiber, andern Theils höre sie gerne, was in andern Häusern sich zutrage, und das arme Weib kriege am meisten, welches am meisten Böses von den Nachbarsweibern zu berichten wüßte. So redeten die andern Weiber. Es war aber vielleicht nur Neid, weil sie nicht so gerne und aus gutem Herzen gaben wie Aenneli, daß sie ihr so etwas andichteten.

So waren also Christen und Aenneli in der Hauptsache einig und gleich gesinnt. Beide wollten ihr Gut verwalten, daß sie es einst vor Gott verantworten könnten, wollten gut sein und doch an die Kinder denken, aber jedes hatte dabei seine eigenthümliche Weise: Christen wollte zusammenhalten, was er einmal hatte, Aenneli wollte sich um so rascher rühren, und aus allem den rechten Nutzen ziehen, damit sie dem Dürftigen um so treuer helfen könnte in seiner Noth.

So war die Art eines Jeden, aber das eine störte das andere in seiner Art viel weniger als man hätte glauben sollen. Es schien allerdings manchmal dem Christen, als ob seine Frau zu gut wäre und jedem Klapperweib Glauben gebe, und als würde das, was sie auf diese Weise unnütz ausgebe, ein artig Sümmchen ausmachen. Allein da er nicht meinte, er müsse alles gleich sagen, was ihm in Sinn kam, so hatte er Zeit zu vergleichenden Betrachtungen. So dachte er, ein jeder Mensch hätte etwas an sich, und er wolle doch lieber, seine sei zu gut als zu bös, und daneben sei sie doch sparsam, für die Hoffahrt brauche sie nichts; mit dem Haus-

halten möge sie nicht bald eine, und wenn es Ernst gelte, schaffe sie für zwei und brauche nicht eine Jungfrau hinten und vornen. So möge es schon etwas erleiden, und er könnte leicht eine haben, welche viel mehr brauchte und dazu nicht verrichte was sein Aenneli.

Aenneli kam es allerdings manchmal bis in die Fingerspitzen, wenn ein Metzger für eine Kuh bot, daß es ihr schien, sie dürfte das Geld kaum nehmen, und die Kuh gab wenig Milch, nicht einmal gute und nur kurze Zeit. Die Kuh war nichts als schön und Christen konnte doch nicht von ihr lassen, nahm das Geld nicht, behielt sie im Stalle, wo sie nichts nützte als einer bessern den Platz zu verschlagen und daß hie und da jemand sagte: das sei die schönste Kuh in manchem Dorfe weit herum; man könne weit laufen, ehe man eine solche antreffe. Und manchmal kam es ihr vor, als sollte sie aus der Haut fahren, wenn die Sonne so warm am Himmel stand, das Korn so reif auf dem Felde, der Montag war aber noch nicht da, und Christen saß behaglich um's Haus herum, oder ging erst an's Bändermachen, welche in andern Häusern längst fertig waren. Und wenn dann endlich der Montag kam und mit ihm alle die vielen Leute, welche Christen nöthig glaubte, für welche Aenneli kochen mußte, und eine Wolke stand in einer Ecke am Himmel, und von wegen der Wolke stand Christen mit allen seinen Leuten vom Morgenessen bis zum Mittagessen um's Haus herum, werweisend, ob sie einhauen wollten oder nicht, und sie kamen am Mittag alle wieder zum Essen und kein Halm war noch abgehauen: so wollte es Aenneli fast über den Magen kommen, und es legte sich wie ein Stein über ihr Herz. Und dann dachte sie, es müsse jeder Mensch seine Fehler haben und jeder seine Bürde, und wenn Christen nicht so wäre, so hätte sie auch gar nichts und müßte fürchten, daß etwas viel Aergeres käme. Darum wollte sie sich auch nicht beklagen; andere Weiber hätten es ja viel schlimmer, und während der Mann alles

verthäte, sollten sie nichts brauchen. Und was hätte sie davon, wenn ihr Christen in alle Spitzen gestochen wäre und in allem der erste, und er wäre dann wüst gegen sie und gegen Andere, gönnte niemand etwas und dächte nur an's Raxen und hätte kein Herz als nur für's Geld und das Fürschlagen? Sie wollte doch mit hundert andern nicht tauschen, und wenn Christen auch nicht der erste hinterm Korn sei, so sei er auch nicht der erste hinterm Wirthshaustische, und wenn er auch oft der letzte im Heuet sei, so sei er doch nie der letzte, der von einem Markte heimkomme oder sonst von einer Lustbarkeit, und wenn man so Eins ins Andere rechne, so wüßte sie nur zu rühmen, und Sünde wäre es zu klagen, und keinen wüßte sie, an welchen sie ihren Christen tauschen möchte.

Wo das Gemüth der Menschen noch auf diese Weise rechnet, da weist es sich nicht nur zurecht, sondern es ist auf dem Wege zur Zufriedenheit mit seinem Schicksal, ist rechter Dankbarkeit gegen Gott fähig, nimmt dem Mißgeschick seinen Stachel, den Fehlern der Mitmenschen ihre Säure. Nur da, wo der Gesichtskreis sich verengert, so daß man das Gute nicht mehr sieht, sondern nur das Böse, wo das Gefühl sich schärft für das Unbeliebige und in gleichem Maaße der Sinn abnimmt für das Dankenswerthe, nur da ist das Unglück fertig und der Abgrund öffnet sich, aus welchem als grauenvolles Gespenst die Zwietracht steigt. Wie der östreichische Soldat auf die Hafelbank, ist der arme Mensch mit seinen eigenen Gedanken fast wie mit seinen Haaren gefesselt an das, was ihn drückt, beschwert, kann nicht mehr los kommen, stöhnt, klöhnt, zappelt, zanket, webert, wimmert, aber alles umsonst, er ist angeschmiedet mit Fesseln, gegen welche keine Feile hilft. Menschen können ihm nicht helfen und Gott will es nicht; denn wer sich hinstreckt auf diese Bank, der hat auch von Gott gelassen.

Christen und Aenneli waren also allerdings glücklich und

auf dem Wege zu noch größerem Glück, weil sie sich und ihr Geschick wogen mit der Wage der Dankbarkeit, welche der Mensch Gott schuldig ist.

Nun geschah es freilich auch, daß dem einen oder dem andern ein empfindlich Wort entfuhr, aber so verblümt, daß es unter vielredenden Stadtleuten nicht einmal beachtet worden wäre, daß Christen z. B. sagte, wenn Aenneli es anbot, ein Schnäfeli Fleisch ihm in's Hinterstübli zu stellen: „He, es ist mer gleich, wenn du noch hast, —“ Das fühlte Aenneli schon als Trumpf, weil sie das Bewußtsein hatte, daß sie allerdings aus Erbarmen manches weggegeben, was Christen auch genommen und vielleicht vermißt hatte. Wenn aber Christen so drehte und an nichts hinwollte und seine vielen Leute im Tagelohn, aber nicht an der Arbeit hatte, so gramselte es Aenneli wohl in den Gliedern und es entfuhr ihm die Frage: wenn sie nichts zu thun wüßten, so wollte es sie an den Kabis z'bschütten reisen. Christen empfand das übel, weil er wohl wußte, daß sie viel genug zu thun hätten, wenn er nur daran hin könnte, und daß seiner Frau so viele Leute, welche nichts thäten und doch Lohn und Essen wollten, Angst machen müßten.

Solche Worte kamen freilich selten, aber hier und da entrannen sie doch. Es wurde darüber nicht geeifert und gezankt, wie es zuweilen unter hochgebildeten Leuten der Fall ist, daß vor aller Welt um einen halben Birnenstiel Mann und Frau sich zanken, bis die Frau in Krämpfe fällt oder gar in Ohnmacht. Das, welches den Trumpf erhalten, schwieg, wenn es ihn schon tief fühlte und er ihm weh that. Doch wie tief er auch ging, lang haftete er nicht, er eiterte nicht. Hauptsächlich waren es zwei Gründe, welche es verhüteten, daß solche eingegangene Trümpfe nicht böses Blut machten.

Aenneli's Mutter wohnte bei ihnen. Das war eine gar verständige Frau und hatte den Tochtermann sehr lieb. Sie war früher bei einem andern Tochtermann gewesen, welcher

sie roh und wüst behandelt hatte. Sie hätte alles dargeben sollen und nichts brauchen, alles annehmen und zu nichts was sagen. Hier hatte sie es, wie sie es wollte. Christen zog sie zu Rath, als wenn sie seine eigene Mutter wäre, hielt sie um ein Geringes, und wenn im Haus etwas Gutes zu essen oder zu trinken war, so ruhte er nicht, bis die Mutter auch davon hatte, wenn sie es auch nicht begehrte. Und wenn es ihr irgendwo fehlte, so ging er ihr selbst zum Doktor und hielt diesem an, er solle recht anwenden, es möge kosten was es wolle, wenn ihm das Mutterli abgehen sollte, er wüßte nicht wie es ferner machen. So sah die Mutter deutlich, sie sei ihm nicht im Weg, und er möge ihr Leben und alles Gute so lange gönnen als Gott, und das ist wahrhaftig nicht an allen Orten der Fall. Wenn nun das Mutterli sah, daß ein Wort eingeschlagen hatte, Aenneli bös war, vielleicht gar weinte und ihr klagte, so was hätte sie nicht verdient, und sie halte es nicht mehr aus, und sie wolle lieber sterben, als länger so dabei sein, so goß Mutterli nicht Oel ins Feuer, sondern sagte: „Du gutes Kind, du weißt gar nicht, was leiden ist, und weil du großes Leiden nicht kennst, darum nimmst du ein klein Wörtchen so schwer auf. Aber Aenneli, Aenneli, versündige dich nicht, es macht mir immer Angst, wenn ich junge Weiber wegen so kleinen Dingen so nöthlich thun sehe, der liebe Gott suche sie mit schwerem Unglück heim, damit sie es erfahren, warum er Einem das Weinen gegeben, und wann er das Klagen erlaube. Wenn du gehabt hättest was ich, dann würdest für solche Kleinigkeiten Gott danken und darin ein Zeichen sehen, daß er dich recht lieb hat. Denk doch wie ich es gehabt habe." Und sie erzählte Aenneli eine Geschichte aus ihrem Leben, von ihrem Manne oder ihrem Tochtermanne und wie sie sich da habe fassen müssen, wenn Unglück und Elend nicht noch größer hätten werden sollen. Freilich tönte das anfangs manchmal nicht gut bei Aenneli, und sie sagte: „Ich bin nun nicht euch, und was habe ich davon, wenn

ihr noch böser gehabt habt als ich, darum habe ich noch lange nicht gut.“ So sprach Aenneli wohl, aber der Mutter Rede wirkte doch, es setzte sich ihr Zorn und ihre Liebe richtete sich wieder auf. Wenn sie dann ganz wieder zufrieden war, so warf sie ihrer Mutter scherzweise wohl vor: man sollte eigentlich meinen, Christen wäre ihr Kind, denn sie hätte diesen lieber als sie, und er möge machen und sagen was er wolle, so sei alles recht. Sie glaube einmal, wenn Christen ihr die Nase abbeißen wollte, sie zündete ihm dazu.

Aber die Mutter redete auch Aenneli z'best. Wenn sie dem Christen einmal ein Wort ins Herz gejagt hatte, und die Mutter sah, daß es drin saß wie ein Splitter im Fleisch, trappete sie Christen nach, bis sie ihn in einer heimlichen Ecke hatte, und bat ihn, er solle es nicht übel nehmen, er wisse wohl, Aenneli sei ängstlicher Natur, und sie hätte ihr das nie abgewöhnen können, gäb was sie probirt hätte. Aber es bös meinen, das thue sie nie, und wenn er nur zufrieden wäre, sie wisse, sie wäre es sicher auch gerne. Christen war nicht so, daß wenn jemand sich unterzog, er dann um so wüster that, er wurde auch nicht um so aufbegehrischer, je demüthiger Einer sich darstellte, die Art hatte er nicht, zu einem Rathsherrn hätte er nicht getaugt. Er sei nicht böse, sagte er dann der Schwiegermutter, aber es daure ihn, daß Aenneli meine, sie müsse für ihn sinnen. Alles auf einmal machen könne man nicht, und so unbesinnt drein fahren, wie ein Muni in einen Krieshaufen, das möge er nicht. Er hätte nie gesehen, daß viel dabei herauskomme. Aber er wisse wohl, ein Jeder hätte seine Art, und daß Aenneli es gut meine. Darum wenn ihm schon zuweilen etwas ins Fleisch gehe, so trage er es ihr nicht nach, man müsse mit einander Geduld haben, es hätte ein Jeder seine Fehler und wofür sei man sonst in der Welt?

So mittelte, als guter Hausgeist, die Schwiegermutter die meisten Streitigkeiten oder, um es besser zu sagen, ebnete

die kleinen Spalten, welche sie zwischen den Herzen sah. Hier und da war wohl eine Spalte, welche sie nicht sah, oder welche sie nicht ebnen konnte, ehe die Sonne unterging; die ebnete und schloß dann ein anderer Geist.

Es war eine alte schöne Hausfitte, welche durch Jahrhunderte eine unendliche Kraft übte und alles was Streitbares in den Herzen sich ansetzt, alsobald zerstörte und tilgte, welche wie ein guter Geist den Frieden erhielt, bei welchem Gottes Segen ist und welcher den Kindern Häusern baut. Wer zuletzt zu Bette kam, Mann oder Weib, betete dem andern hörbar das Vaterunser, und schwer mußte der Schlaf sein, wenn das erste nicht erwachte und nachbetete mit Andacht und aus Herzens Grund. Wenn dann die Bitte kam: „Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldnern," und es war Streit oder vielmehr Spalt zwischen Mann und Weib, so klang sie wie eine Stimme Gottes in den Herzen und die Worte zitterten im Munde. Und wenn dann die andere noch kam: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen," so versenkte und tilgte schamroth vor Gott jegliches, was es dem andern nachgetragen, und es schlossen sich die Herzen auf, und jedes nahm seine Schuld auf sich, und jedes bat dem andern ab, und jedes bekannte sein Glück und seine Liebe, und wie nur im Frieden ihm wohl sei; aber wie der böse Geist an ihns komme, es wisse nicht wie, ihm schwarz mache vor den Augen des Geistes und ihn's treibe in die Trübniß des Zornes und der Unzufriedenheit. Wie dann, wenn das Gebet komme, es ihm wäre, als komme eine höhere Macht hinter den bösen Geist im Herzen, setze mit scharfer Geisel ihm zu, daß er, wie er sich auch winde, dahin fahren müsse, und dann sei ihm, als erwache es aus einer Betäubung, als gehe eine Thür ihm auf, als sehe es aus wilder Nacht in einen schönen sonnigen Garten, so daß ihm sei, als müßte es den ersten Eltern so gewesen sein, als sie aus der Wildniß noch den letzten Blick

in's verlassene Paradies gethan. Dann treibe es ihn's mit aller Gewalt diesem Garten zu, in aller Angst, es möchte ihm gehen wie den ersten Eltern, die immer weiter davon weg kamen, und Ruhe habe es nicht, bis es wieder drinnen sei, und dieser sonnige Garten sei der Friede und das trauliche Verhältniß, und wenn es die ganze Welt gewinnen könnte, an diesen Garten des Friedens tauschte es sie nicht. So blühte ihnen neu ihr Glück wieder auf, und in freudiger Demuth bekannte jedes seine Fehler, bat ab seine Schuld, versprach, recht rittermäßig zu kriegen gegen diesen Feind, der unabtreiblich immer wieder komme. In süßem Frieden schliefen sie ein, und wenn dann ein junger Tag aufblühte am Himmel, so erwachten sie mit neugestärkten Herzen. Es war ihnen, als hätten sie sich neu gefunden wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, sie sehnten sich nach einander, in geheimem Einverständniß suchten sich ihre Augen, und Christen trappete unvermerkt dem Aenneli nach, und Aenneli trat alle Augenblicke unter die Thüre, zu sehen, wo doch Christen sei.

So verstrichen Jahre und die gute Mutter starb. Es war ein harter Schlag für die Leute im Hause, ein guter Geist schied mit ihr, sie mißten sie alle und lang. Christen sagte oft, eine solche Schwiegermutter gebe es nicht mehr auf der Welt, er glaube es nicht, und kein Tag verging, daß er nicht sagte: „D'Mutter het albez g'seit" — —

Der andere gute Hausgeist aber, der starb nicht, sondern blieb bei ihnen und einigte ihre Herzen immerfort und half ihnen auch tragen, was das Leben sonst noch Schweres ihnen brachte. Denn es gibt in jeglichem Leben harte Schläge, wie es in jeglichem Sommer Gewitter gibt, und je schöner der Sommer ist, um so mächtiger donnern die einzelnen Gewitter über die Erde.

Gott hatte sie mit Kindern gesegnet, ihre innigste Freude hatten sie an ihnen. Da kam die Hand des Herrn über sie, und hintereinander nahm er ihnen die schönsten und liebsten,

und es war ihnen, als sollte keines mehr übrig bleiben, als sollten sie alleine bleiben in der Welt. Es kam sie schwer an, sich zu fassen, und lange, lange ging es, bis sie recht aufrichtig sagen konnten: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt." Sie versuchten es oft, aber sie schämten sich und schwiegen, denn sie fühlten, daß das Herz ganz anders redete, und sie wußten wohl, was Gott von solcher Zwietracht zwischen Mund und Herzen halte. Aber sie trugen mit einander, und wenn sie des Abends mit einander beteten und eins fing an: „Unser Vater," so stockte wohl die Stimme, und das Weinen kam, und das andere weinte mit, und lange konnte keines wieder beten. Und doch ließen sie nicht nach, bis es eins vermochte, und wenn auch jede Bitte neues Weinen brachte, und hinter jeglicher die verlornen Kinder standen, und das Reich und der Wille und das Brod, kurz alles, alles an sie mahnte, und bei den Schulden die Angst kam, ob sie nicht etwas an ihnen versäumt, an ihnen sich versündigt hätten. Konnten sie aber alles bewältigen, konnten sie sich durchringen, wie Wanderer durch Klippen und Schlünde, bis zu dem Ende, konnten sie mit einander beten: „Denn dein ist das Reich, dein die Kraft, dein die Herrlichkeit" — dann kam Ruhe über sie, die Wellen der Schmerzen sänftigten sich. Sie konnten sich denken die Kinder in der Herrlichkeit des Vaters, bei der Großmutter, konnten sich denken die Zeit, wo auch sie durch die Kraft des Vaters auferweckt bei ihnen sein würden in des Vaters Reich in alle Ewigkeit. Dann konnten sie mit einander reden von den gestorbenen Kindern, und wie sie so gut und lieb gewesen, und was sie alles gesagt und wie es gewesen wäre, als hätten sie ihren Tod geahnt. Von den todten kamen sie auf die lebendigen, redeten von ihren Freuden und Hoffnungen und wie sie den gestorbenen glichen und jeden Tag ihnen ähnlicher würden, und wie es ihnen wäre, als hätten die Kinder sie viel lieber und mühten sich nach Kräften, die Lücke auszufüllen.

Allmählig wuchsen die lebendigen an die Stellen der todten, wurden gleichsam die Blumen, welche der Todten Gräber deckten, den Augen der Eltern verbargen. Drei Kinder, wie gesagt, waren ihnen übrig geblieben, zwei Buben und ein Mädchen.

Der Jüngste war der Mutter Liebling, das Mädchen des Vaters Herzkäfer, der Aelteste Allen lieb. Die Kinder hatten überhaupt der Eltern Art und wuchsen in der Sitte des Hauses auf in adelicher Ehrbarkeit. Mit gar vielem Lernen brauchten sie den Kopf sich nicht zu zerbrechen, aber fest in der Bibel wurden sie, das sei die Hauptsache, meinten Vater und Mutter, die hätte sie ohne große Künste im Rechnen und Schreiben hieher gebracht.

Allerdings waren auch beide in beiden Dingen keine Hexenmeister, und wenn Christen seinen Namen schreiben sollte, so nahm er einen Anlauf, als wenn er über einen zwölf Schuh breiten Graben springen sollte, und wenn Aenneli mit dem Ankenträger uneins war in ihren Rechnungen, so wurde sie plötzlich einig mit ihm, sobald er die Kreide nahm, und was er aufmachte war ihr recht, sie wußte wohl warum.

Etwas Anderes war es mit den Arbeiten. Aenneli musterte sie dazu und meinte, sie lernten es nie zu früh, und etwas Nützliches machen sei besser als etwas Ungattliches und etwas müsse gehen bei Kindern. Christen aber meinte, so früh trage arbeiten nichts ab, es erleide nur den Kindern, und wenn sie später sollten, so möchten sie nicht; wenn ihnen einmal der Verstand komme, so griffen sie von selbst an. Einmal er habe es so gehabt, und es werde niemand sagen, daß er nicht arbeiten könne und möge. Diese Verschiedenheit gab auch hie und da einen Anlaß, daß sie einander vergeben und vergessen konnten. Denn wenn Aenneli musterte, so entrann Christen wohl zuweilen ein: „He, ich wollte sie nicht zwängen, wenn sie möchten, sie thäten es schon.“ Und wenn

Christen mit Wohlgefallen dem Nichtsthun der Kinder zusah, so sagte wohl zuweilen Aenneli: es dünke ihns, es sollte doch dem einen oder dem andern in Sinn kommen, etwas Wichtigeres zu machen. Aber alles dieses tilgte der gute Hausgeist wieder aus, tilgte alle Abende die Säure, die sich zuweilen in den alternden Herzen ansetzen mochte.

Etwas ging auf die Kinder über, denn Kinder sind eine weiße Wand: so weiß die Hände sind, welche über sie fahren, zuletzt werden doch die Spuren derselben sichtbar. Christen, der Aelteste, der sich niemand besonders anschloß, war ein stilles Gemüth, ihn ließ man am meisten gewähren, er sagte wenig aber empfand viel, lebte mehr in einem innern Leben als im äußern und schien daher unthätig und gleichgültig. Anneliese war ein liebliches Mädchen, aber es konnte Tage lang von einer Arbeit sprechen, ehe es daran ging; war es einmal daran, dann konnte es die beste Jungfrau beschämen, es geschah aber selten. Die armen Leute hatten es nicht gerne, sie hielten es für hochmüthig und wüst; wenn es aber darum zu thun war, einer armen Frau etwas zu bringen oder ihr zu wachen, so war Anneliese immer parat; auch die jungen Bursche hielten es für hochmüthig, weil es nicht anlässig war wie andere, hielten es für hoffährtig, weil ihm alles wohl stand und es immer z'weg war als käme es aus einem Druckli. Resli, der Jüngste, war ein schöner Bursche, rasch, thätig, gwirbig wie die Mutter; wie sie wurde auch er etwas ängstlich in der Arbeit, und während sein Vater einmal handelte in seinem Stall, hatte er mit Täubchen, Kaninchen, Schafen siebenmal schon gewechselt. In Allen war etwas schweigsames, keines redete viel, aber wenn sie redeten, so wollten sie in jedes Wort viel legen. Und allerdings war jedes Wort, das eins zum andern fallen ließ, gerade wie ein Lichtstrahl, der hundertfältig splittern kann. Nur der Aelteste konnte viel reden, wenn irgend ein Schlüssel z. B. ein gutes Glas Wein ihm den Mund auf-

that, dann zeigte er, daß vieles in ihm war, an das man nicht dachte.

Je mehr Eigenthümlichkeiten in einen Haushalt treten, desto bewegter wird das Leben, wenn auch nicht von außen sichtbar, so doch im Innern fühlbar. Wie lieb man einander auch hat, etwas stößt doch aus einander, etwas hat jedes an sich, das am andern mehr oder weniger empfindlich sich reibt. Ein Jedes hat sein eigenthümliches Gebiet, welches es wahren zu müssen glaubt vor jeglichem Eingriff, ein Jedes macht seine bestimmten Ansprüche, welche sich scheinbar zufällig und bewußtlos ausbilden und deren Nichtbeachtung, auch wenn es sie mit keinem Wort, keinem Blick verrathen wird, tief kränkt. Bei solchen Ansprüchen, je bewußtloser sie entstanden sind, um so mehr meint man, ihre Gewährung verstehe sich von selbst.

So hatte jedes dieser Kinder wie sein eigenthümliches Wesen, so auch seine eigenen Ansprüche, sowohl an die Eltern als an die Geschwister, und ihre Nichtbeachtung trieb einen Splitter in ihre Herzen, und je schweigsamer man nach der Hausitte über solche Dinge war, um so leichter hatten solche Splitter geeitert.

So z. B. war Christen kränklicher Art, zu entzündlichen Krankheiten geneigt, die zuweilen Folgen hinterließen, welche einer Auszehrung glichen. Christen forderte nun Rücksichten für diese Schwäche in der Arbeit, in der Speise, in der Pflege, in der Benutzung des Arztes u. s. w. Man that alles Mögliche, aber da sein Aussehen die Krankheiten nicht immer verrieth, da er meinte, was er innerlich empfand, sollte man ihm auch äußerlich ansehen, so konnte es nicht fehlen, daß er sich zuweilen vernachlässigt glaubte, meinte, man achte sich seiner nicht und wäre froh, wenn er weg wäre.

Anneliſi machte Ansprüche an die Welt, war ein lustig Ding, und wer weiß, ob nicht im Hintergrund ihrer Seele der Wunsch schlummerte, nicht schön Anneliſe zu bleiben, sou-

dern auch eine Bäurin, wie die Mutter eine war, zu werden. Sie war daher gerne in aller Ehrbarkeit bei dieſer, bei jener Luſtbarkeit und natürlich nicht gerne wie ein Aſchenbrödel, ſondern ſo aufgeſtrübelt und aufgedonnert wie jede Andere. Nun aber waren die Brüder nicht immer bereit zu ihrem Begleit, und alleine mochte ſie nicht gehen, und der Vater wollte nicht immer Geld zu allem geben, was Anneliſe nöthig glaubte, und die Mutter war gewöhnlich auf des Vaters Seite und ſagte, ſie ſei auch nicht Hudilump geweſen und hätte nirgends hintenab nehmen müſſen, aber ſolches hätte ſie nie gehabt, ja nicht einmal davon gehört. Sie hätte ihrer Mutter mit ſo was kommen ſollen, ja wolle! So was that denn Anneliſi weh, und ſie meinte manchmal, ſie ſollte nur der Brüder wegen da ſein, und an ihr ſei niemand etwas gelegen. Nur z'arbeiten ſei ſie gut genug, wenn ſie aber auch etwas wolle, da ſei niemand daheim.

Reſli, der natürlich wohl wußte, daß er einmal den Hof erben werde, der hätte gerne mehr getrieben mit der Arbeit, mehr gehandelt, mehr benutzt, und es ſchien ihm oft, als wenn niemand an ihn dächte, ja, als ob Alle ſo viel brauchten und ſo wenig thäten als möglich, nur damit ihm nichts überbleibe. Er war gar nicht geizig, aber er war ängſtlich, und in dieſer ſtillen Aengſtlichkeit, welche er nicht einmal zeigen durfte, kam er Vielen hochmüthig vor, und Andere hielten ihn für geizig, weil er ſehr oft zu Hauſe war, um zu der Sache zu ſehen, während Andere herumhürſcheten unnützerweiſe und Geld brauchten.

Weder Vater noch Mutter kannten dieſes innere Weſen; man lauſcht es ſich ſelten ab, darum denkt man auch nicht daran, daß es in Andern ſei, aber die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem verſöhnenden Hausgeiſt bekannt gemacht, hatte ſie das Unſer Vater ſo recht gelehrt, daß ſie es nicht gedankenlos beteten, daß es ihnen auch war erſt wie ein tiefer See, in den ſie allen Groll ver-

senkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher sie in's Land des Friedens, in den Himmel stiegen. Besonders bei den Brüdern, welche bei einander schliefen und meist zusammen beteten, hatte dieses die Frucht, daß sehr selten die Sonne des Morgens den Schatten noch sah, der bei ihrem Untergang das Herz des einen oder des andern verdunkelt hatte. Bei Annelisi hielt es etwas härter, weil keine bestimmte Gelegenheit ihr gegeben war, ihr Herz des Grolles zu entleeren; wenn das Gebet sie allerdings versöhnlich gestimmt hatte, so konnte sie ihre Gesinnung nicht ausdrücken, nicht Frieden schließen, nicht durch ein Bekenntniß sich entlasten. Gewöhnlich kam dann die Gutmüthigkeit der Brüder zu Hülfe, die, wenn sie einmal etwas abgeschlagen hatten, hintendrein reuig wurden und eine Zeit lang um so gefälliger waren, oder die Schwäche des Vaters, der gar gerne seinem lieben Meitschi hintendrein etwas kramte, welches noch mehr kostete, als was Annelisi gern gehabt, aber nicht bekommen hatte.

So lebte die Familie berühmt und im Wohlsein, bis ein Schlag, äußerlich nicht von großer Bedeutung, ihr ganzes Glück zu zertrümmern drohte.

Christen mußte nicht nur sächlich die Gemeindelasten tragen helfen, sondern auch persönlich, d. h. er mußte Vogt werden, öffentliche Verwaltungen übernehmen, sich auch in Behörden wählen lassen. Dieses ist an sich selbst eine Last, es ist aber auch bedeutende persönliche Verantwortlichkeit dabei, und seltsamer Weise ist an manchem Orte diese persönliche Verantwortlichkeit unbezahlter Gemeindsbeamten sehr groß, während den wohlbezahlten Regierungsbeamten gar keine auferlegt ist. Wo das System herrscht, jeder Korporation dem Individuum gegenüber Unrecht zu geben, aus dem übel verstandenen Grundsatz persönlicher Freiheit, und jeden Halunken zu begünstigen gegenüber dem rechtlichen Manne, aus übel verstandener Humanität, da wird diese Verantwortlichkeit zu einer förmlichen

Gefahr, zu einem Schwerte, das an einem Pferdehaar über des Gemeindebeamten Haupt hängt.

Christen, bei seiner Unkenntniß aller Gesetze, bei seiner Unfähigkeit, selbst zu schreiben, wurde dies sehr beschwerlich und kostbar. Aus eigenem Sacke mußte er nicht nur fremde Hülfe bezahlen, sondern hing auch ganz von fremdem Rathe ab und mußte diesem folgen wie ein Blinder dem Hündchen, welches ihn leitet. Die eigentliche Gefahr jedoch fühlte er weniger als Aenneli, wie denn Weiber immer mehr Aengstlichkeit besitzen vor dem Kommenden aus der dunkeln Zukunft, als Männer. Alle diese Geschäfte, welche Christen von seinem Geschäfte und von seiner Arbeit wegezogen, waren Aenneli überhaupt zuwider, jedoch ließ sie dieses dem Manne nicht entgelten, wie Weiber oft thun, die dem Manne das noch mehr verbittern, dem er sich nur gezwungen unterziehen muß. Insbesondere aber war ihr der verdächtig, welcher dem Manne am meisten mit seinem Rath beistand, sie warnte ihn oft vor demselbigen. Es komme ihr vor, sagte sie, als sei er falsch an ihnen: er sei viel zu schmeichlerisch und rühmerisch und dazu immer nöthig (Geld bedürftig); so Einer mache oft für zehn Batzen, was ein Anderer nicht für tausend Pfund. Aber Christen konnte ihn nicht entbehren; guter Rath ist immer theuer und in mancher Gemeinde auch um Geld fast nicht zu haben; Aenneli wußte selbst niemand, der bessern geben konnte, und damit er nicht etwa aus Noth sie verrathe, spendirte sie demselben so viel sie konnte, und wenn er kam, so mußte er allemal ins Hinterstübli, wo ihm etwas z'weg stand, welches er daheim nicht hatte. Es giebt aber Leute, welche, je mehr man ihnen giebt, nicht nur um so ungenügsamer werden, sondern auch in den Wahn gerathen, als sei man völlig in ihrer Gewalt, und als könnten sie Einen ungemerkt und ungestraft mißbrauchen wie sie nur wollten. Sind sie einmal auf diesen Punkt gerathen, so treiben sie gerne ein doppelt Spiel, lassen sich von uns bezahlen und von Andern bestechen, um uns zu

foppen und zu betrügen. Sie rechnen, wenn man aus zwei Händen zu nehmen wisse, so gebe es accurat doppelt so viel als nur aus einer. Es giebt mehr Leute, welche von solchem Schmaus leben, als man glaubt.

Christen war Vormund, hatte fremdes Vermögen hinter sich, ob Geld oder Schriften, weiß ich nicht; kann beides gewesen sein, denn daß die Titel immer da seien, wo sie dem Gesetz nach liegen sollten, ist nicht gesagt; wo ein Regierungsbeamter und ein Gemeindsbeamter, ein Gemeindschreiber z. B. unter einer Decke liegen und unter einem Hütlein spielen, da können noch heutzutage ganze Vermögen verschwinden, und wo ist das Verantwortlichkeitsgesetz gegen den Regierungsbeamten? Ueber die unschuldigen Gemeinderäthe oder die noch unschuldigern Gemeinden geht es aus. Später muß es die Gemeinde ersetzen; kleine Diebe hängt man vielleicht, große aber läßt man laufen.

Christen dachte nun von ferne nicht ans Betrügen, aber er sollte beschummelt werden.

Es waren Leute, welche Geld nöthig hatten. Christens Rathgeber wurde ins Interesse gezogen, und dieser bewog den guten Mann, das Geld aus den Händen zu geben oder anzuwenden, die Titel zu versilbern oder abzutreten. Er sagte Christen, der Gemeinde sei es ganz recht, er habe mit ihr geredet, und sie habe ihn autorisirt, er solle es also nur unbesorgt machen, ihm könne es auf keinen Fall etwas thun. Wenn ihm die Sache einmal aus den Händen sei, so sei er aus aller Verantwortlichkeit, brauche sie nicht zu hüten, und er wolle alles schon so schreiben, daß er zu allen Zeiten, es möge gehen, was da wolle, drus und dänne sei. Dem Christen leuchtete das ein und er hatte durchaus kein Arg. Aenneli aber traute nicht, und sagte: sie könne nicht helfen, aber sie traue der Sache nur halb, es treffe fünftausend Pfund an, und mit dem sei nicht zu spaßen, sie hülfe noch zu einem rechten Mann zu Rath gehen, man sei nie z'vorsichtig.

Aber Christen redete ohnehin nicht mehr, als er mußte, und von Geschäften so ungern als möglich, weil er nicht gerne verrieth, daß er gar nichts kannte; denn er schämte sich seiner Unwissenheit doch, wenn er schon seine Kinder nicht begehrte geschickter zu machen. Zudem wußte er nicht, wem er trauen sollte, wenn er sich auf seinen Rathgeber nicht verlassen konnte. Wenn der ein Schelm an ihm sei, so glaube er denn gewiß, es sei kein braver Mensch mehr in der Welt, und was es ihn dann nütze, Mühe zu haben und herumzulaufen, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hätte; so redete er. Christen war allerdings auch mißtrauisch, aber eben deßwegen suchte er nicht neue Vertraute, sondern hielt am Glauben fest, wenn der alte Rathgeber treulos sei, so sei keine Treue mehr auf Erden; den habe er doch probirt auf alle Wege, es dünke ihn er sollte es mögen halten. Da Aenneli das Wüsteſt alles nicht machen wollte, so ging richtig die Sache vor sich und alles schien gut; denn lange Zeit sagte kein Mensch, daß es nicht gut sei.

Nach mehreren Jahren erst fing die Sache an sich zu rühren; allerlei unter der Hand wurde geredet und aus der Gemeinderathstube heraus schlich, man wußte nicht wie, das Gerücht: Christen hätte sich gröblich verfehlt mit Vogtsgeld, es werde ihm an die Beine gehen um viel tausend Pfund. Aenneli, die zwar selten von Haus kam, aber doch alles vernahm, nicht nur was ging, nicht nur was geredet wurde, sondern noch d's Halbe mehr, vernahm also bald: es heiße, es ginge Christen grusam an die Beine und wenn er nicht so reich wäre, so möchte es ihn lüpfen. Aenneli erschrak gewaltig, obgleich sie wußte, daß es so übel nicht gehen konnte, und Christen mußte auf der Stelle zu seinem Faktotum und ernstlich fragen, was an der Sache und ob da etwas zu fürchten sei, von wegen, er möchte lieber zu der Sache thun, ehe es zu spät sei. Der nun lachte ihn aus, daß er doch auf solches Weiberdamp hören möge, es wäre gut, wenn alles so sicher

wäre, wie das. Da sei er ihm gut dafür, daß es ihn keinen Kreuzer kosten werde, und wenn noch jemand etwas sage, so solle er ihn zu ihm schicken, er wolle ihn dann brichten. Nein da möchte er doch dann nicht so jemand hineinsprengen, dafür sei er noch lange zu gut. Er hätte schon manchmal können, wann er gewollt, aber o Jere, wenn er schon ein arm Mannli sei, so hätte er doch noch ein Gewissen und wohl noch ein besseres als mancher Reiche. Da solle er nur nicht mehr Kummer haben und ruhig schlafen, was er gemacht habe, sei gut gemacht und wie gesagt, er wolle ihm gut sein für jeglichen Kreuzer, den er deretwegen sollte zu Schaden kommen. Christen ging getröstet heim, tröstete sein Aenneli und einige Zeit lang blieb alles wieder still. Aber die Sache tauchte wieder auf und zwar ernster als früher, und neue Angst kam über die Eheleute. Nun ruhte Aenneli nicht, bis Christen zu einem rechten Manne ging. Der wollte lange mit der Sprache nicht heraus, sagte, er verstehe sich nicht darauf, hätte die Schriften nicht gesehen und fragte endlich Christen, er werde eine schriftliche Bevollmächtigung von der Gemeinde erhalten haben zu seinem Verfahren. „He nein," sagte Christen, „man hat mir gesagt, das sei nicht nöthig, es werde alles eingeschrieben in den Gemeindbüchern, da könne man alles finden, und die Sache doppelt zu machen, trage nichts ab." „He nun," sagte der Mann, „wenn die Sache im Gemeindsbuch eingeschrieben ist, so kann es dir allweg nichts thun." Nun war Christen wieder getröstet, denn daß es eingeschrieben sei, zweifelte er gar nicht. Aber Aenneli traute nicht so recht; er solle doch gehen und nachsehen, ob es denn wirklich drin sei, sagte sie. Brummend ging Christen und brachte die Antwort heim: der Gemeindschreiber hätte gesagt, er hätte jetzt nicht Zeit nachzuschlagen, das gebe mehr zu thun, als so eine Frau glaube; aber er könne darauf zählen, daß alles, was erkannt worden sei, darin geschrieben stehe, er wisse wohl, was er schreiben solle oder nicht. Nun schien die Sache wieder abge-

than und Christen sagte: die Leute könnten seinethalben stürmen, was sie wollten, wenn Einer das Gemeindebuch im Rücken habe, so könne ihm niemand etwas thun, der Tüfel selber nit.

Da schlich sich Einer, welcher gerne insgeheim den Leuten die Haare zusammen band, aber dabei nie genannt sein wollte, an Aenneli und vertraute ihm: das sei gewiß nicht im Gemeindbuch und es sei eine abgekartete Sache gewesen, Christen hineinzusprengen, und der Gemeindschreiber suche die Sache geheim zu halten und zu verdrehen so lange als möglich. Aber einmal müsse Christen doch zahlen, das sei fertig. Und es wäre besser, er wüßte das sobald als möglich, vielleicht daß er noch etwas aus dem Feuer ziehen könnte, wenn er zu rechter Zeit daran hingehe. Das waren alles lauter Donnerschläge für das arme Aenneli, und um so härter trafen sie, weil sie nicht begriff, wie man da helfen könnte, als daß Christen vor den Gemeindrath gehe und ihm alle Schand sage und vor allem aus dem Gemeindschreiber, daß er ein Schelm sei und ein verlogener Kerli, und daß er von allem nichts wolle; sie könnten seinethalben sehen was sie machten. Das würde wenig helfen, sagte der neue Rathgeber; aber Christen solle einen Auszug aus dem Gemeindbuch fordern, und wenn man ihn nicht freiwillig geben wolle, so solle er ihn richterlich fordern lassen, da werde sichs schon finden, was im Gemeindbuch stehe und was nicht stehe.

So ging es auch, und nach vielen Umtrieben kam endlich Christen zu der Erklärung, daß vom ganzen Handel im Gemeindbuch kein einzig Wort stehe; von der Sache sei wohl geredet worden, aber Erkanntniß sei keine gegangen; man werde gedacht haben, es sei am besten, wenn man das dem Vogt überlasse, was er mache, sei ihnen recht. Somit war es entschieden, daß Christen fünftausend Pfund zahlen mußte; erholen konnte er sich nirgends, und der, welcher ihn hineingesprengt, hatte die schönsten Ausreden und schob die Schuld auf Andere.

Ich weiß nicht, soll ich sagen: dieser Verlust traf die Familie wie ein Donnerschlag, der ihr Glück zerschmetterte, oder: dieser Verlust ward zum giftigen Wurme, der ihren Frieden nach und nach zerstörte. Es wäre nicht das Eine, nicht das Andere ganz richtig; denn es traf sie wohl der Schlag heftig, gewaltig, aber nach dem Schlage war der Wurm da und lebte giftig fort.

Fünftausend Pfund sind nichts für einen Kaufmann, er sieht derhalben nicht nebe ume, wie der Bernerbauer sagt. Fünftausend Pfund ließen sich bei ihrem Vermögen leicht verschmerzen, setzten sie nicht einmal in augenblickliche Verlegenheit, wenn sie einige Zinsschriften wagten; ja wenn sie nur das vorräthige Geld zusammen machten, den Spycher zur Hälfte leerten, so war alles abgemacht. Aber beim Landmann geht es nicht zu wie beim Kaufmann. Bei dem letztern ist lauter Spiel, heute wird er getrümpft, morgen trümpft er wieder; eines Tages kann er Zehntausende verlieren, morgen Zwanzigtausende gewinnen, und bei jedem Verlust ist eben dieser Wechsel der Trost. Ganz anders ist es bei dem Landmann; da geht die Sache langsam aber stetig, kleine Verluste gleichen sich durch kleine Gewinnste aus, Fehljahre durch gute Jahre, und bei Fleiß und Sorgsamkeit und ohne großes Unglück geht es langsam vorwärts. Kommen große Unglücksfälle, geht ihm all sein Vieh in Boden, brennt sein Haus ab mit all seinen Vorräthen, schlägt es ihn auf Jahre zurück; er schickt sich darein mit bewunderungswürdiger Ergebung; was sollte er dagegen machen, das kam aus des Herrn Hand, über diese Verluste spotten die Menschen nicht und Kinder und Kindeskinder tragen sie ihm nicht nach.

Verliert er aber Summen auf außerordentlichem Wege, durch Ungeschick oder der Menschen Bosheit, dann weicht der Friede so gerne von ihm, und es kömmt, was man hier zu Lande sich hinterſinnen nennt. Der kommende Tag ersetzt sie nicht,

vielleicht erſetzt er ſie in ſeinem ganzen Leben nicht, und was werden Kinder und Kindeskinder von ihm ſagen!

Chriſten und Aenneli hatten wohl etwas vorgeſpart, allein es ging genug zu, es harzete.

Er wußte ſeine Sache nicht recht geltend zu machen und brauchte zu allem viel Zeit und viele Leute, und Aenneli war eine gute Frau, und gar vieles ſchwand ihr unter den Händen fort, ſie wußte nicht wie. Fünftauſend Pfund mußten ihnen, wenn es auf das Erſetzen ankam, eine unermeßliche Summe ſcheinen, die Frucht ihrer ganzen Lebenszeit.

Zu dieſem kam noch ein Anderes; die Kinder waren erwachſen, vor ihnen ließ der Verluſt ſich nicht verheimlichen; was ſagten die dazu, wie mußten die ihn aufnehmen? Kinder auf dem Lande theilen die Arbeit der Eltern, ſehen die Früchte davon, kennen die Schulden und Gülten, ſind weit enger in's Verſtändniß gezogen, geben daher um ſo eher ihre Willensmeinung kund. Alle waren heirathsfähig. Schadete ihnen dieſer Verluſt nicht am Heirathen, der Lärm davon noch mehr als die Sache ſelbſt? Alles wird vergrößert, auch entſteht gar gern der Glaube, wo ſolche Verluſte hervorbrechen, da ſeien noch viele zu gewärtigen; eine Sache, namentlich ein Unglück, kommt nie alleine. Und wenn ſie wirklich heirathen wollten, woher die Eheſteuer nehmen? Wenn man jetzt noch Eheſteuern geben ſollte, ſo mußte man ſich ganz entblößen, mußte vielleicht gar Geld leihen, weil man nicht alles abfünden konnte, oder mußte alle Titel verſilbern, mußte in ſeinen alten Tagen ſchmalbarten oder die Jungen mit leeren Händen gehen heißen. Arme Tage ſchwebten Tag und Nacht vor Aennelis Augen.

Das mußte große Bitterkeit anſetzen in des Ehepaars Gemüthern, denn mit dem Gelde war ihnen ja auch ein großer Theil ihres Lebens verloren. Wir fühlen alle, das Leben iſt eine große Gabe, mit dieſer Gabe ſollen wir vieles, vieles gewinnen, mit dieſer zeitlichen Gabe ſollen wir das ewige Leben erwerben. Aber nun meinen gar Viele, mit dieſer zeit-

lichen Gabe hätten sie nur zeitliches Geld zu gewinnen, ja gar Viele, die vom ewigen Leben als dem höchsten Ziele sprechen, scheinen darunter doch nur zeitliches Gut zu verstehen oder höchstens eine zeitliche Frau mit zeitlichem Gute. Und nach dem zusammengerafften Gute schätzen sie ihres Lebens Werth, wie der Maulwurf nach der Höhe des aufgeworfenen Hügels seine Kraft. Wenn aber aller Gewinn verloren geht, dann hintersinnet man sich, d. h. man kann nichts mehr anders denken, als wie es gegangen ist und nicht hätte gehen sollen; denn man hat ja eigentlich alles verloren, nicht bloß das Geld, das verloren geht, sondern das Leben, welches man an das Geld gesetzt. Christen und Aenneli waren kreuzbrave Leute, von den bräysten, die man sehen will zu Stadt und Land, aber den Werth der Menschen schätzten sie doch nach seinem Besitzthum und den Werth eines Lebens nach dem gemachten Fürschlag; so und so viel hat er geerbt, dann und dann hat er zu husen angefangen, und jetzt, denket doch, hinterläßt er —

Sie wußten es halt nicht besser, waren, wenn sie auch in der Schule nicht viel rechnen gelernt, doch in dieser Rechnungsweise von Jugend auf geübt, und wenn Christen es auch nie sagte, so dachte er es doch vielleicht manchmal, wenn er im Wirthshaus auf einem Stuhl absatz: „Hier setzen sich hunderttausend Bernpfund nieder.“ Nehmt ihm das nicht übel, denn noch ganz andere Leute wissen nicht, daß, wenn man auch die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele, man das Leben nicht nur verloren, sondern einen großen Schaden davon getragen.

Sie gingen herum manchen Tag, als ob sie vor den Kopf geschlagen wären, und konnten nichts Anderes denken als fünftausend Pfund, fünftausend Pfund! Weniger als die Eltern waren die Kinder angegriffen; sie hatten ein langes Leben vor sich, welches ihnen reiche Hoffnung bot zum Ersatze des Verlustes. Am meisten schien es Aennelisi zu fühlen, als

ob sie glaubte, zunächst müßte sie den Verlust entgelten an ihrer Aussteuer, oder derselbe möchte vielleicht diesen oder jenen, den sie im Auge hatte, abschrecken. Jedoch geschah nicht, was an so manchem Orte begegnet wäre; die Kinder machten den Eltern keine Vorwürfe, ja gebrauchten manches aufmunternde Wort. Aber wo die Eltern die Gemüther der Kinder ausschließlich auf's Geld richten und alle andern Rücksichten den Augen der Kinder ferne halten, da müssen sie es erfahren, wie das Schwert sich gegen seinen eigenen Herrn kehrt; wenn sie etwas Ungeschicktes machen, haben sie zu tragen den Zorn und die Vorwürfe der Kinder und wenn sie alt werden, derselben Unverstand und Ungeduld, die alle Tage mit Gott hadert über der Eltern langes Leben.

Hier herrschte noch Liebe und herrschte die alte Sitte, daß die Kinder die Eltern ehrten, auf daß sie lange leben möchten in dem Lande, welches ihnen Gott gegeben.

Wie es dem ergeht, dessen Haus verbrannt ist mit all dem, was es barg, so ging es auch Christen und Aenneli. Zuerst füllte der Verlust die Seele; eine Art Betäubung herrscht, dann dämmern Gedanken durch die Betäubung wie Lichtstrahlen durch den Nebel; es leuchtet die Nothwendigkeit ein, etwas vorzukehren, den Schaden zu ersetzen, es flackert das Sinnen auf, wer den Verlust verschuldet.

Christen hatte kein Haus aufzubauen, aber er begann nachzudenken, wie die fünftausend Pfund zu ersetzen wären. Und allemal, wenn eine Frau zum Hause schlich, loderte ihm der Gedanke auf: Die trägt wieder etwas fort, welches Geld gelten würde, und was will ich hausen und sparen, während auf der andern Seite fortgegeben wird, alles was nicht angenagelt ist? Der gute Christen hatte es auch wie viele andere Leute, was er nöthig glaubte, das wollte er bei Andern anfangen, und hätte doch wissen sollen, daß wenn der Bauer mit seinen Leuten mähen will, er voraus mäht und nicht hintendrein.

Aenneli kam es wieder in den Sinn, daß sie gewarnet habe, das Geld herauszugeben, daß sie Christen angerathen, noch jemand anderes zu Rathe zu ziehen, daß sie den trügerischen Freund nie hätte leiden mögen, sondern vielfach ihren Verdacht geäußert. Sie begann daran zu sinnen, ob wohl die Zeit gekommen wäre, daß mit weniger Leuten mehr gearbeitet würde. Und wenn sie durch den Stall ging und zwei oder drei Kühe sah wie Flühe, aber fast ohne Milch, so konnte sie sich nicht enthalten, zu rechnen, wie manche Dublone da zu machen wäre, wenn man sich zu rangiren wüßte. Das alles ging im Inwendigen vor; fast wie des Blitzes Schein fuhr es vorüber; böse Worte gab man sich nicht; treulich beteten sie mit einander, und friedlich, wenn auch oft mit schweren Seufzern, schliefen sie ein.

Aber ein alt Sprichwort sagt: Der Teufel ist ein Schelm, und wenn er auch umher geht wie ein brüllender Löwe, so schleicht er noch viel häufiger herum in Gestalt von flüchtigen Gedanken, luftigen Nebeln gleich, und diese Gedanken streifen zuerst nur über eine Seele, dann schlagen sie sich allmählig nieder darin, haften, setzen sich fest. Dann steigen sie herauf in unsere Blicke, in unsere Geberden, brechen endlich als Worte zum Munde heraus, und während wir glauben, wir reden aus dem göttlichsten Recht, ist's der Teufel, der grimmig und lustig uns zum Munde ausflattert und dem Nächsten mit Klauen und Hörnern zu Leibe geht, bis auch aus dessen Mund ein Teufel fährt und eine Schlacht zwischen beiden sich erhebt auf Kosten der Armen, in deren Seelen der Teufel sich hinabgelassen und aus deren Mund er wieder herausgefahren ist.

Eines Tages war's, als ob Einer wäre, der ersinnete, was sie böse machen könnte und alles dieses herbeiführte und ihnen anthäte. Es giebt solche Tage, wo Eins hinter dem Andern kömmt, wie eine Schneegans hinter der andern, wo

das Aergerliche nicht aufhören kann, bis die Galle überläuft und es Wetter giebt zwischen den Menschen.

Als man in den Stall kam, war ein Pferd über die Halfter getreten und hatte sich übel verletzt, so daß man dasselbe des Morgens nicht brauchen konnte; im Kuhstall fehlte auch etwas; als man Flachssamen brauchen wollte, hatte die Mutter den letzten einer armen Frau gegeben, welcher Umschläge verordnet waren. In den Ställen vertrappeten die Leute ihre Zeit, so daß auf dem Felde nichts geschah, und während Andere schönes Emd einmachten, blieb das ihre schön dem Regen zweg. Abends kam ein Bernermetzger, der Kühe suchte und von ihrem Stalle gar nicht fort wollte. Er meinte, es müßte erzwungen sein, zwei oder wenigstens eine feil zu machen, und bot Geld, daß man es fast nicht hätte nehmen dürfen. Es war eine Zeit, wo fette Kühe fast nicht zu erhalten waren und die Metzger die größte Noth hatten; denn ob's Kühe gebe oder keine, darnach fragen die Stadtleute gar nicht, aber Fleisch wollen sie haben, und zwar je besser, desto lieber, ihretwegen kann's der Metzger von Zaunstecken schneiden oder aus Kabisstorzen.

Aber Christen tubakete ganz gelassen an seiner Pfeife und sagte dem Metzger: „Du hast's schon manchmal gehört, ich gebe sie nicht. Um was so ein Bernermetzgerli sie vermag zu kaufen, um das vermag ich sie auch zu behalten.“ Alle Einreden des Metzgers, daß andere Kühe für ihn weit nützlicher wären, daß er an drei Kühen wenigstens sechzig Kronen zwischenaus machen würde, gingen in den Wind. Aenneli hörte dem Märten mit ungeduldigem Herzen zu, ging oft aus und ein und konnte sich nicht enthalten zu dem Metzger zu sagen: es dünke sie, er wäre nicht der Unwatligist, und wenn sie mit einem handeln wollte, so wäre er nicht der letzte.

Das war ein Stich, der bei Christen Fleisch faßte, aber er sagte nichts darauf, sondern nur zum Metzger: „Du hast gehört was ich will, und jetzt wollte ich mich nicht länger

säumen, wenn ich dich wäre. Wenn du heute noch etwas Anderes finden willst, so hast du deine Zeit zu brauchen.

Bald darauf kam eine arme alte Frau, welche einen kranken Sohn hatte; derselbe erhielt sie sonst, jetzt war die Noth groß.. Derselbe fing an sich zu erholen, und der Doktor hatte Wein verordnet. Aber wo nehmen und nicht stehlen? In solchen Fällen war Aenneli die Zuflucht, und umsonst nahm man sie selten zu ihr. Als die arme Mutter kam und mit dem Fürtuch die Augen wischte, noch ehe sie anfing und dann vieles vom Sohn erzählte, wie er so gut gegen sie sei, und wie er krank geworden, und wie sie in der Noth seien und sie wäger heute noch nichts Warmes gegessen und jetzt sollte sie Wein kaufen und hätte keinen Kreuzer im Hause und wüßte keinen aufzubringen. Wenn doch Aenneli ihr d'r tufig Gotteswille nur einige Batzen leihen wollte oder wenn es möglich wäre, nur eine halbe Krone, so wäre ihr geholfen, und sie wollte dafür spinnen, bis sie selber sagen müßte, es sei genug. Aber wenn ihr der Sohn sterben sollte, sie wüßte nicht, was sie anfinge, unter Tausenden gebe es keinen solchen.

Aenneli war in großer Verlegenheit. Wein hatten sie diesen Augenblick keinen Tropfen im Hause, wie sonst manchmal der Fall war, und Geld hatte sie auch nicht mehr im Sack als sechs Kreuzer. Sie ließ sich sonst nie so auskommen, daß sie nicht einige Batzen oder Franken in irgend einem Sacke hatte. Aber sie hatte letzthin zu Gevatter stehn müssen, hatte seit der Sichelten, wo es den Ankenhäfen übel ergangen war, keinen Anken mehr verkauft, sparte ebenfalls Augsteneier auf, hatte kein Geld gemacht und das Schlüsseli hatte eben Christen im Sack. So konnte sie die Frau doch nicht gehen lassen, wenn der Sohn sterben sollte, so hätte sie ja keine ruhige Stunde mehr im Leben und das letzte Stündlein wäre ihr auch nicht ruhig, und doch war es ihr grausam zuwider, dem Christen das Schlüsseli zu fordern. Sie stellte der Frau vorläufig etwas Warmes zweg und suchte dann den Resli, sie

wußte, daß der Geld genug hatte, allein der war zum Viehdoktor gegangen und hatte den Schlüssel zum Schaft im Sack; der andere Sohn war im Stall, hatte aber kein Geld im Sack, sondern alles in Reslis Schaft. Anneliſi aber hatte den Schlüssel verloren zu seinem Gaßetli, worin es sein Geld hatte; es war wie wenn alles verhexet wäre. Da nahm endlich Aenneli das Herz in beide Hände, ging hinaus und sagte: Gieb mir doch geschwind das Schlüsseli! Christen ward ganz roth im Gesicht, suchte es langsam, gab es endlich mit den Worten: He ich wollte machen, daß morgen auch noch wäre.

So etwas hatte Aenneli noch nicht gehört, es stellte ihm das Blut, einen Blick that sie auf Christen, den der noch nie gesehen, aber sagen konnte sie kein Wort, sie ging mit ihrem Schlüsseli wie sturm ins Haus, und als sie der alten Frau die halbe Krone herzählte, zitterten ihr die Hände so, daß die in den höchsten Ausdrücken dankende Frau plötzlich fragte: Aber mein Gott, was fehlt dir, wird es dir g'schmuecht? O nein, sagte Aenneli, es ist nichts Anders, das giebt es mir, wenn ich lange nicht zu Ader gelassen. Es ist albeg bald vorbei. Und Aenneli faßte sich zusammen, denn kein fremdes Ohr hatte je eine Klage gehört und kein Auge Thränen gesehen in ihrem Auge, außer bei natürlichen Anlässen; was unter ihnen vorging, sollte keine Posaune auf den Straßen verkünden. Aber es kostete dieses Zusammenfassen schwere Mühe und kürzer als sonst fertigte sie die Frau ab; sie konnte es fast nicht aushalten, bis sie ihr den Rücken sah. Die gute Frau konnte fast nicht aufhören zu danken, aber nicht nur aus Dankbarkeit, sondern es stach sie auch der Gwunder, was Aenneli wohl in diese Bewegung versetzt hätte, und so lange sie im Hause war, hatte sie Hoffnung es zu erfahren. Als sie es endlich verlassen mußte, stellte sie sich draußen bei Christen und hätte noch gerne ein neues Gespräch angefangen, aber der gab ihr keine Antwort. Gewiß haben die mit einander etwas gehabt, dachte

sie, und ob dem Sinnen, was es gewesen sein möchte, vergaß sie fast die halbe Krone, mit welcher sie nun ihren Sohn laben konnte.

Wie die Frau zur vordern Thüre ausging, schoß Aenneli zur hintern hinaus, machte sich etwas bei den Schweinställen zu schaffen, und da sie dort noch nicht ruhig war vor Knechten und Mägden, so schlich sie nach dem Bohnenplätz, der schon gar manchmal als schöner grüner Umhang gedient hat für Dinge, die nicht für jedermanns Augen sind.

Dort ließ sie endlich ihren Thränen freien Lauf, und es dünkte sie, wenn nur das Herz auch gleich käme den Thränen nach, so wäre doch dann ihr Leid zu End. Sie konnte nicht mehr stehen, sie mußte niedersitzen in den Bohnen, der Boden wankte unter ihr, schwarz ward es um Augen und Seele, als ob man ein großes Leichentuch um beide geschlagen hätte.

Also so ging es ihr jetzt, jetzt sollte sie das Unglück alleine entgelten, sollte den armen Leuten abbrechen, sollte es sie entgelten lassen, wessen sie sich doch so gar nicht vermochten! Das dünkte sie eine große Sünde, daß man ob der Armuth wieder ersparen wolle, was menschliche Bosheit und eigene Schwachheit gefehlt; hatten sie doch selbst oft darüber sich aufgehalten, daß es zunächst immer die Armen entgelten müssen, wenn ein Reicher einen Verlust erleidet, indem man zuerst immer den Armen abschränzt, ehe man sich selbst etwas Entbehrliches abbricht, und jetzt sollte es bei ihnen auch gerade so zugehen? Und was trug das ab? Eine Kleinigkeit, während man da, wo man das Zehnfache erübrigen konnte, alles im gleichen Trappe gehen ließ und sich keinen Zoll breit ändern konnte. Dublonen ließ man fahren, und wegen einer halben Krone mußte sie Worte hören, daß sie meinte, man haue ihr Leib und Seele ab einander. Sie sehe jetzt, daß keine Liebe zu ihr mehr da sei, daß sie der Sündenbock sei, der alles ausessen sollte, was Andere eingebrockt. Hatte sie nicht gewarnt gemahnt, aber man achtete sich ihrer nicht, glaubte ihr nichts,

und jetzt sollte sie es alleine entgelten. Wenn noch ein Funke von Liebe zu ihr da wäre, so wäre man nicht so gegen sie. Und ging denn etwa die Sache alleine aus Christens Gut, hatte sie nicht auch eingekehrt, daß es wohl ein Almosen ertragen mochte! Ja wenn sie eine bräuchige Frau wäre oder eine hoffährtige oder eine die gerne im Sessel säße, so wäre es noch eins, aber ringsum sei keine, die mehr eingebracht und mehr schaffete, und da möchte sie doch wissen, ob es ihr nicht auch etwas für ihre Freude ziehen möchte, und armen Leuten zu helfen sei einmal ihre Freude, und sie möchte wissen, ob das nicht besser wäre, als Hoffahrt und z'Märit laufen? Und je mehr sie weinte, um so völler ward dem armen Aenneli das Herz, daß es sie dünkte, es müsse zerspringen und es wolle die Seele oben zum Kopfe hinaus. Schwere zornige Wolken wälzten sich über ihr Gemüth, fortlaufen, scheiden, klagen, aufbegehren, auspacken, wüstthun, eins nach dem andern kam, und eins nach dem andern ging, vor dem einen schämte sie sich der Leute wegen, das andere wollte sie nicht um der Kinder willen; aber wie das Feuer das Wasser verzehrt und das Nasse trocknet, so verzehrte der Zorn das Leid und trocknete die Thränen, und als sie merkte, daß man sie suche um's Haus herum, da war es in ihrem Gemüthe, wie es oft nach einem Gewitter am Himmel ist; es regnet nicht, es donnert nicht, aber es scheint auch die Sonne nicht, trüb und trotzig sieht es am Himmel aus, und was werden will, weiß kein Mensch. Wie sie merkte, daß die Suchenden sich entfernt und niemand mehr hinter dem Hause sei, verließ sie ihren Kupwinkel und erschien im Hause, wie ein kluges Weib es so wohl versteht, daß es mitten unter den Leuten ist, und keiner kann sagen, wann und woher es gekommen.

Die Kinder fühlten wohl, daß etwas nicht gut sei, aber keines frug nach der Ursache und jedes ging so bald wie möglich der Ruhe zu.

Christen rauchte wie üblich seine Pfeife vor dem Hause,

und wo er einmal saß, da stand er nicht gerne auf, und wie gerne er auch im Bette gewesen wäre, so war es ihm doch so zuwider daran hinzugehen, daß er bis nach Mitternacht sitzen konnte, ehe er zum Entschlusse kam. So saß er auch diesmal lange und alleine draußen, und vielleicht nicht bloß aus Gewohnheit, sondern wahrscheinlich war es ihm auch, wie es jedem Menschen ist, wenn er sich einem Menschen nähern soll, von dem er weiß, daß er beleidigt ist, aber nicht weiß, ist er streitbereit oder friedfertig, während man selbst den Muth noch nicht gefaßt hat, offen und ehrlich den Frieden zu begehren.

Endlich suchte er doch das Bett. Er war der letzte, er betete sein Unser Vater, aber alleine, Aenneli betete nicht mit. Als er fertig war, wartete er eine Weile; Aenneli blieb stumm, er wußte nicht schlief sie, oder wachte sie; das erste Wort konnte er nicht reden, die Frage: Schläfst? hatte er zehnmal im Halse, aber dort blieb sie, er legte sich schweigend nieder. Es war das erste Mal, daß sie sich nicht gegenseitig b'segneten mit dem frommen Wunsche: Gute Nacht gebe dir Gott.

Aenneli hatte nicht geschlafen, aber auch sie wollte nicht zuerst reden. Christen war's, der gegen sie so gröblich gefehlt; an ihm war das erste Wort, und auf dieses erste Wort wartete sie, aber ob sie mit ihm Friede machen wollte oder nicht, das wußte sie nicht, aber sagen wollte sie ihm, was ihr fast das Herz zerreißen und was sie nicht ertragen könnte, wenn es so gehen sollte.

Als Christen betete: Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldnern, da dachte sie: ob er wohl an die Schuld denke, welche er heute gegen sie gemacht. Als er gebetet, erwartete sie seine Rede; als er aber schwieg, als er sich zum Schlafen legte ohne Wunsch und ohne Segen, da sagte sie zu sich selbst: So, ist das so gemeint; jetzt ist's fertig! Kann der seine Sünden nicht mehr bekennen, so bin ich ein armer Tropf, aber so ganz untern thun lasse ich mich

nicht. Aenneli dachte wunderbarer Weise gar nicht daran, daß es heiße von Sündenvergeben, sondern hatte nur Bekennen im Kopf, und daß dieses Bekennen Christen zukäme, und weil er es nicht that, so sah sie darin eine neue Schuld, eine Schuld, die sie gar nicht verzeihen konnte; und als Wunsch und Segen noch ausblieben, da war es ihr, als sei zwischen ihr und Christen ein weiter und tiefer Graben, über den keines Menschen Fuß kommen könne, zu keinen Zeiten mehr. Manchmal war es ihr, als müßte sie reden, als sei alles gefehlt, wenn sie einmal in Groll und Aergerniß niedergegangen und die Sonne darüber aufsteigen ließen, aber solche Regungen wurden immer wieder unterdrückt durch den trotzigen Muth, daß sie einmal zeigen müsse, sie nehme nicht alles an, wolle nicht alles ausbaden, was Andere angerichtet, lasse nicht mit sich umgehen, als ob sie ein Waschlumpen wäre oder als wäre sie mit leeren Händen gekommen.

Selbe Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen, aber auch keine Reue in ihr Herz. Als kaum der Morgen graute, stund sie auf, nur um Christen nicht etwa: Guten Tag gebe dir Gott wünschen oder ihm auf seinen Wunsch danken zu müssen. Und das war wiederum der erste Tag, den sie ohne Wunsch und Segen begannen. Trübselig und wortlos verstrich er, und als der Abend kam, da legte zuerst Christen sich nieder. Ihm verlangte nach der Stimme seiner Frau, die er den ganzen Tag über nicht gehört, und es war ihm unwohl dabei geworden, denn sie war ihm lieb, und er hatte die Rechnung gemacht, daß wenn sie schon gegen die Armen viel zu gut sei und mit ihnen viel unnütz verbrauche und das Lumpengesindel ziehe wie Zucker die Fliegen, so sei sie doch sonst sparsam und arbeitsam, und er könnte leicht eine haben, mit welcher er viel böser z'weg wäre, und es hätte jeder Mensch etwas an sich, das zu scheuen wäre, aber der eine minder, der andere mehr. Er wollte diesmal reden; z'tublen trage nichts ab, und bald dreißig Jahre seien sie im

Frieden bei einander gewesen, für den Rest wollten sie keinen neuen Brauch anfangen. Aenneli kam, betete, aber betete leise für sich alleine. Wenn Christen ihr nicht gute Nacht wünschen möge, so wüßte sie nicht, warum sie für ihn beten solle; so dachte sie. Und Christen wartete sehnlich auf das Beten, wollte nachbeten, als aber kein lautes Wort kam, als Aenneli ohne Wunsch sich zum Schlafen legte, da wußte er fast nicht wie ihm war. Daß er gestern ohne Segen sich gelegt, dachte er nicht, nur an das was Aenneli jetzt that. So, ist das so gemeint, sagte er zu sich selbst, so kann ich auch anders sein, warte du nur. So von einem Fraueli lasse ich mich noch nicht kujoniren, dafür bin ich nicht auf der Welt, und für was wäre ich der Mann, als für zu sagen, wie es gehen solle, und wenn du tublen willst, so tuble meinethalb so lange du willst, einmal ich frage dich nicht, was du habest.

So stieg das Feuer auch in Christen auf, und wie es bei langsamen Naturen der Fall ist, um lange zu bleiben. Aenneli aber hatte erwartet, Christen werde fragen, warum sie nicht bete, dann wolle sie ihm so recht auspacken. Als nun Christen nicht fragte, nichts sagte, da dachte sie bei sich selbst: He, nun so dann, wenn du es so haben willst, so habe es, aber daß du so ein wüster wärest, und daß du mich so wenig lieb hättest, das hätte ich nicht geglaubt; und nicht viel fehlte, es wäre ein heftiges Weinen über sie gekommen, so voll ward ihr auf einmal das Herz. Aber der Zorn ward Meister und trieb, was im Herzen war, als heiße Dämpfe in den Kopf hinauf.

So begannen beide erbittert die Nacht, standen am folgenden Morgen wortlos auf, und eine traurige Zeit begann für das Haus.

Sobald ein Groll im Herzen bleibt und sich setzet, wird dieses Herz selbstsüchtig. Sein Gesichts- oder vielmehr Gefühlskreis verengert sich. Wie die Spinne nur die Fliegen zu

erfassen vermag, welche in den Bereich ihres Netzes kamen, so vermag der Groll nur die Dinge zu empfinden, welche ihn berühren; alles Andere ist für ihn gar nicht in der Welt, er sieht es nicht, er riecht es nicht, und naht es sich fühlbar, so stößt er es zornig zurück. Wo in einem Herzen die Harmonie zerstört wird und ein Gefühl die Oberhand gewinnt, da trittet Beschränktheit ein, und wie Archimedes, in seine Berechnungen vertieft, die Einnahme seiner Vaterstadt nicht gewahrte, so fasset ein so recht innig Grollender kaum, wenn sein eigen Haus brennt, und ein hart Leidender es kaum, wenn tausend Andere in seiner Nähe wimmern und wehern würden.

Redet mit einem Liebenden von Brand- und Wassernoth, die Tausende unglücklich gemacht, um so mehr freut er sich seines Glückes, wenn er euch nämlich hört. Redet einem Mißvergnügten von einer glücklichen Ernte, welche der Noth von Tausenden ein Ende gemacht, er verflucht den Segen Gottes, weil er Andere zufrieden gemacht. Redet einem Zornigen von der Sanftmuth unseres Herrn, so giebt er euch eine Ohrfeige, wenn er nämlich fasset, was ihr redet. Laßt einen Regenten eitel sein, so benutzt er den Staat ungefähr wie eine Dame ihr Schmuckkästchen; die Folgen sieht er nicht, wie nahe sie auch liegen, und zwischen monarchischen und republikanischen Regenten ist hierin kein anderer Unterschied als zwischen einem Tropf und dem andern Tropf.

Laßt eine Leidenschaft überhaupt im Herzen eines Menschen sich ansetzen, so wird sie euch gleich einem losgebundenen Element, das alles verzehrt, was in sein Bereich kömmt, und erst in sich zusammen sinkt, wenn alles verzehrt ist, wenn es keine Nahrung mehr findet. Laßt Eheleute dauernd grollen, so nimmt nicht nur das ganze Haus diese Färbung an, wird unheimlich, sondern alle Interessen gehen in diesem Grolle auf, alle Gefühle verlieren mehr und mehr ihre Kraft, und wie die Gedanken an diesem Grolle unausgesetzt nagen, so verlieren sie ihre Schärfe für alles Andere; ja, es ist fast als

ob sie auch die Augen schwächten, daß sie das Nothwendigste nicht mehr sehen, für das Liebste keinen Sinn mehr haben. Diese Zustände wachsen so allmählig, man weiß nicht wie; denn, wie gesagt, der Teufel geht nicht immer umher wie ein brüllender Löwe, sondern sehr oft auch als ein schleichender, und die Hölle hat viel Aehnlichkeit mit einem Ofen, sie wird nicht auf einmal glühend, sondern zuerst nur lieblich warm.

So ging es auch dem armen Ehepaar. Wohlverwahrt trugen sie ihren Groll in ihren Herzen, ließen ihn anfangs nicht unter die Leute, blieben bei ihren angeerbten Sitten, und anständig ging es zu wie vorhin. Aber expreß verkaufte nun Christen seine Kühe nicht, expreß hielt er nicht weniger Leute, förderte die Arbeit nicht rascher, sondern eher das Gegentheil, und Aenneli, weil sie dieses sah, so ward sie nur um so freigebiger, und hieß manche Frau vor Christens Ohren bald wieder kommen. So trotzte eins dem andern, während keines die fünftausend Pfund vergaß und jedes meinte, sie sollten wieder erhuset werden; aber jedes meinte auf anderem Wege, und je weniger das Husen vorwärts wollte auf diese Weise, um so mehr wuchs die innere Mißstimmung. Diese wurde zuerst fühlbar den Kindern. An allen ihren Angelegenheiten nahmen die Eltern immer weniger Theil, achteten sich derselben kaum, die Kinder konnten gehen und kommen, weder Vater noch Mutter fragten, woher, wohin. Schlechten Kindern ist das recht, guten Kindern aber hat es etwas unbeschreiblich Unheimliches.

Wenn Annelisi sonst heim kam von irgend einer Lustbarkeit, so hörte die Mutter gerne erzählen, wie es zugegangen, wer zugegen gewesen, und lockte wohl durch Fragen hervor, was Annelisi gerne sagte. Dann ließ sie Worte fallen über diesen und jenen Burschen, daß die Tochter wohl merken konnte, wer als Schwiegersohn willkommen wäre und wer nicht. Solche Gespräche waren auch die beste Gelegenheit, über Nebenbuhlerinnen sich zu beschweren und der Mutter zu

sagen: Nein aber Mutter, einen neuen Kittel muß ich nothwendig haben. Es sind Meitschi dagewesen, wo sie daheim mit den Zinsen noch genug zu thun haben, aber einen so schlechten Kittel, wie ich einen habe, hat keins angehabt. Und Göllerketteli habe ich nur die, welche ich erhalten, als mir der Herr erlaubt hat, und die sind so leicht und altmödisch, es trüge leicht eine hoffährtige Magd sie nicht. In solchem Zusammenhang hatte die Mutter wider neue Anschaffungen am wenigsten einzuwenden, und wenn die Mutter einmal ja gesagt hatte, so sagte der Vater seinem Annelisi nie nein. Das ward auf einmal anders.

Es gab allemal saure Augen, wenn es irgend wohin wollte. Kam es heim und wollte mit einem Bericht des Erlebten wieder gut Wetter machen, so schwieg die Mutter oder sagte, sie möge des G'stürms nicht, und ehemals seien die Mädchen daheim geblieben und hätten den Eltern etwas abgenommen, statt in der Welt jeder Lustbarkeit nachzufahren, wie die Vögel dem Hirse. Und wenn es etwas vom Anschaffen sagte, eine Kappe gerne gehabt hätte oder ein Gloschli, so seufzte die Mutter und schwieg oder sagte: wenn es einmal fehle, so komme gerne alles zusammen und helfe einander, um Einen zu Boden zu machen, sie hätte geglaubt, es hätte mehr Verstand als so. Wenn es dann weinte, weil es der Mutter nichts mehr treffen könnte, und der Vater fragte ihn's zufällig: Was plärest aber? und es antwortete: es mache es niemand mehr recht, und Freude sollte es keine mehr haben; es erleide ihm so dabei zu sein, zuletzt nehme es den ersten besten, um nur fortzukommen, so antwortete ihm der Vater: He nun so denn, so nimm und komme dann mir brav Ehesteuer zu fordern, es geht in einem zu. Es ist besser auch, man mache gleich hinter einander fertig, so weiß man doch auch, woran man ist.

Das that dann Annelisi grusam weh. Es war ein gutes Kind und liebte seine Eltern, aber daß es das Unglück allein

entgelten und nur für andere Menschen auf der Welt sein sollte, das meinte es doch auch nicht. Wenn der Bauersohn gerne ein Bauer wird, warum sollte die Bauerntochter nicht auch gerne eine Bäurin werden? Es ist nicht nur wegen dem Manne selbst, der doch auch allerdings nicht zu verachten ist, sondern wegen dem unabhängigen Regiment, das eine rechte Bäurin führt, und der Achtung, in der sie steht; denn eine rechte Bäurin, deren es im Canton Bern viele giebt, und welche die Sonnseite des Bauernlebens sind, ist die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen, ist die sichtbare Vorsehung in allen leiblichen Dingen. Und jetzt sollte Annelisi keine werden, weil der Vater fünftausend Pfund verloren und eine Ehesteuer ihm zu hart ankam! Das that ihr weh.

Der älteste Sohn war empfindlicher Natur und hatte er schon vorhin hie und da geglaubt, man hätte nicht genug Rücksichten für ihn, so geschah das jetzt noch viel öfters, und nicht immer mit Unrecht. Früher sah der Mutter Auge jede Veränderung in jedem Gesichte, und wo sie eine bemerkte, traf sie Vorsorge. Christeli, ich habe dir heute Trank angerichtet, du gehst nicht auf's Feld, so sagte sie, und im halben Tag rief sie ihn in's Stübli, wo sie ihm etwas Meisterlosiges z'weg hatte, damit er nicht an der harten Speise der Arbeitenden sich noch mehr verderben müßte. Und wollte es nicht bald bessern, so sagte sie, man wird zum Doktor müssen, und manchmal sagte sie sogar, es wäre gut, er käme selbst, er könnte dann selbst sehen, wo es dir fehlt; so mit dem Brichten breicht man es nicht allemal recht. Nun ging diese Aufmerksamkeit verloren; die Mutter frug ihn viel seltener, ob ihm etwas fehle; und wenn er es manchmal zu merken gab mit Nichtessen oder Berzen, so war sie im Stande zu sagen: Du mußt nicht so nöthlich thun, es wird schon bessern; je mehr man sich achtet, um so mehr thut Einem weh. Und wenn er liegen mußte und meinte, er sei recht übel z'weg urd vom Doktor redete, so war der Vater im Stande zu sagen: man

könne nicht das ganze Jahr durch einen für ihn auf der Straße haben; des Dokterns hätte er bald satt, er hätte jetzt sein Geld für andere Sachen zu brauchen, aber je nöthiger er es hätte, um so mehr begehrten die Andern zu brauchen. Solche Reden gingen Christen tief ins Herz. Es dünkte ihn, nicht länger als er noch leben werde, sollten sie es ihm gönnen; aber es gehe ihnen noch zu lange, und sie möchten nicht warten, bis er weg wäre. Es kam ihn manchmal an, wenn er nur heute sterben könnte, damit sie sich so recht ein Gewissen machen müßten. Es würde sie doch wohl z'plären thun, wenn sie mit ihm z'Chilche müßten und denken, sie hätten besser zu ihm sehen können, er lebte noch, wenn sie das Geld für den Dokter nicht gereut hätte. Und wiederum kam ihn das Weiben an, damit er jemand hätte, der zu ihm sehen würde und für ihn thun, was er mangelte. Dann strich er umher, besuchte Orte, deren er sich eigentlich hätte schämen sollen, ließ Geld aufgehen in den Wirthshäusern, daß männiglich meinte, er werde bald verkünden lassen; aber plötzlich verleidete es ihm wieder, er sah kein Mädchen mehr an, rührte keinen Wein mehr an, wollte wiederum sterben.

Weitaus am meisten litt der jüngste Sohn, Resli. Die Mutter hatte ihm früher oft gesagt: Resli, je früher du mir ein Söhnisweib bringst, um so lieber ist es mir; aber drei Sachen achte dich wohl, nimm eins, das sich wäscht, aber nicht nur oberhalb des Göllers, sondern auch unterhalb, eins, das alles anrühren darf und die Saumelchtern nicht scheut, und eins, dem man nicht zweimal die Zeit wünschen muß, ehe es einmal danket. Ich bin froh an die Ruhe zu stellen, und wenn du mir so eine bringst, so soll sie nicht über mich zu klagen haben.

Freilich sagte Resli: Mutter, es pressirt mir nicht. Aber er redete doch gerne mit der Mutter über die Meitscheni und hörte, was sie für einen Trumpf hatte für dieses oder jenes, und was sie von dessen Familie wußte bis zur Groß-

mutter hinauf. Denn Resli hielt gar viel auf den guten Namen und wollte nur eine Frau von braver Familie nache. Er wollte nicht, daß man den Kindern die Eltern vorhalten könne, und hielt eben so viel auf ehrlichem Gut, und eine mit ungerechtem Gut hätte er nicht mögen, und wenn sie einen ganzen Kässpycher voll Dublonen gehabt hätte und dazu es Mineli, wie wenn man es aparti tanggelt hätte.

So ein junger Kerli weiß aber, wenn die Mutter es ihm nicht sagt, nicht, was in einer Familie vorgegangen und was ihr anhanget; er sieht bloß wie das Meitschi thut, und sehr oft sieht er auch dieses Thun durch eine Brille. Und wenn er auch einsieht, wie dumm es thut, so meint er noch sehr oft, aus einem Meitschi, das dumm thut, gebe es eine Frau, die gescheidt thue — aber ohä!

Es ist daher Einer glücklich, wenn er eine Mutter hat, mit welcher er vernünftig über die Meitscheni reden kann, und die nicht meint, das Himmelreich bestehe in einem Geldsack, und wenn ihr Sohn schon eine dumme Frau kriege, so mache es nichts, weil er gescheidt für zwei sei.

Mehrere Jahre hatte Resli bereits in der Welt gelebt und hatte schon an viele Mädchen gedacht, hatte schon manchmal g'werweiset: Will ich dies oder will ich jenes, das wäre reicher, das wäre schöner, das wäre lustiger und jenes e Werchadere vom Tüfel; aber noch keines hatte er angetroffen, bei dem er in sich selber dachte: Das will ich und kein anderes, und wenn ich das nicht haben kann, so will ich gar keins, und wer weiß, vielleicht hänge ich mich noch.

Da war einmal ein schöner Sonntag, und es dünkte Resli, er möchte auch einmal baden. Er machte sich z'weg, steckte eine schöne Rose auf den Hut, legte das schönste Halstuch um und sagte, man solle Abends zum Essen und Füttern nicht auf ihn warten, man wisse nie, was es gebe, säume sich manchmal ung'sinnet.

Gleich nach dem Mittageſſen ging er alleine, denn ſein Bruder hatte gerade ſeine kranke Laune und einen Knecht ſo gleichſam als Sicherheitswache mit ſich nehmen, wie es oft geſchieht, der dann mit des Meiſters Sohn ißt und trinkt, ſich aber auch für ihn ſchlägt und prügeln läßt, das mochte er nicht.

Es war ein heißer Tag, der Staub lag handhoch auf der Straße, und als Resli aus dem Bade kam, dünkte es ihn, er ſei ein ganz neuer Menſch, er hätte Flügel und könnte fliegen über Berg und Thal. Zwei luſtige Geiger riefen zum Tanze und raſch hörte er die genagelten Schuhe den gygampfenden Boden ſtampfen. In langſamer Ruhe ſtieg er die Treppe auf, trat unter die Thüre, ſah im öden Saal ein halbes Dutzend Paare dampfen und ſtampfen und ein Dutzend Mädchen an den Wänden ſtehen, welche auch gerne gezeigt hätten, wie ſie ihre Kittel ſchwingen könnten und wie ſie das Stampfen erleiden möchten, auch wenn es auf ihren eigenen Füßen (Füßchen kann man nicht wohl ſagen) ſtattfinden ſollte.

Resli gehörte nicht zu den weichen Herzen, die ſich aller verlaſſenen Mädchen erbarmen, die meinen, wenn ein Mädchen tanzen möchte oder ſonſt etwas, ſo hätte ſie der Herrgott apart dazu geſchaffen, des Mädchens Wunſch zu erfüllen. Zu dem iſt es bei uns zu Lande nicht ſo mit einem Tanze abgethan, ſo daß, wenn der Geiger den letzten Strich thut, man das Mädchen flädern laſſen kann, unbekümmert, in welche Ecke oder an welche Wand es geräth, wie es unter den heutigen Zierbengeln Mode wird. Reicht ein Burſche einem Mädchen zum Tanz die Hand, ſo ſteigen in demſelben gleich ein Fuder Hoffnungen auf. Zuvorderſt ſteht eine Halbe Wein, welche der Tänzer kommen läßt, hintendrein kömmt Eſſen, ein ſchönes Schnäfeli Bratis, dann eine ſchöne Heimfahrt und endlich ein luſtiger Hochzeittag. Das ſteigt alles auf, ſobald ein Mädchen eine Hand zum Tanzen kriegt, und ſo eine Hand iſt gleichſam der Schlüſſel zu einem Schranke, der voll Herrlich-

keit ist und der Einem aufgeht, sobald man mit dem Schlüssel recht umgeht. Wenn aber nach ein oder zwei Tänzen sonder Komplimente ein Bursche seine Tänzerin fahren läßt, so versinken auf einmal alle diese Hoffnungen, und aschgrau wird es dem Mädchen im Herzen, wie es uns allen gehen würde, wenn wir das Morgenroth gesehen hätten, und nach dem Morgenroth käme keine Sonne, sondern wiederum die Nacht.

So täuschte nun Resli nicht gerne, und für etwas mehr als höchstens einen Tanz, war ihm keins der Mädchen anständig. Er forderte daher einen Schoppen für sich alleine und setzte sich an den Schenktisch, unbekümmert um die ärgerlichen Augen, die wie Fliegen und Wespen seine Ruhe gern gestört hätten. Aber Resli trank kaltblütig seinen Schoppen und dachte, wenn nichts Besseres kömmt, so trink ich aus und gehe.

Und wie der Böse kommen soll, wenn man an ihn denkt so kömmt in guten Stunden uns auch der Engel vor die Augen, an den gerade unsere Seele dachte.

Wie Resli aufsah, sah er ein Mädchen am Eingange stehen von ganz anderem Schlage als die Mädchen drinnen an der Wand. Es war nicht reich gekleidet, nicht so handgreiflich schön, wie man es auf dem Lande liebt, aber auf den ersten Blick sah man, daß da etwas Rechtes sei und aus einem berühmten Hause; der Glanz der Züchtigkeit und Reinlichkeit, in welchem das Mädchen so gleichsam gebadet war, gab ihm fast etwas Stolzes, daß keiner der Bursche, die da waren, sich an ihn's wagte. Resli fühlte sich auch Etwas, und glaubte nicht, daß für ihn leicht Eine zu vornehm sei, und wenn ihm auch das Mädchen fremd war, so dachte er doch: fragen werde nicht z'tödten gehen. Darum stand er auf und frug das Mädchen, ob sie einen mit einander haben wollten. Und das Mädchen sagte, es sei ihm recht.

Mehrere Tänze tanzten sie im weiten Saale, so gleich-

sam der König und die Königin unterm gemeinen Volk, und sie hatten je länger je größern Gefallen an einander; das ging zusammen, so rund und fittig, so rasch und richtig, daß es jedes von ihnen dünkte, so wohl hätte das Tanzen ihm noch nie gefallen, und noch mit keinem hätte es so fortkommen können wie pfiffen. Nach einigen Tänzen sagte er, er möchte eine Halbe zahlen, wenn es kommen wollte. Das Meitschi sagte zuerst, es sei nicht nöthig, es sei nicht durstig; indessen wehrte es sich doch nicht halb so wie manches Stüdi, das wenn es von weitem Wein riecht, schon die Finger zu schlecken anfängt bis an den Ellbogen, sich aber doch, wenn jemand es zum Wein führen will, erst reißen läßt, bis ihm irgend ein Bein im Leibe kracht.

Man sah dem Mädchen an, daß Resli ihm wohl gefiel, und eben weil es hier fremd war und es wohl sah, daß Resli es auch nicht kannte, so ließ es sich um so unbeachteter gehen und verschanzte sich nicht hinter die übliche zähe, einsilbige Sprödigkeit. Als sie am Wein saßen und die Stubenmagd fragte: ob sie noch etwas zu essen bringen solle, da sagte Resli, wenn sie was recht Gutes hätten. Aber da redete das Mädchen auf und sagte, ein Glas Wein zu trinken sei ihm recht gewesen, aber essen möge es nicht, sein Vater werde bald kommen und es abholen, sie hätten weit heim.

Resli geberdete sich aber auch als Einer, der wußte, wer er war, und sagte der Stubenmagd: sie hätte gehört, was er befohlen, und dem Meitschi sagte er: es solle sich nicht eigelich machen, auf ein Paar Batzen mehr oder weniger komme es ihm nicht an, und wenn der Vater käme, so sei immer jemand, der esse, was gekochet sei. Wenn es ihm aber recht sei, so wollten sie noch ein paar mit einander haben, bis das Essen komme; er hätte noch kein Meitschi angetroffen, mit dem sich ihm das Tanzen besser geschickt. Das Meitschi sagte nicht ab, und nun tanzten sie wieder, daß man ihnen die Herzenslust von weitem ansah und die Kunde bis in die Küche

drang, es tanzten zwei oben ganz b'sunderbar, man hätte noch nie so was gesehen, und ein Kuchimutz nach dem andern streckte mit zurückgehaltenem Kuchischurz seine schwarz angeloffene Nase neben den Thürpfosten durch in den Saal.

Noch zwei Tänze tanzten sie, nachdem das Stubenmeitli das Essen auf den Tisch gestellt und ihnen immer gewunken, von wegen weil es kalte. Aber es war Resli, als könne er das Meitschi nicht aus dem Arm lassen, und wenn er es lasse, so entschwinde es ihm und er sehe es nie wieder. Endlich führte er es doch zum Tische, und das Meitschi ließ sich führen; freilich sagte es, es sei unverschämt, nnd es wolle seinen Theil bezahleu, es thäte es nicht anders. Es sei nicht da hinaufgekommen, um zu schmarotzen, aber der Vater hätte eine Verrichtung gehabt und es unten Langeweile, darum habe es dem Tanze zusehen wollen, damit die Zeit fürgehe. Daß es selbst hätte tanzen können, sei ihm viel zu gut gegangen, und darum wolle es ihn jetzt nicht noch in Kösten bringen. Vom Geiger wolle es nichts sagen, aber an der Uerti zahle es seinen Theil; wenn er das Geld nicht zu scheuen brauche, so sei es denn nicht, daß andere Leute nicht auch welches hätten und es brauchen dürften. Es nahm Resli wunder, wer das Meitschi sei, und das Meitschi, wer Resli sei, und sie schlugen beide auf den Stauden herum, aber ein jedes wollte erst hören, wer das andere sei und ob die Bekanntschaft zulässig sei, ehe es herausrücke aus seinem Inkognito. So gelang keinem sein Vorhaben. Es dünkte Resli wunderlich, daß das Meitschi nicht war wie andere Meitschi. Er hatte nach der Verrichtung des Vaters gefragt, und hatte vernommen, er suche Holz, um etwas zu bauen. Er hatte gefragt ob das Haus ihnen zu klein sei. Jetzt hätte das Mädchen Gelegenheit gehabt aufzuzählen, wie viel Jucharten Land sie hätten und wie viel Garben sie machten nnd wie viel Klafter Heu sie alle Jahre dem Küher gäben. Aber von diesem allem vernahm er nichts, sondern bloß, daß das Haus ihnen gar unkommod sei und der

Stall sehr bös. Es wollte ihm nichts rühmen, wie er es auch darauf anlegte, nicht einmal wie viel Schweine sie hätten, vernahm er. Darum vernahm das Mädchen auch nichts. Resli rühmte sonst gerne ihre schönen Rosse, wie manches sie hätten und wie viel sie für jedes hätten lösen können, aber jetzt hätte er es bei Leib und Leben nicht sagen können, wie oft das Meitschi ihm auch Gelegenheit dazu gab. Es kam ihm vor, als ob das Rühmen ihn in den Augen des Meitschis herunterseßen würde, und daß der am meisten sich rühme, der den Ruhm am meisten nöthig hätte. Während sie so mit einander worteten und keines sich verrathen wollte, kam das Stubenmeitli mit der Nachricht, der Vater sei unten und lasse befehlen, daß es alsobald hinunterkomme. Sage ihm, ich komme gleich, sagte das Meitschi, stund aber nicht auf, machte mit Resli Gesundheit, wortete wieder, und bald wars, als ob des Vaters Bescheid vergessen wäre.

Da kam das Stubenmeitli noch einmal und sagte: der Vater lasse befehlen, daß seine Tochter auf der Stelle kommen solle, sonst fahre er alleine, man könne die Rosse nicht einen ganzen halben Tag an den Bäumen stehen lassen. Laß du ihn fahren, sagte Resli, ich begleite dich heim, wenn du nichts darwider hast. Da ward das Mädchen roth und sagte: Nein, das will ich jetzt nicht, aber dankheigist und behüte dich Gott, und somit gab es Resli die Hand, Resli nahm sie und wollte noch etwas sagen, und das Meitschi wartete darauf. Aber das rechte Wort kam Resli nicht. Da stürzte die Magd hinein und rief: G'schwind, g'schwind, dr Alt ist scho ufg'hocket! Adie wohl, rief das Mädchen und riß sich los. Wart doch, los doch, rief Resli, aber das Mädchen war schon auf der Treppe und frug auf derselben im Fluge das Stubenmeitli: Was ist das für e Bursch? Ich weiß es nicht, sagte dasselbe, ich kenne ihn nicht, er ist noch nie dagewesen. Da ging stille das Mädchen auf's Wägeli, stille hörte es die Vorwürfe des Vaters, stille fuhr es mit ihm dahin: es war ihm, als

fahre derselbe mit ihm ins weite öde Meer, wo keine Freude, keine Lust mehr sei, nichts als Herzeleid und lange lange Zeit, bis man sterben könne.

Resli war ganz verdutzt gestanden, und als er zum Fenster trat, um nach Wägeli und Vater zu sehen, ob er sie vielleicht kenne, sah er nur noch die hinter ihnen aufwirbelnde Staubwolke. Da that es ihm im Herzen weh, und er konnte nicht aufhören in den Staub zu sehen, hoffend, der Wind möchte kommen und den Staub verjagen, noch einmal könne er das Meitschi sehen; und lange war Staub und Wägeli verschwunden, und immer noch sah Resli ins Weite, und immer wirser that es ihm im Herzen. Es dünkte ihn, wie wenn ein Mühlstein darauf läge, und der Staub biß ihn in den Augen wie noch nie. Tausend Pfund reuten mich nicht, wenn ich wüßte, wer die wären. Als er dieses dachte, merkte er hinter sich das Stubenmeitli. Mach mir die Uerti, sagte er rasch, als ob er fürchte, dasselbe lese an seinem Rücken die Gedanken in seinem Herzen. He, es ist fünfundzwanzig Batzen, sagte dasselbe. Während es das dargelegte Geld nachzählte, dünkte es Resli, er möchte doch noch etwas wagen, und sagte: Was sind das für Leute gewesen? Das ist der Dorngrütbauer, er wohnt da in den Dörfern unten, in welcher Gemeinde weiß ich nicht, aber es soll ein gar grusam Reicher sein. Du hast dich aber überzählt, es sind zwei Batzen zuviel, fünfundzwanzig Batzen habe ich gesagt und nicht siebenundzwanzig. So behalte sie, sagte Resli, ich begehre sie nicht wieder. Du bist ein seltsamer Bursch, sagte das Stubenmeitli, die meisten wollen mir zu wenig geben, und du gibst mir zuviel. Aber ich will es nehmen, ich mangle es übler als du, und du solleſt Dank haben z'tausend Malen. Aber weißt du, was ich noch lieber möchte, als die zwei Batzen? Nein, sagte Resli. Einen mit dir haben möchte ich, du kannst es b'sunderbar wohl. Willst? He, meinetwegen, öppe einen, sagte Resli. He nu so de Gyger, so mach denn fry e lustige, aber g'schwind.

Sonst wenn die Wirthin merkt, daß ich tanze, so kommt sie und nimmt mich bei den Züpfen, sie ist heute aber gar eine böse, und ich will lieber, sie komme nicht dazu. Nun ging das Tanzen los, und das Meitschi ward selig, that Sprünge wie ein junges Böcklein, vergaß aber doch nicht trotz seines Glükkes in einer Pause zu fragen: Woher kömmst du?

Da dünkte es Resli erst: wenn seine erste Tänzerin nicht wisse, woher er komme, so brauche es die gegenwärtige auch nicht zu wissen, aber bald besann er sich eines Bessern und gab seinen Stammsitz an; denn wäre es nicht möglich, daß man hier ebenfalls nach ihm fragen würde?

So bist du der, sagte das Stubenmeitli; ich habe viel von Liebiwyl gehört, bin aber noch nie dort gewesen. Des Dorngrüthauer Tochter hat gefragt, woher du kämest, aber was man nicht weiß, kann man nicht sagen. (Man frägt im Emmenthal meist: Woher bist oder wem bist, statt wer bist, da nach alt-adelicher Sitte die Menschen bekannter sind unter dem Namen ihrer Höfe, als denen ihres Geschlechts.) Soll ich dir noch eine Halbe holen? Du wirst doch nicht schon fort wollen, du kämest ja Tages heim! Nein, ich mag nicht mehr trinken, sagte Resli. So mußt du noch einen mit mir haben, sagte das Stubenmeitschi, und nach dem einen wollte es noch einen und noch einen, gäb was Resli sagen mochte; und wer weiß, wie manchen Resli noch hätte haben müssen, wenn nicht die Wirthin unter der Thür erschienen wäre, um das arme, in seine Privatgeschäfte vertiefte Meitschi zu suchen. So, bist du da, du donstigs Bubennarr, was du bist, wohl, dir will ich! rief sie mit klebriger Stimme in den weiten Saal durch Geigen und Stampfen mitten hindurch, daß das arme Mädchen zusammenfuhr wie von einem großen Dorn gestochen, sich umsah und mit einem Satz zur Stube ausfuhr, als wenn es schrittlings auf dem Bysluft führe.

Bist du noch da, du donstigs Tanzgöhl, fuhr die Wirthin fort und richtete ihre Kanone auf den armen Resli. Es dünkt

mich, du solltest genug haben, und das andere Mal lasse mir meine Meitli in Ruhe oder bring Eine mit, wenn du tanzen willst, für solche Schmökeni habe ich meine Meitleni nicht. Oder wenn du es zwingen willst zu tanzen, so frag mich, ob ich Zeit habe. Ists denn wahr, daß du es so wohl könnest? Seh, laß mal probiren; Gyger, mach fry e styfe. Und sonder weitere Umstände mußte Resli mit der dicken Wirthin, welche dampfte wie eine siedende Fleischsuppe, die über einem anderthalbcentnerigen Mocken strudelt, an den Tanz. Er begann zu glauben, er sei verhexet, und ihm war, wenn er nur da weg wäre; wenn nach der Wirthin noch die Köchin käme, dann das Badmeitli, nach dem Badmeitli die Hühnermutter und nach der Hühnermutter das Kindermeitschi, nach dem Kindermeitschi die Wirthstöchtern noch alle, so ginge es bis am Morgen, und was würden die Leute sagen, wenn er erst mitten im Morgen heimkäme? Da erschien zum Glück unter der Thüre der Wirth und fluchte: es nehme ihn doch wunder, warum heute Alles da oben sein wolle, wenn das nicht aufhöre, so wolle er ihm schon ein Ende machen und jage die Geiger fort. Es dünke ihn, für so eine Alte sollte sie witziger sein, und wenn eine drei Männer gehabt und vierzehn Kinder, so sollte ihr das Tanzen erleidet sein. Aber er habe schon manchmal gehört, für die Narrechtige sei kein Kraut gut als einmal der Tod. Sie solle sich abe machen, es seien Leute unten, die wollten etwas essen, und zwar auf der Stelle. He, die werden wohl warten, sagte die Wirthin, wir haben auch warten müssen, bis sie gekommen sind. Hast du's gehört, sagte der Wirth, oder soll ich dir zünden? Du bist ein Grobian, sagte die Wirthin, hast du es gehört, ich lasse mir nicht von dir befehlen und tanze mit wem ich will und so lange ich will.

Komm Bürschli, wir wollen noch einen haben, und somit drehte sie sich und wollte Resli wieder fassen, aber es war kein Resli mehr da, sie streckte die Arme in die Luft und stand da, ungefähr wie Loths Weib gestanden sein mag. Es erscholl

ein donnernd Gelächter; der Wirth sagte: Gäll, der hat es dir gereiset! Wo ist der junge Löhl? fragte die Wirthin, sah rund in der Stube herum, aber Resli war nirgends zu sehen. Hat ihn der Schwarze genommen? Und abermal lachten Alle, und der Wirth sagte: Such nur. Die Wirthin wurde endlich verblüfft und sagte: He nu so de. Wenn es hat sein müssen, so ist es mir allweg lieber, er habe ihn alleine genommen, als mich damit. Es nimmt mich nur wunder, sagte sie zu ihrem Manne, warum er dich nicht mitgenommen hat, es wäre ihm in einem zugegangen, und er hat schon manchen genommen, der am kleinen Finger besser gewesen ist, als du am ganzen Leibe mit Haut und Haar.

Während unter solchen zärtlichen Gesprächen das Ehepaar an seine Arbeit ging, hatte Resli, der zum offenen Fenster aus auf die Laube und von da ins Freie gekommen war, schon einen Platz Weg gemacht. Bald schien's ihm, er gehe auf Rädern, bald wieder knietief in der Erde, bald tanzte er mit dem Mädchen, bald dachte er, er hätte es zum letzten Male gesehen.

Er machte Plan um Plan, wie er zu ihm gelangen wolle, bald Nachts als Kittbub, bald unter dem Vorwand, Kühe oder Rosse zu kaufen oder Heu oder Stroh; so ein Bauernsohn hat gar manchen Schlüssel zu andern Bauernhäusern, wenn es ihm ernst ist, hineinzukommen. Aber nichts gefiel Resli recht; er ersann immer etwas Neues, und das gefiel ihm dann wieder nicht, und er war daheim, er wußte nicht wie.

Die Andern hatten schon gegessen, aber die Mutter hatte hm sein Essen an die Wärme gestellt. Sonst war sie neben ihn gesessen und hatte ihn gefragt, wo er ausgewesen, und dann hatte ein Wort das andere gegeben, bis beide wußten, was sie wollten. Jetzt aber stellte sie ihm sein Essen dar, fragte nicht: Ist es noch warm? Sagte nicht: Du bist früh heim, sagte ihm kein Wort, ging aus und ein, als wäre er nicht da. So konnte er keine Frage anbringen, und das that ihm weh. Manchen Tag strich er um die Mutter herum, aber wenn er

etwas vom Sonntag anfangen wollte, so verschloß ein mürrisch-grollend Wort ihm den Mund. Endlich glaubte er einen günstigen Augenblick erhascht zu haben, er war mit der Mutter alleine im Spycher und faßte ihr Korn für die Schweine. Mutter, kennst du den Dorngrütbauer? Warum fragst du nach dem? He, ich habe ihn letzten Sonntag gesehen. Wie hast du gewußt, daß es der Dorngrütbauer war? O, ich habe gefragt. Was hat dich das wunder genommen? Ho nienerum. Aber ich habe mit der Tochter einen Tanz getanzt oder zwei. Jä so, sagte die Mutter. Während man daheim für euch sorget und huset und kummert, fahrt ihr herum und läuft jedem Schlärpli nach. Es dünkt mich doch, Mutter, du solltest nicht über mich zu klagen haben, ich mache ja, was ich kann. Ja, sagte die Mutter, und läufst an den Orten herum, wo es lustig geht. Es dünkt mich, das sollte dir vergehen, wenn du sinnetest, wie wir dran sind. Aber so hat man es mit den Kindern, wenn man sie am nöthigsten hätte, so sieht ein jedes für sich und frägt Vater und Mutter nichts mehr nach. Darauf konnte Resli keine Antwort mehr geben, das Herz that ihm zu weh. Die Mutter sollte doch wissen, dachte er, wie lieb er sie hätte und daß er diese Vorwürfe nicht verdiene. Wenn es einem Bauernsohn nicht mehr ziehe, einmal im Jahr zu baden und einige Tänze zu tanzen, so wäre es doch bös, und darneben sei er doch der erste und letzte bei der Arbeit, und wenn es gerechnet sein müßte, so gehörte ihm ein schöner Lohn heraus. Und öppe für Wüstthun oder Schlägereien sei ja noch kein Kreuzer für ihn bezahlt worden.

Solches dachte Resli, aber es erbitterte ihn nicht. Es war ihm immer, als müßte er der Mutter und noch einer Andern zeigen, daß er besser sei, als man von ihm denke, als werde man hier oder dort nach ihm fragen, und dann solle jeder sagen müssen, einen bräuern Burschen und einen, der besser angreife, gebe es nicht, so weit der Himmel blau sei.

Und wenn ihm die Galle aufsteigen wollte und ihn antreiben zum Wüstthun, so war's ihm, als hebe das Meitschi hinter einem Hoag den Finger auf und sage: B'hüt mih Gott vor einem Selligen. Dann nahm er sich zusammen und that wieder, wie er dachte, daß ein Meitschi, welches gerne einen guten Mann hätte, es am liebsten sehen würde.

Aber wie viel Pläne er auch machte, auf das Dorngrüt zu gehen, er führte keinen aus. Es munterte ihn niemand auf, und so wie es bei ihnen immer mehr ging, hatte er nicht das Herz, eine junge Frau in das Wesen hineinzuführen.

Als künftiger Besitzer des Hofes, um der Mutter zu gefallen und ein gutes Lob zu erhalten ringsum, hatte er geglaubt, er dürfte wohl dem Vater sich näher zur Hand stellen, dürfte ihn fragen: Wollen wir nicht an dieses oder jenes hin? Vater, bleib du daheim, wir wollen die Sache schon machen, daß es dir recht ist. Auch fragte er: Vater, darf ich nicht mit dir z'Märit, soll ich den Kleb mitnehmen oder den Tschägg, sie sind fett und geben wenig Milch, es wäre Geld zu verdienen und ich sollte das Handeln auch lernen? Dann sah und hörte der Vater einige Zeit zu, und es dünkte ihn, er sollte selbst Freude haben am Eifer seines Sohnes, und er sagte wohl einige Male zu sich selbst: Das gibt einmal ein rechter Bauer. Hätte die Erfahrung des Vaters den Eifer des Sohnes unterstützt, die fünftausend Pfund wären nicht nur bald ersetzt, sondern ihr Verlust wäre durch die erzeugte Aufregung ein eigentlicher Vortheil geworden. Aber bald kamen Eifersucht und Mißtrauen über den Vater. Er meinte, Resli sei von der Mutter aufgestiftet und sollte jetzt den Hof führen nach ihrem Sinn, mit Hasten und Jagen und Grämpeln, wie es Vater und Großvater nie gethan. Er wollte den Sohn nicht über den Kopf sich wachsen lassen, die Leute sollten ihm nicht sagen, sein Sohn sei ein ganzer Kerli, und seit er regiere, gehe alles besser. Es sei Einer ein schlechter Sohn, wenn er den Pflug nicht im gleichen Loche fahre wo der Vater. Einmal er

hätte sich geschämt, regieren zu wollen, so lange der Vater gelebt, und als derselbe gestorben, habe er gebauert, wie er es vom Vater gelernt, und es wäre auch gegangen. Aber die Welt werde immer schlechter, und die Kinder verachteten ihre Eltern und ein jeder Bube wolle gescheidter sein als Vater und Großvater. Aber so lange er lebe, gebe er den Löffel nicht aus der Hand und auch das Hefti nicht, und man solle erfahren, wer Meister sei. Von dieser Zeit an ging es dem armen Resli bös, und er brauchte nur ein Wort zu einer Sache zu sagen, so ging es übel, und von allem was er sagte that der Vater gerade das Gegentheil, und wenn er ihm eine Unerfahrenheit oder Unbesonnenheit aufrupfen konnte, so sparte er es nicht und nahm sich damit nicht einmal vor den Dienstboten in Acht. Wo er nur konnte, gab er ihm zu verstehen, daß er eigentlich nur noch ein Bub sei und nichts verstünde und noch manchen Bissen Brod essen müßte, bis er nur wüßte, was eigentlich ein Bauer sei.

Resli verlor allen Muth, als sein Eifer ihm so übel genommen ward. War er dann, laß und muthlos, so hieß es, da sehe man was mit ihm sei, wenn er die Sache mit dem Maul machen könnte, so wäre es wohl gut, aber wo es müsse ausgehalten sein, da sei er nicht daheim.

Doch dies hätte er auch noch ertragen, er wußte gar wohl, daß man mit der Eltern Gebrechen Geduld haben solle, wenn nur diese Vorwürfe im Stillen unter vier Augen geschehen wären. Aber die Art im Hause hatte sich ganz geändert, und das war es, was ihn am übelsten plagte und manchmal fast z'weinen that. Früher war man so besonnen mit der Rede, hütete sich, daß kein böses Wort fiel oder wenigstens nie vor fremden Ohren; denn wenn Mann und Weib sich böse Worte geben, was sollen Kinder und Dienstboten daran für ein Exempel nehmen? Muß man sich darüber wundern, wenn sie ebenfalls böse Mäuler kriegen? Darum war auch das Haus so berühmt weit und breit; denn wo keiner dem an-

dern ein böses Wort sagt, da geht es im Frieden, und wo es im Frieden geht, da können böse Leute ihr Maul nicht hineinhängen.

Nun war es anders geworden.

Christen und seine Frau gaben sich manches böse Wort und hielten sich unverblümt ihre Fehler vor. Christen hielt seiner Frau ihre Wohlthätigkeit vor und wie diese und jene Frau eine ganz andere sei, so und so viel Eier- und Milchgeld hätte sie in einem Jahre ihrem Manne gegeben. Aber da stünden nicht immer zwei vor der Thür und warteten bis drei andere, die drinnen wären, herauskämen, um dann auch hineinzugehen. Mit einer solchen Frau sei es auch eine Freude zu hausen; da hätte man ung'sinnet immer mehr; er aber möge einnehmen so viel er wolle, so sei in Gottes Namen immer kein Geld da, es sei wie wenn der Luft darhinter wäre. Die Frau blieb nichts schuldig und sagte, fünftausend Pfund hätte sie doch nicht verliederlichet, und sie könnte manchem armen Menschen wohl thun, ehe sie nur den Zins davon gebraucht hätte, und zwischen Spitzbuben und armen Leuten sei doch noch ein Unterschied, und es heiße in der heiligen Schrift nirgends, daß die einen Gotteslohn davon hätten, welche Spitzbuben mästeten. Sie könne nichts dafür, daß es nicht mehr Milchgeld gebe, sie kaufe und verkaufe die Kühe nicht und müsse die Milch nehmen, welche man ihr bringe. Und wenn man zu rechter Zeit jede Arbeit verrichten würde, man erhielte auch mehr und besseres Futter. Sie wüßte Männer, welche d's Halb mehr auf dem Hofe machen würden.

Wenn sie dann auf ähnliche Weise mit einander gewortet hatten, so konnte sich vielleicht Christen nicht enthalten, vor Knechten und Taunern zu sagen: es erleide ihm, dabei zu sein, und wenn seine Frau nicht bald aufhöre, ihm die fünftausend Pfund vorzuhalten, so müsse etwas anders gehen. Aenneli aber weinte in der Küche vor den Mägden, und sagte: es sei gut, daß ihre Mutter das nicht erlebt hätte; sie hätte es nicht ausgestanden, und wenn sie es jetzt sehen könnte, wie

es ihr gehe, sie kehrte sich noch im Grabe um. Daß man so mit ihr umgehe, hätte sie nicht verdient, und was sie gebe, gebe sie eigentlich aus ihrer Sache, und es dünke sie, das sollte niemand viel angehen. Aber sie wollte, sie wäre todt, Christen könnte dann eine von denen nehmen, welche so viel Eier- und Milchgeld machten. Vielleicht machten die sie wieder gut, und Christen würde noch manchmal an sein Aenni sinnen, welches jetzt in keinen Schuh mehr gut und nichts recht sei, es möge in Gottes Namen machen, was es wolle.

Die Worte, welche in die Ohren der Diensten fallen, die finden nicht unfruchtbares Erdreich, die gehen auf, manchmal tausendfältig, und wenn sie aufgegangen sind, so stehen sie nicht still wie Korn oder Weizen, sondern wandern von Haus zu Haus und samen sich wiederum ab in die Ohren neugieriger Weiber, die, wie gegenwärtig die Stadtthore, Tag und Nacht offen stehen. Es ist aber mit Dienstenohren noch eine wunderliche Sache. In gewisser Beziehung würde man ihnen das größte Unrecht anthun, wenn man sagte, das wären auch Ohren, die nicht hörten. Denn diese Ohren hören zuweilen auf hundert Schritte, sogar durch verschlossene Thüren und solide Wände, und von dem, was sie so hören, vergessen sie nichts; dann giebts wiederum andere Sachen, welche nicht zu diesen Ohren ein wollen. Es giebt Dinge, man kann sie ihnen hundert Mal des Tages sagen, am folgenden Morgen wissen sie nichts mehr davon und sagen sie auch nie wieder. Curiose Ohren sind solche Ohren und so häufig anzutreffen!

Aber nicht nur Dienstboten redeten, auch Anneli klagte zuweilen einer Freundin ihr Leid, wie es nicht mehr auszuhalten seie daheim, und es wäre ihr zuletzt recht, den ersten besten zu heirathen, wenn sie nur daheim wegkäme. Aber sie solle es bei Leib und Sterben niemand sagen. Die Freundin sagte: Was denkst du doch, und wenn man vier Rosse ansetzte, kein Sterbeswörtchen brächte man aus meinem Munde. Und kaum war sie heim, so sagte sie: Mut-

ter, dort drüben gehts strub zu; d's Anneliſi hat es mir ſelbſt geklagt; für viel Geld möchte ich nicht im Hauſe ſein. Ja, auf my Armi! wenn mich jetzt einer von den Buben ſchon wollte, ſie könnten mir küderlen. Der Verſuch wäre jedoch nicht rathſam geweſen.

Chriſteli konnte ſich ebenfalls nicht enthalten, wenn er getrunken hatte, anzügliche Worte fallen zu laſſen, und wenn er ſeine melancholiſche Laune hatte und ſich vernachläſſigt glaubte, dann war ſein Herz noch offener. Ja, auch die Bettler, welche Gutthaten empfingen aus Aennelis Händen, ſchnappten Worte auf und vergaßen faſt zu danken für die erhaltene Gabe, aus Eifer und Haſt, das aufgeſchnappte Wort weiter zu tragen. Man findet oft auf wüſten Inſeln Gewächſe blühen aus fernen Zonen, und es können die Menſchen nicht faſſen, wie die Gewächſe auf die einſame Inſel gekommen, bis irgend ein Gelehrter ſich ihrer erbarmet und mit gelehrtem Geſichte ihnen erzählt, wie Blumenſtaub fliege in der Luft herum und dieſer Blumenſtaub ſich hänge an eines Vogels Flügel oder Beine. Nun geſchehe es oft, daß dieſe Vögel durch mächtige Winde verſchlagen werden weithin über den unermeßlichen Ocean. Dann würden ſie müde, und wo ſie feſten Boden erblickten, ruhten ſie. Nun falle der Blumenſtaub ihnen von den Füßen, keime, ſproſſe, und nach wenig Jahren ſei auf der wüſten Inſel ein blühend Leben. Dem fliegenden Blumenſtaube gleichen alle Worte; ſie ſind Geiſter der Lüfte, fliegen im Winde, hängen in der Menſchen Ohren ſich, laſſen ſich tragen, wohin ihre Füße gehen, laſſen ſich abſetzen, wo ſie ſtehen und ſitzen, keimen und wuchern, und wer ſie hergetragen, vergißt man. Wer ſpäter ihren Wuchs ſieht, wundert ſich, erräth das Geheimniß nicht, weiß nicht, wie lange ſolche Geſchichten wachſen und fort und fort wachſen weit, weit von dem Leben weg, in welchem ſie ſich zugetragen haben ſollen; er weiß nicht, wie leicht lange Geſchichten ſproſſen können aus einem geflügelten Wort, das in eines Bettlers Ohr ſich hängt.

So wurde jetzt viel geredet allenthalben von der unglücklichen Familie, denn gar zu oft flogen solche gefährliche Luftgeister, die so gerne hängen bleiben, um's Haus herum. Und je weniger man vorher Ursache gehabt hatte, über sie zu reden, um so mehr redete man jetzt und entschädigte sich gleichsam für das frühere Schweigen, so wie die, welche zu fasten belieben, sich auch durch desto mächtigeres Essen entschädigen, wenn die Fasten zu Ende gegangen.

Mehr oder weniger mochten es ihnen Alle gönnen. Da sehe man jetzt, sagten die Leute, die hätten immer besser sein wollen, als Andere, und wegen fünftausend Pfund thäten sie so nöthlich. Wenn sie ein solches Vermögen hätten wie jene, sie wollten nicht nebenume luegen, aber da sehe man jetzt, daß sie das Geld noch lieber hätten als andere Leute und daß sie nur die guten Leute machten, wo sie es mit ein Paar Birenschnitzen und öppe einer Handvoll Mehl z'weg bringen könnten. Nein, die hätte man so weit und breit gerühmt und b'sunderbar viel auf ihnen gehalten, aber wegen fünftausend Pfund schämten sie sich doch, so wüst zu thun.

Die Weiber absonderlich konnten ihre Freude nicht verbergen. Wegen Christen sei es ihnen leid, sagten sie; mit dem könnte jede vernünftige Frau nachkommen, und manche wäre froh, der ihrige wäre nur halb so gut wie Christen. Wenn man mit ihm zu reden komme, so sei es nicht, daß er die Sache nicht verstehe, so ausbündisch könne nicht mancher über alles Bescheid geben, wie er. Aber Aenni, der Gränne, möchten sie es gönnen; der geschähe es vom Tüfel recht. Die habe gemeint, sie habe die Weisheit mit Kaffeechachelene getrunken, habe alle Weiber verachtet, mit keinem Gemeinschaft haben, weit und breit die beste sein wollen, habe die armen Leute aufbegehrisch gemacht, daß man ihnen nicht genug habe geben können. Ja, sie seien im Stande gewesen, ihnen das Brod wieder zu Füßen zu werfen und zu sagen: sie sollen es dem Hund geben, wenn er es möge; sie wüßten einen Ort,

wo man für arme Leute Brod hätte, das sie essen könnten. Die hätte gemeint, sie hätte kein Fleckli nirgends, und es solle kein Mensch etwas über sie sagen, und der liebe Gott könnte seine Beine nicht stille halten im Himmel vor Freude, daß einmal so Eine in den Himmel käme, und jetzt könne man sehen, wie die eigentlich seien, wo besser sein wollen, wie alle Andern. Sie hätten schon lange gesagt, wenn der nicht etwas auf die Nase werde, so wüsse man nicht, ob man noch an eine Gerechtigkeit glauben solle oder nicht. Aber wohl, jetzt sei es gekommen; an der Hälfte hätten sie mehr als d's Halbe z'viel, und es könnte sie jetzt bald noch dauern. Aber wunder nähme sie es, ob Aenni jetzt die Milch hinuntergelassen und ob es jetzt mit Leuten wie sie sich abgeben möchte. Aber jetzt möchten sie auch nicht. Seien sie ehemals nicht gut genug gewesen, so wüßten sie jetzt auch nicht, warum so Eine jetzt ihnen gut genug sein sollte.

So räsonnirten die Weiber; die Männer machten es etwas kürzer, und Aenneli fand vor ihnen mehr Gnade als Christen.

Da müßte man doch blind sein, wenn man nicht wüßte, wer den Wagen in den Haag gefahren und jetzt nichts mit ihm anzufangen wüßte. Es sei bei einem so großen Hofe nichts verderblicher, als wenn man immer um eine Arbeit hintendrein sei. Das sei gerade, wie wenn man am Morgen nicht auf möge und am Abend nie nieder könne. Drüben aber gehe es so, und daran sei Christen schuld. In der Haushaltung, welche Aenneli regiere, da habe alles seine Zeit, und man habe nie gehört, daß die Diensten nicht zu rechter Zeit essen könnten. Und was Aenneli unter seinen Händen habe, das suche es zu guter Losung zu bringen, während Christen nichts aus den Händen lassen könne und im Handel ein rechter Fösel sei; jeder Schulbub möge ihn. Sie wollten mit Aenneli wohl nachkommen, es sei eine manierliche Frau, und wenn eine einen solchen Mann hätte, so nehme es sie nicht

wunder, wenn sie zuweilen auch ein Wort dazu sagen wolle. Es wäre wohl gut und käme manchem wohl es würde keine schlimmeren Weiber geben, als Aenneli. Dann sagten wohl die Weiber: es gebe keine wüstern Hüng als das Mannevolk; es brauche Eine nur wüst zu thun, so gefiele sie Allen wohl. Es gelüstete sie, den Männern es zu zeigen, wie Einem sei bei so einem Aenni; es nehme sie wunder, ob sie nicht bald aus einem andern Loche pfiffen. Aber es sei ein wüst Volk, und alles sei ihnen recht, außer was ihre eigene Frau thäte; die könnte es ihnen in Gottes Namen nicht breichen, sie möge es anfangen wie sie wolle.

Dieses Gerede that aber niemand mehr weh als Resli. Alles Andere hätte er im Stillen ertragen wollen, wenn nur das nicht gewesen wäre. Ihm war es immer im Gemüthe, als würde des Dorngrütbauern Tochter noch nach ihm fragen, als müßte sie vernehmen, wo er daheim sei. Und wenn sie jetzt fragte, was vernahm sie? War nicht der alte berühmte Name dahin? Mußte es nicht heißen: da gehe es nicht mehr gut. Lauter Streit und Zank sei im Hause, und wenn nicht Reichthum da gewesen wäre, so ginge es nicht mehr lange. Jetzt möchte es noch ein Weilchen halten, aber immer könne das nicht so gehen. Es müßte Eine da zweimal luegen, ehe sie hineintrappe, sonst nehme sie einen Schuh voll heraus. Aber öppe ein rechtes Meitschi, das noch nicht zu äußerst am Haag sei, werde sich wohl hüten. Er wußte wohl, daß ein Name, welcher durch mehrere Geschlechter während einem ganzen Jahrhundert erworben worden war, in wenig Jahren ganz dahin geht, und wer mußte es büßen als gerade er, der auf dem Hofe blieb! Es kam ihm immer mehr vor, wenn schon zehn, ja zwanzigtausend Pfund verloren gegangen und nur der Friede geblieben wäre, so wäre er glücklich und wollte kein Wörtlein klagen. Es schien ihm, als würde ein Verlust alleine das Meitschi nicht abschrecken; in ein Haus aber, wo nur Streit und Zank sei, da hinein würde es um alles in der

Welt nicht gehen; das, meinte er, habe er ihm wohl angesehen. Je länger je weniger durfte er daran denken, sich im Dorngrüt zu zeigen. Jener Sonntag war ihm ein schöner Traum, der ihm aber oft das Wasser aus dem Herzen herauf in die Augen trieb. Er trug lange sein Leid alleine und meinte immer, die Mutter müsse in einer guten Stunde ihm dasselbe ansehen und darum fragen, dann wolle er es ihr in der Liebe sagen — alles, was er auf dem Herzen habe. Vielleicht könne sie es einsehen, wie es ihren Kindern auf diese Weise viel zu übel gehe. Aber die Mutter fühlte nur ihr Leid, hatte keine Augen mehr für Anderer Leid, und die gute Stunde kam ihr nicht.

Endlich vermochte Resli sein ganzes Leid nicht mehr in sein Herz zu fassen, er klagte dasselbe seinem Bruder. Dieser hatte ihn als einen Günstling betrachtet, und da er ihn im gleichen Spital krank fand, wallte auch das gleiche Mitleid, welches er mit sich selbsten hatte, für den Bruder in ihm auf, und beide wurden räthig, daß es je länger je schlimmer gehe, und daß man da zu helfen suchen müsse, wie man könne und möge. Man müsse den Eltern, wenn sie zu kieseln anfingen, abbrechen, meinten sie, und ihnen sagen, das trage nichts ab, als daß sie verbrüllet würden. Wenn man es ihnen in der Manier sage, so würden sie es wohl annehmen, und merken, daß sie Unrecht hätten, b'sunderbar wenn man dem, welches eigentlich die Urhab sei, zeige, daß es Unrecht hätte und sich doch um Gottes und der Kinder willen besänftigen solle. Das fanden sie das Beste, und als Christen noch an Resli's Liebe Theil nahm und sagte, es müsse nichts zu machen sein oder Resli müsse des Dorngrütbauern Tochter haben, er wolle in den nächsten Tagen um das Dorngrüt herumstreichen, und wenn er das Nöthige vernommen, in's Haus selbst zu kommen suchen, um zu sehen und zu hören, wie es um das Meitschi stehe: da war Resli wieder voll guten Muths und meinte, sövli bös seien doch die Eltern nicht, und wenn sie sähen, wie

es den Kindern daran gelegen sei, so würden sie sicher schon sich Gewalt anthun, sie hätten allweg noch ein Herz für ihre Kinder.

Dem Annelisi sagten sie nichts davon. Sie betrachteten es halb wie ein Kind und halb wie einen Hintersäß, welcher vor Zeiten in Gemeindssachen auch nichts zu reden hatte. Bauernsöhne haben es fast wie die Katzen, welchen man es nachredet, daß sie sich mehr an die Häuser als an die Leute schlößen und hingen, während die Mädchen es haben wie die Täubchen, welche alle Tage in's Weite fliegen und ob fremden Tauben ihr Häuschen vergessend, ihnen gerne folgen. Die Söhne sind Aristokraten, die Mädchen Radikale; die erstern meinen, es gehöre ihnen alles von Rechtswegen, die letztern flüchten sich je eher je lieber in fremdes Land, um unter fremdem Schutz desto sicherer und mächtiger gegen die brüderlichen Aristokraten aufzubegehren und aus ihren Klauen zu reißen so viel wie möglich.

Die Brüder hatten Annelisi recht lieb, aber weil es zuweilen etwas geuggelhaft that, so trieben sie oft ihr Gespött mit ihm und sahen es so gleichsam über die Achseln an. Annelisi, welche sich wohl bewußt war, daß es nicht auf den Kopf gefallen sei und so gute Gedanken hätte als irgend ein Meitschi, nahm das übel und vergalt den Brüdern ihr vornehm Wesen durch manche Spottrede, manche Neckerei und verrätschte sie wohl zuweilen bei Vater und Mutter; kurzweg gesprochen, es that recht radikal gegen sie, wessen sie sich aber wenig achteten, sondern nur noch vornehmer gegen Annelisi wurden.

Wie gut Christen und Resli es auch meinten, gut kam es ihnen nicht. Die Eltern verstunden sie nicht; es ging ihnen, wie wenn Unkundige in einer Wande herumfahren oder in eine Beule stechen, welche noch nicht zeitig ist.

Sobald sie in das Gekiefel der Eltern reden wollten, so wurden sie an die alte Hausfitte gemahnt, seit wann es

der Brauch sei, daß Kinder hineinwettschten, wenn Eltern mit einander redeten. Die guten Eltern dachten nicht daran, daß, wenn man die Stützen wegnehme, das ganze Haus umfalle, und daß, wenn sie selbst das erste Bedingniß, vor den Kindern nicht zu worten, verletzten, die Kinder auch um den alten Respekt kämen, und daß, wenn Eltern vor den Kindern sündigen, die Liebe die Kinder treibe, die Eltern zurückzuweisen, so gut als sie auch die Eltern treibt. Der Witzigere wehrt ab; wenn nun die Kinder die Witzigern werden, sollen sie nicht auch abwehren?

So verstunden es aber die Eltern nicht, sahen nicht, daß sie nicht mehr die alten waren, sondern krank geworden, die Kinder aber die alte Lebenskraft seien, welche sie wieder zur alten Gesundheit bringen möchten. Wenn nun die Kinder zum Schweigen gewiesen wurden, so wollten sie sich entschuldigen und sagten: Aber Vater, es dünkt mich doch, es sei nicht der Werth, so bös zu werden, oder: die Mutter habe Recht; wenn man es so machen würde, wie die Mutter sage, es käme besser, oder: der Vater hat doch auch etwas Recht; man kann in Gottes Namen nicht immer machen was man will, man muß sich zuweilen auch nach den Umständen richten. Das ging dann noch tiefer; was Entschuldigung sein sollte, nahm das eine als Billigung, das andere als Mißbilligung. So etwas während dem Streit ist Oel in's Feuer, und zugleich kam dasjenige, welches mißbilligt sich glaubte, in den Wahn, die Kinder hielten es mit dem andern, glaubte sich unterdrückt, wurde nur häffiger und böser, der Streit ward häufiger, giftiger, lauter. Resli in seinem Thätigkeitstrieb vom Vater zurückgewiesen, der Mutter Wohlthätigkeitssinn, des Hauses Ehre, nothwendig achtend und auch innerlich ihn theilend, entschuldigte sich öfters damit: es dünke ihn doch, man solle zuweilen auch darauf achten, was die Mutter sage. Das machte den Vater immer böser über Resli, und laut klagte er über ihn, daß er nicht warten möge, bis er den Löffel aus

der Hand gegeben; er stecke hinter der Mutter und weise sie auf, und wenn er nicht wäre, es ginge alles besser. Er merke wohl, was abgekartet sei, und daß er den Hof abtreten sollte, aber das thue er nicht, so lange er ein Glied rühren könne. Annelisi, Resli's natürlicher Gegenpart und nicht in die Absicht der Brüder eingeweiht, nahm des Vaters Partei, und sobald Resli den Mund aufthat, mischte sich auch Annelisi ein, oft noch ehe es wußte, wovon die Rede war. Wenn die Mutter es schweigen hieß, so begehrte der Vater um so lauter mit Resli auf, und wenn später Resli mit Annelisi alleine war, so drohte er ihr, wenn sie noch einmal den Mund aufthue, so nehme er sie bei den Zöpfen und führe sie zur Stube aus. Er wolle ihr zeigen, was sie sich in alles zu mischen hätte, und sie sollte sich schämen ins blutige Herz hinein, ein Wort gegen die Mutter zu sagen. Thue es nur, antwortete ihm dann Annelisi, wenn du darfst und du meinst, du hättest alleine das Recht zu reden. Aber das Haus ist noch nicht deins, und so lang ich in der Krüze sein muß, will ich das Recht haben, zu reden was ich will, hörst du, so gut als du. Und es nimmt mich wunder, ob du dich nicht noch mehr schämen solltest, so auf dem Vater zu sein, du solltest doch wohl sehen, was er zu leiden hat von der Wunderlichkeit der Mutter. Was, Wunderlichkeit der Mutter, schrie Resli, es nimmt mich wunder, wer wunderlicher ist, der Vater oder die Mutter! So gings, und oft war es nahe dabei, daß die beiden sich in die Haare gefahren wären, wenn der ältere Bruder nicht gemittelt hätte.

So ward, was zum Frieden dienen sollte, ein neues Reizmittel zum Streit, wie es ja auch bei großen Bränden geschieht, daß Feuerspritzen, welche man zur Rettung eines Hauses in eine Gasse gestellt, das Feuer leiten vom brennenden Hause in's Nachbarhaus, weil, durch die Hitze angesteckt, sie selbst in Brand gerathen. Statt daß der Eltern Streit aufgehört hätte, riß Streit unter den Geschwistern ein, und ein Streit nahm Nah-

rung aus dem andern Streit. So ward das Leben immer trübseliger, und es erleidete Aenneli oft so dabei, daß es zu Gott betete, er möchte es doch sterben lassen, und Christen ging es nicht besser.

Einmal, es war am Sonntag vor Pfingsten, am ersten heiligen Sonntag, dünkte es Christen, er möchte noch Kuchen zum z'Morgenessen. Sie hatten am Samstag gebacken und nach üblicher Sitte Kuchen gemacht für das ganze Hausgesinde über den Tisch weg. Dies geschah gewöhnlich in so reichlichem Maaße, daß immer übrig blieb und manchmal später den Rest niemand essen mochte. Diesmal kam Christen die Lust an, es war als ob der Teufel ihn stüpfe, wie man zu sagen pflegt, oder ob er zwei Bettlerweiber vom Hause weggehen gesehen, ich weiß es nicht. Denn die sind auch früh auf, und je länger je weniger soll man den Bettlern Faulheit vorwerfen, hoschen und doppeln sie Einem ja manchmal schon vor fünf Uhr an der Thüre.

Genug, Christen wollte zu seinem Kaffee Kuchen haben, und Aenneli sagte: Kuchen ist keiner mehr, aber ich will dir lings Brod holen. He, das wäre curios, wenn kein Kuchen mehr da wäre, sagte Christen, es ist ja gestern noch so viel übrig geblieben. Gehe du, Anneliſi, du wirst wohl noch finden. Du hast gehört, sagte Aenneli, es ist keiner mehr, und du brauchst das Meitschi nicht zu schicken, wenn ich es dir sage. Aber wo ist denn der Kuchen hingekommen? fragte Christen. Er ist einmal nicht mehr da, sagte Aenneli. So, geht das nun so, brach Christen los, fressen Einem die Bettler den Kuchen vor dem Maul weg? Brod ist nicht mehr gut genug für sie, es wird bald dahin kommen, daß wir nicht einmal Brod mehr haben, wenn die Bettler uns den Hof gefressen. Aber so geht es, wo die Frau den Bettlern die Sache besser gönnt als dem Mann und den Kindern. Ich weiß gar nicht, warum du heute Kuchen willst, sagte die Frau, das ist nur um zu zanken, es ist manchmal übrig geblieben und du hast

keinen begehrt, so daß er zu Schanden gegangen wäre, wenn ich ihn nicht weggegeben hätte. Wenn ich dir anbot, hast du gesagt, du liebest alten Kuchen nicht. Selb ist nicht, sagte Christen, aber du begehrst mich auf die Gasse zu bringen oder ins Grab, du —. Vater, Vater, sagte Resli, denket, es ist heute heiliger Sonntag, und was werden die Leute sagen, wenn sie hören, daß wir wieder Streit haben. Aber was braucht die Mutter den Kuchen fortzugeben, sagte Annelisi, sie hätte doch wohl denken können, der Vater nehme noch. Und was hast du darein zu reden, sagte Resli, die Mutter hat gewußt, was sie zu machen hat, ehe du dagewesen bist. Ich habe so gut das Recht darein zu reden als du, sagte Annelisi, und lasse mir von einem solchen, wie du einer bist, nicht befehlen. Wie bin ich denn einer? fragte Resli. He, einer, daß wenn man mit den Schuhen an ihn gekommen wäre, man sie wegwürfe aus Grusen, man sei vergiftet. Wart du Täsche, rief Resli und wollte hinter das Meitschi her. Das floh hinter den Vater und brüllte jämmerlich, der Vater donnerte auch. Da that die Mutter, welche hinausgegangen war, als Resli vom heiligen Sonntag redete, die Thüre auf, welche aus der Küche in die Stube führte und sagte: Eh Resli, denkst du jetzt auch nicht an den Sonntag und schämst dich nicht vor den Chilchenleuten, sprichst Andern zu und kannst dich selbst nicht halten? Das schlug Resli wie mit einem Zaunstecken. Er sagte: Vater, zürne nicht, mit dir wollte ich nicht streiten, und wenn d's Meitschi sagen darf, was es will, so ists mir auch recht, wenn du es erleiden magst, und ging zur Thür hinaus.

Es war eine gestörte Haushaltung an selbem Morgen. Sobald der Streit anging, hatten die Diensten sich fortgemacht, und als Resli hinausging, machten sich auch die Andern fort, eines hier aus, das andere dort aus, fast wie eine Bande, die ob böser That gestört worden, und keines kehrte in die Stube zurück, das z'Morgen blieb auf dem Tische fast bis z'Mittag. Niemand ließ sich herbei, es wegzuräumen.

Aenneli wollten Resli's Worte, was die Leute sagen würden, nicht aus dem Kopf. Was werden sie erst sagen, wenn heute an einem heiligen Sonntag niemand in die Predigt geht? Da erst werden sie uns verhandeln und allerlei lügen, warum wir nicht gegangen. Jemand muß doch gehen. Aber Aenneli fand niemand, den es senden konnte, es mußte, wenn ihr Haus repräsentirt sein sollte, in der Kirche, Hand an sich selbsten legen, d. h. sich des Hauses, in welches es wollte, würdig kleiden. In ungestörter Einsamkeit vollbrachte es sein Werk, und es kam ihm wohl, daß es zu demselben nicht fremde Hände brauchte, aber die Mutter hatte es von Jugend auf gelernt, daß der Mensch sich selbst müsse helfen können in allem, was täglich ihm zur Hand käme. Dafür hätte Gott Einem die Hände wachsen lassen, über die man einsten auch Rechnung ablegen müsse, wie für jedes andere erhaltene Pfund, hatte die Mutter immer gesagt.

Aenneli pressirte nicht, es begehrte nicht der Menge sich anzuschließen, welcher oft das, was vor und nach der Predigt auf dem Kilchweg geredet wird, wichtiger ist als die Predigt selbst; ihr Gemüth drängte sie nicht zur Mittheilung, und für Anderer Angelegenheiten hatte es keinen Platz, es war voll eigenen Leids.

Eine halbe Stunde weit hatte Aenneli zur Kirche, und niemand war auf ihrem Wege, denn heute eilte Alles, um noch Platz zu finden. Gar seltsam war ihr zu Muthe, so einsam und schauerlich, als ob sie pilgern sollte weit, weit weg und wüßte kein Ziel, wüßte keine Heimath mehr, und Alle seien vorausgezogen und niemand warte ihr, alleine müßte sie pilgern weit und immer weiter. Noch tönten die Glocken, die ihr sagten, wo die Anderen seien, aber sie verhallten bald, und stille ward's. Sie hörte nichts als ihre eigenen Tritte, nicht einmal ein Hund bellte im Thale; so stille mußte es im Grabe sein. Und wenn sie nun alleine wäre in der Welt, fände keinen Menschen mehr im Dorfe, keinen in der Kirche,

keinen mehr in der ganzen Welt und alle wären fortgezogen durch das unsichtbare Thor, zu welchem der Herr einzig den Schlüssel hat! Da schwollen von der Kirche her feierliche Klänge und mächtige Töne rauschten auf, und Aenneli faltete die Hände, es war ihr, als wäre ihr wieder Muth in's Herz gekommen, und doch bebte sie in ihrer Seele, es war ihr, als höre sie aus den Tönen heraus eine Stimme als wie eines Richters Stimme, die sie riefe vor Gericht.

Angefüllt war die Kirche, kein Platz schien mehr für Aenneli da, sie stund im Thürwinkel. Sieh, wenn es dir so ginge, wenn du sterben würdest, dachte sie, und kämest unter des Himmels Thüre und kein Platz wäre mehr da für dich und du müßtest stehen, müßtest wieder gehen, weil kein Platz für dich da wäre, weil du zu spät gekommen, Alle voran gelassen, im Wahne, du kämest noch früh genug. Und wieder nun wuchs ihr Angst um's Herz, denn es giebt Augenblicke, wo unser Herz angstvoll ist und alles auf sich beziebt, wo die Angst um die Seele zuvorderst ist und alle Augenblicke die Augen voll Wasser sind. Da winkte ihr eine Taunersfrau, welcher sie auch manche Gutthat unter's Fürtuch gegeben; aber Aenneli merkte es nicht, bis im nächsten Stuhl eine ihr einen Mupf gab und deutete. Da sah sie, wie die arme Frau ihr ängstlich winkte, den Andern deutete, daß sie noch näher zusammenrücken sollten und ihr dann ein Plätzchen frei machte im Stuhle. So machte die arme Frau der reichen Platz in der Kirche, und diese trat demüthig näher und nahm jetzt auch eine Wohlthat an. Wer weiß, dachte Aenneli, wenn ich so spät komme und voll Sündenschuld in den Himmel, wer weiß, ob mir dann nicht vielleicht auch eine arme Frau winket, um ein Plätzchen für mich bittet, das ihre mit mir theilt, für weniges, das ich gethan, mir so vieles giebt. Dann erfahre ich's, wie reich vergelten wird das Wenige, was man auf Erden an Nebenmenschen gethan. Und als sie neben die arme Frau niedersaß, war es ihr fast, als sitze sie neben ihren Engel und

hätte jetzt einen sichern Platz gewonnen, und niemand werde sie aus demselben stoßen, und ihr sei jetzt wohlgegangen in alle Ewigkeit.

Als der Gesang verklungen war, begann der Pfarrer zu beten und die Gemeinde stand auf. Es schmerzte Aenneli vom erhaltenen Platze aufzustehen, wo ihr so wohl geworden, als sei sie zur himmlischen Ruhe gekommen. Sie dachte, wie es wohl Einem sein müßte, der den Himmel erlangt und wieder daraus weg müßte, in die Hölle vielleicht, wo Heulen und Zähneklappern ist ewiglich. Da zuckte es in ihrem Herzen, als ob feurige Pfeile durch dasselbe führen, und vor ihr standen die vergangenen Tage, und nach ihnen kamen die gegenwärtigen, und über den ersten stand Freude und Glück und die letzteren waren in Weh und Schmerz gehüllt, und sie fühlte in ihrem Herzen, wie es Einem sein muß, der aus dem Himmel in die Hölle muß. War sie ja auch in schaurigem Jammerthale und sah ihrem Elende kein Ende, und von hier weg, wo ihr so wohl geworden, mußte sie in kurzer Stunde wieder heim in Qual und Zank, in des Unfriedens graulicht Gebäude. Mußte alleine dort wieder einziehen, von all den Hunderten kam niemand mit, keine arme Frau, welche ihr ein still friedsam Plätzchen bereitete, dort warteten ihrer wieder die alte Noth, das Elend, das nicht aus mißrathenen Ernten kommt und mit den schlechten Jahren zu Ende geht, sondern das andere, das aus übelberathenen Seelen stammt und dauert so lange als der üble Rath in den Seelen, oft so lange als die Seele selbst, ewiglich. Ach, müßte sie doch nimmer heim, könnte sie ihr müdes Herz doch legen an ein ruhig Plätzchen, wo es schlafen könnte bis ihr Plätzchen im Himmel bereitet sei. Da tönte in diese Gedanken hinein des Pfarrers Stimme, welcher den Text verlas, der also lautete: Aber ich sage euch: ich werde von nun an nicht an mehr vom Gewächs dieses Weinstockes trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.

Es war ihr, als hätte der Pfarrer in ihr Herz gesehen und die Worte gerade auf sie gerichtet, als eine schöne Verheißung, daß ihr Wunsch bald sollte erfüllet und sie befreit werden aus ihrem Elend und an ein ruhig Plätzchen kommen. Sie freute sich des Sterbens und doch kam eine unbeschreibliche Wehmuth über sie. Sie dachte anfangs wohl, mir ginge es so wohl und niemand übel, wenn ich daraus stellen könnte. Vielleicht, wenn ich einmal fort wäre, merkten sie, was ich gewesen und daß ich nicht mehr da bin, und sie sinneten vielleicht noch manchmal an mich, wenn an das nicht gesinnet wird und für jenes nicht gesorget. Sie würden vielleicht denken: Es ist notti übel gegangen, daß die Mutter gestorben. Würde aber wohl auch jemand weinen, wenn ich stürbe, wenn sie mich zu Grabe trügen und wenn die Erde polterte auf meinem Todtenbaum? Müßte wohl Christen das Nastuch nehmen vor das Gesicht? Und Resli, was würde der sagen, würde er fühlen, wie übel es ihm ginge? Ach hätte ich vor drei Jahren sterben können, da weiß ich, was sie gethan hätten; da wäre es Christen gewesen, als hätte man ihm das Herz aus dem Leibe genommen, als müßte er diesem Herzen nach in's Grab. Und wenn ich jetzt sterbe, steht vielleicht niemand an meinem Bette, und wenn sie mich todt finden, so ist's ihnen, als sei ihnen ein Berg vom Herzen gefallen und der Stein des Anstoßes verschwunden. Ach Gott, wenn meine Mutter wüßte, wie es mir ergeht und daß ich ein solches Ende nehmen würde; das hätte ich keinem Menschen geglaubt, und habe ich gemeint, wenn ich einmal sterbe, so müsse es heißen: Wir haben noch nie eine Leiche gesehen, wo es so übel gegangen ist, Alli sufer hei plläret, man hat es fry wyt g'hört: das muß ake e Frau gly sy!

Heiße, heiße Thränen siedeten in Aenneli's Herzen und sprudelten in reichen Strömen über ihre Wangen. Sterben als ein Stein des Anstoßes, als ein Berg auf aller Herzen, als eine Thüre vor dem Glück, das war schrecklich und hatte

sie ja immer das Gegentheil gewollt. Von wehmüthigem Schmerz überwältigt, konnte sie fast des lauten Weinens sich nicht enthalten, und der Schmerz verzehrte ihr alle Gedanken, und in die Finsterniß ihrer Seele hinein tönte wieder des Pfarrers Stimme.

Sein letztes Mahl hätte Jesus mit seinen Jüngern gehalten; er hätte gewußt, wann es das letzte wäre, hätte einen unvergänglichen Segen gestiftet an selbigem, hätte dieses Mahl uns hinterlassen als ein unverwelkliches Erbe. Wann sein letztes Mahl jeder hielte mit den Seinigen, wisse keiner, keiner wisse seinen letzten Tag. Es wäre wohl gut, wenn jeder jedes Mahl als sein letztes betrachtete, das er mit den Seinigen hielte, und so weit aus den Augen sollte dieser Gedanke nicht liegen, denn wie mancher Hausvater sei am Abend als Leiche auf seinem Bette gelegen, der des Mittags mit den Seinen am Tische gesessen, wie manche Hausmutter hätte mit dem Tode gerungen, während das Mahl, das sie eigenhändig kochte, noch über dem Feuer stund ungegessen, und wie mancher Jüngling sei nicht über Nacht todt heimgebracht worden, der des Abends üppiglich gelebt an seiner Eltern Tisch? Da wäre wohl gut, wenn jedes jedes Mahl gedächte, daß es sein letztes sein könnte, da würde es anders sich geberden, würde gerne ein schönes Wort, eine freundliche Rede hinterlassen zu seinem Andenken, daß es nach langen Jahren noch heiße: Ich kann es nicht vergessen, als er das letzte Mal mit uns gegessen, wo kein Mensch an's Sterben dachte, da hat er noch gesagt. Ich habe seither manchmal gedacht, ob er etwas vom Sterben gefühlt. Aber es ist seither oft mein Trost gewesen, daß wenn er schon ungesinnet gestorben ist, er doch so gute Gedanken gehabt hat. Aber wenn Einer über Tisch schlechte Reden geführt, den Geber alles Guten geärgert, während er seine Gabe genoß, denket, wie muß es den Hinterlassenen sein, wenn diese Reden ihnen einfallen, wie muß es dem Sterbenden sein im Augenblicke des Todes, wo die Gedanken mit unbeschreiblicher

Schnelle vor der Seele wechseln, als ob sie das ganze Leben aufrollen wollten vor selbiger, wenn er seiner Worte gedenkt am letzten Mahle und was für ein Andenken er den Seinen hinterläßt und was für ein Zeugniß über den Zustand seiner Seele?

Oder wenn man gar in Streit und Zank die Gaben Gottes genossen, in Streit und Zank auseinander gegangen ist, mit Groll im Herzen, mit bösen Gedanken in der Seele vielleicht, mit bösen Wünschen auf der Zunge, und Gott rufet Einen ab, er kann nicht Friede machen, nicht abbitten, nicht zurücknehmen, er stirbt unversöhnt, was meint ihr, muß der Tod nicht wie ein zweischneidend Schwert in seine Seele fahren, und wie muß es den Seinen sein, und muß es ihnen nicht allemal, wenn sie zu Tische sitzen, in Sinn kommen, wie Einer aus ihrer Mitte im Unfrieden dahin gefahren! Wohin?

So sollte wohl jegliches Mahl in jedem Hause genossen werden als das letzte, genossen werden wie die Kinder Israel das letzte Mahl genossen im Diensthause des Egypter Landes, zur Reise in die Wüste bereit, so der Christ bereit zur Reise ins wüste Thal des Todes, welches zwischen unserem jetzigen Lande und unserem gelobten Lande gelegen ist. Aber die Geschäfte des Tages, des gemeinen Lebens Aufregung hindere dies, halte meist den Geist nieder, daß er nicht aufzuschauen vermöge in die Gebiete des höheren Lebens, aber eben darum sollte man ja nicht versäumen, wenigstens das Mahl, welches die Erneuerung ist des Mahles, welches der Herr als sein letztes genossen, auch als ein Abschiedsmahl von dieser Welt zu betrachten. Nicht nur als einen Abschied von der Sünde, sondern auch als einen Abschied von Allen, welche uns angehören, sollte man es betrachten, denken, man müsse nach genommenem Mahle scheiden von all den Seinen. Hat man für sie gesorget? seine Schuldigkeit an ihnen gethan? welchen Namen, welches Andenken läßt man ihnen? scheidet man im Frieden? sol-

gen ihre Thränen uns nach? bleiben ihre Herzen bei uns? Das sind Fragen, die sich stellen sollen vor unsere Seelen. Denket euch, zum letzten Male tränket ihr hienieden mit den Eurigen vom Gewächse des Weinstockes, diesen Abend, wenn die Sonne scheidet, schlage auch eure Abschiedsstunde, und stellt nun jene Fragen vor eure Seele. Was waret ihr den Euren? was hinterlasset ihr ihnen? wie trennen die Herzen sich, wenn heute Abend der Abschied kömmt? Ich weiß es, dieses fährt wie eine feurige Flamme in manches Herz und manche Quelle innern Leids bricht auf, und manchen dunklen Schatten werfen die Gewissen über die Seelen. Denn den Unfrieden kann man nicht läugnen, der Groll liegt auf den Gesichtern, der gestrige, der heutige Tag können noch nicht vergessen sein, und was wir sind, steht vor unserem Angesichte. Darum eilet und machet Friede, machet gut, holt das Versäumte nach. Den heutigen Abend werden wahrscheinlich die Meisten erleben, wenn nicht das Gewölbe dieser Kirche einbricht, die Brücke dort nicht unter euch zusammenbricht, aber das nächste Abendmahl, wer wird dieses erleben? Drei Monate liegen zwischen diesem Mahle und dem nächsten Mahle, drei Monate sind eine lange Zeit; vergesset nicht, wie mancher vor einem Jahre im Laufe dieser Monate in's Grab sank. - Zählet draußen die Gräber; wenn ihr sie gezählet, so vergesset die Zahl nicht, traget sie heim und gedenket, daß der, welcher vor einem Jahre so Viele in's Grab legte, der Gleiche geblieben und in diesem Jahre eben so Viele oder viermal so Viele zu diesen legen kann, sobald er will. Warum sollte euch diesmal die Reihe nicht treffen? hat einer unter euch einen Sicherheitsschein? Junge sind's und Alte, Starke und Schwache, welche des Herrn Arm geschlagen, welche die Ihrigen dorthin gelegt. Fühlt ihr nicht, wie die Vergänglichkeit durch eure Glieder schleicht, wie das Pochen eurer Herzen mir Recht giebt? Säumet nicht, holt nach, macht gut. Warum zögert eure Seele, den heilgen Entschluß zu fassen? Ja, ich bin nicht schuld, sagen die Einen, der

Andere hat zuerſt gefehlt. Ja, ſagt ein Anderer, ich weiß nicht, ob er Friede machen will. Die Dritten, und wenn ich heute Friede machte, ſo wäre es morgen im Alten, und noch hunderte ſolcher Sprüche ſchleichen aus dem Hintergrunde der Seele hervor; es ſind die alten Leichentücher, welche ihr ſchon hundertmal gebraucht, in welchen ihr jeden guten Entſchluß zu begraben pflegt. Hat Jeſus auch Entſchuldigungen gemacht im Garten Gethſemane? machte er Vorbehalte, als er ſprach: Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun! machte er Ausnahmen, als er ſein Opfer am Kreuz vollbrachte? Er hatte keine Ausreden, machte aber auch keine Vorbehalte, als er befahl, daß man ſiebenmal ſiebzigmal an einem Tage vergeben, den Balken aus dem eigenen Auge ziehen ſolle. Darum gehorcht, verſöhnt euch mit den Menſchen, dann erſt könnt ihr euch verſöhnen mit Gott; vergebt euern Schuldnern, dann erſt werden eure Schulden euch vergeben; rechnet nicht mit den Brüdern, wenn ihr nicht wollt, daß der Herr rechne mit euch. Zögert nicht, zaudert nicht; wie ein Dieb in der Nacht kommt der Herr. Glaubt es doch. Der Bruder hat euch auch eine Rechnung zu ſtellen, ſieht ebenſoviel Fehler an euch, als ihr an ihm. Dieſe Rechnungen aber gleicht man mit Rechnen nicht aus, da hilft nur vergeben und vergeſſen. Darum du, der du zum Altar treten willſt und weißt, daß dein Bruder zürnet, ſo laß den Altar und verſöhne deinen Bruder, dann erſt komme wieder. Im Himmel iſt ewiger Friede; wer im Himmel ein Plätzchen will, darf nicht Streit auf Erden laſſen, nicht Streit im Herzen tragen.

Darum reiniget euch, damit wenn der Herr kommt, ihr fröhlichen Abſchied nehmen, auf Erden ein freundlich Andenken hinterlaſſen, im Himmel den ewigen Frieden finden könnet.

So ſprach der Pfarrer und die Worte tönten in Aenneli's Seele wieder faſt wie Gottes Worte. Sie trafen Punkt für Punkt ihre eigenen Zuſtände und Gedanken, als wenn ein all-

wissendes Auge sie in ihrer Seele gelesen hätte, sie begegneten jedem Stocken, jeder Ausflucht, Schlag auf Schlag erschütterte ihre Seele, sie ward wie betäubt, und als der Pfarrer schwieg, da schien es ihr, sie stünde an eines tiefen fürchterlichen Abgrunds Rand und eine Stimme hoch über ihr sage: Frau, Frau, deine Zeit ist um, rette deine Seele.

Sie ging nicht zum heiligen Mahle, mit Andern verließ sie nach der Predigt die Kirche unwillkürlich, von einer inneren Gewalt getrieben, obgleich sie eigentlich angezogen war, um zum Tische des Herrn zu gehen. Aber eben es war nur der Leib, welcher die rechte Kleidung trug, und da weigerte sich die Seele und forderte auch das Kleid der Reinigung. Betäubt, fast wie jemand, der aus großer Todesnoth gerettet worden, aber noch nicht weiß wie es gegangen und wo er ist, ging sie nach Hause. Wie lange sie heimgegangen und was in ihrer Seele auf- und niedergegangen, das wußte sie ebenfalls nicht. Aber sie hatten ihrer geharret, Resli stand auf der Bietzi und seiner Stimme, als er frug: Mutter, kömmst du endlich und wo bleibst du so lange? hörte man es an, daß er Angst um sie gehabt. Das Essen war längst z'weg, Annelisi hatte gekocht und schoß putt in der Küche herum. Es war die Verlegenheit des bösen Gewissens, das gerne sich entlastet hätte, aber nicht recht weiß wie. Denn als die Mutter fragte: ob alles z'weg sei zum Essen, antwortete Annelisi ganz freundlich und mit viel mehr Worten als nöthig gewesen wäre. Noch fehlte der Vater; er sei zum Waldacker hinaufgegangen, hieß es. Dort oben am Waldessaum saß Christen und während der Himmel so heiter über ihm war, die ganze Erde lachte, war es ihm so trüb im Gemüthe. So kann es nicht mehr länger bleiben, sagte er zu sich selbst; kein Essen ist mehr gut; die Kinder reden in alles, die Diensten estimieren Einen nicht mehr; eins zieht hier aus, das andere dort aus, und zuletzt geht alles über mich aus und mit dem Rücken kann ich ansehen, was ich vom Vater geerbt. Nein, so kann es beim Schieß

nicht mehr gehen. Aber was machen? Z'Boden ſtellen, daß man einmal weiß, wer Meiſter iſt und wenn es ſein muß, ſie zuweilen in die Finger nehmen, das wär d's Beſt, wenn die Kinder nicht wären. Aber man muß ſich vor den Kindern ſchämen, und dann liefen ſie fort und der Lärm würde nur größer. Die verfluchten Bettelweiber mit der Geiſel wegjagen und wenn eine in's Haus ſchleichen würde, ſie an den Zöpfen hinausführen, ſo gutete doch wenigſtens das verfluchte Verſchleipfen. Aber was hätte ich davon, als verbrüllet zu werden im ganzen Land, und wenn eine Frau verſchleipfe will, ſo iſt ihr der Tütſchel nicht liſtig genug. Scheiden wäre d's Kürzeſt und dann könnte ein jedes mit ſeinem Gelde machen und huſen wie es wollte. Aber wie ginge es dann mit dem Weibergut, wenn ich das herausgeben müßte, es thäte mir notti weh. Und dazu hätte ich eigentlich gar nichts wider Aenni, wenn es nur weniger narrochtig thät mit dem Bettelvolk und nicht meinte, es müßte jeder Täſche aufwarten mit dem Hemd ab dem Leibe, und weniger regieren wollte und mir die fünftauſend Pfund nicht immer vorhielte, ſo hätte ich gar nichts wider ihns, im Gegentheil, es wäre mir faſt noch ſo lieb wie ehemals. Denn daneben wäre es ein gutes in alle Spiel, hätte Sorg zu allem, und es ſei kein Zeichen im Kalender, über welches es nicht Bericht geben könnte. Oeppe ſo Laſter, wie die meiſten Weiber damit behaftet ſeien, wüßte er notti an Aenneli keines. Aber die fünftauſend Pfund laſſe er ſich nicht vorhalten; er ſei nicht für ſeine Freude Vogt geweſen, vermöge ſich deſſen nichts, und wenn ſie einem Menſchen weh thäten, ſo thäten ſie ihm weh und b'ſunderbar weil er ſehe, daß auf dieſem Wege man nicht mehr dazu käme, ſondern noch um das was man hätte. Zuletzt wäre ihm an den fünftauſend Pfund nicht mehr alles gelegen. Wenn ſie nur den vorigen Zuſtand wieder hätten und Aenneli würde wie ehemals, ſo könnten ſeinethalb die fünftauſend Pfund ſein wo ſie wollten. Er könnte dem Bub den Hof abtreten und in die Hinterſtube gehen, aber er ſchäme ſich auch

schon abzugeben und mit minderem Vermögen, als er ererbt, das würde die Leute lächern, und zudem daure ihn der Bub. Wenn sie mit dem ganzen Vermögen nicht g'fahren möchten, wie sollte es denn der Bub machen können, wenn er den Geschwistern herausgeben und dazu ihnen noch einen großen Schleiß ausrichten müßte? Und er wüßte auch nicht, wie Aenneli das ausstünde. Man habe schon manches Beispiel, daß eine Mutter, wenn man ihr die Haushaltung abgenommen und sie zu nichts mehr etwas hätte sagen sollen, verhürschet worden seie im Kopf und b'sunderbar sei es denen begegnet, die gewohnt gewesen seien, viel auszutheilen und die nun auf einmal nichts mehr zu geben hätten. Er glaube nicht, daß Aenneli das ausstünde, wenn man ihm auf einmal alles abnehmen würde, und daran möchte er doch nicht schuld sein; es sei daneben doch noch ein Gutes gewesen. Nun habe man Beispiele, daß man mit ihnen umginge gerade wie mit Vieh. Nit, so lange er lebte, wollte er schon dafür sorgen, daß es nicht geschehen würde, aber man wisse nicht, wer zuerst davon müsse. Er wüßte eine Frau, die auch verhürschet worden sei, weil man ihr alles eingeschlossen und sie zu keiner Sache mehr etwas hätte sagen sollen und nichts mehr geben, und die man jetzt, seit ihr Mann gestorben, behandle wie ein Unvernünftiges, sie einsam und abgesondert einschließe und niemand zu ihr lasse. Und doch sei es nicht, daß die Leute es nicht vermöchten. Er möchte an solchem nicht schuld sein, solches müsse einst abgebüßt werden an beiden Orten hienache und dernache, und was die Kinder nicht alles ausessen, das warte noch den Kindeskindern. Und selb möge er nicht. Resli thäte es jetzt freilich nicht, aber man wisse nicht, was er für eine Frau erhalte, und was eine Frau aus einem Menschen zu machen vermöge, das wisse man auch nicht. Man habe Beispiele, daß aus den freinsten Burschen halbe Tüfe worden seien vor Gyt und Unverstand, wenn sie Weiber darnach erhalten hätten. Ja

wenn es Wyb z'ungutem gerathet, so hält es fiebe Manne use und d'r Tüfel könnt by n ihm gah Lehrbub sy.

Aber was er anfangen wolle, das wüßte er wahrhaftig nicht, aber so stehe er es nicht mehr aus. Bis hierher dachte Christen; nun versank er in tiefes bewußtloses Sinnen, einzelne Glockenklänge, mit denen leise Winde über den Wald her spielten, weckten ihn. Es war das Zeichen, daß der Gottesdienst zu Ende sei, und eine Mahnung wieder zu kommen am Nachmittage, damit der Same, welcher mit fleißiger Hand ausgestreut worden sei, mit Ernst und Nachdruck eingegrt werden könne in den seltsamen Boden des Gemüthes, wo der bessere Same so gerne sich verflüchtigt oder sonst nicht zum Leben kömmt. Ich sollte heim, dachte Christen, wenn ich zur rechten Zeit beim Essen sein will, aber ich weiß nicht, ich mag nicht, es ist mir allemal wenn ich dem Haus zukomme, wie wenn jemand vor dem Hause wäre und mit einem Stecken mit wehrte, oder als ob etwas Böses, Grüsliches gehen sollte, daß ich fast nicht dranhin dürfte. Ehemals ist das doch nicht so gewesen, es ist mir gegangen fast wie einem Schiff, wo der Fluß immer stärker unter ihm dahin schießt, so habe ich immer stärker laufen müssen und manchmal fast springen, je näher ich meinem Hause kam. Da war es schön. Und wiederum sann Christen, bis ihm laut der Wunsch entrann: Ach, wenn es nur wieder so wäre! Aber es wieder so zu machen, wußte er nicht; kein Rath kam. Trübselig machte er sich nach Hause und sein Trübsal war bald mehr bitter und bald mehr wehmüthig und bald mehr trotzig und bald mehr melancholisch, je nachdem die Wolke gefärbt war, welche über seine Seele strich. Aber die Färbungen dieser verschiedenen Wolken sah man auf seinem Gesichte nicht, das war ungefähr wie ein Holzstich, der ungefähr die nämliche Färbung behält, man mag ihn betrachten von welcher Seite man will und wenn die Sonne scheinet oder wenn es regnet. Es ist kommod und unkommod ein solch Gesicht, aber Staatsmänner und

Spitzbuben würden oft viel Geld darum geben. Freilich giebt es auch Staatsmänner, welche es bereits haben. Das sind dann aber nur sogenannte; Spitzbuben giebt es aber sehr selten sogenannte, die unterscheiden sich von den Staatsmännern eben dadurch, daß sie meist wirkliche sind.

Dieses Gesicht brachte er heim, und mit diesem Gesicht setzte er sich oben an den Tisch, und es war erbämlich anzusehen, wie schnell und schweigend gegessen ward, fast als ob jedes in einem Wespenneste säße; aber es meinte jedes, aus Christen's Gesicht würde Blitz und Donner brechen bei dem geringsten Anlaß, wenn etwa ein Bettler hoschete oder ein Handwerksmann Geld wollte. Jedes merkte, daß es hinter dem Gesichte grollte und gährte; aber daß es näher dem Weinen als dem Donner war, eben das sah man nicht. Freilich donnert man zuweilen auch aus lauter Verlegenheit, weil man nicht mehr recht weiß, wie man weint. Es machte also ein Jedes, daß es wegkam so bald möglich, auch Aenneli nahm nur eine Gablete oder zwei und suchte die Küche wieder. Das beelendete Christen aber immer mehr, er wußte auch nicht, daß Aenneli nicht seinetwegen so schnell abseits ging, sondern weil ihr das Weinen zuvorderst war und ihr Herz überhaupt so voll, daß sie meinte, es müßte zerspringen. Er glaubte, sie sei noch böse und kupe, und eben das sei das Unglück, daß sie nie vergessen könne und wochenlang die Sache wiederkaue, so daß, wenn er zufrieden sein möchte und längst alles vergessen, Aenneli das Alte immer wieder aufwärme und das sei doch ehedem ganz anders gewesen, und das sei noch ärger, als wenn man am Sonntag Schnitz und ein Mues koche und beides die ganze Woche durch wärme; so sei nicht dabei zu sein und das Leben erleide ihm. So bald möglich machte er sich auch vom Tische fort und stund lange draußen auf der B'setzi und wußte nicht was machen. Er wäre lieber daheim geblieben, aber daheim fürchtete er Streit, mochte mit Aenneli heute nicht alleine sein, er wollte heute nicht mehr

ſtreiten, und doch war es ihm zuwider wegzugehen. Endlich ging er und war ſchon ein langes Stück gegangen, ehe es ihm einfiel, wie und wo er ſeinen Nachmittag zubringen könnte. Aenneli hatte ihm aus dem Küchenfenſter zugeſehen und gedacht: Bleibt er wohl oder geht er wieder? Wenn er doch daheim bleiben würde, wir wären alleine dieſen Nachmittag, da wollte ich das Herz in beide Hände nehmen und es ihm leeren und mich unterziehen und um Verzeihung bitten und ihm anhalten, daß er nicht mehr ſo ſei, es ſei mir nicht nur wegen mir und von wegen den Leuten, ſondern d'ſunderbar wegen den Kindern. Aber um's Bleiben durfte ſie ihn nicht bitten, was würde er denken, dachte ſie. Aber als er ging, als er nicht umkehrte, ſie ihn nicht mehr ſah, da ſchoß ihr das Waſſer in die Augen wie vom Berge der Bach, wenn eine Wolke gebrochen iſt. Sie mußte abſeits.

An ſchönen Sonntagen und beſonders wo keine kleinen Kinder ſind, iſt es oft einſam des Nachmittags um einen Bauernhof. Man kann zweimal um's Haus herumgehen, man merkt nichts Lebendiges als vielleicht ein Schwein, das ſich kündet, wenn man dem Trog zu nahe kömmt, oder ein Pferd, welches durch den leeren Bahren wiehert. Zuweilen ſieht man beim dritten Mal einen Hans oder einen Peter, der im Schatten eines Baumes wohl ſchläft, das Geſicht nach unten gekehrt, die Beine aber vom Knie weg gen Himmel geſtreckt. Sehr oft aber ſucht man umſonſt unter den Bäumen nach ſolchen Himmelszeigern, man muß am Hauſe hoſchen, muß drei-, viermal hoſchen, ſtark, aber geduldig; dann kömmt endlich beim ſiebenten oder achten Male eine ingrimmige Stimme aus der hinteren Stüblisthüre: Doppelt neuer? Es iſt die Stimme der Bäurin, welche ſich vor dem Fliegenheer in's Hinterſtübli geflüchtet hat, erſt leſen wollte in einem geiſtlichen Buche, aber unwiderſtehlich gelockt worden war hinter den dicken Umhang um's breite Bett, wo in der ungewohnten Stille bald ein ſeliges Schläfchen ſie umfing, bis der unwillkommene Doppler

sie weckte. Nachdem sie denselben abgefertigt, sieht sie ihm ein Weilchen nach, geht zum Brunnen, weckt sich durch einige Züge des schönen, Bläschen werfenden Wassers und macht dann die Runde um's Haus und in der Hofstatt, bis es Zeit wird, das Nachtessen zu rüsten, oder es sie gelüstet, privatim ein Kaffee zu machen. —

Fast ebenso hätte es der Besucher auf jenem Hofe selben Sonntag getroffen, Alle waren ausgeflogen bis an Aenneli, das gaumete. Anfangs war sie, nachdem sie hinter der letzten Jungfrau, welche ausflog, die Thüre geschlossen hatte, auch in's Hinterstübli gegangen, hatte den Kopf auf's Bett gelegt, aber nicht Schlafens wegen, sondern weil er so schwer von Trübsal und Jammer war. Es war ihr, als hätte sie eine innere Gewißheit, daß sie bald sterben müßte, und im Streit scheiden, wollte sie nicht kein Plätzchen im Himmel finden, wollte sie nicht, wo keine arme Frau ihr eines machen konnte, auch beim besten Willen nicht, wenn sie nicht versöhnt zur Himmelsthüre gekommen. Wie sollte sie es anfangen, Frieden zu machen? Christen schien alle Tage verstockter und unversöhnlicher, und nicht das mindeste Wörtlein nahm er von ihr an. So sann und weinte sie trostlos lange, bis ein Doppeln an der Hausthüre sie störte. Aenneli zögerte; eine Bäurin erscheint nicht gerne mit verweinten Augen unter der Hausthüre, es wäre ihr recht gewesen, wenn der Klopfende weiter gegangen wäre. Als derselbe aber nicht absetzte, so erlaubte es Aenneli ihr gutes Herz nicht, zu thun, als wäre gar niemand daheim, wie es wohl oft geschieht. Ich muß doch gehen, wenn es etwa ein Unglück wäre oder jemand für einen Kranken etwas wollte, ich müßte mir noch auf meine Letze ein Gewissen machen und selb will ich doch nicht, dachte sie bei sich selbst. Sie setzte die Kappe wieder auf, strich die Haare zurecht, wischte mit der feuchten Hand die rothen Augen aus und öffnete. Da stund draußen der Polizeier und begehrte eine Unterschrift.

Eigentlich war es eine flotte Dampete, welche er im Sinne trug, in deren Hintergrunde ihm ein tüchtiges Glas Schnaps glänzte nebst dem dazu gehörigen Stück Brod wie ein Licht in dunkler Nacht. Denn so ein Polizeier ist oft neben seinem Amte auch zugleich eine alte Frau, die sich mit Neuigkeitenherumtragen abgiebt, mit dem Unterschiede jedoch, daß er für seine Mühe lieber Schnaps nimmt als Kaffee, während eine eigentliche alte Frau den Kaffee mehr liebt. Aenneli hörte ihn sonst nicht ungerne, und es geschah selten, daß der Polizeier den Mund nicht noch lange bald schleckete, bald abwischte, wenn er vom Hause wegging. Diesmal war Aenneli nicht aufgelegt zum Dampen, öffnete nur den obern Theil der Thüre und diesen nur halb, sagte: Christen ist nicht daheim, du mußt ein ander Mal kommen. Die üblichen Fragen: Wo ist er hin? kommt er bald heim? wenn ich wüßte, daß er bald käme, ich wollte warten, fertigte Aenneli kurz ab, und als der Polizeier vom Wetter anfing und sagte: es sei schön und er traue, es wolle einen Rung so bleiben, es wäre gut, da sagte Aenneli: es wär gut, aber d's Beste ist, wenn man es nimmt wie es kömmt. Du hast Recht, sagte der Polizeier, aber wenn man's könnte, du gute Frau du. He, man sollte es lernen, sagte Aenneli und machte die Oeffnung in der Thür immer kleiner, so daß der Polizeier es endlich merkte, daß er unwerth sei und gehen könne. He, so will ich ein Haus weiter, sagte er endlich traurig und sann, ehe er Adie sagte, noch lange nach, wo er wohl Zeit zu einer Dampeten und ein Glas Schnaps dazu finden könnte. Kaum war er dort abgesessen, so sagte er, was es wohl bei d's Bure in Liebewyl wieder gegeben habe; wenn es denen dort gut gehe, so verstehe er sich nicht mehr darauf. Die Bäurin hätte ganz verplärete Augen gehabt, und als er nach dem Manne gefragt, da hätte es ihn gedünkt, sie möge es kaum hervorbringen, sie wüßte nicht, wo er sei und wann er heim komme. Und er wolle

doch gefragt haben, wo eine rechte Frau sei, die nicht wüßte, wo der Mann sei?

Aenneli aber hatte die Thüre zugemacht, das Bett im Hinterstübli zurecht gerüttelt, ging zur hintern Thüre aus, zog sie hinter sich zu, machte die Runde um's Haus, besichtigte die Ställe, in welchen sie lange nicht gewesen war, machte ihren Schweinen einen Besuch, und sie begrüßten sie freundlich mit Grunzen und Schnürfeln und erhielten zum Dank dafür einen Arm voll grünes Gras in den Trog. Von dort trappete Aenneli in die Hofstatt hinaus, trappete von Baum zu Baum, freute sich des Segens, der so reichlich die Bäume schmückte, dachte bei jeder Sorte, für was sie wohl gut wäre, und wie ein Feldherr die Truppen zur Schlacht, so ordnete Aenneli die sämmtliche Masse nach ihrem Werth und Dienst, zum Behalten, zum Verkauf, zu Schnitzen und zu Bätzi, zu Most und zu Branntwein, kam unvermerkt zum Flachs, der dicht und schlank emporwuchs, dem Hanf nachstrebte, der hochmüthig auf ihn herab sah. So kam Aenneli immer weiter, von einem zum andern und alles war üppig und schön, und als sie am Rain hinterm Hause das Ganze übersah, da hüpfte ihr das Herz fast vor Freude, denn so schön hatte sie noch nie alles gesehen, und einen schönern Hof gebe es doch nicht, dachte sie. Aber da kam schon wieder der Jammer, gerade wie in nassen Jahren nach jedem Sonnenblick ein nur um so ärgeres Regenwetter kömmt. Das alles ist unser, und wie gut Händel könnten wir nicht haben, und jetzt, wie haben wir's. Uebler z'weg sind wir als die ärmsten Kacheler und Häftlimacher, und nicht wegen der Armuth, wir hätten Sachen genug für uns und öppe auch für unsere Kinder, aber da inwendig ists nicht gut, da hat bös Wetter alles verherget.

Aenneli setzte sich nieder, sah über das reiche Land hinweg, sah wie alles im reichsten Segen prangte, vom Thale weg bis hinauf zu den Gipfeln der Vorberge, sah, so weit das Auge reichte, den Himmel rundum sich senken den Spitzen

der Berge zu, ſah ihn umranden den Kreis, welchen ihr Auge ermaß, ſah wie da eins ward der Himmel und die Erde, und von dieſer Einigung kam der reiche Segen, kam der Sonne Licht, kam der Regen, kam der geheimnißreiche Thau, kam die wunderbare Kraft, welche Leben ſchafft im Schooſe der Erde. Es ward dem Aenneli ganz eigen um's Herz, als ſie dieſe Einigung zwiſchen Himmel und Erde erkannte, und wie eben deßwegen alles ſo ſchön und herrlich ſei und ſo wunderbar anzuſchauen, weil Friede ſei zwiſchen Himmel und Erde, der Himmel ſeine Fülle ſpende, die Erde den Himmel preiſe. Und ſie dachte, ob denn eigentlich der Himmel nicht alles umranden ſollte, nicht bloß die Erde, ſondern auch der Menſchen Leben, ſo daß, wenn die Jahre ihn drängen an der Erde äußerſten Rand, vor ihm der Himmel offen liege. Darum auch alle ſeine Verhältniſſe ein jegliches zum Berge wird, auf den der Himmel ſich ſenket und aus dem er in den Himmel ſteigen kann. Ja, jeder Tag des Lebens, ein kleines Leben für ſich, ſollte der nicht im Himmel beginnen, und wenn wir einen heißen Tag lang gewandert ſind, der Abend kömmt und der Schlaf über die müden Augen, ſollten wir nicht da Herberge halten, wo der Himmel die Erde berührt und die Engelein auf- und niederſteigen und Wache halten über den ſchlafenden Pilgrim, der im Herrn entſchlafen iſt, damit, wenn die Sonne wieder kömmt, er wohlverwahret im Herrn erwache, gekräftigt in himmliſcher Ruhe zu irdiſcher Geſchäftigkeit? Und hatten wir es nicht ehedem ſo? frug Aenneli ſich. Wenn die Nacht kam, am Ende des Tages die Ruhe winkte, hoben wir da unſere Seelen nicht hinauf und ſuchten in Gott und mit Gott Friede und Ruhe und ließen dahinten der Erde Elend und verſenkten ins Meer des Vergeſſens böſe Gedanken und jegliches Nachtragen. Da ward uns wohl, und jeden Morgen nahmen wir den Segen Gottes mit in den Tag hinein, und jeden Abend legten wir ab, was die Erde Unreines an uns gebracht. Jetzt aber legen wir nichts mehr ab, legen uns

schlafen mitten in Noth und Elend, in Groll und Gram hinein, und böse Geister kommen in der Nacht und nähren in wilden Träumen Gram und Groll. Und am Morgen scheint keine helle Sonne Einem ins Gemüth hinein, keinen Segen Gottes nehmen wir in den jungen Tag hinein, sondern das alte Elend, die alte Noth, welche über Nacht noch gewachsen sind und wachsen von Tag zu Tag, so daß sie jeden Tag unser ganzes Leben umranden, unser Auge keinen Himmel mehr sieht, wie in trüben Regen-, in schwarzen Gewittertagen auch nur dunkle Wolken auf den Bergen liegen und kein Himmel zu sehen ist. Da ging Aenneli so recht klar zum ersten Mal ihre Schuld auf, wie sie zu beten aufgehört hätte, und wie von diesem Augenblicke an Groll und Gram gewurzelt seien in ihren Gemüthern und was sonst jeden Abend vorüberging, ein Blutendes geworden.

Wohl hatte sie auch für sich gebetet, aber das Gebet war nicht hinübergeklungen in Christens Seele, hatte nicht mehr geebnet alle Anstöße, ja es hatte sich immer weniger erhoben zu Gott, hatte die Seele im Dunkel ihres Jammers gelassen und immer mehr waren es nur Worte gewesen, die, wie Steine im Flußbette rollen, ihr über die Zunge gerollt waren. Das Licht von oben läuterte ihre Seele nicht mehr, aber die Erde trübte sie jeden Tag mehr.

So ging ihr auf ihre Schuld, und ihres Elendes Anfang suchte sie nicht mehr im Verluste der fünftausend Pfund, welche mehr dem Manne als ihr zur Last fielen, sondern im Zerreißen des geistigen Bandes, welches so lange ihre Seelen in Treue und Liebe zusammengehalten hatte, und dieses Zerreißen war ihre Schuld. Diese Erkenntniß, die fast wie ein Blitz durch ihre Seele fuhr, erschütterte Aenneli tief. Das hatte sie nicht gesehen, nicht begriffen, und lag es ihr doch so vor den Füßen! Und diese Schuld hätte sie beinahe mit sich in's andere Leben genommen, mit sich genommen die Seufzer ihrer Kinder, denen sie ihr Leben vergiftet und viel-

leicht auch ihre Herzen. Jetzt erkannte sie, wie man den Splitter sieht in des Nächsten Auge, den Balken im eigenen Auge aber nicht. Ach, wenn sie Gott mit dem Gerichte gerichtet hätte, mit welchem sie oft ihren Mann gerichtet!

Eine unendliche Demuth kam über sie, sie sah, wie tief unten sie war, keine Strafe schien ihr groß genug, und sie bat die Strafe nicht ab, sondern sie fühlte einen innigen Wunsch gestraft zu werden, eine Freudigkeit jede Strafe zu ertragen, es dünkte sie, erst dann würde es ihr wieder wohlen, wenn Gott sie so recht züchtigte, dann erst wüßte sie, daß Gottes Augen, von denen sie so lange nichts gemerkt, wieder auf ihr ruhten, seine Hand wieder offen wäre über ihr. Sie fühlte aber auch, daß sie gut machen müsse, was sie gefehlt, bekennen müsse ihre Schuld, es ward ihr so recht von ganzer Seele klar, daß nur dem, der seine Sünden von Herzen bekenne, könne vergeben werden, und nicht nur so oben hin einmal und in Bausch und Bogen bekennen, in der Hoffnung plötzlicher Vergebung und Auswischens, sondern sie bekennen in der Liebe, die sich nicht verbittern läßt, die alle Tage die Schuld bekennet, ohne Versöhnung zu erhalten, die im Bekenntnisse verharret, auch wenn der Bruder das Bekenntniß mißbraucht, sein eigen Unrecht nicht erkennt, sondern alle Tage häuft. Sie wußte, daß an ihr nun alles lag, daß sie der Angel war, um den des Hauses Schicksal sich drehte, daß sie die Hand ans Werk legen müsse sonder Zagen und Zaudern; denn kömmt nicht der Herr wie ein Dieb in der Nacht und fordert von seinem Knechte Rechnung über seinen Haushalt? Sie wußte, sie mußte vor allem aus das zerrissene Band wieder anknüpfen; das war ihr großes, ihr heiliges Werk.

Man liest so oft von Helden, die Uebermenschliches vollbrachten, von Märtyrern, welche Uebermenschliches ertrugen; die Schwächern beben, die Kühnern glühen, wünschen die Tage wieder herauf, wo solchen Ruhm die Kraft erwarb, verwünschen unsere Tage, die so geschliffen einherrollen, einer dem andern

gleich, dem Menschen nichts zu bieten scheinen, als den Kampf mit der Langenweile in diesen geschliffenen Zeiten und bei den durch sie geschliffenen Menschen. Es ist eine Eigenheit des Menschen, daß er die Größe und das Mächtige nur nach Pfunden, Zahlen, Längen und Breiten zu messen weiß, daß er fürs Geistige keinen andern Maaßstab hat, als der Zeitungsschreiber für seine Schlachten, deren Größe er nach der Zahl der Todten berechnet und nach der Menge der gethanen Kanonenschüsse.

Nun aber gibt es Helden und Märtyrer immer fort, und die Gelegenheiten dazu kommen jeden Tag. Wo göttliche Kraft im Menschen ist, da sprudelt sie hervor, und wo ist auf Erden die Quelle, welche nicht ihr Bett gefunden? die ächte Kraft weiß im Kleinen groß zu sein, der öde Hochmuth nur harret immer auf die Gelegenheit groß zu werden und harret immer umsonst, und wenn eine Gelegenheit zu Großem käme, so würde er nicht groß werden, sondern gar jämmerlich klein; so wie ein eitler Mensch, der in allen Aengsten nach einem Titel ringt, sei es ein geistlicher oder ein weltlicher, erst recht erbärmlich wird, wenn er denselben erhaschet hat. Aechte Heldenherrlichkeit, großen Märtyrersinn findet und sieht man heute wie immer, man muß ihn nur zu erkennen wissen im Leben, und nicht bloß, wenn er geschrieben angepriesen wird, man muß ihn nur zu suchen wissen in jedem Lebensverhältniß und nicht meinen, er blühe nur auf Schlachtfeldern und Blutgerüsten.

Diese Demuth aber, die aus der Liebe stammet, die alles erträgt, alles erduldet, sich nicht erbittern läßt, die da, wo Gott sie stellet, ausharret bis an's Ende, sei es zum Leben, sei es zum Tode, ausharret in dem Bewußtsein, daß über dem Menschen des Herrn Wille walte und dieser Wille ertragen werden müsse zur eigenen Sühnung und Anderer Heil, im Größten wie im Kleinsten, diese Demuth ist der Sinn, der die Helden zeugte, aus dem die Märtyrer hervortraten, der noch jetzt Helden und Märtyrer zeuget.

Diese Demuth kam über Aenneli, und dazu eine rechte

Freudigkeit, alles auszustehen, was Gott nur für gut finde, und nicht nachzulassen, bis alles wieder sei wie ehedem, wo die Mutter noch gelebt. Und jetzt erst war es ihr, als dürfte sie so recht wieder an die Mutter denken, und es fiel ihr auf, wie sie sie von Tag zu Tag mehr vergessen und in der letzten Zeit gar nicht an sie gedacht habe. Jetzt hob sie ihre Augen zu ihr auf, und ein Friede kam ihr in's Gemüthe und eine fröhliche Zuversicht, wie sie sie lange nicht gefühlt. Das kömmt von der Mutter, dachte sie, sie freut sich auch deiner, und will dich aussteuern zu deinem heiligen Werke, wie sie dich während ihres Lebens auch so manchmal aussteuerte mit gutem Rath und lebendiger Vermahnung.

Als Aenneli so auf dem Berge gerungen und gesieget hatte und sie die Augen aufhob, da schien ihr alles noch viel schöner als sonst, und der Himmel schien ihr nicht nur die Erde zu umranden, sondern sich auf dieselbe gesenket, mit ihr verwoben zu haben, Himmel und Erde eins zu sein. Aenneli wußte es nicht bis jetzt, daß, wenn der Himmel sich hinuntergelassen hat über unser Gemüth, wenn er inwendig in uns ist, unser Fuß jeden Ort, den er betritt, zum Himmel heiliget.

Gekräftigt, wie neu geboren, stieg sie zum Hause hinab. Freundlich bewillkommen sie Tauben und Hühner, folgen ihren Schritten bis zur Küchenthüre, harren dort, bis sie ihnen Futter bringt und fröhlich zusieht, wie sie lustig und friedlich darum sich zanken. Da kömmt auch der Hund hervor, wedelt durch Tauben und Hühner, ohne sie zu stören, und legt sein Haupt in Aenneli's Schoos und läßt sich nicht stören, wenn die Katze, welche bereits auf demselben Platz genommen, ihn mit der Tatze trifft, denn sie hat die Krallen eingezogen und neckt sich gerne mit dem alten Kameraden. An dieser Einigkeit und Traulichkeit hatte Aenneli große Freude und sie streichelte abwechselnd bald Hund und Katze, aber sie ging ihr auch zu Herzen und trieb ihr das Wasser wiederum in die Augen. Wenn Hund und Katze sogar wegen alter Bekanntschaft einig

und im Frieden mit einander leben, wie können dann Mann und Frau, die Gott für einander geschaffen hat, sich plagen und quälen und immer größere Feinde werden, je länger sie bei einander sind?

So sah sie dem Spiele zu, bis, wie Abends zum Walde die Vögel wiederkehren und zum Schlage die Tauben, ein Bewohner ihres Hauses nach dem andern heim kam, ein jeglicher auf seine Weise. Die, welche noch ein Tagewerk hatten, eilig und schwitzend, andere, welche nur noch essen und dann schlafen wollten, behaglich und langsam. Die Jungfrauen kamen eilig daher geschossen, rupften aber doch aus dem Zaun allerlei Blümchen und Blättchen ab und ergriffen die Gelegenheit, um verstohlen zurück zu sehen, ob keiner ihnen folge von weitem, in welchem Falle sie wohl noch gezögert hätten, ein Strumpfband gebunden oder sonst etwas, bis sie vernommen, ob derselbe ihnen vielleicht noch etwas zu sagen hätte. Resli kam wehmüthig vom Walde her, Christeli lustiger von Seite des Dorfes, Annelisi zur hinteren Thüre herein, man wußte nicht woher.

Noch war Christen nicht da; mit Angst schaute Aenneli nach ihm aus. Endlich kam er langsam, zögernd und fast wie ein Schiff dem Hafen zu, dem vom Lande her der Wind entgegen weht. Es klopfte doch Aenneli das Herz, als sie ihn so kommen sah mit dem sauren Gesicht und dem zögernden Schritt, denn was ihm im Herzen sich regte, das wußte sie nicht. Es wollte ihr der Muth und die Zuversicht fliehen und sie mußte ins Haus hinein und konnte kein freundlich Wort zum Willkomm ihm sagen, wie sie gewillt war. Das that Christen weh, als er Aenneli bei seinem Kommen ins Haus gehen sah. Kann sie mir denn nicht einmal mehr freundlich guten Abend sagen und selbst an einem heiligen Sonntag das Tubeln nicht lassen? dachte er, und fast wäre er umgekehrt. Nun machte er aber ein desto saurer Gesicht und mochte fast nicht einmal dem Annelisi guten Abend sagen, das an ihn heranschlich wie in heimlichem Verständniß oder als wenn es ihm

etwas anzuvertrauen hätte. Da aber der Vater that, als merkte er sie nicht, gab sie dem Hund, der an ihr sich streicheln wollte, einen Stoß und ging in den Garten zu ihren Blumen. Unterdessen hatte Aenneli den Kaffee gemacht, die Erdäpfelröste dazu, alles stand auf dem Tische bis an die Kaffeekanne, die stand auf dem Tritte des Kunstofens, und langsam drehten die Leute zum Essen sich herbei.

Aenneli nahm sich zusammen, festigte ihre gläubige Demuth wieder, that freundlicher als sonst und hatte für jeden ein gutes Wort. Was sie lange nicht gethan, that sie wieder, sie schenkte selbst den Kaffee ein und Christen zuerst; dann kam sie mit der Milch, und weil sie wußte, wie Christen die Milchhaut liebe, nahm sie ihr Messer und schob die meiste ihm in sein Kacheli. Und als Christen sagte: Höre ume, ih ha g'nug, sagte sie: He nimm ume, es ist für die angere o noh da. Das verwunderte Christen sehr, er dachte, so wäre es wieder dabei zu sein, und er wurde gesprächig und berichtete recht kurzweilige Sachen, wie man es lange nicht gehört hatte, daß sich die meisten verwunderten und meinten, Christen sei im Wirthshaus gewesen nnd hätte einen Schoppen mehr als sonst getrunken. Aber Christen hatte den ganzen Tag keinen Wein gesehen, aber als Aenneli ihm wieder die Milchhaut in sein Kacheli schob, da heimelte es ihn, es ward ihm wieder als wäre er daheim, und das wirkte mehr, als drei oder vier Schoppen vermocht hätten.

So böse über sie, dachte Aenneli, mußte Christen doch nicht sein, und ihr Vertrauen ward fest, und als die Haushaltung gemacht war, setzte sie sich zu den andern draußen vor die Küchenthüre, nahm freundlich Theil an allen Gesprächen; ein freundlich Wort gab das andere freundliche Wort, man wußte nicht wie, und hoch am Himmel stand der Mond, als eins nach dem andern seine stille Kammer suchte.

Aenneli ging zuletzt ins Haus, schloß die Thüre, sah wie üblich nach, ob das Feuer ausgelöscht sei und alles am rechten

Orte. Zweimal machte sie die Runde, denn es klopfte ihr wieder das Herz, und ihrem Stübchen nahte sie sich wie der Laie sich naht dem Heiligthume im Tempel, welches sonst nur des Priesters Fuß betritt. Schweigend rüstete sie sich zur Ruhe, schweigend suchte sie ihr Plätzlein. Da saß sie lange und wollte wieder beten wie ehedem, aber enger und enger ward es ihr um die Brust. Die Worte wollten den Durchgang nicht finden, und wenn auch die Lippen sich bewegten, zur Bewegung wollte der Laut nicht kommen, es war, als wenn eine unsichtbare Macht unwiderstehlich ihr im Wege stünde, sie zurückdrängen wollte in's Geleise der letzten Gewohnheit. Sie fühlte sich niedergezogen in die Kissen und alles in ihr rief ihr zu: Heute geht es ja nicht, fasse dich, stärke dich, warte bis morgen, morgen gelingt es dir besser, morgen ist bessere Zeit. Aber dann tönten ihr wieder die Worte des Pfarrers zu, daß die Hausmutter sterben könne, während das Essen, das sie aufs Feuer gethan, noch koche, daß im Himmel ein ewiger Friede sei und wer im Himmel ein Plätzchen finden wolle, nicht Streit auf Erden lassen, nicht Streit im Herzen tragen dürfe. Und von neuem rang sie nach einem lauten Wort, und in hellen Tropfen stand der Schweiß auf ihrer Stirne. Da wandte ihre Seele sich mit einem unaussprechlichen Seufzer zu Gott empor: Vater, hast du mich verlassen! Da wars, als versinke ein finsteres Unwesen, das drohend vor ihrer Seele gestanden, als sprängen Ketten, die um ihre Brust geschlungen; frei ward das Wort in ihrem Munde und langsam und bebend, aber inbrünstig und deutlich begann sie zu beten: Unser Vater u. s. w.

Beim ersten Ton aus Aenneli's Munde fuhr Christen z'weg, als hätte der Klang der Feuerglocke sein Ohr getroffen, dann saß er auf, dann rangen sich auch Töne aus seiner Brust, er betete mit, und als Aenneli die Bitte betete: Vater, vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir unsern Schuldnern vergeben, und nun das Weinen über sie kam und sie erschütterte über und über und ihre Stimme nur ein Schluchzen ward, da

weinte er mit und weinend betete er das Gebet zu Ende. Und es ward ihnen, als wenn das Gebet die Sonne wäre, und schwarzer Nebel hätte sie umlagert, daß eins das Gesicht des andern nicht mehr hätte sehen können. Nun aber kam die Sonne über den Nebel und ihre Strahlen brachen, spalteten ihn, er zerriß, und als ob Gottes eigene Hand vom Himmel herunterreiche, hob er sich höher und höher, hob sich in immer lichtern Wölkchen zum Himmel auf, verlor sich ganz und gar im Himmel, und licht und klar war es um sie, kein Schatten war mehr da und die Herzen lagen offen vor einander. Das heilige Schweigen brach zuerst Aenneli, sich anklagend und um Verzeihung bittend, aber Christen antwortete: Du hast nichts zu bitten, ich bin an allem schuld, hätte ich dir gehorcht, so wäre alles nicht begegnet. Wunderbar war es jedem, wie das Herz des andern so weich war und so voll Liebe und so ganz anders gesinnet, als man es gedacht, und daß es nur ein Wörtlein gebraucht zur Einigung. Und keines hatte daran gedacht, und jedes das Herz des andern ganz anders geglaubt, darum an jeder Verständigung verzweifelt; nur die Demuth Aenneli's, welche sich allein unterziehen wollte um ihrer erkannten Schuld willen, konnte durch die bergende Hülle brechen. Eben deßwegen hat uns Gott der Zukunft Schoos verdunkelt, den Vorhang gezogen vor die Herzen der Menschen, daß wir lernen in ächtem Heldensinn und hingebendem Vertrauen das Rechte thun, ohne nach dem Gelingen zu fragen, ohne die Anstrengung mit dem Kampf zu messen. Da wird dann oft, was den Kleingläubigen zurückgeschreckt hätte als unerhörtes Wagniß, dem Gläubigen so plötzlich und leicht, daß er fast erschrecken, es ansehen möchte als eine Täuschung, aus welcher er bald um so elender erwachen werde, daß er es erkennen muß als eine Gnade Gottes, die über dem Gläubigen so mächtig geworden. So war es auch ihnen; lange trauten sie ihren Ohren kaum, konnten ihr wiedergefundenes Glück nicht fassen, fürchteten bei jedem Wort, es möchte in eine wunde Spalte des Herzens fallen,

und aus dem Abgrunde der Streit wieder sein struppicht Haupt erheben. Sie wählten mit der rührenden Sorgfalt, mit welcher eine zärtliche Mutter ihres Lieblings eiternde Wunde verbindet, die Worte aus, und in neuer Redeweise erkannten sie die Macht ihrer Liebe. Und als sie endlich sicher waren, daß keine Täuschung da sei, daß keines dem andern nachrechne, sondern vergeben habe von Herzensgrund, daß jedes in Demuth seine Schwäche erkannt und lechze und dürste nach dem alten Glück, dem alten Frieden, daß jedes ihn nicht nur vom andern erwarte, sondern mit ganzer Seele und allen Kräften dazu beitragen wolle, da kam ein Glück über sie, das sie nicht gekannt; es war fast dem zu vergleichen, welches der empfindet, dem geträumt hat, er sei in der Hölle, der den Teufel gesehen, das Feuer empfunden hat und der nun im Himmel erwachet und Gott schauet von Angesicht zu Angesicht. Es war die Freude der Engel über den Verlorengegangenen und Wiedergefundenen, es war die Freude des Vaters, als der verlorne Sohn wieder in seinen Armen war. Ihr ganzes inneres Leben, was sie gedacht, was sie empfunden, seit ihre Herzen sich verschlossen, strömte auf ihre Lippen und eines staunte über das andere, und manchmal noch weinte Aenneli und sagte: O, wenn ich das gewußt hätte, es wäre nicht so lange gegangen, aber warum verlor ich den Glauben, warum das Vertrauen! Ach, jetzt weiß ich es, daß, wenn man Glauben und Vertrauen zu Gott verliert, man gottlos wird, und wenn man Glauben und Vertrauen zu den Menschen verliert, so wird man lieblos, und wer gottlos und lieblos ist, um den ist es finstere Nacht, und wenn er schon noch nicht in der Hölle ist, so ist doch die Hölle in ihm. Aber Aenneli's Klagen stillte Christen mit seinen Klagen, daß es ihm gerade so gegangen, und sie konnten sich nicht sattsam wundern, wie sie einander so mißverstanden, wie sie als Haß auslegten, wo die Liebe sich regte, als Bosheit, was innerer Schmerz gewesen war. Es war als ob eines spanisch gewesen wäre und das andere höh-

miſch, und hätten doch beide gemeint, ſie redeten die gleiche Sprache und hätten darum jeden Laut und jedes Zeichen falſch und verkehrt gedeutet. Sie wurden nicht ſatt, ſolche Mißverſtändniſſe aufzuſuchen, und bei jeder Löſung wuchs das Vertrauen des einen zum andern, und das Staunen über ihre eigene Verblendung. Dann wuchs Aenneli ihre Schuld immer wieder ins Gemüth, daß ſie es eigentlich geweſen ſei, welche die Schlüſſel ihrer Herzen umgedreht und abgezogen, ſo daß ſie verſchloſſen geblieben von ſelbiger Zeit an. Hätte ſie das nicht gethan, ſo wäre die ganze unglückliche Zeit nicht geweſen, ſie wären in Gott immer einig geworden; denn eben was die Erde trenne den Tag über, das ſolle des Abends in Gott ſich wieder ſuchen und finden, ſo habe die ſelige Mutter immer geſagt.

Dann tröſtete Chriſten, daß er auch nicht geweſen, wie er geſollt, was er gefehlt, hätten Andere entgelten ſollen, er fühle das wohl, und wenn ſie die Herzen verſchloſſen, ſo hätte ſie ſie wiederum aufgethan und mehr als gut gemacht. Und wenn das nicht alles ſo gekommen, ſo hätte er nie gewußt, um wie viel mehr der Friede werth ſei als fünftauſend Pfund und wie das Geld nicht alles ſei, ja wie es nichts ſei, denn wo der Friede fehle, da ſei der Reichſte ja viel unglücklicher als der Aermſte, der den Frieden hätte. Er hätte es manchmal recht mit Zorn geſehen, wie ſeinen Taunern und Knechten viel wöhler geweſen ſei als ihm, und wie ſie viel fröhlicher hätten eſſen mögen als er. Jetzt hätte er es ſo lebendig an ſich ſelbſt erfahren, was Jeſus damit ſagen wolle: Und was hülfe es euch, ſo ihr die ganze Welt gewönnet, und ihr littet Schaden an eurer Seele? Oder was kann der Menſch geben zum Werthe ſeiner Seele? Das hätte er alles niemand geglaubt, wenn er es nicht ſelbſt erfahren. Geld, Geld, reich, reich, hätte ihm früher immer in den Ohren geklungen, und wenn er von einem unbekannten Menſchen reden gehört, ſo hätte er gefragt: Het er öppis? Jetzt ſolle fürder Friede, Friede, fromm, fromm in ſeinen

Ohren sein, und wenn er nach dem Werthe eines Menschen frage, so wolle er auch anders seine Frage stellen.

Aber auf ihr Glück senkte sich erst die Krone, als sie ihrer Kinder gedachten. Sie wußten es, wie ihr Unglück auch auf die Andern übergegangen, denn wenn alle Glieder eines Leibes es empfinden, wenn ein Glied krank wird, so empfinden es noch viel mehr alle Glieder eines Hauses, wenn eine Krankheit in einer Seele ausbricht, und in dem Grade mehr, je bedeutungsvoller die kranke Seele im Getriebe des Hauses ist. Sie sahen wohl, wie die kindliche Harmlosigkeit und der jugendliche Frohsinn verwelkten, als ob der elterliche Streit zum Mehlthau an ihren kindlichen Seelen würde. Sie sahen erst jetzt recht ein, wie der Streit ihre Herzen zusammengezogen, daß sie keinen Platz mehr darin für ihre Kinder hatten, sondern nur noch für ihre Angst um's Geld und ihren Streit darum. Sie hatten sich nicht nur um ihr Schicksal nicht bekümmert, an dem sonst so gerne die Eltern bauen mit emsigen Händen, sondern es war ihnen wohl selbst manchmal ein Gefühl aufgestiegen, als ob die, welche sonst ihre größte Freude gewesen, ihnen im Wege wären, fast eine Last.

Jetzt waren ihre Herzen wieder weit geworden, der Kinder Glück war wieder ihr eigenes und freudig schlug ihr Herz, wenn sie dachten, wie dieselben sich freuen würden, wenn sie den Streit verschwunden, die alte Einigkeit und die alte elterliche Liebe auf einmal wieder sehen würden, als ob sie für einen Augenblick freiwillig sich versteckt hätten, nur um freudig zu überraschen, wie oft Eltern pflegen, wenn sie mit Kindern sich necken in fröhlichem Spiele. Ihren Kindern bauten sie Häuser in ernster elterlicher Liebe, bis endlich Christen fragte: Aber sage mir Aenneli, wie brachtest du es dahin, daß dir das Herz wieder aufging und du das Beten wieder anfangen konntest? Ich habe auch daran gedacht, mit dir mit Manier zu reden, aber erstlich wäre ich böse geworden und du wahrscheinlich auch, denn ich war gesinnet, nur du hättest die Feh-

ler, aber ich konnte nicht, wenn ich auch wollte; man hätte mir das Maul nicht mit einem Knebel aufgebrochen. Nun erzählte Aenneli, wie es ihr gegangen, wie der Geist es ihr gesagt, daß sie bald sterben werde, wie ihr geworden sei, sie sei der letzte Mensch auf Erden und müsse eiligst den andern nach, und dann wieder, man trage sie zu Grabe, es weine niemand hinter ihr, und sie finde keinen Platz im Himmel, wie keinen in der Kirche, wo ihr endlich eine arme Frau Platz gemacht. Wie darauf hin der Pfarrer gesagt, man solle immer meinen, was man genieße sei das letzte Mahl und absonderlich vom Abendmahl solle man es glauben. Und darum solle man Friede halten und Friede machen, denn mit Streit komme man nicht in den Himmel, und keiner solle glauben, daß die Schuld nicht an ihm sei, und der andere ane knien müsse, sondern das Gegentheil. Da sei es ihr geworden, sie wisse nicht wie, aber daß wieder Friede werden müsse, sei fest in ihr gestanden; um ihr Plätzchen im Himmel wolle sie nicht kommen, und das Sterben sei ihr nahe. Aber lange hätte sie nicht gewußt, wie sie anfangen solle, bis ihr spät am Nachmittag es aufgegangen sei, daß sie da anfangen müsse, wo der Zwiespalt so recht begonnen und daß sie eigentlich schuld an allem sei. Nun hätte sie gewußt, was sie zu thun hätte, aber angst sei ihr doch dabei geworden, denn sie hätte nicht gedacht, daß Christen's Herz zum Frieden so z'weg wäre, sie hätte geglaubt, lange, lange allein beten zu müssen, bis sie sein Herz wieder aufgesprengt; darum hätte sie vor Angst und Bangen fast nicht anfangen können, allein einmal angefangen, hätte sie auch nicht mehr abgesetzt, denn sterben ohne Friede, das will ich nicht. Als du aber alsobald aufgesessen und mitgebetet hast, da war es mir, als wärest du mir viele, viele Tage lang verschüttet unter der Erde gelegen, umsonst hätte ich dich gesucht, nach dir gegraben. Da säßest du auf einmal gesund und wohlbewahrt, von Engeln emporgetragen an meiner Seite und ich hätte dich wieder und verlöre dich nimmer, bis ich sterbe. Jetzt weiß ich

es, daß, wenn ihr mich zu Grabe traget, ihr wieder weinen werdet, und wenn dumpf auf meinem Todtenbaum die Erde tönt, so wirst du den Lumpen vor's Gesicht nehmen und denken: Aenneli war doch gut, und wenn ich noch einmal weiben könnte, ich nähmte keine Andere, und es ist mir und Andern übel gegangen. Da sagte Christen: Red nicht so, von Sterben mag ich nichts hören. Aber das will ich dir sagen: du hättest sterben mögen, wenn es gewesen wäre, geweint hätte ich immer, denn eine brave Frau warst du allweg, und lieb warst du mir auch immer, und wenn du hättest sterben sollen, so hätte ich alles, alles vergessen und nur daran gesinnet, wie lieb du mich hattest und wie du immer für alles gesinnet hast zu rechter Zeit und alles verstanden wie keine Andere. Aber von Sterben red' mir nicht, erst jetzt wollen wir wieder recht zu leben anfangen mit neuem Muth und in rechter Eintracht, und was dich freut, das soll auch meine Freude sein. Höre Christen, sagte Aenneli, du bist immer ein Guter gewesen und jetzt z'vollem gut, aber eins möchte ich noch. Du redest's mir nicht aus, daß ich bald sterben werde, es ist mir so wohl und so wunderlich, daß ich wohl weiß, daß dies den Tod bedeutet. Aber wir wollen darüber nicht streiten, sondern es Gott überlassen, der wird alles wohl machen. Aber eben eines möchte ich noch, das müßt ihr mir versprechen. Am nächsten Sonntag, an der heiligen Pfingsten, da wollen wir noch alle das heilige Abendmahl zusammen nehmen, so zum Zeichen, daß alles recht gründlich vergeben und vergessen sei, so wie als wenn es das letzte Mahl in diesem Leben wäre und der Abschied gleich darnach käme, so wie die Israeliten zur Reise bereit und alles abgethan, was man nicht mitnehmen soll, so an Leib und Seele bereit auf den Ruf des Herrn vor seinem Angesichte zu erscheinen. So möchte ich mit euch allen noch einmal an des Herrn Tisch, dann erst, dünkt mich, werde ich den zeitlichen und den ewigen Frieden gewiß haben; dann erst, wenn wir ein solches inniges Versöhnungsfest werden gefeiert

haben, weiß ich, daß nichts mehr zwiſchen unſere Seelen kömmt. Jetzt kömmt immer wieder ein Bangen über mich, als ob der Feind noch da ſei, der ſo lange zwiſchen unſern Seelen ſtand, aber wenn das geſchieht, dann iſt alles gut, dann werd ich erſt mit recht frohem Herzen ſagen: Jetzt Herr, jetzt laß deine Magd in Frieden fahren.

Los, lieb Aenneli, ſagte Chriſten, vom Sterben rede mir nichts mehr; davon mag und will ich nichts hören; ich wüßte nicht, warum du gerade jetzt ſterben ſollteſt, wo wir mit einander im Frieden leben könnten. Das düechte mich, ich muß es ſagen, vom lieben Gott nicht recht. Aber mit allen Freuden will ich am Sonntag mit dir das Nachtmahl nehmen, und die Kinder werden es auch gerne thun und eine b'ſunderbare Freude daran haben, wenn der alte Tſchuep aus iſt. Und es iſt mir auch noch wegen den Leuten. Es iſt ſo manches von uns unter ſie gekommen, wie ich wohl gemerkt habe; ſie können dann auch von uns reden, wenn ſie wollen, wenigſtens ſehen können ſie, daß es nicht ſo übel mit uns ſteht, wenn wir zuſammen vor des Herrn Tiſch gehen dürfen. Es iſt curios, auf die Religion verſtehe ich mich freilich nicht recht, und zur Kirche gegangen bin ich nicht viel, es wollte ſich mir ſo oft nicht ſchicken, und unſereins hat gar ſo viel zu ſinnen, d's Geiſtliche kann man nicht immer im Kopf haben, aber ich muß bekennen, allemal wenn ich in die Kirche kam oder zum Nachtmahl, nahm ich mir vor, mehr zu gehen. Es wohlete mir allemal, es war mir faſt der Seele nach, wie es mir iſt, wenn ich zur Selteni einmal bade. Es düechte mich allemal, ich hätte mehr Muth, und es habe mir wieder g'luteret vor den Augen, und ich könnte alles ruhiger nehmen. Es het mih mengiſt düecht, ſo wie wir ehemals alles, was wir öppe mit einander gehabt haben, im Beten haben liegen laſſen, ſo ſollte man im Sonntag alles liegen laſſen, was die Welt Einem die Woche über angehängt hat, und wie man am Sonntag ein ſauberes Hemd anzieht, ſo ſollte man auch die

Seele ſäubern und reinigen, es würde manchen Unflath weniger geben auf der Welt. Aber wenn uſereim ſchon zuweilen etwas z'Sinn chunt, ſo iſt man dann z'hiläſſig darnach z'lebe, wenn es ſchon gut wäre. Aber es muß anders kommen, und am Sonntag komme ich gerne; Gott und Menſchen können dann ſehen, ob wir einander lieb haben oder nicht.

Die Freude des wiedergewonnenen Glückes hielt den Schlaf ferne von ihrem Lager; es dämmerte draußen, die Sonne ſtieg herauf, ihre freundlichen Strahlen kamen als liebliche Boten und döppeleten an die Augen der Menſchen, daß ſie ſchauen ſollten des Herrn Herrlichkeit und ſchaffen ihre Werke, während der Herr dazu ihnen leuchte.

Wonnereich und glücklich ging das alte Ehepaar in den jungen Tag hinein. Alles Uebel war verſenket und ein neues Leben blühte im Herzen, oder es war vielmehr das alte Leben, das neu aufgetaucht war unter dem Uebel hervor, mit dem es bedecket und das jetzt abgeſchüttet war, und über das jetzt neunundneunzig Mal mehr Freude war als ehedem, weil es verloren geweſen und wieder gefunden worden. Sie verkündeten ihre Freude nicht laut, gaben ihr keine beſondern Worte, das Hausweſen ging ſeinen gewohnten Gang, aber ein ſeliger Friede leuchtete auf ihren Geſichtern, und es war recht rührend zu ſehen, wie die alternden Leute ſich nachträppelten wie zwei junge narrochtige Eheleute am Tage nach der Hochzeit, wo jedes immer zu meinen ſcheint, das andere könne ihm noch daraus laufen. Alle Augenblicke hatte Chriſten in der Küche ſeine Pfeife anzuzünden, und kaum war er daraus, ſo träppelte Aenneli ihm ſchon nach und hatte ihn etwas zu fragen oder ihm etwas zu berichten. Schon das fiel den Kindern auf, aber ſie frugen nicht. Als Reſli Mittags den Roſſen kurzes Futter gab, kam der Vater zu ihm in den Stall, redete mit ihm über den Viehſtand, frug was er meine, ob nicht etwas zu ändern wäre, es wäre da vielleicht ein Ordentliches zwiſchenaus zu machen, und wenn er meine, ſo könnte er an

den ersten Monat-Dienstag nach Bern; dort mache man es immer am besten, und er müsse sich auch nach und nach ans Handeln gewöhnen; er müsse das doch einmal machen, und je früher man anfange, um so eher lerne man es, um so weniger müsse man Lehrgeld zahlen. Resli stund fast auf den Kopf und folgte dem Vater freundlich durch die Ställe, und was er meinte, fand der Vater gut.

Fast eben so ging es Annelisi mit der Mutter, die mit einander Kabis setzten. Die Mutter begann von Annelisi's Garderobe, musterte sie mit ihr durch, sagte von Hemden, welche sie ihr wolle machen lassen, sobald man die Näherin herbeibringen könne, fand, ihr Sonntags-Tschöpli sei abgetragen und es mangle ein neues. Sie könne es machen wie sie wolle, entweder schon am Abend zum Krämer und sehen ob er etwas Anständiges hätte, oder warten, bis an einem Ort ein Märit sei, wo man bessere Auswahl hätte.

Diese Reden der Mutter machten Annelisi fast wunderlich; sie wußte nicht, war es ihr recht im Kopf oder nicht, und ihr Gewissen begann sich zu regen und zu fragen, ob das der Lohn sei für ihre gestrige Aufführung. Sie traute der Sache nur halb, wußte nicht, war es Ernst oder war das nur ein Anfang und hängte die Mutter noch etwas Anderes dran; sie gab daher nur halbeinläßlichen Bescheid und wartete immer, was noch käme. Da aber nichts nachkam als ein freundliches Wort nach dem andern und keine Vorwürfe und keine anderweitigen Vorschläge, da verwunderte sich auch Annelisi und dachte: wenn es doch immer so wäre, aber es wird sich bald ändern. Aber es änderte nicht, nichts als freundliche Worte hörte man, neuer Trieb schien in's ganze Hauswesen zu kommen, lustig und munter schnurrte sein ganzes Räderwerk. Es war wie an warmen Märztagen, wenn warm die Sonnenstrahlen über die Erde strömen, das schlafende Leben wecken, es lustig zu surren anfängt über den Boden weg. Die Erde hat ihren Schoos geöffnet, Leben ohne Maaß entströmet

ihr, es beginnt ſich zu färben die fahle Pflanzenwelt, und erkräftigt hebt hier und da ein welkes Pflänzchen ſein grün gewordenes Haupt, dem Menſchen aber wird die Bruſt weit, munterer regen ſich ſeine Kräfte, drängen ihn zu thätigerem Leben, das Herz öffnet ſich zu Lob und Preis ſeines Schöpfers.

Es iſt Friede und Liebe eines elterlichen Paares die Hausſonne, verbirgt ſie ſich, ſo ſteht das Haus im Winter, von Froſt umgürtet, von Sturm, Schnee, Regen gehudelt und trübſinnig nutzlos, ſtöckiſch ſind alle ſeine Bewohner; ſcheint ſie, ſo thaut alles unwillkürlich auf, der Sturm ſchweigt, der Regen hört auf, ein fröhliches Treiben beginnt, und wie die Lerchen am liebſten in den blauen Himmel hinein ihre Lieder ſchmettern, ertönen heitere Lieder um's Haus, und jeglicher bewegt ſich, als ob ihm Flügel zu wachſen begännen. Anneliſi tanzte ihrem Tſchöpli-Tuch nach und ängſtigte den Schneider; Reſli ſuchte Geſpräche mit dem Vater und ſtrich in ſtiller Freude um die Mutter herum, und mit fröhlichem Herzen, aber mit dem Kopfe in der Hand, als ob grauſames Weh ihn plagte, ſaß Chriſteli, der junge, hinter einer Theekanne, welche ihm die Mutter ungeheißen ſchon zweimal gefüllt, und ungefragt hatte der Vater ihm ſchon den Doktor anerboten. So verging die Woche ohne ein einziges Wölkchen, denn alle Abend ward der Friede inniger und gefeſtigter, und als der Samſtag kam, hatte Aenneli kein Bangen mehr, ſie wußte, daß er bleibend ſei und nicht wie eine Morgenwolke, die bald vergeht.

So kam der Samſtag und mit ihm ſein früher Feierabend, der hier, wie in vielen andern Häuſern, pünktlich gehalten ward. Es iſt nämlich noch Sitte, daß am Samſtag nach ſechs Uhr oder nach dem Feierabendgeläute nicht mehr gearbeitet wird; man macht lieber am Sonntag Morgen fertig, was Samſtags vor ſechs Uhr nicht beſeitigt werden konnte. Obs ein Ueberreſt des jüdiſchen Sabbaths iſt oder eine freie Zeit ſein ſoll zur ſtillen Vorbereitung auf den kom-

werden Sonntag, wiſſen die Leute ſelbſt nicht recht, und die einen legen es ſo aus, die andern anders. Beſonders willkommen iſt ſie dem jungen Volk, beſonders den Dienſtboten. Dieſe benutzen ſie ſelten genug zur ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt, ſondern fahren ihren Verrichtungen nach, zu denen ſie in der Woche keine Zeit hatten, zu Schneider und Schuhmacher, zum Krämer, ſuchen nebenbei gut Schick. Die Burſche rotten ſich zuſammen, die Mädchen, flattern hin und her wie Mücken um's Licht oder wie Kinder, die neckiſch vor jemand laufen und in einem fort ſchreien: Nimm mich, wenn du kannſt, nimm mich doch!

Es war abgegeſſen worden, das Vieh beſorgt, die Mägde waren ausgeflattert, die Knechte weggeſtopfet, auf dem Bänkleiu vor dem Hauſe ſaß der Vater mit Resli. Chriſteli ſtund auf der B'ſetzi, wußte nicht was machen, und Anneliſi trug Meyenſtöcke hin und her. Da kam die Mutter heraus und frug: Haſt du es ihnen geſagt? Nein, ſagte der Vater, du kannſt es ihnen ja ſelbſt am beſten ſagen. He, ſagte die Mutter, das kann ich wohl. Es wäre mein Wunſch, daß wir morgen alle zum Nachtmahl gingen mit einander. Ihr wißt wohl, es war lange etwas Ungutes unter uns. Wir meinten es beide gut, ich und der Vater, aber wir haben uns nicht mehr recht verſtanden. Es war uns nicht von wegen uns, ſondern von wegen euch, denn für wen huſen die Eltern als für die Kinder? Daran war ich den Mehrtheil ſchuld und grauſam habe ich da gefehlt. Das habe ich nun eingeſehen und dem Vater es geſagt, und er hat mir verzogen. Aber Mutter, ſagte der Vater, ich habe gefehlt ſo gut als du, ich habe ſo gut als du nicht gewußt, was das Glück ausmacht, und während wir meinten, wir ſeien unglücklich geworden, hätten wir's Glück noch ganz unverſehrt gehabt und trieben es dann ſelbſt vor lauter Aengſtlichkeit von uns weg, und ich mehr als du. Wenn ich mich etwas beſſer nacheglah hätte, ſo wären die fünftauſend Pfund bald verſchmerzt geweſen.

O Aetti, wir wollen jetzt nicht worten, ich weiß es im Herzen wohl, wie ich gefehlt und wie ich mich vor lauter Aengstlichkeit nicht nur am Vater, sondern auch an euch versündigt habe, denn ihr mußtet auch darunter leiden, und während ich, wie ich meinte, um euer Glück jammerte, machte ich euch unglücklich. Aber jetzt weiß ich, daß Glück und Geld ganz verschiedene Dinge sind, und ihr habt es auch so Gott will für euer Lebenlang erfahren. Gott hat uns das zeigen wollen; darum wollen wir nicht klagen; aber eins möchte ich noch, daß ihr mir nämlich alle so von Herzensgrund verzeihen möchtet vor Gott selbsten, damit wir so recht den Frieden besiegelt hätten, damit, wenn ich von euch muß, ich weiß, ihr seid mit mir zufrieden und traget mir nichts nach, vor den Menschen nicht und vor Gott nicht. Aber Mutter, sagte Resli, was sinnest auch, dir tragen wir ja nichts nach und auch dem Vater nicht. Es hat uns schon lange gedrückt, daß ihr so nöthlich thut wegen dem Geld, und wir haben es wohl gewußt, daß es unsertwegen ist; das hät uns b'sunderbar plaget, aber wir konnten nichts daran machen. Wir haben es schon die ganze Woche gemerkt, daß etwas gegangen ist, und es dünkte uns, es gehe ein Schatten ab der Sonne, und es war ein ganz anders Dabeisein, es hat uns allen geschienen, wir seien auf Federn. Ja von Herzen gern wollen wir morgen zum Nachtmahl kommen, aber nicht von wegen dem Verzeihen, sondern um dem lieben Gott zu danken, daß alles so gegangen, und nicht von wegen dem Sterben, du sollst erst jetzt sehen, Mutter, wie lieb wir dich haben. Es ist gut, wenn es alle Leute wieder sehen, daß wir nichts wider einander haben, sondern uns Gott und Menschen zusammen zeigen dürfen.

Ja, sagte Anneliſi, ich habe gegen dich gefehlt, Mutter, und es ist mir leid; aber wenn wir morgen zum Nachtmahl gehen wollen, so muß ich geschwind noch in's Dorf hinter den Schneider her; der hat wieder versprochen und wird nicht halten, und wenn ich mein neues Tschöpli nicht bekomme, so kann

ich nicht mitkommen, denn im alten darf ich mich nicht mehr zeigen. Du bist immer das gleiche Annelisi, sagte der Vater, und hast nur deine Narrethei im Kopf, sonst würdest du jetzt nicht an dein Tschöpli sinne, sondern daran, was es heißt, wenn Vater und Mutter und Brüder und Schwester mit einander zum Nachtmahl gehen wollen, zu einem Versöhnungsbunde, damit sie auch mit Gott versöhnet bleiben. Denk daran, wenn du deinen Sinn immer an der Hoffahrt hast, so wirst du unglücklich und machst unglücklich, wer um dich ist. Jetzt weiß ich, was es heißt, wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz, und wenn der Schatz verloren wird, so geht das Herz in Jammer unter. Darum müssen wir nach einem Schatze trachten, der nicht verloren geht, um dessen willen wir nicht Gott und Menschen hassen müssen. Nein, Annelisi, heute gehst du nicht deinem Tschöpli nach, sondern lässest Tschöpli Tschöpli sein und bleibest bei uns, und wenn du schon einmal ein Kapitel lesen würdest, so würde es dir nichts schaden. Auf mich mußt du nicht sehen, ich habe mehr zu thun und zu denken als du, und dann brauche ich nicht immer zu lesen, wenn ich an etwas Gutes sinnen will, ich kann noch gar manchen Spruch, den du nicht kannst, öppis gut z'lere ist man jetzt zu vornehm und es soll manchen neumodischen Lehrer geben, der sich der Bibel schämt und der über's Fragebuch nume zäpfiet. Ich habe schon manchmal gedacht, wie es endlich kommen müsse und daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn die Kinder nur an Tschöpleni denken, wenn man vom Nachtmahl redet. O Aetti, zürnet nicht, ich habe das so gesagt und nichts weiters gesinnet, aber ich bleibe ja gern daheim, und es ist nicht, daß ich nur an Tschöpleni sinnen muß. Wenn morgen der liebe Gott in mein Herz sieht, so wird er auch sehen, daß ich an Vater und Mutter sinnen kann und daran, wie ich sein müsse, daß sie mich doch lieb haben könnten auch so recht. Gell Mutterli, du glaubst es? sagte Annelisi, legte ihren Ellbogen auf deren Achsel und streichelte ihr die Backen, wie kleine Kinder es so

gerne zu thun pflegen. Es sei nötti ein Gutes, sagte die Mutter, wenn man schon zuweilen nicht wisse, woran man mit ihm sei, und meinen sollte, es hätte lauter Flausen im Kopf, aber wenn sie sterben sollte, so werde Annelisi nicht das letzte sein in der Haushaltung und zeigen, daß es noch etwas Anderes wisse als Flausen machen und hoffährtig sein.

So saß die Familie in ernsten und lieben Gesprächen ungestört zusammen bis in den tiefen Abend hinein. Vieles wurde verhandelt, aber die Hauptsache drehte sich immer um Aennelis Glaube, daß sie bald sterben werde und daß sie morgen das letzte Mahl mit ihren Kindern hielte. Weichmüthig aber heiter hielt sie diesen Gedanken fest, wie sehr die Andern ihn ihr auch ausredeten. Sie redete viel von Ahnungen und von Exempeln in ihrer Familie, daß den Kindern die Herzen immer weicher wurden, bis endlich der Vater sagte: er hülfe, sie wollten hinein und ein Kapitel lesen, da wisse man doch, daß es wahr sei und könne sich trösten damit, bei solchen Sachen aber wisse man nicht, was daran sei, und sie machten Einen nur traurig und unnöthig z'förchten. Er wolle hoffen, der liebe Gott werde sie noch lange in Frieden bei einander lassen; hätte er ihrem Streit zugesehen, so werde er jetzt auch seine Freude an ihrer Liebe haben wollen. Sie erbauten sich an Gottes Wort, und in feierlicher Stimmung, fast wie am Abend vor dem ersten Abendmahl, suchten sie die Ruhe.

Feierlich steigt ein heiliger Sonntag übers Land herauf; da hört man keine Kutschen, Chaisen rollen. Niemand kommt es in Sinn, Gott und seinem Gewissen entrinnen zu wollen; da weiß man noch, was der städtische Pöbel, zusammengesetzt aus Herrn B. und Herrn X., nicht mehr weiß, daß, wenn man auch Flügel der Morgenröthe nähme und flöge an's Ende des Meeres, der auch da sei, der den Wurm im Staube sieht und jeglichen Schlingel, sei er zu Fuß oder zu Wagen; da weiß man noch, daß man nicht Aergerniß geben soll, und schämt sich des städtischen Pöbels, der gerade an den heiligen Tagen rings

auf dem Lande Zeugniß ablegt, wie nahe er trotz seiner gutmüthigen Kutte dem Vieh verwandt sei, und wie er, ohne seiner Ehre Abbruch zu thun, jedem Schweine „Götti" sagen könne.

Feierlich steigt der Tag herauf und stille ist's; das Säuseln des Herrn hört man in den Zweigen der Bäume, die Seufzer der Gewissen rauschen in den Seelen, das Beten der Herzen tritt flüsternd auf die Lippen. So war es auch in unserm Hause, und in jedem Herzen war noch das Weh über den unwürdigen, unheiligen Streit vom letzten Sonntag, der die eiternde Beule zur Reife gebracht und aufgebrochen. Um so weicher war eines jeden Stimmung, um so inniger war ihr Sinnen an den heiligen Tag, um so inbrünstiger eines jeden übliche Gebete, um so freundlicher und weicher ihr Begegnen. Ihre Gefühle thaten sich nicht durch besondere Geberden kund, sie traten kaum in's Auge, aber im Tone der Stimme gaben sie sich zu erkennen, im Zuvorthun bei allen Geschäften, in der Theilnahme, mit welcher jedes Wort aufgenommen wurde, im Zueinanderstehen, ohne daß man sich eben etwas zu sagen hatte. Selbst Anneli si war innig bewegt und dachte nicht an's neue Tschöpli, als es das alte anzog, war früh fertig, sorgte der Mutter für einen schönen Rosmarinstengel und wollte den Brüdern auch welche geben, aber diese sagten, sie begehrten heute keine. Alle warteten der Mutter vor der Thüre, die noch die Jungfrauen zu berichten hatte über ihre Pflichten und wie sie zu allem zu sehen hätten, damit das Essen nicht verdorben, das Haus nicht verwahrloset würde. Sie ließ zwar hinaussagen, man solle ihr doch recht nicht warten, aber ohne Mutter wäre keines vom Hause gegangen, und keines ward ungeduldig und keines rief ins Haus hinein: Mutter, kömmst nicht bald! Als sie kam, sich entschuldigend, sagte Christen: Wir hätten dir noch lange gewartet, säumtest du dich ja um unsretwillen, es hatte jedes von uns nur für sich selbst zu sorgen, du aber für alle.

So war keine Ungeduld in keinem Herzen, und eines Sinnes, ohne viele Worte, in stiller Andacht zogen sie dem Hause des Herrn zu. Es ist doch schön, wenn so eine ganze Familie eines Glaubens, eines Sinnes zum Hause des Herrn zieht, keines vornehmer im Geiste als das andere, jedes gläubig wie das andere, vom gleichen Gott sein Heil erwartend, den gleichen Weg vor Augen, nach dem gleichen Himmel trachtend.

Es ist doch schön, wenn Eltern mit ihren erwachsenen Kindern zur Kirche ziehen können, wo sie dieselben taufen ließen, und nicht nur sagen können: Siehe, Herr, hier sind die, die du mir gegeben hast, und keines ist verloren gegangen, sondern noch danken können, daß der Herr durch die Kinder die Eltern geheiliget und die Kinder Stützen geworden seien nicht nur für den Leib in den alten Tagen, sondern auch für den Geist auf dem Wege der Heiligung. Wenn so eine ganze Familie zum Mahle des Herrn geht als wie zum letzten Mahle und doch im gläubigen Vertrauen, daß der Herr nicht scheiden werde, was sich hier gefunden, daß, wenn schon der Tod als wie ein Schatten vor das eine oder das andere sich stellt, dieser Schatten über Kurzem wieder schwinden werde im Lichte des ewigen Lebens, es ist doch schön. Es wehet in einer solchen Familie eine Kraft des Vertrauens, des Glaubens, der Liebe, welche die Welt nicht giebt, welche die Welt nicht kennt.

Bald waren sie nicht mehr alleine; hieher kamen Leute und dort her, freundliche Grüße wechselten, die einen hemmten ihren Schritt, die andern beschleunigten ihn, ein jedes richtete seinen Schritt nach der andern Schritt, weil es nicht alleine wallen wollte auf dem Wege zur Kirche, sondern in Gemeinschaft mit den andern. Warum aber nur auf dem Kirchwege seinen Schritt modeln nach der Andern Schritt, warum nicht auch auf dem Lebenswege? Nur eine kleine Anstrengung, nur ein klein weniger Eigensinn, nur einiger Tage leichte Uebung, und einmüthig und gleichen Schrittes, eine Gemeinschaft der

Heiligen, würde durch's Leben wallen, was auf ewig auseinander geht, weil das eine seinen Schritt noch kürzt, während das andere den seinigen verlängert.

Die Leute sahen mit Verwundern die Fünfe so einträchtig zusammen gehen, drückten aber die Verwunderung nicht einmal mit den Augen aus, geschweige, daß jemand nach der Veranlassung des nach der bekannten Spaltung um so auffallenderen gemeinsamen Kirchganges gefragt hätte. Jeder machte seine Muthmaßungen und behielt sich vor, dieselben daheim beim Mittagessen vorzubringen, und fast in allen Häusern war dies das Tischgespräch. Vermuthungen aller Art wurden laut, und allerdings war die Bewegung Anneli's am vorigen Sonntag in der Kirche nicht unbemerkt geblieben, aber das Rechte errieth doch niemand, von wegen wenn man etwas begreifen will, so muß man den Sinn, aus welchem es hervorgegangen, selbst in seiner Brust tragen. Das wissen aber die wenigsten Leute, darum so viele Mißverständnisse, darum verweisen die meisten so dummes Zeug, wenn sie von einer guten, uneigennützigen That hören, sie tragen halt den Sinn dazu nicht in ihrer Brust. Hingegen weiß so mancher, daß er selbst für die schlechtesten, eigennützigsten Absichten die schönsten Gründe hat.

Die Leute strömten immer zahlreicher, je näher man der Kirche kam; denn an Pfingsten, wenn die Sonne schön warm scheinet, wagt so manches alte Mütterli, das durch Kälte und Koth nicht mehr kann, noch so gerne einen Kirchgang und labet seine Seele, die auch gerne da oben wäre an des Herrn Mahl; es weiß nicht, was der Herr im nächsten Winter mit ihm vor hat; es sucht, wo es kann, den Herrn, damit wenn der Tod kommt, der Herr es finde.

Wenn sie schon früh waren, so fanden sie doch mit Mühe Platz in der Kirche. Wer es vermag, sollte immer frühe gehen, wer hintendrein hastet, kommt sehr selten mehr in die rechte Stimmung, so wenig als der Pfarrer, der weltliche Geschäfte abmachen muß, ehe er ans heilige Werk gehen kann. Es ist

gar eigen unser Gemüth, und stille und feierlich muß es um dasselbe sein, wenn es stille und feierlich in ihm werden soll, so wie auch die Winde aufhören müssen zu wehen, wenn die Wellen sich legen, das Meer sich ebnen soll.

Wenn man da so sitzt im stillen weiten Raume, vielleicht ein schönes Lied von der Orgel tönt oder ein schönes Wort aus der Bibel kömmt und die Glocken rufen die draußen herein, da, wie die Augen im Dunkel des Kellers allmählig aufgehen und zu schauen vermögen, so geht es unserer Seele, sie öffnet sich Eindrücken, für welche sie sonst verschlossen war, und wenn der Prediger kommt und als geistiger Säemann frommen Samen streut, so fällt dieser Same in offne Seelen, wo er sonst nur Ohren gefunden hätte, und Ohren, die nicht hörten.

So wurden ihre Seelen noch weiter, empfänglicher ihr Herz, gespannt harrten sie auf die Textesworte des Pfarrers, welche an bewegte Seelen kommen wie eigene Loosworte oder vielmehr wie Worte aus des Herrn eigenem Munde und vom Geiste, der alles weiß, auch die Bewegung jeglicher Seele, dem Pfarrer in den Mund gelegt für diese oder jene Seele. Und darum haben solche Textesworte für bewegte Seelen eine ganz eigene Kraft, und nach Jahren, wenn die Predigt längst vergessen ist, hört man noch solche Worte anführen, durch welche die Seele niedergeschlagen worden oder aufgerichtet.

Da schlug der Pfarrer das heilige Buch auf und las die Worte: Was fehlt mir noch? Diese Worte fielen nicht zündend in ihre Seelen, sondern fast kamen sie ihnen allerdings wie eine Frucht vom heiligen Baume, aber eine fremdartige, mit welcher sie nichts zu machen wußten; betroffen wiederholten und betrachteten sie dieselben, aber die Beziehung auf sich fanden sie nicht.

Da begann der Pfarrer zu reden von seiner letzten Predigt und wie er ermahnt, daß man jedes Abendmahl genießen möchte als ein Abschiedsmahl, versöhnt mit allen Menschen.

Aber nicht bloß an die, welche man lasse, hätte man zu denken, sondern auch an das, was vor Einem liege, an die, zu denen man wolle; nicht nur Abschied habe man zu nehmen, sondern auch zur Reise sich zu rüsten, und da müsse jedem die Frage von selbst kommen: Bin ich fertig oder was fehlt mir noch? Habe ich, was zum Himmelreiche hilft oder was mangelt mir? Da sei es, wo man so leicht sich täusche, und man täusche sich allemal, wenn man das Ziel ergriffen zu haben meine. Es seien aber deren so Viele, die mit aller Zuversicht den Himmel erwarteten und vollkommen mit sich zufrieden seien, sich innerlich gerne zum Beispiel Anderer aufstellten, mit aller Behaglichkeit auf Andere herabsähen und selbst ihre Fehler zu beschönigen wüßten, als wären es Tugenden, und sie selbst Gott als solche anrechneten, fast wie zuweilen ein Mensch den andern zu betrügen suche mit einem gemeinen Steine, den er für einen kostbaren Edelstein ausgebe.

Wenn man so im Allgemeinen und von weitem an den Tod dächte, so meine man nur zu gerne, man wäre fertig und es sei leicht zu sterben, aber wenn er plötzlich vor Einem stünde, so käme es Einem anders, und was man leicht geglaubt, das käme Einem schwer vor, und was man nicht gesehen, für das gingen Einem die Augen auf. Sie sollten nur an den reichen Jüngling denken, wie der guten Muths zu Jesus gekommen, willens das ewige Leben zu gewinnen und das Gewinnen leicht glaubend, weil er schon so vieles gethan und die Gebote gehalten von Jugend auf. Was fehlt mir noch? habe auch der gefragt. Geh, verkaufe, was du hast und gieb es den Armen, sagte Jesus. Darauf war der Jüngling nicht vorbereitet, er ging betrübt hinweg, er, der gemeint, er hätte alles gethan, was er schuldig gewesen, dem fehlte noch alles zum Himmelreich. Dem fehlte der christliche Sinn, der gehorsam ist bis zum Tode am Kreuz; ihm fehlte die Liebe, die Gott über alles hält, den Nächsten als sich selbst; der war zu allem bereit, aber nur zu dem, woran er

gewöhnt war und nicht zu dem, was der Herr von ihm forderte; er war getreu, bis der Herr seine Treue erproben wollte; ihm fehlte der Geist, der in alle Wahrheit leitet und den Menschen bewahret in jedem Verhältniß, in jeder Anforderung ein Kind Gottes bleiben läßt, wie er die Apostel das Rechte reden ließ vor jeglichem Richter.

Nun leben Tausende dem reichen Jünglinge gleich, wissen nicht, daß die Hauptsache ihnen fehlt. Sie leben in stiller Rechtlichkeit, im Geleise, in welchem Vater und Mutter gegangen, geben keinen Anstoß und finden keinen Anstoß im Leben, aber ihnen unbemerkt leben sie doch für etwas, und dieses Etwas ist ein Zeitliches, es ist ihr Gut, und ihnen unbemerkt leben sie für dieses Gut, in einer immer festeren Angewöhnung, auf besondere Weise, und diese Gewohnheit wird ihr Meister und regiert sie, sie merken es nicht. Tritt nun etwas Besonderes in ihr Leben, fordert Gott ein Opfer von ihnen, streckt er seine Hand nach ihrem Gelde aus, rüttelt er an ihren Gewohnheiten, machen sie Verluste oder thun ihre Ausübungen, welche gegen kein Gebot stoßen, Andern weh, verbittern sie ihnen das Leben, dann, dann zeigt es sich, was ihnen fehlt, und an was sie ihr Leben gesetzet, und wie ihr Leben ihr Meister geworden und nicht sie ihres Lebens Meister; denn der Geist ist's, der ihnen fehlt. Ob der Angst ums Geld vergessen sie Gott, haben weder Vertrauen auf ihn, noch ein Ergeben in seinen Willen, sie werden betrübet, gehen hinweg vom Heile, dem reichen Jünglinge gleich, werden erbittert im Gemüthe über die Menschen, vermögen ihrer Gewohnheit keinen Zwang anzuthun, Friede und Eintracht werden gebrochen, weil sie nur gebaut gewesen auf die äußeren Verhältnisse, auf des Lebens gewohnten Gang und nicht auf den lebendigen Geist, der zu jeder Stunde zu jedem Opfer bereit ist, bereit ist, das Auge auszureißen, die Hand abzuhauen, von denen Aergerniß kommen. Sie sollten doch nur nachdenken, wie oft ihr Friede auf diese Weise gestört würde, wie oft ihr eigenes Gemüth

Zeugniß rede, daß Gott ihnen nicht über alles sei, wie sie zu schwach seien für das kleinste Opfer, der geringsten Anforderung erliegen und betrübet werden. Ja, sie sollten nachdenken, wie viele Menschen und Haushaltungen auf diese Weise äußerlich und innerlich zu Grunde gegangen seien, eben weil sie nie erkannt, was ihnen fehle. Heute sei der Pfingsttag, und so lange er wiederkehre, sei gültig die Verheißung, daß Gott seinen Geist geben wolle denen, die darum bitten. So sollten sie erkennen, daß dieser Geist die höchste Gabe sei, welche Gott uns Menschen werden lasse, sollten an sein Gewinnen das Leben setzen.

Dies ist der Geist, der in Christo die Welt überwunden hat, in jedem sie überwindet, der in Christo ist; er ist köstlicher als Silber und Gold; die Welt nimmt ihn nicht, der Tod raubt ihn nicht, er bewahret das Glück in jedem Verhältniß, den Frieden in jedem Hause, das Genügen in jedem Herzen; es ist der, der uns den Vorgeschmack der Seligkeit giebt und der Schlüssel zum Himmelreich ist.

Dieser Geist war's, der dem reichen Jüngling fehlte, der noch so Vielen fehlt, und ohne diesen ist's dem Menschen schwerer ins Himmelreich zu kommen, als es einem Kameel wird, durch ein Nadelöhr zu gehen, und schwer besonders ist's dem Reichen, weil er sein Genügen in sein Besitzthum setzet und es vergißt, daß weit über dem Gelde etwas Anderes ist, in dem einzig das Genügen wohnet, das fest bleibet im Leben und im Sterben, in gesunden und kranken Tagen, in jeglichem Wechsel dieser Welt; und wenn ihm dann sein Geld Jammer bringt oder kein Genügen mehr giebt, dann geht es ihm wie dem Menschen, der ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, in zappelnder Angst beschleunigt er seinen Untergang. Die Besonnenheit hat er nicht, die Hand zu sehen, die rettend sich ihm bietet, er fasset sie nicht, er stößt sie von sich, er gehet unter.

So redete der Pfarrer im Allgemeinen, führte aber das

Allgemeine im Besondern näher durch und belegte alles mit dem Leben. Da ward den Gliedern der Familie der Text lebendig, der Stein ward zum Diamant, der die hellsten Strahlen durch ihre Seele warf, alle Falten erleuchtete. Es war ihnen, als sehe der Pfarrer in ihrem Herzen eine eigene Schrift und lese ihnen die ab, und diese Schrift erzähle alles, was sie erlebt und wie es in ihren Seelen gewesen, wie ein Irrthum sie an den Rand des Abgrundes geführt, und lese nun auch ab, was in solchem Zustande helfen könne und was ihnen wirklich geholfen.

Wunderbar wurden sie gerührt und erhoben, als sie im Wechsel ihrer Seelen, in den Regungen, die sie füllten, das Wehen des Geistes erkannten, der ihnen so lange gefehlt, als sie deutlich dessen sich bewußt wurden, daß Pfingsten geworden sei in ihrem Herzen, daß sie ein Gut erlangt, welches über alle Güter ist, dessen Mangel die ganze Welt nicht ersetzt, daß der Herr sie in die Finsterniß geführet, damit in der Angst der Nacht ihre Seelen den Morgen suchten, ihre Augen nach dem Aufgang sich richteten, bis die Sonne kam. In Staunen, in frommer Bewegung versunken, hörten sie, wie von der Kanzel herab abgelesen ward vor der ganzen Gemeinde ihrer Herzen Geschichte und Zustände, es war, als stünde dort oben ein wunderbarer Zauberspiegel, in welchem zu sehen wäre das Innere der Herzen, welches sonst den Augen der Menschen verborgen ist.

Und daß der Pfarrer so deutlich auf sie rede, ihr Geheimstes vor der ganzen Gemeinde erzähle und erläutere, sie zum Gegenstand der allgemeinen Betrachtung mache, das zürnten sie nicht; es war ihnen, als müsse es so sein, als seien gerade solche Erlebnisse Gemeingut und sollen nicht unter den Scheffel gestellt werden, sondern auf einen Leuchter, damit die Herzen der Nächsten auch gewonnen würden. Es kam manchmal sie an, daß sie fast des Wortes sich nicht enthalten konnten zur Bestätigung oder Erläuterung dessen, was der Pfarrer sagte.

Wenn er ihre Namen genannt hätte, sie hätten es nicht gezürnt, denn, meinten sie, müsse doch jedes Kind, welches in der Kirche sei, wissen, wen es angehe; nur sonderbar dünkte es sie, daß nicht Aller Augen auf sie gerichtet seien, die Entferntern nicht aufstünden, nach ihnen zu sehen, daß Alle machten, als merkten sie nicht, wen der Pfarrer meine.

Als der Pfarrer schloß, fühlten sie, daß, was in ihnen war, gefestigt worden; sie hatten in ihrem Acker einen Schatz gefunden, aber erst jetzt kannten sie ihn recht und wußten, wie er zu bewahren sei mehr denn alles auf Erden. Und als der Pfarrer einlud, zum Tische des Herrn zu kommen, wer von Herzen sein Jünger zu sein begehre, da klang dieser Ruf ihnen ganz anders als sonst, nicht mehr so wie eine allgemeine Einladung, sondern es ging sie besonders an, und es dünkte sie, sie müßten Bescheid darauf geben. Und als sie zum Mahle gingen, gingen sie nicht wie sonst als Solche, welche das Recht hätten dazu und es nicht veralten lassen wollten, sondern als ob sie hingezogen würden wie durch einen Magnet, durch eine unsichtbare Macht, wie der Dürstende zur Wasserquelle, das verloren gewesene Kind zum Vater, der wieder auftaucht in seinem Gesichtskreise. Das Einzelne, Besondere war vergessen, untergegangen in dem großen Gefühle, Gemeinschaft zu haben mit dem Vater und dem Sohne durch den Geist, der lebendig in ihnen wohne, und als Siegel dieser Gemeinschaft empfingen sie des Mahles äußere Zeichen, und sie empfanden es in unaussprechlicher Innigkeit, daß weder Welt noch Tod, weder Teufel noch Hölle sie mehr von Gott zu scheiden vermöchten.

Ernst, aber in getrosster Freudigkeit verließen sie das Haus des Herrn, sie waren erbauet worden.

Der Strom der Leute umwogte sie, und seltsam kam es ihnen vor, daß sie mit ihnen unbefangen heimgingen, wie sie mit ihnen gekommen waren. Niemand gedachte mit einem Worte, daß sie der Gegenstand der Predigt gewesen. Erstaunt

hörten sie, wie der eine sagte: der Pfarrer predige alle andere Sonntage über den Geiz, man merke wohl, daß er selbst nicht viel habe. Er müsse sagen, es mache ihm Langeweile, alle andere Sonntage das Gleiche zu hören. Ein anderer sagte: er hätte es wohl gemerkt, der Pfarrer hätte auf ihn gestichelt, das hätte er wohl können bleiben lassen; es dünke ihn, an einem heiligen Sonntag schicke sich das nicht, er könnte die Leute wohl ruhig lassen. Da sei der Pfarrer letzthin gekommen und habe da Steuer gebettelt, er wisse nicht mehr für was, und er habe ihm nichts gegeben; man habe sein Geld nicht nur für andere Leute, und er habe es dem Pfarrer gesagt, er wolle erst für sich sorgen und sehen, daß er genug habe. Und jetzt gehe der und halte eine ganze Predigt auf ihn, für einen Pfarrer dünke es ihm nicht schön. Aber dem wolle er es eintreiben, die ersten sechs Wochen sehe ihn der nicht mehr in der Kirche. Noch hatte der eine dieses zu rügen, ein anderer etwas Anderes; jeder hatte eine andere Predigt gehört als der andere, nur darin waren die meisten einig, daß die, welche sie gehört, ihnen nicht gefallen. Er könnte es, wenn er wollte, sagten sie; vor acht Tagen habe er eine Predigt gehabt, Leib und Seele hätte noch lange geschlottert, aber er möge es ihnen gar selten gönnen, das sei aber nicht best bräver, wenn Einer es könnte, und nicht wollte.

Nur wenige Leute nahmen keinen Theil an diesen Urtheilen, gingen in stillem Ernst ihre Wege; denen hatte der Pfarrer auch etwas Inwendiges getroffen, und dem dachten sie nach und redeten nicht in das Allgemeine; zum Disputiren war das Herz ihnen zu voll und mit ihrem eigenen Innern zu beweisen, wie Recht der Pfarrer gehabt, das mochten sie nicht. Es ist mit dem Inwendigen eine eigene Sache, man verhüllet es ärger als seinen Leib, und die Hülle wird oft so dick, daß kein Auge mehr hindurchdringt, nicht einmal das eigene, und die Zuversicht auf diese Hülle wird so groß,

daß man nicht einmal denkt, ein Auge könnte durchdringen, und Gottes Auge nimmt man in dieser Meinung nicht aus.

Dieses Verhüllen hat aber auch seinen Grund in der Angst, nicht verstanden zu werden, in der Angst, daß die, denen man das inwendige Leben erschließt, Spott und Muthwillen mit demselben treiben möchten, weil sie es nicht würdigten, nicht begriffen, wie Kinder mit den kostbarsten Edelsteinen nicht anders umgehen als mit gemeinen Steinen und gemeine Leute desto lauter und höhnischer über das Edle spotten, je höher es über ihrer Gesinnung steht.

Darum auch fiel es weder dem Christen noch dem Aenneli noch ihren Kindern ein, den Leuten die Predigt auszulegen, wie sie dieselbe verstanden, und sie mit ihrem äußerlich und innerlich Erlebten zu belegen. Sie wurden fast froh, daß den Andern ihre Augen oder Ohren gehalten gewesen und das, was sie so klar glaubten, ihnen dunkel und verborgen geblieben, und sagten nur hie und da, wenn sie nicht anders konnten, ein Wort in's Reden der Leute: ihnen hätte die Predigt gefallen, es dünkte sie, es könne ein jeder seinen Theil davon nehmen, und wenn man dem Pfarrer nach thäte, so käme es nicht bös.

Aber als der stille Nachmittag heraufkam, die Dienstboten ihre Wege gegangen waren, schön sonntäglich feierlich es um's Haus ward, der Baumgarten, fast einem heiligen Haine vergleichbar, mit leisem Säuseln die Bewohner des Hauses in seinen kühlen Schatten lockte, als sie ohne Abrede, aber vom gleichen Zuge getrieben, eins nach dem andern kamen, das eine noch vor diesem Baume stund, das andere Raupen abstreifte im Vorübergehen, endlich alle sich zusammenfanden unter einem mächtigen Apfelbaume und sich lagerten in's kühle Gras, da redeten sie von dem, was in ihrem Inwendigen vorgegangen. Allen war es mit der Predigt gleich gegangen, allen war sie ein Spiegel gewesen, in welchem sie mehr oder weniger klar ihre innern Zustände gesehen, und eben

deßwegen sahen sie so klar und deutlich, daß der Pfarrer durchaus Recht hatte, und das Eine, das Noth thue, eben der Geist des Herrn sei, und daß sie eben deßwegen so unglücklich gewesen, weil statt des Geistes das Geld Hebel, Mittelpunkt, Ziel ihres Lebens gewesen, und daß es nur der Geist des Herrn gewesen sei, der die wilden Wellen in ihrem Herzen und in ihrem Hauswesen gestillet.

Wunderbar aber schien es Allen, wie der Pfarrer gepredigt, als rede er aus ihren Herzen heraus und kleide es nur in Worte, was er in denselben gesehen, und mache ihnen nur deutlich und hell, was sie selbst gefühlt, geahnet, aber ohne ihm recht Worte geben zu können. Sie wußten, er kannte sie wenig, von ihnen hatte in Jahresfrist niemand mit ihm geredet, von ihrem Inwendigen konnte niemand anders ihm Bericht gegeben haben, kannten sie es selbsten doch kaum. Die Vorgänge der letzten Woche kannte ebenfalls niemand. Sie wußten es nicht anders zu erklären, als eine Fügung Gottes, der auch noch heutzutage durch den Mund seiner Knechte redet, die Geister lenket, die Herzen zu treffen weiß. Denn wer ist's, der dem Prediger den Text zur Hand giebt, der dem Text Leben giebt in des Pfarrers Geiste, daß er aufblüht und zur Predigt wird und gerade zu dieser und zu keiner andern. Der, ohne dessen Willen kein Haar aus unserem Haupte fällt und kein Sperling vom Dache, sollte der nicht auch Macht in den Geistern haben? Und der, der sich verkündigen läßt durch die Nacht mit ihrer Sprache, durch den Tag mit seiner Rede, durch jede Blume, die auf dem Felde blüht, sollte der sich nicht auch durch eine Predigt verkünden lassen können, und zwar gerade so wie er es will? So meinten es die Leute und fanden großen Trost darin, daß Gott sie angesehen und den Geist des Pfarrers also gelenket.

Es war aber nicht nur der Text zur Predigt aufgegangen in des Pfarrers Geiste, sondern seine Predigt war auch aufgegangen in ihrem Geiste, war Leben geworden, d. h. hatte

mit ihrem Leben ſich verwoben, und dieſes Leben trat in bald ſchroffern, bald mildern Uebergängen, gerade wie es der Zufall oder das wunderbare Gedankenſpiel in unſerer Seele mitbrachte, in ſcheinbar rein weltlichen Geſprächen zu Tage, welche dem Fremden vielleicht gemüthlich geſchienen, in denen er aber auch keine Spur des höhern Lebens, eines heiligen Geiſtes, eines höhern Aufſchwunges geahnet hätte. Aber es ſtrömet der Geiſt des Herrn durch Feld und Wald, durch Neſſel und Nelke, er ſtrömt durch alle unſere Lebensverhältniſſe, durch alle Worte, womit wir ſie bezeichnen, wenn der Geiſt des Herrn in uns iſt. Nur unſere Jungens meinen, er ſei an beſtimmte Worte gebunden wie die Seele eines Froſches in den Leib des Froſches.

Die Freude, daß die Finſternis vergangen, der Morgen wieder angebrochen, brachte ſie auf den vor ihnen liegenden Tag und ſeine Geſtaltung, und dieſe Geſtaltung war nicht bloß ein Nebel, hoch oben im Gebiete der Lüfte, den man mit des Mundes Hauch von einem Munde zum andern Munde treibt, wie man auch oft Bysluft und Wetterluft ihr Spiel treiben ſieht mit den Nebeln, ſondern dieſe Geſtaltung ſtellte mitten im Leben ab, und ſie drückten ſich aus darüber mit ganz natürlichen, allgemein verſtändlichen Worten; was aber für ein Geiſt in denſelben lag, das fühlten die, welche gleichen Geiſtes waren, ſehr wohl.

Er werde alt, ſagte der Vater, er fühle wohl, er möge nicht mehr allem nach, und ſo könnte öppe vieles beſſer gehen, als es gehe, aber ändern könne er es nicht wohl mehr. Die Jungen möchte er nicht verſäumen, darum ſei beſſer, er ſtelle daraus und laſſe die Kinder machen. Wenn ſie öppe einander verſtehen wollten, ſo wüßte er nicht, warum es nicht geben ſollte.

Es ſei ihr auch recht, ſagte die Mutter, ſie wolle ſich wohl gerne darein ſchicken. Sie und der Vater wollten in die Hinterſtube oder könnten eine Wohnung machen laſſen auf das

Ofenhaus, die würde so viel nicht kosten; und wenn man etwas rathen könne oder helfen, so sei man immer noch da, und die Jungen seien noch manchmal froh über Einen. Aber anständig wäre es, wenn Resli heirathen würde, sonst sehe sie nicht ein, wie das zu machen wäre. Annelisi werde nicht immer da bleiben wollen, und wenn Christeli heirathete und seine Frau die Haushaltung machen müßte und Resli nehmte einst den Hof zur Hand, so thäte es Christeli's Frau weh und es ginge nicht gut.

Resli unterbrach die Mutter und sagte: von dem wolle er nichts hören, er wolle sie nicht vertreiben. Dem Vater helfen, wie er könne und möge, das wolle er gerne, und es sei seine Schuldigkeit; aber das Heft solle er nicht aus der Hand geben. Vom Heirathen möge er auch nichts hören, er werde kaum heirathen, und heirathen, nur um die Mutter aus der Küche zu vertreiben, das möge er gar nicht, sie sei ihm zu lieb dazu, und sie habe die Sache dreißig Jahre gut gemacht, es sei die Frage, ob je Eine ihr die Schuhriemen aufthäte.

He, sagte Christeli, jemand wird heirathen müssen, ich meine, ich oder du, vom Annelisi will ich nicht reden, das ist kein Frag. Ich aber will nicht heirathen, so ein kränklicher Mensch wie ich bin soll nicht ein Haus aufrichten, und ich könnte leicht Eine erhalten, sie brächte mich das erste halb Jahr unter den Boden. Nein, ich will bei dir bleiben, wir sind öppe immer Brüder gewesen und werden es auch bleiben. Du mußt heirathen, und daß du etwas im Spiel habest, das hast du mir ja einmal selbst gesagt, und längst hätte ich es auf's Tapet gebracht, wenn ich es nicht ob unserm Elend vergessen hätte. Du aber hast es nicht, denn seither hast du ja keinen Fuß zum Tanz gehoben und keinen Tritt des Nachts zum Haus aus gethan.

Resli wurde roth und wollte sich vertheidigen, da fragte die Mutter: Hör, was ist das mit d's Dorngrüthauern Tochter? Du hast mich einmal nach ihr gefragt und so wun-

derlich dabei gethan. Ich habe dich damals abgeschnauzt, es ist mir seither manchmal leid gewesen, und ich hätte wieder davon angefangen, aber bald schickte es mir sich nicht, bald dachte ich, du sagest mir jetzt doch nichts mehr, und so schwieg ich. Ist dir die öppe im Sinn?

O aparti nicht, sagte Resli.

Hör, sage es fry recht gerade heraus. Wenn es etwas ist, so kann man dir helfen. Es hat schon mancher so geschwiegen, und hat die Sache so in sich selbst verdrückt und ist hintendrein renig gewesen, antwortete die Mutter.

He nun, sagte Resli, so will ich es gerade heraus sagen: das Meitschi hat mir gefallen wie noch keins, ich glaube nicht, daß es eins gebe, das ihm die Schuhriemen aufthäte, und ich habe gleich gedacht: das oder keins! Und es ist mir noch so, aber ich sehe wohl, daß es nichts daraus giebt.

Warum? fragte Christen; hast gefragt?

He nein, sagte Resli, aber ich weiß es sonst.

Wie kannst du so etwas wissen, wenn du nicht gefragt hast; das geht oft anders als man denkt. Oder ist das Meitschi verheirathet? fragte der Vater.

Selb weiß ich nicht, sagte Resli, und vom Meitschi wollte ich nicht reden, es schien mir, als wäre ich ihm nicht ganz unanständig, freilich irrt man sich leicht. Aber es ist noch etwas Anderes.

So sage doch, was ist's, sagte der Vater. Ist öppis z'schüchen a de Lüte?

He, wie man will, sagte Resli. Der Vater ist sehr reich und grusam geizig, und, wie ich gehört, ist ihm für seine Kinder nicht gleich Einer reich genug, und wenn es auch Einer ist, so will er dann noch ehetagen auf alle Züli, daß es keine Art hat. Er hätte schon zwei Töchtern so gebraucht und ehetagen lassen, daß seine Tochtermänner daheim alleine erben und ihre andern Geschwister mit leeren Händen gehen können. Das will

ich nun nicht, ich will mich an meinen Geschwistern nicht versündigen, daß ich denken muß, Kinder und Kindeskinder müßten es entgelten, und wo man unter solchen Gedingen zusammenkommt, da sieht man wohl was Trumpf ist, und was e sellige Trumpf kann, das haben wir erfahren. Ich begehre nicht mehr als meine Sache, Christeli und Annelisi gehören ihre Theile so gut als mir, wenn es einmal zum erben kömmt, was, so Gott will, noch lange nicht geschehen wird.

Los Bruder, sagte Annelisi, wenn es nur das ist, so achte dich meiner nicht. Christeli hat nur Späße gehabt, und es ist dann noch lange nichts Richtiges, und wenn ich dich damit kann glücklich machen, so bleibe ich ledig. Es wäre ja so mancher ihr Glück gewesen, wenn sie nicht geheirathet. Wie wohl es mir ist bei Vater und Mutter, das weiß ich, wie es mir aber so mit einem Manne gehen würde, das ist ein Ungewisses.

Wie wir es zusammen haben, sagte Christeli, weißt du, und wenn dir das Meitschi anständig ist, so mach was du kannst, und was wir dir dazu helfen können, darauf zähle, und wenn dir der Vater den Hof abtreten will kaufsweise um ein Billiges, ich für mich hätte nichts darwider.

Von dem will ich nichts hören, sagte Resli, Vater und Mutter sollen ihre Sache behalten. Daß sie wegen einem Kinde sich die Hände binden sollten, das thue ich nicht. Wegen einem Meitschi lasse ich Vater und Mutter noch lange nicht auf die Seite stellen, wir sind jetzt so schön bei einander, wir wollen nicht alsobald Unguts hinein machen.

Mir thätest du einen großen Gefallen, wenn es sich machen ließe, sagte die Mutter; wenn ich sterben sollte, und das werde ich bald, es wäre mir ein großer Trost, wenn ich deine Frau gesehen hätte.

Mutter, schweig vom Sterben, du darfst uns nicht sterben, und von einer Frau schweiget mir. Und ich schweige nicht, sagte Christeli. Es ist doch dann noch nicht gesagt, daß

es immer gleich gehen müsse und probiren schadet nichts. Es kömmt nur darauf an, ob dich das Meitschi will oder nicht, wenn man das vernehmen könnte, so müßte die Sache bald richtig sein. Hast du seither nichts von ihm vernommen?

Nein, sagte Resli, er hätte nicht gewußt, was das Nachfragen abtrage, wo es besser wäre, er vergesse die ganze Sache je eher je lieber.

Da hast du Unrecht gethan, sagte Christeli, und ich will für dich vernehmen, was nöthig ist; es ist mir auch daran gelegen, daß du eine rechte Frau erhaltest, und wenn die Mutter so Freude hat an einer Sohnsfrau, so muß sie noch vor Ostern eine haben oder ich will nicht Christeli heißen. Vater, gieb mir einige Neuthaler in Sack, die meinigen sind neue use, und ich will um etwas aus, um Rosse, Kühe, Schafe, sei es was es wolle, und sowit habe ich Gelegenheit auf das Dorngrüt zu kommen, unbekannt, vielleicht mit dem Meitschi z'reden, und vernehme allweg, was für Werch an der Kunkel ist und wie die Sache öppe anzukehren wäre.

Mache was du willst, sagte Resli, und ich danke dir für dein Anerbieten, aber ich will dich nicht geheißen haben und an nichts schuld sein. Ihr seid alle nur viel zu gut gegen mich, aber ich will es auch keinem vergessen.

Das hätte ich vor acht Tagen noch nicht hoffen dürfen, daß es so kommen könnte, sagte die Mutter, und wenn es mir jemand gesagt hätte, so hätte ich es ihm nicht geglaubt. Aber bei Gott sind alle Dinge möglich, und wie er das Unglück einbrechen läßt wie einen Dieb in der Nacht, warum sollte er nicht auch das Glück heraufführen wie die Sonne aus ihrer Kammer, wenn die Herzen dafür reif geworden sind.

Horch, was ist's, rief Resli und sprang vom Boden auf. Langsame Glockenschläge hallten einzeln durch die Luft, Alle sprangen auf. Es stürmt! wo brennts? frugen Alle. Rauch war nirgends zu sehen, aber nur im Halbkreise lag frei der Horizont vor ihnen. Sie eilten dem Hause zu, in zwei

Minuten ſah man Resli, den Feuerhaken auf der Achſel, den Eimer daran gehängt, in raſchem Lauf dem Kirchthurme zueilen, wo immer ängſtlicher die Glocke um Hülfe wimmerte, und verſchwunden war das ſchöne Bild der innigen Familie, verſchlungen vom Wirbel der Welt.

Aber ſei auch das Bild verſchwunden, iſt nur der Geiſt geblieben; der lebendige Geiſt ſprüht neue Bilder immer wieder auf, ſchöne Kinder, Zeugen ſeines Lebens.

Wer hat nicht schon den Unterschied bemerkt, der im Klange der Glocken liegt, es gefühlt, wie verschiedene Empfindungen sie erregen im menschlichen Gemüthe?

Ernst und hoch, wie vom Himmel her, ertönen sie, wenn sie den Menschen rufen in Gottes Haus, sich zu demüthigen vor dem Allmächtigen, sich aufzurichten am Allerbarmenden; dumpf tönt die Todtenglocke, von weitem her wird es Einem, als höre man auf den Sarg die Erde prasseln, als versinke man in ein dunkles Gewölbe und höre immer ferner und ferner des Lebens Klang. Freundlich und mild tönt die Vesperglocke. Wer des Abends über Berg und Thal das freundliche Geläute hört, dem wird, als empfange er freundliche Grüße, ein gastfreundlich Laden zu süßer Ruhe, als vernehme er des Vaters Ruf, sich zu stellen unter dessen treue Hut, zu legen all sein Sorgen und Sinnen in dessen weise Hand. Aber wenn die Feuerglocke erschallt, da zuckt Schrecken durch die Seelen, Weiber werden blaß, Kinder weinen, Männer horchen hastig auf, stärker klopfen die Herzen. Es tönt vom Thurme her wie Weiberjammer, wie Kindergewimmer, wie des Feuers Knistern, und je länger die Glocke läutet, um so inniger scheinen ihre Töne zu werden, um so ängstlicher wimmert sie, um so lauter jammert sie. Es zieht das Herz sich zusammen, bange sucht der Mensch den Menschen, alle Augen suchen des Brandes Zeichen, den dunkeln Rauch, der weithin des Brandes Stätte weiset, den Helfenden der düstere Stern über der Stätte, wo Hülfe Noth thut. Und jeder räth, wohin die

dunkle Wolke weiset, und jeder schreit auf, wenn neue Wellen wallen über Berg und Thal, das Aufflammen neuer Häuser, das Zusammenstürzen der ausgebrannten verkündend.

Um's Spritzenhaus, welches wie üblich in der Mitte des Dorfes stand, von welcher gewöhnlich das Wirthshaus auch nicht ferne liegt, während die Kirche gerne zur Seite steht, wie billig auch, das erstere als Anker der Welt, die letztere ein Wegweiser aus der Welt — um's Spritzenhaus fand Resli, des Bauern Sohn von Liebiwyl, das halbe Dorf geschaart. Die Einen sahen in den wirbelnden Rauch, der in der Ferne, aber immer dichter, immer schwärzer gen Himmel stieg; die Andern liefen ängstlich herum, handthierten mit der Spritze, banden Schläuche auf, schleppten Eimer herbei, schrien nach Pferden, welche aber niemand werde geben wollen, was ein recht Elend sei, und immer so gehe, schrien nach einem Stück Kerze in die Laterne, da es auf den Abend gehe, und niemand wollte Kerzen haben daheim, aber der Krämer hätte für's Geld, sagte man. Sobald Resli kam, frug er: Wo ist's? Bestimmt wisse man es nicht, sagte man, aber allem an zu Ufbegehrige, und die Brunst sei groß und alle Augenblicke scheine ein neues Haus aufzugehen. Aengstlich rief Resli nach dem Rundellenträger, dem Führer der Feuerläufer, der war nirgends zu sehen. Er sei weder Vormittag noch Nachmittag in der Kirche gewesen, hieß es, er werde um etwas aus sein, um eine Frau oder um eine Kuh; wahrscheinlich um das letztere, da er in vergangener Woche den Bernmetzgern zwei verkauft hätte. Resli, rasch entschlossen, frug: Wer nimmt meinen Haken? nahm die Rundelle, sagte: wenn sie hier keine Rosse mehr vermöchten, so solle jemand rasch heim zu ihnen, sie hätten noch deren, aber machen sollten sie, daß sie bald nachkämen, sonst sei es eine Schande für die ganze Gemeinde. Gerade an solchen Dingen nehme man ab, was für Leute in einer Gemeinde seien, ob etwas werth oder nichts. Seine Stichworte gingen in manches Herz, um so mehr, da sie von einem

jungen Burſchen, der noch zu gar nichts etwas zu ſagen hatte, kamen und graue Häupter trafen, die Häupter der Gemeinde zu ſein meinten.

Wenn ein jeder Säubub ſein Maul in die Sache hängen wolle, ſo hätte er nichts da zu thun, ſagte der Ammann, aber wohlweislich erſt, als Resli in kurzem Trabe bereits ein Stück Wegs weit war. So ein Lümmel wiſſe nicht, daß man allweg, ehe man fahre, die Roſſe füttern müſſe, einem jeden ein Immi Haber oder zwei, von wege man wiſſe nicht, wann ſie wieder zum Freſſen kämen. Und wenn ſie gefreſſen hätten, ſo ſei es dann manchmal nicht einmal nöthig, daß man fahre, und ſchon alles z'Bode. In gemeſſenem Trabe ſteuerten die Feuerläufer und mit ihnen mancher, der nicht daheim bleiben kann, wenn Noth irgendwo iſt, dem Brande zu.

Je weiter ſie trabten, deſto gewaltiger ſtieg vor ihnen die Rauchſäule auf und verſchwamm unterm Himmel in eine große ſchwarze Wolke, ein zweites Gewölbe, aus Rauch und Ruß gebildet, deſto kläglicher wimmerten die Glocken, deſto größer ward der Menſchenſtrom, der dem Brande zueilte. Sie hatten nicht Noth, wie es oft geſchieht, bei jedem Hauſe ſtille zu ſtehen, zu fragen, ob man da auch geſtürmt und wo man meine, daß es brenne, vor jedem Dorfe ſtille zu ſtehen und ſorgſam nach dem dünnen grauen Fädchen zu ſehen, das kaum ſichtbar irgendwo von der Erde zum Himmel ſich wand. Nein, da lag offen, ſchwarz und ſchaurig der glühende Ort vor ihnen, wo das entfeſſelte Element in wilder Schlacht rang mit Menſchenkraft, wo weither die Winde dem Feuer zu Hülfe flogen, dem Menſchen aber der Menſch. Und wie Regimenter, vom Donner der Schlacht herbeigerufen, nicht ängſtlich oder bedächtig das Feld umkreiſen, verweiſen, wo Stand und Zugang am bequemſten ſei, ſondern in die Schlacht ſich ſtürzen, wo ſie ihren Bereich erreichen, wohl wiſſend, daß die ſchnelle Hülfe die beſte iſt, ſo ſtürzten die Menſchen ſich in Rauch und Feuer, zu kämpfen mit Rauch und Feuer; nur den raſſelnden Spritzen

eilten Kundige voraus und ſpähten, wo Platz und Waſſer ſei für ſie, wie auch den Batterien die Adjutanten vorausreiten, zu erkunden, wo die Kanonen am bequemſten abzuprotzen, am verderblichſten zu richten ſeien in des Feindes Reihen.

Kühn drang Resli mit ſeiner Schaar in den Mittelpunkt der Schlacht, ſuchte die gefährlichſte Stelle, ſuchte die Führer; die letztern fand er nicht. Wirre durch einander wogten Feuer und Menſchen, geordnet war der Widerſtand nirgends. Hier befahlen Viele, dort niemand; wo jeder that, was ihm der Inſtinkt gebot, da ging es am beſten. Als kluger Kommandant hatte Resli ſeiner Schaar geboten, beſtmöglichſt beiſammen zu bleiben; aber allen wards nicht möglich, auch hier war das Schickſal mächtig, das ſeine Luſt zu haben ſcheint am Scheiden und Trennen. Die Feuerläufer mit den Haken ſtürzten zum Brande, riſſen ſeine Beute, brennende Balken, ihm aus den Zähnen, riſſen Angebranntes nieder, alle Augenblicke in Gefahr, ſelbſt zu feurigen Bränden zu werden. Die mit den Eimern ſtellten ſich zu den Spritzen, löſten müde Mannſchaft ab, reihten ſich in die Waſſerzüge, traten ein, wo Lücken waren, während Resli, als Rundellenträger, durch die Reihen flog, ordnend und mahnend, Müßige in die Züge ſtellte, Unſchlüſſigen die rechte Stelle wies, den Verband erhielt zwiſchen der Spritze und denen, die das Waſſer dahin ſchafften. Resli erfuhr es, was es heißt, in wild wogendem, gewaltigem, andauerndem Brande einen Waſſerzug zuſammenzuhalten; leichter iſt's, ein Regiment feſtzuhalten im tödtlichen Kartätſchenregen, im ſauſenden Reiterſturm, ja wer weiß, ob es ſchwerer wäre, ein Hundert zuſammengefangener Flöhe zuſammenzuhalten auf der engen Fläche einer Hand, als einen langen Waſſerzug, beſtehend aus Menſchen von hundert Orten her. Bald erleidet es Einem, er drückt ſich hinten ab; bald ſieht ein Anderer, daß er ſeinen Gefährten verloren, er ſchleicht ſich weg; dann ändert die Spritze ihren Stand, und wenn ſie wieder Waſſer will, ſo ſind nicht die halben Leute mehr da, der Zug iſt halb zu

kürz; dann kömmt eine andere Spritze angefahren, durchbrach die Reihe, auseinander ſtäuben die Leute; ſollen die Reihen ſich wieder ſchließen, ſiehe ſo iſt niemand mehr da, nach allen vier Winden iſt Alles auseinander. Nun ſoll alles wieder geordnet werden, die Menſchen halb mit Gewalt zuſammengetrieben. — Waſſer! Waſſer! ſchreit es von allen Seiten her, und während man am beſten dran iſt, kömmt Einer und befiehlt: man ſolle fort hier, an einem andern Orte ſei Hülfe dringlich, und kaum hat man das angeſagt, ſo laufen zwei Andere daher mit Fluchen und Toben und wollen, daß man da ſtehen bleibe, weil ſonſt alles Uebrige noch zu Grunde gehe. Da muß man von neuem dran, muß die auseinander gelaufene Heerde wieder zuſammentreiben, muß ſich wüſt ſagen laſſen, muß von Dutzenden hören: man ſei ein Sturm, ein Löhl, ein Lappi und wiſſe nicht, was man befehle.

Resli erfuhr das zum erſten Mal, denn wenn er ſchon bei mehreren Bränden geweſen, ſo hatte er doch nie dieſen Dienſt verſehen. Leicht wie ein Vogel und kühn wie ein Löwe war er zum Brande gekommen, hatte ſich in denſelben geſtürzt. Es war ihm gar wunderbar zu Muthe geweſen, faſt als ob er Flügel hätte und Kraft in ſich, die Welt zu bezwingen; er hätte während dem Laufe jauchzen und ſingen mögen, wenn es ſchicklich geweſen wäre, und weil er's nicht durfte, riſſen ſeine Beine um ſo ſchneller aus, daß die hinter ihm alle Augenblick rufen mußten, er ſolle doch nicht ſo laufen, es möge ihm ja niemand nach.

In faſt freudiger Erregung hatte er ſich ins wilde Wirrwarr geſtürzt, aber wer weiß nicht, wie jede Erregung ſo leicht in verſchiedene Töne übergeht, die freudige in eine wilde, die wilde in eine zornige? Einen Waſſerzug hatte er raſch zuſammengebracht, und je lauter das Feuer praſſelte, deſto raſcher eilte er auf und ab. Die Glut ergriff ihn immer mächtiger, dem jungen Helden gleich, dem die brauſende Schlacht zum ſchäumenden Göttertranke wird, welcher menſchliches Fürchten

verſenkt und einen Muth entbrennt, welchem zu hoch der Himmel nicht iſt. An's Lächerliche ſtreift es aber, wenn dieſer Götterbrand an kleinlichen Dingen verlodert, am Ordnen eines Waſſerzuges zum Beiſpiel. Dieſes Lächerliche fühlt aber niemand als der, in welchem der Brand lodert; aber dieſes Gefühl löſcht die Glut nicht, ſie ſchlägt nur wilder auf, verkehrt endlich in Zorn ſich. Resli mahnte und ſtellte die Leute erſt in fliegender Haſt, aber freundlich, fragte, ob man ſo gut ſein wolle, bat, man möchte ihm den Gefallen thun, ſobald mehr Leute da wären, ſo könnte man ſich ablöſen. Als aber immer Lücken zu füllen waren, oder wenn alles geordnet war, alles wieder zerriſſen ward, da ließ er erſt alle unnöthigen Worte weg, dann alles Bitten, dann alles Reden, ſagte nur kurzweg die Leute, welche er habhaft werden konnte in den Zug. Endlich begann er gegen ſeine Gewohnheit zu fluchen und recht ungeberdig ſich zu ſtellen, die Leute bei den Armen in die Reihen zu muſtern und nicht immer ſanft. Eben hatte er die Sache wieder einmal in Ordnung, da fuhr die Spritze auf die andere Seite des Hauſes und huſch! war die Spitze des Zuges zerſtört. Wild und fluchend ſagte er die Leute zuſammen. Zwei Mädchen, die unter einem Baum mit einander redeten, riß er auseinander und ſchmiß das eine dem Zuge zu. Dampit daheim, ihr — ſagte er. Ume hübſchli, mach nit d'r Lümmel, ſagte das Mädchen und wandte das Geſicht ihm zu. Da ſah Resli in des Dorngrütbauern Tochter Geſicht, und die Tochter ſah in Resli's Geſicht, und beide ſahen einander an, ſtarrten einander an und keines konnte zum andern etwas ſagen, und beide waren die einzigen in der weiten Runde, die da ſtunden ſtille und wie vom Blitz geſchlagen. Sorg! Sorg! Platz! Platz! erſcholl es plötzlich von allen Seiten. Durch die Bäume, einem Weiher zu, brach plötzlich der wohlbekannte Solothurner Eimerwagen, hinter ihm drein ein Menſchenſtrom, einige Spritzen; Alles ſtob in jähem Schreck auseinander, und als Resli ſich umſah, ſah er weder Waſſer-

züge noch Mädchen mehr. Der erstere kümmerte ihn wenig, er sah rundum nach seinem Mädchen, er ging um die Bäume, er begann auf und ab zu rennen, sah nach allen Mädchen, aber nicht nach dem Wasserzug; da packte ihn der Spritzenmeister. Donner, Rundellenträger, was macht ihr? schon lange haben wir kein Wasser mehr und der Spycher raucht zum Brennen; jagt die Leute zusammen, ich will euch helfen; steht Leute, stellet euch, nur noch eine halbe Stunde, so ist's gewonnen.

Resli mußte an seine Pflicht, und wie gerne wäre er jetzt davon gelaufen, wie früher die, welche er hart an die Arbeit gewiesen! Hitze und Eifer waren verschwunden, und wenn er schon noch wie wild auf- und ablief, so sah er doch nicht nach den Lücken, sondern nur jedem Mädchen in's Gesicht, und wie oft er über weggeworfene rinnende Eimer stolperte, zählte er nicht, aber weithin verkündete es jedesmal ein schallendes Gelächter. Er machte wohl noch die Runde rund um die Reihen, Müßiggänger herbeizutreiben, sah aber wiederum nur nach Dorngrütbauern Tochter, rannte dabei an Bäume und brachte mehr als einmal die längst angezündete Rundelle in Lebensgefahr. Aber nirgends sah er sein Mädchen wieder, wie manches er auch umdrehte, um wie manches er auch lief, und je länger er es nicht fand, um so mehr ärgerte ihn sein Betragen, aber auch das Mädchen, das gar wohl in der Nähe hätte bleiben können, wo es sicher gewesen wäre, ihn wieder zu treffen. Resli dachte nicht daran, daß bei einem Brande an einem fremden Orte und noch dazu Nachts, wo alles in Rauch und Glut in ungewissen Umrissen schwimmt, man nie weiß, wo man ist, und noch dazu ein Wasserzug accurat dem andern gleicht. Auf einmal riß sein Wasserzug von oben an bis unten auseinander; Alles stob davon und auf leerem Platz einsam stund Resli, ehe er zehn zählen konnte; stille ward es um ihn, nur von oben her, von den Spritzenführern, hörte er fluchen, er wußte nicht warum. Er hatte überhört, daß das Geschrei gekommen

war, der Pfarrer halte die Abdankung. Diese will jeder hören, keiner sie versäumen; wo das Geschrei erschallt, sie beginne, stockt die Arbeit, die Ordnung löst sich auf, von allen Seiten strömt die Menge dem einen Punkte zu, wo der Pfarrer steht, manchmal auf einem Stuhle, manchmal auf den Trümmern eines ausgebrannten Hauses, manchmal auf einer umgekehrten Bütte, in welcher sonst gewaschen wird oder Schweine gebrüht werden. Da kam es Resli in Sinn, was diesmal die Leute auseinander gestäubt, ein Stein fiel ihm vom Herzen. Eile kam in seine Beine, er flog dem Haufen nach; denn wo konnte er wohl sein Meitschi besser finden, als da, wo Alle sich zusammenfanden. Der Brand war gedämmt worden, das Element der menschlichen Anstrengung unterlegen, es war nun billig dem zu danken, von dem alle Kraft kommt und der jegliche Anstrengung segnen muß, wenn sie ein Gedeihen haben soll. Auf einer Laube stand diesmal der Pfarrer. Rundellen vor! ward befohlen; zunächst unter die Laube mußten ihre Träger sich stellen, und droben begann der Herr zu danken Gott und Menschen. Aber Resli hörte nichts, er war nur Auge und suchte sein Meitschi. Mit List und Kraft hatte er sich auf einen Haufen Holz gedrängt, schaute über die Köpfe hin, drehte seine Rundelle nach allen Seiten, streckte sich dazu noch so lange er konnte, aber nirgends sah er sein Mädchen. Gesichter sah er zu Hunderten, aber nirgends das rechte, und wenn er auch meinte, das ist es, so war es doch wieder nicht, bald ein Affengesicht und bald ein Schafsgesicht, die bekanntlich weit häufiger sich finden, als hübsche Mädchengesichter.

Die Abdankung ging zu Ende, die Menge verlief; die Führer bliesen ihre Hörner, riefen laut die Namen ihrer Heimath und, wie zu ihren Fahnen, die Zerstreuten zu ihren Rundellen. Resli hätte es vergessen, wenn nicht Einer, der sich zufällig zu ihm gefunden, ihn daran gemahnt hätte; er wäre lieber allein herum gestrichen und hätte gesucht, was er verloren, aber Ehre bringt Bürde. Als der größte Theil der

Schaar beiſammen war und die Heimkehr faſt angetreten, bat Resli ein, daß er noch ein Zeugniß heim bringen ſollte. Einer wandte ein, das ſei ja nicht nöthig, die Eimer, welche ſie hier ließen und welche durch die brandbeſchädigte Gemeinde wieder zurückgebracht werden, ſollten doch wohl die beſten Zeugniſſe ſein, daß ſie beim Brande anweſend geweſen. Er wolle aber ein Zeugniß, ſagte Resli, man könne nicht wiſſen, wer die Eimer wieder bringe, und er wiſſe wohl, wie oft man die Feuerläufer verdächtige, nicht beim Feuer geweſen zu ſein. Die Meiſten waren auf der Seite deſſen, welcher ohne Zeugniß gehen wollte, denn Alle waren fürchterlich hungrig und durſtig, hatten ſeit dem Mittage nichts gehabt, und das wenige Brod, welches zu Aufbegehrige, wo man mehr Worte in Vorrath hatte, als Brod, unter die Helfenden ausgetheilt wurde, war bei der großen Menge nicht bis zu ihnen gekommen; hier ins Wirthshaus ſich drängen mochten ſie nicht, ſie preßirten daher nach einer der umliegenden Ortſchaften zu kommen, wo ſie etwas zu erhalten hofften. Das faßte Resli raſch auf und ſagte, ſie ſollten nur voran gehen und in dem und dem Wirthshauſe ihm warten; ſobald er das Zeugniß hätte, käme er nach. Das war Allen recht; ſie gingen voraus bis an Einen, den Resli bleiben hieß, es war ihm, als könnte es vielleicht eine Gelegenheit geben, wo er froh wäre, ſeine Rundelle ohne ſich nach Hauſe zu ſenden. Langſam ſtrich er dem Schulhauſe zu, wo die Vorgeſetzten zu finden ſein ſollten, ſtand oft ſtille, drängte ſich durch die dichteſten Haufen, machte Umwege, um mit Menſchen zuſammen zu gerathen, ſo daß ſein Kamerad ihm ſagte: Du! du wirſt noch Schläge wollen; nach einer Brunſt iſt's nicht richtig, die Naſe allenthalben zu haben. Aber wie er auch zündete und guckte, das Meitſchi fand er nirgends, fand es nicht im Schulhauſe, wo er endlich zu einem Zeugniſſe kam, fand es nicht im Wirthshauſe, wo er trotz allem Proteſtiren ſeines Gefährten endlich einen Schoppen er-

zwängte; er mußte zum Dorfe hinaus, er mochte wollen oder nicht, ohne eine Spur vom Meitschi gefunden zu haben.

Es war eine schöne Nacht, die Sterne flimmerten am Himmel; die große Brandstätte hüllte sie in dünnen durchsichtigen Schleier, glühte im friedlichen Gelände einer Hölle gleich, und die Schatten der Verdammten sah in derselben wimmeln, wer den Ort verlassen hatte und sich zurückwandte, auf den Graus der Verwüstung noch einen Blick zu werfen. Die arbeitende Mannschaft kam ihm vor wie eine wilde Höllenschaar, welche das Feuer schürte, die Verdammten hin und her schleppte, von einem Feuer in's andere Feuer, während die Haufen, die ringsum aus Feuer und Rauch tauchten, die Schaaren schienen, welche durch die Gebete der Ihren erlöst, die Hölle verließen, den Himmel suchten.

Vor dem Dorfe liefen viele Wege auseinander und durch einen schönen Eichwald, wo die majestätischen Bäume weit auseinander stunden, das Unterholz spärlich wuchs, der Menschen Auge in tiefen Hintergrund sich verlor. Ein eigenthümlich Leben waltete in demselben. Zahllos wogten durch denselben die Helfenden ihrer Heimath zu, lachend und schäckernd, singend und brüllend; dumpf rasselten die Spritzen, ängstlich schwirrten die aufgeschreckten Vögel, seltsam leuchteten die schwankenden Rundellen auf den Spritzen und den Achseln ihrer Träger. Immer wilder und lauter gestaltete sich dieses Leben. Der schwer aufzuregende Berner wird, einmal aufgeregt, schwer wieder ruhig. Nichts aber läßt wohl das Blut rascher kreisen, als die Aufregung bei einem Brande. Der jähe Schreck bei den ersten Tönen der Feuerglocke setzt es in Bewegung, der rasche Lauf zur Stätte jagt es immer rascher, Werchen und Wagen beim Brande selbst macht es immer heißer, und kömmt zu allem noch ein Brönz, ein Schoppen Wein in den leeren Magen, dann kocht das Blut, ein Funke bringt es zum Brande. Daher Lärm, Geschrei, Toben und Streit allenthalben durch den weiten Wald. Jede Spritze,

welche durch die Menge fuhr, drohete und erzeugte eine Balgerei; um schäckernde Mädchen, welche in Masse zum Brande gelaufen waren, von guten Herzen getrieben oder gute Herzen suchend, schlugen Bursche sich blutig; alte Dorffeindschaften setzten die Feuerhaken in Aufruhr, und manche Hake fuhr in Menschenfleisch, als ob es ein brennender Balken wäre. Und wenn das Ding an einem Orte angeht, so geht es allenthalben los, wie eine ansteckende Krankheit, wie das Feuer auf einem Brechplatz, das hier gelöscht, dort erstickt, immer neu ausbricht, bis es rundum gewesen ist.

Resli ging mit seinem Begleiter ruhig und stolz durch das Getümmel hin; kam ihm das Gedränge zu nahe auf den Leib, so wehrte er es mit starkem Arme, aber sachte zur Seite und schritt fürbas. So kam er tief in den Wald hinein. Vor ihm hörte er Fluchen, harte Schläge, plötzlich Weibergeschrei; dunkel war es im Schatten der Eichen und seine Rundelle die einzige in diesem Augenblick im langen durch Eichenäste gewölbten Wege. Accurat tönte ihm eine weibliche Stimme wie die, die gesagt hatte: Mach nit d'r Lümmel, und rasch zog er aus, dem Streite zu. Vergeblich mahnte sein Freund, aus dem Wege zu beugen oder die Rundelle zu löschen; wie er damit unter die Streitenden komme, so könne er auf Schläge zählen. Aus dem Wege gehe er nicht, der sei für alle Leute, sagte Resli, und die Rundelle lösche er nicht, die hätte man dafür, um heiter zu machen, wo es dunkel sei. Je lauter der Streit worne ward, desto rascher zog Resli aus, hinter ihm sein Kamerad, der, als er sah daß Resli nicht abzuhalten sei, meinte, wenn's denn für d's Tüfels G'walt sein müßte, so sei es ihm zuletzt gleich, z'töde werde es nicht gehen, und um eine Tracht voll Schläge mehr oder weniger kehre er nicht die Hand um.

Wie Trojaner und Griechen um die Helena, zankten sich allerdings die Burschen um ein Mädchen oder zwei und zwar handgreiflich nach der Väter Sitte. Und als Resli über den

Trupp leuchtete, sah er manch blutend Gesicht, aber wie er meinte, auch sein Mädchen in der Mitte. Da fuhr er gewaltig in den Ring hinein wie ein stolzes Linienschiff in des Meeres wilde Brandung, hinter ihm der gute Kamerad, einer Handvoll Schläge gewärtig. Da sauste es über ihren Köpfen, und wie vom Blitz getroffen sank Resli zusammen. Bei jedem Streit, wo Viele sind, giebt es Bürschchen, die ihre Haut gerne ganz behalten und doch etwas an der Sache machen möchten; die stehen dann seitwärts im Hintergrunde und passen die Gelegenheit ab zu einem guten Streich von hinten. Ein solcher hatte auch Resli getroffen mit dem Feuerhaken; eigentlich galt es der Rundelle, deren verrätherisches Licht ungelegen kam.

Wart du verfluchter Mörder, dir will ich, schrie Resli's Kamerad. Das Wort Mörder schreckte die Streitenden, in den Handel wollte keiner kommen, und ehe er sich versah, war der Begleiter mit Resli allein. Da lag er nun betäubt im Blute und jener sagte: Gäll, es ist dir gegangen, wie ich gesagt, wenn du nur wieder lebendig wärest. Er zog ihn neben den Weg, wollte ihn aufwecken, aufstellen, aber nichts gelang ihm; in der größten Verlegenheit stund er da. Endlich kam wieder ein Mensch durch den Wald, ließ sich in die Länge erzählen, was es gegeben und sagte: Weißt du was, da rechts einen Büchsenschuß weit ist ein kleines Häuschen, ich will es dir zeigen, da geben sie dir einen Karren und du kannst mit ihm fahren; wenn du einmal bei den Andern bist, so gehts dann schon. Er zögerte dem Rathe zu folgen, den Freund wollte er nicht allein lassen. Du Löhl, sagte der Andere, fortlaufen wird dir der nicht, und stehlen wird ihn auch niemand, und die ganze Nacht da neben ihm stehen wirst du doch nicht wollen, er könnte sich ja verbluten. Es könnten vielleicht Leute kommen, sagte Resli's Freund, und ihm helfen. Er zweifle, sagte der Andere, es sei ihm, sie seien die letzten, aber zwingen wolle er ihn nicht. Mach was du

willst, anhalten will dir nicht, Adie! Wart, wart, rief der Kamerad, suchte Resli bequem an einer Eiche zu betten, jetzt komm, sagte er, aber geschwind, geschwind, er ist mir doch nicht ganz am Ort. Ume hübschli, sagte der Andere, sonst lauf meinethalb alleine, wenn du den Weg weißt, und folgte langsam dem Eilenden nach und beide verschwanden im Walde.

Lange war es gegangen, da rauschte es durch den Wald, mit einem Karren kamen zwei Männer gefahren. Sieh, sagte der eine, dort, wo die drei Eichen zusammenstehen, dort liegt er an der mittlern. Vor der Eiche hielten sie, aber da lag niemand mehr, lag weit herum niemand; still und öde war es im Walde, alles Leben war verrauscht, die aufgescheuchten Vögel ruhten wieder.

Da stand der arme Kamerad, nirgends war der Freund, nirgends eine Spur von ihm. Die drei Eichen waren es, ringsum standen keine so, und vor denselben lag Blut und unter der mittleren sah man deutlich, daß jemand da gelegen. Einige Angst ergriff ihn; rundum zündete er mit der Rundelle, in jedes Mäuseloch hinein, auf jeden Baum empor; dann fluchte er über sich, denken hätte er doch sollen, es gehe so, dann über den, der es ihm angegeben und ihn noch dazu in die Irre geführt. Plötzlich kam ein schwarzer Gedanke über ihn, oder hat der — mich nur weggelockt, sagte er, um zu machen, was ihn gelüstete. Und immer schwärzer ward sein Gedanke, immer größer seine Angst; er theilte sie dem mit, welcher ihn begleitete und frug ihn, ob er den nicht gekannt, der mit ihm zum Häuschen gekommen. Häb nit Kummer, sagte dieser, sieh, man sieht ja kein Gestampf oder etwas Ungrades bei der Eiche, und wenn der etwas Böses im Sinne gehabt hätte, so würde er dir das Häuschen nur von weitem gezeigt haben und nicht bis zu demselben gekommen sein, wo er doch hätte denken müssen, man erwische ihn noch ob der That. Aber der Mann wird zu sich selbst gekommen sein;

was gilt's, du trifft ihn im nächsten Wirthshause. Wer glaubt nicht gerne, was ihm angenehm, dazu noch so natürlich ist, denn dort sollten ja die Gefährten warten, wie es Resli selbst angeordnet. Er schaffte mit dem Karrenmannli ab und eilte dem Sammelplatze zu. Dort war ein groß Gedränge noch, aber beinahe wäre es ihm bei seinem Suchen gegangen, wie Resli im Walde. Da in der Gaststube seine Gefährten nicht waren, so stürmte er durch alle andern Stuben, aber nirgends waren sie mehr. Dagewesen seien sie, vernahm er endlich, aber ob Einer zu ihnen gekommen, der blutig gewesen sei, das wußte niemand mit Bestimmtheit; die Einen meinten ja, die Andern nein, die Dritten sagten, er solle sich streichen und sie in Ruhe lassen, er sehe doch wohl, daß sie nicht Zeit hätten, sich lassen z'kinderlehren und jeder Gwundernase Bericht zu geben, sie hätten wohl viel zu thun gehabt, wenn sie sich eines Jeden hätten achten wollen, der blutig gewesen, deren sehe man öppe viel nach einer solchen Brunst. So ohne bestimmten Bericht mußte er weiters; er tröstete sich, so gut er konnte, und doch war ihm nicht wohl bei der Sache. Wär ich doch nur bei ihm geblieben, was hat der verfluchte Karren abgetragen — oder ist's vielleicht gar der Teufel gewesen, der mich da weggelockt? es het Ein fast düecht, es sei nicht ein Mensch, wie ein anderer. So mußte er immer denken, bis er heim war, und als er heim kam, durfte er fast nicht fragen, wo Resli sei, sondern hatte gute Lust, ein Kind mit der Rundelle zum Spritzenhaus zu senden, in aller Stille sich heim zu drücken, zu thun, als ob nichts geschehen und er gar nicht dabei gewesen sei. Indessen brachte er das doch nicht über's Herz, wie denn Gottlob der Mensch nicht den hundertsten Theil thut von dem, was im Herzen ihm aufsteigt; er vernahm aber bald, daß kein Mensch Resli gesehen und daß Alle von ihm wissen wollten, was aus Resli geworden.

Er erzählte nun und erzählte immer wunderlicher, weil er die Schuld verdecken wollte, welche sein Gewissen ihm vor-

warf, und die doch eigentlich gar keine Schuld war, sondern höchstens ein Mangel an Besonnenheit, nach einem solchen Brande und noch dazu bei ödem Magen leicht verzeihlich. Er erzählte immer wunderlicher und verworrener, wie es gekommen, daß er von Resli weggegangen; je mehr man ihn fragte, je länger er erzählen mußte, und aus dem Ding, das jeder hörte, das je länger je mystischer ward, machte nun jeder eine eigene Geschichte, und eine Geschichte glich der andern so wenig als weiß und schwarz, als eine Schlange und ein Elephant sich gleichen. Nach den Einen war er als todt verscharret worden im Walde, nach den Andern zu Kilt gegangen, die Dritten düderleten vom Teufel, die Vierten von seinem Kameraden, der längst kein Geld gehabt und gewußt, daß Resli's Sack meist wohl gespickt war.

Unterdessen wartete man daheim mit Bangen auf Resli; der Vater lief ungeduldig die B'setzi vor dem Hause auf und ab, die Mutter stund in den Weg hinaus, und bald sagte das eine: Er kömmt noch immer nicht; bald sagte das andere: Siehst du ihn noch immer nicht? Bange Stunden verflossen, und eben schickte sich der Vater an in's Dorf zu gehen, als eine Frau kam und sagte: Ihr guten Leute, ihr wartet vergeblich, der kömmt euch nicht mehr heim. Herr Jemer! Herr Jemer! was sagst, was hat's gegeben? sagte Aenneli und Christen schoß ab der B'setzi wie ein Habicht, dem jemand zum Neste will. Ich darf es euch nicht sagen, sagte die Frau, ich möchte euch nicht erschrecken, solche Sachen vernimmt man immer zu früh. Adie wohl! Aenneli war blaß geworden, konnte kaum noch sagen: Mein Gott, mein Gott, was ist's? Wenn ich gewußt hätte, daß ihr so erschrecket, ich hätte wäger nichts gesagt, antwortete die Frau, aber mehr darf ich wäger nicht sagen. Es ist schrecklich, wie es heutzutage geht. Adie. Da verlor Christen die Geduld und sagte: Willst du reden oder nicht und mit der Sache hervor? so zum Narren lassen wir uns doch dann nicht halten. Nur nicht so böse,

du mein Gott! antwortete die Frau, wenn ihr nicht erschrecken wollt und es mir nachtragen, so will ich es wohl sagen, was ich im Dorfe gehört. Die Leute sagen, Resli sei futsch; die Einen reden vom Teufel, der ihn genommen, die Andern sagen, das sei nicht wahr, er sei todt und im Wald hieher Ufbegehrige verlochet. Adie wohl. Diesmal hörte das Adie niemand, denn Aenneli hatte das Haupt auf die Ladenwand vor dem Garten gelegt und schluchzte so jämmerlich, daß es ihn's über und über schüttelte. Christen aber sagte: Thue nicht so, das wird nicht sein. Komm in's Haus, daß die Leute es nicht hören, sie könnten sonst wieder meinen, was es gegeben hätte. Ich will in's Dorf, dort wird wohl besserer Bericht sein, aber curios ist es allweg, daß er noch nicht da ist. Er wollte Aenneli hineinführen, aber es sank zusammen; er mußte es tragen und mit Wasser und mit Tropfen lange fechten, ehe er es zurecht brachte. Dann mußte er erst noch jemand zu seinen Kindern senden, die auf dem Acker Erdäpfel hakten, daß sie heim kämen, und erst, als sie da waren und um Mutter und Resli jammerten und wimmerten, konnte er gehen.

So rasch hatte seit Jahren niemand Christen gehen sehen. So wie man ihn von weitem zum Dorfe kommen sah, hieß es: Er kömmt, er kömmt, und Alles verbarg sich vor ihm; die Weiber schossen in die Küche, die Männer drückten sich um die Ecken herum in die Ställe, nur hier und da blieb ein gwunderiger Junge an der Straße stehen, um zu sehen, wie der bedächtige Bauer daher geschossen kam. Hinter ihm her streckten die Weiber ihre Köpfe über die Küchenthüren und sagten: Er pläret nicht einmal, aber d's Aenni, seine Frau, die wird thun! He nun so dann, so geht's, heute roth, morgen todt. Aber man hätte es denken können, daß es so gehen müßte. Wo nichts als Streit ist, da thut der liebe Gott gern ein Zeichen, wie er den Streit hasse und das Wüstthun.

Doch Christen hörte dies liebliche Geflüster nicht, er segelte, da er auf der Straße und vor den Häusern niemand fand, der ihm Bericht geben konnte, rasch dem Wirthshause zu. Hier hielt die Wirthin Stand und gab vernünftige Kunde, aus welcher Christen entnahm, daß noch nicht alles verloren sei und das ganze Unglück darin bestehe, daß Resli abhanden gekommen, aber Weiteres niemand wisse, und daß Samis Haus zuletzt bei ihm gewesen sei, der könne Bericht geben, wenn er wolle, aber er rede gar wunderlich, bald so, bald anders, daß niemand recht daraus komme. Wohl, sagte Christen, dem wollen wir die Wahrheit füre machen, und steuerte dem Hause zu, wo 's Samis Hans wohnte. Dort aber hatte er handliche Arbeit, ehe er jemand füre gemacht hatte, er hoschete rings um's Haus und hoschete niemand hervor. Endlich sah er durchs Kellerloch die Bäurin im Kilchkeller, und rasch war er bei ihr, und ruhete nicht, bis Hansli entdeckt war, den er scharf ins Gebet nahm. Hansli gab Bericht und ziemlich der Wahrheit gemäß, nur daß er den, welcher ihn von Resli weggelockt, sehr ins Schwarze malte und zu verstehen gab, daß es mit dem nicht richtig gewesen sein könnte. Aber daß Resli todt sei, glaube er nicht, doch wo er hin gekommen, begreife er nicht. He nun so dann, so muß man gah luege, du kömmst doch mit, und zeigst, wo er zuletzt gewesen? Er sei wohl müde, sagte Hans, die ganze Nacht hätte er nicht geschlafen. He so nimmt man Roß und Wägeli; mach daß du in einer Stunde z'längst unten am Weg bist. Hans war bereit dazu, sobald er sah, daß Christen nicht mit ihm aufbegehrte; er sagte, es sei niemand mehr daran gelegen, zu wissen was mit Resli gegangen, es sei ihm nicht nur wegen Resli selbst, sondern auch, damit man wisse, daß er ihn nicht liederlich im Stich gelassen. Christen ward es auf dem Heimwege ganz wunderlich; die Beine schlotterten ihm, und mehr als einmal war es ihm, als ob es ihm schwarz werden wollte vor den Augen, daß er sich an einen Zaun stellen mußte und sich halten.

Er hatte gute Hoffnung, daß die Sache nicht halb ſo böſe ſei, als die Leute ausſtreuten, und das Waſſer ſtand ihm fort und fort hoch in den Augen aus Dank und Freude, daß die Nachrichten beſſer ſeien, als er anfangs gedacht; aber eben deßwegen ließ die Spannung des Schreckens nach, und blöde ward es ihm an Leib und Seele und loſe nur ſchienen ſeine Glieder zuſammenzuhängen. So kam er langſamer als er gedacht und mit Mühe heim, wo weit im Gäßchen vornen Alle ſeiner warteten. Herr Jemer! Herr Jemer! ſagte Aenneli, wie ſiehſt du aus, er iſt todt, gäll? O Resli, my Resli, ſeh ich dich nie mehr! und aufs neue ſchlugen die Wellen des Jammers über das Geſtade. Thu nicht ſo, ſagte Chriſten, wäger nicht, allem an iſt Resli nicht todt. Er wird, als er alleine war, zu ſich ſelbſt gekommen und nun hingegangen ſein, wo er jetzt noch iſt. Aber ſuchen muß man ihn. Chriſteli gib dem Braun z'freſſe und mach das Wägli z'weg, ich will mich anders anziehen, ſo ſprach Chriſten in Aenneli's lauten Jammer, gegen das Haus gehend und vor der Thüre ſetzte er ſich auf's Bänklein hin und ſagte, man ſolle ihm Waſſer bringen, es werde ihm ſo curios. Nun neuer Jammer, daß er doch ſagen ſolle, was er vernommen, einiſt müſſe man es vernehmen, und je länger man hingehalten werde, deſto grüslicher ſchlage es dann nieder. Sie ſollten nur ruhig ſein, antwortete Chriſten, die Sach ſei nicht böſ, aber es ſei ihm ſo in die Glieder geſchoſſen, er wiſſe nicht wie, es werde wohl vom ſtarken Laufen ſein und bald beſſern. Aenneli ſolle ihm ein friſches Hemd füre lege, er wolle gehen und ſich z'weg machen. O nein! Vater, du gehſt nicht, ſagte Aenneli, Chriſteli kann fahren, es iſt dir ja übel und der Braun wild; es weiß kein Menſch, welche Angſt ich hätte, wenn du gingeſt. Samis Hans kommt mit, ſagte Chriſten. So komme er, ſagte Aenneli, er kann dich nicht geſund machen, und wenn man ſo z'weg iſt wie du, ſo thut d's Liegen am beſten. Es weiß kein Menſch, ob es nicht einen Schlagfluß, Gott behüt uns

davor, oder sonst etwas Böses geben könnte, wenn du in der Welt herumsprengtest. Nein wüger, du mußt dich stille halten, und wenn es dir nicht bald bessert, so muß Annelise zum Doktor. Blut use lah wär vielleicht gut. Wie der Vater sich auch wehrte, er mußte nachgeben und Christeli fahren lassen, und die Sorge um den Anwesenden zerstreute etwas Kummer und Jammer um den Abwesenden in Anneliss's Herzen. Den rechten Weibern ist und bleibt der der Nächste, der ihnen zunächst im Bereich ihrer Hülfe liegt; sie lassen nie einen Anwesenden schmachten und stöhnen, um zu jammern um einen in der Ferne. Christen mußte zu Bette, er mochte sich wehren, wie er wollte, mußte sich Suppenbrühe geben lassen, und Aenneli setzte sich neben das Bett und wehrte ihm die Fliegen, während Anneliss draußen um's Haus herum fuhr und bald in dieser, bald in jener Ecke auf der Lauer stand, ob niemand mit Botschaft komme oder vielleicht Resli selbst. Und zu ihm gesellte sich bald die Mutter, die vom schlafenden Christen sich weggestohlen, und bald wiederum Christen, den die Sorge nicht lange schlafen ließ; aber gäb wie sie ausschauten, es kam niemand, einsam blieb es um's Haus, einsam, so weit die Sinne reichten. Da sagte Aenneli: Ja so geht's, aber wer glaubt es, ehe man es erfährt! Gestern war's so schön, und wie waren wir alle beisammen, so glücklich und froh, und jetzt wie ist's? Jetzt sind wir einsam; unser Bub ist hin, und das Herz aus dem Leibe möchten wir weinen, jetzt wo wir uns so lieb haben möchten. O wenn es der Mensch sinnen könnte, daß man sich lieb haben sollte, wenn man bei einander ist, weiß ja doch kein Mensch, wenn man von einander muß.

In einem waldumsäumten Boden stund in der Mitte reicher Matten ein großes graues Haus, dessen Hinterseite im Reiz der Neuheit glänzte; nebenbei lagen ein Holzschopf, ein Spycher und ein sogenannter Steck mit kleinen Fenstern und einem auf die Fenster gedrückten Dache, das accurat aussah

wie ein Hut, den ein Räuber ſich in die Augen gedrückt, damit niemand ſehe, was die Augen im Schilde führen. Allerlei lag um das Haus herum, Bauſpäne und ſonſtiges Geräbel; die Miſtgülle lebte in ſüßer Freiheit, Enten und Hühner ebenfalls, und im offenen Tenn ſtand ein kurzer dürrer Mann mit breiter Naſe und ſchmalen Augen, der Strohbänder machte für die kommende Ernte. Neben dem Tenn lag die Hausthüre, die durch einen ſchwarzen rauchigten Gang zunächſt in die Küche führte. Aus derſelben kam raſch ein Mädchen, dem man aber den Rauch nicht anmerkte, denn es war nett, ſchmuck, ſorgfältig geſtrählt, und ſagte: Vater, es wird doch noch der Doktor geholt werden müſſen; er will nicht erwachen, oder was meinſt? Was anfangs, häſſelte der Mann, daß ihr ihn hättet liegen laſſen ſollen; was iſt er euch angegangen, und was hat es braucht, uns dieſe Unmuße zu machen? Aber Vater, antwortete das Mädchen, ſo hätte er ja ſterben müſſen. So hätt er, es muß einmal ſein und jetzt wäre es ihm vielleicht leichter gegangen, als einſt. Aber Vater, was hätten wir uns für ein Gewiſſen machen müſſen, wenn wir ihn hätten liegen laſſen, und es dann geheißen hätte, er ſei geſtorben. Unkraut verdirbt nicht ſo leicht, und du weißt nicht, ob ſeine Kameraden ihn nicht geſucht, und das iſt dann eine ſchöne Geſchichte, wenn die ihn nicht finden und weiß der Schinder was für einen Lärm machen.

Es iſt einmal jetzt ſo, Vater, antwortete das Mädchen, und Balgen macht die Sache nicht anders. Aber wollteſt du nicht hineinkommen und ſagen, was du meinſt. Wir haben Weinüberſchläge gemacht, und jetzt ſagt die Mutter, ſie wolle noch mit kaltem Waſſer probiren, und wenn das nicht helfe, ſo wiſſe ſie nichts mehr anzufangen. Das Band zuſammendrehend und daſſelbe zu den gemachten legend, ſagte der Alte: So geht's, mit unſerer Sache mögen wir nicht fertig werden und haben böſe und geben uns noch dazu mit anderen Leuten ab und verſäumen uns darob. Aber daß du das weißt einmal für

allemal, wer liegt, den laſſe liegen! Was vermögen wir uns deſſen, wenn Einer nicht zu ſich ſelbſten ſieht? So keifend ging er hinter dem Mädchen drein, über die hohe Schwelle, durch den dunkeln Gang, in welchem Werkzeug ſtand aller Art und manche ſchwere Kette an hölzernen Nägeln hing. Das Mädchen öffnete eine Stubenthüre, und hinter ihm drein brummte der Vater: man hätte ihn nicht brauchen in die Stube zu thun und in's beſte Bett, Solche, die man im Walde auflese, thue man in den Stall, und im Stroh wäre er noch wöhler geweſen als in einem Federbett. Vater, der iſt von einem Hauſe her, ſagte das Mädchen, wo ſie nicht gewohnt ſind im Stroh zu liegen. So wäre er daheim geblieben, da hätte er dann meinethalb liegen können, wo es ſich ihm am beſten geſchickt.

St! St! flüſterte drinnen in der Stube eine lange hagere Frau und hielt den blauen Umhang vor dem Bett etwas zurück, ſt! er rührt ſich. Leiſe trat die Tochter hinter die Mutter, an der Fußeten blieb der Bauer ſtehn und ſah nach einem blaſſen Jüngling hin, der im Bette lag, deſſen Kopf verbunden war, deſſen Augen geſchloſſen und in deſſen Hand ein Zucken ſichtbar wurde, ein Heben und Wiederfallenlaſſen, es war, als fühlte er irgendwo etwas, wolle hin mit der Hand und vermöge es nicht.

Da mangle es des Doktors nicht, ſagte der Bauer, der werde bald von ſich ſelbſt erwachen. Albez ſei es Einem nicht der Werth geweſen, wegen einem jedere Müpfli des aus zu fahren wie ein Kegel und ſo i d'Allmacht z'liege.“

Da ſchlug der Wunde langſam die Augen auf, ſah matt um ſich, langſam ſanken die Augenlider wieder zu, plötzlich, als ob etwas Beſonderes zu ſeinem Bewußtſein gekommen, fuhr er auf, ſah mit Staunen in der Stube herum und frug endlich: Aber um Gotteswillen wo bin ich und was iſt mit mir? He, wo wollteſt du ſein, als hier, ſagte die Frau. Aber wie bin ich hieher gekommen? frug Resli, Seh,

Meitschi, b'richt, sagte die Mutter, drehte sich, und vor Resli stand unverdeckt Anne Mareili, des Dorngrütbauern Tochter, fittig und verlegen die Augen gesenkt. Dem Resli ward es gar wunderlich im Herzen, er mußte sich legen, aber wie sie ihm auch zufallen wollten, die Augen schloß er nicht wieder. Seh, b'richt, Meitschi, sagte die Mutter, d'rwylen kann ich haushasten. Es ist einmal gut, sagte der Bauer, daß du wieder bei dir selbst bist, so braucht man den Doktor nicht und d'Sach wird scho bessere. Wenn ich meine Burde Bänder ausgemacht, so will ich wieder kommen und sehen, ob du auf mögest. Es gingen beide, Vater und Mutter, hinaus, und keines von beiden hatte eine Ahnung von dem, was in den jungen Herzen sich regte. Anne Mareili hatte seinen schlanken Tänzer nicht vergessen können hatte an manchem Markt oder wo viele Leute zusammenliefen seine dunkeln Blicke umsonst nach ihm ausgesandt, war manchmal in dunkler Nacht, wenn der Wind über seine Fenster strich, aufgefahren und hatte gedacht: Ist's ihn wohl? hatte dann traurig sein Haupt in die Kissen verborgen und gesinnet und gedacht: ob er wohl vernommen, wer es sei, und ob es sein Lebtag nie vernehmen werde, wer er gewesen, und ob sie nie zusammenkämen. Vergessen könne es ihn nicht, und wenn es ihn erst in der Ewigkeit wiedersehen sollte, so kennte es ihn wieder auf den ersten Blick. Um so tiefer und inniger prägte das schöne Bild sich ein, je düsterer das Loos war, welches ihm zu warten schien; um so weniger durfte es aber auch die Eltern merken lassen, was tief im Herzen ihm lebte. Wenn es gesagt hätte, es liebe einen Burschen, von dem es nicht wüßte, woher er sei und wie er heiße, so hätten sie gesagt: Bist e Narr, e Sturm, unser Lebtag hat man nie davon gehört, daß ein Mädchen es Mannevolch g'liebet het, wo es ihm keinen Namen hat geben können und nicht einmal gewußt, hat er nüt oder öppis, und ob er auch an einem rechten Ort daheim ist

oder nicht. Wie öppe die zuſammenkommen, welche nichts haben, das weiß man öppe.

Heimlich trug es das Bild in ſich, wo es niemand ſehen konnte, und kein Tag verging, daß es nicht dachte: Sinnet er wohl auch noch an mich und kennte er mich wieder, wenn wir wieder zuſammen kämen? Dann ſtellte es neben dieſes Bild ein anderes Bild, einen ſiebenzigjährigen Gritti mit dünnen Haaren, rothen Augen und einer Schnupfnaſe, und wer dann nahe bei ihm geweſen wäre, hätte wohl gehört: Und ich thue es nicht, und wenn ſie es zwängen, ſo ſterbe ich.

Das Dorngrüt lag keine Stunde weit von Aufbegehrigen, ſeitwärts von der Straße. Als Wolke um Wolke in ſchwarzen Wirbeln gen Himmel ſtiegen, das Aufflammen neuer Häuſer verkündend, die Glocken immer ängſtlicher um Hülfe wimmerten, da blieb nach üblicher ſchöner Sitte in weiter Umgegend niemand, der Arme und Beine rüſtig rühren konnte, daheim. Die Bauerntöchter liefen mit den Mägden, die Söhne mit den Knechten, und mancher Großätti humpelte hinterdrein, mit einem Eimer in jeder Hand, welche von dem leichtſinnigen jungen Volke vergeſſen worden waren und welche doch bei jedem Brande ſo nöthig ſind. Auch aus dem Dorngrüt war Alles fort bis an Vater und Mutter, und rüſtig hatte Anne Mareili gearbeitet, war aber von den Seinen abgekommen und ſuchte ſie wieder. Da erſchien ihm plötzlich, als es am wenigſten daran dachte, ſein lieb heimlich Bild, es ſchalt es Lümmel, und wie ein nächtlicher Spuk verſchwand es. In einen andern Waſſerzug, der durch dunkle Baumgärten ging, geſtoßen, kennte es ſein Bild lange nicht ſuchen, mußte Eimer um Eimer laufen laſſen durch die rüſtigen Hände und der Boden brannte unter ſeinen Füßen und es mußte bleiben. Zweimal wollte es ehtrinnen, zweimal wies man es hart wieder an ſeine Stelle. Die Abdankung machte es frei, aber nur zu hinderſt an den Ring gelangte es, ſah nichts, mußte ſeine Leute ſuchen, mußte ihre Spritze ſuchen, denn die Mädchen wollten nicht allein durch

den Wald, wollten mit ihrer Mannschaft gehen; sie verließen unter den Letzten den Brandplatz, zahlreich und im Geleite der Spritze. Langsam und jeder seine Heldenthaten berichtend, daß, wenn er nicht gewesen, der Pfarrer verbrannt wäre oder eine Frau oder ein Haus und wenn ihre Spritze nicht gewesen, nicht nur kein Haus, sondern kein lebendig Bein übrig geblieben wäre, zogen sie durch den Wald. Plötzlich schrie ein Mädchen, welches etwas abseits gegangen war, auf: Herr Jemer, Herr Jemer, e Todtne, e Todtne! Der Zug hielt, die Mädchen schrien auf, die Burschе liefen hin, man rief nach der Laterne, hinter derselben drängten schüchtern die Mädchen sich nach. Unter einer Eiche lag ein schlanker Burschе, das blasse Gesicht im grünen Grase; blutige Streifen liefen über seine Wangen, mit Blut war das Gras bethaut, und ein blutiger Streif lief vom Wege zur Eiche hin.

Auch Anne Mareili drängte sich in den Rund, den zwei Laternen hell machten. Da lag der, den es heimlich im Herren getragen, gefunden, verloren, da lag er, todt. Es schrie nicht auf, es fiel nicht in Ohnmacht, aber es war ihm als fasse eine eiserne Hand sein Leben und drücke es zum Tode. Da rief Einer: Nein, der ist nicht todt, er ist noch ganz warm, und d's Herz rührt sich auch, wie mich dünkt. So kommt, rief der Spritzenmeister, ehe er zu sich selbst kömmt, sonst wer weiß, ob wir nicht noch in's Schloß müßten oder gar d'Sach selber sollten gemacht haben. Der Ring lief auseinander, die Burschе wollten wieder zu Rosse, der Spritzenmeister sagte schon: Hü, i Gottes Name, da sagte Anne Mareili: Das geht nicht diesen Weg; den können wir da nicht liegen lassen, vor Gott und Menschen könnten wir es nicht verantworten. Kommt, sagte ein Burschе, dem fragen wir nichts nach; wie er dahin gekommen ist ohne uns, so wird er auch so weg kommen. Es weiß ja niemand, wem er ist. Nein, so kommt er nicht weg, sagte Anne Mareili, das ist ein vornehmer Bauernsohn, da obe aben, ich habe ihn

einmal angetroffen. Wenn wir den so da ließen ungerathsamet und er umkommen müßte, so würd ja unsere ganze Gegend verbrüllet, kein Kreuzer Steuer käme da oben herab, und es möchte brennen wie es wollte, so käme niemand mehr zur Hülfe. Es muß doch nadisch nicht heißen: unser Wald sei eine Mörderhöhle. Anne Mareili war im Ansehen, und es war nicht das erste Mal, daß es etwas befohlen hatte und so stellte sein Wort die Leute, sie rathschlagten, wie der fortzubringen sei. Anne Mareili befahl einem ihrer Knechte auf dem kürzesten Wege heim zu laufen und ein Wägeli mit Stroh zu bringen, bis dahin könnte man ihn mit zweien, die ihn hielten, vornen auf das Bänklein der Spritze setzen. Auf die Einwendung, wo man dann mit ihm hin wolle, wenn er's doch selbst nicht sagen könnte, wie er heiße, sagte es, daß sie darüber keinen Kummer haben sollten, das sei nicht der erste und werde nicht der letzte sein, den sie beherberget hätten. Anne Mareili's zwei Brüder, die da waren, redeten zwar dagegen, aber brachten nichts ab. So war Resli in dies Haus gekommen. Der Vater hatte darüber gemuckelt, die Mutter aber gesagt: sie hätten noch keinen kranken Bettler fortgejagt und da wär's doch grüslich, wenn man Bauernsöhne im Walde wollte verrebeln lassen, und daß das ein Bauernsohn sei und zwar von den vornehmern einer, sehe man schon am Hemde, sie hätte noch nicht bald ein so feines und weißes gesehen.

So war es gekommen, daß Resli in Anne Mareili's Stübli war, denn daß er dorthin gebracht wurde, hatte es angeordnet, und es hatte ihn's gedünkt, es nehmte nicht alle Schätze der Welt dafür, daß er nicht da wäre, und jetzt, als Vater und Mutter draußen waren, reichte er ihm die Hand und sagte: Du bist doch nicht mehr höhns, aber ich habe wäger nicht gewußt, daß du es bist.

Wer wollte höhn werden in einem solchen Wirrwarr, sagte Anne Mareili, wer höhn werden will, muß nicht an

eine Brunst. Es war nur lätz, daß der Wagen daher kam, wie vom Himmel, ich hätte dir doch sonst gesagt, es sei mir leid, und gäb wie ich dich gesucht, fand ich dich nicht mehr, sagte Resli. Aber wie bin ich hierher gekommen?

Nun erzählte Anne Mareili wie es zugegangen, aber die Hauptrolle theilte es sich selbst nicht zu, sondern es bediente sich der Redeform: Me het denkt, glaubt, g'seit, g'macht. Dann mußte Resli erzählen, wie er unter die Eiche gekommen und da allein geblieben. Der redete nun schon etwas deutlicher und sagte: daß es ihn immer gedünkt, er möchte ihns finden, um ihm zu sagen, daß er ihns nicht gekannt, denn sonst wäre er doch sicher nicht so grob und unerchant gewesen, das sei doch sonst seine Art nicht; aber alles hätte ihn böse gemacht, und gäb wie er die Leute zusammengestellt, sei doch gleich wieder Alles auseinander gewesen. Er hätte gemeint, er höre seine Stimme und nachsehen wollen, da sei es ihm gewesen, als schlage man ihn den Boden hinab, und schwärzer und schwärzer werde es um ihn, je tiefer er falle; plötzlich sei alles erloschen. Da sei es ihm in den Ohren gewesen, als rede es wieder, und mühsam hätte er die Augen aufgethan, aber hinter der Mutter es nicht recht gesehen; plötzlich sei ihm eingefallen, das Meitschi hinter der alten Frau sei doch das, welches er gesucht, allem an, das habe ihm die Augen wieder aufgethan und ihn zu sich selbst gebracht. Aber hast du mich denn noch gekannt? fragte Anne Mareili. Warum nicht, sagte Resli, unter Tusige hätt's mer nit g'fehlt, aber hast du mich noch gekannt? Es hat mir geschienen, es sei dich, sagte Anne Mareili, doch habe ich es so bestimmt nicht gewußt, bis daß ich dich recht gesehen habe. Aber weißt du wo du bist? fragte Anne Mareili. Es wird im Dorngrüt sein, sagte Resli. Warum meinst? fragte Anne Mareili. Bist du nicht d's Dorngrütbauern Tochter? Wer hat dir das gesagt? D's Stubenmeitli, wo uns aufgewartet hat. So, damals schon hast du es vernommen, und wunder hat

es dich nicht genommen, wie ich heim gekommen, das iſt ſchön von dir und willſt an mich geſinnet haben? Häb es nit für ungut; hundertmal hätte ich daran geſinnet, zu kommen, aber du haſt mir nichts geſagt, und zu fragen hatte ich nicht Zeit. Es iſt einer ein ſchlechter Schütze, wenn er keine Ausrede weiß, ſagte Anne Mareili, du wirſt vielleicht nicht abkommen können, wenn du willſt, dein Meiſter wird dich nicht gehen laſſen. Da hob Resli ſich auf; als er aber einen ſchalkhaften Zug um Mareili's Mund ſah, antwortete er: Bezir nur, du wirſt wohl wiſſen, wer ich bin. Wie wollte ich das wiſſen, ſagte Anne Mareili, gefragt habe ich niemals, und an der Stirne ſteht es dir nicht geſchrieben, ſo wenig als einem Andern. Hat es dich denn gar nicht wunder genommen? fragte Resli. He ungefähr wie du Langeweile nach mir gehabt haſt, und wen hätt' ich fragen wollen, den Aetti oder unſern Kohli? antwortete das Meitſchi. Aber Spaß apart, wem biſt? Da erzählte Resli, wer er ſei, und hatte nicht nöthig, viel zu rühmen, denn wer d's Bure z'Liebiwyl ſeien, das wußte man im Dorngrüt ungefähr ſo gut, als man in adelichen Ländern die adelichen Häuſer kennt. Er rühmte nicht Land, nicht Viehſtand, nicht Reichthum, er rühmte bloß ſeine Geſchwiſter, ſeinen Vater, ſeine Mutter, wie gut alle gegen ihn, wie einig ſie überhaupt ſeien. Der geſtrige Abend trat immer deutlicher vor ſeine Seele, das Waſſer kam ihm in die Augen, das Herz auf die Zunge, und andächtiger als vor keinem Pfarrer, heiß im Herzen und naß in den Augen ſaß Anne Mareili vor ihm. Da trat die Mutter herein mit Kaffeekanne und Eiertätſch und ſagte, ſie hätte neuis gemacht und wolle ſehen, ob er möge.

Man hat viele Erzählungen, wie man Geiſter vertreiben, Erſcheinungen verſcheuchen könne und wie man dafür manchmal Kapuziner weither beſchicken müſſe, aber wie man das Herz von der Zunge treiben, die Seele aus den Augen, beide hinunter in ihren tiefen dunkeln Verſteck und vor beide eine Thüre

machen und vor die Thüre einen Riegel schieben könne, das berichtet man uns nicht, und doch können es so viele Leute und wissen es nicht, thun es so viele Mütter, so viele Väter und schimpfen dann darüber, daß die Herzen sich so verstecken und verschließen thäten. Aber es ist curios, wie die Menschen so oft nicht wissen was sie machen, und noch curioser ist es, wie die Herzen so curios sind, fast wie die Murmelthiere, die auch nur aus ihren Höhlen kommen in's Freie, wenn kein Lüftchen geht, aber recht warm und lieb die Sonne scheinet.

Stumm waren beide, während die Herzen sich verkrochen; dann sagte Resli, sie sollten doch nicht Mühe haben seinetwegen, er möge nicht und sollte fort, und Anne Mareili sagte: Weißt, wem er ist? Er ist d's Liebiwylbure Sohn, du weißt, wir haben schon oft von ihnen gehört, öppe von Bettlerleuten und andern. So? he nuñ so de, sagte die Mutter, aber mit dem Fort preßir nicht, nimm z'erst und iß. Meitschi schenk ein und gieb ihm, ich habe noch den Schweinen ob, habe gedacht es gehe in einem Feuern zu. Aber es war ihr nicht so wohl um die Schweine, als um dem Vater es zu sagen, der immerfort brummte, daß man Leute heimbringe und nicht wisse, was für Fötzeln es seien, grade auf dem Wege komme man in's Brüll und mache sich einen schlechten Namen. Als er hörte, für wen Resli sich ausgab, sagte er: Wenn es wahr ist, so kömmt er von einem rechten Orte her, aber es hat sich schon manchmal Einer für den Andern ausgegeben, und je eher er fort kömmt, deſt lieber ist es mir. Wenn's d'r Kellerjoggi vernimmt, es weiß kein Mensch, was er sagt. Sorg ha muß man, Frau, du weißt doch wie mißtreu er ist.

Drinnen machte Anne Mareili die Hausfrau mit serviren und pressiren, und was das Traulichе dieses Amtes erhöhte, war, daß Anne Mareili alles zum Bette bringen mußte, das Kacheli hielt, während Resli aus dem Blättli trank. Man glaubt gar nicht, wie lieb man sich während solchem Trinken und Halten werden kann. Resli wehrte sich zwar gegen alles

Essen und Trinken, aber das Halten und Zutragen war so schön, so appetitlich, daß er aß und trank, er wußte nicht wie. Freilich machte er lange daran, ließ noch länger sich nöthigen, brachte alles mit der größten Mühe hinunter, aber es dünkte ihn doch, so gut hätte ihn noch nie etwas gedünkt, und er möchte Tag und Nacht so essen und trinken, wenn so ein Anne Mareili es ihm immer zutrüge und Handreichung thäte. Das war so ein traulich herzlich Abwarten und Hinnehmen, wie es wohl selten und darum um so süßer ist.

Da kam die Mutter wieder und hieß auch den Vater kommen, ein Kacheli Kaffee zu nehmen, und da war die süße Traulichkeit wieder davon geflogen. Der Vater war einsilbig, frug nicht einmal, wie viel Kühe sie hätten, ob auch eine Käserei und wie viel sie melchten; aber immer mehr b'langte es Resli nach Heimath und Mutter, immer mehr quälte ihn die Angst über die Angst, welche sie um seinetwillen ausstehen müßten, da kein Mensch wisse, wo er geblieben, und man ja wohl wisse, wie in solchen Stücken gelogen werde. Anne Mareili wollte ihn trösten und sagte: bei einem so jungen Burschen sei die Angst nicht groß, die blieben öppe manchmal aus, kein Mensch wüßte, wo sie wären, und er werde öppe nicht besser sein als die andern. Er sei noch keine Stunde fort gewesen, daß die Mutter nicht gewußt hätte, wo, sagte er, und beim z'Morgeneſſen hätte er noch nie gefehlt. Da sei er ein Exakter, sagte die Mutter, so von einem hätte sie nicht bald gehört, ihr wäre es auch anständig, wenn ihre Buben so wären. Sie hätte noch mehr gesagt, denn die Mütter balgen gerne über ihre Buben, wenigstens halb so gerne, als sie dieselben rühmen und rühmen hören, und gar oft ist das Balgen nichts Anderes als eine Brücke zum Rühmen, aber der Vater fiel ihr in's Wort und sagte, wenn er wüßte, daß er es erleiden möchte, so wollte er ihn schon einen Platz führen, daß er heute noch heim käme. Was er doch denke, sagte Anne Mareili, erst sei er zu ihm selber gekommen und der Kopf sei noch wie Feuer,

er solle kommen und greifen; dazu legte es seine Hand auf Resli's Stirne, daß der gar nicht wußte, hatte er kühl oder heiß, aber einen Umschlag, der ihm so wohl machte, hatte er noch nie aufgehabt. Es däuchte ihn, mit dem auf der Stirne liefe er über's Meer bis nach Amerika ohne ume z'luege. Jemand schicken könnte man, sagte es, es düech ihn's selber, das wäre schickig. Es wolle gehn und sehen, wen man schicken könne, es seien deren genug, die um sechs Kreuzer es wisse kein Mensch wie weit liefen. Aber wenn er es zwängen will zu gehen, sagte der Vater, der nicht Lust hatte zu greifen, wie heiß die Stirne sei, was willst du ihm dawider sein? Er soll am besten wissen, was er erleiden mag und was sie daheim sagen.

Das g'schweiggete Anne Mareili, es ward roth über und über und ging hinaus. Resli begriff des Alten Rede wohl, daß er da nicht werth, sondern lästig sei. Das vertrug sein Stolz nicht. Er sagte daher, er hätte ihnen bereits zu danken genug und wolle nicht länger ihnen in den Kösten sein; bis zum nächsten Dorfe möge er allweg gehen, und möge er dort nicht weiter, so werde für Geld und gute Worte wohl ein Roß zu finden sein. Er wolle ihn nicht zwängen, sagte der Alte, aber wenn er ein Zeugniß wolle, wie man ihn gebracht, so sage er es ihm nicht ab; er werde die, welche ihn geschlagen, doch kennen und angreifen wollen. Resli antwortete, er sei der Sache nicht gewiß, und wenn er es schon wäre, so griffe er sie doch nicht an. Einen Streich mehr oder weniger, mache nicht viel aus, und das Geld, welches er allfällig erhalten könnte, würde ihm nicht so viel Freude machen, als das Prozediren Verdruß, und apart hätte er es eben auch nicht nöthig. Es hat ein Jeder seine Art, sagte der Bauer, aber wo ich Recht habe, da habe ich Recht, gebe nicht nach und sollte es mir den Gring kosten, geschweige denn den letzten Kreuzer.

Resli schwieg dazu und sagte nicht, was sie daheim auf dem Prozediren hielten, verließ das Bett und machte sich, wenn auch schwankend und sturm, zur Abreise bereit. Da kam rasch Anne

Mareili und sagte, es seien Zwei auf einem Wägelein gekommen und frügen ihm nach, er werde aber doch nicht fortwollen, er hätte ja jetzt Gelegenheit heim Bescheid zu machen. Er kann ja jetzt reiten, sagte der Bauer, und wenn er's ja will g'hebt haben, so sind wir nicht schuld, wenn er's öppe nicht erleiden mag. Unterdessen hatte die Mutter Christeli hereingebracht, der eine gar herzliche Freude an den Tag legte, Resli so wohl aufgefunden zu haben und dazu just noch im Dorngrüt, das sei das Curiosest. Warum ist denn das das Curiosest, ist hier nicht wie an einem andern Orte, frug der Bauer. Ho wohl, antwortete Christeli verlegen und blieb dann stecken auf einen Wink von Resli. Anne Mareili machte g'wunderige Augen, es ahnte etwas, das es gerne gehört hätte, aber Resli, der in des Vaters Gesicht Unrath merkte und sein Spiel nicht gern verdorben hätte durch ein unbesonnen mit der Thür ins Haus fahren, was bei Mädchen öfters vortrefflich ist, bei Vätern aber selten, antwortete rasch: Wir haben voriges Jahr Holz verkauft, wir reuteten ein Wäldlein aus, das mitten im Lande gestanden und viel geschadet hat an der Sonne; da ist uns gesagt worden, viel von dem Holz sei an dieses Haus gekommen. Christeli machte seltsame Augen, als er den Bruder so reden hörte, war aber klug genug zu schweigen. Den Bauer nahm es wunder, wie sie das Holz verkauft hätten, er überschlug, was der Händler zwischen ausgenommen, und meinte endlich, man sei nur ein Narr, wenn man sich mit ihnen einlasse; wer Zug hätte, thäte immer am besten, d'Sach selber z'kaufen an Ort und Stelle. Er meine es auch, sagte Resli, und wenn er etwas nöthig hätte, so solle er nur zu ihnen kommen, es müßte nicht zu machen sein oder er solle haben, was er begehre, und öppe nit z'thür, ihr Wald möge es erleiden und öppe ein Fuder oder zwei zu führen, käme ihnen auch nicht darauf an und sollte allweg nichts kosten, es wäre nur Schuldigkeit. Man sieht, Resli war nicht dumm, aber der Bauer war es auch nicht, trappete nicht in die gelegte Schlinge,

sondern sagte, einmal jetzt hätte er, was er nöthig hätte, und für später könne man de geng noh luege.

Unterdessen hatte die Mutter Schnaps gebracht in einer weißen Flasche, Käse und Brod. Christeli und sein Begleiter mußten neuis nehmen, ehe sie wieder abfuhren, und ergänzten unterdessen ihre Erzählungen. Samis Hans setzte auseinander, wie es in der Nacht gegangen und wie Resli in alle Kuppelen die Nase gesteckt hätte, er wüßte nicht warum, er hätte es sonst nicht so, und Christeli setzte bei, wo sie vernommen, daß so Einer im Dorngrüt sei und wie es heiße, b'kym er sich wieder, und wie ihm selbst bei der Nachricht geworden, es hätte ihn gedäucht, er möchte einen Brüll auslassen, daß es fry ein Loch in den Himmel gebe.

Resli hörte nur mit halbem Ohre, er hätte gerne noch ein vertraut Wort mit Anne Mareili gesprochen, aber es war unmöglich. Anne Mareili's Brüder waren auch gekommen; viele Augen, viele Ohren waren in der Stube, die, wie er wohl sah, aufpaßten, darum ward ihm unwohl, darum trieb er zum Aufbruch. Als Alle dazu z'weg waren, sagte Anne Mareili: aber frische Umschläge sollte er doch noch haben, sie seien plötzlich z'weg, sie sollten nur afange gehen, es solle nichts säumen, gäb draußen alles fertig sei, sei es geschehen. Aber niemand ging, selbst Christeli nicht, er meinte, draußen säume nichts, und wenn's einmal z'weg sei, so steh' der Braun nicht gerne. Die Umschläge wurden also vor den Andern gemacht, aber langsam.

Endlich ward ausmarschiert. Resli zögerte mit Danken und Fragen nach seiner Schuldigkeit und Bitten, sie möchten kommen und es einmal einziehen, sonst könnte er es nicht vergelten, was sie an ihm gethan, ohne sie hätte er nicht mehr bis am Morgen gelebt. Dem Bauer ward das langweilig, er preßirte zur Thüre hinaus, und Regel war bei ihm nicht, daß der Gast voranging. Kaum war man draußen vor dem Hause, so schlug Resli an seine Säcke, sagte, er glaub', er

hätte den Lumpen drinnen vergessen, und kehrte um, ihn zu holen. Die Mutter rief, er solle nicht Mühe haben, d's Meitschi werde ihn schon holen. D's Meitschi, das noch im Hausgang war, kehrte richtig um, der Stube zu, aber deßwegen blieb Resli nicht zurück. Häb nit Müh meinetwegen, sagte er, du weißt nicht wo er ist. So verschwanden beide; derweilen that der Braun wüst, stieg bolz grad in die Höhe, daß Bauer und Bäurin luegen mußten. Da kam Resli schon wieder mit dem Lumpen in der Hand und hinter ihm Anne Mareili, aber nur bis zur Schwelle, und sobald er noch einmal Adie gemacht, und ehe er recht auf dem Wägelein war, verschwand es, aber ob es ihm nicht desto länger nachgesehen aus irgend einem Heiterloch, wollen wir nicht verbürgen.

Resli hätte das Haus nicht verlassen sollen; aber da er sah, wie unwerth er da war, so wäre er um kein Geld geblieben. Er wußte nicht, war das überhaupt ihre Art, oder hatten sie etwas Besonderes gegen ihn, wo er doch nicht hätte begreifen können, was. Er mochte das Fahren nicht ertragen; gar fürchterlich weh that ihm der Kopf; darum blieb er in einem der nächsten Wirthshäuser, deren jetzt zur Genüge sind, daß man nicht lange zu fahren braucht, um zu einem zu gelangen, und hieß Christeli zufahren, was der Braun laufen möge, damit Vater und Mutter aus der Angst kämen. Welche Freude Christeli heimbrachte, als er endlich zum Reden kam, kann man sich denken, besonders da, als sie Christeli alleine daher sprengen sahen, auf's neue Todesangst in ihren Herzen aufgewacht war.

Als die Mutter hörte, wo er den Resli gefunden und wie es ihm ergangen, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und sagte, sie müßten unserem Herrgott doch noch lieb sein, denn das sei alles so, als wenn er es ihretwegen so gereiset; es dauerten sie dabei nur die armen Leute, denen die Häuser hätten verbrennen müssen, so gleichsam ihretwegen, aber denen müsse auch gesteuert werden, daß es fry kei Gattig hätte.

Daß sie dort den Resli nicht behalten, sondern so gerne hätten fortgehen sehen, das konnte sie freilich nicht verwinden. Sie hätten sich doch öppe seiner nicht zu schämen gehabt, und gesetzt, es hätte Kosten gegeben, so wäre doch wohl öppere da gewesen, der abgeschaffet hätte. Sie wollte von Christeli vernehmen, ob etwa Resli etwas angebracht und von der Sache angefangen hätte. Aber Christeli wußte nichts. Bloß hatte er gehört, daß des Bauern Tochter absolut hätte haben wollen, daß man Resli auflade und mitnehme, und das hätte alle Leute grusam verwundert, denn die seien öppe nicht schnitzig, Leute aufzunehmen, und für nichts und aber nichts werde das die Tochter wohl nicht gethan haben. Weiteres hätte er nichts vernommen, aber taube hätte es ihn auch gemacht, und b'sungerbar, wo er gesehen, wie das Reiten ihm so weh gethan, daß es ihnen so darum gewesen, seiner los zu werden.

Aenneli ward nicht müde mit Fragen, ob sie etwa nicht gewußt, wer sie wären, und wie das Meitschi gewesen, was die Mutter für ein Gesicht gemacht, was Hans und Hof für eine Gattig gemacht und ob Resli mit dem Meitschi nichts abgeredet, sondern alles im Alten gelassen. Und je mehr Aenneli hörte, desto unwilliger war es nicht alleine über d's Bure, sondern auch über seine Buben, die wie jungi Gahline die beste Gelegenheit aus den Händen ließen, denen nichts z'Sinn käme, nicht einmal das Einfältigste, öppe es B'stellts z'mache. Gerade solche müsse man an einen Ort schicken, wenn alles verkegelt werden solle. Wenn es nur von weitem gewußt hätte, wo Resli sei, kein Mensch hätte es abgehalten, selbst hinzugehen, und es wett die schönste Kuh im Stall, so z'leerem wäre es nicht dort weg, es hätte wissen wollen, woran es sei, und Resli wär noch dort und läge in der Stube, wo so hoffährtig sein solle, mit Ruhbett und überzogenen Sesseln, wo man, wenn es niemand sehe, brauchen werde als Stelzen, damit Gneem die Mistgülle nicht über die Schuhe hinein laufe. Darauf aber hätte es nichts, so hoffährtig innefert und so usufer usefert; sufer

uffe u demüthig innenache, das ſei ſeine Sache, und es ſei ihm immer wohl dabei geweſen und den Andern auch. Wenn man ſich gewohnt, ſo hocke man auf ihren Stabellen ſo wohl als auf Ruhbettleni, wo manchmal ärger verhudelt ſeien, als eine Bettlerkappe, wo d'Haar aus hundert Löchern g'wunderten, oder verdrohlet und zämetätſcht wie die Strohſäcke in einem Spital, wo man nur alle ſieben Jahre friſches Stroh gebe und ſieben in einem Bette liegen.

Kurz, Aenneli war unwirſch, ungeduldig und wenn man ihn's hätte machen laſſen, es wäre auf der Stelle fortgefahren, der Sache nach und um zu Reſli zu ſehen, den man doch nicht ſo alleine könne ſein laſſen. Anneliſi ſagte, es wolle noch heute fort, wenn's die Mutter begehre; zu Reſli könne es auch ſehen, und wenn's mit dem Dorngrüt etwas zu machen ſei, ſo käme ein junges Meitſchi, deſſen man ſich nichts achte, vielleicht beſſer zueche als ſo eine Frau, wo man gleich voraus wiſſe, warum ſie käme, und an ihrem Geſichte abnehmen könne auf hundert Schritte, daß ſie was Wichtiges im Sinne hätte.

Ja wolle, ſagte die Mutter, du wäreſt mir gerade das Rechte! biſt ja für dich nicht klug genug, geſchweige denn für Andere. Nein, da muß ich ſelbſten hin und ſehen, was zu machen iſt. Das gute Aenneli kam in ein rechtes Fieber hinein, bis der Vater kam und ſagte: Bis ume ruhig; wenn's gut kommen ſoll, ſo hilft alles Zappeln nichts. Heute iſt's zu ſpät, aber morgen kann man fahren und ſehen, was zu machen iſt allfällig. Da wollte eine Röthe aufſteigen in Aenneli's Geſicht. Als es aber in Chriſtens gutmüthige Augen blickte, ließ es ſich wieder nieder; es gab Chriſten die Hand und ſagte: Du haſt Recht; chömit Ching, m'r wei es Kapitel leſe.

Aber den Schlaf las Aenneli doch nicht herbei, und gar ſtürmiſch, wie von zwei Winden hin und her getrieben, bewegten ſich die Wellen ſeines Gemüthes. Denn ausgeſtritten

hat niemand, ſo lang das Herz nicht ſteht; ſo lang das Herz noch geht, erhebt ſich neuer Streit, wenn ein alter endet; darum hat nur der ausgeſtritten auf Erden, der auch ausgelitten hat und durch den Tod in's ewige Leben gegangen iſt. Aenneli hatte noch kein Kind verheirathet und glaubte das Wehen des Todes zu fühlen, und wo iſt die Mutter, die nicht gerne von ihren Kindern wenigſtens eins, wenn nicht alle, im ſtillen friedlichen Schatten der Ehe ſähe, ehe ſie die Augen ſchließt?

Resli war ihr Herzkäfer und ſein Glück ſchien zu ſchwanken auf Vorurtheilen wunderlicher Eltern; wie die zu beſeitigen, zu zerbrechen, das ging Aenneli wild durch den Kopf und es düechte ihns je länger je mehr, wenn es denen die Sache nur recht ſagen könnte, ſo wär d'Sach richtig.

Daher weckte diesmal die Sonne Aenneli nicht. Aenneli war früher auf, ſuchte Bettſtücke zuſammen, um wenn möglich Resli das Heimkommen zu erleichtern, machte dabei ſo manche Thüre auf und zu, daß alle im Hauſe erwachten und in der Angſt, ſie hätten ſich verſchlafen, da die Mutter bereits im Hauſe herum fahre, eiligſt ſich auf die Beine machten, aber bald merkten, was Trumpf war.

Chriſteli machte ſich in den Stall, Anneliſi in die Küche; nur der Vater ſaß noch im Bette ſchläfrig und rieb ſich die Augen, als Aenneli mit einem Arm voll Kleider, die es im Spycher geholt hatte, wieder kam. Sieh Aetti, ſagte Aenneli, da haſt du Kleider; ich wollte jetzt auf, wenn ich dich wäre, ſo brauchſt du nicht zu preſſiren und biſt doch fertig, wenn wir fort wollen. Soll ich mit? fragte Chriſten. Das verſteht ſich, ſagte Aenneli, wer ſollte ſonſt kommen? Ich glaubte du und Anneliſi wollten fahren, ſagte Chriſten. Was iſt's für Zeit? Denk halb vier iſt's. Was wollte ich mit Anneliſi anfangen, wenn es etwas geben ſollte, und mit dem Draguner darf ich nicht alleine fahren. Nimm den Alten, ſagte Chriſten, der iſt wie ein Lamm. Aber Aenneli ſagte,

er sei gestern auf den Beinen gewesen und gegen die Thiere hätte es gerne Verstand, wenn es möglich sei. In Wahrheit wollte es den Draguner, weil der ein prächtiges Roß war, daß die Leute stille stunden, wenn es daher kam wie in den Lüften. Es hieß auch die Magd Ziegelmehl stampfen und es in den Stall bringen mit dem Befehl, d's Mösch am Geschirr abzureiben und das Roß exakt und sauber zu striegeln, daß man ja keinen Staub mehr im Kammhaar oder sonst wo sehe, Resli hätte es ungern. Die Wägelikissen mußten apart ausgeklopft und gebürstet werden, und als Aenneli endlich zum z'Morgeneſſen erschien, mußte Annelisi laut auflachen und fragen, ob die Mutter z'Hochzeit wolle, sie sei ja in einem Staat, daß man sie fast nicht ansehen dürfe. Und als der Vater hintertrein kam eben so stattlich, ward es ernsthaft und frug, was es denn eigentlich geben solle, daß sie die Hochzeitkleider, glaube es, angezogen und daher kämen als wie zwei Brautleute. Und wirklich waren die beiden Alten ein recht schönes Anschauen in ihrer ehrbaren Kleidung, an welcher nichts Geziertes war, aber alles so ehrbar und währschaft und bei Aenneli doch kostbar. Das ist ein Eigenthümliches, daß der Mann so einfach und meist in eigenem Zeuge von den Füßen bis an den Hut daher geht, während das Weib so manchen Neuthaler am Leibe trägt, dunkel daher kömmt in Guttuch, Oberländertuch, Kamelot, der Mann in hellem Hablein prangt oder höchstens in hellem Mitteltuche. Es ist, als ob das Weib der dunkle Grund wäre, auf dem im Vordergrunde der helle Mann hin und her geht, aber vom dunkeln Grunde gehoben und getragen. Alles war anders an beiden, nur die Schuhe hatten sie schön schwarz vom gleichen Leder und das Hemd in blendender Weiße von gleichem Flachse, und wer die Fäden daran zählen wollte, mußte gute Augen haben. Es ist curios, bei den Städtern ist es meist umgekehrt; da ist, wenn der Staat recht angeht, das Weib hell und der Mann dunkel, und auf dem Lande beginnen leichtsinnige Weibsbilder die

gleiche Mode; ſie tänzerlen auch wie Pfyfolter geblümt und glarig im Vordergrunde; ob ſie aber dadurch im Werthe ſteigen, ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung. Mögen ſie; aber allweg iſt's doch ſchön, ſo eines Hauſes Grund und Fundament zu ſein. Mit Glaren wird nichts erbaut, mit Tänzerlen nichts erſprungen, nichts errungen.

Aenneli antwortete Anneliſi: Wirſt du dann nie witzig, und meinſt, putzen und hoffährtig ſein ſei nur für euch und mit Kleidern zwänget ihr allein etwas? Glaub nur, beim Heirathen ſieht man auch auf Vater und Mutter, und manchmal machen die mehr an der Sache, als ſo ein Gäxnäſi wie du biſt. Sie müſſen da unten doch wiſſen, daß wir auch öppe daheim und nicht ſo von der Gaſſe ſind. Und wenn Reſli lange ſagte, woher er ſei und woher wir ſeien, wenn ſo zwei Kuderbützi daher kämen und er dem einen Aetti ſagen müßte und dem andern Müetti, wer glaubte ihm? Sie müſſen da unten doch wiſſen, daß hier oben auch neuer iſt, daß man ſich Unſereins nicht zu ſchämen habe und daß wir zu zahlen vermöchten, wenn ſie einen Kranken nicht umſonſt über Nacht zu haben vermöchten. Wollt ihr dann in's Dorngrüt ſelbſt? fragte Anneliſi; wenn's ſelb, ſo ſinnet nur daran, was ich am Sonntag geſagt; es iſt mir noch heute ſo. Aenneli ſagte, es komme darauf an, wie ſie Reſli fänden und was er meine, aber wenn es zu den Leuten komme, es möge ſein was es wolle, neuis ſchmöcke müßten ſie. Aetti, haſt du Geld im Sack? Einmal genug für heute, ſagte Chriſten und zog aus dem Sack eine Hand voll Münze, unter welcher noch einige Fünffrankenſtücke hervorguckten. Was ſinneſt auch, ſagte Aenneli, mit dem willſt von Hauſe? Sieh, da haſt du das Schlüſſeli und nimm ein Bläterli voll; du kannſt es in den Buſen ſtoßen, wenn es dich zerrt im Hoſenſack; man ſieht es dort noch beſſer, wenn du es auch nicht hervorziehſt, und mir bring auch ein Hämpfeli. Man weiß nie, was es giebt, und alle Kreuzer dem Manne abzufordern, ſchickt ſich nicht,

b'ſunderbar an einem fremden Orte. Ja wolle, mit ſo einem Hämpfeli von Hauſe gehen wollen, und noch ſo weit! Ehedem iſt das anders geweſen. Da wo ich daheim war, hat nie ein Bauer den Pflug in's Feld geführt, er hätte dann wenigſtens hundert Thaler in der Buſentaſche gehabt. Selb Zeit, da iſt noch Geld geweſen; jetzt weiß man nichts mehr davon.

Endlich war alles z'weg. Chriſten hatte ſeine Pfeife angezündet; zwei Knechte hielten den Draguner, der ſo wüſt that, daß es Aenneli zu gruſen begann. Anneliſi forderte von der Mutter noch Inſtruktion, wie viel Butter es verkaufen ſolle, wenn der Träger komme, und Chriſteli ſagte, was vorgeſtern geredet worden ſei, das ſolle geredet bleiben, und wenn ſie einen richtigen Handel machen könnten, ſo ſollten ſie ſich ſeiner nicht achten. Hü i Gotts Name, ſagte Chriſten, und einen Satz that der Draguner, daß ein Knecht hier aus flog, der andere dort aus, Anneliſi einen Schrei that, wie wenn man ihn's am Meſſer hätte, und noch einen, als es knapp um den Thürliſtock ging, daß man meinte, ſie müßten überſchlagen, und Alles in's Gäßli ſprang, um zu ſehen, wie es weiter ging. Es ging gut; wenn Chriſten einmal feſt ſaß, ſo mußte ein Roß warten und auch der Draguner, wenn auch zähneknirſchend und täubelend, traben wie Chriſten wollte und nicht wie es ihm im Leibe ſtak.

Wer kömmt dort gefahren wie aus einem Stuck? ſind vornehme Leute allem an und b'ſunderbar am Roß, ſagte ein dicker Mann mit einer weißen Kappe auf dem Kopf, der neben einem ſchlanken Burſchen vor einem Wirthshauſe ſtand, die Hände ruhend in den weiten Rocktaſchen. Der junge Mann antwortete nicht, ſondern trat zum heranfahrenden Bernerwägelein; lautauf wieherte das braune Roß, ſchwenkte gegen ihn zu und vom Wägeli her rief eine ſtattliche Frau: E lue, da iſt er ja, da bei m'r ne; bis Gottwilche! wie geht's? Seh, nimm das Leitſeil, Resli, ſagte der Mann, das iſt m'r e Tufig das, mit dem fahr ich nicht ſo bald wieder, der Arm

iſt mir ganz lahm vom Halten. Warum nehmt ihr den, ſagte Resli, er iſt lang geſtanden und ſonſt wild genug, mit der Mähre wäre ein viel ruhiger Fahren geweſen. Die Mutter wollte den Draguner g'hebt haben, ſagte Chriſten und ſtieg mit Mühe vom Wägelein, bei welchem die Tritte nicht eben am paſſendſten angebracht waren, hob dann die Mutter, welcher das Hinunterſteigen noch ſaurer geworden wäre, mit kräftigem Schwunge hinunter. Als alle feſten Boden unter den Füßen hatten, erſt dann ging es recht an mit Fragen und Verwundern über Resli's Z'wegſein und über der Eltern ſtattlichen Aufzug. Auch die Wirthin kam herbei, und nach gehörigen Entſchuldigungen, daß ſie ſo ſtrub daher komme, ſich faſt nicht zeigen dürfe, nöthete ſie das Ehepaar in die Stube, und ehe Resli, der den Draguner in den Stall begleitet hatte unter beſtändigem Wiehern und Kopfanſchmiegen, zu ihnen in die Stube kam, hatten ſie die beſte Bekanntſchaft gemacht und die Wirthin bereits erzählt, wie ſie den Resli gepflegt, wie das aber auch ein Burſche ſei, ſo ne hübſche und manierliche, wie d's Land auf d's Land ab nicht mancher ſein werde. Aenneli konnte nicht lange hinter dem Berge halten mit ſeinem Aerger, daß des Dorngrütbauern ſeinen Sohn ſo ſchnöde entlaſſen, und wie es Willens ſei, hin zu gehen und zu danken und abzuſchaffen, damit die doch inne würden, wie man nicht ab der Gaſſe ſei und nichts d'r Gotteswille begehre.

Die Wirthin fand das gar ſchön und wollte es des Grütlers von Herzen gönnen, wenn ſie recht beſchämt würden. Das ſeien die wüſteſten und ſtolzeſten Leute weit und breit und meinten, es ſei alles ſchön, was ſie machten. Einzig die Tochter, wo noch daheim ſei, ſei nicht wie die andern, die gönne armen Leuten noch es Brösmeli und mög auch noch reden mit ihrer Gattig Leuten. Es nehme ſie nur wunder, wo die Bäurin die aufgeleſen hätte, oder ob es dann möglich ſei, daß eins ſo aus der Art ſchlagen könne; wo Holzäpfel

wüchſen, finde man ſonſt nicht Zuckerbirnen. Sei es wie es wolle, das Meitli ſei brav, und wenn ſie etwas dazu machen könnte, daß es einen recht braven Mann kriegte, ſo wär's ihr die größte Freud, nur damit ſie es nicht zwängen könnten mit dem Uſlath. Nit, das Mädchen daure ſie auch, aber daß ſie den einmetzgen und noch reicher werden könnten ſo ring und ohne Mühe, das abſonderlich möge ſie denen nicht gönnen. Natürlich fragte Aenneli raſch, was das ſei mit dem Heirathen, und ſagte zu Resli: Haſt's gehört? Der blieb kaltblütig und ſagte bloß: es werd öppe nit ſy; d'Lüt rede gar viel, während der Tag lang iſt. Wohl freilich, du Lecker, ſagte die Wirthin, iſt etwas an der Sache, ich würde es ſonſt nicht ſagen. Und dir iſt das auch nicht ein Thun, du hätteſt ſonſt geſtern Abend nicht ſo die Fauſt gemacht und geflucht, als ich es dir erzählt habe. Was iſt's dann? fragte Aenneli ungeduldig. He was iſt's, ſagte die Wirthin, s'iſt eine alte Geſchichte, die immer wieder füre chunt und neu wird; d's Meitſchi ſoll ihnen nur Räf oder Kratten ſein, um neues Gut auf den alten Haufen zu kräzen. Da iſt da drüben zu Schüliwyl ein alter Uſlath, aber ein reicher, er hat ſchon drei Weiber gehabt und alle mögen (in's Grab gebracht). Sich gönnt er's, aber Andern nichts, und vor Häſſigi kann niemand bei ihm ſein. Er hat einen Haufen arme Verwandte, denen das Erben ſo wohl thäte und die deretwegen das Unmögliche verwinden, ihm um keinen Lohn und d's halb Eſſe werche wie d'Hüng, aber zuletzt doch alle fortlaufen. Er lockt ſie, macht ihnen das Maul ſüß und ſpricht, ſtatt ihnen Lohn und Eſſen zu geben, von Einiſt und vom Verſchreiben und plagt ſie dabei ſo mit Werchen und Hunger und allem Wüſten, daß zuletzt doch keins aushält und fortläuft, und nicht genug, daß er dann jedem nachruft: Wart du Hung, was d'biſt, keinen Kreuzer mußt du von mir haben! er vermoleſtirt und verbrüllet ein jedes noch obendrein, daß es ein Graus iſt, und keines kömmt von ihm, daß es nicht ein Schelm ſein ſoll und Gott weiß, was noch. Der Teufel hätte

den längst nehmen sollen, aber es heißt, er wolle warten, bis er einen G'spahnen fände, seine Großmutter mangle zwei neue Kutschenrosse, aber bis jetzt hätte er noch keinen gefunden. Unterdessen giebt er ihm ein zu heirathen, wahrscheinlich in der Hoffnung, dann gleich zwei Fliegen mit einem Schlage treffen zu können, denn wenn Eine nicht schon d's Teufels ist, so muß sie es werden bei einem solchen Meerkalb. Und jetzt, was macht er? sieht nicht etwa auf ein arm Meitli, das er glücklich machen könnte mit seinem Gelde, nein, gerade das reichste und schönste zentume will er, der alte Unflath, der er ist. Im Anfang hat das Meitschi dazu nur gelacht und hat nicht glauben können, daß es Ernst sei, und hat das Narrenwerk mit ihm getrieben. Aber wohl, dem ist's anders gekommen, als es gesehen, wie seine Leute Ernst daraus machten und es nötheten, sich mit ihm anzulassen, und von der Stunde an hat es dem Alten kein gut Wort gegeben; aber das wird ihm wenig helfen; es entrinnt ihm doch nicht, und wenn er es einmal hat, so wird er es ihm eintreiben. Sie machen es so, die alten Schnürstene. Aber warum wollten die Alten das so zwängen? wäre ihnen ein reicher Bursch, der doch auch öppe eine Gattig hätte, nicht eben so anständig? meinte Aenneli. Aber Frau, merkst d'r G'spaß nit? Sie denken, von dem bekomme es keine Kinder, und wenn er noch zehn oder zwanzig Jahre lebe, so sei es mit dem Meitschi auch vorüber, es gebe eine reiche Wittfrau und zuletzt falle alles wieder auf einen Haufen. Das ist so spekelirt. Bei einem jungen Burschen hätten sie d'Sach nit so g'wüß, da müßt es großes G'fell d'rby sy. Die Sache wäre schon lange vor sich gegangen, das Meitschi hätte sagen mögen, was es wollte, wenn sie einig wären mit dem Verschreiben, aber da soll es stecken. Der alte Unflath sagt, Gschriftliches sei nicht nöthig; sterbe er, so könne seine Frau alles nehmen, sie sei ja mehr als dreißig Jahre jünger als er. Der Dornbauer will es aber g'schriftlich; er sagt, man könne nicht wissen. Und wenn sein Meitschi vor dem Manne sterbe,

ſo nehme der auch, was das Meitſchi eingebracht, und ſie hätten nicht nur nichts davon, d's Cuntträri, und ſo ſei es nicht gemeint. So ein Alter müſſe nicht meinen, daß er gyt auf eine junge, reiche Frau kriege, er müſſe den Vorthel geben. Nun aber möchte der Alte ſich die Hände nicht binden laſſen, und wer weiß, ob der Uflath nicht ſchon an die fünfte denkt und meint, weil er ſchon mit dreien fertig geworden, ſo werde auch die vierte öppe nicht lange machen.

Und je mehr die Wirthin erzählte, deſto feuriger brannte es in Aenneli's Kopf; es wollte wiſſen, wie weit es in's Dorngrüt ſei, und wo der Weg ſei, der dazu führe. Es möchte doch einmal ſehen, was das für Leute ſeien und ob ſie Hörner hätten oder ſeien wie andere Menſchen. Aber Resli wollte das nicht. Er kannte die Mutter, die, wenn ihr etwas heiß im Herzen machte, damit nicht hinter dem Berge halten konnte; er wußte, daß ſie ihren Aerger nicht würde verbergen können, und was daraus für Stiche und Trümpfe entſtehen würden, konnte er ſich denken, und war einmal offene Feindſchaft da, dann gute Nacht. Alles ſo auf einen Wurf zu ſetzen, dazu war Resli nicht vermeſſen genug, verließ ſich auf Geduld und Klugheit und begann der Mutter ihr Vorhaben auszureden, weil ſie weit heim hätten, weil ihn heim verlange, weil er auf dem Dorngrüt bereits ſattſam gedankt, weil ſie die Leute nur verſäumten, die heute Lewat ſchneiden würden. Natürlich war, durch Inſtinkt getrieben, der Vater auf des Sohnes Seite, aber Aenneli hartnäckiger als gewöhnlich, und die Wirthin meinte, ſchaden würde es doch allweg nichts, wenn ſie ſehen würden, daß es auch noch Leute gebe, die an einem Orte daheim ſeien. Wenn ſie jetzt gingen, ſo wollte ſie ihnen unterdeſſen etwas z'Mittag machen, ſo was ſie öppe hätten, und bis gekochet ſei, wären ſie wieder da. Aber Resli ward ſehr ernſt, ging hinaus und rief der Mutter nach, ſie ſolle doch neuis loſe. Die Wirthin ſagte zu Chriſten: Wer einen ſolchen Sohn hat, der kann Freude haben, ſie iſt ihm zu gönnen; jetzt noch

eine rechte Frau, ſo iſt d'Sach richtig. Ja, wenn man ſie nur ſchon hätte, ſagte Chriſten, aber wenn man meint man habe eine, ſo iſt d'Sach nüt. Es iſt heutzutage bös. Nicht wahr, ſagte die Wirthin, ich darf wohl fragen: Habt ihr nicht ein Aug auf Dorngrütbauern Tochter gehabt? Die, wo bei der Spritze geweſen ſind, haben ſo wunderlich geredet, wie das Meitſchi gethan, als ſie ihn im Walde fanden, und ſie ließen ſich nicht ausreden, daß die einander nicht zum erſten Male geſehen. Es war neuis, aber es wird nichts mehr ſein, antwortete Chriſten. Neue einmal haben ſie mit einander getanzt, und da hat d's Meitſchi dem Bub wohl gefallen und er hat von ihm geſagt; aber er wird wohl ſelber ſehen, daß da nichts iſt, als Müke und Umtrieb, und ſelbem fragt er nichts nach, ſo wenig als ich. He, ſagte die Wirthin, ich wollte d's Herz nicht gleich fallen laſſen; ein ſchön und reich Meitſchi iſt doch wohl öppis Müh werth; auf denen, wo Einem ſo in den Mund fliegen wie im Sommer die Muggen, werdet ihr doch auch nicht viel haben. Und wenn ich etwas dabei helfen kann ſo unter der Hand, daß es niemand merkt, ſo will ichs gerne thun, von wegen dem Meitſchi möcht ich's gönne; und wenn ich den Alten etwas z'wider thun kann, daß ſie es nicht merken, ſo ſpar ich's auch nicht.

Endlich kamen Resli und die Mutter wieder hinein und die letztere hatte ſich darein ergeben, nicht in's Dorngrüt zu fahren, aber man ſah, es ging ihr nahe. Alle Umſtände, die man gemacht, die ſchönen Kleider, das viele Geld, die halbe Todesangſt mit dem Draguner umſonſt. Bloß der Troſt hielt ſie aufrecht, daß doch andere Leute ſie geſehen, und was dieſe geſehen, werde im Dorngrüt nicht unbekannt bleiben.

Das gute fromme Aenneli war ganz Mutter, und für ſeines Sohnes Glück hätte es ſeine Seligkeit gegeben, wenigſtens die halbe, und weil es glaubte, man hätte ſeinen Sohn verachtet, ſo konnte es Prunk und Hoffahrt treiben, welche beide ihm ſonſt in der Seele zuwider waren. Es iſt jede rechte

Mutter einer Henne gleich, die mit Schnabel und Flügeln ſchlägt und pickt, wenn man ihr nur von weitem nach einem Küchlein reckt; aber während die Sorge der Henne nur einige Wochen dauert, erliſcht die Sorge der Mutter erſt, wenn das Auge im Tode bricht, und wer weiß, ob auch dann? Und wenn um's Bett der ſterbenden Mutter die Kinder ſtehen und ihr brechend Auge gleitet in flüchtigem Blicke über die weinende Schaar, ſo könnte, wer die Schrift verſtünde, im flüchtigen Blicke zuſammengedrängt leſen all' den Kummer und die Sorgen, die Leiden und die Freuden, die das mütterliche Herz um jedes ihrer Kinder getragen und die ſie jetzt als ihre Lebensbeute mit in's Grab nimmt und ſie auch hinauf tragen wird zu ihrem Vater und ihrer Kinder Vater.

Aenneli machte ſich, um das Ding recht unter die Leute zu bringen, auf nach dem Krämerladen. Es gehe ſo ſelten fort, ſagte es, daß es anſtändig ſei, etwas zu kramen denen, die daheim geblieben, und es nehme ihn's wunder, wie man hier den Kaffee gebe. Das Krämerhaus iſt noch mehr als das Wirthshaus der Ort, wo den Weibern nicht nur der Mund aufgeht, ſondern auch das Herz, und wo es alle Tage Verhandlige giebt, die noch viel kurzweiliger ſind, als die Verhandlungen von Großräthen und Tagſatzungen, welche doch in die Zeitungen kommen. Aber eben vor lauter Wichtigkeit und weil man mit Leib und Seele dabei iſt, hat niemand Zeit ſie aufzuſchreiben. Und doch kommen ſie im Lande herum, laufen von Haus zu Haus, richten Krieg an und Frieden, Hochzeiten und Kindstaufen, während in den gedruckten oft weder Kraft noch Leben iſt, nichts als todte Buchſtaben, mit denen man keinen Hund vom Ofen lockt, höchſtens den Narren treiben kann mit einer jungen Katze.

Aenneli traf es bei der Krämerin wie gewünſcht: niemand war da, und ſo konnte es reden, ſehen, ſich vorlegen laſſen und kaufen ganz nach Belieben. Es nahm ſich Zeit, die Krämerin nahm ſich Zeit, und ſo geſchah es, daß am Ende Aenneli einen

Haufen zuſammen gekauft hatte, welcher ihm ſchwer geworden wäre, in's Wirthshaus zu tragen. Dabei benahm es ſich ohne Ruhmrederei, aber ſo recht apart verſtändig und einfach, daß es die Krämerin faſt z'Tod wunder nahm, wer das ſein möge, und doch durfte ſie nicht fragen. Denn eben dieſes Betragen war ſo recht vornehm, daß es ihr großen Reſpekt einflößte. Wer ſich ſelbſt rühmt und vornehm ſcheinen will mit Geberden und Redensarten, der verräth ſeine Gemeinheit, und jeder macht ſich mit ihm gemein und niemand ſcheut ſich ihn zu fragen, was ihm in den Mund kömmt. Die Krämerin that es durchaus nicht, daß Aenneli auch nur ein Stücklein trug, verſprach, ſie wolle auf der Stelle es nachbringen, ſie müſſe nur noch die Erdäpfel über thun. Sie hielt ihr Verſprechen, wußte es aber zu machen, daß ſie von der Wirthin vernahm, was das für Leute ſeien, ſammt einigen Deutniſſen auf das Dorngrüt.

Und wie es kam, weiß man nicht, aber die ſtattliche Mahlzeit neigte ſich eben dem Ende zu, der Wirth ſaß bei Chriſten, und ſie redeten von Knochenmehl und Oelkuchen, die Wirthin trug ab und zu, und Aenneli ſagte, es wäre bald Zeit fort und Resli ſollte doch ſehen, ob auch das Roß ſeine Sache hätte, es möge nichts minder leiden, als wenn die Leute ſich wohl ſein ließen, während die Thiere Mangel litten und Hunger. Resli ſagte zwar, öppe viel werde der nicht mangeln, ging aber doch nach der Mutter Willen: und wie es kam, weiß man nicht, aber wie er aus dem Hauſe trat, kam gerade die Dorngrütbäurin die Straße herauf und Resli konnte nicht anders als ſich bei ihr ſtellen, ihr die Hand längen und ſagen, er ſei noch da. Sie aber that erſchrocken, daß er noch da ſei, und fragte, was es ihm gegeben und warum er nicht wieder zu ihnen zurückgekommen, wenn er das Fahren nicht hätte erleiden mögen. Daß er da geblieben, hätte ſie fry recht ungern, die Leute könnten meinen, ſie vermöchten niemand mehr ein paar Tage zu haben; wenn ſie gewußt hätte, wie es gehen

ſollte, kein Hung hätte ſie dazu bringen können, ihn gehen zu laſſen, gäb wie er nöthlich gethan und es erzwängt hätte. Es ſei gut, daß ſie ungefähr in's Dorf gekommen ſei, er könne gleich wieder mit ihr heim gehen, wenn es ihm nicht zu weit ſei zu laufen. Wenn ſie es gewußt hätte, ſo hätte ſie können das Wägelein nehmen. Reſli trat nicht ein in gewußt oder nicht gewußt, aber das ſchlaue Geſicht der Krämerin hinter ihrem Fenſter fiel ihm auf, und ob ſie gekommen aus G'wunder, um ſeine Eltern zu ſehen, oder wirklich, weil ſie es ungerne hatte, daß er da im Wirthshauſe war, und Gelegenheit zur Entſchuldigung finden wollte, erfuhr er ebenfalls nicht und frug auch nicht darnach, aber er that ſonſt manierlich, wie junge Burſche wohl daran thun, denn einen Stein im Brette der Mutter zu haben, iſt kein dumm Ding.

Potz Tüfel! fuhr auf einmal die Wirthin drinnen z'weg, redet dort nicht die Dorngrütbäurin mit eurem Sohne? S'iſt nit möglich, ſagte Aenneli, oder wär es ſe? Jo wäger, ſagte die Wirthin, es iſt ſe. Was will jetzt die im Dorfe? die kömmt ſonſt das ganze Jahr nicht dreimal ins Dorf, nicht einmal z'Chilche. Unterdeſſen war Aenneli aufgeſtanden, hatte das Fürtuch glatt geſtrichen, und mit großer Freude im Geſicht ging ſie hinaus, ſtellte ſich der Dorngrütbäurin vor und nöthete dieſe hinein; gäb wie die ſich wehrte und doch gerne kam, aus G'wunder und auch der Leute wegen, damit ſie nicht meinten, es wäre da etwas Ungerades und ſie verbrülleten als wüſte Leute.

Sie mußte ane ſitzen, mußte ſich vorlegen, einſchenken laſſen, und während dem redete ſie immer, wie man ihn todt gebracht und wie er ausgeſehen, wie ſie ihn gereinigt und wieder lebendig gemacht, und wie ungerne ſie ihn hätten gehen laſſen, wie aber nichts zu machen geweſen; wenn man ihn mit Ketten gebunden hätte, ſie glaube, er hätte ſie zerriſſen. Dieſe ungeforderten Entſchuldigungen entwaffneten das gutmüthige Aenneli; ſie lobte und rühmte der Bäurin Gutthätigkeit, lobte und rühmte aber auch Reſli und wie ſie nicht mehr begehrt hätte

zu leben, wenn man ihn todt heimgebracht, und große Tropfen rollten ihr unterm Kinn zusammen. Es ging ihr auch so, sagte die Bäurin, obwohl es sie manchmal düeche, man wäre ohne Ching viel ruhiger. Seien sie klein, so seien sie Einem den ganzen Tag unter den Füßen und man sei nur mit ihnen plaget; seien sie groß, so liefen sie wo sie wollten und z'todt müsse man sich werchen und sinnen, für z'mache, daß ein jedes bekäme, daß es sein könnte. Denn öppe, daß ein Ching weniger z'weg käme als sie, das möchten sie nicht; wie man gewohnt sei, so sei man gewohnt und anders käme es nicht gut. Das bildete den Uebergang zur Erzählung, was sie hätten und wie sie Ching hätten, die b'sungerbar g'fellig gewesen mit dem Heirathen, daß die jetzt noch reicher seien als sie. Aenneli redete verständige Worte dazwischen, ließ sich aber nicht zu gleicher Ruhmredigkeit verleiten. Ueberhaupt bildeten die beiden Weiber einen großen Gegensatz, so etwa wie eine schöne gelbe Ankenballe mit einer angelaufenen Kaffeekanne, hinter beiden steckt was und zwar was Gutes, aber die eine hat ein appetitlich freundlich Ansehen und man sieht von weitem was sie ist, bei der andern muß man zusehen, daß man sich nicht bräunt, und kein Mensch, der's nicht erfahren, würde meinen, daß aus ihr was Gutes kommen könnte.

Aenneli war so schmuck und durchsichtig, für eine alte Frau noch so appetitlich, seine Rede langsam aber bedeutsam, alle Bewegungen rund und gefällig, daß, wer sie sah, Respekt vor ihr bekam und es begriff, wie man so einer rechten Frau Röcke anziehen kann, welche man will und hinter allerlei Tische sie setzen kann, hinter Theetische und hinter Speckische, hinter Kuchitische und hinter Spieltische, und sie sitzt hinter jedem recht, zu jedermanns Respekt.

Die andere hatte auch allerlei an, aber es war nur so angewuschet, und nichts hatte den rechten saubern Glanz; sie machte alle Kleider zu Werktagskleidern, während an Aenneli alle Kleider zu Sonntagskleidern wurden. Ihre Hände waren

nicht ungewaſchen, aber beim Waſchen ging immer nur noch das Halbe ab. Die Nägel waren theils kurz, theils lang, und an allen war bald hier bald dort etwas Ueberflüſſiges. Das Geſicht war eben nicht häßlich, aber hochmüthig, ſchien dazu auch liebrig; ſie ſprach geläufig, aber ungern hörte man ihr zu und wußte nie, ſollte man etwas glauben, von dem was ſie ſprach, oder nichts. Wo ſie abſaß, meinte ſie, ſie müſſe zeigen daß ſie die erſte ſei, und eben deßwegen hielt man ſie nie für das, was ſie war, und wo ſie abſaß, ſaß ſie ab, als wenn ſie dahin nicht gehöre. Je mehr ſie vor Aenneli Reſpekt kriegte innerlich, deſto mehr ließ ſie ſich äußerlich auf, um über ſie empor zu wachſen, und jemehr ſie anwendete, um ſo einfacher ward Aenneli, und je einfacher Aenneli ward, deſto mehr fühlte die Bäurin deſſen Ueberlegenheit, deſto mehr wendete ſie an und ward immer kleiner und kleiner dabei. Curios iſt's, daß in vielen Dingen das Anwenden ſo gar nichts hilft, ſondern d's Conträri iſt.

Das Spiel lächerte die Wirthin; ſie mochte es der Dorngrütbäurin gönnen und hätte ihm den ganzen Tag zuſehen mögen, aber Chriſten mahnte zum Aufbruch. Aenneli wiederholte ſeinen Dank und erwähnte abſonderlich der Tochter, die geheißen, Resli auf's Grüt bringen, meinte, es möchte die einmal gerne ſehen und ihr ſelbſt danken; es würde ſie freuen, wenn ſie einmal kämen und einzögen, was ſie an Resli gethan. Selb ſei nicht d'r Werth, davon zu reden, ſagte die Bäurin, indeſſen könnte es es wohl geben, d'rneben aber wiſſe man nie, was es geben könne, es gebe manchmal mit jungen Mädchen etwas ung'ſinnet. Darauf trat Aenneli nicht ein, ſondern fragte Chriſten, ob es nicht anſtändig wäre, der jungen Burſchi, welche ſich Resli's angenommen, ein Trinkgeld zukommen zu laſſen. Chriſten ſagte, er hätte ſchon daran geſinnet, und es ſei gut, daß ſie daran mahne, zog die große Blatere aus dem Buſen, nahm ein Hämpfeli Brabänter und gab ſie dem Wirth mit dem Auftrage, er ſolle, wenn es ihm ſich ſchicke, der Mannſchaft

einen Trunk geben, was es erleiden möge, und ihr danken in seinem Namen. Der Wirth that gar erschrocken und sagte, selb wär' doch nicht nöthig, das hätt' afe kei Gattig, unter Hunderten thäte das nicht Einer, sie hätten das nicht deßwegen gethan, und kein einziger finnete an so etwas, und allweg gebe er viel zu viel, d's Halbe wäre mehr als genug.. Indessen nahm er es doch, und da es die Bäurin wunder nahm, wie viel es sei, und sie wahrscheinlich meinte, es könnte gut sein, wenn noch jemand anders es wüßte, wie viel der Wirth erhalten, so wartete sie es ab, bis der Besuch auf dem Wägeli z'weg g'fädelt war, vielfach Abscheid genommen und der Dragoner in kurzem Galopp zum Dorfe ausſetzte.

Wie es so geht, wenn Leute fortgehen oder fortreiten, die bleibenden stehen zusammen und senden den enteilenden nicht Kugeln aber Worte nach, liebe und treue, böse und falsche, je nachdem die Büchse ist, aus der die Worte geschossen werden; denn auf die kömmt alles an und nicht auf die enteilenden. Es gibt solche Büchsen, die unserm Herrgott Spott und Schande nachsenden würden, wenn er einmal leiblich erschienen wäre, ihnen den größten Segen in's Haus gebracht hätte und wieder davon ginge.

So standen sie auch, die Bäurin und die Wirthin, und die letztere lud und schoß ganze Kanonen voll Preis und Ehre ab, wie das doch Leute seien, so manierlich und gemein mit allen Leuten, von Hochmuth nicht einen Flöhdrecks groß an ihnen, und doch so adelich, man wisse nicht wie. Was aber die für Geld haben müßten, für eine einzige Nacht hätte der Junge fünf Batzen Trinkgeld gegeben und dem Stallknecht ebensoviel, und was der Mann erhalten, sei allweg zehn Kronen; das wäre hier herum keinem Menschen in Sinn gekommen ja, es wäre die Frage, ob Einer darnach sie nicht angegriffen, als die, welche ihn geschlagen. Sie hätte ihn gefragt, ob er die kenne, welche ihm den Streich gegeben, und ob er nicht hinter sie wollte. Da hätte er gesagt, was dahinten sei, sei gemäht, und

um eines Streiches willen fange er keinen Prozeß an; er hätte Gott zu danken, daß er davon gekommen und ein schlechter Dank wär's, wenn er seine Erhaltung mit einem Prozeß, wo all ehrlich Leute scheuen und Gott hasse, vergelten wollte. Das hätte ihr b'sunderbar wohl gefallen, aber sie möchte wissen, ob zentum Einer die Gedanken hätte. Wenn sie Meitscheni hätte und eins den bekäme, es würde sie nicht mehr freuen, wenn es einen König erhalten könnte. So rühmte die Wirthin; und wie sie so zwei Weiber beisammen stehen sah, trappete auch die Krämerin herbei, blies in die Posaune und rühmte, wie die Frau eine b'sunderbare Erkenntniß von allen Dingen gehabt und doch um keine Sache gemärtet hätte. Sie hätte nie im Brauch eine Sache zu überschätzen, wie es Manche thäte, die sie nennen könnte, aber wenn sie ihn hätte, sie hätte ihr um kein Geld eine Sache theurer schätzen mögen, als sie werth sei, sie hätte gefürchtet, vor der Frau zu Schanden zu werden, und das hätte sie um kein Lieb mögen. Man wisse nie, aber solche Leute kämen weit umher, und wenn so Eine einmal sage, dort und dort hätte sie es gut gemacht, d'Sach recht kauft und um den rechten Preis, so nütze Einem das hundertmal mehr, als wenn man einmal die Sache d'r Halb z'thür hätte verkaufen können. Das sei mit den Wirthen gleich, sagte die Wirthin, es meine mancher, er könne einen Schnitt machen und übertheure bei einem Anlaß die Leute oder gebe d'Sach schlecht, und von selbem an hätte er keinen Stern mehr und wenn er die Sache halb umsonst gebe, so brülleten die Leute die Welt voll, sie seien b'schissen, weil sie den Glauben zu ihm nicht hätten. Der Glaube mache d'Sach. Und b'sunderbar junge Wirthe hätten das z'schücken, sie wüßte einen, der sich mit einem solchen Streich sein Lebtag geschadet hätte, von wegen wenn d'Sach einmal brännte, so könne man ihr mit keinem Lieb mehr eine andere Kust geben, man möge machen, was man wolle.

So schwer hatte die Dorngrütbäurin nie heim getragen,

auch wenn ſie einen Korb voll Birnen auf dem Kopfe getragen und einen Kratten voll in der Hand. Sie mußte immer ſtrenger daran denken, wie ihr Anne Mareili mit dem glücklich ſein würde, und wie das doch ein ganz Anderer wäre, als der alte Unflath, vor dem es ihr ſelbſt gruſet hätte in der Jugend, obgleich ſie nicht halb ſo eigelich geweſen ſei als ihre Tochter. Freilich hatte ſie dieſelbe, wenn ſie weinte und jammerte, oft damit getröſtet, daß der Aetti noch älter ſei als ihr Freier, und wenn es ihr der Aetti thue, ſo könnte es ihr der andere auch thun, ſie wüßte nicht, warum es die Tochter beſſer haben ſollte als die Mutter. Indeſſen war doch etwas in ihr, welches ihr ſagte, daß dieſer Troſt nicht genügend ſei, daher ſetzte ſie gewöhnlich hinzu, es ſei ſich doch d'r Werth für eine Sache, welche öppe nicht lange dauern werde, ſo wüſt zu thun, Einer, der ſo kurzen Athem hätte wie der Kellerjoggi, werd öppe nit hundertjährig werde. Ja wenn es ſo lange dauern ſollte, ſo wollte ſie nicht viel ſagen, ſie glaube ſelbſt, öppe d'r Chümligiſt werde er nicht ſein und g'nug thun in der Haushaltung werde Eini müſſen. Die dritte möchte ſie nicht ſein, was ſich zweie, das dritte ſich auch, aber die vierte, die werde ihm nadiſch wohl den Marſch machen, und dann hätte es ſein Lebtag gut, könne im Seſſel hocke und brauche nur zu befehlen, was man ihm darſtellen ſolle für z'eſſen und z'trinken, und wenn es ſieben Mal im Tag Kaffee mache, ſo gehe das niemand was an.

So hatte die Mutter oft getröſtet und geſcholten, aber ſie war doch von den Müttern eine, welche Gefühl haben für das perſönliche Wohl und nicht bloß für Geld und Gut und ihres Hauſes Glanz. Es dünkte ſie, wenn Anne Mareili eine vornehme Frau werden könnte, ſo wüßte ſie doch nicht, warum es abſolut um der Brüder willen den Alten nehmen und bloß zum Sparhafen gerathen ſollte. Es hätte ſie doch auch ſtrengs dücht, dachte ſie, wenn man mit ihr ſo verfahren wäre, und wenn man es recht mache, ſo könnte man den Buben doch zueha,

daß ſie es machen könnten. Wenn der Alte immer wüſt thue und nicht verſchreiben wolle, was billig ſei, ſo möge ſie ihm nicht mehr z'beſt rede und dem Meitſchi nicht z'böſt, wenn es lieber dieſen wolle; ſie hätte wohl gemerkt, daß er ihm im Kopf ſei, es hätte nicht vergebens ſo oft b'richtet, wie es da einiſt mit Einem hätte tanzen können; und daß es ihn gleich wieder erkannt z'mitts in der Nacht und z'mitts im Wald, das ſei ein Zeichen, daß es ihn gut ins Aug gueh heig. Vielleicht könne man dem einen mit dem andern Füß machen, probiren könne man immer. Aber das müſſe ſie ſagen, in das Haus würde Anne Mareili ſich ſchicken, es hätte auch etwas ſo Stadtlichs, und man wiſſe manchmal nicht, dürfe man mit ihm rede oder nicht, und es ſei ſo ein eigelig's, es ſchütt ſich ab Sache, wo üblig und brüchlig ſyge u ke ſterblichi Seel ſich brauche ein Gewiſſen darüber zu machen. So ging's der Bäurin im Kopfe herum, und als ſie heimkam, machte ſie ein Staatsgeſicht und theilte jedem mit, was die Staatsweisheit erlaubte. Dem Manne ſagte ſie, das ſeien Leute, wie man ſie nicht dick finde, wenn man bloß aufs Meitſchi luegti, ſo wüßte ſie nicht, wo es eines beſſer machen könnte allem Anſehen nach. Beſſer luegen müßte man freilich allweg noch, aber ſie glaubte, es wäre nicht einmal nöthig. Wenn der andere ſich nicht bald nache löy, ſo hülf ſie anbinden. Gerade heraus hätten ſie freilich nichts geſagt, die Wirthin, die Täſche, werde ihnen wohl grunet haben, daß etwas Anderes obhanden ſei, aber daß die Jungen einander gefielen, hätte ſie wohl gemerkt, und wenn man mit ihnen etwas wollte, ſo hätte man die beſte Gelegenheit, man brauchte nur einmal zu ihnen z'Dorf, ſie hätten ſie gar gruſam heiße cho.

Ihrer Tochter aber, die um ſie her ging wie eine Katze um den heißen Brei, ſagte ſie, das ſeien wunderliche Leute geweſen, zu denen ſchickten ſie ſich nicht, Leute, von denen man nicht wiſſe, ſeien ſie vornehm oder gemein; zu rühmen hätten ſie nicht viel gehabt, aber mit dem Geld ſeien ſie umgegangen,

als ob ſie einen Geldſcheißer daheim hätten; ſie hätten ſie wohl daran gemahnt, wie man ſage, daß die Täufer ſeien, deren ſo viele ſein ſollen im Emmenthal. Es werden zuletzt wohl deren ſein.

Aber Mutter, die Täufer tanzen nicht, wie ich immer gehört habe, antwortete Anne Mareili. Ach was, du haſt immer nur dein ſchießiges Tanzen im Kopf, als wenn d's Tanzen die Hauptſache wäre in der Welt. Zähle darauf, es kömmt dir nicht gut, wenn du nur ſolche Flauſen im Kopfe haſt; kannſt du dein Lebtag nicht auch zu guten Gedanken kommen: was der Flachs gelten werde dieſes Jahr, in welchem Zeichen man Bohnen ſetzen müſſe und wie machen, daß es Einem mit dem Heirathen gerathe, wie es Vater und Mutter gerne ſähen.

Die Weggehenden, welche den Ort verändern, kommen aus dem Fluß der Rede, es geht eine Weile, bis ſie an die Straße ſich gewöhnen, die Worte wieder flüſſig werden und manchmal geſchieht es gar nicht, bald ſind die Beine zu müde dazu, bald iſt das Roß zu wild, oder die Gedanken über das, was man geſehen und erfahren, ſind zu ſchwer und wollen erſt verwerchet ſein, ehe ſie zu Worten werden können, wie es auch oft aus den ſchwärzeſten Wolken weder regnen noch hageln kann, wie gerne es auch möchte.

So redeten ſie auf dem Wägeli nicht viel und am allerwenigſten von der Hauptſache. Die Mutter kümmerte ſich um Resli's Kopf, dieſer hatte mit dem Draguner zu thun, der jedoch unter ſeiner Leitnng beſſer gehorchte, als unter der des Vaters, welcher ſehr ſchläfrig war und mit ſeiner Pfeife ſich abgeben mußte, wenn er nicht einſchlafen wollte, was er jedoch nicht verwehren konnte.

Daheim aber warten ängſtlich und neugierig die Zurückgeblieben, langſam verläuft ihnen die Zeit und immer zu früh gucken ihre Augen aus nach den Heimkehrenden, und gar manchmal wird verhandelt, warum ſie noch nicht da ſeien, und wie ſie kämen, und was ſie brächten an Kraut und Neuigkeiten,

und kommen sie endlich, so ist Geschrei um's ganze Haus, aus allen Löchern schießt es hervor, jedes bietet seinen Willkomm, sogar die Thiere stimmen ein, es blökt das Schaf, es wiehern die Pferde, der Hund wedelet um Roß und Menschen, und auf der B'setzi steht mit aufgehobenem Schwanze die zurückhaltendere Katze und harrt, um ihre sittsamen Liebkosungen merkbar anzubringen, eines günstigen Augenblickes. Vorlaute Fragen werden nicht vernommen, aber ungeduldig harret man des Augenblickes, wo die Geschäfte abgethan, Hunger und Durst gestillt, überflüssige Ohren sich entfernt, um zu fragen und auszupacken, was an Fragen und Antworten in den Herzen aufgespeichert liegt.

Obgleich Resli sehr müde war und der Kopf ihm schwer, so wartete er doch die Auspacketen ab, denn auch ihn nahm wunder, ob Vater und Mutter nichts zu sagen hätten.

Anneliſi war sehr unzufrieden, daß der ganze Bericht eigentlich auf nichts hinauslief, als daß sie die Dorngrütbäurin gesehen, und auch dieser Bericht fiel sparsam aus, denn Vater und Mutter waren vorsichtig in ihren Aeußerungen über sie, und daß mit ihr gar nichts über die Sache geredet worden, das konnte es ihnen nicht verzeihen. Es sei ume läß, daß es nicht dabei gewesen, d'Sach wäre anders gegangen und ab Ort gekommen, meinte es. Endlich vernahm es, daß das Ding sich nicht so machen ließe, indem etwas Anderes im Spiel sei, und wo viel Dornen seien, müsse man erst zusehen, ehe man Hand anlege, wenn man nicht die Hand voll Dornen wolle. Da meinte Anneliſi, das müßten aber doch wüste Leute sein, einem Meitschi so etwas (Schüligs, würden die Zürcher sagen) zuzumuthen. Es wolle aufrichtig sagen, keinen Augenblick könnte es Vater und Mutter mehr lieb haben, wenn sie ihm so etwas zumuthen würden, so ein Einmetzgen bei lebendigem Leibe, es düechs, ein rechtes Meitschi sollte fortlaufen so weit es seine Beine tragen thäten, einmal es würde es so machen.

Du ſeufzte Aenneli und Chriſten tubakete ſtark. Reſli aber bekam die Augen voll Waſſer. Er ſehe wohl, ſagte er, daß ſie etwas auf dem Herzen hätten und er merke wohl was. Die Leute gefielen ihnen nicht, und wenn ſie ſchon wegen Namen und Reichthum ſich wohl ſchickten, ſo hätten ſie Kummer, inwendig ſei es nicht gut. Er ſehe das wohl ein, aber auf der Welt ſei leider Gottes nie alles beiſammen; bald fehle es auswendig, bald inwendig, bald am Meitſchi und bald an den Eltern. Auch ihm gefielen ſie nicht, und wenn das Meitſchi ihm nicht ſo lieb wäre, und b'ſundersbar ſeit er es vor ſeinem Bette geſehen, als er die Augen aufgeſchlagen und er gemeint, er ſehe einen Geiſt, könne er nicht von ihm laſſen. Es ſei aber auch ganz anders als die Alten und hätte einen andern Sinn, nicht nur er meine es, alle Leute ſagten es. Es ſei ja auch ganz anders anzuſehen, thäte anders und man ſehe wohl, wie oft es ſich für die andern ſchämen müſſe. Zudem käme es weit von ihnen weg, des Jahres werde man ſich nicht manchmal ſehen, und ſie ſollten nur ſehen, wie wohl es ſein werde, wenn es bei rechten Leuten ſei und ungehindert thun könne, wie es ihm ſei. Dann erſt werde ſo recht füre cho, was ihm Guts im Herze ſei.

Man kann nicht wiſſen, ſagte Chriſten, Blut iſt Blut und Art iſt Art, aber ich will deßwegen nicht wehren, du biſt alt genug um ſelber z'linge; du mußt ſie haben. Vater, ſagte Reſli, glaubt mir, die Sache macht mir auch ſchwer, ich weiß, es iſt für mein Lebtag, ja vielleicht noch für die Ewigkeit, und es iſt mir manchmal, es wäre mir viel nützer ledig zu bleiben, da wüßte ich doch, was ich hätte und woran ich wäre. Aber ſo will es ja Gott nicht, und darum müſſen Vater und Mutter es ſo wünſchen und den Kindern an's Herz es legen. Glaubt mir nur, blindlings will ich nicht hineintrappen, nicht meinen, es müſſe erzwängt ſein, weil ich einmal daran geſetzt. Die Sach wird ja nicht eis Gurts gehen und da wär's ſeltſam, wenn nicht an Tag käme, was innefert iſt.

Und wenn ich im Geringsten merke, daß es da nicht gut ist und d's Böse eingeurbet, so zählet darauf, es wird aus der Sache nichts und sollte es mir das Herz zerreißen anfangs. Nachher beßerete es schon, ich weiß es, aber wo lange verstocktes Böses ist, da bessert es nie, da böset es alle Tag. Aber, sagte Annelisi, wie willst du mit dem Meitschi zusammen kommen, da ihr ja kein Wort mit der Mutter geredet, was dumm genug ist; und wenn sie am Sonntag schon verkünden ließen? oder hast du öppis Abgredts?

Resli kam in Verlegenheit und sagte endlich: Häb nit Kummer, etwas muß gehen, aber lieber behalte ich die Sache für mich, bis sie zueche an gewerchet ist, daß man weiß, wo sie hinauswill. Das sollte ich zürnen, sagte Annelisi, sonst ist's der Brauch, daß die Schwester so um eine Sache weiß, und schon gar manche Schwester hat dem Bruder gute Dienste geleistet, ist Lockvogel gewesen oder Deckmantel und ohne Schwester wäre er nie zur Frau gekommen. Und warum ich das nicht so gut verstünde als eine andere, das wüßte ich nicht, bin ich doch nicht von den dümmsten eine. Aber wenn du's willst g'hebt ha, so probire alleine, und wenn du mich doch nöthig haben solltest, so sag's, ich will dir deßwegen nicht ab sein, wenn du jetzt mich schon nichts schätzest.

Resli schlief selbe Nacht nicht viel; so recht schwer lag es ihm auf dem Herzen, daß er selbst den Kopf nicht mehr fühlte. Ihm selbst gefiel das ganze Dorngrütwesen nicht, die Leute nicht, ihre Leb- und Redeweise nicht, ihr Bauern nicht; es ging ihm fast mit ihnen, wie es einem wohlerzogenen sittsamen Mädchen geht, wenn es unter ausgelassene rohe Dirnen geräth; er fühlte Aerger, Ekel, und konnte sich fast nicht enthalten zu sagen, ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese da. Mit einer Frau von dem Schlage, wie sie im Dorngrüt der Brauch war, mußte er unglücklich sein, das fühlte er, und sie paßte so wenig in ihr Haus als eine Mistgülle vor das Haus, und Vater und Mutter würden weder bei einer solchen

Schwiegertochter noch bei einer Gülle vor dem Hause es aushalten können, das wußte er. Wo ein Haus seit einer Reihe von Geschlechtern ein bestimmtes Gepräge hat und die Familie eine wohl hergebrachte Lebensweise, da ist das Heirathen ganz was Anderes, wenn's nämlich glücklich sein soll, als wenn Zwei auf der Straße sich finden und im ersten wohlfeilsten Stübchen sich ansetzen. Und in einem adelichen Bauernhaus ist dies noch viel schwerer als in einem adelichen Herrenhaus; im Herrenhaus ist der Haushalt zumeist in den Händen einer angestammten Dienerschaft, im Bauernhaus ist es die Bäurin, welche ihn führt und die Regel macht. Nun schien Anne Mareili dem Aeußern nach vollkommen zu ihnen zu passen, gemessen, freundlich, stattlich, säuberlich erschien es ihm, flink zur Arbeit und im Befehlen nicht ungeübt. Vater und Mutter hatte es nicht widerredet, Hund und Katze liebten es, Hühner und Tauben liefen ihm draußen nach. Das alles waren ihm gute Zeichen, aber doch nur äußere, und was inwendig in ihm war, hatte in der kurzen Zeit, in welcher er es sah, nicht zum Vorschein kommen können. Und er wußte es wohl, daß ein Mädchen Sinn für ein anständiges Aeußere haben kann, vor seiner ganzen Familie sich auszeichnet, aber inwendig, wo man mit keiner Brille, keinem Feldspiegel hinsieht, da läßt es es ruhig beim Alten und gleicht den Uebrigen auf ein Haar; das kömmt dann aber erst zum Vorschein nach der Heirath, wenn man hat was man will und sich nun nach innerm Behagen kann gehen lassen.

Resli hatte schon manchmal es gesehen, wie aus einer jungen schönen Frau ein Ding, fast ein Ungethüm sich herauspuppte, welches man gar nicht im feinen und lieblichen Meitschi gesucht hätte. Wenn's ihm auch so gehen sollte, wenn seine Eltern ihre grauen Haare mit Jammer in die Grube tragen müßten und er müßte dem zusehen — es trieb ihm aufs neue das Wasser in die Augen. Wie das auch möglich sei, dachte Resli tief nach, er ergründete es nicht; aber genau zu forschen

mit. Furcht und Zittern, das beschloß er. Daß Resli dies Geheimniß nicht ergründet, soll niemand verwundern, ergründet es doch mancher nicht, der Professor ist oder Rathsherr sogar oder ein halber Moses mit glänzendem Gesichte, mit dem Unterschiede nur, daß dessen Glanz nur rückwärts und innerlich wirkt, daher ein Schleier nicht nöthig ist. Hat aber niemand je ein herrlich Kleid gesehen, funkelnagelneu, glitzernd und aller Menschen Wohlgefallen, hat er das Kleid später nicht gesehen, abgeschossen, ohne Glanz, mit übertünchten Flecken, einem Kammermeitli am Leibe, hat er es nicht bald darauf gesehen im matten Schimmer, aber voll Staub, bei einem Grämpler, dann alle Tage schmieriger am Leibe einer welschen Köchin und endlich als Hudel irgendwo, den niemand in die Hand nehmen mochte?

Hat niemand ein zierlich Reitroß tänzerlen sehen unter einem mageren Kavalier oder ein herrlich Thier hoch auf sich bäumen sehen an einem köstlichen Tilbury, später das gleiche Thier mühsam traben an einem Lohnfuhrwerke, dann es Zügelten ziehen und Mistkarren, endlich aber in den Händen eines Kachelers, mit berganstehendem Haar, einem von Mäusen zerfressenen Schwanz und gen Himmel schreienden Rippen?

Ja, hat noch niemand eine Mädchenhaut gesehen, glatt und weich wie Sammet, glänzend, der Seide gleich, fest und prall wie ein Trommelfell, und die Haut spannte sich allmählig ab wie das Trommelfell, wenn viel darauf gepaukt wird, verlor die Weiche, wie Sammet, der viel getragen wird, wie Seide an Wind und Wetter. Sie ward anfänglich zur währschaften Weiberhaut mit etwelchen Flecken und Spälten, dann welk wie eine Zwetschge nach etwelchen Reifen und endlich gleich einem alten Judenkrös, wo man den Spiegel braucht um die gelben Falten und Fältchen zu zählen?

So geht es mit allen irdischen Dingen, der Glanz verschwimmt, Flecken giebts, die Häßlichkeit kömmt, und bald darauf tritt Verwesung ein und manchmal schon bei lebendigem

Leibe. Ja, wenn nun auch das Herz irdisch ist, nur irdischer Stoff es schwellt zu Glanz und Schönheit, zu Prunk und Lieblichkeit, was sollte Anders sein Loos sein, als das Loos alles Irdischen ist, zu verblühen, zu verwelken. Flecken und Schmutz, steigende Häßlichkeit, zahllose Falten, Jämmerlichkeit bis in alle Ewigkeit. Man balsamirt wohl ein, aber damit wehrt man der Häßlichkeit, wehrt man den Falten nicht, man setzt Herzen in Weingeist, aber damit werden sie um nichts appetitlicher.

Aber einen Balsam giebt's, ein Geist hat ihn getränket, und wo ein Tropfen dieses Balsams auf ein Herz gefallen ist, da sprüht er Leben aus, und das Leben ätzt Schmutz und Flecken aus, in immer reinerem Glanze strahlet es, es blüht die Schönheit auf, die in ewiger Jugend strahlet, von der man viel gefaselt, zu der man lange das Elixir gesucht, das doch längst schon gegeben war vom Himmel herab, aber die Menschen erkannten es nicht, es suchten es immer noch die Thoren, wie noch immer die Juden des Messias warten. Wo aus kleinem Senfkorne das Leben erblühet, dessen Funke Christus auf die Erde gebracht, da bleibt dem Herzen die Häßlichkeit ferne, es glätten sich die Falten, es tritt nicht die gräßliche Täuschung ein, die den schlägt, der mit einer Schlange am Herzen aus der Liebe Traum erwacht. Es strahlet immer klarer das wunderbare Ebenbild auf, dessen Urbild auf des Himmels Thron sitzet. Wer ein solches Ebenbild gefunden, der hat einen ewigen Fund gethan, wenn er auch nur eine sterbliche Hand gefaßt; denn wenn auch die Hand welkt, modert, das neugeborne Herz blüht als ewig jung, ewig schön, in immer göttlicherer Klarheit fort.

Wie schwer ist's aber durch glatte, seidensammtne Haut hindurch zu sehen auf des Herzens Grund, zu entdecken dort tief unten, ob die Flamme des ewigen Lebens glühe, ob die Lüfte der Verwesung wehen, ob Moder oder süßes Leben unser Theil sein werde. Zu solchem Schauen hilft Wissenschaft nicht,

taugen Brillen nicht, das Alter schützt vor Thorheit nicht, kindliche Augen sehen am klarsten, das Beste aber thut Gott und denen besonders, die kindliche Augen haben, ungeblendet noch vom Glanz oder Staub der Welt.

Wenn Liebende unbemerkt sich finden wollen, so müssen sie entweder die größte Einsamkeit wählen oder das größte Menschengewühl; die Gegensätze berühren sich. Der Instinkt der Jugend fühlt sicher heraus, was die Erfahrung des Alters bestätigt. Will ein Mädchen so recht sicher und unbemerkt einen Werber zu Gesicht fassen oder ein Werber unbehorcht einem Mädchen das Glück auseinandersetzen, welches er ihm zugedacht, so wird eben so lieb als das dunkle Obergaden ein heller lichter Markttag gewählt und in irgend einem Winkel oder Stübchen unterhandelt das Pärchen ungestört und unbeachtet einen lieben langen halben Tag lang, denn wenn Geigen gehn und lauter gut Schick vom Himmel fallen, am Morgen auf dem Kühmärit, am Abend auf dem Meitschimärit, da hat jeder mit sich selbst zu thun, rennt dem eigenen Glücke nach, hat nicht Zeit einem Andern nachzulauern oder horchend an der Wand zu stehen. Man denkt sich gar nicht, wenn man mitten im Gewühle des Roß- oder Garnmärit ist, wie manches Pärchen einsam zusammen sitzt; denn die Narren sind selten, gewöhnlich halbsturme Wittwer, welche förmlich Stuben empfangen, wie allfällig fremde Roßhändler thun, um sich Wittwen und Mädchen vorführen zu lassen zur Auswahl und zum Heirathen. Wenn man die Schaaren Mädchen mit ihren Gesichtern voll Hoffnung z'Märit ziehen sieht, so denke man sich nur, daß die meisten was im Schilde führen, daß man in Burgdorf oder Langnau oder Signau oder Höchstetten was zum G'schauen zu finden hofft und an wichtige Verhandlungen denkt. Aber o je, was für ganz andere Gesichter sieht man so oft schon durch den Nachmittag nach Hause kehren, die Nase um einen halben Schuh gewachsen und die untere Lippe hangend bis auf den Boden, daß sie alle

Augenblicke Gefahr laufen darauf zu trappen, oder daß man sie für Lätschen an den Schuhen ansieht.

Als Resli sein vergessenes Nastuch holte, hatte er rasch ein Bestelltes gemacht, aber nicht das Gewühl hatte er auserlesen, sondern die Einsamkeit, theils weil er sowohl mit den Marktgelegenheiten als mit der Familie Läuf und Gängen zu wenig bekannt war. Denn Anne Mareili auf einen Markt zu bestellen, den die halbe oder ganze Familie besuchte, wäre gefährlich gewesen, und auf einen Markt, welchen gewöhnlich niemand besuchte, wäre verdächtig gewesen, und wahrscheinlich hätte man aufpassen oder Anne Mareili nicht gehen lassen.

Aber an einem Orte von Natur einsam lag ein Bad, das wegem Wasser b'sunderbar berühmt war, wegen den Wirthsleuten aber destweniger, denn entweder hatten sie nichts, das Fleisch gestern aufgegessen und das Brod am Morgen, oder aber, wenn sie etwas hatten, so ließen sie sich bezahlen, daß Einem das Liegen weh that. Sie wollten halt so und so viel aus dem Bade ziehen und jeder Gast sollte seinen Antheil daran bezahlen. Nun meinten sie, wenn nur hundert Gäste kämen, so hätten sie das Recht, aus diesen hundert Gästen den gleichen Profit zu ziehen, als sie gezogen hätten, wenn tausend Gäste gekommen wären. Das Publikum versteht bei solchen Rechnungen aber nicht Spaß, und da ihm meist an der Wirthschaft mehr gelegen ist als am Bade, so ward der Ort nicht nur von Natur einsam, sondern auch von Menschen leer, und wer was Ruhiges wollte, der fand es dort Sonntag und Werktag.

Tag und Namen dieses Ortes hatte Resli dem Meitschi in's Ohr geflüstert und es hatte genickt dazu; das war's, was ihn so getrost machte und warum er nicht begehrte, daß einstweilen jemand anders hinein sich mische.

Dort saß nun Resli schon lange am bestimmten Tage, und kein Anne Mareili kam dem waldigen Abhange nach oder über den gebrechlichen Steg von der Ebene her. Düstere

Wolken jagten ſich am Himmel, ein ſaurer Wind ſtrich durch die Lüfte, Badewetter war es nicht, und düſter und ſauer ſah es aus in Resli's Gemüthe, und Liebesfreuden ſonneten es nicht. Angſt und Bangen war darin und wie es dann geht, wenn man warten muß und immer banger wird ob dem Warten, hunderterlei Dinge kommen Einem in Sinn, warum man warten müſſe, und ein Ding iſt immer ärger als das andere Ding, und eines macht Einen immer böſer als das andere, und wenn man endlich recht böſe iſt, ſo ſchlägt der Zorn in Angſt über und tauſenderlei fällt Einem ein und ſteigert von Minute zu Minute des Wartens Pein. O, warten iſt hart, ſo recht warten iſt fürchterlich, iſt eine Folterbank, die kein Geſetz abſchaffen kann, über die keine Zeit hinauswächst. Aber wir ſollen eben nie vergeſſen, was das Warten iſt an der Himmelsthüre, wenn kein Pförtner kommen, kein Schlüſſel im Schloſſe ſich drehen, kein Willkommen uns entgegen ſchallen will, kein Liebesblick durch das Schlüſſelloch dringt, kein Säuſeln uns Gnade verheißt, wenn es immer düſterer um uns wird, immer kälter, ſchauerliche Finſterniß wie eine Wolke uns umfängt, die Wolke allmählig zur Nacht wird und die Nacht zur Hölle erglüht, und keine Stimme will ertönen, keine will Erbarmen rufen und wie wir auch warten unter Heulen und Zähnklappen in des Wartens entſetzlichſtem Entſetzen. Aber wenn man ſo in banger Spannung auf etwas Geliebtes auf Erden wartet, denkt an jenes entſetzliche Warten nicht, ſondern man ſitzt auf glühendem Stuhle und wiegt die Wenn und Aber ab, die Ob und Noch, die Was und Wie.

Hat es mich nicht verſtanden? kömmt es noch? war's ſchon da? hat es ſich verirrt? haben ſie es nicht gehen laſſen? hat es nicht kommen wollen? ſo werweiſete Resli in ſich in einer glühenden Pein; denn wochenlang hatte er es ſich ausgedacht, wie, wenn er gegen das Bad komme, er Anne Mareili von der andern Seite her kommen ſehe, und wie ſie accurat bei dem Bade zuſammentreffen würden. Jetzt war er ſchon

ſtundenlang da; man hatte ihn gefragt, ob er baden, ob er eſſen wolle; er ſolle es nur zu rechter Zeit ſagen, von wegen an einem ſolchen Orte könne man nicht beten, wie etwa die Leute meinen möchten, daß wenn ſie daran dächten, die Sache ſchon z'weg ſei. Resli hatte ausweichenden Beſcheid gegeben, endlich Eſſen beſtellt; die Stubenmagd brachte Teller und ſagte, d's Angere werde ſie bringen, ſobald der Bub mit dem Brod komme; der ſchießig Bub mache immer ſo lange, er werde wahrſcheinlich auch öpperem warten. So leitete ſie ein Geſpräch ein, von dem man nicht recht wußte, ſollte es eine Einleitung ſein zu einer Schimpfeten über ihre Meiſterfrau und des Hauſes Unordnung oder aber zu einem Privatvergnügen mit dem hübſchen Burſchen. Da ging langſam die Thüre auf. Gott grüß euch mit einander, ſagte eine Stimme, und ein Mädchen ſtand in der Stube, deſſen Backen roth anliefen, während die Stubenmagd aufſtund vom Vorſtuhle und antwortete: Gott grüß dich wohl. Womit kann ich aufwarten? Resli war auch roth geworden, ob aus Ueberraſchung oder weil er es ungern hatte, daß die Stubenmagd ſo nahe bei ihm geſeſſen, wiſſen wir nicht; raſch ſtund er aber auf und ſprach: Gottwilche Baſe! biſt du auch da? was bringt dich Guts dahin? Anne Mareili merkte Resli und ſagte: Bis mir auch Gottwilche! ich bin auf dem Wege geweſen zu euch, und jetzt kann ich dir die Sache verrichten; es iſt mir anſtändig, ſo kann ich zu rechter Zeit wieder heim ſein. Es iſt bei ſolchem Wetter nicht luſtig auf der Straße ſein, aber d'Sach hat preſſirt. Resli ſagte: Komm hock und thue Beſcheid; ich hätte dich bald nicht gekannt. Das war wirklich auch faſt kein Wunder, denn Anne Mareili war nicht geputzt, ſondern mehr verkleidet, hatte ein dünn kurz Kitteli, einen halbleinenen Tſchopen, ein halbreiſtenes Hemde an, eine Roßhaarkappe auf dem Kopf, war mehr angezogen wie eine mittelmäßige Jumpfere und nicht wie eine reiche Bauerntochter, und doch war es auch recht hübſch und ſo ſtattlich, daß man da auch wieder ſah, daß

nicht immer die Kleider es sind, welche die Leute machen. Die Stubenjumpfere sagte, sie werden d'Sach wohl zusammen wollen, und wenn sie es begehrten, so wolle sie dieselbe ihnen in ein oberes Stübli tragen, es seien weniger Fliegen dort, und wenn man mit einander zu reden habe, so sei man das alleine. Nit daß sie jemand hier stören würde, so an einem Orte sei sie nie gewesen, wo weniger Leute kämen, längs Stück niemand als der Mühlekarrer und der Chemifeger, nicht einmal Bettler. Von wegen je böser eine Stubenmagd über die Frau Wirthin ist, desto zärtlicher wird sie in der Regel gegen die Gäste, und warum sollte sie nicht? zieht es doch zum Herzen das Herz, und wenn die Frau Wirthin das Herz der Stubenmagd nicht will, warum sollte diese dasselbe nicht den Gästen austheilen dürfen?

Das Stübchen war klein, das Tischenruhbett eingesessen, der Tisch wackelte; es hatte nicht die fernste Aehnlichkeit mit irgend einem Prunkgemach, aber doch kam es Resli und Anne Mareili wunderbar schön vor, und als sie neben einander auf dem Ruhbett saßen, fanden sie anfänglich keine Worte. Alles was sie einander zu sagen hatten in der kurz ihnen zugemessenen Frist, hatte sich aufgestaucht vor dem engen Durchpaß; eins klemmte das andere ein, bis endlich Resli die Masse zu lösen begann mit der Bemerkung: Ich habe geglaubt, du wollest nicht kommen, ich müsse unverrichteter Sache wieder heim.

Es ist ein Wunder, daß ich da bin, sagte Anne Mareili; ich habe lange nicht gewußt wie machen, und als ich einmal es gewußt, da hat es etwas gegolten, bis ich los geworden.

Hast du denn nicht im Sinne gehabt zu kommen? Hast du Muth gehabt mich zu sprengen und umsonst warten zu lassen? sagte Resli. Zürn nicht, sagte Anne Mareili, aber wenn das nicht so gegangen wäre wie der Blitz, so hätte ich es dir gleich damals abgesagt. Begehrst du dann nichts von

mir oder mich nur zum Besten zu halten? Hab ich mich dann geirrt, wenn es mich dünkte, es sei dir fast wie mir und ich sei dir auch öppe e weneli werth?

Da that Anne Mareili einen Blick auf Resli; das Wasser schoß ihm in die Augen, dann sagte es langsam: Du weißt drum nicht, wie ich es habe. Mein Brauch ists nicht, öppe im Lande herum zu fahren, bald hier hin, bald dort hin; das ist das erste Mal, daß ich Einem an einen Ort hingegangen bin. Und wenn ich schon wollte, man ließe mich nicht. Wir haben immer zu werchen mehr als genug, und dann ist's Uese auch, daß es nach ihrem Kopfe gehe und nichts dazwischen komme. Und da ist's mir lang gewesen, was es doch nütze zu kommen. Nichts, als mir das Herz noch schwerer zu machen, als es schon ist; und d's Beste wär, ich schlüge alles aus dem Kopf und ließ es sein, als wüßte ich nichts von dir.

Das wäre schön von dir gewesen, und darauf hätte ich dir nicht viel gehabt; dann hätt's mih dücht, es sei kein Meitschi mehr einen Kreuzer werth, und was du von deinen Alten sagst, wird doch nicht eine Sache sein, die nicht zu ändern wäre, sagte Resli. S'wird wohl. Aber eben deßwegen het's mih dücht, ich möchte dich noch einmal sehen und dir sagen, du sollest es doch recht nicht an mir zürnen, daß meine Eltern es dir so wüst gemacht haben und dich fort gelassen, wo du ja kaum bei dir selbst gewesen bist und d's Nyten nicht hast erleiden mögen. Aber es ist ihnen eben gewesen, daß es d'r Kellersoggi, den ich nehmen soll, nicht vernehme und daß wir nicht etwa viel mit einander reden und es ihnen dann etwa eine Störung gebe in ihr Eing'richt. Von wegen, wo der Vater durch will, da muß es durch, kost's was es wolle und gehe es übel oder nicht. Da het's mih dücht, das möchte ich dir noch sagen, daß du nur nicht zürnest und mit mir dich nicht plagest. d'Sach trag doch nichts ab. Aber einist wäre

ich doch noch gerne bei dir gewesen, darum bin ich gekommen, vielleicht sehen wir uns dann unser Lebtag nicht wieder.

Das wär, sagte Resli, söoli übel wird es doch nicht stehen; haben wir doch nicht z'ernstem probirt; so leicht setz ich von einer Sache nicht ab, darauf kömmt es nur an, daß du willst und mich begehrest. Dann möchte ich doch sehen, ob man dich zum Alten zwängen kann und dich mir nicht lassen muß. Aber eben darauf kömmt es jetzt an. Was meinst?

Das werde ich dir öppe nicht z'längem sagen müssen, sagte Anne Mareili; wenn du mir nicht lieb wärest, so wäre ich nicht da; keinem Menschen auf der Erde wäre ich hieher gekommen und hätte ihm z'lieb so wüst gethan und gelogen. Hätte ich gesagt, ich käme deinetwegen, so wäre keine Rede gewesen, daß sie mich hätten kommen lassen; da habe ich z'Wort g'habt, ich wolle z'Gutjahr trage. Ich habe ein Gevatterkind nicht weit da weg, und das ist letztes Neujahr nicht gekommen, wie sie es sonst im Brauch haben. Sie meinten, nache z'laufe mangle es sich nicht, das Jahr sei bald um, am nächsten Neujahr werde es schon kommen, da könne man es ihm für zwei Jahre zusammen geben. Und gäb was ich gesagt habe, sie sind dabei geblieben. Und wenn's schön Wetter gewesen wäre, daß das Werchen draußen recht gegangen wäre, so wäre keine Rede davon gewesen, daß ich hätte kommen können. Der Vater ist gar mißtreu, und wenn er d'Sach nicht auf der Hand hat, so trauet er nichts. Da habe ich bei der Mutter pläret und ihr gesagt, es sei doch schrecklich, wenn ich den haben müßte, so wüßte ich wohl, wie ich es bekäme; keinen Tag könnte ich mehr fort, und jetzt, wo ich noch daheim sei, gönne man mir nicht einmal einen Tag für fort; so hätt's doch keine Dumpfere. Aber wenn man so wüst gegen mich sein wolle, so solle man nur sehen, gut komme das nicht, ich wolle es ihnen vorher sagen. Das ist der Mutter z'Herze gange, von wege, wenn der Vater nicht wäre, öppe so bös gegen uns wäre sie nicht, sie wüßte noch, was Erbarmen ist.

Sie hat mit dem Vater geredet und mir darauf gesagt: Sage öppe nicht mehr viel und gehe, aber mache nichts Ungeschicktes, g'hörst, wenn ich etwas vernehmen müßte, es weiß kein Mensch, wie es ginge! Jetzt ist's mir aber doch himmelangst und es düecht mich, wenn ich nur schon wieder daheim wär.

Du hast dann nicht Freud bei mir? frug Resli.

O plag mich nicht und frag nicht so, sagte das Meitschi, allem an weißt du nicht, wie es Einem ist, wenn man alle Augenblick fürchten muß, es sehe Einen jemand, der Einen kenne und verrathe, und wenn man immer denken muß, was machen sie für Augen, wenn ich heim komme, was sagen sie mir, wie wüst werden sie mit mir thun, wenn man das vorstehends hat und denken muß, das ist der letzte Tag, wo ich hätte Freude haben können, und kann's nicht einmal, weil mit dem Tag auch ein Elend näher kömmt, das ärger ist, als das Grab. Du weißt nicht, wie es Einem da ist.

Wohl, sagte Resli, das ist z'denke. Oeppe ganz am besten ist es mir auch nicht immer gewesen, und auch schon ist's mir im Kopf gewesen, daß ich mich dessen, was außer mir gegangen, nichts geachtet, und daß ich hätte plären mögen, wenn die Sonne am schönsten geschienen. Wohl, das begreife ich. Du hättest also nichts gegen mich und begehrtest mich zu heirathen, wenn's nur an dir wäre?

Rede mir nicht davon, sagte Anne Mareili, es macht mir das Herz nur schwerer, ohnehin wenn ich dich ansehe, so muß ich immer an den Kellerjoggi denken mit seinen Augen, die immer tropfen wie ein alter Weinhahne, und wenn ich an ihn denke, so chunt mih d's Briegge a.

Lybsthalbe gefiel ich dir also besser, als der alte Unflath? frug Resli.

Gang m'r, sagte Anne Mareili, selligs z'frage!

Aber wenn d'r Alt my Lyb hätt, so wär's d'r recht?

Wenn ich gewußt hätte, sagte Anne Mareili, daß du nur daran Freude hättest, mich zu plagen, so wäre ich nicht

gekommen und hätteſt mir noch zehn Mal B'ſcheid machen laſſen. Nein wäger, es iſt mir nicht nur lybsthalb, daß mir Kellerjoggi z'wider iſt. Ich weiß nicht, aber es düecht mich manchmal, ich könnte mich in alles ſchicken, wenn er nicht ſo wüſt gegen alle Menſchen wäre und alle Laſter an ſich hätte. O es iſt ein ſchreckliches Dabeiſein, wenn man immer das denken muß, es v'rfluchen Einen alle Leute und kein Menſch bete für Einen, und Einem dabei die Hände gebunden ſind, daß man auf keinen Weg öppe gut machen kann. Daver gruſet es mir am meiſten, denn ich weiß wohl, das kann ich nicht ſo in der Geduld annehmen, ſondern ich ertaube auch, und was ich dann anfange, weiß Gott! Und deretwege habt ihr ein gutes Lob, wie ich vernommen, und rechtſchaffen geht es bei euch zu; da könnte man Guts lernen, und ich mangelte das ſo übel, ich g'ſpür's wohl, wie nöthig ich es hätte. Und deretwege, ich will es aufrichtig ſagen, habe ich mehr als lybsthalb an dich g'ſinnet; 's düecht mich immer, wenn es Gott ſo gut mit Einem meinte, als es heißt, er ſollte Einem nicht ſo dem Teufel laſſen vor die Füße werfen, wo man doch deutlich weiß, daß es der Hölle zu geht.

He, ſagte Resli, der liebe Gott wehrt ſich nicht für dich, du mußt dich wehren. Aber wer weiß, wenn es dir mit deinen Reden recht Ernſt iſt, ſo könnteſt du vielleicht auch ſinnen, der liebe Gott hätte uns zuſammengeführt ſo ung'ſinnet, daß du dich an mir halten und ich für dich in den Riß ſtehen, mich für dich wehren könnte.

Was meinſt wegem Ernſt? fragte Anne Mareili, was ſoll mir Ernſt ſein? — Ich meine ſo wegen der Seele und von wegen dem lieben Gott. Es iſt nicht, daß ich meine, es ſei dir nicht Ernſt, aber es iſt mir ſchon manchmal ſo gegangen, daß ich habe den lieben Gott hineinſtoßen wollen, wo doch die Sache an mir lag, und daß ich die Seele füreg'ſtoße ha, wo es mir doch nur um etwas Leibliches war. Ich habe nur gemeint, wenn es dir recht um die Seligkeit wäre, ſo würdeſt

du das den Eltern vorgestellt haben, und wenn ein guter Blutstropf in ihnen wäre, so könnten sie ja kein Wort mehr sagen. Ich will nicht sagen, daß wir die Besten sind, und es ist manchmal strub genug gegangen bei uns, doch so Gott will, ist's v'rwerchet. Aber auch wo es am trübsten ausgesehen, so hätt's wohl Lärm geben können wegem Geld, aber wo eins gesagt hätte, d'Sach wär ihm vor der Seligkeit und es wollte nicht schuld sein daran, so hätte kein Mensch mehr ein Wort gesagt, nit d'Mutter, nit d'r Vater.

So ist es drum nicht bei uns, sagte Anne Mareili, es ist mir leid, daß ich es sagen muß, und semand anderem sagte ich es nicht. Da könnte ich lange sagen, nur auslachen würde man mich und sagen: Du Löhl, was fragst doch dem darnach! Wenn er macht, was er will, so mach du, was du kannst; d'Hauptsach ist, daß du einen reichen Mann kriegst und daß er dir die Sache läßt verschreiben, dem Andern allem hast du nichts nachzufragen. Ach, sie meinen, mit dem Gelde hätte man alles, an diesem klebe alle Herrlichkeit, wie an einem klebrigen Stecken der Staub. Darum fragen sie allem nichts nach, als dem Gelde alleine, und mich geben sie dar, wie man arme Würmer an die Angel steckt, wenn man Fische fangen will. Ich bin ihnen niemere; sie denken nicht an meinen Leib, nicht an meine Seele, nicht an meine Lebtig, nicht an meine Ewigkeit, sondern an nichts, als an das Geld, das sie mit mir fangen wollen, und was ich sage und wie ich bitte, sie achten sich dessen gerade so viel, als der Fischer sich achtet, wie der Wurm zappelt, den er an die Angel steckt.

Das ist bös, sagte Resli, aber sie werden doch auch eine Religion haben?

Ich glaube es, sagte Anne Mareili, sie werden; unterwiesen sind sie worden wie üblich, aber viel davon habe ich nicht gemerkt; ich sag's mit Leid. Du glaubst nicht, wie es mir manchmal Angst wird unter unserem Strohdach, wo man den ganzen Tag flucht, selten ein Gebet verrichtet wird, wo

über Tisch geredet wird, daß Einen düecht, es sollte den Wänden übel werden, und selten ein Mensch zum Nachtmahl geht. Wenn's donnert, oder wenn ich Nachts denken muß, wie leicht ein Funke nebenaus fallen und wir alle verbrennen könnten, ehe nur jemand das Feuer merkte, und die Hölle so uns anginge schon bei Lebenszeit, dann wird's mir so angst, daß ich kein Aug voll schlafen kann, daß ich im Hause herum gehen muß, zu sehen, ob nicht irgendwo noch Feuer ist, und wenn ich nichts finde und mich niederlege, so dünkt es mich, ich rieche Rauch, muß von neuem auf und der Morgen kömmt, ehe ich mir trauen darf im Bette. Und meine Furcht darf ich nicht merken lassen, sie lachen mich sonst aus, halten mir vor, ich sehe mich nach Kiltern um, und wenn ich sonst etwa sage, man solle doch öppe auch denken, daß Einer ob uns sei; und es wäre gut, wenn man auch etwas mehr daran sinnete und darum thäte, so sagt man mir, ich solle nur zu mir sehen und so dumms werde ich doch nicht sein, alles zu glauben, was der Pfaff sage, und zu meinen, alles sei wahr, was geschrieben stehe. Da wäre ich ja ein Äff und dere seien heutzutage nicht mehr viel, sie seien rar. Da gruset es mir manchmal dabei zu sein, du glaubst nicht wie, und ich habe den lieben Gott schon manchmal gebeten, er solle mir da weg helfen, und jetzt will er mir dazu helfen, aber wie? noch an ein viel ärger Ort.

Nit, nit, sagte Resli, versündige dich nicht; der liebe Gott läßt sich nicht so mustern und den Marsch machen wie ein anderer Mensch, und wenn mẽn selbst das Rechte breicht, so ist das, was er Einem schickt, immer gut, aber eben aufs Breichen kömmt es an.

Ich kann weiß Gott nicht helfen, sagte Anne Mareili, aber denk doch nur, wie es Einem sein muß, so in aller Himmelsangst, das Elend vor sich und ein Tag nach dem andern bringt es näher, und hinten eine Wand und Nebenwände, oben der Himmel vermacht und nirgends eine Hand, die auf-

bricht, daß man fliehen, dem Elend entrinnen kann. Denke, wenn man selig sterben möchte, und bei lebendigem Leibe schon wird man dem Satan zugeworfen; denk, wie wäre dir, und wüßtest du immer, was du redest?

Wenn's dir so ist, sagte Resli, und es wird, so kummere nicht, dir muß geholfen werden; wir sind ja nicht mehr Heiden, und es würde mich doch wunder nehmen, ob es unter Christen ärger zugehen sollte, als zur Zeit, wo man dem Moloch opferte. Lieb sei es ihm vom ersten Augenblick an gewesen, wo er es gesehen, aber seit er seine Eltern und ihr Haus gesehen, hätte er allerdings Kummer gehabt. Es hätte ihn düecht, seine Leute seien wohl rauh und frügen nur nach dem Zeitlichen, und das bringe den Frieden nicht und mache das Glück nicht aus, sie hätten es erfahren. Nun sei es ihm schwer gewesen, es sei auch so und hätte seiner Leute Art. Wenn man sich aber in diesen Dingen nicht verstünde, so hätte es gefehlt, und wenn man sich dem lieben Gott nicht unterziehen könne, wie wollte sich dann ein Mensch dem andern unterziehen? Und er wollte es gerade heraus sagen, er hätte sich gescheut, seinen Leuten einen Menschen ins Haus zu bringen, der das Beten nicht verstünde und kein Begehren hätte, ein Christ zu sein und nach dem Friede z'trachte. Er wüßte, ein Söhnisweib hätte es öppe nicht bös bei ihnen, aber daß seine Leute es um des Söhnisweib willen bös hätten, das hätte er auch nicht mögen. Aber jetzt sei er guten Muths und es solle es auch sein, d'Sach werde doch öppe wohl zu machen sein.

Ach! sagte Anne Mareili, wenn ich einmal in einem solchen Hause leben könnte, wo ich nicht alle Nächte Furcht haben muß und öppe d'r Tag düre Friede, es düechte mih, ich wäre im Himmel, wenn man dann auch schon nicht so reich wäre dazu. Aber setz ab, das giebt es nun einmal nicht. Der Vater will's, und wenn der einmal etwas gewollt, so hat er noch nie abgesetzt. Wehren kann ich mich noch ein Stück und wüstthun, aber was hilft's, am Ende muß es doch sein.

Hör, sagte Resli, willst du mir versprechen und treu sein, so nehmte es mich doch wunder, ob nichts zu machen wäre; aber auf dich kömmt alles an; wenn du nicht standhaft bist, so ist d' Sach verspielt. Willst du, so gieb mir die Hand und sage: Ja in Gottes Namen!

Anne Mareili ward roth und blaß, Thränen stürzten ihm über die Wangen; es hob langsam die Hand, legte sie in Resli's, dann sagte es langsam: Ja in Gottes Namen! und in heftigem Weinen lehnte es sich an Resli's Schulter.

Stille drückte Resli die Hand, welche in seiner lag, und stille war es lange: es war, als beteten beide leise, als flöge in leisem Flügelschlage ein Engel zu den Verlobten, zu empfangen und emporzutragen, was in ihrem Herzen lebte und bebte. Resli zog seine Uhr hervor und sagte: Nimm sie als Ehepfand. Ich weiß, für uns ist es nicht nöthig, aber es freut mich, wenn ich denken kann, du habest etwas von mir, und wenn du sie schlagen hörst, denkst du an mich, und glaube nur, so oft es schlägt in der Uhr, so oft schlägt es mir im Herzen für dich.

Anne Mareili betrachtete die stattliche schwere silberne Uhr mit den erhöhten Zahlen und der schweren silbernen Kette und sagte: Ich behielte sie gerne, sie freute mich, aber ich darf doch nicht; ich darf sie nicht aufziehen, ich könnte sie auch nirgends bergen, daß ich nicht fürchten müßte, man könnte mir darüber kommen, Vater oder Mutter sie finden. Nimm sie wieder, und wenn ich dich recht verstanden habe, so braucht es zwischen uns eigentlich kein Ehepfand. Aber etwas hätte ich gerne von dir, nicht wegen der Sach, sondern weil es von dir ist, und damit ich es, wenn ich alleine bin, hervorziehen kann und g'schauen und denken, das ist von ihm; was macht er wohl, was denkt er ächt? Was soll ich dir wohl geben? sagte Resli, hätte ich daran gesinnet, so hätte ich einen Ring gebracht oder ein Ketteli, aber jetzt habe ich hell nichts bei mir. Ring oder Kette, sagte Anne Mareili, dürfte ich ja auch nicht nehmen; es wäre das Gleiche wie mit der Uhr, aber gieb mir ein Geldstück,

was für eins du willst, und ich will dir auch eins geben; das achtet niemand, und wenn wir die ansehen, so können wir dabei an einander sinnen, so gut, als wenn es eine Uhr oder weiß kein Mensch was wäre. Sie zogen ihr Geld hervor, erlasen dasselbe und Resli las einen treuen, ehrenfesten alten Bernzwanziger mit einem wackeren Schweizermann darauf aus, Anne Mareili aber ein neu Guldenstück. Diese Stücke verwechselten sie nicht, erachteten sie, mit den Fünffrankenstücken könnte man sich verirren, und doch käme niemand in Sinn, daß sie was zu bedeuten hätten, wenn man ihnen das Geld erlesen würde.

Resli steckte sein Guldenstück apart ins Leiblitäschli, Anne Mareili behielt es in der Hand; aber beiden ward erst jetzt so recht behaglich und traulich im Stübchen und so recht offen ums Gemüth. Es war ihnen, als könnten und müßten sie einander alles sagen, was sie auf dem Herzen hätten und was sie in Lieb und Leid gesinnet. Anne Mareili erzählte, wie es ihm gewesen, als es mit dem Vater fortgefahren und nicht hätte vernehmen können, woher Resli sei. Mit mehr als hundert Burschen hätte es schon getanzt, aber mit keinem sei es ihm so gegangen; da hätte es ihm schon während dem Tanzen immer getönt, den oder keinen, und als er nun verschwunden, sei es ihm gewesen, als gehe der Himmel zu. Lange hätte es nicht mehr lachen mögen und nichts als stunen und sinnen; die Mutter hätte es manchmal auseinander genommen und gemeint, es sei etwas Verdächtiges, aber was hätte es ihr sagen sollen? Nirgends hätte es ihn mehr antreffen können und alle Sonntag hätte es denken müssen, läßt er öppe heut verkünden, und wenn es am Freitag zusammengeläutet, so hätte es sich fast nicht des Weinens erwehren mögen, es hätte immer denken müssen, läuten sie ihm wohl heute z'Kilche? Aber erst als man ihn's mit dem Kellerjoggi zu plagen angefangen, hätte es recht an ihn sinnen müssen, und kein Morgen sei ihm aufge-

gegangen, wo ihm nicht vorgekommen sei, als hätte es ihn des Nachts im Traume gesehen.

Aber du, frug Anne Mareili, hast du gewußt, wer ich war? Da ward Resli roth und sagte, es solle ihm recht nicht zürnen, er wolle ihm Punktum die Wahrheit sagen. Aber Anne Mareili ward roth, fast böse und sagte, es möge nicht hören von einer Liebe, die ein Jahr daure, und man wisse, wo das Meitschi sei, und thue keinen Wank, um zu ihm zu kommen, es hätte ihn aufrichtiger geglaubt und wisse jetzt, woran es sei. Mit großer Mühe kam Resli zur Rede und bat, es möchte doch nicht so aufbrennen; wenn es ihn gehört, so werde es zufrieden sein. Er erzählte nun Punktum, wie es zu Hause gestanden, wie die Mutter ihn nicht habe anhören wollen, wie er allen Muth verloren, und b'sunderbar, als er nachgefragt und vernommen, wie reich sie seien, und daß ihr Vater apart auf reiche Tochtermänner hielte und daß diese von ihren Eltern alles alleine erbten. Aber wie wunderbar es nun gegangen sei, daß am selben Tage, wo sie daheim so recht sich versöhnt für immerdar und er Eltern und Geschwister sein Herz eröffnet, wie er an einem Meitschi hange, aber nicht Muth gehabt wegen ihrem Streit und wegen deren Reichthum und sie ihm zugeredet, er solle daran hin und ihm alles Liebs und Guts versprochen, es gestürmt und das Feuer so seltsam und ungesinnet sie zusammengebracht hätte. Er müsse glauben, das sei nicht von ungefähr gewesen, darum habe er auch Muth zum Glauben, es komme alles gut; denn wenn sie nicht zusammen kämen, so wüßte er doch nicht, warum alles so gegangen wäre. Anne Mareili hatte Mühe, sich darein zu finden, daß Resli gewußt, wer es wäre und doch so lange bei ihm sich nicht gekündet; wenn es ein Bub gewesen wäre, das hätte es nicht über's Herz bringen können, sagte es. Jetzt könne es es begreifen und es wolle ihm verzogen haben; aber so recht lieb müsse er ihn's haben, lieber als alles in der Welt, gerade auch so wie es ihn lieb haben wolle, sonst hätte es den Muth nicht,

ſo recht ſich zu wehren. Aber, daß ich doch frage, wie muß die Sache gehen, und was willſt du jetzt vornehmen?

Guter Rath war da theuer, und um ſo mehr, da Anne Mareili meinte, es ſei kein Zögern, kein Aufſchieben, weil Kellerjoggi ſich jüngſt nachgiebiger gezeigt und dem Vater verheißen, wenn er nur verfünden laſſen wolle, ſo wolle er mit dem Verſchreiben ſich auch nicht eigelig machen, ſondern ſich öppe nachelah, daß man zufrieden ſein könne. Ein langes Unterholzen war da nicht thunlich, es mußte raſch zu Werke geſchritten werden, und da ſchien es endlich Resli am männlichſten und am beſten, wenn er geradezu ſelbſt käme und dem Dorngrütbauer die Tochter abforderte; dann aber müßte Anne Mareili zu ihm ſtehen und bekennen, ſie ſeien einig und es wolle keinen Andern. Anne Mareili hätte es beſſer gefallen, wenn der Vater gekommen wäre, es hätte ſich beſſer im Hintergrunde halten können; es wäre der Sache nicht ſo geradezu auf den Leib gegangen geweſen, hätte nicht geheißen, Vogel friß oder ſtirb. Mädchen ſcheuen dieſes Geradeaus, kommen lieber hintenum zur Sache oder ſo bei Längem, ſüferli wie eine Katze zur Maus; ſo geht es freilich oft leichter, aber es iſt doch nicht jedes Mannes Sache, und auch oft kömmt man vor lauter Umwegen nicht zur Sache.

Dann kam es natürlich aus, wo es geweſen, und darauf konnte es zählen, daß es, ſo lange es noch daheim war, kein gut Wort mehr bekam. Wenn es ſein müſſe, ſagte Anne Mareili, ſo wolle es ſich in Gottes Namen darein ſchicken ihm zu lieb, wenn er ihm ſchon ein ganzes Jahr nicht nachgefragt hätte. Aber es ſehe voraus, es gehe nicht, und dann noch einmal etwas zu verſuchen, werde bös ſein, es werde ſo wohl der Kübel auf einmal ausgeleert werden. Jedenfalls ſolle er nicht böſe werden, manierlich bleiben, man möge ihm ſagen was man wolle, damit man keinen Grund hätte, ihm ein für alle Mal das Haus zu verbieten. Es ſchlottere aber ſchon,

wenn es daran denke, und er solle ihm doch recht nicht zürnen, wenn es sich erst zeige, wann es müsse.

Resli hatte immer größere Freude an dem Mädchen, je mehr er es ansah; es war trotz seiner geringen Kleidung so sauber und nett, redete so gesetzt, manierlich und doch ohne Zimpferlichkeit, sondern in aller Aufrichtigkeit. Es aß und trank ohne Ziererei, so viel es nöthig hatte, aber dabei so säuberlich und appetitlich, daß man selbst Appetit bekam darob. Es sagte nicht: Ih mah nit Krut, ih ha daheim o; es streckte die Finger, namentlich die kleinen, nicht nach allen vier Winden aus, nahm eben so wenig das Fleisch in die ganze Hand, fuhr auch nicht so große Stücke Kuchen ein, daß es das Gesicht über und über mit Brosmen bepflasterte, es machte alles so nett ab, gnagte sogar Beine mit Manier, was viel heißt. Resli hätte ihn's den ganzen Tag mögen essen sehen, während man Andere nur einmal hinter einen Tisch zu setzen braucht, um sie sich erleiden zu lassen; es schien ihm immer mehr, es hätte etwas von seiner Mutter und er konnte doch nicht sagen, was, es war nicht hier, es war nicht dort, es war in der ganzen Art. Es ward ihm immer auffallender, wie das Meitschi in diesem Hause so werden konnte. Wie die Spanier fast alle dunkel sind, die Engländer aber blaß und blond, in der Jugend wenigstens jeder seine Landesfarbe im Gesichte trägt, so hat hinwiederum jeder Mensch seine Hausfarbe, und alle Glieder des Hauses sind mehr oder weniger damit angelaufen. Man sieht z. B. Familien, in welchen alle Kinder und Kindeskinder, ja bis ins siebente Glied hinaus, Schmutzgüggel bleiben, sich nie waschen, als wenn sie müssen, und nie mehr als was zunächst vor die Leute kömmt, welche daher ordentlich sprüchwörtlich werden. Nun aber schien es ihm so gar nichts zu haben von seinen Leuten und der Hausfarbe oder dem Hausgeruch (denn manchmal ist's eben ein Geruch), weder innerlich noch äußerlich, daß er fragen mußte, ob es denn immer daheim gewesen. Da vernahm er, daß es in seiner Jugend lange

bei einer Großmutter gewesen, einer gar lieben aber seltsamen Frau, aber es hätte sie geliebt, daß es ihn's gedünket, es möchte, als sie starb, mit ihr in's Grab. Lange hätte es daheim sich nicht gewöhnen können, und es sei ihm immer gewesen, man hätte es nicht so lieb wie die andern, und alles sei nicht recht, was es mache. Als seine Schwestern fortgekommen, habe es gebessert, und die Mutter hätte noch manchmal auf ihn's gehört, aber dem Vater sei es nie recht gewesen, bis jetzt, wo er mit ihm einen Handel machen könne. Er sei schon böse über ihn's geworden, ehe es auf der Welt gewesen, und dessen, daß es darauf gekommen, vermöge es sich doch nichts.

Wie doch so ein Tag verrinnt, und was das für ein Unterschied ist zwischen so einem Tage, wo man zum ersten Male mit seinem Liebchen ungestört unter vier Augen sitzt, und zwischen einer langen Krankennacht, wo man alleine mit seinem Schmerz auf seinem Lager liegt. Wie langsam die Zeit dahin rinnt, jede Sekunde wie ein langsamer Blutstropfe vom Körper, langsam tropft von der Uhr weg in's Meer der abgelaufenen Sekunden und in endlose Weiten die Stunden sich dehnen, Sandwüsten gleich, wo kein Schatten ist, keine Ruhe, nichts als schwere Pein und unendliche Weiten. Und wenn es endlich Mitternacht schlägt, eine Ewigkeit vergangen scheint, aber unsere Pein nicht abnimmt, denn eine neue Ewigkeit reiht sich an die vergangene Ewigkeit, schwarze trostlose Stunden sind es, die wiederum vor uns liegen, ohne Schatten, ohne Ruhe, sechzig mal sechzig Sekunden müssen langsam abtropfen, ehe eine vorüber ist, und manche muß vorüber gehen, ehe ein junger Morgen scheinet und über was denn eigentlich? über unsere alte Pein. Aber was die Sonne bescheinet, das wird erträglicher, milder, lieblicher, selbst der Menschen Pein.

Wie aber die Zeit von dannen rennt, Stunden schwinden, aus dem Morgen Abend wird, wo in Liebe zwei Herzen offen liegen, die Liebe in den Augen liest, die Ohren voll süßer Töne sind und ungehemmt der Liebe Rede über die Zunge quillt.

Wohl redet die Liebe verschieden, redet in herrlichen Worten, die dem Hauche der Geister gleichen, nicht eigentliche Worte sind, nicht Leib haben, sondern fast klingen wie Kinderlispeln oder unaussprechliches Seufzen; aber sie redet auch recht derbe, zieht ein rauhes Kleid an, wirft Worte aus, die Feldsteinen gleichen oder gar Felsenstücken, wie aus dem Schoose eines feuerspeienden Berges auch allerlei kömmt, eine glühende Feuersäule, schwarzer Rauch, schwere Steine, flüssige Lava, und doch der gleiche Schoos es ist, der sie gebiert, die gleiche Kraft, die sie auswirft.

So war es Resli und Anne Mareili Abend geworden, sie wußten nicht wie, und Anne Mareili begann zu pressiren und Resli es zu verweilen, bis es endlich doch sein mußte. Scheiden und meiden thut weh, heißt's, das erfuhren sie, und besonders dann, wenn man voraus weiß, daß das nächste Treffen ein schweres ist und dessen Ausgang möglicherweise ein unglücklicher. Gern hätte Resli sein Meitschi begleitet, aber es sagte es ihm ab. Die Felder hätten Augen, die Wälder Ohren und wenn etwas Böses anzustellen sei, so führe der Teufel ungesinnet Leute in den Weg, die man hundert Stund weit weg geglaubt. So schieden sie beim Hause, nachdem das Stubenmeitli ihnen glückliche Reise gewünscht und manchmal geheißen hatte, wieder zu kommen, und wenn sie was zu verrichten hätten und es b'hülflich sein könne, so solle man es nur sagen. Resli wußte es, wie ein Fünfbätzler fünfzigfältige und ein gut Wort hundertfältige Früchte tragen kann, bei einem Stubenmeitli nämlich, bei Stallknechten ist es umgekehrt, darum kargte er mit beiden nie, war aber auch mit keinem von beiden verschwenderisch, darum ward er allenthalben gerne gesehen und doch nirgends zum Besten gehalten.

Anne Mareili hatte einen schweren Heimgang, denn wenn der Geliebte von seiner Seite weicht, so kömmt das Mädchen gewöhnlich das Zagen an, selbst in geebneten Ver-

hältniſſen, geſchweige denn, wenn Unholde drohen und Klüfte gähnen.

Wer iſt wohl, der nicht ſchon von der Teufelsbrücke gehört hat und von dem finſtern Loch jenſeits, und wie jenſeits des Loches ein wunderbar friedlich Gelände ſei, wo ſanft die Waſſer fließen, ſonnig die Wieſen glänzen, hell der Kühe Glocken läuten, fruchtbar die Berge zu Thale laufen, freundliche Menſchen wohnen bei gutem Käſe und herrlichen Fiſchen? Aber wer diesſeits der Teufelsbrücke ſteht, in wildem Felſenthale, eingeklemmt zwiſchen nackter Fluh, die gen Himmel ſtrebt, zu ſeinen Füßen donnernd die wilde Reuß in ſchäumendem Zorne, hinter ihm kommen ſchäumende Wetter gezogen und Noth und Sehnen treibt ihn nach dem Thale des Friedens, auf ebner Bahn und weichem Raſen die müden Glieder zu ſonnen, aber vor ihm fehlt die Brücke, gähnt die Kluft, und höher und höher ſpritzt der wilde Fluß ſeine gierigen Wellen und ungeſtümer drängen die Gewitter ſich nach und oben geht die Sonne vorüber, ihre Strahlen verglimmen an der Felswand, und Nacht wird es über dem Graus: der mag ſich denken, wie es in Anne Mareili's Seele war. Es hatte einen Blick gethan in der Ehe ſelige Gelände, wo des Gemüthes Wogen friedlich rauſchen, des Friedens Sonne ſcheinet, im Schweiſſen des Herrn Segen iſt, der Liebe Läuten jede Stunde zum Sonntag macht, das Leben zum Sabbath des Herrn weiht; aber vor ſeinen Füßen gähnt der Abgrund, und aus dem Abgrund empor ſtreckt ein Unhold nach ihm ſeine Arme, über den Abgrund fehlt die Brücke, hinter ihm drängen die Wetter. Der elterliche Wille wäre die Brücke, dann ein Schritt, es wäre drüben über ſeinen Jordan, ſtände im Lande Kanaan, dem gelobten, dem erſehnten. Aber dieſer Wille iſt keine Brücke, hat vielmehr ins harte Wetter ſich gewandelt, das ihns tückiſch zum Abgrund drängt, aus dem empor des Kellerjoggi's verführerete Augen näher und näher zwitzeren. Kann es aber nun etwas Gräßlicheres geben, als wenn in tückiſche Kobolde

die Eltern ſich wandeln, welche auf der gefährlichen Lebensfahrt neckiſch und teufliſch ihre eigenen Kinder locken und drängen in Schlünde und Gründe, in denen die Hölle ihre Eingänge hat. Ein einzig freundlich Wort, der Ausgang aus der Gefahr, der Eingang in's ſichere Land wäre gefunden. Und wie muß ſo einem Kinde ſein, wenn es klar ſeine Lage erkannt hat, das heilige Land, den ſchwarzen Abgrund, und es geht heim zu den Eltern, die mit einem Worte ihm erſchließen könnten ſeine Herrlichkeit, und es weiß, ſie wollen nicht, und es weiß, es liegt in ihrem Sinne, daß es ſich opfere dem Moloch, der aus dem Abgrunde die Arme reckt. Das kann man ſich wohl denken, wie es dem armen Kinde ſein muß, und wenn es weinen muß, ſo recht des Herzens Grundwaſſer aus den Augen quellen, wer will es tadeln, wer will ihm ſagen: Schwyz ume, ſchwyz ume, das macht nüt, häb o Verſtang. Aber wie es Eltern geben kann, die mit einem Wörtlein ihre eigenen Kinder mit Leib und Seele retten können und thun es nicht, das kömmt Vielen unerhört und unbegreiflich vor, und doch iſt dies nicht nur ſehr faßlich, ſondern ſogar handgreiflich, alle Tage zu ſehen.

Man hört noch hie und da vom alten grauen Heidenthume, hört mit Schaudern, wie man Kinder geopfert, erwachſene Töchter, halbgroße Söhne, Sklaven zu Hunderten, ja, wie von einem indiſchen Götterwagen noch dato alljährlich Hunderte Gott zu Ehren zermalmt würden, und wer das hört, macht, wenn er katholiſch iſt, ein Kreuz, und Reformirte fröſtelet es einfach, und Alle ſagen: Gottlob ſind dieſe Zeiten vorbei und rollt der indiſche Wagen nicht auf unſern Wegen. Und doch iſt das Heidenthum mitten unter uns und Menſchenopfer ſind gäng und gäb, und der gräuliche zermalmende Wagen des Gottes Unverſtand rollt alle Tage über Tauſende, nicht über Hunderte bloß.

Schon ſo oft iſt es ausgeſprochen worden, daß, ſobald der Menſch einen Götzen habe, er demſelben alles opfere, was

er hat, und je klarer dieſe Wahrheit iſt und alle Tage zu Tage tritt tauſendfach, um ſo weniger faßt ſie der Menſch. Iſt einem Menſchen Geld ſein Götze, ſo opfert er ihm Leben, Ehre, Kinder. Hat Einer die Ehr- oder Familienſucht, ſo opfert er derſelben Leben, Geld, Kinder u. ſ. w., und klagen die letztern, ſo ſchreit er Mordio über kindlichen Undank, wie er ſie habe glücklich machen wollen, und ſie thätens nicht begreifen, wie ſonnenklar es auch ſei. Das iſt halt Götzendienſt und der will Opfer.

Nun freilich verbergen ſich dieſe Eltern zumeiſt hinter dem Vorwande, daß Kinder nicht wüßten, was ihnen gut ſei, und daß Eltern für ſie den Verſtand haben müſſen. Richtig iſt's, daß Kinder es oft haben eben wie Kinder, denen jeder Doggel, den ſie hinter den Fenſtern eines Ladens ſehen, mit ſchönen Backen und langen Zöpfen, zu Herzen geht, daß ſie meinen, ihn haben zu müſſen. Da mag Wehren gut ſein, aber einen andern ebenſo argen Doggel dagegen ihnen aufzwingen, das iſt Unrecht, denn Götz iſt eben Götz. Aber auch oft meinen es die Kinder recht, die Eltern unrecht, ihr ſtarrer Wille iſt Sünde und Unbarmherzigkeit. Der Unbarmherzigkeit der Eltern, der Thorheit der Kinder iſt aber durch kein Geſetz zu wehren und wäre daſſelbe aus der allerneueſten Fabrike; da mittelt alleine der chriſtliche Sinn, der zu werthen weiß ein Jedes nach ſeinem Werthe.

Man mag ſich aber denken wie ſchwer das Gehen wird, wenn ſo ſchwer das Herz Einem iſt, wenn jede rinnende Sekunde näher dem Abgrund uns bringt, für das wölbende Wörtlein keine Hoffnung iſt.

Anders aber ging Resli heim, voll Muth und Freude, war doch das Mädchen ſein und nicht nur dem Worte nach, ſondern Inneres und Aeußeres, war, wie wenn Gott es apart für ihr Haus erſchaffen, er ihm eine zweite Mutter hätte ſchenken wollen. Mit dem Laufen wuchs ihm der Muth, und als er heim kam, hatte er keinen Zweifel mehr, daß nicht alles

gut gehen werde. Es werde doch wohl noch Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden ſein, ſagte er.

Es war ziemlich ſpät, als er heim kam, aber noch ſchimmerte Licht durch's Fenſter; auf der B'ſetzi traf er den Vater an mit ſeinem Pfeifchen; in der Stube las die Mutter in der Bibel, hinter dem Tiſche nähte Anneliſi an einem Göller und auf dem Ofen erhob ſich ſchlaftrunken der Bruder. Gäb wie er ſagte, er möge nichts, ſie ſollten nicht Mühe haben, er ſei nicht hungerig, war im Hui der Tiſch gedeckt, ſtand Eſſen und Trinken vor ihm, und während er aß und trank, wurden gleichgültige Reden gewechſelt, wie warm es heute geweſen, ob man am Roggenſchneiden ſei, ob Obſt ſei an den Bäumen und wie da unten die Kirſchen geriethen. Erſt als Anneliſi abgeräumt, das Tiſchtuch weggenommen hatte, doch nicht eher als bis Vater und Bruder noch anerboten worden war, was übrig geblieben, frug die Mutter: Und jetzt, wie iſt's gegangen? b'richt, iſt's cho und was het's g'ſeit? Nun gab Resli Bericht, wie er gewartet und wie ſie einander gerettert und was das Mädchen geredet und wie es ihm immer lieber geworden ſei und wie er ein gruſam Bedauern mit ihm gehabt und was ſie abgeredet und wie den ganzen Tag kein Menſch ſich gezeigt, der ſie verrathen könnte.

So hat's doch keinen Verdruß einſtweilen, ſagte die Mutter; es hat mir immer Kummer gemacht, ſie ließen es nicht gehen oder ſchickten ihm jemand nach. Ja aber denk, Mutter, ſagte Resli, wie es ihm ſein muß, wenn es gegen ihr Haus kömmt und es da erſt recht verbergen muß, weſſen ſein Herz voll iſt, ärger als ein Schelm g'ſtohlene Habe. Und iſt's doch nichts Böſes, das es im Herzen trägt, nichts, deſſen es ſich zu ſchämen braucht, ſondern etwas, das Vater und Mutter zuerſt wiſſen ſollten und das es ihnen nicht ſagen darf, weil ſie meinen, ihres Meitſchi's Herz ſei ihr Holz'chopf, wo nichts drein und draus darf ohne ihr Vorwiſſen; und kömmt doch die Liebe an, man weiß nicht wie und kann ſelbſt nicht wehren, wenn man

ſchon wollte. Ich habe nicht genug denken können, wie anders ich es habe, wenn ich heim komme. Da werde man mir warten, habe ich gedacht, accurat wie ich es getroffen, der Vater auf der B'ſetzi, die Mutter hinter der Bibel, und ich habe gar nicht warten wögen, bis ich heim war, um alles ſagen zu können, was ich gehört und geſehen. Es het mih mengiſt düecht, mi zieh mih fry ame ne Welleſeil. O, ihr glaubt nicht, was das für ein luſtig Heimkommen iſt und wie rubig man dann ins Bett geht, wenn man alles hat b'richten können, fry d's ganz Herz ablade. Ja Kinder, ſo iſt's luſtig, ſagte der Vater, und ſeht hei mr's und jetzt b'heit mr's, ſinnet dra, wie's angers iſt. Wir wollen es haben wie Leute, denen das Haus hat angehen wollen aus Unachtſamkeit, die es noch haben löſchen können, die können auch nicht Sorge genug tragen zum Feuer, ihr Lebtag lang.

Ja, ſagte Anneliſi, ſo iſt's, da iſt es luſtigers D'rbyſy. Aber warten mag ich nicht, bis ich das Meitſchi ſehe; das nimmt mich wunder, was das für eins iſt, welches es dir hat anthun können, als wie gheret. Ich bin doch auch nicht das Leidiſt, aber ich mag thun wie ich will, is z'weg bracht wie dich dein Meitſchi habe ich keinen. Die, welchen ich den Tätſch gebe, hängen ſich nicht, und die, welche fragen, was der Vater mir wohl Eheſteuer gebe, und denen ich ſage, ich traue eine trägene Aue und halbryſtige Hemli bis gnue, die gehen und ſehen ſich nicht mehr um, gäb wie ich ein Büſchelimüli mache, und Auge wie Fürſprützerädli. Und wegen keinem habe ich mich gehängt, gäb wie mancher auch ſchon gegangen iſt, und keinem wäre ich eine Stunde weit nachgelaufen, die Schuhe hätten mich gereut. Da nimmt es mich doch wunder, wie das ſei mit der Liebe, ob ſich die Leute das nur ſo einbilden, oder ob der liebe Gott apartige Herzen gemacht hat, ſo brönnigi, wo ſelber gleich im Feuer ſind und andere anſtecken können, wie Kuderbützeni auch gleich angehen, wenn man mit Schwefelhölzern hineinfährt. So eine brönnige Liebe iſt ſchön, ich muß es

ſagen, ſie gefiele mir auch, aber eben wiſſen möchte ich, was man machen müſſe, damit ſie angehe, oder ob man dafür beſonders beſchaffen ſein müſſe.

Du biſt ein leichtſinnig Anneliſi, ſagte die Mutter, meinſts nit bös, aber über ſolche Dinge ſpottet man nicht; auf jeden loſen Spott kommt böſer Lohn, und wie es dir mit der Liebe noch geht, weißt du nicht, das iſt eine Sache, die nicht zu ergründen iſt und vor der niemand ſicher iſt. An Liebestränke glaube ich nicht, obgleich Einer in Solothurn ſein ſoll, der verflüweret ſtarchi und guti Liebestränke gemacht, aber auch verflüweret theuer, doch beigs ihm afe böſet damit, heißts. Aber gwüßni Stunde finds, wo ſie Einen ankommt, als ob man Einem einen Stein anwürfe, ich könnte auch etwas davon erzählen, und ſo eine Stunde wird's auch geweſen ſein, als Reſli mit ſeinem Meitſchi zuſammentraf. Mütter, was könnteſt du erzählen, Mutter, was? fragte Anneliſi, und die andern machten ebenfalls fragende Geſichter. He, King, ſagte Anneli, nur daß ihr's wißt, es weiß niemere wie lang ich noch lebe, und daß ihr ein Beiſpiel daran nehmen könnt, ſo will ich's ſagen. We der Vater um mich hublet hat, habe ich anfangs auch nur mit ihm das Geſpött getrieben; ich bin ein luſtig Meitſchi geweſen, gerade wie Anneliſi, und es het mih düecht, ich wellte All lieber als den, und den nehmte ich nicht um keinen Preis. Da habe ich einmal, an einem Langnau Märit war's, etwas geſehen, und da war's, als ob man mir einen Stein an's Herz würfe, und von Stund an iſt's mir anders geweſen, und es het mih düecht, den oder keinen, und gäb wie ich mich geſchämt habe und es habe verbergen, verwerchen wollen, es war alles nichts und gäb es lang gegangen iſt, haben wir verkünden laſſen. Mutter, was haſt du geſehen? fragten Alle. He, ich will's ere ſagen, antwortete ſie, ſellig Sachen ſollen nicht verbergen bleiben; wer weiß, zu was es dient, und wenn ich noch etwas ſagen will, ſo darf ich nicht warten. Es iſt Märit geweſen in Langnau und tanzet habe

ich mit so einem ungschlachten Truberbauernsohn und gethan haben wir, welches ungereimter und wilder. Da war's mir auf einmal, als rufe mich jemand, ich sah mich um, aber es kündete sich niemand; ich tanze zu, höre wieder rufen, und mit dem ist's mir als gehe jemand draußen am Fenster vorbei und winke mir dringelich dreimal. Ich wußte nicht, wer's war, aber die Augen sahen mich so bekannt an, als wären es meine eigenen Augen. Ich vergaß Truber und Tanz, alles um mich und mache mich hinaus. Draußen sehe ich niemand mehr, kein Mensch, der dem glich, den ich gesehen, aber hinten in des Hauses Ecke sehe ich unsern Aetti, der kehrt mir den Rücken, aber ich sehe, wie er das Nastuch in der Hand hat. Anfangs glaubte ich, er blute nur, aber er wischte sich die Augen und fry g'schüttet het's ne. Da war's mir, als würfe man mir einen Stein an's Herz und von Stund an mochte ich keinen Andern mehr ansehen, und wie gesagt, gäb wie ich mich wehrte, mein Herz sagte, der und kein Anderer, und was ich ausgestanden, bis er mir wieder nachgelaufen und die Sache richtig gewesen ist, das weiß niemand; Tag und Nacht habe ich ihn gesehen, wie er die Augen wischte, und bis wir geheirathet waren, gab's wohl keine Nacht, daß ich nicht darob erwachte. Darum, Anneliſi, spotte nicht, du weißt nicht, wie es dir geht. Und denk wie grüslig, wenn man Einen ausgespottet hat, und wie er weiter geht, fährt uns der Stein an's Herz, aber jener kehrt nicht um, geht jetzt einer Andern nach.

Und ich weiß nicht, sagte Anneliſi, ob ich, und wenn man mir mit centnerigen Steinen das Herz zerbenggelt hätte, daß es ein Grus wäre, daß es würde wie ein löthiger Heitibrei, Einem nachliefe. B'stellt hat mich schon mancher, aber gekommen bin ich keinem, wenigstens expreß nicht. Resli ward roth, aber rasch sagte die Mutter: Los, red' nicht, wenn d'Sach nicht verstehst. Du mahnst mich an Einen, der im heißen Sommer über die lachet, die im Winter auf den Ofen sitzen und wollene Strümpfe tragen. Und was Eins nicht mag, daß

dies dann auch niemand thun ſoll, das iſt noch lange nicht geſagt. Wie viele Beſtellungen hiehin, derthin, werden nicht gemacht, und Mädchen, welche unb'ſinnt gehen, ſind ſicher eine größere Zahl als ſolche ſind, welche nicht gehen. Und warum ſollte man in ein ehrbar Wirthshaus nicht gehen dürfen, und was iſt da unanſtändig? Es iſt Landsbrauch, und wer einen ehrbaren Sinn in's Wirthshaus trägt, bringt ſicher einen ehrbaren Leib wieder hinaus. Dann Meitſchi, was meinſt, was thäteſt, wenn wir dich verkuppeln wollten einem alten Sünder, wenn wir dich verſpotteten und verlachten, der Vater dir abputzte, die Mutter des Vaters Meinig wäre und die Brüder auf dir wie der Teufel auf einer armen Seele, und ein rechter Burſche möchte dich und du ihn, und im Hauſe wäre keine Ecke zu einem vertraulichen Wort, und du hätteſt doch das Herz voll und es hieß: entweder nimm d'Beſtellig an oder ergib dich dem grauen Unflath, Meitſchi, was thäteſt? Jetzt haſt du gut krähen, aber ſinn, was ich geſagt, und jetzt, wenn du Anne Marcili wäriſt, Meitſchi, was thäteſt, Meitſchi, was meinſt? Ach Mutter, nichts meine ich, ſagte Anneliſi, ich thäte, was du mir rathen würdeſt. Du biſt es Täſchli, ſagte die Mutter. Aber jetzt, Kinder, geht in's Bett und danket Gott, daß er gewittelt hat, daß wir wieder miteinander reden können in Liebe und Friede, und betet, daß es immer ſo bleiben möge. Zürn nüt, ſagte Anneliſi zu Reſli, aber was witt, ich bin ſchalus über das Meitſchi, welches du lieber haſt als mich, und das wird ſo bleiben, bis ich Einen finde, der mir auch lieber wird, als du mir biſt. Sehen möchte ich das Meitſchi doch, es nähmte mich wunder, ob's denn auch ſo ein Ausbund iſt, daß kein anderes ihm zu vergleichen wäre; das wäre bös für Alle, wo es nicht bekämen. Dank dem lieben Gott auch dafür, lieb Anneliſi, ſagte die Mutter, daß er jedem Menſchen apartige Augen gegeben hat, es wäre bös, wenn es anders wäre. So iſt mir jetzt mein Mann der liebſte, brävere Kinder als meine ſehe ich nicht, und es wird ſich wohl noch Einer

finden mit ſolchen Augen, welchen du als das ſchönſte und beſte Meitſchi erſcheinſt auf Gottes liebem Erdboden.

Resli wartete nicht lange, die Abrede auszuführen, aber es ging ihm doch dabei, wie es gewöhnlich geht, wenn zwiſchen dem Entſchluß und der That eine Zeit liegt, und auch nur eine kurze. Das Faſſen des Entſchluſſes hat Kraft verzehrt; als der Entſchluß geboren war, hatten die Geburtskräfte ſich abgeſpannt und Ruhe iſt eingetreten. Nun ſteht der Menſch da wie von hoher Höhe herabgefallen in's tiefe Thal, und vor ihm ſteht als eine neue Höhe die That da; da iſt nicht ein Schreiten, ein Satz von einem zum andern, ſondern ein neuer Anlauf thut Noth, ein neues Auftraffen, was gewöhnlich menſchlicher Trägheit ſo ſchwer wird; Thaten vollbringen ſich ſchwer und ſelten, wie die Weiber auch nicht alle Tage gebären, der Himmel nicht alle Tage donnert; des Menſchen Thun iſt meiſt nichts, als ein tägliches Abhaſpeln der täglichen Gewohnheiten. Eine Braut abfordern, abſonderlich unter ſolchen Umſtänden, iſt eine That, und wenn man ſchon dazu den Entſchluß gefaßt hat, ſo iſt ſie damit nicht vollbracht, ſondern mit jedem Tage, der zwiſchen der Ausführung liegt, wächst die Luſt, dieſelbe jemand anders in den Sack zu ſchieben.

Mehr als hundertmal ward Resli reuig, daß er nicht nachgegeben, als Anne Mareili meinte, er ſolle den Vater ſenden; er empfand es, wie im Uebermuth eine Ruthe ſitzt, die unbarmherzig geißelt. Iſt's doch eigentlich Uebung, daß Väter Brautbitter bei den Eltern der Braut ſind, daß ſie hingehen und ſagen: My Bueb möcht dys Meitſchi, du wirſt doch öppe nüt d'rwider ha, es wird d'r recht ſy? Manchmal macht man es ſchöner, wie z. B. jener Aetti, der am Läufterli doppelte des Abends ſpät, bat, der Alte möchte unter's Fenſter kommen, und als er erſchien, anhub: Es iſt Gottes Wille, daß mein Bub und dein Meitſchi zuſammen kommen ſollen, und da habe ich mich darein ergeben, du wirſt wohl auch müſſen. Aber fragen hätte ich dich doch mögen, was du Eheſteuer geben

willſt, öppe drütuſig Pfund düecht mih, nit? D'Sach iſt m'r recht, antwortete der andere, aber mehr als hundert Kronen gebe ich allweg nit. Wird nit Ernſt ſy, antwortete der erſte. Wohl iſt's, ſagte der andere, nit e Chrüzer meh cha n'ih gäh, ſelb iſt noh z'viel. So wird's nicht Gottes Wille ſein, ſagte der erſte, daß die zwei zuſammenkommen; des Herrn Rathſchläge ſind unerforſchlich und ſeine Wege wunderbar. Adie wohl und zürn nüt. D's Cunträri, antwortete der andere und machte ſatt das Läufterli zu.

Und warum es Uebung iſt, daß Väter gehen, kömmt erſtlich noch aus dem alten ſchönen Grundſatze, daß Eltern für das Wohl ihrer Kinder ſorgen ſollen in jeglicher Beziehung, und aus jener alten ſchönen Zeit, wo die Kinder nicht mit der Muttermilch ſich emanzipirt glaubten und auf die Eltern ſtark herabſahen, ſobald ſie die Naſe ſelber ſchnäuzen konnten. Zwiſchen unbarmherzigem Zwang und frommer Sorge iſt ein unendlicher Unterſchied; denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen Eltern, die Geldſack mit Geldſack kuppeln, ein Pöſtlein auf's andere Pöſtlein pfropfen, einen Namen mit einem andern Namen paaren wollen, und ſolchen, die es verhüten möchten, daß ihre Söhne nicht heidniſche Weiber nehmen aus dem Lande der Moabiter und Kananiter, ſondern ſie wählen aus den frommen Töchtern des Landes. Nebenbei thun, ſobald die Sache ihnen recht iſt, die Väter nicht ungern dieſen Gang, ja manchmal ſtreiten die Mütter um den Vorzug, ihn thun zu dürfen. Das iſt ſo ein Anlaß, wo ohne Ruhmredigkeit Vater und Mutter Zeugniß ablegen dürfen von ihren Kindern, von ihrem ganzen Hausweſen, und Wohl dem Vater, Heil der Mutter, die bei dieſer Gelegenheit aufrichtig ſagen dürfen: Noch kein Herzenleid hat mir mein Kind gemacht; mit uns und unſern Kindern war Gott für und für!

Mutter und Vater wären Reſeli gegangen, aber er hatte es anders gewollt und hielt ſich jetzt nicht dafür, ſeinen Kleinmuth zu bekennen und zu ſagen: Aetti, gang du, ih darf nit. Er nahm den zweiten Anlauf wirklich und ging. Aber das

war ein Stolpern und Studiren, bis er im Dorngrüt war! Wer hat nicht ſchon einen Studenten ſtolpern ſehen mit ſeiner erſten Predigt im Kopf, in der Taſche, in beiden Händen, allenthalben, um und um, daß er ſelbſt zu einer lebendigen Predigt ward. Aber noch ganz anders ſtolpert ein Schulmeiſter, Schullehrer will ich ſagen (von wegen die Demuth kömmt; Meiſter ſich zu nennen, ſchämen ſich die Herren Lehrer mehr und mehr, beſonders die unkärtigen), wenn er am Preſſen der erſten Kinderlehre iſt, wo es gerade iſt, als wenn man mit dem Kopfe aus den Steinen eine lebendige Quelle ſchlagen wollte oder aus Thuner Trauben in harten Jahren was Raſſes. Und doch weiß keiner, was Stolpern iſt, wenn er nicht einen Dito gehört hat ſtolpern an einer eidgenöſſiſchen Rede an einem eidgenöſſiſchen Schießet, daß man mit Kanonen ſchießen mußte, damit er nicht Leib und Seele verſtolpere. Da machen es die Fürſprecher beſſer; die reden zu, mag's nun kommen wie es will, und wenn einer dem Volke ein Kompliment macht und ſagt: O Volk! o erlös Volk! bald wirſt du aufſtehen, wirſt aber nicht wiſſen, warum! ſo meint er noch, was er geſagt. Es giebt halt unverſchämte Leute!

Und doch ſtolperte Resli noch viel ärger an allem dem, was er reden ſollte im Dorngrüt, und je näher er demſelben kam, deſto häufiger ſtolpert: er. Wie richtig er auch alles geſetzt hatte, was er ſagen wollte, das, wenn es dä Weg gang, jenes, wenn es d'r anger gang: wenn er wieder von vornen anfangen, repetiren wollte, ſo hatte er den Anfang vergeſſen, und wenn er den neu erdichtet hatte, ſo kam ihm das Uebrige Krauſimauſi durcheinander, daß er ärger daran zu erleſen hatte, als wenn er Flachsſamen aus einem Heufuder herausleſen ſollte. Meinte er, es auseinander zu haben, wollte es überblicken, huſch, war alles ärger als zuvor, und je näher er dem Hauſe kam, deſto krauſer ward alles, aber deſto mehr ſchwitzte er. Aber Resli war nicht der, welcher ſich leicht von einer Sache bewältigen ließ. Stille ſtand er und ſagte zu

ſich: So geht das nicht, das muß anders vorgenommen ſein; ſo wie ein Bub willſt du doch dort nicht aufmarſchiren. Was ich reden ſoll, wird mir ſchon kommen, wenn ich ſehe, was Trumpf iſt, und vielleicht iſt das zu vernehmen, ehe ich dort bin. Sagt es, beg ein und nicht lange darauf ſaß er hinter einem Schoppen in dem Wirthshauſe, wo ſeine Eltern ihn abgeholt hatten, und vor ihm auf dem Vorſtuhl die Wirthin.

Die Wirthin wußte ihm nicht viel Tröſtliches zu ſagen. Das Mädchen rühmte ſie, es ſei ſich d'r Werth anzuſetzen für daſſelbe ſeiner Perſon wegen, aber öppe wegem Reichthum könne man es leicht anderswo beſſer machen; denn öppe viel würden die Meitleni nicht erhalten, wenn man es nicht mit Prozediren zwänge. Aber ſtreng rede man davon, daß es nächſten Sonntag verkündet werden werde mit Kellerjoggi, und wehre werd dem Meitſchi wenig helfen; was der Alte wolle, das zwäng er füre und wär's durch ſieben eiſerne Thüren durch. Aber z'probire werde nicht z'tödten geben, freſſen werde man ihn nicht, aber wenn ſie ihm rathen könne, ſo ſolle er etwas kramen, das gehe dort allweg wohl an und mach, daß man öppe manierlich gegen ihn ſei, wenn man ſchon nichts von ihm wiſſen wolle. Das wolle ſie ihm ſagen, erſchrecken müſſe er ſich nicht alſobald laſſen, ſonſt ſolle er lieber nicht geben; darauf ſolle er zählen, daß er da mit Aufbegehren mehr ausrichte, als mit Ordelithu, d'ſungerbar beim Alte. Wer mit dem ordeli thue, den ſehe er nur ſo für einen Schunderbub an, mit dem er machen könne, was er wolle.

Resli ließ ſich b'richten, nahm ein vierpfünder Zuckerſtöckli und ein Pfund Kaffee in ein Säckli und marſchirte gefaßt, als wie Einer, der ſeine Seele Gott befohlen, muthig und todesgewärtig ins Feuer der Schlacht geht, dem Dorngrüt zu.

Bald lag es vor ihm, halb alt, halb neu, halb grau, halb blank, und welches ihm beſſer gefiel, das wußte er nicht. So geht es noch manchem mit Alt und mit Jung, daß man

nicht weiß, was Einem beſſer gefällt, und ganz beſonders, wenn Alt und Jung unter einander iſt wie Kraut und Rüben, wird Einem das Urtheil ſchwer. Indeſſen kömmt's halt nicht auf's Dach, ſondern auf die Leute an, ob's Einem unter einem Dache gefällt und wohl iſt, oder d's Cuntrari. Es giebt ſtrube Dächer, es iſt Einem wohl darunter, wenn nämlich biederherzige Menſchen darunter hervor Einem die Hand längen, und es giebt nageineue Schieferdächer, die verflucht haltbar ſein ſollen, ſtrenge Winter ausgenommen, und es wird Einem darunter, daß man dem Teufel Götti ſagen möchte, wenn die Leute eben auch halb und halb ſind, alle Laſter haben, aber ſchöne nageineue Worte dazu. O was ſo ſchöne nageineue Worte glänzen und ſtimmern können, viel ärger als die Sterne am Himmel; und ſeit man im Canton Bern kein eigenes Geld mehr ſchlägt, keine ſchönen Dublonen mehr, keine ehrenfeſten Neuthaler, hat man ſich aufs Prägen von glitzernden Wörtern gelegt, die ſo ganz friſch, ſo hageinageineu glänzen, daß man darob d's Teufels werden möchte. Mit der Zeit böſet es ihnen freilich auch, aber dann prägt man neue, und kommod iſt's, daß man dazu kein eigenes Haus bedarf, jedes Wirthshaus und jedes Rathhaus paßt dazu und den Stempel trägt jeder im eigenen Maul. Aber eben darum wußte Resli nicht, wie es ihm werden werde unter dem Dache, denn kein Menſch war ſichtbar um daſſelbe, kein Ringgi bellte, kein Hahn krähte, ſtill war es rundum. Er doppelte an der Nebenthüre, er doppelte an der Vorderthüre, ſtille blieb's, nichts regte ſich. So ein ſtilles Haus hat etwas Geheimnißvolles, Schauerliches; es wird Einem, als müſſe da innen was Wunderbares ſein, und ob es ſich kund gebe, ob zum Fenſter hinaus, ob hinter der Thüre hervor, das weiß man nicht.

Je mehr man hoſchet, deſto ängſter wird Einem, denn um ſo Wunderbareres erwartet man; ſo ging es Resli. Er hoſchete zum erſten Male, wartete, hoſchete zum zweiten Male, wartete, wartete länger, endlich zum dritten; aber ſtark klopfte

ihm das Herz, alle Sinne waren scharf gespannt. Stille blieb's im Hause, aber wie er z'sammenfuhr, als hinter ihm plötzlich eine Stimme fragte: Was heft welle? Und als er sich umsah, war niemand hinter ihm, und schauerlich war es ihm, daß er da stand, nicht rückwärts nicht vorwärts konnte, bis noch einmal die gleiche Stimme frug: Was d'welle heigist? Da er diesmal dem Orte, woher die Stimme kam, das Gesicht zukehrte, so sah er unten im Garten, zwischen grünen Bohnenblättern eine lange Nase und endlich der Bäurin ganz Gesicht. Resli stellte sich vor und langsam machte sich die Bäurin los aus dem grünen Geflechte und langsam kam sie auf ihn zu, augenscheinlich rathschlagend in sich, wie sie sich zu geberden hätte. Langsamkeit ist eine schöne Sache; wer sie recht zu rathsamen weiß, wird sich selten anders verfehlen, als daß er Andern höllisch lange Weile macht.

Resli machte sich so höflich als er konnte, aber die Bäurin hieß ihn nicht hinein kommen, sondern bloß abhocken auf dem Bänklein vor der Küche. Dort gab er ihr sein Säcklein, sie solle es leeren, er sei in der Nähe vorbei gekommen und hätte gedacht, er wolle ein Zeichen thun für die Müh und Kosten, welche sie seinethalben gehabt. Die Bäurin sagte: E, aber nei! Daran hätte ich doch nicht gesinnet; das hat sich nicht nöthig, b'häb's. Aber Resli setzte nicht ab und brachte die Bäurin bald dahin, daß sie sagte: He nu so de, weds zwänge witt, aber es hätt sih notti nüt brucht. Sie ging hinein; bald darauf hörte man es lustig knistern in der Küche, und als die Bäurin wieder kam, hatte sie ganz freundliche Augen, es war, als ob sie ihr der Zucker so süß gemacht hätte. Er müsse warten, sagte sie Resli, ohne etwas Warmes lasse sie ihn nicht fort. Aber so sich zu verköstigen, das heig afe ke Gattig! Resli pressirte nicht; die Bäurin setzte sich neben ihn und rüstete Bohnen, und wie eine Bohne um die andere aus dem Schoose der Bäurin in's Körbchen zurück fiel, gab ein Wort das andere, und nach und nach kam Resli auf's

Weiben und wie es Eine bei ihm haben müßte, wenn er Eine fände, die ihm anſtändig wäre; e wüſte Hung gegen eine Frau möchte er dann nadiſch nicht ſein, ſich nicht etwas auf's Gewiſſen laden; da gehe das Aufladen wohl ring zu, aber mit dem Abladen könne man nicht mehr z'weg kommen. Allem an, ſagte die Bäurin, hätte dann eine Frau nicht bös bei dir? Wäger nit, ſagte Resli, öppe wegem Reichthum will ich nicht ſagen, daß es eine nicht beſſer machen könnte, aber mehr als genug kann eine doch nicht eſſen und mehr als gut es doch nicht haben, und genug fände ſie ſo Gott will bei uns, und wegem Guthaben, traue ich, würde es eine kaum beſſer machen. He ja, ſagte die Bäurin und ſeufzte, es wäre gut, es wäre allenthalben ſo, aber Guthaben und Reichſein ſind zwei. Manche Arme hat es ſo gut oder beſſer, als manche Reiche. He ja, ſagte Resli, es iſt ſo, und ſchon manche, wo Geld genug hatte, aber e Hung vo Ma, hat mich grufam duret und es het mih düecht, ih möcht dä Uſlath ung'ſpitzt dure Bode niederſchlah. Wenn ich eine bekommen könnte, gerade ſo wie euer Meitſchi eins iſt, es düecht mich, ich wollte ihm den Geiger haben, ſo oft es wollte, und barfuß lief ich ihm, wohin es wollte, und ſollte es über einen Dornhaag ſein bis ga Baſel abe. Wenn's z'mache wär, das möcht ich, und ich traue, auch meinen Leuten wäre es b'ſunderbar anſtändig. Geſehen haben ſie es zwar nicht, aber viel G'rühms von ihm gehört. Söoli Ernſt wird's d'r nit ſy, wie d'thuſt, ſagte die Bäurin, u de wär's z'ſpät. Anne Mareili hat ſchon Einen, d'Sach iſt richtig, ſuſt g'fielſt mir, und ich glaub, d's Meitſchi hätt nit ſöoli bös bei dir.

Es freut mich, ſagte Resli, wenn ihr das glaubt, und deßwegen hoffe ich, werdet ihr ein gutes Wort für mich einlegen. D'Sach wird doch wohl zu ändern ſein, und dem Meitſchi wär's auch recht, wie ich Grund habe zu glauben. Es thut wüſt, ja ich weiß es wohl, aber es hilft ihm nichts, als daß es nachher um ſo böſer hat, ſagte die Alte. Sie machen es Einem ſo, die donſtigs Gränine! Nimmt man ſie

gerne, ſo halten ſie Einem vor, man ſei ihnen nachgelaufen, und wehrt man ſich und muß doch ane kneue, ſo treiben ſie es Einem ein, daß man anfangs vergehen möchte vor plären, nachher beſſert es Einem. Ich habe es auch erfahren und weiß wie es geht. Darum, ſagt Reſli, ſeid eine Mutter am Meitſchi, legt ein gut Wort für ihn's ein, macht die Sache mit dem Alten trebsgängig, ihr ſellt euch euer Lebtag nicht reuig ſein; d's Meitſchi will ich auf den Händen tragen und euch auch. Hör chäre, ſagte die Frau, es hilft nüt. Mein Mann hat einen Gring wie ein Landvogt, was er einmal darin hat, das bringt man ihm nicht mehr daraus. Nun ſetzt er an die Heirath mit dem Kellerjoggi; es iſt ihm wegen den Buben. Das ſei das Einzige, für was man die Meitſcheni brauchen könne, daß man ſie reich heirathen mache und öppe daß die Buben noch zum Erben kämen, ſo mehre ſich die Sache, ſtatt daß ſie ſonſt mindere und die Buben durch die Meitſcheni zuletzt über nichts kämen. Und es iſt wahr, Kellerjoggi iſt reich, und wenn alles öppe kömmt, wie man denkt, ſo können da einmal üſer Bube Hung uſe näh. Aber, fragte Reſli, ſind dann eigentlich nur die Buben euere Kinder und ſell Einem nicht eins ſein was das andere? Was weiß ich, ſagte die Bäurin, es iſt der Brauch dieſe Weg, und wie es der Brauch iſt, ſo macht man's. Ich will nicht ſagen, daß das Meitſchi mich nicht dauert, aber was will man, es muß es haben wie die andern auch. Dafür iſt man auf der Welt. Sonſt, wenn das nicht wäre, hätteſt du mir nicht übel gefallen. Wenn unſer Aetti todt iſt, ſo könnte ich zu euch kommen. Machen thut er es nicht mehr lange; er muß des Nachts manchmal huſten, daß es Einem übel gruſet, und ganz Stunde muß er aufhocken. Deppe gut habe ich es bei ihm nicht gehabt, und wenn ich einen Kreuzer habe brauchen müſſen, öppe z'Unnuß nit, ſelb wär m'r ſelber nit z'Sinn cho, ſo hat er für zwei mit mir aufbegehrt, und wenn ne üſe Herrgott öppe bald will, ſu kehre ih mih nit läß, was hilft's? mi muß ſih

i d'Sach wüſſe z'ſchicke. Aber nötti reuti er mich, denn nachher habe ich es noch böſer. Die Buben ſind ſchon jetzt ſo wüſt gegen mich, daß ſie nicht wüſter ſein könnten, und wenn d'Sach erſt ihre iſt, ſe bekomme ich es, wie's kein Hund hat in der ganzen Gemeinde. Da nehmen ſie alles, und was ſie mir geben ſellen, geben ſie mir nicht, und wenn ich ſchon dene Manne klage, ie nützt es nichts, ich krieg's nur böſer. Es hat's ein jeder auch ſo gemacht, und was iſt ſo an einer alten Frau gelegen, wo man je eher je lieber unter dem Herd hat. Da, hätte ich gedacht, könnte ich zu euch, wenn üſe Aetti g'reiſet wär, und bruchte meinen Schleiß dert; du würdeſt notti ſchon ſehen, daß ich ihn bekäme, und mich davon brauchen laſſen, was ich öppe nöthig hätte, öppe alles nicht; es bliebe immer noch übrig, was ihr nehmen könntet. Es hat mir wohlgefallen, d'ſunderbar, wie deine Mutter hat könne kramen und bifehle; es bet mih düecht, wenn ich es einmal ſo haben könnte, nur einen Monat lang, ich wollte zufrieden ſein; aber mein Lebtag habe ich nie bifehlen können und werde auch nie dazu kommen, daß Gott erbarm! Aber s'ſprenge bet's m'r d's Herz ſcho mängiſt welle, wenn ich daran gedacht, daß mein Mann vierzigtuſig Pfund von mir hat können nehmen ſo gut als wie einen Batzen, und wie ich davon nichts gehabt, aber habe können Hund ſein faſt vierzig Jahre lang, von wege ich bin noch gar jung geweſen, wo ich ihn habe nehmen müſſen und ſchier nit welle ha. Es hat mich auch düecht, ich möchte noch ein wenig ledig und luſtig ſein und ſo Einen finde ich immer noch, wenn ich auch zehn Jahre noch warte. Jetzt macht es Anne Mareili doch beſſer; es muß keinen, ſo Gott will, nicht vierzig Jahre haben, auf das Allerhöchſt kömmt es mit zwanzig Jahren daraus und dann hat es notti ein Schönes verdient; aber zwanzig Jahre ſind lang und e alte Uſlath e wüſti Sach.

Unterdeſſen war in der Küche etwas Warmes zu Stande gekommen, der Mittag rückte an, vom Felde her hörte man

Stimmen und Hundegebell. Die Bäurin nöthigte ihn hinein und ſagte, es ſei drinnen neuis z'weg, und daß das Volk ihn jehe, ſei eben nicht nöthig. Reſli gehorchte und ward in's bekannte Stübchen gewieſen, wo er krank gelegen und wieder erwacht war; es war Anne Mareilis Stübli, das ſicherſte im ganzen Hauſe, denn des Meitſchi's Stube betritt nicht leicht ein anderer Fuß, als ſolche, welche es eigenhändig einläßt. So ein Mädchen-Stübchen, ſei es groß oder klein, ſchön oder ſchlecht, iſt immerdar ein Geheimniß oder wenigſtens die Hülle eines Geheimniſſes; manchmal birgt die Hülle ein Heiligthum, ſelig dann die Hand, welche die Hülle hebt; manchmal birgt ſie das Gegentheil und beſſer wäre der Hand, welche die Hülle gehoben, geweſen, ſie wäre verdorret, ehe ſie den unglücklichen Griff gethan.

Reſli achtete ſich der Suppe nicht, welche auf dem Tiſche ſtand; er ſah rings im Stübchen ſich um, betrachtete alles in einer Andacht, die inniger und heiliger war, als die engliſche, mit welcher die weißhaarigen Vögel alles betrachten, was in ihren Reiſebüchern ſteht, und jegliche Stube eines Berühmten, in die ſie gewieſen werden, andächtiger betrachten, als jener Engländer die Jungfrau vom Rugen hinüber im Laternenſchein. Er war nämlich am Abend bei Nacht nach Interlaken gekommen, wollte vor Tag am Morgen fort und wollte doch die Jungfrau ſehen, ließ an lange Stangen Laternen binden und zünden in die Nacht hinaus, und was er geſehen, weiß man nicht, aber er ſagte: *byutiful! encore un moment*, ſchrieb etwas auf, dann ging er heim, trank Thee, aß dazu anderthalb Pfund Anken und anderthalb Dutzend harte Eier und ſtrich ſich am folgenden Morgen wieder. Und wie er da ſo herumſchaute, Reſli nämlich, von einem zum andern, ging die Thüre auf, und Anne Mareili trat herein; die Mutter hatte ihm einen Wink gegeben, daß neuer ſeiner warte. Es ſchlug die Hände zuſammen, als es ihn ſah, ward bald roth, bald weiß, und als es ihm ſtumm die Hand längte, zitterte ſie. Die Mutter meint's nicht bös, ſagte er.

Ja g'schauet einander nur, sagte diese rasch eintretend, und esset schnell, und je eher du gehst, desto besser ist's. Aus der Sache giebt es doch nichts, und wenn der Alte dazu käme, so wär das Wetter los für nichts und aber nichts.

Aber Mutter, sagte Anne Mareili, du wirst doch nicht begehren, mich so unglücklich zu machen; häb auch ein Gefühl für mich! Hör chäre, sagte die Mutter, du weißt ja, wie d'r Aetti ist und was ich zu einer Sache zu sagen habe. Und so wegem Manne ist's wäger nit der Werth d's Wüstist alles z'mache. Am End kömmt's auf's Gleiche hinaus, nehme man den oder diesen, öppe e chly besser oder e chly böser, es ist e g'ringe Unterschied; und wenn es schon nicht nach dem geht, was man im Kopf hat, deßwegen fährt Einem der Kopf doch nicht ab, darauf chast zähle. Ich hätt just scho vierzig Jahr kene meh. Man gewöhne sich an alles. Vierzig Jahre sei es nie gegangen, wie sie gewollt, deretwegen würde es ihr jetzt gar ungewohnt vorkommen, wenn es einmal ginge, wie es sie düeche, daß es ihr anständig wäre. Und wenn d'r Aetti einist abgehe, und söwli lang gehe es nicht mehr, sie sage es noch einmal, so hätte sie den Glauben zu ihnen, daß sie es bei ihnen nicht am bösten hätte. Aber was nicht sein könne, müsse man nicht zwängen wollen, und wenn man zuweilen ein gutes Tröpfli Kaffee habe, so lerne man sich in manches schicken, wo man anfangs geglaubt, es wolle Einen in die Luft sprengen. So tröstete die Mutter, aber dieser Trost schlug nicht ein. Trost und Gemüth verhalten sich gar seltsam zusammen, und gar selten weiß ein Mensch, ob er mit seinem Trost Oel oder Wasser in's Feuer gießt. Die Einen trösten und haben selbst den Glauben nicht zu ihrem Troste, und Andere trösten, nach dem es sie düecht, und denken nicht, daß es den Andern ganz anders düecht.

So faßte auch der Bäurin Trost bei ihrer Tochter nicht. Reeli zu trösten erachtete sie nicht für nothwendig; wahrscheinlich meinte sie, Einer, der nur einen Finger zum Fenster hin-

auszuſtrecken brauche, damit zehn ihm daran hingen, werde ſich nicht hängen, wenn er die nicht kriege, die ihm ang'fähr in's Geſicht geſchienen. Es war ihr, wenn er nur fort wäre. So aber war es Resli nicht. Er ſaß neben Anne Mareili und rückte mit Eſſen nicht fort, gäb wie die Mutter ſagte: Seh, iß doch, nimm doch, es kaltet ja. Das Kacheli mit dem gleichen Kaffee ſtand noch immer vor ihm und mit dem erſten Stück Eiertätſch war er auch noch nicht fertig. Und Anne Mareili machte auch keine Anſtalt zum Gehen, als die Mutter die Nachricht brachte: Seh, mach und gang; ſi göh wieder, und was würd d'r Aetti ſäge, wenn er dich nicht auf dem Felde ſähe? der geht dort vorbei, wenn er heim kömmt; aber Anne Mareili war nicht ab Platz zu bringen. Der Aetti hätte in der letzten Zeit ſo oft mit ihm wüſt gethan, ſagte es, daß einmal mehr oder weniger ihm gleich ſei. Und ſo darin hangen zwiſchen Leben und Sterben möge es nicht länger, aber wunder nähmte es ihn's, ob dann ein Aetti das Recht hätte, mit Einem ſo umzugehen, daß es gerade ſo ſei, als tödtete er Einen, das möcht es doch erfahren. Du gutes Tröpfli, ſagte die Mutter, probir's mit ihm, wenn d'darfſt, du wirſt's erfahren, was ein Aetti kann und was ein Meitſchi kann. Ja Mutter, das will ich, von wegen ich glaube, es komme da auf's Couragi an, und wenn ein Meitſchi feſt in ihm ſelber iſt und öppe es paar Wort und es paar Kläpf nicht ſchücht, ſu wird öppe ſo e Aetti nit alles zwänge. Und thut er z'wüſt, ſo laufe ich fort, und wohin weiß ich wohl. Da ward der Mutter himmelangſt; ſie hatte das Couragi längſt verloren und begehrte die Suppe nicht mit auszueſſen, welche Anne Mareili einbrockete; ſie begehrte nicht Schläge und fortlaufen konnte ſie nicht; ſie wußte kein Haus, wo ſie Gottwilche geweſen wäre.

Sie bat ihn's, es möchte gehen; zu Resli ſagte ſie, es düechte ſie, es ſollte ihm lieb ſein, nicht Ungelegenheit zu haben, und wenn ſie ihm zu Gutem rathen könne, ſo ſolle er

gehen, ſo ſtreng er möge. An ihrem Meitſchi würde er doch eben nicht alles erobern, d'Sach ſei den Buben und von der Haushaltung verſtehe es nichts, es hätte d'Sach geng alles a Seye glah, es z'rittrang i Gottesname nüt, als ſo grad ane dryz'ſchlah; ſo ein Burſch, wie er ſei, könne es hundertmal beſſer machen, und wenn ſie ihn wäre, ſo wollte ſie doch nicht ſo Mühe haben, wo es nichts als Verdruß gebe. Aber auch zu ihm redete die Bäurin wie an eine Wand, und je ſtrenger ſie redete, deſto weniger achteten ſich die zwei ihrer, ſondern führten Privatgeſpräche. Da ward die Alte endlich böſe und ſagte: Ih ſäge n'ech zum letzte Mal, göht. U wenn d'r nit ganget, ſo luegit de. Ob de d'r Alt chunt oder d'r Tüfel, es chunt ech i eis.

Da ging die Thüre auf und der Alte trat ein. Herr Jeſis, er chunt, er chunt! rief die Bäurin und machte ſich hinaus. Das geht luſtig, ſagte der Bauer, doch eben nicht zornig, grad wie es im Sprichwort heißt, wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, ſo tanzen die Mäuſe. Haben ſie dich ſchon wieder gefunden hinter einem Haag? Nein, ſagte Resli, diesmal bin ich ſelbſt gekommen. Mutter und Vater alten und ſind ſchon lange an mir, daß ich weiben ſolle, aber es hat mich bisher nie dücht, daß ich möchte, bis jetzt. Jetzt habe ich wollen fragen, ob ihr mir eure Tochter geben wollt. Oeppe bös haben ſoll ſie nicht, und öppe bös machte ſie es auch nicht. Wir haben eine Sache, wo man dawei leben kann; der Hof iſt zahlt, usgleues Kapital iſt auch noch etwas; es ſind unſerer drei, und ich bin der jüngſt. So, ſo, du machſt nit viel Federleſens, Bürſchli, fahrſt mit der Thür in's Haus, als wenn vom Himmel herab kämeſt, und wirſt meine, ich ſolle jetzt gleich ane kneue und ja ſagen und dir noch danken für die Ehr und das Zutrauen. Aber ſelb macht ſich nicht ſo und ſo gleitig geht das nit, oder was meinſt, Meitſchi, ſoll ih ychlepfe und wotſcht ne? Mir wär's recht, Aetti, ſagte Anne Mareili, ich wüßte nicht, was ich darwider haben ſollte.

So, das wüßtest du nicht, ſagte der Bauer, du wirſt nicht mehr wiſſen, was abgeredet iſt? Allem anſcheint das eine abgeredete Sache, und es mangelt nichts mehr, als daß ich ſchön nachſage, was ihr mir vorſagt. So, ſo, das geht aſe luſtig heutzutage. Nein Vater, ſagte Anne Mareili, ſo iſt's doch nicht, und es iſt mir recht, daß ihr gerade dazu kommt; es wäre öppe niemand in Sinn gekommen, öppis hinter euerem Rücken anzuſtellen. Aber das ſage ich noch einmal und werde es immer ſagen, den Kellerjoggi nehme ich nicht; einen Unflath mag ich nicht. Warum holſt du mir kein Kacheli? ſagte der Bauer, oder iſt d'Sach nicht auch für mich? ſetzte ſich an den Tiſch und ſagte dazu: Es macht heute heiß. Dann ſprach er von dieſem, von jenem, frug nebenbei, ob ſie auch eine Käſerei hätten und ließ alles abwickeln, was an daſſelbe ſich knüpfen läßt, hielt ſo gleichſam ein verblümt Examen. Endlich frug er: Wo bleibt die Mutter? Sage ihr, ſie ſolle einen Schluck Wein bringen; er düecht mich nie beſſer als auf den Kaffee. Ich habe heute noch keinen gehabt; ich habe preſſirt, es het mih düecht, ih müß hei.

Die Mutter war draußen und hatte ſich wohl gehütet, in die Nähe zu kommen: ſie hatte es accurat wie ein Knabe, der brennenden Schwamm auf einer Schlüſſelbüchſe hat oder auf einem Feuerteufel; er horcht ängſtlich, ob's nicht bald losgehe, aber das Geſicht hält er wohlweislich ſo weit als möglich vom Feuer ab.

Als Anne Mareili hinaus kam, erſchrak die Mutter und meinte, ſie müſſe vor Gericht; als es aber ſeinen Auftrag ausrichtete, frug ſie freudig: Was, hat er zugeſagt, iſt d'Sach richtig? Nichts hat er geſagt, ſagte Anne Mareili, er thut, als ob er von allem nichts gehört und redet da von Ziger und Käsmilch, daß man vor Ungeduld faſt ſelber Ziger wird. Ich kann mich gar nicht auf den Aetti verſtehen. Zähle darauf, ſagte die Mutter, es hat etwas Ungerades gegeben mit Kellerjoggi. Die alte Säble! Es wird einer den andern betrügen

wollen, und jeder wird meinen, der andere solle es nicht merken. Uese Aetti wird öppis g'merkt ha und nit zwüsche Stühl und Bänk welle, er het lieber Zigge und Mühle. Weiß nit, sagte Anne Mareili, aber Zigge und Mühle können auch fehlen, das erfährt gegenwärtig so manche stolze Tochter, die sich in ihren Aengsten die Beine ablauft um einen Mann und vor lauter Zigge und Mühle zu einem unehelichen Kinde kömmt. Es ist jetzt afe eine Schande, eine Bauerntochter zu sein, und man nimmt bald alle in eine Wid. Ja, sagte die Mutter, d'Welt ist afe schlecht. Ja, sagte Anne Mareili, aber noch manches Meitschi sinnete das Bessere, aber man läßt nicht lugg, bis es nicht anders als die andern ist. He ja, sagte die Mutter, es geht all Weg, aber der Tochter Sinn verstund sie nicht. Drinnen ging's in lauter Friede, daß die Mutter sich gewaltig wunderte, als sie den Wein brachte und sah, wie der Alte mit Resli redete, freilich nicht wie mit Seinesgleichen, denn der Dorngrütbauer war der Meinung, daß Seinesgleichen nicht auf Erden sei, und kein alt Adelicher konnte auf seine Weise stolzer sein, als der Dorngrütbauer. Seine Einbildung stützte sich nicht nur auf seinen Reichthum, sondern auch auf seine Weisheit und Einsicht. Er hatte einige Händel gewonnen und einmal war er fast Rathsherr geworden, hatte sich wenigstens bereit erklärt, daß er es annehmen würde, zudem waren ihm einige Redensarten über Herren und Pfaffen geläufig, mit denen er regelmäßig alle Sonntage einige Handwerksburiche und an Gerichtstagen den Gerichtsschreiber zu lachen machte. Daher behandelte er niemand als Seinesgleichen; wem er Ehrfurcht bezeigen sollte, den sah er, aus welchem Grunde wahrscheinlich er auch von unserem Herrgott keine Notiz nahm und that, als ob derselbe nirgendwo wäre; mit wem er zusammentraf und sich abgeben mußte, der mußte es wissen und empfinden, daß es der Dorngrütbauer sei, mit dem er rede. Und wenn er mit Einem zusammentraf, der ihn nicht kannte, was noch hie und da geschah, obgleich seine Nase selten außer-

halb seiner Kuhweid zu sehen war, so sagte er, das düeche ihn curies, sust wüß öppe es niederes King uf d'r Welt, wer der Dorngrütbauer sei. Es wäre sehr merkwürdig gewesen, wenn der und Göthe sich einmal getroffen hätten, sie zwei an einem Wirthshaustisch, zwischen beiden etwa ein Kalbskopf an weißer Sauce, und hätte der Göthe nicht gewußt, wer der Dorngrütbauer sei, und der Dorngrütbauer eben so wenig von dem Göthe: was die sich für Augen gemacht hätten, und wie jeder bei sich gedacht hatte, der weiß afe nüt, wird ume so ne Löhl sy! Nun über dieses Verwundern darf man sich bei solchen Notabilitäten nicht verwundern, geschah es doch sogar einem gewissen (Löhl darf man nicht sagen) Badbeschreiber in Deutschland, d. h. einem solchen, der für Geld oder freies Logis mit Kost gewisse Bäder rühmt, daß er sich gröblich wunderte, wie auf irgend einer Straße irgend ein ordinärer Mensch nicht wußte, wer er sei.

So ein junger Bursche war natürlich tief unter ihm und er ließ es Resli auch gehörig fühlen mit Manieren, Bemerken und Widersprechen, wie man es alle Tage hören und sehen kann, wo Notabilitäten zu sehen sind. Resli war bescheiden, aber nicht katzenbucklicht, er gab Bescheid, paßte dabei auf Gelegenheit, wie die Katze auf die Maus, aber lange umsonst. Endlich fragte der Bauer: Du wirst den Hof erhalten? Allweg, sagte Resli, und wenn ihr mir die Tochter gebt, so gibt sie eine Bäurin, die öppe d'r Kümi nicht zu spalten braucht. Es gibt Höfe droben, sagte der Bauer, ich möchte sie nicht geschenkt, und wenn man Schulden darauf hat, so wäre man ringer Polizeier, der doch noch öppe alle Tag Brod bekömmt, bald hie bald da. Es wird gemacht sein, du wirst den andern doch öppe nicht viel müssen herausgeben? Gemacht ist nichts, sagte Resli, aber öppe hart halten wird man mich nicht, sie sind alle gut gegen mich, und es meint öppe keins, daß z'Liebiwyl kein Bauer mehr sein sollte. Der Hof ist öppe nicht ganz eben, aber stotzig Land ist doch auch keins, und wenn

Einer zu ihm ſieht, ſo wäre da unten in den Dörfern öppe nicht manches Haus, in welchem Platz hätte, was auf demſelben gemacht wird. Ich habe heute vernommen, daß mir Laden nicht kommen, welche ich gekauft zu haben meinte; jetzt habe ich zwei oder drei Bäume zu wenig. Fände ich bei euch welches? Du haſt mir letzthin davon geſagt, daß ihr Holz verkauft. O, aparti verkaufen wir nicht Holz, aber wenn jemand mangelt und wir können ihm einen Gefallen thun, ſo ſagen wir es ihm nicht ab, ſagte Reſli. In unſerm Holzſchopf wird wohl etwas von Laden ſein, was euch anſtändig wäre; kommt und ſucht euch aus. So, habt ihr Vorrath auf den Kauf hin? fragte der Bauer. Nein, aparti nicht. Aber wenn etwas Abgändes iſt im Walde oder Anderes, das mehr ſchadet als ihm aufgeht, ſo machen wir es im Winter nieder, und was Laden giebt, thun wir zur Säge. Der Vater meint, man wiſſe nie, was es geben könne, und wenn man es brauche, ſo habe man es. Es ſei ihm nichts mehr zuwider, als wenn man erſt die ganze Welt ausgumpen müſſe, ehe man an etwas bin könne.

He, wenn d'meinſt ihr hättet Laden, einen Baum zwei Zoll und zwei anderthalbzöllige, aber ſaubere, ſo wäre es möglich, daß ich die andere Woche hinauffäme, wenn man etwa ein Roß entmangeln kann. Deren, ſagte Reſli, haben wir zum Austeſen, und wenn ihr mehr mangelt, ſo braucht ihr auch nicht weiter. Aber von wegen der Tochter möchte ich fragen, wär's euch wohl anſtändig? He, ſagte der Bauer, preſſiire wird das öppe nit ſövli, man hat noch alle Zeit davon zu reden, und d's Meitſchi iſt uns nit ſövli erleidet, daß das ſo eis Gurts geben muß. Man kann immer noch davon reden, und wenn ich die andere Woche hinauf komme, ſo giebt vielleicht ein Wort das andere.

Weiter konnte es Reſli nicht bringen trotz allen diplomatiſchen Redensarten, und als er ſagte, die Sennue ſei ſchon tief und er habe weit, ſo gab man ihm nicht zu verſtehen, daß

er bleiben könne, ſondern man ſagte, die Tage ſeien lang und finſter werde es nicht, um zehne komme der Mond. Er mußte aufbrechen, lud aber vorerſt noch grauſam ein, daß der Bauer die andere Woche ja nicht fehlen und Frau und Tochter mitbringen ſolle; ſie ſeien doch noch nie da oben geweſen. Daß das Weibervolk die ganze Welt ſehe, meinte der Bauer, halte er nicht für nöthig; wenn er ſie an alle Orte führen ſollte, wo ſie nicht geweſen, ſo hätte er mehr zu thun als er möchte und ici z'alte für noch anzufangen. Mehr wollte er nicht ſagen und mehr ließ er ſich nicht ſagen; weder zu einem Zeichen noch zu einem Worte hinter ſeinem Rücken gab es Zeit oder Raum; er begleitete Resli bis auf die Straße und hütete Haus und Straße mit ſcharfen Blicken, daß keine Maus was Geheimes hätte thun können, geſchweige denn ein Meitſchi. Erſt als er ſich überzeugt hatte, daß Resli in der Ferne wirklich verſchwunden ohne Verſuche zu weiterer Annäherung, ging er in's Haus zurück und nahm die Weiber ſcharf in's Gebet, wie der daher gekommen, was ſie mit ihm gehabt, und warum ſie ihm aufgewartet hätten, als ob er bereits Hochzeiter wäre. Die Mutter machte ſich ganz unſchuldig. Sie wies das Zuckerſtöcklein vor (den Kaffee verſchwieg ſie), das hätte er als Kram gebracht für ſeine Verpflegig, und da hätte ſie ihn müſſen hinein heißen und ihm etwas Warms machen wegem allgemeinen Gebrauch; an etwas Anderes hätte ſie nicht geſinnet. Da ſei aber Anne Mareili dazu gekommen und die hätten gleich miteinander gethan wie d'Göhle, b'ſunderbar wenn ſie draußen geweſen. Sie hätte darauf Anne Mareili oft gehen heißen und ihm geſagt, es komme nicht gut, es ſolle ſelbſt ſagen, ob es nicht ſo ſei, aber es hätte nicht darum gethan. So unſchuldig kam Anne Mareili nicht davon. Es bekannte offen, daß es dem Resli bekannt, es ſage nicht Nein, er ſolle nur auch machen, daß der Vater Ja ſage; den Kellerjoggi aber, den nehme es allweg nicht, lieber wollte es ſich röſten laſſen wie Kaffeebohnen. Selb wär' g'probire, ſagte der Vater, und weiter nichts, wüſt

that er gar nicht. Das war's, was Anne Mareili grusam verwunderte, aber einen ganzen Tag umsonst, denn erst am folgenden Tage konnte es die Mutter ihm erzählen, wie Kellerjoggi den Vater erzürnt, und wie dieser es ihm nun reisen wolle.

Kellerjoggi hatte nämlich eingewilligt, sein Vermögen dem Anne Mareili verschreiben zu lassen, und es war abgeredet worden, an einem Markttag an einem gewissen Orte zusammenzutreffen, um den Kontrakt schreiben und dann alsobald verkündigen zu lassen. Nun kommt Kellerjoggi nicht, sondern schickt ihm so einen Lumpenhund und Bauerngumper, wo an allen Orten sind und nichts begehren als die Leute hineinzuspreugen und Bauern zu betrügen. Mit dem soll der Vater es ausmachen und schreiben lassen, und der fängt auf's neue zu märten an und will den Vater überreden, der Ehekontrakt preßire nicht sövli; wenn man es begehre, so könne man wohl zuerst verkünden lassen, das hätte nichts zu sagen. Da ist der Vater bös geworden und hat ihm gesagt, ob er meine, er habe einen Schulbub vor sich, der nicht wisse, daß eine Verkündigung ein Lätsch sei, und wer daraus wolle, Haare lassen müsse. Dem Kellerjoggi solle er nur sagen, mit der Sache solle es nichts sein, und meinen solle er nicht, daß er am Dorngrütbauer einen Narren habe, mit dem er machen könne, was er wolle. Säb was der Lumpenbub gesagt, Kellerjoggi habe Rückenweh und könne das Fahren nicht ertragen, habe der Vater nichts hören wollen, sondern sei in der Täubi fortgegangen, des Wartens habe er jetzt genug, und es gebe noch Andere für sein Meitschi, als so alte Böck und Sünder, habe er gesagt. Allem an hat einer von unsern Buben dem Alten es kläfelet, Resli sei da, nun wird er gedacht haben, besser könnte das sich nicht schicken, um es dem alten Hung zu reisen und darum hat er nicht wüst gethan, d's Conträri, d'Sach ist ihm noch recht gewesen. Und wer weiß, jetzt kommt die Sache vielleicht noch gut, wenn nur d'r Aetti bald fährt und den Kellerjoggi nicht etwa ein an-

derer Laun ankömmt, daß er daher kömmt und dem Kübel wieder einen andern Mupf gibt. Oder der Aetti änderte Sinn, aber ich glaube es nicht, Geld iſt ihm lieb und zwänge noch lieber, aber wenn öpper geſcheidter ſein will als er und ihn zum Narren halten, das mag er nicht erleiden, da reut ihn kein Geld mehr, da will er für d's Tüfelsgewalt d's Gegetheil von dem, was er gerade vorher het welle zwänge für d's Tüfelsgewalt. Er iſt e curioſe, üſe Aetti.

Der Eröffnung hörte Anne Mareili mit großer Andacht zu: ein Berg glitt ihm vom Herzen, vor ihm that der Himmel ſich auf, aber wie er herunter war, rutſchte langſam der Berg wieder das Herz hinauf, der Himmel ſchloß ſich wie ein Blitz und ſchwarze Angſt umfloß es wieder, ſchwarz und immer ſchwärzer. Auf einem Felſenvorſprung im Meere, auf den er ſich zur Ebbezeit hinausgewagt, iſt Einer raſch von der Fluth erfaßt, der Rückweg ihm abgeſchnitten worden, er muß warten, muß hinausſehen in's weite Meer, ſehen wie die Wogen ſchäumen, ſteigen, muß ſie fühlen, wie ſie lecken an ſeinen Füßen, höher und immer höher, und langſam rinnt die Zeit vorüber und wilder wird die Fluth, und je wilder ſie wird, um ſo langſamer rinnt die Zeit. Wie hoch die Fluth ſteigen wird, wer ſagt es ihm, wer kennt des Mondes Launen, des Windes Tücke, was beide über ihn verhängen; ob er nach einer Stunde auf eigenen Beinen gerettet an's Ufer geht oder als Leiche von muthwilligen Wellen an's Ufer geſpült wird, weiß nur der, der jede Tücke kennt und jede Laune. Und nun ein junges Mädchen, das den Himmel offen vor ſich ſieht, aber es darf den Fuß nicht heben, es darf nicht hinein, es muß warten, und wie lange weiß es nicht, ſechs Tage, ſechs Nächte, ſechs Wochen vielleicht, und ob es hineingetragen oder verſenkt wird in der Lebensfluth tief unterſten Grund, das hängt nicht von Wind oder Mond ab, nicht von der Gnade deſſen, der Wind und Mond regiert, ſondern von den Launen zweier alten Vögel, zweier durchtriebenen Käuſene, die nichts wiſſen von Menſchen-

glück und Menſchenliebe, ſondern nur ſpielen Trumpf um Trumpf und ſtechen was vorliegt, Herz oder Dame oder Bub, Karten ziehen, je nachdem der Teufel ſie ſticht. Und auf dieſes Stechen und wie d'r Teufel die Alten ſticht, muß das Mädchen warten, kann nichts daran machen, muß warten Tag und Nacht, und wie manchen noch, das weiß es nicht. Wer weiß nun, was ſo einen alten Käuſi angeflogen kömmt über Nacht, was ihn ſticht, was ihn plagt, ein böſer Huſten oder was Anderes? wer weiß, was er am Morgen ſtechen will, ob das Herz oder die Sau?

Wer alte Käuſene kennt, welche durch Launen regiert werden, leben, je nachdem der Teufel ſie ſticht, ohne Gewiſſen und ohne Erbarmen, der kann ſich denken, wie es Anne Mareili ſein mußte. Jetzt war ſein Glück dem Vater recht, weil er damit den Kellerjoggi ſo recht, wie man ſagt, abetüfeln konnte, aber wenn Kellerjoggi kam und ſich unterzog, ſein Rückenweh recht groß machte, ſeinen Agenten recht dumm, der nicht gewüßt, was er redete, zu nichts den Auftrag gehabt, ſo war die ganze Freude aus und der Friede unter den Sündern wieder hergeſtellt. Und wenn der Vater dann noch hinfuhr, wie er verſprochen hatte, ſo war er im Stande, ſie dort im Ungewiſſen zu laſſen, bis er recht wohlfeile Laden gekauft und dann erſt zu ſagen, ſie ſollten nur nicht weiter Mühe haben, aus der Sache werde nichts, er thue es nicht. Wenn es draußen doppelte an der Thüre, ſo fuhr es hoch auf; wenn es von weitem ein Wäglein hörte, ſo zitterte es, bis es ſich vergewiſſert hatte, daß nicht der Kellerjoggi darauf ſitze, und wenn der Vater vom Hauſe wegging, ſo ſtund es in alle vier Ecken Kehr um Kehr, und hatte nicht Ruhe, bis der Vater heim war, bis es wußte, was er für ein Geſicht heimgebracht.

Ein Tag nach dem andern ging um, ohne daß einer dem Vater den Kellerjoggi oder einen andern Sinn gebracht; aber es kam der Sonntag, der Vater war auch noch nicht gefahren, und wenn er fahren wollte, das wußte niemand, und niemand

fragte ihn. In diesem Hause ward nicht Familienrath gehalten, wie es sonst wohl in andern geschieht, hier war unumschränkte Despotie. Der Vater wollte, daß die Söhne reich blieben, er sorgte dafür, aber er befahl, und in sein Regiment sich zu mischen, das wagte niemand. Und wenn er Argwohn faßte, einer seiner Söhne hätte Muth den Kopf aufzuheben und etwas von eigenem Willen spüren zu lassen, so drückte er ihm den Kopf nieder, daß derselbe froh war, ihn unten zu behalten. Er zog die Söhne zu Bauern, ließ sie z'Acker fahren und handeln, aber wenn er irgend merkte, daß einer derselben anfing zu glauben, er verstehe die Sache und möge mit Kauf und Verkauf bald den Vater, so war er im Stande ein Pferd, welches einer seiner Söhne eingekauft, unter dem Preise wegzugeben, nur um denselben demüthigen, ihm vorhalten zu können, wie viel an einem Roß, welches derselbe eingekauft, verloren gegangen, und daß solche Schnuderbuben doch nicht meinen sollten, sie könnten schon etwas; wohl das würde geben, wenn der Alte nicht noch immer das Heft in der Hand behielte. So führte er ein Regiment, und wenn ein Kind etwas fragte, so sagte er: Lue de, und wenn sonst jemand etwas von ihm wissen wollte, so sagte er entweder ebenfalls nichts oder das Gegentheil von dem, was er eigentlich im Sinne hatte. Nur der Mutter sagte er zuweilen etwas, wenn sie sich nämlich recht demüthig und stille verhielt. Rührte sie sich, zeigte sie Neugierde, so sagte er ihr: Ja wolle, ame ne sellige Baki wird man öppis sagen, daß d'Ching uf d'r Gaß nit sölle wisse. Geh und kehl de Säue, für sellig het me d'Wyber, i d's Angere häb d'Nase nit, sust überchunst druf, es geit dih e hell nüt a.

Da aber doch selten ein Mensch ist, der nicht seine Stunden hat, in denen er gerne schwatzt, oder der nicht gerne einmal die Perücke abzieht und ist, wie er ist, und schwatzt wie ihm ist, und selten Einer ist wie Ludwig der Vierzehnte, den auch sein Kammerdiener nie in seiner Gemeinheit, sondern stets

nur in der Perücke gesehen, so packte er zuweilen bei seiner Frau aus, was er wollte, dann mußte sie ihm gellen, ihn rühmen, und hatte vielleicht einige gute Stunden, wo sie meinte, sie seien beide recht gute Freunde. Aber sie brauchte dieses Gefühl nur einigermaßen merken zu lassen, so gab er ihr einen Tätsch, daß sie merken konnte, daß ihr Mann sie nicht zum Freund, sondern nur zum Hund wolle. Was sie in solchen Stunden erfuhr, das sagte sie manchmal Anne Mareili, weil es verschwiegen war und sie nicht verrieth. Die Buben aber erfuhren nichts davon, denn die zeigten eine souveraine Verachtung gegen das Weibervolk, dem ließen sie es auf allen Suppenbröcklene merken, wer da einmal zu befehlen hätte.

An einem Sonntag ging der Dorngrütbauer selten aus, wenn er nicht irgend einem Geschäft nachfuhr mit Roß und Wägeli, manchmal um Holz aus, manchmal um eine Kuh oder sonst was. Er rechnete am Sonntag, und Nachmittags war meist jemand da, der mit ihm verkehren wollte, bald ein Metzger, bald ein Zinsmann, bald ein Nachbar, der Rath suchte, bald ein anderer, der Geld wollte.

An jenem Sonntag that er wie gewohnt und Anne Mareili bebte nur vor einem heranfahrenden Kellerjeggi, aber es wußte doch immer was ging und hatte den Vater so zu sagen unter den Augen. Wie erschrak es aber, als er, sobald er zu Mittag gegessen hatte, sich sundigte, den Hut bürsten ließ und abzog, ohne zu sagen wohin, aber in der Richtung eines Wirthshauses, wo des Sonntags Kellerjoggi gewöhnlich seinem Namen Ehre machte, und welches zwischen Schüliwyl und Aufbigehrige lag.

Unwillkürlich zog es Anne Mareili dem Vater nach, aber bis es sich z'weg gemacht, war er seinen Augen längst entschwunden, aber dennoch mußte es gehen. Es werde ihm neue so angst, sagte es der Mutter, es düechs, es müsse ein wenig vor use. He nun, so geh, sagte die Mutter, aber mach, daß du

heim biſt für d'Sach z'mache. Auf die Jungfrauen kann man ſich nicht mehr verlaſſen, gäb wie man es ihnen ſagt, wenn die hinter ſieben Zäunen ein Bubenbein ſehen, ſo bringt man ſie mit keinem Lieb mehr ab Platz.

Anne Mareili ging der Richtung nach, in welcher der Vater gegangen war, aber keine Spur vom Vater fand ſich mehr. Wege lieſen nach allen Richtungen aus, es wählte nicht, lief den geradeſten; bald ſtand vor ihm das Dorf, wo ihre Kirche ſtund, und nun fiel auf einmal ihm die Verlegenheit auf's Herz, was es dort machen, was es z'Wort haben wolle, und wenn es durch's Dorf durch ſei, wohin aus es dann wolle. Wenn es geſagt hätte, es wolle ein Kehrli machen, ſpazieren gehen, man hätte es angeſehen wie einen Stier ohne Hörner, ein Schwein ohne Ohren, und bis dato noch ſchämen ehrbare Mädchen auf dem Lande ſich des Kehrli machen's und Spazierens ohne Ziel; ſie ſpazieren auch, aber ſie haben entweder etwas beim Schuhmacher zu verrichten oder möchten ſehen, was ihr Flachs mache oder der Hanf auf der Röſti. Dann war es ſo früh, und es kam daher wie aus einer Kanone; ſo wegen mir nichts und dir nichts kömmt man aber nicht ſo früh und ſo wie aus einer Kanone.

Da fing es an zuſammenzuläuten zur Kinderlehre. Beruhigend klangen die Töne in ſein verwirrt und ängſtlich Herz hinein, ſie waren wie das Oel, das Aarons Haupt umfloß und Ruhe in ſein Herz ihm goß; vor ihm ging es auf wie ein groß und herrlich Thor, das in kühle, friedliche Hallen führt aus heißem Gewühle. In die Kinderlehre düechte es ihns, möchte es einmal wieder; ſeit es die Erlaubniß zum heiligen Abendmahl erhalten, war es nie in derſelben geweſen. Daß Bauerntöchter dieſelbe beſuchen, iſt nicht Mode, kein guter Schick iſt dort zu machen, keine Kurzweil iſt darin zu treiben, und wo es nicht Mode iſt, geht man nicht hin, ſo ume vo wege nüt mag man ſich nicht auslachen laſſen. Nur

ſo arme Mädchen und zuweilen auch ein ſinniger Bube kommen her, die es einſam anweht draußen in der Welt, die Heimweh haben nach dem Orte, wo ſie die Liebe Gottes angeweht, wo ſein Licht helle Strahlen in ihre Herzen geworfen, die ein Heimweh haben nach dem Lehrer, der ihre Herzen einem höhern Sinne aufgeſchloſſen, deſſen Worten ſie es angefühlt, daß er ein Herz für ſie habe, wie keins auf Erden für ſie geſchlagen, daß ſie ihn ſo recht aus Herzensgrund erbarmten, daß er ſie retten möchte aus des Verderbens Schlund mit allen Kräften und von ganzer Seele. Wie wohl thut es ihnen, wenn ſie ihn ſehn, wenn ſie die alten und doch immer neu werdenden Lehren hören. Und wenn ſie fühlen, daß unter ihnen der Boden wankt, daß die Wellen der Welt die Scholle, auf der ſie ſtehen, vom Ufer reißen, ſo wenden ſie nur um ſo inniger ihre Blicke nach dem treuen Lehrer, und Thränen drängen ſich in's Auge, und jede Thräne ruft: Wenn der es wüßte, was würde er ſagen! Da wird oft das Herz ſo heiß, Bekenntniß um Bekenntniß drängt ſich hervor bis an die Schranke der üblichen Sitte, da erkalten ſie wie Lava in des Meeres Schoos, und was der Lehrer wohl im Auge ſah, das überſchritt die Lippen nicht, das verſteinerte nach und nach. Wenn dann im Herzen die Welt erkaltet, da thaut wohl das verſteinert geweſene wieder auf; er hätt's gut mit mir gemeint, heißt es dann, aber was will me? Ih ha mih g'ſcheche, n du iſch 's gange, wie's gange iſt. Wenn ich ihn nur noch einmal ſehen könnte und der liebe Gott mir verzöge, ſo wär's, was ich wünſchte. So dünkt es manches arme Mädchen und zuweilen auch einen Buben, die fühlen, daß kein Herz ſo warm für ſie ſchlägt, als das da innen. Dieſe haben eben kein Vorwort nöthig, wenn ſie in die Kinderlehre gehen wollen, die, wenn ſie nicht narrechtig thun, laufen unbeachtet.

Anne Mareili hatte den Pfarrer auch geliebt, es düchte ihn's immer, er meine es ſo gut, kein Menſch ſo auf der Welt, mit keinem Lieb hätte man es von einer Unterweiſung

abgehalten, und als ſie zu Ende waren, düechte es ihn's, es wäre ihm jemand geſtorben und zwar das Liebſte, welches es auf der Welt hatte. Es hatte darauf einige Male geſagt, es düecht mih, ih möcht z'Kingerlehr. Dann hatte die Mutter geſagt: Was witt doch, du Göhl, es düecht mih, du ſöttiſch gnue Kingerlehr überche ha. Es geit ja ke Mönſch; was witt doch? d'Lüt lache dih ume as. So hatte es die Mutter abgehalten, und Anne Mareili ließ ſich abhalten, es hatte es nicht beſſer geſinnet. So halten noch viele Eltern ihre Kinder vom Gottesdienſt ab, und nicht nur vom Gottesdienſt, ſondern auch von Gott ſelbſt. Wartet nur ihr Thoren, wenn ihr eure grauen Haare mit Jammer zur Grube tragt, dann ſchreit ihr vielleicht nach Gott, aber zwiſchen euch und eurem Gott ſtehen dann eure Kinder, die ihr an Teufel und Welt verrathen, und wie wollt ihr erlöst und ſelig werden, ſo eure Kinder durch euch verführt und verflucht ſind?

Jetzt düechte es Anne Mareili, dahin möchte es einmal wieder, und alsbald fiel ihm bei, wenn es die Leute frügen, was es da wolle, ſo könne es z'Wort halten, ſie hätten einen Ackerbub, und es nähme ſie wunder, wie der antwortete und eb ihm der Herr wohl erlauben würde. Das könnte freilich noch mancher z'Wort haben, um zur Kinderlehre zu gehen; aber leider ſind der Mütter, der Väter gar zu viele, die ſich nie darum kümmern, wie ihr Kind dem Herrn antworten könne in der Kinderlehre, die ſich eben ſo wenig darum bekümmern, was einſt ihr Kind dem Herrn antworten müſſe am Tage des Gerichtes. Aber wartet nur, es kömmt eine Stunde, wo ihr anhören müßt, ihr mögt wollen oder nicht, was das Kind antworten muß, und wehe dann euch, wenn das Zeugniß gegen euch iſt, euch anklaget als Seelenmörder, und Seelenmörder iſt noch ganz was Anderes als Leibesmörder. Dann gehen euch die Ohren auf, ſie mögen verpicht ſein wie ſie wollen, und die Predigt könnt ihr nicht verſchlafen, wie manche auf

Erden ihr auch verſchlafen habt; die Donner des Zornes Gottes wecken, darauf könnt ihr euch verlaſſen.

Anne Mareili mäßigte, ſobald es den Fund gethan, ſeinen Schritt, und ging ganz zimpferlich ins Dorf, wie es ſich Dorngrüthauern Tochter ziemte, ſuchte ſo unbemerkt als möglich zur Kirche zu gelangen, und wenn ihn's jemand anſprach, ſo brachte es ſeinen guten Grund vor, gegen welchen man ihm gewöhnlich einwendete: He, was witt, laß du die zuſammen machen; gäb du geheſt oder nicht, es fällt doch wie's will oder wie der Herr den Laun hat. Komm, in der Kirche ſchläfert es dich nur, und in der Luspinte wird getanzt.

Als Anne Mareili in die Kirche kam, hatte es verläutet, der Herr den Pſalm verleſen, ſchon ging die Orgel, mit g'wundrigen Augen ſahen ſich die Kinder nach ihm um, daß es ganz roth ward und faſt reuig, daß es gekommen.

Während die Orgel ging, gingen ſeine Gedanken dem Vater nach, ſahen, wie er den Kellerjoggi fand, wie ſie Frieden machten, ſah den Tritt vor dem Taufſtein und dachte ſich, wenn es da knien müßte mit dem alten an Leib und Seele wüſten Manne, ſich verkaufen laſſen müßte mit Leib und Seele, wie es unter Chriſten und zwar unter den vornehmſten am öfteſten üblich und bräuchlich iſt. Immer lebendiger trat ihm der Alte vor's innere Geſicht; es ſah ihn dort knien, ſah ſich an ſeiner Seite, ſah wie der Pfarrer las und immer las und immer näher die Stelle kam, wo es Ja ſagen ſollte; immer enger ſchnürte ſich ſein Herz zuſammen, es dünkte ihn's, als müßte es erſticken oder geradeaus in die Kirche hineinrufen: Nein, Nein und immer Nein in alle Ewigkeit. Da ſchwieg plötzlich die Orgel, aber ſeine Beklemmung löste ſich nur langſam; Göller, Hemde und Kittel, alles war ihm zu eng geworden, denn wo es Einem zu eng um's Herz wird, da iſt kein Göller weit genug, da iſt ſelbſt Gottes weite Welt zu eng. Aber wenn es Einem zu eng wird in der weiten Welt,

da findet man wohl ein ruhig frei Plätzchen im eigenen Herzen, wenn man ein Herz darnach hat.

Da begann der Pfarrer zu reden, wie es draußen in der Welt wandelbar sei, das Wetter unterm Himmel wie die Zustände auf Erden, wie auf den Sonnenschein der Regen folge, auf den Sommer der Winter, auf gute böse Jahre und Trübsale wechselten mit Glück und Freude. Dieser Wechsel sei aber nicht von ungefähr oder komme aus Bosheit, sondern aus Gottes väterlicher Hand. Das aber sei wichtig und nie zu vergessen; denn wie draußen es wechsle, solle es nicht wechseln in des Menschen Seele, denn es solle eben der Mensch über den Wechsel sich erheben und zu einem bleibenden, unveränderlichen Wesen werden; er solle nicht gleichen der wechselnden Welt, sondern dem Vater im Himmel, in welchem kein Schatten der Umkehr und des Wandels sei. Um aber so zu werden, müsse der Mensch es wissen und nie vergessen, daß er ein Kind unter des Vaters Augen sei, der jedes Haar an seinem Haupte behüte und keines ausfallen lasse ohne seinen Willen, jede gute Gabe gebe und jede Züchtigung; dann vermöge er den kindlichen Sinn zu bewahren, der dankbar bleibe dem Vater in guten Tagen, willig und geduldig in Trübsalen, in guter Zuversicht auf die Zukunft, gleichmüthig und demüthig immerdar in festem Glauben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müßten. Wo aber der Mensch sein Auge nicht also fest und unverwandt auf Gott gerichtet halte, nicht es immerfort läutere im Anschauen seiner Herrlichkeit, da werde es getrübt vom Wechsel der Welt und ändere Farbe mit jedem Wechsel. Dessen sei Zeugniß das Leben so vieler Menschen, in dem Uebermuth wechsle mit Kleinmuth, Hochmuth mit Niederträchtigkeit, eitles Wesen mit Jammersucht, Leichtsinn mit Trübsinn. Man solle doch nur in die Häuser schauen, und wo man sehe, daß Gott vergessen, man sich nicht mehr bewußt sei, daß man die guten Tage Gott zu verdanken hätte, da werde man Uebermuth und Hochmuth fin-

den, Alle verachte man, ſich ſelbſt mache man zu ſeinem Götzen, aber man ſolle nur ſehen, wie ſchwer dieſe Leute die kleinſte Widerwärtigkeit nähmen, wie ſie ſich ſträubten und ärgerten, wie ſie ſich geberdeten, wenn nicht alles nach ihrem Kopfe ginge, wie ſie zagten in ſchweren Nöthen, wie durch dieſen Wechſel ein mürriſches Weſen ſich anſetze, ihr Friede beſtändig getrübt ſei, im Glück durch Uebermuth, im Unglück durch Kleinmuth, in der Jugend durch Hoffahrt, im Alter durch Jammerſucht. Man klage immer mehr über die Welt und das mit Recht, denn je mehr man der Welt die Herrſchaft einräume über ſich, deſto elender werde man, ein welkend Laub im Winde, das nie weiß, wenn der Fuß kömmt, der es zertritt, oder ob es eine Welle dahin nimmt. Würde man die Welt überwinden und an Gott ſein Leben knüpfen, dann würden die Klagen über die Welt verſtummen; ſie würde wieder unſer Paradies werden. So iſt manche kleine Hütte, ob welcher man Gottes Auge offen ſieht, ein köſtlicher friedlicher Tempel, während ſo manches große Haus nur Elend herberget, und immer mehr Elend, je größer es wird; in ihm iſt's Nacht, denn Gottes Liebe ſcheinet nicht hinein, und daß auch über ihm Gottes Auge wacht, daran ſinnet niemand. Sie wälzen ſich in Noth und Sorgen, in Jammer und Klagen, in Streiten und Zanken, in Neid und Ungenügen dem Grabe zu. Elend war hier ihr Theil; was wird ihnen drüben werden? Und doch wäre Gottes Hand auch ihnen nahe, aber ſie öffnen ihre Augen nicht, und wehe dem, der ſie ihnen öffnen wollte; im Uebermuthe der Welt würden auch ſie jetzt noch nach Steinen greifen. Ihr Kinder aber vergeſſet es nie und nimmer, euer himmliſcher Vater waltet über euch, nicht blindes Ungefähr; was kömmt, kömmt aus ſeiner Hand, darum vergeſſet nimmer Dank und Demuth, Geduld und Zuverſicht zu euerem getreuen Gott und Vater, der im Himmel iſt.

So kinderlehrete der Pfarrer auf freundliche Weiſe in wechſelnder Rede und Gegenrede. Es heimelete Anne Ma-

teili gar ſehr, denn alles das hatte es ſchon gehört, wenn auch nicht mit gleichen Worten, und manches Wort tauchte ihm auf aus der wunderbaren Kammer der menſchlichen Seele, in welcher ſo manches unbeachtet vergeſſen liegt, welches in entſprechenden Augenblicken wieder zu Tage tritt, manches Wort, welches der Pfarrer nicht ausſprach; auch die alte Zeit tauchte ihm auf, in der es als luſtiges wildes Mädchen das alles hörte mit großer Andacht, aber ohne inniges beſonderes Verſtändniß, wo es die Worte des Pfarrers hielt wie Perlen und Edelſteine, an denen man große Freude hat, aber ehrerbietig ſie bei Seite legt und keinen beſondern nähern Gebrauch von ihnen zu machen weiß. Und ſo geht es zumeiſt; es geht mit der Lehre auch, wie es mit Korn und anderem Samen geht, welches eine Weile im Schooſe der Erde ruhen muß, ehe es zu eigenem Leben erwacht; was gar ſchnell aufgeht, verdorret ſchnell wieder. Das Leben iſt es, welches des Herren Worte ausbrütet in den Herzen der Menſchen. So war's ihm anfangs, als ſei die alte luſtige Zeit wieder gekehrt, aber ſo war es ihm nicht lange. Die Worte ſchienen ihm einen ganz anderen Klang zu haben als ehedem; ſie glitten ihm nicht mehr ſo ſüß und ſanft in's Herz hinein, ſie bebten alle Falten erſchütternd im Herzen wieder, und wie ein Echo tönte es ringsum: ja ſo iſt's; das Leben gab ihm der Worte Verſtändniß, das zweiſchneidige Zeugniß ihrer Wahrheit, das Leben machte auf einmal lebendig, was wohlbewahrt in dunkler Kammer gelegen. Ja, über ihrem Hauſe war es trübe und finſter, und drinnen fehlte der Friede und das Genügen und jedem Herzen Dank und Demuth und Zuverſicht, denn ihrem Hauſe fehlte Gott; an ſein Walten dachte niemand, ihm dankte niemand, auf ihn hoffte niemand; wenn ſchon Lippen beteten, ſtumm blieben doch die Herzen; jedes Leben war los von Gott, und jeder führte es nach ſeinem Sinn und in eigener eingebildeter Machtvollkommenheit.

Wenn ein reicher Segen Scheuer und Spycher füllte, ſo

dankte man nicht Gott, sondern aß und trank um so reichlicher an den Sichelten und that um so wüster, und wenn das Wetter Verderben drohte, so grollte man mit dem Wetter, aber um Besseres bat man den Herrn des Wetters nicht; was dieses eintrage, jenes schade, so rechnete man, aber was der Herr zu diesem sage und zu jenem, so frug man nicht; eines war des andern Feind, jedes lauerte auf seinen Vortheil und des andern Schwäche, zwischen den selbstsüchtigen Herzen mittelte Gott nimmer; darum war daheim ein so düster und unheimlich Sein. Das hatte Anne Mareili schon lange gefühlt, aber so klar war es ihm nicht geworden; so klar war es ihm nie geworden, wie es selbst trotz der eigenen Unheimlichkeit erfasset sei und unterthänig ihrem bösen Hausgeiste. War doch Gott ihm kein Trost, suchte es doch im Gebete den Frieden nicht, hatte doch all sein Glauben wenig Einfluß auf seine Stimmungen, suchte sein Auge in keiner Schickung Gott, war ja auch sein Leben eigentlich los von Gott, wenn es auch weder ungläubig noch lasterhaft war. War es aber nicht deßwegen so in Aengsten, ein rathlos Laub im Winde, meinte sich abhängig von allen Launen alleine und dachte nicht daran, daß es auch Gottes Kind sei und jedes Haar auf seinem Haupte in dessen Schutz, und daß in einem festen Entschluß, in Gottes Namen gefaßt, die beste Abwehr sei für unbegränzte Angst?

Aber so ist's, schön predigen ist nicht schwer und viel glauben auch nicht, aber den Glauben zum Leben werden zu lassen und die Predigt zu einer Brücke vom alten Wort in's junge Leben, das ist schwer. Zumeist hat es der Mensch wie ein kluger Kaufmann, alles wohl sortirt, hier eins apart und das andere für sich, in einem Krummen ist der Glaube, in einem andern sind die Ansichten, in einem dritten die Grundsätze, in einem vierten die Gefühle, das Leben aber hat er in den Fingern, und wenn er seinen Kunden wägen thut Rosinen und Weinbeeren, Mandeln und Kaffee, so frägt er weder nach Ansichten noch nach Grundsätzen, sondern wiegt eben wie es

ihm in den Fingern ist. Schlägt der Kaffee ab, so wiegt er wie der frömmste Christ, denn viel absetzen so schnell als möglich ist sein größter Vortheil; schlagen die Weinbeeren auf, so kleben sie ihm an den Fingern und er wiegt wie ein emanzipirter (das sind eben die schlimmsten) Jude, denn je weniger er heute giebt, desto mehr löst er aus den andern morgen. So aber wie ein wohl assortirter Jude soll es der Christ nicht haben; er soll eins sein, d. h. nicht alles durcheinander, einem Knäuel gleich, in welchem es hinten und vornen gleich strub ist, wie es in mancher Schreiberei aussieht und in manchem oberkeitlichen und sonstigen Haushalt, sondern einem schönen Baume gleich, wo aus lebendig gewordenem Kerne die festen Wurzeln sprossen, schlank der Stamm gen Himmel strebt, schattenreich und weit die Aeste sich ausbreiten. Der Glaube ist das Wurzelgeflecht im christlichen Herzen, entsprossen dem lebendig gewordenen Worte; der Stamm ist des Lebens Wuchs, das den Himmel sucht, die Aeste die einzelnen Verrichtungen, welche das Leben fordert. Dieses Einswerden in sich ist auch das Einswerden mit Gott, unser Ziel auf Erden, zu welchem Christi Fußstapfen führen, aber wohlverstanden nicht diesseits, sondern erst jenseits.

Weit kommoder als dies ist's freilich, wenn man annimmt, unser Fleisch ist unser Gott, und was das wolle, sei recht; da ist die Einheit rasch da, aber es ist die Einheit, welche bereits in der Maus und in der Katze, im Hunde und im Hasen ist. Kommod ist's wieder, wenn man unser Fleisch für einen dürren Ast erklärt, der nichts mehr zu bedeuten hätte, also den Glauben oder den Geist nichts anginge, so daß was allfällig noch mit ihm vorginge, ehe er völlig zu Staube würde, sie nicht im mindesten zu verantworten hätten. Das ist den Worten nach zwei, aber dem Wesen nach eins; es führt beides zu der Einheit, welche im Thiere ist, aus welchem wir uns empor winden, aber nicht in Gott, zu welchem wir empor steigen sollen.

Gar Manche meinen, der aufgespeicherte Same sei das Ackerfeld selbst, und denken nicht, daß, was im Spycher wächst, Auswuchs oder Würmer sind. Was im Spycher ist, muß man während es gesund ist mahlen, dann giebt es gesundes Brod, wird zu Fleisch und Blut in gesunden Körpern, oder man muß es eben wieder aufgehen lassen in des Lebens Ackerfeld zu neuer Frucht, zur Frucht, die bis in den Himmel reicht.

Es sproßte in Anne Mareili wie nach einem fruchtbaren Gewitterregen, wenn im Westen durch's Gewölk die Sonne bricht, während im Osten der wunderbare Gnadenbogen sich wölbet. Es war auch ein Durchbruch. Aber wenn es sproßt, so streckt der Stamm seine Aeste doch noch nicht bis in den Himmel hinein, und eben den Sprößlingen ist der Reif am gefährlichsten.

Als der letzte Gesang vorübergerauscht, der Pfarrer den Segen gesprochen, der Sigrist die Thüre geöffnet, ging Anne Mareili ungern aus dem kühlen friedlichen Hause hinaus in's heiße staubige Leben; es fühlte eben in sich Leben wogen, Gefühle kreisen; der heiligen Stunde hätte es so gerne abgewartet innerhalb den stillen heiligen Mauern. Wer aber sein Leben draußen hat, nicht drinnen, wer sein Gehör anstrengen muß, seine Sinne zusammenhalten, die, wie ein Trupp wilder Buben, sich nicht gerne stille halten an einem Orte, der mag wohl kaum warten, bis der Pfarrer schweigt, der Sigrist d's Loch aufmacht für die ungezogenen Buben, die hinausfahren, ehe er es noch recht offen hat. Anne Mareili mußte mit den Anderen hinaus und trappete in's Dorf hinein, ohne daß es durch etwas gezogen ward, ohne daß es wußte, wohin es wollte; innerlich war seine Seele gekehrt. Aber seiner selbst war es nicht lange; erst rief ihm die Krämerin, kramen sollte es, dann riefen ihm zwei Gefährtinnen, eine Halbe zahlen sollte es, dann kam die Wirthin und rief, d'Geiger seien da und tränken nur noch einen Schoppen, die Halunken meinten, sie könn-

ten keinen Zug thun, wenn ſie nicht den Kragen voll hätten, ſie ſollten doch ja nicht weiter, im Augenblick ginge es an. So umarſelte die Welt das Meitſchi von allen Seiten, zog es dem Strudel wieder zu, an deſſen Enden es ſich gewiegt hatte; es ging hinein, es wußte nicht anderswohin, hatte keine Ausrede bei der Hand, und wer weiß, ob die Wirthin nicht etwas für ihn's wußte? Aber ſtille war es; die Welt überwältigte ſein Sinnen nicht, die äußern Eindrücke überflutheten es nicht, der Wein erſäufte es nicht, die Geigen übertönten es nicht, und als die andern Mädchen hinaufgingen, um zu ſehen, ob Schreiß da ſei, ſagte es, etwas G'rechts ſei nicht da, öppe es paar Buben, die nicht drei Mäß Krüſch hoch ſeien und die tanzen müßten, wenn niemand anders da ſei, wenn es ihnen nicht gehen ſolle wie Heuſtüffeln in den Erdäpfeln, die, ſie möchten ſpringen wie ſie wollten, doch nicht vorauf kämen. So blieb es ſitzen, und alsbald war die Wirthin bei ihm und ſtärkte ihn's, daß es nur ſtandhaft bleibe, einen bräveren bekäme es nicht, ſie wiſſe es, und vom Kellerjoggi wiſſe ſie Sachen, wenn ſie bewieſen wären, ſo wäre der wohl alt genug. Sie wollte lieber eine lebendige Kröte zum Manne und noch dazu eine geſchundene, als ſo einen alten Kellermoloch. Mehr konnte die Wirthin nicht ſagen, andere Gäſte nahmen ſie in Anſpruch. Anne Mareili zahlte, ging; was es gehört, ging ihm über Tanzen und Geigen.

Mehr und mehr feſtigte ſich in ihm der Entſchluß, der Heirath mit dem Kellerjoggi, wenn ſie wieder auf das Tapet kommen ſollte, ſich ernſtlich zu widerſetzen; war's doch keine Noth, ſondern nur Zwang, den Eltern an ſich ſelbſt nichts geholfen, ſondern nur den Reichthum der Brüder vermehrt, die deßhalb um nichts beſſer mit ihm geweſen wären. Wollten ſie ihm Reſli nicht laſſen, in Gottes Namen, darein wollte es ſich fügen, und doch zog es ihn's immer inniger nach einem Hauſe, wo Friede ſei und Genügen, Gott Hebel und Sonne, wo mit Gott begonnen ward der Tag und mit ihm geſchloſſen.

Da, düchte es ihn's, wäre ihm wohl, wäre ihm, als wenn es käme unter ein ſicher Obdach aus finſterem Walde, in welchem Räuber ihm nachgeſtellt, wilde Thiere gebrüllt, giftige Schlangen durch's Gras gekrochen; da wollte es beten und gehorchen alle Tage ſeines Lebens, keine Unantwort mehr geben, keine ſaure Miene machen nimmermehr. Und es gaukelten vor ſeinen Augen die lieblichſten Bilder, wie es dort ſchaltete und waltete, ein treu Söhnisweib war und der Eltern wartete, wie es ein lieb Weibchen war, mit dem Manne freundlich that und er mit ihm, wie es alles gut anſtellte und gerühmt ward von allen Leuten.

So verſchwammen ihm immer mehr Himmel und Erde und beide waren eins. Reſeli's Haus ward ſein Himmel und im Himmel ſchien ihm Reſeli's Haus, und ſo wanderte es langſam gedankenvoll dahin, bis rohes wildes Bellen ihn's weckte; es war ihr rother Mutz, der alle Vorübergehenden neckte. Ach, wie viele Himmel gibt es nicht, aus denen ein rother Mutz mit Bellen uns verjagen, ja manchmal eine einfache Katze, braucht nicht dreifarbig zu ſein, mit Miauen uns verſcheuchen kann. Dort ſtand es lange und ſchaute ihr Haus und rechnete zuſammen, was alles darin ſei, wie man es haben könnte, wie man es hätte, und wie das Guthaben nicht abhänge vom Garbenſtock, nicht vom Heuſtock, nicht vom Schmutzhafen, nicht vom Geldſeckel, und wie es ihnen nicht übel ginge, wenn alles dies verbrennen thäte, indem ſie es böſer nicht hätten, vielleicht beſſer, denn man käme wahrſcheinlich der Wanzen los. Aber was am meiſten ſchmerze, was Einem Haus und Bett verleide, dieſes verbrenne das Feuer nicht, waſche das Waſſer nicht weg, dieſes ſitze an einem Orte, wo irdiſches Feuer nicht brennt, wohin Waſſer nicht reicht und triebe man es auch mit Spritzen von allen Seiten. Aber daß es eben hier geboren worden, hätte das nicht auch Gott gewollt, und wenn es eines Spittlers Tochter geweſen, in Schmutz und Hudeln, hätte es Reſeli je angeſehen? Sollte es murren,

undankbar ſein? Nein, das wollte es nicht, wollte anerkennen und dankbar ſein, wollte Resli entſagen, wenn es ſein müßte, aber wollte den Kellerjoggi nicht um kein Lieb, keinen Preis. Zu der Brüder Hung ſei es nicht geboren, es ſtehe nirgends in der G'ſchrift, daß das Gottes Wille ſei.

Die Sonne ſenkte ſich und Anne Mareili ging heim, ziemlich ruhig, was auch der Vater heim bringen möchte; denn nur ſo lange man nicht gefaßt zu ſein meint, währt die Angſt; ob man dann aber auch wirklich gefaßt ſei, wenn man auch gefaßt zu ſein glaubt, das iſt eine andere Frage.

Von weitem ſchon kam ihm ihr Mutz entgegen und ränggelte mit dem Schwanz, ſo weit es ihm möglich war; denn wenn er ſchon ein wüſter Hund war, ſo war er doch dankbar. Still war's ſonſt um's Haus, bloß die Enten ſchnaderten in der Miſtgülle und die Schafe blöckten zum offenen Gatter hinaus; die Jungfrauen aber waren, wie die Mutter richtig geſagt, noch weit von heim, werden wahrſcheinlich auch in irgend einer Miſtgülle geſchnadert haben. Die Schweine grunzten gewaltig, als es bei ihnen vorbeiging; ſie wußten auch, wer es war, und als es in die Stube trat, herzete auch die Mutter im Nebenſtübli, durch das Raxen der Thüre aus ihren Träumen geſtört. Es iſt meiſt ſo, daß wo der Bauer ein Raxer iſt, da raxet und gyret alles; da raxet das Tennthor, die Wagenräder, die Stuben-, die Günterlithüre, ja ſelbſt der Hoſenſack.

Biſt du's? fragte die Mutter und zog die Kappe wieder z'weg; was iſt für Zeit? Es wird Zeit ſein zum Feuern; geh und mach z'weg, es muß z'weg g'macht ſein für die Säu u für üs geits de grad i eim, u was de nit da iſt, cha hingerhache luege.

Anne Mareili, ein getreuer Adjutant, jedoch ohne galonirte Hoſen, fütterte die Schweine an der Mutter Statt. Wie es eben dran war, den Trog zu putzen, kam der Vater

daher, that die Thür auf zum Stall; und wie Anne Mareili das Herz klopfte, während der Vater die Schweine beſah, aber nicht wegen den eigentlichen Schweinen, ſondern wegen Kellerjoggi, das begreift niemand, als wem einmal an Vaters Lippen ein Urtheil gehangen hat, das, wie eine Kartätſche in den Leib, ſchlagen konnte in das Lebensglück. Die thun nicht bös, ſagte er; am kalten Märit können wir zwei vorab den Burgdorf-Metzgern geben, öppe eim, der Geld hat; wenn wir die andern ausmäſten bis Lichtmeß, ſo wiegt jede drei und einen halben Centner, und wenn morn mit willſt d'r düruf, ſo mach, daß du vor den Fünfen z'weg biſt.

Man ſagt bald, es ſei Einem geweſen, als ob Feuer durch Einen durch gefahren, oder als ob man Einen mit Waſſer beſchüttet hätte über und über, aber wie es Anne Mareili war, das konnte es nicht ſagen. Es wußte nicht, tanzte es mit dem Säutrog, oder fuhr es mit ſammt dem Haus durch die Luft, und ehe es begriff und antworten konnte, war der Vater fort und gab den Roſſen zu freſſen, brummte über die Liederlichkeit des jungen Volkes, das um ſechs Uhr noch nicht heim ſei, nicht ausgehudelt habe, wohl, denen wolle er. Er dachte halt nicht daran, daß jeder meinte, der Meiſter, weil er ſo früh ausgegangen, werde auch ſpät heim kommen, darnach ſich richtete und verrechnete, ſo gut der Meiſter ſich ſelbſt verrechnet hatte. Der war auch ausgegangen, um zufällig den Kellerjoggi anzutreffen, und traf denſelben richtig auch an, aber nicht wie er gehofft hatte. Derſelbe that gar kaltblütig, weder verblüfft noch zornig, brachte es ihm ſchön, als er hinein kam, ſagte bloß im Vorbeigehen, er ſei letzthin nicht gekommen, er hätte öppis Rückeweh gehabt, aber die andere Woche werde es ſich wohl geben, wenn er öppe Zeit hätte. Der Dorngrütbauer nahm das hin und ſagte bloß, er wiſſe nicht, was es gebe, könne nichts verſprechen, es gebe manchmal etwas ung'ſinnet. Darauf ſprach er von gleichgültigen Dingen. Wie er den Schoppen aus hatte, brach er auf, gäb wie

man ihm zu bleiben hieß. Er müsse gehen noch etwas schauen, sagte er, wenn es Einem an etwas gelegen sei, so müsse man gehen, während es noch Zeit sei, mit dem Warten habe man schon manches versäumt, dann sei man rentig u d es nütze doch nichts. Das ging dem Kellerjoggi hinein; er drehte die Rede lang um und um und dachte: Ist das g'haue oder g'stoche? Er wird Einen nur glustig machen wollen, meinte er endlich, aber er ist am Lätzen; wenn die Katzen Mäuse fangen wollen, so müssen sie der Sache wohl abpassen. Aber zu listig kann man manchmal auch sein, und Abpassen und Verpassen ist einander nahe verwandt.

Anne Mareili konnte vor Freuden der Mutter den erhaltenen Bericht fast nicht sagen, setzte aber doch hinzu: Mutter, gehe du mit dem Vater; du bist so lange nie von Hause weg gewesen und noch gar nie dort oben.

Die Mutter hatte es ungern, daß der Vater das Meitschi auserlesen und gürnte es, wie es so geht, auch an der Tochter, die sich dessen nichts vermochte. Wenn er mich wollte, sagte sie, so hätte er es mir anerboten; aber ich weiß wohl, er schätzt mich nichts und schämt sich meiner, und wenn er mir jetzt schon zehn Batzen geben wollte, daß ich mitgehen sollte, er könnte mir küderlen. Das wäre zu probiren gewesen; aber was der Bauer einmal wollte, daran war wenig mehr zu ändern, und an diesem gar nicht. Die Mutter hatte allerdings Recht, er schämte sich ihrer, sie war ihm zu ungattlich und redete ihm nie recht. Gab sie ihm Recht, so war es ihm nicht recht, widerredete sie ihm, so ward er erst böse. Sie hatte es bös treffen. Seine hübsche Tochter hatte er viel lieber neben sich; er hatte eine gewisse Meinung mit ihr, die sich in ihrem Grunde nicht viel von der Meinung unterschied, die man mit einem schönen Roß hat oder einer aparti stolzen Kuh, und daß man lieber mit einem Engländer ausfährt, als mit einer Mähre, welche halb von den Mäusen gefressen ist. Er schmunzelte allemal, wenn Einer sein Meitschi wohlgefällig ansah.

Gäll, hättisch's, dachte er; er empfand so eine Art Galgenfreude, wenn er sein Meitschi wie ein Stück Speck dem Mannevolk einen ganzen Tag lang durch's Maul ziehen und bei jedem denken konnte, der nähm's auch, aber ohä. Ganz anders hat es ein alter Käuzi, wenn er eine schöne junge Frau neben sich hat. Jeder freundliche Blick, den sie erhält, geht ihm wie ein Stich durch's Herz; was haben die zusammen, denkt er allemal, wenn die einander nicht kennten, sie hätten sich nicht so angesehen, da muß etwas sein. So kriegt er lauter Stiche in's Herz, daß wenn dasselbe nicht wäre wie altes Händicheleder, dasselbe ganz verlöchert würde. Geht er aber ohne sie, so stechen ihn seine eigenen Gedanken und alle Augenblicke muß er denken, was macht sie jetzt? wen sieht sie jetzt? wer ist wohl bei ihr, der Tüfels Täsche? So wird er gestechen, er mag mit ihr fahren oder sie daheim sitzen lassen; geschieht ihm aber recht, ist Strafe für den Gluft.

Anne Mareili freute sich gar unbeschreiblich, je unverhoffter und wie ausgemacht sein Glück wie ein Engelein aus dem Himmel ihm vor den Füßen stund. Es hürschete in der Küche herum, daß die Mutter es daraus schicken mußte; es kehrte in seinem Stübchen das Oberste zu unterst, und als es den Schaden umsah, hatte es lauter alte Rustig für morgen z'weg gelegt und alles, was es wollte, wieder in den Schaft gethan. Es wollte nicht geuggelhaft erscheinen, sondern so recht ehrbar und anständig, wie es sich ziemt. Das ist aber für ein Meitschi ein schwer Erfinnen, wenn es dieses nicht von Jugend auf seiner Mutter absehen kann.

Es ist wohl nicht bald etwas so schwer, besonders wenn es erfinnet werden muß und nicht angewohnt ist, als sich immer so zu kleiden, daß weder etwas Nachlässiges noch etwas Narrechtiges zum Vorschein kommt, daß jedermann sagen muß: das kömmt doch tusigs brav daher, genz wie use me Druckli use, nüt z'viel, nüt z'wenig. Gäb wie leicht ein Bändeli z'viel, eins z'wenig, etwas Schmutziges oder etwas Glaziges, etwas

Zerriſſenes oder Ueberflüſſiges ſo iſt alle Mühe und Arbeit umſonſt und man wird Schlärpli oder Geuggel titulirt, und dieſe Titel werden weit häufiger ausgetheilt, als man glaubt, und an Mädchen, die ſich das nicht träumen ließen. Es iſt aber auch wirklich ſchön, ein himmelſchreiend ſeiden Fürtuch und kuderige Strümpfe dazu, oder ein ſchöner weißer Lampihut mit Federn oder Lätſchen vom Tüfel und ein blau oder weiß Band daran, das man mit keinem Stecklein anrühren möchte, oder ſchöne ſchwarzſeidene à jour Handſchuhe bis an die halbe Hand, hinten an den Fingern goldene Ringe und vornedran Klauen wie ein Habicht, oder eine goldene (wenigſtens gelbe) Kette um den Hals und D . . . hinter den Ohren, oder à jour Strümpfe und verkniepete Schuhe und gwunderige Ferſeren. Es iſt wirklich eine ſtrenge Sache für ein Meitſchi, eben recht in allem zu ſein, zu machen, daß alles nicht bloß zuſammen, ſondern auch zu Zeit und Ort paßt, daß es nicht zum Nachtmahl geht z. B. wie ein Pfau, der z'Himmel fliegen will, oder im Winter wie ein Sommervogel und ſchön himmelblau und ſchnaderig im Geſichte. Aber am allerſchwerſten mag es doch ſein, ſich recht zu kleiden, wenn man auf die G'ſchaui reitet, wenn je, ſo paßt hier ein alt Sprichwort: Zu wenig und zu viel, verhöhnt alle Spiel. Eine alte Frau ſieht ſcharf, ſieht, was hinter den Ohren iſt oder hier oder dort, was man nicht ſehen ſoll, und eine alte Frau iſt oft wunderlich, und was der einen recht wäre, iſt es der andern nicht.

Anne Mareili hatte einen natürlichen Sinn für das Rechte und die nicht zu kaufende Gabe der Nettigkeit; es ſtund ihm alles wohl, es ſtrahlte ſo gleichſam aus den Kleidern heraus, und doch ſah man gar nicht, daß es angewendet, daß es gedacht: helf, was helfen mag; es war meiſt alles ſo, daß man meinte, es müſſe ſo ſein und nicht anders, es hätte gleichſam gerade ſo von ſelbſt ſich verſtanden. Was ihm aber die Sache ſehr erſchwerte, war, daß es nicht kaufen konnte, was es wollte, ſondern daß ihm ſehr viel Kleider kramsweiſe

zukamen, bald vom Vater, bald von der Mutter, manchmal war es dabei, manchmal nicht, und weder der Vater noch die Mutter hatten je von Geschmack gehört; sie wußten nur was steyf und was wohl schmöck und meinten, was sie schön düech, sei schön, und schön düechte sie, was himmelschreiend war, oder was wohlfeil war und doch, wie sie sagten, in die Augen schien. So krameten sie manchmal, daß es Anne Mareili das Wasser in die Augen trieb, während es schön danken mußte, und was sie gekramet, das mußte es auch tragen, sie zürnten es sonst an ihm. Das Dümmste mußte es einige Male tragen, daß die Eltern es sahen. Das that es denn auch etwa als Gotte an einem Nebenausert oder in der Nähe herum, wo es wohl bekannt war, oder in der Familie, wenn es an irgend ein Mahl mußte. Hatten sie es so gesehen, so vergaßen sie es, und es konnte sich desselben wieder entledigen auf beliebige Weise.

Man kann sich daher denken, daß die Wahl Mühe kostete, besonders da die Toilette eines Bernermädchens da anfängt, wo eine vornehme Dame noch gar nicht daran denkt, beim Hemde nämlich; das Hemd bildet eine der köstlichsten Zierden. Ich weiß nicht wie Königinnen Hemder tragen; selbst von der Viktoria ihrem, von der sonst allerlei in den Zeitungen stand, habe ich nie etwas gesehen oder gehört, aber ich bin überzeugt, sie würde es kaum merken, dem Stoffe nach, wenn man ihr eins von einer Bernerbauerntochter leihen würde, eins nämlich, wo Aermel und Stock vom gleichen Stücke wären, was freilich nicht immer der Fall ist, wie es bei Wäschen an den langen Seilen zu sehen. Es ist halt in allen irdischen Dingen gerne Bschiß. Aber das bin ich überzeugt, daß manche Hofdame und manch ander adelich Ding gar keine solche Hemder hat und es ungern hätte, wenn man wüßte, wie manches sie hat und welche. Die Hoffahrt im Hemde ist die schönste aller Hoffahrten, das reine feine Hemd über dem Herzen soll dem Mädchen eine tägliche Predigt sein, daß es auch rein blei-

ben müſſe unter'm Hemde, denn was da unten werde geſponnen, auch noch ſo fein, das müſſe einmal an die Sonne.

Die Mutter hatte es recht böſe an ſelbem Abend und ward daher rumpelrurig aus dem ff. Anne Mareili war hell nichts für ſie und keine Jungfrau kam heim, ſie mußte die Sache (den ganzen Haushalt) alleine machen. So Jungfräuleni kommen nicht heim, ſo lange eine Geige geht, ſo lange noch Hoffnung zu einem Schick vorhanden iſt; ſo Jungfräuleni haben ſelten Sinn für ihre Pflicht und chriſtlichen Ernſt im Leibe, ſie haben nichts im Leibe als den Sinn der Mücke, die auch nichts kann als tanzen, und zwar am liebſten um ein Licht, bis die Flügel verbrannt ſind. Dann iſt's mit dem Tanzen aus und ein elend Rarren fängt an, das währet, bis endlich der Tod kömmt. Was dann aber auch an einem ſolchen Abend, wo ſie alles alleine machen muß und am Morgen eine Andere dafür ausfahren kann, eine Mutter abzerrt, man glaubt es nicht, wenn man es nicht gehört hat. Es kömmt ihrer Umgebung wohl, daß ſie gewöhnlich alle ihre Vorſätze unterm warmen Federnbette verſchläft, ſonſt wahrhaftig es würde geſchehen, daß man an einem ſchönen Morgen ſtatt Hammen und Speckſeiten lauter Jungfrauen im Kämi könnte hängen ſehen und ſtatt der Würſte die Geiger.

Anne Mareili konnte lange nicht ſchlafen, es war ihm viel zu heiß in ſeinem Stübchen, und wenn der Schlaf kommen wollte, ſo kam die Angſt auch; die hörte dann donnern oder regnen. Anne Mareili fuhr auf, ſteckte die Naſe zum Läufterli aus, huſch! war der Schlaf entflohen. Dann kam er leiſe wieder, drückte leiſe ihm die Aeugelein zu; plötzlich fuhr Anne Mareili auf und ſchrie: Halt, Aetti, halt, Herr Jeſes, Herr Jeſes, m'r falle, lue doch d's Pert! Da ſaß es dann ganz verblüfft im Bette, wenn es merkte, daß kein Pert da war, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, huſchte unter die Decke, der mitleidige Schlaf erbarmte ſich ſeiner wieder, drückte leiſe die Augenlieder nieder, ein angenehm Schnarchen ließ liebliche Töne

hören. Da plötzlich ein lauter Schrei und holzgerade ſtand Anne Mareili im Bette und ſchrie: Häb, Aetti, häb, d'r tuſig Gotteswille, häb, häb, lue der Kohli bet Fecke uut wott ſtüge. Das lächerete wohl den Schlaf, aber beshaft iſt er nicht, er iſt der Menſchen mildeſter Freund auf Erden. Alle Abende kömmt er mit Bechern voll ſüßer Labung und ſtärket die Menſchen zu neuem Tagewerk. Wie eine treue Mutter zum dritten und vierten Male anſetzt, einen heilenden Trank dem kranken Kinde einzuflößen, ſo thut auch der Schlaf. Nur wo er weiß, daß Einem recht Noth thäte, an den Himmel zu ſinnen Tag und Nacht, weil gar zu weit er noch von der engen Pforte iſt, da kömmt er nicht, da giebt er dem Menſchen Zeit zum Sinnen. Aber gar viele Menſchen verſtehn ihn nicht und ſinnen nur an die Welt, deren eben das Herz voll iſt.

Zum dritten Male kam er zu Anne Mareili wieder, nahm aber diesmal ſüße Bilder mit, ob denen Anne Mareili nicht erſchrak, in die mit ſüßer Wonne es ſich verſenkte; denn lieblich wurden ſeine Mienen, ein Lächeln ſchwebte über ihnen, dem ſüßen Dufte gleich, der aus den Blumen ſteigt. Der ſchönſte Tag brach an, es merkte ihn nicht; goldene Sonnenſtrahlen g'wunderten über's holde Mädchen hin, ſie weckten es nicht; ſie glänzten in ſeine Träume hinein, zauberten den ſüßeſten Tag herauf, den es je erlebt. Aber wie die ſchönſten Tage gewöhnlich mit Gedonner enden, ſo fuhr in ſeinen ſchönſten Traum auch die Stimme der Mutter: Seh, wenn d' doch mit willſt, ſo ſteh auf, das iſt doch afe kei Manier, im Bett liege, bis man fort will, und alles a mih z'lah.

Da that Anne Mareili einen Satz wie ein Roß in der Schlacht, wenn ihm eine Bombe oder ſonſt etwas auf den Kopf fährt, ſtand mitten im Stübchen, wußte aber lange nicht wo es war, bis es den Tag vor den Fenſtern ſah und die Kleider rings auf Tiſch und Stühlen. Herr Jeſes, Mutter,

hab' ich mich verſchlafen, ſagte es, und doch ſo früh auf wollen. Zürn doch recht nicht, ich bin gleich z'weg.

Mit dem Dorngrütbauer war nicht zu ſpaßen, und wenn Einer ein ſtreng Regiment führt, ſo thut er alles eher als warten, das wußte Anne Mareili und herete ſich z'weg, man wußte nicht wie: aber als es fertig war, rann ihm der helle Schweiß von der Stirne. Es kam ihm wohl, daß ſein Geſicht das Schwitzen erleiden mochte, was bekanntlich nicht alle Geſichter vermögen, und daß es ſich ſchicken konnte ohne eben zu pfuſchen, was eben wieder gar Wenige können. Das Letztere iſt eine Eigenſchaft, welche von Jugend auf erlernt werden ſollte, und beſonders von den Meitſcheni; es fehlt aber gewöhnlich der Lehrmeiſter dazu. Ferner kam ihm wohl, daß es den Kaffee brühheiß trinken konnte, was aber eine Unart iſt, welche bekanntlich faſt alle Töchter von ihren Müttern lernen können, denn ſchon war der Vater fertig, nahm die Geiſel und ging, das hieß ſo viel als: Ich fahre, wer mit will, kann zuſehen.

Krieg macht fäthig, der Friede läßig. Anne Mareili war getrüllet und hatte daher etwas von einem Soldaten an ſich, der auch z'weg ſein muß und nichts vergeſſen darf, wenn die Trommel geht oder es heißt, der Feind ſei da. Darum trüllet man die Soldaten im Frieden und wenn getrüllet wird, ſo iſt das eben nur Trüllen und nicht Kriegen. Freilich geſchieht oft, daß Trüllen für die Hauptſache angeſehen wird und ein Trüllmeiſter für ein Hauptkerl, beſonders wenn er ſimilorige Epauletten hat und allfällig noch ſchreiben kann und Kolonne machen, auf dem Papier nämlich, im Kriege iſt dann aber all nichts und d's Trüllen iſt vergeſſen. Hat man doch ſchon oft während dem Trüllen von einem Tag zum andern Tag alles vergeſſen, was man befohlen hat oder was befohlen worden; wie ſollte man dann nicht alles vergeſſen haben, wenn der Krieg kömmt, wirket doch kaum was ſo eigen auf das Ge-

dächtniß, als wenn es blitzt, als wenn es kracht. Und wenn das Hauptquartier mit dem schlechtesten Beispiel vorangeht, was darf man dann vom gemeinen Soldaten fordern? Die Haupttrüll ist aber immer die für's tägliche Leben, wo Vater und Mutter die Trüllmeister sind; die ist nicht bloß gut für's G'fätterle, die ist zu allen Dingen nutz; wer aber diese Trüll nicht empfangen hat, ist ein Lädi für's Leben, ein Meisterles, ein Zaaggi; soll er laufen, so hat er die Strumpfbändel verniſtet; soll er schießen, so hat er kein Pulver, oder hat er gar das Unglück in die Regierig zu kommen, so macht er die Weibel tubetänzig, die Schreiber d's Teufels, die Geschäfte zu einer verhürschete Strange; dabei wird es ihm am Reden nicht fehlen, von wegen je mehr Einer zaagget und hürschet, desto mehr redet er gewöhnlich und manchmal sogar schön.

Anne Mareili war gut getrüllet, absonderlich vom Vater, der für niemand Nachsicht und Geduld hatte; wer mit ihm fahren wollte, mußte z'weg sein; war er fertig, so saß er auf und saß er oben, so sagte er: Hü! und wer nicht fertig war, konnte nachspringen oder daheim bleiben. Bei ihm hätte noch manches Ding, Frau oder Tochter, das Eilen gelernt und das Springen.

Es war daher fertig, wunderbar schnell (o, was die Meitscheni sich schicken können, wenn's sein muß, nämlich, man glaubt es nicht); es hatte weder das Nastuch vergessen, noch die Bracelet zu den Myten, welche es freilich erst auf dem Wege von der Küche zum Wägeli anzog; aber als der Vater absaß, hatte es schon den Fuß auf dem Tritt, und in diesem Fall war er doch nicht Hungs genug zu sagen: Hü! er wartete dann, bis man wirklich niedersaß. Die Mutter trappete, trotz dem daß sie daheim bleiben mußte, nach bis zum Wägeli; sie hoffte auf ein freundlich Abschiedswort von ihrem Alten. Daß ihr mir dann heute fertig werdet mit Werch ziehen, sagte dieser, und spreitet es

dann ſogleich auf dem Moosacker, daß es aber gemacht ſei, wenn ich heim komme. Hü, Kohli, und, nachdem er ein paar Male ausgeſchlagen, zottelte endlich Kohli taubſüchtig ſeines Weges. Er iſt u blybt e Wüſte, brummte die Mutter und ging zur Küche; aber ob ſie den Kohli meine oder ihren Alten, darüber erkärte ſie ſich nicht näher.

Ein wunderſchöner Morgen war's, als vom Dorngrüt weg Vater und Tochter fuhren, einem verhängnißvollen Tage entgegen. Hell ſchien die Sonne, kühl war die Luft, in üppiger Mannigfaltigkeit glänzte die in reichem Thaue perlende Erde, und nach und nach ward auch der Kobli heiterer und trabte munter von hinnen.

Es hat was Eigenes und wirkt auch eigens ein auf unſer Gemüth, unſerem Glück entgegen zu traben in friſchem hellem Morgenwinde. Mancher Fähnrich hat dies erfahren, der in den erſten Morgenſtrahlen mit fröhlichem Trompetenklang ſeiner erſten Heldenthat entgegenritt. Des Feindes Feldmarſchall wollte er zuſammen hauen in Mitte der Armee, wollte der Erſte ſein auf dem Mauerkranze, der Erſte auf der Feuer ſprühenden Batterie, und wie immer enger und enger das Herz ſich zuſammenzog, je näher die Stunde der That anrückte, wird er ebenfalls erfahren haben. Das Gleiche hat mancher Schütze erfahren, der lange von Bechern, Stutzern und Goldbarren geträumt, an ſchönem Morgen dem erſten Schießet entgegenfuhr, in grünem Kleide, im Jubel der Gefährten. Wie er auf dem Platz der Ehre kam, da butterte ihm das Herz, es zwirrte ihm vor den Augen, ſo klein war die Scheibe, ſo weit der Stand! Gerne hätte er das Schießen aufgeſchoben, aber es kennt von dannen die Zeit, dann trinkt man ſich Muth in's Herz, will mit Vierunddreißiger den Schlotter

aus den Armen treiben, und doch zittert der Stutzer in der Hand; ob man den Zweck von oben oder von unten zu nehmen habe, weiß man nicht mehr, und aus dem Stutzer fährt der Schuß, man weiß nicht wie und nicht wohin. Allweg nicht in den Zweck, oft nicht einmal in die Scheibe.

Was eines Mädchens Herz bewegt, wenn es bald, bald am Ziele iſt, welches es mit ganzer Seele erfaßt hat, kann man ſich denken. Aber wie es ſchlägt, wenn es einer Hölle entronnen und dem Himmel entgegen fährt, bald, bald ihn erreicht, das kann nur der recht ſich denken, der auch einmal vom Höllenthor weg noch gen Himmel fuhr. Aber je näher man dem Himmel kommt, deſto mehr will es einem ſchwindeln, deſto mehr ängſtigt die Kluft, welche noch zwiſchen uns und dem Geſtade liegt, deſto mehr fällt uns ein, was uns am glücklichen Landen hindern könnte. Wenn der Kornet in die Schlacht reitet, ſo iſt es Gott und er, welche die Sache ausmachen, und ſteht der Schütze im Schießſtand, ſo iſt zwiſchen ſeinem Stutzer und der Scheibe nichts als ein Bischen Luft. Ehedem kam noch manchmal der Zeiger dazwiſchen, jetzt iſt dem auch abgeholfen. Wie viel ſchwerer hat's ein Mädchen, neben dem ein zwängiger Vater ſitzt, mit apartigem Kopf, und das auf G'ſchaui zu einem jungen Burſchen fährt, wo Vater und Mutter und Geſchwiſter ſind und wahrſcheinlich alle mit apartigen Köpfen, und dieſe Köpfe alle haben etwas zu ſagen, können ſich ſtellen zwiſchen ihn's und ſein Ziel.

Der Vater ſprach nicht viel, er dachte ſeinem Ladenhandel nach; die Tochter ſprach in dem Maaße noch weniger, als ein Herzhandel das Herz mehr angreift als ein Ladenhandel. Manchmal ſchien der Kohli ſo langſam zu gehen, daß ihm ein „Hü, Hü," nach dem andern auf die Zunge kam, und manchmal ſchien, als kriege derſelbe Flügel und müſſe es rufen: O Aetti, Aetti, häb, häb! Auf einmal hielt der Aetti wirklich ſtill. Herr Jemer, wo ſy m'r? rief Anne Mareili,

welches plötzlich die Angſt ankam, ſie ſeien ſchon an Ort und Stelle. Z'Herrlige, ſagte der Vater, gab dem Stallknecht das Leitſeil und ſagte ihm: Spann aus und das Roß bleibt über Mittag hier. Jetzt wußte Anne Mareili, daß es abſteigen ſolle, und daß Liebiwyl in der Nähe ſein müſſe. Dem Roſſe nach ging der Vater in den Stall, und Anne Mareili ſtund zwiſchen Wägeli und Wirthshaus, wußte nicht was machen, und als das Stubenmeitli ihn's hineinkommen hieß, ſagte es, es wolle dem Vater warten, es wiſſe nicht, was der im Sinn habe. Der hatte im Sinn hinein zu gehen, wie es ſich erzeigte, und Anne Mareili folgte ihm. Drinnen kannte ihn der Wirth, that erfreut, ihn zu ſehen und frug, was ihn Apartes einmal in ihre Gegend bringe, wo man ihn ſonſt nicht zu ſehen pflege. Der Dorngrütbauer that vertraulich und ſagte, er hätte noch etwas an Holz und Laden nöthig und gedacht, er wolle hier durch kommen, er (der Wirth) könne ihm vielleicht rathen, wo er es am beſten und am wohlfeilſten finde. Mit dem Holz iſt es bös, ſagte dieſer, es geht alles fort, wir können ihm nachſehen und bald unſer eigenes nicht mehr ſägen laſſen. Die Sager ſägen auf den Kauf hin und uns Bauern laſſen ſie warten, bis die Würmer im Holze ſind, und gäb wie wir bitten und fluchen, ſo zäpfeln ſie uns nur aus. Dürre Laden oder Holz ſind rar, öppe hie und da noch ein Bäumchen bei einem Bauer, aber nicht oft, vielleicht hat der Sager im Taubloch noch etwas. Iſt's wyt? fragte der Dorngrütbauer. O nein, keine Viertelſtunde, da z'vorderſt im Graben, antwortete der Wirth. Es iſt mir geſagt worden, der Bauer zu Liebiwyl hätte immer Vorrath, ſagte der Dorngrüter. Das iſt, antwortete der Wirth, der hat immer, aber nicht auf den Kauf hin, nur hie und da giebt er jemand z'Gefallen. Kennt ihr ihn? Nein, ſagte der Bauer. Sein Sohn wurde an der Brunſt zu Aufbegehrige geprügelt und blieb liegen, unſere Leute fanden ihn und brachten ihn heim; der hat gezagt, wenn wir etwas mangelten, ſo ſollten wir nur kommen,

wenn's der Aetti hätt, ſo müßte m'r's ha. Aber ich weiß, wie das iſt: z'Gfalle geben! Märten darf man nicht, und wenn man Einen betrügen kann, ſo ſpart man's nicht. Habt nicht Kummer, ſagte der Wirth, wenn euch der Sohn dieſes geſagt hat, ſo findet ihr dort, was ihr wollt, und wie nirgends wohlfeil und gut. Sie hätten ſich nicht dafür, wie unkommod es ihnen wäre, nicht zu halten, was der Sohn geſagt. Das ſind noch apartige Leute, wenn alle ſo wären, ſo könnte Unſereiner noch ſein in der Welt. Ich nehme ihnen faſt alle Kälber ab, und öppe was billig iſt, nehmen ſie gerne, aber mehr als etwas werth war, mußte ich nie zahlen und erhielt die Sache recht, und wenn ſie etwas kaufen, ſo zahlen ſie was billig iſt, und plagen Einen nicht mit Märten, daß es Einem düecht, man möhte ihnen fünf Finger Usg'wicht geben. Oeppe ung'ſorget darf man Schweine von ihnen kaufen auf Gewicht, man wird nie Steinkrätten voll Kirſchenſteine in den Därmen finden. Mit denen iſt noch z'handeln, aber ſonſt iſt mit den Bauern faſt nichts mehr zu machen, ſie glauben bald keinem Wirth mehr etwas. Nüt für ungut z'ha! Es werden die Bauern öppe auch alle Tage witziger, und ſie müſſen's, wenn ſie die Haut unter den Ohren behalten wollen und es ihnen nicht gehen ſoll wie den Haſen, die immer rarer werden, je mehr Jäger es giebt. Sind die Leute reich? Ja, antwortete der Wirth, das ſind noch Bauern, wie ehedem geweſen, haben noch Würze, hängen nicht zu oberſt in den Aeſten und müſſen nicht wie ſo viele jetzt, wenn ſie drei Dublonen mangeln, um Geld aus und um Milch, wenn ſie ein Kaffee machen müſſen ung'ſinnet. Ho, ſagte der Dorngrüthbauer, es wird doch dere noch mehr geben, welche einen Tropfen Milch übrig haben und einen Kreuzer Geld, und mügli wär's, daß d'Wirthe auch noch oft froh darüber ſind, wenn ſie Geld bei Bauern finden oder eine Kuh, und manchmal zwei dings haben können. Es giebt auch beider Gattig, ſagte einlenkend der Wirth, aber wenn ich rathen kann, ſo geht dorthin, reuig werdet ihr nicht

werden. Allweg, ſagte der Bauer, will ich zuerſt zur Säge, liegt beides an einem Wege? Nein, ſagte der Wirth, dort bei jenem Haus mit dem rothen Dache gehen ſie von einander, und ihr müßt wieder zurück bis dort, um von der Säge nach Liebiwyl zu kommen. Als nun Vater und Tochter zum neuen Dache kamen, ſagte der Vater zu Anne Mareili: Geh du afe, wenn ſie etwa nicht daheim ſind, ſo kann man ſie rufen, damit ich nicht lange warten muß, von wegen, noch heute wollen wir heim und es iſt weit. Somit ging er links und ließ Anne Mareili ſtehen. Das wäre gerne in den Boden gekrochen, wenn ein Loch da geweſen wäre, bis der Vater wiederkam, aber da ſtehen durfte es nicht, es mußte rechts, wie ſchwer es ihm auch ward. Was man gewöhnlich ſchüchtern nennt, war Anne Mareili nicht; es wußte, daß es des Dorngrütbauern Tochter war, und konnte Rede ſtehen und an ein Haus klopfen, ohne roth zu werden und dumm zu thun. Aber es giebt eine Schüchternheit, eine innere möchte man ſie nennen, die man nicht ſieht, an die man daher meiſt nicht glauben will. Sie iſt etwas Unnennbares, halb Beſcheidenheit, die fürchtet jemand zu ſtören, ihm läſtig zu ſein, halb Scheu, ſich ſelbſt mit einer fremden Perſönlichkeit in Berührung zu bringen, ein inneres Widerſtreben, ſich ſelbſt einem fremden Auge zu öffnen, vor fremden Ohren auszuſprechen, was das Herz bewegt, auf der Seele ſich abſpiegelt. Dieſe Schüchternheit trägt mancher Mann zu Grabe, ſie wohnt in manchem Weibe, umſchleiert, als deſſen beſtes Ich; ihr eigentliches Haus aber iſt das Herz der Jungfrau, aber um ſo feſter umſchleiert ſie es, je bedeutſamer der Moment iſt, dem ſie mit Bewußtſein entgegengeht. Anne Mareili, von der Liebe Angſt und Weh gedrängt, hatte Resli in ſein Herz ſchauen laſſen, ſich gegeben, wie es war, ohne viel Umſtände und Komplimente. Es hatte Resli ſo viel als das Leben gerettet; dieſes Bewußtſein war der Schlüſſel zu ſeinem Herzen geweſen. Aber jetzt ſollte es alleine zu einem Hauſe gehen, wo es nie geweſen, ſollte dort

anklopfen, mußte vielleicht lange erklären, wer es ſei; was Resli von ihm geſagt, das wußte es nicht, und ob es ihnen recht anſtändig ſei, ebenfalls nicht; was es ſagen ſollte und wie ſich benehmen, wußte es darum auch nicht. Vielleicht konnte es gar an's unrechte Haus gelangen und zum G'ſpött werden oder niemand zu Hauſe treffen als einen böſen Hund, ungefähr einen, wie ihren rothen Mutz, was ſollte es dann machen?

So ſchritt es ſchwer und ängſtlich zwiſchen hohen Lebhäägen ein enges Gäßchen entlang; da hörte es hinter dem Haag rechts erſt eine Senſe durch's Gras fahren, dann ſagen: Höre du, heute kommen ſie nicht, ſie wären da. Darauf ſagte eine andere Stimme, und die kam ihm gar wunderbar bekannt vor: Das iſt nicht geſagt, kommen können ſie immer noch, es iſt weit. Zäht darauf, ſagte wieder die erſte Stimme, ſie kommen nicht, ſie haben dich nur abſchützelen wollen, um d's Wüſtiſt nicht alles z'machen. Warum hätte dir ſonſt der Alte nahg'luget? Du biſt d'r Narr im Spiel und z'wette wär, daß ſie geſtern p'rkündet worden. Selb nit, ſagte die andere Stimme, das hätt d's Meitschi nit tha und m'r B'ſcheid g'macht. Ah bah, verlaß dich doch auf kein Meitſchi ſagte die erſte Stimme, wenn's a Rothknepf kömmt, ſo ſind ſie alle gleich, und gäb wie ſie vorher gränne, wenn's heißt, jetzt müße es ſein, ſie wollten zum Pfarrer, das Hochzeit anzugeben, ſo hat man noch keiner ein ſauber Zürtuch verbinden müſſen, ſie hat es noch immer ſelbſt gethan. Nimm nicht alle in einen Klapf, ſagte die andere Stimme, es gibt mancher Gattig Mädchen, ſo wie vieler Gattig Buben, du ließeſt dich auch nicht mit jedem zuſammenzählen. Zäht darauf, meins wäre nicht gegangen und hätte mir B'ſcheid machen laſſen. Es muß dann ein Apartes ſein, lautete die Antwort. Wie iſt's eins? es nähmte mich doch wunder, es zu ſehen. Ich kann es dir ſo recht nicht ſagen, wurde geantwortet, du mußt warten, bis du es ſiehſt, und dann wird es dir ſicherlich gefallen. Es iſt groß, faſt wie die Mutter, und doch kein Bohnen-

ſtecken, hat eine ſchöne Haut, ſufer, nit kühroth, aber auch nicht wie ein ausgewaſchener Fürfuß, läng Züpfe, dunkle Augen und b'ſungerbar ſchöne Zähne; wenn es den Mund aufthut, ſo düecht's Einen, man ſehe das Gätterli zum Paradies, und noch ganz funkelnagelneu, und b'ſunderbar fründlig cha's de dry luege, daß es Eim düecht, es ſchmelz alles i Eim. Sonſt g'wöhnli macht es ein ernſthaft Geſicht, faſt wie wenn es Einem etwas befehlen wollte, und Häng het's, man ſieht ihnen d's Werche an und d's Wäſche, wie's ame Meitſchi wohl aſteit. Und taubs haſt du es auch ſchon geſehen? wurde gefragt. Taubs habe ich es zu Aufbegehrige gemacht, aber wie ich es erkannte, war es wieder verſchwunden. So nimm dich in Acht und ſpring nicht ſo z'ſämefüßlige hinein, ſagte die erſte Stimme, ich für meinen Theil heirathe kein Mädchen, wenn ich es nicht taubs geſehen, ſo taubs, als es nur immer werden könnte. Und wenn ich nicht ang'fähr dazu käme, ſo ließe ich nicht nach, bis ich es ſelbſt ſo taubs gemacht hätte, daß es Eim düechti, es möchte Einen ung'ſchabt freſſe. Warum das? wurde gefragt, du biſt immer der ſeltſam Chriſteli. Ja lue, ſagte derſelbe, ich will wiſſen, wie ſie drein ſehen und was ſie thun, wenn ſie taub ſind, und warum ſie es werden. Ich will dir etwas ſagen, es weiß es kein Menſch noch. Einmal hatte ich auch im Sinne zu heirathen, das war ein Meitſchi wie aus Seide und Sammet gemacht und ordlich wie ein Lebkuchen, von dem hätte man glauben ſollen, es könnte kein Wäſſerchen trüben, keine anderen Augen machen als ſüße und nie anders reden als wie durch ein Pfeifenröhrchen. Es het mih düecht, es ſchryß mih e ganze Tag bi de Haare, bis am Abend, daß ich bei ihm war. Da kam ich einmal an einen Ort, wo getanzt wurde; es war noch nicht da, ich wartete, es kam nicht; aus Langerweile nahm ich ein Meitſchi, hatte drei mit ihm und zahlte darauf ihm eine Halbe. Während wir ſie tranken, kam mein Mädchen herein, ob es draußen mir aufgepaßt, weiß ich nicht. Aber Augen machte es mir, daß es mir ſchien, es

ſtrecke ſie armlang zum Kopf aus und jedes hätte fünf Krallen wie ein Lämmergeier. Mit mir wollte es nichts zu thun haben, ſchoß im Saal herum wie ein Wespi an einem Fenſter, zahlte mir z'Trotz ihrer Jungfrau Wein und Eſſen, ſchoß dann heim wie b'ſeſſen. Ich auf und nach, nicht weit von ihrem Hauſe holte ich es ein, unterzog mich, wollte beſtens mich verſprechen, aber wohl, ich erfuhr, was ein ertaubet Meitſchi kann! Es machte mir ein noch zehnmal ärger Geſicht als vorhin, die Naſe that ſich auf, die Augen wurden wie Pflugrädli, und aus dem weitgeöffneten Munde fuhr eine Stimme, ſo dick wie ein Weberbaum, und ſagte mir ſo wüſt, wie ich mein Lebtag es nie gehört. Schyßhung war das Manierlichſte. Als ich das Mädchen ſo ſah ſo ungattlig thun und Augen machen, ärger als ein ertaubeter Stier, und reden wie ein halbvoller Weltſch, da entfiel es mir plötzlich, ſtatt der Liebe hatte ich ein Abſchüchen. Lieber e taubi Katz als ſo eine, dachte ich, machte mich davon, ſo ſtreng ich konnte, und die Angſt, es ſei hinter mir und begehre mein, verließ mich nicht, bis ich daheim im Bette lag. Da war mir, als hätte mich jemand aus dem Waſſer gezogen, oder als wäre ein ſchwer Fuhrwerk über mich gegangen und unerwartet erwache ich, ſtatt todt, unverſehrt, und ich that einen theuern Eid, nie mehr zu heirathen oder wenigſtens nicht, bis ich das Mädchen ſo taub als möglich gemacht und erfahren, ob was es ertaube und wie. Da tätſchelt man die Mädchen nur, däſelet ihnen, und wenn ſie im geringſten die Miene verziehen, ſo fragt man hundertmal: Was heſt, was heſt? und macht den Kratzfuß um ſie wie ein Hund um heiße Milch. Wenn eine ſchon wollte, ſie könnte nicht wüſt thun, und ſo geht es, bis man ſie hat. Nun meint man, man habe ſie und d's Fangen ſei nicht mehr nötig, geht grad ane, und wie man ſo grad ane thut, thut das Mädchen auch, wie es gewohnt iſt, läßt ſeine Hörnlein hervor, von wegen, es braucht ſich vor niemand in Acht zu nehmen. Wenn nun jedes ſo auf einmal ganz natürlich thut, fallt jedes aus den

Wolken und niemand mehr zertheilt die Wetter mit Däfelen hinten und vornen, das Heulen geht an und das Zähneklappern und jedes klagt, es sei b'ſchiſſe worden. Das Weib klagt, der Mann thäte nicht nach Schuldigkeit flattiren und tätſcheln, der Mann ſchüttelt ſich und ſagt: es grus ihm, ſo was hätte er nie erlebt, es werde ihm faſt g'ſchmuecht. So, Bruder, geht's, und wenn ich geheirathet geweſen wäre, als ich das Geſicht geſehen, und nicht noch ledig, es wäre mir nicht nur faſt, ſondern ganz g'ſchmuecht geworden; ſo aber lief ich davon, ward geſcheidt, und dankte Gott. Darum, Bruder, nimm dich in Acht, wunder nähmte es mich, ob dein Meitſchi auch noch ſo lieblich bliebe, wenn es ſo recht taubs wäre, aus dem ff. So redend trug Chriſteli eine Gablete Klee auf den Wagen, blieb aber ſtehen wie eingewurzelt. In grünem Haſellaube ſah er ein Mädchengeſicht, deſſen funkelnd Augenpaar ſtarr auf ihn gerichtet war. Was tüecht dich, was mache ich für ein Geſicht? frug das Mädchen, als es ſich entdeckt ſah, und ſchalkhaft ſpielte über das Geſicht ein Lächeln, Chriſteli aber ſtand da wie Butter an der Sonne und wäre, weiß kein Menſch wie lange, da geſtanden, wenn nicht Resli, ſobald er die Stimme hörte, herbeigekommen und im grünen Haag ſein Meitſchi entdeckt hätte. Als daſſelbe von ſich reden hörte, konnte es begreiflich nicht mehr weiters, es wollte eigentlich nicht berchen, ſondern ſich nur zeigen, aber es ſcheute ſich, Chriſteli zu unterbrechen, und ſo ſtund es ſtille da, bis Chriſteli es erblickte. Als Resli freudig es anredete: Bis Gottwilche, das iſt brav, ih ha afe zwyflet, da ſah man nichts mehr von der Ernſthaftigkeit, in welcher Chriſteli das Meitſchi anfänglich erblickt, es machte ein gar freundlich Mieneli und ſagte: Trauiſt de niemere? Was me v'ripricht, das haltet me de notti. D'r Aetti het welle, daß ih mit chöm, er iſt afe alte u fahrt nit gern alleini. Nun kam auch Chriſteli herbei, gab die Hand, hieß ihn's Gottwilche und ſagte, es werde doch nicht für ungut haben, was er da geſtürmt, er ſage

manchmal etwas für die Langeweil, deſſen müſſe man ſich nicht achten. Aber er hülf, ſie wollten heim, die Leute könnten ſonſt meinen, ſie ſeien ſturm und redeten mit den Haſelſtauden.

Von dieſer Seite her kam man zum Hauſe, ohne andere Häuſer zu berühren, es lag in weitem Baumgarten, rundum ein geräumiger Platz, aber nirgends ein verzattert Stück Holz, nirgends herumliegend Stroh, alles wie an einem Feſttage, freundliche Blumen in den Fenſtern, auf der breiten Terraſſe ſonnete ſich ein alter Hund, der ohne Bellen, aber freundlich wedelnd ihnen entgegen kam. Der Vater ſchnefelte im Holzſchopf, die Mutter putzte Samen, und Anneliſi ſegte das Milchgeſchirr beim Brunnen. Von dort ſah es Anne Mareili zuerſt hinter dem Kleewägeli mit Resli gehen, ließ das Melchterli fahren, ſchoß zur Nebenthüre hinein, zur vordern hinaus, rief der Mutter zu: Sie kommt, ſie kommt! und huſch wieder hinein und davon und hörte nicht mehr, wie die Mutter ſagte: Du thuſt doch wieder dumm und weißt, wie ich das uhöflig Weſe ſo ungern habe. Was wird ſie denken! Deſto freundlicher ging die ſtattliche Frau Anne Mareili entgegen, hieß es in Gott willkommen und ſagte, wie ſie blanget hätte, es zu ſehen und wie es ſie freue, wenn es ihm hier gefalle, daß es für immer bei ihnen bleiben möge. Aber es ſolle hinein kommen, drinnen Bericht geben, wo es den Vater hätte. Schon unter der Thür erſchien Anneliſi wieder, aber mit einem Halstüchli um die Ohren, einem ſaubern Fürtuch, und vor lauter Lueget vergaß es faſt den Willkomm. Aber was iſt einem Meitſchi bei neuer Begegnung wohl wichtiger, als zu ergründen, was die Kommende für ein Geſicht hat, und was ſie anhat vom Kopf bis zu den Füßen? Bis es weiß, wie ihr Gleichli verbändelt iſt, ob roth oder ſchwarz oder gar blau, hat es keine Ruhe. Wie freundlich zwei Mädchen ſich auch begegnen, wie willkommen ſie ſich auch heißen, ſie betrachten einander doch wie zwei Schwinger, die ſich auch die Hände geben, ehe ſie einander faſſen zum Niederwerfen. Nun iſt ein

Glück dabei, daß bei solchem Messen gewöhnlich jedes Mädchen denkt: Nein, Gottlob, so hübsch wie die bin ich doch denn nadisch auch, es ist sih doch d'r Werth, es selligs G'heie z'mache! Aber es selligs Göller oder e selligi Kittelbrust muß ich auch haben, ih lah nit lugg, bis ich eine habe, u de noh e schöneri. Ob diese beiden Mädchen auch so dachten, sagten sie nicht, aber wahrscheinlich, denn sie wurden noch freundlicher gegen einander, als sie sich recht betrachtet hatten, natürlich deßwegen, weil jede sich selbst doch noch besser gefiel als die andere. Jede hatte auch recht, es kam nur darauf an, von welchem Standpunkt man ausging und welchen Gesichtspunkt man in's Auge faßte. Ging man von einem vornehmen Standpunkt aus, so war Anne Mareili schöner, schlanker, und von regelmäßigern Zügen; faßte man das Wesen in's Auge mit mehr bürgerlichem Auge, so war Annelisi beweglicher, lustiger, von geistiger und leiblicher Frische, welche eben gern in einem rundlichten Wesen wohnt, und welche man eben nicht für vornehm hält.

Die blanke Küche, die schöne, helle, große Stube, fielen Anne Mareili auf, so hatten sie es nicht daheim, und als es unter der Küchenthüre noch nach außen sah, in den schönen Garten, über Matten und Felder weg, in deren Mitte so frei und stattlich das blanke Haus stand, so mußte es bekennen, daß es einen schönern Bauernsitz noch nie gesehen, und mächtig bewegte sein Herz der Gedanke, was es heiße, hier Bäurin sein zu können. Und doch fühlte es sich gedrückt, unwohl, und eine Art Beklemmung nahm immer zu, fast wie gewisse Leute des Morgens sie empfinden, wenn es Abends ein Gewitter geben will. Alles war so freundlich gegen ihn's, alles gefiel ihm so wohl, man stellte ihm, 'gäb wie es sich wehrte, den besten Kaffee auf, wie sie ihn daheim nie hatten, Käs und weißes Brod, und Alle nahmen sich Zeit, bei ihm zu sein, und keinem Gesicht sah man Aerger an, daß man so für nichts und wieder nichts, ume so wege mene Meitschi, einen heiligen

Werktag verſäumen müſſe. Es fühlte, daß da ein viel manierlicher Weſen ſei als bei ihnen, ſo eine Art von Hausſitte und Anſtand, welche man im Weltſche hinger nicht lernt, welche zuſammengeſetzt iſt, aus Gutmüthigkeit und gegenſeitiger Achtung, welche zur andern Natur geworden, und welche Kinder gegen Eltern üben und Eltern gegen Kinder und wenn ſie alleine ſind und vor fremden Leuten. Es müſſen nämlich auch die Eltern ihre Kinder achten, wenn ſie deren Liebe und Achtung bewahren und wenn ſie wollen, daß ihre Kinder achtungswerth werden und bleiben ſollen, müſſen ſie namentlich vor fremden Leuten mit Achtung behandeln. Nun aber findet man in manchem Hauſe die Sitte, daß entweder ein Glied der Familie, Mann oder Weib, den Leuten zeigen will, wer Meiſter ſei und wer zu befehlen habe, oder daß jedes, Groß und Klein, zeigen will, daß man auch etwas ſei, ſich nicht untern thun laſſe u. ſ. w. Dieſes führt zu den widerwärtigſten Auftritten und wirkt das Gegentheil von dem, was man bezweckt, man macht ſich, ſtatt groß, recht klein damit, und wie man ſich gegenſeitig nicht achtet, ſtreift man ſich auch die Achtung Anderer ab. So war es bei ihnen. Der Vater meinte, er müſſe allen Leuten zeigen, wie er die Seinen muſtern könne. Die Brüder thaten es ihm nach, man wehrte ſich, ſo gut man konnte; man that nicht manierlich zuſammen.

Anne Mareili fühlte die Ueberlegenheit in ſolcher Sitte, und wenn der Vater komme, ſo werde es ſich erſt recht ſchämen müſſen, dachte es. Ein Inwendiges ſpiegelt ſich auswendig oft gar ſeltſam ab. Demuth erſcheint wie Hochmuth, ein gedrücktes Weſen wie Nichtachtung und Unfreundlichkeit. Je mehr Anne Mareili das Unbehagen fühlte, welches aus dem Bewußtſein dieſer Ueberlegenheit entſprang, um ſo weniger ward es deſſen Meiſter, um ſo dunkler ward die Wolke, die es überſchattete. Reſli ſah das wohl, war auf Dornen, wußte aber nicht, woran es lag, gab ſich die größte Mühe, Anne Mareili im ſchönſten Lichte zu zeigen, und je mehr er ſich

mühte, deſto dunkler ward es auf Anne Mareili's Geſicht. Man weiß, wie jeder es hat, der etwas Geliebtes vor Leute ſtellt; man möchte, daß es thäte wie nie ſonſt, ſo ſchön und manierlich, damit man Lob bekomme und Ehre von ihnen. Wie manche Mutter hat nicht ihr Kind unter Geheul und Zetergeſchrei aus einem Zimmer getragen in halber Verzweiflung! Sie hatte mit dem Kind Puff machen wollen, und je mehr ſie das wollte, deſto mehr that es das Gegentheil, und das Ende war, daß der Zorn die Mutter faſt verſprengt, das Brüllen aber das Kind.

Das iſt aber noch gar nichts gegen einen Liebhaber, deſſen Mädchen zum erſten Male zu ſeinen Eltern kömmt; der möchte, daß ſein Mädchen thäte wie die leibhaftige Liebenswürdigkeit und daß ſeine Eltern mit dem Mädchen thäten wie mit einem leibhaftigen Engel, der grad Wegs vom Himmel gekommen. Er hat Angſt nach beiden Seiten hin, ſieht mit einem Auge auf das Mädchen, mit dem andern auf die Eltern; bald meint er, es fehle hier, da will er hier nachhelfen, dann ſcheint's ihm dort zu hinken, er will dort nachhelfen, kommt dabei in eine Art Fieber, wird ſelbſt am unliebenswürdigſten, macht kehrum Alle taub, und am Ende gehts ihm wie einem ungeduldigen Weber mit einer verhürſcheten Strange ſchlechten Garns. So ging es freilich Reſli nicht, dazu war er eben zu adelich, aber faſt Blut ſchwitzte er doch. Sein Meitſchi war ſo ſeltſam, ſo ſchweigſam, faſt rumpelrurig, daß er es kaum mehr kannte, fürchtete, man hätte irgendwo gefehlt, oder Chriſteli's Rede rüche auf. Er ward um ſo freundlicher; Anne Mareili merkte es wohl, aber es machte ihm die Wirkung, als ob jemand den Hals ihm zuſammen ſchnüre, es konnte faſt keinen Laut mehr von ſich geben. Es iſt curios mit Kindernaturen, alſo auch mit weiblichen (je beſſer dieſe ſind, deſto mehr ähneln ſie den erſtern); der Widerſpruch ſcheint ihnen recht eigentlich im Fleiſche zu ſitzen und zwar z'vorderſt, in allen Fingerſpitzen, es wird wahrſcheinlich die Erbſünde

ſein, die natürlich um ſo klarer hervorſcheint, je durchſichtiger die Haut noch iſt. Wenn ſo ein altes Leder von Profeſſor, das in Filianenſtaub ergrauet iſt, oder ſo ein Luder von Schlingel, das auf allen jüdiſchen und chriſtlichen Miſthaufen ſich dick gewälzt, ſie läugnet, ſo nimmt es Einen nicht wunder, es iſt ganz natürlich, ſintemalen Luder und Profeſſor vor lauter auswendigem Staub und D... den inwendigen nicht mehr ahnen, geſchweige ſehen, ſondern der ſüßen Hoffnung leben, unter der Haut wenigſtens ſei es ſauber. Eine Kokette, ein Weibel, ein unbedeutendes Staatshaupt fühlen ſie, wiſſen ſie aber zu vertuſchen, drängen ſie nach unten, nach hinten; aufwärts aber und vorwärts fechten ſie mit Lächeln und Nicken.

Aber, wie geſagt, gute Kinder, die artig ſein ſollen, und liebe Mädchen, welche man liebenswürdig möchte, denen ſieht man ſie am meiſten an, die können ſie am wenigſten überwinden, merken es wohl, wenigſtens die letztern, möchten ſich darüber die Finger abbeißen, wenigſtens die Nägel, und während ſie am Verweiſen, wie ſie überwinden ſollen, ſind, machen ſie dazu Geſichter, als wenn ſie bereits am Schlucken der Finger wären. Ganz beſonders aber kommt ſie junge Weibchen an, an denen man, ſo lange ſie Bräute waren, blind geweſen iſt, d. h. ſie kömmt ſie nicht erſt an, ſondern man merkt ſie erſt, wenn aus der Braut ein Weibchen geworden. Curios! Da, liebe Leute, gilt's klug ſein, nicht mit dem Holzſchlägel lauſen wollen, da muß man ſüferli thun mit Däfelen, ſachte fortfahren, aber nicht unerchant, und lugen dazu und nur ſo zuweilen mit dem naſſen Finger ganz leiſe und ſüferli ein Brämi abmachen. Mit ſolcher junger Weiber Liebenswürdigkeit oder Erbſünde (iſt faſt ein Thun) iſt's ungefähr wie mit einem Bienenſtock, der ſchwärmen will, wehren kann man ihm nicht, aber reiſen kann man ihn mit ſüferli Thun, das aber verſteht gewöhnlich nur, wer ſchon mehr dabei geweſen iſt. Das war Reſeli nie, darum vermochte er Anne Mareili's Gemüth nicht

zu reisen, gäb wie er anwendete und ihm Gelegenheit zu geben meinte, sich zu zeigen in der Holdseligkeit, welche Resli an ihm gerühmt hatte. Die Ankunft des Vaters machte eine Unterbrechung, erleichterte aber Anne Mareili nicht. Es nahm Aergerniß am Vater und hatte die größte Mühe, dieses nicht auszusprechen. Obgleich es selbst nicht recht wußte, wie thun, so düechte es ihn's doch, es solle den Vater b'richten, was anständig sei und was er reden solle und was nicht, und wenn Resli auf Dornen saß, so saß dagegen Anne Mareili auf glühenden Kohlen. Dem Vater dagegen war es recht behaglich, er aß und trank, und weil er es umsonst hatte, noch zweimal so viel als gewöhnlich, er kaufte Laden, und weil er sie weit unter dem Preise erhielt, zweimal so viel, als er brauchte, und weil er Großmuth am Brett sah, so hätte er dem Liebiwylbauer Roß- und Kuhstall ausgekauft um's halbe Geld, wenn der nicht, klug genug, gesagt hätte, wegem nahen Säet mangle er Zug und wegen den vielen Leuten Milch, so daß er weder Kuh noch Roß entmangeln könne. Darum machte der Dorngrütbauer sich hinter eine Staatskalbete, und da diese weder Milch gab noch Zug, sintemal eine Staatskalbete einstweilen zu nichts Anderem taugt, als zum Fressen und Ansehen, so galt hier die Ausrede nicht; wenigstens drei Dublonen zu wohlfeil kriegte er sie. Dies merkten Alle, aber niemand verzog dabei ein Gesicht, als der Dorngrütbauer selbst, den lächerte es v'rstümeret heimlich, und er dachte, es sei doch noch immer so, daß wer us'schant thue, dest bas sei. Anne Mareili war bei diesen Staatsaktionen nicht, es besah derweilen mit Anneliſi die Pflanzplätze. Als es beim Heimfahren sich nicht enthalten konnte, dem Vater zu sagen, es müsse sich fry schämen, wie er die Sache bekommen hätte, so erhielt es zur Antwort: So schäme dich, es kostet nichts. Aber wenn d' nit es Babi bist, so laß dir gesagt sein, daß man die Birnen schütteln muß, wenn sie fallen wollen.

So ging der Morgen um und in die Stube mußten sie wie-

der, wo ein Mittageſſen z'weg ſtand, wie im Dorngrüt noch keines auf den Tiſch gekommen, ſo neit und appetitlich, und nicht bloß ſo grad ane Schnitz und Tellerete voll Fleiſch, ſchwynigs und g'räuchts, ſondern da war Voreſſen, es kam ſogar Bratis und war doch nicht Kindbetti, und das ging neue alles ſo g'ſchlecket, daß es Anne Mareili fry recht dudderte, wenn es dachte, wie ſie hier gewohnt ſeien, und wie es ſich nicht zu helfen wüßte, wenn d'Sach an ihm wäre. Das müßten afe Sache in dem Hauſe ſein, für ſo aufzuwarten, dachte es, und nebenbei mußte es Aerger verwerchen über den Vater, der wiederum aß, als wenn er heute noch nichts gehabt hätte. Je mehr der Vater aß, deſto weniger brachte die Tochter hinunter, ſo daß es die guten Leute recht g'mühte, und ſie vielfach ſich entſchuldigten, daß ſie ſo ſchlechtlich aufwarteten, wenn ſie gewußt hätten, daß ſie kämen, ſo hätten ſie ſich beſſer verſehen, ein ander Mal wollten ſie öppe lugen, daß ſie es beſſer breichten. Das machte Anne Mareili noch verlegener, zog ihm den Hals zu, es mäuelete immer mehr und gäbelte auf dem Teller herum, als wenn es mit bloßen Fingern in Neſſeln heuete. Es g'mühte die Mutter recht, und als Reſli einmal in der Küche an ihr vorüberging, konnte ſie ſich nicht enthalten, ihn zu fragen, wo ſie wohl gefehlt hätte, daß das Meitſchi ſo ſtills ſei und nichts eſſe, ſo werde es doch nicht immer ſein? Nein, ſagte Reſli, es iſt ſonſt fründlich und g'ſpräch, daß man gefehlt, wüßte ich nicht, es wird öppe d's Fahre nicht mögen erleiden und Kopfweh haben, wies am Wybervolch mängiſt git. So entſchuldigte Reſli, aber wohl war ihm doch nicht dabei.

Von der Hauptſache war über dem Eſſen nicht die Rede; erſt als niemand mehr eſſen mochte, der Wein gebracht wurde und billig gelobt war, denn es war nicht Kuttlenrugger von Erlach oder Biel, frug Chriſten, nachdem ihm Aennell bereits mehrere Winke gegeben hatte: Und, wie hei m'r's wege dieſem, wes euch recht wär, ûs wär's gar aſtändig. Wir alte afe

u wüſſe nit, wie lang m'r's noh mache, u da wär ü̈s denn d'ra g'lege, we m'r wüßte, wem wir die Sache hinterließen. Wir haben es Ueiem ſchon lange geſagt, er ſoll wyhe, aber es het ne neue kes Meitſchi chönne abräye, bis er euers geſehen hat, an dem hanget er jetzt gruſam; d's Meitſchi hätt auch nichts darwider, meint er, und wenn's euch recht wär, ſo hulfen wir eine Hochzeit machen. Oeppe aparti rühmen will ich nicht, ſagte Chriſten, aber ich denke, wenn ſie zuſammenkommen und ume e kly zur Sach luegen, ſo werden ſie öppe ihr Lebenlang mehr als genug haben. Aenneli wiſchte ſich die Augen, Chriſteli war hinaus gegangen, als der Vater begann, Anneliſi auch, Reſli und Anne Mareili ſchwiegen; der Dorngrütbauer verſorgete noch ein anſehnlich Stück Schinken und ſprach endlich: wege deſſi ſei er eigentlich nicht hierher gekommen, und wenn er gewußt, daß es ſöuli Ernſt ſei, ſo hätte er vielleicht Laden Laden ſein laſſen. Aparti hätte er nichts gegen ſie, wegen der Fürnehmi welle er ihnen nichts vorhalten, es könne nicht e niedere d'r fürnehmſt ſy, und wegem Reichthum chönnt me luege. Aber wohl weit ſei es ihm abhanden, und ſo wiſſe man nicht, wie es einem King gehe, und dara ſöll's doch ame ne Vater am meiſte g'lege ſy. Mi chönnt's ſchindte, mi vernähmt's nit, bis es z'ſpät wär. Und er müſſe ſagen, da ſei er am chutzligſte, er möge viel erleiden, aber daß man einem ſeiner Kinder Böſes thue, das mög er nicht erleiden, da wär er im Stande, d's Wüſteſt z'mache. (Anne Mareili machte ganz bedenkliche Augen, es ſchwieg wohl, aber in den Augen ſtand geſchrieben: O Aetti, wie lügſt!) Er wiſſe wohl, daß man mit den Meitſchene nicht viel machen könne und man ſie dafür hätte, um ſie z'v'rmanne, aber dafür ſei man da, um zu ſehen, wie. Wenn er Anne Marei dem erſten beſten Schlabi hätte geben wollen, ſo könnte daſſelbe ſchon Großmutter ſein. Nun that auch Aenneli eine Rede dar und meinte, das hätten ſie ihm z'danken, daß er ſövli für d'King lueg aber er ſolle auch denken, daß der liebe Gott ſein Kind eben

für ihren Resli habe aufsparen wollen. Kummer, daß es ihm nicht gut gehe, solle er nicht haben. Er solle fragen, bös Lob hätten sie nicht, und vor Gott und Menschen hätte es schon manchmal versprochen, eine böse Schwiegermutter wolle es nicht sein, ein Sühniswyb müsse es, wenn es nur e chly gattlig thue, bei ihm haben, wie es daheim nie besser gehabt. Deretwegen könnte er sein Kind ungesorget ziehen lassen. Von wegen dem lieben Gott, sagte der Bauer, möge er nicht viel hören, wenn er gewollt, so hätte der nicht viel dazu zu sagen gehabt. Er wolle der Sach nicht ab sein dahin und daweg, aber wie man bette, so liege man. D's Meitschi sei ihm aparti nicht z'leidet daheim, Zeit wär's afe mit ihm, aber daneben hätte er noch immer z'esse und z'werche für ihn's. Er wolle lose, was sie im Sinn hätten zu thun, wenn es etwas aus der Sache gebe.

Das, sagte Christen, verstebt sich von selbst, Resli ist d'r Jüngst u nimmt d'r Hof öppe ume nes Billigs u git de Angere nie, was öppe recht ist. Es ist mit dem gar es Ung'wüsses, sagte der Bauer, es kömmt immer darauf an, wer dahinter kömmt, es geht afe unerchant, die Buben sollen mehr herausgeben als ihnen bleibt. So geht's nicht gut, d'Bauern will man z'Bode mache, d'Häftlikrämer und d'Schryber sölen obenauf, das ist schon lange z'weg korbet. D's Best ist, man lasse die Sache machen bei Lebzeiten, dann hat man es in der Hand und kann machen, wie es Einem gefällt, und wenn's einmal abgetreten ist, so ist es abgetreten, es wird dann öppe niemand mehr viel daran machen können. Das hätte sich hier nicht nöthig, sagte Christen, und gebe nur unnöthige Kosten. Wie recht, komme der Hof dem Jüngsten zu, niemand hätte etwas darwider, und z'viel zu geben, werde ihm kein Mensch zumuthen. Es sei Landsbrauch, daß die Höfe beisammenbleiben, und so müsse es auch sein. Wenn man die Höfe vertheilen wollte, so wäre d's Buren us und alles ginge z'Grund Man könnte keinen Zug mehr haben, hätte auf die magern

Büggel keinen Aufzug mehr, die Heimeth würden ermagern und die Leute dazu. Alles wollte nur am Land hängen, und wie es mit den kleinen Heimethen gehe, sehe man gut. Sie vermöchten weder sich noch ihre Besitzer zu erhalten; die Meisten, welche nicht Geld außerhalb des Haages zu nehmen wüßten, gingen ja auf solchen Kühheimethlene zu Grunde. Unser Amtsrichter hat erst letzthin b'richtet, es sei ein Land, man sage ihm Irland, dort gehe es strub und mehr als die Halben stürben Hungers und das komme alles von der Vertheilung des Landes, wo eine Haushaltung nur so viel hätte und zwar nur pachtsweise, daß sie dabei in guten Jahren weder recht leben noch recht sterben könnten, sondern so zwischen inne blampeten wie der Kalle in der Glocke, in schlechten Jahren aber Hungers sterben müßten wie im Herbste die Fliegen. Nein, so ist es bei uns Gottlob nicht, da bleibt das Land noch beieinander, daß es sich und eine rechte Familie ernähren kann. Und wo öppe rechte Kinder sind, da giebt es beim Theilen nicht Streit und keins begehrte den Ort, wo es daheim gewesen, zu zerstören, sondern jedes hat Freude daran, wenn es ein rechter Bauernort bleibt, wie von Alters her, und öppe auch in der Familie, daß ihn der Jüngste nicht zu verkaufen braucht. So lang eins lebt, weiß es öppe, wo es daheim ist, und daß, es mag ihm geben was will, es dort immer ein Heim findet und nicht gleich auf die Gemeinde muß, man wird sich öppe schämen. Nur was es heißt, alles auszurichten, was Vater und Mutter z'G'vatter g'stange sy, bis alles öppe g'hürathet het, het e Nase! Ja, wenn öpper us der Familie z'G'vatter g'stange ist, so laht sih Alles geng gegem Hof zu u meint, er syg halb da daheim, wenn scho Götti oder Gotte nimme lebe oder wyt da dänne g'hürathet hei. Daran sinnet öppe es niders rechts King u bigehrt, daß d'r Jüngst öppe v'rmah z'sy. U wenn Vater und Mutter sterbe, so ist d'r Jüngst geng d'r Jüngst, und wenn der Hof nit zu ihm luegti, so luegti an manchem Orte niemere zu ihm, denn einen Hof kann man ihm

doch nicht so liederlig verliederlige. Es wüßt kei Mönsch wie's ging, we so jungi Büebli ume Geld hätte, wo niemere zu ne me luegt, wo me ume zu dene luegt, wo könne stimme a ne re Wahlversammlig oder gar am große Rath.

Ja, ja, sagte der Dorngrütbauer, selb wär gut, wes geng so wär, aber mi weiß nit, was d'Lüt öppe achunt, oder was ne g'seit wird, darum ist's immer gut, we me d'rver ist. Und da düecht es mih, ihr sollter den Hof dem Jüngsten verkaufen, daß er dabei sein kann. Was ist er werth? Christen sagte: Aparti g'schatziget habe ich ihn nicht, aber mein Vater selig hat immer gesagt, unter Brüdern sei er sechszigtausend Pfund werth. Seither habe ich dazu gekauft, und das Land het thüret, es wüßt kein Mensch, wie hoch er an einer Steigerung käme, b'sungerbar wenn er stuckweise ausgerufen würde.

So um zweiunddreißig oder dreißigtausend Pfund könntet ihr ihn also abtreten, sagte der Dorngrüter, der Bub kriegte immer noch Schulden und hätte zu thun genug von wegen öppe use gäh thue ich nicht, es schickt mir sich nicht, ich stümple nicht gerne, sie können dann einmal alles zusammen nehmen, es giebt nur um so besser aus. Christen sagte: Die Schulden werden ihm nicht viel thun, Gülte sind auch da, und d'B'satzig ist groß, Schiff und G'schirr wird er öppe nit viel bruche lah g'mache, u d'r Wald ma o öppis cnyde, we's sy muß. Es ist de öppe nit, daß ih alles niederg'macht u nit a d'Kinz däicht ha, wie's öppe a mängem Ort g'scheh ist. Dest besser, sagte der Bauer, und wenn Gülti sy, so düecht mih, es wäre auch da etwas zu machen. Oeppe d's Kumligste könnte man abkündte, s'Geld könnte der Bub nehmen und zahlen damit. Es wüßte ke Mönsch, weder 's chäm, u wenn öppere frug, in chönnt me säge, es wäre Ehrtür. U na dere hätt' ke Tüfel g'frage, u wenn's öppere thut, in wyset ne ume zu mir, ih will de dem scho B'scheid und Antwort gäh.

Aennesi seufzte schwer auf diese Rede, aber Christen sagte, es düeche ihn, selligs sei nicht nöthig. Wenn Aesli den Hof

um fünfzigtausend Pfund nehme, und sechszigtausend möchte es auch erleiden, so seien Alle wohl zufrieden und Resli mache einen guten Drittel reich. Wenn er dann die Gülten herausgebe und aus dem Wald nehme, was es wohl erleiden möge, so würden die Schulden ihn nicht plagen. Sein Weibergut sei noch da in Gülten und vielleicht noch etwas dazu, und was Resli einmal von seiner Frau bekommen sollte, das brauche er nicht an die Schulden zu verwenden; so wie jetzt alles gelte, hätte der Hof die längst gezahlt, wenn er einmal z'erben kommen sollte. Aber so ein Scheim an seinen Kindern zu werden, das begehre er in seinen alten Tagen nicht, er begehre nicht, daß einmal Enkel und Urenkel in's andere Leben ihm nachkommen und vor Gott es ihm verhalten möchten, er hätte sie zu Scheimen und Bettlern gemacht. Davor, wie es an manchem Orte gehe, wo nur eins erbe und den andern nur ein Bettlergeld gebe, hätte es ihm immer gruset und nicht bloß wegen ihm selbst, aber es heiße, ein ungerechter Kreuzer fresse zehn gerechte, und das gelte noch, man sehe es alle Tage, darum müsse so mancher Urenkel barfuß laufen, weil der Großvater ein Scheim gewesen an seinen eigenen Geschwistern, Geschwisterskindern oder andern Leuten. Das möge er nicht, und wenn er mehr Kinder gehabt, oder wenn Christeli hätte heirathen wollen, so hätte er nicht begehrt, sie daheim zu behalten und gemeint, sie müssen für den Jüngsten den Hof werchen und ihre beste Zeit für ihn verbrauchen, sondern sie hätten etwas für sich anfangen müssen, und er hätte ihnen wollen z'weghelfen. Es dürfe Einer nicht vierzig Jahre alt werden auf's Vaters Hof, wenn er einmal davon müsse und fortkommen solle, es müsse Einer in die Welt hinaus, während er sich noch kehren könne; wenn Einer einmal g'stabelig geworden, so sei es natubaket, er brauche, was er habe, und dann müßten andere Leute ihm helfen. So gehts! Was recht sei, müsse Resli haben, sie gönnten es ihm alle, aber mehr als recht, das mög-

ten sie ihm nicht gönnen, dazu sei er ihnen z'lieb, und denen unterm Herd möchten sie es nicht zu leid thun.

Das brauche er nicht halb so spitz zu nehmen, sagte der Dorngrüthbauer, es werde öppe e niedere d'Wehti ha, z'säge was er denk, und mache werde auch ein jeder können, was er wolle, dazu werde es nicht zu spät sein. Aber so dem ersten besten Fötzel und Schuldenbuzg gebe er seine Tochter nicht, sie hätten es gehört, und g'seit syg g'seit.

Darauf sprach Aenneli: er solle verzeihn, Christen hätte es nicht so bös gemeint und nur so beispielsweise geredet, er hätt minger e chönne, es syg wahr. Aber einen Schuldenhung gebe Resli doch nicht. Wenn er den Hof um sechszigtausend Pfund übernehme, so werde er nicht zehntausend Pfund darauf schuldig, daran zahle ihm der Wald das Meist, und wenn er den Hof verkaufen wollte, was aber neue nit z'denke sei, so hätte er de fry viel mehr g'erbt als die Andern. D'Schulde werden ihn nie plagen, es mög gehen wie es wolle, und viel Bauern, die es besser machen können als er, würd es nicht geben, und es wäre noch mancher froh, er hätte es so. Dann müsse man auch nicht vergessen, daß von dem vielleicht, wenn man öppe g'recht und billig handle, noch viel vorume chöm, es sei noch keins von den Andern gheirathet, und ob es eins thut, weiß man nicht, aber mit Wüstthun könnte man es zwängen. Aber was meinst du dazu? wandte sich Aenneli zu Anne Mareili, dih geit's am nächsten an, und hast doch kein Wort noch dazu gesagt.

Diese unerwartete Frage erschreckte Anne Mareili wie ein Kanonenschuß, der ungsinnet hinter dem Rücken abgebrannt wird. Während des ganzen Gespräches hatte es in seinem Herzen gezittert, es ward um sein Glück gehandelt, und des Handels Ende ward seinem Auge, welches weiter in die Tiefen der Herzen sah, noch den Handel selbst überlah, immer dunkler, und als es nun selbst sich hineinmischen sollte, zitterte es, es möchte den Ausgang noch schwieriger machen, antwortete daher

in seiner Angst, es ließe sich gefallen, wie sie es machten. Uefereim het zu selligem nit viel z'säge, mi muß es näh wie's chunt.

Das arme Meitschi wußte nicht, daß ein keckes gerades Wort hundertmal besser ist, als ein verdrücktes, achselträgerisches, aber wissen das noch ganz andere Knebel nicht, als ein Mädchen, dessen Herz im Bangen der Liebe erzittert! Erblickt aber die Hohlheit zu jeglicher Zeit das Gewicht solcher graden Rede, die Hohlheit, die schwer wiegen will auf der Wage der Zeit, so bläst sie sich auf mit Luft bis zum Himmel hinauf und redet dann wie vom Himmel herab und meint nun, die Menschheit sollte die Blase für den Berg Sinai nehmen und ihre Stimme für die Stimme Gottes. Und die Menschheit thut dieses wirklich manchmal, nimmt ihr Quaken für Donnern, fürchtet sich, und die Quäkenden verbergen in glänzenden Schleiern ihre Saugesichter, vorgebend, es seien Mostgesichter. Das thut namentlich das gegenwärtige, weltstürmende Geschmeiß. Knirpse thun wie Titanen, Dozenten mit Schweinsseelen und in Schweinsleder gebunden geberden sich wie Herkules, der bekanntlich oben ein Thierfell hatte, unten aber nackte Beine. Wer aber gar brüllen kann wie zehntausend Stiere und daneben sich wohl sein lassen, fünfhundert Säuen gleich, der sagt, er sei der Herrgott selbst, einstweilen aber wolle er sich begnügen, wenn man ihn zum Professor mache oder zum Bürgermeister.

Solche reden keck und gerade, daß es Einen dücht, sie sollten frey ein Loch in den Himmel stüpfen mit ihren Worten, sie bringen allerdings es dahin, daß man eine Schweinsblase ansieht für den Berg Sinai und unten an der Schweinsblase einen Altar errichtet mit einem goldenen Kalbe darauf oder wenigstens einem Ehrenbecher. Aber leider ist das Ding nur wie Nebel, und die Himmelsstüpfer erzeigen sich, wenn man recht hinsieht, als Henstüffel, die bekanntlich nur einen

Sommer dauern, und wenn der rechte Moses wiede. kommt, so zerfallen Kälber und Becher wieder in ihr Nichts.

Wenn also von kecker und gerader Rede die Rede ist, so wird eben nicht die Rede gemeint, die eigentlich weder keck noch gerade ist, nichts als unverschämt, sondern die Rede, welche unverholen ausspricht, was das Herz bewegt und wünscht, dem Unrecht Unrecht sagt, der Wahrheit aber Zeugniß giebt. So gehts aber oft in der Welt, der Wahrheit tritt Schüchternheit in den Weg, ein leidig Fürchten und Verweisen, während die Unverschämtheit als Vorreiterin der Lüge beständig bei der Hand ist. So geht es gerne Meitschene, deren Herz gefangen ist und befangen ihr Verstand, und wer will von einem armen Meitschi fordern, daß, wenn gefangen sein Herz ist, unbefangen sein Verstand bleibe? So ging es Anne Mareili. O, wie gerne hätte es dem Vater angehalten, er solle sich in diese Verhältnisse nicht mischen, alles Gott und guten Leuten überlassen, wie gerne gesagt, es sei mit allem zufrieden, wenn es nur daheim weg und hiehin kommen könnte, aber es fürchtete, den Vater noch hinterstelliger, hundshääriger zu machen, und die Forderungen des Vaters zu unterstützen, dazu war es eben zu wenig unverschämt, zu wenig radikal, und deßwegen ward sein Vater ärgerlich und weh that seine Antwort den Andern; es verfehlte sich also gegen beide Parteien. Und dann du, was sagst du dazu? frug der Emmentaler den Resli, dich geht's am nächsten an, und es düecht mich, wie ich meinte, sollte es dir recht sein, du hättest es z'genießen. Resli, dem das Herz weh that, antwortete es sei ihm so: Anne Mareili sei ihm lieb, er glaube, es gebe eine Frau wie d'Mutter, und über Bösha solle es nie zu klagen haben. Er hätte deßwegen nie gefragt, was es hätte und wie viel es mit brächte, und wenn es nichts hätte, so sei es ihm recht. Aber deßwegen düeche es ihn, man sollte auch ihnen vertrauen und öppe denke, man mache, wie recht. Uebrigens laße er sich alles gefallen, aber öppe, daß die Andern z'klagen hätten,

begehrte er nicht. G'ſchwiſterti ſeien einmal immer G'ſchwiſterti. Er meine, d'Hut ſöll Eim lieber ſein als d's Hemmli, und wenn man eine Frau wolle, ſo hätte man nichts nach den Geſchwiſterten zu fragen, ſagte der Bauer. Aber ihm ſei es gleich, ſie könnten's machen, wie ſie wollten, deretwegen ſei er nicht hergekommen. Könne es ſein Meitſchi b'ſungerbar gut machen hier oben, ſo möge er es ihm gönnen, ſonſt aber, wenn es g'mannet ſein müſſe, finde es bei ihnen ein Dutzend für einen, und dann wiſſe er doch, was für einen, und hätte d'Sach unter Augen, es möge gehen, welchen Weg es wolle. Es ſei da Einer, der hätte ſchon lange angeſetzt, und ſo gut mache ſein Meitſchi es nie mehr. Freilich meint d's Meitſchi, der ſei ihm wohl alte, aber es werden ihm wohl noch d'Glarlöcher aufgehen, daß es begreife, je älter, deſt beſſer. Selb hätte er mit Kummer, und gehe es manchmal auch lang, bis ſo a me ne Meitſchi d'Glare ufgange. Aber wenn ſie noch heim wollten, ſo wär es Zeit furt. Nit, ſagte Chriſten, ſo iſt's doch nit g'meint, u ufbinge wollen wir nicht; was wir geſagt haben, iſt nicht bös gemeint, und ſy Sach z'ſäge, het öppe e niedere d'Webli. D'r Bub lyt üs am Herze, un öppe uf e nes paar tuſig Pfüngli uf oder nieder wird's öppe kenem acho; wo me enangere lieb het, bricht d's Geld öppe ke Handel. D's Meitſchi iſch ihm aſtändig, u mir hei nüt d'rwider, we mir's scho nüt chenne, wo ſelb jüſt nüt ſchadt, we me enangere ſcho öppe vorher e weneli chennt. Aber wie g'ſeit, wir ſind etwas weit auseinander, ſelb iſt wahr, es hat aber auch ſeinen Nutzen, ſelb iſt auch wahr; man iſt einander manchmal nur zu nah. So geht es einmal in der Welt, die Berge kommen nicht zuſammen, aber die Menſchen wohl, und wenn ſie einmal zuſammen gekommen, ſo ſoll man ſie nicht ſcheiden, das iſt meine Meinung. Was meint ihr, wie iſt die Sache g'machen? Was möglich iſt, ſoll geſchehen. Was meinſt, Meitſchi, ſagte der Bauer zu ſeiner Tochter, es iſt deine Sache, red! Anne Mareili war's nicht um's Reden, die bit-

terſte Angſt quälte ſein Herz, ſie kann nicht enger zuſammenpreſſen das Herz des Spielers, der alle ſeine Habe auf eine Karte geſetzt und nun ſtarren Auges auf die zögernden Hände des Bankhalters ſieht. Jede Rede mehrte ſeine Angſt, jede Rede zürnte es dem Redenden, weil ſie nicht den Abſchluß brachte, ſondern ihn hinausſchob, es düechte ihn's, es gäbte alles, was es auf Erden und im Himmel zu erwarten hätte, wenn man's nur richtig machte, gäb wie. Hingerdry chönn me geng noh luege u s'mache, wie me öppe well, dachte es. Sein Vater war zäh, auf den ſetzte es keine Hoffnung, alle alſo auf die Andern. Daß dieſe verweiſeten und Bedenken hatten, ärgerte ihn's alſo doppelt, und beſonders an Resli that es ihm weh, es düechte ihn's immer mehr, wenn der ihn's recht lieb hätte, ſo wäre ihm alles recht, er würde nichts ſcheuen, um ihn's zu erhalten, hingerdry chönnt me ja de geng luege, und s'mache, wie man es ha wett. Darum antwortete Anne Mareili, es hätte nicht geglaubt, daß es da ſo viel B'ſinnens gebe, dem an, was man ihm geſagt, aber es ſage nichts dazu, wie der Vater es mache, ſei es ihm recht, aber das Märten ſei ihm g'wider, es wäre lieber nicht dabei, es müß es ſagen. So ſei es ihm auch, antwortete der Vater und ſo wolle er ſagen, was er wolle: ſie ſollten dem Sohn den Hof abtreten für vierzigtauſend Pfund, daß, ſobald ſie geheirathet, ſein Meitſchi Kelle und Schlüſſel übernehme, und wenn Resli vor ihm ohne Kinder ſterbe, ſo erbe das Meitſchi den Hof dahin und daweg. So wolle er und ſonſt nicht.

Resli wurde ganz blaß, als er das hörte, die Lippen bebten ihm, als ob er reden wollte, aber, wenn er's ſchon gewollt, für kein Lieb hätte er ein Wort hervorgebracht. Etwas Giftiges quoll in ihm auf, welches ſonſt ſeinem Herzen fremd war, ein Stolz regte ſich in ihm, von dem er nicht wußte, woher er kam. Kam man da von unten her und meinte, hier oben ſei lauter Dummheit, und man könne mit den Menſchen umgehen als wie mit Tröpfen und Halbwitzigen, war dann

keine Liebe im Meitschi zu ihm, sondern nur zu seinem Hofe, und während er nichts forderte, von keinem Kreuzer Ehestener sprach, war's dann recht, daß man von ihm alles forderte? War er ein Kerli, den man vergolden mußte, damit ein Meitschi ihn nehme? Er fing an zu fühlen, daß er alleine ein Mädchen werth sei, und daß sein Ich alleine mehr wiege, als manch ander Ich und wenn dasselbe hunderttausend Pfund mit sich auf die Wage nähme. Der gute Resli wußte halt nicht, daß selten ein Mädchen eine rechte Wage hat für das rechte Ich, und daß, wenn es sie schon hätte, auf der Eltern Wage ein rechtes Ich doch nie mehr zieht, als eine Nulle, und daß jedes Ich zu seinem Ich noch legen muß einen Zinsrodel oder ein Geschäft oder einen Titel sammt Namen, wenn es irgend etwas ziehen soll, gäb wie wenig. Das wußte Resli nicht und sah auch nicht in Anne Mareili's Herz hinein, nur an sein Gesicht, und das hatte ihm bereits sattsam Kummer gemacht. Es arbeitete gewaltig in seiner Brust, es düchte ihn, er möchte satteln und reiten auf Leben und Tod, gegen was man wellte, wissen sollte man, daß er nicht nichts wäre, sondern Resli, der Bauernsohn zu Liebiwyl, e rechte Bursch un e Draguner troz eim. Die Weiber haben einen eigenen Sinn für das, was sich auf den Gesichtern regt, dieser Sinn ist ein Schlüssel zu den Herzen der Männer, in diesem Sinne läge auch die Herrschaft über sie, wenn nicht wiederum im Weibe ein eigener Geist des Widerspruchs läge, der das, was es im Herzen sieht, nicht beherrschen, sondern unduldsam seine Stelle ihm nicht gönnen, es vertreiben will mit Keifen oder Zürnen. Mütter sind geläuterter als Weiber, ihre Liebe ist meist weniger selbstsüchtig, sie sehen ebenfalls in die Herzen ihrer Söhne (curios, mehr als in die ihrer Töchter), aber sie stellen sich ihnen nicht entgegen, sondern als Schirm und Schuz, als Vorfechter davor oder wenden es unvermerkt mit Zärtlichkeit, wie man ja Butter weich macht, wenn man sie kneten, und Eisen flüssig, wenn man es gießen will.

So lasen Anne Mareili und Aenneli in Resli's Gesicht die unsichtbare Schrift, die auf der wunderbaren Tafel seines Herzens geschrieben ward von unsichtbarer Hand. Heiß und kalt fuhr es Anne Mareili den Rücken auf, als es sie sah, für kein Lieb hätte es ein freundlich Wort reden können, hätte es reden müssen, so wär ein Gallenstrahl hoch auf gespritzt. Aber rasch ergriff Aenneli das Wort und sprach: das seien Sachen, an die man nicht gedacht und über die man nicht miteinander geredet hätte. Es für seinen Theil legte gerne die Bürde ab, und je eher ihm Resli ein Söhnisweib zubringe, desto lieber sei es ihm, und gerne wolle es abgeben und dasselbe machen lassen, es sei müde und ruhe gerne, und öppe ume z'bisehle sei nie seine Sache gewesen, deßwegen brauche man nicht Kummer zu haben. Aber wegen dem Andern müsse man doch mit den Andern reden, es gehe sie auch an, und wenn man es vorher abgeredet und ausgemacht, so gebe es hinterher keinen Streit. Wegem Christeli hätte man kaum was zu fürchten, aber wenn Anneli heirathen sollte, so wüßte man nicht, was es für einen Mann bekäme. Darum wäre es am besten, man redete noch mit einander, ehe man das Wort gebe.

Es sei ihm recht, sagte Christen, wo sind sie wohl, man kann sie rufen. Ein Schatten flog über Aenneli's Gesicht, schon hatte es den Mund offen, da sprach der Bauer: das ?ressire nicht halb so, und wenn man sie jetzt gleich riefe, se meinten sie, wie nöthlich er thäte, und selb sei nicht, d'ö Cuntrări, es sei ihm lieber, man behielte noch auf beiden Seiten d'Wehli, man wisse nie, was es gebe, es könne in einem Tage Ung'finntes geben ganz Hüfe. Sie sollten öppe mit G'legeheit miteinander reden, und wenn's ne recht sei, so sollten sie B'richt machen, und mache man keinen, so sei es ihm, wie gesagt, auch gleich, denn d'Sach sei ihm doch nur halb recht, und wenn er nicht sähe, daß es dem Meitschi hier gefiele, so möchte er lieber nichts mehr davon hören. Er thue es ihm zu Gefallen, aber dessetwegen sollten sie nicht meinen, sie könn-

ten mit ihm machen, was sie wollten, so es Meitschi sei immer z'trêste, und öppe d'r Narr mache und sih hingersinne, das sei in seiner Familie nicht d'r Brauch. Git's nit dä, su git's en Angere, u git's kene, so chen m'r's süst mache, so dent me i syr Familie. U de wär's nimme Zyt, öppe lang noh z'rede, es sei schon vier, und sie hätten noch anger Sache auszumachen. Nun begann er zu 'seufzen und zu herzen wegen dem Laden, wenn er die nur daheim hätte, er hätte sie nöthig und wisse nicht, wie sie holen, da sie alle Hände voll zu thun und alle Tage gleich nach Morgens zwei Uhr zwei Züge im Felde haben müßten. D'Kalbete, die könnte man allfällig durch einen Jungen holen lassen, aber d'Lade, die mangelten Zeit und Rosse, und er wüßte sy Seel nicht, wie machen; se z'v'rdinge z'führe, vertheure sie ihm gleich, daß er sie ringer, es wüß ke Mönsch wo, kanst hätt. Derewegen, sagte Aenneli rasch, sollte er nicht Kummer haben, ein paar Bäume Laden zu führen, hätten sie immer Zeit, zugleich könne man B'richt bringen und d'Sach usmache; am Donstag oder Freitag, wenn es ihm recht sei, gebe sich das schon.

Eingemärtet habe er das Führen nicht, sagte der Bauer, und wenn es etwa viel kosten sollte, so wollte er lieber noch warten. Das sei nun gleich, eingemärtet oder nicht, was man anerbiete, sei anerboten, und dafür nehme man öppe kein Geld, sagte Christen. Er solle nur sagen, an welchem Tage es ihm am anständigsten sei. Wenn das so gemeint sei, antwortete der Dornzrüter, so wolle er es mit Dank angenommen haben, all Tag seien ihm gleich, d'r Freitag noch schier lieber als der Donstag. Oeppe Futter brauchten sie nicht mitzubringen, der Gattig hätte er genug, mit Haber zwar sei er nicht am besten versehen, aber dest besser sei das Hen, und wenn es noch etwas mehr sein müsse, so thäte es Reiterkorn auch. Aber jetzt hulf er fort, bis sie daheim seien, sei es längst Nacht. Er solle nicht pressiren, hieß es, allweg doch vorher noch recht essen und trinken, wofür sonst wär's da? Das ließ er sich allerdings

nicht lange ſagen, und Glas um Glas rutſchte ihm runter, man wußte nicht wie, und wer weiß, wie lange er geſeſſen, wenn Anne Mareili nicht immer heftiger am Heimgehn getrieben hätte. Es hatte, wie unſere Weiber zu ſagen pflegen, voll bis oben aus, es zwitzerte ihm vor den Augen, und unendlich viel hätte es darum gegeben, wenn es ſein Haupt hätte legen können auf ein Bett in dunkler Kammer und da ſo recht ausweinen Liebeszorn und Liebesangſt, verbergen können das eigene Herz vor den eigenen Augen. Es war ihm ſo wind und weh, da weg zu kommen, es fühlte immer mehr, daß es ſeiner nicht Meiſter ſei, ein Reiz ſeiner Herr werde, dem unterthan zu ſein es nicht gut iſt, ſintemalen man nie weiß, was alles zu thun er im Stande iſt. Es fühlte ſich in einem Zuſtande, in welchem eine Wolke iſt, die regieren möchte, aber bereits ein Weſen fühlt, das den Regen hemmt, dafür aber hageln läßt; denn ob's regnet oder hagelt, hängt nicht von der Wolke ab, ſondern von der Luftſchicht, in die ſie geräth, von dem Winde, der über ſie hinweht. So brachte es Anne Mareili zum Aufbrechen, aber heldſelig war es dabei nicht, es ſah aus, als wenn es zürnte, und es zürnte allerdings und zwar über alles, über ihn's, weil es mit dem Weinen kämpfen mußte, über den Vater, weil er ſo gethan, daß den Andern der Muth zu entfallen ſchien, über Resli und ſeine Leute, weil ſie die Sache in's Bedenken gezogen, ſo gleichſam ſie an eine Kommiſſion gewieſen. Ach ja, an Kommiſſionen weiſen, das iſt ein prächtig Ding, denn jedwede Sache ſoll doch reiflich erwogen, jeder Beſchluß rundum bedacht ſein, ehe er gefaßt wird. Aber wo ein jung Herz in Liebe ſchlägt, da ſind ſolche Kommiſſionen und ihr Erwägen ein gräßlich Ding, denn was kömmt da wohl alles in's Spiel, und was wird wohl alles bedacht, und wie lange geht es wohl, bis eine Kommiſſion eine Sache ausgedacht! Und wo ein ander Herz in Eifer für eine ſchöne Sache ſchlägt, im Feuer der Begeiſterung ſie erfaßt, in der Klarheit eines reinen Aufblickes ſie erſchaut hat, wie werden

dieſen Herren ſo oft Kommiſſionen für ein ſchändlich gräulich Ding! Es kömmt Einem manchmal vor, als ob ſolche Kommiſſionen nichts reſpektirten als ihren eigenen Koth und ſich als Käfer dächten und alles ihnen Vorgelegte als Düngerlöche, die ſie nach Luſt und Bequemlichkeit zu durchwühlen hätten, um an dem einen Theil ſich ſelbſt zu mäſten, vom Reſt aber zu ſagen, es ſei halt Dünger, und Dünger gehöre auf den Miſt. Es giebt Kommiſſionen, die weder Sinn, Verſtand noch Willen haben zu dem, wofür ſie kommittirt ſind, die nichts als Kyb, Neid und Eigendünkel haben und daher wirklich nichts reſpektiren als den eigenen Koth. Manchmal ignoriren ſie vornehm, was ihnen übertragen worden, und man hat Beiſpiele, daß ſie es verlieren und doch nach Jahren mit beiſpielloſer Frechheit rappertiren über das, von dem ſie höchſtens den Deckel geſehen. Da kömmt es dann kommod, wenn man lügen kann, daß die Schwarten krachen, und ſchamlos iſt wie eine kuhrothe Kuh, die auch nie röther werden kann, als ſie bereits iſt, es mag geben, was es will.

Nun war es allerdings ein parlamentariſcher Kniff von Aenneli, daß es die Sache auf's Referendum ſchob, aber es geſchah nicht in böſer Abſicht. Es ſah, was kochete, und eben dieſe Kocheten wollte es nicht anrichten laſſen. Es giebt Augenblicke im Privat- und Staatsleben, welche man verrauſchen laſſen muß, wenn man nicht g'rauene Sachen machen will. Dieſe Augenblicke erfordern Takt, den hat man leider nicht immer, in neuen Cantonen nicht, ja am Vorort ſelbſt nicht, die Aargauer z. B. könnten Beiſpiele von Exempeln erzählen. Anne Mareili aber, noch eine junge Kreatur, gleichſam ein neuer Canton, begriff das nicht, und daß es ohne Sicherheit und Gewißheit heim mußte, vom vermeintlichen ſichern Port weg wieder auf's unſichere Meer hinaus, wo jeder Hayfiſch und jeder Kellerjoggi auf's neue nach ihm ſchnappen konnte, das wollte ihn's faſt zerreißen. Sie gaben ihm das Begleit faſt bis nach Herrlige, aber es ging trüb zu zwiſchen ihnen,

und als man Abſchied nahm, wurde manch üblich Wort gewechſelt, aber kein herzliches, trotz dem, daß das Augenwaſſer in manchem Auge ſtand, und gäb wie man anwendete, das klare, wahre Wort fand ſich nicht, und curios iſt's, wie es ſo ſelten ſich findet, wie ſo ſelten es ſich im Gemüthe geſtaltet und wo es ſich auch geſtaltet, doch die Kraft fehlt, es auszuſprechen. Es iſt halt auch in unſerm Gemüthe wie am Himmel, welcher ſo ſelten wolkenrein iſt, und iſt er's, ſo weht meiſt ein rauher Wind oder ehe noch die Sonne niedergeht, kömmt ſchon der Sturm gezogen und verhüllt das Helle wieder.

Finſter zog nach vollendetem Abſchied es hinter dem Vater her, und als der einige Male keine Antwort erhielt, blickte er zurück und ſah, wie Anne Mareili mit dem Nastuch im Geſichte fecht. Plärist? fragte er. Nein, ſagte es, aber ich bin fleiſſig. Ich wüßte auch nicht, was z'pläre hätteſt, ſagte der Vater, gehe es wie es wolle. Kömmſt du dahin, ſo iſt für dich geſorget, thun ſie hinterſtellig, he nun, ſo giebt es was Anderes. Das ſind dumme altväteriſche Leute, die für jede Sache einen apartige Brauch haben, meinen, wie witzig ſie ſeien, und doch nichts verſtehen, einmal für vierzig Kronen habe ich ſie mögen. So dumm Lüt habe ich längs Stück nicht angetroffen. Denen muß man den Marſch machen zu rechter Zeit, wenn du unter ihres Regiment müßteſt, in acht Tagen machten ſie dich d's Tüfels. Darum habe ich für dich geſorget, wenn du d's Maul ſchon nicht haſt aufthun wollen. Aber Vater, ſagte endlich Anne Mareili, und wenn ſie nicht wollen, es iſt doch auch wohl ſtrengs für ſie. He nun, ſo habe ich doch wohlfeile Laden und eine Kalbete, woran auch etwas zu verdienen iſt. Aber habe nicht Kummer, die thun's, ſie hätten ſich nicht dafür, zurückzugeben. Us'rſchants von ihnen iſt es geweſen, daß ſie nicht gleich eingeſchlagen, nachdem ſie uns haben kommen heißen, ſo daß man hätte meinen ſollen, es ſei ihnen im voraus ſchon alles recht. An uns

wäre es gewesen, sich z'bsinne, und nicht an ihnen. Sie hätten's schon für eine Ehre nehmen sollen, daß es uns nur d'r Werth gsy ist, gah z'luege, da in ihr Sitzinest hinauf. Am täubste hat mich d'r Jung gemacht, dem wär's doch am meisten angestanden, sein Maul aufzuthun und einzureden, so nöthli, wie er gethan hat, aber ein Wort ist ein Wort, das er gesagt hat. Es muß notti nicht alles mit denen Leuten sein, sonst hätte er nicht so weit laufen müssen für eine Frau und hätte nicht brauchen so nöthlich zu thun. Es ist gut, hat man sich in Acht genommen u nit g'meint, mi müß z'sämefüßlige dry. So wie es jetzt ateiget ist, kann man der Sach abwarten.

Anne Mareili kannte den Vater, sonst hatte dessen Wort nicht gute Statt in seinem Herzen, jetzt aber fand es Boden, schwoll auf und keimte. Es steigerte eine Stimmung, die bereits vorhanden war, gab unbestimmten Gefühlen feste Richtung, übernachtete die Liebe, erbitterte das Herz, kurz, that, was Aufweisung gewöhnlich thut, machte einen Schaden größer, trieb ihn der Unheilbarkeit entgegen, zeitigte Empfindungen, die ohne sie rasch verglommen wären, zum Brande, und was ein solcher Brand alles zu verzehren im Stande ist, wer weiß es nicht? O, Aufweisungen sind Teufelswerke und Aufweisen ist ein hölliſch Wort. Als der Teufel es bei der Eva anfing, Gottes Gebot ihr vernütigte, ihr weis machte, der liebe Gott gönn ihr gut Sach nicht, da wußte er wohl, was er damit in die Welt pflanzte, denn Aufweiserei bricht aller guten Lehr und Strafe die Spitze ab, raubt der Gutmeinenheit das Vertrauen, ist die Handhabe, an welcher der Teufel die Dummen hält, denn wer einmal der Aufweiserei die Ohren geöffnet hat, der ist gerade, als wenn er auf einem Schlitten säße am stotzigen Berge, an dessen Fuß das Höllenthor ist, oben giebt ihm der Teufel einen Mupf, und stötzlige, hü, träräre gehts dem schwarzen Loche zu.

Wie Viele aber sie treiben, diese Aufweiserei, die sind des

Teufels Diener, und wie die Metzgerbuben und Metzgerhunde den Metzgern Kälber, treiben ſie dem Teufel Seelen zu. Bedenken dies dann die nie, welche niemand von ſich laſſen, es ſei denn, ſie hätten ſie aufgewieſen gegen die, durch deren Hand ſie Gott regieren will. Wenn jemand unverſehens der Kopf aufſchwillt zu einem unförmlichen Klotze, groß wie ein Mäß wird, ſo heißt es, man ſei in einen böſen Luft gekommen oder ſei uf enes Ung'hür trappet. O Menſch, bedenk, wenn du ein klein Aergerniß haſt und jemand bläst es dir auf, daß es dir Kopf und Herz zerſprengen will, daß es dir vorkömmt, es habe die Seele nicht mehr Weite in der Haut, bedenk, o Menſch, das iſt der wahre böſe Luft, und dem Teufel ſelbſt biſt du auf den Stiel getrappet, und ſeine giftigen Klauen hat er in dein Herz geſchlagen. Mach, daß du los wirſt, ſalbe dich mit Demuth und waffne dich mit Sanftmuth, ſtrecke den Schild des Glaubens vor dich und rufe: Gang furt, Tüfel, ih wott nüt vo d'r!

Schwer iſt dieſes freilich, denn wenn der Menſch mißſtimmt iſt, gereizt iſt, ſo macht er's nicht wie ein Doktor, der den Mißklang zu löſen, den Reiz aufzuheben ſich müht, ſondern eine eigene Verkehrtheit macht es ihm zur Luſt, den Reiz zu ſteigern, die Mißſtimmung immer mächtiger zu machen, und dieſer Verkehrtheit läßt er freien Lauf und ſinnet nicht, was ſie iſt, wohin ſie treibt. Wir haben ein gutes Wort dafür, abbrechen müſſen wir, wer ihm ſelber nit abbrechen kann, iſt e arme Tropf, ſagt man. Abbrechen ohne Gnade muß man ſolche Stimmungen, abgebrochene Pflanzen haben keinen Wachsthum mehr, ſie verderren.

Nun brach Anne Marcili niemand ab, es ſelbſt vermochte es auch nicht, und was der Vater begonnen, ſetzte die Mutter fort. Sie hatte ſich gefreut, die Sache werde richtig gemacht werden, hatte auf einen guten Tochtermann gehofft, der zuweilen ihr krame, ein Pfündlein Kaffee, zu dem ſie ziehen könne, wenn's mit Ihrem fertig gemacht hätte. Nun war die

Sache noch in hängenden Rechten und in Zweifel gestellt, das ärgerte sie sehr. Ihr Alter sei der uv'rschantist Hung wo's gebe, sagte sie, und g'heusche heig er wie ne Narr, aber das düech si an ihm nichts Anderes, von wegen, er sei so, sei immer so gewesen und werde immer so bleiben. Aber von diesen düeche es sie wüst, und sie könne es ihnen nicht verzeihen, daß sie verweisen wollten und abrathen. Es müsse doch nicht alles mit ihnen sein, und wenn d'r Jung es auch nur ein Aug voll lieb hätte, so würde er anders angesetzt und seinem Alten wüst gesagt haben, bis es gegangen wäre, wie ihrer Buben auch gemacht hätten. Sie hulf, es ihnen zeigen, daß man sich nicht zum Besten halten ließe, und wenn er jetzt auch mit gutem Bescheid käme, so müßte er lange nicht wissen, ob man wolle oder nicht. O Jere, sie müssen nicht meinen, daß hier nicht auch Leute seien, die selber zu essen haben und wissen, was der Brauch ist, o Jere! Ein Reicher wär's, u gut Sach könntist ha, aber die müsse de netti wisse, we me da ungeruche in ihre Wildnuß chunt, me nit chunt, für sih lah g'regiere u z'kujinire, das cha me hie unger o ha, sondere für gut Händel z'ha und se z'brichte, was o unger rechte Lüte d'r Bruch ist, u d'rna z'fahre u se dra z'gwenne.

Solche Reden umsurreten Anne Mareili, und wenn schon zuweilen ein Gedanke ihm kam, daß, was man zu Liebiwyl gesagt, nicht so ungegründet sei, so faßte der nicht Fuß. Es düechte ihn's, alle Leute sähen ihm an, daß es auf der G'schaui gewesen, und möchten es ihm gönnen, daß es unverrichtet heim gekommen. Es nahm sich vor, am Freitag, wenn Resli komme, recht kühl und kalt zu sein, sich lange nicht zu zeigen, und wenn er komme mit dem besten Bescheid, so wolle es ihn anhalten lassen bis g'nug, damit er für alle Zeit wisse, wie man mit ihm umgehen müßte, von wegen, wie man sie gewöhne, so hätte man sie. Zudem kam noch das, daß Kellerjoggi sich wieder zeigte und dringlicher und nachgiebiger als nie. Wahrscheinlich hatte er Wind von dem, was unterhänds war, mög-

lich auch noch andere Gründe zur Ehe, kurz, eines Abends kam er daher getrappet. Er that, als ob nichts vorgefallen wäre, ſetzte ſich auf's Bänklein vor der Küche, frug nach dem Aetti und b'richtete unterdeſſen der Mutter von ſeinem Reichthum und ſeinem Vorhaben. Und als der Vater endlich kam, lauernd und es dick tragend hinter den Ohren, ſagte Kelferjoggi unbefangen: es hätte da nenis gä, aber jetzt ſyg er d'rüber cho und heig g'ſeh, wie's ſyg, und darum komme er wieder und wolle ſehen, wie es ſtehe zwiſchen ihnen. Man habe ſo allerlei b'richtet über's Meitſchi vo d'r Brunſt nache. Er hätte es nie geglaubt, aber wiſſen hätte er doch wollen, was an der Sache ſei, von wegen, wenn man aſe d'Jahr uf Eim heig wie er, ſo lueg me z'erſt, ehe man d'Sach richtig mach. Darum hätte es ihm nicht preſſirt, jetzt aber ſei es ihm daran gelegen, daß d'Sach i d'Richtigkeit komme, er wiſſe jetzt, daß man gelegen habe; aber wie lang man lebe, wiſſe man nie, es gehe manchmal geſchwinder als man mein. Erſt vergeſter ſei d'r Kuderwirth g'ſund und wohl in's Bett gegangen und todt uſg'ſtange u ke Mönſch heig's g'hört, wo n'r g'ſtorbe ſyg. Selb grus ihm, ſo mächt er doch nicht ſterben. We me i g'wüßne Jahre ſei, ſo ſollte man immer jemand bei ſich haben, der wüß, was gang, und emel o öppe chönnt es Gebet verrichte, wenn's ung'ſinnet a Rothknopf käm.

He ja, ſagte die Frau, ich habe auch ſchon manchmal daran geſinnet, wenn mein Alter ſo gehuſtet hat, daß es mich düechte, er ſött d's Herz a d'Dieli uehe ſprenge, es wär gut, wenn ich ein Gebetbuch z'weg legte, man kann nicht wiſſen, was es giebt, und wenn man in der Angſt etwas ſuchen ſoll, ſo findet man es nicht, b'ſungerbar öppis, wo me öppe nit viel brucht. Und denn könnt's z'ſpät werde, u das chönnt m'r doch de gruſe, ve wege, es könnte etwas bleiben hangen, wo beſſer wär, es bliebe hier u daß de ſo ne arme Seel müßt ume che, u ſelb wär doch de neue grüslig; we's einiſt het müſſe ſy, ſo wär's doch de beſſer, es blieb d'rby un es nie-

ders blieb wo's wär, mi het öppe g'nue chönne hinangere sy bi Lebzyte.

. Du bist e Sturm u weißt nicht, was d'redst, sagte der Bauer, geh und gieb den Schweinen, hörst nicht, wie sie nöthlich thun. So haben es die Weiber, was sie nichts angeht, darum kümmern sie sich, u darob vergesse sie ihre Sach, es weiß kei Tüfel, wie es ging, wenn man nicht immer hinten und vornen wäre.

He ja, öppis ist an der Sach, sagte Kellerjoggi, aber gut ist's doch allweg, wenn me albe einist an die Seele auch sinnet, gang's de, wele Weg es well, su het me doch de nüt g'fehlt. Es ist mir manchmal so wunderlich, es geht mit mir alles ringsum und es düecht mih, ih fahr Gutsche, wyt, wyt weg, u z'letst bin ich doch am gleichen Ort, wo ich abg'sessen bin. Lang mache thue ihs nimme, ih förcht, ih förcht! He nu, gang's, wie's well, mi muß's anäh. Aber öppe, wie g'seit, so alleine, daß niemere für Eim betet, sturb ih nit gern, d's Lebe ist längs, u d'rwyle geit mäng's wo's besser wär, es wär nit gange, u wo's gut ist, we's d'rhinger blybt u we's Eim öpper abnimmt. Drum ha nih denkt, ih well hüt noh che, es wird öppe nüt meh im Weg sy, daß mes richtig mache cha. Ist's daheim, d's Meitschi, wo ist's?

So sprach Kellerjoggi, und der Dorngrütbauer hörte es nicht ungern, sagte aber, söveli g'schwing mach sich das doch nicht. Schreiber hätte man keinen bei der Hand, und mit dem Meitschi müß da wieder frisch geredet werden, es hätte sich jetzt darauf verlassen, es sei nichts mehr, und denn wisse man nie, was d'Meitschi ag'stellt heige. Dabei möchte er doch wissen, wie er's jetzt im Sinn hätte, die Sache machen zu lassen. Darauf hustete Kellerjoggi grimmiglich, kam lange nicht zu Athem, that, als ob ihm fast etwas versprengt wäre, sagte endlich, als er wieder zu Athem kam: Ja, ja, so geht's nicht mehr lang, und was du thun willst, heißt es, das thue bald, er müsse jetzt heim, er mög d'r Nachtluft nicht mehr er-

leiden. Aber er ſolle doch zu ihm kommen die nächſten Tage und darauf zählen, d'Sach werd richtig; aber ſäumen ſolle er nicht, man wiſſe nie, wie reuig man werden könne. Er leu ihm guten Abend wünſchen, ſagte er und ſtopfete davon.

Du alte dolders Schelm, was du biſt, brummte ihm der Dorngrütbauer nach. Aber das nahe Sterben machte doch Eindruck auf ihn und er dachte, etwas könnte doch an der Sache ſein, u luege müß me. Anne Mareili begriff noch beſſer den Kniff, aber das machte ihn's um ſo böſer über Resli, je mehr es Kellerjoggi haßte. Nun war es neuen Drangſalen ausgeſetzt, die Sache in's weite Feld geſtellt, und vor dem allem hätten ſie ſein können, wenn ſie nicht ſo eigelich gethan, ſondern ſich hinzugelaſſen, wie man es öppe begehrt hätte.

Ueber Liebimyl war der Himmel auch nicht helle. Als die Familie vom Begleit zurückging, redeten ſie abgebrochene Worte von gleichgültigen Dingen, aber keins frug das andere: Was ſagſt du dazu, wie haben dir die gefallen? Du ſollteſt noch Bohnen g'winnen, ſagte Anneli zu Aenneliſi. Ich habe geglaubt, es gebe ein Wetter, ſagte Chriſten. Vater, ſoll ich das Waſſer abreiſen? frug Resli. Es düecht mich, das Emd hätte brav ag'ſetzt, bemerkte Chriſteli. So ging's nach Hauſe, dort jedes ſeinen Geſchäften nach. Anneliſi ertrug das ſchwer, es machte ihm ordentlich eng über den Magen, ſo alles verſchlucken zu müſſen, was ihm durch die Gedanken lief; aber es wußte wohl, wenn Vater und Mutter von einer Sache nicht anfingen, ſo ſtund es ihm nicht zu. Als es einen Korb ſuchte für die Bohnen, ging Chriſteli vorbei. Da konnte es ſich nicht enthalten, ihn zu ſtellen und zu fragen: Du, wie het ſi d'r g'falle? So bös nit, ſagte Chriſteli, ſo ne weneli e Schüchi oder e Suri, ih weiß ſelber nit, welches von beiden. Mich, ſagte Anneliſi, nimmt ume d's Schnaders wunder, wie die es Resli hat können anthun und was er an der ſieht, er, der ſonſt ſo ne Exakte un e Ziggeſtiel iſt, wo nihm ſo lang keini recht g'ſy iſt hie ume. Brav genug wär ſi, aber daß man de öppe kei bräveri fände

hier herum, ſelb nit. Aber z'rede weiß ſi i Gottes-Name nüt. Ich habe alles Mögliche angefangen, von Schießete und Märite, von Buben und Mägden, aber ein Wort iſt ein Wort, das ich anders herausgebracht, als ſo trockene Ja und Nein und e d'r Tuſig. Und was das für e Stolzi iſt, keir Magd het ſie es fründligs Wort gä, und hättiſt g'ſeh, wie die ere nachgränne hei! Und de Maniere het ſi de öppe nit gar, haſt nicht geſehen, wie ſie d's Fleiſch noch mit dem Finger ab der Gablen ſtößt? Und dann ein Naſentümpli hat ſie gehabt, ſo es klys und es dünns, daß ich mich geſchämt hätte, mit einem ſolchen z'Dorf z'fahren, und wenn ſie es hat brauchen wollen, ſo hat ſie längs Stück nit g'wüßt, wo's iſt oder hat die Naſe nicht finden können. Ich will wetten, die braucht daheim keinen Lumpen, ſondern d'Finger u d's Fürtech. Du biſt immer das Gleiche, ſagte Chriſteli, es uſführiſch Meitli. Denk, wenn dich jemand hörte, was ſagte er von dir? An einem fremden Ort kannſt du thun wie der heilig Feierabend, daß d'Lüt meine, ſi müßten mit dir ine Prjammlig. Vielleicht iſt's bei dieſem umgekehrt, liebliger daheim als z'Dorf. Du biſt ein böſer Chriſteli, ſagte Anneliſi, aber wart du nur, kein gut's Wort gebe ich dir mehr. Wenn ich aufrichtig bin gegen dich und meine, ich habe einen Freund an dir, ſo kömmſt du mir ſo. Zürn nit, ſagte Chriſteli, ich habe da nur ſo was nache dampet, was ih am Sundi g'hört ha. Es iſt Einer im Wirthshaus geweſen und der hat geſagt, es gebe zweier Gattig Mönſche, die eine ſeien gut für d'Gaß, die andern gut für d's Hus, und die einen hätten Manieren daheim und die andern daheim keine, aber d's Tüfels viel z'Dorf, und es gäb ſchöne Viſiteg'ſichter, die verſtuxt wüſte Kuchig'ſichter ſeien. Nun komm es darauf an, was me lieb, aber wenn me das ſcho wüß, ſo werd me doch gern b'ſchiſſe, vo wege, man ſehe die Meitleni doch meiſt nur auf der Gaß und könne ſich daher gar nicht vorſtellen, was ſie in der Küche für Geſichter machen, oder wenn ſie ſollten Bohnen g'winnen und lieber

klappern möchten und d'Lüt usführen. Wart nume du, ſagte Anneliſt, kein Wort ſage ich dir mehr, und wenn de d'r Dokter manglist, ſo kannſt du ſelbſt laufen, ſo ſchnauzte es und ſchoß dem Bohnenplätz zu.

Als Alles zu Bette war und Chriſten und Aenneli in ihrem Stübchen, redete lange keines, aber ſchwer ſeufzte Chriſten. Was haſt du? fragte Aenneli. Ich weiß es ſelbſt nicht, ſagte Chriſten, aber es iſt mir neue ſo ſchwer. Was ich zur Sache ſagen ſoll, weiß ich nicht, ſie gefällt mir nur halb. Was gefällt dir nicht? fragte Aenneli. D's Meitſchi noch gut genug, von dem will ich nichts ſagen, obſchon öppis o wenig holdſeliger nichts ſchadte, aber der Alt hat mich geärgert, das iſt ſo recht Einer, wo meint, es ſei niemand geſcheidt als er, und wenn er aus ſeinem Dorfe weg ſei, ſo komme er zu lauter halbwitzigen Menſchen. Er hat doch wohl gewußt, wo er iſt, und hat gethan, als wäre er auf dem Märit, als hätte Unſereines keinen Verſtand und gemärtet, wie ich mich unter den fremdeſten Leuten ſchämte. Ich glaube, er hätte uns die Kleider am Leibe abgekauft, wenn ich nicht geſagt, ich brauche ſie ſelbſt. Das, ſagte Aenneli, ſind Gewohnheiten, Einer hat's ſo, ein Anderer anders, und wer öppe viel auf den Märiten herumkömmt, meint, er ſei immer darauf. Von dem wollte ich nichts ſagen, ſagte Chriſten, das könnte mir gleich ſein, aber die Gedinge, die er geſtellt hat, die ſind unverſchant. Wenn er noch viel geben wollte, ſo hätte er d's Recht, auch etwas z'fordern, aber nichts zu geben und alles zu wollen, das het afe kei Gattig. Er hat gethan, als wär kein Meitſchi mehr in der Welt als ſeins. He, ſagte Aenneli, ſie haben es ſo da unten. Gebt es ihnen an, ſo nehmen ſie alles, will man nicht, ſo nehmen ſie auch mit Minderem vorlieb. Es hat mich auch gedrückt, und wunderbar Aeneli, der hat mich dauern können. Aber was meinſt, wie macht man das? Ich half, die Kinder machen zu laſſen, ſagte Chriſten, es iſt ihre Sach, was den Preis anbelangt, hingegen wegem Abtrete, das

iſt m'r z'wider. Aber am Meitſchi het's mih o nit ſchöns düecht, daß es em Vater nit abbroche het und ne ſo het la mache, es hätt ſölle meh B'rſtang ha un abwehre. Ih muß ſäge, wenn ſo nes gytigs, wüſt's Fraueli da ſött uf e Hof cho, ih dräyti mih noh im Grab um. Wir wollen öppe nit hoffe, ſagte Aenneli, Reſli ſagt gar, es ſei nicht ſo und der Gyt daheim ſei ihm z'wider. Daneben weiß man es nicht, es düecht ſe manchmal, wenn ſie daheim ſind, ſie möchten es ganz anders machen und haben, als im elterlichen Hauſe, und doch muß es dann einmal in ihrer Haushaltung accurat am gleichen Schnürchen gehn. Doch das Beſt wollen wir hoffen, es iſt müglig, daß es nit g'wüßt het, was ſäge, u daß es ſih d's Vaters g'ſchämt het und's nit het dörfe la merke. Es iſt nichts, das Einem ſo weh thut und Eim es dummes oder es böſes Geſicht macht, als wenn man ſich öpperem ſchämt und ſich's doch nicht darf merken laſſen, da iſt man wie vor den Kopf geſchlagen. Sagt man etwas, ſo macht man die Sache noch ſchlimmer, ſagt man nichts, ſo gehts am Ende über Einen les. Ich weiß, was das kann. Ich habe auch jemand gehabt, der zuweilen gethan, daß ich durch den Boden durch hätte kriechen mögen, und je wüſter er gethan hat, deſto weniger habe ich ihn verlaſſen dürfen, es hätt kein Menſch gewußt, was er angeſtellt hätte. Das iſt ein Dabeiſein, es glaubt es kein Menſch, als wer es erfahren hat. Drum iſt's auch möglich, daß es dem Mädchen ſo ging, man muß das Beſſere hoffen. Wenn es ſich öppe aparti vor dem Reſli verſtellt hätte, ſo wüßte ich nicht, warum es ſich nicht auch vor uns hätte verſtellen können. Aber es wird eben ſo eine Natur haben, daß es zeigen muß, wie es ihm inwendig iſt, und das ſind nicht die ſchlechtern. Wenn man einander öppe einmal verſteht und ſagen darf, wie es Einem iſt, ſo kömmt man dä Weg hundertmal beſſer z'weg als mit jemand, der ſich ſtellen kann, wie er will, und ganz anders, als er es meint. Oeppe ſo wege ere jedere Fliege, wo ſurret, wird man dann auch öppe

nicht ein Geſicht machen, als wenn man Tannzäpfen ſchlucken ſollte.

Du redeſt immer z'beſt, ſagte Chriſten, und heſt Recht, es iſt beſſer dä Weg, als wenn me allem z'böſt redet. Aber hürathe het geng e Naſe, u gäb wie me noh öppe brav iſt un recht denkt, ſo cha's doch übel gehen, wenn man einander nicht recht verſteht oder enandere d's Mul nit gönnt. Es muß immer Einer da ſein, der Friede macht, wenn d' Welt wott z'wüſche yche cho und d'Zwängigi. Resli weiß ſonſt wohl, was er macht, und hat die Augen am rechte Ort, d'rnebe iſt er nit link, und wenn er ſieht, daß d'Sach fehle will, ſo wird er nicht meinen, daß er auf dem Wagen bleiben müſſe bis z'letſcht, er weiß ſonſt, was er macht, u wejß o noh z'rede, wenn's ſy muß, weder hüt, da het's ihm nit füre welle.

D's Herz wird ihm z'volls g'ſy ſy, ſagte Aenneli. Es iſt eine wichtige Sach für uns, aber Gottlob, daß wir einig ſind und üſe Herrgott üſe Friede iſt. Zwängen wollen wir nichts mehr in der Welt, wer weiß, wie bald ſie uns unter den Füßen wegſchlüpft, öppe rathe können wir und unſern Herrgott bete, daß er unſere Kinder durch's rechte Thürli führe wie uns, wenn's auch z'Zyte ruch g'nue geit. Und er wird ſcho, ich habe nicht Kummer, es iſt noch der alt Gott, wo auch uns geführt. Als wir zuſammenkamen, waren wir auch nicht was wir jetzt ſind, und doch hat er uns nicht verlaſſen, ſondern geführt bis hieher, daß wir Gottlob noch ſo recht aufrichtig zu ihm beten dürfen, und mein Troſt iſt, daß es heißt, frommer Eltern Segen baue den Kindern Häuſer. Oeppe die Beſten ſind wir nicht, aber das weiß ich und fühl ich, üſe Herrgott hält uns doch für die Seinen, am Segen ſöll's nit fehle, und üſe Herrgott wird ihm ſcho Kraft gä. Wotſch du oder ſoll ich? Bet ume, ſagte Chriſte.

Vater im Himmel, betete Aenneli, vergieb uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern, rechne ſie üſe Kinge nit a. We m'r öppis Guts tha hei uf d'r Welt,

das rechne de Kinge a u bitf ne deſſetwege. Aber nit, daß de ſe rych machiſt und vornehm, aber b'halt ſe uf dyne Wege, b'halt ne d'r Friede im Herze u d'r Friede im Hus u d'Freud für e Himmel. B'halt ſe als G'ſchwiſterti unter enandere, daß eis em andere ſy Troſt iſt, ſys Haupteküſſi, we's Herz ſchwer iſt u d'r Kummer z'vorderiſt. La nüt zwüſche yche cho, nit d'r Tüfel, nit e Mönſch, und was is Hus chunt, o Vater, das ſegne auch, nimm's uf i Bund, durchfür's mit dym Geiſt, lah üs es zum Engel werde, der üs d'r Himmel noh beſſer zeigt. Gern wei m'r ihm nahgah, mir bigehre nit vorus z'gah. Gib am Reſli e rechti Frau mit d'm rechte Geiſt, der nahm Friede trachte u nah dem, was Noth thut fürs ewig Lebe. Gieb beiden Sanftmuth und Geduld, daß ſie d'r Glaube u d'r Muth anenandere nie v'riere, daß d'Sunne nie untertzeit vor ihrem Zorn, daß ſie nie ſchlafe oder ſie heige vor dir enandere d'Händ gä u gut Nacht g'ſeit u du beigiſt ſe g'ſegnet. O Vater, viel hei m'r dih betet, aber wo's us rechtem Herze chunt, wird's d'r nie z'viel ſy, u wer weiß, wie lang m'r noh Zyt hei z'bete. Mach's wie'd witt deretwege, aber üſi King v'rgiß nit u üſe Seele erbarm dih! Amen, ſagte Chriſten.

Es war an den beiden folgenden Tagen faſt, als ob eine Leiche im Hauſe wäre, ein Gegenſtand ſtiller Trauer, über den zu reden jedermann ſich ſcheute, in ſtillem Weſen verrichtete man ſeine Arbeit, aber jedermann ſchien gerne allein zu ſein, als ob er noch mehr innerlich als äußerlich zu verwerchen hätte. Dieſes innerliche Verwerchen iſt eine altadeliche Tugend, oft ſtillen Leuten angeboren, es iſt eine reiche Werkſtätte, in derſelben werden die Grundſätze geſchmiedet, auf welche Menſchen abſetzen, um ihre Namen im Himmel anzuſchreiben, da werden die Seelen geläutert zu reinen Spiegeln, in welchen Gott zu ſchauen iſt, da werden die Leben geweiht zu heiligen Opfern, welche in alle Ewigkeit gelten. Knechte und Mägde merkten wohl, daß etwas v'handen war, und aus einem natürlichen

Instinkte verschwanden sie so viel sie konnten, gaben Raum zu einem vertrauten Wort. Dennoch gab es sich nicht bis am Mittwoch Abend, als eben auch Knechte und Mägde abseits waren. Der Vater, der auf dem Bänkchen sein Pfeifchen rauchte, sagte, er hülfe hineingehen, der Wind sei sauer und neuis sollten sie doch abreden.

Drinnen frug der Vater: Wer fahrt? Ich, denk, sagte Resli. Was wotsch für e Wage näh? Denk d'r breitschienig, antwortete derselbe. Ist der nicht z'schwere? Sechs Bäum soll ich doch lade, u da muß es e gute Wage sy. Ist's nit z'viel? fragte der Vater. Es macht sich, der Weg ist gut, d'Lade sy dür, un es geit alles niedsig, u was me ungereinist führt, dara brucht me nit zwure z'mache, antwortete Resli. Wenn d'g'fahre magst, mir ist's recht, sagte der Vater. Aber was willst du für Bescheid geben, darüber muß man doch auch reden, sagte Christeli. He, ich habe gedacht, kurzen, antwortete Resli und stützte den Kopf in die hohle Hand, als ob ihm das Licht weh thäte in den Augen. Man kann kurzen geben und doch mancher Gattig, antwortete der Vater. Da ist nur ein Bescheid möglich, sagte Resli, auf die Geding hin gibt es nichts aus der Sache, ich will nicht, daß alle ihr Glück einschießen müssen für mich, und für was am End? Für öppis, wo noh ke Mönsch weiß, was daraus wird. Zuerst ist's m'r gly, d'r Knecht chönn fahre, aber du ha nih denkt, äständig syg's, was ih ag'fange heig, das mach ich selber us. U de ist m'r d's Meitschi z'Sinn che, das duret mih, so ist's nit, wie's d'r Schyn het, es het mih düecht, emel einist möcht ih's noh g'seh. Ganz's de nache wie's well.

Was meinst denn, das nicht gehe? fragte Christeli, man muß doch zuerst über eine Sache reden, ehe man den Muth verliert und den Stecken wirft. Das ist doch öppe nicht nöthig zu sagen, antwortete Resli. Der Alt hat d'Sach so gestellt, daß gar nichts daran zu machen ist. Der infam Hund weiß wohl, was er macht, er will nichts von der Sach und

will damit nur einen Andern in das Garn jagen. Ich merke ihn wohl, aber dem sage ich noch was, ehe wir auseinander kommen, der graue Schelm muß wissen, daß wir auch an einem Ort daheim sind und nit Hunde sind. Belle cheu si de nadisch da niede besser als wir hier oben. Nit, sagte Aenneli, so mußt du nicht thun; wenn man ein Meitschi lieb hat, so muß man dessen Vater nicht schelten, äştimire jött me ne, syg er de wie n'r well. Aber von der Sach muß man reden stückswys u se nit so arfelswys desuschieße. Was meinst, was geht nicht, was ist nit z'gattige? He, da will er vor allem aus, daß mir der Hof nicht höher angeschlagen werde als vierzigtausend Pfund, und zövli Kronen ist er werth, wenn alles auf's Höchste getrieben würde. Ich will nicht sagen, daß er mir so theuer gegeben werden solle, weniger wär billig, aber wenn ich ihn um vierzigtausend Pfund begehrte, so wäre ich ein Schelm an dieśne, und eins von ihnen bekäme nicht mehr als dreißigtausend Pfund und ich fast so viel als beide. Was, dreißigtausend Pfund, rief Annelisi, so viel bekäm ich! Da nimm du nur den Hof für vierzigtausend Pfund, wenn ich dreißigtausend Pfund bekomme, so will ich auslesen d's Land auf d's Land ab und erst jezt mih recht usla u bäumele wie's Wetter, Potz Hagel! Nit, nit, sagte Christen, es g'ipaßet sich da nicht. He, Aetteli, es ist mir Ernst, sagte Annelisi, da spaße ich nicht. So macht sich das, Bruder, sagte Christeli, wenn Annelisi so denkt, so will ich ihm auch daran denken, und wenn einmal sein Mann muggeln sollte, so hab ich's in der Hand, ihn z'gschweige, wele Weg er will. Das soll also nichts heißen, wenn's nur das ist, so ist d'Sach e g'machti. Das ist ume käret, sagte Resli, du weißt ja wohl, daß da noch Anderes ist, was nit gut ist u wo nit geit. He, man muß doch darüber reden, es wird sein wegem Verschreiben! Ist das nicht ein Unsinn! Wenn mir der Hof abgetreten würd, und es könnte ihn erben, wenn ich stürbe, so wär's ja möglich, daß ihr ihn alle mit dem Rücken ansehen und so

ne Aergäuerkasli darauf müßtet g'nürzen und hüstern sehen. Das möcht ich euch doch um keinen Preis von der Welt z'Leid thun. Ich will mich in dieses eigentlich nicht mischen, antwortete der Vater, aber wie wär's, wenn man machen würde, daß Christeli in diesem Fall das Recht hätte, ihn um den Preis, wo er dir angeschlagen ist, an die Hand zu ziehen? Das wäre nicht unbillig, vierzigtausend Pfund trüge sie allweg hinweg, und sagen muß ich, weh thät's mir, wenn der Hof so ung'sinnet aus der Familie kommen sollte, und ich weiß es, es thäte allen Leuten weit umher ung'wohnt. Nit, ich will nicht hoffen, daß du sterbest, aber man weiß ja nie, was es giebt. Er hätte es auch gedacht, sagte Christeli, es thäte ihm b'sunderbar weh, da fort zu müssen, aber sagen habe er es nicht wollen, er möchte doch nicht, daß man sich an dem alleine stoße. Wenn es so zu machen wäre, so sei es ihm recht, ja, wenn es öppe dem Wald nicht zu wüst gegangen in der Zeit, so nähmte er ihn zurück um fünfzigtausend Pfund. So düech es ihn, das Meitschi sollte es wohl wagen dürfen, zu ihnen hinauf zu kommen, gehe es wie es wolle, so gehe es ihm nicht bös, und öppe besser werd's es niene mache. Aber recht ist's auch nicht, sagte Resli, daß alles auf eine Seite kömmt und daß d's Hürathe ist wie Krütz und Bär, wo man macht, welches dem andern das Seine abgewinnt, da muß ich sagen, das drückt mich, daß ich alles verwyben und vielleicht nichts erwyben soll. Es ist grad so, als wenn öppis an mir z'schüche wär, das ich mit Geld sollte gut machen. Und doch wüßt ich nicht was, und wenn man gegeneinander rechnen wollte, so wüßte ich nicht, wer dem andern heraus schuldig wär. Das ist ein Hochmuth und e Un'rschantigkeit, daß es m'r i alli Glieder schießt. He, sagte Aenneli, wenn dir das Meitschi recht lieb ist, so sieh das nicht an, in den Ehetag wird der liebe Gott wohl ein Loch machen, ehe es lang geht. Wegen etwas, wo zwanzig gegen eins zu wetten ist, daß es nichts abträgt, sollen zwei nicht von einander lassen, welche sich

lieb gewonnen so recht. Das ist gar eine seltene Sache, rechte Liebe, und so wege Bagatellsache muß man sie nicht zerstören, man muß nie vergessen, daß Einer glücklich ist, wenn er einmal in seinem Leben zu solcher Liebe kömmt, zum zweiten Male giebt es sich ihm kaum. So, wenn deine Geschwister nichts dagegen haben, so wollte ich das annehmen. Wenn dein Meitschi öppe es Herz het, wie's z'hoffe ist, so sinnet es ne ihr Lebtag d'ra. Es ist gut, sagte Resli, es ist wäger besser, als es sich hier gezeigt hat. Ich habe mich selbst nicht darauf verstehen können, aber sagen muß es mir noch, was es gehabt hat.

So wär man ja richtig, sagte Christen, ohne Streit und ohne Zank, wie es öppe nicht an manchem Orte so gegangen wäre; das freut mich, und blybet so, es wird euch noch wohl kommen im Leben, und man kann einander gar oft z'Gutem sein, wenn man ein Herz zu einander hat und sich kann verstehen. Sinnet daran, Kinder.

Ja nein, richtig ist's nicht, sagte Resli, es ist noch eins, us selbem giebt es nichts, und da es wegem Geld nicht darauf ankömmt, so denke ich, werden sie nicht d's Wüsteſt alles machen um es dure z'zwänge, und wetti si, su thät ih's nit. Ich will doch de nadisch auch wissen, ob ich dem Meitschi lieb bin oder nicht, und ob es meinetwegen auch nachgeben und sich etwas gefallen lassen kann. Was wär denn das, fragte Anneliſi; habe ich ihm etwa nicht gefallen, und soll ich aus dem Hause? Wenn's das ist, ume zug'fahre, mit dreißigtausend Pfund will ich schon nächsten Sonntag verkünden lassen, mit zweien statt mit einem, oder ih ganze is Weltschlang, ga lere brable u Kürbsbrei esse, es heißt, für fünfzig Dublone es Jahrs überchöm me ebe halb g'nue dere im Weltschlang. Schweig doch mit deinen Flausen, sagte Aenneli, es wird öppe von dir nicht fast die Rede gewesen sein, dulden wird man dich wohl müssen, so lange wir auch da sind.

Ja, Mutter, das meine ich auch, sagte Resli, aber habt

Ihr nicht gehört, daß der Alt von Abtreten geredet hat, er meint, ihr sollet abgeben, ich solle den Hof gleich übernehmen, Nutzen und Schaden mir gleich angehen und dann wäre Anne Mareili Meisterfrau. He nun so dann, sagte Aenneli, geschehe nichts Böseres, die Ruhe ist mir auch zu gönnen, daran einmal stoße dich nicht. Wohl, Mutter, sagte Resli, das ist's eben, woran ich mich stoße und was ich durchaus nicht thue. So lange ihr lebt, sollt ihr da zu befehlen, zu schalten und zu walten haben, wie ihr es von je im Brauch gehabt habt, anders thue ich es nicht, es freute mich nicht mehr, hier zu sein. Du bist doch e Göhl, sagte Aenneli, warum doch nicht, eine junge Frau mag der Sache besser nach als eine alte, sie kann gleich anfangen, wie sie es gerne hat. Es drückt junge Weiber oft gar sehr, wenn sie sich in einem andern Hause neu gewöhnen sollen. Drück es sie nun oder drück es sie nicht, so will ich, Mutter, ich mag nun die oder eine andere Frau bringen, daß ihr, so lange ihr mögt, die Meisterschaft im Hauswesen behaltet. Mit dem Aetti und mir wird's öppe, so Gott will, im Alte blybe, so lang m'r lebe, und wie ihr es mit Annelisi habt, so sollt ihr es mit meiner Frau haben, das will ich, und mengem d'wege. Mach dich deretwege nit köpfig, sagte Aenneli, ich wüßte nicht, warum du gerade das erzwängen wolltest, der Eigensinn trägt nichts ab.

Mutter, es ist nicht Eigensinn, ich habe die Sache wohl überlegt. Wir haben öppe ein Hauswesen, wie wir uns dessen nicht zu schämen brauchen, wir haben genug, und für andere Leute ist auch etwas da, so ist's bei Mannsdenken gewesen und soll so bleiben, so lange wir hier sind. Es würd öppe amene niedere von uns wehe thun, wenn's ändern sollte. Dort unten haben sie ganz andere Bräuche, und die begehre ich nicht hier herauf, sie wären mir und euch nicht anständig. Und dann würd es auch viel Lachens geben deretwegen, die Leute würden öppe z'reden haben und selb begehre ich auch nicht. Meine Frau kömmt in mein Haus, und da soll sie öppe fortfahren,

wie ich mich gewohnt bin, wie es mir anständig ist, das, mein ich, sei nicht über Ort. Das muß sie aber alles lernen, sie weiß von unsern Bräuchen nichts, sie muß sich selbst zuerst daran gewöhnen. Und unsere Mutter ist öppe eini, wo ein Söhniswyb öppe mit der Liebi nachziehn wird, wie öppe nit e niederi. Sie wird nicht alles an einem Tage wollen, sie wird Geduld haben, sie hat ja von je mit uns allen Geduld gehabt; wir haben sie öppe erfahren, seitdem wir leben, auch ein Söhniswyb wird nicht bös Sach bei ihr haben, und im Trab sein, ehe es daran denkt, we's e chly V'rstang het und d'r Friede bigehrt. Soll aber meine Frau gleich das Heft in die Hand nehmen, so nimmt sie es, wie es daheim üblich war, frägt vielleicht die Mutter einige Male und andere Male vergißt sie es. Sagt ihr die Mutter ung'fragt, was nicht recht ist, wer weiß, wie sie es aufnimmt, und ob sie nicht meint, die Mutter wolle sie kujoniren, und es gehe sie nichts mehr an. Und muß ich es ihr sagen, die Mutter hat es so gemacht, so sind wir es gewohnt, frag doch die Mutter: wer weiß, wie sie das dünkt, ob sie nicht im Herzen denkt, sie könne nichts recht machen, ob sie nicht schalus wird und meint, ich habe die Mutter lieber als sie und dann sich und Andern das Leben schwer macht mit plären und dublen oder sonst wüst thun. Und wenn wir nichts sagten, es verdrückten, so wären wir auch nicht wohl dabei, und Zufriedenheit wär keine.

O, so wird sie doch nicht sein, du wirst doch wohl wissen, an wen du so gesetzt hast, sagte der Vater. Vater, was weiß ich, sagte Resli, die Mutter kenne ich, und ihr darf ich vertrauen, sie wird mir öppe es Fraueli nit plage. Aber wie ein Meitschi ausfällt, kann man nicht wissen, und wie es in ihm aussieht, nicht sehen. Es hat einmal Einer gemeint, es komme schon viel darauf an, ob sie am Hochzeittag die Sonne anscheine oder es regne; regne es, so hätte man manchmal d'r Schinders Noth mit ihrem Gesicht die ganze Ehe durch. Es kann etwas so in ein Herz hineinkommen, gäb wie wenig, und

es iſt ganz angers und y'rpfuſcht für geng. He ja, ſagte Aenneli, haben wir das nicht ſelbſt erfahren, und nicht etwa jung, ſondern wir alte Stöcke.

Darum möchte ich lieber d's G'wüſſere ſpiele, man kann ſich an einen Hausbrauch gewöhnen, wenn man Kind im Haus iſt, 'man weiß nicht, wie; hingegen wenn man einmal regieren ſoll, läßt man ſich nicht mehr gerne b'richten, ſondern macht, wie es ſich Einem ſchickt, ſagte Resli. Und d'Mutter iſt witzig g'nueg, wenn d's Meitſchi öppis Chumligs weiß, wo kürzer oder beſſer geit, ihm ſy Sach auch gelten zu laſſen und einzuführen, d'Mutter iſt nicht von denen eine, wo meine, d'Kunſt b'ſtand darin, alles, was man nicht ſelber macht, zu vernütigen, my Mutter weiß wohl, daß d'Kunſt die iſt, aus allem immer das Beſte zu nehmen, und alles am beſten ſuchen z'mache. Darum meine ich, ſolle meine Frau bei ihr in die Lehre gehen, und darum übernehme ich den Hof nicht. Um öppis heſt Recht, ſagte der Vater, aber wenn du ſo damit kömmſt, ſo machſt du ſie bös und ſie ſtange d'r z'ruck. Sag du das Ding ſo, daß, wenn ich dir die Sache verkaufe und dir Nutzen und Schaden gleich angeht, ſo wirſt du mir alſo vierzigtauſend Pfund ſchuldig, die muß ich vertellen, du aber den Hof nicht minder, ſo giebt es doppelte Telle, und das ſei mir z'wider, ſag, das wär nur ſo ne G'ſpaß von dreißig bis vierzig Kronen, das begreift der Dorngrütbauer allweg. Nein, Vater, ſagte Resli, das ſage ich nicht ſo, verzeiht, Vater, man kann ſich doch auch z'faſt unterzieh. Sie könnten zuletzt meinen, wie dumm oder wie ſchlecht wir wären, daß wir uns alles gefallen ließen, und das könnte dem Meitſchi doch endlich auch in Kopf kommen, daß es meinte, wie viel mehr es ſei als wir, und das thät wäger nit gut. Das möchte ich nicht erleiden, und wenn ihr ſchon nicht viel ſagen würdet, ſo ging's euch doch hinein. An dem, ſagte die Mutter, wollte ich doch nicht hangen, wenn es ſonſt ginge ohne das; denk, das iſt ume

e Meinig und vielleicht noch e läßi, und so bloß ere Meinig d'wege vonenandere z'la, wär doch e strengi Sach.

Mutter, sagte Resli, es chunt nie gut, wo eins alleine sich unterzieh soll, und sich nicht eins dem andern unterzieht. Nun haben wir uns unterzogen auf eine Weise, wie sie mir grusam z'wider ist, es müssen ja alle darunter leiden, und in der Hauptsach thut man, was sie wollen, und läßt sich in unsern Sachen befehle, wo man ihnen doch nichts sagt, was man von ihnen haben möchte, und wie sie es mit dem Lande halten sollen. Was ich jetzt will, ist eine Nebensache, wo nur das Meitschi angeht, wo dem Vater hell gleich sein kann. Het mih d's Meitschi lieb, so thut es m'r d'r G'falle, het's doch deretwegen nüt dest meh, nüt dest minger, u wott's m'r dä G'falle nit thue, he nu, so erfahre ich noch zu rechter Zeit, was ich zu erwarte hätt, denn was es Meitschi Eim nit thut, das thut Eim de e Frau auch nicht, u das thut si nit.

Du bist läß dra, sagte Aenneli, wäger. Wenn ich zurückdenke, wo ich Christen genommen habe, und es vergleiche mit jetzt, so ist das ganz anders. Selbist, und er ist m'r doch recht lieb gewesen, habe ich immer Kummer gehabt, ich gebe ihm zuviel nach, ich verderbe ihn, und wenn er etwas von mir gewollt hat, so habe ich lang studirt, ob's ächt nüt mach, wenn ich ihm's z'G'falle thue, und hergege habe ich ihm manches vorgelegt, es ist mir nicht Ernst gewesen, aber ich habe nur sehen wollen, ob er mich recht lieb habe, und hätte er es nicht gethan, so hätte ich, es weiß kein Mensch wie, gethan, und mih g'ha, als wenn m'r d's größt Unglück geschehen wäre. Wenn Christen nicht so gut gewesen wäre und es hätte machen wollen wie du, es weiß kein Mensch, wie es gegangen, ich glaube nicht, daß wir zusammengekommen. So ist's gsy, jetzt düecht es mich, ich wollte ihm thun können, was er begehrte, und nüt düecht mih z'strengs; dä Weg het's g'änderet. Es grusет m'r geng, wenn man einander so fecken will, es ist geng Gott v'rsucht, und es chunt meist uf es Nüt a, mengist

uf es einzigs Wort, uf e Blick. Und meine föll man doch nie, daß, wenn man zusammenkommt, man sei, wie man sein solle, sonst hat's schon gefehlt, Liebi u B'rstang muß me all Tag als Schlyffsteine bruche, we's gut cho föll. Wenn meine Mutter selig noch lebte, die würd d'r d'r Text lese.

Mutter, verstoht mich recht, sagte Resli. So secke, bloß um nichts und wieder nichts, in einer Lumpesach, ume so für z'luege, wer nachgebe müß, das möchte ich auch nicht, das ist ja g'rad, was unter Eheleute nicht sein, nie anfangen soll, das Nünzieh um's Rechthaben, das ist e Elend, ihr habt Recht. Aber hier ist's nicht so, hier handelt es sich um eine Hauptsach, um Recht und Unrecht, es handelt sich darum, wer dem andern sich unterziehen soll, eine alte Frau einer jungen oder die junge der alten, ob denn eigentlich d'Mutter uf d'Syte sött un d'r Vater wie es Paar alti usbruchti Schuh, oder ob es junge Meitschi noh i d'Schul föll und sich den Alten unterziehen, so lang öppe Gott will, und zweitens auch, ob sich eine Frau dem Mann unterziehen will, wie es doch auch in der Bibel steht, Mutter, oder ob der Mann d'r Löhl machen soll. Ich muß es sagen, wenn ich an euerm Platz wär, so begehrte ich gar nicht so abzugeben, ehe ich wüßte, wie es käme, oder ich möchte keinen Krauch mehr, oder es wäre mir grusam erleidet. Und, Mutter, ich muß euch sagen, ich hätte geglaubt, ihr hättet mich lieber als so und möchtet euch doch g'mühen, um so mit Liebi und B'rstang d'Frau nachez'zieh. Aber ich merke, die ganze Sach ist euch nicht recht, d's Meitschi g'fallt euch nicht, darum möchtet ihr ganz drus und dänne und lieber nüt mit ihm z'thue und eure Sache aparti haben. Das merk ich, und so wär's besser, man gebte die ganze Sach auf und redti g'rad use, während es noch Zeit ist, als daß man dann so hintendrein sagt: ih ha's doch denkt, ih ha's doch glaubt, ih ha's doch g'meint, u g'seit ha nih's o, aber ume für mih selber.

Los, les, sagte der Vater, wird nicht bös, du solltest doch

wiſſen, daß d'Mutter es beſſer meint, als du es ihr andichten willſt, und daß ſie deinetwegen noch nie eine Mühe g'ſchoche hat. Aber öppis Recht haſt du auch, da muß ich dir Beifall geben; ſo da von vornenherein zu regieren und d'Eltern von ihrer Sach weg z'ſprenge, ſelb iſt nicht recht, ſo lange ſie es nicht gerne von ſelber thun oder eins von ihnen geſtorben iſt. Ja, wenn eins oder das andere ſturb, ih oder d'Mutter, das wär es Angers, de ſchickt es ſih bas, daß es jungs Ehpaar d'Sach übernimmt z'grechtem, vo wege, für es rechts Hus z'führe, müſſe Ma u Frau ſy. Iſt d'Mutter g'ſtorbe u buret d'r Vater furt u d's Sühniswyb macht d'Hushaltig, ſo het es meh z'bidüte as d'r Ma, es iſt d'Meiſterfrau u er ume d'r Bub, lebt d'Mutter noh u wott furt bure, ſo iſt d'r Bub wie d'r Ma, u d'Frau ſött ume d'Jumpfere ſy, u ſelb thut o nit gut. Lebe aber Vater und Mutter noch, ſo haben's Sohn und Söhniswyb eins wie das andere, ſind beider G'hülfen, u keis het ſih z'chlage. Darum biſt du nicht ſo über Ort, aber ſagen will ich nichts dazu. Ueberſinn d'Sach noch recht und ſtell dir alles vor, und auch, wie es dir wäre, wenn es aus der ganzen Sache nichts geben, und was die Leute dazu ſagen würden. Ho, ſagte Resli, darauf dürfte ich es ankommen laſſen, wenn d'Lüt öppe wiſſe, wer me iſt, ſo wiſſen ſie wohl, auf welcher Seite der Fehler iſt. Du gute Tropf, ſagte der Vater, meinſt? Ich hätte geglaubt, du kenneteſt d'Lüt afe beſſer als ſo. Weißt du nicht, daß es Leute giebt, die immer froh ſind, wenn ſie jemand einen Schlämperlig anhängen können, und je mehr ſie Einen beneidet haben, deſto lieber thun ſie es und deſt ung'rymter. Und weißt nicht, daß man, ſei man wer man well, immer Freund und Feind hat, das zeigt ſich nie beſſer, als wenn eine Hochzeit z'Waſſer geht. Da geht es ärger ringsum, als im Frühling im Seeland, wenn d'Fröſche ihre Singverein hei, ich habe einmal dort Wein geholt, u z'ſelbiſt bin ih faſt e Narr worde. Wenn ſo ne Hürath z'nüte wird, ame ne Ort muß geng d'r Fehler ſy. Manchmal

iſt der Brütigam ein afechtig Bürſchchen und möcht d'r Schwäher klemme, weiß nit recht, wie, geit z'Rath, u dummi Wyber dampe ihm's us u hingerdry thuẽ er de noh wie es häſſigs Kothhähneli. Oder d'r Schwäher iſt e hochmüthige G'nürzi u möcht d'r Tochterma für e Schuhwüſch ha un ihm d'r Gottswille gä, was ihm vo Rechts wege g'hört. Oder d'Schwiegere iſt e brutali Gränne und meint, d'r Tochterma ſött Tag u Nacht vor ihre oder vorem Meitſchi uf de Kneue ſy u lache, we ſi d's Maul uftht, wie ne Löhl. U wenn er das nit thut u witziger iſt as ſih, u ſi ſih noh mängiſt vor ihm ſchinire muß, vo wege d'r Dummheit, ſu wyst ſie d'Tochter uf u ſeit ere, dä möcht ih afe nit, lue de, wie's d'r geit, we'd einiſt furt biſt, er iſt e Tyrann, e Tyrann, ſägeni d'r, u bi de Lüte verſchreit ſie ueh, u wil er ſie nit u d'Tochter nit het welle zum Götz mache, ſu ſeit ſi, er heig ke Religion u weiß doch ſelber nit, was für eine ſie hat oder ob gar keine. Und manchmal iſt d's Meitſchi es Laſchi u thut wie ne Löhl u nüt iſch ihm ſchön g'nue u kes Mannevolk wüſt g'nue, und er überchunt am End auch g'nue. An allen dieſen Orten düecht Eim doch, me wüß, wo d'r Fehler ſyg, aber das git es G'red, dä Weg u dieſe Weg, daß me ganz ſturm wird, nit weiß, was obe, was unte iſt, nit meh weiß, bet me e Kirſiſturm vor ihm oder Surkabis. So geht's, wo d'Sach am Tag iſt, daß es Eim düecht, me chönn ſe mit em B'ſchütt gehn näh. Was meinſt, wie würd es bei uns gehen? Da iſt nichts am Tag, da iſt keis längs Dreiß gſy, da iſt nicht eins hier aus geſprungen um Rath, das andere dort aus, man iſt nicht zu den Wahrſagern g'lüffe und auch nicht zu den Verwandten oder Bekannten, wo gruſam vernehm ſy u doch gern alles wüſſe, man hat es unter ſich gehabt, und die Leute haben kum gewußt, daß etwas obhanden. Jetz denk auch, was erſt das für ein Gerede geben würde, denk doch, wie ſie uns es gemacht, als wir ſo z'weg waren, und doch war da d'Urhab am Tage genug. Eben daß man es ſo geheim ge-

halten, würde gegen uns geltend gemacht, die Einen würden sagen, wir hätten uns der Sach geschämt, die Andern, wir hätten einen reichen Fisch vor der Bähre gehabt und gefürchtet, es könne uns jemand z'böst reden; die Einen würden sagen, wo wir das Vermögen hätten weisen sollen, so sei nichts da gewesen, jetzt wisse man, warum es selb Mal so wüst gegangen, die Andern dagegen würden lachen und sagen, du seiest hineingesprengt worden, und wo es um eine Ehesteuer zu thun gewesen, habe es sich gezeigt, daß der Vater der Braut am Geltstagen sei und chum noh d'Nase ob em Wasser heig. Man würde von unehlichen Kindern reden, die zum Vorschein gekommen, und was erst alles vom Dorngrüt her erschallen, was sie dort ausbreiten, in die Welt hinaus blasen würden, das kann ich dir nicht sagen. Aber glaub mir, Resli, es wären wüste Sachen, du würdest z'lyde g'nue ha, und Viel möchten dir's gönne, und wer weiß, vor was allem es dir wäre, vo wege, sellige Lärm läßt immer was dahinten. Die eigelige Meitli sind gewöhnlich die beste, und öppe von weitem her läuft nicht bald ein Meitschi herbei, das nichts von allem weiß; bi de Bube git sih das eh. Glaub nur, du würdest Verdruß genug haben, gäb wie unschuldig wir dabei sind und das Recht auf unserer Seite haben. Das sage ich dir nicht, damit du alles thuest, was man von dir will, sondern nur, damit du weißt, wie es geht, und du hintendrein nicht sagst, du hättest es nicht g'sinnet, wenn du es g'sinnet, du hättest es anders machen können. U jetz gut Nacht, u faß dih gut, damit, es mag gehen, wie es will, du auf den Beinen bleibst. Du hast jetzt alles in deiner Hand, und mahust mich an einen am Steuerruder, wenn's zwüsche Wirble durch geht, häb an dih u lue gut.

Nun war die Sache äußerlich abgethan bis an's Z'wegmachen und Laden; geredet wurde nicht mehr darüber, es sann jetzt jedes wieder. Und, wie gesagt, wo der rechte Sinn ist,

da kömmt beim Sinnen mehr heraus, als man denkt, meiſt mehr als mit Reden.

Wenn man dem Treiben zu Liebiwyl zugeſehen hätte, ſo würde jedermann geglaubt haben, Chriſteli ſei der Bräutigam und wollte eine Hoffahrt thun das Land hinab. Faſt den ganzen Morgen hatte er mit den Roſſen zu thun, nahm eins nach dem andern zum Stall hinaus, zum Brunnen und ward nicht fertig mit Striegeln und Wäſchen. Anneliſi, das vorbeiging und ſah, wie oft er jeden Schweif in's Kübli tauchte und ihn dann ausſtrich, meinte, es wäre ſchade, daß er nicht eine Kammerjungfer gegeben, es gebe gewiß manche vornehme Frau, ſie wäre froh über ſo eine. Ich denke, antwortete Chriſteli, u mängs Buremeitli hätt mih nöthig, es ſöll dere gä, wo me ringer e Stall miſteti, als ſo eins ſüſereti. O ſtich ume, du breichſt mih doch nit, und mit em Süfere weiß ich nicht wer fleißiger iſt, öppe es jungs Meitſchi oder ſo ne alte Vetter, wo z'letſt z'fule wird, es Jahrs zwen Mal es angers Hemmli az'legge. Da ſtäubte Chriſteli einen naſſen Roßſchweif aus und Anneliſi ſchrie mörderlich auf: Nu du, du Uflath! Herr Jemer, wie gſeh nih us, u myn Gott, mys Mänteli, un ha nih's erſt hüt früſch ag'leit! Am Nachmittag putzte Chriſteli das Geſchirr, holte das ſchönſte aus dem Spycher und ſpiegelblank mußte ihm das Meſſing werden. Er machte ſie in der Küche faſt d's Guggers, wollte immer etwas, bald einen leinenen Lumpen, bald einen wollenen, bald wollte er Eſſig, bald wollte er Oel. Chriſteli wollte zeigen, wer man ſei, und daß man zu Liebiwyl noch einen Roßzug vermöge. Chriſteli hatte es wie alle alten Vettern, dieſe ſind mehr den Katzen ähnlich als den Hunden, ein Hund nämlich hängt mehr an der Perſon, eine Katze mehr am Ort. Nun, die beſſern Katzen lieben auch Menſchen, laufen der Bäurin nach bis in den Kabisplätz und der Tochter bis in des Weges nächſte Krümme, dann kehren ſie aber um, wenn es weiter geht, und machen, daß ſie heim kommen. So haben es alte Vettern

(Onkels) auch. Sie lieben wohl Personen, besonders die, welche ihnen das Kännli auf den Ofen stellen oder dänne decken, wenn sie im Holz sind; sie lieben auch irgend ein Kind, so lange es ihnen nachläuft und bei ihnen gerne schlafen will. Aber von allem, was weiter geht, dem Hause den Rücken kehrt, wenden sie sich ab, denn so wie ihnen im Hause am wöhlsten ist, sorgen sie auch für's Haus, und so wie es in ihrer Familie am besten ging, sorgen sie für ihre Erhaltung, balgen wohl über deren gegenwärtige Glieder, aber auf die Jungen bauen sie ihre Hoffnung, daß die die Vergangenheit herstellen, und suchen für die Mittel dazu zu sorgen. Darum sorgte Christeli so sorgsam für schönen Aufzug; man sollte von dem Zug und von dem Hof, zu dem er gehörte, noch lange reden da unten, wo kein rechtes Haus sei.

Die vornehme Welt hält viel auf einer schönen Equipage. Zwei Pferde d'ran sind scheu was, für vier aber muß man ein Graf sein. Bei einem rechten Bauer gräfelts, der hält wenigstens vier Pferde, zwei tüchtige Stuten hinten, zwei luftige junge Mönche vornen. Ehrenfest ziehen die einen daher, tänzelnd die andern, aber wenn Noth an Mann kömmt, der Wagen an den Berg, dann vereinen sie treu ihre Kraft und liegen in's Geschirr, jedes so stark es mag. Es ist eine Freude, so mit vier tüchtigen Rossen zu fahren in Wald und Feld, Fuhrmann und Pferde aneinander gewöhnt, daß die letztern dem erstern ohne Worte unter der Geisel laufen, wie und wohin er will. Darum ist die Geisel auch eine Art von Scepter, sie führen zu können, ein Ehrenpunkt. Man liest von jungen, vornehmen Engländern, wie sie die Kutscher machen, sich hoch meinen, wenn sie vier Pferde vom Bocke führen können; man liest von Parisern, welche gerne engländerten, daß sie es auch versuchen; die alle machen es eigentlich nur unsern Bauernsöhnen nach. Es bildet ein eigentlich Ereigniß, wenn ein Vater seinem Sohn die Geisel giebt, er erhebt ihn damit zu seinem Mitregenten und Stellvertreter. Die Geisel ist gleich-

ſam ein Marſchall- oder Feldherrnſtab, welchen der König ſeinem beſten und treuſten Soldaten giebt. Aber ebenſo iſt es ein Ereigniß, wenn ein Vater ſeinem Sohn die Geiſel wieder nimmt. Denk o, er het ihm d'Geisle g'noh! heißt's. Aergeres droht ein Vater ſeinem Sohne nicht leicht als: Ich nehme dir die Geiſel! Das geht gleich vor dem Enterben her, und wenn man einen General wieder zum Gemeinen macht, es kann ihm nicht ärger als einem Sohne ſein, der vom Pflnge weg wieder unter die gemeinen Hacker auf den Acker muß. Und dieſe Strafe wird nicht bloß verhängt oder gedroht, wenn einer ſchlecht fährt, den Wagen in den Koth, die Pferde zu todt, ſondern auch, wenn der Sohn zu einem Mädchen geht, welches dem Vater nicht anſtändig iſt, oder in ein Wirthshaus, welches dem Vater verhaßt oder verdächtig iſt, und wegen andern wichtigen Vergehen mehr.

Resli hatte die Geiſel; Chriſteli hatte ſie nie begehrt; deſſenungeachtet wandte er alle Sorgfalt an den Zug und labete ſich an dem Gedanken, wie die Leute luegen, wie ſie fragen werden, wem der Zug ſei, wenn ſie die vier ſtolzen Braunen mit dem ſchönen Geſchirr und dem mächtigen Ladenfuder durch's Land laufen ſehen, als wäre die Laſt federleicht. Als ſie das Fuder luden, ſparte er die gewaltigen Ketten nicht zum binden, und als Resli bemerkte, es mangle nicht ſo viele, die Wege ſeien gut und öppe ſchlagen werde es nicht faſt, ſo meinte Chriſten, es ſei beſſer zu viel binden als zu wenig, d'Kettene hätte man dafür, und ſie müßten da unten wiſſen, daß ſie hier die Ketten nicht zu ſparen brauchten und nicht mit Seilſtümpen zuſammen plätzen müßten, wie er ſie ſchon manchmal da unten herauf habe Holz holen ſehen, wo ſie dann nicht einmal genug deren Seilſtümpen gehabt, ſondern von Haus zu Haus hätten ſpringen müſſen, um zu entlehnen.

Früh um drei wollte Resli fort und alleine. Der Vater hatte ihm anerboten, mit zu gehen. Es möge geben, was es

wolle, so sei es kommod, wenn ihrer zwei seien, hatte er gesagt. Aber Resli hatte es abgelehnt, er wollte seine wichtigste Angelegenheit ab Ort treiben alleine, mit freier Hand, nach seinem Sinn, so ziemt es eigentlich dem Manne.

Wenn eine solche Ausfahrt in einem Bauernhaus im Biet ist, so wird öppe nicht viel geschlafen, und am folgenden Tag merkt man es doch den Leuten gar nicht an. Das ist nicht wie in einem Herrenhaus, wo die Köchin drei Wochen grännet, wenn sie einmal um fünf auf muß statt um sechs, und sieben Wochen, wenn man es ihr um vier Uhr zugemuthet hat. Im Stalle füttert jemand, und wer es thut, geht selten zu Bette. Bauernpferde fressen langsam und viel, lassen sich behaglich alle Zeit dazu. Es ist wirklich, als ob es ihnen dieser und jener, der in einem Stalle nächtlich viel gefüttert hat, abgeguckt hätte, wenn er acht bis zehn Stunden an einer Kindbetti sitzt, und langsam immer isset, eins nach dem andern von der Suppe bis zur Datere, und zwischen durch tapfer trinket. Und wie im Stalle gesorgt wird für den abfahrenden Geiselherr, so vergißt man auch seiner vornen im Hause nicht. Da legt die Mutter halb angekleidet sich zu Bette, damit sie sich nicht verschlafe, denn nicht nur die Pferde, sondern auch der Fuhrmann muß gut seine Sache haben, wird nicht mit etwas Gewärmtem abgespiesen oder einem dünnen Kaffee oder gar bloß mit einem Glase Brönz, sondern wenigstens eine gute Rösti, wenn nicht ein Eiertätsch, wird ihm vorgesetzt, und was er übrig läßt, erhält, wenn er fort ist, der treue Wärter im Stall. Die Köchin ist eben gewöhnlich die gute Mutter selbst; das Werk vertraut sie selten einer Magd, wenn der Sohn fährt, das wäre der Magd zu viel vertraut, so vertraulich hält man sie nicht. Es ist auch eigentlich die alte ächte Hausfrau, welche das Feuer anzündet im Hause des Morgens und am Abend es löscht; sie ist des Feuers Herrin und das Feuer ihr Diener, sie ist des Hauses Priesterin, sie wahret, sie brauet des Hauses Segen auf ihrem Heerde. Es ist etwas wunderbar Ehrwürdi-

ges und Alterthümliches in diesem Beherrschen des Heerdes, diesem Schalten und Walten mit dem Feuer, der wahren Hausfrau eigenthümlichste Pflicht.

So ging es auch selbe Nacht zu Liebiwyl. Als Resli gegessen hatte, war auch angespannt, die Knechte hatten freiwillig sich hervorgelassen und geholfen. Aenneli hatte ihrem Resli noch sehr zugesprochen, er solle es nicht zu streng machen, sich ihrer nicht achten, wenn es zuletzt nur an der Meisterschaft hange, wenn d's Meitschi öppe e gute Wille heig, su chönn me's geng noh b'richte. Er solle doch recht an alles sinnen, was der Vater ihm gesagt, wenn man einmal so weit sei, so sei's immer bös, wenn de d'Sach i Krebs gang. Aus dem Stübli rief noch der Vater, fragte erst: Wilst Geld, d's Schlüsseli ist im Hosesack, nimm, was manglist. Dann sprach er auch zu und sagte, er solle nur machen, daß er das Meitschi bekomme, wenn er an ihm hange; wenn man es einmal hätte, so werde doch öppe so nes Meitschi geng noh z'dressire sy, es syg doch geng ume es Meitschi. Ebe, sagte Resli, d'rum dücht mih, man sollte so einem nicht so ganz unger d'Füß gah ligge, daß es meint, es bruch syr Lebtig nüt, as uf Eim ume z'trappe. Wenn's dann nicht so ist, als man ihm vorgespiegelt hat, man hintendrein anders ist, dann geht d's Pläre a, es seit, mi heig's b'schisse, heig ihm da es süßes Mul g'macht, u setz thüy me, wie we me's fresse wett, u wie wenn es alleine alles ustrappe sött. Und öppis het's de Recht, aufrichtig gege ihm ist me nit giy. Wie me's ha wott, so soll me's säge, Aetti. Un i Gotts-Name, darauf will ich es jetzt ankommen lassen. Mach wie'd witt, sagte Christen, öppis Recht hest, aber es ma gah wie's will, nimm's de öppe nit grusam z'Herze, denk de, es syg gut gange. Ich will machen, was möglich ist, sagte Resli, gab dem Vater die Hand, wünschte ihm einen glücklichen Tag und ging. Die Geisel stak am Sattelroß, das rüchelend den Kopf an Resli rieb, als dieser nach der Geisel faßte, während Christeli zündete

dem alles überschauenden Fuhrmann. Ist der Haber im Kratten? frug Resli, der des Bauern halbcentnerigen Wink nicht vergessen hatte. Ein halber Mütt liegt unten, sagte Christeli. Ich habe gedacht, du könntest d's Schwähers Rosse auch einmal etwas kramen, Haber wird ihnen wohl seltsam sein. Nun kam die Mutter noch mit ihrem Laternli und frug: Du hast doch nichts vergessen, hest e Lumpe u Zwick u d'Sackuhr? Ja Mutter, sagte Resli, ich glaub, alles. He nu so de, sagte sie, su schaff de wohl, mach ume hübschli u chum nit z'spät hei, b'hüt dih d'r lieb Gott!

Hü, i Gotts-Name, sagte Resli und hob die Geisel; satt zogen die Rosse an und vorsichtig zündete Christeli, bis sie aus dem Hofe draußen im Wege waren. Es ging immer etwas eng zwischen den Thürlistöcken durch, aber das war eben die Kunst, darum wurde das Thürli nicht größer gemacht, sondern die neuen Stöcke immer in die alten Löcher gepflanzt. Der junge Geiselherr hätte es für eine Schande gehalten, wenn er nicht zu einem eben so engen Thürli hätte einfahren können als der alte; und allerdings, im ganzen Dörfchen hätte es geheißen: E Fuhrme git d's Bure Resli syr Lebtig nit, denkit ume o, si hei ihm d's Thürli müsse wytere, wo me scho hundert Jahr us u y g'fahre ist, u ist alle wyt g'nue g'sy, u mi het öppe nie g'hört, daß neuer ag'fahre syg.

Glücklich, wie üblich, kam Resli durch und fuhr trotz der schweren Last rasch seinem Ziele zu. Die Geisel in der Hand, vier rasche Rosse unter seinem Wink, steigerte in Resli das Selbstgefühl sich immer mehr, und immer mehr fand er sich in seinem Recht, wenn er sich nicht ganz untern ließe als Einer, der mit Geld es zwängen müsse, wenn er eine Frau wolle.

Die Liebe ist wunderlich, ist stolz und demüthig, sie duldet alles und ist wie ein Pulverfaß, das auffprüht, man weiß nicht wie; sie ist süß wie die gute Sommermilch und wird

sauer, wie sich der Wind dreht; sie setzt das Leben ein und weigert Kleinigkeiten; sie bietet ungeheißen Hab und Gut, schlägt Kreuzer ab, wenn sie gefordert werden, hält die schwersten Proben aus und verschmäht am Ende den Lohn, um dessetwillen sie die Proben bestanden. Als Fräulein Kunigunde den Ritter Delorges ihrem Händsche nachsandte, da ging Ritter Delorges und holte ihn. Aber es wuchs ihm, das Schwert an der Seite und des Muthes Brand in der Brust, der Kamm, als er aus der Ungeheuer Mitte zurückkehrte. Er fühlte, sein Leben sei mehr werth als an eine flüchtige Laune gesetzt zu werden, daß, wer mit einem Leben spielen könne, von sittlichem Ernste nichts wisse (wohlverstanden: er fühlte es, aber was sittlicher Ernst sei, hat Ritter Delorges kaum gewußt), und als er wieder vor das Fräulein trat, schmiß er ihr den Handschuh in's Gesicht und sprach: Den Dank, Dame, begehr ich nicht. Dieses Selbstgefühl muß die rechte Liebe zu einem Menschen in sich tragen (die Liebe zu Gott ist eine andere, sintemalen Gott Einem nichts Niederträchtiges zumuthet), sonst ist sie eine händische, d. h. sie ist nichts als eine Begierde, welche um jeden Preis befriedigt sein will, es sei nun eine Begierde nach purem Fleisch oder eine Begierde nach einem vollen Mußhafen, worin vielleicht noch Würste sind, oder nach einem schönen Hundshalsband, wo auf blankem Meissing ein glitzernd Wappen steht. Die heraldische Begierde möchte dato, wenn das Halsband nicht aus einem Mußhafen hervorguckt oder um einen Hals von schönem Fleisch gelegt ist, rar geworden sein. Aber es ist auch der beste Mensch dem Fleisch unterthänig und hängt mehr oder weniger von äußern Zuständen und Einwirkungen ab. Den hielte ich mit Feuer und Geist getauft, der der Gleiche wäre mit Hudeln an den Beinen oder mit einer Krone auf dem Kopfe, an der Spitze von hunderttausend Mann oder zwanzig Dutzend Besen ziehend, hungrig, durstig, ohne Schuh, in Koth oder Schnee oder sich erhebend von einer englischen Lordstafel, den stattlichen Bauch in

seinem warmem Tuche oder voll Läuse und voll Schulden, einem guten Schick nachgehend oder Gold im Sack und Muggen im Kopf, auf stolzem Engländer der Liebe nachreitend (Apropos, es wird Mode, daß, wer heirathen möchte und nur Körbe kriegt, sich ein Pferd anschafft. Ein schlechtes Kompliment für den Menschen, der zweibeinig die Liebe nicht erreicht und vierbeinig glaubt, es versuchen zu müssen; es ist aber auch ein schlechtes Kompliment für unsere Zeit, es wird wahrscheinlich im Zeitgeist sein; es ist aber das allerschlechteste Kompliment für die Damen, erstlich, weil es den Anschein hat, daß man mit vier Beinen ihnen näher komme als mit zweien, und zweitens, weil man gegen einen grollenden Unterleib und gegen spröde Damen das gleiche Mittel versucht.) Wer in allen genannten Lagen der Gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbstbewußtsein bewahrt, das Herz am gleichen Flecke behält, den Kopf auf gleiche Weise, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den besten Mann. Der wäre wohl zu groß für des bayerschen Königs Walhalla. Der gute König wüßte nicht, in was für einen Sprachknäuel er ihn einwickeln, auf was für einen ung'hürigen Satz er ihn abstellen sollte. Wer aber, der kein Düpfi ist, hat nicht schon erfahren, wie man in verschiedenen Um- und Zuständen, bei der größten Ehrlichkeit doch ein ganz Anderer ist, anders vor einem Gläschen als nach demselben, anders hinter einem Schultheiß als vor demselben, anders vor den Wahlen als nach denselben, anders, wenn man eintritt, als wenn man austritt. Ach Herrgott, wer wollte die vielen Anders alle nennen, bei denen es Einem anders wird, schyßerig zu Muth oder kühn, niederträchtig oder hoffährtig, oberländerisch oder aargauerisch, weiberechtig oder jünkerlig u. s. w.

Nicht nur Schmiede und Schlosser sind halt Naturprodukte, wie jene schulmeisterhafte Geistbüchse sagte, sondern wir alle werden es wahrscheinlich sein nach seiner Meinung, somit sind wir auch chemische Stoffe, und chemische Stoffe wirken auf

einander, und je nachdem ich mit diesem oder jenem Stoff in Verbindung komme, werde ich auch anders, werde so oder so bewegt und verändert, nehme an oder stoße ab, werde ein ander Produkt, so daß ich z. B., wenn ich mit jenem Schulmeister in Verbindung gebracht würde, vielleicht was weiß ich für ein Hauptkerl werden könnte oder vielleicht wieder ein Blütterlüpf sonder gleichen, halt er nach dem mir spendete oder entzöge, ich müßte es halt erwarten sein.

Nun möchte ich fragen, ob so einem chemischen Stoff, einem jungen hübschen Burschen nämlich, der einen starken Arm hat und Geschick, mit Sparren, Ketten, Winden umzugehen, wenn er mit einer Geisel, einem Sattel, vier schönen Pferden, welche sein und circa hundert Dublonen werth sind, einem guten Kaffee, Rösti und Käse in Rapport und Beziehung gebracht wird, nicht ein eigen Selbstbewußtsein entstehen muß, das Gefühl: du bist auch was werth, in der Wagschale sollst auch du ein ziehend Gewicht sein und nicht Silber und Gold allein. Wie er das frühere Mal blöd und bang hinunter gewandelt war, so ward er jetzt nicht keck und trotzig, doch aber muthig und fest, und als er auf dem Dorngrüt einzog, trugen nicht nur seine Braunen den Kopf hoch auf, sondern auch er, und wie sie frisch und munter rächelten, so knallte lustig seine Geisel. Diesmal brauchte er nicht lange jemand zu suchen, gar freundlich kam zuerst Anne Mareili ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: Ich habe b'langet afe und gemeint, du kommest nicht mehr. Bringst guten Bericht? Und dazu guckte es ihm gar lieblich in die Augen, und während er die eine Hand hielt, tätschelte es mit der andern das wilde Dragunerroß, das scharrte und that, als komme es erst aus dem Stalle. Ich mein's, antwortete Reseli. Meine Leute waren b'sunderbar gut gegen mich, daß ich mich fry schämen mußte. O Herr Jere, wie froh bin ich, du glaubst es nicht. Denk nur auch, dä alt Ustath, d'r Kellerjoggi, ist wieder da gewesen, hat alles Liebs und Guts v'rsproche, hat unserm Vater den Mund süß gemacht,

sich gestellt, als ob er sterben wollte, daß ich den größten Kummer ausgestanden, der Vater lasse sich wieder mit ihm ein. Das ist nun zwar nicht geschehen, er hat ihm ausweichenden Bescheid gegeben, aber ich fürcht, ich fürcht, wenn es den geringsten Anstand geben würde in unserer Sache, ich entrönne dem Kellerjoggi nicht. Lieber sterben wollte ich. Häb nicht Kummer, sagte Resli. Da kam die Mutter, und als Resli ihr die Hand geben wollte, sagte sie: Ih ha gar e wüsti, ih darf d'r se fast nit gä, ih ha mym Alte d'Schuh g'salbet. Es ist gut, daß du kömmst, d's Meitschi hat sich fast die Augen aus dem Kopf gesehen, gäb wie ich gesagt, du werdest nicht vor Mittinacht dich auf den Weg gemacht haben. Ih ha afe g'förchtet, es werde blings. Aber ist niemand umdeweg, der dir abnehmen hilft und d'r zeigt, wo du mit den Rossen hin sollst? Es wird afe heiß, u s'G'schmeuß wird bös. Lue doch, wo Hans und Joggi sy, die Stopfine.

Aber Anne Mareili hörte die Mutter nicht, sondern blieb bei Resli stehen, rühmte seine Rosse und sagte ihm, wie es afe Längizyti gehabt, es hätt's düecht, die paar Tage seien eine Ewigkeit, es hätte gemeint, es g'stang's nicht mehr aus. So was gestehen die Mädchen sonst nur unter vier Augen, vor den Leuten wollen sie den Namen gewöhnlich nicht haben, daß sie jemand anhangen mit Leib und Seele. Ja, es giebt welche, die meinen, es schicke sich selbst unter vier Augen nicht, so etwas zu bekennen. 'S sind curiose Dinger, die Mädchen, und man versteht sich nie auf sie, so lange man nicht weiß, daß viele eine Rolle spielen müssen, andere eine Rolle zu spielen dressirt werden und die Zahl derer nicht so groß ist, welche ihre Seele zeigen dürfen, wie sie ist, oder welche weder durch dumme Mütter, noch durch dumme Gouvernanten, noch durch dumme Bücher verleitet werden, eine dumme Rolle schlecht zu spielen, statt das Schönste an ihnen, reine Liebe, zu zeigen in ihrer edeln Natürlichkeit.

Sövli dumm gah z'rede, sagte Mareili's Mutter, gäb wie

lieb ſi Eim ſy, ſu muß me ſe's nie la merke u d'Nägel geng halbers davorne ha, ſuſt meine ſi ſcho, ſi chönne mit Eim mache, was ſi welle. Mach ume ſo, du wirſt es bald z'merke übercho. Aber du loſiſt m'r nüt, ih wirde noh ſelber dene Stopfine nah müſſe, dene ſchießige Schnürflene.

Seh, rief ſie mit greller Stimme gegen das Haus, iſt de niemere umdeweg! Da kam der Dorngrütbauer ſelbſt von der Bühni herunter und ſagte, die Andern ſeien eben mit der Miſtbütti fort, ſie werden wohl ſelbſt abſpannen können. Er war nicht halb ſo freundlich als das Weibervolk, kam langſam heran, ging erſt um die Laden herum, ehe er zu Resli kam, und frug dann, ſtatt Gottwilche zu ſagen: Heſt m'r die, wo ich ausgeleſen, oder öppe anger? He, ſagte Resli, er ſolle ſelber ſehen, er werde ſie wohl noch kennen, und ſeien es ſie oder ſeien es ſie nicht, ſo werde er öppe an dieſen Laden wenig auszuſetzen haben, öppe ſchöner würden kaum zu finden ſein. Aber er ſoll i[illegible] ſagen, wo er hinfahren ſolle, die Laden müßten abgelegt ſein, es wär ihm lieb, wenn die Roſſe ab der Sonne kämen. Der Bauer zeigte ihm den Ort, Gräbel lag herum und eng war der Weg für's große Fuder. Zuechefahre wird ſich kaum geben, ſagte der Dorngrüter. M'r wei luege, ſagte Resli, hob die Geiſel und ohne Hüſtern und ohne Donnern liefen unter der Geiſel und durch einige Worte geleitet die Roſſe ſcharf und ſchnell wohin ſie ſollten, und ſtunden alsbald auf's Wort. Du biſt ſchon mehr gefahren, konnte der Bauer ſich nicht enthalten zu ſagen; vielleicht wäre es ihm anſtändig geweſen und es hätte ihn gelächert im Herzen, wenn Resli das ganze Fuder überleert hätte. Lue, ſagte die Mutter, wie der fahre cha, ich glaube nicht, daß einer von unſern Buben es ſo könnte; aber geh und nimm Eier aus, es werden wohl ſein. Ich habe nicht einmal mehr für einen Eiertätſch im Keller; we me ke Krüzer Geld het, aber e wüſte Hung zum Ma u doch albeeiniſt es wyßes Brödtli möcht oder e Wegge, was wett me d'r Weggefrau anders gä as Eier?

Mutter, ih weiß nit, wo ſie s'Neſt hei, antwortete Anne Mareili, ſwoß den Roſſen nach und half ſie abnehmen, trotz dem Mahnen, es ſolle es nur ſein laſſen. Ja wolle, weißt du d'Neſter nicht, ſagte die Mutter, wo iſt es Meitſchi, das d'Hühnerneſter nit weiß! Aber es hat den Narre gefreſſe a dem Kerli, we's ne nit überchäm, ih glaub, es hinterſinnete ſich. He nu, er gefiel mir auch un ſchynt nit ſo ne Hündligürter und Batzeklemmer z'ſy. Het er m'r ächt aber öppis kramet, es hätt ihm's ſauft tha, b'ſungerbar, wenn ih myner Eier für ihn bruche muß.

Es beelendete Recli, als er ſeine Roſſe in den dunkeln engen Stall preſſen und im Zweifel leben mußte, ob er je wieder eins lebendig aus der Preſſe kriege, und wie ſeine Roſſe ſich mit den andern Roſſen vertragen würden, die ſcheu und wild an die Krippe heraufſchoſſen, ſobald jemand in den Stall kam, wie verwilderte Kinder um's Haus ſchießen, wenn ein Fremder gegen das Haus kömmt. Und wie dieſe ſich nicht mehr zeigen, als allfällig um gegen den Fremden den Hund zu hetzen oder Steine zu werfen oder ihm wüſt zu ſagen, ſo konnte ſich auch ſeines Lebens wahren, wer hinter dieſen Roſſen durchgehen wollte. Das Beſte war, ſie erſt tüchtig abzuſchlagen und dann den Gang zu wagen. Wie Kinder thun, wenn man gegen ein Haus kömmt, und Roſſe oder auch Kühe, wenn man in den Stall kömmt, daran kann man viel errathen von dem, was inwendig im Hauſe iſt, ja ſelbſt der Hund, der auf der B'ſetzi liegt, verräth ſchon viel.

Nun mußte Reſli mit dem Alten abladen oder wenigſtens es anfangen, und Peinlicheres giebt es wohl nichts für einen jungen raſchen Kerli, der alle Handgriffe los hat und gerne raſch zu Ende wäre, als mit jemand, von welchem man nicht weiß, macht er expreß unbeholfen oder iſt er's von Natur, ein Werk gemeinſam verrichten zu müſſen. Und wenn der raſche Kerli noch dazu eine wichtige Ausmacheten vorſtehend hat, wenn es ſich entſcheiden ſoll, ob er ſein Lieb kriege

oder nicht, so wird eine solche Arbeit doppelt peinlich. Zudem wollte der Alte die Laden, um spätere Arbeit zu ersparen, gleich aufgeknebelt; es fehlten aber die Knebel dazu, die Scheiter waren auf alte Mode noch vier Schuh lang, sie mußten also abeinander gemacht werden, und dazu waren sie noch so ungleich dick, so krumm und holpericht, daß man sie ärger auslesen mußte, als heutzutage die junge Mannschaft. So wußte der Bauer den armen Resli gut Dings zu versäumen, zudem mußte er noch alle Augenblicke von der Arbeit in den Stall, weil dort die Rosse rumorten und zusammenschlugen, daß man meinte, sie wären daran, den Stall auseinander zu schlagen. Endlich band er sein Sattelroß zuvorderst gegen die andern Rosse zu, das konnte er getrost machen lassen, das wußte sich Platz zu machen wie eine hässige Frau an einer Feuerplatte. Wenn sie die Rosse nur weißen hörten und der Bauer sagte: Los, was geht aber, mi muß denk gah luege, so antwortete Resli: Ih hulf se la mache, sie werde e nangere nit fresse. Wenn's aber zum zweiten Mal wieder kam, so lief doch dann der Bauer, fürchtend, sein Nebenroß zöge den Kürzern und hieb mit der Geisel ein, wohl weislich aber zumeist auf Resli's Rosse. Das war so ein Vorpostengefecht, aber ganz auf die alte Mode, daß, wenn die Könige sich grollen, es über der Völker Haare geht.

Es war gar nicht früh mehr, als man zum Essen kam, und da hatte es auffallend gedunkelt auf Anne Mareili's Gesicht. Wir können dir nicht aufwarten, wie ihr uns aufgewartet habt, sagte es, du mußt vorlieb nehmen, es ist einmal sufer, das kann ich dir sagen. Vexir nit, sagte er, es wär mir leid, wenn ihr Umstände gemacht hättet. Es ist eigetlich us'rschant, daß ich schon wieder da bei euch zuechehocke, aber wil's da ist, so will ich einmal nehmen in Gottes Namen. Aber den innern Aerger Anne Mareili's, daß die Mutter es nicht hatte, um so recht aufzuwarten, auch kein schönes Geschirr, keine schönen Gläser, den merkte er nicht, wohl aber die

Wolken auf dem Geſicht. Was hat's wohl wieder, dachte er, verhin ſo z'weg u jetzt ſo muggig, iſt's de ſöli lünig oder hats mit dem Alten etwas gehabt? Was auf einem Geſichte liegt, das ſieht man leicht, aber was es darauf geſtoßen, das zu faſſen iſt ſchwer. Es iſt mit den Wolken auf den Geſichtern faſt wie mit den Wolken am Himmel. Manchmal ſieht man ſie wohl ſichtbarlich aufſteigen aus einem vorliegenden Nebelloch, manchmal weiß man mit ziemlicher Gewißheit, daß es Byſenebel ſind, Kinder des kühlen, ſauern Windes, aber unzählige Male begreift man ihr Entſtehen nicht, ſie erſcheinen und ſchwinden, man weiß weder woher noch wohin, und nur das weiß man, daß verſtümeret gerne der heiterſte Himmel in den ſchwärzeſten umſchlägt. Ein gelehrter Hansdampf hat mir einſt das ganz gründlich erklärt, er hat mir geſagt, Wolken ſeien eigentlich verdichtete Dünſte, entſtünden alſo aus Dünſten. Ich konnte ihm nichts darwider haben, aber als ich ihn frug, woher die Dünſte entſtünden, ſo ſagte er, aus Feuchtigkeit, und als ich ihn frug, woher die Feuchtigkeit, und ob alle Dünſte gleicher Beſchaffenheit ſeien, ſo ſagte er mir, ich ſolle ſelbſt hingehen und ſehen. Was hätte mir der erſt geantwortet, wenn ich ihm meine Bedenken wegen den Wolken auf einem Mädchengeſicht mitgetheilt? Schlüf abe u lueg, würde er mir geſagt haben. Der Rath, wenn man ihn befolgen wollte, würde gewiß manchem Mädchen den Huſten machen, und was hülf's, unten zu ſein, wenn's ſtockfinſter da unten wäre und man zufällig die rechte Laterne nicht bei ſich hätte? Indeſſen, wenn man einmal den Hals runter wäre, ſo käme es ſicher manchem Mädchen kommod und wohl, wenn man ſehen thäte, woher die Wolke käme und was ſie für Dunſt enthielte, denn gar manche Wolke entſteht aus heißem Liebesgrunde, ſieht aber accurat aus wie eine aus giftigen Gründen. Ein gut Liebeswort würde ſie zerſetzen in ein freundlich Lächeln, eine zärtliche Thräne und hätte man von weitem

meinen ſollen, ſie berge Donner und Blitz oder gar ein Erdbeben.

Und weil eben Resli den Grund nicht ſah, woher die Wolke kam, ſo ſchien ſie ihm verdächtig, und er hätte viel darum gegeben, ſie wäre nicht geweſen; der Kaffee ſchien ihm bitter und der Eiertätſch, an welchem in der That der Mangel an Eiern mit Mehl erſetzt war, bodenlös. Und je weniger gut er Anne Mareili ſelbſt dünkte, und je weniger Resli davon aß, deſto ärgerlicher ward Anne Mareili, ja recht häſſig und durfte es doch nicht mit Worten erzeigen. Das wußte es, daß Kinder mit nichts ſich einen böſern Namen machen, als wenn ſie Vater oder Mutter vor den Leuten widerreden oder gar ſie vernütigen, das that es nie, auch wenn es ihm das Herz faſt verſprengen wollte. Es retirirte ſich dann in ſein Stübchen, lag über's Bett und ſchnüpfte gruſam, wobei ihm höchſtens eine Thüre etwas härter als ſonſt aus der Hand entrinnen mochte. Diesmal konnte es nicht fortlaufen, es konnte nichts, als der Katze einen Stupf geben; aber wenn ein Mädchenherz ſo recht ſchwer geworden iſt, vermag es der bloße Stupf einer Katze zu entladen? ich frage.

Und jetzt, was haſt für B'richt, fragte der Bauer, als die Weinflaſche auf dem Tiſche ſtund. Es wär mir lieber, es wär nüt, aber weil doch einmal das Wort heraus iſt, ſo will ich leſe, ob es euch recht iſt, wie ich geſagt habe. Aber, wie geſagt, lieber wär's m'r, es wär nichts, vo wege, wenn eine Katze Bratis ſchmöckt, ſo läuft ſie den Mäuſen nicht mehr nach. Ja, aber ſchon manche Katze hätte verhungern müſſen, wenn ſie auf das Bratis hätte warten wollen, welches ſie geſchmöckt, antwortete Resli. Sei es nun mit der Katze, wie es wolle, antwortete der Bauer, ſo iſt's wie g'ſeit, we d's Wort nit gä wär, ſu gäbt me's nimme. Und du, fragte Resli Anne Mareili, biſt du etwa auch reuig? Es iſt mir geng wie geng, antwortete Anne Mareili. He nu ſo dann, ſagte Resli, ſo hoffe ich, ſei der Sach nichts im Weg, myner

Lüt sy gut gege m'r sy und haben in allen Pünkten yg'williget. Der Hof soll mir verschrieben werden um vierzigtausend Pfund und wenn ich sterben sollte ohne Kinder, so kann es die vierzigtausend Pfund nehmen und damit machen was es will. D'r Hof wirst meinen, sagte der Bauer. Nein, sagte Resli, der Hof ist, so lang man sich hintere b'sinne mag, in der Familie gewesen, und da thäte es uns weh, ihn daraus zu lassen. So hat Christeli gemeint, wenn er noch lebte, so wollte er ihn an sich ziehen, vo wege d'r Familie. So, Bürschli, antwortete der Bauer, soll das Märten angehen? werdet meinen, wir wüßten nicht, was mehr werth sei, vierzigtausend Pfund oder der Hof. Sövli uv'rschant hätte ich euch nicht geglaubt. Aber das wird nicht das Einzige sein, was du im Kropf hast, gib gleich alles füre, so ist d's Kär us. Es dünke ihn, was er mit dem Hof gesagt, sei so unbillig doch nicht, und hundert gegen eins sei zu wetten, daß es nicht dazu kommen werde, das sei auch alles, was man begehre. Daß Nutzen und Schaden ihm erst angingen, wenn Vater oder Mutter stürbe, und bis dahin d'Sach noch unter ihrem Namen gehe, das werd ihnen öppe gleich sein, antwortete Resli. Da stand der Bauer auf; so, meinst? meinst, du seiest listige g'nue, das so einzuschlirggen, daß man nicht merke, was ihr im Sinne habt? Ja wolle. Es ist da wäger keine böse Absicht, sagte Resli, und nichts einzuschlirggen. Mach nicht d'r Löhl, sagte der Bauer, du wirst doch nicht Lappis genug sein, nicht zu merken, daß es ein Unterschied ist, wenn du den Hof um vierzigtausend Pfund jetzt antrittest oder erst in zwanzig Jahren oder noch später, vo wege, we me so uf öppis passe muß, so thäten es die Leute Einem nicht z'G'fallen, zu sterben. Wenn'd jetzt der Hof nimmst, so kannst in zwanzig Jahren etwas machen, und daß man den Alten öppe zinse wie a mene Frömde, ist öppe niene d'r Bruch, we si's ume mache chönne, su ist's alles, was nöthig ist. Gege de Eltere begehre er nicht wüst zu sein,

er würd es öppe auch nicht begehre, daß ſeine Kinder gegen ihn wüſter wären als gegen andere Leute, ſagte Resli. Das zähle ſich nicht zuſammen und gehe einander nichts an, aber wie man es mache, ſo hätte man's, antwortete der Bauer, und ſövli dumm ſolle man nicht meinen, daß er ſei. Daran hätte man nicht gedacht, antwortete Resli. Er zweifle nicht, ſeine Eltern würden ihm jährlich geben, was man öppe bigehren könne billigerwys. Aber warum dann nicht, wie ich es haben will, wenn es auf eins herauskommen ſoll? fragte der Alte. He, ſagte Resli mit ſchwerem Herzen, er wolle es fry grad uſe ſäge. Ihre Mutter hätte viel an ihnen gethan und ſei eine gute Frau, da möchte er nicht, daß ſie ſo nebe us g'ſchoße würd wie ne alte Wäſchlumpe, es thät ihre viel z'weh, ſie g'ſtünd es nicht aus, wenn ſie auch nicht d'rglyche thät. Und dann ſeien hier und bei ihnen andere Bräuche, und wie man ſich gewohnt, ſo ſei man ſich's gewohnt, wie öppe d'r Bruch ſyg um Ein' ume, u fahr me angers, ſo hätte d'Lüt z'reſinire und ſpottete Eim us. Da hätt es ſe düecht, Anne Mareili ſöll zu nene cho wie d's King vom Hus und lere, was öppe d'r Bruch ſyg u wie me's mach bei ihnen, und wenn d'Mutter de öppe dahinger blybe ſött, ſu könnt's de furtfahre, wie's üs öppe aſtändig wär. Bös brauchte es nicht zu haben, z'werche wurd ihm niemere z'vie tzumuthe, und g'wahnet ſy m'r, d'Sach öppe z'ha, daß me's d'rby mache cha. D's Conträri, dä Weg hätte es beſſer, als wenn es d'Sach alle übernehmen müßte, und wenn's d'r Mutter ume guti Wort gebe, ſo habe es die beſte Händel. Das g'fiel mir, ſagte die Bäuerin, aber es muß noch ein' arig Weſen ſein bei euch, daß du ſo viel von der Mutter ſagſt. Hie ume ſinnet man an die nicht, als wenn öppis Wüſt's z'mache iſt oder öppere a neuis d'Schuld ſy ſöll. Und wenn wir hundert Kinder z'verheirathen hätten, ich käme niene vor, als öppe, wenn vom Troſſel d'Red wär u nit Sache da wäre, Tiſchlache u Lylache, da fluchte man öppe über mih, daß ih

nit hätt la tueche, u wo nih mit em G'ſpünſt hi cho wär. Ja wolle, tueche, we me Eim d'r Flachs ung'hechlet v'rkauft, wie's jetz aſe die Muſſe, die Händler, yg'führt hei. We du gingeſt gah abwäſche, ſagte der Mann, ſo könnte man im Tag einmal das Feuer löſchen.

Unterdeſſen hatte Resli dem Anne Mareili verſichert, daß es die Mutter gewiß wie ihr eigen Kind haben würde, und daß es viel beſſer hätte, wenn die Mutter es nach und nach anleitete, als wenn es auf einmal alles befehlen ſollte und doch um nichts wüßte; es gehe viel ringer zu helfen, wo man es gut mit Einem meine, als zu befehlen, wo man die Sach nit kenn. (In einer vernünftigen Haushaltung iſt es nämlich umgekehrt, als in einer Knabenhaushaltung, in einem Staat z. B. oder bei einem Bataillon). Und Anne Mareili hatte der Sache Beifall gegeben und geſagt, es wäre ihm recht ſo, es hätte ihm Kummer genug gemacht, wenn es auf einmal alles übernehmen ſollte, es hätte wohl geſehen, daß ein Hausbrauch nicht wie der andere ſei. Als der Bauer ſeine Frau hinausgemuſtert hatte, ſagte er: Aus der Sache giebt es nichts, ich will dir die Laden zahlen. Ich ſehe ſchon, wie ihr's wollt, mys Meitſchi für e Hung ha u Uſrede uf alli Züli. Darum iſt abbreche am beſten. Wie geſagt, wenn me Bratis ſchmöckt, ſu lauft me nit de Müſe nah, ih will gah Geld reiche. Aber Vater, ſagte Anne Mareili, d'Sach wär m'r recht u lieber ſo, ih bi bas d'rby. Was ſoll ih gah bifehle, wo ih d'Sach nit chenne? Ih wett mih ihne emel av'traue. Das v'rſteiſt nit, u d'rum heſt nüt dry z'rede, ſagte der Alte. Aber Vater, antwortete Anne Mareili, ich muß doch dabei ſein. U müßiſt, ſu ha nih z'bifehle. Was g'redt iſt, iſt g'redt, und ſomit ging er, Geld zu holen. Aber du mein Gott, ſagte Resli, was iſt der Vater preußiſch, iſt es uns dann nicht erlaubt, bei dieſer Sache unſere Meinung zu ſagen, und Unbilliges wollen wir nichts. Aber ſo Hudel und ſchlecht Lüt ſind wir doch nicht, daß wir uns alles müſſen gefallen laſſen und G'ſetzi machen

laſſen. Er iſt geng ſo, klagte Anne Mareili. Er zwängt alles durch in der Gemeinde und meint, es ſolle daheim auch ſo gehen. Jetzt hat er die Sache mit dem Kellerjoggi wieder im Kopf, der alte Schelm hat ihn wieder andrehen können. Aber laß dich nach, ich halte dir d'r Gottswille an. Am Vater bringe ich nichts ab, ich weiß es wohl, was er im Kopf hat, das iſt darin, und lieb hat er mich nie gehabt. Du mußt dich meiner annehmen, wenn du mich lieb haſt, gib ihm nach, ich verſpreche dir, ich will deinen Eltern ein Kind ſein, habeſt du den Hof oder habeſt du ihn nicht. Wenn ich hier einmal entronnen bin, wenn wir einmal beiſammen ſind, ſo können wir es immer machen, wie wir wollen, dann hat uns niemand mehr etwas zu befehlen. Und was du willſt, das thue ich, es ſoll dir verſprochen ſein. Er glaube es gerne, ſagte Resli, er wüßte, daß es ihn lieb hätte, aber es ſei immer wegen Leben und Sterben, und darin hätte der Vater Recht, daß, wie man es mache, man es hätte. Was an ihm ſei, wolle er von Herzen thun, aber für die Andern könne er doch nicht verſprechen, und billig ſei es auch nicht, daß ſeinetwegen Alle ſich entgelten ſollten und Alle thun, als ob ſie nichts wären, das dürfte er ihnen nicht zumuthen. Aber haſt du mich dann nicht lieb, und wenn du willſt, ſo ſagen die Andern alles nach, ich habe wohl geſehen, wie ſie an dir hangen, und wenn du nicht dem Vater alles nachſagſt, ſo bindet er auf und macht es mit Kellerjoggi richtig. Denk an mich. Du biſt mir lieb, lieber als ich mir ſelbſt, aber wenn der Vater ein Wort hat, ſollen wir nicht auch eins haben, und iſt etwa das unſere das unbillige, ſoll ich Vater und Mutter auf die Seite ſtoßen? antwortete Resli. Glaub mir nur, ich will Kind an ihnen ſein, mich unterziehen, ich bin's ja gewohnt, aber mach wie's der Vater will, ſonſt heißt er dich gehen, und was er einmal geſagt, nimmt er nicht zurück, ſprach dringlich das Mädchen, trat vor Resli, ſah angſtvoll und liebvoll ihm ins Auge. Resli that es im Herzen weh, er ſchlang den Arm um Anne Mareili,

drückte es an ſich: Wie lieb du mir biſt, weißt du nicht, ſagte er, und wenn ich ſieben Leben hätte, ich gäbte ſie dir alle ſieben, ſo wege, die Lebe wäre myni. Ich weiß, du hieltest dein Wort und wäreſt mir recht. Aber die erſte Woche könnte ich ſterben, dann kämen Andere über dich, und du wäreſt nicht mehr Meiſter. Du ſtirbſt aber nicht, ſagte Anne Mareili, du mußt Gott vertrauen. Ja, ſagte Resli, aber vor dem, wo man ſelber thut, muß man ſelber ſein, da nützt d's Vertraue nüt. Das hat Gott Einem ſelbſt zugeſtellt, daß man luege, was man mache. Los, los, ſagte Anne Mareili, wie er Geld zählt, bald wird er fertig ſein, o verſprich mir, ſag zu allem ja und mach's ab. Aber Meitſchi, ſagte Resli, denk doch, wenn ich ſterben müßte und läge da und müßte denken, ſobald ich begraben ſei, müßten meine Leute ihre alte Heimath mit dem Rücken anſehen, denk, o Meitſchi, wie mir wäre, wie dir wäre und ob ich wohl beten könnte für meine arme Seele und hoffen dürfte auf ein ſeliges Sterben? Los, los, d'r Vater iſt fertig. D'r erſt Tag können wir es ja ändern, verſprich nur, was der Vater will, z'halten brauchen wir ja nur, was wir wollen, aber mach, daß ich fort komme. Aber ſoll ich den Vater anlügen, ſagte Resli, und auch meine Leute, ſollen wir unſer Glück auf Lug und Trug bauen, denk, o Meitſchi! Standhaft wollen wir ſein, treu einander, und von Menſchen uns nicht ſcheiden laſſen, dann können wir auf Gott vertrauen, kommen ſicher zuſammen und dann mit reinem Gewiſſen. Los, los, er thut das Gänterli zu, er kömmt, er kömmt, ſäg d'r tuſig Gottswille nache, was er vorſagt, oder du haſt mich nicht lieb, und ich will nichts mehr von dir u wett, ih hätt dih nie g'ſeh. Uf de Kneue halte ih d'r a, ſo rief zitternd mit unterdrückter Stimme Anne Mareili; ſeine Lippen wurden blaß und ſeine Augen ſtunden groß und ſtarr in ihren Höhlen. Und ehe Resli eine Antwort geben konnte, trat der Alte herein, frug nicht um den Beſcheid, ſondern zählte in Päckleine und möglichſt ſchlechtem Gelde ſeine Schuld auf den Tiſch,

an deſſen Ecke Anne Mareili bebend ſich hielt. Da haſt's, ſagte er, du wirſt preſſire für heim, und aufhalten will ich dich nicht.

Da trat auch Resli zum Tiſche, das Geld ſah er nicht an, aber ſchwer kämpfte es in ſeiner Bruſt: So da weg, ſagte er, möchte ich doch nicht, und ein vernünftig Wort wird wohl erlaubt ſein. Was Geld und Gut anbelangt, will ich nicht märten, was möglich iſt, ſoll geſchehen. Daß man da den Vortheil nicht begehrt, hat man gezeigt, und mit keinem Wort gefragt, ob das Meitſchi etwas mitbringe oder nichts. Einſtweilen haben wir genug, und was es künftig geben ſoll, überlaſſen wir Gott. Gebe es etwas oder nichts, ſo hoffe ich, können wir es mit Gottes Hülfe fürder machen. Aber etwas will ich offenbaren, damit könnt ihr dann in Gottes Namen machen, was ihr wollt. Es giebt in jeder Familie zuweilen etwas, manchmal kann man es mit Gottes Hülfe verwerchen, manchmal aber nicht. So hat es auch etwas bei uns gegeben, und damals hat mein Vater g'werweiſet, ob er mir nicht den Hof abtreten ſolle. Da aber hat der Vater gefunden, daß die Mutter das nicht verdiene, weil ſie bedeutend Gut eingebracht und eine Hausmutter ſei, die für alles Sinn hätte und V'rſtang für Alle, und ſo eine, hat er gedacht, ſoll man nicht bei guten Kräften auf die Seite ſtellen, weil es ihr leicht in das Gemüth kommen könnte, wenn ſie nicht mehr über alles könnte, zu nichts mehr etwas ſagen ſollte. Das iſt eine ſchwere Verantwortung vor Gott, wenn man ſo um zeitlichen Nutzens willen jemand bei Seite ſtellt, dem Gott ſeine Kräfte noch erhalten hat. So hat der Vater gedacht. Ihm wäre es öppe gleich geweſen, hintere z'ſtah, u mih la z'mache. U ſött ih angers denke gege d'r Mutter, wo geng e Mutter a m'r gſy iſt vo d'r erſte Stung a bis jetz u z'erſt u z'letzt gſy iſt, wo's üſe Nutze gſy iſt, u ke Ruh g'ha het, we's Eim öppe g'fehlt het, oder ſih öppis Böſes a Eim erzeigt het? Ih hätt wäger nit d's Gwüſſe, ſo lieb m'r d's Meitſchi iſt, ih könnt's

nit v'rantworte vor Gott u Mönſche, u deſſetwege ſoll my Frau nit deſt böſer ha u nüt deſt minger. U ſinnet o d'ra, daß d'r o King heit u nit wüſſit, wie's ech gah cha, un d'r o froh ſy chönntet, we d'King öppe gut gege nech wäre. Was frage ich deiner Mutter nach, die geht mich nichts an, ſagte der Bauer, und zu meinen Kindern will ich ſchon ſehen, die werden öppe nicht viel anders machen, als ich will. Du haſt's gehört, was g'redt iſt, iſt g'redt, zähl du dein Geld, ich will d'r heiße g'ſchirre, und ging. Resli liefen, ihm unbewußt, Thränen die Backen ab, blaß und lautlos, mit bebenden Lippen ſtund am Tiſche Anne Mareili. Iſt's auch möglich, ſagte Resli, ſo habe ich doch noch niemand erfahren und nicht geglaubt, daß Einer, der ſelbſt Kinder hat, Einem gegen die Eltern ſo etwas zumuthen dürfte. So wollen wir treu an einander halten, dann wird öppe kein Menſch viel zwängen. So ſprach er und bot Anne Mareili die Hand. Aber lautlos ſtand dieſes da, nur die Lippen bebten, und immer größer ſtarrten die dunkeln Augen. Gieb mir noch ein gutes Wort, bat Resli, an dem will ich mich halten und auf Gott vertrauen, und wenn du mich nöthig haſt, ſo mach mir Beſcheid, die Wirthin thut dir ſchon den Gefallen. Damit faßte er Anne Mareili in ſeinen Arm. Da flammte deſſen Geſicht, hart ſtieß es ihn zurück: Geh mir weg, rühre mich nicht an, jetzt weiß ich, wie du mich liebſt, zitterte es heraus. Wie habe ich dich gebeten und was haſt du gethan, was habe ich dir verſprochen und wie haſt du mir vertraut! Ja, vertraue ſo Einer nur auf Gott, verlaſſen wird er dich, wie du mich verlaſſen! Wie Resli reden wollte, es hörte ihn nicht: Geh weg, rief es, ich mag dich nicht ſehen, nicht hören. Ein Wort und du hätteſt mich erlöst, und willſt nicht und machſt mir's ſo, und jetz —. Da ging ſeine Rede in krampfhaftes Schluchzen über, es ſtürzte in's Nebenſtübchen, warf ſich auf's Bett und weinte, daß es das ganze Bett erſchütterte.

Verſtummt war Resli, Schrecken ergriff ihn, er wollte

tröſten, entſchuldigen, ging nach zum Bette, bat um ein gutes Wort, wollte deſſen Hand ergreifen, aber es hörte ihn nicht, zuckte, wenn es ſeine Hand fühlte, zuſammen, als wenn dieſe eine Schlange wäre. Wie er ſo da ſtund und es ihn faſt zerriß, ſo weg zu ſollen, kam die Mutter und ſagte: Laß du das Mädchen ſein, es hilft jetzt nichts mehr. Was gehſt und verkegelſt d'Sach, ſelber tha, ſelber ha. Es iſt öppe recht, we me zure Mutter luegt, un ere albeeiniſt öppis kramet, ſaber mit ihre gah d'r Narr z'mache iſt dumm und trägt nichts ab. Einiſt muß ſi doch vom Hof, gäb es Jahr früher oder ſpäter, und was ſoll ihr das machen! Einmal mir wär's recht, wenn mir jemand d'Burdi abnähmte und ich meine Sache gleich hätte, öppe albeeiniſt es Tröpfli Kaffee un es äſigs Möckli. Aber jetz mach, daß fortkömmſt, vom Meitſchi bekömmſt du doch keinen Beſcheid mehr, es iſt es grüsligs, we's ſo z'weg chunt, und wenn d'r Alt d'rzu chunt, ſo ſeit er d'r wüſt. So gehe ich doch nicht gerne fort, ſagte Resli. Biſt ſelber ſchuld, ſagte die Alte, nimm d's Geld u gang, Angers git's jetz nümme.

Er ſoll cho, rief eine harte Stimme zur Thüre ein, es cha ke Mönſch die D— Kaibe g'ſchirre. Mi ſöll ſe la ſy, rief Resli, trat noch einmal zum Meitſchi, ume noh es guts Wort, bat er, d'r tuſig Gottswille, ſo la mih nit furt. Aber Schluchzen war die Antwort, und tiefer drückte das Mädchen den Kopf in's Deckbett. Komm, komm, rief die Mutter, ih g'höre d'r Alt! Nimm d's Geld, es git d'r ke Mönſch es gut's Wort d'rfür, und ſomit wiſchte ſie das Geld in Resli's daliegenden Hut, drückte ihm dieſen in die Hand. Adie, ſagte ſie, und zürn nüt, es geht nicht allemal, wie man gerne möchte, und es iſt gut, wenn man ſich früh daran gewöhnt. Es wäre Zeit, daß du kämeſt, ſagte der Bauer, ſo ung'rymti Roß habe ich noch nie im Stall gehabt. Weh und Zorn wogten hoch auf in Resli, des Bauern Worte waren eine Art Aderlaß. Wenn man vernünftig mit ihnen umgeht, ſo ſind ſie vernünf-

tiger als mancher Menſch, ſagte er. Du wirſt uns doch nicht lehren wollen, mit Roſſen umzugehen, ſagte der Bauer, dazu biſt du noch z'junge. Ha's nüt im Sinn, es chönnt m'r z'lang gah, ſagte Resli. Wie meinſt? fragte der Alte. Es geb menger Gattig Lüt un menger Gattig Roß, u die eine möge erlyde, was die angere us d'r Hut ſprengt, es chunt geng uf d's Gwahne a. Da mußt du deine wunderlich g'wöhnt ha, ſagte der Bauer.

Resli's Antwort ging im Stall verloren. Dort war ein ſtark Brüllen, Knechte ſtanden mit Stecken und Geiſeln im Gang, ſeine Roſſe waren in der Krippe oben, des Bauern Roſſe hatte man geflüchtet. Als er die Zuverſicht ſah, hieß er ſie alle hinausgehen mit Stecken und Stangen und fing mit ſeinen Roſſen zu reden an. Da war's, als ob ſie, verirrt in der Wüſte, eine bekannte Stimme hörten, in Noth und Drangſal einen Retter erblickten, ſie wieherten laut auf, drehten ihm die Köpfe zu, und wenn ſie ſchon noch hin und her fuhren, ſo biß oder ſchlug doch keines mehr. Er g'ſchirrete und zäumte ohne Noth und ohne Zorn, denn die Roſſe erbarmten ihn, darum ließen ſie es auch willig geſchehen und folgten ihm auch willig aus dem Stalle. Draußen kriegte er aber wieder ſeine liebe Noth mit ihnen, als ſie den Bauer und die Andern erblickten. Eins wollte hier aus, das andere dort aus, wahrſcheinlich den kürzeſten Weg der Heimath zu. Er mußte alleine anlegen, denn ſobald jemand von den Andern zu nahe kam, ſchoſſen die Roſſe in die Zügel oder ſchlugen aus; er hatte mit ſeiner häſſigen Mähre zu thun, der er in der Haſt den unrechten Kommet angelegt und die jetzt nicht Vorroß ſein wollte und es doch bleiben mußte, da er nicht ändern wollte und der Draguner ihm wirklich diesmal unterm Sattel anſtändiger war.

Während dieſem ſchweren Geſchäft (vier verwilderte Pferde allein zu ſchirren und anzulegen iſt nämlich nicht leicht) hatte er ſich gefaßt und in dem Maaße, als ſeine Roſſe ruhiger

wurden, ward auch er es. Mit aller Gelaſſenheit räumte er ſeine Sachen zuſammen, ſuchte noch eine Kette, die vergeſſen worden war, ob abſichtlich oder nicht, unterſuchte er nicht, leerte den Haberſack in des Bauern Futterkaſten, gab zehn Batzen Trinkgeld einem Knechte, trat zum Bauer und ſprach: Lebt wohl, dankheiget, es ſtebt z'v'rgelte. Heſt nüt z'danke, antwortete dieſer. Dankheigeſt du für z'führe, was es koſtet, habe ich nicht gefragt, ihr habt es mir anerboten. Resli achtete ſich der Rede nicht, ſaß in raſchem Schwung im Sattel, hoch bäumte ſich ſein Braunroß, laut wieherten alle, aber in gemeſſenem Schritte zügelte er ſie, unter ſich das tanzende Roß, und erſt hundert Schritte vom Hauſe ließ er in Trott die Pferde fallen, der raſcher und raſcher ward, ſchnell ihn den Augen der Nachſehenden entführte. Das iſt e ſtolze Burſch und kann 's Reiten, ſagte der eine, der weiß mit den Roſſen umzugehen, und weiß öppe auch, was der Brauch iſt, ſagte der, welcher das Trinkgeld empfangen. Nachdenklich hatte ihm der Bauer, die Hände in den Weſtentaſchen, nachgeſehen, dann ſagte er zu den Knechten: es düeche ihn, es wäre jetzt genug g'öhlgötzet, u es wäre Zeit, wieder etwas zu machen, hätten ſie doch faſt einen halben Tag verſäumt; dann ging er vom Hauſe weg, hinter ihm drein ſein rother Mutz.

Raſch liefen Resli's Roſſe, immer raſcher rollte ſein Blut in den Adern, und je raſcher es rollte, um ſo heißer ward es, um ſo langſamer ſchienen ihm die Roſſe zu laufen. Hand und Fuß juckten ihm unwillkührlich, zum ſchnellſten Jagen die Pferde zu treiben. Es kochte in ihm auf glühendem Heerde in einem Keſſel beiſammen Zorn und Weh, Liebe und Leid, Stolz und Demüthigung, und wie der Wind die Glut erhitzt, ließ das ſchnelle Reiten den Brand unterm ſchauerlichen Keſſel immer heißer erglühen.

Es iſt allerdings ein eigenthümliches Heimgehen oder Heimreiten mit einem Korbe auf dem Rücken, ſei derſelbe nun ein grober oder ein feiner, ſei er von den Eltern geflochten oder

des Mädchens selbsteigenen Händen, immerdar wird er ähnlich sein einem Stück Schwamm, der auf unserm Herzen gleichsam als auf einem nassen Feuerteufel sitzt, dasselbe zischen und Funken sprühen läßt, daß es ein Graus ist. Natürlich zischen nicht alle Feuerteufel gleich, die einen haben mehr Pulver als die andern, und auch nicht alle Funken haben die gleiche Farbe, aber sprühen und spretzeln, mehr oder weniger, thut jeder allweg. Ein Korb ist jedenfalls ein dumm Ding, ein Nasenstüber, eine Demüthigung, ein Urtheil, daß man Einen nicht möge, nicht werth sei, die Schuhriemen aufzulösen, es ist ein Dämpfer, der Einem aufgesetzt wird. Ob diese Körbe handfester oder zierlicher seien, mit verzuckerten Mienen gegeben werden oder mit höhnischen, darauf kömmt wenig an, das Hauptgewicht liegt anderswo.

Ist der Korb nichts als das Fehlschlagen einer Spekulation, gleichsam das Ablecken des Pulvers auf der Pfanne, so ist's richtig eine fatale Sache, eine verfluchte, sagt man, wird taub über Meitschi und Eltern, aber da es halt so ist, so schüttet man anderes Pulver auf die Pfanne, räumt vorsichtiger das Zündloch und sucht auf's neue zum Schusse zu kommen, am liebsten natürlich auf eine fette Wildsau oder ein blankes Rebhühnchen; wer aber gar zu taub ist, läßt sich verleiten und schießt auf den ersten besten Spatz. Solche Schüsse gehen gerne los, worob aber niemand mehr erschrickt, als wer sie selbst losgedrückt.

Anders gestaltet der Feuerteufel sich, wo er mit Liebe halb oder ganz getränkt ist, der ist näsſer, sprüht langsamer, aber länger, und wehmüthig flimmern die Funken, und betrübte Gedanken streifen, durchkreuzen den Horizont der Seele. War man zu wenig hübsch, zu wenig reich, zu wenig vornehm, zu wenig galant und elegant, ach, und auf solche Lumpereien und Nebendinge achtet die Welt, und d's Herz sieht sie nicht, d's Herz, die Hauptsache wie der Docht in der Kerze, und wie wäre dieses Herz so schön, so gut, so voll Liebe und wäre

auf den Knien gelegen lebenslänglich und hin- und hergerutscht, auch lebenslänglich, hätte Kartoffelrinde zusammengelesen emsiglichst, hätte sie gesalzen und geschmalzen mit Liebe, gekocht oder gebraten nach Belieben am Feuer der Liebe und sie dargereicht auf den Knien der Liebe und unter Sänfeln von Liebe und auf Schüsseln der Liebe. Und ob dem Verschmähen dieser süßen, lebenslänglichen Kost weint man bitterlich, setzt sich an einen Bach, ja selbst an einen Fluß, damit die Thränen gleich unschädlichen Abfluß haben, und balancirt, ob man ihnen selbst nach wolle oder nicht. Wenn unterdessen die Sonne untergeht, so hat man die innigste Sehnsucht, mit ihr unterzugehen in's Bett der Nacht; wenn dann aber der Wind kühl weht, thut man einige Knöpfe ein, und weht er noch kühler, so geht man einstweilen heim, von wegen dem Pfnüsel. Aber über Nacht hat man große Gedanken über Menschenwerth und wahres Glück, und vor dreißig Jahren oder noch länger hat man unter solchen Umständen viel an Werther gedacht. Das war nämlich ein Mensch, der sich von wegen Liebe und allerlei sonst erschossen.

Wiederum anders ist's, wenn der Korb nur ein halber ist, entweder nur von den Eltern oder nur vom Mädchen ausgeht. Da ist Stolz dabei und man sinnet auf Eroberung oder Ueberlistung des den Korb austheilenden Theiles. Ist man mit den Eltern einig und hat das Mädchen sich spröde gemacht, so denkt man viel an elterliche Rechte und an die alte gute Zeit, wo so ein dummes Meitschi keinen Gux mehr ausgelassen, wenn einmal die Eltern ja gesagt, ja man denkt sogar an Zwangsmaßregeln, und ob jenes System nicht auch hier anzuwenden wäre, jenes System nämlich, wo man Einem das Reden verbietet, bis man sich gebessert hat. Ist man aber von den Eltern geschaßt worden und war man doch mit dem Mädchen einig, so denkt man an den Zeitgeist, der den Eltern allen Zwang verbietet, dagegen den Kindern das Zwängen zuläßt (aus welchem Grunde wahrscheinlich einige Ge-

lehrte meinen, der Zeitgeiſt ſei kindiſch geworden), oder ſieht die Eltern rundum an, ob nicht hinten die Rückenmarkauszehrung oder vornen die Waſſerſucht, unten das Podagra oder oben eine reſpektable Gehirnentzündung zu hoffen ſei, wodurch am natürlichſten jeder Zwang beſeitigt würde, und nebenbei weiß man ſich gut auszudrücken über elterliche Beſchränktheit, Standesvorurtheile oder des Alters ſtupiden Geiz, der meine, man lebe vom Gelde alleine. Und wenn man einen Stock in der Hand hat, ſo können die Vorbeigehenden zu ihren Beinen Sorge tragen, ſind aber Diſteln bei der Hand, ſo werden die richtig geköpft, und jedem fliegenden Kopf wird nachgerufen: Gäll du Ketzer, jetz heſch's, wobei die, welche es allfällig hören, im Zweifel bleiben, ob unter dem Ketzer der Vater oder die Mutter zu verſtehen ſei oder einfach bloß der Diſtelkopf.

Auf Reſeli paßt, wie man ſieht, keiner dieſer Fälle, darum ward ihm auch ganz apart. In ſeiner Macht wäre es geſtanden, den Kerb abzuwenden, das Mädchen liebte ihn, den Eltern konnte er gewähren, was ſie wollten, und jetzt war er von beiden verſtoßen, von den Alten verhöhnt, und das Mädchen hatte ihm kein gutes Wort gegeben, im Zorn den Rücken ihm gewandt. Und doch war er im Recht, bei ihnen aber Unverſtand, an dem ſcheiterte ſein Lebensglück. Nun iſt nichts, was man weniger begreift, als Unverſtand, nichts erbittert daher mehr, als dieſer, und den von Einzelnen erlittenen ſchreibt man zumeiſt der ganzen Welt und Gott auf Rechnung, daher zumeiſt junge Menſchenfreunde (Philanthropen) alte Menſchenhaſſer werden, denen die ganze junge Begeiſterung in einen alten zähen Gallenſatz ſich niedergeſchlagen hat. So ging es auch Reſeli. Die ganze Welt ſchien ihm ein Sauneſt, dem er im Galopp hätte entrinnen mögen je eher je lieber, und dem lieben Gott warf er Blicke zu nicht für G'ſpaß, daß er ſolchen Unverſtand habe zur Möglichkeit werden laſſen. Er hatte die größte Mühe ſeine Roſſe nicht abzuflachſen, ſo recht vaterländiſch, aber es dünkte ihn, wenn nur ſo ein rechter Bauern-

drüſſel auf einem Wägeli oder mit einem Zug ihm begegnen würde oder gar ein läſterlicher, roth gefütterter Kommis mit einem erzwängten Schnauz, die wollte er mit einem Riß zuſammenwettern, daß nicht eine Hand groß ganz an ihnen bliebe; aber glücklicher Weiſe begegnete ihm niemand als ein Hund, der herlief, die Pferde anzubellen, wie es eben Thiere giebt, ſogar Menſchen, welche alles anbellen müſſen, was in ihren Geſichtskreis kommt. Dieſer kriegte einen ſo tüchtigen Geiſelhieb, daß er das Bellen einſtweilen vergaß und heulend nach Hauſe lief und eine Zeit lang nicht gewußt haben ſoll, ob das Bellen ganz verboten ſei oder nur zu Zeiten.

Allmählig ſetzte ſich das Fieber und das allgemeine Gefühl wandelte ſich in ein beſonderes Denken, gleichſam in ein Wiederkauen des Vergangenen, in ein neues Ueberſchlagen, ob er Recht oder Unrecht gehabt. Wenn er an den Bauer dachte, ſo juckte es ihn immer neu im Arm, und wehe dem Pferde, das in dieſem Augenblick die geringſte Untugend erzeigte, es kriegte richtig eins aus dem Salz, denn es war Resli in ſolchen Augenblicken nie, daß er ein Pferd ſchlage, es kam ihm immer vor, der Bauer kriege die Hiebe, und da war's ihm, je härter ſie wären, deſto wöhler thäten ſie dem Ketzer. Dann glitſchten ſeine Gedanken, er wußte nicht wie, aufs Meitſchi, und dort blieben ſie, aber uneinig untereinander. Anfangs zürnte er auch ihm bitterlich, dann tauchte in ihm ein Fürſprech auf, der ſtellte ſich an des Meitſchi's Platz, behauptete deſſen Rechte, zeigte ihm, wie ſein Nachgeben nur ein formelles geweſen, in re er Recht behalten, wie es da nur um eine Wendung ſich gehandelt, nur auf ein Stücklein Zutrauen angekommen wäre, und wenn die zwei Liebenden nicht mehr zueinander hätten, wer es dann noch haben ſollte! wie, wenn er wirklich das Mädchen lieb gehabt und Erbarmen mit deſſen Lage, er ja wohl hätte nachgeben müſſen, was in dieſem Punkte ganz alleine an ihm geſtanden, wozu noch die Mutter ſelbſt ihn gemahnt, ja ihn gewarnt hatte, die Sache auf die Spitze

zu treiben, da es gar nicht am Mädchen gestanden, ob es nachgeben wolle oder nicht, sondern rein in der Gewalt des brutalen Vaters, der einen Pfifferling nach Recht und Billigkeit fragte. So war's ja nichts als Eigensinn von ihm, daß er darauf bestund, den Hof jetzt noch nicht zu wollen, und also am eigenen Eigensinn, nicht am Unverstand Anderer, scheiterte sein Lebensglück. Wenn nicht ein dichter Haselhaag zu beiden Seiten den engen Weg begrenzt hätte, wer weiß, ob er nicht rasch umgelenkt und in sausendem Galopp dem Dorngrüte zu gefahren, seinen Eigensinn abgebeten hätte? Aber diesem Fürsprecher gegenüber stund von Anbeginn, anfangs in nebelhafter Ferne, in unbestimmten Umrissen, ein schaurig Bild, das Bild kam näher und näher, bestimmter wurden seine Züge, es war das Bild des zitternden, zornigen Mädchens in seiner krampfhaften Aufregung, wie es so blaß da stand, wie so zornig dessen Augen leuchteten, so blaß seine Lippen bebten, so wild es ihn zurückstieß, so haltlos aufs Bett es sich warf, so maßlos weinte und winselte. So hatte er noch keinen Menschen gesehen, die Mutter nicht, Anneliſi nicht, keine Jumpfere. Zuweilen bös, höhn waren alle gewesen, hatten rascher geredet oder streng gesenfzt, auch geweint und waren in einen Ecken gestanden und hatten das Gesicht nicht gerne sehen lassen, aber so außer sich und so ohne Antwort auf ein freundliches Wort, unversöhnlich und rücksichtslos war nie eine ihm vorgekommen. Es kam ihm in Sinn, was sein Bruder ihm gesagt von ertaubeten Meitschene auf die neue Mode, auf und ähnlich hatte Anne Mareili gethan. War er nicht glücklich, daß er das zu rechter Zeit noch gesehen, daß er dieses Weh in seiner ganzen Wüste erfahren; denn wie unglücklich hätte er werden können, wenn er es erheirathet, und welche Schande erleben müssen, wenn er eine Frau heimgebracht, welche etwas an sich hatte, das man bei ihnen nicht kannte, das gerade aussah, als wäre sie vor's Hüsli use, und von dem er nicht wußte, wie oft es sie aukam und ob vor den Leuten oder nur privatim vor den

Eltern und dem Manne. Vom fallenden Weh hatte er ſchon viel gehört, und immer hatte es ihm darob gegruſet, aber dieſes Weh ſchien ihm noch viel ärger. Es hatte das Mädchen verzerrt, daß er es gar nicht wieder erkannte, es war ein durchaus anderes geworden, eines, das er lieber nicht mit einem Stecklein anrührte, geſchweige dann lieben mochte, und gar noch zur Frau es haben! So ſtellte die letzte Erinnerung dem armen hin und hergewobenen Resli das Mädchen immer greller dar, daß er ſich faſt ſeiner Liebe zu ſchämen, ſich zu freuen begann über das letzte Ereigniß.

Die letzte Erinnerung, der letzte Blick, das letzte Wort ſetzt ſo gerne ſich feſt dem Abgehenden, alles Außergewöhnliche ſo leicht jedem, der es ſieht, daß eine große Bedeutſamkeit in der letzten Geberde liegt, daß überhaupt eine große Bedeutſamkeit darin liegt, wie jemand Geberden macht, die bei andern Menſchen Eindruck hinterlaſſen, und ganz beſonders bei einem Mädchen ſind dieſe Geberden von Bedeutſamkeit. Kokettiſiren, die Schöne und Liebliche machen ſoll kein Mädchen, aber ſo viel Herr über ſich ſelbſt ſein ſollte jedes, daß es ſich nie ſelbſt unſchön, wüſt macht, unſchön, wüſt werden läßt. Es gibt einen hohen, ſchönen Zorn, der die Jungfrau zur Göttin macht, der aber iſt ſelten, jeder andere verzerrt das Mädchen, und der gröbſte Benz, der gar nicht weiß, was ſchön oder unſchön iſt, ſagt: Nei aber, das cha afe wüſt thue, ſo eins begehr ih nadiſch nit! Es iſt freilich viel gefordert von einem Mädchen, daß es immer ſeiner Herr bleibe, ſich nicht fortreißen laſſe, kann's doch mancher Mann nicht! — Nun iſt's ſicher eben ſo unrecht und noch unendlich unrechter, wenn ein Mann ſich hinreißen läßt, als wenn es ein Mädchen thut, und ſchaden thut es ihm, und öppe viel hält ihm niemand darauf, aber ſo unſchön, ſo widerlich macht es ihn doch nicht, wie es das Mädchen, wie es die Frau macht. Das iſt halt Sache des Gefühls, und weil es das Gefühl iſt, welches uns von wegen der Schönheit und dem freundlichen Maaße in

allem zum Weibe zieht, ſo kann man halt nichts dafür, wenn dieſes Gefühl durch widerliche Ausbrüche verletzt wird, halt lieber im Heidenland wäre oder gar bei den Heiducken, als ſo einem kannibaliſchen Weibsgeſicht gegenüber.

Wie es nun Zufälle geben, Umſtände ſich häufen können, wo ein Mann in einen Zorn gebracht wird, der ihn zum Mörder macht, des Mörders Strafe er auch ausſtehen muß, während man ihn allgemein bedauert und Barmherzigkeit bei Gott für ihn hofft, ſo kann Weh, Leid und Zorn ein Mädchen in einen Zuſtand verſetzen, durch welchen es ſeinen Liebhaber abſprengt. Es war ihm nicht möglich, anders zu ſein, es war ihm auch nicht zuzumuthen, aber die Wirkung, der Eindruck ſind einmal da, ſind geborne Dinge, ein fait accompli, welches ſelbſt die Tagſatzung anerkennt; wer wiſcht ſie nun aus, wer macht ſie ungeſchehen, übertüncht das Bild wieder, das vor den Augen des Liebhabers ſchwebend bleibt? Wer bricht die Folgerungen ab, die aus dem Bilde entſpringen, denn das iſt gleich, wie wenn ein Mädchen einen böſen Beinbruch thut. Heilen werde es wohl, anſehen werde man ihm einſtweilen nicht viel, aber ſellige Ding gärten halt böſe Alter, ſo redet man. Bei allem, was auf Anne Marcili laſtete, bei dem innigen Wunſche, aus ihrem Hauſe in Resli's Haus zu kommen, bei dem Glauben, niemand könne ihm dazu helfen, als Resli, bei dem Glauben, der Liebhaber müſſe, wenn er treu bliebe, alles hintanſetzen und zum Opfer bringen, bei dem Glauben an den eigenen guten Willen, der das Opfer nur ſcheinbar machen, alle Folgen und Schwere ihm nehmen würde, bei allem dem, wem wäre nicht ſo geworden wie dem armen Meitſchi, wer hätte nicht Augen gemacht und hintendrein noch was ganz Anderes, als geweint und geſchluchzt? Aber was die Augen ſehen, das haben ſie halt geſehen, und woher es gekommen, daran denken Viele nicht, bei Andern kommen wohl Gedanken daran, aber die Gedanken kommen meiſt lang hintendrein, werden leicht verweht, wenigſtens immer von neuen Zweifeln angeweht.

Bei Resli war es umgekehrt gegangen, die Gedanken waren vor dem Bilde da, von wegen, der gute Boden in seiner Seele war ziemlich tief und trug lieber das Gute als das Böse, und die Liebe ging als Sonne über ihn hin. Das Bild trat Resli's Gedanken gegenüber und kämpfte mit ihnen. Das Bild war die böse Fee, welche in seinen Liebesgarten schlich und seine Geliebte verzaubern wollte in ein scheußlich Drachenbild, zum Wehrwolf mit feurigen Augen, zur wüthenden Hyäne mit den grimmigen Zähnen, das Haar bolzgradauf vor Zorn und Wuth. Aber als ein treuer Ritter kämpfte er redlich gegen die böse Fee, und wie sie auch immer neu ansetzte und mit List und Kunst in immer neuen Gestalten daher fuhr, stund er als wie mit breitem Schwerte vor der Geliebten und wehrte dem bösen Zauber. Wie der Kampf ein innerlicher ward, verschwand die äußere Aufregung, ernst saß er im Sattel, ruhig lenkte er seine Rosse, und wer freundlich den stattlichen Fuhrmann grüßte, erhielt freundlichen Dank.

Das Mitleid mit dem Mädchen gewann die Oberhand, er bedauerte es von Herzensgrund, die Rohheit des Alten verwand er; so ein Mensch habe keinen Verstand, dachte er, und wie man mit einem rechten Menschen umgehe, das wisse er nicht. Es freute ihn, daß er keinen besondern Aerger erzeigt, sondern fest geblieben war bis hundert Schritte vom Hause weg, und mehr war ihm doch auch nicht zuzumuthen. Aber Eins stund ihm fest, daß die Sache aus und ab sei, es war ihm, als thue sich ein unendlicher Abgrund auf zwischen dem Dorngrüt und ihm, als seien die vergangenen Tage eine versunkene Welt, die er nur noch im Traume betrachten könne, die mit seinem zukünftigen Leben nicht zusammenhingen. Daß es so war, that ihm weh, denn wem schmerzt das Herz nicht, wenn was Liebes zu Grabe geht, wer trauerte nicht in tiefster Seele, wenn die Sonne ihm aufgegangen wäre und sie versänke, Nacht wäre es wieder und keine Hoffnung da, daß die Sonne wieder käme? Und wenn an einem solchen Grabe ein

Mann ſteht, ſo träufelt wohl Thräne um Thräne nieder, aber ins Grab ſtürzt er ſich nicht nach, eine ſtarke Hand hält ihn oben, es iſt der Glaube, daß nichts aus Zufall kömmt, ſondern alles aus der väterlichen Hand deſſen, der die Sterne ihre Bahnen führt und die Haare auf unſerm Haupte hütet. Die Bruſt zerſchlägt er ſich nicht, die Haare zerrauft er ſich nicht, klagt als Mörder, als Urſache des Todes ſich nicht an. Wenn ſein Thun ein überdachtes war und ſeine Verſuche nach dem Maaße ſeiner Kräfte, dann ſind Selbſtanklagen nichts als Zeugen eines unklaren Verſtandes, eines kindiſchen Gemüthes, welches dem einmal Verhängten ſich nicht fügen will, welches nie dahin gelangt, Recht und Unrecht nicht nach dem Erfolge zu meſſen, ſondern als Dinge, die für ſich beſtehen. So ward es Resli auch mehr und mehr, je ruhiger er wurde, je beſtimmter er ſeinen Verluſt erkannte und fühlte, um ſo weniger plagten ihn Zweifel über ſein Thun.

Er hatte nicht anders handeln können, er hatte ſich nicht nur ſo ausgeſprochen, ſondern es war auch das Rechte, was er geſagt, und dieſes Rechte beugt ſich nicht nach den Umſtänden, es iſt nicht ein Bohnenſtecken, den man abbrechen kann, wenn er zu lang iſt, auch nicht eine Summe Geldes, an der man märten kann, wo es endlich für den, der es hat und dem an einem Handel etwas gelegen iſt, auf ein Stück mehr oder weniger nicht ankömmt, wenn nur der Handel richtig wird. In dieſem Rechtthun ohne Märten und ohne Beugen liegt ein unendlicher Troſt, es fordert aber auch eine große Kraft, es iſt das Ausharren und getreu ſein bis an's Ende, es iſt das Aufgeben des Wahnes, daß man mit Ducken und Klügeln, auf ſelbſtgewählten Wegen wie auf ebener Bahn an ein ſeliges Ziel gelangen könne, es iſt das Aufgeben des Wahnes, daß man weiſer als Gott ſei und ſeines eigenen Glückes Schmied in des Wortes falſcher Bedeutung. Wohl wird es ſehr oft ſchwer der menſchlichen Klugheit und der menſchlichen Schwäche, weil wir in unſerer Kurzſichtigkeit für uns und Andere das Aergſte bei dem

ſtrengen Feſthalten des Rechts fürchten, und ſo oft iſt doch eben in dieſem Rechtthun ohne Märten und ohne Beugen unſere und Anderer Rettung, wo wir in unſerer Kurzſichtigkeit das Gegentheil gefürchtet. Wenn wir aber märten und uns beugen, ſo kommt es ſehr oft ganz anders, als wir gemeint, und das Märten und das Beugen wird uns zum Mühlſtein, den wir uns ſelbſt an den Hals gebunden, und dann, wenn wir ob Mäckeln und Beugen verſinken, wo das Meer am tiefſten iſt, was haben wir für einen Troſt? Ihr Rechtsgelehrten, welche ihr den Zeitgeiſt anbetet, der eben nichts iſt, als ein ſolches Beugen vor dem eignen Aberwitz, als ein Märten mit dem Teufel, ſagt mir, mit dem Mühlſtein um den Hals, was wächst uns für ein Troſt empor aus dem Meere, wo es am tiefſten iſt? Da ſind keine Aeſte, wo man wie ein Eichhörnchen von einem Aſte auf den andern ſpringen kann, wenn der eine oder der andere vom Winde ſtark geſchaukelt wird; da iſt dann nichts mehr, als unter uns das tiefe Meer und am Halſe der Mühlſtein.

Dieſer Troſt kam allmählig immer mehr über Resli, er hatte aufrichtig und ehrlich Recht gethan, und nun in Gottes Namen! Das kann aber der nie ſagen, der gemeint, geglaubt, gedacht, gehofft, ſich geduckt, gemärtet hatte und nun getäuſcht wird, der Erfolg ein ganz anderer iſt, als er gemeint, gedacht, dem gehen die Worte: In Gottes Namen nicht aus dem Munde, ſie bleiben hängen auf der Zunge wie Fliegen im Karrenſalb.

Langſam und ſpät kam er nach Hauſe, und Alle warteten ſeiner guter Dinge, hielten dieſes Spätſein für gute Vorbedeutung, ja Anneliſi redete ſchon von zu Bette gehen, denn er komme doch nicht heim, es wolle ihnen das für gewiß ſagen und einen Meyenſtock oder eine Halbe darauf wetten, mit wem da wolle. Es gilt, ſagte Chriſteli, wenn d'auch zahlteſt, was d'v'rlöreſt, aber du haſt ja nie kes Geld. Resli kömmt ſo gewiß heim, als Heu nicht Stroh iſt. Es iſt möglich, daß

der Bauer da unten im Grüt hie und da öppe e Mensch z'Gast het, öppe viel nit, ih bi o dert gsy, und öppe viel het me m'r nit anerbote, aber vier Roß hat der nicht über Nacht. D's selbist ha nih ume eis by m'r g'ha, u selb het niemere bigehrt, ine Stall z'thue, ume öppe für e Stung oder e halbi. Bald darauf hörten sie durch die nächtliche Stille Rädergeraffel. Das ist ihn, hieß es. Nein, es ist ihn nicht, man hörte ihn klepfen, er würde strenger fahren, ward entgegnet, und während dem Werweisen noch lenkte er still und ohne Peitschenknall durchs Thürli. Es het g'fehlt, sagte die Mutter.

Trübe und stille ward es in Liebiwyl, aber eine Innigkeit, eine stille Freundlichkeit verband die einzelnen Glieder der Familie wie noch nie. Wer hat es nicht schon erfahren, wie still und öde es in einem Hause wird, aus dem ein geliebtes Wesen zu Grabe getragen worden, wie leer und trüb den Zurückkehrenden vom traurigen Begleit das Leben scheint, allenthalben ihnen etwas fehlet, während sie um so inniger an einander sich schließen, in liebevoller Sorge um das Glied sich reihen, welches durch den Verlust am härtesten getroffen worden, die verlorne Liebe ihm zu ersetzen suchen. Wie überhaupt in allen Herzen die Liebe klarer und leuchtender aufbrennt, wie ja auch die Sonne nie heller scheinet, als nach gewaltigen Gewittern. Das ist der Segen der wahren Liebe, daß in der Liebe selbst der Balsam liegt für die Wunden der Liebe.

So lebten sie in stiller Freundlichkeit zu Liebiwyl, und jedes redete sanfter mit Resli, und jedes suchte es ihm zu zeigen, wie lieb es ihn hätte und alles für ihn thun möchte. Ueber die Sache selbst ward wenig oder nichts mehr geredet. Resli hatte natürlich erzählt, wie es ihm ergangen war, und die ganze Familie es tief empfunden, wie Resli behandelt worden, die Jungen hatten sich hauptsächlich über Anne Mareili geärgert und Anneliſi gesagt, so könnte es es doch keinem machen, zu dem es nur einen Funken Liebe hätte. Die Alten aber schmerzte der Uebermuth des Vaters am meisten gegen

eine Familie, deren er sich doch nicht zu schämen hätte, am Meitschi dünke es sie nichts Anderes, es King syg emel geng ume es King, wüß doch mänge Alte mängisch nit, was er thue. Die Mutter deutete darauf hin, daß sie so etwas gefürchtet und gerne sich unterzogen hätte, aber tadeln that Resli niemand, die Sache war abgethan, und was nützt es, wenn hintendrein ein jedes sagt: So hätte ich es gemacht, und so hättest du es auch machen sollen. Hintendrein ist gut reden, sagt das Sprüchwort, und die Erfahrung bestätigt es auch. Während vor der That guter Rath theuer ist, hat nach der That jedes Babi Steinkrätten voll und trägt sie Einem nach und dringt sie Einem auf und zwar gratis. Es ist nichts ärgerlicher, als dieses Ausbündeln von Weisheit, wo sie nichts mehr abträgt, mit dem verschonte man Resli.

Am meisten drückte es Aenneli, daß die Hoffnung, eine Sohnsfrau zu erhalten, in ungewisse Ferne gerückt war, es hätte so gerne die noch gesehen, die nach ihm schalten und walten sollte in diesem Hause. Aber zu etwas Neuem drängen, das mochte es den Sohn nicht; ein solches Drängen zur Unzeit vergrößert nur den Widerstand, ist eine von den bittern Früchten der Liebe, die einem Menschen als Glück etwas aufdringen will, zu welchem derselbe weder Lust noch Liebe hat. Resli war darum auch so gerne bei der Mutter, die ihm von alten Zeiten b'richtete, ihn bekannt machte mit vergangenen Sitten und den Vorgängen in der Familie, so weit hintern sie selbst etwas wußte. Wo das Ringen mit der Gegenwart den Menschen nicht mehr allein faßt, sein Herz sich losgemacht hat von den Dornen und Disteln des gemeinen Lebens, da denkt er an die Vergangenheit, kümmert sich um die Zukunft, sorget für das Loos seiner Kinder, forschet nach denen, die ihn auf die Welt gestellt, ihm ein Dasein verschafft. Ueber der Menschheit tiefsten Niederungen, wo der Mensch beginnt, Vergangenheit und Zukunft in Beziehung auf sich und die Seinen in's Auge zu fassen, entsteht die Familie.

Der Familie Schatzkästlein soll aber nicht sein das Verzeichniß der bloßen Namen der gestorbenen Familienglieder, soll nicht bloß enthalten die Sparpfennige der haushälterischen Ahnen, sondern dieses Schatzkästlein soll enthalten Sitten und Erlebnisse der Väter, zu Warnung und Weisheit der Kinder. An dieser Familiengeschichte sollen Kinder aufwachsen wie am Spalier der edle Fruchtbaum. Der Väter Sinn und Art, welche sie über das Gestrüpp erheben, wird auf die Kinder übergehen. Dieses wird vergessen; Namen oder Geld, am liebsten Namen und Geld, meint man, machen die Sache, das sind aber beides todte Dinge und erhalten sich nicht, ohne Seele sind sie, ein Leib, der verfault, weil eben die Seele gewichen. Freilich schämt man sich zuweilen der Familiengeschichte, darf den Kindern sie nicht erzählen, Thorheit! Wie treu und schön erzählt nicht das alte Testament den Kindern Israels das Thun der Väter Israels, beides zum Vorbilde und zur Warnung!

In sich trug Resli ein Leben, welches er der Mutter Auge, so innig er sie liebte, nicht erschloß, es war das Leben seiner Liebe, seine versunkene Liebeszeit. Eine solche versunkene Liebeszeit gleicht den Sagen von versunkenen goldenen Zeiten und Ländern, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Sagen der Völker sich immer grauer färben, im Herzen der Liebenden die versunkene Zeit immer goldener wird, wie auch oft das Abendroth immer dunkler erglüht, je tiefer die Sonne geht, je weiter es vom Westen steht. In sich trug er, je heller das Abendroth erglühte, um so fester den Entschluß, keinen Versuch zu machen, das versunkene Liebesland herauf zu zaubern aus des Meeres Grund. Aber eben deßwegen verbarg er es in den Tiefen seiner Seele und verhüllte es mit finsterm Schweigen, er wußte der Menschen Art, die so gerne heraufbringen möchten das Versunkene, die so gerne denen, welche sie lieben, wieder geben möchten das Verlorne und oft mehr verlieren im Suchen als sie wieder finden, wenn sie das Verlorne finden. Er kannte

ſeiner Mutter Milde, ihre Liebe, die, wenn ſie erkennen würde ſein inneres Leben, ihr eigen Leben opfern würde, um wieder anzuknüpfen das zerriſſene Band, um ihm wieder zu gewinnen, was er als verloren ſo hoch im Herzen trug. Es war ſeine heilige Ueberzeugung, daß es alſo gut ſei, dieſe Ueberzeugung ſtand in ihm, wie ein Fels in der Brandung, vom ſchönen Abendroth geröthet, von der Liebe Weh umbrandet. Er vermied alles Reden davon, alles Fragen darnach, er fühlte, wie leicht ein Wort zum Zauberwort wird, das Schranken ſprengt, Felſen zerſtäubt, wie leicht es zum Taucher wird, der Verſunkenes zu Tage bringt, zur bewegenden Gewalt, die den Willen der Menſchen dahinrollt nach ihrem Belieben. Aber wenn er alleine war, ſo durchlebte er immer wieder das erlebte Liebesleben, und allemal erglühte es in neuen Farben, und ſüßer ſchien ſein Mädchen und ſüßer die Liebe, die ſie verbunden. Darum war er auch ſo gern alleine, und ſo oft ſtand er auf des Nachts, legte ſich unters Gadenfenſter und verſank in ſüßes Träumen. Wenn ſeine Augen den Wagen am Himmel ſahen, wie er ſo ehrenfeſt und ſonder Wanken durch den Himmel fährt, himmliſche Geiſter führt, ohne Halt, ohne Umleeren, ſo dachte er des dunkeln Hauſes im Dorngrüt, über das der Wagen lautlos dahinfuhr in hehrer Majeſtät, dachte an ſein Mädchen unterm grünen Dache, und wie es ihm um's Herz, und ob auch er darin noch lebendig ſei und das vergangene Leben zuweilen erblühe in wehmüthigem Glanze. Die Antwort hätte er für ſein Leben gerne vernommen. O, wenn es ſo wäre, wie gerne wäre er nicht mit ſeiner Seele aus ſeinem Leibe gezogen, er hätte Haus und Hof verlaſſen und ſich im Bilde angeſiedelt, welches das Mädchen im Herzen trug, hätte da im dunkeln Grunde ſeine Wohnung aufgeſchlagen und ein ſüßes Leben geführt mit des Mädchens Gedanken in freundlichem Koſen, wäre verſchwunden geweſen für die Welt und hätte die Welt nicht gemißt, denn auf Erden ſchon hätte er im Himmel gelebt in des Mädchens Liebe, in deſſen liebender

Seele. O, wie es da ein Leben sein müßte, voll holder Wonne, die kein menschlicher Blick besteckt, kein Wort sie auszudrücken vermöchte! Des Morgens zu lauschen, wie das Mädchen seine Augen aufschlägt, wie die ersten Strahlen der Sonne in seinem Auge flimmern, der erste zu sein, den dessen Liebe begrüßt, den es wecket im Herzen, mit dem es tändelt und spricht, für den es betet zu Gott und ihn vertritt vor den Menschen, den ganzen Tag mit ihm gehen zu können Schritt und Tritt, in jedem einsamen Orte sich rufen zu hören, küssen zu fühlen, ja, mitten im Gedränge, selbst mitten unter höfelnden Menschen, vom treuen Mädchen mit Innigkeit umfaßt zu sein, sein Alles zu sein, in seinem innersten Heiligthum zu sein und zu sehen und zu hören, wie dessen Augen blind, dessen Ohren taub wurden, wie dessen Sinnen und Sehnen sich nach innen zieht, auf das Bild im Herzen sich richtet, in ihm aufgeht, wer möchte das Bild nicht sein im Herzen seines treuen Mädchens? Und wenn der Abend kömmt, des Mädchens Sehnen wächst, allein zu sein mit seinem lieben Bilde, wenn es dasselbe endlich und ungestört tausendmal herzt und küßt, dann seine Augen schließt, vertrauensvoll sein Herz dessen Hut überläßt, um nun zaubern zu können liebliche Träume in des Mädchens weichen Schlaf, welch ein Reich voll Wonne öffnet da nicht seine Thore! O, wer möchte nicht so wohnen als liebes Bild in des lieben Mädchens reinem Herzen, möchte da nicht sein Lebenlang warten, bis der Vater aus diesem Himmel in den seinen uns nimmt. Lebensjahre hätte Resli darum gegeben, wenn er dort oben in den großen Sternen, gleich als wie in einem Spiegel, es hätte sehen können, was da unten in seines Mädchens Herz sich rege, ob er auch noch in selbem sei und in welchem Glanze. Gar oft dachte er: Wenn wir einander nicht mehr sehen in dieser Welt und beide sterben, sehen wir uns dann wohl wieder in einer andern Welt, erkennen wir uns wohl, und ist da auch noch etwas zwischen uns, oder können wir dort bei einander sein in ungetrübter

Liebe? So ſinnete, ſo träumte er, und mancher abenteuerliche Plan ging an ihm vorüber, wie er erfahren könne, was im Dorngrüt gehe und wie dort die Sachen ſtünden. Er konnte dort als Bettler erſcheinen oder als Kiltbub bei den Mägden, konnte bei der Wirthin in eigener Geſtalt ſich einſchleichen und vernehmen oder Bericht machen laſſen, er konnte als ſtilles Ung'hür das Haus umkreiſen und bewachen jeder Eingang und Ausgang. Dieſes und eine Menge Anderes bedachte er und that nichts, nicht aus Unſchlüſſigkeit, und weil er verweiſete zwiſchen dieſem und jenem, ſondern weil er eben nichts thun wollte und ſeine Ueberzeugung feſt ſtund, daß es ſo bleiben müſſe. Hundert Mal juckte es ihn, mit ſeiner Mutter zu reden über ſeine Gedanken, aber weil er wußte, wie ſie ſich verbünden würde mit ſeiner Sehnſucht, hielt er das Wort gefeſſelt in ehernen Banden.

Dieſes ſtille Liebesleben ward nachgerade doch Anneliſi langweilig, und es erwachte in ihm die Sehnſucht nach etwas Luſtigerem, Lebendigerem. Und es iſt ſeltſam, wie es Buben und Weſpen faſt gleich haben. So lange eine Birne hart und bitter iſt, da fliegen die Weſpen wohl darum, aber raſch vorbei; ſobald ſie aber nur gäb wie zu mürben beginnt, ſo iſt's, als wenn's die Tilders Weſpen von weitem ſchmöckten, ſie kommen ſchaarenweiſe daher und ſtechen an und geben nicht lugg, bis die ganze Birne kaput iſt. So machen's die Weſpen nämlich. Nicht ganz gleich die Buben, die merken alſo auch faſt auf hundert Stunden, wenn Birnen mürben, aber jeder möchte die ganze Birne für ſich und frißt nicht gerne in Gemeinſchaft mit andern ſie an. Und wenn das Mädchen nicht gleich gekapert wird, ſo iſt oft nur das große Gedränge ſchuld, und weil das Mädchen nicht in's Klare kömmt, wer ihn's am angenehmſten und zärtlichſten freſſen würde.

So ging es auch um Anneliſi wie wild. Ja, ſogar einige Fürſprecher ließen ſich herbei, gleichſam wie große Raub-

vögel (denn je größer das Aas, desto größer die Vögel sind, welche es herbeilockt), und breiteten roth verbrämte Mäntel stattlich aus und schlenggeten die Haare oder strichen den Schnauz und redeten zärtlich nach neuer Mode, welche freilich zuweilen ans kannibalische streift. Sie machten aber keinen Eindruck, strichen umsonst Schnänze und ließen Mäntel flattern und wedelten mit den Haaren, eine neue Art ungebundener Zöpfe, nur daß man sie jetzt vornen trägt statt wie ehedem hinten. Ein junger Bauer, mit dem Annelisi aufgewachsen war, über den es von seinem ersten Schuljahr an bis zum letzten geschimpft, sich mit ihm gezankt, gekratzt, gestriegelt, über den es von dort an beständig zu lachen und zu spotten hatte, der schlich sich auch unter die Wespen, welche um die Birne flatterten. Annelisi spottete nur ärger und richtete alle Pfeile des Witzes und der Bosheit auf ihn, daß ihm die Mutter oft abwehrte und ihns bat, es solle doch schweigen und denken, es könne sich versündigen. Dann bat es wohl ab, aber handkehrum fiel es in den gleichen Fehler, nur noch ärger.

Da kam derselbe eines Sonntags, als Christen alleine hütete, zum Haus, setzte sich zu Christen und bat ihn um seine Tochter. Der berchte natürlich gewaltig auf und sagte: Hans Uli, du kömmst mir ung'sinnet, an dich habe ich afe nicht gedacht. Meinetwegen hätte ich nichts darwider, aber bigryfft, ehe ich etwas sagen kann, muß ich doch mit meinen Leuten reden, und was d's Meitschi seit, weiß ich nicht. Was selb ist, sagte Hans Uli, wir wären neue richtig. Das wär arig, sagte Christen, es wird öppe nit sy. Wohl wäger ist's, sagte Hans Uli, es bet m'r's emel verheiße, und sörli e Schalk wird's öppe nit sy. Oeppe selb nit, sagte Christen, mit sellige Dinge ist nit z'g'spasse. Aber wunder nimmt's mich doch, daß es so ist, und wenn du es nicht selbst sagtest, so glaubte ich es nicht. He, sagte Hans Uli, es ginge mir selbst so, wenn es mir jemand anders sagte. Nit, g'falle het's m'r

geng u wär m'r lieb gſy. Aber es het immer nur d's G'ſpött mit mer triebe und z'zanke g'ha, nüt hätt ih dra dörfe ſinne, d's Cuntträri, ih hah mängiſt denkt, wenn das einiſt heirathe, ſo müſſe dem g'hornet, g'klepft, tha ſy, daß es e grüsligi Sach ſyg. Da bin ich letzthin im neuen Bad z'Herrlige und ſtande e ſo u luege, u ha nit g'wüßt, will ih oder will ih nit oder wo's m'r fehlt, da klopft m'r neuer uf d' Achsle u ſeit: Heſt aber d's Oel v'rſchüttet, du armes Tröpfli? Aber weißt, ih wüßt d'r öppis. Wenn d' drei mit m'r heſt und de e Platz wyt mit m'r hei chunſt, ſo zahl ich d'r e Halbi, u we's ſy muß noh für e Krüzer Käs u für e halbe Brod, aber meh nit. Und ih ha d's Mul längs Stück off v'rgeſſe u nit g'wüßt, was das bidüte ſöll, vo wege, es iſt eues Anneliſi gſy, wo mih ſüſt ume usg'lachet het un d's G'ſpött mit m'r triehe, u ha g'meint, es well jetz o. U wo nih nüt ſäge, ſeit es da: Los Hans Uli, kannſt mir es G'falle thue, es ſy da zweu Raubthier hinger m'r, grüslig Burſte, ih weiß nit, ſy's Rathsherreſühn oder ſuſt Ung'hür, eis git ſih für e Doktor us u d's angere für e Mediziner, weiß nit, was das iſt, aber eine iſt zottleter as d'r anger, u wüſter u uſläthiger thut üſe Melcher nit un iſt doch e Länder. Vor dene förchte ih mih, und ih bigehre d'Schang nit, daß mih d'Lüt by ne bim Wy g'ſeh oder mit ne tanze. Ih ha d's Zutraue zu d'r, du lapiſt mich öppe nit im Stich. Ih ha nit g'wüßt, wo's ſo mit m'r g'redt het, ſtange ih uf em Kopf oder uf de Füße, aber es iſt emel du mit m'r z'friede gſy un eis het d's angere gä, un ih ha müſſe g'ſeh, daß ih ihm nit ſövli z'wider bi, as ih geng glaubt ha. Aber hundert Ränk het es doch g'ha, bis es mir endlich nache g'ſeit un erlaubt het, daß ih's abfordere dörfe. Aber dabei hat es nicht ſein wollen, wie es öppe anſtändig geweſen und ich es auch gemeint. Gehen könne ich ſeinethalb, aber vor Mitternacht ſehe es dann niemand daheim, hat es geſagt. Es iſt immer das gleiche, ſagte Chriſten, nit es böſes, ſelb nit, es iſt m'r lieb, und wenn es ſih öppe g'ſetzt

het, su git's noh e rechti Husfrau. Aber jetz het's d'r Kopf noh voll Fuge, und es meint, wenn me nit d'r Narr tryb all Tag, su syg das nit g'lebt. Aber das wird ihm auch vergehen, noch wie mancher Andern, ohne Wallisbad. We du's wage witt mit ihm, su ist m'r d'Sach recht, aber b'sinn dih recht, es ist es ketzers Meitschi. He ja, sagte Hans Uli, ih ha's erfahre — da war es Christen, der dem Tenn zunächst saß, er höre etwas hinter dem verschlossenen Thore. Es könnte etwa eine ihrer Jungfrauen sein, dachte er, die müßten doch ihre Nasen in allen Ecken haben, stand auf, rascher als gewöhnlich, that d's Thöri auf, da dünkte es ihn, einige Burden Roggenstroh, welche in der Ecke aufgeschichtet waren, bewegten sich, er deckte ab, und siehe, hinter denselben saß sein Töchterlein und horchte auf's Scheltwort. Christen mußte herzhaft lachen und das Meitschi war nicht einmal verlegen. Es hätte es wunder genommen, wie so ein Bürschli einem Vater einen Heirathsantrag mache und was man nebenbei von ihm sage, es werde da wohl etwas zum Vorschein kommen, das es sonst nicht zu hören bekäme, und accurat so sei es gegangen, sagte es. Du, wandte es sich zu Hans Uli, du hättest dann nichts zu sagen brauchen, daß ich dich geheißen, mit mir zu kommen, und gäb ich dich wolle, ist auch noch die Frage, es kömmt darauf an, was der Vater sagt, bestimmt verheißen habe ich dir nicht. Verlegen stund der arme Hans Uli da, bis Christen sagte, es hätte gehört, was er gesagt, und G'spaß treibe man mit solchen Dingen nicht. Aber er hülfe es noch nicht vor die Leute lassen und einstweilen davon schweigen. Es sei nächstens heilig, da könne man ohnehin nicht verkündigen lassen, und dann sei es ihm auch wegen Resli, dem würde sein Unglück neu aufrüchen, wenn es schon jetzt eine Hochzeit geben sollte. Deppe der Mutter müsse man es sagen und zwar noch diesen Abend, es werde ihr ein Trost sein, von wegen, wenn man so leichtsinnige Meitscheni habe, so wüßte man nie, was man noch an ihnen erleben müsse. Hätten sie einmal geman-

net, so könne der Mann zusehen und hüten. Da ward Annelisi halb böse und meinte: So, Vater, wenn ich euch so viel Kummer gemacht habe, so ist es Zeit, daß ich gehe, aber ich habe doch gemeint, ich führe mich auf, daß ihr öppe nicht viel z'förchte hättet. Ich klage nicht über dich, sagte Christen, aber wie schwach ein Mensch ist, weiß er selbst gewöhnlich zuletzt, und wenn er mit Ehren durchkömmt, so hat man es unserm Herrgott z'danke, nicht sich g'hörst!

Es war die sogenannte heilige Zeit im Herbst, die der Bettag schließt, welcher vor der Thüre stand.

Heilige Zeit — als ob nicht jede Zeit und jeder Tag zu unserer Heiligung uns gegeben, Gott geweiht sein sollte! Aber der Mensch findet so gerne mit Gott sich ab, giebt ihm etwas, das Uebrige will er apart haben und gebrauchen nach seinem Sinn. Einige Tage nimmt er sich etwas in Acht, nennt dieses heilige Tage, glaubt damit Gott einstweilen abgefunden, geht getrost an's alte Leben wieder hin und treibt es mit um so größerer Lust, fast wie es Schlemmer treiben, die expreß einige Stunden fasten, um nachher mit um so größerem Appetit zu fressen. So wird alles verkehrt dem verkehrten Gemüthe, und selbst die heilige Zeit wandelt sich für ein solches in einen Fluch um. Schön aber sind unsere vier heiligen Zeiten, unsere vier geistigen Jahreszeiten, wo jede die andere gebiert, jede auf's Gemüth der Menschen eigens wirkt und in beständigem Wechsel und Wiederkommen den Menschen vor geistigem Schlafe wahren soll. Wenn im Herbste die Ernte in den Scheuern liegt, junge Saaten einer neuen Ernte entgegen grünen, an den Bäumen die Blätter gelben und zwischen ihnen die hellen Früchte glänzen, dann soll der Mensch es sich bewußt werden, daß auch er ein Baum sei, von dem Früchte gefordert werden, daß die Menschheit sei der große Weltenacker und gerichtet werde nach den Früchten, die auf selbigem stehen. Es soll im Geiste der Mensch den Herrn sehen, wie er alle Tage am Baume vorüber geht und nach

Früchten sucht, soll nun selbst seine Augen richten nach diesen Früchten, soll schauen nach dem, was der Herr sucht. Da wird ein Weh im Herzen geboren, ein göttliches Leid, denn wie wenig trägt der Mensch, die sogenannte Krone der Schöpfung, dem Baume gegenüber, und das Wenige ist wurmstichig und befleckt, wie krankhaft und spärlich steht die Saat auf dem großen Acker, und wie üppig und reich das Unkraut, welches der Feind dazwischen gesäet! Da soll der Strom der Buße anschwellen in seinem Herzen, da soll das innige Verlangen geboren werden nach dem, der da kömmt, das Verlorene zu suchen, der den Himmel öffnet, daß die Engel Gottes niedersteigen mit reichen Geistesgaben, der den guten Samen bringt, uns das Mangelnde ergänzt mit seiner Fülle. Es ist ein Gedenkfest, daß wir noch in der Irre wandeln und verloren gingen in der Wüste, wenn Gott uns nicht einen Führer senden würde; es ist eine Mahnung, getrost zu bleiben in der Wüste, denn hinter ihr liege das verheißene Kanaan und zu ihm gelange, wer dem Führer folge.

Dieser Tag hat noch immer seine hohe Bedeutung unter uns, feierlich wird es uns zu Muthe, und je näher wir ihm kommen, deste demüthiger werden wir, deste klarer stellt das Bewußtsein sich heraus, daß wir vor Gott des Ruhmes mangelten, daß all unsere Gerechtigkeit sei wie ein unfläthig Kleid. Es giebt freilich Leute unter uns, welche sich dieses aufdringenden Bewußtseins mit aller Macht zu erwehren suchen. Es sind hier nicht die gemeint, welche theoretisch Christus und die Sünde abschaffen wollen, sich selbst zum Götzen machen möchten, welche, bei Lichte besehen, accurat dem Kalbe gleichen, welches die Juden anbeteten, mit dem Unterschiede jedoch, daß diese Kälber dato noch nicht gelben sind, aber um so unverschämter an die Welt die Forderung stellen, daß dieselbe sie vergelde und bis dahin wenigstens reichlich füttere und tränke und das Letztere lieber mit Wein als mit Bier und diesen

ebenfalls je beſſer deſto lieber. Das ſind die, welche in ihrer ſtupiden Anmaßung ſingen können:

Und vor der Menſchheit ſchreit ich groß
Noch durch Jahrhunderte daher,

und die eben deßwegen nichts ſind, als Zeugen der Wahrheit des Evangeliums, welches ſie vernichten wollen, als Denkſteine, daß, wer ſich ſelbſt erhöht, erniedrigt werden werde, daß ſie eben nicht länger dauern als das Kalb, das noch dazu golden war, das zu Pulver geſtoßen ward, und welches Pulver verſchlucken mußten die, welche das Kalb angebetet hatten, und welches ihnen ſehr übel bekam, denn es machte ihnen Bauchweh und einer erwürgete den andern. Accurat wie es heute geht, wo, wer heute der Götze war, morgen zu Pulver zerſtampft wird und übermorgen die, welche ihn zerſtampft, ſich gegenſeitig erwürgen. Und jener arme Tropf, der die ſchmählichen Worte ſang: Und vor der Menſchheit ſchreit ich groß, noch durch Jahrhunderte daher, um den bei Lebzeiten kaum tauſend Menſchen wußten von tauſend Millionen, von dem nur einige Kameraden Lärm machten und ihn herum führten und zeigten, wenn er irgendwo durchkam, — Apropos, die Literaten haben den Schneidern etwas abgeguckt. Wenn nämlich ſo ein Schneider auszieht, ſo ſingen alle Schneider um ihn her, einer trägt ihm die Stiefel nach, ein anderer die Flaſche, er ſelbſt hat das Glas in der Hand, bedankt ſich ringsum, indem er vortrinkt und hintendrein brüllt, was die andern vorgebrüllt. Wer ſo ein Schneiderlein hat ausziehen ſehen und ihn nach zehn Jahren ſitzen ſieht, krummbeinig, erlahmt, an Leib und Seele erfiecht, der hat was geſehen, der hat geſehen, was jetzt die ſogenannten Literaten auch machen, die ziehen gerade ſo aus und rum wie ehedem die Schneider. Ob's ihnen wohl auch nach zehn und abermal zehn Jahren ergehen wird wie dem armen Schneiderlein, daß in zehn Jahren nicht zehne mehr etwas von ihnen wiſſen werden, einige Bibliothekare in fürſtlichen Bibliotheken ausgenommen, — jener

arme Sänger ist ein lebendiger Denkstein von diesem gränzenlosen Uebermuth, und jetzt wird er es in dem verschmähten Jenseits erfahren haben, was der Hochmuth kann, was an der Selbstvergötterung ist, und wie tief die Selbsterhöhung stürzt. Wer weiß, ob er nicht auch gebeten hat, zurückkehren zu dürfen, denn er habe Brüder, und die seien wie er und wohl noch ärger! Ob er zurückgekehrt ist, wissen wir nicht, seine Brüder haben weder etwas davon gesagt, noch ein Beispiel genommen, wir zweifeln aber, denn Einem recht, dem Andern billig, und was der reiche Mann vernommen, das wird wohl auch ein aufgeblähter Wissender vernehmen müssen.

Von denen, die ich hier beschrieben, kann ich in Beziehung auf den Bettag nicht reden, er macht ihnen weder kalt noch warm, und wie sie ihn zubringen wollen, darüber sind sie nicht in Verlegenheit, sie bringen ihn zu wie das vergangene Jahr, und daß man ihn so zubringen kann, dafür ist bei Zeiten gesorgt.

Die Leute, von denen ich reden möchte, sind die, denen er störend in ihr Leben tritt, Handwerker, die in den gewohnten Pinten nicht schöppeln, Agenten, die in Wirthshäusern nicht auf gut Schick passen, Gebildete, die nicht in's Lesezimmer können und in sich nichts zu lesen haben, und endlich unglückliche Leistherren, deren Zusammenkunftsort an diesem Tage ebenfalls verschlossen ist. Es giebt Leute, sie sind von unglücklicher Furcht geplagt; wenn's Nacht wird oder wenn sie alleine sind, so haben sie Angst, fürchten sich vor dem Teufel oder einem Gespenst und schreien Zetermordio um Hülfe; die Leute bedauert man. Es giebt aber Leute, die dürfen nie mit sich alleine sein, sie fürchten sich vor sich selbst, sie sind sich selbst ihr Teufel; es giebt Leute, deren größter Graus es ist, mit ihrer Familie alleine zu sein im eigenen Hause, ohne Wein und ohne Klang, es wird ihnen wie in der Hölle, das sind unglückliche Leute, die sind zu bedauern.

Es iſt auf dem Lande wohl mehr Sinn für das Ernſte, und im Hauſe unter den Seinen iſt's dem Landmann wöhler, und mit dem Bettag weiß mancher Bauer weit mehr anzufangen und empfindet mehr ſeine Bedeutung, als gar mancher, der viel von Geiſt zu reden weiß, aber doch eigentlich nur von Fleiſch, Brod, Wein und ähnlichen Dingen lebt. Ruhig geht ſchon der Vorabend ein und eine wunderbare Stille liegt am Tage ſelbſt überm ganzen Land. Man hört kein Geräuſch, als nur hie und da ein Chaiſchen, in dem Stadtleute ſind, welche ihrem eigenen Teufel entrinnen möchten. Es wird an rechten Orten wenig Bauern geben, welche an dieſem Tage ein Roß aus dem Stalle nehmen würden. Man ſieht nichts als Predigtleute, vielleicht ſolche, welche die Neugierde in eine entferntere Gemeinde getrieben, um zu hören, wie den Nachbarn der Text geleſen wird, wie man denn allerdings lieber Anderen ablapiteln hört, als ſich ſelbſt, und ſeltſamer Weiſe eine Predigt in einer fremden Kirche nicht auf ſich bezieht, als ob das Wort Gottes nur in unſerer eigenen Kirche das Recht hätte, unſer Herz zu züchtigen. Hie und da ſieht man bei einſamen Häuſern wohl eine Wäſche flattern, die irgend eine verwahrloſte Frau an die Sonne gehängt, und die da ruhig hängen bleibt, obgleich es eigentlich verboten iſt. Aber es iſt halt die Welt eine Kugel und dreht bekanntlich ſich um, was oben war, kömmt unten, und wie man zu Zeiten beim Erlaubten ruhig war, beim Verbotenen geſtört wurde, ſo dreht ſich natürlich mit der Welt auch dieſes Ding um, bald wird man ganz getroſt das Verbotene treiben können, aber ſich wohl in Acht zu nehmen haben vor dem, was erlaubt, geſetzlich Einem zugeſichert war. Und wer kann was dafür, daß die Welt ſich dreht?

Und wie die Gemeinde in feierlicher Stille des Wortes harret, das zur Buße rufen, eine tiefe Furche reißen ſoll in's eingeriſſene Leben, ſo ſinnet der Prediger auch mit Ernſt und Andacht über dieſem Worte, ſchaut über das Saatfeld, ſchaut

die Krankheiten an, die auf demſelben ſichtbar werden, der Ernte die größte Gefahr drohen, und was er tief und ernſt erwogen, das legt er ſeiner Gemeinde vor, nicht in Anſchwellungen des Zornes, als ein Oberherr, der ſeine Sklaven züchtigt, nicht als ein Schweinehirt, der ſeine Schweine peitſcht, ſondern ernſt und bewegt, im Bewußtſein, daß auch er der Gemeinde Glied und vielleicht nur dadurch über den andern Gliedern, daß ſein Auge ſchärfer ſchaut, ſein Mund genauer beſtimmt die Krankheiten, die durch die Saaten gehen.

In Liebiwyl war dieſer Tag von je ein heiliger geweſen, den man in der Stille zubrachte, und wo, Krankheitsfälle ausgenommen, keinem Menſchen im Hauſe es nachgeſehen worden wäre, wenn er nicht wenigſtens einmal die Kirche beſucht hätte, und zumeiſt waren die Predigten des Pfarrers noch lange der Gegenſtand ernſter Unterhaltungen.

An dieſem Tage gehen die Leute nicht langſam, gemächlich zur Kirche, ſie eilen, die zahlreichen Züge gleichen Strömen, die Niederungen zueilen, zu ſpät will niemand ſein, jeder Platz noch finden, je älter die Leute ſind, deſto früher machen ſie ſich auf den Weg, und längſt, wenigſtens bei ſchönem Wetter, iſt die Kirche angefüllt, wenn der Prediger kömmt, ernſt und feierlich, im Bewußtſein, daß, was in ſeiner Bruſt ſich rege, auch in den meiſten andern lebe, und auf den Herrn hoffend, daß der Herr das rechte Wort ihn finden laſſe, das, was ſich innen regt, äußerlich zum Leben zu bringen.

Chriſten und Aenneli hatten darüber nachgedacht, wie das Jahr ein ſo wichtiges für ſie geworden, und wie der Herr in demſelben ſie geſegnet und gezüchtiget wie noch in keinem, und wo wohl noch die Sünde ſei bei ihnen, und wie es mit Resli gehen, Gott ihn führen werde. Lange hatten ſie am Abend vorher ernſte Gedanken gewechſelt, und die bewegte Seele wollte lange ſich nicht in des Schlafes Ruhe finden. So verſchliefen ſie ſich faſt am Morgen, und ungern hatte es Aenneli, denn an ſolchen Tagen hatte es Haſten und Jagen nicht gerne,

denn gar ſchwer wird es dann dem in die häuslichen Wirren verſenkten Gemüthe, zu der Ruhe zu kommen, welche alleine der fruchtbare Schoos für des Herrn Wort iſt. Aber zu ſeiner großen Verwunderung war ſchon die meiſte Morgenarbeit abgethan und das Meiſte z'weg, ſo daß die Haushaltung nicht verſäumt war und Aenneli ſeine Zeit auf ſich verwenden konnte. Dieſes Vorthun war ihm eine ſeltſame Sache, weil die Jungen wegen dem Aufſtehen ſich zumeiſt auf die Alten verlaſſen, darum fragte es auch verwundert die Tochter, welche geſchäftig am Heerde waltete: Wer het dich g'weckt? He gute Tag, Mutter, ſagte Anneliſi, mit geröthetem Geſichte ſich umwendend, biſt auch erwacht? Guten Tag gebe dir Gott, antwortete Aenneli, aber ſag mir doch, warum biſt du ſchon auf, und wer hat dich geweckt? Mutter, niemere, aber ich habe auch etwas g'ſinnet und an mich gedacht, und da het es mich düecht, es würde mir wohl anſtehen, wenn ich in Zukunft aufſtehe und ihr liegen bliebet, ihr habt den Schlaf nöthiger als ich, und wenn es mir einmal dazu kömmt, aufſtehen zu müſſen, ſo bin ich daran gewöhnt. He ja, ſagte die Mutter, das ſchadet dir nichts, aber wie biſt du vor lauter Flauſen zu dieſem Sinnen gekommen? He, Mutter, ſagte Anneliſi, es iſt de öppe wäger nit, daß ich nicht ſchon Manches geſinnet habe, aber ich kann es nicht ſo erzeigen wie Andere. Es iſt wahr, ich habe viel Fehler, aber daß es mir de öppe nit Ernſt ſyg, beſſer z'werde, ſelb iſt doch dann nicht, und wenn ih werde will, öppe nit glych, aber doch ſchier wie du, Mutterli, und das möchte ich, ſo habe ich noch viel zu thun und einen weiten Weg. Daran habe ich geſtern g'ſinnet, und es iſt m'r angſt worde u fry recht, und ih ha m'r vorg'noh, mih grad hüt uf e Weg z'mache, u dir nache, vo wege, ih weiß o nit, wie lang m'r üſe Herrgott Zyt git. Es iſt ſo plötzlich us mit eme Mönſch, mi weiß nit, wie, und het mängiſt ume nit Zyt, dra z'ſinne. Du haſt Recht, und d'ſunderbar junge Wybere geht's gerne ſo, ſagte die Mutter, und wenn ſie erſt recht

glücklich ſein wollen, ſo nimmt ſie Gott weg. Darum, Kind, freut es mich, daß du daran ſinneſt, und von ſelbſt, ich hätte es dir nicht zugetraut. Fahr' ſo fort, ſo kann ich fröhlich ſterben, denn du biſt doch immer das geweſen, wo mir am meiſten Kummer gemacht hat. Aber eine ſchönere Freude hat mir auch noch keins gemacht, als du jetzt, und ich wüßte wäger mich nit z'beſinne, daß m'r grad ame ne Morge, wo ih uf cho bi, neuis ſo Fröhligs bigegnet wär, als hüt. Denn woran haben die Eltern Freude, als an den Kindern, und die größte iſt die, daß ſie gut werden und fromm, daß me öppe einiſt alli wieder z'ſäme chunt. Wenn ih ume wüßte, wie's mit Resli ging, u daß der noch glücklich würde, de wett ih gern ſterbe. Oeppis Dumms e ſo, Mutterli, ja wolle, ſterbe, wo wir dich je länger je nöthiger haben! Sagſt du nicht manchmal, wenn wir etwas darnach ſagen: Schweiget, Kinder, verſündiget euch nicht. Das iſt nicht das Gleiche, Kind, ſagte die Mutter. Wenn die Bäume gewachſen ſind, ſo nimmt man ihnen die Stecken weg, läßt man ſie zu lang, ſo ſchadt's ne. So macht's der liebe Gott, er weiß, wenn es Zeit iſt. Aber wenn wir noch nicht eſſen können, ſo will ich mich z'weg machen, ſo preſſire für z'Chilche thue ich nicht gern, u de fat m'r d'r Athe a fehle.

Es war ein ſchöner Herbſttag, klar und mild die Luft und ganz voll Glockentöne, ſchwiegen ſie hier, ſo hallten ſie bald milder, bald ernſter von anderswo her. Es war, als ob ein treu Elternpaar zuſpreche ſeinen Kindern, und ſchwiege des Vaters ernſte Stimme, ſo begönne leiſe, milder, aber gleich innig die Mutter.

Sonſt iſt Allem voran immer die leichtbeinige Jugend, diesmal zogen alte Mütterchen vorauf, langſam und oft noch ſtille ſtehend, und alte Männer gingen mit ihnen, ſprachen von alten Tagen, und was zu ihren Zeiten gepredigt worden. Und was iſt die Menſchheit Anderes, als eine große Heeresſäule, die dem Grabe entgegen wandert, dort des Leibes los

wird und durch's schwarze Thor den hellen Himmel sucht! Wo an diese Wahrheit gemahnt wird und an die Heimath und über die Gräber gewandelt wird, da gehen billig die Alten voran, sie soll es drängen dem Ziele entgegen, sie soll es freuen, Bahnen zu brechen der Jugend, die so viel schwerer sich losreißt vom heitern Sonnenlicht. Aber rührend ist's doch, die alten Leutchen, die Spitze der Todessäule, zu sehen, wie sie so andächtig und gläubig dem Herrn zuwandert, so vertrauensvoll zwischen den Gräbern geht, so ergeben über die letzte Reihe blickt, ob wohl das nächste Grab zum eigenen Kämmerlein sich gestalten werde.

Unter den ersten war, auch Aenneli, und wie that das manchem armen Mutterchen so wohl, daß es mit der guten Bäurin zu Liebiwyl zur Kirche gehen konnte, die so freundlich fragte und sprach, und gar manches Mütterchen ging grader auf, als es seit zehn Jahren gegangen war. O, es ist seltsam, wie freundliches Wesen wohl thut und armen Herzen erquicklich ist wie Kranken der Sonne Licht! Wenn ein Armer am Sterben ist, sein himmlischer Vater zunächst ihm ist, wenn ein Reicher und Hoher als freundlicher Bruder an seine Seite tritt, es erquickt und stärket den Armen, belebenden Tropfen gleich, er richtet sich empor, es ist ihm, als wenn es ihn erst jetzt recht freute, zu sterben, er weiß, wie unbeschreiblich süß der Hauch der Liebe durch die Seele fährt. O, wenn man wüßte, was in freundlicher Liebe für eine Kraft läge, es würde nicht nur mancher seine aufrichtige Liebe freundlich zu machen suchen, es würden Juden, alte und junge, sie nachahmen, der Prozente wegen. Sie drängten sich um Aenneli, und als sie in die Kirche kamen, wollte jede wissen, wo man den Herrn am besten verstehe, und ordneten es in eine Bank mit Rücklehne und an die Wand, wo es öppe am bequemsten sei und hingefer u nebefer anliegen könne, vo wege, d'r Herr mach mängist wohl lang, u de werd' me grusam müd, b'sungerbar im Krüz. Nach und nach füllte sich die Kirche

an, die Glocken riefen, der Schulmeister las, und frey herzhaft, er wollte noch über die Glocken übere, und auf einmal verstummte Alles, oben auf der Kanzel erschien der Pfarrer, blaß und angegriffen, und nachdem er sein Gebet verrichtet, verlas er leise das zu singende Lied.

Ernst schwollen die Töne auf, ernste Andacht ließen sie in den Herzen zurück, und demüthig beteten sie um segensreiche Empfängniß des segenreichen Wortes. Begierig horchten sie auf das Grundwort, welches der Herr der Schrift entnommen, und hörten folgende Worte: Gefällt es euch nicht, daß ihr dem Herrn dienet, so erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollt, es seie den Göttern, denen eure Väter gedient haben, welche jenseits des Flusses waren, oder den Göttern der Ammoniter, in welcher Land ihr wohnet. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.

Es war ein schwer Wort, aber Viele dünkte es doch seltsam, daß der Pfarrer jetzt noch davon sprechen könne, daß man wählen solle, wem man dienen wolle, es sei ja längst ausgemacht, daß sie alle Christen seien, meinten sie.

Der Pfarrer begann mit der Bemerkung, daß er auf Eines aufmerksam machen müsse, was alle Völker, welche ihrem Untergange entgegen gegangen, mehr und mehr außer Acht gelassen hätten, was aber ganz eigenthümlich im alten Testament bezeichnet sei, und dessen Eckstein das fünfte Gebot sei: Halt in hohen Ehren Vater und Mutter, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird; aufmerksam machen müsse er auf das Haus und dessen Bedeutung.

Daß unter Haus die Familienglieder, welche in einem Gebäude wohnen, zu verstehen sind, so wie unter Kirche nicht bloß der Tempel, sondern Alle, welche sich darin versammeln, das brauche ich wohl nicht zu bemerken. Das Haus ist der erste Tempel Gottes gewesen, der Hausvater der erste Priester, der dem Herrn das Liebste zu opfern bereit war, den einzigen

Sohn. Die Frömmigkeit des Hauses ist vom Herrn belohnt, des Hauses Irrungen sind gezüchtigt worden. Leset die Geschichten von Isaak und seiner Söhne Zwiespalt, von Jakob und seines Hauses Gräueln, von Eli, Samuel und ihren Söhnen, von David und dem Lieblingssohne Absalon, der den größten Jammer über den Vater gebracht: aus dem schlecht geleiteten Hause ist den Vätern das Leid erwachsen. Als die Familie zum Volke geworden, hat man ein gemeinsames Haus gebaut, damit man nie vergesse in allgemeinen Zusammenkünften, daß man eigentlich nur eine Familie sei; ein jedes Haus ist der Tempel geblieben einer jeglichen Haushaltung, das Leben des Hauses der tägliche Gottesdienst, das Walten des Hausvaters des Priesters Amt und Verrichtung. Darum haben die Juden nur einen Tempel gehabt, den zu Jerusalem, der das ganze Volk als eine Familie faßte, in der Zwischenzeit war jedes Haus der heilige Ort, wo der Hausvater mit all den Seinigen Gott diente, jeder andere Tempel, jedes Errichten eines Altars auf Höhen oder in Wäldern war Abfall, war Götzendienst, ein Zeichen, daß sie ihre häuslichen Tempel verließen, nicht mehr zu heiligen wußten, sie und ihr Haus nicht mehr dem Herrn dienen wollten. Dieses Verhältniß hat im neuen Bunde sich nicht geändert, ist nur verklärt und ganz besonders geheiligt worden. Unter vielen Stellen will ich nur die anführen, wo es heißt: Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das eigenthümliche Volk, daß ihr verkünden sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat aus der Finsterniß in sein wunderbares Licht. So ist jeder Christ ein Priester, sein Haus sein Tempel, seine Familie sein Altar, auf welchem er als Weihrauch dem Herrn soll aufsteigen lassen die Tugenden deß, der ihn berufen hat aus der Finsterniß in sein wunderbares Licht; unsere Kirche ist nichts als das allgemeine große Haus, wo wir uns bewußt bleiben sollen, daß, wenn auch die Nothwendigkeit es gebietet, in besondern Häu-

fern zu wohnen, wir doch alle nur eine Familie seien, und daß, wenn die Umstände uns auch verschiedene Häuser geben, Paläste den einen, Hütten den andern, wir darum doch nicht größer werden oder kleiner, sondern daß es bei jeglichem auf Treue ankömmt und was für einen Haushalt er mitbringt und was für eine Rechnung er davon abzulegen vermag. Es ist also jetzt noch jedes Haus ein eigener Tempel Gottes, gleichsam eine Zelle im Reiche Gottes, ist die Pflanzstätte des wahren Gottesdienstes und hat die Verheißung von Gottes Huld und Gnade, denn wo Vater und Mutter verehrt werden als Stellvertreter Gottes, sich aber auch als solche betragen, da soll Gottes Segen wohnen, da giebt Gott Bestand dem Hause, er heiliget es zu seinem Tempel. So soll es sein im Christenthum, und da wir uns Christen nennen, so soll es so unter uns sein.

Liebe Andächtige, heute haben wir einen Bußtag, unseres Elendes sollen wir uns bewußt werden, sollen jammern und klagen darüber. Wenn jeder unter euch reden wollte, an Jammer und Klage würde es nicht fehlen, und wirkliches Elend wäre der Klage Gegenstand. Aber wie selten einer würde des Elendes Grund und Wurzel da suchen, wo sie ist. Es ist des Menschen Art, über alles zu klagen, nur nicht über den eigenen Abfall, die eigene Verkehrtheit. Liebe Andächtige, ich will euch Hauptklagen anführen, die man hört, wenn man nur einige Worte mit Menschen spricht, nur einige Augenblicke an einem Orte steht und hört, was Andere reden. Alle Klagen, welche ich gehört, führe ich nicht an, aber die, welche ich auslasse oder vergesse, die nehmt und macht es so, wie ich mit den angeführten, so werdet ihr auch über diese in's Klare kommen.

Ihr klagt, nicht jeder über sich, nein, es klagt der Mann über das Weib, das Weib über den Mann, der Mann klagt, das Weib sei nicht mehr des Hauses Mutter, nicht mehr seine sichtbare Vorsehung, nicht mehr dessen Amme, von der die

gesunde Speise kömmt für Leib und Seele Allen, die im Hause wohnen. Das Weib klagt über den Mann, daß er außer dem Hause des Hauses Mark verzehre, des Hauses Dienst versäume, daß er ob Sammeln oder Verzehren des Geldes vergesse die Menschen, die um ihn wohnten, das Weib, das seine Hälfte sein sollte, die Kinder, die seine Zeugen vor Gott sein werden. Die Eltern klagen über die Kinder, über Mangel an Treue, an Gehorsam, über den hochmüthigen Sinn, der alles, was nicht jung ist und nagelneu, verachtet, der meint, es sei mit allen Dingen, allen Menschen wie mit schlechtem Zeuge, welches nur ganz neu schön sei und zu gebrauchen. Ihr klagt über die Dienstboten, wie sie störrisch seien und begehrlich, unzuverlässig und treulos, kein Gewissen hätten und nichts im Auge, als den Lohn und daß der Tag umgehe so ring als möglich. Ihr klagt über die Armen im Allgemeinen, daß sie an die Stelle der Barmherzigkeit das Recht gesetzt, daß sie meinen, es heiße beten und betteln, statt beten und arbeiten, daß sie giftigen Neid im Herzen trügen, von Christus sich immer mehr entfernten, dem Thiere sich immer mehr näherten. Ihr klagt über Lehrer und Schulen, daß die Kinder immer weniger nutz wären, je mehr sie lernten, und doch am Ende von der Hauptsache nichts wüßten. Ja, ihr klagt über Regierung und Regenten, klagt über ihr Thun und euere Täuschung, über ihr Nichtthun und euere Zweifel, klagt so manches, das ihr wohl wißt, hier aber nicht auszusprechen ist. So klaget ihr, oder ist's nicht so? Aber auf wen fallen die Klagen zurück? Auf euch, ihr Hausväter, auf euch, ihr Hausmütter! Wo bilden sich die Ursachen zu diesen Klagen? In euerm Hause, in euerm Sinn, ihr Hausväter, ihr Hausmütter. Ist euch euer Haus noch der heilige Tempel, steht in ihm noch der heilige Altar, auf dem ihr dem Gott, der im alten und neuen Bunde sich so herrlich geoffenbart hat, alles, was er begehrt, und vor allem das Liebste opfert? Oder habt ihr den Tempel verlassen, eigene Höhen euch aus-

erwählet, weilet dort, bauet Altäre dort und opfert dort selbsterwählten Göttern alles, Leib und Seele, Heil und Seligkeit, Knechte und Mägde, Söhne und Töchter, Eigenthum und Vaterland, kurz, alles, was unter abgöttisch gewordene Hände kömmt?

Liebe Andächtige, ihr wißt, daß meine Sitte es nicht ist, Verdammungsurtheile auszusprechen, von denen ich niemand ausnehme als mich selbst, denn wo durch die Zeit eine Krankheit geht, da bleibt selten jemand von ihr unberührt, am wenigsten ich; es schwebt über jeglichem der Zeitgeist, der die Krankheit mit sich führt oder die Krankheit selbst ist, gerade wie wenn in der äußern Luft ein Krankheitsstoff getragen wird, z. B. der rothe Schaden sehr selten jemand unberührt bleibt, sondern die Meisten davon belästigt werden, wenn auch die Krankheit nicht ausbricht, auch der Tod nicht droht, so doch durch ein Unbehagen, das durch unsere Glieder schwebt, von dem wir nicht wissen, woher es kömmt, und zumeist auch nicht, was es eigentlich ist. Ich bin der Meinung, daß es eben niemand zieme, zu sagen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie jener arme Zöllner. Darum werdet ihr auch nicht zürnen, wenn ich keine Ausnahme mache, nicht rede von absonderlich braven Leuten, die keinen Fehler hätten, von Häusern, die nichts als heilige Tempel wären, zu anmaßlichen Sektirern will ich euch nicht stempeln, und als Esra betete: Ich schäme mich, mein Antlitz aufzuheben zu dir, denn unsere Schuld ist groß geworden bis an den Himmel, wen nahm er da aus? Die Priester, die Regenten, die Reichen? Er nahm niemand aus. Wen man vom allgemeinen Bekenntniß der Sündhaftigkeit, der Sündenschuld, ausschließt, den stößt man damit aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Daß je reicher, je mächtiger Einer sei, er auch ein desto größerer Sünder sein müsse, wollen wir nicht sagen, aber lebendiger soll das Schuldbewußtsein in ihm sein, denn ihm sind zehn Pfund anvertraut und nicht nur ein Pfund, und wie schwer

es einem Kameel ſein muß, durch ein Nadelöhr zu gehen, das ſoll er fühlen im eigenen Gewiſſen. Wer ſich ausnehmen will, und ich zweifle nicht, daß es ſolche giebt, es gab und giebt und wird immer Solche geben, die ſich zu den Andern nicht zählen, dazu bedarf man weder apart geboren noch apart weiſe zu ſein, die mögen es ſelbſten thun, aber dann Sorge tragen, daß in ihrer Ausſcheidung ſie nicht ſich ſelbſten richten und zwar mit einem harten Gerichte.

Alle die vorgebrachten Klagen ſind richtig, aber ihr, ihr Hausväter, ihr Hausmütter, die ihr klagt, ihr ſeid zumeiſt die Schuldigen, und aus dem verwahrloſten Hauſe herauf wachſen, wie im Moraſte Schwämme und Giftpflanzen, die Dinge auf, über die ihr klaget.

Wenn Mann und Weib über einander klagen, was klagen ſie eigentlich? Daß das Haus nicht mehr ihr Tempel ſei, daß Gott nicht mehr zwiſchen ihnen ſei, daß jedes dem eigenen Götzen ſich zugewandt, daß eins vom andern fordere, daß es ihm als ſeinem Götzen diene, daß es auswärts opfere, was das Haus ſelbſt bedürfe; was klagen ſie eigentlich, als es ſei der Friede fort zwiſchen ihnen, der Friede, der nur von Gott kömmt, und der nur in ſeinen Tempeln wohnt? Das eine oder das andere, zumeiſt beide, ſtehen nicht als Prieſter am Hausaltare, warten des heiligen Feuers nicht, das die Herzen rein glüht von irdiſchen Schlacken, daher die Klagen, daher das Weh, das durch zerriſſene Glieder fährt. Ihr klagt über die Kinder und wundert euch darüber. In der Taufe habt ihr verſprochen, ſie dem Herrn zuzuführen, thut ihr es? Vater, zeigſt du deinem Kinde Gott, des zeitlichen Lebens ewige Bedeutung? und du, Mutter, nährſt du in frommem Sinne der Kinder geiſtigen Hunger und Durſt und öffneſt ihnen die Augen, daß ſie im Sichtbaren das Unſichtbare ſehen und die Quelle des Leid's in jeglicher Sünde, jeglicher Befleckung? Gewöhnt ihr ſie, euch als Prieſter nicht nur, ſondern als Engel Gottes zu betrachten, die ihnen der

Herr auf Erden vorausgesandt, um an erfahrner Hand sie zu geleiten auf rechter Bahn zum ewigen Ziele? Gewöhnt ihr sie, das Haus zu betrachten als eine Freistätte des Guten? Thut ihr das? Oder was meint ihr, wenn die Kinder euern Abfall von Gott sehen, dem Allmächtigen, dem Allwissenden, und euern Ungehorsam gegen ihn, sollen sie dann euch gehorchen, euch, den Schwachen und Gebrechlichen? und wenn ihr selbst mit der Muttermilch sie einsaugen laßt Fleischeslust, Augenlust, Hoffahrt des Lebens, was wollt ihr euch da der Früchte weigern, die aus solchem Samen entstehen? Oder wollt ihr sagen, Religion zu lehren sei der Lehrer Sache? Religion lehrt sich eben nicht wie ein Rechnungsexempel, und ließe sie sich auch lehren, wie soll sie da gelehrt werden, wo ihr mit Wort und That das Gegentheil von dem thut, was der Lehrer lehrt? Was würdet ihr von einem Acker erwarten, den man ansäet und alsobald nach der Aussaat wilde Schweine und andere Thiere hineinläßt? Wenn ihr von den Lehrern fordert, daß sie die Kinder zu Christen machen, so müßt ihr erstlich Lehrer wählen, welche selbst Christen sind und nicht etwa dem Christenthum den Krieg angekündigt haben, und wenn ihr Christen zu Lehrern habt, so müßt ihr sie weder verhöhnen noch verdächtigen, noch gar ihre Arbeit und ihren Fleiß verwünschen, oder dann suchet nicht Trauben an den Dornen, müßt nicht von der Thorheit besessen sein, nicht christliche Kinder zu begehren, sondern bloß gute, so allgemein gute, ohne Glauben, ohne Christus, ohne Gott. Man klagt über die Hausgenossen, über die Dienstboten. Aber woher die Klagen, als weil jedes christliche Band zwischen Herrn und Dienern zerschnitten ist, das Verhältniß nur auf dem hohlen Recht beruht, wo jedes das seine sucht und nicht das, was des andern ist! Woher anders, als weil zu wenig christlicher Ernst in den Häusern ist, um die Seelen man sich nicht kümmert, sein eigen Haus geduldig zum Schlupfwinkel der Sünde machen läßt

und zufrieden ist, wenn der Leib seine Pflicht thut. In so vielen Häusern hält man die Dienstboten nie zur Kirche an, ja man ist froh, wenn sie nicht gehen, giebt ihnen weder Platz noch Buch zum Lesen, läßt sie fast absichtlich verwildern. Ich will niemand schuld geben, daß gerade er schuld an diesen Klagen sei, aber ursprünglich liegt der Grund des Verderbens der Dienstboten nicht in ihnen selbst, sondern in den Häusern; in den Häusern, denen sie entwuchsen, in den Häusern, in die sie geriethen. Es trifft dieser Vorwurf arme und reiche Häuser. Es sind leider sehr viele Arme, welche bloß noch leiblich leben, geistig aber todt sind, deren Hütten nicht viel Besseres sind, als die Höhlen, in welchen die Thiere des Waldes wohnen. Aber auch viele arme Kinder wurden in reichen Häusern erzogen, und viele wurden nicht besser, als die Kinder in jenen Höhlen, geschieht es ja, daß man sie in den Stall hinaus zum Vieh verstößt und Kälber es besser hätten als Kinder. Aus diesem Grunde auch, weil des Hauses Dienst fehlt, weil die Kirche nicht mehr das gemeinsame Vater-Familienhaus ist, das bindende Band zerrissen wird, entsteht der Haß zwischen Reich und Arm, den die Bruderliebe nicht mehr mittelt, der versöhnende Geist entschwindet, es verschwindet der Geist, der alles, was der Vater giebt, als gut nimmt, der Geist, der sich freut, dem Herrn dienen zu können, wenn auch an kleinerem Altare, hängt doch des Feuers Glanz und Größe nicht vom Altare ab, auf dem es brennt, sondern von der Treue und dem Eifer dessen, der des Feuers wartet. Thorrecht aber auch ist das Klagen über Regenten, denn aus eurer Mitte, aus euern Hausvätern sind sie nicht nur hervorgewachsen, sondern von euch selbst auserkoren; haben die Hausväter den rechten Sinn, so werden sie auch die Rechten sehen, die da wissen, worauf es ankömmt, wenn es das Heil eures Volkes giltet. Dürftet ihr euch bekennen zu dem, der bekennt sein will, wenn auch er euch bekennen und erkennen soll, so hättet ihr

weder über Regenten noch über Regierung zu klagen. Die Gründe eurer Klagen wachsen also aus den Häusern heraus und ihr wißt es nicht, ihr sehnt euch nach bessern Zeiten, nach freundlichem Morgen und schafft doch Finsterniß, webet selbst das Böse in die Zeit hinein.

Darum lege ich auch euch die Frage vor wie Josua, der auch seinen guten Grund gehabt, doch keinen bessern als ich heute: Wem wollt ihr dienen, irgend einem Götzen oder dem Herrn, dem ich und mein Haus dienen wollen? Ihr werdet meinen, das sei eine müßige Frage, aber das ist sie eben nicht; ihr werdet sagen, das versteht sich von selbst, daß ihr Christen seiet und mit euerm Hause den Herrn dienet, aber das versteht sich eben nicht von selbst.

Ein Haus will man machen, ein Haus will man bauen, ein Haus möchte man besitzen, aber alles das in Beziehung auf die Welt, auf den äußern Schein, man will ein braver Mann sein, eine berühmte Frau, aber an das recht christliche Haus, an's christliche Priesterthum, denkt man nicht; bedenkliche Verlegenheit würde über so manchem Gesicht sich lagern, wenn man manchen Hausbesitzer, manche sogenannte Hausfrau nach ihrem christlichen Priesterthum fragen würde; man heißt sich Christ und dient der Welt, man hat ein Haus, darin zieht die Welt ein und aus, aber dem Herrn ist es nicht geweiht, man meint es nicht bös, aber was man eigentlich will und ist, weiß man nicht, man hat eben nicht daran gedacht. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, so sprach Josua, und wir, was wollen wir?

Es ist, ihr mögt wollen oder nicht, das Haus der Spiegel eurer selbst, eueres Inwendigen; ist euer Herz zerrissen oder hoffährtig oder zuchtlos, so wird alles dieses auch euer Haus sein, wird als Zeuge und Spiegel täglich euch vor Augen stehn. Seht, darum ist's auch, warum so oft Menschen nicht daheim sein mögen, warum es dem Manne wird im eigenen Hause, als ob er im Gefängniß wäre, der

Frau wie einem Vogel, der in eine Stube ſich verirrt, daß ihnen wind und bange wird innerhalb der eigenen Schwelle, was ſie im Spiegel ſehen, vor dem grauet ihnen, des Hauſes Predigt, die ohne Wort, aber wie ein zweiſchneidend Schwert durch ihre Seele fährt, möchten ſie nicht hören, aber wo wollen ſie hinfliehen! Das Herz, ſo öde und ohne Troſt, aber voll Stürme, Wind und Graus, das folgt ihnen überall, dem entrinnen ſie nicht, das ſitzt ihnen nicht bloß auf der Ferſe, das ſitzt mitten in ihnen. Und das Haus ſollte doch eben ſein der ſüße friedſelige Zufluchtsort des Pilgrims nach vollbrachtem Tagewerk, der freundliche Hafen, den der Schiffer ſehnſuchtsvoll ſucht, wenn hart des Lebens Wellen ihn geſchaukelt, im Hauſe findet er den Frieden, der aus der Liebe wächst, die ſüßeſte Frucht eines Gott ergebenen Herzens. Und laßt euch nicht irren durch ödes Geſchwätz unſeliger Thoren, es iſt nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas Anderes des Lebens Fundament, ſondern das Haus iſt es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, ſondern Hausväter und Hausmütter thun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande iſt die Hauptſache, ſondern das häuslichen Leben iſt die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel iſt, geſtaltet ſich das Andere. Täuſchet euch nicht, es mag zuweilen die Krone des Baumes noch grün ſcheinen, während ſchon die Wurzel welket, aber lange bleibt die Krone nicht grün, dürre wird es bald in ihren Aeſten, und wenn ein Sturm übers Land kömmt, ſo wird ſie einen großen Fall thun, die Wurzel hält den Baum nicht mehr: ſo wird es dem Vaterland ergehen, wenn man es bauen will auf öden Wüſten, ſtatt auf gottſeligen Häuſern.

Darum, ſo kehret, wenn ihr klaget, die Augen in euere Häuſer, betrachtet ſie; ſind ſie Tempel Gottes? brennt darin als ewig Feuer die Liebe und die Treue? wartet ihr als treue Prieſter eures Gottes heiligen Dienſt Tag und Nacht? ſeid

ihr euch bewußt, daß, was ihr auch ſeid unter den Menſchen, euer höchſt Amt und Beruf eben das Prieſteramt, eben das Warten von Gottes heiligem Dienſte iſt im Tempel, den ihr euer nennt, im Tempel, in dem ihr mit euerer Familie wohnt, im Tempel, wo ihr ſelbſt die heiligen Opfer ſein ſollt? Und wenn ihr und euer Haus dem Herrn fürder dienen wollt, ſo meine ich eben dieſen heiligen Dienſt und nicht ein kühles Halten irgend eines Gebotes hie und da, wenn es die Leute ſehen oder es ſonſt eben nicht unbequem iſt oder nicht ſchwer fällt. Ich meine eben den Dienſt, den auch Paulus meint, wenn er ſagt: So ermahne ich euch nun, lieben Brüder, durch das Erbarmen Gottes, daß ihr euere Leiber darſtellet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ſei, welches ſei euer vernünftiger Gottesdienſt. Und wollt ihr alſo dem Herrn dienen, ſo bekennt es offen vor den Menſchen und ſteht in all' euerm Thun zu euerm Glauben und gebt deſſen Zeugniß, darf doch auch ſo mancher öde Wicht zu ſeinen todten Götzen ſtehen, warum dann nicht ihr zu euerm lebendigen Gott?

So ungefähr redete der Pfarrer, aber ausführlicher, und namentlich den letzten Spruch erklärte er, wie man ſich heilig darzuſtellen hätte als ein Gott wohlgefälliges Opfer und ſein Haus zu machen habe zu einem heiligen Tempel. Und es war große Stille und Andacht in der Kirche, und wohl nicht manches Herz war darin, das dem Pfarrer nicht Recht gab, und nicht manche Seele, die nicht an das eigene Haus dachte, und manches Auge ward naß, wenn es erkannte, wie es im Hauſe ausſah, und weil ihm jetzt das Verſtändniß kam, warum ihm ſo übel darin war. Und manch Anderer durchlief ſeines Hauſes Geſchichte, und klar ward es ihm, warum der Friede deſſelben geſtört war und ſich wieder herſtellte, warum die Freudigkeit verdunkelt war und hell wieder ſtrahlte, Alles das in dem Maaße, als auf des Tempels Altare dunkel oder hell brannte das heilige Feuer. Und manches arme

Weib wischte im Stillen eine Thräne ab, denkend, welchem Dienste der Mann fröhne, und nahm sich vor, eine desto treuere Priesterin des Herrn zu sein, und mancher Mann freute sich seines Weibes, dem das Haus alles war, und mancher hatte es umgekehrt. Und manches Kind begriff besser der Eltern Zucht und gelobte willigere Treue.

Auch Aenneli fühlte sich eigends bewegt, es säuselte in ihm wie himmlisches Wesen, es ward ihm so wehmüthig und doch so unaussprechlich wohl. Vor ihm stand ihr Haus in freundlichem Glanze, es durfte desselben sich freuen vor Gott und Menschen, es fühlte so recht innige Wonne, daß dort sein Eingang, sein Ausgang sei und Christen so einig mit ihm, so freudig des gleichen Dienstes wartend und die Kinder so treu, anhänglich, nichts Zwieträchtiges zwischen ihnen und kein Zweifel, daß auch sie das Haus im gleichen Glanze erhalten würden und nicht vor den Menschen nur, sondern auch vor Gott. Es fühlte so recht innig das Glück, wenn Eltern mit Zuversicht sagen können: Jetzt laß deinen Diener im Frieden fahren, und das können sie nur dann, wenn sie sicher wissen, daß ihre Kinder in Gott gewurzelt, ihre Namen im Himmel eingeurbet sind. Aenneli war nicht stolz, es betete nicht: Ich danke dir, Gott, daß unser Haus besser ist als andere Häuser, aber es freute sich herzinniglich, daß, wenn Gott es abrufe, es nicht zu erschrecken brauche, es nicht umsonst auf der Welt gewesen, es das Pfund, welches der Herr ihm gegeben, nicht vergraben, sondern ihm mit Wucher zurückgeben könne: ein Haus, im Herrn erbaut, drei Kinder, im Herrn erzogen, der Welt mächtig, aber ihrer nicht die Welt; und kann eine Hausmutter Höheres, Köstlicheres bringen vor Gott und erwartet er Anderes von ihr, als ein frommes Haus und fromme Kinder? Wohl fiel ein Schatten in die Freude, es war der düstere Resli, der nicht klagte, aber wenig lachte, viel schaffte, aber gerne alleine war und dann so trübe war, wie die Mutter im Stillen oft bemerkt hatte; es war das Bangen, daß er

alleine bleiben möchte, der ſtumme Wunſch, die noch zu ſehen, welche einſt an ihrer Stelle ſtehen ſollte als fromme Prieſterin an des Hauſes heiligem Altare. Und dieſer Schatten war's, der der guten Mutter Auge trübte, aber bald glänzte durch die Wolke hell und klar des Vertrauens goldener Stern; der Herr, der bis hieher geholfen, der alles ſo wohl gemacht, ſollte der nicht ferner helfen, ſollte es nicht mit ergebenem Herzen ſagen: Wie du willſt, und nicht, wie ich will! Und ſo faßte Aenneli es auch, aufgerichtet und freudig ging es heim, es war ihm, als ziehe jemand an ihm; ſo leicht und wohl war es ſeit Jahren nicht gegangen.

Dieſe Predigt war nicht ohne Eindruck an den Leuten vorüber gegangen, hatte Beifall gefunden wie ſelten eine. Da hätte der Herr Recht, ſagten ſie, d's Hus ſei d'Würze voa llem, u wenn's da fehl, ſu chönn's Korn u Heu gä, ſo viel es well, es b'ſchüß alles nüt. Ja, ſagte ein fürwitziger Schneider, und was mir am beſten gefallen hat, iſt, daß d'r Herr afe ſelber ſäge muß, d'Schul trag nüt ab u d'King lere nüt drin, emel nüt Gut's. Wenn ih myni King nit daheime lehrti, i d'r Schul lerte ſi i Gotts Name nüt. U wenn's d'r Herr afe ſelber ſeit, ſu muß es ſy. Aber ih hätt nit glaubt, daß er ſövli witzig wurd, und o nit, daß er's ſeiti, wenn er's ſcho g'ſäch. Deretwege muß ih Reſpekt vor ihm ha, ſo zu eim cha me d'r Glaube ha, daß er ſeit, was wahr iſt, aber es ſy nit die Halbe e ſo.

Was das für ein freundliches Heimkommen iſt, wenn in Allen der Friede Gottes iſt, wenn man nichts Störendes daheim hat, die Einen in der Stille des Hauſes Geſchäfte beſorgt, die Andern im Hauſe des Herrn neue Kraft gefunden, neues Licht, neuen Troſt, dann beiderſeits ſich ſammeln um des Hauſes Tiſch, alles in der Ordnung iſt, Alles zufrieden iſt, die Einen auftragen, was ſie daheim bereitet, die Andern mittheilen und zerlegen, was ſie in der Predigt geſammelt, da faßt man es, was Paulus damit meint, Eſſen und Trinken

zu Gottes Ehre, und in ſolchem Eſſen und Trinken iſt dann auch Gottes Segen.

Es wolle hüten dieſen Nachmittag, ſagte Aenneli, es werde öppe keins von ihnen daheim bleiben wollen, an einem ſolchen Tage ſolle man nichts verſäumen, man wiſſe nicht, wenn man wieder dazu komme. Und wenn der Pfarrer dieſen Nachmittag wieder anwende wie Vormittag, ſo könne jedes ſein Theilchen nehmen, und es wäre Schade, wenn eines es nicht hörte. Es ſöll mir aber doch öpper Reis heimbringen, es halb Dutzend Pfund oder was. Sie hätten b'richtet, wie d'r roth Schade ſo grujam regier und ſo bös ſyg; bi d's Styni Glauſe-ſige vier King krank, und d'Mutter ſelber o, keis chönn am andere mehr Rath thun und hätten von allem nichts. Das iſt ein ſchrecklich Dabeiſein, und die Leute können mich erbarmen, ich kann es nicht ſagen. Wenn ihr heim ſeid, ſo will ich noch hin und ſehen, wie da zu helfen iſt; ſo kann man die Sache nicht gehen laſſen, denk man doch auch, wie es Eim ſelber wär, ſövli krank u niemere daß Eim hilft und nüt im Hus und vielleicht kein Menſch, der ihnen zum Doktor geht. Mutter, ſagte Chriſteli, ſchicket öppere, es geht euch ſcho eis vo dene Meitlene, oder wartet bis morgen. Das iſt noch e Plätz bis zu dene Leute, und ihr ſeid ſchon in der Kirche geweſen. Von denen Meitlene kann ich keins ſchicken, ſagte die Mutter, die ſehen nicht, was fehlt, und die Leute wiſſen es vielleicht ſelbſt nicht oder können es nicht ſagen, oder dürfen es nicht, und dann weißt wohl, Chriſteli, wie häſſig es Einen macht, wenn man krank iſt und nicht reden mag und man da immer gefragt wird und B'ſcheid und Antwort geben ſoll. Da muß man es Einem an den Augen abſehen ohne langs G'frägel. Und wenn die Meitleni ſcho d'r gut Wille hätte, ſo fehlte ihnen die Erfahrung, man muß bei ſolchen Sachen geweſen ſein, wenn man wiſſen will, was nöthig iſt. So wartet bis morgen, ſagte er. Aber Chriſteli, was denkeſt auch, was meinſt, wenn's dir fehlte und z'Mittag

ſagte man es mir und ich antwortete: He nu ſo de, mr wei öppe luege, wenn es mr ſih de ſchickt, ſu will ih ihm de morn einiſt neuis arichte. Za Mutter, ſagte Chriſteli, das zählt ſich nicht zuſammen, ich bin dein Kind. Oeppe zählt ſich das nicht zuſammen, denk doch auch, vier Kinder und nicht nur ein Kind liegen an der wüſten Krankheit, und kann keins dem andern anders helfen, als helfe plätre u gruchſe. Und dann eine ganze Nacht ſo, denk, wie lang, wie ſchrecklich! Aber ihr könnet da doch kaum helfen, ſagte Chriſteli. Das weißt du nicht und ich nicht, aber ich glaube, wohl. Schon das thut ihnen wohl, wenn ſie ſehen, daß jemand ſich ihrer annimmt, daß ſie doch auch nicht ſo ganz verlaſſen ſind. Denk doch, es könnte ja vielleicht eins ſterben über Nacht, und niemand wäre da und nehmte es von den Lebendigen weg und legte es bei Seite. Aber Mutter, du wirſt doch nicht über Nacht dort bleiben wollen? antwortete der Sohn. Das weiß ich nicht, ſagte Aenneli, es kömmt darauf an, wie es öppe iſt, aber wenn ich zu rechter Zeit nicht heim ſein ſollte, ſo habt nicht Kummer, denket, ich ſei dort. Und möglich wär's, daß, wenn ich jemand fände, ich nach etwas ſchickte, was etwa mangeln ſollte, gebt es ihm dann. Aber Mutter, gang mir nicht, es heißt, d'r roth Schade ſyg anſteckend, ſchick es Meitli, rückte Chriſteli endlich mit ſeiner eigentlichen Meinung heraus. Aber Chriſteli, Chriſteli, was ſinneſt auch, ſchäm dich! Welle die gute Lüt ſy und öpperem öppis ſchicke, wo wir nüt g'ſpüre, wo grad iſt wie nüt, u d'rmit es Meitli ſchicke, wo nüt het, as d'G'ſundheit, u die ſött es gah opfere, u mir hätte d'r Ruhm, un ihm danketi nume niemere, nei Chriſteli, das iſt nie üſe Bruch giy, u mit ſelligem chum m'r nümme.

In den Hütten der Armen iſt wohl keine Krankheit, die Cholera etwa ausgenommen, fürchterlicher und ekelhafter als die rothe Ruhr, der rothe Schaden. Wo vielleicht nur ein rechtes Bett iſt und noch dazu ein ſchlechtes, die Uebrigen mit

einzelnen Bettstücken sich behelfen müssen, selbst mit Hudeln, bald in leeren Bettstätten, bald auf dem Ofen, vielleicht auch auf den Tischen, wo kein Glied der Familie mehr als zwei Hemder hat, eins am Leib, eins am Zaun zum Trocknen, kein Vorrath irgend einer Art ist, selbst das Holz für den täglichen Gebrauch zusammen gelesen werden muß, wo man Einem, der zu Mittag essen wollte, nichts gekocht fand und klagte, es sei längst zwölf vorbei, antwortete: Du Narr, we mir esse wei, su luege m'r nit a d'Uhr, mir luege i Kuchischaft, wenn nüt drinn ist, su hört me koche, sygs de zwölfi oder nit; wo es so ist, da denke man sich das Elend bei einer Krankheit, wo Reinlichkeit, Wäsche, Diät und Pflege die Hauptsache sind.

Als Nachmittags die Leute heim waren aus der Predigt, machte Aenneli sich auf, niemand widerredete mehr, aber sie boten ihm alle das Geleit an, und als es keins annehmen wollte, baten sie dringlich, es möchte an sein Alter denken und bald heimkommen.

So hatte es sich Aenneli, welches doch schon bei vielem Elend gewesen, nicht vorgestellt, wie es es fand daß so alles in allem fehlen könnte, sich nicht gedacht. Es hatte allerlei mitgebracht, also Reis, etwas Wäsche für die Kinder, Brod und selbst in einer Flasche Nidle, weil es gehört hatte, daß sie drangstillend sei. Aber Holz fand es nicht, Butter fand es keine, an Wäsche und Reinigungsmitteln einen schauderhaften Mangel, so daß es ihm fast übel ward. Es waren allerdings, besonders weil es Sonntag war, auch Menschen da, einige hatten etwas mitgebracht, Brod, Lebkuchen, selbst Fleisch und zwar gesalzenes und geräuchertes, andere legten einen Batzen oder sechs Kreuzer dar und jammerten: Herr Jemer, wie sieht das aus, da hielte ich's wäger keine Stunde aus, nein, das ist ase grüslig. Andere leisteten einige Handbietung, sagten dann, sie müßten heim, es koche sonst niemand, aber wer ihre Stelle vertrat hier, darum kümmerten sie sich nicht. Man

ging ab und zu, frug, antwortete, urtheilte, daß wahrſcheinlich alle ſtürben bis vielleicht an die Alte, wenn ſie es ausſtehen möchte, aber die Sache in die Hand nahm niemand, ehe Aenneli kam.

Aenneli band das Stückwerk aneinander. So einer verſtändigen Hausfrau iſt es unmöglich, in der Unordnung zu ſein, es iſt ihr zum Inſtinkt geworden, jedes an ſeinen Platz zu ſtellen und die vereinzelten Thätigkeiten zu einem Ganzen zu ordnen, wo keine Kraft der andern entgegen arbeitet, ſondern eine der andern vor und in die Hände. Und das thut ſo eine erfahrne Hausfrau nicht dadurch, daß ſie mit vielem Reden daherbrauſt wie eine Windsbraut, daß ſie unter die Leute fährt und ſie auseinanderſprengt wie ein Wirbelwind, der über das Heu auf dem Felde kömmt, ſondern das geht faſt auf die Weiſe, wie unſer Schöpfer es macht, es ſteht jedes auf ſeinen Platz, es weiß eigentlich nicht wie, und jedes bildet ſich ein, es hätte eigentlich den Anſtoß gegeben, und wenn es nicht da geweſen wäre, ſo wäre es viel z'übel gegangen; was ihm, wäre kem Mönſche z'Sinn cho. Zum Doktor ging jemand und im Vorbeigehen mit Aufträgen nach Liebiwyl, Holz kam herbei für die Noth, Butter, Reisſuppe übers Feuer, gelüftet ward, geſäubert, und je mehr gethan ward, deſto weniger ward geſtürmt und geſchwatzt, ſo daß die arme Frau ſagte, es düech ſe, es well afa beſſere, es heig ere ſcho viel g'wohlet. Wenn öpper d'r V'rſtang het, d'r Wille wär geng noh öppe da, aber mit em V'rſtang, da iſt me mängiſt übel z'weg. Am Abend noch kam Anneliſi daher, ſchwer bepackt und mit dem Auftrage, die Mutter ſolle heim, es wolle da bleiben. Aber es konnte lange reden, die Mutter wollte nicht. Wenn ſo eine rührige Frau einmal daran iſt, etwas in Gang zu bringen, Hand an ein Werk gelegt hat, die Hand kann ſie nicht davon abbringen, ſie kriegt eine Art Fieber, kömmt in Faſt, den man nicht ſtellen kann. Zu dem kam noch ein zweites. Wer arme Kinder mit Leiden und Tod ringen geſehen, der weiß, daß in ihrem An-

blick zumeiſt etwas unendlich Rührſames liegt. Zumeiſt iſt ſo armen Kindern von Jugend auf eingeprägt, daß ſie eine Laſt ſind, daß Vater und Mutter um ihretwillen ſo ſchwer ringen müſſen mit dem Leben. Wenn man es ihnen auch nicht deutlich ſagt, ſo ſehen ſie es doch. Wenn ſie ganz klein ſind, ſo kräzt ſie die Mutter, nimmt ſie der Vater, ſo wie ſie aber ab deren Armen kommen, ſo entfremden ſie ſich auch mehr oder weniger den Herzen, es ſei dann ein b'ſungerbar hübſches u g'wirbiges Kind, das ſich feſt zu ketten weiß an dem einen oder dem andern Herzen. Es iſt aber eigentlich weder Hübſchi noch G'wirbigi, es iſt Flattirigi der Haken, mit dem es ſich in's Herz gehängt. Wie ſchon tauſend Mal geſagt worden, es iſt jedes Herz, ich möchte faſt ſagen, das wüſteſte, liebedurſtig. Verſteht es nun ein Menſch, und Kindern iſt es beſonders gegeben (denn ſie ſind liebevoll, ehe die Liebe in der kalten Welt zu Eis erſtarrt, zur Selbſtliebe ſich verknöchert und zuſammengezogen hat), das Brünnlein der Liebe in ein Herz zu reiſen, ſo wird dieſes den ſüßen Trank begierig in ſich ſaugen und das Kind freudig gewähren laſſen. Das ſind aber eben nur Ausnahmen zumeiſt und trifft meiſt die jüngſten Kinder, die noch nicht in der Welt erkaltet, verknöchert ſind. Die andern müſſen ſich ſelbſt behelfen, entbehren, man kann ihnen nicht gewähren, leiden, man hat nicht Zeit ſich zu achten, tragen, man hat nicht Zeit, ſich mit ihnen zu plagen. Es iſt eine harte Schule für weiche Herzen, und wie viele werden wohl da zerdrückt, und doch liegt in dieſer natürlichen Schule eine Art Barmherzigkeit, es iſt eine Schule für's harte Leben, wie man Baumſtecken härtet im Feuer, leider aber oft ſie verbrennt dabei, damit ſie nicht faulen in Waſſer, Schnee und Erde. Es ſoll ſich dabei Ergebung bilden, eine Gewohnheit, zu dulden und zu tragen, ohne zu klagen, und dieſe eben ſieht man ſo oft bei armen, kranken Kindern. Sie ſchreien nicht, ſie weinen nicht; in glühender Hitze, im ärgſten Fieberfroſt liegen ſie auf dem jämmerlichſten Lager, ihre Lippen ſind

braun im Brand, auf dem Ofen iſt ein zerbrochen Geſchirr mit etwas Naſſem, aber niemand hat Zeit, es ihnen zu reichen, ſie ſchweigen, leiden, ihre Augen richten ſich wohl dem Geſchirr auf dem Ofen zu, aber ſie warten, bis die Mutter im Vorübergehen es merkt und frägt: Wotſch öppe trinke? Wenn man dagegen reiche Kinder ſieht in ihrer Begehrlichkeit, in ihrer Unfähigkeit, den Schmerz zu ertragen, wie ſie ſchreien, wenn ſie beinahe ſich gehauen, und wie ihrer ſieben um ſie ſpringen müſſen, wenn ſie ſich wirklich gehauen, und ſie doch nicht g'ſchweigen können, ſo iſt es wirklich zum Erbarmen. Man fängt dann wohl an zu werweiſen, wer glücklicher ſei fürs Leben, das reiche oder das arme Kind, fängt an, immer ſtärker darüber zu ſinnen, warum es ſo ſchwer ſei und namentlich den Eltern, die rechte Mitte zu treffen für das Leben, ſo ſchwer ſei, das Herz zu härten für das Leben, es weich zu erhalten für das Lieben.

Durch die harte Schule waren auch die kranken Kinder gegangen, ſie lagen ergeben, ſtumm, ſtumpf, würden ſolche ſagen, die das nicht verſtünden, in ihren Hüdelchen; was ſie dachten, was ſie empfanden, ob ſie an das Leiden dachten oder an den Tod, von dem ſo viel geredet ward, oder an Geneſung? Sie gaben kein Zeichen von ſich. Aber als die alte, ſchöne, freundliche Frau ſich ihrer annahm, ſie ſäuberte, reine Hemder ihnen anzog, ihnen hülfreich beiſtand, ſie tröſtete, ihnen zu trinken gab, weiche, warme Sachen, da war es faſt, als ob ſie aufwachten, als ob ſie wieder reden möchten, und das kleinſte, ein blaſſes, aber lieblich Mädchen mit krauſen, blonden Häärchen um den Kopf, fragte: Biſt du öppe my Gotte? Ja, King, ſagte Aenneli, dy Gotte will ih ſy. Gäll, du gehſt nicht von uns, du bleibſt jetzt bei uns, bis es für iſt u Müetti wieder uſuma, ſagte es. Ja, du guts Kind, ich verlaſſe euch nicht, hatte Aenneli geſagt, und jetzt konnte es wirklich nicht fort. Die Kinder und beſonders das blaſſe, blonde hatten es gefeſſelt, es war ihm, als ob es ihre Groß-

mutter wäre, und als ob Gott, wenn es sie verließe, sie aus seiner Hand fordern würde. Dieses sagte Aenneli Annelisi freilich nicht, sondern Anderes, aber es ist ja so häufig so, daß wir viel sagen, aber gerade das nicht, warum wir etwas gesagt, warum wir das wollen und nicht was Anderes. Von wegen, was wir nicht wissen, können wir nicht sagen, und wie oft geschieht es uns nicht, daß wir etwas wollen, wir wissen nicht warum, der Entschluß steigt uns auf als wie ein Gespenst aus dunkelm Schlunde, und erst, wenn es so da vor uns steht, suchen wir nach Gründen, sein Dasein zu rechtfertigen.

Eine rechte Reisbrühe zu kochen für diesen Fall wüßte niemand, sagte Aenneli, man koche das Ding gewöhnlich ein wenig, aber den Reis verkoche man nicht; wenn man anrichte, so sei das lautere Wasser oben auf und der Reis hocke ganz am Boden, und d'Hauptsach bei einer solchen Brühe sei, daß sie schleimicht sei, anhänke in den Därmen, wie der Doktor gesagt habe, eine solche Brühe wolle es selbst kochen. Dann müßten die Kinder Dokterrustig nehmen, die Frau sage zwar, man könnte ihnen nichts beibringen, sie nehmten nichts. Das müsse nun sein, und wenn sie jemand etwas abnehmen, so nehmten sie es von ihm, sie seien jetzt an ihns gewöhnt, und es wolle das einmal probiren. Es gehe ihm schier leichter, jetzt hier zu bleiben, als heimzulaufen. Am Morgen könnten sie ihm dann Roß und Wägeli schicken, und wenn jemand kommen wolle, ihn's abzulösen, so sei es ihm recht, daneben, wenn einmal die Sache im Gang sei, so werden sich wohl Leute aus der Nächsemi zeigen. Aber vergessen solle man nicht, noch Haberkernen zu bringen und von denen Bettdecken eine, wo im Spycher hingen. Gäb was es sich sträubte, Annelisi mußte gehen, und gäb was die arme Frau dagegen einwandte, Aenneli blieb als Wärterin. Sie dürfte das nicht annehmen, sagte die Frau, sie wüßte nicht, wie es vergelten. Deppe so bei einer Kindbetti, da wollte sie nichts sagen, da sei es der

Brauch, da hätte öppe eine Frau die andere nöthig, und sie sei manchmal froh darüber gewesen, aber bei einer solchen Krankheit hätt's afe ke Gattig. Wenn man das Trinken auf den Ofen stellen wollte, so wollte sie sehen, wie sie es mache. Sie weinte, als Aenneli auf seinem Willen bestand, und meinte, sie hätte nicht geglaubt, daß so eine gute Frau auf der Welt noch lebe, und noch so eine vornehme und wo selligs nit nöthig hätt auf der Welt und nit für e Himmel, weil sie sonst schon darein käme und ihn für g'wüß hätt. Aber wie ihr das Erwarmen wohl thäte, weil sie nicht immer auf sein müsse, sie könnte es nicht sagen. Endlich kam Zeug und das Versprechen, der Doktor werde morgen früh da sein, man solle alle Stunden von der Rustig geben und Brühe z'trinke so streng man möge. Vielleicht daß dann noch müsse klistirt sein. E aber nein, sagte die Frau, jövli Hung wird er doch nicht gegen uns sein wollen, söoli, daß wir schon auf müssen, wird er uns doch nicht noch mehr kujiniren wollen. Habe nicht Kummer, Frau, nimm jetzt und schlaf dann ein wenig. Lue auf's Doktern verstehen ich und du uns nicht, und manchmal ist, was unser Gattig Lüt d's Dümmste dünkt, d's Witzigist, sagte Aenneli. Darauf machte sie sich an die Kinder, die sonst keinen Zeug einnehmen wollten. Schmeichelnd fing sie beim jüngsten an, versprach gute Brühe, und das Kind nahm und sagte, das sei fry gut, es hätte nicht geglaubt, daß Dokterzüg so gut sei. Hast du noch nie gehabt? fragte Aenneli. Nein, aber man hat mir oft gesagt, ih söll folge un is Bett, sust werd ih krank, u de gäb me m'r Dokterzüg, u das steyh vom Tüfel u dräy eim ganz z'ringsetum und syg yz'näh öppis schröckligs. Jä so, sagte Aenneli. Auch die andern Kinder nahmen ein, theils weil das jüngste es genommen hatte, theils weil sie der freundlichen fremden Frau es nicht recht weigern durften.

Die Nacht war eingebrochen, die Mutter schlief, Aenneli, welche beständig beschäftigt war, bald mit den Kindern, bald

mit Kochen und andern Dingen noch, wollte Licht machen, fand die Lampe, aber kein Oel dazu, gäb wie sie suchte an allen Orten, wo man sonst das Oel zu haben pflegt; leise fragte sie eins der Kinder darnach. Wir haben schon gestern keins mehr gehabt, antwortete das Kind. Glücklicherweise ware es Mondschein und sehr helle, indessen unbequem war es jedenfalls. Wenn Aenneli zuweilen absitzen konnte, so mußte sie immer und immer wieder denken: Kein Oel und vier kranke Kinder! Unserein weiß doch wahrhaftig nicht, wie es solche Leute haben, wir haben viel zu gut. Wie wäre mir doch, wenn was mangelte, gäb wie leicht, in meiner Haushaltung und nur eine Nacht lang, es legte mich schlaflos, und wenn nur kein Kaffee wäre oder kein Mehl und ich wüßte, den andern Tag könnte ich deren wieder haben, so viel ich wollte. Und hier nichts, kein Geld, kein Brod, von allem nichts, und Alle krank! Nüt ha u nit wüsse, wo näh, nein, das stünde ich nicht aus! Und doch würde ich müssen, dachte sie, wenn unser Herrgott es wollte, aber ich weiß nicht, wie mir wäre. Und doch müßte ich es ertragen, wenn Gott es wollte! O, wenn man geben kann, man weiß nicht, wie es Einem anders ist, als wenn man nehmen muß. Und wenn ich meine Kinder auch so hätte müssen liegen sehen in schlechten Hüdlene, so matt und mager, nichts als die Haut über die Beinchen; Herr Jemer, wenn ich eins von ihnen noch so sehen müßte, nein wäger, das ertrüge ich nicht! Und wenn mir Gott die Wahl ließe zwischen dem Reichthum und den Kindern, entweder sie so sehen ohne alle Sachen, in schlechtem Bett oder sie gar nicht zu haben, was lieber? Ach Gott, ach Gott, dachte Aenneli, wie gut ist doch der da oben, daß er Einen nicht in Versuchung führt, solche Fragen nicht thut, es macht, wie er's am besten findet! Aber wenn ich denken müßte, ich müßte alles, alles geben und hätte nichts mehr für meine Kinder, und sie lägen so da, und ich könnte nicht einmal für sie betteln, es würde mir das

Herz zerreißen, und doch gäbte ich ſie nicht. Was hülf's mir, reich zu ſein, wenn ich keine Kinder mehr hätte, da müßte ich mich ja zu Tode weinen und könnte nichts mehr ſagen, als: hätt ih ſe doch noh, hätt ih ſe noh! Wie doch das ein hübſches Kind iſt, mußte Aenneli denken, als ſie das kleine Mädchen aufheben mußte und der Mond auf deſſen Geſichtchen ſich ſpiegelte, durch die Locken ſchimmerte, golden ſie ſäumte. O du armes Kind, was wird aus dir werden, wie bös wirſt du es einſt haben, und wie reich wäre manche Frau, wenn ſie dich hätte! Da lägeſt du in einem andern Bettchen, und wer weiß, was du für Aufwart hätteſt! Gott hat es ſo gemacht, er wird wiſſen, warum. Aber Unſerein begreift es nicht. Ach, man begreift ſo manches nicht! Warum der armen Frau nicht mehr geben, mit Minderem könnten wir es ja auch machen und müßten doch lange nicht ſo wohnen und hätten noch lange Geld für Oel! Aber ſo hat er's gemacht, es wird gut ſein ſo und muß gut ſein, d'Hauptſach iſt, daß man ſich nicht verſündige, ſei man reich oder ſei man arm, die Reichen nicht an den Armen, die Armen nicht an den Reichen. Nein wäger, verſündigen will ich mich nicht! Wenn Chriſten das ſehen würde! Doch Chriſten iſt gut und b'fungerbar in der letzten Zeit, aber wenn er das Elend ſehen könnte und die Kinder, er würde mir noch manches verzeihen und begreifen, wie's mir iſt, wenn mir jemand was bettelt. Ih muß gä, i Gottes-Name. Was weiß man, wie die Leute z'weg ſind, denke man doch an dieſes Elend! Chriſten braucht das nicht zu ſehen, er hat ein gutes Herz; aber Andere ſollten es ſehen, es giebt deren, die bodenbös ſind, und wenn ſie einen armen Menſchen ausdrücken, ihm das Blut ausſaugen könnten, ſie ſparten es nicht, die wüſte Hüng, Gott v'rzieh m'r my Süng. Aber eine jede Frau und ein jeder Mann ſollte wiſſen, wie es Einem gehen kann in der Welt, und ſollte ſehen, was Elend iſt. Es klagt ſo mancher, iſt nie zufrieden, und weiß nicht, was bös ha iſt, ſinnet nit, wie

gut er's hat, und verſündiget ſich ſchröcklig mit Neid und Klage. O wenn man g'ſund in ein warm Bett ſchlüpft und d'Kindli alli deckt ſind und öppe ihr Sächli haben, wie ſellte man da glücklich ſein und Gott loben und preiſen!

So ſinnete Aenneli in ſelber Nacht, und keinen Preis der Welt hätte es genommen, daß es dieſe Nacht nicht erlebt hätte. Wenn ſo ein Tag fürgang wie der andere und man nicht aus ſeinem Hauſe komme und immer das Gleiche ſehe, ſo wiſſe man nicht, was das Leben ſei, und die Gedanken würden ſo kurz, daß man an nichts dächte, als an ſich und die eigenen Sachen, und daß man nicht begreife, wie es anderwärts anders gehe, als um Ein herum, und es Einem auch anders gehen könnte. Denn das Unglück, welches hier ſei, könnte ja ſo leicht auch zu ihnen kommen; ein oder zwei lange Schritte, ſo wäre es bei ihnen, und wie ſie das angreifen müßte, wenn es ſo ung'ſinnet daher käme, dachte Aenneli bei ſich, und wie eben deßwegen ſo viele Leute hart und gleichgültig werden, weil ſie nicht ſehen, wie es andere hätten, und ſo verzagt und faſt gottlos im Unglück, weil ſie den Wechſel vergeſſen hätten, und wie über Nacht der Herr die Prüfung ſenden könne, und nicht nur in eine Bettlerhütte, ſondern in's vornehmſte Herren- oder Bauernhaus.

So verging Aenneli raſch die Nacht, an ihm war ſie geſegnet, aber auch an den Kranken, und friedlichen Schlaf und freundliche Geſichter ſah der Morgenſtern, als er durch die Fenſter blickte. Mit dem Morgen kamen andere Leute, kam Chriſten ſelbſt daher mit finſterem Geſichte, aber dem Nöthigen. Aenneli kannte das Geſicht, Chriſten mußte das Roß anbinden, mußte in's Stübchen kommen, mußte das Elend und die Noth anſehen, mußte die Kinder ſehen, wie ſie ſo erbärmlich ausſahen. Aber Chriſten machte deßwegen kein freundlicher Geſicht, es düechte ihn, das hätte alles ſo ſein können, ohne daß deretwegen ſeine Frau eine Nacht hier zu ſein gebraucht, deretwegen ſei die Sache doch ſo, wie ſie ſei.

Komm du jetzt, sprach er. Willst du fort, sprach das kleine Mädchen, nein Gotte, bleib, du hast es ja v'rsproche, und hing sich an Aennelis Hals und ließ sich fast nicht begütigen mit allerlei Versprechen, und die andern Kinder, wenn sie auch nicht viel sagten, so sah man doch, wie hart es ihnen ging, daß die gute Frau, die so viel Erbarmen und freundliche Worte hatte, fort wollte. Die Mutter aber weinte und konnte wenig sagen, als daß der Vater im Himmel es ihr vergelten möchte, e selligi Frau gebe es nicht mehr auf der Welt, und in Zeit und Ewigkeit wolle sie diese Nacht nie vergessen, es sei gerade gewesen, als ob ein Engel da wäre und ihnen wachete. Als Christen das hörte, zogen sich die Wolken fort von seinem Gesichte, er begriff erst, was Aenneli gethan, sein Herz ward weich, das Erbarmen kam, er ward freundlich, sagte, wenn schon die Frau heimkomme, deßwegen sollten sie nicht vergessen sein, aber sie alte afe und mög' nümme alles erlyde. Sie sollten nicht Kummer haben, es werde schon bessere, und wenn sie wieder gesund wären, so sölle si de öppe cho, mi well de luege, was me thue chönn. Das war von Christen viel, der sonst derlei Dinge seiner Frau überließ, und was ihm die Frau auf dem Heimwege erzählte, rührte ihn noch mehr. Man wisse nicht, wie man es hätte, sagte er, aber v'rwundere thue es ihn, daß jösli Noth da z'mitts unter ihnen sein könne. Oeppe am wüsteste sei man doch hier gegen die armen Leute nicht, und doch könne es solche Fälle geben. Aber man sinn nit dra, öppe selber z'luege, u wil so viel zum Hus chöme, su mein me, wer öppis mangli, der lauf selber nache.

Es war ein kühler Herbstmorgen, als sie heimfuhren, ein scharfer Nordwind strich ihnen entgegen, es fröstelte Aenneli, als sie heimkamen, es hatte warm gehabt und sich nicht wärmer angezogen, als es auf's Wägeli saß. Daran hatte niemand gedacht, und weit war übrigens der Weg nicht. Seit gestern hatte es nichts genossen, den Kindern mochte es

die Brühe nicht wegtrinken, und Anderes hatte es nichts. Wenn man ſo leer im Leibe ſei, ſo friere man doch afe, ſagte es, es hätte es nicht geglaubt. Anneliſi werde aber ſchon an ein Kaffee geſinnet haben, und es müſſe ſagen, ſo hätte es nie nach demſelben blanget als jetzt.

So war es auch, das Kaffee war z'weg, und Aenneli lekte wohl daran, aber bei jedem Schluck mußte es ſagen: O, Kinder, wir wiſſen nicht, wie gut wir's haben und wie's hergege arm Lüt hei, warms Eſſe, es warms Bett, u we m'r öppis mangle, ſu cheu m'rs gah näh im Keller oder im Spycher, o, mi weiß nit, was das iſt, u was me het!

Die Kinder waren an der Mutter, daß ſie gang gah ligge, um wieder recht zu ihr ſelbſt zu kommen, mit großer Mühe brachten ſie es dahin. Aenneli war ſo voll des Geſehenen, daß es lieber den Kindern den ganzen Morgen b'richtet hätte. Schlaf du jetzt, Mutter, mußte Anneliſi mehr als ein halb Dutzend Mal ſagen, ehe ſie es entließ. Los noh das u denk doch, hielten es immer auf's neue feſt. Und lange wollte der Schlaf nicht kommen, und als er kam, war er unruhig und bewegt. Anneliſi hatte die Thüre nur angelehnt, um zu hören, wenn die Mutter was begehre. Es hörte ſie reden, ſah hin und fand ſie ſchlafend. Komm doch, rief es Resli. Komm hör, wie d'Mutter redt, und ſchlaft doch, ſoll ſe ächt wecke? Ich ließe ſie ſchlafen, ſagte Resli, ſie hat gar es lings Herz, die Lüt hei ſe gruſam erbarmet, un das chunt ere jetz für. Ih glaub, es ſyg nüt Augers, aber gang nit da dänne u gib wohl Acht.

Aenneli erwachte mit Kopfweh, ſagte aber nichts, war recht unwohl, wollte aber den Namen nicht haben, wie die Andern auch fragten. Aenneli fürchtete, die Andern möchten ſagen: Jä lue, Mutter, warum gehſt und machſt ſolche Dinge, haben wir es dir nicht geſagt, du magſt wäger ſo etwas nicht erleiden. Dieſe Furcht iſt ein Ding, das oft zu finden iſt und viel Unheil ſtiftet, denn ſie iſt Urſache mancher Verheim-

lichung, die einen übeln Ausgang nimmt. Manchmal liegt dieſe Furcht im Bewußtſein einer Schuld, man war gewarnt worden, man that es dennoch, manchmal entſteht ſie durch allzugroße Aengſtlichkeit oder Zärtlichkeit anderer Perſonen, die ſich gleich grauſam geberden, aus der Haut fahren und einen Güterwagen in die Apotheke ſchicken, um Medizin zu holen. Dann giebt es aber auch Leute, welche den Gugger im Leib haben, Predigten anzubringen, die laſſen ſich, wie bekannt, an Sündern am bequemſten appliziren. Erwachſenen Perſonen kann man nun ſo mit Anſtand doch nicht jede Kleinigkeit vorhalten, die Anläſſe zum Predigen fänden ſich ſelten, wenn ſie nicht glücklicherweiſe zuweilen unwohl würden. Merkt man nun ſo etwas an ihnen oder klagen ſie gar, ſo iſt dies nun die prächtigſte Gelegenheit, die bekannten Sprüchlein anzubringen: Han d'r's nit ſcho mängiſt g'ſeit, lue, jetz beſch es, du wetſch m'r geng nüt glaube, aber mira, ih cha ſchwyge, ih will nüt meh ſäge, du wirſt es welle zwänge, he nu ſo de, i Gotts Name, wenn's ha witt, ſu häb's, aber nume gieb de mih nit z'ſchuld. Es giebt Leute, denen man ſo aufwarten muß, aber, wie geſagt, es giebt Leute, die Allen ſo aufwarten, und die, wenn man ihnen alles mit der größten Sorgfalt verheimlicht, daß ſie gar keine Predigt anbringen können, an einem ſchönen Morgen ſo anfangen: Hör, ich muß dir einmal was ſagen, wird nit ſcho ungeduldig, es iſt dy Sach, und ih chönnt eigetlich ſchwyge, wenn's m'r nit um dih wär. Du darfſt das gewiß nicht mehr ſo gehen laſſen, du mußt abführen oder ſonſt etwas machen. Aber es fehlt mir gar nichts, ergeht die Antwort. Eben das iſt, was mir Kummer macht. Es fehlt dir ſonſt von Zeit zu Zeit etwas und jetzt ſo lang nichts mehr. Das iſt nicht gut, du heſt nit Sorg g'nue, u lue, ih ſäge d'r jetz zur rechte Zyt, lue was d'machſt, g'wüß git's öppis Bös d'rus, was, cha nih d'r nit ſäge, ih bi kei Dokter, aber öppis git's. Und drum

thue d'rzu, d's Marei geit d'Stadt ab, es chönnt dir doch die Laxierig la rüſte, wo d'r geng ſo wohl tha het.

Solche Geuggle waren freilich Aenneli's Leute nicht, aber hätten doch vielleicht nicht gedacht, daß man geſchehenen Dingen z'beſt reden ſolle, hätten geſagt: Mutter, warum meinſt auch, du ſeieſt noch zwanzigjährig. Mutter, warum glaubſt niemere nüt und vertrauiſt üs nüt a! Aenneli verbarg daher, daß zum Kopfweh, zur Mattigkeit noch Bauchweh kam, ein Durchfall begann; ſo geheim als möglich machte es ſich Thee, und da es ihn nur trank, wenn es niemand ſah, ſo kam es ſelten genug dazu. Endlich merkten es aber Anneliſi und Chriſten. Los, Mutter, es fehlt dir, wo het's, ſäg's doch, du biſt nit z'weg. Es ſei nichts Anders ſagte Aenneli, es hätte nur ein wenig d'r Dürlauf, das werd' ſcho beſſere, es hätte Kamillenthee angerichtet. Hör, auf der Stelle muß man zum Doktor ſchicken, das kann man nicht ſo gehen laſſen, wer weiß, was es geben könnte, ſagte Chriſten. Das wäre ſich wohl d'r Werth, ſagte Aenneli, ſo wege eme Bitzli Dürlauf zum Doktor z'ſchicke, er wurd üs ſchön uslache. Man kann noch Brühe kochen, und wenn es dann nicht beſſert, ſo kann man immer noch luegen. Ja, mit em Luege iſt ſcho mänge Menſch g'ſtorbe, antwortete Chriſten. He, ſagte Aenneli, emel bis morn wird es nit alles zwänge, und wenn's de nit beſſert, ſu cha me ſchicke. Es ſollte ohnehin jemand in die Oele und biſehle, daß man uns doch unſern Lewat öle, wir haben faſt kein Oel mehr, und ich habe keine Ruhe, bis wir wieder haben, ich weiß jetzt, wie es Einem iſt, wenn man kein Oel im Hauſe hat.

Am folgenden Morgen aber war es Aenneli nicht beſſer, ſondern viel ſchlimmer, es war ſehr matt, und das Uebel hatte nicht abgenommen. Früh lief jemand zum Doktor ab, mit dem ſtrengen Befehl, ſich nicht zu ſäumen auf dem Wege. Der Bote kam wieder mit dem Beſcheid, die Mutter müſſe

gruſam Sorge tragen, mit dem Dürlauf ſei nit z'gſpaſſe, d'r roth Schade regier, und bös. Nachmittags komme er da durch (der Doktor nämlich) und wolle dann zueche cho. Als dieſe Nachricht kam, war es, als ob der Blitz eingeſchlagen hätte ins Haus, da war kein Geſicht, welches nicht bleich ward, keine Hand, die nicht zitterte, daran hatte man nicht gedacht; daß die Mutter den rothen Schaden bekommen konnte, war ihnen nicht eingefallen, ſelbſt Chriſteli, der vor der Anſteckung gewarnt hatte, ſinnete nicht mehr an ſo etwas, da die Mutter ihn nicht gleich mit ſich brachte wie irgend ein Ungeziefer, das man auf der Straße aufgeleſen. Herr Jeſis, Herr Jeſis, d'Mutter d'r roth Schade, jammerte Alles bis auf den Güterbub herunter, den man hinter dem Hauſe weinend antraf, und der jammerte: wenn die ihm ſtürbe, ſo hätte er niemere meh uf d'r Welt, und aufs Gutjahr hätte ſie ihm eine neue Kleidung verſproche, wenn er ſich gut ſtelle, und ihm ſie gewiß auch gegeben. Chriſten war ganz geſchlagen, hatte faſt den Sinn verloren; wenn er zur Thür aus wollte, ſo fand er die Falle nicht, mußte lange ſie ſuchen. Man wußte eigentlich nicht, warum man ſo erſchrak, noch ſchien keine Gefahr da, der Doktor hatte nur vor ihr gewarnt. Aber die Mutter war nie krank geweſen, nie dahinten geblieben, man ſah ſie an als des Hauſes Vorſehung, von der alles ausging, und daß die auch zurückbleiben, vielleicht gar ſterben könnte, das kam Allen erſt jetzt in Sinn und ſchlug daher Alle, als ob ein Blitz durch's Haus gefahren wäre. Dem Anneliſi, das der Mutter den Zeug geben ſollte, liefen die Thränen ſtromsweiſe die Backen ab, und die Hand bebte ihm ſo gewaltig, daß es weder den Löffel halten, noch mit dem Gütterli den Löffel treffen konnte. Resli mußte ihm helfen. Aenneli blieb gelaſſen, tröſtete, ſagte, ſie ſollten doch nicht ſo machen wegen öppis, das noch nicht da ſei, und wenn ſie ihn bekomme, ſo ſei es noch nicht geſagt, daß ſie daran ſterben werde, und wenn ſie ſtürbe, ſo hätte es ja einmal ſein müſſen, und gäb

e chly früher, e chly ſpäter, darauf komme es ja nicht an, ſie hätten Urſache, Gott zu danken, daß er ſie ſo lange beieinander gelaſſen. Vor zwanzig Jahren, da wohl, da wäre es ihnen übel gegangen, aber jetzt ſei's ja gleich, jetzt könnten ſie es machen ohne ihn's.

Als nach Mittag der Doktor kam, war auch der rothe Schaden da. Was das für ein Jammer war! Der Doktor machte erſt ein bedenklich Geſicht und ſagte: Richtig, da hei m'r ne, wie nih g'ſeit ha. Als er aber die Geſichter der Andern ſah, da tröſtete er auch und ſagte, ſo ſollten ſie nicht thun, ſie machten der Mutter nur Angſt. Was er machen könne, das wolle er machen, und ſövli eine gute Frau werde öppe üſe Herrgott nit welle la ſterbe, es ginge den armen Leuten und allenſammen viel z'übel. Sie kamen ihm noch alle nach bis weit vor das Haus hinaus, um zu fragen, was er meine, und ihn zu bitten, er ſolle doch anwenden und alles machen, was zu machen ſei, und bifehle, was ſie thun ſollten, je mehr, je lieber. Und als ſie wieder hinein kamen, ſaß eins hier ab, das andere dort, ſtützte den Kopf und barg die Augen hinter die Hand, ſchlich dann hin und ſah, was die Mutter mache. Es wollte Alles wachen, wollte dabei ſein, wollte helfen heilen, und am Morgen ſtand ſelbſt der Melker früher auf als ſonſt, weil er nicht mehr ſchlafen konnte und die Angſt um die Mutter ihn auftrieb, zu vernehmen, wie es durch die Nacht gegangen. Von wegen, wenn es einem Dienſtboten fehlte, ſo hatte er ſich auch der Mutter zu tröſten, ſie ſchlief um ſeinetwillen manchmal nicht und ſtand ung'ſinnet an ſeinem Bette mit einem Kacheli. Und wenn er ſchon brummte innerlich über den Trank, ſo that ihm doch die Sorge wohl und das Bewußtſein, daß er nicht vergeſſen ſei, wenn er ſchon nur ein Knecht ſei.

Der Anfall war ſehr ſtark für eine ältere Frau, und der Doktor machte ſehr bedenkliche Geſichter, befahl großen Fleiß und hatte ſelbſt auch großen. Das müſſe einander helfen,

ſagte er. Am Morgen früh war er ſchon da und Abends kam er meiſt wieder, und noch größern Fleiß hatte die ganze Familie, ſie kam nicht aus den Kleidern; wenn ſchon nicht alle in der Stube waren, es zog doch keines ſeine Kleider aus, und wenn eines ſchon ſchlief, die Unruhe weckte es doch bald wieder, um vor der Mutter Thüre zu horchen, was drinnen vorgehe, oder trieb es in die äußere Stube, wo Botſchaft zu vernehmen war, wenn jemand aus dem Stübli kam.

Der Dokter hatte verboten, daß man nicht Alles in die Stube laſſe, weil das der Kranken nur Angſt mache, und namentlich bei dieſer Krankheit, wo man immer auf müſſe und die Leute dabei Einem hinderlich ſeien. Mit den Leuten hatten ſie allerdings große Noth. Sobald es bekannt wurde, die Bäurin ſei krank, ſo kamen die Leute weit herum her und wollten ſie beſuchen; die Stube wäre nie leer geworden, eins hätte geſagt: Herr Jeſes, wie ſieht die aus, die erlebt den Morgen nicht. Jemand anders hätte geſagt: Nein aber, wie hat die g'leidet, aber es iſt ſchon mancher Menſch wieder z'weg gekommen und iſt doch noch viel ſchröcklicher z'weg geweſen; ein Schauerfall hätte den andern gejagt, und dazu hätten ſie brav plärret, arme Weiber hätten gejammert, und wenn eines Abſchied genommen, ſo hätte es geſagt: He nu ſo de, umeg'ſeh wirde ih dih nümme, aber bete will ih, daß d'r öppe Gott dyner Sünde v'rgeb, und ein anderes hätte geſagt: Ih muß hei, ſu leb de wohl, u we m'r e nangere hie öppe nümme g'ſeh ſötte, ſu wei m'r hoffe, daß m'r dert öppe wieder z'ſäme chöme. Sie hatten große Noth, die Menge abzuhalten, es meinte jedes, das Recht zu haben, hinein zu gehen, und Leute ſind's, die halten es für eine eigentliche Sünde, wenn man nicht Alles zum Kranken läßt, oder meinen, er liege in großen Sündenängſten und rede Sachen, die niemand hören ſolle; eine Krankenſtube, meinen ſie, ſolle öffentlich ſein wie die heutigen Kammern oder Großrathsſitzungen. Wir verhehlen es nicht, daß manchmal ſicher mehr Erhebung und Erbauung zu

finden wäre in einer Krankenstube, als in einem Großraths- oder Tagsatzungs-Saal. Indessen kömmt es hier auf das Heil der Kranken an, und wenn man Säale als Krankenstuben betrachten wollte, so wäre es den Patienten darin zu ihrer Genesung vortheilhafter, sie wären geschlossen, von wegen, es machte der Kranke sich gerne vor den Leuten forsch und sollte eigentlich auf den Nachtstuhl oder der größten Ruhe sich befleißen und fleißig einnehmen und abführen.

Mit lieblichem Wesen und Essen und Trinken däselte man die Leute ab und schützte den Doktor vor. Das begriffen wenige. Die einen meinten, die Bäurin werde gewiß schon gestorben sein und z'grüslig aussehen, als daß sie sie dürften sehen lassen, andere sagten, sie seien zu vornehm, öppe sonst an allen andern Orten hätte man sie hineingelassen, und die dritten flüsterten endlich, die Bäurin möchte gerne was offeniren und ihre Leute begehrten lieber, daß es nicht gehört würde und vor die Leute käme, vielleicht, daß sie auch diesem oder jenem was geben möchte, sie sei notti eine gute Frau gewesen, aber die Kinder möchten es ihnen nicht gönnen. So redeten die Leute auf ihre gewohnte Weise, in der sie nie denken, was sie reden, so daß man von den meisten hoffen muß, der Grund sei besser als der Mund.

Aenneli aber redete nichts vom Sterben, und das machte den Seinen gute Hoffnung, sie dachten, es müsse selber am besten wissen, wie es ihm sei, und wenn es neuis g'ipürte, so würde es es sagen; sie hofften wieder, da der Tod nicht einmal kam. Und eines Morgens schien der rothe Schaden aufgehört zu haben, da hatten sie große Freude, und daß es nach sövli Leiden schwachs sei, düechte sie nichts Anderes. Es strengte selbst sie an, um auf den Acker zu gehen, allesammt, Resli könne bei ihm bleiben. Er hätte die ganze Nacht gewachet, da könne er vielleicht ein wenig schlafen. Wenn es etwas geben sollte, so sei es ja nicht weit, man hätte sie plötzlich. Es war sehr heiter und schön draußen,

und allerdings Arbeit noth, daß ſie gingen, obſchon es ſie düechte, ſie könnten nicht fort, und es war keins, das nicht noch vorgab, etwas vergeſſen zu haben, und nachſah, ob es der Mutter nicht noch was thun könnte.

Sind ſie alle fort? frug die Mutter. Ich gläube es, ſagte Resli, ich höre keinen Menſchen mehr. So komm und ſitz da neben mich, ich habe mit dir zu reden, und öppe laut mag ich nicht mehr. Los, Kind, lang macht es nicht mehr mit mir, nnd da möcht ich ab dem Herzen thun, was noch auf demſelben iſt. E Mutter, öppe das nit, es wird ſicher beſſer, wollt ihr nicht einen Augenblick ſchlafen? ſagte Resli. Es iſt jetzt nicht Zeit zum Schlafen, ſagte Aenneli, meine Zeit iſt aus, ich fühle es, es giebt de bald e länge Schlaf zum leue. Los, ſchwyg und gib m'r d' Hand, es iſt ja Gottes Wille, daß die Einen gehen, die Andern kommen. Aber eben das iſt jetzt mein großer Kummer, und das Einzige, wo ich auf dem Herzen habe, daß die noch nicht da iſt, die nach mir hier ſein wird, daß ich mein Tagewerk niemand abgeben, Mann und Kinder niemere anempfehle kann. Das drückt mich. Fragen habe ich dich nicht wollen, wie es dir ſei im Herzen, ich habe geſehen, daß du viel zu verwerchen haſt und das lieber alleine machſt. Aber jetzt möchte ich deinen Sinn doch wiſſen: liebſt das Meitſchi, oder ſinneſt an ein anderes? Denn eine Hausfrau mußt du haben; Anneliſi folgt dem Mann, ich dem Vater droben, da muß jemand anders herbei. Nein wäger, Mutter, an kein ander Meitſchi habe ich geſinnet, wie wollte ich auch! So liebſt das andere noch? fragte Aenneli. Mutter, ich ſollte nicht, aber aus dem Sinn bringen kann ich's nicht, und wenn ich ſchon etwas Anderes denken will, es iſt immer wieder da und ſteht mir vor den Augen. Los, Kind, das freut mich, du nimmſt es alſo, wenn ich nicht mehr bin? Was denkt ihr, Mutter, antwortete Resli, da wär's ja, als hätte ich auf euren Tod gewartet und ihr wäret mir jetzt aus dem Weg gegangen. Nein, Mutter, das ſoll niemand

glauben. Auch kann ich's nicht vergeſſen, wie es mir Augen gemacht hat, ſo zornige, Mutter, ſie haben fry zündet, und kein gutes Wort hat es mir geben wollen, d'r tuſig Gotts-wille habe ich darum bete, wie ih noh kei Mönſch bete ha, un keis Wörtli het's m'r g'ſeit, u ſo het's mih la gah. U ſo könnte ih niemere la gah, u wär's my ärgſt Find. U da ſoll ih gah ane kneue, u gah ſäge: Gottlob, d'Mutter iſt jetz todt! U für was für es Meitſchi? wo m'r keis guts Wort het welle gä. Mutter, wenn's als Frau ſo thät, ſo wüſt un läz, ih wär d'r unglücklichſt Tropf uf d'r Welt u müßt mih ja ſchäme vor alle Lüte, vor Knechte u Mägde. Kind, du mußt das nicht ſo nehmen, ſagte Aenneli. Daß du nicht auf meinen Tod gewartet, das weiß öppe, wer uns kennt, und die Andern machen uns nichts. Und wegem Meitſchi mußt du nicht ſo ſein, und das ſöbli höch ihm näh. So wege einem einzigen Augenblick es zu verſtoßen aus deinem Herzen und d's Meitſchi hanget a d'r, denk doch, wenn unſer Herrgott auch ſo ſein wollte. Nein, Mutter, wenn's mich lieb hätte, ſo hätte es nit ſo tha, es het ſcho hie ſo nes g'ſpäßigs G'ſicht g'macht, ih ha nit g'wüßt, was ih drus mache ſöll, es het m'r himmelangſt g'macht, antwortete Reſli.

Ich habe der Sach' auch nachgedacht, Kind, und anfangs het's mih duret, ich habe geglaubt, es gefalle ihm hier nicht, man warte nicht gut genug auf und erweiſe ihm nicht genug Ehre, und bin faſt mißtreu worde. Da iſt's mir aufgegangen auf einmal, es het mih düecht, ſein Mänteli ſei ein Fenſter, und was dahinter ſei, könne ich ſehen, ſo deutlich, wie wenn es mir vor Augen wäre, und doch iſt der Spiegel eigentlich in meinem Herzen geweſen, und was ich in dem des Meitſchis erkannte, las ich eigentlich ab in mir. O Kind, glaub', wenn man ſich zurückbeſinnt, wie es Einem geweſen, und was man gedacht und erfahren, ſo iſt das gerade, als ob man leſen könnte eine unbekannte G'ſchrift, wo die meiſten Menſchen

nicht einmal die Buchſtaben ſehen, geſchweige dann ſie verſtehen. So iſt's mir gegangen. Von meinem Vater habe ich nie viel geſagt, aber betet für ihn viel. Er hat viel wüſt gethan, daheim und in den Wirthshäuſern, es het mih mängiſt dücht, ih möcht i Bode ſchlüfe, un wenn Lüt d'rby gſy ſy, ſu ha nih nit viel g'ſeit, aber es G'ſicht g'macht accurat wie dys Meitſchi, u ha ſo weni as mügli voruf g'luegt, damit ih d'r Vater nit g'ſäch, u nit, was d'Lüt für Auge mache, un es guts Wort hätte ich keinem Mönſch chönne gä und hätt's d's Lebe golte, es het mih dücht, ih möcht entweder plüre oder täubbele, daß es kei Gattig hätt. Und mein Vater wäre mir doch noch lieber geweſen, als der andere, e ſo wüſt mit Märte und uf e Gyt hi z'eſſe iſt er doch de nit gſy. Das hat das Mädchen drückt, hier hat's ihm gefallen, und viel iſt ihm ungewohnts geweſen, ich habe mich dann wohl geachtet, wie es dies und jenes g'ſchauet het, und wie es ihm fremd geweſen, und daheim wär's gruſam gerne fort, b'ſungerbar, wenn's ſo e Wüſte hürathe ſött, und gruſam angſt iſt's ihm worde, es gäb' aus allem nüt, b'ſungerbar, wo d'r Alt ſo us'rſchanti Geding g'ſtellt het. Es hätte gerne was mögen dazu reden, aber es hat ſich nicht trauet, hat Kummer gehabt, es müßt afa plüre u zeige, wie's ihm drum wär, oder es chönnt d'Sach verſtöre, ih ha recht Erbarme mit ihm g'ha. Und grad ſo, es dücht mih, ich ſehe es, wird ihm daheim geweſen ſein, wo du und der Alte die Köpf gegen einander gemacht, es iſt ihm übers Herz cho, und was es ſo lang v'rha het, iſt usbroche, die Meiſten, glaub' mir's, hätten noh wüſter tha.

Mutter, ich will euch glauben, ſagte Resli, daß es ihm ſo gſy iſt, aber thue hätt's nit ſo ſölle, ih hätt kes Herz meh zu nere Frau, die ſo Auge macht und kes Wort meh vo re gä will, gäb' wie me a het. Eine ſchücht das, e Angere dieſes, aber ſelligs iſt mir gruſam z'wider, wo de vor all Lüt chunt un d'Chilche- und d'Märitlüt d'rvo rede, wie die

Frau aber tha heig un nsg'wüthet, si syg gar nit byre selber gsy meh. Höre, Kind, sagte die Mutter, du bist unbarmherzig, wegen einem Male willst du das arme Kind verwerfen, welches nicht so gethan hätte, wenn es dich nicht so lieb gehabt. Glaub' mir, eben die, wo an einer Frau keinen Fehler wollen, die werden am meisten gestraft; eben die, wo nicht genug auslesen können, werden am öftesten betrogen, von wegen, die aufrichtigen Mädchen denken nicht daran, die Heuchlerinnen zu machen, die Pfiffigsten aber merken, was Trumpf ist, verstellen sich und führen sie an. Glaub' mir, Eine ohne Fehler erhaltest du nicht, und wohl dir, wenn du die Fehler vorher weißt. Glaub' mir, wenn wir jung sind, können wir alle recht böse werden. Lies aus, wie du willst, behaltest du nicht Geduld und Liebe, übest Sanftmuth, wirst ein rechter Mann, den die Frau ästimiren muß, und hilft Gott nicht nach, so hilft dir alles Auslesen nichts. Du hast mich so lieb und willst d's Muster für eine Frau an mir nehmen, willst von einer jungen fordern, daß sie sei wie eine alte, die dur so vieles dure müsse het, Resli, ist das recht? Glaub' mir, wenn du mich jung gekannt hättest, du hättest mich nicht genommen, ich wäre dir z'wüst und z'wild gsy. Aber für was ist me uf d'r Welt, als für sih z'bessere? Du willst das Meitschi v'rstoße und denkst nicht, wie es so einem armen Kind sein muß, wenn an einem einzigen Wörtchen sein Glück hanget und vielleicht das zeitliche und ewige Glück, und das Wörtlein wird nicht gesprochen, und das Glück geht unter, denk dir das! Und das Mädchen muß da zusehen und darf nicht viel dazu sagen, darf nicht zeigen, wie es ihm um's Herz ist, und soll da gleichmüthig bleiben, aber Resli, denk! Eine abgeseimte wäre dir um den Hals gefallen und hätte es mit Flattiren versucht, das Meitschi that aufrichtig, that, wie es ihm war, und das, Resli, willst du ihm übel nehmen! Nein, thu mir das nicht, versprich mir, du wolleſt ihm verzeihen und es wieder suchen. Versprich mir's, denk daran,

du haſt auch Sünden und mangelſt Barmherzigkeit. Das wär noh mys einzig Bigehre uf d'r Welt, de wett ih gern ſterbe. Glaub' m'r, ih ha's lang überlegt, ih weiß, was es Hus v'rma, in einem andern Hus wär ich auch anders geworden. Es iſt i mängem Hus, als ob e gute Geiſt d'rin wär, mi cha nit angers, un es wird m'r meh un meh, als wenn ih ne g'ſpürti, wer weiß, vielleicht g'ſeh ne bald. Mutter, redet nit ſo, wollt ihr was? ſagte Resli. Wotſch m'r's v'ripreche, wieder um das Meitſchi z'luege? Mutter, aber wie ſoll ich, ſoll ich mich wieder laſſen weg jagen wie ein Hund? Ja, wenn ich ein gutes Wort hätte von ihm, aber ſo muß ich glauben, es habe mich nicht lieb, und kein Zeichen hat es ſeither gethan.

Da ſah er einen eigenen Schein fahren über der Mutter Geſicht, ſie faltete die Hände, er erſchrak. Mutter, Mutter, was haſt? frug er. Er ſah ihre Augen gegen die äußere Stube blicken, dorthin deutete ſie, er ſah ſich um, dort ſtand in der Zwiſchenthüre, den Kopf an den Pfoſten gelehnt, ſein Meitſchi, Anne Mareili, blaß, mager, und weinte bitterlich. Da ſtand Resli, als ob ein Geiſt vor ihm ſtünde, weder Laut noch Schritt ſtund in ſeiner Macht. Da ſtreckte Anne Mareili ihm die Hand entgegen. Bring m'r's, ſagte Aenneli leiſe. Was ſie gebot, that Resli willenlos und Aenneli faßte beider Hände und ſagte: Jetzt ſehe ich, daß ich Gott lieb bin, was ich noch gewünſcht, hat er mir gegeben. Jetzt bleibt beiſammen, ſeid treu einander, ſeid aufrichtig, und was eins im Herzen hat, das zeig's dem andern, daß es kein Mißverſtändniß gebe. Mißverſtändniſſe ſind ſchröcklich, ſie wachſen mitten aus der Liebe heraus, ſie wachſen zwiſchen die Herzen hinein und ſprengen ſie von einander. — Sinnet daran, denket an mys und habt einander immer lieb, denket dra, ih luege uf ech. — Resli, gang, lauf, rüef ſe, es duret nimme lang, ih g'ſpüre's, es wird m'r ſo

kalt, ih möcht se noh alli g'seh. Lauf, spring. Als er drauſsen war, frug Aenneli Anne Mareili: Gäll, du heſt m'r ne lieb un lebſt ihm z'G'falle? Da ſank Anne Mareili vor dem Bett auf die Knie und ſchluchzte: O Mutter, o Mutter, ihr ſeid kein Menſch, ein Engel ſeid ihr, o, wenn ich ſein könnte wie ihr! Nein, kein Engel, e ſchwache Mönſch, ſagte Aenneli, aber üſe Herrgott macht mih viellicht d'rzu. Wenn d' d'r Wille heſt, u nit vo üſem Heiland laſt, du wirſt o eine, wirſt beſſer als ih, du heſt e härteri Schul g'ha, als ih. — Lieb' m'r ne geng u bis ufrichtig, er iſt m'r o gruſam lieb g'ſy, ume z'lieb, aber er iſt o ne gute, e beſſere Bub git's nit uf d'r Welt. — Gäll, du heſt m'r ne lieb, u ſchickſt dih i ne! — Glaub' m'r, es geit d'r gut, du weißt noh nit, wie gut er iſt, u wie er es Herz het. — Es het mih hert von ihm, er iſt m'r lieb, ih cha's nit ſäge, aber üſe Herrgott wird m'r's wohl v'rzieh, er het m'r ne ja gä. — Häb' mih e weneli, ih möcht uffitze. — Es wird m'r ſo wunderlich, ſo kalt, und doch ſo heiter vor de Auge; geit m'r ſcho die anderi Welt uf? Wenn ſie doch kämen, ih würd ſe gern g'ſeh. Alli bi enander, he nu ſo de, ſo ha nih doch dih g'ſeh. — Wenn er krank wird, gäll, du heſt Sorg' zu nihm und wehrſt ihm d's Werche ab? — G'hörſt nüt, chöme ſi? — Wenn ſie nume chämte. — Deck mih beſſer, es iſt, als wett's mih früre um's Herz. — Wennd' zornig wirſt, erzeig's nit, gang dänne u bet es Unſer Vater. — O Gott, Gott, witt mih, es düecht mih, ih g'ſey my Mutter!

Da kamen die Gerufenen, weinend, in voller Haſt. Anne Mareili erſchrak, wollte Platz machen am Bette, es war ihm als hätten die Andern näheres Recht, es ward ihm auf einmal wieder ſo fremd und leid um's Herz. Aber Aenneli hielt ſeine Hand und ſagte leiſe: — Ueſes King! Heit's lieb! Es iſt jetz die neui Mutter. — Zürnet m'r nüt, u ſinnet Alle einiſt a mih. — U du, b'häb mih lieb, ſagte

Aenneli zu Chriſten, ih will d'r o nes Plätzli ſuche im Himmel. — Dann nahm es ſeine Hände zuſammen, die blaſſen Lippen bebten, in eigenem Glanze ſchlug es ſeine Augen empor. So betete es leiſe, leiſe neigte ſein Haupt ſich auf die Seite — um eine gute Frau, um eine gute Mutter war die Erde ärmer.

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßſtraße 8.

Jeremias Gotthelfs

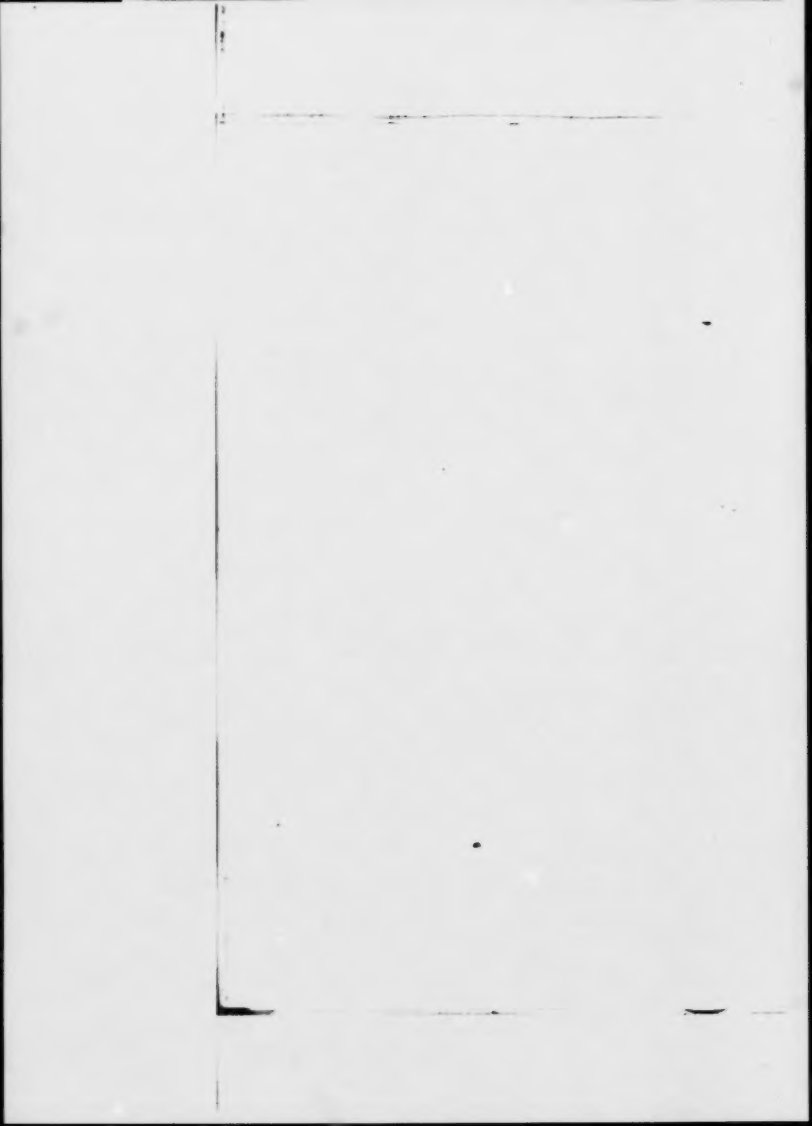
(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Vierzehnter Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.



Zeitgeist

und

Berner Geist.

Vorwort.

Der Verfaſſer glaubt dieſem Buche ein Wort voranſetzen zu ſollen, nicht eine Entſchuldigung, daß er das Buch geſchrieben, ſondern eine Erklärung, warum er das Buch geſchrieben.

Der Verfaſſer iſt ein geborner, kein gemachter Republikaner; in republikaniſcher Freiheit, welche bloß während dem radicalen Freiſcharenregiment von **1846 — 1850** beſchränkt wurde, wuchs er auf; er liebt daher die Freiheit nicht bloß, ſondern ſie iſt ihm eine Nothdurft. Aber er will eine chriſtliche Freiheit, eine Freiheit, nicht bloß zum Anlaß dem Fleiſche, ſondern zum Wandel im Geiſte; der Apoſtel Paulus beſchreibt die Freiheit, die er meint: „Ihr ſeid zur Freiheit berufen, ſagte derſelbe den Galatern, allein ergreifet die Freiheit nicht zum Anlaß dem Fleiſche, ſondern durch die Liebe diene Einer dem Andern. Denn das ganze Geſetz iſt in einem einigen Wort verfaſſet, nämlich in dieſem: Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt. So ihr euch aber unter einander beißet und freſſet, ſo ſehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet. Ich ſage aber, wandelt im Geiſt, ſo werdet ihr die Luſt des Fleiſches nicht vollbringen. Denn das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt und der Geiſt wider das Fleiſch. Werdet ihr aber, durch den Geiſt getrieben, ſo ſeid ihr nicht unter dem Geſetz. Offenbar ſind aber die Werke des Fleiſches, als wo ſind: Ehe-

bruch, Hurerei, Unreinlichkeit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Ketzereien, Mißgunst, Todtschlag, Saufen, Fressen ꝛc., von welchem ich euch zuvorsage, daß die solche Dinge thun das Reich Gottes nicht erben werden. Die Frucht aber des Geistes ist: Liebe, Freude, Friede, Langmüthigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. So wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geiste einhergehen. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, also daß wir uns unter einander ausfordern und einander mißgünstig seien." Die Liebe zu dieser christlichen Freiheit für Alle drängte den Verfasser, Schriftsteller zu werden und zwar als er bald vierzig Jahre alt war. Was er wollte, wußte er. Er trat in die Schranken für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen. Er wußte ebenfalls, daß seine Bücher nicht Kunstprodukte sein würden; er ertrug geduldig, wie ein lernbegieriger Schüler eine strenge Schule, die scharfen Zähne der Kritik, die ihn nicht schonte. Gegen die Recensenten hat er nicht gefochten, nie fechten lassen, er steht in keiner Kameraderie; er nahm es schweigend hin, wenn man mit dem Buche auch seine Person herumzog, den Landpastor lächerlich zu machen suchte. Es redet jeder nach seinen Gaben, hohen oder niedern, und wer Sclave auf einer Galeere, kein Mann mehr, sondern bloß noch eine Nummer ist, der ist ja gar nicht mehr zurechnungsfähig. Der Verfasser lernte von ihnen — aber sein Panier änderte er nicht, mit gleichem Muth und gleicher Freudigkeit wie am ersten Tage trägt er es noch heut und wird es tragen, so lange seine Hand es halten kann und so lange der Kampf dauert. Das ist's, was dem Verfasser ein Vorwort abnöthigt. Freundliche Stimmen baten ihn, die leidige Politik aus seinen Büchern fallen zu lassen, da man derselben satt und jetzt überall Ruhe sei. Statt diesen Bitten Folge zu leisten, stroßt dieses Buch wie kein anderes von sogenannter Politik; darüber glaubt er eine Erklärung geben zu sollen.

Im Canton Bern, des Verfaſſers theurem Vaterlande, iſt noch keine Ruhe; neu lodert der Kampf, vergiftete infame Waffen braucht der Feind, Lüge und Verleumdung; um jeden Preis ſoll der Canton Bern der Propaganda zurückerobert werden. Der Bürgermeiſter von Zürich, Eſcher, erſcheint an zu dieſem Zwecke veranſtalteten Volksverſammlungen, auf Verrath und Feigheit ſetzt die Propaganda ihre Hoffnungen. Aber dieſes Treiben und die betheiligten Namen wird die Nachwelt richten. Wenn die Gefahr vor den Thoren tobt, legt man die Waffen nicht nieder, wenn der Feind an den Mauern klettert, begießt man nicht Nägeli, pflanzt nicht Kabis. Der Hauptgrund aber, warum der Verfaſſer auch beim beſten Willen von der ſogenannten Politik nicht laſſen kann, iſt der, daß ja die heutige Politik überall iſt, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radicalismus oder der radicalen Politik iſt, daß dieſelbe ſich in alle Lebensverhältniſſe aller Stände drängt, das Heiligthum der Familien verwüſtet, alle chriſtlichen Elemente zerſetzt. Wo man im Hauſe den Fuß abſetzt, trittet man auf dieſe Schlange, dieſe Landplage Europas.

Wer mit Liebe am Volke hängt, klar in deſſen Leben ſieht, der muß überall mit der radicalen Politik feindlich zuſammentreffen, denn dieſelbe iſt eigentlich keine Politik, ſondern eine eigene Lebens- oder Weltanſchauung, die alle Verhältniſſe einfaßt, der ganzen Menſchheit ſich bemächtigen will. Durch eine eigentliche Sekte wird ſie getragen, vom Fanatismus, welcher den Sektirern eigen iſt, werden ihre Anhänger getrieben. Ihre Parole iſt: Vorwärts, Fortſchritt, ihr Feldgeſchrei: Freiheit. Wo war je bei einer Sekte Freiheit? Iſt das Leugnen einer höhern Welt, das Wandeln im Fleiſche, das Beißen und Freſſen unter einander Fortſchritt, Vorwärts?

Gehen dem Volke die Augen auf über die Natur dieſer Sekte und ihr Ziel, dann iſt ſie auch zu Grunde gegangen. An dieſem Oeffnen ſchafft der Verfaſſer mit Fleiß, und an

dieſem Werke ſchaffen Alle, die es wahrhaft gut meinen mit dem Volke.

Die redlichen Radicalen, welche aber nicht zur Sekte gehören, die Zwecke des eigentlichen Radicalismus nicht verfolgen, weil ſie nicht darin eingeweiht ſind, deren radicale Politik nicht über die Gränzen der eigentlichen Politik geht, die ſind es nicht, denen unſer Kampf giltet; ihren Anſichten, wenn wir ſie auch nicht theilen, räumen wir ihre Berechtigung ein. Ja wir ſind überzeugt, mit dieſen werden wir zur Zeit, wenn die Gerichte einbrechen über die propagandiſchen Banden, in einem Lager ſtehen. Dann brechen aber die Gerichte Gottes ein über dieſe Banden, wenn ihre Larve vollends gefallen iſt, die bodenloſe Schlechtigkeit dieſer Sekte offenbar wird, ihre gottesleugneriſche Lehre wie ein verzehrend Feuer gegen alle Güter lecket, gegen jegliche Ordnung.

Gegen dieſe alles Volksglück zerſtörende Sekte hat der Verfaſſer ſein Buch geſchrieben, ſeine Berechtigung dazu lag in der chriſtlichen Liebe und der republikaniſchen Freiheit, ſeine Verpflichtung dazu im eigenen Gewiſſen.

Wie er es aber geſchrieben, gut oder ſchlecht, dem Zwecke entſprechend oder nicht, darüber urtheilt, liebe Leſer. In Demuth läßt der Verfaſſer das Gericht über ſich ergehen.

Lützelflüh, den 12. September 1851.

Jeremias Gotthelf.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erſtes Kapitel.

Von einem Sonntag, wo man z'Dorf geht und wie ſich die Herzen erzießen 1

Zweites Kapitel.

Vom politiſchen Leben und wie eine Frau einen Rathsherrn macht und wer ihr hilft 29

Drittes Kapitel.

Zwei Beſuche, der eine unerbeten, der andere erbeten . . . 59

Viertes Kapitel.

Wie die Aufklärung für Volksbeluſtigungen ſorgt 80

Fünftes Kapitel.

Zwei Gerichtsverhandlungen, eine Vormittag, eine Nachmittag 98

Sechstes Kapitel.

Eine geiſtliche Abendunterhaltung 121

Siebentes Kapitel.

Von einer Verſammlung bei der hintern Tugend 143

Achtes Kapitel.

Hans geht z'Abeſitz und giebt ſich mit Predigen ab . . . 164

Neuntes Kapitel.

Benz geht ſpazieren, vernimmt viel und bekömmt Gedanken 190

Zehntes Kapitel.

Wie die beiden Hanſe im neuen Leben wandeln und im Fortſchritt 222

Eilftes Kapitel.

Präliminarien zu einer Badekur 233

Zwölftes Kapitel.

Die Badekur und der Beſuch 252

Seite

Dreizehntes Kapitel.

Die Heimfahrt mit Gedanken, ſammt allerlei Geſprächen . 273

Vierzehntes Kapitel.

Gritli ſchließt die Badekur; Liſi will grad machen, was krumm iſt, kommt aber nicht in's Klare und kann's darum nicht 295

Fünfzehntes Kapitel.

Wie es ändert mit Gritli, das Zeitliche vergeht, das Ewige kömmt 313

Sechszehntes Kapitel.

Liſi haushaltet im Hunghafen und Gritli wird begraben zu Küchliwyl 329

Siebenzehntes Kapitel.

Wie die Begräbniß anetönt 350

Achtzehntes Kapitel.

Von den verſchiedenen Lebensarten im Allgemeinen und den modernen in's Beſondere 365

Neunzehntes Kapitel.

Eine diplomatiſche Schützenfahrt 387

Zwanzigſtes Kapitel.

Von Bauernſchindern, Diktatoren, Direktoren, Profeſſoren, Kreditoren, Debitoren und endlich auch Studenten und Staatskaſſen 400

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ein langer Abend voll Reden hin, voll Reden her . . . 423

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Von Gretli und allerlei Kummer 472

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Gretli wird überraſcht im Nebel und hat einen ſonnigen Tag 495

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Von einem großen Schnee und einem plötzlichen Todesfall . 516

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Das Alte wird begraben, ſiehe, es ſoll alles neu werden . 527

Erſtes Kapitel.

Von einem Sonntag, wo man z'Dorf geht, und wie ſich die Herzen ergießen.

Zu Küchliwyl war Sonntag. Wohl kein Wort hat in aller Herren Länder in den Ohren des eigentlichen Volkes einen ſchönern Klang als das Wort, Sonntag. Es iſt, als höre man Glockengeläute, als ſehe man die Sonne am blauen Himmel und friedlich und fröhlich alles auf Erden. Es wird Einem, als liege man auf ſonnigen Matten oder an ſchattigem Waldesrand und in ſüßen Träumen ſehe man durch den weiten Himmel ein weißes Wölklein ziehn, und dieſes Wölklein ſei die eigene Seele, die entbunden von des Leibes enger Hütte, droben in den unendlichen Räumen den Vater ſucht, der verheißen hat, daß jedes Kind, welches ihn ſuche, ihn auch finden werde. Der ſchöne Klang weckt ſüße Gefühle der Ruhe bei den Müden, bringt das Wehen des Friedens über unruhige Seelen, iſt der Ruf aus der Heimath Allen, welche das Sehnen nach Oben haben, welche das wahre Heimweh im Herzen tragen.

Es war ein ſonniger Sommermorgen in der Mitte des Vormittags. Das Dorf ſchien verödet, die Bewohner geſtorben oder ausgeflogen nach dem trügeriſchen Amerika. Nur um die Kirche herum und da wo die Todten ruhn, ſah man Lebenszeichen, merkte, daß das Dorf noch lebe, war ja ſein Herz noch lebendig. In dieſem Herz des Dorfes, in der Kirche, hörte man ein wunderbar mächtig Tönen, um die Kirche herum ſah man weibliche Geſtalten, die da eine Weile

horchend ſtunden, dann wieder gingen. Es waren Weiber und Töchter, welche daheim und kochen, während die Uebrigen in der Kirche waren, den Herren öffentlich anzurufen und das Wort Gottes zu lernen. Hatten ſie gegen das Bränten Sorge getragen und dem Feuer mit einigen Scheitern die gehörige Nahrung gegeben, traten ſie raſch in die Nähe der Kirche, um einige Worte Gottes zu hören und an ihrem Sinn ſich zu laben. In Küchlimyl war die Mehrzahl wirklich noch der Meinung, der Menſch lebe nicht von Brod alleine, ſondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes gehe.

Der Pfarrer hatte ein ſchönes Wort, predigte langſam, volltönend, weithin verſtändlich, der Klang ſeiner Stimme weckte unwillkürlich in den Seelen die Andacht. Als man das Amen hörte, entſchwanden alsbald die Geſtalten. Es war, als ſeien es beſprochene Geiſter, die vor einem gewaltigen Wort die Flucht ergriffen. Es war eine andere Macht, welche ſie vertrieb, es war die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß die Heimkehrenden nicht lange auf das Eſſen warten mußten. Sie wußten, wie am hungerigſten die Menſchen am Sonntag werden, und ſie muthwillig zur Ungeduld zu reizen, hielten ſie für Sünde. Nach dem Amen ward in der Kirche noch gebetet, um Gottes Hut und Schutz für alle Stände, für Kranke und Bedrängte, für des Landes und der Kirche Heil. Darauf wurde geſungen, eine gute Orgel half kräftig mit, und endlich mit dem Segen die Gemeinde entlaſſen. Bedächtig öffnete der Sigriſt die Thüren, ſie füllten ſich mit der entlaſſenen Menge, voran die Weiber bedächtigen Schrittes, ſo lange ſie unter dem Dache der Kirche waren, dann plötzlich alle Segel aufſpannend, jedes ſeinem Hafen zu, ſeiner Haushaltung. Gute Fracht hatten ſie eingenommen, und wie treue Bienen den geſammelten Blumenſtaub nach Hauſe tragen, daſſelbe mit Honig füllen, bringen fromme Weiber des Herren Worte heim, ſchmücken damit die Herzen ihrer Kinder,

füllen ſie mit Gottſeligkeit. Im Chor der Kirche blieben die Männer zurück, welche in den Sperrſitzen ſaßen. Zu ihnen trat der Pfarrer, ſie grüßend und einige Worte mit ihnen wechſelnd, worauf er alsbald die Kirche verließ. Der Pfarrer war ein Mann im beſten Alter, von würdigem feſtem Weſen und ſchien geachtet von den Männern. Es waren des Dorfes Vorgeſetzte, welche gewartet hatten auf des Pfarrers Bericht, ob Geſchäfte zu einem Stillſtand oder Chorgericht oder Sittengericht vorlägen. Da der Pfarrer nichts hatte, ſie ebenfalls nichts wußten, gingen ſie auseinander den Weibern nach. Je mehr der Geiſt entfliegt, deſto häufiger wechſelt man den Namen der Beamteten und Behörden, deſto einfältiger wird man alle Tage. An ſich liegt in keinem Namen eine Kraft und in keinem ein Fünklein Geiſt, das er dem Beſitzer zubringt. Aber im Laufe der Zeit verbinden ſich mit dem Namen gewiſſe Vorſtellungen, von ihrem Beſitzer fordert man die Erfüllung beſtimmter Pflichten, legt ihm dagegen eine Würde bei und erweiſet ihm ein gewiſſes Maaß von Achtung.

Setzt man neue Namen an die Stelle der alten, ſo ſind dieſe wiedrum ein X., d. h. eine unbekannte Größe, was ſie bedeuten ſollen, weiß man nicht, oft weder die, welchen ſie gegeben werden, noch die, welche mit dieſen in Verkehr kommen, man denkt: es werde halt was Neues ſein. Die Beſitzer der neuen Namen vergeſſen die alten Pflichten und machen neue Anſprüche, das Publikum ſetzt die alte Achtung bei Seite und beginnt den alten Kampf um neue Freiheiten, d. h. um ein Leben ohne Schranken. Sehr oft kommt dann eine gewiſſe Accommodation zu Stande, wo man den Beamteten das Recht zugeſteht, zu ſein, wie ſie wollen, dagegen ſie dem Publikum das Recht, zu machen, was es will, d. h. die Beamteten übernehmen gegen eine gute Bezahlung, verſteht ſich, die Rolle der ſogenannten Bündengſchücher, welche man auf die Aecker ſtellt, um Sämereien vor den Vögeln zu ſchützen. Sobald Krähen und Spatzen ihres Anblickes gewohnt ſind

und geſehen haben, daß ſie weder was verwehren können noch wollen, ſo achten ſich ihrer weder Krähen noch Spatzen mehr, wie großartig ſie ſich auch geberden mögen, ſo ſind und bleiben ſie Bündengſchücher.

Unter den Männern, welche die Kirche verließen, mußten zwei ſtattliche Geſtalten auffallen, ſie waren groß, ſtark und trugen ſich mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein; der eine trug dunkle Kleidung von Guttuch, der andere eine helle von Halblein. Den erſtern nannte man Hunghans, den andern Ankenbenz nach Landesſitte, wo oft der Name der Beſitzung mit dem Taufnamen verbunden wird, um den Beſitzer zu bezeichnen. Der erſte hieß Hans und ſein Hof der Hunghafen; der zweite hieß Bendicht, verkürzt Benz, und ſein Hof die Ankenballe. Es waren die reichſten und angeſehenſten Männer in der ſehr wohlhabenden Gemeinde Küchlivyl, ihre Höfe wahre Edelſitze im Lande, in mehrhundertjährigem Beſitz ihrer Familie. Dieſe Unveränderlichkeit mag hie und da, wo die alten Tugenden verfallen, mit dieſen die alte Familie ebenfalls, den Verfall des Beſitzes zur Folge haben. Wo aber in einer Familie die alte Kraft und die alte Gottesfurcht bleiben, da erzeugt dieſer unveränderte Beſitz eine gegenſeitige Treue zwiſchen dem Beſitzer und dem Beſitzthume. Von weitem erkennt man dieſes Verhältniß an der Ueppigkeit des Landes, den alten ſchönen Bäumen, den wohlerhaltenen Gebäuden, der Sorgfalt überhaupt, welche im Großen und Kleinen ſichtbar iſt. Höfe, welche raſch Hand ändern, gewähren einen deſto troſtloſern Anblick. Da iſt alles verwahrloſt, Gebäude, Land und Bäume, man hat vom Lande nur genommen, ihm nichts gegeben. Die Nidel ab der Milch, wie iſt dieſe noch dann ſo dünn und blau! Wenn bei einem ſolchen Gute Wald ſein ſoll, merkt man denſelben kaum mehr. Die Bäume ſtehen in demſelben ſo dünn und traurig wie Zähne im Munde eines achtzigjährigen Zuckerbäckers.

Der Hunghafen lag im Thale, ſein größter Reichthum

waren Matten, wie man ſie ſelten findet, Nuß- und andere Bäume kränzten grün und ſchön die ſtattlichen Gebäude, ein großer klarer Bach floß durch das Land. Die Ankenballe dagegen war an einer Bergſeite in einer Vertiefung, Dühle, auf drei Seiten gegen Wind und Wetter geſchützt. Weithin glitzerten, in der Abendſonne beſonders, die zahlreichen Fenſter des ſchönen Hauſes. Birnbäume wie Eichen ſtunden im Baumgarten. Zwei reiche Brunnen ſprudelten unter breiten Dächern ihr kühles Waſſer in große Tröge, aus denen es in zwei große Teiche floß. Aus dieſen Teichen ward das Land gewäſſert. Dieſe Teiche aber ſollten auch das Waſſer liefern, wenn Gottes Wille Feuersnoth über den Hof bringen ſollte. Die Familien auf beiden Höfen waren durch manches Geſchlecht hindurch befreundet nnd vielſeitig verwandt. Die gegenwärtigen Beſitzer waren in einem Waſſer getauft worden, hatten zuſammen die Unterweiſungen beſucht, waren in ihrer ledigen Zeit die treuſten Kameraden geblieben, leiteten jetzt einträchtig die Gemeinde, ihr Wort galt in derſelben, als käme es gedruckt von oben herab. Es waren aber auch tüchtige Bauern und ehrbare Hausväter geworden, welche mit ihren Leuten aßen und ſchnitten und vor ihnen wenig Anders voraus hatten, als daß ſie vormähten in allen Dingen, am ſchwereren Orte trugen, am erſten auf waren, am letzten niedergingen.

Seid ihr dieſen Nachmittag daheim? frug Hunghans. Meine Frau möchte einmal unter dem Dache weg, ſagte ſie. Sie ſei ſo bange im Gemüthe. Es fehlt ihr ſeit einiger Zeit, ſie nimmt die Sachen zu ſchwer. Allweg, ſagte Ankenbenz. Meine wird große Freude haben, ſie ſagte ſchon lange, ſie hätte deine, es weiß kein Menſch wie lange, nicht geſehen außer in der Kirche. Aber kommt gleich nach dem Eſſen, ſo mag ſich doch etwas ergeben. Die Weiber werden ſonſt nicht fertig, und bringt die Kinder mit, meine hielten euch ſonſt nichts darauf. Wird wohl geſchehen, ſagte Hans. Aber macht

nicht Umstände, hörst, sonst hat es meine ungern, daß ich dir etwas gesagt. Sie meint sonst, ihr könntet glauben, ich hätte es gesagt, damit die Aufwart desto besser sei. Sie ist seit einiger Zeit gar grausam empfindlich und mißtreu. Wegen der Aufwart häb nit Kummer, wenn ihr's nicht anders triebet, wir hätten weniger uns zu gmühen, wenn wir zu euch kommen, antwortete Benz. Verier, sagte Hans. Aber hörst, mach's, sonst hab' ich Verdruß. Wir kommen ja nicht Essens-wegen. Selb brauchst nicht zu sagen, antwortete Benz, habt es ja besser daheim als irgendwo. Daneben weißt, die Weiber haben ihre Köpfe, und in der Küche hört alles Befehlen auf. Wird bei dir nicht anders sein. Es ist mir leid, wenn deine nicht z'weg ist. Hoffentlich wird's besser. Meine und deine waren schon manchmal nicht z'weg, und wenn die Zeit um war, besserte es ihnen ohne Doktorzeug. Hans sagte nicht viel darauf, sie waren eben beim Scheideweg, wo Benz mit einer Ermahnung, nicht lange zu säumen, rechts ab den Berg aufging mit langsamen Schritten. Oben auf einem Vorsprung an der Sonnenseite war schon lange ein großer Hund sichtbar, unbeweglich, als wäre es ein steinerner.

Als Benz über die Mitte des Berges war, ward das Bild lebendig, schlug einige Male an, kam dann trippelnd und wedelnd den Berg ab, that einige kurze Sätze, wedelte endlich nahe bei dem Meister mit dem ganzen Leibe, sprang an ihm auf, leckte ihm die Hand, sprang voraus, sprang zurück, wand sich um des Meisters Beine, und lange ging's, bis er es dahin brachte, sittig neben seinem Herrn einher zu gehen. Benz nahm diesen Empfang mit der Ruhe hin, welche eben die Hunde am meisten fesselt durch Liebe und Respekt. Er tätschelte dem Hund einige Mal den Kopf, trat dann nicht weiter mit ihm ein, geschweige daß er seine Narrheiten theilte und mit ihm spielte wie ein Metzgerjunge. Mit ruhig sicherm Blicke überschaute Benz sein Land, bemerkte auf jedem Stück den Standpunkt der Gewächse. Ob Zugreifen oder

Zuwarten nöthig sei, sah er mit einem Blick und aus der Ferne. Als er eine kleine steile Strecke überstanden hatte, lag vor ihm sein Haus in sonntäglichem Glanze, und ein unwillkürliches Wohlgefallen überflog sein Gesicht. Zwei Kinder sprangen ihm entgegen, das größere voraus, das kleinere, zweijährig ungefähr, hinterdrein mit der Hast, welche große und kleine Kinder ankommt, wenn sie jemanden sich vorlaufen sehen. Daher stolperte es wie andere auch über einen Stein, fiel vor den Füßen des Vaters, ehe derselbe es halten konnte, in den Staub. Es schrie mörderlich, wie üblich, als Benz es auf die Arme nahm, mit dessen Zürtüchlein ihm das Gesicht reinigte und mit freundlichen Worten es begütigte. Da auf des Vaters Armen verging dem Kinde das Weinen bald, die Freude glänzte auf seinem Gesichte, vom Vater getragen zu werden, laut und stolz jubelte es dem Hause zu. Auf den Bänken, welche um das Haus herum angebracht waren, lagerten die Hausbewohner, vor der Küchenthüre stund die Hausfrau, eine ehemals schlanke Gestalt mit ausdrucksvollem kräftigem Gesichte, alle des Vaters und Meisters harrend, wie ein Regiment des Oberst zum ersehnten Aufbruch, doch nicht in den Krieg, sondern nur zum Essen. Frau, bekömmst Dorf, Hunghaus will diesen Nachmittag mit den Kindern kommen, rief Benz. Teufel, rief die Frau, und habe keinen frischen Anken, daneben sind sie mir lieb und recht. Am Samstag waren alle Hände voll zu thun und später Feierabend! Gretli, Gretli und noch manchmal Gretli mußte sie rufen, bis ihre Stimme durch den Jubel der Kinder drang, die sich auf ihre Gespielen freuten, als wäre jedes von ihnen ein Neujahrskindlein oder ein heiliger Niklaus, ehe Gretli herbeilief, ein hübsches muntres Mädchen von siebenzehn Jahren. G'schwind Meitschi, mach' z'weg, es muß g'anket sy. Ja Mutter, rief das Meitschi, flog eines Satzes davon, band eine Schürze um den Hals, die schmucken Kleider zu schirmen, machte sich mit großer Freude an's Werk, ohne zu fragen: Mutter, wann soll

ich dann eſſen? Marei, richt an, geſchwind! lautete das zweite Kommando. Marei, die ſtarke Meiſterjungfrau, ſchritt ſtark durch die Küche, kommandirte ihrerſeits die untergebenen Geiſter zur Beihülfe, raſch und willig waren ſie bei der Hand. Cho eſſe! war das dritte Kommando und aufs Tempo erhoben ſich diesmal alle, ſelbſt der meiſterloſige Güterbube, der ſeit einem halben Jahre ſchon da war und noch nicht viel von Gehorſam wußte. Nach einem Tiſchgebet, welches in der Kehr ein Kind ſprach, ließ man ſich die Fleiſchſuppe ſchmecken, griff luſtig das Fleiſch an, welches in drei Sorten, geſalzenes und ungeſalzenes Rindfleiſch und Speck, vorhanden war, brauchte Gemüſe dazu, ſchöne Bohnen, jedoch mit großer Vorſicht, als ob man fürchte Platz zu verſchlagen damit oder Bauchweh zu kriegen. Bekanntlich macht Fleiſch durſtig, darum wurden aus Freigebigkeit, wie man ſie nicht an allen Orten trifft, einige Kacheln ſchöne, nicht blaue, Milch aufgeſtellt, woran die meiſten ſich köſtlich labten und beſſer daran labten, als ſie an irgend einem andern Getränke ſich gelabt hätten.

Das Geſinde, welches Dorf anſagen gehört, hatte, wie es ſich an guten Orten ziemt und auch gewöhnlich, die Schelten ausgenommen, gefunden wird, Verſtand, ſäumte nicht muthwillig, um die Meiſterleute in Verlegenheit zu ſetzen. Wen die Meiſterfrau nicht eigends bleiben hieß, machte ſich abſeits, wollte nicht im Wege ſein, wollte nicht der ſein, der neugierig wiſſen möchte, womit aufgewartet werde, und was die da oben zu thun hätten. Was in einem ächten Bauernhauſe von altem Schrot und Korn extra verzehrt wird, braucht niemand zu wiſſen. Soweit möglich wird es mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt. Die Neugierde der Nachbarn mag ihren guten Theil an dieſer Sitte haben, aber ſicher auch eine Art von religiöſem Gefühl, als ob ſolche Aufwart nicht recht ſei, als ob der Ueberfluß eine Sünde ſei, das Geſinde und die Armen ſich darüber zu beklagen hätten. Es wäre ſchön, wenn dieſes Gefühl bei Prinzen, Grafen, Fabrikfürſten einkehren thäte, bei

jedem in gehörigem Grade, es würde in Zukunft weniger Revolutionen geben oder wenigstens würde in den Revolutionen weniger Schein zur Berechtigung sein.

Mit besonderer Sorgfalt räumten die Knechte Futtertenne und Ställe auf, kehrten ums Haus herum, bis kein Strohhalm selbst mit einem Fernrohr zu entdecken war, putzten das Vieh, als wenn es z'Hochzeit sollte. Sie wußten, Hunghans war ein Kenner, und ein gut oder ein bös Wort von ihm zogen schwer bei ihrem Meister. Aber noch hatte es nicht eins geschlagen, waren die dicksten Bursche unsichtbar geworden. Ebenso ward in der Küche sich gerührt, damit das Möglichste abweg sei, wenn der Besuch anrückte. So ward allen unnöthigen Einsprachen gegen die Aufwart vorgebeugt, die Hausfrau konnte ruhig bei den Gästen sein und ihnen zeigen die Herrlichkeiten der Welt, Pflanzungen und Schweine. In einem solchen Hause, wo man nicht nach siebenzehn Windgegenden springen muß, wenn man für drei Personen ein Kaffee machen soll, alles bei der Hand ist, nichts geschont zu werden braucht aus Angst, man habe morgen nichts mehr zum Frühstück, da ist bald viel gemacht. Nicht lange nach dem Verschwinden der Knechte war auch die Hausfrau so ziemlich fertig und mit den Händen im Schoose der Gäste gewärtig.

Da wo am Morgen der Hund gestanden, stunden jetzt die Kinder zum Ausguck nach dem ersehnten Besuche, dessen sie um so ungeduldiger harrten, je seltener er ihnen zu Theil ward. Sie hatten nicht alle Tage Visite. Endlich erscholl das Geschrei, sie kommen! Dahergerannt kamen die Kinder, als ob der Feind käme, bargen sich hinter den entgegengehenden Eltern, wagten kaum die Näschen hervorzustrecken, und wenn sie es thaten, fuhren sie alsbald mit großem Geschrei hinter die breiten Rücken ihrer Beschützer. Ergötzlich war es zu sehen, wie schüchtern und zimpferlich sie die beiden mitkommenden Kinder begrüßten, ihnen kaum von weitem die Hände zu geben wagten und wie wild das bald darauf durcheinander ging.

Nachdem die üblichen Begrüßungen und Entſchuldigungen abgethan waren und die Gründe, warum man nicht alle Kinder mitgebracht, auseinandergeſetzt und wahrſcheinlich ein einziger vergeſſen ward, der eigentliche nämlich, ſetzte man ſich zum Erkühlen und Ausruhen in die Stube. Die Gäſte mußten ſich allen Weigerungen zum Trotz ein Glas Wein gefallen laſſen. Das Ausruhen hatte Hunghanſens Frau nöthig. Sie war bleich und mager, trug das Gepräge der Kränklichkeit und matt waren alle ihre Bewegungen. Die beiden Weiber waren ſich ebenfalls verwandt geweſen, dazu bekannt und vertraut von Jugend auf. Obgleich kaum eine halbe Stunde auseinander wohnend, ſahen ſie ſich dennoch ſelten, als auf Augenblicke in der Kirche. So eine rechte Bäurin weiß, daß ſie am ſchönſten daheim iſt, ſo gleichſam als des Hauſes Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes. Man kann ſich denken, daß dann, wenn zwei Freundinnen, welche ſo lange kein vertraut Wort mit einander geſprochen und dazu mit niemand anderm, ſich viel zu ſagen haben mußten, wenn es einmal angefangen war. Von einem ſolchen vollen Herzen macht ſich eine rechte Stadtbaſe, welche vom Morgen halb eilf Uhr an bis Abends um halb eilf, mithin zwölf Stunden lang Beſuche macht oder hat, mit Lunge und Zunge aus Leibeskräften ſchafft, den allerhinterſten Gedanken zu Tage ſchrotet, gar keinen Begriff. Sie, die ihren Kaſten alle Tage leert, kann unmöglich ſich vorſtellen, was alles in einem Platz hat, von welchem man vielleicht ein halbes Jahr lang den Deckel nicht gehoben.

Die Ankenbäurin war über das Ausſehen ihrer Freundin ſehr erſchrocken, denn es war beträchtlich verändert, ſeit ſie dieſelbe zum letzten Mal geſehen. Aber ſie hatte nicht ausgerufen: Mein Gott, wie ſiehſt du aus! Lange lebſt du gewiß nicht mehr, — ſondern das Erſchrecken beſtmöglichſt verborgen, hütete ſich, allzu große Theilnahme zu zeigen, wie ſehr es ihr auch darum war. Nicht lange hatte Hunghanſe Frau Rait in der Stube. Es nimmt mich wunder, ſagte ſie, was du für

Sachen haſt und wie es dir geht in dieſem trocknen Sommer. Ich weiß nicht mehr, was machen. Gäb wie Benze Frau mahnte, noch in der kühlen Stube zu bleiben, was zu ſehen ſei, ſei bald beſehen, es mußte aufgebrochen ſein. Benze Frau merkte, daß die andere Schweres auf dem Herzen hatte und es ihr anvertrauen wollte, wahrſcheinlich eben ihre Kränklichkeit und die Angſt um die Kinder, wenn ſie dahinten bleiben ſollte. Sie wanderten in die Pflanzungen hinaus, aber was Hunghanſe Frau im Herzen hatte, mußte tief unten ſein, es wollte nicht hervor. Sie ſeufzte öfters, bückte ſich, riß irgend ein Blatt ab und ſprach dann Abgebrochenes über das, was ſie beſahen. Schon hatten ſie Flachs und Hanf betrachtet, Rübli, Rüben, Kabis, ja ſelbſt den Bohnenplätz, wo Benzen Frau die Eröffnung beſtimmt erwartet hatte, im Rücken und es war nichts erfolgt. Sie kamen bis zu einem großen Gelbbirnenbaum, welcher frei ſtand und von welchem aus man das Haus überſah und im Hintergrund die Berge ſtunden, da ſtund ſie ſtill und ſagte: Bin ſo müde, wollen wir abſitzen? Und als ſie abgeſeſſen waren, fing ſie an zu weinen bitterlich. Endlich ſagte ſie: Zürn nicht, Liſi, aber ich kann nicht helfen, es will mir faſt das Herz verſprengen. Mein Lebtag hab ich noch niemanden geklagt, hatte eigentlich auch nicht Urſach dazu und will auch weiter niemand klagen, will ſchlucken bis es ausgeſchlucket iſt, aber dir muß ich es ſagen, warſt du mir doch nebſt meinen Leuten der liebſte Menſch auf Gottes Erdboden. Ich weiß wohl, es muß jeder Menſch ſeine Bürde haben, ich dachte, als ich es ſo gut hatte, meine werde mir auch noch werden, aber an das hatte ich nicht gedacht. Nein, weiß Gott nicht, und aufs neue kamen ihr ſtromsweiſe die Thränen.

Liſi war auch erſchrocken. Ihr erſter Gedanke war der, den in ſolchen Fällen die meiſten Weiber haben: Mein Gott, geht Hans neben aus? Dem hätte ich es doch nicht zugetraut. Da ſieht man wieder, daß keinem zu trauen iſt. Benz, der

wohl, für den wollte ich die Hand in's Feuer halten, aber er iſt auch ganz ein anderer als die andern.

So war es eigentlich doch nicht, wie Liſi dachte. Endlich konnte die betrübte Frau fortfahren. Ich meine nicht, ſagte ſie, daß ein Mann wie Hans nichts thun ſoll für das Allgemeine; wenn die nichts thun wollten, welche den Verſtand dazu haben und es vermögen, einen Tag umſonſt zu verſäumen, wie meiner und deiner, wem ſollte man es dann anmuthen? Sie haben ihn auch brav gebraucht in Gemeindeſachen, und ich habe kein Wörtlein dagegen geſagt, wie ſehr es mir auch zuwider war, wenn er ganze Tage fort ſein mußte und die ganze Bürde auf mir allein lag. Du weißt ja, wie es geht, wenn der Mann fort iſt, jedes Meiſter ſein, keins gehorchen will. Liſi nickte, ſagte aber nichts, denn wenn Benz nicht daheim war, war Liſi Meiſter, hatte das Wort und brauchte es. Das iſt aber nicht Allen gegeben. Wo es aber die Aenderung gab im Canton, fuhr die Frau fort, die Alten aben mußten, die Neuen ans Brett kamen, nahmen ſie Hans auch z'weg, wie du weißt, er mußte Amtsrichter werden. Dagegen ſagte ich wiederum nichts. Mein Vater war auch Amtsrichter geweſen, ich hätte nicht gewußt, warum ich Hans davor ſein ſollte, er ſchickte ſich dazu viel beſſer. Hans kann b'ſunderbar gut G'ſchriebenes leſen und ſchreiben kann er hintereinander fort, es gibt ihm gar nichts zu ſinnen, dem Vater ging's ſchwer. Gäb wie er Brillen gekauft, eine ganze Drucke voll, d's Geſchriebene ſah er nie recht zu leſen und mit dem Schreiben ging's auch bös. Den Namen ſchreiben wohl, das ging flätbig. Er könnts, ſagte der Vater, aber er ſehe es nicht. Dazu gab es einen ſchönen Lohn, dafür konnte Hans wohl zuweilen einen Tag verſäumen und jemanden dafür anſtellen; daß er das wüſteſte alleine austrätſchen und immer der Erſte und der Letzte ſein ſollte, meinte ich nie. Ich dachte, es ginge ſo wie unter meinem Vater ſelig. Wunderſelten mußten ſie zuſammen. Dann lud ſie der Landvogt zum Eſſen

ein, wartete ihnen auf, daß ſie von Wunder erzählten, und das Geld blieb im Sack. Nur manchmal tranken ſie noch einen Scheppen zuſammen während dem Anſpannen. Aber lange blieben ſie nie zuſammen, aus Furcht, der Landvogt könnte es vernehmen und es ungerne haben, beim Sonnenſchein waren ſie gewöhnlich heim. Jetzt geht es anders und weiß Gott alle Tage böſer, ſo ſtehe ich es nicht mehr aus. Alle Fingerslang iſt Amtsgericht, und wenn ich ſage: ehedem beim Vater ſelig ſei es nicht ſo geweſen, ſo ſagt Hans: Wart nur, es kömmt anders, es iſt jetzt noch das und das, wenn das fertig iſt, ſo kann man Ruhe haben. Oder, es kömmt ein Geſetz, wenn das einmal da iſt, ſo erleichtert das die Sache, man glaubt es nicht. Aber g'ändert wurde nichts, und das Geſetz kam nicht. Seit einiger Zeit muß er viel für den Präſidenten in's Schloß, d'Sach für ihn zu machen. Hans klagte anfangs, er ſpare ihm die böſen Sachen, und wenn jemand zu büßen ſei, müſſe er es thun. Dä D—Sch. wolle immer den Lieben ſpielen, nicht der ſein, der die Leute in's Unglück bringe, aber meineidig zu werden alle Tage und das Geſetz nicht zu halten, mache ihm nichts. Den ſchlechteſten Hudel fürchte er mehr als unſern Herrgott, und das niederträchtigſte Straßenmenſch ſei ihm lieber, als der Heiland, dem Hundsbub gehe er nicht mehr, er habe den Lohn dafür, daß er die Sache ſelbſt mache, und nicht dafür, daß er Andere die Sache ausfreſſen laſſe. Aber dem Hundsbub geht Hans doch und je länger je lieber, klagt nichts mehr über ihn, und wenn man ſie zuſammen ſieht, ſollte man meinen, ſie ſeien die beſten Freunde, und ſo wird es wohl auch ſein. Doch das iſt noch nicht das Aergſte, wenn es nur das wäre, ich wollte mich noch darein ſchicken, aber denk, Liſi, denk, er kam ſchon mehrere Male Nachts nicht heim und wenn er kömmt, immer ſpäter, manchmal erſt gegen Mitternacht und nicht, wie er ſollte, ſondern daß man wohl merkt, er habe getrunken. Anfangs dachte ich, das könne es jedem geben, und ſagte nichts als: Biſt ſpät?

Dann hatte er immer eine gute Ausrede. Er mußte noch auf den Schreiber warten, um zu unterschreiben, was auf die Post sollte, oder der Regierer war zu ihnen gekommen, als sie eben fort wollten und da hatte es sich nicht geschickt, gleich fortzugehen, er hätte es sonst zürnen können, oder es hätten zwei Fürsprecher einander wüst gesagt und sich gegenseitig alle Schelmstücke ausgebracht, daß man nicht genug hätte lesen können. Als es nun häufiger geschah, sagte ich nichts mehr, wenn er heim kam, und Hans auch nicht. Aber mein Gott, was mußte ich vernehmen, als ich unter der Hand mich erkundigte, was denn eigentlich getrieben werde. Denk Lisi, da hocken sie ganze halbe Tage und halbe Nächte beisammen, saufen und spielen, und wer macht das? Sellig Manne und die Oberen voran, der Regierer und der Präsident und Agenten und Schreiber und alles Gesindel, wo sich herbeiläßt. Das hoke Alles untereinander ungeschämt und von Feierabend sei keine Rede mehr, und die wo Ordnung halten sollen, seien die Allerärgsten, und wenn es recht angehen solle mit Spielen, gingen sie in eine andere Stube, da sehe man oft noch gegen Morgen Licht und da werde gespielt, wie man es noch nie erlebt, mehr als um hundert Thaler gehe es manchmal über Ort. Denk Lisi, und ich daheim in dem Wesen mit Kindern, Knechten und oft noch Handwerksleuten, muß alle Augenblicke sagen, der Amtsrichter ist nicht heim, weiß nicht, kommt er oder kommt er nicht. Muß mich schämen vor allen Leuten, daß er so ist, schämen vor den Kindern und Knechten, wenn sie merken, wie spät er heimkömmt, und beständig Verdruß haben. Die Buben machen, was sie wollen, wenn der Vater nicht daheim ist, verführen mir noch die Knechte und geben ihnen ein böses Beispiel. Und was das für ein Warten ist, so von acht bis vielleicht um zwölf Uhr! Ich sollte schlafen, aber ich kann weiß Gott nicht; da muß ich aufpassen, ob ich ihn nicht höre, muß denken, was macht er jetzt oder ist ihm etwas begegnet? Und kommt er endlich heimgestolpert, so muß

ich weinen, weinen bis oft der Tag am Himmel steht. O Liſi, du weißt nicht, wie voll es mir da ums Herz iſt; es dünkt mich oft, ich müſſe erſticken. O, wenn du wüßteſt, wie ich den Regierer und den Präſidenten haſſe. Ich kann ihrethalb faſt nicht mehr beten. Zuitts drin kömmt es mich an, als ſollte ich ſie verwünſchen und verfluchen, ſo die Leute zu verführen, vom Hauſe zu ſchlagen und Frau und Kinder im Stiche zu laſſen!

Aber haben ſie denn nicht auch Weiber und Kinder? frug Benzens Frau. Einer iſt ledig, der andere verheirathet, aber was frägt der Frau und Kindern nach, das iſt unter ſolchen Herren nicht mehr der Brauch und die Mode bringen die jetzt auf das Land hinaus, jammerte die Amtsrichterin. Sie werden daneben froh ſein, wenn er nicht daheim iſt, das iſt die ruhige Zeit, welche ſie haben, wie man mir ſagte. Und bei Solchen iſt er und die verderben mir meinen Hans an Leib und Seele, zähl darauf, und dem muß ich zuſehen. Einmal habe ich ihm der tuſig Gotteswille angehalten, er ſolle Amtsrichter Amtsrichter ſein laſſen und daheim bleiben, er ſehe doch, wie es gehe und wie ich alle Tage weniger der Sache nach möge, ich ſtünde es weiß Gott nicht mehr aus. Da verſpricht er es mir halb und halb, ich habe gemeint, ich ſei jetzt im Himmel. Nach dem nächſten Amtsgericht frage ich ihn: Und jetzt, haſt abgegeben? Nein, ſagte er, die Andern wollten es nicht thun. Da ward mir ſchwarz vor den Augen, und ſeither ſagte ich nichts mehr. Ich dachte, es werde nicht mehr ſo lange dauern. Aber am andern Tage kömmt die Magd vom Krämer heim und ſagt mir, ſie dächten Hans zum Rathsherrn zu machen. Da war mir nicht mehr zu helfen. Ich hatte gedacht: Strengeres könnte ich nichts mehr erleben, als ich ſchon erlebt. Aber wohl, da zeigte mir unſer Herrgott, wie er für uns Menſchen ungſinnte Sachen bereit habe. Hans Rathsherr! Hans Wochen lang fern ſein und wo? Drinnen in der Stadt. Liſi denke, drinnen,

du weißt, was das ſagen will! Bis jetzt konnte ich über Hans weiter nicht klagen, als was ich ſagte; aber was dann aus ihm wird, wenn ſie ihn zum Rathsherrn machen und was er drinnen mitmachen muß und Schlechtes allerhand lernt, ſelb weiß Gott! das ſtehe ich nicht aus. Es iſt mir nicht einmal wegen mir, es iſt mir wegen Hans, er muß es büßen und kömmt um ſeine arme Seele. Wenn die ihn ganze Wochen lang in den Fingern haben, ſo werden ſie ihm die Religion bald ausgeredet haben, wie ſchon Andern mehr. Da duldete es mich nicht länger, ich mußte mit dir reden. Ich ſage nichts mehr; that er mir ſelb Mal den Gefallen nicht, er thäte ihn jetzt auch nicht. Aber Benz und er ſind ſo wohl für einander; wenn Benz ein Wort mit ihm redete, ich dächte, es fehlte nicht, er thäts Benz zu Gefallen. Und thut er's nicht, ſo bringt er mich in's Grab.

Liſi hatte großes Mitleid mit dem Jammer der Freundin. Wenn meiner es mir ſo machen würde, ich ſtünde es auch nicht aus, dachte es. Aber Liſi hätte es ausgehalten, denn Liſi war von ſtärkerem elaſtiſcherm Holz und verſtund etwas vom Regieren. Liſi verſprach mit Benz zu reden, tröſtete die Freundin, ſo daß dieſe recht aufgerichtet ſich erhob, die Inſpektion mit der Betrachtung der Schweins beendigte und glücklich wieder in der Stube, von wo ſie ausgegangen, landete. Hier war das Abendeſſen bereitet und Gretli nach den Männern geſandt, daß ſie kämen, ehe alles kalte. Dieſe waren unterdeſſen auch herumgeſtiegen, hatten die mannigfachen Saaten beaugenſcheinigt, waren ſelbſt bis in den Wald gekommen, wo Benz gerne und mit Stolz ſeine prächtigen Tannen von allen Altern und die üppigen Buchen zeigte. Sie beſprachen nebenbei manches, aber die Politik ließen ſie links. Sie waren in derſelben weit auseinander gekommen. Hunghans war durch ſeine Stelle als Amtsrichter und zeitweiliger Stellvertreter des Präſidenten in den Strom des Tages gekommen und ward luſtig von deſſen Wellen getrieben. Seit Jahren war es

Sitte, daß jeder Tagsatzung irgend eine politische Frage vorgeworfen wurde, wie einem Hunde, der einschlafen will, ein Bein. An solche Fragen wurde das zeitliche und ewige Heil der Schweizer gesetzt und alles aufgeboten, die Gemüther daran zu erhitzen, das eingefrorne Schweizerblut in einen glühenden Strom verzehrender Lava zu verwandeln, der von des Teufels Knechten geleitet werden konnte über jedes beliebige Land, bis der gleiche Brand ganz Europa überfluthet. Diese Fragen betrafen gewöhnlich die Verhältnisse der Schweiz zu irgend einem gekrönten Haupte, bald einem geistlichen, bald einem weltlichen, waren sogenannte Lebensfragen, an welchen man das politische Leben der Einzelnen maß und würdigte, auf welche man des Landes Existenz zu setzen suchte, und waren zumeist nicht einen halben Batzen werth. Nun verstand Hunghans von der ganzen Auswärtigkeit keinen Pfifferling; die staatlichen Verhältnisse waren ihm so unbekannt als die Geographie der Sonne. Er war ein guter Gemeindsmann. Ward er ausgeschossen, hier und dort eine Gemeindeangelegenheit zu besorgen, so machte er seine Sache vortrefflich, aber wenn er als Gesandter nach Rom zum Papst geschickt worden wäre, so wäre seine Verlegenheit sehr groß gewesen, nach welcher Himmelsgegend er sich zu wenden und in welcher Sprache er für einen Dolmetsch zu sorgen hätte. So war es damals, so ist es übrigens noch jetzt. Aber das hinderte Hans durchaus nicht, ein sehr eifriger Politiker zu sein und seine Grundsätze, wie er es nannte, was ihm eingebläuet wurde, eifrigst zu verbreiten.

Hans hielt eine Zeitung, versteht sich das Organ der herrschenden Partei, doch war diese nicht der Hauptborn seiner Weisheit, sie war ihm bloß das Handbuch, aus welchem das Kind nicht viel machen kann, wenn nicht Einer da ist, der dolmetscht und dasselbe ihm verständlich macht. Dieser Dolmetsch war eben der Regierer und auch der Präsident. Aber der Regierer hatte eine viel größere Gabe, sich Glauben zu

gewinnen, und ſicher ſaßen nie gläubigere und ſchlotterndere Kinder um ihre Kindermagd, wenn ſie ihnen erzählte vom Teufel und ſeiner Großmutter, von böſen Geiſtern und Geſpenſtern, als die Amtsrichter um dieſen Regierer, wenn er ihnen die Tagesfragen auseinanderſetzte, und von den Teufeln, den Ariſtokraten, Städtern und Päpſtlern (Jeſuiten waren damals noch nicht im Schwunge) ſprach. Sie zitterten wie Eſpenlauber und glühten wie Glätteiſenſteine und immer wie der Regierer wollte. Schlotter und Glut trugen ſie dann auf's Land hinaus und aus beiden gab's einen glühenden Schlotter oder eine ſchlotternde Glut, je nachdem das eine Element oder das andere vorzog. Deßwegen waren die Erlauchten ſo oft und ſo lange unter den zu Erleuchtenden, nebenbei that ihnen der Wein auch wohl, und das Spiel gefiel ihnen nicht ſchlecht. So that ein Theil dem andern wohl, die Einen labten ſich leiblich, die Andern geiſtig. Wie eine Katze, welche Junge hat an einem verborgenen Orte, dieſelben des Abends beſucht, mit weiblichem Miauen empfangen, zu den Jungen ſich legt, bei ihnen die ganze Nacht liegen bleibt, während die Jungen an ihren Brüſten ſaugen, gierig ſie ausſaugen, ſo ungefähr war das Verhältniß. Man hätte auch ſagen können, wie hungrige Vögel den alten Vogel mit aufgeſperrten Schnäbeln empfangen, ſo ſei es geweſen. Nur paßt beides darin nicht ganz, daß die jungen Vögel einſtweilen im Neſte bleiben und verdauen, bis ſie ſtark zu eigenem Fluge geworden, während die Amtsrichter nach ſtattgehabter Fütterung ausflogen und alsbald wieder von ſich gaben, was ſie empfangen hatten, unverdaut, daß ſie aber zu eigenem Fluge nicht erſtarkten, ſondern alle vierzehn Tage oder längſtens alle drei Wochen vom alten Vogel geſpeiſet werden mußten, in Extrafällen noch viel öfters.

So war's im Bezirk Schlottrigen der Fall. Wir wiſſen daneben wohl, daß es an andern Orten ganz anders war, die Amtsrichter nicht junge Vögel waren, die ihr Lebtag von

einem alten Vogel geätzt werden mußten, ſondern ſelbſtſtändige, ehrenwerthe Männer. Hie und da gab es auch unter den Amtsrichtern alte Vögel.

Benz ſtand nicht in dieſem Lager, wie man heutzutage ſich auszudrücken pflegt. Benz war ein rechter Bauersmann, der nicht ſtetig am Alten hängt, aber das Neue erſt vorſichtig prüfen will, ehe er deßwegen Mühe und Koſten hat, der nicht jeder Narrheit nachläuft, die als das Beſte und Nothwendigſte ausposaunet wird, ſondern um ſo mißtrauiſcher den Kopf ſchüttelte, je lauter man eben posaunete. Er war der Reform auch ergeben, er wünſchte immer Verbeſſerungen; es dünkte ihn in der That nicht recht, daß nur die Einen regieren und die Andern nur gehorchen und zahlen ſollten und zwar von Rechtswegen. Er hatte ſich bei der Reform auch einigermaßen betheiligt, aber er meinte dabei nicht, daß jetzt wiederum nur die Andern regieren ſollten und die Einen nicht, ſtatt ſolcher, die berneriſch redeten, die, welche nur bieleriſch könnten oder nidaneriſch, ſtatt denen mit ſchwarzen Haaren die mit weißen, ſtatt denen, welche hott wollten, nur ſolche, welche links liefen, ſtatt den Reichen die Hudeln, ſtatt den Geſeſſenen Vagabunden, ſtatt Frommen Heiden. Er meinte es ungefähr, wie es Jethro meinte, als er Moſes den Rath gab: Siehe dich um unter dem ganzen Volke nach tapfern, gottesfürchtigen, wahrhaftigen, geizhäßigen Männern und ſetze über ſie Oberſte, die ſollen das Volk richten. Wirſt du dieſes thun, ſo wirſt du beſtehen können und auch das ganze Volk und an ſeinen Ort kommen mit Frieden. Etwas mehr lernen, um beſſer durch die Welt in den Himmel zu kommen als vernünftige Weſen, ſei nicht bloß gut, ſondern thue wirklich Noth, ſo meinte Benz. Daß man lernen müſſe, um von der Arbeit weg ohne Mühe zu viel Geld zu kommen und um des Glaubens los und ledig und ein ſogenannter Herr zu werden, das meinte er aber nicht. Nach und nach ſah Benz, daß es nicht ging, wie es ihm wohlgefiel. Das ewige Rütteln

und Schütteln behagte ihm übel, denn dabei komme nichts heraus, ſo wenig als es gute Ernten geben könnte, wenn es immer erdbebnete oder wenn man immer mit dem Pfluge im Felde wäre und ackerte. Der Landmann und alle Gewerbe müßten darunter leiden, am meiſten das Land. Sobald politiſche Fragen auf dem Tapet ſeien, hätte man keine Zeit mehr für das, was dem Lande ſo noth thäte, bekümmere ſich um gar nichts mehr, ſondern ſtehe in den Kaffeehäuſern herum und brülle, was in die Haut möge. Ein heillos Geld werde verſchleudert, weil man untaugliche Leute wähle, nur weil ſie die rechte Farbe hätten. Dieſe könnten machen, was ſie wollten, es ſei niemand da, der ihnen auf die Finger ſehen wolle oder könne, eins von beiden. Ja, was man machen müſſe, ziehe man auf die Politik, mache jede neu anzulegende Straße zu einer politiſchen Frage, ziehe ſie nicht der kürzeſten Linie oder dem bequemſten Terrain, ſondern dem Land und den Häuſern der Großräthe nach. Auch die Schulen fange man an auf die Politik zu ziehen, ſtatt auf die Religion, mache die Kinder hochmüthig ſtatt demüthig, entfremde ſie dem Hauſe und lehre ſie die Eltern verachten, führe alles aus, was die Eltern wüßten und thäten, abſonderlich die Bücher, welche ſie im Hauſe hätten als die rechte Seelenſpeiſe. Mit den Wirthſchaften ſauge man das Land aus, mit der ſchlechten Polizei verderbe und verführe man die Leute, die guten Gemeinden plage man, die ſchlechten laſſe man wirthſchaften nach Belieben, ſo wie man die ſchlechteſten Halunken behandle wie Kameraden, die Rechtſchaffenen dagegen wie Feinde und Schurken. Man dürfe es nicht ſagen, aber es ſei doch faſt ſo, als ob das Sprüchwort hierher paſſe: Gleich und Gleich geſellt ſich gerne.

So klagte Benz, hatte deßwegen mit Hunghans manchen Strauß gehabt, der alles in Schutz nahm und vertheidigte und meinte, das müſſe ſo ſein, das könne gar nicht anders ſein. Sieh, das geht nicht mehr wie ehemals; das war gut,

wo es Landvögte gab, aber jetzt iſt's anders, jetzt kann man nicht mehr ſo fahren wie ehedem, das würde auf dieſe Zeit paſſen wie eine Fauſt auf's Auge. Alles auf einmal kann man nicht machen, man muß billig ſein. Geduld, es wird ſchon noch gut kommen, aber eins nach dem andern, nicht alles auf einmal. Und wer Freude hat am Klagen, wird immer was zum Klagen finden. So fertigte Hans den Benz ab und konnte nicht hindern, daß ihm nicht unwillkürlich das Bewußtſein durchſchimmerte, er, der Amtsrichter, verſtehe die Sache, begreiflich, und Benz, der immer auf ſeinem Hofe ſitze, begreife die Sachlage begreiflich nicht. Benz merkte das wohl, ließ ſich aber auch nicht gerne ſo unter dem Bein durch und von oben herab abfertigen; er mied daher, mit Hans über ſolche Dinge zu reden. Zwei Bauern haben ſonſt Sprechſtoff genug. Zwar mag es wirklich manchem gehen wegen Reden über Politik, wie man es mit dem Eſſen der Kartoffeln hat. Was aßen die Leute, als ſie noch keine Erdäpfel hatten, wird viel gefragt; mein Gott, was ſoll ich kochen, wenn ich nicht Kartoffeln habe, wird viel geklagt. Mein Gott, von was ſprachen die Menſchen, als ſie noch nichts von Politik wußten, und mein Gott, von was ſollte ich reden, wenn ich nicht von Politik reden ſoll? kann man jetzt fragen.

Sie hatten indeſſen intereſſant den Nachmittag verbracht ohne Politik und kamen jetzt zu ihren Weibern in gutem Frieden. Liſi mußte ſich recht zwingen, Hans mit freundlichen Augen anzuſehen und nicht zu ſticheln. An einem einzigen Worte hätte Hans ja merken können, daß ſeine Frau geklagt, denn wer ein böſes Gewiſſen hat, hat gewöhnlich auch eine feine Naſe. Gretli, die älteſte Tochter, wartete auf. Gretli war ein flinkes anſtelliges Mädchen, hatte Augen, die was ſahen, Glieder, die ſich rührten, einen Verſtand, der gut begriff, war hübſch, ſein Vater reich, und was will man mehr von einem Meitſchi? So meint's die Welt! Wir meinen es anders, wiſſen noch was, ohne welches wir das hübſcheſte und

reichſte Meitſchi nicht mit einem Stecklein anrühren möchten. Doch davon wollen wir jetzt nicht reden, bloß ſagen, daß dieſes, was wir meinen, Gretli nicht fehlte.

Gretli war Hunghanſe Frau, Gritlis, Pathenkind oder Gotteli, hatte von ihr auch ſeinen Namen empfangen. Gritli betrachtete Gretli mit feuchten freudigen Augen, hatte immer ein freundlich Wort für daſſelbe, und noch durch die Thüre ſchien ſie ihm nachſehen zu wollen. Gritli hatte ſein Gotteli ſchon als ein kleines Kind zu ſeiner Sohnsfrau gemacht und faſt mehr Freude an ihm gehabt, als an den eigenen Kindern. Gretli hatte ſich auch mit beſonderer Anhänglichkeit der Gotte angeſchloſſen. Wenn es ſie auch nicht ſo lieb hatte wie die eigene Mutter, ſo galt ihm doch ein freundlicher Blick, ein freundlich Wort der Gotte mehr als von der Mutter; Monate lang vergaß es es nicht. Ob Gretli dabei noch weiter dachte, ob es über die Mutter weg nach dem Sohne ſchielte? Meitſcheni, was meint ihr, that es das? Und wenn es es that, war das nicht ſchlecht, ſchrecklich, pfi Tüfel!

Liſi wußte, was ihre Freundin dachte, war damit einverſtanden, ohne daß ſie darüber viele Worte verloren. Liſi ſaß da in mütterlichen Stolz gehüllt, ließ Gretli machen, muſterte es bloß zuweilen mit einem kurzen ſcharfen Wort wie ein guter Inſtruktor ſeine eingeſchulten Hauptleute, Majoren und Kommandanten. Die Gotte konnte ſich nicht enthalten, zu bemerken: Nit nit, du biſt zu ſcharf mit dem Meitſchi. Das macht ja mehr als ihm möglich iſt. Denk wie jung und ob wir in dieſem Alter gemacht hätten was es. Du biſt glücklich, daß du Meitſcheni haſt, die für dich einſtehen und nicht Buben, von denen man nichts hat als Verdruß. Da ſah Hans auf, Liſi fiel mit einer guten Frage dazwiſchen und Gritli verſchloß ihr jammervolles Herz wieder, welches unwillkürlich aufgeſprungen war. Gretli war der Blitzableiter und Liſi erzählte, was es alles mache, freilich mit einigen Gloſſen über Schlechtigkeit und Vergeßlich-

keit der Jugend, und wie dann doch jemand hinter ihr sein müsse, der den Tätsch gebe. Von wegen so ein Meitschi werde denn doch nicht gehörig ästimirt und könne oft lange befehlen, ehe jemand ihm gehorche.

Als das Meitschi mit Auf- und Abtragen fertig war, der Wein in der großen blanken Flasche auf dem Tische stund, da machte es die Hebe, schenkte ein, gab schalkhaften Bescheid auf schalkhafte Fragen, so daß es einen recht freundlichen, hellen Abend gab, wie oft nach den schwersten Regengüssen die Sonne am lieblichsten scheint. Der Abschied war sehr freundlich und wurde mit dem Versprechen besiegelt, daß Ankenbenzen nächstens hinunterkommen und wieder einziehen wollten, was sie jetzt ausgegeben.

Als am Abend Benz und Lisi allein waren, sagte der erstere: Hör du, wie leid Hause Frau doch aussieht, es ist ein Elend. Ist sie krank oder fehlt ihr sonst was, sie wird es dir wohl gesagt haben? Nun erzählte Lisi, richtete seinen Auftrag aus und bat dringlichst, daß Benz da helfen möchte; es ist auch noch wegen uns, setzte es hinzu. Du weißt wegen Gretli, das wäre mir doch zuwider, wenn die Buben sich an's Lumpen gewöhnten und meinten, es stünde ihnen auch wohl an, wessen man sich bei dem Schreibervolk nicht achtet. Red' mit ihm expreß, wenn es sich nicht ungefähr giebt, und allweg mach, daß er nicht Rathsherr wird. Sag' ihm, wenn ihm die Frau lieb sei, solle er es bei Leben und Sterben nicht annehmen, sonst habe es gefehlt. Los, Frau, darein mische ich mich nicht, sagte Benz. Es wurde Lisi fast übel, als Benz so sprach, es mußte absitzen. So, das ist schön, sagte es endlich, da sieht man jetzt, wie lieb euch eure Weiber sind. Je eher ihr die Alten los seid, desto eher könnt ihr eine Andere nehmen, eine Junge oder eine Reiche, je nachdem ihr eine nöthig habt. Schlecht ist schlecht, aber am schlechtesten ist doch das Männervolk, schlechter nützte nichts; das, Benz, hätte ich doch von dir nicht geglaubt. Wenn ich schon

wie viel auf den Andern gehabt, ſo meinte ich doch, du ſelſt was werth und hätteſt noch ein Herz für deine Frau.

So bös hatte Benz ſein Liſi noch nie geſehen. Endlich brachte er es zu Worten. Dümmeres als ſo ein Weibsbild giebt es doch nichts auf der Welt, ſagte er, als er endlich zu Worten kam. Wenn eins einmal in Hitz und Eifer iſt, ſieht und riecht es nichts mehr, iſt accurat wie eine ertaubete Katze. Wäre es dir recht, wenn ich Amtsrichter und Rathsherr würde? Probiers. Du ſollteſt mir d's Herrgotts ſein! Meine arme Theure, ich liefe dir nach wie ein Schatten; gingeſt du in's Schloß, ich käme mit, gingeſt du nach Bern, ich käme mit. Wo du biſt, habe ich das Recht auch zu ſein. Haben wir doch verſprochen auf dem beißen Steine eins zu ſein und einander anzuhangen im Leben und im Sterben, eiferte Liſi.

Das würde luſtig geben, wenn die Weiber thäten, wie du meinſt, da würde man erſt nicht fertig, und manchem würde der Rathsherr übel erleiden, ſagte Benz. Glaub' du nur, es hielten viele Weiber viel darauf und wenn ſie mit könnten, ſo ſäße der Rath das ganze Jahr und ihre Haushaltung könnte ſein, wo ſie wollte. Das müſſen dumme ſein, meinte die Frau. Allweg wäreſt ſicher vor mir und Hans hätte ſeine auch nicht zu fürchten. Dazu wären uns die Kinder zu lieb. Wenn die Väter ihnen nichts nachfragen, wen haben ſie, der ſich ihrer noch annimmt als die Mütter, ſagte Liſi. Wenn die nicht noch einen guten Blutstropfen haben, dann Gnade Gott den armen Kindern. Liſi, nit, ſagte Benz, thu nicht ſo, nimm Vernunft an. Du weißt ja, wie Hans und ich es hier haben. Einer von uns muß gewöhnlich an's Brett, iſt's nicht der eine, iſt's der andere. Wäre Hans nicht Amtsrichter geworden, hätte man mich gewählt, wird er nicht Großrath, kömmt alles auf mich dar. Das weiß Hans ſo gut als ich und auch du, wenn du willſt.

Hans iſt lieber bei ſolchen Dingen als ich, kann es auch beſſer. Er hat Buben, und vielleicht macht es ihm die Frau daheim auch nicht ganz kurzweilig. Will Hans nicht Großrath werden, kommt man auf mich dar, und hätteſt du es gerne, wenn ich es würde? Das weiß Hans wohl, wie es iſt. Rathe ich ihm nun ab, ſo muß er meinen, ich thue es um meinetwillen, um mir ein Loch zu machen. Nehme ich es nachher auch nicht an, ſo hat er doch das Mißtrauen, und die ganze Gemeinde wird böſe über mich, und ich muß es entgelten auf alle Weiſe. Dann, ſieh, iſt noch etwas, warum ich nichts dran machen kann. In die Sache kömmt je länger je mehr Eifer, dieſer Eifer iſt die Hauptſache, dem rechten Grund frägt man wenig mehr nach. Es wird gezankt auf Leibes Leben um des Kaiſers Bart, und d's Vaterland kann zu ſich ſelbſten ſehen, ſo gut es kann. Wenn Gott es nicht beſſer mit uns meinte, als wir es verdienen, wir ſäßen längſt im Elend. Es iſt ein Parteiweſen, man glaubt es nicht, und geſpannt wird gegen einander je länger je mehr. Nun iſt Hans von der einen Partei und ich von der andern. Hans hat es mit der luſtigen Herrenpartei, will oben aus, die ganze Welt freſſen, will alles anders von z'hinderſt bis z'vorderſt, aber wie er es eigentlich will, weiß ich nicht. Ich bin nicht von dieſer Partei, ſondern halte es mit den geſeſſenen Leuten, will beſſern mich und um mich, was zu beſſern iſt, wie Verſtand und d'Sach es zulaſſen und mehr nicht, daneben zufrieden ſein, Gott danken für das was wir haben und beten, daß es nicht ſchlimmer komme, jedem gönnen was er hat und thun was Pflicht iſt, arbeiten, die Kinder recht erziehen, daneben Gott vertrauen, ſelb iſt meine Meinung. Hans weiß dies ſo gut als ich. Sag ich daher etwas von nicht annehmen, ſo zieht es Hans auf die Partei und meint, es ſei mir auch deretwegen und nicht wegen ihm und wäre im Stande, mich bei ſeinen Kameraden auszulachen, wie ich ihm ſchlau

eine Falle geſtellt, welche er hätte abtrappen ſollen, aber diesmal ſei er mir ſchlau genug geweſen. Begreifſt jetzt, warum ich mich in die Sache nicht miſchen darf, ſo leid es mir thut. Wenn Hans nur nicht ſo der Trabant derer wäre, welche am Brett ſind und alles erzwingen wollen, nicht ſo ihr Weibel machte und das Spielen und Trinken ſein ließe, ſo wäre er der rechte Mann, da wo er iſt. Jemand ſoll und muß dabei ſein, und Hans vermöcht's und hätte den Verſtand dazu, wenn er ſein ſelbſt wäre und den Nutzen vom Land einſehen könnte. Aber da eben fehlt es, er iſt im Garn, ſie haben ihn gelockt und angedreht, wie es der Teufel armen Seelen macht, und jetzt haben ſie ihn.

Liſi ergab ſich nicht ſo leicht, obgleich es Benz's Vorſicht billigte. Liſi begriff aber die Parteimacht über den Einzelnen nicht ſo recht und das daherige Parteimißtrauen gegen jeden, der einen Angedrehten aus dem Netz löſen wollte und zwar nicht von ferne aus politiſchen Gründen, ſondern allein aus Wohlwollen für ſeine Perſon oder ſeine Familie. Liſi meinte, wie es wäre, wenn man die ältern Kinder hinter Hans ſchickte. Benz wehrte, erſtlich ſei es nicht recht und zweitens ſcheine es ihnen anſtändig zu ſein, wenn der Vater nicht ſo viel daheim ſei. Sie lieben auch zu machen, was ſie gerne wollen, und Hans darf nicht mehr ſagen, was er ſollte. Das iſt eben das Unglück, daß wenn der Vater vom Hauſe ſchlägt, er den Buben die Zügel auch nicht mehr ziehen kann wie er ſollte. Kannſt du ihnen aber nicht einmal ein Kapitel leſen, Benz iſt dein Götti, meinte Liſi. Selb könnte ich vielleicht, meinte Benz, wenn es Gelegenheit giebt. Ein Wort ſo im Vorbeigang zieht oft mehr als ein Kapitel. Daneben wird es nicht viel abtragen. Die armen Leute ſind auch in der Verblendung und meinen, Gutthun und Arbeiten ſei altväteriſch. Es ſei jetzt eine andere Zeit, ſo müſſe man auch anders thun, man ſei nicht mehr Knecht und Unterthan,

ſondern frei und ſelbſt Herr. Somit könne man frei leben, jeder wie es ihm gut dünke, verfluchten Zwang brauche man ſich nicht mehr anthun zu laſſen.

Das erfährt man leider, ſagte Liſi, an jedem halbbatzigen Jungfräuli. Sie laufen lieber hungrig und barfuß umher, als in einem ordentlichen Platz es auszuhalten, wo ſie, gäb wie leicht, angebunden ſind. Aber ſelb muß doch ändern, ſonſt kömmt es nicht gut. Wie wärs, wenn man ſich hinter den Doktor ſtecken würde? Wenn der Hans ſagte: die Frau ſtünde es nicht aus, Hans blieb doch daheim. Wer ſoll mit dem Doktor reden? frug Benz. Der, welchen Hans jetzt braucht, gehört auch zur Bande, iſt der ärgſte Narr von Allen, hat kein Gewiſſen und keine Religion, der würde bald mit dem Sprüchlein kommen: Mag ſie es nicht ertragen, ſo ſterbe ſie doch in Gottes Namen, gäb ſo ein blöder Kratten mehr oder weniger! Hans hat es dann auch wie jener, der einmal zu einem Rathsherrn in B. kam und ihm auf die Frage: Wie geht es euch? antwortete: Recht gut, Herr Rathsherr, recht gut, kann Gottlob zufrieden ſein. Da ſagte ihm der Rathsherr: Glaub's bi Gott wohl, ihr ſyt Witlig! Wenn wir ihm was ſagten, würde er alsbald ſagen: Ankenbenz hat gemeint, ich ſei dumm. So ein Bauer meint doch, nur er habe eine Naſe zum Schmöcken. Hat er nicht gemeint, ich ſolle Hunghanſe abrathen, ſich wählen zu laſſen. Er wäre gern ſelbſt Rathsherr geworden und wird gemeint haben, er könne mich fangen. Aber dem bin ich noch ſchlau genug! Gritli könnte es ihm ſelbſt ſagen, aber es würde nicht viel nützen, zähl darauf.

Aber, ſagte das unabtreibliche Liſi, könnteſt nicht machen, daß ein Anderer gewählt würde? O Weiber, Weiber, ſagte Benz. Nicht umſonſt hat der Apoſtel geſagt, daß die Weiber ſchweigen ſollen in der Gemeinde. Aber was hilfts, daß ſie dort ſchweigen, wenn ſie daheim den Männern Liſten und

Ränke in die Ohren blasen? Ich weiß wohl Einen, der es gern wäre, der könnte es wohl sein ohne Schaden, daheim und wegem Vaterland ist's das Gleiche, sei Hans darin oder der, er lüpft wie Hans auf's gleiche Kommando, und einen Andern bringen wir nicht z'weg aus unserer Gemeinde, und aus dieser soll es Einen geben. Die guten Tröpfe meinen, wenn sie Einen aus der Gemeinde drinnen hätten, so wären alsbald alle Schäden geheilet. Ja Einer drinnen kann zuweilen was machen, wenn er ein Mann darnach ist, Einfluß hat, bald zu schmeicheln, bald den Teufel im Gütterli zu zeigen weiß. Aber diese Vögel sind rar. Die Meisten drinnen werden hundertmal über den Löffel balbirt, ehe sie es einmal merken. Ob man einen Märitstecken hineinschicke oder einen solchen, es kömmt exakt auf eins heraus, nur daß man so einen Märitstecken weder zum Spiesen noch zum Sausen dressiren könnte. Anfangs war es nicht so, aber was ich höre, gefällt mir je länger je weniger. Statt der ehrbaren Leute kömmt mehr und mehr junges Volk und allerlei G'hüder von Schreibern und der Gattig hinein, und kurz, es gefällt mir nicht. Darum schicke man Niggis Peter, an dem ist nichts mehr zu verderben und Kinder hat er keine. Aber wie gesagt, viel daran machen kann ich nicht, denn wenn Hans Jo etwas merken würde, er verzöge es mir sein Lebtag nicht.

Zweites Kapitel.

Vom politiſchen Leben und wie eine Frau einen Rathsherrn macht und wer ihr hilft.

Damals war noch die Zeit der Wahlmänner, d. h. auf hundert Einwohner gab es einen Wahlmann; ein geringer Cenſus und das dreißigſte Jahr waren zur Wählbarkeit erforderlich. Sie wurden in den Gemeinden gewählt, traten dann Amtsbezirksweiſe zuſammen. Sie wurden auf zweierlei Weiſe gewählt, je nachdem kein politiſches Leben oder je nachdem politiſches Leben war. Vor allem müſſen wir erklären, was wir unter politiſchem Leben verſtehen. Politiſches Leben iſt nicht die Liebe zum Vaterlande, iſt nicht die Begeiſterung für daſſelbe in Lebensgefahren, iſt nicht das freiwillige Opfern von Hab und Gut auf dem Altar deſſelben, iſt nicht das Erhalten ſeiner ſchönen Einrichtungen, nicht die Pietät gegen der Väter Errungenſchaften, ihren feſten Glauben, ihre einfachen Sitten, ihren Fleiß und ihre verſtändige Zucht, die ſie gegen ſich übten und zu der ſie auch ihre Kinder erzogen. Politiſches Leben heißt man das Leben in der Politik. Das Vergeſſen alles Andern ob der Politik, das Gefangengenommenwerden von der Politik. Politik iſt nun aber nicht das Vaterland, Politik iſt nicht die Gemeinde, Politik iſt nicht die Familie, Politik bezieht ſich weder auf die Seele, noch auf Gott, hat überhaupt mit der Religion gar nichts zu thun. Ja, öfters hat es ſogar den Anſchein, als wenn das politiſche Leben das religiöſe, das religiöſe das politiſche ausſchließe. Denn man ſieht Menſchen in der Politik leben, denen jede Religion wie Schwefel unter der Naſe iſt, und hinwiederum haben religiöſe Menſchen, Menſchen, welche ihre Kinder, Gemeinde und Vaterland ſo lieben, daß ſie ihr Leben geben

könnten für dieſelben, es gerade ſo mit der Politik. Was iſt Politik? Im breiteſten Sinn und objectiv genommen iſt es das äußere Verhältniß der Länder, der Stände, der Menſchen zu einander, ſubjectiv bedeutet es die Anſichten der Einzelnen über dieſe Verhältniſſe.

In guten Zeiten und wenn es chriſtlich geht, ſo gut es hier auf dieſem Erdboden möglich iſt, wo weder Selbſt- noch Gewinnſucht vorherrſchen, jeder dem Andern das Seine gönnt und ein Genügen hat an dem, was Gott ihm beſcheert, wo überhaupt das Verhältniß zu Gott das eigentliche Leben des Menſchen iſt, da giebt es wenig oder keine Politik im gemeinen Leben und in der Praxis des Menſchen, der nicht zu der Beſorgung der allgemeinen Verhältniſſe angeſtellt iſt, ungefähr wie Millionen mit den Eiſenbahnen fahren, während Wenige ſich mit ihnen abgeben und ihre Ordnung beſorgen und feſthalten. In der Theorie befaßt man ſich freilich beſtändig damit, und die Gelehrten fahren im ganzen Gebiete derſelben beſtändig zu Acker und ſäen ihre Gedanken aus faſt wie der Bauer auf ſeinem Hofe, beide wegen Gleichem: der Freude und des Brodes wegen. Werden aber die Verhältniſſe in Frage geſtellt, ob ſie recht oder unrecht ſeien, entſtehen darüber verſchiedene Anſichten, entſtehen Parteien, da entſteht die Politik, an welcher wir jetzt ſo übel leben. Je eifriger die Parteien werden, je mehr ſie ſich über die in Frage geſtellten Verhältniſſe erhitzen, alles Heil in ihre Löſung ſetzen, deſto lebhafter und umfaſſender wird das politiſche Leben. Dieſe Verhältniſſe können nun auf natürliche oder auf künſtliche Weiſe in Frage geſtellt werden, ſehr oft giebt es dabei, wie es in der Anſchauungslehre heißt, Naturkunſtprodukte. Lebt jemand, Einzelne oder Stände, nicht mehr chriſtlich, beeinträchtigt Einer die Andern, wird er läſtig, der Geſammtheit ſchädlich, ſo ſtört er die Verhältniſſe, ſtellt in Frage, ob man ſie dulden oder ſie verändern ſolle, ſtellt

in Frage Einzelnes oder Alles, bildet aus dem Einzelnen heraus eine Lebensfrage, und je nach dem Entscheid der Lebensfragen stellt er neue auf oder macht Revolutionen. Es giebt aber auch künstliche Politik, ungefähr so wie sie der Teufel im Paradiese mit der Eva trieb. Der war der erste künstliche Politiker, er störte das Verhältniß zwischen Gott und Menschen dadurch, daß er der Eva vorspiegelte, es sei nicht das rechte, sondern es sollte ganz anders sein. Sie und Gott sollten auf den Dupf gleich sein, sie antrieb, dieses Verhältniß zu ändern, sich zuzueignen, was ihr Gott unrechtmäßig vorenthalten, zu revolutioniren und in den Apfel zu beißen.

Seither hat es immer Solche gegeben, welche dieses Handwerk trieben, künstliche Politik machten, zwischen Eltern und Kindern, Meisterleuten und Dienstboten, zwischen Gemeindegenossen und ganzen Ständen. Wo also Politik im Leben ist oder sogenanntes politisches Leben, da ist auch ein Krankheitsstoff, ein natürlicher oder ein künstlicher, der ausgeschieden werden soll. Politisches Leben ist eine Art von Krankheitszustand, welcher überwunden werden muß, eine Gährung, welche das Ungesunde ausscheiden, wiederum Ruhe und Frieden in's Leben bringen soll. Wer meint, in einem Volke müsse ein beständig reges politisches Leben sein, das sei der rechte Normalzustand, der täuscht sich übel, so übel wie der, welcher wähnte, der Mensch müsse beständig im Fieber liegen. Nun giebt es aber gegenwärtig ganze Banden, welche das verruchte Handwerk treiben, die Menschen fortdauernd in politischen Fiebern wüstkrank zu erhalten. Kaum ist eine politische Frage, sogenannte Lebensfrage, welche das gesammte Volksleben ergriffen und aufgerüttelt hatte bis auf den Grund, glücklich überwunden und es will die Ruhe kommen, das Volk sich erholen, paff! werfen sie eine neue auf, einen neuen Zankapfel in's Volk, das Fieber ist wieder da, erschüttert alles

wieder, in wilden Krämpfen klappern alle Zähne. Wie Rückfälle immer gefährlicher sind, in abgeschwächten Körpern die Krämpfe verzehrender und gräulicher (im abgeschwächten römischen Reiche wüteten die politischen Fragen ganz anders als in der gesunden Republik, bis endlich das abgeschwächte Reich zerfiel, weil es die Krankheit nicht mehr überwinden konnte,) so wird bei jeder verfluchten Lebensfrage das politische Leben immer verzehrender und revolutionärer. Die Krankheit wird innerlicher, gefährlicher, alle gesunde Kraft immer schwächer und matter, bis endlich der Zustand da ist, den die Banden wollen, das Volk matt zum Tode und willig alle Ketten zu tragen, mit denen man es bindet, wenn es nur endlich ruhen, verschnaufen kann. Umsonst schreit man dem Volke zu, sich doch nicht fort und fort aufrütteln, in politische Fieber bringen zu lassen, doch einmal endlich die ungesunden Elemente auszuscheiden, ein christliches Leben zu führen zum Heil seiner Seele und seiner Kinder und nicht das kranke politische zu des Teufels Freude, seiner Seele Untergang, seiner Kinder Elend. Das Volk wird betäubt durch die Höllenknechte, welche mit ihren Brandfackeln herumfahren und ihre Furiowörter brüllen: Aristokraten, Pfaffen, Reaktion, Reaktion! Es fährt z'weg, meint, es müsse sich seines Leibes, seines Lebens wehren, zerfleischt die eigenen Glieder, schlägt die besten Freunde todt. Das ist das politische Leben, eine wüste Cholera, über welche niemand Macht hat als Gott alleine, der da kommen und gehen heißt, was er gut findet zum Heil der Sünder.

Nach Küchliwyl war diese Cholera noch nicht gekommen, man fühlte sich behaglich, vertrauete einander die Sache an. Das Gemeindewesen war ziemlich geordnet, die Vorgesetzten brave Männer, sauber über's Nierenstück und zwar nicht bloß politisch, wo es gar zu relativ angewendet wird, sondern christlich und ökonomisch. Es geschah oft, daß die Versammlung, welche die Wahlmänner zu machen hatte, aus wenigern Wäh-

lern beſtand, als ſie Wahlmänner zu wählen hatten, daß z. B. ſiebzehn Wähler dreißig Wahlmänner machten. Ja es geſchah, daß in noch viel größern Gemeinden eine einzige Familie die Mehrzahl der Wähler bildete, ſo daß, wie billig übrigens, die Mehrzahl der Wahlmänner aus einer Familie genommen waren. Zu Wahlmännern wählte man gewöhnlich die Vorgeſetzten, meiſt die achtbarſten Männer in der Gemeinde. Wenn einer ausgelaſſen ward, ſo geſchah es entweder, weil man ihn vergeſſen, er hatte es dann ſehr ungern, oder aber, weil er an früheren Wahlverſammlungen nicht gekommen war ohne andern Grund, als weil er nicht einen Tag verſäumen wollte.

Liſi kochete eines Abends, hatte alle Hände voll zu thun nebenbei, denn Alles war noch auf dem Felde mit Erdäpfelgraben und Säen beſchäftigt. Es war ſehr unwillig, es hatte vor dem Hauſe Milch verſchüttet und wiſchte ſie auf, damit die Heimkommenden ſie nicht bemerkten. Es hatte ſo oft mit den Mägden ausgekehrt, ob ſie dann nicht Achtung geben könnten und ein G'ſau machen müßten, daß es dachte, wenn ſie den Schaden ſähen, würden ſie lachen und ſagen: Aha, d'Mutter kann auch ſchütten, ſie weiß jetzt, wie es Einem gehen kann. Liſi hatte keine Schuld. Hühner und Katzen, welche hungrig waren und von Liſi ſich vergeſſen glaubten, waren ihm unter die Füße gelaufen, als es mit der Milch aus dem Keller kam.

Guten Abend geb euch Gott, ertönte es hinter Liſi. Bald hätteſt mich erſchreckt, ſagte es zu dem Polizeidiener, welchem die Stimme gehörte. Seh, putz mir da auf, ſagte Liſi, kannſt dann mit uns zu Nacht eſſen. Es will mir heute nichts rücken, es iſt, als ſei ich verhexet. Ja das will ich ſchon, ſagte der Polizeidiener, ſollte eigentlich noch in den Haſelgraben hinauf, aber wenn ich ſchon gehe, ſo kömmt doch niemand. Was iſt, was ſollſt? frug Liſi aus der Küchenthür dem mit dem Beſen fechtenden Polizeidiener. Sie ſollen morgen zuſammen, Wahlmänner zu machen, da hat mir der Statthalter befohlen, noch extra zu bieten den Häuſern nach. Es ſei eine rechte Schande

für die ganze Gemeinde, wenn da abgeleſen werde, es ſeien nur ein Dutzend oder zwanzig dageweſen. Aber ich weiß wohl, es nützt nichts, ſie ſagen mir allenthalben, ſie wollten es vertrauen, und wie man es mache, ſei es ihnen recht. Hergegen ſoll ich Benz extra befehlen, er ſolle kommen. Die Manne wollen nachher zuſammen, es ſei was Wichtiges da, das behandelt ſein müſſe, und Hunghans hat mir abgeſagt zu kommen. Er müſſe nothwendig in's Schloß, der Präſident ſei fort, und hier werde es ſchon gehen ohne ihn. Von wem ſagt man, daß er Rathsherr werde? frug Liſi. O es wollen die Meiſten auf Hunghans los, ſagte der Polizeier, das ſei ein feſter Mann und verſtehe ſich auf d'Sach. Es hatten Viele auch an Benz gedacht, der gefiele ihnen noch beſſer, wenn er auch weniger rede, ſo ſinne er deſto mehr und nehme es beſſer von Grund auf. Aber da hieß es, er würde es nicht annehmen auf keinen Fall, da ſolle man nur nicht Mühe haben. Warum, ſagten ſie, würde Benz es nicht annehmen? frug Liſi. Benz habe keine Buben, die ihm daheim die Sache machen könnten, ſagten ſie und dann noch etwas, aber ſelb will ich lieber nicht ſagen, antwortete der Polizeier. Selb wär mir curios, Einen gwunderig zu machen und dann zu ſchweigen. Seh gib füre enandernah. Nu, wenn's g'hebt ha willſt, meinetwegen, an mir ſollſt ihr es dann nicht zürnen. Benz habe eine gar zu reſolute Frau, die würde ihm ſchon den Marſch machen, wenn er es annehmen würde, die hielte ihm den Rathsherren unter die Naſe, bis er genug dran g'ſchmökt hätte. Hanſe Frau hergegen ſei ſich öppe nit viel z'achte. Erſt lachte Liſi und ſagte, es hätte nicht geglaubt, daß die Leute es ſo gut kennten, ſie hätten es getroffen. Als Liſi aber auch das Urtheil über Hanſe Frau hörte, wurde es bitterlich böſe. Da ſehe man, wie es die Leute hätten. Wenn man nicht den ganzen Tag thue wie der helle Teufel, ſo meinten die Leute, es ſei ſich Einem nicht viel zu achten, ſie könnten Einem Stöcke auf der Naſe ſpalten. Hanſe Frau iſt eine arme, die tödt es

wenn Hans noch an Rath muß, er iſt bereits faſt nie mehr daheim und die Buben machen was ſie wollen. Ja, das ſind ungereimte Säble, ſagte der Polizeier, die Leute erzählen von allem Wunder. Was? frug Liſi haſtiger als klug und trat unter die Thüre, ſo daß der Polizeier erſchrak und dachte, er könnte gefehlt haben und antwortete: O apparti nüt, wie ſo die jungi Burſcht iſt. Liſi merkte natürlich alsbald den Fehler, ward gelaſſen und ſo wurde auch des Polizeiers Zunge wieder geläufig. Er erzählte, wie ſie wüſt thäten mit Saufen und Spielen und beſonders Hans der Jüngere, vermeſſene gottloſe Reden führten. Letzthin hätte er an einer Fuhrung auf gräuliche Weiſe die Speiſen geſchändet und Braten und Salat an den Wänden herumgetrieben. Der meint, es ſei ihm alles erlaubt und alles ſchön, was er thue. Aber ſagen ihm dann die Leute nichts? frug Liſi. Was wollten ſie, ſagte der Polizeier, es hülfe doch nichts, ſie machten ſich nur lächerlich. Der Amtsrichter iſt ein vornehmer Mann, der Einem viel nützen und viel ſchaden kann; die Buben haben alles Recht bei ihm, was ſie ihm ſagen, das glaubt er, und der Mutter achten ſie ſich nichts. Hans hat ſchon manchmal geſagt, daß es die Leute faſt erſchüttert hat, er wol'te, das Kähr hörte bald auf.

Liſi wurde krebsroth, doch ſagte es nichts darauf als: So! Hör, ſagte es bald darauf, kannſt du das Maul halten und nichts verrathen, wenn es dir was einträgt? Bhütis ja, Frau, ſagte der Polizeier, und gut, ſo lange ihr wollt und wäre es bis zum jüngſten Tage, wo es unſer Herrgott jedem aufthut. Wenn ich alles ſagen wollte, was ich weiß, es würde noch manchen curios düeche, ja und das würd's. Nun ſo höre, da haſt einen Gulden und machſt du die Sache gut, ſo mußt noch zwei haben. O Frau, das mangelt ſich ja nicht, euch zu Gefallen thäte ich noch manches umſonſt. Aber wenn ihr es wollt gehabt haben, ſo ſollt ihr ſchönen Dank haben. Das Geld kömmt mir grauſam kommod, ihr glaubt es nicht. So höre: Wenn dich die Leute fragen, um wen es gehe, ſo ſage,

es ſei Hunghans auf der Trommel geweſen, aber wie man beſtimmt wiſſe, nehme er es nicht an oder dann wolle er mit allem Andern nichts mehr zu thun haben, und ſelb wäre auch läz. Jezt ſinne man an Niggis Peter. Es ſei ein guter Mann, habe nichts zu verſäumen, ſei ſonſt wenig zu gebrauchen, und Hans könne ihm nur befehlen, wie er ſtimmen ſolle. Er halte noch grauſam viel darauf und werde ſich eine Ehre daraus machen, der Sache nachzulaufen und der Gemeinde und der Behörde zu nüzen, wie er könne und möge.

Der Polizeier hatte vor ſich nieder geſehen, da erhob er ſein Angeſicht und ſagte: Frau, das iſt my Seel nit dumm. Aber wenn es mir nur nicht auskömmt, daß ich die Sache ausgeſtreut, von wegen Hans zürnte, er wäre doch gerne. Er iſt ſeit einiger Zeit ſo ehrſüchtig, man glaubt's nicht. Bah, ſagte Liſi, du ſagſt hier etwas, ſagſt dort etwas, ſagſt, du hätteſt einen Ton gehört, du wiſſeſt nicht mehr recht von wem, es düech dich dort oder dort in einem Wirthshauſe, könnteſt es aber nicht mehr recht ſagen, von wegen du kämeſt des Tages zu gar viel Leuten. Zäht darauf, es geht nicht manchen Tag, das Gerücht kömmt dir vor ume und wieder vor die Ohren, daß du dann beſtimmter ſagen kannſt, von wem du es haſt. Sieh, ſo werden im Tage hundert Lügen ausgeſtreut, man weiß nicht woher ſie kommen und von wem, den Urheber vernimmt man nie, ſie durchlaufen ihre Zeit, dann vergehen ſie wieder. Geſchieht dies ſo oft jemand z'Böſem, wird es doch wohl erlaubt ſein, jemand z'Gutem etwas unter die Leute zu bringen. Einmal ich habe nichts dawider, ſagte der Polizeier. D'Sach ſcheint mir gut in die Augen, und es iſt möglich, daß es geht, auf meine Treu, die Leute wiſſen ſo nicht, was ſie machen ſollen, da werde ich alle Augenblicke gefragt: Auf wen geht es los? oder Einer ſagt, ich gebe nicht, ich weiß doch nicht, wem ich meine Stimme geben ſoll, daß die Leute noch danken, wenn man ihnen ſagen kann, um

wen es gehe und wem ſie ſtimmen ſollen. Auf meine Treu, ſo iſt's.

Man kann aus dieſen Worten abnehmen, wie friedlich man in Küchliwyl lebte, wie unbehaftet von politiſchem Fieber. Als Benz mit ſeinen Leuten vom Acker kam, verrichtete der Polizeier ſeinen Auftrag und machte Benz ſehr unwillig. Es ſei gerade, als ob man meine, er alleine hätte nichts zu thun. Die Einen liefen ihrem Profit nach, Andere blieben kaltblütig daheim, er allein ſolle alles austrappen und auf dem Platze ſein. Wenn es Andern erlaubt ſei, zu machen, was ihnen beliebe, ſo denke er, werde er wohl das gleiche Recht haben. Mit den dringlichſten Vorſtellungen brachte der Polizeier Benz nicht weiter, als zu den Worten: er verſpreche nichts, er wolle morgen ſehen, ob er komme oder nicht und jetzt ſolle er ihm ſchweigen mit dem Geſtürm, er wolle ruhig eſſen. Während dem Eſſen frug Benz den Polizeier, ob er nichts gehört habe, auf wen man los wolle. Da ergriff den Polizeier ein kühner Geiſt, er begann ſeine Rolle: An Hunghauſe habe man gedacht, aber weil er es nicht annehmen wolle, ſei man, ſo viel er habe merken mögen, Sinns, auf Niggis Peterli los.

Benz war verwundert ſowohl über die Weigerung von Hunghans, als daß man ebenfalls an Niggis Peterli gedacht. Der Polizeier meinte: ſo habe er es gehört, geträumt habe er es nicht, doch wiſſe er es nicht beſtimmt, er könnte nicht einmal ſagen, wo er es gehört, die Tage ſeien lang und er komme in gar manch Haus. Benz ſagte, er habe nichts dagegen, d'Sach ſei recht, er könne auch helfen, wenn die Andern ſo wollten. So hatte der Polizeier einen guten Grund, und als er aus dem Hauſe ging und dankte, blinzte er Liſi zu, Liſi aber that, als ſehe es es nicht. Am folgenden Morgen brummte Benz ſehr und wollte nicht in's Thal hinunter. Es ſei eine Sünde, ſagte er, einen ſolchen Tag zu verſäumen und zwar wegen Sachen, welche ohne ihn auch gingen. Liſi dagegen ſtrengte an. Wenn Alle ſo dächten, ſo ging's ja gar nicht,

sagte es. Du bist wunderlich, sagte Benz, bläsest kalt und warm aus einem Munde. Hunghans soll daheim bleiben, mich schickst du fort. Alles mit Unterschied, sagte Lisi. Was sein muß und Pflicht ist, das zu thun ist recht, du sollst das Beispiel geben. Aber wo es Einer machen kann, wie er will, und thun kann, wie es ihn freut, da soll er Nutzen und Schaden ansehen und ob er jemand z'lieb oder z'leid sei. Es wäre mir eben auch nicht recht, wenn du nichts zu bedeuten hättest und niemand meinte, man hätte dich nöthig und könne es ganz gut machen ohne dich und seiest nur für mich da, wie ein Mämmi für ein Kind oder ein schönes Hausgeräth hinter Glas.

Nun Benz ging, half Wahlmänner machen, wie gewohnt halb mehr Wahlmänner, als sie Wähler waren, und die Gewohnten wie üblich, und allgemein war das Gerede zum Rathsherrn mache man Niggis Peter, Hunghans wolle nicht. Woher die Rede kam, frug keiner, es hieß immer: Es heißt, man wolle auf Niggis Peter los. Wir hülfen dich machen, es wäre nichts als billig und recht, du gingest auch einmal, sagten Einige zu Benz. Das wäre das Dümmste, welches ihr machen könntet, sagte Benz. Es kann nicht jeder alles machen, es muß jeder auch zu sich selbsten sehen. Ich habe noch keine Buben, welche mir daheim die Sache machen. Es könnte jeder von euch besser gehen als ich. Daneben, wenn man einen Mann mit Gemeindesachen, welche alle Tage verwickelter werden, ruhig ließe, so wäre man fast noch leichter Rathsherr, dabei über alle Verantwortlichkeit hinaus. Macht man was Dummes in Gemeindssachen, so muß man erstlich gut machen, zweitens es obendrein noch all sein Lebtag hören, während so ein Rathsherr erkennen kann, was er will, es kräht kein Hahn darnach, je dümmer es ist, eine deste größere Ehre macht sich mancher daraus. Benz het Recht! Benz het uf my armi Thüri Recht, hieß es von allen Seiten.

An's Wahlort hatte man etwas mehr als eine Stunde

weit, die meiſten Wahlmänner machten es ſich in der Regel zur Pflicht, hin zu gehen. Doch preſſirte niemand, ſo allgemach trappete man zuſammen, keinem Menſchen war angſt, er komme zu ſpät, ob er der letzte ſei, war jedem gleichgültig, der erſte wäre aber niemand gerne geweſen. Wie die Mannſchaft ſich mehrte, fragte hier Einer, fragte dort Einer: Was hat man im Sinne, auf wen gehts? Dann antwortete Einer, er habe noch nichts gehört, und ein Anderer ſagte, es ſei ihm, er hätte einen Ton von Niggis Peterli gehört, weil Hunghans nicht annehmen wolle. Das ſei lätz, indeſſen ſei ihm der andere auch recht, lautete zumeiſt die Antwort. Hunghans war früh voraus, hatte Geſchäfte im Schloſſe, wir glauben gar, es war eine kleine amtsgerichtliche Sitzung.

Als man endlich anlangte am Wahlorte, miſchten ſich die Wahlmänner der verſchiedenen Gemeinden. Einige redeten verblümte Worte von der Wahl, die meiſten von was ganz Anderem. Es frug wohl Einer, ob es denn gewiß ſei, Hunghans nehme nicht an, es ſollte doch noch Einer mit ihm reden, auf daß man der Sache ſicher ſei. Doch gab es auch einzelne Haufen, welche ziemlich abgeſondert ſtunden, in denſelben ſah man herrſcheligeres Weſen und herrſcheligere Kleidung. Es war das neue Patriziat, welches ſich als Erbe des alten geberdete. Sie nannten ſich damals Liberale, Weiße, ſagten jedem wüſt, welcher ihnen zu widerſprechen wagte, und wurden ſchwarz vor Galle, wenn ihre Meinung nicht durchging. Sie nannten ſich aufgeklärt, gebildet, der übrigen Welt weit voran, indeſſen konnten ſie kaum einen lesbaren Brief ſchreiben, wollten ſie einmal einen Zeitungsartikel machen, hielten ſie vierzehn Tage Sitzung und erkannten am Ende, Schweigen ſei der Weisheit Anfang.

Dieſe Erkenntniß dauerte aber nur ſo lange ſie nüchtern waren, waren ſie das nicht mehr und das geſchah allemal, wenn ſie zum Wein kamen, dann Adieu Aufklärung und Bildung; wo am wüſteſten gethan, am rohſten geflucht und ge-

zankt wurde, da waren unsere Hudliger und unsere Blastiger. Sie traktirten alle Andern als dumme Teufeln und nahmen an, daß man nur zu Hudlige und zu Blastige würdige Rathsherren finde, und betrachteten und behandelten, wer diese Ansicht in Zweifel zog und ihre Ansprüche nicht ganz gegründet fand, als Hochverräther und Majestätsverbrecher, als verfluchte Aristokraten. Was sie eigentlich unter Aristokraten verstunden, wissen wir nicht, sondern bloß das, daß es ärgere Zwänggrinde und Vorrechtler, welche das Wasser nur auf ihre Mühle wollten, nicht gab, so weit die Sonne scheinet und der Himmel blau ist, als die Hudliger und vornehmlich die Blastiger. Diese wollten daher immer was Besonderes für sich, machten sich dadurch bei den andern zu ihnen eingetheilten Gemeinden nicht beliebt, drangen daher selten mit ihren Vorschlägen durch. Sie waren es, welche etwas genauer mit einer politischen Partei zusammenhingen und von daher Befehle erhielten, z. B. zu gewissen Wahlen als politische Demonstrationen.

Auch diesmal führten sie Großes im Schilde und hatten die Karten gemischt, daß sie meinten, es fehle nicht. Hudliger und Blastiger hatten diesmal ihre Stimmen vereinigt, waren sicher, daß ihr Kandidat im ersten Wahlgange wenigstens die meisten Stimmen, wenn nicht das absolute Mehr erhielt, und rechneten dann darauf, daß eine Menge verzettelter Stimmen in den andern Wahlgängen dem zufallen würden, der im ersten Wahlgang die meisten hatte. Allerdings geschah das oft, theils um den Handel zu verkürzen, theils aus dem natürlichen Zuge, der bereits bestehenden Mehrheit sich anzuschließen. Sie sahen daher mit ziemlich verächtlichen Mienen auf die armen Erdenkinder in elben halbleinenen Kutten. Hier und da ließ sich Einer herab gnädig zu fragen: Wen habt ihr? Und wenn er einen Namen gehört, sagte er: So! drehte sich dann ab mit hochmüthigem Schmunzeln, welches sagen sollte: Du armer Tropf, mit einem Solchen denkt ihr zu kommen und meint mit ihm zu fahren?

Es gab ein langes Harren, die Majestäten wollten nicht vom Schlosse herunter, und ohne sie war nichts anzufangen. Die Einen drehten sich dem Wirthshause zu und stärkten sich mit einem oder zwei halben Schoppen oder einem Teller Suppe, Andere stunden mit unerschütterlichem Gleichmuthe an der Sonne, sagten wohl, es geht lang, daneben werden sie kommen, sobald sie können, ist der Tag doch versäumt. Endlich kamen sie daher, die Majestäten, hatten aber links und rechts zu grüßen, die Hände zu schütteln, und schwer ging's zu, ehe sie in der Kirche waren.

Hör' doch neuis, sagte Einer zu Hungbaus und trat mit ihm neben aus. Warum willst du nicht annehmen? es ist lätz, sagte der Mann. Wer sagte, ich wolle nicht annehmen? Ich habe gut mich zu wehren, fuhr Hans einlenkend fort, es wird doch hoffentlich niemand dran sinnen, mich zu wählen. Es dünkt mich, ich thue genug für das allgemeine Beste, alles Einem aufzuladen ist nicht recht, es kann ein Anderer auch schmecken, was man für einen Nutzen davon hat.

Da wurden sie unterbrochen, der Erstere ging und sagte allenthalben, es sei richtig, Hans nehme nicht an, er sei fry taube worde, als er ihm davon angefangen. Man müsse es ihm nicht zu leide thun, er hätts nicht verdient um die Gemeinde. Er hulf mit Niggis Peterli fortfahren, der hätte noch gar nichts gethan für das Allgemeine und er glaube, er mache sich noch eine Ehre daraus. Der gute Mann nahm Worte für baare Münze, verstund sich hell nichts auf die Gesichtszüge und den Klang der Stimme. Hungbaus war voll Zorn, den er nicht auslassen, sondern verwerchen mußte. Er hätte sich begreiflich erst geweigert, die Stelle anzunehmen und schrecklich gethan und sie doch gern gehabt und endlich angenommen unter vielem Gerede von Opfern für's Vaterland.

In seinem Kreise, d. h. unter den Majestäten im Schlosse hatte man die Wahl als ausgemacht angenommen. Du mußt mit uns nach Bern, hatten sie gesagt, es düechte uns schon

lange, du ſollteſt bei uns ſein. Daheim geht es dir ja gleich, haſt jung gearbeitet, gut haben magſt jetzt wohl erleiden, am Ende biſt doch auch kein Hund. Als er geſagt, er dürfe nicht, ſeine Frau thäte viel zu wüſt, hatten ſie ſehr gelacht. Dem wirſt du dich doch nicht viel achten, hatten ſie geſagt, ehe ſie wieder böſe wird, muß ſie doch einmal zufrieden werden. Die Weiber müſſen immer was haben, worüber ſie balgen können, man iſt dumm, wenn man ſich deſſen achtet. Zähl darauf, es iſt ihr recht, wenn du vom Hauſe weg kömmſt, es paßt ihr dann niemand auf, wie manchmal des Tages ſie Kaffee macht. Er hatte nicht viel dagegen geſagt, im Herzen war es ihm recht, im Herzen betrachtete er ſich bereits als Großrath. Da hörte er unerwartet unmittelbar vor der Wahl, er werde es nicht annehmen. Wer ſagte dieſes, was ſollte er vor der Wahl darauf antworten? Unſer guter Hans war zwar Amtsrichter, aber in der Diplomatie hatte er es noch nicht ſo weit gebracht, in ſolchen ſchweren Verhältniſſen ſo aus dem Stegreif ſich gehörig zu faſſen und ſie recht zu beſtehen. Er machte ein ſchrecklich böſes Geſicht und ſtudirte, was machen. Aber es ging ihm wie einem jungen Vikar, der am Sonntag predigen ſoll und für kein Lieb einen Text zu finden weiß, aus dem er eine Predigt zu machen wüßte.

In der Kirche, wo die Wahl vorging, verrichte dieſen Augenblick das regſte Leben, es wurde das Bureau gewählt. Da wendete jede Gemeinde ſehr an, jemand der Ihrigen hinein zu bringen, damit der aufpaſſen könne, daß nicht was Läßes gehe, denn ſo durchaus traute man ſich doch nicht, beſonders waren eben die Hudliger und Blaſtiger im Verdacht, ſie thäten, was ſie könnten, wenn ſie Gelegenheit dazu fänden. Hungbans war Stimmzähler geworden, was er ungern hatte, aber er kam zu ſpät in die Kirche, um es zu verwehren. Was ſollte er nun mit ſeinem Geſichte anfangen und wie ſollte er die Gedanken beiſammen behalten? Er verzählte ſich auch richtig beim Ausgeben der Wahlzettel, es waren mehr eingelaufen als ausgege-

ben, es mußte wiederum von vorne angefangen werden. Diesmal war es recht. Er mußte Zettel ableſen, mußte die andern Stimmzähler ableſen hören, mußte hören, wie ſein Name ſehr ſpärlich vorkam, der Name von Niggis Peterli viel häufiger, wie der Kandidat der Hudliger und Blaſtiger, ein halbbatziger Hauptmann und ein Stück von Rechtsgelehrtem, eine Maſſe von Stimmen machte, daß er das abſolute Mehr zu erreichen ſchien, und bei allem dem ward er von Allen in der Kirche geſehen, Alle hörten mehr oder weniger ſeine Stimme und ſo viel wußte er, daß er unbefangen ſein, ihm niemand was anmerken ſollte. Zudem durch ſein Amt gebunden, konnte er mit niemanden reden, mußte den Zorn verwerchen, daß ſicher auch ſeine Kollegen ihm nicht treu geweſen, daß wahrſcheinlich der Regierer und der Präſident den halbbatzigen Hauptmann, der keine bäuerlichen Intereſſen hatte, aus biegſamerem Holze war, lieber ſahen als ihn.

Indeſſen das abſolute Mehr hatte der halbbatzige Hauptmann nicht, es mußte noch einmal gewählet werden zwiſchen den vier, welche die meiſten Stimmen hatten. Unter dieſen der letzte war Hans. Er durfte nicht ſagen, man ſolle nicht Mühe haben mit ihm, er nehme es doch nicht an. Er wäre ausgelacht worden. Die Einen hätten geſagt: Habe nicht Kummer, du haſt nichts zu fürchten; die Andern hätten geglaubt, er ſchlage es nur deßwegen aus, weil er ſo wenig Stimmen gemacht, namentlich riskirte er dieſes bei ſeinen Herren Kollegen. Er mußte alſo gute Miene machen, mußte ſuchen, es beim Zettelaustheilen bis zu Späßen und lachendem Geſichte zu bringen. Aber wie das eigentlich zugegangen war, begriff er nicht, der Verſtand ſtand ihm ſtille. So viel ward ihm klar, daß von ſeiner eigenen Gemeinde aus auf Niggis Peterli losgeſteuert wurde, aber von wem kam das Geſchwätz, er nehme nicht an?

Die Hudliger und die Blaſtiger machten kühne Geſichter, und gar mancher unter ihnen nahm auf den Sieg hin einen

tapfern Schluck, kamen hoch die Köpfe wieder in die Kirche, das Ergebniß des Wahlganges zu vernehmen. Ihr ehrenden Wahlmänner, ſagte der Präſident, hört: Zettel wurden ſo viel ausgetheilt, damit iſt das abſolute Mehr das, nun haben Stimmen erhalten — mithin hat keiner das abſolute Mehr, wir müſſen ſomit noch einmal wählen. Der mit den wenigſten Stimmen — es war Hunghans — fällt aus, es bleiben ſomit in der Wahl die und die.

Hui wie die Geſichter der Hudliger und Blaſtiger lang wurden, die untere Lippe über's Kinn hinunterhing, ihre Schritte trotzig durch die Kirche hallten! Ihr Hauptmann war nicht nur nicht erwählt, ſondern hatte ſechs Stimmen weniger erhalten als im erſten Wahlgang, und klar lag es auf der Hand, daß des ausfallenden Hunghanſe Stimmen alle auf Niggis Peterli übergeben mußten. Da wurde mancher Fluch über die Donners Knuble und Bauerntümmel zwiſchen den Zähnen zerdrückt — in der Kirche durften ſelbſt die Blaſtiger ihre ſonſtigen Kraftwörter ſo recht nicht auslaſſen — und zornige Blicke nach den Küchliwylern geſandt, welche in vergnüglicher Laune lachende Geſichter machten und ſichtlich wohl lebten am Zorn der Hudliger und Blaſtiger. Auch Hunghans hatte es gewohlet, daß ſein Name nicht mehr zum Ableſen kam und die Halbſcheppenherren nicht ſo mir nichts dir nichts ſiegten, ſondern wenigſtens ſchweren Stand hatten, aber verdammt gern hätte er doch gewußt, wer ihn ſo ungſinnet aus der Wahl bugſirt, ſo ungefähr konnte das doch nicht wohl geſchehen ſein. Es ging ihm im Leibe herum wie ein Wurmpulver. Hätte er eine andere Frau, dachte er, könnte es von dieſer kommen, weil ſie es ſo ungern hätte, wenn er was wäre und es ihm nicht gönne, wenn er einmal einen Tag aus dem Kommet käme und ab dem Angſtkarren. Aber der komme nichts in Sinn als zu kähren oder zu pflännen oder ein Geſicht zu machen, womit man die Fliegen tödten könne. Während er ſo dachte, ging abermal ein Wahlgang vorbei, abermal ward

nichts entſchieden, Einer fiel aus, und abermal hatte der halbbatzige Hauptmann weniger Stimmen gehabt als zuerſt, und mit Niggis Peterli mußte er ausſchwingen, wie man zu ſagen pflegt. Man kann ſich denken, was die Hudliger und die Blaſtiger für Augen machten, Augen wie Wiutertrohlenbirnen und wie ſie durch die Kirche polterten, die Hudliger die Hüte hinten am Kopf, die Blaſtiger neben dran und welchen großen Spaß alle Andern in der Kirche an dieſem gewaltigen Zorne hatten. Gar mancher fiel vom halbbatzigen Hauptmann ab und gab Niggis Peterli ſeine Stimme, nur um noch größere Freude zu haben an dieſem großen Zorne. Politiſche Intoleranz und Parteiſucht, d. h. politiſches Leben war eben, Blaſtiger und Hudliger ausgenommen, noch nicht in Alle eingedrungen; regte ſich was, war es perſönliche Abneigung oder Dorfhaß.

Beim Ableſen der Zettel, wo das Lauter oder Leiſer auf die Stimmzähler ankam, herrſchte ungewöhnliche Stille und Spannung in der Kirche. Die Stimmen tönten wunderlich durch einander, bald Niggis Peterli, bald der Hauptmann, bald da eine ganz laut, bald leiſe, je nach Sympathie oder Antipathie der Ableſenden. Klug konnte man nicht werden, wer oben aufgekommen. Mit off'nen Mäulern ſaß Alles da, als wenn gebratene Tauben hineinfliegen ſollten. Aber im Bureau wollte es nicht vorwärts, da ſteckte man die Köpfe zuſammen, ſelbſt der Präſident ſetzte die Brille auf, was ungefähr iſt, als wenn ein Feldherr den Säbel zieht. Man zählte die Stimmzettel wieder, man rechnete wieder, man war in großer Verlegenheit, wie Hühner in einem Garten, wenn ſie das Loch nicht mehr finden, durch welches ſie hineingekommen. Endlich trat der Präſident vor und ſagte: Ihr ehrende Wahlmänner, die Wahl iſt ungültig, es ſind mehr Zettel da, als ausgegeben worden. Man muß noch einmal dran hin, aber ich will erſucht haben, abzuſitzen und ſich ſtille zu halten, wenn Alles durch einander geht,

wie in einem Bienenkorb, der ſtoßen will, wer Teufel wett da recht zähle! Es war offenbar Hitze im Bureau, die verbreitete ſich auch in der Kirche. Man wußte zwar nicht, welcher von beiden Kandidaten im Vortheil geſtanden, aber jede Partei glaubte, was geſchehen ſei, ſei ihr zu Hohn und Schimpf geſchehen. Niggis Peterlis Partei hielt dafür, die andere Partei habe Vortheil getrieben mit den Zetteln. Des Hauptmanns Freunde meinten, im Bureau ſei man ihm nicht günſtig, namentlich Hunghans ſuche des Hauptmanns Wahl zu hintertreiben. Es gab ſo im Vorbeigehen allerlei Stichelreden, welche jedermann wohl verſtund, aus denen man aber nichts machen konnte, in welcher Redweiſe auf dem Lande eine große Kunſtfertigkeit verbreitet iſt. Mit Vor- und Umſicht wurden die Zettel wieder vertheilt. Die Stimmzähler drehten jeden, den ſie ausgaben, dreimal ringsum, aus Furcht, es möchten etwa zwei zuſammen kleben, und ahnungsvoll und zornesmuthig ſaß die ganze Verſammlung da und ſchaute männiglich, abſonderlich dem Bureau auf die Finger, inſoweit nämlich ſolches aus der Ferne möglich war.

Diesmal ging es raſcher, bald kam der Präſident und rief: Ihr ehrende Wahlmänner: Zettel wurden ausgetheilt und kamen ein ſo viel, abſolutes Mehr alſo ſo viel, davon erhielten Herr Hauptmann ſo viel, Niggis Peter ſo viel, ſomit iſt Niggis Peter zum Großrath erwählt. Wenn mir recht iſt, ſo iſt er da, er ſoll ſich gleich über die Annahme erklären, ob er die Wahl annehmen wolle oder nicht.

Faſt ging es Niggis Peterli an die Beine. Seine Nachbarn hatten ſchon lange ihren Spaß mit ihm gehabt. Die Wahl kam ihm eigentlich faſt wie vom Himmel herab. Niggis Peterli hatte zwar ſchon oft in ſeinen vertrauten Stunden bei ſich ſelbſt gedacht: es nehme ihn doch wunder, warum die Welt nicht an ihn denke, ſondern gerade ſo thäte, als ſei er nicht auf der Welt. Er hätte ſo gute Weile, vermöchte es, und öppe was ein Anderer könnte er auch, das

werde kein ſo großes Hexenwerk ſein, ſonſt würden die und jene nicht dabei ſein, und doch hätte man ihn noch zu gar nichts gemacht, nicht einmal zum Chorrichter. Dann hatte er wiederum gedacht: he nun, wenn ſie es könnten ohne ihn, ſo könnte er es auch ohne ſie! Hatte ſich in edle Ergebung eingehüllt und gedacht, es werde ſchon Vielen gegangen ſein wie ihm, von wegen die Uv'rſchamte nehme man immer vorab, deretwegen gehe es auch ſo wie es gehe, und wie es immer gegangen, werde es auch gehen in alle Ewigkeit. Er hatte vor dem Wahltag wohl hier und da ein Sticheln gehört, er ſolle für eine ſchwarze Kutte ſorgen, er habe das eben rechte Maaß zum Rathsherrn. Aber er hatte es als Spott betrachtet und empfindlich erwidert. Als er gleich im erſten Wahlgang ſeinen Namen hörte, meinte er wieder, es ſei Spott; als aber ſein Name nun öfter kam, als ſeine Nachbaren ihn anſtießen und ſagten: Hörſt, es giltet Ernſt, heute giebt es was aus dir, was ſagt deine Frau, wenn ſie heute Nacht bei einem Rathsherrn ſchlafen muß? Da ward es Peterli allgemach, als ob er den Leib voll Flöhe hätte, es biß ihn allenthalben, er rutſchte hin, er rutſchte her, er ſagte, will man den Narren mit mir machen, oder was ſoll das zu bedeuten haben? Das kam ſo plötzlich über ihn und unerwartet wie der Hagel in die Halme, daß er voll Angſt und Athem ward, daß er um Gotteswillen anhielt, man ſolle ihn doch nicht zu Schanden machen, abſetzen von ihm, wie er doch die Sache verſtehen ſolle? Wenn er ſchon früher was geweſen wäre, daß er Verſtand von der Sache gefaßt hätte, ſo wäre es noch eins, aber ſo auf einmal Rathsherr, das hätte eine Naſe, man ſolle doch denken und Verſtand brauchen.

Nun zog ſich die Wahl in die Länge bis in's vierte Scrutinium und das zweimal doppelt, und niemand meinte, er ſei bezahlt dafür, um raſch zu machen, derweilen hatten Angſt und Blaſt in Niggis Peterli Zeit ſich zu ſetzen, der

Athem ſtellte ſich wieder ein, die hohe Würde trat wie ein ſchöner Stern vor ſein inneres Auge: Sakerli, Sakerli, dachte er, was ſagt myn Fraueli, wenn ihm ein Rathsherr heimkömmt! He nun ſo dann, in Gottes Namen, es geht oft lange, aber Geduld überwindet Kürbsbrei, und am Ende kommt den Leuten der Verſtand doch! Er fühlte wirklich viel Wonne im Leibe, und wenn auch die Wahl noch fehlen konnte, ſo dachte er, he nun, wenn heute nicht, ſo doch das nächſte Mal. Und viel g'macht iſt's, ſo nahe zu kommen gleich das erſte Mal, es iſt allweg eine Ehre. Man kann daraus abnehmen, wie es das nächſte Mal gehen wird. Als es das vierte Mal ſchief ging, ward er ſehr ungeduldig und ſagte: er ſehe ſchon, wo das hinaus müſſe.

Da kam alſo der Präſident mit der Aufforderung, Niggis Peter ſolle ſich erklären, ob er die Wahl wolle angenommen haben oder nicht. Und jetzt ſollte Peterli auftreten, ſich öffentlich erklären, ſo gleichſam eine Rede halten! Da wars ihm doch wirklich, als hingen ihm die ſämmtlichen Wahlmänner am Halſe, er erſtickte faſt und war wie angenagelt. Neben ihm ſagte Alles: Uf! uf! Peter, red, ſag zu, wolleſt dich bedanken und angenommen haben, und auf der andern Seite machte die andere Partei boshafte lange Hälſe, und hie und da hörte man eine fürwitzige Stimme fragen: Wo iſt der neue Rathsherr, möchte den auch ſehen, er ſoll reden! Der Präſident, der Wahl gar nicht günſtig, rief auch mit ſeiner harten Stimme: Seh, wo iſt er? Iſt er nicht in der Kirche, ſo rufe man ihn! Es wird ihm doch nicht etwa übel geworden ſein? Da ward Peterli in die Nähe geſchoben, man ſah ihn endlich überall, denn groß war er eben nicht, er ſagte: Ich danke für's Zutraue, danebe ha niy nüt z'danke. Ich will's mache, ſo gut iy cha, wie öppe e nangere o. Es iſt eine e Schelm, wenn er meh verſpricht, als er halte cha. Das war die erſte Rede, welche Peterli fallen ließ, wir fragen, kann Einer bündiger reden? Und doch ward vielfach die

Naſe gerümpft und Spott getrieben und ſelbſt der Präſident konnte ſich nicht enthalten zu ſagen: He nun ſo dann, ſo wird man Urſache haben, dem Vaterland Glück zu wünſchen, die ehrenden Wahlmänner werden wohl gewußt haben, was ſie machten, als ſie dieſe Wahl trafen. He nun ſo dann, in Gottes Namen. Da die Geſchäfte beendigt ſind, hebe ich die Verſammlung auf, wünſche guten Appetit und glückliche Heimkunft.

Wer etwa glauben ſollte, eine ſolche Präſidentenrede ſei unmöglich, dem ſtehen ſchriftliche Präſidial-Erlaſſe an in ihrer Abweſenheit Gewählte zu Dienſten.

Nun polterte es zur Kirche aus mit den Hüten hinten und neben. Die Hudliger und Blaſtiger waren ganz Zorn; wenn man mit einem brennenden Schwefelholz in ihre Nähe gekommen wäre, ſie hätten gebrannt hellauf, noch ganz anders als der Ligerzer Wein. Die Sieger hatten eine ruhigere Haltung, einen bedächtigern Schritt, die Siegesfreude zuckte nur hie und da in den Mundwinkeln faſt unmerklich. Wart mir doch, ſagte zu Ankenbenz der Hunghans, bis wir fertig ſind. Derſelbe hatte als Stimmzähler noch die Protokolle zu unterſchreiben.

Wählen macht durſtig. Ankenbenz traf im Wirthshaus Blaſtiger an, er hätte einen Batzen gegeben, wenn er nicht unter ſie gerathen wäre. Er kannte die Blaſtiger und wußte, wie groblecht ihre Bildung war und wie unverdaulich, wie ſchlecht ſie ſchmeckte, beſonders an einer Weinſauce. Wir wollen nun nicht die Sticheleien und Anzüglichkeiten anführen, welche die Blaſtiger los ließen, nicht einmal die Trotzlieder, welche ſie los brüllten, wir wollen bloß ſagen, daß Ankenbenz die größte Mühe hatte, an ſich zu halten. Er ſchwieg zu allen indirekten Trümpfen, gab bloß Beſcheid, wenn er angeredet ward, er ließ nichts auf ſich liegen, aber er trümpfte nicht höher, ſondern blieb in ſeinen gemeſſenen Schranken. So hielt er ſie wie mit einem Schild vom Leibe,

aber er begriff von neuem, daß eine Herrenkutte den Herrn nicht mache, daß die Aufklärung, welche bloß im Lästern und Fluchen besteht, sehr stinkend sei, daß in diesem neuen Herrenthum nichts sei, als unausstehliche Anmaßung, ein heilloser Uebermuth, welcher weder an menschliche noch göttliche Gesetze sich kehrt, sobald er seinen Vortheil sieht in etwas, sobald er Lust hat zu etwas und die Aussicht, es straflos zu vollbringen. Er dachte bei sich, was man ihm geben müßte, wenn er Tag für Tag in solcher Gesellschaft sein müßte, was aus jemand werden müßte, wenn er Tag für Tag in solcher Gesellschaft wäre, wie Einer beschaffen sein müsse, um Wohlbehagen an einer solchen himmeltürkischen Gesellschaft zu finden. Er dachte bei sich, wenn Hunghans sich in solcher Gesellschaft aufhalten sollte, fast alle Tage und bis spät in die Nacht, so habe dessen Frau Kummer nicht ohne Grund.

Als das Bureau endlich im Wirthshause aufmarschirte, stimmte dasselbe mit den Blastigern und ärgerte sich schrecklich über die Wahl. Schicke man doch eben so mähr einen Kühgring hinein als einen Solchen. Er tausche diesen Einen nicht an zehn Andere, sagte endlich Ankenbenz, nütze er nicht viel, so schade er auch nicht viel. Er wisse dagegen Andere, welche dem Lande zum größten Schaden wären und allem aufböten, um dasselbe auf alle Wege zu verderben, Religion und Ordnung verachteten und stark dran machten, das ganze Land in eine Bettlerkneipe zu verwandeln. Ankenbenz sagte das absichtlich, es waren mit dem Bureau Ohren hinein gekommen, welche dieses hören sollten. Unangefochten hätte er es wohl nicht gesagt, aber angegriffen wehrt man sich, mit was man kann. Hunghans wurde es nicht wohl dabei, es war ihm, als sei er zwischen Thüre und Angel, er sagte Benz, er komme jetzt mit, wenn es ihm recht sei. Nun rief's: Amtsrichter von allen Seiten und alle Haken wurden ausgesetzt, ihn fest zu angeln. Benz sagte: Mach was du willst,

aber ich will fort, meinetwegen ſchinier dich nicht, ich finde den Weg alleine.

Aber diesmal blieb Hans feſt und ging. Er wollte mit Benz ein Wort im Vertrauen reden, er wollte vernehmen, wie ſo ungſinnet die Wahl von Niggis Peterli ſich gemacht, und woher das Gerede gekommen, daß er nicht annehmen werde. Benz konnte ihm darüber keine Auskunft geben. Ich weiß nicht, wer es mir zuerſt geſagt, ſagte Benz, ich glaube der Polizeier, doch weiß ich es nicht. Du weißt, wie das geht, man hat Wichtigeres im Kopfe zu behalten. Als man die Wahlmänner gemacht, ſprach Alles davon, ich dachte, es ſei eine ausgemachte Sache. Wenn du mehr daheim geweſen, ſo hätteſt du davon hören müſſen. Ich hätte dich auch gefragt, aber ich ſah dich nicht, und d'Sach kam mir ganz glaublich vor. Warum? frug Hungbans. He weil es mir gerade auch ſo geweſen wäre, antwortete Benz. Daneben iſt's mir leid, wenn es nicht ſo war und du es jetzt ungerne haſt. Was denkſt? ſagte Hans, auf keinen Fall hätte ich angenommen. Aber da mich niemand daheim gefragt, ſo habe ich auch nicht geſagt, ich würde es nicht annehmen, darum wundert mich, woher die Rede gekommen. Weiß es wahrhaftig nicht, antwortete Benz. Ich glaubte es, ich dachte, es ſei dir wie mir. Warum hätteſt denn du nicht angenommen, frug Hans, und warum machte man nicht dich, ſondern den dummen Peter? Selb begreife ich nicht, ich dächte, ſie hätten doch eher an dich gedacht, als an den Laffen.

Warum an mich denken, da muß doch jeder vernünftige Menſch einſehen, daß ich daheim bleiben muß, und daß ich von ſolchen Dingen nichts verſtehe. Ich leſe ja kaum eine Zeitung, und wenn ich meine und der Gemeinde Sache b'ſorgen mag, bin ich mehr als wohl zufrieden. Du biſt zwar nicht gleich z'weg wie ich, du haſt erwachſene Buben, aber es wäre manchmal den Erwachſenen der Vater ſo nöthig als den Kleinen, antwortete Benz. So, ſagte Hans, was iſt mit

meinen Buben, was ist dir nicht recht an ihnen? Aparti nichts, sagte Benz. Aber nit für ungut, ich bin Benze der Götti, und du weißt, was schon öppe geredt worden ist. Buben sind immer Buben; wenn sie wissen, daß man ihnen nicht nachsieht, so werden sie gleichgültig, und wenn sie den Vater nicht beständig fühlen, thun sie gern was ihnen wohl gefällt, machen gerne mit den Knechten gemeine Sache oder vertreiben die besten, und je weniger sie taugen, desto leichter kommt der Hochmuth, und je weniger sie arbeiten, desto mehr brauchen sie Geld, desto brutaler werden sie. Du wirst doch nicht meinen, ich sehe nicht zu meiner Sache? frug Hans. Die Buben wissen, daß ich immer weiß, was geht. Oder weißt was Schlechtes von ihnen, so sag's. Es ist nichts gemacht, so hintenrum auf die Stauden zu schlagen.

Nit für un ·t, sagte Benz, ich will dich ja nicht böse machen und nicht der böse Geist sein, der aufweiset. Es sind deine Buben. Aber weil ich Götti bin, so will ich dir nichts Schlechtes von deinen Buben sagen, denn ich weiß nichts, aber sonst, was mich düecht. Es düecht mich, sie seien in der Kleidung wohl herrschelig. Ich meine das nicht wegem Kosten, aber wie die Kleidung, so gewöhnlich auch der Kopf. Mit der Arbeit weiß ich nicht wie es ist. Aber ich ging am Morgen schon vorbei bei deinem Hause, sah die Knechte und sie nicht, dagegen auch schon im Wirthshause, wo mich düechte, es sei unnöth·., und zu der Zeit sollten sie längst im Bette sein. Das Wirthshaushöckeln thut nicht gut, ist ein Krebsschaden im Lande. In der Kirche dagegen habe ich Hans lange nicht mehr gesehen, Benz jeweilen noch wohl. Seit Hans Leutenant geworden, scheint er zu glauben, ein Leutenant habe niemand mehr nöthig in Zeit und Ewigkeit, er sei alleine Meister im Himmel und auf Erden. Daneben wüßte ich nichts Schlechtes, aber was nicht ist, kann werden. Du weißt, es nimmt alles einen geringen Anfang, das Gute und das Böse.

Hans stachen diese Worte, von einem Andern als Benz

hätte er ſie nicht angenommen. Aber vom Taufwaſſer an waren ſie ſo verbrüdert, daß ſie ſich manches ſagten, was man ſonſt bloß im Halſe behält. Daher ſchwieg Hans nicht und that auch nicht böſe, ſondern ſagte: Sieh, du auf deinem Berge oben kennſt den Weltlauf nicht und weißt nicht, was hürmehi üblich und bräuchlich iſt. Es iſt nicht immer die gleiche Zeit, es ändert, und da kann man ſich nicht ſo gſtabelig machen, man muß ſüferli nache, me ma welle oder nit. Es iſt nicht mehr die Zeit, wo zwiſchen Herr und Bauer ein geſetzlicher Unterſchied iſt, wir ſind Einer ſo gut als der Andere, es giebt keine Sklaven und Landvögte mehr, es kann ein jeder daher kommen, wie es ihm gefällt und wie er es vermag. Um ſich zu todt zu arbeiten, iſt man nicht auf der Welt, unſere Väter wußten nicht, was leben iſt. Mit dem Kirchengehen kann es jeder halten, wie er will, je nachdem er die Anſicht hat, es trage was ab oder nicht. Junge Leute kann man nicht immer daheim haben, ſie lieben die Geſellſchaft und müſſen auch wiſſen, was geht in der Welt. Das lernt man daheim nicht, man iſt gar ſo grobäniſch erzogen worden, man wußte es auch nicht beſſer. Oeppere muß Leutenant ſein, das kann man nicht den Herren alleine überlaſſen, ſie hätten das Volk und alles zuſammen bald wieder verrathen. Hans hat Freude dran, d'Muntur ſteht ihm gut, und man muß jungen Leuten Freude laſſen. Oeppe brav iſt's nicht, wenn er keinen Muth hat, es gibt nichts aus ihm. Er kann da lernen ſich benehmen und mit den Leuten umgehen, von wegen man weiß nicht, was Einem begegnen kann in der Welt, es geht manchmal gar g'ſpäßig. He nun, er kann doch etwas franzöſiſch, es käme mir auch kommod, wenn mein Vater etwas an mich gewendet und mich ins Weltſche hingere gethan. Ich hätte noch Appetit dazu gehabt, und wegem Kopf hätte es mir auch keinen Kummer gemacht. Wenn ich da für den Präſident einſtehen muß und es kommen da Schreiben aus dem Weltſche füre und ich ſo wenig daran machen kann, als unſere Katze, oder gar ein weltſcher

Landjäger oder Schelm kömmt, wo nit dütſch cha, da ſtah niſ an, u was de mache? Am Schreiber übergeben und ſagen, luegit ihr, iſ verſtah miſ nit druf, ſelb iſch doch neue o ne Schang, u de weiß me nit e mal, iſch dr Schryber e Spitzbub oder iſch er ufrichtig, es gits ſe hürmehi gar mänger Gattig. Nein, ſieh Benz, es geht nicht mehr, wie es gegangen, wo der Großätti noch gelebt hat und darein mußt dich ſchicken, von wegen zwängen daran kannſt du doch nichts. Und kurzweiliger geht es doch, man iſt nicht mehr ſo dumm, weiß auch was leben iſt und was die Welt iſt und was geht darin, es iſt mehr Bildig, man iſt aufgeklärter, und kein Kind meint mehr, es müſſe alles glauben, was der Pfarrer und der Schulmeiſter ihm ſagen.

Benz hörte dieſe lange Rede mit ſeltſamen Gefühlen, ſie that ihm weh, er ſah, daß Hanſe und ſeine Wege auseinander gingen. Er ſagte aber bloß: Ich wollte, ich wäre der Großätti, ſo geſcheidt als er geweſen, und es ginge mir nicht ſchlimmer. Bin auch nicht der Meinung, daß man dem Weltgeiſt unterthan ſein ſolle, ſondern Gottes Geiſt. Will lieber Gott glauben and denen, welche mir ſein Wort lauter und aufrichtig auslegen, als den verſötzelten fremden Zeitungsſchreibern und verſoffenen Agenten und Müſterlern. Von wegen an jemanden muß der Menſch glauben und etwas haben, auf das er ſein Vertrauen ſetzt. Großätti ſaß daheim und las Bücher, berichtete daheim der Familie, was gut war, er war gebildeter als die, welche in den Wirthshäuſern ſitzen und die Zeitungen leſen, wo alle Tage ein ander Geſtürm darin iſt, welches man vergeſſen hat, wenn man darüber weg iſt. An Großätti hatte die ganze Familie Freude, wenn er oben am Tiſch ſaß, und jetzt hat an manchem Orte die ganze Familie Angſt über den Vater, der obenan im Wirthshaus ſitzt. Was für Bildung und Aufklärung in's Land gekommen, das haben heute wieder die Blaſtiger und die Hubliger gezeigt, welche Herren vorſtellen wollten und thaten wie die gröbſten Lümmel, ſo daß Knechte

sich dessen geschämt. Unser Herrgott wolle mich und mein Hans vor solcher Bildung und Aufklärung bewahren, und ich denke, Hans, wenn unsere Großväter, welche es so weit gebracht und welche so geachtet waren weit umher, daß man noch jetzt von ihnen spricht, uns hörten, sie wären meiner Meinung und nicht der deinen.

Das dünkte mich nichts Anderes, sagte Hans, sie wußten es nicht besser, und alt ist alt und der Pflug geht nicht immer im gleichen Loche, wie Großätti und Aetti ihn geführt, du führst ihn selbst nicht mehr so. Daneben alles im Alten, Benz. Es hat ein Mensch seinen Kopf, da muß man jeden machen lassen nach seinem Kopf, es ist nicht mehr der alte Zwang. Daneben kömmt es darauf an, wo es hinaus kommt und einen Austrag nimmt, das ist die Hauptsache, da erzeigt es sich am besten, wer Recht hat. Allweg, sagte Benz, und wie ich hoffe zu rechter Zeit, wo umkehren gut ist und der Wagen noch nicht über Bord. Was ich sagen wollte, sagte Hans, suche mir doch zu vernehmen, woher der Lärm gekommen, ich werde nicht annehmen und daß man Niggis Babi wählen solle. Will fragen, sagte Benz.

Aber Benz und Hans vernahmen nichts. Der Polizeier war klug, er sagte, er habe es gehört von diesem, von jenem, dieser, jener sagten, sie hätten es ebenfalls gehört und nicht ersinnet, so kamen sie immer rund um und das Ende erfaßten sie nicht, denn die Zeitfolge des Hörens und Sagens ließ sich natürlich nicht ausmitteln. Es ging wie bei Tausenden von Gerüchten, man vernimmt nie, wie sie entstanden oder woher sie kamen, es ist wirklich, als ob sie von selbst kommen, entweder aus der Luft oder aus dem Boden.

Hunghanse Frau fehlte leider die gehörige Feinheit; sie hätte, als Hans heim kam, entweder thun sollen, als wüßte sie von allem nichts oder aber hätte sie ihm um den Hals fallen und schrecklich grausam küssen oder sonst danken sollen für die freudige Ueberraschung, daß er ihr z'Lieb und z'Ehr den Rathsherrn ausgeschlagen. Aber Hanse Frau war zu verküm-

mert, um nicht zu ſagen, zu verbittert, um ſich zu ſolchen Demonſtrationen, wozu ein freier Muth gehört und ein unbeſchwert Herz, zu erheben. Hanſe Frau ließ merken, daß ſie um die Wahl wußte, ließ eine gewiſſe Schadenfreude blicken, rühmte ſogar Niggis Peterli und ſagte: ſie hätte ſelbſt keinen Beſſern gewußt, hier verſäume der nichts, und drinnen werde man, wenn er einmal eine ſchwarze Kutte anhabe, noch meinen, was man an ihm hätte. Sie hätte gehört, gerade Solche, welche immer Gix nachſagten, wenn ein Anderer Gax vorſage, habe man dort am liebſten. Hans nahm dies ſeiner Frau ſehr übel, obgleich ungerechter Weiſe. Er war ſelbſt ſchuld, wenn ihr ſein Ausſchlagen verdächtig vorkam, wenn ſie mehr an eine Flemmete dachte oder jedenfalls annahm, es ſei nicht ihr z'Lieb und z'Ehr geſchehen. Und iſt einmal Mißſtimmung da, ſo wird nie das Beſſere, ſondern immer das Schlimmſte als richtig angenommen. Es iſt ſehr traurig, daß dem innigen wunderbaren Zuſammenhang zwiſchen Körper und Gemüth ſelten gehörig Rechnung getragen wird. Wie Gram und Kummer die Kraft knicken, den Leib verzehren, ſo macht hinwiederum ein ſterbender kränklicher Leib das Herz grämlich, verſäuert das Gemüth, bringt Nebel vor die Seele. Es iſt da eine unglückliche, ununterbrochene Wechſelwirkung, welche das Inſtrument zerrütten, die Auflöſung herbeibringen muß.

Wer über die mißrathene Wahl am böſten wurde, war Hans der Leutenant. Dieſer wußte, wie Rathsherrenſöhne die Lieblinge in den Garniſonen waren und wie beliebt und wie beehrt und wie ſie ſo zu Ehr und Anſehen kamen ungſinnt. Beides hatte Hans gar übel nöthig, da er ein grober Klotz war und ſchwer zu medeln und zu dreſſiren. Von Natur war er auch, was man einſt von einem andern Leutenant ſagte, eine gute Kuh auf den Markt, da man ihr allenthalben das Kalb greife, aber als Rathsherrenſohn wäre er auf einmal ein ganz Anderer geworden.

Er that, als ſei er eigentlich ein Blaſtiger. Die Leute

nahmen ein Aergerniß daran und sagten, an des Leutenants Benehmen sehe man, daß Hunghans doch gerne Rathsherr geworden, aber man hätte ihn zwängen sollen, damit er Einem auf allen Suppenbröcklinen vorhalten könnte, was er thue fürs Vaterland. Aber selb sei hier nicht der Brauch, d'r Narr z'mache mit den Leuten, das sei gut für in die Stadt, wo man nichts Anderes zu thun hätte als eben d'r Narr z'mache.

Benz hatte keine Ahnung, daß Lisi die Hände im Spiel gehabt. So froh er über den Ausgang war, so hätte er doch aufbegehrt, wenn er gewußt, daß seine Frau das Spiel angezettelt. Es war bei aller Natürlichkeit ein vermessen Stücklein, und wenn es auskam, gab es Verdruß, und der Vorwurf lag baar, auf der Ankenballe hätte man dem Hunghans die Ehre nicht gönnen mögen, sondern ihm das Bein vorgehalten. Lisi war klug. Benz sagte, er sei froh, daß es so gegangen, ohne daß er was daran gemacht, aber Lisi ließ sich durch diesen Beifall zu keiner Beichte verlocken. Es wußte, Benz hätte darob doch Verdruß, es wußte auch, daß je weniger Leute um eine Sache wüßten, desto weniger komme sie aus. Wußte Benz nichts darum, war er um so unbefangener, und daß der Polizeier schweigen werde, dessen war es sicher, hätte er doch durch Plaudern sich selbsten am meisten gefährdet.

Benz konnte seine Unterredung mit Hans nicht vergessen, sie bemühte ihn sehr. Er sagte Lisi: Erst jetzt sehe ich, daß mit Hans es nicht gut kömmt. Er ist angesteckt von der neuen Lehr, nach welcher jeder machen kann, was ihn gut dünkt, und kein Glauben mehr dabei ist. Ich hätte es nicht gedacht, daß es mit Hans so sei, aber was ist? Er wird meinen, das sei gescheidt, und er müsse so gescheidt sein als die Andern, der Regierer und der Präsident. Aber auf den Glauben sind unsere Häuser gebaut, drum war in den Häusern der Segen. Nimmt man den Glauben weg, geht der Segen weg, dann kann man sehen wie es kömmt. Wenn man sich achtet des Weltlaufes, so sieht man erst, was die sogenannten besten Häu-

ſer, welche in Anſehen und Wohlſtand ſind, macht und ihnen Beſtand gibt: es iſt Frömmigkeit, Ehrlichkeit, gute Zucht und Liebe unter einander. So lange die in einem Hauſe ſind, muß es bös ſein, wenn daſſelbe z'nüte geben ſoll, oder wenn ſchon Unglück kömmt, z'Bode macht daſſelbe es nicht, es geht wie bei Hiob. Geht aber das alles aus dem Hauſe, kehrt Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffahrt des Lebens ein, geben die Eltern böſes Beiſpiel, verlieren die Kinder den Reſpekt, dann hats gefehlt, das Haus kommt in Abgang, die Familie ſinkt bis ins Elend. Das geht bei hochadeligen Häuſern ſo und bei uns Bauern, denn Gottes Geſetze ſind die gleichen für Große und Kleine, und was Gott ſagt, giltet überall und immerdar, und wer wegen der Vornehmheit meint, ihn gehe es nicht mehr an, ſo was ſei nur für's gemeine Volk, der erfährt, ehe es lange geht, was Vornehmheit iſt ohne Gott und ohne Gottesfurcht. Das hat ſchon mancher König erfahren, wie weit er kommt ohne Gott und wie es geht, wenn er dem Volke voran geht in ſchlechtem Wandel, denn was dem Volk von Gott verboten iſt, das iſt auch dem König verboten. Du ſollſt nicht ehebrechen, heißt es für den König ſo gut wie für den Tagelöhner, einer iſt ein armer Sünder wie der andere, werden aus Gnaden ſelig um der Genugthuung Chriſti willen. Auf dieſem Boden iſt die wahre Gleichheit und da hören die Vorrechte auf. Es iſt aber lätz und trurig, daß die Herren, wo witzig ſein ſollten, das nicht ſo faſſen und nicht merken, daß die Meiſten, welche aufs Land hinauskommen, um Aemter zu verwalten, keinen Glauben haben und ſo Viele ein Leben führen, daß man ſieht, ſie halten nicht viel auf Gott und dem ewigen Leben. Sie graben ſich ſelbſt den Untergang, aber das Volk wird damit verderbt, die Dummen meinen, was ſo ein Herr ſage, ſei recht und ſchön, machen die Affen, wie Hans jetzt auch, und ſehen nicht, wohin das führt. Es iſt ein Unglück für's Land, denn Andere machen es wieder Hanſe nach und ſo weiter, und ſo geht es, bis Alle angeſteckt ſind bis zu

unterſt, du wirſt es ſehen. Als Iſrael mit den Töchtern der Moabiter zu huren anfing, welche das Volk Iſrael einluden zu den Schlachtopfern ihres Gottes, und das Volk aß und der Moabiter Gott anbetete, da ward des Herrn Zorn entzündet über Iſrael und er ſprach zu Moſes: Nimm alle Oberſten des Volkes und hänge ſie dem Herrn an die Sonne, auf daß der grimme Zorn des Herrn abgewendet werde von Iſrael. Der liebe Gott ließ nicht umſonſt für den Abfall des Volkes die Oberſten ſtrafen, er wird wohl gewußt haben warum, wem die Töchter der Moabiter am beſten gefielen und wer dem Volke voranging mit dem Beiſpiel.

So ſprach Benz, der Bauer auf der Ankenhalle. Er war nicht gebildet, er war nicht aufgeklärt auf die neue Mode, ſondern auf die alte, d. h. er war bibelfeſt, kannte die Bibel, glaubte an die Bibel, ſah mit den Augen der Bibel, werthete die Dinge nach dem Maaßſtabe der Bibel, hatte nebenbei Bücher geleſen und auch wieder geleſen, und weit und breit galt kein Mann für ſo klug und erfahren in allen guten Dingen als Benz. Selbſt der Regierer gab ihm das Zeugniß, er ſei ein geſcheidter Bauer und möge ein braver Mann ſein, nur ſei eben ſchade, daß ihm doch die eigentliche Bildung fehle und von der rechten Aufklärung keine Spur an ihm zu finden ſei, in Glaubensſachen ſei er dumm wie ein Kind, er hätte es gar nicht geglaubt.

Drittes Kapitel.

Zwei Beſuche, der eine ... erheien, der andere erheien.

Am andern Tag war Hans daheim, mißmuthig begreiflich. Des eigentlichen Arbeitens, des Einſtehens als Meiſter mit Hand und Wort, der voran mäht, ſäet und milcht, wenn irgendwo es nöthig iſt, hatte er ſich entwöhnt. Er legte zuweilen

noch Hand an, jedoch bloß bei leichteren Geschäften, wo man dazu und davon konnte, wie man wollte.

Das Aktenstudium ist gar ein bequemer Vorwand, wenn es heiß ist und man faul wird oder sonst nicht mag. Hans konnte wirklich Geschriebenes lesen, jedoch meinte er nicht, daß beim Aktenstudiren wirklich alle Worte gelesen und begriffen sein müßten. Giebt es ja Fürsprecher, welche in bitterliche Verlegenheit kämen, wenn sie alle Worte, die von ihnen gebraucht und geschrieben werden, erklären sollten.

Er war Nachmittags im Baumgarten und befaßte sich mit Apfelschütteln, da sah er eine Chaise daherfahren. Es war eine ungewohnte Erscheinung, sie wurde daher mit Spannung betrachtet. Einer entfuhr Hans, als er in der Chaise den Regierer und den Präsidenten erkannte. Sie kamen ihm nicht recht; die hätten daheim bleiben können, sagte er. Die gestrige Flemmete surrete ihm noch im Kopf. Daß sie Niggis Peterli nicht geholfen, selb wußte er wohl, aber er hatte sie je länger je mehr im Verdacht, sie hätten eine gewisse Vorliebe für den halbbatzigen Hauptmann empfunden. Hauptsächlich aber begehrte er keinen solchen Besuch, weil er sich seiner Frau schämte, überzeugt war, sie könne der Sache keine Gattig geben, wüßte sich nicht zu präsentiren, fürchtete, sie möchte noch mit Fleiß unartig sein, denn er wußte, wie lieb ihr die beiden Herren waren. Hans that seiner Frau Unrecht. Hübsch war sie wirklich nicht mehr, aber was so einem Hause wohl ansteht, kannte sie von Jugend auf. Es war Hans selbst, der nicht wußte, was er thun sollte, der aus dem Blei war. Er wollte es nicht wie üblich und bräuchlich, er wollte es besser, er wollte es herrschelig und wußte doch selbst nicht, wie man das anstelle. Er meinte, man müsse an die Sache thun wie ein Narr und merkte nicht, daß das gerade das Allerunherrscheligste, das Siegel dessen ist, der was vorstellen will, was er noch nicht ist, allweg etwas Neues, zu dem er gekommen, er weiß nicht wie, und in welchem er sich

ſchön geberden möchte und im Eifer nicht ſieht, daß er Grimaſſen macht, ungefähr wie eine neue Herrenköchin, welche meint, ſie müſſe, um das Kraut gehörig zu kochen, eine halbe Sau dabei verbrauchen.

Der Regierer und der Präſident waren wie gewohnt nach dem Eſſen ins Wirthshaus gegangen, den Kaffee zu trinken oder ſonſt was. Dieſe beiden lieſen noch zuſammen, und wenn ſie einander haßten, ſo ward es doch nicht ſichtbar. So ein Präſident und Regierer leben ſonſt zumeiſt in ſehr intereſſanten Verhältniſſen, ungefähr wie ein katholiſcher Pfarrer und ſein Kaplan. Es ſoll geſchehen, daß dieſe beiden eiferſüchtig werden wegen der Köchin, welche ihnen kocht. Nun die Köchin, welche, wie wir meinen, zwiſchen einem Regierer und dem Präſidenten ſteht, iſt nicht eine gemeine, natürliche, ſondern eine figürliche, das Volk. Das Volk kocht ihnen nicht bloß den Brei, ſondern ſchafft ihnen Salz, Mehl und Milch dazu an, kurz zumeiſt alles, was ſie am — und im Leibe haben, ſeine Gunſt muß ihnen alſo theuer ſein, ſehr theuer, und je mehr Gunſt deſto lieber. Alſo der Liebere mochte jeder ſein, darum auch in allen Theilen der Beſſere, der Geſchicktere, der Weiſere, der Mildere, der Anmüthigere, der — der — kurz der Alles in Allem.

Aus dieſen geſinnungsvollen und geſinnungstüchtigen Beſtrebungen gibt es intereſſante Verhältniſſe, man glaubt es gar nicht, man könnte Wunder davon erzählen. Nun wie jene zwei Schulmeiſter, welche einander durch eine Ritze in der Wand zwiſchen ihren beiden Schulſtuben vermittelſt Federkielen Dinte ins Geſicht ſpritzten, haben, ſo viel wir wiſſen, noch kein Regierer und Präſident gethan, wahrſcheinlich haben die Wände keine Ritze gehabt. Aber von Birnenkriegen und Briefhändeln erzählt man ſich Grozartiges. Wie viel Liebe und gegenſeitige Neigungen aus den Voruntersuchungen in die Hauptuntersuchungen und aus den Hauptuntersuchungen in die Voruntersuchungen gefloſſen und nicht gefloſſen und was ſonſt noch allerlei gefloſ-

ſen, wird die Nachwelt vernehmen, das Eine durch Akten, das Andere durch die Tradition und wie wohl das Vaterland dabei lebt, merkt man ſchon jetzt.

In der Zeit, von welcher wir reden, ſtunden Regierer und Präſident auf leidlichem Fuße. Daß der Regierer den andern mit verächtlichen Augen anſah, der Präſident eiferſüchtig war wie ein ſiebenzehnjähriges Mädchen, das wußten bloß noch die Vertrauten. Manchmal iſt's bei den Majeſtäten umgekehrt. Beim Kaffee war von der geſtrigen Wahl die Rede, welche ihnen unbegreiflich vorkam. Sie wußten nicht, ſpielte Hans mit ihnen ein Spiel wie ſie mit ihm oder war er zu Küchliwyl aus dem Glanz gekommen. Es war ein ſchöner Tag und ſpäter Mondſchein, beides äußerſt angenehm zum Ausfahren und Heimkommen. Wie wär's, wenn wir ihm über den Hals führen, ſagte der eine, er giebt uns Bericht. Mir recht, ſagte der andere, wir ſehen dann auch ſeine Frau, die muß ſeinen Reden nach nicht die Holdſeligſte ſein. Uns wird ſie wohl auf dem Strich haben; Weiber lieben die Kameraden ihrer Männer ſelten. Ja aber den ganzen Abend bleiben wollen wir nicht, das wäre langweilig, beſonders wenn die Amtsrichterin ein ſauer Geſicht macht. Wir wollen machen, daß wir den Amtsrichter wegkriegen, es giebt ſich wohl ein Vorwand. Warum nicht, ſagte der Regierer. Ich habe eine Anzeige wegen einer Straße in der Bohnenweid, die liegt hinter Küchliwyl. Nicht weit davon iſt die Erle, dort hat man ein gut Glas Wein und die Fiſche backen ſie recht paſſabel. Und ein verdammt hübſches Stubenmädchen iſt dort, ſagte der Präſident, ſo eben recht, nicht gar zu anläſſig und auch nicht zu zimpfer, gerade ſo wie ſie am angenehmſten ſind. Ihr ſeid Liebhaber von dem Zeug, wie es ſcheint, ſagte der Regierer. Ma foi oui! antwortete der Präſident, doch nicht mehr als Andere. Der Regierer lenkte ab und ſprach von der Nothwendigkeit, die Wahloperationen beſſer zu überwachen, von einer feſteren Gliederung ihrer Partei, von entſchiedenen Schritten,

welche gethan werden müßten, um zu dem freien Leben zu kommen, wie es alleine zeitgemäß sei, wo von Teufel und Pfaffen keine Rede mehr, das bürgerliche Gesetz die erste und einzige maßgebende Gewalt sei. Der Präsident war nicht eifrig bei diesen Erörterungen, wir glauben, er sei mit seinen Gedanken vorausgeeilt, bereits über die Bohnenweid weg, während die Chaise erst im Hunghafen anfuhr.

Hans empfing sie, so gut er konnte, aber mit Verlegenheit. Er entschuldigte sich, wie wüst er daher komme, er dürfe sich fast nicht zeigen, aber bei der Arbeit könne man nicht hoffährtig sein. Er rief den jungen Hans, den Leutenant, das Roß abzunehmen. Der trat schon kecker und selbstbewußter auf und fühlte eine gewisse Gleichheit in den Gliedern. Dem alten Hans kam so der Muth auch allgemach wieder, als die Herren in lauter Bewunderung schwammen über den Misthaufen, die großen Bäume und den zahlreichen Viehstand, wobei zuweilen ein Mißverstand unterlief, ein Birnbaum mit einem Nußbaum, ein Stier mit einer Kuh verwechselt wurde. Gritli, die Frau Amtsrichterin, war nicht angenehm überrascht durch diesen Besuch. Indessen faßte sie sich. Sie sah doch einmal die beiden, es nahm sie wunder, wie die gfigürt seien, welche so vielen Einfluß auf ihren Mann hatten. Vielleicht konnte sie ihnen so im Vorbeigehen eins längen, einen rechten Tätsch geben. Von solchen Tätschen sind die meisten Weiber Liebhaber und verstehn sich noch besser darauf, als auf Eiertätsche. Gritli war nicht ohne gewissen Anstand, und wenn sie schon kein blühend Aussehen hatte, war sie doch nicht häßlich, ja als Städterin, wo man das Verkommene liebt, stinkend Rehfleisch, faule Austern und Mondschein auf den Gesichtern am hellen Mittag, da hätte man sie eine interessante Gestalt gefunden, so gleichsam mit einem vornehmen Air behaftet. Sie grüßte mit Manier, gab die Hand, hieß die Herren in die Stube kommen und sagte, sie brauche ihnen nicht zu sagen, daß es in einem

Bauernhause nicht sei wie in einem Herrenhause, sie müßten es nehmen, wie sie es fänden.

Kaum waren die Herren abgesessen, so frugen sie: Apropos, Amtsrichter, sagt uns jetzt, wie ging das gestern mit der Wahl zu? Je mehr wir darüber dachten, desto weniger begriffen wir daran. Der Amtsrichter hatte dieses Gespräch sehr ungern, seine Frau ging ab und zu, brachte Wein, Käs und Brod, er verhandelte Staatsangelegenheiten nicht gerne vor ihren Ohren. Er wollte uneinläßlich antworten, aber die Herren, welche sich einmal auf diesen Sattel gesetzt, merkten Hans nicht, bedauerten sehr den Vorfall, konnten ihn nicht begreifen, hatten Hanse Wahl als eine ausgemachte Sache betrachtet, redeten vom nächsten Male, wo diese Schlappe auf eklatante Weise gut gemacht werden müsse. Da müsse künftig ganz anders aufgepaßt werden, überhaupt vieles ganz anders gehen, sonst komme ungesinnet ein Anderer und befehle.

Seinetwegen sollten sie nicht Mühe haben, sagte Hans, er würde es doch kaum annehmen, es sei besser er bleibe daheim bei seiner Sache. Daneben wisse er nicht, wie es zugegangen. Da ihm niemand apart gesagt, man wolle ihn wählen, so habe er auch nicht Gelegenheit gehabt, zu sagen, man solle ihn nicht wählen. Da schoß der Regierer der Frau Amtsrichterin einen Blick zu, diese verstund ihn. Es ist gegangen, wie es sollte, sagte sie, darum wird es so haben sein sollen, aber wer es aufgebracht, weiß ich auch nicht. Die Herren wollten spaßen. Es sei ihr Ernst, sagte die Frau Amtsrichterin, sie hätten ein großes Wesen, da mangle es jemanden, der die Hand am Arme habe, sonst komme es nicht gut. Hans sei ohnehin mehr fort, als ihr lieb und ihm gut. Wenn er erst Rathsherr geworden, so hätte sie nicht gewußt, wie es zu und hergehen sollte. Die Weiber meinen, sagte Hans halb verlegen, wenn Kinder und Männer ihnen nicht fortwährend an dem Fürtuch hingen, so gehe es nicht, nur wenn sie zur Unzeit Kaffee machen wollen, da sollte man nebenaus. Selb ist wahr, sagte Gritli, man

hat ſie gerne daheim, ſo weiß man doch, wo ſie ſind und was ſie machen. Daneben weiß ich wohl, daß die Männer fort müſſen, mein Vater ſel. war auch Amtsrichter, es muß es jemand ſein, und wer das Vertrauen hat, muß gehen, man kann das Amt nicht umgehen laſſen wie den Dorfmuni. Aber eins möchte ich den Herrn Regierer gebeten haben, ſchickt die Amtsrichter heim zu rechter Zeit, laßt ihnen durch den Landjäger wiſſen, wenn es Feierabend iſt. Sie werden nicht mehr Recht haben, als andere Leute. Denkt, was würde eure Frau denken oder ſagen, wenn ihr ſo ſpät nach Hauſe kämet, manchmal erſt nach Mitternacht. Wenn es ledige Bürſchli wären, wo noch keine Regel haben, ich wollte nichts ſagen, aber Manne ſind Manne, und was anſtändig iſt, iſt anſtändig. Der Präſident war ledig, der Regierer hatte eine Frau, aber die hütete ſich was zu ſagen, ſie wußte warum, und wenn er einmal im Wirthshaus ſaß, hielt ihn das Aufſtehen am allerhärteſten.

Die Herren warfen einander Blicke zu, jeder mochte dem andern ſeinen Klaps gönnen. Hans hatte es ſehr ungern; er ſagte: Meine Frau kömmt nirgends hin, weiß nicht, wie die Welt ſich ändert, und geht mit den Hühnern z'Sädel, da meint ſie, es ſollten es alle Leute ſo haben, ſonſt komme es nicht gut. Der Regierer, der disputiriger Natur war, aber einem guten Witz nicht abhold bei guter Laune, fing die Rede der Frau Amtsrichterin auf und wollte ſie belehren über die Pflichten des Weibes, namentlich wenn daſſelbe das Vaterland liebe und über die Rechte des Mannes, namentlich wenn ſie dem Vaterlande dienten und den Tag über ſchwitzten zu deſſen Heil.

Hans war wie auf Dornen. Es war ihm angſt, der Regierer gebe ſeiner Frau neuen Stoff zu Mißtrauen und Aufreden, ſeine Frau breche erſt dann ſo recht los und richte grob an. Dem Präſidenten war es ebenfalls nicht geheuer dabei. Er kannte den Kollegen und wußte, wie derſelbe, einmal in's

Reden gekommen, nicht aufhören könne und dann Theorien aus dem Stegreif entwickelte, welche ins Aschgraue spielten. Er wollte unterbrechen, den Artigen und Galanten machen. Er sagte, man habe schon lange davon gesprochen, die Herren Amtsrichter müßten einmal ihre Frauen mitbringen. Es würde sicher alle freuen, mit einander Bekanntschaft zu machen, und dann könnten sie am besten sehen, wie es zugehe, und wenn man sich jeweilen versäume, es aus lauter Liebe und Freundschaft geschehe, weil man die Gedanken austausche, sich gegenseitig ausbilde, den Gesichtskreis erweitere. Gritli verstund die schönen Redensarten, welche versöhnen sollten, als Spott, er führe sie aus, meinte sie. Es wäre eigentlich nichts als billig, wenn die Sache diesen Weg ginge, sie hätten auch ihren Theil daran, antwortete Gritli. Indessen dächte es, einstweilen blieben sie noch daheim, sie möchte nicht Anderen den Platz verschlagen. Damit brach Gritli ab und ging hinaus. Sie sollten es nicht für ungut halten, sagte Hans, man sei gar grobänisch auf dem Lande. Man meine es notti gut, gäb wie grob man rede, und bsunderbar seine Frau. Sie komme nicht unter andere Leute, da wisse sie nur so zu reden, wie sie von Jugend auf gewohnt sei. Wie froh Hans aber war, als die Herren vom Aufbruch sprachen und von der Bohnenweid, kann man denken. Als die Herren hinaus zum Einsteigen kamen, trat Gritli sie verwundert an, daß sie schon fort wollten. Sie hätte ihnen einen Kaffee machen wollen, so gut sie es verstehe. Sie würden doch nicht schon heim wollen, es sei viel zu früh, die Sonne sei ja noch am Himmel und Hans lasse die immer untergehen, ehe er sich auf den Weg mache, er werde fürchten, er verderbe die Haut.

Die Herren wollen drum noch weiter, fiel Hans ein, und die Herren, die dachten, die hat ein Donner Maul, beurlaubten sich höflichst. Der Herr Regierer sagte, wie es ihn freuen würde, wenn die Frau Amtsrichterin einmal zu seiner Frau käme, die hätte schon lange gewünscht, ihre Bekanntschaft zu

machen. Und die Frau Amtsrichterin bat ihn, er ſolle doch einmal ſeine Frau hinausbringen, es würde ſie freuen. Oeppe nit wege der Aufwart, man könne es nicht beſſer geben, als man es habe und verſtehe. Als Hans mit den Herrn aufſtieg, frug ſie, kommſt heute heim? Allweg, ſagte Hans, aber wann weiß ich nicht, ich muß mit den Herrn an einen Augenſchein. He nun ſodann, ſagte die Amtsrichterin laut, und für ſich ſelbſten ſetzte ſie hinzu: Es wird ein ſauberer Augenſchein ſein das! Weißt, wo fuhren ſie hin? ſagte ſie zu ihrem Sohne, der das Roß gehalten. Es ſei was wegen der Straße in der Bohnenweid, ſagte Hans, der Sohn. So, dachte die Amtsrichterin, oder wegem Stubenmeitſchi bei der Erle. Das kömmt gut, wenn ſie Hans noch nachfahren, wenn er einen Tag daheim iſt. Aber in Gottes Namen, es geht ſo lang es mag. Eins freut mich, daß ich denen einmal z'merken geben konnte, wie es mir iſt und für wen ich ſie halte. Wenn ſie wieder einmal die Weiber verhandeln und jeder ſich rühmt, wie er es der ſeinen mache, ſo können ſie dann auch erzählen, was ich ihnen geſagt und Hans auslachen wegen ſeiner böſen Frau und ihm angeben, was er ihr ſagen ſolle. Es iſt nur ſchade, daß es nicht Liſi getroffen, das hätte ihnen noch anders angerichtet und doch gattlicher, als ich es kann.

Das Bewußtſein, einmal den Kragen geleert zu haben, tröſtete die arme Frau noch manchmal in ihren einſamen Stunden, ſie konnte nicht warten, bis Liſi es wußte, und ließ der Ankenballe Bäurin Beſcheid machen, ſie ſolle doch ja bald kommen, ſie habe Wichtiges mit ihr zu reden. Haus dagegen hätte eine rothe Kuh gegeben, wenn er den Beſuch hätte auswiſchen können aus der Reihe der Begebenheiten. Er mußte fortan gar manchmal von ſeiner Frau hören, wenn er heim wollte. Das machte ihm die Frau nicht lieber, machte ihr Leben nicht freundlicher, machte bloß, daß es Hans immer wöhler draußen ward und unheimlicher daheim.

Als Liſi die Botſchaft vernahm, ja bald in den Hungkafen

zu kommen, erschrak es. Es glaubte, Gritli habe die Abrede mit dem Polizeier vernommen, dieser nicht reinen Mund gehalten. Das wäre ihm sehr widerlich gewesen, denn so lieb ihm Gritli war, so fürchtete es doch, dasselbe könnte bei der gereizten Stimmung sich nicht enthalten, zu sticheln und zu merken zu geben, wie man Hans den Fuß vorgehalten. Wenn man sich schon der dummen Weiber nichts achte, könnten sie doch viel verrichten, wenn sie wollten. Lisi konnte sich schwer losmachen. Es giebt Zeiten im Jahr, wo eine rechte Bäurin fast ständlige schlafen muß, wenn sie nichts versäumen will. Eine solche Zeit ist der Herbst, bis man eingewintert hat, wie man zu sagen pflegt, besonders wenn es ein reicher Herbst ist, viel Obst an den Bäumen ist und viel Speise in der Erde; bis alles am rechten Orte ist, für alles gesorgt, daß nichts zu Schanden geht, da zieht es einer Bäurin nicht viel Ruhe und müssige Zeit.

Als Lisi gegen den Hunghafen kam, sah sein kundiges Auge alsbald, daß nicht mehr alles war wie ehedem. In einem entfernten Acker lag das abgefallene Obst von manchem Tag unter den Bäumen, es schien beinahe, als habe man es vergessen, wie es auch schon geschehen ist, daß, wo der Hausvater nie daheim war, Prozessen und anderen Dingen nachlief, ganze Äcker zu schneiden vergessen wurden. Die Saatfelder schienen Lisi nicht so exakt bestellt wie sonst, die Saat hinter der ihrigen bedeutend zurück, dazu noch nicht alles angesäet. Im Baumgarten lagen große Haufen Obst, Rüben, Rübli, auch sogenannte Säuerdäpfel, d. h. kleine, verletzte, welche man nicht aufbewahrt, sondern gleich vorab füttert. Da sei man weit im Hinterlig, dachte Lisi, es wolle lieber nicht dabei sein. Um's Haus war ein bedenklich Gekehr, daß man nicht durch konnte, es war fast, als wolle man auswandern. Bei allem dem sah Lisi nicht, daß man trotz dem, daß es günstig Wetter war, ein eigentlich Werk an der Hand hatte. Jemand zog Bohnenstecken aus, jemand schleppte

sie heim und vermehrte damit das Gräbel um's Haus, jemand focht mit dem Kabis, jemand lud einen Wagen voll Erdäpfel ab, jemand brachte Obst zum Haus, jemand that dies und jemand that jenes, und Gritli war mitten in diesem allem fast bis an die Nasenspitze, zog hier, regierte dort, ärgerte sich hier und dort und brachte doch nicht Einheit in's Ganze, das Geschleppe nicht in ordentlichen Gang. Es war gar nicht, daß die Frau Amtsrichterin nicht wußte, wie es hätte sein sollen, aber es fehlte ihr vielleicht der gehörige Ueberblick, ein mächtiger Wille, kurz das Talent zu befehlen. Als sie die Freundin sah, begann sie zu jammern. Du kömmst gerade recht, um zu sehen, wie es geht bei uns. Schämen muß ich mich in's blütige Herz hinein, wie es bei uns aussieht, du kannst ja fast nicht zum Hause. Aber alles Sagen hilft ja nichts, d's Gunträri, es wird alle Tage ärger. Aber was soll ich machen alleine, ich bringe nichts ab. Hans wird fort sein, sagte Lisi. Aber wo hast die Buben, die werden dir doch an die Hand gehen und nicht alles an dich kommen lassen, alt genug wären sie, daß sie den Verstand haben sollten! Wenn mein Gretli ein Bub' wäre, es regierte einen Hof wie Schnupf. Ja wenn es daheim bliebe, sagte Gritli seufzend und nöthigte Lisi hinein, gäb wie dieses sich weigerte und meinte, es wolle ihn's nicht versäumen, sondern helfen. Bäurinnen können gewöhnlich schwatzen und schaffen zusammen, den heutigen Mägden darf man es nicht mehr zumuthen.

Drinnen sagte die arme Frau: Du kömmst gerade recht, um zu sehen, wie ich drin bin. Du wirst gesehen haben, wie wir bereits im Hinterlig sind, daß man sich schämen muß, wenn ein Mensch vorbeigeht. Heute ist ein Tag zu Hauptsachen, Säen u. s. w. wie gewünscht, aber was geht? nichts. Und wie viel solche Tage im Jahr mit nichts vorbei gegangen sind, weiß Gott. Ja das macht was aus in einem Jahre, besonders wenn das Wetter veränderlich ist.

Aber will man an etwas hin, so fehlt es irgendwo, bald am Zug, bald an dem Wagen, bald muß der Alte fort, bald der Junge, oder Benz muß mustern. Der Alte hat das Auge nicht mehr bei der Sache, sieht nicht mehr wo es fehlt, sorgt nicht mehr in der Zeit, daß man es hat in der Noth; wenn die Noth da ist und man die Sache brauchen sollte, merkt man erst was fehlt, und ich mag, weiß Gott, nicht mehr, an allen Orten sein, und wenn ich auch dabei bin und befehle, macht man doch, was man will, und gerade die Buben zuerst. Heute sollte gesäet werden. Da kömmt gestern ein Landjäger und ruft Hans, es habe etwas Ungsinnets gegeben. Da vergessen die Buben, daß die Rosse sollten beschlagen sein, daß Korn zu Samen bestellt worden und sollte geholt werden. Nun fuhr Benz in die Schmiede, Hans um Korn aus, und keinem pressirt es und keiner kömmt heim und vielleicht Hans, wenn er Kameraden antrifft, erst morgen und noch ohne Korn. So, Benz auch, frug Lisi erschrocken. Er noch am wenigsten, sagte Gritli. Das Meiste ist an ihm, und er kommt doch noch heim, aber zwischen den beiden Hanse ist fast kein Unterschied mehr. Aber wo nehmen sie das Geld her, Schulden werden sie doch nicht machen? frug Lisi. Selb glaub ich nicht, sagte Gritli, haben es auch nicht nöthig, der Alte giebt ihnen, besonders dem Hans. Weil er selbst viel fort ist und spät heimkömmt, darf er den Buben nicht viel sagen, sondern muß sie hausen und machen lassen, daß sie zufrieden bleiben. Zudem hat er grusam viel auf Hans. Er meint, das werde einmal Einer geben, wie im ganzen Lande keiner mehr sei. Sie machen ihm mit Hans den Grind groß und fragen ihn, was er für Augen machen werde, wenn er einmal als Oberst vor einem Bataillon herreite? Da meint dann Hans, er müsse ihm dazu verhelfen mit Geldspendiren, daß er allenthalben der Erste sei. Das braucht ein Geld, Lisi, ich darf es dir nicht sagen. Bisoldung mag das ertragen, sagte Lisi, sie sollen gut bezahlt sein, die Amts-

richter. Das iſt gleich wie: wer geht da durch! antwortete Gritli. Ich weiß nicht mehr, wo das Geld hinkommt. Du weißt, wie wir z'weg ſind, daß wir keine Zinſen zu geben, ſondern noch Ausgeliehenes haben. So kann man es ſonſt machen, es muß es mancher mit Minderem, und von Geldmangel wußten wir nichts, und wenn auch Hans zuweilen zu viel anlegte, weil der Titel gut war, half ihm dein Mann für einige Wochen aus, dann war ſchon wieder Geld da. Jetzt hat alles keinen Segen mehr, die Schublädli ſind in Gottes Namen immer leer, gäb wie man verkauft und löst. Auf dem Verkaufen ſind ſie wie Habichte. Iſt an einem Orte ein Stäubeli, welches Geld giltet, ſo muß es fort. Es iſt ein Elend, dabei zu ſein, man hat bald nicht mehr, einem armen Menſchen zu geben, und wird es bald verſtohlen thun müſſen, will man nicht ſaure Geſichter und böſe Worte haben, und doch iſt immer weniger Geld da. Und wenn ſchon einmal ein ziemlicher Butſch zuſammen kommt, er verſchwindet, ich weiß nicht wie. Ich weiß nicht, aber entweder leiht er ſeinen Kameraden Geld, vielleicht gar den oberkeitlichen Herren, oder er braucht es für noch was Schlechteres, woran ich nicht denken mag, geſchweige davon reden. Da drinnen muß ich ſein wie eine Fliege im Spinnennetz. Zapple mich zu todt, kann nicht frei werden, bis ich endlich ausg'ſogen bin und es fertig iſt mit mir, dann komme ich hoffentlich einmal a d'Ruh. Liſi tröſtete ſo gut es konnte, obgleich das Betragen der Söhne ihm auch in's Herz ſchnitt. Es werde öppe anders, ſagte es, man müſſe immer das Beſte hoffen.

Allweg hoffe ich, es werde bald ändern, ſagte Gritli, und ich au's beſſere Ort kommen. Daneben habe ich auch zuweilen ein kleines Freudeli und letzter Tage eines gehabt, das mich nicht ruhig ließ, bis ich es dir erzählt. Denk, der Regierer und der Präſident waren da, gleich den Tag nach der Wahl, wollten das Geſpött mit mir treiben, bſunderbar der Präſident mit ſeinem Affengeſicht und ſeinem gold'nen

Ring am Finger, aber denen putzte ich die Nase. Hans hatte es ungern, aber ich dachte, mira. Ich habe auch manches ungern und doch thut niemand was drum. Sie ließen bald darauf anspannen und nahmen Hans mit und hatten eine Lüge ersinnet von wegen einem Augenschein in der Bohnenweid und war ihnen nur wegem Stubenmeitschi bei der Erle. Sie sollen sich schön zugeputzt haben, man habe es der Chaise noch lange angesehen. Hans kam erst gegen Morgen heim. Nun das Mal ward ich nicht böse, es hat mir ordentlich geleichtet, die wissen doch jetzt, wie es einer Frau ist, welcher sie den Mann verführen. Nun erzählte Gritli Lisi auf ihre Weise, was die Herren ihr gesagt und was sie gesagt. Lisi wohlete es, daß es nur dieses und nicht die Wahlgeschichte war, auf welche curioser Weise Gritli nicht besonderes Gewicht legte. Gritli sagte bloß, es müsse Hans jemand den Fuß vorgehalten haben, denn es könne nicht glauben, daß Hans es nicht angenommen hätte, besonders den Reden der Herren nach nicht. Oder hat dein Mann etwa mit Hans gesprochen und ihm das Gewissen geschüttelt, bis er Verstand bekam? Nicht, daß ich weiß, antwortete Lisi. Ich richtete deinen Auftrag aus, aber Benz sagte, darein könne er nicht wohl sich mischen. Hans könnte meinen, Benz möchte selbst gerne an's Brett oder möchte wenigstens, daß Hans nicht mehr als er werde, gönne ihm die Ehre nicht. Es sei nichts Schlimmeres, als einem Menschen von der Annahme irgend einer Stelle, an welcher was von der Ehre sei, abzurathen. Von wegen, es sei jeder gerne ein Ehrenmann und leider komme heutzutage bei vielen der Glaube auf, man komme dazu, wenn man was werde, wenn man Rathsherr oder Hauptmann werde oder gar Präsident von irgend was und wäre es auch nur von einer Rebsteckeu- oder Besenstiel-Kommission. Wenn nun jemand ihnen von der Annahme solcher sogenannten Ehren abrathe in wahren Treuen, so meinten sie, es sei Mißgunst oder man kenne sie nicht recht, traue

ihnen den rechten Verſtand der Sache nicht zu und hätten ſie deſſen doch mehr als genug, die und die meinten es doch auch gut mit ihnen und hätten ihnen geſagt, ſie ſollten es doch um Gottswillen nur annehmen wegem Vaterland, gerade ſolche Leute hätte daſſelbe nöthig, und die und die ſeien doch viel dümmer als ſie und ſeien noch viel höher in Ehren, es brauche nicht halb ſo viel, als man den Böllima mache. Uebrigens werde es ſich dann zeigen, und wenn es nicht gut komme, könne man immer machen, was man wolle. Da begreife man gar nicht, wie der Spruch wahr werde: Wer nichts hat, von dem wird noch genommen werden, was er hat. Denn Einer, der im ordinären Leben ſo paſſabel mit Ehren durchgekommen, werde, wenn er einem Ehrenamt nicht Ehre mache, ſchlecht beſtehe dariu, recht verachtet und nie mehr äſtimirt ſein ganz Leben lang, er werde ſo recht was ein D... in einer Laterne. Aber das könne man predigen ſo lange man wolle, die Leute begriffens nicht, man mache ſich nur unwerth. Hans ſei gerade ſo z'weg, man dürfe ihm jetzt nicht in Weg treten, wann er einmal recht angeſchoſſen ſei mit der Naſe, dann könne man vielleicht wieder was machen.

So beichtete Liſi und brachte da Dinge vor, welche es wohl von Benz gehört aber zu verſchiedenen Zeiten und von denen es glaubte, ſie dienten Gritli zum Troſt, beſonders jetzt, da die nächſte Gefahr abgewendet war; ſie dienten aber noch beſſer, um Liſi's Streich in ewige Nacht zu verſenken. Gritli meinte, wenn es jemals an's Verhexen geglaubt, ſo ſei es jetzt. Hans ſei ſonſt ſo vernünftig geweſen, aber die hätten es ihm anthun können, als ob ſie es ihm in einem Tranke eingegeben, wie man es vor Zeiten Meitſchene gemacht, wenn ſie nicht lieben wollten. Liſi hätte vielleicht was ſagen können, vielleicht auch was geſagt vom Magnet und wie es immer darauf ankomme, wo der Menſch den ſeinen habe, ob oben oder unten, ob im Hauſe oder außerhalb demſelben, aber es wurde von Benz, dem Sohne unterbrochen, der aus der

Schmiede heimgekommen war. Wir glauben, er habe dieſen Beſuch auf den Blocksberg gewünſcht. Benz hatte noch ein Bauerngewiſſen, er wußte, wie der Ankenballen Bäurin dieſer verſchleuderte Tag, das Durcheinander um's Haus und die Rückſtände in der Arbeit vorkommen mußten, ſchämte ſich desſelben nicht wenig, er wußte, daß er ſich damit keinen Stein in's Brett ſetzte bei Liſi, des Baurens wegen nicht berühmt wurde auf der Ankenballe.

Nun griff er es aber verkehrt an, von wegen er kam aus dem Wirthshauſe und hatte ſtatt einen Schoppen, wie es einem Bauernſohne, wenn er Pferde beſchlagen läßt, wohl anſteht, zwei getrunken. Er that, als ob er alle hellauf ſei, freute ſich die Gotte hier zu ſehen. Sie werde auch nicht immer mögen daheim ſein, wenn man längs Stück bös gehabt, müſſe man zuweilen einen Tag den Kommet abziehen und Athem ſchöpfen.

Dieſe Rede ärgerte Liſi ſehr. O wegen bös haben wollen ich und du nicht klagen, es wird z'tödten nicht gegangen ſein. Wenigſtens mich dünkte es nicht, daß ich extra Sonntag machen müſſe, ehe wir fertig waren. Ich konnte es bequem ausſtehen, bis wir fertig waren mit allem. Es dünkt mich aber nichts Anderes, eine alte Frau mag's Arbeiten beſſer ausſtehen, als das junge Volk. Wenn es ſo fort geht, hat das an ſechs Sonntagen in der Woche zu wenig und an einem Werktag zu viel. O Gotte, ſagte Benz, wir haben immer gemacht, es iſt dann nicht, daß wir meinten, wir müſſen ſechs Sonntage haben in der Woche, und heute ſchickte es ſich nicht anders, wir mußten beſchlagen laſſen. Und wenn man rechnet, wie viel der Vater nicht daheim iſt, und wie viel Regentage waren, wo man nichts am Land machen konnte, wundert es mich, daß wir ſo weit ſind. Selb dünkt mich nichts Anderes, ſagte Liſi, und es iſt ſich zu bedauern, daß junge Leute noch ſo hart werchen müſſen, das iſt gut genug noch für die Alten. Letzthin wurde der Pfarrer in

ein Haus berufen, in welchem zwei Söhne mit ihrem Vater hart umgingen. Im Spätherbſt mußte derſelbe, der bald achtzig Jahre alt war, draußen vor dem Hauſe oder im Tenn am kalten Byſluft Rüben und Rübli abhauen und ſonſt noch allerlei verrichten, während die Söhne drinnen auf dem Ofen ſaßen. Arme Leute waren es nicht, ſie hatten ein bezahlt Heimweſen und Geld am Zins. Als der Pfarrer ihnen die Unbill vorſtellte, dem alten Mann ſolche Arbeit zuzumuthen, an die ſie keine Hand legten, antwortete der eine der Söhne: Ja Pfarrer, wir werden alt, mögen nicht mehr wie ehemals, jemand muß es doch machen, und für alles Leute anzuſtellen vermögen wir nicht, die ſind gar theuer. So geht es in der Welt, die Jungen mögen nicht mehr, die Alten können wieder dran.

Das ging an's Mutterherz und Liſi merkte gleich, daß es gefehlt. Nein, ſagte Gritli, ſo iſt es doch nicht bei uns, Benz macht, was er kann und iſt gut gegen mich, wenn er mir etwas thun kann, iſt es nie nein. Gemacht iſt immer etwas worden, aber es wollte ſich in Gottes Namen nicht immer ſchicken, und alleine kann Benz doch nicht alles zwingen. Daneben ſind wir ſo weit nicht im Hinterlig, wenn es noch acht oder vierzehn Tagen nicht wintert, ſo wird die Hauptſache am Ort ſein, und Benz wird ſchon machen, daß es geht. Er muß jetzt den Vater vorſtellen, wenn der andere nie daheim iſt. Nun Liſi zog alsbald die Pfeife ein, als es dieſen Ton hörte, der aus einem Mutterherzen kam, welches den Tadel der Kinder ſchwer verträgt, ihr beſtändiger Fürſprecher iſt, ſie an den Zähnen durch dick und dünn zu Ehren ziehen will. He ja, ſagte Liſi, das iſt gut Lob, mach nur, daß es immer ſo tönt, du verdienſt einen Gotteslohn. Stehe der Mutter an die Seite, es geht auch um dein Käsli, und gings nicht, ſo mußt du doch was auf dir ſelbſten halten. Du ſollſt wiſſen, daß man die Hudle nicht allenthalben gerne ſieht, und daß, je mehr man ſie an den einen Orten hervorzieht und ſo zu ſagen zu Ehren bringt, man ſie an andern Orten

um ſo mehr verachtet und um ſo weniger von ihnen wiſſen will. Selb vergiß nicht, Benz, ſagte Liſi mit Nachdruck. Benz fühlte den Stachel in den Worten, und während ſeine Mutter vermittelnd redete, machte Benz ſich zur Thüre hinaus, halb ſchämte er ſich, halb war er böſe.

Liſi ging mit ſchweren Schritten und ſchweren Gedanken der Ankenballe zu. Dunkel war es draußen, dunkel in ſeinem Gemüthe. Das trübſelige Weſen im Hunghafen brachte es nicht aus den Augen. Wie ſchnell war es da anders geworden, wie ſichtbar trat da der Mangel eines Meiſters hervor, und nicht bloß im Hausweſen, ſondern auch im Hausgeiſte, in der Stimmung der Menſchen, es war ſo recht unheimelig um's Haus und im Haus. Liſi hatte wohl geſehen, wie es mit Benz ſtund, daß Benz nicht böſe war, aber angeſteckt, daß er am Ende mitlaufen werde, wo die Andern hinliefen, wenn er an den Andern nichts abbrachte und an den Eltern nicht feſte Stütze hatte. Es ſah, wie Gritli alles ungern hatte, das Ausſehen des Hofes, das Thun der Kinder, lieber wollte, es ſehe es niemand, es klagte und entſchuldigte in einem Athem, es beſchwerte ſich über die Kinder und wollte doch nicht, daß man ihm beiſtimme, man ſollte ihn's tröſten. Es hatte grauſamen Aerger, und den ſtürmelete es fort und fort aus, aber keine Kraft zu feſten nachhaltigen Eingriffen. Daher war da Tag für Tag trüb Wetter, ein unheimlich Wohnen, ein gut Wohnen iſt nur da, wo heller Friede iſt, und heller Friede iſt nur da, wo ein guter und feſter Wille Zucht und Ordnung hält in der Liebe und ſichtlich zu Aller Beſten. Da einen Kräfte und Gemüther ſich und was böſe iſt, wird ausgeſchieden, muß entweichen. Plötzlich fuhr dem ſinnenden Liſi was Kaltes in die Hand, daß es laut aufſchrie und hinterher hörte man ein raſch verhallendes Kichern. Es war der Schnauz, der Liſi begrüßt, Gretli, welches der Mutter entgegen gekommen war. Ihr wüſten Geſchöpfe ihr, ſagte Liſi, mich ſo zu erſchrecken! Und doch hatte es ſeine Freude daran, daß man es nicht vergeſſen,

ſondern ihm entgegen gekommen war. Gretli, eine halbe Vertraute der Mutter, wie die Mutter halb und halb die ſeine war, ſchlug ohne Säumen auf den Buſch um Bericht von unten, und die Mutter verhehlte Mißfallen und Mißtrauen nicht. Gäb ſie ſo dabei ſein möchte, wollte ſie lieber in einem großen Ameiſenhaufen ſitzen. Wenn es da nicht beſſere, ſolle ſich Eine in Acht nehmen, ehe ſie da gmeine. Sie wollte lieber einen Mauſer oder einen Beſenbinder, als einen Mann aus einer Wespere. Deutlicher ſprach die Mutter nicht, aber Gretli verſtund ſie doch, ging geſenkten Hauptes neben der Mutter her, und ob es noch vieles hörte, was die Mutter ſagte, wiſſen wir nicht, wenigſtens frug es nichts mehr, antwortete aber auch nichts.

Vor dem Hauſe machte Liſi, was heimkehrende Mütter nicht ungerne pflegen, es ſah zum Fenſter hinein, ehe es ſich kündete. Auf dem Lande, namentlich auf einſamen Höfen iſt man eben nicht ſtark mit Vorhängen verſehen, wie in den Städten, wahrſcheinlich hat man nicht ſo viel zu verbergen. Kinder und Geſinde ſaßen um den langen Tiſch, ſchnitzten Aepfel, und oben am Tiſch ſaß Benz, hatte ein großes Buch vor ſich und las laut, man hörte es draußen. Jetzt lue Meitſchi, ſagte Liſi, und ſinn daran. Sieh, da ſitzt der Vater daheim, die Anderen ſind alle auch da, hören, was er lieſt, keines rührt ſich, und es mag geben was es will, ſo iſt er da, und auf ihn kann ſich Alles verlaſſen. Unten im Hunghafen ſitzt der Alte kein Menſch weiß wo, vielleicht ſitzt ein Bub am Tiſch, vielleicht auch nicht, das Geſind treibt was es will in Lärm und Lachen, und Gritli pläret im Stübli oder wiegelt trübſinnig ein Kind. Lue Kind, was das für ein Unterſchied iſt, wenn der Hausvater daheim ſitzt, oder wenn er anderswo ſitzt, der Teufel weiß wo. Denke dem nach und vergiß es nicht. Danke Gott, daß es ſo iſt bei uns, Meitſchi. Du armes Tröpfli, weißt noch nicht, wie glücklich wir ſind, du haſt noch nichts Andres erlebt, aber wenn du die Augen recht aufthuſt, ſo wirſt

bald ſehen, warum wir Gott am meiſten zu danken haben und wirſt den rechten Reſpekt vor dem Vater bekommen. Es hat mich heute mehr als einmal z'briegge tha, und doch wollte ich um tauſend Gulde nicht, daß ich nicht unten geweſen. erſt jetzt weiß ich auch, wie ich es ſo gut habe über alles Verdienen aus. So ſprach die Mutter, ging dann hinein, brachte Freude und hatte Freude. Das arme Meitſchi draußen hatte die Predigt der Mutter wohl begriffen, ſie füllte ihm ſein Herz mit Thränen.

Gretli liebte Benz. Gretli hatte es mit Benz wie Predigers- oder Buchhändlersſöhne, welche ihr Lebtag nichts Andres wiſſen, als daß ſie mit den Jahren Prediger oder Buchhändler werden würden; ſo wußte Gretli nichts Anderes als des Vaters Pathe ſich als ſeinen Mann zu denken, es liebte denſelben daher ſehr und zankte ſich viel mit ihm. Benz war im Grund liebenswerth, wenn auch kein Ausbund, ſo doch hübſch und gut, und Gretli hatte Freude dran, ſich als ſeine Frau zu denken, daher auch einen beſondern Eifer, der Mutter gehörig an die Hand zu gehen und alles ſo gut zu lernen oder beſſer noch als die Mutter, um einſt auch eine rechte berühmte Bäurin zu werden. So in einer rechten Bauertochter aus edlem Hauſe iſt der Wille lebendig, nicht bloß einen Bauern zu ermannen, ſondern einem rechten Bauernhauſe wohl anzuſtehen und ihm Ehre zu machen. Von der Selbſtſucht, bloß einen Mann zu ermannen, unbekümmert darum, wie gottvergeſſen Einer mit ihr geſtraft iſt, weiß ein rechtes Meitſchi nichts, wohl aber hat es das Selbſtbewußtſein, nicht bloß eine Bäurin aus Gnaden heißen zu wollen, ſondern eine zu ſein mit Recht und Ehren. So ein Mädchen wird nicht leicht durch die Liebe blind, um eine rechte Bäurin zu ſein, muß es einen guten Bauern zum Mann haben, einen, der nicht bloß alles wohl verſteht, ſondern auch den rechten Sinn dazu hat, d. h. den Sinn der Arbeitſamkeit, der Häuslichkeit, der Ehrbarkeit und Frömmigkeit.

Dieſe vier Eigenſchaften muß ein Bauer haben, ohne ſie iſt er keiner oder wird es nicht lange bleiben.

Das wars, was dem armen Meitſchi faſt das Herz zerſchnitt. Es hatte keine Ahnung gehabt, daß Benz nicht der Rechte ſei, es hatte ſich bloß Mühe gegeben, ſelbſt recht zu werden, jetzt fängt es an, bei Benz zu fehlen, und jetzt was machen, wie helfen? Anfangs kam wohl auch das Mißtrauen gegen die Mutter, welche die Sache zu ſchwer nehme und nicht mehr wiſſe, was jung ſein heiße, und wenn Benz Wein im Kopfe gehabt, ſo könne das ja jedem begegnen, und vielleicht habe es die Mutter nur ſo gedeutet. Mit einem vernünftigen Wort könne man mit Benz ſicher machen, was man wolle. Aber ſolche Gedanken hielten nicht lange Stich, denn Gretli kannte ſeine Mutter zu gut, als daß es hätte denken können, ſie mache aus einer Laus einen Elephanten. Zudem hatte Liſi Benz lieb, ſah gewiß nichts Böſes an ihm aus Widerwillen, hatte ja nie ein Wörtlein geſagt, um Gretli ihm abwendig zu machen. Je lieber dem Menſchen eine Sache iſt, welche in Gefahr kommt, deſto mehr Angſt kriegt er, deſto größer ſcheint ihm die Gefahr, deſto dringlicher ſcheint ihm die Noth zu helfen, zu retten. Da wird faſt zu klein für das große Bangen das größte Mädchenherz, der Schlaf geht fort, die Sinne werden ſchlaff, das Gedächtniß kriegt Löcher, Ueberlegen und Beſonnenheit ſchwinden, kurz der Zeitpunkt tritt ein, wo die Köchinnen die Suppe entweder zweimal ſalzen oder gar nicht, die Untermägde das Garn verdrehen, die Töchter das Pſalmenbuch aufs Sauerkraut legen und mit der Wurſt in der Hand andächtig zur Kirche gehen, wo ſie nicht mehr wiſſen, wie ſie heißen, und wo es höchſt gefährlich iſt, ſie in Garten zu ſenden, dieweil ſie Salat, Kohl und Kabis ausreißen mit beiden Händen, fein ſäuberlich dagegen das Unkraut ſtehen laſſen.

Viertes Kapitel.

Wie die Aufklärung für Volksbeluſtigungen ſorgt.

Gretli ſtellte ſich dieſes Verderbtwerden wie eine Krankheit vor, welche man akute nennt, ſo ein Nervenfieber, eine Gehirn- oder andere Entzündung oder gar die Cholera, welche in wenig Stunden oder Tagen dem Menſchen Feierabend macht. Es giebt wirklich zuweilen auch ſolche Anfälle, welche über den Menſchen kommen oder über ganze Völker, in welchen der Menſch zum Mörder, zum Dieb, zum Verbrecher wird, faſt plötzlich, und es bleibt ſein Lebenlang, in welchen ganze Völker wie wahnſinnig werden, wie mit einem allgemeinen Rauſch behaftet, das Gräulichſte vollbringen, ihr eigen Glück begraben auf Jahrzehnte und Jahrhunderte. Die meiſten ſittlichen Krankheiten oder Krankheiten der Seele ſind langſamer oder, wie die Gelehrten ſagen, chroniſcher Art, ſind zäh, wachſen langſam, faſt unmerklich, und Jahre kann es gehen, bis ſie dem armen Schächer ein Ende machen, indem ſie ihn langſam aufreiben, oder zur Leidenſchaft gerathen, immer raſcher verzehren. Wie es zumeiſt langſam geht, bis eine krebsartige verzehrende ſittliche Krankheit einen Menſchen zu Grunde gerichtet hat, ſo geht es noch langſamer, bis ein ganzes Haus von dieſer Krankheit angeſteckt und zu Fall gebracht wird, zuweilen dauert es durch zwei oder drei Geſchlechter; gegenwärtig in dem Jahrhundert der Eiſenbahnen, wo man viel ſchneller fährt und lebt, geht es raſcher. Wie das Feuer, welches ein ganzes Haus verzehrt, von einem Punkte ausgeht, geht der ſittliche Krebs von einer Perſon aus, ſo hat das ſittliche Verderben eines Volkes immer auch einen Brennpunkt, von welchem aus es über das Volk kömmt. Derſelbe ſitzt zumeiſt bei denen, welche die Gewalt haben, ſei es, daß es ihre eigene Natur iſt oder ihr Schoos dazu gemacht wird, ohne daß ſie es merken. Das iſt

um ſo gefährlicher, weil man da nicht wehren kann, weil es da geht wie bei einer Feuersbrunſt, wenn man die todtſchlägt, welche löſchen wollen, und die zu Gnaden nimmt, welche das Feuer ſchüren. Da kömmt es dann darauf an, ob eine Kraft im Volke ſei, welche größer iſt als die, welche die Krankheit verbreitet und abſichtlich oder gedankenlos die Andern anſteckt, eine Kraft da ſei, welche mächtig iſt, zu löſchen und zu lähmen die, welche das Feuer haben wollen. Iſt eine ſolche Kraft vorhanden, ſo rettet ſie das Volk, wo aber nicht, ſo wird es elend und geht zu Grunde.

Unſerm lieben Gretli iſt es zu verzeihen, wenn es den Lauf ſolcher Krankheiten nicht kannte. Ueberhaupt iſt es der Liebe Art, mit der Hülfe nicht zu zögern, und den Ochſen oder Eſel, der an einem Sonntag in den Brunnen fällt, nicht bis am Montag zappeln zu laſſen, geſchweige dann einen Liebhaber. Es dachte nicht, daß es ihm ein recht Kapitel leſen wolle gut altdeutſch, dazu hatte es kein Recht, denn ſo was man ſagt verſprochen waren ſie nicht. Es durfte nur ſo hinten um mit ihm reden, ihm verblümt zu merken geben, was es meine. Das iſt nun wirklich wohl ſchwer, kann ſich doch manche Frau nicht recht begreiflich machen, gäb wie armsdick ſie ſpricht und mit allen Zehn die Zeichen dazu greift. Die Mutter ſah die Wirkung ihrer Rede wohl, aber ſie ſetzte ſie nicht fort. Wahrſcheinlich dachte ſie, vieles Gerede über wichtige Dinge ſchade dem weiblichen Gemüthe, dies müſſe ſtark werden und zu dieſem Ende frühe lernen, das Wichtigſte in ſich ſelbſt zu verwerchen, ohne andere Hülfe als die von Gott.

Zum Glück war ein Sonntag vor der Thüre, an welchem getanzt wurde in allen Wirthshäuſern im Canton Bern. Solcher Sonntage ſind ſechs geſetzlich beſtimmte. Solche Tage ſind im Canton Bern was die Tage der Heiligen im Canton Solothurn und andern katholiſchen Ländern. Da heißt es, der Heumonat-, der Weinmonatſonntag u. ſ. w., als ob in gedachten Monaten ein einziger Sonntag ſei, für Viele allerdings,

für Alle, denen der Sonntag kein Tag der Heiligung mehr iſt, ſondern bloß der rechte Fleiſchtag der Woche, d. h. der Tag, welchen man dem Fleiſche weiht und dafür ſorgt, daß wenigſtens an dieſem Tage allem Fleiſch auf Erden ſo recht ſauwohl ſei. Unter dieſe gehörte Gretli nicht. Im väterlichen Hauſe war eine andere Zucht, und dieſe führte zu einem andern Sinne. Indeſſen tanzte Gretli an ſolchen Sonntagen auch mit, wenn es ſchon nicht meinte, es müſſe jedesmal dabei ſein, wenn der Geiger den Bogen ſtrich. Gretli war ein junges luſtiges Blut, und die Eltern dachten, einen Tanz in Ehren ſoll niemand wehren. Sie hatten in ihrer Jugend auch getanzt und zwar in allen Ehren, ſie glaubten, ihre Kinder ſo erzogen zu haben, daß ſie es ebenfalls auf gleiche Weiſe könnten. An ſelbem Sonntag Morgen ſagte Gretli der Mutter, es möchte hinunter in's Dorf gehen, wenn ſie nichts dawider hätte, wenn was zu verrichten ſei unten, wolle es es ſchon machen. So alleine gehe es aber nicht gerne, ob nicht Bäbi es begleiten könne? Bäbi war die Magd, die ſogenannte Meiſterjungfer. Daß eine Magd mit der Tochter des Hauſes zum Tanze oder, wie man hier ſagt, auf den Tanzboden geht, iſt eine tägliche Erſcheinung, fällt niemanden weder im Guten noch im Böſen auf.

Die Mutter erlaubte es, behielt aber, wie üblich und anſtändig, den Vater vor, obgleich ſie wußte, daß, was ihr recht dem Vater nicht zuwider war. Als das Mädchen Nachmittags fix und fertig vor die Mutter trat und ſagte: Leb wohl Mutter, und haſt noch was zu verrichten, ſo ſag's, da erglänzten Liſi's Augen von mütterlicher Freude. Gretli war ein nettes ſchmuckes Mädchen, nicht zu groß, nicht zu ſchlank, ſo eben recht, um des Lebens Stürme zu ertragen, und alles, was es anzog, glänzte an ihm ganz beſonders. Sein Hemd war weißer als das anderer Leute, ſeine Schürze leuchtete vor allen andern, es war als wenn alles erſt recht rein und ſauber würde, wenn Gretli daſſelbe am Leibe hätte. Das iſt keine üble Eigenſchaft, Andere haben es umgekehrt. Wir möchten ſagen,

es ſei eine eigentliche Gabe Gottes. Sieh, da haſt etwas Geld, ſagte die Mutter. Mangle es nicht, ſagte Gretli, habe bei mir. Nimm's, entgegnete die Mutter, und zahle Bäbi eine Halbe, es kömmt ſo ſelten zum Wein und hat ſich beſunderbar wohl geſtellt dieſen Herbſt, und wenn es keinen Burſchen findet, der ihn's zu Gaſt hält, ſo laß ihm aufſtellen, Braten meinethalb und es Schübeli Salat dazu oder ſonſt was ſie haben. Die Mutter konnte ſich nicht enthalten, ſo gleichſam im Vergeß ihnen nachzutrappen auf den Rand des Hügels, wo ſie ihnen weithin nachſehen konnte. Bäbi hat angewendet, ſagte ſie für ſich, und iſt ein brav Menſch, ſtark und groß, aber das mag anwenden wie es will, dahin bringt es es doch nie, daß man nicht von weitem ſieht, welches die Tochter und welches die Jungfer iſt, und wenn Gretli nur die Werktagskleider anhätte und Bäbi gſuntiget wäre, was es ertragen möchte, man ſähe doch von weitem, was jedes wäre. Es iſt dann nicht, wie es im Sprüchwort heißt, daß die Kleider immer die Leute machen, manchmal machen auch die Leute die Kleider.

So ein ſchöner Sonntag halb im Herbſte und halb im Winter, an welchem einzelne verſpätete Pfyfolter ihre Flügel noch verſuchen, Mücken in der Sonne tanzen, Mädchen der Luft nachflattern oder der Liebe oder beidem zugleich, iſt eine milde väterliche Predigt Gottes, über die Worte des Apoſtels: Alles Fleiſch iſt wie Gras und alle Herrlichkeit des Menſchen wie des Grases Blume, das Gras iſt verdorret und ſeine Blume abgefallen, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Aber flatternde Mädchen haben zumeiſt die Ohren für ſolche Predigten noch nicht. Der Herr predigt immer zu rechter Zeit, aber es iſt das Schickſal ſolcher Predigten, daß man ſie zumeiſt erſt hinterdrein begreift, beſonders Mädchen, es wäre denn, daß ſie im Pech der Liebe ſäßen, die Liebhaber den Finkenſtrich genommen. In Gretli war eine Stimmung nicht ganz wie die der Mädchen im Pech, aber doch eine ernſte, es blangte nach Benz und doch machte es ihm Angſt, ihn zu finden, denn

wie ihm alles ſagen ſo eben recht verblümt, daß er es merken und doch nicht übel nehmen konnte? Dagegen war Bäbi voller Luſt, wie ein Zicklein auf der Weide. Es hätte nicht viel gefehlt, es hätte hell auf gejauchzt, daß es zu Berg und Thal ſich wiederſchlagen. Es iſt aber auch nicht zu wundern. Schön zweg wie vielleicht noch nie, das Herz voll Hoffnung, die Welt voll Sonne, die Meiſterstochter an der Seite, Liebe und Luſt nachzulaufen, will wahrhaftig was ſagen, iſt ein ſchön Ding. Noch waren ſie nicht im Dorfe, ſo vernahmen ſie, es werde dort nicht getanzt. Der Wirth hätte keine Geiger bekommen können. Der Wirth fluche über die Geiger, ſie ſeien ein nichtsnutzig Pack, könnten nichts als freſſen, ſaufen und hundertjährige Tänze; habe man ihnen aufgewartet wie den vornehmſten Herrſchaften, ſei es am Ende nicht recht, und wenn nicht jeder ſeine drei Gulden hätte, ſagten ſie Einem wüſt. Er wolle mit der Gattig Zeug lieber nichts mehr zu thun haben. Die Geiger dagegen bliesen auf einem andern Loche, vermaledeiten den Wirth ſchrecklich, der ſie durſten ließe, daß es ihnen ganz blöde geworden, ganz miſerabel, daß ſie vor Hunger nicht hätten ſchlafen können, daß er ihnen lieber nur drei Kreuzer als drei Gulden gegeben. Lieber wollten ſie an einer Bettlerhochzeit geigen als bei dieſem Wirthe. So war großer Zwieſpalt zwiſchen dieſen beiden Majeſtäten, und wie üblich mußte das Volk es büßen. Schon der alte Virgil ſagt ja: Wenn die Könige ſich raufen, müſſen die Völker die Haare laſſen. Indeſſen vernahmen ſie zugleich, daß der Strich des jungen Volkes nach Gäuchlitwyl gehe. Dort ſei heute ein groß Spectakel, beim obern Wirth ſei eine Gränneten, beim untern ein Sackgumpet. Dies ſind zwei der geiſtreichſten Beluſtigungen, Kinder der Cultur, der Bildung und Aufklärung, ſie entſtunden nicht zugleich, ſondern etwas nach den Schullehrer-Seminarien, eigentlich gleich nach der Freigebung der Wirthſchaften auf Patente und den errichteten Pflanzungen der Menſchen, welche nicht arbei-

ten mögen, dagegen deſto beſſer leben wollen. Begreiflich, wer nicht arbeitet, hat deſto beſſer Zeit zum gut leben.

Jeder Wirth will leben, ſucht ſein Publikum, daher großer Fortſchritt in Erfindungen von allen Arten. Der Erfindungsgeiſt hat vorher in hundert Jahren nicht halb ſo viel zu Tage gefördert als in den letzten zehn Jahren. Alſo Gränneten iſt eine Beluſtigung, wo Einer Alle mit Grimaſſen zu überbieten ſucht, Sackgumpeten, wo die Kämpfer in Säcke geſteckt, die am Halſe zugebunden ſind, nach einem Ziele gumpen oder hüpfen müſſen. Eine Menge anderer herrlicher Erfindungen, wie Gänſeköpfeten u. ſ. w., zu welchen das Publikum ununterbrochen eingeladen wird, wollen wir nicht erwähnen.

Was das Bäbi für eine Freude hatte, mal ſo was Schönes zu ſehen. Es hätte nicht geglaubt, daß es ihm geordnet ſei, ſo was Bſunderbares zu ſehen, ſagte es. Es hatte Mühe, das Herz im Leibe zu behalten, daß es ihm nicht vorausgumpe Gänchliwyl zu. Viel Leute waren dort, beſonders war die Jugend ſehr zahlreich vertreten, von wegen ſo was iſt ungeheuer bildend für die ſtrebſame junge Welt, unendlich bildender als der Beſuch eines Kindergottesdienſtes. Warum ſollten daher die Lehrer und die Schüler nicht das Bildendere dem Verdummenden und Veralteten vorziehen? Wie auf rothe Schnecken, wenn es regnen will, trappete man bei jedem Schritte auf einen Schulmeiſter. Als Gretli kam, hatte beim untern Wirth die Gränete noch nicht angefangen, die Geigen gingen und einige verlorne Paare fuhren wie angebrannte Schwärmer den Wänden nach. Der Wirth hatte nicht Stroh im Kopf, er ſpekulirte, wenn er mit dem Gränne erſt anfange, wenn der obere Wirth mit dem Sackgumpen bald zu Ende ſei, ſo ziehe er die Maſſe zu ſich herab, habe er ſie einmal, ſo gingen die Meiſten nicht mehr hinauf, wenn das Gränen auch aus ſei, ſondern blieben bei ihm.

Eben als Gretli beim untern Wirthshauſe vernommen, daß man erſt hinauf müſſe, kam eine Chaiſe angefahren.

Der Wirth war alsbald bei der Hand. Einer der beiden Herren, welche in der Chaise waren, rief ihm entgegen: Wir kommen doch nicht zu ſpät, die Grännete iſt doch noch nicht aus? von wegen der kommen wir. Nein, Herr Regierer, ſagte der Wirth, ſie gumpen oben erſt. Ich dachte, ich wolle warten, die Leute können nicht an beiden Orten ſein. Nit dumm, ſagte der gleiche Herr, ihr ſeid ein Pfiffikus. Nun, ſo wollen wir hinauf. Aber wie wiſſen wir es, wenn ihr unten anfangt? Will es euch ſagen laſſen, ſagte der Wirth, und nicht anfangen, bis ihr da ſeid. Ma foi, d'Sach iſt impayabel, ſagte der Andere. Ich hätte nicht geglaubt, daß unſerem Volke ſo was in Sinn käme, es iſt köſtlich. Da ſeht ihr, wie es ſich entwickelt, und was ihm für Einfälle kommen, ſeit es frei iſt, antwortete der Andere und machte ein ſeltſam Geſicht zu den Worten.

Ma foi oui, antwortete der zweite ganz ernſthaft. Das ſind Erſcheinungen, ich hätte ſie vorher nicht geglaubt, wenn es mir jemand vorausgeſagt, das ſind Thatſachen für den Hiſtoriker. Eine Priſe, Herr Präſident, ſagte der erſte und bot eine ſchöne Doſe ihm dar. Der Präſident zog raſch ſeine glacirten Handſchuh aus, ſagte excusez, ihr habt immer verdammt ſtarken Schnupf, eh bien, er macht deſto heller im Kopf. Gretli ſagte zu Bäbi: So ſehe ich die einmal, die gefallen mir ſchlecht. Kann nicht ſagen, antwortete Bäbi, der mit der Schnupfdruke iſt ſo für einen Herrn nicht der ſchönſte, ich habe geglaubt, die Herren ſeien ſchöner, die Haut im Geſicht mahnt mich ganz an eine Kuhhaut, wenn ſie halb gegerbt iſt. Der andere aber wohl, der gefällt mir, er mahnt mich ganz an unſeres Schneiders Bub, der luſtige und hoffährtige, wo in der ganzen Welt herum kam bis z'hinterſt hintere, bis in's Ruggli (Locle), ja bis Punterlü (Pontarlier) wie ſie ſagen, kann's aber ſchier nicht glauben.

Hinter dem Wirthshaus auf einer Wieſe war der Sackgumpet, weit über das ganze Dorf weg erſcholl das Gelächter, wenn Einer fiel, und unbehülflich mit den eingebundenen

Armen am Boden zappelte, aufſtehen wollte und nicht konnte. Gretli achtete ſich deſſen wenig, ſeine Augen gingen ſuchen, aber umſonſt. Da ſtieß Bäbi ſeine Begleiterin unſanft in die Seite und ſagte laut, wie wenn ſie oben auf der Ankenballe alleine im Bohnenplätz wären: Lue dert, dert links, dert iſt Hunghanſe Benz, ein ganzer Haufen Meitſcheni ſind dort, hoffährtig vom Tüfel.

Gretli hatte es ungern und wurde über und über roth, denn die Leute ſahen ſich nach ihnen um, aber gäb wie es zu Bäbi ſagte, ſo ſchweig doch. Bäbi demonſtrirte fort, mit weit ausgeſtrecktem Arme hinzeigend auf Hunghanſe Benz und ſteuerte derſelben Seite zu. So meinte es Gretli nicht, mit einigen derben, halt's Maul, willſt dich ſtille halten oder nicht, brachte es endlich Bäbi dahin, daß es bloß noch muggelte: Meinethalben, wenn du nicht willſt, ſo laß es ſein, das hat man davon, wenn man es gut meint und in guter Meinung z'weg helfen will. Es giebt Leute, welche nichts merken und wenn man ihnen die Winke mit dem Holzſchlägel um den Kopf ſchlüge. Dieſe Leute leben im ſüßen Wahn, andere Leute merkten ſo wenig als ſie, reden und geberden ſich, als ob ſie alleine auf der Welt wären oder die Andern weder Augen noch Ohren hätten. Sind kommode Leute das, ausgenommen wenn man ihnen eben was zu merken geben will.

Man mag die Gleichheit der Menſchen predigen wie man will, ſo wird es immer verſchiedene Stufen geben und namentlich bei den Meitſcheni. Bäbi z. B. ſtand auf der Stufe, wo man die Buben beim Arm erfaßt, nebe ume reißt, ſie anbrüllt: Seh, kannſt mir wohl eine Halbe zahlen und einen mit mir haben, und ihn nicht wieder los läßt, wenn es wohl geht, bis er eine Halbe gezahlt und einen mit ihm gehabt, und dann noch nicht einmal oder wenigſtens höchſt ungerne. Gretli ſtand ſchon auf einer ganz andern Stufe, da iſt das Aktive in's Paſſive übergegangen, man will bemerkt, aufgeſucht, gebeten und wieder gebeten werden. Höchſtens hilft man der

Natur, d. h. seinen geheimen Wünschen ganz fein nach und zwar wo möglich durch die dritte oder vierte Hand. Gretli that auch das nicht. Aber verhehlen wollen wir nicht, daß es ihn's zusammenzog und der Athem ihm kurz wurde, als stecke es in einem Schnürleibe, welche leider Gott auch auf dem Lande durch unselige Rätherinnen, ein im Allgemeinen verderbliches Gezüchte, eingeführt werden.

Es ist wirklich ein streng Ding. Einen besonders im Auge zu haben und dieser Eine braucht seine Augen anderswo, thut auch nicht einen Blick dahin, woher er so inbrünstig in's Auge gefaßt ist, daß es accurat ist, als thäte er mit Fleiß so dumm und sehe nur an einen Ort hin. Nicht weit von Benz sah man die zwei Herren stehen, wie es schien, kannten sie ihn, und der welcher dem lustigen Schneider glich, that schön, wahrscheinlich der Mädchen wegen, unter denen eine Reiche sein konnte, nach denen er seit lange fischen ging, denn gerade eine solche hatte er sehr nöthig. Da trat zu ihnen ein Mann, der mit besondern freundschaftlichen Rücksichten begrüßt wurde. Gretli kannte ihn, es war Hunghans. So, dachte es, der auch da? Was müßte man wohl dem Vater geben, wenn er heute da sein sollte? Aber es wird sein, was die Gotte geklagt, seit er ein Herrenschlecker geworden, sei er kein rechter Mann mehr. Jä und wenn es dann noch rechte Herren wären!

Da gab's Bewegung. Nach stattgehabter Begrüßung, welche anfangs beinahe den Anschein hatte, als wollten sie sich küssen, machten die Herren lange Beine und mit Hans dem untern Wirthshause zu. Hans hatte nämlich die Nachricht gebracht, der untere Wirth möchte das Gränneu angehen lassen. Das hatten auch noch Andere gehört, liefen den Ersten nach und die Andern diesen nach, sie wußten nicht warum, aber ein eilend Gehen Mehrerer hat was Magnetisches, zieht die Andern nach, es gab einen allgemeinen Aufbruch. Das Volk stand auf, es wußte nicht warum, wie eine radikale Capacität sich

einmal ausdrückte. Mit Erſtaunen und mit Grauen ſah der obere Wirth dieſem unerwarteten Manöver zu. Er frug, brennts, brennts, wo, was? Nicht daß man wüßte, erhielt er endlich zur Antwort, aber bei dem untern Wirthe gehe das Gränneu an. Der Regierer ſei ſchon voran. Umſonſt rief der Wirth: Wartet doch, wartet, es wird noch einmal gumpet, es iſt noch nicht aus, es wird noch einmal gumpet. Er rief umſonſt, die Leute wollten nichts mehr vom Gumpen, ſie waren jetzt auf's Gränneu verſeſſen. So wandelbar iſt des Volkes Laune. Jetzt einmal erfuhr der obere Wirth, was Fluchen nützt. Er fluchte, daß der Boden zitterte, kein Menſch ſah ſich um, Alles lief, als ob die Nachricht gekommen, im Unterdorf ſei Kalifornien angekommen, dort könne jeder Gold haben ſo viel er wolle. Bloß eine alte lahme Frau, welche den Nachzügler vorſtellte, wandte ſich endlich um und ſagte: So ſchweig doch, du Brüllhung, ſprengſt ſonſt die Zähne aus dem Maul und haſt ſie nöthig, wenn du ſelbſt freſſen mußt, was du geſchlachtet haſt.

Auf dem Wege nach unten ſtieß im Gedränge Gretli auf Hunghans. Dieſer begrüßte es freundlich und redete einige Worte mit ihm. Der Präſident ſah nicht ſobald Hunghans mit einem Mädchen reden, ſo handhabte er ſeine elegante Lorgnette und im Drang ſeines weichen Herzens frug er den Hunghans, daß Gretli es noch hörte: Wer iſt das charmante Kind, mit welchem ihr da geſprochen, es charmants Töchterli? Es iſt meiner Frauen Getteli, ſagte Hans, der Vater iſt der Bauer auf der Ankenballe, man ſagt ihm nur Ankenbenz, wir ſind noch verwandt mit einander, von meiner und von der Weiber Seite. So, ſo, ſagte der Präſident, es charmants Töchterli, alſo der Vater iſt ein Bauer, was man ſagt ein hinterſetzter und die Tochter eine gute Parthie? Ho, ſagte Hans, wahrſcheinlich. Wenn einmal Alles geſtorben iſt, ſo bekömmt ſie den Reſt, wie man zu ſagen pflegt. — Ihr ſeid immer ein Spaßvogel. Es iſt ein charmantes Töchterlein,

ich ſah heute noch keins, das mir ſo in die Augen gab. Das wird Liebhaber haben, iſt vielleicht, frug der Präſident, ſchon verſprochen? Nicht daß ich weiß, ſagte Hans, daneben iſt's möglich, bin wenig daheim, und wenn ich es ſchon wäre, Meitſchi haben ihre Sache oft ſehr geheim. Nicht wahr, Herr Präſident? Ihr ſeid ein Vogel, Herr Amtsrichter, ſagte der Präſident geſchmeichelt. Denn er hörte nichts lieber, als Anſpielungen auf ſeine Feldzüge und Siege beim weiblichen Geſchlechte. Aber von da an trachtete er nach Gretli's näherer Bekanntſchaft. Dieſe machte ſich zufällig ganz leicht.

Benz und Gretli waren doch zuſammen gekommen und ganz zufällig, nicht einmal Bäbi hatte was dran gemacht; ſie ſuchten beide einen Ort, wo man das Gränneu am beſten ſehen könnte, da fanden ſie ſich. Bei den erſten Verſuchen der Gränner mußte man lachen, nachher ward es zum dummen einfältigen Spaß, dem man mitunter durch Schweinereien auf die Beine zu helfen ſuchte. Der Präſident ſpekulirte auf intereſſantere Ausſichten, ſtrich mit der Lorgnette herum, fand endlich Gretli und glücklicher Weiſe bei Benz. Benz kannte er wohl, hatte ihn ſchon öfters beim Vater geſehen, mit ihm getrunken und geſpielt. Ja ſo, ſagte er, ihr ſeid in charmanter Geſellſchaft, habt euch vortrefflich placirt, aber d'Sach iſt langweilig, es iſt am Ende alles das Gleiche und keine Abwechslung darin. Nun docirte er und zog dazu den Handſchuh der Hand ab, an welcher er einen goldenen Siegelring hatte, wie er an anderen Orten Anderes geſehen und unendlich geiſtreicher, wie man es hier machen müßte, und es fehlte hier nicht viel, er hätte im Drange ſeiner Begeiſterung die Richtigkeit ſeiner Behauptungen anſchaulich durch eigenes Gränneu dargeſtellt.

Wo bleibt unſer Präſident? ſagte der Regierer, dem die Gränneten nachgerade ebenfalls langweilig ward. Was gilt's, er macht aber das Böcklein und ſtreicht den Meitſchene nach. Wir wollen ihm auf die Fährte, ungern oder nicht ungern, hat nicht viel zu bedeuten, nicht wahr, Herr Amtsrichter? Ho,

ſagte der Amtsrichter, das war von je der Brauch, daß man einander in dieſer Sache etwas plagte. Was man dem Einen heute machte, das macht er dem Andern morgen wieder. Das zahlt einander und geht am Ende z'Gleichem auf. — Ihr ſeid ein alter Praktiker, Herr Amtsrichter, merk's. Unſer Junge aber iſt noch jung, macht den Narren, möchte einen guten Schick machen, verſteht aber den Pfiff noch nicht, nicht wahr, Amtsrichter? Der Herr Regierer verſtünd's beſſer, ſagte der Amtsrichter, es iſt gut, daß er ſchon eine Frau hat, es wäre ſonſt ſchlimm, vor dem ſich in Acht zu nehmen. Darauf ſagte der Regierer nichts. Wenn er nicht Wein getrunken hatte, ſo beſaß er einen bedeutenden Takt, Geſpräche anzuknüpfen und ſie wiederum fallen zu laſſen und beides zu rechter Zeit. Dort iſt er, ſagte der Amtsrichter. Hätts nicht geglaubt, daß er eine ſo gute Naſe hätte; es iſt ſchade, iſt er nicht zu was Anderem gerathen, vor dem wäre kein Haſe im Lager ſicher, er ſtüpfte alle auf. Wo? ſagte der Regierer, der eben zuweilen that, als ſehe er nicht am beſten. Dort, ſagte der Amtsrichter, dort bei dem Meitſchi ſteht er, wo er vorhin gefragt, wer es ſei. Er wird die geſucht haben, als er euch verließ. Wer iſt der, wo dabei ſteht, iſt das nicht euer Sohn, der älteſte, nicht der Leutnant? Es wird, ſagte der Amtsrichter. Der Regierer machte keine Bemerkung gegen den Amtsrichter, grüßte Benz, zog dagegen den Präſidenten auf, muthete ihm zu, er mache polizeiliche Nachforſchungen, tauge aber nichts dazu, bleibe ſtecken, werde ſelbſt aufgegriffen oft.

Der Präſident fuhr lange herum nach einer witzigen Antwort, aber es ging ihm wie Einem, der mit einer langen Stange im Nebel herumfährt, um ihn anzuſpießen. Als er keine an ſeinen Spieß kriegte, lenkte er ein auf ſeine Anſichten, wie man ſolche volksthümliche Bildungsmittel, Gränneten, Sackgumpeten, Gänſeköpfeten ꝛc. äſthetiſcher machen und etwas mehr Geiſt hineinbringen könnte. Wenn einmal wieder ſo was los ſei an einem Orte, wolle er vorher mit den Leu-

ten reden, ihnen ſeine Anſichten mittheilen. Er ſei überzeugt, man könne ſich mit nichts um das Volk verdienter machen, als wenn man an ſeinen Freuden Antheil nehme, in Gottes Namen mit ihm Lieb und Leid theile. Und die Meitſcheni auch, nicht wahr, Herr Präſident, ſagte der Regierer. Solche Aufopferungen ſind die ſchönſten Opfer auf dem Altar des Vaterlandes. Ich kenne Leute, welche in dieſem Punkte großer Aufopferungen fähig wären, antwortete witzig der Präſident. Gretli ſuchte dieſe Zweiſprache zu benützen und wollte ſich drücken. Der Präſident ſah es und Jungfer er — er (er durfte nicht Jungfer Ankenbenzin ſagen und den Geſchlechtsnamen kannte er nicht) ich bin ſo frei, einen Vorſchlag zu machen, zu ſehen iſt doch nichts mehr, wie wäre es, wenn wir hineingingen zu Freund Weinzäpfli (Wirth)? Gretli that, als beziehe es dies nicht auf ſich und wollte weiter ſteuern, Bäbi zu, welches in der Nähe ſtund und an der Gränete ein göttliches Vergnügen durch ſperrangelweit geöffnetes Maul einſog. Nein, bitte ſehr, ſagte der Präſident und Jungfer — er, er — macht uns ſicher das Vergnügen und bleibt in unſerer Geſellſchaft. Es ſei nicht alleine, ſagte Gretli, müſſe bald heim u. ſ. w. Da kam Bäbi daher und raunte Gretli in's Ohr: Der lange Melcher iſt da, der letztes Jahr bei uns war, der Lauſer muß mir eine Halbe zahlen; ruf mich, wenn du fort willſt, und ehe Gretli antworten konnte: Gleich jetzt, war Bäbi weiters dem langen Lauſer zu, ſonder Raſt, damit ihn nicht eine Andere erjage. Nun hoffte Gretli auf Benz, der werde ihn's aus der Herren Hände befreien, oder auf deſſen Vater. Doch umſonſt. Thu nicht ſo nöthlich und komm, ſagte Hans, ſövli bös wird es dir nicht gehen, du kannſt ja wieder fort, ſobald es dir erleidet iſt. Das that Gretli ſehr weh, daß die Freundſchaft von Vater und Sohn größer war zu den Herren als zu ihm. Sie ſahen doch, wie ungerne es kam, aber weil die Herren es wünſchten, dann war's gleichgültig, komme es gerne oder

ungerne, dachte es. Gretli verſtummte und ging, dachte dabei: So, iſt das ſo gemeint! He nun in Gottes Namen, ſo mach was du willſt, heirathe meinethalben einen von dieſer Möffen, aber deinetwegen verſetze ich keinen Tritt mehr.

Und Gretli warf die Lippen auf und machte ſein Köpfchen. Das Schmollen iſt eine Waffe, welche jedes Weib hat, ſo wie der Eſel die Hufen, der Ochſe die Hörner. Es hat aber noch eine zweite Waffe, und dieſe hat es wie der Wolf die Zähne, die Weſpe den Stachel. Das Schmollen iſt eine Kunſt, welche jedes Weib kann von Natur, ſo gut als der Fiſch das Schwimmen, der Vogel das Fliegen. Freilich nun ſind die Kunſtfertigkeiten und Manieren dabei verſchieden. Die einen ſchweigen ganz und machen ein Geſicht dazu, wie ein verblüfftes Flußpferd, wenn es den Kopf über's Waſſer ſtecket und eine Kugel in die Naſe kriegt; andere reden aber aus dem Pfeffer und machen Augen dazu wie Katzen im finſtern Mond; andere werfen eben die Lippen ſpöttiſch auf und geben Antworten, die auf's Haar wilden Kaſtanien gleichen, die Hülle iſt ſtachlicht und der Kern iſt bitter; noch andere kehren das Geſicht immer weg, man kriegt es gar nicht zu ſehen, und wenn ſie reden, ſo verſteht niemand was ſie ſagen, ſie werden ungefähr dem Himmel gleichen einen Tag vor der Sündfluth, wo ihm jedermann anſah, daß es mit ihm nicht richtig ſei, aber auch niemand recht begriff, was es geben ſollte. Die Herrn führten ihre ganze Liebenswürdigkeit in's Feld, ja ſie ließen ſogar die Reſerven ausrücken, ſchenkten ein, machten Geſundheit, fuhren mit Tellern voll guten Sachen Gretli ununterbrochen um das Geſicht herum, drückten artige Komplimente z'weg, brachten allerliebſte Neckereien vor, machten Anſpielungen, welche, beſonders die des Regierers, oft ziemlich ſaftig ausfielen. Benz ſaß da wie ein Klotz, und Hans dachte, ſeinethalb könnte es gehen, wenn es wolle, ihn dünke es, das Meitſchi ſollte bald genug haben. Des Meitſchi's Lippen wurden auch immer

ſtotziger und ſeine ſeltenen Antworten ſchnippiſcher. Der Präſident fand, die Tochter hätte Geiſt, nur ſei er nicht polirt, ein ungeſchliffener Demant; das ſagte er zwar nicht, ſondern ſprach von einem Tänzli, bedauerte bloß, darauf nicht eingerichtet zu ſein. Handſchuh hatte er, aber wahrſcheinlich taugten ſeine Stiefel nicht mehr zum Tanzen. Dazu kam nun noch der junge Hans halb betrunken, ſprach ebenfalls vom Tanzen und wollte Gretli nicht gehen laſſen, welches ſchon mehrere Male aufgeſtanden war.

Glücklicher Weiſe ſtreckte Bäbi den Kopf zur Thüre hinein und rief: Gretli los neuis. Gretli ging hinaus, ließ die Thüre offen, machte ſich aber die Treppe ab zur hintern Thüre hinaus, gäb wie ihm Bäbi nachrief: Los doch, wart doch, los doch, wart doch! Lauf doch nicht, wie wenn du geſtohlen hätteſt! Aber Gretli wartete nicht, bis es ſich vom Wirthshaus aus unſichtbar gemacht hatte. Was iſt doch nöthig, ſo zu laufen, keuchte da Bäbi heran, wollte ja nur ſagen, es ſei mir erleidet in dem verfluchten Neſte, ich wolle fort, ſolleſt mich nicht ſuchen, wenn es dir etwa bei deinen Herren auch erleidet ſei. Ich wollte, die wären wo die Schneegänſe, aber warum iſt es dir ſo bald erleidet? ſagte Gretli. He warum, der lange Laufer ließ eine Halbe kommen, vom beſten befahl er, trank dann wie eine Kuh, die verbranntes Heu gefreſſen, und als er ſie alleine faſt ausgeſoffen, lief er hinaus, ſagte, er müſſe jemanden was ſagen, kam nicht wieder, und wer die Halbe bezahlen konnte, das war ich und hatte ein einzig Glas davon, der Hund was er iſt! Mein Lebtag ſage ich keinem mehr, er ſolle eine Halbe zahlen. He nun, ſagte Gretli, es iſt uns dann beiden gleich gegangen, Verdruß gehabt und ſonſt nichts. Das iſt gut für ein ander Mal, wir wiſſen dann, ob wir daheim bleiben oder ſo mir nichts dir nichts in der Welt herumlaufen ſollen. Haſt du auch zahlen ſollen? frug Bäbi bedauerlich. Warum nicht gar, ſagte Gretli. Da ward Bäbi ſtill und ſann da-

rüber nach, was wohl Gretli ſo habe aufbringen können, wo man ſo ſchön aufgewartet und es doch nicht hatte zahlen müſſen.

Als Gretli nicht wieder kam, kam der Präſident in Unruh. Geht doch und ſeht, wo ſie iſt, ſagte er zu Benz, die wäre zuletzt noch im Stande, uns davon zu laufen. Als Benz nicht gleich wieder kam, ging der Präſident ihm nach. Aber beide fanden Gretli nicht. Das Meitſchi blieb verſchwunden. Vom Regierer ward der Präſident tapfer ausgelacht, ſeine Kunſt, die Mädchen zu feſſeln, ſcharf beſpöttelt. Noch jetzt wollte er den jungen Herrn allenthalben ausſtechen, behauptete der Regierer. Wenn es ihm einmal begegnet wäre, daß ihm ein Mädchen ſo unter den Händen draus gelaufen, er hätte ſich vierzehn Tage lang vor den Leuten nicht ſehen laſſen dürfen. Die Mannſchaft vom Hunghafen ſagte nicht viel dazu, ſie ſchien durch die Flucht des Mädchens ſogar erleichtert. Der Alte ward luſtiger, die beiden Brüder machten ſich zum jungen Volke. An Gretli dachte niemand weiter als der Präſident. Es ſei ſchade, daß das Mädchen ſo ſchüchtern ſei, dachte er, aber wenn man ein paar Mal mit ihm zuſammen gekommen ſei, werde ihm dies ſchon vergehen. Keiner unter ihnen hatte eine Ahnung von dem, was in Gretli's Herzen vorging, von ſeinem Zorn über Alle.

Es giebt viele Leute, welche durchaus keinen Sinn haben für das, was in andern Herzen vorgeht, namentlich nicht für die Eindrücke, welche ſie ſelbſt gemacht und welche ſich auf ſie beziehen. Das ſind zumeiſt Leute, welche nur mit ſich beſchäftigt ſind, und doch wiſſen zumeiſt gerade dieſe Leute am allerwenigſten, wer ſie ſind, was ſie ſind, ja gewöhnlich nicht einmal, woher ihre Gedanken kommen, was ſie bedeuten, höchſtens was ſie begehren.

Als Gretli heimkam, merkte die Mutter alsbald, daß was nicht richtig ſei, und brauchte nicht lange zu fragen, um alles zu vernehmen. Gretli begehrte gar bitterlich auf, erſt

über die Herren. Sellig Herren und sellig Uffäth! Und erzählte der Mutter, was dieselben gesagt und wie sie sich gegen ihn's betragen, gerade als ob es das ärgste Mensch unter der Sonne wäre. Etwas hatte Gretli Recht und etwas nicht. Gretli nahm manches übel oder verstand es falsch, was gar nicht böse war, weil es neu war in der Welt und Neulingen alles unanständig ist, dessen sie nicht gewohnt sind. Anderes dagegen war wirklich beleidigend und unanständig und warum? Die beiden Herren hatten freilich nicht den besten Ton, waren in eigentlich guter Gesellschaft nicht eingelebt, aber so viel wußten sie doch davon, was man so grobhin reden durfte und was nicht, und den Maßstab davon hatten sie nicht bei einigen Luzerner Notabilitäten genommen, deren guter Ton armsdick ist und vornen mit fünf Fingern versehen. Daneben aber hatten diese Herren, wie viele andere, die grobe Unart, zu glauben, mit Mädchen im Kittel sei anders zu reden als mit Mädchen in Röcken, da seien Zweideutigkeiten und übel riechende Anzüglichkeiten Höflichkeiten, und je schliefériger Einer zu reden wisse, desto einen größern Ruf als artiger und kurzweiliger Herr erwerbe er sich. An diesem Vorurtheil mag man auf dem Lande theilweise wirklich selbst schuld sein, da allerdings in der untern Klasse in der Regel alle Witze schmutzig sind und in vielen Häusern solche Witze geduldet werden in Gegenwart der Meisterleute, ja selbst der Kinder. Es giebt aber Viele, welche von dieser Unart sich ferne halten, und sehr Viele, deren Ohren vollständig daran gewöhnt sind, nehmen sie doch außerhalb ihrem Hause und namentlich von solchen Herren als grobe Beleidigungen auf, als mache man keinen Unterschied zwischen schlechten Menschern und rechten Mädchen, als meine man, Alles, was den Kittel trage, sei von gleichem Schlage. So nahm es Gretli auf und war darum so bitterlich böse, am allermeisten über Benz, der solches geduldet, nicht die Herren g'schweigt oder es sonst aus diesem

Fegfeuer erlöst, ſondern wahrſcheinlich noch ſeine Freude daran gehabt, wie die Herren es ausgeführt und ausgezäpfelt.

Gretli that indeſſen Benz Unrecht. Benz war aber über die Ankenbäurin böſe. Die ſolle nicht meinen, hatte er bei ſich ausgemacht, daß ſie im Hunghafen regieren wolle wie oben auf der Ankenballe, der müſſe man zu rechter Zeit die Finger ſtutzen, damit ſie nicht zu weit greife im Handel. Einſtweilen gehe es ſie wenigſtens noch hell nichts an, arbeite er etwas oder nichts, trinke er einen Schoppen oder eine Maaß. Dem Weibervolke müſſe man den Verſtand machen zu rechter Zeit, ſonſt hätte es der Teufel geſehen. So dachte Benz, und das ließ er Gretli fühlen. Er nahm ſeine Sache allzugewiß, wollte die Kur anfangen, ehe er ein Recht zum arzten hatte. Zudem wußte er nicht recht, wie in der Geſellſchaft der Herren ſich benehmen; ſein Bruder Hans, der öfter bei ihnen war, wußte es beſſer. Trotz aller Freiſinnigkeit hielt er es doch für eine Ehre, mit den Herren Wein zu trinken, es that ihm grauſam wohl, wenn er ſagen konnte, er habe mit dem Regierer oder dem Präſidenten eine Halbe gehabt, um ſo weniger durfte er ſie zurecht weiſen, um ſo weniger dachte er daran, Gretli in Schutz zu nehmen. Auch fühlte er natürlich nicht wie Gretli, wußte nicht, was traf und wie tief es ging. Liſi nahm das hinter's Ohr, ſagte aber Gretli nicht viel darüber als: Wenn der Alte nicht witziger iſt, dünket es mich an den Buben nichts Anderes, aber er wird es noch erfahren müſſen, wohin das führt. Das Lehrgeld, ein Herr zu werden, wird theuer ſein; mancher iſt ſchon dran erſtickt, wollen hoffen, er laufe noch zu rechter Zeit aus der Lehre.

Fünftes Kapitel.

Zwei Gerichtsverhandlungen, eine Vormittag, eine Nachmittag.

Gerichtstage haben in jedem Lande Einfluß auf den Puls der Bevölkerung, d. h. auf Alle die, welche irgendwie mit dem Gerichte verflochten sind. Amtsrichter, Wirthe, Fürsprecher, Rechtsagenten sind auf den Beinen sammt sämmtlichen Parteien, d. h. die, welche freie Beine haben, die Criminalisirten, welche in den Gefängnissen sind, brauchen die Beine nicht stark, besonders wenn sie in Vergessenheit gerathen sind, was jeweilen geschehen soll. Da werden Prozesse erstinstanzlich beurtheilt, welche großen Einfluß haben auf Familienglück, auf den Bestand der Familien, ja auf die ganze Zukunft eines Geschlechtes. Es werden Entscheide gegeben, welche furchtbar wirken auf die Gemüther der Menschen, Seelen vergiften und verbittern, wir möchten sagen für Zeit und Ewigkeit, Seelen stärken in der Bosheit, sie füllen mit neuer Lust, die Peiniger ihrer Nächsten zu sein, ihnen mit List und Ränken und Hülfe dehnbarer Gesetze und drehbarer Richter das Ihre abzudringen. Es wird entschieden über Freiheit und Ehre eines Menschen, und je nachdem es geschieht, gerecht oder ungerecht, nach dem Ernste des Gesetzes oder der Leichtfertigkeit der richterlichen Gemüther, nach gerechtem Ermessen oder zufälligen Sympathien, je nachdem sind die Wirkungen auf die allgemeine Ordnung und die Gemüther der Betreffenden. Jedes ungerechte Urtheil ist zersetzendes Gift für das Ganze und für den Einzelnen. Es werden Eide geschworen zu Gott dem Herzenskündiger, Leib und Seele zum Pfande gesetzt für Zeit und Ewigkeit: daß beide büßen sollen zeitlich und ewiglich, wenn ihr Eigner mit frevler Hand das Recht, das ihm nicht gehörte, genommen an den Stufen des Thrones des gerechten Richters der Lebendigen und der

Todten. Dieſe Eide tönen durch Mark und Bein, durch's ganze Leben bis in's Grab, ſie donnern in die Gerichte jenſeits hinein. Sie donnern aber nicht nur in das Gericht deſſen hinein, welcher falſch geſchworen, ſondern auch in die Gerichte derer hinein, die frevelhaft zu ſolchen Eiden antrieben, die leichtfertig und gewiſſenlos ſie abnahmen, welche unbedenklich Seelen opferten und der geopferten Seelen ſpotteten. Wohl wird das donnern an jenem Tage über den Häuptern von Advokaten und Richtern, welche mit den Eiden ein läſterlich Spiel getrieben, Menſchen muthwillig in die Verdammniß gejagt, wie Hunde den Haſen jagen, bis er vor der Flinte der Jäger iſt! Wo ein Eid über einem Haupte donnert, da bebt zum Tode das Herz, es zieht ein in daſſelbe die ewige Pein. Wo hundert Eide über einem Haupte donnern, über Richtern, über Advokaten, wie unausſprechlich wird ihnen da ſein, wie werden da brauſen und fluthen die Ströme glühender Pein über die freveln Häupter! Und an das denken die übermüthigen Jungen nicht, treiben fort und fort ihr frevles Spiel.

Schwer laſtet es auf der Seele des Arztes, wenn er am Bette eines ſchwer Erkrankten ſteht. Er ſieht den wilden Kampf der Lebenskraft mit dem Krankheitsſtoff, er ſoll die erſte ſtärken, den letzteren ſchwächen, er ſoll entſcheidend eingreifen, er ſoll der Lootſe ſein, der im Strome das Schifflein durch die Klippen führt, und mit Bangen ſtehn hinter ihm die Lieben, leiſe, unausſprechliche Seufzer umſäuſeln ihn. Da ſteht er, der Mann, in deſſen Erkennen das menſchliche Entſcheiden liegt; in tiefem Bedenken ſteht er, wiegt die Lage der Dinge mit ſcharfem Sinn, und wenn er's nach beſonnenem Bedenken zu haben glaubt, ſchreibt er raſch flüchtige Zeichen und entbietet die ſtärkende Macht, wie der Schütze in ruhigem Zielen den Zweck ſucht und nicht drückt, bis er denſelben erfaßt zu haben glaubt. Die Zeichen, die er geſchrieben, entſcheiden nächſt Gott über Leben und Tod, darum ſchaut er ſo ſcharf, darum denkt er ſo beſonnen, darum war es ihm dabei ſo ernſt im Gemüthe. Aber ſein

Einſchreiten entſcheidet nur über das zeitliche Leben. Nun hängt freilich an einem Leben oft ſo vieles und dieſes Bewußtſein mag den Arzt um ſo beſonneuer machen und bedächtiger.

Aber am Arzte zunächſt hängt nur das Leben und auch dieſes immer Gott vorbehalten, der über dem Arzte iſt, wie über der Erde die Sonne; die weitern Folgen allzumal und in jeder Beziehung liegen in Gottes Hand. Beim Richter aber iſt es anders. Der Richter ſteht höher als der Arzt. Dem Richter ſind höhere Güter als das Leben in die Hand gegeben, nicht bloß das Eigenthum, ſondern Ehre und Freiheit, und überdies ſteht er an Gottes Stelle, verrichtet das Richteramt in Gottes Namen oder vielmehr, er ſoll es verrichten in Gottes Namen, und thut er es nicht, ſo züchtigt ihn Gott nach anvertrautem Amt und Pfund. Dies iſt ſo bis auf den heutigen Tag, denn es iſt immer der gleiche Gott mit der gleichen Gerechtigkeit und der gleichen ſtarken Hand zu erhöhen und zu erniedrigen nach ſeinem Belieben.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie moderne Staatsjungen faſeln. Ehedem wetteiferte jeder Staat um die Ehre, ſich einen chriſtlichen zu heißen, ja es gab ſogar einen König, welcher ſich anmaßte, der allerchriſtlichſte heißen zu wollen. Gegenwärtig iſt ein kindiſches Renommiren an der Tagesordnung, ein ſich Schämen alles Chriſtlichen, daher die dumme Rednerei, kein chriſtlicher, ſondern ein Rechtsſtaat ſein zu wollen. Darunter kann man nicht verſtehen einen Staat, wo Recht und Gerechtigkeit herrſchen. Denn wo ſind dieſe, wo man nicht mehr *chriſtlich ſein will, und wo ſind ſie in den Ländern zu finden*, die ſich als Rechtsſtaaten proklamirt haben? Das kann nicht anders heißen ſollen, als ein Staat voll Rechtsgelehrte und Rechtshändel! Daß Gott erbarm! Wären Heuſchrecken nicht beſſer und allerlei Fieber? Und trotz allem Geplapper von Rechtsſtaat ſind wir doch eigentlich ein Gottesſtaat geblieben und Gottlob, daß wir es geblieben ſind. Gottlob, der Grundſatz herrſcht trotz allen Namen dem Weſen nach noch unter uns,

alle Obrigkeit ſei von Gott, aus Gottes Gnaden, und alle Ordnung ſei von Gott, ſei in ſeinem Namen und unter der Verantwortung gegen ihn zu verwalten. Jeder Beamtete, vom Polizeidiener weg bis zum höchſten, ſchwört Gott, ihm Treue und Wahrheit zu leiſten, das Geſetz zu handhaben, ſeine Pflicht zu thun und zwar: ſo wahr ihm Gott helfe, und namentlich ſchwören dieſes die Richter von allen Sorten, hohe und niedere, denen die Wage der Gerechtigkeit anvertrauet wird. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wir ſind noch immer ein Gottesſtaat, jede Bedienſtung im Staate ein von Gott anvertraut Amt, jeder Bedienſtete Gott verantwortlich für ſeines Amtes Verwaltung, abſonderlich die Richter, welche entſcheiden über Leben, Ehre und Eigenthum der Kinder Gottes, welche richten ſollen, wie ſie wünſchen gerichtet zu werden. Wie bedächtig müſſen ſie daher wohl des Gerichtes Wage halten, wie beſonnenen Auges prüfen das Neigen der Schale, wie ernſt das Urtheil zuſammenſetzen, wie ſtreng es prüfen und wieder prüfen und doch trotz allem Prüfen mit bangem Herzen und zögerndem Munde es ausſprechen, und zwar beides, das Schuldig und das Nichtſchuldig! Denn iſt das eine ungerecht oder das andere, ſo iſt's ein ungerecht Gericht und eine Schuld vor Gott. Dieſes Urtheil fällt in die Verhältniſſe der Menſchen wie ein Stein in's Waſſer, reißt ſie von einander, ſpritzt ſie auf, wirft Kreiſe, zittert fort über die ganze Oberfläche, nur mit dem Unterſchied, daß die Kreiſe im Waſſer vergehen, die Oberfläche ſich glättet in wenig Minuten, die Wirkungen eines Urtheiles aber fortwirken in den Verhältniſſen Jahre lang, oft bis in's dritte und vierte Geſchlecht, ja fortwirken bis jenſeits des Grabes, bis an die Stufen von Gottes Richterſtuhle.

Darum, wer ein Richteramt begehrt, begehret ein ſchweres Amt, bedarf einen ſcharfen, geprüften Blick, einen reifen Ernſt, einen gottergebenen Sinn, der in ſeinem Herrn zu ſtehen und zu fallen weiß. Ach, großer Herrgott, was mußt du für Augen machen, wenn du muſterſt die zahlloſen Richterſcharen, die da

sitzen auf den Stühlen der Richter und haben in den Händen das Schwerdt der Gerechtigkeit! Und Buben statt Männer siehst du zahlreich sitzen auf diesen Stühlen, leichtfertige Buben, die das Schwerdt handhaben nach ihrer Laune, heute so und morgen anders, die es handhaben als ein bubenhaftes Spielzeug, zu necken und zu plagen, wen sie erreichen mögen, Alle, die ihnen mißfallen. Richterbuben ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Begriff ihrer Verantwortlichkeit vor Gott, ohne Scham vor den Menschen, die nichts sind als Muster der Unfläthigkeit, nichts fürchten als den Pöbel und dessen Laune, nichts lieben als sich und das Laster. O, großer Herrgott, wie muß dein Auge flammen über solche Richterbuben, welche die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Bös verkehren, eine Herrschaft üben gegen dich und in des Teufels Dienst und das Volk verführen wollen zu diesem Dienst! O, großer Herrgott, wie tief muß aber auch dein Erbarmen sein mit denen, über welche solchen Buben Gewalt gegeben ist! Ach, wenn gebetet wird: erlöse uns von allem Bösen, so gedenke der Armen in Gnaden, welche schmachten unter solcher Gewalt.

Es war also Amtsgericht, ein ziemlich starkes, Händel von allen Sorten und Rechtsgelehrte hageldicht. Die Amtsrichter kamen langsam heran, ungefähr wie die östreichische Landwehr. Diese Amtsrichter waren in der Mehrzahl angesehene Bauern, hie und da ein Arzt, hie und da ein Handwerker. Solche Amtsgerichte waren den Juristen längst ein Dorn im Auge, die Juristen wären gerne nicht bloß Anwälte, sondern auch Richter gewesen. So weit waren sie im Fortschritt der Begriffe, daß sie dafür hielten, die ganze Hand sei besser als nur ein Finger. Indessen gab es in der Mehrzahl aus den Bauern die besten Amtsrichter. Sie waren verständig von Haus aus, kannten die einfachere Gesetzgebung, welche nicht alle sechs Wochen änderte, einer schlechten Magd gleich, welche mit einer unverständigen Meisterfrau auch nie länger als drei Wochen zusammenbleibt, kannten vor allem das Objekt des Streites, alle

bäuerlichen Verhältnisse in Weide, Wald und Feld, in Stall, Küche und Keller. Dieses ist so viel werth als die Kenntniß der Gesetzgebung. Gelehrte Juristen haben hirnwüthige Urtheile gefällt, über welche ein einfältiger Bauer sich entsetzte und warum? Darum, weil der Herr Jurist eigentlich nie wußte, warum es sich eigentlich handelte. Aendern aber die Gesetze alle sechs Wochen, was eine wahre teufelsüchtige Schelmerei am Volke ist, wie eine ärgere nie ein König oder ein Patriziat begangen, dann freilich kommen Bauern denselben nicht mehr nach, dann kommen aber auch die Juristen selbst nicht mehr nach, dann entsteht ein grausiger Wirrwarr, und dieser grausige Wirrwarr ist der grausige Schoos von tausend und abermal tausend Prozessen, an die niemand gedacht, wenn die Gesetzgebung lauter und bekannt gewesen wäre. Auch hat der rechte Bauer bedeutenden Einfluß auf seine Umgebung und bringt gar oft einen ausgemachten Prozeß mit, wenn er an's Gericht kommt. Aerzte sind schon doktrinärer und gerathen oft ganz schief drein und ebenso Handwerker, welche der Kitzel gerne reitet, für Gelehrte gelten zu wollen, die von Akten studiren reden, ihr Handwerk vernachlässigen, Kunden abweisen, weil sie Vorträge zu machen hätten, und dabei, während sie mit aller Welt Sachen sich abgeben, um ihre eigenen kommen. Der Handwerker mit Gesellen ist abhängiger als der Bauer und vermag Allotrien, d. h. Nebenbeschäftigungen, welche seinen Beruf nicht angehen, noch viel weniger zu ertragen als der Bauer.

Das Amtsgericht fing gewöhnlich sehr spät an, dieweil der Präsident desselben sehr faul war, auch ist's zuweilen den Fürsprechern und den Clienten nicht unbequem, Zeit zu Verabredungen und Besprechungen zu finden.

Aber wenn dann die Politik Trumpf ist, ist ein bäurisches Amtsgericht schlecht daran, dann ist nicht bloß der Teufel los, sondern es ist, wie wenn jeder sieben Teufel im Leibe hätte und des Teufels Großmutter Präsident wäre.

Der Haupthandel an diesem Tage war ein Eid, der ge-

ſchworen werden ſollte. Dieſes Wort hat im Volke einen ſchweren Klang, einen deſto leichtern leider bei vielen Richtern und Juriſten. Eid, ſagt man gewöhnlich, ſei eine Anrufung Gottes, daß er der Wahrheit Zeugniß gebe; eigentlich aber iſt es nicht ſo. Gott iſt der oberſte Richter jeder Creatur, der zeitliche und der ewige, aber auf Erden läßt er ſich vertreten ſichtbarlich, hat Wächter geordnet über die Güter, welche er durch ſeine Geſetze dem Menſchen ſicher geſtellt haben will, Leben, Ehe, Gut und Ehre. Nun aber kömmt es ſehr oft vor, daß dieſen Wächtern ihr Latein zu Ende geht, d. h. daß ſie in ihrer menſchlichen Beſchränktheit nicht finden können, bei welcher der ſtreitenden Parteien das Recht liegt, es ſind weder Zeugen noch andere Beweismittel da, der Richter hört bloß widerſprechende Behauptungen, hat es dabei wie alle andere Menſchenkinder, er ſieht nur an und nicht in die Leute. In allen dieſen Fällen, wo er an den Schranken menſchlichen Wiſſens ſteht wie ein Ochs an einer Mauer, da thut er ein Bekenntniß: Das Ding verſteh ich nicht, ſagt er, aber der Eid iſt das Ende alles Haders, er erkennt die Parteien in Eid. Mit dieſer Erkenntniß bekennt der Richter, er ſei an den Schranken ſeines Amtes, ſeine Kompetenz ſei aus, der Handel gehöre vor einen obern Richter und zwar vor den alleroberſten, der in's Verborgene ſehe und den Rath der Herzen kenne. An dieſen Richter weist er die Streitenden. Wer von euch, ſagt er, an den Stufen dieſes höchſten Richterſtuhles das Recht ergreifen und es ſich zueignen darf, dem ſpreche ich es zu. Aber er bedenke, daß er, wenn er das Recht durch den Eid ergreift, er an dieſem Richterſtuhle ein Pfand zurückläßt und zwar Leib und Seele und zwar für Zeit und Ewigkeit, daß er entſagt dem Gebet und der Gnade, dem Segen und der Seligkeit. So ein Eid iſt daher eine ſtarke Sache, wiegt ſchwer im Volk, ein falſcher Eid iſt ein Verbrechen, vor welchem den Allermeiſten am meiſten graut. Vor ſolchem einen ſterblichen Menſchen zu wahren, hielten Regent und Volk für Pflicht. Die Nächſtenpflicht ge-

bietet, des Nächsten Leib zu retten aus drohenden Gefahren, warum nicht vielmehr noch seine Seele, wenn ihr Heil gefährdet ist. Denn mit einigen Worten, die in einigen Sekunden gesprochen, in einigen Sekunden verhallet sind, sich das Recht verschaffen, Lasten abwälzen, vielleicht Tausende gewinnen zu können, unwiderruflich, ist eine schwere Versuchung.

Nun aber schickt der Teufel seine Diener aus in Gestalt von Advokaten, Vätern, Freunden, manchmal auch Weibern, den Versuchten zu drängen in allen Tönen, abzuklepfen, flädern zu lassen, d. h. den Eid zu thun. Die Anwälte verdrehen die Eidesformel oder pfuschen in die Philosophie, die Väter drohen, die Freunde spotten, die Weiber heulen, schreien: Schwöre oder ich lasse mich scheiden. Kurz, es geht um die arme Seele wie um ein Aas auf freiem Felde.

Zur Hut gibt man ihr daher einen Wächter bei. So wie der Richter jemand in Eid erkennt, fertigt er einen Befehl an den Pfarrer aus, in dessen Gemeinde der in Eid Erkannte wohnt, denselben in der Wichtigkeit des Eides zu unterweisen. Diese Unterweisung zerfällt auf natürliche Weise in zwei Theile: erstens die Erläuterung des Eides im allgemeinen, zweitens die Anwendung auf den besondern Fall, in welchem der zu Unterweisende sich befindet, wozu namentlich die Wahrung vor jenen bösen, verlockenden Geistern gehört und ihre genaue Bezeichnung. Dieser letztere ist natürlich allen Anwälten, welche bei Eiden die angedeutete schlechte Rolle spielen, in Tod zuwider, ungefähr wie dem Teufel selbst, wenn ihm eine Seele entrissen wird. Diese Unterweisungen brechen gar zu oft die fürsprecherische Gewalt über die Klienten, lösen den Bann, der über die armen Seelen gesprochen ist. Dann kann man aber auch hören, wie es losgeht in Kneipen und Rathssälen über den armen Pfaffen, der eine Seele aus ihren Klauen gerettet. Die verfluchten Kuttenstinker, Schwarzröcke steckten ihre Nase in alles, was sie nicht angehe, aber warten die nur, die Zeit sei bald da, wo ihnen der Nagel werde gesteckt werden. Ja,

wenn arme Seelen zu wahren und zu hüten vor des Teufels Geistern die Pfarrer nichts mehr angeht, dann ist ihre Zeit wirklich vorüber und nichts Besseres können sie thun, als sich schlafen legen zu den Vätern, denen es vergönnt war, treue Hüter ihrer Schafe zu sein und sie zu schützen vor reißenden Wölfen und brüllenden Löwen, welche sie verschlingen wollten. Und wie der Hirt nicht bloß da ist, das Schaf zu hüten, wenn es im Stalle ist, sondern vorzüglich, wenn es im Freien ist und allem Gethiere zugänglich, so ist der Pfarrer auch nicht bloß dafür da, in der Kirche zu predigen und zu lehren, sondern er ist dafür da, in alle Verhältnisse hinein das Wort Gottes zu tragen und den Teufel und seine Geister zu bekämpfen auf allen Lebenswegen und den armen Seelen diese Geister zu entlarven und ihnen beizustehen im Kampfe mit dieser höllischen Drachenbrut, diesem apokalyptischen Gethiere. Je mehr das Antichristenthum auf die Stühle der Macht sich setzt, desto mehr wird das geistliche Amt beschrotet, das geistliche Wirken verketzert. Oben wird der Ton so angeschlagen, daß der unterste Polizeidiener sich berufen glaubt, ein erklärter Feind der Pfaffen zu sein und all ihr Reden oder Wirken als unberufene Einmischung in Dinge, welche sie nichts angingen, höhern Orts denunciren zu müssen.

Es war über zehn Uhr, die Leute stunden umher, das Gerücht begann sich zu verbreiten, der Präsident stehe auf, die Köchin mache das Frühstück zweg. Der Polizeidiener von Krutligen stund auch dort, eine verkommene Gestalt aus dem siebenjährigen Krieg, jedoch ohne Zopf. Die Uniform mangelte Flickens, der Hut genirte den Regen nicht mehr viel, die Schuhe an den Füßen waren noch ziemlich gut, und die rothen Aufschläge an der gelben Kutte durchschnittlich noch sichtbar. Hans, der Amtsrichter aus dem Hunghafen, kam daher, trat zum Polizeier und sagte: Haselberger! euere Leute werden da sein und werden die Finger aufheben wollen? Sie sind da, sagte der Polizeier Haselberger, aber ob sie eidigen

wollen, weiß ich nicht. Es geht das Gerede, unser Pfaff habe in der Eidesunterweisung drein wärmen und sie äne ume bringen können, daß sie Muth hätten abzustehen. Weiß aber nicht, ob es ist oder nicht. Daß die doch das Maul in allem haben müssen; was geht das so einen Pfarrer an, sagte Hans, das wäre mir lustig, so weit es gehen lassen und nicht schwören, wer soll dann die Kosten zahlen? Der Pfarrer wird nicht Lust dazu haben. Darauf ging Hans weiter in bedeutendem Aerger, das Gerede ward lebhaft unter den Umstehenden und der Eid stark verhandelt.

Wir wollen uns mit Darlegung des Falles nicht befassen, sondern bloß bemerken, daß er unter die Gattung von Prozessen gehörte, bei welchen man, wenn man sie anfängt, auch von ferne sich weder ihren Verlauf noch ihr Ende denkt; diese werden von den Anwälten gemacht. Diese Händel sind anfänglich ganz unbedeutend, schwellen aber durch künstliche Mittel an bis zur Unkenntlichkeit. Bedeutend sind an ihnen eigentlich nur die Kosten, die oft nicht bloß den Werth des Streitgegenstandes übersteigen, sondern das Vermögen der Streitenden beider oder des einen oder des andern, daß mancher entweder das Heil seiner Seele oder sein Vermögen lassen muß. Das sind Versuchungen, wo man Gott täglich bitten muß: Vater, führe mich nicht darein. Es ist da dann oft der Fall, daß an der Leistung eines Eides nicht bloß das Vermögen der Betreffenden hängt, sondern die Berichtigung der Prozeßkosten. Schwört der mir nicht, sagt der Fürsprecher, kriege ich keinen Kreuzer für all meine Mühe, darum muß mir der schwören, er mag wollen oder nicht. Der Gegner hat Geld, der kann zahlen, dem will ich dann aber auch eine Kostensnote machen, daß ihm die Schwarten krachen. Ein Handel dieser Art war es, welcher heute vorkommen sollte.

Endlich hatte die Köchin den Präsidenten abgefüttert, die Kunde ward gebracht, derselbe sei sichtbar geworden. Das Gericht sammelte und setzte sich.

Eine Eidesleiſtung iſt eine feierliche Handlung und ward bis dahin vom Volke mit einer Art heiligem Grauen angeſchaut. Dazu trug beſonders viel bei, daß, wenn die Schwörenden niederknien, die Eidesformel abgeleſen werden ſollte, Thüre und Fenſter geöffnet wurden als eine Mahnung: nun ziehe in die enge Gerichtsſtube ſtatt der menſchlich beſchränkten Richter der Allmächtige ſelbſt, deſſen Thron der Himmel, deſſen Fußſchemel die Erde iſt. Der alſo, der Wunderbare, Unſichtbare, der iſt da mitten unter Allen, vor ihm knien die Schwörenden, er ſieht die Wahrheit in des Herzens Grund, er hört die Worte aus ihrem Mund, da iſt weder Täuſchung noch Entſchuldigung, Wahrheit iſt Wahrheit, Lüge iſt Lüge, und wo ein Frevler lügt und ſchwöret falſch, da hat er's vor dem Allmächtigen gethan, und von Stund an iſt über dem Frevler des Allmächtigen ſtrafende Hand.

Das ſind Augenblicke, in welchen es auch vor des menſchlichen Richters Bewußtſein wieder kommen ſoll, an weſſen Stelle er hier ſchaltet und waltet, wer ſein Walten prüfe und wer ſein Walten richte. Ach Gott, wie demüthig müßte ein Richter ſein, vor deſſen Bewußtſein ein ſolches Erkennen ſtünde ſtündlich!

Ob der Präſident ſich deſſen bewußt war, wiſſen wir nicht recht, er war ſehr übellaunig und hatte ſich bitterlich beklagt über das demoraliſirt werden der Dienſtboten, es ſei in Gottes Namen nichts mehr mit ihnen anzufangen; ſo habe ihm heute ſeine Köchin alte Butter, die geſtunken wie die Peſt, und geröſtete Brotſchnitten, wie Kohlen ſo ſchwarz, vorgeſtellt, er müſſe bekennen, es habe ihm den ganzen Tag verderbt, er könne nichts mehr haſſen, als wenn ihm gleich am Morgen ſo was arrivire.

Als nun nach den üblichen Verhandlungen zum Eid geſchritten werden ſollte, als alles bereit war, trat einer derer, welche den Eid leiſten ſollten, vor und ſagte: Verzeiht, wir ſind räthig geworden abzuſtehen und nicht zu ſchwören. Es

ſind da ſo Sachen, welche wir nicht recht verſtanden haben und welche uns nicht anſtändig ſind. Mache man mit uns in Gottes Namen, was man will, es geht um die armen Seelen und man lebt nur einmal, hat man's verſäumt, ſo hat man's verſäumt. Da gab es beſtürzte Geſichter im Saale. Ihr Anwalt redete halblaut. Der Präſident ſagte: es ſei recht, wenn ſie nicht mit gutem Gewiſſen es thun könnten, daß ſie es unterließen, was einmal gethan, habe man gethan. Aber ſie hätten es früher bedenken ſollen und es nicht ſo weit treiben, das hätte ja keine Art, was das ſeither für Mühe und Koſten gegeben. Nun das war manierlich noch geredet und am rechten Ort, obſchon ein warmes Lob ihres Abſtehens und eine ſcharfe Warnung an Alle, welche die Leute in Prozeſſe führten, daß ſie nicht wüßten wie, und zu Eiden lockten und trieben, von denen ſie wohl wüßten, daß ſie falſch ſein müßten, auch am Ort geweſen wären. Draußen mußten die Abſtehenden Schärferes abthun, da begehrte ihr Fürſprech gar mörderlich mit ihnen auf, daß ſie ihn nicht vorher mit ihren Abſichten bekannt gemacht, nicht ihm den Abſtand erklärt hätten, da hätte er ſich die Schande erſparen können, zu erſcheinen und um nichts und wieder nichts den Löhl zu machen. Ja ſeht, Herr, ſagte Einer, das thaten wir expreß nicht. Wir wußten wohl, was ihr uns geſagt hättet, euch war es um's Geld, uns um die Seelen, und da glaubten wir, es ſei genug, wenn wir es einmal ſagten, wo es dann gleich gültig war und nicht jemand uns wieder abſpenſtig machen konnte. Warum das jetzt machen, frug der Fürſprech weiter, hättet euch früher beſonnen, ſtatt mich ſo mir nichts dir nichts herum zu ſprengen. Mich wundert nur, wer euch dies angegeben hat, aus euch ſelbſt nahmet ihr das nicht. Es iſt dies niemand anders als der ſchwarze Donner! Es nimmt mich doch wunder, wenn man denen Hagle einmal das Handwerk legt und es ihnen verleidet, die Naſe in alles zu ſtecken, wo ſie nichts angeht. Habe es gethan, wer da wolle, antwortete ihm Einer, ſo war es je-

mand, der es gut mit uns meinte und uns nicht das Maul ſüß machte, um uns hinein zu ſprengen. Wären alle Leute ſo geweſen, ſo wäre die Sache nie ſo weit gekommen und nicht durch einander gerührt worden wie ein Rübmues, bis nichts Lauteres mehr daran war. Wartet nur, ſagte der Fürſprech, euch treibe ich es ein und ſollte es mich noch hundert Thaler koſten, ihr müßt mir, wo ihr hingehört. Mach was d'chaſt, du Blutſauger, antwortete Einer, und wir ſagen, was wir wiſſen. So ſcheiden ſie, man kann eben nicht ſagen in Frieden.

Wie wir ſchon gehört, iſt es Sitte, daß das Amtsgericht, nachdem es die Laſt und Hitze des Tages überwunden hat, ſich in den Schatten irgend eines wilden Thieres, eines Bären, Löwen, Hirſchen oder gar einer Krone zur Ruhe ſetzt und den matten Leib wieder ſtärkt. Zumeiſt warten auch die Anwälte und halten mit, manchmal wegen der Kurzweil, manchmal um die politiſche Tiefe zu ſondiren, manchmal um den Richtern, namentlich dem Präſidenten, irgend eines mißbeliebigen Urtheils wegen gewaltig abzuputzen, als ob ſie in keinen Schuh gut wären. Es heißt, wer unverſchämt iſt, der lebt deſt das! So geſchieht es, daß Anwälte ſich in das umgekehrte Verhältniß zu den Richtern und namentlich den Präſidenten geſetzt, ſich zu Meiſtern in den Audienzſtuben gemacht, die Richter auspuzen, als wären ſie bloße Thürhüter, einen Terrorismus zu üben ſcheinen, welcher bei dem Publikum hier und dort den Glauben erzeugt, wenn man vor dieſem oder jenem Präſidenten ſich nicht durch dieſen oder jenen Anwalt vertreten laſſe, ſo ſei die Sache verſpielt. Es iſt begreiflich, daß ein ſolcher Ruf der Praxis ſehr förderlich iſt und mangelnde Kenntniſſe mehr als erſetzt.

Der Fürſprecher, dem ſeine Klienten vom Eid abgeſtanden waren, mochte faſt nicht warten, bis die erſte Sitzung zu Ende war und die zweite begann, wo er auch Sitz und Stimme hatte, er verſpritzte faſt vor Ungeduld, Zorn und

Galle. Endlich war es erlebt und was mußte er erleben? er mußte erleben, wie man ihm ſpöttiſche Geſichter machte, wie mit falſcher Theilnahme ſein Schickſal bedauerte, ihn fragte, was er jetzt mit der Koſtensnote anfangen wolle, die er, wenn nicht in der Taſche, ſo doch ſicher zu Hauſe ſchon ausgefertigt habe. Er erlebte das bekannte Schickſal, zum Schaden noch den Spott haben zu müſſen. Dem Gericht konnte er nichts aufladen; nachdem der Eid verweigert worden, war das Urtheil dem Gerichte gegeben, es mochte wollen oder nicht. Das Gerede am Tiſche und zwiſchen den Flaſchen drehte ſich um den Handel. Natürlich ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung über Natur und Gang deſſelben. Der Anwalt mußte ſchwere Vorwürfe hören, daß er ihn unrecht angepackt und alsbald in die juridiſche Sackgaſſe, den Eid ſich verlaufen habe, hätte er es ſo und ſo angefangen, ſo hätte er fahren mögen wie Schnupf.

Der Fürſprecher vertheidigte ſich ſo gut er konnte, verlief ſich aber eben wieder in die Sackgaſſe des Eides und meinte, was er Beſſeres hätte thun können, als die Sache zum Eid führen; hätten ſie flädern laſſen, ſo wäre die Sache gewonnen geweſen. Man müſſe nicht meinen, daß er ſo leichtfertig, weil er nichts mehr gewußt, zum Eid gekommen, er hätte die Burſche vorher unterholzet gehabt, daß er geglaubt, ſie ſeien bombenfeſt, thäten ſieben auf einander ſtatt nur einen. Und wären ſie am Morgen vor dem Gericht zu ihm gekommen und hätten ihm vom Abſtand geſagt, er garantire und wolle tauſend Thaler darauf wetten, ſie hätten geſchworen und hätten ſchwören können mit Recht, einen Meineid hätte er auch nicht begehrt, obſchon er glaube, es werde viel Aberglauben mit ihm getrieben. Wenn man die Sache von der und der Seite anſehe, und da müſſe man ſie anſehen, ſo hätten ſie ohne Bedenken ſchwören können. (Der Fürſprech gehörte unter die Vielen, welche keine Sache gerade von vornen in's Auge faſſen können, ſondern alles ſchief in allen möglichen Winkeln betrachten müſſen.)

Aber da gehe ihm der himmels — Pfaff und verdrehe den Leuten Kopf und Augen und mache sie abspänstig, dem treibe er es aber ein aus dem ff, er solle darauf zählen; es nehme ihn wunder, ob ein solcher Himmelsträppeler sich in Sachen zu mischen hätte, von denen er nit e D — verstehe. In der Wichtigkeit des Eides solle er unterweisen, wie das Gesetz vorschreibe, aber der Handel selbst gehe ihn nicht den Teufel an, darein habe er sich gar nicht zu mischen. Ausdrücklich sei ja verordnet, daß man ihnen die Prozeßakten nicht zu geben habe, man werde wohl wissen, warum man das in's Gesetz gethan. Ungeachtet dessen kann sich keiner deren schwarzen Hagle enthalten, in die Sache selbst zu pfuschen, und wäre es nur, daß er seiner Frau oder Köchin was zu brichten hätte. Das gute nicht, bis man eine Buße darauf setzte, wenn sie was vom Prozeß redeten, oder, was d's Beste wäre, die Unterweisungen ganz abschaffe. D'Sach gebe nur Kosten, ein Eid mehr oder weniger werde nicht so viel zu bedeuten haben, und wenn, so werde unser Herrgott so viel nicht darnach fragen, ob er einen Bauer mehr oder weniger im Himmel habe.

Das gab nun einen Augenblick Feuer, indem ein Amtsrichter bemerkte, er wüßte gar nicht, warum unserem Herrgott ein Bauer im Himmel nicht so lieb sein werde als ein Herr oder gar ein Fürsprech. Wegem Lügen, d'Sach verdrehen und die Leute in's Unglück zu sprengen, werde er im Himmel doch apart niemanden nöthig haben.

Das aufgehende Feuer löschte der Präsident alsbald. Herr Amtsrichter, sagte er, der Herr Fürsprech hat es sicher nicht bös gemeint. Er hat nur von Bauern geredet, weil die, welche heute schwören sollten, Bauern waren, wären es Herren gewesen oder Handwerker, so hätte er Herren oder Handwerker gesagt; der Herr Fürsprecher ist sicher viel zu liberal, um zu glauben, die Herren seien mehr werth als die Bauern, au contraire, ich denke, er glaube eher das Gegentheil. Aber

was die Sache ſelbſt anbelangt, ſo bin ich ganz der Meinung vom Herrn Fürſprech. Die Pfarrer haben dabei eigentlich gar nichts zu thun, und je weiter man die Schwarzröcke vom Leibe hat, deſto wohler iſt man. Sie meinen, ſie müſſen in alles reden, und es iſt im Grunde gar herzwenig mit ihnen. Sie ſind in der Bildung allen andern Ständen wenigſtens um fünfzig Jahre zurück. Ich weiß bei Gott ni, was ihnen ihr langes Studium nützt. Es iſt gerade, als wenn ſie dabei allen Verſtand verſtudirten und nichts lernten als einen heillosen Kaſtengeiſt und die Einbildung, beſſer zu ſein als andere Leute und ſind ſie doch nicht um ein Haar beſſer, nicht um ein Haar, ſage ich. Und im Umgang ſind es die unangenehmſten Leute, ich erſchrecke allemal, wenn ich einen auf zwanzig Schritte ſehe und denken muß, er wolle mit mir reden. Man wird dieſe Menſchen gar nicht mehr los, ſie hängen an Einem wie Kletten.

Nun ſammelte ſich der ganze Gewitterſtoff auf dieſem Punkte, entlud ſich über die Häupter der armen Pfarrer, ſie wurden die Sündenböcke für die Sünden der ganzen Welt. Bald ſchlug der Blitz in den ganzen Stand, bald auf einzelne Häupter, bald wegen Eidesunterweiſungen, bald wegen irgend etwas Anderem, einem Kälberhandel oder einer Predigt, einem Krankenbeſuche oder einer Geſchichte wegen Bohnenſtecken. Hie und da wurde ein Pfarrer von dieſer allgemeinen Verdammung ausgenommen, aber wenn man fragte, warum, ſo war es nicht wegen geiſtlichen Dingen, ſondern entweder, weil er ſelbſt über ſeine Amtsbrüder geläſtert oder weil er beim Bären oder Löwen vor Handelsjungen und Rechtsgumpern geſagt: man müſſe erſtlich nicht alles buchſtäblich nehmen und zweitens brauche man nicht alles zu glauben, was man predige, oder weil er ein fideles Aas ſei, ſo lange im Wirthshauſe ſaufe als Einer, an Abendſitzen ſein Wohlgefallen habe und nicht meine, daß Kärteln Sünde ſei. Wer die Leute beobachtet hätte, würde vielleicht gemerkt haben, daß nicht alle

Anwesenden ganz einstimmten, aber sie widerredeten nicht, wie es in der Schrift heißt: aus Furcht vor den Juden. Diese Race von Menschen wird einstweilen noch nicht aussterben, im Gegentheil, in dem Maaße als die Leute zu klein werden für das Militär, scheinen sie auch zu schwach zu werden für ein offenes Stehen zu dem, was sie für recht und wahr halten. Freilich mag es bei der großen vorgerückten Bildung nun mehr Leute geben, welche gar nichts für recht oder wahr halten, daher auch allem beistimmen können, was gerade Trumpf ist und als gültig ausposaunt wird, heute diesem, morgen gerade dem Gegentheil. In dieser Gewandtheit turnen namentlich die Schullehrer voran, besonders in Beziehung auf die Sprachlehre.

Ein einziger Amtsrichter war da, welcher nicht Chorus machte, sondern die Opposition vertrat, daher den Streit verlängerte. Er behauptete die Nothwendigkeit des Pfarramtes, der Eidesunterweisungen, die Wohlthätigkeit der pfarramtlichen Funktionen, vertheidigte einzelne ihm bekannte Persönlichkeiten, bekannte sich wirklich als Christ, bedauerte den Mangel an Glauben, schrieb demselben gar viele Uebelstände zu, über die man sich bitterlich beklage, aber die Ursache derselben nicht finden könne oder nicht finden wolle. Der Glaube gab viel hin und her zu reden. Die meisten wollten noch was glauben, einen christlichen Sinn haben, aber es war ihnen nicht recht klar, was er eigentlich sei, woraus er bestehe, wo sie ihn hätten. Und abermals wurde weidlich auf die Pfarrer geschimpft, wenn sie die gehörige Bildung hätten und recht predigten, d. h. zeitgemäß, d. h. im Geiste des Zeitgeistes, so wäre alles ganz anders.

So kam's, daß, als der Regierer einrückte, dieses Gespräch noch in vollem Gange war. Der Regierer war ein eigener Mann, er war merkwürdig gescheut und doch merkwürdig dumm, eben ein merkwürdig Beispiel, wie Dummheit und Gescheutheit beisammen wohnen können in holder Eintracht und süßem Frieden. Daß er ein großes Wort führte unter Rechts-

gelehrten und Staatsleuten (wir ſagen abſichtlich nicht Staatsmännern, deren ſieht man ſelten zwei beiſammen, es iſt mit ihnen ungefähr gleich wie mit raren Vögeln oder ſonſtigen raren Thieren), hatte er Recht, er konnte es; wenn auch nicht der Gelehrteſte, hatte er doch einen ſehr ſcharfen Verſtand und eine ſeltene Combinationsgabe, wenn es ihm der Mühe lohnte ſich anzuſtrengen. Nun wollte er allenthalben das große Wort führen, alles am beſten verſtehn. Unter Fabrikanten, Baumeiſtern, Theologen docirte er die wahre Lehre, die beſte Methode, und die Aerzte machte er vollends des Teufels. Hier verſtund er alles aus dem Fundamente und gab den Aerzten nicht undeutlich zu verſtehen, daß er zwiſchen ihnen und einem Eſel den Unterſchied nicht auffallend finde. Nur mit den Nerven, ſagte er, ſei er noch nicht recht im Reinen, das ſei eine ziemlich verwickelte Sache. Wenn er aber einmal recht wüßte, was ſie wären, wollte er auf der Stelle ihre ganze Krankheits- und Heillehre den Aerzten ſchwarz auf weiß geben.

Dieſer Mann kam alſo herein, und als er das Geſpräch hörte, faßte er es alsbald auf und nahm das große Wort, das ſei eine Sache, über welche viel ſchon geſprochen worden und welche zwei Seiten hätte. Er für ſich brauche keinen Pfarrer, und wenn Alle wären wie er, er ſchaffte ſie heute noch ab. Ja, wenn der Menſch auf der rechten Höhe ſtehe, brauche er eigentlich weder Gott noch Teufel, er habe beides in ſich und Himmel und Hölle ebenfalls. Aber da noch nicht alle Menſchen auf dieſer Höhe ſeien, wo ſie das Regiment über ſich ſelbſtſtändig nach eigenem Gutdünken ohne Gott und Teufel führen könnten, ſondern von äußern Gewalten regiert werden müßten und in Ordnung gehalten, ſo daß die Menſchheit und Staaten beſtehen könnten, ſo ſei die Frage eigentlich die: ob man die Pfarrer dazu brauchen könne oder nicht, ob ſie dienliche Werkzeuge ſeien, die Staatszwecke zu fördern oder ob ſie es nicht ſeien. Man ſollte glauben, das verſtünde ſich von ſelbſt, daß ſie dem Staate dienten, der ſie anſtelle und nähre,

dem sei aber eben leider nicht so. Ihnen stecke immer noch das Pfäfflein im Leibe und die Idee einer Kirche im Kopfe, die was für sich Apartes sei, mit der Menschen Seelen zu thun habe und noch über den Tod hinaus für sie sorgen müsse, daher sie auf eine eigene Art Alle über einen Leisten zurichteten, ungefähr wie eine Köchin Tauben und Kapaunen alle so zu braten hätte, daß sie einander glichen wie ein Ei dem andern. Mit dieser Einbildung habe man fortwährend zu kämpfen, müsse mit allen Mitteln ihnen diesen Dünkel nehmen, ihnen es mit aller Gewalt grob und fein eintrichtern, daß sie nichts seien als Staatsbeamtete, und zwar von den untern, und nichts sollten, als Staatsbefehle vollziehen und Staatszwecke fördern. Wo sie was Anderes thun, da sind sie schädlich, da muß man sie auf die Finger klopfen.

Da könnt ihr lange, sagte der Präsident, schlagt sie ihnen ab, so predigen sie euch nur um so lauter von der Erbsünde und dem ewigen Leben und sticheln um so handgreiflicher auf Alle, welche nicht zum Abendmahl gehen nnd nicht ganze Tage verbeten, und beschreiben es, als wären sie dabei gewesen, wie die in der Hölle sieden und schwitzen müßten, sie machen den Aberglauben alle Tage neu.

Ja, sagte der Regierer, das wäre wohl gut, wenn das Volk wäre, wie es sein sollte, aber so wie es noch ist, darf man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, man muß Vorurtheile schonen, dasselbe so nach und nach daran gewöhnen, daß man nicht viel auf den Geistlichen und ihrer Sache halte, und sie je länger desto enger einthun. Glaubet, es hat schon viel gebessert, nur bei meinem Besinnen. Als ich jnng war, da meinte man noch, was ein Pfarrer sei, und auf den, der nicht zur Kirche ging, zeigte man mit Fingern. Die Schulbuben wären euch nachgelaufen, Präsident! Einstweilen scheinen sie mir noch nöthig zu sein. Sie müssen mir die innere Polizei machen, wie die Landjäger die äußere. Ihr wißt, man muß bei äußern Krankheiten innerlich und äußer-

lich doktern, wenn man Meiſter werden will. Nun iſt es wahr, einſtweilen verſtehen ſie von dieſem Doktern gar nichts, ſie brauchen ſchlechte Mittel, und was ſie an einem Orte beſſern, böſern ſie am andern. Es iſt eine verfluchte Sache mit den Doktoren und Pfaffen, ſie verſtehen alle nichts. Ich weiß aber wohl, woher das kommt. Da meint ſo ein Pfaff, der mir die innere Polizei im Menſchen machen und vorbeugen ſoll, daß er mir kein Verbrechen begehe, er müſſe mit dem Teufel und dem Glauben fechten. Da meint der Tropf, daß wenn er es dahin bringe, daß ein Menſch den Teufel fürchte und Gott vertraue, was er gemacht, und dank' ihm der Schinder dafür. Kommt mir ſo ein rechter Taugenichts, Schelm oder Mörder, in die Hände, ich nehme ihn, wie es meine Sitte iſt, gründlich auseinander, zergliedere ihm ſein Verbrechen, zeige ihm ſeine Strafwürdigkeit, was ſagt er mir? Verzeiht, Herr, ſagt er, kann nichts dafür, wahrhaftig nicht, der Teufel hat es mir eingegeben, der Teufel hat mich geſtüpft. Mit dieſer Anſicht, welche ihnen niemand anders als der Pfarrer beigebracht, rechtfertigen ſie ſich, bleiben ganz gemüthlich ruhig dabei, meinen, ich ſolle den Teufel hängen laſſen ſtatt ihrer. Wiederum kommt mir ein Lump, ein Hausvater, der die Familie vernachläſſigt, der Gemeinde zur Laſt fällt, und ich brülle mit ihm, daß an den Fenſtern der Kitt ſpringt, und ich meine, der Kerl ſollte mir zu Waſſer werden, bleibt er mir ganz gleichgültig ſtehn und ſagt, wenn mir endlich die Stimme ausgeht: Verzeiht, Herr, was kann ich dafür? ich habe auf Gott vertraut, der hat mich im Stiche gelaſſen. Ja, was ſollte ich da machen? Und von wem kommt das als von dem d— ſchwarzen Eſel und ſeiner Lehr vom Glauben und Vertrauen; die macht die Leute faul und leichtſinnig, ſie legen die Hände in Schoos, ſperren das Maul auf und meinen, vom Himmel her werde ihnen Gott die Tauben gebraten in's Maul ſchlenggen.

Da habt ihr sie, sagte der Präsident; gerade so geht es mir auch. Aber wie wollt ihr da ändern, kann ein Mohr seine Farbe ändern und weiß werden?

Nein, sagte der Regierer, das meine ich nicht, weiß wohl, daß so ein alter Pfaff ärger als ein Mohr ist und schwärzer. Die alten muß man aussterben lassen, ihnen bloß, so lange sie leben, alle Tage den Teufel im Gütterli zeigen, damit sie das Maul halten und nicht aus dem Schlotter kommen. Helden sind es nicht und vom Teufel nicht Liebhaber, sie werden so leise zu reden anfangen, daß sie niemand mehr versteht, dann, wenn sie auch noch nichts nützen, schaden sie doch nichts mehr. Wenn man sie in die rechten Finger giebt, so Einem, der Freude hat am Cujoniren, so einem recht Teufelsüchtigen, dem es eine Burgerlust ist, wenn seine eignen Kinder zu Gott schreien, weil er sie dann noch einmal mißhandeln kann, zählt darauf, sie werden mäusestill und zahm wie die Spatzen im Winter. Die ließe ich also aussterben und wenn was dran zu machen ist, je geschwinder desto lieber. Die jungen, die muß man anders lehren, die muß man brichten auf die rechte Art; an der rechten Bildung fehlt es den alten, giebt man den jungen die rechte Bildung, so hat man sie, wie man sie haben will. Will ich ein Pferd zum fahren, dressire ich es für das Fahren, will ich es reiten, dressire ich es zum Reiten, dann habe ich es, wie ich es haben will. Ich kann nicht begreifen, wie unsere Regierungen so lange mit Blindheit geschlagen sind, es war, als ob sie nicht wüßten, daß es aus Hühnereiern nur Hühner und nicht Störche giebt und die Katze junge Katzen gebiert und nicht Lämmer. Was ich da sagte, wollten die Regierungen schon lange, sie wollten Staatsdiener und ließen die jungen als Kirchendiener von Kirchendienern dressiren, d. h. erziehen, und schlagen hinterher die Hände über dem Kopf zusammen, daß sie aus alten Pfaffenhänden immer wieder junge Pfaffen kriegen. Das hat man in Deutschland schon lange viel besser

begriffen und die Universitäten darnach eingerichtet. Da wird nur von Wissenschaft gesprochen, die Wissenschaft ist die oberste Richterin aller Dinge im Himmel und auf Erden, sie nimmt Gott z'weg so gut als den Menschen, und je wissenschaftlicher ein Professor ist, desto schärfer geht er z'weg mit Gott und nimmt ihn über's Knie wie der Schuhmacher das Leder, aus welchem er Schuhe machen will, um so mehr sieht er Kirche und Pfaffen über die Achsel an, und wenn er einen Kerl als recht dumm bezeichnen will, so sagt er ihm: er sei gerade so dumm wie ein Pfarrer vom Lande, ein Dorfpfarrer, das seien ihm nach den Heustüffeln die dümmsten Kreaturen auf Gottes Erdboden. Daneben sei es mit den meisten Professoren auch nicht alles; er schämte sich, wenn er nicht gescheidter wäre als alle Professoren auf allen Universitäten Deutschlands. Die Deutschen seien bekanntlich Zöpfe und würden es bleiben in Ewigkeit. Dort sei keiner was, wenn er nicht einen Titel hätte und ohne Titel habe Einer dort nichts zu fressen. Nun sei Professor ein angenehmer Titel, klinge schön und gebe z'fressen; Unzählige sprängen darnach wie Fische nach Mücken. Aber um ihn zu kriegen, müsse Einer was Neues gefunden oder ersinnet haben, was Teufelsüchtiges, das noch keinem eingefallen sei, es sei gleichgültig was, wenn's nur etwas sei, mit dem kein Teufel was machen könne. Je weniger man es begreife, desto schrecklicher werde es ausposaunet und gerühmt, weil niemand den Namen haben wolle, er habe es nicht begriffen oder er habe an die neuste Neuigkeit nicht gleich geglaubt. So Einer werde dann Professor, kleide sich ganz und lebe gut. Komme man dann nach zehn Jahren darüber, daß, was er erfunden, nur eine neue Dummheit sei oder eine alte aber neu angestrichene, so redeten die Aeltern bloß sachte davon, respektirten jedenfalls ihr historisches Recht, bloß Jüngere, welche ebenfalls noch nach Mücken fahndeten, geriethen gierig dahinter und stellten es in seiner Blöße dar, unterdessen aber lasse es sich der Herr Professor wohl sein in seinen ganzen

Kleidern, lebe gut, gehorche dem König oder der Majorität und frage dem Rest den Teufel nach. Auf dieſe Weiſe würden Leute erzogen, mit denen ſich was machen ließe, Leute, welche man ganz kleide, gut leben ließe, wenn ſie nämlich zu dem Dienſt ſich brauchen ließen, zu dem ſie erzogen würden. Solche Leute würden nicht mehr von Gott und Teufel, von Furcht und Glauben predigen, ſondern Moral, ſchöne Moral, was nützlich und was ſchädlich, mit was man am weiteſten komme in der Welt, was dem Menſchen am wöhlſten anſtehe, wodurch er ſich über die andern erhebe oder zu Ehren komme. Wenn einmal das gepredigt würde und ſo recht ausgelegt, dann gehe er auch zur Kirche, dann ſeien die Pfarrer nützlich. Er garantire, auf dieſem Wege wollte er eine ganze Gemeinde dahin bringen, daß keine Verbrechen mehr begangen, keine Perſon ſtraffällig würde, daß man eine äußere Polizei ganz und gar entbehren könnte. Aber von den Pädagogen verſtehe eigentlich keiner ſo viel, als Koth Platz habe im Auge einer Kleblaus. Das ſei das dümmſte Volk von der Welt, wenn man das geſcheidter machen könnte, als es jetzt ſei, es wäre das Kommodſte. Dieſes Volk ſei von einer Materie, wie keine ſo ſei auf der Welt, die forme ſich ganz nach den Fingern, in welchen ſie ſei, hart oder weich, ſpitz oder ſtumpf, ſpröde oder dehnbar, vergeßlich und b'ſinnt, g'ſtabelig und beugſam, kriechend und fliegend, vierbeinig und bolzgradauf, kurz, das ſei ein Volk, welches er auch erſt in ſeinen Fingern haben möchte; indeſſen ſei es doch ein Volk, mit dem ſich was machen ließe, wenn es in die rechten Hände käme. Die Pädagogen ſeien empfindlich gegen den Wind, verſtünden alsbald, wo Bartholome den Moſt hole, und ad usum Delphini einzurichten, was ihnen zum Einrichten anbefohlen werde. Freilich müſſe man ihnen immer auf die Finger ſehen, ſich ſelbſt überlaſſen thäten ſie eſelmäßig und trieben das Krümmſte von der Welt, und wenn ſie dran kämen den Meiſter zu ſpielen, wäre der Teufel los. Darum müſſe

man ſich von ihnen mit ihren hochbeinigen Worten nie imponiren laſſen, nie Sand in die Augen ſtreuen, das könnten ſie wie die Juden beim Handeln. Zwiſchen beiden finde er überhaupt keinen großen Unterſchied, beide verſtünden es gleich gut, aus nichts viel zu machen und aus vielem nichts, wenn's nicht ihre Sache ſei.

Der gute Regierer dachte, wenn er ſo recht im Reden und Trinken war, ſelten, wen er um ſich hatte; ſo geſchah es ihm denn oft, daß er ſo recht vaterländiſch in's Guttuch fuhr. So war auch ein Rechtsagent anweſend, der früher Quaſi-Pädagog, d. h. Schulmeiſter geweſen. Der hatte ſchon lange gemunkelt und ungern geſchluckt, was der Regierer über die Pädagogen der untern Stufen ſagte, den Profeſſoren dagegen hatte er's von Herzen gegönnt, was ihnen zugemeſſen worden war, jetzt begann er aufzubegehren. Es wolle immer alles über die Lehrer aus, und doch woher habe man das, was man wiſſe? einmal auf die Welt gebracht habe man es nicht, auch nicht mit der Muttermilch eingeſogen. Aber Undank ſei der Welt Lohn. Die Bettler machten es gerade ſo, den, welcher ihnen am meiſten gegeben, verläſterten ſie bei dem Schnaps, welchen ſie aus ſeinem Gelde tränken, weit aus am ärgſten. Der Regierer brannte auf und behauptete, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, zu vergeſſen, was er in der Schule gelernt, er wäre der dümmſte Kerl geblieben auf Gottes Erde. Nun ging es los.

Sechstes Kapitel.

Eine geiſtliche Abendunterhaltung.

Dieſe Gelegenheit ergriff jener Amtsrichter, von welchem wir geſagt, er habe die Pfarrer in Schutz nehmen wollen,

und machte ſich unbemerkt davon. Er war nicht Liebhaber vom lange ſitzen und ſpät heimkommen, er war ein Hausvater vom rechten Schlage. Aber wie es ſo geht, es iſt Einer nicht immer Meiſter, man läßt ihn nicht fort, man lacht ihn aus, man verſpricht, mit ihm zu kommen, wenn er nur ein wenig warte, nur bis die Flaſche zu Ende ſei u. ſ. w. Es iſt dies eine peinliche Lage, ein Sitzen auf Dornen, da lernt man die Gelegenheiten faſſen, wo man unbemerkt ſich ſchieben kann. Unſer Amtsrichter war zu Fuß, er meinte, er habe ſeine Beine zum Brauchen, ſo lange ſie was taugten, wenn das Alter komme, dann thue ihm das Fahren um ſo wöhler. Wie er fortging, ſtieß er mit ſeinem Pfarrer zuſammen, der auch auf ſeinem Heimwege war. Es freute ſie beidſeitig. Ungefähr treffe auch was und manchmal was Gutes, an das man nicht gedacht, und das ſei das Beſte, was er heute gehabt, ſagte der Amtsrichter. Nun erzählte er den Hergang mit dem Eid und daß es ihn ſehr gefreut, daß der Abſtand erklärt worden. Aus den Akten hätte er auch die Ueberzeugung geſchöpft, daß er falſch gethan worden wäre. Aber der ganze Handel ſei ſo verdreht und verwickelt worden, daß man z'Roth hätte merken mögen, warum es ſich eigentlich handle. Aber ſie müſſen es ſo machen, wenn ſie einen Prozeß ausſpinnen und recht lange an den Parteien ſaugen wollen. Der Pfarrer ſcheine bei der Eidesunterweiſung denen, welche ſchwören ſollten, die Augen aufgethan zu haben. Da hättet ihr hören ſollen, wie es über die Pfarrer losging, ihr hättet mich bald übel gedauert.

Das glaube ich, ſagte der Pfarrer. Es geht uns allemal ſo, wenn wir einen unglücklichen Eid verhüten. Nun von vielen Advokaten dünkt es mich gar nicht anders. Ich weiß, was das für Leute ſind und wie ſie das Geld nöthig haben. Es iſt ſich aber auch nicht zu verwundern, es iſt bei den meiſten in dieſem Gelde kein Segen, und je mehr Einer verdient, deſto ärmer wird er. Das bloß müht mich, daß meiſtens auch die

Beamteten in's gleiche Loch blasen, es dem Pfarrer übel nehmen, wenn er seine Pflicht thut, ihn um so weniger leiden mögen, je eifriger und thätiger er in seinem Amte ist. Das ist nicht recht, und kömmt nicht gut.

Ja, Herr Pfarrer, so ist's, antwortete der Amtsrichter. Unsereiner kömmt viel mehr dazu begreiflich, zu hören, was euch angeht, als ihr selbst. Und da nahm es mich oft wunder, woher das feindselige Verhältniß eigentlich kommt. Ich war noch nicht bei manchem Beamteten, der nicht den Pfarrern den Tätsch gab, wo er nur konnte und sie gelegentlich plagte aus lauter Spaß, ihnen dann hintendrein selbst aus der Noth half, nachdem sie recht nöthlich gethan und genug gezappelt hatten.

Das will ich euch schon sagen, Amtsrichter, euch darf ich es, jedem sagte ich es nicht, mag nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, Böses mit Bösem, erwiderte der Pfarrer. Seht, Amtsrichter, dieser Zwiespalt ist eine uralte Sache, und wenn man ihn von obenherein vornehm abthun will, so könnte man sagen, es sei nichts als ein Stück des großen Kampfes des Zeitlichen mit dem Ewigen, des Weltlichen mit dem Göttlichen. Aber mit solchen hochklingenden Sätzen ist nichts gemacht, je vornehmer sie tönen, desto weniger ist damit gesagt, man muß sie den Philosophen überlassen, die handeln mit solchen Orakelsprüchen ungefähr wie die Juden mit alten Kleidern und die Heimberger mit Kachelgeschirr. Unser Verhältniß zum Staat kömmt von der Reformation her. Die katholische Kirche war eine weltliche Macht, hatte durch ihre Priester und sonst allerlei ihre Hand in allen andern Staaten, daher die Fürsten nicht übel unter dem Daumen. Stellte einer derselben sich ungeberdig, kriegte er früher oder später die Ruthe vaterländisch. Schadete freilich manchem nichts, hatte sie mehr als verdient, aber damit verrückte die Kirche ihre Stellung und pflanzte die Ansicht, als ob die Kirche andere als christliche Zwecke, Sonderzwecke, hätte, als ob sie eine unabhängige, den

andern Staaten feindselige Macht suche und ausüben wolle. Als in der Reformation Staaten sich der katholischen Botmäßigkeit entzogen, boten die meisten Mächtigen und Häupter ihre Hand dazu, sicherlich nicht aus rein christlichen Trieben, sondern um frei zu werden von dieser Gewalt und frei nach Belieben schalten zu können in ihrem Lande, ohne mitten drinnen eine andere mit Rechten ausgestattete Macht zu haben. Als sie einmal entronnen waren, scheuten sie sich vor dem alten Verhältniß wie gebrannte Kinder das Feuer. Das Christliche wollten sie nicht ausrotten, sie wollten Christen bleiben, darum mußten sie auch Kirchen und Pfarrer haben, um die Sakramente zu verwalten und zu predigen, aber sie lebten in steter Angst, die alte Macht möchte auch in die neue Kirche kommen, bewachten mißtrauisch alle Regungen der neuen Kirche, wiesen barsch und streng alle Mahnungen, welche von ihr ausgingen, von sich, ja sie verfolgten feindselig das Christenthum in der Kirche, wenn es zu neuem regerem Leben erwachen wollte. Sie konnten nicht unterscheiden die Macht, welche das Christenthum über die Menschen haben soll und zwar über Bettler und Fürsten, und die Macht, welche die Kirche gegenüber der Staatsgewalt über äußere Verhältnisse sich angeeignet hatte. Sie schnitten, wo sie konnten und mochten, durch persönliches Einwirken und allgemeine Verordnungen die Einwirkungen der Kirche auf das Leben der Menschen ab; das Verhältniß des Staates zu der Kirche war das eines Siegers zu einem Besiegten, dem zwar das Leben gelassen wird, aber erstlich abgenommen nicht bloß alle Waffen, sondern alles, was er bei sich hat, und der dazu noch auf das schärfste überwacht wird, so zwar, daß allemal, wenn der arme Gefangene einen längern Schritt that oder einmal zwei rasch hintereinander, er mit einer Kette belästigt und gebunden ward. Je mehr der Staat die Macht der Kirche brach, desto mehr dehnte er die seine aus, desto mehr erstreckte der Staat seine Gewalt über alle Korporationen oder Gemeinden, alle Verhältnisse der Menschen zu

einander, alle Vermögensverhältnisse und alle persönlichen Verhältnisse, ja allgemach auch über das Inwendige des Menschen, sein Wissen und sein Denken. Der Staat regulirte die Wissenschaften und forderte Rechtgläubigkeit in Beziehung auf den Staat und dessen Einrichtungen, d. h. der Staatsbürger sollte das ganze Eingericht des Staates schön finden und darin sich selig fühlen; wer das nicht that, ja vielleicht gar dagegen sprach, der war ein Ketzer, der ward gerichtet. Damit machte der Staat sich zu Gott, wenn er auch noch den Titel nicht annahm.

Nun wißt ihr, mein lieber Amtsrichter, wohl, wie es geht in der Welt, der Knecht treibt es immer weiter als der Herr, in allem Bösen heißt das, er ist dessen Affe. Mit reichen und stolzen Herrschaften ist ein schwer Leben und Auskommen, aber die Dienerschaft ist zehnmal unerträglicher. Während man droben im Salon noch leidlich behandelt wird, thut unter der Thüre der Portier, daß es Einen in allen zehn Fingern juckt, und der Kammerdiener auf der Treppe, daß man ihm mit dem Fuße gehörigen Orts nachhelfen möchte. Ist ein Reicher wüst gegen die Armen, sind es Kinder und Knechte zumeist viel mehr, daß dieselben vor dem Hause ein Kreuz machen und weit um gehn, um nicht vom Volke mißhandelt oder gar von Hunden gefressen zu werden.

Ungefähr so machten es die Beamteten des Staates gegenüber der Kirche, sie trieben Hohn und Spott mit ihr und wo sie dieselbe irgendwie ärgern und kränken konnten, sparten sie es nicht. Ja es trieb es ein Hochgestellter einmal so weit, daß er am Bettag, also an einem hohen Festtag, jagen ging mit einer großen Meute und zwar in der Nähe seines Wohnsitzes. Es ward gejagt. Der Hase versetzte sich auf dem Kirchhofe, während die Gemeinde in der Kirche war. Die Hunde kamen heulend an, stöberten um die Kirche herum, stachen endlich wieder auf und nun gings los. Man denke sich das Geheul der Hunde und die Erbauung in der Kirche. Weil gegen

solche Unbill und Verhöhnung alles christlichen Sinnes die Wächter der Kirche absonderlich protestirten, weil sie so oft in Fall kamen, gegen Mißbräuche bei frommen Stiftungen, gegen Spoliationen der Kirche zu protestiren, so verhöhnte man sie, als bildeten sie sich ein, die Geistlichkeit sei die Kirche. Dieser sei es nur um Geld und Gut, um ihre Einkünfte zu thun. Machte aber einmal einer die Gemeinden auf die Uebergriffe des Staates aufmerksam, sowohl im innern als äußern Leben, und erhoben die Gemeinden ebenfalls ihre Stimme, ward der Pfarrer von Beamteten denuncirt als Aufrührer, als böser Kopf, wurde wo möglich gestraft oder bis auf den Tod geplagt und gehetzt. Wenn ein Beamteter sich recht beliebt und groß machen wollte, that er es auf Kosten der Kirche oder des christlichen Sinnes und meinte dabei, was für ein Held er sei.

Im Maaße, als der Staat seine Macht ausdehnte bis in die Gewissen hinein, zog er auch die Kirchendiener in den Bereich seiner Geschäfte und bürdete ihnen Dinge und Tabellen auf, daß es schauderhaft war, ja suchte auf jedem Wege dazu zu gelangen, daß sie sich eigentlich mehr als die Prediger des Staates, denn als die Prediger Gottes darstellten, mehr die im Staate herrschenden Grundsätze, die Staatsreligion predigten, als die Lehre des Heils in Christo, das wahre Evangelium. Zu allem diesem kamen noch andere Ursachen, welche mächtig einwirkten. Im vorigen Jahrhundert kam von Frankreich her die Aufklärerei und mit ihr der Wahn, wer Anspruch auf Bildung mache, dürfe kein Christ mehr sein, es wenigstens nicht zeigen, er müsse sich des Evangeliums als einer Thorheit der Griechen und eines Aergernisses der Juden schämen. Der größte Theil der Staatsbeamteten gehörte dieser Klasse der Gebildeten an, verachtete also mit dem Kirchlichen alles Christliche, und es bildete sich da eben die Ansicht aus, alles dieses sei gut genug für das Volk, aber die Gebildeten seien weit darüber hinaus, es sei ein Kappzaum für das Volk, dasselbe im Staatsschritt zu erhalten, eine Abtheilung der Polizei, so

gleichsam die innere. Und ich will es euch nicht verhalten, Amtsrichter, daß viele Geistliche zur Bestätigung dieser Ansicht beitrugen. Sie waren auch Kinder ihrer Zeit, angesteckt vom damaligen Zeitgeiste, d. h. von dem Geist der Welt, wie er damals gefärbt war und gestaltet. Sie äußerten sich zweideutig über Amt und Stand, Glauben und Lehre, thaten selbst, als hielten sie sich für eine Art von vernünftigen Vorbildern in allerlei nützlichen Dingen, Stallfütterung z. B. und Hühnerzucht, predigten eine flache Staatsmoral, gut genug für Bauern, an welcher der Landvogt Freude hatte, welche indeß jetzt manchem Neugnädigen noch viel zu scharf und streng gewesen wäre, wenigstens für seine Person. Ferner gehörten früher viele Beamtete den höheren Ständen an, waren reich und vornehm oder wußten wenigstens zu thun, als wären sie es, trugen den Hochmuth vor sich her, betrachteten die untern Stände, die untern Beamteten als eine Art niederer Dienerschaft und behandelten sie demgemäß. Und viele Pfarrer ließen sich dies wiederum gefallen, waren arm und nicht vornehm, liefen in abgezerrten Röcklein herum, hatten die Sitten der feinen Welt nicht, aber große Hochachtung davor, viel Demuth dagegen und trugen dafür auch viele Demüthigungen davon, und wenn sie einmal was zu sagen, gegen diese Beamtenherrschaft eine Einsprache wagten, fuhren ihnen Donnerwetter aufs Haupt, daß sie in Zukunft das Reden vergaßen.

Diese Beamteten in großer Mehrzahl kannten das Volksleben durchaus nicht, ja die, welche aus dem Volke herausgewachsen waren, verläugneten es nicht bloß alsbald, sondern waren auf das emsigste bemüht, dasselbe zu zerstören. Die wenigsten hatten einen Begriff von der Bedeutsamkeit dieses Lebens, was demselben förderlich war, was zerstörend auf dasselbe einwirkte, man kümmerte sich überhaupt um die Familie, das Haus wenig oder nichts, sondern bloß um den Staat; Häuser, Menschen hatten bloß einen Werth in Beziehung auf den Staat. Schoß nun irgend einem Beamteten ein Staats-

gedanke durch den Kopf, z. B.: es sollten Tabellen vollständiger gemacht, Beamteten Mühe abgenommen, neue Stellen geschaffen, Gefälle, Sporteln u. s. w. erhöht oder geschaffen werden, ward es flugs ausgeführt und weiter nichts gefragt und nichts gehört. So entstund das Verhältniß der Beamteten und der Geistlichen und bildete sich immer weiter aus bis auf den heutigen Tag.

Aber wo soll das dann am Ende hinaus? frug der Amtsrichter. Der Präsident meinte, man solle die Geistlichen ganz abschaffen, der Regierer wollte das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet haben, sondern die Geistlichen so bilden lassen, daß sie gerade zu dem gut würden, wozu man sie brauchen wolle, für Staatsmoral zu predigen und der Polizei zu helfen.

Ja, sagte der Pfarrer, das weiß Gott, wo das hinaus soll. Wenn der nicht wäre, man verlöre den Muth, aber der wird es schon machen, der ist es, der in die Hölle führt und wieder heraus, der aus dem Schlafe wecket, die Einen mit freundlichem Windesfäuseln, die Anderen mit lieblichen Lichtstrahlen, die Dritten mit Donnerwettern, die Vierten mit der scharfen Ruthe der Zucht. So geht es nicht lange mehr fort, lieber Amtsrichter. Das Gefühl ihres Berufes, als Diener Gottes, Verkündiger seines ewigen Wortes und eines ewigen Lebens ist in zahllosen Dienern der Kirche erwacht, und die staatlichen Mißhandlungen und Entwürdigungen fühlen sie mit glühender Pein. Sie sehen sich auf Erden zwischen Thüre und Angel, zwischen der trotz aller Versöhnungen und militärischer Austreibungen der Jesuiten und Plünderungen der Klöster an innerer Macht wachsenden katholischen Kirche, und dem die eigene Kirche immer mehr zerholzenden verhöhnenden Staat, der wie ein dummer Junge sein eigen Geld verklopft, um Andere zu gleicher Thorheit zu reizen. In diesen bubenhaften Reizungen wurden die nervösern Weltschen überreizt, warfen den Bündel vor die Thüre. Auf der einen Seite wird die Frage der Trennung der Kirche vom Staate immer lebhafter,

auf der andern Seite die bubenhafte Hitze, alle Kirchen zu zerstören, immer größer. Und die, bei welchen diese lümmelhafte Hitze am größten ist, eifern am meisten gegen die Trennung, denn mit der Trennung hört die Gewalt über die Kirche auf, sie ist nicht mehr eine Seite der Polizei oder Rechtsstaat, die Staatsmänner können sie nicht mehr mit Füßen treten. Während es so draußen redet, streitet, stürmt, wird es hohl, öde, leer in den Tiefen, und gähnend thut sich ein Abgrund auf, der alles zu verschlingen droht. Der Staat kann nicht Gott sein, gegen seine Ohnmacht empören sich seine Kinder und Anbeter, Staatsglaube und Staatspädagogik geben keine Befriedigung, nichts als ein nagend Ungenügen, eine bodenlose Unzufriedenheit. Der Staat, der alles in allem sein wollte, will am Ende alles und giebt nichts, bringt Hunger und stillt ihn nicht, erzeugt Bedürfnisse, und sind sie erzeugt, spottet er ihrer statt sie zu befriedigen, bildet die Menschen, d. h. er erzieht sie so, daß sie das Höchste begehren lernen, während sie das tägliche Brod nicht erhalten können. Der Staat stellt die Person gewordene concentrirte Selbstsucht dar, in allen seinen Kindern erzeugt er diese Selbstsucht wieder, und diese selbstsüchtigen Kinder werden sich bald genug erheben gegen diesen trostleeren Erzeuger und sich unter einander fressen.

Aber eben deßwegen, weil der Unsegen dieser falschen Staatswirthschaft immer mehr zu Tage trittet, den Menschen in diesem liebeleeren Chaos immer unheimlicher wird, die Verwilderung der Menschen, trotz allem Geschrei von Bildung, immer augenscheinlicher zu Tage trittet, die Ohnmacht des Staates, das Heiligthum im Inwendigen des Menschen, in welchem seine höchsten Kräfte liegen, das Gemüth, freundlich auszubauen und den Menschen aus dem thierischen Zustande zu einem höheren Wesen zu erwecken, immer klarer wird und handgreiflicher sich herausstellt, werden sich die Bangen wieder unter das Panier der Kirche flüchten, werden wiederum den

Durst ihres Gemüthes an dem Borne stillen, der den Trank enthält, der den Durst für immer stillet, daß es den Trinkenden nicht mehr dürstet in alle Ewigkeit, der ihm das Ungenügen nimmt und das wahre Genügen giebt. Die Noth lehrt beten, Amtsrichter. So denke ich mir, werden die Völker, wenn sie recht im Wirrwarr durch den Staat in Sümpfe gekommen, wo ihnen der Tod dröht, wiederum das Heil in Christo suchen, werden es erkennen, daß er der einzige Name ist, in dem die Menschen können selig werden, daß in ihm alleine die wahre Freiheit ist, die von innen heraus, aus dem Heiligthum der Gemüther wachsen kann und äußerlich durch die Liebe gepflegt und erhalten wird, die nicht gegeben werden kann, weder auf Löschpapier noch auf Granit, auch nicht in Erz gegraben. So denke ich, werde das wahrhaft Christliche auch wieder zur Geltung kommen und die Völker werden es erkennen, daß, was sie als das Köstlichste in ihrem Haushalt haben, auch das Köstlichste im großen Haushalt, im Staate sein müsse, wenn die rechte Gliederung vorhanden sein soll, bei welcher allen Gliedern wohl ist. Und wie der Hausvater der rechte Wahrer und Hüter dieses Heiligen im Hause ist, so muß auch der große Hausvater oder Landesvater oder Regent oder trage er Namen, welchen er wolle, der erste Christ im Lande sein, voranleuchtend im Lichte, das da kam in die Finsterniß, und Alle, welche er setzet nach ihm zu Obersten und Amtleuten, müssen das christliche Siegel haben und leben und regieren als die, welche Gott Rechnung abzulegen haben am jüngsten Tage über jedes anvertraute Pfund. Und wo das Volk sie wählet, seine Obersten, Amtleute und Regenten, da wähle es gottesfürchtige Männer vor allem, welche Christum lieb haben und in einem ehrbaren Leben wandeln, geizhäßig und tapfer sind und den Nächsten lieben als sich selbst. Dann denke ich, Amtsrichter, werde die Feindschaft aufhören zwischen den Dienern des Staates und den Dienern der Kirche, zwischen den weltlichen Beamteten und

den geiſtlichen, denn ſie werden einig in Chriſto ſein und es erkennen, daß ſich Chriſti ſchämen nicht bloß eine Sünde ſei, ſondern eine große Thorheit, und daß der rechte chriſtliche Sinn die höchſte Bildung ſei, welche ein Menſch auf Erden erlangen kann, dann werden ſie Hand in Hand gehen, denn ſie wiſſen, ſie ſchaffen beide das gleiche Werk, die Förderung des Reiches Gottes auf Erden, nur jeder nach ſeiner Art und dem Maaße des anvertrauten Pfundes.

Was meint ihr, Herr Pfarrer, antwortete der Amtsrichter, wie lange geht das noch, bis es ſo iſt? Wäret ihr heute bei uns geweſen, große Hoffnung, es zu erleben, hättet ihr nicht bekommen.

Da möchte ich ſagen, Amtsrichter, antwortete der Pfarrer: vom Tag und der Stunde weiß niemand, als der Vater, der im Himmel iſt. Mich dünkt, ich wittere Morgenluft, aber ich kann mich täuſchen, es kann noch zehnmal ärger kommen, und ich kann mich noch zehnmal täuſchen und doch bleibt mein Glaube feſt, daß es beſſer komme und zwar nicht im Sinne der Radikalen, ſondern im chriſtlichen Sinne. Und wenn ich es nicht erlebe, wenn ich auf dem Todtenbette liegen ſollte und alles ſchwarz um mich von Noth und Unglauben, ſo bleibt mir doch der Glaube, daß er ſeine und meine Feinde in Grund treten werde, es bleibt mir der Glaube an den Sieg und wenn ich mit Händen und Füßen gebunden wäre, es iſt Gott der alles macht.

Von dieſem Glauben haben ſie heute auch geſprochen, antwortete der Amtsrichter, und nicht genug ſagen können, wie viel Schaden die Pfarrer anrichteten, weil ſie dieſen Glauben den Leuten predigten, die thäten dann nichts und meinten, der liebe Gott müſſe ihnen alles machen, wer auf ihn vertraue, dem gebe er die Sache im Schlafe.

Ach, wenn doch ſolche Staatsbuben oder Staatsjunker den Verſtand brauchen wollten, aber das können ſie nicht, der Teufel hat ihnen den Verſtand verdreht und die Augen

und die Ohren, darum ſehen, hören und begreifen ſie nichts. Man ſollte nicht, aber ich werde allemal zornig, wenn ſo ein geiſtiger Fötzel oder Lump das Maul aufmacht und was von Religion ſpricht. Sie ſind ärger wie die Müſterler, wenn die einmal einen läſterlichen Witz aufgeſchnappt, geben ſie ihn in jeder Poſtkutſche, jeder Table d'hote wieder. Aber wie einmal ein Müller ſagte, die ärgſten Diebe ſeien nicht Wirthe, nicht Müller, ſondern wenn man auf einen Müller einen Wirth pfropfe, dann entſtünden ſie, ſo ſind auch die Aergſten, die mit der Bildung und Angewöhnung eines Müſterlers, ſei es von welcher Sorte es wolle und habe er in Baumwolle, Käs oder Wein gemacht, zu Staatsjunkern avanciren. Die produciren ihre aufgeſchnappten Läſterungen und Floskeln nicht bloß in der Poſtkutſche, ſondern wollen dieſelben als Maxim und Grundſatz gelten machen im Staate und bringen es bei jedem Anlaſſe vor als eine unumſtößliche unwiderſprochene Wahrheit und ſind ſo geſcheidt, nicht zu merken, wie ſie ſich vor allem Volk proſtituiren und an Pranger ſtellen, ſie die ſogenannten Gebildeten, die nicht wiſſen wie dumm iſt, was ſie ſagen, deren Bildung aus nichts beſteht, als aus einigen angepflaſterten Floskeln und Phraſen, welche aus dem Pflaſterkübel des gröbſten Maurers zu kommen ſcheinen.

Der Glaube, den ich habe und von dem ich rede, iſt nicht der Glaube jener Sekte, die den Tiſch deckte, ſich darum ſetzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Eſſen in ſchönen Schüſſeln wohlgekocht vom Himmel auf den Tiſch fallen laſſen. Sondern mein Glaube iſt der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich dieſe Kräfte anzuſtrengen habe nach Vermögen und Gewiſſen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, richte ich damit das Erſtrebte aus oder nicht, ſondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlaſſend. Der Menſch ſoll ſäen, aber in Gottes Hand ſteht die Ernte, über das was ich thue, bin ich

verantwortlich, was ich wirke, waltet Gott. Ich als Pfarrer, Amtsrichter, ſcheine gegenwärtig einen troſtloſen Beruf zu haben. Es iſt faſt, als ob ich Nebel müllern wollte, um Mehl zu machen, oder mit Wolken oder Schnee Fundamente zu einem Hausbau, und doch kann eine reiche Ernte kommen, wenn Gott es will. Ob ſie aber komme oder nicht komme, ſoll ich ſchaffen ohne Unterlaß, von Gott dann in aller Demuth und Geduld ſein Gutfinden erwartend. Seht, Amtsrichter, es heißt, meine Gedanken ſind nicht euere Gedanken und meine Wege nicht euere Wege und bei Gott ſind alle Dinge möglich. Wie oft war es anhaltend Wetter, trocken oder naß, welches alle Früchte gefährdete. Alle Wetteranzeigen hatten getäuſcht. Hundertmal erwartete Aenderung war ausgeblieben, alles ſchien verloren. Ueber Nacht kam, als niemand daran dachte, ein Umſchwung, alles kam ganz anders, als der Menſch es vorausgeſagt, und was kein Menſch dem andern Menſchen geglaubt hätte, ſtellte Gott der ganzen Welt handgreiflich vor Augen. Wie es mit dem Wetter geht, geht es oft in der Geſchichte; wenn die ganze Welt ſo recht ihre Ohnmacht fühlt und in's Unglück ſich ergeben will, giebt Gott der Sache einen Tätſch und die Sache iſt umgekehrt. Denkt, Amtsrichter, an Napoleon, wer ſchlug den, als alle Mächtigen zu ſeinen Füßen lagen, nicht der Alexander, nicht Blücher, nicht Wellington, ſondern Gott, er blies in die Wolken und die große Armee war weg. Darauf hin, als Gott das Seine gethan, kriegten die Menſchen und räumten auf mit dem Reſt, hatten aber noch Noth genug damit. Grade ſo unerwartet, nur umgekehrt, machte Gott es bereits mehrere Male mit dem Chriſtenthum, er kann in den Sinn der Völker blaſen wie in die Wolken, daß derſelbe ändert über Nacht, und der Stein, den die Bauleute verwarfen, kann ungeſäumt wieder erwählet werden zum Eckſtein, und mir iſt's immer, ich wittere Morgenluft. Und wenn ich auch dann alle Tage rieſe: Wächter, was ſagſt du von der Nacht? Und der Wächter antwortete

mir alle Tage: Es ist zwar der Morgen kommen, aber es wird doch Nacht bleiben, so würde ich doch fest im Glauben bleiben, daß der Herr Meister bleibe, daß der Morgen komme, wo alle seine Feinde zu seinen Füßen liegen.

Ja, Herr Pfarrer, sagte der Amtsrichter, das wäre wohl ein schöner Glaube und daß der was schaden könnte, kann ich nicht einsehen. Aber von einem solchen Glauben haben die drinnen keinen Begriff. Sie hören etwas halb, verdrehen es dann noch halb, geben dann dieses für die christliche Religion aus und peitschen es als solche aus. Es erleidet mir manchmal übel dabei zu sein.

Aber widerredet ihnen dann niemand, und nimmt man es so an mir nichts dir nichts? fragte der Pfarrer.

He das ist so, sagte der Amtsrichter. So alles glaubt man nicht immer, und zuweilen sage ich auch, wie ich's meine. Aber was will man mit solchen Herren anfangen, die haben Mundstucker, daß sie Einen zehnmal übermaulen, man ihnen auf zehne kaum ein Mal Bescheid geben kann. Dann ist das bei manchen, nicht bei Allen, so: sie denken, solche Herren, so gelehrt und in alle Spitzen gestochen, werden das besser wissen, als so dumme Bauern, welchen man die Wahrheit absichtlich vorenthalten; wenn solchen nicht zu glauben sei, wem sollte man dann glauben? denen einmal mehr als den Pfarrern, verzeiht Herr, meine Meinung ist es nicht, die predigten in ihren Sack. Die einen seien so dumm freilich und glaubten noch, was sie predigten, die andern aber, besonders die jüngern, wüßten wohl, daß nichts dran sei, aber es sei ihnen halt wegem Brod. Die Advokaten machten es ja auch nicht besser, die redeten, was schöns sei, für den schlechtesten Handel um's Geld.

Aber das ist ja traurig, Amtsrichter, daß die Leute einen Glauben haben, den man ihnen so mir nichts dir nichts wegschwatzen kann, ungefähr wie man Kreide abwischt an einer schwarzen Tafel. Es ist traurig, daß Leute, von denen man

ja augenſcheinlich ſieht, daß ſie keine Religion haben, eine ſolche Gewalt bekommen, daß ſie die Leute beſchwatzen können, das Köſtlichſte was ſie haben, wegzuwerfen, es iſt noch ärger als das Erbrecht zu vertauſchen an ein Linſengericht.

Es iſt ein Unglück, Herr Pfarrer, ſagte der Amtsrichter, aber es meinen die Leute eben, wer gebildet ſei und ein Herr ſein wolle, der glaube nichts, Bildung und Glauben hätten neben einander nicht Platz. Wer ſchuld an dieſer Meinung iſt, weiß ich nicht. Daneben haben viele Menſchen gar ſo einen kurzen Glauben, ihr könnt es euch nicht denken, Herr Pfarrer, wie kurz, er mag das Leben gar nie erlangen. Sie handeln nicht darnach, ſie ſtärken ihn nicht, ſie leſen höchſtens Zeitungen, ſo trocknet er ab wie eine Warze, die, kommt man dran, abfällt. Das iſt das große Elend, ſagte der Pfarrer. Ich weiß es eigentlich wohl und wenn man nur das anſieht, ſo möchte man faſt verzweifeln, daß es je beſſer werden könnte, man ſollte eher denken, es werde alle Tage ſchlechter. Aber eben bei Gott ſind alle Dinge möglich, Thauwetter und Kälte, Sonnenſchein und Regen, und alles wie er will, bald plötzlich, bald ſo gleichſam ſchleichend nach und nach. So kann auch der Glaube und die Ergebung an Gott plötzlich kommen, wie am erſten Pfingſttage zu Jeruſalem über Tauſende auf einmal, wie er plötzlich kam über Einzelne, Paulus, bald ſo bald anders. Nun, da muß dieſer Glaube, wenn ſein Beſitz nicht wie ein Blitz ſein ſoll, der vorüber fährt, gepflegt ſein, behütet, genähret und geſtärket auf jegliche Weiſe. Aber der da Leben giebt in den Baum, der todt geſtanden den Winter über, daß er oft in wenig Tagen treibt, grünt und blüht, und der dann für die Witterung ſorget, daß zur Frucht die Blüthe ſich geſtaltet, dann weiter, daß über die Frucht die Reife komme, der da den Glauben gewecket hat, der kann auch die Stimmung kommen laſſen über das Volk, wo es einmüthiger im Geiſte wird, einträchtig Einer des Bruders Glauben ſtärkt und an

des Bruders Glauben den seinen, wo der Glaube wächst von Tag zu Tag, bis er in das Leben hineinlanget und das Leben regieret als wie die Sonne die Tage des Menschen. Das kann Gott thun, Amtsrichter. Aber wer dran schuld ist, daß so kurz der Glaube geworden und abgetrocknet wie eine alte Warze das ist leider Gottes ja der Staat, der Alleinherrscher sein wollte über die Leiber und über die Seelen der Menschen, sie nur passend haben wollte für seine Staatszwecke, daran sind alle seine Beamteten schuld, die den Unglauben an Gott zur Schau trugen und Unterthänigkeit gegen den Staat zur Religion machten, daran ist, Gott sei es geklagt, das ganze Herrenthum schuld, das den Glauben an die Bildung tauschte und den Tausch hochmüthig zur Schau trug wie ein thöricht Kind, das eine gefärbte Glaskugel herumträgt, welche es gegen eine Perle eingetauscht, und dieses Herrenthum ging bis auf den Kammerdiener und die Kammerjungfer, bis zu Schneider und Putzmacherin herunter und wurde genährt in den Familien, in Staats- und andern Schulen, welche mehr sein wollten als andere. Wie z. B. die Sekundarschulen, sagte der Amtsrichter. Allweg, antwortete der Pfarrer. Aber nichts desto weniger kann es anders kommen durch Gott. Käme es nicht anders, so glaubte ich wirklich an die Nähe der letzten Dinge, an den Untergang. Denn wie ohne Religion der Einzelne untergeht, ohne Religion die Völker sich auflösen, so müßte für eine Menschheit ohne Religion das Ende da sein. Und wohl verstanden, unter Religion verstehe ich nicht das Gutdünken irgend eines Staatsmanns oder Staatspädagogen, sondern jetzt das Christenthum.

Ja, Herr Pfarrer, sagte der Amtsrichter, was ihr vom Untergang sagt, ist ganz richtig. So weit ich die Sache kenne, sehe ich, daß gottloses Wesen nicht Bestand giebt, und wo gottloses Wesen in einer Familie einreißt, geht sie zu Grunde. Da kann mich nicht bald Einer mehr dauren als Hunghans mein Kolleg. Der war sonst so ein rechter Mann,

und ließ ſich andrehen von den Herren, ſie ſind g'ſotten und braten bei einander, er fängt an zu hüdelen, redet manchmal Sachen, welche einem Kachelfuhrmann oder Schweinhändler übel anſtehen würden. Und glaubt mir oder glaubt es mir nicht, ſchon ſieht man es ſeinem Hofe an, es iſt, wie wenn er das Hüdeln ſeines Meiſters nachmachen müſſe, es iſt nicht mehr die alte Ordnung da. Und erſt an den Kindern wird man es ſehen, an den Buben wird er was erleben, beſonders an dem jüngern, dem Lieutenant, der ſoll der Ungereimteſte ſein weit und breit und Geld verklopfen, daß es Einem übel gruſet. Wenn es ſo fort geht, nimmt das ein Ende mit Schrecken, und ſo geht es noch Vielen im ganzen Lande, wie ich merken mag.

Wollen das Beſte auch für ſie hoffen, lieber Amtsrichter. Muß da rechts, hoffe euch bald wieder zu ſehen, antwortete der Pfarrer.

Verzeiht, Herr Pfarrer, ſo ſchnell werdet ihr diesmal meiner nicht los. Es liegen mir noch zwei Fragen am Herzen, auf die ich Antwort möchte. Wenn ihr nichts dagegen habt, ſo begleite ich euch noch bis zum Grünewäldli, mache faſt nichts um.

Freut mich, Amtsrichter, je weiter je lieber. Fragt nur, was ich weiß, ſollt ihr auch wiſſen.

Kann's kurz machen, Herr Pfarrer, es iſt das: heute und faſt allemal, wenn wir zuſammenkommen nach dem Amtsgericht, geht es über die Religion los, daß es mir übel erleidet dabei zu ſein: das Chriſtenthum ſoll jetzt die Finſterniß ſein, welche dem Lichte der Bildung und Aufklärung weichen müſſe. Wie die Fiſche nur im Waſſer leben könnten, die begabtern Geſchöpfe nur in der Luft, ſo könnten nur dumme, ungebildete Menſchen Chriſten ſein, Aufgeklärte, Gebildete könnten ſo wenig damit machen, als ein vernünftiger Menſch im Waſſer leben könne, hat einmal der Regierer geſagt. Nun halten der Regierer und der Präſident alle Pfar-

rer, welche das Chriſtenthum predigen, entweder für Dummköpfe oder für Heuchler und Lügner. Darum will der Präſident ſie ganz abſchaffen und durch Schulmeiſter erſetzen. Die ſeien die würdigen Diener der Zeit, weil ſie dieſelbe vollſtändig begriffen, daher ſie auch am geeignetſten ſeien, die Moral, welche im Geiſte der Zeit liege, den Menſchen beizubringen. Der Regierer dagegen will die Pfarrer im Dienſte des Staates, ſo gleichſam als innere Polizeidiener, beibehalten. Er ſagt, es ſeien noch gar viele dumme Leute, die vertrügen das Abſchaffen der Pfarrer nicht, aber wenn nach und nach durch die Pfarrer ſelbſt die Lehre geändert werde, ſo merkten ſie es nicht und glaubten dem Pfarrer die neue Lehre ſo gut, als die alte. Dafür ſei daher zu ſorgen, daß man aufgeklärte Pfarrer kriege, die begriffen, was die Glocke geſchlagen. Nun, mein lieber Herr Pfarrer, bekümmert mich dies. Soll das der Ausgang aller Dinge ſein, iſt das Vertrauen auf Gott und deſſen Sieg über alle ſeine Feinde eine thorrechte Sache, ſo wie es kindiſche Thorheit iſt, wenn ein Kind ein Spielzeug fallen läßt in den eilenden Bach und nun in der Hoffnung am Bache ſitzen bleibt, der Bach, der mit demſelben davongeeilt, werde daſſelbe auch wieder bringen?

Ja, lieber Amtsrichter, das ſind wichtige Punkte, um dieſe Angel herum dreht ſich das ganze heutige Gerede. Was es bis zum Grünewäldli ergeben mag, ſollt ihr wiſſen. Kommt ihr aber einmal zu mir, ſollt ihr's gründlicher vernehmen. Allerdings, lieber Amtsrichter, haben Präſident und Regierer vollkommen Recht. Mit ihrer, überhaupt der heutigen ſogenannten Bildung und Aufklärung kann die chriſtliche Religion nicht beſtehen, und ganz füglich kann man bei derſelben die chriſtlichen Prediger abſchaffen und die Herren Schullehrer an ihre Plätze ſetzen; je flacher, deſto beſſer. Nun wäre dies freilich zum Erſchrecken, aber ehe wir es thun, wollen wir zuerſt unterſuchen, was ihre ſogenannte Aufklärung und Bildung iſt, und dann, ob ſie die bleibende ſei und bleiben müſſe

bis an's Ende der Welt. Amtsrichter, ihr wißt, daß der Mensch Leib und Seele hat, beide haben Kräfte, in beiden liegen große Gebiete, nach beider Natur beziehen sich die Einen auf das Leibliche, die Andern auf das Geistige, die Einen auf das in der Welt, die Andern auf das über der Welt. Nun werden in dieser heutigen Zeit und durch die heutige Schulmeisterei vorzugsweise, wo nicht in einem christlichen Hause nachgeholfen wird, die Kräfte, welche sich auf die Welt beziehen in der Seele, also die Verstandeskräfte angebaut. Es ist wahr, das geschieht in bedeutendem Maaße und ist kommod zur Erkenntniß der Dinge dieser Welt und zur Benutzung der Dinge dieser Welt. Der Mensch meint dadurch zum Herrn und Meister der Welt geworden zu sein, das macht ihn stolz und übermüthig. Je einseitiger diese schulmeisterliche Verstandesbildung verfolgt wird, desto mehr beschränkt sich des Menschen Umsicht, bis sie zuletzt einschrumpft und nichts mehr zu erkennen vermag, als die Welt und was in der Welt weltlich ist. Was er mit diesen einseitig ausgebildeten Kräften entweder nicht erkennt oder nicht beherrscht, das verläugnet oder verachtet er hochmüthig, ungefähr wie ein Blinder das Licht und ein Gehörloser die Töne, deßwegen sind sie denn doch da.

Es ist aber nichts, welches dem alten Menschen die starre, trockne, gefräßige Selbstsucht so sehr nährt und ausbildet, als diese einseitige Richtung auf die Dinge dieser Welt, und aus dieser Selbstsucht entsteht der Streit; denn wie sollte da Friede sein, wo jeder der erste sein, jeder alles haben will? Da muß jeder wider Alle sein, Alle wider jeden, und je höher der Mensch die Welt hält, desto kleiner wird er selbst. Daher der große Streit unter den Menschen und der Mangel an großen Menschen. Ist das eben nicht der Jammer dieser Zeit, daß es an wahren Männern fehle, daß je mehr Dampf sei, desto seltener die hochachtungswürdigen Charaktere würden. Ist das eben nicht der Jammer, daß trotz aller Bildung die einzelnen Menschen immer rücksichtsloser gegen andere, daher gro-

ber, roher, ungenießbarer würden, jeder Ansprüche mache, niemand ehre, wovon gerade die Jugend das merkwürdigste Exempel gebe. Sonst sei die Jugend demüthig gewesen und habe das Alter geehrt, jetzt stelle der junge Fasel in seinem Dünkel sich voran und verachte das Alter. Die verschiedenen Stände hätten einander geehrt und geliebt im Verhältniß der gegenseitigen Dienstleistungen. Der Beschenkte habe z. B. den Wohlthäter geliebt, der Arbeiter den, welcher ihm Arbeit gegeben, und jetzt sei alles umgekehrt und gerade dieses alles an der Trägerin der heutzutägigen Bildung, an der Schulmeisterei, am allersichtbarsten und auffallendsten. Eine Gesellschaft aus lauter selbstständigen, gstabeligen Ichs zusammengesetzt besteht nicht. Das Ziel dieser Richtung ist die Barbarei des Thierthums. Aber habt nicht bange, Amtsrichter, das ist das Ende dieser Richtung, aber nicht das Ende der Menschheit. Nein, Gottlob, diese Richtung ist keine nothwendige, die ihren reißenden Lauf hat, einer Lawine gleich, bis an's Ende der Welt. Nein, diese Richtung ist ein Wind, und der Wind dreht sich, dieser Richtung Ende ist schön und für immer dargestellt im Thurmbau zu Babel. Die Menschen wollten in Himmel bauen, am Ende verstand keiner den andern mehr und liefen sinnlos auseinander, und der Thurm zu Babel ist bis auf den heutigen Tag sprüchwörtlich geblieben.

Wenn die Menschen so recht trostlos geworden und, wie es heißt, ihr Elend recht erkennen, da werden sie wiederum gedenken an die höhern Kräfte im Menschen, welche ihn und nicht die niedern Verstandeskräfte, welche sich auf die Welt und das Diesseits beschränken, von den Gras oder Fleisch fressenden Kreaturen unterscheiden und welche einzig die wahrhaft großen Menschen machen. Aus diesen Kräften geht eine ganz andere Anschauung der Welt und Werthung der Dinge hervor, denn in diese Rechnung nimmt man Gott und Seele auf und rechnet bis über's Grab hinaus. Das sind die Kräfte, welche im Gemüthe liegen, welche, wenn sie in's Leben hinaustreten, die

Welt überwinden, die man Liebe, Treue, Begeisterung, Glauben, Ahnen nennt, die nach Oben trachten und ringen nach der Gemeinschaft mit Gott. Das sind die hohen und heiligen Gebiete im Menschen, in denen Christus der rechte Säemann ist, der Same das Wort Gottes und die Frucht der neue Mensch, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit, der nach dem Frieden trachtet, des Herren Willen thut und trägt und freudig sich selbsten opfert, wenn es der Herr gebietet, denn er glaubt, daß selig die seien, die um des Herrn willen sterben von nun an. Das ist der Theil im Menschen, welcher dem Himmel angehört und den Weg dahin hienieden suchen soll, der in dem Geiste lebt, den die Welt nicht fasset, der nur vom Geiste beurtheilt sein will. Der Anbau dieses Theiles im Menschen, das Wecken dieser Kräfte schließt die Bildung des Verstandes und seiner Kräfte keineswegs aus, aber sie bleiben dann durch die andern Kräfte begränzt in ihren Schranken und verirren sich nicht in Gebiete, wo ihnen nicht gegeben ist, Steg und Weg zu finden. Darin gab Christus ein Beispiel; er war gebildeter, um so zu reden, als die damaligen und die heutigen Sadducäer, und sagte er nicht: Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben. Der Christ, der in sich die Welt überwunden, ist Herr der Welt und nicht Sklave der Welt, er besitzt das rechte Gleichgewicht der Kräfte, er gebraucht die Welt, aber sein Trachten geht nach dem Himmel, er allein faßt der Menschen Stellung; sich selbst zu Gott zu machen, verabscheut er als Abgötterei, aber ein Kind Gottes zu sein, ist seine Freude. Faßt man so den ganzen Menschen in's Auge, mein lieber Amtsrichter, so kann keine wahre Bildung und Aufklärung dem Christenthum entwachsen; sie ist ja eben eine Blume desselben, aber jeder Kraft weist sie ihre Stelle an, hat Freude am Verstand, wenn er tiefer und tiefer die Natur ergründet, heißt ihn aber schweigen, wenn der gleiche Verstand sich an Gott wagt und ihn construiren will. Das Christenthum allein bedingt den

wahren Fortſchritt, denn es will ja die Vervollkommnung jedes einzelnen Menſchen ohne Unterſchied und zwar auf einem Wege, der Allen offen iſt.

Das Chriſtenthum allein heiliget die Staatsformen und garantirt die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Perſönlichkeit, ſichert alle Güter, verbindet die Bürger durch Liebe zu Brüdern und hat den oberſten Grundſatz: Was du willſt, daß dir die Andern thun, das thue du auch ihnen.

Betrachtet dagegen die Freiheit und die Bildung des radikalen Heidenthums. Seine Freiheit iſt Zuchtloſigkeit der Häupter, Despotie gegen alle anders Denkenden, das Ziel ſeiner Bildung iſt rohe, finſtere Barbarei. Betrachtet die Träger und Lehrer des Zeitgeiſtes und ſeiner Bildung, was ſind das für Zeugen der Geſittung und des Wiſſens? Seht ihr nicht an den meiſten ein ungeſchlachtes Weſen, deſſen ſich der gemeinſte Bauer ſchämen würde?

Darum, lieber Amtsrichter, habe ich nicht Angſt. Wie vor die Sonne Wolken kommen, aber auch wieder gehen müſſen, ſo ſtehn jetzt vor unſerer geiſtigen Sonne auch Wolken, aber auch ſie werden gehen müſſen. So lange aber das Chriſtenthum bleibt, muß auch das Predigtamt erhalten werden, aber das rechte, eben nicht das, welches alles Andere predigt, nur nicht Chriſtum. Säemänner und Träger des Wortes müſſen ſein, und wie gebildet wahre Chriſten auch ſein mögen, nie werden ſie die Predigt des Wortes miſſen wollen, dieweil ſie wohl leben an jedem Worte von Gott und göttlichen Dingen, und nie werden ſie die Sakramente miſſen wollen, dieſe Pfänder göttlicher Liebe und Gnade, und dieſe können nicht genommen, ſie müſſen gegeben werden.

Ich hörte noch lange zu, ſagte der Amtsrichter, aber hier iſt's d's Grünewäldli, hier muß ich ab. Aber ich habe ſchon viel gehört und bin ein andermal beſſer g'fußet. Wenn es wieder losgehet, wohl denen will ich aufwarten. Danke zum ſchönſten, Herr Pfarrer. Habt nicht zu danken, ſagte der

Pfarrer. That's mir doch selbst wohl, einmal mich über diesen Punkt auszusprechen. Es würde mich freuen, wenn ich mehr Gelegenheit hätte, Amtsrichter, mit euch z'brichte. Mich ebenfalls, sagte der Amtsrichter. Und nachdem sie Abreden getroffen, gingen beide fröhlich, wie nach einer guten That, nach Hause.

Siebentes Kapitel.

Von einer Versammlung bei der hintern Tugend.

Es fehlte Hans, aber er wußte nicht was, er war eine unbefriedigte Größe, aber er fühlte es bloß. Zum vollen Bewußtsein war sein Unbehagen nicht durchgebrochen. Es ist gar wunderlich, wie ein solches Mißbehagen über den Menschen kömmt und wie es die Augen färbt. Nun, den einen kömmt es ganz natürlich aus dem Magen, z. B. Juristen ohne Amt und ohne Klienten, Literaten ohne Talent und ohne Leser, Studenten ohne Studien bloß mit Durst behaftet; andern kömmt es aus dem schönen Sehnen nach oben, aus dem Drang einer edlen Natur nach Fortschritt, z. B. Leutenants, die Obersten werden möchten, zwanzigjährigen Jünglingen, welche mit dem zwanzigsten Jahre Oberlehrer geworden, es nicht ihr Lebtag bleiben möchten, nach Höherm trachten, aber eigentlich nicht wissen nach was, Beamtete, welche an sich Holz zu Regenten fühlen und der Ansicht sind, mit der Benutzung von gutem Holz dürfe man nicht warten, bis die Würmer es gefressen. Den dritten endlich kömmt es, weil sie einmal am Speck gerochen, und wer einmal dran gerochen, kann selten die Beine unter dem Tische stille halten, bis er wirklich auch Speck gekriegt. Das Riechen währt nicht lang, befriedigt nicht, macht nur glustig. Man nehme ein Exempel an den Mäusen, die sonst nicht dumm sind. Wenn der gebratene Speck nicht

ſo verdammt ſchön riechen thäte, man könnte lange Speck in den Fallen beizen, man kriegte keine Maus hinein.

Unter die letztern gehörte Hans. Man hatte ihm lange den Großrath im Gütterli gezeigt, ihm vorgemalt, was für einer er wäre. Er hatte es am Ende geglaubt, ſeine Perſon ſei ſo gleichſam ein heilſamer Trank oder ein wunderthätig Bündteli, wenn man daſſelbe als Rathsherr der Republik an Hals hänge, ſo könne es ihr nicht mehr fehlen, ſo ſei alles gut. Nun aber hing er ihr eben nicht am Halſe, war nicht Rathsherr, was Wunder, daß es ihm ſchien, es gehe alles conträr, daß er den tiefſten Schmerz in ſeinem Herzen fühlte über das unglückliche Vaterland, welches in ſo ſchlechten Händen war, ſich krümmte in Todesnöthen, mit einem gräßlichen Wehgeſchrei den Himmel füllte, welches Wehgeſchrei aber nur Gott vernahm und ſeine Heiligen, Hans z. B., was Wunder, daß es ihn täglich mehr dünkte: nein, ſo könne es nicht länger gehen, das müſſe geändert ſein, wer nicht ein Verräther am Vaterland ſein wolle, müſſe dran hin.

Dieſer Klaſſifizirung fügen wir noch die Bemerkung bei, daß eine ſolche Stimmung auch epidemiſch werden kann, wie Pfnüſel, Flußfieber, Ruhr und Rötheln, d. h. daß einer von andern angeſteckt wird, ohne zu wiſſen wie und warum, ohne im Geringſten was dran machen zu können, ohne daß ein vernünftig Bedenken, ob man wolle oder nicht wolle, vorangeht, accurat wie es bei der Cholera der Fall iſt; die frägt auch nicht lange, darf ich oder darf ich nicht, willſt oder willſt nicht?

Mit dieſem Krankheitsſtoffe behaftet, trappete Hans einmal an einen Markt, welcher am Sitze des Amtsgerichts abgehalten wurde. Hans hatte das unangenehme Gefühl deſſen, der bei kälter werdender Witterung in Sommerkleidern ſteckt. Nun hatte Hans freilich währſchafts, warmes Gſchütz am Leibe, aber er fühlte eine Dünne im Geldſeckel, und die erzeugt bei dem, welcher nicht dran gewohnt iſt, die nämliche Empfindung wie Sommerkleider im Winter. Hans fing ſo allgemach an,

ſich in Haus und Spycher nach verkäuflichen Dingen umzuſehen, und ſolcher birgt ein Haus an einem rechten alten Bauernorte unglaublich viel. Man liebt die Vorräthe von allen Arten aus eben dem Grunde wie die Oberländer alte Schinken und hundertjährigen Käs, aus eben dem Grunde wie adelige Häuſer Stammbäume, Beweisthümer des alten Beſtandes einer Familie. Man ſpotte hierüber wie arg man mag und nenne es ein durch den Zeitgeiſt überwundenes Vorurtheil, wenn eine Familie gern alt iſt und ihren alten Beſtand nachzuweiſen ſucht, es iſt ein Gefühl, welches tief in der Natur liegt, welches kein Zeitgeiſt überwindet. Es ſind ja alle Familien gleich alt, pflegt man zu ſpotten, oder biſt du älter als von Adam her, ſo ſag's. Das iſt ein dummer Witz, ſo genommen ſind wir alle gleich alt und ſtammen alle aus einem Blute, aber wir haben nicht bloß ein leibliches Daſein wie jedes andere Thier, wir haben auch ein geſchichtliches Daſein (hiſtoriſche Exiſtenz). Dieſes iſt das Vorrecht der Menſchen, ſo gut als Ehe und Erbrecht. In das geſchichtliche Daſein tritt eine Familie oder kommt zum hiſtoriſchen Bewußtſein ihrer Exiſtenz durch feſtes Beſitzthum oder eine bedeutende Perſönlichkeit. Durch dieſe beiden Faktoren hauptſächlich werden Namen gemacht, die Familie erhält Bedeutung in ihren und Anderer Augen, man ſpricht von ihr, man erzählt von ihrem Werden, ihrem Sein, ſie erhält eine Vergangenheit; wer eine Vergangenheit hat, darf auf eine Zukunft hoffen. Das Thier kennt das Eine nicht, hofft auf das Andere nicht. Um der Zukunft willen ſoll der Menſch die Vergangenheit hoch halten, ſie ſoll ihm heiligen die Gegenwart. Thut ſie das nicht, conſervirt und cultivirt er die Tugenden nicht, welche der Familie ihr Daſein gegeben, ſo untergräbt er die Zukunft, es conſervirt ſich die Familie nicht, ſie fault in den Wurzeln ab, der Wind verweht ihren Staub. Es iſt ſonderbar, eine Maſſe, welche keinen Namen hat, kein hiſtoriſches Daſein, tobt nicht bloß gegen ſolche Namen, ſondern

verhöhnt und verspottet auch die Tugenden, durch welche sie erworben werden, und kömmt Einer aus dieser Masse zu der Hoffnung, eine Familie zu gründen, den Fuß irgendwie in den Bügel zu setzen, so ist er durch die Natur gezwungen umgewandelt, und sein eifrigstes Bemühen geht auf die Erhaltung dessen, was er früher auf's leidenschaftlichste verfolgt. Der wüthendste Saulus wird zu einem Paulus. Nun freilich fehlt ihnen dann nur zu oft der Verstand, in der Wahl der Mittel haben sie keine Erfahrung, daher auch keine Weisheit, und werden um so größere Thoren, je mehr der sogenannte Zufall bei ihrer Erhebung betheiligt war, um so kürzer wird dann gewöhnlich aber auch die Herrlichkeit.

Hans hatte viel zu verkaufen. Indessen hatte ihm bei gemachter Inspektion doch geschienen, es sollte noch mehr sich vorfinden von verschiedenen Dingen. Muß den Buben sagen, dachte Hans, daß sie mir besser aufpassen, das macht der Karrer, der hat einen hoffährtigen Schatz, und wenn das ist, ist beim Hagel nichts mehr sicher und wär's hinter sieben Schlössern. Der gute Hans dachte nicht daran, daß er den Bock zum Gärtner mache. Seine Buben verklopften ihm so viel Geld, daß er keinen Gedanken daran hatte, daß sie noch andere Erwerbsquellen haben könnten als des Vaters Hosenjack und andere erlaubte Erwerbzweige wie z. B. Schaf- und Taubenhandel u. s. w. Auf dem Wege dachte er, wo er die und jene Händler antreffen könne und ihnen so gelegentlich stecken, sie fänden bei ihm ihre gesuchten Artikel käuflich, und zugleich dachte er sich in einen rechten Ingrimm hinein über die schlechten Zeiten, wo er nicht mehr Geld habe wie sonst. Ehemals hätte er sich zehnmal besonnen, ehe er einem Händler einmal Bescheid gegeben, jetzt müsse er ihnen selbst Bescheid machen. Das habe man von einer schlechten Regierung, welche nichts für den Handel thue, sich um den Bauersmann nichts kümmere, nichts thue und nichts im Kopfe habe, als die verfluchte Politik, wovon der Landmann nichts hätte, als ein ewig Gestürme

und eine Tagsatzung auf die andere. So könne das aber so Seel nicht ewig gehen, es werde bald Zeit sein, daß man der Mähre zum Auge sehe.

Auf einem Marktwege geht aber selten Einer lange alleine, und da ist's, als ob der Teufel auch jedem seine Gedanken kenne und wo er irgend in einer Ecke ein klein Fünklein sehe, er Einen schicke, es anzublasen. Es ist eine curiose Sache mit dem Teufel und falsch ist er wie Galgenholz. Die, welche am wenigsten von ihm wissen wollen, müssen ihm am eifrigsten dienen, und gerade denen ist er auch am aufsätzigsten und ringgelt sie am meisten. Willst z'Märit, Hans? frug eine Stimme. Mit Schein du auch, Peter, antwortete Hans, wirst auf gut Schick aus wollen? Hätte bald was gesagt, entgegnete Peter, ein kleiner gedrungener Mann mit ganzen Centnern Verachtung gegen die ganze Welt im Gesichte. Hätte gute Schicke nöthig, so wie es geht. Gestern war mir der Almosner vor dem Hause, wollte eine doppelte Armentelle, jetzt muß ich zum Amtsschaffner mit Bodenzinsen und dann erst noch Weihnacht und die Dienstenlöhne. Nun, Peter, sagte Hans, dir macht es nichts, und wenn's noch einmal so streng käme, du weißt ja wo nehmen. Laß die klagen, wo geben sollen und nichts haben und in Ungelegenheit kommen, wenn sie nicht Bescheid und Antwort geben können. Das wird dich denke wenig angehen, Hans, sagte Peter, und bist mit Schein nicht klaghaft. Aber habs nicht für ungut, Hans; ich weiß, du hast es mit dieser Regierung und bist bei den Herren wohl an, und wirst wissen warum. Aber Unsereiner hat sich bitter zu erklagen, so kann's beim Schieß in die Länge nicht gehen, das ganze Land ist am Aufgeisten. Denk, Hans, was man uns verheißen von Erleichterungen, und jetzt was? Alle Tage die Hand im Sack. Wenn es an die Thüre klopft, so ist's beim Schieß entweder ein Bettler oder ein Einzieher. So geht es, sagte Hans, was abgeschafft worden, vergißt man, und wenn man etwas erleichtert, so will man am Ende gar nichts

mehr zahlen. Haſt vergeſſen, daß man die Straßen den Gemeinden abgenommen, die Salzſteuer einen Kreuzer heruntergeſetzt, in den Schreibereien alles niedriger geſtellt, mit Zehnten und Bodenzinſen die Sache weit erleichtert und kurz noch vieles, Peter; du haſt es nur vergeſſen. So ſprach Hans, der meinte, als Amtsrichter hätte er eine Art von Pflicht, der Regierung z'beſt z'rede. Aber mit den Zehnten und Bodenzinſen kam Hans übel an. Peter war darauf gut eingeſchult und wußte viel zu ſagen von der Ungerechtigkeit dieſer Abgabe und wie man die Laſt jetzt den Herren auflegen ſollte, der Bauer hätte ſie lange genug getragen.

Wer weiß, ob Hans immer ſo zurückhaltend geblieben, wenn nicht andere Leute dazu gekommen und am Ende ſogar ein Landjäger, der ihm ſagte, der Regierer möchte gerne ein Wort mit ihm reden; ſobald er hineinkomme, ſolle er zu ihm gehen. Dieſe Botſchaft ſchmeichelte Hans nicht wenig, doch zeigte er es nicht. So gehe es ihm, ſagte er, er ſei nie ſein ſelbſt. Wenn er einen Tritt verſetze in eigenen Geſchäften, ſo nehme man ihn zweg für das oder für jenes. Er werde zuletzt noch ein Futteral machen laſſen müſſen und darin herumgehen, wo niemand ſehe, wer darin ſei.

Hans vergaß Schnitz- und Garnhändler und ſtellte alsbald beim Regierer ſich ein. Das iſt brav, ſprach der, Herr Amtsrichter, daß ihr kommt, mit euch habe ich ein Wort zu reden, aber ein wichtiges. Ihr wißt, wie oft wir ſchon zuſammen geſagt, unſere Herren fuhrwercheten nicht gut und beſſere es nicht, ſo müſſe dem Faß der Boden aus. Statt zu beſſern geht es immer ärger, es iſt keine Freiſinnigkeit mehr, die Herren haben keinen Sinn mehr für das Volk, ſondern nur für die grünen Seſſel, ſie würden das Land Pfaffen und Fürſten verſchachern, wenn es genug gelten würde, und während den Völkern die Augen aufgehen, möchten ſie hier die Lichter löſchen. Man muß da ſehen, was zu machen ſei, ehe es zu ſpät iſt; man muß anfangen, mit einander zu reden. Ich

und einige Frunde kommen heute bei der hintern Tugend zusammen, es ist dort ziemlich einsam. Ich dachte an die Krone, aber es ist dort nicht recht kauscher. Bringt auch ein paar Freunde mit, aber vertraute Männer, welche das Maul halten können. Geredet soll dann schon werden zu seiner Zeit, jetzt aber ist schweigen besser.

Hans kam es ganz merkwürdig vor, wie das alles wie an einer Schnur zusammentreffen müßte — seine Gedanken und Peters Gedanken und des Regierers Gedanken. Ja so, dachte er, so steht's bös, das ganze Volk ist unzufrieden, so weit man hören mag, es ist aber auch kein Wunder. Es hassen mich alle Leute, aber ich thue darnach, sagte ja der Ulrispiegel. Es brannte Hans ordentlich in Kopf und Beinen, es war ihm, als müßte er immer springen, um nicht zu spät zu kommen zur Anrichti. Schnitz-, Garn- und andere Händler kamen ihm als ganz unbedeutende Personen vor. Das Vaterland und die neue Anrichti waren ihm jetzt alles in allem. Er stürzte sich in das Marktgetümmel, um die Rechten, denen er den Weg zur hintern Tugend zeigen wollte, herauszufischen, wie eine Köchin im Fischtroge herumfährt und auf die Fische mit weißen Nasen fahndet. Hans war nicht unglücklich, er fing einige tauglich' Exemplare auf, weihte sie in das Geheimniß ein und wies ihnen den Weg zur hintern Tugend. Der Regierer hatte große Vorliebe für diesen Gasthof; er lag in einem hintern Gäßchen, hatte eine hintere und eine vordere Thüre und wurde von einer Wittfrau gehalten, welche oft den festen Vorsatz äußerte, hinterher, d. h. wenn sie nicht mehr jung sei, recht fromm und tugendhaft zu werden. Einstweilen war sie noch nicht im Alter dazu, sie war noch nicht einmal vierzig Jahre alt, wacker, rüstig, ja gegen einzelne Gäste von rührender Holdseligkeit. Sie war eine famose Köchin, wenn sie wollte. Ihren Wein wollten Viele nicht rühmen, doch hatte sie ganz vortrefflichen für die, denen sie gut war. Der Regierer sagte oft, er hätte nirgends Wein mit

einem ſo delikaten Bouquet gefunden, als bei der hintern Jugend. Wunderliche Leute, beſonders ſolche, denen ihre Weiber auflauern ließen, wenn ſie auf den Markt gingen, mieden die hintere Jugend ſehr, beſonders bei Tage und um die vordere Thüre herum.

Diesmal wollen wir den Markt ſein laſſen, auch an kein Ordinäri ſitzen, das koſtet zehn Batzen ſammt einer Flaſche Wein, das iſt zuviel Geld in dieſer theuern Zeit, wollen nicht einmal irgendwo ein Schnefeli Fleiſch, einen Teller voll Sauerkraut oder Rübli ſammt einem Schoppen Wein uns zu Gemüthe führen, das macht zwar nur ſechs Batzen aus, aber immer noch viel Geld für zähes Fleiſch beim Bären, ſiebenjähriges Sauerkraut beim Ochſen, gräueligen Wein beim Löwen und der vergränneten Frau Wirthin bei der Wittfrau. Wir begeben uns geraden Wegs zur hintern Jugend, dort iſt es lebendig, die Geigen gehen mörderlich, es iſt nicht weit über Mittag und ſchon ſind ſie ganz heiſer. Junges Volk ſtrömt ab und zu. Juden treiben allerlei Vieh, blindes und lahmes, hin und her, Hauſirer mit Schwamm, Bändern, Nastüchern, beſonders kommod für Mädchen, welche zum Tanze gehen und noch keine haben, ſtehen darum, brüllen die Leute an oder faſſen ſie gar mit fünf Fingern feſt, als wären ſie die Abkömmlinge jener Zöllner, welche auch niemand paſſiren ließen, es ſei denn, er habe den Zoll zwei- und dreifach bezahlt. Zwiſchen dieſem allem, Vieh und Menſchen, ſtrichen einzelne Männer herum, die thaten, als wüßten ſie nicht recht, wo ſie ſeien, oder als wüßten ſie nicht, wohin ſie wollten, während andere um eine Ecke ſchoſſen wie eine Schneyfe um eine Waldecke. Wer nicht wußte, daß man um die Ecke herum zur hintern Thüre kam, konnte nicht begreifen, was ſie da ſo Preiſirliches hatten. Noch andere ſtunden vereinzelt in der Ferne, und erſt wann ſie Verſtärkung erhielten, noch ein anderer kam, den ſie kannten und dem ſie trauten, wagten ſie ſich zu zweien heran und rückten dann zur vordern Thüre ein. Es wallete offen-

bar eine gewiſſe Aengſtlichkeit vor, man ſchien lieber nicht geſehen zu ſein, ob wegen der hintern Tugend oder wegen der Verſammlung, blieb zweifelhaft. Viele meinten zwar: da werde doch nicht viel Gefährliches ſein, wenn der Regierer ſelbſt dabei ſei, während andere nicht zu glauben ſchienen, daß deſſen Perſon der Sache viel Zuverläſſigkeit gebe; es waren halt die Aengſtlichen. Wo die Angſt im Leibe ſteckt, da iſt auch Gefahr allenthalben. Die einen vermeiden, ſich in der Gaſtſtube ſehen zu laſſen, ſtolpern ſo leiſe und ungeſehen als möglich bis hinauf unter's Dach, während andere die Unbefangenen machen, am unverdächtigſten zu ſein glauben, wenn ſie in die Gaſtſtube hinter einen halben Schoppen ſich ſetzen und von dort aus ſpähen nach dem Orte und dem Anfange der Verſammlung. Die geübten Augen erkannten gleich die Perſonen heraus, welche weder wegem Schoppen noch wegen der hintern Tugend da waren. Dieſe ſetzten ſich wohl in die Nähe oder zuſammen, aber redeten kein Wort vom Zwecke ihres Daſeins oder von der Sache ſelbſt, ſondern vom Markte, ob die Pferde gegangen, die Kühe gezogen, es mit den Schweinen hinauf oder hinunter gemacht.

Schon war es drei Uhr vorbei und die Männer ſaßen da ſo ruhig, als wenn ſie weiter nichts was anginge; da trat einen Augenblick der Regierer unter die offene Thüre, nahm darunter eine Priſe Tabak, drehte ſich, als es ihm niemand brachte, um und ging. Bald darauf ſtund einer auf, bald ein anderer und gingen ihm nach, die Treppen auf faſt bis unter's Dach. Dort mochten in einem ziemlich großen Zimmer ungefähr zwei Dutzend Männer ſein, zumeiſt Bauern und zwar allem Anſehen nach reiche, dann auch einige Rechtspraktikanten und Handelsleute, Käſehändler und Band- oder Strumpffabrikanten wahrſcheinlich.

Du, ſagte einer zum andern, iſt der Präſident nicht dabei? Weiß es nicht, lautete die Antwort, aber ich denke, er weiß nichts darum. Er und der Regierer haſſen einander ſeit

einigen Wochen grauſam und thun einander zu leid, was ſie können, man ſagt, der Regierer habe den Präſidenten wollen verhexen laſſen und der Präſident den Regierer bei den Kapuzinern zu todt beten. Warum das? fragte der erſte. Weiß es nicht, antwortete der andere, die Einen ſagen, es habe jeder der Hübſchere ſein wollen, während Andere glauben, es ſei wegem Zwängen angegangen, weil jeder die größere Meiſterkatze ſein wollte; die Dritten endlich meinen, es ſei einer dem andern über's Mätteli gegangen und habe ihm ſeine Birli geſchüttelt. Dunners Narr, antwortete der andere, wirſt ſagen wollen, der Wüſtere? Auf d'Hübſchi wird ſich doch, ſo Gott will, keiner viel einbilden. Wohl wäger, antwortete der erſte, wenn an einem Orte die Schönſten gezeichnet würden, was gilts, die wären am erſten auf dem Platze.

Der Regierer redete mit dieſem und jenem. Endlich als er glaubte, die Verſammlung ſei vollſtändig, und Sicherheit erhalten hatte, daß nichts Verdächtiges da ſei, ſtellte er ſich oben im Zimmer z'weg, die Hände in beiden Rocktaſchen, und der Rede ſehr gut mächtig, zergliederte er die Gebrechen des gegenwärtigen Zuſtandes, ſeine Verhältniſſe nach außen und nach innen, und machte die Regierung zum Packeſel, welchem er alle Schuld auflud, zum Sündenbock der Juden, dem ſie am großen Verſöhnungstage die Sünden des ganzen Volkes aufpackten und ihn ſo in die Wüſte jagten, daß er nirgends mehr geſehen wurde. Er ſchilderte ihre Perſonen und ihre Unfähigkeit und Unthätigkeit, zählte alle Geſetze auf, welche noch im Rückſtand ſeien, machte auf die herrſchaftlichen Gefälle, Zehnten und Bodenzinſe aufmerkſam, welche wie Schröpfhörner auf dem Volke ſäßen, machte beſonders auf die vollen Kaſten aufmerkſam, wo der Schweiß des Volkes nutzlos modere, auf die im Ausland angelegten Gelder, ein Raub am Volke. Es ſei eine Regierung eine verrätheriſche, wenn ſie ihr Geld im Auslande anlege, während ſie es im Lande ſollte in Kurs ſetzen. Wäre dieſes Geld da, könnten alle Sümpfe ausgetrock-

net, alle Berge abgetragen und die Kapitalien zu zwei Prozent ausgeliehen werden. Er machte aufmerksam auf die Gemeindelasten und nannte die Pflicht der Armenunterstützung ein aristokratisch Bubenstück. Die Armen seien des Staates, der Staat solle sie erhalten und nicht die Gemeinden. Das sei ein heilles Unrecht, daß arme Gemeinden tellen müßten, während reiche Gemeinden, z. B. die Städte, nichts tellen müßten, sondern große Armengüter hätten, und diese Armengüter seien nichts als dem Lande abgestohlene Gelder, woher sie dieselben sonst haben wollten? Einmal nicht von den Engländern und Franzosen, also gehörten sie auch wieder dem Lande. Von der großen Schelmerei, wie man der Stadt Bern Millienen in die Hände gespielt und das Volk darum betrogen, wolle er ein ander Mal gründlicher reden. Er wies auf die Verdummung des Volkes hin durch die Pfaffen und eine ungeheuere Vernachläßigung des Volksschulwesens, eine unverzeihliche Hintansetzung des Lehrstandes, eine Bevorzugung der unnützen Pfaffen, von denen man eigentlich so wenig als von den Kröten begriffe, warum Gott sie geschaffen. Zum Schlusse machte er aufmerksam auf die auswärtige Politik. Wie da die Regierung eine Scheißerei nach der andern mache, wie sie die freisinnigen Brüder in andern Cantonen morden und unterdrücken lasse, wie man den Jesuiten Vorschub leiste, sie nächstens in den Canton selbst einführen werde. Er möchte doch einmal wissen, wo die vierzigtausend Bajonette seien, mit denen man so groß gesprochen. Schuhwichser und Speichellecker von Guizot und Metternich seien sie, tanzten wie sie pfiffen und merkten nicht, wie der Morgenstern der Freiheit über den Völkern aufgehe, die Herzen der Völker einander entgegenschlügen und die bemoosten Buriche, die Fürsten, bald ihr Ade singen würden. Das alles merkten sie nicht, begriffen die Stellung der Schweiz, der Mutter der Freiheit, nicht, und wie sie Gotte sein müßte der Völker Freiheit, wenn sie getauft werde in Jesuiten- und Aristokratenblut.

So ſprach der Regierer. Als er den Brei recht eingerührt glaubte und Alle voll Schauder und Grauen ſah, frag er: Oder iſt's nicht ſo, ihr werthen Freunde und Bürger? Und wenn es ſo iſt, was jetzt machen? Oder wollt ihr es ſo gehen laſſen, bis der Wagen ganz im Dreck iſt, daß ihn niemand mehr hinausziehen mag.

Da blieb es lange ſtill, denn bei ſolchen erſten Zuſammenkünften, wo man noch nicht recht weiß, was der Handel für einen Ausgang hat, nimmt niemand gerne das erſte Wort, lieber das letzte. Redet ihr Manne, ſagte der Regierer, habe ich Recht oder habe ich nicht Recht? Da gab es ein ſtark Gemunkel: Wohl, er hat Recht, der Regierer hat Recht, ja prezis ſo iſt's, und wenn nur das Halbe wahr wäre, wär's mehr als genug, ja man wüßte noch viel zu ſagen, wenn man es darthun könnte; d's Halb z'wenig ſei geſagt, eher als d's Halb z'viel.

Da ſtund endlich Einer wirklich und ganz auf, es war unſer Hans. Ja, ſagte er, er habe auch ſchon lange Gedanken gehabt, Unſereiner hat auch ſeine Gedanken, ſo gut als Andere, wenn man ſchon nicht allemal davon redet. Als er heute Morgen zu Markt gegangen, habe er dieſen Gedanken nachgedacht, da ſei Einer zu ihm gekommen und habe ihm prezis geſagt, was er gedacht, und als er zum Ort gekommen, habe er Beſcheid bekommen, er ſolle zum Herrn Regierer und als er zu dieſem gekommen, habe ihm der auch prezis geſagt, was er auch in Gedanken gehabt. Wenn das nichts zu bedeuten hätte, wüßte er dann nicht mehr, was noch etwas zu bedeuten hätte. Und heute auf dem Märit hin und wieder habe er das Gleiche gehört, das Volk wolle endlich, daß die Verfaſſung eine Wahrheit werde. Warum ſind noch Zehnten und Bodenzinſe, warum muß man die Armen erhalten, warum löst der Bauer nichts aus ſeinem Gewächs, und was er kaufen muß, koſtet, daß es keine Art hat. Und mit den Iſiliten half er auch fort und rechte Lehrer anſtellen, wo aufgeklärt

ſeien, und der Staat ſolle ſie zahlen. So könn' es nicht mehr gehen, man ſei ganz unterdrückt. Greß Lehn könnten ſie nehmen und thäten nichts dafür, und wo an einem Ort ein Lehl ſei, da müßte der an die Regierung. Es gebe darum auch darnach. Darum ſei ſeine Meinung die, daß man es anders machen ſolle und d'Sach zur Hand nehmen und abe mit ne! Minger Lehn nit bloß der Regierig, ſondern auch Knechten und Mägden oder dann ganz verzehre uf Staatsköſten.

Da ſtund ein Anderer auf und ſagte: gerade das ſei auch ſeine Meinung, abe mit ne! Aber die Finger möchte er dabei nicht verbrennen, ſelb wäre ihm nicht anständig, von wegen er möchte ſie noch brauchen. Aber der Herr Regierer werde das am beſten angeben können, wie man es machen müſſe, daß es niemand was thue und doch Alle den Nutzen davon hätten.

D'Sach iſt nicht ſchwer, ſagte der Regierer, nur muß man nicht damit anfangen, zu ſagen: Abe mit ne! Man muß vorſichtig ſein, dann geht die Sache ſchon. Man muß es nur machen, wie man es macht, wenn man Aiche oder Kohlen lebendig machen will, man muß brav blaſen, blaſen von allen Seiten, erſt hübſcheli, dann nach und nach, was man in den Hals bringt, dann geht es. Die Hauptſache iſt die, daß man dagegen nicht viel machen kann. Wir können reden und ſchreiben, was wir wellen, wir ſind frei, der Regierung dagegen ſind die Hände gebunden. Sie darf nicht ſtrafen, ſie darf weder Reden noch Schriften verfolgen, man hat es ihr eingebläuet, daß eine freiſinnige Regierung dieſes nie thun dürfe, ja und wenn man putſchen wellte, was aber nicht geſchehen ſolle, ſo darf ſie nur paſſiven Widerſtand entgegenſetzen, auf's Volk darf eine freiſinnige Regierung nicht ſchießen. Zudem iſt dafür geſorgt, daß wir alles vernehmen, nicht bloß was ſie wirklich beſchließt, ſondern was ſie im Schilde führt und beſchließen möchte. Sie kann keine Priſe Tabak nehmen, ohne daß wir es wiſſen. Dagegen iſt dafür geſorgt, daß ſie nicht

weiß, was wir wollen, und daß was sie vernimmt, ihr zu nichts dient, als ihr Angst zu machen und sie zu verwirren. Es soll ihr gehen wie dem König Pharao, der im rothen Meer ersoffen sein soll, ob's wahr ist, weiß ich nicht, war Gottlob nicht dabei: daß, was sie heute beschließt, sie morgen zurücknimmt. Bringt man es einmal dahin, so ist die Sache gewonnen. Ja, ihr werthen Freunde, es ist gesorget für d'Sach, es sind Vorarbeiten gemacht, welche den Erfolg garantiren. Die Freisinnigen in allen Cantonen stehen zusammen in Verbindung, unterstützen einander, handeln gemeinsam. Ein Zopfregiment nach dem andern muß fallen, dann kommt die rechte Freiheit ohne Pfaffenthum und bigotte Sitten und pietistisches Gelärme. Ja und nicht bloß auf die Schweiz beschränkt sich der Bund der Freisinnigen, sondern über ganz Europa. Da geht alles wie an einem Schnürchen, es ist alles wie ein Leib und eine Seele. Die Völker sind satt, Schmarotzer zu mästen und selbst zu darben, sie wollen mal für sich sorgen, sie sind zum Verstand gekommen und begreifen endlich den Spruch: selber essen macht fett. Es muß anders werden in ganz Europa, und dazu muß ein Bruder dem andern helfen, dazu ist man gegenseitig solidarisch verpflichtet. Erst, wenn über ganz Europa die Sonne der Freiheit aufgegangen ist, ist die Freiheit der Einzelnen gesichert. Und darum muß unsere Regierung, die Dreißiger, abe, abe, weil sie das nicht will, weil sie sich stättig macht auf halbem Wege wie ein Esel und keinen Schritt mehr weiter will. Ja, werthe Freunde, wir stehen am Vorabende großer Tage, in wenig Jahren weht nur eine Fahne auf Erden, es ist die Fahne der Freiheit. Also mithelfen zur großen That wollt ihr, das ist schön, jetzt nur recht blasen und klagt dem Teufel die Eisen ab. In einem Monat oder zweien wollen wir uns wiederum treffen und hören, wie die Sachen stehen und ob's Zeit sei, Volksversammlungen zu halten, oder noch zugewartet werden müsse. Unterdessen wird es mich immer freuen, den Einen oder den Andern bei mir

zu ſehen und zu hören, wie die Sachen ſtehen und wie das Volk es aufnimmt. Und noch eins: Dem Präſidenten, dem trauet nicht, erſtlich iſt er es Babi, nun das wäre eigentlich ſchon genug, und für's andere iſt er mit Leuten in Verbindung, welche nichts taugen, ſo fern als möglich gehalten werden müſſen, das ſind ungeſunde Leute für die rechte Freiheit. Nun danke ich euch allen herzlich für das Zutrauen, welches ihr mir erwieſen, daß ihr hieher gekommen ſeid, ich werde es mir angelegen ſein laſſen, es ferner zu verdienen. Wo das Vaterland noch ſolche Männer hat und in ſolcher Zahl, da iſt's noch nicht verloren. Da kann man mit Freuden Hand anlegen, es auf den Standpunkt zu erheben, der zeitgemäß iſt und wo ihm allein das wahre Glück und die rechte Freiheit blüht. Nun ſpare euch Gott geſund und kommt glücklich heim. Doch trinkt zuerſt noch einen guten Schoppen, ich denke, ihr werdet alle durſtig geworden ſein.

Somit war die erſte geheime Sitzung aufgehoben, der Regierer ward wieder den andern Menſchen gleich, trat unter ſie, klopfte freundlich auf die Achſel, reichte die Hand, offerirte eine Priſe, fragte: ob er es recht gemacht, bemerkte, wie viel er hätte ſagen können und nicht geſagt.

Während er ſo plauderte und ſeiner Selbſtzufriedenheit Luft ließ, ſchoben ſich Viele, ſo raſch ſie konnten, weg und zur Hinterthüre hinaus. Die einen waren wirklich preſſirt, die gewöhnliche Stunde ihrer Abreiſe war längſt vorüber, ſie wußten, daß das Kapitel, welches ihrer daheim wartete, mit jeder Minute länger und ſchärfer würde. Andere dachten, gut ſei es, wenn es gehe; ſtecke es aber, wollten ſie lieber die Suppe nicht aneſſen, die Finger zu tief in den Teig wollten ſie nicht ſtecken, und einſtweilen ſei es beſſer, es wüßte niemand, daß ſie bei der hintern Tugend geweſen, und wenn man länger gewartet, ſo wüßte man nicht, ob man nicht gar etwas hätte unterſchreiben müſſen. Selb wäre ihnen doch dann nicht anſtändig geweſen. Noch andern wirbelten die Ausſichten auf

die wahre Freiheit, Abſchaffung der Armen, der Zehnten und Bodenzinſe u. ſ. w. gar gewaltig im Kopf herum. Die mochten nicht warten, bis ſie zu einem Stück Kreide oder einem Bleiſtift und einem ruhigen Augenblick kamen, um zu rechnen, wie viel ihnen dies im Jahre einbringe. Unterdeſſen rechneten ſie im Kopf ſo eifrig als möglich, was aber an einem Markttage eine ziemlich ſchwere Arbeit iſt, denn je eifriger ſie rechneten, deſto mehr verſchoſſen ſie oder ſtolperten an, was allemal einen Strich durch die Rechnung machte, daß ſie von vorne anfangen mußten. Einer ſagte: am beſten habe ihm doch Hunghans gefallen, der meine es am beſten. Nichts wäre billiger, als daß der Staat die Dienſtenlöhne zahlte. Alsbald wollte er zwei Knechte und eine Magd mehr halten. Er dächte, ein billig Koſtgeld würde er wohl auch zahlen. Erſt dann wollte er recht anfangen zu bauern, und wem nütze das mehr als dem Lande?

Als der Regierer ſich umſah, war er ganz verwundert, wie ſchnell die ſchweren Manne verſchwinden konnten, und hatte es faſt ungern. Er hatte darauf gerechnet, noch einen guten Schoppen mit ihnen zu trinken und ihnen dabei in traulichem Geſpräche das rechte Verſtändniß zu geben, was ſich in einer Rede nicht wohl thun ließ. Nicht minder tief empfand dieſes Verſchwinden die Wirthin zur hintern Tugend ſelbſt, ſie hatte ganz anders gerechnet. Mit Schrecken hatte ſie wahrgenommen, wie viele den Finkenſtrich nahmen, und kam nun in eigner Perſon, dem Deſertiren zu wehren. Es war eine ſtattliche Frau, groß, üppig, raſch und kühn, ſie wußte, was ſie wollte, und verſtand ihren Willen geltend zu machen. Doch konnte ſie auch ganz ſanftmüthig reden und liebliche Mineli machen, dem Teufel eben, obgleich dieſelben vor achtzehn Jahren ihr beſſer angeſtanden haben mochten. Sie frug, warum jetzt die Männer fortgingen. Sie hätte eine hintere Stube geheizt, wo ſie ruhig ſein könnten, und hätte darauf gerechnet, ihnen

was auf einem Teller zuzugeben, zarte Gänſe und ein gut Salätli dazu. Sie würden doch nicht wollen, daß ſie dieſelben umſonſt gebraten. Wenn ſie gedurft, ſie wäre ſchon früher gekommen und hätte den mehreren Theil nicht fertlaufen laſſen. Da war nichts Anderes zu machen für die, welche noch da waren, als der Einladung der Wirthin und des Regierers, der ſich derſelben annahm, zu gehorchen, in die hintere Stube zu gehen und ſich die Gänſe bringen zu laſſen.

Dem Mahl wollen wir nicht beiwohnen, wollen weder die Gänſe beſchreiben noch die Reden des Regierers wiederholen, obgleich dieſelben ſehr kurzweilig waren, denn von der höhern Politik kam er auf die niedere, d. h. er gab die Lebensgeſchichten der hochgeſtellten Häupter zum beſten und theilweiſe auch die ihrer Frauen. Es waren wirklich ſehr belehrende und aufmunternde Geſpräche für ehrliche Landleute, ſie lernten daraus, was man alles treiben und ſich erlauben dürfe, wenn man einmal an der Regierung ſei, und wäre ein Logiker unter ihnen geweſen, was wir nicht wiſſen, hätte er Schlüſſe machen können, wie z. B. was Einem erlaubt ſei, ſei Allen erlaubt, und wenn einmal die rechte Freiheit komme, könne im ganzen Lande jeder ebenfalls treiben, was ihn gelüſte. Nun es ging allweg luſtig zu und ſehr ſpät war's, als man endlich ſelig aufbrach, doch noch nicht Mitternacht wie manch ander Mal.

Es war eine helle Sternennacht und Hans ganz ſelig im Gemüthe. Er dachte dem heutigen Tage nach und zählte ihn unter die glücklichſten, welche er noch gehabt. Nicht deßwegen, weil er ſchon Großes erſiſchet hatte an dieſem Tage, ſondern weil ihm dieſer Tag der Schoos ſchien, der ihm Großes gebären werde. Er war ja der Vertraute des Regierers und der Regierer in Zukunft der erſte im Staate, er war jetzt der, der alle Fäden in ſeiner Hand hatte und mit ganz Europa in Verbindung ſtand. Er, Hans, mußte der erſte nach ihm wer-

den, ſo gleichſam Pharao's Joſeph. Und hatte er nicht geredet, daß Salome neben ihm nur noch ein Ampeliſteck war! Seine Grit ließ er dann im Hungbafen krebſen, er lebte flott in der Hauptſtadt und war ein großer berühmter Mann und lebte ungefähr wie er eben gehört hatte, daß man lebe. In dieſem hohen Schwunge ſeiner Gedanken vergaß er ganz den Vortheil, welcher ihm zuwuchs, wenn Zehnten und Bodenzinſe mit naſſem Finger durchgethan und die Armen dem Staate aufgeſalzen wurden. Seine Freude trug ſich auf ſeinen Haus über, der müßte auch was Großes werden, Hauptmann, dann Oberſt, das gebe donners e brave, dachte er. Wenn die Fuchsſtute ein Hengſtfüllen kriege, ſo wolle er das auferziehen, das müſſe dann Hans reiten, wenn er Oberſt ſei. Das werde es donners ſchöns Luege ſy, wenn Hans auf dem Fuchs mit einem Dreiröhre uf em Gring mit dem Bataillon hinger dry u d'r Muſik vora beim Hungbafe vorbeiziehe u nit nebe ume luegi, ſo ſtadiſch u prüßiſch. Der müſſe ihm e donners e rychi ha, wo er dann ſo recht zeigen könne, wer er ſei. So eine zu bekommen, mache ihm keinen Kummer, da liefen ihm die reichſten ſelbſt nach, und welche ihn bekomme, werde die Finger ſchlecken bis an Ellbogen. Wenn der einmal nach Baſel käme auf dem Fuchs, dr Dreiröhre uf em Gring, d's Bataillon hinger dry u d'Muſik vora, er wär im Stand, er brächt ihm eine heim mit einem Dutzend oder mehr Millienen. So eine begehre er nicht einmal, ſo eine müßte man das ganze Jahr in Baumwolle haben und in einem Druckli, und nehme man ſie einmal herver, habe ſie den Pfnüſel dreiviertel Jahr lang. Lieber e mindere, dachte er, ſo mit einer oder ſeinethalb zwei Millionen, aber dann ein währſchafte, wo nicht abenandere fahre, wenn man z'Noth an ſie käme. Sie hielten Hans zwar immer vor, er hocke wie e Schneider uf em Roß, aber wenn er einmal einen Dreiröhre uf em Gring heig, werd dä ne ſcho ſtrecke.

So träumte Hans ganz ſelig, und wenn er ſchon über

Wurzeln ſtolperte oder Bäumen zu nahe kam, ſtörte ihn dies doch durchaus nicht in ſeiner Seligkeit. Er ſagte bloß: Uha! oder: Heſt gmeint, es ſött mih gä! So rückte er vor, kam dem Hunghafen immer näher, kriegte ihn endlich zu Geſichte. Einen Batzen gäbe ich, ſagte er, es wäre zwiſchen dort und hier noch ein Wirthshäusli. Die donners Narre, wo immer ſchreien, es ſeien zuviel Pinten, d's Halb z'wenig ſind, laufe jetzt eine Stunde und kam zu keiner. Meine Alte darf ich nicht wecken, ſonſt muckelt und gruchſet ſie noch ſieben Tage und ſieben Nächte hintereinander in einem fort. Im Gänterli iſt kein Kirſchenwaſſer mehr, trank geſtern aus, und ſie wird ſich nicht verſündigt und die Flaſche gefüllt haben. Kann jetzt das Maul an die Brunnröhre hängen wie eine alte Bettlerin, wenn ſie Einem den Verſtand machen will, daß man ihr Milch anbiete. Bin verflucht durſtig, bin lange nicht ſo durſtig geweſen. Sie haben in der hintern Tugend verdammt räße Sachen mit Schein. Aber was Teufels iſt das, ſagte er plötzlich, da geht Licht um's Haus, was ſoll das um dieſe Zeit? Brennen thut es doch nicht, ſehe weder Rauch noch Feuer. Sind es Diebe? Werden doch kein Licht anzünden. Ruft nicht jemand? 's iſt grad, als ob meine Alte Laut gebe. Was Teufels treibt die um Mitternacht um's Haus herum? Die liegt ſonſt gut, wenn ſie liegt, es iſt ihr nicht bald um's Aufſtehen. Sie ruft immer noch, was Hagels hat die? Soll man ihr die Flöh aus den Federn ſchütteln? Ich glaube gar, ſie ſpringt dem Lichte nach. Das habe ich ſeit bald zwanzig Jahren noch nicht erlebt, und gegen den Stall zu. Es muß doch was les ſein. Wenn du es noch kannſt, kann ich's auch, ſagte Hans, dem es nachgerade angſt wurde, und ſo raſch er konnte, ſetzte ſich der Amtsrichter in Spruug. Und obſchon er nicht mehr ging wie vor zwanzig Jahren, als er noch Feuerläufer war, ſo war doch die kurze Strecke bis zu ſeinem Hauſe ſchnell zurückgelegt. Im Reßſtall fand er ſeine Frau und eine Magd mit einer Laterne. Ach Gott, jammerte Gritli, ſo geht's, wenn niemand daheim,

Alles um's H.... und Saufen aus iſt und kein Löhl dran denkt, was begegnen könne und wer helfen ſolle, wenn niemand daheim iſt.

Was iſt, was gibt es da? frug Hans rauh. Die Weibsbilder fuhren zuſammen, als ſei der Böſe ihnen erſchienen. Hans bedurfte übrigens keiner Antwort, vor ihm lag der ſchöne Fuchs im Verenden und mit dem Füllen, auf dem er ſeinen Hans als Oberſten geſehen, war es auch aus. Gritli hatte Lärm im Stalle gehört, erſt gedacht, es werde ſchon jemand nachſehen. Als das Ding nicht gutete, rief es endlich die Magd, ſie ſolle den Knechten oder den Buben rufen, aber weder Buben noch Knechte waren da. Die einen waren vom Markte noch nicht heim, die andern in ein benachbartes Wirthshaus, wo getanzt wurde, gegangen. Da der Meiſter nicht daheim war, nahm jedes ſich das Recht, ebenfalls zu ſein, wo's ihm wohlgefiel. Man war gewohnt, daß deſſen ſich niemand achtete, hatte es ſchon oft ſo getrieben und es war nichts Nachtheiliges daraus erfolgt. Die Magd ſah in den Stall und brachte Bericht, ſie dürfe nicht hinein, entweder ſei es ungeheurig darin oder es ſei was mit dem Fuchs, der thue ganz abſonderlich. Da ſtund die Bäurin ſelbſt auf, ſchickte die eine Magd nach einem Nachbarhauſe, welches aber ferne lag, und ging mit der andern Magd in den Stall. Sie durften aber nichts daran machen, der Fuchs lag am Boden, ſchlug um ſich, alle Roſſe waren wie entaubet. Hans konnte bloß mit Lebensgefahr die Kette löſen, da röchelte der Fuchs noch einige Male, zuckte und war todt, dreißig Louisdor waren wieder hin. Nun begehrte Hans ſchrecklich auf, erſt mit den Anweſenden, den Abweſenden konnte er natürlich nichts ſagen. Die, welche da waren, vermochten ſich des Schadens ja nichts, ſie waren ja, wo ſie hingehörten, daheim, und die Roſſe gingen ſie nichts an, und doch warf Hans vorerſt auf ſie alle Schuld. Wenn ſie zu rechter Zeit gehört, zu rechter Zeit gegangen, zu rechter Zeit geſprungen, zu rechter Zeit die Kette gelöst, zu

rechter Zeit ihm von vorräthigen Hausmitteln gegeben, kurz, wenn ſie an alles gedacht und alles gemacht, wozu vier ſtarke Männer nöthig geweſen wären, ſo war es möglich, daß der Fuchs nicht darauf gegangen. Dann wollte er die Knechte fortjagen und die Buben prügeln. Wer weiß, was es gegeben, wenn ſie alsbald heimgekommen wären, aber das thaten ſie nicht, Hans mochte ſie nicht erwarten, mußte zu Bette, ehe er die einen fortgejagt, die andern geprügelt. Am folgenden Morgen fiel dann freilich manch hartes Wort, aber was ſagte ihm endlich Hans, der künftige Kommandant, obgleich der Dreiröhrebrebut ihn noch nicht geſtreckt, als er in der Mitte des Vormittags angetrunken heim kam? Er ſagte: er hätte des Brülls genug. Ehemals ſei es der Brauch geweſen, daß an einem Markte die Alten zu rechter Zeit heimgegangen, die Jungen dagegen, wenn es ſich ihnen geſchickt hätte. Hätte der Vater nun gethan wie üblich und bräuchlich und einem Aeltern wohl anſtehe, ſo wäre d'Sach nicht begegnet. Er hätte daher des Aufbegehrens ſatt. Er ſolle die bei der Naſe nehmen, die es verdient. So ſprach der junge Hans, und was ſagte darauf der alte Hans? Er fluchte über die Regierung. Seit man die D. Sch— im Lande habe, ſei nirgends keine Ordnung mehr, und wenn man ſchon Ordnung halten wolle im Hauſe, ſo könne man lang, ſo äſtimier Eim ke Hung meh, verſchwyge es King. Und wenn man ſchon noch wollte, ſo verteufle man ſie Einem in der Garniſon und mache ſie ſo gſtabelig, daß man ſie ung'froren an einem Bein gerade hinaushalten könnte. Es ſei Zeit, daß man mit der D— More ausfahre. Drum abe mit ne, abe!

So endete alſo der Tag, deſſen Anfang ſo viel Glück verheißen hatte, wie Hans meinte. So iſt's ſchon manchem Hans gegangen und auch noch andern Menſchenkindern.

Achtes Kapitel.

Hans geht z'Abesitz und gibt sich mit Predigen ab.

Nun gab es eine rührige Zeit im Lande. Man sah, der Regierer hatte wahr gesprochen, es war ein großer Bund im ganzen Lande, der einen Zweck hatte und alle Mittel gebrauchte, welche gut dazu schienen, die sogenannte Freiheit, welche man überall auf der Trommel hatte, zu erreichen. Die Mitglieder dieses Bundes sagen es bis auf den heutigen Tag frei heraus und ohne alle Scham, daß sie zu diesem Zwecke ohne alles Bedenken sich aller Mittel bedienten, welche ihnen passend schienen. Sagte doch einer dieser Lausbuben ohne Scham Jünglingen, die ihm zum Geschichtsunterricht anvertraut sind, in der Lehrstunde, um der Freiheit willen würde er ohne Bedenken seine Seele dem Teufel verschreiben. Durch jedes ihnen zur Hand stehende Mittel suchten sie jede Regierung, welche ihnen im Wege stund, sturm zu schlagen, bis sie nicht mehr wußte, was sie that. Dies gelang ihnen nur zu wohl, denn die meisten dieser Regierungen waren zusammengesetzt weder aus starken Häuptern noch saubern Nieren, sondern aus zweifältigen Zungen und Herzen, welche die Folgen ihres Thuns verläugneten, den Wagen, welchen sie den Berg abgestoßen, mitten dran aufhalten wollten, die Freunde höhnten, mit den Feinden liebäugelten, nicht thun durften, was sie gerne gethan, und thun mußten, was ihnen wider die Hand war. Solche Leute sturm zu schlagen ist nicht schwer. Und wäre es noch schwerer gewesen, es wäre gegangen. Wo keine Gewissen sind, aber kundige Hände, da lüpft man nicht bloß eine Geiß über Ort, sondern ein ganzes Volk. Man begann zu blasen aus allen Backen, und wie der Maler einen Hintergrund malt, eine einfarbige dunkle Fläche, auf welcher sich die besondern Gegenstände desto bestimmter abheben, so verbreitete man vor allem eine allgemeine

Unzufriedenheit, ein Unbehagen, ein Gefühl, daß Einen der Schuh drücke, ohne daß man noch anzugeben wußte, wo denn eigentlich. Mit dieſem Gefühl der Unzufriedenheit iſt es ſehr merkwürdig, die Anlage dazu haben wir von Mutter Eva geerbt, welcher bekanntlich der Teufel mitten im Paradieſe ein Ungenügen einhauchen, ſie unzufrieden machen konnte. Es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß man von zehn Weibsperſonen wenn nicht neun, ſo doch ſieben in ein tiefes Elend hineinreden, zu einem großen Weinen bringen kann. Man braucht ſich nur ſo neben ein Weibchen oder Mädchen zu ſetzen und anfangen zu ſeufzen, dann zu ſagen, wie ſie Eine ſei, dann wieder zu ſeufzen und zu bedauern, daß ſie nicht in der Stellung ſei, wo ſie von Rechtswegen hingehöre, zu klagen, ſie ſcheine nicht recht gewürdigt zu werden, nicht die gehörige Anerkennung zu finden, auch nicht auf dem rechten Wege zum ewigen Leben u. ſ. w., ach wie himmelſchreiend, ach wie traurig! was gilt's, es geht nicht fünf Minuten, ſo fängt ſie auch an zu ſeufzen, und iſt ſie einmal am Seufzen, ſo weint ſie in zehn Minuten richtig bitterlich und hat das Herz voll Elend, es ſchwillt auf und wird ſo groß wenigſtens wie eine Sauerkabisſtaude. Wer die Sache verſteht, ſetze ſich auf einen Abweisſtein an einen Kreuzweg, beſonders wenn der Bysluft etwas ſcharf geht, rede alle Weibsperſonen, welche vorübergehen, an, ſtelle ſie oder gehe mit ihnen, fange an ſie zu bedauern, daß ſie in ſolchem Bysluft, der doch ihrer zarten Haut unmöglich zuträglich ſein könne, auf der Straße ſein müſſen, und fahre ſo fort gröber oder feiner, je nach der Qualität ihres Kittels oder Rockes, was gilt's, er bringt ſie zur Erzählung ihrer Lebensgeſchichte, wenigſtens zu Bruchſtücken daraus, alles an einer großen Sauce von Thränen. Das iſt die Aufweiſerei und ihre hölliſche Kraft, der natürlich dann auch die Männer unterthan ſind. Nimm Exempel an Adam. Je leichter ein Menſch iſt, je weniger er Grund gefaßt und abgeſtellt hat auf dem Felſen, der weder im Sturme noch im Drang der Fluthen wankt, deſto größere Gewalt hat

dieſe hölliſche Macht über ihn. Daher ihre große Gewalt über das luſtige Volk der Städter, über ungläubige Schulmeiſter und alle die, welche mit ihren luſtigen Lehren an- oder aufgeblaſen waren, woran beiläufig geſagt die ſämmtlichen Regierungen eine grauſame Freude hatten, dieſe luſtige Pädagogik als Schooskind und Meiſterlos hätſchelten und tätſchelten, zu allen Unarten lachten, keinen Klagen Gehör gaben, die Völker damit an- und aufblaſen ließen, je mehr je lieber, alles in der Hoffnung, in dieſem Kinde erwachſe der Held, welcher die Kirche erſchlage. Im Leben iſt es aber ſo, daß gerade ſolche Meiſterloſe den Eltern den meiſten Verdruß bereiten, ihre Häupter mit Jammer in die Grube bringen. Nimm Exempel am Söhnchen Abſalom. Wird hier wohl nicht anders gehen. Alſo vor allem ward das allgemeine Unbehagen mit Seufzen und Winken geweckt und der Glaube groß gezogen, ſo könne es beim Donner nicht mehr bleiben, es müſſe anders werden, anders kommen. Nun malte man auf den dunkeln wehmüthigen herzbrechenden Hintergrund, was man nur irgend erſinnen konnte von Elend, Jammer, Tyrannei, Dummheit, Verrath. Und wenn das Heulen und Zähneklappen recht groß ward, ſo kam man und malte andere Bilder. Der Teufel ſagte der Eva, wenn ſie eſſen würde von der verbotenen Frucht, würde ſie Gott gleich werden. So weckte man auch in den Herzen die Begierde, die Gier und hielt jedem Herzen nach ſeiner Art einen beſondern Lockvogel vor, den Armen die Staatskaſſe, den Reichen auf dem Lande Freiheit von allen und jeden Abgaben, Halunken, Vergeltstagten, Bevogteten politiſche Freiheit, Stimmrecht, worunter ſie ſich der Himmel weiß was vorſtellten. Den eigentlichen Himmel voll Geld und reichen Staatsſtellen that man den Jungen auf mit leichtem Kopf, leichtem Magen, leichten Beinen, welche allerlei halb gelernt hatten und nichts recht konnten, als tapfer brüllen, nichts hatten, aber gerne viel vorſtellten, nichts arbeiten mochten, deſto lieber aber aßen und

tranken, für die Freiheit ſchwärmten und doch nichts thaten, als Andere richten, die Aufklärung zu ihrer Göttin machten und nicht über drei Worte, welche ſie im Munde führten, Aufklärung geben konnten, welche thaten, als hätten ſie Staatsweisheit aus der Mutter Bruſt ſchon geſogen, die übrigen Weisheiten korbweiſe gefreſſen und von keiner Urſache die Folgen erkennen konnten und an den Folgen nie die Urſache, vom Zuſammenhang der Dinge ſo wenig Begriff hatten, als irgend eine blinde Kuh im Vaterlande.

Solche Leute fand man von allen Sorten regimenterweiſe: Literaten ohne Gedanken, Schulmeiſter ohne Grütze, Studenten ohne Bier, Rechtsbefliſſene ohne Begriff von Recht u. ſ. w. Dieſe waren das junge Geſchlecht, die Hoffnung des Vaterlandes, ihm gehörte die Bruſt der Mutter, d. h. alles, was Gutes, Eßbares, Trinkbares und Uebriges im Vaterlande war, ihm alleine und ausſchließlich. Ein hiſtoriſches Phänomen, eine Ariſtokratie der Jugend, ſtund plötzlich, in der einen Hand ein Lineal oder eine Cigarre, in der andern einen Pokal, am politiſchen Himmel und ſchrie ſchrecklich, damit der Himmel ſich ihm öffne. So ward großer Lärm im Lande. Die Leute ſteckten erſt die Köpfe zuſammen, dann liefen ſie zuſammen, und endlich wurde im hohen geheimen Rathe erkannt, die Birli ſeien reif, Hansli ſell gah Birli ſchüttle, Volksverſammlungen ſeien anzuſtellen, um der Sache den Taubendruck zu geben, wie man zu ſagen pflegt.

Hans und Benz hatten einander lange nicht geſehen unter vier Augen. Jeder konnte von dem andern vermuthen, an welchem Seile er zog, und zwar mit Bedauern, denn ſie hatten einander wirklich lieb. Hans ſagte, es ſei lätz, daß Benz ſo ſehr am Alten hange, es ſei dem nur zu wohl daß heim, der würde ſonſt ſchon anders reden. Benz ſagte von Hans, es ſei lätz, daß er Hans unter den Neugierigen (ländlicher Ausdruck für radikal) ſehen müſſe. Hans habe ſonſt ſo viel Verſtand gehabt. Aber ſo gehe es: wem es nicht

wohl daheim ſei, dem ſei nirgends recht wohl, und darum wolle er immer ändern und nichts ſei ihm recht. Mit dieſem Urtheile beurkundeten beide viel Verſtand und gaben die Quelle vieler Erſcheinungen übereinſtimmend und ſicher an, welche die Mehrzahl der Profeſſoren in Frankfurt, und wenn ſie ſieben Brillen aufeinander geſetzt, nie entdeckt hätte und hätte das Parlament noch ſiebenzig Jährchen gedauert.

Nun geſchah es, daß Hans geldbedürftig wurde. Das geſchieht jedermann, geſchah Hans ſchon früher. Es herrſcht auf dem Lande daher noch die ſchöne Sitte gegenſeitiger Aushülfe. Es geht ein Freund zum andern, leiht hundert, zweihundert und mehr Thaler und zwar ohne Empfangſchein. Mach's öppe uf, ich will's o ufmache, bis z'Martistag oder bis z'Frauentag kann ich es dir wiedergeben, heißt es, und damit iſt es gut und von Zins iſt keine Rede. So hatte Hans von Benz geliehen und Benz von Hans und unbeſchwert. Der Bauer kann allezeit in ſolche Lagen kommen, wenn er gut zu kaufen ſieht und nicht gerne Vorräthe verkauft, weil die Preiſe ſchlecht ſtehen. Kapital abkünden, wenn er welches hat, thut ein Bauer nie in ſolchen Fällen, wenn es nicht die dringlichſte Noth gebietet. Er weiß, wie ſchwer es hält, wieder zu erſetzen und zuſammenzubringen, was einmal abgelöst und verbraucht iſt. Er hält ſeine Kapitalien ſo feſt als ſeine Grundſtücke. Jetzt aber ging Hans ungern zu Benz, und anderswo wußte er nirgends zu erhalten. Hans ging nicht mehr mit unbeſchwertem Gewiſſen. Hans wußte wohl, Benz werde ihm keinen Vorwurf machen über ſeinen Haushalt, aber Hans fühlte wohl, Benz werde denken: wenn du beſſer zur Sache ſehen, mehr daheim ſein würdeſt, die Buben nicht ſo viel brauchten, ſo hätteſt jetzt nicht nöthig, Geld zu leihen. Auch bloß ſolche Gedanken hatte er hölliſch ungern, indeſſen anders machen ließ es ſich nicht wohl, und ſo viel wußte er von Benz, daß, wenn er ſchon das dachte, er doch nirgends ſagte: Hunghans war bei

mir und wollte Geld; weiß nicht, was der Mann macht, dem geht es nicht vorwärts, der Mann wird nöthig.

An einem Abend alſo machte Hans ſich auf die Beine nach der Ankeballe z'Abeſitz. Es war finſter und ſtürmte. Ob Hans abſichtlich eine ſolch finſtere Nacht ausgeleſen, wiſſen wir nicht, aber möglich wärs. Obſchon alſo keine Sterne am Himmel ſtanden, ſchoß doch Hans an keinen Baum und ſtolperte nie, er war feſt auf den Beinen. Er hoſchete erſt an der äußern Thüre, drinnen hörte ihn niemand als wahrſcheinlich der Hund unterm Ofen, der ſchlief. Der fing an zu muckeln und halb laut zu bellen. Was hat der aber? ſagte Liſi; es wird ihm was vorkommen im Schlafe, aber curios wär's doch, wenn die Hunde auch träumen ſollten. Damit ging die Thüre auf und eine Stimme ſagte: Ihr müßt kurze Zeit haben bei einander, daß, man mag hoſchen ſo ſtark man will, niemand es hört. Biſt du es, Hans, ſagte Benz, der oben am Tiſche ſaß und Apfel rüſten half ſo gut als die Andern; du biſt ſeltſam da oben, aber Gottwilche. Der Luft geht ſtark, doch hörte dich der Hund unterm Ofen, wir meinten, er träume. Selb machen ſie, ſagte Hans. Weiß nicht, kömmt ihnen vor, was den Tag über gegangen oder ſonſt was. Bei den Jagdhunden iſt's bſunderbar ſtark, wahrſcheinlich kömmt ihnen ein Haſe vor, ſie bellen gerade, wie wenn ſie aufſtechen würden. Kommt in's Stübli, ſagte Liſi, will euch ein Licht hinübergeben. Abſolut nicht, ſagte Hans, will das Rüſte nicht verſtören. Meinſt etwa ich könne es nicht mehr? Das vergiß e nih nit, d'Mutter ſelig hat mich zu gut dazu dreſſirt. Somit zog Hans ſein Meſſer hervor und begann zu rüſten wie Knecht und Magd. Er ſah, daß das nicht lange dauern würde, und wollte vor dem Geſinde nicht den Namen haben, als hätte er etwas Beſonderes, Geheimes. Er brachte erſt etwas vor, das den Grund ſeiner Anweſenheit angeben ſollte; er fragte Benz um eine eiſerne Brunnenruthe. Wahrſcheinlich ſeien Strangen in

den Dünkeln gewachſen, und mit ſeiner hölzernen könne er daran nichts machen. Nachher brachte er einige Späße auf's Tapet, welche viel Lachens gaben, aber das Rüſten nicht förderten. Wenn es ſo luſtig ging, warum preſſiren. Nun endlich wurden ſie doch fertig, und Liſi muſterte die Männer in's Stübli. Vor Kindergeſchrei und Rädergeſchnurre könne man ja kein Wort miteinander reden, ſagte es.

Im Stübli fing Hans bald vom Rechten an. Was ich dich eigentlich fragen wollte, ſagte er, könnteſt du mir nicht hundert Thaler leihen oder was, du weißt, ich hatte Unglück und d'Sach gittet nüt, in einem halben Jahr allweg, vielleicht auch früher ſollſt es wieder haben. Warum nicht, ſagte Benz. Es iſt gut, daß du kommſt. Es fragte mich Einer um tauſend Gulden. Ich geb es ihm nicht gerne, Mann und Unterpfand gefallen mir nicht, und doch leg ich ihm auch nicht gerne, daß ich das Geld nicht hätte. Jetzt kann ich bei der Wahrheit bleiben, denn wenn ich dir gebe, bleiben mir nicht mehr tauſend Gulden zum Verleihen. Nun, da treffe ich es denn gut, wenn es auch dir ein Gefallen iſt; ſelb iſt eine rare Sache, wenn man von jemand Geld will. Und wenn du ſo bei Gelde biſt, ſo gieb mir zweihundert Thaler, wenn du ſie entbehren kannſt. Ich könnte es machen mit hundert, aber es ginge knapp, entgegnete Hans. Warum nicht, ſagte Benz, gerne, wenn du es haſt, ſo ſtiehlt es mir niemand. Benz holte das Geld und legte es, zumeiſt in Rollen geordnet, auf den Tiſch.

Während er es darlegte, ſagte Hans: So Gott will, kommen bald einmal beſſere Zeiten für den Bauern, er iſt lang genug Hund und Sklav geweſen; es iſt jetzt einmal auch an ihm, zu ſagen, wie er es haben wolle, lange genug hat es geheißen: Bauer, zahl! Jetzt ſoll es dann heißen: Herr, zahl du! Es iſt Zeit, daß es ändert, ſo wäre das nicht länger gegangen. Benz ſagte nichts dazu, ſondern zählte am Gelde, ſchrieb auf ein Papier die einzelnen Summen auf und

rechnete ſie zuſammen. Man ſagt davon, fuhr Hans fort, es ſolle bald eine Zuſammenkunft von achtbaren Männern geben in Braſtigen, um abzureden, ob man eine Volksverſammlung will oder ſonſt fahren. Du kömmſt doch auch? Zweifle, ſagte Benz. Warum wollteſt du nicht kommen, ſagte Hans, es geht dich mehr an als irgendeinen. Es iſt hauptſächlich von wegen den Zehnten und Bodenzinſen und daß man nichts mehr von den Armen wolle. Jetzt zahlſt am meiſten Zehnten in der Gemeinde, haſt einen ſchweren Bodenzins und für Armenkellen machſt es mit hundert Gulden nicht, und du wollteſt nicht helfen, das alles wegmachen? Wenn du nicht willſt, wer ſoll dann helfen? Und dann, wenn das alles weg iſt, was dann? frug Benz. Was dann, frug Hans, was dann? He, dann iſt's weg, dann brauchen wir es nicht mehr zu bezahlen.

Aber wer zahlt den Staat, der muß doch unterhalten ſein? Die Regierung braucht allweg Geld; du magſt es einrichten, wie du willſt. Kommen die Zehnten und Bodenzinſe weg, ſo kommt was Anderes an ihren Platz, und die Armen wirſt nicht todtſchlagen wollen, die habt ihr ja allezeit bei euch, heißt es, ſagte Benz. Die Armen übernimmt der Staat, ſagte Hans, die werden neutraliſirt; es iſt billig, daß die ſie jetzt erhalten, welche das Land arm gemacht haben. Dazu zieht man die fremden Gelder ein. Wenn die einmal da ſind, ſo iſt genug Geld im Land, daß man ſich recht kehren kann. Und was Zuſchuß nöthig iſt, das können die Herren zahlen, die Kapitaliſten, die Großen. Die können am Schatten hocken, arbeiten nichts, und wer ſchafft und ſchwitzt, der muß ſie erhalten, zinſen, daß ihm das Liegen weh thut, und noch dazu die Abgaben zahlen, und der Kapitaliſt zahlt nichts, thut nichts, als am Schatten hocken und eſſen und trinken, was ihn gut düecht. Iſt das recht, möchte ich wiſſen?

Hör, Hans, das brichteſt du am unrechten Ort, denn ich und du ſind auch Kapitaliſten, und nicht nur die Herren haben das Geld, es iſt auf dem Land ſo viel Geld als in den Städten. Es iſt hier nicht wie an manchem andern Orte, darum iſt das Land nicht arm, aber arm kann man es machen, Hans, zähl darauf. Zieht man das angelegte Geld ein und verbraucht man es, ſo muß man mehr ſteuern, und muß der Kapitaliſt viel ſteuern, ſo fordert er mehr Zins oder thut ſein Geld weg. Am Ende muß immer das Land darhalten, mit dem muß man warten. Auf das Centraliſiren verſtehe ich mich nicht. Aber ſo viel wiſſen wir, daß alles, was der Staat macht oder machen läßt, viel theurer kömmt, als was andere ehrliche Leute machen laſſen. Es geht durch manche Hand, und allenthalben ſtreift es etwas ab; das iſt, wie wenn man Schafe durch einen Dornhaag jagt, ſie müſſen auch Wolle laſſen, und wer muß das zahlen als das Land? Das Land hat ſich die letzten Jahre bereichert. Denk nur, was bauet wird und was z'verdienen gegeben wird. Aber hürſche man brav, ſo zähl darauf, es kömmt anders. Das iſt gerade wie wenn Einer nie aufhören kann bauen, immer abreißt und neu probirt; denk, Hans, wie mancher hat ſich ſchon z'todt bauet?

So, Benz, biſt du des Glaubens? Habe geglaubt, du ſeieſt witziger als ſo und achteteſt beſſer darauf, was dir zum Nutzen ſei. Was haben dir die Herren z'Lieb und z'Ehr gethan, daß du ſo an ihnen hangeſt und meinſt, es müſſe alles ſo bleiben. Habe nicht geglaubt, daß du ein ſo großer Herrenfreund ſeieſt.

Nicht halb ein ſo großer als du, ſagte Benz. Sehe ja oft viele Wochen keinen, während du alle Tage lange genug bei ihnen ſitzeſt. Ich frage nichts danach, wer regiert, wenn es nur gut geht, Ruhe und Ordnung im Lande iſt, wofür man eben die Obrigkeit hat, und nicht um alle Tage dere Tüfels Händel anzufangen, wie es die Käskuben machen.

Ich glaube, ſo viel ich mich darauf verſtehe, möchten die jetzt Ruhe und Frieden, hatten es vielleicht auch nicht immer ſo. Aber jetzt, wo ſie es möchten, warum jetzt weg mit ihnen. Hat man was zu klagen oder weiß man was zu verbeſſern, ſo kann man das ſagen, ohne das Ganze d's unterobe z'kehre, wie man es im Sinn hat mit Schein. Das verſtehſt du nicht, ſagte Hans. Mit dieſen iſt nichts zu machen, man hat es ihnen oft genug geſagt, aber ſie ſind Ariſtokraten, Landsfeinde, verkauften das Vaterland dem erſten beſten Jeſuiten, wenn ſie nur in ihren Seſſeln bleiben können, und dienen ſchon jetzt den Königen und Fürſten; dazu iſt die Verfaſſung nicht gut, zu ariſtokratiſch, dem Lande nicht günſtig, die muß anders ſein. Ja, Benz, du haſt ſo viel auf der Religion; das ſind Burſche, ſie wären im Stande, uns katholiſch zu machen, und mit Schein haben ſie es gut im Sinn, ſie würden ſonſt den freiſinnigen Luzernern helfen, die Jeſuiten ausjagen und mehr thun für Aufklärung und Bildung. Aber wenn ſie das Volk ſo dumm haben könnten wie ein Walliſer Fraueli, wo auf Einſiedeln pfoſelt, ſie thäten es noch heute. Aber Hans, antwortete Benz, was willſt du eigentlich und was iſt mit dir? Ich verſtehe mich gar nicht auf dich; daß dir Zehnten und Bodenzinſe zuwider ſind, das begreife ich, es thut mir auch allemal weh, wenn ich einen großen Bündel mit Geld forttragen muß und ihn leer zurücktragen kann, ohne was dagegen zu haben. Aber dann denke ich, wer zinſen müſſe, dem gehe es ungefähr ebenſo. Aber daß du ſo gegen die Herren auf biſt und die abe willſt, ſelb begreife ich nicht. Warſt gſotten und braten bei ihnen, und wenn mir jemand geſagt hätte, du heiratheſt den Regierer, ich hätte es geglaubt, waret ja wie zwei Finger an einer Hand. Was hat's gegeben zwiſchen euch? Haſt ihm etwa Geld gegeben und er läugnet es dir ab?

Was denkſt, ſagte Hans gereizt, das iſt nicht ſo Einer. Es ſind nicht alle Herren gleich, wie auch nicht alle Kühe

Blöschen sind. Es giebt auch unter ihnen solche, die das Herz auf dem rechten Flecke haben und es mit dem Lande gut meinen, denen unser Gattig Leut am Herzen liegen und die den Staaren stechen und zeigen, was es geben soll und wo es hinaus soll, und daß es Zeit sei, der Mähre zum Auge zu sehen, wenn nicht alles zum Teufel gehen soll. Er ist auch nicht der Einzige, es giebt noch mehr deren, welche nicht wollen, daß wir so unterdrückt und verrathen werden.

So, sagte Benz, der Regierer macht das! du und er sind also noch eins? So, und dem ist's angst, er könnte katholisch werden und wegen den Jesuiten. O, Hans, du guter Tropf, der ließe sich noch heute beschneiden und würde nicht bloß Jesuit, sondern Jude oder Türke, wenn er dabei alles hätte, was er liebt. Es ist ja Stadt und Land bekannt, daß er keine Religion hat, und was er für Ausdrücke braucht, wo er hinkömmt, und wenn er wüßte, was ein Eid wäre, oder glaubte, es wäre was dran gelegen, er brichtete auch nicht solche Dinge und stiftete die Leute auf. Die Andern, welche du meinst, werden nicht besser sein als er, vielleicht von dem jungen Volk, wo keinen Glauben hat, nur Durst und den alten Saufgötz, wie man ihm sagt, anbetet. Das werden saubere Herren sein, und denen ist an Zehnten und Armen gerade so viel gelegen als an der Religion, und an uns Bauern gerade so viel als an den Jesuiten. Die möchten oben auf, möchten sich an den Tisch setzen, sich mästen lassen, Hans, das ist aller Handel und möchten alles durch einander machen und im Trüben fischen, Hans. Wenn denen die Religion einen Kreuzer werth wäre, sie würden es erzeigen, aber sie gehen ja mit ihr um wie Unsereiner mit den Käfern, von denen wir lieber wollten, sie wären nicht da; sie thun ihr alles zu leid, was sie nur können. Denen ist's um sich selbst, Hans, und ihr sollt nur die Finger dargeben, um die gebratenen Kestenen aus dem Feuer zu holen. Das werden alte Rechtsagenten und Fürsprecher und deren Züg sein, und weißt, für was die uns

halten, Hans? Weißt, was ich dir schon einmal erzählt? Es ging ein reicher Bauer in die Stadt zu einem Fürsprech, er sollte ihm einen Handel verfechten. Nun aber war die Gegenpartei schon bei ihm gewesen und er hatte sie angenommen. Er sagte dem Bauer, es sei ihm äußerst leid, ihm nicht dienen zu können, er habe unmöglich Zeit und sein Schreiber habe das Pfiff. Aber wenn er wolle, so könne er ihm einen Freund angeben, der ihm die Sache mache so gut als er selbst, er könne ihn dort rekommandiren, wenn er es begehre. Der Bauer nahm es dankbar an und erhielt ein Briefchen an den Freund. Ehe er es abgab, ging derselbe in Gritli's Weinkeller und traf dort seinen Gegner. Beim Wein wurden sie redselig, als alte Nachbarn traulich. Als sie merkten, daß beide beim Gleichen gewesen, wurde ihnen der Brief verdächtig; sie öffneten ihn, darin hieß es: Lieber Freund, heute sind zwei fette Gänse in die Stadt geflogen, du und ich wollen sie rupfen. — Alſo, Hans, für Gänse halten sie uns, für Gänse wollen sie euch brauchen. Hätt's nicht geglaubt, daß du so dumm wärest, Hans.

Ja, dann doch nicht allein, sagte Hans. Es wird fast sein, als ob du der gescheidtste Mann seiest im Lande. Denn es ist ja Alles einer Meinung, so weit man hören mag. Abe mit ne! sagt Alles. Halten allenthalben Versammlungen, so weit man hört, und es heißt, die Gutgesinnten von den Jetzigen fahren im Lande herum und zeigen das größte Gutmeinen mit dem Volke und sagen, wie es gut kommen müsse, wenn man nur einig sei, und die werden doch auch nicht dumm sein.

Gerade auf denen halte ich am allerwenigsten, die möchte ich nicht als Hüterbuben auf meinem Hof, antwortete Benz. Wenn ich ändern wollte, gerade die müßten mir zuerst fort, denn die sind minder ehrlich als die Andern. Kennst sie? fragte Hans. Nein, sagte Benz, sah sie nie, weißt ja wohl, daß ich den Herren so wenig als möglich unter die Augen komme, fürchte sie nicht, liebe sie nicht, will nichts von ihnen,

hab's Gottlob nicht nöthig. Wenn sie alle so dächten wie du, sagte Hans, es ging sauber im Lande, wenn niemand zum allgemeinen Besten sehen wollte, Alles nur so Sackpatrioten wären, wie man denen sagt, welche nur so für sich sein und für das allgemeine Beste nichts thun wollen.

Da stieg Benz der Kamm. Rasch frug Lisi: Ist's dann Ernst, soll's wieder eine andere Regierung geben, es ist großer Lärm unter den Leuten. In der vorigen Woche haben wir den Schneider gehabt, der hat viel brichtet, man ist fast sturm worden. Er hat gesagt, es gebe eine Regierung, wo die Armen auch etwas zu sagen hätten, die armen Teufeln, wie er, nicht mehr so genug thun müßten. Jeder Arme, wo nichts geerbt habe, erhalte dann Geld genug und Arbeit, so viel er möge, daneben Holz und Land, was er brauche. Es gehe ganz anders als jetzt, wo die Einen alles hätten und die Andern nichts, es solle dann einmal billiger zugehen. Er ist alle preußisch gewesen und hat darauf gestichelt, wenn er Bauer wäre, er wollte das Schneidern lernen, vielleicht daß es ihm noch einmal kommod käme. Wo soll das alles herkommen, was er da gesagt hat, du kannst mich vielleicht brichten, Hans, da dir die Sache so gut bekannt scheint.

Der Schneider ist e D— Stürmi, sagte Hans, er redt läng Stück, er weiß nicht was, es ist sich dessen gar nicht zu achten. Er meint, er müsse geredet haben, während der Tag lang ist, es kömmt ihm nicht darauf an, was. Und das Reden ist ihnen zu gönnen, viel Anderes werden sie auch nicht von der Sache haben, sagte Hans. Ich denk, es werde noch Andern mehr so gehn, nicht bloß dem Schneider, sagte Benz.

Was lebt Gritli, wie geht es ihm immer? frug Lisi. Ho, sagte Hans, geng wie geng, allbeneinist fehlt ihm neuis und allbeneinist gruchsets süst, das wechselt so miteinander ab, wie's öppe der Bruch isch bi de Wybere. He, sagte Lisi, das ist wege dr Kurzwyl, Hans. Die arme Wyber müsse o öppis ha, es ist ihnen auch was z'gönne, we d' Manne des

ume ſtürchle, es weiß ke Mönſch wo. So geht's, we nes jeders bſungerig d'Sach ha wott. Wo beide daheim bleiben und Lieb und Leid mit einander tragen, da kann man es anders machen. Das wird ſölle trümpft ſy, ſagte Hans. Kannſt es meinethalben nehmen wie du willſt. Wenn du über die Weiber ſagſt, was dich gut dünkt, ſo wird es mir auch erlaubt ſein zu ſagen, was mir in's Maul kommt. Häb's nit für ungut, aber ich muß dir ſagen —

Wann ſoll die Volksverſammlung ſein? fiel Benz fragend ein. Es iſt noch nicht beſtimmt, ſagte Hans. Es kömmt darauf an, was nächſten Sonntag ausgemacht wird; wenn es eine giebt, wahrſcheinlich über drei Wochen. Du wirſt mir doch nicht d's Herrgotts ſein wollen und der Sache nachlaufen, fiel Liſi gegen ſeine Gewohnheit ein. Laß die auseſſen, die einbrocken, und denk an die Kinder. Du wollteſt es ihm alſo nicht erlauben, frug Hans. He, nun ſo iſt doch eins gut, daß nicht jeder Mann ſeine Frau fragen muß, wenn er wohin gehen möchte, ob er dürfe oder nicht. — Und vielleicht ſchadete es nichts, wenn mancher Mann nicht ſelbſt den Verſtand hat zu wiſſen, was in's Mäß mag; wenn er die Frau fragte, es käme vielleicht den Kindern auch wohl und thäten minder wüſt. Hans wollte auffahren.

Nit, ſagte Benz. Es iſt nicht bös gemeint von Liſi, aber du weißt, wie es die Weiber haben, wenn man ſticht, ſtechen ſie wieder. Aber um wieder auf die Sache zu kommen, ſie gefällt mir nicht, ich helfe nicht dazu. Die Aufreiſig iſt mir zu groß, bei einer rechten Sache mangelt es ſich dem nicht; den Einen ſpiegelt man das vor, den Andern Anderes. Die Leute ſind mir nicht die rechten. Ich vertrauete den meiſten nicht drei Kreuzer an ohne drei Bürgen, und thun wie Juden auf dem Kühmarkt, werden wiſſen warum, ſchreien gar über Jeſuiten, als wären dieſe Schweine und ſie Juden und ſollten ſie freſſen ſammt allem Speck, und lachen über die Religion, und nach ihren Werken iſt all ihr Glaube ſpott-

ſchlecht. Drum, Hans, nimm dich in Acht, ich will dich gewarnet haben, von wegen wir ſind alte Freunde; ich thäte es ſonſt nicht. Kannſt immer machen was du willſt, biſt witziger als ich. Aber d'Sach gefällt mir nicht, und manchmal ſieht Einer nebe uße weiter als Einer, der zmitts inne iſt.

Sei das jetzt, wie es wolle, ſagte Hans, es muß gfahre ſy. Leid iſt's mir, daß du die Sache nicht einſehen kannſt und nicht mithalten willſt. Ich nehm's dir nicht für ungut, deßwegen bleiben wir hoffentlich gleich Freunde. Dunebe wär's mir lieber, du redeteſt einſtweilen niemanden viel davon, es wird früh genug auf die Trommel kommen, aber dann gleich recht. Habe nicht Kummer, ſagte Benz, was du mir als Freund geſagt, bleibt beim Freund, und Eid habe ich keinen auf mir, aufzupaſſen und anzuzeigen. Selb ſind Späße, ſagte Hans. Gut Nacht, dankheigiſt und innerhalb einem Jahr kannſt wieder darauf zählen. Und du, Liſi, zürn nüt, Spaß haben iſt erlaubt. Allweg, ſagte Liſi, und es ſoll dir noch mehr erlaubt ſein, will's weder übel nehmen noch dir was ſchuldig bleiben; aber mit Gritli habe nicht Späße, das mags nicht ertragen, ſonſt geht's dir bald und klagt es Gott. Häb nicht Kummer, ſagte Hans, was immer kracht, bricht nicht. Verlaß dich nicht darauf, ſagte Liſi. Ich laſſe ihm gute Nacht wünſchen und es ſolle bald hinauf kommen, aber einen ganzen Tag. Will's verrichten, ſagte Hans und verſchwand in der Nacht.

Hätte doch nicht geglaubt, ſagte Hans bei ſich während dem Heimgehen, daß Benz ein ſo einfältiger und päpſtlicher wäre. Da meinte er, es müſſe alles nach Schnur und Geſetz gehen und im Alten bleiben. Jetzt macht jeder was er kann und der Schlimmere iſt Meiſter. Da wäre doch Einer ein Tropf, wenn er großen Laſten ab und zu wer weiß was noch kommen kann, wenn man es nicht thäte; für was wäre man ſonſt in der Welt? Aber Benz war immer ein Dummer ſchon in der Unterweiſung. Wenn was ging und der Pfarrer

fragte, Benz, was ist? so kam ihm nie eine Ausrede im Sinn, sondern er sagte richtig, was er wußte. Er wird meinen, Zehnten, Bodenzinse und Herren habe unser Herrgott mit einander eingesetzt, daß man sie zusammenbehalten solle in alle Ewigkeit. Und mich nimmt jetzt wunder, ob man nicht allem miteinander in einem Klapf loswerden könnte. Der Regierer meint es auch, und der ist um etwas gescheidter als unser Ankenbenz, der in Gottes Namen nicht weiß, was leben ist, sondern meint, er versündige sich, wenn er nicht schaffe wie ein Knecht von einer Tagheiteri zur andern. Der Narr!

Auch Benz hatte seine Gedanken, aber andere. Als Lisi vom Zünden zurückkam, fand es ihn, den Kopf auf den Arm gestützt, seufzend. Das ist eine böse Geschichte, sagte es, es kann mich erbarmen für beide. Das giebt ein neu Geläufe, zum alten Kummer kömmt neuer, Gritli steht das nicht aus. Hintendrein, wenn es zu spät ist, gehn dann Hans wohl die Augen auf. So ist's, sagte Benz, und da ist nichts zu machen, seine Augen sind wie verschlagen, und wenn man ihm nicht alles nachsagt, was er Einem vorsagt, wird er böse, meint, man sei dumm, könne den Nutzen nicht einsehen. Der arme Hans kann nicht sehen, wohin ihn das führt und woher seine Klemme kömmt. Er meint, wenn er alles könne d's unterobenkehren, so werde es ihm bessern, er bekomme wieder Geld genug. Der gute Hans! bei Zehnten und Bodenzinsen und mit den Armen wurden unsere Vorfahren reich, und auch wir waren es, und Gottlob mir ist's nicht zurückgegangen. Wenn es Hans zurückging, so ist der Fehler an ihm; jetzt soll die ganze Ordnung geändert werden, und er begreift nicht, daß alles nichts hilft, so lange er den Fehler nicht am rechten Ort sucht und ihm abhilft. So geht es Tausenden noch, und wir müssen ein neues G'hürsch haben, und das giebt theure Geschichten, zählt darauf. Und die guten Tröpfe merken nicht, daß im Regierer keine Treu und Wahrheit ist, und meinen gar noch, es sei ihm an der Religion was gelegen, ja wolle! So

eine allgemeine Aufreiſete habe ich noch nie erlebt, denk an den Schneider, Frau. Das giebt eine ſaubere Suppe, will lieber ſie nicht auseſſen, und doch werde ich nicht entrinnen, es wird uns allen ſein Bröcklein davon ziehen. Und doch kann Hans mich dauern, er iſt und bleibt mir lieb; aber was der noch an ſeinen Kindern erleben wird, ich darf nicht daran denken. So ward Hans nachgedacht.

Es war eine ganz andere Färbung der Gedanken bei Hans und Benz, welche nicht bloß eine perſönliche iſt, ſondern eine allgemeine, der Klaſſe, zu welcher beide gehörten, angehörende. Hans hielt ſich für klug, meinte, ihm ſeien neue Lichter aufgegangen, alle Geheimniſſe aufgeſchloſſen worden, er ſei ein Eingeweihter, ſelbſt ein Licht, das da ſtrahle an einem dunkeln Orte. Wer nun ſeine Vorträge nicht billigte, nicht blindlings ihm Glauben ſchenkte, den hielt er für dumm, einfältig, altväteriſch, nicht bildungsfähig, verachtete oder haßte ihn, verſpottete oder verdammte ihn, je nachdem derſelbe in's Gewicht fiel, deſſen Perſon große oder keine Bedeutung hatte. Niedere werden verſpottet, Bedeutendere gehaßt, als ob ſie das augenſcheinliche Licht der Wahrheit einſehen könnten, aber nicht wollten, Lichtlöſcher ſein möchten aus perſönlichen, eigennützigen Gründen. Es erhebt ſich gegen ſie ein eigentlicher Sektenhaß, der ohne Unterſuchung allen nicht Gleichgläubigen das Urtheil der Verdammung ſpricht und ſie in's ewige Feuer ſchickt.

Benz bedauerte bei Hans ebenfalls eine Verblendung. Wie Hans ſich auf neues Licht ſtützte, ſtützte Benz ſich auf alte Erfahrung, laut welcher Hanſes Licht ein Irrlicht war. Deßwegen aber verachtete oder verdammte Benz Hans nicht, ſondern bedauerte ihn, betrübte ſich ſeinetwegen, es war bei ihm kein Sekteneifer, ſondern ein chriſtliches Mitgefühl, es war bei ihm kein Seligſprechen und Verdammen, ſondern ein freundlich Mahnen, ein frommes Ergeben in Gottes Willen. Freilich geht dann dieſes fromme Ergeben zuweilen über in träges

Zuwarten, und der Eifrige wird Meister in seinem Zorne und trittet den allzu Gelassenen und Unthätigen mit Füßen. Das ist die Buße, welche Gott verordnet hat dem, der nicht thut, was seines Amtes ist, der kein rechter Kämpfer ist im großen Kampfe, der nicht begreift, daß eben die rechte Liebe kämpfen muß, aber eben aus Liebe und mit Liebe.

Hans war anderwärts mit seinen Kinderlehren viel glücklicher. Schuldenbürli vor Allen waren ganz glücklich und sahen Hans wie einen Heiland an, der ihnen das tausendjährige Reich verkünde, keine Abgaben mehr für sie, Geld nicht nur so wohlfeil als möglich, sondern manchmal hätte man aus Hanse Reden abnehmen sollen, die Kapitalisten würden nicht bloß um Gotteswillen anhalten, daß jemand ihnen ihr Geld abnehme, sondern würden noch Zins bieten, wenn jemand sich ihres Geldes erbarme. Keine Abgaben mehr, Geld so viel man begehrt; was will ein armer Bäuer mehr auf Erden? Den Handwerkern war er nicht weniger eine himmlische Erscheinung, denn er sprach ihnen von Staatsbauten, daß ihnen das Wasser unterm Kinn zusammenlief. Wer mit Verstand jemals dem Staat gebaut hat, der weiß, was das heißen will. Eine lange Rippe von einer viercentnerigen Sau ist ein delicat Fressen, aber wir können versichern, anständige Staatsbauten sind noch ein viel delicater Fressen.

Nun den Handwerkern der niedern Klasse überhaupt wies er nicht die Bauernhöfe zum Theilen an oder die Privatwälder oder das Geld der Reichen, sondern die Staatsdomänen und Staatskasse. Der dumme Hans dachte nicht, daß gestohlen gestohlen sei, daß, wenn man mit dem Ochsen fertig sei, man hinter die Kälber gehe. Besonders machte er Sattler, Schneider, Schuhmacher u. s. w. auf Staatslieferungen aufmerksam. Was das für einen Schleck sei, sagte er, man glaube es nicht. Wenn ein Schneider nicht dumm sei und neben inesteche und usezieh, auch was vom Salben verstehe, so müßte der ein dummer Kerli sein, wenn er bei Militärarbeit nicht

das halbe Land mit Westen, Ueberstrümpfen u. s. w. versehen könne. Ehemals sei das den Staatsschneidern zu gut gekommen, darum seien die auch so verflucht reich geworden, daß deren seien, welchen ganze Gassen gehörten (in London und Paris wahrscheinlich, aber Hans nahm es nicht so genau). Aber jetzt müsse künftig das Land auch was davon haben, und erst jetzt werde es recht viel geben, wenn die Herren zahlen müßten und die Bauern befehlen könnten. — Auf diesem Boden führte Hans seine Feldzüge, und der Regierer war besonders wohl mit ihm zufrieden.

Aber noch viel glücklicher war Hans der Jüngere. Hans der Jüngere war bekanntlich Lieutenant, Bauernsohn, Kiltbub, drei Eigenschaften, welche mit viel Leuten in Verbindung bringen und bedeutenden Einfluß zu verschaffen im Stande sind. Hans hatte keine Rücksichten zu nehmen, war mit Worten und Versprechungen viel verschwenderischer noch als mit dem Gelde, kosteten ihn ja nichts, konnte sie selbst machen, kam daher nie aus damit. Er sagte Allen alles zu, was sie wollten; er hätte dem Einen einen Bohnenplätz im Mond, dem Andern sieben Rechtsame auf der Sonne versprochen, wenn sie es begehrt hätten.

Hauptsächlich ritt er zwei Steckenpferde: das erste war das Heldenpferd, das Schlachtroß. Er erzählte, wie sie es den Luzernern und Jesuiten, den Pfaffen überall machen wollten. Die Kapuziner werden gespickt und zu Braten verwendet, die Jesuiten verhackt wie Spinat und als Eier etwelche Nonnen darauf breitgeschlagen. In den Klöstern würde das tausendjährige Reich gefeiert, am uralten Wein zu Tische gelegen, bis die Sterne Bärte bekämen und die Welt zu wackeln anfing. Verschossen sollte alles werden, daß kein Stein auf dem andern blieb, selbst die Berge in kleine Stücke, damit sich nicht etwa ein Pfaff dort verstecken könnte und dieweil man nicht Zeit habe, jedem Vogel nachzulaufen. Bekanntlich drohten im sogenannten Schwabenkriege die Schwaben den Schwei-

zern, ſie wollten in der Schweiz ſengen und brennen, bis der liebe Gott wegen der Hitze die Füße an ſich ziehen und wegem Rauch es kaum mehr aushalten könnte im Himmel, ſondern das hintere müſſe. Hans wollte ein großes Loch in den Himmel ſchießen, damit die Katholiken, wo noch am Leben ſeien, ſelbſt ſehen könnten, ob's wahr ſei, was ihre Pfaffen ihnen vorgelogen. Seine Reden thaten große Wirkung, entflammten Viele, daß ſie nicht warten mochten, in Kampf und Tod zu gehen, und jeden als Verräther anſahen, der ſagte, es ſcheine ihm einſtweilen nicht paſſend, ſondern überflüſſig.

Er hatte aber noch ein Pferd, welches er noch ſchöner ritt und gar nicht wie ein Schneider, es war das Emancipationspferd, die Emancipation der Jugend vom Alter. Die Alten hätten lange genug gregirt, alles befohlen und gregirt, wenn ſie ſchon von allem nichts mehr verſtanden, ganz veraltet, drei Ewigkeiten hinter der Zeit zurückgeweſen ſeien. Das müſſe jetzt anders kommen, die Jungen müßten an's Brett, die Alten hintern Ofen, das thue es nicht länger ſo. Die Jungen müßten die Regierig wählen, dann wüßte man ſchon, daß ſie nicht Alte wählten. Die müßten es dann einrichten, wie es an andern Orten auch der Brauch ſei, und daß man dabei ſein könne, daß man nicht mehr warten müſſe, bis der Alte unter dem Herd ſei, ehe man einen Kreuzer kriege, und mancher ſeinen Alten noch todtſchlagen müſſe, einen Tag vor dem jüngſten, wenn er auch einmal einen Kreuzer erben wolle. Die Alten müßten abgeben oder abtreten, wenn die Jungen das zwanzigſte Jahr erreicht oder die erſte Garniſon gemacht. Er wüßte nicht, warum Einer, der für's Vaterland gut genug ſei, nicht auch daheim was vorſtellen und zu befehlen haben ſollte. Wenn man recht ſehe, ſo ſei es in der Bibel auch ſo geweſen, und wenn die ſo viel zu bedeuten haben ſolle, wie die Alten brichteten, ſo ſolle die in allem gelten. Da habe ja der Alte ſeinem Bub ſein Erbtheil und zwar das ganze herausgeben müſſen, ſobald derſelbe es begehrt; er wüßte nicht,

warum daſſelbe jetzt nicht auch geſchehen ſollte. Das ſei eine Sache, über die noch viel zu reden wäre, bſunderbar wenn der Alte meine, er könne mit der Sache machen, was er wolle, und davon brauchen, was ihm gut dünke, mit dem, was er verputze, brauchten die Kinder nicht Mühe zu haben. Er wolle einſtweilen nicht mehr ſagen, aber man könne wohl merken, was er meine.

Man kann ſich denken, wie gerne Hans gehört wurde und wie großen Anklang er fand. Er war ein gefeierter Mann, der junge Hans. Aber das machte ſich begreiflich nicht umſonſt. Hans der Alte und Hans der Junge waren noch viel mehr von Hauſe fort als früher und brauchten noch mehr Geld als ſonſt, beſonders der Junge, der meinte, je mehr er verklopfte, deſto größer ſei er, deſto mehr wirke er. Der Vater mußte fort und fort ausrücken und durfte nichts dagegen haben. Er tröſtete ſich, es ſei für eine gute Sache und wenn man es recht betrachte, nur eine Wurſt nach der Speckſeite geworfen. Zudem rühmte der Regierer ihm ſeinen Sohn ſehr. Das ſei ein geſinnungstüchtiger junger Mann, ſagte er, ein entſchloſſener Vaterlandsfreund. Von dem verſpreche er ſich viel und der werde es weit bringen. Gerade ſolche junge Männer müſſe man haben, wenn es gut kommen ſolle. Daran hatte der Vater große Freude, es war das beſte Pflaſter auf die Löcher im Beutel. Von des Jungen Emancipationsreden wußte er begreiflich wenig. Hans der Junge hielt ſie nicht vor Hans dem Alten. Doch haben wir Urſache zu glauben, der Alte hätte ſie nicht halb ſo übel genommen, als es dem Anſcheine nach hätte ſein ſollen. Hans der Alte hätte gedacht, es ſei dem Jungen nicht Ernſt, er beziehe, was er ſage, nicht im mindeſten auf ihr Verhältniß, er ſage das bloß, um Andere zu gewinnen und ihnen den Speck durch's Maul zu ziehen. Wenn man es nur den Leuten recht eingeben könne, das ſei die Hauptſache, daneben ſei alles recht und alle Mittel gut. Und wie man nicht alle Fiſche mit den gleichen

Mücken fange, ſo ſei es auch mit den Menſchen, man müſſe jedem das darhalten, wo man glaube, er beiße. Dieſer Kalkul iſt nicht ungewöhnlich, es machen ihn gar Viele, aber wer ihn macht, verbrennt die Finger daran gröblich, zähle er darauf, von wegen der Teufel iſt ein Schelm.

Nun entſtund etwas, über deſſen Mangel Viele lange bitterlich geweint hatten, es entſtund politiſches Leben, eine große Bewegung im Lande, wie auf dem Meere, wenn der Wind bläst, wie im Waſſerkeſſel, wenn die Köchin tapfer feuert.

Tauſend erregte Hoffnungen, die in der Luft herumſchwammen, nicht bloß wie einfältig kleine gebratene Tauben, ſondern wie große Gänſe und welſche Hühner, die öffnen die Mäuler, bringen die Geiſter in Bewegung und in Eifer und machen Parteien. Ach, das iſt ſchön, wenn es Parteien giebt, die zuſammenrennen, machen was gut iſt, Recht zu kriegen, obenauf zu kommen, Meiſter zu bleiben. In Küchlimyl war es ſonſt ſo todt und ſtill geweſen, wie wir geſehen haben. Die meiſten ſtunden ihrem Haushalt wohl vor, dachten nicht daran, daß ihnen viel fehle und daß ſie viel Beſſeres zu erwarten hätten, als was ſie ſelbſt erwarben mit Fleiß und Gottes Segen. Jetzt ward es auf einmal anders, jetzt thaten viele nicht anders als Hausbeſitzer, welche an einem ſchönen Morgen aus dem Schlaf erwachen und mit Schrecken wahrnehmen, daß eingebrochen und das Beſte ausgeräumt worden. Erſt machten ſie Glotzaugen, konnten ſich lange nicht faſſen; als ſie endlich mit Erſtaunen und Grauen des Schadens ſich verſichert, ſchlugen ſie Lärm, liefen von Haus zu Haus, klagten ihre Entdeckungen, erwarteten Theilnahme, forderten Hülfe gegen die verfluchten Diebe und Schelme. Wer an ihren entſetzlichen Schaden nicht recht glauben, nicht mit Spießen, Stangen und Fackeln als gegen Mörder zu Felde ziehen wollte, den betrachtete man ebenfalls mit Erſtaunen und mit Grauen, als mache man plötzlich neue Entdeckungen an ihm, alle Freundſchaft zu

ihm erloſch und man ging drei Schritte ihm vom Leibe weg. Wir möchten doch fragen, ob das nicht ganz recht war, ob man Leuten, welche keine Theilnahme zeigen, keine Hülfe gewähren, wenn man ihnen vor Augen legt, wie man in Noth gekommen, geſchädigt worden, wieder ſich entſchädigen könnte, ferner trauen darf, wenn man bei geſunden Sinnen iſt?

Dieſe ſchroffe Scheidung trat bei den Volksverſammlungen noch nicht ſo grell hervor. Da lief Alles durch einander, ungefähr wie zu einem Spectakel, an eine Hinrichtete, eine Gränete oder einen Schwinget. Die Redner ſtellten die Delinquenten, Gränner oder Schwinger vor, und man freute ſich am Luegen und ſtritt ſich hinten drein, wer es am beſten gekannt oder gemacht, bei welchem es am luſtigſten geweſen ſei.

Am meiſten Freude hatte man allenthalben an einem kleinen dicken Kerl, auf deſſen plattem Geſichte Hochmuth und Dünkel ſo dick aufgetragen waren, als Schminke auf den Wangen einer Dame am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, in deſſen Geſichte man im ordinären Zuſtande nichts ſah, als oben eine Brille und unten einen Tätſch, dem man bei andern Leuten Naſe ſagt. Dieſer Stöffel ſtöffelte eben auch an den Volksverſammlungen herum, that als eine Perſon von Wichtigkeit und wollte auch Reden loslaſſen, trat auf die Bühne, ſtellte ſich vor, ſtemmte die Arme auf; es arbeitete in ihm ſichtbarlich wie im Keſſel einer Locomotive, dann, wenn er genug gebyſtet und gepuſtet hatte, riß er das Geſicht auseinander, daß es ein Loch gab in der Mitte, und aus dem Loch heraus kam eine Stimme: Die Jeſuiten fort! Dann ging das Loch zu, das Geſicht ward wieder ganz, der Blaſt war raus, das Männchen wurde wieder dünn und ſtoffelte am Stecken wieder abe von der Bühne, umrauſcht vom Beifallsſturm, der ſich jedes Mal erhob, wenn er von den gedachten wohlbekannten Worten glücklich entbunden war.

So nahmen dieſe Verſammlungen ſehr Viele mehr als

Spectakel als für was Ernſtes. Es lief Krethi und Plethi dran, Leute von allen Farben und Richtungen, ja Weiber und Kinder, Mädchen verſteht ſich, die ſind allenthalben, wo Hoffnungen in Ausſicht ſtehen. Es wurde wohl gemehret, Hände flogen in die Höhe, aber wem ſie gehörten und wie viele es waren und wie viele nicht in die Höhe gingen, wurde nicht genau genommen, jedenfalls weder gezählt noch conſtatirt. Sie ſchienen alle einfarbig, darum einſtimmig, denn eigentlicher Widerſpruch erhob ſich nirgends, hier und da wurde bloß eine Modification laut. Je leichtfertiger es ging, um ſo mehr legte die Partei Gewicht darauf, um ſo entſchiedener machte ſie die gefaßten Beſchlüſſe als einſtimmigen Volkswillen geltend, um ſo mehr wuchs ihr der Kamm, um ſo größer wurde ihr Anhang, um ſo entſchiedener und größer wurden ihre Forderungen, um ſo leidenſchaftlicher geberdeten ſich die Perſonen, um ſo gröber ward die politiſche Nothzucht.

Dieſe trat dann ſo recht hervor, als in geſetzlichen Verſammlungen allerlei Abſtimmungen, auch Wahlen vorgenommen werden mußten. Da war politiſches Leben, da konnte der alte Polizeier nichts mehr machen, da befahlen andere Majeſtäten, päckelten erſt das Ganze ordentlich, wie man zu ſagen pflegt, ließen dann die Befehle ausgehen an ihr Volk, ihre Ordonnanzen marſchirten von Hütte zu Hütte, vertrugen die Aufgebote, theilten die Inſtruktionen mit, rühmten und läſterten, fluchten und lobten, daß das Volk bald heiß, bald kalt ſchwitzte, bald Hoſianna ſchrie, bald das Kreuzige, Kreuzige! erſchallen ließ, daß es Allen, welche nicht in's gleiche Bockshorn bliesen, unheimlich ward, die meiſten ſtill zu Haus blieben, die wenigen, welche öffentlich Stand hielten, ſich ihres Lebens eben nicht zu freuen hatten, ja daſſelbe nicht ſelten bedroht hören mußten, daß, wer furchtſam war, hinreichend eingeſchüchtert wurde, ja Viele wurden politiſch ſo genothzüchtigt, daß ſie mitmachen mußten wider Willen.

Benz fürchtete ſich nicht, er war von Natur muthig und

ſtark, und auf ſeine Leute konnte er zählen, aber das Mißtrauen, ja ſelbſt die Verachtung, welche er ſehen und empfinden mußte, er, der ſonſt nur Achtung und ein unbedingt Vertrauen genoſſen, das ſchmerzte ihn ſehr. Benz hatte auch Ehrgeiz, wie jeder rechte Mann ihn haben ſoll. Benz wollte da, wo er ſtund, geachtet ſtehn und als Einer, der Verſtand und Willen hatte, alles zum Beſten zu machen, was ihm oblag oder anvertraut wurde. Wenn er in die Gemeindeverſammlungen kam oder zur Kirche ging, ſo wurde ihm die Achtung erwieſen und zwar ohne Reglement, mit welcher ein Oberoffizier von ſeinem Regiment empfangen wird. Das nahm er hin, als verſtehe es ſich von ſelbſten, er war es gewohnt von je, verdiente es; aber hochmüthig darauf zu ſein, daran dachte er nicht. Mehr begehrte er aber auch nicht, dieſe Stellung genügte ihm vollkommen, er meinte nicht, ein beſonder Amt, einen Titel, eine extra Berufung haben zu müſſen, um mehr zu werden und mehr vorzuſtellen. Nur in dem Fall, als Noth an Mann gekommen und er hätte helfen können, wäre er ja freilich auch mit Opfern eingeſtanden, denn ein Sackpatriot war er nicht; darum lockten ihn auch die vorgeſpiegelten Erleichterungen nicht.

Nun aber ward es anders. Gekannt als einflußreicher Mann mußte ihm dieſer Einfluß abgeſchnitten werden. Man verleumdete ihn bei dem leichtgläubigen, urtheilsloſen Volke auf alle Weiſe, bald als Jeſuit, bald als Ariſtokrat, bald als Schindbauer, kurz auf jede Weiſe, welche Eindruck machen konnte, da war nichts ſo ſchlecht, das ihm nicht angedichtet wurde. Das ſah Benz begreiflich. Wenn es die Leute ihm auch nicht geradezu an den Kopf heraus ſagten, ſo merkte er es doch allenthalben an ihrem Benehmen. Man wich ihm aus, gab ihm kurze Worte oder ſah ihm auf eine Weiſe in's Geſicht, wie er es ſonſt nicht gewohnt, wie es Einen juckt in der rechten Hand, eine Ohrfeige aufzulegen. Männer, mit denen er ſonſt recht befreundet geweſen, mieden ihn oder machten ihm Vor-

würfe, und wenn er auch noch so bündig seine Ansichten auseinandersetzte, fand doch nicht eins seiner Worte Glauben, wurde eher mit Hohn verlacht. Ja selbst in Gemeindssachen, wo es sich hauptsächlich um saubere Finger handelte, bemerkte er, daß sein Wort nicht mehr galt was früher, daß man Leuten ihm gegenüber Zutrauen schenkte, vor denen man sich früher stark in Acht genommen hatte, aber sie waren von der andern Partei und thaten sich hervor mit Leidenschaft und Brüllen.

Aber Frau, fragten auch wohl die Mägde, wenn sie von irgend einer Sendung oder Ausfahrt zurückkamen, aber Frau, was haben doch wohl die Leute gegen den Meister, es ist bald nicht mehr dabei zu sein. Wo wir hinkommen, sei es zum Krämer oder in's Wirthshaus, haben die Leute uns was anzuhängen und uns auszuspotten oder wollen uns ausfrägeln, was bei uns gehe und wer zum Meister komme, und sagen allerlei, man darf es nicht einmal denken, geschweige sagen. Wenn dann Lisi es mit Gewalt wissen wollte, so vernahm es, die Leute hätten gesagt, wie manchmal sie beichten müßten in der Woche, und Benz sei ein Fallit und Jesuit, ein Aristokrat, er sei bestochen von den Herren u. s. w.

Die Kinder aus der Schule kamen heim und weinten, weil der Schulmeister gesagt, es gebe Leute, man habe sie sonst für brav gehalten, aber jetzt sehe man, was sie seien, man könnte nichts Besseres machen als sie hängen und mit Herd verschießen, und dazu habe er sie stark angesehen, daß sie wohl gemerkt, wen er meine. Seither verachteten sie die andern Kinder und hielten es ihnen vor, auf ihrem Vater halte man nichts mehr, er sei ein Patriot, und es nehme sie wunder, warum er nicht eine schwarze Kutte trage.

Ja Benz merkte selbst an den Knechten, daß etwas unter ihnen war, was sie vor ihm geheim hielten, sie schwiegen oft, wenn er zu ihnen kam, und mit ihnen politisiren mochte er doch nicht. Er fürchtete, böse zu werden, kommunistische Anklänge zu hören, daneben konnte er über die Bursche nicht kla-

gen. Aber es iſt immer ein unheimlich Dabeiſein, wenn man merkt, daß etwas unter dem Geſinde iſt, welches ſie geheim halten. Benz empfand dies alles ſehr. Er wollte ſich darüber wegſetzen, aber er konnte es nicht. Er meinte, man ſollte ihn ruhig laſſen, man ſollte doch eigentlich wiſſen, wer er ſei, er ſei nicht von heute her. Er laſſe Andern ja ihre Meinung ungeſcholten, wüßte nicht, warum er nicht auch ſeine eigene haben dürfe. Er laufe ja nicht in den Häuſern herum und dringe ſie jedem auf, wie die Andern es machten, aber das Recht glaube er zu haben und laſſe es ſich nicht nehmen, gelegentlich ſeine Meinung deutſch zu ſagen, mache man was man wolle, thue man ihn ſeinethalben in die Zeitung. Das war ungefähr ſo viel als vor Zeiten das an den Pranger ſtellen.

Das geſchah denn aber auch und grob, wahrſcheinlich von jungen Leuten, wenn ſie in einer ſogenannten Sekundarſchule weder Achtung vor ehrlichen Männern, noch bei aller Sprachdreſſur die Bedeutung der Worte kennen gelernt, noch viel Anderes gelernt als viel Einbildung und ein wenig herrſchelig thun. Hans der Aeltere wurde darüber wirklich böſe. Das hätte man können ſein laſſen, ſagte er, mit dem mache man nichts Gutes. Möge jetzt Benz ſein wie er wolle, ſchwarz oder weiß, daneben ſei er ein braver Mann, aber wenn man ihn ertäubet habe, ſo habe man ihn ertäubet.

Neuntes Kapitel.

Benz geht ſpazieren, vernimmt viel und bekömmt Gedanken.

Liſi nahm anfangs dieſes Betragen auch ſchwer auf und ward hitzig. Als es aber ſah, wie Benz dadurch finſter und bitter wurde, brach es ſich ſelbſten ab, meinte nicht, es müſſe Benz alle Worte zutragen und Oel in's Feuer gießen, ſuchte

ihn aufzuheitern, ſagte, er ſolle nur warten, die Zeit ſei immer wiedergekommen, wo man Spreu vom Weizen und ſchlechte Leute von braven habe unterſcheiden können. Er ſolle das nur machen laſſen, es ſei gut, wenn es zuweilen recht wüſt gehe, man wüßte ſonſt nicht zu ſchätzen, wenn es gut gehe. Das ſehe man am beſten, daß wenn man ein Dutzend oder zwei gute Jahre hintereinander habe, ſo wiſſe man nicht mehr, was das ſei, wie gut man es habe, ſondern fange an wüſt zu thun und ſich die Sache ſelbſt zu verderben. Wenn es dann eine Zeit lang wüſt genug gegangen ſei, komme man wieder zum Verſtand, trachte nach dem Guten. Das wäre wohl gut, ſagte Benz, aber denk' Frau, wie viel zu Grunde geht, wie viele Leute unglücklich werden und ſchlecht. In vielen Jahren iſt nicht mehr gut zu machen, was in einem verdorben wird. Wie willſt du es anders machen? fragte Liſi. Magſt machen was du willſt, kannſt doch nichts dran machen, und wenn du recht böſe wirſt, ſchadeſt du niemanden als dir ſelbſt. Denk, Gott wolle es ſo, und wenn es Zeit ſei, werde er es ſchon anders machen. Unterdeſſen wollen wir zu uns ſehen und hier oben im Frieden uns ſtille halten. Wir haben Gottlob andere Leute weniger nöthig, als ſie uns.

Das waren ſchöne Zuſprüche, und Benz nahm ſie gut auf, aber ſie waren doch kein Schild, der alle Pfeile auffing, welche Benz verwundeten, ſo wenig als man mit Stubenhüten vor herrſchenden Krankheiten, Huſten und Flußfieber per Exempel ſich wahren kann.

Was einmal in der Luft iſt, kömmt an uns und wenn wir uns hinter ſieben Riegel bergen. Zudem kann ein Bauer wie Benz nicht immer daheim bleiben, er muß Handels und Wandels wegen immer unter die Leute, kann es nicht vermeiden, mit ihnen auf allerlei Weiſe in Berührung zu kommen. Iſt man auf der Straße, muß man doch zuweilen einen Schoppen trinken. Es iſt nicht aller Leute Sache, dürre Birnſchnitze im Sack bei ſich zu tragen und dazu Waſſer zu trinken ab den

Brunnen an der Straße, auch iſt dieſe Sitte ſo ziemlich außer Mode gekommen. Nun kann man wohl dieſe oder jene Wirthshäuſer, welche man als Miſſionshäuſer oder Stationen des Radikalismus kennt, manchmal meiden, manchmal nicht. Aber es kann Einem wiederum begegnen, daß man den Regen meidet und unter die Traufe kömmt.

Eines Sonntags ſagte Benz zu ſeiner Frau: Es iſt mir zuwider, aber ich ſollte dem Holzhändler, dem Halblützel Chriſteli, dem ich voriges Jahr die Tannen verkauft habe, nach und ihm perſönlich zu Leib ſteigen, ſchriftlich hilft nichts. Es iſt mehr als ein halbes Jahr, daß er mir das Geld bringen ſollte, und jetzt ſollte ich es haben. Hans ſagt auch nichts, daß er mir die zweihundert Thaler wiedergeben wolle. Nun das iſt nicht verloren, aber vom andern wollte ich lieber, ich hätte es ſchon, es iſt dem Halblützel nichts zu trauen, thut groß, verthut viel, der Handel muß ſchön eintragen, wenn er das alles ertragen mag. Es fängt ſo ſatt an, die Großhanſe z'lehre, wie es aber auch recht iſt, denn die andern Leute hätten ſich zu erklagen, wenn es den einen geordnet wäre, nichts zu thun als groß und dabei wohl zu ſein bis an's Ende. Aber lieber hätte ich dabei nichts im Feuer und möchte nicht auch mit leiden. Gab' das Holz ihm ungerne, aber weil er mir mehr bot als Andere, dachte ich, es wäre doch dumm, wenn ich es ihm nicht geben würde. Nun geht es mir wie Andern auch, gelöst hätte ich viel, wenn ich jetzt das Geld auch hätte. Habe ich es aber einmal, ſoll es mir für ein ander Mal eine Warnung ſein.

Liſi ſtrengte Benz an, daß er gehe. Es wäre ihm z'wider, wenn ſie an dem Halunken Geld verlieren müßten, ſie hätten es ſonſt zu brauchen, ſagte es. Weiber ſind in der Regel um ausſtehendes Geld beſorgter, als Männer, und Verluſte gehen ihnen tiefer, ſie ſind von Natur mehr an's Erhalten als an's Erwerben gewieſen.

Es war ſchön Wetter und Benz marſchirte einen ſtarken

Schritt, um den Mann noch zu Hause zu treffen, denn er wußte wohl, daß der nicht einen ganzen Sonntag Nachmittag zu Hause war, sondern unter die Leute gehörte, welche alle Tage schwitifiren und am Sonntag doppelt, welche außerhalb des Hauses für ihre eigene Person mehr brauchen, als für die ganze Haushaltung sammt Weib und Kindern, welche wegen drei Kreuzern daheim sich brandschwarz fluchen können, während sie drei Gulden verhutzeln, ohne sich umzusehen. Der Art Leute gibt es je länger je mehr, je weniger es ihnen daheim wohl ist, je weniger sie zu christlicher Treue, zu altväterlichem Fleiße, sondern bloß zu dem fatalen neuen Herrenthum erzogen werden. Diese alle laufen daheim weg, gewöhnlich wegem Vaterland und gerade sie untergraben das Vaterland, an ihnen würde es zu Grunde gehen; das Wohl des Vaterlandes ruht nicht auf Kneipies und Schwities, sondern auf treuen, frommen und fleißigen Hausvätern. Benz machte allerlei Glossen auf seinem Wege, denn fast drei Stunden hatte er zu gehen durch eine belebte Gegend. Ihm begegnete viel hoffährtiges Volk, das reuterte munter durch die Straßen und viele darunter ärgerten ihn. Nit, sagte er bei sich selbst, daß ich meine, man solle am Sonntag nicht brav und recht daher kommen, wohl das ziemt sich und ist recht, aber alles nach dem Vermögen. Wer d'Sach nicht kennt, sollte meinen, es seien alles reiche Bauerntöchter auf der Straße, das glitzert und glänzt durch sieben Zäune durch. Wer d'Sach kennt, kennt d'r halbbatzig Zeug wohl, wo möchte und nicht kann, er kann die schlechten Kleidlein, wo eine Vesper und ein Feierabend sind, wohl unterscheiden von den währschaften und haltbaren. Ich meine nicht, daß die Reichen ein Vorrecht und die Armen eine besondere Kleidung haben sollten wie die Zuchthäusler, aber ich meine, sie sollten ihr wenig Geld nicht für Kleider ausgeben, die etwas scheinen aber nichts sind, viel kosten, besonders Macherlohn, und für kein Wetter taugen, die Sonne mögen sie nicht erleiden und den Regen nicht ertragen. Ich meine,

ſie ſollten wätſchafte Kleider haben und Geld ſparen, und ja freilich würde es mich freuen, wenn meiner Mägde Kinder einmal wie Bauerntöchter daher zu kommen vermögen, wie meiner Töchter Kinder. So wie ſie es treiben, werden ſie betteln, ihre Kinder betteln, werden in Lumpen laufen, drei, vier Jahre ausgenommen, wo ſie der Mutter gleich thörichte Hoffahrt treiben und manchmal noch zwiſchen durch betteln gehen. Denn mein Gretli behauptet ſteif und feſt, daß am Montag Mädchen vor unſerem Hauſe gebettelt, mit denen es am Sonntag irgendwo getanzt und wo ſie Staat gemacht, daß man hätte meinen ſollen, wer ſie ſeien, wenn man nicht die luderigen Strümpfe, das verwaſchene Hemd und zuweilen das ſpottſchlechte Gloſchli geſehen.

Was ihn aber noch mehr ärgerte, war das Geröſel auf den Straßen. Er, Benz, der Bauer auf der Ankenballe hatte ſechs Roſſe, kleinere und größere, ſie ſtunden alle im Stalle, und er ging zu Fuß. Nun war die Straße voll Fuhrwerke von allen Arten und wer war darin? Es waren meiſt geliehene Fuhrwerke und darin ſaßen Solche, welche mühſam ihr Brod verdienten, ja oft Solche, welche es nicht verdienten, Lehrbuben, angehende Subjekte in Schreibſtuben, auch wohl Solche, welche ein eigen Rößchen hatten, eins nicht viel beſſer als eine Geiß, damit am Sonntag ſich ſplendid machten und dem guten Geſchick nachfuhren. Es waren zumeiſt Leute, welche Sparen bitter nöthig hatten, wenn ſie einmal Grund unter die Füße bekommen wollten, und die fuhren da aus, geberdeten ſich wie Prinzen aus dem Mohrenlande, verbrauchten mehr Geld als ſie hatten, blieben die geliehenen Fuhrwerke einſtweilen ſchuldig, und wenn ſie ſie bezahlen mußten endlich, ſtahlen ſie das Geld irgendwo.

Mit großer Betrübniß ſah Benz die zahlreichen Exemplare aus dieſer Klaſſe, welche an ihm vorüberrößelten, meiſt in weiblicher Begleitung. Da wundere man ſich über die zunehmende Armuth, dachte er, und die Weiſen dieſer Welt

thäten allerlei dar, wie die Reichen schuld daran wären und die Abgaben, welche nur auf dem Armen lägen, und allerlei deren Dinge mehr. Gingen sie doch einmal so an einem Sonntage auf die Straßen, dachte er, da könnten sie sehen, was arm mache. An jedem solchen Sonntage werde der Grund zu einigen hundert armen Haushaltungen gelegt. Von denen, welche dem Teufel geradezu an seine Angel bissen und Verbrecher würden, wolle er nicht einmal reden. Da könne man sehen, daß, was Gott zum Heile gebe, entheiligt zum Fluch werde. Die armen Jungen müßte er bedauern, sie hätten den Verstand nicht besser, aber Andere sollten ihn haben, namentlich Eltern, Meisterleute, Lehrmeister, die sollten dafür sorgen, daß die Ihrigen den Sonntag besser zubrächten, aber was wolle man, wenn sie es selbsten nicht besser machten! An das, was die Regierungen dabei thäten, wolle er lieber nicht denken, es sei an manchem Orte gerade, als ob man ein Eingericht hätte, dem vierten Gebote z'trotz, dem Teufel z'lieb.

Nicht leicht fördert etwas eine Fußreise mehr als Gedanken, welche das Blut in gelinde Wallung bringen, seien es nun freudige oder zornige, gleichviel. Benz war bei Christeli Halblützels Wohnung, ehe er es dachte, aber der Vogel schon ausgeflogen. Dessen Frau gab Bescheid. Es war keine Kreuzträgerin, ihr Wahlspruch schien zu sein: Und ist mein Schätzel liederlich, bin liederlich auch ich. Sie kalkulirte wahrscheinlich: alles müsse doch drauf, da wolle sie nicht dumm thun und sich nicht auch ihren guten Theil zu Gemüthe führen. Sie jammerte daher nicht, wenn ihr Christeli viel brauchte und betrunken war, schluchzte nicht um ihn herum und weinte ihm die Schuhe voll, sondern sie lachte dazu und erzählte ihm, was sie gerne wollte, von ihren Schwiten, daß es Christeli Halblützel selbst zuweilen fast über's Herz kam. Aber was sollte er machen? Einmal sagte er wohl: Aber Frau, du treibst es wohl stark, so kann es auf my Seel nicht immer gehen; denkst du nicht an deine Kinder? Sobald du an deine denkst, werde ich auch

an meine denken, hatte die Frau geantwortet und den darauf folgenden Strauß so ausgefochten, daß Christeli nicht viel Anderes wußte, als entweder es bewenden zu lassen oder mit gutem Beispiele voranzugehen; zum letztern hatte er nicht Lust, es blieb also beim erstern. Und wenn er vielleicht schon Lust gehabt, anders zu leben und an die Kinder zu denken, so zweifeln wir, daß die Frau gefolgt wäre, sie war viel zu sehr in die neumodischen Grundsätze eingekarrt. Diese Grundsätze bestehen hauptsächlich darin, daß es Hauptpflicht sei, für sich selbst zu sorgen, die Andern auch für sich selbst sorgen zu lassen, und diese Pflicht wird bis auf die Kinder ausgedehnt, für die man ebenfalls weder zu zaren hätte, noch dafür zu sorgen, ihnen einen guten Namen zu hinterlassen, aus welchem Hauptsatz die Angriffe auf die Ehe, welche eine solche Pflicht in Beziehung auf die Zukunft der Kinder in sich zu schließen scheint, entsprang, sowie die Forderung, daß der Staat die Kinder zu erziehen habe. Christeli Halblützels Frau war sehr hoffährtig und that eilig, Benz abzufertigen. Benz wußte nicht, wollte sie auch fort oder war sie daheim mit Besuch versorget. Der Mann sei fort mit dem Notar, sagte sie, sie hätten ein Geschäft miteinander, aber sie glaube, daß er beim blauen Schimmel im weißen Nest angetroffen werden könnte. Das Wirthshaus war ein neues, Benz nicht bekannt, aber er wußte, wo das weiße Nest war, hatte nicht viel um, es war hinreichend Zeit dazu, und einmal auf dem Wege, wollte er nicht umsonst gegangen sein. Er machte sich also dem blauen Schimmel im weißen Neste zu.

Vor dem Hause stunden Fuhrwerke, in der Gaststube saßen etwelche Leute. Benz dachte, es sei doch kein Nest so neben aus, es sei Gastig da. An einem Sonntag sollte man meinen, alle Säcke seien voll Geld, sei der vorbei, höre man sechs Tage lang klagen, es sei kein Geld im Lande. In der Gaststube war sein Christeli Halblützel nicht, waren die Leute nicht, welche zu den Fuhrwerken gehörten. Diesmal, dachte er, sei er wohl

am unrechten Orte, gewiß sei da eine Zusammenkunft von Leuten, wie er ihnen nichts nachfrage und sie ihm nicht. Am besten sei's, er mache, daß er wegkomme je eher, je lieber. Indessen trank er gelassen an seinem Schoppen, und als er ihn halb getrunken hatte, frug er so wie beiläufig nach seinem Christeli Halblützel. Der werde nicht weit sein, wenn er was mit ihm wolle, könne man's ihm sagen, gab der Wirth zur Antwort. Selb wär' ihm recht, sagte Benz, nur ein Wort, versäumen wolle er ihn nicht. Unser Halblützel, im Wahne, es werde Einer ihm einen guten Handel antragen, erschien alsbald unter der Thüre. Als er unsern Benz sah, begriff er etwas vom Gegentheil, fragte aber in seiner verhärteten Frechheit: Werdet wohlfeile Tannen haben, und die werde ich kaufen sollen? Einstweilen, sagte Benz, wollte er lieber das Alte fertig machen, ehe er was Neues anfange, nachher dann warum nicht, so wohlfei. als sie des Handels einig werden könnten. Christeli Halblützel verstund Benz ganz wohl. So wird das nicht mehr lange gehen, antwortete er. Morgen fahre ich nach Basel, dort habe ich einen Sack voll zu fassen, ich habe geglaubt, ich kriege nichts mehr. Es ist nicht mehr wie ehemals, da war das Geld da, ehe das Holz unten war. Jetzt will das Holz bald niemand mehr, und hat man endlich z'Noth jemanden verkauft, so fragen sie Einem nichts mehr nach und thun als hätten sie's d'r Gotteswillen. Jetzt soll ich hinunter, bekam einen Brief. Im Heimfahren komme ich vorbei, zählt darauf, da können wir das Alte abmachen und nach dem Neuen sehen. Ich glaube, es zieh wieder, b'sunderbar schöne Laden.

Droben, wo Christeli herausgerufen wurde, saß eine noble Gesellschaft, hatte allerlei abgerathen und nahm jetzt was zu sich, das Loch zu vermachen, welches der losgelassene Geist zurückgelassen. Es war der Regierer, einige Amtsrichter, worunter eben unser Hans, Schreiber, Militär, kurz die liberale Crême, d. h. die Quintessenz der Umgegend. Wer ist unten? frug der Regierer den Wirth, der zurückgeblieben

war. Es iſt ein vornehmer Bauernmann, ich ſah ihn ſchon nicht, aber den Namen kann ich ihm nicht geben, ich glaube, es ſei etwas von Anken darin. Das iſt gewiß Benz auf der Ankenhalle, ſagte Hans. Der wird Geld wollen vom Halblützel. Er hat ihm Holz verkauft und wird auch auf's Geld warten müſſen, wie es Andern auch noch geht. Wird ihn daheim nicht angetroffen haben und der Spur nach ſein.

So, der Ankenbenz, ſagte der Regierer, ſo, den möchte ich auch mal kennen lernen, vielleicht, daß man den noch brichten könnte, wenn man es recht anfinge, ſagte er. Zweifle, ſagte Hans, der hat ſeinen eigenen Kopf. Probiren ſchadet nichts, ſagte der Regierer, wer weiß, z'gwinnen wäre viel, z'verlieren nichts. Der Regierer kannte Benz per se aus Berichten als einen Gegner des Allerneuſten, hatte gehört, daneben ſei er ein geſcheidter Mann und von großem Anſehen. Dieſes war auf Anräthen des Regierers beſtmöglichſt beſchnitten worden. Indeſſen kannte derſelbe, wenn nicht viel, doch ſo viel von der Geſchichte, daß er wußte, wie die Stimmung der Leute ſich ändere, wie man ehrenhafte Namen wohl einige Zeit mit Koth übertünchen könne, der Koth jedoch abdorre und abfalle, das Ehrenwerthe bleibe. Daher wollte er lieber den ganzen Mann auf der Seite haben, dies ſchien ihm dauerhafter.

Hans wurde abgeſandt, Benz heraufzuholen; er ging ungern und Benz erſchrak, als er den Hans ſah. Iſt der auch da, dachte er bei ſich, der wäre auch ſchöner daheim. Da wird aber was Sauberes gekerbel werden, daß dieſes Volk da zuſammenläuft. Du ſollſt hinauf zu uns kommen, der Regierer hat's befohlen, richtete Hans aus. Und der hat mir geradeaus nichts zu befehlen, ſagte Benz. Daneben muß ich preſſiren, es iſt ſchon ſpät und ich habe weit. Wart, komm dann mit mir, ſagte Hans, aber eben nicht ſehr preſſirlich, er begehrte Benz gar nicht in dieſe Geſellſchaft. Er wußte wohl, wie Benz dieſelbe und ihr Thun und Laſſen anſah.

Könnte mir zu lange gehen, hab' verrichtet was ich konnte, und gehe ich jetzt, komme ich noch Tags heim, antwortete Benz. He nun jedann, sagte Hans, wenn nichts zu machen ist und d'r Anhalten nichts hilft, wird man es müssen geschehen lassen.

Da erschien der Regierer, der, wenn er was befohlen, nicht lange Geduld hatte, bis der Befehl vollzogen wurde. Will er kommen oder muß ich es mit einem Leibhaft probiren? frug er lachend, ging in aller Freundlichkeit auf Benz zu, hieß ihn willkommen und freute sich sehr, seine Bekanntschaft zu machen, er hätte schon so viel Gutes von ihm gehört, daß er ihn schon lange gern einmal hätte sehen mögen. Benz war ganz verduzt, mit dieser Holdseligkeit wußte er nichts anzufangen, wäre der Regierer grob gekommen, Benz hätte ihm sehr gut zu begegnen gewußt. An dieser Höflichkeit zog er Benz hinter sich her, fast wie man einen spröden Hund an einem Stricke hinter sich her zieht.

Es wäre ein schön Stück Arbeit für einen Maler gewesen, die drei Figuren, den Regierer, Benz und Hans in ein Bild zu bringen. Der Regierer, strahlend im Bewußtsein seiner Macht und der vollbrachten That, Benz, trübselig, wehmüthig und ärgerlich über sich, Hans in verlegener Freundlichkeit und banger Erwartung der Dinge, welche da kommen würden. Mit aller Höflichkeit machte der Regierer Benz neben sich sitzen, befahl ein Glas, bot die Dose, fragte, was ihn Guts daher gebracht. Benz sagte etwas von Holz und Handel, begreiflich nicht, daß er Christeli Halblützel, der wieder in der Nähe des Regierers saß, um Geld getreten und verzweifle, was von ihm zu kriegen. Nun lief das Rad und das Korn war aufgeschüttet auf des Regierers Mühle. Er begann alsbald tiefsinnige Theorien zu entwickeln über die Bewirthschaftung der Wälder und den Handel mit Holz. Er lehrte Benz Tannensamen säen, Bohnenstecken pflanzen, Schläge machen, Eichwälder anlegen, Buchenzucht treiben,

lehrte ihn, wie man die Hälfte der Wälder ausroden und aus den übriggebliebenen Wäldern hundert Prozente mehr ziehen könnte als früher aus der Gesammtheit. Er lehrte ihn den Holzhandel und wie man, wenn man es recht anfinge, für Frankreich und England Bretter und Bauholz liefern könnte und im Verkauf wieder hundert Prozent gewinnen, das sei der Vortheil von Theorie und System. Er sei überzeugt, wenn man einmal die Bauern dahin bringen könnte, theoretisch und systematisch zu verfahren, es würde ihnen ihr Land wenigstens das Doppelte oder Dreifache ertragen. Aber sie müßten es ganz anders anfangen als jetzt, und er entwickelte eine Landwirthschaftstheorie, daß Benz Maul und Nase offen vergaß und nicht wußte, war er ein Narr oder der Regierer einer.

Ja, ja, mein lieber Nachbar Gerichtsäß und Bauer auf der Ankenballe, es wäre noch viel zu lernen, wenn man nicht hartnäckig am Alten hangen, sondern Vortheil ziehen wollte aus den neusten Entdeckungen und den Resultaten der Wissenschaft, sagte der Regierer und klopfte Benz auf die Achsel. Es sei eine neue Zeit und die fordere ein neu Leben, und wer sich nicht darein fügen wolle, bleibe zurück und müsse schmerzlich büßen und vielleicht noch für Kinder und Kindeskinder. Ja, sagte Benz, von all der Weisheit wie vor den Kopf geschlagen, es wird sein, es heißt ja, ich strafe die Bosheit der Väter bis in's dritte und vierte Geschlecht, denen aber, die mich lieben und meine Gebote halten, vergelte ich in die Tausende, und was geschrieben ist, het sy Weg. Ja, sagte der Regierer, das kann man nehmen, wie man will. Geschrieben ist geschrieben, selb ist. Aber daß dann alles so sei, wie es in der Bibel steht, selb ist eine andere Sache, das ist wie mit allem Andern, was geschrieben steht: öppis ist gut, öppis nit gut. Es heißt ja nicht umsonst, prüfet alles und das Beste behaltet. So heißt es, sagte Benz, aber es ist immer bei aller Sach ein Unterschied. Selb sei, sagte der Regierer,

da habe er Recht. Die einen Menſchen ſchrieben beſſer, richtiger als die andern, daher ſei auch den einen mehr zu glauben als den andern, ſo wie man auch auf die Reden der einen beſſer gehen könne, als auf die Reden der andern. Allweg, ſagte Benz, ſo iſt's, ſo wie ein Unterſchied iſt zwiſchen göttlicher und menſchlicher Schrift.

Ja, mein guter Nachbar Gerichtſäß, ſagte der Regierer, und Hans lief es kalt den Rücken auf, weil er wußte, daß der Regierer drei Dingen nie widerſtehen konnte: Wein, Weibern und Disputiren, ja mein guter Gerichtſäß, ſeid ihr noch von den guten alten Rechtgläubigen einer, welche meinen, der liebe Gott habe zu den Menſchen geredet durch ein Sprachrohr, ſo gleichſam durch eine Orgelpfeife? Dieſe Gutgläubigen ſind wirklich rar geworden, ſah lange keinen mehr. Aber Ernſt wird es euch nicht ſein, werdet mich bloß fecken wollen, was ich dazu ſage. Ja, mein guter Gerichtſäß, vor zwanzig Jahren hätte ich eine Priſe genommen und euch auch eine geboten und hätte geſagt: enfin, es macht ſchön Wetter, aber ich glaube, es werde bald ändern. Jetzt aber darf man anders reden, und es muß noch viel beſſer kommen, jetzt hat man keine Ketzergerichte mehr, ſondern Glaubensfreiheit. Jetzt will man das Volk nicht mehr dumm, ſondern aufgeklärt, jetzt darf man dem Volke auch ſagen, was die Gebildeten ſchon lange wußten und gelehrte, volksliebende Männer ſchon lange klar an's Licht geſtellt. Alles das Wunderbare, überhaupt, was Uebernatürliches in der Bibel ſteht, iſt Larifari, ſo gut wie was Römer und Griechen von ihren Göttern geglaubt und geſchrieben, es iſt eins accurat wie das andere. Es hat jedes Volk ſeine Mythologie, ſo lange es in einem kindiſchen Zuſtand iſt, wie die Kinder auch an Hakenmann und Böllimann glauben; werden die Völker aber geſcheidter, werfen ſie den ganzen Kram auf die Seite; ſo machten es Römer und Griechen, ſo geht es auch bei uns, und es iſt Zeit, daß wir die Kinderſchuhe wegwerfen und Stiefel anziehen,

mit denen man kömmt durch dick und Dünn. Das iſt nur eine halbe Freiheit, wenn man leiblich frei iſt und die Ariſtokratie auf der Seite hat. Sie iſt eigentlich gar nichts werth, ſo lange man nicht ganz frei iſt und das Pfaffenthum noch auf dem Nacken hat, ſo lange man nicht geiſtig frei iſt, den Geiſt ſich binden läßt durch alte Mährlein und ſein Gutdünken durch Geſetze, welche durchaus ohne Grund und Boden, welche durchaus nicht rationell ſind. Es giebt für rechte Geſetze keinen andern Boden, als die Natur und nur die Geſetze ſind rationell, welche auf die Natur gegründet ſind, das iſt das wahre Naturrecht und dabei läßt ſich einzig vernünftig leben, ſonſt gar nicht. Alle andern Geſetze ſind unhaltbar, naturwidrig, lähmen und verdummen die Menſchheit. Es iſt gerade, als ob man einem Menſchen, der groß wächst, immer die Schuhe an den Füßen laſſen wollte, welche man ihm angezogen, als er ein jährig Kind war. Das iſt nun der entſchiedene Fortſchritt, daß man all den alten naturwidrigen Gerümpel wegſchafft und naturgemäß nach der eigenen Weisheit und im obwaltenden Zeitgeiſte lebt. Parbleu! was will man Andres, wenn man nicht hundert Jahre hinter allen Völkern zurückbleiben will. Was will man doch da mit den zwei-, dreitauſendjährigen Dummheiten? jetzt iſt man ſelbſt weiſe genug! Ich frage: was wäre das für ein Leben, wenn in ſo langer Zeit die Menſchen nicht weiſer würden, das hieße ja auf der Stelle marſchirt, und das thut man nicht. Darum einmal fort mit dem alten Plunder, der iſt gerade wie ein Schleifſtrog auf ebenem Wege!

Benz war es ſchon lange den Rücken aufgelaufen und heiß geworden vor der Stirne, aber den Regierer unterbrechen, wenn er im Zuge war, ſelb konnte nicht jedermann. Um nicht zu erſticken, hatte er, wenn der Regierer mit ihm angeſtoßen, gute Züge gethan, jetzt brach ihm das Wort mit Macht durch. Das ſei wohl ſtark geredet, ſagte er. Das könne er gar nicht ſo anſehen. Ja freilich, wenn Gottes

Wort menſchlich wäre, ſo müßte es veralten, aber eben das ſei der Unterſchied, daß es göttlich ſei, daher immer recht und nie veraltet. Das könne man ja ſelbſt ſehen, wer darnach lebe und wer nicht darnach lebe, denen gehe es immer, wie es in der Schrift geſchrieben ſtehe, und wer weiſer ſein wolle als Gott, der werde zum Narren und verſtört, daß er nichts mehr recht einſehen könne, Augen habe und nicht ſehe, Verſtand und nichts begreife. Auf das naturgemäß könne er ſich nicht verſtehen, aber wenn es das bedeuten ſolle, daß jeder machen dürfe, was ihn ankomme, ſo halte er nicht viel auf dem, die Hunde machten es ſo und die Schweine, mit denen zähle er ſich doch nicht gerne zuſammen, da hülf er auch einen Unterſchied machen. Daneben habe er nichts dawider, es gebe Menſchen, welche ein ſolches Leben führten, beſonders in dieſer Zeit, aber was die Leute auf ihnen hielten, könne man hören, und was ein ſolches Leben für einen Austrag nehme, werde man ſehen, accurat wie es heiße im dreiundſiebenzigſten Pſalm, dort könne man es deutlich genug leſen, und was es für einen Austrag nehme mit einem Volke, wenn es gottlos werde, könne man an den Juden ſehen, und er habe einen Ton davon gehört, daß es den angezogenen Griechen und Römern nicht beſſer ergangen.

Aber Benz erfuhr es, was es heißt, Saul unter den Propheten ſein oder mit den Hunden, unter denen man iſt, nicht heulen wollen. Es erhob ſich ein großer Sturm mit Macht gegen Benz. Dem angegriffenen Regierer eilte Alles zu Hülfe, jeder wollte Zeugniß ablegen von ſeinem Standpunkte und daß er auch ein Mann des Zeitgeiſtes und des Fortſchrittes ſei. Man riß die Bibel z'weg auf bekannte Weiſe, ſprach vom Vater Noah und Bileam's Eſel, vom Jonas und vom Elias, überhaupt alle die bekannten Spöttereien, welche nicht zu wiederholen ſind. Es legte ſich eine unausſprechliche Roheit und Gemeinheit an den Tag, die ſich in Worten nicht

ausdrücken läßt. Es ſtunden Benz die Haare zu Berge, ſo was hatte er noch nie gehört.

Am zornigſten machte ihn aber doch der Regierer, der in barmherzigem Tone weiter ſprach, nachdem er einige Zeit dem allgemeinen Gerede ſeinen Lauf gelaſſen, um damit den Beweis zu führen, wie Recht er habe und daß ſeine Anſicht die allgemeine ſei. Ja, mein guter Gerichtſäß, habt es nicht ungern, ſagte er, aber die Sache iſt nun einmal ſo und wird nicht mehr anders werden. Mein Gott, es nimmt es euch niemand übel, daß ihr noch die altväteriſchen Anſichten habt, daran ſeid ihr nicht einmal ſelbſt ſchuld; euer alter Pfarrer, wo euch unterwieſen hat, wird euch das eingegeben haben und Himmel und Hölle vorgeſtellt, wenn ihr nicht alles punktum glaubt. So machen es die Hagels Pfaffen, aber ihr Regiment muß auch zu Ende gehen. Wer dann nicht viel unter die Leute kömmt oder mit der neuern Literatur bekannt wird, kurz vernimmt, was Trumpf iſt, dem geht es ſo wie euch, er wird den alten Zeug nie los, und der alte Aberglaube und der Zwang des unnatürlichen Geſetzes hängen ihm ſein Lebtag an. Das beſſert nicht, bis man der ganzen Theologie den Abſchied giebt und die jungen Pfaffen anders bilden läßt, philoſophiſch, nicht theologiſch, und ſie anweist, künftig die Leute nicht mehr zu plagen mit Dogmatik und Glaubenslehren, ſondern ſie aufzuklären und zu bilden durch eine ſchöne Moral, gegründet auf Natur und Naturrecht. Die muß die Leute leben lernen, wie es paßt für dieſes Leben, was zum Schinder nützt die Dreſſur für ein zukünftiges Leben, wo ja nirgends iſt. Da lernt man etwas, welches man nie braucht, und lernt nicht, was man alle Tage nöthig hätte, ſo verkehrt iſt noch alles bis auf den heutigen Tag. Darum iſt einmal Zeit, daß man die Sache anders anfaſſe und dem Menſchen zu ſeinen Rechten verhelfe. Der Menſch iſt Gott! Da liegt es! Dieſes Wort ſchließt in ſich die Wahrheit, darin ſind die wahren Menſchenrechte. Und zu gleicher Zeit iſt der Menſch

ſein Teufel, Gott und Teufel ſind in ihm beiſammen; haben da an einem kleinen Orte Platz.

Das kam Benz nun noch viel trüber vor, als vorhin mit der Landwirthſchaft, er mußte fort, da litt es ihn nicht mehr, entweder ſei er ein Narr oder würde einer, wenn er länger da bliebe, dachte er. Er ſtund auf, legte Geld für eine Flaſche Wein auf den Tiſch und ſagte: Bhüt'ech Gott mit einander und lebt wohl. Er wußte nichts Beſſeres zu machen, was ſollte er disputiren gegen den Regierer und den großen Chor, der demſelben zu Gebote ſtund und mit Spott und Schmach einfiel, ſobald der Regierer durch eine Pauſe ihm dazu Gelegenheit bot.

Was iſt's, wo hat's ſo plötzlich? ſagte der Regierer. War euch der Tubak zu ſtark? Kann nicht helfen, ſagte der Regierer, das iſt einmal ſo und es iſt gut, wenn man es je länger je mehr allen Leuten ſagt. Das Volk muß ſich an die neue Weltanſchauung gewöhnen. Politiſche Freiheit iſt ein Unding ohne religiöſe Freiheit, und die religiöſe Freiheit beſteht nicht darin, daß jeder glauben kann was er will, ſondern darin, daß keiner mehr einen Glauben hat, anders zu handeln, als naturgemäß, keiner mehr an ein zukünftig Leben denkt, geſchweige denn darauf hin lebt auf naturwidrige Weiſe, oder gar für ein zukünftig Leben zu ſorgen, welches gar nicht iſt, und in dieſem Wahn Dinge zu thun oder Dingen zu entſagen auf höchſt naturwidrige Weiſe. Aber wenn es euch einſtweilen noch Mühe macht, ſo was zu hören, können wir von andern Sachen reden. Laßt hören, mit wem haltet ihr es in Luzern? He Wirth! Zwei Flaſchen Neuenburger! Wenn ſchon die Leute nichts nutz ſind, iſt doch ihr Wein gut.

Aber Benz ließ ſich nicht halten. Er ſollte ſchon daheim ſein, ſagte er. Er hätte es nicht im Brauch, außer dem Hauſe zu entnachten, wenn es nicht ſein müſſe, und geſchehe es, ſo hätten ſeine Leute immer großen Kummer.

Müßt ſie anders gewöhnen, das iſt auch ſo eine von den

alten Gewohnheiten, vom alten Zwang, wo die Leute nicht wußten, was leben war, die geht aber auch mit dem alten Glauben.

Einstweilen noch nicht, Herr, sagte Benz, mir ist's wohl bei der alten Gewohnheit und dem alten Glauben, und so lange ich das Heft in Händen habe, werden beide bleiben in meinem Hause. Wenn wir beide noch ein paar Jahre das Leben haben, so wird die Zeit manches lehren. Es könnten übrigens schon jetzt Etwelche merken, wo es hinaus will, wenn sie wollten. Dabei sah er Hans mit einem scharfen Blick flüchtig an. Daneben kann man viel lernen alle Tage, warum nicht, das habe ich ja heute selbst erfahren. Was habt ihr dann gelernt, Gerichtsäß, laßt mich hören, es nimmt mich wunder, frug der Regierer spitz. He, sagte Benz, was es für allerlei Leute giebt, wo ich es bis dahin nicht geglaubt, daß es solche gebe, und jetzt bhüt'ech Gott und lebt wohl, und somit war er zur Thüre hinaus, ehe der Regierer die Prise ganz in der Nase hatte, welche er gewöhnlich nahm, wenn er eine lange Rede wollte fallen lassen.

Ist der böse? fragte der Regierer. Nun geschehe nichts Böseres. Es ist gut, wenn die Leute einmal wissen, woran sie sind. Wenn sie sehen, daß nichts zu machen ist, daß die Sache ihren Weg hat, ändern sie sich von selbst. Sie wollen doch nicht den Namen haben, daß sie anders thäten als andere Leute. Man glaubt gar nicht, wie solche Leute beschränkt sind und wie abhängig von der öffentlichen Meinung. Den Gerichtsäß könnte man auf dem Kopf gehen machen, wenn man ihm den Glauben beibringen könnte, es sei der Gebrauch so, die Leute hielten viel darauf und am Ende werde er gar noch selig. Die ganze Rotte brach in ein hell Gelächter aus, dessen lautester Töne noch Benzes Ohr erreichten, und erging sich nun in Witzen und Geschichten, wie abhängig solche Leute von der öffentlichen Meinung wären, wie ängstlich sie seien, was dieses oder jenes Babi von ihnen sage, auf ihnen halte,

wie grusam ſie ſich in Acht nähmen und wie man Einen faſt hinterfür machen könne, wenn man ihm einen Rauſch anhängen oder ihn verleiten könne, erſt nach Mitternacht nach Hauſe zu kommen. Der Regierer hatte viel ſolche Witze los, wie ſie es dieſem oder jenem gemacht, welcher beſſer als die Andern habe ſein wollen, und wiederholte ganz glücklich alles, was er dem dummen Gerichtſäß unter die Naſe geſtrichen. Er war vollkommen überzeugt, er habe den Bekehrungsverſuch ganz am rechten Zipfel gefaßt, denn er fehlte nach ſeiner Meinung nie. Wenn der Mann auch jetzt davongelaufen, ſo habe er doch großen Eindruck auf ihn gemacht. Es werde nicht lange gehen, ſo laſſe der ſich wieder herbei, und am Ende gehe er doch in ihr Lager über. Weiß nicht, ſagte Hans, der in fataler Lage geweſen. Er ſchämte ſich, nicht in den allgemeinen Chor einzuſtimmen, und ſchämte ſich wiederum vor Benz, daß er es gethan. Weiß nicht, lieb wär's mir, er iſt ein guter Mann und verſtändig; es iſt nichts dagegen zu ſagen, und in einem Taufwaſſer ſind wir gewaſchen worden. Aber er hat ſeinen Kopf, und wenn er ihn einmal gemacht, ſo hat er ihn gemacht. Was gilt's, der kehrt noch, ſagte der Regierer, noch einmal oder zweimal mit ihm zuſammengekommen, ſo hat's ihn, gilt's zwei Flaſchen Neuenburger? Will ſie gern zahlen, ſagte Hans, von wegen die Leute hören auf ihn, und wir waren von je gute Freunde, möchte gerne mit ihm wieder an einem Seile ziehen. Ja und gället, das hübſch Meitſchi an der Gränneta, das war ſeine Tochter? Nun da iſt's ſich wohl der Werth, ein Dutzend Flaſchen, nicht bloß zwei, ſagte der Regierer.

Nun da wurde gelacht, geſpaßt, getrunken ꝛc., wie lange wiſſen wir nicht, jedenfalls ſo lange, daß bedeutende Männer nicht mehr Babi ſagen konnten und die beſte Kuh aus dem Stall für einen Batzen verkauft hätten, wenn ſie nämlich welche gehabt hätten. Nebenbei ſoll ſelben Abend im blauen Schimmel ſehr beträchtlich geſpielt worden ſein, ſo zwar, daß Gült-

briefe hin und her gingen, Fritzli Schmutz und Häusi Möff und wahrscheinlich auch Christeli Halblützel gute Geschäfte machten, während Andere wie geschundene Mäuse oder gerupfte Enten das Haus verließen. Weiter dürfen wir nicht aus der Schule schwatzen, wir könnten sonst in einen Ast sägen.

Es war merkwürdig, drinnen im blauen Schimmel alles voll Rauch und die Köpfe voll Nebel, draußen der Himmel so klar voll Sterne und die Erde voll Mondschein und mitten drin unser Benz, voll Zorn und Jammer! Was er bisher so sorgfältig gemieden, das war ihm heute geworden, er war unversehens in's rechte Wespennest gerathen. Von einem solchen bodenlosen Unglauben hatte er keinen Begriff gehabt, von einer solchen Lebensansicht, wie sie hier ausgesprochen worden, nie geträumt, geschweige gehört. Und mitten drinn war sein Freund Hans gewesen, hatte beigestimmt, hatte gegen ihn Worte fallen lassen, die ihm wie Kohlen auf der Seele brannten. Und dieser Unglaube und diese Lebensansicht sollte herrschend werden im Volke und mit Macht gefördert und verhöhnt und verlacht, wer sie nicht annahm, und darin sollten die Kinder erzogen werden und für was dann eigentlich? Für einige Jahre die Sau oder den Esel zu machen, während sie wähnten, Gott vorzustellen — das kam ihm gräßlich vor. Vom Esel in der Löwenhaut, der aber immer das Ohr vorgestreckt, habe er oft gehört, aber daß ein solcher wie der Regierer sage, er sei Gott, selb habe ihm fast übel gemacht, ein solcher, den man längs Stück mit einem Stecklein nicht anrühren möchte. Das sei noch ärger als man von Nebukadnezar lese, der aber auch ein Ende genommen mit Schrecken, der auf allen Vieren gelaufen und als wie ein Ochs Gras gefressen. Wenn es so kommen soll auf Erden, wie soll das gehen und wer mag da noch mit Freuden leben? Benz dachte nicht daran, daß ihm bei solcher Gesinnung der Wald könnte geplündert werden, Geld und Leben nirgends mehr sicher seien und wie eine Obrigkeit das

Volk regieren wolle, er brachte nicht ſtaatliche und fiskaliſche Gründe vor.

Mein Gott, dachte er, wie muß es in einem Herzen ausſehen, in welchem das Licht von Oben nicht ſcheinet? Da muß es ja ſein, wie es war, als der Geiſt Gottes noch nicht über den Waſſern ſchwebte, als die Sonne noch nicht am Himmel ſtand. Da iſt keine Kraft in der Schwachheit, kein Troſt in der Noth, keine Hoffnung im Tod, keine rechte Liebe, kein Muth für die Zukunft zu leben. Da iſt nur ein Leben von einem Tag zum andern, jeden Tag braucht und thut man, was man kann und mag, jeder iſt ſich der Nächſte und kein Gott iſt da, an den man denkt, den man fürchtet, dem man Rechenſchaft zu geben hat. Das iſt ja das Leben des Thiers im Walde, das ja auch bloß lebt für Eſſen und Trinken und das nicht einmal etwas vom Sterben weiß, geſchweige vom ewigen Leben. Da wäre für mich keine Freude mehr im Leben. Und wie müßte das ausſehen in den Familien, den Häuſern; da könnte ja die rechte Liebe auch nicht mehr ſein, denn jedes dächte nur an ſich. Und warum ſollte ich ſo Mühe haben für die Kinder, warum treulich für ihre Zukunft ſorgen, mir abbrechen, ihnen anhängen, warum ſo koſtbar ſorgen für den ewigen Tod, warum Frau und Kinder lieben, damit den Tod nur bitterer machen, das Scheiden fürchterlicher? Und wo keine Liebe iſt, da iſt ein gegenſeitiges Verzehren, da iſt kein Beſtand der Familien, da ſind die ärgſten Feinde die eigenen Hausgenoſſen. Denn da iſt keine Ueberwindung ſeiner ſelbſt, kein Ablegen ſeiner Fehler, keine Geduld, keine Sanftmuth, kein Abſterben der Sünde um des ewigen Lebens willen. Da plaget einer den andern um ſo mehr, um ſo ſchmerzlicher, je näher er mit ihm lebt. Da iſt ja der Menſch dumm, wenn er ſich irgendwie anſtrengt oder überwindet, denn was hilft das alles? Heute oder morgen ſtirbt man, iſt und bleibt dann todt. Das würde bald ſauber ausſehen im Leben unter den Menſchen überhaupt, da würde man erſt ſehen, daß all die

Bildung und Aufklärung gar nichts ist, gar nichts als der Anstrich über ein Grab voll Moder und Todtengebeine, daß sie ohne Glauben nichts ist als das Mittel, ein um so größerer Spitzbube zu werden, ein guter Beistand, den Nächsten mit Listen und unter Schein Rechtens um all seine Sachen zu bringen. Am meisten aber könnten mich die Armen dauern, die um Gotteswillen bitten und denen man um Gotteswillen giebt und hilft, denen bliebe nichts Andres übrig, als Hungers zu sterben oder Gewalt zu brauchen. Das würde ein schön Leben geben in beständigem Krieg; wer da wohl noch Muth und Lust zum Arbeiten hätte, wenn jeder zugreifen könnte, wo er nicht gepflanzt und nicht gesäet? das wäre ja ein Leben ohne Frieden, ärger als in der Hölle. Und solche Lehren predige Einer, der gescheidter sein wolle als Alle, dem es an Ordnung und Recht am meisten gelegen sein sollte, der läugne Gott und möchte ihn am Ende selbst sein. So was habe er doch noch nicht erlebt, und das vor einer ganzen Stube voll Leute und alle schon angesteckt von diesem Unsinn, und darauf hin lebten sie bereits, machten keiner Sache eine Rechnung mehr, also Gott nicht, der Ehre nicht, dem Vermögen nicht, Weib und Kindern nicht, andern Leuten nicht, sondern bloß ihrem Bauche und andern Gelüsten. Und solche Lehren sollten mit Absicht, mit allen Künsten und allerlei Schein eingeführt werden in's Volk, wie der Regierer, der zwar halb betrunken gewesen, angedeutet; das wäre ja schrecklich. Das sollte er erleben, und Hans mitten in dieser Rotte und bereits angesteckt sammt seinen Söhnen, von denen Hans dagewesen, um Benz sich wenig gekümmert, aber desto wüster gethan hatte. Das Herz ward ihm ganz voll Elend, es kam ihm fast vor den Athem, er mußte stille stehen.

Es war an einer Bergseite auf einem Vorsprung, wo man weit um sich sah. Es war wunderschön da. Wie Ahnenbilder im großen Rittersaale standen im Hintergrunde, einem guten Auge sichtbar, die alten großen Berge in stiller Majestät,

mit reichem Mondlicht war die niedere Welt übergoſſen, Feld und Wald, Thal und Hügel ohne Unterſchied, der Liebe Gottes gleich, die ohne Unterſchied ſchwebt über Niederen und Höheren, Greiſen und Kindern. Durch die Thäler ſtrichen Nebelchen unſtät, flüchtig, als wären es Pilgrime, die eine bleibende Stätte ſuchten, oder verirrte Seelen, welche herum irrten, einen feſten Körper verlangend, und über allem wölbte ſich der Himmel ſo freundlich mild, wie über dem ſchlummernden Säugling ein weiches, warmes, ſeidenes Decklein.

Benz war nicht ſentimental, er war ein Bernerbauer. Dieſe leben mit der Natur zuſammen treu und fleißig, ungefähr wie verſtändige Ehemänner mit ihren Weibern; Ehemänner ſchwärmen bekanntlich ſelten für ihre Weiber, und wenn ſie verſtändig ſind, freuen ſie ſich mehr über ihre Tugenden als ihre Schönheiten.

Aber als Benz, an ſeinen Stecken gelehnt, ſtill ſtand und über die Landſchaft ſah, da quoll es in ſeinen Augen und ſchwere Tropfen rollten langſam nieder.

Und das alles ohne Gott! ſagte Benz. O Herr, wie ſind deine Werke ſo groß, haſt ſie alle weislich geordnet, die Erde iſt voll deiner Güte, ſo ſagte David, der große König. Und jetzt will die Bande dort unten ſelbſt Gott ſein und weiß nicht, was alles gemacht iſt und wie es gemacht iſt, und ſie will regieren und kann nichts als zerſtören. Friede und Freude wären zu Ende, und wer jetzt im Frieden ſchläft, den würde der Krieg aufwecken, und die im Herren entſchlafen und von denen verheißen iſt, daß ihre Werke ihnen nachfolgen, was ſollte aus denen werden, wenn die alleine Macht hätten, welche jetzt keine Flaſche mehr halten können in ihren zitternden Händen und welche bald verſenkt ſein werden in den trunkenen Schlaf, aus dem ein ſo ſchwer und ſturm Erwachen iſt, daß man die Poſaunen des Gerichts überhören könnte. Und ihr, die ihr da ſchlafet in dem friedlichen Lande, wißt ihr, was abgekartet worden wider euch. Iſt's eine Brandſtiftung, wird

Feuer bereitet, ſoll euer Haus angezündet werden, werdet ihr in einer Stunde aus dem Schlafe auffahren, von Feuerſchein und Menſchengeſchrei erweckt und kaum das nackte Leben rettend dem Feuer entſpringen mögen? O nein, dachte Benz, viel Aergeres iſt's und wird euch bereitet in der Stille und doch ſo öffentlich und laut, aber ſo arg iſt's, daß niemand es glauben mag, wenn man es auch ausſchreit auf den Gaſſen, daß man todtgeſchlagen werden kann auf den Gaſſen als Verleumder, während die That begonnen wird, hier, dort, überall, bis man, wie es der Teufel macht, wenn er die Macht erlangt, erſcheint in wahrer Geſtalt und todtſchlägt, an wem man die That nicht zu vollbringen vermochte. Es ſoll dir, du armes Volk und deinen Kindern der chriſtliche Glaube geraubt werden, ſachte, unvermerkt, wie die Beutelſchneider Geld und Uhren aus den Säcken nehmen, daß man nichts weiß davon, bis man es brauchen ſollte und nichts mehr hat als Ungenügen und Krieg, Noth und Tod. Jetzt ſtehe ich da, dachte Benz, und ſchreie ich Feuer, ſo wird es lebendig zu Berg und Thal, es fahren die Menſchen auf, laufen dem Feuer zu, dämpfen es mit aller Macht, wachen bis der letzte Funke erloſchen iſt. Ruf ich aber auch und ſchreie über Berg und Thal, was jene Rotte abkartet, was bereits angegangen und ſich verbreiten ſoll überallhin, ſo lachen und ſchelten die Einen mich aus, die Andern verfolgen mich, die Einen wachen nicht auf, die Andern werden um ſo hitziger, treiben mit deſto größerem Eifer ihr Werk und verläugnen es mit dem Munde, ſobald Einer ſie deſſen anklagt.

Es ginge mir auch wie dem Propheten, als er klagte: wer glaubt unſerer Predigt und über wem entdecket ſich des Herren Arm? Es iſt ſchrecklich, wie bei den größten Gefahren man taube Ohren findet, während der kleinſte Feuerlärm durch alle Glieder fährt, und wie man abläugnet, was man mit offenen Augen geſehen und offenen Ohren gehört. Denn jene Menſchen wären im Stande, mich, in deſſen Gegenwart das alles geſprochen wurde, als Lügner zu verhöhnen und zu ſagen,

es denke niemand daran, jemanden in seinem Glauben zu kränken, ihrethalb könne jeder glauben, was er wolle, wie sie auch das Recht hätten, zu glauben, was sie wollen. Gegen das Christenthum hätten sie ja gar nichts, es enthalte eine schöne Moral. Und läugnen doch Gott und sagen, man solle thun, was die Natur begehre, und sind wir ja von Natur verkehrt und zu allem Bösen geneigt.

Solche Gedanken füllten des Mannes Seele, und es ward ihm recht finster im Gemüthe, als ob keine Rettung mehr wäre, als ob über alle Häupter die Sündfluth des Unglaubens zusammenschlagen müßte, in Sünden untergehen die sündige Menschheit. Finster war es geworden, vor dem Monde stand eine große schwarze Wolke, düster war es zwischen Himmel und Erde, die liebliche Schöne war verschwunden, in unheimlichem Dämmerlichte sah man unsicher die Gegenstände. Da flog die Wolke weiter, in's helle Blau trat der Mond, verklärt in seinem Lichte war die Erde plötzlich wieder, in freundlichem Frieden lagen die Thäler und die Hügel, und hinter allen stunden die riesigen Ahnenbilder, schauten in hehrer Majestät über die Niederungen, wie Heldenväter schauen mögen aus einer andern Welt auf die Enkel in dieser Welt. Benz stand noch immer da. Länger als über dem Monde stund die finstere Wolke vor seiner Seele. Dann kamen ihm aber auch die Gedanken: die Hand, welche so rasch vom Monde die Wolke gezogen, die könne auch verjagen die Wolken über den Geistern der Menschen. Der, der mit dem Hauche seines Mundes den Himmel fege, der könne auch schwinden lassen mit einem Winke die trüben Dünste, welche über der Menschen Seelen sich lagerten, dem Lichte von Oben den Zugang wehrten, finster es wieder machen wollten zwischen Gott und Menschen. Woran keine menschliche Macht das Geringste vermöge, kein menschlich Auge eine Rettung sehe, da sei Gott mit seinem Walten, schaff das Unmögliche, gebiete das Unerwartete, wie ein altes Sprüchwort sage, wo die Noth am größten, sei Gott am näch-

ſten, und habe man ja auch die Verheißung, daß eher Himmel und Erde vergehen ſollten, ehe ein Düpflein an ſeinem Worte. Dann kam nach und nach ein Frieden über Benzens Seele, eine ſtille milde Ruhe, wie ſie lag über Berg und Thal. Der Herr werde es wohl machen, dachte er, und die treu blieben nie verlaſſen. Sein mächtiges Scepter werde keine freche Rotte ihm entreißen, damit werde er niederſchlagen des Uebermuthes ſtolze Wellen zur rechten Stunde und zu ſeinen Füßen ſeine Feinde legen. Sein Geiſt ſei ein ewiger Geiſt, den könnte der Menſchen Gutdünken, der zum Zeitgeiſte geballt durch die Völker ſtreiche, ſo wenig überwältigen als die flüchtigen Nebel, welche durch die Thäler ſtreiften, die Berge dort hinten in die Abgründe zu ſtürzen vermöchten. Darum ſolle man nicht verzagen, ſich nicht verkümmern laſſen Friede, Hoffnung, Troſt, ſondern glauben und vertrauen, daß alles, was erſcheine, weiſe ſei und dem Herrn diene zu ſeinem Ziele. So ſei es ja gut, er zeige uns zuweilen den Feind in unverhüllter Geſtalt, laſſe ſo recht hervortreten die Bosheit ſeiner Diener, laſſe ihren Beſtrebungen Bahn, damit die Menſchen zur Erkenntniß kämen, wer der Feind ſei, wie gut er es meine, wie wohl ihnen wäre, wenn ſie ſich verlocken ließen in ſeine Bande und ihn zum Herren hätten in alle Ewigkeit.

So kam es allmählig über Benz, und wenn auch nicht accurat mit dieſen Worten, ſo waren es doch dieſe Gedanken, welche über ſeine Seele gingen, wie Licht und Wolken über der Erde ſtreifen und weilen. Ruhiger ſchritt er weiter, kühner und feſter ward es ihm in der Seele. Nicht fürchten die Menſchen, dachte er, ſich nicht beugen vor denen, die Staub, morgen verwelkt ſind wie Gras, nicht haſſen die Menſchen, die nicht wüßten, was ſie thäten, blind der Bewegung folgten wie das Blatt dem Winde, nicht wieder fluchen, wenn Einem geflucht würde, nicht verzagen, wenn man verkannt werde, ſondern getroſt ſein, wenn man wiſſe, daß der Einen kenne, der Herzen und Nieren prüfe als mit einer Kerze, nicht verzweifeln, wenn

die Hölle die Macht errungen, kein Ausweg mehr gesehen werde, nie kleinmüthig sein, sondern ruhig, muthig sein, den Herren bekennen und des Herren harren, der nicht verwelke wie Gras, sondern der Gleiche bleibe ohne Schatten der Umkehr in alle Ewigkeit.

Es war ein schönes Gehen den Berg entlang, frei zur Linken und zur Rechten, von keinen nähern höhern Bergen das Auge beschränkt. Benz sah es und sah es nicht, er fühlte es, es ward ihm auch so frei, hell und weit um's Herz, kein Bangen fühlte er mehr, aber eine feste Zuversicht, daß alles liege in väterlicher Hand, die alles zum Besten führe.

Als er auf den Punkt kam, wo er unter sich in einer vor Winden geschützten Vertiefung sein Haus sah, da wurde ihm sein Herz noch weiter. Es war ihm sein Ort der Freude auf Erden. Gott Lob und Dank, dachte er, da bin ich endlich wieder daheim. Es ist mir wie dem Schiffer, der nach überstandenem Sturme anlegt in sicherer Bucht. Ach, man weiß nicht, wie glücklich man ist, wenn man sein Heim hat, wo man sein Glück hat und seinen Frieden, wo man seinen Gott verehrt und Gott in den Herzen findet. Wo Gott nicht ist, da ist kein Glück, weder in einem Lande, noch in einem Hause, noch in einem Herzen. Das habe ich längst gewußt, habe es heute gesehen, und leider werden es viele Menschen sehen und erfahren müssen.

Es war noch Licht im Hause. Die Hausfrau ging nicht zu Bette, wenn der Vater erwartet wurde und noch draußen war. Sie war unruhig, denn so spät kam Benz sonst selten heim. War sie in der Stube, so dünkte es sie, sie müßte draußen sein, da höre sie ihn früher von weitem her. War sie draußen, so dünkte es sie, es sei dumm hier zu warten, es werde ihr nur banger und die Zeit gehe langsamer; drinnen könnte sie vielleicht mit Lesen die Zeit rascher treiben. So trieb es sie unstät hin und her, und als sie sich eben am wenigsten achtete und zur Thüre hinaus wollte, stund Benz vor

ihr, daß sie vor ihm erschrak. Du hast mich doch erschreckt, sagte Lisi, passe so lange auf dich umsonst und jetzt stehst du doch ungsinnet vor mir, daß ich meinte, es sei dein Geist, der aus dem Boden herauf da vor mir stehe. Nach guter Weiber Weise, welche dafür sorgen, daß ihre Männer, sie mögen heimkommen, wann sie wollen, immer was Warmes finden und also nicht gezwungen sind, im Wirthshaus Unnützes zu verbrauchen, wenn sie nicht gerne wollen, deckte sie Benz den Tisch und brachte ihm, was sie für ihn bei Seite gestellt und wohl besorgt. Lisi hatte die Sitte, während Benz aß, ihn nicht mit Fragen zu plagen, sondern erst Bericht zu geben, was in des Mannes Abwesenheit sich zugetragen; so vergaß es nicht was ihm auszurichten allfällig oblag ob dem Gwunder, was Neues zu hören.

Habe nicht viel verrichtet, sagte endlich Benz. Wegem Geld hätte ich daheime bleiben können, und doch wollte ich nicht, daß ich nicht gegangen wäre. Nun erzählte er, was er alles erlebt hatte. Es ward Lisi dabei ganz heiß. Aber du mein Gott, rief es aus, läßt man denn diese machen, sollen wir uns um unsern Glauben bringen lassen? Ich denke eben nicht, sagte Benz, eben sollen wir wieder dran denken lernen, daß wir einen Glauben haben, zu dem wir aber eben sehen müssen, wenn er uns nicht abhanden kommen soll. Wir waren viel zu gleichgültig, darum kömmt es so. Wir wußten nicht, was der Glaube eigentlich bedeutet und was er für das Leben ist, jetzt sollen wir es wieder erfahren. Aber du mein Gott, sagte Lisi, das ist ja schrecklich, ist das der Antichrist, der kommen soll und müssen wir dann alle wieder Heiden werden, wir und unsere Kinder als Gotteslängner sterben?

Denke nicht, sagte Benz. Ein Gericht müssen wir wohl ausstehen, wir haben es verdient, aber so weit wird Gott es nicht kommen lassen, es wäre ja gegen seine Verheißungen, die nicht den Tod des Sünders wollen, sondern daß er lebe und sich bekehre. Aber wecken will er uns und das ist nöthig, nö-

thiger als das tägliche Brod. Wir lebten ſo ſorglos und achteten uns weder unſeres noch anderer Leute Glauben, kaum des Pfarrers Glauben, des Schulmeiſters Glauben gar nicht und anderer Leute Glauben erſt nicht. Und wenn jemand Bangigkeit zeigte des Glaubens wegen und meinte, er nehme ab, es werde nichts für ihn gethan, ſo ſagte man: Warum nicht gar! und lachte ihn aus, ſchalt ihn, er verdächtige muthwillig, er ſolle ſeinen nur recht feſt halten, ſo werde ihn niemand nehmen können, es werde zwar niemand hart daran ſetzen, denn was mit machen, wenn man ihn ſchon hätte? Man nannte ihn Stündeler, Frömmler, Pietiſt, und wer weiß, Liſi, ob wir ſeiner Zeit uns nicht ebenmäßig verſündigten und d'Sach verlachten. Ich will bekennen, es ging mir anfangs wie dir, als mir da das Licht angezündet ward, als ich in den bodenloſen Unglauben ſah und hörte, was man mit dem im Sinne hätte, da ward mir auch faſt übel, und die erſte Zeit vom blauen Schimmel weg war ich ganz ſturm, wie vor den Kopf geſchlagen, es war mir, als ſei ein Unghür oder ein ſchrecklich Thier hinter mir und ich müßte ſpringen, ſo ſtark ich möge, um nicht von ihm gefreſſen zu werden. Aber als ich zu mir ſelbſt kam und ruhig überſchlug, mußte ich Gott danken, daß es ſo iſt, daß das heimliche Feuer ausbricht, an Tag kömmt, denn jetzt weiß man, was man zu verlieren hat und ob man wehren ſoll oder nicht.

Aber Mann, ſagte Liſi, das wäre gut, wenn den Leuten die Augen aufgingen und ſie nicht erſt recht verblendet würden und eingenommen, ſo was gefällt gar zu vielen Leuten, gefällt ihnen viel beſſer, als wenn man ihnen ſagt, ſie ſollen die Gebote halten und den Armen geben. Unter ſo Vielen wareſt du ja der Einzige, welcher ſich ob ſolcher Lehre und ſolcher Anſichten entſetzte und dagegen redete, die Andern alle brüllten mit, fanden es ſchön und meinten, ſo ſei es recht. Und nicht bloß ſo Fötzelvolk war es mit Schein, war ja Hans auch dabei und ſein Bub, das Kalb, daß ich doch ſo ſage. Das dünkt

mich ſtreng, ſolche Leute, wo Haus und Hof haben und Kinder noch obendrein. Aber was will man, wenn Einer von Haus ſchlägt, ſchlägt er auch von Gott, und wenn Einer keine Regel mehr hat, mag er auch keinen Glauben mehr, und wenn Einer nur an der Weltluſt hanget, kann er mit dem ewigen Leben nichts machen. Und jetzt, was meinſt, wie Viele ſind da daheim, wie Vielen muß nichts anſtändiger ſein, als wenn ſie ſich keiner Sache mehr zu achten haben und thun dürfen, was ſie gelüſtet. Was fragen ſolche Leute der Zukunft nach oder gar dem ewigen Leben? Sie haben es wie Eſau, der gab auch, als er hungrig war, ſein Erſtgeburtsrecht für ein Erbsmues. Nun für dich und mich iſt's gut, wenn wir erwachen und den Glauben hüten als einen Schatz, vielleicht daß wir ihn auch unſern Kindern bewahren mögen. Aber, Benz, denk die Menge und die weite Welt, da muß doch die Religion ausgerottet werden ganz und gar und wenn auch nicht in zehn, ſo doch in funfzig oder längſt in hundert Jahren, wenn die alten guten Leute geſtorben ſind und allfällig die Kinder auch, welchen ſie noch die alte Lehre und den Glauben beigebracht, ſo geht es zu Ende und das rechte Licht löſcht aus, weil kein Oel mehr in den Lampen war und niemand da war, der dafür ſorgte. Denn wenn ſchon Eltern ihre Kinder im Glauben noch erhalten, ſie vermögen doch nichts, wenn Pfarrer und Schulmeiſter und alle andern Leute keinen Glauben mehr haben und Alle ausſpotten und verhöhnen, welche noch etwas davon erzeigen. Da ſchämen ſie ſich zuletzt Alle deſſen und d'Sach iſt fertig. O Benz, du glaubſt nicht, wie ſie mit denen umgehen, die Hagle, daß ich doch ſo ſage, welche nicht ihres Glaubens ſind. Sami, der Melcher, ſoll dir erzählen, was er deinetwegen hat leiden müſſen, als er im Krieg war. Alles Leids und Schlechts hat man ihm vorgehalten und einen Schlämperlig um den andern ihm angehängt, weil du ein Ariſtokrat und Jeſuit ſeieſt. Zuletzt habe er nichts Beſſres gewußt, als ſich zu ſtellen wie die Andern und Ariſtokraten und Jeſuiten recht zu

verfluchen, da habe man ihn endlich in Ruhe gelassen. Denk, Benz, so geht's, und am Ende ist Alles abgestanden.

Als Benz das hörte, was man ihm wohlweislich verheimlicht hatte, lief auch eine schwarze Wolke über sein Gesicht, doch auch er verjagte sie alsbald und sagte: Ja, es mögen es Viele so machen eine Zeit lang und Viele beistimmen, aber das vergiß nicht, die im blauen Schimmel waren erlesene Leute, und solche werden auch in des Melchers Compagnie gewesen sein, aber das sind noch lange nicht alle Leute. Ich weiß viele Leute aus unserer Gemeinde, welche jetzt auf ihrer Seite sind und meinen, was sie machen, wenn sie mitbrüllen, sie wären erwacht und hätten sich gekehrt, wenn sie heute bei mir gewesen und die Gotteslästerlichkeiten gehört hätten. Sie meinen, es gehe nur um Zehnten und Bodenzinse, und d'Sach sei allfällig auch politisch, und um kein Lieb ließen sie sich einreden, daß dies die Religion was angehe. Sie merken nichts davon, und was sie nicht merken, von dem wollen sie nicht glauben, daß es sei. Sie haben es wie der Vogel Strauß, der glaubt auch, wenn er seinen Kopf unter die Flügel steckt und die Jäger nicht mehr sieht, sie sehen ihn ebenfalls nicht mehr. Aber warte nur, wenn das ihnen einmal so recht unter die Augen kömmt, sie reden anders.

Und Hans, sagte Lisi, Hans? Wenn es mit einem solchen Manne so geht und der beistimmt, was soll man von den mindern erwarten?

Ja, sagte Benz, mit Hans ist es schlimm, ich wollte den besten Finger meiner Hand geben, Hans wäre nicht dabei. Hans scheint angesteckt und mit dem Gewissen nicht im Reinen, da meint er, der Unglaube solle es ihm leicht machen und sein Trost im Leben und im Sterben sein. Aber ich hoffe doch, mit Hans komme es noch besser. Wenn Hans sieht, wohin er kömmt mit dieser Lebweise, wenn er so recht in die sauren Aepfel beißen muß, kömmt es ihm doch noch anders. Ja wenn es ihm giebt, was ich fürchten muß, wenn ihm so ein rechtes

Herzenleid von ſeinem Jüngſten zuwächst, dann denke ich, kehrt es ihn doch. Der Junge, der iſt bös dran, will den Herrn machen, thut wie ein Lümmel, ſäuft, daß es Einem drob graut, ſcheint ein Spieler zu ſein, kurz alles zu machen, was Geld koſtet. Wenn Einer ſo jung es ſo treibt und dazu einen Vater hat, der nichts ſagen darf, dann kehrt ſo Einer ſelten um, ſondern der Krug geht zum Waſſer bis er bricht.

War Benz nicht auch da? frug Liſi beklommen. Nein, ſagte der Mann, der ſcheint nicht mitzumachen, beſonders Böſes habe ich von dem noch nicht gehört. Er liebt die Arbeit mehr, darum kann das neue Weſen bei ihm nicht ſo tief greifen. Denkt Gretli noch an ihn?

Das arme Meitſchi dauert mich, ſagte die Mutter. Verſteht ſich, hängt es an ihm, es ſinnet und denket nur an ihn, darf's aber unſeretwegen nicht recht erzeigen, hat zugleich einen gruſamen Zorn über ihn theils wegen der Gränneten, theils weil er ſich auch mit dem neuen Weſen abgiebt, und darf das vor uns noch weniger erzeigen, und ſo kann es mich recht erbarmen. Das Meitſchi hat abgenommen ſeit einer Zeit, es iſt nicht zu ſagen. Ich habe ſchon oft gedacht, mit ihm darüber zu reden, ihn's zu fragen, was es denke, mir ſcheine es am beſten, es ſchlüge ihn ganz aus dem Sinn, mir ſei es das Rechte. Wer mich dauern könnte, wäre Gritli, es hinterſinnete ſich faſt. Das Meitſchi iſt ihm ſo lieb, als wäre es ſein eigen. Es ſagte mir noch letzthin, das ſei noch die einzige Freude, welche es habe, daß Benz und es zuſammenkämen, aber ſo wie ſie zweg ſeien, möchte es dieſen Augenblick nicht einmal dran treiben. Benz möchten ſie nicht fortlaſſen, ſonſt ſei gar niemand mehr, der zur Sache ſehe, und Gretli anzumuthen, jetzt in's Haus zu kommen, dürfe es auch nicht. Was meinſt, ſoll ich mit ihm reden oder der Sache den Lauf laſſen?

Ich thäte das letztere, ſagte Benz. Solche Sachen machen ſich am beſten, je weniger man davon redet. Es hat noch alles ganz gute Weile, wären ohnehin beide noch wohl jung zum

Heirathen. Gretli kann mich auch dauern, aber es ſchadet nichts, wenn Meitſcheni lernen, was Ernſt iſt. Daneben iſt's eine Bauerntochter und weiß, was es will und was es zu thun hat; was Dummes, denke ich, macht das nicht ſo leicht. Es iſt mir gar curios, bei aller Trübſal bin ich doch voll guter Hoffnung, es werde noch alles gut kommen, es möge einſtweilen gehen, wie es wolle. Ich weiß nicht, was ich dafür geben würde, wenn ich immer ſo bleiben könnte; dann wollte ich über nichts mehr klagen. Aber ich weiß wohl, das ändert, und morgen iſt es mir vielleicht ſchon ganz anders. Der Menſch iſt gar ſo wandelbar, wenn auch nicht in ſeinem Glauben, doch in ſeinem Gemüthe; was ihm heute ſo leicht, muß er morgen ſchwer nehmen, er kann faſt nicht anders. Darum, Frau, wollen wir auf einander Acht haben und will es das eine oder das andere zu ſchwer nehmen, ſo wollen wir einander mahnen und tröſten, es werde einſtweilen ſo ſein ſollen, bis es beſſer komme. Abwendig ſoll man ſich nicht machen laſſen, daneben werde man ſich darein ſchicken müſſen.

So meinte Benz und ſo war es Liſi recht.

Nun, wenn in ſolchen Zeiten Mann und Frau eins ſind, wenn man jemanden hat, mit dem man ein vertraut Wort reden, das Unanmuthige gemeinſam verwerfen kann, ſo macht es ſich immer noch. Aber wenn das nicht iſt, wenn das eine lacht, während das andere weint, das eine jauchzt, das andere flucht, dann iſt das Ding nicht mehr kurzweilig, dann wäre Einem wöhler, wenn man Flügel hätte und fliegen könnte an's Ende der Morgenröthe, oder wenn man ſich betten könnte in die Tiefe des Grabes.

Zehntes Kapitel.

Wie die beiden Hanse im neuen Leben wandeln und im Fortschritt.

Es ging alles, wie der Regierer und Hans es wollten; eines Tages ward alles neu, d. h. auf den grünen Sesseln saßen andere Personen, auf dem Papier stand eine andere Verfassung, und nun meinten die Tröpfe, das Himmelreich sei nahe herbeikommen und nun mangle nichts mehr als noch circa drei Wochen, um zu halten, was versprochen worden; links Brod und Zuhe alle Tage und Fischeli z'Morge und Krebseli z'Nacht. Natürlich kam der Regierer zu hohen Ehren, er hatte es wohl verdient, und Hans schnappte auch was weg; das ganze Dorf war stolz auf ihn, einen so vornehmen Mann hatten sie kaum noch in ihrer Mitte gehabt, er ward allgemein nur Uese genannt. Wenn irgendwas gewünscht wurde, daß es eingeführt oder gesagt würde, so hieß es, man muß es Uesem sagen, Uese wird das schon machen, b'hütis, da braucht man keinen Kummer zu haben! Uese ist gerade der Rechte dafür. Wenn ein Küchlimyler in die Stadt ging und man fragte ihn: Wo aus, Mann, wo aus? so erhielt man zur Antwort: Ih will zu Uesem. Ih bi da i Uglegeheit cho, er muß mir zweg helfe. Du wirst ne wohl chenne oder scho vo nihm ghört ha. Er ist dinne vo de Erste eine. Ih weiß nit, aber ghört ha nih scho mängisch, daß si selber gseit heige, we si dä nit hätte, es ging nit.

Es ist möglich, daß Hans es selbst glaubte, wenigstens war er um des Vaterlandes willen noch viel weniger daheim als früher, und darum ging es auch um viel schlechter. Gritli war fast immer krank und zwar noch mehr am Gemüthe als am Leibe. Gritli hing beständig zwischen dem Vorsatze, sich

keiner Sache mehr anzunehmen, alles gleichgültig schlitten zu lassen, wie es schlitten wolle, denn so lange es lebe, sehe es Sachen genug, und zwischen der Unmöglichkeit, ihn auszuführen. Hatte es sich heute keiner Sache angenommen, so kümmerte es sich morgen doppelt darum, that nöthlich, trieb die Leute fast aus der Haut, erhielt böse Worte, brachte nichts ab, schluckte nur Verdruß und Galle, und am Abend war ihm zum Sterben übel. So ist es aber ein schrecklich Dabeisein, es ist wohl die größte Pein, welche ein Mensch ertragen kann, und währt gar lang und wird alle Tage neu. Man hängt so drin und wird sie nicht los. Es ist als ob man in einer Dornenhecke gefangen stecke oder von einem durchgegangenen Fuhrwerk geschleift werde, nicht zum Sterben, sondern so, daß man immer sich losmachen will und nicht kann.

Dazu kam noch Zwiespalt zwischen den Brüdern, der kam der Mutter auch so bitter vor und war doch gut. Hans der Jüngere, der Lieutenant, that groß, sonst aber nichts. Er meinte, wenn er das recht treibe, so sei das viel genug gemacht, das könne nicht ein jeder. Er war Erbe des Hofes, das wußte er, geberdete sich daher nicht bloß als Kronprinz, sondern als Prinz-Regent, behandelte Benz unter dem Bein durch fast als Knecht, und wenn etwas ging, was ihm nicht anständig war, putzte er Benz aus. Die Landstände hatten ihm eigentlich diese Machtvollkommenheit nicht verliehen, aber er nahm an, daß wenn der Vater nicht daheim sei, so sei er das Haupt und habe zu befehlen. Benz drückte das, denn er war nicht bloß der ältere, sondern auch der verständigere und arbeitete wirklich noch. Während er arbeitete, sah er Hans Geld verklopfen, daß es ein Graus war; das drückt. Er wußte oft nicht, wie Hans zu dem Geld kam, er that, als käme es ihm durch's Kamin herunter ungezählt und ungemessen. Hans war in der Gemeinde gebraucht und angestellt worden. Man dachte, das gebe einst so einen rechten Gemeindevater, den müsse man frühe an die Geschäfte gewöhnen,

und weil der Vater in seiner höhern Stellung für die Gemeinde wenig mehr zu rechnen sei, sei es nichts als billig, wenn der Sohn für ihn einstehe. Er war daher Einzieher von Bürgergeldern oder Waisenvogt oder Spitalvogt oder alles zusammen, kurz etwas geworden, wo ihm viel Geld in die Finger kam.

Nun das ist eine schöne Sache, wenn Einem viel Geld in die Finger kommt, aber wenn es nicht sein eigen ist, sollte immer wieder jemand da sein, der zusieht, ob alles wieder draus kömmt, das drein gekommen. Nun aber war das letztere nicht mehr der Fall, man lebte in glücklichern Zeiten, man hatte Wichtigeres zu thun. Der Regierer hatte für's Heil des Vaterlandes zu sorgen, einer Regierung ab den Beinen zu helfen, einer andern wieder drauf, wie konnte er sich so um Kleinigkeiten, um Wittwen und Waisen kümmern oder gar bei so hohen idealen Bestrebungen, wie Freiheit und Gleichheit, Zehnten und Bodenzinsen, d. h. Feudallasten, um das niedere Geld? Und jetzt war es noch viel weniger der Fall. Wer hätte es wagen wollen, einem Leutenant oder Hauptmann, einem Waffengefährten, einem gesinnungstüchtigen Sohne eines der tüchtigstgesinneten Förderer des Fortschrittes und der Bildung auf die Finger zu sehen wegen lumpichtem Armen- oder Waisengelde? Die Verfassung hatte ja die Pflicht der Armenunterstützung aufgehoben, bei Freiheit und Gleichheit sollte jeder für sich selbst sehen. Ich mache was ich kann, mach's auch! Die Wittwen und Waisen sollten emancipirt werden, d. h. beutepreis erklärt, d. h. wenn jeder mit ihnen machen wolle, was ihm gut dünke, absonderlich schlechte Agenten, Schreiber und andere hungerige Habichte, sollten sie sich selbsten vorsehen und wahren, und wenn sie es nicht vermöchten, so seien sie in Gottes Namen selbst schuld, wenn sie um alles kämen, warum hätten sie es nicht vermocht! und wegen einem dummen Weibsperschönchen belästige oder verdächtige man einen Freiheitshebel und Kapitalsburschen

nicht, ward vielleicht gesagt, vielleicht nicht, vielleicht ward es auch gedacht, vielleicht auch nicht, es hatte nur den Anschein, als ob es gesagt oder gedacht würde.

Jedenfalls ließ sich Hans nicht kümmern; er nahm Geld ein je mehr je lieber; ob er alles aufmachte, wußte er selbst kaum, wie zum Gugger sollten wir das wissen und wen ging das eigentlich an? Wenigstens uns nicht, schien es ja weder obere noch untere Behörde was anzugehen, frug keine, am allerwenigsten der Regierer: Hans, machst auf? Ob er aufmachte, was er ausgab, selb wissen wir erst nicht, wir glauben es aber auch wirklich nicht, wir halten eigentlich auch dafür, das Aufmachen von Ausgaben sei eine unnöthige Pedanterie, versteht es sich doch von selbst, daß, wenn kein Geld in der Kasse sich findet, es ausgegeben ist, gefressen wird es ja keiner haben. Zudem ist es für einen freigesinnten Vaterlandsfreund nicht bloß lästig und unerhört zeitraubend, wenn er alles aufmachen soll, was er ausgiebt, besonders von fremdem Gelde, was ihn eigentlich wenig angeht, sondern es zeugt von Mißtrauen, ist eines freiheitliebenden Mannes unwürdig; einem gesinnungssüchtigen oder tüchtigen Manne soll man so etwas gar nicht zumuthen, es ist gegen den Adel des Zeitgeistes. Man hat Proben im Großen gemacht, die Cantone Thurgau, Aargau und Freiburg mit Verwaltern von dem Zeitgeiste verfallenen Klostergütern, sie geriethen vortrefflich. Im gleichen Zeitgeiste wurden sie so verwaltet, daß männiglich vor Erstaunen Augen, Nasen und Ohren aufgingen und Alle nichts Anderes zu sagen wußten, als: Ah, Ah und abermals Ah! In den Cantonen St. Gallen, Schaffhausen und Zürich fielen die Proben in der Staatsverwaltung eben so glücklich aus, daß gewiß manchem ehrlichen Schaffhauser Bürger die Augen überliefen vor Andacht und Rührung. In andern Cantonen liegen die Resultate der Proben noch nicht klar am Tage, werden allem Anschein und den Vorgängen nach großartig ausfallen müssen. In Freiburg scheint man die Freiheit der

Preſſe ganz eigen verſtanden zu haben, nämlich nicht Freiheit der Druckerpreſſe, ſondern Freiheit der Geldpreſſe. Wer ein Hudel iſt und z'Platz kömmt, preßt den, der was hat, auf das Verfluchteſte, noch ganz anders als die Murtner ihre Knallkügelchen, welche ſie in ſeltſamer Verblendung ſeit Jahrhunderten für Traubenbeeren ausgeben, ja ſie ſelbſt für ſolche eſſen, was eben das Merkwürdigſte iſt. Ueber Reſultate und Folgen dieſer Preßanſtrengungen iſt man aber eben dort auch noch nicht im Klaren, obgleich der Oberpreſſer ob ſeinen Anſtrengungen ſchäumt und ſchwitzt, daß es ſtinkt im ganzen Schweizerlande. Daß man im Canton Bern in keinem Fortſchritt zurückbleibt, darf als bekannt vorausgeſetzt werden, den Glanz des Syſtems aber anzuführen, verbietet die Beſcheidenheit, von wegen es könnte ſtinken, was man bekanntlich dem Eigenlobe nachredet.

Benz ſah dem Treiben von Hans, ſeinem Krüſcheln im Gelde mit großen Augen zu, wahrſcheinlich aus Eiferſucht. Wenigſtens warf es Hans Benz allemal vor, wenn der etwas ſagte. Du biſt nur ſchalus, ſagte Hans, wenn es dir zugefallen wäre, du machteſt auch, was du könnteſt, und würdeſt niemanden anders viel nachfragen; du biſt der Rechte dazu.

Benz wollte das freilich nicht haben. Du brauchſt es und über mich geht es aus. Damit hatte Benz etwas Recht, denn was erſetzt werden mußte, wurde aus des Vaters Geld erſetzt und den Hof erhielt deßwegen der Sohn nicht theurer. Aber Hans verlachte alles. Habe nicht Kummer für alte Schuhe, ſagte er. So ſpitz geht das nicht mehr. Es iſt Gottlob nicht mehr die Zeit, wo alles auf dem Bauer herumreitet, und wo man die größte Freude daran hatte, wenn man einen zum Schelmen machen konnte. Jetzt hat der Bauer auch das Recht, was zur Sache zu ſagen. Möglich, daß Hans damit ſagen wollte, es käme auf den Bauer, den ſouveränen Bürger des Landes an, ob er über anvertraute

Gelder Rechnung geben wolle oder nicht. Möglich, daß er das nicht meinte, sondern so bloß im Allgemeinen allfällige böse Folgen verlachte. Es muß in unserer Welt ein ungeheurer, unbegreiflicher Leichtsinn stecken, der zu Zeiten irgendwoher, sei aus den Tiefen der Erde oder vom Schwanze irgend eines Kometen über die Menschen kömmt wie ein Fieber oder Rothlauf oder wie die Cholera oder die Grippe, kurz ein Krankheitsstoff, der ihnen in's Gesicht schlägt, daß sie den Zusammenhang zwischen hinten und vornen, zwischen Ursachen und Folgen weder sehen noch daran denken können. Geld, Geld geht ihnen über alles, und haben sie es zwischen den Fingern, brennt es sie, sie werfen es fort, sie möchten reich werden und verschwenden doppelt so viel in schauderhaftem Leichtsinn, möchten ihr Glück mit reichen und schönen Mädchen machen und geben öffentlich sich mit jeder Hure ab, sie müssen von sogenannten Ehrenstellen oder Aemtern leben, streben nach den obersten, und haben sie eins, ist es ihnen nach den ersten sechs Monaten zu gering, sie müssen ein höheres haben und befleißigen sich dabei einer so schandbaren Aufführung, daß man in einem ehrbaren Dorfe Bedenken tragen würde, sie als Sauhirten oder Mauser anzustellen. Es ist sehr merkwürdig, wie sie gezwungen werden, durch ihr verkehrtes Thun sichtbarlich Zeugniß abzulegen, weß Geistes Kinder sie sind, nämlich des Geistes, der immer schaffen muß das Gegentheil von dem, was er will.

Leute mit halbwegs gesundem Verstande können ein solches Wesen durchaus nicht begreifen, wo man ja nicht zehn Finger braucht, sondern höchstens fünfe, um abzuzählen, was bei einem solchen Treiben herauskommen muß. Wer nicht bloß an den Fingern abzählt, sondern sonst noch denkt, kann es sich einigermaßen erklären, wenn er annimmt, man werde noch immer verstockt wie Pharao oder mit Blindheit geschlagen, wie es den Syrern geschah oder wie es 5. Buch Moses Kap. 28. heißt: Der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn

und mit Blindheit und mit Scheu des Herzens. Und du wirst tappen am Mittag gleich wie der Blinde tappet im Dunkeln und wirst auf deinen Wegen kein Glück haben. Moderner, zeitgemäßer wäre die Ansicht, daß es verschiedene Räusche giebt, nicht bloß solche von Wein und Branntwein; sie sind ebenfalls in der Bibel angedeutet, wo es z. B. heißt: Babel ist gewesen ein goldner Kelch in der Hand des Herrn, der die ganze Welt trunken gemacht hat. Die Völker haben von ihrem Weine getrunken, darum sind die Völker so kalt geworden. Und Ferneres wäre darüber zu lesen in der Offenbarung Johannis, was wir aber einstweilen für uns behalten wollen. Anders als mit den verschiedenen Räuschen kann man das Betragen so Vieler durchaus nicht erklären. Sie sind von einem Triebe, einer Macht so erfüllt, daß ihre Augen und Ohren voll werden und sturm ihr Verstand, daß er gar nichts mehr begreift.

So lebte Hans der Junge flott wie ein Vogel im Hirse, ließ durch Benzens Grollen sich kein grau Härlein wachsen. Seine größte Lust war, wenn er die Uniform anziehen konnte oder wenn es was zu wählen gab, dann erst konnte er es so recht angehen lassen. Dann hatte er nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, nichts zu arbeiten, herumzustrolchen von einem Wirthshaus in's andere und so viel Geld als möglich zu verklopfen zum Heil des Vaterlandes. Nun, wie es im Militair geht, ist bekannt zu Stadt und Land von Alters her, aber das rechte politische Leben ist eine neuere Erfindung und prächtig besonders für junge Leute. Wenn es angeht, hört das gemeine Arbeiten auf, sei es Arbeit in Holz, Stein, Büchern oder Papier. Dafür geht das Reden, Laufen und Saufen an. Wer die drei Dinge am besten kann, dem wird das Vaterland am meisten verpflichtet, der hat die tüchtigste Gesinnung, ist der wahre Vaterlandsfreund. Man redet die Wahllisten durch, erfindet belebende und aufregende Gerüchte, sucht Mittel, die Einen zu gewinnen, die Andren zu erschrecken

oder wenigſtens in ſchlechten Geruch zu bringen, mündlich und gedruckt oder wie man ſonſt Rache an ihnen ausüben, ihnen Feinde machen, ſie lähmen könne.

Waren die Meiſten verlaufen, ſetzten ſich wohl die Auserwählten zu einem Spiel zuſammen. Spielen that Hans für ſein Leben gern, ein Kartenſpiel hatte für ihn ſtärkern Zug als junger Klee für eine Kuh. Hans war gerade ſo einer, wie die rechten Spieler ſie ſo ſehr lieben. Hans hatte Geld, aber noch keine ſo verpichte Leber, daß er den ganzen Tag ſaufen konnte, ohne voll zu werden. Hans war dazu gerne groß, wollte wagen, was kein Anderer wagte: Donner, wekene darf, ſu darf ih! Solche Spieler ſind beſonders angenehm; bei all den erwähnten Eigenſchaften haben ſie noch die, nicht auf die Hände der Mitſpieler zu achten, nicht auf ihre Blicke zu merken, ja nicht einmal auf die Zeichen, welche ſie ſich unter dem Tiſch mit Füßen und Knien geben. Solche Spieler, wenn ſie das Hirn voll Wein und die Augen voll Waſſer haben, haben begreiflich an den eigenen Karten genug zu ſtudiren, bis ſie herausgebracht, ob ſie Trumpf oder keinen, Könige oder Säue in Händen haben, um noch auf Andere achten zu können. So werden ſie dann ordentlich erleichtert und zwar zuweilen um Hunderte von Gulden. Die Menſchen ſpielten hoch, wenn ſie jemand hatten, wo es ſich der Mühe lohnte, werden aber am Ende nicht viel davon bringen, denn wie gewonnen, ſo zerronnen.

Wenn man am Morgen erwacht und im ſturmen Kopfe die Erinnerungen an den geſtrigen Tag mühſam ſammelt und Hunderte von verlorenen Gulden zuſammen bringt, ſo wird es Einem ganz fatal um's Gemüthe, beſonders wenn man einſtweilen nicht über Tauſende zu gebieten hat. Man denkt vor allem: wie wieder Geld kriegen, wie wieder Schadens einkommen? Da giebt es dann auch fatale Gedanken. Wir wollen nicht von den Söhnen reden, welche an des Vaters Hoſenſack oder deſſen Spycher oder Bureauſchlüſſel denken, nicht von Lehr-

kuben und Commis, welche an ihres Herren Kasse denken, es giebt noch viel Aergere, welche hinein in's Staatsleben greifen. Jüngst sagte ein ganz junger Mann, dessen Erinnerungen nicht bis zum Jahre dreißig reichen, es sei in frühern Jahren viel ärger gegangen, die Menschen viel schlechter gewesen als jetzt, namentlich die Beamten. Aus dem jungen Menschen giebt es was, er weiß alles und hat doch weder etwas erfahren, noch sonst etwas in den Bereich seines Wissens gebracht. Das ist gerade das Holz, aus welchem die Propheten wachsen, die großen und die kleinen. Schon vielen Tausenden ging's schlecht genug.

Zur Zeit vor der Sündfluth war es schon, da lebte ein Mann, welcher in Gemeindesachen ein großes Wort führte und in Staatsangelegenheiten zu dem Wichtigsten stimmte und zwar immer radical. Dieser war auch Liebhaber von allerlei, wie es zur Zeit der Sündfluth üblich war, namentlich vom Spiel; aber er gewann lieber als er verlor, überhaupt sollten seine Liebhabereien ihm an seinem Vermögen keinen Abbruch thun, er bestritt sie am liebsten aus allerlei Nebenverdienst. Dem Mann ging es einst übel; er verlor eine beträchtliche Summe Geldes und hatte schon früher allerlei Nebenverluste erlitten. Ganz zerknirscht und zerstoßen ging er heim und sann stark nach, wie er wieder zu seiner Sache kommen könnte. Da fiel ihm ein junger Bursche ein, der einigemal betrunken gewesen und einigemal etwas Geld verliederlichet, kurz gethan, was schon mancher Rathsherr unbeschadet eigenen Rechtens. Dieser Bursche hatte ein Heimwesen, welches jener Mann gerne gehabt hätte, so wie der eine König eine Windmühle, der andere einen Weinberg. Der Bursche wollte aber dieses Heimwesen gar nicht verkaufen, um keinen Preis, es war seiner Väter Erbe. Nun als jener Mann heimging in schönem Mondschein, aber mit leerem Beutel, da kam ein feiner Geist über ihn, sein Geist erhob sich, erhob sich allgemach weit über den jener beiden Könige, er kam zum Schluß: Der muß be-

vogtet sein; um den Schulden zu begegnen, muß das Heimath verkauft werden, ist's verkauft, kann man meinethalben machen was man will, ihn bevogtet oder frei lassen, was frage ich dann dem nach. Als einmal sein Geist auf dieser Höhe war, ward es ihm auch wohl um's Herz und ganz hellauf und voll von Trost kam er heim. Nun herrschte zwar damals zur Zeit der Sündfluth der Grundsatz unbedingter Freiheit. Als Enacks Söhne in einem Verfassungsrathe zusammen saßen, hatten sie auch das Bevogten so viel als ganz aberkannt, von wegen der Gewerbsfreiheit. Einer von Enacks Hauptsöhnen hatte gesagt: bevogten sei gegen allen Grundsatz. Wo ein Mensch liederlich sei, Mann oder Weib, Vater oder nicht Vater, so seien immer welche da, welche von ihm was gewinnen wollten, sei es mit diesem, sei es mit jenem, es sei vielleicht ihr Gewerbe, an solchen Menschen ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wie der Barbierer mit Barten, die Bader mit Schröpfen und Aderlassen. Bevogte man nun einen solchen Menschen, so hindere man jene Leute in ihrem Gewerbe, versündige sich gegen einen Zweig der allgemeinen Freiheit, welche einmal konsequent durchgeführt sein wolle an der Gewerbfreiheit, also weg mit Vogten.

Indessen galt schon unter Enacks Söhnen (oder vielmehr Kains Söhnen, denn der Enack stammte von Kain her und war der von seinem Samen, der bis auf den heutigen Tag nicht ausgestorben ist, der auf unbekannte Weise durch alle Weltstürme Fluth und Feuer, Erdbeben und Bergfälle unversehrt durchkömmt und unversehens erscheint, man weiß nicht wie und wo man ihn am wenigsten erwartet; der ewige Jude ist bekanntlich gegenwärtig das Haupt dieser Familie), also unter diesem Geschlechte galt schon damals der Grundsatz, es sei keine Regel ohne Ausnahme. Zudem kann man in gegebenen Fällen wie gerade im vorliegenden, die Handelsfreiheit beträchtlich fördern, und was in todter Hand liegt, in freien Verkehr bringen. Jener Bursche, der seinen Hof nicht ver-

kaufen wollte, ſtörte den freien Verkehr, alſo bevogtet und mit Recht, damit ſein Eigenthum in Verkehr kam. Darauf wurde richtig auf den Antrag jenes Mannes der Burſche bevogtet, um den Gläubigern zu begegnen, und weil man auf keine andere Weiſe Geld zu bekommen wußte, der Hof an eine Steigerung gebracht. Jener Mann, dem der Geiſt den Gedanken eingegeben hatte, erſteigerte den Hof richtig und zwar ſo billig, daß ſein Verluſt im Spiel doppelt erſetzt wurde.

Als nun der Handelsfreiheit ihr Recht geſchehen, kam man wieder auf die Gewerbsfreiheit zurück. Der junge Menſch hatte nun ſtatt eines feſten Beſitzthumes flüſſiges Geld, und der Leute waren viele, welche mit ihm allerlei zu gwerben bereit waren. Man entvogtete ihn alſo wieder, er hatte alſo volle Freiheit, mit ſeinem Gelde zu machen, was ihm beliebte, und das Publikum die Möglichkeit, mit ihm zu gwerben, wie es konnte und mochte, es war alſo einſtweilen Allen geholfen auf's allerbeſte, woraus man zwei Dinge ſehen kann: erſtlich den großen Vortheil unbeſchränkter Gewerbsfreiheit in Verbindung mit Handelsfreiheit und zweitens, wie kaum an einer Sache ſich ſo ſcharfe Denker bilden als am Spiel, vielleicht an Staatsfinanzen ausgenommen. Es giebt nämlich keine ſcharfſinnigern Kreaturen als Finanzminiſter, welche Staatsfinanzen auf den Hund gebracht. Den Hagels Ketzern kömmt das Unglaublichſte in Sinn, erſtlich das Deficit zu vermänteln und zweitens entdecken ſie immer neue Stellen am Staatskörper, wo neue Schröpfhörner angeſetzt oder zu Ader gelaſſen werden müſſe zum Wohle des Volkes. Von wegen es iſt nichts gefährlicher als Vollblütigkeit, und mit Aderlaſſen und Schröpfen rettet man ſich vor Steck-, Stick-, Schlag- und andern Flüſſen. Es iſt merkwürdig, was ſolchen Leuten alles einfällt, und zum Heil des Vaterlandes verſteht ſich. Nun, es leben die Leute, welche ſich zu helfen wiſſen!

Zu einem ſolchen, zu einem wahren Finanzkünſtler bildete ſich der junge Hans heran. Wenn man ſchon meinte, ſeine

Kassen seien leer, jetzt werde er eine geraume Zeit auf dem Trocknen sitzen, handkehrum waren sie wieder, wenn nicht voll, so doch nicht mehr leer, und Hans war wieder flott. Er war der glücklichste Mensch, er hatte immer etwas einzukassiren oder ein Titelchen, welches nicht ganz gut versichert war, zu versilbern, versteht sich auf Weisung des Gemeinderathes hin und mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, wie sie noch keinen gehabt, der sich allem so achte und sich Mühe geben möge, d'Sach in den Stand zu setzen, wie es sich gehöre. Wie das Geld dann aber angelegt und zu Ehr und Nutzen gezogen wurde, darum bekümmerte sich keine Seele. Das ist der Welt Lob und Lauf.

Eilftes Kapitel.

Präliminarien zu einer Badekur.

Hansens Mutter klagte, kränkelte, dökterlete ununterbrochen und wurde zusehends schwächer. Gritli hatte den großen Fehler, beständig den Arzt zu wechseln. Hörte es von einem berühmten zehn Stunden weit, es mußte nicht zu machen sein, sonst ließ es Zeug von ihm holen und brauchte es längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihm wohl oder übel machte. Jedoch, da es von nichts gesund wurde, wechselte es sicherlich nach vierzehn Tagen wieder. Zudem brauchte es noch zwischen durch, was alle Weiber, welche zu ihm kamen und accurat die gleiche Krankheit gehabt haben wollten, als unfehlbares Mittel ihm angaben. Endlich traf es auf einen Arzt, der bsunderbar wohl für ihn's war und dem es ungewohnt lange treu blieb. Derselbe zeigte viel Theilnahme, bedauerte es sehr, vernütigte keine seiner Klagen, bestätigte sie alle, sagte dann aber: es sei nicht alles verloren, er habe schon Hunderten geholfen, welche viel schlimmer z'weg gewesen. Aber

es sei ein großes Glück, daß es noch zu rechter Zeit zu ihm gekommen, das habe ihm sicherlich Gott eingegeben, einen Tag später hätte er nichts mehr machen können. Alles komme jetzt darauf an, daß es den Sommer erlängen möge, dann müsse es ihm in ein Bad, nach Weißenburg oder in den Gurnigel, und recht ausgeputzt werden, dann werde es ein ganz neuer Mensch, es solle nur darauf zählen.

Nebenbei mahnte er die Söhne, sie sollten Verstand haben mit der Mutter, sonst tödte es sie, selb würden sie doch nicht wollen, denn sterbe die, nehme der Vater eine andere, darauf könnten sie zählen, so lange Gott nehme, nehme er auch, das sei gerade der Rechte dafür. Da hätten sie eine Stiefmutter, und kriege die Kinder, so seien sie hier übrig und könnten sehen, wo sie z'Platz kämen, oder nach Amerika, wo man Hausplätze, so viel man wolle, haben könne für drei Kreuzer und die nöthigen Geißen geschenkt bekomme. Hans, dem Alten, sagte er: er thäte besser, er bliebe daheim und überließe nicht die ganze Last seiner schwachen Frau. Hier sei sein Platz, hier verdiene er was, drinnen thue er nichts als den Flegel stellen (zum Stimmen die Hand aufheben) und leeres Stroh dreschen. Ob er drinnen sei oder nicht, dem frage kein Hund was nach; hier aber fehle der Meister, wenn er drinnen d'r Löhi mache. Drinnen verdiene er nicht nur nichts, sondern verbrauche sein eigen Geld, was ihm hier zu Grunde gehe, das wisse er nicht einmal. Von einer andern Sache wolle er nur nichts sagen. Früher habe man über die vielen Garnisonen geklagt und daß die Buben drinnen das Geld verklopften, die Gesundheit verlören und alles Schlechte lernten. Wie es jetzt gehe, möchte er wissen. Die Buben nehme man ja viel strenger, alle Fingers läng müßten sie fort, bald für dieses, bald für das. Ehemals sei doch noch Zucht gewesen, da habe man von Gehorchen etwas gewußt; jetzt solle Einer probiren, Ordnung zu halten, der Wüsteste sei der Oberst. Aber zu den Buben nehme man jetzt noch die Manne hinein all Fingers

läng, und was das könne, habe schon manche Haushaltung erfahren und manche Frau erschmöckt.

Man kann begreifen, daß dieser Arzt sich bei den Häuptern des Hauses nicht besonders beliebt machte. Hans, der Alte, fluchte über ihn, es sei ein D — Konservativer, die sollte man bei den Beinen aufhängen, absonderlich Aerzte, welche weit herum lämen und meinten, sie hätten von Gottes wegen das Recht, allen Leuten zu sagen, was ihnen in die Gosche komme, und wo die Leute es annähmen aus Furcht, sie könnten sonst einmal ein Tränklein bekommen, wohl bitter oder wohl stark. Wenn er mehr daheim wäre, so wollte er den bald forthaben, daneben werde er bei seiner Frau nicht viel schaden, wenn sie mit ihm zufrieden sei, möge er es ihr gönnen, und wenn sie weniger zu klagen habe, sei man auch weniger mit ihr geplagt. Hans der Junge haßte ihn ebenfalls, kehrte sich aber an keine seiner Mahnungen, wenn es ihm auch am übelsten erging, wenn sein Vater anders heirathen sollte. Hans war eben im Rausche, achtete sich des Arztes Reden nicht soweit, daß sie Einfluß auf sein Betragen gehabt hätten; er sagte bloß, wenn es sich ihm einmal wohl schicke, so schlage er dem Donner beide Beine abeinander. Benz war der einzige, der Ohren hatte und wirklich auch hörte. Er war von Natur der gemüthlichste und zudem am wenigsten im Rausch, sah also die Dinge wie sie waren und hatte das unbefangenste Urtheil, überdem genoß er von dem gegenwärtigen Glück am allerwenigsten und war dabei so viel oder mehr als jeder Andere betheiligt. Er gab der Mutter kein böses Wort mehr.

Das scheint blutwenig und ist doch viel, namentlich für den, welcher sonst von allen Andern böse, wenigstens keine guten erhält. Das fühlt niemand tiefer als kränkliche Leute und vergelten es nach ihrem Vermögen. Gewöhnlich besteht das zwar nur in Worten: wie das und das b'sunderbar gut sei, wenn man etwas wolle, sei es nie nein und behilflich und von gutem Bescheid grusam. Diese Worte haben aber

einen guten gewichtigen Klang und reden noch fort, wenn der Mund, der sie ausgesprochen, längst erkaltet ist. Schon gar oft hat bei einem Meitschi einem Burschen niemand so eindringlich z'best geredet als die Kunde: Bsunderbar e gute isch er gege sy Mutter gsy, sie het ne grühmt, so lang sie het chönne rede, u wo si nimme chönne het, het si noh nah ihm g'längt u ne agluegt bis er e d'Auge broche sy. Das ist kein unrichtiger Schluß, wenn auch allfällige Rechtsgelehrte viel dagegen einzuwenden hätten mit wenn und aber, jedoch und dennoch: Wer gegen seine Mutter gut war, ist gewiß auch gegen seine Frau kein Hund, besonders wenn die Frau keiner gegen ihn ist.

Nun mit Hilfe des Arztes erlängte Gritli den Sommer, und vom Bad war je länger je mehr die Rede: Lue, Fraueli, sagte der Arzt, in's Bad mußt, sage nur wo du willst, Weißenburg, Gurnigel, Niederbaden, das sind die Hauptbäder, die andern sind nur ganz sekundär. Ich für mich glaube, Weißenburg wäre am besten für dich.

Beiläufig gesagt, es ist sehr merkwürdig, wie mit dem Schicken in Bäder manövrirt wird. Es ist oft, als ob sie eigentlich ganz neutral wären, so ein angenehm Passetemps sowohl für den Kranken als den Arzt. Doch ist das offenbar nicht, besonders bei den Hauptbädern nicht. Wie wär's daher, wenn die Aerzte die Bäder und ihre Heilkräfte etwas besser in Kopf kriegten, als es zuweilen der Fall zu sein scheint? Wir glauben wirklich, es könnte nichts schaden, und es wäre wirklich besser, wenn der Arzt das Bad bestimmen würde, statt es den Patienten auslesen zu lassen. Die messen des Bades Kraft oft gar sonderbar, nach langen Fischen z. B., dickern Krebsen, weißerm Kalbfleisch, festerm Kopfsalat, grünern Erbsen und zarteren Bohnen, von Spiel und Damen, Finanzen und Aussichten wollen wir nicht einmal reden.

Diese Aussicht auf das Bad stärkte Gritli bedeutend, was mußte erst das Bad selbst für Wirkung thun? Es zog seine

Gedanken an ſich, beſchäftigte ihn's angenehm, es hatte daher auch weniger Verdruß, und dies iſt in ſolchen Geſundheitsumſtänden die Hauptſache. Der Herr Amtsrichter kümmerte ſich einſtweilen um die Sache wenig. Wenn Gritli davon redete und etwa frug: Was meinſt, wo ſoll ich hin, welches wäre das beſſere? ſo ſagte er: Meinethalben geh, wo du willſt, oder wart, bis es Sommer iſt, es iſt dann noch immer früh genug davon zu reden.

Hans war ein Staatsmann geworden, er mied einläßlichen Beſcheid, er hatte gehört, es ſei ſchon geſchehen, daß man ſich mit ſolchem verfänglich gemacht. Er lebte faſt nur noch politiſch, ausgenommen wenn die Sitzungen aus waren, dann ließ er ſich gerne wohl ſein hinter einer Gans oder einem Haſenpfeffer oder auch ohne dieſelben bei der hintern Tugend. Er hatte ſehr bedeutenden Einfluß, und wenn man ihn hörte, ward Einem ganz wohl um's Herz und zu Muth, als ob man Federn hätte und ſchon morndriſt fliegen könnte. Denn Hans ſtrich die Zukunft wie goldgelben Anken und honigſüßes Hung auf's Brod. Er behauptete, wenn ſie das Ruder nur vier Jahre in Händen behielten, ſo kenne man das Land gar nicht wieder, ſo ſchön ſei es geworden; der Bauer ohne Abgaben, der Ackerbau im Flor, der Handel im Flor, Geld zum Freſſen, keine Armen mehr, denn die Armentellen ſeien abgeſchafft, wer es nicht ſelbſt machen könne, dem werde man ſonſt helfen, bis er mehr als genug habe. Der Landmann müſſe einmal auch wiſſen, was leben ſei, er habe lange genug bös gehabt und ſei der Hund im Kegelſpiel geweſen. Wenn ihn dann zuweilen ein Vorwitziger fragte: Aber Hans, woher das Geld zu dem allem? es koſtet alles Geld und es regiert niemand umſonſt, ſo ſagte Hans: Habe nicht Kummer für alte Schuhe, für das haben Witzigere als du längſt geſorgt. Es haben bisher gar Viele nichts gezahlt, die Reichſten nichts, die müſſen jetzt füre machen, denen nimmt man das Hung. Es iſt nichts als billig, daß einmal nicht mehr die armen Schuldenbürli,

sondern die Kapitalisten, die Blutsauger, Patrizier und Städter zahlen müssen; die haben sich lange genug gemästet, die müssen jetzt einmal auch wissen, daß ein Anderer Meister ist, jetzt muß endlich vaterländisch beutleret werden, zuerst gesagt, sie hätten gestohlen, dann ihnen das Geld genommen von Rechtswegen.

Mit solchen Reden unterhielt Hans die Leute unbeschreiblich angenehm und verschaffte sich einen unbegränzten Einfluß. Das sei Einer, hieß es, so Einen hätte man längst haben sollen, dann hätte man nicht so lange hunden und raxen müssen und doch kaum das Leben davon gebracht. Der meine es gut mit dem Vaterland und allen Leuten, den müsse man machen lassen, dann komme es gut. Die guten Leute hatten ganz vergessen, daß Versprechen und Halten zwei sind, und daß die Versprechungen von allen Arten sich gegenseitig aufhoben. Denn quält man die Kapitalisten, so bringen sie sich und ihr Geld in Sicherheit, dann haben die, welche Geld bedürfen, das Nachsehen, der Verkehr stockt, der Verdienst hört auf. Sind keine Reiche mehr, geht es den Armen übel, und wenn niemand Armenteilen oder Armentaxen zahlen soll, was sollen dann die Armen anfangen? Soll sie der Staat erhalten? Aber aus was, wenn keine Abgaben mehr bezahlt werden? Keine Kuh auf der Welt giebt ewig Milch aus eigenen Mitteln, sondern muß jeweilen fressen, wenn sie bei der Milch bleiben soll. Da konnte man sehen, wie der Mensch ein gebornes Babi ist; Babeni glauben bekanntlich alles, was ihnen wohl thut da oder dort, und sonst nichts.

Einstweilen hätte man an Hans selbst sehen können, wie weit er von dem Zustande entfernt war, den er den Andern versprach. Aber man sieht nicht bloß nicht in die Menschen hinein, man sieht auch in gar viele Häuser, in gar viele Verhältnisse nicht. Ja wenn man in viele Häuser hinein bis z'hinderst sehen könnte, ich glaube, es würde Einem gschmuecht, daß man abliegen müßte. Da würde man nicht bloß sehen,

wie es an vielen Orten ſix iſt, aber innen nix, man würde zur Einſicht eines Mangels, eines Elends kommen, von dem man ſich keinen Begriff macht, das man am allerwenigſten da, wo man es findet, erwartet hätte.

Hans, der Alte, war kein Joſua, der die Sonne ſtellen konnte. Der Sommer kam, ehe man daran dachte, und Gritli ſollte in's Bad nach Weißenburg, wo man gar wohl ſei, wie es hieß, und nicht ſo ſchmürzelig z'eſſe bekomme, wie nicht weit davon in einem andern Bade. Man ſehe da, die Leute gönnten es den Gäſten. Plötzlich fing Hans an, nicht mehr unelnläßlich zu reden, ſondern einläßlich. Er ſehe nicht, was ſo eine Badefahrt abtrage, als unnütz Geld zu verklopfen. Müßte es gebadet ſein, ſo habe man hier auch Waſſer, müſſe es Waſſer geſoffen ſein, und ſei das hieſige nicht gut, ſo könne man kommen laſſen. Der Bote fahre alle Dienſtage auf Bern. Es ſei jetzt nicht an der Zeit, das Geld ſo unnütz zu verſchlenggen, und dann müſſe auch jemand daheim ſein, um zur Sache zu ſehen. Mit den Bädern ſei es bloß Muthwille und Hoffahrt und Narr genug ſei er nicht, dafür Geld auszugeben, er hätte es an nöthigern Orten zu gebrauchen, wenn er welches übrig hätte.

Aber der gute Hans hatte eben keines übrig, ſondern in alle Wege immer viel zu wenig. Der Hans, der den Andern goldene Zeiten verſprochen, daß die Schuldenbürlein glaubten, ſie würden in wenig Wochen Millionäre, und die Tagelöhnerweiber zu werweiſen anfingen, ob ſie ihre Mädchen zur Konfirmation in Seide oder in Sammt kleiden wollten, der Hans, der einen prächtigen Hof beſaß und Gülten dazu, ward immer geldnöthiger, die neue Zeit und das neue Leben und der Fortſchritt ſchlugen übel bei ihm an. Es war ein ſehr merkwürdiger Gegenſatz zwiſchen Hanſens Verſprechungen und ſeinen eigenen Erfahrungen. Indeſſen irrte ihn dies nicht in ſeinen Redensarten und Andere ſahen einſtweilen nicht in's Spiel. Aber geſpart ſollte werden, wie er meinte. Es iſt ſelten ein

ſo großer Verſchwender, daß er nicht an's Sparen denke, ja ſehr oft geſchieht es, daß je mehr Mann oder Frau Geld verſchleudern für ihren Leib, ihre Luſt, ihren Hochmuth oder für irgend eine Narrheit, ſie deſto wüſter daheim ſind, an Anderer Maul es erſparen möchten. Nicht von ferne denken ſie daran, das geldverſchlingende Loch zu verſchoppen, den Fehler ſuchen ſie nicht am rechten Orte, ſondern an dem oder an denen, an welchen ihnen am wenigſten gelegen iſt, ſuchen ſie mit aller Härte Schadens einzukommen. Da kömmt die brutale gemeine Selbſtſucht ſo recht klar an Tag, und zwar unter Zwillich und Halblein wie unter Seide und Sammt hervor. Unſer Hans dachte nicht an ſein neu geldfreſſend Leben, Kapitale aufzukünden war ihm wie Gift unter der Naſe, bei Ankenbenz Geld zu leihen, war ihm in der Seele zuwider, er ſollte ja droben längſt zurückzahlen und konnte es nicht, und dünn ſah es in den Schubladen ſeines Bureau's aus. Sonſt war dort das Geld ſortirt gelegen. In einem Schublädchen war die Münze, in einem andern das kleine Silber, in einem andern die Brabänterthaler, in einem vierten die Fünffrankenſtücke u. ſ. w., jetzt hatte alles zuſammen in einem mehr als Platz, und in keinem fand ſich was Ueberflüſſiges für eine Badefahrt der armen Gritli.

Nützen oder Nichtnützen läßt ſich in Umſtänden, in denen Gritli war, gar nicht fragen. Erſtlich weiß eigentlich, gründlich genommen, kein Menſch, nicht einmal der Arzt, ob es nützt oder nicht nützt in Beziehung auf die Krankheit. Jedenfalls nützt eine Abwechslung, eine Badefahrt in Beziehung auf das Gemüth, bringt neuen Troſt, neue Hoffnungen, friſche Luſt, andere Umgebungen, entfernt von den Hausſorgen und giebt Zerſtreuungen u. ſ. w. Nun es läßt ſich nicht allerwärts thun, aber bei dem Verbrauch, den Vater und Sohn ſich erlaubten, und bei dem Reichthum, den Gritli eingekehrt, konnte es auf ſolche Kur billig Anſpruch machen und ſollte ſie hundert Thaler koſten.

Hans ſagte freilich nicht, es reue ihn das Geld, aber Gritli war nicht dumm, und in gewiſſen Krankheiten iſt man noch dazu mißtrauiſch, daß es keine Art hat. Das that nun Gritli gruſam weh, daß es das Einzige im Hauſe ſein ſollte, an dem geſpart würde, dem man das Nöthigſte nicht mehr gönne. Nichts gönnt mir der Uflath mehr, dachte es oft bei ſich, als den Tod, es wird ihn dünken, wenn ich nur ſchon unten wäre. Aber z'Gfalle thäte ich es ihm jetzt nicht, es wäre ihm nur, daß er wieder eine Andere nehmen könnte, eine junge hübſche. Er wartete kaum, bis ich kalt wäre. Aber ich will in's Bad, alles zwängen wird er doch nicht. Ich weiß, was ich mache, Liſi muß mir helfen, das macht ihm Verſtand, zähle er nur darauf.

Der Sohn Benz erhielt den Auftrag, hinauf zu gehen und Liſi um einen Beſuch zu bitten und zwar an einem beſtimmten Tage, wo Vater Hans ſicher daheim war. Benz ging halb gern, halb ungern hinauf. Ihn zog Gretli, welches er lange nicht geſehen hatte, das Meitſchi hatte er nicht vergeſſen, hatte ſich aber in ſeinen dummen Gedanken forſch gemacht, wie die Studenten ſagen, hatte gedacht, einſtweilen begehre er nicht zu heirathen, er ſei noch zu jung, und davonlaufen werde ihm das Meitſchi nicht, und laufe es, ſo könne es ſeinethalben laufen, er finde hinter jedem Zaun ein anderes. Aber es regte ſich doch etwas wie böſes Gewiſſen in ihm, er konnte gar nicht mit ſich einig werden, wie thun, wenn er einmal oben ſei. Er ſtellte ſich unwillkürlich vor, Gretli werde die erſte Perſon ſein, an die er oben laufe. Je näher er kam, deſto größer war der Zwieſpalt in ſeinen Anſichten über das Geſicht, mit welchem er ihm begegnen wolle. Er war oben, er hatte ſich noch nicht entſchloſſen. Glücklicherweiſe ſah er auch kein Gretli weit und breit, ſah niemanden bis er über den Gartenzaun ſah, dort war die Bäurin und erdünnerte Salat. Das war ihm lieb, als er ſtatt der Tochter die Mutter ſah. Liebhaber haben es ſonſt umgekehrt.

Verwundert sah Lisi auf und machte Benz ein seltsam Gesicht. Was bringt dich Aparts, daß man dich einmal auf der Ankenballe sieht? frug Lisi. Hab eine unsaubere Hand, sonst wollte ich sie dir geben, bist deßohngeachtet Gottwilche. Benz richtete seinen Auftrag aus, Lisi jätete fort, brachte durch Fragen Benz zum Reden. Endlich als das Gartenbeet zu Ende gebracht war, stund es auf und hieß Benz in's Haus kommen. Er müsse pressiren, sagte der, er sollte schon daheim sein. Flausen, sagte Lisi, musterte ihn in die Stube, als ob er sein eigen Kind wäre und stellte ihm Wein vor. Der Auftrag hatte ihns erschreckt, die Art, wie Benz ihn ausrichtete, diesen wieder in Gunst gebracht. Lisi sah, es hatte die beste Gelegenheit, sich über die Zustände im Hunghafen gründlich zu unterrichten, und zwar auf eine sehr erlaubte Weise.

Benz war früher auf der Ankenballe wie daheim gewesen, er war ein Pathenkind des Hauses und sonst verwandt. Das Herz ging ihm auf, und was immer drückender auf demselben lastete, das Bedauern mit der Mutter, den Kummer über den Vater, den Zorn über den Bruder, gab er an den Tag. Er möge halten, wie er wolle, sagte er, er sehe nichts Andres vor, als der Wagen falle um. Er müsse alles schlucken und alles machen, sage er ein Wort, sei das Feuer im Dach. Wenn die Mutter ihn nicht erbarmte, er hätte schon lange z'Krieg dinget. Die habe es aber noch viel böser als er, komme alle Tage mehr von der Kraft und sollte alle Tage mehr ertragen, alles leiden und zu keiner Sache was sagen. Daneben könne ihn der Vater auch dauern, daß er nicht einsehen könne, wo die Sache endlich hinaus müsse. So müßten sie in wenig Jahren verarmen, es sei nicht anders möglich, alle Jahre mehr brauchen und alle Jahre weniger verdienen. Es gehe in allem bös, auf dem Land und im Stall, und der Bruder sei ein hochmüthig Kalb, das nichts verstehe, alles regieren wolle, und das größt Unglück sei, daß der Vater nichts an ihm sehe als

Tugenden, großen Hochmuth mit ihm treibe, ſtatt ihn niederzuhalten und den Hochmuth ihm zu verleiden.

Dem Benz war es, als rede er zu einer Mutter, das Tiefſte in ſeinem Herzen gab er hervor, das war viel beſſer, als was er äußerlich ſonſt zeigte, es war noch ganz von der beſſern ältern Sorte, gefiel Liſi wohl, verſöhnte ihns ganz mit ihm. Die beiden wurden wieder Freunde, doch nicht aus Grund, daß ſie einen Unſchuldigen verriethen, wie Pilatus und Herodes. Liſi verſprach das Kommen und ſagte Benz: Wareſt lange nicht hier, warte nicht mehr ſo lange, hörſt? Wenn es dich düecht, du möchteſt kommen, ſo komm, kann ich was helfen, ſo weißt, daß ich es gerne thue. Das wäre guter Beſcheid, ſagte Benz, er hätte ihn nicht erwartet, und wenn es erlaubt ſei, werde er zuſprechen. So mach's, ſagte Liſi und ging wieder an ſein Geſchäft, aber zornig ging's mit ſeinem Küchengeſchirr um, es ſchlug's herum, als ob's von lauter Eiſen und Stahl wäre. Benz ſah Gretli nicht. Es geht oft ganz anders, als der Menſch denkt, guten Menſchen viel beſſer, als ſie denken.

Die Ankenballenbäurin ſtellte ſich zu beſtimmter Zeit im Hunghafen ein. Sie hatte ihre Kanone geladen bis z'vorderſt, wie die Burſche an Hochzeiten die Katzenköpfe laden, wenn ſie recht klepfen ſollen. Sie wollte Hans zu merken geben, wie ihr nicht unbekannt ſei, wo er ſeine Geldkatze verloren, welche mehr Geld enthalten, als ſeine Frau zu einer Badefahrt bedürfe, und wie er ein ander Mal in einem Walde wie ein Haſe immer wieder aufgejagt worden ſei, wie er ſich auch habe verſetzen mögen. Sie wollte ihn nach dem Weibergut fragen, und ob es, ſeit er an der Regierung ſei, Brauch geworden, daß die Männer den Abnutzen alleine verthun könnten, die Weiber nichts mehr davon hätten, verrebeln und verſerben müßten, wäre eine ſaubere Regierung das! So wollte die Ankenballenbäurin Hunghans im Fall der Noth zu Leibe.

Die Hunghafenbäurin hatte mit Blangen der Freundin geharrt, ging ihr entgegen, sobald sie dieselbe von weitem sah. Wie erschrak aber Lisi über den Anblick Gritli's, das so lang und blaß mit so schweren Schritten, als sei es bereits bis an die Knie im Boden, ihm entgegen kam. Gottlob, daß du kömmst, sagte Gritli, mochte fast nicht warten. Gäll wie ich aussehe? Aber der Doktor sagt, wenn ich in's Bad käme, werde es schon bessern, und denk, der Ustath sagte mir erst gestern noch, ich solle nicht daran denken, es gebe es dieses Jahr nicht, vielleicht erst im andern, wenn das Korn mehr gelte. Dann brauche ich keine Badefahrt mehr, bin dann dem Elend los und aus dem Verdruß. Aber dauern thut es mich, daß ich allein das wohlfeile Korn entgelten soll, sich selbst bricht er kein Brösmeli ab, d's Cunträri. Er ist daheim, sage ihm die Sache recht und mache ihm den Marsch, er fürchtet dich am meisten. Sag dem Vater, die Gotte von der Ankenballe sei da, sagte sie einem Kinde und führte diese in's Stübli. Mutter, ich kann ihn nirgends finden, er ist nicht daheim, berichtete das Kind. Wäre g'späßig, sagte Gritli, redete ja noch erst mit ihm, ging und suchte ihn, kam aber ohne Hunghans wieder. Lue, so macht er's, jammerte Gritli, meint man, er sei einmal einen halben Tag daheim, ist er über alle Berge. Wahrscheinlich floh er dich, durfte dir nicht unter Augen kommen, wenn er schon an der Regierung ist.

So war es wirklich auch. Hans war nicht dumm. Sobald er die Gotte von der Ankenballe von weitem sah, wußte er, was es geben sollte. Bin nicht ein Narr und warte, weiß schon, was das geben soll. Lieber lasse ich sie in's Bad, als daß ich mir von der den Bart machen lasse. Und nützer ist's mir, ich mache nicht, daß sie mich auf die Trommel bringen, man hört gar weit, was Weiber austrommeln, und tönt nicht schön. So that er auch, fuhr rasch aus den Holzschuhen in andere, und ehe Lisi noch im Hause war, war er auf der andern Seite aus demselben und auf dem Wege, wo man den

Leuten beim Hause am schnellsten aus dem Gesichte kam. Ueber das Wohin war er begreiflich nicht verlegen. Es müßte Einer, der Amtsrichter ist und obendrein noch an der Regierung, dumm sein, wenn er nicht gewandt würde in Vorwänden und bekannt mit den Gelegenheiten, wo man sicher vor seinem Weibe ruhig absitzen kann.

Man kann sich denken, daß dieses Verschwinden des Delinquenten die Unterhaltung der Freundinnen nicht lähmte. Gritli ergoß sich in Klagen, und Lisi ward bald weich, bald zornig, weinte oder zerdrückte Kraftworte zuvorderst im Munde. Von einer solchen Herzlosigkeit und Liederlichkeit in einem Bauernhause hatte es noch nie gehört. Daß alleweile Leute verlumpten oder schlecht zusammen lebten, wußte es wohl, aber so recht in's Spiel gesehen hatte es nicht und daß so etwas in einer solchen Familie begegnen könnte, nicht gedacht. Die gute Bäurin dachte nicht daran, daß wie in den schönsten Körper eine Krankheit sich schleichen kann, welche die guten Säfte verzehrt, denselben in ein Gerippe verwandelt, dem Tode in die Arme führt, eine Krankheit in eine Familie schleichen, sich dort festsetzen kann gleich dem Schwamm oder der trockenen Fäulniß in einem Hause und alles verzehren, was G'sundes an Leib und Seele ist, Fleiß und Frömmigkeit, Ehre und Geld, Gewissen und Frieden.

Sei es jetzt wie es wolle, sagte Lisi, gehen mußt. Sag deinem Mann, ich hätte es nicht geglaubt, daß mit Hunghans es so weit kommen könne, daß er einer Frau nicht mehr unter die Augen dürfe. Aber helfen solle ihm das nichts, befiehlt es der Arzt, so müßtest du in's Bad, habe er nicht Rosse und Geld dazu, so hätten wir beides, und mein Mann müsse dich führen. Sagten die Leute darüber, was sie wollten, ich frage dem Gerede der Leute nichts nach, er frage ihm ja auch nichts nach, sonst thäte er anders.

Lisi hätte für sein Leben gerne, da der Alte entronnen, wenigstens dem jungen Hans, dem Leutenant, dessen Sünden-

erst nicht, von wegen es sei den Pfarrern nur wegen der Politik, nicht wegen der Religion. Politik gehöre nicht auf die Kanzel, und das könne man nicht leiden. So sind ihnen die Hände gebunden, und übel geht es, sie möchten etwas machen oder nichts machen.

So sprach Lisi so gut als es sich darauf verstund von der großen Bewegung im Lande, und die guten Weiber schlotterten dazu gar mächtiglich. Sie meinten, es gehe jetzt schon so wüst, daß Einem das Leben erleide, wie es dann wohl erst gehen werde, wenn alle Religion weg sei und niemand mehr eine haben dürfe, wenigstens nicht zeigen. Sie zitterten noch, als Benz vom Berge kam, und ließen ihn kaum absitzen, fielen sie schon mit Fragen von allen Sorten ihn an, wollten wissen, was die Manne gedächten und ob man das alles so mir nichts dir nichts geschehen lassen wolle.

Benz war in etwelcher Verlegenheit. Allen auf einmal konnte er nicht antworten, eine bestimmte Auskunft konnte er auch nicht geben. Es sei eine schlimme Sache, antwortete er. Was machen? Gewalt brauchen könne man nicht und das Recht, einen Professor anzustellen, habe die Regierung. Daß sie ihn anstelle, um die christliche Religion abschaffen zu helfen, das glaube er, aber sie behaupte das Gegentheil, sie wolle der rechten Religion erst recht auf die Beine helfen. Beweisen könne man nichts. In allen Ecken sehe man es gucken, daß man vom Christenthum nichts mehr wolle, aber wie beweisen, daß sie es glauben müßten? Sage man etwas davon, so heiße es, man verdächtige die Regierung, es sei von den Pfaffen erlogen. Sage man, der und der habe doch das und das gesagt, so wolle man es nicht glauben, man soll ihm seine Worte verdreht haben, man riskirt einen Schelthandel oder man sagt: Und wenn der es schon gesagt, so sei der noch lange nicht die Regierung. Man hat nirgends einen Griff, es ist alles wie mit Oel geschmiert, wird Einen aus den Händen gedreht, wie sicher und fest man es zu halten glaubt.

regiſter es ziemlich auswendig wußte, den Kopf gewaſchen, aber der zeigte ſich ebenfalls nicht in Schußweite, er wußte, was Liſi konnte. Hans war ein gewaltiger Bramarbas, ganz nach dem Muſter unſerer jungen Staatsleute, welche daheim die Preußen zu Tauſenden freſſen ungekocht, dieweil ſie wiſſen, daß ſie nie vor ihr Angeſicht kommen werden. So eine reſolute Bäurin mit Herz und Mund am rechten Orte iſt aber ein noch ganz ander Stück Menſch, als ſo ein dürrer Preuße, ſelbſt wenn ihm ein Helm auf dem Kopfe ſitzt; ſo eine Bäurin führt Kartätſchen im Munde, iſt ſelbſt unverwundbar, ihre Worte gehen nicht bloß durch Mark und Bein, ſie gehen durch Dorf und Gau, ſie gehen über Berg und Thal.

Liſi mußte mit der geladenen Kanone wieder den Berg auf und trug ſchwer daran, war froh, daß es droben den Schuß ausziehen, d. h. Benz erzählen konnte, was es geriſtet gehabt und wie es ihm ergangen. Es glaube nicht, ſagte es, daß Gritli noch zu helfen ſei, das ſei zu weit gegangen. Wenn das Bad ihm ſchon etwas helfe und es komme wieder heim in den Gallenhafen, ſo ſollte künftig der Hof heißen, ſo ſei es im Alten. Der Aerger tödte es, die Unfläthe mordeten es an Leib und Seele durch den beſtändigen Verdruß und daß es mehr machen ſollte, als es möge. Es könne es nicht anders einſehen, als daß das gemordet ſei von innen, wenn man auch von außen keine Hand anlege. Gegen ſolche Männer ſei der alte Blaubart noch ganz manierlich, der mache es doch kurz und gut und martere nicht Jahre lang, wie Buben Fliegen und Käfer marterten. Jedoch müſſe es in's Bad; thue man einem Miſſethäter ſeinen letzten Willen, ohne zu fragen, was es nütze und was es koſte, ſo müßte es nicht, warum einer kranken Frau, welche ſolche Mittel eingekehrt, ihre Wünſche nicht ſollten erfüllt werden. Es habe Hans ſagen laſſen, es müſſe ſein, vermöchte er es nicht, ſo vermöchten ſie es und hätten Roſſe im Stall, Gritli zu führen.

Frau, ſagte Benz, das war wohl grob. Denk, was das

iſt, ſo in eine andere Haushaltung hinein befehlen; denk, was du ſagen würdeſt, wenn eine andere Frau uns alſo kommandiren wollte? Du wäreſt die Erſte, welche auf die Hintern ſtünde. Alles mit Unterſchied, ſagte Liſi. Ja, wenn Eine käme und mir über die Küchenthüre hinein den Marſch machen wollte, wie viel ich von meinem Anken nehmen müſſe für eine Suppe, und wie viel von meinem Mehl für einen Brei, ſo würde ich der den Stand wohl weiter geben und ſagen, ſie ſolle ihre Naſe in ihre Pfannen ſtecken. Aber es handelt ſich hier nicht um einen Brei und nicht um eine Suppe, ſondern um einen Menſchen, und wunder nähmte es mich, ob ſich, wenn man ſieht, wie man jemanden verreblen und verderben läßt, niemand einmiſchen, einem kranken verwahrloſten Menſchen zu Hülfe kommen dürfe. Warum nicht, ſagte Benz, die, wo es angeht allweg, aber wo es Einen nicht angeht, da ſoll man ſich auch nicht einmiſchen, ſonſt kömmt man dreckig weg.

Aber, Benz, wie kannſt reden ſo dumm und wüſt! Ich müßte mich deiner ſchämen mein Lebtag, wenn dich jemand hörte. Biſt nicht geſcheidter als ſo? Ja, ſo redet man heutzutage, wo es ſo ſchön geht in der Welt. So redet die Regierung. Wo ſie helfen ſollte, iſt ſie nirgends daheim, bloß wo ſie regieren und kujoniren kann. So redet die Gemeinde, da geht ſie auch nichts mehr an, jeder kann machen was er will und thun wie er will, wenn er ſteuert und tellet. So redet Alles vom Größten bis zum Kleinſten; keinen geht es was an, wenn dem Nächſten ſoll geholfen werden, und wenn man ſchon erkennt, es wäre nöthig, ſo ſchiebt es Einer auf den Andern. Aber iſt das chriſtlich, Benz? Haſt vergeſſen, was es heißt vom barmherzigen Samariter und daß der der Nächſte ſei, der Gelegenheit habe zu helfen. Ich möchte dich doch fragen, habe ich nicht das Recht, meiner Baſe und Gevatterin an die Seite zu ſtehen und zu reden für ſie, wenn ſie mißhandelt wird, und zu handeln für ſie, wenn ſie mißhandelt wird, und zu handeln für ſie, wenn ſie miß-

handelt wird? O Benz, wie hets d'r böset, was bist du für e Fösel, für e Höseler, für e Blütterlüpf, für e Züttel worde! B'sinnst dih, albez, wo du jung wareſt und noch auf die Gaſſe gingeſt, liefſt du auch heim, wenn dein Kamerad Schläge bekam, ließeſt du ihn im Stich und wenn ihrer ſieben auf ihm waren? O nein! Damals wareſt du ein braver Benz, damals rührteſt du dich, hielteſt den Kopf dar und ſollte er eingeſchlagen werden. Jetzt ſollteſt du ein Mann ſein und jetzt was biſt? E Fösel, e Höseler! Man ſoll den Mund nicht aufthun, ſoll einer Baſe und Geſpielin nicht helfen, weil es Einen nichts angehe, weil die Leute davon reden könnten. Aber eben darum iſt die Welt ſo bös, keinen faulen Birenſtiel ſind die Männer mehr werth, mit einem alten Weib iſt's mehr als mit zehn deren Oelgötzen, wo das Maul nie aufthun, niemanden helfen, für nichts einſtehen, dieweil es ſie nichts angehe, dieweil in keinem der Lumpengſatzbücher geſchrieben ſteht: In dem und dem Fall mußt du das und das thun. O Benz, wenn was mit euch wäre, nur ein einzig heblich Haar an euch wäre, es ging anders und beſſer und d'Lumpenleute wüchſen euch nicht über den Kopf und würden euere Herren. O, es dünkt mich manchmal, ich möchte ein buchig Scheit nehmen und euch dreſchen, als wäret ihr grau und feucht gewordene Korngarben.

Probir's, ſagte Benz mit lachendem Munde.

Meinſt etwa, ich dürfte nicht? Aber ich mag nicht anfangen, weil ich's altershalb nicht erleben würde, bis ich ringsum wäre. Spaß apart, ſagte Liſi, ſchrecklich iſt's, wenn man für eine kranke Frau nicht einige Gulden hat da, wo täglich mancher Gulden z'unnütz verthan wird; das iſt ein langſam Morden, und ſoll da niemand was ſagen dürfen, weil der Mann ein Großgrind iſt und am Brett. Da iſt das ärmſte Bettelfraueli, deſſen Mann ein Umſtath gegen ihn's iſt, beſſer dran. Da ſagen ihm alle Weiber wüſt, ſo oft ſie ihn zu Geſichte kriegen, und wenn das Fraueli todt iſt, ſo werden auch die

Gemeindsmänner ledig, laſſen das Mannli vor die Gemeinde holen und ſagen ihm alle Himmelsſchande. Wenn du meinſt, ich habe nichts zu ſagen für Gotte, Baſe, Geſpielinn, ſo laßt den alten Unflath vor die Gemeinde kommen, du biſt ja am Gemeindrath oder vor Sittengericht, es wäre vielleicht dem Pfarrer noch das Rechte.

Magſt was Recht haben, Frau, ſagte Benz; aber es iſt manches recht, man kann es doch nicht erzwängen, alles Krumme kann man nicht gerade machen. Daneben mach, was du willſt, ich bin dir nicht dawider, aber ziehe mich nicht hinein, hörſt.

Biſt doch e Föſel, nit d'r ſchlechteſte, aber auch von denen einer, mit denen in Gottes Namen nichts iſt, die Zähne im Maul haben, aber bloß für todtes Fleiſch und warme Suppe.

Dieſes Einſtehn in der Liebe für Schwache und ihre Rechte, dieſes Einſtehn der Barmherzigkeit gegen die Unbarmherzigen, heißen ſie wie ſie wollen, halten wir für den wahren chriſtlichen Muth und den chriſtlichen Muth für den höchſten unter allen Arten von Muth. Er iſt unendlich mehr und ſtärker als der politiſche Muth, er umfaßt viel mehr Verhältniſſe, ſchließt aber auch die politiſchen mit ein, und in allen dieſen Verhältniſſen ſetzt er das Leben ein, läßt Andere nicht im Stich oder gar die Suppe ausfreſſen, welche er eingebrockt. Die badiſchen Flüchtlinge wären nicht ſo ſchmählich ausgeriſſen, hätten nicht ſich gegenſeitig ſo ſchmählich preis gegeben, wenn ein Funke chriſtlichen Muthes in ihnen geweſen wäre. Was ſoll man aber zu den Maſſen von Gemeinds- und Staatsbeamteten ſagen, welche mit der größten Begeiſterung ihre Quartalzapfen einſtreichen und mit eben ſo großer Kaltblütigkeit unter ihren Augen das himmelſchreiendſte Unrecht, die gröbſten Geſetzesübertretungen geſchehen laſſen, und wenn Einer ſie anredet und frägt: Aber um Gotteswillen, iſt das möglich, wird da nichts gemacht, es iſt ja himmelſchreiend, ſehr ruhig antworten: Ganz recht, macht mir eine ſchriftliche

Anzeige, dann will ich ſchon einſchreiten, ohne die kann ich nichts machen. Eine ſaubere kommode Ordnung das, und noch dazu eine ſo theure!

Sobald Hans merkte, daß Ernſt in der Sache war und dieſe anfing Aufſehen zu machen, ſo legte er bei, wie es noch tauſendmal geſchehen würde, wenn man in unſerer gebildeten Zeit nicht zu feig und nicht zu bequem zum Ernſte wäre. Gritli fuhr begreiflich Hans an, als er heimkam. Es ſei doch traurig für einen Mann, wenn er nicht warten dürfe, wenn eine Verwandte und Gevatterin zum Hauſe käme, ſo Einer müſſe doch ein ſchlecht Gewiſſen haben. Liſi habe es auch gefunden und ſich verſchworen, es ſolle ihm nicht geſchenkt werden und das Fortlaufen ihm nichts nützen, und habe ihm Geld und Fuhrwerk angeboten, ſobald es begehre. So geht's, ſagte Hans, wenn Weiber zuſammenlaufen, und wenn man davonläuft, ſo iſt ſich nicht zu wundern. Da können ſie nichts, als über die Männer ausfahren und einander die Grinde groß machen. Wer hat geſagt, du ſolleſt gar nicht in's Bad? aber gemeint habe ich, wenn du Verſtand hätteſt, ſo begehrteſt du jetzt nicht zu gehen, wo man alle Hände voll zu thun hat und die Roſſe zu brauchen alle Tage und wo das Korn nicht verkauft iſt, weil es nichts giltet. Aber wenn es ſo gemeint iſt, ſo kannſt noch heute geher, man kann den Zug ja ſtille ſtehn laſſen deinetwegen.

Aber Hans, du ſpracheſt ja nicht von jetzt, du ſagteſt es mir ein für allemal ab, das drückte mir faſt das Herz ab, entgegnete Gritli. Warum nicht gar, begehrte Hans auf, kein Sinn kam mir daran, dir davor zu ſein, wenn das Gröbſte verwerchet iſt. Ein andermal thue die Ohren auf und höre recht, ehe du ſolchen Lärm anfängſt und mich in der Leute Mäuler bringſt, ſelb wäre anſtändig für eine Frau. Aber Hans, wie kannſt das ſagen und ſo mir kommen! Ich verſtand dich nur zu gut, jammerte Gritli. Ja wolle verſtehen, polterte Hans, wenn haſt du dein Lebtag was recht

verstanden? Kannst befehlen, wann du fahren willst und ob ein- oder zweispännig. Und ehe Gritli antworten konnte, war er zur Thüre hinaus. Was, jetzt soll ich noch falsch verstanden haben, soll an allem schuld sein, zu einem Babi oder einem Sturm will er mich machen, wüster könnte er es mir nicht machen, so weberte Gritli, was eben keine passende Vorkur war.

Das gute Gritli wußte nicht, daß Hansens Ausrede, Gritli habe ihn nicht verstanden, keine persönliche war, d. h. keine, welche Hans ersonnen, um Gritli zu plagen und dumm zu machen, sondern daß es eine allgemeine Ausrede war, d. h. eine Manier, Sachen, die schief gingen, zu drehen und der andern Partie in die Schuhe zu schieben, eine Manier, welche Hans in seinem Lager gelernt hatte. Es ist eine der bedeutendsten Kriegslisten der Radikalen. Haben sie Vorschläge gemacht, Grundsätze geäußert, über welche das Volk zu Gott schreit, so schnauben sie daher mit dem Gebrüll, sie seien mißverstanden worden, die Jesuiten und verfluchten Konservativen hätten die Worte verdreht, seien die Teufel, welche mit Lug und Trug das Volk verblenden wollten, verleumdeten, verdächtigten, und machen Gesichter und Geschrei dabei, daß Unerfahrene wirklich glauben sollten, himmelschreiend Unrecht sei ihnen geschehen. Die Bursche haben eine eiserne Frechheit, eine Stirne wie Nagelfluh, wer sie noch nie erfahren, muß an ihre Worte glauben, als wären sie aus dem Evangelium, ja man muß wenigstens siebenmal von ihnen so recht angelogen und angeschmiert worden sein, ehe man zum Verstand kömmt, an die Möglichkeit einer solchen steinernen Frechheit glaubt. Sobald man einmal zu diesem Glauben es gebracht hat und nun unbefangen ihr Wesen und ihre Worte prüft, so ist die Elendigkeit und Nichtigkeit entschleiert, und man kann es wiederum nicht fassen, wie man sich nur ein einzigmal durch solche Erbärmlichkeit habe können täuschen lassen.

Das arme Gritli hatte keine öffentlichen Erfahrungen, es hatte an den häuslichen mehr als genug, es nahm Hansens Worte viel zu tief, ward kränker darob und wollte den Kopf machen und wenn es so gemeint sei, jetzt gar nicht in's Bad gehen. Aber Lisi ließ ihm sagen, so dumm solle es doch nicht sein und Hans diesen Gefallen thun, denn das wäre ihm eben das Rechte, und es möchte ihm begegnen, was da wolle, so müßte es hören, warum machtest den Kopf und gingest nicht in's Bad? Selber tha, selber ha! Den Kopf machen ist wohl gut, aber es muß nicht so gleichsam in einem Anfluge geschehen, sondern nach reiflichem Bedenken; hat man eine Sache hinten und vornen besehen und die Zukunft bedacht, dann mag man den Kopf aufsetzen so lange, bis die Zukunft Anderes und Besseres bringt.

Zwölftes Kapitel.

Die Badekur und der Besuch.

So ward endlich dem armen Gritli seine erborzete Badefahrt. Aber ein solches Erborzen vergiftet, was heilen sollte, und schärft den Stachel, der in der Brust sitzt. Badefahrten sind sehr schön und mögen besonders heilsam sein, wenn die Krankheit im Leibe sitzt und wenn man alles, was das Gemüth beschwert, dahinten lassen kann. Aber wenn das Gemüth angegriffen ist, der Leib ein Gallensack, die ganze Badgeschichte vergiftet ist durch Vorgänge aller Art und man dies alles mitnehmen und wiederkauen muß Tag um Tag und obendrein schließlich die Angst kömmt, heim zu müssen in's alte Joch, vor die sauern Gesichter, zum Kelch mit dem schrecklichen Bitterwasser aneinanderhängender Aergerniß angefüllt, wenn das alles den Kranken in's Bad und aus dem Bade begleitet,

was ſoll da des Waſſers heilende Kraft wirken? Nun, es giebt wohl heitere Augenblicke und Stunden, wenn die Weiber ſich eine ſo recht ſchöne Kindbettgeſchichte erzählen oder von ſchlechten Nachbarstöchtern und Geſpenſtern, die man geſehen oder gehört. Behaglich wird es ihnen manchmal an der Tafel bei einem guten Braten oder appetitlichem Deſſert. Nur eines vermißt jede rechte Bäurin im Bade, ein gut Kaffee nämlich; die dünne Milch, welcher man noch Nidel ſagen ſollte, liebt ſie nicht, und auch die Miſchungen im Kaffee nicht, ſie liebt ihn pur. Ja es giebt zuweilen einen heitern Tag, Geneſung ſcheint zu dämmern, Lebensmuth flackert auf, es dünkt Einen, die Kraft komme wieder, welche die Bürde trägt unbeſchwert, man hat leichtere Beine, beſſern Appetit, hat ruhig geſchlafen, aber das Ende dieſes Tages iſt doch der ſchwere Seufzer: Ja, ich glaube, es wäre mir noch zu helfen, wenn ich hier bleiben könnte und nicht heim müßte. Komme ich heim, iſt's wieder im Alten. Und auf den Seufzer folgt die unruhigſte der Nächte.

So ungefähr ging es unſerer armen Frau im Bade, nur mit dem Unterſchiede, daß zu den Kapiteln von Kindbetten und Geſpenſtern noch ein neues kam, das Kapitel von der Politik. Gelehrte werden darüber die Achſeln zucken, moderne Weiſe werden ſagen, was verſtehen die Weiber von der Politik, Weiber und Pfaffen ſollen ſchweigen davon, und reden ſie, ſo ſollen ſie auf's Maul kriegen, je ſchärfer, deſto beſſer.

Ganz gut, meine ſchönen Herren, aber dann zieht die Politik nicht in Haus und Kirche hinein, laßt beide ungeſcheren und treibt euere Politik in Raths- und Wirthshäuſern. Formt kirchliches und häusliches Leben nicht nach politiſchen Anſichten und politiſchen Tendenzen, das iſt Tyrannei, das iſt Zerſtörung! Alles Leben wollt ihr tödten bis an das politiſche Leben, und das iſt für ſich alleine das ödeſte aller Leben, eine Wolke ohne Regen. Es iſt an ſich nichts, nichts als der Miſt, in welchem das Ungeziefer entſteht, Beſtien,

kleine und große. Dieses Treiben ist viel gräulicher, als der Befehl Pharaos, daß die Israeliten ihre Kinder tödten sollten, gräulicher als der Kindermord zu Bethlehem war, es ist der Mord der eigentlichen Menschheit, man verräth sie an's Thierreich, man wirft sie den Bestien zum Fraße vor. Das merken Weiber und Mütter mit ihrem feinen Gefühl, das noch feiner ist, als das der Katzen, welche das Erdbeben zu Lissabon witterten Tage vorher. Aber die Mütter und Weiber fliehen nicht, verlassen den gefährdeten Heerd nicht, sie sind seine Schutzgöttinnen, sie wahren ihn in wahrer Treue, auf Tod und Leben gefaßt. Und thun das die Weiber, sollen dann die Diener Gottes untreu werden ihrem Herrn, fliehen von den gefährdeten Altären, als schlechte Hirten fliehen von der Heerde, in welche die Wölfe brechen, fliehen zu den Wölfen und heulen mit den Wölfen, welche in die Heerde brechen? Wenn die Politik daher kömmt über die häuslichen Heerde, über die christlichen Altäre wie eine Wasserhose über die Kähne der Fischer, der heiße Wind Afrikas über Reisende und ihre Kameele, sollen die Lehrer der Christen fliehen dem sichern Ufer zu wie die Fischer oder in den Sand sich werfen wie die Reisenden? Sie sollen nicht fliehen, nicht weichen, nicht schweigen, sie sollen sie erwarten am Altar, der ihnen anvertraut ward, sollen die Waffen führen, die ihnen gegeben sind, das Wort, das wie ein zweischneidend Schwert durch die Seele fährt, gewaltiger als die Kanonenkugel, ein klein Ding, welches man schickt in der Wasserhose aufgeschwollenen Bauch, der Dunst entweicht, die Wasser fallen in den Abgrund und verschwunden ist das große Ungethüm. Sollen sich schmücken mit der ganzen Kriegsrüstung Gottes, damit sie bestehen mögen gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn sie haben nicht bloß einen Kampf wider Fleisch und Blut, sondern wider das Fürstenthum, wider die Obrigkeit, wider die Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, nämlich wider die bösen Geister, die in der Luft schweben — Zeit-

geiſt —! Darum müſſen ſie ergreifen die ganze Kriegsrüſtung Gottes, auf daß ſie am böſen Tage Widerſtand thun, alles wohl ausrichten und beſtehen mögen, ſollen umgürtet ſein an ihren Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit, und anſtatt der Schuhe ſollen ſie an die Füße binden die Vorbereitung des Evangeliums des Friedens, vor allem aber ergreifen den Schild des Glaubens, mit welchem ſie auslöſchen können die feurigen Pfeile des Böſewichts. Sie ſollen nehmen den Helm des Heils, das Schwerdt des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes.

So ſollen ſich Weiber und Pfaffen in die Politik miſchen, wenn die Politik zum gräulichen Thiere wird und Haus und Kirche freſſen will, und was gilts, ſo ausgerüſtet bewältigen Weiber und Pfaffen die gräuliche Beſtie und werfen ſie wieder in den Abgrund, dem ſie entſtiegen iſt, es zerfahren die böſen Geiſter in der Luft, daß man nicht weiß, wohin ſie gekommen ſind. Indeſſen wie es allenthalben von jeder Sache wenigſtens zweierlei Sorten giebt, ſo giebt es auch unter den Weibern zwei Sorten, d. h. in Beziehung auf Politik; in allgemeiner Beziehung bildet jedes Weib eine eigene Sorte, darum iſt die Weiberherrſchaft ſo allgemein und Weiberkenntniß ſo ſelten.

So waren auch im Bade viele Weiber, welche wir aber bloß in zwei Sorten abtheilen wollen, da wir nicht Zeit haben, ſie genauer zu ſpecificiren und jedes Weib eigends zu bezeichnen. Die eine Sorte beſtund aus kränklichen und ältlichen Weibern, ſie waren nett, rein, oft reich gekleidet in die ſchöne Landestracht, aber einfach und Eitles ſah man ſelten an ihnen. In ihrem eigentlichen Weſen aber hatten viele etwas Verkommenes, Verkümmertes, aber ſelbſt Kenner wußten oft lange nicht, kam es vom Leibe oder von der Seele her. Das iſt ein gedrücktes Weib, aber wo es ihm fehlt, weiß ich noch nicht, hörte man ſie ſagen. Bei dieſen ſaß gewöhnlich Gritli. Die andere Sorte beſtund meiſt aus jüngern

Weibern, auch kränklich zumeist, aber durchweg modischer angezogen, mit Ringen an den Fingern, Uhren an goldenen Ketten, die Landestracht verunstaltet durch allerlei Firlefanz, grelle Farben. Sie redeten manchmal etwas wie französisch, jedenfalls sehr zimpferlich, gnepften mit großer Prätension umher, sehr oft in brodirten Pantoffeln, und wenn sie mit der andern Sorte redeten, besonders mit einem alten Weibe, so stellten sie sich in eine gewisse Entfernung und redeten mit einer gewissen Wegwerfung, so gleichsam als ob sie sagen wollten, du bist eine dumme Frau, was wolltest du verstehen, bist ja ohne alle Bildung.

Die ältere Sorte hatte keine Handarbeit bei sich, aber gewöhnlich ein Betbuch oder ein Testament, die jüngere selten ein Buch, gewöhnlich eine Arbeit, ein Stück von einem Pantoffel oder etwas, das beinahe aussah wie eine Häkelei. Das waren also die Gebildeten. Wenn sie unter sich waren, besprachen sie sich über Bälle, Schieß- oder Singfeste, sprachen von ihren Männern, den Sitzungen, welchen sie beiwohnten, den Feldzügen, welche sie gemacht, den Besuchen, welche sie erhalten, wie der Mann in großem Ansehen stehe, was er alles hätte werden sollen, wenn er gewollt und was er alles noch werde werden müssen, er möge wollen oder nicht. Man sprach von Kleidern, führte den Pfarrer aus, besonders dessen Frau und allfällige Töchter, rühmte den Sekundarlehrer, schimpfte über die Dorfschule und die gemeinen Kinder, wie sie ungebildet seien und die ihren alles Wüste lernen würden, wenn sie mit ihnen zusammenkämen. Sie lernten nicht einmal Orthographie, wüßten nicht, in welchem Welttheil wir wohnten, ob in Europa oder Frankreich. Wenn die Gebildetsten unter ihnen auf die Literatur kamen, so rühmten sie sehr Martin das Findelkind. Das sei schön, sagten sie. Wenn man es lese, könne man die Füße nicht stille halten unter dem Tisch, und man könne nicht begreifen, wie ein sterblicher Mensch alles im Kopf behalten könne, was im Buch geschrieben stehe; aber da könne

man deutlich ſehen, was die Ariſtokraten für Leute ſeien und die Pfaffen auch. Sie hätten ſonſt nicht recht gewußt, woran ſie ſeien, aber in dieſem Buche ſei eine Religion, die habe ihnen gefallen, gerade ſo müßte es ſein, wie jeder begreifen müſſe, wer fünfe zählen könne. Ueberhaupt ſchienen ſie gewettet zu haben, wer am beſten rühmen könne. Dieſe Sorte beſtund zumeiſt aus betitelten Frauen, von der Kommandantin und der Frau Regierungsräthin bis zu der Frau Amtsweibelin hinunter, aus Wirths- und Dragonerstöchtern, vielen aus dem Schreibergeſchlechte und anderen mehr.

Die andere Sorte war weniger geſprächig, flog ſelten über Küche und Landwirthſchaft hinaus, am meiſten verhandelten ſie ihre Kinder, ſeufzten über die Männer, und wenn Eine den ihren rühmte, ſo war es daß er ſparſam ſei, beſunderbar werkbar und kein fremd Weibervolk anſehe. Ihre Geſpräche verloren ſich oft in's Geiſterreich, und mitten in vielem Aberglauben trat doch ſichtlich hervor, daß ſie ihr irdiſches Leben an ein ewiges geknüpft, das Ewige mit dem Zeitlichen in beſtändiger Verbindung glaubten, dem Ewigen mitten in dieſer Zeit und in allem Handeln fortwährend Rechnung trugen. Vom rechten innigen Glauben ſprachen ſie wenig oder nichts, er trat auf unausſprechliche Weiſe hervor, ungefähr wie bei rechten Mädchen die Liebe.

Ohne Hechelei ging's begreiflich nicht ab, denn Weiber ſind geborene Hechlerinnen, aber mitten im Hecheln trat ſelten das Wegwerfende hervor, ſondern ein gewiſſes Bedauern mit dem gehechelten Gegenſtande, ſo z. B. ſagten ſie: wenn nur ihr Schulmeiſter mehr Religion hätte, daneben wäre er ihnen lieb, aber er halte nichts auf den alten Büchern und z'Wunder einmal leſe er mit den Kindern im Teſtament. So ſei es ihnen doch nicht anſtändig, da könne doch jedes Kind ſehen, wo das hinaus ſolle. Aber wie es dann gehen werde, das wiſſe Gott, ſie begehrten nicht dabei zu ſein. Wenn ſie von der Literatur redeten, ſo war es von der geiſtlichen, dann

rühmte wohl jede ihr Buch als bſunderbar ſchön, und um den Streit zu entſcheiden, welches am ſchönſten, liehen ſie einander dieſe Bücher. Unter dieſer Sorte waren auch Amtsrichterinnen wie z. B. unſer Gritli, ältere Wirthsfrauen, Bäurinnen und etwelche Bürgersfrauen aus Städtchen, in welchen es noch Sitte iſt, einen Pflanzplätz zu haben und ſich um Bohnen und Kabis zu kümmern.

Dieſe beiden Sorten mieden ſich inſtinktmäßig, kamen ſie aber einmal zuſammen, ſo gab es allerlei Sticheleien, verblümte Redensarten, ſelten offenes Gezänk, aber jedenfalls Stoff für manchen Tag, über einander ſich zu ärgern. Bis zu den Prinzipien, wie die Schulmeiſter ſagen, erhoben ſich die Weiber wirklich nicht, ſie blieben beim Praktiſchen.

Die erſtern ärgerten ſich über das neue Weſen, über die Bauerntöchter, die zu nichts nutz mehr wären, nicht wüßten, ob man ein Werkholz oben oder unten in die Finger nehme, kein Feuer anmachen könnten, geſchweige Erdäpfel ſchwellen oder einer Sau vernünftig kochen, die vor lauter Bildung nicht mehr wüßten, wie manches Teſtament in der Bibel ſei, ob dem herrſcheligen Thun verlumpten, Väter und Männer über nichts brächten. Sie ſeufzten über die offene Gottloſigkeit, die Liederlichkeit, die über allen Begriff gehe, den Ungehorſam der Kinder, die ſchlechten Beiſpiele von oben, wo Einer, je vornehmer er ſein wolle, deſto ähnlicher einem Schwein thun müſſe. Auf der Sache hätten ſie nichts, ſie erführen, was das für ein Leben ſei; wie es in zehn Jahren ausſehe, begehrten ſie nicht zu erleben.

Gegen ſolche Reden erhoben ſich die andern ſchnippiſch. Wegen der Gottloſigkeit möchten ſie nichts hören, ſagten ſie, es würden ehedem ſo wenig alles Tugendbilder geweſen ſein als jetzt, ſie würden, als ſie jung geweſen, auch nicht immer gebetet haben. Daß, wer es anders haben könne, alles ſelbſt machen müſſe, ſei nirgends geſchrieben, man ſei auf der Welt, für Freude zu haben und nicht nur den Angſtkarren zu ziehen.

Es ſei nicht mehr die Zeit, Gottlob, wo man meine, zwiſchen einem Bewohner des Landes und einem Hunde werde kein anderer Unterſchied gemacht, als daß der eine vier Beine hätte, der andere nur zwei; jetzt ſeien ſie ſo viel als Andere, vielleicht noch etwas mehr, und jeder könne leben, wie er es verſtehe und vermöge und es ſeinem Stande wohl anſtehe. Wenn man auf ſolchen Pfoſten ſei, würde es ſich wohl übel ſchicken, wenn man leben wollte wie Tauner und Schuldenbürli. Was man heute haben könne auf morgen zu ſparen, ſei dumm, was noch komme, wiſſe man nicht, wenn es ſchon geſchrieben ſtehe. So dumm ſei man heutzutage nicht mehr, zu glauben, es ſei alles wahr, was gedruckt ſei und wär's in der Bibel. Heiße es doch: Prüfet alles und das Beſte behaltet, — ſo ſolle es ja ſelbſt in der Bibel ſtehen, darum werde wohl niemand viel dagegen haben können.

Ob ſolchen Reden ſchlug die erſte Sorte entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammen, rückte ſo weit möglich von den Andern weg, ſagte, man werde ſehen, wie das komme. Komm es, wie es wolle, ſo ſei es zwar für dieſe nicht ſchade, aber die armen Kinder könnten ſie erbarmen. Jede wußte Beiſpiele zu erzählen, welchen Ausgang ſolche Hoffahrt habe, wobei Gritli gewöhnlich ſchwer ſeufzte und meinte: ſo brichten davon, das mache ſich noch, aber d'Sach ſelbſt erleben zu müſſen, ſelb ſei gräulich, den Anfang ſehen und nichts dran machen können, das drücke Einem das Herz ab, mache, daß man keine frohe Stunde mehr haben könne. Vertrautern erzählte es ſein Herzenleid und dieſe es im Vertrauen ihren Vertrauten, ſo daß faſt die ganze Badegeſellſchaft Theil nehmen konnte an Gritlis Schickſal.

Das geſchah dann auch. Die einen hatten großes Erbarmen mit ihm; den andern ſchlich ſich eine ſtille, aber bedenkliche Vorliebe zum unbekannten Hunghans in's Herz. Das müſſe ein netter verſtändiger Mann ſein, dachten ſie, es

ſei nur ſchade, daß er eine ſo dumme Seufzerbüchſe zur Frau habe; den möchten ſie doch hölliſch gerne einmal ſehen.

An einem ſchönen Samstag Abend wandelten einige von dieſer Sorte in geſtickten Pantoffeln (wir würden gerne ſagen Pantöffelchen, wenn wir nicht gar zu irrthümliche Vorſtellungen von dem Fußgeſtell der Wandelnden zu erwecken fürchteten) vor dem Hauſe herum, ſtunden aber plötzlich ſtill, denn gegen das Bad her kamen zwei ſtattliche Geſtalten, eine männliche und eine weibliche in Landestracht. Das iſt Viſite, ſagten ſie, zu wem wollen die wohl? Allem an ſind es Emmenthaler oder Oberaargauer, was um Burdlef ume. Unterdeſſen waren die beiden näher gekommen, frugen Gritli nach und wurden auf ſeine Stube gewieſen, wo es ſein werde. Tüfel, ſagte Eine mit mehreren Ringen, blaſſem langem Geſichte, geſchnürt wie ein ruſſiſcher Gardeoffizier, in grellen Farben glitzernd, Tüfel, iſt ihn das wohl, der Rääggе Mann, der Amtsrichter? Es ging ein großer Gwunder auf, ein ſtarkes Werweiſen an, wer er ſei und was für Eine er bei ſich habe. Es wollte ſie faſt verſprengen.

Es waren Liſi und Benz, welche Gritli einen Beſuch machten. Höre, hatte Benz zu Liſi geſagt, ich habe etwas gedacht, was meinſt dazu? Ich frug am Sonntag Hans, wie es Gritli gehe. Es werde wohl gut gehen, ſagte Hans, ſonſt hätte es ſchon Beſcheid gemacht. Geht etwa jemand zu ihm? frug ich. Er wüßte nicht warum, hat er geſagt. Es gebe ohnehin Koſten genug, ohne daß man noch muthwillige dazu mache. Das dünkte mich ſtrengs, aber ich durfte nichts ſagen. Aber das arme Gritli hat ſicherlich Langweile, und wenn ſich ſo niemand um ihn's kümmert, als ob es ſchon nicht mehr auf der Welt wäre, thut ihm das in der Seele weh. Da dachte ich, wie's wäre, wenn wir hinführen. Ihn's freut's, die Arbeit iſt nicht im Weg und du kömmſt doch einmal vom Hauſe weg. Liſi warf nicht eine Menge Schwierigkeiten in den Weg, wie Weiber zuweilen es pflegen, ſondern ſagte raſch: Du biſt doch

wahrlich immer der Beſte, ich dachte auch daran, durfte aber nichts ſagen, man hat ohnehin Koſten genug und drei Tage verſäumen iſt viel, aber freuen thut es mich, ich muß es ſagen. He, ſagte Benz, ſich zuweilen etwas gönnen wird wohl erlaubt ſein. Deßwegen muß niemand es büßen, es wird niemand deßwegen was abgezogen oder aufgebürdet. Daneben ſind Zeit und Geld nicht verloren. Man geht nie von Hauſe, daß man nicht etwas lernt, und wenn man einmal aus dem Geſchirre kömmt, ſo geht es nachher nur um ſo munterer; man iſt friſcher geworden an Leib und Seele. Nun, wenn's dir recht iſt, ſo wollen wir am Samstag in aller Frühe fahren, ehe die Brämen bös ſind. Das Wetter iſt gut und das Korn nicht reif noch.

Gegen dieſes Preſſiren hatte Liſi allerlei einzuwenden, um acht Tage wollte es die Reiſe verſchieben. Es wußte allerlei Gründe dafür vorzubringen, wahrſcheinlich nur den rechten nicht, wahrſcheinlich dachte es an eine neue Kappe oder ſo was, um ſo recht ſtaatsmäßig aufzuziehen. Es zab indeſſen nach, erſtlich waren Benzens Gründe zu ſchwer und zweitens ſeine Garderobe zu ſolid beſtellt, als daß es vernünftigerweiſe auf ſeinem Kopfe beſtehen konnte.

Ohne Kram geht eine rechte Bäurin ſelten weit von Hauſe, ſelten z'Dorf; darin liegt je nach der Natur bald Stolz, bald freigebige Großmuth. Eine rechte Bäurin iſt in der Regel gutmüthig und ihre Hände ſind ſelten leer. Liſi hielt ein gut Kaffee für das Beſte auf Gottes Erdboden, dazu gehörte aber dicke Nidle und die waren in einem Bade nicht zu haben für kein Geld. Eine gute Ankenſchnitte, mit Honig gelb belegt, ſchien ihm, wenn nicht das zweite, ſo doch bald hernach zu kommen. Nidle, Anken und Honig waren die drei Dinge, welche Gretli der Gotte zweg machte in erſter Güte mit kindlicher Freude über das Wohlleben, welches die Gotte daran haben werde. Liſi, welches jahrelang ſelten aus der Gemeinde, höchſtens zum nächſten Markte gekommen war,

machte große Augen über die Veränderlichkeit der Welt, am meiſten über die vielen neuen Häuſer und die große Hoffahrt. Man wiſſe längs Stück nit, ſehe man rechte Leute oder Narren. Wenn es es nicht mit eigenen Augen ſähe, keinem Menſchen hätte es geglaubt, daß das Weibervolk ſo halbweltſch werden könnte, daß man längs Stück nicht wüßte, ſehe man Walliſer Einſiedelngängerinnen oder Miſtelacher Huureni. Es nehme ihn's nicht mehr wunder, daß das halbe Land verganten werde, das ſei ein Bauen, welches keine Art habe. Es müßte Geld geſchneit haben, wenn die Leute alles zahlen wollten, was ſie machen ließen. Aber was wolle man, ſeit man nicht mehr geltstage, ſchämten ſich die Leute nicht mehr, wenn ſie z'Hudels würden. Mit Güterabtretung ſchüttle man die Schulden ab, wie ein Handwerksburſche ein beſchmutztes Hemde abziehe, um damit dem Beißen und den Flöhen los zu werden. Hernach ſei man noch einmal ſo wohl, ganz wie neu.

Man kann ſich denken, wie Gritli über den unerwarteten Beſuch ſich freute, aber mit Weinen, wie kränkelnde Gemüther pflegen.

Es beelendete ihns gar zu ſehr, daß fremde Leute zu ihm kamen, die Seinen ſich nichts um ihn kümmerten. Es begann ſo krank zu werden im Gemüthe, daß jede Freude ſich ihm alsbald zur Bitterkeit umſetzte. Nun die Wolken gingen vorüber, die Freude blitzte wieder auf und wurde durch die ſüßen Schätze, welche Liſi mitgebracht, vermehrt. Gritli mochte nicht warten, bis es ſich an denſelben erlaben konnte, und nie klagte es mehr über die Ungefälligkeit der Köchin und ihre Mißgunſt wegen kochendem Waſſer und einem Plätzchen in der Küche, um ſeinen Kaffee ſelbſt zu kochen. Köchinnen ſind allenthalben wunderlich, ſehen fremde, beſonders weibliche Geſichter nicht gerne in der Küche, zu den fremden Geſichtern rechnen ſehr viele auch das der Meiſterfrau; beſonders wunderlich ſollen aber die Badeköchinnen ſein, wahrſcheinlich wegen der Ueberzahl von weiblichen Geſichtern, welche in der Küche erſcheinen und vielleicht

gar die Abſicht verrathen, darin ſich ganz heimelig, als wären ſie daheim, zu machen. Es verſteht ſich, daß hier nur von Bädern niedrigeren Ranges die Rede iſt. In Wies- und andern Baden wird es wohl anders zugehen, Prinzeſſinnen werden nicht nach ihrem Kaffee ſehen, Königinnen ihren Thee nicht eigenhändig anrichten wollen, um überzeugt zu ſein, daß das zugegoſſene Waſſer wirklich ſiedend geweſen.

Unten war unterdeſſen die Neugierde groß, den vermeintlichen Herrn Amtsrichter näher zu beſehen und zu vernehmen, wer die Frau ſei, mit der er gekommen, ob ſeine zukünftige oder ſonſt eine begünſtigte oder keines von beiden, denn wenn er geſcheidt ſei, ſo wäre die wohl alt für ihn, eine jüngere ſtünde ihm beſſer an, meinten die Jungen. Und dann, was hätte er Guts? Eine junge Giraffe, wo er Zeit mit dräſiren verſäumen müßte, ſagten die Alten und zuckten verächtlich mit den Achſeln. Je wöhler die oben an der ſüßen Nidle lebten, deſto unruhiger gramſelte es denen unten durch die Glieder. Es ging um ſo länger, als Liſi ſeine munterſten Töne anſchlug, um Gritli aufzuheitern. Gritli mußte viel lachen, ſagte dann immer: Gott verzeih mir meine Sünde, aber du haſt es auf dem Gewiſſen. Endlich ſchlug Gritli doch vor, hinunterzugehen und die Gelegenheit zu beſehen, es werde die doch wunder nehmen, wer da ſei. Liſi war eben nicht geneigt. Es hatte Einige angetroffen, die hatten ihm nicht gefallen, ſo hoffährtig und hochmüthig habe es noch Wenige geſehen, zu denen ſchicke es ſich nicht, die ſeien ihm zu vornehm, ſagte es, die gingen einher wie Schneegänſe in einem Lewatacker, wenn ihre Beine faſt gſtabelig ſeien vor Kälte.

Was vornehm, ſagte Gritli, zählte nun ſummariſch die Verhältniſſe der hoffährtigſten her, wer ſie ſeien, woher ſie kämen und wie man ihnen bereits ausgerechnet, wann ſie geltstagen oder, wie man jetzt ſage, die Güter abtreten müßten. So, und fahren in's Bad, daß Gott erbarm, das wäre doch ehemals nicht geſchehen, ſagte Liſi. Was willſt, meinte Benz,

deßwegen haben ſie nichts deſto mehr, nichts deſto minder, was fragen ſie den Gläubigern nach? und gehen ſie dies Jahr nicht in's Bad, haben ſie das nächſte Jahr vielleicht kein Geld mehr dazu. Die müſſen einen Magen haben und ein Gewiſſen, vom Glauben will ich nur nicht reden, ſagte Liſi. Gritli meinte ſich mit ſeinem Beſuch zu ſehr, als daß es ihn nicht ſo recht nach Herzensluſt geſpienzelt hätte.

Unten ſtunden ihnen alsbald eine Gruppe vor den Füßen und Eine ſagte: Ihr habt lieben Beſuch erhalten, Frau Amtsrichterin? Es wäre uns ſonſt angſt geworden um euch, Frau Großräthin, da ihr ſonſt nicht ſo lange oben bliebet, ergänzte eine zweite. Ja denkt, ſagte Gritli, expreß wegen mir kamen ſie ſo weit! Das iſt meine liebſte Geſpielin von Jugend auf, daneben ſind wir noch nahe verwandt, und wenn ihr erſt wüßtet, was ſie mir mitgebracht? Das iſt doch recht ſchön vom Herrn Amtsrichter, daß er an ſeine Frau gedacht hat, es ſind nicht alle Männer ſo, ſagte die erſte. Ihr werdet euere liebe Frau doch nicht ſchon abholen wollen, Herr Großrath? ſagte die zweite. Hör, Benz, wie ſie dich tituliren, Amtsrichter und Großrath biſt worden und mochteſt es zu keinem bringen. Habt nicht Mühe, wandte ſich Liſi zu den Frauen, das iſt Ankenbenz, mein Mann, nichts mehr und nichts minder, an dem Aemtlein hat er genug, und hätte er noch eins daneben wollen, ſo hätte ich ihm d'r G'luſt welle vertreiben. Wäre aber nicht Gefahr geweſen, daß er eins bekommen, dem Nöthlithun hat er ſich öppe nicht gewöhnt. Ho, es iſt nicht geſagt, daß ſich das immer mangelt, ſagte Eine ſchnippiſch. Man hat Exempel, daß man Leute zu den beſten Poſten hat zwingen müſſen, ſie waren aber auch darnach. Wird ſein, antwortete Liſi, aber dafür bin ich gut, daß Benzen niemand gezwängt hätte, hat's aber auch niemand probirt. Wird ſein, ward geantwortet, und Liſi hatte ſeinen Credit verſpielt. Die vornehmern Weiber fanden, es ſei eine gemeine grobe Frau ohne alle Bildung, es ſei am beſten, ſo eine laſſe man ſein, wer ſie ſei. Gebe man

ſich mit ihr ab, ſo richte die Einem an mehr als man hören möge. Schade ſei es um den Mann, er hätte eine brave Poſtur, wenn der eine andere Frau gehabt, die ihn recht dreſſirt und gehobelt, ſo hätte es was aus ihm werden können. Jetzt ſei er nichts als ein grober Bauer und gebildet ſo wenig als die Frau. Hätte man eigentlich beide recht angeſehen, ſo hätte man wohl merken können, daß der weder Großrath noch Amtsrichter ſei, wie wollte man ſo einen halbleinenen Holzbock zu ſo was brauchen können, dazu mangle man andere Leute! So ſprachen Wirthstöchter und Krämersweiber, die Großräthinnen und Amtsrichterstöchter, die Frauen Schaffnerinnen und Töchter Zöllnerinnen, die Statthalterstöchter und Präſidentenfrauen, kurz der junge Adel allzumal.

Für den folgenden Morgen hatte Gritli ſeine Freundinnen aufgeboten, um ſie mit einem Kaffee zu regaliren, wie man es in einem Bade nicht hat. Dieſe waren ſämmtlich aus der erſten Sorte, mit altväteriſchen Anſichten behaftet, frugen dem neuen Weſen nichts nach, hatten im Gegentheil viel zu klagen über Unheil, welches daſſelbe in die Familien bringe und in die Schule, wo die Kinder nichts lernten als ein hoffährtig Weſen und die alten Leute verachten. Es wäre aber möglich, daß es denen anders käme; ehe ſie hundertjährig würden. Und ſie redeten wiederum von dem ſchrecklichen Aufwand, den ſo Viele machten und wie das unmöglich gut kommen könne. Wenn es die Großeltern wüßten, ſie kehrten ſich im Grabe um. Da ſei keine Arbeit mehr, ſondern nichts als Großthun und Brauchen. Am Morgen ſei man im Wirthshaus, Nachmittags wieder oder fahre aus, lebe luſtig, komme nie vor Mitternacht heim, wo alles drunter und drüber ginge. Es gebe ſicher Viele, die es täglich mit drei Fünffrankenthalern nicht machten. Man ſolle rechnen, was das für eine Summe mache, die verdiene man nicht mit Nichtsthun. Liſi ſah, daß das Geſpräch Gritli Waſſer in die Augen trieb und das Auspacken ſeines Elends ihm auf der Zunge war. Es wollte dies vermeiden,

es wußte nicht, daß Alle darum wußten, daß Alle Vertraute waren und das Thun ihrer Männer Gemeingut. Das iſt nicht das Allerärgſte, ſagte Liſi, wenn d'Sach z'Bode iſt, ſo hört das Hudle von ſelbſt auf, und wer weiß, wenn er ſieht, wie es kömmt, kehrt mancher um, ehe er fertig iſt, und die Kinder nehmen ein Exempel, wohin man mit Lumpen und Hudeln kömmt. Aber wenn wahr iſt, was ich gehört, und es wird wahr ſein, denn man redet davon das Land auf und ab, ſo gut Nacht Beſſern und mit dem Exempel nehmen iſt es auch aus, dann gilt nur noch, wele wüſter, Regel iſt keine mehr und glücklich iſt, wer bald ſterben kann.

Begreiflich fuhren die Weiber z'weg und eine Alte fragte: Iſt d'Zyt öppe ume, ſoll's zum Ende gehen und der Antichriſt kommen?

Es iſt faſt als wär's, ſagte Liſi, ſie wollen fort mit der Religion, alles was man geglaubt hat, ſoll man nicht mehr glauben, und wenn der Tod den Menſchen ſtrecke, ſei alles aus, das ewige Leben ſei Larifari, Gott verzeih mir meine Sünde, nur ſo ein Böllimann für die alten dummen Leute. Oeppis Dumms ſo, ſagte eine Andere, ſie werden Einem den Glauben nicht verbieten können und noch weniger nehmen, es kann ein jeder glauben was er will, das geht ja niemanden was an, die Regierung nicht und niemanden nicht.

Man ſollte es meinen, ſagte Liſi, und mit Gewalt wird einſtweilen nicht gefochten werden, aber mit Liſt, daß es niemand merken ſollte, gerade ſo wie es die Schelmen machen. Es heißt, ſie wollten Einen kommen laſſen, der die, wo Pfarrer und Schulmeiſter werden wollen, auf das Heidenthum brichte, ſtatt auf das Chriſtenthum. Wenn dann die Pfarrer und Schulmeiſter recht brichtet ſeien, wie es ihnen anſtändig, ſo thäten dieſe dann das Volk auch ſo brichten, ſo könne man den Glauben dem Volke unvermerkt abführen, ſo gleichſam als wie mit einer gelinden Laxierig nach und nach. Daraufhin wird Alles zugeſpitzt und ganze Häufen Schulmeiſter ziehen

schon an dem Seil, wollen in keine Kirche mehr, sprechen den alten Büchern das Leben ab, führen den Pfarrer aus und verlachen was in der Bibel steht, und von Pfarrern redet man auch, die d'Kappe lüpfen vor dem aufgesteckten Hut und den Heiland um Silberlinge verrathen und mit den Obersten im Volke liebäugeln und Freunde sein möchten von Herodes und Pilatus, von jedem Hung, der sie beißen könnte. Es ist eine grüslige Sach', wenn man denkt, wie weit die Sache schon ist, ehe man was davon gemerkt. Aber was will man, wer hätte glauben können, daß jemand so schlecht sei, daß ihm das in Sinn käme und jemand Uflaths genug, daß er es ausführte.

Es wird aber auch nicht sein, meinte Eine, wir bei uns haben nichts gemerkt und nichts gehört, warum wollten sie so Mühe haben und sich selbst verdächtigen, was hätten sie davon und umsonst machen die nichts. Daneben hätten sie dann niemanden mehr zum Ausführen und Auslachen, wenn sie keine Christen mehr hätten, und selb thut ihnen doch gar zu wohl, wenn sie jemanden verspotten und verlachen können; heißt es ja doch, sie sagten denen, welche in die Kirche gingen Gottesträppeler und sonst noch wüst.

Wenn Benz nicht z'Berg wäre, er könnte es besser auslegen als ich, wie das gehen soll. Das ist d's Grüslichste dabei, daß man nichts sagen soll. Sie verlachen die ganze Sache, spotten Alle aus, welche sagen, es gehe gegen die Religion. Mit der Religionsgefahr sei es eine Dummheit, sagen sie, da brauche niemand wegen seiner Religion Angst zu haben, es sei ihnen lieber, die welche hätten, behielten sie, als daß sie sie haben müßten, sie müßten nicht, was mit dem Zeug anfangen. Aber daß man die Leute nicht mehr mit solchem Zeug plage und der jungen Welt es aufdringe, dafür wolle man sorgen, und dazu habe man das Recht, und es sei Freiheit. So gleichsam aussterben lassen will man sie. Redet man mit Ernst davon und sagt, man merke wohl, wo es hinaus solle, aber man thue es nicht, dem Treiben müsse der Nagel gesteckt werden,

so begehren diese Leute schrecklich auf und schreien: man verdächtige die Regierung, man wolle die alten Herren wieder und die Jesuiten und verrathe das Vaterland. Man sollte nichts davon reden, und wenn man's thut so wird man verklagt; es sollen schon Pfarrer abgesetzt worden sein, andere werden verhört und man redet von i d'Kefi thun und sonst noch mehr. Es werden Bücher ausgetheilt, den Weg und diesen Weg, von denen wo die Regierung austheilen läßt, kann man haben so viel man will, wegen den andern muß man sich in Acht nehmen; die Landjäger passen auf und die Kinder werden gefragt, ob man deren im Hause habe. Es ist eine strenge Sache, wie es geht, und Benz hat gesagt, es gefalle ihm nicht, und wenn er nicht den Glauben an unsern Herrgott hätte, daß der zu rechter Zeit sagen werde: Bis hieher und nicht weiter! so finge es ihm auch an Angst zu machen, es sei Matthäi am letzten und d's Christenthum müßte z'Bode.

Ach mein Gott, ich dachte schon lange, es werde so kommen, seufzte Gritli. Ich habe es Meinem schon lange angemerkt, was Trumpf ist, und wer sich achtet, sieht es den Leuten an ihrem Thun an, daß sie keinen Glauben haben, und es fehlt nur noch, daß sie den Glauben verbieten, daß niemand mehr einen haben soll.

Aber mein Gott, seufzte eine zweite, lassen das die Pfarrer so gehen und sagen nichts dazu; die sind ja doch dafür, daß sie das Christenthum predigen und gegen den Unglauben streiten! Oder sind sie etwa auch des Sinns und möchten fort mit der Religion?

Glaub's nicht, antwortete Lisi, aber sie sind bös dran. Unser Pfarrer redet schon lange davon, es käme so, aber es wollte niemand glauben. Unser Pfarrer sieht Gspenster am heitern Tage, sagte man. Und ich sag's aufrichtig, mir selbst ging es so, ich konnte nicht glauben, daß jemand an so was denken könne. Jetzt sollen sie gar nicht davon reden, es sei gegen die Regierung, sagt man. Predigen dagegen sollen sie

Das iſt eben die Teufelskunſt, welche aufgekommen, daß man hundertmal in einer Stunde die Wahrheit umdreht zur Lüge und die Lüge umdreht, daß ſie Wahrheit ſcheint, und das alles ſo geſchwind, daß man ganz ſturm wird und nicht weiß, hat man den Kopf noch und Augen darin, oder hat man ihn nicht mehr. Da kann man nichts machen, ſo lange die befehlen und die Sache in Händen haben, und wer iſt daran ſchuld? wer hat ſie geordnet und gewählt? Wenn die nicht wollen, ſo iſt nichts zu machen. Man ſagt davon, es müſſe vor den großen Rath, aber helfen wird es nicht, die, welche wiſſen, was ſie wollen, werden es durchſetzen.

Sie glaube es nicht, ſagte eine alte Frau. Es ſeien doch hauptſächlich Leute vom Lande im Rath, und die wüßten doch, wie man auf dem Lande denke, und würden doch wohl auch noch ein Gefühl haben und daneben etwas glauben.

Weiß nicht, ſagte Benz, ich hörte Sachen, will lieber nicht davon reden. Und wenn daneben noch mancher Religion hat, ſo iſt doch mancher dumm und mancher feig und erſchrockener Natur. Dem Einen ſchwatzt man vor, es gehe die Religion nichts an, es frage ſich bloß: wolle man in der Dummheit bleiben oder in die Aufklärung kommen und fortſchreiten. Fortſchreiten! Die Andern lacht man aus und fragt ſie: ob der Pfaff ſie auch noch am Gäbeli habe und den Teufel werden ſie auch noch fürchten. Und Auslachen und Ausſpotten mögen gar Viele nicht ertragen, meinen, es mache die Beine ab und gehe an Kopf. Es iſt nicht mehr die Zeit, wo man zur rechten Sache ſteht unbekümmert, gehe es wohl oder übel.

Die Weiber jammerten bitter, ſo daß Benz endlich ſagte: man müſſe ſehen, wenn etwas zu machen ſei, ſo wolle er gerne helfen, aber er zweifle.

Beim Mittageſſen, an dem Benz und Liſi wider Willen noch Theil nehmen mußten, konnte eine der Frauen von der erſten Sorte ſich nicht enthalten, einer andern die Geſchichte von

dem Professor, der herkommen müsse, um dem Christenthum abzuhelfen, an Kopf zu werfen. Da gab's Feuer.

Sie hätte auch schon von diesem Gstürm gehört, sagte eine Frau von Figur, welcher n.n Frau Amtschreiberin sagte, das komme von schlechten Leuten her, welche besser scheinen möchten als andere und zehnmal schlechter seien. Die Regierung werde wohl wissen, was sie mache, und wenn sie es den Leuten gönne, daß sie nicht dümmer bleiben als ringsum alle Völker, so sei das nur recht von ihr. Sie sage aufrichtig, auf dem Stündeliwesen halte sie auch nicht viel, sie hätte noch nie erlebt, daß das Kirchgehen brave Leute mache, sie kenne viele, welche nie in die Kirche gingen und ihr viel anständiger seien, als viele, welche allemal drinnen wären, wenn es läute. Wenn es die einen machen könnten ohne Kirche, so wüßte sie nicht, warum es die andern auch nicht so machen könnten. Daneben sei sie ihr nicht im Wege, ihrethalben könne sie bleiben wo sie sei. Wider die Bibel habe sie auch nichts, sie sei zwar afe alti, daneben werd mängs Schön's drin sy. Aber es gebe dann noch andere schöne Bücher, neue, wo wunderbar Sachen drin seien, daß es Einem fry das Herz aus dem Leibe sprenge und sie Einem z'Nacht vorkämen. Sie hätte letzthin eins gelesen, die Geheimnisse von Paris, es sei eigentlich von einem Franzosen, aber d's Buch sei deutsch, sie hätte geglaubt, sie werde z'hingerfür dreh, bald hätte sie müsse plärre, daß sie gemeint, es wolle nicht mehr aufhören, bald hätte sie sich gefürchtet, daß sie nirgends hätte allein sein dürfen, bald sei sie zornig geworden wie ein Scheit, daß sie hätte mögen den Leuten die Köpfe abdrehen. Das sei ein Lesen gewesen, wie sie es noch nie erlebt, sie hätte längs Stück nicht gewußt, wo sie sei und ob sie noch lebe. In diesem Buche könne man sehen, wie schlecht die vornehmen Leute seien, wie sie mit dem Volk umgingen und was das von ihnen zu leiden habe.

Sie redete wie mit einem Hämmerlein, daß niemand da-

zwischen kommen konnte, wie oft es auch versucht wurde. Ihre Freundinnen unterstützten sie mit Blicken und beifälligen Ausrufungen sehr. Da kam mitten in den schönen Fluß der Rede die aufwartende Magd und sagte: es sei jemand draußen, der mit der Frau Amtschreiberin reden wolle. Wer ist's? frug die Frau Amtschreiberin, wahrscheinlich vornehmen Besuch hoffend, mit welchem sie sich breit machen könnte. Der Kleidung nach eine arme Frau, antwortete die Aufwärterin. Sagt ihr, sie solle warten. Sie sagt aber, sie sei euch verwandt und pressire, antwortete die Magd. Das wird eine saubere Verwandtschaft sein von Adam und Eva her, meinte die volksthümliche Frau Amtschreiberin, ging zornig ab und kam alsbald wieder und räsonnirte sehr über die Schlechtigkeit und Unverschämtheit der Menschen, die nichts wüßten als Andere zu brandschatzen, man sei nirgends mehr sicher vor ihnen. Darauf erzählte sie eine lange Geschichte von ihrer Verwandtschaft, um zu beweisen, daß jene unverschämte Person ihr gar nicht verwandt sei, wahrscheinlich hätte sie noch bewiesen, daß sie eigentlich gar nicht zum Volke gehöre, wenn man nicht den Tisch verlassen hätte.

Jedenfalls war diese unvolksthümliche Person von Bedeutung gewesen, sie hatte einem Gespräch, welches sehr unangenehm hätte werden können, ein Ziel gesetzt, sie hatte, ohne es zu wissen, eine wichtige Mission erfüllt. Wir halten dafür, es gebe wohl keine Person auf Erden, welcher nicht solche Missionen aufgetragen werden und die unbewußt und unbesorgt sie ausführe, und wahrscheinlich noch viel wichtigere als die der unwillkommenen Base war.

Dreizehntes Kapitel.

Die Heimfahrt mit Gedanken ſammt allerlei Geſprächen.

So ſehr der Beſuch Gritli gefreut hatte, ſo öde war es ihm um's Herz, als derſelbe abgefahren war. Das iſt das Schickſal der Zurückbleibenden, daß der größere Theil des Schmerzes beim Scheiden ihnen zukömmt, ſie brüten über demſelben, während den Reiſenden die Winde der Welt ein Stück nach dem andern davon führen. Nachdem Benz und Liſi ſich ihre Bemerkungen über Gritli's leides Ausſehen und ihre Befürchtungen, daß die Kur eher zur ſchnellen Auflöſung als zur Geneſung helfen werde, mitgetheilt hatten, kamen ſie auf die gepflogenen Geſpräche von dieſem Morgen und beſonders über Mittag zurück. Liſi konnte ſich nicht genug entſetzen über alles, was es gehört; das gehe noch weit über die Hoffahrt hinaus und die ſchönen Häuſer, ſagte es. Die Hoffahrt vergehe den Meiſten von ſelbſt, wenn die Runzeln kämen in's Geſicht und das Zittern in die Glieder, aber eine ſolche Gottloſigkeit, ein ſolches gar nicht mehr wiſſen, was Religion ſei, das habe es noch nie geſehen, das ſei ja ärger als Heidenthum, denn die Heiden beteten doch noch und glaubten etwas, dieſe Neuen aber nichts, wären hoffährtig, hochmüthig, einbildiſch, gruſam ufklärt, lebten gut und thäten groß, kümmerten ſich um niemanden weder im Himmel noch auf Erden, hülfen ſich mit unverſchant ſein, ſo lange ſie könnten und ſo lange ſie's hätten, und wenn's fertig ſei, ſo ſei es fertig, nach Weiterem frügen ſie nicht. Das ſei ein Leben! Beſſeres nicht als d's Vieh es habe, und dem ſage man dann aufgeklärt! Es könne es nicht begreifen, aber es mache ihm Angſt, ſo könne Gott es nicht gehen laſſen, er müſſe drein fahren, und dann gehe es bös, ſchwere Sünden forderten ein ſchwer Gericht. Es nehme ihns nur wunder, wie das in den Häuſern ausſehe, wo die Weiber auch ſo ſeien. Wie es gehe, wo die Männer auf dieſem Loche pfiffen, habe

es sattsam im Hunghafen gesehen, aber wo die Weiber noch stießen statt zurückhielten, da müsse es noch ganz anders aussehen. Das müsse strub gehen, sagte Benz, er begehre es nicht zu erfahren, aber gerade das werde, so Gott wolle, den Leuten die Augen aufthun und sie werden die Exempel, welche Gott ihnen ordne, anschauen und umkehren. So geschieht, hoffe er, sei man noch im Lande, und thäten die Leute ein Exempel nehmen, so schone wohl Gott mit seinen Gerichten. Sonst aber sei er auch der Meinung, es habe gefehlt und das Glück sei vorüber, und eine schwarze schwere Zeit komme über die Völker, bei der der Jammer groß sei daß man sie habe erleben müssen. Wer es erlebe, der lerne wieder glauben und beten.

Ja, was mir am meisten gruset, sagte Lisi, ist das leichtfertig Wesen und Reden der Weiber über alle Sachen, wo man sonst Respekt davor gehabt und auch den Kindern Respekt eingepflanzt. Gschau, du glaubst nicht, was ich da für leichtfertige Reden gehört über das Mannsvolk und wie die Weiber es nicht zu genau zu nehmen hätten, sie wüßten nicht, warum sie, wenn sie einen Mann hätten, deßwegen alle andern hassen sollten. Wenn er es nur nicht wisse, was man nicht wisse, brenne nicht, und dann gebe es doch bereits deren, die nicht viel daraus machten, ein Auge zuthäten und mit dem andern blinzten; man werde alle Jahre vernünftiger und plage sich gegenseitig nicht mehr so unnütz wie ehedem. Denk, o Benz, solche Sachen nur zu denken, verschweige zu sagen ganz ungschämt! Denk, o Benz, wenn das vor die Kinder kömmt, denk, was das für eine Zucht gibt und für einen Respekt, und ob man sich darum verwundern soll, wenn die Kinder machen, was sie wollen und sich der Eltern so viel achten als eines alten Besenstiels. Da kann man sehen, wie es geht, wenn keine Religion mehr ist, da geht alles untereinander, denn sie ist der Kitt, der alles verbindet und zusammenhält.

Hast Recht, sagte Benz, wenn das neu Wesen an die Weiber kömmt, dann hat es gefehlt. Schon ein alt Sprüch-

wort ſagt, daß ein Hagelwetter auf dem Acker ſich verſchmerzen laſſe, wenn es aber in die Küche ſchlage, alles gefehlt habe, und Salomo ſagt: Ein ſchön Weib ohne Zucht iſt wie ein golden Gehäng in der Naſe einer Sau, Holdſeligkeit iſt Betrug, Schöne iſt Eitelkeit, ein Weib aber, das den Herrn fürchtet, iſt lobenswerth. Hätt's doch nicht geglaubt, daß es ſo weit wäre. Ja, wenn die Kinder die Frömmigkeit nicht von den Müttern lernen, wo ſollen ſie dieſelbe dann erlernen, einmal nicht in den Schulen, wo man kein Teſtament mehr anrührt und über den Gellert ſpottet und vom Fragenbuch ſagt, man ſollte es öffentlich verbrennen. Ja, wenn die Weiber dieſes Fieber haben und nicht mehr Hausmütter ſind, etwa gar noch Zeitungen leſen und darob die Kinder ſchreien laſſen, bis ſie ſchwarzbraun ſind im Geſichte, dann wird eine ſaubere Race nachkommen, daß Gott erbarme, Menſchen, welche eine Krankheit haben wie die Erdäpfelkrankheit, es wird niemand wiſſen wollen, woher ſie kömmt und was ſie iſt, man wird nichts wiſſen von ihr, als daß ſie da iſt, die Menſchen ſie haben, und die welche ſie haben, wenig oder gar nichts taugen, jedenfalls nicht lange währen.

Ja, Benz, ſo iſt es ſchon, ſagte Liſi, und wenn jetzt erſt noch der Profeſſor kömmt, wo den Pfarrern den Glauben abgraben ſoll und den Unglauben und das Heidenthum einimpfen! Muß man das geſchehen laſſen, iſt da nichts zu machen? Einer Obrigkeit muß man ausrichten, was Stür und Brüch erfordern, ſelb weiß ich, aber muß man ihr auch den Glauben dargeben und die Seligkeit, ſelb glaub ich nicht, ſelb wär vor Gott und den Menſchen nicht recht.

Ja ſieh, ſagte Benz, ſo tauft man das Kindlein nicht, ſo ſtellt man die Frage nicht, ſondern ſo iſt ſie geſtellt, wie ich noch geſtern geleſen: ob die Regierung das Recht habe, einen Profeſſor anzuſtellen oder nicht? Und ſelb Recht hat ſie, das iſt keine Frage. Jetzt: was machen? — Stell man die Frage, wie man will, ſagte Liſi, was macht das, nehmt die

Sache, wie ſie iſt, auf die kommt es an. Pfiff auf die Frage! — Das verſtehſt du nicht, ſagte Benz, die Advokaten regieren und die ſagen, es käme nicht auf die Sache an, ſondern wie man die Sache drehe, das mach's, wer ſie am beſten drehe, der gewönne. Denk jetzt ihrer ſo viele, einer verflümter als der andere, drehen alle einen Weg, was wär da zu machen? — Wohl, ſagte Liſi, das wär zu machen, drehen ſie die Sache, ſo dreht ihr ſie, ſtellt ſie auf den Kopf; daß dabei viel Geld, das ihnen aus den Taſchen fällt, verloren gehe, braucht ihr nicht zu fürchten. — Biſt eine Frau, ſagte Benz, und redeſt wie eine Frau. Das macht ſich nicht ſo, das würde ſauber kommen, wenn man bei dir z'Rath wett. He, ſagte Liſi, weißt was, laßt uns zwei Monat die Hoſen anziehen und kriecht in unſere Gloſchli, ſie ſind ſchön warm, dann wirſt ſehen, wie das ſich macht, und ſchämſt dich vielleicht dein Lebtag, wieder Hoſen anzuziehen, von wegen ich glaube, auch der liebe Gott habe an den Menſchen gedreht, daß, was ehemals in die Hoſen gehörte, jetzt in's Gloſchli müſſe und wer für das Gloſchli zweg war, jetzt in die Hoſen paſſe. — Du wirſt die meinen, welche wir im Bad oben angetroffen, antwortete Benz trocken. — Nein, die meine ich nicht, fuhr Liſi hitzig auf, wie ein jung Roß, das einen Stich erhalten von einer Bremſe. Dieſen müßte vor allem der Marſch gemacht ſein, dieſe müßten nur den Schweinen miſten, bis ſie das Pantöffelimachen vergeſſen hätten. Die rechten Weiber meine ich, welche Gott fürchten, die Kinder lieben, einem rechten Hauſe wohl anſtehen und vermähen in der Haushaltung und den Mann für den Mann halten, wenn er ſchon ein Föſel oder ein Höſeler iſt. Aber was will man, wenn man ſchon die Laterne nehmen und beſſere ſuchen würde, man fände ſie nicht, von wegen ſie ſy nimme, ſie ſy nimme!

Ernſthaft ſagte Benz: Zähl darauf, was z'mache iſt, kann man machen, daneben laß es jetzt guten. Du meinſt dann doch auch, ich habe eine Haut wie ein hundertjähriger Büffel,

wo nicht nur keine Büchſenkugel, ſondern ſogar keine Weiberworte mehr durchmögen.

Sei nicht dumm und werde bös, weißt ja wohl, wie ich bin und wie ich's meine, antwortete Liſi. Aber iſt's nicht ein ſchrecklich Dabeiſein, wenn man ſieht, wie Unglück geſtiftet wird, und man ſoll zuſehen und ſchweigen und die Anſtifter noch bezahlen und zwar ſchön. Du weißt, wie ich es zu Hauſe habe, ich muß helfen, wo ich kann, da ſtehe ich ein, ſehe ich was Ungerades, ſind meine Arme da, es gerad zu machen. Kann ich's, ſo iſt mir wohl, daran habe ich Freude. Jetzt ſeh ich Unglück in allen Ecken, es iſt mir, als ſehe ich allenthalben Zurüſtungen, Land und Leute zu verderben, eine große Mordbrennerei, die auch an die Seelen geht. Da iſt's mir, als ſollte ich ſchreien und hätte keinen Mund, als ſollte ich mit meinen Armen dreinfahren, die Mordbrennerei auseinanderreißen, und hätte keine Arme mehr, hätte nichts mehr als Augen, den Frevel und das Elend zu ſehen, und Ohren wüchſen mir, den Spott und das hölliſche Gelächter, das Heulen und das Zähnklappern zu hören. Gſchau, Benz, das iſt ein fürchterlich Dabeiſein, bald iſt es mir, ich müßte erſticken, bald als brenne es mir im Kopf, als müßten Feuerflammen mir aus den Augen fahren und die Böswichter verzehren. Sieh, Benz, ich wäre ſchon lange ein Narr geworden, wenn ich dann nicht dächte, es ſei Einer ob uns, der habe einen Mund und werde, wenn es Zeit ſei, ſagen, bis hieher und nicht weiter, der habe Arme und werde den Böswichtern, ſobald er ſie reif finde, den Tigel heizen. Und denke, o Benz, ſchon mehr als einmal kam dann der Satan und ſchob Zweifel in meine Seele, es kamen mir Gedanken, ich ſei ein einfältiger Tropf und Gott ſei keiner, wenn einer wäre, er hätte dem Treiben längſt den Nagel geſteckt, ſeine Rechte gewahret und die Seinen bewahret vor den böſen Geiſtern. Ich merkte es wohl, wer mir das eingab, und betete und merkte dann wohl, daß ein Gott iſt, denn es mußte der Teufel weichen und die Gedanken ſtoben

auseinander wie böse Geister vor den drei heiligen Namen. Aber manchmal hatte es Noth, bis er ging, und wenn ich meinte, jetzt sei er fort, war er wieder da.

Ja, sagte Benz, glaub nicht, daß mir die Sache gleichgültig ist, es ist mir angst wie dir, nicht für meine Seele, aber für die meiner Kinder; man weiß, was Lehr und Exempel können, besonders bei jungen Leuten. Aber eben was machen? Die, welche jetzt die Gewalt haben, brauchen sie bis außen an, den Einen machen sie die Faust, bis sie schlottern, die Andern lachen sie aus und verspotten die Angst, daß die Religion in Gefahr sei, als ob man sich vor Gespenstern fürchte, Religionsgefahr ein dummes, blindes, todtes Wort sei ohne alle Bedeutung. Da fürchten sich die Einen vor der Gewalt, die Andern vor dem Spott, und wer sich vor keinem von beiden fürchtet, dem drehen sie eben die Sache, daß er nichts dran machen kann. So dreht sie, bis sie auf den Grinden stehn, sagte Lisi. Selb nicht, aber was zu machen ist, selb will ich probiren, zähl darauf, antwortete Benz.

So eine Reise zweier Eheleute, welche selten vom Hause kommen, selten längere Zeit ungestört alleine sind, durch Fahren und Beschwerden nicht nervös angegriffen werden, sondern in ruhiger Gemüthlichkeit verharren und in traulichem Gespräch die empfangenen Eindrücke verwerchen, weckt die Innigkeit, rüttelt die alte Liebe auf, schüttelt die Seelen in einander, sie durchdringen einander lebendiger. Solche Reisen müssen aber nicht zu lange dauern, höchstens drei Tage, damit nicht Mißstimmungen kommen aus körperlicher Ermüdung. Mißstimmungen enthalten eine Säure, welche allen wohlthätigen Wirkungen hinderlich ist, Mißstimmungen wirken zersetzend. Es ist sonderbar, trifft aber sehr oft ein, daß, je feiner ein Ohr die Stimmung musikalischer Instrumente unterscheidet, je mehr Mißklänge ihm wehe thun, es förmlich bis zum Ohrfeigenaustheilen mißstimmen, desto mehr der Besitzer dieses Ohres

Mißklängen des Gemüthes ausgesetzt ist, sie rücksichtslos seinen Mitmenschen zum Besten giebt, ja selbst fordert, daß sie daran wohl leben sollen. Wir möchten aber doch billig denkende Leser fragen, was auf die Länge schwerer zu ertragen ist, eine verharzete Geige oder ein gallichtes oder zerrissenes Gemüth, ein Clavier mit zersprungenen Saiten oder eine Seele mit angeschwollenen Launen.

Unser reisendes Ehepaar war glücklich in der einsamen Traulichkeit auf seinem Wägeli, es konnte ab dem Herzen reden, was es drauf hatte, und wenn seine Ansichten zuweilen auch auseinandergingen, so liefen sie doch nicht auseinander an entgegengesetzte Pole, sondern bogen immer wieder ein und flossen desto inniger zusammen. Sie gedachten noch selben Abends heim zu kommen, wenn schon sehr spät; aber es hat schon oft jemand etwas gedacht, es ging aber anders. Es begann das Roß zu hinken, stärker und immer stärker. Benz hatte es frisch beschlagen lassen, es mußte ein Nagel wohl nahe gegangen oder das Eisen zu hart angezogen sein. Zudem war das Roß des Laufens auf der harten Straße nicht gewohnt. Anderes konnte Benz nichts entdecken. Frau, heute kommen wir nicht heim, wir könnten eine böse Sache machen, sagte Benz. Bleiben wir im nächsten Dorfe über Nacht, reißen das Eisen ab, daß der Fuß schön verkühlen kann, so ist morgen alles wieder gut, und zu versäumen haben wir so viel nicht. Das war Lisi sehr zuwider, aber Lisi hatte Verstand und schickte sich darein ohne fernere Mißstimmungen.

Das nächste Dorf war nicht groß, ein rechtes Bauerndorf ohne Herrenhäuser; ob Herren drinnen waren oder doch wenigstens halbe, wie, wenn man nicht ganz spanische Schafe oder ganz englische Schweine vermag, man sich doch ein halb oder ein Achtel spanisches Böcklein oder ein Zwölftel englisches Eberlein beilegt, das wissen wir nicht. Wir sahen keine dort, aber das will eben gar nichts sagen, denn solchen Mischel, sei es nun ein halb, ein Zwölftel, sieht man eben am wenigsten

daheim und besonders des Sonntags nicht, das ist auch der Tag, an welchem sie ihrem Herrn dienen und irgendwo ein Kalb anbeten, selten ein goldenes, meist ein schmutziges, doch giebt es hie und da auch güldene, gewöhnlich solche, welche das Glück gehabt, sich einige Zeit mit Staatsfinanzen zu befassen oder als Massaverwalter und Geltstagschreiber zu floriren.

Ein Wirthshaus war im Dorfe, auch eine Schmiede, wie es ja auch im Liede heißt: Es ist kein Dörfchen so klein, Schmiede müssen drin sein. Aber auffallend stille war es, nicht bloß bei der Schmiede, das war natürlich, sondern auch beim Wirthshaus, und das war seltsam. Erst nach einigem Pochen kam der Wirth heraus, ein stattlicher Mann, machte aber eben kein holdselig Gesicht. Wollt ihr abspannen lassen? frug er. Da erzählte Benz, wie er heim gewollt, aber das Roß erlahmet sei und er nicht weiter könne. Da erwachte des Wirthes Theilnahme, er besah das Roß mit kundigem Auge und sagte alsbald: Bis morgen ist alles wieder gut, aber das Eisen muß ab, der Schmied ist nicht daheim, aber solche Kleinigkeiten kann man selbst machen. Am Morgen soll er dann da sein, so früh man will. Ich will Hammer und Zange holen und sehen, wo ein Knecht ist zum Helfen. Bin Hülfs genug, sagte Benz, es mangelt sich da des Knechtes nicht. Der Wirth ging hinein und statt ihm kam ein hübsches Mädchen und sagte: Wollt ihr nicht so gut sein und hineinkommen? Lisi war in keinem Wirthshaus Stammgast, daher verlegen ohne Mann hineinzugehen und meinte, es wolle warten, bis sie im Stall fertig seien, sie kämen dann miteinander. Das hörte der Wirth, der mit den Werkzeugen daher kam. Geht, geht, sagte er, warum warten, da können wir das Weibervolk nicht brauchen. Nun, kannst nicht gehen mit der Frau, schnauzte er das Mädchen an, und Lisi ging, um dem Mädchen nicht noch mehr derbe Worte zuzuziehen. Die beiden Männer verrichteten ihre Sache im Stall schnell, sie hatten beide kundige Hände, wie rechte Bauern, und das war der Wirth auch, sie haben sollen.

Als ſie fertig waren, das Roß ſichtbarlich munterte und mit Luſt zu freſſen begann, wuſchen ſich beide am ſprudelnden Brunnen mit Nachdruck die Hände, gingen hinein und trafen Liſi in Unterhaltung mit dem Mädchen in der Gaſtſtube.

Er komme gleich wieder, ſagte der Wirth, er wolle nur die Sache an's Ort thun. Wenn ſie immer da ſei, wo ſie hingehöre, ſo verliere man die Zeit nicht mit Suchen, ſondern könne Tag und Nacht nur zugreifen, ſo habe man's. Bald darauf kam eine ſtattliche Frau herein, grüßte freundlich und ſagte: ſie wollte ſie eingeladen haben, hinüber zu ihnen zu kommen. Sie hätten heute Kindtaufe, ſie ſchäme ſich faſt, es zu ſagen, ſo alt ſchon und ſo große Kinder und noch Kindstaufe. Daneben nehme man mit Dank, was Gott gebe, und Gott Lob und Dank thäten die ältern Kinder nicht wüſt, ſondern hätten große Freude an dem Kinde und jedes wolle zu ihm ſehen. Sie hätten kein großes Weſen, ſondern machten es im Stillen. Es ſeien nur einige alte Gevatterleute und Verwandte da, und die würde es freuen, wenn ſie kämen, man hätte um ſo kürzere Zeit beiſammen. Benz meinte, ſie wollten nicht ſtören, es ſei ihm ohnehin leid, daß er ihnen überlegen ſein müßte. Liſi ſagte, ſie wollten nicht Ungelegenheit machen; mit einer Halbe und einer Suppe ſeien ſie zufrieden, daneben ſollten ſie machen, als ob ſie gar nicht da wären. Macht nicht Umſtände, ſagte der Wirth, der wieder hergekommen. Sie hätten es drüben ungern, wenn ihr nicht kämet; ſie meinten, ihr verachtetet ſie. Wir ſind hier an einem Nebenausort und grobäniſch Bauernleute, reden aber doch gerne ein vernünftig Wort mit rechten Leuten, wie ihr allem an ſeid. Daneben hättet ihr Langeweile hier, es iſt noch früh und Leute kommen keine mit Schein. Sie wiſſen, daß wir Kindstaufe haben und ſcheuten ſich, Ungelegenheit zu machen oder daß man meine, ſie kämen, um zu ſchmarotzen. Darum iſt kein einziger Menſch da. Sonſt iſt's doch nicht ſo hier an einem Sonntag, hätte es ungerne. Liſi wollte Umſtände machen, Benz aber ſagte, er

denke, sie würden sie nicht einladen, wenn es ihnen nicht recht wäre. Es sei ihnen vielleicht auch kommoder, wenn sie die Leute beisammen hätten als apart, so wollten sie wohl kommen, aber Umstände solle man nicht machen.

Nun deren gab es dann freilich, als Benz und Lisi oben an den Tisch sollten, wo Platz für sie gemacht und Teller zweg gestellt waren, und Zeit brauchte es, bis sie oben angesiedelt waren. Lisi that besonders ungeberdig. Wenn es gewußt, daß man so Umstände machen würde ihretwegen, so hätte man es nicht hinüber gebracht. So verschant zu sein und da obenan zu sitzen, hätte kei Gattig, das sei der Göttertene Platz. Als sie endlich saßen, da hätte man gar nicht gemerkt, daß sie Fremdlinge wären und Unbekannte. Die ganze Gesellschaft war wie aus einem Guße, bestund aus etwas mehr als einem Dutzend Personen, männliche und weibliche, alle von ächtem Bauernschlage, währschaft gekleidet, nirgends ein Fetzen herrscheliges oder narrechtiges Zeug. Eine natürliche Höflichkeit hatte bald die Bekanntschaft vermittelt, und bei der Gleichförmigkeit der Lebensweise und Interessen ward bald die Rede flüssig, wurde bloß unterbrochen durch eine lebhafte Unterhandlung zwischen Lisi und der Wirthin, die nach üblicher Sitte, jedem neuangekommenen Gaste alle Gerichte vom ersten bis zum letzten aufzustellen, mit der Suppe anfangen wollte. Diesmal wurde Lisi Meister und die Wirthin mußte sich begnügen mit einem Stück Pastete, welches sie als Repräsentant der übrigen ersten Gerichte ihnen aufdringen konnte.

Was bringt ihr Neus? ist wohl die erste große Weltfrage, wird gängig sein zwischen dem Kaukasus und den Pyrenäen allüberall. Nicht viel, lautet die ebenso übliche Antwort oder: Nit viel Gut's, es giebt zehn Mal was Schlimmes, ehe ein Mal was Gutes. Sie seien im Bade gewesen, sagte Benz, eine kranke Base zu besuchen. Es werden viele Leute oben gewesen sein? wurde gefragt. Auf die bejahende Antwort seufzte eine Frau: Für Badefahrten und Narrheit haben die Leute immer

Geld, aber wenn es um Schuldigkeiten auszurichten zu thun iſt, will niemand welches haben. Nun wer es nöthig hat, dem iſt es z'gönnen, wenn er es vermag, aber die andern ſollte man mit mutzen Beſen heimjagen. Es komme in eins, meinte Liſi, ob viele im Bade oder daheim Staat machten und Geld brauchten, Art ſei Art, und wenn die Sache verputzt ſein müſſe, ſo könne man es zu Hauſe wie anderwärts. Sie könne nicht begreifen, ſagte die Frau, was die Leute ſinnten: wenn das Geld verthan ſei, ſei es mit der Vornehmheit und dem Gutleben ganz vorbei. Ja, ſo weit dächten die meiſten nicht, meinte Liſi. Die meiſten hätten das Geld nicht geerbt, da hieße es, wie gewonnen, ſo zerronnen und ring d'rzu, ring d'rwo. Da meine man, ſei man einmal ungeſinnt zu Geld gekommen, ſo gebe dies ſein Lebtag ſo, das Glück habe all Tag jung. Ja, ja, ſagte die Frau, das wird von dem neuen Zeug her geweſen ſein, wo nicht adelich genug thun kann und meint, ſie ſeien zum Verthun da, Andere zum Arbeiten; ja, ja, die wiſſen nichts von böſen Zeiten, die denken nicht an die nächſte Faſtnacht, ſo wenig als an's ewige Leben. Ja wegem Leben mahnt es mich daran, was ſagt man bei euch von dem Profeſſor, den die Regierung angeſtellt hat, um die Geiſtlichen auf den Unglauben zu dreſſiren, damit ſie die Leute vom Chriſtenthum abbrächten? frug ein älterer Mann, wohl der Vornehmſte am Tiſche.

Benz antwortete, bei ihnen ſei die Sache noch nicht ſo recht unter den Leuten. Es ſeien bei ihnen auch zweier Gattig Leute wie allenthalben. Aber er glaube doch, der Mehrzahl ſei es nicht anſtändig, und wenn es auf ſie ankomme, der Profeſſor ließe das Züglen ſein. Das freue ihn, ſagte ein alter Mann. Man könne daran ſehen, daß im Berner Volk doch mehr Glauben ſei, als die Leute glaubten. Es ſolle Einer in Bern, der am meiſten zur Sache zu ſagen habe, geſagt haben: wegen der Religion könne man im Canton Bern machen, was man wolle, wegen dem Glauben ſei man ganz

gleichgültig; wenn man nur brav lösen könne, Käse, Holz, Kühe und Rosse brav gölten, sei man lange zufrieden. Da könne man sehen, was so Einer, der über das Volk befehlen wolle, für Gedanken habe und wie er das Volk kenne. Wohl das Berner Volk habe Religion, es wäre ja sonst nicht so gesegnet von Gott, aber es mache nicht großes Wesen damit, trage sie nicht auf Stangen desume. Ja, sagte Benz, so sei es. Er habe es selbst erfahren und Leute wegen der Religion sich kümmern hören, denen er es gar nicht zugetraut. Mein Gott, sagten sie, es ist mir nicht wegen mir, sondern wegen meinen armen Kindern. Aber viele sind, sie haben es nicht so, und mit diesen haben die in Bern Umgänge und an denen nehmen sie ab, was sie gerne glauben und allenthalben gerne so hätten. Es giebt dann auch ein Volk unter uns, und selb ist wahr, wo nicht menschelet, von dem man glauben sollte, es sei innerhalb der Schwelle des Kuhstalls geboren.

Da habt ihr Recht, sagte eine Frau von mittlerem Alter. Ich habe einen Bruder zwei Stund von hier, der hat eine Kuppele Bube und alle können den Hof nicht erben, und zerreißt man ihn, so ist's auch gefehlt, haben zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Da ward ihm angegeben, er solle einen oder den andern was lernen lassen, Doktor oder Aftikat; das sei nicht mehr wie ehedem, daß man dafür aus der Stadt sein müsse; das könnten jetzt Alle lernen und die Kosten seien auch so groß nicht, man könne es jetzt mit Geringerem auch machen. Das gefiel dem Vater wohl und bsunderbar der Mutter, und der schönste Bub, den sie hatte, ich soll die Gotte sein, mußte studiren. Es war bsunderbar e Glernige, was man ihm dargab, konnte er. Man schickte ihn in eine Sekundarschule, was er da lernte, weiß ich nicht. Mein Bruder klagte, er könne ihn nicht mehr brauchen daheim, er schäme sich der Arbeit; wenn er das gewußt, er hätte das Teufelswerk nie angefangen, aber die Mutter hatte große Freude dran und redete immer z'best. Einem mit einem sol-

chen Kopfe solle er doch nicht zumuthen, zu werchen wie ein Knecht. Er solle nur Geduld haben, der gebe einmal Einer, welcher an die Deichsel komme, und dann habe es die ganze Familie z'nutzen. Und wie ging's? Er kam nach Bern auf d'Hochschul, sagen sie ihr, und da ist er bald sieben Jahre, daß Gott erbarm. Anfangs rühmte man ihn grausam, keinen Solchen habe man noch gesehen, geschweige gehabt, hieß es. Aber mir gefiel er von Anfang nicht, er kam so zottlet daher, daß es mir ab ihm gruſete. Zottlen an der Pfeife, Zottlen am Stock, Zottlen an der Kappe und zottlets Haar, es mahnte mich an nichts besser, als an einen zwanzigjährigen Kuhschwanz. Grob that er, sah mein Lebtag noch keinen Gröbern. Doch das hätte alles noch nichts gemacht, die Zottlen hätte man abhauen können, das Haar waschen und strählen oder abscheeren, wenn es zu verpicht war. Aber was der Bursche Geld verklopfte, es ist nicht auszusprechen. Dem Vater kam oft das Augenwasser, wenn er wieder ausrücken oder Schulden zahlen mußte, und was die Mutter ihm heimlich steckte, das wußte er nicht. Aber er meinte, wenn er nicht aushalte, sei es eine Schande und das ausgegebene Geld verloren. Auch wurde ihm der Bursche immer gerühmt, was das für Einer sei, was der für einen Charakter habe und was für ein Herz. Und wenn er von Bern heimkam, konnte er nicht genug Rühmens machen, wie sein Bub im Ansehen sei. Die vornehmsten Herren, wo ganz z'öberst seien, seien seine Dutzbrüder. Das seien ihm die gemeinsten Herren und auch nicht einen Fliegendreck groß Vornehms an ihnen, das seien ihm andere als die Patrizier, wo man habe zittern müssen, wenn man nur von Einem den Namen gehört und wo man nie gewußt, für was sie Einen eigentlich ansehen, ob für einen halben Menschen oder einen halben Hund. Ja und saufen hätten die können, er hätte immer unter den Tisch gucken müssen, es hatte ihn düecht, die müßten rinnen. So rühmte mein Bruder, der arme Tropf, so konnte man ihn verblenden, und noch verblendeter war die Mutter,

sie konnten in Gottes Namen nichts an ihrem Söhnchen sehen, und was sie sahen, darauf waren sie stolz. Wenn er heimkam, that er wie ein Oberherr, kujonirte Alle, behandelte die Brüder wie Schuhwische, sie waren ihm für nichts gut, als für bei ihnen Geld zu leihen oder ihm z'sufen z'zahle; seine Eltern foppte er aus, besonders die Mutter, und die sah das noch für was Großes an. Er führte die lästerlichsten Reden, daß es Einem angst ward im Hause, weil man glauben mußte, jetzt, jetzt schlage der Blitz ein, und die Mutter hörte ihm mit offenem Maul zu und sagte, das sei afe e Glehrte, wenn sie in ihrer Jugend so gschulet worden wäre, so wäre sie auch so gschickt geworden, aber wo sie jung gewesen, da habe man in Gottes Namen nichts gelernt als das Namenbuch und das Fragenbuch und habe gemeint, man müsse in Gotts Name alles glauben, was der Pfarrer sage. Man hätte nichts Anderes gewußt, es nicht besser verstanden, von wegen dä Weg sei man von Jugend auf brichtet worden vom Mütti und vom Großmütti und hät i Gotts Name o gmeint, denen müsse man alles glauben. So sprach das dumm Trüech, d. h. meines Bruders Frau, und damit war dann dem Schlingel erst recht angeholfen, und er predigte den Unglauben den Knechten und Mägden daheim und in Wirthshäusern überall, und Viele meinten, was das sei, was man mit der neuen Lehre gewinne und wie gruſam man mißhandelt worden sei, daß man diese Lehre dem Volk vorenthalten und mit dem dummen Glauben es geplaget, es um seine Rechte betrogen, und sahen den Lumpenbursch für eine Art Erlöser an. Der kam auch einst zu uns: er müsse doch auch einmal sehen, was seine Gotte lebe, er habe so lange nichts von mir gehört, sagte er. Ich merkte wohl, was er wolle, ausrücken hätte ich sollen, aber lieber hätte ich mir die Finger abhacken lassen, als dem einen Kreuzer gegeben. Da fing der Bursch auch sein Reden an und sein Lästern und rühmte, wie in Bern ein lustig Leben sei, das Gewissen hätten sie abgeschafft, Gottes Gebote an einen Nagel gehängt und

jetzt sei alles erlaubt, was lustig sei. Wohl dem' that ich das Maul zu, aber ich hatte einen Zorn und eine Angst, ich meinte, ich würde krank. Seither sah ich ihn nicht wieder, aber er soll wieder da sein, saufen in allen Wirthshäusern, lästern, predigen, wie es gehen müsse, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Und einem solchen Schmutzgüggel, dem der Fötzel zu den Ellenbogen aussieht, der bald sieben Jahre studirt und es zu nichts brachte, das Examen nie machen konnte, dém glauben noch Leute und lassen sich von ihm brichten. Der hat meinen Bruder so nöthig gemacht, daß ihm für d's Bure d's Geld fehlt, wenn er zwei solche hätte, brächten sie ihn um Hab und Gut, und was hat er davon? Nichts als Schande sein Lebenlang, das Herzenleid um's Haus und das Exempel vor Augen, was man z'Bern lernt und wie weit man es mit dem Studiren auf die neue Mode bringen kann.

O, nicht bloß in Bern, seufzte Lisi, lernen sie die neue Mode, und noch andere Leute als Studenten machen sie nach und werden sie erfahren. Es ist wäger das Unglück an allen Orten, da hält es kein Berg ab und kein Wasser, und mit nichts kann man es erwehren, und das Traurigst ist, daß die, welche es erwehren sollten und vielleicht erwehren könnten, nichts machen, das Maul zumachen, die Augen auf und glaraffen, ja vielleicht noch mit machen, das Uebel verbreiten und ihm z'best reden.

Selb ist, sagte ein Götti. Unser Schulmeister hat die größte Freude an der neuen Lehre. Er erzeigt es nicht, der Pfarrer meint, wie treu er sei, aber es ist gerade das Gegentheil, venwegen der kann das Gleißnen aus dem ff. Hinterrucks stiefelt er auf durch die dritte, vierte Hand, keiner mehr. Er ist grusam ein ehrsüchtiger und meint, der Pfarrer stehe ihm in der Sonne, und wenn er ihm, ohne daß es jemand merkt, das Ansehn abmachen kann und wenn schon Haut und Haare mitgehen, so spart er's nicht. Unser macht es ganz

anders, bemerkte der andere Götti, der treibt sein Spiel offen, theilt da deren Lumpenbüchli aus, wo die Regierig hat schreiben lassen und sagt, dä Donners Pfaff solle sich in Acht nehmen und ein Wort reden zu diesem Handel oder ein Büchlein austheilen von denen, welche gegen seine Büchlein seien, so wolle er dem H— D— ab der Kanzel helfen, daß ihm die Schwarten krachen. Es habe sich gekehrt, ehemals hätten die Pfaffen den Herren Lehrern vom Amt geholfen, jetzt hätten diese Herren Lehrer das Recht, und mure ein Pfaff, so könne er marschiren aus dem Dienst. So thut er groß und paukt und donnert im Dorf herum auf den Dupf, als ob er der brüllende Löwe sei und alles verschlingen wolle.

Ja, aber nicht bloß die Schulmeister sind dä Weg gelehrt, es giebt Pfarrer, die nicht besser sind, im Rath der Bösen sitzen, und andere, denen es im Stillen recht ist oder ganz gleichgültig, sagte ein Mann. Da ist gerade der Unsere daheim, aber ich möchte dann, daß es nicht weiter käme, thäte er es wiedervernehmen, könnte ich in große Leiden kommen. Da gehe ich am vordern Tag zu ihm, und als wir mit unserm Geschäft fertig waren, frug ich ihn: Sagt mir doch, Herr, was ist mit dem Professor? Das wär doch traurig, wenn man nichts mehr glauben sollte. Die Regierung hat uns die Zehnten geschenkt, jetzt will sie uns den Glauben an ein ewiges Leben nehmen, ist das wohl eine Gleichheit? Da wollte mich der Pfarrer fast auslachen und fragte, ob man mir diesen Böllimann auch gemacht. Von dem sei ja keine Rede. Eine Hochschule sei keine Kirche. Auf der Hochschule müsse alles gelernt werden, und vor allem das Neueste, was die Wissenschaft an Tag gebracht. Da heiße es dann: Prüfet alles und das Beste behaltet. So viel er gehört, sei der Professor ein recht braver Mann und in Deutschland ihnen nur zu gelehrt. Da sei es ein großer Gewinn, daß wir ihn hätten. Man werfe den Schweizern sonst vor, sie seien immer hundert Jahre hinter allen andern Völkern zurück.

Ich gab nicht gleich ab, aber er that mir alles durch und meinte am Ende: man ſolle doch nicht Kummer haben wegen dem Glauben, habe man den rechten, ſo werde kein Profeſſor denſelben nehmen oder ihm ſchaden können. Unſereiner iſt nicht gelehrt, kann auf hundert nicht eins antworten. Und wenn Einem ſchon was in Sinn kömmt, ſo darf man es nicht ſagen, man kömmt nicht gerne an Haag. Aber d'Sach hat mir nicht gefallen, ich ſag es frank. Wenn die ſo reden, welche die Wächter ſein ſollen, was ſollen dann wir?

Unſer Pfarrer, ſagte der Wirth, redet auch ganz kaltblütig von dem Handel, doch gefiel es mir weit beſſer, als was du ſagteſt. Als ich das Kind zur Taufe angab, frug er mich, ob die Sache auch hier unter den Leuten ſei und was ſie dazu ſagten. Ich ſagte ihm, daß die Leute viel davon redeten und im Ganzen ſehr unwillig wären, daß man ſo einen heidniſchen Profeſſor anſtelle und dazu noch einen fremden, faſt ſo wie man einen Doktor kommen laſſe, um einen Zahn auszuziehen, und daß es beſſer ſei, der Profeſſor komme nicht hier durch, es könnte ihm die Kutſche gekehrt werden. Wenn man keinen Glauben mehr habe, was dann das Leben nütze? ſagten die Leute. Sagt den Leuten, antwortete der Pfarrer, ſo leicht ginge dies nicht, ſie ſollten nur nicht Kummer haben. Ein Profeſſor habe bei Studenten nicht den Einfluß, welchen ſie ſich dächten. Studenten hörten noch andere Profeſſoren, Studenten könnten vergleichen, prüfen, und ihrer ſeien immer nur wenige; das ſei ganz was Anderes, als wenn es Schulmeiſter wären. Die kämen als Buben in die Lehre, der Direktor ſei da der Meiſter, ſie müßten nehmen, was man ihnen gebe, und vom Prüfen ſei die Rede nicht und die Zahl ſei groß, und hätten dann mit einer großen Zahl Kinder zu thun, die noch keinen Glauben hätten, wo ſeien wie ein weißes Papier, wo man darauf ſchreiben könne nach Belieben, etwas Gutes oder etwas Schlechtes. Bei dem Profeſſorenhandel ſei die Hauptſache die, daß man daran ſehen

könne, was die Regierung für Absichten hätte mit der Religion; der Professor stelle so gleichsam ihre Fahne vor. Nun sei das gut, daß man wisse, was Trumpf sei, denn sie möchten jetzt sagen, was sie wollten, mit dem Professor sei der Ausspruch gethan, an dem lasse sich nichts drehen, probire es wer wolle, Professor hin Professor her. Wem es Ernst sei mit dem Glauben, der müsse mit der Regierung ändern, sobald ihre Zeit um sei, denn die könne, wie schon gesagt, noch viel Verstümmerteres anstellen als so ein Professörchen. Das sagt den Leuten, sagte er, und einstweilen sei es am besten, nicht viel zu machen. Daneben schade der Handel nichts, im Gegentheil, es geschehe ihnen ganz recht damit, sie wüßten dann ein ander Mal, was das für Leute seien, welche zu ihnen kämen wie der Teufel zur Eva im Paradies, und was sie davon hätten, wenn sie ihnen gegen einige Zehntgarben und gegen einige geschenkte Steuern Gottes Segen verhöhnen und den Glauben an das ewige Leben und den Trost am Heiland aufgeben sollten.

Mit Schein, fiel eine Frau ein, mag er uns das noch gönnen. Ja, wenn die Pfarrer alle so sind, was wollen wir? Er wird sich auch fürchten und nicht Einer von denen sein, welche das Leben lassen für die Schafe.

Sie hülfe den Tüfel b'schyße, sagte die Gotte. Es sei nicht das erste Mal und werde auch nicht das letzte sein. Was man hätte, hätte man, was man geben solle, behalte man und lasse den Teufel abfahren mit langer Nase.

Der Meinung sei es auch, daß er mit langer Nase abfahren solle, sagte Lisi, aber eben deßwegen solle man sich rühren und Zeichen thun, weß Sinns man sei! Wolle man den Teufel verscheuchen, müsse man Lärm machen. Das möge so für einen alten Pfarrer gut sein, da z'hocken und die Zeit abz'warten. Derweilen verführe der Teufel viel zu viel Leute oder jage sie in's Bockshorn mit Brüllen und Großthun, daß am Ende kein Mensch mehr einen Gux auslassen dürfe gegen

ihn, weil alle meinten, er ſei Meiſter unbeſchränkt im ganzen Lande. Man ſolle ſich rühren und reden, wozu hätte man ſonſt die Freiheit, es möchte doch das wiſſen? Oder ob bei der Freiheit nur die Einen brüllen dürften ſtärker als ſie möchten, die Andern aber ſchweigen müßten und kuſch machen? Selb möchte es doch probiren, von wegen Erfahrung bringe Wiſſenſchaft. Sie hätten bei ihnen genugſam Exempel, wohin dieſes Weſen führe und Herzenleid genug darob.

Es entſtund ein großer Eifer unter den Tiſchgenoſſen. Sie waren über die Sache alle einer Meinung, nur ob und wie man es anfaſſen müſſe, darüber gingen die Meinungen auseinander. Als man ſo am beſten dran war, brachte des Wirths Tochter das Kind herein, welches getauft worden war, gar ſchön geputzt mit den Geſchenken der Gevattersleute, und reichte es der Mutter zum Stillen dar. Es iſt nämlich faſt durchweg Sitte, daß die Gevattersleute den Täufling beſchenken mit einem Einbund und einer ſogenannten Alegig: Hemmeli, Strümpfli, Käppeli, Röckli, auch Schühli. Aus den erhaltenen Alegige nimmt man die ſchönſten Stücke, zieht das Kind an und bringt es, wenn nämlich der Taufſchmaus im eigenen Hauſe gehalten wird, zum Tiſch der Mutter, wo dann Kind und die ſchönen Sachen, welche es trägt, nach Noten gerühmt werden. Es iſt auch ſchon geſchehen, daß die Gevattersleute nichts gaben, wenigſtens nicht gleich am Tauftage, worauf man das Kind zu ihrer Schmach mit Strohzöpfen unwickelt zu Tiſche brachte. Als man das Kind rundum ſattſam bewundert, der Mutter wiederbrachte, nahm es dieſe mit ſchwerem Seufzer und ſagte: Komm du armes Kind, ſollſt du denn kein ewiges Leben haben? Warum kamſt du in die böſe Welt, um bös zu haben? Wenn du ſchon dein Sächli haſt, wer weiß, was dir ſonſt wartet und was dir geordnet? Aber Gottlob, daß die Menſchen nicht ſtehlen können, was in Gottes Hand, ſonſt thäten die wüſten Leute dir dein beſtes Erbtheil ſtehlen,. ehe du was dazu ſagen kannſt, ja ehe du

auf der Welt warst. Nein, die sollen es nicht stehlen, du armes Tröpfli, und wenn die bösen Lüt noch hundert Professoren uns auf den Hals reisen würden und die Schulmeister allesammt. Gäll, Vater, wir wollen es ihm treu bewahren? Was hülf's ihm, wenn es schon einst ein Kreuzerli von uns erben kann, wenn ihm unterdessen das rechte Erbe gestohlen wäre? Nein, Bubi, nein, habe nicht Kummer. Heute hat der Vater verheißen, er wolle dich dem Herrn zuführen, und er haltet es dir, er ist ein guter Aetti, Gott Lob und Dank keiner von denen, welche ihren Kindern alles, alles verhudeln, das Zeitliche und das Ewige, und weil sie alles, alles verhudelt für sich und ihre Kinder, den andern Leuten jetzt auch noch das Ihre nehmen wollen, damit alle es gleich hätten, alle gleich tief drin wären im zeitlichen und ewigen Verderben. Nei, Bubi, nei, häb nit Kummer und e Mutter heft o noh, e großi Sündere, aber die laht sih d'Seligkeit nit näh und niemer sölls probire. Bubi, mys Bubi, mir wei z'säme selig werde, was wei mr süst? In tiefes Weinen brach die treue Mutter aus und umschlang das Kind, wie die Mütter der ersten Christen ihre Kinder umschlangen, wenn Götzendiener sie rauben wollten. Da war es natürlich, daß die andern Weiber mitweinten und die Männer sehr ernst wurden.

So weit werde es nicht kommen, sagte Benz. Wenn man schon jetzt nichts abbringe, wenn es recht Ernst werde mit der Sache, so würden noch vielen Leuten die Augen aufgehen, und könne man das Haus räumen und Ordnung schaffen. Er habe das schon manchmal erfahren, daß er habe Aepfel schütteln wollen, und gäb wie er geschwitzt, sie seien oben geblieben wie angeleimt, und nach ein paar Wochen habe er den Baum kaum angerührt, so seien alle Aepfel runter gewesen. So könne man jetzt ein Zeichen thun, aber zu tief müsse man es nicht nehmen, wenn es nichts abtrage, ein ander Mal habe man um so mehr das Recht, sich zu ünden, um so ringer werde es dann gehen, von wegen der alte Gott lebe

noch, den bringe man ſo wenig von ſeinem Thron, als einen rechten Chriſten um ſeinen Glauben.

Die Männer merkten Benz an, daß er die Weiber tröſten wolle, und halfen ihm. Nach und nach ließen ſie das Geſpräch gleiten auf andere Dinge, und als endlich die Uhr an's Heimgehen mahnte, ſo dankten ſie ſich gegenſeitig für die gemachte kurzi Zyti. Sie wüßten nicht, daß ſie ſeit Langem einen ſo vergnügten Abend gehabt, das ſei nicht ſo eine langweilige Fröhlichkeit geweſen, wie man es oft antreffe.

Als ſie in ihrem Gemach waren, ſagte Liſi, es ſei doch curios, es ſeien allenthalben Leute, man ſollte es nicht glauben. Es hätte gar nicht dran gedacht, an einem Nebenausörtli wie dieſes ſolche Leute anzutreffen, die hätten ihm ungleich beſſer gefallen als die Hoffährtigen und Gebildeten im Bade, und viel geſcheidter ſeien ſie. Es wollte es darauf ankommen laſſen, ob es nicht ſo ſei. Es wolle nicht davon reden, daß der liebe Gott es nicht auch ſo finde, aber alle vernünftigen Leute würden ſeiner Meinung ſein, beſonders das Mannevolk, welches die Haushaltung über die Hoffahrt ſetze und das Huſen über's Hudle und rechtes Eſſen über viel Saufen. Es ſei ein Troſt, daß man nicht alleine ſei auf der Welt, ſondern allenthalben Leute antreffe mit guten Gedanken; deretwegen ſollte man öfters ein wenig von Hauſe, man könnte da viel Troſt faſſen und manchen Kummer ablegen, mit dem man ſich ſonſt übel plage. Jetzt hätte es ihm viel geleichtert. Wenn hier, wo man es am wenigſten erwarte, ſolche Leute ſeien, ſo könnte man denken, es ſeien durch's ganze Land doch noch viele ſolche, man kenne ſie nur nicht.

Wenn Liſi hätte hören können, wie die neuen Bekannten auf dem Heimweg und daheim von ihnen ſprachen, hätte es vielleicht gefunden: ſie ſeien noch viel vernünftiger, als es ſich dieſelben gedacht, denn alle waren ihres Lobes voll und ſagten: das ſeien doch noch Leute vom rechten Schlag, einen ſolchen Bauer und eine ſolche Bäurin hätten ſie lange keine

geſehen, nicht geglaubt, daß da unten noch welche von dieſer Sorte ſeien. Wo noch ſolche Leute ſeien, da ſei doch, ſo Gott wolle, nicht alles verloren, und wenn Gott um fünf Gerechter willen Sodom und Gomorrha hätte ſtehen laſſen wollen, ſo ſei doch für unſer Schweizerländchen lange nichts zu fürchten.

Es iſt wirklich ſchön, aber auch ſelten, wenn eine Geſellſchaft mit ſolch gegenſeitiger Befriedigung auseinander geht. Am Morgen in aller Frühe wurde das Pferd gehörig beſchlagen und war wieder ganz hell auf. Darauf gab es ein großes Märten, die Uerti war ſo klein, daß der Wirth dem Abendeſſen nichts rechnete, ſondern ſie zu Gaſt hielt. Nun prügeln that man ſich deßwegen nicht, Liſi glich in der Küche etwas aus, Benz im Stalle, und nachdem ſie von den Wirthsleuten das beſtimmteſte Verſprechen erhalten hatten, auf der Ankenhalle die Schuld einzuziehen und ſie auch einmal zu beſuchen, fuhren ſie in den heitern Morgen hinaus und kamen glücklich nach Hauſe, wo ſie mit großem Freudengeſchrei empfangen wurden. Es war den Kindern und dem beſſern Theil des Geſindes geweſen, als ſeien ſie nicht mehr daheim, als hätte das Haus kein Dach. Nun hatte das geſtrige Ausbleiben ſie bekümmert; ſie waren räthig geworden, wenn die Eltern bis Mittags nicht da wären, ſo müßte man aus, ſie zu ſuchen, um ſo größer daher die Freude, als ſie wohlbehalten vor das Haus fuhren und Liſi beim Abſteigen ſagte: Gott Lob und Dank, daß wir wieder daheim ſind, jetzt bringt mich ſobald niemand wieder fort. Nicht daß ich nicht Freude gehabt, aber ſo wohl wie daheim iſt Einem doch nirgends auf der Welt, wenn ſie ſchon ſo groß iſt.

Vierzehntes Kapitel.

Gritli ſchließt die Badekur und macht eine Ueberraſchung, und Liſi will grad machen, was krumm iſt, kömmt aber nicht in's Klare und kann darum nicht.

Einen Tag lang oder zwei lebte Gritli wohl an dem Beſuche, am Erzählen, was das für reiche und vornehme Leute geweſen und wie nahe ſie verwandt ſeien, und daß ſie, ſo Gott wolle, noch näher verwandt werden würden, lebte wohl an den Aergerniſſen, welche die zweite Sorte an ſolchen Erzählungen erzeigte, an ihrem Naſenrümpfen über Liſi's Manieren, welche ſo bäuriſch und grobäniſch ſeien, daß man wohl ſehe, die Frau habe durchaus keine Bildung. Dann entſtunden merkwürdige Disputationen über Bildung, was ſie ſei und was ſie nütze. Wir wollen dieſe Disputationen diesmal nicht mittheilen, ſondern bloß bemerken, daß man den Mangel an Bildung gewöhnlich ſo bezeichnete: ſie rede ſo grob und wiſſe nichts zu ſchwatzen als von Hühnern und Kühen; der merke man es an, daß ſie nichts leſe als etwa das Fragenbuch und die Kinderbibel. Darauf ward dann erwidert: mit Schwatzen und Romänli leſe ſei ein Bauernhof nit gewerchet, eine Haushaltung nicht gemacht, und man hätte nie gehört, daß die Meitſcheni, welche am zimpferſten hätten thun können, die beſten Weiber geworden ſeien.

Es giebt wohl wenig Worte, welche ſo lächerlich angewandt, ſo ſeltſam begriffen werden als das Wort: Bildung. Es iſt zwiſchen Bildung und Bildung ein viel größerer Unterſchied als zwiſchen Flittergold, Goldſchaum und echtem maſſivem Golde, als zwiſchen einer Trödlerboutique und einem Waarenlager von ſoliden neuen Stoffen. Unter Bildung verſteht man allgemein Manieren und Wiſſen, welche nicht unmittelbar durch den Stand, welchem man angehört, noth-

wendig gemacht werden, nicht durch das Handwerk oder den Beruf, welchem man angehört, bedingt sind, sondern über diese Schranken irgendwie hinausreichen. Daß nun das wunderlichste Zeug unter dem Namen Bildung passiren will und daß der Eine mit Respekt von einer Bildung redet, über welche sich ein Anderer den Buckel voll lacht, begreift man. Am widerlichsten ist die Bildung, worin lauter Negation oder Gottlosigkeit, einige Witze und einige Stücke aufgeschnappten Wissens schwimmen, eine Wassersuppe mit einigen dünnen Scheibchen Brod, rari nantes in gurgite vasto. Ehedem war diese Bildung ein Vorrecht der Müsterler oder commis voyageurs, jetzt machen sie ihnen viele Schulmeister und einige Leutenants streitig. Eine andere ist die, wo man Zuckermäulchen macht und dummes Zeug liest und dummes Zeug schwatzt, hinten und vornen nichts weiß, am allerwenigsten etwas von dem, was man in den Schranken seiner Lebensweise kennen sollte. Diese Bildung ist vorzüglich weiblicher Art, erstreckt sich von den obersten bis in die untersten gesellschaftlichen Schichten, wird aber am stärksten von denen geritten, die noch etwas mehr scheinen möchten, als sie sich selbst dünken. Die Weisheit, die von innen herauskömmt, an vernünftigen Gedanken schafft und sie weiht mit höhern Gefühlen, ist aus der Mode gekommen. Wer andächtig hinauf in die Sterne schaut, mit Ehrfurcht erhabene Namen nennt, in Demuth sich beugt vor dem Allerhöchsten, den begreift man nicht, darum lacht man ihn aus. Mit offenem Maule hört man Einem zu, der den Durchmesser der Erde angeben kann und das Gewicht der Sonne, der sagen kann, wie schnell die Erde läuft und wie die Berge im Mond heißen und was ein Demokrat sei, und wie, wem das Leben gegeben worden, das Recht habe zu fordern, daß man es ihm auch erhalte und wo möglich mit großen Pasteten und wenn das nicht möglich, so doch mit kleinen. Das ist Bildung, so wird sie verstanden vornehmlich praktisch, und wie glücklich

ein Mensch im Bewußtsein des Besitzes solcher Bildung ist, noch glücklicher als ein Büblein in den ersten Hosen, kann man alle Tage auf der Landstraße sehen.

So war große Meinungsverschiedenheit im Bade über Bildung an sich und den Werth dieser Bildung, und zwar eine so große, daß an eine Einigung nicht zu denken war; die Standpunkte, welche die Parteien eingenommen hatten, lagen zu weit auseinander, es war, als ob man sich vom Faulhorn und vom Rigi aus kanoniren wollte. Solche leere Kanonaden werden zuweilen lange fortgeführt, wenn besondere Gründe vorhanden sind, doch ohne Reiz und Aufregung. Das erfuhr Gritli. Schon am dritten Tag war aller Reiz verschwunden und es ward ihm öd und leer im Gemüthe, es kam ihm vor, als sei alles im Bade schwarz geworden über Nacht; als sei Gift im Wasser, so schauderte Gritli bei jedem Schluck erbärmiglich. Da konnte es nicht mehr bleiben, es mußte heim. Am Donstag nach dem Besuch schrieb es, man solle es holen, wenn man es noch lebendig haben wolle. Am Freitag saß es in die Post und fuhr heim. Einen Tag noch da, so tödte es ihns, dünkte ihns, sagte es. Im Hunghafen hatte man Bericht erhalten von der Ankenballe, Gritli sei nicht übel zweg und lasse Alle grüßen, es dünke ihns, es fange an zu bessern; der Besuch hätte ihm allerdings wohlgethan. Drei Tage darauf kam der Brief mit dem Befehl, ihns schleunigst abzuholen, wenn man es noch lebendig heimhaben wolle. Der Brief erregte bei den beiden Hansen einen großen Unwillen. Daraus könne man sehen, wie wunderlich die Mutter sei, heute dünke es sie so, morgen so, alle Tage anders. So schnell bessere oder böse es einem Menschen nicht, selb sei nicht erlebt worden. Aber Benzen's werden über allerlei getätscht haben, das sei der Mutter in's Haupt gestiegen, das lasse sie oben nicht mehr leben. Wie mißtreu die sei, könne kein Mensch begreifen; das sei eigentlich ihre Krankheit, wenn sie die Sache nehmen würde wie andere Leute, so fehlte es ihr nirgends, sie wäre so

gesund als die Andern. Von dieser Krankheit helfe ihr kein Bad und kein Doktor, für die sei nichts gut als der Tod. So pressiren werde es nicht, man müsse erst das Nöthigere machen, ehe man wieder im Lande herumfahre.

Am folgenden Tag, als sie zu Abend aßen, ging die Thüre auf und unter derselben stund Gritli. Hei, wie die Mägde aufschrien, kein Gesicht war, welches nicht blaß wurde, denn alle dachten nichts Anderes, als Gritli sei gestorben und künde sich. Als es anfing zu reden, da merkten sie, daß es das lebendige Gritli sei, aber Gritli merkte ebenfalls die allgemeine Bestürzung und die darauf folgende kalte Begrüßung, empfand das bitter und sagte bitter: Ich sehe wohl, ich komme unwerth, ihr hättet mich lieber gar nicht mehr gesehen! Habt nur noch ein klein wenig Geduld, so komme ich euch aus den Augen. Die Badefahrt hat somit weniger genützt als gekostet, antwortete der ältere Hans. Schweig nur, sagte Gritli, es wäre niemanden leider gewesen als dir selbst, wenn sie viel abgetragen hätte; die Kosten werden dich daher nicht besonders reuen. Uebrigens ging es aus meiner Sache so gut als aus deiner. Knechte und Mägde, das Peinliche dieses Gesprächs fühlend, brachen auf. Benz lenkte ein, fragend nach der Ursache der Ueberraschung, hinderte gröbern Ausbruch, aber die neu aufgeregte Bitterkeit blieb, wurde alle Augenblicke flüssig. Daß auch Lisi erschrak, als es die plötzliche Ankunft Gritli's erfuhr, kann man sich denken. Jetzt ist's fertig, sagte es. Im Junghafen hatte man sich wohl gehütet, Bescheid zu senden nach der Ankenballe, aber so was Merkwürdiges läuft schneller als der Wind, fast so schnell als die electrischen Telegraphen. Es hatte sich nämlich das Natürliche mit dem Wunderbaren seltsam gemischt, und es lief eine Erzählung um, aus der man nicht recht klug wurde, ob Gritli erst todt erschienen und dann lebendig nachgekommen oder lebendig gekommen und dann in einen Geist sich verwandelt habe. Das alles sei geschehen, weil man so übel mit Gritli umgehe, darum sei ihm

vergönnt worden, als es so unwerth gekommen, als Geist davon zu fahren. Lisi machte sich alsbald nach erhaltener Nachricht auf, und als es mit starken Schritten dem Hunghafen nahte, sah es der jüngere Hans von weitem und rief: Der Teufel muß doch alles herkeitragen; d's Beste ist, man gehe, der Teufel weiß, wer Alles noch nachkommt. Somit ließ er fallen, was er in den Händen hatte, und drückte sich. Er war ein starker Kriegsheld, aber Lisi auf Schußweite nahe kommen, ging über seinen Heldenmuth, absonderlich wenn derselbe noch nicht begessen war.

Dem älteren Hans ward es nicht so gut, der lief Lisi gerade in die Hände. Als er Lisi's Frage nach Gritli beantwortet hatte, wollte er weiter. Höre, Hans, sagte Lisi, sei doch so gut und gehe diesmal nicht fort, ich habe mit dir zu reden. Es sei ihm leid, sagte Hans, aber er habe eine Verrichtung. He nun, antwortete Lisi, wenn du nicht warten magst, so kann ich meine Sache mit kurzen Worten machen, zürn es dann aber nicht, wenn sie nicht glatt gedreht sind wie Seidengarn. Allem an ist Gritli gekommen, um zu sterben. Was es heimgetrieben, weiß ich nicht, denn als wir dort waren, dachte es gar nicht an's Heimkommen. Darum hätte ich lieber zuerst mit ihm geredet als mit dir. Von dem, was dahinten ist, will ich nicht reden, was gemäht ist, ist gemäht. Aber jetzt hör, Hans, sei mir manierlich mit deiner Frau, geh nicht mit ihr um mit schnöden Worten und Widerwillen, daß sie sieht, wie du nicht warten magst, bis sie dir ab den Augen ist. — Sie soll ihre Sache haben, wie sie sie immer gehabt, ihr ging nichts ab, sie konnte nehmen und brauchen, was sie wollte, es sagte niemand was dagegen. Es ist dann nicht, Base, daß man hier keinen Verstand hat, bis eine Frau kömmt und uns ihn macht, antwortete amtsrichterlich der Amtsrichter. Höre, Hans, sagte Lisi, du weißt wohl, was ich meine; ich kam nicht, um mit dir z'worten und z'leerem z'disputiren. Spare deine sauren Augen und bösen Worte, das ist keine

Speise für kranke auszehrende Menschen. Du brauchst dir nicht lang Zwang anzuthun, aber lang hat zu büßen, wer an solchen Menschen sich versündigt. Sterben wirst du wohl auch einmal müssen, und an die Ruhe wirst doch auch gerne wollen. Da laß mir den Kummer über, sagte Hans. Was ich bei Lebzeiten mache, das weiß ich, habe deretwegen nicht Kummer, und wenn ich einmal gestorben bin, wird es mich erst nicht mehr plagen, selb weiß ich. Nein, selb weißt du nicht, sagte Lisi, wenn du schon Amtsrichter bist. Es könnte eine Zeit kommen, wo du hier und dort plärretest über das, was du hier gethan, ohne zu wissen, was du thatest. Doch wie gesagt, worten will ich nicht mit dir. Nur das will ich dir sagen, sei gut gegen Gritli, sonst verbrülle ich dich das Land auf das Land ab als e Uhung gegen die erste Frau, daß du keine zweite kriegst, daß jede den Bösen selbst angenehmer fände als dich. Mache, daß dein Bub, der Hans, es auch thue, sonst mache ich ihm das Gleiche. Den nimm in's Auge, das ist ein Kalb, wenn er schon Leutenant ist oder gar Hauptmann, und thust du dem den Ringgen nicht ein, so kriegst du von dem eine Ohrfeige, daß du über d'March ausfährst, zähl darauf.

Was hat dir denn der zuwider dienet? frug Hans spöttisch. Wenn er nicht mein Vetter wäre, gar nichts, denn er kam mir die längste Zeit nicht unter die Augen, fuhr Lisi ergrimmt auf. Aber weil er mein Vetter ist, so muß ich mich seiner übel schämen, und wenn du ein Vater wärest, wie es sich gehörte, thätest du es auch und stecktest ihm den Nagel. Was macht er denn Schlechtes? gieb hervor, wenn du was weißt, es thäte mich sehr wunder nehmen, frug der Amtsrichter. Ungefähr was du, und somit wird es nichts Böses sein, sagte Lisi gemessen und zündete dem Amtsrichter mit seinen Augen in's Gesicht, daß dasselbe ganz roth ward, dann ging es Gritli suchen, und wohin der Amtsrichter ging, wissen wir nicht.

Als Gritli Lisi sah, floß ein seltsames Gemisch von Jammer und Freude ihm über die Zunge; leider war der Jammer nachhaltiger und floß bald ungemischt. Es konnte sich nicht trösten über den bösen Empfang und daß sie gar gemeint, es erscheine todt, und daß man keine Anstalten gemacht, ihn's abzuholen, und daß ihm seither niemand ein gut Wort gegeben als Benz und ihm noch niemand anerboten, zum Doktor zu gehen und ihm zu sagen: es sei da.

Es war nicht Lisi's Sitte, wie es Vieler Sitte ist, Oel in's Feuer zu gießen. Lisi hatte nicht Freude am Zank, sondern am Frieden, sprach Gritli bestens zu und suchte es zum Lachen zu bringen, denn es ist wohl nichts, welches Zorn und Bitterkeit rascher verzehrt und macht, daß die Stimmung rasch umspringt, wie um Tag- und Nachtgleiche der Wind, als ein heiteres Lachen. Aber du Dori, sagte Lisi, es wäre mir selbst nicht viel besser ergangen. Du schreibst einen Brief, man solle dich holen, und husch fährst du ihm nach wie eine Hex auf dem Besen und stehst ihnen da unter der Thüre mir nichts dir nichts. Ich hätte gradaus brüllet und nichts Anderes geglaubt, als du seiest gestorben und kündest dich. Denn erst so nöthlich thun, wie man schwach sei, und dann da vor Einem stehen, da muß man ja glauben, es sei der Geist. Aber warum macht Hans seither immer ein sauer Gesicht? Ich will wetten, wenn ich gestorben gewesen, er machte ein ganz anderes, sagte Gritli. Hör, Gritli, sagte Lisi, mußt es nicht so nehmen, so machst du die Sache selbst bös, schlimmer als sie ist und schadest dir selbst. Du mußt nicht Sachen dazu dichten, die gar nicht sind, und muthwillig so dich selbst quälen. Probir, denk einmal das Bessere und nicht immer das Böse. Sieh, darauf kömmt ja alles an, wie man die Sache ansieht, ob böser oder besser. Besinn dich, was der Heiland sagt: Das Auge ist des Leibes Licht; wenn nun dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib Licht sein. Wenn aber dein Auge neidisch ist, so wird dein ganzer Leib finster

sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein. Zürn nit, Gritli, du bist grusam mißtreu, suchst hinter allem etwas, wo nichts ist, und luegst d'Sach nit einfältig an, wie sie ist, darum macht dich alles unglücklich, was du siehst, gerade so, wie das beste Kaffee Einen schlecht dünkt, wenn man ein bitter Maul hat. Ach was kann ich dafür? jammerte Gritli; er ist schuld daran. Warum hat er mich nicht mehr lieb? O, wenn er mich lieb hätte, es wär alles anders; es ist alles erst so worden, seit er mich nicht mehr lieb hat. Wenn er mich lieb hätte, ich hätte nicht Ursache mißtreu zu sein, würde die Sache auch anders nehmen, ich könnte mich in alles schicken. Aber Gritli, zürn mir recht nicht, sagte Lisi, Gritli, meinst, das sei der Weg, daß er dich wieder liebe, wenn du immer mit ihm raufest und ihm ein Gesicht machst, als hättest du abgestandenen Essig getrunken. Wer weiß, wenn du freundlich wärest und dich nichts merken ließest und guten Bescheid hättest immerdar, wer weiß, ob er sich nicht änderte und es dir wohlete. Mach's, wenn du kannst, sagte Gritli. Aber halteſt du es auch mit ihm, daß du den Fehler bei mir suchst? Er wird dir geklagt haben über mich. Allweg hast du dich gesäumt vor dem Hause, er wird mit dir gesprochen haben. Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich das erleben müßte, daß auch noch du von mir abfieleſt. Und es begann stark zu tropfen bei Gritli. Aber, mein Gott, ist's möglich! fuhr Lisi auf und war drauf und dran böse zu werden. Nein, los, Gritli, so sei mir nicht, sagte Lisi. Wie lieb du mir bist, weißt du, darum sagte ich, was ich glaubte, es sei gut und diene zum Frieden. Was kömmt beim Aufguslen und Zwegstüpfen heraus, macht man die Sache besser? Nein, Gritli, hätte geglaubt, du hätteſt bessern Glauben zu mir, ich hätte Ursache über dich zu klagen. Wenn du so mißtreu gegen mich bist, wie mußt du es erst gegen Andere sein? Nein, ich halte dir fry dr Gotteswille a, sei nicht so, du plageſt dich ja am

meisten selbst damit. Denk immer bei allem, es scheine böser als es sei, nimm's wie's chunt, glaub, wir können wenig zwängen, es ist aber ein Anderer und der wird am Ende alles wohl machen. Ja, ich merke wohl, sagte Gritli, was du mir sagen willst. Ja, ich werde es nicht mehr lange machen, ich werde den Leuten bald aus den Augen kommen, dann bin ich allen Leiden ab und komme, so Gott will, einmal an die Ruhe, und ich weiß, die gönnt man mir, nichts lieber als die. Und wenn ich gestorben bin, wie geht es dann? Dann sieht gar niemand mehr zur Sache, Brauchen ist Trumpf. Und wie lange geht's, so schleppt er Eine herbei, läuft eine Andere in meinen Kleidern herum und braucht meine Sache. O mein Gott, o mein Gott!

Schluchzen verschlang die Stimme, ein Krampf drohte das arme Gritli zu ersticken. O Gritli, Gritli, was machst du dir selbst für Plage! Wenn du sterben solltest, lebt ja Gott noch. Kannst du es dem nicht vertrauen, waltet er nicht nach seinem Willen, lebest du oder seiest du gestorben? So suchte Lisi zu trösten, aber da tröste jemand, wenn es Nacht ist in der Seele, in der Brust kein Athem, Wasserbäche aus den Augen rinnen, Schluchzen den Körper auf- und niederschnellt.

Lange ging's, bis Gritli wieder hörte und der Rede mächtig ward. Ja, ja, du hast Recht, sagte es. Ich sollte es mir gragglych sein lassen, aber wenn ich es könnte! Ich mag wollen oder nicht, so muß ich dran denken, wie es gehen wird, wenn ich nicht mehr bin. Darum muß ich immer denken, der liebe Gott meine es gut und nehme mich noch nicht. O mir wäre es viel wöhler, wenn ich an die Ruhe könnte, aber denk, Lisi, d'Sach, d'Sach, wer wollte dazu sehen, sehen, daß nicht alles eines Tages verbraucht würde. Ja, wenn ein braves Söhniwyb da wär, da würde ich dem lieben Gott danken, wenn er mit mir zufrieden wäre und mich holte. Lisi sprach dringlich zu, es sollte sich doch nicht plagen mit

allerlei unnützen Dingen, ſich aller Sorgen entſchlagen und brauchen, was ihn's gut dünke. Gritli wollte nichts verſprechen: Du haſt gut reden, ſagte es, du könnteſt's aber auch nicht. Ja, wenn ich ein Söhnisweib hätte!

Nun blieb es auf dieſem Kapitel feſt ſitzen und meinte, weil Hans doch keine Anſtändige zu bringen im Stande wäre, denn welch brav's Meitſchi möchte den Uſlath nehmen, meinte die Mutter, ſollten Benz und Gretli heirathen und Gretli hinunterkommen und die Haushaltung machen. So könnte ich es brichten über alles. Ich könnte ihm auch meine beſten Sachen anhängen, denn das Recht werde ich doch haben, mit meiner Sache zu machen, was ich will, daß Hans nicht mehr viel fände, wenn er ein Menſch als Frau in's Haus brächte. Es blutete Liſi das Herz, daß Gritli von dieſen Gedanken ſich nicht losmachen konnte. Es bot ſeine ganze Gewandtheit auf, aber umſonſt; es mußte endlich verſprechen, in den nächſten Tagen einmal Gretli zum Beſuch zu ſenden. Es ſei Gotte, ſagte Gritli, und möchte das Kind einmal ſehen. Einen ſolchen Wunſch kann man einer Sterbenden, als ſolche ſah Liſi Gritli an, nicht verſagen, ſo gerne Liſi es gethan, denn es dauerte ihn's das arme Kind um der Pein wegen, welche bei dieſem Beſuch ſeiner wartete.

Natürlich bezog ſich die Gewährung bloß auf den Beſuch, nicht auf die Heirath, denn dieſe wäre ihm vorgekommen, als ob es ein Lamm zur Schlachtbank liefere. Ob es je eine geben könne oder werde, das ſtellte es weislich in die Zukunft hinaus, dagegen war es nicht, aber die verhürſchete Strange mußte ihm erſt entwirrt ſein.

Mit einem Herzen voll Elend ging Liſi heim, ſaß mehr als einmal ab, als ob es eine ſchwere Bürde zu tragen hätte. Das arme Gritli beelendete es unausſprechlich. Da könne man ſehen, was aus den Menſchen werde, dachte es; dem ſei es auch nicht an ſeiner Wiege geſungen worden, daß es einen ſolchen Austrag nehme. Das ſei das luſtigſte Meitſchi

gewesen weit und breit, lauter Flausen und Lachen, ein gutes Herz dabei, und verschworen hätte man sich, das könne sein Lebtag nichts schwer nehmen. Es sei allen Leuten werth gewesen, habe allen Leuten z'best geredet, die Eltern hätten es auf den Händen getragen, die Dienstboten wären für ihn's durch's Feuer gelaufen — und jetzt so z'weg! Die ärmste Frau, wo jedes Mahl vor den Thüren zusammenlesen muß, ist besser dran, und womit das verdient? Ich wollte noch nichts sagen von seinem Verdruß, seinen Leiden, seinem nahen Sterben, das bleibt ja alles bald dahinten. Aber daß sein Herz so voll irdischen Grümpels ist, es mit ganzer Seele und ganzem Gemüth an der Welt hängt, daß es da bleiben will, wo es doch nichts abbringt, daß es Gott nichts vertrauen darf und an seine alten Fetzen denkt und sich darum so nöthlich kümmert, wem sie noch zu gut kommen, selb grauet mir, selb ist das Elend von allem Elend. Wie heißt es in der Schrift: Was soll aus der Seele werden? Soll die auch verloren gehen wie Gritli's schöne Zeit, und womit hat es sich versündigt, womit das verdient? Und ich war immer das Bösere und hatte ein scharfes Wort, wo Gritli ein gutes, und g'schirrte aus, wo Gritli dazu lachte und jetzt? Gott soll mich bewahren, daß ich mich rühme wie die Pharisäer, ich weiß zu gut, daß ich eine arme Sünderin bin, aber das weiß ich auch, daß, wenn ich so z'weg wäre, meine Kleider mir nicht in Sinn kämen, daß ich mich kaum darum kümmern würde, wer sie nach mir trüge. Ich hätte Wichtigeres zu sinnen, hätte ein besseres Vertrauen auf Gott, und ich kann mir nicht denken, daß ich nicht auch mehr Gewalt hätte daheim und daher bessere Hoffnung für alles, wenn ich davon müßte. Daneben weiß ich's nicht, man weiß nie, wie es Einem bei diesem oder jenem ist oder wie man thut, bis man darin ist. Es kommt oft ganz das Gegentheil, als man sich's dachte; die Einbildung ist groß bei den Menschen, desto kleiner wird gerne dabei der Mensch, davon hat man Exempel genug beim

Weibervolk und beim Mannevolk. Wer weiß, an Gritli's Platz wär ich vielleicht noch böser zweg? Aber warum kam ich nicht an Gritli's Platz, warum ging es mir nicht so, warum habe ich Ursache, Gott alle Tage auf den Knien zu danken, daß ich so glücklich bin in alle Weg, daß es mir immer wie eine Sünde vorkömmt, wenn ich was wünsche oder über etwas klage? So ungleich geht es in der Welt und warum? Muß ich, was ich zu viel bekommen, an einem andern Orte entgelten, und soll Gritli auch noch drüben es entgelten, daß es hier so bös gehabt und darum auch so geworden? Ja, wenn man nicht einen rechten Glauben hätte an Gott, so käme man nicht daraus, und müßte glauben, d'Sach gehe ungerecht zu oder ung'fähr.

Aber die Sache war weder ungerecht noch kam sie von ungefähr, sondern ganz naturgemäß und vollständig nach der Ordnung Gottes. Gritli war ein lustig lieblich Mädchen gewesen, die Eltern hatten es auf den Händen getragen, dienstbare Geister sorgten, daß seine Füße sich nicht an Steine stießen, auf lustigen Wellen der Welt schaukelte es sich lustig, an Wind und Wetter des Lebens ward seine Natur nicht gehärtet, der Körper an nachhaltige Anstrengungen nicht gewöhnt, das Verwerchen von Widerwärtigkeiten im Gemüthe, das Ueberwinden seiner selbst lernte das gute Gritli nicht, es war ein Blatt, mit dem leise freundliche Winde tändelten. Als es heirathete, war es anfangs ebenso. Hans liebte Gritli, hatte auch Ursache dazu, war kein strenger Hausherr, meinte nicht, es müsse alles eines Tages geschafft und alles Ungrade grade gemacht werden. Indessen war Gritli auch eine Bauerstochter und wußte, was einer Bäurin wohl ansteht, dem schönen Stande war es nicht so entfremdet, daß es sich dessen Obliegenheiten schämte und untüchtig dazu war, es war nur nicht andauernd an dieselbe gewöhnt. Es stund also auch als Bäurin ein, aber es ging ihm schwer, wie jede Arbeit, wenn sie nicht Gewohnheit wird, es ging nicht alles wie es wollte, es gab Widerwärtigkeiten

aller Art, wie in jeder Haushaltung. Es kam in die beschwerlichen weiblichen Zustände, welche körperlich und gemüthlich oft große Beschwerden bringen und in welchen oft das arme Weib es besser hat als das reiche. Das alles mißstimmte Gritli und die Mißstimmungen überwand es nicht. Es rückte ihm die Arbeit nicht, lief ihm nicht aus der Hand, und weil es sie doch gemacht haben wollte, ward es nie fertig, kam nie zur Ruhe, es war ihm, als sei es immer müde. Es ist nichts, das eindringlicher auf das Gemüth zurückwirkt als die Pein der Müdigkeit. Das erfährt man am besten auf Reisen, wo ja die zärtlichsten Freunde uneins werden und so manches eheliche Glück in die Brüche gegangen ist oder wenigstens einen Spalt bekommen hat.

Es entsteht ein körperliches und geistiges Mißbehagen, bei welchem Körper und Geist gleich reizbar werden, wobei, wenn das Uebel andauernd wird oder chronisch, wie die Gelehrten sagen, ein Zustand wie der, in welchem Gritli sich befand, leicht entstehen kann und sicher schon öfter entstanden ist, als man daran denkt. Gritli überwand die Welt nicht, sondern die Welt überwand Gritli. Gritli war im mindesten nicht gottlos, sondern, wie es meinte, eine gute Christin, hatte keinen Zweifel, glaubte alles, was ihm gesagt wurde, das geglaubt werden müsse, ja es glaubte sicher noch darüber aus, und daß am Bonifaciustage das beste Bohnensetzen sei, hätte ihm sicherlich niemand ausgeredet. Aber seine Religion war mit seinem Leben nicht zusammen geknetet, lag gleichsam da, eine kostbare Reliquie in kostbarem Schreine, war nicht zur Kraft geworden, welche das Leben regierte, nicht zum Sauerteig, welcher das Leben durchdrang. Gritli hatte keine Laster an sich, aber Gritli wurde durch die wechselnden Eindrücke der Welt beherrscht, ein jeder herrschte, bis ein anderer ihn vertrieb, es ward nach und nach nichts bleibend als der Reiz, der Schmerz, die Bitterkeit, welche jeder vertriebene Eindruck hinterließ und jeder neue Eindruck auffrischte. Wer zählt die Herzen auf Erden, in welchen

ähnliche Zustände walten, die von ähnlichem Weh durchsäuert sind! Hoffentlich ist dieses Weh das Fegefeuer, wo die Seelen abbüßen müssen ihr Verschulden und zu Gnaden kommen, wenn es endet.

Anders ward Lisi erzogen. Auch Lisi war ein hübsches, reiches Mädchen, war aber das älteste von mehreren Kindern und hatte eine scharfe Mutter und eine blinde Großmutter. Von früh an konnte es nicht müßig sein, mußte herhalten. Kein armes Kind in der ganzen Gemeinde mußte arbeiten wie Lisi, wie denn überhaupt bei uns durchschnittlich arme Kinder weniger arbeiten als die reichen. Es mußte die kleinern Geschwister überwachen und ihre Unarten ertragen. Wenn es sich beklagen oder gar sie strafen wollte oder auch wüst that, weil sie alles machen konnten was sie wollten und es dafür alles austrappen mußte, erhielt es zur Antwort: Du sollst Verstand haben, sie haben noch keinen, was willst; du bist d's ältest, sollst auch das witzigere sein! Wenn es dann sein kleines Herz so recht voll Neid und Bosheit hatte, flüchtete es sich zur blinden Großmutter, welcher es sehr lieb, die aber nicht blind am Geiste war. Die tröstete es dann aber mit Verstand, Liebe und Gottes Wort, lehrte es die Regungen des Gemüthes überwinden oder läutern und den rechten Grund von allen Dingen, sagte ihm ein schönes Lied auf oder erzählte eine einschlagende Geschichte. Und wenn Lisi das Herz gar voll hatte, sagte sie: Probirs, lieb sie recht und sei treu an ihnen, dann lieben sie dich auch und kannst mit ihnen machen was du willst, und wenn du ihr Meister bist, hast du auch nichts mehr über sie zu klagen. Nun in einem Tage ging das nicht, so was ist weder schnupfen noch tubaken, aber am Ende ging es doch, und wenn die Kinder niemanden mehr gehorchen wollten, so gehorchten sie Lisi. Das war das erste Werk, was es that, und das gab ihm einen frohen Muth, daß es nicht bald ob etwas erschrak, sich nicht leicht unglücklich machen ließ, sondern der Sache in's Auge sah und dachte: Laß doch sehen, was bist

du eigentlich und wer ist Meister, du oder ich? Dieser helle Muth war sein Panzer, der seine Seele schützte gegen das Gift der Bitterkeit und Empfindlichkeit, die gewöhnlich Kinder der Schwäche sind oder aber der innern Bewußtlosigkeit d. h. der blinden Hingebung an Eindrücke und Stimmungen, denen man sich hingiebt, ohne sie zu prüfen, ohne sie anzusehen, wer sie seien und woher sie kommen. Das kam ihm aber auch wohl, als es heirathete.

Lisi mannete gut, so gut als Gritli. Benz war immer so reich als Hans. Aber Benz war ängstlicher in der Arbeit und ängstlicher mit der Zeit, die Frau mußte fertig sein zu rechter Zeit, sonst gab es einen Schatten auf Benzen's Gesicht und den konnte Lisi in den Tod hinein nicht leiden. Doch das hätte noch nichts gemacht, aber Lisi traf eine Schwiegermutter auf dem Hofe an und zwei Schwägerinnen, und das will was sagen. Es waren gar nicht böse Leute, aber sie hatten was an sich, worob schon manches Söhnlewyb des Teufels ward. So wie sie nur an einen Gott glaubten und nur einen alleinseligmachenden Glauben kannten, so glaubten und kannten sie für alles nur eine rechte Manier, bei allem nur ein Wahres und Gutes, und das war das, was sie hatten, wie sie es machten; nur recht küchelte, wer küchelte wie sie, nur recht knetete und backte Brod, wer knetete und backte wie sie und zwar mit allen Gebräuchen und Ceremonien, ohne die geringste Auslassung, wer es anders machte als sie, der machte es unrecht, der sündigte nicht bloß (gegen Sünde muß man ja nachsichtig sein, denn Alle sagen, ein armer Sünder bin ich auch, nicht bald Einer sündigt mehr als ich, daneben der Schlechtest bin ich dann doch auch nicht,) nein, so Einer war ein Ketzer, das ist viel schrecklicher, ein Ketzer kann nicht selig werden, ein Sünder wohl, für die Ketzer ist Christus nicht gestorben, sondern für die Sünder. Nun giebt es aber nicht bloß kirchliche Ketzer, sondern auch häusliche, und häusliche Ketzergerichte sind viel häufiger als kirchliche und womöglich

noch schärfer, und während doch diese längst aufgehört und jedenfalls nicht mehr an's Leben gehen, dauern jene noch fort in aller Schärfe und werden fortdauern, so lange es Weiber giebt, alte und junge, Schwiegermütter und Söhnisweiber, Schwägerinnen und Meisterjungfern. Wo solche sind, da muß die junge Frau, die in's Haus kommt, Glauben schangiren so gut als Prinzessinnen, welche nach Rußland heirathen. Weh ihr, wenn sie die Holzscheiter nicht mehr drei Schuh lang will, wie es üblich gewesen, wehe ihr, wenn sie den Kaffee nicht brandschwarz röstet, wie es geschehen, seit man in diesem Hause Kaffee geröstet, ja dreimal wehe ihr, wenn sie das Sauerkraut, welches sie zu Ostern kochen will, nicht am Martistag in's Wasser legt und alle Wochen es heiß abbrüht, wie es die Ahnfrau des Hauses gemacht, dreimal wehe, wehe, wehe ihr, wenn sie meint, das Sauerkraut habe den Namen davon, daß es sauer schmecke und müsse so gekocht werden, daß man noch etwas Saures daran merke. Wir behaupten steif und fest, diese häuslichen Ketzergerichte haben so viel Leben gekostet und zehnmal mehr Unglück angerichtet als die kirchlichen.

Als nun Lisi auf die Ankenballe kam, kam es ihm wohl, daß es schon daheim eine tüchtige Schule in der Selbstüberwindung durchgemacht. Benzens Leute waren recht gut gegen Lisi, meinten nicht, eine junge Frau und ein junger Hund seien das nämliche Thier, aber einen steifen, starren Hausglauben hatten sie, und entsetzt hätten sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn eine Frau in's Kraut keinen Speck geschnitten und eine Kelle Mehl weniger darein gethan hätte. Es hielt Lisi hart, sich zu fügen, aber gewohnt, vieles in sich selbst zu verwerchen, versuchte es es. Es sah, daß Benz Freude daran hatte und ihm so unter der Hand, als sollte es es selbst nicht merken, seine Zufriedenheit bezeugte, das half auch nach, und endlich war das ganze Haus ein christliches, an geistige Nothdurft gewohnt, man betete, las in der Bibel und in schönen Büchern, hauptsächlich von Arndt, und

das erhielt Lisi bei Kraft, denn die Seele hat die Nahrung immer so nöthig als der Leib. Wie in theuren Jahren, wenn der Arbeiter wegen theurem Brod und anderen theuren Sachen kaum halb genug zu essen hat, derselbe hohläugig und blaß, die Glieder mühsam bewegt, kaum die halbe Arbeit mehr verrichtet und alle Tage weniger, bis er endlich sich selbst kaum mehr zu tragen vermag, so geht es auch den Menschen mit ihren Seelen, wenn dieselben nicht gehörig gespiesen und getränket werden mit der rechten Speise und dem rechten Tranke oder mit der wahrhaftigen Speise und dem wahrhaftigen Tranke. Mein Gott, wenn doch einmal diese verwahrlosten, verserbeten, aus Mangel an Nahrung verschmachtenden Seelen unsern Sinnen wahrnehmbar würden, was würde da für ein Wehgeschrei gegen Himmel fahrend die Luft erfüllen! Man entsetzt sich über hohläugige, halb verhungerte Arbeiter und mit Recht, aber wenn man erst die Seelen sehen könnte, die verrazeten und verrebelten mit den todten Augen und den klappernden Gliedern, in den Krämpfen des Todes sich windend und krümmend, sich gegenseitig die Speise verderbend, vergiftend, die Marter des Todes vermehrend, Seelen aus allen Ständen, Tausende im Weh geistigen Todes sich krümmende Seelen, da würde Einem das Schreien vergehen, da würde Grauen und Grausen die Brust zusammen ziehen, daß wir das Würgen des Todes am eigenen Leibe fühlten.

Durch die tägliche Nahrung und das Leben nicht vom Brod alleine sondern auch von dem Worte Gottes blieb Lisi stark im Inwendigen, blieb gesund an Leib und Seele, ward Meister seiner selbst, Meister seiner Gefühle, seiner Gedanken nnd daher auch seines Thuns, ward daher ohne zu meistern Meister Aller: wer die Welt in sich überwindet, der überwindet sie auch außer sich. Es ging nicht manches Jahr, es konnte seinen Kaffee rösten, sein Sauerkraut kochen, auf welche Manier es wollte, es war jede gut, das Ketzermachen hörte auf, man ward freisinnig, liberal!

Das war der verschiedene Bildungsgang, der die beiden Freundinnen in so verschiedene Lagen brachte. Aber nicht die Bildung meinen wir, wie sie von Eugen Sue kömmt und seinem ewigen Juden oder Martin dem Findelkind, wie sie feiner und gröber in niederer und höherer Gesellschaft blüht, im Zeitvertreiben, Amüsiren, Elegantmachen und pomadig Schlittenlassen besteht, daher in leiblichem und geistigem Müssiggang. Lumpenbücher lesen ist keine geistige Arbeit, so wenig als tanzen und gygampfen leibliche. Müssiggang aber ist aller Laster Anfang und der geistige noch viel gefährlicher als der leibliche, und unendlich viel mehr Menschen sind geistige Müssiggänger als es leibliche Müssiggänger giebt, ein gut Theil schläft. Man glaubt es gar nicht, was am Ende das für einen Unterschied ausmacht, ob Einer ein geistiger Müssiggänger gewesen oder ein geistiger Arbeiter.

Man kann ihn deutlich und begreiflich sehen an Gritli und Lisi, denn da liegt Grund und Ursache, warum es Gritli so, Lisi anders ergangen. Gritli hatte alle Tage Sonntag und tändelte mit der Welt, darum ward es von der Welt überwunden und seine Sonntage verkehrten sich in Jammertage, Lisi rang mit der Welt und hatte schwere Tage, darum überwand es die Welt und der Rest seiner Lebenszeit ward der Anfang des ewigen Sabbathe.

So kam alles, aber damals ward es Lisi nicht klar, darum schmollte es halbers mit Gott, daß er Gritli so viel genommen und ihm, Lisi, so viel zugetheilt. So hat es die wahre Demuth, der Hochmuth hat es umgekehrt. So brachte Lisi ein Herz voll Trauer heim und konnte nicht aufhören zu reden von dem Elend da unten und seinem Erbarmen darüber, und durch das dunkle Gewölke fuhren Blitze, zornige Worte über die, an denen alleine es alle Schuld sah.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie es ändert mit Gritli, das Zeitliche vergeht, das Ewige kömmt.

Gretli vernahm den Befehl, zur Gotte zu gehen, mit Schrecken, aber eine bange Freude kam doch hinten drein. Die Mutter gab den Befehl ungern, aber sie betrachtete Gritli als eine Sterbende, und die letzten Wünsche eines zum Tode verurtheilten Mörders befriedigt man ja, warum nicht die letzten Wünsche einer Freundin, wenn sie im Bereich der Möglichkeit liegen. In diesem Befriedigen solcher Wünsche, überhaupt in Heilighaltung des letzten Willens liegt etwas unaussprechlich Schönes, es liegt darin das Trachten, den scheidenden Geist zu befriedigen, zu verhüten, daß er nicht durch ein Ungenügen gleich als wie an einem Haken an der Erde hängen bleibe oder durch eine Verletzung seines Willens gar zurückgezogen und an seiner Ruhe gehindert werde. Diesem frommen Respekt unserer Voreltern verdanken wir das Herrlichste, was wir an Denkmälern und großartigen Stiftungen besitzen. Unsere Enkel werden uns wenig zu verdanken haben als einige hohle Denkmäler gebrechlicher Menschen, welche vielleicht aus Geiz nicht einmal vollendet worden, und die Plünderung der Stiftungen der Väter, denn wer Gottes Willen nicht achtet, wie sollte der den Willen verstorbener Menschen ehren, wie sollte der, welcher an's ewige Leben nicht glaubt, die Seelen frommer Eltern schonen, der kann nichts als an ihrem Willen klügeln, bis er das Geld hat, der dünkt sich groß, wenn er den eigenen Bauch füllt mit dem, was für eine unabsehbare Reihe von Geschlechtern bestimmt war. Unsere Enkel haben einst das volle Recht, uns unter das Geschlecht der Mäuse zu zählen, die natürliche Feinde aller Vorräthe sind, sie verzehren, und zum Beweis, daß sie dagewesen, nichts hinterlassen, als leere Hülsen und unappetitlichen Unrath.

Der Mutter war es aber noch mehr bange dabei als Gretli, ſie fürchtete, die Gotte möchte den Augenblick benutzen, um dem Meitſchi Verſprechungen abzunehmen, welche nicht heilſam wären. Aber wie es auch den Willen der Sterbenden ehrte, ſo meinte es doch nicht, daß derſelbe die Freiheit der Lebenden binden und über ihre Perſonen verfügen dürfe, daß z. B. Eltern Kindern das Verſprechen abnehmen dürften, die oder jene zu heirathen, oder ſterbende Weiber ihren Männern, keine zweite Frau zu nehmen, das ſind bedenkliche, ſündliche Eingriffe, welche nur Beängſtigungen der Gewiſſen zur Folge haben. Ueber fremden Willen verfügen iſt ganz was Anderes, als das Verfügen über des eigene Gut. Den Unterſchied machte Liſi. Wenn ihn Alle zu machen im Stande wären, ſo wären viele Hände ſauberer und in manchem Haushalt der Segen größer, es iſt halt den größten Weisheiten nicht immer gegeben, die rechten Schranken zu ziehen zwiſchen dem Eigenen und dem Fremden, ſondern der Gluſt und die Gier ſind die beiden Augen, durch welche ſie die Welt anſehen, und Gluſt und Gier ſehen keine Schranken. Zwiſchen dieſen Weisheiten und den gemeinen Räubern iſt bloß der Unterſchied, daß dieſe ganz einfach und ohne Komplimente zugreifen, jene aber erſt ein ſchönes Syſtem ausſpinnen, daſſelbe auf eine Idee gründen, auf Staatskoſten drucken laſſen, dann ſyſtematiſch anpacken, iſt einmal angepackt, dann fällt der Unterſchied weg und bei beiden trittet das gleiche Verfahren ein, jeder frißt ſoviel er mag und kriegen kann, ohne alle Komplimente und Affektation, vide Exempel an den Mißhandlungen frommer Stiftungen, die zur Maſt von Beamteten gebraucht und geſchändet wurden.

Liſi ſagte zu Gretli, als daſſelbe gehen wollte: Bleib nicht zu lange, der Gotte ſchlägt viel reden übel an. Wenn ſie dich heißt, bald wieder kommen, ſo kannſt es verheißen, aber mehr nicht. Muthet ſie dir mehr an, ſo behalte uns vor. Was, Mutter, was könnte ſie mir anmuthen? frug

Gretli neugierig, daß das Näschen wuchs und ganz ſpitz wurde. Weiß es nicht, ſagte Liſi, aber mach's, wie ich es dir ſage. Was, o Mutter, was, ſag es mir doch recht, rief Gretli und verſpritzte faſt vor G'wunder. Sagte es dir nicht, wenn ich es ſchon wüßte, antwortete Liſi. Jetzt ſchweig und geh und bleib nicht zu lange. Gretli ſchickte noch einen langen Blick auf der Mutter Geſicht, dann machte es, daß es fort kam, von wegen, es kannte der Mutter Geſicht, und wußte ganz gut, wenn's an der Zeit war, das Maul zu halten und an's Befohlene zu gehen.

Es war ein milder, ſchöner Abend, die Ernte nahte der Reife, die Bäume füllten ſich mit Obſt, die Pflanzen aller Art glänzten in üppigem Grün, aus dem die gelben Kornäcker ariſtokratiſch ſich abhoben. Gretli ſinnete ſich faſt ſturm, was ihm die Gotte wohl anmuthen könnte. Etwa, daß es hinunter käme, die Haushaltung zu machen? Nein, nit mit vier Roſſen brächte man mich da hinunter, dachte Gretli, da braucht die Mutter nicht Kummer zu haben, daß ich was ſo Dummes verſpreche, ſie meint doch auch immer noch, wie dumm ich ſei! Es wollte ſich das Ding da unten ſo recht aſchgrau denken, ſo recht gräßlich und ſchauderhaft, daß ſich ein Büffel oder ein Tiegerthier darob erſchüttet hätte. Plötzlich ſtellte Gretli (wen? mag der Leſer oder beſſer die Leſerin errathen) mitten in's Gemälde — den Benz, ſtellte ihn vor's Haus und hinter's Haus, in den Stall, hinter den Pflug, kurz allenthalben war Benz. Auf einmal erhielt das Gemälde ſtufenweiſe eine veränderte Färbung. Es war anfangs zehnmal hölliſcher als die egyptiſche Finſterniß, aber ſeit Benz mitten darin ſtund, ward es lichter, heller, ein weicher Duft ergoß ſich darüber, reizende Ausſichten öffneten ſich, und muntere Amſeln wiegten ſich auf den Sträuchen und ſchienen zu pfeifen lockend und ſüß, kurz es ward ganz anders, ganz das Gegentheil von anfangs. Als es in die Marchen des Hunghafens kam, ſagte es zu ſich: Wenn ich da zu befehlen hätte

ſo müßt im Winter der Bäumputzer herbei, es hat kei Gattig doch, wie die Bäume ausſehen, es iſt gerade, als ob niemand da daheim ſei. Wie die doch ſchlechte Erdäpfel haben, grafig, pfytuſig! Aber ſo geht es, wenn man das Land anfangs ſchlecht arbeitet und es nicht gehörig ſäubern mag, muß man dann das ganze Jahr daran ſein, wenn es nicht ausſehen ſoll wie eine Haide. Du mein Gott, wie ſieht der Kabisplätz aus! Der ſollte längſt abgeblättert ſein. Ich glaube nicht, daß der einmal b'ſchüttet worden iſt. Nein aber, kann man doch und ſchämt ſich nicht! Da kann man ſehen, wie es kommt, wenn niemand da iſt, der es verſteht, dem es was daran gelegen iſt. Die Mägde ſollten ſich ſchämen, aber was fragen die dem darnach, wenn die nur haben, was ſie gelüſtet, was fragen ſie dem Andern nach! Nein, da iſt es Zeit, daß jemand dazu ſieht; wenn es noch ein Jahr oder zwei ſo geht, ſo trägt der ganze Hof in Gottes Namen nichts mehr ab. Gleich morgen müßte es mir an den Kabis hin, wenn ich da was zu befehlen hätte, es wäre dazu noch ein gar gutes Zeichen. So kalkulirte Gretli und konnte ſich kaum enthalten, in den Bohnenplätz zu treten und einige ſchief ſtehende Stecken aufzurichten und feſtzuſtecken. Das müßte ihm auch alsbald ſein, dachte es. Es ſtehe einem Hauſe nichts ſchlechter an, als wenn krumm ſei, was grad ſein ſollte, die Bohnenſtecken nach allen Himmelsgegenden herumgabelten, als wenn ſie alle Welt um Hülfe anſchreien wollten.

In dieſer Gedankenfülle kam es zum Hauſe, merkte es kaum und erſchrak, als es ungſinnet in der Mitte der Bevölkerung des Hunghafens ſich befand. Beſonders freundlichen Empfanges konnte Gretli ſich nicht rühmen, die Oppoſition der beiden Häuſer ließ man Gretli fühlen und namentlich das Mißtrauen, es werde von da oben her übel auf die Hunghafen Bänrin eingewirkt. Man machte Gretli Geſichter ungefähr, wie man ſie in einem radikalen Clubb einem Konſervativen macht, der unglücklicherweiſe in denſelben geräth. Und

wie ſelbſt deſſen beſte Bekannte ſich ſeiner ſchämen, die verlegenſten Geſichter machen, nicht wiſſen, ſollen ſie ihn kennen, endlich zehn Schritte von ihm ſich aufſtellen und die Hand zu reichen verſuchen, dann alsbald in der Menge ſpurlos verſchwinden, doch ohne Geſtank, ſo machte es Benz dem armen Meitſchi, während der junge Hans mit allerlei höhnenden, halbverblümten Redensarten, in welchen die Sorte ſeiner Bildung ſichtbar war, das arme Mädchen verhöhnte. Nun das meinte nicht, daß es daſtehen und warten müſſe, bis Hans fertig ſei, es machte ſich dem Stübli zu, wo die Gotte ſein ſollte. Die Gotte war unwirſchen Gemüthes.

Der Arzt, dem Liſi hatte Beſcheid werden laſſen, war da geweſen. Es ſei gut, hatte der alte Hans geſagt unwillig, komme der Dolders Waſchli, er könne jetzt ſelbſt ſehen, wie viel die Badefahrt genützt habe. Er wartete diesmal dem Arzte, und als er ganz höflich ſagte, er habe gehört, die Frau Amtsrichterin ſei ſchon heim, da habe er ſehen wollen, wie das Bad ihr zugeſchlagen, hieß er ihn hereinkommen, er werde dann am beſten urtheilen können, ob es die Koſten abgetragen. Das kitzelte den Doktor, der in ſolchen Dingen eben nicht Spaß verſtund, während Hans große Freude hatte, ihm was anzuhängen, da derſelbe ein Konſervativer war. Derſelbe ſah auch alsbald, daß die Krankheit bedeutende Fortſchritte gemacht und kaum irgend eine Hoffnung mehr vorhanden ſei. Indeſſen wollte er doch aus Aergerniß nicht aller Hoffnung entſagen, ſondern machte gute Miene zum böſen Spiel, tröſtete Gritli mit guten Worten, ſprach von neuen Verſuchen, welche er anſtellen wolle, und wenn das anſchlage, ſo ſei die Sache gewonnen. Gritli ſog dieſe neuen Hoffnungsſtrahlen begierig ein, frug des Näheren nach den neuen Mitteln, während Hans unverholen ſagte, er hülfe warten mit was Neuem, bis man wiſſe, was das Bad vielleicht noch mache. Er habe immer gehört, die rechte Wirkung komme erſt hintendrein, entweder den Weg oder dieſen Weg, entweder

komme man z'weg oder es nehme die Leute wie die Fliegen. Das hülf er abwarten, jetzt könne man ja noch nichts wissen, Kosten könne man machen, aber er habe noch nie gehört, daß man mit den Kosten was zwinge. Das sei auch nicht sein Brauch, sagte der Arzt. Man habe Exempel genug vor Augen, daß dest schlechter Einer fuhrwerke, desto mehr es ihn koste. Das wundere ihn nicht, denn zu brauchen und zu sparen, daß es gut komme, mangle es Verstand, und den hätte man nicht an allen Orten. Er sage, was er gut glaube, daneben habe man immer die Wahl, es zu machen oder nicht, er müsse sich das gefallen lassen. Nun, sagte Hans, diesmal hülfe er Verstand brauchen und acht Tage warten und sehen, wie das Bad anschlage, sehe man dann, daß noch etwas nöthig sei, so könne man ihm Bescheid machen. Das sei ihm ganz das Rechte, sagte der Doktor, und protzte auf, nachdem er noch einmal den Puls gegriffen. Hans wollte ihn noch zu einem Glas Wein nöthigen und war sehr höflich, aber umsonst. Der Doktor machte, daß er fortkam, und so weit er ihn sehen konnte, zäpfelte Hans ihm nach. Den habe er doch Dolders schön fortgebräukt, sagte er.

Das alles hatte Gritli mit angehört und war dadurch tief beelendet worden. Ja, ja, sagte es, acht Tage luegen, ob ich nicht sterbe! Ein Kreuzer reute ihn für mich und z'Kronen versäuft er das Geld. Acht Tage da sein und reblen und keinen Zeug haben, wo Einem hilft und erleichtert. Ja, acht Tag nichts haben sollen, in der Zeit ist viel möglich. Und gesetzt, es hilft nicht viel und das ist noch lange nicht gesagt, so könnte man doch Hoffnung haben dabei und es geht aus meiner Sach' so gut als aus seiner. Er fragt auch nicht, wem das Geld sei, wo er versäuft. Es ist bei ihm nicht wie bei Kabis Christeli, wo der Frau gesagt hat: Frau schweig und begehr nicht mit mir auf, ich bin ja nicht im Stande, meine Sache zu versaufen, geschweige dann deine. Und was er nicht verputzen mag, verputzt der Jung, und

keiner sagt von acht Tag warten. Was jeden ankömmt, macht er, und ich allein soll warten und der Sündenbock sein. Da hab' ich wieder ein Müsterchen, wie lieb ich bin und wie gerne sie mich aus den Augen hätten. Vergeben werden sie mir nicht von wegem Henken, obschon es noch die Frage wäre, ob bei dieser Hudelordnung solchen Großgringe etwas geschehen würde. Aber mich verrebeln zu lassen, selb werden sie im Sinne haben. So fuhr es dem armen Gritli im Kopf herum, als Gretli kam, so klagte und jammerte es, und aus diesem Kreise heraus drangen seine Gedanken nicht. Keinen Zeug haben, acht Tage warten, Verstand brauchen, unnütz Kosten sparen, das waren die Noten, über welche es dachte und sprach, und was Gretli der Mutter berichten sollte.

Von Gretli war keine Rede, an seinen frühern Plan dachte Gritli nicht, nicht einmal an die Haushaltung, seine Interessen hatten sich in die Schranken seiner Person zurückgezogen, alles was es Gretli aufzutragen hatte, war, daß ja doch recht bald seine Mutter hinunterkommen möchte. Sie sei der einzige Mensch, den Hans fürchte, und der ihm Verstand machen könne. Auf dem Heimwege betrachtete Gretli Kabis und Bohnen mit viel geringerem Interesse als auf dem Herwege, und am Gabeln der Bohnenstecken nahm es kein Aergerniß mehr, desto mehr an den Bewohnern, besonders an Benz. Der hatte gethan, als verschäme er sich seiner, der könne ihm jetzt lange warten, bis es ihm ein gutes Wort mehr gebe. Ja wolle, der hätte nicht Ursache dazu und sollte froh sein, wenn man seiner sich nicht schäme, Leute aus einem Hause, wo es gehe wie im Hunghafen, hätte man nicht besonders Ursache zu ästimiren. Aber Mutter, was sollte ich der Gotte nicht versprechen? war das erste Wort von Gretli, als es heim kam. Sie hat nichts gesagt, als du solltest hinunter kommen, du allein könnest dem Vetter Verstand machen. Das ist mir z'wider, sagte Lisi, einstweilen gehe ich nicht

mag doch wirklich nicht den Böllimann machen da unten und d's Unghür, so sehr mich das arme Gritli erbarmet. Das macht es jetzt nicht mehr lang, aber es muß doch dann alles zusammen kommen, um es zu quälen und ihm das Leben zu verkürzen. Es wird so sein sollen, aber traurig ist's. D'Ruh ist ihm z'gönne, aber mich hält es hart, ich werde mein Lebtag Längizyli nach meinem Gritli haben. Aber Mutter, was sollte ich nicht versprechen? frug Gretli, durch der Mutter Thränen unbewegt, denn die Neugierde war diesmal zuvorderst und ließ das Mitleiden nicht aufkommen. Bist das wüsteſt Meitschi auf dem Erdboden, fuhr Lisi auf, wäreſt was werth, würdeſt um d'Gotte pläre statt z'g'wundern nach Sachen, welche dich nichts angehen.

Gretli schwieg, es wußte zu gut, daß in solchen Augenblicken die Mutter das Räsonniren nicht vertrug, aber das Herz hatte es voll, es lief ihm über. So einen bösen Tag, dachte es, habe es doch kaum noch gehabt sein Lebtag. Böse Worte und saure Augen müsse es allerwärts abthun und vermöge sich doch dessen nicht. Keinem Menschen hab' es eine Unantwort gegeben, alles ausgerichtet, was man ihm geheißen und nirgends komme es recht, allenthalben häßele man's an. Nicht einmal fragen dürfe es, sage es ein Wort, füfere die Mutter es ab wie einen Hund, der ob dem Fleisch gewesen. Nein, so wolle es nicht mehr dabei sein, so verleide ihm das Leben, wenn es nur für die Gotte sterben könnte, so wäre es beiden geholfen; sie lebe so gerne und ihm sei's, wenn es nur den Leuten aus den Augen wäre, es haßten ihn's ja Alle. Das gute Gretli erfuhr es jetzt auch, wie kommod es für den Menschen ist, daß der liebe Gott nicht alle Wünsche und Seufzer erhört, welche empor vor seine Ohren kommen, wenn er mit väterlicher Milde überhört, was aus thorrechten Gemüthern kömmt, was in gereizten Stimmungen der Mensch hinauf gen Himmel wirft.

Mit dem armen Gritli ging's nun rasch zu Ende, es war ein Licht, das dem Erlöschen nahe unstät flackert. Gritli's fixer Gedanke war, es würde leben, wenn ein Arzt käme und ihm hülfe. Das mußte sich Hans auch gefallen lassen, ehe die acht Tage Probezeit zu Ende waren.

Wie üblich, wenn jemand krank ist, kam viel Besuch von Bekannten und Verwandten, auch von armen Leuten, welche sagten, wenn sie nur noch einmal zu der Frau könnten, und von denen einige im Stande waren zu weinen und zu schreien ganz schrecklich, wie es ihnen übel gehe, wenn die Frau dahinten bleiben sollte, weit und breit plärre Alles. Die guten Leute würden bald rar im Lande, es seien bald keine mehr. Es dünke die Leute immer, wenn es dem lieben Gott so recht an den armen Menschen gelegen wäre, wie es eigentlich sein sollte, so würde er die bösen aus der Welt nehmen und nicht die guten. Die letzten würden ihm besser gefallen, man habe nichts dawider, aber er sollte an andere Leute auch denken. Schließlich baten solche Leute, es solle doch an sie denken, sie würden es auch nicht vergessen, und wenn es müßte gestorben sein, so sollte es doch seinen Leuten befehlen, daß sie ihnen auch von den Kleidern geben sollten, etwas das man brauchen könne und nicht so ein G'hudel, wo man nichts damit anzufangen wisse. Es gehe oft bei solchen Gelegenheiten gar grusam ungerecht zu.

Doch nicht bloß solche Leute redeten auf diese Weise, sondern Verwandte, welche mehr Verstand haben sollten, sprachen von grusam schlecht Aussehen, bald Sterben, und wenn Hans dabei war, was aber selten geschah, so sagte er wohl: Ja, ja, das ist die Besserung von der Badefahrt, das hat geholfen. He nun, an der kann man mich doch wenigstens nicht schuld geben, ich hab's gesagt, wie es kömmt.

Man hätte glauben sollen, das würde eine besonders schlechte Wirkung auf Gritli haben, aber man würde sich geirrt haben. Bei all diesem Gerede blieb Gritli kaltblütig,

es glaubte nicht daran, es sagte, es fühle am besten, wie es ihm sei, und man solle sich nicht umsonst freuen. Es sei wohl grusam matt in den Gliedern, aber das sei nur von der Reise, ums Herz sei es noch ganz gesund. Wenn es einmal gehörig ausgeruht und der Doktor mit gutem Zeug nachhelfe, so hoffe es noch, schuld an mancher langen Nase zu sein. Im Bade hätten Alle berichtet, wie das Bad angreife, und wer am meisten angegriffen werde, an dem wirke es am besten, und habe man das erste Mal ausgehalten, so sei die Sache gewonnen, und wenn man im nächsten Jahr wiederkomme, so fühle man erst recht, was das Bad und wie bsunderbar gut es sei. Die Hauptsache sei bloß die, daß man es aushalten möge, wer es aushalten möge, werde steinalt; so sprach Gritli in gläubigem Vertrauen. Und wirklich schien sein Glaube sich zu bewähren, der Husten wurde milder, die Nächte ruhiger, Fieber war kaum merklich und selbst aus dem Geiste schien die Reizbarkeit zu schwinden.

Lisi hatte gezögert zu kommen. Es war ihm sehr peinlich, so gleichsam als eine Executionsmacht von Zeit zu Zeit in ein fremd Haus zu fallen, da aufzubegehren und zu regieren. Indessen ward am Ende das Gewissen mächtig. Ich traue nicht, sagte Lisi, gäb wie man sagt, es bessere, und wenn es sterben sollte, ehe ich unten gewesen, ich hätte keine ruhige Stunde mehr, und ich möchte nicht, daß, weil ich sein Verlangen nicht erfüllt, Gritli es büßen und sich mir künden müßte.

Kommst endlich, sagte Gritli. Hast warten und das Kommen auf mein Begräbniß sparen wollen. Aber da hättest du dich verrechnen können, von wegen ich glaube, jetzt sei die Sache gewonnen. Es ist mir bsunderbar wohl, lang nie so. Der Doktor war da, ich ließ ihm befehlen zu kommen, und er hat es selbst sagen müssen, er glaube, es sei nicht viel mehr nöthig, nur so was Weniges, um nachzuhelfen. Lisi bekam Augenwasser, als Gritli ihm so sprach, so blaß da saß und

den Athem zu leiſem mattem Reden nur mühſam herbeibrachte. Die Leute, fuhr Gritli fort, hätten ihm Angſt machen, ja einige hätten ſchon erben wollen bei lebendigem Leibe, aber es habe gedacht: Redet nur, ich weiß am beſten, wie es mir iſt. Nun erzählte es Liſi, wie es ihn's freue noch länger zu leben, es müſſe ihm dann anders gehen. Es glaube, es könne vielleicht auch gefehlt und manchmal d'Sach zu ſchwer oder zu bös aufgenommen haben. Es glaube, wenn es mit Liebe probirt, es hätte viel zwängen können. Aber es hätt's ihm früher nit gegeben, nit, daß es nit o dra gſinnet hätt'. Jetzt ſei es ihm ganz anders, es ſei fry ein anderer Menſch geworden, und es dünkte ihn's, die Andern auch; Alle ſeien ſo gut gegen ihn's, bſunderbar der Mann. Liſi ſolle doch denken, der ſei heute ſeinetwegen daheim geblieben und es ſei doch Amtsgericht. Am Morgen früh habe es ihm nur ein Wörtlein geſagt, es freute ihn's ſo, wenn er daheim bliebe, man wiſſe nie, was es geben könnte, und auf der Stelle hätte er Hans abgeſchickt, dem Sublianten zu bieten, daß er gehe, und den ganzen Tag ſei er daheim und habe ihm keine ſaure Miene gemacht und kein bös Wörtli gegeben. Hans ſei aber noch nicht heim, es dünke ihn's, wenn nur der auch da wäre, es möchte ſo gerne mit ihm reden und ihm ſagen, wie es fürohin gehen müſſe. Er thue manchmal wohl wüſt und das Herz ſei ihm manchmal faſt darob gebrochen, aber ein gut Herz habe er doch, und wenn es ihn mit Liebe nehme, ſo werde das auch gehen, bſunderbar wenn der Vater auch helfe und ihm das Beiſpiel gebe. Er ſei ein Bubi geweſen, ein ſchöneres und beſſeres ſei noch nicht auf die Welt gekommen, accurat wie ein Engeli ſei er geweſen. Es zweifle nicht daran, der werde auch anders, man habe ja viele Beiſpiele, daß gerade Solche, wenn ihre Zeit zum Wüſtthun um ſei, die berühmteſten und beſten Männer gegeben.

Es war eine Milde, wir wollen nicht ſagen Verklärung, in Gritli's Weſen, daß Liſi's Augen beſtändig naß waren,

so sehr es auch dagegen sich sträubte und es zu verbergen suchte.

Als der Amtsrichter kam, leuchtete das blasse Gritli vor Freude und war so freundlich und glücklich, daß es fast war, als sei es Braut, jung und glühe in der ersten Liebe. Hans fühlte dies auch augenscheinlich, so sehr er es zu verbergen strebte, denn er schämte sich der bessern Gefühle; wenn der Regierizer sie gesehen, hätte derselbe ihn famos ausgelacht. Lisi sah es, aber es hütete sich wohl, etwas merken zu lassen oder auf irgend eine Weise die wunderbare Stimmung zu stören, gab sich derselben selbst hin. Es wußte wohl, es sah Gritli zum letzten Male lebendig auf Erden, es fürchtete, man merke dies ihm an, fürchtete, durch seine Wehmuth zu stören oder das eigene Herz zu versprengen durch Unterdrückung derselben, sehnte sich nach einem einsamen Plätzchen in einem Wäldchen oder hinter einem Zaun, um sich so recht von Herzen auszuweinen. Dagegen aber that ihm dieses Wesen von Gritli so wohl, dieses Auftauchen vergangener Herrlichkeit, der jugendlichen Liebenswürdigkeit, wo Gritli an Hansens Liebe so wohl lebte und allenthalben eine holde Erscheinung war. Wie man von einem reinen wolkenlosen Untergang der Sonne sich nicht trennen kann, bis der letzte Schimmer verglommen ist und die Berge blaß geworden und über die Thäler schauen wie ungeheure Riesenleichen und das Herz so voll ist von Wonne über die Herrlichkeit der Erde und so voll ist von Wehmuth über die Vergänglichkeit dessen, was so schön und lieblich ist auf Erden, so war es Lisi.

Endlich sah man den jungen Hans in der Ferne. Lisi meinte, trotz der Ferne, ihn angetrunken, aber Gritli freute sich, daß er so früh schon komme, noch Tags, und war er am Morgen fortgegangen und hätte leicht in zwei Stunden heim sein können! Da duldete es ihn's nicht mehr, es wollte nicht Aerger fassen, sich nicht den Abend und das Scheiden vergiften lassen. So leb wohl, sagte Gritli, ich will dich nicht

preſſiren da zu bleiben. Ich weiß, du biſt immer ein ängſtliches, meinſt es gehe nicht, wenn du nicht dabei ſeieſt. Aber warte nur, es wird dir auch die Zeit kommen, wo du es gelaſſener nimmſt und Andern auch etwas vertrauen kannſt. Wart nicht ſo lang, komm bald wieder. Sobald ich wieder zweg bin, komme ich zu euch, es blanget mich recht ſehr, einmal einen halben Tag bei dir zu ſitzen und dich zu verſäumen. Grüß mir ſie Alle und Gretli ſoll mir nicht zürnen; als es da war, war ich bös zweg und nicht freundlich, es ſoll bald wieder kommen, da will ich gut machen.

Es wollte Liſi faſt verſprengen, es brauchte alle Gewalt, welche es über ſich hatte, um lautes Weinen zu unterdrücken. Glücklicherweiſe war die Aufmerkſamkeit von Gritli bei dem nahenden Hans, es merkte daher Liſi's Bewegung nicht. Liſi mied das Begegnen des jungen Hans, ging zur hintern Thüre aus, um's Haus herum, ſetzte ſich hinterm Ofenhaus, weiter brachte es es nicht, und weinte bitterlich. Es weinte über Gritli's Tod, denn ihm war es jetzt bereits geſtorben, es weinte im erſten Schmerz über das Schreckliche von Gritli's Täuſchung, wie ihm da in der Mitte von blühenden Hoffnungen der blaſſe Tod ſitze und unerwartet es überfallen werde, gleich einer Schlange, auf die ein argloſer Wanderer getreten. Doch allgemach verſchwand Liſi der anfangs ſo grauenvolle Schein, und es ſah den ſeltſamen Zuſtand wohl mit tiefer Wehmuth an, doch in anderm Lichte. O, dachte es erſt, warum jetzt noch am letzten Tage dieſe Veränderung der Stimmung, dieſes friedliche, verſöhnliche Weſen. O, wenn Gritli ſo geweſen in der letzten Zeit, wie viel wäre anders und wie manche Qual und wie manche Verſündigung wäre nicht zwiſchen ihnen. Und jetzt am letzten Tage zeigt ihnen Gott zur Strafe: Seht, wäret ihr ſo geweſen, ſo wäre es anders; hättet ihr einander getragen in Liebe und eins dem andern zu Gefallen gelebt, ſo wären die tauſend und abermal tauſend verlebten bittern Tage nicht, wäre der zerrüttete Wohlſtand nicht,

am Rande des Abgrundes ſchwebten die Kinder nicht. Jetzt, wenn es ſo bliebe, könnte es gut kommen, aber wolltet ihr nicht, als ich wollte, ſo ſoll es jetzt auch nicht ſein — vorbei iſt die gelegene Zeit! Der Tag ward euch gegeben als eine Strafe, damit ihr wiſſet, wie ich es gewollt, wie ihr es aber anders gewollt, und wenn der Tag vorbei iſt, wenn ihr gekoſtet habt, was ihr ſo muthwillig verſcherzt habt, ſo müßt ihr auseinander, müßt als Pein den Geſchmack dieſes Tages hinübernehmen in die Ewigkeit, es iſt der Wurm, der da lebendig wird und nicht ſtirbt und euch predigt Tag und Nacht, wie ihr es hättet haben können und wie ihr es nicht hattet haben wollen.

Das machte Liſi unendlich traurig im Gemüthe, und durch Leute, welche um's Ofenhaus herumſtrichen, verſtört, ging es ſchwer und langſam heimwärts. Der Berg ſchien ihm noch einmal ſo ſteil, kaum war es zur Hälfte oben, mußte es abſitzen auf einen Stock, den Ueberreſt einer alten Buche an eines kleinen Wäldchens Rande. Zu ſeinen Füßen hin lief der Graben oder das kleine Thal, in welchem der Hunghafen war, es mündete vor ſeinen Augen in's breite Hauptthal und drüber weg ſah man in weiter Ferne die lange blaue Wiege, in welcher des Abends die Sonne zu Bette geht, den Jura. Es war ein düſterer Tag geweſen, dem die Sonne gefehlt und die Wolken den Himmel verhüllt hatten. Nun zog ſich weit hin über den blauen Berg ein heller Streif wolkenfrei. Unbemerkt nahte ſich die Sonne der wolkenloſen Bahn und dieſe erglänzte in lichter Freude, ehe noch die Sonne ſichtbar war. Als dieſe nun ſelbſt kam in ihrer ſtillen Majeſtät, ergoß ſie ihr roſig Licht in reicher Fülle über die Erde und dieſe erglühte wie eine Braut, wenn des Bräutigams in Liebe getauchtes Auge in ihr Auge ſtrahlt. In ſtummer Freude glänzten Berge und Thäler, funkelte das Waſſer auf den Wieſen, die Fenſter in den Häuſern; doch nur eine kleine Weile, denn weiter ging die Sonne, ſtieg nieder hinter die blaue

Wand, noch eine Weile Strahlen spendend, Berge röthend. Und als die Strahlen verglüht waren auf Erden, lichtete sich nach und nach die Wolkendecke, die Dünste schwanden, der Himmel that sich auf, ein Stern nach dem andern trat aus seiner Kammer, bald strahlte der offene Himmel in voller Sternenpracht.

Wunderbar, unmittelbar, ohne daß Lisi sich dessen bewußt war, strahlte, was draußen vorging, ihm in seiner Seele wieder. Es war ihm still geworden im Gemüthe, die Thränen hatten aufgehört, die Traurigkeit war milder geworden, klarere Gedanken traten vor seine Seele aus dem geheimnißvollen Schooße, wo der Geist Gedanken zeuget und sie emporsendet ins Bewußtsein der Menschen. Nein, dachte es, so wird es Gott doch wohl nicht geordnet haben, nein, glauben will ich das nicht, Gott ist ja barmherzig, will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre; noch am Kreuze verhieß der Heiland das Paradies dem armen Schächer, und nach der Sündfluth richtete er den Regenbogen auf, und war dieser Tag vielleicht nicht Gritli's Regenbogen, das Zeichen der Gnade, dieweil es schwer gebüßet, was es verfehlt, und nicht alles durch eigene Schuld, sein Leiden jetzt zu Ende und sein Gott mit ihm zufrieden sei. Sandte eben nicht deßwegen Gott seinen Frieden über ihn's, und weil es für diesen Frieden empfänglich war und weil es in diesem Frieden so glücklich war, war ihm das nicht eben auch das Zeichen, daß Gritli's Seele geläutert sei im Leiden und bereit für des Himmels Frieden, so wie die Seele des Schächers zweg sich zeigte durch den Glauben an den Heiland, den der Schächer am Kreuz bekannte, während Alle seiner spotteten. Wie glücklich war Gritli in diesem Frieden und sein Gemüth ganz aufgeheitert, daß es ein rechtes Gnadenwunder scheint. Unser Herrgott hat ihm diesen Frieden nicht aufgehen lassen so gleichsam aus Bosheit, um ihm zu zeigen, wie süß der Frieden wäre und ihn's dann um so besser peinigen zu können mit höllischer

Chuk; das thut Gott an einem armen Fräuckl, daß es eigentlich gut gemeint, aber d'Sach übel verſtanden, nicht, das wäre gut für e Täfel, aber nicht für ihn. Nein, Gott hat ihm zeigen wollen, daß die Zeit vom Leiden vorbei ſei und jetzt ein ander Leben anfange. Nit umſonſt hat Gritli ſo gläubige Hoffnung zum Leben. Unſer Pfarrer, wo mich unterwieſen hat, ſagte immer, das ewige Leben müſſe hier ſchon anfangen, nicht erſt jenſeits. Nun fühlte es Gritli, daß es es ergriffen, daß es das rechte Leben hätte, und freuete ſich ſo darob, nur verſtund es es nicht recht, und wenn es ihm's jemand recht ausdeutſchen gewollt, es wäre im Stande geweſen darüber zu weinen in ſeiner Einfalt. Gott wird es ihm aufheitern wollen nach und nach, bis der Himmel ganz offen iſt, alle Sterne ſcheinen und die rechte Sonne kömmt. Und wer weiß, was das für Hans für eine Bedeutung hat? Allweg vergißt er das nicht, wer weiß, ob der letzte Tag ihn nicht vorume wehrt.

In dieſen Gedanken kam es ungeſinnet vor das Haus, wo man ſeiner mit Bangen wartete und eben die Laterne rüſtete, um ihm entgegen zu gehen, und jetzt Alles mit offenem Munde ſeines Berichtes harrte, Gretli der Mutter Eſſen und Trinken auf den Tiſch ſchaffte mit flüchtigen Beinen, um ja fertig zu ſein, wenn die Mutter verſchnauft, damit es vom Bericht kein Wort verliere. Liſi wehrte zwar und ſagte, es möge keinen Biſſen, aber das half nichts, hier mußte es gehorchen, es war Hausregel, daß in geſunden Tagen nichts ſo ungeſund ſei, als nüchtern zu Bette zu gehen, begreiflich vom Eſſen verſtanden, nicht vom Trinken. Liſi nahm ſich Zeit zum Bericht, erzählte, wie es es unten angetroffen, wie es ihm geworden und was es gedacht. Sie horchten da auf wie ſelten in einer Predigt, und was ſie hörten, machte auf Alle einen tiefen Eindruck, und da war niemand, weder Knecht noch Magd, denn Liſi hatte Alle bleiben heißen, welcher nicht ſehr andächtig zu Bette ging und daran dachte, er wollte, er bekäme ſo den Anfang des ewigen Lebens wie Gritli, damit er

der Gnade gewiß ſei. Länger brichteten Benz und Liſi zuſammen, durchgingen ihren Lebenslauf und dankten Gott, daß ihnen nicht erſt der letzte irdiſche Tag als Zeugniß gegeben worden, daß ſie des ewigen Lebens gewiß ſeien.

Sechszehntes Kapitel.

Liſi haushaltet im Hunghafen und Gritli wird begraben zu Küchliwyl.

Schlafen konnte Liſi nicht, es mußte immer denken, jetzt holt der Herr ſein wiedergefundenes Kind, jetzt kommt Botſchaft, es ſei überſtanden. Und ob Liſi daran dachte, Gritli bringe ſie ſelbſt, es habe ja geſagt, ſobald es könne, komme es hinauf, wiſſen wir nicht, aber ſehr möglich wäre es. Vor Sonnenaufgang ſchon ſtand Liſi vor dem Hauſe, und alsbald war der junge Benz vor ihm mit verweinten Augen im betrübten Geſicht. Die Mutter ſei geſtorben, ſagte er und ſchluchzte laut, und nur mit Unterbrechungen konnte er erzählen, wie freundlich ſie geweſen, daß es Alle z'brieggen gethan, auch den Vater, nur den Bruder nicht, der habe alsbald die Thüre in die Hand genommen und habe geſagt, er liebe das Plärr nicht. Aber man könne es ihm nicht übel nehmen, er ſei trunken geweſen, es werde ihm ſchon noch anders kommen. Man habe die Mutter manchmal zu Bette bringen wollen, aber ſie habe geſagt, es ſei ihr ſo wohl, beſſer nützte nichts, da wollten ſie doch noch beiſammen ſein, es ſei ſo ſeit langem das erſte Mal und ſo ſolle es fürder ſein, und während ſie ſo ſprach, wie es ergehen müſſe, aber leiſer und immer leiſer, blieb unvermerkt der Athem aus; ſie neigte das Haupt, als ob ſie ſchlafen wollte, that einige Male den Mund auf, und als wir hinzuſprangen, war ſie todt, ausgegangen wie ein Licht. Ich muß mich vererzüſiren, daß ich ſo früh komme,

aber der Vater hieß mich, und ihr ſolltet hinunterkommen ſo geſchwind als möglich, es wäre ihm gruſam anſtändig. Weibervolk haben wir keins im Hauſe, dem man etwas anvertrauen darf; von den Verwandten ſeid ihr die nächſten, und es gibt gar gruſam viel zu laufen und Beſcheid zu geben, daß man nicht weiß, wo wehren.

Es iſt mir zwider, ſagte Liſi, aber weil mich der Vater begehrt, ſo ſage ich es nicht ab; wenn wir das Alte nicht hervorziehen, ſo denke ich, haben wir wohl im Frieden Platz in einem Hauſe. Ja, Baſe, kommt, ich halte euch auch gruſam an, bſunderbar wegem Bruder, der ſcheut euch und nimmt ſich in Acht, ſonſt thut er, daß wir uns zeitlebens ſchämen müſſen. Zweifle, ſagte Liſi, der iſt von einer Sorte, welche ſich vor nichts in Acht nimmt, weder vor Lebendigen noch vor Todten. Aber komm herein, mußt was Warmes haben, komm dann gleich mit, wenn Benz nichts dawider hat. Benz ſträubte ſich, doch nicht unwiderſtehlich, ging endlich in die allgemeine Stube, wohin er den Weg wohl kannte.

Es war Hausſitte auf der Ankenballe, daß, wenn es lebendig wurde im Hauſe, alsbald Alles ſich rührte, man nicht von einem Bett zum andern mußte, es nicht ging wie es im Schneiderlied heißt: Da kam die Frau Meiſterin und zog uns bi de Bene! In kurzer Zeit war ohne Frau Meiſterin Alles auf den Beinen und jeder marſchirte dem Orte zu, wo er hingehörte. Gretli hatte in ſelber Nacht nicht viel geſchlafen; wenn es einſchlafen wollte, war es ihm immer, als zupfe ihm jemand am Deckbette und wolle ſich ihm künden. Als es gegen Morgen einſchlief, weckten ihn's die erſten Worte, welche vor dem Hauſe geſprochen wurden. Raſch ſprang es aus den Federn, wo der Oberſt iſt, muß auch ſein Adjutant ſein, und wenn eine Säumniß ſtatt fand, wurde ſie an Gretli geſcholten, zum Exempel für die Andern. Es hörte Nachricht und Abrede an ſeinem Fenſterchen, lang ſäumte die Toilette nicht, es wußte ohne weiteres Kommando, was ihm oblag. Im

Umſehen ſpretzelte das Feuer in der Küche, Waſſer ward übergeſtellt, Milch aus dem Keller geholt, zum Sieden in die große Pfanne ebenfalls auf's Feuer geſetzt, alles faſt in einem Athemzuge.

Derweilen war auch die Meiſterjungfer nachgekommen, ſtund an ihren Platz, und erſt jetzt ging Gretli in die Stube und traf Benz, die Arme auf den Tiſch geſtützt, den Kopf in die Hände gelegt, ſchmerzlich weinend. Dieſes Weinen war wunderthätig, aller Groll aus Gretli's Herzen war weg, es längte Benz die Hand und ſagte: So iſt ſie geſtorben, die gute Gotte, wann und wie, mußte ſie etwa noch leiden? Nun erzählte Benz erſt mühſam aus dem Weinen heraus, wie es gegangen und wie es ihm das Herz zerreiße, daß ſie jetzt daraus hätte müſſen, wo es ſich zum beſſern angelaſſen, und wie er nicht begreife, wie das jetzt gehen ſolle. So lange die Mutter gelebt, ſei doch immer noch jemand da geweſen, der d'Sach zuſammengehalten, jetzt gattere dann alles auseinander, man werde es ſchon erfahren. Daß dieſen Jammer Gretli nicht unterbrach, ſondern mitjammerte, iſt begreiflich, das that aber jemand anders. Meitſch., können wir bald eſſen? frug Liſi aus dem Stübli heraus. Wohl da kriegte Gretli wieder Beine, ohne werweiſen und noch dies und das hören wollen war es verſchwunden, und als die Mutter zum Gehen bereit war, war auch das Eſſen da; wo Liſi mal was angriff, da ging es vorwärts und Alle mußten mit, ſie mochten wollen oder nicht.

So lebet wohl, ſagte es, habt Sorg zu einander, und wenn ich Abends um acht Uhr nicht da bin, ſo ſchickt mir entgegen. Der junge Benz meinte, ſie ſolle unten bleiben, man hätte darauf gerechnet, aber Liſi blieb bei ſeinem Wort. Was ich des Tages helfen kann, will ich gerne thun, aber Nachts will ich daheim ſein. Es mag geben was es will, ſo bin ich dann daheim, und will in meinem Bette ſchlafen. Hab es letzthin erfahren, wie das Schlafen in fremden Betten iſt, wo

nun des Morgens müder aufſteht, als man des Abends niedergegangen.

Liſi hätte gerne die Sache von der Hand gewieſen, aber es würdigte das Vertrauen vom Amtsrichter, der ihm dadurch Gelegenheit gab, einen Blick in die Tiefen des Hausweſens zu thun; es betrachtete es als die erſte Frucht des vergangenen Tages. Es gibt viel zu thun und zu denken, wenn ein Glied einer bedeutenden Familie geſtorben iſt, beſonders daß ja niemand vergeſſen werde an's Leichenbegleit zu laden, kein Verwandter bis in das ſieben und ſiebenzigſte Glied, niemand, in deſſen Familie man z'Lycht geweſen, kein Pathe, ſo weit dieſelben zu erreichen ſind, kein Arbeiter des Hauſes, kein Ghnsmann, kein Armer oder, je nach der Sitte, kein Bewohner des Dorfes. Durch eigene Boten wird ſtundenweit Beſcheid gemacht, denn den Briefen traut man in ſo wichtigen Fällen nicht die gehörige Sicherheit zu und die gehörige Pünktlichkeit, und ſo ganz Unrecht hat man nicht und zwar auch ſeit die Poſt eidgenöſſiſch iſt. Haus war in der Verwandtſchaft nicht ſonders bewandert, d. h. er war es früher, aber ſeit das politiſche Leben über ihn gekommen und die politiſchen Verhältniſſe ihn gefeſſelt, war das Familienleben ihm in den Hintergrund getreten und die Familienverbindungen aus den Augen und ſomit auch aus dem Gedächtniß gekommen. Daher mußte in dieſer Anordnung Liſi ihm vielfach aushelfen, beide Söhne waren nichts in dieſem Punkt, beſonders Hans nicht. Er futire ſich um die Verwandten und ſehe ſie am liebſten gar nicht, müſſe er ſie aber ſehen, am liebſten von der hintern Seite, pflegte er zu ſagen.

Dann mußte den herbeieilenden Armen Beſcheid gegeben werden, welche eine reiche Leiche weiter wittern als die Geier in Amerika einen gefallenen Hirſchen, die hier und dort wirklich ſo gierig kommen, daß, wenn man ſie machen ließe, ſie der Leiche das Leintuch vom Leibe riſſen, in das ſie eingenäht worden. Nun ſucht man ſie freilich bis nach der Leiche zu ver-

ſpätigen, aber man kann es nicht, ſie laſſen nicht ab, ſie ſagen in aller Unverſchämtheit, ſie kämen weit her und hätten nicht Zeit wiederzukommen. Konnte man nichts von Kleidern geben, ſo fand man ſich mit einer andern Gabe ab. Das überließ Hans nun nicht gerne den Mägden, von wegen den unſichern Fingern, und die Söhne hatten vom Werth und Zuſtand der Dinge keinen Verſtand.

Liſi ſah erſtlich alsbald mit kundigem Auge, daß ſie eigentlich kein Geſinde hatten, ſondern ein bloßes Geſindel, unzuverläſſige Menſchen, die nirgends Wurzel ſchlugen. Es iſt ſehr merkwürdig, wie zuverläſſige Menſchen ein Haus verlaſſen, das unzuverläſſig wird, zu wanken anfängt, von einem flüchtigen Luftgeiſt beſeſſen wird. Es wird ihnen unheimlich darin, grauſlicht, ſie laufen draus und das flüchtige Geſindel zieht ein, wie an einen faulenden Baum außen die Spechte klopfen und inwendig die Würmer ſich luſtig machen. Die Mägde waren von dem luftigen Zeug, welches ſich ringsum höchſtens alle drei Jahre einmal wäſcht, dagegen alle Nächte die Haare knebelt, daß ſie kraus werden, oder wenigſtens einige Graswürmer über die Stirne niederzappeln läßt, das es im Sommer zu anderthalb Strümpfen bringt, im Winter zu einem mehr, dagegen einige Mäntelchen aufpflanzet, daß man meint, was drunter wäre, und eine ſchöne Nadel drein ſteckt, einige unbezahlte Fürtücher glitzern läßt, durchſichtige Pantöffelchen oder ſchöne Tuchſchuhe ſtundenweit durch Koth und Schnee zum Tanzen zaagget und bei jedem Krämerladen hinten umgeht, aus Furcht, Schulden halb angebrüllt zu werden, dagegen an jedem Jungen kleben bleibt wie Fliegen an jedem Unflath und nach einigen Jahren ſtrub wie Kuderbälli im Bettel läuft.

Die Knechte waren von ähnlicher Sorte. Die ſoliden wollten von dem jungen Hans ſich nicht kujoniren laſſen, der meinte, je ſtrenger man ändere, deſt beſſer fahre man, denn da habe man immer neue Beſen, welche bekanntlich am beſten ſeien, und füruſe komme man ja nicht mehr, ſage man um

Mittag einen fort, so stellten bis am Abend ein Dutzend neue sich ein. Das sei gerade wie mit den Pfostlein; werde eines ausgeschrieben, hätten am folgenden Tag bereits neunundneunzig Hungerleider sich dafür gemeldet. Hans begriff nicht, welche Komplimente er damit den obschwebenden Zuständen machte. Wenn sich diese Knechte am Sonntag zeigen wollten, mußten sie in jeder Woche waschen lassen, und wenn sie den Wäscherlohn zahlen sollten, so mußten sie dem Meister oder der Meisterfrau nachspringen, um die paar Batzen einzuziehen.

Lisi begriff, daß mit solchem Gesindel man nicht versorget ist, indessen glaubte es doch, wenn Hans wüßte, was allenthalben für eine Zuversicht sei, er hätte es kaum auf den Pfosten berufen und ihm alle Schlüssel übergeben. In Gritli's Privathaushalt, den Schränken, wo seine Kleider, seine Wäsche waren, da herrschte eine Ordnung, daß Lisi bei sich dachte: Nein, so d'Sach zwäg z'däjele, wäre mir nicht in den Sinn gekommen, wüßte auch nicht, wo Zeit dazu hernehmen. Desto strüber sah es dafür aus in der übrigen Haushaltung und je weiter von Gritli's Stübli, desto strüber. Da war's an manchen Orten wirklich, als ob es der Teufel mit Purzeln gewonnen hätte. Wie die Mägde die Bärte liebten, konnte man daraus abnehmen, wie sie dieselben pflanzten und wachsen ließen, wo sie nur konnten: in den ehernen Häfen in der Küche, in Ankenhäfen im Keller, im Spycher an allem, was bärtig werden konnte, und was keinen Bart kriegen konnte, war sonst lebig. Im Keller namentlich sah es aus, daß es Lisi fast übel ward und es sich kaum enthalten konnte, eine allgemeine Ausputzeten vorzunehmen, denn so dabei zu sein, liebte es nicht. Indessen es nahm sich zusammen und wünschte bloß, daß in den ehernen Häfen gebartet würde, von wegen man werde viel kochen müssen, und die meisten Leute liebten die Sachen apart und gesondert, Bärte besonders und Sauerkraut besonders, Fleisch besonders und alte Raume besonders, es sei so kommoder, von dem zu nehmen, was man liebe.

Das war abermals wohl ſtark von Liſi geredet, es fühlte es ſelbſt, aber ſollte es einmal da einſtehen, ſo hatte es auch die Ehre des Hauſes zu wahren, und, ſagte es, wenn es ſo alte Hauskäſe geweſen wären, welche von Adam her im Hauſe geweſen, es hätte ſich gehütet, ſo was zu ſagen, ſondern die Sache lieber ſelbſt gemacht. Aber mit ſolchem Zeug müſſe man reden, daß es es verſtehe, wenn man einem Rhinozeros durchs Leder ſchießen wolle, müſſe man auch ganz anderes Pulver brauchen, als wenn es nur einem Reh oder Schnepf gelte. Man kann ſich denken, daß die Mägde mörderliche Geſichter machten, aber Liſi hatte etwas an ſich, das, wenn es alle Regenten an ſich trügen, manche Revolution unmöglich gemacht hätte. Zudem tröſteten ſie ſich, das währe nur einige Tage, dann ſei die Zeit da, wo die Mäuſe ſo recht nach Herzensluſt tanzen könnten.

Das Peinlichſte für Liſi war das Vorweiſen der Leiche. Faſt jedes Tſchudi oder Tſchaaggeli, jede Tſchiegge oder Schlarpe ſagte: wenn es nichts mache, möchte es die Frau gerne ſehen, es nehme es wunder, ob ſie geändert habe. Dann noch alle Bemerkungen abzuthun, das Rühmen und das Sticheln, welches dieſen Leuten entfuhr, war eine ſtrenge Sache für Liſi. Es iſt eine eigene Wuth ſolcher Menſchen, Todte zu ſehen und ihre Bemerkungen über ſie auszulaſſen. Kein Gedanke, wie bald auch ſie ſo da liegen werden, des Grabes harrend, und welch Gericht dann über ſie ergehen werde, kömmt über ſie.

Gritli hatte ſich im Tode verklärt, nichts Grämliches, Gedrücktes war mehr in ſeinem Geſichte. Der Friede Gottes lag auf demſelben, es war als ob der ein wenig geöffnete Mund erzählen wolle von der Herrlichkeit, welche es jetzt von Angeſicht zu Angeſicht ſehe. Wenn Liſi einen ruhigen Augenblick hatte, dann wohl, dann zog es ihn's in's Stübchen. Mit leiſem Schritte, als ob es eine Schlafende nicht wecken wollte, trat es zum Bette, hob das Tüchlein vom Geſichte und ſchaute es an mit liebendem Blick, konnte lange da ſtehen, voll An-

dacht ward sein Herz, und heilige Gedanken schwebten durch seine Seele über das jetzige Leben, über das ewige Leben, wie trüb das erste werden könne, wenn die Erde das Auge des Menschen getrübt, wie glücklich der sei, der das Eine, das Noth thut, ergriffen noch zu rechter Zeit, und wie selig in der Ruhe das Gemüth sein müsse, das manches Jahr auf den Wellen gereizter Empfindungen unstät und ruhelos umhergetrieben wurde auf dem Meer des Lebens.

Ruhe ist ein Wort von wunderbarem Klang, welchen aber nur der recht empfindet, der müde gewesen ist bis in's Mark hinein. Wie selig schläft der Schiffer auf sicherem Strande, wenn er, von wildem Sturme auf weitem Meere manchen Tag herumgetrieben, endlich in Todesmüdigkeit festes Land erreicht. Wie selig sitzt am flackernden Feuer der Wanderer, der in hohem Schnee und harter Kälte lange, lange gewandert, in dessen Augen bereits der Schlaf des Todes saß, wenn er endlich am späten Abend ein wirthlich Obdach erreicht. Aber weit seliger ist, der von den Strudeln des Gemüthes gepeinigt, von den Wirbelwinden der Welt getrieben, von beiden befreit zum Frieden im Gemüthe auf sichern Lebenspfad gekommen, sich errungen hat den Frieden Gottes, vergleichbar dem klaren Sternenhimmel, in dem keine Winde der Welt wehen, der das Höchste auf Erden ist, darum billig auch Vorgeschmack der Seligkeit genannt wird; die Welt giebt ihn nicht, er ist die höchste Gabe aus der höchsten Hand. Wie unendlich seliger noch muß der sein, der wirklich ruht in Gott, in klarem, festem Wandel vor Gottes Angesicht Göttliches schafft, wie in klarem festem Wandel um die Sonne die Planeten kreisen. Wenn Lisi so mit gefalteten Händen in sinnender Andacht die Hülle betrachtete, die ihm von seinem Gritli geblieben war noch für einige Stunden, so dachte es auch an das wunderbare Räthsel unseres Lebens, die unerforschte Verbindung von Leib und Seele und die eben so unerforschliche Trennung, den Tod, und an den geschiedenen Theil, die Seele, an sein eigen Leben, seinen

Tod, an den Augenblick, wo die entbundene Seele frei wird von den Schranken des Leibes, wie es ihr da sein werde, ob Bewußtlosigkeit erfolge oder ein neues Erwachen, andere Augen aufflammten, wenn die Leibesaugen im Tode brechen und diese Augen weilten über dem Leichenhause, über den sogenannten Trauernden, die da trauern sollten, die Lebendigen begleiteten durch's Leben, die Lebendigen empfingen, wenn der Tod auch sie bringt in's Reich der Geister. So konnte Lisi sinnen und staunen, wenn es ruhige Augenblicke hatte, hörte Rufen nicht, fuhr erst hoch empor, wenn der vergeblich Rufende seiner Stimme nachgekommen vor ihm stund.

Es hatte geglaubt, wenn es den ersten Tag da unten sei und dann am Begräbnißtage, so sei es genug. Aber als es am zweiten Morgen wieder kam, eigentlich nur um zu sehen, ob es wieder gehen könnte, sah es, daß es bleiben müßte. Da war nichts gethan, was befohlen worden, da war ein Gekehr schon wieder, daß es ein Erbarmen war. Hier lag ein Hudel, dort ein Hemd, der Mist war nicht verlegt, die Schöpfe nicht gekehrt, in der Hofstatt stund hier eine Bänne, dort ein Bschüttbücki, in den Gartenwegen lagen Krautblätter und Abzeug ꝛc. Lisi sah, daß immer ein Auge wach sein und daß man wegschaffen lassen müsse fort und fort, dieweil es am Begräbnißtage viel zu spät wäre. Vater Hans hatte sehr viel zu thun und das rechte Auge nicht mehr dazu. Sohn Hans kümmerte sich um nichts, nur Benz legte hier und dort Hand an um's Haus herum, aber im Hause wußte er nichts zu thun. Lisi wußte aber gar wohl, wie genau die Inspektion eines solchen Hauses ist, besonders am Begräbnißtage, genauer als eine eidgenössische Militärinspektion, da macht jedes Kudermannli die berühmtesten Oberſten zu Schanden. Da trappen die des Leichengebetes Harrenden rings um's Haus herum und notiren sich jeden Fetzen, der am unrechten Orte liegt, jedes Hemd, jeden Strumpf, jedes Paar alte Hosen, welche sichtbar werden, sei es an einer Ofen- oder an irgend einer andern Stange.

Der ganze Haushalt mahnte Lisi an eine Uhr, die läuft, so lange man sie in der Hand hält und schüttelt, aber alsbald stille steht, sobald man sie ablegt, da geht dann freilich das Haushalten mühselig, und buchstäblich im Schweiße ihres Angesichts muß die Hausfrau ihr Brod essen.

Endlich war der Begräbnißtag da. Lisi betete am Morgen inbrünstig, Gott möchte den Stunden Flügel geben, damit er bald vorüber sei, möge verhüten jedes Aergerniß, damit man ihn in freundlichem Andenken behalte und seiner sich nicht schämen müsse, so oft er Einem in's Gedächtniß käme. Zwischen eilf und zwölf Uhr wurde begraben in Küchlimyl. Nach zehn Uhr mußte daher das übliche Leichengebet oder vielmehr die Leichenrede im Hause angefangen werden, da man mit einer Leiche nahe an einer Stunde bis zum Kirchhofe zu gehen hatte. Früher schon kamen nach und nach Leute, die meisten wollten die Todte noch sehen, und nach der Leichenrede wurde noch expreß verkündet: wenn noch jemand die Selige sehen wolle, so solle er kommen, nachher werde man den Sarg vermachen. Es ist diese Sitte von doppelter Bedeutung: erstlich eine öffentliche Todtenschau, zweitens ein Abschiednehmen vom Todten auf das Wiedersehen im ewigen Leben, wobei ältere Leute noch oft stille für sich ein Gebet oder einen Spruch hersagen.

Von allen Weltgegenden fast strömten über hundert Personen zusammen. An solchen Tagen kann man Heerschau halten über die Verwandtschaften, ob sie sich mehren oder mindern, über die Bekanntschaften, in welchen Regionen der Gesellschaft sie sich befinden. Die Leichenrede war anständig im Ganzen, nur merkte man, daß der Redner ein Gesinnungsgenosse des Amtsrichters war, denn er beschäftigte sich rühmend fast mehr mit diesem als mit der Todten. Die Weiber gingen, weil ein Weib begraben wurde, an der Spitze des langen Zuges. Es war eine stattliche Schaar meist älterer, äußerst ehrbar angezogener Weiber, selbst die Armen waren es. Ein

Fremder hätte kaum glauben wollen, daß unter ihnen ſolche wären, welche betteln gingen oder durch die Gemeinde erhalten wurden. Der Zug der Männer war bunter gemiſcht, die neuen Sitten, die neuen Menſchen wurden in demſelben weit mehr ſichtbar, es ging viel lebendiger zu, man hätte wenigen angeſehen, daß ſie an einem Trauerzuge ſeien.

Beſonders zwei Männer machten ſich merkbar durch ihr rückſichtsloſes Weſen; beide waren groß, waren daher deſto ſichtbarer, das waren die neuen Majeſtäten in Hanſens Bezirk, der neue Regierer und der neue Präſident. Schnauz hatte weder der eine noch der andere, nicht daß es wenigſtens dem einen an Willen dazu gefehlt, denn es geht von ihm die Rede, er habe ſich alle Tage dreimal mit Seife gewaſchen, alle Mittel verſucht, einen Schnauz zu pflanzen, aber Hopfen und Malz ſei verloren geweſen, eher wäre Hühnerdarm ganze Buſchelen in ſeinem Geſichte gewachſen, als ein Schnäuzchen auch noch ſo klein. Sie gehörten begreiflich der gleichen Partei an wie die frühern, waren jedoch von ganz anderem Holze. Keiner von ihnen war nur halb ſo geſcheidt wie der frühere Regierer, der eine von ihnen war durchaus ungebildet und kenntnißlos, die meiſten Landjäger hätten mehr gewußt als er, daher auch jeder, der ihm entweder ſchmeichelte oder den er fürchten mußte, mit ihm machen konnte, was er wollte, Recht hin, Recht her! Beide waren äußerſt gemeine Seelen, aber beide ſehr übermüthig oder hochmüthig; bei dem einen ſtach jedoch mehr der Hochmuth, bei dem andern die Eitelkeit vor. Der eine war reich, aber ob er es bleiben wird, wird zweifelhaft; der andere will reich werden, aber ob er es werden wird, weiß eben auch noch niemand. Beide liebten Speiſe und Trank und noch etwas, das man nicht nennen mag; der eine zahlte Wein, wenn es ihn ankam, bis jeder ſeine beſte Kuh für einen Batzen gegeben hätte, der andere fand das Schmarotzen wohlfeiler und rationeller. Dem einen war der gemeinſte Kerl recht, um ihm die Zeit verbrauchen zu helfen, ja zehnmal lieber als

ein Hochmögender, vor dem er ſich geniren mußte; der andere ſah ſeinen Obern nicht an, wenn er einem noch Höhern am Zipfel hängen konnte. Dem einen machte es keine Regierung recht, es war keine, welche er ſchließlich nicht mit Herd z'Dreck verſchießen wollte; dem andern war jede Regierung recht, bei der er Ausſichten hatte und einſtweilen bis an Bauch im Hafer ſtehen konnte. Beide konnten ſehr hochfahrend thun, vom Himmel hoch da komm ich her; dem einen kam es aus einer ariſtokratiſchen oder despotiſchen Natur von Haus aus, dem andern aber ſtund dieſes Weſen an wie einem Bedienten, der ungſinnet zum Befehlen kömmt. Chriſtlich waren beide nicht die Spur, aber der eine haßte Gott, weil er mehr ſein wollte als alle Andern und alleine befehlen. Um Gott zu plagen und ihm zu zeigen, daß auch noch jemand auf der Welt ſei, der ſich nicht kujoniren laſſe und zwar der Kühroth, der Bauer auf Kalberochtigen, hielt er's mit dem Teufel und hätte gerne in dem Bunde mit dieſem auch hier den Spruch angewandt, den er gegen alle Regierungen gebrauchte. Der andere gehörte unter die Neuungläubigen, welche, während ſie ſo ungemeſſen und höhniſch alle Gläubigen verachten, dennoch in wirklich wunderbarer, unbeſchreiblicher Demuth dafür halten, wenn ſie einmal geſtorben ſeien, taugten ſie wirklich zu nichts anderem, als erſt von den Würmern gefreſſen, dann durch ihre Vermittelung zu D .... zu werden. Dieſe beiden machten ſich ſehr bemerkbar. Der eine verwarf die Hände, der andere manövrirte mit dem Rücken, ſo daß hinten und vornen Komödie war, aber kein Schatten, daß man an der Bedeutung des Tages den allergeringſten Antheil nehme.

Sie liefen wie zwei Fürſten unter ihrer Suite, welche aus Amtsrichtern, Suppleanten, Weibeln und vielleicht auch aus einigen Lieutenants oder Hauptleuten beſtund, plauderten und räſonnirten ungefähr, wie wenn ſie aus dem Amtsgericht nach dem Wirthshauſe ſteuerten oder von einem Augenſchein kämen. Liſi hatte großen Aerger daran. Es fehlte nichts, ſagte es zu

seinem Gretli, als daß sie noch zu rauchen anfingen und mit Cigarren und Pfeifen bis in die Kirche kämen, wie es an einigen Orten der Brauch sein solle, daß man in den Kirchen rubake, daß es stinke darin ärger als in der schlechtesten Pinte. Ja, sagte eine alte Frau, es werde wohl noch dahin kommen, daß man darin wirthe. He ja, sagte Lisi, möglich sei's, man wisse nicht mehr, was man noch erleben müsse.

Es war ein schöner Kirchhof, auf dem Gritli zu ruhen kam, war auch gut gehalten, er sah nicht aus wie ein Hühnerhof oder eine verwahrloste Geißenweid. Man sah auf demselben manches kleine Denkmal, Rosensträuche, Trauerweiden, schwarze Stäbe mit Täfelchen oben, auf denen schöne Sprüche stunden, alles freundliche Zeichen eines liebevollen Gedenkens. Was sterblich und schwach war am Menschen, das ruht da unten im dunkeln Grabe, und jeden Groll und jedes Andenken an irgend eine Schwäche giebt der zum Grabe den Todten Geleitende mit in's Grab, daß es da unten bleibe begraben für immerdar, so daß es an's Licht nimmer wieder kommen soll. Die Zeichen auf dem Grabe aber, seien sie aus Eisen, Holz oder Stein, sollen bedeuten, daß man nie vergessen wolle, was sie Liebes und Gutes gethan, daß in Ehre und Ansehen bleiben solle auf Erden, was sie vom Ebenbilde Gottes hervortreten, leuchten ließen unter den Menschen, um deßwillen sie geliebt waren und Segen brachten unter den Menschen; Zeichen des Göttlichen in einer Seele, welches als ein Samenkorn in andern Seelen auferstehen und sich verbreiten soll in Allen, welche den Begrabenen gekannt und geliebt. So sollten diese Zeichen auf dem Kirchhofe nichts Anderes sein als Denkmäler des Göttlichen, welches in einer Gemeinde zu Tage getreten, als eine unerschöpfliche Schatzkammer der Erben der Gestorbenen, wo sie sich den Samen holen können, der dreißig- und sechszig- und hundertfältige Frucht trägt, und zwar eine Frucht, die in's ewige Leben wächst, der christliche Blumengarten einer christlichen Gemeinde. Nun, an dieses dachten die Majestäten

kaum, blieben auch ziemlich weit vom Grabe stehen. Nahe dem Grabe zu stehen, ist für Alle ein Greuel, die keine Hoffnung haben wie die Heiden, sondern bloß Durst und andere Lust. Hans, dem Vater, sagen wir zum Ruhme nach, daß er von der plaudernden Gesellschaft sich ferne hielt und sein Auge nicht trocken blieb. Wahrscheinlich ging es ihm, wie es vielen Andern geht; erst am Grabe denken sie an vieles, woran sie früher nicht gedacht, und denken, gar vieles würde nicht mehr geschehen und vieles anders gehen, wenn die vergangenen Tage wieder neu würden, und dann würde, am Ende derselben das Gewissen ihnen leichter sein.

Sobald das Gebet in der Kirche zu Ende war, machte sich Lisi so unbemerkt als möglich davon, um bei Hause die Aufsicht zu halten über die Dienerschaft, welche zu Hause blieb und dort traktirt ward, während die Begräbnißmahlzeit im Wirthshause ausgerichtet wurde. Mit den drei bedeutsamsten Ereignissen im Menschenleben, Taufe (Geburt), Hochzeit und Begräbniß (Tod), verbindet der Mensch, wenn er es irgend vermag, festliche Mahlzeiten. Dieser Sitte, welche in verschiedenen Ausübungen auf dem ganzen Erdboden verbreitet ist, schiebt man mancherlei Deutung unter, die am Ende alle darauf hinauslaufen, daß ein Instinkt es dem Menschen sagt, diese drei seien die wichtigsten Zeitpunkte in seinem Dasein auf Erden. Niedrig aber christlich genommen feiert sie der Mensch auch darum mit Essen und Trinken, diesen naturgemäßen, nothwendigen, ja gemeinen menschlichen Verrichtungen, als Probe, ob er wohl im Stande sei, diese alltägliche Verrichtung christlich zu verrichten, zur Ehre Gottes zu essen und zu trinken, die Welt zu gebrauchen als gebrauche er sie nicht. Wer das kann, der wurde in der Taufe recht geweiht, dessen Hochzeit war ein Kommen des Reiches Gottes, dessen Tod die Verklärung zum ewigen Leben. So nahm's aber das Gesinde im Hunghafen noch nicht, sondern umgekehrt, als ob Essen und Trinken das Reich Gottes wären. Lisi hatte ihnen reich ge-

rüſtet, um Gritlis willen hätte es es nicht anders gethan, aber ſie hatten Liſi nicht erwartet, verließen ſich auf die Abgelegenheit des Hauſes, und wenn es ſie nicht beim Tanzen antraf, ſo war nicht ihr Wille ſchuld daran, ſondern Liſi's guter Schritt und ſeine offene Hand, mit denen es Eſſen und Trinken gerüſtet, womit ſie noch nicht fertig waren.

Das Leichenmahl im Wirthshaus war nicht knapp zugeſchnitten, ſondern, wenn nicht dem Gelde, ſo doch dem Rufe des Hauſes angemeſſen. Auch der Wein war gut, wenigſtens ſagten es die Herren. Ob über alle Tiſche weg die nämliche Sorte zu finden geweſen wäre, wiſſen wir nicht. Gedämpft wälzten ſich Geſpräche über alle Tiſche weg, laut knatterten die Worte am Herrentiſche. Hier war alsbald der ſogenannte Zellerhandel auf dem Tapet und ward in zwei Abtheilungen verhandelt. Die beiden Majeſtäten gaben Bericht über Stand und Natur des Handels. Der gewaltigere Herr ſchlug auf den Tiſch und ſagte, ſie ſollten es nur probiren, die Pfaffen und Ariſtokraten, die wolle er ringgeln, daß ſie nach Gott ſchreien lernten. Es ſei ihnen um die Religion ſo wenig zu thun als einer Kuh um's Tanzen, es ſei nichts, als um die Regierung zu verdächtigen, ihr den Boden unter den Füßen wegzunehmen, dann zu reveluzen, die Tuſigs Donnere! Wollen es machen wie die Zürcher im Straußenhandel, ſagte der andere, der Geſchichtskundigere (denn wir zweifeln daran, ob der erſtere etwas Näheres darum wußte, denn es war bald zehn Jahre ſeit jenem Handel, und ſo verflucht wyt hingere ging deſſen Geſchichtskenntniß kaum), putſchen, wo ein Pfaff rief: Schüßit i Gotts Name! Der hat ſich ſeither gehenkt zum Zeichen, wie es ihm um die Religion war, und die Putſchregierung iſt längſt zum Teufel gefahren. Jetzt wollen Patrizier und Pfaffen hier nachfahren die Kühe. Aber Berner ſind nicht Zürcher, Berner ſind gſcheidter, haben die feinere Naſe. Hier ſollen ſie mit Glanz abfahren, die Reaktionäre; wen wir in die Finger kriegen, den wollen wir ring-

geln, daß dem das Aufbegehren eine gute Weile vergeht. Der erstere erzählte, was er für Maßregeln gegen die Pfaffen getroffen. Wenn einer mit einem Wörtchen nebenaus trappe, so hätte er ihn, und dann Gnade Gott ihm. Er führte die Geistlichen namentlich auf, theilte Lob und Schimpf aus, klagte besonders über einen, das sei der verfluchteſt von allen, aber mit dem H — könne er nichts machen, der sei wie ein alter Fuchs mit keiner Beize zu fangen. Wenn man sie nur mal hätte, strafen wolle man sie dann schon, bis ihnen das Liegen weh thäte. Die müßten es doch früher oder später erfahren, was sie zur Sache zu sagen hätten und daß alles sie nicht einen Teufel angehe. Er erzählte, wie schrecklich geweibelt und getrieben würde, allem aufgeboten, daß es den Leuten die Haare zu Berge gestellt hätte, wenn er nicht die bestimmteste Versicherung gegeben, daneben sei d'Sach nichts, wenn die Regierung ihn machen lasse, so wolle er das ganze Pack mit Herd zu D...k verschießen.

Unterdessen war manche Maaß gewandert, flüssig waren die Gedanken geworden und ergossen sich über die Zunge zum Thor hinaus, man wußte nicht wie. Der gelehrtere der Herren sagte, auf höherer Culturstufe angelangt, offen, er billige die Maßregel der Regierung mit diesem Professor nicht, sie sei viel zu doktrinär und langschwänzig, damit habe sie viel Lärm um nichts gemacht. Für die neue Zeit sei das Institut der Pfaffen längst veraltet, die solle man aussterben lassen bis an einen, um ihn später den Kindern zeigen zu können, damit die doch auch wüßten, wie die Pfaffen gewesen. Während das geschehe, müsse man für die Neuzeit Neues pflanzen, dem Zeitgeiste angepaßt, die Lehrer müßten herangebildet werden, daß sie das Lehramt allein übernehmen könnten, der Lehrerstand müsse an die Stelle des Priesterstandes geschoben werden. Da die Kirche sage, sie sei die Mutter der Schule, so sei also die Schule auch die natürliche Erbin der Kirche, ihres Ansehens und ihres Vermögens, und wie die Tochter nicht in .en Klei-

dern der Mutter umhergehe, ſondern zeitgemäß lebe, ſo werfe die Schule auch weg das Veraltete, was zum Zeitgeiſt ſo wenig paſſe als eine Fauſt auf das Auge. Nun ſei die Hochſchule bereits ſo eingerichtet, daß ſie an Juriſten und Aerzten einen tüchtigen Sauerteig zur neuen Bildung in's Volksleben liefre. Laſſe man nun noch die Schullehrer bilden durch Männer, welche in den Geiſt der Zeit eingeweiht ſeien, und das Ziel genau im Auge hätten, gegen welches die Menſchheit zuzuſteuren habe oder zugeſteuert werden müſſe, ſie möge wollen oder nicht, ſo habe man den neuen Bau aufgeführt und könne an einem ſchönen Morgen den alten Bau getroſt abreißen, es krähe nicht nur kein Menſch mehr darnach, ſondern man wundere ſich allgemein, daß es nicht ſchon früher geſchehen. Stelle man einen tüchtigen Seminardirektor an, der auf der Höhe der Zeit ſteht, ſie in allen Richtungen überſieht, ſo ſchneidet der euch bei einigem Talent nicht nur alle zwei bis drei Jahre hundert Zöglinge zu, die, da ſie nichts Anderes wiſſen als was er ihnen geſagt, in blindem Glauben ihn anbeten, ſondern er zieht auch den übrigen Lehrerſtand an ſich und regiert ihn mit einem Allmacht-Scepter, ich will nicht ſagen wie der General der Jeſuiten ſeine Jeſuiten, aber wie der Papſt ſeine Prieſter. Jetzt ſolle man denken, wie ganz anders man mit einem ſolchen Seminardirektor wirke, der den ganzen Unterricht und die ganze Leitung des Schulweſens unter ſich habe, als ſo mit einem miſerabeln Profeſſorlein, wo vielleicht nur drei Studenten unter ſich habe, welche noch von drei andern Profeſſoren unterrichtet werden und ganz anders. So kurirt man nicht bloß homöopathiſch, daß Einer nach tauſend Jahren endlich lebendig gen Himmel fahren wird, noch ehe er was erlebt hat. Richtet man auf dieſe Weiſe einen tüchtigen Lehrerſtand ab und öffnet ihm alle Wege zum Einfluß auf das Volk, ſo kommt man zur wahren Freiheit. Reaktion und Patrizier werden überflüſſig und das ganze Volk geigt auf einer Saite und pfeift auf einem Loche.

Etwa den Schulmeiſtern nach, fuhr die andere Majeſtät auf. Ehe er das thäte, hülfe er ſie lieber ſammt und ſonders mit Herd z'D...k verſchießen. Von ſolchen Fötzeln und Habenichtſen laſſe er ſich nicht befehlen, da wolle er lieber die Tauner an der Regierung oder die Schneider, als die Schulmeiſter. Und wer weiß, was er noch alles geſagt hätte, wenn der andere ihn nicht unterbrochen und gebeten hätte, ihn nicht falſch zu verſtehen. Er meine ja nicht, daß ſie regieren ſollten an der Regierung über's Land, ſondern daß ſie den Kindern eine Lehr beizubringen hätten, daß man die Pfaffen nicht mehr brauche, die großen Löhn erſpare und nicht mehr geplagt werde mit dem Gſtürm vom ewigen Leben und mit ſcheelen Augen, wenn man ein Meitſchi anſehe. Ja, ſagte der andere, ſo ein Pfaff könnte ihm lange reden und ihn lange anſehen, es ſei ihm all eins, indeſſen ſei ihm lange keiner zu nahe gekommen und käme ihm einer, ſo würde er ihm ſagen, er ſolle ihm blaſen, wo er ſchön ſei. Aber der Hagel, wenn nicht mehr gepredigt wird dem gemeinen Volk von ſtehlen, morden u. ſ. w., wer iſt zuletzt ſicher und wo ſoll man mit Schelmen und Mördern hin?

Ja, ſagte der andere, das Gröbſte können die Schullehrer auch ſagen, was die Regierung noch nöthig glaubt und das mit den bürgerlichen Geſetzen übereinſtimmt, nur den Reſt thut man in's Grümpelgmach.

Ja, ſagte der erſte, d'Sach wäre wohl gut, aber gebt Acht, wenn die das Predigen in die Finger bekommen, wie die die Naſe werden aufheben und wie die uns den Marſch werden machen wollen. Dann iſt's ſo, was dem Einen wohl erlaubt iſt, das iſt nicht Allen erlaubt, da iſt ein Unterſchied, und der ſoll und muß bleiben, und die wiſſen ja ſchon ſetzt längs Stück keinen Unterſchied zu machen zwiſchen ihrer March und des Nachbars March.

Da ward das Geſpräch ſehr laut, es gab zwei Parteien, und der Schulmeiſter miſchte ſich auch ein. Dem alten Hans

war nicht wohl bei der Sache, er fühlte die Verletzung des Anſtandes wohl, wußte jedoch nichts an der Sache zu machen. Er drehte ſich von dieſem Tiſche weg, ging herum, nachſehend, ob männiglich ſeine Sache hätte, verſäumte ſich bei dieſem, bei jenem, ſetzte ſich zu Verwandten ſeiner Frau ſelig und erzählte ihnen von den letzten Tagen derſelben und namentlich vom letzten, daß ſie ganz gerührt wurden und ſagten: er müſſe denn doch nicht ganz der ſein, für den man ihn habe verbrüllen wollen; wenn es nicht immer gegangen, wie es hätte ſollen, ſo werde der Fehler wohl an beiden Orten geweſen ſein. So gelang es Hans, von dem gebildeten Theil der Geſellſchaft ſich fern zu halten, und im Eifer des Geredes ward er nicht einmal vermißt.

Nachdem jeder ſeine Sache brav gemacht, ſo daß es ihm wohl machte aber nicht darüber, begann hier und da jemand mit dem Aufbrechen. Wenn nicht lachende Erben ſind, werden die Schranken der Beſcheidenheit ſelten überſchritten, wo aber lachende Erben ſind, geht es oft auch ſtrub genug zu.

In einem ſolchen Fall machte einmal ein Fraueli, hinter dem man es nicht geſucht hätte, einen luſtigen Witz. Es war eine Wittfrau ohne Kinder, welche ihren Mann begraben laſſen, und mit welcher man gerne einen Spaß machte und welche auch gehörige Blößen dazu gab, beſonders durch ihren Geiz bei einem Vermögen von wenigſtens fünfzigtauſend Thalern. Nun, bei dieſer Gelegenheit dachten die Leute Schadens einzukommen, und daran werde das verlachete Kuderfraueli wenig machen können. Man ſetzte ſich alſo bequem zweg, und an's Fortgehen dachte man nicht. Gegen vier Uhr machte ſich das Fraueli unvermerkt an den Wirth: Jakob, thue noch Wein auf den Tiſch, wo er nöthig iſt, darauf mach mir den Conto. Ja, ſagte der Wirth, d'Sach iſt noch nicht aus, die Leute ſagten noch nichts von Fortgehen. Das können ſie machen, wie ſie wollen, bis jetzt zahl ich alles, das iſt meine Sache, was ſie dann ſpäter brauchen, das iſt ihre Sache, das können ſie

zahlen. Der Wirth that alſo, ſagte natürlich den Gäſten nichts davon, ſonſt hätten ſie ſich des Fernern bedankt, wären abmarſchirt und er hätte nichts mehr gebraucht. Die Gäſte zechten luſtig fort, lachten über das Verſchwinden des geizigen Fraueli's, das meine, wenn es ablaufe, müſſen die Andern es ebenfalls thun. Mer wei emel noh eine näh, war ihr Wahlſpruch. Als ſie ſpät Feierabend machten und fort wollten, ſagte der Wirth, es ſei ihm leid, aber er müſſe ihnen noch eine Uerte machen, die Wittfrau habe abgeſchafft für alles bis um vier Uhr, wo ſie Adie gemacht; was ſeither gebraucht worden, müßte er von ihnen fordern. Was das für Geſichter gab, man denke! Aber was machen als abſchaffen? Sie fluchten über das Fraueli und mußten doch über daſſelbe lachen und kriegten eine Art Reſpekt vor ihm. Das ſei ein ſchlimm Hagels Fraueli, ſagten ſie, das wäre manchem Mann nicht in Sinn gekommen, und redeten ſpäter ſo wenig als möglich davon.

So ging es hier nicht. Hans war auch kein Fraueli, mit dem man glaubte, machen zu können, was man wollte. Als einmal Einer ging, folgten Einige, dann riß es Haufen nach wie bei einem Erdrutſch, wo auch alles rutſcht, bis alle gute Erde runter iſt und das Geſtein bloßliegt. So war bald alles leer bis an den Tiſch, an welchem die Majeſtäten ſaßen ſammt dem Generalſtabe, oder wenn man lieber will, die moderne Welt. Hier landete auch Papa Hans und fand eine luſtige Geſellſchaft. Der Streit, wer in einer Republik die Vornehmſten ſeien und am meiſten zu bedeuten hätten, ob Schulmeiſter oder Bauren (um Schreiber hatte es ſich diesmal nicht gehandelt, da zufällig keine Vertreter dieſes Standes da waren) war verfurret, wie, wiſſen wir nicht; jetzt waren mehr Perſonalien und luſtige Geſchichtchen auf dem Tapet, und Hans der Sohn (Benz war längſt heim) nicht der letzte, der was Luſtiges wußte. Papa Hans machte gute Miene zum böſen Spiel, doch mehr nicht. Man konnte ihm wohl anſehen, daß ihm die Luſtbarkeit nicht ganz am rechten Ort war. Im

ſogenannten politiſchen Gewiſſen, was kein ander Gefühl mehr hat als für die rechte Farbe, war Hans das Gefühl für die öffentliche Meinung über Anſtändigkeit nicht ganz unter gegangen.

Seh, Amtsrichter, nit ſo ein andächtig Geſicht, ſagte die groblächtere Majeſtät, oder denkſt ſchon der zweiten nach? Selb nit, antwortete der Amtsrichter, das wäre mir zu früh. Warum? ſagte der andere. In ein ſo großes Weſen hinein iſt eine Frau kommod, beſonders wenn man oft nicht daheim iſt. Oder willſt es an den Jungen laſſen, wäre vielleicht das Beſt, das Alter hätte er und du wäreſt auch beſſer zweg, wenn du nicht einen neuen Kratten zu tragen hätteſt, ein neuer iſt manchmal noch ſchwerer als ein alter, und Weibervolk iſt genug in der Welt. Es iſt, denk, auch Zeit, daß wir aufbrechen, ſagte die andere Majeſtät, welche bemerkte, daß die Hälfte des Reſtes aufſtund und ſelbſt der Wirth die Thüre ſuchte, weil ihnen dieſer Tubak doch wohl ſtark verkam. Amtsrichter, wenn wäre es euch recht, in der nächſten Woche mit mir zu kommen nach Schlährige, ich möchte dort an Ort und Stelle; ihr ſeid dort bekannt und könnt mir die beſte Auskunft geben, frug der zweite. Es ſei ihm jeder Tag recht, antwortete Hans. Vielleicht komme er auch mit, antwortete die andere Majeſtät. Er ſei nicht bald in einem Wirthshaus lieber als dort, und er möchte gerne vernehmen, ob man dort dem Pfaff nichts anhängen könne. Er wiſſe, er habe Büchlein bekommen durch die Poſt, und gnad' ihm Gott, wenn er ihm eins austheile oder gar an einer Petition helfe. — Ja wege Büchlein, unſer Schulmeiſter theilt auch aus und die Landjäger. Sind das von den gleichen? — Warum nicht gar; jenes ſind Pfaffenbüchlein, für das Volk aufzuhetzen, die andern ſind Regierungsbüchlein und klopfen den Pfaffen auf die Finger und ſtopfen ihnen das Maul. Aber warum verbietet man nicht gleich die Büchlein? He, ward geantwortet, erſtlich iſts wie's iſt, d's Bücherverbiete het e Naſe, und läßt die Regierung die frei, ſo kann ſie um

ſo ruhiger alle andern frei laſſen, und wenn du es wiſſen willſt, es iſt die beſte Füchſefalle, und wer ſie abtrappet, den hats, bigryfft? d's Gericht kann dann mit den Perſonen ſchon machen, was ihn's gut dünkt, bigryfft? Ja, ſo, ward geantwortet. Es iſt gut, daß man Solche hat, welche die Fallen zu richten wiſſen; nur zugefahren, bis man ſie Alle hat, die ſchwarze D—. Ja und die, welche man nicht bekömmt, mit Herd z'Dreck verſchoſſe! bemerkte die erſte Majeſtät. Adie wohl.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie die Begräbniß austönt.

Als Alle abgefahren waren, ſagte Hans zum Wirth: Mach dann doch den Conto. Morgen, oder wenn ich morgen nicht Zeit habe, übermorgen werde ich kommen und abſchaffen. Preſſirt nicht, ſagte der Wirth, danebe will ich ihn machen, kannſt dann immer kommen, wenn du willſt, du findeſt ihn dann allweg gemacht.

Es iſt ein Ehrenpunkt, ſolche Rechnungen alsbald zu berichtigen. Es giebt einen häßlichen Flecken, wenn es heißt, der oder jener iſt ſeine letzte Kindbetti oder die Gräbd ſeiner Frau noch ſchuldig, und ſo was bleibt nicht verſchwiegen. Es wäre gut, es würde mancher ſehr vornehme Herr an unſern Bauern ein Exempel nehmen und ſein Ehrgefühl an dem ihrigen ſchärfen. Ein rechter Bauer weiß nicht was Ehrenſchulden ſind, aber er hält es für eine Schande, wenn er einen Arbeiter oder Handwerker unbezahlt aus dem Haus läßt, wenn er überhaupt jemanden auf Bezahlung warten läßt. So ein Bauer hat viel mehr Ehrgefühl, als ein engliſcher Geſandter, heiße er Peel oder anders! Bloß der unglücklichen Periode in der Berner Geſchichte von 1846 — 1850 war es vorbehalten, den Bauer ſo auf die Tröckene zu bringen, daß viele kein

Geld zum Zahlen hatten. Da zogen die meiſten vor, nichts machen zu laſſen, als wozu die Noth ſie zwang, dabei aber wurden die Handwerker ebenfalls nicht reich.

Das eben fiel Hans beim Heimgehen ſchwer auf's Gemüth: wie zahlen? Er hatte das Geld, die Gräbd zu zahlen, nicht im Hauſe. Er konnte Korn verkaufen, aber lieber wäre er ſchuldig geblieben, als dies machen. Das wäre ja den Leuten in die Augen gefallen, allenthalben hätte es geheißen: Denk, Hunghans hat Korn verkaufen müſſen, um die Gräbd zu zahlen, der muß wohl uff ſy! In dem Hauſe war ſonſt immer Geld für manche Gräbd. Er dachte an's Leihen, aber wo? Bei ſeinen ſogenannten Freunden? Er hatte Beiſpiele, daß die Höhern ſehr gerne bei den Niederern leihen, die Herren Präſidenten ſehr gerne die Beiſitzer auspumpen, ſelbſt die konſervativen, aber was hilft pumpen, wo kein Waſſer iſt? Bürgen, um Geld aus einer Staatskaſſe zu kriegen, hätte er zu hunderten erhalten; denn je mehr Hudeln es gibt, deſto leichter iſt es, Bürgen zu kriegen bei einer Staatskaſſe, die ebenfalls am Verhudeln iſt, da findet ſich noch ächtes Mitgefühl. Indeſſen es lohnte ſich doch kaum der Mühe, wegen höchſtens hundert Thalern einen ſolchen Spectakel anzuſtellen. So kommod, wie einer ſeiner Kollegen, hatte er es nicht. Er war nicht Hüttenmeiſter bei einer Käſerei, er konnte nicht zu dem Ankenhändler gehen und ſagen: Sami weißt, wie unſer Akkord lautet: Blinzeſt du mir, ſo ſehe ich dir durch die Finger. Hätte hundert Kronen nöthig; giebſt du ſie mir, ſo wollen wir ſie im Herbſt verrechnen, daß es dein Schade nicht ſein ſoll. Depoſitogelder hatte er auch keine hinter ſich. Er kam immer auf den Ankenbenz, er mochte Wegli einſchlagen, welche er wollte. Dort war, wie er wohl wußte, immer etwas Geld, aber dorthin ging er eben hölliſch ungern, denn er war das Frühere noch ſchuldig.

So kam er nach Hauſe und hatte noch keinen Rath gefunden. Es war ſchon ziemlich ſpät, Liſi ſaß vor dem Hauſe

und erwartete mit großem Bangen ſeine Heimkunft, denn ohne ſein Scepter gehörig abgegeben zu haben, wollte es nicht heimgehen. Das hätte doch afe kei Gattig, ſchon Feierabend habe es geläutet, es werde bald ſieben ſein und noch ſei keiner von den Hanſe heim. Das werde an einer ſolchen Gräbd nicht bald erhört worden ſein.

Habe ſchier lange gemacht, ſagte Hans, aber es ſchickte ſich mir nicht fortzugehen, bis die Andern auch fort wären, und ſie heißen gehen, ſtand mir doch auch nicht an. Man kann nicht immer machen, wie man will, ſagte Liſi. Ich dachte, ich wolle warten, bis du heim kämeſt, um heim zu gehen. D'Sach iſt alle am Ort und Alles hat ſeine Sache gehabt, daß jedes es machen konnte. Daneben, ob ſie zufrieden ſeien, habe ich nicht gefragt, zuviel fragen iſt nicht immer gut und wenn ſie zu klagen haben, ſo dachte ich, ſie könnten dir klagen, ich begehre es nicht zu wiſſen, und du könneſt dann nachbeſſern, wenn du es gut findeſt. Du wirſt es ſchon gut gemacht haben, antwortete Hans. Aber ich weiß, wie es iſt heutzutage und wie man d'Sach nie gut genug machen kann. Es wird geräumt ſein müſſen, ich ſehe es wohl ein, und du wirſt mir wohl müſſen b'hülflich ſein. Los, was ich dir ſagen wollte und warum ich dir eigentlich gewartet, entgegnete Liſi, du haſt viel Koſten mit der Frau gehabt, ſonſt viel Auslagen, wirſt d'Sach gerne in's Reine bringen wollen, und wenn du etwa dich nicht kommod kehren kannſt, ſo ſage es ungenirt. Ich glaube, Benz hat Geld, und wenn er hat, ſo weißt wohl, haſt du auch. Das iſt guter Beſcheid und es iſt gerade, als eb du es mir angeſehen, wo mich der Schuh drückt. Einem ſolchen Anerbieten ſagt man nicht ab. Zwar muß ich mich ſchämen, wieder zu nehmen, ehe ich das Alte wieder gegeben, aber wenn es geliehen ſein muß, ſo will ich doch am liebſten Benz ſchuldig ſein, es iſt doch noch was Anderes als fremden Leuten, antwortete er. Komm nur, ſagte Liſi, wir nahmen ja auch

ſchon bei dir. Ja, ſagte Hans mit einem Seufzer, aber es iſt lang deſſen. Es kann ſich wieder ändern, ſagte Liſi. So komm oder ſchick nur, was du mangelſt, kannſt du haben und jetzt gut Nacht. Hans dankte ſehr für Hülfe und alles Gute und wirklich von Herzen und bat, Liſi möchte ferner ein Auge auf ſeine Sache haben. Darüber gab Liſi uneinläßlichen Beſcheid und eilte den Berg auf.

Hans war an einem der ſogenannten Wendepunkte des Lebens oder ſo gleichſam an einem Punktum, welches Gott dem Menſchen ſelbſt macht, um ihm den Verſtand zu machen, hier einen neuen Satz anzufangen und zwar mit einem großen Buchſtaben, d. h. mit einem großen Entſchluß. Hans, was wareſt, Hans, was biſt jetzt, Hans, jetzt was willſt? Das waren die natürlichen drei Theile der Predigt, welche er ſich jetzt zu halten hatte. Auf einem einſamen Bänklein in ſtiller Abenddämmerung hätte er endlich zu ſich ſagen ſollen: So, Hans, geht das nicht mehr, als rechter Hausvater muß ich wieder einſtehen, treulich mein Haus regieren, mit den Meinen Gott dienen. Anfangen will ich damit, daß ich von unnützem, nichtsnutzigem Zeug mein Haus ſäubere, und iſt das gemacht und wieder Ordnung überall, dann wollen wir weiter ſehen. Dann hätte er in's Beſondere eingehen und namentlich die Kurmethode ſich klar machen ſollen, welche am beſten bei Hans, dem Sohne, anſchlagen könnte. So verblendet war der Vater nicht an ſeinem Liebling, daß er nicht einſah, ſo könne dies nicht in Ewigkeit fortgehen, wenn es nicht einen üblen Austrag nehmen ſolle. Aber er tröſtete ſich bis jetzt mit dem thorrechten, ſündlichen Troſte, der ſchon viele Eltern mit Jammer in die Grube gebracht: wenn der Verſtand komme, werde es ſchon beſſern. Jugend habe nicht Tugend; man habe viele Exempel, daß aus ſolchem Holz gerade die tüchtigſten Männer wuchſen. Jedenfalls werde er beſſern, wenn er einmal heirathe und eine rechte Frau bekomme, ſo eine ſei beſſer als das Wallisbad. Darum iſt dieſer Troſt ſo ſchlimm, erſtlich, weil er eine Billi-

gung der Sünde iſt, der Jugend das Vorrecht des Sündigens einräumt; zweitens, weil er die Macht der Gewohnheit mißkennt und aus der Ausnahme die Regel macht. Ja, es haben ſich ſchon Viele geändert, ſelb iſt wahr, aber wie viel mehr gingen zu Grunde, von denen ſpricht man nicht. Und wär das Aendern immer ein Beſſern? das iſt eine bedenkliche Frage. Wenn aus einem Verſchwender ein Geizhals wird, aus einem frechen Sünder ein geheimer, aus einem Hoffahrtsnarr eine Schlampe und Schmutzgüggel, aus einer H... eine Betſchweſter, ſind das Beſſerungen? Wir halten es durchaus nicht dafür, das ſind nur Aenderungen und an einem nimmt der liebe Gott Aergerniß ſo gut als am andern. Wir finden aber leider Vater Hans nicht auf einem einſamen Bänklein an der Arbeit mit ernſthaften Gedanken. Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht der Verſucher, der überall iſt, wo was Gutes guckt, das ihm nicht in Kram dient, es unmöglich gemacht hätte.

Der brüllende Löwe, der umhergeht und ſucht, was er verſchlinge, kam jedoch nicht in eigener Geſtalt, dagegen kam eine Chaiſe angefahren, in welcher Sohn Hans ſaß ſammt ſeinem Hauptmann, der ihm z'Lieb' und z'Ehr z'Gräbd gekommen war. Das war ein Kerl der Hauptmann, ein Kerl voll Bart, voll Geſinnung, voll Himmeldonner, voll Bier und voll Wein und voll von vielen andern Dingen. Wenn er ſeine Feldzüge über Land machte und himmeldonnerte durch's Land, daß den Leuten das Herz im Leib verging und in den Säcken die Meſſer heiß wurden, der Stahl ſprezelte, ſo hätte wirklich kein Menſch geglaubt, daß das ein obrigkeitlicher Schreiber ſei, der noch keine Piſtole losgeſchoſſen, mit keinem Eiſen je zu thun gehabt, als höchſtens mit einer Gnippe. Er hatte es im Gebrauch, alle Jahre ein halbes Schweinchen zu kaufen, von demſelben gnippete er ſo viel Fleiſch als möglich klein und zwar eigenhändig, denn er liebte die Bratwürſte ſehr und auch die Magenwürſte. Das konnte er meiſterlich,

und auf dieſe Weiſe alle Jahre beim Schlachten betheiligt, hielt er ſich für den ſchlachtenkundigſten Hauptmann der eidgenöſſiſchen Armee, nicht bloß für einen wahren Mordkerl ſondern für einen eigentlichen Mordteufel. Von Natur war er ein Schreiber, angeſtellt in einem obrigkeitlichen Bureau, manövrirte ſtark nach einem obrigkeitlichen Poſten, vor allem nach einem der Sekretariate, die mit wenig minder als tauſend Thaler bezahlt waren; kam er hier zu kurz, ſo war er entſchloſſen, auch mit einer Amtsſchreiberei oder Amtsgerichtsſchreiberei auf dem Lande vorlieb zu nehmen, d. h. mit einer von denen, welche das Doppelte von tauſend Thalern eintrugen. Der Grund, warum er ein Sekretariat dem fettern Poſten vorzog, war ein doppelter. Erſtlich betrachtete er eine ſchreiberliche Anſtellung nur als vorübergehend, er hatte die Gewißheit einer Regierungsrathſtelle in der Taſche, zwar nicht ſchriftlich, aber moraliſch. Seine Verdienſte in ſeinem Bureau kennen wir nicht, er ſelbſt ſchätzte ſie gering. Es ſei immer, als ob man ihm Feuer unter die Naſe halte, wenn er das D — Bureau von weitem ſehe; wenn er drein müſſe, ſo mache er, daß er draus käme ſo bald möglich, das D — Schreiben ſei eine geiſttödtende Sache, beſonders für jemanden, der nun bald drei Jahre die Vorleſungen beſucht habe.

Aber Dutzbruder war er faſt aller republikaniſchen Majeſtäten. Er war einer der fleißigſten Beſucher der obrigkeitlichen Kneipen. Mit Saufen möge ihn nicht mancher, ſagte er, er hätte die Meiſten ſchon heimbegleiten müſſen, und wenn er wollte, ſo könnte er was verzählen, potz Himmeldonner! Mit dem Volke zu reden wiſſe er, das wüßten er und Andere. Er ſei nicht umſonſt alle Sonntage und zwiſchen durch, ſo oft es es erleiden möge, irgendwo auf dem Lande in einem Wirthshauſe und rede mit den Leuten. Da könne man die Leute nehmen, ihnen Verſtand machen, wenn man es verſtehe, bougre! Er wolle nicht viel ſagen, aber in der Republik ſei nicht mancher, der mehr gewirkt; wenigſtens ſechs

Wahlen habe man ihm direkt zu verdanken, und was er damit gemacht, daß er alle Konservativen, Pfaffen und Ariſtokraten durch den Dreck gezogen und ſie dann dem Volk in ihrem wahren Lichte gezeigt, ihm Haß und Mißtrauen gegen ſie melchternweiſe eingegoſſen, das wiſſe niemand als er, und nicht einmal er vermöchte es recht zu ſchätzen und zu berechnen. Wenn es Einem gehöre, an den gehörigen Platz zu kommen, ſei er es, potz —

Zweitens, ſagte er, könnte er nicht mehr auf dem Lande leben, das ſei eigentlich gar kein Leben dort, das ſei gerade wie in Lappland, da ſei Tag und doch kein Tag, ſcheine ja keine Sonne am Himmel. Er müſſe in der Stadt leben, wie der Fiſch im Waſſer. Er war auf den hintern Gitzimöösern daheim und auf dem obern Hühnergrat auferzogen worden. Wenn er nicht ſein Kaffeehaus, Theater und Geſellſchaft hätte, er könnte nicht mehr exiſtiren, er verreckte vor Langeweile, ſagte er. Er haſſe nichts mehr als ſaure Geißmilch, aber zehnmal lieber wolle er ſein Lebtag ſaure Geißmilch ſaufen, als ſein Lebtag unter Leuten leben, die nicht wüßten, was Leben ſei, ohne Bildung, ja ſogar ohne Aufklärung. Wer ihn auf altväteriſche Weiſe beurtheilt, hätte geſagt, das ſei der heilloſeſte Stürmi, den er noch gehört, nichts, was er ſage, habe einen geſunden Zuſammenhang, ja, was er heute behauptet, das lege er morgen den Ariſtokraten in den Mund und heiße es Volksverrath, und was er heute Volksverrath heiße, das preiſe er morgen als das Wahre und himmeldonnere jeden, der es nicht dafür halten wolle, in Fetzen und blaſe ihn centnerweiſe über Land und Meer. Heute that er dick mit dem Geld, als ob er bald ein Millionär ſei und Urſache habe, zur Ordnung zu ſtehen, daß das Eigenthum geſchützt bleibe, und morgen läſterte er die Reichen und wollte die D — Zaunſtecken in den Boden ſchlagen, daß ſie unten ausguckten in Amerika.

Wer moderne Bildung hat, weiß, daß man in der neuen Welt unter Consequenz etwas ganz Anderes versteht, als in der alten. Die alten Zöpfe meinten, um consequent zu sein, müßten sie feste, bestimmte Grundsätze haben und zu diesen Grundsätzen müßten die Reden passen einen Tag wie den andern. Scheinbar sagen die neuen Lichter das Gleiche, meinen aber gerade das Gegentheil. Sie reden viel von grundsätzlich und Grundsatz und wie treu sie ihm seien. Wenn man aber nach diesem Grundsatze gründlich forscht, so findet man allerdings einen, der heißt aber ungefähr so: Stelle dich alleweil auf den Standpunkt, der dir am meisten Nutzen zu bringen scheint, von wo aus du deinen Feinden am meisten schaden zu können glaubst, oder kurz gesagt: Rede alleweil so, wie es dir am besten in Kram dienet, darin sei fest. Ob's nun heute so kömmt, morgen ganz anders, darum kümmere dich nicht, und wenn es dir die Leute vorhalten, so lache sie aus oder läugne es ab, je nachdem es Kerls sind.

Dieser Hauptmann war natürlich glücklich, wenn er einmal eine Einladung auf's Land bekam, erstlich konnte er gut leben und es kostete ihn nichts, zweitens konnte er das System festigen, sich und seinen Freunden gut Wetter machen, drittens, und das war nicht das Wenigste, konnte er, in die Stadt zurückgekehrt, renommiren mit seinem Einfluß, seinen Freundschaften auf dem Lande; ja, und das gab Gewicht, kannst du mir helfen, so helfe ich auch dir, hieß es begreiflich. Um einen Menschen, von dem man wenig oder nichts für sich zu erwarten hatte, warum sollte man sich um den kümmern, das wäre ja dumm gewesen, den ließ man unbeachtet liegen oder stüpfte ihn ganz abseits, auch wenn er mit absonderlicher Tüchtigkeit für das Geschäft begabt gewesen wäre. Man sieht, der Hauptmann nahm seine Hoffnungen nicht ganz aus der Luft, und unterdessen that er, als wenn er schon alles hätte und alles wäre, nach was ihn gelüstete.

Hans erſchrak, als er die beiden daher fahren ſah, er wäre wirklich dieſen Abend lieber alleine geweſen, er war müde an Leib und Seele. Indeſſen nahm er es als eine Ehre an, gab ſich beſtmöglichſt mit dem Hauptmann ab, während Hans, der Junge, mit der Meiſterjungfer das Haus in Ordnung brachte und das Traktement beſtellte. Der Amtsrichter führte den Hauptmann in die Ställe und in der Beſitzung umher und ſah da zu ſeiner eigenen Beſchämung manches, was er nicht erwartet hatte, obſchon er nicht ganz ſo nachläſſig war wie einer ſeiner Kollegen, der Jahre lang nicht im Spycher war, und als er einmal zufällig mit einem Müller hinein kam, alles lebendig fand. Er hatte ſich ſo ſehr mit Verbreitung des politiſchen Lebens abgegeben, daß am Ende ſelbſt ſein Korn ſich regte, politiſch wurde und Leben kriegte. Was that nun der gute Mann? Er ſchloß den Spycher wiederum zu, ging davon und vergaß, was dahinten war. So freiſinnig und duldſam iſt der rechte Patriot unſerer Tage, er pflanzet Leben, und wo Leben iſt, da beſchränkt er es nicht, ſondern läßt in voller Freiheit Kohli walten. Nun, der Hauptmann, der weder auf den hintern Giplnöfern noch auf dem obern Hühnergrat mit Landwirthſchaft beſonders ſich abgegeben hatte, ſah nur auf das Große und Viele, die durchſchimmernde Verwahrloſung bemerkte er nicht, ſo wenig als einem Vagabunden das Verkümmern in der Kleidung auffällt. Der Hauptmann ſah großen Reichthum, rühmte ſehr, ſprach aber auch viel von ſeinen Vorſätzen, ſein Vermögen in Land zu placiren. Es ſei immer angenehm, eine eigene Beſitzung zu haben, und was man auf ſeinem Gute pflanze, ſchmecke noch einmal ſo gut als das, was man kaufen müſſe, ſagte er. Hans war nicht der Meinung, er fand das Eſſen bei der hintern Tugend immer viel beſſer als das Eſſen daheim, aber er machte den Diplomaten und nickte dem Hauptmann Beifall. Als Hans glaubte, das Haus ſei bereitet zu Aufnahme des Gaſtes, lenkte er ein und jetzt ging das Politi-

ſiren an, aber großartig; es fing wohl bei einzelnen Perſönlichkeiten an, aber dann dehnte es ſich allmählig über die ganze Erde aus und ward zur Weltpolitik. Der Hauptmann redete vom allgemeinen Streben nach Freiheit und wie die Schweiz der Mittelpunkt dieſes Strebens ſei und alle Völker ſeiner Zeit ſich ſolidariſch zu Erringung und Erhaltung der wahren Völkerfreiheit verbrüdern würden; die Häupter ſpannten bereits die Faden über ganz Europa. In der Schweiz werde es zuerſt losgehen wegen Jeſuiten, Pfaffen, Ariſtokraten, und ſei der Feuertenfel einmal angezündet, laufe er durch ganz Europa; wenn die Fürſten alle runter ſeien, würde Europa eine große Republik, wo es Alle gut hätten und leben könnten wie die Prinzen. Alle Laſten würden aufgehoben, es würden die ungeheuren Güter der Fürſten und Pfaffen eingezogen und vertheilt, alle Ausgaben für das Volk fielen weg. Man ſolle doch nur denken, was das für ungeheure Summen ausmache!

Ja, meinte Hans der Aeltere, davon aber werden wir Schweizer wohl nichts kriegen, wir können d'Sach machen und ſie nehmen den Profit. Warum nicht gar, ſagte der Hauptmann, wir wollen ihnen ſchon ſagen, wie ſpät es iſt. Dann denkt nur, was wir hier noch haben zum allgemeinen Gebrauch, Staatsdomänen, Stadtgüter. Ihr werdet hier herum wohl auch Wälder haben, die euch kommod kämen. Von den anderen Korporationen, den Ariſtokraten und Pfaffen wollen wir nur nicht reden einſtweilen. Dann denkt nur, was das für ein Vortheil iſt, wenn alle Zölle wegfallen, man alles frei ein- und ausführen kann. Künftig kriegt man alles, was wir kaufen müſſen, um's Halbe, namenttich die Kolonialwaaren, und was wir ausführen, Käs, Holz und Vieh verkaufen wir um ſo theurer, eben weil es zollfrei iſt; denkt nur, was das für einen Apropos ausmacht. Der Bauernſtand wird am meiſten gewinnen, er wird gar nicht wiſſen, wie ihm iſt, beſonders wenn dann noch alle Tellen wegfallen, alle andern Laſten

und er zum ersten Mal so recht frei wird und mit seinen Sachen machen kann, was er will, und nicht was ihm von oben herunter befohlen wird, und er nicht mehr alleine alles austrappen und aushalten muß. Es ist einmal Zeit, daß die Herren vor ihm knien und nicht er vor den Herren.

In Aussicht dessen ließen die Glücklichen sich herrenwohl sein, schwärmten immer kühner in die Zukunft hinaus, es fehlte nicht viel, daß sie sich gegenseitig mit Kronen beschenkt, der Hauptmann gesagt hätte: Die erste und größte für mich, dann für den Amtsrichter eine und für Hans eine und für alle guten Kameraden auch für jeden eine, und was übrig bleibt, nehme ich noch zu meiner. Die guten Leute merkten nicht von ferne, daß sie Kommunisterei trieben, daß sie theilen wollten nicht mit Allen, sondern bloß mit denen, welche mehr hatten als sie, daß sie beutepreis erklärten das Herrengut, mit demselben Recht, mit welchem der Bettler beutepreis erklärt das Bauerngut. Nur ist in des Bettlers Kommunismus viel mehr Consequenz als in solchem Herrenkommunismus. Der Bettler gönnt Allen was, solche Herren aber nur sich etwas, der Bettler will alles theilen, solche Herren wollen den Reichern nehmen und unter sich alleine die Beute theilen, derweilen den Armen den Speck per Pfund um sechs Batzen verkaufen. Das sind auch Kommunisten, aber unsaubere. Den beiden Hanse war es wirklich so um's Herz und sie hätten wahrscheinlich die dumme altväterische Consequenz gehabt, in jeder Umgebung so zu reden, anders der Hauptmann. Der aber hätte unter Proletariern ganz anders gesprochen, als vollendeter Sozialist oder Kommunist, je nachdem Schulmeister dabei gewesen oder nicht. Wären Schulmeister dabei gewesen, so hätte er mehr das sozialistische Pferd geritten und ihnen, mit den Augen winkend, zu verstehen gegeben, daß sie dieses neue tausendjährige Reich als die Gescheidtesten und Gebildetsten zu dirigiren, die Arbeiten zu reguliren, d. h. den Andern aufzusalzen, die Frucht der Arbeit in Alle zu dividiren, d. h. den

Andern homöopathiſch auszutheilen, für ſich allopathiſch, d. h. en gros in die Taſche zu ſtecken hätten und nach dem gleichen Maßſtab oder Grundſatz auch die Genüſſe. War er unter Proletariern von reinem Blute, ſo docirte er den gröbſten Communismus ganz folgerichtig. Er dachte, ihr dummen Teufel, was ihr ſeid, erkennt nur den Kommunismus grundſätzlich bis auf die Strohſäcke herab und die Holzſchuhe, mir wäre nichts lieber. Vorerſt würde ich Theilungskommiſſär zu werden ſuchen, das iſt ein Poſten ungefähr wie Kriegszahlmeiſter in einem Kriege, ſei es in einem eidgenöſſiſchen oder andern. Wer ſo einen kriegt, der muß ein Lümmel ſein, wenn er am Ende nicht reden kann wie der Erzvater Jakob, der ſagte: Als ich über den Jordan ging, hatte ich nichts als dieſen Stab, jetzt bin ich zwei Heere geworden, oder mit andern Worten: Als ich in's Amt kam, war ich ein Lump, hatte in den Taſchen nichts als Löcher, jetzt habe ich alle Säcke voll Dublonen und ſonſt noch viel. Und wenn mal getheilt iſt, ſo jage ich es den dummen Leuten doch noch ab, ſo oder anders, und wenn ich dann alles habe oder doch das meiſte, mache ich mich über den Jordan, d. h. über den breiten Bach nach Amerika, in's Paradies der Spitzbuben, wo der am glücklichſten iſt, der am beſten über den Löffel barbieren kann. So kalkulirte unſer Hauptmann und folgerichtig, ſo kalkuliren alle Communiſtenführer, welche Schreiber oder Schulmeiſter ſind, höherer oder niederer Sorte. Sie ſind die Jäger, die Meute iſt das Volk, das muß für ſie jagen; iſt der Haſe eingejagt, ſo freſſen ihn die Jäger und die Meute kriegt einige Biſſen Brod, und iſt ſie damit nicht zufrieden, lernt ſie die Hundepeitſche kennen. Das Volk konnte in der letzten Zeit Exempel ſammeln in Frankreich, Baden und anderswo.

Nun von ſolchen Anſichten guckte im Hunghafen auch nicht der kleinſte Zipfel hervor, obgleich der Hauptmann am Verſorgen der vierten Flaſche war; aber er hatte ſeine geſtuften Anſichten ſo los, daß er ſich ſehr ſelten verirrte. Er er-

ward ſich großes Anſehen bei beiden Hauſen. Der Aeltere meinte, der frühere Regierer ſei geſcheidt geweſen und beredt, aber er glaube, der möge ihn noch. Er rede gar begreiflich und rede von Paris, als ob das im Schwellimätteli ſei, und von Wien, als ob das bei Schönbühl liege. Bſunderbar weit umher ſehe der und wiſſe, was allenthalben gehe; der müſſe bereits zunächſt am Anrichtloch geſtanden und z'unterſt in Hafen gegucft haben. So alles auslegen, was gegangen und noch gehen werde, habe er nie gehört. Aber ſo müſſe es ſein und ſo übel habe es ihm nicht gefallen, von wegen gerade ſo müſſe man es machen, wenn es gut kommen ſolle. Der gute Hans wußte natürlich nicht, daß zur Zeit des frühern Regierers man das Daſein einer Propaganda und allen Zuſammenhang der ſchweizeriſchen Radikalen mit den fremden Radikalen läugnete, in neuerer Zeit die Sprache änderte, mit der Völkerſolidarität groß that und mit der Propaganda drohte und die geſchlagene Armee derſelben, die Flüchtlinge, zu benutzen beabſichtigte. So lebten ſie in gegenſeitigem Wohlgefallen, bis der junge Hans, der unvermerkt eingeſchlafen war, mit großem Gepolter vom Stuhle ſtürzte. Ueber Kindern und Betrunkenen wachet Gott. Er nahm keinen Schaden, es ward bloß nöthig gefunden, zu Bette zu gehen. So ward dem Amtsrichter der ruhige Abend genommen und neues politiſches Leben in ihm angeregt. Wenn es ſo komme, wie der da ſage, und der wiſſe was, dachte er, ſo ſei ihm mehr als geholfen, alles Verlorene mehr als erſetzt und gut gemacht. So kam der Satz nicht zu Ende, ſondern es wurde ein Zwiſchenſatz eingeſchoben, welcher einen Nachſatz nothwendig machte, ſo daß von keinem neuen Satz die Rede ſein konnte.

Am folgenden Morgen konnte er nicht zur Ankenballe hinauf. Benz holte das Geld oben und erweckte nicht eben große Freude durch ſeine Erzählung von dem Beſuch, denn Liſi hatte wirklich auf eine ſtille Zeit zur Einkehr gerechnet. Es ſei eine böſe Zeit, ſagte es, ſie mahne ihn's an nichts Beſſeres als an

ein Frühjahr, wo man meine, d'Sach ſei den Erdflöhen, dem Reif entronnen, wenn dann plötzlich auf alles hinauf die Käfer anfingen ſich zu rühren, da ſei dann alles verloren, vor denen ſei nichts ſicher. Ja, und der gefalle ihm apartli nicht, ſagte Benz, der ſei auch einer von denen, welche meinen, die ganze Welt ſei ein Lulli und ſie expreß geordnet, um daran zu fuggen, und alles, was ſie erlangen mögen, ſei ihnen geordnet, im Himmel und auf Erden hätten ſie niemanden zu reſpektiren, als wer ihnen zu etwas verhelfen könne, und nur ſo lange, als bis ſie hätten, was ſie wollten, darnach würfen ſie ihn unter die Füße wie Tubakaſche. Als er jung war, wußten Vater und Mutter lange nicht, ſollte er ein Schafbub oder ein Geißenbub werden, jetzt iſt er Hauptmann und weiß der Teufel was noch alles, verdient ein Sündengeld und womit? mit Freſſen und Saufen, und iſt nicht einmal zufrieden dabei, es iſt ihm ſchon alles zu wenig. Er weiß nichts, er iſt von den Dümmſten einer, der meint, die Kühe brüteten die Kälber aus wie die Hühner d'Hühnlſchi, und meint doch, er werde Schultheiß oder Finanzminiſter oder Kaiſer im Schlaraffenland. Dem Vater und Bruder hat er geſchmeichelt und mich nicht über die Achſel angeſehen; es nimmt mich wunder, daß er mir nicht ſagte, ich ſolle ihm die Stiefel putzen, und doch wußte er wohl, daß ich da ſo gut daheim bin als Hans. Und das iſt nur, weil er meinte, Hans habe was zur Sache zu ſagen und ich nichts. Aber das Spiel könnte ſich ändern, und wenn ich dem einen Knittel zwiſchen die Beine werfen kann, und ſollte es ein hagebuchener ſein, ſo werde ich es nicht ſparen; es nimmt mich wunder, ob man ſchuldig iſt zuzuſehen, wie die Wolle geſchoren, das Fell abgezogen und beides mit einander verhudelt wird.

Nun begann Benz gar bitterlich zu klagen über ſeine Lage, wie er da zuſehen müſſe mit gebundenen Händen, wie ſie an den Bettelſtab kämen, wenn es ſo fortgehe. Wenn das nicht ändere, ſo wollte er, er wäre bei der Mutter, ſo halte

er es nicht aus. Er dinge z'Krieg oder mache sonst, daß er wegkomme, aber der Schande wolle er nicht zusehen. Das arme Gretli bekam Krämpfe im Herz, schlich hinaus und weinte bitterlich. Ankenbenz hatte das Herz auch voll Mitleid und zwar nicht bloß mit den Leuten, sondern auch mit dem schönen Vermögen, mit dem Hofe besonders. Ein rechter Haushalter hält nicht bloß das eigene Vermögen in Ehren, sondern jedes rechtmäßig erworbene Vermögen, und wie der Gerechte sich nicht bloß des eigenen Viehes erbarmet, sondern alles Viehes, welches mißhandelt wird, so hat es ein rechter Haushalter mit jedem Vermögen, welches vergeudet wird, es erbarmet ihn, absonderlich ein Hof, der abgeschleift, d. h. schlecht behandelt wird. Den denkt sich der rechte Bauer als eine Art lebendigen Wesens, welches der Mißhandlung sich bewußt wird. Lisi dagegen zeigte wenig Mitgefühl, brach das tiefere Eintreten über's Knie ab. Wegem Vermögen, sagte Lisi, wollte ich nicht so viel sagen, das läßt sich am Ende gut machen oder verschmerzen, es ist etwas Anderes, das mir großen Kummer macht, da ist einstweilen nichts zu machen, da heißt es: Handweg! Habe du nur Sorge zu dir, mach was du kannst, für's Weitere laß Gott sorgen. Ja, für mich sorgen ist bös, die Andern nehmen alles vorab, wenn ich auch noch wegpacken wollte, wohl, die Andern würden mir schön aufwarten und es möchts nicht ertragen, es ist für sie zu wenig. Es ist mir leid, sagte Lisi, daß du mich nicht besser verstehst, meinst, ich rede die gleiche Sprache wie schlechte Leute, meinst, ich meine, es sorge Einer für sich, wenn er das Schlechtste den Andern nachmacht, stiehlt, wenn sie stehlen, und braucht, wenn sie brauchen. Es ist mir leid, daß du mich nicht besser verstehst und ich es dir deutlicher dolmetschen muß. Benz, mache nicht was sie, bete und arbeite, thue, was brav und recht ist, einem Bauernsohn wohl ansteht, damit, es mag gehen in Gottes Namen wie es will, es überall heißt: Uns dauert nur der Benz, der kann uns erbarmen, er vermag sich

allem nichts, hatte bös dabei und muß ſich deſſen doch entgelten, es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht. Thue ſo, dann ſorgſt du für dich. Es mag dann gehen wie es will, dir geht's am Ende nicht bös, und dann heißt es: Ende gut, alles gut. Darum wahre dich und ſorg für dich, aber wie ich es meine und nicht wie Viele.

Benz, der Junge, ging ſeufzend. Frau, ſagte Benz der Aeltere, dem haſt es wohl ſcharf gemacht, hat er dir kurzum was zwider dienet? Nein, ſagte Liſi, d's Gunträri, er gefällt mir beſſer als früher, ich glaube, der ſei z'ernſtem am Kehrumthürli. Aber ich weiß wohl, worauf er es abgeſpitzt hat, er möchte Gretli heirathen und es hinunternehmen, um die Haushaltung zu machen, und das thue ich nicht. Gretli wäre dumms genug und ging. Ich will aber das arme Meitſchi nicht in dieſes Wespenneſt laſſen, was ſoll es da anders als ſerben und ſterben, es hat zu dünne Haut für ſolche Dörnere. Es muß ſich da unten ohne Gretli ſäubern und auf eine Seite gehen, und Benz muß zeigen, wer er iſt. Kömmt er z'grechtem davon, wenn auch ohne viel Geld, ſo ſoll es ihm bei Gretli nicht ſchaden, zu einem guten Anfang können wir ihnen immer helfen. Wird er aber nicht Manns genug und läuft mit der Rotte Korah, ſo verdient er Gretli nicht und kann weiter ſehen, das iſt meine Meinung. Und Benz hatte nichts darwider.

Achtzehntes Kapitel.

Von den verſchiedenen Lebensaltern im Allgemeinen und den modernen ins Beſondere.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob man mit Beſonnenheit Schritt vor Schritt einem beſtimmten Ziele zu durch das Le-

den gehe, seine Tage mit Weisheit zähle, wie Salomo sagt, oder aber, ob man sich willenlos treiben lasse durch äußere Anregungen und innere Gelüste, hier herum, dort herum und jeden Morgen sturm erwache, halb sturm den Tag verbrauche, ganz sturm endlich wieder in's Nest krieche. Wer Verstand hat, begreift dieses. Einem rechten Bauer hat Gott seine Bahn gezeigt, hat ihm das Jahr eingetheilt und macht ihm die Tagesordnung und Alles nach der Uhr, welche er ihm zum Himmelsfenster hinausgehängt hat, der lieben hellen Sonne, die eigentlich nichts Anderes ist, als der Wiederschein von Gottes Angesicht. Da geht der Bauer seinen Weg ehrbar und ehrenfest wie die Sonne, schafft jeden Tag sein Tagewerk kürzer oder länger, drinnen oder draußen, immer nach Gottes Tagesordnung. Dabei sind seine Hände gesegnet, sein Hof bringt reiche Frucht und seine Kinder blühen ihm munter auf, gedeihen wie das junge Gras im kühlen Thau, in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Da wird die Arbeit und ihr Segen die wahre Lebenslust, es entsteht der sichere Muth, der nie die Hand vom Pfluge zieht, wie schwer das Pflügen sein, wie lange es dauern mag, weil er weiß, daß der Herr bei den Seinen ist, sie nicht erliegen läßt, jede treue Arbeit ein gesegnetes Ende findet. Das ist das wahre Leben voller Wonne, das nie Ekel bringt, aber eine große Befriedigung, bei welcher es dem ganzen Hausstand wohl ist, die Familie wurzelt tiefer, blüht schöner alle Tage, und zwischen immer neuen Blüthen reifen die Früchte süß und schön.

Ganz anders geht es, wo diese Tagesordnung verlassen wird, der Mensch für Gottes Sonnenzeiger keine Augen mehr hat, sondern drei andere Dinge im Leibe: den Appetit einer alten Kuh auf der Weide, die Liebe einer Katze im Februar und endlich den Dünkel, den Satan der Eva im Paradiese eingepflanzt. Dabei kommt der Mensch freilich auch an ein Ziel, aber es ist kein selbstgewähltes, dem er mit bedachten Schritten zugeht, sondern es ist ein Ziel, das er eben gar

nicht will, dem er in Aengſten und Nöthen ſich zuwälzen muß. Die Luſt zur Arbeit und die Stätigkeit an der Arbeit verſchwinden, man mag nicht mehr dabei ſein, entzieht ſich derſelben unter jedem Vorwande, nimmt etwas in die Hände, und kaum hat man es drin, wirft man es weg und läuft weiter. Da iſt kein ruhig Dabeiſein mehr, was gehen muß, ſoll im Schnapp gehen, und geht es nicht, ſo läßt man unter Fluchen und Schimpfen alles fahren.

Man denke ſich nun einen Bauer, der am Morgen nicht auf mag, deſſen Leute kaum wiſſen, was ſie thun ſollen, womit die Zeit verbringen, der endlich gegen zehn Uhr ſtrub und mit verpichten oder verpläreten Augen herumläuft, dann in ein Wirthſchaftsloch taucht, ſich zu erfriſchen, vielleicht zum Eſſen heim kömmt, vielleicht auch nicht, Nachmittags entweder ein Rühiges nimmt bis auf den Abend oder aber irgendwohin abdämpft oder fährt, wo Pläſier iſt, einige gute Kameraden zu finden ſind oder ſonſt angenehme Geſellſchaft, von woher man heimkömmt bald um zwölf und bald um drei. Wie es da gehen muß in einer ſolchen Bauernwirthſchaft, wo der Bauer ſich in einem ſolchen faulen Leben herumwälzt wie ein Eichhorn in einer Trülle oder ein anderes Thier im Koth, kann man ſich vorſtellen.

Oder man denke ſich ſtatt des Bauern einen Handwerker im Gewerbe, ſo kann man ſich die Klagen und das Verganten ſo vieler Handwerker erklären, denn wie geht's in der Werkſtatt, wenn der Meiſter in der Wirthſchaft ſitzt?

Am beſten ſcheinen ſolche Lebensweiſe Schreiber und Beamtete ertragen zu können, ſich dabei am beſten zu befinden, aber es iſt eben nur Schein. Wenn das Wetter für ſie am beſten iſt und für ſie die Weide ohne Zaun, geht doch alle Augenblicke einer kaput oder brennt durch mit etwelchem Deficit. Schlägt aber der Wind um, hui, wie es ſie da nimmt, wie Käferbrut in einer kalten Nacht, oder wie ſie ausreißen rudelweiſe über den breiten Bach oder wenigſtens in's Thur-

gau, um bei Rettung von Klostergütern sich wieder zu erholen und den Schacher mit den Juden zu lernen. Die Einförmigkeit dieses Lebens wird zuweilen unterbrochen durch einen Schießet oder sonst ein Fest, wo man dann großartig und gleichsam berechtigt hudelt ganze Tage und ganze Nächte hintereinander, alles wegem Vaterland und der Freisinnigkeit und zu Ehren des Fortschrittes und der Aufklärung und um dem Kaiser von Rußland zu imponiren, die übrigen Potentaten aber sammt und sonders, selbst mit dem Fürsten Reuß-Greiz-Lobenstein, in's Bockshorn zu jagen.

Andere machen es sich noch viel bequemer, verpachten ihre Güter, setzen sich großartig zur Ruhe, manchmal schon im zwanzigsten Jahr, so daß man von ihnen nicht bloß sagen kann, sie spinnen nicht, sie säen nicht, sondern auch sie lesen nichts, sie schreiben nichts, sie denken eigentlich auch nichts und der himmlische Vater nähret sie doch. Und warum sollte er nicht, nährt er ja auch die Regenmoleni, die Muheime, die Werren, die Wentelen und die Zägge, ach, er ist gar so gut, der himmlische Vater! Aber gesagt hat er auch, und das sollte man nicht vergessen: Müssiggang ist aller Laster Anfang, oder wie es eigentlich die Bibel sagt: Müssiggang lehrt viel Böses, und gesagt hat er auch: Sechs Tage sollst du arbeiten, und wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen, und beides sollte man ebenfalls nicht vergessen. Nun die lustigen Brüder werden darüber lachen und sagen: Geboten hin, verboten her, wir haben's und wir brauchen's, wer will's uns wehren, he? Nun, braucht's nur, wehren thut's euch niemand, aber was Gott gesagt, das hat er gesagt, wenn er in euer Essen und Trinken den Unsegen legen will, wer will [illegible] ihm wehren? das bedenkt auch.

In diese zweite Klasse von Menschen ließen die beiden Hanse sich immer mehr hinein, anfangs der Alte voran, aber bald kam ihm der Junge vor, da die Jungen schnellere Beine haben, begreiflich! Indessen war zwischen dem alten Hans und

zwiſchen dem jungen noch ein bedeutender Unterſchied, den man nicht überſehen darf. Der alte Hans hatte andere Tage erlebt, er wußte eigentlich wohl, wie es gehen ſollte. Es war nun einmal ſo, aber wie es dahin gekommen, konnte er nicht recht begreifen; es war ihm oft unwohl dabei, aber wie daraus kommen, konnte er eben ſo wenig begreifen, als wie er drein gekommen. Er tröſtete ſich mit unbeſtimmten Gründen, daß es wohl beſſer kommen werde, wenn einmal dies und wenn einmal jenes u. ſ. w. u. ſ. w.

Der junge Hans dagegen wußte von etwas Anderm nichts, und ſo war es ihm in dieſem Leben ganz ſauwohl, er meinte, er ſei auf dem allernächſten Weg zu den höchſten Ehren, dem größten Glück, z'nächſt unter dem Loche, um an's Brett zu kommen. Er redete oft davon, wie es gehen müſſe, wenn einmal die Rechten an's Brett kämen, wie ſie es dieſen, jenen machen wollten, wie dann, wenn die Jungen einmal das Heft hätten, die rechten Grundſätze erſt gehörig eingeführt werden würden. Dann dachte er ſich die Welt als das Schlaraffenland, wo jeder hätte was er wollte und durfte was er mochte. Das nahm er als beſtimmt und ſicher an, kümmerte um das Wie ſich durchaus nicht, ward aber wüthend über jeden, der ihm widerſprach. Je weniger er ihn widerlegen konnte, für um ſo ſchlechter hielt er ihn, bombardirte ihn mit den ſchlechteſten Namen, unter welchen Vaterlandsverräther einer der manierlichſten war, redete, je nach der Zahl der Flaſchen welche er im Leibe hatte, leiſer oder lauter von Hängen und Köpfen. Es war ſehr curios, er verwechſelte alle Augenblicke ſich und das Vaterland mit einander, jeden Widerſpruch gegen ſich taxirte er als Vaterlandsverrath und jeden Widerſtand gegen ſein Aziren als Aufruhr im Vaterland. Es ſollen noch Viele mit dieſer Krankheit behaftet ſein, iſt übrigens nicht ſo unbequem, ſie braucht keine Weisheit, ſondern lediglich einen braven Vorrath von Knebel- und Knittelworten. Dieſer Vorrath hatte auch das von allen andern Vorräthen voraus, daß er nicht nur

nicht ausging, ſondern alle Tage größer wurde. Es war ſich auch nicht zu wundern, denn es waren gar zu Viele, und zwar ganze Burſche, beſtiffen, ihn im Fluß zu erhalten und durch neu erſonnte zu mehren; die ſämmtliche junge Garde gab ſich damit ab.

Dieſe junge Garde, die Hoffnung des Vaterlandes, unter welcher Hans mit vielem Glanze ſtand, beſtund meiſt aus Leuten, welche in Hoffnung waren, in untern Stellen auf höhere lauerten oder aus magerem Gewerbe einen Sprung thun wollten in feiten Staatsdienſt oder in der Kameradſchaft mit Staatsdienern einen undurchdringlichen Schild ſuchten, hinter welchem der größte Spitzbube ſicher war, aus ſchlechten Lieutenants, die ſchlechte Hauptleute, und aus ſchlechten Hauptleuten, welche noch ſchlechtere Majors und Kommandanten werden wollten; die Schreiber, Fürſprecher, Agenten, Notare, Secretaire, Subjekte, Geſchäftsleute, auch Handlungsdiener, reitende und ſitzende, bildeten die Hauptmaſſe dieſer jungen Garde. In größeren Stationen hielt ſie täglich dreimal Appell, vor dem Eſſen beim Extrait, nach dem Eſſen beim Kaffee, Abends bei Wein und Bier, wo zugleich auch der Staat behandelt wurde, und zwar mit einem Eifer, einem Fleiße, wie kein Stammgaſt einen Saufuß behandeln konnte. Auf häufigen Ausflügen wurde die Mannſchaft beweglich erhalten, große Zuſammenzüge fanden alle Augenblicke ſtatt, wobei es zumeiſt ſehr glänzend zuging, Schießete, Vereinszuſammenkünfte, Offizierbälle, Volksfeſte und Volksverſammlungen, Geſangfeſte und Märkte, Grünneten, Sackzumpeten und Theater. Die alte Garde beſtand aus den Habenden, mehr oder weniger Befriedigten, denen an der Stirne als Deviſe geſchrieben ſtand: Ein Mann wie ich! Dieſe Deviſe wechſelte etwas die Färbung vor Wahlen oder in politiſchen Kriſen, wo man nicht beſtimmt wußte, welche Wendung die Geſchichte nehmen könnte, dann leuchtete ſie in einer Minute o't ganz mild, in weichen Tönen, würden Kunſtkenner und Kunſtkennerinnen ſagen, in der nächſten Mi-

nute flammte sie ganz martialisch auf, bald von einem roth-borstigen, bald einem kannibalisch schwarzen Schnauz überschattet. Zwischen beiden Garden waren immer Mittelspersonen, welche in beiden Lagern saßen und eine tägliche Verbindung unterhielten. Solche Personen sah man immer häufiger, bis endlich alte und junge Garde sich zu einem Corps verschmolzen, dessen bedeutendster Bestandtheil die junge Garde war. Dieses Corps hatte nicht bloß täglich dreimal Appell, sondern Sammlung und Parade alle Tage in der Hauptstadt, theils in einer Privatkaserne, welche vom Czar und Zimmermann den Namen trug, theils in einer Staatskaserne, auf welcher ein Staatsmichel seine Flagge wehen ließ.

Im Hunghafen konnte Hans der Jüngere den bezeichneten Bürgerpflichten so wenig nachkommen als Hans der Aeltere; im Hunghafen saß man auch dreimal zu Tische, aber mit Krethi und Plethi und ohne Wein, ohne Karte, ohne Staatsgespräche; da war weder Kaffee, noch Speisewirthschaft, geschweige denn ein Bär oder ein Adler. Man hatte es also unbequemer, anstrengender, man mußte weiter, mußte eine halbe, eine ganze, zwei Stunden weit zu Appell oder Sammlung, was aber auch seine schöne Sonnenseite hatte. Erstlich konnte ihnen, wenn sie bald da bald dorthin gingen, niemand nachrechnen, wie oft in der Woche oder vielmehr des Tages sie im Wirthshaus waren; zweitens wurden sie nicht so einseitig, sondern wurden vielseitig. Es bildet sich in jedem Wirthshaus ein eigener Ton aus; wer nur in ein Wirthshaus geht, wird schrecklich eintönig; wenn er ein Wort sagt, weiß man gleich, welch Wort nachkömmt; wer aber in der Woche mehrere Male Wirthshaus wechselt, bleibt vielseitiger, ja er ist im Stande, so in eintönigen Wirthschaften mit neuen Redensarten, Ansichten und nie gehörten Gedanken die Leute in ein Erstaunen zu versetzen, daß sie Wochen lang das Maul nicht zubringen vor Verwunderung und Andacht. Drittens ist man etwas weiter vom Hause viel ungestörter, besonders wenn

man daheim nicht angiebt, wo man zu finden sei oder absichtlich einen falschen Ort nennt. Nun, für die beiden Hanse war dieser Grund so bedeutend nicht; keiner hatte eine Frau, welche, in Ermangelung einer Polizei, den Dienst selbst verrichtete und den Mann bei den Haaren zum Wirthshaus heraus zu transportiren versuchte.

Dieses Leben führt man nicht umsonst und dieses Leben ist sehr kostbar, viel kostbarer als das althergebrachte bäurische Wirthshaussitzen war, ausgenommen großartige Verklopfete, wo z. B. ein Bauer an einem Markte austrommeln ließ, wer mit ihm zu Mittag essen und sein Gast sein wolle, solle um zwölf Uhr beim Löwen sich einfinden ꝛc. Die Garde, alte und junge, lebte gerne je besser, desto lieber, das herrschelige, schreiberliche Element machte das Bedürfniß nach Zapfenwein, nach köstlichem allgemeiner, Wein von zehn und zwanzig Batzen die Flasche floß wie ein Bach, ja es waren seiner Zeit Gardisten, welche bei jedem Anlaß Champagnerflaschen köpften zu Dutzenden. Jetzt zwar hat es ihnen gebessert und sie trinken auch mindern, wenn sie ihn haben. Dazu kommt das Spielen, welches scheinbar unschuldig getrieben wird öffentlich um's Kaffee oder um einige Flaschen. Dann aber wird es, wenn man angetrunken ist, auch anders getrieben, in obern und hintern Zimmern, welche außerhalb der Grenzen allfälliger Polizei liegen. Denn nach neuer Theorie ist in einem öffentlichen Wirthshaus nur die Stube, an deren Thüre das Wort Gaststube steht oder allfällig auch Tanzsaal, wenn nämlich getanzt wird, sonst nichts der Polizei zugänglich, alle andern Zimmer sind Privatzimmer, und der Wirth kann darin machen oder machen lassen, was beliebt. In diesen heiligen Hallen kennt man die Grenzen nicht, da geht es ganz nach Belieben, und die Verluste steigen in die Hunderte von Gulden und das an ganz ordinäri Tagen, wo man an nichts gedacht als an eine gute Flasche. Und dann an den Extrafesten der großen Garde, wo der ganze Adel zusammenläuft,

wo man ſich ſehen laſſen muß, man mehrere Tage fort iſt, vielleicht ſogar in der Uniform! Zu dieſem giebt es dann noch eine Menge Ausgaben, von denen man ſelten ſpricht, die man kaum aufſchreiben wird, die aber auch in's Guttuch laufen. Wir meinen nicht ſolche, welche die Linke, wenn ſie die Rechte giebt, nicht kennen ſoll, ſondern ganz andere. Werke der Gemeinnützigkeit und Barmherzigkeit machten die Garde, beſonders in den letzten Zeiten, nicht arm, ſie hatte ihre ſchwache Seite an einem ganz andern Orte; Bürgſchaften mochten vielleicht ſchmerzhafte Wunden ſchlagen, aber wir können ſie nicht ſo mir nichts dir nichts zu den gemeinnützigen Thaten rechnen. Vielleicht hieß es dabei: Hilfſt du mir, ſo helf ich dir, ſchweigſt du mir, ſo ſchweig ich dir.

Zu dieſen großen, faſt täglich ſich wiederholenden Ausgaben, woher das Geld? Nun, die Rechtsgelehrten, welche an einem einzigen Sitzungstag hundert bis zweihundert Gulden in die Taſche ſchieben, vielleicht Staatspraxis haben, welche großartig einträgt, fragen dem nichts nach, ſie haben Geld genug und leben luſtig, es iſt immer, als wenn ſie nach dem Sprüchwort leben müßten: wie gewonnen, ſo zerronnen. Aehnlich haben es die Rechtsagenten, die haben Geld wie Heu, ſo lange ſie das Geld, welches ſie eintreiben müſſen, behalten und damit Wucher treiben dürfen auf alle Sorten und, durch gute Kameradſchaft geſichert, die nichts auf ſie kommen läßt, die Gläubiger mit wahrer Bürgerluſt an der Naſe herumführen, daß ſie von ihrem Gelde nichts haben als einen langen Aerger und, als Düpflein auf's I, eine noch längere Koſtennote. Denen, welche Kaſſen unter ſich haben oder deponirte Gelder hinter ſich, thut es ebenfalls nichts; die haben Geld genug, kriegen ſie die Taſchen leer, füllen ſie aus den Kaſſen wieder zu oder laſſen ſich auch aus andern Kaſſen zufüllen, und um der Sicherheit willen iſt immer einer dem andern Bürg. Wenn endlich auch ein Urtheil oder eine Maßregel nicht mehr vermieden werden kann, wird das Urtheil oder die

Maßregel nie vollzogen, man läßt ſie liegen, wo ſie liegt, oder macht den Betreffenden gar noch zum Maſſaverwalter in Geldſachen und Liquidationen, was in Beziehung auf die Erholung weit über eine Badefahrt geht. Ach, wie man da lieben, blinzen, ſchonen, ſich erholen kann, man glaubt es gar nicht. So eine Maſſe hat ſchon manchem Verwalter beſſer zugeſchlagen, als Birenſchnitze einem magern Roß. Wie ſollte es da an Geld fehlen, woher ſollte die Verlegenheit kommen?

Aber ganz anders iſt es mit einem Bauernſohn und zwar mit einem reichen. Der Bauer hat viel zu verkaufen, zu verwerthen, hat im Fall der Noth Unterpfänder, der Handelsmann kann von einer Achſel auf die andere legen, mit Wechſeln fechten oder in Erſparnißkaſſen pumpen, aber der Bauernſohn, was ſoll der machen, wir fragen? Der Sparhafen iſt bald verbraucht, die paar Schafe, welche er halten darf, reichen nirgends hin, kaum, wenn es recht angeht, für einen Tag, geſchweige für eine Woche, die paar Thaler, welche der Vater zu geben gewohnt war, ſind wie Federn, hinter welche der Wind kömmt. Hie und da hat eine blinde Mutter offene Hand für's liebe Söhnchen, aber ſolche Mütter giebt es nicht allenthalben. Da bleibt dem Sohne nichts übrig, als entweder dem Vater in der allgemeinſten Modeſprache zu ſagen: Alte mache füre! oder aber zu nehmen und ſich anzueignen, wie es ſich giebt. Eingenommenes Geld nicht abliefern, für eine verkaufte Kuh oder Roß es im Sack behalten, einziehen, wo man wußte, daß der Vater was ausſtehen hatte, dem Müller einige Säcke mehr faſſen, als er mahlen ſollte und Mehl abzuliefern hatte, oder ſonſt leihen oder ſtehlen.

So ungefähr war Hans zweg, doch das hatte er beſt, daß ſein Alter nicht ſtrenge war, es mit ihm nicht genau nahm. Der Vater hatte gewiſſermaßen ein bös Gewiſſen, er durfte dem Sohne die Schnur nicht ſo enge ziehen, denn ſeit der Verſchmelzung der alten und jungen Garde wußte der Junge ungefähr auch, was der Alte brauchte, und im Fall der

Noth hätte der Reſpekt den Jungen durchaus nicht genirt, es dem Vater vorzuhalten. Zudem reute es den Vater nicht ſo übel. Er hielt viel auf Hans und ſeltſamerweiſe war er immer mehr auch in dem Traum befangen, man dürfe das Geld, was man jetzt brauche, ſich nicht halb ſo ſehr reuen laſſen, das komme alles ſechszig- und hundertfältig wieder. Wie das hätte er eigentlich gründlich nicht auslegen können, er meinte es halt ſo, er dachte vielleicht, wenn alle Schmarotzer über ihm weg ſeien, ſo möchte es ihm auch mehr ziehen, er hätte vielleicht geſagt, wenn einmal die Verfaſſung eine Wahrheit ſei, dann käme die Zeit für den Bauer, wo er leben könne wie ehedem ein Herr. Jedoch wäre er vielleicht in Verlegenheit gekommen, wenn er hätte angeben ſollen, in welchem Paragraph der Verfaſſung dieſes liege. Kurz er war überzeugt, was man jetzt thalerweiſe ausgebe, könne man ſpäter kerbweiſe wieder faſſen, darum gab er anfangs Haus Geld und viel Geld ohne viel Widerrede, ſagte bloß dabei: I'gut wollte ich es doch nicht machen, von wegen z'viel iſt z'viel.

Es ſteht aber ſelten etwas in der Welt ſtille, entweder geht es vorwärts oder rückwärts, namentlich ſolche Lebensweiſen, wie ſie die beiden Hanſe führten. Beide brauchten unvermerkt mehr Geld, es war als ob der Hals weiter würde und das Geld ränder, es wollte gar nicht mehr bleiben. Der Unterſchied zwiſchen beiden war bloß der, daß dieſes Schwinden und gleichſam Schmelzen des Geldes, ähnlich des Schnees Schmelzen in der Sonne, den alten Hans ſchmerzte, gleich wie ein Fleck, wo die Haut ab iſt, wenn er immer und immer wieder gerieben wird, auch immer mehr ſchmerzt. Wir haben bereits geſehen, wie bei Hans das vorräthige Geld geſchwunden iſt, er ſich mit fremdem helfen mußte. Nun ſollte das bezahlt werden, aber ſtatt deſſen hätte er immer mehr noch nöthig gehabt. Man ſtelle ſich einen Brunnentrog vor, in welchen reichlich Waſſer fließt oben zur Röhre hinaus, aber unten iſt der Stämpfel ausgezogen, da kann das Waſſer ſich nicht ſammeln,

da bleibt der Trog leer immer und immer, das ist ja jedem Kinde bekannt. Wenn nun der Brunnentrog gar zwei Löcher hat und zwar solche, welche alle Tage größer werden, kann da wohl ein Tropfen im Troge bleiben? Das fühlte der ältere Hans, ihm wuchsen die Verlegenheiten zu und das Bangen, wo nehmen und doch machen, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe, und warum hätte er es nicht fühlen sollen? Wenn eine Kuh ausgemelken ist und man strupft ihr doch immer wieder am leeren Euter, fängt die nicht an zu schlagen und zu brüllen, und ein Amtsrichter sollte es nicht fühlen, man denke!

Nun, wie oben gesagt, schlagen und brüllen that der Amtsrichter nicht, aber er brummte und muckelte immer lauter, je häufiger Hans strupfte und je länger es sich verzog, daß man die Thaler in Körben fassen konnte. Der Amtsrichter hatte bereits unter der Hand einen Titel veräußert, der hatte ihm wirklich im Herzen weh gethan, denn ein hausväterliches Gefühl hatte er noch, verlumpen wollte er denn doch nicht, aber die Kraft, den Wagen zu stellen, hatte er nicht, er legte die schönsten Hoffnungen unter, aber bekanntlich stellt man mit Seifenblasen keinen Wagen, der bergab geht, da muß Buchenholz oder was von Eisen herbei.

Hans der Junge hatte es dagegen ganz anders. Der hatte keinen Funken Hausväterliches im Gemüthe, keine Theilnahme für des Vaters Seufzer, keine Rücksicht auf seine Wünsche, keine Gedanken an's Verlumpen, aber auch gar keine Gedanken, daß es nicht gut komme, wenn er so fortfahre, daß er nicht zu allem, was er triebe, vollständig berechtigt sei, ja vollständig berechtigt, über seinen Alten zu klagen, der anfange zu seufzen, wenn er füre mache, das Geringste für ihn blechen solle. Das ist eine sehr merkwürdige Anschauung der Dinge, sie ist aber gar nicht neu, sondern viel allgemeiner als man glaubt, sie ist nicht besondern Ständen eigen, sondern besondern Gemüthern, daher

man ſie an der Spitze und am Schwanze der menſchlichen Geſellſchaft findet. Wie erbittert iſt man ſchon oft geworden über den Bettelmann und hartnäckigen Branntweinſäufer, der hartnäckig alles die Gurgel abjagte, Weib und Kinder die bitterſte Noth leiden ließ, nicht nur ſelbſt nichts that, ſondern noch für ſich verbrauchte, was ſie erarbeiteten und erbettelten. Eine ſolche Gefühlloſigkeit konnte man nicht faſſen, ein Unmenſch, ein Utüfel ſei er, lautete das allgemeine Urtheil. Aber ein Graf, der mit Pracht, Spiel und Weibervolk ſeiner Kinder Vermögen und guten Namen durchbringt, ſie zu Bettlern macht, iſt der nicht noch viel ärger als der Bettelmann? Erſtlich iſt es einem Graf doch zuzumuthen, daß er ſeine Pflicht beſſer kennen, die Folgen ſeines Thuns beſſer überſehen könne als der Bettelmann; zweitens macht er ſeine Kinder noch viel unglücklicher, denn je höher der Fall, deſto rauher geht es zu dabei, deſto mehr Glieder gehen kaput. Und ein König, mit Reſpekt zu ſagen, der für nichts Sinn hat als für Wolluſt und etwelche Narrheiten, ſein ganzes Land in Noth und Armuth ſtürzt, Leben, Eigenthum, Ehre im Großen unſicher macht, wie es ein Räuberhauptmann im Kleinen zu machen pflegt, hat der nicht accurat das gleiche Gemüth wie der Bettelmann, nur iſt er um ſo ſtrafbarer, je höher er geſtellt, je mehr ihm anvertraut iſt. Zwiſchen ihm und dem Bettelmann iſt eben kein anderer Unterſchied, als im Maaße der Strafe, welche er von Gott zu gewärtigen hat.

Was iſt nun aber das Eine, welches die äußerlich ſo verſchieden geſtellten Menſchen auf die gleiche Stufe bringt, in ihren Verhältniſſen zu ihren Mitmenſchen innerlich ſo gleich macht? Es iſt die Leidenſchaft, das Laſter, die übermächtig gewordene Sinnlichkeit, der alte Menſch, der jede Hülle abgeworfen, alle Rückſichten überwunden hat. Es iſt dieſer alte Menſch, der Gott und Nächſten haſſet, untüchtig iſt zu allem Guten und geneigt zu allem Böſen. Das Laſter, die Leidenſchaft verzehrt die Liebe, trocknet das Herz aus, erzeuget den

Zuſtand, den man Herzloſigkeit nennt, übt die gleiche Macht über alles Edle und Schöne im Menſchen, wie der giftige afrikaniſche Wind über die Pflanzenwelt. Das macht aus Kindern die Würgengel der Eltern, aus den Eltern Quälgeiſter, aus dem Menſchen überhaupt das gefährlichſte und grauſamſte der Thiere, den ſinnloſen Götzen, der ſich ſelbſt ſich ſelbſten, d. h. ſeinem Götzen opfert.

Solche Unglückliche und Unglücksmacher gab es zu jeder Zeit, aber dieſe Art und Weiſe zur Religion machen, dadurch zum Daſein ſie berechtigen, ſie legitim machen, das war doch der Neuzeit vorbehalten; in der Fleiſchreligion, im Naturdienſt der jungen Judenſchule, die bald von alten und jungen Sündern und abgefallenen Chriſten voll ward, trat ſie zu Tage und machte ſich im Staate als Radikalismus geltend. Sie war es, welche das Chriſtenthum eine Sünde gegen die Natur, Unſittlichkeit nannte, das Leben nach ſeiner Natur die wahre Moral und Religion. Sie war es, welche durch dieſe Lehre die Liebe zerſtörte, die Selbſtſucht auf den Thron ſetzte, die Familie unmöglich machte, denn dieſe gedeiht nicht in ſolch ſanktionirter Herzloſigkeit. Tauſende kennen dieſe Theorie nicht und ſind doch geimpft mit ihrem Gifte und liegen krank in ihren Fiebern und geben ſie mit all ihren Geberden zu Tage und gehen dem großen Culturzuſtande entgegen, in welchem alle Menſchen gleich ſind, in welchem jeder Menſch zum ſimplen Vieh wird und frißt und liebt, was er findet, unbekümmert darum, wie es heißt und wem es iſt; wenn es ihn nur gut dünket, ſo iſt d'Sach recht. Das iſt die wahre Gleichmacherei der neuen Religion in ſelbſtſüchtiger Sinnlichkeit, die umgekehrte der chriſtlichen Gleichheit in der Liebe. Das iſt der Zuſtand, der uns allen bereitet wurde, während man die Abſicht dazu ſtets und frech abläugnete, das der Zuſtand, den man ſammt den Wegen dazu predigen laſſen wollte, demgemäß man die ſämmtliche Erziehung der Staatsbürger einrichten wollte, das der Zuſtand, in welchem viele Tauſende

ſich krümmen und winden, zu welchem Tauſende als eigentliche blinde Wegeführer wirken und leiten, denn die Wenigſten kennen das Ziel, denn die Sehenden läugnen es ab, das der Zuſtand, in welchen unſer junger Hans mehr und mehr verſank in dem Maaße, als er ein bedeutenderes Glied ſeiner Genoſſenſchaft wurde, als er öfter ein wahrer Vaterlandsfreund genannt wurde und ſo wuchs in der eigenen Meinung, daß er ſich ſelbſt für eine der erſten Stützen des Vaterlandes hielt.

Dieſer Zuſtand aber erklärt vollkommen, warum Hans das Seufzen und Brummen des bedrängten Vaters nicht bloß nicht berückſichtigte, ſondern ſich gewaltig darüber ärgerte oder darüber ſpottete, je nachdem er Wein getrunken, ſchweren oder leichten, es als eine Beeinträchtigung wohlerworbener Rechte betrachtete und ſich gar öffentlich äußerte: d'r Alt hätt aber übel grännet, der meine, ſelbſt freſſen mache fett, und alles, was er nicht ſelbſt brauche, ſei z'unnütz verbraucht. Aber das Bettlen und Gränne erleide ihm, das werde wohl ändern, einſtweilen müſſe er ſehen, wie er es mache.

Und wie machte es Hans, der Junge? Derſelbe machte es wie Andere in ähnlicher Lage, er machte alles, wozu er Gelegenheit hatte. Was er daheim machen konnte, das machte er. Papa Hans war zu wenig daheim, um an eine Sypcherechnung denken zu können; dieſelbe lieferte Hans viele Thaler. Doch hier war ihm Benz im Wege, der aufzupaſſen begann und bei Gelegenheit ſagte: ich wollte es nicht zu gut machen, es ſind noch Andere da, die auch was wollen. Mach auch, was du kannſt, meinetwegen, antwortete Hans.

Nein, das will ich nicht, ſagte Benz, weißt wie es des verlumpeten Ryfershäuſern Bauern Joggi erging. Dort kam immer die Nidle ab der Milch im Keller, und die Bäurin ſagte oft: ſie wüßte nicht, was ſie geben würde, wenn ſie wüßte, wer das thäte, e Hung, e Katz oder gar e Menſch? Es war Chriſteli, ein Sohn, welcher die Nidle zu lecken ver-

ſtund beſſer als ein Hund das Waſſer. Einmal war er wieder getroſt an ſeiner leckern Arbeit, als eine Stimme zum Kellerloch hineinkam und rief: Jetzt weiß ichs, jetzt weiß ichs, wer der Hung oder die Katze iſt, wo die Nidle lappet. Wart du nur, will's der Mutter ſagen, die wird loſe! Sei nicht ein Narr, Joggi, rief Chriſteli, komm und nimm auch; ſie iſt gar donners gut. Gwüß iſch ſi? antwortete Joggi, lief dem Keller zu und ſteckte gierig den Kopf über eine volle Milchkachel. Platſch ſchlug von hinten Chriſten Joggi's Kopf in die Milchkachel hinein bis z'Bode und rief zur Kellerthüre aus, als ob er am Spieße ſtecken thäte: Mutter komm, Mutter komm, ih ha dr Hung, wo d'Nidle lappet! Die Mutter kam, fand Joggi mit ſchneeweißem Kopf am Erſticken, daß er längs Stück kein Wort reden konnte. Während dem erzählte Chriſteli, wie er den Joggi angetroffen und wie er ihm den Kopf beſſer an die Milch gebracht; denn wenn er es nicht ſo gemacht, ſo hätte er es nachher abgeläugnet, und ich hätte ſollen der Lügner ſein. Gäll, Mutter, dem habe ich es recht gemacht? Die Mutter gab ihm großen Beifall, nahm Joggi bei ſeinem Nidlehaar, und als ſie es ihm halb aus dem Kopfe hatte, konnte endlich Joggi wieder reden und kam mit der Wahrheit, aber kein Menſch wollte ſie ihm glauben, ſein Lebtag hieß er der Nidle Joggi. Meinſt Hans, ich ſolle Joggi ſein und meinen Kopf auch zueche ha? Dr Chriſteli z'mache wäriſt du nit z'gut! Hans fluchte über dieſe Antwort, doch nicht recht herzhaft, er fürchtete Benz denn doch in etwas, wollte ihn nicht zum Reden und Aufbegehren zwingen, am liebſten war es ihm begreiflich, wenn Benz d'Sach machte und doch nicht viel zur Sach ſagte.

Er mußte alſo zu was Anderem ſeine Zuflucht nehmen. Obrigkeitliche Kaſſen hatte er keine unter ſich, indeſſen hatte er Gemeindeverwaltungen, zog Vogtsgelder, lebte in der glücklichen Zeit der Emancipation der Weiber, wo ſo viel Geld flüſſig wurde, ſo viel Geld den Helfershelfern in den Rachen

gejagt wurde, gemacht wurde, was jeder konnte. Bekannt und nicht genug wiederholt kann die seiner Zeit im Verfassungsrath geltend gemachte Maxime beim Bevogten werden: es sei niemand wegen Liederlichkeit oder thorrechter, blödsinniger Handlungsweise zu bevogten, das stoße gegen die Gewerbsfreiheit. Wo Einer liederlich sei, ein Spieler sei, sein Geld verschlängge, da seien auch immer welche, die mit ihm gewerben, an ihm einen Profit machen wollten; bevogte man jenen, beeinträchtige und störe man diese in ihrem Gewerbe und handle gegen die Grundsätze der wahren Freiheit. Was läßt sich nun nicht alles auf diese Maxime bauen, wie viel hinter sie verbergen, was meint man?

Wir wollen dieses unsaubere Feld einstweilen nicht ausbeuten, wollen nicht Consequenzen ziehen von dieser Maxime auf die Handlungsweise derer, welche sich den Staat so als einen alten Hudel vorstellen, mit dem Gwinn und Gwerb zu treiben erlaubt ist jedem der zur Bande gehört oder den Kniff versteht. Wir wollen bloß aufmerksam machen auf die herrliche Jagdzeit, wo viele herrenlos oder vogtlos gemachte Weiblein in's Gehäge fliegen, verdutzt und rathlos, in's Gehäge, wo pfiffige Sperber und hungrige Käuze auf der Lauer stehen. Da ließ sich was machen und zwar nicht bloß einfach, sondern vierfach. Erstlich konnte man da werthlosen Titeln abkommen, zweitens konnte man Geld, welches sie erhalten und zinsbar anlegen wollten, ihnen abschwatzen gegen schlechtes Papier oder für schlechte Leute; drittens konnte man ihnen gute Titel abschwatzen um's halbe Geld unter dem Vorgeben, der Titel tauge nichts, wenn sie einen Kreuzer dafür erhielten, könnten sie noch die Kappe nachwerfen aus Dankbarkeit. Viertens und schließlich konnte man Titel zum Einkassiren annehmen und nie einen Kreuzer davon abliefern.

Das ging auf mehrere Weisen, daneben ganz einfach zu. So ein Rechtspraktikus von der neuen Schule ist eine Art von Vogel Greif; wer in einer Sekundarschule gebildet wor-

dem zu ſein das Glück hatte, wird ungefähr wiſſen, was das bedeuten ſoll, nämlich, wenn der Greif einmal etwas in den Klauen hat, ſo nehme es ihm, wer kann. Die kürzeſte Manier war die, jedem, der nach ſeinem Gelde fragte, wüſt zu ſagen, und wenn er mit dem ſich nicht begnügte, ihn zur Thüre hinaus zu werfen. Die zweite nicht viel längere war die der allerlei Ausreden, die oft ſo lange währten, bis der Schuldner verjahrt war, ſo daß man von der ganzen Geſchichte nichts hatte, als eine lange Koſtennote und Augen zum Plären. Ja, es geſchah ſogar, daß ſo manövrirt wurde, daß der Gläubiger die Koſten bezahlen ſollte, wo der Schuldner volle Bezahlung geleiſtet hatte. Oder man hatte die Papiere einem Andern übergeben, hatte dem ſchon dreimal geſchrieben, keine Antwort erhalten, endlich erſchien der in öffentlichen Blättern als vergangen, er war zum Sündenbock für Viele geworden. Oder man gab hier etwas auf Abſchlag, dort ließ man ſich einige Batzen abdrängen mit Noth und Angſt, dann gab der gnädige Herr nichts mehr, und wenn man endlich klagbar wurde, ſo ſagte er, er ſtehe in Rechnung, und wenn man mit ihm rechnen wollte, ſo war er entweder nicht daheim oder es ſchickte ſich ihm ſonſt nicht. Und wenn man endlich ernſtlich klagbar werden wollte, ſo war man erſt verrathen und verkauft, es war als ob man den Nebel an eine Stange ſpießen wolle, als ob eine Krähe der andern die Augen aushacken ſolle, es war wie es im Liede heißt: Hansli ſoll gah Birli ſchüttle, d'Birli wei nit falle; da ſchickt dr Bur es Hündli us, es ſoll dr Hansli byße, das Hündli wott nit Hansli byße, dr Hansli wott nit Birli ſchüttle, d'Birli wei nit falle. Da ſchickt dr Bur es Knütteli us, es ſoll gah Hündli prügle! Knütteli wott nit Hündli prügle, Hündli wott nit Hansli byße, Hansli wott nit Birli ſchüttli, d'Birli wei nit falle. Es ſchickte der arme Bauer umſonſt Feuer aus, das Knütteli z'brenne, Waſſer, das Füürli z'löſche, es Geißli, das Waſſer z'ſufen, e Metzger, das Geißli z'metzge, er mußte Birli Birli ſein laſſen und am

Ende froh ſein, wenn der Metzger ihn nicht für das Geißli anſah und ihn unter's Meſſer nahm. Ja, wenn die Herren Fründe mit den Hudeln ſind und die Regierungsſtatthalter Fründe mit den Gerichtspräſidenten und die Gerichtspräſidenten Fründe von aller Welt, ja dann iſt aller Welt geholfen, einzig denen nicht, die etwas zu fordern oder etwas zu klagen haben und beides gegründet und mit Recht. Zur ſelben Zeit wurde viel Weibergut gemacht, kaum zu einer Zeit mehr, und zwar von Vielen, welche längſt Weiber hatten.

Indeſſen, wenn wir aufrichtig ſein wollen, ſo fiel Hans nicht viel davon ab, ſo gleichſam nur Broſamen von der Herren Tiſche. Hans hatte allerdings, als Vogt und Verwalter, mit dieſen Dingen zu thun, aber er hatte weder Geld noch Titel, mit welchen er Gewinn und Gewerb treiben konnte, aber er hatte Freunde, welche deren hatten und den rechten Gebrauch zu machen wußten, niemand beſſer. Unter ihnen war namentlich Einer, der kannte das Teufelswerk der Wucherei, keiner beſſer. Er wohnte erſtlich ſehr günſtig auf der Grenze, wo Spitzbuben und Schelme einander gute Nacht ſagen, hatte einen Freund ganz nahe. Was einem Agenten oder Notar allzunahe an die Beine gehen konnte, das mußte der Freund machen; man denke, was das für ſauberes Zeug geweſen ſein mag! Dann hatte er Freunde von Station zu Station, mit denen er in Verbindung ſtand, nach Art aller Gauner; an der Hauptſtation hatte er den Hauptgauner, einen kleinen tüfelſüchtigen Kerl mit borſtigem Schnauz, ungefähr von Farbe, wie die Ungernſäue Borſten haben, und einem verdrehten oder ſonſt krummen Beine, von dem die Sage ging, der Teufel habe es ihm ſo geworfen, als er ihm vom Karren geſprungen ſei. Jetzt lauf nur, habe darauf der Teufel geſagt, biſt zeichnet.

Dieſer Kleine hatte nicht nur breite Flügel, unter denen ſeine Freunde ſicher ſchermen konnten, ſondern er hatte auch einen Schlüſſel zu einer Schatzkammer, verſchaffte ſeinen Freunden Geld, ſo viel ſie wollten, um mit dem Landvolk wuchern

zu können. Hanſes Freund verſtund dieſes vortrefflich, daß Einer die Haut über die Ohren hatte, ehe er merkte, daß das Schinden angefangen. So z. B. wenn er einen Mann betreiben ſollte, füllte er erſt nach und nach ſeine Taſchen mit Stündigungsgeldern und erſt, wenn er ſie voll hatte und jener nichts mehr, machte er Ernſt, trieb ihn zum Neſt aus und der rechtmäßige Gläubiger fand es leer wie einen Bienenkorb, in welchem die Mäuſe geweſen. Kurz, das war eins der hülfreichſten und dienſtbefliſſenſten Exemplare unter den ſchwarz oder roth geſchnäuzten Rechtskundigen, beſaß glänzende Equipage und war Hanſens Buſenfreund. Der half ihm beim Liquidiren, nahm die Nidle ab der Milch, machte brav Weibergut, und Hans fielen direkt nur die Broſamen zu, indirekt dagegen war es ihm von deſto größerm Nutzen. Bekanntlich ſollen alle Titel hinter der Vormundſchaftsbehörde in einem Archive liegen, damit vorwitzige Vögte oder Verwalter nicht in Verſuchung kommen, dieſelben zur Unzeit in Silber umzuſetzen. Aber es ſoll manches ſein und iſt doch nicht; ſo weiß man an manchem Orte nicht, was im Archiv iſt und was nicht darin iſt; es werden Titel hinausgenommen und nach vierzehn Tagen hat man es vergeſſen, nach einigen Monaten weiß man gar nicht, wo ſie hingekommen. Ja, es ſoll Orte geben, wo gar keine oder ſehr unvollſtändige Vogtsrödel exiſtiren, ſo daß man nicht mehr weiß, welcher Hudel dem andern Hudel Vogt iſt.

Nun, ſo arg war es doch zu Küchliwyl nicht. In den guten Zeiten hatten Hans und Benz auch gute Ordnung gehalten; das Schlechte, die Unordnung, die Anmaßung einiger Capacitäten waren noch nicht ſo verjähret, daß man ſich ſcheute, von weitem ihnen mit der Naſe zu nahe zu kommen, ſondern nur herumging von weitem wie um ein Aas, das ſeit vierzehn Tagen an der Sonne liegt. Benz ſcheute man immer noch, und obgleich er oft Anlaß fand, das Haupt bedenklich zu ſchütteln, ſo ging es doch noch nicht wie im Weltſchen hin-

ten oder da, wo halbe Gerichte Tag und Nacht am Schatten ſitzen, der Gemeindrath wegen Kiltgeſchichten und Nachtlärm vor den Richter muß, Mitglieder der Schulkommiſſion, vielleicht auch ein Präſident derſelben ſich äußern, der liebe Gott ſei ein Kalb. So arg ging's in Küchliwyl nicht zu, aber ganz genau nahm man es auch nicht mehr und lernte, wie man es machen muß, wenn man ein Auge zudrücken will. Das iſt eine alte Kunſt zwar, aber ſie wurde jetzt allgemein eingeführt und erhielt, wenn nicht geſetzliche Sanktion, ſo doch geſetzliches Anſehen. Perſonen und Corporationen wurde entweder heillos ſcharf auf die Finger geſehen oder heillos durch die Finger, je nachdem ſie im Geruch ſtunden und links oder rechts waren. Ja, das Ding ging ſo weit, daß es allgemein hieß, wenn man vor dieſem oder jenem Gericht nicht einen Fürſprecher vom rechten Geſchmack hätte, ſo ſei d'Sach verloren. Und wenn es wahr ſein ſollte, was einſt ein ſchielend und gränneud Richterlein in offenem Wirthshauſe in ſeiner ausgeſchämten Manier geſagt haben ſoll, der Verurtheilte hätte ganz Recht gehabt, aber ſeines Fürſprechers wegen hätte er ihm nicht den Gefallen gethan, ihm Recht zu geben, ſo muß wirklich was an der Sache geweſen ſein. Das kam natürlich den gutſchmeckenden Herren zu gut und allen denen, welchen man durch die Finger ſah, beſonders Vögten, die nicht Rechnung zu legen brauchten, denen man nicht auf die Finger, ſondern durch die Finger ſah, und die, wenn man ihnen auch zum Schein, ihrer Fahrläſſigkeit willen, Hausarreſt gab, doch nicht meinten, daß er müſſe gehalten werden, ſondern die man am hellen Tage herumſpazieren, ihre Liebſten beſuchen ließ. Iſt das nicht altmodiſche Pedanterie, zu meinen, was geſagt worden, müſſe gehalten werden und Urtheile, welche man gefällt, auch ausgeführt. Iſt es in unſerem moraliſchen Zeitalter nicht hinreichend, ein Urtheil zu fällen, d. h. zu ſagen, der hat das Zuchthaus verdient, der hundert von hinten, der den Galgen, das macht moraliſchen Eindruck, und das iſt hinreichend im

Zeitalter der Cultur. Warum, wenn das hinreichend iſt, jemanden noch in's Zuchthaus thun, ihm hundert geben oder mit ihm an Galgen; das wäre, da es am moraliſchen Eindruck genug iſt, durchaus überflüſſig und würde dem Verurtheilten Unannehmlichkeiten, ja ſogar Schmerz verurſachen, und jemanden unnöthig Schmerz verurſachen iſt unmenſchlich, iſt Grauſamkeit.

Bei ſolchen Vorgängen iſt begreiflich, daß man dato im Jahre 1831 noch nicht zu ernſten Executionen geſchritten iſt, ſondern nur noch zu gelinden Verweiſen vorgerückt. Sprünge thun nie gut, weder im Bauweſen noch im Finanzweſen, und wer das erfahren hat, wird auch bei Menſchen ſie nicht verſuchen, per se. Begreiflich iſt es ebenfalls, daß man bei ſolcher Sachlage Tauſende von Urtheilen unvollzogen gefunden hat.

Indeſſen glaube man doch ja nicht, daß dieſe Nachſicht, dieſe Vergünſtigungen den Geldbeutel von Hans ſättigten, ſeine Bedürfniſſe befriedigten. Einfältige, altväteriſche Leute begreifen gar nicht, was ein Leben, wie Hans es führte, verbraucht; mit ein oder zwei Fünffrankenſtücken per Tag kann man zur Noth auskommen, in ganz ordinären Regentagen, wo man den wüſteſten Hund nicht drei Schritte vom Hauſe wegbringt, bei ſchönem Wetter geht es ganz anders. In einem Jahr laſſen ſich fünftauſend, ja zehntauſend Franken verklopfen wie Schnupf, dann werden Titel von ſechstauſend Franken für vier und für dreitauſend Franken verkauft, als ob es ſpaniſche Fonds wären, und ſind die bombenfeſteſten Titel der ganzen Welt, Titel auf dreifaches Unterpfand und richtig zinſenden Schuldnern. Tage, wo ſo recht vaterländiſch z'Bode gehudelt wurde, laſſen ſich unter honetten Leuten gar nicht beſchreiben, kaum ſkizziren. Man nahm Hans gerne mit zu ſolchen Tagen, gab ihm aber zuerſt die Weiſung, dafür zu ſorgen, daß er brav Küni bei ſich habe, es möge geben, was es wolle, damit man nicht mit Schanden daſtehe. Das dumme Publikum hielt ſich einmal

ſchrecklich darüber auf, daß ein Erziehungsdirektor, mit Reſpekt zu ſagen, in drei Tagen hundert und wir wiſſen nicht wie viel ungerade Franken verreiſet. Mein Gott, während den drei Tagen muß es der Herr Direktor ſehr moderat gemacht haben. Man denke, ein Direktor iſt denn doch immer Direktor und muß ſich mehr in Acht nehmen, als z. B. der, welcher in drei Tagen ſiebenhundertfünfzig Franken verklopfte.

Neunzehntes Kapitel.

Eine diplomatiſche Schützenfahrt.

Einmal, im hohen Sommer war's und durſtig Wetter machte es dazu, fuhr Hans der Junge in auserwählter Geſellſchaft über die Cantons-Grenze nach einem Städtchen hin, wo es in ordinären Zeiten luſtig hergeht, geſchweige an einem Cantonalſchießet.

Bei ihnen war zwar kein Direktor, aber ein noch höheres Haupt, das auffallende Aehnlichkeit mit einem Nagel- oder Hammerſchmied hatte. Es war damals gerade etwas ſehr Wichtiges unter dem Loch, wir wiſſen aber nicht mehr recht, ob eine Mißbilligung vom damaligen Präſidenten Cavaignac oder ein Zug in die Lombardei oder eine Geſandtſchaft zur Ermuthigung der Rebellen in China, und an ſelbem Schießet ſollte dieſe Affaire verhandelt werden. Schießeten waren gewöhnlich der Ort diplomatiſcher Verhandlungen, weil man im großem Gewühl am unbemerkteſten ſich beſprechen konnte. So ſollte z. B. auch an einem großen Schießet in Glarus etwas Entſcheidendes beſchloſſen werden, was aber an der bekannten Dummheit der berneriſchen Abgeordneten geſcheitert ſein ſoll. Wenigſtens ließen die Glarner nach Bern ſagen, ein ander Mal, wenn ſie was wollten, ſollten ſie einen Witzigern ſenden. Die Berner ſchienen das hinter das Ohr geſchrieben zu haben und

ſchickten diesmal ihren ſchwarzbärtigen Hammerſchmied, der an's Zertrümmern von Königreichen ging wie ein Ochſe an einen Krieshaufen. Etwas weiter als die öſtreichiſche Landwehr kam man am erſten Tage, doch muß man nicht vergeſſen, daß die öſtreichiſche Landwehr marſchirte, die Herren aber kutſchirten. Sie kamen vier Stunden weit, aber nicht in einem Athem, von wegen der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehs und wendet dem Volk Verdienſt zu, und wie kann das zweckmäßiger geſchehen, als wenn man tapfer conſumirt, was daſſelbe producirt. Endlich waren die vier Stunden vollbracht und glücklich gelandet in einer anſehnlichen Stadt, wo die Capacitäten und Martialitäten des Landes wohnten. Oft waren in einer Perſon beide Richtungen repräſentirt und zwar auf frappante Weiſe. Der hohe Beſuch war mit Spannung erwartet worden, bei jedem Schritt hatte man ſich geäußert, man ſei preſſirt, man erwarte heute den berühmten Hammerſchmied wegen Geſchäften, daneben werde was gehen müſſen, der könne es, auf den ſei das Lied expreß gemacht: Zieh, Hammerſchmied, zieh und laß es tapfer laufen, zieh, Hammerſchmied, zieh, du wirſt ja nicht verſaufen. Traut wurden die Brüder empfangen und vorläufig mit dem Hammerſchmied eine kleine Probe gemacht, darauf zur Betrachtung der Merkwürdigkeiten der Stadt geſchritten, d. h. man ging von einer Pinte zur andern und betrachtete von dieſen Standpunkten aus die Natur und ihre Schönheiten. Es war rührend, mit welcher Unermüdlichkeit ſie ſich derſelben hingaben, bis am Ende alles ſein Ende hat, der Hammerſchmied ſich in ſeiner edlen Einfachheit in der letzten Pinte der Länge nach auf einen Tiſch legte, und trotz allen Bitten und Ermahnungen, er ſolle doch ſeine hohe Stellung bedenken, es heiße wohl: wer ſich ſelbſt erniedrige, werde erhöhet werden, aber er ſei ja ſchon ſo hoch oben, daß es Einem faſt gruſe, und alles habe ſein Maaß, und was darüber aus, gehe über das Bohnenlied, wie man ſage, erklärte: da ſei er gerade am rechten Ort, wolle dableiben, bis die Kuh

einen Batzen gelte, und thäten ſie noch was ſagen, ſo gehe er unter den Tiſch; er glaube, es wäre ihm da noch eben ſo wohl. Das hatten die diplomatiſchen Freunde etwas ungern, obſchon ſie nicht bloß ſehr heimelig gewohnt, ſondern ihre Haut unter verſchiedenen Himmelsſtrichen gehärtet hatten. In dieſer Lage hatten auch die diplomatiſchen Unterhandlungen nicht beſonders lebhaften Fortgang; man hoffte den folgenden Tag günſtiger, an welchem man an den Ort der Beſtimmung ſich begeben wollte. Nun, nachgerade ward es dem Hammerſchmied doch unbehaglich auf ſeinem Throne, wo man lieg[illegible] und nicht ſitzt; er ſtieg herunter und ſuchte ein weicheres Lager, nachdem man die nöthige Abrede getroffen und die gegenſeitige Freundſchaft noch einmal gehörig geſalbet und gebadet hatte.

Als ſie in's Quartier gekommen, war ihres Hauptes erſtes Wort: Bin durſtig zum Verrecken, laßt Wein kommen, aber vom beſten; ich glaube, ſie haben in dem v — Neſt nur Sauſüdere, es iſt mir, als ob ich den ganzen Tag keinen gehabt, und doch war er theuer genug, und faſt an allen Orten haben uns die Hagle zahlen laſſen. Es iſt ſonſt umgekehrt der Brauch, ſagte Einer mit dünnen Beinen kleinlaut. Narr, weißt nit, ſagte der Hammerſchmied, was hier der oberſte Staatsgrundſatz iſt, vom erſten bis zum letzten? der iſt's: ſich auf anderer Leute Koſten luſtig zu machen, und darnach geht alles wie am Schnürle, Profeſſor und Pfaff, Ariſtokrat und Patriot, ſchriftlich und mündlich, mit Saufen und mit Freſſen, mit Weibervolk und mit Männervolk.

Da ſind ſie keine Narre nit, brüllte Hans, und meinſt, du kreuzeriges Federvieh, wir Berner fahren im Land herum, dem Schmarotzen nach; wir ſind keine Tellerſchlecker und keine — — ſchlecker, es hat beides die gleiche Kuſt, ſie iſt uns nicht anſtändig, man liebt ſie nicht, ſo wenig als den Knoblauch und krepirtes Gipiſleiſch. Den Hungerleidern muß man zeigen, wer wir ſind; wenn es dich reut, ſo geh heim und plärr dem Müetti.'

So recht, Hans, bestätigten die Andern, du bist gerade recht; aber was meinst, mögen wir's auch aushalten? O ja, antwortete Hans, für es Schüßli hab ich noch, und wenn wir auch auskämen, so machte es mir nit Kummer; Unsereiner bekömmt Geld, wo er will, mir hat noch niemand abgesagt, wenn ich welches wollte, was aber öppe nicht oft geschah. Das können nicht Alle rühmen, antwortete der erste mit verdrücktem Seufzen, aber was nit ist, kann werden. Wie meinst? fuhr Hans auf. Ja, was nit sei, könne werden, antwortete der erste. Nun sagten sie einander eine Welle wüst, wobei Hans begreiflich als reicher Bauernsohn dem angestellten Schreiber gegenüber in großem Vortheil stand, und noch dazu von den Andern tapfer verbeiständet wurde. So geht es aber oft, daß Macht und Mehrzahl auf der unrechten Seite sind; ob Hans später an diese Disputation dachte, wissen wir nicht. Leute wie er haben zumeist gar kurzes Gedächtniß, vergessen das meiste, woran sie sich stoßen sollten.

Am folgenden Morgen war prachtvolles Wetter, schön die Landschaft, durch welche man fuhr, schweigsam die Gesellschaft; schon eine halbe Stunde war man gefahren, da brach endlich der Hammerschmied mit einem gräßlichen Seufzer die Stille: Donner, wie hab ich Durst, rief er, wenn nicht bald eine Kneipe kömmt, so gehe ich druf. Nun, das geschah denn doch nicht, vor Durst umzukommen ist im Schweizerland die Gefahr nicht groß, und auf dem Bock hatten sie einen guten Tröster, der kannte auf dem ganzen Wege jede Hütte, jede Pfütze, in welcher ein Tropfen Nasses zu finden war. Doch diesmal ging's geschwinder als gestern, man mußte pressiren, um noch zum Schießen zu kommen; man setzte sich nicht fest, nahm's nur so gleichsam im Schnapp und war für diese Umstände ziemlich früh an Ort und Stelle. Sie waren nicht mit der Fahne ausgefahren, die eigentliche flatterte schon mehrere Tage von der sogenannten Fahnenburg, sie hatten daher auch keinen Gruß zu bringen, kriegten keinen Willkomm

in aufgewärmten Worten, keinen angemachten Wein in silbernen Bechern, und doch brachte jeder seine Fahne mit, aber die blieb stecken im Kopfe eines jeden. Indessen fehlte es ihnen doch weder an Worten noch an Wein, gar gewaltig ging's an ein Händeschütteln und Grüßen, als sie erkannt wurden als berühmte vaterländische Notabilitäten, Eidsgenossen und Schützenbrüder. Es wurde Bescheid gethan und die gegenseitige Freude eingeschwemmt, daß man bei jedem Schritt Fußwasser riskirte.

Damit ging der Vormittag fast vorbei, man hatte nur noch Zeit, vor dem Mittagessen einige Schüsse in die Scheibe zu benggeln, fand aber den Wind ganz conträr und die Blendung schlecht; die Schüsse fuhren an der Scheibe herum, als ob sie sturm wären, wahrscheinlich ungefähr wie das Roß jenes Obersten, das die wunderlichsten Sprünge vor einem Regiment herum machte, nachdem der Oberst ein gutes Frühstück eingenommen hatte, so daß das Regiment lachte, absonderlich ein Gefreiter. Der Oberst sah es, sprengte voll Zorn auf ihn ein und frug: Kerl, was lachst? Verzeiht, Herr Oberst, über euer Pferd; ich glaube, es ist besoffen, antwortete der Mann.

Im großen Eßplatz, wo man, je magerer man aß, desto fetter sprach, ging es schön zu, und heiße Reden wurden gehalten, daß die Oberländer Angst kriegten, es möchten alle Gletscher schmelzen und das Oberland futsch gehen. Es war, als ob unserem Herrgott alle seine Gewitter, seine Früh- und Spätregen nachgemacht werden sollten, aber viel schöner, denn es kam da alles durcheinander, Frühregen und Spätregen, Thau und Hagel, Donnerwetter und Rieſel, Frost und Erdbeben; wenn man meinte, jetzt komme es recht von dem einen, so war man schon weit daneben bei einer ganz andern Sache. Es nahm uns oft wunder, wenn Napoleon und Friedrich, Luther und Zwingli so in einer Speisehütte oder gegenüber solchen Rednern gesessen wären und die Geberden und die Worte

der redenden und manövrirenden Rednerlein gesehen und gehört hätten, was die für Gesichter gemacht und was die miteinander geredet hätten. Napoleon und Friedrich hätten wohl Prisen genommen, Zwingli gelacht, Luther aber wohl gedonnert, daß man es stundenweit gehört, wenn sie das Zeug vernommen und die Männlein, welche es von sich ließen, gesehen hätten. Jedenfalls hätte es keiner eine Stunde ausgehalten, geschweige Tage lang; sie hätten alsbald den Zapfen in's Loch gebracht, daß das Reden vergangen wäre. Es kam den Rednern wohl, hatten es nicht alle Leute so und gab es Leute mit kindischen Gemüthern, welche Freude hatten am Puppenspiel bis in's hohe Alter und am allerliebsten horchten auf der Puppen kindisches, immer gleiches Getätsch, welches gewerthet wurde, je nachdem es die Leute von sich gaben, stiller oder lauter mit eidgenössischem Beifall. Zwei- oder dreimal wurde dieser Beifall wirklich nöthig, damals nämlich, als er zum mächtigen Zapfen für ein unangenehm Rednerloch sich gestaltete und immer gewaltiger drein fuhr, so oft das Loch wieder aufgehen wollte.

Unsere Leute lebten grusam wohl an all den Worten, es tönte schön und kostete nichts. Hans sagte ungenirt, er sei oft in Bern in der Komödie gewesen, es hätte viel gekostet und ihm nicht halb gefallen wie hier, und noch dazu seien das ganz andere Leute, die nähmen es aus sich selbst, jene hätten es auswendig gelernt gehabt. Der gute Hans, wie man sich doch täuschen kann! Woher jene Reden kamen und ob die Eidgenossen sie aus sich selbst genommen, weiß man jetzt; jeder Lausbub, Gamin, welsch oder deutsch, kann es euch sagen, aber was sie gekostet und wie hoch sie die Eidgenossenschaft zu stehen gekommen, das kann kein Lausbub euch sagen, das geht trotz verbessertem Primarunterricht in alle Ewigkeit über jeglichen Verstand hinaus. Wie sehr die Wunden noch bluten und schmerzen, welche durch jene eingegeifteten Reden veranlaßt wurden, zeigte sich noch jüngst,

als man dieſelben, die vernarbt ſchienen, mit dem fatalen, ätzenden E...iſchen Balſam beſchmieren wollte.

Unſer Hammerſchmied nahm weniger Notiz davon, er ließ es tapfer laufen. Er ward häufig angegangen, auch zu reden, er hätte es gekonnt ſo gut wie Andere, er kam aus der rechten Schule und hatte den Brei aus der erſten Hand; aber er ſaß zu wohl und ſah, es waren Andere da, den Brei zu wärmen und zu rühren. Es hätte aber nichts bedurft als einen konſervativen Dummkopf, der anſtändig aber ſelbſtſtändig aus einem andern Loch gepfiffen, ſo würde unſer Hammerſchmied das Maul aufgethan und ihn jämmerlich zerklopft haben. Doch damals war kein Konſervativer mehr Dummkopf genug, an ſolchen Tagen die Redefreiheit gebrauchen zu wollen; er dankte Gott, wenn man ihn ruhig ſchießen und es bei den bloßen obligaten Schimpfreden auf die Konſervativen bewenden ließ.

Ein Brand am Morgen iſt gefährlich, ungefähr wie ein Gewitter am Morgen, es giebt am Abend gerne noch ein ſtärkeres. Für ſelben Abend waren die diplomatiſchen Verhandlungen angeſetzt, er ſollte ſeine Miſſion erfüllen; es waren Eingeweihte, vielleicht Inſtruirte da, ein großer Wurf ſollte geſchehen. Nach dem Eſſen gegen Abend konnte man am beſten verſchwinden und alle Heimlichkeit war unſer Hammerſchmied untauglich geworden; er brüllte laut wie ein Auerochs in der Brunſtzeit, wahrſcheinlich aus den nämlichen Urſachen und nach den nämlichen Gegenſtänden. Wir müſſen ſagen, großen Anklang fand dieſe Melodie nicht. Die beſten Brüder drückten ſich ſo unbemerklich als möglich bei Seite; hier und da fragte einer: Wäre dem eine Handvoll ungebrannte buchene Aſche nicht geſund oder ein Bad in einem braven Miſtloch, ja ſelbſt unſer Hans meinte: Er thut doch wie ein Kalb, daß es keine Art und Gattig hat, man muß ſich ja bald ſchämen! Wer es begreift, wird finden, daß das ungeheuer viel geſagt war.

Bei so bewandten Umständen war von diplomatischen Unterhandlungen nicht viel die Rede, wenigstens nicht von unserem Hammerschmied. Wahrscheinlich war man da noch einige Klafter hinter dem Geiste der Zeit zurück und an Diplomaten nicht gewohnt, welche ihre geheimen Gedanken ausbrüllen wie Auerochsen in der Brunstzeit.

Nun, deßwegen verging der Abend nicht desto weniger lustig, der beste Wein floß in Strömen, die alten ausgepichten Weingurgeln tranken sich immer wieder nüchtern, die biederen stunden nach einigen Stunden wieder von den Todten auf und kamen lechzend zu den Quellen geschlichen; die Einen drückten sich weg, die Andern drückten sich wieder her; der Morgenstern, als er kam, fand das Schlachtfeld noch nicht verlassen, sondern dasselbe besetzt von den ausgepichtesten Helden, ungefähr so vielen, als einst Schweizer die Schlacht von St. Jakob überlebt hatten.

Am folgenden Morgen nüchtern erschienen die Meisten mit bußfertigen Gesichtern und trübseligen Stimmungen. Unsere Leute wollten noch schießen vor der Abreise, aber es verging eine gute Weile, bis vor den Scheiben der Nebel weg war und die Stutzer festliegen wollten in der Hand. Es taumelten zufällig einige Schüsse an's rechte Ort, nach dem Sprüchwort: ungefähr trifft auch was; da ward der Jubel groß und die Stimmung um etwas aufgeklärter, gehobener.

Unser Hammerschmied indessen blieb einstweilen noch mürrisch und mißmuthig, er konnte seine Leute nicht mehr zusammenkriegen, er mußte seine Mission als mißlungen betrachten und schimpfte weidlich über die Mehlsäcke, die da freisinnig sein wollten, aber alsbald Pech gäben, sobald sie merkten, daß etwas Wichtiges im Werke sei; Sonntags Patrioten, die am Montag zu den Pfaffen liefen und beichteten, was sie am Sonntag gehört oder gethan. Der gute Hammerschmied hatte keinen Begriff vom Ekel, den er erregt, dem Aergerniß, das er gegeben, und daß dieses Alle verscheucht, welche noch eine

Spur von Anſtändigkeitsgefühl beſaßen. Er war vollſtändig überzeugt, einen tapfern, zeitgemäßen Wandel zu führen, daß beſſer nichts nütze, und wenn ihm die Gabe des Geſangs gegeben geweſen wäre, er hätte kaum ein ander Lied geliebet als das bekannte ſchöne: Ein Mann wie ich geht ſtets beſoffen ein und aus! Er war ſehr mißmuthig, trieb diesmal zu Aller Verwunderung an der Abreiſe und ſchied mit entſchiedener Verachtung von Leuten mit ſo unentſchiedener Geſinnung. Wenn Rütſchele Hansli bei uns wäre, meinte der Hammerſchmied, als ſie abfuhren, er würde ſagen: das Neſt ſei's nicht werth, daß man es mit Herd z'Dreck verſchieße.

Es machte warm, die Häupter waren ſchwer, es kam ein tiefer Schlaf, ſtille war's, langſam ging's; wer das Fuhrwerk von weitem geſehen, hätte geglaubt, es ſchleiche zur ſchwülen Mittagsſtunde ein Leichenzug das Land hinauf oder eine geſpenſtiſche Kutſche zeige ſich, Unwetter oder ſtrenge Zeit bedeutend, wie ſolche Kutſchen faſt an allen Orten ſich künden ſollen, Sünder bergend, die Unheil angeſtellt zu ihrer Zeit und es nicht gebüßet auf Erden. Die geſpenſtiſche Kutſche ſchlich im Leichenſchritt das Land hinauf; plötzlich hielt ſie ſtille, doch nicht in ödem Haine bei einſamem Grabe oder an eines Fluſſes ſteilen Ufern, ſondern vor einem großen Hauſe, umgeben von Stallungen und anderen Gebäuden. Alsbald trappte von der einen Seite mit ſchwerem Schritt eine Figur von großem Kaliber daher, und mit einer Serviette auf dem Arm und ſchwermüthig gelocktem Haar zirpte eine Geſtalt von minderem Kaliber die Treppe hinunter, und beide Geſtalten ſtunden ſtill, ſahen ſich verwundert an, ſchüttelten die Köpfe und waren nahe daran zu glauben, das Ding ſei nicht richtig, obſchon es Tag war und beide ordinär ſonſt ſehr freiſinnig und leicht freundlich, Manche ſchreiben lichtfreundlich. Es war aber auch nicht zu wundern, denn in der Kutſche war es mäuſeſtill und auf dem Bock war kein Kutſcher. Da indeſſen die Roſſe natürliche Roſſe waren, wagte es der Stallknecht,

Hand an ſie zu legen und der Kellner an den Schlag zu treten und zu fragen: Beliebt es den Herren auszuſteigen? Ein Nachtwächter mit ſeinem Bierbaß wäre hier beſſer am Platze geweſen als ein Kellner mit dünner Stimme, denn der mußte dreimal fragen, auf deutſch, franzöſiſch, engliſch, ehe ſich einer der Herren nur ſtreckte, geſchweige denn aufwachte.

Glücklicherweiſe war ſoeben der Wirth erwacht und der hatte eine Stimme, mit welcher er die alten Siebenſchläfer hätte in die Luft ſprengen können; der trat an den Wagen, kannte die Kundſame, war Dutzbruder von den meiſten, wie es denn auch eine Eigenthümlichkeit dieſer Regionen iſt, daß ſich Alles dutzt. Dieſes Dutzen iſt ein ganz anderes als das alte ländliche, das patriarchaliſche, es iſt das neumodiſche, anarchiſche. Wohl dieſer Wirth donnerte ſie wach, brachte ſie auf die Beine und lachte ſich faſt krank, denn keiner wußte, wo er war, jeder träumte ſich an einem andern Ort, und lange ging's, bis ſie ihre Sinne vollſtändig beiſammen hatten. Da ward viel gelacht, viel geflucht, kurz eine große Luſtbarkeit getrieben. Wo habt ihr den Kutſcher? hieß es. Und mit Staunen und mit Grauen ward vernommen, daß ſie ohne Kutſcher angekommen. Wir können nicht ſagen, daß dieſes große Angſt. Bangen um das Schickſal des armen Teufels erregt, daß man nach ihm ausgeſandt hätte. Man lachte darüber als über ein prächtig Reiſeabenteuer, wie der Kerl die Naſe aufgeſperrt haben werde, als er vom Bock gekommen oder als er erwacht, und wenn der Kerl ſchon ein paar Löcher im Kopfe hätte, ſo thäte es ihm nur recht geſchehen, er wüßte ein ander Mal, ob er ſchlafen ſolle auf dem Bocke oder nicht. Ja, der ſchmächtige Schreiber ſchlug vor, ein Protokoll aufzunehmen und den Menſchen verantwortlich zu machen und Schadenerſatz zu fordern für allen Schaden, den ſie durch ſeine Schuld hätten nehmen können. Und es war ihm Ernſt damit, ſo Ernſt als jenem, der in einer dem Richter eingegebenen Koſtennote einen Artikel hatte von zehntauſend Gulden wegen Schaden und

Folgen, welche sein Sohn erlitten, weil sein Vater während dem Prozeß und weil ein Theil des Vermögens im Arrest lag, ihm nicht die gehörige Erziehung hätte geben können. Doch die Andern lachten ihn aus, freuten sich, wie der Kutscher daherkommen und was er sagen werde, thauten nach und nach ganz auf und waren glücklich, so ungesinnet in einem so guten Hafen gelandet zu haben. Der Wirth wußte, wovon man gut lebte, und sorgte dafür.

Es fanden sich nach und nach noch mehr Schützenbrüder ein, es ging munter und flott, und als man am lustigsten dran war, erschien der verlorengegangene Kutscher unter der Thüre. Mit wüthendem Gelächter, welches gar nicht aufhören wollte, wurde er begrüßt, er aber fuhr fast aus der Haut, und den Herren kam es wohl, hatte er seine Peitsche nicht zur Hand, unbedenklich hätte er sie gebraucht, als wären sie allzumal ungezogene Jungen. Endlich gelang es ihm, seinem Zorne Luft zu machen. Er bildete sich ein, die Herren hätten ihn von seinem Sitze herabgeworfen oder doch herabfallen sehen und muthwillig im Stich gelassen; das nehme er nicht so an, so was sei ihm nie begegnet, begehrte er auf. Das amüsirte die Herren sehr. Der Hammerschmied sagte, er freue sich auf den Handel, er wolle es sonnenklar beweisen, daß der Kutscher sie böswillig im Stich gelassen; er solle zusehen, wie es ihm gehe, er müsse erschossen werden so gut als eine Schildwache, welche von ihrem Posten laufe. Nun begehrte der Kutscher schrecklich auf, das sei erlogen und erfunden, und wer so was sage, sei ein verlogener Schelm und Spitzbub. Flugs vermahnte der Hammerschmied und fragte den Kutscher, was er dazu sage, wenn er ihm beweise, wie alles zu und hergegangen und wie er den Schelm an ihnen gemacht. Ob er aber dann schlafftrum sei oder am heiter hellen Tage ein Nachtwandler, und erzählte aus dem Steigreif eine lange Geschichte, was der Kutscher alles gemacht und wie sie ihm zugesehen, daß der Kutscher das Maul offen vergaß und endlich ausrief: Das ist

gelogen. Es ward wiederum vernahnt und des Kutschers Bosheiten des weitern erzählt, so daß derselbe sprachlos wurde, sich als eine verzauberte Person vorkam und wirklich nicht mehr wußte, war er ein Narr oder waren Narren die Anderen, den Anderen aber vor Lachen es fast übel ward. Endlich machte der Wirth dem Spectakel ein Ende, indem er dem Kutscher Aufschluß gab, in welchem Zustande die Herren hier angekommen, daß man, wenn er nicht gewesen, Kanonen hätte kommen lassen müssen, um sie zu wecken. Aus den Geständnissen des Kutschers ergab es sich, daß es ihm ähnlich ergangen. Wie er vom Bock gekommen, wußte er nicht, und bis dato wurde es nicht aufgeklärt. Ihn weckte mit dem Peitschenstiel ein Fuhrmann, dem es seltsam vorkam, daß ein Kutscher da am Wege liege mit der Peitsche in der Hand und der ihn halbers für todt hielt. Der Kutscher fand sich auch lange nicht zurecht, stund da wie vom Himmel herab, bis ihm endlich der Fuhrman sagte, wo er sei. Da erinnerte er sich, wie er dahin gekommen. Das konnte er nur der Bosheit seiner Herren zuschreiben, und das Laufen über eine Stunde weit in solcher Hitze war besonders für einen Kutscher nicht geeignet, seinen Zorn abzukühlen.

Diese Auflösung wurde von beiden Parteien als ganz natürlich vollkommen begriffen. Sie hatten zwei Nächte wenig geschlafen, zwei Tage viel und lang getrunken, am dritten einen tüchtigen Schluck, als ob es drei Wochen nie mehr gut wäre, auf die Reise genommen, und mit den Herren brüderlich hatte der Kutscher gelebt, daher der Schlaf als ein ganz natürlicher constatirt wurde. Nur beim Kutscher blieb ein Wurm zurück wegen dem Betragen der Herren bei seinem Wiedererscheinen und ihrer frechen Lügnerei. Er lebt dato noch und erzählt oft, wie die hätten lügen können.

Es hatten sich nach und nach noch mehr Freunde eingefunden und in großer Heiterkeit getafelt, bis man müde wurde vom Sitzen und zu kegeln beschloß. Das ging noch lustiger

zu, aber nicht wohlfeil, beſonders für die Fremden nicht. So wenig die Mädchen alle gleich ſind, ſondern jedes ſeine eigenen Launen hat, ſo auch die Kegelbahnen; jede hat ihre eigenen Tücken und Hinterliſten, wer nicht damit wohl bekannt iſt, der muß Lehrgeld zahlen, es ſei denn, er ſei ein Glückskäpfi und treffe die Launen der Bahn von ungefähr. Es koſtete unſere Reiſenden ein tüchtiges Lehrgeld, welches ihre Hoſenſäcke faſt vollſtändig ausräumte, ſo daß es hoch an der Zeit war, die Luftfahrt zu beendigen, wenn ſie nicht Kredit in Anſpruch nehmen wollten. Und Ende gut, alles gut, traf es ſich noch, daß unſerem Hammerſchmied die Bezahlung des Kegelaufſetzers angehängt wurde. Es ärgerte ihn, aber er verbarg den Aerger in einem ganz neuen Heldenſtücklein, welches Aufſehen erregen ſollte. Er riß ſein quaſiſeidenes Nastuch entzwei, wickelte das ſchuldige Geld hinein, wurſtete daſſelbe in das ſogenannte Kläf oder die Handhabe in der Kugel, und ſchmiß ſo dem Aufſteller ſeinen Lohn zu. Wir haben nicht gehört, daß dieſes Stücklein wiederholt wurde; im Bernbiet hat man eine Sache lieber ganz als zerriſſen, hat vor muthwilligem Gſchänden einen Greuel, hat vor Solchen, welche auf dieſe Weiſe wirthſchaften, ſchlechten Reſpekt, meint, wenn der ſo haushält, ſo wird nicht alles mit ihm ſein; habe noch nie gehört, daß es mit Solchen einen guten Austrag nehme, und geht man ſo mit der eigenen Sache um, wie wird man erſt mit fremdem Gut, Staatsgut z. B. wirthſchaften.

Der Kaſſabeſtand war ſehr ſchlecht, als man heimkam; ohne großes Gepolter hätte die Kaſſe geſtürzt werden können; ſomit war eine ziemliche Gleichheit eingetreten, indem Alle gleichviel hatte, nämlich nichts.

Zwanzigstes Kapitel.

Von Bauernschindern, Diktatoren, Direktoren, Professoren, Creditoren, Debitoren und endlich auch Studenten und Staatskassen.

Da war eine wahre brüderliche Gleichheit, wie ungleich auch die Taschen bei der Ausfahrt gespickt gewesen waren. Da sieht man, wenn der rechte Sinn da ist, wie leicht der Communismus sich macht und wie leicht es zu machen ist, daß Alle gleichviel haben. Hinterher war wohl auch von Rechnung die Rede, dadurch wäre aber die Gleichheit wieder aufgehoben worden; der gesunde Sinn der Mehrzahl aber verhinderte glücklicherweise die gefährliche Reaktion.

Etwas passirte hintendrein unserm Hans, was ihm sehr fatal vorkam und gewissermaßen unbillig dünkte, aber es ließ sich halt nicht mehr anders machen. Das Geld, welches er mitgenommen, hatte ihm der bereits erwähnte Freund vorgeschossen und vorher auch schon welches. An einem schönen Morgen kömmt ihm nun der und sagt: Freund, es ist mir herzlich leid, aber ich sollte mein Geld wieder haben, ich kann es wahrhaftig nicht anders machen. Ich habe einen Titel nehmen müssen, darauf muß ich noch tausend Gulden herausgeben, und kann ich es in acht Tagen nicht, so verliere ich das Ganze. Begreifst, ich kann nicht anders, so leid es mir thut.

Hans gerieth in Allarm. Woher Geld nehmen so viele Hundert Gulden und nicht stehlen? Ich habe noch viel einzuziehen, will Rechnung anstellen, sagte Hans; wenn ich alles beisammen habe, wird nicht viel fehlen. Ja, das wird mir wohl lang gehen, sagte der Freund, hast gehört, daß ich in acht Tagen es haben muß. He, nun so nimm's, wenn du kannst, ich aber habe es m— S— nicht. Damit ist mir nicht

dienet, ſagte der Freund, ich muß Geld haben, für meinen Schaden iſt mir niemand gut. Aber weißt was? Dein Vater iſt ein reicher Mann, es braucht ein Wort, ſo zahlt der. Tüfel, thut er's, ſagte Hans; dem ſage ich nichts, wohl der würde mir! Dann glaube ich nicht, daß er es bei der Hand hat, es will mir ſcheinen, er ſei ſeit einiger Zeit ſelbſt nöthig. Er braucht ſelbſt, was es erleiden mag, und öppe viel z'löſe, wäre ihm eine Kunſt.

Weißt was, ich glaube, der Bauer auf der Ankenballe ſei euch verwandt oder gar dein Götti. Der hat immer Geld und nimmt's nit ſo exakt; erſt letzthin half er Einem aus der Dinte, den ich in den Fingern hatte, wo es mich dünkte, er ſollte witziger ſein als ſo und den bleiben laſſen, wer er iſt. Geh zu dem, der giebt dir ſo viel du willſt, noch viel zum Ueberfluß, rieth der Freund und verbiß das Maul. Jetzt ſchweig oder wenn du einen Narren willſt, ſo ſtelle einen eiſernen an, brüllte Hans. Lieber wollte ich mein Lebtag Dörn freſſen, als den Jeſuiten um einen Kreuzer plagen. Wohl, der würde mir Augen machen und ſein Hauspfaff, die alte Liſi, eine Predigt fallen laſſen, wo der Teufel zu viel in die Naſe bekäme.

Ja, ſagte der Freund, etwas muß doch gehen, ſo oder ſo, ich kann das Geld nicht entbehren. Ich wüßte wohl was, aber es wird dir nicht anſtändig ſein. Gieb füre, was? ſagte Hans. He, du kennſt den kudrigen Hauptmann da unten, wo nit für einen faulen Heller Guraſchi hat, aber für drei Kreuzer Vater und Mutter den Türken verhandeln würde, er macht große Geſchäfte, er iſt der beſte Freund vom Schnyder im Schindermätteli und ſpielt mit ihm unter der Decke und ſie jagen einander die Fiſche in die Bähre; der hat immer Geld, aber es iſt mir zuwider, mit dem zu thun zu haben; er iſt ein Uhung, wir haſſen einander wie Feuer und Büchſenpulver, der thäte dir ſchon Geld geben, aber etwas einbinden würdeſt allweg müſſen.

Was Wahres war an diesem Hasse, sie kamen einander in den Weg und schnappten sich gegenseitig Geschäftchen weg, daneben waren sie Bundesbrüder, wenn sie jemanden hineinsprengen konnten, und handelten nach dem Grundsatze: Schweigst du mir, so schweig ich dir. Sie thaten so freisinnig, daß man sie für communistisch hätte halten sollen, daneben wucherten sie vom Tüfel und ohne Erbarmen; sie lachten über das Elend, welches sie erzeugten, und wenn ein Vater mit sieben Kindern in's Wasser gesprungen wäre oder Hungers hätte sterben müssen, sie hätten kaltblütig gesagt: Da sehe er zu! Sie lebten eben nach dem Grundsatze, es mache jeder, was er könne, und was er kann, ist jedem erlaubt, das ist eben die Freiheit. Diese Bauernschindhunde müssen Regierungen haben, die freisinnig sind wie sie, und jede auf den Tod hassen und sie zu stürzen suchen, die treu und fromm ihr Reich regiert. Sie müssen Leuenbraschlis machen, sie mögen wollen oder nicht. Kurz, es waren interessante Leute, die es weit bringen konnten in Israel, so lange keine Ordnung war und jeder that, was ihm wohl gefiel.

Es war Hans sehr zuwider, mit diesem kudrigen Hauptmann anzubinden. Hans war im Schuldenmachen bereits auf einen gefährlichen Standpunkt gekommen, auf den, wo Esau war, als er um das Erstgeburtsrecht dem ersten Wucherer, seinem Bruder Jakob, dem Erzvater der Juden, einen Linsebrei abkaufte. Dem Menschen, der auf dem rechten Punkte steht, ist es zuwider, Geld zu leihen; erst streckt er sich nach der Decke, er entbehrt lieber, als daß er's thut, und muß er leihen, so giebt er es wieder so bald als möglich. Menschen, die schon weiter sind, leihen und vergessen es wiederzugeben, verdrehen es bestmöglichst, und mahnt man sie, vermerken sie es als eine Grobheit und schreiben's hinter's Ohr. Einen Punkt weiter betrachten sie es als einen Fund, ein Glück, wenn sie Geld zu leihen kriegen, das Geld als gewennen, mit dem man nichts Besseres machen, als zu verfahren wie mit gewonnenem

oder gestohlenem Gelde, ihn's so bald und so lustig als möglich wieder los zu kommen sucht und in heillosem, ehrlichen Leuten unbegreiflichem Leichtsinn an's Wiedergeben, an's Ende gar nicht denkt. Endlich aber kömmt man dahin, wo man das Geldkriegen erzwingen, sein zukünftig Erbe dran setzen, dasselbe verschleudern muß, man in der Wucherer Hände fällt, einen Werth bezahlen muß, dem das Erhaltene nicht entspricht, ein Erbrecht an eine Mehlsuppe, meinethalben an ein Erbsmues, man denke! Das giebt böse Alter, wenn man nicht jung stirbt.

Wie das Ungeziefer der Tiefe bei schlechtem Wetter am keckſten sich zeigt, am lustigsten sich macht, so kommen auch die Wucherer mehr und mehr zum Wohlsein und haben fette Mast, je schlechter die gesellschaftlichen Zustände werden, je tiefer der Mensch sittlich sinkt, die bessern Gefühle sich abstumpfen, je mehr die Familien sich spalten und auseinander gehen. Seit einigen Jahren hat dieses Ungeziefer gute Geschäfte gemacht, ist fett geworden.

Zu dem also mußte Hans. Der Freund wollte durchaus den Auftrag, es für ihn abzumachen, nicht übernehmen. Du mußt selbst dabei sein, sagte er, du kannst es dann machen wie du willst, könntest sonst leicht meinen, ich mache etwas zwischen aus, denn du wirst einbinden müssen, er ist e Harte. Aber wenn du nicht anders willst, was kann ich dafür. Wenn dein Vater nicht Geld hat, so hätte er doch wohl einen Titel, der sich leicht versilbern ließ. Davon rede mir nicht, sagte Hans, aber zwider ist es mir, dem kudrige Hauptmeli nachzulaufen. Wenn es die Leute merken, so fällt es ihnen leicht ein, was ich will, und der Vater könnte es vernehmen, er ist dort gut bekannt, dann würde es etwas können. Nicht daß ich ihn zu scheuen habe, aber ich will doch lieber, er wisse es nicht. — Weißt was, ich will ihm Bescheid machen, dann kann man an einem unverdächtigen Ort sich von ungefähr treffen, so ist d'Sach recht und d's Gschäft macht sich, es merkt

es niemand, meinte der Freund. So geschah es auch und machte sich wie Schnupf und um so leichter, da dafür gesorgt worden, daß Hans nicht mehr ganz nüchtern war, als das Geschäft abgeschlossen wurde, sondern eben so zweg, daß man jede Brühe für eine Krebssuppe ansieht und jedes Faaggeli für eine Venus. Er kriegte eilfhundert Gulden und verschrieb fünfzehnhundert, zahlbar nach erster Aufkündigung, man begreife!

Nun, ein wenig hatte Hans wohl gepoltert und gesagt, es dünke ihn, des Bauern Sohn im Hunghafen sollte gut genug sein, ohne daß man ihm einen Abzug mache wie dem ärgsten Hudel. Warum nicht, sagte darauf der Hauptmann, dich geht der Hunghafen noch gar nichts an, keinen Batzen hast sonst geerbt, und stirbst, kann ich sehen, wie ich zu meinem Gelde komme. Da brauchst nicht Kummer zu haben, antwortete Hans, den letzten Kreuzer mußt haben. Ja, wenn der Vater gerne will, und will er nicht, ja so ist's schon böse, und wenn du mir nicht so lieb wärest, so wär das Geld bei mir geblieben, entgegnete der Hauptmann. O, hoffentlich ändert das noch vor der letzten Fastnacht, sagte Hans, daß man warten muß auf's Vermögen, bis die Alten unter dem Herd sind. Was Hagels brauchen alt Leut Geld, es Bänkli, es Süppli und es Bett und e Ofentritt im Winter, dann haben sie, was sie nöthig haben, und Ursache, Gott dafür zu danken. Wenn ein Kind zwanzig Jahre alt ist, so gehört dem Kind sein Vermögen heraus von Gott und Rechtswegen, so meinte Hans und die Andern gaben ihm Beifall und zwar im Ernst, denn das ginge noch über Emancipation der Weiber, und wer weiß, ob es nicht noch kömmt. Da gäbe es ein Fischen und Fressen für diese Hechte!

Hans hatte beim Leihen dafür gesorgt, daß er noch ein Ziemliches in der Tasche behielt. Dies geht gewöhnlich so. Man denkt, wenn man einmal am Entlehnen sei, so wolle

man es gleich recht machen, ſo müſſe man nicht ſo bald wieder dran hin.

Uebrigens wollen wir doch auch ſagen, daß dieſes großartige Schuldenmachen eines Bauernſohnes denn doch eine Ausnahme iſt und früher kaum vorkam. Ja freilich hatten Bauernſöhne auch Schulden in ihrer ledigen Zeit, hier einige Neuthaler und dort einige; aber ſo wie junge reiche Grafen und Freiherren, Studenten und Bankiersſöhne das Vermögen der Väter verkopfen, ehe ſie es haben, von Juden und Philiſtern ſich ſchröpfen laſſen, das war ſelten im Bauernleben, von dieſer Eigenthümlichkeit höherer Stände war es weniger berührt. Wenn einer zu viel verhudelte oder mit Schlägereien, welche wohl den ſchwerſten Poſten bildeten im Leben eines Bauernſohnes, ſo wußte er nichts Anderes als zum Vater zu ſagen: Vater, mußt zahlen, und der Vater zahlte manchmal noch mit Freuden, was wir übrigens auch nicht loben wollen. Indeſſen man wußte doch in der Familie, woran man war, und kam nicht in wucheriſche Klauen.

Nun Hans war nicht mehr der gemeine Hans, er wa ein Glied der Jugend, welcher die Zukunft gehörte und die die Gegenwart in Beſitz zu nehmen begann: Mr ſy nüt, mr ſy i Gotts Name nüt, aber üſi Kinder ſollen alles werden, bekannte einmal ein erlauchtes Haupt. Hans gehörte alſo gleichſam zur regierenden Familie oder beſſer zum regierenden Geſchlecht, er ſtund ſo gleichſam über ſeinem Vater, mußte alſo billig ſtandesgemäß leben, und es war noch ein Grundton gutmüthigen Weſens in ſeinem Herzen, daß er heimlich Schulden machte und nicht den Vater brandſchatzte, nicht einfach gegen ihn aufmarſchirte und ſagte: Gieb, oder! —

Wenn wir vorhin von Bauernſöhnen ſprachen, bei welchen ſonſt ſolches Schuldenmachen ſeltene Ausnahmen waren, ſo meinten wir die Bauernſöhne, welche auf dem Lande Bauernſöhne blieben, und nicht ſolche, welche andere Berüfe wählten oder Studenten wurden. Man las alle Augenblicke öffentliche

Warnungen vor Studenten, das Publikum solle ihnen nicht ohne Willen des Vaters Geld anvertrauen und Anderes mehr, und unter diesen Studenten werden auch welche vom Lande gewesen sein, und mancher, der vielleicht Schulden gemacht, ohne daß er eben verrufen wurde, brachte doch die Gewohnheiten, welche zum Schuldenmachen führen, und die Gewohnheit des Schuldenmachens selbst mit nach Hause. Und warum hätte man nicht hudeln sollen auf der Hochschule? War doch das Hudeln nicht bloß eine Lebensweise, welche Berechtigung hatte, sondern sogar bevorzugt wurde. Sakerlot, wenn man z. B. mit dem Erziehungsdirektor Schmollis ist und ihm vorsaufen kann und er nachsaufen muß, warum sollte man ihm nicht Tag und Nacht vorsaufen, damit er Tag und Nacht nachsaufen muß? Und wenn der Erziehungsdirektor vorsoff, hätten ihm die Studenten nicht nachsaufen sollen, wir fragen? War es nicht schön und ächt republikanisch, wenn die ersten der Republik mit den Jünglingen gemeinsam kneipten, welche Schule der Weisheit war das nicht, wenn die Jünglinge mit den weisen Häuptern des Landes Tag und Nacht zusammensitzen konnten und in diesem traulichem Zusammensein ihre Staats- und andere Weisheit brühwarm auf ihren Lippen fassen konnten. Ersetzten diese brühwarmen, aus dem Leben gegriffenen unmittelbaren Inspirationen, den Lippen der weisen Häupter entströmenden Ergüsse nicht hundertfältig die ledernen Demonstrationen lederner Professoren? Muß das nicht viel feurigere Vaterlandssöhne bilden, wenn sie täglich verfluchen und verwünschen hören von den feurigsten Eidgenossen und Vaterlandsfreunden die Sonderbündler, Jesuiten, Aristokraten und Pfaffen, als wenn ihnen ein dürrer schläfriger Professor etwas von persischen oder punischen Kriegen vorschnappelt? Was Teufel gehen die Perser und die Punier die Schweizer einstweilen an? Weiß man ja nicht, ob man sein Lebtag mit ihnen zusammenkömmt; zu ihnen zu gehen, hat ja keine Seele Lust, und kommen sie mal her, wird man ihnen den Marsch

ſchon machen und zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht.

Dieſe praktiſche Anſicht ſcheint endlich bei den praktiſchen Schweizern durchzugreifen. Die feinen Genfer haben die Stiefelchen angezogen und brechen die ſchöne neue Bahn, die edelſten Eidgenoſſen voran. Dieſe edlen Eidgenoſſen in Genf, wahre Väter der Genfer Jugend und Gamins, warfen ſich, wie der hehre Winkelried in die Speere der Oeſtreicher, mit dem allerhöchſten Muthe in die Speerwand alter Vorurtheile und erklärten, der Primarunterricht ſei die Hauptſache für die Genfer, die Philoſophie trage nichts ab, ſei von keinem Nutzen, in der Akademie würden Lügen gelehrt, in der Schießhütte, an den Mahlzeiten des großen Schützenfeſtes ſei die wahre Wahrheit und die weiſeſte Weisheit zu hören. Und mit Erſtaunen und offenem Maule hörten die Genfer Räthe und Gamins dieſe Weisheit, ſtrichen Gelder der Akademie, legten zehnfach die geſtrichene Summe dem Schützenfeſte bei als dem Borne, in den Gamins und Räthe, Junge und Alte getaucht werden ſollen, als in's Waſſer der wahren eidgenöſſiſchen Wahrheit und Weisheit. Das erkannte das junge Genf auf den Gräbern der alten Genfer, und wer es nicht glauben will, der leſe die genferiſchen Rathsverhandlungen. Und wer wagt es, Ritter oder Knapp, zu läugnen den wahren Fortſchritt, das Vorwärtsſchreiten zur wahren Natur und Cultur, den Durchbruch einer neuen Zeit, den Sieg des Zeitgeiſtes? Wer wagt es zu zweifeln, daß der hohe Ruf an die Jugend: Mr ſy alli nüt, gar nüt, aber die Kinder ſollen alles werden! von den Vätern verſtanden worden, daß ſie ihnen die Wege zum Ziele ebnen und bereiten werden. Wir zweifeln nicht, daß nächſtens, wahrſcheinlich am Genfer Schießet, irgend eins der Oberhäupter erklären wird, das ſei eben der Anbruch des wahren Reiches Gottes nach den Worten: Den Kindern gehöre das Reich Gottes, ſo ihr nicht werdet wie dieſe Kinder, werdet ihr das

Reich Gottes nicht sehen, und unter diesen Kindern seien eben die enfants de Genève, d. h. sie selbst, zu verstehen.

Diese Vorgänge sind von großer Bedeutung, sie stehen sicher in der allernächsten Beziehung zu der Errichtung der eidgenössischen Hochschule in Zürich, denn bekanntlich sind die drei genferischen Winkelriede die drei treusten Schildknappen des bekannten Diktators oder Direktors, der wohl laut zur Sammlung ruft, aber wiederum in majestätisches Schweigen sich hüllt und seine Knappen Reden von sich geben läßt. Die nächste Zeit wird lehren, ob die drei Winkelriede ihm nicht die Gasse brechen mußten für ein Eingericht der Hochschule in freistem Geiste und der höchsten Höhe der Zeit. Eine Hochschule, wo verschwunden sind die dumpfen Hörsääle, die staubichten Professoren, die schweigsamen, langweiligen Bücher, wo auf luftigen Höhen, in lichten Hallen, im kühlen Schatten grüner Bäume die edelsten der Eidgenossen sitzen, geschaart um ihr hohes Haupt, von dem der Ruf zur Sammlung erging, dem erlauchten Präsidenten der Erziehung und anderem mehr. Zunächst um ihn die enfants de Genève, die drei Winkelriede, die Mauerbrecher tausendjähriger Vorurtheile, von Bern die Vielerprobten und Bewährten, die keine Sorte Wein oder Bier von ihrem Sitze oder um ihre Gedanken bringt, denen Tag und Nacht der reiche Strom weiser Reden nie versiegt, von Luzern die Kühnen und die Pfiffigen, von St. Gallen die Unerschöpflichen und Elastischen, aus den Gauen der Thur und der Aare die klösterlich Appetitlichen, die Judenfreundlichen, in guten Händeln Kundigen, kurz sie alle, die edlen Eidgenossen, welche die Zeit begriffen und auf ihre Höhe sich geschwungen, aus allen Gauen, von den Ufern aller Seen, den Spitzen aller Berge, in weiter Runde die Schaaren der nach Weisheit dürstenden Jünglinge, Tag und Nacht gleichachtend ihren Durst zu stillen. Von keiner philisterhaften Polizeistunde wird der Edlen heilig Streben gelähmt; wo der hohe Direktor waltet, da ist auch die Freiheit, und die Frei-

heit wird weder beſchnitten noch beſchränkt, es iſt wirkliche Freiheit, ohne Vorbehalt, ohne Rückhalt. Damit aber auch alle Vorrechte abgeſchafft ſeien, die hier ſprudelnde Weisheit nicht bloß einzelnen Vorrechtlern zu gut komme, denn bei dem beſten Willen wird es unmöglich bleiben, die ganze ſchweizeriſche Jugend unter den Flügeln des athenienſiſchen Direktors oder Diktators zu verſammeln, ſondern ſich ergieße über das geſammte Vaterland und dem Hinterſten im hinterſten Thale zugänglich ſei, findet eine äußerſt ſinnreiche Einrichtung ſtatt.

Man ſieht nämlich neben jedem der edlen weiſen, lehrenden Eidgenoſſen etwas aus der Erde ragen, man weiß nicht, iſt es ein einfaches Ohr oder ein offenes Maul oder nur ein ganz gemeiner Spucknapf, und doch kann's keins von allem ſein; denn wenn man hinſieht genauer, ſo iſt kein Sägemehl darin, ſondern die Dinger haben offenbar Menſchenähnlichkeit, viel Mannigfaltigkeit, etwas Portraitartiges, und ſo iſt es auch. Es ſind die Mündungen elektriſcher Telegraphen, welche von jedem Eidgenoſſen ſeinem Organe (Zeitung) zulaufen, welches der Eidgenoſſenſchaft und all ihren Söhnen, ja auch Töchtern bekannt machen muß, was er geräuſpert und was er geſpuckt. Und damit kein Irrthum ſtattfinde, kein Eidgenoſſe ſich verſchieße, denn es iſt denn doch keinem zuzumuthen, daß er ewig ſitzen bleibe wie eine verblühte Schöne an einem Hofballe, und in den unrechten Napf räuſpere oder ſpucke, ſtellen die Näpfe oder Mündungen die Büſten der Redaktoren der verſchiedenen Organe in auffallender Aehnlichkeit vor. Ein Kranz ſolcher Büſten umgiebt den Stuhl des Diktators oder Direktors, und eine derſelben, gar ſeltſam geſtaltet, zwei Köpfe auf einem Halſe, ſo gleichſam zwei Löffel an einem Stiel, es iſt das Hauptorgan, ſo gleichſam der Hauptblaſebalg, in den zwei Mäuler blaſen müſſen, wenn er voll werden ſoll, zwei Redaktoren ihren Verſtand hergeben müſſen, um den Blaſt über das geſammte Vaterland gehörig zu verbreiten. Uebrigens iſt es ganz natürlich, daß, wenn jeder der Lehrenden

eines Loches bedarf, um seine Weisheit abzuführen, der Diktator die seinige kaum durch zwei Hauptlöcher bringt, die kleinern nicht gerechnet. Die Weisheit, die nach unten abgeht, wird versinnbildlicht durch die Wolken, welche nach oben steigen, die höchsten Häupter der Weisen verhüllen wie die Nebel unserer Berge hohe Wipfel.

Für Saft und Fluß ist prächtig gesorgt, da wird nichts abgehen vor Trockenheit und Durst, jeder Mattigkeit ist vorgebogen, unzählbare Lebensquellen sprudeln ohne Zahl und mit dem Knollendurst wird niemand behaftet werden. Junges Bier und alter Wein blühen herrlich und aus den verschiedenartigsten Kelchen. Das schäumet, das spritzt, das gurgelt nach oben, das gurgelt nach unten, da thäte der Taucher noch was ganz Anderes erleben, wenn er tauchen sollte hinab in die graulichen, in die schrecklichen Schlünde, in die jungen und in die alten. Wenn die Väter mit den Söhnen kommen und das Eingericht sehen und wie das schäumt und wie das glüht und wie das zugeht üppig und schön, und vom Besten allenthalben Tag und Nacht, da kömmt sie vielleicht wohl ein wenig Bangen an, sie fangen an am Schädel zu kratzen, wie üblich, wenn die Angst kömmt mit der Verlegenheit voran. Sie denken: Du meine Güte, lustig wär's wohl, aber wer soll es zahlen? Was die Hochschulen kosten, was die Söhne verbrauchen, müssen wir erschwitzen; mochten es früher kaum verbringen, und jetzt, wie soll das gehen, wer kann das erschwingen, von wegen das braucht was Tag und Nacht, Licht und Kleider nicht einmal gerechnet? Und was am Ende? Saufen und Rauchen könnte man daheim lernen und ganz wohlfeil und Reden vom Tüfel in jedem Waschhaus; dafür brauchte man nicht nach Zürich zu reisen, unser gutes Geld und uns dazu vernütigen zu lassen, und schlecken doch die Finger darnach.

Nun, es giebt noch Leute, welche nicht bloß innerlich seufzen und solche Seufzer noch bestmöglichst unterdrücken, sondern ganz laut dem Ersten Besten in's Gesicht hinein. Nu da wird

er getröſtet werden, ſein Bangen wird vergehen wie Nebel in der Morgenſonne, da wird es heißen: Habe nicht Angſt, du guter Mann, denk, wir leben nicht mehr in den alten Zeiten, ſondern in ganz neuen, und dieſes hat man dem neuen Herrn und Direktor zu verdanken, dem, der ſo ſchön dort hocket, dort zuitts unter Allen, der hat es ſo eingerichtet und befohlen. Das alles koſtet nichts, gar nichts; die Eidgenoſſenſchaft und wem ſie es ſonſt auferlegt, die beſtreiten alles; es iſt alles centraliſirt. Die Profeſſoren ſind alle abgeſchafft, das Lehramt iſt centraliſirt, ſomit fallen alle Profeſſorengehalte und Penſionen weg. Bloß einige Hauptkerls ſind beibehalten, welche im Verein mit den edelſten Eidgenoſſen das Lehramt übernehmen freiwillig, als Mitſtifter der neuen Ordnung und begeiſtert vom rechten Geiſte, zufrieden mit Taggeldern, beiläufigen Entſchädigungen, allfälligen Vergütungen und, verſteht ſich, Antheil nehmend an der nationalen unentgeltlichen Verköſtigung, welche das Vaterland ſeinen Söhnen angedeihen läßt, accurat wie die Spartaner, ganz nach dem Sinne des Direktors, mit dem Unterſchiede nur, daß derſelbe lieber den Perikles vorſtellen möchte als den Lykurg, mit Ausnahme der Idee von Heloten. Seine fixe Idee iſt, daß man Heloten haben müſſe wegen dem Exempel, und daß man ſie an gewiſſen großen Feſten voranſtellen müſſe, das meint er ebenfalls accurat wie die Spartaner. Er ſcheint überhaupt ein Sklaventhum durchaus nothwendig zu finden, wir glauben nicht wegen direktem perſönlichem Vortheil, ſondern weil er meint, daß auf dunklem Hintergrunde glänzende Hauptperſonen ſich deſto beſſer hervorheben.

Sieh, du guter Mann, wie herrlich das Leben und alles gratis auf Koſten der Eidgenoſſenſchaft und ad libitum, nach Discretion, das heißt, ſo viel jeder mag. Schmök, wie das riecht! Das iſt Murten-Kabis und Kraut von Payerne, Rauchſtoff für die Jünglinge, geliefert von Freiburg und Waadt, die feinen Cigarren für die Eidgenoſſen werden theuer aus

Cuba bezogen auf Kosten der Eidgenossenschaft; Bier kömmt vom Zürichsee, da der dortige Wein weder mit einer beschaulichen Lebensweise noch mit der Wissenschaft sich verträgt, Thurgau ist mit Ueberigem Birenmost vertreten, welcher den Füchsen besonders munden soll, und leeren Fässern aus seinen Klosterkellern; Genf, das nichts Genießbares producirt, liefert Zohnstocher und Pfeiffenstopfer, Neuenburg, welches in ähnlichem Fall ist, wollte sich mit Uhren abfinden, aber hier ist die Zeit abgeschafft, hier lebt man in der Ewigkeit, braucht also keine Uhren, ihm liegen nun die diversen Zündhölzer auf und bei Gelegenheit einiges Musiciren mit Blech, Basel schickt den Wein; Basel producirt zwar nicht Wein, aber versteht sich vortrefflich auf die Mischung, wodurch bekanntlich jeder flüssige Stoff mundrecht zugerichtet werden kann. Um abfällige Nebenküstchen zu vertreiben, werden gehörige Baslerleckerli beigegeben. Von den Urcantonen kömmt das Hochwild, von Zug die Zwetschen, von Luzern das Vieh und die Füchse und die Pfeiffer. Graubündten sendet Bärenfleisch und Confituren, Tessin, Kastanieen, aber ungebraten, da bekanntlich die Tessiner nicht gern Feuer riechen in der Nähe, wie sogar ihr größter Held das Feuer nicht vertragen kann, Würste, ebenfalls ungekocht, weil sie so appetitlicher sind, als wenn sie gekocht wären; Wallis wartet mit Abwärterinnen auf und süßen Trauben; von Bern kömmt der Käs sammt Käsmilch und Schotten und Bärenfett zum Schuhsalben. Solothurn findet sich mit Geißkäsen und Erdbeeren ab, Aargau mit Rüben und Rettigen und Nonnen, Baselland mit buchenen Knebeln und Gurken, St. Gallen mit Maisbrei und Kohlraben; Schaffhausen endlich versieht die hohe Anstalt mit Schaffnern, obern und untern, Junkern und Nichtjunkern, welche alles Abnehmen haben und einiges verrechnen sollen, wenn sie nämlich nicht vor der Rechnungsablage sich absentiren. Die Scheiben zum Schießen liefern Patrizier und große Städte, das Pulver das Städtlein Brugg, wo bekanntlich in den letzten Zeiten so viel

Pulver abgefaßt wurde, die Appenzeller die Zeiger bei den Scheiben ſammt den Tyroler Sängern.

Siehſt, Mann, wie herrlich das eingerichtet iſt und alles gratis und auf Koſten der Eidgenoſſenſchaft, und wie geſund! Keine ſtaubigen Stuben, nichts trocken oder gar vertrocknet, von Leberleiden iſt da nichts bekannt und wegem Mangel zehrt niemand aus, und die Weisheit malterweiſe und ohne Collegiengelder, ganz unentgeltlich, und was man in fünf Jahren nicht lernt, dazu braucht man bequem zehn, weil es nichts koſtet, und mag man nichts lernen, wird man ſonſt gefördert auf einen hohen Poſten, wo man viel Geld bekömmt und Gelegenheit hat, die Arbeit durch Andere machen zu laſſen, und wer da gar nichts taugt, den verſorget man in ein eidgenöſſiſch Bureau, wo er wieder Kameraden findet, aber auch zu reden klafterlang, tagelang, mit, auch ohne Reglement, und alles das hat man dem Direktor zu verdanken, der mit ſeinen Mauerböcken, den drei Genfer Winkelrieden, Bahn brach und der Bildung einen ganz neuen Schwung gab, und zwar einen vaterländiſchen, und ſeiner Vaterſtadt ein Inſtitut ſchenkte, wie es nie war, nicht iſt, nie mehr ſein wird auf Erden.

Ja, eben hier liegt eine ſcheinbar ſchauderhafte Sünde früherer Regenten. Sie legen Hochſchulen an, an dieſen gingen die Familien zu Grunde, denn da war alles hundetheuer, das Bier, der Wein, die Cigarren und die Collegien und daneben ein Hundeleben. Kohlraben und Bärenfleiſch kriegte man nicht, Tabak vom ſchlechteſten und den Mais nur in Waſſer gekocht, der Geſundheit ſo äußerſt nachtheilig. Daher das Schuldenmachen ſo begreiflich, ja unvermeidlich, und alles aus Schuld verrätheriſcher und unfähiger Regenten. Was möglich ſei guten fähigen Leuten, ſehe man jetzt, und wer klage, Bauernſöhne hätten von Studenten das Schuldenmachen gelernt, von dorther ſei das Uebel gekommen, der ſolle das Uebel in der Vergangenheit ſuchen, die Gerechtigkeit der Vorſehung preiſen, die von ſo großem Uebel befreit, und die drei

Helden, die Bahn gebrochen, wie jene edelſten Eidgenoſſen die drei Landjäger, welche weiland dem Doktor Steiger aus dem Kerker geholfen, ehren in Zeitungen und mit Lithographien auf ſchönem Papier. Wenn man denen Denkmäler errichten thäte, wie wär's? Oder will man lieber warten, bis man dem zürcheriſchen Diktator oder Perikles eins macht und dann die drei Genfer Mannen und allfällig in der vierten Ecke den noch lebenden edelſten Eidgenoſſen oder Landjäger um ihn her aufpflanzen, ungefähr wie die Bären um den Erlach auf dem Kirchplatz in Bern. Enfin, wie man will, wie man es macht, ſo hat man's. Jedenfalls bis was Rechtes kömmt, ſollte man die bekannten Hafner in Bern auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam machen. Wir ſind überzeugt, wenn ſie dieſe Männer und namentlich den Tourte, der den erſten Angriff gethan, auf all ihren Geſchirren ähnlich abbilden thäten, ſie würden keine ſchlechte Spekulation machen.

Trotz ſeinen Schulden würde unſer Hans das Seine dazu beigetragen haben, ſie in Flor zu bringen, wenn ſie in ſeiner Blüthenzeit auf's Tapet gekommen wären, denn er war Liebhaber von Bildniſſen und paradirte immer ſo mit einem rechten Helldonner auf der Pfeife und mit den andern verfluchteſten Siebenketzern, wie er ſich auszudrücken pflegte, daheim. Es war ſchön, wie in ſeinem kindlichen Gemüthe Hans, der Sohn, durch ſolche Bildniſſe die geiſtige Verwandtſchaft vermittelt, die Brüderſchaft abgeſchloſſen glaubte.

Unterdeſſen konnte Hans nicht gratis leben, die eidgenöſſiſchen Lieferungen trafen nicht ein; St. Gallen ſchickte den Maisbrei nicht, Aargau die Rüben nicht, Baſel wohl viel Wein mit allerlei Kuſt, beſonders mit was von Picardan, doch nichts gratis. Kürzlich ſind die auf demſelben laſtenden Eingangsgebühren bedeutend ermäßigt worden, eben wahrſcheinlich um den Baslern die eidgenöſſiſchen Gratislieferungen zu erleichtern. Hanſens Geld ging alsbald wieder auf die Neige, er klagte es einem Freunde. Er wiſſe nicht, wie es komme,

ſagte er; kaum habe er einiges Geld im Sack, ſei es wieder fort, es ſei gerade, als ob der Luft dahinter ſei. Und wenn man keins mehr habe, könne man zuſehen, wie man wieder kriege, ohne daß man die Haut ſammt den Haaren laſſen müſſe, ſo erleide es ihm. Bah, antwortete der, du und klagen? Wenn ſolche reiche Bauernſöhne klagen wollen, was ſoll dann Unſereiner? Was hilft mir der reiche Bauernſohn, ſagte Hans. Geerbt habe ich nichts, und wann ich erben werde, weiß der Teufel. Einſtweilen giebt mir der Alte je weniger deſto lieber, er braucht es ſelbſt. Mach ihn den Hof abzutreten, rieth der Freund. Mache, mache, iſt bald geſagt. Der Alt giebt den Löffel nicht aus der Hand, bis er ſelbſt genug hat, und das geht lang, zähl darauf, der iſt zäh wie Hagenbuchigs, antwortete der Sohn. So nimm einen Pfoſten oder heirath reich, entgegnete der andere. Das gefiel unſerm Hans, beſonders das erſte. Er hätte ſchon lange gedacht, ſagte er, ihm gehörten auch Quartalzapfen und nicht die kleinſten. So verflucht viel für's Vaterland gethan und ausgeſtanden wie er habe nicht bald Einer. Er hätte aber gedacht, ſie ſollten ſelbſt den Verſtand haben, mit Schein werde er ihnen denſelben machen müſſen. Das Heirathen wäre ihm auch nicht unrecht geweſen; e Hagels e Rychi und e Hagels e Schöni wollte er ſchon, ſagte er, wenn er ſich ihrethalb nicht die Füße ablaufen müßte, oder e Steinalte und Reiche, wenn müßte, daß ſie drei Stunden nach der Hochzeit abſegeln würde.

Aber beides war nicht ſo leicht, als Hans glaubte. Hans hatte nie einen beſonders guten Kopf, hatte nie gern gelernt; er war als Bauernſohn erzogen worden und hätte einen recht tüchtigen abgegeben, wenn nicht das unglückliche radikale Fieber und die Herrenſucht und die Faulſucht über ihn gekommen wären, jetzt war er zu gar nichts mehr tüchtig. Indeſſen das hätte nicht ſo viel ausgemacht, war doch nicht das der oberſte Grundſatz, daß Einer von dem Amte, welches man ihm gab,

etwas wiſſe, ſondern daß er ein Weißer, Eſel oder nicht Eſel ſei und wenn von Oben „Y“ gerufen war, wie's Wetter „ah“ nachbrülle, das war die Race, welche man brauchen konnte. Hatte der Mann nebenbei zufällig auch Kenntniſſe, ja ſogar Sachkenntniſſe, ja ſo war das ein gefunden Freſſen, aber die waren rari nantes in gurgite vasto. Nun wegem Brüllen hätte es bei Hans nicht gefehlt, er hatte eine Stimme, es hätte mancher Bataillonskommandant, der eine Stimme hat wie ein alter Spittler oder wie ein häßig Meitſchi mit einem Pfnüſel, gerne, ſo lange er im Dienſt war, eine überflüſſige Ration dafür abgetreten. Dazu hatte er eine brave Poſtur wie nicht bald Einer, deretwegen wäre er wie gegoſſen geweſen zu Pöſten wo die Poſtur die Hauptſache iſt, Bezirkskommandanten, Salzfaktoren, Amtsſchaffnern per Exempel und andere mehr. Zudem hatte er ein verwettert Maul, welches den Salzknechten, Inſtruktoren, geldfaſſenden Individuen die wahre Politik um die Köpfe gehimmeldonnert hätte fauſtdick, daß der dickſte Schädel ſie hätte capiren müſſen. Es fehlte nur eins, es ſtalten leere Poſten! Als man die neue Verfaſſung gemacht hatte und eine neue Regierung, kam es daher wie eine Heuſchreckenwolke im Morgenland oder wie Krähenheere, wenn ein Acker aufgebrochen wird und die Käfer zu Tauſenden zu Tage liegen für jeden hungrigen Schnabel. Es waren die Schaaren der nach Pöſtli hungrigen Anhänger, welche ſich auf die leer gemachten Stellen zu ſenken ſuchten. Und wer am beſten auf das Y-ah dreſſirt war, trug die fetteſten in ſeinem Schnabel davon und fort waren ſie alle im Umſehen, und da ſtund noch eine große Menge, hatte nichts im Schnabel als Hunger und Durſt, und war doch von der beſten Farbe und als Weißer dreſſirt, beſſer hätte nichts genützt, und war bereit, ſich in Rothe umwandeln zu laſſen, ſo bald von Oben die rothe Flagge aufgezogen und die rothe Farbe kommandirt würden, die waren alle da und ſchrien nach Brod, d. h. einem

Posten, und bekanntlich tönt die Stimme immer am besten bei leerem Magen und leerem Schnabel.

Damals, als das geschah, dachte Hans noch an keinen Posten, sonst hätte er wohl einen gekriegt, in welchem ein tapferer Zapfen stach; denn es war viel daran gelegen, die bedeutenderen Familien auf dem Lande zu gewinnen; jetzt, wenn irgend ein Posten ledig werden sollte, war Hans offenbar im hintern Glied. Aber es wurden keine ledig, es wollte keiner sterben, das neue Glück, wie vom Himmel herab, mundete ihnen allen viel zu gut, warum jetzt sterben? Sie wurden alle fett statt mager, sangen Vaterlandslieder statt Sterbelieder und zählten auf der Jahre viel. An andern Orten werden zuweilen Posten ledig, wenn man Leute entweder absetzt oder dieselben freiwillig durchbrennen. Das war aber im Canton Bern nicht der Fall, das erste that man nicht, das zweite hatte niemand nöthig. Man hatte den Grundsatz, Alle für unschuldig zu halten, bis Einer kam und sagte: Gnädige Herren, da bin ich, da nehmt mich, von wegen ich bin nicht kauscher, sondern das Gegentheil. Wer will sagen, dieser Grundsatz sei nicht christlich, heißt es nicht: Ihr sollt nicht richten, denn mit welchem Maß ihr messet, mit dem sollt ihr wieder gemessen werden, und potz Türk, was hätte das für eine Anrichtet gegeben, wenn man auf diese Weise mit Richten hätte anfangen und fürfahren wollen bis Matthys am letzten? Nun aber war denn doch die christliche Bußzucht, welche die Gewissen aufsprengt und zum Bekenntniß zwingt: Ach Gott, ich bin ein Sünder und meine Schuld ist gewachsen bis zum Himmel, ist größer als daß sie mir könnte vergeben werden, so rar, daß ihr Dasein bloß vermuthet, aber nicht bewiesen werden kann. Auf diesem Wege wurden also auch keine Posten leer, und so leicht es anfangs geschienen, Hans mit einem guten Posten flott zu machen, so schwer war's bei näherem Betracht der Sachlage.

Mit dem Heirathen ging es ihm ungefähr ebenso und

zum Theil durch seine Schuld. Schöne und reiche Mädchen sind zwar nicht so rar als bußfertige Beamtete, die ohne Müssen ihre Sünden bekennen, aber solche sagten ihm nicht Herr. Hans machte Ansprüche, wie sie sich für den jungen Bauer im Hunghafen so übel nicht schickten, aber Hans dachte nicht, daß der ehemalige Leutenant und jetzige Hauptmann im Hunghafen dem Bauer gar verdammt geschadet und seine Ansprüche brüchig gemacht. Den möchte ich nicht, hieß es allenthalben, nicht mit einem Stecklein möchte ich ihn anrühren, geschweige heirathen, lieber noch hundert Jahre ledig bleiben; das ist ein armes Tröpstein, das da hineintrappet, das nimmt einen Schuh voll heraus, daß es sein Lebtag genug daran hat. Der Alte und der Junge führen ja ein Leben, man redet nicht umsonst weit umher davon, und die Bäurin starb ja vor Kummer und Verdruß. Sie wird gedacht haben, sie wolle draussstellen zu rechter Zeit, ehe sie noch mit dem Säcklein laufen müsse. Für keinen Preis möchte ich den Hauptmann, bei jedem Mensch, das mir unter die Augen käme, müßte ich ja denken, das sei ihm so nah verwandt als ich. Wenn ein Mädchen an eine Lustbarkeit ging, lief ihm wohl die Mutter nach und sagte: Daß du mir nicht etwa d's Hergotts bist und Hunghansens Bub heimbringst, so Einen, der weder an Gott noch an den Teufel glaubt, dulde ich nicht im Hause; ich fürchtete mich, wenn der nur unters Dach käme. Dann sagte wohl der Vater, der es gehört: Hast recht, das Mädchen zu warnen, mit der Gattig Leute mag ich nichts zu thun haben; diese verachten uns doch und spotten uns auf allen Suppenbröcklein aus, d's Geld, ja d's Geld wohl, das wäre ihnen recht, sei es konservativ oder nicht, sie würden es schon radikal brauchen.

Vater Hans förderte die Heirathsangelegenheit auch nicht. Ihm wäre eine reiche Schwiegertochter mit großer Baarschaft recht anständig gewesen. Dagegen begehrte er keine mit großer Anwartschaft in die Zukunft hinaus und mit großen

Ansprüchen in der Gegenwart, wo er tapfer ausrücken und mit einer großen Ehesteuer aufwarten sollte. So bei bloßem Plänkeln um eine Ehesteuer ließ er es wohl schimmern und glitzern, als ob er fürstlich aufwarten wolle. Kam es aber zu festeren Unterhandlungen, ja dann gab's hinter großen Worten Ausflüchte, Ausreden von allen Arten und nirgends wollte es sich machen.

Auch hatte der Amtsrichter selbst Lust, wenn er irgendwo einen appetitlichen saftigen Brocken finden sollte, denselben sich zu Gemüthe zu führen. Hans der Alte hätte wohl Eine bekommen, namentlich Wittfraueli, die gerne noch lustig gelebt hätten, ehe sie selig sterben mußten, die mit dem Amtsrichter sich hoch gemeint und vornehm hätten thun können. Solche Heirathskandidatinnen sind nicht so rar, aber solche wollte Hans nicht; Hans der Vater war wirklich viel gescheidter als Hans der Sohn. Er wollte keine, die ihm am Kuttenfecken hing, er mochte in die Kirche oder z'Märit gehen, an's Amtsgericht oder an Rath, die mit ihm seine Schoppen theilte und, wenn sie einen bald aus hatten, sagte, sie hätte noch Gluft nach einer Datere oder wenn's nur Hammeschnittli wären. Hans wollte eine Frau für das Haus, für die auswärtigen Angelegenheiten und die Geschäfte bei der hintern Tugend war er Manns genug, dazu brauchte er keine Frau. Er sah wohl, wie es daheim ging. Er hatte freilich Mägde gewechselt, aber was half's? Wo nicht eine feste sichere Hand die Zügel stetig führt, da gattert immer alles unter einander, da wird nie Ordnung sein, denn Ordnung macht sich nie und nirgends von selbst. Hans wußte wohl, was eine gute Frau war und eine gute Frau vermochte, aber so eine sagte Hans auch nicht Herr. So eine sagte: O nein, so dumm bin ich nicht: jetzt habe ich es gut, wenn ich einmal bös haben will, so will ich bös haben auf meine Rechnung und nicht so wegen einem Hans und sei er zehnmal Amtsrichter. So in ein Flöhnest zu hocken sein Lebtag, wer möcht! oder endlich mit leeren Händen wieder zu gehen, nach-

dem man das Wüſteſte ausgeſtanden und Schuhwiſch geweſen, es weiß kein Menſch wie lang.

Man ſieht, die beiden Hanſe hatten einen gemachten Ruf, und der ging weit in die Runde, und auf den Ruf wird noch geachtet im Bernbiet; er will was ſagen, wenn es ſchon altväteriſch iſt. O, wie mancher Meitſchijäger, der auf eine gute Parthie jagte, fing nichts als lange Naſen und meinte doch, er ſei ein ſo ſchöner Herr, und merkte nicht, wie wüſt ſein Ruf war, viel wüſter als er ſchön. Da zahlen ſich die Sünden mit Strichen durch die Rechnungen, und ſo iſt's recht.

Indeſſen wenn der Alte oder der Junge mit rechter Energie an's Heirathen geſetzt hätten, ſie hätten doch was zu Stande gebracht. Sie wären über den Dunſtkreis ihres Rufes hinausgegangen, bis nach Zürich, wenn es hätte ſein müſſen, hätten dort in Perſon ſich ſplendid gemacht, ſo dick als möglich gelogen und durch bezahlte Leute ſich noch dicker rühmen laſſen, hätten dieſem Geſchäft ſich nachhaltig Tag und Nacht hingegeben, bis es abgeſchloſſen und verſiegelt geweſen. Aber dieſe Nachhaltigkeit fehlte, ſie waren zu ſchlaff, durch die Gewohnheiten ihres Lebens zu ſehr gefeſſelt, ſie lebten zu ſehr politiſch in Vereinen und Verſammlungen, Sitzungen und Zuſammenkünften, trugen das Vaterland auf ihren Schultern herum und ſeiften des Abends es wacker ein mit Mehbeſſerem, hinoggelten dazu mit großer Innigkeit und waren ihr Lebtag nie ſo andächtig geweſen, als wenn das Spiel gegeben wurde und ſie ihre Karten ordneten.

Der junge Hans ſaß wieder flott im Gelde, er wußte faſt nicht, wie er dazu gekommen, und das zu einer Zeit, wo alle Welt über Geldmangel klagte, wo die Kapitalien verſchwunden ſchienen wie die Mäuſe, wenn große Näſſe bevorſteht, dieweil ſie das Erſaufen nicht lieben. Wahrſcheinlich war es eben wegen dem Erſaufen, warum das Geld ſich nicht hervorwagte, ſondern in eiſernen Kiſten ſich am ſicherſten hielt, denn es ging die Rede, es wäre Geld genug, aber die ver-

fluchten Ariſtokraten und Patrizier möchten es dem Lande nicht gönnen, ſie wollten den Bauern zu Grunde richten, ſie würden nicht weiſer werden, bis man mit Gewalt an den Tag hole, was ſie boshaft zurückhielten. Man erzählte ſich, Einem, der in Bern Geld geſucht, ſei eine große Kiſte voll gezeigt worden: Seht, da wäre Geld und an andern Orten iſt noch viel mehr, aber nicht für euch, bei einer ſolchen Ordnung kriegt ihr kein Geld, habe der Beſitzer geſagt. Radikalerſeits wurde das ausgelegt, als ob die Herren den Bauern kein Geld geben wollten, ſo lange ſie radikal ſeien und eine radikale Regierung hätten, als wolle man mit dem Geldzwang die Bauern zur Reaktion zwingen. Man verbreitete dieſe Worte fleißig, um die Erbitterung gegen Herren und Städter zu ſteigern. Von der andern Seite hieß es: Iſt die Ordnung wohl recht, wo niemand zu ſeinem Gelde kommen kann, wo ein Spitzbub dem andern durchhilft, wo es durchaus unmöglich iſt, ein Kapital, das man ausgeliehen hat, wieder einzutreiben, wenn der Schuldner die Geſetze zu benutzen verſteht, Geſetze, welche eigens eingerichtet ſind, den ſchlechten Schuldner zu ſchützen, den Gläubiger um ſein Geld zu bringen und mit unzähligen Händeln die hungrige Rabenſchaar von Schreibern und ſogenannten Rechtsgelehrten zu nähren? Das iſt die Ordnung, welche man meinte und die den Fluß des Geldes hemmt. Sei Regierung, was für eine da wolle, von ihr war nicht die Rede, aber von den Geſetzen, welche zu Gunſten jedes Hudels gemacht ſcheinen, wahrſcheinlich eben auch von einem Hudel. So ward das gleiche Wort ganz verſchieden ausgelegt und that je nachdem die entgegengeſetzte Wirkung, die Einen wurden zornig über die Herren, welche das Geld hatten und es nicht verlieren wollten, die Andern über die Herren, welche die Geſetze für die Hudeln gemacht, welche das Geld hinter hielten. Das war wahr, die Geldnoth war groß und mancher arme Schelm ging zu Grunde, weil er ein kleines Kapital, welches ihm abgeſagt worden war, nicht aufbringen, ſondern ſein Eigenthum

verkaufen mußte, und zwar ſo, daß nicht bloß alles verloren ging, was daran gezahlt oder verbeſſert, ſondern Pfandſchulden obendrein. Eine Maſſe von Eigenthümern kam um das Vermögen durch das Sinken der Landpreiſe und das Rarwerden des Geldes und wurden eigenthumslos.

Wie konnte nun in ſolcher Geldnoth Hans flott im Gelde werden? Ganz einfach dadurch, daß für ihn nicht alle Kaſſen verſchloſſen waren, ſondern eine ſich unerwartet ihm öffnete, und das war die Staatskaſſe. Ach, die gute Staatskaſſe, das iſt ein liebenswürdig geduldig Ding, wem die hold iſt, ach, der iſt eine glückliche Seele, dem iſt für einen warmen Rock geſorgt, dem fehlen nicht Fiſcheli z'Morge und Krebſeli z'Nacht, ach wie ſo eine Staatskaſſe auf ſo liebenswürdige und mannigfaltige Weiſe liebkoſen kann! Da iſt kein Wunder, daß ihr die Liebhaber nie ausgehen, ſo mag ſie alt werden als ſie will, wenn ſie nur nicht leer wird. Geſchieht das, ja dann leider trifft ſie auch das Schickſal, und die Liebhaber dünnen. Den Einen liebkoſt ſie mit reichen Schenkungen, Andere mit Abtretungen um's halbe Geld, Andern bezahlt ſie vielfach ihre Arbeiten, Andern vergißt ſie, was ſie ihr ſchuldig ſind, ſchreibt es vielleicht nicht einmal auf, was ſie ihr ſchuldig werden, genehmigt Rechnungen und Forderungen blinzlige, kauft theure Dinge ohne Werth, leiht Geld aus nicht ohne Anſehn der Perſon, aber ohne Anſehen der Sicherheit, nur nach dem Grundſatze, daß ein Menſch mehr werth ſei, alſo größere Garantien biete als die ganze Welt. Ja, ſo eine Staatskaſſe iſt eine glückliche Perſon, wenn jemand bloß vom Flattiren leben und floriren thäte, ſo könnte ſie es.

Ein Freund half Hans zu dieſer glücklichen Bekanntſchaft. Hör, ſagte dieſer, du könnteſt mir einen Gefallen thun, ich ſollte Geld haben, weiß nirgends zu bekommen. Nun rieth mir ein guter Freund, Geld aus der Staatskaſſe zu ſuchen. Ich weiß nicht mehr, hat er geſagt aus der Cantonalbank oder der Hypothekarkaſſe; aber es iſt mir, er habe geſagt,

wenn jemand wohl an ſei droben und die Sache recht anzurühren wiſſe, ſo bekomme er aus beiden Kaſſen, ſo viel er wolle. Aber Einer allein könne es nicht, er müſſe Bürgen haben, und wenn man es recht mache, ſo könne immer Einer dem Andern Bürg ſein, dann kämen Alle zu Geld. Geht das, ſo mußt auch von dem Geld haben, ſo viel du begehrſt, wenn du mir Bürg ſein willſt. Das war Hans angeholfen, was frug er dem Bürgſein nach, in ſeinem Leichtſinn kümmerte er ſich durchaus nicht um die Naſe, welche das Bürgſein haben kann, wenn er nur Geld kriegte. Das Ding gelang vortrefflich, denn der, welcher den Vorſchlag gemacht hatte, war ein verſchmitzter Burſche und ſeine Reden konnte er ſetzen wie Anken ſo zart. Zudem war er Dutzbruder mit dem, welcher den erſten Schlüſſel dazu hatte, und wer Dutzbruder war, hatte jedes Vorrecht und ſonſt was er wollte, alles wegen der Gleichheit vor dem Geſetz. Während ſo viele Familienväter in der bitterſten Geldnoth faſt verzweifelten, ſaßen die luſtigen Burſche wie Spatzen im Hanfſamen hellauf in Staatsgeldern.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ein langer Abend voll Reden hin, voll Reden her.

Wer bis hierher geleſen oder wer aus vornehmer Höhe, entweder vom Café du Mont weg oder dem Café des Alpes, oder den heimeligen Niederungen Schönbrunnens oder im fluthenden Gewühle des Bärenleiſtes oder der Zimmermannia das Volksleben ſtudirt hat, dem entſteht unwillkürlich ein beſtimmtes Urtheil über den Stand der Dinge im Canton Bern. Das alte konſervative berner Element ſcheint ihm gründlich zur Ruhe geſetzt, wie ſich ein Fremdling, der ſich in Bern in behagliche Ruhe geſetzt, gründlich ausdrückt, die Wogen der

neuen Zeit Fluthen über's Land, branden am Fuße der Berge; Bern iſt der feſte Platz, wohin zur Sammlung gerufen werden Alle, welche vom neuen Geiſte beſeelt, ein neues Europa wollen, von wo aus bleuleriſcher Muth und eſcheriſche Weisheit die Throne ſtürzen werden und zwar alle im Himmel und auf Erden. Je nach der Farbe werden die Einen trauren, die Andern frohlocken, beide aber dem Verfaſſer zürnen, die Einen darum, daß er die eigene Schmach ausgebracht, die Andern, daß er ſie dargeſtellt als Schmach und nicht gelobt als den wahren Zuſtand eines freigewordenen Volkes.

Nun aber ſcheinen uns weder das Café du Mont noch die duftigen Räume irgend eines andern Café's ganz geeignete Standpunkte, das Volksleben kennen zu lernen, da lernt man nur kennen, was da fährt und läuft, was da trinkt und raucht, was von der Bewegung der Zeit auf die Oberfläche geworfen und hin und her geſpült wird, was als Schaum hoch aufſpritzt über der Ufer Ränder, oder die Windmühlen, welche auf den Tribünen ſtehen hier und dort, den Wind der Zeit faſſen und mahlen die Weisheit der Zeit und das Mehl dann ſtäuben über die Häupter des Volkes, daß Alle weiß erſcheinen von Natur und Geburt. Aber das iſt eben ganz anders, und das weiße Mehl aus den Windmühlen wird bei dem erſten Regen zu einem wüſten Pappen, macht wüſte Flecken, dann geht es endlich ab und fort, wenn man gehörig reibt und bürſtet. Wenn man näher in's Volk hinein ſteht, wo man Alle ſieht, die Alten und die Jungen, die Kleinen und die Großen, ſo iſt's ein ganz ander Volk, und der Canton Bern ein ganz anderer, und die Einen brauchen ſich nicht zu ſchämen, denn es iſt allwärts was Wüſtes und das ein Zeichen eines geſunden Körpers, wenn er dieſes Wüſte ausſtößt und auf die Oberfläche wirft. Wo eine Wunde iſt, wächst gern Faulfleiſch, das ſchadet aber gar nicht, wenn nur geſundes Fleiſch nachwächst; aber wenn der ganze Körper faul iſt, dann iſt's vom Uebel. Das aber iſt Gottlob nicht im Canton

Bern, das alte geſunde Bernerfleiſch iſt weder gründlich ausgeſchnitten noch gründlich gefault, das wächst mächtig wieder nach und ſtößt allgemach das fremde Faulfleiſch aus und ab, es wird ſchon noch alles wieder beſſer werden, wenn auch langſam und wenn es auch neu ſich wieder anſetzt. Um aber Hoffnung zu faſſen und aus der Hoffnung Muth und aus dem Muthe Troſt, muß man die Sachlage kennen, wie ſie wirklich iſt, muß die Wunde offen legen, nicht ſie verheimlichen, nicht die Augen zuthun und ſie nicht ſehen dürfen, dann erkennt man, ob ſie tödtlich iſt oder zu heilen, zum Tode oder zur Geſundheit führt.

In einem rechten Baurenorte zerfällt der Winter in zwei Theile, in den vor und den nach dem Neujahr ungefähr, denn ſo ſcharf ſchneidet das ſich nicht ab, es hängt von Gott ab, je nachdem er viel oder wenig Garben giebt und den Winter früher oder ſpäter. Die erſte Hälfte wird durch das Dreſchen eingenommen. Daran nehmen alle Hausbewohner Theil, die Söhne und Töchter, Vater und Mutter, wenn es ſein muß. Natürlich ſtehen die letztern, wenn das Tenn voll wird durch den Nachwuchs, zuerſt zurück. Die Mutter ganz, denn ſie mag den Staub nicht wohl ertragen und friert leicht an die Füße, doch iſt es nicht geſagt, daß, wenn eine Tochter fehlbar wird, ſie nicht einen Morgen für ſie einſtehe. Der Vater dreſcht vielleicht auch früh vor dem z'Morgeneſſe und ſo lange der Melcher im Stall zu thun hat, hilft am Abend beim Uſemachen, ſorgt dafür, daß das Korn ſchön ſauber geputzt wird und führt Rechnung, wie viel Korn in den Spycher kömmt. Die rechten Bauerntöchter dreſchen auch, von Jugend auf haben ſie es gelernt, mußten vielleicht ſchon mit dem achten bis zehnten Jahr in's Tenn. Freilich giebt es immer mehr Zipperynli und Sekundartöchter, welche Herr Jeſus ſchreien, wenn ſie ein Werchholz von weitem ſehen, und Krämpfe kriegen, wenn ſie was Anderes ſollen als Byöali ſäen, Pantöffeli brodiren oder Mänteli glätten, ſo Zwitterdinger, die

auch hell nichts taugen, als es Badekürli z'mache und d'Manne d's Tüfels, e Klapperete a'ſtelle und es Theekänli von einem Ofentritt zum anderen z'ſchleppe, über die ungebildeten Leute z'gränne und den ewigen Juden von Sue auswendig zu lernen. Das iſt dann ungute Züg, mit welchem man nichts zu machen weiß, das in jedem Hauſe im Wege iſt, für welches man eigentlich den Langnauer Spital hätte zur Hand nehmen ſollen, wenn es dann ſchon theuer käme, da machte es nichts, man erſparte daheim doch noch viel mehr, als ſie im Spital koſteten.

In der zweiten Hälfte des Winters geht die Mannſchaft auseinander, der eine Theil hinaus an's Holzen, der andere hinein an's Spinnen. Das iſt eine ſchöne Zeit für den Theil des weiblichen Geſchlechts, welcher hart arbeitet, daher auch das ruhigere Leben in warmer Stube zu ſchätzen weiß. Wer nichts thut, weiß nicht, wie ſüß die Ruhe iſt, der weiß gewöhnlich wenig Anderes als zu gähnen, die Zähne an der Sonne zu trocknen und in ewiger Unzufriedenheit den Vorgeſchmack der Hölle in dieſem Leben zu empfinden. Die Bäurin ſpinnt ſchon früher, was es ſich neben der Haushaltung erleiden mag. Gewöhnlich hat ſie das Schönſpinnen aufgegeben und überläßt es den Jüngern, die immer dran ſein können; ſie, die immer dazu und davon muß, ſpinnt Kuder oder gröbere Ryſte.

Das iſt eine Zeit, einem gewiſſen Strich ſehr günſtig, denn es giebt nicht bloß Schnepfenſtriche und Wachtelſtriche, ſondern noch andere, es giebt auch Weiberſtriche und Meitſchiſtriche. Nun die Meitſchiſtriche ſind bekannt, dauren das ganze Jahr durch, beſonders an Sonntagen, ſonſt aber auch, wo ein Geiger geiget oder ein Mannsbild ein Bein lüpft. Aeltere Weiber von der ärmern Seite ſtreichen dagegen gerne um dieſe Zeit und halten ſich am liebſten an Orten auf, wo ein warmer Ofentritt iſt und eine reiche Bäurin Kuder ſpinnt, während das Volk dreſcht draußen im Tenn, packt da aus, was

ſie an gängiger Waare hat in ihrem Gedächtnißkrättlein und paſſend glaubt an dieſem Orte.

Liſi war nicht von den Weibern eins, welche vom Klappern leben wie ein Fiſch vom Waſſer und eine Schwalbe von Mücken, aber mehr als ein Weib hätte es ſein müſſen, wenn es nicht zuweilen und nicht ungerne einem Weibe den warmen Ofentritt gegönnt und das Reden nach Belieben. So auf einem einſamen Hofe iſt man zur Winterszeit ziemlich abgeſchnitten von der Welt. Seit Gritli todt war, ging Liſi wenig in's Thal, ausgenommen zur Kirche, und auch auf dieſen Gängen hatte es wenig Gemeinſchaft mit den Leuten; es grollte ihnen und die Welt war ihm erleidet. Sie ſei nichts werth und die Leute alle falſch, ſagte es, nur niemanden mehr getraut, ſonſt ſei man angeführt. Tiefer als es den Namen haben wollte, hatte es zu Herzen genommen, daß Benz ſo auf die Seite geſchoben wurde, auf einmal die Leute ihm nichts trauten, ihn verdächtigten, und am meiſten gerade ſolche, welche es am öfteſten erfahren, wie gut Benz es meine und wie verſtändig er ſei und von welch großem Nutzen der Gemeinde.

Nicht vergeſſen konnte es, wie wenig Antheil die Leute nehmen wollten, als Benz ihnen etwas ſagte vom neuen Profeſſor und was die Regierung im Willen hätte. Sie ſeien anders berichtet, hatten ſie ihm geſagt, ſie hülfen dies der Regierung überlaſſen, die werde wohl wiſſen, was ſie mache; die meine es auch einmal gut mit dem Lande, ſie habe Zehnten und Bodenzinſe mit dem naſſen Finger durchgeſtrichen, und was man künftig noch werde zahlen müſſen, werde ein Geringes ſein. Nun es gab auch Andere, welche unter vier Augen anders redeten, aber öffentlich ſchien Alles einer Meinung. So waren die Leute Liſi erleidet wie kaltes Kraut, wie es zu ſagen pflegte, es ſei ihm am wöhlſten, wenn es nichts um ſie wiſſe.

Indeſſen, als eines Nachmittags Liſi emſig in der Stube

seinen Kuder spann und klopfen hörte an der Thüre, zum Läufterli hinausſehend draußen das alte Salatanni ſtehen ſah, flog doch ein Sonnenblick über ſein Geſicht. Komm innefür, rief es, und Salatanni zögerte nicht, dem Ruf zu folgen. Wir wollen die Einleitung in Salatanni's Reden nicht wiedergeben, ihm nicht folgen durch die Reihe der Neuigkeiten, welche es auskramte, ſondern bloß bei ſeinen Seufzern anfangen, welche es endlich losließ, als Liſi Kaffee aufſtellte und ihn's mithalten ließ und auch dieſe Seufzer nur ſummariſch. Ja, Liſi, ſagte es und ließ einen Seufzer los, wenigſtens einen zweipfündigen, ja, Liſi, du glaubſt nicht, wie ihr mich duret heit und was ich wegen euch gelitten habe bis in die letzte Zeit, aber wohl jetzt hat das geändert, Gottlob, das hätte niemand glauben ſollen. Was ich eine Zeit lang über euch hören mußte, du glaubſt es nicht, es that mir im Herzen weh, und was ich ſagen mochte, daneben ſeiet ihr doch brave Leute und bſunderbar gut gegen unſer Gattig Lüt, ſie hielten mir nichts darauf und mancher ſagte mir: Du thäteſt beſſer zu ſchweigen, du haſt die Leute nöthig, und mit deinem Geſchwätz macheſt du nicht ſchlechte Leute gut und waſcheſt Mohren nicht weiß. Ja, Frau, da ſtund ich was aus, und nicht um die halbe Welt hätte ich mögen, daß ihr den Zehnten von dem wüßtet, was die Leute ſagten.

Und wie ſich das jetzt geändert hat! ja, jetzt iſt es eine Freude, wieder zu leben, jetzt glaub ich wieder ſo recht, daß ein Gott im Himmel ſei, der d'Sach macht; ſonſt hätte ich bald glauben müſſen, die hätten recht, wo ſagen, es ſei keiner, wenn einer wäre, ſo müßte es ja anders gehen, er würde die nicht Meiſter laſſen, wo nicht an ihn glauben und die Leute verführen mit dem Unglauben, daß die Buben auf der Gaſſe ſagten: wer dem Pfaff nur das Halbe glaube, glaube d'ſ Halb z'viel. Ja, Frau, das hat jetzt ganz geändert, man ſollte meinen, es ſeien nicht mehr die gleichen Leute. Ob den freven Reden graut es ihnen jetzt, ſie mögen ſie nicht mehr

hören, und gar manchen habe ich ſagen hören: hätte man doch Ankenbenz geglaubt, der ſah weiter als Alle, das iſt ein Mann; wenn man ſolche nicht hört, ſo wird man geſtraft, darauf kann man zählen. Es wird viel von euch geredet, du glaubſt nicht, wie ihr wieder äſtimirt werdet. Das Herz im Leib lachet mir recht, wenn ich es höre.

Schweig mir davon, ich mag nichts von den Leuten hören, ſie ſind ein falſches Pack, noch immer das gleiche, welches unſerm Heiland heute Hoſianna ſang und morgen mit ihm an's Kreuz fuhr; es iſt mir am liebſten, ich wiſſe nichts mehr von ihm, nicht ob es rühme oder ſchelte, für drei Kreuzer würde es doch uns wieder verrathen, wenn ihm jemand drei Kreuzer geben wollte. Verzieh Frau, ſo iſt's doch nit, es iſt Ernſt in der Sache, und die Leute ſind beſſer und aufrichtiger als ſie ſcheinen. Sie ſagen ſelbſt, ſie ſeien ſturm geweſen, ganz im Fieber, es ſei ihnen angethan worden, ſie wüßten nicht wie. Sie ſeien zu aufrichtig geweſen und hätten zu viel geglaubt, gemeint, die Leute, die ſo freundlich gethan und ſo viel verſprochen, meinten es wirklich gut und würden halten, was ſie verſprochen. Daß es ſo ſchlechte Leute gäbe, daran hätten ſie nicht gedacht. Geh nur, ſagte Liſi, warum glaubten ſie dann, Benz ſei ſchlecht, ein Spitzbub, und kannten ihn doch von Jugend auf, erfuhren ihn hundertmal, glaubten dagegen jedem Fötzel und Halunken, jedem Schlingel, den ſie nie geſehen, der ihnen aber Speck durch's Maul zog und es ſüß zu machen wußte? Wenn ſie uns von Haus und Hof hätten jagen können, ſie hätten es gethan ohne Erbarmen. Darum mag ich nichts mehr vom ganzen Pack wiſſen.

Nit, Liſi, nit, ſei vernünftig und denk, ſie ſeien betrogen worden und es ſei ſich ihrer zu erbarmen. Sie hielten Benz nicht für ſchlecht, ſie meinten nur, er ſehe die Sache nicht ein, er ſei vernagelt. Und denk, daß es doch vielen Leuten gefallen mußte, wenn man ihnen die Laſten abnehmen wollte. Denk, wie bös viele haben, wie chum ſie thun müſſen, wie jeder

Kreuzer, den sie zahlen müssen, ihnen Herzklemmen macht, weil sie nicht wissen, wo einen andern nehmen. Wenn nun einer kömmt und ihnen sagt, das solle anders kommen, sie müßten nichts mehr zahlen, so mußten so dumme und nöthige Leute daran glauben. Wenn Einer eine gar schwere Bürde hat, so ist er ja auch froh, wenn er abstellen kann. — Ja, ja, so ist's eben, die Seel dem Teufel verkaufen, d'Religion a Zehnte tusche und d'Seligkeit a d'Armestüre und dr Heiland a ne Professor oder Seminardirektor u dazu heid frömd, da mag ich nichts hören über das Gutmeinen der Leute; es ist mir am liebsten, wenn ich nichts von ihnen sehen oder hören muß, brummte Lisi.

Nein, los, sagte Salatanni, da bist doch darnebe, d'Lüt sy wäger besser, als du meinst, du weißt nicht, wie sie sich ghei, daß es so gange ist, aber si säge, wer hät das glauben sollen, daß es so schlechte und falsche Leute geben könnte. Da sei man zuerst gekommen, sagen sie, und hätte ihnen gesagt, man müsse die Jesuiter ausjagen, wenn man nicht katholisch oder gar päpstlich werden wolle, von wegen das seien schreckliche Leute, die könnten einem die Religion nehmen, daß man es gar nicht merke, dann sei es um alles geschehen, dem Teufel, den Königen und den Fürsten sei man verkauft. Da sei ihnen Angst geworden um die Religion, die hätten sie nicht lassen wollen, denn was man hätte, wenn man keine Religion hätte? Nun, da sei zu helfen, hätten sie gedacht, die Jesuiter würden wohl weg zu bringen sein, und richtig, die seien abmarschirt, viel ringer sei es gegangen als man gedacht. Nun hätten sie gedacht, jetzt sei die Religion sicher, hätten sich dessen gefreut und die für recht brave Leute gehalten, welche gesagt: Fort mit den Jesuitern! Darauf nun seien Andere gekommen, die Konservativen oder Schwarzen, und hätten geschrien: man solle sich vor denen in Acht nehmen, die wollten an die Religion, wollten den Unglauben pflanzen im Volke, wie man Kabis setzt und Rüben säet. Das hätten sie nicht glauben

können, gerade dieſen ſei es ja ſo angſt um die Jeſuiter geweſen, daß ſie Himmel und Erde aufgeboten, das eigene Leben eingeſetzt, dieſe fortzujagen und die Religion zu retten. Die, welche das gethan, werden doch nicht dieſelbe jetzt verkaufen und verrathen wollen. Darauf ſeien dieſe ſelbſt gekommen und hätten geſagt: Ihr guten Leute, glaubt ihr das, was man euch da ſagt, durch uns ſei die Religion in Gefahr, durch uns, die wir ſie ja eben gerettet und Blut und Leben daran geſetzt. Nein, nicht wahr, das glaubt ihr nicht, was euere und unſere Feinde ſagen, denen ihr ſo lange das Blut unter den Nägeln hervorſchwitzen mußtet, die Ariſtokraten und Pfaffen, die alle heimliche Jeſuiter ſind und ſchon lange mit ihnen verbündet gegen das Volk, um es in Dummheit zu behalten, damit es in ſeiner Dummheit immer zahle, und nicht minder, ſondern je länger je mehr. Nein, ihr guten Leute, für euere Religion fürchtet nichts von uns, und wenn Einer ſchreit, die Religion ſei in Gefahr, ſo ſagt ihm, er ſei ein Jeſuiter und verfluchter Ariſtokrat. D's Gegentheil, die rechte Religion und rechte Lehrer müßet ihr haben ſtatt dummes Pfaffengeſchätz, rechte Volksfreunde ſtatt Blutſauger und Bratwurſtjäger, ſo predigten ſie Land auf Land ab.

Anni, Anni, du redſt ja wie ein Profeſſor, ſagte Liſi, wer hat dir die Predigt aufgeſetzt? Wäger niemand, ſagte Salatanni, aber ich habe das ſchon oft brichten hören, und ptären hören, wie das alles zu und hergegangen und wie es den Leuten jetzt auf das Herz kömmt, da ſie ſehen, wie ſie dem Teufel in Lätſch getrappet ſind. Wer hat ihnen das jetzt geſagt, fragte Liſi, und wie lange werden ſie auf dieſem Loche pfeifen? So lange, bis wieder ein Anderer kommt und ihnen auf einem andern Loche verpfeift.

Nein, Liſi, nein, ſagte Salatanni. Die Leute ſind gutmüthig, man kann ihnen viel vorſchwatzen und ſie glauben es, beſonders wenn es ihnen noch anſtändig iſt. Aber ſo ganz dumm ſind die Leute doch nicht, das wüßteſt du beſſer als ich,

wenn du nicht ſo böſe wäreſt. Die Leute haben Augen, und was ſie ſehen, das ſehen ſie, man kann ihnen Hühnerdarm nicht für Lewat ausgeben und eine Elſter nicht für eine Ente. Sie ſahen allmählig in's Treiben ihrer neuen Freunde, ſie fühlten die neuen Zuſtände, ſie ſahen die neuen Lehren bei ihren Kindern aufgehen. Da war ja keine Ordnung und Polizei mehr, und die ſchlechten Leute hatten recht, und ſchlechte Leute, welche alle Gebote Gottes verſpotteten, waren den neuen Herren lieber als die, welche noch etwas auf Gottes Gebot hielten und darnach leben wollten; mit den erſteren machten ſie Kameradſchaft, die letztern flohen ſie wie die Peſtilenz. Saufen und ſpielen ſah man ſie, beten nie, arbeiten ſelten. Das zog Andere nach, Handwerker und mindere Leute, die wollten auch ſo leben, meinten, es ziehe es ihnen auch und mein Gott, wie manchen hat es ſchon gekehrt und wie viele wird es noch kehren. Unfrieden kam in's Haus, und manche Frau pläret ſich faſt todt Tag und Nacht. Zürns nit, aber die Leute haben ſchon manchmal geſagt, man könnte es an Hunghans ſehen, wohin ein ſolches Leben führe, und wenn ein ſo reicher Bauer es nicht aushalten möge, ſo könne man ſich denken, wie es Mindern und Aermern ergehe.

Liſi erſchrak. Warum, was iſt denn mit Hunghans? frug es. Du wirſt es beſſer wiſſen als ich, ſagte Salatanni. Nein, ſagte Liſi, du weißt ja wohl, wir ziehen nicht am gleichen Seil, und was das ſagen will, weißt auch. Kann ſein, ſagte Salatanni, aber gehört haſt doch, daß es dort nicht gut geht. Der Hauptmann, wie ſie ihm ſagen, iſt der Unflath aller Unflathe, verklopfet Geld, es iſt eine Sünde und ſteckt in Schulden bis über die Ohren. Er ſoll viel Geld von der Regierung haben, hat aber ſonſt noch Schulden. Der alte Hans iſt ebenmäßig tief darin, es heißt: Ausgeliehenes werde er wenig mehr haben, ein Titel ſei hier ausgeflogen, ein anderer dort aus, und wenn einmal alle fort ſeien, ſo halte es der Hof nicht aus, der werde kurzum müſſen verkauft werden.

Dort gehe es auch, als ob es der Teufel mit Pürzeln gewonnen hätte, und gäb wie der Aeltere, der Benz, wehre und schaffe, er möge es doch nicht verwehren. Besonders die Jungfrauen hätten alles Recht, man wüßte aber wohl warum. Die Einen sagten, Benz sei ein Narr, daß er da aushalte, nicht fortlaufe oder mitmache und brauche, was es ihm ziehen möge. Da sei jene Frau witziger gewesen, die vor ihrem Mann getreten sei und gesagt habe: Höre, ich mangle einen seidenen Kittel, Göllerketteli auf die neue Mode und eine Kappe mit Lätschen vom Tüfel. Aber Frau, habe der Mann gesagt, Frau was denkst, wir hatten ja ein böses Jahr, es fehlte ja so vieles und ungsinnte Ausgaben dazu, du hast Kitteln die Menge und Ketteli vier Paare, was willst mehr, oder wart wenigstens — bis nichts mehr da ist, ergänzte die Frau. Du kümmerst dich um's böse Jahr gar nicht, du bist Tage lang, wenn du am nöthigsten daheim wärest, auf der Jagd, sitzest bis gegen Morgen bei den Beutelschneidern unter dem Knubel, machst sonst, ich weiß nicht was. So sehe ich wohl, daß alles drauf muß und kein Haufen mehr hilft. Darum will ich auch helfen, will meinen Theil auch an der Freude und am Guthaben. Je eher es z'Boden geht, desto lieber ist es mir, weiß man doch dann, woran man ist. Und ich möchte auch nicht, daß die Leute die Schuld alleine auf dich würfen, sondern daß sie sagen müßten: es ist kein Wunder und er ist nicht alleine schuld, die Frau hat ihm auch brav geholfen. (Der Mann war um etwas gescheidter als der Genfer Almeras, er begriff etwas an der Logik und soll dem Weibe gesagt haben: Nit dä Weg, diese Weg. Ob er noch heute der Meinung sei, darüber sind die Gelehrten verschiedener Meinung.) Andere aber nehmen Benz in Schutz und sagen, er habe Recht. Gehe es, wie es wolle, so sei er nicht schuld daran, und die Leute hätten mit ihm Erbarmen. Wenn es endlich Matthys am letzten sei, so wären wohl

Leute, die ihn nicht stecken ließen, sondern ihm unter die Arme griffen.

Hier machte Salatanni eine kleine Pause, als ob es einer Einrede Raum geben wolle, aber es kam keine. Lisi war auch nicht dumm. Es war ihm allerdings ein Wort in den Mund geschossen und zuvorderst auf die Zunge, aber hier hatte es dasselbe glücklicherweise beim Stiel erwischt und wieder zurückgezogen. Als nichts kam von der Seite, fuhr Salatanni fort: Ja, sagen die Leute, da könne man sehen, wie man zweg sei, besonders die ärmeren Leute. Der Hunghafen sei sonst ein Haus gewesen, welches viel zu verdienen gegeben. Sie seien dort im Jahr, etwa die großen Werke ausgenommen, nie ausgekommen, daß sie nicht Arbeitsleute gehabt, dieser oder jener Gattig, da sei Verdienst gewesen. Jetzt sei es dort wie abgetrocknet, nur das Nöthigste, was sein müsse, werde gemacht, nicht einmal die Schweineställe vermöge der Amtsrichter reparirt zu lassen, und hätten es doch so übel nöthig. So wie hier gehe es an vielen Orten. Man versaufe und verprächtle das Geld, und je mehr man diesen Weg brauche, desto weniger gebe man zu verdienen, an einem Orte müsse abgebrochen sein. Woher aber sollen die Mindern das Geld nehmen, um zu leben, wenn sie keinen Verdienst haben. Stehlen darf man nicht, betteln soll man nicht, und zu verdienen hat man nichts, den Armen zu steuern soll abgehen, kurz es ist ein Elend, wie es nie gewesen ist. Und wie sie es mit der Religion gemeint, das sieht man jetzt. Die Pfarrer braucht man nicht mehr, heißt es, die Schulmeister sollten es machen. Ja, das Gott erbarm, was soll das für eine Religion geben. In der Kirche sieht man wunderselten Einen mehr, und die Kinderlehren verschleipfen sie wie die Schulbuben die Schule. Darauf hin würden sie brichtet z'Buchsee ußen. Dorther soll die Lehr unter die Schulmeister kommen, daß Alles nüt syg, und was der Mensch mache chön i dem Lebe, solle er machen, von wegen es komme kein anderes nach, und

ich weiß nicht mehr alles, was ſie ſagen, aber kurz einmal, daß man es deutlich ſehen kann, wie ſie denken vom Evangelium und daß ſie auf Chriſtum nichts halten. Das ſieht man auch den Kindern an. Die werden euch ſo wild und bös, daß es keine Art hat, Vater und Mutter lachen ſie aus, haben vor nichts Reſpekt, ziehen vor niemanden mehr recht die Kappe ab, wünſchen die Zeit nicht mehr, thun wie Pflegel und Holzböcke; aber wie wollte es anders ſein, wo ſollten ſie es beſſer lernen, wenn ſie alle Tage das Exempel haben, wie man niemanden mehr zu äſtimiren, niemand Einem mehr zu befehlen habe.

Siehſt, du glaubſt gar nicht, was das für ein Volk giebt, erſt jetzt, wo der Same ergrünt, ſieht man es recht, daß man es mit den Pelzhändſche greifen kann. Es geht, wie der Heiland geſagt hat, an den Früchten ſollſt du ſie erkennen. Die Leute ſagen es aber auch, ſie hätten es nicht geglaubt, aber jetzt müßten ſie es glauben, ſie möchten wollen oder nicht. Die ſeien daher gekommen und hätten gethan, als ob ſie die unſchuldigſten Lämmer wären und als Engel vom Himmel gekommen, den Bauern und armen Leuten expreß z'Lieb und z'Ehr, Schnabel habe man keinen gemerkt und Krallen keine gefühlt. Da ſie es gewonnen, ſeien ſie reißende Wölfe, titulirten Alle als Kühe und Kälber; ſage einer ein Wörtli, fahre man ihm über's Maul, als ob ihn alles nichts anginge. Es ſolle zur Sache niemand was zu ſagen haben als gerade ſie, und wenn ſie alles in einem Tage freſſen und Alle arm machen könnten, daß keiner mehr dem andern helfen könnte, ſie ſparten es nicht bis morgen. Was ſie ſelbſt nicht verſorgen möchten, hänkten ſie den Fremden an, denen Lausbuben, die nichts wollten als befehlen, denen unſer Brod nicht gut genug ſei, wenn man ihnen nicht einen halben Schuh hoch Anken darauf ſtreiche und dann noch ſich verexcuſire, daß man es nicht beſſer vermöge, die es deutlich merken ließen, daß wenn ſie einmal am Brett ſeien, ſie die verfluchteſten Reichsvögte, wie ſie den alten Tyrannen ſagten, werden wollten. Lue Liſi, du

glaubst nicht, was das muckelt und wie man sich reuig ist; du glaubst es gar nicht, du hättest die größte Freude. Ich muß sagen, es gefällt mir auch; hätt' nit glaubt, daß ich das in meinen alten Tagen noch erleben würde. Ich muß sagen, ich habe manchmal gejammert, die Welt werde immer schlechter, es sei bald keine Religion mehr, und wenn ich es nur nicht erleben müßte, daß gar keine mehr sei und ich auch noch meine abgeben müßte. Aber wohl, jetzt sehe ich, daß noch viel mehr da ist, als ich dachte; aber die Leute haben es nur nicht erzeigt, gingen damit nit z'Märit und beteten nicht an den Straßenecken, wie es heißt in der Bergpredigt. Sie hielten sie für sich selbst oder waren gleichgültig damit und ließen d'Sach hötschle. Jetzt, wo man meinte, es sei alles eingeschläfert, wie es die Schelme machen sollen, wenn sie einbrechen und ein Haus ausplündern wollen, jetzt könne man mit der Religion fort wie mit einem faulen Zahn, jetzt erwachen sie, jetzt merken sie, warum man sie einschläfern wollte, daß man mit nichts mehr und nichts minder als mit der Religion fort wolle, daß man es nur nicht merken solle, und wie unterdessen bereits dafür gesorgt sei, daß als Heiden die Kinder aufwüchsen. Jetzt, Lisi, du glaubst nicht, wie das bei den Leuten erwachet, gerade wie das Gras nach einem warmen Regen. Ja, jetzt wird wieder gredt vom Bauer auf der Ankenballe und wie der doch die feinste Nase habe und geschmöckt, woran Andere auf hundert Stunden weit nicht gedacht. So könnte das nicht gehen, man sollte mit ihm reden, ob da nichts zu machen wäre, man wolle gerne helfen. Bsunderbar wo das Gred geht, und es soll für bestimmt wahr sein, es sei erkannt, wir sollen künftig nur Menschen und nicht Christen sein. Das wird de erst mönschele, daß niemand mehr mag dabei sein, man hielt es schon jetzt manchmal fast nicht aus.

So, meinst, antwortete Lisi, jetzt wär Benz wieder gut? Jetzt sollte er vergessen, wie schlecht man es ihm gemacht hat, und die Finger dargeben, um die Kestenen aus dem Feuer zu

holen, sollte ausessen, was die Andern eingebrockt? Meinst, so dumm sei er, sei für nichts gut als für den Klotz, worauf Alle ihr Holz spalten? Nein, Anni, so schlecht hat man es noch niemanden gemacht, als Benz; kein Mensch dachte damals an alles, was er der Gemeinde gethan; wenn sie ihn z'Fetzen hätten verreißen dürfen, sie hätten es gethan. Handkehrum würden sie es ihm wieder so machen. Ich glaubte nicht, daß die Leute so schlecht seien, jetzt aber wissen wir es, mögen nicht mehr von ihnen als die Noth erfordert und sind so am wöhlsten. Wer den Karren hineingezogen, soll ihn wieder hinausziehen, das ist billig und nicht die, welche abgewehrt. Und bei der Sache gspaßet es sich nicht; wer das Maul aufthut, wird beim Kopf genommen. Das kann man an den armen Pfarrern sehen, die so mißhandelt werden.

Da pochte es rasch an der Stubenthüre, rasch ging sie weit auf und hinein mit mächtigen Schritten zwei Gestalten treten.

Wir dachten, da unser Klopfen draußen niemand hörte, wollten wir es innefür probiren. Gott grüß euch mit einander, so sprach die eine der Gestalten, gut berndeutsch, ging auf Lisi zu und bot ihm die Hand; die andere that fremdländischer, mördete Hochdeutsch und spienzelte ein Bocksbärtchen, wir glauben auch, er habe eine Brille aufgehabt und möglicherweise der andere auch, doch konnte man es uns nicht mit Bestimmtheit sagen. Der erste war offenbar ein Berner, vom andern war es nicht ganz klar. Es konnte einer von den vielen Schmarotzern sein, welche der Canton Bern zu füttern hat, es konnte aber auch einer von den Bernern sein, welche es sich zur Ehre rechnen, ein Aff fremder Narrheit, fremden Unsinns, fremder Laster zu sein, ein ekelhaft Geschlecht, von welchem wir hoffen, es bleibe einmal ungesinnet dahinten wie die Käfer und die Cholera. Lisi war verwundert über diesen Einbruch, erwiederte indessen den Gruß höflich. Salatanni machte ein Intermezzo, stund auf und sagte: es wolle gehen,

es habe zu pressiren, den zum Spinnen verheißenen Flachs solle Lisi gelegentlich rüsten, es wolle ihn dann abholen, und als es unter der Thüre war, rief es: Los doch neuis. Kennst die? frug es Lisi draußen in der Küche. Schulmeisterzüg, trage Bücher desume oder handle mit düre Schnitze, sagte Lisi. Es sind die Sekundarlehrer von Betteltried, sind auf der Kinderjagd, gehen alle Jahre zweimal darauf, antwortete Anni, ging, und Lisi wußte nun schon, woran es war.

Die Sekundarschulen sollen eigentlich sogenannte Mittelschulen oder Realschulen oder dörfliche Progymnasien vorstellen, aus welchen man, mit aller Weisheit ausgerüstet, in die Hochschule promeniren und aus derselben, und ehe man die Studien noch vollendet, als Landesvater stolziren könnte. Sie sollten der Pflanzgarten ländlicher Weisheit sein, ein Gegengewicht sein gegen die Aristokratie der Wissenschaft und diese überflüssig machen oder zerstören. Das schien man klar gedacht zu haben, sonst begreift man nichts Klares, weder an ihrer Erschaffung noch an ihrer Erhaltung. Wie hoch sie sich heben, kennen wir nicht, da wir das Glück hatten, keine des Nähern kennen zu lernen. Man sagt, aber man weiß wohl, wie viel man sagt, ja sogar schreibt, was nicht bloß nicht wahr, sondern rein erlogen ist, man sagt also, Studenten, welche aus solchen gekommen, hätten kaum richtig schreiben, geschweige nachschreiben können; man sagt, in den Unterweisungen seien die Schüler der Sekundarschulen oft die schwächsten gewesen; man sagt, und zwar Primarlehrer sagen es, es wird wahrscheinlich wahr sein, sie wüßten viele Primarschulen, in welchen man viel mehr lerne als in den Sekundarschulen, das Kappeleweltsch ausgenommen. Das trage aber auch nicht viel ab, denn der Weltschlehrer sei einmal nach Genf gereist, und wenn er stolz sein Weltsch vorgenommen, habe man ihm entweder gesagt: Monsieur, kann nix deutsch, oder Monsieur, je ne connais pas l'Allemand, und einmal (in Vevay soll es ge-

wesen sein) soll ihm Einer geantwortet haben: Monsieur est peutêtre Turc?

Ob nun alles das wahr sei, wissen wir wie gesagt nicht, lassen der Nachwelt die Ergründung der Wahrheit als geschichtliche Aufgabe. Hingegen das ist wahr und kann, wenn man will, auch als eine Art von Urtheil genommen werden, daß es diesen Schulen alleweil an Zudrang fehlte, die Meister Mühe hatten, die gesetzliche Zahl von Kindern aufzubringen, daß sie von Halbjahr zu Halbjahr zwischen Leben und Sterben hingen. Wenn dann der Anfang des Schuljahrs kam und niemand sich zeigte, der Liebhaber ihrer Schule war, oder die Schule angefangen hatte, die Lücken aber nicht ergänzt waren, dann sahen die beiden Kollegen sich trübselig an, und einer stärkte sich am andern, bis endlich einer austief: Kolleg, die Garde stirbt aber ergiebt sich nicht. Dann machen beide kühn sich auf und gehen auf die Kinderjagd, freilich ohne Büchse, aber mit guter und scharfer Munition reich versehen. Sie streichen über die Hügel, sie streichen durch die Thäler, und wo sie in einem Stalle drei Kühe wittern oder in einem Häuschen einen hatbhatzigen Pintenwirth oder dreikreuzerigen Krämer, da kehren sie ein und fragen nach Kindern, und wie die Metzger, wenn sie in's Gäu gehen, bei jedem Hause, welches sie verlassen, fragen, ob man ihnen nirgends was Fettes wisse, so fragen auch die Herren Kollegen allenthalben: ob nicht etwa hier herum Kinder wären, von denen man denke, sie könnten für ihre ländliche Schule passen, und Aeltern, die wüßten, was Bildung sei, doch, wohl verstanden, Kälber und Kinder zählen wir nicht zusammen. Wo dann irgend ein Schimmer von Hoffnung winket, hai drauf los wie's Wetter und nicht abgesetzt, bis man den Zweck durchgesetzt oder wenigstens einige Zusicherungen für das nächste Mal erpreßt.

Es ist nicht ganz die englische Matrosenpresse, es gleicht mehr der Werbung in fremden Kriegsdienst. Die Herren Kollegen preisen in die Wette das Glück derer, welche

das Glück hatten, in ihrer Schule gebildet zu werden, was für Fächer da gelehrt würden und wie kommode jedes sei, eins kommoder als das andere, brauchbar für das ganze Leben und nothwendig für diesen oder jenen Lebensweg. Sie zählen an den Fingern auf die erlauchten Häupter, welche aus ihren Händen hervorgegangen, wie sie gekommen seien und mit Zärtlichkeit gedankt hätten für den Unterricht und gesagt, ihnen hätten sie alles zu verdanken, wenn sie nicht in die Schule gekommen, so wäre auch nichts aus ihnen geworden, ihr Lebtag wären sie dumme Bauernbuben geblieben. Es sei schon mancher von der Hochschule gekommen, er hätte nicht gekonnt, was viele ihrer Schüler. Das sehe man aber auch, die besten Familien hätten ihre Kinder in ihrer Schule, das seien Männer, die wüßten, was gut sei. Was doch auch eine Primarschule sei, die sei gerade wie nüt, und was da für Kinder hineinkämen, krätzig könne man da werden oder gar Läuse kriegen, ein Oestreicher würde sagen, nur Läuse. Im Jahr 1813 nämlich, als die Oestreicher in der Schweiz waren, sagte eine gutmüthige Frau zu einem Wachtmeister, der bei ihr einquartirt war: Verzeiht, ihr habt da einen Floh. Der fuhr sie barsch an und schrie: Wir haben keine Flöhe, wir haben nur Läuse! Und richtig war bei näherem Besehen das Thierchen, das da lief, kein Floh, sondern nur eine Laus.

Mancher Vater und manche Mutter hören gerne, was Großes aus den Schülern geworden und wie die vornehmsten Kinder in der Schule seien. Wie aus den Sümpfen Nebel, steigen bei stolzen Reden Gedanken aus den Seelen. Jedenfalls denkt die eine oder die andere Frau: Tüfel, wenn mein Meitschi den heirathen könnte und mein Bub dieses, die machten es gut. Ich denke, ich schicke sie! Gar oft aber geht das nicht so leicht, die Herren Kollegen müssen noch anders dran hin. Sie malen aus, wie die Kinder viel freier seien, die müßten die Fragen nicht lernen, den Gottesdienst, namentlich die Kindertehre nicht besuchen, mit unnützen Dingen die Zeit

nicht versäumen. Zieht dieses auch nicht oder sagen die Eltern, die Schulgelder seien zu hoch, so stellt man in Aussicht, man könne es vielleicht wohlfeiler machen, es sei schon geschehen, daß man Kinder um zwei Drittel oder eine Hälfte der Schulgelder angenommen, von wegen man sei human, man begehre keinem Kind wegen einiger Batzen vor seinem Glück zu sein, ja vielleicht daß man sie um ein Drittel zu Gnaden annimmt.

Diese Kinder- oder Sekundarjagden sind zum Theil mühsam; was man da reden muß und Redensarten verschießen und oft um nichts und wieder nichts, indem auch nicht eine trifft, es ist schrecklich! Ein guter Schütz braucht zumeisten nur einen Schuß, im zweiten fehlts ihm nicht, und so ein Jäger verschießt zuweilen hundert schwere Redensarten und hat am Ende nichts oder bloß einen halben Schüler, d. h. einen, der das Halbe zahlt, erjagt. Nüchtern kehren sie selten heim, an Essen und Trinken läßt man es ihnen selten mangeln, ein gut Kaffee, ein Schnefeli Käs, schmackhaftes Brod sind allweg auch ein Trost, wenn sie auch z'leerem heim müssen und die Schule ihnen sichtbarlich von Halbjahr zu Halbjahr ermagert.

Was aber dann auch die Leute glücklich sind, wenn sie Beute gemacht, wenn sie mit einem oder zwei ganzen Schülern und vielleicht noch einigen halben zurückkehren, das begreift nur ein Jäger, der weiß, was Jagdfreude ist, und zwar eine auf Hochwild, wenn man z. B. ein Wildschwein erlegt oder einen Rehbock oder gar einen Lämmergeier. Dem Mangel an Eifer und Anstrengung dieser Jäger ist es also nicht zuzuschreiben, wenn ihre Jagdgründe immer mehr veröden, das Wild seltener wird, sie immer mehr z'leerem zurückkehren müssen und der alte Fahrklaue sie mit den Worten empfängt: Aber nüt, aber nüt! wenn diese Schulen ihnen unter den Händen ermagern und die meisten bald abdorren werden ungefähr wie Warzen. Wir kennen den Grund dieses Absterbens nicht. Die böse Welt schreibt den dummen Stolz und die hohle Anmaßung, das viel vorstellen wollen und nichts sein, welche

man an gewissen Orten findet, den dort florirenden Sekundarschulen zu. Aber man weiß, wie die Welt ist und daß das nicht sein kann, denn bei wem hätten die Schüler so was lernen sollen, bei wem? wir fragen.

Also zwei solche Jäger waren es, welche Lisi in der Stube hatte; sie waren auf ernstlicher Jagd, sie sollten noch zwei Schüler haben und waren heute z'leerem gelaufen, und wenn sie keinen fanden, so hatten sie ausgemacht, sie müßten zwei kaufen, d. h. ihnen Lohn geben, daß sie in die Schule kämen. Sie thaten das aber auch nicht gern, begreiflich. Nun sie fuhren mit diesem Begehren nicht in's Haus wie die Beimannen mit ihren Stimmen, welche von weitem schreien: Hit dr Bi oder Biner? Der eine fing an: Es macht styf Wetter. Der zweite frug: ob der Herr vom Hause daheim sei? Lisi sagte, obschon es die Redensart recht gut verstand: sie hätten hier keinen Herrn, der Bauer aber sei fort, es wisse nicht, wann er wieder komme.

Jetzt meinte der zweite, er habe den Hasen im Pfeffer gefunden, und begann eine Rede über die Herrlichkeit des Bauernstandes, wie der eigentlich Herr des Landes sei, das Land dessen Schweiß seinen Flor zu verdanken habe; wie es nun Zeit sei, seine Rechte in Anspruch zu nehmen, sich als Herren darzustellen. Er habe lange das Schwerste gethan, mit wüster Arbeit sich geplagt, jetzt solle er es besser haben, die rohe Arbeit Andern überlassen und ein gebildetes Leben führen, ganz wie es ihm angenehm sei, er solle das Land regieren, zum Wohl des Landes könne er immer etwas thun, er vermöge das besser als die verlumpeten Herren, die nichts mehr hätten und nichts mehr seien.

Habt nicht Mühe, sagte Lisi, wir wissen, wer wir sind und was sich für uns schickt, dabei sind wir wohl, und was will man mehr? Das könne er nicht begreifen, antwortete der zweite, es werde ihr aber auch nicht Ernst sein, so ein Hundeleben wäre sein Tod. Pflug ziehen oder Pflug halten käme

ihm in eins, und der Mensch sei doch nicht geschaffen für das gleiche Leben wie das Vieh. Liß sagte: es hätte Leute gesehen, die nichts gethan, und ihr Leben habe ihm dem des Viehs viel ähnlicher geschienen, als das Leben derer, die nach Gottes Wort sechs Tage arbeiteten. Daneben komme es auf die Gewohnheit an, ein Leben ohne Arbeit möchte es nicht ertragen, und die Lehre kenne es nicht, wo Fleiß und Arbeitsamkeit zu einem viehischen Leben gehörten. Nun fiel der erste ein und wollte gut machen, brauchte schöne Titel, sagte, sie habe seinen Kollegen nicht recht begriffen. Er meint nicht alle Arbeit, er meint nur die grobe, wo ganz mechanisch ist, wo man ganz dumm sein kann dazu und wo man um geringen Lohn von rohen ungebildeten Leuten, welche nichts Besseres wissen, machen lassen kann. Ja, die gebildeten Stände arbeiten auch und anstrengend, aber feinere Arbeit und geistige, die strengt viel mehr an als die leibliche und braucht daher auch viel mehr Erholung, wenn man sich nicht ganz abschwächen will. Liß sagte, es sei ihm nicht unbekannt, daß man auf allerlei Wege arbeiten könne, es verachte keine Arbeit, sei sie mit den Händen oder mit dem Kopf, am Schatten oder an der Sonne gemacht, wenn die Arbeit nur recht und Fleiß dabei sei. Daneben habe es schon oft sagen hören, es gebe auch grobe Kopfarbeit und man sehe auch dumme Leute, welche sich damit abgeben; daneben wisse es das nicht. Es wisse bloß, daß es die Arbeit, welche ihm Gott geordnet, liebe und dabei bleiben wolle, sei sie fein oder grob.

Ja, sagte der zweite wieder, wie man erzogen sei, so gehe das Einem nach, er begreife das, und besser sich zu gewöhnen, gehe schwer. Aber den Kindern werde man doch ein besser Leben gönnen und für ein gebildeteres Leben sie bilden lassen. Er begreife gar wohl, daß man vor dreißig, vierzig Jahren gar nichts Anderes gewußt und nicht daran gedacht, warum hätte man es auch sollen? Der Bauer konnte nur Bauer werden, da war ihm alles verhalten, nicht Kaminfeger konnte

er werden, nicht einmal Stadtweibel. Wenn Einer ſtudiren wollte, ſo hätte man ihn angeſehen, als ob er Hörner hätte und ihn in's Narrenhaus gethan. Der Bauer gehöre hinter den Pflug, hieß es, und nirgends ſonſt hin, am allerwenigſten auf das Rathhaus. In den Städten habe man einen Hund und einen Bauer kaum zuſammen gezählt. Jetzt ſei es anders, jetzt ſei der Bauer voran, wenn er die gefällige Bildung habe, und Bauernſöhne, welche gehörig in den neuen Schulen gebildet ſeien, ſeien allenthalben oben an und die erſten, die erſten in der Regierung, Fürſprecher, Aerzte in allen Poſten, ſie hätten jetzt das Heft in der Hand und machten die Geſetze. U wettigi? warf Liſi ein. Aber der Redner that, als höre er es nicht. Jetzt, fuhr er fort, jetzt weiß er, warum er was lernt, jetzt ſteht ihm ein ander und höher Leben offen, und rechtdenkende Eltern ſorgen dafür, daß ihre Kinder die Bildung erhalten, welche ſie befähigt, daſſelbe zu genießen, und ihnen die nöthigen Mittel an die Hand giebt, ſich die höheren und feineren Lebensgenüſſe zu verſchaffen, nit Erdäpfel alle Tag, abgenommene Milch obendrauf und am Morgen auf, ehe das Bett recht erwarmet iſt. Es ſchaudert mich, wenn ich dran denke! Das könne er nicht ſagen, fiel der erſte ein, er könne draußen auch arbeiten und thue es gerne, wenn er dazu komme und ſein Stand es mit ſich brächte. Wenn man nur arbeite, was man wohl möge, nicht hündligürte und ſchaffe, bis man alle Viere von ſich ſtrecken müſſe, ſo gebe er gerne zu, daß körperliche Arbeit auch eine Erholung und angenehm ſei, ja ſogar ein Bildungsmittel. Es werde auch immer Leute geben, welche arbeiten müßten, woher ſonſt das Brod nehmen, und kommod ſei es für die, wenn ſie nicht bloß arbeiten müßten, ſondern es auch gerne thäten. Daneben ſei er auch der Meinung ſeines Kollegen, die Kinder ſolle man erziehen, daß ſie die neue Freiheit auch genießen könnten; die Thore ſeien jetzt offen zu allem; wenn man die Zeit nicht recht benutze und die Stellung einnehme, die Einem gebühre, ſo könnte ſie

vorübergehen. Ja, und dann würde man erſt ſagen, fiel der zweite ein, ſeht da den dummen Bauern, er ſieht nicht einmal, was man ihm vor die Naſe hält, ſein Glück, welches man ihm errungen hat, ſtößt er mit Händen und Füßen von ſich. Nun, da würde man ja ſagen, er habe es wie das Vieh, dem man in einem brennenden Hauſe die Bande zerſchnitten und die Stallthüre geöffnet, und das doch immer wieder in den Stall zurückkehren will, daß man es kaum erwehren kann.

Ehe der erſte einfallen konnte, ſagte Liſi: es danke für das Gleichniß, gerade ſo ſei es, das Leben, welches ihm Gott geordnet, ſei ihm ganz recht, um keinen Preis tauſchte es dasſelbe an ein anderes, und zwar je länger je weniger, und was es für ſein Glück halte, gönne es auch ſeinen Kindern; ſie müßten ihm brav beten und arbeiten, begreifen, woher das Brod komme, nämlich von Gott und der Menſchen Fleiß, dann werde es ihnen wohl nicht bös gehen in der Welt, ſo wenig als ihm auf die alte Manier. Das Neue ſage ihnen nicht Herr, für ſie ſei da nichts zu erhaſchen. Verzeiht, ſagte der erſte, gerade für Leute wie ihr iſt die neue Zeit, euch gehört die Nidle ab der Milch, wenn eure Söhne gebildet ſind und eure Töchter auch, denn heut zu Tage ſieht man auf Bildung und Geld, gebildet müſſen die Mädchen ſein, ſo grad ane e Buretotſch macht ſein Glück nicht mehr, der kann hinter der Thüre ſtehen. — Da kömmt es mir kommod, daß ich nicht in dieſer Zeit lebte, ſonſt ſtünde ich noch jetzt hinter der Thüre, meinte Liſi. — Ihr vexirt, antwortete der erſte, euch geht das nicht an, ihr waret von ganz anderem Kaliber; ihr ſteht viel höher und ihr mögt euch verſtellen wie ihr wollt, ſo ſeid ihr gebildet, man hört es euren Reden an. Darum eben deßwegen kamen wir zu euch, wir dachten, ihr begriffet uns und fühltet das Bedürfniß höherer Bildung für eure Kinder und wolltet euch fragen, ob ihr uns nicht Kinder in die Sekundarſchule ſchicken wolltet, es wäre gerade noch die rechte Zeit

dazu. Der Curs hat zwar schon angefangen, aber wir haben ihn so eingerichtet, daß man eintreten kann, wenn man will.

Daran hätten sie nie gedacht, sagte Lisi, hätten nichts Anderes gewußt, als die Kinder in die Schule zu schicken, in welche auch sie gegangen, und sie daheim brav z'lehre und zum Gute z'ha, das sei doch immer die Hauptsache. Der zweite fing an zu deciren, wie seiner Zeit, wo er noch mit Elementarklassen sich befaßt, ihm dieses zu Hause lernen zuwider gewesen, indem gerade das zum Verderben sei, daß er viel lieber ein Kind gehabt, welches noch keinen Buchstaben gesehen, da hätte er doch nichts Schlechtes abgewöhnen müssen, sondern gleich von vornen anfangen können.

Allein der erste, der da wußte, was bei altväterischen Leuten das zu Hause lernen für einen Werth hat, ließ ihn nicht weit kommen in seiner Weisheit, unterbrach ihn und sagte: das sei gar schön und gut und ehedem habe das vollkommen genügt, und es sei nichts schöner, als wenn die Eltern Theil nehmen thäten an der Bildung der Kinder; das fördere die Lehrer unendlich, wenn die Kinder sehen, wie die Eltern Freude hätten an ihren Fortschritten. Freilich bei den einzelnen Fächern würden wenige helfen können, da man sie früher nicht gelehrt oder ganz anders. Aber das sei gleichgültig, wenn nur die Eltern große Freude hätten im Allgemeinen, daß die Kinder sehen könnten, wie große Freude die Eltern am Fortschritt hätten. (Diese Freude der Eltern ist wirklich oft sehr groß, und rührend ist es, wenn ein Vater oder eine Mutter mit Thränen in den Augen erzählen, wie schön das Kind lesen oder schreiben könne und wie weit es im Rechnen sei, und wie der Schulmeister gesagt, solche Kinder gebe es nit dick, nit mengs settigs hätte er noch gehabt. Herrgott, wie oft wird ihnen diese Freude vergiftet, und wie viele sterben daran!) Nun wollte wieder der zweite seine Ueberredungskünste versuchen und darthun, wie das Kind nicht mit unnützem Zeug geplagt würde, und darunter verstund er das Fragenbuch und den

Beſuch des Gottesdienſtes. Dummes Zeug müßten ſie auch nicht hören, was den Verſtand verfinſtere und alle Sinne blöd mache, und darunter verſtund er die geoffenbarte Religion. Er ließ auch Worte fallen von rein menſchlicher Religion, freilich das nicht hintereinander, denn der erſte unterbrach ihn immer, wollte erläutern, mit Seife beſtreichen, ableuken u. ſ. w.

Ehedem hätte man geſagt, der erſte hätte mehr Takt, wiſſe mit wem er rede, der zweite ſei ein Büffel, der nicht wiſſe, trample er auf einem Steinboden oder einer großen Glastafel. Aber man hätte nicht ganz Recht gehabt. Die Herren beurtheilten nicht ſowohl Liſi verſchieden, als ſie ſelbſt ſtunden auf verſchiedenen Stufen des Fortſchrittes. Der erſte war offenbar hinter dem andern um manchen Schritt zurück. Er war noch auf der Stufe, wo man die Krallen meiſt eingezogen hat und nur mit dem Seidenpfötchen agirt, wo man verdeckt fichtet, über der Erde hinter Bäumen und Büſchen, unter der Erde hinter Schilden und Blendungen. Er war noch in der Stellung, wo die Leute gar nicht wiſſen ſollen, in welcher Stellung man iſt und wo aus man will, man Einem ſagen kann, ich gehe dahin, und dem Andern, ich gehe dorthin, und beide es glauben können, in der Stellung eines Schiffes, welches ſo lavirt, daß die Zuſchauer zweifelhaft ſind, auf welchen Wind es eigentlich wartet, um die Segel aufzuſpannen, wo man den Leuten pfeift, ſie lockt, wie der Rattenfänger von Hameln, daß ſie dem Dudelſack folgen müſſen und nicht wiſſen wohin, bis ſie im Bauche eines Berges begraben ſind.

Während ſo der erſte ſeiden that und dem Volke ſüß flattirte wie die badiſchen und andere Volkshelden vor Ausbruch der Revolution, ſo war der zweite viel weiter, er war wie Struve und Blenker zuſammengenommen, nachdem der Großherzog davongelaufen war und das Militär eine miſerable Treue an den Tag gelegt, als ſie Gewalt walten ließen, brandſchatzten, wer Mux machte, erſt in Ketten ſchlu-

gen, nachher fressen wollten. Unser zweiter achtete alle Verdeckung nicht bloß für überflüssig, sondern schädlich. Er betrachtete den Sieg als entschieden, die Sache als abgemacht, die alte Zeit gründlich zur Ruhe gesetzt, er glaubte, es sei jetzt die ausgedehnteste Benutzung des Sieges nothwendig und dazu das entschiedenste Auftreten, und wo jemand das Maul aufmache, müsse man ihm mit der schärfsten Rede drein fahren und ihn abklopfen, bis er begreife, was für Zeit es sei. Das Bauernvolk sei ein dumm, feig Volk, das müsse nach, es möge wollen oder nicht, und es werde es schon machen, wenn man auf der einen Seite den Ernst zeige, auf der andern Seite ihm von Zeit etwas Gleck darhalte, daß es etwas zu lecken habe; aber nur nicht Komplimente gemacht, sondern zugefahren. Das war des zweiten Standpunkt, über den er mit dem ersten oft im Streite lag und manchmal so weit nachgab, daß er auf ihren Sekundarjagden zumeist den ersten reden ließ. Heute aber ging ein rauher Wind, sie hatten angebotenes Kirschwasser nicht verschmäht, Lisi hatte ihnen Wein aufgestellt, so war der zweite preußischer geworden, hielt es seiner unwürdig, vor einem dummen Bauernweib die Flagge zu verbergen, zog sie daher hoch auf, schwatzte dummes Zeug, daß es dem andern katzangst wurde. Er verbesserte so viel er konnte, er stüpfte ihn unter dem Tisch mit den Füßen, bis derselbe auffuhr und frug: Donner, was stüpfst mich immer, ich wollte mir das verbeten haben? Der erste wußte nichts zu machen, als zum Abschluß noch einmal in Lisi zu dringen, ihnen ein Jawort zu geben. Wenn sie zwei Kinder schicken wollten, so wolle er sich bei der Direktion verwenden, daß sie nur für eins zahlen müßten. Es sei ihnen viel daran gelegen, Kinder von ihnen zu haben, wegem Zutrauen, das sie besäßen. Wenn sie schicken, so würden noch Andere schicken, sagte er. Zweiste, sagte Lisi, daß sie die rechten Lockvögel wären. Daneben ist der Mann nicht daheim, und wann er heim kömmt,

weiß ich nicht. Ich kann keinen Beſcheid geben, es iſt ſeine Sache, nicht meine.

Da ging die Thüre auf und Benz trat ein. Liſi ſah ſonſt Benz für ſein Leben gern; wenn er heim kam, hieß es gewöhnlich: E Gottlob biſt wieder da; diesmal hätte es lieber den ſtrübſten Länder geſehen als ihn und wünſchte ihn faſt laut in's Pfefferland. Es hatte gehofft, die Sekundarjäger abfahren zu ſehen, jetzt nagelte Benz friſch ſie an, denn nun mußte der fragliche Punkt gleich wieder vorgenommen und bis zu ſeinem endlichen Schluß verhandelt werden. Man ſaß wieder ab, die Flaſche ward wieder gefüllt, die Vogelfänger ſtellten von neuem ihre Fallen und ſpannten ihre Netze. Nun wir wollen dieſe Operationen nicht wiederholen, wir kennen ſie zur Genüge. Aber die Herren dachten an was Neues und agirten darauf, neue Gedanken waren rar bei ihnen; ſie ſtaunten ſelbſt ſie an, wie man von Kühen zu ſagen pflegt, daß ſie es mit neuen Tennsthoren hätten, trampelten ihnen daher nur mit ſchweren unſichern Schritten nach. Sie dachten jetzt plötzlich daran, nicht bloß kleine Vögel, ſondern einen großen zu fangen, nämlich Benz ſelbſt, ſie wollten ihn bekehren. Sie thaten ganz zärtlich mit ihm; der erſte ſagte, ſie hätten es gewagt, hieher zu kommen, gedacht, ein verſtändiger Mann wie er werde ſicher gerne eine ſo gute Gelegenheit ergreifen, ſeinen Kindern eine beſſere Erziehung zu geben, denn was man Beſſeres den Kindern geben könnte? Der zweite ſagte, er hätte ſchon lange ein Verlangen gehabt nach ſeiner Bekanntſchaft. Man habe ihm viel Gutes von ihm geſagt: wie er ein verſtändiger Mann ſei und wirklich recht gut meinend, daß er nicht habe begreifen können, wie er auf der andern Seite ſein könne, wo nur Dummköpfe ſeien oder Spitzbuben und Jeſuiten, Betrogene oder Betrüger. Er habe gedacht, wenn mal jemand recht mit ihm rede und das Verſtändniß beibringe, ſo müßte er auf ihre Seite treten, das ſei nicht anders möglich, denn wer gutmeinend ſei, müſſe das Vaterland lieben, und wer das Vaterland

liebe, sei auf ihrer Seite, und auf der andern seien die, wo nur sich selst lieben oder ihre Geldsäcke, die seien eins bei ihnen, sie wüßten den Unterschied nicht zu machen. Es fehle eben nur daran, daß er so abgeschlossen lebe und das neue Leben und alles Gute, was es bringe, nicht vor Augen habe.

Benz war vorsichtig, vermied Wortgefechte gerne, besonders mit Leuten, an denen ihm nichts gelegen war; die begehre er nicht zu brichten, sie könnten ihn nicht brichten, dabei würde man nur böse, und was trüge denn das ab? Es sei ihm wohl hier oben, sagte Benz, besser begehre er es nicht. Er kenne freilich nicht alles, es sei ihm auch lieber, aber was er vom Neuen höre, mache ihn nicht gwunderig, alles kennen zu lernen. Es sei ein alt Sprüchwort: Ehe es einmal besser kömmt, kömmt es eher zehnmal schlechter. Es habe ihm wollen scheinen, es sei was wahr daran, daneben lasse er jedem seine Meinung, und er denke, er werde auch das Recht haben, eine zu haben, und zwar die, welche ihm am anständigsten sei.

Bhütis, dagegen habe man ja nichts, sagte der erste, der, wenn der zweite das Maul aufthat, immer eine Art von Bauchgrimmen fühlte aus Angst, es komme wieder was für d's Tüfels z'werden. Nicht daß er nicht gleicher Meinung war, ja er ordnete sich demselben offenbar unter, wahrscheinlich wegen dessen entschiedener Gesinnung und dem großen Fortschritt in der Gesinnung, aber er hatte noch ein Rest bernerisches Gefühl und hatte noch eine gewisse Empfindung, was dasselbe ertragen mag, was nicht. Bhütis, frei sei man ja. Deretwegen könne man aber immer reden über verschiedene Ansichten, es gebe gute, bessere und noch bessere, immer die gleichen haben könne man nicht wohl, die Zeit ändere auch. Es sei natürlich, daß es Einen dure, einen solchen Mann wie ihn nicht im nämlichen Lager zu haben. Er sei überzeugt, wenn derselbe alles wüßte, was die neue Zeit gebracht und wie viel Gutes man der gegenwärtigen Regierung zu verdanken hätte, so wäre er nicht länger auf der andern Seite. Es werde sein, sagte Benz,

daß das ihm nicht bekannt ſei, er wüßte wenigſtens nichts, das ihn veranlaſſen könnte, ſeine Meinung zu ändern.

So, platzte der zweite heraus, ehe der erſte ſeine ſchwerfällige Mannſchaft ausrücken laſſen konnte, die Erlöſung von Pfaffen und Ariſtokraten, die Erleichterung in allen Steuern, die Uebernahme der Armen, die perſönliche Freiheit in allen Dingen, die Erlöſung aus dem Aberglauben und die freie Bildung und ächt menſchliche Erziehung, der leichte Prozeßgang, ſind das alles nicht hohe Güter, wer's begreift und wer ehrlich genug iſt, es zu bekennen? Man müſſe doch ein Brett vor den Augen haben oder ſonſt vernagelt ſein, wenn man das nicht einſehen könnte!

Man könne die Sache verſchieden anſehen, antwortete Benz, er für ſeinen Theil möchte nicht rühmen. Daneben wolle er Andern nicht darwider ſein. Wenn ſie Freude daran hätten, er möge ſie ihnen wohl gönnen. Er müßte doch nicht ein Bauer ſein, ſagte der zweite, wenn er ſich nicht freuen ſollte über die ungeheuren Erleichterungen, welche dieſem Stand geworden, Zehnten weg, Bodenzinſe weg, die Armen weg u. ſ. w. Das ſei allweg gut, antwortete Benz, und weniger zahlen thue er in dieſem Augenblick, ſelb müſſe er ſagen. Daneben habe er weniger Geld, er wiſſe nicht, woher das komme, es müßten im Hoſenſack neue Löcher entſtanden ſein. Andern Leuten müßte es auch ſo gehen, denn noch nie hätte er ſo viele nöthige Leute geſehen als jetzt, man würde von Leuten um Geld angeſprochen, von denen man geglaubt, ſie hätten das Geld in vollen Körben unter dem Bett.

Man müſſe nicht bloß auf die Geldſäcke ſehen, Geld mache engherzig, ſchnauzte der zweite. Zur Zeit, als die Republik arm geweſen, hätte ſie florirt, ſei groß geworden. Mit dem Reichthum habe der Verfall angefangen, Freiheit und Tugend ſei erloſchen. Nach den Burgunderkriegen ſei der Herrenbund entſtanden und die Freiheit ſei erloſchen. In einer Republik dürfe niemand reich ſein, ein Bürger ſei wie der andere, die

Vorrechte seien abgeschafft, und was für ein verdammt Vorrecht das nicht sei, daß Einer Knechte und Mägde halten könne, der Andere nicht?

Benz merkte wohl, daß der Mensch überschnappe und von Flüssigkeit übermannt die letzte Britsche aufziehe, welche seine Gedanken dämmte, denn das Ende dieser Weisheit ist denn doch immer der Communismus. Er sagte daher nur, es hätten ihn schon oft Knechte und Mägde erbarmet, da wo der Meister keinen Verstand habe. Daneben sei er zufrieden mit jedem Knecht, der mache was er, und dabei könne einer sich nicht beklagen, wenn er es habe wie der Meister. Ungleich werde es immer sein auf der Welt. Kinder kämen auf die Welt und nicht Erwachsene; wer nicht jung sterbe, werde alt, und groß wüchsen die Einen, während die Andern klein blieben. Er zweifle, daß es anders werde zu machen sein, und so sei es auch mit der Erziehung, die falle je nach den Eltern aus halb, und halb nach den Gaben, vom Uebrigen wolle er nicht reden.

Das eben sei ein großer Fehler, dem müsse abgeholfen werden, und das könne man gründlich. Der Staat werde künftig die Kinder erziehen, der allein könne die rechte Gleichheit herstellen, und erst wenn die Erziehung centralisirt sei, werde es gut kommen, die Erziehung sei im Staat die Hauptsache. Sei die einmal geordnet und die rechten Erzieher an der Spitze, so brauche man weiter keine Obrigkeit, von diesem Punkte aus ginge das nöthige Regiment, und die unnöthigen Regenten fielen weg.

Das wär, sagte Benz, das gefiele ihm so übel nicht, und Vielen wäre es sicher sehr willkommen und kommod, bsunderbar wer für sich kaum genug habe und dann doch einen ganzen Haufen erhalten sollte. Aber ganz richtig werde es damit doch noch nicht sein, von wegen es hätten dazu die Weiber was zu sagen, und denen allen die Kinder zu nehmen, möchte

eine handliche Sache ſein. Er müſſe ſagen, er ſei lieber nicht dabei.

Ja anfangs, ſagte der zweite, möchte es einiges Gekratz abgeben und Handſchuh werde man anziehen müſſen, aber das gebe ſich am Ende von ſelbſt, beſonders wenn einmal Ehe und Erbrecht aufgehoben ſeien.

Er müſſe fort, ſagte raſch aufſtehend der erſte, der ſchon mehrere Male reden wollte, aber nicht dazu kam, dem jetzt aber faſt übel wurde. Es komme ihm erſt jetzt in Sinn, daß er für dieſen Abend einige Schüler beſchieden hätte, um mit ihnen ein Lied zu probiren, und da ginge es ſehr übel, wenn er nicht da wäre. Sie würden ſagen, ſie ſeien geſprengt und kämen ihm ein ander Mal nicht wieder. Der zweite ſprach von dummem Zeug und mit ſolchem Volk nicht ſoviel Komplimente machen, er ging offenbar ungern, aber diesmal wurde der erſte Meiſter.

Sie gingen, nachdem ſie von Benz noch den Beſcheid erhalten, er wolle es noch überſchlagen, er ſehe die Sache wohl ein, aber ſie komme ihm ſo ungſinnet, daß er erſt darüber ſchlafen müſſe. Liſi ließ ſich nicht ſehen. Noch ehe ſie Schußweite vom Hauſe waren, fing der zweite mit dem erſten zu zanken an, was für ein Floh ihn geſtochen, daß er das Aufbrechen erzwängt, er ſei am beſten dran geweſen, den Bauern zu bekehren. Er habe gemerkt, die Sache ſei ihm zu Herzen gegangen, er wolle einen Thaler an einen Pfennig ſetzen, der ändere ſich und handkehrum ſei der in ihrem Lager. Er ſei ein geſcheidter Bauer, der werde das Rechte einſehen, der begreife, daß Müſſen über Mögen geht. Der erſte weinte faſt und ſagte mit erbärmlicher Stimme: Ja wohl, das iſt ein geſcheidter Bauer und zehnmal geſcheidter als du; zum Narren hat er dich gehabt, du biſt mit der Thüre in's Haus gefallen wie ein recht Kalb, haſt aber zu viel geſoffen, haſt darum dem Bauer Sachen geſagt, daß dich leicht ein Anderer zum Hauſe hinausgeworfen hätte, wenn er minder geſcheidt geweſen

wäre. Der aber wollte ſich nicht ereifern, zog dir den Speck durch's Maul und mit der guten Kuſt darin' ließ er dich laufen.

Ja da ſchoß der zweite auf und wollte wiſſen, ob ein Bauer ihn zum Narren halten könne, ob er nicht wiſſe, welche Saite man anſchlagen müſſe, ob er nicht merke, welche Erfolge er habe? Darüber müſſe ihn kein Maulaffe brichten, ſo einer, der nie von der Kuh weggekommen und den Gott in ſeinem Zorn aus einem Primarlehrer zu einem Sekundarlehrer gemacht, um dieſe in Grund und Boden hinein zu verteufeln und in Mißkredit zu bringen. Er ſei ein Menſch ohne Bildung, von der Algebra wiſſe er nichts, er könne überhaupt nicht rechnen, von Geographie wiſſe er auch nichts, wiſſe nicht, ob der Rhein ein Berg ſei oder ein See, und habe ja einmal geſagt: Taverne ſei ein Thal in Baſelland, und Tavernenwirthſchaft bedeute die Landwirthſchaft, welche man dort treibe, ſie zeichne ſich vortheilhaft vor andern aus, indeſſen könne er nicht ſogleich ſagen wodurch.

Und dann du, was kannſt denn du? begehrte der erſte auf. Die Leute ſagen ja, mit deinem Weltſch könne man die Katzen laxiren und den Hühnern das Waſſer abtreiben, und die andern Fächer, welche du lehrſt, ſeien der Sonne nicht werth, welche dich anſcheine. Und wäre ich nicht geweſen den Leuten ſo lieb und hätte ſo gruſam angehalten, es käme niemand mehr als Kuderpeters Anne Liſi, und wenn mir jemand ſagen würde, er käme deinetwegen, ich würde es ihm nicht glauben. Hör mal, ſagte der zweite, jetzt ſchweig, wäre ich nicht geweſen, die Schule hätte längſt aufgehört, ich gab ihr wieder Glanz und Anſehen, und wäre ich nicht geweſen, dich hätte man längſt abmarſchiren laſſen, weißt wohl warum. Aber wart, laß die Schuhe ſohlen, wenn dir noch ein Schuhmacher ſchaffen will, im Frühjahr kannſt marſchiren. Biſt auch gar zu dumm, zu hell nichts kann man dich brauchen.

Der Zank loderte hoch auf bis zum Himmel, daß man

hätte glauben ſollen, beide oder wenigſtens einer käme nicht lebendig heim, ſondern bleibe auf dem Platze und würde am folgenden Morgen gefunden als wie mit Herd z'Dreck verſchoſſen. Aber ſo gings nicht, es ging wie bei manchem Feuer, es ſchießt hoch auf, ſinkt aber alsbald wieder in ſich zuſammen. Solche Herzensergießungen waren wahrſcheinlich ganz gewohnte Ereigniſſe, welche keine beſondern Eindrücke zurücklaſſen; denn als ſie den Berg hinunter waren, frug der erſte: Wollen wir noch hinten in Hunghafen? Verſteht ſich, antwortete der zweite, und ſie gingen einträchtig hin. Sie frugen eigentlich nach dem jungen Hans, aber nur der alte war daheim. Nun, ihm könnten ſie es auch ſagen, meinten ſie. Der Hauptmann hätte ihnen verſprochen, ſie an die Verſammlung beim ſchmutzigen Güggel zu führen; ſie hätten fragen wollen, ob er's noch im Sinn habe, und wenn, das Nähere mit ihm abreden.

Hans, der ältere, ſeufzte, aber nur innerlich, womit er ungefähr ſagen wollte: Schon wieder eine Hudelei, die Geld koſtet! Die Erſcheinung der beiden Herren war ihm widerlicher als angenehm, indeſſen als Amtsrichter ein halber Diplomat und die unerbittliche Macht der Partei kennend, zog er das Geſicht in die lieblichſten Falten und hieß ſie auf das freundlichſte hineinkommen. Die unerbittliche Macht der Partei beſteht darin, daß jedes Glied derſelben nicht bloß treten und trappen muß nach dem Kommando von Oben, viel ſtrenger als ein neapolitaniſcher Rekrut, und wenn er auf's Kommando: Ruhig im Glied! nicht muxſtill wird, er unerbittlich zermalmt wird, ſondern daß er allen Gliedern der Partei, beſonders den Führern und Agenten, den Staatsperſonen derſelben, zu welchen ſich per se auch dieſe Herren Sekundarlehrer zählten, das allerfreundlichſte Geſicht machen muß und zu Dienſten ſtehen zu jeder Stunde, ſei es Tag oder Nacht, wenn er nicht als ein verdächtiger Hund, als ein Abtrünniger behandelt werden will. Hans hatte kürzlich einige Begriffe vom ökonomiſchen Zuſtand ſeines Sohnes erhalten, nur einige Be-

griffe, und ſchon dieſe hatten ihn bedenklich mißſtimmt. Er hatte mit dem Sohne eine Unterredung gehabt, doch ohne Erfolg. Hans, der jüngere, hatte ſehr uneinläßlich geantwortet, allerlei unangenehme Andeutungen gemacht und endlich darauf hingewieſen, wie endlich die Stunde vor der Thüre ſei, wo Allen werde geholfen werden. Als Hans, der ältere, die Achſel zuckte und meinte er hülf jetzt anfangen zur Sache zu ſehen; was nachkomme, wiſſe man noch nicht, und wenn das alles gut komme, ſei es immer noch anzunehmen. Ja, ſagte darauf der jüngere, und wenn es nicht kommt, wie ich meine, ſo iſt's darauf immer noch Zeit, ſich zu ändern. Unterdeſſen ſollteſt du mir e Stück zehn oder mehr Fünffränkler geben, du weißt, es iſt die andere Woche Verſammlung, wo man berathen will, ob man an die große Verſammlung, den Generalverein im Aargau, ziehen wolle und wie? Schon wieder, ſagte Hans der ältere. Ich hoffe dann aber, du kommſt nicht ſo bald wieder. Heut und morgen kaum, antwortete der jüngere. Aber wenn wir an die Hauptverſammlung gehen, da mußt du mir noch ganz anders ausrücken, da macht es ſich nicht mit ein paar lumpigen Fünffränklern. He, ſagte der Alte, wenn du ſo fortfährſt, ſo könnte eine Zeit kommen, wo du froh wäreſt über einen Fünffränkler, geſchweige dann über ein paar. He nun, ſagte der Junge, wenn dieſe Zeit da iſt, ſo iſt dann immer noch Zeit zu ſehen, was man machen will, und ging ab.

Seit der Zeit war Hans der alte bedenklich, denn zu Grunde gehen wollte er nicht, ſein Hans wollte er nicht einfallen ſehen. So lange er alleine brauchte, dachte er, der Hunghafen werde das wohl ertragen. Als es nun aber nicht bloß zweiſpännig ging, ſondern der Hauptmann brauchte ungeneſſen, da gingen dem Alten die Augen auf, daß das ändern müſſe, wenn er nicht mit der ganzen Familie an Haag kommen wollte, und das wollte er nicht. Aber zwiſchen Einſehen und Vollbringen iſt eine weite Kluft, die nur mit einem großen mächtigen Anlauf überſprungen wird. Und Hans war noch

nicht einmal bei dem Anlauf, er war bloß noch bei dem Gedanken: Wie machen, was machen, ſo kann es nicht mehr gehen.

Von der Verſammlung beim ſchmutzigen Güggel hatte Hans nichts gehört, er frug auch nicht darnach, er fluchte bloß innerlich: Aber Eine! Sobald ſie drinnen abgeſeſſen waren, frug ihn der zweite, ob er wohl errathen könne, woher ſie kämen. Wirklich errieth Hans die Ankenballe nicht. Eher kämen zwei Giraffen auf's große Moos, als zwei Sekundarlehrer auf die Ankenballe, hätte er geglaubt. Und wißt ihr, was wir dort gemacht? frug derſelbe wieder. Das könnte er nicht errathen, antwortete Hans, denn ihr habt doch dort nicht etwa Kinder erjagen wollen für die Sekundarſchule? Gerade das wollten wir. Wißt ihr nicht, das Glück iſt des Kühnen Knecht. Viel Gutes werdet ihr dort nicht geſchafft haben? frug Hans. Warum nicht, antwortete der zweite. Nicht nur wird er uns wahrſcheinlich Kinder ſenden, ſondern es geht nicht lange, ſo geht der Bauer mit Sack und Pack in unſer Lager über. Mit der Frau etwa auch? frug Hans. Warum nicht, ſagte der zweite, die läuft ihrem Mann ſchon nach wie ein Kalb der Kuh, daneben: was iſt an ihr gelegen, wenn nur der Mann drin iſt. Nicht daß er viel zu bedeuten hätte an ſich, er iſt ganz beſchränkt und ohne alle Bildung und eigentlich auch ohne feſte Meinung, man kann mit dem machen, was man will; aber ſolche Leute ſind auch zu gebrauchen, und der hat Einfluß und die Leute ſehen auf ihn.

Da, Herr, da ſeid ihr neben dran, ſagte Hans und lachte. Mit Schein kennt ihr den Ankenbenz nicht, der wird euch ſo wenig Kinder ſchicken als in unſer Lager übergehen, und wollte er gehen, ſo ließe ihm die Frau nicht nach wie ein Kalb der Kuh, ſondern ſie ergriff ſeinen Rockſtecken und hielt ihn dran, bis der Rock entzwei ginge oder der Schwächere der Gewalt weichen müßte. A bah, ſagte der zweite, der iſt halb gefangen, glaubt mir, ich kenne meine Pappenheimer.

Verzeiht, Herr, ſagte Hans, geſchickt und gelehrt werdet ihr ſein, hab nichts darwider, und ſonſt kennbar in Allem, aber den Ankenbenz kennt ihr nicht. Benz iſt mit mir im gleichen Waſſer getauft worden, den kenne ich alſo von Jugend auf. Benz iſt feſt und weiß, was er will, es iſt eben nur ſchade, daß er ſo feſt iſt. Zählt darauf, der iſt am Aendern, ſagte der zweite, er hob ſchon ein Bein zum Gump wie ein Wäſſerbauer, wenn das Wetter ändern will. Wenn der nicht halb und halb auf unſerer Seite wäre und ihm d'Sach anfing zu gefallen, wohl der hätte ſich anders gewehrt auf alles, was ich ihm geſagt habe. Aber es iſt gar nicht d'r werth, was er mir zu antworten wußte, es wollte eigentlich gar nichts ſagen. Da mußte Hans ſchier lachen. Gerade das iſt Benzens Art, ſagte er. Wenn er ſich nicht einlaſſen mag, ſo ferget er die Leute ab. Benz iſt bſunderbar beſonnen und kaltblütig, und wenn er nicht will, bringt ihn niemand in Eifer und zum Zanken. Er kam mir oft wohl, als wir jung waren. Aber iſt er einmal zornig, dann Gnade Gott denen, die in ſeine Finger fallen. Ich glaube, ſo dünne wie ihr ſeid, ſchöſſe er euch durch eichene Laden hindurch. Er iſt e Grüſel.

Der zweite wurde ganz gelb und kalt fuhr es ihm den Rücken auf. Aber, frug er giftig, ihr werdet doch nicht meinen, der Mann habe uns zum Beſten haben wollen, mit uns das Geſpött gehabt?

Nun war es wunderlich in Hans. Hans war doch Bauer von Natur, ſeine neue Geſinnungsart zugeſchnitzelt von fremdländiſchem Geſindel und nach propagandiſtiſchem Gelüſten war nur aufgeklebt, er hatte innerlich eine Art Galgenfreude daran, daß Benz liſtiger war als dieſe Gelehrten, daß er ſie ſo brav hatte anlaufen laſſen und ſo ſchön ſie abgeführt. Aber das war nur ſo ein naturgemäßes Jucken, er durfte es ſo wenig merken laſſen, als man in honetter Geſellſchaft das Beißen eines Flohs durch Kratzen bemerkbar machen darf; er, Bauer im Hunghafen, der in Natura hoch über allen Gelehrten ſich

glaubte und namentlich den beiden vor ihm, der, politisch construirt wie er war, nahm sich sehr in Acht, eine verdächtige Miene blicken zu lassen, fast als ob sie Dominikaner wären und die ganze Inquisition in Händen hätten. Er sagte: Bewahre, an so was denkt Benz nicht, aber er liebt den Streit nicht, das ist so seine Art, sich daraus zu ziehen, Unannehmlichkeiten zu vermeiden und doch zu machen, was ihm beliebt. Aber boshaft ist er nicht und an's Auslachen hatte er keinen Gedanken. Doch jedenfalls zählt nicht auf ihn, Benz ist zäh, der hält fest, und wenn er's nicht thäte, thäte ihn seine Frau anleimen; die ist noch viel ärger als er, die wär im Stande Kruselhaar zu strecken, daß es in hundert Jahren sich nicht mehr krümmte. Daneben eine Bäurin, wie im Canton nicht manche ihr von weitem wird zu vergleichen sein.

Hab ich es nicht gesagt, fiel der erste ein, dem sei es nicht halb so Angst sich zu ändern, er decke sich nur nicht ab und habe es ganz anders hinter den Ohren. Nun fuhr der Disputirteufel wieder in den zweiten. Er behauptete nicht bloß Benzens Bekehrung, sondern daß in Jahresfrist kein konservativer Mensch mehr im Canton Bern sein werde, ausgenommen Patrizier, Pfaffen und etwelche Kühe von Städtern. Bis dahin seien die Bildung und der Fortschritt so vorgeschritten und die Thätigkeit der Lehrer habe so gewirkt, daß dem ganzen Landvolk die Augen sperrangelweit aufgegangen und irgend was Anderes als entschiedener Fortschritt eine Unmöglichkeit sei. Das wurde natürlich zugegeben; Hans zweifelte bloß an Benz und meinte, wenn der ändere, so sage er nichts mehr, dann sei alles möglich in der Welt. Ja, ja, sagte der zweite, es ist viel möglich, wenn man es recht angreift, und noch viel wird sich ändern, an das man jetzt noch gar nicht denkt. Da ward dem ersten wieder Angst vor neuen Herzensergießungen und er ließ nicht ab, bis endlich der Aufbruch erfolgte. Es war aber auch Zeit dazu, die Geisterstunde war bereits eingebrochen. Aber die Herren,

beſonders der zweite, hatten Pech am rechten Orte, wenn das mal ordentlich erwarmete, ward ihnen das Aufſtehen ſehr ſchwer. Wenn ſie ſo bis in die Geiſterſtunde und darüber hinaus geſeſſen, ſo hatten ſie am folgenden Morgen auch geiſterhafte, ahnungsvolle Dämmerung in den Geſichtern, ihre Vorträge wurden unbeſchreiblich intereſſant, ließen viel mehr errathen als begreifen.

Als ſie fort waren, ſaß Hans noch lange beim Lichte, das Haupt ſtützte er auf die Hand, er ſeufzte ſchwer, was er dachte, wiſſen wir nicht; er ſchüttelte oft den Kopf, aber ſagen that er nichts, nur als er aufſtund, brummte er: Will ſchlafen gehen, bin allweg ein geſchlagener Mann.

Droben auf der Ankenballe wird zur ſelben Zeit das Licht auch noch gebrannt haben, denn die beiden Eheleute hatten ſelben Abend viel mit einander zu verhandeln und zwar nicht immer in aller Einigkeit.

Liſi war bitter zornig. Als Benz ſo unwillkommen kam, als es bereits Ausſicht hatte, die ungebetenen Gäſte würden abfahren, nun die Sitzung verlängert wurde, hoffte es, wenigſtens werde er ihnen jetzt den Pelz waſchen und es ihm nicht darauf ankommen, wenn auch zuweilen ein Stück Haut ſammt Haaren mitgehe, und ſtatt deſſen that er, als hätte er ſeidene Handſchuhe an, das Herz voll Honig und ſei geneigt, Brüderſchaft mit ihnen zu machen. Liſi verplatzte faſt, doch wohl fühlend, auspacken ſei nicht am Orte, hütete es ſich, ſich blicken zu laſſen. Als ſie gingen, hätte es ihnen gerne aus der Küche ein brennend Scheit nachgeworfen, wie man es Hunden und Katzen wohl macht, die um zu ſchnaufen über Töpfe und Schüſſeln gerathen. Aber es hielt an ſich, bis das Feld rein war, dann brach es aber auch aus wie Feuer aus einer verſchloſſenen Kammer, wenn Thüre und Fenſter eingeſtoßen werden. Das Thema war die Feigheit der Konfersativen, die ſich ducken thäten wie Tauchentli vor jedem Pümmel und Schlingel, vor Habenichtſen und Taugenichtſen unterthänig

thäten, als ob ſie von ihnen die Höfe in Pacht hätten und noch Geld ſchuldig ſeien obendrein; Schelme in Landjägerhänden hätten mehr Courage und dürften mehr das Maul aufmachen. Es ſei hell nichts mit ihnen, die ewigen Höfeler möge es bald nicht mehr anſehen. Nie wäre es dahin gekommen, wenn ſie als Männer ſich geſtellt, ſtatt d'Lappine und d'Löhle z'mache. Wer immer fürchte, ſich unwerth zu machen, ſei zuletzt niemanden werth, und wohin es noch komme, wenn Männer wie er, der ſich vor niemanden zu fürchten, denn es habe niemand Geld von ihm zu fordern und niemand habe ihm was auszubringen, mit der Wahrheit d'Höfeler mache, d'Fößel, und vor ſolchen Buben, die nirgends Boden hätten und Wurzeln, ſo jämmerlich die Pfeifen einſtecken thäten. Sie brauchten nur das Maul aufzuthun und zum Rechten zu ſtehen, ſo käme es anders und die Allerweltsfreſſer ſtünden auf den Köpfen, ſie wüßten nicht wie; den Leuten hätte es gebeſſert, es grune wieder durch die Böden und über die Berge.

Hier endlich konnte Benz dazwiſchen kommen, denn Liſi hielt einen Augenblick an, in der Hoffnung, Benz werde verwundert thun und fragen warum, was, wie, wo, wenn? Und am Gwunderbändel gedachte es ihn dann etwelche Zeit herumzuzerren. Aber Benz that gar nicht verwundert, ſondern ſagte, ja er habe ſchon lange gemerkt, daß es ſich unter den Leuten bedeutend geändert. Man grüße ihn wieder freundlicher überall. Mancher, der ihn Jahr und Tag geflohen, warte ihm, wenn er ihn von weitem ſehe, oder laufe wie ein Brönniger, um ihn einzuholen und mit ihm zu laufen und zu brichten. Jüngſt als er nach Brüllikofen z'Märit gegangen, um Schwefelholz einzukaufen, ſei ihm d's Bure Sep im Moosgraben nachgefahren, er ſei Dragoner und ein radikaler Brülli geweſen von den erſten einer, habe gehalten und ihm Platz angeboten zum Fahren. Er laufe gerne, habe er geſagt, und habe ſchon wohl warm, um jetzt zu fahren; daneben ſoll er Dank haben für ſein Anerbieten. Aber der ſei nicht fortgefahren, ſondern habe

gesagt: Mach mit Umständ, hock y, sust machst miß bös. Da sei er eingesessen, ihn bös machen habe er nicht gewollt. Wie ein Schwick sei der auf der Politik gewesen und von diesem gesagt, wie es ihm nicht gefalle, und von jenem, wie es eine Unvernunft sei, daß er ganz das Maul offen vergessen und nichts dazu habe sagen können, und gefragt, wie es ihn düeche, nur so hinten um und verblümt geantwortet habe. Darauf habe endlich Sep gesagt: Ume use mit dr Sprach, du hast dich nicht zu scheuen vor mir. Du wirst meinen, ich sei noch der gleiche wie vor vier bis fünf Jahren, wo auch der Teufel in mich gefahren war und ich freischärlerte jedem zum Trotz. Aber ich habe mich geändert und schäme mich nicht, es zu sagen, und habe auch nicht Ursache, mich dessen zu schämen, wenn man jetzt schon wüst thut über mich und es mir zur Sünd machen will, daß ich jetzt schanschirt. Ich muß sagen, anfangs gefiel mir das Neue, die Regenten brännteten an auf den Stühlen und wurden faul wie Müllerrosse, thaten nichts und verbrauchten verflucht viel Geld ganz z'Unnutz. Daneben, was man mich brichtete, nahm ich für Gutmeinetheit, glaubte es. Unsereiner kennt d'Sach nit vo z'hingerst bis z'vorderst, und wenn man Einem etwas recht süß zu machen weiß, so glaubt man es gerne, warum nicht. Wie falsch die Leute sein können und wie weit man es im Lügen gebracht, daran kam Einem kein Sinn. Je aufrichtiger Einer war, desto wüster that er über Alle, welche nicht seiner Meinung waren, bsunderbar wenn sie daneben gescheidter waren. Man hielt es für Bosheit, daß sie nicht am gleichen Seile ziehen wollten. Ich will es dir aufrichtig sagen, daß ich oft geflucht habe über dich. Je lieber ich dich gesehen auf unserer Seite, desto tauber hast du mich gemacht, daß du nichts davon wolltest. Jetzt habe ich gekehrt, und wenn ich einen von den Rechten sehe, so ist es mir, als drehe man mir mit einem Garbenknebel die Därme um.

Was kehrte dich so, glaubte, was du einmal im Kopfe

hätteſt, ſei darin? frug ich, erzählte Benz. He, das will ich dir ſagen aufrichtig, fuhr Sep fort. Ich bin dann nicht von denen Einer, welche keine Religion haben und darum meinen, ſie müſſe für Alle abgeſchafft werden. Ich hatte eine fromme Mutter und der Vater iſt ein braver Mann und in unſerer ganzen Familie hat man Reſpekt vor der Religion. Warum? Man weiß wohl, von wem Alles kömmt und wer Alles erhaltet und daß, wenn in einer Familie die Religion fehlt, es gerade iſt, wie wenn an einem Hauſe das Fundament fehlt. Man hat Exempel genug davon. Ich merkte und ſchmeckte lange nichts, zahlte Lehrgeld, es weiß kein Teufel wie viel. Da war ich einmal dabei an einem Schießet, wo die rechten Feger, die Deichſelreſſe dabei waren und wo man planirte, was jetzt gehen müſſe. Man nahm ſich vor mir nicht in Acht, ich gehörte ja zu ihnen und daß noch anderer Teig an mir ſei, daran kam ihnen kein Gedanke. Nun ward auf's Tapet gebracht, was für Lügen jetzt auf die Trommel gebracht werden müßten, welche Perſonen man verdächtigen, verlügen wolle, bis kein Hund mehr an ihnen rieche, in welchen Blättern müſſe angeſchlagen werden und welche zuzuklopfen, die Lügen zu vermehren hätten, kurz da war ſo recht des Teufels Kuchi, wo dem Volk das Lugiwerk gekocht wurde, es hatte keine Art und Gattig, wahrer Teufelsdreck und wahre Höllentränker. An ſo etwas war mir bis dahin kein Sinn gekommen, ich hörte zu wie ein Narr, wußte lange nicht, war es Ernſt oder wollten ſie Schindluder treiben mit mir. Endlich ſagte ich, ich wollte mit der Sache aufhören und probiren, mit der Wahrheit z'fahren, dabei beſtehe man allweg am beſten, ich hätte nie gehört, daß man mit Lügen viel erobert. Da ſahen ſie mich an, als ob ich Hörner hätte, dann lachten ſie mich aus, daß es keine Art hatte, und verſpotteten mich, verlachten die Wahrheit, ſagten, Lügen gewinnt, man mache, was gut ſei, und ſei bis dahin ſo gut gefahren, daß beſſer nichts nützte. Das Volk ſei noch gar zu dumm, mit klarem

Waſſer brächte man da nichts ab, man müßte ihm Feuer unter thun u. ſ. w. Kurz, ich hörte zu wie ein Narr und ſah ſie an, als ob ſie Hörner und Pferdefüße hätten. Aber ich ſah, es war ihnen ganz Ernſt dabei und ſie machten nichts Neues, ſondern bis dahin hatten ſie allerdings mit Lügen und Verleumden gfuhrwerchet. Da ward mir faſt übel, denn ſo hatte ich es doch dann nicht gemeint und mein Lebtag dafür gehalten, wiſſentlich Lügen und Verleumden ſei ſchlecht und niederträchtig, ein Dieb ſei ein ſchändlich Ding, aber ein Verleumder noch viel ſchändlicher, ſei er ein Präſident oder ein gemeiner Kerl, und ſchlecht ſei auch, wer mit ſolchen Gemeinſchaft habe, und jetzt war ich mit einer Rotte von Verleumdern und Lügnern verbündet geweſen, ein Geſelle von Halunken und Spitzbuben und hatte es weder gewußt noch gemerkt. Zorn und Scham wollten mich faſt erſtecken, ich machte, daß ich von ihnen wegkam, und von Stund an ſagte ich ihnen ab. Nun da hatte ich auch was zu leiden von Flattiren und Poleten. Erſt lachte man mich aus mit meinem zarten Gewiſſen und wollte mir begreiflich machen, daß in der Politik alles erlaubt ſei, was zum Zweck diene, denn in der Politik ſei nur eine einzige Sünde und das ſei die Dummheit, das ſei von je ſo geweſen, werde ſo bleiben immerdar, und erſt ſei das politiſche Leben geſichert, wenn das jeder Bauer und jeder Handwerker begriffen. Hör, Benz, da ſtunden mir die Haare zu Berge. War das die Bildung und Aufklärung, welche man einführen wollte, daß Lügen und Verleumden keine Laſter mehr ſeien, die zehn Gebote durchthat mit dem naſſen Finger und die Lehre aufbrachte, der größte Schelm ſei der größte Held, ſolch verlogene Schelme ſeien die erſten im Vaterland, gehörten an die Spitze der Eidgenoſſenſchaft. Du kannſt denken, was ich dazu ſagte. Nun, als man ſo mit mir nichts machen konnte, fing man mit Flattiren an: ſo lieb war ich mein Lebtag niemanden als dieſen Halunken zur ſelben Zeit; das war eine Freundſchaft, du

glaubſt es nicht, wenn ich von Zucker geweſen wäre, ſie hätten mich gefreſſen. Als ſie mit der Sach ebenfalls nichts abbrachten, da logen ſie die Haut voll über mich, verdächtigten mich überall, ſuchten mir zu ſchaden, wo ſie konnten und mochten. Nun, Gottlob, ich war ihnen nichts ſchuldig, aber ich erfuhr es doch, wie ſchwer es iſt, loszukommen aus ihren Klauen; es iſt faſt gleich, wie wenn man ſich dem Teufel verſchrieben hat, dem muß man auch halten, man mag wollen oder nicht, während er nur hält, was er gerne will. Allweg hat man es auch ungern, wenn es überall heißt, das iſt auch ein Abtrünniger, Verräther, kehrt den Mantel nach dem Wind, und mancher ſchämt ſich deſſen ſo, daß er äußerlich es gar nicht erzeigen darf, wie es ihm inwendig iſt und wie gruſam ihm das Weſen erleidet. Es hat mir auch weh gethan anfangs, aber ich dachte, etwas verdient habe man allweg, daß man ihren Aufweiſungen ſo leichtlich Gehör gegeben, und es ſei nichts als billig, daß man deßwegen was leiden müſſe, es ſei dem Apoſtel ja auch ſo gegangen, als er aus Saulus ein Paulus geworden. Jetzt, wo es einmal überſtanden iſt, achte ich mich deſſen gar nicht mehr, habe mich ganz abgedeckt, mit dem muß man anfangen, wenn es anders kommen ſoll, und ändern muß es, ſonſt geht die ganze Paſtete dem Teufel zu.

So ſo, ſagte Liſi, das wäre jetzt Einer, der einen Mann vorſtellte, und du thuſt wie ein ſechzehnjährig Meitſchi, wenn es zum erſten Mal von einem Buben angeredet wird. Und von dem haſt mir nichts geſagt? Was ſoll ich daraus machen? Nichts Böſes, ſagte Benz. Ich habe aparti nicht daran gedacht, wenn ich kann, ſo thue ich die Politik aus dem Kopf und wollte dich auch nicht damit plagen, und je weniger man darüber redet, deſto weniger plagt man ſich. Ich habe ſeiner Zeit gewehrt, was ich vermochte; damals wollte man nichts von mir, man konnte nichts als mich vermaledeiten, daß ich bald nicht mehr ſicher geweſen. Jetzt will ich auch ruhig ſein und einſtweilen Andere machen laſſen. Das iſt jetzt an denen,

welche gut zu machen haben, ſich zu zeigen, daß man weiß, ob man Boden hat und ob man trauen darf; wenn man ſich hineinſprengen ließe ſo mir nichts dir nichts, daß ſie Einen kriegen könnten, wohl, die würden ſchön lachen.

Schäme dich, Benz, ſagte Liſi. Biſt doch gar zu vorſichtig geworden, wirſt denken: wyt vom Gſchütz git alt Kriegslüt. Ja, wo die Leute alle verkehrt geweſen ſind und vernagelt, d's Fieber gha hei, da hatte ich es wie du. Doch jetzt, wo es änderen wird und der Nebel vergeht und der gute Wille wieder kömmt, da mußt auch wieder an die Sonne. Du haßeſt d's Kupen ſo an den Weibern, willſt jetzt auch ſo ein Weib werden und kupen, und warum? weil die Leute beſſer werden und jetzt das thun wollen, was du ja ſelbſt gepredigt haſt; willſt du auch ſo ein Jonas werden, der mit Gott haderte, warum? weil ſie ſeine Predigt glaubten und ſich endlich bekehrten. Gönnteſt du den Leuten auch lieber Gottes Gerichte mit Feuer und Blut, als die Bekehrung und das Entrinnen dem Gerichte. Denk Benz, iſt das recht? Wenn der liebe Gott auch ſo wäre und einen armen Sünder, der heute ihn nicht hören wollte, Baumwolle in die Ohren thäte, aber morgen oder übermorgen zu ihm käme reumüthig, er den den Kopf ſchüttelte und ſagte: Verſtah nit, mach daß de furt chunſt! Denk Benz, wie würde es mir und dir ergehen, und wäre nicht alles längſt da, wo Sodom und Gomorrha ſind? Nein Benz, kupen mußt nicht, und wenn die Leute jetzt wollen, was du früher tauben Ohren predigteſt, ſo ſollſt du dich freuen darüber, ſollſt nicht meinen, dein Wort ſolle ſtärker ſein als Gottes Wort, ſollſt helfen, wenn das Wetter gut wird, der rechte Same aufgeht, ſei es auch ſpät.

Du brauchſt mir nicht halb ſo geiſtlich zu kommen, ſagte Benz etwas gereizt. Es iſt dann doch nicht, daß ich von dem allem nichts wiſſe, du beim A B C anfangen und es mit dem Nürenberger Trichter eintrichtern müſſeſt. Ich weiß das alles auch und geſagt habe ich nicht, daß ich nicht helfen wolle.

Aber die Katze im Sack kaufen mag ich nicht. Ich will vor allem wissen, ob der Boden fest ist, ob es nicht bloß ein abgekartet Spiel ist, ob die Leute bereit sind, auch die eigenen Finger daran zu wagen oder nur anderer Leute ihre. Geht es krumm, würde man von den Einen ausgelacht, von den Andern beschimpft, als habe man sie in's Unglück gebracht, sie gewaltsam wider Willen aufgejagt, gezwungen, bestochen, und dann könntest die Freude haben zu sehen, was man mit mir anfinge, denn die Radikalen treiben nicht Spaß, da heißt es: Vogel friß oder stirb, Hund kusch oder du kriegst deine Heiligen; das sind nicht glatthärige Spießbürger, die alles hinten und vornen schlecken, welche Kust es auch haben mag, damit man ja nicht meine, sie seien Aristokraten oder sogar nicht einmal liberal, die d's Händli drücke würden dem Tüfel, damit er nicht etwa meine, sie seien einseitig, befangen in Vorurtheilen und wüßten nicht jedes Verdienst zu würdigen. Diesen Ausfall hatte Benz kürzlich vom radikalen Präsidenten gehört, als Benz sich in Gemeindeangelegenheit auf das Befinden eines konservativen Fürsprechers berief.

Es kömmt mir vor Zorn oft in die Finger, besonders im Gemeindrath, wo bei der neuen Ordnung alles Krausi Mausi durcheinander geworfen und wohl absichtlich alles verdorben und verketzert wird, um was Neues einzuführen, von dem man nicht weiß, was es ist, und das neue Elend nur darum annimmt, weil man es nicht kennt, um dem alten Elend, welches so schwer auf uns liegt und das man kennt, los zu kommen. Und die Leute seufzen wohl zuweilen, aber sobald wieder Einer kömmt und zieht ihnen die alte Speckschwarte durchs Maul, so leben sie wieder wohl daran und rechnen, was sie jetzt weniger zahlen müssen, und wie herrlich als wie im Paradiese es einmal gehen werde ohne Tellen u. s. w. O, lue Frau, was ich manchmal verwerchen muß an der Gemeinde, und dann noch die Stichelworte abthun, ich könne wohl so reden, wenn sie so reich wären wie ich, sie redeten vielleicht

auch so, du glaubst nicht, was das heißt. Nit, ich will nicht sagen, daß es da nicht auch gebessert hat, aber fest sind sie bei weitem nicht; es braucht nur eine rechte Aufweisung und eine brave Verdächtigung, so sind sie im alten Loch. Diese Mittel kennen sie und brauchen sie, der Teufel könnte es nicht besser.

Du wirst die Leute nicht anders machen, sagte Lisi, mußt sie nehmen, wie sie sind. Die Gewohnheit der Nachtbuben geht ihnen nach ihr Lebtag. Sie wehren sich recht, entweder wenn sieben gegen einen sind, oder wenn rechte Großmäuler und Wüstthuer voran sind und aufstiften. Ist aber niemand da, der vorangeht und das Maul aufthut wie der Goliath, so ist es nichts mit ihnen, so geben sie Pech, gerade wie die Philister, als der kleine David das Großmaul kalt gemacht hatte. Nun meine ich nicht, daß ihr jemand kalt machen möchtet, wie sie im Canton Luzern den Leu kalt gemacht und sogar Lumpenbuben aus Freude über diese Schandthat geschossen haben. Bewahre Gott jeden Ehrenmann vor solchen Versuchungen! Nein, ich meine nur, man solle kühn das Maul aufthun und die Großsprecher nicht fürchten, seien es viele oder wenige, solle männlich das Maul aufthun und zeigen, daß jemand zu Hause. An Männern, wie du bist, ist's, den Andern den Muth zu geben und die, die da zerstreut sind, zu sammeln. Lies die Maccabäer und lies im Buche der Richter, was mannliche Männer von Gott gesandt vermögen, wie sich die Zerstreuten sammeln um sie, und die Zaghaften Muth erhalten, wie am Feuer man die Lämplein anzündet, und fröhlich Licht sie geben. Du weißt wohl, was rechte Manne in der Familie vermögen, und wie ein großer Unterschied bald zwischen zwei Gemeinden entsteht, wenn in der einen Gemeinde Manne sind und in der andern keine.

Sieh, sagte Benz, es ist Unsereinem nicht gegeben, so aufzubegehren, zu lügen und zu verleumden, wie den Andern, wir können es nicht. Braucht ja weder zu lügen, noch zu

verleumden, redet nur die Wahrheit, aber so laut ihr vermöget, so ist's mehr als genug, antwortete Lisi. Es graut ja schon jetzt den Leuten und ist ihnen das Ganze erleidet, wo sie doch noch nicht um's Halbe wissen. Ja, sagte Benz, es wäre viel zu sagen, mehr als mir lieb ist, und das ist mir im Weg, bös Lüt mache ich nicht gerne, bsunderbar wenn sie mir daneben lieb und anständig sind. Meinst öppe wegen Hunghanse? frug Lisi. Weißt du was wegen Hunghans? frug Benz rasch. Salatanni sagte, antwortete Lisi, Hanse gehe es stark rückwärts, es sei keine Ordnung auf dem Hof; es sei die Frage, ob er nicht verkaufen müsse, wenn man ihm nicht unter die Arme greife. Vielleicht hätte ich noch viel vernehmen können, aber ich wollte Anni nicht merken lassen, daß das mich etwas angehe.

Es ist nicht sowohl wegem Alten, sagte Benz, als wegem Herr Hauptmann, der steckt drinn, es ist ein Grus, und wenn es recht erlesen würde und nach dem Gesetz gehen sollte, wer weiß, zu was für einer Kutte es kommen könnte. Keinen Kreuzer hat er geerbt, Schulden überall, und Gemeinds- und Vogtsgelder hat er hinter sich, oder vielmehr, er hat sie nicht mehr hinter sich.

Aber läßt man denn den Lausbub so machen? frug Lisi hochroth vor Zorn. Was will man machen? sagte Benz. Im Gemeindrath ist die Mehrzahl von seiner Farbe, wer da guseln wollte, könnte nichts machen, und ginge man oben für, so könnte man wieder nichts machen, denn da ist wieder alles von der gleichen Farbe und da heißt es noch dazu: was du willst, daß dir die Leute thun, das thue du auch ihnen, und ginge man hinauf bis zu oberst, so kriegte man vielleicht einen Befehl zur Untersuchung oder so etwas, aber was hülfs, da hieße es wieder: was du nicht willst, daß dir die Menschen thun, das thue du auch ihnen nicht, und der Befehl würde nie vollzogen, bliebe vergessen. Was würde dann aus allem? Nichts, als daß ich mich lächerlich gemacht hätte überall und auf Ewigkeit mit Hans verfeindet.

Aber für was biſt du Gemeindrath, frug Liſi, und was iſt Pflicht, und ich meinte, ihr ſeiet verantwortlich?

Ja, Frau, ſieh, ſagte Benz, das iſt's, was mich ſo oft faſt aus der Haut ſprengt und macht, daß ich in einem Jahre mehr als zehn Jahre gealtert. Im Gemeindrath muß ich ſein, da iſt Zwang, wollte ich nicht, mußte ich leiſten oder verkaufen. Da mußte ich alſo ſein, man brauchte mich gerne, fand aber jedes Wort verdächtig, was ich zur Sache ſagen wollte, und wehrete mich immer ab, wenn ich etwas vorſchlug, welches ich für Pflicht hielt. Aber das Wort Pflicht kennt man nicht mehr, man iſt frei, und jeder macht, was ihm wohlgefällt. Am allerwenigſten kennt das Wort Pflicht der Regierer, der macht geradezu was er will; was er nicht ſehen will, das ſieht er nicht und wenn man es ihm auf die Augen binden würde, ſetzt ſich über alles aus, vagantet umher, als ob er gar nicht wüßte, was ein Amt iſt; er iſt ein Haupthahn und weiß, daß ihm von Oben her keine Feder gekrümmt werden wird. So werde ich zum Geſpött. Wenn ich was vorbringe, lachen ſie ſchon in den Maulecken und denken, wie ſie mich den Bach abſchicken wollen. So ſchlägt man allen Eifer und guten Willen z'todt, und ein Narr iſt, wer meint, er habe einen Eid auf ſich und es gebe Pflichten; Eid hin, Eid her, heißt es, und nur Eins gilt, daß Einer dem Andern aus der Klemme hilft, Geſetz hin, Geſetz her. So bindet man Unſereinem die Hände, und wie wir auch ſchreien wollen, es tönt gar nicht, aber alles ringsum lacht und ſchabt uns Rübli und macht Gäbeli. So iſt's, und nun ſollte ich noch zum Geſpött obendrein unſere Familien verfeinden in alle Ewigkeit, meinſt? Aber denkſt nicht an Benz? frug Liſi. Allweg, ſagte Ankenbenz. Aber was meinſt, wenn ich Hans in alle Schande brächte, was meinſt, würde das Benz helfen und was würden die Leute ſagen? Aber willſt du dann gar nichts thun, willſt hinter dem Ofen ſitzen und d's Maul lah lampen? Nein, Benz, ſo wirſt es nicht machen wollen, gerade, als ob auf der

Ankenballe kein Mann mehr daheim wäre? Selb wäre ja ſchlecht von dir, ſagte Liſi.

Nein, Frau, ſo will ich es nicht machen, aber vor allem muß die Sache den Leuten von ſelbſt kommen, die Glaren müſſen ihnen ſelbſt aufgehen. Wie weit man mit dem Aufweiſen und Zweggufeln kömmt, das erfahren vielleicht die Jetzigen. Was ſie erzwängt und erkünſtelt, blüht eine Weile, darnach verdorret es. Ob jetzt ſchon oder erſt ſpäter, das weiß Gott. Du weißt es ſo gut wie ich, wie die Leute ſind. Geht es den Leuten ſchlecht, ſo ſollen andere Leute daran ſchuld ſein, andere Leute ihnen helfen und beſſern, und geht es dann wieder nicht nach ihrem Sinn, fliegen die gebratenen Tauben ihnen nicht in's Maul, fließt Vierunddreißiger nicht aus jedem Dachkänel und alles umſonſt, ſo iſt es wiederum nicht gut, man ſollte es ihnen noch beſſer machen. Darum muß man es ihnen kommen laſſen bis an den Mund und drüber aus, daß ſie hoch aufſpringen und Zeter Mordio nach Hülfe ſchreien. Nun, wenn es denn Ernſt iſt und Angſt bei den Leuten, dann iſt Benz wohl auch daheim, aber nur nicht in einen Umlauf geſchnitten, ehe er reif iſt. Das giebt verfluchte Schmerzen und einen neuen Umlauf.

Etwas magſt du Recht haben, antwortete Liſi, ſo ſind wohl viele Leute, doch nicht alle, und denk, o Benz, was in einem Tage zu Grunde gehen kann, das man in hundert Jahren nicht gut macht. Denk, wenn der alte Hans ungſinnet den Hof verkaufte oder der junge Schulden macht, daß Benz und die andern keinen Kreuzer erben, was ſollen ſie dann anfangen? Es gramſelt mir am ganzen Leibe vor Ungeduld, accurat, als ob ich in einem Ameiſenhaufen ſäße, ich kann nicht anders. Hab Geduld, ſagte Benz, die Kirſchbäume müſſen erſt treiben und blühen, ehe man kirſchen, die Birnen erſt reifen, ehe man ſie ſchütteln kann.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von Gretli und allerlei Kummer.

Gretli hatte ſich den Abend über bei den Herren Lehrern gar nicht gezeigt, obſchon es ſie kannte; aber eben weil es ſie kannte, war es nicht Liebhaber von ihnen. Später durfte es die elterliche Unterhaltung nicht ſtören; ob es aber nichts von derſelben hörte, das iſt ein anderer Handel, den wir nicht zu entſcheiden wagen. Am folgenden Morgen ſtrich Gretli um die Mutter herum wie die Katze um eine Bäurin, welche Milch ausrichtet. Die Mutter that, als merke ſie es nicht, redete vom Einſetzen des Gemüſes und vom Hechler, der hätte kommen wollen, den man aber des Dreſchens wegen nicht haben könne. Aber was frug doch Gretli dem Hechler nach, ſo einem ſtaubichten Kuderbälli! Endlich ſagte Gretli: Mutter, was habt ihr geſtern gehabt vom Hunghafen, du und der Vater?

Nichts, daß ich wüßte, antwortete die Mutter. Haſt aber gehorcht, du weißt doch, wie ich das haſſe. Nein, aparti gehorcht habe ich wäger nicht, Mutter, antwortete Gretli. Aber das Gadenloch war ein wenig offen, um Wärme hinauf zu laſſen, und da weißt du wohl, verſteht man hie und da ein Wort, wenn man ſchon nicht expreß aufpaßt. Da verſtund ich deutlich, daß ihr etwas vom Hunghafen und von den Hanſen, dem jungen und dem alten, hattet. Und vom Benz nicht auch, he? frug die Mutter. Ach Mutter, ſagte Gretli, ihr meintet es ſonſt ſo gut mit mir, und ihr ſeid mir immer die liebſte Perſon auf der Welt geweſen (nit, der Vater iſt mir auch gruſam lieb, aber ich darf ihm nicht ſo alles ſagen, was mir vorkommt), und jetzt könnt ihr mich ſo plagen. Benz ſah ich ſo lange nicht, ihr thut, als ſei er nicht mehr auf der Welt, redet kein Wörtlein von ihm vor mir und ich ſoll nicht einmal nach ihm fragen. Warum ſoll er entgelten, was die andern machen, warum ſoll ich ihn nicht mehr lieb haben, weil die

andern wüst Hüng sind, und er ist mir so grusam lieb. Nein Mutter, so begehre ich nicht mehr zu leben; lieber will ich noch heute sterben, und wenn man mich todtschlagen wellte, ich liefe nicht davon. Möcht's nit probiren, antwortete Lisi kaltblütig. Wohl, Mutter, wohl, es ist mir Ernst. Du weißt nit, wie Einem ein Mensch lieb sein kann, du weißt nit, wie grusam lieb mir Benz ist, und je länger ich ihn nicht sehe, desto lieber wird er mir. Und ich soll nicht einmal wissen, was ihr von ihm gehabt. Weiß Gott, was ihr im Schilde führet und was es noch geben soll. Wenn es etwas Gutes wäre, so dürftest es mir schon sagen. Aber es hat mich niemand mehr lieb, wenn ich doch nur Allen schon aus den Augen wäre, — und somit fing das arme trostlose Mädchen gar bitterlich zu weinen an, daß das Wasser in Strömen ihm aus den Augen schoß.

Lisi bekam Erbarmen. Es hatte in der That nicht daran gedacht, daß ein junges Herz heißblütiger ist als ein älteres und ein liebendes Mädchen noch lange nicht die Geduld hat zu warten, wie es kömmt, wie eine verständige Frau. Gretli hatte, aus Respekt für die Eltern und weil seine Liebe eine solche war, die man nicht gerne um's Haus herum vor allen Leuten sonnet oder jedem Mistkrattenbub davon erzählt, ziemlich geschwiegen und so ruhig als möglich gethan, so daß Lisi meinte, es sei auch eben so ruhig inwendig. Hatte es vielleicht wie schon manche Mutter gehabt, die ihre Tochter viel kindlicher oder kindischer glaubt, als sie ist, meint, so ernsthaft nehme sie die Sache nicht, die Flüchtigkeit des Kindes, wo es heißt: aus den Augen, aus dem Sinn, wohne ihr noch bei. Jetzt erschrak Lisi fast bei diesem so unerwarteten Ausbruch.

Nit, Meitschi, nit, sagte es daher. Thue nicht so, es meint es ja niemand böse mit dir, du solltest doch wissen, wie lieb du uns bist. Aber was trägt es ab, viel von einer Sache reden, an der man doch nichts machen kann. Kein Mensch denkt ja daran, vor deinem Glück zu sein, sondern nur dein Unglück zu verhüten. Viel Gemeinschaft haben mit Benz in

dieſem Augenblicke trägt nichts ab, er hätte nur deſto böſer. Sie würden meinen, er trüge uns alles zu, und würden wüſt thun auf alle Weiſe. Ich weiß wohl, was Benz möchte, es wäre ihm darum, dich zu heirathen, damit du ihnen die Haushaltung machteſt und er ſo mehr Gewalt bekäme über das Hausweſen. Aber eben das, Meitſchi, möchte ich um kein Lieb zulaſſen, keins von meinen Kindern möchte ich in ein Weſpenneſt ſtoßen. Denk doch auch, was du für eine Lebtig hätteſt ſo zwiſchen Thür und Angel. Niemanden könnteſt du es recht machen; wollteſt Ordnung ſchaffen, ſo thäten dich Alle verfolgen, ließeſt es ſchlitten, ſo würde man brüllen, da könne man ſehen, was du für eine ſeieſt, man hätte glauben ſollen, was für ein Ausbund daher käme, und jetzt ginge es ſtatt beſſer, ſchlechter. Am Ende müßteſt du nicht bloß an allem ſchuld ſein, ſondern es ginge dir accurat wie deiner Gotte ſelig, und wenn du ſchon nicht ſtürbeſt, ſo brächteſt du doch ein ſaures Gemüth davon, nnd das iſt bös. Denk, wenn du dein Lebtag die Kuſt von ergraueter Ankenmilch im Maul haben müßteſt, wie angenehm das wäre; ein ſauer Gemüth giebt noch viel böſere Kuſt.

Aber Benz muß ja auch dabei ſein, Mutter, antwortete Gretli. Du und Benz ſeid einſtweilen noch zwei, antwortete Liſi. Benz muß dabei ſein, du aber mußt Gottlob nicht. Er war ſeit langem dabei, iſt ſich der Sache gewohnt, du aber kömmſt aus einem Hauſe, wo eine ganz andere Lebtig iſt, wohl du würdeſt die Augen aufthun, wenn du dort mithalten müßteſt, und für das anders zu machen, haſt du noch zu viel Flaum in den Haaren, die Luft der Welt hat ſie dir noch nicht gehörig geputzt. Benz dagegen iſt ſchon mehr erhärtet, er hütet übrigens ſeine eigene Sache, und wenn er dabei ſchon Mühe und Noth hat, wird es ihm nicht ſchaden. Es iſt nichts ſchlimmer, als wenn man glaubt, man müſſe jungen Leuten alles vorgeigen und vormalen, daß ſie nichts zu thun hätten, als das Maul aufzumachen wie die Kinder, wenn die Kinder-

mutter mit dem Breilöffel kömmt. Von dem haben wir allerdings geredet und gefunden, da ſei einſtweilen gar nichts zu machen. Es iſt nichts ſchlimmer, als wenn man mit einem ungeduldigen Weſen da drein fahren will, wo man gar kein Recht dazu hat; man macht die Sache nur böſer, und was man thut, wird bös ausgelegt, als Zwängſucht oder Eigennutz, wie gut man es auch gemeint haben mag. Darum muß man alles einſtweilen gehen laſſen, glaub's, es wird von ſelbſt auseinander ſich haspeln, wenn die Zeit um iſt, wann, weiß Gott.

Ja, wenn dann nichts mehr da und der Hunghafen an ein Schachenhüttli vertauſchet iſt, ſagte Gretli traurig, dem die Liebe im Herzen, aber im Kopf doch auch die Bäurin ſtak. Den praktiſchen Unterſchied zwiſchen einer Schachenhütte und einem Bauernhauſe zu überſehen, iſt ſelten die Liebe blind genug im Canton Bern, noch eher die Sinnlichkeit.

Dafür habe nicht Kummer, ſagte Liſi, da laß nur den Vater machen. So weit außen auf den Aeſten iſt Hans doch noch nicht, jedenfalls iſt ein ſchönes Muttergut da, und du gehſt auch nicht mit leeren Händen, und in keinem Fall läßt der Vater den Hof in fremde Hände, wenn Benz ihn dafür hält. Dann weißt du doch, woran du biſt, was dein und andern Leuten, wer Koch und Kellner iſt, und für wen du arbeiteſt. So ſteht's. Ohne daß du ſo wüſt zu thun und uns zu vermaleſtiren brauchſt, haben wir an dich gedacht, beſſer als du es könnteſt, denn lieber biſt du uns, als du es werth biſt. Aber ſo hat man es mit den Kindern, das ſind die undankbarſten Geſchöpfe von der Welt. Rutſcht man ihnen nicht Tag und Nacht auf den Knieen nach und frägt in einem fort: Schätzeli was wotſch? ſo ſchreien ſie, man liebe ſie nicht, man thue nicht an ihnen, was man ſolle, als ob man ſie am Meſſer hätte und morden wolle. Es iſt ein wüſtes Lumpenpack.

Zürn doch recht nicht, ſagte Gretli weich und die Mutter um den Hals nehmend, ich weiß ja wohl, daß ihr mich lieb

habt. Aber warum ſagt ihr mir von dem allem nichts? So wußte ich ja nicht, wie ihr es meintet. Selb wär gſpäßig, ſagte die Mutter. Du ſollteſt wohl wiſſen, wie wir es meinen, ohne daß wir es dir alle Abend zu ſagen brauchen, wenn du Glauben und Vertrauen zu uns hätteſt. Aber ſo iſt es in der Welt, es iſt in Gottes Namen nirgends Glauben und Vertrauen mehr, weder zu Gott noch unter den Menſchen. Hat man lauter Liebs und Guts Jahre lang erfahren, und einmal gehts nicht nach unſerm Kopf, ſo fattelt man um und kriegt das Herz voll Mißtrauen und Zorn, das giebt die undankbaren Kinder, die auf den Höllenwegen gehen. Mutter, Mutter, ſagte Gretli, nit ſo. Mein Lebtag will ich es nie mehr ſo machen. Aber reden hätteſt auch mit mir können. Es drückte mir ſo oft das Herz ab, es dünkte mich, du müßteſt es mir anſehen und mit mir reden, und darum kam es mir vor, ihr wolltet von allem nichts, weil Hans ein Radikaler ſei und ſonſt nicht thue wie recht, und das müßten jetzt Benz und ich entgelten.

Nein, Kind, nein, ſagte die Mutter, ſo köpfig ſind ich und der Vater denn doch nicht. Anſtändig iſt uns d'Sach allweg nicht, aber ich denke das ändere auch, und allweg iſt Benz nicht wie die andern, hat das Hudeln nicht angenommen, in der Kirche ſieht man ihn auch noch, und nie habe ich gehört, daß er die vermeſſenen Reden führe, wie die andern. So ſei nur ruhig, aber d's Loſe laß ſein. Es könnte dir ſonſt geſchehen, daß ich dich für die Jumpfere anſehen und es dir machen würde, wie ich es ſchon mehreren gemacht; mit einem braven Klapf habe ich ſchon mancher das Loſen vertrieben für ſo lange, als ſie im Hauſe war.

Von da an wohlete es Gretli beträchtlich, es konnte mit der Mutter reden, und bekanntlich verliert die ſchwerſte Bürde die Hälfte ihres Druckes, wenn man von ihr reden kann, wenigſtens eine Zeit lang. Was ihm nun aber Kummer machte, und den durfte es der Mutter doch nicht mittheilen,

war der Gedanke: daß Benz es nicht wiſſe, wie gut man hier gegen ihn geſinnet ſei und daß man nicht daran denke, ihn die Sünden der andern entgelten zu laſſen. Nun, wenn es ihm geradezu hätte Beſcheid machen wollen und ihn beſtellen hierhin und dorthin, ſo wäre die Sache raſch abgethan geweſen, aber das wollte Gretli nicht. Es gehörte nicht zu dem Schlage, welcher den Wahlſpruch hat: Helf was helfen mag! und jedem zweibeinigen Buben mit dem Holzſchlägel winket. Es blieb dabei, wenn er es nur wüßte, ohne an Mittel zu denken, ihn es wiſſen zu laſſen.

Salat-Anni z. B., welches bald darauf zum Spinnen abholte und wiederum einen inhaltsſchweren Nachmittag da verbrachte, ungeſtört von den Herren Lehrern, wäre, ſo wüſt es war, doch eine prächtige Botſchafterin geweſen, aber Gretli dachte nicht daran, es zu benutzen. Es blieb bei dem Wunſche: Wenn er's nur wüßte! Ach, wenn er's nur wüßte! das iſt denn doch vielleicht der Seufzer, der am häufigſten in Mädchenherzen erklingt; und es klingt ſo ſchön: Ach, wenn er es nur wüßte! Und wenn alle die: Ach wenn er es nur wüßte, einmal zu gleicher Zeit in Europa einen Ausbruch thäten aus den Räumen, in denen ſie verſchloſſen ſind, es würde einen Knall und Donner geben, daß man ihn hörte in Amerika, und alle die Echos im Kaukaſus knallten und donnerten wenigſtens von einer Leipziger Meſſe zur anderen ununterbrochen. Und wie mancher gute, zarte Junge würde erſtaunt auffahren und verblüfft ſtille ſtehen, ungefähr wie Loths Weib, wenn er ſich plötzlich von lauter Seufzern: Ach, wenn er es wüßte, umfaust und umrungen fühlte. Was hülfs ihm? Entweder würde ihm ſein Herz verſpringen vor Wonne, oder er würde aus lauter Verlegenheit, welchem Seufzer er nachlaufen ſolle, ſterben, oder er würde, wenn er allen nachlaufen wollte, in Ewigkeit nicht fertig werden. Wie unendlich glücklich würde mancher, wenn ſolche Töne ihm klingen würden von einem Orte her, wo er nie geträumt, daß ein einziger

Pulsſchlag ihm gelten könnte. Wie Viele gehen nicht an einander vorüber, wenn ſie wüßten, wie das in den Herzen rumpelt: Ach, wenn er's wüßte, ſie fielen einander ſtehenden Fußes um den Hals und wäre es mitten auf dem Weibermarkt. Wie Viele aber auch würden unausſprechlich unglücklich werden, wenn ſie erführen, in welchen Herzen es für ſie getönt und vielleicht noch tönt: Ach, wenn er es wüßte, während ſie mit Herzen zuſammengekettet ſind, welche um und um ſtachlicht ſind wie alte Igel und in denen nichts tönt als: Ach, wenn er nur wäre im Pfefferland oder wäre im Himmel!

Darum wird der liebe Gott wohl gewußt haben, warum er es ſo geordnet hat, daß nicht alle Seufzer krachen und donnern müſſen wie Lawinen oder Waſſerfälle, ſondern daß man ganz ſtille, leiſe ſeufzen kann, daß es niemand hört als Gott. Wie manches Mädchen, wenn es Abends gebetet hat, mag ſeufzen: Ach, wenn er es wüßte, und dieſer Seufzer iſt doch ſein beſt Labſal, an ihm entzündet ein ſchönes Leben ſich, ein Leben voll holder Träume, voll Licht und Wonne, ein immer neues Labſal für die einſame Seele. Und wie manches Mädchen mag einſchlummern zur langen Ruhe, ein ſeliges Lächeln verklärt die blaſſen Züge, die ſcheidende Seele ließ es zurück, ihr letzter Gedanke war: Ach, wenn er es nur wüßte, aber der Seufzer war verklärt im Morgenroth freudiger Hoffnung. Kurzweilig wohl ſind die, aber gewöhnlich nicht lange, welche ſtatt zu ſeufzen Einem mit den Ellbogen in die Seite fahren, die Augen unter die Naſe ſtoßen und mit langgeſpaltenem Maule fragen: Du, was meinſt, wie g'fiel dr, nähmſt mih öppe? Hätt noh neuis, was dr g'fiel. Hätt hundert Krone vo dr Gotte geerbt, u dr Vater lebt noh!

Indeſſen meinte Gretli doch nicht, daß es ihm geordnet ſei, zu warten bis in's ewige Leben, ehe Benz vernehme, da oben meine man es immer gleich gut mit ihm, er ſolle nur nicht verzappeln, es werde ſchon noch alles gut kommen. Es hoffte von ungefähr mit ihm zuſammenzutreffen, da oder dort,

aber es war wie verhexet, es konnte nicht mit ihm zusammen kommen. Es brachte es nicht weiter, als daß es ihn einige Mal von weitem am Rücken sah. Wenn dann die Mutter heim kam aus der Kirche oder vom Krämer oder die Meisterjumpfere vom Salzholen oder irgend ein Knecht, der aus gewesen, und Gretli fast allemal hören mußte: sie hätten Benz gesehen, mit ihm gesprochen, der sei fry magere: ward es roth, that es ihm im Herzen weh, bis es endlich glaubte, es sei entweder verhexet, oder es werde nicht sein sollen, sondern geordnet sein, daß sie nicht zusammen kommen, was in der Sache selbst ungefähr auf eins heraus kam. Während es Benz nie näher vor Augen kriegte, traf es alle Augenblicke Hans an, der mit ihm den Klöti machte, so recht übermüthig zutäppisch sich machte, wie wenn es eine Gnade wäre, daß er es nicht unter seiner Würde halte, es zu kennen, ungefähr, als ob er ein Prinz sei und Gretli eines Buchbinders oder eines Besenbinders Tochter.

Hans dachte wahrscheinlich zuweilen, wenn alles fehle, so fehle ihm doch Gretli nicht, das werde ungsinnt den jüngern Sohn nehmen, wenn es dem gefalle, ihn's zu wollen. Dumm sei es daher nicht, vorzubauen, um im Fall der Noth zugreifen zu können. Ankenbenz war wohl ein Konservativer und Hansen nichts weniger als lieb, aber Ankenbenz war ein Bauer, der wußte, was der Hunghafen werth war, und Hans frug nicht viel darnach, war Geld konservativ oder radikal. Sollte etwa das Meitschi nicht gleich anbeißen, so verließ er sich darauf, es werde wohl irgend eine Gotte oder Base haben, welche ihm sage: Thue nit dumm, Gretli, denk, es giebt nur einen Hunghafenbauer! Aber es ist eben verschieden in der Welt und in den Herzen der Meitscheni, da sind auch nicht lauter Seufzer der Liebe, sondern da tönt es auch: Ach wenn doch der Uflath wüßte, wie er mir zwider wär, er ließ mich dann vielleicht ruhig. Gerade so lauteten in Beziehung auf Hans die Seufzer in Gretli's Herzen. Es nahm sich aber auch fest vor,

wenn er ihm noch mehr begegnen ſollte, es nicht bei innerlichen Seufzern bewenden zu laſſen, ſondern es ihm grob und deutſch herauszuſagen: Hans, biſt ein Uſtath, geh mir zehn Schritt vom Leibe oder ich haue dir, was ich in Arm bringen mag; meinethalb Hauptmann oder nicht Hauptmann. Das war Gretli's tapferer Entſchluß, und es hätte gehauen, aber es kam anders.

Einmal zur Seltenheit waren Vater und Mutter zuſammen an einen Markt gefahren, ſie hatten allerlei zu kramen und vielleicht auch die Abſicht, allerlei zu vernehmen, wie es ſtehe in der Welt. Namentlich trieb Liſi, welches man ſonſt immer zwingen mußte, wenn es von Hauſe ſollte, an dieſer Fahrt. Es ſei nichts, wenn man immer zu Hauſe ſitze, man komme dabei ganz aus der Welt hinaus. Gehe man dann einmal unter die Leute, ſo komme man ihnen vor, als ſei man hundert Jahre unter der Erde geweſen, könne ſich auf nichts mehr verſtehen. Benz war es auch recht. Wahrſcheinlich merkte er Liſi wohl, vielleicht war es ihm auch ſo, nur ließ er es nicht merken. Uebrigens war es nie Nein, wenn Liſi zur Seltenheit einmal fort wollte, man hätte das Wichtigſte liegen laſſen, wenn es von weitem den Wunſch nach einem Fuhrwerk hätte blicken laſſen. Es ſagte daher oft ſcherzweiſe: Ihr ſeid mir doch die wüſteſten Leute unter der Sonne, ſehet mich nirgends lieber als am Rücken, mögt nicht warten, bis ihr mich aus dem Hauſe habt, und ich glaube, es wäre euch das Rechte, wenn ich nicht wieder käme.

In ihrer Abweſenheit führte Gretli das Hauptregiment. So was hat für Mädchen immer einen gewiſſen Reiz, wenn ſie auch nicht tanzen wie die Mäuſe, wenn die Katze aus dem Hauſe iſt. So ein Tag unterbricht die gleichförmige Reihe der Tage, wo alles am Schnürchen geht, einer accurat wie der andere iſt. Einer gewiſſen Freiheit wird man ſich immerhin bewußt, man kann weniger machen, man macht auch mehr und zwar unbefohlen und freut ſich auf die verwunderten Augen,

wenn die Wiederkommenden es gewahr werden. Mädchen niſten gern in ihren Heiligthümern, ziehen ihre Herrlichkeiten an die Sonne, laſſen ſie von den Mägden bewundern, probiren ſie auch wohl. Wenn über Mittag nichts extra aufgeſtellt wird, ſo wird doch Nachmittags ein Kaffee gemacht, ja auch dazu gekücheln und zwar nach erhaltenen geheimen Inſtruktionen und nicht hinterm Rücken, wie es allerdings auch geſchehen mag. Es iſt das der umgekehrte Sinn von dem Sinn, der da meint: Selber freſſen macht feiß, der daheim die Seinen ohne Brod, ja hungern läßt, während er in Brannt- oder anderm Wein ſich gütlich thut, auch ſein Geld auf andere Weiſe ſchmählich verſchleudert. Denn man bilde ſich nicht ein, dieſer Würgengel der Familien, dieſer gräuliche Sinn, der nur an's eigene Fleiſch denkt, finde ſich bloß in den Hütten, wie man gewiſſe Thiere nur in den Sümpfen findet. Dieſer Sinn findet ſich eben ſo gut in den Paläſten, manch gräflich, manch freiherrlich Geſchlecht hat er hingewürgt. Es iſt der ſchöne hausväterliche und hausmütterliche Sinn aber, der an Alle denkt, dem nichts ſchmeckt, wenn nicht Alle davon haben, der alles Gute mit Allen theilt, nur die Bürde für ſich behält, immer für das Haus ſorget und denkt an die daheim. Das iſt der ſchöne Sinn, den der Zeitgeiſt und ſeine Lumpenlehren nicht dulden wollen; dieſer konſervative chriſtliche Sinn, der das Haus erbauet hat, ſoll fort und den Freigeiſtern weichen, die von Pinte zu Pinte fahren, dort des Hauſes Mark verzehren, unbekümmert um die daheim. An einem ſolchen Tage können Töchter auch die Hausmütter ſpielen, probiren, wie wohl dies ihnen anſtehe und wie ſie es können. Das iſt noch etwas mehr, als wenn ein Vater dem Sohn das Leitſeil giebt, damit er probire, wie er das Fahren könne, denn zum Fahren bedarf es nur ein Pferd, um als Bäurin haushalten zu können, muß ein Mann und Bauer auf den Laden.

Mit Spinnen und Singen hatte man auf der Ankenballe einen fröhlichen Morgen zugebracht, zu Mittag an guter

Milch und einem zarten handlichen Erdäpfelſtock ſich mannlich gelabt und trillernd trug nun Gretli in zwei großen Melchtern auch den Schweinen ihre Mahlzeit zu. Die Schweine hörten von weitem ſeinen Schritt, empfingen es mit mächtigem Grunzen, in welches die kleineren mit ihren ſcharfen Stimmchen quikten und quakten. Mit Anſtand und Kraft handhabte Gretli den Scepter der Schweineſtälle, den mutzen Beſen, und ſchäckerte ſo gleichſam mit demſelben mit einem alten Paar Schweine, als hinter ihm eine Stimme fragte: Haſt aber ſchwere? Raſch wandte Gretli ſich um und ſagte: Ei, biſt du's, Hans Uli? hätteſt mich bald erſchreckt. Was bringt dich Guts ſo weit neben aus? Unſer Herr Gott hat mir ein Kind beſcheert, ich wollte die Frechheit haben und dich fragen, ob du es nicht zur heiligen Taufe tragen wolleſt? Dank für d'Ehr, ſagte Gretli. Es wird's wohl geben können, aber es iſt mir zwider zuzuſagen, Vater und Mutter ſind z'Märit. Könnteſt nit warten, bis ſie heim kommen? ſie ſind nie ſpät. Selb gits nit, ſagte Hans Uli, ich will auch noch z'Märit, da muß ich preſſiren, wenn ich meine Sache verrichten will. Wenn du nichts dawider haſt, ſo wird es wohl nicht viele Umſtände geben. Dann möchte ich, daß du es ſelbſt verrichteteſt. Du biſt mir immer bſunderbar lieb geweſen, und ich habe oft geſagt, wenn ich einmal eine Gotte mangle, ſo müßteſt du ſie ſein. Ich hätte es ungern, wenn du nicht ſelbſt kämeſt und mir nur ſo eine Jumpfere ſchickteſt. Es iſt zwar wyt und kalt, aber ihr habt Roß und Wagen, und du biſt nit ſo e Zuckerſtengel, wo das Aiuege nit erlyde mag, vrſchwyge de dr Bysluft. Meinſt, ſagte Gretli lachend. Aber komm herein, wir können drinnen dann noch darüber reden. Habe wahrhaftig nicht Zeit, ſagte Hans Uli. Ich verſäumte mich zu lange. Unſereiner muß die Zeit gar zu Ehren ziehen, wenn er einmal vom Hauſe iſt. Ich wollte ſagen, ich könne wieder kommen, wenn die Eltern daheim ſind, aber es iſt mir faſt nit möglich, der Sache ſo viel nachzulau-

ſen. Aber ich weiß, du darfſt dich wohl unterſtehen, mir zuzuſagen, was du machſt, iſt ja als hätten ſie es gemacht. Meinſt, ſagte Gretli, du könnteſt dich irren, möchts wenigſtens nit probiren. Aber das will ich dir zugeſagt haben. Ich weiß, ſie hätten es dir nicht abgeſagt, du wareſt ihnen immer anſtändig. Ja wäre ich nur nie hier fort, aber es kömmt Einem manchmal krumm i Gring, man machts mit Fluchen oder Plären nie mehr grad, antwortete Hans Uli. Komm doch herein, ſagte Gretli. Wäger nit, muß preſſire, komme ohnehin ſpät heim u muß noch i d'Appithek gah Zeug nehmen. Iſt jemand krank? frug Gretli. Nit apart, ſagte Hans Uli, aber das Kind hat nicht Schlaf, und da hat die Hebamme geſagt, es ſei dafür nichts beſſer als Treyack; wenn man einem Kinde jewylige e Löffel davon eingebe, ſo könne es ſchlafen, als wenn es nie mehr erwachen wollte. Adie u dankeigiſt u fehl nit, ſagte Hans Ulrich. Um neun Uhr läutet es und der Pfarrer iſt ein exakter, der wartet nit.

Raſchen Schrittes eilte Hans Uli den Berg ab, Gretli ging der Küche zu, kehrte plötzlich um, lief der Seite zu, wo Hans Uli abgegangen war, aber der ſah ſich nicht um, zu errufen war er nicht mehr. Kann man doch ſo dumm ſein, das iſt dümmer als dumm, brummte Gretli vor ſich hin. Drinnen verkündete es den beiden Mägden, es könne Einem doch ungſinnet was begegnen, ſie ſollten mal rathen, was ihm begegnet ſei. Sie riethen allerlei, ſogar an eine alte Frau, welche die Schweine gefüttert, denn von ſo einer ging die Sage, aber das Rechte riethen ſie nicht. Gretli verkündete ihnen endlich, es ſei von Hans Uli zu Gevatter gebeten worden. Hans Uli war nämlich Knecht geweſen auf der Ankenballe, war aber einmal in einen böſen Luft gerathen und hatte einen geſchwollenen Kopf bekommen wie ein doppelt Bernmäß, d. h. böſe Leute hatten ihm vorgeſpiegelt, wie er da oben ſo hart werchen müſſe und um ein ſo geringes Löhnli, ein Burſche wie er mache leicht d's Halb einen größern. Hans Uli hatte das per ſe

gerne gehört, that von da an wüst, und als Benz ihn wieder fragte für das nächste Jahr, warf er den Kopf auf, machte oberherrliche Gesichter, wollte gnädig sich zum Bleiben verstehen, aber um einen d's Halb größern Lohn und andern Gedingen obendrein. Da sagte Benz ruhig: Du, hör, es ist am besten, wir gehen eine Weile auseinander, vielleicht wirst dann wieder zufrieden. Hans Uli war Benz sehr anständig gewesen, denn er war treu und verständig, er verlor ihn ungern. Aber er war auch alt genug, um zu wissen, was man an einem Knecht hat, der so gleichsam nur aus Gnaden bleibt, und einstweilen behielt er das Heft noch gerne selbst in Händen. Er ließ ihn also gehen, obgleich Lisi muckelte: es wäre doch vielleicht gut gewesen, man hätte noch ein Jahr mit ihm probirt, von wegen wo er gewesen, da hätte man gewußt, daß die Sache zum Danke gemacht werde.

Hans Uli war weiter gezogen, aber der Kopf schwoll ihm bald auf, er merkte, daß er einen dummen Streich gemacht. Indessen hielt er sich nicht dafür, daß er hinging und sagte: Ich war ein Esel und bin's nicht werth, daß ihr mich wieder annehmt, indessen wollte ich doch angehalten haben. Als er ein Kind bekam, da trieb es ihn zu Gretli, und daß er die Alten nicht angetroffen, war ihm ganz recht. So bereitete sich ein Friede vor, bei dem er nicht viele Bekenntnisse abzulegen hatte, der sich so gleichsam von selbst gab. Wie aus einem Munde frugen beide Mägde: O Gotte sy! Was hast für einen Götti? Ach, Gotte sy wäre für sie auch ein Glück gewesen, bsunderbar wegem Götti, der war der Hauptschleck.

Vergaß zu fragen, er pressirte gar, und als es mir in Sinn kam, antwortete Gretli, war er schon zu weit weg! Aber nein wie dumm, sagte die ältere Magd, Gotte sy u nit nahm Götti frage, nein aber kann man auch? Ich war noch nie Gotte, sagte die jüngere, aber das käme mir doch gewiß zuerst in Sinn und ob's ein Bub sei oder nicht, dem ich Gotte sein müsse, von wegen Bube bedeuten Glück im Heirathen,

nume ſo es Meitſchi het nit viel z'bedüte. Es iſt läz für dich, daß es nit e Bub iſt, bi Bube gits zwe Göttene, nit ume eine. Vielleicht iſt's ein Bub, ſagte Gretli. Er preſſirte ſo, daß ich gar nicht dazu kam, der Gattig Sachen zu fragen. Nein aber, ſo witzig und doch ſo dumm! Aber jetzt, was willſt alege? ſagte die ältere Magd. Das iſt eine Frage, welche an manchen Orten ſchnell beantwortet iſt, ungefähr ſo: Du Göhl, was Anders als was ih ha! Nun bei Gretli war das anders, wenn es auch nicht den Narr machte mit der Hoffahrt, ſo hatte es doch viele und koſtbare Kleider. Eine rechte Bauerntochter ſoll viele Kleider haben und ſchöne, es iſt eine Art von Mitgift. Wer weiß, was ſie für einen Mann kriegt, ob der Geld hat für Weiberkleider und, wenn er ſchon Geld hat, was hilft's, wenn er ein Uhung iſt? Dieſes jetzt aber ſoliden Stoff und einen gewiſſen Beſtand in der Mode voraus, [illegible] ſo war es auch. Der Kittel war ſo ziemlich über die Mode erhaben und Anderes ebenfalls. Wie es jetzt gehen wird, wo man bereits Mittags zum Aendern ſendet, was man am Morgen neu angezogen, und der Näherin ſagen läßt, d'Sach wär recht, aber wohl weit, ſie ſolle das noch viel verflüchter zuſammenziehen. Nicht narrechtige Kleider hatte Gretli, aber koſtbare; es beſaß Silber und Seide, und wie es der Kinder größte Luſt iſt, mit dem Sparhafen zu gfätterlen, ſo ſind Mädchen glücklich im Muſtern und Gſchauen von Kleidern. Als auf die Frage: Was willſt alege? Gretli antwortete: daran erſt habe es nicht gedacht, baten beide, es ſolle die Kleider holen und probiren, ſie wollten ihm ausleſen helfen, es ſei heute Märit, und da habe man ja üſer Lebtig nie gemeint, daß man für's Vaterland werchen müſſe. Dawider hatte Gretli nichts, ſondern ſelbſt Luſt daran. Die Herrlichkeit ward zuſammengetragen, auseinander gelegt, und die Herzen zerſprangen faſt vor Luſt und Freude. In Räth und Burger wurde erkannt, Gretli ſtehe die Seide am beſten an. Sie werden luegen, wann ſie dich in dem ſchwarzen ſeidenen Kittel, dem

schwarzen seidenen Tschoppen und den sechsfachen Göllerketteln sehen, so was ist dort in der ganzen Gemeinde nicht, du stichst Alle aus weitherum, ward geurtheilt.

Es düecht mih, wenn ich nur einmal eine halbe Stunde solche Kleider anhaben könnte, es nähm mich wunder, wie ich darin käme, seufzte die alte Magd. Dem ist schnell abgeholfen, lachte Gretli. Komm Mädi, wir wollen Bäbi zweg rüsten, daß es d's Land uf d's Land ab kei schönres giebt. Wird Müh ha, antwortete Mädi. Einmal vor allem aus muß es sich waschen und z'Bode. Es meint immer, Wasser mache wüste Haut und will es nur mit abtrocknen machen. Ich habe ihm schon oft gesagt, was es doch mit seiner Haut wolle, die sei wie eichene Rinde; das Best wär, wenn es sie an ein Kalbfell tauschen könnte, und wenn es schon siebezig Batzen nachgeben müßte, solle es sich nit bünne. Aber da hilft alles Sagen nüt, es hat an manchem Orte Z'sämmegesparts, man könnte nicht nur Bohnen setzen, sondern Bäume. Bäbi in seinem Glück sagte nur: Schwyg du, u de du! und ging alsbald auf Gretli's Befehl, sich zu waschen. Mach gschwind, von wegen du mußt dann noch gestrählt sein, wenn etwas gehen muß, so wollen wir die Sache doch gleich recht machen, rief Mädi nach. Die Mahnung war ganz überflüssig, denn Bäbi wendete wirklich zu diesem Säuberungsprozeß seine ganze Gewalt an, so daß die Haut in nicht geringe Gefahr gerieth und Bäbi selbst lange im Zweifel lebte, war sie noch da oder war sie weg. Mit dem gleichen Nachdruck, der Bäbi zu öfterm zerknirschten Aufblicken und herzlichen Seufzern zwang, wurden die Haare bearbeitet, darauf erst die Kleider angethan, selbst einem schönen Mänteli, welches Gretli nur einmal getragen, nicht geschont und so endlich ein Meitschi hervorgebracht, ein ganz rar Stück. Gretli und Mädi bewunderten das Werk ihrer Hände; wer aber ganz glücklich wurde, das war Bäbi.

Den allermerkwürdigsten Gegensatz zwischen seinen Kleidern und seinem Wesen merkte es natürlich nicht, wie es noch sehr Viele, die auf einer viel höhern Stufe der Cultur stehen als Bäbi, nicht merken und Tag für Tag angelegentlich beschäftigt sind, sich selbst lächerlich zu machen. Es kam sich wie der Ausbund der Schönheit vor und jammerte wehlich, wenn Gott ihm solche Kleidung geordnet hätte, es wollte längst einen Mann haben und von den brävsten und reichsten einen. Aber es gehe allenthalben nach Gunst, denn es wisse nicht, warum ihm nicht solche Kleider hätten geordnet werden können so gut als anderen Leuten, es sei doch so gut ein Mensch als ein anderer.

Es war wirklich fast unkennbar, und Gretli und Mädi hatten die größte Freude daran zu rathen, welcher Bauerntochter es am meisten gleiche und wo es schöner sei, hinten oder vorne. Wäre Bäbi ein Pfau gewesen, es hätte das Rad so schön geschlagen, daß es den Schweif sein Lebtag nicht wieder hätte zusammenziehen können. Nachdem es sich ringsum besehen, am eigenen Anblick nach Herzenslust ersättigt und von Zeit zu Zeit geseufzt: Nei aber, ih hätt keinem Möntsche glaubt, was d'Kleider mache, vo wytem würd me sih vrschwere, es wär Gretli, ume noh um es Namhafts bräver als es jetzt noch ist (Bäbi war ungefähr einen halben Centner schwerer als Gretli). Es nimmt mich doch wunder, was die Knechte sagten, wenn sie mich sehen würden, ob sie mich kennten oder nicht. Probier, sagte Mädi; Tüfel ja, selb will ich, sagte Bäbi, du hast's doch nit ungern, wandte es sich zu Gretli. Warum wollte ich, sagte Gretli, es ist ja grade als wenn die Kleider dir geordnet wären, wer weiß, ob es dir nicht geordnet ist, daß du in denselben einen Mann bekömmst. Ih wott ja keine vo dene Uflätthe, u hei si mih nüt gschätzt i myne Kleidere, su chönne sie mir jetzt pfyffe u blase. Ih wott e kene, my armi Thürk nit, oder es müßt de e bsungerbar e freyne u ne styfe y. U wenn er d'Nase nit zmitts im Gsicht hätt, frug Mädi.

So kannst du ihn dann haben, du schleckest noch die Ellbogen dazu, bis du hingerfer z'sämme bist, schnauzte Bäbi. Die Knechte holzen im Schopfe, was meinst, wenn ich hinten um ging und thäte, als käme ich den Berg auf und nach den Meisterleuten oder nach dir früge? frug es Gretli. Mach's so, antwortete dasselbe.

Bäbi nahm noch einen Regenschirm und hinten um, dem Holzschopf zu. Guten Abend, sind d's Bure daheim? frug es. Die Knechte hatten es kommen sehen. Die tschalpet gerade wie unser Bäbi, sagte einer. He s' ist's ja, sagte der andere. Siehst nicht, wie es ein Auge weiter oben hat, als das andere. Jetzt wollen wir uns seiner gar nicht achten und ihm d's Hingere kehren u luege, was es dann macht. Gesagt, gethan. Bäbi frug: sie sahen sich nicht um. Sie hätten sie nicht im Sack, antwortete einer, und sonst wo wissen sie auch nicht. Sind sie daheim? frug Bäbi: Geh und sieh, wenn es dich wunder nimmt, erhielt es zur Antwort. Es mochte fragen, was es wollte, es erhielt ähnliche Antworten, aber keiner sah sich um. Da ward Bäbi endlich böse, trat zu einem hin, riß ihn am Arm herum und frug: Kennst mich oder kennst mich nicht? O Bäbi! sagte der, weißt nit, daß man d'Kälber am Mögge kennt, d'Hühner am Gaggle und d'Babeni am Tschalpe, und wenn du hundert Mal angeri Kleider anlegst, su bist Babi und blybst Babi. Er ist dir i Gotts Name nit z'helfe.

Nun nahm aber der andere Babis Partei und sagte: so solle er nit kommen, das sei nit Manier und unhöflich; Babi sei danebe e bravi Person, wenn es nur die Augen gleichweit oben hätte, so wäre es von den schönsten Weibervölchern, wo man sehen wollte, aber die verderbten ihn's übel. Ihm thäte das nichts machen. Babi brauche nur den Kopf schräge zu halten, zu chieren dä Weg, wo das eine z'Himmel fahren wolle, so seien die im Gleichgewicht. Aber mit den Beinen wüßte er nichts zu machen, die seien in Grund und Boden hinein

verpfuscht. So hatten die beiden Bursche das arme Bäbi unbarmherzig auf der Gabel, und als sie sahen, wie das Spiel angegangen, kamen die beiden Mädchen auch noch dazu. Mädi half brav, Gretli hielt die Schranken, daß es nicht ausartete. Bäbi konnte nicht vom Fleck; beide Kräfte, die anziehende und die abstoßende, das Rühmen und das Ausführen hoben sich auf und bannten es fest. Es war eine Komödie, welche aus dem Steigreif aufgeführt wurde. Gretli machte ihr endlich ein Ende, hieß diesmal Mädi feuern, Bäbi solle sich ausziehen, und lud Alle zu einem Kaffee ein. Wenn die Einen z'Märit seien, so sei es recht und billig, daß die daheim auch was hätten, erklärte Gretli. Mädi feuerte, aber Bäbi war einstweilen nicht aus den Kleidern zu bringen.

Es solle sie ihm doch noch lassen über das Essen, bat es Gretli dringlicht. Es nehme ihn's wunder, wie das Essen ihn's darin düeche, und wie es ihm anstehe, wohl oder übel, darin hinter dem Tische zu sitzen und Kaffee zu trinken. Gretli machte Vorstellungen dagegen, sagte: Denk, wenn sie heimkämen, oder wenn du schüttetest, was für Verdruß ich hätte. Aber Bäbi setzte nicht ab, zwängte es durch, konnte als vornehme Tochter sich oben an Tisch setzen. Ach Gott, wie lebte unser Bäbi so wohl daran, und was mußte es doch leiden; aber es hielt standhaft aus, tapfer wie ein hoffährtig Mädchen in zu engen Schuhen! Wenn einmal bei schweigsamen Leuten die Schleuse vor der Redekammer los geht, dann ist's schwer, sie wieder hinunter zu lassen; das erfuhr Gretli. Es brachte die Leute fast nicht vom Tische weg und Bäbi aus den Kleidern, und doch hätte es um kein Lieb gewollt, daß die Eltern den hoffährtigen Gast angetroffen. Vielleicht hätten sie nichts gesagt, vielleicht gelacht dazu, aber das ist rechtes kindliches Gefühl, das sich aus Liebe und Respekt die Schranken selbst viel enger zieht, als es vielleicht streng oder gesetzlich genommen nöthig wäre, das fühlt, was von ferne die Eltern unangenehm berühren könnte, und darum es meidet.

Indessen diesmal hätte Gretli nicht so zu pressiren gebraucht, denn es ward dunkel und die Aeltern noch nicht heim. Gretli bekam große Angst, hundert Sachen kamen ihm vor, die ihnen begegnet sein könnten; es redete stark davon, die Knechte mit Laternen nach ihnen auszusenden. Die Knechte sagten, sie wollten schon gehen, warum nicht, aber sie fürchten, der Meister schätze es nicht, er kenne den Weg, könne fahren, und volle hätten sie ihn nie gesehen, und dem lieben Gott müsse man doch etwas anvertrauen dürfen. Wenn man an allen Orten mit Laternen auswollte, wenn um diese Zeit noch nicht Alles daheim sei, so liefen mehr Laternen auf Erden herum als Sterne am Himmel. Man solle nur an den Hunghafen denken, dort gehe selten eine Nacht hin, daß nicht der Eine oder der Andere erst am Morgen heim käme und noch dazu volle.

Endlich bleibt nicht ewig aus; endlich kamen die Eltern und wurden von Gretli mit großem Geschrei empfangen, in welchem von Angst und Laterne viel vorkam. Benz nahm keine Notiz davon, Lisi sagte: Man muß dich besser gewöhnen, wenn wir alle Fingerslang fort wären, so lange es uns gut dünkte, die Angst verginge dir schon. Sie waren nicht voll, sondern hell auf, wie man es ist Abends, wenn man den Tag über nur Angenehmes erlebt hat. Das war der Fall gewesen, absonderlich für Lisi. Es sah Benz ästimirt, fast mehr als in seinen besten Zeiten. Auf dem Markte waren sie fast nicht vorwärts gekommen. Es habe ihn's gedünkt, jeder rechte Mann hätte sich bei ihnen gestellt und gefragt! wie steht's, wie geht's? erzählte es. Und fast Allen hätte man es angesehen, daß sie viel zu fragen und zu erzählen hätten, aber daß auf offener Gasse es sich ihnen nicht schicke. Nachher nach dem Essen da hätte es sich dann gegeben, da sei viel geredet worden, und wenn sie hätten gehen wollen, sei immer wieder jemand dazu gekommen; es nehme ihn's wunder, daß sie nicht noch jetzt dort säßen. Der Vater sei jetzt voll guten Muths. Er hätte nicht

geglaubt, daß es so töne allenthalben, aber wenn es so sei, so helfe er auch in Gottes Namen. Er hätte aber nie denken können, daß es so geschwind anders käme, die Radikalen hätten aber auch darnach gethan. Weil sie keinen Glauben gehabt, hätten sie gemeint, andere Leute hätten auch keinen, und weil sie keinen gehabt, hätten sie nicht gewußt, für was er gut sei und was er ertragen möge, darum ihn nirgends geschont und wo er sich gezeigt, muthwillig verhöhnt.

So erzählte Lisi der Tochter, während es sich auszog, denn in solchen Kleidern duldete es ihn's nicht daheim, es mußte ändern, wenn es ihm wohl sein sollte, und wäre es auch nur für eine halbe Stunde gewesen. Darauf folgte die natürliche Frage: Hat es nichts gegeben? Nicht, daß ich wüßte, antwortete Gretli, als ich soll am Sonntag Gotte sein dem Hans Uli, der bei uns Knecht gewesen. Das ist curios, sagte Lisi. Erst heute hatte der Vater von ihm brichtet und gesagt, den thäte er wieder nehmen, wenn es sich ihm schickte. Es nehme ihn wunder, ob er ihn heute etwa antreffe, und ich habe ihm beistimmen müssen. Er war wohl ein Pukter, aber was man ihm befahl, das war auch gemacht und recht, auf den konnte man sich verlassen. Wer ist mit dir? Ach, denke Mutter, ich vergaß zu fragen, weiß nicht einmal, ist's e Bub oder es Meitschi. Es war grusam pressirt, wollte nicht einmal in die Stube kommen. Ei, du Gansehirni du, was du bist, das frägt man doch sonst z'allererst. He nun, es ist für dich, du kannst nun im Gwunder sein bis am Sonntag. Daneben ist es läz wegem Alegen, da richtet man sich sonst nach dem Andern. Es wäre ja nicht recht, großen Staat zu machen neben einem armen Fraueli, hat man aber eine vornehme neben sich, so ist man nicht gerne die mindere, und käme man so nachläßig daher, so meinte sie, man thue es ihr z'Trotz und z'Spott. Mutter, ich dachte, die seidene Bkeidig paßte da gut, sagte Gretli, brauche ich sie nicht, so grauet sie. Das mach nit, sagte Lisi, bsunderbar so auf das Ungefähr hin, wen du neben

dir habest. Ueberhaupt habe ich großen Staat in der Kirche nie gerne, lasse man der Welt, was von der Welt ist, und gebe Gott, was Gottes ist. Lege den schönen Kittel von schwarzem Oberländertuch an, das Merinostschöpli und die schweren aber altväterischen Göllerketteli, es steht dir gut und fällt nicht in die Augen. Aber ein ander Mal frag. Gretli hatte nicht viel dagegen einzuwenden, und die Mägde, welche es aufweisen wollten, brachten nichts an ihm ab, es hatte halt noch den Glauben zur Mutter und mit Recht, denn es wußte nicht bald eine Mutter besser, was anständig war, als Lisi. Das Ding, wer mit ihm zu Gevatter stehen werde, wurmte ihn's mehr und mehr, aber da war nichts zu machen, vergessen war vergessen, es mußte sich gedulden.

Am folgenden Tag Abends ging Gretli in's Dorf, beim Beck die übliche Züpfe zu bestellen und beim Krämer die sogenannte Fäschi zu kaufen. Man läßt sie sonst auch im Hause machen, aber sie waren räthig geworden, die Zeit sei wohl kurz und es gebe weniger Umstände, wenn man sie kaufe. Als Gretli bei der Krämerin fort wollte, frug diese: Es wird einer aus dem Hunghafen mit dir zu Gevatter stehen? Was meinst, warum? frug Gretli erschrocken und hastig. Sie ließen Bescheid machen, der Schneider müsse morgen kommen, aber ohne Fehler, sonst weiß ich nichts. Du wirst das besser wissen als ich. Nicht einmal, sagte Gretli, ich vergaß zu fragen. Wird nicht sein, s' ist nit mügli. Nit frage, e aber nein! Kommst dann erst heute auf die Welt, Meitschi! Aber wart, wenn du willst, das kann ich dir vernehmen. Habe nit Müh, sagte Gretli, mag am Ende wohl warten bis am Sonntag. Wüßte übrigens nit, wie Hans Uli zum Hunghafen käme, und wenn es jemand von da wäre, hätte er es schon gesagt. Gretli trauete der Krämerin nicht recht, sie war grusam radikal und verstund von der Politik ungefähr so viel, als ein Butterfaß vom Scheereschleifen, aber das irrte sie nicht, den ganzen Tag den Schnabel darüber offen zu haben. Lange sah sie Gretli

nach und brummte endlich: Meinst, es hätten nur Aristokraten und Jesuiten Nasen zum schmöcken, wir anderen ehrlichen Leute seien dümmer als das Vieh? Meinst, ich solle glauben, du wissest nicht, mit wem du zu Gevatter stehest? Wart, wenn du es mir schon nicht sagen willst, das vernehme ich doch.

Das, was es vernommen, stach Gretli auf dem Heimweg immer tiefer. Warum war es nicht möglich, daß Hans Uli einen Götti vom Hunghafen genommen, und hatte er einen von dort, so mußte es Hans der Junge sein und kein Anderer. Und das nahm es so bestimmt, daß, als es fast athemlos heim kam, es der Mutter sagte: O Mutter, was mußte ich vernehmen, Hunghans der Jung muß mit mir Götti sein. Ich gehe nicht selbst, mit dem will ich nichts zu thun haben. Mädi kann gehen. Aber Lisi war anderer Meinung. Als es Gretli's logische Sprünge vernahm, sagte es ihm, daß es dumm rede, denn das sei lange noch nicht gewiß, daß jemand von dort gebeten sei. Es habe schon mancher den Schneider auf die Stör genommen, er hätte nicht Gevatter stehen müssen. Und gesetzt, es wäre so, so müßte es doch gehen, denn es habe es versprochen, und was man versprochen, müsse man halten. Aber Mutter, kann ich nicht sagen lassen, ich sei unpäßlich? frug Gretli.

Sei mir d's Herrgotts, das je zu machen, das ist Gottes gespottet, sich muthwillig eine Krankheit anzudichten; es ist früh genug, wenn eine von selbst kömmt. Nein, das mach nie, es graut mir nicht bald vor etwas, wie vor diesem. Aber Mutter, aber Mutter, mit Hans stehe ich nicht zu Gevatter, will nicht mit ihm in's Wirthshaus, werde noch mit ihm heimfahren sollen in seinem Lumpenchaisli, in welchem er die schlechtesten Menschen im Lande herumgeführt; nein, mit dem fahre ich nicht, mit dem stehe ich nicht zu Gevatter, mit dem gehe ich weder in die Kirche noch in's Wirthshaus, lieber gehe ich unter das Dach hinauf und springe in's Tenn herab. Meitschi, nit, das ist gethan, nicht wie ein vernünftiger Mensch thun

solle und wie's vor Gott recht ist. Du bist an dem Ghürsch schuld, warum fragst nicht; jetzt mußt es haben und z'tödten wird es nicht gehen. Aber Lisi brachte am Meitschi nichts ab, das fuhr fort, hinten und vornen auszuschlagen, bis der Vater kam. Als der den Zustand der Dinge übersehen hatte, sagte der: Höre Meitschi, d'Sach ist einmal so, und mit Wüstthun machst sie nicht anders, brauchst aber Verstand, so kann man dir helfen, wo es nöthig ist. Du gehst, Peter kann dich meinetwegen am Morgen ein Stück Weges führen, am hellen Tag wird dich niemand fressen und für Hans in der Manier zu behalten, hast lange Mauls genug. Nachmittags komme ich dann dort durch, ich habe in der Gegend was zu verrichten und rede gerne mit Hans Uli ein Wort, bringe die Züpse mit, und dann fährst mit mir heim. Wenn Benz in solchen Dingen ein Wort sprach, so war's, als gieße man Oel auf eine sturmbewegte See, die Wellen legten sich, da gab es kein Werweisen mehr; der Vater hatte gesprochen, nun Punktum und Sand darauf!

Uebrigens war Gretli auch innerlich ziemlich beruhigt. Es hatte den Vater im Rücken, es konnte in jedem Augenblicke vom Vater reden, ihn so gleichsam brauchen wie den Teufel im Gütterli. Es wußte, Hans fürchtete ihn wie ein Schwerdt. Das war Trost und Lisi sagte: Sieh, was half dir das Wüstthun? hätte es der Vater gesehen oder hätte er deine Worte gehört, so hätte er dich die Sache allein ausmachen lassen oder höchstens dir den Knecht entgegen gesendet; du weist, er ist nicht der Meinung, daß man die Kinder was zwängen lassen solle mit Wüstthun oder gar mit vermessenen Reden. O, Mutter, es ist mir leid, will's wäger nicht mehr thun, antwortete Gretli. Ja, bis d's nächst Mal, sagte Lisi. Gretli hatte jetzt nur einen Kummer und das war der, zu verhüten, auf dem Hinweg mit Hans zusammen zu treffen. Gelang ihm das, so war der ganze Handel bis auf das Gerede der Leute, daß es mit Hans zu Gevatter gestanden, gewonnen. Indessen tröstete es sich da-

bei wieder mit dem Vater. Die Leute könnten daraus, daß der Vater selbst komme, es heim zu holen, wohl sehen, daß mit Hans es nichts sei. Wäre es etwas, so hätte es ja den Vater nicht gebraucht. Sollte es zu früh gehen oder fast zu spät, um nirgends mit Hans zusammen zu treffen und welchen Weg? so kalkulirte es mit der möglichsten Besonnenheit, aber es kriegte nichts heraus; wenn es sich entschlossen glaubte, tauchten neue Wenn und neue Aber auf, und von vornen mußte es wieder anfangen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gretli wird überrascht im Nebel und hat einen sonnigen Tag.

Seine Ahnung hatte Gretli nicht betrogen; richtig sollte Hans mit ihm zu Gevatter stehen bei Hans Uli. Ob er es mit dem Gevattersmann abgekartet, ob der reine sogenannte Zufall gewaltet oder Hans Uli spekulative Philosophie getrieben, wissen wir nicht. Hans hatte zugesagt, wußte jedenfalls, wer mit ihm zu Gevatter stehen sollte, und hatte längst eine Art von Galgenfreude an Benzen's grämlichem Wesen, der tief im Herzen sich ingrimmig ärgerte über Hansens Betragen gegen Gretli, aber mit Worten gab sich keiner von ihnen kund.

Am Samstag kam Hansens ehemaliger Hauptmann, der jetzt, der Tüfel weiß was, geworden, wer weiß, ob er nicht gar seine Füße an einer Kriegskasse wärmte, anher gefahren. Da war große Freude im Hunghafen, d. h. bei Hans. Der Herr sagte Hansen, er müsse ihn begleiten, in Stukisloch hätten sie diesen Abend eine wichtige Zusammenkunft, wo es allweg lustig hergehen werde, da dürfe er nicht fehlen. Natürlich war das Hans angeholfen, eine schöne Aussicht eröffnet auf eine flotte Hudelte, doch sagte er: es sei läz, er müsse mor-

gen zu Gevatter stehen. Das irrt dich nicht, geht eins mit dem andern, antwortete der Herr. Kannst dann am Kindbettimahl um so besser den Nachdurst löschen. Der Hauptmann blieb über Mittag da, fütterte gut, tränkte tapfer und schwatzte, daß die Schwarten krachten, zudem noch grimmiglich. Die Konservativen schienen aus faulem Schlummer erwachen zu wollen, sie schienen sich zu rühren; hie und da wollte man gehört haben, sie hätten einen Gur ausgelassen, behauptete sogar, er hätte ihn selbst gehört. Darüber that der Hauptmann schrecklich, verfluchte sich hoch und hart, die hörten mit Umtrieben nicht auf, bis sie Alle an Ohren und Nase geschlitzt seien oder geringelt wie die Schweine; das könne man nicht dulden, daß die Landesverräther und Schelme so mausig sich machten. Benz meinte bescheidentlich, sie würden doch wohl auch das Recht haben, zu einer Sache was zu sagen, seien sie doch hier daheim und zahlten an der Sache.

Potz Himmelblau und Schwefelgelb, wie brach da der Herr los, was das für eine Gesinnung sei und was für Redensarten und wie es Benz wohl komme, daß er dieses hier höre und nicht an einem öffentlichen Orte oder gar in Bern, sonst könnte es ihm übel ergehen. Man sollte sich doch einmal schämen, so altväterisch und dumm zu reden, von daheim sein und zahlen; wer die rechte Gesinnung habe, sei der rechte Mann, sei ein Bruder, sei er daheim wo er wolle und habe er Geld oder keins; man mache jetzt eine Nation aus und die Besten thäten befehlen, hießen sie wie sie wollten, und seien sie seinethalben zu Bethlehem daheim oder zu Methusalem. Man solle ihm nicht mehr von Fremden reden, die seien unsere Engel gewesen, hätten uns aus der Blindheit gezogen, zur Freiheit verholfen, an sie müßten wir uns halten, ihnen eine Heimath geben, bis die Welt ihnen zu Theil geworden. Wir hätten Ursache, stolz darauf zu sein, daß wir sie hätten.

So ging's lange, und zum Grauen von Benz half Hans. — Das dünchte ihn strengs, daß wir auf die Fremden stolz sein,

ihnen so gleichsam die Füße lecken sollten und gar zu einer Heimath verhelfen, wer weiß, ob nicht zuletzt noch jedem so ein Heimath, wie z. B. den Hunghafen, schenken sollten? Halblaut meinte Benz, es düeche ihn, es wären genug Leute im Lande für das zu essen, was wir hätten, dazu brauchten die Fremden nicht zu helfen, und daß sie viel anders geholfen, sei ihm nicht bekannt geworden. Wohl erst jetzt ging das grobe Geschütz los. Für die rechten Leute gebe es Platz und Sachen genug, wenn man einmal mit den schlechten abfahre, wie man längst gesollt. Gringe ab und zum Land aus mit den Freiheitsfeinden und Vaterlandsverräthern, dann giebt es Platz zum Auslesen im Lande und Sachen genug, und auf mit dem Generalgalgen und dran mit jedem, der einen Gux ausläßt oder eine unzufriedene Miene macht, dann erst wird die Freiheit Wurzel kriegen und fest sein.

So donnerte der Herr, machte Augen dazu wie Pflugsräder und gurgelte den Wein hinunter, als habe er daunten ein Mühlrad im Gang zu halten, daß Benz das Maul zuging und er froh war, mit dem Leben davon zu kommen für einstweilen. Endlich fuhren die Helden ab, dem Vaterland obzuliegen. Am Abend kam Hunghans heim und vernahm mit großem Aerger, was geschehen und daß Hans nicht daheim sei, sondern mit seinem alten Hauptmann davon gefahren. Er rief Benz und wollte wissen, was für Bescheid Hans hinterlassen und wann er wiederkomme. Benz sagte, beim Abfahren sei er nicht gewesen, beim Essen hätten sie ihn zornig gemacht, da habe er für gut gefunden, sich nicht mehr zu zeigen. Reden, wie die geführt, möge er nicht hören und nicht mit sich umgehen lassen, als sei er ume so dr Gottswille im Lande und noch am Leben. Vater Hans war darüber ebenfalls nicht erbauet, rief den Knecht, der eingespannt hatte, frug, ob Hans keinen Bescheid hinterlassen, der wußte auch keine Auskunft und niemand wußte was.

Da brach der Alte zum ersten Mal aus vor Benz. So

könne es nicht länger gehen, da müsse es eine Aenderung geben, er habe nicht im Sinn, in seinem Alter noch mit Schanden auf die Gasse zu kommen. Eine Hudlete hänge an der andern, und am Ende gehe über ihn alles aus, am Ende müßten die zahlen, welche Geld hätten oder jemanden, der für sie bezahle. Aber dem wolle er einen Nagel stecken ein für alle Mal. Dr Narr wolle er nicht länger machen, er merke wohl, wie man es mit ihm habe, wenn einmal das Geld weg wäre, könnte er sein wo er wollte, und mit der Freundschaft wäre es aus, und nichts als Verdruß in allen Ecken. Ein Müsterchen von Hans nach dem andern müsse er vernehmen und er merke wohl, daß er noch nicht den Zehnten wisse. Was das jetzt gemacht sei, fortzufahren, nicht zu sagen, wann er wieder komme. Morgen müsse er ja Götti sein, und erscheine er nicht, so gebe es ein Gered im ganzen Lande, es wisse kein Mensch, was alles ersinnet würde. So bringe es Hans am Ende dahin, daß kein Hund ihn mehr ansehe, das habe er dann von der Politik, und wenn er des Vaters Hof verhudelt, was er dann vom Vaterland habe, und was ein solcher Hudel dem Vaterland helfe, als daß derselbe es auch noch verhudelte, wenn er könnte.

Hans hatte an selbem Tag Bitteres erfahren. Er hatte bei einem Müller Geld erheben wollen und erfahren, daß der Sohn, Namens des Vaters, es bereits eingezogen. An einem anderen Orte hatte er Tuch gekauft für einen Rock, und als er zahlen wollte, sagte man ihm, er solle es nur lassen, man wolle dann einen Conto für alles machen, sein Sohn hätte auch was da genommen und gesagt, man solle gelegentlich nur den Conto senden. Endlich hatte ihn seine Freundin, die Wirthin bei der hintern Tugend, nebenaus genommen und gesagt: Hör, Amtsrichter, ich habe was vernommen; wenn du mir nicht so lieb wärest, ich sagte es dir nicht. Halte ein Auge auf deinen jüngern Sohn, der thut dir nicht gut, entweder ist er ein Narr oder sonst aus dem Hüsli. Wenn nur

das Halbe wahr ist von dem, was man sagt, so wäre es mir mehr als d's Halb z'viel. Der verklopfet Geld, als wenn ihr daheim die Neuthaler in den Kornkästen hättet. Er soll Schulden, viel Schulden haben und andern Lumpen Bürg sein; kurz, Amtsrichter, es soll Zeit sein, daß du der Mähre zum Auge siehst. Ich sage es dir nicht gerne, aber du könntest mich dauern, wenn dir die Augen zu spät aufgingen, denn am Ende: wer muß ausessen, was die Kinder einbrocken, als die Eltern?

Mit dem hinter den Ohren kam er heim und fand die neue Geschichte; da ging dem Kratten der Boden aus. Es ist sehr merkwürdig, wie so oft in einen Tag eine Masse von Verdruß sich zusammendrängt, wie selten ein Unglück alleine kömmt, sondern eins nach dem andern, als ob aus jeder Weltgegend sie auf einen Haufen zusammengewischt werden sollten. Das ist eben der Nachdruck, welchen der liebe Gott seinen väterlichen Führungen giebt, damit der bessere Geist zum Durchbruch komme. Als spät am Abend Hans noch nicht heim war, sagte der Vater zu Benz: Mache dich zweg, und wenn er Morgens sechs Uhr nicht heim ist, so gehst du. Benz meinte, es sei ihm doch wider die Hand. Vielleicht sei Hans auf einem andern Wege geradewegs dorthin gegangen, dann hätte er, Benz, das Auslachen baar, und sein Lebtag würde ihm vorgeworfen, wie er habe zu Gevatter stehen wollen und nicht können. Besser wäre es, man schickte einen Knecht. Das wird dir nicht Ernst sein, sagte der Vater. Was würde dein Götti sagen, wenn wir einen Knecht sendeten, um mit seiner Tochter zu Gevatter zu stehen? Welcher Götti? frug Benz, denn bekanntlich hat jeder Junge zwei. Weißt nicht, daß Gretli auf der Ankenballe Gotte ist? sagte der Amtsrichter. Hans muß allweg hierherkommen zuerst, denn, wie er fort ist, darf er nicht Gevatter stehn, denn er hat die Polismütze auf und den Offizierüberrock an, und kömmt er heim, so behält man ihn hier. Mach, daß du zu rechter Zeit dort bist, die Sachen um

mitzunehmen sind zweg, und wenn du das Fuhrwerk nehmen willst, so kannst meinethalb, aber wenn du läufst, so frierst du weniger.

Benz vergaß Maul und Nase offen über der Kunde, daß Gretli mit Hans Gotte sein sollte, das hatte er nicht gewußt, das hatte ihm niemand gesagt, das freute ihn anfangs; aber plötzlich kam es ihm verdächtig vor, als eine abgekartete Sache, wo Gretli mit im Spiel sei, hintendrein er jetzt nur Lückenbüßer. Für solch falsche Täsche sei ein Knecht mehr als gut genug, schien ihm; eine lange, lange Nase würde der wohl anstehen. Es schien ihm da eine Verschwörung, Hans und Gretli zusammen zu bringen und ihn bei Seite zu lassen. Er wußte, wie sehr Hanse Ansprüche und Aussichten gesunken waren, wie nöthig er Geld und eine Frau hatte; beides war in Gretli vereinigt, besser konnte es Hans nie mehr machen, während er früher glänzendere Aussichten zu haben schien, von wegen beim Heirathen zieht der Ruf noch immer auf der Wage, und wo Einer einen schlechten Namen sich gemacht hat, da giltet dieses bei einem rechten Mädchen mehr, als hätte er den ganzen Hof verloren. Denn im Verhältniß dessen, was das Mädchen werth ist, giltet bei ihm der gute oder schlechte Name des Burschen, den es heirathen will. Ob nun Gretli auf der Meitschistufe stehe, wo ein Hans noch gut genug ist, daran dachte Benz nicht; er dachte wie Liebhaber, wenn sie weit vom Meitschi sind, gerne das Schlimmste und fürchtete, besonders wenn eine gewisse Entfremdung eingetreten, gerne das Aergste. Benz hatte es mit Gretli nicht ganz wie jener Schulmeister mit seinem Meitschi, der mit ihm die Abrede getroffen, wenn in einer gewissen Reihe von Jahren keins von ihnen eine bessere Parthie machen könne, sie in Gottesnamen mit einander vorlieb nehmen wollten. Die hatten eine ziemlich richtige Wage gehabt, Besseres lief keinem von ihnen an, vor kurzem hielten sie Hochzeit. Benz war ein Bursche, der nicht viel Wesens machte, aber ein feiner Bursche mit unendlich empfind-

licherem Ehrgefühl, als der Hauptmann eins hatte. Er hatte alsbald gemerkt, was auf der Ankenballe die Glocke geschlagen, daß man dort Gretli nicht in ein Wespennest setzen, den Gang der Dinge einstweilen abwarten wolle. Und er wollte da nicht ändern, er war zu stolz, etwas erzwingen zu wollen, er wollte die Entwicklung seiner Lage abwarten, er dachte immer, Vater oder Bruder würden heirathen wollen, dann könnte er reden, seine Lage klar machen. Er meinte, Gretli bleibe ihm sicher als wie hinter einem Gitter. Wenn er sich daheim nicht einlasse, die Finger im Ghürsch nicht verbrenne, allfällig sein Muttergut rette, so finde er sein Gretli immer noch. Er kannte auch die alte Liebe und die erprobte Rechtschaffenheit auf der Ankenballe. An eins bloß durfte er nicht denken, oder wenn er daran dachte, so ward er roth, das war die Gränete. Da hatte er sich als ein wahres Kalb betragen; wie er so thun konnte, begriff er rein nicht mehr. Es kam ihm allemal in die Füße und in den Kopf, wenn ihm der Gedanke daran ungsinnet auftauchte wie ein Gspenst, das sich nicht bannen lassen will, es brannte ihm aber die Scham, daß er so ein Esel sein konnte, es juckten unter ihm die Füße, auf die Ankenballe zu laufen und laut zu bekennen, er sei ein Esel und fürchte, er werde einer bleiben. Er begriff Ankenbenz immer besser, daß er mit dem Treiben der Leute, wie sie zur Stunde oben an waren, und mit der ganzen Parthie nichts zu thun haben mochte, er wußte am allerbesten, wer sie waren und wohin sie führten. An der Gränneten hatte er davon noch keine Ahnung, aber Erfahrung bringt Wissenschaft.

Jetzt schien ihm der Stand der Dinge plötzlich anders. Während er den Maulaffen gespielt, habe Hans den Held gemacht und zugegriffen und zu der Schelmerei Alle geholfen und vielleicht sogar Gretli. Anfangs glaubte er es fest, aber eine Viertelstunde nachher schon nicht mehr fest, und jede Viertelstunde weniger. Und wie der Verdacht abnahm, nahm der Wunsch zu, Hans möchte nicht heimkommen, und der Ent-

schluß, wenn möglich, hinzugehen, um zu erfahren, wie falsch oder wie treu Gretli sei, und ob da was Abgekartetes sei oder ein Zufall. Daß Hans das Vermögen verthue, sein Meitschi ihm abstehlen wolle, das dünkte ihn strengs — ein Bruder dem andern. Doch was Besseres soll man erwarten von Menschen ohne Glauben und nur auf's Wohlleben dressirt? Aber es schien auch der Vater mitzuhelfen, er wußte ja, wer Gotte war, und das gmühte Benz sehr. Er hätte doch vom Vater erwarten sollen, daß er ihm nicht solchen Lohn gebe für seine Aufsicht und Arbeit. Denn, daß was geschafft wurde im Hunghafen und nicht alles zu Schanden ging, war das nicht ihm zu verdanken?

Ob Benz Recht hatte oder nicht, wollen wir nicht ermitteln. Sehr merkwürdig ist es übrigens, wie lieblos, ja grausam Eltern, die auf einen Plan, eine Spekulation versessen sind, gegen Kinder sein können, und oft gegen die besten, und obendrein noch von ihnen fordern, daß sie nicht muxen, allerwilligst sich darein ergeben wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt.

Jedenfalls war Vater Hans sehr aufgeregt, konnte nicht zur Ruhe kommen, stand um's Haus herum, horchte nach allen Winden, ob niemand heim komme, und kam jemand, so war es ein Kiltbub. Die hatten es schlimm selbe Nacht und streuten zur Rache das Gerücht aus: Der Amtsrichter habe keine Ruhe mehr im Bette, laufe ganze Nächte herum, der müsse was Gröbliches auf dem Gewissen haben. Das war es aber nicht, was Hans so unstät um's Haus trieb; aber er hatte, wie man zu sagen pflegt, voll bis oben aus, mochte nicht warten, bis er den Kratten leeren konnte, dafür aber mußte Sohn Hans da sein. Es war auch Angst dabei, wie weit es gekommen, denn da er in einem Tage so viel vernommen, was mußte nicht alles noch zu vernehmen sein? Diese Angst ließ ihn vergessen, daß zu einer solchen Kapitelten und Auseinandersetzeten der Zustand, in welchem Hauptmann Hans

gewöhnlich heim kam, eben nicht der geeignetste sein möchte. Aber Hans kam nicht heim. Früh wollte der Vater Benz wecken, aber er kam zu spät, der war schon auf und machte sich zweg, denn Benz hatte eben nicht viel geschlafen, nicht weil er nach Hans blangete, sondern weil er hoffte, er komme nicht, und auf das Schwinden der Nacht harrte, um fort zu sein, wenn Hans allfällig noch am Morgen heimkommen sollte. Aber es zeigte sich kein Hans und Benz ging ab.

Es war ein Wintertag, in dunkelgrauen Nebel war die Erde gehüllt, wie ein grobes Packtuch. Benz machte aber keine Betrachtungen über den Nebel, weder naturkundige noch moralische noch metaphysische, sondern er schritt darin fort und zwar auf einem Nebenwege, um jedenfalls Hans nicht zu begegnen. Er pressirte nicht mit Laufen, denn er war zeitlich auf dem Wege und begehrte nicht gar zu früh anzulangen und bei den Kindbettileuten einzusitzen, als hätte ihn der Hunger getrieben. Er studirte seine Lage und dachte, was wohl Gretli für ein Gesicht machen werde, wenn es ihn sehe und nicht den Hans, und was er für ein Gesicht darauf machen wolle, und ob er kupen wolle und allfällig wie lange, oder ob er gleich ein freundlich Gesicht machen solle, wenn Gretli auch keines mache, oder doch dann, wenn es Frende erzeige, wenn es ihn sehe. Es meint mancher Professor, er liege schweren Studien ob, und sieht mit Verachtung auf ungstudirte Leute, auf Bauernbursche sieht er gar nicht. Du armer Professor, ernster und schwerer studirtest du sicher nie als Benz aus dem Hunghafen selben Morgens im Nebel.

Indessen bekennen wir gerne und laut, theils um unser Leben zu retten, theils um nicht total in Ungkanz zu kommen in der Welt, wo die Professoren so dichte stehn wie Hühnerdarm an altem schattigem Gemäuer, daß wir den tiefsten Respekt haben vor tiefen Studien und professorlicher Gelehrsamkeit, können uns jedoch nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, daß wir kaum in einem Stande hochmüthigere, düm-

mere, ja beſchränktere Menſchen angetroffen, als unter den Profeſſoren. Unter den Frauen Profeſſorinnen giebt es recht liebenswürdige. Bauersleute nehmen Bemerkungen über den Bauernſtand an, recht gutmüthig, auch wie gebildete Chriſten, die zum Heil und Frommen anzuwenden wiſſen, was zum Heil und Frommen geſagt wurde. Redet man aber einmal von etwas aus dem Bereiche eines Profeſſoren, gleich ſpukt ſo ein klein Profeſſorchen auf wie ein Feuerteufel, thut als hätte man Gott geläſtert und ſei aller Bildung, aller Kultur baar, ein Reaktionär von der erſten Sorte, obgleich man vielleicht einmal Griechiſch getrieben ein wenig und an den Wiſſenſchaften gerochen ein wenig. Nun, wir nehmen ihm das nicht übel: wo Einer ſich für eine Majeſtät hält, namentlich ein Profeſſor, da wittert er auch Majeſtätsverbrecher und verhängt Strafen gegen den Hochverrath, und trotzdem bekennen wir offen, daß wir der Ueberzeugung leben: wenn mehr Gras wachſen und es weniger ſogenannte Wiſſenſchaft geben würde, ſo hätten wir beſſere Milch und geſundere Naturen.

Nun aus ſeinen Studien war Benz aufgeſchrecket, wie es ſelten einem Profeſſor zu Theil wird. Wo muß es aus ſein? ſprach jemand hinter ihm. Erſchrocken fuhr er zuſammen, und hinter ihm ſtand Gretli. Vielleicht gehen wir den gleichen Weg, antwortete Benz, aber auf dem hätte ich dich nicht erwartet. Und deßwegen gingeſt du ihn nur, um mir nicht zu begegnen und mit mir zu laufen. Da nimmt es mich nur wunder, daß du dich nicht ſchämſt, mit mir zu Gevatter zu ſtehen, und daß du die Sache angenommen oder nicht einen Knecht geſandt haſt? ſagte Gretli. He, du wirſt wohl wiſſen, wer eigentlich zu Gevatter ſtehen ſollte und daß ich nichts abzuſagen hatte, erwiderte Benz. Was wollte ich wiſſen, ſagte Gretli, Hans Uli lief fort und ſagte mir nichts. Da kam das Gered auf, Hans werde Götti ſein, nun mit Schein biſt du's? Aber warum gingſt du dieſen Weg und fuhreſt nicht? frug Benz. Das will ich dir ſchon ſagen, antwortete Gretli.

Ich wollte mit Hans nicht zusammentreffen und auch nicht mit ihm fahren, ich hasse ihn je länger je mehr, ich müßte mich ja schämen, mit solchem Ustath, ich sage es grade aus, wenn er schon dein Bruder ist, in einem Fuhrwerk zu sitzen. Am Abend will mich der Vater abholen, da er ohnehin etwas zu verrichten hat, darum ließ ich mich nicht führen, weil er das Fuhrwerk braucht. Hätte ich gewußt, daß du Götti seiest, hätte ich mir den Umweg ersparen können. So, sagte Benz, du scheust dich also nicht, mit mir zu gehen? Gretli gab einen scharfen Blick zur Antwort und Benz fort: Hans ist der Götti und ich schlottere bloß für ihn. Gestern kam einer von den Millionsketzern und lockte ihn fort an eine Versammlung, und heute war er noch nicht heim und hatte nichts gesagt, ob er heim komme oder ob es jemand für ihn verrichten solle. Der Vater war über Mittag nicht daheim und war sehr böse über Hans, daß er so fort gegangen. Es ist gut, kam er nicht heim, ich glaube sie hätten einander in die Finger genommen, so böse war der Vater, und der Bruder ästimirt niemanden mehr, weder im Himmel noch auf Erden, es ist mir leid, daß ich es sagen muß, vielleicht sollte ich nicht, vielleicht daß du es zürnst. Da stund Gretli still und sagte: Hör, Benz, wenn du mir das vor Leuten gesagt, so hättest böse Worte bekommen oder einen Klapf, so hart als ich ihn aufgebracht. Schäme dich, mir so zu kommen, das steht dir grundschlecht an. Du hast mir nichts vorzuhalten, aber Benz, denk a d'Gränneten. Wahr ist's: Hans strich mir seit einiger Zeit nach, aber hast je gehört, daß ich ihm ein gut Wort gegeben oder je drei Schritte mit ihm gegangen sei. Es war mir genug zuwider, wenn ich ihn antraf, aber ich hatte ihm Weg und Steg nicht zu verbieten. Und jetzt schweig mir von dem, oder ich kehre wieder um und du kannst dir eine Gotte suchen, wo du willst. Wenn du klagen willst, so klage über euch, du hast Grunds genug. Ja, sagte Benz, so ist's. Aber was vermag ich mich dessen und muß es doch entgelten,

alles geht über mich aus und doch kann ich daran nichts machen, und jetzt obendrein thust du noch wüst mit mir. Es ist als ob ich gar kein Wörtchen zu keiner Sache mehr sagen sollte. Das ist gstürmt, antwortete Gretli. Red meinethalben was du willst, aber mir komm nicht mit unbegründeten Sachen, wo man nicht annehmen kann, so Einen wie Hans lasse ich mir nicht vorhalten.

Ja, sagte Benz, wüst thut er, aber so wüst wie er thut, ist er eigentlich denn doch nicht, er hat daneben denn doch ein gutes Herz, darum kann ich ihn nicht hassen, von wegen er duret mich. Lue, wenn einmal Einer in dem Kor ist, so ist er nicht mehr Meister, er ist nicht mehr sein selbst, er muß mithalten, mitmachen, nicht wie es ihn gut dünkt, sondern wie die Andern vormachen, da ist kein Pardon. Hans war oft daheim, dachte nicht daran, fortzugehen, da kam Einer und ließ nicht nach, bis er ihn weggelockt; nun, war er einmal dabei, that er wie die Andern und konnte oft zahlen für die Andern. Gegen mich war er nicht bös. Wenn ich muckelte oder aufredete, so sagte er, Benz sei kein Tropf, sie zwängen, und ändern kannst du nichts, es kömmt einmal von selbst anders, mach mit, brauch, was du magst, daneben laß Kohli walten. Er gab mir, besonders in der letzten Zeit, mehr gute Worte, als ich ihm, das machte mich aber nur böse gegen die Bande, welche ihn am Bändel hatte. Da war nichts als Hauptmann hinten, Hauptmann vornen, ein Gschleck ohn' Ende, es muß Einer ein Narr werden, wenn man so an ihn setzt, wie man an Hans setzte. Du glaubst aber auch nicht, was das für eine Bande ist voll Nichtsnutzigkeit; wenn mir Einer sagte, sie thäten den Tüfel anbeten, ich glaubte es auf my armi Thüri. Da ist, wenn sie beisammen sind, nichts als Gespött über die Religion, Großthun mit schlechten Sachen. Wessen ehrliche Leute sich schämen, dessen rühmen sie sich, karten ungschämt schlechte Stücke ab, wie sie das Recht verdrehen, diesen, jenen, der ihnen das Vertrauen geschenkt, so

recht vaterländisch hineinsprengen und beschummeln könnten. Ich dachte manchmal bei mir, bei einer Räuberbande wäre noch ein heilig Sein gegen das. Mir stellte es den Verstand, wenn ich dabei wär. Aber Hans konnte es nicht einsehen und begreifen, daß diese Bande es mit ihm nicht besser meine, als mit allen Andern, es war ihm wie angethan, oder als wenn er ein Brett vor dem Kopf hätte. Ich habe manchmal an Götti Benz gedacht, wie er so Recht hatte, und konnte nicht begreifen, wie mein Vater dabei sein mochte, wenn er alles wußte und was die für Grundsätze hätten, es ist e Grus!

Ist's wahr, frug Gretli, dein Bruder sei voll Schulden, wie ein Hund voll Flöh? Ich habe Ursach, es zu glauben. Tief darin, sagte Benz, ist er, aber er weiß kaum selbst wie tief. Er ist in Gemeindssachen und allerlei sonst, und ich mag seit langem nicht vermerken, daß er schreibt und d'Sach gehörig aufmacht. Da wird es strub genug aussehen, und wenn es einmal an ein Erlesen geht, will ich lieber nicht dabei sein, und das wird wohl einmal sein müssen. Mir sagen die Leute nicht viel, begreiflich, aber vorgestern frug mich Einer: was wohl Ankenbenz gegen uns hätte? er habe im Gemeindrath aufgeredet, so könne man es länger nicht gehen lassen, oder so wolle er nicht dabei sein. Es heig e kei Gattig, wie man im Rückstand sei mit den Rechnungen, in keiner Kasse sei Geld, und hinter der Gemeinde liegen die Titel nicht, welche hinter ihr liegen sollten. Er hätte niemanden vernamset, aber es hätten es doch Alle gewußt, auf wen es hauptsächlich gehe, und es hätte die Leute wüst düecht, daß er so auf Hans haue, und niemand habe ihm viel darauf gehalten. Ich sagte nicht viel darauf, aber Recht ist Recht, und wenn dein Vater zufahren würde, so wäre es mir Recht, so wüßte man endlich einmal, woran man wäre.

Es wisse nichts davon, sagte Gretli, der Vater rede nicht mit ihnen über solche Sachen, das gehe die Weiber nichts an,

sage er. Was sie wüßten, thäten sie von andern Leuten vernehmen, aber es sei lange niemand bei ihnen oben gewesen. Daneben sei es möglich, der Vater sei ja ein Exakter und es sollte ihm Alles gehen, wie es vor Alters Uebig gewesen und Recht. Er solle ihm deßwegen nicht zürnen, er habe es sicher nicht aus Feindschaft gethan, daß könne es Benz versichern, daß er ihm lieb sei und es gewiß gut mit ihm meine. Brauchst dich deswegen nicht zu versprechen, sagte Benz. Ich habe ihm nur Ursache zu danken, wenn er die Sache abtreibt. Einmal muß es doch an Tag, und je eher es geschieht, desto weniger übel geht es. Dann gehen dem Vater die Augen auch ganz auf, und wer weiß, ob er dann das neue Ghudel nicht auch satt kriegt und umkehrt und es wieder mit denen hält, wo ehemals seine Freunde waren und wo es ihm und uns allen anders gut ging, als es jetzt geht.

Wie die Wege zusammenschrumpfen und die Zeit von dannen fliegt, wenn man so in Liebesgesprächen wandelt, das weiß jeder, der jemals in Liebesgesprächen gewandelt und dabei weder Hunger noch Durst gehabt hat. Vielleicht daß eine junge zarte Seele obige Gespräche nicht für Liebesgespräche gelten lassen will, weil keine Seufzer der Liebe, keine Ach und Oh, keine Aufblicke nach oben, keine Schläge auf's Herz, nichts von herrlichen Augen und lieblichem Munde vorkommen. Aber zarte Seelen sind gewöhnlich sehr unerfahrene Seelen und wissen nicht, daß es bei Liebesgesprächen hell nichts auf die Worte ankömmt, sondern auf die Liebe, aus der die Worte kommen. Es hat mancher Halunk Liebesgespräche geführt, o so schön und süß, daß man sie wie den besten Grasanken hätte auf's Brod streichen können, und es war kein Funke von Liebe darin, während obige Gespräche aus ganz grusamem Gutmeinen kamen.

Und während den Gesprächen schwoll dieses Gutmeinen an wie die Emme bei mächtigem Regen oder beim Föhn, wenn der Schnee schmilzt, und leuchtete zuletzt aus den Augen, daß

man hätte Scheiter daran anzünden können, nicht bloß Späne oder Schwefelhölzer. Es war recht gut, daß das Läuten des zweiten Zeichens ertönte, welches im Nebel erklang wunderbar, als sei der Nebel ein klingender geworden und beginne zu klingen und zu läuten in seinem grauen Schoose; sonst, wenn das innere Feuer so zugenommen, so hätten zuletzt nicht bloß die dürren Zaunstecken, sondern selbst die grünen Bäume am Wege in Brand gerathen können. Sie mußten pressiren, wenn sie bei anständiger Zeit ankommen wollten, und langten endlich am Orte ihrer Bestimmung an, so eben recht, daß sie noch ein Kaffee zu sich nehmen konnten. Hans Uli und seine Frau, eine von dem Schlage, wie man ihn gerne hat für Pächtersfrauen und die später oft zu Bäurinnen gerathen, fühlten sich geehrt, daß die erbetenen Gevattersleute selbst kamen und sich nicht vertreten ließen. Es war ein Mädchen, welches getauft werden sollte, und die andere Gotte war die Bäurin im Gschwätz, eine lustige Frau im besten Alter, d. h. wo man nicht zu sagen braucht, wie alt man sei, weil die Haare es zu verstehen geben, die man auf dem Lande nicht hinter eine Perücke verbergen kann, und wo man je länger je weniger ein Blatt vor's Maul zu nehmen braucht, weil man hinter den Worten nichts Apartes mehr sucht, wie bei einem jungen Meitschi, wo man auf die Worte paßt wie die Katze auf die Maus, um zu erfahren, wie gerne es einen Mann hätte und welchen am liebsten.

Hans Uli that verwundert, den Benz zu sehen und nicht den Hans, die Bäurin im Gschwätz meinte dagegen, allem an sei das nicht der Lätze, sondern der Gotte gerade der Rechte, daß er ihr nicht rechter sein könnte, auch sie hätte nichts wider ihn, wenn er schon Eine mitgebracht, sobald er andern ehrlichen Leuten auch noch ein Wort gönne und verstünde, was sie redeten. Es war eine stattliche Gevatterschaft, wie sie jedem Kinde wohl ansteht und in fremden Kirchen Aufsehen erregte, wo die Mädchen lange lange Hälse machen, länger als die

Giritzen, um zu sehen, was die Gotte anhaben und was für Knöpfe der Götti an seinem Rocke und was für Mienen er mache und wie er ihnen überhaupt gefalle. Der Pfarrer predigte schön, wie es sie dünkte, zwar wohl laut, daß er sicher die Fenster erschüttert hätte, wenn sie nicht daran gewohnt gewesen wären. Aber das hätte nichts gemacht, denn die Bäurin im Gschwätz sagte: so eine Predigt höre sie gerne alle zwei oder drei Jahre, es putze nichts besser die Ohren, als so eine. Es dünke sie immer, sie höre nachher d's Halb besser, es mahne sie so an eine bravi Kemiruffete, wenn sie nur nicht so lang gewesen wäre.

Es war kalt, die Kirche ziemlich leer, von den Wärmemitteln, Mänteln, Schwals, Wärmpfanne, Schlüpfen u. s. w. weiß man auf dem Lande noch wenig, es ist daher sicher keinem Menschen zu verargen, wenn er eine lange, lange Predigt, wo man über anderthalb Stunden in der kalten Kirche ausharren muß, nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt. Nur der Pfarrer kann sich erwärmen, ja sogar in gelinden Schweiß bringen, wenn er in der Kanzel auf und niederfährt wie ein Eichhorn an seinem Gitter. Aber was würde er zu seinen Zuhörern sagen, wenn die in ihren Stühlen auch so auf und niederfahren und den Schweiß suchen wollten? Die müssen stille sitzen, sollen sich nicht rühren, frieren begreiflich erbärmlich. Das ist denn doch wirklich nicht recht, sondern ein Vorrecht, wenn, während Alle erbärmlich frieren, nur ein Einziger angenehm warm hat, und wer ein Menschenfreund sein will und kein Aristokrat ist oder gar ein Rathsherr, sollte Verstand haben, es kürzer machen und nicht vergessen, daß die Folter abgeschafft ist, und das halten wir wirklich für eine Folter und noch dazu für eine sehr ungesunde: anderthalb Stunden lang in der Kirche sitzen und frieren zu müssen jämmerlich.

Jedoch möchten wir dringlichst bitten, aus dieser Bemerkung nicht den Schluß zu drehen: mit Schein wären wir nicht

großer Liebhaber von Gottes Wort, sonst könnten wir um desselben willen Frost und Schnee ausstehen nicht bloß Stunden, sondern Tage lang. Excuse, gegen diese Folgerung möchten wir Einwendungen machen, erstlich bemerken, daß uns denn doch ein beträchtlicher Unterschied zu sein scheint zwischen einer langen Predigt und Gottes Wort, und zweitens, daß in dem Maaße eine Predigt Gottes Wort sich zu nähern scheint, als die Zuhörer in derselben sich erwärmen und nicht erkälten, und daß lange Predigten, besonders im Winter, sehr oft nichts sind, als ein langes Geschnader, weil der Prediger zu besonderem Nachdenken die Zuhörer nicht werth geachtet und den Mangel an Gedanken durch die Menge der Worte zu ersetzen meint.

Nun diesmal hatte diese lange Predigt das Wohlthätige, daß sie Stoff gab zu allerlei Bemerkungen und Anekdoten, mit welchen man sich die langwierige Fröhlichkeit zwischen der Predigt und dem Essen verkürzte. Die Bäurin im Gschwätz hatte ein gut Gedächtniß und einen gesalbten Mund, und mit diesen Dingen vermag man viel zu verrichten. Sie brichtete, wie ihre Mutter immer von einem Pfarrer geredet, der auch so lang gepredigt, daß man es nicht habe erwarten mögen. Einmal, an einem Bettag, habe er den ganzen Morgen voll gepredigt, daß es den Leuten ganz blöd um's Herze geworden und alle gedacht, wenn er um Gotteswillen doch nur schwiege. Da habe er gepredigt gerade als ging's an's Ende, daß viele halblaut gesagt: Gottlob, jetzt ist's aus. Aber statt Amen habe er gesagt: jetzt wollten sie eine Pause machen und sich stärken; wer was bei sich habe, solle es machen wie er, nachher wolle man wieder fortfahren. Darauf sei er abgesessen, habe ein groß Stück Brod hervorgezogen und zu essen angefangen. Nun, als er fertig war, brauchte er auch nicht fortzufahren. Die Zuhörer waren ausgerissen bis an den Sigrist. Herr Pfarrer, habt nicht Müh, sagte dieser, ich denke, wir gehen auch heim und nehmen was Warmes. Die Leute sind

zufrieden und schenken uns das Andere. Es thäte sie nur schläfern, es ist so heiß.

Hielt er den andern Theil nicht nachher? frug Gretli. Weiß selb nicht, sagte die Bäurin, die Mutter sagte nichts davon. Da machte es ein alter Herr, er soll noch nicht lange gestorben sein, zu Brastigen anders. Der hatte einen Vikari und sollte eigentlich nicht mehr predigen, aber er that es grusam gerne und der Vikari war grusam geschickt, aber wenn jemand anders seine Sache machte, so zürnte er es nicht. Der ließ den alten Herren an einem Bettag Nachmittag predigen. Die Leute wußten, wie lang der Herr mache. Als sie ihn kommen sahen von weitem, der Kirchweg ist lang, stob alles Hals über Kopf davon. Als der Herr zur Kirche kam, stand der Sigrist vor derselben und sagte: Herr Pfarrer, es ist mir leid, ich weiß nicht, was das ist, aber die Kirche ist leer, kein Mensch ist darin, es muß da ein Irrthum sein. Der Herr traute dem Sigrist nicht, es ist auch nicht allen zu trauen, ging selbst in die Kirche, aber der Sigrist hatte Recht. Der Herr schüttelte stark den Kopf und ging heim. Am Freitag war ein Kind zu taufen, was der alte Herr wieder verrichten sollte. Der Vikari war ausgeflogen, die Leute redeten ihm nach, er verdiente seinen Lohn am liebsten mit den Beinen. Als der alte Herr getauft hatte, sagte er, da er am Sonntag seine Predigt nicht habe halten können, so wolle er sie jetzt den Anwesenden halten, und die Kindbettileute sammt zwei Kindbetterinnen mußten zwei Stunden lang die Predigt hören.

Nun, sagte die Bäurin im Gschwätz, es war auch lang genug, aber am Bettag ist's doch nicht so kalt in der Kirche, als es heute war. Ich glaube bald, die Kindbettimannli stecken mit dem Pfarrer unter einer Decke. Je länger die Gevattersleute in der Kirche sein müssen, desto kürzer können sie im Wirthshaus sein, und wenn es so kalt ist wie heute, ist ihnen der Hals zugefroren, daß sie längs Stück nicht

schlucken können, so sparen sie mit einer langen Predigt weiß Gott wie manche Maaß. Als ich meine Füße nicht mehr fühlte und es mich schlotterte wie einen armen Sünder, da war ich fast reuig, daß ich nicht unsere Magd sandte, die wäre so grusam gerne gekommen und wäre anderthalb Tage lang in der Kirche gehocket, wenn sie dafür einen halben Tag an einer Kindstaufe hätte sein können und warten auf gut Schick. Dir wäre es übel gegangen, Meitschi, sagte sie zu Gretli, es hätte nicht müssen zu machen sein, sonst hätte sie dir den Götti abgestochen. O, wir haben schon so oft gelacht ihretwegen, aber sie achtet sich dessen nicht. Sie ist wüst, hat ein Gesicht wie ein Krautkuchen und ist arm, den Lohn braucht sie immer vor; sieht ein Bub sie an, so kramet sie ihm oder zahlt ihm Wein, und alles will nichts helfen, es ist längs Stück nichts mehr mit ihr anzufangen und sie redet manchmal Sachen, daß man ihr abputzen müßte, wenn man vor Lachen könnte. Letzthin sagte sie: man sage, es werde dem Menschen alles geordnet, was er erleben müsse und wen man heirathen solle, der werde einem auch geordnet. Aber sie sag's, Einen wollte sie, sei ihr keiner gordnet, so nehme sie einen Ungordneten.

So ging die Zeit ziemlich kurzweilig um, bis endlich die Wirthin kam und ankündigte, daß man bald werde essen können; aber vorlieb nehmen müßten sie. Sie könne nicht aufwarten, wie es jetzt an vielen Orten der Brauch sei, mit Gflügel und andern guten Sachen, sie müßten sich begnügen mit Schaalfleisch. Mit Tauben und Hähneli hätten sie sich nie stark abgegeben und jetzt, seit die Erdäpfel fehlen, gar nicht. Sie hätten den größten Theil des Gesichts abgeschafft. Es komme Einem freilich unkommod, aber der Mann habe es nicht anders gethan, und im Grund habe er Recht, die Hauptsache sei, daß die Menschen zu essen hätten, und wenn man die Sache rechne, so gebe das theure Hühner und Tauben. He, ja, sagte die Bäurin im Gschwätz, großer Profit ist an

dem Zeug nicht, aber man ist sich dessen gewohnt, es giebt noch manchen Kreuzer so neben bei, den niemand achtet, und daneben muß man nicht meinen, daß man so päpstlich sein müsse und alles machen, was den Männern durch den Kopf fährt. Es ist Eine eine dumme Frau, wenn der Mann d's Halbe merket, was sie macht. Meiner meinte auch, ich sollte die halben Hühner abschaffen, wir hätten immer noch d's Halb z'viel. Aber sie reuten mich, es waren alles greifete Hühner und mir lieb. Ich widerredet ihm nicht, aber ich dachte, es werde keine Sünde sein, sie am Leben zu lassen, bloß z'tödten sei verboten; ich ließ daher immer nur die Hälfte laufen, die andern ließ ich drinnen. Das merkte er nicht und war zufrieden dabei, und wir gingen dabei auch nicht zu Grund.

Das könnten wir nicht machen, sagte Gretli lachend. Unser Vater weiß immer alles, was geht, wenn er schon thut, als achte er sich nicht. Die Mutter hat schon manchmal gesagt, sie wisse es nicht, wie andere Weiber es machen, daß ihnen so viel hinterrucks angehe, einmal sie möchte sich nicht unterstehen, das Geringste hinter Vaters Rücken zu machen, von wegen er ist bsunderbar e Merkige und e Gscheite. Narrheit! sagte die Bäurin im Gschwätz. Meiner ist auch kein Löhl, er hat eine feine Nase und wird wohl so merkig sein als dein Alter, aber er ist halt nicht mehr als ume e Ma. Der Unterschied ist der, ich bin dümmer als deine Mutter, sie macht's und sagt nichts, ich mach's und sage es, doch gewiß nur, wenn ich eine gute Stunde von meinem weg bin. Und wenn er es vernähme, thäte er nicht wüst? frug die Wirthin. Wahrscheinlich, aber dann thäte ich die Bibel nehmen und ihm unter die Nase halten, 1. Pet. 3, 7 und ihm sagen: Schmöck Möff, antwortete die Bäurin. Wie heißt es denn da? frug die Wirthin lachend. So ganz genau kann ich es nicht sagen, antwortete die Bäurin, allweg ist der Sinn so: Ihr Männer, habt Verstand mit den Weibern und gebet ihnen als den Gescheidtern die Ehre. Es wird kaum ganz so heißen, meinte

Benz. Allweg wird es nicht viel fehlen, sagte die Bäurin, und wenn es nicht ganz so heißt, so sollte es doch so heißen, denn so ist es doch.

Da wurde die Unterhaltung, die gelehrt zu werden drohte, abgebrochen, dieweil das Essen anging. Dieses bot nichts Merkwürdiges dar; wie die Wirthin bemerkt, wurde nur Schaalfleisch aufgetragen, kein Geflügel, wenn man nicht etwa Speck und Schinken dazu zählen will, nach dem bekannten Exempel des Rathsherrn von Biel, der sich beklagte, wie theuer bei ihnen das Geflügel sei, seine Köchin habe letztlich fünfzehn Batzen für ein Gitzi bezahlen müssen.

Zeitlich erschien Ankenbenz mit der Bemerkung, er habe pressirt, es werde kalt, er möchte zeitlich heim. Er machte große Augen, als er den jungen Benz sah, aber es war ihm nicht unrecht. Er behandelte denselben sehr freundlich, so daß es diesem recht wohl um's Herz ward. Ueberhaupt Allen war er eine freundliche Erscheinung, besonders nahm ihn die Bäurin im Geschwätz in Beschlag, fing ihre Späße über das frühere Thema dem Betragen der Männer wieder an und freute sich, den zu sehen, der von keinem Weibe zu betrügen sei, er werde wohl der rarste Vogel sein unter der Sonne und so weit der Himmel blau sei. So ging's, daß Benz sich länger aufhielt, als er Willens gewesen und kaum Zeit zu einem vertrauten Wort mit Hans Uli fand. Benz, sagte er, er wollte ihm das Reiten anbieten, wenn er nicht ein so eng Schlittchen hätte, daß zur Noth zwei darauf Platz hätten, geschweige drei. Dagegen solle er bald hinaufkommen, er hätte mit ihm zu reden. Als sie fort waren, ereignete sich eine Seltenheit, man rupfte nichts an den Abgefahrenen auf, fand nur zu rühmen. Ja, die Bäurin meinte sogar: Hör, Junge, wenn das Meitschi dich will, so fahr ab und mach nit lang, das ist nicht eins von denen, wo um Zwölfi noch auf dem Märit stehn, weil sie nicht Kauf gefunden. Ich habe auch zwei Meitschi, nicht die leidesten, aparti erleidet sind sie mir nicht,

aber weil du ordentlich gethan, hätte ich dir vielleicht gesagt, du solleſt einmal zu uns kommen. Es nimmt mich ſo ſatt wunder, an einem zu probiren, wie es mit dem andern ginge, wenn es eine Frau würde, aber jetzt will ich nichts ſagen, als: mach nit d'r Narr, wart nit bis morn, wenn d'die hüt ha chaſt. Das müſſen reiche Leute ſein, meine Meitſchi ſind auch nit blutt, allweg bekommt jedes einen Sommerſtrumpf und einen Winterſtrumpf für abz'wechſle und es Imi oder was dürr Schnitz füre erſte Hunger, aber da giebt's wohl noch es Bälli Anke und es Schnefeli Brod, und was ſchickt ſich da beſſer, als e Löffel voll Hung zu Brod und Anke.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von einem großen Schnee und einem plötzlichen Todesfall.

Wenn Einer eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen, heißt es in einem Liede, aber wie ſehr die, welche daheim geblieben, auf dieſes Erzählen blangen, heißt es in keinem Liede, und doch iſt das Verlangen des Hörens meiſt größer und häufiger, als der Trieb zu erzählen.

Wer hat es nicht ſchon erfahren, wenn er heim kam und das Maul nicht alsbald aufthat bis hinter die Ohren, entweder weil er müde war, oder weil er nichts wußte, ein: Weißt nüt neus? nach dem andern auf ihn einkam und immer ſpitzer, immer ähnlicher dem Zauberſpruch des Räubers, Blut oder Geld, bis er mit etwas raus mußte, mit einer nageineuen Lüge endlich, wenn er keine Wahrheit wußte. Nun ſo arg war es auf der Ankenballe nicht und auch nicht nöthig, wenigſtens an ſelbem Sonntag nicht. Allerdings nahm es Liſi wunder, was gegangen war, aber ſeine Leute zu preſſen wie eine

Citrone, um zu ihren Erfahrungen zu kommen, hatte es nicht im Brauch und diesmal auch nicht nöthig. Gretli hielt nicht hinter dem Berge. So sehr es Lisi freute, daß Benz da gewesen und nicht Hans, so sehr ärgerte ihn's auch Hansens Betragen. Das sei denn doch nicht erhört worden, sagte es, daß Einer es vergessen, daß er Götti sein solle, davon gelaufen sei, ohne wenigstens einen Andern zu bestellen. Es sei gut, daß Gritli das nicht erlebt, das hätte es nicht verwinden können. Es sei eine Schande für's Haus, und wenn es unter die Leute komme, so müsse es sich wohl die ganze Gemeinde entgelten und sich vorhalten hören, wie kommod es sei, hier Göttene zu bestellen. Wenn der Vater jetzt nicht dem Jungen sein Treiben ein für allemal stelle, so halte es sein Lebtag nichts mehr auf ihm.

Wenn's stark nebelt, schneits gerne viel, so geschah es auch damals. Es stockte am folgenden Morgen vom Himmel, als ob droben alle Federbetten aufgegangen und mit Platzregen befeuchtet die schwer gewordenen Federn niederfielen. Oder waren die großen Flocken Liebesbriefchen der Sonne, welche sie der lieben Erde sandte, von der sie durch den wüsten Nebel geschieden war wochenlang, der jetzt zur Strafe selbst das Material sein mußte zu der Sonne zarten Liebesbriefchen. Es schneite am Montag aneinander und eine Flocke drängte die andere, daß man kaum fünf Schritte weit sah und die Hühner gleich nach Mittag z'Sädel wollten, weil sie meinten, es ginge auf den Abend.

Auf einem Bauernhof auf den Bergen ist's dann ein einsam heimelig Leben. Man ist abgeschnitten von der Welt, die Wege sind verschneit, es geht, wenn nicht besondere Umstände obwalten, niemand vom Hause und es kömmt niemand, als etwa, wenn der Melker mistet, eine hungerige Krähe auf den Mist. Drinnen spinnt es, als ob das Stroh vom Dache gesponnen sein müßte, die Knechte holzen, wenn das Dreschen aus ist und Holz beim Hause, oder machen Bänder für die

nächſten Garben. Wer ſchnefeln kann, beſſert das Werkzeug aus, macht Hauenſtiele, Aexthelme und Flegelshäupter in Vorrath. Am Abend ſammelt man ſich in der Stube, haspelt die vollgeſponnenen Spuhlen ab, rüſtet zum Gebrauch oder zum Dörren Aepfel oder Erdäpfel, ja auch Möhren oder Rübli werden klein geſchnitten, um wohlgedörrt den wahrhaftigen Kaffee zu verbeſſern. Soll es länger als einen oder zwei Tage dauern, ſo bricht dann wohl ein vorwitzig Knechtlein aus, dem es zu eng wird im weiten Hauſe, unter dem Vorwand, es müſſe doch erkundigen, wie tief der Schnee ſei und ob irgend wo noch Leute lebten. Manchmal kömmt es noch ſelben Abend heim, oft aber erſt am folgenden Morgen und weiß dann auch viel zu erzählen, warum es nicht ſchon am Abend geſchehen ſei, daran iſt dann aber zumeiſt wenig Wahrheit, oft iſt es pure Dichtung.

Nun ſchneite es ſelbe Zeit ſo vaterländiſch, als ob es nicht mehr aufhören wollte, bis Mittwoch Abends. Da war guter Rath theuer, denn am Donnerſtag war Unterweiſung, und Bäbeli, Gretli's Schweſter, erklärte, die fehle es nicht, es wolle keine fehlen, Krankheit ausgenommen, das habe es ſich heilig vorgenommen. Vergeblich ſtellte man ihm vor, der Pfarrer ſei auch ein Menſch, werde daher wohl Verſtand haben; vergeblich ſagte Gretli, weißt ja nicht, daß der Pfarrer immer ſagt, bei ſolchem Unwetter ſolle man nicht kommen, er begehre nicht, daß man die Geſundheit verderbe. Das wiſſe es wohl, daß das der Pfarrer ſage, ſagte Bäbili, aber einmal wolle es keine fehlen, und jetzt ſolle man es nicht mehr plagen. Endlich trat der Vater auf ſeine Seite und ſagte: Laßt mir das Meitſchi ruhig, ſei es jetzt Hochmuth oder Eifer, ſo iſt die Sache recht, die es will, und darum ſoll es gehen, wenn es zu machen iſt. Am Morgen hatte das Schneien aufgehört. Die Sonne ſah wieder auf ihre Erde, aber kalt. Nach all den Liebesbriefen hätte man glauben ſollen, die Liebe müßte heißer ſein. Aber ſo geht es, wenn man zu äußerlich wird,

fängt es innerlich an zu fehlen, wer zu viel schießt, kömmt um's Pulver, und wer mit Liebesbriefen bombardirt, um die Liebe. Die Knechte mußten an's Schneeschorren hin, das war eine harte Arbeit. Die Wände neben den Wegen wurden über mannshoch, daß man oft nicht recht wußte, sollte man schorren oder einen Tunnel machen. B'hüt Gott das Land, wenn der plötzlich vergehen sollte, da unten ging's ärger als bei der Sündfluth, b'hüt Gott die Berge, wenn der nur von der Sonne abgehen sollte, der bliebe bis z'Michelstag, sagten die Knechte. Kaum war es möglich, den Weg frei zu machen, daß Bäbeli um eilf Uhr in die Unterweisung kam. Ei, meine Kraft, rief der Pfarrer verwundert aus, du auch da und bist mit dem Leben davon gekommen! Bäbeli, weißt du nicht, daß ich gesagt, bei solchem Unwetter oder Unweg sollen die Weitern nicht kommen? Die Knechte haben mir geschorret, sagte Bäbeli, da machte es nicht so viel. Bäbeli that die Sache sehr wohl, es hätte nicht eine rothe Kuh dafür genommen. Der Pfarrer hatte seinen Eifer gesehen, und dem Pfarrer that es, was es konnte, zu Lieb und Ehr. Andere, und zwar Buben, waren daheim geblieben, und die Knechte hatten ihm geschorrt. Was that ihm wohl und was am meisten? Im Herausgehen sagte ihm eine Gespielin: Weißt, der Hunghafen-Hauptmann will sterben oder ist vielleicht schon gestorben? Mein Gott, fuhr Bäbeli auf, wir wissen nichts, die werden losen daheim. Was hat es ihm gegeben, er war ja noch am Samstag z'weg? Man sagt allerlei, aber vom Rechte nicht gern, es ist e grüslige Sach, war die Antwort. Was ist's, was sagt man? frug hastig Bäbeli. Ich weiß es nicht recht, ich darf es auch nicht sagen, man hat es mir gruſam verboten, und wenn es auskäme, daß ich es jemanden gesagt, es ginge mir viel zu übel, sagte die Freundin. Aber mir kannst es wohl sagen, ich sage es wäger keinem Menschen, sagte Bäbeli. Nun folgten die üblichen Formalitäten, bis endlich die Gespielin sagte: Denk, der Hunghafen-Hauptmann sollte am letzten Sonntag Götti

ſein, und ſtatt deſſen lief er mit Kameraden fort, neue a ne Verſammlung vo dene Radikale und ließ Taufe Taufe ſein. Am andern Tag, gerade wo es in die Kirche läutete, kam es ihm in Sinn, und er ſagte es ſeinen Kameraden, was er jetzt verſäumt, da trieben ſie aber das Geſpött, ſchröcklich ſollen ſie geredet haben, daß es noch kein Menſch nachſagen durfte, aus Furcht, es gehe ihm auch ſo: denn wo Hans aufſtehen will, kann er nicht mehr, die Augen wollen ihm zum Kopfe aus, gruſam iſt er verirrt und den Kopf hat er d's hinderfür auf dem Hals. Darauf brachten ſie ihn heim, aber er kam nicht mehr zu ſich, ſelbſt kein vernünftig Wort mehr konnten ſie mit ihm reden, jetzt wird er wohl geſtorben ſein. Man darf gar nicht daran denken. Aber jetzt, daß du mir nit d's Herrgotts biſt und einem Menſchen es Wörtli dr glyche thuſt, keis Wörtli ſieg dr mehr. Natürlich verſprach es Bäbeli, flog heim, als wie aus einer Piſtole geſchoſſen, plötſchte zur Thüre hinein und rief athemlos: Wißt ihr es ſchon wegem Hunghafen-Hauptmann? d's Caspars Mädi hat mir geſagt, am Sonntag, gerade als man getauft, ſei es an ihn gekommen, plötzlich ſei er verirrt und nie mehr zu ihm ſelbſt gekommen, und jetzt werde es mit ihm aus ſein.

Begreiflich erzeugte das große Bewegung in der Familie. Wie es geſchieht, die einen glaubten, die andern nicht. Es ſei nur ein Gaſſengerede, es habe es nur ein Kind geſagt, man hätte es ja auch vernehmen müſſen, ſagten die einen. Es müſſe was daran ſein, erſinnet ſo ganz z'leerem hätte das niemand, und wie man das hätte vernehmen wollen, da wegen dem Unwetter niemand da geweſen, meinten die anderen.

Benz war nicht daheim; er hatte es verſucht, in den Wald zu gehen, um mit Knechten nach allfälligem Schneefall zu ſehen. Liſi entſchied daher, man müſſe warten, bis Benz da ſei, um etwas zu machen, ſo mir nichts dir nichts hinunterſenden möge es nicht. Sei es nichts, werde man ausgelacht, ſei es gar ernſthaft, ſo werde man wohl Beſcheid machen.

Gretli hätte gegen diesen Entscheid sich gerne aufgelehnt, aber was Lisi gesagt, war gesagt und nicht in den Wind geredet. Es blieb ihm nichts übrig, als den Vater herbei zu beten. Aber gäb wie es wünschte und hinaus sah, kam derselbe nicht, so daß, wenn man sich nicht der zwei Knechte getröstet, Lisi Angst bekommen hätte. Von Lawinen, die bekanntlich einen großen Bauch und eine gewaltige Macht haben, war in dieser Gegend nichts zu fürchten.

Erst nach eingebrochener Nacht kam Benz und ganz erschöpft. Langsam nur waren sie vorwärts gekommen und mit großer Anstrengung. Der Schnee sei, sagte Benz, wie er ihn kaum je erlebt, und in den Wäldern sehe es bös aus.

Er hatte nichts vernommen und hörte mit Verwundern den Bericht. Wenn er nicht so müd wäre, sagte er, er ginge alsbald hinunter, aber schicken möge er niemanden. Schicke man, wen man wolle, so werde die Sache verplaudert und ein langer überflüssiger Stiel daran gemacht. Uebrigens glaube er nicht recht daran, er denke, Benz wäre wohl gekommen, wenn was dran wäre. So entschied die oberste Instanz. Ja und jetzt, Gretli, was machen?

Nun: in Spanien wären Feuerteufel aufgespritzt und herum gefahren, daß niemand des Lebens sicher gewesen, in Holland wären die Brunnenwasser der Tiefe aufgebrochen, daß nicht nur Y übergelaufen, sondern alles Gewässer von A bis Z, das ganze ABC und Deichbrüche hätten statt gefunden, wie nie noch erlebt worden, von wegen, wenn schon kein groß Unglück geschehen war, keine schwarze Wolke auf's Leben sich gelagert für die ganze Lebenszeit, so hatte sich dagegen ein Gwunder erhoben und vor die Nase gestellt, ein Gwunder, größer als Himmel und Erde und alles was darinnen ist. Gwunder ist Gwunder, kann größer oder kleiner sein, nicht immer nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern nach der Natur des Gwunderigen und der Bedeutung, welche derselbe darein-setzt. Eine gwunderige Frau z. B. kann es fast

verſprengen vor Gwunder, was die Köchin einer Nachbarin vom Markte bringt, ſo daß ſie nicht bloß ſo leiſe drum herum frägt und leiſe auf den Buſch ſchlägt, was der verdeckte Korb berge, ſondern daß ſie darauf zufährt wie der Habicht auf eine Taube und nicht raſtet, bis ſie mit der Gwundernaſe auf Grund und Boden gekommen. Man denke aber nun, daß Gretli Benz liebte und was alles an ſeinem Gwunder hing, was der Gegenſtand ſeines Gwunders barg. Nicht bloß einen Märitkorb und ob eine Ente oder ein Hähneli, drei Salatſtüdeli oder nur zwei Zwiebeln oder Knoblauch, Kirſchen oder Pflaumen, Zuckererbſen oder Blumkohl darin ſei oder gar vielleicht einige nagelneue Erdäpfel, es lag da ein plötzlicher unerwarteter Entſcheid ſeines Lebenslaufes; denn wenn Hans ſtarb, ſo war Benz der jüngſte Sohn, der Erbe des Hofes, man denke!

Gretli beugte ſich ſtillſchweigend unter den Spruch der höchſten Inſtanz, und zwar ohne Feuer oder Waſſer von ſich zu geben, und verwerchete ſeinen Gwunder in aller Stille in ſeinem Kämmerlein. Sein Kämmerlein iſt des Mädchens Heiligthum, der Schauplatz ſeiner Träume, ſein Allerheiligſtes, darum wollen wir nicht mit frevler Hand den Vorhang heben, ſondern bloß berichten, daß am folgenden Morgen das Ausſehen Gretli's davon zeugte, daß ſein Schlaf kein beſonders geſegneter geweſen, ſondern daß die Träume, welche bei wachem Leib durch die Seele fuhren, den Schlaf verzehrt hatten.

Am folgenden Morgen blieben ſie nicht lange im Gwunder. Früh kam ein Knecht aus dem Hungbafen mit dem Bericht, es ſolle doch dr Tuſig Gottswille jemand hinunter kommen, ſie wüßten ihres Lebens nichts mehr anzufangen, laſſe Benz ſagen. Der Knecht wußte nicht viel zu ſagen, als daß man Hans am Montag Abend heim gebracht, wo er bereits verirret geweſen, und ſeither ſei er nie mehr zu ſich gekommen, kenne keinen Menſchen, raſe zeitweis gruſam, werde es aber nicht lange mehr machen, wie die Doktoren ſagten. Es ſei

ihm zu wünschen und den Andern auch, setzte er hinzu. Auch ließ er, als er sah, daß Benz sich rüstete, merken, die Bäurin wäre nöthiger als der Bauer. Die Doktoren fluchten gar über das Weibervolk, es könne und verstehe nichts. Gestern sei einer selbst in die Küche gegangen, habe den Jungfern wüst gesagt und selbst gekocht, erzählte der Knecht. Die Meisterjungfere hätte ihm das böse Maul anhängen wollen, aber deren hätte dann der Doktor gesagt', was ihr längst gehört. Da begriff Lisi, daß sie ihn's nöthig hätten, denn es ist ein traurig Dabeisein in einem Krankenhause, wo die Küche so bestellt ist, daß man nichts darin bereiten, ja nicht einmal siedendes Wasser machen kann. Es ist stark und doch wahr, daß manche sich für eine Köchin ausgiebt und weiß doch nicht, wenn das Wasser siedet, kann singen und strodeln nicht von einander unterscheiden, hat in dieser Richtung gar kein Musikgehör.

Lisi wußte, was Eile werth ist, gab kurze Ordren und war alsbald auf dem Wege. Es sei sonderbar, dachte es, in wie verschiedenen Gedanken und zu verschiedenen Dingen man den gleichen Weg gehe. Dieser Weg führe ihn's fort und führe ihn's heim, und fast allemal, wenn es heim komme, müsse es denken, für was gehst du das nächste Mal aus, oder trägt man dich aus und den Berg ab, dahin, von wo kein Weg mehr weiter führt. Als er von Gritli's Leiche zurückgekommen, da hätte es nicht daran gedacht, daß es wegen Hans den Weg gehen werde und zwar an sein Sterbebett. Der sei gewesen wie ein Baum, daß man hätte glauben sollen, er werde mit den Beinen von allen Andern die Aepfel von den Bäumen werfen können, und jetzt gehe es ungsinnet ganz anders. Ja, ja, so geht es, wie es heißt, und dessen man sich doch so wenig achtet: Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorrt und seine Blume ist abgefallen, aber des Herrn Wort währet bis in Ewigkeit. Unten fand es Alles in der größten Trübsal, besonders Vater Hans. Der arme Hans war bewußtlos, doch tobte er nicht.

Ueber die Natur der Krankheit ſteht einem Laien das Urtheil nicht zu, von wegen die Krankheiten im Canton Bern kriegen ſeit einiger Zeit ſo wunderliche Charaktere, daß die größten Gelehrten total konfus werden, einer wider den andern ſteht und ſie ganz verſchiedene Redensarten in's Feld führen. Ja es iſt ſehr möglich, daß, wenn der eine behauptet, der Patient ſei an dem Miſerere geſtorben, der andere mit bedenklicher Heftigkeit eine Hirnentzündung conſtatirt haben wollte, der eine die Urſache der Krankheit in gewaltſam angethaner Erkältung, der andere in muthwillig erregtem Zornaffekt ſuchen würde. Und zwar geht das ſo nicht nur bei dummen Landärzten, wo der Grund handgreiflich in der Dummheit und Unbildung liegen würde, ſondern bei ſtädtiſchen Capacitäten, bei Profeſſoren ſogar und zwar bei grauen, denen doch junge Weisheit klafterlang zum Maul heraushängt, wo man alſo die neueſte Bildung und große ärztliche Erfahrungen vorausſetzen ſoll, und wo von Dummheit begreiflich keine Rede ſein kann. Woher nun die Confuſion, welche begreiflich den Reſpekt vor den Aerzten nicht vermehrt und Bedenken erregt gegen profeſſorliche Autoritäten und Zweifel über mediciniſches Ehrgefühl und ganz gemeine Ehrlichkeit, wie ſie dem gemeinſten Manne wohl anſteht? Woher dieſe bedenkliche Confuſion, von der man ſonſt nichts wußte? Man ſtreitet ſich darüber, die Einen ſagen, die Krankheit komme von außen her wie die Cholera und die Kartoffelkrankheit, habe unter den Gelehrten Europas ſchon lange gewüthet und werde durch fremde Profeſſoren, vielleicht durch deutſche eingeſchleppt worden ſein. Namentlich bei ihnen ſolle es als Fundament aller Grundſätze angenommen ſein, daß, gleich wie die ſämmtlichen Planeten um die Sonne laufen, ſich nach ihr richten, von ihr allein Leben empfangen, ſo müßten alle Wiſſenſchaften, wie viel ihrer ſeien und wie viele erſt entdeckt würden, um den Satz herumlaufen, von ihm belebt, geſättigt, gerichtet werden: Selber eſſen macht feiß. Von dieſem Satze werden dann abgeleitet

die Lehre von der persönlichen Freiheit und die Lehre von der allgemeinen Freiheit. Andere meinen, es dünket uns aber, dies falle mit dem Obigen fast zusammen, es würden heutzutage die Sachen nicht mehr objektiv, sondern subjectiv beurtheilt; je nach seinen Augen oder seinem Appetit sehe jeder jede Sache an, es gebe nichts Positives mehr, sondern nur Relatives, d. h. kein Ding sei an sich etwas, sondern nur in Beziehung auf mich; so z. B. ist der Zustand, in welchem mir sauwohl ist, ich machen kann, was ich will, die wahre Freiheit, der einzig zu duldende Zustand, und wer es nicht so meint, wer es anders will, dem macht man einfach den Grind ab, dieweil er dem Glück der Völker im Wege steht. Uebergetragen in die medicinische Praxis, lautet es also: Krankheit giebt es eigentlich keine bestimmte und ausgemachte, aber krank ist jeder, den der Arzt für krank ansieht, und so krank, wie es der Arzt ansieht, und wenn zehn Aerzte an einem Menschen zehn verschiedene Krankheiten sehen, so kann er zehn Krankheiten haben. Das ist das Dumme dabei, daß dann jeder Arzt behauptet, die, welche er sehe, sei die alleinige und rechte, das giebt dann eben den Streit. Die dritten endlich, und dieses scheint uns der Wahrheit am nächsten zu kommen, behaupten, es fehle den Aerzten an Bildung und ganz hauptsächlich an Sprachbildung, sie seien ungefähr wie Weltsche, welche deutsch reden sollen, sie könnten hauptsächlich zwei Formen nicht unterscheiden: die aktive und die passive; diese Unbildung beschlägt nota bene die gelehrtesten unter ihnen, Professoren z. B., welche selbst der Zeit vor sind, wie man sie z. B. im Seeland und andern Sumpfgegenden findet, unter gewöhnlichen Landärzten wird sie wenig sichtbar. Die Aerzte, welche mit dieser Krankheit oder Schwachheit behaftet sind, sagen also z. B., du hast gestohlen dem Reichen, dem man seine Sachen nimmt, statt daß sie sagen sollten, du wirst bestohlen, sie sagen, du hast dich erschossen, wo Einer erschossen worden ist, und sagen, du bist ertränkt worden, wo sie sagen

sollten, du hast dich ertränkt, du bist ein Lügner, statt du bist angelogen worden u. s. w. u. s. w. Man begreift leicht, wie dieses zu bedenklichen Verwechslungen veranlassen kann und daß daher jeder Laie sich sehr hütet, in diese Verwirrung zu gerathen und über Krankheiten Urtheile abzugeben, man riskirt dabei viel, ja den Kopf in politischen Zeiten, und wenn der Betreffende eine politische Person ist, wie z. B. der arme Hans, der wie todt da lag.

Sichtbarlich, das wird man wohl sagen dürfen, denn der Erfolg rechtfertigt die Wahrnehmung, ging's mit ihm zu Ende. Lisi that, was es konnte, zu seiner Erleichterung. Als der Doktor kam, sagte er, so ist's recht, nur schade, daß es zu spät ist, aber eine solche Frau sollte man allenthalben haben, wo ein Kranker ist. Wäre er davon gekommen, frug Lisi ängstlich, wenn ihm recht wäre gluegt worden? Glaub's nicht, antwortete der Arzt, die Natur war zu stark angegriffen, und zu lange ging's, ehe recht dazu gethan wurde. Aber macht noch, was ich gesagt, man weiß nie, wie es innerlich aussieht und wie weit Empfindung da ist, wenn man äußerlich auch nichts merkt, das sieht man am besten an den Scheintodten, und wenn man einem Menschen vielleicht ein Leiden abnehmen oder lindern kann, so soll me d'Müh nit schüchen.

Nun Lisi that, was es noch konnte, und still ohne Bewußtsein starb am Nachmittag der arme Hans.

Es war wirklich große Trauer im Hause um ihn. Der Vater weinte bitterlich, es war, als hätte sein Leiden und sein Tod alles Frühere verlöscht, alles gut gemacht. Es ist hart für einen Vater, wenn er voll Groll im Herzen heimkömmt und voll gerechten Grolles, und er findet den Sohn nicht daheim, kann nicht mehr mit ihm reden, bewußtlos kommt derselbe heim und bewußtlos stirbt er ihm. Und doch war es eben gut so, und weislich vom himmlischen Vater geordnet, denn wie wären sie wohl geschieden, wenn sie zusammen getroffen, der Vater mit dem großen Zorn, der Sohn mit dem

großen Trotz, und wenn der Sohn darauf gestorben, wie hätte es dem Vater vielleicht lebenslänglich im Gewissen gebrannt, und wie wäre der Tod von Hansens Kameraden ausgebeutet worden, ließ doch auch so hie und da einer ein anzüglich Wort fallen, daß, wenn Hans ein Konservativer gewesen, er wohl noch lebte, und waren doch lauter Radikale bei ihm, als er den Tod holte.

Als Lisi aufbrechen und Abschied nehmen wollte, bat Benz, wenn es gehen wolle, solle es doch den Götti senden, es sehe, wie der Vater thue, und auf der Welt könne niemand mit ihm reden und ihn trösten, wie der Götti. Lisi versprach es und ging wieder den gleichen Weg heim, den es am Morgen gekommen war. Wie nach recht heißen Tagen der Himmel voll Blitze ist, die Wolken korbweise die feurigen Schlangen hinauswerfen aus glühendem Schooße, so flogen die Gedanken durch Lisi's Seele, bis er ungsinnet vor ihrem Hause stund. Hans ist todt, sagte es den ihm entgegenkommenden Benz und Gretli, Gott wöll seiner Seele gnädig sein. Du solltest hinunter gehen, der Vater thut nöthlich, kann an nichts sinnen, als daß er mit dem Sohn nicht habe reden können. Benz läßt dir anhalten, es könne da niemand helfen und den Vater trösten als du. Dachte schon daran, sagte Benz, will mich z'weg machen, die Nacht bleibe ich dann wohl unten, will nur erst hören, wie es zu- und hergegangen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Alte wird begraben, siehe, es soll alles neu werden.

Als Benz hinunter kam, dämmerte es schon stark, sein Kommen wurde nicht bemerkt. In der Küche wurde er in die hintere Stube gewiesen. Es war finster darin, er sah nie-

manden, bis eine tonloſe Stimme ihm guten Abend bot ſammt der Hand. Benz fand einen gebrochenen Mann, der es aber nicht ſcheinen wollte.

Hans gab langſam, kurz, tonlos Beſcheid auf Benzens Fragen, erzählte einiges ungefragt, ſeufzte zwiſchen durch verdrückt, ſuchte auch abzulenken, frug, ſie würden droben auch viel Schnee gehabt haben? Benz merkte den unnatürlichen Zuſtand wohl, wußte aber nicht recht, wie anfangen mit dem Troſte. Als Licht kam, ſah er, wie die Thränen dem Amtsrichter über die Backen quollen, ſah, wie es von Zeit zu Zeit den ganzen Körper ſchüttelte als wie im ſtärkſten Fieber. Als er wieder alleine mit Hans war, ſagte er: Höre, Hans, du biſt nicht z'weg, dir fehlt auch, es ſchüttelt dich ja, als ob du das Fieber hätteſt. Kann ich dir helfen irgend wie? Du weißt, wir ſind in einem Taufwaſſer gewaſchen, waren viele Jahre durch wie Brüder, was einem weh that, machte dem andern nicht wohl bis — Nun was dahinten iſt, iſt dahinten, da wollen wir es bleiben laſſen, aber wenn du mich zu brauchen weißt, oder ich dir helfen kann, ſo red. Du weißt, wie viel wir zuſammen abgerathen und wie manchen Weg wir zuſammen gingen, und ſo lange wir es thaten, gings nicht übel, und wenn du noch Vertrauen haben kannſt zu mir, der alte wäre ich noch immer, und mein Wille wär's, wenn es wieder mit uns würde wie ehemals. O Benz, antwortete Hans, du biſt der alte, ich weiß es wohl, aber hier iſt's anders, hier kannſt mir nicht helfen. Ja, ſagte Benz, Todte lebendig machen, das kann ich nicht, das kann eben nur Einer. Ich kann es mir denken, wie hart es dich ankömmt, daß Hans geſtorben; wenn eins meiner Kinder ſterben ſollte, es hielte mich auch hart, ich würde es nie vergeſſen, und im erſten Augenblick wäre es mir wohl, als ſeien mir alle geſtorben. Aber dann würde ich mich doch zu faſſen ſuchen, würde mir vorſagen, bis ich mich drein ſchicken könnte: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Du hätteſt

Recht, antwortete Hans, wenn das Kind dir der Herr genommen, aber mach's, wenn du es getödtet, und wer hat meinen Hans getödtet, als ich selbst? O Hans, mein Hans! und damit legte er den Kopf auf den Tisch und weinte bitterlich, daß es ihn schüttelte über und über, und wie er sich zwingen wollte, dem Anfall wurde er nicht Meister.

Benz tröstete, er solle sich nicht solche Gedanken machen, es sei nicht recht. Oeppe fehle thue man an allen Kindern, aber Hans sei groß gewesen, in dem Alter könne man nicht alles mehr an ihnen zwängen. Ihm unwissend sei er ja fort, und wenn er daheim gewesen, so sei es die Frage, ob er ihn hätte abhalten können, und wenn er daheim geblieben, hätte er die Krankheit ja auch bekommen können; so redete Benz lange fort, um zu trösten, ohne daß er eine Antwort bekam.

Endlich hatte Hans sich gefaßt. Gieb dir nicht Mühe, sagte Hans, du redst nicht ganz, wie du denkst, ich höre es deiner Stimme an. Du weißt nicht, was ich die Tage über ausgestanden habe, wohl da ist es mit mir z'Bode gange, und Gott hat mich behütet, daß ich nicht noch ein größer Unglück angestellt. Es war nicht, daß mir nicht zuweilen die Sonne in die Augen geschienen, aber ich blinzte, drückte sie zu, zwängte mich zum Glauben, wenn auch nicht alles gut sei, so komme doch alles gut. Aber jetzt, wohl jetzt sprengte es mir die Augen auf, ich konnte sie Tag und Nacht nicht mehr zubringen. Hans war der lustigste und listigste Bub, den man sehen wollte, man hatte ihn nur zu lieb und ließ ihm zu viee nach. Wenn dann der Verstand komme, sei er listig genug, zu sehen, was sein Vortheil sei, war uns beider Meinung. Zu sehr strengte man ihn nie an, er konnte thun, was er gerne wollte, dazu und davon, wie es ihm anständig war. All Leute rühmten ihn uns, das gebe einmal Einer, wie in mancher Gemeinde keiner sei, sagten sie, und ach, wir glaubten es, so schien es, denn allenthalben ward er vorgezogen, überall war er dr. Däche. Da kam die neue Zeit. O Benz, wenn

man immer alles wüßte und immer den Rechten glaubte! Aber was will man, und wer iſt nicht ſchon betrogen worden! Es war gewiß nicht, daß ich es nicht gut meinte, daß ich nicht an das ganze Land dachte und dachte, ich helfe für ſeinen Nutzen ſorgen. Die Männer redeten ſo gut und bündig, das, was ſie ſagten, war wie zwei mal zwei macht vier. Die meinten es ſo gut mit mir und ſtellten ſich als Freunde, daß ich glauben mußte, ſie meinten es gut. Du glaubſt auch nicht, wie kurzweilig der erſte Regierer war und wie viel man bei ihm lernen konnte, es war, als ob er die Leute an ſich bannen könnte. Daheim weißt wohl, wie es ging, ich brauche es dir nicht zu ſagen, aber der Fehler war nicht alleine auf meiner Seite, das war der größte, daß ich nicht Mann war und hauptſächlich nicht an mir ſelbſt. Da war ich gerne draußen, es gab eine Gewohnheit, es war mir nicht wohl, wenn ich einige Tage nicht bei den Freunden war, da lernte ich, was es heißt, an allen Haaren gezogen werden. Und der Hans, dr Hans ließ ſich auch in dieſes Leben ziehen, zog ſelbſt, hatte Freude daran. O, das iſt meine große Sünde, die ich mir nie vergeben kann, wenn ſie mir ſchon Gott vergeben ſollte. Es ſchien mir, es ſtehe ihm ſo wohl an, es rühmten mir ihn alle Leute, ich meinte, es gebe eine neue Welt, und wenn er ſich früh daran gewöhne, bringe er es deſto weiter darin, denn ich fühlte wohl, daß mir allenthalben die Federn zu kurz waren. Ich meinte in der That, es ſei aus mit der Religion, man konnte mir das ſo ſchön auslegen, daß ich daran glauben mußte. An's Leben dachte ich nicht, welches das mit ſich brachte, an's Geld nicht, welches es koſtete, bis ich mitten drin war und Hans tiefer als ich. Da hätt ich daraus ſtellen ſollen und ihm das Beiſpiel geben, aber ich meinte, er ſolle, als ich es merkte, abbrechen, ihm ſtehe es übel an. Aber das wußteſt, alles mit ihm machen konnte ich nicht, denn er konnte mir auf alles antworten, konnte mir ſagen, was mir erlaubt ſei, werde ihm nicht verboten ſein.

Und er hat es mir ſpäter mehr als einmal geſagt, und was wollte ich machen, als ſchweigen und zuſehen, wie er immer mehr brauchte. Ich wußte, daß er Schulden machte und ſteckte den Nagel doch nicht, weiß Gott, wie das jetzt heraus kömmt, doch das wäre der kleinſte Schade, wenn nur er noch lebte, wenn nur ſeine Seele gerettet wäre! Denn jetzt weiß ich wieder, daß ein Gott iſt und was Religion iſt. Ja ausreden kann man ſie für eine Zeit, aber da kömmt es wieder über Einen, daß man zittert an Leib und Seele, daß man ſchreien muß, ach Gott, ſei mir armem Sünder gnädig, oder daß man in tiefſten Abgrund ſpringen möchte, wenn man dann aller Angſt und aller Pein ab wäre. Ja Freund, ſo kömmt's, darum iſt für mich kein Troſt, keine frohe Stunde mehr.

Nit, Hans, nit, das öppe, ſo Gott will, nit, ſagte Benz. Es war ſchon mancher Menſch viel weiter unten, als du, ward härter geſchlagen und b'kymte ſich doch wieder mit Gottes Hülfe. Es haben ſchon viele Eltern ihre Kinder verderbt, und dieſe verdarben dann, und an denen, welche ihnen am liebſten waren, erlebten ſie am meiſten Verdruß, von wegen ſie hatten ſie meiſterlos gemacht und meiſterlos blieben ſie. Ich vergeſſe es nie, wie der Pfarrer in der Unterweiſung uns das an David und Abſalon ausgelegt hat, wie das kommen müſſe, und deſſen habe ich mich ſeither geachtet, und ich kann ſagen, wohl mehr als hundert Exempel erfahren, wie Recht er hatte. Ich kann begreifen, wie man da fehlen kann, geht es mir doch faſt ſelbſt ſo. Aber das konnte ich nie begreifen, wie du ſo in's neue Weſen geben, dich da ſo umgarnen laſſen konnteſt, es that mir in meinem Leben nicht bald etwas mehr weh als das. Du biſt ſonſt ſo verſtändig, warſt ein guter Bauer jedem z'trotz, da dünkte es mich, müßteſt du es mit Händen greifen, wie in der neuen Lehtig der Baurenſtand in der Wurzel abfaule, und wie man ohne Gott nicht bauren könne. Ich haſſete dich deswegen nicht, es durete mich deiner und meiner. Von Kindesbeinen in der Freundſchaft gelebt und

jetzt ſo weit auseinander, daß jeder erſchrickt, wenn er den andern ſieht, und ausweicht, wenn möglich! Ich ſagte meiner Frau oft: ich kann Hans nicht begreifen, es iſt ihm wie angethan; wenn ich an Hexerei glaubte, ſo glaubte ich, ſie hätten es ihm eingegeben. Mehr als der Bauer im Hungbafen kann er ja nicht werden, als ſolcher war er ja g'äſtimirt wie kein Anderer weit umher, fährt er fort, ſo mindert der Reſpekt ſtatt zu mehren. Es war mir manchmal, als müſſe ich zu dir kommen und mit dir auskehren und z'Bode ſtellen, bis du wieder anders werdeſt. Aber ich ließ es ſein, ich kannte uns beide und wußte, daß wir ohne Zorn ſo nicht mit einander reden könnten, keiner gerne in ſeine Sache reden und ſich befehlen läßt. Um d'Sach nicht noch ärger zu machen, ſchwieg ich. Jetzt, Hans, wollen wir wieder Brüder ſein, wie vorher, jetzt denk ich, dürfen wir wieder mit einander reden in wahren Treuen, ſo gut wie es jeder verſteht in guter Meinung. Darum los, Hans, verlier mir den Muth nicht; daß dir das Herz weh thut, iſt recht; daß du erkennſt, daß du geſündiget, iſt recht; daß du erkennſt, wie das neue Weſen eine verderbliche Sache iſt, iſt mehr als recht, und daß du abſtehſt von demſelben, iſt auch recht, aber den Muth ſollſt nicht verlieren, ſollſt an Gottes Barmherzigkeit nicht verzweifeln, ſeine Gnade iſt jedem reuigen Sünder verheißen. Gut machen ſollſt, was kannſt, und du kannſt viel, zähl darauf.

Wie, gut machen, antwortete der Gebeugte, Hans iſt todt, Hans bleibt todt. Ja, ſagte Benz, und ihm iſt es wohl gegangen, und Gott hat es gut gemeint, daß er ihn jetzt und ſo genommen hat. Denk, was hätte er anfangen ſollen, wenn ſeine Sache ausgebrochen? In ſolcher Noth werden die Meiſten recht ſchlecht, fechten mit Meineid und Handgelübden, um ſich zu friſten, und daß er nichts um ſich gewußt, war auch gut, denn Gott hat es gethan. Wer weiß, wie er ſich geberdet hätte, dich auf immer betrübet und vielleicht um alle Hoffnung gebracht. Gott ſchlug ihn bewußtlos, Gott nahm

ihn, und bei Gott iſt Gnade, Hans, das glaube ich. Aber ich bin eigentlich nicht dafür da, dir z'kapitle, Hans, das iſt des Pfarrers Sache. O, Benz, kapitle nur, du glaubſt nicht, wie wohl es mir thut. Wollte Gott, du hätteſt es ſchon früher probirt. Wer weiß, ob du nicht den Nebel mir vertrieben hätteſt, denn wie geſagt, es iſt denn doch nicht, daß ich ſo verhärtet war, daß es ſich nicht rührte in mir, und daß mir nicht zuweilen Licht in die Augen ſchien, und wenn du einmal recht aus dem Grunde mit mir gekanzelt, wer weiß, ob ich nicht früher, vielleicht zu rechter Zeit noch erwacht und d'Sach anders in die Hände genommen hätte.

Will gerne im Fehler ſein, ſagte Benz, und wahr iſt, eines Freundes wegen ſollte man nichts ſcheuen. Aber es war mir der Mund wie verbunden gegen dich. Du weißt, wir häggelten einige Male mit einander. Da lächelteſt du in den Maulecken und ſpötteltеſt, als ob du ſagen wollteſt: Red du nur, du dummer Benz, du Bauernlümmel, was wollteſt du wiſſen in deiner Hütte auf dem Berge; ich, der ich Blätter leſe, alle Tage mit den Herren zuſammenkomme, ich weiß, was die Glocke geſchlagen und woher der Wind kömmt und wohin er bläst, ein ſo dummer Bauer wie du ſoll nicht an mich kommen. Das Lächeln, Hans, mochte ich nicht ertragen, das heizte ein in meinen Adern, und dieſes dünkelvolle Lächeln haben faſt alle Radikalen, beſonderbar die Schulmeiſter. Red du nur, du Lümmel, wollen ſie damit ſagen, und wo ich dieſes Lächeln ſehe, da bin ich fertig, da iſt mir das Maul verbunden, da kann ich höchſtens nur mit den Händen reden. Dann iſt noch das, daß, wenn man auch einmal mit einem von euch in einer guten Stunde ruhig reden konnte und ihm d'Sach ſo klar machen, daß er ſagen mußte: Ja, du haſt Recht, ſo iſt's, kann nicht begreifen, daß ich das nicht eingeſehen, und man geht mit Freuden heim und ſagt: ſie ſind doch nicht alle gleich, es giebt auch noch unter ihnen, die nicht verbiſſen ſind; es wären ſicher noch viele, wenn man vernünftig mit

ihnen reden würde, sie thäten ihre Verblendung einsehen; es ist ein großer Fehler, daß man dieses nicht genug thut. Heute habe ich mit dem und dem gesprochen, er war von den Wüstesten einer, aber ich denke, den habe ich gründlich bekehrt, er sagte mir: jetzt sehe er alles ein; wenn ihm jemand die Sache so ausgelegt, er hätte sich längst bekehrt. Nun begegnet man diesem Bekehrten nach einigen Tagen wieder, so macht er Augen wie eine taube Katze, will man mit ihm reden, zännet er Einen an wie ein Bleichehund, und bringt man ihn zum Reden, so schlägt er mit Schelmen und Spitzbuben, Aristokraten und Jesuiten um sich, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist. Der ist wieder anders brichtet worden, man hat ihm den Teufel im Gütterli gezeigt, hat ihm zugerufen: Ruhig im Glied, hat ihn dressirt, daß er weiß, was er thun soll. Nun, ich hätte es doch thun sollen, 's ist wahr, aber das war mir im Weg. Aber, wie gesagt, ich kam auch diesmal nicht um's kapitlen, wie es mancher hat, der erst recht aufbegehrt, wenn er die Leute lind findet; ich kam nur, bei dir zu sein und dir zu sagen, daß ich zweg bin zu helfen, wie ich kann und mag, du brauchst nur zu befehlen.

Ich darf nicht dran denken, antwortete Hans, bin dir ohnehin noch schuldig, und, ach Gott, wie wird alles aussehen. Sei das jetzt, wie es wolle, sagte Benz, so bin ich jetzt da als e Freund, für helfe gut z'mache, und es ist meine größte Freude, wenn es wieder sein soll wie ehedem, wo, wenn der eine hatte, dem andern auch nichts fehlte. Wenn wir zwei einander helfen, wird die Sache vorübergehen ohne großen Lärmen und ohne viel Gred und so, denke ich, sorgen wir am besten für den armen Todten, wie man auf der Welt für einen Todten sorgen kann. Was die Gemeinde angeht, da will ich die Sache in aller Stille in Ordnung bringen. Du bist ihnen allen lieb, es wäre jedem zuwider, wenn es Lärm geben würde, mit Geld ist da alles gut zu machen. Was dann andere Schulden sind, muß man auch fertig machen so geschwind

als möglich. Ich habe in dieſem Augenblick viel Geld im Hauſe, mehr als mir lieb iſt, und habe ich nicht genug, ſo weiß ich noch bei Andern. Daneben iſt es nicht meine Meinung, daß man ſich beſchummeln laſſe. Es ſind da Burſche, ſie haben den Armen genug gerupft, die Andern meinen, jetzt könnten ſie erſt recht anfangen und alles auf den Todten hinaus treiben, mit denen muß man ein verſtändlich Wort reden, daß ſie wiſſen, es iſt Matthys am letzten für ſie.

O, Benz, du biſt mehr als Bruder an mir. Ich habe ſo genug mit mir ſelbſt zu thun, ſo viel Herzeleid, daß ich am liebſten unten im Keller, wo keine Sonne und kein Menſch hinkommen, leben möchte, daß ich mit Grauſen daran dachte, was jetzt alles auf mich kommen und was für Menſchen mir alltäglich vor den Füßen ſein würden und ihr Gerede mir in den Ohren, und dazu kein Geld, ſie zu befriedigen, um ihnen loszukommen und frei zu werden von ihnen, und Geld ſo ſchwer zu bekommen, weil kein Menſch dem andern traut. O, Benz, ich darf gar nicht daran denken, mich den Leuten zu zeigen! Wenn ich an die Begräbniß denke, ſo geht es mit mir ringsum. Da wird mir ſein, wie wenn ich als Mörder ausgeführt würde, da wird Alles mit Fingern auf mich zeigen, die Schulkinder werden unter einander ſagen: Der dort, der iſt ſchuld, daß er geſtorben. Vater und Mutter haben es geſagt, und ſie haben Recht, mehr als Recht; aber ich weiß nicht, ob ich das überſtehen mag. Nit, nit, Hans, du biſt nicht bei dir ſelbſt, du biſt auch im Fieber, du haſt manche Nacht in den Kleidern zugebracht und kamſt in kein Bett. Geh ſchlafen, ich bleibe dieſe Nacht hier, will dir alles beſorgen und mit deinem Jungen abreden, was allfällig noch vorzukehren iſt. Bekümmere dich um nichts, ſchlaf, und hoffentlich am Morgen, wenn die Sonne kömmt, iſt dir nicht mehr ſo ſchwarz vor den Augen.

Schlafen, was denkſt, ſchlafen iſt vorbei für mich. Will

ich auch die Augen zuthun, ſtehen hundert Sachen mir davor, und hochauf ſprengt es mich.

Benz ließ ihm den Willen, er wußte wohl, daß man den Schlaf nicht erzwingen kann, er blieb bei ihm. Wir können nicht aufſchreiben, was die beiden Männer verhandelten. Aber wer die beiden hohen mächtigen Geſtalten geſehen hätte, die eine ruhig, die andere ſo bewegt, wer ihre Geſpräche gehört hätte, wie der eine ſo bewegt von einem zum andern ſie ſpringen ließ, der andere ſo beſonnen ſie begleitete und freundlich leitete, wie das Höchſte mit dem Alltäglichſten ſich miſchte, aber alles verſtändig zerlegt und an ſeinen Ort geſtellt wurde, der hätte viel gelernt, hätte große Erbauung gehabt, hätte begriffen, was wahre Bildung iſt und woher ſie kömmt.

Gegen Morgen fielen doch zuweilen Hans die Augen zu, ſeine Reden wurden verwirrt und träumeriſch. Da gelang es Benz, ihn zu bewegen, zu Bette zu gehen, wo er alsbald in tiefen Schlaf verfiel. Darauf ſuchte er den jungen Benz, beredete mit ihm das Nöthige, gebot ihm, wenn möglich, niemanden von Hanſen's Kameraden oder Solchen, von denen er glaube, ſie wollten Widerwärtiges mit ihm verhandeln, Schulden vorbringen u. ſ. w., zum Vater zu laſſen. Nachmittags komme er wieder, den Vater aber ſolle er ſchlafen laſſen und wär's den ganzen Tag, er hätte es nöthig.

Als Ankenbenz Nachmittags wiederkam, war Hans noch nicht vor langem erwacht, geſtärket und ruhiger. Benz, der Junge, berichtete, wie er Mühe gehabt, Leute vom Vater abzuhalten. Sie ſeien gewohnt geweſen, hier aus und ein zu gehen, zu ſchalten und zu walten nach Belieben, ſo hätten ſie fortfahren wollen. Als er gewehrt und geſagt, er laſſe niemanden zum Vater, habe er ſehr böſe Worte hören müſſen, ſo daß es ihm Mühe gekoſtet, ſie hinzunehmen. Man hätte ihn behandelt, nicht bloß wie Einen, der hier nichts zu ſagen habe, ſondern wie Einen, der ſich hierher geſtohlen und un-

rechtmäßiger Weise da sei, und wenn man zum Bruder gehörig gesehen, so käme es ihm nicht dazu, hier den Meister zu machen. Wenn diesen Nachmittag jemand kommt und zum Vater will, so rufe mich, ich will das Bündegschück vorstellen, sagte Ankenbenz.

Hans dankte herzlich für die Ruhe, welche Benz ihm verschafft. Die vergangene Nacht werde er nie vergessen, da habe er wieder Weg unter die Füße bekommen. Weil die Seele beruhigt geworden, habe auch der Leib ruhen können. Jetzt sei er fest und gefaßt, aber zwanzig Jahre älter komme er sich vor, und was hinter ihm liege, sei ihm wie ein Räthsel. Es sei ihm, als sei er aus einem Traum erwacht, denn wie das Vergangene möglich geworden und das alles wirklich erlebt sein sollte, sei ihm unbegreiflich. Aber noch schwindle es ihm, schwimme ihm vor den Augen, noch müsse er sein selbst sein können, so viel möglich, und nur um sich haben, wer wisse, wie es ihm sei und zu dem er reden könne, was er wolle.

Benz brauchte nicht lange zu warten, um sein Anerbieten, das Bündegschück zu machen, zu erfüllen. Es kamen abermal zwei daher von der Sorte, aus der in den letzten Zeiten Hans seine Freunde nahm. Man ließ sie doppeln am Hause, und als sich die Thüre öffnete, stand Ankenbenz darunter. Sie machten beide ein ganz curios Gesicht, ob sie sich kreuzten, ist ungewiß, aber drei Schritte trat jeder zurück, und nachdem sie Benz eine Weile angesehen, ob er nicht weiter wolle und jemand anderes ihm nachkomme, sagte endlich einer: sie hätten zum Herrn Amtsrichter wollen. Benz, breitbeinig in der Thüre stehend, sagte: es sei ihm leid, aber der Amtsrichter sei nicht ganz wohl, es sei ihm strenge Ruhe befohlen. Aber wenn sie was mit ihm hätten, so könne er es vielleicht ausrichten. Sie hätten ihren Freund noch einmal sehen mögen, sagten sie. Den wolle er ihnen zeigen, sagte Benz. Es sei ein traurig Luegen, und wenn schon Viele ein Exempel an ihm nehmen würden, so

ſchadete es nichts. Was für ein Exempel? frug einer mit einem aufbegehriſchem Geſichte. He, ſagte Benz, wie einer wohl weiß, wie er zu einer Thüre ausgeht, aber nicht, wie er wieder hineinkömmt, daß man ungſinnet ſterben kann, jung und alt. Wegen ſolchen Exempeln möchte ich den Fuß nicht verſetzen, das weiß jedes Kind, daß, wenn man geſtorben iſt, ſo iſt man todt, antwortete einer. So viel Gefühl hatten ſie doch, daß ſie in der Todtenſtube wenig ſprachen. Hans war nicht ſchön anzuſehen, auf ſeinem Geſicht lag ein Ausdruck unausſprechlichen Wehs, tiefe Furchen ſchienen in daſſelbe geriſſen zu ſein.

Stillſchweigend kehrten ſie bald um. Draußen erſt ſagte einer: er möchte doch wiſſen, ob man nicht mit dem Amtsrichter reden könne, es ſei was Preſſantes, ſie müßten mit ihm reden. Es ſei ihm leid, ſagte Benz, es gebe es nicht, ſie hätten es ſchon gehört. Es werde heute nicht der letzte Tag ſein, wo man mit dem Amtsrichter reden könne. Es ſei aber der Tag, wo ſie mit dem Amtsrichter reden wollten, ſagte einer; wenn ſie heute nicht mit ihm reden könnten, ſo kämen dann wohl Andere, mit denen man reden müſſe. Schickt wen ihr wollt, es ſoll ihnen Beſcheid gegeben werden und zwar je nachdem, antwortete Benz. Die beiden ſahen Benz an, der ganz ruhig aber breitbeinig da ſtand, und gingen weiter.

Ankenbenz war körperlich und dem Namen nach eine Perſönlichkeit, die unwillkürlich Reſpekt einflößt, mit welcher man nicht gerne feindſelig zuſammen wuchs. Uebrigens wollen wir annehmen, die beiden hätten auch noch die Achtung vor einem Hauſe gehabt, in welchem ein Todter lag, welche ehemals landesbräuchlich war und auch derethalb nicht weiter ſpectakelt, ſondern es bei einer kleinen Demonſtration bewenden laſſen. Wir haben abſichtlich geſagt ehemals, denn wir haben Beiſpiele, wie Radikale mit Todten ſpectakeln, aus neuſter Zeit und eben bei ſolchen Anläſſen die triftigſten Zeugniſſe ablegen,

weß Geistes Kind sie sind, wie jeder Anlaß ihnen willkommen ist zu Randal und Skandal, während der rohste Wilde keine Todtenfeier stören wird, wie sie üblich ist und war zu der Väter Zeiten, und ohne die Bildung aus den Sekundarschulen man bei einer Beerdigung doch Frieden und Anstand bewahrte bis in's Wirthshaus, nicht schon Stunden vorher auf dem Todtenacker, ja in der Kirche selbst die Sau ausließ.

Dieses Erscheinen von Benz und seine Haltung wirkten in der That wie ein Bündegschüch, im Hunghafen blieb man ruhig. Viel gab es zu reden und viel grimmige Leute gab es. Man solle doch denken, sagten sie: jetzt befehl Ankenbenz im Hunghafen, er habe die Hand darüber geschlagen, da gehe ein Rad ab und so könne man dies doch nicht gehen lassen. Den Amtsrichter könne man nicht sehen, ob er eingeschlossen sei oder was man mit ihm gemacht, das wisse man nicht. Das sollte doch untersucht sein, das könne man so nicht annehmen. Gewiß geschehe da etwas Verfluchtes und eine Schlappe werde man kriegen sollen. Vielleicht mache der Alte gar Güterabtretung, mach sih blutt, das wäre vom Tüfel, aber z'gut wären sie nicht, sellig Konservativ seien ärger als d'Höltüfle u. s. w.

Man wurde räthig, zum Regieriger zu laufen und den aufzustiefeln, daß er hingehe, angeblich um den Waffengefährten noch einmal zu sehen und sich sonst noch wichtig zu machen. Der that drei Dinge gerne, erstlich dreifache Quartalzapfen ziehen, Berichte machen über Gefahr des Vaterlandes und Spione, welche seine Hütte abzeichnen thäten, und drittens seine Nase dahin stecken, wo sie nicht hingehörte, daneben nicht thun, was seines Amtes war. Er pfloderte hin, doch reute ihn, ein frisch Hemd anzuziehen, und eben appetitlich war das nicht, welches er an hatte. Daneben suchte er sich mit Majestät und Leutseligkeit zu umgeben bestmöglichst. Als er daher kam

am Nachmittag vor der Beerdigung, war glücklicher Weise Ankenbenz wieder da, hielt mit Hans Rath über allerlei Dinge. Da kam der junge Benz daher gelaufen mit der Nachricht, der Regieriger komme daher, was machen? Der Amtsrichter war verlegen. Benz sagte, den kann man nicht abweisen, den muß man sehen lassen, was er sehen will, sonst stellt er, der Gugger weiß was, an, aber wenn du willst, so bleibe ich da, sonst ging ich lieber dem Geflügel aus dem Wege, nicht daß ich es fürchtete, aber ich liebe es nicht. Du thätest mir einen großen Gefallen, sagte Hans, ich hoffe dann, er wird es beim Besuch bewenden lassen und nichts Weiteres anfangen.

Ganz anständig kam er herein, machte zwar große Glotzaugen und kniff die Lippen zusammen, als er Benz sah, doch faßte er sich bald, grüßte ihn, frug nach seinem Namen, als ob er ihn nicht kenne. Er stellte seine Worte recht schön, daß sie Hans ganz glatt in's Herz gingen, und als er beim Anblick seines Waffengefährten sogar die Augen rieb oder auswischte, da dachte der Vater, sagen möge man nun was man wolle, ein gut Herz habe der doch gewiß. Darauf entschuldigte er sehr den Gerichtspräsidenten, daß der nicht gekommen, er habe ihm aber aufgetragen, sein Beileid zu bezeugen. Er habe Leute bestellt auf diesen Nachmittag, denen könne er nicht absagen lassen. Er hatte nämlich selben Morgen einen Gefangenen gefunden, den er vergessen hatte seit vielen Wochen, den mußte er doch wieder mal vornehmen, wenn er nicht vielleicht einen kleinen Rüffel im Stillen erhalten wollte, der dann aber durch die verfluchte Zeitung groß gemacht werden konnte. Er redete über allerlei recht verständig, daß Benz dachte, dumm sei der allweg nicht, es sei nur schade, daß er seine Gaben nicht besser anwende, und Hans sah Benz öfters an, als ob er sagen wollte: Was sagst zu dem, und jetzt zu diesem, ist der doch nicht besser als du meinst, und meint er's nicht gut? Benz sah, wie die Spinne die Netze wob.

Da, bei einer kleinen Pauſe, ſagte der Regieriger zu Hans: Ich möchte euch ein paar Worte unter vier Augen ſagen, wenn ihr wollt ſo gut ſein, mit mir hinaus oder in eine andere Stube zu kommen. Hans ward verlegen, Benz warf ihm einen Blick zu und ſah die Verlegenheit, darauf ſtund er auf und ſagte, er wolle den Herren nicht Mühe machen, ſie ſeien ihrer zwei, die hinaus müßten, er nur einer, daneben habe er draußen zu thun. Da ſprach Hans und zwar mit feſter Stimme: Bleib Benz, bleib; Herr Regieriger, das iſt mein Bruder, im gleichen Waſſer ſind wir getauft worden, und ein Bruder iſt er an mir geweſen, wenn ich Hülfe nöthig hatte, fand ich ſie bei ihm, vor ihm habe ich nichts Geheimes, und ich möchte erſuchen, nur alles vor ihm zu ſagen, ich ſagte ihm doch nachher alles wieder, denn vor ihm habe ich wirklich nichts Geheimes. Sitz, Benz, ſitz.

Da machte der Regieriger denn doch ein verlegen Geſicht, redete nun allerlei, das er auf jedem Markte hätte ſagen können, etwas Weniges von des Geſtorbenen Schulden, und wie es bedauerlich wäre, wenn arme Leute zu Schaden kämen, lenkte aber bald ab, als Hans ſagte, das werde nicht geſchehen, was Hans rechtmäßig ſchuldig ſei, ſolle alsbald baar bei Heller und Pfennig berichtigt werden, und ging dann ſeiner Wege. Haſt jetzt geſehen, frug Hans, wie es die können, die haben Einen gepäkelt viel leichter als Spinnen die Fliegen. Wäreſt du nicht da geweſen, ich hätte ihm müſſen glauben. Noch jetzt glaube ich, er meine es eigentlich nicht ſo bös, ſondern habe ein gutes Herz, denke aufrichtig. O Hans, Hans, ſagte Benz, vergiß nicht, wie es die Buben mit den Meitſchene meine, bis es gefehlt hat. Sieh dann, wie ſie es mit dir meinen, wenn du den Zwang abſchüttelſt und eigener Meinung ſein willſt.

O meinetwegen werden ſie wohl nicht viel Mühe haben, ſagte Hans. Wer gſpäſſig, wer weder chriſtlich noch häuslich,

nur politiſch lebt, dem iſt's nicht gleichgültig, wenn ihm eine Stütze ſeines Lebens bricht, beſonders wenn er noch den Lohn apart dafür hat, zu ſorgen, daß dieſe Stützen wohl im Stand bleiben, anwortete Benz.

Der Begräbnißtag war ein ſchwerer Tag für unſern Amtsrichter, ein Tag, an welchem er manche Jahreslaſt tragen mußte. Sein Schmerz wallte neu ihm auf, und er konnte ihn nicht verwinden in ſich ſelbſt oder verwerchen mit einem Freunde, der ihn verſtund, er mußte mit ihm unter allerlei Leute, unter denen viele mit roher Neugierde darin herumwühlten, als wie mit einem Garbenknebel in einer Wunde. Das Leichenbegleit war bei weitem nicht ſo groß, als bei Gritli. Man hatte Viele nicht eingeladen und Andere blieben ſonſt aus, politiſche Honorationen waren keine da, doch war es immer noch anſehnlich und jedenfalls ſehr anſtändig. Wie auch bei Gritli war der Pfarrer für ein Wort zum Leichengebet erſucht worden. Diesmal wollen wir herſetzen, was uns noch im Gedächtniß geblieben. Der Pfarrer begann mit den Worten: Als nun Maria kam an den Ort, da Jeſus war und ſahe ihn, fiel ſie zu ſeinen Füßen und ſprach zu ihm: „Herr, wäreſt du hier geweſen, ſo wäre mein Bruder nicht geſtorben." So ſprachen die Schweſtern des Lazarus zu Jeſus, als derſelbe erſt nach ihres Bruders Tod aus der Wüſte, wo er ſich, um den Verfolgungen zu entgehen, aufgehalten hatte, nach Bethanien kam. Liebe Anweſende, fallen euch dieſe Worte nicht eigends auf, iſt's den meiſten nicht, ſie wüßten bereits alles, was ich zu ſagen gedenke? Wie vielen kam es nicht bereits dazu, auszurufen: Ach Herr, wäreſt du bei uns geweſen, unſer Bruder lebte noch! Und wer, wenn er unſere Zuſtände und Verhältniſſe überhaupt betrachtet, findet ſich nicht gedrungen zu der Wehklage: Ach Herr, wäreſt du bei uns geweſen, ſo wäre ein ander Leben, ſo wäre nicht ſo viel Noth, nicht ſo großes Elend unter uns! Ihr kennet ihn, unſern Heiland,

Jesus Christus, ihr wißt, daß er kam, die Verlornen zu suchen und selig zu machen, zu heilen die gebrochenen Herzen, den Armen das Evangelium zu predigen, zu verkünden das angenehme Jahr des Herrn. Ihr habt gehört, wie er den Seinigen den Frieden giebt, sie versöhnt mit Gott, mit dem Menschen und dem eigenen Herzen, das ewige Leben giebt Allen, die an ihn glauben, mitten unter uns sein will bis an's Ende der Welt und allenthalben da, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Drängt sich nicht unwillkürlich jedem, der ihn kannte als den, als der er uns gegeben ist, der Ausruf auf die Lippen: O Herr, wärst du bei uns gewesen, so wäre ein ander Leben und Wesen unter uns. Wenn wir den großen Abfall betrachten und dessen Folgen, unter denen, die Brüder sein sollten, großen Streit und Zwietracht, der Zerfall so vieler Verhältnisse, das Einbrechen des Thierthums, der uralten Macht, die man auf ewig gebunden glaubte, müssen wir nicht in der Angst des Herzens rufen: Ach Herr, wärst du bei uns gewesen! Wie viel tausend Eheleuten wurden die Herzen getrennt, verbittert, aus der innern Verbitterung erwuchs ein bitteres Leben, ein Weh ohne Boden, wie viele unter ihnen seufzen nicht schwer und rufen: Ach Herr, wärst du bei uns gewesen, die alte Liebe lebte noch! Die Selbstsucht hätte sie nicht verzehrt, aus deinem Frieden, der da vergiebt und nicht richtet, wäre uns ein freundlich Leben erblüht, geziert mit guten Früchten. O wie mancher Hausvater, dessen Hauswesen zerfallen darnieder liegt, der in tiefem Gram zwischen den Trümmern desselben herumirrt, mit Jammer sein graues Haupt zur Grube trägt, seufzt aus tiefer Brust: O Herr, wärst du bei uns gewesen, so stünde mein Haus auf sicherem Felsen, die Fluthen der Welt hätten es nicht zertrümmert, die Familie auseinander gerissen, die Glieder nicht vertragen hierhin, dorthin, allenthalben wo Elend ist! Ja, aufrichtig und mit tiefem Leid frage ich: Drängt nicht der Tod, der

uns hier zuſammengerufen, unwillkürlich die Klage auf die Lippen: Ach Herr, wärſt du bei uns geweſen, unſer Bruder lebte noch! Und in wie mancher Seele hier und in weiter Runde wird die Klage wiederhallen: Ach Herr, wärſt du bei uns geweſen, unſer Vater, unſere Mutter, unſer Bruder, unſere Schweſter, unſer Freund lebte noch, es wäre die Urſache ferne geblieben, welche ihn dem Tod zum Raube gebracht! So ſeufzten die zwei Schweſtern Maria und Martha vor dem Herrn, und der Herr hörte dieſe Seufzer und antwortete und ſprach zu Martha: „Habe ich dir nicht geſagt, ſo du glauben würdeſt, ſo werdeſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen.“ Wie des Herrn Wort ein ewiges Wort iſt und Allen giltet, ſo iſt dieſe Antwort eine Antwort für Alle, welche ſeufzen, wie die Schweſtern ſeufzten. Die Schweſtern glaubten, daß er ſei Chriſtus, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen ſollte; ſie ſandten zu dem in die Wüſte Vertriebenen, bis er kam, ſie wußten, daß in ihm allein das Heil war, ſie glaubten, er ſei die Auferſtehung und das Leben, und wer an ihn glaube, werde leben, ob er gleich ſtürbe, und weil ſie glaubten, ſahen ſie die Herrlichkeit Gottes und ſeine Macht über Leben und Tod, ihr Bruder Lazarus erhielt ſein Leben wieder.

Liebe Trauernde! Wer wie die Schweſtern glaubt, ſeufzt und bittet, erhält die nämliche Verheißung, daß er die Herrlichkeit Gottes ſehen würde. Wir dürfen wohl ſagen, der Herr weilte wohl hie und dort, wo Einige in ſeinem Namen verſammelt waren, wohnte hie und da in Häuſern, wo der Glaube der Väter noch galt, wohnte in den Kirchen, wo lauter und einfältiglich das Wort des Herrn verkündigt wurde; aber er wohnte nicht da, wo man ſich nicht bloß ſein und ſeiner Worte ſchämte, ſondern auch des Wortes chriſtlich und Chriſtenthum, man nicht mehr ſagen durfte, daß man Kinder chriſtlich erziehen wolle, wo die blinde Menge aufgehetzt ward, Steine zu ergreifen und ihn zu ſteinigen. Da ward es eben

trübe unter uns und finſter, und das Unglück kam und das Elend und verzehrte ſo Viele unter uns. Darum aber auch wird es Vielen ſo bange und ihre Augen ſuchen wieder das Heil, das von Oben kommt, ſie rufen nach ihm, ſie ſuchen ihn, ſie ſenden Boten aus, daß er wieder komme. Wer aufrichtig, mit rechter Heilsbegierde ihn ſuchet, wird ihn finden und er wird wiederkommen zu denen, die nach ihm verlangen und ſie ſchmecken laſſen die Herrlichkeit Gottes. Die, die da leiblich geſtorben ſind, wird er nicht zurückrufen in's leibliche Leben, aber Leben wird er bringen denen, die da geiſtig todt waren und zwar das Leben, das ſchaut die Herrlichkeit Gottes, das Leben, welches ſein Leben iſt, das Leben in Gott, das Leben der Kraft, die ſtreitet gegen die innere und äußere Sünde und in welchem die Früchte des Geiſtes lieblich duften, Liebe, Friede, Langmüthigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit; der Friede Gottes, der über allen Verſtand geht, wohnet in den Herzen und den Sinn des Friedens ſtrömen läßt über die Völker, das Paradies auf Erden wiederbringt, zu einer Familie die Menſchen macht und zu Kindern Gottes jedes Glied der Familie. Das iſt die Herrlichkeit Gottes, welche Allen erſcheinen ſoll, die ſeine Erſcheinung lieb haben, welche in den Herzen und Häuſern wohnen ſoll, daß jeder dem Herrn lebt, dem Herrn ſtirbt, keiner mehr von der Sünde ergriffen, als ein Opfer der Sünde ſtirbt. Dieſes Leben iſt auch uns verheißen, und unſer Jammer ſoll verwandelt werden in Lobgeſang, wenn wir Chriſtus wieder aus der Wüſte rufen, ihn bitten, daß er bei uns weile, um ihn uns ſammeln und bekennen vor aller Welt, daß in ihm das ewige Leben, daß er der einige Name iſt, in dem die Menſchen können ſelig werden.

Flehen inbrünſtig wollen wir auch, daß er auch das Leben derer werde, daß auch ſie die Herrlichkeit Gottes ſchauen möchten, welche ſtarben, weil der Herr nicht bei uns war, welche

ein Opfer des Geiſtes wurden, der da mächtig war, bei deren Tod wir ſo ſchmerzlich ſeufzen: Ach, Herr, wäreſt du bei uns geweſen, ſie lebten noch! Sie ſtarben ja wohl auch, wie jener Blinde blind geboren wurde, nicht um ihrer Sünden willen, ſondern damit die Herrlichkeit Gottes offenbar werde. Sie ſündigten ja nicht alleine; wie ſie ſündigen Tauſende und ſie leben noch. Der Herr wählte ſie wohl aus zur gelegenen Zeit und aus Gnade, als Sühnopfer für die Tauſende, die noch leben, dieſe zum Glauben zu erwecken, indem ihnen vor die Augen geſtellt ward die Noth und der Jammer, die da einbrachen, wo Chriſtus vertrieben, ferne in der Wüſte weilen muß. Sie ſtarben ja auch um unſerer Sünden willen. War ein ſolches Sterben nicht manchem der Blitz, der den raſenden Saulus zum Paulus machte? ſehen ließ das Eine, das Noth thut, Chriſtus, Chriſtus, der zur Rechten Gottes ſitzet? Kehren wir zum Glauben zurück, kehrt Chriſtus wieder bei uns ein und bleibet bei uns, ſo hat ja der Herr ſie gebraucht zu Rüſtzeugen, zu wirken den Glauben in uns. Dieſen Glauben wird er ihnen auch zurechnen um ſeines Sohnes willen. Feſtigen wir uns in dieſem Glauben, beten wir recht inbrünſtig um dieſe Gnade, denn das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es inbrünſtig iſt, und bei Gott ſind alle Dinge möglich. Wenn wieder Ein Gott, Ein Herr, Ein Geiſt über unſerm Leben walten, wenn die Schwarmgeiſter geflohen ſind, wenn wir wieder unſers Glaubens froh werden, ſo ſei dieſes ein Liebespfand des Herren, daß er die, welche er als Sühnopfer aus unſerer Mitte erwählt und zu Rüſtzeugen unſers Glaubens gemacht, zu Gnaden angenommen, daß wir mit ihnen einſt Gott loben und preiſen werden in alle Ewigkeit. Amen.

Die Wahrheit war ſo klar, die Beziehungen ſo mannigfaltig und tief, daß dieſe Rede wie ein zweiſchneidig Schwert durch die Seelen fuhr. Viele gingen an die Arbeit, die Götzen

des Tages aus den Tempeln zu ſchaffen, die Gott allein geweiht ſein ſollen, den Geiſt auszutreiben aus denſelben, von dem ſie beſeſſen waren, den Geiſt der Welt oder den Geiſt der Zeit, der wandelbar und veränderlich iſt wie die Welt; und wo dieſer Zeitgeiſt ausgetrieben iſt, da zieht der Geiſt des Herren ein, es ordnen ſich die Kräfte, ein neues Leben entſteht, es wird Friede, die Liebe blüht, die Früchte werden nicht ausbleiben. Der würdigen Väter Söhne ſind wir wieder, und den Segen der frommen Väter wird Gott ſtrömen laſſen in Fülle über die würdigen Söhne und als ſeine lieben Kinder ſie erfüllen mit ſeinem ewigen Geiſte.

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßſtr. 8.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Fünfzehnter Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

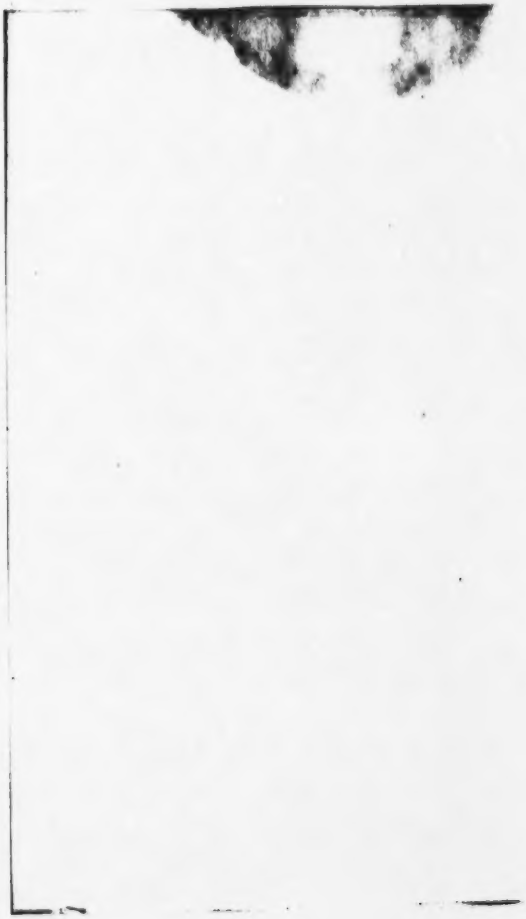
Bilder und Sagen

aus der Schweiz.

Erſter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die ſchwarze Spinne.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ueber die Berge hob ſich die Sonne, leuchtete in klarer Majeſtät in ein freundliches aber enges Thal und weckte zu fröhlichem Leben die Geſchöpfe, die geſchaffen ſind, an der Sonne ihres Lebens ſich zu freuen. Aus vergoldetem Waldesſaume ſchmetterte die Amſel ihr Morgenlied, zwiſchen funkelnden Blumen in perlendem Graſe erſcholl der ſehnſüchtigen Wachtel eintönend Minneruf, über dunkle Tannen tanzten brünſtige Krähen ihren Hochzeitreigen oder krächzten zärtliche Wiegenlieder über die dornichten Bettchen ihrer ungefiederten Jungen.

In der Mitte der ſonnenreichen Halde hatte die Natur einen fruchtbaren, beſchirmten Boden eingegraben; mitten drinn ſtand ſtattlich und blank ſein ſchönes Haus, eingefaßt von einem prächtigen Blumengarten, in welchem noch einige Hochäpfelbäume prangten in ihrem ſpäten Blumenkleide; halb ſtund das vom Hausbrunnen bewäſſerte üppige Gras noch, halb war es bereits dem Futtergange zugewandert. Um das Haus lag ein ſonntäglicher Glanz, den man mit einigen Beſenſtrichen, angebracht Samſtag Abends zwiſchen Tag und Nacht, nicht zu erzeugen vermag, der ein Zeugniß iſt des köſtlichen Erbgutes angeſtammter Reinlichkeit, die alle Tage gepflegt werden muß, der Familienehre gleich, welcher eine

einzige unbewachte Stunde Flecken bringen kann, die Blutflecken gleich, unauslöschlich bleiben von Geschlecht zu Geschlecht, jeder Tünche spottend.

Nicht umsonst glänzte die durch Gottes Hand erbaute Erde und das von Menschen Händen erbaute Haus im reinsten Schmucke; über beide glänzte heute ein Stern am blauen Himmel, ein hoher Feiertag. Es war der Tag, an welchem der Sohn wieder zum Vater gegangen, zum Zeugniß, daß die Leiter noch am Himmel stehe, auf welcher Engel auf- und niedersteigen und die Seelen der Menschen, wenn sie dem Leibe sich entwinden und ihr Heil und Augenmerk beim Vater droben war und nicht hier auf Erden; es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und blüht in voller Ueppigkeit, dem Menschen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung. Wunderbar erklang es über die Hügel, man wußte nicht woher das Klingen kam, es tönte wie von allen Seiten; es kam von den Kirchen her draußen in den weiten Thälern; von dort her kündeten die Glocken, daß die Tempel Gottes sich öffnen Allen, deren Herzen offen seien der Stimme ihres Gottes.

Ein reges Leben bewegte sich um das schöne Haus. In des Brunnens Nähe wurden mit besonderer Sorgfalt Pferde gestriegelt, stattliche Mütter umgaukelt von lustigen Füllen; im breiten Brunnentroge stillten behaglich blickende Kühe ihren Durst und zweimal mußte der Bube Besen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren ihrer Behaglichkeit nicht sauber genug weggeräumt. Herzhaft wuschen am Brunnen mit einem handlichen Zwilchfetzen stämmige Mägde ihre rothbrächten Gesichter, die Haare in zwei Knäuel über den Ohren zusammengedreht, trugen mit eilfertiger Emsigkeit Wasser durch die geöffnete Thür und in mächtigen Stößen hob sich gerade und hoch in die blaue Luft empor aus kurzem Schornsteine die dunkle Rauchsäule.

Langsam und gebeugt ging an einem Hakenstock der

Großvater um das Haus, sah schweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, streichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren schwerfälligen Muthwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtsamen Buben noch hier und dort vergessene Strohhalme und nahm dazu fleißig aus der langen Weste tiefer Tasche das Feuerzeug, um seine Pfeife, an der er des Morgens trotz ihres schweren Athems so wohl lebte, wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Hause neben der Thüre saß die Großmutter, schönes Brod schneidend in eine mächtige Kachel, dünn und in eben rechter Größe jeden Bissen, nicht so unachtsam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücke machen, an denen ein Wallfisch ersticken müßte. Wohlgenährte stolze Hühner und schöne Tauben stritten sich um die Brosamen zu ihren Füßen, und wenn ein schüchternes Täubchen zu kurz kam, so warf ihm die Großmutter ein Stücklein eigends zu, es tröstend mit freundlichen Worten über den Unverstand und den Ungestüm der andern.

Drinnen in der weiten reinen Küche knisterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine stattliche Frau mit hölzerner Kelle durcheinander rührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwischen den Knieen einer frischgewaschenen Magd, unter der offenen Stubenthüre aber stund, den offenen Kaffeesack noch in der Hand, eine schöne etwas blasse Frau und sagte: „Du, Hebamme, röste mir den Kaffee heute nicht so schwarz, sie könnten sonst meinen, ich hätte das Pulver sparen mögen. Des Göttis Frau ist gar grausam mißtreu und legt Einem alles zu Ungunsten aus. Es kömmt heute auf ein halb Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiß auch ja nicht, das Weinwarm zu rechter Zeit bereit zu halten. Der Großvater würde meinen, es wäre nicht Kindstaufe, wenn man den Gevatterleuten nicht ein Weinwarm aufstellen würde, ehe sie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörst du. Dort in der Schüssel auf der

Kachelbank iſt Safran und Zimmet, der Zucker iſt hier auf dem Tiſche, und nimm Wein, daß es dich dünkt, es ſei wenigſtens halb zu viel; an einer Kindestaufe braucht man nie Kummer zu haben, daß ſich die Sache nicht brauche."

Man hört, es ſoll heute die Kindstaufe gehalten werden im Hauſe, und die Hebamme verſieht das Amt der Köchin ebenſo geſchickt, als früher das Amt der Wehmutter; aber ſputen muß ſie ſich, wenn ſie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Heerde alles kochen ſoll, was die Sitte erfordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käſe in der Hand ein ſtämmiger Mann, nahm vom blanken Kachelbank den erſten beſten Teller, legte den Käſe darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tiſch von braunem Nußholz tragen. „Aber Benz, aber Benz, rief die ſchöne blaſſe Frau, wie würden ſie lachen, wenn wir keinen beſſern Teller hätten an der Kindstaufe." Und zum glänzenden Schrank aus Kirſchbaumholz, Buffert genannt, ging ſie, wo hinter Glasfenſtern des Hauſes Zierden prangten. Dort nahm ſie einen ſchönen Teller, blau gerändert, in der Mitte einen großen Blumenſtrauß, der umgeben war von ſinnigen Sprüchen, z. B.:

O Menſch faß in Gedanken,
Drei Batzen gilt d's Pfund Anken.

Gott giebt dem Menſchen Gnad,
Ich aber wohn' im Maad.

In der Hölle, da iſt es heiß,
Und der Hafner ſchafft mit Fleiß.

Die Kuh, die frißt das Gras,
Der Menſch, der muß ins Grab.

Neben den Käse stellte sie die mächtige Züpfe, das eigenthümliche Berner Backwerk, geflochten wie die Zöpfe der Weiber, schön braun und gelb aus dem feinsten Mehl, Eiern und Butter gebacken, groß wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer; und oben und unten pflanzte sie noch zwei Teller. Hochaufgethürmt lagen auf denselben die appetitlichen Küchlein, Habküchlein auf dem einen, Eierküchlein auf dem andern. Heiße dicke Nidel stund in schön geblümtem Hafen zugedeckt auf dem Ofen und in der dreibeinigen glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrte auf die erwarteten Gevatterleute ein Frühstück, wie es Fürsten selten haben und keine Bauern auf der Welt als die Berner. Tausende von Engländern rennen durch die Schweiz, aber weder einem der abgejagten Lords noch einer der steifbeinichten Ladies ist je ein solches Frühstück geworden.

„Wenn sie nur bald kämen, es wäre alles bereit, seufzte die Hebamme. Es geht jedenfalls eine gute Zeit, bis alles fertig ist, und ein jedes seine Sache gehabt hat, und der Pfarrer ist grausam pünktlich und giebt scharfe Verweise, wenn man nicht da ist zu rechter Zeit.“ „Der Großvater erlaubt auch nie das Wägeli zu nehmen, sagte die junge Frau. Er hat den Glauben, daß ein Kind, welches man nicht zur Taufe trage, sondern führe, träge werde und sein Lebtag seine Beine nie recht brauchen lerne. Wenn nur die Gotte da wäre, die versäumt am längsten, die Göttene machen es kürzer und könnten immerhin nachlaufen.“ Die Angst nach den Gevatterleuten verbreitete sich durchs ganze Haus. „Kommen sie noch nicht?“ hörte man allenthalben; in allen Ecken des Hauses schauten Gesichter nach ihnen aus, und der Türk bellte aus Leibeskräften, als ob er sie herbeirufen wollte. Die Großmutter aber sagte: „Ehemals ist das doch nicht so gewesen, da wußte man, daß man an solchen Tagen zu rechter Zeit aufzustehen habe und der Herr niemanden warte.“ Endlich kürzte der Bub in die Küche mit der Nachricht: die Gotte komme.

Sie kam, schweißbedeckt und beladen wie das Neujahrkindlein. In der einen Hand hatte sie die schwarzen Schnüre eines großen blumenreichen Watsäckleins, in welchem, in ein fein weißes Handtuch gewickelt, eine große Züpfe stak, ein Geschenk für die Kindbetterin. In der andern Hand trug sie ein zweites Säcklein und in demselben war eine Kleidung für das Kind, nebst etwelchen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich schöne weiße Strümpfe, und unter dem einen Arme hatte sie noch eine Drucke mit dem Kränzchen und der Spitzenkappe mit den prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren. Freudig tönten ihr die „Gottwilche" entgegen von allen Seiten und kaum hatte sie Zeit, von ihren Bürden eine abzustellen, um den entgegengestreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten langten dienstbare Hände nach ihren Lasten und unter der Thüre stand die junge Frau und da ging ein neues Grüßen an, bis die Hebamme in die Stube mahnte: sie könnten ja drinnen einander sagen, was der Brauch sei.

Und mit handlichen Manieren setzte die Hebamme die Gotte hinter den Tisch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, wie sehr auch die Gotte sich weigerte und vorgab, sie hätte schon gehabt. Des Vaters Schwester thäte es nicht, daß sie ungegessen aus dem Hause ginge, das schade jungen Mädchen gar übel, sage sie. Aber sie sei schon alt und die Jungfrauen möchten auch nicht zu rechter Zeit auf, deswegen sei sie so spät; wenn es an ihr allein gelegen hätte, sie wäre längstens da. In den Kaffee wurde die dicke Nidel gegessen, und wie sehr die Gotte sich wehrte und sagte, sie liebe es gar nicht, warf ihr doch die Frau ein Stück Zucker in denselben. Lange wollte es die Gotte nicht zulassen, daß ihretwegen die Züpfe angehauen würde, indessen mußte sie sich doch ein tüchtiges Stück vorlegen lassen und essen. Käse wollte sie lange nicht, es hätte dessen gar nicht nöthig. Sie werde meinen, es sei nur halbmagerer und deshalb schätze sie ihn nicht, sagte die Frau, und die Gotte mußte sich ergeben. Aber

Küchli wollte sie durchaus nicht, die wüßte sie gar nicht wohin thun, sagte sie. Sie glaube nur, sie seien nicht sauber und werde an bessere gewöhnt sein, erhielt sie endlich zur Antwort. Was sollte sie anders machen als Küchli essen? Während dem Nöthen aller Art hatte sie abgemessen in kleinen Schlücken das erste Kacheli ausgetrunken und nun erhob sich ein eigentlicher Streit. Die Gotte kehrte das Kacheli um, wollte gar keinen Platz mehr haben für fernere Gutthaten, und sagte: Man solle sie doch in Ruhe lassen, sonst müßte sie sich noch verschwören. Da sagte die Frau: Es sei ihr doch so leid, daß sie ihn so schlecht finde, sie hätte doch der Hebamme dringlichst befohlen, ihn so gut als möglich zu machen, sie vermöchte sich dessen wahrhaftig nicht, daß er so schlecht sei, daß ihn niemand trinken möchte, und an der Nidle sollte es doch auch nicht fehlen, sie hätte dieselbe abgenommen, wie sie es sonst nicht alle Tage im Brauch hätte. Was sollte die arme Gotte anders machen, als noch ein Kacheli sich einschenken lassen?

Ungeduldig war schon lange die Hebamme herumgetrippelt und endlich bändigte sie das Wort nicht länger, sondern sagte: Wenn ich dir etwas helfen kann, so sage es nur, ich habe wohl Zeit dazu. „He, preissire doch nicht," sagte die Frau. Die arme Gotte aber, die rauchte wie ein Dampfkessel, verstand den Wink, versorgte den heißen Kaffee so schnell als möglich, und sagte zwischen den Absätzen, zu denen der glühende Trank sie zwang: „Ich wäre schon lange z'weg, wenn ich nicht mehr hätte nehmen müssen, als ich hinunter bringen kann, aber ich komme jetzt." Sie stund auf, packte die Säcklein aus, übergab Züpfe, Kleidung, Einbund, einen blanken Neuthaler eingewickelt in den schön gemalten Taufspruch, und machte manche Entschuldigung, daß alles nicht besser sei. Darein aber redete die Hausmutter mit manchem Ausruf, wie das keine Art und Gattung hätte, sich so zu verköstigen, wie man es fast nicht nehmen dürfte, und wenn

man das gewußt hätte, so hätte man sie gar nicht ansprechen dürfen.

Nun ging auch das Mädchen an sein Werk, verbeiständet von der Hebamme und der Hausfrau, und wendete das Möglichste an, eine schöne Gotte zu sein von Schuh und Strümpfen an bis hinauf zum Kränzchen auf der kostbaren Spitzenkappe. Die Sache ging umständlich zu, trotz der Ungeduld der Hebamme, und immer war der Gotte die Sache nicht gut genug, und bald dies bald das nicht am rechten Ort. Da kam die Großmutter herein und sagte: „Ich muß doch auch kommen und sehen wie schön unsere Gotte ist."

Nebenbei ließ sie fallen, daß es schon das zweite Zeichen geläutet habe und beide Götteni draußen in der äußern Stube seien. Draußen saßen allerdings die zwei männlichen Pathen, ein alter und ein junger, den neumodischen Kaffee, den sie alle Tage haben konnten, verschmähend, hinter dem dampfenden Weinwarm, dieser alterthümlichen aber guten Bernersuppe, bestehend aus Wein, geröstetem Brod, Eiern, Zucker, Zimmet und Safran, diesem eben so alterthümlichen Gewürze, das an einem Kindstaufschmaus in der Suppe, im Voressen, im süßen Thee vorkommen muß. Sie ließen es sich wohlschmecken, und der alte Götti, den man Vetter nannte, hatte allerlei Späße mit dem Kindbettimann, und sagte ihm, daß sie ihm heute nicht schonen wollten und nach dem Weinwarm zu schließen, gönne er es ihnen, daran sei nichts gespart, man merke, daß er seinen zwölfmäßigen Sack letzten Dienstag dem Boten mit nach Bern gegeben, um ihm Safran zu bringen. Als sie nicht wußten, was der Vetter damit meine, sagte er: Letzthin habe sein Nachbar Kindbetti haben müssen; da habe er dem Boten einen großen Sack mitgegeben und sechs Kreuzer mit dem Auftrage: er solle ihm doch in diesem Sacke für sechs Kreuzer von dem gelben Pulver bringen, ein Mäß oder anderthalbes, von dem man an den Kindstaufen in allem haben müße, seine Weiber wollten es einmal so haben.

Da kam die Gotte hinein wie eine junge Morgensonne, und wurde von den jMitgevattern Gottwilchen geheißen und zum Tisch gezogen und ein großer Teller voll Weinwarm vor sie gestellt und den sollte sie essen, sie hätte wohl noch Zeit, während man das Kind zurecht mache. Die arme Gotte wehrte sich mit Händen und Füßen, behauptete, sie hätte gegessen für manchen Tag, und könne nicht mehr schnaufen. Aber da half alles nichts. Alt und Jung war mit Spott und Ernst hinter ihr, bis sie zum Löffel griff, und seltsam, ein Löffel nach dem andern fand noch sein Plätzchen. Doch da kam schon wieder die Hebamme mit dem schön eingewickelten Kinde, zog ihm das gestickte Käppchen an mit dem rosenrothen Seidenbande, legte dasselbe in das schöne Deckbettlein, steckte ihm das süße Lulli ins Mäulchen und sagte: Sie begehre niemand zu versäumen und hätte gedacht, sie welle alles zurecht machen, man könne dann immer gehen, wann man wolle. Man umstand das Kind und rühmte es wie billig, und es war auch ein wunderappetitlich Bübchen. Die Mutter freute sich des Lobes und sagte: „Ich wäre auch so gerne mit zur Kirche gekommen und hätte es Gott empfehlen helfen, und wenn man selbst dabei ist, wenn das Kind getauft wird, so sinnet man um so besser daran, was man versprechen hat. Zudem ist es mir so unbequem, wenn ich noch eine ganze Woche lang nicht vor das Dachtrauf darf, jetzt wo man alle Hände voll zu thun hat mit dem Anpflanzen.“ Aber die Großmutter sagte: So weit sei es doch noch nicht, daß ihre Sohnsfrau wie eine arme Frau in den ersten acht Tagen ihren Kirchgang thun müsse, und die Hebamme setzte hinzu, sie hätte es gar nicht gerne, wenn junge Weiber mit den Kindern zur Kirche gingen. Sie hätten immer Angst, es gehe daheim etwas Krummes, hätten doch nicht die rechte Andacht in der Kirche und auf dem Heimweg preßirten sie zu stark, damit ja nichts versäumt werde erhitzten sich, und gar manche sei übel krank geworden und gar gestorben. Da nahm die

Gotte das Kind im Deckbette auf die Arme, die Hebamme legte das schöne weiße Tauftuch mit den schwarzen Quasten in den Ecken über das Kind, sorgfältig den schönen Blumenstrauß an der Gotte Brust schonend, und sagte: „So gebt jetzt in Gottes heiligen Namen.“ Und die Großmutter legte die Hände in einander und betete still einen inbrünstigen Segen. Die Mutter aber ging mit dem Zuge hinaus bis unter die Thüre und sagte: „Mein Bübli, mein Bübli, jetzt sehe ich dich drei ganze Stunden nicht, wie halte ich das aus! Und alsobald schoß es ihr in die Augen, rasch fuhr sie mit dem Fürtuch darüber und ging ins Haus.

Rasch schritt die Gotte die Halde ab den Kirchweg entlang, auf ihren starken Armen das muntere Kind, hintendrein die zwei Götteni, Vater und Großvater, deren keinem in Sinn kam, die Gotte ihrer Last zu entledigen, obgleich der jüngere Götti in einem stattlichen Meyen auf dem Hute das Zeichen der Ledigkeit trug, und in seinem Auge etwas leuchtete wie großes Wohlgefallen an der Gotte, freilich alles hinter der Blende großer Gelassenheit verborgen.

Der Großvater berichtete, welch schrecklich Wetter es gewesen sei, als man ihn zur Kirche getragen, der Hagel und Blitz hätten die Kirchgänger kaum geglaubt mit dem Leben davon zu kommen. Hinterher hätten die Leute ihm allerlei geweissaget dieses Wetters wegen; die Einen einen schrecklichen Tod, die Anderen großes Glück im Kriege; nun sei es ihm gegangen in aller Stille wie den Andern auch, und im fünfundsiebenzigsten Jahre werde er weder frühe sterben noch großes Glück im Kriege machen. Mehr als halben Weges waren sie gegangen, als ihnen die Jungfrau nachgesprungen kam, welche das Kind nach Hause zu tragen hatte, sobald es getauft war, während Eltern und Gevatterleute nach alter schöner Sitte noch der Predigt beiwohnten. Die Jungfrau hatte auch anwenden wollen nach Kräften, um auch schön zu sein; ob dieser handlichen Arbeit hatte sie sich verspätet und

wollte jetzt der Gotte das Kind abnehmen; aber diese ließ es nicht, wie man ihr auch zuredete. Das war eine gar zu gute Gelegenheit, dem schönen ledigen Götti zu zeigen, wie stark ihre Arme seien und wie viel sie erleiden möchten. Starke Arme an einer Frau sind einem rechten Bauer viel anständiger als zarte, als so liederliche Stäbchen, die jeder Bysluft, wenn er ernstlich will, auseinander wehen kann; starke Arme an einer Mutter sind schon vielen Kindern zum Heil gewesen, wenn der Vater starb und die Mutter die Ruthe allein führen, alleine den Haushaltungswagen aus allen Löchern heben mußte, in die er gerathen wollte.

Aber auf einmal ist's, als ob jemand die starke Gotte an den Zipfen halte, oder sie vor den Kopf schlage; sie prallt ordentlich zurück, giebt der Jungfrau das Kind, bleibt dann zurück und stellt sich, als ob sie mit dem Strumpfband zu thun hätte. Dann kömmt sie nach, gesellt sich den Männern bei, mischt sich in die Gespräche, will den Großvater unterbrechen, ihn bald mit diesem bald mit jenem ablenken von dem Gegenstand, den er gefaßt hat. Der aber hält, wie alte Leute meist gewohnt sind, seinen Gegenstand fest, und knüpft unverdrossen den abgerissenen Faden immer neu wieder an. Nun macht sie sich an des Kindes Vater und versucht diesen durch allerlei Fragen zu Privatgesprächen zu verführen; allein der ist einsylbig und läßt den angesponnenen Faden immer wieder fallen. Vielleicht hat er seine eigenen Gedanken, wie jeder Vater sie haben sollte, wenn man ihm ein Kind zur Taufe trägt, und namentlich das erste Bübchen. Je näher man der Kirche kam, desto mehr Leute schlossen dem Zuge sich an, die Einen warteten schon mit den Psalmenbüchern in der Hand am Wege, Andere sprangen eiliger die engen Fußwege hinunter, und einer großen Prozession ähnlich rückten sie ins Dorf.

Zunächst der Kirche stand das Wirthshaus, zwei Häuser, die so oft in naher Beziehung stehen und Freud und Leid mit

einander theilen, und zwar in allen Ehren. Dort stellte man ab, machte das Büchchen trocken und der Kindbettimann bestellte eine Maaß, wie sehr auch Alle einredeten; er solle das doch nicht machen, sie hätten ja erst gehabt, was das Herz verlangt und möchten weder Dickes noch Dünnes. Indessen als der Wein einmal da war, tranken doch Alle, vornehmlich die Jungfrau; die wird gedacht haben, sie müsse Wein trinken, wenn jemand ihr Wein geben wolle und das geschehe durch ein langes Jahr durch nicht manchmal. Nur die Gotte war zu keinem Tropfen zu bewegen, trotz allem Zureden, das kein Ende nehmen wollte, bis die Wirthin sagte: Man solle doch nachlassen mit dem Nöthigen, das Mädchen werde ja zusehends blässer, und Hofmannstropfen thäten ihm nöther als Wein. Aber die Gotte wollte deren auch nicht, wollte kaum ein Glas bloßes Wasser, mußte sich endlich einige Tropfen aus einem Riechfläschchen aufs Nastuch schütten lassen, zog unschuldigerweise manchen verdächtigen Blick sich zu und konnte sich nicht rechtfertigen, konnte sich nicht helfen lassen. An gräßlicher Angst litt die Gotte und durfte sie nicht merken lassen. Es hatte ihr niemand gesagt, welchen Namen das Kind erhalten solle, und den die Gotte nach alter Uebung dem Pfarrer, wenn sie ihm das Kind übergiebt, einzuflüstern hat, da derselbe die eingeschriebenen Namen, wenn viele Kinder zu taufen sind, leicht verwechseln kann.

In der Hast ob den vielen zu besorgenden Dingen und der Angst, zu spät zu kommen, hatte man die Mittheilung dieses Namens vergessen, und nach diesem Namen zu fragen, hatte ihr ihres Vaters Schwester, die Base, ein für alle Mal streng verboten, wenn sie ein Kind nicht unglücklich machen wolle; denn sobald eine Gotte nach des Kindes Namen frage, so werde dieses zeitlebens — neugierig.

Diesen Namen wußte sie also nicht, durfte nicht darnach fragen, und wenn ihn der Pfarrer auch vergessen hatte und laut und öffentlich darnach fragte, oder im Verschuß den

Buben Mädeli oder Bäbeli taufte, wie würden da die Leute lachen und welche Schande wäre dies ihr Lebenlang! Das kam ihr immer schrecklicher vor; dem starken Mädchen zitterten die Beine wie Bohnenstauden im Winde, und vom blassen Gesichte rann ihm der Schweiß bachweise. Jetzt mahnte die Wirthin zum Aufbrechen, wenn sie vom Pfarrer nicht wollten angerebelt werden; aber zur Gotte sagte sie: „Du, Meitschi, siehst das nicht aus, du bist ja weiß wie ein frischgewaschenes Hemd.“ Das sei vom Laufen, meinte diese, es werde ihr wieder bessern, wenn sie an die frische Luft komme. Aber es wollte ihr nicht bessern, ganz schwarz schienen ihr alle Leute in der Kirche und nun fing noch das Kind zu schreien an, mörderlich und immer mörderlicher. Die arme Gotte begann es zu wiegen in ihren Armen, heftiger und immer heftiger, je lauter es schrie, daß Blätter stoben von ihrem Meyen an der Brust. Auf dieser Brust ward es ihr enger und schwerer, laut hörte man ihr Athemfassen. Je höher ihre Brust sich hob, um so höher flog das Kind in ihren Armen, und je höher es flog, um so lauter schrie es, und je lauter es schrie, um so gewaltiger las der Pfarrer die Gebete. Die Stimmen praffelten ordentlich an den Wänden und die Gotte wußte nicht mehr, wo sie war; es sauste und brauste um sie wie Meereswogen und die Kirche tanzte mit ihr in der Luft herum. Endlich sagte der Pfarrer „Amen,“ und jetzt war der schreckliche Augenblick da, jetzt sollte es sich entscheiden, ob sie zum Spott werden sollte für Kind und Kindeskinder; jetzt mußte sie das Tuch abheben, das Kind dem Pfarrer geben und den Namen ihm ins rechte Ohr flüstern. Sie deckte ab, aber zitternd und bebend, reichte das Kind dar, und der Pfarrer nahm es, sah sie nicht an, frug sie nicht mit scharfem Auge, tauchte die Hand ins Wasser, netzte des plötzlich schweigenden Kindes Stirne und taufte kein Mädeli, kein Bäbeli, sondern einen Hans Uli, einen ehrlichen wirklichen Hans Uli.

Da war's der Gotte als ob nicht nur sämmtliche Emmenthaler Berge ihr ab dem Herzen fielen, sondern Sonne, Mond und Sterne, und aus einem feurigen Ofen sie jemand trage in ein kühles Bad; aber die ganze Predigt durch bebten ihr die Glieder und wollten nicht wieder stille werden. Der Pfarrer predigte recht schön und eindringlich, wie eigentlich das Leben der Menschen nichts Anderes sein solle als eine Himmelfahrt; aber zu rechter Andacht brachte es die Gotte nicht, und als man aus der Predigt kam, hatte sie schon den Text vergessen. Sie mochte gar nicht warten, bis sie ihre geheime Angst offenbaren konnte und den Grund ihres blassen Gesichtes. Viel Lachens gab es und manchen Witz mußte sie hören über die Neugierde und wie sich die Weiber davor fürchten und sie doch allen ihren Mädchen anhängten, während sie den Buben nichts thäte, da hätte sie nur getrost fragen können. Schöne Haberäcker, niedliche Flachsplätze, herrliches Gedeihen auf Wiese und Acker zogen aber bald die Aufmerksamkeit auf sich und fesselten die Gemüther. Sie fanden manchen Grund langsam zu gehen, stille zu stehen, und doch hatte die schöne steigende Maisonne Allen warm gemacht, als sie heimkamen, und ein Glas kühlen Weins that jedermann wohl, wie sehr man sich auch dagegen sträubte. Dann setzte man sich vor das Haus, während in der Küche die Hände emsig sich rührten, das Feuer gewaltig prasselte. Die Hebamme glühte wie Einer der Drei aus dem feurigen Ofen. Schon vor eilf rief man zum Essen, aber nur die Diensten, speiste die vorweg, und zwar reichlich, aber man war doch froh, wenn sie, die Knechte namentlich, Einem aus dem Wege kamen.

Etwas langsam floß den vor dem Hause Sitzenden das Gespräch, doch versiegte es nicht; vor dem Essen stören die Gedanken des Magens die Gedanken der Seele, indessen läßt man nicht gerne diesen innern Zustand inne werden, sondern bemäntelt ihn mit langsamen Worten über gleichgültige Gegen-

stände. Schon stand die Sonne übern Mittag, als die Hebamme mit flammendem Gesicht, aber immer noch blanker Schürze, unter der Thüre erschien und die Allen willkommene Nachricht brachte, daß man essen könnte, wenn Alle da wären. Aber die meisten der Gelabenen fehlten noch und die schon früher nach ihnen gesandten Boten brachten wie die Knechte im Evangelium allerlei Bescheid, mit dem Unterschied jedoch, daß eigentlich Alle kommen wollten, nur jetzt noch nicht; der Eine hatte Werkleute, der Andere Leute bestellt und der Dritte mußte noch wohin, — aber warten solle man nicht auf sie, sondern nur fürfahren in der Sache. Räthig war man bald, dieser Mahnung zu folgen, denn wenn man Allen warten müßte, sagte man, so könne das gehen, bis der Mond käme; nebenbei freilich brummte die Hebamme: es sei doch nichts Dümmeres als ein solches Wartenlassen, im Herzen wäre doch jeder gerne da und zwar je eher je lieber, aber es solle es niemand merken. So müsse man die Mühe haben, alles wieder an die Wärme zu stellen, wisse nie, ob man genug habe, und werde nie fertig.

War aber schon der Rath wegen den Abwesenden schnell gefaßt, so war man doch mit den Anwesenden noch nicht fertig, hatte bedenkliche Mühe, sie in die Stube, sie zum Sitzen zu bringen, denn keiner wollte der erste sein, bei diesem nicht, bei jenem nicht. Als endlich Alle saßen, kam die Suppe auf den Tisch, eine schöne Fleischsuppe mit Safran gefärbt und gewürzt und mit dem schönen weißen Brod, das die Großmutter eingeschnitten, so dick gesättigt, daß von der Brühe wenig sichtbar war. Nun entblößten sich alle Häupter, die Hände falteten sich und lange und feierlich betete jedes für sich zu dem Geber jeder guten Gabe. Dann erst griff man langsam zum blechernen Löffel, wischte denselben am schönen weißen Tischtuch aus und ließ sich an die Suppe, und mancher Wunsch wurde laut: wenn man alle Tage eine solche hätte, so begehrte man nichts Anderes. Als man mit der Suppe

fertig war, wischte man die Löffel am Tischtuch wieder aus, die Züpfen wurden herumgeboten, jeder schnitt sich sein Stück ab, und sah zu wie die Voressen an Safranbrühe aufgetragen wurden, Voressen von Hirn, von Schafffleisch, saurer Leber. Als die erledigt waren in bedächtigem Zugreifen, kam in Schüsseln hoch aufgeschichtet das Rindfleisch, grünes und dürres, jedem nach Belieben, kamen dürre Bohnen und Kannenbirenschnitze, breiter Speck dazu und prächtige Rückenstücke von dreicentnerigen Schweinen, so schön roth und weiß und saftig. Das folgte sich langsam alles, und wenn ein neuer Gast kam, so wurde von der Suppe her alles wieder aufgetragen und jeder mußte da anfangen, wo die Andern auch, keinem wurde ein einziges Gericht geschenkt. Zwischendurch schenkte Benz, der Kindbettimann, aus den schönen weißen Flaschen, welche eine Maaß enthielten und mit Wappen und Sprüchen reich geziert waren, fleißig ein. Wohin seine Arme nicht reichen mochten, trug er Andern das Schenkamt auf, nöthete ernstlich zum Trinken, mahnte sehr oft: „Machet doch aus, er ist dafür da, daß man ihn trinkt," und wenn die Hebamme eine Schüssel hineintrug, so brachte er ihr sein Glas und Andere brachten die ihren ihr auch, so daß, wenn sie allemal gehörig hätte Bescheid thun wollen, es in der Küche wunderlich hätte gehen können.

Der jüngere Götti mußte manche Spottrede hören, daß er die Gotte nicht besser zum Trinken zu halten wisse; wenn er das Gesundheit machen nicht besser verstehe, so kriege er keine Frau. „O, Hans Uli werde keine begehren," sagte endlich die Gotte, „die ledigen Burschе hätten heutzutage ganz andere Sachen im Kopf als das Heirathen, und die meisten vermöchten es nicht einmal mehr." „He," sagte Hans Uli, „das dünke ihn nichts anders. Solche Schlärpli, wie heutzutage die meisten Mädchen seien, geben gar theure Frauen, die meisten meinten ja, um eine brave Frau zu werden, hätte man nichts nöthig als ein blau seidenes Tüchlein

um den Kopf, Händschli im Sommer und gestickte Pantöffeli im Winter. Wenn Einem die Kühe fehlten im Stalle, so sei man freilich übel geschlagen, aber man könne doch ändern; wenn man aber eine Frau habe, die Einen um Haus und Hof bringe, so sei es austubaket, die müsse man behalten. Es sei Einem daher nützlicher, man sinne anderen Sachen nach als dem Heirathen und lasse Mädchen, Mädchen sein."

„Ja, ja, du hast ganz recht," sagte der ältere Götti, ein kleines, unscheinbares Männchen in geringen Kleidern, den man aber sehr in Ehren hielt und ihm Vetter sagte, denn er hatte keine Kinder, wohl aber einen bezahlten Hof und hunderttausend Schweizerfranken am Zins, „ja, du hast Recht," sagte der, „mit dem Weibervolk ist gar nichts mehr. Ich will nicht sagen, daß nicht hie und da noch eine ist, die einem Hause wohl ansteht, aber die sind dünn gesäet. Sie haben nur Narrenwerk und Hoffahrt im Kopf, ziehen sich an wie Pfauen, ziehen auf wie sturme Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten soll, so hat sie drei Tage lang Kopfweh und liegt vier Tage im Bett, ehe sie wieder bei ihr selber ist. Als ich um meine Alte buhlte, da war es noch anders, da mußte man noch nicht so im Kummer sein, man kriege statt einer braven Hausmutter nur einen Hausnarr oder gar einen Hausteufel."

„He, he, Götti Uli," sagte die Gotte, die schon lange reden wollte, aber nicht dazu gekommen war, „es würde Einer meinen, es seien nur zu deinen Zeiten rechte Bauerntöchter gewesen. Du kennst sie nur nicht und achtest dich hat Mädchen nicht mehr, wie es so einem alten Manne auch wohl ansteht; aber es giebt sie noch immer so gut als zur Zeit, wo deine Alte noch jung gewesen ist. Ich will mich nicht rühmen, aber mein Vater hat schon manchmal gesagt, wenn ich so fortfahre, so thue ich noch die Mutter selig durch, und die ist doch eine berühmte Frau gewesen. So schwere Schweine wie voriges

Jahr hat mein Vater noch nie auf den Markt geführt. Der Metzger hat ihm manchmal gesagt: er möchte das Meitschi sehen, welches die gemästet habe. Aber über die heutigen Buben hat man zu klagen; was um der lieben Welt willen ist dann mit diesen? Tubaken, im Wirthshaus sitzen, die weißen Hüte auf der Seite tragen und die Augen aufsperren wie Stadtthore, allen Kegelten, allen Schießeten, allen schlechten Meitschene nachstreichen, das können sie; aber wenn Einer eine Kuh melken oder einen Acker fahren soll, so ist er fertig, und wenn er ein Werkholz in die Finger nimmt, so thut er dumm wie ein Herr oder gar wie ein Schreiber. Ich habe mich schon manchmal hoch verredet, ich wolle keinen Mann, oder ich wisse denn für gewiß, wie ich mit ihm fahren könne, und wenn schon hie und da noch Einer einen Bauer abgiebt, so weiß man doch noch lange nicht, was er für ein Mann wird."

Da lachten die Andern gar sehr, trieben dem Mädchen das Blut ins Gesicht und das Gespött mit ihm: wie lange es wohl meine, daß man einen auf die Probe nehmen müsse, bis man für gewiß wisse, was er für ein Mann werde.

So unter Lachen und Scherz nahm man viel Fleisch zu sich, vergaß auch die Kannenbirenschnitze nicht, bis endlich der ältere Götti sagte: „Es dünke ihn, man sollt' einstweilen genug haben und etwas vom Tische weg, die Beine würden unter dem Tische ganz steif und eine Pfeife schmecke nie besser, als wenn man zuvor Fleisch gegessen hätte." Dieser Rath erhielt allgemeinen Beifall, wie auch die Kindbettileute einredeten: man solle doch nicht vom Tische weg; wenn man einmal davon sei, so bringe man die Menschen fast nicht mehr dazu. „Habe doch nicht Kummer, Base," sagte der Vetter, „wenn du etwas Gutes auf den Tisch stellst, so hast du mit geringer Mühe uns wieder dabei, und wenn wir uns ein wenig strecken, so geht es um so handlicher wieder mit dem Essen."

Die Männer machten nun die Runde in den Ställen, thaten einen Blick auf die Bühne, ob noch altes Heu vorhanden sei, rühmten das schöne Gras und schauten in die Bäume hinauf, wie groß der Segen wohl sein möge, der von ihnen zu hoffen sei.

Unter einem der noch blühenden Bäume machte der Vetter Halt und sagte: „da schicke es sich wohl am besten abzusitzen und ein Pfeifchen anzustecken, es sei gut kühl da, und wenn die Weiber wieder etwas Gutes angerichtet hätten, so sei man nahe bei der Hand."

Bald gesellte sich die Gotte zu ihnen, die mit den andern Weibern den Garten und die Pflanzplätze besehen hatte. Der Gotte kamen die andern Weiber nach, und eine nach der andern ließ sich nieder ins Gras, vorsichtig den schönen Kittel in Sicherheit bringend, dagegen ihre Unterröcke mit dem hellen rothen Rande der Gefahr aussetzend, ein Andenken zu erhalten vom grünen Grase.

Der Baum, um den die ganze Gesellschaft sich lagerte, stand oberhalb des Hauses am sanften Anfang der Halde. Zuerst ins Auge fiel das schöne neue Haus; über dasselbe weg konnten die Blicke schweifen an des jenseitigen Thales Rand, über manchen schönen reichen Hof und weiterhin über grüne Hügel und dunkle Thäler weg.

„Du hast da ein stattlich Haus, und alles ist gut angegeben dabei," sagte der Vetter, „jetzt könnt ihr auch sein darin und habt Platz für alles; ich konnte nie begreifen, wie man sich in einem so schlechten Hause so lange leiden kann, wenn man Geld und Holz genug zum Bauen hat, wie ihr zum Exempel." „Bexir nicht, Vetter," sagte der Großvater, „es hat von Beidem nichts zu rühmen; dann ist das Bauen eine wüste Sache, man weiß wohl wie man anfängt, aber nie wie man aufhört, und manchmal ist Einem noch dies im Wege, oder das, an jedem Orte etwas Anderes."

„Mir gefällt das Haus ganz ausnehmend wohl," sagte

eine der Frauen. „Wir sollten auch schon lange ein neues haben, aber wir scheuen immer die Kosten. Sobald mein Mann aber kommt, muß er dieses recht besehen, es dünkt mich, wenn wir so eins haben könnten, ich wäre im Himmel. Aber fragen möchte ich doch, nehmt es nicht für ungut, warum da gleich neben dem ersten Fenster der wüste schwarze Bystel ist, der steht dem ganzen Hause übel an." — Der Großvater machte ein bedenkliches Gesicht, zog noch härter an seiner Pfeife und sagte endlich: „Es hätte an Holz gefehlt beim Aufrichten, kein anderes sei gleich bei der Hand gewesen, da habe man in Noth und Eile einiges vom alten Hause genommen." „Aber," sagte die Frau, „das schwarze Stück Holz war ja noch dazu zu kurz, oben und unten ist es angesetzt, und jeder Nachbar hätte euch von Herzen gerne ein ganz neues Stück gegeben." „Ja, wir haben es halt nicht besser g'sinnet und durften unsere Nachbaren nicht immer von neuem plagen, sie hatten uns schon genug geholfen mit Holz und Fahren," antwortete der Alte.

„Hör, Aetti," sagte der Vetter, „mache nicht Schneckentänze, sondern gieb die Wahrheit an und aufrichtigen Bericht. Schon manches habe ich raunen hören, aber Punktum das Wahre nie vernehmen können. Jetzt schickte es sich so wohl, bis die Weiber den Braten z'weg haben, du würdest uns damit so kurze Zeit machen, darum gieb aufrichtigen Bericht." Noch manchen Schneckentanz machte der Großvater, ehe er sich dazu verstund; aber der Vetter und die Weiber ließen nicht nach, bis er es endlich versprach, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihm dann lieber wäre, was er erzähle, bliebe unter ihnen und käme nicht weiter. So etwas scheuen gar viele Leute an einem Hause, und er möchte in seinen alten Tagen nicht gerne seinen Leuten böses Spiel machen.

„Allemal wenn ich dieses Holz betrachte," begann der ehrwürdige Alte, „so muß ich mich verwundern, wie das wohl

zuging, daß aus dem fernen Morgenlande, wo das Menschengeschlecht entstanden sein soll, Menschen bis hieher kamen, und diesen Winkel in diesem engen Graben fanden, und muß denken, was die, welche bis hieher verschlagen oder gedrängt wurden, alles ausgestanden haben werden, und wer sie wohl mögen gewesen sein. Ich habe viel darüber nachgefragt, aber nichts erfahren können, als daß diese Gegend schon sehr früh bewohnt gewesen, ja Sumiswald, noch ehe unser Heiland auf der Welt war, eine Stadt gewesen sein soll; aber aufgeschrieben steht das nirgends. Doch das weiß man, daß es schon mehr als sechshundert Jahre her ist, daß das Schloß steht, wo jetzt der Spital ist, und wahrscheinlich um dieselbe Zeit stund auch hier schon ein Haus, und gehörte sammt einem großen Theil der Umgegend zu dem Schlosse, mußte dorthin Zehnten und Bodenzinse geben, Frohndienste leisten, ja die Menschen waren leibeigen und nicht eigenen Rechtens, wie jetzt jeder ist, sobald er zu Jahren kömmt. Gar ungleich hatten es damals die Menschen, und nahe bei einander wohnten Leibeigene, welche die besten Händel hatten und solche, die schwer, fast unerträglich, gedrückt wurden, ihres Lebens nicht sicher waren. Ihr Zustand hing jeweilen von ihren Herren ab; die waren gar ungleich und doch fast unumschränkt Meister über ihre Leute und diese fanden keinen, dem sie so leichtlich und wirksam klagen konnten. Die, welche zu diesem Schlosse gehörten, sollen es schlimmer gehabt haben zu Zeiten als die meisten, welche zu andern Schlössern gehörten. Die meisten andern Schlösser gehörten einer Familie, kamen von dem Vater auf den Sohn, da kannten der Herr und seine Leute sich von Jugend auf, und gar mancher war seinen Leuten wie ein Vater. Dieses Schloß dagegen kam frühe in die Hände von Rittern, die man die Teutschen nannte, und der welcher hier zu befehlen hatte, den nannte man den Comthur. Diese Obern wechselten nun, und bald war einer da aus dem Sachsenland und bald einer aus dem Schwabenland; da kam

keine Anhänglichkeit auf und ein jeder brachte Brauch und Art mit aus seinem Lande.

„Nun sollten sie eigentlich in Polen und im Preußenlande mit den Heiden streiten, und dort, obgleich sie eigentlich geistliche Ritter waren, gewöhnten sie sich fast an ein heidnisch Leben und gingen mit andern Menschen um, als ob kein Gott im Himmel wäre, und wenn sie dann heim kamen, so meinten sie noch immer, sie seien im Heidenland und trieben das gleiche Leben fort. Denn die, welche lieber im Schatten lustig lebten als im wüsten Lande blutig stritten, [illegible]er die, welche ihre Wunden heilen, ihren Leib stärken mußten, kamen auf die Güter, welche der Orden, so soll man die Gesellschaft der Ritter genannt haben, in Deutschland und in der Schweiz besaß, und thaten jeder nach seiner Art und was ihm wohlgefiel. Einer der Wüstesten soll der Hans von Stoffeln gewesen sein, aus dem Schwabenlande, und unter ihm soll es sich zugetragen haben, was ihr von mir wissen wollt und was sich bei uns vom Vater auf den Sohn vererbt hat.

„Diesem Hans von Stoffeln fiel es bei, dort hinten auf dem Bärhegenhubel ein großes Schloß zu bauen; dort, wo man noch jetzt, wenn es wild Wetter geben will, die Schloßgeister ihre Schätze sonnen sieht, stand das Schloß. Sonst bauten die Ritter ihre Schlösser über den Straßen, wie man jetzt die Wirthshäuser an die Straßen baut, beides um die Leute besser plündern zu können, auf verschiedene Weise freilich. Warum aber der Ritter dort oben auf dem wüsten Hubel in der Einöde ein Schloß haben wollte, wissen wir nicht, genug er wollte es, und die Bauern, welche zum Schloß gehörten, mußten es bauen. Der Ritter fragte nach keinem von der Jahreszeit gebotenen Werk, nicht nach dem Heuet, nicht nach der Ernte, nicht nach dem Säet. So und so viel Züge mußten fahren, so und so viel Hände mußten arbeiten, zu der und der Zeit sollte der letzte Ziegel gedeckt, der letzte Nagel geschlagen sein. Dazu schenkte er keine Zehntgarbe,

kein Mäß Bodenzins, kein Fasnachthuhn, ja nicht einmal ein Fasnachtei; Barmherzigkeit kannte er keine, die Bedürfnisse armer Leute kannte er nicht. Er ermunterte sie auf heidnische Weise mit Schlägen und Schimpfen, und wenn einer müde wurde, langsamer sich rührte oder gar ruhen wollte, so war der Vogt hinter ihm mit der Peitsche, und weder Alter noch Schwachheit ward verschont. — Wenn die wilden Ritter oben waren, so hatten sie ihre Freude dran, wenn die Peitsche recht knallte, und sonst trieben sie noch manchen Schabernack mit den Arbeitern; wenn sie ihre Arbeit muthwillig verdoppeln konnten, so sparten sie es nicht, und hatten dann große Freude an ihrer Angst, an ihrem Schweiß.

„Endlich war das Schloß fertig, fünf Ellen dick die Mauern, niemand wußte, warum es da oben stand, aber die Bauern waren froh, daß es einmal stand, wenn es doch stehen mußte, der letzte Nagel geschlagen, der letzte Ziegel oben war.

„Sie wischten sich den Schweiß von den Stirnen, sahen mit betrübtem Herzen sich um in ihrem Besitzthum, sahen seufzend, wie weit der unselige Bau sie zurückgebracht. Aber war doch ein langer Sommer vor ihnen und Gott über ihnen, darum faßten sie Muth und kräftig den Pflug, und trösteten Weib und Kind, die schweren Hunger gelitten, und denen Arbeit eine neue Pein schien.

„Aber kaum hatten sie den Pflug ins Feld geführt, so kam Botschaft, daß alle Hofbauern eines Abends zur bestimmten Stunde im Schlosse zu Sumiswald sich einfinden sollten. Sie bangten und hofften. Freilich hatten sie von den gegenwärtigen Bewohnern des Schlosses noch nichts Gutes genossen, sondern lauter Muthwillen und Härte, aber es dünkte sie billig, daß die Herren ihnen etwas thäten für den unerhörten Frohndienst, und weil es sie so dünkte, so meinten viele, es dünke die Herren auch so, und sie werden an selbem Abend ihnen ein Geschenk machen oder einen Nachlaß verkünden wollen.

„Sie fanden ſich am beſtimmten Abend zeitig und mit klopfendem Herzen ein, mußten aber lange warten im Schloßhofe, den Knechten zum Geſpött. Die Knechte waren auch im Heidenlande geweſen. Zudem wird es geweſen ſein wie jetzt, wo jedes halbbatzige Herrenknechtlein das Recht zu haben meint, geſeſſene Bauern verachten zu können und verhöhnen zu dürfen.

„Endlich wurden ſie in den Ritterſaal entboten; vor ihnen öffnete ſich die ſchwere Thüre; drinnen ſaßen um den ſchweren Eichentiſch die ſchwarzbraunen Ritter, wilde Hunde zu ihren Füßen, und obenan der von Stoffeln, ein wilder mächtiger Mann, der einen Kopf hatte wie ein doppelt Bernmäß, Augen machte wie Pflugsräder, und einen Bart hatte wie eine alte Löwenmähne. Keiner ging gerne zuerſt hinein, einer ſtieß den andern vor; da lachten die Ritter, daß der Wein über die Humpen ſpritzte und wüthend ſtürzten die Hunde vor; denn wenn dieſe zitternde, zagende Glieder ſehen, ſo meinen ſie, dieſelben gehören einem zu jagenden Wilde. Den Bauern aber ward nicht gut zu Muthe, es dünkte ſie, wenn ſie nur wieder daheim wären und einer drückte ſich hinter den andern. Als endlich Hunde und Ritter ſchwiegen, erhob der von Steffeln ſeine Stimme und ſie tönte wie aus einer hundertjährigen Eiche. „Mein Schloß iſt fertig, doch noch eins fehlt, der Sommer kömmt und droben iſt kein Schattengang. In Zeit eines Monates ſollt ihr mir einen pflanzen, ſollt einhundert ausgewachſene Buchen nehmen aus dem Mümmeberg, mit Aeſten und Wurzeln, und ſollt ſie mir pflanzen auf Bärbegen, und wenn eine einzige Buche fehlt, ſo büßt ihr mir es mit Gut und Blut. Drunten ſteht Trunk und Imbiß, aber morgen ſoll die erſte Buche auf Bärbegen ſtehn.“

„Als von Trunk und Imbiß Einer hörte, meinte er, der Ritter ſei gnädig und gut gelaunt, und begann zu reden von ihrer nothwendigen Arbeit und dem Hunger von Weib und

Kind und vom Winter, wo die Sache besser zu machen wäre. Da begann der Zorn des Ritters Kopf größer und größer zu schwellen und seine Stimme brach los wie der Donner aus einer Fluh und er sagte ihnen: Wenn er gnädig sei, so seien sie übermüthig. Wenn im Polenlande einer das nackte Leben habe, so küsse er Einem die Füße, hier hätten sie Kind und Rind, Dach und Fach, und doch nicht satt. Aber gehorsamer und genügsamer mache ich euch, so wahr ich Hans von Stoffeln bin, und wenn in Monatsfrist die hundert Buchen nicht oben stehen, so lasse ich euch peitschen, bis kein Fingerlang mehr ganz an euch ist, und Weiber und Kinder werfe ich den Hunden vor.

„Da wagte keiner mehr eine Einrede, aber auch keiner begehrte von dem Trunk und Imbiß; sie drängten sich, als der zornige Befehl gegeben war, zur Thüre hinaus, und jeder wäre gerne der Erste gewesen, und weit hin folgte ihnen des Ritters donnernde Stimme nach, der andern Ritter Gelächter, der Knechte Spott, der Rüden Geheul.

„Als der Weg sich beugte, vom Schlosse sie nicht mehr konnten gesehen werden, setzten sie sich an des Weges Rand und weinten bitterlich, keiner hatte einen Trost für den Andern, und keiner hatte den Muth zu rechtem Zorn, denn Noth und Plage hatten den Muth ihnen ausgelöscht, so daß sie keine Kraft mehr zum Zorne hatten, sondern nur noch zum Jammer. Ueber drei Stunden weit sollten sie durch wilde Wege die Buchen führen mit Aesten und Wurzeln den steilen Berg hinauf, und neben diesem Berge wuchsen viele und schöne Buchen, und die mußten sie stehen lassen. In Monatsfrist sollte das Werk geschehen sein, zwei Tage drei, den dritten vier Bäume, sollten sie schleppen durchs lange Thal, den steilen Berg auf, mit ihrem ermatteten Vieh. Und über alles dieses war es der Maimond, wo der Bauer sich rühren muß auf seinem Acker, fast Tag und Nacht ihn nicht verlassen darf, wenn er Brod will und Speise für den Winter.

„Wie sie da so rathlos weinten, keiner den Andern ansehen, in den Jammer des Andern sehen durfte, weil der seinige schon über ihm zusammenschlug, und keiner heim durfte mit der Botschaft, keiner den Jammer heim tragen mochte zu Weib und Kind, stund plötzlich vor ihnen, sie wußten nicht woher, lang und dürr ein grüner Jägersmann. Auf dem kecken Barett schwankte eine rothe Feder, im schwarzen Gesichte flammte ein rothes Bärtchen, und zwischen der gebogenen Nase und dem zugespitzten Kinn, fast unsichtbar, wie eine Höhle unter überhangendem Gestein, öffnete sich ein Mund und frug: „Was giebt es, ihr guten Leute, daß ihr da sitzet und heulet, daß es Steine aus dem Boden sprengt und Aeste ab den Bäumen?“ Zweimal frug er also, und zweimal erhielt er keine Antwort.

„Da ward noch schwärzer des Grünen schwarz Gesicht, noch röther das rothe Bärtchen, es schien darin zu knistern und zu spretzeln, wie Feuer im Tannenholz; wie ein Pfeil spitzte sich der Mund, dann that er sich auseinander und frug ganz holdselig und mild: „Aber ihr guten Leute, was hilft es euch, daß ihr da sitzet und heulet? Ihr könnet da heulen, bis es eine neue Sündfluth giebt, oder euer Geschrei die Sterne aus dem Himmel sprengt; aber damit wird euch wahrscheinlich wenig geholfen sein. Wenn euch aber Leute fragen, was ihr hättet, Leute, die es gut mit euch meinen, euch vielleicht helfen könnten, so solltet ihr statt zu heulen antworten und ein vernünftig Wort reden, das hülfe euch viel mehr.“ Da schüttelte ein alter Mann das weiße Haupt und sprach: „Haltet es nicht für ungut, aber das, worüber wir weinen, nimmt kein Jägersmann uns ab, und wenn das Herz einmal im Jammer verschwollen ist, so kommen keine Worte mehr heraus.“

„Da schüttelte sein spitziges Haupt der Grüne und sprach: „Vater, ihr redet nicht dumm, aber so ist es doch nicht. Man mag schlagen was man will, Stein oder Baum, so giebt es einen Ton von sich; es klaget. So soll auch der Mensch

klagen, soll alles klagen, soll dem ersten Besten klagen, vielleicht hilft ihm der erste Beste. Ich bin nur ein Jägersmann, wer weiß, ob ich nicht daheim ein tüchtiges Gespann habe, Holz und Steine oder Buchen und Tannen zu führen?"

„Als die armen Bauern das Wort Gespann hörten, fiel es ihnen Allen ins Herz, ward da zu einem Hoffnungsfunken, und alle Augen sahen auf ihn und dem Alten ging der Mund noch weiter auf; er sprach: „Es sei nicht immer richtig, dem Ersten, dem Besten zu sagen, was man auf dem Herzen hätte; da man ihm es aber anhöre, daß er es gut meine, daß er vielleicht helfen könne, so wolle man kein Hehl vor ihm haben. Mehr als zwei Jahre hätten sie schwer gelitten unter dem neuen Schloßbau, kein Hauswesen sei in der ganzen Herrschaft, welches nicht bitterlich im Mangel sei. Jetzt hätten sie frisch aufgeathmet, in der Meinung, endlich freie Hände zu haben zur eigenen Arbeit, hätten mit neuem Muth den Pflug ins Feld geführt, und so eben hätte der Comthur ihnen befohlen, aus im Münneholz gewachsenen Buchen in Monatsfrist beim neuen Schloß einen neuen Schaftengang zu pflanzen. Sie wüßten nicht wie das vollbringen in dieser Frist mit ihrem abgekarrten Vieh, und wenn sie es vollbrächten, was hülfe es ihnen? Anpflanzen könnten sie nicht und müßten nachher Hungers sterben, im Fall die harte Arbeit sie nicht früher tödtete. Diese Botschaft dürften sie nicht heimtragen, möchten nicht zum alten Elend noch den neuen Jammer schütten."

„Da machte der Grüne ein gar mitleidiges Gesicht, hob drohend die lange, magere, schwarze Hand gegen das Schloß empor und vermaß sich zu schwerer Strafe gegen solche Tyrannei. Ihnen aber wolle er helfen. Sein Gespann, wie keines sei im Lande, solle vom Kilchstalden an, dieseits Sumiswald, ihnen alle Buchen, so viele sie dorthin zu bringen vermöchten, auf Bärhegen führen, ihnen zu lieb, den Rittern zum Trotz und um geringen Lohn.

„Da horchten hoch auf die armen Männer bei diesem unerwarteten Anerbieten. Konnten sie um den Lohn einig werden, so waren sie gerettet, denn bis an den Kilchstalden konnten sie die Buchen führen, ohne daß ihre Landarbeit darüber versäumt und sie zu Grunde gingen. Darum sagte der Alte: „So sag an, was du verlangst, auf daß wir mit dir des Handels einig werden mögen.“ Da machte der Grüne ein pfiffig Gesicht; es knisterte in seinem Bärtchen und wie Schlangenaugen funkelten sie seine Augen an, und ein greulich Lachen stand in beiden Mundwinkeln, als er ihn von einander that und sagte: „Wie ich gesagt, ich begehre nicht viel, nicht mehr als ein ungetauftes Kind.“

„Das Wort zuckte durch die Männer wie ein Blitz, wie eine Decke fiel es von ihren Augen, und wie Spreu im Wirbelwinde stoben sie auseinander.

„Da lachte hell auf der Grüne, daß die Fische im Bache sich bargen, die Vögel das Dickicht suchten und grausig schwankte die Feder am Hute und auf und nieder ging das Bärtchen.

„„Besinnet euch, oder suchet bei euren Weibern Rath, in der dritten Nacht findet ihr hier mich wieder!““ so rief er den Fliehenden mit scharf tönender Stimme nach, daß die Worte in ihren Ohren hängen blieben, wie Pfeile mit Widerhaken hängen bleiben im Fleische.

„Blaß und zitternd an der Seele und an allen Gliedern stäubten die Männer nach Hause; keiner sah nach dem andern sich um, keiner hätte den Hals gedreht, nicht um alle Güter der Welt. Als so verstört die Männer daher gestoben kamen, wie Tauben vom Vogel gejagt zum Taubenschlag, da drang mit ihnen der Schrecken in alle Häuser, und Alle bebten vor der Kunde, welche den Männern die Glieder also durcheinander warf.

„In zitternder Neugierde schlichen die Weiber den Männern nach, bis sie dieselben an dem Ort hatten, wo man im Stillen ein vertraut Wort reden konnte. Da mußte jeder

Mann seinem Weibe erzählen, was sie im Schloß vernommen, das hörten sie mit Wuth und Fluch; sie mußten erzählen, wer ihnen begegnet, was er ihnen angetragen. Da ergriff namenlose Angst die Weiber, ein Wehgeschrei ertönte über Berg und Thal, einer jeden ward, als hätte ihr eigen Kind der Ruchlose begehrt. Ein einziges Weib schrie nicht den Andern gleich. Das war ein grausam handlich Weib, eine Lindauerin soll es gewesen sein, und hier auf dem Hofe hat es gewohnt. Sie hatte wilde schwarze Augen und fürchtete sich nicht viel vor Gott und Menschen: Böse war sie schon geworden, daß die Männer dem Ritter nicht rundweg das Begehren abgeschlagen; wenn sie dabei gewesen, sie hätte es ihm sagen wollen, sagte sie. Als sie vom Grünen hörte und seinem Antrage und wie die Männer davon gestoben, da ward sie erst recht böse, und schalt die Männer über ihre Feigheit, und daß sie dem Grünen nicht kecker ins Gesicht gesehen, vielleicht hätte er mit einem andern Lohne sich auch begnügt, und da die Arbeit für das Schloß sei, würde es ihren Seelen nichts schaden, wenn der Teufel sie mache. Sie ergrimmte in der Seele, daß sie nicht dabei gewesen, und wäre es nur, damit sie einmal den Teufel gesehen und auch wüßte, was er für ein Aussehen hätte. Darum weinte dieses Weib nicht, sondern redete in seinem Grimme harte Worte gegen den eigenen Mann und gegen alle andern Männer.

„Des folgenden Tages, als in stilles Gewimmer das Wehgeschrei verglommen war, saßen die Männer zusammen, suchten Rath und fanden keinen. Anfangs war die Rede von neuem Bitten bei dem Ritter, aber niemand wollte bitten gehen, keinem schien Leib und Leben feil. Einer wollte Weiber und Kinder schicken mit Geheul und Jammer, der aber verstummete schnell, als die Weiber zu reden begannen, denn schon damals waren die Weiber in der Nähe, wenn die Männer im Rathe saßen. Sie wußten keinen Rath, als in Gottes Namen Gehorsam zu versuchen, sie wollten Messen

lesen lassen, um Gottes Beistand zu gewinnen, wollten Nachbaren um nächtliche geheime Hülfe ansprechen, denn eine offenbare hätten ihnen ihre Herren nicht erlaubt, wollten sich theilen, die Hälfte sollte bei den Buchen schaffen, die andere Hälfte Haber säen und des Viehes warten. Sie hofften auf diese Weise und mit Gottes Hülfe täglich wenigstens drei Buchen auf Bärhegen hinauf zu schaffen; vom Grünen redete niemand; ob niemand an ihn dachte, ist nicht verzeichnet worden.

„Sie theilten sich ein, rüsteten die Werkzeuge, und als der erste Maitag über seine Schwelle kam, sammelten die Männer sich am Münneberg und begannen mit gefaßtem Muthe die Arbeit. In weitem Ringe mußten die Buchen umgraben, sorgfältig die Wurzeln geschont, sorgfältig die Bäume, damit sie sich nicht verletzten, zur Erde gelassen werden. Noch war der Morgen nicht hoch am Himmel, als drei Buchen zur Abfahrt bereit lagen, denn immer drei sollten zusammen geführt werden, damit man auf dem schweren Weg mit Hand und Vieh sich gegenseitig helfen könne. Aber schon stund die Sonne im Mittag und noch waren sie mit den drei Buchen nicht zum Walde hinaus, schon stand sie hinter den Bergen und noch waren die Züge nicht über Sumiswald hinaus; erst der neue Morgen fand sie am Fuße des Berges, auf dem das Schloß stand, und die Buchen sollten gepflanzet werden. Es war, als ob ein eigener Unstern Macht hätte über sie. Ein Mißgeschick nach dem andern traf sie: die Geschirre zerrissen, die Wagen brachen, Pferde und Ochsen fielen oder weigerten den Gehorsam. Noch ärger ging es am zweiten Tage. Neue Noth brachte immerfort neue Mühe, unter rastloser Arbeit keuchten die Armen und keine Buche war noch oben, keine vierte Buche über Sumiswald hinausgeschafft.

„Der von Stoffeln schalt und fluchte; je mehr er schalt und fluchte, um so größer ward der Unstern, um so stettiger das Vieh. Die andern Ritter lachten und höhnten, und

freuten sich gar sehr über das Zappeln der Bauern, den Zorn des von Stoffeln. Sie hatten gelacht über des von Stoffeln neues Schloß auf dem nackten Gipfel. Da hatte der geschworen: in Monatsfrist müßte ein schöner Laubgang droben sein. Darum fluchte er, darum lachten die Ritter, und weinen thaten die Bauern.

„Eine fürchterliche Muthlosigkeit erfaßte diese, keinen Wagen hatten sie mehr ganz, keinen Zug unbeschädigt, in zwei Tagen nicht drei Buchen zur Stelle gebracht, und alle Kraft war erschöpft.

„Nacht war es geworden, schwarze Wolken stiegen auf, es blitzte zum ersten Male in diesem Jahre. An den Weg hatten sich die Männer gesetzt, es war die gleiche Beugung des Weges, in welcher sie vor drei Tagen gesessen waren, sie wußten es aber nicht. Da saß der Hornbachbauer, der Lindauerin Mann, mit zwei Knechten und andere mehr saßen auch bei ihnen. Sie wollten da auf Buchen warten, die nach Sumiswald kommen sollten, wollten ungestört sinnen über ihr Elend, wollten ruhen lassen ihre zerschlagenen Glieder.

„Da kam rasch, daß es fast pfiff wie der Wind pfeift, wenn er aus den Kammern entronnen ist, ein Weib daher, einen großen Korb auf dem Kopfe. Es war Christine, die Lindauerin, des Hornbachbauern Eheweib, zu dem derselbe gekommen, als er einmal mit seinem Herrn zu Felde gezogen war. Sie war nicht von den Weibern, die froh sind, daheim zu sein, in der Stille ihre Geschäfte zu beschicken, und die sich um nichts kümmern als um Haus und Kind. Christine wollte wissen was ging, und wo sie ihren Rath nicht dazu geben konnte, da ginge es schlecht, so meinte sie.

„Mit der Speise hatte sie daher keine Magd gesandt, sondern den schweren Korb auf den eigenen Kopf genommen und die Männer lange gesucht umsonst; bittere Worte ließ sie fallen darüber, sobald sie dieselben gefunden. Unterdessen war sie aber nicht müßig, die konnte noch reden und schaffen zu

gleicher Zeit. Sie stellte den Korb ab, deckte den Kübel ab, in welchem das Hafermus war, legte das Brod und den Käse zurecht, und steckte jedem gegenüber für Mann und Knecht die Löffel ins Mus, und hieß auch die andern zugreifen, die noch speislos waren. Dann frug sie nach der Männer Tagewerk und wie viel geschafft worden in den zwei Tagen? Aber Hunger und Worte waren den Männern ausgegangen und keiner griff zum Löffel und keiner hatte eine Antwort. Nur ein leichtfertig Knechtlein, dem es gleichgültig war, regne oder sonnenscheine es in der Ernte, wenn nur das Jahr umging und der Lohn kam, und zu jeder Essenszeit das Essen auf den Tisch, griff zum Löffel und berichtete Christine, daß noch keine Buche gepflanzet sei, und alles gehe, als ob sie verhext wären.

„Da schalt die Lindauerin, daß das eitel Einbildung wäre und die Männer nichts als Kindbetterinnen; mit Schaffen und Weinen, mit Hocken und Heulen werde man keine Buchen auf Bärhegen bringen. Ihnen würde nur ihr Recht widerfahren, wenn die Ritter ihren Muthwillen an ihnen ausließen; aber um Weib und Kinder willen müsse die Sache anders zur Hand genommen werden. Da kam plötzlich über die Achsel des Weibes eine lange schwarze Hand und eine gellende Stimme rief: „Ja, die hat Recht." Und mitten unter ihnen stand mit grinsendem Gesicht der Grüne, und lustig schwankte die rothe Feder auf seinem Hute. Da hob der Schreck die Männer von dannen, sie stoben die Halde auf wie Spreu im Wirbelwinde.

„Nur Christine, die Lindauerin, konnte nicht fliehen, sie erfuhr es, wie man den Teufel leibhaftig zu sehen kriegt, wenn man ihn an die Wand malt. Sie blieb stehen wie gebannt, mußte schauen die rothe Feder am Barett, und wie das rothe Bärtchen lustig auf- und niederging im schwarzen Gesichte. Gellend lachte der Grüne den Männern nach, aber gegen Christine machte er ein zärtlich Gesicht und faßte mit höflicher Geberde ihre Hand. Christine wollte sie wegziehen,

aber sie entrann dem Grünen nicht mehr, es war ihr als zische Fleisch zwischen glühenden Zangen. Und schöne Worte begann er zu reden und zu den Worten zwitzerte lüstern sein roth Bärtchen auf und ab. So ein schön Weibchen habe er lange nicht gesehen, sagte er, das Herz lache ihm im Leibe; zudem habe er sie gerne muthig, und gerade die seien ihm die liebsten, welche stehen bleiben dürften, wenn die Männer davon liefen. Wie er so redete, kam Christinen der Grüne immer weniger schreckhaft vor: mit dem sei doch noch zu reden, dachte sie, und sie wüßte nicht warum davon laufen, sie hätte schon viel Wüstere gesehen. Der Gedanke kam ihr immer mehr: mit dem ließe sich etwas machen, und wenn man recht mit ihm zu reden wüßte, so thäte er Einem wohl einen Gefallen, oder am Ende könnte man ihn übertölpeln wie die andern Männer auch. Er wüßte gar nicht, fuhr der Grüne fort, warum man sich so vor ihm scheue, er meine es doch so gut mit allen Menschen, und wenn man so grob gegen ihn sei, so müsse man sich nicht wundern, wenn er den Leuten nicht immer thäte, was ihnen am liebsten wäre. Da faßte Christine ein Herz und antwortete: Er erschrecke aber die Leute auch, daß es schrecklich wäre. Warum habe er ein ungetauft Kind verlangt, er hätte doch von einem andern Lohn reden können, das komme den Leuten gar verdächtig vor, ein Kind sei immer ein Mensch und ungetauft eins aus den Händen geben, das werde kein Christ thun. „Das ist mein Lohn, an den ich gewohnt bin, und um anderen fahre ich nicht, und was frägt man doch so einem Kinde nach, daß noch niemand kennt. So jung giebt man sie am liebsten weg, hat man doch noch keine Freude an ihnen gehabt und keine Mühe mit ihnen. Ich aber habe sie je jünger je lieber, je früher ich ein Kind erziehen kann auf meine Manier, um so weiter bringe ich es, dazu habe ich aber das Taufen gar nicht nöthig und will es nicht." Da sah Christine wohl, daß er mit keinem andern Lohne sich werde begnügen wollen; aber es

wuchs in ihr immer mehr der Gedanke: das wäre doch der Einzige, der nicht zu betrügen wäre.

„Darum sagte sie: wenn aber einer etwas verdienen wolle, so müßte er sich mit dem Lohne begnügen, den man ihm geben könne, sie aber hätten gegenwärtig in keinem Hause ein ungetauft Kind und in Monatsfrist gäbe es keins und in dieser Zeit müßten die Buchen geliefert sein. Da schwänzelte gar höflich der Grüne und sagte: „Ich begehre das Kind gar nicht zum voraus. Sobald man mir verspricht, das Erste zu liefern ungetauft, welches geboren wird, so bin ich schon zufrieden." Das gefiel Christine gar wohl. Sie wußte, daß es in geraumer Zeit kein Kind geben werde in ihrer Herren Gebiet. Wenn nun einmal der Grüne sein Versprechen gehalten und die Buchen gepflanzet seien, so brauche man ihm gar nichts mehr zu geben, weder ein Kind noch etwas Anderes; man lasse Messen lesen zu Schutz und Trutz und lache tapfer den Grünen aus, so dachte Christine. Sie dankte daher schon ganz herzhaft für das gute Anerbieten und sagte: es sei zu bedenken und sie wolle mit den Männern darüber reden. „Ja," sagte der Grüne, „da ist gar nichts mehr weder zu denken noch zu reden. Für heute habe ich euch bestellt, und jetzt will ich den Bescheid; ich habe noch an gar vielen Orten zu thun und bin nicht bloß wegen euch da. Du mußt mir zu oder ab sagen, nachher will ich von dem ganzen Handel nichts mehr wissen." Christine wollte die Sache verdrehen, denn sie nahm sie nicht gerne auf sich, sie wäre sogar gerne zärtlich geworden, um Stündigung zu erhalten, allein der Grüne war nicht aufgelegt, wankte nicht; jetzt oder nie, sagte er. Sobald aber der Handel geschlossen sei um ein einzig Kind, so wolle er in jeder Nacht so viel Buchen auf Bärhegen führen, als man ihm vor Mitternacht unten an den Kilchstalden liefere, dort wollte er sie in Empfang nehmen. — „Nun, schöne Frau, bedenke dich nicht," sagte der Grüne, und klopfte Christine holdselig auf die Wange. Da klopfte doch ihr Herz, sie hätte

lieber die Männer hineingestoßen, um hintendrein sie schuld geben zu können. Aber die Zeit drängte, kein Mann war da als Sündenbock, und der Glaube verließ sie nicht, daß sie listiger als der Grüne sei, und wohl ein Einfall kommen werde, ihn mit langer Nase abzuspeisen. Darum sagte Christine: Sie für ihre Person wolle zugesagt haben, wenn aber dann später die Männer nicht wollten, so vermöchte sie sich dessen nicht, und er solle es sie nicht entgelten lassen. Mit dem Versprechen, zu thun was sie könne, sei er hinlänglich zufrieden, sagte der Grüne. Jetzt schauderte es Christine doch an Leib und Seele, jetzt meinte sie, komme der schreckliche Augenblick, wo sie mit Blut von ihrem Blute dem Grünen den Akkord unterschreiben müsse. Aber der Grüne machte es viel leichtlicher und sagte: Von hübschen Weibern begehre er nie eine Unterschrift, mit einem Kuß sei er zufrieden. Somit spitzte er seinen Mund gegen Christinens Gesicht und Christine konnte nicht fliehen, war wiederum wie gebannt, steif und starr. Da berührte der spitzige Mund Christinens Gesicht, und ihr war als ob von spitzigem Eisen das Feuer durch Mark und Bein fahre, durch Leib und Seele, und ein gelber Blitz fuhr zwischen ihnen durch und zeigte Christinen freudig verzerrt des Grünen teufelisch Gesicht, und ein Donner fuhr über sie, als ob der Himmel zersprungen wäre.

„Verschwunden war der Grüne und Christine stund wie versteinert, als ob tief in den Boden hinunter ihre Füße Wurzeln getrieben hätten in jenem schrecklichen Augenblick. Endlich war sie ihrer Glieder wieder mächtig, aber im Gemüthe brauste und sauste es ihr, als ob ein mächtiges Wasser seine Fluthen wälze über thurmhohe Felsen hinunter in schwarzen Schlund. Wie man im Donner der Wasser die eigene Stimme nicht hört, so ward Christine der eigenen Gedanken sich nicht bewußt im Tosen, das donnerte in ihrem Gemüthe. Unwillkürlich floh sie den Berg hinan, und immer glühender fühlte sie ein Brennen an ihrer Wange, da

wo des Grünen Mund sie berührt; sie rieb, sie wusch, aber der Brand nahm nicht ab.

„Es ward eine wilde Nacht. In Lüften und Klüften heulte und toste es, als ob die Geister der Nacht Hochzeit hielten in den schwarzen Wolken, die Winde die wilden Reigen spielten zu ihrem grausen Tanze, die Blitze die Hochzeitfackeln wären und der Donner der Hochzeitsegen. In dieser Jahreszeit hatte man eine solche Nacht noch nie erlebt.

„In finsterem Bergesthale regte es sich um ein großes Haus und viele drängten sich um sein schirmend Obdach. Sonst treibt im Gewittersturm die Angst um den eigenen Heerd den Landmann unter das eigene Dach, und sorgsam wachend, so lange das Gewitter am Himmel steht, wahret und hütet er das eigene Haus. Aber jetzt war die gemeinsame Noth größer als die Angst vor dem Gewitter. Diese trieb sie in diesem Hause zusammen, an welchem vorbeigehen mußten die, welche der Sturm aus dem Münneberg trieb, und die, welche von Bärhegen sich geflüchtet. Den Graus der Nacht ob dem eigenen Elend vergessend, hörte man sie klagen und grollen über ihr Mißgeschick. Zu allem Unglück war noch das Toben der Natur gekommen. Pferde und Ochsen waren scheu geworden, betäubt, hatten Wagen zertrümmert, sich über Felsen gestürzt, und schwer verwundet stöhnte mancher in tiefem Schmerze, laut auf schrie mancher, dem man zerrissene Glieder einzog und zusammenband.

„In das Elend hinein flüchteten sich auch in schauerlicher Angst die, welche den Grünen gesehen, und erzählten bebend die wiederholte Erscheinung. Bebend hörte die Menge, was die Männer erzählten, drängte sich aus dem weiten dunkeln Raume dem Feuer zu, um welches die Männer saßen, und wenn der Wind durch die Sparren fuhr oder Donner über dem Hause rollte, so schrie laut auf die Menge, und meinte, es breche durchs Dach der Grüne, sich zu zeigen in ihrer

Mitte. Als er aber nicht kam, als der Schreck vor ihm verging, als das alte Elend blieb und der Jammer der Leidenden lauter wurde, da stiegen allmählig die Gedanken auf, die den Menschen, der in der Noth ist, so gerne um seine Seele bringen. Sie begannen zu rechnen, wie viel mehr werth sie Alle seien als ein einzig ungetauft Kind, sie vergaßen immer mehr, daß die Schuld an einer Seele tausendmal schwerer wiege als die Rettung von tausend und abermal tausend Menschenleben.

„Diese Gedanken wurden allmählig laut und begannen sich zu mischen als verständliche Worte in das Schmerzensgestöhn der Leidenden. Man fragte näher nach dem Grünen, grollte, daß man ihm nicht besser Rede gestanden; genommen hätte er niemand, und je weniger man ihn fürchte, um so weniger thue er den Menschen. Dem ganzen Thale hätten sie vielleicht helfen können, wenn sie das Herz am rechten Orte gehabt hätten. Da begannen die Männer sich zu entschuldigen. Sie sagten nicht, daß es sich mit dem Teufel nicht spaßen lasse, daß, wer ihm ein Ohr leihe, bald den ganzen Kopf ihm geben müsse, sondern sie redeten von des Grünen schrecklicher Gestalt, seinem Flammenbarte, der feurigen Feder auf seinem Hute, einem Schloßthurm gleich, und dem schrecklichen Schwefelgeruch, den sie nicht hätten ertragen mögen. Christinens Mann aber, der gewöhnt worden war, daß sein Wort erst durch die Zustimmung seiner Frau Kraft erhielt, sagte: sie sollten nur seine Frau fragen, die könne ihnen sagen, ob es jemand hätte aushalten mögen, und daß die ein kuraschirtes Weib sei, wüßten Alle. Da sahen Alle nach Christine sich um, aber keiner sah sie. Es hatte jeder nur an seine Rettung gedacht und an Andere nicht; und wie jetzt jeder am Trockenen saß, so meinte er, die Andern säßen eben so. Jetzt erst fiel Allen bei, daß sie Christine seit jenem schrecklichen Augenblicke nicht mehr gesehen, und ins Haus war sie nicht gekommen. Da begann der Mann zu jammern

und alle Andern mit ihm, denn es ward ihnen allen, als ob Christine allein zu helfen wüßte. Plötzlich ging die Thüre auf und Christine stand mitten unter ihnen, ihre Haare trieften, roth waren ihre Wangen und ihre Augen brannten noch dunkler als sonst in unheimlichem Feuer. Eine Theilnahme, deren Christine sonst nicht gewohnt war, empfing sie, und jeder wollte ihr erzählen, was man gedacht und gesagt, und wie man Kummer um sie gehabt. Christine sah bald, was alles zu bedeuten hatte und verbarg ihre innere Glut hinter spöttische Worte, warf den Männern ihre übereilte Flucht vor und wie keiner um ein arm Weib sich bekümmert, und keiner sich umgesehen, was der Grüne mit ihr beginne. Da brach der Sturm der Neugierde aus und jeder wollte zuerst wissen, was nun der Grüne mit ihr angefangen, und die Hintersten hoben sich hoch auf, um besser zu hören und die Frau näher zu sehen, die dem Grünen so nahe gestanden. Sie sollte nichts sagen, meinte Christine zuerst, man hätte es nicht um sie verdient, als Fremde sie übel geplaget im Thale, die Weiber ihr einen übeln Namen angehängt, die Männer sie allenthalben im Stiche gelassen, und wenn sie nicht besser gesinnet wäre als Alle und wenn sie nicht mehr Muth als Alle hätte, so wäre noch jetzt weder Trost noch Ausweg da. So redete Christine noch lange, warf harte Worte gegen die Weiber, die ihr nie hätten glauben wollen, daß der Bodensee größer sei als der Schloßteich, und je mehr man ihr anhielt, um so härter schien sie zu werden, und stützte sich besonders darauf, daß, was sie zu sagen hätte, man ihr übel auslegen, und wenn die Sache gut käme, ihr keinen Dank haben werde, käme sie aber übel, so lüde man ihr alle Schuld auf und die ganze Verantwortung.

„Als endlich die ganze Versammlung vor Christine wie auf den Knieen lag, mit Bitten und Flehen und die Verwundeten laut aufschrien und anhielten, da schien Christine zu erweichen und begann zu erzählen, wie sie Stand gehalten

und mit dem Grünen Abrede getroffen; aber von dem Kusse sagte sie nichts, nichts davon, wie er sie auf der Wange gebrannt, und wie es ihr getoset im Gemüthe. Aber sie erzählte, was sie seither gesinnet im verschlagenen Gemüthe. Das Wichtigste sei, daß die Buchen nach Bärhegen geschafft würden; seien die einmal oben, so könne man immer noch sagen, was man machen wolle, die Hauptsache sei, daß bis dahin, so viel ihr bekannt, unter ihnen kein Kind werde geboren werden.

„Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel Allen wohl.

„Nur ein junges Weibchen weinte gar bitterlich, daß man unter seinen Augen die Hände hätte waschen können, aber sagen that es nichts. Ein alt ehrwürdig Weib dagegen, hochgestaltet und mit einem Gesichte, vor dem man sonst sich beugen oder vor ihm fliehen mußte, trat in die Mitte und sprach: Gottvergessen wäre es gehandelt, auf das Ungewisse das Gewisse stellen und spielen mit dem ewigen Leben. Wer mit dem Bösen sich einlasse, komme vom Bösen nimmer los, und wer ihm den Finger gebe, den behalte er mit Leib und Seele. Aus diesem Elende könne niemand helfen als Gott, wer ihn aber verlasse in der Noth, der versinke in der Noth. Aber diesmal verachtete man der Alten Rede und schweigen hieß man das junge Weibchen, mit Weinen und Heulen sei Einem diesmal nicht geholfen, da bedürfe man Hülfe anderer Art, hieß es.

„Räthig wurde man, bald die Sache zu versuchen. Bös könne das kaum gehen im bösesten Falle; aber nicht das erste Mal sei es, daß Menschen die schlimmsten Geister betrogen, und wenn sie selbst nichts wüßten, so fände wohl ein Priester Rath und Ausweg. Aber im finstern Gemüthe soll mancher gedacht haben, wie er später bekannte: gar viel Geld und Umtriebe wage er nicht eines ungetauften Kindes wegen.

„Als der Rath nach Christinens Sinn gefaßt wurde, da war es, als ob alle Wirbelwinde über dem Hause zusammenstießen, die Heere der wilden Jäger vorüberfausten; die Pfosten des Hauses wankten, die Balken bogen sich, Bäume splitterten am Hause, wie Speere auf einer Ritterbrust. Blaß wurden drinnen die Menschen, Grauen überfiel sie, aber den Rath lösten sie nicht; bei grauendem Morgen begannen sie seine Ausführung.

„Schön und hell war der Morgen, Gewitter und Hexenwerk verschwunden, die Aexte hieben noch einmal so scharf als sonst, der Boden war locker und jede Buche fiel gerade wie man sie haben wollte, kein Wagen brach mehr, das Vieh war willig und stark und die Menschen geschützt vor jedem Unfall, wie durch unsichtbare Hand. Nur eines war sonderbar. Unterhalb Sumiswald führte damals noch kein Weg ins hintere Thal; dort war noch Sumpf, den die zügellose Grüne bewässerte, man mußte den Stalden auf durchs Dorf fahren, an der Kirche vorbei.

„Sie fuhren wie an den frühern Tagen immer drei Züge auf einmal, um einander helfen zu können mit Rath, Kraft und Vieh, und hatten nun nur durch Sumiswald zu fahren, außerhalb des Dorfes den Kirchstalden ab, an dem eine kleine Kapelle stand; unterhalb desselben auf ebenem Wege hatten sie die Buchen abzulegen. Sobald sie den Stalden auf waren und auf ebenem Wege gegen die Kirche kamen, so ward das Gewicht der Wagen nicht leichter, sondern schwerer und schwerer, sie mußten Thiere vorspannen, so viele sie deren hatten, mußten unmenschlich auf sie schlagen, mußten selbst Hand an die Speichen legen, dazu scheuten die sanftesten Rosse, als ob etwas Unsichtbares vom Kirchhofe her ihnen im Wege stehe, und ein dumpfer Glockenton, fast wie der verirrte Schall einer fernen Todtenglocke, kam von der Kirche her, daß ein eigenthümlich Grauen die stärksten Männer ergriff und jedesmal Menschen und Thiere bebten, wenn man gegen die Kirche kam. War

man einmal vorbei, so konnte man ruhig fahren, ruhig abladen, ruhig zu frischer Ladung wieder gehen.

„Sechs Buchen lud man selbigen Tages neben einander ab an die abgeredete Stelle, sechs Buchen waren am folgenden Morgen zu Bärhegen oben gepflanzet, und durchs ganze Thal hin hatte niemand eine Achse gehört, die sich umgedreht um ihre Spule, niemand der Fuhrleute üblich Geschrei, der Pferde Wiehern, der Ochsen einförmig Gebrüll. Aber sechs Buchen standen oben, die konnte sehen, wer wollte, und es waren die sechs Buchen, die man unten an dem Stalden hingelegt hatte, und nicht andere.

„Da war das Staunen groß im ganzen Thale und die Neugierde regte sich bei männiglich. Absonderlich die Ritter nahm es wunder, welche Pacht die Bauern geschlossen und auf welche Weise die Buchen zur Stelle geschafft würden. Sie hätten gerne auf heidnische Weise den Bauern das Geheimniß ausgepreßt. Allein sie sahen bald, daß die Bauern auch nicht alles wüßten, da sie selbst halb erschrocken waren. Indem wehrte der von Stoffeln. Dem war es nicht nur gleichgültig, wie die Buchen nach Bärhegen kamen, im Gegentheil, wenn sie nur heraufkamen, so sah er gerne, daß die Bauern dabei geschont wurden. Er hatte wohl gesehen, daß der Spott der Ritter ihn zu einer Unbesonnenheit verleitet hatte, denn wenn die Bauern zu Grunde gingen, die Felder unbestellt blieben, so hatte die Herrschaft den größten Schaden dabei; allein was der von Stoffeln einmal gesagt hatte, dabei blieb es. Die Erleichterung, welche die Bauern sich verschafft, war ihm daher ganz recht, und es war ihm auch ganz gleichgültig, ob sie dafür ihre Seelen verschrieben; denn was gingen ihn der Bauern Seelen an, wenn einmal der Tod ihre Leiber genommen. Er lachte jetzt über seine Ritter und schützte die Bauern vor ihrem Muthwillen. Diese wollten den Handel doch ergründen und sandten Knappen zur Wache; die fand man des

Morgens halb todt in Gräben, wohin eine unsichtbare Hand sie geschleudert.

„Da zogen zwei Ritter hin nach Bärhegen: es waren kühne Degen, und wo ein Wagniß zu bestehen gewesen im Heidenland, da hatten sie es bestanden. Am Morgen fand man sie erstarrt am Boden, und als sie der Rede wieder mächtig waren, sagten sie, ein rother Ritter mit feuriger Lanze hätte sie niedergerannt. Hie und da konnte eine neugierige Weibsseele sich nicht enthalten, wenn es Mitternacht war, durch eine Spalte oder Lucke nach dem Wege im Thale zu sehen. Alsbald wehete ein giftiger Wind sie an; das Gesicht schwoll auf; Wochen lang konnte man weder Nase noch Augen sehen, den Mund mit Mühe finden. Da verging den Leuten das Spähen, und kein Auge sah mehr zu Thale, wenn Mitternacht über demselben lag.

„Einmal aber kam plötzlich einen Mann das Sterben an; er bedurfte des letzten Trostes, aber niemand durfte den Priester holen, denn Mitternacht war nahe und der Weg führte am Kirchstalden vorbei. Da lief ein unschuldig Bübchen, Gott und Menschen lieb, aus Angst um den Vater ungeheißen Sumiswald zu. Als es gegen den Kirchstalden kam, sah es von dort die Buchen auffahren vom Boden, jede von zwei feurigen Eichhörnchen gezogen und nebenbei sah es reiten auf schwarzem Bocke einen grünen Mann, eine feurige Geisel hatte er in der Hand, einen feurigen Bart im Gesichte, und auf dem Hute schwankte glutroth eine Feder. So sei der Zug gefahren hoch durch die Lüfte über alle Egg weg, und schnell wie ein Augenblick. Solches sah der Knabe, und niemand that ihm was.

„Noch waren nicht drei Wochen vergangen, so stunden neunzig Buchen auf Bärhegen, machten einen schönen Schattengang, denn alle schlugen üppig aus, keine einzige verderrte. Aber die Ritter und auch der von Steffeln ergingen sich nicht oft darin, es wehte sie allemal ein heimlich Grauen an; sie

hätten von der Sache lieber nichts mehr gewußt, aber keiner machte ihr ein Ende, es tröſtete ein jeder ſich: fehle es, ſo trage der Andere die Schuld.

„Den Bauern aber wohlete es mit jeder Buche, welche oben war, denn mit jeder Buche wuchs die Hoffnung, dem Herrn zu genügen, den Grünen zu betrügen; er hatte ja kein Unterpfand, und war die hundertſte einmal oben, was frugen ſie dann dem Grünen nach? Indeſſen waren ſie der Sache noch nicht ſicher; alle Tage fürchteten ſie, er ſpiele ihnen einen Schabernack und laſſe ſie im Stiche. Am Urbanustage brachten ſie ihm die letzten Buchen an den Kilchſtalden und Alt und Jung ſchlief wenig in ſelber Nacht; man konnte faſt nicht glauben, daß er ohne Umſtände und ohne Kind oder Pfand die Arbeit vollende.

„Am folgenden Morgen, lange vor der Sonne, waren Alt und Jung auf den Beinen, in Allen regte ſich die gleiche neugierige Angſt; aber lange wagte ſich keiner auf den Platz, wo die Buchen lagen; man wußte nicht, lag dort eine Beize, für die, welche den Grünen betrügen wollten.

„Ein wilder Küherbub, der Zieger von der Alp gebracht, wagte es endlich, ſprang voran und fand keine Buchen mehr, und keine Hinterliſt that auf dem Platze ſich kund. Noch trauten ſie dem Spiele nicht; ihnen vorauf mußte der Küherbub nach Bärhegen. Dort war alles in der Ordnung, hundert Buchen ſtanden in Reih und Glied, keine war verdorret, keinem aus ihnen lief das Geſicht auf, keinem that ein Glied weh. Da ſtieg der Jubel hoch in ihren Herzen und viel Spott gegen den Grünen und gegen die Ritter floß. Zum dritten Mal ſandten ſie aus den wilden Küherbub und ließen dem von Stoffeln ſagen: es ſei auf Bärhegen nun alles in der Ordnung, er möchte kommen und die Buchen zählen. Dem aber ward es graulich und er ließ ihnen ſagen, ſie ſollten machen, daß ſie heimkämen. Gerne hätte er ihnen ſagen laſſen, ſie ſollten den ganzen Schattengang wieder weg-

schaffen, aber er that es nicht, seiner Ritter wegen, es sollte nicht heißen, er fürchte sich; aber er wußte nicht um der Bauern Pacht und wer sich in den Handel mischen könnte.

„Als der Kühersbub den Bescheid brachte, da schwollen die Herzen noch trotziger auf; die wilde Jugend tanzte im Schattengange, wildes Jodeln hallte von Kluft zu Kluft, von Berg zu Berg, hallte an den Mauern des Schlosses Sumiswald wieder. Bedächtige Alte warnten und baten, aber trotzige Herzen achten bedächtiger Alten Warnung nicht; wenn dann das Unglück da ist, so sollen es die Alten mit ihrem Zagen und Warnen herbeigezogen haben. Die Zeit ist noch nicht da, wo man es erkennt, daß der Trotz das Unglück aus dem Boden stampft. Der Jubel zog sich über Berg und Thal in alle Häuser, und wo noch eines Fingers lang Fleisch im Rauche hing, da ward es gekocht, und wo noch eine Hand groß Butter im Hafen war, da wurde gekücheli.

„Das Fleisch ward gegessen, die Küchli schwanden, der Tag war verronnen, und ein anderer Tag stieg am Himmel auf. Immer näher kam der Tag, an welchem ein Weib ein Kind gebären sollte; und je näher der Tag kam, um so dringlicher ward die Angst wieder: der Grüne werde sich wieder künden, fordern was ihm gehöre, oder ihnen eine Beize legen.

„Den Jammer jenes jungen Weibes, welches das Kind gebären sollte, wer will ihn ermessen? Im ganzen Hause tönte er wieder, ergriff nach und nach alle Glieder des Hauses, und Rath wußte niemand, wohl aber, daß dem, mit dem man sich eingelassen, nicht zu trauen sei. Je näher die verhängnißvolle Stunde kam, um so näher drängte das arme Weibchen sich zu Gott, umklammerte nicht mit den Armen allein, sondern mit dem Leibe und der Seele und aus ganzem Gemüthe die heilige Mutter bittend um Schutz um ihres gebenedeiten Sohnes willen. Und ihr ward immer klarer, daß im Leben und Sterben in jeder Noth der größte Trost bei

Gott ſei, denn wo der ſei, da dürfe der Böſe nicht ſein, und hätte keine Macht.

„Immer deutlicher trat der Glaube vor ihre Seele, daß wenn ein Prieſter des Herrn mit dem Allerheiligſten, dem heiligen Leibe des Erlöſers bei der Geburt zugegen wäre, und bewaffnet mit kräftigen Bannſprüchen, ſo dürfte kein böſer Geiſt ſich nahen, und alſobald könnte der Prieſter das neugeborne Kind mit dem Sakramente der Taufe verſehen, was die damalige Sitte erlaubte, dann wäre das arme Kind der Gefahr für immer entriſſen, welche die Vermeſſenheit der Väter über daſſelbe gebracht. Dieſer Glaube ſtieg auch bei den Andern auf, und der Jammer des jungen Weibes ging ihnen zu Herzen, aber ſie ſcheuten ſich, dem Prieſter ihre Pacht mit dem Satan zu bekennen, und niemand war ſeither zur Beichte gegangen, und niemand hatte ihm Rede geſtanden. Er war ein gar ſehr frommer Mann, ſelbſt die Ritter des Schloſſes trieben keinen Kurzweil mit ihm, denn er ſagte ihnen die Wahrheit. Wenn einmal die Sache gethan ſei, ſo könne er ſie nicht mehr hindern, hatten die Bauern gedacht; aber jetzt war doch niemand gern der erſte, der es ihm berichtete, das Gewiſſen ſagte ihnen wohl: warum?

„Endlich drang einem Weibe der Jammer zu Herzen; es lief hin und offenbarte dem Prieſter den Handel und des armen Weibes Wunſch. Gewaltig entſetzte ſich der fromme Mann, aber mit leeren Worten verlor er die Zeit nicht; kühn trat er für eine arme Seele in den Kampf mit dem gewaltigen Widerſacher. Er war einer von denen, die den härteſten Kampf nicht ſcheuen, weil ſie gekrönt werden wollen mit der Krone des ewigen Lebens und weil ſie wohl wiſſen, es werde keiner gekrönt, er kämpfe denn recht.

„Ums Haus, in welchem das Weib ihrer Stunde harrte, zog er den heiligen Bann mit geweihtem Waſſer, den böſe Geiſter nicht überſchreiten dürfen, ſegnete die Schwelle ein, die ganze Stube und ruhig gebar das Weib, und ungeſtört

taufte der Priester das Kind. Ruhig blieb es auch draußen, am klaren Himmel flimmerten die hellen Sterne, leise Lüfte spielten in den Bäumen. Ein wiehernd Gelächter wollten die Einen gehört haben von ferne her; die Andern aber meinten, es seien nur die Käuzlein gewesen an des Waldes Saum.

„Alle, die da waren, aber freuten sich höchlich, und alle Angst war verschwunden, auf immer wie sie meinten; hätten sie den Grünen einmal angeführt, so könnten sie es immer thun mit dem gleichen Mittel.

„Ein großes Mahl ward zugerichtet, weit her wurden die Gäste entboten. Umsonst mahnte der Priester des Herrn von Schmaus und Jubel ab, mahnte zu zagen und zu beten, denn noch sei der Feind nicht besiegt, Gott nicht gesühnt. Es sei ihm im Geiste, als dürfe er ihnen keine Buße zur Sühnung auferlegen, als nahe sich eine Buße gewaltig und schwer aus Gottes selbsteigener Hand. Aber sie hörten ihn nicht, wollten ihn befriedigen mit Speise und Trank. Er aber ging betrübt weg, bat für die, welche nicht wüßten, was sie thäten, und rüstete sich mit Beten und Fasten zu kämpfen als ein getreuer Hirt für die anvertraute Heerde.

„Mitten unter den Jubilirenden ist auch Christine gesessen, aber sonderbar stille mit glühenden Wangen, düstern Augen, seltsam sah man es zucken in ihrem Gesichte. Christine war bei der Geburt zugegen gewesen als erfahrne Wehmutter, war bei der plötzlichen Taufe zu Gevatter gestanden mit frechem Herzen ohne Furcht, aber wie der Priester das Wasser sprengte über das Kind und es taufte in den drei höchsten Namen, da war es ihr, als drücke man ihr plötzlich ein feurig Eisen auf die Stelle, wo sie des Grünen Kuß empfangen. In jähem Schrecken war sie zusammen gezuckt, das Kind fast zur Erde gefallen und seither hatte der Schmerz nicht abgenommen, sondern ward glühender von Stunde zu Stunde. Anfangs war sie stille gesessen, hatte den Schmerz erdrückt und heimlich die schweren Gedanken gewälzet in ihrer

erwachten Seele, aber immer häufiger fuhr ſie mit der Hand nach dem brennenden Fleck, auf dem ihr eine giftige Weſpe zu ſitzen ſchien, die ihr einen glühenden Stachel bohre bis ins Mark hinein. Als keine Weſpe zu verjagen war, die Stiche immer heißer wurden, die Gedanken immer ſchrecklicher, da begann Chriſtine ihre Wange zu zeigen und zu fragen, was darauf zu ſehen ſei, und immer von neuem frug Chriſtine, aber niemand ſah etwas, und bald mochte niemand mehr mit dem Spähen auf den Wangen die Luſt ſich kürzen. Endlich konnte ſie noch ein altes Weib erbitten; eben krähte der Hahn, der Morgen graute, da ſah die Alte auf Chriſtinens Wange einen faſt unſichtbaren Fleck. Es ſei nichts, ſagte die Alte, das werde ſchon vergehen, und ging weiter.

„Und Chriſtine wollte ſich tröſten, es ſei nichts und werde bald vergehen; aber die Pein nahm nicht ab und unmerklich wuchs der kleine Punkt und Alle ſahen ihn und frugen ſie: was es da ſchwarzes gebe in ihrem Geſichte? Sie dachten nichts beſonders, aber die Reden fuhren ihr wie Stiche ins Herz, weckten die ſchweren Gedanken wieder auf, und immer und immer mußte ſie denken, daß auf den gleichen Fleck der Grüne ſie geküßt, und daß die gleiche Glut, die damals wie ein Blitz durch ihr Gebein gefahren, jetzt bleibend in demſelben brenne und zehre. So wich der Schlaf von ihr, das Eſſen ſchmeckte ihr wie Feuerbrand, unſtät lief ſie hiehin, dorthin, ſuchte Troſt und fand keinen, denn der Schmerz wuchs immer noch, und der ſchwarze Punkt ward größer und ſchwärzer; einzelne dunkle Streifen liefen von ihm aus, und nach dem Munde hin ſchien ſich auf dem runden Flecke ein Höcker zu pflanzen.

„So litt und lief Chriſtine manchen langen Tag und manche lange Nacht, und hatte keinem Menſchen die Angſt ihres Herzens geoffenbaret, und was ſie vom Grünen auf dieſe Stelle erhalten; aber wenn ſie gewußt hätte, auf welche Weiſe ſie dieſer Pein los werden könnte, ſie hätte alles im

Himmel und auf Erden geopfert. Sie war von Natur ein vermessen Weib, jetzt aber ganz erwildet in wüthendem Schmerze.

„Da geschah es, daß wiederum ein Weib ein Kind erwartete. Diesmal war die Angst nicht groß, die Leute wohlgemuth; sobald sie zu rechter Zeit für den Priester sorgten, meinten sie, des Grünen spotten zu können. Nur Christine war es nicht so. Je näher der Tag der Geburt kam, desto schrecklicher ward der Brand auf ihrer Wange, desto mächtiger dehnte der schwarze Punkt sich aus; deutliche Beine streckte er von sich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erschienen auf seinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig blitzte es aus demselben, wie aus zwei Augen hervor. Laut auf schrien Alle, wenn sie die giftige Kreuzspinne sahen auf Christinens Gesicht, und voll Angst und Grauen flohen sie, wenn sie sahen, wie sie fest saß im Gesichte, aus demselben herausgewachsen. Allerlei redeten die Leute, der Eine rieth dies, der Andere ein anderes, aber Alle mochten Christine gönnen, was es auch sein mochte, und Alle wichen ihr aus und flohen sie, wo es nur möglich war. Je mehr die Leute flohen, desto mehr trieb es Christine ihnen nach; sie fuhr von Haus zu Haus; sie fühlte wohl: der Teufel mahne sie an das verheißene Kind, und um das Opfer den Leuten einzureden mit unumwundenen Worten, fuhr sie ihnen nach in Höllenangst. Aber das kümmerte die Andern wenig; was Christine peinigte, that ihnen nicht weh; was sie litt, hatte, nach ihrer Meinung, sie verschuldet, und wenn sie ihr nicht mehr entrinnen konnten, so sagten sie zu ihr: „Da siehe du zu. Keiner hat ein Kind verheißen, darum giebt auch keiner eins.“ Mit wüthender Rede setzte sie dem eigenen Manne zu. Dieser floh wie die Andern, und wenn er nicht mehr fliehen konnte, so sprach er Christine kaltblütig zu, das werde schon bessern, das sei ein Maalzeichen, wie gar viele deren hätten, wenn es einmal aus-

gewachſen ſei, ſo höre der Schmerz auf und leicht ſei es dann abzubinden.

„Unterdeſſen aber hörte der Schmerz nicht auf, jedes Bein ward ein Höllenbrand, der Spinne Leib die Hölle ſelbſt, und als des Weibes erwartete Stunde kam, da war es Chriſtine, als umwalle ſie ein Feuermeer, als wühlten feurige Meſſer in ihrem Mark, als führen feurige Wirbelwinde durch ihr Gehirn. Die Spinne aber ſchwoll an, bäumte ſich auf, und zwiſchen den kurzen Borſten hervor quollen giftig ihre Augen. Als Chriſtine in ihrer glühenden Pein nirgends Theilnahme, die Kreiſende wohl bewacht fand, da ſtürzte ſie einer Wirbelſinnigen gleich den Weg entlang, den der Prieſter kommen mußte.

„Raſchen Schrittes kam derſelbe der Halde entlang, begleitet vom handfeſten Sigriſt; die heiße Sonne und der ſteile Weg hemmten die Schritte nicht, denn es galt eine Seele zu retten, ein unendlich Unglück zu wenden, und von entferntem Kranken kommend, bangte dem Prieſter vor ſchrecklicher Säumniß. Verzweifelnd warf Chriſtine ſich ihm in den Weg, umfaßte ſeine Kniee, bat um Löſung aus ihrer Hölle, um das Opfer des Kindes, das noch kein Leben kenne, und die Spinne ſchwoll noch höher auf, funkelte ſchrecklich ſchwarz in Chriſtinens roth angelaufenem Geſichte und mit gräßlichen Blicken glotzte ſie nach des Prieſters heiligen Geräthen und Zeichen. Dieſer aber ſchob Chriſtine raſch zur Seite und ſchlug das heilige Zeichen: er ſah da den Feind wohl, aber er ließ den Kampf, um eine Seele zu retten. Chriſtine aber fuhr auf, ſtürmte ihm nach und verſuchte das Aeußerſte; doch des Sigriſten ſtarke Hand hielt das wüthende Weib vom Prieſter ab und zur Zeit noch konnte er das Haus ſchützen, in geweihte Hände das Kind empfangen und in die Hände deſſen legen, den die Hölle nie überwältigt. Draußen hatte unterdeſſen Chriſtine einen ſchrecklichen Kampf gekämpfet. Sie wollte das Kind ungetauft in ihre Hände, wollte hinein ins Haus, aber ſtarke Männer wehrten es.

„Windstöße stießen an das Haus, der fahle Blitz umzüngelte es, aber die Hand des Herrn war über ihm; es wurde das Kind getauft und Christine umkreiste vergeblich und machtlos das Haus. Von immer wilderer Höllenqual ergriffen stieß sie Töne aus, die nicht Tönen glichen einer Menschenbrust; das Vieh schlotterte in den Ställen und riß von den Stricken; die Eichen im Walde rauschten auf, sich entsetzend.

„Im Hause begann der Jubel über den neuen Sieg, des Grünen Ohnmacht, seiner Helfershelferin vergeblich Ringen; draußen aber lag Christine von entsetzlicher Pein zu Boden geworfen, und in ihrem feurigen Gesichte begannen Wehen zu kreisen, wie sie noch keine Wöchnerin erfahren auf Erden, und die Spinne im Gesichte schwoll immer höher auf und brannte immer glühender durch ihr Gebein.

„Da war es Christine, als ob plötzlich das Gesicht ihr platze, als ob glühende Kohlen geboren würden in demselben, lebendig würden, ihr gramselten über das Gesicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihr lebendig würde und glühend gramsle über den ganzen Leib weg. Da sah sie in der Blitze fahlem Scheine langbeinig giftig, unzählbare schwarze Spinnen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den entschwundenen liefen langbeinig giftig, unzählbare andere nach. Endlich sah sie keine mehr den frühern folgen, der Brand im Gesichte legte sich, die Spinne ließ sich nieder, ward zum fast unsichtbaren Punkte wieder, schaute mit erlöschenden Augen ihrer Höllenbrut nach, die sie geboren hatte, und ausgesandt, zum Zeichen, wie der Grüne mit sich spaßen lasse.

„Matt, einer Wöchnerin gleich, schlich Christine nach Hause; wenn schon die Glut so heiß nicht mehr brannte auf dem Gesichte, die Glut im Herzen hatte nicht abgenommen; wenn schon die matten Glieder nach Ruhe sich sehnten, der Grüne ließ ihr keine Ruhe mehr; wen er einmal hat, dem macht er es so.

„Drinnen im Hause aber, da jubelten sie und freuten sich, und hörten lange nicht, wie das Vieh brüllte und tobte im Stalle. Endlich fuhren sie doch auf, man ging nachzusehen, schreckensblaß kamen die wieder, die gegangen waren, und brachten die Kunde, die schönste Kuh liege todt, die übrigen tobten und wütheten, wie sie es nie gesehen. Da sei es nicht richtig, etwas Absonderliches walte da. Da verstummte der Jubel, Alles lief nach dem Vieh, dessen Gebrüll erscholl über Berg und Thal, aber keiner hatte Rath. Gegen den Zauber versuchte man weltliche und geistliche Künste, aber alle umsonst; ehe noch der Tag graute, hatte der Tod das sämmtliche Vieh im Stalle gestreckt. Wie es aber hier stumm wurde, so begann es da zu brüllen und dort zu brüllen; die da waren, hörten wie in ihre Ställe die Noth gebrochen, wehlich das Vieh seine Meister zu Hülfe rief in seiner grausen Angst.

„Als ob die Flamme aus ihrem Dache schlüge, eilten sie heim, aber Hülfe brachten sie keine; hier wie dort streckte der Tod das Vieh; Wehgeschrei von Menschen und Thieren erfüllten Berge und Thäler, und die Sonne, welche das Thal so fröhlich verlassen, sah in entsetzlichen Jammer hinein. Als die Sonne schien, sahen endlich die Menschen, wie es in den Ställen, in denen das Vieh gefallen war, wimmle von zahllosen schwarzen Spinnen. Diese krochen über das Vieh, das Futter, und was sie berührten, war vergiftet, und was lebendig war, begann zu toben, ward bald vom Tode gestreckt. Von diesen Spinnen konnte man keinen Stall, in dem sie waren, säubern, es war als wüchsen sie aus dem Boden herauf; konnte keinen Stall, in dem sie nicht waren, vor ihnen behüten, unversehens krochen sie aus allen Wänden, fielen Haufenweise von der Diele. Man trieb das Vieh auf die Weiden, man trieb es nur dem Tode in den Rachen. Denn wie eine Kuh auf eine Weide den Fuß setzte, so begann es lebendig zu werden am Boden, schwarze lange Spinnen

ſproßten auf, ſchreckliche Alpenblumen, krochen auf am Vieh, und ein fürchterlich wehlich Geſchrei erſchallte von den Bergen nieder zu Thale. Und alle dieſe Spinnen ſahen der Spinne auf Chriſtinens Geſicht ähnlich wie Kinder der Mutter, und ſolche hatte man noch keine geſehen.

„Das Geſchrei der armen Thiere war auch zum Schloſſe gedrungen, und bald kamen ihm auch Hirten nach, verkündend, daß ihr Vieh gefallen von den giftigen Thieren, und in immer höherm Zorne vernahm der von Stoffeln, wie Heerde um Heerde verloren gegangen, vernahm, welchen Pacht man mit dem Grünen gehabt, wie man ihn zum zweiten Male betrogen und daß die Spinnen ſo ähnlich ſeien wie Kinder der Mutter, der Spinne in der Lindauerin Geſicht, die mit dem Grünen den Bund gemacht alleine, und nie rechten Bericht darüber gegeben. Da ritt der von Stoffeln in grimmem Zorn den Berg hinauf und donnerte die Armen an, daß er nicht um ihretwillen Heerde um Heerde verlieren wolle, um was er geſchädigt worden, müßten ſie erſetzen, und was ſie verſprochen, das müßten ſie halten, was ſie freiwillig gethan, das müßten ſie tragen. Schaden leiden ihretwegen wolle er nicht, oder leide er, ſo müßten ſie ihn büßen tauſendfältig. Sie könnten ſich vorſehen.“ So redete er zu ihnen, unbekümmert um das, was er ihnen zumuthete, und daß er ſie dazu getrieben, fiel ihm nicht bei, und was ſie gethan, rechnete er ihnen zu.

„Den Meiſten ſchon war es aufgedämmert, daß die Spinnen eine Plage des Böſen ſeien, eine Mahnung, den Pacht zu halten, und daß Chriſtine Näheres darum wiſſen müßte, ihnen nicht alles geſagt hätte, was ſie mit dem Grünen verhandelt. Nun zitterten ſie wieder vor dem Grünen, lachten ſeiner nicht mehr, zitterten vor ihrem weltlichen Herrn; und wenn ſie jenen befriedigten, was ſagte der geiſtliche Herr dazu, erlaubte er es, und hätte dann der keine Buße für ſie? So in der Angſt verſammelten ſich die Angeſehenſten in ein-

ſamer Scheuer, und Chriſtine mußte kommen und klaren Beſcheid geben, was ſie eigentlich verhandelt.

„Chriſtine kam verwildert, rachedurſtig, aufs neue von der wachſenden Spinne gefoltert.

„Als ſie das Zagen der Männer ſah und keine Weiber, da erzählte ſie Punktum, was ihr begegnet: wie der Grüne ſie ſchnell beim Worte genommen und ihr zum Pfande einen Kuß gegeben, den ſie nicht mehr geachtet als andere. Wie ihr jetzt auf ſelbigem Fleck die Spinne gewachſen ſei unter Höllenpein vom Augenblicke an, als man das erſte Kind getauft. Wie die Spinne, eben als man das zweite Kind getauft und den Grünen genarrt, unter Höllenpein die Spinnen geboren in ungemeſſener Zahl; denn narren laſſe er ſich nicht ungeſtraft, wie ſie es fühle in tauſendfachen Todesſchmerzen. Jetzt wachſe die Spinne wieder, die Pein mehre ſich, und wenn das nächſte Kind nicht des Grünen werde, ſo wiſſe niemand, wie gräßlich die einbrechende Plage ſei, wie gräßlich des Ritters Rache.

„So erzählte Chriſtine und die Herzen der Männer bebten, und lange wollte keiner reden. Nach und nach kamen aus den angſtgepreßten Kehlen abgebrochene Laute hervor, und wenn man ſie zuſammenſetzte, ſo meinten ſie gerade was Chriſtine meinte, aber kein Einzelner hatte ſeine Einwilligung gegeben in ihren Rath. Nur einer ſtand auf und redete kurz und deutlich: das beſte ſchiene ihm, Chriſtine todt zu ſchlagen, ſei einmal die todt, ſo könnte der Grüne an der Todten ſich halten, hätte keine Handhabe mehr an den Lebendigen. Da lachte Chriſtine wild auf, trat ihm unter das Geſicht und ſagte: er ſolle zuſchlagen, ihr ſei es recht, aber der Grüne wolle nicht ſie, ſondern ein ungetauft Kind, und wie er ſie gezeichnet, eben ſo gut könne er die Hand zeichnen, die an ihr ſich vergreife. Da zuckte es in des Mannes Hand, der allein geredet, er ſetzte ſich und hörte ſchweigend dem Rathe der Andern. Und abgebrochen, wo keiner alles ſagte, ſondern

jeder nur etwas, das wenig bedeuten sollte, kam man überein, das nächste Kind zu opfern, aber keiner wollte seine Hand bieten dazu, niemand das Kind an den Kilchstalden tragen, wo man die Buchen hingelegt hatte. Zum allgemeinen Besten, wie sie meinten, den Teufel zu brauchen, hatte keiner sich gescheut, aber persönliche Bekanntschaft mit ihm zu machen begehrte keiner. Da erbot sich Christine willig dazu; denn hat man einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, so kann es das zweite Mal wenig mehr schaden. Man wußte wohl, wer das nächste Kind gebären sollte, aber man redete nichts davon und der Vater desselben war nicht zugegen.

„Verständigt mit und ohne Worte, ging man auseinander.

„Das junge Weib, welches in jener grauenvollen Nacht, wo Christine Bericht vom Grünen brachte, gezaget und geweinet hatte, sie wußte damals nicht warum, erwartete nun das nächste Kind. Die frühern Vergänge machten sie nicht getrost und zuversichtlich; eine unnennbare Angst lag auf ihrem Herzen, sie konnte sie weder mit Beten noch Beichten wegbringen. Ein verdächtiges Schweigen schien ihr sie zu umringen; niemand sprach von der Spinne mehr; verdächtig schienen ihr alle Augen, die auf ihr ruhten, schienen ihr zu berechnen die Stunde, in welcher sie ihres Kindes habhaft werden, den Teufel versöhnen könnten.

„So einsam und verlassen fühlte sie sich gegen die unheimliche Macht um sich; keinen Beistand hatte sie als ihre Schwiegermutter, eine fromme Frau, die zu ihr stund, aber was vermag eine alte Frau gegen eine wilde Menge. Sie hatte ihren Mann; der hatte alles Gute wohl versprochen; aber wie jammerte der um sein Vieh und gedachte so wenig des armen Weibes Angst! Es hatte der Priester verheißen, zu kommen, so schnell und so früh zu kommen, als man ihn verlange, aber was konnte begegnen vom Augenblicke an, da man gesandt, bis daß er kam, und das arme Weib hatte

keinen zuverlässigern Boten als den eigenen Mann, der ihm Schutz und Wache sein sollte; und sie wohnte dazu noch mit Christine in einem Hause und ihre Männer waren Brüder und keine eigenen Verwandten hatte sie; als Waise war sie ins Haus gekommen! Man kann sich des armen Weibes Herzensangst denken, nur im Beten mit der frommen Mutter fand sie einiges Vertrauen, das alsobald wieder schwand, sobald sie in die bösen Augen sah.

„Unterdessen war die Krankheit noch immer da; sie unterhielt den Schrecken. Freilich nur hie und da fiel ein Stück, nur selten zeigten sich die Spinnen. Aber sobald bei jemand der Schreck nachließ, sobald irgend Einer dachte oder sagte: das Uebel lasse von selbsten nach und man sollte sich wohl bedenken, ehe man an einem Kinde sich versündige, so nahm Christinens Höllenpein zu, die Spinne blähte sich hoch auf, und dem, der so gedacht oder geredet, kehrte mit neuer Wuth der Tod in seine Heerde ein. Je näher die erwartete Stunde kam, um so mehr schien die Noth wieder zuzunehmen, und sie erkannten, daß sie bestimmte Abrede treffen müßten, wie sie des Kindes sicher und sonder Fehl sich bemächtigen könnten. Den Mann fürchteten sie am meisten, und Gewalt gegen ihn zu brauchen, war ihnen zuwider. Da übernahm Christine, ihn zu gewinnen, und sie gewann ihn. Er wollte um die Sache nicht wissen, seinem Weibe zu Willen sein, den Priester holen, aber nicht eilen, und was in seiner Abwesenheit vorgehe, darnach wolle er nicht fragen; so fand er sich mit seinem Gewissen ab; mit Gott wollte er sich durch Messen abfinden, und für des armen Kindes Seele sei vielleicht auch noch etwas zu thun, dachte er, vielleicht gewinne der fromme Priester es dem Teufel wieder ab, dann seien sie aus dem Handel, hätten das Ihre gethan und den Bösen doch geprellt. So dachte der Mann, und jedenfalls, es möge nun gehen, wie es wolle, so hätte er an der ganzen Sache keine Schuld, sobald er nicht mit selbst eigenen Händen dabei thätig sei.

„So war das arme Weibchen verkauft, und wußte es nicht, hoffte mit Bangen nach Rettung; und beschlossen im Rathe der Menschen war der Stoß in sein Herz — aber was der droben beschlossen hatte, das deckten noch die Wolken, die vor der Zukunft liegen.

„Es war ein gewitterhaftes Jahr und die Ernte gekommen; alle Kräfte wurden angespannt, um in den heitern Stunden das Korn unter das sichere Dach zu bringen. Es war ein heißer Nachmittag, schwarze Häupter streckten die Wolken über die dunkeln Berge empor, ängstlich ums Dach flatterten die Schwalben, und dem armen Weibchen ward so eng und bang allein im Hause, denn selbst die Großmutter war draußen auf dem Acker zu helfen, mit dem Willen mehr als mit der That. Da zuckte zweischneidend der Schmerz ihr durch Mark und Bein, es dunkelte vor ihren Augen, sie fühlte das Nahen ihrer Stunde, und war allein. Die Angst trieb sie aus dem Hause; schwerfällig schritt sie dem Acker zu, aber bald mußte sie sich niedersetzen; sie wollte in die Ferne die Stimme schicken, aber diese wollte nicht aus der beklemmten Brust. Bei ihr war ein klein Bübchen, das erst seine Beinchen brauchen lernte, das nie noch auf eignen Beinen auf dem Acker gewesen war, sondern nur auf der Mutter Arm. Dieses Bübchen mußte das arme Weib als ihren Boten brauchen, wußte nicht, ob es den Acker finden, ob seine Beinchen dahin es tragen würden. Aber das treue Bübchen sah, in welcher Angst die Mutter war, und lief und fiel und stand wieder auf, und die Katze jagte seine Kaninchen, Tauben und Hühner liefen ihm um die Füße, stoßend und spielend sprang sein Lamm ihm nach; aber das Bübchen sah alles nicht, ließ sich nicht säumen und richtete treulich seine Botschaft aus.

„Athemlos erschien die Großmutter, aber der Mann säumte; nur das Fuder solle er noch aufladen, hieß es. Eine Ewigkeit verstrich, endlich kam er, und wiederum verstrich eine Ewigkeit, endlich ging er langsam auf den langen Weg, und

in Todesangſt fühlte das arme Weib, wie ihre Stunde ſchneller und ſchneller nahte.

„Frohlockend hatte Chriſtine draußen auf dem Acker Allem zugeſehen. Heiß brannte wohl die Sonne zu der ſchweren Arbeit, aber die Spinne brannte faſt gar nicht mehr und leicht ſchien ihr der Gang in den nächſten Stunden. Sie trieb fröhlich die Arbeit und eilte mit dem Heimgehen nicht, wußte ſie doch, wie langſam der Bote war. Erſt als die letzte Garbe geladen war und Windſtöße das nahe Gewitter verkündeten, eilte Chriſtine ihrer Beute zu, die ihr geſichert war; ſo meinte ſie. Und als ſie heimging, da winkte ſie bedeutungsvoll manchem Begegnenden; ſie nickten ihr zu, trugen raſch die Botſchaft heim; da ſchlotterte manches Knie und manche Seele wollte beten in unwillkürlicher Angſt, aber ſie konnte nicht.

„Drinnen im Stübchen wimmerte das arme Weib und zu Ewigkeiten wurden die Minuten, und die Großmutter vermochte den Jammer nicht zu ſtillen, mit Beten und Tröſten. Sie hatte das Stübchen wohl verſchloſſen und ſchweres Geräthe vor die Thüre geſtellt. So lange ſie allein im Hauſe waren, war es noch dabei zu ſein, aber als ſie Chriſtine heimkommen ſahen, als ſie ſchleichende Tritte an der Thüre hörten, als ſie draußen noch manch andern Tritt hörten und heimliches Flüſtern, kein Prieſter ſich zeigte, kein anderer treuer Menſch, und näher und näher der ſonſt ſo erſehnte Augenblick trat, da kann man ſich denken, in welcher Angſt die armen Weiber ſchwammen, wie in ſiedendem Oele, ohne Hülfe und ohne Hoffnung. Sie hörten, wie Chriſtine nicht von der Thüre wich; es fühlte das arme Weib ihrer wilden Schwägerin feurige Augen durch die Thüre hindurch, und ſie brannten ſie durch Leib und Seele. Da wimmerte das erſte Lebenszeichen eines Kindes durch die Thüre, unterdrückt ſo ſchnell als möglich, aber zu ſpät. Die Thüre flog auf von wüthendem, vorbereitetem Stoße, und wie auf ſeinen Raub der

Tiger stürzt, stürzt Christine auf die arme Wöchnerin. Die alte Frau, die dem Sturm sich entgegenwirft, fällt nieder; in heiliger Mutterangst rafft die Wöchnerin sich auf, aber der schwache Leib bricht zusammen, in Christinens Händen ist das Kind; ein gräßlicher Schrei bricht aus dem Herzen der Mutter, dann hüllt sie in schwarzen Schatten die Ohnmacht.

„Zagen und Grauen ergriff die Männer, als Christine mit dem geraubten Kinde heraus kam. Das Ahnen einer grausen Zukunft ging ihnen auf, aber keiner hatte Muth, die That zu hemmen, und die Furcht vor des Teufels Plagen war stärker, als die Furcht vor Gott. Nur Christine zagte nicht; glühend leuchtete ihr Gesicht, wie es dem Sieger leuchtet nach überstandenem Kampfe; es war ihr, als ob die Spinne in sanftem Jucken ihr liebkose; die Blitze, die auf ihrem Wege zum Kilchstalden sie umzüngelten, schienen ihr fröhliche Lichter, der Donner ein zärtlich Grollen, ein lieblich Säuseln der racheschnaubende Sturm.

„Hans, des armen Weibes Mann, hatte sein Versprechen nur zu gut gehalten. Langsam war er seines Weges gegangen, hatte bedächtig jeden Acker beschaut, jedem Vogel nachgesehen, den Fischen im Bache abgewartet, wie sie sprangen und Mücken fingen vor dem eintretenden Gewitter. Dann zuckte er vorwärts, rasche Schritte that er, einen Anfatz zum Springen nahm er; es war etwas in ihm, das ihn jagte, das ihm die Haare auf dem Kopfe emportrieb; es war das Gewissen, das ihm sagte, was ein Vater verdiene, der Weib und Kind verrathe; es war die Liebe, die er doch noch hatte zu seinem Weibe und seiner Leibesfrucht. Aber dann hielt ihn wieder ein anderes, und das war stärker als das erste, es war die Furcht vor den Menschen, die Furcht vor dem Teufel und die Liebe zu dem, was dieser ihm nehmen konnte. Dann ging er wieder langsamer, langsam wie ein Mensch, der seinen letzten Gang thut, der zu seiner Richtstätte geht. Vielleicht war es auch so; weiß doch gar mancher Mensch nicht,

daß er den letzten Gang thut; wenn er es wüßte, er thäte ihn nicht oder anders.

„So war es spät geworden, ehe er auf Sumiswald kam. Schwarze Wolken jagten über den Münneberg her; schwere Tropfen fielen, versengten im Staube, und dumpf begann das Glöcklein im Thurme die Menschen zu mahnen, daß sie denken möchten an Gott und ihn bitten, daß er sein Gewitter nicht zum Gerichte werden lasse über sie. Vor seinem Hause stand der Priester, zu jeglichem Gange gerüstet, damit er bereit sei, wenn sein Herr, der über seinem Haupte daher fuhr, zu einem Sterbenden oder einem brennenden Hause oder sonst wohin ihn rufe. Als er Hans kommen sah, erkannte er den Ruf zum schweren Gange, schürzte sein Gewand und sandte Botschaft seinem läutenden Sigrist, daß er sich ablösen lasse am Glockenstrang und sich einfinde zu seinem Begleit. Unterdessen stellte er Hans einen Labetrunk vor, so wohlthätig nach raschem Laufe in schwüler Luft, dessen Hans nicht bedürftig war; der Priester ahnte die Tücke des Menschen nicht. Bedächtig labte sich Hans. Zögernd fand der Sigrist sich ein, und nahm gerne Theil an dem Trunke, den Hans ihm bot. Gerüstet stand vor ihnen der Priester, verschmähend jeden Trank, den er zu solchem Gang und Kampf nicht bedurfte. Er hieß ungerne von der Kanne weggehen, die er aufgestellt, ungerne verletzte er die Rechte des Gastes; aber er kannte ein Recht, das höher war als das Gastrecht, das säumige Trinken fuhr ihm zornig durch die Glieder.

„Er sei fertig, sagte er endlich, ein bekümmert Weib harre, und über ihm sei eine grauenvolle Unthat, und zwischen das Weib und die Unthat müßte er stehen mit heiligen Waffen, darum sollten sie nicht säumen, sondern kommen, droben werde wohl noch etwas sein für den, der den Durst hier unten nicht gelöscht. Da sprach Hans, des harrenden Weibes Mann: es eile nicht so sehr, bei seinem Weibe gehe jede Sache schwer. Und alsobald flammte ein Blitz in die Stube, daß Alle ge-

blendet waren, und ein Donner brach los überm Hause, daß jeder Pfosten am Hause, jedes Glied im Hause bebte. Da sprach der Sigrist, als er seinen Segenspruch vollendet: Hört wie es macht draußen, und der Himmel hat selbst bestätigt, was Hans gesagt, daß wir warten sollen, und was nützte es, wenn wir gingen, lebendig kämen wir doch nimmer hinauf, und er selbst hat ja gesagt, daß es bei seinem Weibe nicht solche Eile habe.

„Und allerdings stürmte ein Gewitter daher, wie man in Menschengedenken nicht oft erlebt. Aus allen Schlünden und Gründen stürmte es heran, stürmte von allen Seiten, von allen Winden getrieben über Sumiswald zusammen; und jede Wolke ward zum Kriegsheer und eine Wolke stürmte an die andere, eine Wolke wollte der andern Leben, und eine Wolkenschlacht begann und das Gewitter stund, und Blitz auf Blitz ward entbunden, und Blitz auf Blitz schlug zur Erde nieder, als ob sie sich einen Durchgang bahnen wollten durch der Erde Mitte auf der Erde andere Seite. Ohne Unterlaß brüllte der Donner, zornesvoll heulte der Sturm, geborsten war der Wolken Schoos, Fluthen stürzten nieder, aber seiner Gefährten wegen zauderte er. Aber als plötzlich und gewaltig die Wolkenschlacht losbrach, da hatte der Priester dem Sigristen nicht geantwortet, aber sich nicht niedergesetzt, und ein immer steigendes Bangen ergriff ihn, ein Drang kam ihn an, sich hinauszustürzen in der Elemente Toben; da ward ihm, als höre er durch des Donners schreckliche Stimme eines Weibes markdurchschneidenden Wehruf, der Donner ward ihm plötzlich zu Gottes schrecklichem Scheltwort seiner Säumniß, er machte sich auf, was auch die beiden andern sagen mochten. Er schritt, gefaßt auf alles, hinaus in die feurigen Wetter, in des Sturmes Wuth, der Wolken Fluth; langsam, unwillig kamen die Beiden ihm nach.

„Es sauste und brauste und tobte, als sollten diese Töne zusammenschmelzen zur letzten Posaune, die der Welten Unter-

gang verkündet, und feurige Garben fielen über das Dorf, als sollte jede Hütte auffflammen; aber der Diener dessen, der dem Donner seine Stimme giebt und den Blitz zu seinem Knechte hat, hat sich vor diesem Mitknechte des gleichen Herrn nicht zu fürchten, und wer auf Gottes Wegen geht, kann getrost Gottes Wettern das Seine überlassen. Darum schritt der Priester unerschrocken durch die Wetter dem Kilchstalden zu. Aber nicht in gleichem Muthe folgten ihm die andern, denn nicht am gleichen Orte war ihr Herz; sie wollten nicht den Kilchstalden ab, nicht in solchem Wetter, nicht in später Nacht, und Hans hatte noch einen besondern Grund, warum er nicht wollte. Sie baten den Priester umzukehren, auf andern Wegen zu gehen, Hans wußte nähere, der Sigrist bessere, beide warnten vor den Wassern im Thale, der aufgeschwollenen Grüne. Aber der Priester hörte nicht, achtete ihrer Rede nicht; von einem wunderbaren Drange getrieben, eilte er auf den Flügeln des Gebetes dem Kilchstalden zu, sein Fuß stieß an keinen Stein, sein Auge ward durch keinen Blitz geblendet; bebend und weit hinter ihm, gedeckt, wie sie meinten, durch das Heiligste, das der Priester selbsten trug, folgten Hans und der Sigrist ihm nach.

„Als sie aber hinaus kamen vor das Dorf, wo ins Thal hinunter der Stalden sich senkt, da steht der Priester plötzlich still und schirmt mit der Hand die Augen. Unterhalb der Kapelle schimmert in des Blitzes Schein eine rothe Feder, und des Priesters scharfes Auge sieht aus grünem Haage hervorragen ein schwarzes Haupt, und auf diesem schwankt die rothe Feder. Und wie er noch länger schaut, sieht er am jenseitigen Abhange in schnellstem Laufe, wie gesagt von des Windes wildestem Stoße, daher fliegen eine wilde Gestalt dem dunkeln Haupte zu, auf dem einer Fahne gleich die rothe Feder schwankte.

„Da loderte im Priester auf der heilige Kampfesdrang, der, den Bösen ahnend, über die kömmt, die Gott geweihten Herzens sind, wie der Trieb über das Samenkorn kömmt,

wenn das Leben in dasselbe dringt, wie er in die Blume dringt, wenn sie sich entfalten soll, wie er über den Helden kömmt, wenn sein Feind das Schwerdt erhebt. Und wie der Lechzende in des Stromes kühle Fluth, wie der Held zur Schlacht, stürzt der Priester den Stalden nieder, stürzt zum kühnsten Kampf, dringt zwischen den Grünen und Christine, die eben das Kindlein in des Andern Arme legen will, mitten hinein, schmettert zwischen sie die drei höchsten heiligen Namen, hält das Heiligste dem Grünen ans Gesicht, sprengt heiliges Wasser über das Kind und trifft Christine zugleich. Da fährt mit fürchterlichem Wehegeheul der Grüne von dannen, wie ein glutrother Streifen zuckt er dahin, bis die Erde ihn verschlingt; vom geweihten Wasser berührt, schrumpft mit entsetzlichem Zischen Christine zusammen, wie Wolle im Feuer, wie Kalk im Wasser, schrumpft zischend, Flammen sprühend zusammen, bis auf die schwarze, hochaufgeschwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Gesichte, schrumpft mit dieser zusammen, zischt in diese hinein, und diese sitzt nun giftstrotzend trotzig mitten auf dem Kinde, und sprüht aus ihren Augen zornige Blicke dem Priester entgegen. Dieser sprengt ihr Weihwasser entgegen, es zischt wie auf heißem Steine gewöhnliches Wasser; immer größer wird die Spinne, streckt immer weiter ihre schwarzen Beine aus über das Kind, glotzt immer giftiger den Priester an; da faßt dieser in feurigem Glaubenszorn nach ihr mit kühner Hand. Es ist als wenn er griffe in glühende Stacheln hinein, aber unerschüttert greift er fest, schleudert das Ungeziefer weg, faßt das Kind, und eilt mit ihm sonder Weile der Mutter zu.

„Und wie sein Kampf zu Ende war, stillte sich auch der Kampf der Wolken, sie eilten wieder in ihre dunkeln Kammern; bald stimmerte in stillem Sternenlicht das Thal, in dem kurz vorher die wildeste Schlacht getobet, und fast athemlos ereilte der Priester das Haus, in welchem an Mutter und Kind die Freveltat begangen worden.

„Dort war die Mutter noch ohnmächtig, mit dem gellenden Schrei hatte sie ihr Leben fortgesendet; neben ihr saß betend die Alte, sie baute noch auf Gott, daß er mächtiger sei als der Teufel böse. Mit dem Kinde brachte der Priester der Mutter auch das Leben zurück. Als sie erwachend das Kindlein wieder sah, durchfloß sie eine Wonne, wie sie nur die Engel im Himmel kennen, und auf der Mutter Armen taufte der Priester das Kind im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und jetzt war es entrissen des Teufels Gewalt auf immer, bis es sich ihm freiwillig übergeben wollte. Aber vor dem hütete es Gott, in dessen Gewalt jetzt seine Seele übergeben worden, während der Leib von der Spinne vergiftet blieb.

„Bald schied seine Seele wieder, und wie mit Brandflecken war das Leibchen gezeichnet. Die arme Mutter weinte wohl, aber wo jeder Theil wieder dahin gehet, wo er hin gehöret: zu Gott die Seele, zur Erde der Leib, da findet sich der Trost ein, früher dem, später jenem.

„Sobald der Priester sein heilig Amt verrichtet hatte, begann er ein seltsam Jucken zu fühlen in Hand und Arm, womit er die Spinne weggeschleudert. Kleine schwarze Flecken sah er auf der Hand, sichtbarlich wurden sie größer und schwollen auf; Todesschauer rieselte ihm durchs Herz. Er segnete die Weiber und eilte heim; die heiligen Waffen wollte er als getreuer Streiter wieder dahin bringen, wo sie hin gehörten, damit sie einem andern nach ihm zur Hand seien. Hoch auf schwoll der Arm, schwarze Beulen quollen immer höher auf; er kämpfte mit des Todes Mattigkeit, aber er erlag ihr nicht.

„Als er an den Kilchstalden kam, da sah er Hans, den gottvergeßnen Vater, von dem man nicht wußte, wo er geblieben, mitten im Wege auf dem Rücken liegen. Hochgeschwollen und brandschwarz war sein Gesicht, und mitten auf demselben saß groß und schwarz und grausig die Spinne.

Als der Pfarrer kam, blähte sie sich auf, giftig bäumten sich die Haare auf ihrem Rücken, giftig und sprühend glotzten ihre Augen ihn an, sie that wie die Katze, wenn sie sich rüstet zu einem Sprunge in ihres Todfeindes Gesicht. Da begann der Priester einen guten Spruch und hob die heiligen Waffen und die Spinne schrak zusammen, kroch langbeinig vom schwarzen Gesichte, verlor sich in zischendem Grase. Darauf ging der Pfarrer vollends heim, stellte das Allerheiligste an seinen Ort, und während wilde Schmerzen den Leib zum Tode rissen, harrte in süßem Frieden seine Seele ihres Gottes, für den sie recht gestritten in kühnem Gotteskampfe, und lange ließ Gott sie nicht harren.

„Aber solch süßer Friede, der still des Herrn harret, war hinten im Thale, war eben auf den Bergen nicht.

„Von dem Augenblicke an, als Christine mit dem geraubten Kinde den Berg hinunter gefahren war dem Teufel zu, war heilloser Schreck in alle Herzen gefahren. Während dem fürchterlichen Ungewitter bebten die Menschen in den Schrecken des Todes, denn ihre Herzen wußten wohl, wenn Gottes Hand vernichtend über sie komme, so sei es mehr als wohlverdient. Als das Gewitter vorüber war, lief die Kunde von Haus zu Haus, wie der Pfarrer das Kindlein zurückgebracht und getauft, aber kein Haus, keine Christine gesehen worden.

„Der grauende Morgen fand lauter bleiche Gesichter, und die schöne Sonne färbte sie nicht, denn Alle wußten wohl, daß nun erst das Schreckliche kommen werde. Da hörte man, daß mit schwarzen Beulen der Pfarrer gestorben, man fand Hans mit schrecklichem Gesichte, und von der gräßlichen Spinne, in die Christine verwandelt werden, hörte man seltsam verwirrte Worte.

„Es war ein schöner Erntetag, aber keine Hand rührte sich zur Arbeit; die Leute liefen zusammen, wie man es pflegt am Tage nach dem Tage, an welchem ein großes Unglück

begegnet ist. Sie fühlten erst jetzt in ihren bebenden Seelen so recht was es heiße, von irdischer Noth und Plage mit einer unsterblichen Seele sich loskaufen zu wollen; fühlten, daß ein Gott im Himmel sei, der alles Unrecht, das armen Kindern, die sich nicht wehren können, angethan wird, fürchterlich räche. So stunden sie bebend zusammen und jammerten, und wer bei den Andern war, der durfte nicht mehr heim, und doch war Zank und Streit unter ihnen, und Einer gab dem Andern Schuld, und jeder wollte abgemahnt und gewarnt haben, und jeder hatte nichts darwider, daß Strafe die Schuldigen treffe, sich und sein Haus wollte aber jeder ohne Strafe. Und wenn sie in diesem schrecklichen Harren und Streiten ein neu unschuldig Opfer gewußt hätten, es wäre keiner gewesen, der nicht an demselben gefrevelt, in der Hoffnung, sich selbst zu retten.

„Da schrie mitten im Haufen Einer entsetzlich auf, es war ihm, als sei er in einen glühenden Dorn getreten, als nagle man mit glühendem Nagel den Fuß an den Boden, als ströme Feuer durch das Mark seiner Gebeine. Der Haufe fuhr auseinander, und alle Augen sahen nach dem Fuße, gegen den die Hand des Schreienden fuhr. Auf dem Fuße aber saß schwarz und groß die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh in die Runde. Da starrte Allen zuerst das Blut in den Adern, der Athem in der Brust, der Blick im Auge, und ruhig und schadenfroh glotzte die Spinne umher, und der Fuß ward schwarz und im Leibe war's, als kämpfe ziſchend und wüthend Feuer mit Wasser; die Angst sprengte die Fesseln des Schreckens, der Haufe stob auseinander. Aber in wunderbarer Schnelle hatte die Spinne ihren ersten Sitz verlassen, und kroch diesem über den Fuß und jenem an die Ferse, und Glut fuhr durch ihren Leib und ihr gräßlich Geschrei jagte die Fliehenden noch heftiger. In Windeseile, in Todesschrecken, wie das gespenstige Wild vor der wilden Jagd, stoben sie ihren Hütten zu, und jeder meinte hinter sich die

Spinne, verrammelte die Thüre, und hörte doch nicht auf zu beben in unsäglicher Angst.

„Und einen Tag war die Spinne verschwunden, kein neues Todesgeschrei hörte man, die Leute mußten die verrammelten Häuser verlassen, mußten Speise suchen fürs Vieh und für sich, sie thaten es mit Todesangst. Denn wo war jetzt die Spinne, und konnte sie nicht hier sein und unversehens auf den Fuß sich setzen? Und wer am vorsichtigsten niedertrat und mit den Augen am stärksten spähte, der sah die Spinne plötzlich sitzend auf Hand oder Fuß, sie lief ihm übers Gesicht, saß schwarz und groß ihm auf der Nase, und glotzte ihm in die Augen, feurige Stacheln wühlten sich in sein Gebein, der Brand der Hölle schlug über ihn zusammen, bis der Tod ihn streckte.

„So war die Spinne bald nirgends, bald hier, bald dort, bald im Thale unten, bald auf den Bergen oben; sie züchte durchs Gras, sie fiel von der Decke, sie tauchte aus dem Boden auf. Am hellen Mittage, wenn die Leute um ihr Habermus saßen, erschien sie glotzend unten am Tisch, und ehe die Menschen vom Schrecken auseinander gesprengt, war sie Allen über die Hände gelaufen, saß oben am Tisch auf des Hausvaters Haupte und glotzte über den Tisch, über die schwarz werdenden Hände weg. Sie fiel des Nachts den Leuten ins Gesicht, begegnete ihnen im Walde, suchte sie heim im Stalle. Die Menschen konnten sie nicht meiden, sie war nirgends und allenthalben, konnten im Wachen vor ihr sich nicht schützen, waren schlafend vor ihr nicht sicher. Wenn sie am sichersten sich wähnten unterm freien Himmel, auf eines Baumes Gipfel, so kroch Feuer ihnen den Rücken auf, der Spinne feurige Füße fühlten sie im Nacken, sie glotzte ihnen über die Achsel. Das Kind in der Wiege, den Greis auf dem Sterbebette schonte sie nicht; es war ein Sterben, wie man noch von keinem wußte, und das Sterben daran war schrecklicher, als man es je erfahren; und schrecklicher noch als das Sterben war die

namenlose Angst vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends, die, wenn man am sichersten sich wähnte, Einem todbringend plötzlich in die Augen glotzte.

„Die Kunde von diesem Schrecken war natürlich alsobald ins Schloß gedrungen, und hatte auch dorthin Schreck und Streit gebracht, so weit er bei den Regeln des Ordens stattfinden konnte. Dem von Stoffeln machte es bange, daß auch sie eben so heimgesucht werden möchten, wie früher ihr Vieh, und der verstorbene Priester hatte manches geäußert, welches ihm jetzt die Seele aufrührte. Er hatte ihm manchmal gesagt, daß alles Leid, welches er den Bauern anthue, auf ihn zurück fahre; aber er hatte es nie geglaubt, weil er meinte, Gott werde einen Unterschied zu machen wissen zwischen einem Ritter und einem Bauer, hätte er sie doch sonst nicht so verschieden erschaffen. Aber jetzt war ihm doch angst, es gehe nach des Priesters Wort, gab harte Worte seinen Rittern und meinte, es käme jetzt schwere Strafe ihrer leichtfertigen Worte wegen. Die Ritter aber wollten auch nicht schuld sein, und einer schob es dem andern zu, und wenn es auch keiner sagte, so meinten's doch Alle, das gehe eigentlich nur den von Stoffeln an, denn wenn man es recht nehme, so sei der an allem schuld. Und neben diesem sahen sie einen jungen Polenritter an, der hatte eigentlich die meisten leichtfertigen Worte über das Schloß gesprochen und den von Stoffeln am meisten zum neuen Bau und vermessenen Schattengange gereizt. Der war noch sehr jung, aber der wildeste von Allen, und wenn es eine vermessene That galt, so war er voran; er war wie ein Heide und fürchtete weder Gott noch Teufel. Der merkte wohl, was die Andern meinten, aber ihm nicht sagen durften, merkte auch ihre heimliche Angst. Darum höhnte er sie und sagte, wenn sie vor einer Spinne sich fürchteten, was sie dann gegen Drachen machen wollten? Dann wappnete er sich gut und ritt ins Thal hinauf, sich vermessend, nicht zurückkehren zu wollen, bis sein Stoß

die Spinne hingestreckt, seine Faust sie zerdrückt. Wilde Hunde sprangen um ihn her, der Falke saß ihm auf der Faust, am Sattel hing die Lanze, lustig bäumte sich das Pferd; halb schadenfroh, halb ängstlich sah man ihn aus dem Schlosse reiten und gedachte der nächtlichen Wache auf Bärhegen, wo die Kraft der weltlichen Waffen gegen diesen Feind so schlecht sich bewährt hatte.

„Er ritt am Saume eines Tannenwaldes dem nächsten Gehöfte zu, scharfen Auges spähend um und über sich. Als er das Haus erblickte, Leute darum, rief er den Hunden, machte das Haupt des Falken frei, lose klirrte in der Scheide der Dolch. Wie der Falke die geblendeten Augen zum Ritter kehrte, seines Winkes gewärtig, prallte er ab der Faust und schoß in die Luft, die hergesprungenen Hunde heulten auf und suchten mit dem Schweife zwischen den Beinen das Weite. Vergebens ritt und rief der Ritter, seine Thiere sah er nicht wieder. Da ritt er den Menschen zu, wollte Kunde einziehen, sie stunden ihm, bis er nahe kam. Da schrien sie gräßlich auf und flohen in Wald und Schlucht, denn auf des Ritters Helm saß schwarz, in übernatürlicher Größe die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh ins Land. Was er suchte, das trug der Ritter und wußte es nicht; in glühendem Zorne rief und ritt er den Menschen nach, rief immer wüthender, ritt immer toller, brüllte immer entsetzlicher, bis er und sein Roß über eine Fluh hinab zu Thale stürzten. Dort fand man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch hatten die Füße der Spinne sich gebrannt, dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden.

„Da kehrte der Schreck erst recht ein ins Schloß; sie schlossen sich ein und fühlten sich doch nicht sicher; sie suchten nach geistigen Waffen, fanden aber lange niemand, der sie zu führen wußte und zu führen wagte. Endlich ließ sich ein ferner Pfaffe locken mit Geld und Worten; er kam und wollte

ausziehen mit heiligem Waſſer und heiligen Sprüchen gegen den böſen Feind. Dazu aber ſtärkte er ſich nicht mit Gebet und Faſten, ſondern er tafelte des Morgens früh mit den Rittern, und zählte die Becher nicht und lebte wohl an Hirſch und Bär. Dazwiſchen redete er viel von ſeinen geiſtigen Heldenthaten und die Ritter von ihren weltlichen, und die Becher zählte man ſich nicht nach und die Spinne vergaß man. Da löſchte auf einmal alles Leben aus, die Hände hielten erſtarrt Becher oder Gabel, der Mund blieb offen, ſtier waren alle Augen auf einen Punkt gerichtet; nur der von Stoffeln trank den Becher leer und erzählte an einer Heldenthat im Heidenlande. Aber auf ſeinem Kopfe ſaß groß die Spinne und glotzte um den Rittertiſch, und der Ritter fühlte ſie nicht. Da begann die Glut zu ſtrömen durch Gehirn und Blut, gräßlich ſchrie er auf, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, aber die Spinne war nicht mehr dort, war in ihrer ſchrecklichen Schnelle den Rittern allen über ihre Geſichter gelaufen, keiner konnte es wehren; einer nach dem andern ſchrie auf, von Glut verzehrt, und von des Pfaffen Glatze nieder glotzte ſie in den Greuel hinein, und mit dem Becher, der nicht aus ſeiner Hand wollte, wollte der Pfaffe den Brand löſchen, welcher loderte vom Kopfe herab durch Mark und Bein. Aber dieſer Waffe trotzte die Spinne und glotzte von ihrem Throne herab in den Greuel, bis der letzte Ritter den letzten Schrei ausgeſtoßen, am letzten Athemzuge geendet.

„Im Schloſſe blieben nur wenige Diener verſchont, die nie Hohn mit den Bauern getrieben; ſie erzählten, wie ſchrecklich es gegangen. Das Gefühl, daß den Rittern ihr Recht geſchehen, tröſtete aber die Bauern nicht, der Schreck ward immer größer, gräßlicher. Mancher ſuchte zu fliehen. Die Einen wollten das Thal verlaſſen, aber gerade die fielen der Spinne zu. Auf dem Wege fand man ihre Leichname. Andere flohen auf die hohen Berge, aber droben vor ihnen war die

Spinne, und wenn sie sich gerettet glaubten, so saß ihnen die Spinne im Nacken oder im Gesicht. Das Unthier ward immer boshafter, immer teuflischer. Es überraschte nicht mehr unerwartet, brannte nicht mehr unversehens den Tod ein; es saß vor dem Menschen im Grase, hing über ihm am Baume, glotzte ihn giftig an. Dann floh der Mensch, so weit seine Füße ihn trugen, und stund er athemlos stille, so saß die Spinne vor ihm, und glotzte giftig ihn an. Floh er abermal, und mußte er abermals die Schritte hemmen, so saß sie wieder vor ihm, und konnte er nicht mehr fliehen, dann erst kroch sie langsam an ihn heran und gab ihm den Tod. Da versuchte wohl mancher in der Verzweiflung Widerstand, und ob die Spinne nicht zu tödten sei; warf centnerige Steine auf sie, und schlug, wenn sie vor ihm im Grase saß, mit Keulen, mit Beilen nach ihr; aber alles war umsonst, der schwerste Stein erdrückte sie nicht, das schärfste Beil verletzte sie nicht, unversehens saß sie dem Menschen im Gesicht, unversehrt kroch sie an ihn heran. Flucht, Widerstand, alles war eitel. Da ging alles Hoffen aus, und Verzweiflung füllte das Thal, saß auf den Bergen.

„Ein einziges Haus hatte das Unthier bis dahin verschont, und war nie in demselben erschienen; es war das Haus, in welchem Christine gewohnt, aus welchem sie das Kindlein geraubt. Ihren eigenen Mann hatte sie auf einsamer Weide angefallen; dort fand man seinen Leichnam gräßlich zugerichtet, wie keinen andern, seine Züge zerrissen in unaussprechlichem Schmerze; an ihm hatte sie ihren gräßlichsten Zorn ausgelassen, das gräßlichste Wiedersehen dem Ehemanne bereitet. Aber wie es zuging, hatte niemand gesehen.

„Zum Hause war sie noch nicht gekommen; ob sie es bis zuletzt sparen wollte, oder ob sie sich scheute davor, das errieth man nicht.

„Aber nicht weniger als an andern Orten war die Angst dort eingekehrt.

„Das fromme Weibchen war genesen, und es zagte nicht für sich, aber fast sehr um sein treues Bübchen und dessen Schwesterchen, und wachte über sie Tag und Nacht, und die treue Großmutter theilte ihre Sorgen und Wachen. Und gemeinsam beteten sie zu Gott, daß er ihnen ihre Augen offen halten möchte zur Wache, daß er sie erleuchten und stärken möchte zur Rettung der unschuldigen Kindlein.

„Oft war es ihnen, wenn sie wachten lange Nächte durch, als sehen sie die Spinne glimmen und glitzern im dunkeln Winkel, als glotze sie zum Fenster hinein, dann ward ihre Angst groß, denn sie wußten keinen Rath, wie vor der Spinne die Kindlein schützen, und um so brünstiger baten sie Gott um seinen Rath und Beistand. Sie hatten allerlei Waffen zur Hand gelegt, aber wie sie hörten, daß der Stein seine Schwere, das Beil seine Schärfe verliere, sie wieder bei Seite gelegt. Da kam es der Mutter immer deutlicher vor, immer lebendiger in den Sinn: wenn jemand es wagen würde, die Spinne mit der Hand zu fassen, so vermöchte man sie zu überwältigen. Sie hörte auch von Leuten, die, als der Stein nichts half, mit der Hand sie zu erdrücken versuchten, allein vergeblich. Ein gräßlicher Glutstrom, der durch Hand und Arm zuckte, tilgte jede Kraft und brachte den Tod ins Herz. Es kam ihr auch vor, zu erdrücken vermöchte sie die Spinne nicht, aber sie erfassen dürfte sie wohl, und so viel Kraft würde ihr Gott verleihen, dieselbe irgend wohin zu thun, sie unschädlich zu machen. Sie hatte schon oft gehört, wie kundige Männer Geister eingesperrt hätten in ein Loch in Felsen oder Holz, welches sie mit einem Nagel zugeschlagen, und so lange den Nagel niemand ausziehe, müsse der Geist gebannt im Loche sein.

„Gleiches zu versuchen drängte der Geist sie immer mehr. Sie bohrte ein Loch in den Bystel, der ihr am nächsten lag zur rechten Hand, wenn sie bei der Wiege saß, rüstete einen Zapfen, der scharf ins Loch paßte, weihte ihn mit geheiligtem

Waſſer, legte einen Hammer zurecht, und betete nun Tag und Nacht zu Gott um Kraft zur That. Aber manchmal war das Fleiſch ſtärker als der Geiſt, und ſchwerer Schlaf drückte ihr die Augen zu, dann ſah ſie im Traume die Spinne, glotzend auf ihres Bübchens goldenen Locken, dann fuhr ſie aus dem Traume, fuhr nach des Bübchens Locken. Dort aber war keine Spinne, ein Lächeln ſaß auf ſeinem Geſichtchen, wie Kindlein lächeln, wenn ſie ihren Engel im Traume ſehen; der Mutter aber glitzerten in allen Ecken der Spinne giftige Augen, und auf lange wich der Schlaf von ihr.

„So hatte ſie auch einmal nach ſtrengem Wachen der Schlaf überwältigt, und dicht umnachtete er ſie. Da war es ihr, als ſtürze der fromme Prieſter, der in der Rettung ihres Kindleins geſterben, herbei aus weiten Räumen und rufe aus der Ferne her: Weib, wache auf, der Feind iſt da! Dreimal rief er ſo, und erſt beim dritten Mal rang ſie ſich aus des Schlafes engen Banden, aber wie ſie die ſchweren Augenlider mühſam hob, ſah ſie langſam, giftgeſchwollen die Spinne ſchreiten übers Bettlein hinauf, dem Geſichte ihres Bübchens zu. Da dachte ſie an Gott und ergriff mit raſcher Hand die Spinne. Da fuhren Feuerſtröme von derſelben aus, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis ins Herz hinein; aber Muttertreue und Mutterliebe drückten die Hand ihr zu, und zum Aushalten gab Gott die Kraft. Unter tauſendfachen Todesſchmerzen drückte ſie mit der einen Hand die Spinne ins bereitete Loch, mit der andern den Zapfen davor und ſchlug mit dem Hammer ihn feſt.

„Drinnen ſauste und brauste es, wie wenn mit dem Meere die Wirbelwinde ſtreiten, das Haus wankte in ſeinen Grundfeſten, aber feſt ſaß der Zapfen, gefangen blieb die Spinne.

„Die treue Mutter aber freute ſich noch, daß ihr Kindlein gerettet, dankte Gott für ſeine Gnade, dann ſtarb ſie auch den gleichen Tod wie Alle, aber ihre Muttertreue löſchte

die Schmerzen aus, und die Engel geleiteten ihre Seele zu Gottes Thron, wo alle Helden sind, die ihr Leben eingesetzt für Andere, die für Gott und die Ihren Alles gewagt. Nun war der schwarze Tod zu Ende. Ruhe und Leben kehrten ins Thal zurück. Die schwarze Spinne ward nicht mehr gesehen zur selben Zeit, denn sie saß in jenem Loche gefangen, wo sie jetzt noch sitzt."

„Was, dort im schwarzen Holz?" schrie die Gotte, und fuhr eines Satzes vom Boden auf, als ob sie in einem Ameisenhaufen gesessen wäre. An jenem Holze hatte sie gesessen in der Stube. Und jetzt brannte sie der Rücken, sie drehte sich, sie schaute hinter sich, fuhr mit der Hand auf und ab, und kam nicht aus der Angst: die schwarze Spinne sitze ihr im Nacken.

Auch den Andern waren die Herzen zugeklemmt, aber der Großvater schwieg. Es war ein banges Schweigen über sie gekommen. Spott mochte niemand wagen, der Sache beistimmen auch nicht gerne; es hörte jeder lieber auf das erste Wort des Andern, um darnach die eigene Rede richten zu können, so verfehlte man sich am wenigsten. Da kam die Hebamme, die schon mehrere Male gerufen hatte, ohne Antwort zu bekommen, hergelaufen, ihr Gesicht brannte hochroth, es war, als ob die Spinne auf demselben herumgekrochen wäre. Sie begann zu schmälen, daß niemand kommen wolle, wie laut sie auch rufe. „Das sei ihr doch auch eine wunderliche Sache; wenn man gekochet habe, so wolle niemand zum Tisch, und wenn dann alles nicht mehr gut sei, so solle sie schuld sein an allem, sie wisse wohl wie es gehe. So fettes Fleisch wie drinnen stehe, könne niemand mehr essen, wenn es kalt geworden; dazu sei es noch gar ungesund."

Nun kamen die Leute wohl, aber gar langsam, und keiner wollte der erste bei der Thüre sein, der Großvater mußte voran. Es war diesmal nicht sowohl die übliche Sitte, nicht den Schein haben zu wollen, als möge man nicht warten, bis

man zum Essen komme, es war das Zögern, das Alle befällt, wenn sie am Eingang stehen eines schauerlichen Ortes, und doch war drinnen nichts schauerliches. Hell glänzten auf dem Tische, frisch gefüllt, die schönen Weinflaschen, zwei glänzende Schinken prangten, gewaltige Kalbs- und Schafbraten dampften, frische Züpfen lagen dazwischen, Teller mit Dateren, Teller mit dreierlei Küchlene waren dazwischen gezwängt, und auch die Kännchen mit dem süßen Thee fehlten nicht. So war's ein schönes Schauen, und doch achteten sich Alle desselben wenig, aber Alle sahen sich um mit ängstlichen Augen, ob nicht die Spinne aus irgend einer Ecke glitzere, oder gar vom prangenden Schinken herab sie anglotze mit ihren giftigen Augen. Man sah sie nirgends, und doch machte niemand die üblichen Komplimente: was man doch sinne, noch so viel aufzustellen; wer das doch essen solle, man habe bereits mehr als zu viel, sondern Alle drängten sich an die untern Ecken des Tisches, niemand wollte hinauf.

Umsonst mahnte man die Gäste nach oben und zeigte auf die leeren Plätze, sie stunden unten wie angenagelt; vergebens schenkte der Kindbettimann ein und rief, sie sollten doch kommen und Gesundheit machen, es sei eingeschenkt. Da nahm derselbe die Gotte beim Arme und sagte: Sei du das Witzigeste und gieb das Exempel. Aber mit aller Kraft, und die war nicht klein, sperrte sich die Gotte und rief: Nicht um tausend Pfund sitze ich mehr da oben. Es gramselt mir den Rücken auf und nieder, als führe man mit Nesseln daran herum. Und säße ich dort vor dem Bystel, so fühlte ich die schreckliche Spinne sonder Unterlaß im Nacken. Daran bist du schuld, Großvater, sagte die Großmutter, warum bringst du solche Dinge aufs Tapet. So etwas trägt heutzutag nichts mehr ab, und kann dem ganzen Hause schaden. Und wenn einst die Kinder aus der Schule kommen und weinen und klagen, die andern Kinder hielten ihnen vor, ihre Großmutter sei eine Hexe gewesen und ins Bystel gebannt, so hast du es dann.

Sei ruhig, Großmutter, ſagte der Großvater, man hat heutzutag alles bald wieder vergeſſen, und behält nichts mehr lange im Gedächtniß wie ehedem. Man hat die Sache von mir haben wollen und es iſt beſſer, die Leute vernehmen Punktum die Wahrheit, als daß ſie ſelbſt etwas erſinnen; die Wahrheit bringt unſerm Hauſe keine Unehre. Aber kommt und ſitzet, ſeht, vor den Zapfen will ich ſelbſten ſitzen. Bin ich doch ſchon viel tauſend Tage da geſeſſen ohne Furcht und ohne Zagen und darum auch ohne Gefährde. Nur wenn böſe Gedanken in mir aufſtiegen, die dem Teufel zur Handhabe werden konnten, ſo war es mir, als ſchnurre es hinter mir, wie eine Katze ſchnurret, wenn man ſich mit ihr anläßt, ihr den Balg ſtreicht, ihr behaglich wird, und mir fuhr es den Rücken auf ſeltſam und abſonderlich. Sonſt aber hält ſie ſich mäuſeſtill da innen, und ſo lange man hier außen Gott nicht vergißt, muß ſie warten da innen.

Da faßten die Gäſte Muth und ſetzten ſich, aber ganz nahe zum Großvater rückte niemand. Jetzt endlich konnte der Kindbettimann vorlegen, legte ein mächtiges Stück Braten ſeiner Nachbarin auf den Teller, dieſe ſchnitt ein Stückchen davon ab und legte den Reſt auf des Nachbars Teller, ihn mit dem Daumen von der Gabel ſtreifend. So ging das Stück um, bis Einer ſagte: er denke, er behalte es, es ſei noch mehr, wo das geweſen ſei; ein neues Stück begann die Runde. Während der Kindbettimann einſchenkte und vorlegte, und die Gäſte ihm ſagten, er hätte heute einen ſtrengen Tag, ging die Hebamme herum mit dem ſüßen Thee, ſtark gewürzt mit Safran und Zimmet, bot Allen an und fragte: wer ihn liebe, ſolle es nur ſagen, er ſei für Alle da. Und wer ſagte, er ſei Liebhaber, dem ſchenkte ſie Thee in den Wein und ſagte: ſie liebe ihn auch, man möge den Wein viel beſſer ertragen, er mache Einem nicht Kopfweh. Man aß und trank. Aber kaum war der Lärm vorbei, der allemal entſteht, wenn man hinter neue Gerichte geht, ſo ward man

wieder stille, und ernst wurden die Gesichter, man merkte wohl, alle Gedanken waren bei der Spinne. Scheu und verstohlen blickten die Augen nach dem Zapfen hinter des Großvaters Rücken, und doch scheute jeder sich, wieder davon anzufangen. Da schrie laut auf die Gotte und wäre fast vom Stuhle gefallen.

Eine Fliege war über den Zapfen gelaufen, sie hatte geglaubt, der Spinne schwarze Beine gramselten zum Loche heraus, und zitterte vor Schreck am ganzen Leibe. Kaum ward sie ausgelacht; ihr Schreck war willkommener Anlaß, von neuem von der Spinne anzufangen, denn, wenn einmal eine Sache unsere Seele recht berührt hat, so kommt dieselbe nicht so schnell davon los.

„Aber hör mal Vetter, sagte der ältere Götti, ist die Spinne seither nie aus dem Loche gekommen, sondern immer darin geblieben seit so vielen hundert Jahren?" „Eh, sagte die Großmutter, es wäre besser, man schwiege von der ganzen Sache, man hätte ja den ganzen Nachmittag davon geredet." „Eh Mutter, sagte der Vetter, laß deinen Alten reden, er hat uns recht kurze Zeit gemacht, und verhalten wird euch das Ding niemand, stammet ihr ja nicht von Christine ab. Und du bringst unsere Gedanken doch nicht von der Sache ab, und wenn wir nicht von ihr reden dürfen, so reden wir von nichts Anderem, dann giebt's keine kurze Zeit mehr. Nun, Großvater, rede, deine Alte wird es uns nicht verhönnen." „He, wenn ihr es zwingen wollet, so zwinget es meinethalben, aber gescheidter wäre es gewesen, man hätte jetzt von etwas Anderem angefangen, und besonders jetzt auf die Nacht hin," sagte die Großmutter.

Da begann der Großvater, und alle Gesichter spannten sich wieder: „Was ich weiß, ist nicht mehr viel, aber was ich weiß, will ich sagen, es kann sich vielleicht in der heutigen Zeit jemand ein Exempel daran nehmen, schaden würde es wahrhaftig Vielen nichts.

„Als die Leute die Spinne eingesperrt wußten, sie ihres Lebens wieder sicher waren, da soll es ihnen gewesen sein, als seien sie im Himmel und der liebe Gott mit seiner Seligkeit mitten unter ihnen, und lange ging es gut. Sie hielten sich zu Gott und flohen den Teufel, und auch die Ritter, die frisch eingezogen waren ins Schloß, hatten Respekt vor Gottes Hand und hielten milde die Menschen und halfen ihnen auf.

„Dieses Haus aber betrachteten Alle mit Ehrfurcht fast wie eine Kirche. Anfangs schauderte es sie freilich, wenn sie es ansahen, den Kerker der schrecklichen Spinne sahen und dachten, wie leicht sie da losbrechen und das Elend von vornen anfangen könnte mit des Teufels Gewalt. Aber sie sahen bald, daß da Gottes Gewalt stärker sei als die des Teufels, und aus Dank gegen die Mutter, die für Alle gestorben, halfen sie den Kindern und bauten ihnen unentgeltlich den Hof, bis sie ihn selbsten arbeiten konnten. Die Ritter wollten ihnen bewilligen, ein neues Haus zu bauen, damit sie vor der Spinne sich nicht zu fürchten hätten, oder diese durch Zufall im bewohnten Hause los komme, und viele Nachbarn wollten ihnen helfen, die der Scheu vor dem Unthier, vor dem sie schrecklich gezittert, nicht los werden konnten. Aber die alte Großmutter wollte es nicht thun. Sie lehrte ihre Enkel: hier sei die Spinne gebannt durch Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, so lange diese drei heiligen Namen gelten in diesem Hause, so lange in diesen drei heiligen Namen an diesem Tische gegessen und getrunken werde, so lange seien sie vor der Spinne sicher und diese fest im Loche, und kein Zufall mache etwas an der Sache. Hier an diesem Tische, hinter ihnen die Spinne, werden sie nie vergessen, wie nöthig ihnen Gott und wie mächtig er sei; so mahne sie die Spinne an Gott und müsse dem Teufel zum Trotz, ihnen zum Heil werden. Ließen sie aber von Gott, und wäre es hundert Stunden von da, so könnte die Spinne sie finden oder der

Teufel selbst. Das faßten die Kinder, blieben im Hause, wuchsen gottesfürchtig auf, und über dem Hause war der Segen Gottes.

„Das Bübchen, welches so treu an der Mutter gewesen, so treu die Mutter an ihm, wuchs auf zu einem stattlichen Manne, der lieb war Gott und Menschen, und Gnade bei den Rittern fand. Darum ward er auch gesegnet mit zeitlichem Gut, und vergaß Gott nie darob, ward nie geizig damit; er half Andern in ihren Nöthen, wie er wünschte, daß ihm geholfen werde in der letzten Noth; und wo er zu schwach zu eigener Hülfe war, da ward er ein um so kräftigerer Fürsprecher bei Gott und Menschen. Er ward gesegnet mit einem weisen Weibe, und zwischen ihnen war ein unergründlicher Friede, darum blühten fromm ihre Kinder auf, und beide fanden spät einen sanften Tod. Seine Familie blühte fort in Gottesfurcht und Rechtthun.

„Ja über dem ganzen Thale lag der Segen Gottes, und Glück war in Feld und Stall, und Friede unter den Menschen. Die schreckliche Lehre war den Menschen zu Herzen gegangen, sie hielten fest an Gott; was sie thaten, thaten sie in seinem Namen, und wo Einer dem Andern helfen konnte, da säumte er nicht. Vom Schlosse her ward ihnen kein Uebel, aber viel Gutes. Immer weniger Ritter wohnten dort, denn immer härter ward der Streit im Heidenlande und immer nöther jede Hand, die fechten konnte; die aber, welche im Schlosse waren, mahnte täglich die große Todtenhalle, in der die Spinne an Rittern wie an den Bauern ihre Macht geübt, daß Gott mit gleicher Kraft über jedem sei, der von ihm abfalle, sei er Bauer oder Ritter.

„So schwanden viele Jahre in Glück und Segen, und das Thal ward berühmt vor allen andern. Stattlich waren ihre Häuser, groß ihre Vorräthe, manch Goldstück ruhte im Kasten, ihr Vieh war das schönste zu Berg und Thal, und ihre Töchter waren berühmt Land auf und Land ab, und ihre Söhne

gerne gesehen überall. Und dieser Ruhm welkte nicht über Nacht, wie dem Jonas seine Schattenstaude, sondern er dauerte von Geschlecht zu Geschlecht; denn in der gleichen Gottesfurcht und Ehrbarkeit wie die Väter lebten auch die Söhne von Geschlecht zu Geschlecht. Aber wie gerade in den Birnbaum, der am flüssigsten genähret wird, am stärksten treibt, der Wurm sich bohrt, ihn umfrißt, welken läßt und tödtet, so geschieht es, daß wo Gottes Segenstrom am reichsten über die Menschen fließt, der Wurm in den Segen kömmt, die Menschen bläht und blind macht, daß sie ob dem Segen Gott vergessen, ob dem Reichthum den, der ihn gegeben hat, daß sie werden wie die Israeliten, die, wenn Gott ihnen geholfen, ob goldenen Kälbern ihn vergaßen.

„So wurden, nachdem viele Geschlechter dahingegangen, Hochmuth und Hoffahrt heimisch im Thale, fremde Weiber brachten und mehrten beides. Die Kleider wurden hoffährtiger, Kleinode sah 'man glänzen, ja selbst an die heiligen Zeichen wagte die Hoffahrt sich, und statt daß ihre Herzen während dem Beten inbrünstig bei Gott gewesen wären, hingen ihre Augen hoffährtig an den goldenen Kugeln ihres Rosenkranzes. So ward ihr Gottesdienst Pracht und Hoffahrt, ihre Herzen aber hart gegen Gott und Menschen. Um Gottes Gebote bekümmerte man sich nicht; seines Dienstes, seiner Diener spottete man; denn wo viel Hoffahrt ist oder viel Geld, da kömmt gerne der Wahn, daß man seine Gelüsten für Weisheit hält, und diese Weisheit höher als Gottes Weisheit. Wie sie früher von den Rittern geplagt worden waren, so wurden sie jetzt hart gegen das Gesinde und plagten dieses; und je weniger sie selbst arbeiteten, um so mehr mutheten sie diesem zu, und je mehr sie Arbeit von Knechten und Mägden forderten, um so mehr behandelten sie dieselben wie unvernünftiges Vieh; und daß diese auch Seelen hätten, die zu wahren seien, dachten sie nicht. Wo viel Geld oder viel Hoffahrt ist, da fängt das Bauen an, Einer

ſchöner als der Andere, und wie früher die Ritter hauten, ſo hauten jetzt ſie, und wie früher die Ritter ſie plagten, ſo ſchonten ſie jetzt weder Geſinde noch Vieh, wenn der Bauteufel über ſie kam. Dieſer Wandel war auch über dieſes Haus gekommen, während der alte Reichthum geblieben war.

„Faſt zweihundert Jahre waren verfloſſen, ſeit die Spinne im Loche gefangen ſaß; da war ein ſchlau und kräftig Weib hier Meiſter; ſie war keine Lindauerin, aber doch glich ſie Chriſtine in vielen Stücken. Sie war auch aus der Fremde, der Hoffahrt, dem Hochmuthe ergeben, und hatte einen einzigen Sohn; der Mann war unter ihrer Meiſterſchaft geſtorben. Dieſer Sohn war ein ſchöner Bube, hatte ein gutes Gemüth und war freundlich mit Menſch und Vieh; ſie hatte ihn auch gar lieb, aber ſie ließ es ihn nicht merken. Sie meiſterte ihn jeden Schritt und Tritt und keiner war ihr recht, den ſie ihm nicht erlaubt, und längſt war er erwachſen und durfte nicht zur Kameradſchaft und an keine Kilbi ohne der Mutter Begleit. Als ſie ihn endlich alt genug glaubte, gab ſie ihm ein Weib aus ihrer Verwandtſchaft, eins nach ihrem Sinn. Jetzt hatte er zwei Meiſter ſtatt nur einen, und beide waren gleich hoffährtig und gleich hochmüthig, und weil ſie es waren, ſo ſollte auch Chriſten es ſein, und wenn er freundlich war und demüthig, wie es ihm ſo wohl anſtund, ſo erfuhr er, wer Meiſter ſei.

„Schon lange war das alte Haus ihnen ein Dorn im Auge, und ſie ſchämten ſich ſeiner, da die Nachbarn neue Häuſer hatten und doch kaum ſo reich als ſie waren. Die Sage von der Spinne und was die Großmutter geſagt, war damals noch in jedermanns Gedächtniß, ſonſt wäre das alte Haus längſt ſchon eingeriſſen worden, aber Alle wehrten es ihnen. Sie nahmen aber dieſes Wehren immer mehr für Neid, der ihnen kein neues Haus gönne. Zudem ward es ihnen immer unheimeliger im alten Hauſe. Wenn ſie hier am Tiſche ſaßen, ſo war es ihnen, entweder als ſchnurre hin-

ter ihnen behaglich die Katze, oder als ginge leise das Loch auf und die Spinne ziele nach ihrem Nacken. Ihnen fehlte der Sinn, der das Loch vermachte, darum fürchteten sie sich immer mehr, das Loch möchte sich öffnen. Darum fanden sie einen guten Grund, ein neues Haus zu bauen, in welchem sie die Spinne nicht zu fürchten hätten, wie sie meinten. Das alte wollten sie dem Gesinde überlassen, das ihrer Hoffahrt so oft im Wege war; so wurden sie räthig.

„Christen that es sehr ungern, er wußte, was die alte Großmutter gesagt, und glaubte, daß der Familienfegen an das Familienhaus geknüpfet sei, und vor der Spinne fürchtete er sich nicht, und wenn er hier oben am Tische saß, so schien es ihm, er könne am andächtigsten beten. Er sagte, wie er es meinte, aber seine Weiber hießen ihn schweigen; und weil er ihr Knecht war, so schwieg er auch, weinte aber oft bitterlich, wenn sie es nicht sahen.

„Dort oberhalb des Baumes, unter welchem wir gesessen, sollte ein Haus gebaut werden, wie keiner eines hätte in der ganzen Gegend.

„In hoffährtiger Ungeduld, weil sie keinen Verstand vom Bauen hatten und nicht warten mochten, bis sie mit dem neuen Hause hochmüthig thun konnten, plagten sie beim Bauen Gesinde und Vieh übel, schonten selbst die heiligen Feiertage nicht, und gönnten ihnen auch des Nachts nicht Ruhe, und kein Nachbar war, der ihnen helfen konnte, daß sie zufrieden waren, dem sie nicht Böses nachgewünscht, wenn er nach unentgeltlicher Hülfe, wie man sie schon damals einander leistete, wieder heim ging, um auch zu seiner Sache zu sehen.

„Als man aufrichtete und den ersten Zapfen in die Schwelle schlug, so rauchte es aus dem Loche herauf, wie nasses Stroh, wenn man es anbrennen will; da schüttelten die Werkleute bedenklich die Köpfe, und sagten es heimlich und laut, daß der neue Bau nicht alt werden werde, aber die Weiber lachten darüber und achteten des Zeichens sich

nicht. Als endlich das Haus erbaut war, zogen sie hinüber, richteten sich ein mit unerhörter Pracht und gaben als sogenannte Hausräuchi eine Kilbi, die drei Tage lang dauerte, und Kind und Kindeskinder noch davon erzählten im ganzen Emmenthal.

„Aber während allen dreien Tagen soll man im ganzen Hause ein seltsam Surren gehört haben, wie das einer Katze, welcher es behaglich wird, weil man ihr den Balg streicht. Doch die Katze, von welcher es kam, konnte man trotz alles Suchens nicht finden; da ward Manchem unheimlich, und trotz aller Herrlichkeit lief er mitten aus dem Feste. Nur die Weiber hörten nichts oder achteten sich dessen nicht, mit dem neuen Hause meinten sie alles gewonnen.

„Ja, wer blind ist, sieht auch die Sonne nicht, und wer taub ist, hört auch den Donner nicht. Darum freuten die Weiber des neuen Hauses sich, wurden alle Tage hoffährtiger, dachten an die Spinne nicht, sondern führten im neuen Hause ein üppiges, arbeitsloses Leben mit Putzen und Essen; kein Mensch konnte es ihnen treffen, und an Gott dachten sie nicht.

„Im alten Hause blieb das Gesinde alleine, lebte wie es wollte, und wenn Christen dasselbe auch unter seiner Aufsicht haben wollte, so duldeten die Weiber es nicht, und schalten ihn, die Mutter aus Hochmuth hauptsächlich, das Weib aus Eifersucht zumeist. Daher war drunten keine Ordnung und bald auch keine Gottesfurcht, und wo kein Meister ist, geht es so durchweg. Wenn kein Meister oben am Tische sitzt, kein Meister draußen und drinnen die Zügel hält, so meint sich bald der der Größte, welcher am wüstesten thut, und der der Beste, welcher die ruchlosesten Reden führt.

„So ging es zu im Hause drunten, und das sämmtliche Gesinde glich bald einer Rudel Katzen, wenn sie am wüstesten thun. Von Beten wußte man nichts mehr, hatte darum weder vor Gottes Willen, noch vor seinen Gaben Respekt. Wie die

Hoffahrt der Meisterweiber keine Gränzen mehr kannte, so hatte der thierische Uebermuth des Gesindes keine Schranken mehr. Man schändete ungescheut das Brod, trieb das Habermus über den Tisch weg mit den Löffeln sich an die Köpfe, ja, verunreinigte viehisch die Speise, um boshaft den Andern die Lust am Essen zu vertreiben. Sie neckten die Nachbarn, quälten das Vieh, höhnten jeden Gottesdienst, läugneten alle höhere Gewalt und plagten auf alle Weise den Priester, der strafend zu ihnen geredet hatte; kurz sie hatten keine Furcht mehr vor Gott und Menschen und thaten alle Tage wüster. Das wüsteste Leben führten Knechte und Mägde, und doch plagten sie einander wie nur möglich, und als die Knechte nicht mehr wußten, wie sie auf neue Art die Mägde quälen konnten, da fiel es Einem ein, mit der Spinne im Loche die Mägde zu schrecken oder zahm zu machen. Er schmiß Löffel voll Habermus oder Milch an den Zapfen, und schrie, die drinnen werde wohl hungerig sein, weil sie so viele hundert Jahre nichts gehabt.

„Da schrien die Mägde gräßlich auf und versprachen alles was sie konnten, und selbst den andern Knechten graute es. Da das Spiel sich ungestraft wiederholte, so wirkte es nicht mehr, die Mägde schrien nicht mehr, versprachen nichts mehr, und die andern Knechte begannen es auch zu treiben. Nun fing der an mit dem Messer gegen das Loch zu fahren, mit den gräßlichsten Flüchen sich zu vermessen, er mache den Zapfen los und wolle sehen was drinnen sei, und sie müßten einmal auch was neues sehen. Das weckte neues Entsetzen, und der Bursche, der das that, ward Allen Meister und konnte zwingen was er wollte, besonders bei den Mägden.

„Das soll aber auch ein seltsamer Mensch gewesen sein, man wußte nicht woher er kam. Er konnte sanft thun wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf; war er alleine bei einem Weibsbilde, so war er ein sanftes Lamm, vor der Gesellschaft aber war er wie ein reißender Wolf und that als

ob er Alle haßte, als ob er über alles aus wolle mit wüſten Thaten und Worten; ſolche ſollen den Weibsbildern aber gerade die liebſten ſein. Darum entſetzten ſich die Mägde öffentlich vor ihm, ſollen ihn aber doch, wenn ſie alleine waren, am liebſten von Allen gehabt haben. Er hatte ungleiche Augen, aber man wußte nicht von welcher Farbe, und beide haßten einander, ſahen nie den gleichen Weg, aber unter langem Augenhaar und demüthigem Niederſehen wußte er es zu verbergen. Sein Haar war ſchön gelockt, aber man wußte nicht, war es roth oder falb; im Schatten war es das ſchönſte Flachshaar, ſchien aber die Sonne darauf, ſo hatte kein Eichhörnchen einen röthern Pelz. Er quälte wie keiner das Vieh. Daſſelbe haßte ihn auch darnach. Von den Knechten meinte ein jeder, er ſei ſein Freund, und gegen jeden wies er die Andern auf. Den Meiſterweibern war er unter Allen alleine recht; er alleine war oft im obern Hauſe, dann thaten unten die Mägde wüſt; ſobald er es merkte, ſteckte er ſein Meſſer an den Zapfen und begann ſein Drohen, bis die Mägde zum Kreuze krochen.

Doch behielt dieſes Spiel auch nicht lange ſeine Wirkung. Die Mägde wurden deſſen gewohnt und ſagten endlich: thue es doch, wenn du darfſt, aber du darfſt nicht.

„Es nahte Weihnacht, die heilige Nacht. An das, was dieſelbe uns weihet, dachten ſie nicht; ein luſtiges Leben hatten ſie abgerathen in derſelben. Im Schloſſe drunten hauste ein alter Ritter nur, und der bekümmerte ſich wenig mehr um das Zeitliche; ein ſchelmiſcher Vogt verwaltete alles zu ſeinem Vortheil. Um ein Schelmenſtück hatten ſie dieſem edlen Ungarwein abgehandelt, neben welchem Lande die Ritter in großem Streite lagen; des edlen Weines Kraft und Feuer kannten ſie nicht. Ein fürchterliches Unwetter kam herauf, mit Blitz und Sturm, wie ſelten ſonſt um dieſe Zeit, keinen Hund hätte man unter dem Ofen hervorgejagt. Zur Kirche zu gehen hielt ſie das Unwetter nicht ab, ſie wären bei

ſchönem Wetter auch nicht gegangen, hätten den Meiſter alleine gehen laſſen; aber es hielt Andere ab, die Kirche zu beſuchen; ſie blieben allein im alten Hauſe beim edlen Weine.

„Sie begannen den heiligen Abend mit Fluchen und Tanzen, mit wüſtern und ärgern Dingen; dann ſetzten ſie ſich zum Mahle, wozu die Mägde Fleiſch gekocht hatten, weißen Brei und was ſie ſonſt Gutes ſtehlen konnten. Da ward die Rohheit immer gräßlicher, ſie ſchändeten alle Speiſen, läſterten alles Heilige; der genannte Knecht ſpottete des Prieſters, theilte Brod aus und trank ſeinen Wein, als ob er die heilige Meſſe verwaltete, taufte den Hund unterm Ofen, trieb es, bis es angſt und bange den Andern wurde, wie ruchlos ſie ſonſt auch waren. Da ſtach er mit dem Meſſer ins Loch und fluchte, er wolle ihnen noch ganz andere Dinge zeigen.

„Als ſie darob nicht erſchrecken wollten, weil er das gleiche ſchon manchmal getrieben, und mit dem Meſſer gegen den Zapfen kaum viel abzubringen war, ſo griff er in halber Raſerei nach einem Bohrer, vermaß ſich aufs ſchrecklichſte, ſie ſollten es erfahren, was er könne, büßen ihr Lachen, daß ihnen die Haare zu Berge ſtünden, und drehte mit wildem Stoße den Bohrer in den Zapfen hinein. Laut aufſchreiend ſtürzten Alle auf ihn zu; aber ehe jemand es hindern konnte, lachte er wie der Teufel ſelbſt, that einen kräftigen Ruck am Bohrer.

„Da bebte von ungeheurem Donnerſchlag das ganze Haus, der Miſſethäter ſtürzte rücklings nieder; ein rother Glutſtrom brach aus dem Loche hervor, und mittendrin ſaß groß und ſchwarz aufgeſchwollen im Gifte von Jahrhunderten die Spinne und glotzte in giftiger Luſt über die Frevler hin, die verſteinert in tödtlicher Angſt kein Glied bewegen konnten, dem ſchrecklichen Unthiere zu entrinnen, das langſam und ſchadenfroh ihnen über die Geſichter kroch, ihnen einimpfte den feurigen Tod. Da erbebte das Haus von ſchrecklichem Weh-

geheul, wie hundert Wölfe es nicht auszustoßen vermögen, wenn der Hunger sie peinigt.

Und bald erscholl ein ähnliches Wehgeschrei aus dem neuen Hause, und Christen, der eben den Berg heraufkam von der heiligen Messe, meinte, es seien Räuber eingebrochen, und seinem starken Arme trauend, stürzte er den Seinen zu Hülfe. Er fand keine Räuber, aber den Tod; mit diesem rangen Weib und Mutter und hatten schon keine Stimme mehr in den hochaufgelaufenen schwarzen Gesichtern; ruhig schlummerten seine Kinder und gesund und roth waren ihre muntern Gesichter. Es stieg in Christen die schreckliche Ahnung dessen auf, was geschehen war; er stürzte ins untere Haus, dort sah er die Diensten alle verendet, die Stube zur Todtenkammer geworden, geöffnet das schauerliche Loch im Bystel, in des scheußlich entstellten Knechtes Hand den Bohrer und auf des Bohrers Spitze den schrecklichen Zapfen. Jetzt wußte er, was da geschehen war, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und wenn die Erde ihn verschlungen hätte, so wäre es ihm recht gewesen. Da kroch etwas hinterm Ofen hervor, schmiegte sich ihm an; entsetzt fuhr er zusammen, aber es war nicht die Spinne, es war ein armes Bübchen, das er um Gotteswillen aufgenommen und unter dem ruchlosen Gesinde gelassen hatte, wie es ja auch jetzt viel geschieht, daß man Kinder um Gotteswillen nimmt und sie dem Teufel in die Hände spielt. Das hatte keinen Theil genommen an den Greueln des Gesindes, war erschreckt hinter den Ofen gestohen; es allein blieb von der Spinne verschont, und konnte nun den Hergang erzählen.

„Aber noch während das Bübchen erzählte, scholl durch Wind und Wetter Angstgeschrei von andern Häusern her. Wie in hundertjähriger aufgeschwellter Luft flog die Spinne durch die Thalschaft, las zuerst die üppigsten Häuser sich aus, wo man am wenigsten an Gott dachte, aber am meisten an die Welt, daher von dem Tode am wenigsten wissen mochte.

„Noch war es nicht Tag geworden, so war die Kunde in jeglichem Hause: die alte Spinne sei losgebrochen, gehe aufs neue todbringend um in der Gemeinde; schon lägen Viele todt und hinten im Thale fahre Schrei auf Schrei zum Himmel auf von den Gezeichneten, die sterben müßten. Da kann man sich denken, welch Jammer im Lande war, welche Angst in allen Herzen, was das für eine Weihnacht war in Sumiswald. An die Freude, die sie sonst bringt, konnte kein Mensch denken, und solcher Jammer kam vom Frevel der Menschen. Der Jammer aber ward alle Tage größer, denn schneller, giftiger als das frühere Mal war die Spinne jetzt. Bald war sie zu vorderst, bald zu hinterst in der Gemeinde, auf den Bergen, im Thale erschien sie zu gleicher Zeit. Wie sie früher meist hier Einen, dort Einen gezeichnet hatte zum Tode, so verließ sie jetzt selten ein Haus, ehe sie Alle vergiftet; erst wenn Alle im Tode sich wanden, setzte sie sich auf die Schwelle und glotzte schadenfroh in die Vergiftung, als ob sie sagen wollte: sie sei es und sei doch wieder da, wie lange man sie auch eingesperrt.

„Es schien als ob sie wüßte, ihr sei wenig Zeit vergönnt, oder als ob sie sich viele Mühe sparen wolle, sie that, wo sie konnte, Viele auf einmal ab. Darum lauerte sie am liebsten auf die Züge, welche die Todten zur Kirche geleiten wollten. Bald hier, bald dort, am liebsten unten am Kilchstalden, tauchte sie mitten in den Haufen auf, oder glotzte plötzlich vom Sarge herab auf die Begleitenden. Da fuhr dann ein schreckliches Wehgeschrei aus dem begleitenden Zuge zum Himmel auf, Mann um Mann fiel nieder, bis der ganze Zug der Begleitenden am Wege lag und rang mit dem Tode; bis kein Leben mehr unter ihnen war, und um den Sarg ein Haufen Todte lag, wie tapfere Krieger um ihre Fahne liegen, von der Uebermacht erfaßt. Da wurden keine Todten mehr zur Kirche gebracht, niemand wollte sie tragen, niemand geleiten; wo der Tod sie streckte, da ließ man sie liegen.

„Verzweiflung lag über dem ganzen Thale. Wuth kochte in allen Herzen, strömte in schrecklichen Verwünschungen gegen den armen Christen aus; an allem sollte jetzt er schuld sein.

„Jetzt auf einmal wußten Alle, daß Christen das alte Haus nicht hätte verlassen, das Gesinde nicht sich selbst überlassen sollen. Auf einmal wußten Alle, daß der Meister für sein Gesinde mehr oder minder verantwortlich sei, daß er wachen solle über Beten und Essen, wehren solle gottlosem Leben, gottlosen Reden und gottlosem Schänden der Gaben Gottes. Jetzt war Allen auf einmal Hoffahrt und Hochmuth vergangen, sie thaten diese Laster in die unterste Hölle hinunter, und hätten es kaum Gott geglaubt, daß sie dieselben noch vor wenig Tagen so schmählich an sich getragen; sie waren Alle wieder fromm, hatten die schlechtesten Kleider an, und die alten verachteten Rosenkränze wieder in den Händen, und überredeten sich selbst, sie seien immer gleich fromm gewesen, und an ihnen fehlte es nicht, daß sie Gott nicht das Gleiche überredeten. Christen allein unter ihnen Allen sollte gottlos sein, und Flüche wie Berge kamen von allen Seiten auf ihn her. Und war er doch vielleicht unter allen der Beste: aber sein Wille lag gebunden in seiner Weiber Willen, und dieses Gebundensein ist allerdings eine schwere Strafe für jeden Mann, und schwerer Verantwortung entrinnt er nicht, weil er anders ist, als Gott ihn will. Das sah Christen auch ein, darum war er nicht trotzig, pochte nicht, gab sich schuldiger dar, als er war; aber damit versöhnte er die Leute nicht, erst jetzt schrien sie einander zu, wie groß seine Schuld sein müsse, da er so viel auf sich nehme, so weit sich unterziehe, ja selbst bekenne, er sei nichts werth.

„Er aber betete Tag und Nacht zu Gott, daß er das Uebel wende, aber es ward schrecklicher von Tag zu Tag. Er ward es inne, daß er gut machen müsse, was er gefehlt, daß er sich selbst zum Opfer geben müsse, daß an ihm liege die That, die seine Abufrau gethan. Er betete zu Gott, bis ihm so recht feurig im Herzen der Entschluß empor wuchs, die

Thalschaft zu retten, das Uebel zu sühnen, und zum Entschluß kam der standhafte Muth, der nicht wankt, immer bereit ist zur gleichen That, am Morgen wie am Abend.

„Da zog er herab mit seinen Kindern aus dem neuen Haus ins alte Haus, schnitt zum Loch einen neuen Zapfen, ließ ihn weihen mit heiligem Wasser und heiligen Sprüchen, legte zum Zapfen den Hammer, setzte zu den Betten der Kinder sich, und harrte der Spinne.

„Da saß er, betete und wachte, und rang mit dem schweren Schlafe festen Muthes und wankte nicht; aber die Spinne kam nicht, ob sie sonst allenthalben war, denn immer größer war der Sterbet, immer wilder die Wuth der Ueberlebenden. Mitten in diesen Schrecken sollte ein wildes Weib ein Kind gebären. Da kam den Leuten die alte Angst, ungetauft möchte die Spinne das Kindlein holen, das Pfand ihrer alten Pacht. Das Weib geberdete sich wie unsinnig, hatte kein Gottvertrauen, desto mehr Haß und Rache im Herzen.

„Man wußte, wie die Alten gegen den Grünen sich geschützt vor Zeiten, wenn ein Kind geboren werden sollte, wie der Priester der Schild war, den sie zwischen sich und den ewigen Feind gestellt. Man wollte auch nach dem Priester senden, aber wer sollte der Bote sein? Die unbegrabenen Todten, welche die Spinne bei den Leichenzügen erfaßt, sperrten die Wege, und würde wohl ein Bote über die wilden Höhen der Spinne, die alles zu wissen schien, entgehen können, wenn er den Priester holen wollte? Es zagten Alle. Da dachte endlich der Mann des Weibes: wenn die Spinne ihn haben wolle, so könne sie ihn daheim fassen wie auf dem Wege; wenn ihm der Tod bestimmt sei, so entrinne er ihm hier nicht und dort nicht.

„Er machte sich auf den Weg, aber Stunde um Stunde kam vorüber, kein Bote kam wieder. Wuth und Jammer wurden immer entsetzlicher, die Geburt rückte immer näher. Da riß das Weib in der Wuth der Verzweiflung vom Lager

sich auf und stürzte hin nach Christens Haus, dem tausendfach Verwünschten, der betend bei seinen Kindern saß, des Kampfes mit der Spinne gewärtig. Weither schon tönte ihr Geschrei, ihre Verwünschungen donnerten an Christens Thüre lange, ehe sie dieselbe aufriß und den Donner in die Stube ihm brachte. Als sie hereinstürzte so schrecklichen Angesichtes, da fuhr er auf, er wußte erst nicht, war es Christine in ihrer ursprünglichen Gestalt. Aber unter der Thüre hemmte der Schmerz ihren Lauf, an den Thürpfosten wand sie sich, die Fluth ihrer Verwünschungen ausgießend über den armen Christen. Er sollte der Bote sein, wenn er nicht verflucht sein wolle mit Kind und Kindeskindern in Zeit und Ewigkeit. Da überwallete der Schmerz ihr Fluchen, und ein Söhnlein war geboren vom wilden Weibe auf Christens Schwelle, und Alle die ihr gefolget waren, stoben ins Weite, des Schrecklichsten gewärtig. Das unschuldige Kindlein hielt Christen in den Armen; stechend und wild und giftig starrten aus des Weibes verzerrten Zügen dessen Augen ihn an und es ward ihm immer mehr, als trete die Spinne aus ihnen heraus, als sei sie es selbst. Da kam eine Kraft Gottes in ihn und ein übermenschlicher Wille ward in ihm mächtig; einen innigen Blick warf er auf seine Kinder, hüllte das neugeborne Kind in sein warm Gewand, sprang über das glotzende Weib, den Berg hinunter das Thal entlang, Sumiswald zu. Zur heiligen Weihe wollte er das Kindlein selbst tragen, zur Sühne der Schuld, die auf ihm lag, dem Haupte seines Hauses; das Uebrige überließ er Gott. Todte hemmten seinen Lauf; vorsichtig mußte er seine Tritte setzen. Da ereilte ihn ein leichter Fuß, es war das arme Büchen, dem es graute bei dem wilden Weibe, das ein kindlicher Trieb dem Meister nachgetrieben. Wie Stacheln fuhr es durch Christens Herz, daß seine Kinder alleine bei dem wüthenden Weibe seien. Aber sein Fuß stund nicht stille, strebte dem heiligen Ziele zu.

„Schon war er unten am Kilchſtalden, hatte die Kapelle im Auge, da glühte es plötzlich vor ihm mitten im Wege, es regte ſich im Buſche, im Wege ſaß die Spinne, im Buſche wankte roth ein Federbuſch und hoch hob ſich die Spinne als wie zum Sprunge. Da rief Chriſten mit lauter Stimme zum dreieinigen Gott, und aus dem Buſche tönte ein wilder Schrei; es ſchwand die rothe Feder; in des Bübchens Arme legte er das Kind und ergriff, dem Herrn ſeinen Geiſt empfehlend, mit ſtarker Hand die Spinne, die wie gebannt durch die heiligen Worte am gleichen Flecke ſitzen blieb. Glut ſtrömte durch ſein Gebein, aber er hielt feſt; der Weg war frei und das Bübchen verſtändigen Sinnes eilte dem Prieſter zu mit dem Kinde. Chriſten aber, Feuer in der ſtarken Hand, eilte geflügelten Laufes ſeinem Hauſe zu. Schrecklich war der Brand in ſeiner Hand, der Spinne Gift drang durch alle Glieder. Zu Glut ward ſein Blut, die Kraft wollte erſtarren, der Athem ſtocken, aber er betete fort und fort, hielt Gott feſt vor Augen, hielt aus in der Hölle Glut. Schon ſah er ſein Haus, mit dem Schmerz wuchs ſein Hoffen, unter der Thüre war das Weib. Als daſſelbe ihn kommen ſah ohne Kind, ſtürzte es ſich ihm entgegen, einer Tigerin gleich, der man die Jungen geraubt, es glaubte an den ſchändlichſten Verrath. Es achtete ſich ſeines Winkens nicht, hörte nicht die Worte aus ſeiner keuchenden Bruſt, ſtürzte in ſeine vorgeſtreckten Hände, klammerte an ſie ſich an; in Todesangſt muß er die Wüthende ſchleppen zum Hauſe hinein, muß frei die Arme kämpfen, ehe es ihm gelingt, ins Loch die Spinne zu drängen, mit ſterbenden Händen den Zapfen vorzuſchlagen. Er vermag's mit Gottes Hülfe. Den ſterbenden Blick wirft er auf die Kinder, hold lächeln ſie im Schlafe. Da wird es ihm leicht, eine höhere Hand ſchien ſeine Glut zu löſchen, und laut betend ſchließt er zum Tode ſeine Augen, und Frieden und Freude fanden die auf ſeinem Geſichte, die vorſichtig und angſtvoll kamen zu ſchauen, wo das Weib geblieben.

Erstaunt sahen sie das Loch verschlagen, aber das Weib fanden sie versengt und verzerrt im Tode liegen: an Christens Hand hatte sie den feurigen Tod gebelt. Noch standen sie und wußten nicht, was geschehen war, als mit dem Kinde das Büchen wiederkehrte, vom Priester begleitet, der das Kind schnell getauft nach damaliger Sitte, und wohlgerüstet und muthvoll dem gleichen Kampfe entgegen gehen wollte, in dem sein Vorgänger siegreich das Leben gelassen. Aber ein solch Opfer forderte Gott nicht von ihm, den Kampf hatte schon ein Anderer bestanden.

„Lange faßten die Leute nicht, welch große That Christen vollbracht. Als ihnen endlich Glaube und Erkenntniß kam, da beteten sie freudig mit dem Priester, dankten Gott für das neu geschenkte Leben und für die Kraft, die er Christen gegeben. Diesem aber baten sie im Tode noch ihr Unrecht ab und beschlossen mit hohen Ehren ihn zu begraben und sein Andenken stellte sich glorreich wie das eines Heiligen in Aller Seelen.

„Sie wußten nicht, wie ihnen war, als der so schreckliche Schreck, der fort und fort durch ihre Glieder zitterte, auf einmal geschwunden war, und sie mit Freuden wieder in den blauen Himmel hinauf sehen konnten, ohne Angst, die Spinne krieche unterdessen auf ihre Füße. Sie beschlossen viele Messen und einen allgemeinen Kilchgang; vor Allem aber wollten sie die beiden Leichen bestatten, Christen und seine Drängerin, dann sollten auch die andern eine Stätte finden, so weit es möglich war.

„Es war ein feierlicher Tag, als das ganze Thal zur Kirche wanderte, und auch in manchem Herzen war es feierlich, manche Sünde ward erkannt, manch Gelübde ward gethan; und von dem Tage an wurde viel übertriebenes Wesen auf den Gesichtern und in den Kleidern nicht mehr gesehen.

„Als in der Kirche und auf dem Kirchhofe viele Thränen geflossen, viele Gebete geschehen waren, gingen Alle aus der

ganzen Thalschaft, welche zur Begräbniß gekommen waren — und gekommen waren Alle, die ihrer Glieder mächtig waren — zum üblichen Imbiß ins Wirthshaus. Da geschah es nun, daß, wie üblich, Weiber und Kinder an einem eigenen Tische saßen, die sämmtliche erwachsene Mannschaft aber Platz hatte an dem berühmten Scheibentische, der jetzt noch im Bären in Sumiswald zu sehen ist. Er ward aufbewahrt zum Andenken, daß einst nur noch zwei Dutzend Männer waren, wo jetzt an zwei Tausende wohnen; zum Andenken, daß auch das Leben der Zweitausende in der Hand dessen stehe, der die zwei Dutzend gerettet. Damals säumte man sich nicht lange an der Gräbd; es waren die Herzen zu voll, als daß viel Speise und Trank Platz gehabt hätte. Als sie aus dem Dorfe hervor auf die freie Höhe kamen, sahen sie eine Röthe am Himmel, und als sie heim kamen, fanden sie das neue Haus niedergebrannt bis auf den Boden; wie es zugegangen, erfuhr man nie.

„Aber was Christen an ihnen gethan, vergaßen die Leute nicht, an seinen Kindern vergalten sie es. Fromm und wacker erzogen sie dieselben in den frömmsten Häusern; an ihrem Gute vergriff sich keine Hand, obgleich keine Rechnung zu sehen war. Es wurde gemehret und wohl besorgt, und als die Kinder auferwachsen waren, so waren sie nicht nur nicht um ihr Gut betrogen, sondern noch viel weniger um ihre Seelen. Es wurden rechtschaffene gottesfürchtige Menschen, die Gnade bei Gott hatten und Wohlgefallen bei den Menschen, die Segen im Leben fanden und im Himmel noch mehr. Und so blieb es in der Familie, und man fürchtete die Spinne nicht, denn man fürchtete Gott, und wie es gewesen war, so soll es, so Gott will, auch bleiben, so lange hier ein Haus steht, so lange Kinder den Eltern folgen in Wegen und Gedanken."

Hier schwieg der Großvater, und lange schwiegen Alle, und die Einen sannen dem Gehörten nach, und die

Andern meinten, er schöpfe Athem und fahre dann weiter fort.

Endlich sagte der ältere Götti: „An dem Scheibentisch bin ich manchmal gesessen und habe vom Sterbet gehört und daß nach demselben sämmtliche Mannschaft in der Gemeinde daran Platz gehabt. Aber wie Punktum alles zugegangen, das konnte mir niemand sagen. Die Einen stürmten dies und Andere anderes. Aber sage mir, wo hast du denn alles das vernommen?"

„He, sagte der Großvater, das erbte sich bei uns vom Vater auf den Sohn, und als das Andenken davon bei den Leuten im Thale sich verlor, hielt man es in der Familie sehr heimlich und scheute sich, etwas davon unter die Menschen zu lassen. Nur in der Familie redete man davon, damit kein Glied desselben vergesse, was ein Haus baut, und ein Haus zerstört, was Segen bringt und Segen vertreibt. Du hörst es meiner Alten wohl noch an, wie ungern sie es hat, wenn man so öffentlich davon redet. Aber mich dünkt, es thäte je länger je nöther davon zu reden, wie weit man es mit Hochmuth und Hoffahrt bringen kann. Darum thue ich auch nicht mehr so geheim mit der Sache, und es ist nicht das erste Mal, daß ich unter guten Freunden sie erzähle. Ich denke immer, was unsere Familie so viele Jahre im Glücke erhalten, das werde andern auch nicht schaden, und recht sei es nicht, ein Geheimniß mit dem zu machen, was Glück und Gottes Segen bringt."

„Du hast Recht, Vettermann, antwortete der Götti, aber fragen muß ich dich doch noch: war denn das Haus, welches du vor sieben Jahren einrissest, das uralte? ich kann das fast nicht glauben."

„Nein, sagte der Großvater. Das uralte Haus war gar baufällig geworden schon vor fast dreihundert Jahren, und der Segen Gottes in Feldern und Matten hatte schon lange nicht mehr Platz darin. Und doch wollte es die Familie nicht ver-

laſſen und ein neues bauen durften ſie nicht, ſie hatten nicht vergeſſen, wie es dem früheren ergangen. So kamen ſie in große Verlegenheit, und fragten endlich einen weiſen Mann, der zu Haslebach gewohnt haben ſoll, um Rath. Der ſoll ihnen geantwortet haben: ein neues Haus könnten ſie wohl bauen an die Stelle des alten und nicht anderswo, aber zwei Dinge müßten ſie wohl bewahren, das alte Holz, worin die Spinne ſei, den alten Sinn, der ins alte Holz die Spinne geſtoßen, dann werde der alte Segen auch im neuen Hauſe ſein.

„Sie bauten das neue Haus und fügten ihm ein mit Gebet und Sorgfalt das alte Holz, und die Spinne rührte ſich nicht, Sinn und Segen änderten ſich nicht.

„Aber auch das neue Haus ward wiederum alt und klein, wurmſtichig und faul ſein Holz, nur der Pfoſten hier blieb feſt und eiſenhart. Mein Vater hätte ſchon bauen ſollen, er konnte es erwehren; es kam nun an mich. Nach langem Zögern wagte ich es. Ich that wie die Frühern, fügte das alte Holz dem neuen Hauſe bei und die Spinne regte ſich nicht. Aber geſtehen will ich es: mein Lebtag betete ich nicht ſo brünſtig wie damals, als ich das verhängnißvolle Holz in Händen hatte; die Hand, der ganze Leib brannte mich, unwillkürlich mußte ich ſehen, ob mir nicht ſchwarze Flecken wüchſen an Hand und Leib, und ein Berg fiel mir von der Seele, als endlich alles an ſeinem Orte ſtund. Da ward meine Ueberzeugung noch feſter, daß weder ich noch meine Kinder und Kindeskinder etwas von der Spinne zu fürchten hätten, ſo lange wir uns fürchten vor Gott."

Da ſchwieg der Großvater, und noch war der Schauer nicht verflogen, der ihnen den Rücken heraufgekrochen, als ſie hörten, der Großvater hätte das Holz in Händen gehabt, und ſie dachten, wie es ihnen wäre, wenn ſie es auch darein nehmen müßten.

Endlich ſagte der Vetter: Es iſt nur ſchade, daß man

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

nicht weiß, was an solchen Dingen wahr ist. Alles kann man kaum glauben, und etwas muß doch an der Sache sein, sonst wäre das alte Holz nicht da."

„Sei jetzt daran wahr, was da wolle, so könne man viel daraus lernen, sagte der jüngere Götti, und dazu hätten sie noch kurze Zeit gehabt, es dünke ihn, er sei erst aus der Kirche gekommen."

„Sie sollten nicht zu viel sagen, sagte die Großmutter, sonst fange ihr Alter ihnen eine neue Geschichte an, sie sollten jetzt auch einmal essen und trinken, es sei ja eine Schande, wie niemand esse und trinke. Es solle doch nicht alles schlecht sein, sie hätten alles angewendet, so gut sie es verstanden."

Nun ward viel gegessen und viel getrunken und zwischendurch gewechselt manche verständige Rede, bis groß und golden am Himmel der Mond stund, die Sterne aus ihren Kammern traten, zu mahnen die Menschen, daß es Zeit sei, schlafen zu gehen in ihre Kämmerlein.

Die Menschen sahen die geheimnißvollen Mahner wohl, aber sie saßen da so heimelig und jedem klopfte es unheimlich unterm Brusttuch, wenn er ans Heimgehn dachte, und wenn es schon keiner sagte, so wollte doch keiner der erste sein.

Endlich stund die Gotte auf und schickte mit zitterndem Herzen zum Weggehen sich an, doch es fehlte ihr an sicheren Begleitern nicht, und mit einander verließ die ganze Gesellschaft das gastliche Haus mit vielem Dank und guten Wünschen, trotz allen Bitten an Einzelne, an die Gesammtheit: doch noch länger zu bleiben, es werde ja nicht finster.

Bald war es still ums Haus, bald auch still in demselben. Friedlich lag es da, rein und schön glänzte es in des Mondes Schein das Thal entlang, sorglich und freundlich barg es brave Leute in süßem Schlummer, wie die schlummern, welche Gottesfurcht und gute Gewissen im Busen tragen, welche nie die schwarze Spinne, sondern nur die freund-

liche Sonne aus dem Schlummer wecken wird. Denn wo ſolcher Sinn wohnet, darf ſich die Spinne nicht regen, weder bei Tage noch bei Nacht. Was ihr aber für eine Macht wird, wenn der Sinn ändert, das weiß der, der Alles weiß und jedem ſeine Kräfte zutheilt, den Spinnen wie den Menſchen.

Das gelbe Vögelein und das arme Margritli.

In einem kleinen Stübchen begann es zu dunkeln. Am Fenster saß ein altes Mütterchen; an seiner Schürze hingen ihm zwei muntere Enkel. Draußen hingen die Bäume voll Schnee; beißig war die Kälte und an den kleinen Scheiben begann sie Blumen zu bilden. Gar gewaltig plagten die Kleinen das Großmütterli, daß es ihnen noch etwas erzählen möchte, und das Großmütterli klagte, es wisse bald nicht mehr was. Von den Erdmännchen hätte es ihnen erzählt, wie sie ganz kleine, kleine Leutchen seien und den lieben Kindern allerlei schönes Gfätterzeug brächten; auch von der schönen Feefrau, die im Walde sei und verirrte Kinder heimbringe; auch vom Mäuschen und seinem Großmüetti, und jetzt wisse es nichts mehr. Aber die Kinder ließen nicht nach und baten fort und fort: Großmüetti, ume noh eis G'schichtli. Da rief plötzlich eins der Kinder: „Luegit, luegit doch das schön gäl Vögeli, das da am Fenster steit mit dene Spatze u so g'wungerig is Stübli luegt. Großmüetti, lueg doch, wie schön und wie g'wungerig es isch, dörfe mer ne Brodbrösmeli gäh us d'r Tischdrucke?“ Die Großmutter konnte natürlich, wie die meisten Großmütter, den Kleinen nichts abschlagen, und das Fensterchen ward geöffnet und die Brösmeli auf den Sinzel gestreut.

Die Vögelchen flogen beim Oeffnen des Fensters auf die nächsten Bäume, und wie es wieder zu ging, flatterten sie emsig herbei, vergaßen ihre kalten Füßchen, die sie vorhin durch herabhängendes Gefieder zu erwärmen gesucht hatten. Die Kinder freuten sich gar sehr, daß auch das gelbe Vögelein wiederkommen werde, damit sie es recht beschauen könnten. Aber das kam nicht und immer nicht; die Kinder weinten fast vor Betrübniß. Sie wollten absolut von dem Großmütterli wissen, warum gerade dieses Vögelchen nicht wiederkomme, ob es nicht auch hungrig gewesen, und wo es wohl möge hingeflogen sein? Das Großmütterli, lange gedrängt von diesen Fragen, sagte endlich, es wolle ihnen erzählen, wer das Vögelchen eigentlich gewesen sei, warum es gekommen und wohin es geflogen, aber sie müßten hübsch stille sein und aufmerksam. Als die Kinder das mit großer Freude versprachen, nahm die Großmutter noch eine Prise, fuhr mit verkehrter Hand unter der Nase durch und begann folgende Geschichte.

„Der liebe Gott hat gar viele tausend Engelein, und alle braucht er zu Lieb und Nutz der Menschen. Dieser Engelein hat er gar vieler Gattig, und manchmal sieht so ein Engelein aus wie ein Mensch und manchmal wie ein Vögelein. So sind diese gelben Vögelein auch Engelein Gottes, und die sendet er im Winter her zu Lieb und Nutz den armen Leuten. Und da war einmal ein Mann, der hatte Frau und Kinder; es waren gar arme Leute, sie hatten nichts, als was sie verdienten, und gar manchmal hatten sie nichts zu verdienen. Wenn es recht kalt war oder stark regnete, so schickte der Bauer, bei dem der Vater taunete, ihn nach Hause, dann machte er keinen Lohn und mußte daheim essen. Und der arme Vater mußte so viel anschaffen, Kleider für die Kinder, Essen für alle, den Hauszins bezahlen und im Winter sollte er noch Holz kaufen. Sein Bauer gab ihm keinen Spreißen zur Behausung, aber er bot ihm manchmal an,

wenn er in fremdem Holz ſtehlen wolle, ſo wolle er es ihm mit ſeinen Roſſen heimführen. Sie hatten eine magere Geiß, von der nahmen ſie die Milch, und die Mutter machte noch manchmal Anken von dieſer Milch in einer Flaſche, um doch zuweilen etwas Schmutziges zu haben, um eine rechte Suppe zu machen, was ſie oft lange, lange nicht vermochte. Ja, Kinder, das ſind ſehr arme Leute geweſen, und die Kinder ſo mager und bleich, ich kann euch nicht ſagen wie.

„Und doch waren es gar brave Leute und blieben brave Leute. Der Vater nahm auch kein Scheit fremdes Holz; von dem Flachs, den die Mutter zu ſpinnen bekam, nahm ſie nie auch nur für einen einzigen Näthlig. Auch den Kindern ſchärften ſie früh ein, wie der liebe Gott im Himmel es nicht wolle, daß man auch nur das Geringſte nehme, was andern Leuten ſei, und wie es ihm ein Herzeleid ſei, wenn er Kinder ſich verſündigen ſehe an fremder Sache. O wie g'luſtig ſahen manchmal die armen Kinder ſchöne Aepfel und Birnen am oder im Wege am Boden liegen; aber ſie nahmen nichts für ſich, freundlich ſahen ſie die ſchönen rothen Backen an und gingen dann weiter und dachten: der liebe Gott werde ihnen ſicher auch einen ſchönen rothen Apfel oder eine ſaftige Birne zukommen laſſen, wenn ſie ſeine getreuen lieben Kinder blieben. Und allerdings, wenn ein Bauer oder eine Bäurin ſah, wie die armen Kinder neben den ſchönen Aepfeln vorbeigingen oder ſie aufhoben und in die Hofſtatt warfen, damit ſie im Wege nicht vertrappet würden, ſo erhielten ſie manchmal ganze Scheuden voll Aepfel und Birnen von den ſchönſten und nicht bloß halbfaules Aufleſobſt. Und ſie erhielten es ungebettelt, denn betteln wollten ſie nicht und die Eltern hießen ſie nicht. Aber wenn etwas zu verdienen war, Nüßlikrant zuſammenzuleſen oder Rabünzli, Erdbeeren oder Brombeeren, ſo waren ſie auf den Beinen früh und ſpät und freuten ſich ſo kindlich und herzlich, wenn ſie dem armen Müetti einen Kreuzer Geld heimbringen konnten, daß es

konnte ein Stückli Brod kaufen oder ein Schlückli Milch. Das älteste Kind hieß Margritli und war ein gar kluges und diſiges Mädchen. Es machte ſchon faſt die ganze Haushaltung, damit die Mutter ungeſtört am Spinnrad ſitzen konnte; und dem kleinſten Kind war es wie ein kleines Müetti, ſo lieblich und geduldig ging es mit ihm um.

„Da gab es einmal einen gar grauſam kalten Winter, wo Stein und Bein Monate lang gefroren waren und die Kälte in alle Häuſer drang; ach, und in das Stübchen der Armen drang ſie gar grauſam. Der Vater hatte mit Miesch die Wände verwacht, ſo gut er konnte, aber das half nichts. Die Fenſter waren ſchlecht und fielen faſt aus den faulen Sinzeln heraus, die Thüre ſchloß nicht und von allen Seiten war das Häuschen dem Byſluft zweg. Auch das tüchtigſte Heizen hätte nicht lange gefruchtet; aber wie ſollten ſie tüchtig heizen in den grundſchlechten Ofen, den neu zu bauen ſchon des Bauern Vater Steine geführt hatte, die dann aber der Sohn für etwas anderes brauchte? Wie ſollten ſie tüchtig heizen, die armen Leute — das Holz war ſo theuer geworden, daß der Vater faſt einen Taglohn gebraucht hätte, um die Stube recht warm zu machen, und dazu hatte er eben wegen der Kälte wenig zu verdienen. Und eben weil das Holz ſo viel Geld galt, ſo verkauften es die Leute lieber als daß ſie es verſchenkten. Sonſt hatten gute Leute dem Vater immer ein dürres Tannli gegeben oder erlaubt, einige Bäume aufzuſchneiden, jetzt aber wollte ihm niemand etwas erlauben, alle Leute hatten alles ſelber zu brauchen, wie ſie ſagten. Aber was ſollen die armen Leute anfangen, wenn man ihnen, je theurer das Holz wird, deſto weniger ſchenkt, wenn kein Verdienſt mehr beim Spinnen iſt, und die alten Oefen in den kleinen Häuschen immer ſchlechter werden, ſagte die Großmutter. Was die armen Leute im ſchlechten Häuschen anfangen wollten, wußten ſie ſelbſt nicht. Es war ſo kalt bei ihnen, Biecht an allen Wänden, und wenn ſie heizten, ſo ward es ſo

feucht und naß und bald wieder um so kälter, und ihre Betten waren so schlecht und dünn, daß sie fast Tag und Nacht schlotterten, die armen Leute.

„Wenn der Vater den ganzen Tag in der Kälte gearbeitet hatte in seinen dünnen Kleidern, so fand er daheim keinen warmen Ofen, kein gutes Bett, wo er recht erwarmen konnte; kalt mußte er am Morgen wieder in die Kälte hinaus. Aber eines Morgens konnte der Vater nicht mehr fort, ein schreckliches Fieber kam ihn an, bald war ihm, als ob er im Feuer läge, bald als ob er zu einem Eiszapfen werden sollte, und als ob man ihn mit Spießen guete; bald schüttelte es ihn, daß fast das Häuschen zitterte, bald kam er in Angst, daß es ihm zu eng ward im Häuschen. Da ward es seiner Frau und den Kindern gar angst um den Aetti, sie stunden um das Bett herum und fragten alle Augenblick: o Aetti, Aetti, besserts noh nüt? Die Mutter hatte in einem Säckli noch ein Hämpfeli Bocksbart, und von dem machte sie geschwind Thee und gab ihm ein davon; aber das Fieber wollte nicht abnehmen. Da jammerte sie, wenn sie doch nur dürre Kirschen hätte, fürs Fieber sei nichts besseres als ab denselben zu trinken, es sagten es alle Leute; aber arme Hüng, wie sie, hätten keine dürre Kirschen. Das ging dem Margritli wie ein Stich durchs Herz, daß dem Vater es bessern würde, wenn er ab Kirschen trinken könnte, und daß sie keine hätten, und der gute Vater stöhnte so jämmerlich! Da ging Margritli leise zur Thüre hinaus, der arme Vater sollte Kirschen haben; es wollte zum ersten Male betteln gehen. Es wußte eine Frau, die hatte ihm schon manches gute Wort gegeben, die werde ihm wohl auch Kirschen geben, dachte es. Und es irrte sich nicht, sie gab ihm ein ganzes Kacheli voll, als es halb weinend bat und versprach, es wolle ihr dann im Sommer Kamille dafür z'säme lese, oder was sie sonst wolle; aber Geld hätte sie keins, sie seien gar grausam arm und wüßten nicht, wann der Aetti wieder etwas verdienen könne.

„Der Aetti konnte nichts mehr verdienen, und so wurden sie noch alle Tage ärmer und kälter ward es alle Tage in ihrem Stübchen. Die Kinder gingen zwar alle Tage in den Wald, dürre Aeste zusammenzulesen, aber der Wald war schon so erlesen, daß sie wenig fanden, bloß ein kleines Hämpfeli, kaum genug, des Tags einmal etwas Warmes zu machen, und dazu war es so grausam kalt, daß sie es kaum erleiden mochten. Da fiel auf einmal ein tiefer Schnee und die armen Kinder konnten nicht mehr in den Wald, sie hatten kein Holz mehr, konnten nichts Warmes mehr machen. Sie entlehnten hier ein paar Scheiter, dort ein paar; aber sie durften nur einmal an einem Ort entlehnen; sie waren nicht unverschämt, wie Viele sind. Sie wußten nicht mehr zu entlehnen, und immer elender ward der Vater und immer kälter wurden seine Beine und seine Backen, wenn sie auch alles auf ihn deckten, was sie vermochten. Da hielt es Margritli nicht mehr aus in diesem Jammer. Es dachte, der liebe Gott werde sicher nicht zürnen, wenn es betteln gehe in dieser Noth; er habe so vielen Leuten gute Herzen gegeben und Reichthum, damit sie armen Kindern hülfen, wenn der Aetti oder das Müetti krank seien. Es schlich sich leise wieder zur Thüre hinaus in die strenge Kälte, und doch wollte es nicht in der Nähe betteln, nicht einmal bei der guten Frau, die ihm Kirschen gegeben hatte. Ins nächste Dorf wollte es gehen, da werden doch auch gute Leute wohnen, die ihm Holz gäben oder einen Kreuzer Geld, um solches zu kaufen. Ach es fror es ganz grausam, das arme Meiteli, als es recht an den Bysluft kam. Es hatte nichts an als ein durchsichtiges Hemmeli, ein dünnes indienniges Tschöpeli, ein böses kurzes Kitteli, abgeschabte Strümpfchen und ausgetrappete Schuhe, wo bei jedem Tritt die blutti Ferse an die Kälte kam, kein Gloschli, kein Pfäffli, kein Händschli, die kalten Hände hatte es unter seinem bauchigen Schubeli, aber wärmen konnte es sie da nicht. So lief es dem nächsten Dorfe zu, und je näher es ihm kam, deste ängster wurde ihm; es hatte noch nie ge-

bettelt bei fremden Leuten. Und als es zum ersten Hause kam, da durfte es fast nicht döppeln und döppelte so leise, daß man es lange nicht hörte, und als man endlich kam, da redete es so leise, daß die Frau es lange nicht verstund, am kalten Bysluft ungeduldig wurde, es anschnauzte, wenn es ihr das Maul nicht gönnen möge, so söll es si wyter gheie, und die Küchenthür wieder zuschlug. Es durfte nun fast gar nicht zum nächsten Hause und stund lange dort, ehe es sich zu künden wagte, und fühlte vor Angst die Kälte nicht. Endlich that es es doch; da streckte man ihm aus dem Fensterläufterli ein Stückli Brod dar, und ehe es sein Anliegen darthun konnte, hatte man das Läufterli wieder zugeschoben. Es mußte wieder fort, mußte von einem Hause zum andern, und allenthalben ging es ihm ähnlich.

„Ach, es konnte nicht reden, nicht jammern und Hände verwerfen, auf welche Weise die eingeübten Bettelkinder den dicken Bäurinnen ihre weichen Herzen öffnen, und niemand nahm sich Zeit abzuwarten, bis sein schüchtern Stimmlein Worte gefunden von der Noth des Vaters und ihrem Jammer. Und wie es weinte das armé Kind, sah auch niemand, denn die Thränen gefroren ihm ja in seinen Augen. Es wurde nach und nach ganz gstabelig und doch durfte es sich nicht das Herz nehmen, irgendwo zu fragen: ob es nicht hineinkommen und auf dem Ofen sich wärmen dürfte. Es wäre ihm sicher erlaubt worden und dann wahrscheinlich auch geholfen; die Spinnerinnen sind immer gwunderig, und wenn ein Bettelkind auf einem Ofen sich wärmt, so muß es Bescheid und Antwort geben, schier mehr als es weiß.

„Da hätte man es auch gefragt und es hätte sein Herz leeren und das rechte Mitleid erwecken können; aber so gut ward es ihm nicht; ein schüchtern Bettelkind ist im kalten Winter, wo niemand gerne lange draußen auf Bescheid wartet, übel an. Endlich traf es einen vor seinem Hause Holz abladenden Bauer und konnte den nun um welches bitten, und

da der Bauer nicht preſſirte mit der Antwort, hinzuſetzen, wie kalt ſie hätten und wie krank der Vater ſei. Da ſagte der Bauer: er führe nicht das Holz zum Hauſe, um es dann wieder vom Hauſe wegzuſchenken; aber dort, und mit dem Finger zeigte er nach einer Waldecke hin, ſeien noch Respen, da könne es ſeinetwegen ein Bündeli nehmen. Da goß die Freude dem armen Margritli wieder etwas Wärme in ſeine kalten Beinchen im dünnen Kitteli, und ſo ſchnell es ihm ſeine böſen Schuhe erlaubten, eilte es dem Walde zu. Dort fand es einen ganzen Haufen buchige Respen und das Herz im Leibe lachte ihm; es ward aber bald wieder traurig, als es ſah, wie wenig es davon wegzuſchleifen vermochte. Es nahm faſt über ſeine Kräfte, es hoffte, einmal auf dem Wege, wohl damit fortzukommen. Aber auch da wollte es nicht rücken; es dünkte ihns, es möge je länger, je weniger. Die Kälte ſchien ihm immer tiefer in ſein Leibchen zu dringen. Die Glieder wurden ihm ſo ſchwer, der ganze Leib ſo matt und über die Augen legte ſich ein immer gewaltigeres Gewicht, das ſie zudrücken wollte, und immer mehr wuchs die Luſt, ein Stücklein zu ſchlafen. Aber dann ſah es den kalten Vater daheim, fühlte das kalte Stübchen; dann wurden ihm die Augen etwas leichter und einen neuen Ruck that es an ſeinen Respen.

„Und vor ihm her auf dem Wege hüpften und flatterten zwei gelbe Vögelein; ſie warteten faſt bis es an ihnen an war, dann flogen ſie nur einige Schritte weiter und ſahen ihns ſo freundlich an, als ob ſie ſagen wollten: Komm nur, komm, wir kommen immer näher deinem armen Vater. Ach, dachte das arme Kind, wenn ich doch nur Fecken hätte wie ſie, daß ich heim fliegen könnte, oder daß die Vögelein mich verſtehen würden, dann wollte ich eines heimſenden, der Mutter zu ſagen, wo ihr Margritli ſei und wie kalt ihm ſei und wie ſchwer die Augen.

„Und immer dunkler ward ihm vor den Augen, und immer dunkler ſah es die gelben Vögelein, obgleich ſie immer

näher blieben. Es fühlte, daß es nicht weiter könne, daß es ſchlafen müſſe; aber ehe es auf ſeinen Reſpen niederſank, bat es Gott, daß er doch ſeinen Vögelein befehlen möchte, daß ſie heimflögen und ſeiner Mutter ſagen möchten, das Margritli ſchlafe hier im Walde und habe Holz für den armen Vater, ſie ſolle doch geſchwind kommen und ihns wieder wecken und das Holz holen. Die Vögelein wollten es nicht ſchlafen laſſen; ſie flogen ihm aufs Geſichtchen; ſie pickten ihm ſanft auf Backen und Lippen, aber der Schlaf lag gar zu bleiern auf ihm; ſie konnten es nicht wecken. Da flogen ſie ſchnell an das trübe Fenſter des ſchlechten Häuschens und pickten ſo ſtark ſie konnten an die lockern Scheiben.

„Aber die Mutter ſah die gelben Vögelein nicht am Fenſter picken. Gerade als Margritli zum Schlafen ſich niederlegte draußen im Walde auf ſeinen Reſpen, hatte auch der Vater ſich gelegt zum tiefen letzten Schlaf, ſeine Augen geſchloſſen und die letzten Athemzüge gethan. Und die Mutter hatte ihren Kopf zu dem ſeinen gelegt in Jammer und ſah und hörte nichts vor Elend, nichts von den Vögelein und ihrem Margritli. Das erwachte auch nicht mehr aus ſeinem Schlafe hier auf Erden; aber am folgenden Morgen fand man ſein ſtarr Leiblein im kalten Walde auf ſeinen Reſpen und legte es neben des Vaters Leiche aufs Bett, und drei Tage ſpäter legte man ſie zuſammen ins dunkle Grab, wo es wärmer war, als in ihrem kalten Stübchen.

„Da aber wurden die gelben Vögelein gar traurig, daß ſie das arme Margritli nicht vom Tode retten konnten, und ſie baten den lieben Gott, daß er ſie doch alle Winter ausſenden möchte, armen guten Kindern das Betteln zu erſparen, arme Leute vor ſo tiefem Elende zu bewahren, daß kein armes Margritli mehr ſterben müſſe in dunklem Walde. Und der liebe Gott freute ſich gar ſehr über ihre Bitte und ſchickt ſie alle Winter aus. Und nun wenn es Winter wird und kalt und der Schnee girret und glitzert, ſo laſſen ſich dieſe

gelben Vögelein zu den Häusern; und wo sie ein klein arm Hüttlein sehen, da fliegen sie auf den Sinzel und lugen scharf ins Stübchen, ob da Noth und Elend sei, und stecken ihr Schnäbelchen an die Fugen der Fenster, um zu merken, ob es kalt oder warm drinnen sei. Und wo sie Elend merken und Noth und kalte Stübchen, da fliegen sie vor reiche Häuser und thun nöthlich vor den Fenstern und auf der Bsetzi, und flattern auf den Bäumen herum, damit die Bäurin merke, es friere eine arme Familie in der Nähe und leide Noth; da fliegen sie ängstlich vor den Bauern herum auf dem Wege, wenn sie ins Holz fahren oder Holz um schwer Geld fortführen, und mahnen sie, es sei ein arm Margritli auf dem Wege und werde im Walde erfrieren, weil man nur das Holz verkaufen und keines mehr verschenken wolle; da flattern sie den Förstern, die auf Holzsteigerungen reiten oder fahren, gar ängstlich um die Beine, diese schönen gelben Vögelein, und möchten ihnen ins Herz schreien, wie manch arm Margritli frieren müsse, betteln müsse und umsonst; wie manche Haushaltung fast erfrieren müsse, während sie viel Geld lösen für die Staatskasse, die kein Herz hat für arme Margritli. Aber am meisten sieht man solche gelbe Vögelein in Städten, in Bern namentlich; da flattern sie nicht nur denen, die am meisten zu befehlen haben, vor den Füßen herum, so oft sie über die Gasse gehen, sie setzen sich auch auf die Fenstersinzel und sehen kläglich und wehmüthig in die Stube hinein, wo die Herren sich berathen über des Landes Wohl, und möchten ihnen reden von armen Margritlene, kalten Stübchen, kranken Vätern, trostlosen Müttern.

„So kommen die guten Vögelein alle Winter und thun treulich ihr Tagwerk und der liebe Vater im Himmel sieht dann auf die Herzen und achtet, welche Reiche und Vornehme auf diese Vögelein achten, der Noth der Armen sich erbarmen und Vorsorge treffen, daß Fleißige nicht betteln müssen in der Noth und kein Margritli erfriere; diese Herzen schreibt er sich

auf, denen giebt er seinen Segen, und wenn sie sterben, so nimmt er sie zu sich in seinen schönen Himmel."

So erzählte die Großmutter und andächtig hatten die Kinder zugehört und hatten geweint über das arme Margritli und seine Noth. Als die Großmutter fertig war, da sahen sie ihr lange ins Gesicht und sagten endlich: „Ach, Großmüetti, mir sy wüesti Ching, d's Basel-Heiris sy krank u hei nüt, u mir hei daheim nüt gseit u hei's wohl gewüßt, u jetz sy nihs d'Vögeli cho mahne. O Großmüetti, gieb ihs gschwing Brod und Milch, mir wei nes ga bringe." „Nei Ching, sagte die Großmutter, dir müeßet jetz is Bett, aber wenn ihr selligs nimme weit vergesse, so will ich selbst noch gehen und luege, was sie nöthig haben." Die Kinder versprachen es und hielten es; sie vergaßen nie mehr, wenn jemand in der Noth war, und kein gelbes Vögelein mahnte sie je umsonst.

Der letzte Thorberger.

Es war am heiligen Stephanstage im Jahre 1375, als eine reisige Schaar in hartem Trabe einen steilen Hohlweg hinunterritt. Dicht und grau lag über Berg und Thal der Nebel, üppiger Reif bog die Bäume, schneidende Byse schüttelte denselben korbweise auf die Reitenden. Voran ritt in dunklem Harnisch ein hoher Ritter, gewaltige Eile schien ihn zu jagen, sein rothes Streitroß ließ er mächtig ausgreifen, sich des eisigen Weges nicht achtend, und wenn hinter ihm Eisen klirrte, Reiter stürzten, er sah sich nicht um, er hemmte den Lauf nicht.

Erst als in einer Beugung des Weges ein niederes Thor aus dem Nebel sich hob, hinter welchem ein Fluß rauschte, eine dunkle Häusermasse merkbar ward, zügelte er rasch sein wildes Thier. Da der Weg steil abfiel bis an des Thores Rand, so stürzte mancher Reiter beim raschen Halt und mehr als einer glitt neben seinem Herrn vorbei hart ans Thor und achtete sich des Thorwächters nicht, der mit mächtiger Stimme die Reiter anrief, zu halten gebot und nach dem Namen fragte. „Thorberg" tönte es zum Thurme hinauf; da fiel die Brücke und durch das geöffnete Thor ritt Peter von Thorberg, des Thorberger Friedens berühmter Urheber, als Reichs-

vogt der Entlebucher böser Peter, als Freiherr von Thorberg Berns befreundeter Nachbar.

Der Thorberger war eine jener Geſtalten, welche jugendliche Haltung und Kraft bis ins hohe Alter bewahren; der grauende Bart verrieth den Greiſen, während ſeine ganze übrige Erſcheinung das Gepräge des kräftigſten Mannesalters trug. Seine ſcharf geſchnittenen Züge waren ſchön zu nennen, doch ſchimmerte aus ihrem Hintergrunde etwas Unheimliches; unverhehlter Stolz ſaß auf ſeiner Stirne und in ſeinem ganzen Weſen lag eine unausſprechliche Härte, die jeder unwillkürlich fühlte, die dem, der bittend ſich ihm nahte, das Wort im Munde erſtarren ließ. Dicht hinter ihm ritt ſein Spiegelbild im Eiſenkleide, ſein Doppelgänger; aus dem aufgeſchlagenen Helme ſchauten die gleichen Züge, aber ſie waren jugendlich und der ſchwarze Bart begann kaum ſich zu kräuſeln. Es war Enno, des Freiherrn älteſter Sohn.

Der Herr von Coucy war mit vierzigtauſend Streitern ins Land gefallen, ſeiner Mutter Heirathsgut von den öſtreichiſchen Herzogen, deren Schweſter ſie war, mit Gewalt zu fordern, da die Habsburger nicht gerne in Minne herausgaben, was ſie einmal beſaßen. Im Elſaß hatte gegen ihn Herzog Leopold eine bedeutende Heeresmacht bereitet, aber der liſtige Thorberger, ſein Marſchall und erprobter Rath, ihm gerathen, den Entſcheid nicht einer Schlacht zu überlaſſen, ſondern ſeine Macht in feſte Plätze zu vertheilen und das Land dem Coucy getroſt preiszugeben. Am Bauer ſei wenig gelegen, werde ihm in dieſem Jahre ſein Haus verbrannt, ſeine Ernte zerſtört, ſo habe er im folgenden Jahr ein neues Haus und ſein Acker trage eine neue Ernte, bis anhin aber ſei des Coucys aus allerlei Volk zuſammengewürfeltes Heer auseinander gelaufen. Die Ausſicht auf Beute ſei das Band, welches daſſelbe zuſammenhalte, im offenen Lande fänden ſie keine, wohlverwahrte Städte könnten ſie ohne Zeug, welches ſie nicht mit ſich führten, nicht einnehmen; wenn man vor

ihrer Ankunft das Land ſelbſt verwüſte, ſo fänden ſie nicht einmal gehörigen Unterhalt; der Winter nahe, das Heer laufe wieder auseinander, wie es zuſammen gekommen ſei, und in Kurzem ſeien die Herzoge von dem trotzigen Neffen ohne merklichen Schaden befreit für immer; ſo redete der Thorberger.

Der Rath war klug; ob er landesväterlich war, unterſuchte man damals nicht, genug, den bedächtigen Herzogen war er der rechte. Es war ohnehin eine gewagte Sache, dem aus vielerfahrnen Kriegern beſtehenden, von weltberühmten Herren angeführten Heere des ſelbſt tapfern und glänzenden Coucy ſich entgegenzuſtellen. Ganz beſonders ragten in kriegeriſchem Ruhme engliſche Ritter hervor, und führten die furchtbaren, wohlbewaffneten Schaaren, von deren ſpitzigen Eiſenhüten das ganze Heer den Namen Gugler erhielt. Als das Elſaß ausgeſogen war und kein Feind zur Schlacht ſich ſtellte, zog das Heer der Gugler das Land hinauf gegen das Erbland der Herzoge, das Aargau, nahm es übrigens mit den Gränzen nicht genau, ſondern breitete ſich aus, ſo weit es ihm gefiel, wo es Beute und Unterhalt zu finden hoffte. Drei Tage lang zog das Heer an den Mauern Baſels vorbei, den Jurapäſſen zu; dieſe zu wahren, war den Grafen von Nidau und Kyburg anvertraut. Beide waren bewährte Streiter, aber ſie dachten, wenn der Herzog es vorziehe, in Städten ſich zu ſchirmen, das Land dem Feinde preisgebend, ſo wüßten ſie nicht, warum ſie es anders machen, Leib und Leben wagen ſollten. Der eine zog nach Burgdorf, der andere nach Büren, wo der Tod ihn dennoch fand; die Gugler aber überſchwemmten das Land, das bereits von des Herzogs Dienern, ſo viel ihnen möglich, verheert worden war. Der Feldherr Coucy ging bei Olten und Aarwangen über die Aare, ſetzte ſich feſt in den warmen, behaglichen Mauern St. Urbans, während ſeine Leute links und rechts das Land durchſtreiften.

In der Schweiz trat dieſen Fremdlingen auch keine geſammelte Macht entgegen, auf einen Tag zu entſcheiden: ob

der größere Muth bei denen wohne, die den eigenen Heerd, Weib und Kind zu schirmen hatten, oder bei denen, die um Sold fochten oder Beute suchten. Es war getaget worden um Gallentag zu Zürich. Allein die Boten aus Schwyz, gedenkend, daß zwischen ihnen und Coucy Berge und Seen lägen und der Engpaß am Morgarten, vergessend der offenen Länder und der in denselben liegenden, mit ihnen verbündeten Städte, vergessend ihres Heldentages bei Laupen, der ihnen unsterblichen Ruhm gebracht, weil sie zu Abwehrung nicht der eigenen, sondern des Freundes Noth das Leben eingesetzt, sprachen: „Ihnen dünke nicht gut, ihr Volk aufzuopfern, um dem Herzog, von dem sie nie Gutes genossen, das Land Aargau zu bewahren wider den Coucy, von dem sie nie beleidigt worden. Sie wollten dem Kriege zuschauen; des Ueberwinders, wenn er zu weit gehe, getrauten sie sich zu erwehren. Sie begnügten sich nicht damit, sondern mahnten, Kraft der ewigen Bünde, die von Uri, Unterwalden und Luzern, an diesen Sachen keinen Antheil zu nehmen. Bern und Zürich, ihre Noth erkennend, boten dem Herzog die Hand, was diesen bewog, den Thorberger Frieden um eilf Jahre zu verlängern. Die von Schwyz ließen sich dieses gefallen und Bern konnte ungehindert aber ununterstützt waffnen. Die Berner zogen aus bis Herzogenbuchsee, die Zürcher bis Sur, aber kein Herzog war da; derselbe saß in Breisach. Die Grafen des Landes flohen in ihre Städte; das östreichische Volk ließ die Waffen sinken und lief auseinander; die Städter, vom Thorberger höflich bedauert, zogen heim. Kein Held, keine Noth entzündete die Flamme des dem Schweizer angebornen kriegerischen Muthes.

Aber es ward anders. Die wilden, losgebundenen Schaaren der Gugler brachten die Noth bis ins Entlebuch hinauf, welches dessen Pfleger, der Herr von Thorberg, unbeschützt ließ. Er hielt sich sicherer in seiner festen Burg Thorberg, wo im äußersten Falle das nahe Bern ihm eine noch bessere

Zuflucht bot. Aber es fanden die Entlebucher in ſich den beſten Schutz, ihrer ſechshundert ſchlugen dreitauſend Engländer zu Buttisholz in glänzender Schlacht, brachen den Glauben an der Feinde Unüberwindlichkeit, und öffneten damit die Bahn zu andern Siegen. Des Volkes Muth erwachte; es erholte ſich von der Betäubung, in welche des Herzogs und deſſen Räthe Handlungsweiſe es verſtrickt; es prüfte ſeine Kraft und faßte Vertrauen zu ſich. Auch in Bern hatte anfangs das böſe Beiſpiel verderbend gewirkt, man wollte preisgeben das Land, verheeren die Umgebung der Stadt, wollte klug und weiſe handeln, aber die Worte eines einzigen Mannes weckten den alten Bernermuth, weckten Bern zu edelm, rühmlichem Handeln. Hans Rieder, der Metzger, ein wohlbekannter Mann, wollte ſeine Scheune nicht abbrennen laſſen; ehrbarer ſei es, ſagte er, mit einem lebendigen Haag tapferer Kriegsgeſellen ſie zu bewahren. Seine Worte zündeten in Alt und Jung, und man beſchloß Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Man ſetzte ſich in Verbindung mit den Dörfern, kundſchaftete die Märſche und Lager der einzelnen Schaaren aus. Muthige Geſellen brachen aus Bern hervor, überfielen, im Verein mit den muthigen Bewohnern des Landes, einzelne Haufen des Nachts oder auf engen Wegen. In der heiligen Chriſtnacht hatten ſie zu Ins einen großen Haufen des berühmten Ritters von Praut überfallen, dreihundert todtgeſchlagen, viele Gefangene brachten ſie am frühen Morgen des Stephanstages in Bern ein.

Nun ein allgemeiner Jubel und gewaltiges Rüſten zu noch kräftigerem Handeln. Die Werkſtätten wurden verlaſſen, geſchloſſen, muthige Geſellen ſtrömten durch die Gaſſen, füllten die Trinkſtuben; Bewaffnete ſtunden, trotz der ſtrengen Kälte, an der Kreuzgaſſe zuſammen, des erſten Winkes zum Aufbruch gewärtig. Auf dem Rathhauſe ſaßen die Häupter der Stadt, hörten Boten ab, rathſchlageten: ob die aufgeregte

Kampflust der Bürger zu zügeln oder loszulassen sei. In den Häusern rüsteten die bedächtigen Meister die Waffen zum Auszug auf den Nachmittag; die Weiber, mit ängstlichen Augen die einen, vom männlichen Muthe angesteckt die andern, bereiteten Speise, eilten zu Bäcker und Metzger, damit an kräftigem Mahle die Kräfte der Ihrigen sich stählten.

In der Metzg war dichtes Gedränge von Mädchen und Weibern, von denen jede zuerst bedient sein wollte, behauptend, sie hätte die meiste Eile. Am dichtesten drängten sie sich um einen großen, starken Mann mit ehrenfestem Gesicht, dem Knechte ohne Unterlaß große Schlachtstücke von ungeheuern Ochsen zum Vertheilen zutrugen; es war Hans Rieder, der geehrte Metzgermeister. Ein Weib, durch das Warten gereizt, durch natürliche Bosheit gestachelt, vielleicht auch den Verlust der Ihren fürchtend, frug ihn: „Er werde nicht in Ins gewesen sein? Es sei lustiger, hier Fleisch zu verkaufen um schweres Geld, als draußen sein eigenes Blut zu vergießen.“ — „Ja,“ sagte eine andere, „es wäre noch manchem so; wenn er den Nutzen davon hätte und Andere ihre Haut dazu hergeben müßten, hätte er auch für den Krieg gestimmt.“ Und nun erzählte Eine hier, die Andere dort, wie viele Wunden es in Ins gegeben und wie einige Mütter daheim ihre Haare zerrauften, weil sie ihre Söhne verloren, und wie sie das Blut nicht auf dem Gewissen haben möchten. Andere nahmen eifrig für den Krieg Partei. Da rief eine lange, dürre Schneidersfrau, ihr Mann habe gesagt: „Man solle nur sehen, die, welche zuerst am meisten schreien, seien am Ende immer die Letzten. Und das sei wahr, denn ihr Mann habe die ganze Nacht nicht schlafen können, und alle Augenblicke habe er seinen Spieß besehen und gewetzt, und schon lange sei er auf der Zunft, während Andere noch ruhig ihr Geld verdienten. Aber man solle nur warten, habe er gesagt, bis die Sache vorbei sei, dann wolle man mit denen reden, welche Andern das Bad angerichtet, während sie hübsch auf dem

Trockenen geblieben." Hans Rieder hatte die Reden gehört, aber ſchweigend. Raſcher hatte er ſein Haumeſſer gehandhabt, kürzer gewogen; das letzte Stück warf er ungewogen der Schneidermeiſterin in den Korb und ſagte: „Sie ſolle ihrem Manne ſagen: es werde ſich heute zeigen, wer der Erſte und wer der Letzte ſei, und wer am beſten zu ſeiner Rede ſtehe."

Darauf hatte er mit ſeinen Knechten die Metzg verlaſſen und daheim alles zum Auszug gerüſtet. Schweigend ſetzte er ſich zum Mittagsmahle, und der Ernſt des Meiſters zügelte die luſtige Freudigkeit der Knechte, die gerne ſich Luft gemacht hätte. Beſorgt ſchaute die Frau dem Mann ins Geſicht. Er war ſchon zu manchem Strauße gezogen, aber nie ſo ernſt; ſie war ein tüchtig, muthig Weib, aber auf Ahnungen und Vorbedeutungen hielt ſie viel. Sie frug ihn nicht, aber ſie glaubte, es habe ihm etwas Böſes geträumt, oder ein altes Weib ſei ihm heute beim Ausgang begegnet. Als er ihr einige Anweiſungen über das Handwerk gab, wie es zu führen ſei, ſo brach ſie in Weinen aus und bat: „Hans, Hans, bleib doch daheim, du kommſt mir nimmer wieder." Da erzählte er ihr das Geſchwätz der Weiber, und ſie trocknete ihre Thränen und waffnete muthig ihren Mann. Traurig ſtund dabei Peter, ihr Erſtgeborner, ein ſchöner, ſechszehnjähriger Knabe, und große Thränen rollten ihm über die Wangen. „Er gebe keinen rechten Berner," ſagte ihm Hans; „kein rechter Berner Knabe weine, wenn der Vater in den Streit gehe." Da flammte des Knaben Auge, die Thränen verſiegten. „Aber Vater," ſprach er, „glaubſt du, dein Bub weine, weil es in den Streit gehe? dein Bub weint, daß du ihn nicht mitkommen heißeſt, und du weißt doch, daß mein Arm einen Ochſen fällt, daß meine Hand eine losgeriſſene Kuh bei den Hörnern faßt und ſtellt. In der Metzg bin ich dir gut genug, wenn du aber in luſtigen Kampf ziehen willſt, ſchämſt du dich deines Buben und läſſeſt ihn daheim." Und aufs neue floſſen ſeine Thränen, aber auch der Vater fuhr zuerſt über ſeine

Augen, ehe er sprach: „Ja Bube, wenn's so ist, so komme mit; es soll keiner sagen: „Hans Rieder schone seinen Sohn, während andere Söhne gehen, er esse nicht mit Freuden die Suppe aus, die er angerichtet. Und wenn's beiden ans Leben gehen sollte, ich würde noch einmal zum Streite mahnen, und nicht dazu, feig im Stiche zu lassen Freunde und Habe." Die Mutter sagte kein Wort dagegen, aber als sie unter der Hausthüre beide so mannlich der Kreuzgasse zugehen sah, da mußte sie sich umkehren, mußte auf der Treppe niedersitzen und die Augen weinen lassen, damit das Herz nicht breche.

Auf den Gassen war es über Mittag stiller gewesen und die Rathsherren waren heimgegangen. Aber nach Zwölfe versammelten sie sich wieder, die Trinkstuben füllten sich, auf den Gesellschaftshäusern wimmelte es von Bewaffneten. Zunächst an der Kreuzgasse sah man die Junker der edeln Geschlechter, dort war ihr Gesellschaftshaus; es war muthwilliges, fröhliches Volk, dem einzelne ernstere Ritter, die sich darunter mischten, wohl anstunden. Aber auch auf den andern Gesellschaftshäusern sah man eine trotzige, kühne Jugend und ritterliche Gestalten, denen zum Ritter nur die goldenen Sporen fehlten. Doch gingen auch Ritter und Junker auf den achtbaren Zünften ab und zu und thaten brüderlich den ehrenfesten Meistern Bescheid aus ihren stattlichen Kannen. Und mancher Ritter setzte sich zu einem Meister nieder und pflog mit ihm Rath: wo hinaus die Unternehmung gehen sollte, wo man den sie umschwärmenden Feind am besten fassen könnte. So war Hans Rieder auf der Metzgerzunft auch ein Rathgeber, dessen Kanne und dessen Rath Ritter und Junker nicht verschmähten, und wenn man Hans Rieder neben einem Ritter stehen sah, so wußte man wahrlich nicht, wessen Hand man das ritterliche Schwerdt lieber anvertrauen, wessen Gestalt man ritterliche Gesinnung eher zutrauen sollte. Es verfloß eine, zwei Stunden, das Panner war noch nicht ausgehängt, der Aufbruch nicht geboten; die Unruhe mehrte sich, das Geläuf

von einer Zunft zur andern nahm zu, die Venner hatten Mühe die Streitluſtigen zu beſchwichtigen, dem Auflauf vor dem Rathhauſe zu wehren.

Da ſprengten zwei Reiter auf ſchaumbedeckten Pferden die Stadt herauf. Alles umdrängte ſie, ſie hielten nicht, riefen aber unter die Menge: „Die Engländer in Fraubrunnen!“ Es waren die Herren von Erlach zu Jegenſtorf, welche auf Kundſchaft ausgeritten, den fürchterlichen Feind kaum eine Stunde von Jegenſtorf erblickt hatten. Nun erſt wurde es lebendig in Bern, alle Trinkſtuben leerten ſich, aus allen Häuſern ergoſſen ſich Menſchen, es füllte ſich die Kreuzgaſſe, alle Augenblicke erwartete man die Venner mit dem Panner, oder, bei der Noth der Dinge, gar den Schultheißen Ulrich von Bubenberg, den Mannlichen. Die Herren von Erlach waren vor den Rath gerufen worden. Die Berathung verzögerte ſich, das Panner blieb immer noch aus, die Menge wurde ungeduldiger und drängte gegen das Rathhaus.

Da ritt ein neuer Trupp auf ſchäumenden Pferden die Straße herauf; es war der Thorberger. Auch er hatte auf Kundſchaft gelegen, hatte aber genauern Bericht als die Erlache und auch nicht ihre Meinung. Als er vor einigen Tagen Hans Nieders Meinung vernommen hatte, ſo entgegengeſetzt der ſeinigen, welche der Herzog gut gefunden, knirſchte er vor Zorn, und erwürgte einen Hund, mit dem er zufällig ſpielte, ohne daß er es eigentlich wußte. Hätte er den Nieder im Entlebuch gehabt, der hätte das Tageslicht nicht mehr erblickt, aber in Bern mußte er ihn ruhig laſſen; auch gegen deſſen Meinung durfte er offen nicht auftreten. Der Ausgang eines Kampfes in der Nähe Berns mochte nun aber ſein, welcher er wollte, ſo war er ihm ärgerlich, vielleicht verderblich. Siegten die Berner, ſo lag der Fluch des Volkes auf ihm, der Schein eines Feiglings; vor den Augen ſeiner Herrn war er ein thörichter Rathgeber. Unterlagen die Berner, ſo konnte in der erſten Betäubung die Stadt eingenommen wer-

den, dann hatte Coucy einen festen Halt und war erst recht fürchterlich dem Herzog. Der Thorberger hielt daher unter der Menge, wider seine Gewohnheit, und mahnte zur Ruhe. „In Fraubrunnen sei keine Arbeit für sie," sagte er, „dort liege mit dreitausend Pferden Herr Jevan ap. Griffith, der weltberühmte Walliser Held, aus altkönniglich britannischem Stamme. Seine Schaar sei die tapferste im ganzen Heere, und ringsum in den benachbarten Dörfern lägen noch andere Schaaren, zur Hilfe schnell bereit. Sie sollten ruhig in der Stadt bleiben, der Bär könnte sich da leicht verbeißen."

Aber je mehr er abmahnte, desto streitbrünstiger ward die Menge, desto lauter das Geschrei nach Aufbruch. Da ritt der Thorberger nach dem Rathhause, begehrte Gehör und brachte dort seine Mahnung an: das Volk in der Stadt zu behalten, den Strom sich verlaufen zu lassen; gegen den Kern dieses Heeres vermöchten die Berner nichts. Eine Niederlage würde Alle entmuthigen, vielleicht die Stadt selbst in die Hände der Feinde liefern. Seine Worte fanden Anklang, sein persönliches Ansehen gab ihnen noch mehr Gewicht, wenige widerredeten lebhaft; das Mehr hätte für den Thorberger entschieden, — da begehrten Bürger Gehör. Ehrerbietig traten sie vor den Rath und baten, das Panner entfalten zu lassen. Die Menge sei streitbrünstig, die Nacht nahe, zum Ueberfall günstig, der Muth, der bei Laupen Dreißigtausend geschlagen und der Gott, der ihnen dazu geholfen, seien beide noch bei ihnen, der Sieg nicht zweifelhaft. Karm würde das Volk zu bändigen sein.

Der Schultheiß, in freundlicher Rede, theilte ihnen die Befürchtungen mit, versicherte sie, daß die Räthe das Beste der Stadt bedächten, forderte das Zutrauen der Bürger zu deren Ermessen, und daß sie ruhig abwarten sollten, was entschieden werde, und ruhig heimkehren, wenn die Väter des Volkes einen Ausfall das Wohl der Stadt gefährdend finden sollten.

Da bat Hans Rieder, der Abgeordneten Einer, zu bedenken, „daß morgen vielleicht die Aare eine feste Brücke sein werde; das Grundeis gehe gewaltig, schon setze sich hie und da Eis an und die Kälte mehre sich; wenn nun das Wasser zufriere und man lasse die Engländer herankommen, so möchte ein Sturm der Stadt weit gefährlicher sein als ein nächtlicher Ueberfall, der ihnen, auch wenn er mißlingen sollte, wegen ihrer Kenntniß des Landes, nie so gar gefährlich werden könnte. Und sollten auch Hunderte das Leben dabei verlieren, so würden diese Hunderte ihr Leben so theuer verkaufen, daß den Engländern die Lust vergehen solle, den Bären in seiner eigenen Höhle zu suchen. Wohl sei kein ehrlicher, sesshafter Berner, der es nicht freudig mit drei dieser räuberischen Engländer, Ritter oder Knecht aufnehmen würde." Diese Worte machten sichtbaren Eindruck, man sah Laupenlust aufflammen auf manchem greisen Gesicht, und es erhob sich der ehrenhafte Bubenberg und bat seine Vettern von Erlach, den gestrengen Freiherrn von Thorberg zu führen in seinen Hof, nahe beim Rathhause gelegen, zu gastfreundlichem Imbiß; bat die Bürger, die Ihrigen zur Ruhe zu mahnen, aber auch bereit zu sein zu augenblicklichem Aufbruch.

Als die Bürger den vortretenden Herren nachkamen im Vorsaale, wandte der grimmige Thorberger höhnisch zu Hans Rieder sich um und sagte: „He, Metzger! meinst du wohl, die Engländer seien wie deine Kühe und Ochsen und ließen sich todtschlagen, wie sie? In einer Schlacht gehts nicht wie in einer Metzg. Du sollst es aber erfahren, Metzger, was es heißt, sich in ritterliche Sachen zu mischen, die euch nichts angehen, die ihr nicht versteht."

„Herr Ritter," sagte Hans Rieder, „was Gott verhängt, will ich erwarten; wenn die Ritter wie Schafe sich bergen in ihre Schlösser, so kommen wohl die Ritterkriege an die Bürger, und ich denke, ein Ritterhelm werde nicht viel härter sein, als ein Ochsenschädel, und ein Ritterschwerdt nicht gefährlicher,

als ein Ochsenhorn.“ Da zuckte des Thorbergers Hand nach seiner Seite, aber die Herren von Erlach traten dazwischen, und die Ehrfurcht vor der dem Frieden geheiligten Halle ließ die Bürger sich entfernen, doch nicht ohne daß zwischen ihnen und des Thorbergers Dienern giftige Blicke und Worte gewechselt wurden.

Im Bubenberger Hofe ging es lebendig zu. Eine zahlreiche Dienerschaft und einberufene Dienstmannen füllten die Gänge und untern Gemächer. Droben im Rittersaale waren des Hauses Söhne, ihres Vaters Bruder, Ritter Otto, und Edle, die von ihren Schlössern in die Stadt gekommen waren. Oben, in tiefem Fenster, saß eine ehrwürdige, schöne Frau, des Schultheißen Ehefrau, ihr gegenüber ihre noch schönere Tochter, Bäbeli, nicht weit von ihnen lehnte an der Wand der ritterliche Cuno von Thorberg in seiner düsteren Schönheit. Ernst und in vollkommener Selbstbeherrschung begrüßte die edle Frau die Eintretenden und führte Gespräche über die Wahrscheinlichkeit des nahen Kampfes. Sittig hörte das Fräulein zu und erwiderte munter und züchtig die Anreden jüngerer Edeln. Und wie die Mutter des alten Thorbergers Reden gegen den Auszug gerne zu hören schien, ohne sich, als des Schultheißen Frau, darüber vorgreifend zu äußern, so hörte die Tochter am freundlichsten die Reden derer, welche am meisten auf den Kampf sich zu freuen schienen, und ihre Augen funkelten wie zwei Diamanten, wenn man von der Gewaltigkeit des wilden Helden Jevan sprach, und die Begierde laut wurde unter ihren Brüdern, das Bubenberger Schwerdt mit dem des Engländers zu messen. Cuno war wie gebannt an seine Stelle und sein Auge gefesselt von des Fräuleins Lieblichkeit; er zuckte wohl vorwärts zu freundlicher Wechselrede, aber er fühlte das Geschick dazu nicht in sich, es loderte in ihm Kämpfeslust, aber er konnte sie nicht äußern unter den muntern Jünglingen, ihm fehlte die Gabe der Fröhlichkeit, was in ihm lebte, blieb in ihm verschlossen.

Der geſtrenge Vater hatte des Sohnes Zunge an Ketten gelegt, wie mit ſchwarzem Tuche ſein Herz verhängt, welches das Herz ſeiner Mutter war, die früh an gebrochenem Herzen geſtorben. Aeußerlich war er des Vaters Ebenbild, und weil er ſein Inneres nicht kund thun konnte, ſo hielt man daſſelbe auch nicht für verſchieden von des Vaters Innerm.

Während man ſo in heiterer Unruhe mit Schwatzen, Trinken und Eſſen, wofür im gaſtfreundlichen Hauſe auf das reichlichſte geſorgt war, ſich beſchäftigte, erſcholl auf einmal ein donnernder Lärm, faſt als ob ein losgebundener Sturmwind mit allen Dächern der Stadt ins Weite fahre; und dieſer Lärm, von ferne kommend, brach ſich faſt betäubend an den Wänden und in den Gängen des Bubenberger Hauſes. Im erſten Augenblick war man zuſammengefahren; ſelbſt die Frau Schultheißin hatte ſich raſch von ihrem Sitze erhoben und Cuno ſich neben das Fräulein Bäbeli geſtellt. Es konnte der Feind mit drei-, mit ſechstauſend Pferden in die Stadt gebrochen ſein. Da ſtürzte ein Diener herein mit den Worten: „Edle Herren, ſie blaſen an der Kreuzgaſſe, das Panner iſt aufgeſteckt; der Herr hat nach den Pferden geſchickt!“ Da brach die Freude auch im Saale aus, nur durch die Anweſenheit der edeln Frauen gezügelt.

Es ſeufzte die edle Frau, entgegnete aber doch dem von Tollkühnheit und unbeſonnenem Muthwillen redenden Thorberger: „Einmal müſſe man dem Feinde begegnen, und ſo halte ſie auch dafür, es ſei beſſer, ihn zu ſuchen, als ſich ſuchen zu laſſen.“ Da beurlaubte der Thorberger ſich raſch, und als Cuno, dem Vater folgend, vor dem Fräulein ſich verbeugte, hörte er aus dem ſittſam geſenkten Haupte die dem muthwilligen Fräulein entronnenen Worte: „Schlaft wohl!“ Sie drangen wie Dolche in ſeine Seele; den Widerſchein dieſes Spottes glaubte er auf jedem Geſichte zu leſen; glaubte zu hören, wie man über den Thorberger ſpottete, der in ſeinem ſtarken Schloſſe feig ſich verkriechen wolle, während Andere

kämpften. Draußen sagte der Alte dem Sohne: „Bleibe zurück, reite mit, sende oder bringe Kundschaft, damit ich mich vorsehen kann, aber bleibe vom Streite; die Schläge, die sie suchen, gehen dich nichts an.“ Zweien seiner Leute befahl er, bei seinem Sohne zu bleiben und sprengte rasch, wie er gekommen, die Junkerngasse hinunter, der Brücke zu. Es schien Cuno, als ob ein großer Berg ab seiner Brust gefallen, es war ihm wie einem Fische, der vom Trockenen ins Wasser kömmt, zu Muthe sein muß. Freudig setzte auch er seinem Pferde die Sporen ein und sprengte an die Kreuzgasse.

Dort auf dem weiten Platz, Gasse auf, Gasse nieder, wimmelte es von Kriegern, durch lauten Jubel schallte der Namensruf der Anführer, die beginnende Nacht erhellten einzelne Fackeln. Es waltete kein Geheimniß bei diesem Unternehmen, wie sonst bei Ueberfällen bräuchlich; wußte man doch, daß der Feind keinen Verräther fand im Lande, und seine Kundschafter nicht weiter aussenden durfte, als die hinter ihnen Reitenden Schutz gewähren konnten. Hoch zu Roß hielt der Schultheiß, und sobald Ordnung über die Menge gekommen war, verkündete er, wie der Rath beschlossen, die Engländer zu Fraubrunnen zu überfallen, doch auf diesen Ueberfall nicht der Stadt Wohl zu stellen, weil es sich nicht zieme, so Großes den Zufällen der Nacht anheimzugeben. Deswegen solle er nicht mit gesammter Macht unternommen werden; die Hauptmacht bleibe mit ihm zur Hut der Stadt; und wie er sich diesem Beschluß füge, wenn schon ungern, so erwarte er von jedem braven Bürger, den sein Loos treffe, daß auch er seinem Beispiel folge und mit ihm wache, zum Schutze der Stadt, zur Unterstützung der Ausfallenden, wenn sie ins Gedränge kommen sollten. Tausend Mann, unter dem Venner Effo von Bolligen, seien zur That bestimmt, die Auswahl unter den Wägsten und Rüstigsten geschehe nach Sitte und Brauch. Und alsobald, während der Venner sein Geschäft begann, trat der Schneidermeister Spring zum Schultheiß, auf

der Achsel seinen frischgewetzten Spieß, und sprach: Er wolle vorangehen mit dem guten Exempel, und ohne Widerrede bei ihm bleiben, und gegen die Feinde nicht ausrücken, ohne die höchste Noth. Der Schultheiß lachte, trotz der ernsten Stunde, über diesen treuen Beistand, und ermahnte lachend, diesem Exempel zu folgen, und dieses Lachen besänftigte Viele, die den Beschluß des Rathes zu Haupt genommen hatten. Schnell fand der Venner seine Leute, sandte Haufen um Haufen aus dem Gedränge, und die tausend Mann rückten aus, dreitausend Spieße zu bestehen, in unglaublich kurzer Frist.

Es war ein herrliches Volk zu Roß und zu Fuß, das den Stalden ab über die Brücke zog, während noch hie und da ein Vater eine Waffe brachte dem ziehenden Sohne, oder eine Mutter die vergessene Wurst. Vor Allen leuchtete hervor Hans Rieder an der Spitze seiner Metzger, in blankem Brustharnisch und Eisenhut, das gewichtige Schwerdt an der Seite, die mächtige Streitaxt in der Hand, mit welcher er die Probe erneuern wollte, was härter sei: ein Ritterhelm oder ein Ochsenschädel. Draußen ordnete vorsichtig sich der Zug, und suchte unbemerkt und so schnell als möglich in der schwarzen Nebelnacht auf Jegenstorf zu kommen, wo, nach erhaltener Kundschaft, erst das Nähere angeordnet werden konnte.

Enno hatte sich den ritterlichen Jünglingen angeschlossen, und gar nicht im Sinne, nur zuzusehen; er wollte zeigen, daß die Thorberger im Muthe von Bürgern sich nicht übertreffen ließen, und daß, wenn schon Politik seinem Vater anders geböte, der Sohn des alten Stammes Heldenkraft bewähren könne. Er konnte ja Beides, fechten und Nachricht senden. Kam er heim, so konnte sein Vater gegen das Fechten nicht viel haben; fiel er aber, so gedachte doch vielleicht Bäbeli von Bubenberg an ihren Wunsch, daß er wohl schlafen möchte, gedachte an das Unrecht, das sie ihm angethan. Ach, um dieses Gedankens willen hätte er sterben mögen, an diesem Gedan-

ken wärmte er sein Herz, vergaß die Umgebung, in welcher er ritt, war in Jegenstorf, er wußte nicht wie.

Von dort sandte man einen der treuen Bewohner nach dem nahen, oberhalb Fraubrunnen gelegenen Dorfe Grafenried, um dort die Lagerung des Feindes zu erfahren. Er kehrte lange nicht wieder. Vor Mitternacht war man nach Jegenstorf gekommen, um drei Uhr harrte man seiner noch. Aber in Grafenried lag die Vorhut der Feinde und er hatte Mühe, unbemerkt zur Rede mit einem Bewohner zu kommen. Von diesem vernahm er, daß die vornehmsten Streiter zu Fraubrunnen lagerten, besonders im dortigen, mit Mauern umgebenen Kloster, dessen Bewohnerinnen sich geflüchtet hätten. Der größte Theil des gemeinen Haufens liege unterhalb Fraubrunnen auf dem Felde in Zelten oder um Feuer, wie er an der Räthung des Nebels selbst gesehen hatte. Alsobald waren die Führer einig, in vier Haufen den Feind zu überfallen. Der eine sollte um Grafenried herum die auf dem Felde überrumpeln, der zweite in Grafenried die Vorhut aufheben, die beiden andern Fraubrunnen überfallen, wo der schwerste Stand zu erwarten war. Der eine derselben hatte den Auftrag, von der Feldseite das Kloster zu stürmen, der andere, ins Dorf einbrechend, wo möglich die Flucht der im Kloster befindlichen Ritter zu hindern. Der Haufe, welcher die Vorhut aufzuheben hatte, sollte warten, bis er die Angriffe der Andern höre. Alles sollte mit möglichster Eile geschehen, da in den Dörfern ringsum zahllose Feinde lägen, welche ihren bedrängten Gefährten zu Hülfe kommen würden. Man hatte sich gelabt, bat Gott um Vergebung seiner Sünden und Segen zum Sieg. Der Priester weihete die Krieger, und unter sicherer Führung der Herren von Erlach, die Meisten selbst der Gegend kundig, zogen in tiefer Stille die Berner durch den dunkeln Wald, das Hambühl genannt, theilten sich auf dessen Höhe, und jeder Haufe wandte sich seiner Bestimmung zu. Hans Rieder hatte mit seinen Metzgern die Bestürmung

des Klosters erbeten; dort hoffte er die meiste Gefahr und der Erste zu sein in derselben. Ihm schloß sich Cuno an in gleicher Hoffnung, auch Otto von Bubenberg sammt andern Edeln; der Venner mit dem Panner zog dem Dorfe zu.

Wenn von mancher Seite her der Schlachtruf der Berner erschalle, so erwartete man um so größer die Verwirrung und die Täuschung über ihre Menge; man irrte nicht.

Fünf Uhr war es, als Hans Rieder auf der Mauer stand und des Gartens Lage und seine Verbindung mit dem Kloster betrachtete. Unmittelbar hing der Garten mit dem Kloster zusammen, war unbesetzt in der Nähe der Mauer, aber weiterhin gegen das Kloster brannten Feuer und einzelne Stimmen wurden vernehmbar. Rieder winkte. Geräuschlos, nach Möglichkeit, wurde die Mauer übersticgen, durch alle Gänge, in des Gartens ganzer Breite, näherten sich die Gesellen dem Feinde, der, durch die nahenden Tritte aufmerksam gemacht, in den Nebel schaute, aber nichts sah, bis Spieße aus dem Nebel brachen, Schwerdter vor seinen Augen funkelten und mit wildem Schlachtruf Krieger auf ihn einstürzten. Nun rasches Aufspringen, aber eben so schnelles Stürzen in Feuer und Blut, wehelicher Hülferuf, plötzliches Verstummen, ein fürchterliches Drängen gegen den Haupteingang des Klosters. Auf einmal Leben durchs ganze Kloster. Laden flogen auf, hundert Augen, hundert Stimmen suchten, fragten nach dem eingebrochenen Feinde. Die Kühnsten und die Aengstlichsten sprangen hinaus; beide fanden den gleichen Tod in langen Bernerspießen. Andere und die auf der andern Seite Schlafenden suchten den Eingang, dem Feinde zu begegnen. Hier nun ein mörderisches Gedränge derer, die im Kloster Schutz und derer, die den Feind suchten. Hier arbeitete Hans Rieder mit den Wägsten der Berner sich Bahn. Wie Gras auf der Wiese unter der Sense sinkt, wie Nüsse unter dem Hammer knacken, so fielen die gepreßten Engländer, ohnmächtig ihre Waffen zu führen, so splitterten ihre Schädel; und immer mächtiger drängte

Rieder vor, denn ſchon hörte er auf der andern Seite des andern Haufens Schlachtgeſchrei, fürchtete ſich entriſſen des Krieges Kühnſtes: das perſönliche Beſtehen des weltberühmten Helden. Man hatte den Eingang gewonnen, Fuß um Fuß ſich heraufgerungen durch den hochgewölbten Gang, faſt bis zu deſſen Mündung in den Kreuzgang, und nur die Menge der Engländer, die zu erſchlagen waren, nicht ihr Widerſtand, hatte das Vordringen mühſam gemacht. Da donnerte ein unerhörter Schlachtruf auf der Treppe, die in den Kreuzgang führte, fuhr durch alle Glieder, hemmte das Schwerdt in der Luft, den Fall der Streitaxt; alle Augen fuhren auf und ſahen ein hohes Ritterbild, in goldener Rüſtung funkelnd, dem Strome ſich entgegenwerfen, mit ungeheuern Schwerdtſtreichen Raum ſich mähend. Zu ihm geſellten ſich, aus allen Gängen eilend, glänzende Ritter, mächtige Männer. Es war Herr Jevan, der Held, der ſeine Helden zuſammenrief in den Mittelpunkt der Schlacht. Eine herzinnige Schlachtenfreudigkeit wallte in den Bernern auf: ſie brannten zu begegnen dem Herrn Jevan und ſeinen Helden, zu meſſen Bernerkraft mit altbritanniſcher Kraft. Wie Reisfelder zwiſchen zwei feindlichen Elephantenheerden, ſchwanden die niedern Streiter, welche die Helden trennten, und Jevans Schwerdt blitzte und Rieders Streitaxt donnerte auf Jevans Schild.

Es erhob ſich ein Männerkampf, wie er ſelten beſtanden ward. Als ob Fels mit Felſen ſtritte, kämpften ungebeugt und ohne Wanken die Helden. Immer wüthender hob Herr Jevan ſich, höher und höher ſchien er zu wachſen in ſeiner Wuth, dem Kämpfer mit dem unritterlichen Helme gegenüber; ſo treulos war ſein Schwerdt nie geweſen, ſo machtlos nie ſein Arm. Immer gewaltiger ſchmetterte Rieders Streitaxt nieder, mit jedem fruchtloſen Streich ſchien ſeine Kraft zu wachſen zu einem furchtbarern, und wie ſie, ſtritten ringsum die Helden; da fuhr Rieders Axt auf Jevans Helm — ein betäubender Donnerſchlag. Die Bänder brachen, die Kniee

bogen sich, ein rothhaarig Haupt, ein zornleuchtender Feuerbrand schüttelte, wie betäubt, die flatternden Locken; über ihm schwebte, rasch geschwungen zum zweiten Male, die fürchterliche Axt. Aber sie fiel nicht nieder, am Halm erlahmte die Hand; Nieder, der Held, wankte, sank zusammen, als Jevans Schwerdt auf ihn niederflammte; über ihn warf das gleiche Schwerdt den muthigen Knaben, der den Vater halten wollte, warf noch einen Zweiten, beiden der Nächste; aber keinen mehr. Die Lücke schloß sich. Held um Held drängte nach, Guno von Thorberg trat vor Jevans Schwerdt; keiner wich, keiner siegte. Da fiel von außen der Entscheid. Allenthalben überfallen, unfähig Widerstand zu leisten, aber doch den Instinkt geübter Krieger in sich, flohen die Gugler alle dem Kloster zu, wo ihre Helden weilten, wie die Küchlein unter die Flügel der Henne, die Heerde zu den Füßen des Hirten, wenn Habicht oder Wolf sich zeigen. Um dasselbe daher ein ungeheures Gedränge, das die Berner hinderte, das Kloster auf der vordern Seite zu bestürmen, in dessen Innerem der furchtbare Kampf glühte, während in dessen Seitengängen die langen Bernerspieße Gugler um Gugler niederrannten. Da gebot der Venner, das Kloster in Brand zu stecken; es loderte auf und Hitze und Rauch füllten die Gänge. Da merkte Herr Jevan, daß heute der Sieg ihn fliehe. Schlag um Schlag, Fuß um Fuß zog er sich zurück aus den glühenden Mauern. Draußen im Hofe hielten die getreuen Knappen die wilden, ungeduldig ihre Herren rufenden Pferde. Diese saßen bald auf den muthigen Thieren, während ihre Diener den Bernern sich entgegenwarfen, ihre Herren zu retten; doch nicht verhindern konnten, daß hier mancher Ritter sein Leben lassen mußte, der es in den engen Gängen gefristet hatte. Herr Jevan befahl die Thore zu öffnen und sprengte hinaus aus der brennenden Höhle. Es brannte das ganze Dorf, es graute der Tag; aber um Brand und Tag legte der Nebel sein dunkles Gewand. Es merkte Herr Jevan nicht seiner

Feinde geringe Zahl; aber überall hörte er des Bären Ruf, der Seinen Rothgeschrei.

Da donnerte sein Schlachtenruf von neuem, wie gewaltiges Trompetengeschmetter. Während er hielt, ein Wall den Seinen, ließ er seine Führer Bahn brechen, der Emme zu. Und Haufe um Haufe drängte sich weg aus des Bären Klauen; aber auch mancher Berner fühlte noch das Gewicht von Herrn Jevans Schwerdt, der Fuß um Fuß, Schlag um Schlag den Rücken der Seinen deckte. Ob endlich der gewaltige Wallifer doch erlegen wäre dem nacheilenden Bären, wissen wir nicht. Es riefen auf des klugen Venners Befehl die Heerhörner die Sieger zusammen, damit nicht der Tag und nahende Hülfe den errungenen Sieg ihnen entreiße. Wie klug diese Vorsicht, bewies der Tod von zwanzig Bernern, welche Beute über Gehorsam setzten, und der Flucht der Gugler folgten, das Land hinab. Diese Zwanzig warnten leider die Hunderte nicht, welche an der Birs sich und ihren weisern Hauptmann in den Tod rissen.

Während rasch die zunächst liegende Beute gesammelt wurde, umstunden traurig die Führer die Gefallenen. Es waren ihrer Wenige; Wunden trugen Viele. Die Dunkelheit hatte die Berner geschützt und die Engländer am Gebrauch ihrer Schußwaffen gehindert. Vor Allem trauerte man um den heldenmüthigen Rieder, der sein Wort: der Erste zu sein, blutig gelöst hatte. An seinem Haupte klaffte eine weite Wunde, und zu Aller Verwunderung stach ein Dolch tief in seiner Seite, während niemand einen Dolch in Herrn Jevans Hand gesehen hatte. Neben ihm lag Peter, sein Knabe, doch nur betäubt vom mächtigen Schlage, und mit ihnen hatte man hinausgetragen und neben sie gelegt des Thorbergers Knecht, der hinter seinem Herrn gekämpft hatte, und dessen Haupt und Hals von Herrn Jevan bis auf den Brustknochen herab gespalten worden war bei Rieders Fall. Des Knappen Fall war Cuno gleichgültig; er hatte ihn, den bevorzugten

Diener seines Vaters, gehaßt, gegen des Vaters Verwürfe war er gepanzert, und nachdem er manchen warmen Dank empfangen für sein wackeres Fechten, ritt er im raschen Rosseslauf Thorberg zu.

Auf breitem, felsigem Vorsprung, durch schmalen Felsenrücken mit der höhern Hügelkette verbunden, lag die gewaltige Feste über einem lieblichen Thale, das von Felsen eingeschlossen ist, in denen jedoch ein weites Thor gegen den Jura sich öffnet. Dort brannte in der großen Halle im riesigen Kamine ein Feuer von schönem Buchenholz; eine anmuthige Mädchengestalt saß dabei und spielte mit Hunden. Aber ernst blieb das schöne Gesicht. Es war die zehn Jahre jüngere Schwester Cuno's, sein Ebenbild. Unruhig ging der alte Thorberger auf und nieder, sprach von Zeit zu Zeit dem reichlichen Imbisse zu, der auf dem braunen Eichentische stund, starrte durch die schmalen Fenster in den Nebel hinaus; die Tochter würdigte er keines Wortes. Man hatte auch hier den dunkelrothen Schein im Nebel gesehen; aber zu einer Zeit, wo man den Ueberfall längst vorbei glaubte. Man vermuthete ihn mißglückt, Fraubrunnen durch die vorrückenden Feinde angezündet, erwartete baldigen Anfall, darum wagte man nicht, Späher auszusenden; um so böser ward der Ritter auf den zögernden Sohn.

Endlich kamen Reiter den gewundenen Weg herauf, und bald stund Cuno mit zerhauenem Schilde und gebrochener Rüstung vor dem Vater. Der sah ihn an mit dem gewohnten mißfälligen Blick; und wie er den Bericht gehört, vom Siege der Berner und dem großen Verlust der Feinde, wie Cuno selbst mit Herrn Jevan gefochten, sein Knappe aber von demselben erschlagen worden, milderte sich sein Blick nicht, sondern harter Tadel traf den Sohn: daß er den Auftrag überschritten, den Diener verloren, den übermüthigen Städtern seinen Arm geliehen. Die Schwester schaute mit schwermüthigem Blicke auf Beide, versuchte den Bruder zu entwaffnen,

labte ihn mit Speise und Trank, und mit unveränderten Zügen empfing Cuno des Vaters Tadel, der Schwester Vorsorge. Er liebte sie, wie sie ihn, aber ohne Liebeszeichen.

Ingelram von Coucy wich den harten Schlägen, die er nicht erwartet, der harten Kälte, der er nicht gewohnt; er verließ das Land. Ueberall ertönte Jubel und der Ruhm der Berner. Ein Lied verewigte den Sieg, in welchem Bern der Helden-Saal, ein Spiegel überall genannt wird. Wie aber Bern gepriesen wurde durch des Volkes Mund, so wurde der Herren und Fürsten gespottet, denn das gleiche Lied sagt:

Von Oesterreich und Bayerland,
Von Wirtemberg Herren und Städten viel
Die schlichten fast der Fienden Zil,
Die lagen enet dem Rhine
Sicher, als in einem Schrine,
Ihnen war zen Fienden nit fast gach,
Sie kament ihnen nit ze nach
Und liehent verderben Lüt und Land,
Des Rich und Arm wohl befand (sehr empfand).

So gestaltete sich die Volksstimmung. Die Tapfern wurden zu jeder Zeit hochgeachtet. Die feig Scheinenden stunden immer tief in des Volkes Augen, welches keinen Sinn hat für Politik und ihre Regeln. Darum hat der Gugler Krieg, obschon gegen Feinde gefochten, die wie vom Himmel kamen und wieder verschwanden, einen größern Einfluß gehabt auf die spätern Ereigniße, den Verfall der adelichen Häuser und die sich entfaltende Freiheit, als man glaubt. Das begriff der Thorberger ganz gut. Er war den Städtern und den Ländern nie hold gewesen. Mit alt adelichem Groll hatte er zugesehen, wie Berns Ansehen wuchs, eine Pfandschaft nach der andern in dessen Händen blieb, das ihm verwandte fürstliche Haus der Kyburger immer tiefer in dessen Schuld gerieth. Er hatte vor bald zwanzig Jahren mit unsäglicher Mühe Frieden vermittelt zwischen den Herren und dem neuen

Schweizerbunde, hoffend, die Herren würden Kräfte sammeln in dieser Frist, Pfandschaften einlösen, sich vorbereiten, mit einem Schlage den neuen Bund zu zertrümmern. Aber es geschah das Umgekehrte. In tollen Privatfehden, in noch tollerem Aufwande verprahten sie ihr Gut. Ganz besonders schien auf dem Kyburger Hause ein eigener Fluch zu ruhen, jedes Unternehmen, das ihm auf die Beine helfen sollte, stürzte es in tiefere Schuldennoth, brachte es um Ländereien. Es war, als ob vergossenes Blut die spätern Glieder verdamme, das eigene Herzblut Tropfen um Tropfen sich selbst abzuzapfen. Peter von Thorberg erkannte den Werth des Geldes, und weil andere verschleuderten, so wollte er sammeln, für sich zuerst, dann für seine Standesgenossen. Er machte wenig Aufwand, hielt nur bedeutenden Hofhalt als Pfleger auf des Herzogs Schlössern, auf dessen Kosten, und war ein harter Herr. Er preßte nicht nur das ihm Gehörende mit unerbittlicher Strenge ein, die Geschichte bewahrt Züge von ihm, welche sein Andenken brandmarken als das eines Ritters, der Geld höher schätzte als sein Wort, seine Ehre.

Ganz besonders drückte er das Entlebuch, welches ihm vom Herzog Rudolph verpfändet worden war und erhob dort, für jene Zeit, ungeheure Summen, ohne dagegen in Tagen der Noth das Land zu schirmen. Minder hart behandelte er seine Erbgüter im Uechtlande, aus Klugheit; er wollte seine Unterthanen nicht in die Arme der nahen Berner drängen. Daß das Entlebuch Schutz in Luzern finden könnte, gedachte er nicht, weil dasselbe Eigenthum des Herzogs war. Doch mochte wohl auch die Scheu, seine alten Unterthanen mit neuer, seinem Stamme sonst nicht eigener Härte zu behandeln, Theil an der mindern Strenge haben.

So scharrte er Geld zusammen, so viel er konnte, mißbrauchte dazu sein Amt, und keines Vaters Bitten, keines Weibes Jammer, nicht Kinder Wimmern bewegte sein Herz zum geringsten Nachlaß. Und alles das that er um seiner

Kinder willen, und diese Kinder behandelte er mit der gleichen Herzlosigkeit wie seine Entlebucher. Cuno sollte ein mächtiger Freiherr werden, ein Hort der Edlen gegen Bern, seine Tochter einen reichen Brautschatz bringen in das Geld bedürftige Kyburger Haus, und durch Geld der Grafenkrone würdig werden. Petermann, der jüngere Sohn, ein wilder Jüngling, war in des Herzogs Diensten und sollte sein Erbtheil in seinem Arme suchen. Um Cuno mächtig und Adelgunde reich zu machen, bot Peter seine ganze Kraft, seine ganze Schlauheit auf, setzte daran sein Leben, seine Ehre. Aber diesen Kindern hatte er kaum je ein freundlich Wort gegeben, ihre ganze Jugend freudenlos gelassen, jede jugendliche Aeußerung mit strengem Blick gefesselt. Während seines unstäten Lebens waren seine Kinder unter den Dienern im einsamen Thorberg. Aber der Thorberger wußte auch seiner Dienerschaft ein Gepräge aufzudrücken, daß sie in seiner Abwesenheit nicht viel anders thaten als in seiner Anwesenheit, und die wunderbare Aehnlichkeit der Kinder mit dem Vater ließ sie diesen nie vergessen, die Kinder fast mit der gleichen Scheu behandeln wie den Vater, obgleich diese nie ein hartes Wort einem Diener gaben, nie einen beim Vater verklagten. Cuno war der treue Schirm seiner Schwester, aber an seinem Ernste entband sich auch ihre Heiterkeit nicht; sie blieb düster wie er. Wie sie aufwuchs, drängte es sie hinaus in die freie Weite zu Hütten, wo Kinder spielten, zu Höfen, wo muntere Jugend sich balgte. Aber wenn das ernste düstere Burgfräulein kam, so verkrochen sich die Kinder, der Jugend Jubel verstummte. Wie weh es ihr ward ums Herz, sie konnte die Kinder nicht anziehen, nicht mit ihnen spielen, ihr Erscheinen verbannte allenthalben Lust und Scherz. Und wenn das Fräulein auch Gaben brachte, sie weckte damit nicht das Zutrauen und konnte oft kaum die Kinder bewegen, ihre zitternden Händchen darnach auszustrecken. Da wandte das Fräulein von den Hütten sich weg, und erst mit dem Bruder, später, als dieser

oft den Vater auf ritterlichen Zügen begleiten mußte, allein, ſtrich ſie mit Pfeil und Bogen, vom treuen Hunde begleitet, durch die Wälder, befriegte, da die Menſchen ſie nicht lieben wollten, ſtill und wild die Thiere. Hinter Thorberg ſtreckte eine Wildniß viele Stunden weit ſich aus, welche noch jetzt nicht gelichtet, zum Theil Wildniß geblieben iſt. Hohe Hügel, auf der Südſeite mit Buchen, auf der Nordſeite mit Tannen bewachſen, ſenkten ſchroff ſich nieder in tiefe Gründe, in denen ungezügelte Waldſtröme rauſchten. Von Wild aller Art wimmelte die Wildniß. Der Bär fand da ſeine Höhle, der Eber ſein Dickicht, der Hirſch ſeine einſame Weide.

Tief im finſteren Thale, wo Thorbergs Herrſchaft mit der des Freiherrn von Brandis zuſammenſtieß, klapperte, dem Brandis gehörig, eine einſame Mühle am trügeriſchen Lauterbach. Hier ſtießen oft die befreundeten Freiherren zuſammen oder hielten Jagdraſt, wenn ſie gemeinſam jagten in ihren Forſten. In dieſer Wildniß ſchweifte Tage lang das Fräulein und kein Pfeil flog vom Bogen. Hier unter grünem Laubdach ſaß ſie oft Stundenlang in tiefem Sinnen, und kein Seufzer verrieth die Stimmung. Wenn dann die Schatten länger wurden und die Sonne hinter den Hügeln verſchwand, ſo weckte der treue Hund das Fräulein aus ihrem Sinnen und wies ihr bellend den Heimweg.

Auf Thorberg wurde es immer düſterer, immer einſamer blieb Adelgunde. Cuno ging ſeine Wege und wurde ſtets einſilbiger gegen die Schweſter. Seit der Nacht bei Fraubrunnen war er oft nach Bern geritten; Bäbeli von Bubenberg zog ihn hin. Sein Leben hätte er gegen ein Lob ſeiner Tapferkeit gegeben, nur das Erwähnen ſeines Mithaltens in der Noth aus ihrem Munde hätte ihn glücklich gemacht. Tage lang konnte er ſich ergötzen, zu denken, wie dieſes Wort lauten, welcher Ton es ausſprechen würde. Aber es kam nie, dieſes Wort. Wenn er nach Bern kam, ſo wagte er ſich nicht geradezu in den Bubenbergerhof. Traf er nicht einen der

Söhne zufällig an, hieß dieser ihn nicht dringlich heimkommen, so kam er gar nicht hin. Wenn er hinkam, so traf es sich sehr oft, daß er Bäbeli nicht sah. Und wenn sie sich begegneten, so that er so scheu, hielt so ernst sich und fern, daß ihn das Fräulein nicht anreden konnte, am allerwenigsten nicht mit einem holden Wort. Bäbeli hatte den schönen Jüngling nicht ungern gesehen, hatte mit Freuden seine Tapferkeit vernommen, aber als derselbe so kalt und fremd ihr begegnete, da nahm sie es für freiherrlichen Stolz, für Herzlosigkeit und waffnete sich mit dem ganzen Bubenberger Stolz und begegnete ihm mit einer Kälte, daß an derselben selbst ein Bär hätte erfrieren können. Wenn er mit getäuschter Hoffnung heimritt, so stand allemal sein Entschluß fest, nie mehr nach Bern zu gehn, nie mehr das so schöne und so kalte Fräulein zu suchen; aber ehe wenige Tage um waren, ritt er wieder denselben Weg und am Abend wieder eben so trostlos heim.

Doch auch diese Ritte mußte er einstellen. Die frühere Freundlichkeit, mit welcher seine Mitkämpfer ihn empfangen hatten, verschwand auf einmal, seine adelichen Freunde wichen scheu ihm aus, oder standen nur verlegen ihm Rede. Zornige Blicke warfen die Bürger auf ihn, halb unterdrückte Schmähworte hallten ihm nach, ein Bolze flog einmal hart neben ihm vorbei und keine Einladung ins Bubenberger Haus ward ihm mehr. Er blieb mit blutendem Herzen von Bern weg, aber Tage lang konnte er sitzen auf einem verborgenen Plätzchen einer waldigen Höhe und nach den Fenstern sehn, hinter denen Bäbeli sich bewegte, konnte Tage lang ihre Burgen, in denen sie sich zu Zeiten aufhielt, umschwärmen, hoffend einmal wieder das Glück seines Herzens, seiner Augen Trost zu erblicken. Das ganze Benehmen, das ihn traf, schrieb er dem bösen Rufe zu, in welchem sein Vater stand im ganzen Schweizerlande, und den immer steigenden Mißverhältnissen, in welche derselbe mit Bern selbst, besonders der Kyburger wegen, verwickelt wurde. In dieser Voraussetzung durfte der

Arme nach dem eigentlichen Grunde niemand fragen, niemand zur Rede ſtellen über dieſes Betragen. Es trug ſtill in ſich der Arme ſein Leid, und vernahm den Grund des Haſſes nicht, der gegen ſein Geſchlecht in Bern erwuchs.

Hans Rieders Sohn hatte ſich allmählig von der ſchweren Verwundung erholt, ſein durch die Betäubung geſchwächtes Gedächtniß ſtellte ſich wieder ein, nach und nach traten alle Einzelnheiten jener Nacht wieder vor ſein Auge; und wie er des gefallenen Vaters gedachte, ſo rief er auch nach des Thorbergers Knecht, der denſelben von hinten erdolchet hatte, gerade als deſſen Streitaxt todtbringend über Herrn Jevan ſchwebte. Man glaubte anfangs, er träume noch, allein als der Knabe immer bei ſeiner Erzählung blieb und ſo treu manches erzählte, was auch Andere geſehen, als man der unerklärlichen Wunde gedachte, und der Drohworte des Thorbergers in der Vorhalle des Rathhauſes, und wie er ſeinem Sohne gerade dieſe Begleiter beigegeben, ſchwoll der Verdacht immer mehr zur Gewißheit. Mehr als den Haß gegen das Geſchlecht vermehren, konnte dieſe Gewißheit nicht, denn ſtumm gelegt hatte Herr Jevan den Mörder. Freilich blieb Cuno's Betragen unbegreiflich. Allein, wenn man Böſes glauben will, ſo weiß man noch größere Widerſprüche zu beſeitigen. Sein kühnes Kämpfen ſei nur ein Deckmantel der ruchloſen That geweſen, ſagten die Einen, ſein Muth hätte ihn halt hingeriſſen, die Andern; die Beſten ſprachen den Sohn frei, um dem Vater einzig die Schandthat zuzumeſſen. Die Väter der Stadt hatten Mühe, eine offene Klage, einen Ausbruch der Bürgerwuth gegen Thorberg zu verhindern. Die Glut wurde niedergehalten, aber nicht gelöſcht; daß der Knabe blutige Rache gelobte, wußte niemand als Gott.

Während der Vater in den Händeln der Welt ſich herumtrieb und Geld auspreßte wo er hinkam, während Cuno ſeiner Liebe nachſchlich, und Gram ſammelte auf allen ſeinen Wegen, blieb das Fräulein einſam zu Thorberg, faſt Herrin

des Schlosses. Herrin ihrer selbst, saß sie wohl zuweilen zu den Mägden, und brauchte die Nadel, drehte das Rad, besonders des Abends, wenn schaurige Gespenster- und seltsame Rittergeschichten im Gange waren; sie besuchte die Messe alle Morgen und war des Burgpfaffen nicht ungeschickte Schülerin. Aber die meiste Zeit brachte sie träumend zu, durchs Fenster schauend nach dem blauen Berge, oder schauend auf dem Heerde das Spiel der Flammen, das Glimmen der Glut, oder streifend durch die Wälder über die Höhen, hinter dem Schlosse, wo ausgebreitet vor dem Auge lagen der Berge hohe Häupter und das wunderschöne Aarthal bis tief ins Aargau hinab, geschmückt mit unzähligen Burgen, geheiligt durch manch schönes Gotteshaus.

So war sie auch einmal ausgezogen mit dem treuen Ryno, hatte lange auf der hohen Bergspitze, welche über der Schwendi sich erhebt, gesessen, hatte nach den Burgen gesehen und in die Berge, hinter welchen der Vater damals hauste, hatte in den blauen Himmel hinaufgeblickt, wo sie die Mutter wußte, die ihr Auge hier auf Erden nie gesehen. Die sengende Hitze hatte sie endlich hinunter getrieben ins grüne Schattenholz, und unter zusammen sich neigenden hundertjährigen Buchenkronen war sie tief ins Thal hinabgestiegen bis an den muntern kühlen Bach, der weiter unten mit der Mühle klapperte, mit Blumen spielte, mit Fischen tändelte, um eine Stunde weiter sein junges Leben in die Emme auszuströmen.

Im hellen harmlosen Bache spiegelte lange das dunkel düstere Auge des Fräuleins sich, folgte den leichtsinnig vorübereilenden Wellen, und Traumbilder stiegen ihr auf aus des Wassers Grunde in die träumende Seele. Erdmännchen tanzten am Ufer und Wassermännchen auf dem Schaume der Wellen, und ein großer Drache wälzte sich aus finsterm Schlunde das Thal hinab und grauenvolles Schnauben tönte vor ihm her, sein schwarzer Athem verhüllte das Thal, das nur sein glühend Augenpaar erleuchtete. Erd- und Wasser-

männchen bargen ſich, der Bach ſuchte mit beflügelter Eile ihm zu entrinnen. Wie gebannt ſaß das Fräulein, es konnte nicht fliehen, an ihm vorbei ſchoß der Drache dem enteilenden Bache nach, aber dichter und dichter umrollte derſelbe die bebende Adelgunde mit ſeinem Schweife. Da durchriß Ryno den Zauberſchweif, ſprang am Fräulein empor, riß ſie aus ihren Träumen auf. Schwarz und dunkel lag es über dem Thale, das Drachenſchnauben war das Brüllen der Donner, des Waſſers Toſen, Blitze ſein glühend Augenpaar, der hoch aufgeſchwollene Bach der Drache ſelbſt, die überſtrömenden Waſſer ſein Schweif. Ein fürchterliches Gewitter von Weſten her, in dieſer Gegend nicht ſelten, war ungeſehen über den Hügelrücken eingebrochen, und wie ein Kriegsheer ein friedliches Gelände in Augenblicken verwandelt in Flammen und Graus, erfüllte daſſelbe das ſtille Thal mit der Schlacht der Elemente und ihren Schreckniſſen. Das Feuer loderte am Himmel, wälzte ſich über der Erde, loderte an Tannen auf, die Winde warfen ſich von allen Himmelsräumen in die enge Thalſchlucht, brachen Bäume, riſſen ſie mit den Wurzeln aus, wie eine ſtarke Manneshand einen Blumenſtengel. Die Waſſer des Himmels brachen aus deſſen Kammern, brachen aus den Brunnen der Erde auf und ſtrömten hoch auf in des Thales enger Rinne. Da öffneten auch die Berge ihre Backen und donnerten ihre Lawinen zu Thale; ihr Donner übertäubte des Himmels Stimme, es brach ſich des Sturmes Wuth am ſtürzenden Erdwall, hoch auf ſpritzten die Waſſer und ſuchten, tauſendfach zerriſſen, ängſtlich und heulend ſich wieder. Auf hohem Uferrande zwiſchen zwei ehrwürdigen Buchen war das Fräulein geſeſſen, und als ſie ihren Geiſt erhob über des Traumes Wogen, war ſie von des Baches Fluthen umſchlungen, Ströme ſtürzten an ihr vorbei, ausgeriſſene Tannen ſauſeten neben ihr nieder, der Boden wankte unter ihren Füßen, an denen Ryno ängſtlich wimmerte an dem Fräulein herauf, dann wieder laut heulte in den Donner der Elemente

hinein, dann hie und da vorsichtig ins Wasser trabte, zum Fräulein zurückkehrte, sie nachzog, aber wenn er wieder zum Wasser kam an selbige Stelle, ängstlich eine andere suchte. Immer höher hinauf spritzte die Fluth, Baumstämme wurden über den Uferrand an die Buchen geworfen, das Fräulein jammerte nicht, veränderte wenig ihre Züge, aber in ihrem Innern betete sie zu Gott und sandte ihre Blicke hinauf durch der Erde Graus zum klaren Himmel, wo ihre Mutter wohnte.

Da trat aus des Gewitters Nacht ein hoher Knabe an des Wassers Rand, heiter wie der junge Morgen, goldgelockt, schön wie Engel sind; ohne Zaudern drang er durch den kleinern Arm des Baches, und hoch über den Wassern trug er auf seinen Armen das Mädchen über den Strom. Als ob der Drache die Beute ihm entreißen wollte, stürmte er an ihm auf, stieß er ihn an, riß den Boden weg unter seinem Fuße. Aber, wie der Böse keine Gewalt hat über einen der Engel, so vermochte auch das Wasser nichts über den muthigen Retter, der ohne Wanken durch der Elemente Toben nach der verstummten Mühle das gerettete Mädchen trug und sanft es niedersetzte im kleinen Stübchen des festen Häuscheus auf sicherem Grunde. Eine schöne, mächtige Frau in der kleidsamen dunkeln Landestracht, über welche die sorgfältig gewundenen gelben Flechten herabhingen, zwei Goldströmen gleich, die sich ergießen über dunkeln Grund, trat ehrerbietig zum triefenden Fräulein und bot ihr Hülfe. Es war die schöne Müllerin im Lauterbach, gehörig zu Brandis. Früh hatte sie ihren Mann, den starken Müller, verloren, er war im Kampfe mit einer Bärin erlegen, welcher er die Jungen wegnehmen wollte, die ihn dabei unversehens überraschte. Sie lebte sittsam und verständig ihrem Geschäfte und ihrem einzigen Kinde, Hans. Der Knabe hatte von seinem Vater die Kraft geerbt, die Holdseligkeit von seiner Mutter. Wenn er in seinem weißen Müllerkleide, den Kopf von goldenen Locken umhüllt, frisch, wie Milch und Blut, in den großen

dunkelblauen Augen das freundlichſte Lächeln, Einem unerwartet entgegentrat, ſo mußte man unwillkürlich an einen Engel denken. Zudem waltete über dem Knaben ein eigenes Geſchick, das ihn wirklich als Einen bezeichnete, den Gott zum Schutz und Glück Anderer auf die Welt geſandt. Verirrte ein Kind in finſterer Schlucht, fiel es in den ſchäumenden Bach, ſo war Hans da, zufällig, wie man ſagt, wie von Gott geſandt, ſollte man ſagen, wies es zurecht und riß es aus den Wellen. Brachen Räuber in eine Hütte, überfielen einen einſamen Reiſenden, ſo kam Hans dazwiſchen und ſtörte ihr Beginnen. Manchen Bären hatte er verſcheucht, manchem Wolf das Lamm abgejagt, das er würgen wollte. Und wenn er die Rettung vollbracht hatte, ging er freundlich lächelnd weiter und erzählte kaum der Mutter, was er gethan. Er war daher in der ganzen Gegend wohl bekannt, und wer Hans, den ſchönen Müllerknaben, ſah, den beſchlich unwillkürlich ein freundliches Gefühl, ſein Herz mochte ſonſt noch ſo bitter ſein. Es war faſt, als ob Einem nichts Böſes widerfahren könne in des ſchönen Knaben wunderthätiger Nähe. So hatte er auch zufällig des Fräuleins Noth geſehen und ſie ohne weiteres Beſinnen gerettet; und als er das Fräulein in der Mutter Obhut gegeben, ging er freundlich lächelnd weiter, zu ſehen, ob Gott ihn nicht noch zum Retter von Anderen beſtimmt. Auch dem Fräulein war er wie ein Engel erſchienen, ſein Weggehen wie ein Verſchwinden. Eine Wonne hatte ſich in ihr Herz ergoſſen, wie ſie das Anſchauen des Ueberirdiſchen erzeugt, wie Stephanus empfunden haben mag, als er den Himmel offen ſah; ein ſinnig Lächeln war über ihr Geſicht geflogen. Willig aber ſchweigend empfing ſie die Dienſte der Mutter, ließ ſich von ihr trocknen und erquicken und heftete ihre ſchwarzen Augen auf die Thüre, durch welche der Engel wieder erſcheinen konnte, wie er aus derſelben verſchwunden war.

Die Müllerin wußte, wer das Fräulein war, und kannte

auch deren Art, wohnten sie doch nicht mehr als eine halbe Stunde auseinander und war sie stark befreundet mit den Müllersleuten, welche auf der entgegengesetzten Seite des Berges am Fuße von Thorberg müllerten. Aber es ärgerte sie doch, daß das Fräulein so wenig sagte, nicht nach dem Namen des Retters fragte, seine That nicht pries. Die Mutter hätte gar zu gerne das Lob des Sohnes gehört und dabei Gelegenheit genommen, zu erzählen, was er alles schon vollbracht und was alle Leute darüber gesagt. Sie wußte nicht, daß mit ein volles Herz und eine schweigende Zunge, erregte Gefühle und ein stilles Gesicht neben einander haben könne, sie legte daher dem Fräulein ihr stilles Wesen als Hochmuth aus, meinte, weil Adelgunde äußerlich dem Vater wie aus den Augen geschnitten war, so müsse auch das Inwendige von gleicher Materie sein. Und Peter war auch hier nicht beliebt, wenn er schon sich hier nicht das erlaubte, was im Entlebuch. Was dort geschah, vernahm man hier vergrößert wieder, und was denen dort geschah, empfand man auch in diesen Thälern wieder. Denn darin besteht des Schweizers Macht und Kraft, das machte ihn frei und behielt ihn frei, daß er nicht bloß litt, was ihm geschah, nicht allein dessen sich freute, was er erhielt, sondern daß sein Herz offen war für Weh und Wohl Aller, welche mit ihm in den Hütten und Thälern wohnten, welche seine Berge umschließen, daß seine Hand bereit war, sein Glück Andern zu bringen, sein Weh von sich und Andern abzuhalten. Die Müllerin begann daher auch zu schweigen und verwandelte die ehrerbietige Vertraulichkeit, mit welcher sie anfänglich die Gerettete ihres Sohnes aufgenommen, in scheue Unterthänigkeit. Die Wetter hatten verbraust, ein heller Abend stieg über das Thal auf, das Fräulein rüstete endlich zaudernd sich zum Aufbruch, wartete nur noch auf das Erscheinen ihres Engels. Er kam endlich, und mit wenig dankenden Worten wollte das Fräulein, von Ryno immer dringender gemahnt, scheiden. Aber Hans,

durch den ſparſamen Dank nicht ſo empfindlich berührt wie ſeine Mutter, bot ihr ſein Geleite an, weil die Wege zerriſſen ſeien, die Bergwände durch Erdfälle zerklüftet. Innere Freude ließ ſchweben über des Fräuleins Geſichte einen röthlichen Schimmer, wie er die Berge aufſtiegt, wenn die geſchiedene Sonne ihnen verborgene Küſſe zuwirft, aber um ſo ſtummer ſchied ſie von der ſchönen Müllerin, die noch lange über das düſtere Fräulein ſich ärgerte. Die Hülfe von Hans war allerdings nothwendig, und ſeine Kraft und Sicherheit mußte dem wenn auch berggewandten Fräulein helfen über manchen Schlund. Wenn dann des Knaben ſtarke Hand ihr geholfen, ſo ließ ſie die ihre träumeriſch in derſelben liegen und wandelte in ſtillem Glück an ſeiner Seite und wäre ſo gewandert ſonder Unterlaß bis an der Welt Ende, wäre nicht müde geworden.

Aber als ſie auf den Berg kamen, tönte Halloh und Hundegebell ihnen entgegen, und freudig antwortete Ryno und bald umringte das Fräulein eine ängſtliche Dienerſchaar, ſelbſt Elsbeth, die alte Gürtelmagd der geſtorbenen Freiherrin war ausgezogen, ja der Burgpfaffe ſelbſt mit aufgeſchürztem Gewande. Während des Gewitters hatten ſie ihre Haut ängſtlich in der ſichern Burg geborgen, ſich tröſtend, das Fräulein werde wohl an einem ſichern Orte ſein, und wenn nicht, ſo ſei es ja unmöglich, daſſelbe zu finden in ſolchem Sturme, und ehe man hinkäme, wo ſie wahrſcheinlich ſein werde, müßte ſie längſt todt ſein, wenn es Gottes Wille ſei, daß ſie ſterben ſolle.

Als aber das Gewitter vorbei, der Himmel wieder helle war, wurde es auf einmal Allen angſt und jeder wollte der erſte ſein bei des Fräuleins Rettung, Leib und Leben daran ſetzen. Als ſie nun das Fräulein ſahen an der Hand des Müllerknaben, da freuten ſie ſich ſehr und jeder wollte es zuerſt geſehen, ja ſie eigentlich gerettet haben. Aber das Fräulein hörte wenig von dem, was ſie ſagten, ſie fühlte bloß,

daß die Wanderung mit Hans zu Ende sei. Da sein weiteres Begleit unnöthig war, so wünschte er freundlich guten Abend und das Fräulein reichte ihm noch einmal die Hand, als ob sie mit ihm einen weiten, weiten Sprung thun wolle über eine tiefe Kluft. Aber Hans schütteite die Hand freundlich nach Schweizersitte, ohne Weiteres zu suchen, da das Handgeben eben Landessitte war, gab dann die Hand noch den Uebrigen, selbst dem Burgpfaffen, dem man die seine so wenig küßte, als irgend einem Grafen, und verschwand dann hinter den weißen Buchen; und lange noch sah das Fräulein nach der leeren Stelle, wo er verschwunden war.

Von diesem Tage an war das Fräulein wo möglich noch seltsamer als früher. Sie ward noch stiller, suchte noch mehr die Einsamkeit, aber ward freundlicher. Zuweilen schwebte es wie ein Lächeln auf ihrem Gesichte, die Gestalt füllte sich und selbst aus dem Gesichte trat etwas Blendendes, welches die frühere Düsterheit zu vertreiben kämpfte. Adelgunde schweifte viel herum, besuchte, so oft es möglich war, die Stelle, wo ihr Engel ihr erschien, lebte das Ereigniß wieder durch, näherte sich der Mühle und umkreiste dieselbe, halb sich zeigend, halb sich verbergend. Die schöne Müllerin bemerkte das Fräulein schnell und trat ihr einige Male wie zufällig entgegen, glaubend, dasselbe bringe ein Geschenk und suche einen willigen Empfänger dafür. Schon am Tage nach der Rettung hatte sie einen fetten Ochsen oder eine schöne Kuh oder wenigstens einige Schafe und Schweine erwartet. Als das nicht kam und das Fräulein erschien, glaubte sie, dasselbe bringe nun einige blanke Goldgulden oder einige schöne Kleinode, welche man als Familienstücke forterben könne auf Kind und Kindeskinder. Als das Fräulein ihr aber nichts gab, mit ihr wohl in die Mühle kam, aber wortkarg am gleichen Platze, wo das erste Mal, saß, da glaubte sie, dasselbe wolle die Goldgulden und Kleinode nur dem Retter selbst geben und schaffte den zur Stelle. Das Fräulein gab ihm

die Hand, aber in der Hand war nichts, gab ihm wieder die Hand, als sie weiter ging, allein in der Hand war wieder nichts. Als das gleiche Spiel sich einige Male wiederholt hatte, ward die Müllerin desselben satt, und wenn sie schon das Fräulein herumschweifen sah, sie zeigte demselben sich nicht, gab ihr nicht Gelegenheit, in die Mühle zu kommen. Laut redete sie nicht davon, aber einer Vertrauten flüsterte sie zu: sie hätte Anderes zu thun, als mit dem halbnärrischen, hochmüthigen und geizigen Fräulein ihre Zeit zu verbrauchen. Dasselbe meine mit einigen Besuchen sie abzulohnen und thue dabei so wunderlich, daß es Einem fast angst werde, sie hätte nun dieser Art Lohn genug und begehre keinen mehr.

Natürlich hatte Adelgunde keine Ahnung von den Erwartungen und Gedanken der Müllerin, sie kannte weder ihr eigen Herz, noch die Menschen und diese, vom Vater auf die Kinder schließend, errieth noch viel weniger das Herz der Tochter. Als sie keine Gelegenheit mehr erhielt, die nicht in ihrem Gebiete liegende Mühle zu besuchen, so konnte sie stundenlang hinter einer Buche hervor oder von waldigem Vorsprunge die Thüre der Mühle bewachen, und wenn dann der schöne Müllerknabe unter dieselbe trat, so ging das Fräulein glücklich, still lächelnd, heim und war am folgenden Morgen wie eine Knospe, die vom Thaue des Himmels getränkt, aufzubrechen strebt.

Einmal traf das Fräulein Hans, als er, bei der Burg vorbei, in ihr Thal hinunter ging, nicht lange darauf zum zweiten Male. Nun sah man zur selben Abendstunde das Fräulein gar oft oberhalb des Schlosses am Wege sitzen und still hinaus träumen ins freundliche Thal, ins schöne Abendroth. Wenn dann Tritte kamen, fuhr sie zusammen und sah freudig auf, und grüßte mit stillem Nicken, wenn Hans es war. Aber gar viele Abendstunden saß sie droben, es kam niemand, als der schmutzige Küherknecht, der die Milch brachte von dem Berge. Es traf sich, daß das Fräulein den Knaben

in ihre Mühle gehen sah, unten am Berge, da ging auch das Fräulein dahin und setzte sich da auf die Bank vor derselben und gerade auf die Stelle, wo dasselbe einmal Hans hatte sitzen gesehen. Aber niemand merkte, was das Fräulein zur Mühle brachte, auch sie selbst nicht. Lag die Mühle doch an der Straße, die von Bern ins Aargau führte, auf der gar mancher Ritter oder Knapp des Weges zog. Die Müllersleute ehrten natürlich das Fräulein nach Möglichkeit und fast allemal begann die Müllerin zu reden von jenem Gewitter, woher es gekommen, wie es bei ihnen angefangen, Schaden angerichtet und endlich wieder aufgehört, wie man auch bei ihnen das Fräulein gesucht, wie auch sie zum Suchen ausgezogen und wie Hans allemal, wenn er zu ihnen komme, erzählen müsse, wie er das Fräulein gesehen, gerettet und heimbegleitet. Und was da Hans gesagt, das erzählte allemal die Frau, und allemal etwas anders, wodurch es den Reiz der Neuheit für das Fräulein nie verlor. Und wenn die Mutter etwas vergaß, so begann, so wie sie mit dem Dasitzen des Fräuleins vertrauter wurde, die schöne Müllerstochter es zu ergänzen. Es war Trudchen, ein schönes rundes Mädchen, voll Lust und Leben, aber auch sittsam und fromm, das schon manchem Bauern oder Knecht eine hinters Ohr gegeben, der ihr zu nahe gekommen. Wenn sie zum Tanze ging, so sah sie auch in ihrem silbernen Schmucke unter den andern fast wie eine Königin aus, und schon manche blutige Schlacht hatte es ihretwegen abgesetzt. Aber sie konnte nicht nur tanzen, sondern in Feld und Küche, ja in Ställen und in der Mühle suchte sie Ihresgleichen an Geschick und Rührigkeit. Wenn Trudchen einmal zu ergänzen angefangen hatte, so hörte sie nicht alsobald auf, der Mutter nachzuhelfen und wußte sie gar geschickt dahin zu bringen, daß sie an die Rettung des Fräuleins eine Geschichte nach der andern zu reihen begann, wie Hans diesem und jenem geholfen und wie er immer zu allem Unglück und zu jeder Gefahr kommen müsse und immer zu

helfen wisse, daß das Fräulein nie satt wurde zuzuhören, und daher um so öfter wiederkam. Allemal mußte Trudchen die Mutter noch an etwas zu erinnern, von dem sie glaube, sie habe es dem Fräulein noch nicht erzählt. Und wenn dann das Fräulein so geduldig zuhörte mit stillsinnendem Gesichte, auf dem zuweilen freundliche Schatten auftauchten, so sagten Mutter und Tochter zu einander, wenn das Fräulein fort war, sie glaubten bald, dasselbe sei doch nicht so böse und so hochmüthig, als es scheine, dasselbe hätte ihnen ja noch kein böses Wort gegeben und vor ihr dürften sie doch noch reden, vor ihrem Vater aber dürfe ja niemand den Mund aufthun, und wenn man ihn nur von weitem sehe, so sei es Einem ja, als ob man die ganze Krauchthalstuh im Halse hätte.

Doch die stille ungetrübte Zeit mit ihrem innerlichen Glücke dauerte nicht immer. Es begab sich, daß in den zwei benachbarten Häusern Brandis und Kyburg des Hauses Häupter starben. Zuerst fiel vom Schwerdte der Walliser Thüring von Brandis, der Mildeste seines Hauses. Seinem Freunde, Anton von Thurn, war er in ritterlicher Treue zur Hülfe gezogen gegen sein Volk, das derselbe durch eine wilde Frevelthat gegen sich empört hatte. Seine Treue vermochte der schlechten Sache keinen Segen zu bringen, er büßte mit dem Leben die versuchte Hülfe, und mit Noth rettete sich sein Volk, Simmenthaler meist, deren Herr er als Erbe der Weissenburger geworden war. Von seiner Ehefrau, einer Gräfin von Kyburg, besaß er eine einzige, noch junge Tochter, Anna, welche alles erbte, was nicht Mannslehn war. Die Lehen aber fielen seinem ungereimten Bruder Mangold, Abt zu Reichenau, zu, dessen Rohheit und Grausamkeit zu Erlangung der bischöflichen Würde nicht hinderlich war. Ob aber wohl Christus Freude hatte an einem Hirten seiner Schafe, der als Probst fünf armen Fischern, von denen er glaubte, sie hätten seine Fischerrechte verletzt, mit eigenem Daumen die Augen ausdrückte? Bald darauf starb Hartmann, der Graf von

Kyburg, vier Söhne und viele Schulden hinterlassend. Das war eine Zeit, wie Herr Peter sie liebte, in der er sein Garn am besten spinnen konnte. Er hielt sich daher wieder in Thorberg auf, und geräuschvoll ward die stille Burg. Die Grafen von Kyburg, die Brandiser, suchten Herrn Peter oft heim, sein Rath war klug, seine Verbindungen bedeutend und sein wohlgefüllter Geldkasten Allen nöthig. Die Kyburger und Brandiser hatten verwickelte Verhältnisse mit Bern, wo Peters Vermittlung, wenn auch nicht eine offene, wegen des Hasses der Bürger, doch eine geheime, durch seinen Einfluß auf einige Edle im Rathe, ihnen Bedürfniß ward. Er wurde zwar an keinem Orte zum Vormund erkoren. Die wankenden Häuser scheuten sich, die unzuverlässigen Unterthanen durch einen so verhaßten Pfleger sich noch mehr zu entfremden. Auch mochte viele Erfahrung sie belehrt haben, daß derselbe trotz aller Verwandtschaft und Freundschaft doch zunächst immer das eigene Interesse, das eigene Ziel im Auge habe. Dieses mochte Peter wohl geärgert haben, denn die Stellung als Vormund wäre am geeignetsten gewesen, durch alle Mittel das Ansehen und den Reichthum dieser Familien herzustellen, den Städten ihre Macht aus den Händen zu reißen, und den Adel wieder in die rechte Stellung zum Bürgerthum zu setzen und auch seine Absichten in Bezug auf seine Familie durchzuführen. Sobald Thüring von Brandis gestorben war, stund in Peter fest, daß Cuno dessen Tochter Anna heirathen solle. Nach Abt Mangolds Absterben hoffte er durch die Gunst seines Herrn leicht das Lehen über das Simmenthal zu erhalten, welches Mangold eigentlich seinem ihm ähnlichen Neffen Friedrich, Bastard seines Bruders Heinrich, zugedacht hatte. Für seine Tochter Adelgunde, die er erst jetzt zu beachten anfing, als sie ein Faktor in seiner Rechnung ward, hoffte er aus dem Meere der Verlegenheiten, in welchen das Kyburger Haus schwamm, eine Grafenkrone zu fischen.

Er glaubte an die Möglichkeit, daß beim Zusammenhal-

ten der drei mächtigen Häuſer, deren ſtarker Rückhalt Habsburgs Fürſten waren, der Städte jugendliche Macht gebrochen und dieſelbe wieder unter des Adels Scepter gebeugt werden könne; dazu mußte aber vor Allem Geld ſein, die Pfandſchaften auszulöſen, um auch den Bürgerrechten entſagen zu können. Obwohl dieſe zuweilen einem adelichen Hauſe Schutz gewährten, ſo lähmten doch ſolche Bürgerrechte des Adels ſelbſtſtändige Kraft, hinderten ihn, einander in jeder Noth zu helfen, nöthigten ihn, den Städten einen Arm zu leihen und gaben dieſen Gelegenheit, ſich in des Adels Verhältniſſe zu ſeinen Unterthanen zu miſchen, ſie anzuziehen; und gerade das ward ihm am verderblichſten. Das erkannte Herr Peter, und wollte ſeine Erkenntniß auch den Andern beibringen. Er vergaß, daß nirgends ein gemeinſames Streben andauert, wo der Einzelne keiner höheren Gewalt ſich beugt, jeder ſeine Natur ungezähmt will walten laſſen, und daß man den Weg zu ſeinem Ziele ſich ſehr oft ſelbſt abgräbt, während man zu ſeinem Zwecke das nöthig geglaubte Mittel ſucht.

Es war an einem Novembertage, hell ſchien am blauen Himmel die Sonne, leiſe ſpielte der Wind mit dem bunten Buchenlaub, klar erhob der Jura ſein Haupt über einem dunkeln Nebelſtreifen, der über der Aar lag, die zu ſeinen Füßen fließt, wehmüthig klangen einige Glocken auf dürftiger Weide verſpäteter Kühe, ſcharf und laut ertönte das Horn des Wärters auf der Thorberger Warte, munter in friſcher Weiſe antwortete ihm vom Berge her ein Jagdhorn. Es wurde ein adelicher Zug ſichtbar, der in bedächtigem Schritte den durch Felſen geſprengten Weg herniederritt, Jäger, Hunde folgten, Landleute ſchleppten auf Karren und Schleifen erlegtes Wild. Friedlich lag neben dem zierlichen Reh der zottige Bär, neben dem flüchtigen Hirſch der trotzige Eber. Die Jagd war reich geweſen und fröhlich ritten die Herren dem Mahle entgegen. Es iſt Herr Peter, der heim reitet mit ſeinen Nachbarn und Freunden. Neben ihm reitet auf ſchönem Pferde ein ſchöner

Mann, mittlern Alters, düstere Sorgen auf der edlen Stirne; es ist Rudolph, der Kyburger Erbgraf. Hinter ihnen kommen auf dem engen Felsenpfade ein hagerer Ritter mit braunem Gesichte und langem Schnauzbarte und ein in üppiger Fülle hochroth leuchtender Reiter: es ist Berthold, des Kyburgers Bruder, Comthur des deutschen Ritterordens, ein in Preußens Merästen und Wäldern abgezehrter Krieger, und Herr Mangold, der üppige Abt von Reichenau, der Simmenthaler gestrenger Herr. Ihnen folgen auf leichten Pferden zwei Fräulein: Adelgunde, die uns wohl bekannte, und Anna, die Erbin von Brandis. Unter gelber Lockenfülle funkelten zwei kühne Augen keck in die Welt, verkündeten, daß ihres Stammes Sinn und Art ihr im Blute wohne und der blutige Jagdspieß in ihrer Hand zeugte, daß das junge Mädchen an kühnes Jagen sich wage.

Ueber sie ragte eine große Gestalt mit gewaltigen Gliedern, wildem Barte, zornigen Augen und einer Stimme wie Krieg und Kriegsgeschrei, bei deren Klang Adelgunde allemal zusammenfuhr wie bei unerwarteten Donnerschlägen. Des Erbgrafen Ebenbild ritt neben dem wilden Manne, Berthold, Erbe von seines Vaters Schulden und Sorgen, letzter Erbe des Fluches, der auf ihrem Namen ruhte und alles zum Untergang kehrte, was sie zur Wiederherstellung der Familie vorkehrten. Das Blut Hartmanns schrie noch immer um Rache, entwurzelte den Stamm und riß ihn endlich weg von der Erde. Ego, der andere Kyburger Sprößling, ein leicht beweglicher flüchtiger Knabe, ritt neben Guno, der Aufsicht über die Jäger hielt und kurze Antworten gab auf die vielen Fragen seines vielredenden Begleiters.

Bald hatte die Ritterhalle die Hungrigen aufgenommen und ein reiches Mahl bot ihnen die wohlbesetzte Tafel. Peter aß gerne gut und des geistlichen Herrn wegen hatte er seinen Dienern Sorgfalt anbefohlen. Besondere Mühe war auf die Zubereitung der berühmten Forellen dieser Gegend verwendet

werden, damit der Abt die Fiſche aus den Seen, welche Reichenau umgeben, und als deren Liebhaber er bekannt war, nicht vermiſſen möchte. Die Goldforellen mit ihrem roſenrothen Fleiſche waren auf mannichfaltige Weiſe zubereitet, ſchwammen in Brühen aller Art, lagen trocken in Schüſſeln und harrten der beliebigen Zuthaten, oder ſtarrten hoch aufgethürmt, faſt hart gebacken, den Lüſternen entgegen. Es mußte der Abt bekennen, beſſere Fiſche hätte er nie gegeſſen. Ganz beſonders behagten ihm die gebackenen, die er ſich faſt dutzendweiſe zu Gemüthe führte. Da, wie das Sprichwort ſagt, Fiſche ſchwimmen müſſen, ſo wurden die Humpen nicht vergeſſen und den vorausgeſchickten Fiſchen tüchtig nachgegoſſen. Aber manch Witzwort mußte Herr Peter über ſeinen Wein ſich gefallen laſſen, der Landskraft war und nicht mit vielem Gelde aus fremden Ländern hergeſchafft. Die Herren warfen ihm vor, er tauſche denſelben von den Bernern ein gegen Steine aus ſeinen Steinbrüchen und gegen Hafer von ſeinen Bergen. Herr Peter erbot ſich zur Probe, daß derſelbe doch viel beſſer ſei als der, welcher um Brandis herum wachſe, wo er ſich einmal an einer Traube zwei Stockzähne ausgebiſſen und mit dem Gewächſe an Burgdorfs Hügeln hätte er ſich vor Kurzem die Hühneraugen vertrieben. Während er ſo zu ſcherzen beliebte, füllte doch auf ſeines Herrn Wink der Hausmeiſter die Humpen mit anderem Weine. Und als der Abt den ſeinen wieder zum Munde führte, verkündete ihm ſeine kundige Naſe das edle Gewächs, und mit rührendem Behagen genoß er den edlen Trank und ſchalt billig Herrn Peters Bosheit oder Kargheit, der ihnen ſo lange dieſen edlen Wein vorenthalten, über deſſen Vaterland man hin und her rieth, bis endlich Peter kund that, daß er denſelben aus dem Entlebuch mitgebracht, daß es Welſcher ſei von jenſeits den Bergen. Aber wie er dazu gekommen, wollte er ſelbſt in dieſer Geſellſchaft nicht erzählen. Möglicher Weiſe gehörte er einem Kloſter an, Herr Peter hatte ihn aufgefangen und fürchtete, wenn deſſen

Beſtimmung bekannt würde, ſo möchte der Abt ſeine geiſtliche Hand darüber ſchlagen und im Namen ſeiner Brüder denſelben in Beſchlag nehmen.

Man hätte nicht glauben ſollen, daß Sorgen und Kummer die in Eſſen und Trinken vertieften Herren belade; es war aber damals auch wie jetzt, daß man immer wohler an der Sünde lebt, je näher dieſelbe Einen an den Abgrund ſchleppt. Während ſie in aller Begierde ſchlemmten, war der Kummer vergeſſen und Scherz nach ihrer Weiſe würzte ihre Speiſen. Als aber der Reiz des Mahls vorbei war, als die meiſten Diener verſchwunden, nur noch die in der Halle waren, welche die in alt angeſtammter Gewohnheit ſich immer leerenden Humpen füllen mußten, da tauchte der Kummer wieder auf, Klagen ſprudelten, Pläne wurden geſchmiedet, Rathſchläge ertheilt. Rudolph, der Kyburger, war im Begriff auszuziehen in fremde Kriege, um durch Beute die ungeheure Schuldenlaſt zu mildern, welche auf ſeinen ausgedehnten Beſitzungen lag, und ihm gegen die Städte, namentlich gegen Bern, die Hände band. Er gedachte mit bitterm Schmerze des alten Glanzes und rechnete nicht den Sünden des Hauſes deſſen Verdunkelung zu, ſondern dem frechen bürgerlichen Uebermuthe und deſſen niedrigem Krämerſinn. Es polterte der Abt über das Einmiſchen der Berner in ſeine Simmenthaler Händel, und zürnte gewaltig, daß ein freier Herr ſein Betragen gegen ſeine Leute nach dem Ermeſſen unadelicher Bürger richten ſolle. Der deutſche Herr redete von dem überall überhandnehmenden Uebermuth der Städte, wie die großen Ritterorden dagegen ſich wappnen, und wie in einem allgemeinen Ritterbunde dem Unweſen ein Ende gemacht werden müſſe. Auch Fritz, der Baſtard, redete heftige Worte darein, mit dem Schwerdte raſſelnd und grimmige Blicke ſprühend. Aber mit kluger Stimme redete Herr Peter, mahnend zur Mäßigung und Vorſicht. Er meinte, man ſchlage am ſicherſten die Städte mit ihren eigenen Waffen. Man ſolle ſuchen, an ihren Reich-

thum zu kommen, um den eigenen zu mehren, ihren Handel und Gewerbe lähmen oder ſie zu eigenem Vortheile benutzen, auf alle Weiſe verhüten, daß ſie nicht mehr zu Land und Leuten kämen. Wie ſie aus ihren Gewerben, ſo ſolle man aus ſeinen Leuten und Beſitzungen Geld preſſen ſo viel als möglich, und daſſelbe zuſammenhalten zu gegenſeitiger Aushülfe. Anbei gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß er im Stande ſei, bedeutende Hülfe bereits zu leiſten und noch größere in Zukunft. Er machte beſonders darauf aufmerkſam, wie man die in die Städte gezogenen Familien in das Intereſſe ziehen und durch dieſe adelichen Bürger die andern Bürger überwältigen müſſe. Dadurch beſonders könnten die Städte wieder zu Mägden des Adels gemacht werden. In Luzern ſei nicht üble Hoffnung dazu vorhanden, die Geſchlechter dem Adel geneigt und insgeheim verbunden. In Bern ſeien auch einige, auf die er Hoffnung ſetze, und die bereits ebenſo gut durch Lehen an den Adel gefeſſelt ſeien, als der Adel durch Pfandſchaften und Bürgerrechte an die Städte. Nun begann ein Zergliedern einzelner Familien und Perſonen, die Hoffnungen, welche ſie gewährten, die Hemmungen, die von ihnen zu erwarten ſeien. Wie vor einer feſtverſchloſſenen Thüre, zu der kein Dietrich paßt, kein Hebel an ihr etwas abbringt, mit blaſſem Ingrimm der Dieb ſteht, ſo weilten die Herren bei der mächtigen Familie der Bubenberge, zu welcher kein Schlüſſel paſſen wollte, welche die Freiheit der Stadt zu wahren, ihre Macht zu mehren, als Erbtheil ihrer Familie betrachteten, das der edle Berchthold ihnen hinterlaſſen, keines ihrer Glieder je aus den Augen ſetzte, von der Stadt, ihrem Kinde, das Schwerſte erduldete, im gleichen Sinne, wie David von ſeinem Knaben Abſalon.

Das Bitterſte, was der Groll gewähren kann, wurde über dieſe Familie ausgegoſſen, Glied um Glied derſelben an die Folter geſchlagen, ſelbſt der ſonſt ſo ſchweigſame deutſche Ritter höhnte die Ritterlichkeit dieſer edlen Bürger. Schon

lange war der düstere Cuno wie auf Kohlen gesessen und eine dunkle Röthe hatte sich auf sein Antlitz gelegt, aber er hatte sein Schweigen nicht gebrochen. Als aber Friedrich, der rohe Bastard, auch der weiblichen Familienglieder nicht schonte, ihr bürgerlich Wesen verspottete, ihre Tugend lästerte, sie passend für Bauern und Knechte schalt, da brannte Cuno auf, nannte den Bastard einen Lügner, einen Makel der Ritterschaft, warf seinen Handschuh hin jedem, der an so edler Frauen Tugend zu zweifeln wage. Erstaunt sahen die Ritter auf; den stillen Cuno hatte niemand beachtet, und Herr Peter hatte auch nicht die geringste Ahnung von seines Sohnes Gefühlen; schien er ja überhaupt nicht zu ahnen, daß Gefühle im Menschen seien. Der Bastard war kaltblütig sitzen geblieben, und Peter befahl seinem Sohne, seinen Knappenhandschuh wieder aufzunehmen, zu schweigen, wo Ritter reden, und die Dummheit, für die Weiber ihrer Feinde in die Schranken zu treten, künftig bleiben zu lassen. Aber Cuno stand da in hohem Trotze, nahm den Handschuh nicht auf und schien den Vater nicht zu hören. Ehrlos sei es, rief er, wie ein gemeiner Knecht edle Frauen zu beschimpfen, und dann den Feigling hinter dem Ritter zu verbergen; ein ehrlicher Rittersohn wiege doch wohl eines Abtes Bastard auf, auch wenn derselbe Ritter sei. Das hob den großen Bastard auf von seinem Stuhle, als wäre er von einem Scorpion gestochen: „Wenn du's haben willst, so sei's, Bube!“ brüllte er, und riß Schwerdt und Schild zur Hand. Die Männer wollten mitteln, von Friede reden im gastlichen Hause, und Peter seinen Sohn, den er noch nie als Mann gesehen, als einen Knaben behandeln, dem man bei jeder Unart Abbitte gebietet und das Bekenntniß, daß es ihm leid sei. Aber Cuno hörte den Vater nicht, trotzte immer zu, es war ihm, als sei für ihn die glückliche Stunde aufgegangen, das Verkanntsein mit seinem Blute zu lösen. Wenn Bäbeli vernehme, wie er zur Rettung ihrer Ehre gestorben, so weihe sie wohl sein Grab mit einer Thräne, hoffte er.

Auch der Baſtard wollte ſich nicht halten laſſen, dem Buben gebühre die Ruthe, ſagte er, doch ſolle ſie nicht zu blutig ſein, verſprach er den Herren, die im Weine zu erhitzt waren, um in aller Kaltblütigkeit das blutige Spiel verhüten zu können.

Raſſelnd eilten die Kämpfer in den Hof hinunter, ſo raſch ſie konnten, die Herren nach, um das Schlimmſte zu verhüten, und oben riß die wilde Maid von Brandis die Fenſter auf, um das willkommene Schauſpiel zu ſehen. Aengſtliches Bangen um den Bruder, ein dunkler Haß gegen den Baſtard, deſſen brennende Augen und rohe Reden ſie ſchmerzlich zu verfolgen begannen, riß auch Adelgunde zum Zuſehen des Kampfes. Der Kampf ſchien nicht zweifelhaft. Wie ein rieſenhaftes Hünenbild trat der Brandiſer dem jugendlich ſchlanken und etwas kleinen Thorberger gegenüber; ein einziger Streich, ein Stoß mit dem Schilde ſchien hinreichend, den kühnen Jüngling zu überwältigen. Man irrte ſich. Der ſtolze Ritter meinte ſpielen zu wollen, wie der Bullenbeißer mit dem Windhündchen ſpielt, und den Knaben bald wehrlos mit tüchtigen Beulen und eingejagter Todesangſt unter ſeinem Fuße zu haben. Aber des vermeintlichen Knaben Streiche fielen ernſt, wie Männerſtreiche, ſein Schwerdt ſaß feſt in ſeiner Fauſt, ſeine ganze Kraft war in einer Aufregung, wie ſie nur die Begeiſterung der Liebe erzeugt. Der Ritter mußte ſich ſeines Leibes wehren, mußte ſeine ganze Aufmerkſamkeit zuſammenfaſſen, um den Streichen des mit jugendlicher Behendigkeit an ihn Dringenden zu entgehen. Wie hart er auch ſchlug, ſeine Hiebe ſaßen nicht, ſchnell von Fuß und Hand entging ihnen Cuno. Immer hitziger wurden der Kampf und die Kämpfer. Mit Staunen ſah Herr Peter ſeines Sohnes Männlichkeit; lautes Jubelgeſchrei ſtieß oben unterm Fenſter das wilde Fräulein aus, und immer ſtarrer und düſterer ſchaute Adelgunde in das Schwerdtergefunkel, denn bald mußte der Kampf ſich entſcheiden. Man ſah die Schlachtenwuth im

Baſtard wachſen, ſah wie ſeine Hiebe wilder wurden, an's Leben gingen, ſah wie Cuno rückſichtloſer wurde und Kraft an Kraft zu ſetzen begann, Streich mit Streich vergalt, ſtatt den Streichen zu entgehen, ſah Cuno taumelnd ſinken, ſah wie der deutſche Ritter mit Noth wehren konnte, daß nicht ein zweiter Stoß den Sinkenden todt niederwarf, ſah aber auch Blut aus des Ritters Seite rieſeln, ſah Anna wie ein Kind, dem ein Spielzeug zerbricht, ſchreiend niederblicken, Adelgunde ſich ernſt und blaß vom Fenſter wegwenden, während Herr Peter mit mißfälligem Geſichte ſich zu ſeinem Sohne niederbeugte. Derſelbe lag bewußtlos aber unverwundet da. Wie ein Wetterſchlag hatte ihn des Ritters Schwerdt getroffen, wahrſcheinlich aber nicht mit voller Schärfe, hatte daher den Schild nicht durchgehauen, ſondern nur betäubend aufs Haupt zurückgeworfen. Des Ritters Wunde blutete ſtark, war aber nicht gefährlich, bloß eines ſchnellen Verbandes bedürftig. Ein ſolcher Vorfall war zur ſelben Zeit nicht ein ſo ſeltſames Ding wie jetzt, daher der Schrecken nicht ſo groß, das Nöthige bald beſorgt. Die Herren ſaßen wieder beim Weine, ehe der deutſche Ritter mit Adelgunde den Baſtard verbunden hatten, der an Wunden gewöhnt, mit dem ſtillen Fräulein allerlei Scherz verſuchte, und ehe Anna den betäubten Cuno erweckt hatte, deſſen Ritterlichkeit ihrem wilden Sinne beſonders wohl gefiel. Auch freute es ſie, daß er ihren böſen Vetter, der etwas ſchnöde bei ihnen wirthſchaftete und Anna als eine Schmarotzerpflanze an ihrem Stamme betrachtete, gezüchtigt hatte. Sie that anfangs gar ſanft um Cuno, aber wie er nicht erwachen wollte, ward ſie immer ungeduldiger und zauſte ihn endlich an Haar und Bart, wie ſie es ihren Jagdhunden zu thun pflegte, wenn dieſelben aufſtehn und mit ihr ſpielen ſollten. Als auch dies nicht helfen wollte, rief ſie Adelgunde herbei, unter deren warmer weicher Hand Cuno bald erwachte.

Anna hätte ſchon lange gerne das Ritterfräulein geſpielt, allein bis dahin keine Gelegenheit dazu gehabt. Seit ihres

Vaters Tode lebte Frau Margarethe, ihre Mutter, sehr einsam, und mit ihren Vettern von Burgdorf war sie zu bekannt und von ihnen, ihrer wilden Sitten wegen, zu sehr verspottet, um mit ihnen das Spiel zu spielen, das wenigstens seit der Sündfluth, wahrscheinlich aber schon früher, und unter allen Völkern mehr oder minder offen zwischen allen jungen Leuten gespielt wird. Cuno gefiel Anna besonders wohl und sie stund keinen Augenblick an, ihn zu ihrem Auserwählten zu machen. Diese Gunst war aber nicht wenig lästig für den armen Cuno. Abgesehen davon, daß er an dem wilden Mädchen und dessen Späßen wenig Gefallen fand, war es ihm besonders widerlich, bei der Reinheit seiner verschlossenen Liebe mit einem andern Mädchen sich abgeben zu sollen, er hätte am liebsten mit gar keinem geredet. Es nahm sich daher gar seltsam aus, wie Cuno in steifer Sprödigkeit und fast ängstlichen Geberden die allgemeinen Pflichten der Höflichkeit erfüllte, wie aber Anna sich alle Mühe um ihn gab, ihn aus seinem Geleise zu reißen, mit ihm schmollte, mit ihm zankte, alle Augenblicke etwas an ihn zu bringen hatte. Entweder sollte er mit ihr jagen oder mit ihr reiten, Falken abrichten oder junge Hunde plagen. Der alte Thorberger sah das recht gerne, nur ärgerte ihn seines Sohnes kühles Betragen, das er aber mehr dessen Eigenthümlichkeit als einer besondern Stimmung, einem Widerwillen gegen Anna oder der Liebe zu einer andern zuschrieb. Er hatte keine Ahnung davon, daß Cuno lieben konnte, er hatte ihn auch gar nicht gefragt, was ihn gegen den Bastard gereizt, sondern hatte das Aufbrausen auf Rechnung des Weins oder der lächerlichen Ritterlichkeit des unabgekühlten Jünglings gesetzt, der noch im Wahne stehe, für die Frauen sein Schwerdt immer blank halten zu müssen. An seinem Muthe, seiner Kraft hatte er Gefallen gefunden; weiteres Gewicht setzte er in die Begebenheit nicht. Seine Kinder betrachtete er als Maschinen in seiner Hand, und ein Werkmeister bekümmert sich um seine Maschinen nicht weiter,

als daß er ſie zu dem gebraucht, wozu ſie beſtimmt ſind; er denkt nicht von ferne daran, daß Maſchinen ſich dieſer Dienſte, die ſie ihm zu verrichten im Stande ſind, weigern könnten.

Etwas Anderes plagte dagegen den Thorberger.

Der Baſtard hatte beſonderes Gefallen an Adelgunde gefunden und ſchien ſich ernſtlich um ſie bemühen zu wollen. Adelgunde beſaß eine edle Geſtalt und eines jener Geſichter, die, wie ein ſchönes dunkles Räthſel, ganz beſonders die Männer anziehen, welche Vieles ſchon erfahren und nur von der Neuheit noch Reiz erwarten. Ihr Aeußeres ſchon reizte daher den wilden Ritter, aber eben ſo ſehr denn doch ihres Vaters Stellung und der Ruf von deſſen großem Reichthum. Er hoffte den Abt zu beerben. Dieſes Erbe war aber mit vielen Schulden beladen, daſſelbe zu behaupten, bedurfte er vielen Geldes, das ſollte ihm Adelgunde bringen.

Geld bedurfte er, ſo viel begriff er; ob er dann aber das Geld, wenn er es erhalten, wirklich zu dem hätte anwenden können, zu dem er es nöthig hatte, zu Bezahlung der Schulden, das wußte er noch nicht, das ſollte erſt die Erfahrung lehren. Es träumen ſo viele Menſchen ſich Geld und Gut, ſchwelgen in dem Gedanken, was ſie damit anfangen würden, und ſelten einer wird, wenn er Geld erhält, es wirklich ſo gebrauchen, wie er geträumt hat, und beſonders nicht, wenn der geträumte Gebrauch ein vernünftiger geweſen wäre. Damals konnten namentlich die Ritter nicht Geld zur Bezahlung ihrer Schulden gebrauchen. Die Urſachen, welche ſie in Schulden gebracht, verſchlangen alle neu aufgebrachten Summen. Die alte Ueppigkeit, der ſorgloſe Haushalt, das frevle Hoffen ohne Grund auf beſſere Zeiten, ließen nicht zu, daß ſie wieder einen feſten Grund ſich unter die Füße bauten.

Er verfolgte daher das Fräulein mit ſeiner Aufmerkſamkeit, die aber der Art war, wie ſie gerne der von ſich eingenommene, gleichviel ob gebildete oder rohe Menſch, dem erweiſet, den er an Stand oder Erfahrung unter ſich glaubt.

Diese Aufmerksamkeit wird sehr oft von Männern Mädchen erwiesen, denen man keine Welterfahrung zutraut, daher glaubt, sie werden von der fühlbaren Ueberlegenheit überwältigt, alles geduldig hinnehmen, was man ihnen zu bieten für gut finde. Wie sich aber hierin gar viele täuschen, so täuschte sich auch der Bastard. Wenn Ansprüche auf geziemende Behandlung schon nicht äußerlich sichtbar werden, so liegen sie doch in jedem weiblichen Herzen, und wer sich daran nicht kehrt, sie höhnt, dem wird auch das mildeste weibliche Herz feind. Es schauderte recht eigentlich Adelgunde, wenn der Bastard mit seiner ungeschliffenen Rede sich an sie wandte, und wenn sie seine Schritte von weitem hörte, so floh sie, wie man vor wilden Thieren flieht, wenn man ihr Schnauben hört. Den Bastard focht aber dieses Fliehen, dieses sichtbare Beben und Abwenden wenig an, er nahm es für das Zittern eines Kindes vor einem Helden: für etwas, das sich von selbst gebe, oder wenn es sich nicht gebe, nicht besonders zu beachten sei.

Doch nicht nur der Tochter war diese Bewerbung mißfällig, sondern fast eben so sehr auch dem Vater. Der Bastard war nicht ein Eidam, wie ihn Herr Peter wollte. Die Stellung desselben war ihm zu unbedeutend, dessen Aussichten zu dunkel, dessen Charakter zu ungestüm zu Verfolgung eines Zweckes. Ihm aber geradewegs die Thüre verschließen, durfte er doch nicht, weil er und dessen Onkel bedeutende Glieder der Kette waren, mit welcher er die Städte und Länder erdrosseln wollte. Und doch war ihm die fortgesetzte Bewerbung fast so unangenehm, als ein rasches Abweisen. Herr Peter kannte der Kyburger Stolz, die nicht vergessen hatten, daß sie den Habsburgern fast mehr als ebenbürtig, der Zähringer Erben gewesen. Er hatte, wie gesagt, nicht vergessen, daß sie seinem Vater Thun als Pfandschaft nicht geben wollten, weit lieber dem sonst feindlichen Bern sie anvertrauten. Er wußte, daß man einem zunächst unter einem Stehenden nicht gerne

die Hand bietet, ihn zu ſich heraufzuziehen, ihm zehnmal lieber den Fuß auf den Nacken ſetzt, um ihn herunter zu ſtoßen, lieber einem Feinde oder einem Entfernten die Hand reicht. Den ganzen Stolz der Familie trug Berchthold in ſich, den Peter zu ſeinem Eidam erwählt hatte. Derſelbe beſaß aber auch zugleich die ganze Steifheit und Indolenz, welche ſo gerne den letzten Gliedern einer ſinkenden Familie eigen ſind. In unruhiger Haſt verſuchte der Vater Rudolph ſich wieder zu heben, aber alle verſuchten Mittel ſchlugen zum Unglück aus; Berchthold dagegen bewegte ſich von Jugend auf in dem erſtarrten Stolze, der annimmt, der Himmel gehöre ihm bereits, ſei nicht erſt zu verdienen. Er erwartete eine andere Zeit, ein Glück ſeiner würdig, aber ein reges Streben darnach auf dem würdigen Wege, auf dem große Männer groß geworden, bleibenden Ruhm ihren Familien erworben, hielt er unter ſeiner Würde. Nun fürchtete Herr Peter nicht ohne Grund, dieſer ſtolze junge Graf werde eine Braut verſchmähen, um welche der Baſtard eines Abtes ſich bewerben, er werde die nicht als Gräfin von Kyburg denken können, welche ein Baſtard von Brandis nicht zu weit über ſich erachtet hatte, um ſie zu ſeinem Weibe zu machen. Dieſes werde um ſo mehr der Fall ſein, fürchtete er, da ſchon an ſeinem Stand als Freiherr, an ſeinem Verhältniß als Lehenträger Kyburgs, einiger Güter wegen, der junge Graf Steine zum Anſtoß ſattſam finden werde. Dieſe hoffte er indeſſen durch die Noth des Hauſes; welche er durch ſein Geld, durch ſeinen Einfluß auf den Herzog heben konnte, auf die Seite ſchaffen zu können. Dieſer neue Stein des Anſtoßes war ihm daher ſehr widerlich, er glaubte ihn dadurch zu befriedigen, daß er Thorberg verließ und in ſeine ſehr weitläufige Pflegſchaft in den vorderen Erblanden ſich begab. Es ging ihm aber, wie es Menſchen oft geht, die ſtarr Eines im Auge, Nebendinge wenig achten, und meinen, es müſſe ſich alles gerade ſo ſchicken, wie ſie es in Gedanken haben. Seinen Sohn ließ er in

Thorberg, damit sein Verhältniß zu Anna von Brandis reifen könne, seine Tochter ebenfalls, weil sie anderwärts ihm eine Last gewesen wäre. Er glaubte, bei seiner Abwesenheit werde sie dort niemand in ihrem stillen Brüten stören. Da irrte er sich. Es waren Andere, die auch wiederum thaten, was ihnen beliebte, und zwar gerade das, was der Thorberger nicht wollte.

Während Peter, wo er hinkam, und besonders im Entlebuch, seine Untergebenen immer schonungsloser ausnutzete, gestaltete sich zu Thorberg ein seltsam Leben. Cuno und seine Schwester athmeten frei auf, als der Vater fortziehen wollte; — sie freuten sich auf die alte Einsamkeit. Cuno träumte wieder und Adelgunde setzte sich oben ans Schloß, wenn es die Kälte erlaubte und sah den schönen Müllerknaben, und ging hinunter zur Mühle, um da etwas von ihm zu hören. Wie ihr das Blut aus dem Gesichte trat und das Herz sich zusammenzog, wenn sie den Bastard von Brandis von weitem hörte, so schien sich dagegen ihr Herz zu öffnen und ein sanftes Roth überfleg ihr Gesicht, wie die Rose sich öffnet, wenn die Sonne sie küßt, wenn sie ihren Müllerknaben von weitem sah. Sie war heiterer als Cuno, der sein Bäbeli lange nicht gesehen, aber keins wußte, warum das Eine heiterer, das Andere trüber war; das Eine seufzte zuweilen, das Andere lachte hie und da, und Keines fragte das Andere. Kaum hatten sie einige Tage ihr stilles Behagen genossen, und eben saß das Fräulein des Nachmittags an der Sonne vor der Mühle, als Anna mit ihrem wilden Vetter schon wieder daher geritten kam und verwundert des gestrengen Herrn Tochter bei den Müllersleuten sitzend fanden. Bald hatte des lüsternen Ritters Auge das schöne Müllermädchen ausgefunden, und kaum hatte er seine Auserkorne begrüßt, so begann er rohe Späße mit der Müllerin, und, während die beiden Fräulein voraus gingen, setzte er sie fort, bis die Müllerin floh ins Mühlekämmerlein, zu den Müllerburschen, die ehrbarer waren,

als der rohe Ritter draußen. Der Ritter ging, aber mit ſchlechten Vorſätzen für ein ander Mal. Cuno war ausgeritten am Morgen früh, Adelgunden allein lagen die Gäſte ob. Dieſe waren gekommen, das Geſchwiſterpaar nach Brandis zu laden zu der Freiherrin Magaretha. Die Geſchwiſter mußten, mit einem tiefen Riß in ihrer Hoffnung, dem Dringen nachgeben, und in der ihnen faſt unleidlichen Geſellſchaft zum Beſuch nach Brandis reiſen: Adelgunde zitternd neben dem wilden Manne, Cuno in eigentlicher Pein, neben dem wilden Fräulein.

Frau Margarethe war eine ſanfte, fromme Frau, welche Zucht und Sittſamkeit liebte, und in einer heimeligen Häuslichkeit ſich am wohlſten befand. Sie verſtand die ſeltene Kunſt, alles was ſie umgab, mit einer ſolchen Freundlichkeit zu beſtrahlen, daß es jedem wohl ward, der in ihren Kreis trat. Es ſagte einſt ein alter Soldat, es ſei ihm allemal wenn er den Canton Bern betrete, als ob er in eine warme Stube komme; ſo ungefähr war es auch jedem, der nach Brandis kam, als Frau Margarethe dort ihren Haushalt hielt. Aber ihr ging die Kraft ab, des wilden Stammes Blut, das in den Adern ihrer Tochter rollte, zu zügeln; ſie ſprach wohl zu, aber ſie beherrſchte nicht und die wilde Tochter liebte die Mutter, aber ſie gehorchte ihr nicht. Wenn ſie müde war von der Jagd oder faſt männlichem Spiele, ſo ſaß ſie des Abends nirgend lieber, als am Feuer bei ihrer Mutter; aber wenn der Tag anbrach, ſo hielt ſie es dort nicht aus, ſondern mußte ins Freie. Frau Margarethe war in ſchlimmer Lage. Sie war reich, aber eine ſchwache Wittwe, während ihre eigenen und ihres Mannes Verwandte geldbedürftig waren. Man weiß, daß Brüder, die in Geldverlegenheit ſind, ihrer Schweſter Gut nicht ſchonen, aber daß noch öfters Brüder ihres Bruders Wittwe plündern, auch wenn es die Noth nicht gebietet. Frau Margarethen, von zwei Seiten gedrängt und für ihres Töchterleins Gut beſorgt, war daher eine Verbindung

mit dem mächtigen Thorberger nicht unlieb: der konnte ihr Schutz gewähren, wenn er ein Interesse dabei hatte. Auch war ihr alles daran gelegen, das einsame Leben ihrer Tochter mit dem wüsten Vetter zu unterbrechen, der sich mit eigener Unverschämtheit bei ihr eingenistet hatte, und gar nicht weiter zu wollen schien, was sie sich gar nicht erklären konnte, da derselbe sonst rastlos reichen Klöstern, als Sohn eines Abtes, als bekannter Ritter reichen Burgen nachgezogen war, wo er wohlfeil kostbar leben zu können hoffte. Es war Abends, als die jungen Leute das Thal herauf Brandis zu ritten. Sie hatten Einkehr gehalten in Burgdorf; Anna hatte die Vettern auch mitnehmen wollen und ihnen eine prächtige Jagd in ihren Forsten, hinter Trachselwald, die weit hinauf bis hoch in die Alpen gingen, vorgespiegelt, aber unter allerlei Vorwand war die Einladung abgelehnt worden. Da die Frau Gräfin sehr kühl war und Berchthold sehr frostig, Ego fast spitzig, und es fast schien, als wäre man einer unwillkommenen Gesellschaft gerne bald los, so hatte Anna früher als sonst zum Aufbruch getrieben, den Vettern manche Derbheit gesagt, und noch brannte kein Licht zu Brandis, als man durch die Emme ritt und die mächtige Burg in geringer Entfernung vor sich sah.

Als sie auf weitem Umwege endlich zur Burg einritten, war es finster geworden, und Frau Margarethe empfing die Gäste mit ihrer gewohnten Freundlichkeit am weiten glutstrahlenden Kamine. Die zwei düstern dunkeln Ritterkinder machten neben den beiden andern weiß- und rothgelockten einen eigenen Eindruck auf Frau Margarethe. Sie wunderte sich über derselben selten gefundene Aehnlichkeit unter sich und mit dem Vater; und etwas steifes, förmliches mischte sich unwillkürlich in ihre Freundlichkeit. Aber sie fand bald, daß das unsichtbare Etwas, das Gespenst mit Dolch und Schwerdt, das unaussprechlich Unheimliche, das den Herrn von Thorberg umgab, nicht über seinen Kindern schwebe. Frau Margarethe

fühlte ſich angenehm überraſcht durch des Fräuleins Anſtand und ſittſame Geberden, die gegen ihrer Tochter Ungezogenheit merklich abſtachen, weshalb ſie nicht umhin konnte, derſelben ſchon während dem Laufe des Abends Adelgunde wiederholt als Muſter aufzuſtellen. Eben ſo wohl gefiel ihr, dem Baſtard gegenüber, der edelgebildete Cuno, ſeine Mäßigkeit und ſeine züchtige Rede in ihrer Gegenwart. Sie dachte ſich denſelben recht gerne als Eidam, ſie hoffte von ihm männlichen Schutz für ihr Eigenthum, aber auch, daß er der Mann ſei, ihre Tochter nach und nach zu einem adeligen Betragen zu bekehren.

Es trat bei ihr unwillkürlich gegen die beiden Geſchwiſter etwas Mütterliches, Holdſeliges hervor, und wenn ſie ihre beiden Verwandten tadeln mußte, ſo wandte ſie ſich um ſo wohlwollender wieder zu den beiden ſo ſittſam und anſtändig da Sitzenden, ſo gemeſſen Redenden. Das that nun dieſen gar wohl, beſonders Adelgunden. Sie hatte nie eine Mutter gehabt, mit ihr war nie mütterlich geredet worden, des Vaters Auge und Ton hatten, wie mit einem Schlüſſel, ihr Herz verſchloſſen. Nun that Margarethen's mütterlicher Ton der armen Adelgunde unbeſchreiblich wohl. Es war ihr faſt, als ob etwas Hartes in ihr weich werde, faſt ſo, als wenn ſie Hans, den Müllerknaben, den Berg ab kommen oder im Traume wieder ſah, wie er ſie aus dem Bache trug. Doch waltete ein bedeutender Unterſchied dabei. Mit Hans konnte ſie nicht reden, ja ſie dachte nicht einmal daran; er war ihr eine Erſcheinung, deren Anblick ſchon beſeligt. Anders war es bei Frau Margarethe. Sie fühlte ein Bedürfniß, dieſes und jenes zu ſagen, nach dieſem und jenem zu fragen; und wenn ſo ein neuer Spruch ſich Bahn brach, ſo erſchrak Adelgunde faſt davor, wie man oft zuſammenfährt, wenn auf einmal eine Perſon zu reden anfängt, deren Daſein man nicht wahrgenommen. Wenn Frau Margarethe dem Andenken ihres Gatten noch Stunden weihte in der Burgkapelle, oder vor

dem Bilde der reinen Jungfrau, das neben ihrem Bette in reichem Schmucke stand, hinkniete, so erging Adelgunde sich in der heitern Burg, sah dem wohlgeordneten Haushalte zu, welcher ihr später bei Frau Margarethe noch Stoff zu mancher Frage bot; oder sie sah über das Thal hinüber an die hohe Egg, hinter welcher die einsame Mühle klapperte im Thale, und träumte sich ihren alten und doch immer neuen Traum; oder sie ging hinunter ins nahe Kloster zu Rüegsau, wo damals, unter einer frommen Aebtissin aus dem edlen Hause von Erlach, Zucht und Frömmigkeit herrschten, so daß weder Ritter noch Mönch Gelegenheit fanden, die Geweihten des Herrn ihrem Bräutigam untreu zu machen, wie es früher und später an dieser einsamen, Gott geweihten Stätte nur zu häufig Statt fand.

Dort empfand Adelgunde zum ersten Male die Macht eines wohlgepflegten Gesanges, und konnte, wenn ein Lied verhallet war, noch Stunden lang in der Klosterkirche weilen, die Töne im Gemüthe nachklingen lassen, ohne das Eilen der Zeit zu fühlen.

Auch Cuno war gerne bei Frau Margarethe, an deren mildem Sinne er sich erholte, wenn Anna mit ihrer wilden Zudringlichkeit; und besonders durch ihre rücksichtslose Härte gegen Menschen und Thiere ihm wehe gethan. Sie war, wie man zu sagen pflegt, kein böses Mädchen. Viele würden sogar sagen, sie habe ein gutes Herz, denn sie that niemand mit Vorbedacht weh, kannte die Rache nicht, konnte um eines Jagdhundes willen ihr Leben in Gefahr setzen, ja auch reichliche Gaben spenden den Bedürftigen, wenn sie nämlich gerade bei Laune war. Aber sie war durch die geringste Sache aufgeregt, ihr Zorn kannte keine Gränzen, ihre Natur verlor alle Weiblichkeit und dabei waltete bei ihr eine herbe Rücksichtslosigkeit. Alles was von ihr kam, sollten Alle von ihr hinnehmen in unterwürfiger Geduld, sie hatte durchaus keinen Sinn für den Schmerz, den sie verursachte, das Unglück, das

sie anrichtete. Das empörte Cuno oft, er wandte sich von Anna weg, fast mit eben dem Widerwillen, wie seine Schwester von dem Bastard, und flüchtete sich gerne zu Frau Margarethe, wohin Anna lieber nicht kam, oder denn doch sich nicht so ganz gehen lassen durfte. So entstund das seltsame Verhältniß, daß die Thorberger lieber in Brandis waren, die Brandiser aber lieber in Thorberg.

Frau Margarethe sah mit Schmerzen dieses Verhältniß, allein sie gedachte bei Cuno's gleichförmiger Gelassenheit nicht von weitem daran, daß er eine andere Liebe in sich trage und Anna eigentlich abhold sei, sondern nahm sein geduldiges Hinnehmen für seine Art und Weise, und zählte fest auf ein künftiges Bündniß. Klarer sah sie das Verhältniß zwischen ihrem Vetter und Adelgunde, und neigte sich zu Schutz und Trutz durchaus auf die Seite der Letztern, die ihr alle Tage lieber wurde. Es ging der guten Mutter wie tausend andern Müttern, die alle Verhältnisse durchschauen, außer diejenigen, bei denen mütterliche Hoffnungen und mütterliche Liebe ins Spiel kommen.

Dem Ritter ward die Sache nach gerade doch zu einförmig. Ins Simmenthal hinauf begehrte ihn sein Onkel nicht; er fürchtete seines Neffen Gewaltthätigkeit, welche bei seiner schwierigen Stellung zu den Simmenthalern und dem immer obschwebenden Bärentatzen ihn in die größte Verlegenheit bringen konnte. Die Waffen ruhten diesen Augenblick, daher suchte der müßige Ritter andere Kurzweil. Er stellte der Müllerstochter nach in des Thorbergers Mühle. Das war ein vermessen Ding. Allein der Bastard wußte den Herrn fern und hielt die Maid für leichte Beute, die er so im Vorbeigehen ohne Aufsehen haschen könne; er täuschte sich. Er mochte Vormittags oder Nachmittags von der Burg herab zur Mühle gehen, er traf das Mädchen nie geneigt für seine ritterliche Zärtlichkeit; je derber er wurde, um so derber fertigte sie ihn ab sonder allen Respekt. Er konnte diese Keck-

heit des Mädchens, welches that, als ob es die ganze Burgerschaft von Bern im Rücken hätte, nicht begreifen, eine solche hatte er um Constanz herum nicht erfahren. Er wußte nicht, daß der Berner Sinn nicht in Berns Mauern eingegränzt war, sondern rings um Bern sich ausbreitete.

Sein Knappe Stoffel war seinem Herrn ähnlich in vielen Dingen, und ihm zur Hand in jedem. Diesen ließ der Ritter lauern, auf welche Weise er dem kühnen Mädchen ungehindert Gewalt anthun möchte. Der brachte bald heraus, daß das Mädchen fast alle Abend auf der Ostseite der Burg zu Berge steige, wo dessen Vater ein Gehöfte hätte und von dort erst Nachts wiederkehre. Oben sei gewöhnlich niemand, wenn man einige Kühe nicht rechne, deren Milch das Mädchen hole. Das Gehöfte gränze an das Gebiet von Brandis und sei oberhalb der Lauterbacher Mühle, so daß man sich auf der Thorberger Seite gar nicht brauche sehen zu lassen. Die Sache schien wie gewünscht sich zu gestalten.

Einmal als Cuno und Adelgunde in Brandis waren, geberdete Fritz sich noch wilder als sonst, trank auch mehr, preßte seiner Muhme noch einige Humpen Neuenburger ab, welche sie von ihrer Base zu Valangin zum Geschenk erhalten, rüstete sich zum Fortritt, Urlaub auf einige Tage nehmend, unter dem Vorgeben, er reite auf Solothurn zum Besuche verwandter Chorherren. Er aber ritt bei Hasle links eine wilde Schlucht hinauf, dann einer zum Theil fruchtbaren Seite nach wieder hinunter ins Thal bis zur Lauterbacher Mühle, wo er die Pferde stehen ließ und unter seines Stoffels Führung jenseits den Berg aufstieg. Er gedachte an keine Entführung, nur an eine Gewaltthat. Als er oben auf dem Berge war und hinter dichtem Haselhaag auf der Lauer stand, sah er das Mädchen leichtfüßig der Hütte zueilen. Kaum war dasselbe im Stalle, so trat unter die offene Thüre der gewaltige Bastard mit wieherndem Gelächter und hinter ihm sein spitzbübischer Knecht. Als das Mädchen auf einmal

die Thüre verdunkelt ſah, blickte es auf und ſtieß einen Schrei aus, fiel aber nicht in Ohnmacht, ſondern ergriff ſeinen Melkſtuhl und hob ihn kampfgerüſtet den beiden Böſewichtern entgegen. Dieſe lachten der Waffe, ergriffen das Mädchen mit überlegener Gewalt — es ſchien verlaſſen von Gott und Menſchen. Da ſprang, wie von Gott geſandt, ein hoher Jüngling auf die Frevler ein; wie des Blitzes Strahl ſauste ein handlicher Buchenknittel auf ihre Köpfe, die ſich bogen und krachten, wie Hanf unter der Breche. Es taumelte der Ritter, tappte ohne Beſonnenheit mit beiden Händen nach der Wand, da ſprang der hartgetroffene Stoffel wieder vom Boden auf, ſtieß nach dem ſchlagenden Jüngling und riß den Ritter, noch von manchem Streich verfolgt, ins Freie und den Berg hinunter. Doch bald merkten ſie ſich unverfolgt, konnten ausruhen, und der Knecht dem wilden Herrn ſeinen zerſchlagenen Kopf etwas zurecht machen, ſo daß, als ſie ihre Pferde wieder beſtiegen, ihnen niemand das beſtandene Abenteuer anſah. Der Brandiſer hätte gute Luſt gehabt, als er ſich erholt hatte und ſich unverfolgt ſah, wieder hinauf zur Hütte zu gehen und dem ihm unbekannten Züchtiger zu beweiſen, daß nur die Ueberraſchung ſeine Kraft gebunden. Allein der Knecht wußte es ihm auszureden; er hatte den jungen Müller erkannt.

Sie ritten daher ſo eilig als möglich zum Thale hinaus, und erſt jetzt Solothurn zu. Das Dazwiſchenkommen von Hans war ein ganz natürliches. Er wußte von der Müllerin, daß der Ritter ihr nachſtelle und wie ſie ihn einige Male abgefertigt; das dünkte Hans ganz in Ordnung, aber weitern Kummer hatte er keinen. Er war nicht ein furchtſam, nicht ein kummerhaft Gemüth, und hatte den Glauben, daß immer alles gut kommen werde. Als aber der böſe Ritter gegen Abend den Berg anſtieg, auf dem, wie Hans wohl wußte, das Mädchen die Kühe beſorgte, da ahnte er die Unthat. Er beſann ſich nicht lange, rief nicht Leute zuſammen, er that

wie gewohnt, er ging der Gefahr entgegen in vollem Vertrauen, daß er ſie beſiegen werde. Diesmal mochte ihn nicht nur die Gefahr im Allgemeinen treiben, ſondern auch das Mädchen ſelbſt. Die Mutter hatte ihn ſchon lange aufmerkſam gemacht, daſſelbe ſchicke ſich für ihn gar wohl, er fand es ſelbſt auch und liebte es noch obendrein, aber mit aller, einem raſchern Gemüthe unbegreiflichen Ruhe. Er kam zur rechten Zeit, wie gewöhnlich, aber was bei ſeinem einmal erwachten Zorne, der fürchterlich war, geſchehen wäre, ein Zerſchlagen beider bis zum Tode, hemmte der Dolchſtoß Stoffels. Weiter als bis zur Schwelle der Hütte konnte er die Frevler nicht verfolgen, dort mußte er ſich halten, dort ſank er zuſammen, eine weite Wunde klaffte in der rechten Seite. Sie war erſchreckender als gefährlich, doch immer noch bedenklich genug, beſonders hier oben auf einſamem Berge. Das muthige Mädchen verlor auch jetzt die Beſinnung nicht, verband ſogleich die Wunde ſo gut es ſich thun ließ, und trug den Betäubten auf ihren Armen eine weite Strecke ihrer Mühle zu, bis derſelbe erwachte, und, von ihr unterſtützt, mühſam zu Thale gehen konnte. Das ganze Thal erwachte in Wuth, als man die That vernahm, und viele Burſche machten ſich auf, Rache zu nehmen an den Frevlern, von denen man glaubte, ſie lägen noch betäubt von Hanſens wohlbekannten Streichen am jenſeitigen Bergabhange. Sie brachten der Müllerin die böſe Kunde, wie ihr Sohn wund liege jenſeits dem Berge in der Thorberger Mühle, und wie ſie ſchnell kommen müſſe, wenn ſie ihn lebend antreffen wolle. Die Kunde bebte durch die ſtattliche Frau faſt wie ein Schlagfluß, einen Augenblick mußte ſie ſich halten am Ofen, bei dem ſie eben ſtund, dann drangen einige „heilige Mutter Gottes!“ hervor, dann band ſie raſch ein friſches Fürtuch um und eilte ſo ſchnell als möglich den Berg hinan, abwechſelnd über die Mörder fluchend, vor denen man in den abgelegenſten Thälern nicht mehr ſicher ſei, und auf ihren Sohn zürnend, daß der

meine, er müſſe Allen helfen; er erfahre es jetzt, wie es komme, wenn man ſeine Naſe immer zuvorderſt habe und ſeine Finger in allem; dann weinte ſie wieder und ſchrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen: „O Hans, o Hans! ſo einen wie du giebt es keinen mehr, o ſtirb mir nicht, ſtirb mir nicht!“ Drunten empfingen Leute ſie ſchon weit von der Mühle, mit dem Troſte, daß Hans kaum ſterben werde. Der Burgpfaff ſei ſo eben bei ihm und verbinde ihn, und der habe geſagt: das gehe noch lange nicht ans Leben. Die Wunde ſei nur zwiſchen den Rippen und dieſe alle noch ganz. Nun erſt kam es der Mutter recht in die Beine und ſie mußte niederſitzen und lange warten, bis ſie zu ihrem Sohne in die Stube ſich drängen konnte, die voll gepfropft von Leuten war. Nachdem ſie ihn zärtlich angeweint mit den Worten: „Hans, mein Hans, lebſt du noch?“ fing ſie alſobald an zu klagen, ſie hätte das ſchon lange gedacht, es werde ihm ſo gehen, wenn er immer meine, er müſſe allen Leuten helfen, und der liebe Gott wolle doch, daß jeder ſich ſelbſten helfe, hätte er doch deswegen jedem Menſchen zwei Augen und zwei Arme gegeben. Ein ander Mal, hoffe ſie, ſei er witziger und blaſe nicht in alle Feuer, und rühre nicht in jedem Unflath.

Zwiſchen ihren Reden durch hörte die gute Frau doch auch auf das Schwatzen der Leute, die ihren Hans rühmten und ſagten: ſo einer ſei noch nicht geweſen, ſeit im Thale die Mühle gehe; und auf ihr Schimpfen, daß vor dem Uebermuth der Ritter niemand mehr ſicher ſei. Es kam ihr immer mehr übers Herz, welchen Verluſt ſie an Hans erlitten hätte, und mit dieſem Gefühl wuchs auch der Zorn gegen die Urheber der That. Es litt ſie nicht mehr da, als ſie Hans außer Gefahr und in guter Obhut ſah, ſie band das Fürtuch wieder feſter und erklärte: ſie wolle auf Brandis zu ihrer Freifrau und dort Klage führen über die Unthaten des Vetters, ſie ſei keine böſe Frau und werde wohl noch etwas zu befehlen haben in ihrer Burg und ihrem Gebiet. Es ſei gut,

daß das hochmüthige Fräulein gerade drüben ſei, die könne dann hören, mit was für einem ſie ſich abgebe, es nehme ſie wunder, ob dieſelbe, wenn ſie es vernehme, auch nicht den Mund aufthun könne. Und der Junker könne es auch hören und ſich ſchämen, daß man ihn ſo wenig achte, ſolchen Frevel auf ſeinem Gebiet und gegen ſeine Leute vorzunehmen. Der thäte auch beſſer, er ſäße daheim, als um das wilde Fräulein zu buhlen, vor deſſen Peitſche weder Menſch noch Vieh ſicher ſeien. Alles Zuredens ungeachtet brach in der Nacht noch die erhitzte Frau auf, ging über den ihr wohlbekannten Berg zu ihrer Mühle, gab den Knechten ihre Befehle, band ihren wilden Hund, den Rämi, los, und ging in ſeinem Begleite durch wilde Waldwege Brandis zu. Es war früh am Morgen, als ſie dort den gewundenen Weg zur Burg aufſtieg und in den offenen Burghof trat, wo Knechte Pferde putzten und Hunde ſpielten. Wie dieſe den fremden Hund erſahen, ſträubten ſich plötzlich ihre Haare, zornig ſtiegen ihre Schwänze, ein kurzes dumpfes Knurren, dann Hundeſchlacht und Hundegeheul, daß die Mauern zitterten, die Pferde ſich bäumten, die Knechte erſchrecken zuſammenfuhren, nicht wiſſend, ob ein Feind eingebrochen oder ein wildes Thier zum unbewachten Thore. Rämi hielt ſich herrlich; Tim Stich gelaſſen von der Müllerin, die einem Knechte zuging, vorläufig ihr Herz ihm auszuſchütten, damit er ihr dann dazu verhelfe, es auch vor der Burgfrau thun zu können. Aber keiner wollte ſie hören. Die einen mußten mit aller Anſtrengung die Pferde halten und fluchten über die Hunde, die andern hatten die größte Freude an dem Hundekampf, hetzten immer von neuem, wenn die Hunde, nachdem ſie ihre Kräfte gemeſſen, ſich zur Ruhe ſetzen wollten.

Da erſchien über dem Geheule die Burgfrau, erſchreckt durch den plötzlichen Lärm aus dem vorher ſo ſtillen Hofe. Aber lange umſonſt gebot ihre milde Stimme Stille. Als endlich Ruhe ward, begann mit lauter Stimme die Müllerin

aus dem Hofe herauf zu klagen gegen den Baſtard. Derſelbe, ſchrie ſie, hätte Gewalt angethan der Tochter des Müllers zu Thorberg, hätte ihren Hans geſchlagen, daß er ſterbend liege in der Thorberger Mühle, und ihre Augen ihn nicht mehr lebendig ſehen werden. Sie fordere Rache; einer Wittwe den einzigen Sohn zu erſchlagen, das ſei vor Gott und Menſchen eine Greuelthat! Und dann begann ſie zu weinen und zu jammern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Die gute Frau hatte in ihrer Hitze klagen wollen, daß es auch der Werth ſei, und ſagte alſo nicht, daß Hans auf der Beſſerung ſei, ſondern daß den Tod liege, und ſo kam es ihr jetzt auch vor; oder es kam ihr vor, wie ihr wäre, wenn es alſo ſich verhielte, kurz ſie verſank in einen Jammer, gegen den kein Troſt helfen wollte. Die Freiherrin hatte ſie zu ſich empor entboten und bemühte ſich umſonſt, das Nähere zu vernehmen. Sie ſah ſich nach Adelgunden um, damit dieſe, mit der Müllerin näher bekannt, es verſuchen möchte; aber Adelgunde war nirgends zu ſehen. Adelgunde war bei der Klage der Müllerin hinter der Burgfrau geſtanden, und die Kunde, daß ihr Retter mit dem Tode ringe, hatte ihr das Herz zuſammengepreßt, daß ſie lange keinen Athem mehr finden konnte, lautlos an die Mauer ſich lehnend. Sobald ſie ihrer Glieder wieder mächtig war, eilte ſie, im Getümmel unbemerkt, hinunter, forderte ihr Pferd, und flog ſtürmiſch den ſteilen Berg hinunter, daß kopfſchüttelnd die Knechte ihr nachſahen, nicht begreifend, daß ein Fräulein wegen einem Hans ſo reite. In unaufgehaltenem Sturme ritt Adelgunde hinter deſſen Oberburg durch das finſtere Thal, begegnete in Forſten die jungen Grafen von Burgdorf, grüßte ſtumm, hielt nicht an, antwortete auf ihre Fragen nicht, ſprang vor der Mühle von dem einſinkenden Pferde, ſtürzte in die Stube zum Bette, in dem Hans blaß aber mit hellen Augen lag, faßte ſeine auf dem Deckbette liegende Hand und ſtund nun da lautlos, athemlos, ihrer ſelbſt nicht mächtig. Endlich war's, als ob

an Hanſens hellen Augen der Krampf ſich löſe, einzelne tief heraufquellende Athemzüge brachen ſich Bahn, aus den dunkeln Augen rannen Thränen ſtille nieder, leiſe Töne bebten von des Fräuleins Lippen, man hörte des Verwundeten Namen und endlich die Frage: Ob er noch lebe und nicht ſterben müſſe? Als er freundlich redete: er glaube es nicht, und die Andern alle freudige Zeugniſſe gaben, daß der Burgpfaffe die ganze Nacht da geweſen, erſt vorhin weggegangen ſei und verſichert habe, Hans ſei außer Gefahr, nur dürfe er acht Tage lang keinen Mehlbrei eſſen und kein Bier trinken; da nahm das Fräulein des Kranken Hand in ihre beiden Hände und hob die Augen auf; das Geſchwätz verſtummte; man ſah wohl, das Fräulein bete innerlich und inbrünſtig, denn deſſen Thränen floſſen immer reichlicher und deſſen Augen glänzten immer andächtiger dem angebeteten Weſen entgegen. Aber Trudchen, der ſchönen Müllerstochter, währete dieſes Gebet doch lange, ſie wußte nicht warum, ſie huſtete und hatte doch den Huſten nicht, und endlich mußte ſie ans Bett treten und ihre Hand auf Hanſens Stirne legen, um zu ſehen, ob er Fieber habe, und mußte halb laut ſagen: ſie fürchte, das Fieber komme wieder, und darauf kam ſie mit einem Trank, und Hans mußte ſeine Hand aus den beiden des Fräuleins nehmen, um das Näpfchen zu halten und zu trinken. Da ſetzte ſich das Fräulein neben das Bett und ſchaute mit ſtillen Augen den Jüngling an, ob das Fieber ſich wohl mehre, und faßte ſeine Hand, ob ſie wohl heißer werde, und winkte dem Trudchen, wenn es mit dem Näpfchen kommen wollte, es ſei nicht nöthig. Dann kam Trudchen doch und legte dem Hans die Kiſſen zurecht; das andere Mal winkte das Fräulein, Trudchen ſolle die Kiſſen laſſen, Hans wolle ſchlafen; dann ſtellte ſich Trudchen an des Bettes Häupten und wollte die Fliegen wehren, und flüſterte Adelgunde, wenn ſie etwa auch ſchlafen wolle, es ſei ſo heiß in der Stube, ſo wolle ſie ihr ihr Bettchen zurecht machen droben in der kühlen Kammer,

es sei sauber und weich. Aber Adelgunde war nicht schläfrig und saß mit glücklichen Blicken an des Bettes Seite, Trudchens Unruhe nicht merkend, nicht merkend des eigenen Herzens Regen. Auch Trudchens Mutter wurde unruhig, sie konnte das Fräulein gar nicht leiden an des Kranken Bette, und doch wußte sie dasselbe nicht wegzubringen. Sie stellte in der Nebenkammer süßes Bier auf, und Butter und Honig und Fleisch und glatten Brei, kurz, was das Haus vermochte und sie ersinnen konnte, und lud mit geziemendem Respekt das Fräulein ein, sich zu erlaben, allein dasselbe schüttelte den Kopf und blieb sitzen an des Kranken Bette.

Seine Mutter, die am Nachmittage wieder kam, fand sich dagegen höchlich erbaut, als sie das Fräulein an ihres Sohnes Bette sitzen sah. Diese Theilnahme hatte sie demselben nicht zugetraut. Sie erzählte nun, wie man über das Verschwinden des Fräuleins in Brandis erstaunt und bekümmert gewesen, wie die Burgfrau Cuno habe nachsenden wollen, derselbe aber mit Anna auf der Jagd gewesen und alle Augenblicke zurück erwartet worden, aber noch nicht heim gewesen, als sie von Brandis getröstet weggegangen, denn die Burgfrau habe ihr versprochen, dem Ritter seine Uebelthat scharf zu verweisen, und ihn von Brandis wegzuweisen, und den Knecht, der ihren Sohn gestochen, so hart zu strafen, daß er Aehnliches nicht mehr beginne. Seltsam dünkte es die Mutter, daß darüber das Fräulein sich fast zu freuen schien.

Gegen Abend kam Cuno nachgeritten und, wider seine Gewohnheit, redete er mit den Müllersleuten, ließ von Trudchen sich die That erzählen und gab die Versicherung, daß die Thorberger Land und Leute wohl zu schützen vermöchten, und daß so etwas nicht ungerochen hingehen solle. Die Leute waren ganz verwundert, als sie bei des Thorbergers Kindern eine ganz andere Gesinnung gegen den Bastard antrafen, als sie erwartet hatten. Cuno nahm endlich auch Trudchen eine Last vom Herzen weg und seine Schwester mit sich hinauf in

die Burg. Adelgunde wäre wohl auch lieber ſitzen geblieben, allein den Befehlen des Vaters oder des Bruders Wünſchen hatte ſie noch nie eine Widerrede entgegengeſetzt, darum auch diesmal nicht.

Aber am Morgen kam das Fräulein wieder und ſaß an Hanſens Bette, und wie man es auch fortlocken wollte, es ſaß manche lange Stunde dort. Trudchen und ihre Mutter wußten ſich nicht mehr zu helfen, den ſchuldigen Reſpekt durften ſie nicht außer Augen ſetzen, und doch konnte Trudchen ihres Herzens Angſt und Ungeduld kaum meiſtern. Der arme Hans mußte es entgelten und Vorwürfe hören, wie freundlich er mit dem Fräulein geweſen und wie es am beſten wäre, er ginge gleich mit ihr ins Schloß hinauf, Leute ihrer Art werde er künftig doch nicht mehr ſchätzen. Und wiederum mußte Hans leiden, wenn das Fräulein ſo ſtill an ſeinem Bette ſaß, er hatte Langeweile dabei und durfte ſich nicht regen und bewegen wie er wollte. Die Müllerin zu Thorberg nahm auch die im Lauterbach je länger je mehr in Verdacht, ſie denke thörichte Dinge und ſchätze Trudchen nicht mehr; es dünkte ſie, die Nachbarin ſei mit dem Fräulein überflüſſig höflich, was für ſie doch gar nicht nöthig wäre, da ſie zu Brandis und nicht zu Thorberg gehöre.

Da beſchloß ſie, der Sache ein Ende zu machen. An einem ſchönen Abend ſtellte ſie ihrer Nachbarin das Beſte auf, was ſie hatte, ſetzte ſich ſo recht traulich neben ſie und ſagte, ſie müſſe doch um Rath fragen, was ſie machen ſolle; des Müllers Sohn von Urtenen buhle um Trudchen, ihr Mann ſei ihm günſtig, Trudchen wolle nicht recht, und da möchte ſie um Rath fragen, wem ſie helfen ſolle, dem Mann oder der Tochter? Bis dahin habe ſie ſich ſo gehalten, als ginge ſie die Sache gar nichts an.

Deß erſchrak die Müllerin im Lauterbach gar ſehr, denn ſie hatte gar nicht daran gedacht, daß die Verbindung zwiſchen ihren beidſeitigen Kindern noch in Rede zu ſtellen ſei. Ihren

Schreck that ſie auf ganz natürliche Weiſe kund, und ſagte: ſie hätte geglaubt, mit Hans ſei es eine ausgemachte Sache. Aber ihre Nachbarin that demüthig und zimperlich. Sie hätte nicht daran gedacht, daß ihr Mädchen für Hans gut genug ſei, es ſei zwar nicht das käßlichſte und nicht ohne Mitgabe, aber man wiſſe nie, woran die Leute dächten. Auch ſei die andere Sache angeſponnen und ſie wiſſe nicht recht, ob man noch zurück könne, ſie müſſe mit ihrem Manne reden. Zufällig kam dieſer in die Stube, und auf gethane Anfrage der Müllerin im Lauterbach wußte er gar nichts von dem Müllersſohne zu Urtenen. Indeſſen war ſeine Frau nicht auf den Kopf gefallen, half ſich diesmal mit der Wahrheit heraus und ſagte: es ſei ihr um Trudchen geweſen, das bäume ſich ganz ab, und da hätte ſie einmal wiſſen wollen, woran man ſei. Jetzt ſei ſchon alles gut, aber helfen möchte ſie, die Sachen bald abthun, damit auch andere Leute wüßten, woran ſie wären. Deß ward man einig, und auch die jungen Leute ließen es ſich gefallen, Trudchen nach einigen Trutz- und Stichworten, Hans mit aller angeſtammter Gelaſſenheit und Gutmüthigkeit.

Am folgenden Morgen erſchienen, nach Vermögen geputzt, die Müllerin von Lauterbach und der Müller von Thierberg oben in der Burg und begehrten Gehör beim Junker; zu ihrem Schreck erfuhren ſie, daß der Alte eingeritten, und zu ihm wurden ſie geführt. Er ſaß in der Halle mit düſterer Stirne, horchend ſeines Sohnes Bericht, während das Fräulein ſinnend in die Weiken ſchaute, in tiefer Wölbung am Fenſter ſtehend. Herzhaft brachte die Müllerin ihr Anliegen an, daß er ihrem Hans Trudchen zum Weibe geſtatten möchte gegen billigen Leskauf; er werde den Hans wohl kennen, ſonſt könnte das Fräulein ihm Auskunft geben und ihm erzählen, wie Hans ſie aus dem Bache und Trudchen aus des Ritters Gewalt gerettet. Finſter hatte der Freiherr ſie gehört; was ſeinem Kinde begegnete, kümmerte ihn nicht, er kannte daher

Adelgundens Rettung nicht; daß ſie den Hans kennen ſollte, ärgerte ihn; ihn ärgerte die Frevelthat des Ritters auf ſeinem Gebiet, um ſo mehr, da er ſie nicht ahnden mochte, wie ſie es verdiente. Dieſen Aerger trug er auf die über, welche unter derſelben gelitten. Er gab daher wohl die Erlaubniß zur Heirath, forderte aber als Loskauf ein ungewöhnlich Stück Geld, ungefähr wie er es im Entlebuch zu halten pflegte. Das erwarteten die Leute nicht, und die Müllerin mochte kaum, bis ſie das Burgthor im Rücken hatte, ihre Zunge gefeſſelt halten.

Kaum hatten dieſe die Halle verlaſſen, als der geſtrenge Freiherr zum Fräulein trat mit hartem Worte, aber er ſprach es nur halb aus. Blaß, geiſterhaft, mit bewußtloſem Blick ſtarrte ihn Adelgunde an und fiel dann leblos hin. Es hatte das Fräulein gar nicht an Liebe gedacht, ihr Gefühl zu Hans lag in ihrem Herzen, wie im tiefen Schacht das Gold liegt. Als ſie nun hörte, daß Hans Truchſen heirathen ſolle, woran ihr ſo wenig ein Gedanke gekommen, als an eine eigene Heirath mit ihm, da war es ihr, als greife eine eiskalte Hand ihr ins Herz, als komme ihr etwas vor den Athem, als fallen Berg und Thal, als rauſchen die Wellen des angeſchwollenen Baches hoch über ihr zuſammen, und ſie verſinke in ein Meer von Weh, dem ſie keinen Namen wußte; es ſchwanden ihr die Sinne. Der Freiherr, von andern Dingen ergriffen, achtete dieſes Vorganges wenig, glaubte ihn veranlaßt durch ſein hartes Wort, durch das ungewöhnlich raſche Nahen, ließ Adelgunde von Cuno aufheben und wandte ſich kalt und unbewegt andern ihm wichtigeren Dingen zu.

Wer hat nicht ſchon eine ſchwarze Gewitterwolke lange unbeweglich ſtehen ſehen am fernen Horizonte? ſie ſchwindet nicht, ſie kommt nicht, ob ſie ſich entladen oder verſchwimmen werde, liegt noch unausgeſprochen in des Schöpfers Willen. Sie bewegt ſich langſam, feierlich, man weiß nicht, iſt es ein Kommen, ein Gehen. Langſam ſteigt ſie herauf, immer

drohender, immer schwärzer, aber ein Luftstoß kann sie noch zur Seite wehen. Da kömmt raschere Bewegung in die Masse, einzelne Wölkchen segeln voran, hohl geht der Wind, fernes Tosen wird vernehmbar, in plötzlichen Stößen schießt der Sturm daher, biegt die Wipfel der Bäume, wirft die morschen zur Erde nieder; dann brennt es am Himmel auf, es kommen die Blitze geflogen, es krachet der Donner, zersplittert stiebt die Eiche auseinander, in Asche fällt das Haus, in Nacht hüllt sich die Erde und in grauenvollem Dunkel wüthet der Sturm, zucken die Blitze, rollt der Donner, stürzen Wasserbäche, bäumt der Strom seine Fluthen, zu wildem Chaos mischen sich die Elemente, zusammengerüttelt von des Schöpfers allmächtiger Hand. Da sinken in Trümmern Menschenwerke, es geht unter der Bau von Jahrhunderten, im Zusammenstürzen Tausende begrabend. Da winkt der Herr, es enteilt der Sturm, es weicht die Nacht, der Donner schweigt, und in mildem Glanze, eine verschämte Braut, tritt die Sonne hervor hinter dem schwarzen Wolkenberge, gießt ihr unbefleckt Licht über die bebende Erde. Wie durch thränenfeuchte Augen die Freude schimmert, so funkeln die Sonnenstrahlen in den Thränen der Angst, wie große Regentropfen in der Erde Wimpern hangen, den mächtigen Bäumen, den biegsamen Gesträuchen und Pflanzen. In den Trümmern seiner Habe steht der Greis, begraben hat das zusammengefallene Haus seine Kinder, er starrt, verschmäht vom Tode, hinab in ihr Grab. Er hebt seinen Blick auf, sieht das Auge des Herrn, die klare Sonne, wieder helle leuchten über sich, sieht, wie in junger Freude die Erde lacht nach vergangenem Graus, da dringt auch in sein verdunkelt Auge der Sonne heller Strahl, es flimmert darin wie Freude im Weinen, er hebt seine Hände auf und betet: Vater, wie du willst, dein Name sei immer gelobt, aber Vater! vergiß mich nicht hienieden. Dein ist, was ich habe, dir sei auch ich. Und da winkt der Vater, es fliegen seine Boten, und bald ist der Verlassene in

einem neuen Hauſe, das nicht aus Elementen gebaut, nicht wieder zuſammenſtürzt im Toben der Elemente, das ihm nicht mehr verſchüttet die Seinen, das ihm und den Seinen eine ſichere Herberge iſt in alle Ewigkeit.

So war auch dem alten Thorberger ſchon lange die ſchwarze Gewitterwolke, der Fall der Edlen, am Horizonte erſchienen. Er hatte ſie gebannt, er wollte ſie zerſtören mit gewaltthätiger Hand; aber ſpottend über ſeine Ohnmacht eilte ſie ſeinem Haupte zu und entlud ſich über demſelben in voller ſchauerlicher Fürchterlichkeit. Es begannen Wolken heraufzuziehen, einzelne Windſtöße brausten heran, und von ferne hörte man es donnern im finſtern Hintergrunde.

Der Kyburger Graf, Rudolph, war heimgekehrt, aber ohne Geld. Aller Aufwand zu ſeinem Zuge war umſonſt geweſen, die Noth des Hauſes nur größer geworden, alles Glück hatte ſeinen Stamm verlaſſen. Er wollte das Glück zwingen; zurückzukehren; zu fernern Unternehmungen ohne Mittel, brütete er über näher zur Hand liegende. Die Stadt Solothurn ſchien dazu beſonders gelegen. Sie lag umgränzt von kyburgiſchem Gebiete, in ihrer Nähe hauste auch der verbrüderte Graf von Thierſtein, in ihren Mauern wohnten Freunde, ſie barg für jene Zeit reiche Beute, ſie war eine alte Feindin und ſchien beſonders geeignet, durch ihre Lage der Mittelpunkt des Kyburger Gebietes zu werden. An ihrem Beſitz hätte das Haus ſich vielleicht erholen, neue Wurzeln faſſen, ein eigenes Herzogthum gründen können.

Die Bürger von Solothurn ahnten nichts von dem gegen ſie im Wurfe Liegenden. Nicht ſo verborgen war es unter den Edeln. Bekannt war der Plan den Herzogen von Oeſterreich, bekannt vor allem dem alten Thorberger. In mancher Berathung hatte er ihn mißbilligt. Er fand die Zeit nicht günſtig zum Kriege und vertraute überhaupt mehr dem Gelde als dem Schwerdte; des erſtern hatte er noch nicht genug beiſammen und wollte das Erworbene durch Krieg nicht aufs

Spiel setzen. Er predigte Geduld, Einschränkungen, hielt das Beispiel der Städte vor, die um höherer Zwecke willen gemeinsame Entbehrungen sich gefallen ließen. Es ward ihm die dringende Noth des Hauses, welches Geld bedürfe und mit Noth und Schmach nur zu einem Anlehen von hundert Gulden gekommen sei, vorgehalten, und wie es unmöglich noch jahrelang in dieser Erniedrigung aushalten könne. Peter deutete darauf hin, daß seine Adelgunde einen Brautschatz hätte, welcher dem Pfandschilling für Thun mehr als gleich käme, indem für ihn zwanzig Friedensjahre nicht unbenutzt vorbeigegangen seien. Da stieg ein verächtlich Lächeln im Gesichte der Grafen auf; um diesen Preis wollten sie nicht Geld. Von ferne gesehen schien der Adel eine Kette, aus der Mitte desselben gestaltete er sich wie ein zerrissen Felsengebiet, und die zwei zerklüftenden Ströme: Neid und Hochmuth rissen diese Felsen immer weiter auseinander. Wie schon oben gesagt, sahen die Grafen auf den Thorberger hochmüthig herunter, mißgönnten ihm der Herzoge Gunst und seinen Reichthum, aber einer nähern Verbindung mit ihm schämten sie sich. Sie gestanden dieses nicht laut, die arme Adelgunde mußte den Vorwand leihen. Dem Bastard von Brandis wolle er nicht ins Gehege reiten, meinte der junge stolze Graf, auch würde er es nicht lieben, wenn seine Gemahlin um eines Müllerburschen willen ihren Hals in Gefahr setze und seine Krankenwärterin werde. Es möchte seine Wunde der Müller vielleicht erhalten haben als ein Wilddieb, den man nirgends zu schonen pflege.

Diese Abweisung wurde trotz des Hauses Noth dem Freiherrn geboten, der, seine Zwecke im Auge, den Vater durchaus vergaß und seine Tochter als Mittel zum Zweck zur Hand stellte, sobald er es dienlich glaubte. Derselbe wurde daher im höchsten Grade erbittert, als die Grafen in schuldem Hochmuth dieses Mittel von der Hand wiesen, um ihres Stolzes willen das Ganze gefährdend, zu keinem Opfer für

daſſelbe fähig. Er bedachte nicht, daß er eben ſo gut einen Selbſtzweck hatte, als die Grafen, daß, ſo wie jene ihr Haus nicht erniedrigen, er das ſeine erhöhen wollte.

Und eben an dieſen Selbſtzwecken, die jedes Haus hatte, jedes an dem andern nicht dulden wollte, gingen die Häuſer unter.

Der Thorberger verließ erbittert die Kyburger. Auf dem Heimritt tauchten ihm die ſchnöden Aeußerungen gegen ſeine Tochter auf, die er nur oberflächlich beachtet und zurückgewieſen hatte. Er glaubte nicht an ihre Wahrheit, ſie erregten ihn aber doch gegen ſeine Tochter, denn wo die Liebe fehlt, erbittert jede Unannehmlichkeit gegen die Perſon, um welcher willen man ſie ertragen muß, und ob ſie ſchuld daran ſei, unterſucht man nicht. Sehr hart trat er dem blaſſen leidenden Kinde entgegen, über deſſen Bruſt es ſich gelegt hatte wie eiſerne Bänder, deſſen Stimme tief in dem Innern ſich vergraben zu haben ſchien. Er tadelte hart, daß ſie die Bewerbungen des Baſtard geduldet, denen ſie doch laut ſeinen Anordnungen ſich nicht entziehen konnte, vor denen ſie wohl ſchauderte, ſich aber nicht auf auffallende Weiſe gegen dieſelbe zu empören wußte. Noch härter redete er gegen ihre Theilnahme an ihrem Retter, verbot ihr, einen Tritt in eine Mühle zu ſetzen, drohte mit Kerker und Kloſter, ordnete eine ſtrenge Aufſicht an und überhäufte das arme Kind mit Namen und Vorwürfen, von denen es zum Glück einen guten Theil nicht verſtand, indem ſchon der andere, den es verſtand, es in die Nacht düſterer Schwermuth hüllte. Wie ein vom Winde aufgeregtes Meer wogte in Adelgundens adelichem Herzen der Schmerz, vom Vater ſich ausgeboten, vom Grafen ſich verſchmäht zu wiſſen, um eines Mannes willen, an deſſen Nähe der Vater ſchuld war, vor deſſen Nähe jeder Nerv an ihr erbebte. Dann trat in dieſen adelichen Schmerz das Bild von Hans und tiefe Scham bedeckte ihre Seele. Was die Welt Böſes ſagte, war unwahr, aber was ſich in ihrem Herzen für

ihn regte, was sie jetzt erst begriff, ziemte das des Freiherrn Tochter? Dann quoll süße Wehmuth auf, das Seufzen und Sehnen der Liebe. Vor ihren Augen schwebte der schöne Knabe, der sie aus den Fluthen trug, den sie nicht gesucht, den Gott ihr gesandt. Daß er ein Müllerknabe war und nicht ein Ritterkind, war das ihre Schuld? Daß bei seinem Anblick in ihrem verschlossenen Herzen aufsprang der Liebe reicher Quell, war es ihre Schuld? Und wer vermag das Strömen der lebendigen Quelle zu hemmen? zu tödten in der schwellenden Seele der Liebe Leben? Dann trat Trudchen zur Hand, und zuerst empörte sich wieder ihr Sinn, sie wollte ausreißen aus ihrer Erinnerung das Vergangene und stolz, hoch auf sich tragen. Aber kaum kam über sie das Gefühl des Verlassenseins, das Bewußtsein, von niemand geliebt zu sein; es kam ein unsäglicher Jammer über sie, in Thränen löste er sich auf, es war ihr oft, als wollte die Seele aus ihrem Leibe quellen. Niemand konnte ihr Trost geben, denn keinem Menschen durfte sie ihren Jammer anvertrauen, auch ihrem Bruder nicht.

Dieser wanderte in einem ähnlichen, aber männlichen Elend neben ihr, und eben so schweigend wie sie. Bäbeli von Bubenberg, an welcher er trotz Entfernung mit der Innigkeit eines verschlossenen Gemüthes gehangen, war eine glückliche Frau geworden, und er sollte, wie sein Vater ihm angekündigt, ungesäumt um Anna werben. Das wenigstens wollte Herr Peter sich gesichert wissen, den Kyburgern zum Trotz. Möglich auch, daß er bei dem heranziehenden Sturme seinen Sohn durch das Burgerrecht mit Bern, in welchem Brandis war, das er aber als Pfleger des Herzogs nicht annehmen konnte, als Feind der Bürger nicht annehmen wollte, sicher zu stellen versüchte.

Da trat zu seinem größten Erstaunen ein Widerstand ihm von einer Seite entgegen, woher er nie einen erwartet. Cuno wollte in seinem düstern Sinn nichts mehr vom weiblichen Geschlecht. Bäbeli hatte nichts von ihm gewollt, ohne

ſeiner zu gedenken, einem Andern ſich ergeben; darum wollte er vom ganzen Geſchlecht ſich abwenden und nie einem Weibe angehören. Daß Bäbeli einer Liebe nicht untreu werden konnte, die es nie erwidert, begriff Cuno nicht. Herr Peter zürnte ſchrecklich auf ſeine Weiſe, daß auch dieſer Plan ihm zu Waſſer werden ſollte, drohte dem Sohne, im Glauben, daß eine geheime Liebſchaft ſchuld ſein könne, mit den furchtbarſten Schritten. Als er aber trotz alles Spähens nichts vernehmen konnte, als Cuno ſich bereitwillig zeigte, in fremde Kriege oder in ein Kloſter zu gehen, da gedachte der Vater, daß er mit Geduld und Klugheit ſchon Schwereres zu Wege gebracht, als eine Hochzeit. Zudem nahmen die nun Schlag auf Schlag einſtürmenden Ereigniſſe ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, machten die Hülfe Cunos ihm nothwendig. Der unbeſonnene Rudolph hatte den Anſchlag auf Solothurn denn doch ausgebrütet und der Ausführung nahe gebracht; am Abend des Martinstages 1382 ſollte er ausgeführt werden. Alles war wohl ausgedacht und gut bereitet und doch mißlang er, wie die Mordnächte zu Luzern und Zürich, und ebenfalls wie dort durch ein auserwähltes Rüſtzeug in dringendſter Noth. Gott wachte damals über den Städten.

In troſtloſer Verzweiflung über das Fehlſchlagen ſeines Frevels verſündigte der unglückliche Rudolph ſich ſchwer an unſchuldigen Landleuten, und ſtarb bald darauf elendiglich in Baſel, wohin er um geringen Anlehns willen, das ihm nur mit der ſchwerſten Mühe gelang, gegangen war.

Natürlich, eine allgemeine Empörung in der ganzen Eidgenoſſenſchaft, ein zorniges Erheben Berns, Solothurns treuer Freundin. Daß der Herzog um den Frevel nicht wiſſe, glaubte niemand. Aber mit den Eidgenoſſen in einem ihm günſtigen Frieden, zum Kriege nicht gerüſtet, Theilnehmer eines ſolchen Verrathes zu ſein, der ihm nicht unwillkommen geweſen, wäre er gelungen, ſich ſcheuend, ſtellte er alle Theilnahme in Abrede und gelobte den Eidgenoſſen, ſie ungeſtört mit Kyburg

kriegen zu laſſen. Herr Peter bot allem auf, den Herzog zu dieſen klugen Entſchließungen zu bringen und ihn dabei zu erhalten. Das nahmen ihm die Kyburger nicht gnädig auf, welche keinen Zeitpunkt kannten, wo ſie Hülfe nöthiger gehabt hätten, als dieſen. Sie ſagten ihm: in feigem Zaudern laſſe er Familie um Familie fallen, der Städte Macht ſich mehren, bis auch er verſchlungen werde von denſelben, er, des feigen Zauderns Urheber. Er wollte die Kyburger nicht fallen laſſen, aber ſie, die ſeinen Rath, ſeine Tochter verſchmäht, demüthigen zu laſſen, ſchien ihm klug, geeignet, ſie weiſer zu machen. Der Herzog ſollte ſo ſich ſtellen, daß er das Zuviel in der Demüthigung verhindern und doch mit den Eidgenoſſen im Frieden bleiben könnte. Aber der Klügſte irrt, und was iſt Klugheit oft anders, als Selbſtſucht, die für ihr Thun viele Gründe weiß? Der Krieg erhob ſich mit aller Wildheit jener Zeit und bald war Berchthold in Burgdorf hart gedrängt, Burgdorf der Uebergabe nahe. Da rettete ihn der Herzog. Adeliche Freunde zogen durch des Herzogs Gebiet vor Burgdorf, warfen Hülfe in die Stadt und zogen ohne Schlagen wieder ab. Die Berner mußten nun die Belagerung des feſten Burgdorfs aufheben, ſetzten aber den Krieg nur um ſo hitziger fort, je größer die Schwäche der Grafen wurde, wie auch die Jagd immer eilender und lebendiger wird, je mehr das Wild ihr verfällt. Eine Burg nach der andern wurde im Laufe des Sommers gebrochen. In einer derſelben traf Herrn Peter ein ſchwerer Verluſt. Sein Sohn Petermann war dem Entſatze von Burgdorf, als der Gegend beſonders kundig, beigegeben worden. Er war bei den Grafen geblieben, und nachdem Burgdorf entſchüttet war, von ihnen nach Frieſenberg, zwei Stunden in die Berge hinein, geſandt worden, mit noch einem andern Junker dieſe Burg zu wahren. Die Burg lag hoch, feſt, hatte ſchon manchem Anlauf widerſtanden. Aber der Berner Muth und Kunſt im Sturme ließ, wenn ſchon nicht Mauern, doch ihre Vertheidiger erbeben, und ihre harte

Sitte, nach glücklichem Sturme die Ueberlebenden nicht zu ſchonen, machte Manchen zur Uebergabe geneigt.

Eines Morgens, als Petermann von Thorberg und Kraft von Burgiſtein in der Halle auf Frieſenberg bei den Morgenhumpen ſaßen, erklang ängſtlich und nöthlich des Thurmwächters Horn. Die Junker fuhren auf und erblickten einige Knechte, die ſpähend am Rande des Waldes gegen Wynigen hin ſich bewegten. Während ſie rathſchlagten, wem die Knechte wohl angehören, was in ihrer Abſicht liegen möchte, brach ein Harſt freudiger Berner aus dem Gehölze, und in ungeſäumtem Anlaufe der auf hoher Hügelſpitze gelegenen Burg zu. Kühn rief der Thorberger zum Kampfe, er wollte ſich hier nicht fangen laſſen, um des Vaters und des Herzogs willen, zudem war Kampf ihm Luſt. Vorſichtig eilte der Burgiſtein zum Thore, es zu öffnen; ſein Herz neigte ſich den Städtern und er hatte nicht Luſt, während dem Sturm auf den Mauern oder nach dem Sturm von den Händen der Sieger zu ſterben. Zürnend trat ihm der Thorberger in den Weg, entſchloſſen ſetzte Burgiſtein an ſein Verhaben, keiner gab nach, die Schwerdter wurden gezückt, die Schilde erhoben, ihre zornigen Stimmen hallten an den Mauern wieder. Wenige Knechte ſchützten die Mauern, die meiſten umſtunden die ſtreitenden Junker, des Ueberwältigers Befehl gewärtig. Da ſtürzten Knechte in den Hof herab, Feinde erſchienen auf den Mauern, es krachte von gewaltigem Stoße das Thor. Ehe die thöricht Streitenden ihre Thorheit erkannten, kamen die Berner über ſie, voran ein feuriger Jüngling. Die Knechte fielen, die Junker wurden niedergeworfen. Sie nannten ihre Namen, boten Löſegeld. Aber als ob ein Stich ihm ins Herz gedrungen, ein glühender Funke in die Kammer ſeines Zornes gefallen, zuckte der hohe Jüngling auf, nach einigen Worten, mit den Geſellen gewechſelt, wurden die Niedergeworfenen auf die Mauer geriſſen, köpfings in den tiefen Graben geſtürzt; dort fand mit zerſchlagenen Gliedern Peter-

mann von Thorberg den Tod. Auf der Mauer ſtand Peter Rieder und ſah, wie Peter von Thorbergs Sohn dem Tode ſich entgegenwand.

Obgleich der Thorberger den wilden Jüngling gerne von ſich ferne gehalten, ſo traf ihn doch hart dieſer Schlag, welcher der Hälfte ſeines Stammes ihn beraubte. Bitterer wurde er noch gegen die anderen Kinder. Ohne Mitleid ſah er Adelgunde blaß und traurig durch die Burg ſchweben, die ſie lange Zeit nie verließ. Ohne Mitleid ſah er, wie der düſtere Cuno litt unter der allgemein geltenden Vorausſetzung, daß er Anna's Bräutigam ſei; aber immer zorniger ſah er, wie derſelbe ſich immer ängſtlicher von Anna abwendete, wie dieſe immer ungeduldiger, gereizter wurde, Cuno immer mehr plagte. Zudem erfüllte ihn das unſinnige Betragen der Kyburger, die mit eigener Blindheit geſchlagen zu ſein ſchienen, mit immer tieferem Aerger. Den mühſam geſammelten Reſt ihrer Kräfte führten ſie im Winter der Emme nach in die wilden Berge hinauf, und wo zwei Stunden oberhalb Signau durch ein waldicht Thal ein Bach der Emme zuſtrömt, bogen ſie ſich rechts das Thal hinauf und wollten dort Muthwillen üben und Beute machen — ſchwer gerüſtete Reiter in wildem Berglande. Aber es empfingen ſie die Röthenbacher als ächte Schweizermannen, blutig floß der Bach an ſelbem Tage in die Emme, und hieß von da an mit Recht der Röthenbach. Schwer geſchlagen wurden die adelichen Plünderer, viele uns Leben gebüßt, mit Noth retteten es die Grafen vor den nacheilenden Siegern. Aermer als arm ſahen ſie die Sonne aufgehen des Jahres 1384, die ihnen leuchten ſollte zum Auszug aus dem Stammſitze ihrer Ahnen, der Zähringer fürſtlicher Burg.

Peter von Thorberg, von ihnen vielfach angeklagt, und ſie hinwiederum beſchuldigend als muthwillige Urheber ihrer Noth, verſuchte noch ein oben angedeutetes Mittel. Er ſuchte in Bern ſelbſt Mitgefühl für ſie zu erregen, den Einfluß

adelicher Bürger zu ihren Gunſten zu gewinnen. Was er begann, wen er gewann, weiß die Nachwelt nicht. Wie in einer treuen Familie ſich wohl Zwiſte erheben können, aber eben das das Zeichen der Treue iſt, daß der Zwiſt nicht nach außen bricht, nicht Fremde beigezogen werden, ſondern derſelbe in eigenem Schooſe gedämpft wird, keine äußerlichen Zeichen das Andenken an denſelben und ſomit auch den Groll verewigen, ſo geſchah es zur ſelben Zeit in Bern. Ein Schleier birgt der Nachwelt des Streites eigentlichen Grund, der um Faſtnachtzeit die Bürgerſchaft aufregte. Geldnoth der Berner nennen die Geſchichtſchreiber als des Streites Urſache. Wir glauben, ſie irren. Groß war freilich die öffentliche Schuld, aber als der Rath geſäubert war, als Otto von Bubenberg an der Spitze eines ihm treu ergebenen Rathes ſtand, da wurde mit neuer Kraft der Krieg geführt, da wurden die Kyburger gebeugt. Die Gebeugten ſuchten der Eidgenoſſen Vermittlung, mit Geld wollten ſie ſich retten, boten den Bernern eine ſtarke Summe, aber der des Vertrauens der Bürger ſichere Rath ſchlug ſie aus, drang mit aller Kraft auf die Abtretung von Thun und Burgdorf und erhielt ſie endlich bei feſtem Willen um 37,500 Goldgulden. Er mehrte alſo um ſo viel die Schulden der Stadt, unbeſorgt um Aufruhr; er wußte, daß Geld die Herzen der Bürger nicht trennt, daß ein treuer Rath treue Bürger findet, über deren Gut und Blut er zu der Stadt Wohl und Ehre unbeſorgt verfügen könne.

So fiel das fürſtliche Grafenhaus, und mit ihm die Vormauer Oeſtreichs gegen die Schweiz, und Oeſtreich hatte keinen Schwerdſtreich zu deſſen Rettung geſchlagen. Es ſpann damals ſein eigen Werg. Doch hätte wohl der kühne Leopold ſich ritterlich erhoben, allein er lag in den Feſſeln einer ſchönen Schwäbin, und die Unluſt, deren ſich zu entladen, machte ihn geneigt, nach des Thorbergers Rath, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Als aber das Unglück geſchehen war, ſchmerzte ihn doch der Fall ſeiner Vettern, von denen er noch

manche Klage vernahm über seinen Vogt, dem er unbedingt vertraut hatte. Diese Klagen wurden unterstützt durch Beschwerden aus dem Entlebuch über die Härte des Pfandherrn und seine gränzenlose Geldgier.

Endlich fand Leopold sich bewogen, dem Thorberger ernstlich sein Betragen zu verweisen, und ihm mit ernsten Worten vorzuhalten, daß er ihm auf diese Weise ganz und gar entfremde die Herzen des Volkes, welche doch die festeste Burg eines jeden Fürsten seien. Leopold wußte nicht, daß er mit seinem eigenen Blute die Wahrheit dieser Worte besiegeln mußte. Aber der alte Thorberger achtete die Warnung seines Herrn als jugendliche Weichheit und geringer als seine alte Uebung: im gewaltigen Niederhalten des Volkes des Herrn Kraft zu suchen. Er fuhr fort in seiner alten Uebung, und hielt sich seit der Kyburger Fall wieder mehr im Entlebuch auf, um durch seine persönliche Gegenwart das dortige Volk besser im Zaum zu halten und die Abgaben strenger erpressen zu können. Mit Bern noch immer im Frieden, berief er Cuno oft zu sich nach Wolhausen und ließ Thorberg ohne besondern Schutz. Er bedurfte Cuno, sein hohes Alter forderte eine jugendliche Stütze, aber es war Cuno oft fürchterlich, Vollstrecker des harten Willens seines Vaters zu sein, fast lieber wäre er in Anna's Nähe gewesen. Er sehnte sich oft nach eines Klosters stillen Mauern oder dem wilden Wogen einer Schlacht.

Adelgunde blieb einsam, wußte nicht was in der Welt vorging. Hie und da wagte sie sich wieder den Berg hinauf, an eine Stelle, wo die Sonne ihr freundliche Wärme spendete. Dort versank sie in trübes Träumen, selten durch einen freundlichen Gruß vorbeigehender Landleute gestört. Diese sahen das Fräulein scheu und mißtrauisch an, wichen ihm aus, wo sie konnten. Manch seltsam Gerücht hatte über das arme Fräulein sich verbreitet, dem niemand widersprach. Des Vaters Härte gegen den Retter seines Kindes, gegen sein Kind selbst, war bekannt geworden. Die Einen schalten den Vater,

die Andern die Tochter, und überhaupt des Thorbergers Herrschaft müde, durch die nahen Angehörigen Berns lüstern gemacht, mühten sie sich eben nicht, des Herrn Tochter, die niemand schaden konnte, aber auch niemand half, besondere Freundlichkeit zu zeigen.

Nach Langem wachte in Adelgunde die Sehnsucht auf nach freundlichen Menschen, die sie wenigstens freundlich ansähen. Sie war nie in der Mühle gewesen, scheu wichen ihr die Müllersleute aus. Ein oder zwei Mal hatte sie hinabgesehen auf die Mühle im Lauterbachthale, wo jetzt Trudchen müllerte mit ihrem Haus, aber allemal war sie ein unsäglich Weh angekommen, sie floh wie ein erschrecktes Reh der Burg zu und wagte Tage lang keinen Blick ins Freie, keinen zum blauen Himmel auf. Sie sehnte sich nach Frau Margarethen zu Brandis, in deren freundlicher Nähe sie ihre besten Tage verlebt. Wie oft wünschte sie sich Flügel, um ungesehen an ihre Seite zu fliegen. Den Zwischenraum zwischen Brandis und Thorberg auf der Erde zurückzulegen auf belebter Straße, wo so viele Menschen sie sehen konnten, das wagte sie nicht, sie bebte vor dem bloßen Gedanken zusammen. Indessen wie die Sehnsucht höher und höher schwoll, träumte sie immer mehr von Wegen, auf denen sie niemand begegnen, kein Auge sie sehen würde, wo weder die eine Mühle noch die andere an ihrem Wege stand. Ihre Träume drängten sie immer mehr zum Versuch, bis sie eines Morgens, vor Tag, den zitternden Fuß wieder in den Bügel setzte, auf weitem Umwege den Lauterbach umritt, und über eine scharfe wilde Ecke Brandis zueilte, an ungewohntem Orte ins Thal niederbog, durch die Emme setzte und vor Margarethen stund, als diese eben andächtig gebetet hatte, daß der Herr ihre Morgensuppe segnen möchte.

Jetzt als sie vor Frau Margarethe stund, und diese mit einem Ruf der Ueberraschung ihren Löffel fallen ließ, fand Adelgunde keine Worte, sondern begann bitterlich zu weinen.

Frau Margarethe war eine herzgute Frau, daher auch leichtgläubig, und wie sie Menschen leicht lieb gewann, so glaubte sie auch leicht Böses von ihnen, wenn sie ihr aus den Augen waren, vergaß aber dieses Böse alsobald wieder, wenn sie die alten Freunde wieder sah. So hatte sie auch Manches und Wunderliches von dem Fräulein gehört. Der wüste Bastard selbst hatte diese Gerüchte benutzt und seiner Base vorgespiegelt, daß er an Hans nur ein unerlaubtes Verhältniß mit dem Fräulein gerochen, das wunderliche Benehmen des Fräuleins schien dieses zu bestätigen. Obgleich Frau Margarethe dem Bastard die Weisung gab, einstweilen diese Gegend zu verlassen, indem sie um seinetwillen das gute Verhältniß mit dem Thorberger nicht gestört wissen wollte, so hatte sie doch dessen Worten mehr oder minder Glauben geschenkt, und sich oft geäußert, wie doch die stille Adelgunde sie betrogen; hinter diesem sittigen Ernst hätte sie nie ein geheimes Liebesbündniß mit einem Müllerburschen gesucht.

Zudem war Frau Margarethe auch gegen den Thorberger verstimmt, ihrer Brüder willen, deren Untergang sie ihm mehr oder weniger zuschrieb, und zugleich wegen Cuno, den sie so lieb gewonnen und der sich, selbst ihr sichtbar, von Anna wegwendete, worüber das wilde Mädchen die Geduld verlor und sich einem wilden aber legitimen ehelichen Vetter anschloß, den aber die Mutter wenig leiden mochte. Wer weiß nun nicht, wie sehr von unserer Stimmung gegen Menschen der Glaube abhängt, den wir bösen oder guten Dingen, welche über diese Menschen gesagt werden, schenken? Als nun aber das arme Mädchen so bitterlich weinend vor ihr stand, da wallte die alte Liebe in Frau Margarethe auf, und recht mütterlich hieß sie dasselbe willkommen und Theil nehmen an ihrem Hafermus. Als aber das Mädchen sich ausgeweint und etwas gegessen hatte, da sollte es auch erzählen, rechten Bericht geben über alles, was sich zugetragen. Frau Margarethe war im voraus geneigt, Adelgunden alle Schuld zu erlassen, für sie Par-

tei zu nehmen, ſelbſt gegen ihre Brüder und Neffen. Das Fräulein erzählte wohl, was begegnet war, aber was in ihrem Herzen vorgegangen, was da noch beſtund, konnte ſie nicht erzählen, ſie hatte ja noch niemandem ihre Gedanken mitgetheilt. Konnte ſie nun Liebe mittheilen, des Mädchens Heiligſtes und Geheimſtes, konnte ſie mit dieſem eine ihr fremde Vertraulichkeit beginnen? Aber weil Adelgunde ſich dieſes Geheimniſſes bewußt war, ſo war ſie auch in der Erzählung der Begebenheiten ſo abgebrochen, ſo verlegen, wußte nie, wie ſie den Namen Hans ausſprechen ſollte, wurde, dieſes fühlend, immer befangener, fing endlich, ohne beſondern Anlaß, wieder zu weinen an, daß Frau Margarethe von neuem begann, mißtrauiſch zu werden, und durch immer neue Fragen das Fräulein immer verlegener zu machen.

Adelgunde hatte ſich dieſes Fragen und Forſchen nicht gedacht, ſondern nur daran, an mütterlichem Herzen ſich auszuweinen, in Frau Margarethens Freundlichkeit und Milde ſich wohl ſein zu laſſen, ſich zu ſonnen. Nun war ihre Lage ſo peinlich, daß ſie alles darum gegeben hätte, wieder in Thorberg zu ſein, ſich dort zu verbergen, vor allen Menſchen lebenslang. Doch wollte ſie noch einmal hinunter ins Kloſter, in ihr wundes Herz träufeln laſſen den Balſam des Geſangs.

Sobald einmal Frau Margarethe hinausgerufen wurde, verſchwand ſie. Drunten im ſtillen Heiligthum ward ihr wieder beſſer, und als die heiligen Töne ſie umrauſchten, war es ihr, als ob von ihrer Seele eine Decke falle, es da wieder Licht werde und ein Thor ſich ihr öffne, das zur Ruhe führe, und dieſe Ruhe ſchien ſich ihr zu nahen, ihre Fittige über ſie auszubreiten; es kam ihr vor, als ob ſie zufrieden werden könnte im Glauben, daß der Vater im Himmel ihr Herz kenne, zufrieden werden könne in der Hoffnung, daß der Vater im Himmel auch dieſem Herzen ſeine Freude werde bereitet haben, und dieſe Freuden ihr Theil werden würden, wenn ſie

nur in Glauben und Liebe treulich ausharre bis ans Ende. Es war ihr so süß hier, wie ihr nirgends noch gewesen, so süß, dachte sie, werde es hier immer sein, süßer und heiliger noch drinnen, wo die Heiligen wohnen, die der Erde entsagt, um in den heiligen Vorhöfen des Abrufens nach Oben zu harren. Sie sehnte sich in diese Mauern, sie klopfte an, betrat sie mit tiefer Ehrerbietung und heiligem Bangen. Und die Nonnen umringten das Fräulein alsobald und begannen es zu fragen nach diesem und jenem, der Welt Lauf wollten sie wissen, der Welt Treiben auskramen lassen im stillen Heiligthum, ein Genügen suchen im Anhören von weltlichen Dingen, das sie als Bräute des Himmels nicht fanden. Des Fräuleins Geschichte hätten sie gerne gewußt. Ja selbst die ehrwürdige Aebtissin, so fromm sonst, so streng, konnte sich bezüglicher Fragen nicht enthalten, als sie dem adelichen Fräulein ihre Zelle zeigte und dessen Geneigtheit für das Kloster erforschte. Da ward dem armen Fräulein wieder so weh in diesen stillen Mauern, wo auch die Welt hineingezogen ward, die geträumte Ruhe war entflogen, der Welt Prin umringte sie auch hier; so wohl war ihr doch nirgends, als in den heimischen Mauern, wo sie sinnen und träumen konnte und niemand sie fragte.

Wie die Menschen doch so thöricht sind! Die Herzen wollen sie nicht aufthauen lassen an den Strahlen der Liebe, wo dann schön und duftig das Vertrauen von selbst erblüht, eine wonnige Frucht; sie wollen die Herzen ergrübeln, das Vertrauen ihnen entreißen; verwunden so die Herzen und gewinnen das Vertrauen nimmer.

So floh auch Adelgunde ängstlich, fast wie ein gejagtes Reh, wieder Brandis zu, wo Frau Margarethe sie kaltsinnig empfing, in festem Glauben, das Fräulein habe böse Dinge auf dem Herzen, die es ängstigen und die es ihr verbergen möchte. Sie war daher einsylbig mit Adelgunden, redete nur gleichgültige Dinge, in denen doch aber oft ein Stachel ver-

borgen war, wie ihn auch gutmüthige Frauen faſt unwillkürlich zu legen pflegen in Geſpräche, die ſie mit ihnen verdächtigen Mädchen führen. Einer verſteckten Lehre, eines umhüllten Tadels können auch die Beſten ſelten ſich enthalten, ſelbſt da nicht, wo es denn noch lange nicht ausgemacht iſt, ob etwas wirklich geſchehen, das einen Tadel verdient.

Adelgunde dankte Gott, als ſie los war aus den ihr ſonſt ſo freundlichen Mauern, als ſie im Rücken hatte die kühle Frau Margarethe und die lauernden, faſt ſpöttiſchen Geſichter der Dienerſchaft, die freilich nicht fragen durfte, aber doch durch verſchiedene Mienen zu zeigen ſuchte, daß ſie auch etwas vom Fräulein wußte.

Sie gelobte ſich, nicht mehr Troſt zu ſuchen weder in einer Burg noch in einem Kloſter, ſondern daheim auszuharren; und ihr ward wirklich wohl daheim, wie es ihr früher nicht geweſen, ehe ſie wußte, wie es einem wunden Herzen wird unter fragenden in neugieriger Theilnahme herumtaſtenden Menſchen. Jetzt wußte ſie, daß es dem wunden Herzen am wöhlſten iſt in ſtiller Einſamkeit, wo es ungeſtört die Wunde kann bluten laſſen, ungeſtört betrachten kann das rinnende Blut, bis des Herrn Hand die Wunde ſchließt, das Blut verſiegt.

So ſaß ſie ſtille auf Thorberg, während es immer lauter zuging im Schweizerlande. Einzelne Menſchen können wohl zeitlebens ihren Groll verbergen, können ſterben, ehe er auf irgend eine Weiſe ſich kund gegeben, ſo aber nicht der Groll zwiſchen Ständen und Völkern; wie die Wetterwolke ſchwillt er auf, bis er ſich entladet, wächst, bis er zur That wird. So ging es auch zwiſchen den Fürſten und Herren und den Städten und Ländern.

Dem Leopold vergab man nicht ſein geheimes Handbieten im Kyburger Krieg, Leopold verzieh nicht das harte Drängen dieſes Hauſes. Seine Beamteten, den Groll ihres Herrn kennend, glaubten ſich alles erlaubt, und was ſie thaten, nahm

nun für des Herrn Willen. Zudem auch vielfältige Bewegungen der Städte in Deutschland gegen die Fürsten, von woher man auch der Schweizer Freundschaft suchte zu Schutz und Trutz.

Endlich erwachte Leopold aus seinem unfürstlichen Schlummer und fand es hoch an der Zeit, statt der Liebe zu pflegen, für sein Haus zu sorgen. Er kam nach Zürich, gewann die Herzen, glaubte die Stimmung der Eidgenossen versöhnt. Eines Fürsten liebenswürdiges Erscheinen wirkte auf die derben Schweizer mächtiger, als geharnischtes Auftreten mit gewaltiger Kriegsmacht; freundliche Offenheit gewann ihre Herzen, gewaffnetes Drohen weckte ihren übersprudelnden trotzigen Muth. Nun Leopold rasch, nachdem er die Freunde getheilt glaubte, hinter die deutschen Reichsstädte her, und suchte mit ungetheilter Macht sie zu beugen. Diese suchten Hülfe bei ihren Bundesgenossen in der Schweiz. Die Schweizer wollten lieber mitteln, als den Frieden mit Oesterreich brechen. Da verstand der Fürst sie unrecht und wollte durch Gesandte sie zu einem Bündniß oder wenigstens zu ewigem Frieden bewegen. Sonst schloß man, des menschlichen Wankens und der Flüchtigkeit der Verhältnisse eingedenk, den Frieden für eine gewisse Anzahl Jahre, nun begann man hinter große Worte kleine Absichten zu verbergen. Da er die Eidgenossen treu ihren Freunden und ungeneigt fand, näher sich mit ihm zu verbinden, als es bereits geschehen, wandte er sich plötzlich an ihre Freunde, die ihm sonst so feindlichen Reichsstädte, fand diese ihrem Vortheil treuer als ihren Freunden, fand den gesuchten Frieden und hatte nun seine ganze Macht frei gegen die Schweizer.

Dem Kriege gingen seine Ursachen voraus, die jede Partei der andern zuzuschieben weiß; denn wo ist je ein Krieg entstanden, wo nicht immer jede Partei die andere des Friedensbruchs bezüchtigte? Einen ungerechten Zoll hatte Oesterreich errichtet. Die Luzerner warfen das Schloß, bei welchem

er bezogen wurde, in das Tobel hinab, und nahmen die Entlebucher, öſterreichiſche Unterthanen, wider Gebrauch und Sitte, in ihr Burgerrecht. Herr Peter hängte die Stifter dieſes Burgerrechts. Man ſieht, jeder Theil trug ſeine Schuld. Aber nun hinreichender Vorwand, der Kriegesluſt den Zügel ſchießen zu laſſen; brennende Dörfer, fallende Burgen büßten dieſe furchtbare Luſt. Mit feſter Hand hatte Herr Peter an ſtraffem Zügel die Entlebucher gehalten, hatte durch Strenge den Ausbruch zu dämpfen, durch Unterhandlungen den Sturm abzulenken geſucht, die Frucht dreißigjähriger Anſtrengung wollte er retten. Umſonſt! Umſonſt entwickelte der Greis volle Mannskraft, unterhandelte, kämpfte zu gleicher Zeit mit gleicher Unverdroſſenheit. Er, der Eine, vermochte nichts gegen das, was in allen Herzen brannte und ausbrechen mußte, vermochte nichts gegen das Kriegsfeuer, das in den Kriegsluſtigen dreißigjähriger Friede genährt hatte. Als er alles umſonſt gethan hatte, hielt er es nicht für gemeſſen, daß des Herzogs Vogt ſich in eine Burg einſchließe und ſeine Wirkſamkeit beſchränke auf ihre Vertheidigung. Als er der Eidgenoſſen Andrang vernahm, verließ er Wolhauſen und das Entlebuch, ſorgte dafür, daß der Eidgenoſſen Beuteluſt an ſeinem Eigenthum nicht große Befriedigung fand, und zog ſich gegen das Aargau, dort, dem Sitze eines reichen, Oeſterreich ergebenen Adels, deſſen Macht zu ſammeln und die Ankunft des Fürſten zu gewärtigen, der in eigener Perſon kommen wollte, die Eidgenoſſen zu ſtrafen, die ihn, wie er ſagte, wider Fug und Recht an ſeinem Eigenthum ſchädigten. Zugleich trachtete der Thorberger mit aller ſeiner Gewandtheit, vom beginnenden Streite ſo viele Eidgenoſſen als möglich ferne zu halten, und namentlich die Berner. Er bot allen geheimen Einfluß, das ganze öffentliche Gewicht ſeiner Stellung auf, Berns Biederſinn und Staatsklugheit zu bewegen, den Frieden nicht widerrechtlich zu brechen, zu thun, was einer wohlweiſen Obrigkeit zieret: ſich nicht fortreißen zu laſſen von

des Volkes Stimmung, der günstigen Gelegenheit Locken, sondern ehrenfest ums Rechte zu halten und treu zu bleiben eingegangenen Verbindlichkeiten. Ob es ihm zuzuschreiben ist, oder ob seine Bemühungen unnöthig waren und der biedere Sinn des edeln Rathes aus eigenem Antrieb handelte (was wahrscheinlich ist), erzählt die Geschichte nicht, aber Bern blieb dem Kriege fern.

Auf dem Stein zu Baden, der Herzoge mächtiger Burg, entfaltete sich nun die ganze Herrlichkeit der kriegerischen Ritterlichkeit damaliger Zeit. Helden aus allen Gauen ritten ein, lagerten ihre Gefolge in der Umgegend, spornten zu raschem Entscheid, harrten ungeduldig des Herzogs. Greise und Jünglinge wetteiferten in der Verachtung des bäurischen Feindes, erzählten sich ihre alten Thaten und ihre jungen Träume, und mochten des Tages nicht warten, der entscheiden sollte, ob glänzender der Ruhm sei, den die Alten besaßen, oder der, den die Jungen sich erwerben wollten.

Endlich kam Leopold, ein fürstlicher Held, die Blume der Ritterschaft wurde er genannt, hochgemuth und edeln Herzens. Sein Unmuth gegen die Vögte war untergegangen im Zorn über die Eidgenossen; die Plackereien der Seinen hatte er vergessen über den Feindseligkeiten der Schweizer; er brannte zum Kampf. — Umringt von den berühmtesten Rittern, von einem glänzenden Heere, wie selten ein Fürst seines Hauses, zweifelte er nicht am Siege, kein Mann in seinem Heere zweifelte — vergessen war Morgarten. Unschlüssigkeit herrschte, wem der erste Stoß gelten sollte, der Stadt Zürich oder den Waldstätten. Zürich überging man. Der Muth war zu feurig für eine Belagerung, er brannte einer Schlacht entgegen. Zudem war es natürlich, daß der erste Zorn den ersten Urhebern des Krieges, den Luzernern und den von ihnen in Bürgerschaft aufgenommenen Unterthanen des Herzogs gelte. Der Thorberger stimmte dazu, er hatte Schweres zu rächen. Er wähnte, im Blute der Entlebucher seines Herrn Gunst,

im Schutte verbrannter Dörfer die Vergebung allfälliger Schuld ſuchen zu müſſen; aber er mahnte zur Vorſicht. Er kannte der Schweizer tollen Muth und an ſüßer Milch genährte Körperkraft, aber er hoffte viel von Berns Theilnahmloſigkeit und der eigenen Kenntniß des Landes. Zum Schrecken Zürichs wurde des Heeres zahlreicherer, aber minder geſchätzter Theil bei Brugg zurückgelaſſen. Die Herren zogen durch die freien Aemter dem untreu gewordenen Sempach zu. Ein ſchöneres, ſchlachtendurſtigeres Heer hatte noch nie den kleinen See umzogen, in deſſen tiefen Fluthen das epheu-umrankte Sempach ſich ſpiegelt. Klein iſt das Städtchen, aber groß war der Muth ſeiner Bürger. Indeſſen wäre es wohl bald erlegen, allein unerwartet erſchienen von Zürich her die Eidgenoſſen, die Zürich, des eigenen Muths ſich bewußt, entlaſſen hatte. Ihre Zahl war klein, aber immer noch hatte in jenen Gauen die kleinere Macht die größere beſiegt, ſobald die Freiheit auf dem Spiele ſtand. Daher ein unverweiltes Rüſten zur Schlacht hinter eines Waldes Schatten, dem übermächtigen Feinde verborgen, aber nicht unbekannt.

Nun in dem ritterlichen Heere die Freude des Jägers, der den Bären der gelegten Falle unbeſorgt zutrotten ſieht, ein übermüthig Rüſten, ihn abzufangen, ein gänzliches Vergeſſen, daß man ſich vielleicht des eigenen Lebens zu wehren hätte. Finſter ſah der Thorberger dieſe Ueppigkeit, er konnte ihr nicht wehren. Durch ſein hohes Alter, ſein Weilen im Schweizerlande, ſtund er dem Herzog perſönlich ferne, genoß ſein näheres Vertrauen nicht; die jüngern Ritter flohen den griesgrämlichen Greis, ſein Rath fand kein geneigtes Ohr. Wie und wo man ſchlagen wolle, fragte ihn niemand, und was er ungefragt ſagte, hörte niemand. Zudem betrachteten ihn Viele als Urſache von Kyburgs Falle durch ſein Rathen zur Unthätigkeit, waren ihm deswegen gram. Im Bewußtſein ſeines Willens ſuchte er ſeine Widerſacher nicht, verſöhnte ſie nicht, ſah bitter und ſchweigend der Thorheit zu. Als er

am heißen Sommertage die schwer geharnischten Ritter, unbehülflich zu Fuß, von den Pferden steigen, sich in einen schwerfälligen Schlachthaufen — eine eiserne Mauer, schwer zu durchbrechen, aber zum Angriff und zur Verfolgung unfähig — zusammenschaaren sah, als er ermaß, wie die Ritter mit ihren langen Waffen, wenn die Mauer durchbrochen werden sollte, im Gedränge sich fast wie wehrlos mußten schlachten lassen, da beschloß er seines Hauses Geschick nicht an diesen Tag zu knüpfen, nicht die Thorheit der Andern mit seinem Leben zu büßen. Er versuchte mit Andern den Fürsten zu bewegen, mit seinem Auge die Schlacht zu lenken, statt daß er, bereits abgesessen, mit seinem Arme sie mitschlagen wollte. Umsonst, der Fürst betrachtete sich als einen Mann, der mit Hülfe der Freunde um das Seine strikt, dem es also nicht ziemt, die Gefahr den Andern zu überlassen. Hochgemuth stellte er sich in die Mitte der Schlacht, vor sich den freudigen Kern der mannhaften Ritter, um sich die altersgrauen erprobten Ritter seines Hauses, in weitem Kreise die Getreuen aus Städten und Ländern seiner Herrschaft, die Meisten des Sieges gewiß, voll Verachtung des Feindes; Hasenburg, der Warner, des Todes gewärtig, wie vor Jahren der Freiburger Pannerherr. Der Thorberger, das Schicksal des Tages ahnend, aber nicht, wie Hasenburg, diesem Schicksal sich ergebend, schloß mit seinen Schaaren dem linken Flügel sich an, frei an Seite und Rücken; ihm graute vor dem Gedränge in der August-Sonne Brand.

Die Schlacht begann. Es spießten die Eidgenossen sich an den langen Speeren, der durstige Boden trank immer reichlicher ihr Blut; die Ritter jubelten, glühend in schwerem Eisenkleide, in geschlossenem Helm bei der Hitze des Tages. Da geschah die That, die man nicht vergessen, von der man reden wird, so lange man von Heldenthaten redet. Winkelried brach die Gasse, und wie durch den gebrochenen Damm des Flusses Fluthen strömen, so ergossen, hochgeschwungen

Mordart und Morgenſtern, die Schweizer ſich in die ſpeerloſe Lücke mit freien Armen über die gepreßten Ritter her.

Sie fielen trotzig und ritterlich, büßten mit Tod von Bauernhand ihren Uebermuth. Von Treue und Schlachtenbrunſt getrieben, drängte die ganze Maſſe der Oeſterreicher von beiden Seiten und von hinten dem Strombette zu, in dem die Schweizer wogten. Sie drängten ſich ſelbſt unter deren Morgenſterne, drängten einander bis zum Erſticken, machten den Gebrauch der langen und ſchweren Ritterwaffen unmöglich. In heiligem Eifer halfen ſie einander, ſtatt zum Siege, zum Tode. Nicht ſo der Thorberger. Auf jeden Wechſelfall gefaßt, ſah er alſobald des unzeitigen Eifers Folgen. Mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Gewalt hielt er die Seinen vom gewaltthätigen Hineinpreſſen in den Kampf ab, was ihm nur mühſam gelang. Cuno war nicht zu halten, mit einer wahren Inbrunſt ſuchte er das Zuſammentreffen mit den Morgenſternen, und erſt als ein ſchwerer Schlag den Helm ihm zerſchmettert, den Kopf ſchwer und betäubend verletzt hatte, gelang es der Mühe des Vaters, ihn dem Gedränge zu entreißen. Mit einer tüchtigen Schaar löste ſich Herr Peter von dem zu einem wilden Knäuel geballten Heere ab, nicht aus Feigheit, ſondern in der Beſonnenheit des Alters und der umſichtigen Klugheit ſeiner Natur, die ſich nicht blindlings um eines Gefühls willen in den Tod ſtürzt, ſondern wohl berechnet, was einer Sache oder einem Zwecke mehr fromme, Leben oder Tod. Zwiſchen der Nachhut und dem Heere harrte er feſten Fußes der Gelegenheit, zu thun, was Noth thäte. Mit bitterem Weh ſah er den Fall der Panner, ſah die Flucht der Pferde, die Unmöglichkeit, den Kampf zwiſchen den ſchwerfälligen Rittern und den beweglichen Eidgenoſſen herzuſtellen. Knirſchend ſah er den ſtolzen Adel mit ſeinem Blute ſeinen Uebermuth büßen, büßen die ſchwere Schuld, zu ſolch unbeſonnenem Kampf den Fürſten verleitet zu haben. Tiefer Schmerz ergriff ihn, als er Oeſterreichs

Panner ſinkend, den Helmbuſch Leopolds nicht mehr, als er den ungezweifelten Sieg der verhaßten Länder ſah. Aber er hielt feſt, feſt, als ſchon die Nachhut geflohen war, er ward der Schirm derer, die dem wirren Kampfe verwundet, ermattet, muthlos ſich entwinden konnten. Einzelne Ritter, welche die Hoffnung des Sieges aufgegeben, der Rache auf günſtigerem Felde ſich ſparen wollten, verließen das Blutbad und fanden Schutz an Thorbergers feſter Schaar. Wenige wurden von nacheilenden Eidgenoſſen erſchlagen, denn die Eidgenoſſen vergaßen über der Beute den Feind. Die reichen Rüſtungen, die goldenen Waffen feſſelten ſie, wie Kinder das Spielzeug feſſelt, wie nie geſehene Pracht jeden feſſelt, der zu ihrer Anſchauung kömmt, dem ſie zur Hand geräth.

Als nichts mehr zu retten, nur die eigene Sicherheit zu gewinnen war, zog er ſich zurück, der traurige Reſt des herrlichen Heeres, kampffähig und daher von herumſchwärmenden beuteluſtigen Landleuten unangegriffen. Des Thorbergers Beſonnenheit rettete Hunderten das Leben, aber wo Heldenmuth freudig in den Tod geht, wo Edelmuth getroſt ſich opfert, da verſinkt Klugheit in unrühmliches Dunkel. Die Nachwelt richtet, was die Menſchennatur höher ziert, des Verſtandes kluges Wägen, oder der Begeiſterung heilige Flammen.

Nun Jubel und Jammer durchs ganze Schweizerland bis jenſeits der Berge, Dank und Klage aus ergriffenen Herzen ſtiegen zum Himmel empor, und zeugten vor Gott, wie die gleiche Hand mit einem Schlage Weinen und Freuen giebt, und beides aus väterlicher Liebe. So inbrünſtig und doch ſo verſchieden ſtiegen wohl nie aus dem Schweizerlande die Gebete gen Himmel, als in den Tagen nach jener Schlacht. Die Wehklage und die Siegesfreude miſchten ſich zu ſchauerlichen Tönen und löſten erſt zu reiner Harmonie ſich auf an des Vaters Herzen. Die Sorge für die Todten hemmte den Krieg, und erſt als Freunden und Feinden die letzte Ehre erwieſen, ihrem Leibe ein geweihtes Grab geworden, ihre Seele

Gott empfohlen worden war, begann mit neuer Wuth der Krieg, in deſſen Strudel nun auch Bern geriſſen wurde.

Wie des Volkes Sinn nicht durch Grundſätze, ſondern durch Begebenheiten gelenkt wird, ſo werden auch die Thaten nicht gewogen nach ihrem Werthe, ſondern nach ihrem Erfolge. Als daher am Tage nach dem Siege die Kunde nach Bern kam, von der Niederlage der Herren und der großen Beute, da faßte Neid die Bürger, daß der Ruhm dieſes Tages ihnen entgangen, faßte ſie Unwillen, daß ihrer Führer Eigenſinn dieſen Tag ihnen vorenthalten, und kaum vermochte der Rath den Kriegsdurſt der Bürger zu zügeln, bis die wenigen Tage, welche noch am Ablauf des eilfjährigen Stillſtandes fehlten, verfloſſen waren. Da mußten ſie abſagen, den Bünden gemäß und um der Bürger willen. Die Fehde erging, und Bern, von Oeſterreichs Freunden umgeben, hatte auf einmal die Hände voll Krieg. Doch nicht zu viel für die kriegsdurſtigen Bürger.

Es war Markttag in Bern den 12. Auguſt 1386, nach Sonnenuntergang war der Friede ausgelaufen, die Fehde begann. Die Gaſſen wimmelten von Landleuten, welche noch die Ruhe benutzt hatten, um ihre Erzeugniſſe in Geld zu verwandeln, welches ſie beſſer bergen konnten, als die Früchte des Landes. Der Markt war gut geweſen, denn auch die Bürger benutzten dieſen Tag zu reichlicheren Einkäufen. Aber alles war eilig an dieſem Tage, lange Geſpräche wurden nirgends gepflogen, die Landleute wollten vor Nacht wieder heim ſein, die Bürger bereiteten Heimliches.

An der Matte, gegenüber den Mühlen, welche des Schultheißen Vater, Johann von Bubenberg, der Stadt verkauft hatte, ſaß in einer Trinkſtube ein großer junger Mann; vor dem Hauſe ſtampften angeſpannt zwei mächtige Pferde. Alle möglichen Zeichen der Ungeduld gab der Mann von ſich, trank Wein Kanne um Kanne, augenſcheinlich aus bloßer Ungeduld. Endlich ſchlug er die leer getrunkene auf den Tiſch, daß ſie in ſich

zusammensank wie ein Strumpf, rief den Wirth und fragte nach der Zeche. Während dieser ihm zusprach, er solle doch nicht so eilen, der Müller, gegenüber wohnend, werde, wenn er es versprochen habe, ohne Fehlen kommen, ging die Thüre auf und der ausgebliebene Müller trat hastig ein, rief nach neuem Wein und legte in aller Eile Geld auf den Tisch für Korn, welches er von dem Mann, dem Wagen und Pferde gehörten, gekauft hatte. Während des Zählens sagte der junge Mann, der wohlbekannte Müller in Lauterbach, daß es ihm fast zu lange gegangen; er warte überhaupt nie gerne und diesen Abend sei das späte Heimkommen ein mißlich Ding. Er fürchte sich nicht bald, aber dem losgelassenen Kriegsvolk begehre er doch nicht zu begegnen. Er habe gar nichts zu fürchten, sagte der andere Müller; er wolle ihm etwas anvertrauen, aber er solle ihn bei Leib und Leben nicht verrathen. Sobald es dunkle, breche man auf und überfalle Thorberg von allen Seiten; so sei es auf der Zunft den Zunftältesten insgeheim angesagt worden. Dort, wo der alte Geizhals seine Schätze habe, gebe es zu fischen. Er wisse wohl, daß er, Hans, den Alten übel hasse; wenn er zu rechter Zeit bei der Hand sei, so könnte er vielleicht wieder kriegen, was er dem Geizhals für seine Frau habe bezahlen müssen. Hans hörte diese Mittheilung, als ob sie ihn nichts anginge, eilte aber fort, und auf des Müllers Ermahnung, er solle zu rechter Zeit zur Stelle sein, antwortete er kaltblütig: zuerst müsse er heim, dann aber wolle er sehen, was zu machen sei. Bedenklich ging Hans, mit der Geisel auf der Achsel, seinen raschen Rossen nach über die Brücke den steilen Berg hinauf. Droben, wie von etwas Plötzlichem erfaßt, sprang er auf das Handroß, und in raschem Trabe, trotz des heillosen Weges, ließ er das Gespann laufen, was es laufen konnte. Es dunkelte, als er an den Weg kam, der vom Thale herauf über eine lange Berghöhe wieder hinunter nach seiner einsamen Mühle führte. Dort mußte er langsamer

fahren, doch ſputete er ſeine Roſſe, denn immer war es ihm, als hörte er Kriegslärm hinter ſich, als ſei die Sonne ſchneller denn ſonſt zur Ruhe geeilt. Finſter war es, als ſeine Roſſe dampfend vor ſeiner Mühle hielten, wo Trudchen bei den Knechten ſtand und ihres Mannes ungewöhnlich ſpäte Rückkehr beſprach. Hans bot freundlich guten Abend, befahl den Knechten, wohl zu den Pferden zu ſehen, gab ſeiner Frau auf alle ihre Fragen den freundlichen Beſcheid, daß er in einer oder zwei Stunden wieder da ſein werde, ſie ſolle nicht Angſt haben ſeinetwegen, ſondern das Eſſen bereit halten, er bringe vielleicht noch jemand mit. Und Trudchen fragte noch lange, wohin er noch wolle, als Hans in ſeiner gelaſſenen Behendigkeit ſchon weit oben an der Sonnſeite des Thales war und ſchon lange keinen Laut mehr vernehmen konnte. Es kam Trudchen vor, als treibe wieder der ahnungsvolle Geiſt ihren Hans; aber ſie konnte doch nicht anders als brummen und balgen, daß dieſer Geiſt doch wohl dem Hans Zeit laſſen könne, ſeinem Weibe zu ſagen, was er vorhabe, damit ſie im Fall der Noth eine Einrede thun und ſagen könne: ob ihr auch anſtändig ſei, wozu der Geiſt ihren Mann rufe.

Droben in Thorberg war es ſtille und dunkel um die Burg. Des Mondes ſchmale Sichel ſchwebte am äußerſten Horizonte in blutigem Gewölke, das von Bern her gegen Thorberg heraufzog. Plötzlich klopften raſche Schläge an das Thor, dem läſſigen Wärter die Eile der Klopfenden verkündend, daß er alſobald mit ſchlafbeſchwerter Stimme nach deſſen Namen fragte. Dem wohlbekannten Müller öffnete bald der alte Burgvogt das Thor, Dringliches vermuthend. Als Hans dem Greiſe den Anſchlag der Berner mittheilte, und daß er gekommen ſei, das Fräulein zu retten und ſie, die alten Diener des Hauſes, denn auf ſeiner Herrin Gebiet ſei ihr Leben gefriſtet: begann der Greis hart zu reden gegen die Berner, welche ſo ſchnell die angeſagte Fehde gegen ſeinen Herrn eröffneten, daß Rüſtung unmöglich ſei, und es ſei doch ſein

Herr so lange ihr Freund gewesen. Aber wenn schon nur wenige Diener da, die rüstigsten mit dem Herrn im Kriege, so solle doch Gott davor sein, daß das alte Thorberg ohne Schwerdtstreich falle, der Feind dessen Thore offen finde. Das Fräulein zu retten thue freilich noth. Seit die Berner seines Herrn Sohn über die Mauer geworfen, traue er ihnen das Blutigste zu.

In der Halle saß das Fräulein und schaute dem blutigen Monde zu, wie er allmählig schwand in schwarzes Gewölke; in ihrem Träumen hörte sie die Eintretenden nicht. In Gedanken versunken sah sie den Greis und faßte seine Worte nicht. Da fiel ihr Blick auf den hinten stehenden Hans. Wie eine Verklärung flog es über ihr Gesicht; mit einer ungewöhnlichen Freudigkeit stand sie auf und bot Hans den stummen Gruß, mit dem sie ihn schon so lange nicht mehr begrüßt hatte. Es lag über dem Fräulein ganz die stille Freude, wie wenn es noch die alte Zeit und kein Wandel in ihr stilles Glück getreten wäre. Mit seiner einfachen Freundlichkeit bat Hans das Fräulein, schnell ihn zu begleiten zu seiner Mühle, indem er alle Augenblicke die Ankunft der Berner fürchte. Das Fräulein bebte zusammen vor der nahen Gefahr in der fast schutzlosen Burg und war bereit, mit der ganzen Bewohnerschaft die Flucht anzutreten. Der alte Vogt aber, wohl wissend, wie ein jedes noch dies und das zusammenzuraffen hätte, und wie, wenn Einige mit dem Fräulein gingen, zuletzt Alle würden gehen wollen, daß keine Hand ihm bliebe zur Vertheidigung, der Feind in dieser Verzögerung über Alle kommen würde, ehe Eines sich gerettet, ehe das Thor zur Vertheidigung sich geschlossen, bat das Fräulein, mit Hans vorauszueilen, mit den Andern werde er nachkommen. Als sie über die Zugbrücke waren und um die Felsen gebogen, zog er die Brücke auf, stieß vor das Thor den schweren Riegel, rief die wenigen Mannen zusammen, sagte ihnen der Berner Kommen und daß sie dem Herrn die Burg zu vertheidigen hätten,

ſo lange ſie könnten. Es wendete keiner etwas ein. In der Zucht des Hauſes aufgewachſen und von treuem Stamme, der auch in fremdem Dienſte eher das Blut vergoß, als die Treue brach, waren ſie bereit, für ihren Herrn ihre Schuldigkeit zu thun; ſie bereiteten ſich, dem Ueberfall zu begegnen.

Hans war einen Augenblick zweifelnd geſtanden, ob er mit dem Fräulein ins Thal hinunter ſolle, indem er, mit der Berner Art, von allen Seiten die Veſten anzufallen, bekannt, fürchtete, er möchte oben auf der Höhe einer Schaar begegnen. Vom Thale aus konnte er weiter gegen Burgdorf hin über den Berg, wo er ſicher vor jedem Feinde war. Indeſſen ſchien ihm, als ſei bereits Kriegslärm unten im Thale, er hörte den Galopp einzelner Pferde durch die Nacht; da machte er ſich eilig den Berg hinauf, Adelgunde ſorgſam geleitend, die leicht und ſchnell an ſeiner Seite ging. Schon war er oberhalb der Schwendi, wo er bald links abbeugen konnte, als er eilende Schritte hörte. Ein Trupp kam über den Berg her zum Ueberfall auf der ſchwächſten Seite der Burg. Eilig hob Hans das Fräulein über den ſteilen Rand des Weges und verſuchte, unbemerkt mit ihr ſeitab durch die Buchen zu ſchlüpfen. Aber ſchon hatte ein Hund die Fliehenden gewittert, ſprang eilig voran, flüchtige Geſellen ihm nach, die weißen Gewänder der Fliehenden wurden zwiſchen Buchen ſichtbar, der Hund ihnen auf friſcher Fährte bald auf den Ferſen, während die Geſellen, über manche Wurzel ſtolpernd, zurück blieben. Da ſchlug Hans mit einem Baumaſt des Hundes Schädel ein, daß er heulend zuſammenſank. Aber nun ſchwirrten die Bolzen von den Armbrüſten der Geſellen, die nach Verluſt des Führers das flüchtige Wild zu verlieren fürchteten. Bald hoffte Hans, jeder Buche, jedes Geſträuches kundig, außer ihrem Bereich zu ſein, da klang noch einmal ein Bogen, es ſchwirrte ein Pfeil — und das Fräulein ſank neben ihm zuſammen. Hans hob das ſchwergetroffene Fräulein raſch auf ſeine ſtarken Arme und eilte mit ihr unbeſchwert

in gedoppelter Schnelligkeit durch Schlupfwege, Rinnen und Schlünde unverfolgt dem friedlichen Lauterbach zu.

Aergerlich kehrten die Verfolger zurück und beschleunigten ihren Weg, denn schon tönte ihnen von unten herauf Lärm entgegen und Waffengeräusch; aus dem Thale herauf rannte der Harst an die Veste. Brennende Fackeln flogen aus der Burg über die Stürmenden, Steine rollten, Wurfgeschütze klangen, gewaltige Stimmen hallten durch die Nacht; es war das Brausen des Sturmes, der das erregte Meer an die starrenden Felsen treibt. Kühn hielt sich der Burgvogt, mehr Lärm als sonst schienen die Berner zu treiben. Da plötzlich auch auf der Südseite der Burg, wo die Zugbrücke war, der schwächste Angriffspunkt, wenn die Zugänge nicht gehörig verwahret waren, neues Geschrei; der Haufe vom Berge her stürmte die fast unbewachte Seite, welche die Berner anfangs absichtlich unangegriffen gelassen. Schrecken zuckte durch die Belagerten, ihre Hände erstarrten unwillkürlich, während in wilder Lust die Stürmer durch alle Hindernisse drangen in ungezählter Uebermacht.

In kurzer Zeit war die Mauer überstiegen, die Besatzung niedergeworfen, der Burgvogt blutend, gebunden im Hofe, die Veste den Bernern, die über so leichte Arbeit selbst sich wunderten. Nun ein Suchen und Mustern der Beute, hier entgegengesetzte Ueberraschung; sie war auch leicht wie der Sieg. Sie hatten gehofft, Glieder der Familie zu fangen; ein Gerücht hatte den verwundeten Cuno dort gesagt, jetzt fanden sie nicht einmal das Fräulein; sie begriffen, wen sie zwischen den Buchen umsonst gejagt. Sie hatten gehofft, des Thorbergers weit berühmte Schätze zu finden, allein sie fanden nichts, als elende Sparpfennige der Dienenden. Umsonst durchsuchten sie alles, Gefängnisse, Keller, Brunnenmoder; Schlamm war ihr Fund. Da entbrannte der Zorn der Beutedurstigen; sie wollten an die Gefangenen, den Burgvogt insbesonders, und ihnen Bekenntnisse abquälen, wo die Schätze

des Herrn verborgen seien. Als sie nichts bekannten, weil sie nichts zu bekennen hatten, die erbitterte Menge an ihre Wahrhaftigkeit nicht kommen, zur That schreiten wollte, da traten die Obern ins Mittel. Sie sagten, dieses Geschäft sei am besten in Bern abzuthun, wohin man die Gefangenen führen könne; es thue Eile noth, nach Koppigen zu ziehen, der zweiten Burg des Freiherrn, ehe dort diese nächtliche That bekannt werde, vielleicht seien dort die Schätze. Endlich gehorchte die wilde Schaar. Aber erst ward Feuer in die Burg geworfen und Einige zurückgelassen, das Feuer zu besorgen und die Mauern so viel möglich zu brechen. Diese thaten, was sie in kurzer Zeit konnten, hoch loderte die Burg auf, Mauersteine rollten ins Thal herab. Aber bald übermannte sie die Ungeduld, in Koppigen wollten sie die Beute theilen helfen. Ehe ihr Auftrag vollendet war, eilten sie den Andern nach, und von Thorberg blieb mehr stehen, als von vielen andern Burgen.

Der Schein der aufflammenden Burg wurde auch über den Berg hinüber in Lauterbach gesehen, wo zum Tode wund das Fräulein in der Mühle lag. Hans hatte glücklich das Fräulein heimgebracht, aber sie war tief verletzt von dem Pfeil und ohnmächtig durch den großen Blutverlust. Trudchen vergaß das Schmollen, und die aufsteigende Eifersucht schwand, als sie das Fräulein so blaß und beinahe todt in ihres Mannes Armen sah. Schnell machte sie dem Fräulein das schönste Bett zurecht, und alle Hände rührten sich, auf die verständigste Weise zu besorgen, was ihr Zustand erforderte. Der Pfeil wurde herausgezogen, das Blut so gut möglich gestillt, die Wunde verbunden und vieles versucht, das stockende Leben zu bewegen. Als es lange nicht gelang, da trauten sie ihren Künsten nicht, gedachten an das frühere Verhältniß der Thorberger zu ihrer Herrschaft, kannten dessen gegenwärtigen Stand nicht, und es wurde beschlossen, daß Hans schnell nach Brandis gehen, Frau Margarethen die Sache vorbringen und um

ihre Hülfe sie ansprechen solle, da sie in der Heilkunst gar wohl erfahren und mit kostbaren Tränken und Salben reich versehen sei.

Es giebt im Leben kaum bangere Stunden, nie scheint langsamer die Zeit zu schleichen, als wenn ein schwer Kranker ringt mit Todesgefahr, nach Hülfe ist gesendet; mit klopfendem Herzen harrt man am Bette des Leidenden der Hülfe, zählt die Pulsschläge, die Gefahr steigt von Augenblick zu Augenblick, und keiner bringt die Hülfe. Man weiß, sie kann noch nicht da sein; und doch sieht man alle Augenblicke nach der Thüre, ob sie nicht eintrete, sieht umsonst und seufzet; noch immer nicht! Diese Pein litten Trudchen und ihre Schwiegerin an Adelgundens Bette. Ihre Kunst war erschöpft und immer blasser ward das Fräulein, matter rollte das Blut durch die Adern, leiser zog der Athem aus und ein, es schien das Leben sanft und leise erlöschen zu wollen, wie die Sterne erbleichen, wenn die Sonne ihnen aufgeht. Am Bette stunden die Weiber, nachdem sie auch nach einem Priester ausgesandt, das Labsal zur letzten Reise dem Fräulein zu reichen, und beteten ängstlich und innig für der Kranken Seele. Da flog es wie neues Leben über deren Züge, ein röthlicher Schimmer hauchte über ihre Wangen, ein seliges Lächeln spielte um ihren Mund, vor ihre Seele war ein freundlich Bild getreten. Zu seinem Anschauen kehrte die Seele zurück, die scheiden wollte. Leise schlug das Fräulein die dunkeln Augen auf, sie strahlten in mildem überirdischem Lichte, wie niemand sie noch gesehen. Freudig beugten die Weiber sich über die Erwachte, die freundlich, wie nie sonst, sie anlächelte, und dann ihre Augen suchend schweifen ließ durch das kleine Stübchen. Sie fanden nicht, was sie suchten, kehrten fragend zu den Weibern zurück, und die ältere Müllerin verstund das Fräulein wohl und erzählte, daß Hans nach Brandis um Hülfe gegangen sei und wohl bald wiederkehren werde mit heilenden Salben. Und während die Mutter noch erzählte

von Hans, wie er das Fräulein gerettet und ohnmächtig hergebracht, die Burg verbrannt, die Leute erſchlagen ſeien, hielt das Fräulein Trudchens Hand in der ihren und blickte ſie mit milden ſeligen Augen an. Dann wendeten ſich dieſelben immer verlangender der Thüre zu. Als ſie nicht aufgehen wollte, verdüſterten ſich des Fräuleins Züge wieder, das rege Leben ſchwand aus denſelben, immer ſchwächer flackerte der ſchwache Lebensfunke. Immer ungeduldiger waren die Weiber, immer größer die Pein des vergebenen Wartens, ihrer Rechnung nach ſollte Hans in ſeiner kräftigen Behendigkeit wieder da ſein. Trudchen ward voll Groll gegen ihn, des Fräuleins ſtrahlende Liebe hatte den letzten Funken von Eiferſucht in ihrem Herzen gelöſcht. Hans ſäumte nicht aus eigener Schuld, kein Fuß war je ſo ſchnell aus dem Lauterbach nach Brandis geeilt als der ſeine. Ein wilder Lärm im Schloßhofe empfing ihn, weit ſchallendes Gelächter, wüthendes Hundegeheul.

Mitten im Lärm ſtund Fräulein Anna, und neben ihr ein dicker kleiner Ritter mit einem Geſicht, wie aus einer Rübe gewachſen; es war ihr Vetter und ſpäterer Eheherr Wolfrat, beide wollten berſten vor Lachen. Vier große Jagdhunde waren an den Schwänzen zuſammengebunden, und zwei Füchſe liefen ängſtlich, durch die jubelnde Dienerſchaft immer neu gehetzt, im Hofe herum. Die einen Hunde hatten den einen Fuchs im Auge, die andern den andern, riſſen hier aus, dort aus, kamen nicht von der Stelle und heulten fürchterlich in ohnmächtiger Wuth. Kaum hatte aber Anna des Müllers Kunde und Bitte gehört, ſo wallte ihr gutes Herz auf, ſie eilte zur Mutter, und tief wurde die von der unerwarteten Nachricht erſchüttert. Vergeſſen war aller Groll, verſchwunden aller Verdacht; daß Hans wieder der Retter war, erweckte ihr Mißtrauen nicht. Sie wollte Hans keine Salben und Tränke geben, ſie wollte ſelbſt hin, zu rathen und zu pflegen, und Anna wollte ſie begleiten, ließ ſatteln und rüſten. Aber lange ſtunden geſattelt die Pferde im Hofe, die gute Frau

Margarethe konnte nicht fertig werden zu ſo ungewohntem Ausritt. Sie hatte immer noch etwas vergeſſen, das für einen beſondern Fall gut ſein konnte, hatte immer noch etwas zu befehlen, das während ihrer Abweſenheit beſchickt ſein ſollte. Anna wollte in Ungeduld vergehen und ſelbſt dem gelaſſenen Hans kam es in die Füße, es war ihm, als müſſe er heim, als wäre irgendwo jemand, der ſeiner bedürfe. Er mußte diesmal warten, bis endlich der Zug langſam ſich bewegte und noch dazu auf dem längern aber beſſern Wege. Anna ſprengte hundertmal vorauf und wieder zurück, und wäre vorausgeeilt, wenn es die Mutter nicht ſehr ernſt verboten hätte. Die ausgebrochene Fehde machte ſolche Fahrten eines einzelnen Fräuleins nicht rathſam. Die Fahrt kam Frau Margarethe ſauer an, der Weg ſchien ihr ſo wild und weit, daß ihr bange wurde, im langſamſten Schritt hielt ſie ihr Pferd, trotz der Angſt um Adelgunden. Und als ſie hinauf kam auf die Ecke, wo jetzt eine Kohlhütte ſteht, der Lauterbach von ferne ſichtbar wird, der Weg in den tiefen Grund ſich ſenkt, da mußte ſie raſten und Muth faſſen für den Theil des Weges, der ihr noch gefährlicher und beſchwerlicher ſchien, als der bereits zurückgelegte.

Darum ward ihnen in der Mühle ſo bange, als lange die Zeit verfloſſen war, in welcher Hans zurück ſein konnte, und Trudchen rollten aus Angſt und Verdruß die Thränen ſtromweiſe aus den heitern Augen, wenn ſie den Weg entlang geſehen und Hans nicht kommen wollte. Das Fräulein war noch nicht geſtorben. Wenn ſie glaubten, jetzt ſcheide die Seele aus dem Leibe, auf dem letzten Athemzuge hätte ſie ſich emporgeſchwungen, ſo trat das Leben noch einmal zurück, wie von jemand ereilt und feſtgehalten, Roſen und Lächeln blühten wieder auf ihrem ſchönen Geſichte, die ſtrahlenden Augen gingen wieder auf, lächelten freundlich der Mutter, Trudchen in ſeliger Liebe, haſteten auf der Thüre und ſchloſſen ſich wieder, wenn ſie nicht aufgehen wollte. Aber immer

länger wurden die Zwiſchenräume zwiſchen dieſem Erwachen, immer ſchwächer kehrte das enteilende Leben zurück, immer bläſſer blühten die Roſen, auf immer kürzere Zeit öffneten ſich die Augen, immer bänger klopfte den Frauen das Herz, immer brünſtiger beteten ſie für Leib und Seele des ſterbenden Fräuleins, Hans wollte nicht kommen, kein Prieſter war gefunden worden. Immer größer ward ihre Angſt, denn länger als noch nie lag das Fräulein wie in Todesruhe, das Gehen des Athems hörte man nicht mehr, kaum ſpielte er noch mit einer Feder, kaum fühlte man das Schlagen des Herzens, kalt lag des Fräuleins weiße in Trudchens angſtheißer Hand. Da zuckte es im Fräulein auf wie ein heller Freudenſtern, wie ein Morgenſtern leuchtete es auf ihrem Angeſicht, ein himmliſches bräutliches Lächeln ſchwebte über ihm; aber die Augen blieben geſchloſſen, das Leben verglomm, keine Seele bewegte mehr das Herz, aber das Lächeln ſchwebte noch über dem Angeſicht, und auf den Wangen weilte der Hauch, mit dem die Sonne die Berge küßt, wenn ſie durch die Thore der Nacht geht, dem kommenden Morgen entgegen. Mit heißem Bangen ſahen die Frauen nach dem Aufſchlagen der Augen, aber ſie blieben geſchloſſen, die ſeidenen Wimpern bewegten ſich nicht.

Da erſcholl draußen Geräuſch, Pferde ritten an, Menſchen redeten durch einander, es kam die Treppe heraufgeſtürmt, die Thüre ward aufgeriſſen, die wilde Anna ſtürzte herein, ſtürzte bis mitten in die Stube, dort wurzelte ſie an wie ein Steinbild, als ſie die weinenden Weiber ſah und Adelgunde eine Beute des blaſſen Todes; ihre Lippen bewegten ſich, aber ohne Laut, ſie wollte rückwärts, konnte nicht, bis ſchwere Tritte ihr folgten, Frau Margarethe ins Stübchen trat, Hans mit fröhlichem Geſichte hinter ihr. Da flüchtete ſich Anna hinter die Mutter, die auch ſtaunend ſtille ſtand, als ſie die Gruppe am Bette ſah, dann aber raſch hinzutrat mit der Frage: „Jeſus Maria! was hat's gegeben?" Weinend antwortete

die Müllerin: „das Fräulein iſt geſtorben, iſt todt.“ „Unmöglich!“ ſagte die Freifrau, „ſo eben war ſie ja am Fenſter, winkte mit freundlichen Mienen.“ Und raſchen Schrittes, wie er noch keinen gethan, trat Hans ans Bett, des ſchuldigen Reſpektes vergeſſend. „Ihr irrt, gnädige Frau!“ ſagte die Müllerin, „das Fräulein verließ nie das Bett, ſtarb vor wenig Augenblicken.“ „Jeſus Marie!“ rief die Freiherrin, ſo haben wir ihren Geiſt geſehen, denn kaum hatten wir die Mühle im Auge, ſo ſahen wir unter dieſes Fenſter das Fräulein treten, ſchön und hold, wie ich ſie nie geſehen; ſie winkte uns mit lebhaften Geberden, nickte mit freudigem Lächeln uns zu, und wir freuten uns, daß die Gefahr ſo unbedeutend geweſen, ſo ſchnell vorüber ſei. Wir theilten unſere Freude einander mit, und als wir aufblickten, war ſie nicht mehr unter dem Fenſter, und raſch ritten wir, wir glaubten, ſie komme uns entgegen.“ „Jeſus Maria! ſo war es ihr Geiſt, der ſich ſeiner Hülle entwand und euch entgegenkam, denn ſie ſtarb in Freuden verklärt, wie ſie noch jetzt auf ihrem Geſichte weilt,“ ſagte Trudchen.

Und wie es dieſes ſagte, trat ein Prieſter ein, machte andächtig das Kreuz und trat ſegnend, aber ernſt an die Leiche. Als er das Geſchehene vernahm und wie die Freifrau ſich Vorwürfe machte, daß ſie nicht mehr geeilt, weil das Verlangen nach ihr des Fräuleins Geiſt aus dem Leibe getrieben und ihr erſchienen ſei, ſo ſtrahlte des Prieſters Geſicht, er weihte die Leiche mit heiligem Waſſer ein und ſprach ſie ſelig. Jetzt wiſſe er, was blendend wie ein goldenes Wölkchen ſein heiliges Gefäß umſchwebt, darauf ſich niedergelaſſen, darin verſchwunden ſei, ſagte er. Die Weihe von Oben hätte dem frommen Fräulein gefehlt zum ſeligen Scheiden, der Leib zum Tode gedrängt, die Gnade Gottes die Seele zurückgehalten, bis ſie ihn erſchaut; da habe Gott ein Wunder gethan, ſie losgelaſſen und, ihm entgegenſchwebend, habe ſie um ihres Glaubens willen das Pfand der Liebe em-

pfangen aus Gottes oder der Heiligen ſelbſteigener Hand. Gläubig beugte er ſeine Kniee und pries mit glühenden Worten Gottes Gnade, daß er den Glauben der Menſchen durch ſolche Zeichen ſtärke, gläubigen Seelen auf wunderbare Weiſe rettend zu Hülfe komme. Die Freifrau betete mit in heiligem Glauben, aber etwas unzufriedenen Herzens. Ihr wäre der Glaube, daß das Fräulein aus Verlangen nach ihr ſeiner Hülle enteilt, viel wohlthuender geweſen und ein gar ſchöner Haltpunkt ihres Glaubens, daß ihr mütterlicher Sinn die Natur überwältige und angenehm ſei vor Gott und bedecken werde die Menge ihrer Sünden. Inbrünſtig, aber ungläubig betete Trudchen mit. Trudchen wußte, es war die Liebe, die das Fräulein entbunden und die Freude ihr gewährt, mit leiblichen Augen noch zu ſchauen, wonach die Seele ſo brünſtig verlangte, es war keine ſündige Liebe, aber nicht die Liebe zum Prieſter und ſeinem Heiligthum, nicht die Liebe zur Freifrau und das Verlangen nach ihren Salben: es war die reine, dankbare Liebe zu ihrem Retter, zu Trudchens Ehemann, die das Wunder vollbracht. Trudchen fühlte es in ſich, daß die Liebe des Leibes Schranken zu brechen vermöge, aber es zürnte nicht, ſondern dankte Gott, daß er dem armen Fräulein ſo gnädig geweſen, das hier Erſehnte ihm zu gewähren zum Pfande, daß auch das droben Erſehnte ihm zu Theil werde, reicher Antheil an der ewigen Liebe, ein reicher Lohn dem armen Herzen, das an Liebe ſo reich geweſen und doch auf Erden keine gefunden.

Mit großer Ehrerbietung ward um die Leiche des Fräuleins gewacht, eine Heilige ſchien ſie den Bewohnern des Thales, und nicht müde ward der Prieſter, das Wunder zu preiſen, welches Gott durch ſeinen armen Knecht gethan, das zu erſchauen er die Bewohner dieſes Thales gewürdigt. Aber die wundervolle Begebenheit in dieſem engen Thale verhallte in des Krieges Getümmel, ſie drang nicht außerhalb deſſen Marchen, die Mächtigen der Erde hatten weder Intereſſe noch

Zeit, auf sie zu achten. Von Wenigen begleitet wurde das selige Fräulein zu Grabe getragen nach Krauchthal, da die Gruft in Thorberg verschüttet war; aber tief war die Ehrerbietung der Wenigen. Kein Gepränge vermochten die armen Priester der Gegend der Heiligen zu Ehren zu veranstalten, aber viele Jahre durch schwoll keinem Mädchen des engen Thales in Liebe das Herz, das nicht am Grabe der frommen Adelgunde betete, ihrem Grabe die schönsten Blumen seines Gärtchens weihte und die Arme, so reich Gewordene um Schutz und Beistand anflehte. Und sie, die Arme, machte Viele reich, denn was fromme Herzen ihr anvertrauten, das hörte auch der himmlische Vater und lohnte gläubiges Vertrauen.

Mit tiefem Ingrimm vernahm Herr Peter den Tod seiner Tochter, den Bruch seiner Burgen; wie er aber über dem Einzelnen das Ganze nie aus den Augen ließ, so lähmte auch dieses seine Thätigkeit nicht. Als der entlassene Burgvogt ihm berichtete, wie die Berner nach seinen Schätzen gesucht, und er das vergebliche Suchen fast mit dem Leben hätte büßen müssen, spielte ein spöttisches Lachen auf des Thorbergers Gesichte: er hätte geglaubt, sagte er, den Bernern so viel Achtung vor seiner Klugheit beigebracht zu haben, daß sie sich nie die vergebliche Mühe machen würden, nach Peter des Thorbergers Schätzen zu forschen. Es scheine aber, solche Leute begriffen nicht, daß es noch anderswo gescheidte Leute geben könnte, als in ihren Mauern.

Den alten Burgvogt wies er zu Cuno, der zu Baden lag, noch immer leidend und düster. Er härmte sich, daß er der Schlacht entkommen, er zürnte dem Vater, daß dieser ihm das Leben gerettet. Das Leben dünkte ihn eine doppelte Bürde, seit er es so ruhmvoll hätte lassen können auf dem Felde, welches des mannlichsten Fürsten Blut getrunken. Er glaubte in allen Blicken den Vorwurf der Feigheit zu lesen, und wenn schon niemand des Thorbergers Klugheit zu bestrei-

ten wagte, niemand offen den Vorwurf der Feigheit ihm machte, so pries man doch allenthalben so hoch die Treue und den Heldenmuth der mit dem Fürsten Gefallenen, daß darin eine tiefe Erniedrigung für die Geretteten lag. Eine tiefe Scham entbrannte immer verzehrender in seinem Innern, immer höher stieg in ihm die Sehnsucht, in neuem Streit seinen Werth mit seinem Leben zu besiegeln. Aber eben dieser Zustand seiner Seele hielt seinen Leib nieder, ließ ihn nicht zu Kräften kommen, und gab seinem Vater Grund zur Hand, ihn vom Kriege fern zu halten.

Dieser hatte sich hinaufgezogen ins Gasternthal, wo die Villensbacher im Burgerrecht zu Glaris die gleiche Freiheit suchten, wie die Entlebucher und Sempacher zu Luzern, wo Wesen stund, eine österreichische Stadt, wohlgelegen zu jeglichem Handel, in Krieg und Frieden eine alte eifersüchtige Nachbarin dem Glarnerlande. Die Glarner siegten, Wesen fiel, ehe Oesterreich mit ganzer Macht da oben im Lande war. Eben als Oesterreich das Schwerdt aufhob zur Rache, die Schweizer kriegflammend nach dem sonst so furchtbaren Schwerdte furchtlos griffen, mittelten die erstaunten Reichsstädte den Krieg und richteten für anderthalb Jahre einen Frieden auf, der böse geheißen. Wo Friede sein soll, und es glüht in den einen Herzen die Rache und in den andern nicht gesättigter Haß, in den einen verletzter Stolz und in den andern die Erbitterung des sich verachtet Glaubenden, da wird der Friede zur Qual und die Flammen der Rache, des Hasses, der Erbitterung schlagen immer höher auf, Krieg wünschen alle Herzen, der Tag des Krieges ist Allen, was dem im finstern Kerker Gefesselten der Tag der Freiheit ist. Größer und ingrimmiger als in diesen Tagen, war nie die Erbitterung zwischen Oesterreich und der Schweiz. Mit Pfauenfedern prunkten die österreichischen Anhänger, alle Pfauen wurden getödtet im Schweizerlande, und wo ein Einzelner mit einer Pfauenfeder ergriffen wurde, der konnte Gott um ein seliges Ende bitten.

Es geht die Sage, Oesterreicher hätten Kühe, mit eidgenössischen Zeichen geschmückt, zu Markte getrieben, Schweizer die Männer aufgegriffen und ans österreichische Wappen aufgehängt.

Endlich ging der verhaßte Frieden zu Ende und Oesterreich that den ersten Schlag. Den 25. Februar 1388, in einer schwarzen Nacht, wurde, mit Einverständniß der treu an Oesterreich hangenden Bürger, Wesen überfallen, die Besatzung sammt ihrem Pannerherrn ermordet — Wenige retteten sich schwimmend durch den See. Nun war großes Frohlocken bei den Herren, aber nicht Muthlosigkeit bei den Glarnern. Sie verwahrten, anfänglich unterstützt von den Eidgenossen, muthig ihre Landmarken. Als diese, aus Mangel an Speise in diesem armen Lande und der unfruchtbaren Zeit, abgezogen waren, hielten die Glarner unverdrossen drei Wochen lang tägliche Angriffe und das allen Schweizern so unerträgliche Warten und Harren auf das Entscheidende aus. Der Schweizer stürzt sich muthig in den Tod, aber er erwartet ihn nicht gerne, er unternimmt unmöglich Scheinendes, aber er sieht nicht gerne lange einer Gefahr zu, ohne Versuch sie zu beseitigen; der Ruf in die Schlacht wird nie die Schweizer empören, aber das Gebot zum Stillstand kann den Gebietenden das Leben kosten. Als drei Wochen vorbei waren, alle Arbeit versäumt, das Vieh zu Berg und Thal immer wehlicher nach seinen Hirten rief, da bedachten die Glarner, daß in einem solchen Krieg, den wohl der Söldling führen kann, oder die Führer von arbeitslosen Söldlingen, aber nicht ein freies Volk, ihr Untergang liege, und baten um billigen Frieden.

Ihre Boten kamen vor den Grafen Hans von Werdenberg und Peter von Thorberg, die Führer des Krieges. Graf Hans war ein Mann in voller Kraft, Peter altersgrau aber ungebeugt, einem Thurme gleich, dessen Außenseiten wohl verwittern, dessen stolzer Bau aber nicht einstürzt, sondern noch Jahrhunderte drohend über die Thäler sieht. Wer den fin-

ſtern Greis anſah, konnte ſich kaum eines Bebens erwehren. Keine Empfindung trat mehr auf deſſen Geſicht, als Zorn und Bitterkeit, ſeine Augen ſtrahlten noch jugendlich in unheimlichem Feuer, vor ihnen erſtarrte jede Bitte, daher ward ſelten mehr eine laut in ſeiner Nähe. Je mehr Pläne ihm geſcheitert waren, deſto trotziger war er geworden, deſto hartnäckiger hielt er an ſeinen letzten feſt. Wie ſonſt der kräftige Mann in der Gewalt ſein Heil ſucht, in der Weisheit erſt der Greis, ſo hatte es Herr Peter umgekehrt. Wie er früher Frieden wollte, ſo ſuchte er jetzt Krieg, Krieg ſollte das Verlorne wieder bringen, Gewalt unterdrücken, was Klugheit nicht untergraben konnte.

Er wollte noch immer den Adel erheben, mehren ſeines Hauſes Glanz; er baute auf Cuno und ſeine geheimen Schätze, die er auch in dieſem Kriege ſo zu ſparen wußte, daß ſeine Beute ſeine Koſten überwog, ſein wankend Anſehen ſollte dieſes Krieges Ausgang feſtigen.

Als die Glarnerboten, beſcheiden aber männlich, vor ſie traten, war es der Thorberger beſonders, der ſchimpflich mit ihnen redete. Die Glarner, klug von je, ſtellten vor, wie leid ihnen der geſtörte Friede mit Oeſterreich ſei, wie nur Eingriffe in ihre uralten Freiheiten, die ſie als ein heilig Erbgut von den Vätern bekommen, und deswegen wie heilige Reliquien unverletzt erhalten wollten, ſie von Oeſterreich abgewandt und zu einem Bund mit den Schweizern genöthigt. Sie ſeien erbötig, alles Schuldige Oeſterreich zu erfüllen, billigen Erſatz zu leiſten und ihre alte Herrſchaft in keinen Rechten zu kränken.

Da ſchimpfte der Thorberger ſie treuloſe Leute, die ſie nur ſchäßigen wollten. Wären die Herren auseinander geritten, ſo würden die Glarner keins ihrer Worte halten, in dem Glauben, ſo viel Herren und Volk wären nicht mehr leicht an ihren Landmarken zuſammen zu bringen. In allen ihren Vorſchlägen liege der beſtimmte Sinn, Unbeſtimmtes zu ver-

heißen, um dann bei gelegener Zeit neuen Streit unter Schein Rechtens anfangen zu können. Er kenne sie wohl. Jetzt da sie mit den Köpfen in der Falle seien, wolle man sie auch darin behalten, oder sie so knebeln, daß ihnen das Widerstreben von selbst vergehe. Als die Glarner bescheidentlich sich vertheidigten, hießen die Herren sie heimgehen und des näheren Bescheides warten, wo es sich dann zeigen werde, wie viel ihnen zu trauen sei. Die Herren wollten nicht Frieden, das Ländchen, in welchem noch nie ein Feind geplündert (Walter von Stadion brachte seine Beute nicht aus dem Lande, ließ im Gegentheil sein eigen Leben dort), das so reich an allerlei, besonders an Vieh war, schien ihnen eine zu reiche, zu gewisse Beute, um sie anders als auf die härtesten Bedingungen aus den Händen zu lassen. In wenig Tagen kam der Bescheid. Die Glarner sollten leibeigen werden, nach der Gnade des Herzogs Buße thun und auf immer sich lossagen vom Schweizerbunde. Das Eingehen solcher Bedingungen glaubten die Glarner nicht vor ihren Vätern verantworten zu dürfen, die von jenseits auf ihre Kinder sehen, sie glaubten es nicht vor ihren Kindern verantworten zu können, die ernten müssen, was die Väter säen, und die dann den Voreltern Kunde bringen, ob der Väter Aussaat süße oder bittere Frucht getragen. Sie schlugen solchen Frieden aus und stellten ihre Sache getrost Gott anheim, als Männer, die das Mögliche versucht zum Frieden, im Kriege nur gewinnen konnten von Gottes Gnaden einen seligen Tod oder einen freudigen Sieg.

Die Herren jubelten über der Glarner Entschluß. Ihnen gab ein Sieg weit mehr Gewalt als ein Frieden, wie er auch sein mochte. In rascher Thätigkeit wurde alles Volk aus den vordern Erblanden an die Landmarken der Glarner entboten, denn der Thorberger hatte den weisen Rath gegeben, den Schlag zu thun, ehe die Berge offen und Zuzug aus den Waldstätten möglich sei."

Den Schaaren aus dem Aargau ſchloß auch Cuno ſich an. Kalt, wie immer, begrüßte ihn der Alte. Er hätte ihn lieber nicht hier geſehn, er ſetzte an dieſen Strauß nicht gerne ſein letztes Kind, deſſen blinden Muth er kannte. Er hatte ſich in ſeinem Sohne nicht getäuſcht. In den erſten Tagen ſchon, bei einem der üblichen Anläufe an die Letze, die unternommen wurden, um die Glarner zu ermüden und fern von Hauſe zu halten, die aber gewöhnlich mit ſo wenig Nachdruck geſchahen, daß ſelten jemand verwundet wurde, nahm denſelben Cuno ſo ernſt und ſetzte ſich ſo tollkühn aus, daß ein Stein ihn vom Pferde warf, die Bruſt wurde ihm hart beſchädigt, er wäre verloren geweſen, wenn der alte Burgvogt ihn nicht gerettet. Herr Peter war böſe darüber und ſandte Cuno nebſt ſeinem Retter nach Rapperswyl zur Geneſung. Im Hauſe eines reichen Rathsherrn, fern vom kriegeriſchen Lärm der Burg, wurde er untergebracht.

Am 8. April war endlich die ganze Macht beiſammen, wohl an die ſechstauſend Mann, niemand zweifelte am Sieg, auch die nicht, welche bei Sempach geweſen. Waren doch die Umſtände ganz anders, der Herren Vorſicht ja groß, indem ſie nicht nur nächtlich den Feind überfallen, ſondern ihn auch mit zweitauſend Mann hinterziehen wollten. Daß aber auf beiden Seiten das Schlachten Entſcheidende wieder ſei, wie bei Sempach, achtete man nicht; Siegesſtolz vor der Schlacht und übermüthige Feindesverachtung bei den Oeſterreichern, Gottvertrauen aber und einen auf Alles gefaßten Sinn bei den Schweizern.

Eine geheime Botſchaft verkündete dem Führer der Glarner, Mathias am Buel, den nahen Angriff. Boten liefen zu den Eidsgenoſſen, ſchnelle Jünglinge durch das Klönthal nach Schwyz, und zagende Weiber und Kinder hinauf in die Berge. Aber ehe noch Eidgenoſſen da waren, drang aus Weſen hervor, den 9. April, ſchon in der vierten finſtern Morgenſtunde der Feind an die Letze, brach dieſelbe, zerſprengte die Ver-

theidiger und ergoß sich nun ins offene Thal; er hatte gesiegt in seinem Wahn. Er kannte den Glarner nicht. Nicht in blindem Stolz war dieser in die Schlacht gegangen, darum riß ihn auch nicht blinde Flucht dahin; nicht im Vertrauen auf die große Zahl und die gute Rüstung hatte ein jeder sich dem Feinde gegenübergestellt, sondern im Vertrauen auf den eigenen Muth, seine Kampffertigkeit und den Beistand Gottes. Als sie nun auseinander gesprengt waren, blieb noch immer jeder sich selbst, daher jeder kampfesfertig und noch immer am Siege nicht verzweifelnd, denn hatte ihn doch auch noch nichts von seinem Gott getrennt.

Sie gaben dem Schweizer die ewig dauernde Lehre, daß das Retten des Landes nicht immer vom Zusammentreffen großer Massen abhänge, sondern sehr oft von der Tüchtigkeit des Einzelnen, davon, daß jeder ein Mann zu sein wisse für sich allein. Der Stoß solcher Männer, von denen ein jeder ein Held ist, ist dann auch ein ganz anderer, als der Stoß von Soldatenmaschinen, von denen keiner sich zu helfen weiß, wenn das Bajonnet sich krümmt, einer Takt oder Glied verliert. Mathias kannte seine Glarner. Sein Panner hoch, rief er mit gewaltiger Stimme: „am Rautiberg werde jeder das Panner finden.“ Dort hatten sie den Rücken frei und vor sich zerrissenen Grund, gefährlich der Reiterei, ihren Armen aber die gefährlichste Waffe, handvölligе Steine bietend. Da dachte kein Glarner ans Fliehen, keiner suchte seine Hütte, keiner lief nach seiner Habe. Nach dem Rautiberg sahen sie, den kürzesten Weg dahin suchten sie, und wie am Berge die einzelnen Tropfen zusammenfließen, zum Bächlein werden, das sich durch die Felsen drängt und viele Bächlein zum Strome sich sammeln, der sich durch die Ebenen wälzt, so fanden sich die Einzelnen zusammen, schaarten sich zu Haufen von zwanzig bis dreißig und drangen zu ihrem Panner hin, mitten durch die Feinde. Diese sprengten diese Haufen nur an, wenn sie ihnen zufällig aufstießen, sie hatten gesiegt in ihrem Glauben, achteten der Versprengten sich so wenig, wie der Wande-

rer der Steine sich achtet, die ihm im Wege liegen, die er höchstens bei Seite schiebt, oder bei größerer Eile sie umgeht, und zerstreuten sich durchs ganze Thal nach Beute. Jedes einzelne Gehöfte war der Zielpunkt einer Truppe, jedes Scheuerlein zog Krieger an, bis nach Glarus hinauf ritten welche, die in der Nähe nichts fanden. Treulich voran gingen den Ihren die Herren, kein Kühlein war ihnen zu schlecht, kein Kälblein zu klein, und mit selbsteigenen Händen griffen sie in die Truhen und Schränke der verlassenen Häuser. Auch der Thorberger war nicht der Letzte dabei und die Seinen wohl abgerichtet zu solchem Werke; doch blieb dem Alten auch jetzt das Auge offen und mit Schrecken sah er, der Erste, die Gefahr. Die kühne Haltung der Einzelnen fiel ihm auf, noch mehr, daß alle nach einer Richtung zogen, er sprengte auf einen Hügel, der anbrechende Tag zeigte ihm der Glarner Landesfahne am Fuße des Berges, umringt von einem schlachtfertigen Haufen. Da erkannte er den begangenen Fehler, seine Stimme rief zu neuer Schlacht. Viele sammelten sich um ihn, viele blieben beim Plündern, wie die Wespe auch nicht leicht den Stachel aus der Traube zieht, wenn sie einmal den süßen Saft gekostet. Als der ungleiche mit Steinen besäete Grund die anreitenden Herren traute, fielen die Glarner auf sie herab, erschreckten die Pferde, verwundeten und schädigten viele, hinderten dieselben, sie zu fassen mit ihrer gesammten Macht; aber wo die Herren sich sammelten, da prallten die Glarner wieder an, scheuten die Pferde, warfen wund die Reiter. Immer zahlreicher wurden die Glarner, eine immer ängstlichere Hast den Kampf zu beendigen bei den Herren. Da neues Schlachtgeschrei aus der Berge Klüften; unbekannte Heeresmassen der fürchterlichen Heldenmänner schienen im Anzuge, ein Beben durchs ganze Heer, tobende Pferde zerrissen die Ordnung, über Steine stürzten die Pferde, von Steinen die Herren. Das dunkle Gespenst, das auf den Schlachtfeldern weilt, die Augen blendet, das Herz mit Schrecken

füllt, ein unnennbares Grausen über die Heere gießt, begann seine Flügel zu schlagen über dem österreichischen Volk. Da ermaß der Thorberger die Gefahr, die ungünstige Stellung, die Wahrscheinlichkeit, daß Hans von Sargans auf die Glarner einbrechen werde, wenn er diese vom Berge locke, und rief zum Rückzug. Er vergaß, daß zusammengerafftes Volk wohl in Ordnung vorwärtsrücken, aber nicht in Ordnung sich zurückziehen kann, daß, wo in den Herzen der Schrecken ist, die Füße kein Maaß mehr kennen im Rückwärtsgehn, die Ohren kein Halt mehr hören, und daß auf einen vorsichtigen Graf nicht zu rechnen ist, wenn der Feind im Vortheil scheint.

Ueber Hals und Kopf nun Alles zurück in immer zügelloserer Flucht, und je weiter man floh, desto weniger konnte man stille stehen, desto wüthender eilten die Glarner nach, desto weniger war von Graf Hans etwas zu sehen und zu hören. Der alte Herr von Thorberg that das Mögliche, die Flucht zu hemmen. Mit Namen rief er die Herren und einzelne Fähnlein an, stellte hier oder dort an günstigen Stellen, hinter Zäunen, in Gärten Schaaren auf, ein Halt für Andere, aber vom Streme wurden sie fortgerissen, von den Glarnern erschlagen. Vergeblich schwang er sein Panner hoch, vergeblich ließ Freiherr von Sax das österreichische Panner fliegen, vergeblich bot Hans von Bonstetten sein ganzes Ansehen auf, zum Stehen das Heer zu bringen, die Letztern fanden den Tod. Den Thorberger, der auf den Tod um sein Panner kämpfte, berührte plötzlich das Gespenst der Schlachten mit seinem Flügel, der Tod schien so graufig zu grinsen von den Leichen auf, er sah in dunkelm Felsenkeller seine Schätze schimmern, verloren mit seinem Tode für Alle, denn in ihm allein ruhte des Ortes Geheimniß, er sah die Rache winken für diesen Tag und manchen frühern. Ein unnennbares Etwas riß ihn zurück, er ließ sein Panner fahren und floh mit Windeseile vom blutigen Grund. Je schneller er floh, desto tieferes Grausen erfaßte ihn, und je mehrere mit ihm

flohen, desto flüchtiger wurde er; es ist als ob jeder Fliehende die Angst aller mit ihm Fliehenden ertragen, in sich aufnehmen müßte; wenn Millionen fliehen, trägt jeder millionenfache Angst. Er dachte nicht mehr an das Stellen der Flucht, er sammelte nicht an der Brücke die von allen Seiten heran sich Drängenden, die den Glarnern an Zahl noch immer übermächtig gewesen wären, er eilte voran über die Brücke, diese brach hinter ihm zusammen und ungezählt versanken Ritter und Knechte in die Fluthen. Niemand dachte an das Festsetzen in Wesen, an die Vertheidigung dieses treuen Städtchens, dem die Rache der Glarner drohte. Die Bewohner flohen auf die Berge, die Herren, wo jeder die nächste Zuflucht hoffte, und die Glarner zündeten das verlassene Wesen an, raubten was sie fortbringen konnten, nahmen ihre Rache.

Der Thorberger floh das Gaster hinab, wo am See das alte Rapperswyl liegt, berühmt in der Geschichte des Landes, früher eigenen Grafen gehörig, jetzt an Habsburg gekommen, damals ein gefürchtet Städtchen, im Handel eine Art von Nebenbuhlerin Zürichs, beherrscht von einer herrlichen Burg, einer der schönsten des Landes.

Rapperswyl war aber nicht nur ein schön gelegenes Städtchen, sondern auch ein mannhaftes und dem Hause Oesterreich treu ergeben. Zu Näfels auf dem Felde lagen zweiundsechszig Bürger, die Blüthe ihrer Kraft, doch war den Uebrigen der Muth nicht gebrochen, sie bereiteten alles zum Widerstande. Dort ermannte sich der Alte von Thorberg und übernahm den Befehl. Gern hätte er seinen Sohn der nahen Bedrängniß entzogen, allein kein Weg schien ihm sicher genug. Zudem war Cuno's Schwäche groß, und ungerne hätte er das gastliche Haus verlassen, wo ihm seit langem zum ersten Male wieder wohl ward, trotz seiner verletzten Brust. Sein Hausherr, Curti mit Namen, war der beste Mann von der Welt, aber eine geschwätzige Seele; wo er eine Rede anbringen konnte über den Ruhm seiner Stadt und zuweilen auch den

eigenen, vergaß er Essen und Trinken, und wenn ihn das Reden ankam, so begann er gerne: Heute vor so und so viel Jahren, wenn schon die zu erzählende Begebenheit an einem ganz andern Tage, ja in einem ganz andern Monat, geschehen war. Die Frau war die mitleidige, geschäftige Martha. Wenn sie jemand helfen, Schmerzen lindern konnte, so opferte sie willig Zeit, Mühe, Schlaf, kurz alles, was ihr zu Gebote stand.

Aber nicht diese waren's, welche Cuno nicht nur sein Leiden milderten, sondern sein Leben ihm versüßten: dieses war die schöne Tochter des Hauses. Sie hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit seiner ersten Liebe, auch der Name störte die Täuschung nicht, auch sie hieß Bäbeli. Schüchtern nahte sie erst dem vornehmen Kranken und nur, um der Mutter beizustehen und sie auf Augenblicke abzulösen. Als sie aber sah, wie mild und gut der Kranke war, Freude zeigte, wenn sie bei ihm war, so blieb sie gerne bei ihm, redete ihm von allerlei, sang ihm zuweilen eins ihrer weichen, schwermüthigen Lieder, und erquickte damit seine düstere Seele auf wunderbare Weise. Wenn sie sich so fröhlich und doch so theilnehmend um ihn bewegte, so schien Bäbeli von Bubenberg als seine treue Hausfrau ihn zu umschweben, ihre Kälte war geschmolzen, die finstere Wolke zwischen ihnen entschwunden wie ein unheimlicher Traum, und süße Träume gaukelten um sein Lager, wiegten ihn in leisen Schlummer, zauberten ihn in ein Leben voller Lust und Freude. Und wenn er wieder aufwachte, so hob freier sich seine Brust, strahlte heiterer sein Auge, und den Schmerz des Erwachens verhütete Bäbeli's holde Gestalt, die an seinem Lager saß, verscheuchte dessen freundliche Stimme, die so innig ihm ihre Freude bezeugte über die Erquickung, welche ihm der Schlaf gebracht. Dieses glückliche Zusammenleben störte selbst die beginnende Belagerung nicht. In den Mauern der Stadt herrschte keine Angst: Sie war mit Speise und Trank wohl versehen, die Besatzung

tapfer, die Bürger zu allem bereit, nur nicht zur Uebergabe, und der Thorberger ein Anführer, der Vieles schon erfahren. Schon am dritten Tag nach der Schlacht rannten die Zürcher die Stadt an, glaubend, im ersten Schreck ein leichtes Spiel zu haben, wie die Glarner mit Wesen, allein sie irrten. Als sie mit blutigen Köpfen abziehen mußten, rüsteten sie sich zur Belagerung. Von Zürich her kam der Zeug zu Wasser und zu Land. Die Eidgenossen sammelten sich um das Städtchen; mit ihren großen Büchsen kamen die Berner, ließen Tag und Nacht den Bewohnern keine Ruhe, aber niemand zagte.

Zu Wasser und zu Land versuchten die Eidgenossen ihre Kraft, wollten die Mauern brechen, trieben Schiffe durch die Pfähle im See und suchten an die Häuser zu kommen. Aber die Belagerten wehrten sich auf alle Weise, warfen mit Steinen Löcher in die Schiffe und versenkten sie. Was die Schweizer unternehmen mochten, die Rapperswyler vereitelten es. Drei Wochen lang dauerte die Drängniß umsonst. Da, auf den ersten Maitag, beschlossen die Eidgenossen, des langen Liegens müde, und weil in den Marken ihres Landes, wo sie noch das Geläute ihrer Kühe, das Schreien ihrer Rinder hören konnten, es sie nie lange von Hause duldet, einen allgemeinen Sturm mit all ihrer Kraft. Ihr Entschluß wurde in Rapperswyl bekannt, ihre Zurüstungen konnte man sehen von den Mauern und den Häusern am See.

Da schien es dem Thorberger Zeit, das Aeußerste abzuwenden. Er wußte, was sechstausend Eidgenossen vermochten und wozu sie sich hinreißen ließen in der Wuth des Sieges. Sie hatten in Friesenberg seinen Sohn nicht geschont, als sie die Thore verschlossen fanden, sie schenkten dem gefallenen Leopold sein fürstliches Leben nicht, und hier hatte er seinen einzigen Sohn, nach ihm keinen mehr zu verlieren, nach seinem Verlust vom Leben nichts mehr zu hoffen; er mußte ihn retten. Er wußte dieses aber nicht anders zu vollbringen, als durch die Uebergabe der Stadt, oder wenigstens durch

Unterhandlung um die Uebergabe, während welcher Entsatz kommen konnte, worauf aber nicht sehr zu hoffen war, denn ein österreichisch Heer hätte sich nach Sempach und Näfels nicht leicht in die Nähe von sechstausend Eidgenossen gewagt. Als erster Feldhauptmann trug er daher am letzten Aprillentage auf Uebergabe an in großer Versammlung der Bürger und der Befehlenden der Soldaten. Aber der Greis konnte seine wohlgesetzte Rede nicht vollenden. Ein allgemeiner Tumult erhob sich, Waffen klirrten, Armbrüste wurden gespannt, Hände mit Steinen hoben sich und ein allgemein Geschrei erscholl gegen den Thorberger. „Verräther! Feigling! Altes Weib!" riefen hundert Stimmen ihm zu, drohten ihm mit dem härtesten Tode. Vergebens winkte er, vergebens erhob er seine Stimme, der Tumult wurde immer größer; vergeblich ermahnten ihn seine Freunde und Diener, sich zurückzuziehen, er trotzte dem Sturm, redete immer grimmiger, aber immer ungehört, auf die Menge ein. Da flogen Steine, es schwirrten Bolzen. Nun rissen sie ihn zurück, bargen ihn in ihrer Mitte und sicherten ihn im Innern der Burg. Draußen stürmte es noch lange wie ein wogend Meer. Es richtete sich die Wuth gegen die Schweizer, Trotz wurde ihnen auf jegliche Weise geboten, ihre Anstalten verhöhnt, und mit unermüdlichem Eifer rüstete man sich, den Feind zu empfangen. Weib und Kinder nahmen an diesen Rüstungen mit gleichem Eifer Theil, jedes Haus ward zur Burg, in jedem war Alles zu Schutz und Trutz bereit und die Weiber freuten sich, einmal ihr siedend Wasser über Eidgenossen anrichten zu können, wie über geschlachtete Schweine.

Wo man in einem Hause Wasser rüstete und Kessel, zum Sieden des Wassers Holz herbeitrug, da redete man mit Haß und Ingrimm vom Thorberger, wie er Stadt und Leute den Eidgenossen verkauft, wie er ein Feigling sei und wundles bei Sempach und Näfels entronnen, wie er kein Herz mehr habe, das böse Gewissen seiner bösen Thaten wegen es längstens

aufgezehrt, wie er mit dem Teufel einen Pakt habe, allenthalben, wo er sei, das Uebelste anzurichten und so viele Menschen als möglich ihm zuzusenden.

Während man so von ihm redete, tobte der Thorberger in den Mauern der Burg; solchen Hohn hatte er noch nie erfahren. Gemeine Leute widersetzten sich seinem Willen, gemeiner Leute willen sollte er opfern seinen Sohn! Seine Wuth überwältigte seinen Verstand, er hätte das Tollste versucht, wenn die Seinigen ihn Meister gelassen. Er hatte nie gerne in eine Burg sich einschließen lassen, eine Belagerung bringt Fälle, denen der Klügste unterliegt, und einmal gefangen, kannte er sein Loos. Hier ließ er es geschehen, theils von der Schlacht betäubt, theils um seines Sohnes willen, und jetzt am Ende seines Lebens erwartete ihn und seinen Sohn das, was er sein Lebenlang gemieden, und gebunden waren ihm die Hände, das Letzte zur Rettung zu versuchen! Als endlich seine Besinnung in etwas wiederkehrte, machte er sich trotzig auf, stieg in die Stadt hinunter, seinen Sohn zu holen. Er glaubte ihn dem Haß der Bürger nicht aussetzen zu dürfen, er kannte seine Pfleger nicht. Gutes traute er niemanden. Er glaubte jedenfalls die Burg sicherer und ihr Halten noch möglich, wenn schon die Stadt gefallen. Es war Abenddämmerung, als er ins Haus des redseligen Rathsherrn trat, der nicht zu Hause war, sondern auf dem Rathhause in den nothwendigen Berathungen auf den morgenden Tag den Stoff zu neuen Reden für die Zukunft sammelte, die der ehrliche Curti an Fastnachts- und Schützenfesten zu halten gedachte. Die Hausfrau war mit Knecht und Mägden mit der Ausrüstung des Hauses beschäftigt. Der Freiherr, durch manchen ihm nachhallenden Fluch neu gereizt, trat unaufgehalten bei seinem Sohne ein.

Dieser lag still selig, durch den Tumult unberührt, auf seinem Lager und horchte einem lieblichen Mährlein, welches das freundliche Bäbeli ihm erzählte, von einem Ritter und einem armen Mädchen, und wie der Ritter seinen Verwandten

zum Trotz dem armen Mädchen treu geblieben, und wie am Ende das arme Mädchen eine reiche Fee gewesen, den Ritter mit auf ihr Zauberschloß genommen und dort tausend Jahre wie im Paradiese mit ihm gelebt habe und vielleicht noch dort lebe. Mit einem Schrei fuhr Bäbeli auf, als es den grimmen Ritter eintreten sah, welchen sie haßte aus dem Grunde ihrer Seele und es doch den Sohn nicht entgelten ließ, dem es auch nichts von der heutigen Geschichte erzählt hatte. Mit dem harten Befehl, mit ihm zu kommen, weckte er wie mit einem Donnerschlage seinen so hold träumenden Sohn. Der Sohn hörte, daß er fort sollte von hier, wußte nicht warum, bat gar dringlich, ihn doch hier zu lassen, wo er so wohl gepflegt und noch zu schwach zum Gehen sei. Allein der Thorberger sagte: sein Sohn sei keine Kindbetterin, daß er nach bald vier Wochen den kurzen Weg zur Burg nicht ertragen könnte. Ihm kam des schönen Mädchens Nähe verdächtig vor, dessen bitterlich Flehen ärgerte ihn noch mehr, er hörte auf keine Einwendung, winkte seinen Begleitern, fluchte den Bürgern, und ließ gewaltsam den sich sträubenden Cuno in die Burg tragen. Diesem war die Stimme gebrochen, sein Leid über das gewaltsame Scheiden konnte er nicht laut werden lassen. Er wußte nicht, was ihm geschah, wohin er geschleppt werden sollte; hätte er seinen Vater nicht erkannt, so hätte er eine gewaltsame Entführung glauben müssen. In der Burg endlich ward ihm Auskunft, und der Haß des Vaters brach sich neue Bahn. Da bat der Sohn den Vater gar dringlich, daß er ihn doch wieder hinunter möchte tragen lassen, nur dort sei ihm wohl, nur dort könnte er Genesung finden, mit ihrem Leben würden ihn die Bewohner schützen. Aber der Thorberger nannte ihn einen einfältigen Knaben, der seinen Vater für sein Wohl müßte sorgen lassen, der in des Vaters Schutz am sichersten sei. Da bat der Sohn, wie er noch nie den Vater gebeten, daß er doch wenigstens Bäbeli erlauben möchte, ihn zu pflegen, sie käme gewiß, ohne ihre Pflege sei sein

Ende nah. Aber der Vater höhnte den Sohn und meinte, er sei nicht der Väter Einer, die ihren Söhnen Dirnen zuführten, es sei Zeit, daß er von der schlauen Dirne wegkomme, und wenn man morgen den Eidgenossen entrinne, so werde er auch dafür sorgen, daß er nicht mehr in solche Netze falle. Da schwieg der Sohn, sein Vater hatte seine letzte Bitte gehört.

Der Alte suchte keine Ruhe. Von Mauer zu Mauer, von Thurm zu Thurm ging er die ganze Nacht, untersuchte alles, ordnete neues. Wie die Soldaten ihn auch ansehen, welche Blicke ihn empfangen mochten, ihn kümmerte es nicht. Mit der alten Kraft bemeisterte er sich seines Ansehens wieder, und wo er weiter ging, wurde wohl manches gemurmelt, aber gehorcht. Als die Sonne heraufkam und ihr golden Licht über die herrliche Gegend goß, die bald ein Bild menschlichens Grauens werden sollte, trat er in seines Sohnes Gemach. Mit feuchten Augen klagte der Vogt, wie Cuno die Nacht über so ängstlich geseufzt, verwirrt geredet, so oft seine Hände bittend und betend ausgestreckt. Er fürchte, das Fieber komme wieder, oder etwas Böseres noch stelle sich ein. Jetzt lag der Sohn ruhig und stille auf seinem Lager, und keine Veränderung sah das durch nächtliches Wachen getrübte Auge des Vaters. Darum gab er nichts auf seines Dieners Rede, sondern sagte, das alles werde sich geben, jetzt sei Zeit, an Wichtigeres zu denken, schon rüsteten die Eidgenossen den Sturm.

Von seinem alten Diener ließ er sich wappnen mit seiner besten Rüstung und stärkte sich zu dem nahen Kampfe. Da brachte ein Diener die Botschaft, es stehe ein Bürgermädchen draußen und frage nach dem Junker. Der Alte entbrannte in Zorn, nannte die Frechheit unerhört, dem Sohne nachzulaufen bis unter des Vaters Auge, und befahl, ihr zu sagen, daß sie nicht wieder komme, wenn sie nicht mit Hunden gehetzt sein wolle. Draußen hörte man des Mädchens Weinen, es zuckte der Sohn vom Lager auf, ein leiser Laut entfuhr ihm;

aber stille ward es draußen und stille sank Cuno zurück in sein lautlos Wesen. Als gerüstet war der alte Ritter in Eisen vom Kopf bis zum Fuß, hätte niemand einen Greis hinter dem Eisen gesucht; aufrecht trug er sein Haupt, rasch war sein Gang. Dem alten Burgvogt befahl er, dem Sohne Labung zum Bette zu stellen, damit er selbst sich erquicken könne, und ihn dann zu begleiten. Heute werde um Cuno's Leben gefochten, dazu seien alle gesunden Hände nöthig, daher nichts als billig, daß er die seinigen für sich brauche nach seinem Vermögen. Dem Alten wies er draußen einen Posten an. Vergebens bat dieser mit thränenden Augen, daß er oder ein Anderer des kranken Sohnes warten dürfe, oder daß man doch wenigstens dem sich so willig bietenden Mädchen die Pflege überlassen möchte. Aber der Ritter höhnte den Alten, als ob er sich fürchte vor den Bernern, die ihm Thorberg genommen, und meinte, in wenig Stunden sei das Loos geworfen über Leben und Tod; siege man, so könne man Cuno noch sattsam pflegen, falle man, so sei alle Pflege überflüssig. Uebrigens sei sein Sohn ein Mann und als solcher werde er wissen, was ihm in dieser Stunde zieme, besonders da er durch seine Schuld in dieser Lage sei. Der Alte verstummte und der Ritter verließ den schmerzlich bewegten Sohn.

Wie in einem Bienenstocke, wenn er schwärmen will, ein dumpfes Sumsen entsteht, ein eilig Hin- und Herrennen, wie Einzelne sich hervorwagen, zurückeilen und mit zahlreichen Schwärmen wiederkommen, so war es auch in den eidgenössischen Lagern, welche die Stadt umschlossen. Die Fahnen flatterten, Harsthörner ließen grauenvoll sich hören, Trommeln und Pfeifen ertönten, die Blyden, Tartschen wurden hervorgezogen, einzelne Führer zeigten sich, die Angriffspunkte noch einmal ins Auge zu fassen. Die Haufen ordneten sich, mit blanken Waffen die Einen, Leitern tragend Andere, zu einem Schirm bereit die Dritten, den Mauerbock auf den Schultern die Vierten, während die Katze hinter ihnen sich putzte und rü-

ſtete. Schützen ſtellten ſich auf, faßten ſich die Mauerlücken ins Auge, Schiffe füllten und bewegten ſich auf dem in kühlem Morgenwinde ſich kräuſelnden See, und ſtill und klar leuchtete die Sonne über dem immer lebendiger werdenden Bilde.

Auch in Rapperswyl regte ſich, was lebendig war, die Mauern hatten ſich gefüllt, Säcke wurden auf dieſelben getragen und Steine, Balken ragten hervor und emſige Menſchen liefen umher, während andere wie Bildſäulen ſtarrten ins Gewühle. Auf allen Dächern ſah man ſpähende Köpfe, die nach Fehlendem ſahen oder den Bewegungen der Eidgenoſſen. Dann ward es wieder ſtiller, die Hörner und Trommeln ſchwiegen, immer weniger Bewegung war ſichtbar, zum Bilde ſchien das Leben zu erſtarren, und immer banger ward es dem Gemüthe in dieſer wachſenden Stille. Da auf einmal brachen tauſend Töne los aus den Haufen der Eidgenoſſen, der wilden Männer markerſchütternd Kriegsgeſchrei, der Harſthörner ſchrecklicher Ruf, der Trommeln und Pfeifen Angſt erregend Geſchrei. Raſches Leben wogte auf, die ſchrecklichen Eidgenoſſen drangen heran, die Schiffe rauſchten der Stadt zu, einzelne Blyden warfen ihre Steine hoch über die Eilenden gegen die Mauern, die Schützen eilten, ihr Ziel zu finden, die Katze rollte über die Mauerbrecher, die Schwerdter funkelten im Glanze der Sonne, die Harniſche raſſelten Kriegeslieder, und die kampfdurſtigen Augen ſandten hinauf zum Feinde ihre todesfreudigen Pfeile. In Rapperswyl der lebendige Widerhall. Jedes Haus, jeder Stein erwiderte der Eidgenoſſen Schlachtgeſchrei, die Glocken hallten wie feierliche Warnungen ihnen entgegen, und einzelne Bolzen brachten ihnen der Feinde ſcharfe Morgengrüße. Die tapfern Rapperswyler bebten nicht, als die ſechstauſend Eidgenoſſen rings an ihr Städtchen rannten, fürchteten nicht, daß derſelben Kraft es zuſammendrücken möchte, aber denn doch in eigener Aufregung müſſen ihre Herzen geſchlagen haben, als die weltberühmten Krieger, ſo

schrecklichen Ansehens und so kriegeswild, so todverachtend, ihrer Kraft nichts unmöglich haltend, näher und näher rannten, die ersten Leitern an die Mauer legten, die ersten Sturmböcke an die Mauern donnerten, Steine und Pfeile an die Mauern prasselten und das Weiße im wilden Auge der vordersten Eidgenossen drohend vor den Thoren erglänzte. Aber dieses zusammenpressende Gefühl, nicht Furcht, nicht Feigheit, aber das Bangen der Erwartung, schwand, als des Feindes Toben die eigene Kraft in Anspruch nahm, als die Seele gerissen wurde in des Kampfes wilden Tanz.

Die Leitern wurden niedergeworfen, aber wieder aufgerichtet; hart kämpfte mancher auf deren Sprossen gegen den Feind über ihm, bis er hart nieder in den Graben fiel. Steine zerschmetterten Schirmdächer und Katze, siedend Wasser, flüssiges Pech, scharfe Pfeile begrüßten die Bloßgestellten, aber ein neuer Schirm deckte sie, von neuem donnerte der Widder an die Mauern, bis neue Steine die Hut der Stürmenden brachen. Rüstige Gräber schaufelten am Fuße der Mauern, die Schiffe drängten mit Feuer sich an die Stadt, aber hier und dort rüstige Vertheidiger, welche die Gefahr zu wenden wußten. Ueberall die gleiche Drangniß, überall der gleiche Widerstand, Stunde um Stunde verrann, die Sonne stund hoch über der blutigen Stätte, aber in immer gleichem Feuer brannte der Kampf. Wo ein Verwundeter eine Lücke ließ, trat ein Gesunder ein, wo ein Müder abtrat, stellte sich ein Frischer dar und belebte mit neuer Kraft den alten Kampf. Je länger dieser dauerte, desto freudiger kämpften ihn die Bürger, von Weibern und Kindern unterstützt, Wein und Speise die Fülle trugen sie den Ermattenden zu und manches Weib führte die Waffe des Mannes, während dieser sich labte. Immer siedete das Wasser, wenn man es bedurfte, nie fehlte das Pech, wenn Eidgenossen zu begießen waren, nie fehlten Kinder, selbst im heißesten Streit, wenn eine Botschaft auszurichten oder etwas nothwendiges zu holen war. Allenthal-

ben aber ſah man den Thorberger und voran, wo der Streit am heißeſten war. Manche Leiter warf er um mit eigener Hand, manch harten Schlag wechſelte er mit den an den Leitern Klebenden, manchen ſtürzte er in den Graben zurück. Unerſchrocken wanderte er auf der Mauer, machtlos prätſchten die Bolzen von ihm ab, Steine irrten an ihm vorüber, wie ein alt gefeit Hünenbild ſtund er auf der Mauer, des Kampfes Wogen überblickend. Wo Gefahr entſtund, da ſtürzte er hin und kämpfte ſie nieder mit nie ermattender Kraft. Wie auch der alte Haß der Eidgenoſſen gegen ihn ſeinen Zorn ſprühen ließ in wilden Würfen und gewaltigen Streichen, er höhnte ihrer Anſtrengungen, vereitelte jedes ihrer Beginnen. Er war ein Held an dieſem Tage.

Schon um die Mittagsſtunde war's und glühend der Kampf in den heißen Sonnenſtrahlen, da bemerkte der Thorberger von einem Thurme, wo er die Schlacht überſah, ein verdächtig Drängen der Schweizer zur Mauer, in der untern Stadt ein Hin- und Herwogen, Herausſchaffen und Zurücktragen, er erkannte die Gefahr. Eidgenoſſen hatten unbemerkt, an der Mauer ſich hinſchleichend, ein Loch gefunden, waren durch daſſelbe eingebrochen, in einen Keller gekommen, und fanden dort in dieſer heißen Stunde der Verſuchung mächtigſte: Fäſſer voll kühlen Weins. Sie widerſtunden nicht, ſie vergaßen ihres Kampfes Ziel, gedachten nur ihres und ihrer Brüder Durſtes, verweilten ſich, tranken und gaben zu trinken. Da übereilte der Thorberger ſie. Wie Mäuſe in der Falle ließ er ſie von oben mit ſiedendem Waſſer begießen; ſtatt der Stadt gewannen ſie den Tod. Viele Schweizer fanden den Tod, aber mit immer ſich gleich bleibender Hartnäckigkeit tobte der Sturm, immer neues wurde verſucht, immer neu das Leben eingeſetzt; ſie wollten die Stadt, aber der Tag verrann.

Die Veſperzeit kam, bei neun Stunden hatte in einer Wuth der Sturm gedauert, da riefen die Führer ab nach alter Sitte: daß wenn der Herr zur Ruhe lade die Menſchen,

sie ablassen sollten von jeglichem Tagewerk, auch von des Streites blutiger Arbeit. Mißmuthig verließen die Schweizer die Mauern und Gräben, mißmuthig ihre Büchsen und Katzen, die ihnen so schlecht geholfen, und zogen mit drohenden Geberden ihren Lagern zu, aber unverfolgt. Tags darauf kehrten sie heim. Hoch jubelten die Bürger ihnen nach, der Rettung sich freuend, der Rettung, die ihnen zweifelhaft zu werden begann, denn auch sie ermatteten, und die Hand, welche am Morgen das Schwerdt wie ein Stäblein geschwungen, wie ein Rohr die Leiter niedergeworfen, vermochte kaum noch das Schwerdt zu heben, die Leiter zu bewegen. Gar mancher lag wund, hatte eine Lücke gelassen, und der ermattete Nebenmann sollte für zwei nun fechten, wo er früher für sich Arbeit vollauf gehabt. Darum athmeten sie so freudig auf und dankten Gott auf den Mauern noch für seine gnädige Hülfe, dankten freudig für das helle Abendroth am klaren Himmel, daß ihres Städtchens Brand den Himmel nicht röthe, der wirbelnde Rauch nicht schwärze das freundliche Abendroth über dem See.

Ehrfurchtgebietend geht der Thorberger aus der untern Stadt nach der Burg hinauf, ehrerbietig beugen sich vor ihm die Bürger und Krieger; sie wissen nun, sein Rathen zur Uebergabe war nicht Feigheit, bloß ein Irren über einen Ausgang, der in keines Menschen Berechnung stund. Und wenn sie sich auch größer fühlen als er im Glauben und Vertrauen, so müssen sie doch in Verwunderung sich beugen vor ihm, daß er seine Tapferkeit zu ihrem Wollen legte, und nächst Gott Ursache war, daß das nicht geschah, was er fürchtete, sondern das, was sie hofften, daß er also im Unrecht erschien, auf sie der Ruhm fiel. Engherzige können das nicht, darum bewunderten sie ihn. Stolz schritt er hinauf, noch manches ordnend zur Vorsicht, schritt dem Sohne zu, an dessen Rettung ihm mehr gelegen als an der der Stadt. Auf dem Gange dazu liegt eine Leiche, — es ist der alte Burgvogt, der von einem

Bolzen tödtlich getroffen, da er nicht mehr fechten kann, zu seines Herren Sohne will, ihm zu dienen, ihn zu pflegen. Aber sein Leben trug ihn nicht bis dorthin, wenige Schritte von ihm ereilte ihn der Tod. Der Ritter schritt über ihn weg, schritt zur Thüre, die zu seinem Sohne führte, schritt an das Lager, auf welchem sein Sohn lag.

Dort lag er, er bewegte sich nicht bei seines Vaters harten Schritten, beim Klang seiner rauhen Stimme, — denn todt lag er dort auf seinem Lager, bittend die Hände gefaltet, thränenfeucht die offenen Augen, das bitterste Leid in allen seinen Zügen. Todt lag des Thorbergers letzter Sohn, keine Hand hatte ihn in seiner letzten Stunde gepflegt, keine Hand ihm den Schweiß von der Stirne gewischt, kein Mund ein tröstend Wort ihm gesprochen — am Weh der Verlassenen war er gestorben, er, des reichen Freiherrn letzter Sohn.

An seines todten Sohnes Lager steht der Freiherr, der draußen für dessen Leben gefochten, während er selbst drinnen dem Tode die Thüren geöffnet, kalt, starr, thränenlos. Der Schlag, der ihn so fürchterlich unerwartet getroffen, beugte ihn nicht, erschütterte ihn nicht, aber es war, als ob das Leben in ihm versunken sei in einen tiefen Abgrund. Ehrfurchtgebietend stund er da, aber ohne Sprache, ohne Bewegung, mit verschlungenen Armen die Leiche betrachtend. Die Diener jammerten, kamen, gingen, er bewegte sich nicht, die Halle füllte sich mit Kriegern, er sah sie nicht; die Pfaffen des nahen Klosters kamen und sangen die Todtenklage, er hörte sie nicht. Es trat der Abt zu ihm, berührte leise seine Schulter und fragte nach des Freiherrn Willen über seines Sohnes Bestattung. Nach und nach begann es sich zu regen in dem starren Körper, Leben kam wieder ins Auge, er sah rund um sich Mann für Mann, sah wieder zu seinem Sohne nieder, machte manchmal so die Runde, endlich schwellte sich die Brust an wie von zurückgehaltenem Athem, es klang wie ein Seufzer, — dann gab er gemessen seine Befehle, redete

mit diesem, mit jenem, und ging endlich mit festem Tritt seiner Kammer zu.

Dort soll er lange lautlos und speiselos gesessen sein, keinen Klagelaut habe man von ihm gehört, sagt die Kunde. Mit festem Tritt, thränenlos, begleitete er seinen letzten Sohn zu seiner letzten Stätte. Es konnten die Väter und Mütter den harten Sinn des grauen Ritters nicht fassen, der beim Grabe seines einzigen Sohnes keine Schwäche verrieth, dessen Gesicht sich auch nicht um einen Zug änderte für den, der einen flüchtigen Blick darauf warf. Wer ihn genauer angesehen hätte, würde gesehen haben, wie aus dem Gesichte die eigentliche Seele getreten und etwas Stieres, Todtes darauf Platz genommen; die alte Strenge in den harten Zügen sah man noch, aber die Schärfe und das Feuer im Blick waren dahin. Er erfüllte noch immer alle seine Pflichten, aber wie von der Gewohnheit bewegt, nicht vom innern Leben getrieben; er glich fast Einem, der noch Schritte macht, nachdem ihm der Kopf abgehauen ist. Es ist etwas unnennbar Unheimliches an einem Menschen, in dessen Zügen Freud und Leid sich nicht spiegeln, dessen Inneres mit einer undurchdringlichen Decke verhangen ist und vor keines Menschen Auge kömmt, was dort auf- und niedersteiget. Die Leute sahen nicht den ungeheuern Schmerz, der wie ein bodenloser Abgrund seine Seele verschlang, sie sahen nur die Hülle desselben, die trotzig aufrecht stand und unbewegt, darum gingen sie scheu, fast wie einem Gespenste, ihm aus dem Wege.

Die Herzoge von Oesterreich, in den beiden Schlachten vieler erprobter Räthe beraubt und Hans von Sargans wegen seines Benehmens bei Näfels eben nicht besonders günstig, konnten den alten erfahrnen Thorberger nicht lange missen; sie riefen ihn; er sollte rathen, in dieser Noth das Beste zeigen. Wie ein Blinder die Steige kennt, die er als Sehender gewandelt, wie er sie findet, und wer ihn nicht kennt, nicht gewahr wird, daß ihm das Licht der Augen fehlt, so versah

Herr Peter auch der Herzoge Dienſt. Faſt inſtinktmäßig rieth er zu einem ſiebenjährigen Frieden, um Zeit zu gewinnen, und gab die ſicherſten Wege an, ihn zu ermitteln. Aber wenn er ſeine Antworten gegeben, ſeine Räthe eröffnet, ſo ſchien ſein Leben zu erlöſchen, und er wanderte Stundenlang ohne Wort, ohne bewußten Blick eine Halle auf und ab. Selbſt den Herzogen ward es unheimlich in ſeiner Nähe, und nur ſeine Nothwendigkeit und das Mitleid mit dem Greiſen, der in ihrem Dienſte kinderlos geworden war und an ihres Hauſes Nutzen ein mehr als achtzigjähriges Leben geſetzt, vermochte ſie, ihn in ihrer Nähe zu behalten.

Wie oft ein Baum längſt ausgebrannt, ſein Mark Staub geworden iſt, während ſeine Krone noch hoch ſich hebt, Blätter, Blüthen treibt, eine feſte Rinde um den hohlen Stamm ſich ſchlingt — weil noch ein ſpärlich Leben aus den Wurzeln durch des Stammes äußere noch lebendige Rinde hinauf zur Krone geht, ſo lebte auch der Freiherr, nachdem ihm ſeine Familie, deren Glanz und Ehre ſeines Lebens Mark war, aber nicht ſeine Liebe, untergegangen, noch fort im Hauſe Oeſterreich, in welchem ſeine Familie gewurzelt war, und aus dieſen Wurzeln floß noch ſeines Lebens Kraft und hielt aufrecht ſeinen alten Leib. Ja es ſprühten zuweilen wieder Funken des alten Geiſtes, wie auch der Vulkan noch lange einzelne Funken wirft, wenn das Leben in ſeiner Werkſtätte erloſchen ſcheint. Und wie kein Menſch den Schmerz des Baumes, deſſen Mark ausbrennt, in Staub verſinkt, ermißt, ſondern nur das äußere Leben ſieht, nicht die innere Qual, ſo hat auch niemand erfahren, wie heiß der Brand gelodert, der des Freiherrn Lebensmark verſchlungen.

Viel in der Herzoge Dienſt verkehrend im Aargau und ihren noch öſtlicheren Gütern, war er näher bekannt mit Zürich, den dortigen Perſonen und Verhältniſſen. Ein früherer Plan, Bern zu gewinnen und von der Eidgenoſſenſchaft zu trennen, tauchte in ihm wieder auf, er trug ihn nun auf Zürich über.

Dort war zur selben Zeit ein Bürgermeister, Namens Schön, dessen Namen einen bösen Klang erhalten hat im Schweizerlande. Man weiß nichts von ihm als die eine That, es wäre daher vermessen, über sein ganzes Wesen den Stab zu brechen. Aber aufmerksam machen darauf darf man immer, daß es in einer Republik das fürchterlichste Loos ist, als ein ungeschickter oder unredlicher Führer Kind und Kindeskindern zum Vorbild gegeben zu werden, durch Jahrhunderte ein Brandmal tragen zu müssen, das nie erlischt. Und oft ist nicht eigentliche Unredlichkeit, nicht böser Wille schuld an solch fürchterlichem Loos, sondern kindische Eitelkeit, übertriebener Ehrgeiz, am meisten wohl der unselige Wahn: der Erfolg rechtfertige die That, gute Absicht mache böse Wege gut, Betrug am Willen des Volkes sei erlaubt, wenn der Betrüger sich einbilde, er betrüge das Volk zu dessen eigenem Besten.

Schön war zugänglich dem österreichischen Interesse. Wir finden nirgends die Rede von Bestechungen. War es daher wohl persönliche Eitelkeit, die in den vielen Verhandlungen mit den Eidgenossen verletzt sein mochte, da damals die Männer des Schlachtfeldes mehr galten, als der wohlweise Bürgermeister; oder war es der Sinn, der die Zürcher lieber österreichisch regieren wollte, als schweizerisch? Nicht unwahrscheinlich war es das Erstere, eine alte Schwachheit wie es scheint, die in neuerer Zeit noch nicht vergangen ist. Der Thorberger glaubte wenigstens, ein persönliches Bemühen des Herzogs werde bei dem Bürgermeister vollkommen den beabsichtigten Zweck erreichen. Die Herzoge von Oesterreich haben es vielfach erfahren, daß sie hundertmal leichter in eigener Person mit einem biedern Volke unterhandeln könnten, als durch Abgeordnete, sie mochten sein wie sie wollten. Und wenn ein einfach Volk einem Herzoge nicht widerstehen kann, wie sollte denn dieses ein eitler Bürgermeister vermögen? Wenn die Könige wüßten, wie offen ihnen des Volkes Herzen wären, wenn sie persönlich an sie klopften, wenn väterlicher

Sinn kindliche Liebe ſuchte, ſie würden häufiger an dieſelben klopfen mit eigenem Finger. Wie man Flaſchen mit Stöpſeln verſchließt, ſo verſchließen mit Miniſtern die Könige ſich die Herzen der Völker.

Schön und ſeine Räthe ſchloſſen mit Oeſterreich ein Bündniß, worin ſie Zürich mit Oeſterreich näher verbanden als mit der Schweiz, dem erſteren nach verfloſſenem Frieden die Rückgabe aller im letzten Krieg verlornen Beſitzungen zuſicherten. Von einigen Ständen gemachte Einwendungen wies er ab, auf ſeine Vollmachten ſich ſtützend. Den gut geſinnten Zürchern band Furcht den Mund, ſie gedachten, was ein Bürgermeiſter zu thun im Stande ſei, um ſeine Perſon zu ſichern. Braun hatte es ſie gelehrt.

Da nur ein Schrei in der ganzen Eidgenoſſenſchaft, und den 8. Mai 1393 ritten aus allen Städten die weiſeſten und tapferſten Eidgenoſſen in Zürich ein. Vornehm, als einer der eines Vornehmen Freund zu ſein meint, empfing ſie der Bürgermeiſter und redete viel von ſeinen Rechten. Da aber die Sache vor das Volk gebracht wurde, da erbebte er, und redete nun viel von ſeinen guten Abſichten. Sein Leben wurde geſchont, aber ſein Bund zerriſſen; nachdem er ſchweizeriſche Schande über ſein Haupt gebracht, wartete ſeiner ein dunkler Untergang.

Aber mit ihm verſchwand auch der Thorberger aus dem Treiben der Welt. Das Letzte war ihm mißlungen, durch den Sempacherbrief der Schweizerbund gefeſtigt, ſatt ſchien ſeiner ſein Herr, junge Räthe beſpöttelten den vergebenen Verſuch. Ganz öde ward es um ihn, als ob das Licht der Sonne ihm wehe thue, die offene Luft zu rauh ihm ſei; er fühlte, er hatte ausgelebt für die Welt. Seine Familie war im Grabe, alles ihm mißlungen, er hatte nichts mehr als einen ſterbenden Leib und Geld, Geld, das kein Feind gefunden, kein Menſch gezählt, zu deſſen Gebrauch die Zeit nie die gelegene war. Er nahm Abſchied von ſeinem jungen Herrn in ſeiner

alt gemessenen Weise, und kalt und starr ging er seinen Weg, während es in seinem Inwendigen riß und schmerzte wie wenn man Wurzeln ausreißt, die noch fest gewachsen sind. Er suchte seine Besitzungen im oberen Lande. Koppigen war ganz zerstört und lag ihm zu offen im Lande — er fand hier keinen Platz für einen müden Greis, der sich bergen will vor der Welt und sinnen will über sein Ende. Er ritt auf Thorberg. Dort starrten ihm aus den dunkeln Wäldern noch gewaltige Mauern entgegen, fast wie ehedem, schauerlich öffneten sich noch immer die tiefen Schlünde dem Thale zu, und eine weite Einsamkeit dehnte immer noch hinter dem Schlosse sich aus. Da beschloß er zu bleiben. — Scheu, von ferne sahen die Bewohner den Ritter einreiten ins Thal; wer konnte, barg sich; wer ihm zu nahe war, ging zitternd an ihm vorbei, und ängstlich redeten sie zusammen, was nun wohl über sie die Ankunft des Ritters Strenges bringen werde. Ihrer aber gedachte der Ritter nicht.

Er lebte einsam droben mit wenig Dienern, das äußere Leben bewegte ihn nicht, ging unbeachtet an ihm vorüber. An seine Angelegenheiten dachte er nicht, nur wenn ein Diener frug oder Bericht erstattete, so horchte er und gab Bescheid. Er lebte fast das Leben seiner gesterbenen Kinder. Saß er nicht schweigend in der Halle, so ging er langsam in die weiten Wälder, lehnte stundenlang sich an eine Buche, stund wie eine Säule auf einem Vorsprung in tiefes Sinnen verloren, merkte nicht der Sonne Lauf, nicht der Wolken Spiel, der Winde Treiben. Er ward das Räthsel des Thales.

Auf ihren Herrn sind allenthalben der Untergebenen Augen gerichtet, hängt doch von demselben Wohl und Weh ab, es mildert eine entdeckte schwache Seite manches Leos, es entschädigt geheimer Spott über bloß gelegte Eigenheiten für manch erhaltenes schnödes Wort.

Als der Krauchthaler Herr so seltsam wiedergekehrt war, gleich in seinem Aeußern, aber so ganz anders in seinem

Thun, da begannen die Einen Mitleid mit ihm zu fühlen. Das Leid um ſeine Kinder, ſagten ſie, hätte ſein Herz gebrochen, ein gewaltiger Schmerz mache ihn ſtumm, und wenn er durch Wälder und Klüfte wandle, ſo ſuche er ſeinen Cuno, ſeine Adelgunde. Dieſe beriefen ſich auch darauf, daß man ihn einige Mal in düſtern Nächten zu Krauchthal auf dem Kirchhofe an Adelgundens Grabe wolle geſehen haben. Andere meinten, die Laſt ſeiner böſen Thaten liege auf ihm, das Gewiſſen ſei ihm aufgewacht und laſſe ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Es ſei auch kein Wunder, wenn man an alles denke, was er gethan. Nun wußten ſie von Allen zu erzählen, die er hatte thürmen, peitſchen, foltern laſſen, abſonderlich aber von ſeinen Greuelthaten im Entlebuch. Und wie dabei die Geſichter immer geheimnißvoller wurden, ſo drang die Rede auch immer tiefer in das Dunkel ſeines Hauſes ein: man begann von ſeinem Weibe zu reden, daß man nicht wiſſe, woran ſie eigentlich geſtorben, von der Behandlung ſeiner Kinder, und wie auch niemand dabei geweſen ſei, als Cuno geſtorben, niemand alſo erzählen könne, was ſich begeben. Dieſes wollten wieder Andere nicht gelten laſſen, weil man ihn nie klagen oder heulen höre, wie es doch bei denen, welche das Gewiſſen plage, gewöhnlich der Fall ſei. Sie meinten, des Alters Aberwitz ſei über ihn gekommen, er ſei ſo halb oder ganz einfältig geworden und habe nur noch ſeine ritterliche Haltung bewahrt. Er kenne ja niemand mehr, frage nicht mehr nach Gelde, und ſehe Einen ſo lange an, wenn man etwas von ihm wolle, ehe er es begreife, daß es Einem ganz grauſig werde, und man davon laufen möchte. Gegen dieſes Kindiſchſein machte man aber gelten, daß ſeine Antworten, wenn ſie dann endlich kämen, nichts weniger als kindiſch ſeien, ſondern vollſtändiges Bewußtſein verriethen. So ſtritt man ſich im Thale, und wurde nicht einig. Und wenn man das Nähere bei den Dienern erforſchen wollte, ſo waren auch dieſe nicht einig. Des Ritters Inwendiges lag nie einem

Menſchen offen, auch nie einem Diener, daher hatte auch jetzt keiner den Schlüſſel dazu.

Auf ſeinen Wanderungen ſchienen ſeine Schritte unwillkürlich der Gegend ſich zuzuwenden, wo ehedem die Burg der Edeln von Krauchthal geſtanden hatte, jetzt aber verfallen war. Beſonders wenn drohende Wolken am Himmel ſich ſammelten, ging er langſam dort herum, beſtieg aber die auf eines Hügels Spitze frei hervorragende Ruine nicht. Das Weilen des Freiherrn an dieſem Orte zog der Menſchen Aufmerkſamkeit an, und eine Sage tauchte wieder auf, die längſt unter dem Volke lebte, aber, wie bei Sagen es häufig der Fall iſt, mehr oder weniger vergeſſen war, bis die äußern Umſtände die Aufmerkſamkeit auf dieſelbe richtete, bis ſie wieder ins Leben treten zu wollen ſchien.

Vor mehr als zweihundert Jahren hatten zwei arme Edelknechte friedlich neben einander gelebt in alter Freundſchaft, der eine auf Thorberg, der andere auf der Krauchthalburg, ſo erzählt die Sage. Der, welcher auf Thorberg hauste, hieß Ulrich, der auf Krauchthal dagegen Petermann, beide rüſtige Krieger und gefürchtet ihr Schwerdt. Aber arm waren beide, mußten kümmerlich ſich behelfen mit ihren Weibern und Kindern. Sie lebten zuſammen in guter Freundſchaft, ihre Kinder hingen von Jugend auf aneinander, mehr als Geſchwiſter. So hätten ſie lange glücklich aber niedrig gewohnt im engen Thale, da ſei böſes Gelüſten über die Männer gekommen. Sie hätten einmal vernommen, wie in fernen Kriegen großer Reichthum zu gewinnen, wie Mancher Freiherr oder Graf geworden ſei durch ſein Schwerdt. Da begann ihre Armuth und Niedrigkeit ſie zu plagen. Sie redeten immer mehr von ihrer Arme Kraft und dem dunkeln Leben im engen Thale; immer größer ward ihre Begierde, zu ziehen in des Kaiſers Krieg ins ferne Land Italia. Anfangs wehrten die Weiber, aber der Männer Erzählen von rothem Golde und funkelndem Geſchmeide zündete auch in ihren Herzen die

Begierde, sie wehrten dem Ziehen der Männer nicht mehr. Als eines Jahres der Schnee zu schmelzen begann, zogen sie hin in des Kaisers fernen Krieg. Voll Hoffnung warteten die Weiber der Kinder, und die Kinder liebten sich immer mehr. So warteten sie lange ihres Hauses und keine Kunde kam von den Männern. Es begann ihnen bange zu werden, und sie klagten des bösen Gelüstens sich an, und sie verwünschten rothes Gold und funkelndes Geschmeide, an die sie ihre Männer gesetzt.

Da sei einmal ein helles Klingen, ein fröhliches Spielen ins Thal gekommen, ein herrlicher Zug sei erschienen auf stolzen Pferden in glänzenden Waffen und strahlenden Gewändern, An des Krauchthalers Burg sei er vorbeigezogen, und des Krauchthalers Kinder seien hingelaufen, die ungewohnte Pracht zu sehen. Und mitten im Zuge auf dem stolzesten Pferde der Prächtigste sei Ulrich der Thorberger geritten, Petermann der Krauchthaler sei in demselbigen nicht gewesen. Des Krauchthalers Kinder hätten nach dem Vater gespäht, aber ihn nicht gesehen, seiner gewartet voller Freude, aber zu ihrem Leid sei er nicht gekommen. Nun seien sie dem Zuge nach auf Thorberg gelaufen, welches damals nur ein klein Schlößlein war. Dort in dem fröhlichen Gewimmel hätte niemand Augen, niemand eine Antwort für sie gehabt, ohne Kunde vom Vater seien sie heimgekehrt, weinend über den Vater und des Thorbergers Kinder, die keinen freundlichen Blick für sie gehabt. Während es in Thorberg hoch herging in ungewohntem Glanze, weinten zu Krauchthal in der Burg des Krauchthalers Weib und Kinder manchen langen Tag, des Vaters harrend oder der Kunde von ihm. Doch kein Vater kam, kein Thorberger brachte Kunde.

Da litt es Martha von Krauchthal nicht länger in der einsamen Burg, sie trocknete ihr Antlitz, that sich an mit dem besten Gewande und ging gen Thorberg; traurig und bange weinten ihre Kinder ihr nach. Auf dem Wege hörte sie den

Thorberger Freiherr nennen, ſah Anſtalten zu einem neuen Bau. Droben kannte ſie niemand. Des Thorbergers Söhne und Töchter rauſchten an ihr vorüber in ſeidenen Gewändern, ſie kannten die Frau nicht mehr, an deren Tiſch ſie ohnlängſt Hafermus gegeſſen, deren Kinder ſie geliebt und Heirath mit ihnen machen wollten. Lange ſoll die Krauchthalerin geſtanden haben, unbeachtet, bis ſie endlich zu dem Thorberger ſich Weg gemacht und ihn angeredet habe um Kunde von ihrem Mann. Der habe ihr geſagt, ihr Mann liege erſchlagen in Italia, nach einer großen Schlacht habe er ihn nackt auf dem Felde gefunden und begraben in geweihte Erde. Als er dieſes geſagt, habe er ohne Troſt die Krauchthalerin ſtehen laſſen; ohne daß jemand Speiſe oder Trank ihr angeboten, ſei dieſe heimgegangen und habe mit ihren Kindern geweint Tag und Nacht. Bei des Krauchthalers Kindern hätte nun der Gram tief in die Herzen ſich gefreſſen. Sie hatten mit wahrer Liebe des Thorbergers Kinder geliebt, aber dieſe von Stund an ſie nicht mehr gekannt. Wenn des Krauchthalers Kinder arm und blaß wanderten im Thale, ſo ſeien des Thorbergers Kinder üppig und ſtrotzend an ihnen vorbeigeritten mit höhniſchen Blicken, aber ohne Gruß. Zum Jammer ſei bei den Krauchthalern noch Mangel eingekehrt und niemand hätte ſich ihrer angenommen, Alles verachtete ſie und ſuchte Gunſt und Glück bei dem Freiherrn von Thorberg. Niemand brachte ihnen Hülfe, wohl aber brachte man ihnen das Gerücht, daß der Thorberger auf dem Heimweg den Krauchthaler erſchlagen, dem die Beute zur Hälfte gehört. Dieſe Nachricht habe weder ihren Jammer vermindert noch ihrem Mangel gewehrt.

Trotz dieſem allem ſei die Liebe zu den Thorbergkindern immer geblieben in den Krauchthalkindern. Sie hätten über die Pracht der Thorberger ſich gefreut, ſeien oft ausgegangen ſie zu ſehen, hätten nichts begehrt als einen freundlichen Blick, ein freundlich Wort, aber nie eins erhalten. Dann ſei ihr

Leid im Herzen gewachſen und noch bläſſer ſeien ſie heimgekehrt in ihre arme Burg. Da habe ſie auch die Mutter nicht getröſtet, die ſei ein zornig Weib geworden, ihr Herz voll Haß und fluchensvoll ihr Mund. Immer größer ſei ihre Noth geworden, immer elender die Kinder, und als kein Brod mehr da war, aber immer näher der Tod kam, da hätten die Krauchthalerkinder ihre Mutter nicht um Brod gebeten, ſondern um ein einzig Liebeszeichen. Nach Thorberg ſollte ſie gehen und die Thorberger bitten um einen freundlichen Blick, ein freundlich Wort, damit ſie an beiden ſanft ſterben könnten.

Da habe die Mutter in ihrem Jammer ihren Zorn bezwungen, und ſei gegangen und habe gebeten um ein freundlich Wort, einen freundlichen Blick für ihre ſterbenden Kinder, aber weder das Eine noch das Andere erhalten. Mit wüſten Worten habe man die bittende Mutter fortgetrieben wie eine freche Bettlerin, ein Stück hartes Brod ihr zugeworfen und höhnendes Gelächter ihr nachgeſandt. Da ſei ſie heimgegangen zornesvoll, habe den Kindern das harte Brod hingeworfen mit zornigen Reden. Dieſe hätten ihre blaſſen Hände weinend gewunden, ihre Augen hätten Liebe geſucht, aber keine gefunden, ihr Herz habe nach Liebe geſeufzt, aber keine Liebe den Seufzer gehört; da ſeien ihre Augen verdunkelt, ihre Herzen vertrocknet, ihre Leiber ſeien todt geweſen und der Tod habe ihre Seelen fortgenommen.

Da hätten die Flammen des Haſſes und der Rache hoch über dem Haupte Martha's von Krauchthal zuſammengeſchlagen und ſie hätte einen grimmigen Fluch gethan über des Thorbergers Hauſe. Dieſer Fluch habe ſeit zweihundert Jahren über dem Hauſe gelaſtet und ihm ſein Grab gegraben, und alles was begegnet ſei, habe im Fluche gelegen. Dieſen Fluch kräftig zu erhalten und anzuwenden gehe Martha von Krauchthal um; bis ſie das ganze Haus umgebracht, habe ſie keine Ruhe im Grabe. Den Letzten der Thorberger ziehe ſie nun an in immer engern Kreiſen, bis ſie ihn endlich habe an der

Stätte, wo sie den Fluch gethan. Dort werde man einst den Alten finden blau und im Nacken das Gesicht, so meinte man im Thale.

Einmal in heißen Erntetagen lag Mitternacht schwarz über dem Thale. Am Horizonte flammten die Wolken und warfen groß und gelb ihren Schein über schaurige Tannenwälder; hohl und dumpf, wie Gesang aus tiefen Gräbern, rauschte aus weiter Ferne heran des Donners Stimme. Im tiefen Schlafe lagen, müde nach heißem Erntetag, des Thales Bewohner. Einer schlief nicht. Auf hohem Hügel, dessen kahler Gipfel über dunkele Tannen weithin sichtbar war, stund ein hohes Ritterbild, die Arme verschränkt, angethan mit Helm und Harnisch, hoch und trotzig schauend ins nahende Gewitter; es war Peter von Thorberg, der Letzte seines Hauses. Die Nacht wurde feuriger, zorniger der Donner, durch den weiten Himmel geß der Blitz seine Strahlengarben aus, mit wildem Gespann sauste der Sturm heran. Es regte sich im Gebüsche, langsam schlich es den Hügel auf, vor dem Ritter richtete an langem Stabe ein Weib sich auf, er gewahrte es nicht. „Peter von Thorberg, kömmst du endlich, wohin mein Fluch dich gerufen!“ klang schauerlich, leise aber durch Donner und Sturm, des Weibes Stimme. Aber Peter von Thorberg regte sich nicht. „Peter von Thorberg, wache auf, vor dir steht die Rächerin!“ rief das Weib. Langsam richtete der Freiherr den Blick auf die Alte, aber kein Nerv erbebte ihm bei dem unerwarteten Ruf in dieser schwarzen Stunde. „Wer bist du, Weib?“ sprach er unbewegt. „Ich bin Martha von Krauchthal, die ihren Fluch an deinen Stamm geheftet. Vor zweihundert Jahren habe ich dich hieher gerufen auf meiner Kinder Grab, ruhelos habe ich zweihundert Jahre auf dich gewartet, endlich ist die Stunde gekommen!“ antwortete das Weib. „Ist mein Leben dir verfallen, so nimm es hin!“ sprach ruhig der Ritter. „Fürchtet der Thorberger das alte Weib und die schwarze Stunde?“ fragte das Weib. Ein

dumpfer Ton, ein verspäteter Nachhall längst verklungenen Gelächters ließ sich hören am Helme und aus demselben kam die Frage: „Wenn du mein Leben nicht willst, was störst du mich?" „Deiner und meiner Seele die ewige Ruhe suchen, das will ich; darum kam endlich nach zweihundert Jahren diese Stunde. Peter von Thorberg, höre mich:

„Als meine Kinder an deines Stammes Uebermuth gesterben waren, da hob ich meine Hände auf und fluchte deinem Stamme, daß kein Glück sein solle in seinem Reichthume, daß in der Pein des Reichthums wie in einem glühenden See der Stamm untergehen, an der Liebllosigkeit des eigenen Vaters die letzten Thorbergerkinder wieder sterben müßten, dieser ihren Tod so lange überleben müsse in ungemessenen Schmerzen, als ich den Tod meiner Kinder. Zehn Jahre noch wankte ich, als Martha von Krauchthal sichtbar den Menschen, durchs Leben. Ein Tag um den andern brachte von meinem Fluche meinen Theil mir zurück, lud mir ihn auf die Seele und schwerer Tag um Tag wurde mir diese Last, und dennoch schwollen in mir Haß und Rache immer neu wieder auf. Da nahte mein Ende; aber wie eine schwarze Wand stund der Fluch immer zwischen mir und meiner Seligkeit. Ich wand mich auf meinem Lager in schwerer Seelennoth, bis ich beichten konnte meinen Fluch, meinen Haß, die schwarze Wand zwischen mir und meiner Seligkeit. Da sprach der fromme Pater: Den Fluch kann ich dir nicht abnehmen, du mußt den Fluch mittragen, bis er gelöst ist, die schwarze Wand kann ich nicht wegräumen; wie dein Haß verglimmt, durch die Jahre verwischt, wird sie lichter werden, wird sie schwinden. Soll Gottes Gnade Schulden vergeben, so darf der Sünder mit keinem Schuldner zürnen. Du kommst lange nicht zur Ruhe, Martha. Wenn du einst den letzten Thorberger auf deiner Kinder Grab finden wirst, dann verkünde ihm den Fluch, vielleicht findet er die Sühnung und Ruhe für euch beide. Mehr verkünden darf ich nicht, nur beten kann ich noch, daß der Herr nicht Jahr-

tausende vorüberziehen lasse, ehe er auf deiner Kinder Grab den Ritter stellt.

„Es verrannen zweihundert Jahre, keinen Ritter fand ich auf meiner Kinder Grab, ich allein saß auf ihm in dunkeln Nächten, sehnte mich nach Ruhe, fand sie nicht, sehnte mich zu meinen Kindern, aber zwischen mir und ihnen stand mein Fluch, der noch donnerte über deinem Stamme, stand mein Haß, wetterleuchtend auf meiner Kinder Grabe. Mein Sehnen nach Ruhe verzehrte meinen Haß, des Fluches Kraft aber hemmte kein Beten. Du warst geboren ohne Liebe, hast die Mutter gehaßt, weil sie dich lieben wollte, hast den Vater gehaßt, weil er dein Erbtheil besaß, haßtest dein Weib, weil es weinte, als du es nicht liebtest, haßtest deine Kinder, weil sie andere lieben wollten, da du sie nicht liebtest, haßtest alles Lebende, dein Geld war deine Liebe. Da nahm Gott zu sich die Deinen, und ließ dir dein Geld, und ein Schmerz in deinem Herzen quoll auf, den noch niemand gemessen. Jetzt erkanntest du, was Liebe zu den Lebendigen sei, eine Hölle war dir dein todtes Geld. Du warst der, der kommen sollte auf meiner Kinder Grab, ich erkannte dich, aber lange umsonst harrte ich deiner. Heute, als mich in dunkler Kammer der Donner weckte, des Sturmes Brausen über mein Grab zog, als ich am Himmel das Leuchten der Wetter Gottes sah, da erkannte ich die Nacht, welche dir und mir gegeben ist, unsere Ruhe zu suchen. Den Blitz des Herrn suchtest du für dein sündig Haupt, der Herr schlägt ringsum die Wipfel der Tannen nieder, dein Haupt trifft er nicht, darum suche den Schlüssel zum Fluche, suche Ruhe für dich und mich. Drei Jahre hast du noch zu wandern auf Erden, dann kommt dein Tod. Wache auf, nütze die Zeit, deine und meine Kinder warten unser, dort wartet uns, wenn du den Schlüssel zu ihrem Reiche findest, die Liebe, gegen die wir so schwer gefrevelt, deren Missen uns so qualvoll wird."

So sprach Martha von Krauchthal in den Flammen des

Gewitters auf ihrer Kinder Grabe zu Peter von Thorberg. In Feuer-ſtund der Himmel, Dörfer brannten, Blitz um Blitz ſchlug um den Hügel nieder, ein Kranz brennender Tannen beleuchteten ihn, auf deſſen Scheitel regungslos zwei Geſtalten ſichtbar waren durch die Nacht. Betend und bebend zitterten die Thalbewohner dem andern Morgen entgegen. Grauend ſahen ſie bei des Morgens erſtem Scheine ihren Freiherrn kommen vom Hügel her mit gemeſſenem Schritt, adelichem Weſen, behelmt wie zur Schlacht. Was er dort oben gepflogen in der wilden Wetternacht, ob Umgang mit Geiſtern, oder Gott verſucht, das errieth in jenen Tagen die Thalbewohner nicht.

Etwas mußte vorgegangen ſein, das wurde Allen deutlich. Tagelang nach jener Nacht war der alte Freiherr in ſeiner Halle geſeſſen, regungslos, Speiſe und Trank vergeſſend. Dann glomm allmählig ein neues Leben in ihm auf, mit bewußten Augen überſah er aus den Fenſtern der Halle ſein Eigenthum, ſtand lange im Hofe, überſah den Burgplatz. Er verkehrte mit der Außenwelt, ſchrieb, ſiegelte Briefe, ſandte ſie durch reitende Boten an des Herzogs Hof. Er ließ Steine brechen, Holz fällen, den Schutt der gebrochenen Mauern wegräumen. Man ſah, er wollte einen neuen Bau; er hatte bisher nur in der dürftig wohnlich gemachten Ruine ſich aufgehalten. Das ganze Thal bebte in Angſt vor hartem Frohndienſt, doch ohne Grund. Er wurde nicht hart gefordert und Speiſe und Trank fehlten nicht. Fremde Meiſter leiteten den gewaltigen Bau, über deſſen Bedeutung die Leute nicht einig werden konnten. Er ſah von weitem aus wie eine Burg, in der Nähe aber ſah man ein Mauerwerk, das nicht bloß eine Kapelle, ſondern eine Kirche geben mußte, ſah weitläufigere Wohnungen, als in einer Burg ſonſt Sitte waren; aber gar zu engen Platz für die Ställe, wenn der Bau zur Burg werden ſollte.

Der Freiherr lebte dieſem Bau, er ſchien jünger zu

werden dabei; seine frühere Härte und Unbarmherzigkeit aber trat nirgends hervor. Manchen, der beim Bau einen Schaden erlitt, verwundet wurde, ließ er unterstützen; doch zeigte der Greis nie persönlich Mitleid, auf seinem eisernen Gesichte wurde nie eine Theilnahme sichtbar. Sein äußeres Wesen war längst der Barmherzigkeit, der Liebe abgestorben, seine mehr als neunzigjährigen Züge waren verhärtet und vermochten nicht mehr Gefühle auszudrücken, zu denen in Blut und Fleisch die Farben nicht mehr vorhanden waren.

Früh an einem Morgen, als in Büschen und Bäumen es lebendig ward und die muntre Vögelschaar in üppigem Chor das Loblied des Schöpfers sang, war ein ungewohnt Leben auf Thorberg. Schöne Rosse wurden sorgfältig geputzt und geschmückt; als ob sie sich wunderten ob solcher Sorgfalt, hielten sie stille und schauten fragend nach den Knechten. Andere putzten an der eigenen verlegenen Rüstung, schmückten sich so gut als möglich mit ungewohnten Händen und sahen noch verwunderter als die Pferde auf die seltsame Arbeit. Es sammelte sich ein reiches Geleite. Als alles wohl gerüstet war und des weitern Befehles harrte, erschien in reicher Rüstung der Freiherr, bestieg sein altes Rothroß, das hell aufwieherte, vergangener Tage gedenkend, und zu lustigem Sprunge die alten Glieder zwang. Unwillkürlich klopfte Herr Peter dem alten Freunde die Mähne, seit Jahren die erste freundliche Bewegung seiner Hand. Er setzte sich an die Spitze des ritterlichen Zuges und ritt gen Bern.

Duftiger Nebel lag auf der Landschaft und feucht neigten sich die Helmbüsche der stattlichen Reiter. Im Nebel begannen Sonnenstrahlen zu schwimmen, der röthlich über den Reitenden schimmerte, von einander riß, sich allmählig senkte, wie das Trübe sich senket im Leben des Weisen, das Verwirrende weicht und klar der Himmel wird. In blauer Ehrwürdigkeit enthüllte das Stockhorn sein altes Haupt, in ihrer ruhigen Majestät erhoben die Firnen ihre hehren Gestalten,

wie eine niedere Dienerſchaar zeigten ſich beſcheiden zu ihren Füßen freundliche Vorberge. Immer tiefer ſank das Nebelmeer, das vor den Reitenden ſeine grauen Wogen wälzte, goldene Thurmſpitzen glänzten aus demſelben, hohe Giebel tauchten auf, eine Stadt entſchleierte ſich, umſchlungen von dunkelm Nebelbande, das allmählig in das Silberband ſich verklärte, mit dem die Aare ihre liebſte Stadt umſchlingt. Bern lag vor den Reitenden.

Nicht in wildem Trabe wie vor zweiundzwanzig Jahren, ſondern in gezügeltem Schritt ritt Peter von Thorberg in die Stadt; — vor dem Rathhauſe ließ er ſein Geleite halten. Dort ſaß an gewohntem Tage der edle Rath über den Geſchäften der Stadt, und vernahm verwundert die Meldung Peter von Thorberg wünſche in einer wichtigen Sache vor den Rath zu treten und begehre Gehör. Von dem ſeltſamen Treiben des Freiherrn hatte man auch in Bern gehört, aber umſonſt gerathen, was er im Schilde führe, es errieth daher niemand den Grund des unerwarteten Begehrens. Der Schultheiß, Ludwig von Seftigen, hieß den anweſenden Venner, einen ſchönen, hohen, noch jungen Mann, den Freiherrn hereingeleiten. Dem Greiſen wurde, dem Schultheißen gegenüber, ein hoher Stuhl hingeſtellt.

Durch die weitgeöffnete Thür trat düſter, ungebeugt, aber langſamer als vor zweiundzwanzig Jahren, der Greis vor den Rath, verſchmähte den Stuhl und ſprach:

„Edle Herren! Ich, Peter der Thorberger, als Freund und Feind euch bekannt, ſtehe mit einer Bitte vor euch. Ich habe in meinem Leben wenige gethan, dieſes iſt die letzte, gewährt ſie mir. Nicht träge ließ ich das Leben an mir vorübergleiten; des Herrn Arm war gegen mich, was ich gewollt, fiel zertrümmert dahin. Meine Kinder ruhen im Grabe, mein Leben iſt zerronnen, am Rande des Grabes ſtehe ich. Ich erkenne des Herrn Macht, ich beuge mich ihr, ich erkenne, ſie hat wohl an mir gethan. Zur Erreichung meines Zweckes

habe ich mit freiem Willen an des Herrn Geschöpfen mich vergangen, ich war ein großer Sünder, ich kannte die Liebe nicht. Nun weihe ich mich mit allem, was ich habe, dem Herrn. Thorberg soll zu einer Quelle der Liebe werden für das Land ringsum, von da aus soll im Namen des Herrn Gutes gethan werden an seinen Geschöpfen. Thorberg soll ein Gotteshaus werden, eine Spenderin von Gottes Gnaden. Meine Güter sollen diesem Hause gehören, sie sind laut Brief und Siegel frei, ledig und mein eigen geworden. Dem edlen Rathe von Bern trage ich die Schirmvogtei darüber an, mit dem Wunsche: daß, wo möglich, aus dem edlen Hause von Krauchthal der Vogt bestellt werden möchte. Edle Herren! gewährt mir Bitte und Wunsch, in beiden liegt ein Theil meiner und meines Hauses Buße."

Fest und mannlich war diese Rede gesprochen, aber dabei dämmerte in des Ritters eisernen Zügen eine Milde, eine Begeisterung, die man nie in ihnen wahrgenommen. Gar seltsam klang diese unerwartete Rede den edlen Herren des Rathes. Vor Allem erschütterte sie der Anblick des Greisen, der nach einem fast hundertjährigen Leben bekannte: es ist ganz eitel, es ist alles eitel, und was hat der Mensch von allen Mühen, die er ausgestanden hat unter der Sonne; den diese Erkenntniß dem Herrn zugeführt hatte und der dieses in so edler Mannhaftigkeit frei gestand. Dann sahen sie auch die Ehre und die Kraft, welche die Stadt durch diesen Antrag gewann, und lobten und priesen Gott, der einen Feind nach dem andern die Macht der Stadt vermehren ließ. Es erhob sich der ehrfurchtgebietende Schultheiß und bezeugte dem Freiherrn die freudige Ueberraschung, sicherte im voraus die Geneigtheit des edlen Rathes zu, die in einer spätern Berathung durch entsprechenden Beschluß sich kund geben werde, und bat den Freiherrn, er möchte heute der Stadt die Ehre anthun, ihr Gast zu bleiben. Aber der Freiherr antwortete: sein Leben sei zu kurz, seines Thuns zu viel, um Tage mit Gast-

ſein verlieren zu können. Er dankte dem Rath für deſſen Geneigtheit, ſprach die Ueberzeugung aus, daß unter dieſem Schirm die übergebenen Leute in Sicherheit und angemeſſener Freiheit ihr Glück finden würden, und verabſchiedete ſich für Leben und Tod von den edlen Herren. Manchem trat die Rührung in die Augen, als er den mächtigen Greis ſo reden hörte und dabei dachte, es ſei doch wahrhaftig Gottes Gnade nichts unmöglich, da ſie ſogar dem harten Peter von Thorberg ans Herz gedrungen.

Da der Freiherr nicht bleiben wollte, ſo befahl der Schultheiß dem Venner, deſſen Gefolge bewirthen zu laſſen und ihm dann das angemeſſene Geleit zu geben. Derſelbe war ſichtbar ergriffen geweſen von dem ganzen Auftritt, und die Augen, die er brennend auf den Freiherrn gerichtet hatte, milderten ſich augenſcheinlich und ruhten zuletzt mit wahrem Bedauern auf ihm. Er vollzog mit Freudigkeit ſeinen Auftrag und ritt bald darauf auf muthigem Pferde an des Thorbergers Seite zur Stadt hinaus.

Draußen an der Halde, wo die Pferde langſam gingen, ſprach der Venner, Peter Rieder, des braven Vaters noch tapferer Sohn, alſo zu ſeinem Begleiter: Herr Ritter! Zweiundzwanzig Jahre habe ich Rache gegen euch in meiner Bruſt genährt, meine Hand warf euern Sohn über die Mauer; daß mein Pfeil eure Tochter traf, vermuthe ich, aber die Rache ward nicht gekühlt, nach eurem Blute, dem Blute des Mörders meines Vaters, lechzte ich. Heute erloſch meine Rache. Da ihr Vergebung bei Gott ſuchet, ſo geziemt's auch dem Menſchen, euch zu vergeben, ſeid ihr mit Gott verſöhnt, ſo iſt auch meines Vaters Blut geſühnt." Auf die erſten Worte hatte der Freiherr ſein Pferd angehalten. Als der Venner ſich den Mörder ſeiner Kinder nannte, zuckte eine zornige Röthe durch des Thorbergers Geſicht und ſeine Hand griff nach dem Schwerdt, aber er kämpfte die Regung nieder und antwortete: „Herr Venner, ihr irrt, euer Vater und ich hatten

nichts mit einander; daß meiner Kinder Blut an euren Händen klebt — vergebe ich euch. Vor einem Jahre hätte ich es nicht gekonnt. Gott gab sie in eure Hände — sein Name sei gelobt." Als der Venner aber auf seiner Behauptung beharrte und erzählte, wie sein Vater durch des Freiherrn Diener gefallen, also auf dessen Geheiß, sagte der Freiherr: „Böses hätte er viel gethan, aber nie meucheln lassen. Was sein Diener vollbracht, habe derselbe auf eigene Rechnung gethan. Er erinnere sich, daß dieser Diener ihm einmal geklagt, er sei vom Metzger Rieder geschlagen worden, was er aber, um das gute Vernehmen mit Bern nicht zu stören, habe auf sich beruhen lassen.

„Da habe ich hart gehandelt und schwerer abzubüßen, sagte erschüttert der Venner. Was ich that, geschah freilich im Kriege, aber so unbarmherzig wäre ich in Frieseuberg nicht gewesen, und ärgers noch hätte ich vollbracht, wenn mich Gott nicht vor der Gelegenheit behütet. Könnt ihr mir vergeben, Herr Ritter, was ich Hartes an euch gethan?" „Venner, bittet Gott eure Sünden ab, sagte der Freiherr, was ihr gethan, habe ich verschuldet. Arges habe ich meinen Knechten oft befohlen, da mußte ich mir gefallen lassen, daß sie Böses ungeheißen thaten auf eigene Rechnung; ich mußte mir gefallen lassen, daß dieses Böse auf meine Rechnung geschrieben wurde. Ich habe oft ohne Untersuchung hart gerichtet, ich klage darum nicht, daß ich auch so gerichtet wurde. Es ist mir ein Gnadenzeichen Gottes, daß ich heute aus einem Herzen die Rache genommen, von meinem Namen eine mir unbekannte Schuld. Ich weiß, die Zeit der Sühne naht. Gehabt euch wohl, Herr Venner, und gedenket des Greisen, der erst in der Versöhnung seine Ruhe gefunden, die er umsonst in der Rache gesucht."

Da nahm ehrerbietig der Venner Abschied, dankte von Herzen für die milden Worte und ritt nachdenklich heim; und wo er dem Ritter zu Diensten stehen konnte in den Unter-

handlungen mit der Stadt, da war er Tag und Nacht bereit, und wie ein Sohn dem Vater diente er, wenn er in Thorberg war, dem alten Herrn, der ihn lieb gewann, wie seiner Söhne einen, und diese Liebe ihm auch zeigte mit freundlichem Wort und Handschlag, was er früher keinem Sohne gethan.

Große Freude war unter allen Angehörigen des Thorbergers, als sie vernahmen, daß sie unter dem Schirm Berns Gotteshausleute werden sollten. Gesicherter war ihr Friede, geschützt ihre Rechte, einer unsichern Erbfolge waren sie entronnen, und gar mancher Vortheil wuchs den Anwohnern eines Klosters zu in den mannigfaltigen Begegnissen des Lebens, den ihnen ein ritterlicher Besitzer nicht gewähren konnte. Rath und Hülfe in leiblichen und geistlichen Bedrängnissen gingen von den Klöstern aus, milde Gaben und Spenden flossen regelmäßig, die Einkünfte der Güter blieben in der Umgegend und wurden nicht in unnützem Aufwand an Höfen oder in Kriegszügen verschwendet. So war es nämlich zu den Zeiten, als die Klöster die Freistätten der Menschlichkeit, die Burgen der Heiligthümer der Menschen waren, und in sich den Sauerteig bargen, der die rohen Völker durchsäuern, zu wahrhaft christlichen sie machen sollte, als sie waren die geistigen Lager in feindseligem Lande, von denen aus der wilde Boden und die wilden Herzen bezwungen werden sollten. Darum boten die Landleute mit doppelter Emsigkeit zum Bau die Hände, es war fast als ob unsichtbare Hände mitschaffen hülfen. Das Grauen vor dem Ritter verlor sich wohl, manch alter Groll verschwand, aber doch nahten sie ihm nur mit scheuer Ehrfurcht und wagten nie ein unberufen Wort an ihn zu richten, so oft er mitten unter ihnen stund. Man sah, sie mühten sich, ihm auf alle Weise gefällig zu sein, aber auch, daß keiner gerne der nächste bei ihm war, obgleich nie ein hartes Wort aus seinem Munde ging.

Auch der Ritter bewegte sich in für sein Alter fast wunderbarer Thätigkeit, als einer der weiß, daß an einem bestimm-

ten aber ihm noch unbekannten Tage, eine Arbeit fertig sein muß, weil ihm dann die Nacht anbricht, in welcher er nicht mehr wirken kann. Doch that er alles ohne geschäftige Eilfertigkeit mit der Weise, wie er früher große Länder regiert hatte, ohne daß er dabei seine Glieder rascher bewegt, seine Worte schneller ausgestoßen hätte; sein Blick reichte weit, sein scharfes Wort klang weit, und wo es hindrang, da ließ es das Blut stocken den Schuldigen oder beflügelte die Glieder der Dienenden.

Endlich war das große Haus fertig, ein Karthäuser-Kloster sollte es werden. Aus der weit und breit wegen ihrer Heiligkeit und Zucht weltberühmten Karthause bei Grenoble, zog der erbetene Prior ein, ordnete des Hauses Regel und sammelte die Brüder. Ueber dem ganzen Thale schwebte in jenen Tagen eine heilige Andacht; die Klosterkirche ward nie leer, weit her kamen die Beichtenden, und wenn die frommen Männer sangen auf dem Berge die heiligen Lieder, so lag am Fuße des Berges eine Schaar auf den Knieen und mit den Tönen stiegen die Seufzer der Gläubigen zum Himmel auf. Es war in jenen Tagen den Bewohnern des Landes, als sei der Himmel ihnen näher gekommen, als träufelte auf sie herab der Vorgeschmack des ewigen Sabbathes; es war kein Streit unter ihnen, zwischen den Herzen wich der Groll, sie waren einmüthig ein Herz und eine Seele. Am Tage, als das Kloster die heilige Weihe erhielt, die herrlichsten Töne an den Bergen widerklangen, die wunderbar geheimnißvollen Ceremonien ihre Herzen mit heiligen Schauern füllten, die bischöfliche Pracht ihre Augen blendete, dann den Armen die Füße gewaschen und alle gespeiset und getränkt wurden, bedient von den heiligen Männern, da war keiner, der des Abends in seiner Hütte nicht Gott lobte und pries, daß er das Herz des Freiherrn gelenkt und so herrliche Tage, so ahnungsvolles Erwarten ihnen zubereitet.

Als es Abend ward an jenem Tage und dunkel, und

tiefe Stille auf den Mauern des Kloſters ruhte, trat mit einem Lichte in der Hand der Freiherr in die Zelle des in Andacht verſunkenen Priors und winkte ihm. Derſelbe erhob ſich ſchweigend und folgte dem Freiherrn, der ihm voranwandelte durch geheime Wege, bald über, bald unter der Erde, bald durch natürliche Klüfte, bald durch geheime Gänge. Sie hatten einen weiten Weg zurückgelegt, manch Felſenſtück, das den Weg zu verſchließen ſchien, war zur Seite gewichen, von der Hand des Freiherrn kaum berührt; eine enge Felſenſpalte hatte ſie aufgenommen, tief in die Erde geführt, und endlich zu einer kleinen Pforte, die ein roſtiger Schlüſſel mühſam öffnete.

Ein weites Gewölbe that vor ihnen ſich auf, unheimliche Schatten ſchienen vor dem Flackern des Lichtes zu fliehen, deſſen Strahlen nur allmählig die Finſterniß zu verdrängen vermochten.

Schweigend harrten der Freiherr und der Prior, bis an den Felſenwänden das Licht ſich wieder ſpiegelte, bis eine Truhe nach der andern ſichtbar ward, bis die ganze Reihe der eiſernen Behälter in die Augen trat, die an den Wänden hinliefen. Es waren nicht Behälter für gefangene Menſchen, keine Gerippe hingen in eiſernen Ketten, ſie hielten gefangen die böſen Dämonen der Menſchheit — es war die geheime Schatzkammer des Thorberger Hauſes.

Nachdem der Freiherr dem Prior Zeit gelaſſen, ſich umzuſehen, vielleicht auch eine Frage von ihm erwartet hatte, erhob er ſeine Stimme, klingend wie Geiſteswehen, und ſprach: „Vernimm, ehrwürdiger Vater, die Geheimniſſe meines Hauſes an dieſer geheimen Stätte, und hilf mir die Sühne finden für mein Geſchlecht. Wir ſtehen in der Fluchkammer meines Stammes. Geiz war deſſen ihm eingegrabene Eigenthümlichkeit. Aus Sucht nach Geld erſchlug mein Ahnherr Ulrich ſeinen Freund, aus Geiz ward jeder Thorberger hart in jedem Amte gegen jeden unter ihm. Was ihr Geiz erwarb, ward

hier aufgespeichert, Weniges auf Erwerb verwendet. Jeder wollte zu hohem Zwecke diesen Reichthum brauchen, aber keiner vermochte sich von ihm zu trennen, keiner fand die rechte Anwendung; er häufte sich von Geschlecht zu Geschlecht. Ich hatte Großes im Auge, die Städte wollte ich beugen, den Adel hoch heben, meine Familie vor allen. Hier lag meine Macht, die ich mit beispielloser Härte mehr als irgend einer meiner Vorfahren mehrte. Ich hatte keine Liebe, als die zu meinem Zwecke, ich kannte keinen Genuß, als das Sammeln der Mittel zu demselben. Aber ich konnte nie den Schritt zum Zwecke thun, nie öffnen meinen Schatz, immer lag etwas dazwischen: bald die Zeit, bald die Ungeberdigkeit meiner Standesgenossen, die mich nie begriffen. Mein Geld hätten sie genommen, gebraucht, aber nie erreicht, was ich wollte; mein Geld hätten sie genommen, aber mich begehrten sie nicht, mich hätten sie mit Füßen getreten; ihr Hochmuth hatte sie blind gemacht. Und doch glaubte ich immer an meinen Zweck und daß die gelegene Zeit kommen werde, quälte unmenschlich die Menschen; hatte kein Herz für meine Kinder und lebte doch für meine Familie. Immer schwieriger wurde mein Pfad, immer hartnäckiger ward ich; Schlag auf Schlag traf mich, ich beugte mich nicht; unglücklich ward Alles um mich, ich achtete es nicht. Zwei Kinder starben, zwei Schlachten gingen verloren, es war weder ein Wanken noch eine Reue in mir; ich hielt das Alte fest. Da starb mein letztes Kind, starb vielleicht durch meine Schuld; meine Familie war entwurzelt, ich mit ihr. Mit meinem Cuno wurde mein Leben begraben, ich war nur noch mein Schatten, ohnmächtig alles, was ich that. In mir lederte der Hölle Pein, die Gespenster vergangener Zeiten, die Schatten meiner Kinder verfolgten mich, die Reue um achtzig vergeudete Jahre ward die Folterbank, auf der ich lag Tag und Nacht; die Tage, die langsam einer nach dem andern kamen, aber ohne Aufhören, fielen wie feurige Tropfen langsam einer nach dem andern, auf mein

brennend Haupt. Ich beugte es nicht, aber ich bot es Gott dar in verzweiflungsvoller Vermessenheit. Aber Gott verschmähte es: seine Blitze zerschmetterten rings um mich die Gipfel der Tannen, mich berührte keiner. Aber in des Blitzes Schein erschien mir der Krauchthaler Ahnfrau und verkündete mir den Fluch, der auf meinem Stamme lag, an dem meine Kinder starben, der mein Alter mit solcher Pein erfüllte, ohne Trost, um deswillen aber auch Martha von Krauchthal die Ruhe nicht fand. Am Mangel der Liebe sollte mein Stamm verschmachten in des Geldes Fülle. Dem Letzten sei es gegeben, für seine und Frau Martha's Seele die Sühne zu finden. Es war, als ob diese Kunde neues Mark gieße in meine Gebeine; meine zuchtlosen Gedanken, die nichts faßten, mich nur peinigten, erhielten wieder Kraft und Schärfe — mir dämmerte Licht mehr und mehr, endlich ging es mir auf in Klarheit. Was an der Liebe gesündigt war, mußte Liebe wieder gut machen. Das Haus, welches das Mark des Landes an sich sog, Jammer verbreitete überall, der Mittelpunkt war, gegen den Haß strömte aus Aller Herzen, dieses Haus mußte der Mittelpunkt der Liebe werden, mußte seinen Segen ausströmen lassen auf die ganze Gegend, mußte glücklich zu machen suchen alle Herzen in seinem Bereich, Glück und Frieden auszugießen über das ganze Thal, Liebe spenden allen der Liebe bedürftigen Herzen. Darum stiftete ich ein Gotteshaus, darum wählte ich euch, ehrwürdiger Vater, und euern Orden, die ihr für Andere lebt, euer eigen Fleisch vergesset, die ihr entbehret und Andere reich machet, die ihr in stillem Schweigen Zeichen der Liebe spendet und nur redet, wo die Liebe es gebietet. Nur wer sich zu vergessen vermag und sein Fleisch, vermag in Liebe gut zu machen, was Haß gesündigt, vermag dem Zwecke des Hauses zu leben, nie durch Eigensucht ihn zu vergessen. Darum, Vater, nehmt den Schlüssel, nehmt die Schätze, spendet sie, werft sie aus, macht Glückliche, sühnet den ungerechten Mammon durch barmherzigen Gebrauch, macht

die Armen reich, das Kloster zur reichen Wohlthäterin, kaufet die Liebe mit dem ungerechten Gelde. Kaufet unserem Stamme und der Krauchthalerin die Liebe Gottes und seine Gnade, damit wir Ruhe finden für unsere Seelen."

Sinnend war der Prior gestanden. Nun streckte er kopfschüttelnd und abwehrend die Hand gegen den Ritter aus und sprach: „Freiherr, dir ist Gnade widerfahren von deinem und meinem Gott, du hast den Schlüssel zur Lösung des Fluches gefunden, bald werden zwei Seelen zur Ruhe gehen; wo der Baum des Hasses gestanden, hast du den Born der Liebe gegraben. Nun aber umschattet dich wieder menschliches Irren, den neugegrabenen Born willst du verschütten mit dem ungerechten Mammon. Nur Liebe kann Liebe zeugen, dem Gelde aber folgen Begehrlichkeit, Geiz oder Ueppigkeit. Unsern Herzen mußt du vertrauen, daß sie in der Liebe des Vaters bleiben und dann auch Liebe zu tragen vermögen in alle Hütten, wo Liebe mangelt, in alle Herzen, die nach Liebe seufzen. Mit Gütern und Gefällen hast du uns reichlich ausgestattet, der Liebe vermögen wir beizugeben das Nöthige für den Leib, Labung den Kranken, Stärkung den Alten, Unterstützung den Fleißigen, Hülfe in der Noth Allen. So wird ein lebendiger Dienst des Herrn im Kloster sein, fröhliche Genügsamkeit und munteres Schaffen im Thale, und über ihnen wird schweben des Herrn Wohlgefallen. Die reiche Schatzkammer würde Ueppigkeit ins Kloster tragen oder Geiz und tödten den lebendigen Gottesdienst; die reichen Spenden würden Begehrlichkeit bringen ins Thal, Faulheit pflanzen und den Sinn, der das müheles Erhaltene sinnlos verschleudert. Da würde die Liebe schwinden im Kloster zu dem Thale, im Thale zu dem Kloster; der Menschen Sündhaftigkeit, entbrannt durch den Reichthum, würde sich lagern wie ein Gespenst zwischen beide, würde eure Seelen in der Ruhe stören. So würde das Geld, in Haß gesammelt, eine Hadersaat werden und neues Unglück stiften auf Erden bei seinem Ge-

brauche; dem ungerechten Mammon klebet ein Fluch an, der ihm durch Geschlechter hindurch allen Segen nimmt.

„Darum laß das Geld, es ist nicht das Geld, das sühnet, sondern der Sinn. Mit dem alten Gelde kehrte der alte Sinn wieder, ein neues Leben soll einen neuen Sinn erhalten. Stelle das Geld Gott zurück, wirf den Schlüssel von dir, laß das Geheimniß in dir und mir begraben sein, laß Gottes Geist gut machen, was eures Stammes Geist gefrevelt, euer Geld vermag es nicht. Will Gott das Geld, durch Jahrhunderte gesühnt, den Menschen wiedergeben, — wohlan, mag er es thun; — wir aber wollen das Geld vergraben sein lassen, wie wir wünschen, daß eure Sünden in Gottes Gnade, eure Leiber in der Erde Schoos zur Ruhe begraben seien."

Da hob der Thorberger die Hände auf und dankte Gott, daß er die Lösung so ganz ihm gegeben, allen Zweifel ihm von der Seele genommen. Er verschloß die Thüre und warf den Schlüssel in eine Felsenspalte. Er donnerte und tos'te der Tiefe zu, als ob Fels um Fels ihm nachstürzte, ihn zu begraben, bis die letzte Posaune den Schoos der Erde spalten, das Verborgene wieder ans Licht bringen wird, Felsenstück um Felsenstück verschloß den geheimen Gang, ein Griff des Ritters — und auch der Eingang war verschwunden; keines Menschen Auge hat ihn wieder gesehen, keines Menschen Fuß ihn betreten.

Von dem Tage an ward des alten Freiherrn Geist immer freudiger, sein Leib aber sank sichtlich zusammen und schwächer wurden seine Glieder.

Eines Abends lag er matt auf seinem Lager, aber es war ihm unaussprechlich wohl. Es war ihm, als ob eine Spange nach der andern an seinem morschen Leibe, womit derselbe seine Seele gefesselt, sanft sich löse und immer freier der Geist seine Fittige schwinge. Helle Sterne blickten freundlich ihm zu, und zum offenen Fenster herein warf der Mond

ſein volles Licht. An ſeinem Bette ſaß ſchweigend der Prior, ſie hatten lange zuſammen gebetet.

Mitternacht war nahe und Alles ruhte im Kloſter.

Da war's, als ob eine volle Lichtgarbe vom Monde her ins Zimmer ſchwebe, die Strahlen dichter zuſammenfloſſen und eine helle Geſtalt am Fenſter ſtehe. Von dorther frug eine Stimme: „Peter von Thorberg, wacheſt du? Peter von Thorberg, dein Ende naht. Heute vor drei Jahren ſtund ich in Gottes Wettern ein dunkles Weſen vor dem freveln Ritter. Nun haſt du Gnade gefunden vor Gott und ſeine Gnade hat auch mich verklärt, gelöſet iſt der Fluch, geſühnt dein Stamm. Peter von Thorberg, komm, wir gehen zuſammen ein in des Herrn Freude!“ Da brach die letzte Spange ſanft und leiſe an des Thorbergers Leib, ſeine Seele löſte ſich aus der ſterblichen Hülle, und als ob zwei Lichtweſen dem unendlichen Himmel zueilten, ſchien es dem Prior, der betend und ſtaunend das ſanfte, ſo Gott will, ſelige Ende des letzten Ritters von Thorberg, der böſe Peter genannt, ſah.

Am Morgen verkündeten die Glocken des Ritters Ende, und viele Gebete ſtiegen für ihn zum Himmel, fanden Erhörung an Gottes Throne, Vergebung dem großen Sünder, und manche Thräne rann auf ſein Grab und brachte Ruhe hinein ſeinem Leibe, der den Schlummer der Verweſung ſchlummert, bis die Kraft des Herrn ihn zur Herrlichkeit auferwecket.

So erzählt die Sage.

Ein Bild aus dem Uebergang 1798.

Wer ſteht, ſehe zu, daß er nicht falle, und wer fällt, der trachte darnach, daß er wieder aufſtehe. Iſt er etwas werth, ſo mag es ihm gelingen, mit Gottes Hülfe; will Gott nicht und taugt er nichts, iſt faul bis ins Mark hinein, bleibt er liegen, wie es auch am allerbeſten iſt. Nach fünfhundertjährigem ruhmreichem Beſtehen machte Bern die Probe; es fiel, aber es bleibt nicht liegen; in dem gebrochenen Stamme blüht ein neues Leben auf, denn der Stamm war nicht faul bis ins Mark hinein.

Mit Leben und Sterben geht's gar curios. Glaubt man ſich am beſten dran, kömmt der Tod daher; und meint man, jetzt greife er zu und alles ſei aus, ſo iſt er weg und kömmt nicht wieder, einſtweilen heißt das. Das erfuhr ein armes Webermannli an ſelbigem Tage, an welchem Bern fiel.

Schon lange war's, daß es in Frankreich unruhig war, ſumste und brummte wie in einem Bienenkorbe, der ſtoßen will, und gäb wie er ſtieß, Schwarm auf Schwarm davon flog, ſo ward es doch nicht ſtille, es ſumste und brummte fort. Schwarm auf Schwarm flog aus, es war, als wolle Frankreich noch ein Frankreich gebären, als ſolle Himmel und Erde ein Frankreich werden. Endlich, im Jahre 1798, kamen die Schwärme auch über die alten Berge her, frugen nicht,

ob's erlaubt ſei oder nicht, und wehren half nichts, und wo was geflogen kömmt, helfen Thor und Riegel nicht. Das Sauſen und Brauſen in Frankreich hatte ſchon frühe ein Jucken in unſerer alten Schweiz erzeugt, und goldene Verheißungen waren dazu gekommen und für's Teufels Gewalt wollte man auch ſurren und ſumſen, an's Schwärmen dachte man freilich nicht, und worauf es eigentlich abgeſehen war, merkte man nicht. Die Berner, auf die oder vielmehr auf deren Geld es eigentlich abgeſehen war, ſtanden am Anrichtloch; im Weltſchland ſetzte der Franzos ſich feſt und manövrirte einen halben Winter ins Bernbiet hinüber mit ſeinem ſurrenden, brauſenden und anſteckenden Sumſen.

Die Franzoſen verſtunden den Pfiff, das Eiſen machten ſie weich, ehe ſie es klopften, und in den Brei bliesen ſie, ehe ſie drein biſſen; ſie liebten nicht, ſich das Maul unnöthig zu verbrennen. Es gerieth ihnen nur zu gut bei den dummen Schweizern, ſie biſſen an die Angel. Die Franzoſen ſagten nämlich nicht, haltet den Kopf dar, er muß abgehauen ſein und nachher wird der Reſt gefreſſen, ſondern ſie ſagten, ſurret und ſummet, ſo ſollt ihr Brüder heißen, und lieb werden wir euch haben zum Freſſen. Das nahmen Viele für baar an, nur die Berner nicht, wollten nicht dran glauben, und das Sauſen und das Schwadern gefiel ihnen überhaupt nicht. Deſto beſſer gefiel es den lieben Eidgenoſſen, und zwar ſo, daß nach den Verhandlungen der letzten Zeit man über ihre bundesbrüderlichen Geſinnungen einigermaßen im Zweifel ſein konnte. Indeſſen that man holdſelig gegen einander und es hieß, wenn Bern ſeine ariſtokratiſche Regierungsform wegthäte, wollte man ihm brüderlich helfen, wenn es nöthig ſei; werde es aber nicht ſein, da die Franzoſen nur den Ariſtokraten den Krieg machen, mit allen andern Menſchen Brüder ſein wollten. Da gab es Unterhandlungen zwiſchen Gutmüthigkeit und Treuloſigkeit, zwiſchen Menſchen, die das Beſte ſuchten und Menſchen, die feſt das Schlechte wollten; Unter-

handlungen, daß, wer sie liest, bald sturm, bald zornig, am Ende zu der Weisheit kömmt, daß zwischen Wind und Wellen nur kräftige, rücksichtslose Entschlossenheit retten kann, daß laue Freunde, perfide Bundesgenossen gefährlicher sind, als offene Feinde. Damals waren die Berner nicht witzig. Seit Jahrhunderten hatten sie Andern geholfen, und daß die Freunde von Laupen und Murten anders geworden, noch nicht erfahren. Als der Feind den Thoren nahte, opferten die Berner den Freunden die alte Verfassung, lösten die eherne Kette, die alles zusammenhielt, auf der das Vertrauen ruhte. Als der Sturm wüthete, schraubte man das Steuerruder ab, suchte ein neues, sägte Masten ab, setzte „provisorisch" neue ein, bis man aus Frankreich neue bekäme. Da gab es großen Jammer, es ging ein Schrei durch's Volk wie in einem Schiffe, wenn es einen Leck bekömmt und schäumendes Meereswasser stromsweise eindringt. Das Vertrauen zu der Schiffsmannschaft, den Offizieren des Schiffes ging verloren, und das Geheul begann, man sei verrathen und verkauft. Es war so lange geschrien worden, die alte Regierung habe das Vertrauen des Volkes verloren, daß sie es am Ende selbst glaubte und ihre Machtvollkommenheit in der gefährlichsten Zeit dem Volke zustellte. Da erst verlor das Volk das Zutrauen zu der Regierung; sein Instinkt sagte ihm, was kommen müsse, wenn in der Nähe der tobenden Brandung die erfahrnen Hände vom Steuer lassen; es schäumte vor Weh und Wuth. Der alte Bernermutz, der durch so manche Mauer gebrochen, zu Schlacht und Hochzeit mit gleicher Freudigkeit gegangen, loderte hoch auf, drängte dem Feinde entgegen. Es waren noch die Söhne der Berner, welche, nachdem sie zwei große Schlachten geschlagen, in einem Tage in die dritte sich stürzten und in der Birs oder auf dem Kirchhof zu St. Jakob den Tod fanden. Wenn damals dreißigtausend Berner, in Kriegsglut entbrannt, losgelassen worden wären auf die zerstreut liegenden Feinde, denen eine bedeutende Zahl erst nachrückte, Bern

hätte geſiegt oder wäre erſt nach großartigem Heldenkampfe gefallen. Aber Gott wollte es nicht.

Als das Vertrauen gebrochen war, der Kriegsmuth in Mißmuth, in heilloſen Wirrwarr ſich verwandelt hatte, kurz, als alles war, wie die Franzoſen wollten, da ſchlugen ſie los, treulos, ehe der Waffenſtillſtand abgelaufen war. Als die Franzoſen losſchlugen, zogen die lieben Eidgenoſſen heim und ließen Bern im Stich. Doch ſo gleichſam zum Troſt ſchrieben ſie noch: Ihr Sinn und Gedanke ſei ſtets geweſen, mit feſter Schweizertreue, mit freudiger Aufopferung alles Blutes bis auf den letzten Mann ihren lieben Eidgenoſſen von Bern zur Hand und Hülfe zu ſtehen, wie ſie denn davon bis auf dieſe Stunde ſattſamen Beweis von ſich gegeben hätten. Die Glarner und Andere hörten noch den Kampf von Fraubrunnen her, ſie machten, daß ſie fortkamen. Dieſen Glarnern vergalt wenige Jahre ſpäter Bern dadurch, daß es ihnen ihre hungernden Kinder abnahm und nährte, einige bis auf dieſen Tag. Dieſe Gutthat vergalt jüngſt ein hochgeſtellter Glarner, von Bern um einen Ehrendienſt angeſprochen, mit höhnenden ſchnöden Worten. Müſſen intereſſante Leute ſein, die Glarner!

Nun mit aller Uebermacht die Feinde auf das überraſchte, verlaſſene Bern, ein ſchmählich Opfer, mit dem die Eidgenoſſen die eigene Sicherheit zu erkaufen meinten. Und wie ging es ihnen? Man kann ſich die unausſprechliche Verwirrung, welche in Bern herrſchen mußte, als es hieß, „Feinde ringsum,“ kaum denken. In Bern war nie ein Feind geweſen; faſt hundert Jahre lang hatte man im Frieden gelebt, und als man die letzten Male kriegte, war es weit unten im Aargau und in den freien Aemtern, vom Kanonendonner hörte man nichts und dazu tönte der Name Franzos ſo fürchterlich; alle Greuel dachte man in ihm zuſammengefaßt. Die beſten Männer ſtunden vor dem Feinde, die erfahrnen Leiter der Republik hatten die verwirrte Stadt verlaſſen, ſuchten draußen

Kampf und Tod. Das alte Haupt der Republik, Steiger, der greiſe Held, ſtand unten im Grauholz; als ſei er der ſichtbar gewordene Heldengeiſt des alten Berns, gebot er Achtung fernehin dem heranſtürmenden Feinde. Ungewohnte Hände hatten die Zügel des Regiments ergriffen, und Botſchaften, unglückliche, unſichere kamen zu allen Thoren ein, von oben her, von unten her; jede erzeugte Maßregeln und Befehle, die, kaum gegeben, wegen neuen Berichten widerrufen wurden.

Da, gegen Morgen, am 5. März, erſchienen die ſicherſten Botſchafter, die bei Laupen und Neueneck geſchlagenen Truppen. Da ertönten die Glocken der Stadt, läuteten Sturm, riefen zum Streit, und nicht umſonſt. Im Sturmſchritt eilten Truppen durch die Stadt, die kühnern Studenten ſchloſſen ſich an, Weiber, Greiſe ergriffen Waffen, eilten nach. Wenige, welche die Waffen tragen konnten, aber derſelben kaum kundig waren, blieben zurück, beſetzten die Wachen und hüteten mit klopfendem Herzen die Stadt. Draußen ging's vorwärts, den raſenden Feinden entgegen; Einer riß den Andern hin, der rechte Schlachtenzorn erwachte in den Bernern: ſie ſtürzten auf die ſiegenden Franzoſen, als wären ſie die Sieger, warfen ſie von den Höhen ihrer Batterien weg in den Thalgrund, ſtürzten dort auf ſie, nahmen ſie unter die Kolben, ſchlugen todt, was ſie erreichen konnten, jagten, kaum Athem faſſend, den Reſt Freiburg zu.

Stille war es in der entvölkerten Stadt geworden, die Weiber weinten und beteten daheim, öde war es auf den Straßen, Weibel ſah man hin und her eilen, Neugierige ihnen nachſtreichen, das Neueſte zu vernehmen. Still ging's auf den Wachen zu, beſonders auf der Zeughauswache, welche hauptſächlich aus „ſchittern" Hausmannlene und den zähmern Studenten beſtund. Unter den Erſteren befand ſich ein armer Weber, der im Altenberg wohnhaft war. Man kennt den Weberſchlag im Allgemeinen, die blaßrothen oder ganz bleichen Männchen mit den ſchmalen Backen und dünnen

Gliedern, die zittern, wenn der Bysluft geht und bei starkem Wetterluft nie ohne Stecken ausgehen, aus Furcht, der Luft könnte sie entführen in fremde Lande, wo sie mit der Sprach nicht zwegkämen. Natürlich sind die üblichen Ausnahmen hier ebenfalls sorgfältigst vorbehalten, denn es giebt Weber, mit denen ihrer zwei mehr als genug zu thun hätten. Unser Weber gehörte nicht unter diese Ausnahmen. Er war ein schlotterhaftes Stadtkind; ob er je Pulver gerochen, wissen wir nicht, jedenfalls hatte er es nicht selbst abgebrannt, denn die Flinte war ihm ein durchaus unbekanntes Ding, und dazu noch „e wüsti Sach."

Da die Glocken gingen, scharfe Befehle ergingen, sich einzustellen, da ward ihm sehr bange um's Herz. Frau, sagte er, ich denk', ich bleib' da, von wegen es geht um's Leben. Verrichten thue ich doch nichts, und g'winnt man, so hat man mich ja nicht nöthig gehabt, und verliert man, so hätte ich der Sache doch keinen andern Schwung gegeben. Und denke, wenn ich umkäme, was aus unsern armen Würmern würde, unseren lieben Kindern. Ho, öppe nit viel Anderes, als wenn du da bliebest, am Ofen hocketest und Thee tränkest, von wegen ich wäre immer noch da, und wer sieht zu ihnen und kuranzet sie, als ich. Schämst du dich nicht daheim zu bleiben, wo die ältesten Mannli laufen wie Zwanzigjährige, so schäme ich mich, ich will nicht mein Lebtag hören, was ich für einen Fösel und — zum Mann habe. Gehst du nicht, so mach' die Hosen runter und ich will darin gehen an deinem Platz, sagte die mannliche Frau. Verblüfft sah der Mann sie an und machte Anstalt, der Frau das Verlangte abzutreten, denn er war gewohnt, sich ihren Befehlen zu unterziehen ohne Widerrede.

Ja, aber diesmal war's nicht so gemeint. Als die Frau merkte, wie er es nahm, wäre sie erschrocken, wenn sie ihres Regiments nicht so sicher gewesen wäre. Was, rief sie geistesgegenwärtig, ich glaube gerne, du trätest mir jetzt die Hosen

ab, aber ich mangle ſie nicht, ich habe die ſchon lange. Ja, es wär' dir d's Rechte, wenn ich dahinten blieb im Krieg, aber ſo iſt's nit g'meint; was ſollte aus den Kindern werden? Jetzt machſt, daß du fort kömmſt, oder ich will dir! ich führe dich an den Ohren in die Stadt.

Da machte traurig das Mannli ſich auf, und ſeine leichten Beine wurden ihm centnerſchwer. Z'Trotz der Frau, dachte er, wolle er machen, daß die Franzoſen ihn erſchöſſen. Wenn man dann käme und ihr ſage, er ſei todtgeſchoſſen, daure es ſie doch; ſie müſſe denken, ſie ſei ſchuld daran, und das werde ſie ihr Lebtag plagen. Als er aber weiter kam, dachte er: nein, das mache er nicht, das wäre ja dumm, es wäre ihr gerade das Rechte. Er wolle zu ſeinem Leben Sorge tragen, die müſſe ihn noch länger haben. Er denke immer, weil ſie ſo zornig werde, bekomme ſie einen Schlagfluß. Dann wolle er witziger ſein als das erſte Mal und nicht ſo auf eine hübſche, handliche ſehen, wo Herrenköchin geweſen, ſondern auf eine manierliche, wo d'Sach und d's Lebe ihm gönne.

Solche häusliche Gedanken wälzte der Weber in ſeinem Buſen, als er in den großen Krieg, wo Sein oder Nichtſein des Vaterlandes entſchieden werden ſollte, eilte. Der gute Weber erfuhr, was Hochmuth für Früchte bringt. Er war in ſeiner Jugend ein üppig Bürſchli geweſen, denn er verdiente ſchön, konnte ſich luſtig machen und unter dem Weibervolk war er gerne geſehen, denn wenn ihn eine freundlich anſah, zahlte er Wein, ſogar Bratis, das machte ihn zum Hochmuth noch eitel. Das merkte ſich eine Herrenköchin, die gerne einen Mann gehabt hätte, ſie wußte wohl, warum. Sie hatte ihn alsbald gefangen und zwar ſo, daß er meinte, was für eine Gnade ſie ihm anthue und was für ein Glück er mache. Sie verſtund das Handwerk aus dem Fundament und gehörte zu dem kecken Schlage, der Hübſch und nicht Hübſch, Alte und Junge von allen Sorten um den Finger wickelt und zwar nolens volens, wie der Lateiner ſagt. Dem armen Weberlein

vertrieb ſie bald Hochmuth ſammt Eitelkeit, dreſſirte ihn, daß er parirte wie ein Schoothündlein, und ſogar gerne anfangs. Später kam es ihm wohl anders, aber er konnte nichts mehr daran machen, er war in ihrer Gewalt, er vermochte nicht wider den Stachel zu lecken. Er brütete oft über finſtern Gedanken, ja er machte ſogar ſchwarze Anſchläge, die man dem ſchlichten Weberlein nicht zugemuthet hätte; und wenn er heimkam, unter ihre Augen, ja ſo war er fertig, ſo wickelte ſie ihn um den Finger oder ſagte „Kuſch" zu ihm; er ward wieder ganz zahm und föſelte lange Zeit nach ihrem Winke und Willen.

Er machte ſich die hintern Gaſſen auf, der Nähe nach, dem Sammelplatze, dem Zeughauſe zu, weil er ſich verſpätet wußte, und vernahm dort, daß ſein Corps längſt abgezogen und es zweifelhaft ſei, ob er es einhole, überdies noch gefährlich. Am beſten thäte er, er bliebe da, es ſei ein Ehrenpoſten und die Wache ſei ſchwach und ſei es doch ſo wichtig da, denn wenn alles genommen ſei, ſo komme es zuletzt noch an's Zeughaus, und erſt wenn die Feinde das hätten, ſei alles verloren. Das gefiel ihm und er blieb. Das iſt immer ein großer Troſt für einen Helden, denn man kann nie wiſſen, was vor dem Letzten noch alles ſich ereignen kann.

Auf der Wache ſah es ſehr ernſthaft aus. Eſſen und Trinken war da die Fülle, aber wenn einer dem andern davon anbot, hieß es gewöhnlich, man ſei nicht hungerig, habe gar nicht Appetit. Mehrere horchten nach dem Schießen, ob es nahe oder weite, und allemal hellten die Geſichter drinnen ſich auf, wenn es hieß, es gehe vorwärts, das Gewehrfeuer höre man nur noch ganz dünn. Zwiſchen durch machte man ſich mit den Waffen zu ſchaffen, lud die Flinten, ſchärfte die Säbel, klopfte die Feuerſteine zweg und bramarbaſirte, ganz nach Art der ungefiederten Helden, mit denſelben gewaltiglich. Der Eine hatte einen Säbel, mit dem er Roß und Mann mit einem Streiche ſpalten wollte, der Andere eine Flinte,

die ſo weit ſchoß als eine Kanone; ein Dritter führte Piſtolen bei ſich, mit denen er ſich vor einem Dutzend Huſaren nicht fürchtete, wenn er ſich gehörig verſtecken könne, wo ſie ihn nicht ſähen. Man nahm die Waffen zur Hand, plänkelte mit denſelben herum, werchete ſich gewaltſam Courage in den Leib, daß es ſie jeweilen ankam, wenn Einer nur die Franzoſen hätte, er fräße ſie, gehörig geſalzen und an einer anſtändigen Sauce, allein.

Allmählig erwärmte ſich unſer Weberlein an dieſem Feuer, er begann ſich mannlich aufzurichten; er frug nach einem Feuerſtein, da er ſeinen in der Hitze ab ſeinem Schloß verloren; er ſchraubte ihn mit Hülfe einiger Andern ſogar auf, doch ſchärfen wollte er ihn nicht laſſen. Er begehre nicht, daß der Schuß ſo geſchwind, ehe er recht gezielt, losgehe. Es ſei ihm nicht um's Schießen, ſondern um's Treffen, und wenn er Alle auf hundert Stunden mit einem Schuß erſchießen könnte, er thät's, wahrhaftig er thät's, ſie erbarmten ihn wäger keis Brösmeli. Als der Feuerſtein aufgepflanzt war, gingen die Kameraden an's Laden, das wollte er lange nicht zugeben. Das ſei lange frühe genug, wenn es müßte geſchoſſen ſein; ſo ein Schuß im G'wehr trage nichts ab und könnte von ſelbſten losgehen und Alle erſchrecken, ja ſogar treffen, ſo ſagte er.

Unſere Soldaten wurden wieder luſtig, als man das Schießen immer dumpfer hörte, ja als Fuhrleute, welche Verwundete brachten, erzählten, wie die Franzoſen davonliefen, daß man ihnen auf Roſſen nicht nach möchte und wie man ſie von Bäumen herunterſchieße, dutzendweiſe, als wären ſie Eichhörnchen oder Herrenvögel. Es mußte dem Weber, gäb wie er zappelte, geladen ſein und zwar ſcharf, wie ſie ſagten. Er ſolle nur ſachte machen, denn wenn das losgehe, tödte es alle, die es treffe, darauf könne er zählen, b'richteten ſie ihn. Der arme Kerl kriegte neue Angſt, denn er hatte ſein Lebtag nie geſchoſſen, war ſein Lebtag nie mit einem Gewehr um-

gegangen. Man hätte sehen sollen, mit welchem Beben er es in die Hände nahm, mit welchem Respekt er es weit vom Leibe hielt und wie leise er es fernhin in eine Ecke stellte. Man begann Appetit zu bekommen, man nahm die Vorräthe zur Hand, man ließ welche holen, man theilte freigebig mit. Der Weber, den seine Frau eben nicht überflüssig versehen hatte, und der bei Essen und Trinken, besonders wenn es nichts kostete, dem Tapfersten nicht nachstand, griff rüstig zu, genirte sich im mindesten nicht. Man war recht munter und als man am besten dran war, machte die Schildwache die Thüre auf und rief ängstlich, sie sollten kommen und horchen. Wohl die kamen unb'sinnt, hörten „Pung, Pung," aber nicht gegen Westen, Neuenegg zu, sondern ganz umgekehrt, gegen Norden.

Von Fraubrunnen her oder noch viel näher scheß es. Klein und grob donnerte es von dorther und in der Stadt hörte man ein groß Getümmel; als ob die Leute die Köpfe verloren hätten und jeder seinen wieder suche, rannten sie durcheinander. Von unten herauf kämen die Franzosen, alles sei verloren, alles todt und ganz kaput, schrie es durcheinander. Es war ein Jammer ganz entsetzlich. Die Einen schrien, man solle sich wehren bis auf den letzten Blutstropfen, es werde doch das Kind im Mutterleibe nicht geschont und schöner sei es, einen ehrlichen Soldatentod zu sterben, als sich metzgen zu lassen wie ein Kalb. Andere schrien, man solle um's Himmelswillen kapituliren, die Stadt übergeben, sonst würde sie an allen vier Ecken angezündet und alles verbrannt mit Mann und Maus. Ein altes Stelzbein wollte, daß Sturm geschlagen, mit sämmtlicher bewaffneter Mannschaft ein Ausfall gemacht werde. Die Flüchtlinge schlöffen sich an, es ginge, wie obenaus, im Nu wären die Franzosen wieder in Fraubrunnen. Aber das war die Stimme eines Predigers in der Wüste. Die Ohren, welche seine Stimme gehört hätten, die waren nicht mehr da, die waren bei Neuenegg. Ja,

auf der Zeughauswache meinte ein G'hausmannli, entweder ſei das ein Narr oder ein Verräther, jedenfalls würde es nichts ſchaden, wenn man ihn einſtweilen hintern thäte. Da die Wache eigentlich nicht zu aktivem Dienſte beordert war, ſo fand auch dieſe Stimme nicht Gehör. Man könne nicht wiſſen, was komme, muthwillig was anfangen, wäre dumm, es ſei frühe genug, auszurücken, wenn Befehl käme, daß es ſein müſſe. Wenn der Brülli Anhang finde, ſo könne es Krieg geben in der Stadt ſelbſt; darum ſei es beſſer, man laſſe das einſtweilen machen und blaſe nicht drein. Die Herren würden doch wohl ſo witzig ſein, die Stadt zu übergeben zu rechter Zeit, hieß es. Gottlob ſeien die Hitzköpfe fort und die Weiſen daheim geblieben.

Da ging's dem Zeughauſe gegenüber „Pung, Pung!" Dort jenſeits der Aare, auf dem Breitfeld, ſtund eine berniſche Batterie, die zu feuern begann, ſobald die Franzoſen am jenſeitigen Ende des Feldes ſich bemerkbar machten. Dieſe antworteten, plötzlich war der Krieg vor der Stadt, das Zeughaus ungedeckt dem feindlichen Feuer ausgeſetzt. Mein Gott, was da für eine Angſt über die Manne im Zeughauſe kam und wie die Geſichter bleich wurden! Ein kleiner Student mit einer Patrontaſche, die ihm bis an die Waden, welche etwas quer an den Beinen placirt waren, hing, ſchrie, es ſei den Franzoſen verrathen worden, daß hier das Zeughaus ſei! Gewiß wollten ſie es in die Luft ſchießen, man mache es ſo im Kriege, da ſeien ſie Alle verloren. Und manchmal, ſagte Einer, der einen Spaß ſelten unterdrücken konnte, ſprenge man ſich ſelbſten in die Luft, ſo wüßte man am geſchwindeſten, woran man ſei, erſchrecke dazu noch den Feind und komme ung'ſinuet zu großem Ruhme, woran man ſonſt nie hätte denken dürfen. Wohl, der hatte Zeit zu ſchweigen, wenn der Heldenmuth der erſchrockenen Helden ſich nicht über ſeinem Haupte entladen ſollte! Denn ſie nahmen den Spaß für Ernſt und entſetzten ſich billig über ſolch' vermeſſene Rede.

Aber jetzt was machen? sich in die Luft schießen lassen? Davonlaufen wäre das Kürzeste gewesen. Aber daran dachten sie nicht, es fiel ihnen gar nicht ein. Es lag ihnen noch so ein altbernerischer Gehorsam in den Gliedern, daß sie nichts Anderes wußten, als einstweilen da zu stehen, wo sie stunden, und wenn ihnen Einer dazu gerathen hätte, davon zu laufen, so würden sie geantwortet haben: Was würden unsere gnädigen Herren sagen, wenn wir da fortliefen? Wohl die würden uns! Man muß bei dieser Sprache aber nicht vergessen, daß es schittere G'hausmannleni und die zähmeren Studenten waren, welche das Zeughaus hüteten und denen ein heiliger Respekt tief in den Gliedern saß.

Man sprach davon, Einen über die Aare, welche etwas weiter unten, gegen das Rathhaus zu, sehr seicht war, zu der Batterie zu schicken und den Kanonieren sagen zu lassen, sie sollten mit dem lümmelhaften Schießen aufhören, ob sie nicht daran dächten, daß hinter ihnen das Zeughaus sei, welches in die Luft fliegen könnte, wenn es eine Kugel treffen thäte. Man schlug dazu den Weber vor, dem die Aare am besten bekannt sei und dem es am meisten daran gelegen sein solle, indem er da drüben wohne, und wenn man mit dem gefährlichen Schießen die Franzosen hieher locke, so könne er zusehen, wie es seiner Frau und seinen Kindern erginge, lebendig sehe er sie nimmer wieder, alles Lebendige verhacketen die Franzosen, als wär's Kraut und Rüben. Aber unser Weberlein wollte nichts davon hören, es that wüst, wir müssen es sagen. Und er gehe nicht, erklärte er; in solchen Zeiten müsse jeder zu sich selbst sehen. Um seine Frau mache es ihm nicht Angst, das sei eine, die sich zu helfen wisse, er möchte einem jeden von ihnen eine solche gönnen. Er möge das Wasser nicht ertragen, er habe es gar auf der Brust. Wenn er durch die kalte Aare müßte, auch wenn das Wasser ihm nur bis an die Knie ginge, so nähme es ihn, er erlebte den Sommer nicht mehr. Es solle ein Anderer gehen, um den es weniger schade

wäre, der keine Kinder hätte, wo es vielleicht niemanden übel, aber Vielen wohl käme, wenn er dänne käm. Weber sind, wie gesagt, oft lützel in den Gliedern, aber mit dem Maul da sind sie zweg, sie nehmen es sogar mit den Schneidern auf und zwar mit Glanz.

„Pung, Pung!" ging es draußen immer strenger, die Gefahr ward dringlicher, der Streit heftiger. Die G'hausmannleni wollten einen Studenten senden, und nahmen die Partei vom Weber, die Studenten waren in der Mehrzahl, es weiß kein Mensch, welchen Heldenkampf die Welt erlebt hätte, hätte nicht ein Weibel sie darum gebracht. Ein solcher kam plötzlich mit starkem Schnaufen dahergerannt und brachte die Nachricht, es sei eine Kapitulation abgeschlossen worden, die Franzosen wollten im Frieden einziehen, nicht plündern, niemanden fressen, weder gebraten noch ungebraten; bei Todesstrafe sei von nun an jeder Schuß verboten; wer schieße, der müsse auf der Stelle erschossen werden, ohne Erbarmen.

Da war die Freude groß und der Streit zu Ende. Also Friede war's, und mit dem Leben kamen Alle davon, und gerne blieb man auf dem Posten, wie es streng befohlen ward, bis man abgelöst wurde. Nun waren die Herzen leicht geworden und damit man ja ganz sicher sei, daß kein Unglück geschehe und auch daß die Franzosen sehen könnten, daß man gute Freunde sei und ihnen eigentlich gar nichts Leides hätte thun wollen, also auch nicht im mindesten riskire, kriegsgefangen zu werden, wurde man räthig, aus allen Gewehren die Schüsse zu ziehen. Das werde den besten Eindruck machen, meinte man. Mit Eifer ging man allseitig an's Schüsseausziehen, aber es war leichter gesagt als gethan. Bei den Meisten war es das erste Mal, daß sie es versuchten; und Schüsse ausziehen hat eine Nase, fast wie das Zahnausziehen, das kann auch nicht jeder, und wenn die Flinten hätten Laut geben können, wie die, denen man Zähne auszieht, es hätte ein

ſchrecklich Gebrüll abgeſetzt. Plötzlich kracht ein Schuß, hoch auf fahren Alle, leichenblaß ſteht unſer Weber neben ſeinem rauchenden Gewehr, das am Boden liegt. Er hatte gebohrt an ihm, hatte gezerrt an ihm, wollte es auf eine ſteinerne Platte ſtellen, um noch beſſer zu zerren und zu bohren, da fiel es ihm aus den müden Händen und ging los, denn es war ein alt wunderlich Schloß an ihm, vom Großvater ſelig; wenn es abgehen ſollte, ging's nicht, und wenn es nicht abgehen ſollte, ſo ging's. Wie ein elektriſcher Schlag war mit dem Schuß der Gedanke in Alle gefahren: Herr Jeſes, jetzt muß doch noch einer erſchoſſen ſein und das Leben verlieren, und noch dazu müſſen wir es machen, denn es hieß ja, wer ſchieße, müſſe auf der Stelle erſchoſſen werden. Darum war der Jammer groß und Alle umringten den Weber und ſchrien: warum machſt uns das an, warum ließeſt das Gewehr fallen, warum biſt nicht gegangen, wo man dich ſchicken wollte; jetzt haſt's! Nit, nit, ſagten die Gutmüthigen, es iſt jetzt nicht Zeit zu Vorwürfen, der arme Teufel iſt geſtraft genug und wir damit, wir müſſen das Urtheil vollziehen; es iſt jetzt darum zu thun, wo und wer es machen ſoll von uns: wir werden looſen müſſen und am beſten wird es ſein, man vollziehe das Urtheil im Zeughaushof. Einer muß mit ihm beten, ein Theolog, bis alles fertig iſt, und wenn er was will z'trinken oder z'eſſe, ſo muß man es ihm geben. Reich' doch Einer Waſſer und Wein, es wird ihm, glaub', übel, er iſt ja weiß wie der Tod, das arme Mannli, und war ja faſt entronnen geweſen.

Es war auch Urſache genug zum Uebelwerden, ſo mir nichts dir nichts erſchoſſen zu werden, und nachdem man geglaubt, jetzt ſei alles gewonnen. Das arme Mannli hatte keine Sprache mehr, es ſchlotterte, es wimmerte, es rang die Hände, mit Abſcheu wies es Eſſen und Trinken ab; es drehte die Augen um und um, wahrſcheinlich nach dem Theologen. Es wurden Anſtalten gemacht zum Looſen. Da ſchrie und weinte

das Mannli gar bitterlich, und Einer um den Andern ſprach: und treff's mich oder treff's mich nicht, auf den armen Teufel ſchieße ich nicht, ſchieß meinethalben, wer will. He, ſo laßt ihn laufen, was fragen doch die Franzoſen darnach, ſagte der, dem luſtige und ernſte Worte entrannen ung'ſinnet. Und wie ein elektriſcher Funken fuhr es wieder durch Alle: ja, laßt ihn laufen, und: lauf, lauf, rief's wie aus einem Munde. Und das arme Mannli wollte, bleich wie der Tod davonſtürzen, aber Einer, der den einen Arm in der Binde trug und erſt gekommen war, hielt ihn und ſagte: Nit, ſo kömmſt du nicht zehn Schritte weit. Zieh' erſt den Athem recht, trink' das Glas Wein aus, dann geh' in Gottes Namen, es wird nicht halb ſo preſſiren. Dieſe Kaltblütigkeit gab Aergerniß; es ertönte wiederum wie ein Lauffeuer: lauf, Weber, lauf, und der arme Kerl lief, lief ſpornſtracks durch die Aare, und nach langen Jahren erzählte er, wie er hätte erſchoſſen werden ſollen, wie er ſich gerettet, wie er durch die Aare geſchwommen und wie es ihm davon auf die Bruſt gekommen.

Als der gute Leinweber aus dem Geſichte war, wandte ſich der mit der Binde zu den Uebrigen: Ihr ſeid alleſammt donners Küh, und jetzt macht, daß ihr heim kommt, ſonſt will ich euch das Erſchießen eintränken, und dazu machte er Augen wie Pflugräder. Und ſie ließen ſich das nicht zwei Mal ſagen, ſie liefen vielleicht heute noch, wenn ihre Beine nicht anderer Meinung geweſen wären, vergaßen im Schrecken zu fragen, ob er ein gnädiger Herr ſei; ſie liefen, ſie liefen vielleicht heute noch, wenn eben nicht Franzoſen ringsum geweſen wären. Die waren aber nicht halb ſo gefährlich, als man ſich vorſtellte. Einer von Lützelflüh wollte, trotz den Franzoſen, heimlaufen, gerieth beim Klöſterli unter einen Trupp Huſaren, die einen Wagen mit Geld aufgeſchlagen hatten. Nimm, Bauer, nimm, rief ein deutſcher Huſar ihm zu. Der nicht zu faul, griff zu und füllte alle Taſchen. Mit dem Gedanken, jetzt wolle er des Vaters Heimweſen von Schul-

den erleichtern, ging er dummer Weiſe auf der Straße fort. Oben am Berge lief er einer andern Truppe in die Hände. Die erleichterten ihn, und mit leeren Taſchen kam er heim.

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

Inhalt.

	Seite
Die ſchwarze Spinne	1
Das gelbe Vögelein und das arme Margritli	101
Der letzte Thorberger	114
Ein Bild aus dem Uebergang 1798	269

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Sechszehnter Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

Hermios Gottlieb

(Albert Zeising)

Gesammelte Schriften.

Sechster Band.

Berlin, 1832.

Verlag von Julius Springer

Bilder und Sagen

aus der Schweiz.

Zweiter Band.

Der Druide.

Der Abendwind spielte im See; seltsam kräuselten sich die Wasser und ebneten sich wieder. Erst hatte der See noch geleuchtet im Golde der untergehenden Sonne, jetzt lag er da in dem geheimnißvollen Blau, in dessen Tiefen der Mensch den Himmel sucht. Wunderbar rauschte es über ihn hin und vor ihm her, wie ein Locken aus andern Welten, ein Locken von dem Himmel her, den die Menschen suchen, den keines Sterblichen Auge erschaut. Das Locken rauschet so süß, bewegt wunderbar des Sterblichen Brust, es wird ihm, als sehe er tief im blauen Grunde den Himmel sich öffnen, als müßt' er sich stürzen in des Himmels geöffnetes Thor.

Auf mäßiger Höhe über des Sees linkem Ufer stand eine moosigte Hütte und vor ihr ein mächtiger Greis, silberhaarig, hundertjährig; düster war sein Wesen, dunkel und träumend sein Auge, dem dunkeln See zu seinen Füßen gleich. Zwei Hunde lagen vor ihm im Grase; wild wälzte sich zwischen beiden ein Kind.

Ueber den blauen See kamen Kähne gezogen, in weiße Segel stieß der Wind, mit gewaltigen Schlägen peitschten die Ruder die Wellen, sie flogen dem Ufer zu wie Schwäne zur stillen Bucht, wo im Schilfe ihre Brut liegt, während über ihr der Aar kreiset.

Gegen den Hügel, auf welchem der Greis stand, kam einer der Kähne geflogen, verlor sich unter überhängendem Gesträuche. Es raffelte zu des Alten Füßen, es hoben knurrend die Hunde ihre schlanken Leiber, wild schaute das Kind ins Gebüsch.

Männer brachen herauf, voran ein Held in glänzendem Schmucke des Krieges. Gold funkelte an seiner Rüstung, silbern glänzten seine Waffen, aber weiß bereits wallten über die breiten Schultern die schweren Locken. Ehrerbietig schwiegen die Hunde, still barg sich hinter den Greis das Kind; der Held aber trat zum Greis, bot ihm die Hand und sprach: „Du noch hier, Schwito? Sieh, schon dunkelt es auf dem See, es steigen Nebel, der Mond säumt das finstere Wolkenband, welches über den Bergen liegt. Die Opferstunde naht, die Opfer müssen fallen, die Zeichen erforscht werden, und du säumst? bist noch nicht im Haine?" „Ich gehe nicht hin, ich bleibe." „Du bleibst? Reihe noch einmal der Priester Schaaren, reihe die Opfer, rufe zu den Göttern am Opfersteine. Schwito komm!" „Nein, Diviko, sprach der Greis, ich komme nicht. Ein Anderer steht an meiner Stelle. Mein Arm ist zu schwach geworden, mein Opfermesser trifft die Opfer nicht mehr gut, und meine Augen sind dunkel geworden, sie sehen in den Opfern nicht mehr, was junge Augen sehen, jetzt noch weniger als vor drei Jahren. Aus meinen Gliedern ist die Wärme gewichen, es friert sie im kühlen Haine, und meine Ohren sind auch alt geworden, sie vernehmen die Gesänge nicht mehr. Am Opfersteine steht jetzt ein Anderer, seine jungen Augen sehen in den Herzen der Thiere eure Wünsche, der Opfer fließend Blut raucht ihm wie Römerblut, und wie Feindesflucht tönet ihm des Haines Rauschen. Geh nur, am Steine steht er schon, und was ihr wünscht, das wird er sehen."

„Hartes sprichst du, sprach Diviko, und wenn eine andere Zunge gesprochen hätte, was du jetzt, du selbst hättest sie aus

ihrem Sitze gerissen und den Hunden hingeworfen. Schwito, kannst du dein Haupt nicht mehr erheben aus des Alters schwarzer Wolke, die dein sonst so klares Auge umnachtet, dein klares Auge, das unsern Sieg sah am Lemanersee, dessen Verheißungen uns begleiteten auf den Zügen unserer Jugend, uns begeisterten, daß jedes Schlachtfeld uns zur Siegesstätte ward? Ist jetzt diesem Auge, das ehedem so klar ins Dunkel der Zukunft sah, alleine verschlossen, was die Priester einstimmig deuten, was selbst unsere Augen sehen hell und unzweifelbar? Traurig sind die Schatten, welche das Alter auf das hellste Auge wirft, und wenn die Götter mich lieben, so wird mir ein kühner Tod auf blutigem Felde, noch ehe diese Schatten über mein Haupt kommen."

„Die Götter geben und nehmen ihre Gaben nach ihrem Willen, sprach Schwito; was Alle sahen, das habe ich nicht gesehen. Darum weil des Amtes Gabe mir fehlte, legte ich auch das Amt in eines Andern Hand; sein Mund mag euch nun eures Zuges Ziel und Schicksal deuten nach der Jugend hellem Sinne, was in des Alters Schatten so dunkel vor meinem Gesichte schwamm."

„Schwito, sprach Diviko, deine Seele ist krank, gehe schlafen, auf daß du morgen rüstig seiest." Und ehe er seines Freundes Antwort vernahm, schritt der alternde Held dem Haine zu, aus welchem dunkle Säulen stiegen, zu düsterm Wolken gestaltet, über ihm hingen, als ob sie verschleiern sollten des Haines Geheimnisse.

Das Feuer, mit welchem er am Lemanersee die Römer geschlagen, brannte noch im alten Helden und glühte nach neuer Bewährung. Er besonders hatte den Zunder der Lust, das goldne Land der Traube zu suchen, im Volke erhalten; denn sein Auge hatte dieses Land gesehen, seine Zunge dessen Süßigkeit gekostet. Er hatte die Heldenkraft der Helvetier sich erproben sehen in mancher Gefahr, er dachte nicht, daß sie erliegen konnte im Versuche, ihr rauhes Land mit dem zu

vertauſchen, in welchem die gelben Früchte in dunkelm Laube glänzen, und goldene Trauben ſüß und ſtark in den Bäumen ſich wiegen. Was er für ſicher hielt in ſeinem feſten Gemüthe, dagegen duldete er keine Einrede, und Anderer Gedanken wurden nicht ſeine Gedanken. Was der Menſch ſo recht feſthält in ſeiner Seele, das hält er für der Götter Wille, und als Frevler gegen die Götter kömmt ihm jeder vor, welcher der Götter Willen nicht anerkennen will. So täuſcht ſich der Menſch.

Darum that es ihm ſo weh, daß Schwito, der Erſte der Druiden, ſeinem Wunſche entgegen ſtand, den gleichen harten Willen dem ſeinen entgegenſtellte. Wie mächtig es Divikz zog nach dem neuen Land, ſo innig war Schwito gefeſſelt ans alte Land. Je inniger dieſe Liebe zum Lande war, um ſo weniger ſchien es ihm der Götter Wille, daß man dieſes Land laſſe, um ſo ungünſtigere Zeichen fand er für den Zug, zu dem die Führer das Volk reizten, und er fand ſie nach der Lehre ſeines Amtes und in voller Ueberzeugung; er täuſchte Andere nicht.

Aber gewaltig regte im Volke der Geiſt ſich, vor dem der Prieſter, wenn er ihn nicht lenken konnte, ſich beugen mußte, ſelbſt im heiligen Haine. Der Wille, das geträumte Land zu ſuchen, ſchwoll an Schwito's Widerſtreben auf, wie der Strom am Damme, der mitten durch ſein Bette geht. Die andern Prieſter bebten, aber verſchloſſen blieb ihr Mund. Ihr Oberſter hatte geſprochen, und ihnen galt der Glaube, daß die, welche Glauben forderten an die Götter und ihre Offenbarungen, dieſen Glauben nicht ſelbſt ſtören müßten durch Offenbarung widerſprechender Meinungen, galt die Ordnung, daß, wenn einmal ihr Oberſter der Götter Willen verkündet hatte, die Andern ſchwiegen und glaubten. Aber Schwito ſah wohl, wie höher und höher ſchwoll des Volkes Wille, ſah das Beben ſeiner Brüder, ſah, wie das Volk andere Zeichen wollte, ſie ſuchen würde in der Prieſter Blut. Den Untergang der

Brüder wollte er nicht; er ſah in ihren Augen, daß dieſe längſt andere Zeichen gefunden, welche er mit ſeinen Augen nicht ſehen konnte. Darum hatte er Stab und Meſſer in eines Andern Hand gelegt und den Opferſtein verlaſſen. Hundert Jahre hätten ſeine Augen dunkel gemacht, die verliehene Gabe die Götter ihm wieder genommen, andere Augen müßten es ſein, um andere Zeichen zu finden, helle Augen und nicht hundertjährige bedürften ſie, den unbekannten Weg zu ſuchen. So hatte er geſprochen nach ſchwerem Kampfe, in ſeiner eigenen Erniedrigung des Amtes Ehre gerettet. Aber hart hatte er gekämpfet um dieſen Entſchluß, denn je höher der Menſch ſteht, je mächtiger ſein Geiſt iſt, um ſo ſchwerer wird ihm der Entſcheid, wo das Aeußerſte zu verſuchen, oder aber der Widerſtand aufzugeben ſei.

Als Schwito, der Vielgeprüfte und Vielgeehrte, den Hain verließ, da war es dem Volk, als ſei es ein Kind und der Vater ziehe ſeine Hand aus der Kinder Hand, ein eigenthümlich Beben rieſelte durch ſein Mark und ſeltſam rauſchte es durch die Kronen der Eichen, als ob die Götter zum Volke reden wollten mit ſelbſteigenem Munde. Wenn es gedonnert hätte zur ſelbigen Stunde, ein Ungewitter losgebrochen wäre, wie ſie nicht ſelten ſind an den helvetiſchen Seen, das Volk hätte ſeinen Willen gebeugt und hätte in Schwito's Willen der Götter Willen anerkannt, ſo lange Schwito's Mund ihn hätte ausſprechen können. Aber ſtumm blieb der Himmel, das Beben verrieſelte, es tauchte das Gefühl der Freiheit auf, und um ſo mächtiger ward in demſelben die alte Luft zum neuen Lande.

Mit Zagen bereiteten die Prieſter neue Opfer und ſuchten neue Zeichen, und die Zeichen wurden immer günſtiger dem Willen des Volkes, bis ſie mit demſelben zuſammentrafen, bis der Auszug beſchloſſen ward. Orgetorix fiel in die Netze, die er dem Volke geſtellt, und um ſo feſter ſtund des Volkes Entſchluß. In ſeiner Rettung aus dem bereiteten Netze erſah

es der Götter Gunſt, glaubte jeglicher Gefahr entronnen und ſchloß um ſo feſter an Diviko ſich, den erprobten Helden, welcher eben ſo ſehr den Auszug wollte als Orgetorix, aber in deſſen Glanze verdunkelt ſtand wie ein veraltet Bild in düſterem Hintergrunde. Es war ein mächtiges Treiben im Volke, die thörichten Weiber pflanzten um ſo eifriger, weil ſie glaubten, fürder aller Arbeit enthoben zu ſein in dem neuen Lande, und die Jäger ſchonten die trächtige Hirſchkuh nicht, nicht die Brut der Auerhähne, weil ſie das alte Land nicht mehr nöthig zu haben glaubten.

Das dritte Jahr ging zu Ende, es nahte die zum Auszug feſtgeſetzte Zeit, der Schnee war längſt geſchmolzen, die Wege waren getrocknet, milde Winde wehten über die Berge, als ob die Götter ſelbſt die Wege ihnen ebneten, zum Aufbruch ſie mahnten. Alles rüſtete ſich zu demſelben, und je näher er kam, deſto größer ward der Jubel, als ob das unbekannte Land mitten unter ihnen aufgetaucht wäre; Jungfrauen und Weiber ſangen um die Wette ſein Lob, träumten ſeine Pracht.

Zum letzten Male endlich ward voll der Mond, zum letzten Male wollten ſie im alten Opferhaine ihre Götter ehren, wollten ſie bewegen, mitzuziehen ins fremde Land, in ſchönere Haine. Am folgenden Tage wollte der Stamm der Tiguriner aufbrechen, um am beſtimmten Tage einzutreffen an der Gränze von Helvetien, wo im Weſten die Stadt der Allobrogen wie mit einem Riegel den Ausgang ſchließt.

Aber immer noch ward Schwito im Haine vermißt, ſo angeſtammt war ſein Anſehen, daß trotz dem Glauben an ſeine Schwäche, Vielen die Zeichen nicht ſicher ſchienen, bis auch Schwito ſie erkannt und als günſtig dem Volke verkündet. Darum kam Diviko oft, kam auch diesmal zum alten Oberprieſter, zum Mitgehen ihn beredend. Aber wie diesmal kam er alle Male umſonſt; was ſeine Augen ſahen, das wußte er. Störung bringen ins Unvermeidliche wollte er nicht, und

was er einmal beſchloſſen, das änderte er am folgenden Tage nicht und an keinem der folgenden Tage.

Als Diviko in die Schatten des Haines trat, wogten ſchon Tauſende auf und nieder, und von allen Seiten ſtrömten neue Schaaren herbei; denn wer hätte nicht zum letzten Male noch beſuchen wollen den heiligen Ort, wo die Götter der Väter Rath geleitet, von wo her ſie geſegnet hatten des Volkes Thun, im Krieg und im Frieden, in Haus und Feld, Wald und See. Gewaltige Eichen breiteten weithin ihre mächtigen Aeſte, zwiſchen ihnen durch zog der Rauch von Fackeln und Feuern, die überall brannten; dumpfe Geſänge hörte man von der Opferrunde her, in deren hell erleuchteter Mitte grauſig die Opfermeſſer blitzten, während weiße Stiere ängſtlich brüllten, Gefangne ſchweigend harrten ihres blutigen Looſes.

Voll und glühend war des Mondes Scheibe heraufgezogen, leuchtete über dem Haine, warf ihre Strahlen durch Rauch und Aeſte hinunter auf des Waldes Grund; in wunderbarem Zauberſcheine begann der Erſte der Druiden ſein blutiges Amt. Schwito aber war nicht ſchlafen gegangen; unſichtbare Feſſeln hielten ihn feſt am Hügelrand überm See. Finſtern Auges ſah er des Mondes volle Scheibe über die Berge ſteigen, ſah finſter auf das liebliche Bild, das allmählig auftauchte aus der blauen Fluth, als einzelne Silberſtreifen die ſchwellenden Wellen zitternd berührten, als der Mond ſein volles Antlitz in die Wellen badete, und endlich mit vollem Lichte den ganzen See mit hellem Silberglanze übergoß. Je höher der Mond ſtieg, je lieblicher die Landſchaft ward, vom Mond und See verklärt, deſto höher quoll in ihm die Wehmuth, deſto düſterer ward ſein Auge.

Wo war wohl ein ſchöner Land als das, welches zu ſeinen Füßen lag? wo eines, das treuer ſeine Söhne nährte und ſicherer ſie ſchirmte? Wo war das Land, das kräftigere Söhne zog an ſtarker Bruſt, als das Helvetierland? Söhne,

berühmt am Rheine und an der Rhone, der Germanen und der Römer Schrecken, das Helvetierland, deſſen Eingang den Römern zum ſchmachvollen Joche geworden, ein Ereigniß, welches ſie ſeit Jahrhunderten nicht mehr erfahren hatten.

Hier waren ihre Sitze ſeit Jahrhunderten, hier weilten die Schatten ihrer Mütter, thürmten ſich die Grabhügel der Väter, wohnten ihre Götter, hier mahnte alles die Söhne an der Väter Ruhm, an des Stammes Muth und Kraft. Was ſollte aus dem armen Volke werden im fremden Lande, wo keine Berge waren, keine Seen glänzten, der Väter Schatten nicht weilten, die Götter nicht wohnten. Was war aus den Cimbern geworden? Ihre Gebeine bleichten an Italiens Sonne, zur Strafe, daß ſie die feſtſitzenden Helvetier zuerſt aus ihrem Lande lockten, ihnen den Brand warfen ins friedliche Gemüthe, der die Genügſamkeit verzehrte, ziſchte und züngelte nach neuer Luſt, nach reicher Beute. Wo werden die Gebeine der Meinen bleichen, wenn die heiße Sonne, welche der Hundsſtern bringt, am Himmel ſteht? So dachte der Greis.

Da ſchien es ſich zu regen auf den Hügeln und in den Schluchten; leichte Nebel ſtiegen aus den Hügeln, ſchwebten über die Hügel, ſchwebten an des Sees Ufer, irrten auf und nieder dort, als ſuchten ſie etwas und fänden es nicht; die Wellen rauſchten ſeufzend und klagend gegen die Ufer hin, und allenthalben ward es laut, rings um ihn hörte der Greis klagen und ſeufzen, drunten am Ufer, auf den Spitzen der Hügel, aus des Sees Mitte, herab aus der Eiche ſtarren Aeſten.

Es waren die Schatten der Väter, die ſtiegen aus ihrer dunkeln Gruft, aus des Hügels Schooſe, die irrten an des Sees Ufern, die alleine bleiben ſollten im Lande, welches ihre Söhne muthwillig verlaſſen wollten. Sie irrten an den Ufern, troſtlos über ihrer Söhne Beginnen, ſie klagten den Göttern die thorrechten Opfer im heiligen Haine und heiliger

Zeichen verkehrte Deutung. Und in seiner Seele vernahm der Greis diese Klagen, sah der Väter Weh, daß sie einsam bleiben sollten im öden Lande, düstere Nebel auf verlassenen Hügeln, und seine Ohren vernahmen die lauten Gesänge im Haine und der Söhne unverständigen Jubel, und in sein altes Auge rollten Thränen und heiße Tropfen, heilige Opfer heiligen Leides fielen zur Erde. Da rauschten die Wellen lauter auf, stießen Kähnen gleich ans Ufer, und wie in silbernen Kähnen glitten mit den Wellen die Nebel in den See hinein, schwammen zusammen da, wo Schwito in der Mitte des Sees des Mondes volle Scheibe sah, als zöge die Neugierde sie heran, zu schauen in die Züge des funkelnden Bades. Dort gestaltete sich eine Wolke; höher und höher hob sie sich und Sterne zuckten durch die Nacht, legten auf die Spitze der Wolke sich, und ein seltsam wunderbarer Reigen tönte über den See. Da glitt langsam leise, einem weiten Mantel gleich, die Wolke auseinander, glitt hinab in den See, und hehr und herrlich, aus Nebeldunst und Mondesglanz gewoben, auf ernstem Haupt die Sternenkrone, sah er Hertha, des Landes Göttin, sitzen auf hohem Wolkenthrone über dem still gewordenen See.

Sinnend und wehmüthig leuchtete ihr Auge gegen die Berge hin, welche gegen Süden wie duftige Zauberbilder den Gesichtskreis begränzten, ihre hehren Häupter in den Wolken badend; dann schweifte es über das blühende Land, die wohnlichen Ufer, wie der Mutter Auge blickte über das Ihre, weilte lange auf den duftigen Nebelwolken, die, wie bittend und betend, an ihres Thrones Stufen sich schmiegten. Da loderten immer höher die Flammen aus dem Haine empor, immer lauter tönte über den See der Menge Jubel, in zorniger Wehmuth hoben sich der Göttin Augen zum Haine hin, und klagend und seufzend schmiegten näher und näher sich die Nebel um ihres Thrones Stufen. Immer zorniger leuchtete der Göttin jungfräulich Angesicht nach den Jubelnden hin; die

Krone bebte auf ihrem Haupte, wild wehte das reiche Gelocke um die Schultern, drohend hob ſie die weiße Hand gegen den Hain, wies dann hin nach Weſt und Nord, wo der blaue Berg das Land begränzt. Dort ſtieg eine ſeltſame Röthe auf, ein Brand am Himmel, wie Schwito keinen noch geſehen. Eine Feuerquelle ſchien ausgeſprungen zu ſein hinter des Berges Rand, ein Glutmeer wogte herauf. Wie auf feurigem Heerde die Flamme ſich bildet, bald weithin ſchießt in glühenden Strahlen, bald in feurigen Wellen durch die Lüfte wogt, bald dunkel erglühend, bald weiße Funken ſprühend, ſo zuckten feurige Strahlen durch die Luft; wie aus dem wilden Steppenheer wilde Reiter fliegen durch die Wüſte, ſo brauste ein wilder Brand lautlos immer weiter am Himmel herauf, immer weiter hin nach allen Seiten. Feuergarben, regenbogenfarbicht, quollen in wilder Haſt höher und immer höher, quollen weit herein über's Land, bis über des Sees Fläche; zu einer Krone bogen die Spitzen ſich zuſammen, blutroth in wallendem Feuer. Da ſchien Hertha den Nebeln zu ihren Füßen zu winken nach oben; ſie ſtiegen auf zur Krone, wollten einen Flor werfen über Blut und Feuer, das über dem See ſprühte. Aber langſam feierlich ſenkte die Krone mit den Nebeln ſich, ſchwebte näher und näher über dem drohenden Götterbilde, das von hohem Wellenthrone, mitten auf dem See, in die Glut ſtarrte, drohend, winkend mit ausgeſtrecktem Arme nach dem Haine. Dort aber im Rauſche der Freude, im Rauche der Feuer, ſah man die drohende Göttin nicht, die blutige Krone nicht. Immer dichter quoll der Rauch empor, immer lauter wurde es durch den weiten Hain. Da, als die Krone ſich näher und näher ſenkte in blutige Wellen, als die Wellen der Freude höher und immer höher über dem Haine zuſammenſchlugen, bog Hertha die drohenden Hände zuſammen, weich wurden die harten Züge, mit milder Wehmuth ſah ſie auf die Nebel nieder, die, wie vergeblich ausgeſandte Boten Schutz ſuchend, ſich wieder zu

ihren Füßen gelegt, um den Thron sich gelagert. Da fiel aus Hertha's Sternenkrone Stern um Stern, die Thränen der Göttin in die Nebel hinein, und lichter wurden die Nebel und leiser ihre Klagen. Nahe über Hertha schwebte die blutige Krone; da fiel der letzte Stern von ihrem Haupte und auseinander rauschte der Wolkenthron. Die Nebel stiegen auf, hüllten die Göttin in weiten Mantel, und leichte Winde trugen sie über den See den Bergen zu, und leer ward es auf dem See und schwarz, und über dem schwarzen See schwebte die blutige Krone.

Da ward es lebendig von den Bergen her, neue Diener hatte Hertha ausgesandt gegen die fremde Krone über ihrem See. Diese wühlten in des Sees Wassern, daß sie zu sieden und zu brausen begannen, ihre Wellen zusammenschlugen, daß hoch gen Himmel die Wasser spritzten, als ob sie löschen wollten den Feuerbrand, waschen wollten von der Krone das Blut. Aus der Krone aber zischten feurige Streifen, wie das Feuer sprüht, wenn Wasser es trifft; blutroth stürzten die Wellen nieder, blutroth war der Schaum, den sie bei neuem Anlauf der Krone entgegenwarfen. Plötzlich fiel über das ganze Gebilde die Nacht, deckte Krone und Wellen mit schwarzem Mantel, begrub Zischen und Brausen in ihr schweigend Grab, und Schwito sah nichts mehr, als vor sich das Grab der Nacht, hinter sich die vom Feuer gefärbten Wolken überm Haine, hörte nichts mehr als das Gesumse aus dessen dunkelm Schatten.

Dort dienten Tausende den Göttern mit Blut und Meth; der Götter Wille ward erforscht und gedeutet, die Götter wähnte man sich günstig und versöhnt. Und als man so den Göttern diente, diente man nur seiner Lust, und während man ihren Willen erforschte, suchte man nur Bestätigung der eigenen Gelüste, und das alles wußte man nicht, wußte nicht, daß die Götter nicht waren im blutigen Ring. Draußen, fern von ihnen, weilte Hertha, kündete sich ihrem alten Ge-

treuen, tröſtete die vergeſſenen Schatten der Väter, und das Gegentheil von dem, was die Prieſter im blutigen Gedärme fanden, das las Schwito in der Göttin ſelbſteigenen Zügen.

Da ergriff ihn die alte heilige Gewalt, die ihn ſo oft vor dem Volke erfaßt, vor das Volk getrieben; und wo der Menſch einmal von ihr ergriffen iſt, da frägt er nicht: was ſoll ich thun und was ſoll ich reden? ſondern Thun und Rede geſtalten ſich ſonder Mühe und Denken, durch die gleiche Kraft empor getrieben, die Welten ſchafft und Welten zerſtört. Feierlich ſchritt er dem Haine zu, ſchritt ſonder Aufenthalt und Umſehen dem Mittelpunkte zu, wo in weitem Runde keine Eiche ſtand, in deſſen Mitte das gewaltige prieſterliche Feuer brannte, an welchem in weißen Gewändern mit eintönendem Geſange einige Prieſter dienten. Die Opfer waren gebracht, und günſtige Zeichen hatten die Prieſter verkündet; in freudigſter Regung war das Volk.

Weithin im Haine brannten kleinere Feuer, wie um die Sonnen ihre Gefolge ſich ſchaaren; allenthalben wurde Rath und Mahl gehalten; laut ſchallten Rede und Freude von Feuer zu Feuer. Raſch zogen die Bewegtern hin und her; langſam zog der Rauch empor, legte ſich einem Nebel gleich über den Hain, und dunkel, faſt wie ein blutend Menſchenhaupt, hing über dem Haine der Mond.

Als langſam und feierlich der Greis durch die Feuer ſchritt, ſtand ſtill das Mahl, die Rede ſchwieg; wie ein Geiſt aus andern Welten, wie ein Schatten der Väter, erſchien er in des Haines geheimnißvollem Schatten. Die kühnen Männer durchrieſelte das Beben, das die Kühnſten ergreift, wenn ſie das Unſichtbare ſichtbar zu erſchauen meinen, denn vor etwas muß der Menſch ſich beugen und beben, ſo will es das Geſetz, das über dem Menſchen ſteht. Als ſie ihn erkannten, den ſonſt ſo wohl Bekannten, als ſie ihn treten ſahen in den Opferrund zu dem heiligen Steine, an dem er ſo lange nicht mehr geſtanden war, da erhob ſich die Menge, nahte ſich ehr-

erbietig und harrte gespannt seines Beginnens; denn als die Menge ihren Willen hatte, trat wieder hell hervor die Ehrfurcht vor Schwito, dem Oberdruiden, der sonst der Liebling der Götter war, aus dessen Mund sie dem Volke so oft verkündet glückliche Fahrten, glänzende Siege.

Wie das Hofgesinde zusammenschrickt, das mit des Königs Mantel und Krone sich geschmückt, und plötzlich den Ferngeglaubten in seiner Mitte sieht, so fuhr der Schreck durch die Druiden. Scheu sammelten sie sich um ihr Haupt. Diesen hielt wohl des Amtes Würde aufrecht, aber gewaltig spannte Bangigkeit seine Seele. Denn schwer ist's, die Besonnenheit, welche schwer sich faßt und nach dem Rechten faßt, sich zu bewahren, wenn man einen entscheidenden Augenblick nahen fühlt, aber einer schwarzen Wolke gleich, die in ihrem Schooße den zerschmetternden Blitz birgt, von dem man aber nicht weiß, wie er entbunden, wen er treffen, wo er einschlagen wird.

Diese Spannung verkürzte der Greis nicht; lange stund er schweigend am Opfersteine, man wußte nicht, harrte er der heraufquellenden Rede oder der herbeiströmenden Männer, aber immer kühler wurden die Schauer, welche durch die Schaaren rieselten im mitternächtlichen, geheimnißreichen Haine.

„Noch einmal stehe ich hier, ich hatte es nicht gewollt; als ihr den Schatten des Alters über meine Augen geworfen glaubtet, verschloß ich meinen Mund. Mißtrauen vertragen die Götter nicht, den Willen der Götter vertragen erregte Gelüsten nicht; was Alle wollen, kann Einer nicht hindern, auch im Namen der Götter nicht; der Warner muß schweigen, wenn die Erfahrung reden soll. Darum legte ich in andere Hände das Forschen nach dem Willen der Götter, und das Deuten der üblichen Zeichen; es schien mir, die Götter wollten es so, als sie eure Ohren meinem Munde verschlossen; ich irrte. Während ihr im Haine Zeichen suchtet und fandet, sah ich die Götter selbst, sah die Schatten der Väter, die bei den Göttern sind, sah eures Zuges Ausgang. Ihren alten Priester

hatten die Götter ſeiner Treue nicht entbunden, ihrem alten Gefährten vertrauten eure Väter ihre Seufzer. Da muß ich nun reden, muß verkünden, was ich klar mit meinen Augen ſah, was mein Ohr deutlich hörte. Schenkt mir Glauben, ſo werden die Götter ſich freuen, eure Väter fröhlich wieder einkehren in ihre dunkeln Stätten; ſchenkt ihr mir keinen Glauben, ſo will ich zu den Göttern bitten, daß euer Glaube der rechte ſei, euer Auszug ein glücklicher, ſein Ziel ein reiches Land, kein blutiges Grab unter blutiger Krone. Aber ehe ihr entſcheidet, gedenket der Götter, die hier euch treu geſchirmet, der Väter, die ihr verlaßt, der Kinder, die nimmer ſehen werden die Hügel, in welchen unſere Väter ruhen, denkt an euch, deren Gebeine nimmer zu den Gebeinen der Väter kommen, deren Schatten nimmer mit den Schatten der Väter in leiſem Winde in hellen Nächten gleiten werden über das ſchöne, treue Land.“

„Klagend irrten an der Hügel Rändern, an des Sees Ufern die Schatten der Väter; ihre Klagen drangen in Hertha's Sitz; krauſe Wellen führten auf des Sees Mitte der Väter Schatten. Dort hob auf hohem Throne die Göttin ſich aus dem Wellenſchoos, hörte die Klagen an ihres Thrones Stufen, hörte euern Jubel aus dem heiligen Haine. Düſter ward ihr Geſicht, drohend hob ſie ihre Hand, Zorn ſprühten ihre Augen. Da ſah ſie vom Berge her, hinter welchem ihr das Land ſuchen wollt, von dem ihr träumt, blutige Feuer wallen, ſah, wie aus dem wallenden Feuer eine blutige Krone ſich nahte, drohend und ſchreckbar. Sie bog die Hände, aber Stern um Stern fiel aus ihrer Krone, wie Thräne um Thräne aus ihrem Auge, aber unaufhaltbar nahte die Krone, ſtand über ihrem Haupte. Da verhüllte ſich Hertha, ſchwand mit den Schatten der Väter, ſandte ihre Diener, Wind und Wellen gegen das blutige Zeichen; aber ſie überwältigten es nicht. Trotzig ſtand es auf dem ſchwarzen Wellengrabe, ein Sieger auf verlaſſenem Schlachtfelde,

bis die Nacht es verſchlang. So ſah ich die Götter und Väter klagen, drohen, ſchwinden, ſah über ſchwarzem Grabe eine blutige Krone. Was die Götter ſelbſt mir gezeigt, das mußte ich euch verkünden, ſo wollte es die Treue gegen Götter und Menſchen, die mich nicht verläßt, ſo lange mir das Wort im Munde lebt."

So hatte der Greis geſprochen; lautlos blieb es im Haine. Seine Worte tönten lautlos wieder in der Männer Seelen; es zagte der Erſte der Druiden, das Wort ſtockte ihm im Munde, denn die Wahrheit regte ſich auf des Herzens Grunde. Da trat kühn und raſch Diviko, der alternde Held, in den heiligen Ring, faßte traulich und mit ehrerbietigen Geberden Schwito's Hand und ſprach die gebietenden Worte: „Vater, du haſt geſchlafen, zu ſchwerem Traume haben deine Gedanken ſich gewoben. Geh' wieder ſchlafen, lichtere Träume werden ſich dir bilden, da du das fröhliche Volk geſehen und gehört, daß die glücklichſten Zeichen gefunden worden. Morgen werden deine Gedanken heller ſein, heiterer dein Auge, und mit leichtem Herzen wirſt du mitziehen ins herrliche Land. Geh' ſchlafen, Vater."

Da richtete hoch, ehrfurchtgebietend, Schwito ſich auf; in ſein altes Auge ſchoß der göttliche Strahl, der es ſo oft erleuchtet hatte, und weithin tönend durch die Nacht ſprach er die gewaltigen Worte: „Geträumt habe ich nicht, und ſchlafen gehe ich nicht, und in eurem Zuge werdet ihr mich nicht ſehen. Du aber, Diviko, wirſt ſchlafen gehen einen blutigen Schlaf, ehe der Mond zum fünften Male ſich füllt, und Feuer wird lodern rings um dich und blutroth wird der Himmel ſein. Ich werde es nicht ſehen, du aber wirſt es mir verkünden. Dann will ich ſchlafen gehen, und bei den Göttern wird mein Erwachen ſein. Wo aber, o thorrecht Volk, wird dein Erwachen ſein aus blutigem Grabe in fremdem Lande, wo keine Götter dir hold ſind?" So ſprach Schwito; Wehmuth brach ihm die Stimme, langſam ſchritt er durch den Hain

ſeiner Hütte zu, und ſtille blieb es hinter ihm, und ſeine Worte gruben ſich ein in die Herzen der Helvetier, blieben haften darin, wie Pfeile mit Widerhaken im Fleiſche ſtecken, aber ſtillſchweigend und verborgen trugen ſie dieſelben heim. Keiner geſtand dem Andern den Eindruck, den ſie gemacht, aber in ſtillen Nächten tauchten ſie auf und plagten ſie bei dem kleinſten Unfall mit düſtern Ahnungen. Bald brachen ſie auf, nach allen Seiten hin, jeder ſeiner Hütte zu, zu rüſten den Ausgang am beginnenden Morgen.

Schwito aber ging nicht ſchlafen; vor ſeiner Hütte weilte er, wo ſeine Hunde ſchliefen und zwiſchen ihnen das Kind. Düſter ſah er in die ſtille Nacht, ſah hin zum weiten See, aber kein neues Bild tauchte auf; im ſtillen See badeten in ſtiller Freude die Sternlein des Himmels.

Endlich dämmerte es im Oſten, Morgenwinde kräuſelten den See, weiß und eiſig legten die lockichten Nebel ſich über die Erde, ſchmückten ſie mit des Reifes weißem Kleide, welches die Sonne nicht dulden will. Dann begann der Rauch zu ſteigen aus den Wohnſtellen, zog ſeine dunkeln Streifen im marchloſen Raume, und ein geſchäftiges Treiben begann um die Hütten, ſo weit das Auge reichte. Es regten ſich im Schlafe die Hunde, kurze dumpfe Laute entfuhren ihnen, wie es oft geſchieht, wenn der Traum ſie faßt, ein Wild vor ihre Augen ſtellt; aber diesmal war es der Inſtinkt, der die Laute bewußtlos ihnen auspreßte.

Raſchen Sprunges brach ein großes Mädchen aus dem Gebüſche, wild und goldgelb flatterten ſeine Locken im Morgenwinde, wild blickten ſeine Augen, und im engen Gewande regten ſich üppig die vollen Glieder. Im Sprunge haſchte es das erwachende Kind, hoch an ihm auf ſprangen die Hunde und zum Greis ſprach es mit fliegendem Athem: „Aber Großvater, wo weileſt du? warum kömmſt du nicht? Alles harrt auf dich, die Wagen ſind beſpannt, das Eſſen ſteht dir

bereit. Säume nicht, bald, bald geht es fort, ſchon harret Alles des Zeichens."

Da ſchüttelte ernſt der Greis ſein Haupt, vorwurfsvoll ſah er zum Himmel, fragend: „Womit hat es das Volk verdient, daß ihr mit dem gleichen Wahne geſchlagen Alt und Jung?" und zum Mädchen ſagte er: „Geh, freue dich, du armes Kind, bald verblüht die Blume, bald verblüht die kindliche Freude. Geh, ich komme nicht mit, ich bleibe hier, den Göttern will ich das Land hüten, will nicht einſam laſſen die Schatten der Väter. Zieht nur und meiner harrt nicht." Da wand mit raſchem Schwunge das Kind ſich aus des Mädchens Armen, hing ſich dem Greis an und rief: „Ich will auch nicht mit, will hier bleiben, will dir hüten helfen." Starr ſtand das ſchöne Mädchen vor beiden, das Waſſer war ihm in die Augen geſchoſſen und rollte in großen Tropfen die vollen Wangen nieder; aber der Rede war es nicht mächtig. „Geh, Kind, ſagte der Greis, und ſäume nicht, harret meiner nicht, ich bleibe." Und wie vom Bogen der Pfeil durch den Raum fährt, ſchoß das wilde Mädchen über den Hügel hin ins Gebüſch.

Die Hunde ſetzten ihm ſpielend nach, kehrten aber bald zu dem Greis zurück, dehnten die ſchlanken Glieder, ſahen gähnend ihn an, während das Kind nach der Hütte zeigte; ſie mahnten ihren Verſorger an den Imbiß, den er in den Sorgen ſeines Gemüthes vergaß. Da rauſchte es wieder den Hügel herauf, bellende Hunde voran, wilde Kinder ihnen nach, Erwachſene hinten drein, eine ganze Familie umringte den Greis in wilder Haſt. Ein ſchöner Mann in prieſterlichem Gewande, in der Blüthe der Jahre, ſprach zuerſt mit bittender Stimme ihn an: „Großvater, du willſt nicht mit, willſt alleine bleiben im verlaſſenen Lande, willſt nicht bei den Deinen bleiben? Das thue nicht, warum uns zürnen, wo die Götter gebieten?"

„Kind, ich zürne nicht, aber ich komme nicht, ich bleibe

bei den Vätern, ſie wollen nicht allein ſein im verlaſſenen Lande, und haben mir ihr Leid vertraut. Was die Götter wollen, wißt ihr, wie ihr meint, ich meine anders. Darüber ſtreiten wir nicht, der Entſcheid liegt in der Götter Hand. Euren Willen will ich nicht hindern, hemmt aber auch den meinen nicht. Gehet und die Götter geleiten euch!" Traurig ſchwieg der Mann, ein Enkel des Greiſen, er wußte, an des Vaters Wort war kein Wandel. Die Augen der Kinder thränten, bittend faßte derſelben ſchöne Mutter des Greiſen Hände und ſprach: „O Vater, laß deine Hulda nicht." Ich muß, ſprach der Greis. Traure nicht, meine müden Glieder ertrügen die Reiſe nicht; hier iſt mein Leben. Geht, lebt wohl." Da ergriff tiefe Trauer Alles, und jeder nahm Abſchied auf ſeine Weiſe und niemand widerredete mehr. Wenn das Wort des Alten auch nicht mehr galt am Opferſteine, unter den Seinen hatte es noch das gleiche Gewicht. Dann wollte die Mutter ihr Kind nehmen an des Greiſen Seite, das aber wollte den Ohm nicht laſſen. Seit langem hatte es bei ihm und den Hunden gewohnt, war fremde geworden unten im Familienſitz. Da ſchlug der Jammer der Mutter laut empor, ſie wollte es nicht laſſen in der ſchaurigen Einſamkeit, wo es nach des Greiſen Tod verlaſſen ſterben mußte. Sie verſuchte Liebe und Gewalt, rief des Mannes Macht zu Hülfe. Da der Greis den Ernſt des Kindes ſah, ſo wehrte er mit ernſter Milde der Gewalt. „Weib, tröſte dich, ſprach er, und laß mir das Kind, wer weiß, ob aus dem Kinde nicht die Götter reden? Wenn ſie es wollen, ſo bleibt dieſes Kind, um das du jetzt weineſt, dir alleine; wenn du alle andern verloren haſt, ſo findeſt du dieſes wieder. Dann wirſt du den Göttern danken, daß ihr Wille nicht dein Wille war." Wie ein zweiſchneidend Schwerdt drangen dieſe Worte in das mütterliche Herz, ein doppelter Schmerz ſchlug über ihr empor, ſie verhüllte das Haupt und wandte ſich den Ihren zu, die langſam und traurig den Hügel niedergingen. Bald trockneten

die Thränen der Kinder, und als ſie die beſpannten Wagen ſahen, gedachten ſie ſchon nicht mehr des Großvaters auf dem Hügel, ſondern jauchzten dem Lande entgegen, das ſo lange ſchon hineingelächelt hatte in ihre Träume.

Als es ſtille geworden war auf dem Hügel, gab der Greis Rüden und Kind ihr Morgenbrod, ſetzte ſich dann nieder auf den Hügel überm See. Weithin lag das Land vor ſeinem Blicke; das Kind ſaß zu ſeinen Füßen, aß ſein Morgenbrod; die Sonne ſchien hell übers Land, ihre Strahlen gankelten mit den Wellen im See.

So weit das Auge reichte, war Leben, wie vor einem Bienenſtocke, der ſtoßen will. Zahllos war die Menge vor den Häuſern und immer neue Schaaren drängten ſich heran aus den Häuſern, und ein eigenthümlich Geſumſe drang zum Hügel empor. Schon ſtand die Sonne hoch, als in das Gewimmel Bewegung kam, die Knäuel ſich entwirrten, weiter zogen. Hinter jedem quoll es ſchwarz vom Boden auf, die letzte Hand hatte den Brand geworfen ins alte Obdach. Glühende Flammen ſprudelten auf, eine Rauchſäule nach der andern ſtieg zum Himmel auf. Säule reihte an Säule ſich, Flamme floß in Flamme. Wie in fruchtbarer Landſchaft offene Stellen mit dichten Wäldern wechſeln und in den offenen Stellen einzelne Bäume ſtehen, die alle Jahre grün werdenden Kronen der königlichen Erdenmutter, ſo floß das Feuer in großen Garben zuſammen und ein Rauchſtrom ſtieg zum Himmel auf, und wiederum braunten kerzenhell und ſchlank einzelne Hütten und trieben dunkelgrau, ſäulenhaft, den Rauch empor. Oben unterm blauen Himmel wölbte ſich ein grauſig ſchwarzes Wolkendach, verhüllte den Himmel, die Götter wollten das treuloſe Volk nicht ſchauen. Zwiſchen den Feuern durch zogen brüllende Heerden, jubelnde Familien. Hunde ſprangen bellend voran, Mädchen ſprangen zurück, Vergeſſenes zu holen, Mütter eilten nach mit Vergeſſenem, Buben jagten Ochſen, Jünglinge tummelten Roſſe, Männer wiegten bedäch-

tig ihre Speere, ſahen nach den zurückgebliebenen Müttern, ordneten die zuſammenfließenden Züge, begrüßten mit gewichtigem Handſchlag wohlbekannte Gefährten. Scheu und wild ſchlüpften durch die Züge wilde Mädchen mit heitern Augen; was ſie ſuchten und was ſie fanden, ſagten ſie nicht.

Wohlgemuth zog durch Rauch und Brand ein ganzes Volk, Groß und Klein; jubelnd freuten ſich die Jungen der wirbelnden Feuer, der himmelanſteigenden Rauchmaſſen; gleichgültig ſahen die Erwachſenen in die brennende Wüſte, aus dem Rauche des ſchwindenden Landes ſchimmerte ihnen um ſo glänzender entgegen das geträumte Land. Aber hinter manchem Wagen wankte ein greiſes Paar und die Füße wollten nicht vorwärts, die Augen wandten ſie immer hinterwärts, und die rauhen Hände trockneten fort und fort die Augen; aber wie ſie auch trockneten, die Augen wurden nicht trocken.

Auf dem Hügel ſtand der Greis und auch ſein Auge war nicht trocken, und doch konnte er es nicht abwenden von dem Brande, den das Volk mit muthwilliger Hand in den eigenen Heerd geworfen, und jede aufflammende Hütte erſchütterte ihn, und ſeine Seele hörte das Klagen der Geſtorbenen, deren Hände ſie gebaut. Neben dem Greiſen ſtand jauchzend das Kind, und immer neu war ſein Jubel, wenn friſche Feuer aus dem Boden ſprudelten, gewaltige Rauchwolken hinauf gen Himmel ſtießen, oder ſeltſam geſtaltete Streifen daher geflogen kamen und um den Hügel ſtrichen. Den ſchwindenden Zügen bellten die Hunde nach, als ob ſie Abſchied nehmen oder zurückrufen wollten die Gefährten, mit denen ſie ſo manch Wild gejagt, mit denen ſie ſo oft ſich gebiſſen um der Liebe oder eines Stückes Fleiſch wegen.

Da klirrte es hinter ihnen, aus einer Rauchwolke klangen eilende Schritte, ein Held ward ſichtbar; es war Divikr. „Aber um der Götter willen, Schwito, was willſt du im verlaſſenen Lande? Die Deinen weinen, dich miſſet das Volk, Mund um Mund frägt nach dir. Schon hat dein Traum

Männer bethört, jetzt wirft dein Ausbleiben einen Stachel in die Herzen ängstlicher Weiber, eine Spalte ist geworfen in unsern einträchtigen Sinn. Darum säume nicht länger, laß den Trotz; vom Volke, das dich geboren, sondere dich nicht, komm!" „Ich komme nicht, ich bleibe, sprach Schwito. Täuschen kann ich nimmer; was ich erkannte, das verkündete ich, und würde es fürder erkennen, wenn ich wandelte in des Volkes Mitte. Ich würde die Spalte sein, aus welcher brechen würde die Flamme der Zwietracht. Bleibe ich, so bin ich bald vergessen, es schließt die Spalte sich, einträchtig bleibt das Volk. Darum lebe wohl, Diviko, meine Wünsche für euch erkalten nicht, so wenig als erlöschen sollen die Opferfeuer im Haine."

„Dich lasse ich nicht, Schwito, so alleine im verlassenen Lande, alleine im Tode, und niemand thürmet dir deinen Hügel."

„Und dennoch komme ich nicht, und wäre ich auch ganz alleine. Ich will bleiben, ein einsamer Wächter auf den Gräbern der Väter, will wachen auf dem großen Grabe, das ihr heute selbst gegraben, will es hüten. Wer weiß, wie bald sich um mich sammeln und froh des Hüters sind, welche weder Grab noch Land jenseits jenes Berges finden konnten; diese mögen meinen Hügel mir thürmen."

„O Schwito, will die Nacht nicht weichen von deinem Haupte, dein seltsamer Sinn sich nicht brechen lassen? So lebe wohl einstweilen. Wenn wir das Land gefunden, das wir wollen, dann soll dir Kunde werden, dann kommst du nach, wir sehen uns wieder."

So sprach bewegt Diviko, und bot dem Greis die Hand. Bewegt faßte Schwito sie und sprach: „Wiedersehen werden wir uns, und vielleicht bist du es selbst, der mir die Kunde bringt, was der Wille der Götter war." Bewegt schieden sie, und schwerer in Gedanken als er gekommen war, eilte Diviko den Seinen zu.

Der Lärm der Ziehenden verhallte, die praſſelnden Flammen ſchwanden, die Hunde ſchwiegen, legten ſich zu ihres Herrn Füßen, und ſtille ward es im Lande. Ein dichtes ſchwarzes Tuch, aus Rauch gewoben, verhüllte, ein ſchauriger Wittwenſchleier, das verlaſſene Land. Sonne und Sterne ſchienen nicht mehr hinein in die dunkle große Todtenkammer, und traurig ging der Greis ſchlafen mit dem weinenden Kinde. Es weinte das Kind, weil die luſtigen Flammen erloſchen und ſo grau und dunkel der Rauch geworden war, der ihm ſo ſchön geſchienen im Glanze des Feuers.

Manchen Tag trug dieſen ſchaurigen Schleier das Land, endlich zerriß ihn die Sonne, lichter wurde der Himmel, aber noch manchen Tag ſchwebte es wie düſterer Nebel über jeder Brandſtätte. Waren es die Schatten der Verſtorbenen, die trauerten um ihr altes Obdach, war es der Geiſt der Hütte ſelbſt, der über die Grabſtätte ſeines Leibes trauerte?

Als der Greis am erſten Sonntage aus ſeiner Hütte trat, der Wolkenſchleier zerriſſen war, Land und See im Sonnenglanze vor ihm lag, da ging wiederum ein Strahl der Freude durch ſeine Seele, jubelnd ſchlug das Kind die Hände zuſammen, freudig bellten die Rüden freundliche Morgengrüße über den See.

Sonſt waren dann freundliche Gegengrüße gekommen von allen Seiten her, aber jetzt kamen keine Grüße, wie oft ſie horchten nach kurzem Anſatze. Rings im weiten Lande war kein Hund mehr, der die freundlichen Grüße vernahm, keiner der freundlich dankte. Sie bellten rechts, ſie bellten links, immer raſcher, immer ängſtlicher, endlich heulten ſie laut und lange, tief, gerade hinaus, wie auch Menſchen thun, wenn das innigſte Weh über ihrem Haupte zuſammenſchlägt. Als alles ſtille blieb ringsum, da ergriff ein Schauer ſie, eine unergründliche Angſt, ſie duckten ſich zuſammen, krochen zu des Greiſen Füßen, leckten inbrünſtig ſeine Hände. Neben den Hunden war das Kind geſtanden, das Leben am See ſuchte

ſein Auge, nach den Schifflein ſah es, die ſo munter auf den blauen Wellen tanzten, nach den weißen Segeln ſah es, die ſo luſtig im Winde ſich ſchwellten; aber leer blieb es auf dem weiten See, alleine tanzten die Wellen, keine Hand regte ſich am Ufer, keine war da, die Ruder zu faſſen, die Segel zu entfalten. Da wandte es ſein ſcharfes Auge nach den Vögelein, die ſo zahlreich an den Ufern flatterten, ſo heiter im grünen Laube ſich wiegten; aber ſtille war es auf den Bäumen, an den Ufern, kein Vögelein flatterte dort, wiegte ſich hier, der Rauch hatte ſie vertrieben, oder dem Volke waren ſie nachgezogen. Steine warf es hier hin, warf es dort hin, aber kein Vogel flog auf, ſtille blieb es allerwärts. Da kam es auch über das Kind wie Sehnſucht und Heimweh, weinend ſchmiegte es ſich dem Großvater an, legte ſich an ſein Herz, es fühlte, wie arm der Menſch iſt, wenn er alleine iſt im weiten Lande, wie arm er iſt, wenn er alles hat, nur niemand, um mit ihm zu theilen, nicht einmal ein Vögelein, das die Broſamen nimmt aus ſeiner Hand. Am Herzen des Großvaters, das ſo warm an ſeine Wangen klopfte, fand das arme Kind ſeinen Troſt.

Und der Großvater umfaßte beide, Kind und Rüden, und theilte ihr Grauen, alleine zu ſein an der Stätte, wo vor wenig Tagen ein zahlreich Volk gewohnt, das jetzt ſpurlos verſchwunden war mit all ſeinem Leben, alleine zu ſein mit den Geiſtern der Väter, die da bleiben, wo ſie begraben werden, nimmer mit denen ziehen, die das Land verlaſſen, in welchem ſie geboren wurden.

Es kam ihm vor, als wäre alles geſtorben, alles Leben erloſchen, er und das Kind die letzten Menſchen auf Erden, vergeſſen von den Göttern, vergeſſen lebendig von den Göttern hier auf Erden. Und vergeſſen zu bleiben, wenn die Götter Alle gerufen, harren zu müſſen und immer umſonſt und immer alleine, und es verrinnt Tag um Tag und keiner will der letzte ſein, und jeder findet uns alleine, das wäre wohl eines

Sterblichen schrecklichstes Schicksal. So saß er in tiefster Wehmuth vom Morgen bis zum Abend am See in der schaurigsten Einsamkeit; rings am See war des Todes Stille, selbst die leisen Winde schwiegen, als sie keinen Kahn fanden mit ihm zu kämpfen, keines Kindes Haupt zum Spiel mit dessen gelben Locken.

Doch bald ermannte sich der Greis, für öde Trauer war sein starkes Gemüth nicht geschaffen. Er schaffte und sorgte für das Kind, er dachte an die Zukunft, und es war ihm immer mehr, als sei ihm noch Bedeutendes bestimmt, als hätte er viel zu schaffen und zu sorgen für sie. Er wanderte den Ufern des Sees entlang von Wallstätte zu Wallstätte, sammelte und schirmte, was vergessen war, was vom Feuer verschont worden war. Kein Werkzeug in einem Winkel, kein Fruchtkörnlein am Boden entging seinem spähenden Auge, er sammelte beides, bewahrte das erstere auf, für das letztere aber suchte er die besten urbaren Landstellen, bestellte, besäete sie, schirmte sie mit dichtem Gehäge vor den Gelüsten der Waldbewohner. Rüstig ging ihm das Kind zur Hand bei jeder Arbeit, jeder Jagd. Es lernte den Bogen führen und Fische fangen, und was sie erjagten und fingen, überstieg weit ihren Bedarf. Große Vorräthe häufte der Greis für das Kind, wenn er sterben sollte über Nacht, wie so oft der Götter gütige Hand dem Alter es vergönnt, und doch war ihm immer, als werde jemand Ander sie verzehren, als müßte er für Viele sinnen und sorgen. Reich wie nie war die Beute im See und Wald. Dem Wild im Waldesdunkel, den Fischen auf dem stillen Grunde ward es unheimlich. Die Fische regten unruhig sich, als keine Kähne mehr über des Sees Fläche strichen, keine Kinder an den Ufern plätscherten; sie schwammen am still gewordenen Ufer, sie stiegen auf die Oberfläche, sprangen hoch über den stillen Spiegel, schauten ängstlich nach Kähnen und Kindern, die sie so oft umgaukelten in lustigem Spiele.

Hirsch, Schwein und Bär kamen an hellem Tage aus Schlünden und Gründen, aus des Waldes Tiefen, sahen sich um nach den wilden Jägern oder rauhen Rüden, deren Stimmen verhallt waren in Berg und Wald, vor denen her sie so manchen Tag gestäubt waren in bald lustiger, bald ängstlicher Flucht. Sie wagten näher und näher den Hütten sich, ließen wilde Töne hören, lauter und immer lauter, als ob sie wecken und locken wollten die schlafenden Jäger und Rüden zu lustiger Jagd. Und wenn dann kein Jäger erwachen wollte, kein Rüde seine Stimme erhob, dann sprangen sie wild und traurig wieder in den einsamen Wald.

Wenn Schwito des Morgens sich rüstete mit Spieß und Bogen, das Kind die Rüden zum Waidwerk rief, diese, heulend in losgebundener Lust, in den Wald setzten, da regte es sich im ganzen Walde und lebendig ward es überall. Die ungewohnten und doch so heimeligen Töne trieben nicht bloß den Eber auf, auf dessen Lager die Hunde stießen, sondern überall raschelte es in den Gebüschen. Die Thiere zuckten aus ihren Lagern, nahmen Theil an der Jagd, kreuzten vielfach die Fährten, zuckten über die freien Plätze. Spieß und Bogen kamen nicht zur Ruhe und die Hunde fanden der Jagd kein Ende, wie manches Wild auch fiel.

Wenn er den Kahn vom Ufer stieß, dessen dunkler Schatten über den Tiefen schwebte, so wirbelten vom Grund auf der Fische ungezählte Schaaren, schwärmten und gaukelten um den Kahn, und im Sättigen der alten Lust achteten sie die verderblichen Netze nicht. So ward Leben zu Leben getrieben, und das Leben scheute, um Leben zu finden, den Tod nicht, daher ward es dem Alten immer schwerer, ein Leben zu tödten, denn je mehr er tödtete, desto größer ward die Einsamkeit, desto verlassener nach seinem Tode das Kind.

Dieses hatte am schnellsten ins neue sich gefunden, fühlte am wenigsten die Lücke und lebte mit dem zusammen, was die Gegenwart ihm bot. Die Fortgezogenen waren nicht nur

gezogen aus dem Lande, sondern auch aus seinem Leben, fast aus seinem Gedächtniß. Erst wenn das Leben kürzer wird, erhält die Vergangenheit ihren Werth, und erst wenn schon Viele dahingegangen sind, wird der Schmerz über neues Scheiden empfindlich. Das Kind lebt aber mit den Lebenden und freut der Sonne sich, die am Himmel steht, die gestrige Sonne hat es vergessen ob der heutigen, und an die, welche am andern Morgen kommt, denkt es nicht, bis die heutige untergeht.

So löste in dieser Einsamkeit ein Tag den andern ab, der Mond füllte sich und schwand wieder, der Frühling blühte ab, die Vögel kamen schweigend wieder, die Gerste stieg in Aehren, die Gewitter kamen von den Bergen her, stiegen zu Thale, donnerten überm See, regten ein neues Leben auf. Aber sie rauschten vorüber, verstummten, dann ward es wieder stille im Lande, lautlos überm See. Wohl plätscherte wieder hie und da eine Ente in verborgener Bucht, aber kein Mensch erschien, keiner verirrte sich ins verlassene Land, keiner brachte Kunde von den Geschiedenen.

Am Abend, wenn zur Ruhe die Sonne gegangen war, stiegen Nebel auf hier und dort auf den einsamen Hügeln, irrten suchend um den See, schifften auf silbernen Wellen in des Sees Mitte, glitten dort zusammen, weilten dort, bis die Sonne sie traf, dann rissen sie auseinander, flogen dahin ihren Hügeln zu, und einsam, einförmig ward es wieder, und im weiten Lande bewegte sich nichts als Bäume im Winde, als Fische in den Wellen, als der Wurm im Staube, das Wild im Haine, die Ente in schattichter Bucht.

Aber von Abend zu Abend schien es Schwüle mehr und mehr, als rege in der Nebel Mitte ein ungewöhnliches Leben sich, als gewönnen sie besondere Gestaltung, als beginne geheimnißvoll, markerschütternd die innigste Wehklage. Wie oft ein plötzlicher Schmerz durch den Menschen, zuckte auch die Erde, von schmerzlichem Weh erfaßt, zusammen, die Berge schüttelten ihre Häupter; ihre Schweißtropfen, die fürchterlichen

Lawinen, donnerten ſonder Unterlaß zu Thale, die Eichen ächzten, wie Sterbende ächzen auf blutigem Felde in der Nacht nach geſchlagener Schlacht. Ein unendliches Bangen ergriff ihn wieder, wie es über den kommt, deſſen Geliebte weggegangen ſind für einige Stunden, und die Sonne iſt untergegangen und die Nacht kömmt herauf und ſie kehren ihm nicht wieder, wie er auch horchen mag, kein Fußtritt ſchallt durch die Nacht, — ein Bangen, wie es der Vater fühlt, der ſeinen Sohn im Sturm der Elemente in den Bergen weiß oder auf den Waſſern. Dieſer hat auch keine Ruhe, alle Augenblicke tritt er aus ſeiner Hütte, hebt die Hand über die Augen, ſchaut nach dem Sohne, horcht ins Weite nach dem Hall ſeiner Tritte. Und wenn er nichts vernimmt, will er ſein Bangen bekämpfen, kehrt zurück in die Hütte, will nicht mehr an den Sohn denken, will ſich legen, will ſchlafen gehen. Aber umſonſt, die Bangigkeit wallt neu herauf, er ſpringt auf vom Lager, ſetzt ſich vor die Thüre und will harren und warten, bis der Sohn kömmt. So war es Schwito.

Er begann mehr und mehr die Stunde zu verwünſchen, in welcher er den Entſchluß des Bleibens gefaßt, begann zu glauben, daß die Schatten des Alters allerdings über ſein Haupt ſich gelegt, ſeine Augen den Willen der Götter nicht erkannt hätten; bald ward er irre an ſich, bald irre an den Göttern. Und hatte er auch das Rechte erkannt und war kein Irrthum in ſeinen Augen, keine Täuſchung bei den Göttern, ſo fühlte er doch, wie viel tauſendmal leichter es iſt, mit den Seinen zu leiden und zu ſterben, als von trüben Ahnungen gefoltert nicht zu wiſſen, was ſie leiden und wie ſie ſterben.

Des Tages mochte er wohl der Angſt ſich erwehren; des Tages Geſchäfte zerſtreuten ihn, bei der Sonne Licht erſcheinen auch die Geſpenſter, welche unſeren Seelen entſteigen, ſeltener. Das Kind, das im vollen Genügen deſſen, was es hatte, im Stolze der wachſenden Kraft ſo froh um ihn ſpielte,

ſo verſtändig ihm half, ſo hell hinaus ins Leben ſah, erfreute ihn. Aber wenn dann der Abend kam, der Schlaf das Kind umfing, der müde Leib die Seele ſchwächte, die Schauer der Nacht heraufſtiegen, dann erfaßte ihn die Angſt mit gedoppelter Kraft, in der Hütte ward ihm zu enge, zu bange auf ſeinem Lager, er mußte hinaus, obgleich ihm jeden Abend draußen in der weiten Oede noch enger ward ums Herz.

So trieb es ihn auch eines Abends hinaus nach ſchwülem Jagdtage, als frühe das Kind zur Ruhe ſich gelegt. Wie in dunkles Blut tauchte die Sonne unter und blutroth färbten die Wolken ſich, mit Blut wurden die Berge übergoſſen, Blut ſtrahlte aus dem See herauf, in blutigem Schimmer glimmte das Land. Immer dunkler färbte ſich alles, je tiefer die Sonne hinter die Berge ſank, ein Blutmeer ſchien ihn zu umwogen. Zu unermeßlichem Blutbade ward ihm Himmel und Erde, im blutigen Bade ſchwamm er, der einzige Lebendige; ſein altes Haupt, von ſilbernen Locken umfloſſen, ragte über die blutigen Wellen. Es erblaßten die Berge zu ungeheuern Leichenhaufen, aber blutig umfloſſen ſie die Wolken, bis ſie ins Dunkel der Nacht übergingen, wie auch das Blut ſchwarz wird, wenn die Wärme des Lebens aus ihm weicht. Noch immer wähnte er ſich im greulichen Bade, als um ihn ein ſeltſam Aechzen und Stöhnen begann, ein ſchauerliches Rauſchen aus dem See heraufbrauſte, ein Leben auf ihm wogte, wie er es nie gehört. Aus dem ſeltſamen Sauſen und Wogen heraus klangen Töne, in denen ihm Mark und Bein erbebten; es waren die Stimmen der Götter, wie ſie ertönen, wenn ſie einmal zu Sterblichen reden. Aber was vorging da unten auf dem See, ſah ſein Auge nicht. Die Nacht hatte ihren dickſten Schleier über den See geworfen, kein Sternlein am Himmel lichtete ihn, alle hatten ihre glänzenden Augen verhüllt, und was da fiel, ſo feucht, ſo warm, waren das wohl Thränen, welche die Sternlein weinten über den Jammer da unten auf Erden, über das greiſe Haupt im blutigen Bade? Endlich ward es

ſtiller draußen, und ſtiller in des Greiſen Gemüth, er ſuchte ſein Lager, ſtreckte ſeine matten Glieder neben das Kind, das hell auflauchzte, von heiterem Sinn in luſtige Träume gewiegt.

Bald ſchloß ihm der Schlaf die müden Augen, verſchloß ihm des Kummers Kammer, verwandelte ſeine Seufzer in friedliche Athemzüge. Plötzlich fuhr er, wie von jähem Schreck ergriffen, hoch vom Lager auf, aufgeriſſen ſchien ihm die Thüre, in ſelbe ſtürzte ein Krieger, geſpalten war ſein Helm, in blutigen Flammen loderte ſein Haar, zerhauen war ſein Leib, noch hielt er in den Händen Schild und Schwerdt.

„Um der Götter willen, biſt du es, Diviko!“ rief Schwito.

Es hob der blutige Krieger ſein Haupt, unausſprechlicher Schmerz, und ein ganz anderer, als das Weh des Todes lag in den Heldenzügen, reichlicher ſtrömte ſein Blut, höher loderten an ihm die Flammen auf, ſtumm blieb ſein Mund, aber den Schild, den reinen und unbefleckten, hob er empor, auf demſelben begann es zu leben und eine fürchterliche Nacht ſtieg empor auf ſeiner Fläche. Ueber der Nacht ſtand blutig der Vollmond, ſchwere Wolken wälzten ſich am Himmel, ein weites Schlachtfeld dehnte ſich aus über die Erde. Mit viel tauſend ſtarren Leichen war es bedeckt, des Mondes Strahlen beleuchteten die kraſſen Züge, viel Tauſende wälzten ſich in bitterem Sterben. Der Mond hielt ihnen die Todtenfackel. Hier hatte der Streit ausgetobt, nur hier und da würgte noch ein ſterbend Paar ſich in dem Haſſe, der erſt nach dem Leben erliſcht, der in den erſtarrten Zügen liegen bleibt, bis die Verweſung über ſie kömmt. Sieger oder Beſiegte erkannte Schwito nicht, bunt durcheinander ſah er Römer und Helvetier liegen, alle in ihrem Waffenſchmucke, und mit unparteiiſcher Hand ſchien der Tod Ernte gehalten zu haben, denn in die Tauſende lagen die Römer erſchlagen auf dem blutigen Felde.

Als er hier umſonſt forſchte nach Sieg und Untergang, verſank das grauſige Feld und auf dem Schilde ſah er eine

mächtige Wagenburg, um ſie tobte eine nächtliche Schlacht. Aus weitem Felde her ſah er ſchwer gerüſtete Krieger ſtürmen, ſah viel einzelne Kämpfe in freiem Felde, ehe die Wogen der Schlacht an der Wagenburg ſich brachen. Hier tobte grimmig die Schlacht, und hundertfältig fuhr der Tod aus der Wagenburg hervor und lichtete die Krieger, die mit kurzem Schwerdt und feſtem Schilde muthig dem Tode trotzten und immer neu zum Sturme liefen, bis irgendwie der Tod ſie faßte.

Aus der Wagenburg ſtarrten Speere, Pfeile flogen zwiſchen den Rädern, funkelten Schwerdter, unter den Rädern hervor glitzerten in Kinderhänden lange Meſſer, kurzer Speere dreigeſpitztes Eiſen, in der Wuth den Tod zu geben, nahm man den eigenen hin. Die Krieger ſtürmten die Burg mit der Beharrlichkeit, geſtählt auf hundert Schlachtfeldern, welche weiß, daß im Aushalten der Sieg liegt, im Abſetzen der Tod. Tauſende fielen nieder, aber keiner wandte ſich, keiner ſetzte ab, wo er angeſetzt.

In gleicher Todesfreudigkeit ward von der Burg herab geſtritten, und aus der Burg heraus; niemand ſah man weichen von den Rädern der Wagen, keinem Streiche fliehen. Wem ſeine Waffe brach, packte mit den bloßen Händen den Feind, unerſchrocken krochen die Kinder zwiſchen die ſtürmenden Kriegern und ſuchten mit ihren Meſſern die verwundbaren Stellen, und wenn ein ehemer Fuß ein Kind zertrat, es ſtach jubelnd nach dem Fuße, der es zerquetſchte. Und wo ein Wagen in Bedrängniß war, ſah man Mädchen, Weiber in die Krieger ſich ſtürzen, Luft ſchaffen mit ihrem Tode den bedrängten Männern.

Wo in des Wagenringes Mitte ein hoher Wagen ſtand, da brauste am wildeſten der Kampf. Von ihm herab ſtritt eine weiße Männerſchaar, ein jeglicher ein Held. Wie am Felſen die Brandung donnert, Welle um Welle der Fels bricht, zerbrochen zurückwirft, ſo ſtürzte von jenem Wagen Hauſe um

Haufe der Stürmenden, getroffen von den Messern der Druiden, weggeschleudert durch die Kraft ihrer Hände. So stand lange die Schlacht auf dunklem Grunde, wogte auf und nieder, einem sturmerregten Meere gleich.

Da tauchte hinter den Kriegern ein einzelner Krieger aus der Nacht herauf, sein Auge schaute über die Wogen der Schlacht, seine Hand hob sich gebietend, neue Schaaren strömten über das Feld, neues Leben strömte durch die Stürmenden. Von tausend Fackeln ward es helle und die tausend Fackeln flogen lodernd in die Wagenburg und tausend Krieger stürzten an die Wagen und rangen mit Weibern und Kindern, um mit eigener Hand das Feuer an die Wagen zu legen, und hunderte von Fackeln zischten auf im Blute ihrer Träger. Aber hunderte zündeten; eine gräßliche Lohe flammte auf vom hohen Wagen der Druiden und rings um ihn würgte gräßlich der Tod. Da hob über Tod und Flamme auf des hohen Wagens höchster Stufe rasch sich ein Held, weit hin leuchtend durch die feurige Nacht; alle Augen sahen ihn, nach allen Seiten hin gab er seine Zeichen. Und als ob seine mächtige Hand eine Schleuse gezogen in wildem Flusse, stürzten von allen Wagen herab, aus allen Zwischenräumen, Ströme von Kriegern in den Feind, während die andern die Wagen verließen, und hinter dem Brande zu einem gewaltigen Haufen sich schaarten. Nur die lodernde Druidenburg verließ kein Fuß, Feuer und Streit umtoste sie in immer steigender Wuth, unter den Rädern hervor drängte sich Kind um Kind mit blankem Messer zwischen die Stürmenden, furchtlos rangen Weiber und Mädchen mit dem am Wagen emper wimmelnden Feinde. Ueber Allem stand der Held, lenkte die Schlacht und harrte des entscheidenden Augenblicks zur letzten Anstrengung. Da ward von wildem Wurf sein Haupt gespalten, von unten auf fuhr ein Schwerdt ihm in den unbeschützten Leib, noch hob er hoch den leuchtenden Schild, dann brach er zusammen, Flammen schlugen über ihn empor, in Flammen versank der

Wagen, in Flammen verſanken die Streitenden, über den Schild ſtrömte ein Flammenmeer, verſchwunden war die Schlacht.

Ueber die Flammen aber kam ſchwarz die Nacht, der Schild verſchwand, der Krieger, der ihn hielt. Nacht war es in der Hütte, umſonſt ſtarrte Schwito in die Nacht, kein neues Geſicht tauchte auf. Diviko war es, welcher dem alten Freunde die Kunde gebracht vom Entſcheid der Götter, vom blutigen Feuergrabe, das er und ſein Volk gefunden; denn wenn auch Schwito des Kampfes Ende nicht ſah, ſo wußte er wohl, daß, wenn die Führer gefallen, der Heerde der Glaube an den Sieg entfällt. Jetzt wußte er, daß am letzten Abend der Schimmer des vergoſſenen Blutes hinüber geleuchtet hatte in die Heimath, an die jeder Fallende im Tode dachte, daß es ſeines Volkes Blut geweſen, welches Berg und Thal, Baum und See gefärbt, daß es Hertha geweſen war, welche unten im See gejammert hatte über ihre Kinder, die fern von ihr todeskühn den letzten Kampf rangen auf fremder Haide, wo Alles gegen die kühnen Fremdlinge ſtritt, Götter und Menſchen, Feuer und Nacht, Luft und Land. So hatte er alſo Recht gehabt, hatte richtig das blutige Grab geſehen, und jetzt war das Volk in ſelbem begraben, und mit dem Volke ſeine Enkel alle, die er wohl erkannt im feurigen Streite, und er alleine war noch übrig von Hertha's Kindern. Da wallte ein unnennbarer Jammer in ſeiner Seele auf; er, alleine übrig von dem Heldenvolke, vor dem man zitterte am Rheine und an der Rhone. Er alleine übrig in weitem Lande, von den Göttern vergeſſen, vom Tode verſchmäht, der von dem Mord eines ganzen Volkes geſättigt, den ſchwachen einzelnen Greis nicht begehrte. Und ſeinen Jammer, ſollte er ihn einſam tragen, alleine weinen und klagen, während unten im See Hertha jammerte in Mitte der klagenden Väter, wo vielleicht auch die Seelen der Erſchlagenen ſich ſammelten? Wo Andere klagten, dahin wollte auch er mit ſeiner klagenden

Seele, wollte zu Hertha, wollte zu den Vätern, wollte den alten Leib in den See verſenken, damit ſeine frei gewordene Seele auf zu den Seelen der Väter könne, heraus aus der einſamen Oede, in der kein Lebendiger ihm geblieben.

Schon hatte er ſein Lager verlaſſen und ſeine Hand an der Thüre Riegel, da jauchzte das Kind wieder in freudigem Traume auf, und mit heller Stimme rief es des Großvaters Name, rief ihn zur Theilnahme an ſeiner Freude. Dieſer Ruf, eine Stimme der Götter aus eines Kindes Munde, feſſelte des Großvaters Hand, feſſelte ihn wieder an's Leben. Es blitzte ihm der Schreck durch die Seele, wie es wohl dem Kinde, das er in ſeinem Jammer vergeſſen hatte, geweſen wäre, wenn es beim Erwachen den Großvater umſonſt gerufen, umſonſt ihn geſucht um die Hütte, in Wald und Schlucht, wenn am Ufer die Rüden ſtehen geblieben und über ſeinem Grabe das Todtengeheul gen Himmel geſtoßen, und es nun alleine bleiben ſollte in ſeiner Schwäche, vom treuloſen Großvater verlaſſen. Es wankten ſeine Kniee, als er dieſes Frevels gedachte, und doch ließ er von den Todesgedanken nicht. Er nahm das Kind auf die Arme, wollte es mitnehmen aus der öden Welt, mit zu Hertha, zu den Vätern, vielleicht zu denen, welche im fremden Grabe nicht Ruhe fänden und die Heimath wieder ſuchten. Aber das Kind lebte ſo warm, ſo fröhlich lachte das Leben in ſeinen Zügen, daß der Großvater daſſelbe nicht tragen konnte ins kalte Wellengrab, daß er ihm nicht verſenken konnte ſein fröhliches Leben, in welchem es ſo volles Genügen fand. Wenn er ihm dieſes Leben verſenken, wenn ohne daſſelbe das arme Kind erwachen würde, als ein duftiger Schatten im dunkeln Grabe, auf kühlem See, welch Schmerz würde es wohl erfaſſen, welchen Dank dem Räuber ſeines einzigen Gutes bringen! Das konnte Schwito denken, wenn er an des Kindes Erwachen an jedem Morgen dachte, wie freudig es der Sonne entgegen lache, wie freudig in den jungen Tag hinein, daß dieſes Lachen einen hellen

Schein warf bis in des Großvaters ſonſt ſo dunkle Seele hinein.

Vom Kinde konnte er ſich nicht trennen, das warme Leben ihm nicht ſenken ins ſchaurige Waſſergrab; er legte es wieder auf ſein Lager, ſetzte ſich an demſelben nieder. In des Mondes wechſelndem Scheine ſah er in die muntern Züge und aus demſelben tauchte ihm ſeine eigene Vergangenheit herauf: das wilde Kind, der kühne Jüngling, der hochgeehrte Mann, der hundertjährige Oberprieſter; über alles leuchtete, wie über die Erde die Sonne, die Huld der Götter und ihr nie getrübtes Vertrauen. Hatte ihr Vertrauen ſein einzig Auge nicht blenden, die Wahrheit ſagen laſſen, hatte ihn nicht auch ihre Huld vor dem Untergange bewahrt, zur Vollbringung ihres Willens, und ſollte er, der den Göttern treu blieb, das Leben, das ſie ihm erhalten, treulos von ſich werfen, ſich entziehen wollen, ihrem Willen nicht harren wollen, ihren fernern Zeichen und Verkündigungen? Hatte er Urſache zu glauben, daß er ein von den Göttern Verlaſſener ſei oder der Götter Liebling?

Da traf ein Sonnenſtrahl des Kindes Auge, langſam öffnete es ſich, ſah die gähnend ſich erhebenden Rüden, ſah den ſinnenden Großvater an ſeinem Lager, ſah den jungen Tag, der in die dunkle Hütte ſich drängte. Da hob es raſch ſeine jungen Glieder, ſchlang ſeine Arme um des Großvaters Hals, ſprang dann wild und froh ins Leben hinein, und auch kein Schatten fiel auf ſeine frohlockende Seele. Da war des Kindes Leben geſichert und der Großvater an das Leben gebunden, wie oft auch die alten Gedanken wiederkehrten. Denn es iſt dem Sterblichen ſelten gegeben, einen Kampf recht auszukämpfen; wie hoch er ſeine Seele auch heben mag in göttlichen Stunden, hinunter auf die Erde muß ſie wieder, dann ſtrömen neue Kräfte zu dem alten Feind.

Das Geſicht, das er geſehen, der Kampf, die Flammen, ſtanden Tag und Nacht vor ſeinen Augen, die Geſichter der

Seinigen in der Glut des Kampfes, in der Glut des Wagens wichen nicht aus seiner Seele, immer und immer mußte er ſchauen, wie der Wagen zuſammenbrach, das Feuer alles verſchlang. Aber den Ausgang hatte er nicht geſehen, das Feuer war zum feurigen Vorhang geworden, der ihm des Volkes endliches Schickſal verhüllte, denn daß alle Helvetier und Römer im Feuer umgekommen, das glaubte er nicht. Das Ende hatte er nicht geſehen, und wie war dieſes Ende? An einen glücklichen Ausgang glaubte er nicht, glaubte nicht, daß das ganze Volk untergegangen, aber wo weilten die Trümmer, wo weinten ſie heimathlos? Solches ſann er Tag und Nacht, und ſeine Gedanken wickelten ſich in einander bis zur Verwirrung, die niemand löſte; niemand brachte ihm Kunde, kein neu Geſicht tauchte vor ihm auf.

Wohl verſuchte er zu träumen, wie am folgenden Morgen die Helvetier in neuer Schlacht einen neuen Ausgang erſiegt, die Römer überwunden, ein herrlich Land des Kampfes Preis geworden. Aber wer kennt nicht die Haltloſigkeit ſolcher Träume, zu welchen eine zagende Seele ſich zwingt; verfahren ſie nicht bei jedem Pochen an eine Thüre, bei jedem Tritt, der aus der Ferne tönt? Sie zerſtoben, wie Schwito ſie gewoben, die innere Gewißheit ihrer Unwahrheit wollte nicht weichen. War ihm nicht der Untergang verkündet worden, hatte nicht Hertha ſelbſt ihm denſelben gezeigt, hatte er nicht ſelbſt das Blut geſehen, ſelbſt den Jammer gehört, und was hatte ihm der ſterbende Diviko verkündet, hatte ihm ein einzig günſtig Zeichen eine Wandelung der Dinge angedeutet, eine Aenderung im Entſchluſſe der Götter? Nein, kein Zeichen hatte er erhalten, keine Hoffnung konnte er faſſen, aber ſo zu weilen, in der Einſamkeit, abgeſchnitten von aller Möglichkeit, das Schickſal der Seinen zu vernehmen, Tag für Tag hinzunehmen und jeglichen anzutreten mit der Gewißheit, daß er ſein werde, wie die vergangenen, ohne Nachricht, was aus den Seinen geworden und ohnmächtig ſich fühlend, an dieſer

schauerlichen Unzewißheit das Geringste zu ändern, ist schrecklich.

Wenn man weiß, daß die Lieben gestorben und wie sie gestorben, so ist die Phantasie gebunden, in der Betrachtung des Geschehenen ermattet die Seele, sie wendet sich mehr und mehr von derselben ab, die Beruhigung beginnt sich zu bilden, ein neuer Grund sich zu gestalten, auf den das Dasein fest sich stellt. Die Ungewißheit aber läßt keinen Trost kommen in die wunde Seele, denn ein unermeßliches Gebiet ist der Einbildungskraft gegeben, auf welchem die Angst sie unermüdlich nach allen Seiten hetzt, und jeder neue Tag bringt neue Vorstellungen, neue Bilder über des Geliebten Schicksale und Ende. So lebte von seinen Gedanken gefoltert der Greis dahin, Tag um Tag traurig und träumend, und nur das Leben des Kindes regte das seine auf zu Theilnahme und Thätigkeit. Oft kam es ihn an, mit dem Kinde zu wandern, der Spur des Volkes nach, zu wandern, bis er in unbekanntem Lande dessen Gebeine finde. Doch zum Entschluß kam er nicht; denn wenn am Abend die Wellen des Sees rauschten, so geheimnißvoll auf dessen Wellen die Schatten segelten, dann fühlte er die Bande wieder, welche ihn unauflöslich fesselten an dieses Land.

So floß der Sommer vorüber, die Gerste war reif geworden, der Haber gelbte und falbe Blätter sah man schon hier und da in Busch und Wald. In Buchen und Eichen hielten die Tauben ihre Festtage, zwischen Koth und Wurzeln feierten die Schweine ihre goldene Zeit. Des Morgens deckten Nebel Land und See, wenn aber gegen Mittag die Sonne durch die Nebel brach, ihr Licht die Nebel jagte, dann ward es so duftig, so lieblich, so mild und süß, daß des Kindes Jauchzen kaum im Schlafe verhallte, daß es selbst dem Greisen warm und süß im Herzen sich regte, daß er stundenlang stehen konnte an des Hügels Rand; und wie leise Winde mit dem hellen Wasser spielten, so stiegen hellere Träume in seine

Seele auf, und ſein Auge erquickte ſich an des Landes Lieblichkeit. Aber immer folgte die Wehmuth den ſüßen Träumen, dem entzückten Schauen, die Wehmuth, daß ein Volk dieſes Land verlaſſen konnte um irgend eines andern Landes willen, und aufs neue ward dann ſeine Bruſt ſchwerer Seufzer voll, und aufs neue ſuchte ſein Auge hinter dem blauen Berge ſeines Volkes Geſchick und fand es nicht.

Wenn endlich der Abend kam und über dem duftigen lieblichen Lande des Mondes ſchmale Sichel ſtand, in ſilbernem Lichte Land und See lautlos ſchwammen, in feierlicher Stille, dann kam es ihm wieder, als ſehe er eine verklärte Braut harrend ihres Bräutigams in ſchönſtem Silberkleid und ſtillem Bangen. Und wiederum feſſelte ſein Auge die liebliche Schönheit, er konnte es nicht von ihr wenden, konnte nicht glauben, daß ſolchen Schmuck die Götter umſonſt gegeben, und ihm ward, als ziehe ein leiſes Klingen über den See, als töne es aus der Tiefe herauf, wie fröhliche Lieder und Hochzeitsreigen. Wenn dann die Nebel aus den Hügeln ſtiegen, hier ein Wölkchen, dort ein Wölkchen von des Hügels Spitze weg, die Kinder ſuchte, eins nach dem andern zum See niederſtieg, über den See ſchwebte, den dichten Schleier webend um des Sees heiliger Mitte und deſſen Geheimniſſe, ſo ſchien ein freudig Leben hinter dieſem Schleier zu beginnen. Stern um Stern löſte ſich am blauen Himmel, hinter den Schleier ſich ſenkend, dann wallte höher und höher der Schleier, bis zum Himmel empor und verhüllte dem Auge der Sterblichen, wie die Unſterblichen ebnen die Kluft zwiſchen dem Himmel und der Erde, wenn ſie in Freude ſich finden wollen, der Himmel auf die Erde kömmt, die Erde zum Himmel wird, die Götter auf- und niederſteigen, der auf hohem Wellenthrone ſein Haupt in den Himmel hebt, jene auf lichtem Sternenwagen zur Fluth ſich ſenket, die himmliſchen Glieder zu baden im lichten See, im klaren Thau.

Und je mehr die Scheibe des Mondes ſich füllte, um ſo

zauberiſcher ward es im Lande, um ſo luſtiger regte ſich das Wild im Walde, die Fiſche auf des Sees Grunde, um ſo heller war der Himmel, um ſo duftiger flogen des Abends die Nebel, goldener gläzten die fliegenden Sterne, lichter ward der Schleier um des Sees heilige Mitte, und manchmal glaubte der Greis die ſtrahlende Sterzenkrone zu ſehen über dem ſteigenden Nebel, die Krone, welche Hertha, die göttliche Mutter, trug auf ihrem Throne, zu ſehen, wie dieſe Krone ſich hob zu den goldenen Kammern empor, wo die Unſterblichen der Menſchen Geſchicke ordnen und der eigenen Seligkeit ſich freuen.

Alles um ihn regte ſich haſtig und geſchäftig; die Zeit ſchien jedes Thierlein zu drängen und ein jegliches zu wiſſen, daß ihm keine Stunde gegeben ſei zur Verſäumniß. Luſtig waren die Schwalben fortgeflogen, die Tauben zogen nach, die Krähen ſammelten ſich, in hohen Flügen ſah er viele Vögel ziehen, und jeglichem Zuge ſah er nach, ſah, wie ſie gen Weſten zogen, wohin die Seinen gezogen waren, als jene Vögel von Weſten kamen. Waren ſie damals ſchon einander begegnet, begegnen ſie ſich wieder auf ihren Zügen, ſehen ſie ſich lebend wieder, oder rufen wohl die Vögel auf ihren Gräbern und halten die Krähen-Raſt und Mahl auf ihrer Wahlſtatt, wo die Seinen modern, wo ihre Gebeine unbegraben an der Sonne liegen? — So ſann jegliches Mal der Greis, wann ſolche Züge über ihn zogen und es ward ihm mehr und mehr, als ſollte er ihnen Grüße mitgeben und Befehle, daß die ihnen Begegnenden eilen möchten und nicht ſäumen, zur Säumniß ſei dem Sterblichen keine Stunde gegeben, wann Tod und Winter kämen, wüßte keiner. Es war ihm immer mehr im Gemüthe, als ſollte er etwas erwarten, als bereiteten die Götter Unerwartetes, die Schauer einer freudigen Ahnung meinte er mehr und mehr zu empfinden. Er kannte ſie wohl, hatte in den Tagen ſeiner Kraft ſie ſo oft empfunden, ſo wie er auch in geheimnißvollen Wehen das Unglück gefühlt,

im Heiligthum ſeiner Seele, von der Unſterblichen ſelbſteigener Hand erregt. Und nie hatten ihn die Götter getäuſcht, und was er geahnet in Weh und Freud, das war gekommen. Darum begann auch allmählig ein leiſes Hoffen aufzudämmern in ſeiner Seele, ein Hoffen, daß er von den Seinigen wiederſehen, daß er den Winter über nicht alleine bleiben, das Land nicht mehr öde und verlaſſen ſein werde.

Jeden Morgen, wenn er aus ſeiner Hütte trat, hell die Sonne ihn begrüßte, hob er die Hand über die Augen und ſchaute immer länger über den weiten See und ringsum im Gelände. Wenn dann kein Kahn über die blaue Fläche kam, kein Menſch an den Ufern ſich regte, keine Schritte im Gebüſch zu hören waren, keine Rauchſäule aufſtieg, ſo weit das Auge reichte, ſeufzte er wohl, ſetzte noch einmal an, etwas zu erſpähen, aber die Trübſal ſtieg nicht über die Hoffnung. Bald war er wieder heiter und beſchickte mit doppeltem Fleiß ſein Tagewerk; er ſammelte mit aller Sorgfalt das Getreide auf allen Flecken, die er beſäet, ſammelte, ſo weit er konnte, die einzelnen Aehren, die aus Samen entſproſſen waren, der hie und da bei der letzten Ernte ausgefallen war. Jede Aehre, die er fand, betrachtete er als eine Gabe der Götter und brachte ſie ſorgſam heim. Wenn dann der Abend kam, ſo ſetzte er ſich vor ſeine Hütte oder an des Sees Rand und ward nicht ſatt zu ſchauen in des Sees wunderbares Zauberſpiel; denn von Jugend auf war ihm der See der Spiegel der Götter, in welchem er ihr Leben und ihr Wollen erſchaute. Als der Mond gefüllt über die Hügel ſtieg, Schatten und Licht ſo wunderſam zuſammenfloſſen, ſo ſah er, wie über den See ein zierlicher Bogen ſich ſpannte in zarter Farbenpracht, ein Brautkranz aus den Lichtern des Himmels geflochten. Spiegelhell lag der See, in deſſen Tiefen ſchien es zu flüſtern, ſüß und hold, wie Liebesgeflüſter, freudiges Wiederſehen, trauter Weſen freudiges Geſpräch. Vom Himmel nieder flogen goldene Boten, aus des Sees geheimnißreichem Schooſe

heraufzurufen Hertha, die göttliche Jungfrau, der Menſchen mütterliche Göttin.

Hertha vernahm den Ruf in ihrem goldenen Schloſſe, ein mächtiges Rauſchen verkündete das Nahen der Göttin. Zum ſilbernen Wellentanze erhob ſich das Waſſer im See, höher röthete der Brautkranz ſich, enger floß er zuſammen, und in des Sees Mitte begann es zu funkeln und zu ſtrahlen, als ob die Tiefe des Sees eine neue Sonne geboren und dieſe heraufſteige, groß und golden, in ihrer himmliſchen Majeſtät.

Da ſtrömten nie gehörte himmliſche Töne über die Wellen, fächelten ſüß und leiſe den alten Liebling der Götter, den ſtaunenden Druiden an, goſſen über ihn die Fülle unausſprechlicher Wonne, ſchloſſen ſeine Augen mit zartem Wehen, denn kein ſterblich Auge durfte belauſchen der Götter Freudenfeſt auf offenem unverhülltem See. Das Auge der Sterblichen, welches offen war überm See in ſolchen Stunden, erblindete im Tode; aber ihres Lieblings Tod wollten ſie nicht, ſein Auge ſollte noch Anderes ſchauen. Aber wie die Götter nie etwas nahmen, ohne etwas zu geben, nie ſich freuen, ohne die armen Sterblichen aus dem Becher ihrer Freude mit Wonne zu beſprengen, ſo ſchloſſen ſie wohl des Greiſen Augen, damit er ihre Herrlichkeit nicht ſehe, aber in ſeine Seele ſandten ſie Bilder und Träume, in denen er den Tod nicht fand, ſondern neues Hoffen, Verheißungen der Götter über ſeines theuern Landes ferne Zukunft.

Verſchwunden waren ihm des Sees erblühende Herrlichkeit, der ſtrahlende Brautkranz, die aus dem See ſteigende Sonne, der volle Mond am Himmel; eine veränderliche Nacht umfing ihn. Zuerſt war ſie ſchwarz; nirgends erglänzte ein Licht, der Sturm heulte durch die Bäume, er wühlte in den Wellen. Dann ſchwieg der Sturm, die Wolken brachen, Sterne erglänzten am Himmel, Lichtlein ſchimmerten durch die Nacht, Kähne rauſchten über den See, wie Fiſcherruf er-

klang es von den Ufern her. Neues Leben fühlte er durch ſeine Seele ſtrömen, als er die Zeichen, daß wieder Menſchen lebten im Lande, erkannte. Hell auffjauchzen wollte er, aber ſeltſam ſchwer war ihm die Zunge, er vermochte es nicht, er wollte gehen und ſchauen, aber träge wie gebunden waren die Glieder, ſie verſagten ihm den Dienſt. Lange ſah er Näheres von dieſem neu ſich kündenden Leben nicht, denn lange weilte die Nacht, der Morgen wollte nicht kommen. Brandwolken ſah er wohl, gewaltiges Streiten nahte ſich ihm, wilde Roſſe ſausten an ihm vorüber. Er dachte an die Germanen, und ob ſie Beſitz nehmen wollten vom Lande, in das ſie ſich nicht gewagt, ſo lange in ſelbigem die Helvetier wohnten. Aber er ergründete es nicht.

Da ſtieg unten, wo der See ſich mündet zu raſch ſtrömendem Fluſſe, ein Licht empor, hoch und wunderbar. Hoch über die andern Lichter erhob es ſich, der Sonne war es ähnlich, Strahlen ſtrömten von ihm aus nach allen Seiten und hell und licht ward es überall. Ein junger Morgen ſchien erwacht; aber es war nicht das Licht der Sonne, das ihn brachte, es war ein anderes Licht, und dieſes Licht blendete ſein Auge, es ertrug daſſelbe nicht, und es war nicht die Sonne, welche es ſpendete; von einer goldenen Kugel ſtrömte es aus. Die Kugel trug ein Kreuz, welches bis in den Himmel reichte. Bald darauf ſah er im Oſten aufſteigen die rechte Sonne, deren Licht er ertragen mochte, und in deren Licht konnte ſein Auge den See wieder ſchauen, konnte erkennen des Landes neue Geſtaltung. Dort unten am See erglänzte ihm noch die goldene Kugel, des ſtrahlenden Kreuzes Trägerin. Sie ward getragen von hohem Thurme, der aus wunderherrlichem Gebäude, wie er nie eins geſehen, nie eins geträumt, gen Himmel ſtrebte. Von einer mächtigen Stadt war das Haus umgeben, und ähnliche Häuſer mit hohen Thürmen und goldenen Kugeln ſah er jetzt auch rings am See, ſah viele Dörfer, gewaltige Schlöſſer, ſah den Weinſtock

grünen, ſah herrliche Bäume blühen. Er glaubte, er ſei verſetzt in das fremde Land, das zu ſuchen die Seinen fortgezogen; aber wohl bekannt war ihm jede Bucht am See, jeder Hügel an deſſen Ufern; es war ſein und ſeiner Väter Land. Ein fremdes Volk hatte es alſo in Beſitz genommen, genoß deſſen Lieblichkeit und Reichthum; ſo dachte der Greis und die Wolke der Trauer wollte ſteigen über ſeine Seele. Da ſah er große Schaaren wallen aus den Häuſern, die er nie geſehen; und dieſe Schaaren waren nicht eingebrochene Feinde, er kannte ſie wohl, ſie trugen alle ſeiner Enkel Züge, ihre Herzen ſah er ſchlagen auf althelvetiſche Weiſe. Die frommen Schaaren ſah er ſich wandeln in kühne Kriegerhaufen, ſah ſie kämpfen und ſiegen, wie er die Helvetier kämpfen und ſiegen geſehen hatte in hundert Kämpfen am Rheine, in der großen Römerſchlacht am Lemanerſee; Helden ſah er, den Beſten gleich, die mit ihm gelebt, und voll Krieg ſah er den See, wie er es nicht erlebt. Dann kam aber auch der Friede wieder, friedliche Schiffe bevölkerten den See, es wuchs die Stadt, es mehrten ſich die Dörfer, es häufte ſich der Reichthum; es ſtrichen wohl Wolken über den Himmel, es ging aber doch die Sonne nicht unter. Wenn auch Nebel fielen, Rauchwolken emporſtiegen, bald löſte ſich der Nebel, bald ſchwand der Rauch, in neuem Glanze brach der Tag wieder hervor, und immer blühender, in unausſprechlich mannigfachen Bildern breitete vor dem Greiſen das Land ſich aus. Was dem Verſchmachtenden das Waſſer iſt, Troſt dem Verzweifelnden, das waren dieſe Bilder dem glücklichen Oberprieſter; in ihnen las der Götterkundige die Verheißung, daß er nicht alleine bleiben werde, nicht öde das theure Land, daß Kinder ihm wiederkehren, daß Geſchlecht um Geſchlecht eine immer blühendere Heimath hier finden, daß der Götter Huld und der Kinder Muth aus dieſem Lande ſelbſt das geträumte Land ſchaffen werden. Dieſe Verheißung träufelte die reinſte Freude in ſeine Seele; hoch gingen die Wellen der ſüßen

Wonne, und je seliger es ihm ward in seiner Seele, um so mehr verschwanden ihm die einzelnen Bilder in entzücktes Schauen, zu dem er auch später nie die Worte fand.

Wiederum ward es ihm, als blende ein unaussprechlicher Glanz sein Auge; er wollte es schließen; er konnte es nicht, er rang darnach immer ängstlicher, und wie im Traume ein solches Ringen zum Erwachen führt, so ging, während das Auge des Traumes sich schließen wollte, sein leibliches Auge ihm auf. Um ihn war es heller Tag, mit dem Nebel kämpfte die Sonne, und vor ihm stand ein Wesen, und lange wußte er nicht, war es ein Wesen dem Himmel entstiegen, oder den dunkeln Gründen, in welchen die neckischen Geister wohnen, wußte lange nicht, sah er es im Traume, sah er es im Wachen. Ein Weib war's, arm und blaß, abgezehrt, ein Kind lag an ihrer Brust; es weinte bitterlich und streckte dem Greise die Hand entgegen. Es dämmerte in Schwito's Seele, Erinnerungen stiegen auf, plötzlich flammte das Erkennen durch seine Seele: es war seines Enkels Weib, das vor ihm stand, so bittend und abgezehrt. Da ward die Freude unendlich in seiner alten Brust, er hob seine Hände bebend zum Himmel auf, und dankte den Göttern, daß sie sein Sehnen erhört, daß sie Menschen ihm wieder gebracht in seine schaurige Einsamkeit, daß sie in Brand und Schlacht die Seinigen ihm bewahrt. Dann herzte er Mutter und Kind, geleitete sie sonder Frage nach Schicksal und Weg in seine Hütte, und diente der armen Mutter mit Speise und Trank, wie der Priester der Göttin dient, der Sklave seiner Herrin. Trotz dem bittern Hunger, der ihr aus den Augen sah, nährte das Weib zuerst das lechzende Kind an ihrer Brust, wo es längst keine Nahrung fand, nährte es unter heißen Thränenströmen, als sie die gierige Hast sah, mit welcher dasselbe die süßduftende Milch genoß. Dann kam es wie ein Lächeln auf sein blasses Gesichtchen, und zufrieden lehnte es sein Häuptlein an der Mutter treue Brust zum süßen Schlafe. Allmählig versiegten

auch der Mutter Thränen, sie langte nach Speise und Trank und schmerzlich sah der Greis, wie sie Speise und Trank genoß in der Gewohnheit, die nach jedem Bissen, nach jedem Trunk zitternd das Mindern sieht und zitternd überlegt, ob wohl noch ein Bissen, noch ein Trunk sich zu gönnen, oder der Rest zu sparen sei auf den folgenden Tag. Mit weichen Worten mahnte er, sich nicht zu kümmern ums Abnehmen, zu essen und zu trinken nach Herzenslust; wo das, was sie genieße, gewesen sei, da sei die Fülle für manchen Tag, für manches Jahr. Da überwältigte sie aufs neue der Schmerz, als sie von dieser Fülle hörte und der ausgestandenen Noth gedachte, wo ihr Leben so oft am Finden einer Wurzel hing, an einigen wilden Beeren. Als sie das Haupt wieder hob, das Augenlicht durch die Thränen drang, stand groß und schön und goldgelockt das zurückgelassene Kind in der Thüre der Hütte, betrachtete staunend die unerwartete Erscheinung mit keckem Auge. Es kannte die Mutter nicht, so blaß und so hager; scheu umging es sie, wie ein fremdes Wesen, von dem man nicht weiß, ob es Gutes oder Böses bringt. Als der Großvater ihm die Mutter nannte, sah es mit großen Augen sie an; man sah in seinem Gesichte das Widerstreben, in diesem Bilde des Jammers die Mutter zu erkennen, und nur von ferne reichte es ihr die Spitzen seiner Hand. Das Gefühl des Wandels, wie es gewesen und jetzt war, kam aufs neue über die Mutter, als sie sah, wie fremd sie dem eigenen Kinde geworden, und mit neuem Schmerze mußte sie die Buße zahlen für ihre, für des ganzen Volkes Verblendung. Doch allmählig tauchte im Kinde die alte Liebe wieder auf, die alte Traulichkeit, und die Mutter gewann die Sprache wieder, und konnte den Göttern danken, daß grade das Kind, welches sie sich verloren geglaubt, so bitterlich beweint hatte, ihr erhalten worden, während alle, welche mitgekommen waren, ihr verloren gegangen. Und das Weh um die Verlornen rang mit der Freude über das Wiedergefundene, wie so oft

die Sonne ringt mit dem ſchwarzen Wolkenberge, der den Himmel für ſich alleine will. Aber es behauptete das Lebendige ſeine Rechte und feſſelte der Mutter Seele an die freudige Gegenwart, ſprang ſpielend um ſie her, wies ihr ſeine Künſte vor, zeigte ſeine ſo wunderbar geſteigerten Kräfte und tröſtete die Mutter, wie nur ein Kind zu tröſten vermag. Allmählig ſchlich ſich ein ſüßes Behagen ein, die Ruhe nach ſo langem Wandern, die üppige Speiſe nach ſo langem Hungern, das Bewußtſein, bleiben zu können, ruhen zu können, nicht weiter ſchleppen zu müſſen den matten müden Leib, der freundliche Troſt, des Greiſen mildes Wort, des Kindes wilder Jubel, nach ſo langem Wandern in gegenſeitiger Gefühlloſigkeit, wo, je mehr der eigene Jammer ſtieg, um ſo mehr das Gefühl für Anderer Jammer erloſch. Alles dieſes füllte des Weibes Seele mit dem unausſprechlichen Gefühle, das keinen Namen hat, das aber auch keine Worte hat, das nur im feuchten Glanze der Augen den Göttern Zeugniß bringt von der ſtrömenden Quelle des Dankes, welche im Herzen aufgebrochen iſt. So iſt's wohl einem Schiffer zu Muthe, dem der Sturm ſein Schiffleiu bricht, den die Wellen verſchlingen, bewußtlos ans Ufer werfen; und das Leben, das er in den wilden, wüſten Meeresſchoos verſinken gefühlt, iſt nicht verſunken, es kehret wieder, es rieſelt durch ſeine Glieder, er öffnet die Augen, auf ſicherem Lande liegt er, und wo er liegt, iſt nicht wüſtes Land, theilnehmende Menſchen umringen ihn, laben ihn. Aber viel ſeliger war die Mutter; denn am ſichern Ufer fand ſie ein verlornes Kind, und das Kind bot ihr Labung und Stärkung, und ihr Erwachen war nicht ein Erwachen aus bewußtloſer Ohnmacht nach kurzer Friſt, ſondern es war ein Erwachen aus Monate langem, mit allem Bewußtſein getragenem Jammer, ein Emportauchen aus des Elends Nacht, in welchem ſie in unnennbarem Schmerz viele, viele Tage lang verſenket war.

Weder der Greis noch das Kind frugen nach den ver-

gangenen Tagen, nach den verlorenen Ihren. Das Kind lebte der Freude der Gegenwart, der Vergangenheit gedachte es nicht; des Greisen Herz war der Freude voll, labte sich am Schauen der theuren Gäste, am Gedanken, nicht mehr alleine sein zu müssen in der schaurigen Oede, strömte über im Dank gegen die Götter; und wie man Todte nicht eigenmächtig aus den Gräbern rufen soll, wenn man sie nicht verderbend im Leben haben will, so wollte er auch nicht das Erlebte herausrufen aus des Weibes Seele, damit es nicht zerstörend trete in die beginnende Freude. Er wußte auch, daß wenn die Seele in die Gegenwart sich gelebt, die Vergangenheit von selbst sich lösen werde aus ihrem Grabe, und hervortreten werde als ein Schatten, der dahin fährt sonder Macht und Gewalt. Er hieß beim Kinde die Mutter ruhen, und bald umfing auf dem lange entbehrten weichen Lager der milde Schlaf die matten Glieder, und lange schlief sie, der Hunger weckte sie nicht, das Heimweh jagte sie nicht ruhelos weiter, sie war daheim.

Schon weit über des Sees Mitte stand die Sonne, warm und lustig sich spiegelnd in dessen dunkler Fläche; in duftigem Hintergrunde ragten in ihrer heitern Schöne die Berge hoch empor über Land und See, als das Weib aus der Hütte trat. Staunend stand sie unter derselben und feierte ein zweites Wiedersehen, das Wiedersehen der Heimath. Erst jetzt waren für sie ihr die Augen aufgegangen, erst jetzt sah sie ihre wunderbare Pracht, und zu weiten Pforten zog die Freude bei ihr ein, und mischte sich mit der Wehmuth, ein solches Land verlassen zu haben, wie es keines gab auf Erden, vertauscht zu haben mit den sandigen Steppen, in deren tödtendem Einerlei ein gesundes Auge erblinden muß. Vom wilden Kinde umgaukelt, von lustigen Rüden, die der Menschen Freude theilten, umsprungen, vom Greise mit neuem Willkommen begrüßt, konnte Hulda ihr Auge doch nicht abwenden von der lieblichen Herrlichkeit ringsum, und Thränen rannen wieder durch die Furchen ihrer Wangen.

„Als wir fortzogen, weinte ich auch, begann Hulda, ich unter Tausenden vielleicht alleine, doch nicht um die Heimath und das Kind, das uns verließ. Ich haderte mit dem Manne, daß er es nicht mit Gewalt genommen, ich zürnte mit mir, daß ich es nicht gethan, ich wäre zurückgerannt, hätte das äußerste versucht, wenn man mich nicht mit Gewalt gehindert. Meine Thränen verrannen, ich horchte wie die Andern mit thorrechter Freude den goldenen Träumen von dem Lande, welches niemand gesehen, aber Alle zu erzählen wußten. Zwischen die Träume hinein kamen neue Züge aus andern Thälern, kam mannichfacher Wirrwar und manche Flamme leckte wild und ungezügelt, Verderben drohend, über unsern Weg, mitten durch die schönsten Träume, als ob sie dieselben verzehren, den Weg aus unserm Lande uns versperren wollte. Aber der Götter Winke, wie feurig sie auch sein mögen, sieht der verblendete Mensch nicht.

„In beständigem Taumel von Neuem und Ungewohntem, von Mühen und Ergötzen zogen wir manchen langen Tag bis an den Lemanersee, zogen an dessen Ufern manchen Tag, bis wir an sein Ende kamen. Dort steht eine Stadt, ein wilder Fluß strömt daraus, grade wie dort unten der Fluß aus diesem See. Aber dort, wo wir hinkamen, war alles größer und wilder, Berge, Fluß und See; und enge wird es dort, und es ist die Stadt fast wie ein Thor zwischen unserem Land und einem andern Lande. Mir aber gefiel es nicht, und enge ward es mir ums Herz. Dort mußten wir halten, weil man einen freundlichen Durchzug, den Krieg meiden wollte. Da gab es einen langen Aufenthalt, aber Schlimmes dachte lange niemand, weil man nichts Schlimmes im Sinne trug. Ein Mann aus dem Römer Volke war dort, Julius Cäsar hieß man ihn, Statthalter der Römer war er. Das war ein hinterlistiger kühner Mann, gleich tapfer mit dem Schwerdte, wie mit der Lüge. Freundlich empfing er unsere Gesandten, gab die beste Hoffnung,

schützte sich aber mit der Lüge, daß er erst von Rom die Erlaubniß holen müsse zu unserem Durchzuge. Vierzehn Tage hielt er mit dieser Lüge uns hin. Anfangs nahm man sie hin ohne Verdacht, aber bald entstand große Unzufriedenheit. Die Ungeduld kam über die Jungen und Kriegsdurstigen, sie wollten drauf, die Alten hielten zurück mit dem gegebenen Worte, welches die Holdseligkeit des falschen Mannes ihnen abgelockt. Der Helvetier Sitte sei es, Treue zu halten, sagten sie, und dem Zuge, der mit Treubruch begonnen, würden die Götter ein schrecklich Ziel setzen. Die Jungen ließen sich halten, aber in großem Zorne.

„Ob diesem Zögern würden der Väter schneeweiße Bärte blutroth werden, sagten sie; Thorheit sei daß ein ganzes Volk, wenn Leben und Wohlfahrt auf dem Spiele stehe, halten solle, was ihrer zwei thorrechter Weise versprochen. Die Alten aber rühmten der Helvetier Kraft und Macht, die jetzt und in vierzehn Tagen die gleiche sei, rühmten die lange Rast vor dem langen Zuge, legten dar, wie Menschen und Vieh sie bedürften. So legten sie Zaum und Gebiß in den Zorn der Ungeberdigen; des römischen Mannes Tücke und Tapferkeit kannten sie nicht. Dieser Stein im Wege, das lange Halten, machte manches Herz unruhig. Sehnsucht nach der Heimath erwachte bei den Einen, trübe Ahnungen bei den Andern. Seltsame Stimmen hörte man in den Nächten, seltsame Zeichen sah man am Himmel, nirgend hörte man der heimischen Götter bekanntes Rauschen im Hain und See. Dich mißte man allenthalben, deines Widerspruches gedachte man, deine Gesichte erzählte man sich von Mund zu Mund; oft suchte man dich, Männer aus andern Gauen fragten nach dir. Alle wurden traurig, wenn sie dich nicht fanden und manche Seele muthlos im Stillen. Greise und Mütter weinten viel im Verborgenen, während die Kinder fischten im See und stritten mit fremdem Vieh und fremden Kindern; die Jünglinge streiften wild herum, die Männer stritten, aßen und tranken, und ein

großer Theil unſerer Vorräthe ward verzehrt in dieſer müßigen Zeit.

„Da kam der Tag der Antwort. Zum Aufbruch war Alles gerüſtet. Aber ſie kam höhniſch, trotzig und nicht von Rom, ſondern von dem Manne ſelbſt, der in heuchleriſcher Wohlmeinenheit den Aufſchub geſucht hatte, um Krieger herbei zu ſchaffen, mit Mauern und Gräben uns den Weg zu ſchließen. Als er Krieger und Mauern hatte, wie er ſie wollte, ſpottete er unſerer.

„Als dieſe Antwort kam, loderte die Wuth im Volke empor, die du wohl kennſt; die Führer, kaum ihres Lebens ſicher, wurden mit Schmach überſchüttet und ohne Säumen ward der gewaltſame Durchbruch verſucht. Doch umſonſt. Der reißende Fluß deckte Graben und Mauer, Graben und Mauer deckten die feindlichen Krieger, durch die dreifache mächtige Wehr vermochte die Wuth unſerer Männer nicht zu brechen; manches Hundert verſchlang der Fluß, andere Hunderte der Tod, endlich ſuchten wir einen andern Weg. Wir fanden ihn durch die Klüfte des blauen Berges, aber es war ein ſchwerer wilder Weg, und manchen langen Tag mußten wir ihn ziehen. Wild und waſſerarm war dies Land, tauſendmal ſchöner war es daheim. Wagen brachen, die Wege ſtopften ſich, die Vorräthe waren aufgezehrt, die Heerden wurden geſchlachtet, Stück für Stück, hungrige Kinder wimmerten, verlaufene ſchrien Tagelang, jammernde Mütter ſuchten verlorne Kinder oder Speiſe für hungernde, es ſtritten die Männer um Weg und Wagen, redeten trotzig auf gegen die Führer und die größte Mühe hatten die Prieſter, Friede zu ſchaffen und die Hoffnung zu erhalten durch günſtige Zeichen. Als wir ſelbſt nichts mehr hatten, mußten wir von Andern nehmen. Da Nebenzüge zu gefährlich waren, mußten wir nehmen was zunächſt am Wege lag, mußten es nehmen von unſern Freunden, welche den Durchgang uns geſtattet. Dieſe wurden darum unſere Feinde, ſchrieben der Bosheit zu, was

Noth war, lockten auf unſern Weg den treuloſen Römer, der ſchlich uns nach wie ein hungriger Wolf hinter der Heerde ſchleicht. Er hatte ein mächtiges Kriegsheer zuſammen gerafft, hatte Hülfe von den meiſten galliſchen Stämmen, und doch wagte er nicht die Stirne uns zu bieten, in der Hinterliſt lag ſeine Kraft.

„Wir kamen endlich ins weite Land, an weite Flüſſe. Die rauſchenden Flüſſe, die trotzigen Berge der Heimath mißten wir immer mehr; der Mangel nahm zu; der Feind ſchlich uns immer gieriger nach und ließ ſich doch immer weniger faſſen. An einem der ſchleichenden Flüſſe lagen wir manchen Tag, und langſam mit großer Mühe ſetzten wir über. Fährte war keine, die Ufer ſteil und der Männer einer Theil mußte Speiſe zuſammentreiben, der andere den Wolf hüten, der ſo lauernd uns nachſchlich. Wie das Raubthier die Zurückgebliebenen zur Beute ſucht, oder auf die Hinterſten der Heerde fällt, ſo that auch der Römer. Der größte Theil des Volkes war über den Fluß gezogen, nur ein Theil unſeres Gaues lag noch am jenſeitigen Ufer, da brach in dunkler Nacht der Römer plötzlich ins Lager, erſchlug in Nacht und Ueberraſchung viele Schlafende, doch als der Tag anbrach und unſere Krieger ſich zuſammenfinden konnten, da ließ er ab und die übriggebliebenen Krieger retteten Weiber und Kinder über den Fluß. Als wir von den unglücklichen Ufern zogen, war der hinterliſtige Feind wieder hinter uns, wo wir ſo lange verweilt hatten, ſetzte er in einem Tage über. Denn zu ſeiner größern Kunſt konnte er die ungetheilte Kraft ſetzen; er hatte weder Speiſe zu ſammeln, noch einen Feind zu hüten. Wo wir mit Flößen langſam uns behelfen mußten, ſchlug er Brücken in unglaublicher Eile. Als man ihn wieder auf unſern Ferſen ſah, wollte man ihn ſtrafen, wollte man die Unſern rächen; allein er ließ ſich nicht faſſen, vor Wenigen der Unſern floh ſeine ganze Reiterei, ſeine eigenen Leute hielt ſein erſchrockenes Auge für Feinde. Setzten wir unſern Weg fort, ſo ſchlich

er uns wieder nach; endlich, plötzlich wandte er ſich von uns ab. In voller Haſt jagten die Unſern ihm nach, ſie dachten nur an Rache, nicht an Hinterliſt. Da ſtand der, den ſie in vollem Rückzug glaubten, plötzlich wohl geordnet und wohl geſtellt, vor den Unbeſorgten, fiel von einem Hügel herab mit dem ganzen Vortheile, welchen beſondere Vorbereitung giebt. Dieſen Vortheil glich die Wuth der Unſern aus: ſie wichen nicht. Die Schlacht entbrannte; ſie kämpften Helden gleich in ungünſtiger Stellung mit nachtheiligen Waffen, bis der Zug der Wagen aus dem Gedränge war und ſeitab in Sicherheit ſtand. Dann ſuchten ſie einen günſtigern Boden, ſuchten mit ungetheiltem Auge die Vortheile der Schlacht. Wir ſahen die Schlacht von unſern Wagen herab und freuten uns unſerer Männer, unſerer Söhne, ſie ſtritten als die, welche nichts fürchten, aber alles gewinnen wollten. Sie fochten mit gleichem Muthe den ganzen Tag. Keiner floh, keiner wankte, aber mit Schrecken ſahen wir, wie der Tod ihre Reihen lichtete, wie Rüſtung und Waffe den Römern das Uebergewicht gab über der Unſern Kraft und Kühnheit. Schwere Rüſtungen hatten die Römer, aber leichte Waffen. Die meiſten der Unſern fochten ohne Rüſtung, unbeſchützt, aber mit ſchweren Waffen. Im Gedränge konnten ſie dieſe nicht ſchwingen, nicht gebrauchen, waren ſich ſelbſt im Wege oder verwundeten einander ſelbſt mit dem langen Schwerdte und ließen ſie es fahren, wollten den Römer mit den Händen faſſen, zu Tode würgen, ſo war unterdeſſen der nackte Leib hundert Streichen ausgeſetzt, hundert Dolchen handrecht. So wüthete der Tod ſchrecklich unter den Unſern, aber keiner wich, keiner ſah zurück. Da ſank die Sonne, vom Zuſehen war ſie müde, denn zwölf Stunden hatte man auf gleichem Flecke geſtritten und zum blutigen Sumpfe war der Fleck geworden.

„Jetzt riefen unſere Führer ab von der Schlacht, denn es wollen ja die Götter nicht, daß Schlachtgetöſe ſtöre die heilige Ruhe der Nacht. Die Einen wandten ſich nach der

Wagenburg zu unſerem Schutze, die Andern lehnten ſich an einen Berg zum Schutze des Weges, auf dem wir zur Schlacht gekommen, auf dem wir aber auch weiter wollten. Matt von zwölfſtündigem Blutkampf, von langem Hunger, waren Alle, wundvoll die Meiſten, aber Alle waren noch geſunden Herzens und die Muthloſigkeit nicht eingeſchlichen; ſie dürſteten nach Rache und waren auf morgen des Sieges gewärtig; auf ihre Kraft trotzten ſie; und was hülfe den Römern Waffe und Rüſtung, wenn ihre ſchwächere Kraft erloſchen war, ſo ſagten ſie. Sie täuſchten ſich, wie der Zuverſichtliche nur zu leicht eine ſchlechte Rechnung ſtellt.

„Das Dunkel der Nacht hatte ſich zwiſchen uns und den Feind geſenkt, aber ein reges Leben waltete im Wagenring. Die Krieger erquickten ſich an Speiſe und Trank; wir wuſchen ihre Wunden und ſtärkten ihre Seelen mit lobpreiſenden Worten, die vielerfahrnen Greiſe gaben ihre Räthe, die Kinder ſchärften die zerhauenen Waffen, ſelbſt die Hunde kauerten zu den Füßen der Krieger, mit denen ſie geſtritten und harrten der Biſſen aus gütiger Herrenhand. Die wildeſten der Buben krochen aus dem Ringe, ſtreiften durchs dunkle Feld; es war unſer Glück, wir meinten es wenigſtens. Sie wurden es inne, daß der tückiſche Feind heranſchleiche zum Ueberfall, brachten flüchtigen Fußes die Kunde. Da juckte Alles nach den Waffen, im Augenblick waren die Wagen beſetzt, die Zwiſchenräume geſchloſſen, Alle des Feindes gewärtig: wir Weiber ſtellten uns neben die Männerwagen: die Kinder ſtahlen Waffen und krochen zwiſchen die Räder. Der Feind ſchlich heran, dem Wolfe gleich, ſprang gierig auf die erſehene Beute, aber blutig ward er empfangen, blutig zurückgeworfen. In der Mitte des Ringes, dem Feinde zu, ſtand an gewohnter Stelle der Göttin Wagen, emporragend über Alle; auf ihn war die Kraft des Feindes gerichtet; aber von ihm herab ſtritten die Druiden mit altgewohnter Sicherheit, mit angeſtammtem Heldenmuthe und unter ihm und neben ihm ſtritten Kinder

und Mädchen todtbringend und der Väter würdig. Umsonst stürmte der Feind, aber immer setzte er wieder an und wir erfuhren die Hartnäckigkeit der Römer, von der wir oft gehört, die im Ausharren den Sieg sucht. Indessen hätten sie doch ihre Leiber lassen müssen in blutigem Felde, und der folgende Tag hätte uns als Sieger gefunden, wenn nicht jener tückische Mann sein Werk vollendet, den Untergang über uns gebracht hätte.

„Neue Schaaren sandte er bewaffnet mit tausend Feuerbränden. Neben meinem Manne hatte ich gestritten, der aus mancher Wunde blutend deiner würdig war, mit meinem Schilde ihn gedeckt, hatte Söhne fallen sehn, Kinder unter die stürmenden Krieger kriechen mit blankem Messer, ich hatte fortgestritten, ausgehalten. Da ergriffen mich die Wehen, ich wollte sie nicht achten, sie warfen mich nieder. Mein Mann sah meine Noth, trotz meinem Sträuben hob er mich vom Wagen, trug mich zu den Feuern in der Mitte, wo die Mütter kochten und Sterbende pflegten. Die Mütter nahmen sich meiner an, ich aber bekümmerte mich nicht um mich, mein Auge hing am Streite, heftete sich an den Wagen, wo mein Mann wieder stritt, wo Divikо einem Götterbilde gleich die Schlacht lenkte. Da sah ich die Brände fliegen in unsere Wagen, sah einen hier Feuer fassen, einen andern dort, sah Flammen lodern, eine nach der andern, immer mehrere. Ich wollte auf, wollte zum Feuer, wollte zur Schlacht, aber ich konnte nicht und man ließ mich nicht, ich litt unaussprechliche Pein. Mit neuer Wuth stürmten die Römer, aber mit gleichem Muthe standen die Unsern in der gedoppelten Drangsal; es stritten nicht nur die Krieger, es stritt das ganze Volk; mit gleicher Freudigkeit trotzte Kind und Greis dem Tode. Des Feindes hätten sie sich erwehrt, aber das Feuer vermochten sie nicht zu dämpfen, die Wagen konnten sie nicht mehr halten. Da gebot Divikо, als in den Wagen kein Schutz mehr war, sondern nur Tod, vom hohen Wagen über die Schlacht, daß der eine Theil sich opfere, damit der andere sich rette.

„Zum Berge hin ſollten die Einen ziehen, wo ein Theil der Unſern durch einen Hügel geſchützt, unſern Weg bewachte, aber im Dunkel der Nacht, im unbekannten Lande, den Brüdern, welche ſie wohl in großer Ferne in Kampf und Feuer ſahen, nicht zu Hülfe kommen konnten; den Berg konnten ſie nicht laſſen, und was zwiſchen ihnen und den Brüdern laure, wußten ſie nicht.

„Mißmuthig ſprangen die Krieger, denen es geheißen ward, von den Wagen. Die Mehrzahl harrte aus oder ſtürzte, um uns zu ſichern, in den Feind. Der Hülfloſen große Schaar, von den Kriegern gewahret und geſchirmt, wandte nach dem Berge ſich ungeſtört, die Römer vermochten ihre Kraft nicht zu theilen. Mich ſchleppte man mit: mein Kind war geboren; ich achtete es nicht, ich wollte nicht mit, wollte zu unſerem Wagen, zu meinem Manne, zu meinen Kindern, wollte mit ihnen ſterben, aber ich war meiner nicht mächtig, ich mußte mit, aber wenden konnte ich mein Auge nicht vom flammenden Wagen, von welchem herab, Göttern gleich, die Druiden ſtritten in ihren weißen Gewändern. Die weißen Gewänder ſah ich zu flammenden Gewändern werden, ſah über allen Diviko gebietend glänzen durch die Nacht, ſah die Wogen der Schlacht am flammenden Wagen ſich brechen, ſah Schaar um Schaar der ſtürmenden Römer unter ſeine Räder fallen. Da ſahen meine Augen das Heldenbild, das über der Schlacht zu thronen ſchien, zuſammenbrechen, verſinken in die Flammen, ſah wie auch der Wagen in Flammen zuſammenbrach, eine Feuergarbe mein ganzes Haus verſchlang; da aber brach auch mein Herz zuſammen, mein Auge erloſch, aus meiner Seele wich das Bewußtſein.

„Morgen war es, als die wärmende Sonne mein erſtarrtes Leben weckte, Regung mir wieder in die Glieder kam, das Auge ſich aufſchloß; vor mir ſah ich das rauchende Blutfeld; um mich war Heulen und Weinen. Die größere Zahl und die Erſten und die Beſten des Volkes waren unten auf den

zwei Schlachtfeldern erſchlagen oder verbrannt, hier oben waren Weiber, Greiſe, Kinder, verwundete Krieger; gering war die Zahl der Streitbaren. Und doch wollten dieſe neu an den Feind, wollten die Ihren rächen oder bei ihnen erſchlagen bleiben; der Sieg ſchien ihnen nicht ſo ferne, denn drunten in blutigem Leichenfelde lag auch der Feind einem geſättigten Raubthiere gleich, blutend, träge, geſchloſſenen Auges, der Ruhe bedürftig, nach neuem Kampfe nicht lüſtern.

„Vielen aber war in Angſt und Hunger der Muth gebrochen, und jeder von ihnen fand einen guten Grund, warum er heute nicht ſtreiten wollte. Die Einen wollten ihre Mütter retten, die Andern ihre Kinder, die Dritten wollten erſt Freunde ſuchen, ſich bei denſelben ſtärken und erholen zu deſto blutigerer Rache. Speislos und ſchirmlos ſei eine neue Schlacht ein muthwilliges Opfern, und wenn man einmal todt ſei, ſo ſei die Rache auf immer dahin. So redete die Mehrzahl und wenn auch Andere ſagten: mit uns erhole ſich auch der Feind, wer beſſere Freunde im Lande habe, hätte man bereits erfahren, das nicht Ablaſſen vom Feinde hätte den Römern den nächtlichen Sieg gegeben, wenn wir ſie jetzt überfielen, wie ſie die Unſern in der Nacht, ſo wäre unſer der Sieg, denn jetzt wären ſie matter als wir. Aber der Muth, der auf einen Wurf das Letzte ſetzt, war dahin. Jammernd und weinend um die Gebeine der Unſern, die wir unbegraben auf der blutigen Stätte laſſen mußten, zogen wir vom Berge weg, armſelige Trümmer des blühenden Volkes, das den Tag vorher die Gefilde bedeckt hatte. So hatte in einem einzigen Tage unſere Herrlichkeit ſich gewandelt, unſere Hoffnungen ein blutig Grab gefunden. Jeden Augenblick mußten wir eines Ueberfalls gewärtig ſein; viele hofften ihn, viele zitterten vor ihm; aber der Wolf folgte unſerer Spur nicht. Er blieb mit halbgelähmten Gliedern unter den Leichen, die Reſte ſeiner Kraft wagte er nicht an unſere Verzweiflung; zur Tücke wandte er ſich wieder.

„Wir aber zogen, entblößt von allem, durchs häßliche Land, fanden keine Hülfe, keine Freunde, nicht einmal Waſſer für den brennenden Durſt der Matten und Wunden, wir hatten nichts mehr als das Gefühl, daß wir verlaſſen ſeien von den Göttern und von den Menſchen, hatten nichts als die Rechnung über alles, was wir verloren, über alles, was wir an eitle Träume geſetzt, um Verzweiflung zu gewinnen. O Vater, da wurde dein Name oft genannt und die Stunde verflucht, wo thorrechtes Verlangen dir des Volkes Ohr verſchloſſen. Es wurde den Prieſtern geflucht, die nach des Volkes Willen die Zeichen gedeutet. Wohl ihnen, daß ſie in den Flammen ihre Schuld gebüßt, das Volk hätte blutige Rache genommen, daß ſie ihm zu Willen geweſen in ſeiner Thorheit, treulos an Volk und Göttern geworden; denn darum hätte man Prieſter, daß ſie den Willen der Götter verkündeten und nicht dem Willen der Menſchen ſich beugten. Da ward es mir zum Troſt, daß Mann und Söhne den kühnen Tod gefunden, auch ich hätte mir ihn gegeben, wäre bei ihnen geblieben, aber man ließ mich nicht. Nach und nach feſſelte mich auch das neugeborne Kind, das einzige, welches ich noch hatte, wieder ans Leben. So zog ich mit dem Volke, und das war ein gräßlich Ziehen in fremdem Lande, ohne Führer, ohne Freund, ſpeislos, ſchirmlos, Kinder tragend, Sieche ſchleppend, hinfällig Alle, hoffnungslos, verzweiflungsvoll, jeden Augenblick des Feindes gewärtig. Da erfuhren wir es, wie wandelbar die Gunſt der Menſchen iſt, und wie anders ſie ſind gegen ein mächtiges Volk als gegen eine ſchirmloſe Heerde. Ganz Gallien glaubten wir uns günſtig, alle den Römern feindlich; jetzt erfuhren wir den Werth der Menſchen Gunſt. Wohl legte niemand Hand an uns, aber auch niemand öffnete uns Hand oder Hütte, unangetaſtet ließ man uns ziehen, aber niemand gab uns Brod, niemand zeigte uns Waſſer, ja niemand zeigte ſich, gierige Hunde allein bellten an unſerem Wege.

„Kein Römer zog hinter uns her; der ruhte noch auf blutigem Felde; wie matt er geworden, wie tief der Sieg ſeine Kräfte erſchöpft, ſahen wir erſt jetzt; er erholte ſich, während unſer Elend jeden Tag wuchs; denn vor uns her waren ſeine Boten geflogen, hatten mit harten Drohungen uns die Herzen verſchloſſen, die Hände der verwandten Stämme gefeſſelt und des Siegers Wort fand offenere Ohren als der Jammer geſchlagener Freunde. Das waren ſchreckliche Tage, während welcher wir zogen durch heißen Sand, durch laubloſes Land, troſtlos, heimathlos, und kein Ziel im Auge, kein Ende unſeres Elendes, elende Trümmer vom Winde gejagt in uferloſem See. Zum Tode matt war ich, jeder Schritt eine Todespein, nichts lebte mehr in mir als der Schmerz und die Liebe zu meinem Kinde, dem Zeugen der ſchrecklichen Nacht. Und dieſes Kindlein wußte nichts von meinem Jammer, war heiter und froh, ſchrie nur, wenn ich nicht mehr ſtillen konnte ſeinen heftigen Durſt. Endlich erloſch uns allen aller Muth. Eines Morgens blieben wir liegen auf weiter Haide, was ſollte das Wandern ſonder Ziel? Es blieb uns nur das gedoppelte Ende, der Tod oder des Siegers Gnade; und warum in gräßlicher Pein noch länger fliehen wollen, dem man doch nicht entfliehen konnte. Das Ende wollte man, darüber war man einig, aber welches, darüber erhob ſich Streit. Die Kräftigſten wollten den Tod, die dem Tode am nächſten waren, des Siegers Gnade; das Leben war ihnen um ſo theurer geworden, je näher der Tod ihnen trat; die Letzteren gaben wiederum den Ausſchlag. Es wurden Boten abgeſandt; wir harrten der Antwort auf freier Haide unter glühender Sonne, ein ſterbend Volk, ſelbſt zum Weinen war die Kraft uns ausgegangen; wir lagen in ſtumpfer Betäubung, aus den Gliedern war die Bewegung gewichen, nur in den Herzen nagte fort und fort das Weh.

„Der Feind eilte nicht mit der Antwort; er ließ den letzten Funken der Kraft an uns erſterben, wie man auch dem

wilden Ur ſich nicht naht, ſo lange noch ein Glied an ihm ſich regt. Endlich kam er, es war ein ſchrecklicher Augenblick. Jetzt ſahen wir ihn mitten unter uns, den falſchen Mann, der unſer Grab gegraben, und keiner mochte ſich regen, mit einem Steine die ſtolze Stirne ihm zu zerſchmettern, zu durchbohren mit einem Pfeil das falſche Herz. Er mißhandelte uns nicht, aber er betrachtete uns mit Blicken, wie der Jäger ſie wirft auf das ſterbende Wild, das ſeine Kraft heiß gemacht, und wir ſahen dieſe Blicke, mußten ſie dulden, gebunden durch eigene Schwäche ihm zu Füßen liegend in heißem Sande. Wir, das ehemals ſo ſtolze Volk, das nie ſich gebeugt, vor dem Alle gezittert, gebrochen lagen wir zum erſten Mal zu eines Ueberwinders Füßen! Da fühlte jetzt Mancher, wie der Tod eine Wolluſt geweſen wäre gegen dieſe Schmach, aber zu ſpät war es jetzt.

„Er ritt durch unſere Reihen, betrachtete uns mit zählendem Auge, dann nahm er holdſelige Mienen an, machte uns mit ſeiner falſchen Freundlichkeit Vorwürfe über unſere Thorheit, erhob ſein Volk, nannte ſich unſern beſten Freund, verkündete uns als Zeichen dieſer Freundſchaft, als große Wohlthat, die Heimkehr ins Vaterland. Seiner Selbſtſucht den Schein des Wohlwollens zu geben, das Erhaſchen ſeines Vortheils Wohlthat zu nennen, das war ſeine Klugheit. Ein mattes Volk in unſerem Lande war ihm lieber als ein ödes Land, der ſchönſte Schlupfwinkel für die raubſüchtigen Germanen. Wir waren zu matt zur Freude, fühlten nur die Scham, gebeugt, geſchlagen zurückkehren zu ſollen, nachdem wir ſo ſtolz ausgezogen, ohnmächtig, hülfsbedürftig zurückkehren zu ſollen durch ſo manches Volk, welches wir ſonſt verachtet, das vor unſerem Namen ſchon gezittert.

„Sein Befehl ſchloß die Hände uns wieder auf, und nothdürftig geſtärkt, von den Römern geſchirmt, mußten wir wieder auf den Weg. Jetzt hatte dieſer Weg wieder ein Ziel, aber es war ferne, und Schreckliches war noch zu erdul-

den, gar viele erlagen. Wohl schirmte uns der Römer Wort gegen Mißhandlungen und das Nöthige sollten wir erhalten; aber den Hohn und den Schimpf hielt kein Römer von uns ab, und wie Hunden warf man uns das Befohlene vor, und ich mußte es essen, mußte es essen um meines Kindes willen! Gegen alles hatten wir keine Wehr, keine Rache; wir erfuhren es, was Ohnmacht ist. Je näher wir der Heimath kamen, um so deutlicher stellte sich uns vor unsere Augen, wie wir ausgezogen, wie wir zurückkehrten, wie im Lande es gewesen war, wie wir es finden würden, wir sahen das unübersehbare herrliche Volk in sprühender Kraft und jetzt das armmüthige Häufchen wankend am Stabe, und das Weinen verließ uns weder des Tags noch des Nachts. Und doch als wir zum ersten Male wieder die weißen Berge sahen hoch oben am Himmel und den blauen See, wo wir unser Land verlassen hatten; da kam leise wieder Freude in unsere Herzen, und wenn wir unsere Häupter auf die Erde legten, so war es uns, als legten wir sie in einer Mutter treuen Schoos. Nun begann trotz der Angst, wie wir es finden, wie es uns sein werde, ein Sehnen nach der verlassenen Hütte uns gefangen zu nehmen, zog uns schneller fort, je näher wir ihr kamen, und kräftiger schien unser Fuß zu werden, je heimathlicher die Luft ward.

„Nach und nach lichtete sich unser Häufchen; wir kamen zu den verbrannten Wohnplätzen, an vielen zogen wir vorüber, und es lebte niemand mehr von denen, die da gewohnt. An andern Stellen war noch jemand übrig! Wie weinte, wer zurückblieb, alleine, verlassen, in seinem Elende; wie weinte, wer daran dachte, daß bald auch an ihn die Reihe kommen werde, alleine weilen zu müssen auf verödeter Stätte! Mir einzig glimmte eine Hoffnung, die Hoffnung, Lebende zu finden und eine Hütte. Wie es mich so traulich anwehte, als ich die bekannten Berge erblickte, welche den See von dieser Seite umwanden, ich kann es nicht sagen, und hinter den Bergen

wohnte mir vielleicht noch ein Vater, noch ein Kind. Da hielt ich es nicht länger aus. Als nach kurzer Tagreise die Gefährten rasteten, trieb es mich weiter, ein heißes Sehnen hielt aufrecht meine wankenden Kniee, erhielt mir den Athem in der engen Brust. Wild war es überall, verwachsen fast bekannte Pfade. Als ich durch die Zweige streifte, als mein Fuß knisterte im Laube, kam neugierig näher manches sonst so scheue Thier, blickte mich mit freundlichen Augen an, als wollte es mich willkommen heißen, tanzte vor mir her, zeigte mir den Weg: so hatte ich es nie gesehen. Selbst der Eber, der bei mir vorbei sprang, schien mir weniger rauh zu grunzen, that mir kein Leid. Aber je näher ich dieser Stelle kam, um so weniger sah ich solches, um so dunkler ward es mir vor den Augen, eine unendliche Angst faßte mich, es kam mir immer deutlicher vor, daß ihr beide todt wäret oder fortgezogen und keine Hütte mehr da; die Kniee brachen, der Athem stockte. Ich erholte mich wieder, ich raffte mich auf, ich sah die Spitze der Hütte an der alten Stelle. Mit dem Reste meiner Kraft sprang ich auf den Hügel, da sah ich dich vor mir, liegend an des Hügels Rand, todt, wie ich meinte, sah nirgends mein Kind. Da zerrann mir Freude und Hoffnung, der Jammer der ganzen Zeit tauchte wieder auf, drängte sich zusammen in ein unendliches Weh, und das Weh legte zermalmend sich mir auf das Herz; der Athem fand keinen Raum mehr, des Todes Nacht dunkelte vor meinen Augen; da glänzten mir zwei Sterne in diese Nacht hinein, und diese Sterne waren deine Augen, welche aufgeschlagen auf mir ruhten. Du bewegtest dich, stundest auf; da weiß ich selbst nicht, wie mir ward. Noch lag lähmend auf mir der ungeheuere Schmerz, noch ward ich keines Lautes mächtig, aber doch kehrte mir das schwindende Leben wieder, es ward mir, als öffne sich ein erstickendes tödtliches Geschwür, als werde es mir weiter, leichter um das Herz. Strahlen der Freude zuckten durch den Schmerz, wie Blitze durch die Nacht. Aber wie nach schwar-

zer Gewitternacht wohl die Sonne kömmt, aber der Himmel nicht auf einmal rein wird, ſondern mit den Wolken die Sonne kämpfen muß, ſo ging auch mir nicht die volle Freude auf einmal auf, und lange mußte ſie kämpfen, ehe ſie den Schmerz bezwungen, bis ich meines Glückes ſo recht mir bewußt war, bis ich den Göttern danken konnte für ihre Huld.

„Jetzt liegt eine unausſprechliche Mattigkeit auf allen meinen Gliedern, aber wie ſüß dünkt ſie mich! Ich weiß ja, morgen muß ich nicht weiter, morgen kann ich ruhen, kann morgen wieder hier ſitzen, mich laben an Land, See, Bergen, am Gefühl, daß ich daheim bin. Ich kann ſchlafen dieſe Nacht, ſchlafen ſo lange ich will, kein Jammer wird mich wecken, der Hunger nicht, der harte Wächter nicht, der alle Morgen, wenn die Sonne aufſtund, uns auftrieb und auf den Weg jagte, trotz den ſteifen wunden Gliedern. Weilen und bleiben und ſein kann ich hier, und niemand jagt mich weg und niemand ſtößt mich fort, kann ſitzen hier den ganzen Tag, bis die Nacht kommt und kann ſchlafen die ganze Nacht, bis daß der Morgen kömmt; o Vater, was das heißt, weiß niemand, als wer die Heimath verließ und nirgends Ruhe fand, bis er die Heimath wieder fand."

Hier ſchwieg Hulda und trocknete ihre Thränen, die ſüß und leiſe ihr durch die Wangen rannen, und ſah ihres ältern Kindes Thränen, die voll und groß über die vollen Wangen rollten. Und die Mutter zog es an ſich, wollte es herzen, das ſo lang entbehrte, aber der Knabe hob zornig die Hände auf, ſchwur Rache dem treuloſen Manne, ſchwur Vater und Kinder und Schweſtern rächen zu wollen im Blute ihrer Ueberwinder, und zornige Funken eines glühenden Haſſes ſprühten aus ſeinen Augen, und in ſeinem Herzen ſetzte das Leid ſich an, daß er nicht ſelbſt in der Schlacht geweſen, ſetzte das heiße Sehnen ſich an nach einer neuen Schlacht, und tauſend Gedanken ſtiegen auf, bereiteten und ordneten die neue Schlacht, die blutige Rache.

Im Greiſe aber brannte, wie auf hohem Altare das heilige Feuer, eine ſtille Freude, daß die Götter ihm jemand wieder gebracht, daß ſie es ſo gelenket, daß ihr Land keine von ihren Kindern verlaſſene Mutter ſei, nicht die Beute fremder Luſt, daß ein neu Volk der Helvetier hier erblühen könne am Buſen der kräftigen Mutter. Ja es war ihm jetzt faſt lieber ſo, als wenn unter fremdem Himmel die Helvetier ein ander Volk geworden wären, von einer üppigeren Mutter genährt. Jetzt waren ſie als Helden geſtorben den Vätern gleich; ihr Name war unbefleckt geblieben, untergegangen war ihr Leben, nicht ihre Ehre, nicht ihres Namens ſchreckbarer Klang, dem alten Namen neue Kraft geben, das konnten jetzt die Enkel wieder.

Wie er ſolches ſann in ſeiner Seele verborgener Kammer, ſah er einzelne Geſtalten ſchwanken unten am See, wie Bettler vereinzelt ſchleichen, mühſam an langen Stäben. Da glänzte ein freudigeres Willkommen aus ſeinen Augen, als es je ſeinen Söhnen geglänzt, wenn ſie beutereich kamen aus ſchweren Schlachten. Er winkte dem Kinde und wie von der Schleuder der Stein, flog das Kind über den Hügel hinaus nach des Sees Ufern. Drunten ſchlichen die Einzelnen ihren alten Wohnungen zu; und immer mächtiger drückte ſie nieder das Gefühl, daß ſie daheim niemand fänden, daß ſie verlaſſen ſeien. Da ſprang das Kind ihnen entgegen, lud mit freundlichen Geberden ſie nach dem Hügel. Ein Götterbote ſchien ihnen der goldgelockte Knabe, zagend folgten ſie ſeinem Winken.

Ein junges, neues Leben war auferſtanden im Greiſe. Seit langen Jahren hatte er ein beſchauliches Leben geführt, thätigen Antheil an Wenigem genommen, jüngern Händen die Geſchäfte des Tages, das Leiten des Ganzen überlaſſen, nur aus der Fülle ſeiner Erfahrung Rath geſpendet, wenn er bei ihm geſucht ward. Jetzt aber fühlte er, mußte er aufs neue wieder ſchaffen mit voller Kraft, mußte der Mittelpunkt der

Verlaſſenen, der Ordner des neuen Lebens, der Schiffer werden, der mit ſtarker kundiger Hand des Schiffes Trümmer ſammelt, bindet, feſtiget.

Auf dem Hügel zündete der Greis ein mächtiges Feuer an; mächtige Rauchſäulen wirbelten hoch auf durch die heitere Luft; ſie bildeten aber kein trübes Dach, ſondern als glänzende Wölkchen ſchifften ſie durch den weiten Himmel: glänzende Boten des freundlichen Feuers, das der Müden harrte. Aus der Hütte holte er ſein Horn, das ſonſt ſo wohl bekannte, jetzt ſo lange nicht gebrauchte, und lange gewaltige Töne ſandte er aus, die Wanderer zu holen und zu leiten. Und wo ſie einen fanden, drangen ſie ihm in die Seele, und die alten wohlbekannten Klänge weckten als Echo in der Wanderer Bruſt den alten Muth und neue Hoffnung, und neu geſtärkt lenkten ſie ihre Schritte dem Hügel zu.

Sein Feuer blieb nicht lange einſam; allmählig, trübſelig kam es den Hügel auf, hier eins, dort eins, hier ein altes Mütterchen an langem Stabe, Schritt um Schritt und ruhend nach jedem Schritt, dort ein Greis, der einen wunden Jüngling ſtützte, ein wildes blaſſes Mädchen mit zwei Kindern auf dem Rücken, denen es durch der Mutter Tod Mutter geworden. Kinder, Krieger, Mütter, Mädchen, eins nach dem andern, alle matt und müde, das Sehnen nach Ruhe in jedem Gliede, und mancher Mann und manches Kind ſetzten am Fuße des Hügels ſich hin; der Himmel ſchien ihnen auf ſeiner Spitze, aber zum Himmel reichte ihre Kraft nicht. In wehmüthiger Freude begrüßten die Alten den Greis, und mit tiefer Scham trat mancher Krieger vor ihn hin und bat harte Worte ab; aber freundlich und rüſtig diente Allen mit Speiſe und Trank der Greis, und rüſtig ging ihm das Kind zur Hand, und ſeine Vorräthe nahmen kein Ende; er hatte für Alle genug und noch übrig für manchen Tag.

Allgemach warmete es den Müden im Herzen. Speiſe und Ruhe hatte ſie erquickt, das Schauen der Heimath öffnete

die Herzen, sie sprachen die Gefühle aus, die sie erfüllten, wieder in der Heimath zu sein, eine bleibende Stätte zu haben, nicht weiter zu müssen einen Tag um den andern, wie müde auch die Glieder, wie krank auch das Herz sei. Sie erzählten, wie schrecklich es ihnen gewesen, ins selbst verheerte Land zu kommen, wie der Gedanke sie gequält, hier niemand und nichts zu finden, keinen Menschen, keine Hütte, keinen Vorrath, kein Geräthe, nichts als eine öde Statt und einen langen Winter. Wie es ihnen in ihrer Mattigkeit gegraut vor der Arbeit, welche ihrer warte, vor dem Sammeln des ersten Holzes zum ersten Feuer, vor dem Erlegen des ersten Wildes zur ersten Speise. Dunkelgrau war ihnen der Morgen aufgestiegen, an den Abend durften sie nicht denken. Und jetzt saßen sie Alle um ein gastlich Feuer, von Speise Alle satt, und Holz hatte keiner gesucht und Wild keiner gefangen und Alle hatten den Freund gefunden, der sie willkommen hieß, für sie sann und sorgte, hatten ein Heim gefunden, eine warme Stätte für die Nacht. Sie redeten viel von diesem Unterschiede zwischen ihrem Erwarten und ihrem Finden, dem unendlichen Glück, das die Götter ihnen bereitet, und ehe der Abend über den See kam und die Schatten der Väter aus ihren Gräbern, war bei Manchem auch der Muth wiedergekehrt, und es rankte seine Seele an der freudigen Seele des Greisen empor, wie am Weinstock die Rebe ranket; mit dem lustigen wilden Kinde begannen einzelne Kinder munteres Spiel und die Greise mit Schwito verständiges Rathen.

Es war ein armüthiges Häufchen, welches als der größere Theil des Restes des gefürchteten Stammes um das Feuer saß. Vor einigen Monden war der Stamm der Schreck der umliegenden Völker, jetzt war er ein schwankend Rohr im Winde, ein Gräschen, welches jeder Fuß zertritt. So dachte wohl der Greis, wenn sein waches Auge über die Schlummernden schweifte; wenn vor seiner Seele alle die vorübergingen, welche ausgezogen waren und jetzt am glimmenden Feuer fehlten, so

ward wohl feucht sein Auge. Aber die Quelle freudiger Zuversicht war geöffnet in seiner Seele, verdrängte die Wehmuth, und was erst als traurige Trümmer ihm erscheinen wollte, das betrachtete er als lebenskräftigen Kern eines neuen Stammes, und was so als junge Hoffnung in seiner Seele aufging, kräftigte ihm seine hundertjährige Erfahrung. So manchen Baum hatte er üppig aufschießen sehen hoch in die Lüfte, weithin sah man seinen Wipfel, aber seiner Höhe war seine Stärke nicht gewachsen, im Boden war er nicht gefestigt, und je höher die Krone ragte, desto wilder stießen daran die Winde, und die Winde stießen ihn um, am Boden vermoderte er. Aber während dem Falle war aus seiner Krone ein Samkorn gefallen, ein zartes Sprößlein wuchs auf; langsam, furchtsam, tief in den Boden hinein schlug es seine Wurzeln, hütete sich vor der Höhe, traute sich nicht, breitete erst niedrig seine Aeste aus und ward stark im Stamme, dann aber, einmal erstarket und festgewurzelt, breit und tief, strebt er in die Höhe, lebt gewaltig aber dauerhaft in die andern Stämme hinein, ragt weit über die Höhe hinaus, die dem väterlichen Stamme so gefährlich war, und die Winde brausen wohl, aber sie brechen ihn nicht, im Sturme wächst seine Kraft und seine Dauer geht über der Menschen Gedenken.

Noch in selber Nacht bereitete der wachende Schwito dem aus der Krone gefallenen Samkorn den Boden, wo es keimen, Wurzeln schlagen konnte. Er ließ sie nicht die von jedem verlassene Stätte aufsuchen, weit umher zerstreut im Lande, näher zusammen mußten sie rücken, um näher einander bei der Hand zu sein, damit die einzelnen Kräfte nicht überwältigt würden von des Winters Rauhheit, der Thiere Wildheit; damit eine Kraft an die andere Kraft sich lehnen, eine die andere stützen könne. Wohl war hie und da ein Mütterlein, welche gern gestorben, wo sie geboren worden; aber einsam sterben wollte sie auch nicht, und war sie doch jedenfalls näher ihrer Wiege, als sie drüben gewesen wäre im schnöden

Gallien, wenn sie vom Tod erreicht worden wäre; und eher als sie meinte, ward der neue Ort zur neuen Heimath.

Schwito wußte jetzt, warum ein dunkler Trieb ihn sammeln und säen geheißen und wie ein Vater unter seine Kinder theilte er, was er geerntet und gesammelt, unter Alle, und jeglicher strengte jede Kraft an, um zu sorgen und zu sammeln für den nahenden Winter. Die Greise mühten sich mit Fischen und Fallen stellen; die Mütterchen sammelten ein, was Feld und Wald noch boten, Männer und Jünglinge, genesend in heimischer Luft; an heimathlicher Quelle, bauten Hütten, jagten Wild, während Weiber und Mädchen Geräthe und Kleider schafften und das Haus besorgten.

Es war ein emsiges freudiges Rühren drinnen und draußen bei Alt und Jung. Noch nie war der See so freigebig, so reich nie der Wald, so leicht und flüchtig nie das Weberschifflein, als in den letzten Tagen dieses Herbstes, noch nie stand so schnell und sonder Zaudern eine Kraft zu der andern Kraft, fand einer den Rath, der ihm fehlte. Und überall war Schwito, es war als wäre jedes seiner Jahre ein eigener Schwito, als wäre er hundertfältig geworden. Es vermag eine hohe ergriffene, von den Göttern gegebene Aufgabe, nicht nur den Jüngling zu begeistern, den Mann zu stählen, sie ruft dem Greise aus dem Grabe der Jugend Begeisterung, der Männer Muth, gattet beide mit der Milde und Weisheit des Alters und zeiget im Gewande des Alters, was ein Gott auf Erden wäre.

Aber wer ermißt auch des Greisen Freude, wie das Häuflein tiefer und tiefer wurzelte in heimischem Boden, wie es wuchs und sich kräftigte von Tag zu Tag! Noch manches Auge hatte am ersten Tage keinen Rauch zum Himmel wirbeln sehen, den Ruf des Hornes nicht gehört; die Einen schliefen, Andere wankten im Dickicht; das Moos verschlang die Klänge. Sie waren zu ihren alten Hütten geschlichen, und schauerlich ward es ihnen in der Einsamkeit und die ersten

Tage waren ihnen wie ein Grab, das sie verschlungen bei lebendigem Leibe. Allmählig öffneten sich ihnen Ohr und Augen, sie hörten Axt und Jagd, sahen Rauch überm Walde, Kähne im See. Sie machten sich auf, suchten die Jagd und den Rauch, suchten dort die alten Gefährten ihres langen Elendes, das ihnen fast leichter schien, als ihre jetzige Einsamkeit. Sie fanden sie, fanden sie frohgemuth und wohlversorgt, kehrten nicht heim, schlossen sich an, brachten neue Kräfte und faßten neuen Muth. Der Mond füllte sich wieder, aber noch säumte der Winter, die Götter hielten ihn in Ketten und Banden und die Heimgekehrten hatten Zeit gewonnen, hatten sich eingerichtet, hatten Dach und Fach und harrten nun getrost, wann es den Göttern gefalle, Ketten und Banden des Gefesselten zu lösen.

Wie es ihnen so wohl ward im Lande, alle Umstände so glücklich sich gestalteten, ein ganz anderes Leben ihnen aufging, als sie erwartet hatten, da drängte es sie zu den Göttern, die ihnen ihre Treulosigkeit vergeben, mit so reicher Huld aufs neue sie bescheerten. Sie hatten längst erkannt, daß die Götter ihren Zug nicht gewollt, nicht begleitet, in ihren alten Sitzen geblieben waren; sie hatten längst erkannt, daß ihre Opfer und das Deuten der Zeichen nichts anders war, als ein Nebel, in welchen sie zu eigener und der Götter Täuschung ihr sündiges Verlangen gehüllt. Aber schon hatten sie es gebüßt, wollten jetzt um so treuer sein, und es drängte sie in Treue und Aufrichtigkeit, den vaterländischen Göttern neuen Gehorsam zu verheißen, zu verheißen, daß sie ihnen dienen wollten, wie die Götter wollten, und nicht, wie es sie selber gelüste. Schon lange war es gewesen, als klinge Nachts vom See her ein dringlich Mahnen, und mancher wollte im Traume Hertha gesehen haben, wie sie unwillig das Haupt geschüttelt, mit drohendem Finger nach dem Hain gedeutet.

Schwito hatte, seit er alleine war, der Götter Dienst

gepflegt; er war ihnen treu geblieben, ſie ihm hold; ſein Herz war bei ihnen, darum ſandten ſie ihm auch ihre Zeichen und goldene Träume. Aber auch er ſehnte ſich wieder einmal im heiligen Haine zu ſtehen und nicht alleine, ſondern mit des Volkes Gliedern allen, um es zu weihen mit der Götter Segen, daß aus den Wenigen bald wieder ein Volk werde. Auf die Nacht, wo des Mondes Scheibe voll und rund am Himmel ſtand, beſchied er die Seinen in den heiligen Hain.

Es drang tief in die Herzen und Wehmuth und Demuth wallten hoch auf, als die Zurückgekehrten aus dem mächtigen Tigurinerſtamme zuſammenträufelten im Haine, wie Tropfen von einem Dache, wenn längſt die Sonne in ihrer Wärme des Schnees Maſſe begraben. Am Opferſteine ſtand ein Einziger ſtatt Hunderte, aber ſilberhaarig, hundertjährig, den Göttern ſelbſt vergleichbar, erhabenen Hauptes, leuchtenden Auges, bewaffnet mit dem Donner des Worts. Um den Opferſtein lagen keine Gefangene, keine weißen Rinder brüllten, mit leeren Händen ſammelte das dünne Häufchen ſich, aber volle Herzen brachten ſie, und wo die Herzen voll ſind, da gilt ein weißes Taubenpaar den Göttern einer Heerde weißer Stiere gleich.

Dem armüthigen Häufchen hatten die Götter ſelbſt den Hain geſchmückt, reicher als Menſchenhände einen Göttertempel. Nebel hatten ſie gewoben während manch dunkler Nacht, hatten zu den Nächten noch genommen manch langen Morgen, hatten mit den Nebeln reich umzogen die entlaubten Bäume, ſie an die kahlen Aeſte gefeſtigt mit des Reifes kühlem Hauche, ſie geglättet und verſilbert durch der Sonne warmen Hauch. So bald ſie warm wurden und tropften in der Sonne, ſo ſandten ſie wieder Nebel und auf den Nebel wieder Reif, und ſo wechſelten ſie durch manchen langen Tag, manche lange Nacht, bis ſilberne Ketten ſonder Zahl geflochten waren im ganzen Hain, um jeden Baum, um jeden Aſt, bis ſilberne Zacken und ſilbernes Laubwerk niederhing, von

jedem Baum, von jedem Aſt, bis der mächtige Hain zum ſilbernen Tempel geworden, deſſen Kuppel der Himmel war; und am Himmel ſtand das ewige Licht, von den Göttern ſelbſt entbrannt und gehütet, des Mondes Scheibe rund und glühend.

Mit heiliger Scheu hatten ſie des Tempels heiligen Grund betreten und tiefe Ehrfurcht füllte ihre Herzen, als ſie die Pracht deſſelben erſchauten; Thränen opferten ſie der Vergangenheit, und faſt ſchaurig ward es den Wenigen im weiten Haine. Da kamen duftig geheimnißvolle Nebel angezogen, füllten die leeren Räume, ſchloſſen einen Zauberkreis um jedes Feuer. Es rauſchte feierlich im ſilbernen Laubwerk, ein ſeltſam Sauſen begann um den Opferſtein. Tauſend Diamanten flimmerten, aus den Kronen der Bäume ſich löſend, zur Erde nieder, des Opferfeuers mächtige Wellen geſtalteten ſich zu goldenem Throne und auf dem Throne ſaß duftig und hehr ein Weſen, hold und mild; mütterlich funkelten ſeine Augen durch den Hain, immer herrlicher ſtrahlte daſſelbe in ſeiner diamantenen Farbenpracht. Bebend erkannten die Opfernden Hertha, die göttliche Mutter, und ihre beſondere Huld; denn noch nie war ſie im Haine dem Volk ſo ſichtbarlich erſchienen. Und mit freundlichem Lächeln ſteckte Hertha ihr königliches Scepter in die Erde und in derſelben wurzelte es an, ſchlang ſich höher und höher, einer goldenen Kette gleich. Und die Kette wuchs hoch in die Kuppel hinauf, ſchlang ſich droben über das ewige Licht, immer heller leuchtend einem feurigen Manne vergleichbar. Das Ende der Kette beugte ſich wieder zur Erde nieder, fiel in tauſend Endchen auseinander, und die Endchen wurden wieder zu Ketten und ſenkten golden und glühend ſich herab auf die Opfernden, und ketteten ſich Kronen gleich um ihre Häupter. Stille ward's, in heilige Andacht waren Alle verſunken. Da rauſchten die Götter durch den Hain. Hertha verhüllte ſich, allmählig verglommen die Lichter, die Ketten, die Feuer, dunkler ward's im ſilbernen Tempel. Aber klar wandelte der Mond ſeine Bahn

und klar blieb den Helvetiern der Glaube, daß die Götter ihr Land an den Himmel gekettet und jeden Helvetier krönen und ketten, das eine auf Erden, das andere für den Himmel, jeden, der treu den Göttern, treu dem Lande ſei.

Und wenn ein Helvetier ſein Land verläßt, ſo wird dieſer Glaube ihm immer lebendiger, wird immer mehr zu glühender Kette, die heim, die nach ſeinem Lande ihn zieht. Wenn nun andere Ketten feſt ſeinen Leib umwinden, nicht heim ihn laſſen, ſo reißt der Göttin Kette Leib und Seele auseinander und auf den Flügeln der Sehnſucht zieht heim die Seele. Dann ſtehen mit ſeltſamen Geſichtern die Fremden an des Schweizers Leiche und kennen die ſeltſame Krankheit nicht, die ſein Leben verzehrt. Endlich fällt es Einem ein, daß die Leiche die Leiche eines Schweizers ſei, er ſpricht: „Das war das Heimweh, den Schweizer holte es heim.“ Aber daß dieſes Heimweh das Weh iſt, welches ſie im ſchnöden Gallien geholt, als ſie übermüthig das Land verließen, das weiß auch er nicht. Und daß dieſes Weh ein göttlich Pfand iſt, daß dem Schweizer bleibe ſein Land, ſo lange ihm dieſes Weh und die Treue bleiben, das wiſſen Viele nicht.

Wer es aber weiß und fühlt, der empfindet alle Tage der Mutter Treue, und den Segen Gottes, mit welchem gelohnt werden die, welche treu der Mutter ſind und die Mutter nur verlaſſen, um den Vater zu ſuchen, auf welchen auch die Mutter reiſet fort und fort.

Wer gläubigen Herzens iſt und ein gläubig Auge hat, der ſetze ſich auf Schwito's Hügel am Zürcher-See, wenn voll der Mond über ſelbigem ſteht. Was er ſieht, das bewahre er in ſeinem Herzen und nie wird ihm der Glaube wanken, daß Hertha treu geblieben, daß der da oben der Mutter Verheißungen erfüllet an jeglichem Sohne, der die Mutter liebet, den Vater ſuchet.

Man gehe und ſchaue.

Die Gründung Burgdorf's

oder:

Die beiden Brüder Sintram und Bertram.

Blutroth ſah man den Himmel über der Erde. Es war der Wiederſchein des auf Erden vergoſſenen Blutes. Das geſchah zur Zeit, als im fränkiſchen Königshauſe, dem merovingiſchen, Brudermord üblich war, Weiberwuth und Weiberrache wie zornige Kometſterne über den Völkern flammten, Brunhilde und Fredegunde ihre fluchbeladenen Namen mit dem Blute ihrer Männer oder Kinder in die Geſchichte gruben. Das waren Weiber, von denen der alte Laufer ſchreibt: „Sonderlich gingen allen fränkiſchen Landen in den zwei Kö„niginnen Brunhilde und Fredegunde, die in der Ausübung „aller Laſter um den Vorzug ſtritten, zwei peſtilenziſche Ge„ſtirne auf, welche mit ihrem giftigen Einfluſſe unzähligen „Jammer, Mord und Blutvergießen geſtiftet haben.“ — Wir wollen dieſe ſchwarze Nacht der Laſter durch unſere Feder nur mit wenig Worten um etwas aufheitern. Damals war's, wo das große fränkiſche Reich wie ein alter Lappen bald auseinandergeriſſen, bald wieder zuſammengeflickt ward. Hatte es eine mächtige Hand endlich unter einen Hut gebracht, ſo ward es nach dem Tode des Beſitzers in ſo viele Theile zerſtückelt, als derſelbe Söhne hatte, und kaum hatte jeder ſeinen Theil, ſo kehrten ſie die Waffen gegen einander und kriegten gegen einander, bis einer nach dem andern ermordet war oder ſonſt

ſtark, und endlich einer wieder alles hatte. Damals ging es unſerm Vaterlande übel, denn es gehörte auch zu dieſem unglücklichen Reiche und ward faſt bei jeder Theilung von einander geriſſen, indem der weſtliche Theil deſſelben zum burgundiſchen Theile genommen ward, der öſtliche zum deutſchen, und wenn die Könige ſich in den Haaren lagen, ward das arme Land zertreten, und wo das Land auseinander ging, die feindlichen Brüder zuſammenſtießen, da wollte niemand mehr wohnen, da entſtand eine Wüſte, und dieſe ward Uechtland genannt. Meraſt und Wald bedeckten das Land und grauſe wilde Thiere ſiedelten darin ſich an, der Ur brach durch die Gebüſche, die Schlange kroch im Schlamme, und in der Wälder unerforſchten Tiefen hauſten grimme Thiere, einzelne Ueberbleibſel vergangener Zeiten, von denen nur noch die Sage ſpricht, deren Reſte man jedoch im Schooſe der Erde noch findet.

Das durch königliche Hände vergoſſene königliche Blut mäſtete die Pflanzen rund um den Königsſtamm herum, daß ſie üppig aufſchoſſen, zu mächtigen Stämmen erſtarkten, die ihre Kronen ſtolz und kühn empertrieben, bis über die Krone hinauf, welche der königliche Stamm trug, welche nun in düſterm Schatten ſtand, bis ſie endlich in dieſem Schatten erblaßte. Wer dem königlichen Stamme am nächſten war, ſchoß am üppigſten empor, und am nächſten ſtunden demſelben die Hausmeier, anfangs in einzelnen, dann in allen Fällen Stellvertreter und Statthalter des Königs. Je gieriger die Könige ihren eigenen Lüſten leben, deſto leichtfertiger überlaſſen ſie Andern die Arbeit, und bekannt iſt es in der Weltgeſchichte, wie die Luſt verzehrt, die Arbeit ſtärkt, und zwar Großes und Kleines, Einzelne und Völker, Königeſtämme und arme Leute. So haben die morgenländiſchen Despoten ihre Beamteten, welche ſo oft und ſo weit ihnen über das Haupt wachſen, daß ihnen das eigne Haupt nicht mehr ſicher auf ihren Schultern ſteht; ſo geſchah es auch den merovingiſchen Königen. So

ſchoß am Stamme ihres Thrones Pipin auf, der Heriſtaller genannt, und im Schatten ſeines Stammes erloſch ſpäter der königliche Glanz der Merovinger, und ſein Enkel trug die fränkiſche Krone königlicher als keiner aus dem verdorrten Stamme ſie je getragen hatte. Doch hatte das neue Haus ſchwere Kämpfe zu beſtehen, bis es ſo hoch ſich erhob, und Kämpfe im eigenen Schooſe. Wie kräftig es auch kämpfte und ſchaffte, von der Seuche der Zeit blieb es nicht frei, ſetzte frech göttliches und menſchliches Recht hintan der Luſt nach irdiſchem Beſitz oder ſinnlichem Genuſſe.

Pipin hatte durch ſeine Kraft als Hausmeier das ganze Reich unter eine Krone gebracht, ſchaffte Ruhe und hielt ſie aufrecht mit gewaltiger Hand, aber daß die Herzen vieler Großen ihm abhold waren, entging ihm nicht. Er wußte, daß der Schwaben Herzog ihn haßte, von den burgundiſchen Edeln jeder ſelbſt am liebſten der Größte geweſen wäre, mancher nach neuer Trennung lüſtern war, um im getrennten Theile der Größte zu ſein.

Pipin that gerne fromm, wenn es ihm was eintrug, war eifrig in der Ausbreitung des Chriſtenthums, wenn er Hoffnung hatte, daß die Länder der neu bekehrten Chriſten dem Reiche, welches er verwaltete, zufielen. In dieſem heiligen Eifer vergaß er bloß eins: ſich ſelbſt zu bekehren und zu heiligen alle Tage mehr. Den Frieſen war er mit ſeinem Chriſtenthum tapfer zu Leibe gegangen, hatte es ausgebreitet im Lande, hatte des Herzog Radbods Tochter bekehrt, und darauf ſie ſeinem Sohne Grimoald zum Weibe gegeben. Da dieſer Grimoald nicht ſehr chriſtlich mit ihr umging, dieweilen er an ſeinem Vater nur böſes Beiſpiel hatte, ſo ließ ihn ſein Schwiegervater in der Kirche zu Lüttich, als er dort ſein Gebet verrichtete, heidniſch erſtechen. Das war heidniſcher Spott, der zeigen ſollte, daß ja dem Gott der Chriſten ein heidniſch Plappern nicht gefalle, ſondern bloß das Opfer ſeiner ſelbſt; es war ein faſt verdienter Lohn für einen, der Andere zu

Chriſten macht und dieſe Chriſten behandelt ärger als ein Heide es könnte.

Pipin ergrimmte darob gewaltig und rüſtete ſich, ſeinen Gegenſchwäher blutig zu züchtigen. Zu Baſel ſammelte er ſeine Macht, dort war eine königliche Pfalz, wohlgelegen, wenn das Frankenreich unter einem Hute war, wohlgelegen überhaupt durch die Mündung der Thäler und Flächen in dieſe Enge, durch welche muß, wer von einem Land ins andere Land, von einem Thal ins andere will. Als Augſt zerſtört worden war in ſeinem lieblichen Grunde von den wilden Allemannen, hatte man einen feſtern Platz gewählt zur Anſiedelung an dieſer durch die Natur ſo bedeutſamen Stelle. Schon unter den römiſchen Kaiſern war es geſchehen, wahrſcheinlich zu Ehren einer kaiſerlichen Mutter trug der Ort den Namen, und die fränkiſchen Könige mißkannten ſeine Bedeutſamkeit nicht, weilten dort oft, bereiteten Großes, oder ſuchten in prächtigem Hofhalt die Gunſt der Völker, welche ſie durch ein ſchauerlich Thun verſcherzt glaubten. Zu Baſel weilte alſo Pipin, und wie der Rhein ſeine ſchweren Wogen wälzte an der Pfalz vorüber, ſo wälzte Pipin ſchwere Gedanken in ſeinem Gemüthe. Ob er ſeine Schuld fühlte, wiſſen wir nicht, aber das wußte er, daß wenn nach langem Glücke ein Schlag den Menſchen trifft, derſelbe nicht alleine bleibt, ſondern dem Erſten mehrere folgen, und daß, wenn die Schläge der Verſehung beginnen, auch der Abfall der Menſchen beginnt. Auf dem hohen Altare, welchen Gott ſelbſt über dem Rhein erbaut, überſah er die Lande, bedachte ihren Zuſammenhang und was Noth thäte, ſie zuſammenzuhalten. Pipin war kein ſchwacher Geiſt, ſchwere Gedanken hatte er, aber mit der Kraft ſeines Geiſtes läuterte und lichtete er ſie zu klaren feſten Entſchlüſſen. Um ihn ſammelten ſich ſeine Helden, mit ihnen ging er zu feſtlichem Mahle in weitem Saale. Da tafelten Helden aus hundert und abermal hundert Gauen; von Spaniens Bergen, aus Sachſens Niederungen kamen ſie

her, grau lockigt die Einen, in der Fülle der Jugend die Andern, hell wie das Morgenroth von Osten her, dunkel wie die beginnende Nacht aus des Südens Mittagsglut. In gewaltiger Gliederfülle prangten die Erstern, auf kühnem schlankem Baue trugen die Andern ihre stolzen Häupter. Wer kennt nicht die Namen der kühnen Recken, welche die Schlachten Karls des Großen, Pipins berühmtem Enkel, schlugen; doch größere Helden saßen kaum an Karls des Großen Tafel, als um Pipins Mahle saßen; aber Namen und Thaten der letztern liegen begraben im Dunkel der wilden Jahrhunderte, während das hellere Licht, welches Karl über seine Zeit erglühen ließ, die Namen seiner Helden durch die Jahrhunderte bis auf uns herab zu tragen vermochte. — Helden verrichten wohl Heldenthaten, aber den Helden und den Thaten verleiht der Unsterblichkeit, welcher sie aufzufassen und der Nachwelt zu überliefern vermag; darum nennt die Geschichte nur diejenigen Könige groß, deren Geist Helden schuf und Licht, in welchem die Namen der Helden zu strahlen vermochten, unvergänglich und unvergessen.

Verschieden, wie die Helden selbst, waren der Helden Rüstungen. Während die Einen in schmucken Rüstungen silbern glänzten, schreckten die Andern, in wilden Thierschmuck gehüllt, und auf mehr als einem Haupte saß als Helm des wilden Urs drohend Haupt. Fleischhügel bedeckten die Tafel, Hirsch, Bär und Eber hielten friedlich und gelassen stille den Messern, die über ihnen schwebten, und mitten unter ihnen sah man die großen Bewohner des Rheinstromes, die schnellkräftigen Lachse, und zwischen den Hügeln sprudelten süße Quellen welschen Weines und deutschen Biers; doch feines Gebäcke sah man keins und süße Zwischenspeisen nicht; nach der Art der Gäste waren auch die Speisen rauh und kräftig. Tapfer, wie auf den Gefilden der Schlacht, hieben auch an der Tafel die Helden ein, in großen Stücken flog von den wilden Thieren das Fleisch, und je größer die

Stücke waren, deſto behaglicher ließen die Helden ſich's ſchmecken.

Nur einer ſäumte mit dem Eſſen, Gedanken hatten ihm den Hunger geſtillt; es war Pipin. Wie ein ſteinern Götterbild ſaß zu oberſt im Saale der alternde Held, müßig ſtand vor ihm der Humpen, ſeiner Helden Eſſen und Reden ſtörte ſein Sinnen nicht, noch hatten zu Entſchlüſſen ſeine Gedanken ſich nicht geſtaltet. Doch als lauter und lauter die Rede ſchwoll, der Brandung des Meeres gleich vor beginnendem Sturme, da belebte ſich des Herzogs Auge, ſeine Seele kehrte zurück, faßte des Mahles Zügel; er kannte ſeine Helden und wußte, daß er Herzog ſein müſſe in der Schlacht und am Mahle, daß eine ſtarke Hand vonnöthen ſei, ſie zu zügeln in der Schlacht wie am Mahle. Pipin faßte die Zügel, er miſchte ſeine Rede in der Andern Rede, ſeine Stimme ſchwoll allgemach empor über die Stimmen der Andern, eine nach der andern erloſch, bis alle horchten auf des Heerführers gewaltige Worte. Zornig donnerten ſie vorerſt durch die weite Halle, es war die Todtenklage um den erſchlagenen Sohn, ſeine Worte waren Feuerbrände, welche er in die Herzen ſeiner Helden warf, zur Rache ſie entflammend. Hoch auf flammten ſie auch, der Rache Brand verſchlang die Zorneswellen der Einzelnen, und wenn die Schwerdter raſſelten, die Meſſer blitzten, ſo galten die wilden Geberden nicht dem Nachbar, ſondern dem fernen Frieſen-Herzog.

Als er die Herzen gelenkt hatte, begann die Stimme ruhiger zu rollen, doch vernehmbar in jeder Ecke des großen Saales; er theilte Befehle aus, theilte Entſchlüſſe mit, feſſelte die Herzen durch das Vertrauen, mit welchem er jeden zum Mitwiſſenden ſeiner Pläne zu erheben ſchien. Als er mitgetheilt hatte, was er klug fand, blieb ſein Auge ruhen auf zwei jugendlichen Recken, welche weit unten ſaßen im Saale, obgleich von keinem überſtrahlt an Heldenherrlichkeit. Dunkel wie die beginnende Nacht war des Einen Haupt, hell wie das

Morgenroth das Haupt des Andern, doch die gleichen Blitze ſchoſſen aus den blauen Augen des Einen, aus den ſchwarzen des Andern, dieſelben Züge trugen beide Geſichter; gleich an Kraft und Größe, ragten ſie empor über die Meiſten im Saale. Brüder waren beide; Sintram und Bertram hießen ſie, in einer Stunde hatte eine welſche Mutter ſie geboren, ihr Vater war der Graf von Rore, aus uralt helvetiſchem Stamme. Ein alter celtiſcher Thurm, den Spätere einen römiſchen nannten, an der Aare Strand, war ſein und ſeiner Väter Sitz. Weit umher gehörte ihm das Land, doch lag es wüſte zumeiſt, war Uechtland, auf einzelnen Alpen weideten die Heerden, einzelne Meierhöfe waren urbar im weiten wüſten Lande. Früh war ihr Vater erſchlagen worden in einem der vielen Bruderkriege. Ihre Mutter hatte die Kinder gerettet; unter Pipins Schutz und Schirm waren ſie erzogen worden, er liebte ſie, als wären ſie ſeine leiblichen Söhne, ſie verdienten es aber auch. Wo es ein kühn Wagniß galt, ſah man Sintram und Bertram; was niemand wagte, wagten ſie, wo jede Kraft erlahmte, ſiegten ſie, wo ihr Schlachtruf erklang, wo ihr wilder Helmſchmuck drohte, da wandte der Allemanne ſein Pferd, ſuchte der Frieſe ſeine Moräſte. Es waren beide wie zwei Arme an einem Leibe, bald ſchien der Eine das Schwerdt, bald der Schild des Andern, und waren in allen Dingen wie von einer Seele regiert. Darum legte Pipin gerne Schweres in ihre Hand, und wenn Entſcheidendes oblag, wählte er gerne die jungen Recken zur Ausführung, den grauen Helden zum Aergerniß. Der Thaten der helvetiſchen Recken aus dem einſamen Stamme, vom öden Strande der Aare her, freute er ſich, als ob ſie ſeine eigenen geweſen; was fränkiſche, burgundiſche Helden vollbrachten, ſchien ihm ein drohend Wachſen der Kronen ihrer Stämme über den eigenen empor. An dieſe Beiden richtete er jetzt ſeine Rede und ſprach zu ihnen: „Ihr aber, Grafen von Rore, zieht nicht mit, ihr kehrt zurück in eurer Väter Erbe, welches ihr noch nie bewohnt, wo ein

ſchweret Kampf euch bereitet iſt. Dort iſt's wild und wilde Thiere beſitzen das Land, doch gut und ſtark iſt das Land, eine ſichere Wohnſtätte ſtarker Männer. Dort ſollt ihr in die öde Wildniß, welche Schwaben und Burgund trennt, Burgen bauen, reuten den Wald, trocknen den Moraſt. Dorthin will ich euch Männer ſenden aus dem Lande der Frieſen herauf, ſie ſollen Wald und Sumpf das Land abgewinnen, ſie ſind es gewohnt in ihrem Lande. Unten im Lande der Frieſen, wohnen mir der Männer zu viele, zu wenige in Helvetien. Denn dort will ich eine Burg mir bauen, ſtärker als eine Königsburg; die Berge ſollen die Mauern ſein, Flüſſe die Graben, und hinter beiden ſollen die ſtarken Männer mir wehren den frechen Feind, der an Mauern und Graben ſich wagt. Dieſe Burg ſoll mir das Uechtland ſein, die Oede zwiſchen Burgund und Schwaben ſoll beide mir verbinden, ſoll das Lager ſein, aus welchem heraus gezüchtigt werden ſoll, wer zum Abfall ſich neigt, ſei es der Oſten, ſei es der Weſten. Es ſoll mein und meiner Kinder Kleinod ſein, unſere Herberge in freundlichen Tagen, unſer letzter Thurm, wenn alle anderen Thürme gebrochen ſind." So ſprach er und gab den ſpäter von ſeinem größern Enkel weiter ausgedehnten Wink, wie man ein Land ſchwächen könne und ein ander Land ſtärken, eine Mauer aufbauen, indem man die andere niederreißt.

Doch die Grafen von Rore hörten mit Mißmuth des Herzogs Auftrag, ſie begriffen die Bedeutſamkeit deſſelben nicht, wenn ſie auch ihn auszuführen die Kraft beſaßen, ſie hatten dieſe Kraft zumeiſt auf Schlachtfeldern gemeſſen, und der Ruhm, welchen ſie dort gewannen, ſchien ihnen der einzige ihrer würdige Lohn. Mißmuthig ſchauten ſie auf die grauen Häupter, ſie ſchienen ihnen beſſer zu paſſen zum Bauen des Landes, zum Führen des Pfluges, als ſie, die ſich noch Jünglinge dünkten, obgleich das dritte Jahrzehnt ihnen ſeine Pforten bald öffnen wollte. Doch Pipin kannte das Schwere ihrer Aufgabe, welche eine Kraft erforderte, die jeden Morgen

verjüngt erwachte, die Jahrzehnte feſtzuhalten vermochte das Begonnene auf dem betretenen Wege, mit immer gleichem Scharfſinn den neuen Fällen begegnete, die einſchleichenden Fehler bemerkte, er kannte die Macht der Eingebornen über die heimiſche Erde, und wenn er ſchon Fremde ſenden wollte, ſo ſollte doch der eingeborne Name die fremden Kräfte regeln, brauchbar erhalten, heimiſch machen. Pipin widerſprach man nicht; als er geſprochen hatte, endigte er das Mahl, ritt zur luſtigen Jagd im nahen Forſte, wendete die auflodernde Kampfluſt dem wilden Eber zu, ſeiner Helden heißes Blut gedachte er drunten im Frieſenlande nützlicher zu gebrauchen, als zu blutigem Streit beim Mahle.

Am folgenden Morgen war der Tag des Aufbruches; es ſammelten ſich um die Pfalz die Schaaren, wild verwegene Geſtalten, ob's Menſchen, ob's Ungeheuer ſeien, Ungethüme aus irgend einem unbekannten Urwalde, wüßte wirklich nicht, wer heutzutage ſolche Schaaren vor Augen bekäme, da jeder trug, weſſen er habhaft werden konnte, eine Kuhhaut, oder ein Bärenfell, ein gut Wamms, oder eine ſchlechte Rüſtung. Es war ein luſtiger Morgen, was flattern konnte, die Felle, die Haare, die Büſche aller Art, wogte im Winde; es war ein wunderſamer Anblick, ein ganz anderer als ein wogend Kornfeld, als blühende Bäume im Winde gewiegt. Abgeſondert harrten die Brüder bei ihrem kleinen Gefolge auf Pipins letztes Wort; halb zornig, halb traurig, blitzten ihre Augen, wild bäumten unter ihrem Unmuthe ſich ihre Hengſte. Endlich ritt aus der Pfalz der alte Held langſam, als der, welcher weiß, daß weder Feind noch Sieg ihm entrinnen. Er wandte vor allem ſich zu den Brüdern und ſprach zu ihnen freundlich, als ob ſie ſeine Söhne wären: „Reitet mit Gott, ſorget für feſte Stätten, für Männer will ich euch ſorgen. Werdet mir Mauer und Schild, und bleibet treu wie dem Leibe der Arm. — Stark, wie ihr wißt, ſind durch ihr Land die Frieſen, ſtärker noch iſt Helvetien; wohnen Helden darin, ſo wird es ein

unbezwingbar Heldenland. Euch vertraue ich es, mein Vertrauen täuscht ihr nicht. Was euch wartet, wißt ihr nicht, aber was auch kömmt, ihr erliegt ihm nicht. Zieht mit Gott und murret nicht, der Ruhm liegt nicht hier, nicht dort, nicht in diesem, nicht in jenem, sondern darin, daß ihr wohl und treu besteht in allem, was Gott und ich gebieten."

Darauf wandten Sintram und Bertram der Heimath sich zu, zögernd, als ob sie bei jedem Schritte umzukehren gedächten, und Bertram, der blondgelockte wildere der Brüder, wäre umgekehrt, wenn Sintram, der Besonnenere, seinen Sinn nicht zum Gehorsam gelenkt hätte. Sie führten auf manchem Rosse reiche Beute mit sich, aber was half die ihnen in der öden Heimath, wo keine Feste waren, keine Hoflager, keine glänzenden Schlachten, wo das Beste ein Kampf mit einem Bären war, und bei diesem Kampf das Beste ein scharfer Dolch, ein gutes Schwerdt. Doch des Weges Mühen zerstreute bald ihr trübes Sinnen, nahm ihr gutes Auge, ihre starke Hand in Anspruch. Mühsam wanden sie sich durch die Sümpfe der Birs, mühsam drangen sie jenseits durch den dichten Wald, und noch manchen Sumpf und manchen Wald durchbrachen sie, bis auf einer Höhe der Abend sie fand, wo vor ihren Augen der Gau ausgebreitet lag, den sie ihr eigen nannten und doch kaum kannten; hier rasteten sie. Die Knechte entzügelten die Pferde, bereiteten das Mahl; stumm standen die Brüder, starrten hinaus in stumme herrliche Wildniß, die vor ihnen sich ausbreitete. Die heutige Sonne leuchtete damals in gleicher Pracht wie heute und immer duftiger und immer milder strahlend, je mehr ihrem Untergange sie sich näherte, und über die gleichen Berge wie heute noch, ging sie schon damals unter.

Wie heute glühten die Berge im goldenen Abendschein, Rosen gleich, hehre herrliche Schweizerrosen, die sich nicht verpflanzen lassen aus einem Garten in den andern Garten, die unser eigen bleiben, so lange Gottes Huld und Gottes Sonne

leuchten über unſerm Garten. Doch anders war das Land. Aus ſchwarzem dunkelm Walde herauf blühten dieſe hehren Schweizerroſen, Jungfrauen gleich, welche über wildes Geſtrüpp ihre lieblichen Häupter heben. Die ſchwarze Wüſte war durchwirkt wie mit Silberbändern, die zu flattern ſchienen von den ſchneeichten Gewändern der Jungfrauen, es waren die klaren Flüſſe, welche durch die dunkeln Gründe rauſchten, und mitten in den ſchwärzeſten Gründen ſtrahlten gewaltige Edelſteine; es waren die hellen Schweizerſeen, damals zahlreicher als jetzt, und nicht von blühenden Auen, ſondern von düſterm Walde umrandet. Wohl ſah man auch hie und dort grüne Seiten an den nähern Alpen, im weiten Thalgrunde tauchte ſelten eine bebaute Stelle auf, die groß genug war, dem Auge bemerkbar zu werden. Ihren Stammſitz ſahen ſie an der Aare Strand, den altersgrauen bemoosten Thurm, ein Krähenneſt in reichbelaubter Eiche.

So lag vor ihnen die ſchöne Wildniß, die zum Heldenlande werden ſollte, aber die Brüder erfreuten ſich ihres Anblicks nicht, düſter ſahen ſie in den Grund hinab, der ihr Stammſeld werden ſollte, auf dem kein Feind zu ſehen war, nichts als eine ſchauerliche Oede, eben der Feind, gegen den ſie ſtreiten ſollten. So ſtarrten ſie ſtumm hinaus ins öde Land, die Sonne ging unter, die Berge wurden blaß, ſchwarz der Wald, froſtig rauſchte der Abendwind durch die Blätter der großen Eiche, bei welcher ſie ſich gelagert hatten, kleine Käuzlein ſtrichen übers niedere Gebüſch, hoch über den Wipfeln der Bäume hörte man des Uhu's eintönigen Ruf. Luſtig kniſterte unter der Eiche ein munteres Feuer und emſig bereiteten die Knechte einen Hirſch zum ſtattlichen Imbiß, packten aus und ordneten, was zum bequemen Lagern nöthig war. Kein fröhliches Zechen begann auf der wilden Höhe, das ſtumme Mahl war bald beendigt, die Knechte wurden ſtill, da die Herren ſich ausſtreckten auf den ausgebreiteten Fellen. Doch lange mied ſie der Schlaf, ſie ſtarrten hinaus in die

blauen Gewölbe, wo ſo tiefe Räthſel ruhen, aber derſelben enträthſelten ſie keines, ſie grollten nur.

Endlich ſchlich doch der Schlaf herauf, legte leiſe ſich auf ihre Augenlider, ſchlang leiſe um ihr Bewußtſein ſeinen wunderbaren Schleier und ſchaukelte nun die ſtarken Recken auf den luftigen Wellen des Traumes. In Bertram quoll die Kampfluſt auf, es drängte ihn zur Schlacht, er hörte Hörner rufen, hörte das Toſen der Schlacht, er ſprang zu Roß, er ſprengte zur Schlacht. Doch vorwärts konnte ſein Hengſt nicht, vor ihm ſtand Gebüſch, dicht verſchlungen, einer Mauer gleich. Wild hieb er mit dem Schwerdte drauf, aber keine Bahn öffnete ſich, immer enger und dichter verſchlangen die Zweige ſich. Da ſpornte er den Hengſt zum hohen kühnen Sprunge, weit über das Geſtrüpp flog derſelbe weg, er glaubte mitten in die Brandung der Schlacht hinein, und hoch ſpritzte es an ihm auf, aber nicht blutige Kampfeswellen, faules Sumpfwaſſer war's. Bis an die Seiten herauf hatte das Roß in Moraſt geſetzt, ſaß dort feſt, und je wilder Mann und Roß arbeiteten, ſich frei zu machen, deſto weiter dehnte langſam und zäh der Sumpf den geöffneten Schlund auseinander, Roß und Reiter zu verſchlingen. Schon ſchnaufte verſinkend das Roß, ſchon fühlte Bertram das Grauen eines ruhmloſen Todes, da glänzte vor ihm ein Speer, jenſeits auf feſtem Boden ſtand der Bruder. Wie Bertram den Speer ergriff, waren er und ſein Roß auf feſtem Boden, friſch jagte er in die vor ihm aufs neue brauſende Schlacht. Da rollte plötzlich vor ihm her eine ſchwarze Kugel, je raſcher er jagte, deſto ſchneller rollte die Kugel vor ihm her und je ſchneller ſie rollte, deſtomehr ſchwoll ſie auf, ſchwoll hoch über ihn empor. Plötzlich platzte die Hülle, ein ſchrecklicher Knäuel ward ſichtbar; Beine, Köpfe, Schwänze, Flügel, ragten daraus hervor, der Klumpen entwirrte ſich, rollte auseinander, die einzelnen Gebilde wurden frei, ſchaarten aber feindſelig ſich ihm entgegen, es rannte mit geſenktem Haupte der Ur auf ihn ein,

bäumend ſchritt der Bär ihm entgegen, mit blankem Gebiſſe ſprang am Roſſe empor der Wolf, die wilde Katze bog ſich zu kühnem Sprunge, der Eber ſchlug ſeine Hauer gegen des Roſſes Weichen, ſelbſt der Hirſch rannte drohend an mit zackichtem Geweih. Unter allen herauf, zwiſchen allen hindurch, kroch groß und dick ein nie geſehen Ungeheuer, ein ſchrecklicher Wurm, einer ungeheuern Eiche gleich, an die ein Hals gewachſen war, vornen dran ein Kopf mit Augen, einer glühenden Kugel gleich, einem Maule voll blanker Meſſer und von oben her rauſchten die Thiere der Luft, Geier und Adler hackten ſich auf ſeine Schultern, ſchlugen mit Schnäbeln und Flügeln auf ihn ein. — Bertram ſtritt unverzagt mit jeglicher Waffe; ſcheu bäumte ſich ſein Pferd, erwildet hieb es bald mit den Vorderbeinen, bald ſchlug es wüthend hinten aus, aber alles umſonſt. Immer neue Thiere entwirrten dem Knäuel ſich und alle drangen auf ihn ein, drängten wieder um ihn ſich zuſammen, als ob ſie wieder zum Knäuel zuſammenwachſen, nur auseinandergerollt ſeien, um um ihn ſich neu wieder zuſammenzuwinden. Immer enger rangen ſie ſich um ihn zuſammen, die Hand hatte zur Abwehr keinen Raum mehr und dicht vor ſeinem Geſichte gähnte des ſcheußlichen Wurmes Schlund, deſſen Augen brannten dicht vor ſeinen Augen, glühender Athem verſengten ihm Bart und Haar, Nacht ward es um ihn, enger und enger ward er umwunden, der Athem ging ihm aus, zuſammengeballt hatte ſich der ſcheußliche Knäuel, als Kern lag er mitten in der ſcheußlichen Schale. Da fuhr es wie ein Blitz durch die athemloſe Nacht, der Knäuel ſprang auseinander, die Thiere der Nacht waren verſchwunden, frei waren ſeine Glieder, ſein Bruder ſtand bei ihm, ſein Schwerdt hatte den Knäuel geſpalten. Keine Schlacht toſete mehr, die Sonne glänzte, ein weites Feld dehnte vor ihnen ſich aus, goldene Aehren ſchwebten in leiſem Abendwinde, blumenreiche Matten erquickten das Auge, mächtige Burgen thronten auf ſtolzen Hügeln, friedlich lagerten zu

ihren Füßen ſich weite Dörfer, wunderbare Töne klangen durch die Lüfte, goldene Kugeln zierten hohe Thürme, ſtrahlten weithin durchs freundliche Gelände. Verglommen war in ihm der Schlachtenmuth, ein ſüßer Frieden ſtrömte durch ſeine Seele, es war die Wonne des müden Wanderers, der nach ſchwerem Tagewerk in der Heimath ruht. Es war ihm, als ſei er gekommen ins Paradies und ſelige Gefühle umſpannen ihn immer wonniglicher, löſten ſein Bewußtſein auf zu ſeliger Ruhe.

Während Bertrams wilde Träume ſich verklärten zum Frieden des Paradieſes, träumte auch Sintram, aber wie in eiſernen Klammern hielt ihn ſein Traum gebunden. Es war ihm, als liege er müde und matt nach ſchwerer Jagd im Schatten einer Burg und pflege der Ruhe; da hörte er des Bruders Horn ſchreien um Hülfe in Todesnoth. Er wollte emporfahren, wollte zu Hülfe, aber er konnte nicht, in eiſernen Klammern war er gebunden, kein Glied konnte er regen, kein Auge öffnen, keinen Ton entfeſſeln aus den engen Klammern. Wehlich und wehlicher ſchrie das Horn um Hülfe, wie ein zum Tode Gebundener rang Sintram gegen die wunderbaren Bande, in denen er lag, doch weder ein Sinn noch ein Glied gehorchte ihm. Er fühlte die Todesangſt um den Bruder, aber todt war ſein Körper, ſeine Seele hatte keine Gewalt über ihn, die Bande zwiſchen beiden ſchienen gelöst. Lebendig war nichts im Körper als der Athem, der ſeine Wege zog, aber im Kampfe der Seele mit dem Leibe regten auch dieſe Wege ſich mehr und mehr, hoch auf hob keuchend ſich des geängſtigten Bruders Bruſt. Es iſt fürchterlich für das Leben, geſchloſſen zu ſein in den Tod, fürchterlich für den lebendigen Leib, geſchloſſen zu ſein in den todten Sarg, fürchterlich für die Seele, geſchloſſen zu ſein in den todten Leib, fürchterlich für das Ebenbild Gottes, gebunden zu liegen in der Materie, in welcher nur das Leben der Verweſung iſt. Als ſo in Sintram rang die durch den Traum erregte Seele,

ohne daß ſie Macht über den im Schlafe erſtarrten Körper erhielt, da legte eine kühle Hand ſich auf Sintrams Stirne, vermittelte den Zuſammenhang zwiſchen den geſonderten Theilen wieder, rief die Seele zurück aus den Gebieten des Traumes, löſte den Körper aus den Banden des Schlafes. Leiſer begann der Athem zu quellen, die Seele öffnete die Augen wieder, und raſch zuckte der ganze Leib empor, als Sintram zwei fremde Männer vor ſich ſtehen ſah, griff nach Schild und Schwerdt. Doch der eine der Männer faßte mit ſtarker Hand ſeinen Arm, während er mit der andern Zeichen des Schweigens machte und auf Bertram deutete, der zur Seite ruhig ſchlummerte. Erſtaunt ſtand Sintram, hatte Mühe ſich zurecht zu finden, der Ort war ihm fremd, die Männer, welche vor ihm ſtanden, ebenfalls. Es waren große Männer, umwallt von weißen Gewändern, weit herab floſſen die grauen Haare und der graue Bart; waren es Menſchen, waren es Geiſter? Sintram wußte es nicht. Er ſchlug das Kreuz, denn Sintram war ein Chriſt, aber die Männer flohen nicht. „Wir fliehen das Kreuz nicht, ſprach der ältere der Männer. Frei und unabhängig wollten wir das Volk und ſtärkten es zum Kampfe gegen das Fremde und die Fremdlinge, darum verfolgten uns, wilden Thieren gleich, die Römer, als ſie noch Heiden waren, die Römer und Franken, als ſie Chriſten wurden. Es kommt einſt eine Zeit, wo man auch das Kreuz verfolgen wird, unter einem andern Vorwande die Gelüſte bergend, des Landes Freiheit zu zerſtören, die eigenen Begierden zu ſättigen. Wir fliehen das Kreuz nicht, wir haſſen es nicht, wir wiſſen, in ſeinem Schatten wird groß und herrlich das Land erblühen, und herrlich bleibt das Land, ſo lange das Kreuz auch recht ſteht in ſelbem. Aber wir weichen ihm, den Göttern der Väter bleiben wir treu, weil wir nach dem Tode zu den Vätern wollen.“

Da erkannte Sintram, daß es Druiden waren, welche vor ihm ſtunden, er hatte deren keinen noch geſehen, doch von

ihnen gehört von Jugend auf. Er ſah die Eiche geöffnet, ſah, was er früher überſehen hatte, in der Runde Steine gelegt, er ſtand auf einer alten Opferſtätte. Sintram war Chriſt, aber den Glauben der Ahnen haßte er nicht, in der Tiefe des Herzens bewahrte er noch manche alte Lehre und in Tagen der Noth hätte er unbedenklich zu geheimen Gebräuchen ſeine Zuflucht genommen. So bleibt das Alte in den verborgenen Tiefen der Seele, wenn auch die Welt ſcheinbar neu wird; erhält ſich doch auch oft Altes draußen in der Welt ſelbſt, trotz dem, daß die ganze Welt dagegen kämpft. So hatten durch Jahrhunderte einzelne Druiden ſich erhalten, trotz dem bittern Haſſe und ſchweren Verfolgungen römiſcher und anderer Despoten; denn ſie waren es, welche den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit fort und fort in den Völkern nährten. Als Gott unter dem Kreuze die Völker geſichert, da rief er die treuen Wächter heim, und die treuen Wächter werden erkannt haben, daß der Gott der Chriſten jede Treue zu lohnen weiß, in welcher Geſtalt ſie auch durch die Welt gehen mag. Sie fühlten es, dieſe Prieſter, daß die Zeit des Heimgangs nahe; noch einmal wollten ſie das geliebte Land ſehen, zu welchem ſie den Glauben hatten, daß es ein Land der Gottheit bleiben müſſe.

Mit Ehrfurcht beugte vor ihnen ſich Sintram und der ältere der Männer ſprach: „Sei willkommen, Graf von Rore, im Lande deiner Väter, deinen Einzug mögen die Götter ſegnen, zu des Landes Heil mag er gedeihen. Dem Gott der Chriſten haſt du dich zugewandt, aber der Menſchen Weiſe iſt nicht der Götter Weiſe; ſei ein treuer Graf deinem Lande, ſo werden die Götter mit dir ſein; was du dem Lande thuſt, werden ſie empfangen, als hätteſt du es ihnen gethan. Denn dieſes Land haben ſie ſich zu ihrem Thron erbauet, und wer dieſen Thron zu Ehren bringt, in Ehren hält, mit dem ſind ſie auch. Nun lebe wohl, ſei tapfer im Kampfe, welchen Pipin dir aufgetragen, auf Eingebung der Götter. Wir wol-

len ſterben gehen, unſer Tagewerk iſt vollendet, unſer Leben iſt bei den Vätern."

Da neigte ſich in Demuth der ſtolze Held und ſprach: „Ich danke euch, Prieſter meiner Väter, daß ihr einmal mir erſchienen, meinen Eingang geſegnet habt; aber verlaßt mich nicht, ihr habt mir denn mein Loos verkündet, meines Stammes Schickſal, meines Auftrages Ausgang; ſei es hell, ſei es finſter, ich ertrage die Stunde."

Da trat zu ihm der zweite der Prieſter, welcher noch nicht geredet hatte, legte ſeine Hand auf Sintrams Achſel und ſprach: „Bleibe treu deinem Bruder, ſo wird es dir wohl ergehen, und der Götter Segen wird in euern Werken ſein. So lange treu unter einander des Stammes Glieder bleiben, wird dein Stamm blühen im Lande, mächtig ſein durch ihn das Land. Kehrt aber Untreue bei ihm ein, geht Verrath von ihm aus, dann wird er erliſchen wie eine Kohle ziſcht und löſcht im Waſſer, wird untergehen in Schmach und Schande. Die Erde, die den Regen trinkt, die Waſſer, die im Lande fließen, das Feuer, das in und über der Erde glüht, die Lüfte, die im Lande wehen, das Leben, das ſich reget zu Berg und Thal, in Klüften und Lüften, ſie alle ertragen nicht Untreue, ertragen nicht Verrath; es gährt die Erde, es brauſen die Waſſer auf, es ſchwellen die Winde an, es wirbelt das Feuer empor, es empören die Thiere ſich, und die Eichen ſchütteln die gewaltigen Häupter, wenn der Bruder den Bruder ſchlägt, und wo der Bruder den Bruder ſchlägt, ſchlägt er die Axt in die Wurzeln des eigenen Stammes, fällt den eigenen Stamm."

Und wie der Prieſter ſo geſprochen hatte, kam ein dick Gewölke über den Mond, ſchwarz ward's auf dem Hügel und wie das Gewölke vorüber war, war Sintram alleine, die Eiche hatte keine Oeffnung mehr, aber neben ihm ſchlief Bertram einen milden Schlaf, athmete leiſe und lächelte. Sintram war tief bewegt, lange noch hielten des Prieſters

Worte ihn wach, ängstlich sann er nach über ihr tief Bedeuten, aber wie die Probe der Treue sich gestalten werde, errieth er nicht. Endlich beschattete sein Sinnen der Schlaf, und als die Brüder erwachten, strahlte hoch am Himmel die Sonne, bestrahlte mit ihrem Lichte das schwarze Gelände. Die trübe Schwärze war verschwunden, wie lichtgraues Dämmern lag es über dem Thale. So mag es gewesen sein über den Wassern, als Gott gesprochen hatte: es werde Licht! und das Licht ward und durch die Nacht drang, die Dünste niederschlug, reicher und immer reicher sich ergoß über die junge Welt.

Heller sah es auch im Gemüthe der Brüder aus, Mißmuth und Müdigkeit waren verschlafen, kühnen Muthes sahen sie mit hellen Augen ins große Tagewerk hinein. Ihre Träume und Gesichte theilten sie einander nicht mit, keiner wußte warum, jeder öffnete mehrmals den Mund dazu und doch that es keiner. Sie suchten den Stammsitz von Rore, fanden ihn mit Mühe, es war fast, als ob sie gestrandet wären an einer wilden Klippe im öden Meere. Sie fanden ihn offen, doch niemand darin; fast war's, als ob er ausgestorben sei. Während sie im kleinen Hofe das Schlößlein betrachteten, sich dessen vor den Knechten, welche es noch nie gesehen, wohl aber die mächtigen königlichen Pfahlburgen und andere Sitze mächtiger Herren, fast schämten, erschien unterm engen Thore eine große Gestalt. Die Knechte fuhren zusammen, selbst die Hunde drängten sich unter die Bäuche der Pferde; auch die Grafen rissen die Augen auf, wußten nicht, war es Thier oder Mensch, ein Geist oder ein Wesen. Mit dunkeln Fellen war die Gestalt behangen, mit weißen Haaren war der ganze Kopf bedeckt, kaum daß man in dem silbernen Gelocke das große aber gleichfarbige Augenpaar bemerkte; es war ein seltsam Gebilde. Einen Augenblick war die Gestalt stille gestanden, dann schritt sie vor, unwillkürlich drängten die Knechte sich zurück, unter den Pferden heulten die Hunde. Vor den Grafen stellte sich das Wesen; da sah man wohl, daß es ein

Mann war, und nachdem es dieſelben betrachtet hatte, blitzte es im grauen Gelocke auf, da ſah man, wo die Augen waren. „Seid willkommen, Grafen von Rore, in euerm Erbe, es mögen die Götter euern Eingang ſegnen, eines hohen Stammes herrliche Aeſte, euers Vaters Ebenbilder.“ So ſprach der Alte und reichte den Grafen die wilde Hand. Sie reichten ihm die ihren und Sintram frug: „Wer biſt denn du, wohnt niemand hier?“ „Ich wohne hier und Hug heiße ich. Habt ihr nie von euers Großvaters Milchbruder gehört, dem wilden Hug, der mit euerm Vater in alle Kriege zog, bis derſelbe die Augen ſchloß.“ „Biſt es doch nicht ſelbſt, würdeſt ja mehr als hundertjährig ſein“, ſprach Bertram. „Der Hug bin ich und die Götter mögen euch ſegnen, daß meine Augen euch noch geſehen. Euer Erbe habe ich gehütet, damit kein Anderer komme und ſetze ſich ein; jetzt mögt ihr ſelbſt es bewahren, ihr kühnen Knaben, und Hug kann ſchlafen gehen.“

So ſprach der Alte, half mit rüſtiger Kraft den Knechten, zeigte ihnen die Stallungen, führte die Grafen zur Halle, tiſchte dort auf, was das Haus enthielt, Käſe, Fleiſch und Wein, ließ dann das Horn erſchallen vom Thurme herab, und bald fanden Menſchen ſich ein, und während die Einen dem Alten dienten, entfernten ſich die Andern auf deſſen Geheiß, kamen dann wieder und ſchleppten herbei Speiſe aller Art, doch nach damaliger Weiſe, und es war ein Leben da, wie ſeit vielen Jahren im alten Thurme nie geweſen war. Es war Hug's Familie, Kinder und Kindeskinder, welche er rundum ausgethan hatte, während er alleine im Thurme blieb, ihm zur Hut. Fruchtbare Flecken an ſonnigen Rainen, in waſſerreichen Thälern, hatten ſie ſich angebaut nach der Anweiſung des Vaters, der viele Länder geſehen hatte auf ſeinen weiten Zügen und eifrig das Gute pflanzte ins eigene Land, was auswärts er geſehen.

So ward den beiden Grafen ein ſtattlich Mahl bereitet, ein wenig geringeres als zu Baſel ſie eingenommen hatten in

der königlichen Pfalz, bloß am Wein merkte man den Unterſchied zwiſchen einem königlichen Lager und einem am Rande des Uechtlandes im Aargau ſtehenden Thurme. Hug, der Alte, mußte zu ihnen ſich ſetzen, das Mahl mit ihnen theilen; doch ehe er aß, wollte er wiſſen, was die Grafen hier wollten, wie lange ſie weilen würden, was er anordnen ſolle. Als er hörte, was der große Herzog ihnen aufgetragen und daß ſie gekommen, den Auftrag auszuführen, da ſprang er begeiſtert auf, lobte die Götter, rang die Hände und ſtromweis rannen über das ſilberne Geſicht ſilberne Thränen. Den Grafen ward bange, es möchte der Alte kindiſch geworden ſein, doch rann dieſe Freude, ächter Liebe entquollen, ihnen heiß zu Herzen, denn ſo recht heiß waren ſie, ſeit die Mutter geſtorben, von niemand geliebet worden. Sintram hieß den Alten ſich ſetzen und bedächtig hören, was ſie eigentlich ſollten, möglich, daß die Freude ihm dann verſiege. Doch ſie verſiegte nicht.

Als Hug des Beſtimmtern hörte, was die Grafen ſollten, leuchtete die Freude erſt ſo recht ſtrahlend aus ſeinen hellen Augen und begeiſternde Worte entſtrömten ſeinem Munde. Was er längſt gedacht, ſagte er, hätten die Götter in Pipins Seele gelegt, und was die Götter wollten, dem fehle ein glücklicher Ausgang nicht, was dazu nöthig ſei, hätten ſie auch längſt beredet. Ein Land beſäßen ſie, wie gut, wie ſtark, wüßten ſie nicht. So arm an Menſchen, wie es ſcheine, ſei es nicht. Gar manchen Meierhof kenne er, der ihr eigen ſei, viele Hirten weideten auf ihren Alpen zahlreiche Heerden, und wo eine zahlreiche Heerde ſei, da finde man zumeiſt auch eine gewaltige Kinderſchaar, ſtark und ſchön, von fetter Milch getränket. Gar manche Familie werde noch zu finden ſein, deren Daſein er nicht kenne, da er lange nie weit von Rere weggekommen. Aber er wiſſe es, wie manche Wittwe mit ihren Kindern, mancher Alte mit dem Enkel, mancher Mann mit den Seinen in dieſe Marchen geflohen, in düſterem Walde ſich angeſiedelt habe. — Ringsum, in Italien, in Gallien und

weit den Rhein hinab, hätten Mord und Brand gewüthet, der Bruder ſei vor dem Bruder nicht ſicher geweſen, den Höchſten hätte des Mörders Dolch am liebſten geſucht. Darum ſeien Hohe und Edle in dieſe Wildniß geflohen, hätten als ein Paradies ſie erfunden, friedlicher mit den Thieren des Waldes gelebt, als mit den Menſchen draußen in den ſonnebeſtrahlten, köſtlich gebauten Ländern; deren würden viele zu finden ſein in den tauſend Thälern, welche ihr Gebiet durchfurchten. Wer müde ſei des wüſten Weltgetümmels, ohne Treue, ohne Sicherheit, dem wäre es unglaublich wohl in der ſtillen, friedlichen Einöde, wo er leben könnte, ſicher und frei, einen Tag um den andern, wie er es wünſchte und wollte. Es ſei ihm wie dem Schiffer, der aus den wilden Meereswellen ſich gerettet an ein ſtill Geſtade, wo er feſten Boden wieder habe unter den Füßen und ſeine Schritte lenken könne nach Oſt und nach Weſt, nach Süd und nach Nord, grade wie er wolle. Nichts hätte gefehlt als ein weiſer Wille, ein ſtarker Arm, ein guter Name, die Kräfte allmählig zuſammen zu binden, die Wildniß zu lichten, zu einem Heldenland umzugeſtalten nach des Herzogs Willen, der von den Göttern in deſſen Sinn gelegt worden. Ihr habt den Arm dazu, Kunde euerer Waffenthaten iſt zuweilen bis zu uns gedrungen, und einen höheren Namen als den euern giebt es nicht in Helvetien. So alt das Land iſt, ſo alt iſt euer Name, und ſo alt der Name iſt, ſo alt iſt deſſen Ruhm, doch weit vom Lande ward in den letzten Zeiten derſelbe geſammelt, die fränkiſchen Könige ernteten die Früchte, wild blieb euer Erbe, Blut und Kraft ſetztet ihr für Andere ein, und hatte beides doch euer eigen Land ſo nöthig. Doch jetzt wendet ſich die Zeit, die Sonne geht auf, Morgen ſoll es werden über dieſem Lande.

So ſprach begeiſtert Hug, der Alte, der Jugend Glut und Alters Erfahrung beiſammen trug in hundertjähriger Bruſt. Mitten im Erzählen, durch welches er Muth zu machen ſuchte den bangen Grafen, ſtand er auf und hieß ſie

folgen. Eine Thüre, welche ſie nicht geſehen, ſchloß er auf, ſie führte in ein eng aber reich Gemach, es war die Schatzkammer des Hauſes. Hier ſahen ſie die treue Hut des alten Hugs. Freudig zeigte er ihnen die wohlbewahrten Schätze, die ein Geſchlecht dem andern überliefert hatte, mit eigenem Erwerb vermehrt. Was die Helden Koſtbares gewonnen hatten auf wilden Zügen, in blutigen Schlachten, hier ward es niedergelegt, und manch große Heldenthat wußte der alte Hug zu erzählen, indem er Bericht gab, wo dies, wo jenes gewonnen worden. Hier ſah man, wie alt der Stamm war. Wie an den Ringen der Bäume man die Jahre zählt, welche ſie gelebt, ſo konnte man hier wie an einem Stammbaume an der Beute die Aeſte zählen, die der alte Stamm getragen. Es freute die Grafen, nicht bloß des gefundenen Schatzes und mancher Kiſte Geldes, welches ſie brauchen konnten, das große wilde Erbe urbar zu machen, ſondern daß auch ſie manches zu legen hatten zu der Beute ihrer Väter, zu bezeugen den Kindern, daß auch ſie gelebt und als Helden geſtritten. Sie dachten nicht, daß Geſchlechter kommen würden, welche, was die Väter gewonnen, nicht mehren, ſondern verzehren würden, und zwar nicht die Schätze bloß, ſondern auch den Ruhm.

Das war aber auch eine Stunde, eines hundertjährigen Lebens werth, als der treue Hüter, des alten Stammes Wächter, den Erben des Stammes, an die er ſo ſehnlich gedacht, die im Leichtſinn der Jugend das verwilderte Erbe faſt vergeſſen und nach dem Erwerb einer neuen Grafſchaft in ſchönem Lande durch treuen Dienſt getrachtet, des Stammes Hort übergab und Zeichen und Zeugen empfing, daß die Söhne der Väter ächte Sprößlinge ſeien. Es war den Jünglingen gegangen wie andern vor ihnen und nach ihnen, den Werth des väterlichen Hauſes und Erbes kannten ſie nicht, trachteten nach einem glänzendern, das aber oft ſo flüchtig iſt, wie der Sonne Wiederſchein auf dem Spiegel eines Sees, wie das

Morgenroth am Himmel, das ſo gerne zu Koth auf Erden wird. Alte bewährte Diener kennen und hüten beſſer das alte Erbe, als junge leichtgeſinnte Erben. Wohl den letztern, wenn die Diener treu hüten, bis der Erben Sinn ſich abgeklärt hat, die Dinge nicht mehr ſieht durch roſigen Morgennebel, ſondern unverſchleiert in ihrer eigenthümlichen Geſtalt.

Als die Grafen aus der Erbkammer traten, ſchien ihr Sinn ein anderer geworden, über ſie der Geiſt der Ahnen gekommen zu ſein, es hatte ſie ein Ernſt erfaßt und der Drang zur That, wie er über die Könige kommen muß, wenn ſie vor ihren Heeren herſchreiten zur Schlacht und als Sieger aus dem Wogen des Kampfes ſich arbeiten wollen. Sie ſetzten mit Hug ſich hinter die Humpen, lobten ihn freudig, ehrten ihn wie einen Vater und begannen den Rath über das zu Beginnende. Sie waren bald einig, daß der Thurm, in welchem ſie waren, nicht an der rechten Stelle ſtehe, keine ſattſame Wehr ſei gegen einen mächtigen Feind. Ihre Voreltern bauten ihre Thürme gerne an's Waſſer, an die Furten der Flüſſe, jetzt baute man ſie auf Höhen, wo die Zugänge mühſam waren, Maſchinen ſchwer zu gebrauchen und die durch Eiſen gegen Pfeil Geſicherten, mit Steinen zu zermalmen, mit Feuer zu verbrennen. Je weiter man es in der Sicherung des Menſchen brachte, deſto ſtärker mußten auch die Plätze geſichert werden, welche feſt ſein, Menſchen bergen ſollten vor ſonſt übermächtigem Feinde. Schon der alte Hug kannte die Uebung der Franken, beſſer erfahren in der neuen Weiſe waren Sintram und Bertram und berichteten den Alten, wie ſie einen Platz wünſchten, um gegen Schwaben hin eine Feſte zu bauen, vor Uechtland ein feſtes Thor, wo man bewachen könne den vorwärts liegenden Feind und ſchirmen das dahinter gelegene Land. Als Hug ſorgfältig erforſcht hatte, wie ſie es meinten, erzählte er ihnen, wie zwei Stunden niederwärts ein Felſen liege, eigenthümlich ins Thal hineingeſtellt, dort hätte in frühern Zeiten ein Stamm der Allemanen, die Lenzier,

eine jetzt verfallene Warte gehabt, er liege hinter der Reuß, hinter dem Zusammenfluß der Ströme, manches Thal öffne sich rund um ihn, und wie ein Schloß liege er da, welches seine Riegel schieben könne, hierhin, dorthin, und verschließen Aus- und Eingänge der Thäler, und namentlich links das Aarenthal, rechts das Thal der Reuß.

Was der Alte von dieser Lage den Brüdern sagte, gefiel denselben und alsbald ward beschlossen, dieselbe zu besehen, sobald ein neuer Morgen aufgehe über der Erde.

Am folgenden Morgen brachen sie auf, von Hug geführt, der mit manchem Mann ihr Gefolge vermehrt hatte, sie hatten die Wildniß zu bekämpfen, den Morast; denn wo jetzt die schönsten Felder liegen, da war im Schatten der Wälder bodenloses Moor. Doch wie mühsam sich die Grafen auch ringen mußten durch die wüste Ebene, es geschah auf eigenem Grund und Boden, und dieses Bewußtsein floß als ein ganz eigen Gefühl durch Mark und Bein. Schöner war das Gras gefärbt, kühner stand die Eiche, größer war der Hirsch, der aus dem Lager sprang, anziehender die wilde Sau, welche durch die Gebüsche brach, freudiger und lustiger hatten sie nie gejagt, schöner keine Wüste gesehen; daß ein Eigenthümer ganz andere Augen hat als der Fremdling, der durch fremde Gaue jagt, das wußten sie nicht. Selbst die Hunde schienen es zu fühlen, daß sie auf ihrer Herren eigenem Grund und Boden seien, und wo die Fährte eines Wildes unter ihre Nase kam, oder gar eines aufsprang, sichtbarlich vor ihren Augen, begannen sie ein wild lustig Jagen, hitzig und eifrig, daß sie hinter ihnen drein die Herren rissen, hinter den Herren drein das Gefolge jagte; umsonst der alte Hug warnte zur Ruhe, rief zu besonnenem Zuge. Doch bald waren die Jäger verrannt in unwegsamen Morast, in undurchdringlichen Wald, sie mußten lassen von der Jagd, den Hunden den Ausgang anvertrauen.

Hug kannte die Läufe der Welt. Bis an die Reuß ging

ſeiner Herren Gebiet, Menſchen, es zu vertheidigen, hatte es nicht, das Land ſelbſt mußte ſich ſchützen. Von vielen Bächen war der Strich zwiſchen Rore und der Reuß bewäſſert, kein Damm faßte ſie ein, keine Brücke führte darüber, ſie liefen oder liefen nicht, wie ſie mochten und konnten. Keine Axt ward ans Holz gelegt, keine Reute gemacht irgendwo, was wachſen wollte, konnte wachſen, ſo dicht und hoch es wollte. So entſtand ſtundenbreit eine faſt undurchdringliche Schanze, durch die wenige verborgene Wege führten, welche Hug kannte und die Seinen, ſonſt niemand, und wer ſie nicht kannte, fand ſie nicht. Wer Wild bedurfte, fand deſſelben die Fülle, doch mit wilden luſtigen Rüden es zu jagen, dazu verging den Jägern bald die Luſt; denn wo Hunde wohl kommen durch Wald und Moor, da bleiben oft die Roſſe ſtecken, da findet ſelbſt der Mann keinen Durchgang. Hug jagte zwar auch hier, aber nicht hoch zu Roß, ein ſchwer Gefolge hinter ſich, er ſuchte das Wild im Lager auf, wartete ſein des Abends an freundlichen Quellen und Weidplätzen, oder ließ es ſich durch einen alten wohlerfahrnen Hund langſam treiben, irgend einer Lichtung zu.

Wie hart es ſie hielt, ſie mußten vom wilden Jagen laſſen und ſchwer genug ward es dieſem und jenem, ſich herauszufinden aus Wald oder Sumpf, wohin er ſich verrannt hatte; ſie mußten zum alten Hug zurück, der die verſteckten Wege kannte in dieſem ſtundenbreiten Zaune. Das zahlreiche Wild, vom ungewohnten Lärm erſchreckt, ſprang vom Lager, wimmelte durch die Büſche, ſetzte über die Wege, und mancher Bolz flog von der Armbruſt und mehr als einen ſtattlichen Braten ſchleppten die Knechte mit zum Lagerplatz in der Mittagszeit.

Und Mittag war's, als der Wald noch wilder wurde, der Sumpf unergründlicher, der Pfad verborgener, als unerwartet ein Felſen ihnen den Weg verſperrte; mit dünnem Wald war er bewachſen, ſteil von allen Seiten ſtand er da,

wie ein Hauptmann vor ſeinem Heere. Hier herauf kletterte Hug voran, oben auf dem kahlen Gipfel fand ſich noch einiges Gemäuer; hier ſtieß Hug den Speer in die Erde und ſprach: „Da ſtund der Lenzier Thurm, hier iſt Platz für ein Schloß vor das Land.“ Mit kundigem Auge prüften die Brüder die Stelle, und je mehr ſie prüften, deſto freudiger glänzten ihre Augen; hier mußten ſtarke Männer unüberwindlich ſein, wie der Löwe in ſeiner Höhle, hier konnten ſie aber auch liegen und lauern, gleich dem Löwen, der auf die Lauer ſich legt, wenn ihn der Hunger plagt, wenn er Beute will. Ohne Wechſelrede waren ſie einig. Die Knechte wurden gerufen bis an die, welche unten die Roſſe zu hüten hatten, für welche kein Weg in die Höhe führte.

Während dieſe ein Feuer anbrannten, das Mahl bereiteten auf damalige Weiſe, deutete Hug den Brüdern, welche faſt fremd dem Lande waren, die Gegend, machte ſie bekannt, wer drüben hinter der Reuß wohne, wer an dem Limmatſtrand, zeigte ihnen, wo die großen Seen lägen, aus denen die Flüſſe kämen, wer ihre Mündungen bewache, und wie, wenn nicht in Franken es losgehe und Schwaben und Burgunder aneinander geriethen, hier im Lande zumeiſt Friede ſei. Der Menſch habe alle Tage zu kämpfen mit den Elementen, darum wenig Zeit zum Krieg unter ſich; kehrten die Menſchen die Schwerdter gegen ſich, ſo würden ſie die Beute der mächtigen Natur, die feindſelig dem Menſchen ſich gegenüber ſtelle, ſobald ſie feſſellos ſich bewegen könne. Er zeigte ihnen, wie weit ihre Berge gingen, den unermeßlichen Wald, das Land hinauf, der mehr Wild barg, als heutzutage vieler Herren Länder zuſammengenommen. Dann tafelten ſie auf des Felſens Scheitel ein köſtlich Mahl, und das Köſtlichſte am Mahle war die Freude Hugs, daß ſeiner Herren Stamm neu gefeſtigt werden ſollte im Lande, waren der Grafen ſchwellende Gedanken. Wer jetzt ein einfach Haus baut zu täglichem Gebrauche, was hofft er nicht alles, was träumt er nicht über

des Hauſes Geſchick? Und damals, wo mehr als je auf des Schwertes Spitze ruhte die Welt, was mußten nicht zwei junge heldenmüthige Grafen träumen vom Geſchicke des Hauſes, das ſie als feſten großen Grafenſitz, als eine Hut des Landes bauen wollten an ihres großen Erbes Eingang?

Doch dieſes Sinnen ward verdrängt durch das Rathen über die Ausführung; was man wollte, mußte man bald thun damals; wenn die Reiche ſchwanken, wenn die Menſchen in- und durcheinander gerüttelt werden, wie durch ein Erdbeben, da iſt nicht lange Zeit zu langem Beſinnen, da muß raſchen Entſchlüſſen raſch die That folgen; wer nicht kühn und raſch zu handeln weiß, wird herumgewirbelt, geht thatenlos unter.

Es war ein kühnes Unternehmen, in dieſer öden Wildniß, durch welche keine Wege führten, im menſchenarmen Lande eine Burg zu bauen, groß und feſt. Doch Hugs faſt hundertjährige Erfahrung wußte für alles Rath, während bei ihm das Zagen vor der That, welches ſo oft im Alter ſich findet, nicht war, ſondern die ganze Thätigkeit der Jugend. Er wußte, daß hundertjährige Greiſe eilen müſſen, wenn ſie ein angefangen Werk zu Ende bringen wollen, daß Zagen und Zaudern eher der Jugend, vor welcher noch ein ganzes Leben liegt, erlaubt ſei.

So wurde muthig der Bau begonnen und raſch fortgeſetzt. Pipin, obgleich bald darauf erkrankt, vergaß denn doch den gegebenen Auftrag nicht, ſondern ſandte vom untern Rheine herauf eine Anzahl Menſchen, welche zu verſetzen ihm paſſend ſchien. Das war aber auch die einzige Schaar, welche er ſandte, denn mitten aus ſeinen Entwürfen heraus riß ihn der Tod, und der Wirrwarr, welcher in den letzten Zeiten in ſein Leben gekommen war, ging auf das Reich über, ſtürzte es für Jahre in blutige Verwirrung. Das iſt der Fluch der Könige, welcher ſie ins ewige Leben begleitet, daß die Schatten, welche ſie heraufrufen, in ihr Leben ſich erſtrecken, über das Leben der Völker, daß die Flecken, mit welchen ſie ihr eigen

Leben beſudeln, ſich einfreſſen ins Völkerleben, daß ſündiger Könige oder Volksführer ſündlich Leben zum Zeugniß wird gegen das Königsthum überhaupt, als ob bei demſelben nicht beſtehen könne des Volkes Heil und Wohlfahrt. Es ſollte ein König, oder deſſen Stellvertreter, immer denken, daß, je höher er ſtehe, deſto weniger ihm erlaubt ſei, dieweilen man es deſto weiter ſehe. Je mehr ein König ſich erlaubt glaubt, dieweilen niemand angehe, was er treibe, deſto leichter werden die Wurzeln ſeines Thrones angefreſſen und faulen. Das lehrt das alte Teſtament und die neue Geſchichte, daß ſchlechte Bauern ihre Kinder um die Höfe bringen und ſchlechte Könige ihre Kinder um ihre Throne.

Wenn die Zuſendungen von Menſchen aufhörten, ſo trieb hinwieder die neue blutige Zerwürfniß in Pipins eigenem Hauſe manche Familie über die Berge, welche Ruhe ſuchte und lieber bei wilden Thieren wohnte, als unter erwildeten Menſchen.

Die Brüder ſchafften raſch fort und freudig leiſtete jeder Handbietung, der in ihren Marchen wohnte und vom Baue hörte, denn jeglicher betrachtete denſelben als ein Bollwerk für das eigene Gehöfte. Doch fehlten hinwieder dem Baue die Anfechtungen nicht. Die ſchwäbiſchen Herren jenſeits der Reuß verſuchten ihn zu hindern, doch vergeblich. Die großen Angelegenheiten nahmen den Herzog in Anſpruch, bei ihm ſtund die größte Macht, die kleinern Herren vermochten nichts über die Brüder, holten ſich blutige Köpfe und ließen manchen Mann in den unnützen Verſuchen; der Bau ward vollendet, in der Nähe deſſelben ſiedelten ſich wackere Männer an, ſchirmten die Burg und die Burg war wieder ihr Schirm.

Kaum waren die Thore vollendet, die Thorflügel eingehängt, gedachten die Brüder des weitern Auftrages und rüſteten ſich zu ſeiner Ausführung. Gegen Burgund hin wollten ſie eine ähnliche Burg bauen, eine feſte Stirn gegen den Feind, hinter welcher die Bewohner des offenen Landes in

Sicherheit den wilden Boden bauen könnten. Eine Stelle, wo es geſchehen konnte, kannten ſie nicht, ſie mußten ausziehen, eine zu ſuchen; ſichere Auskunft konnte auch der alte Hug nicht geben. Wohl hatte er das Uechtland durchbrochen auf mehr als einem Zuge, war hinaufgedrungen bis ins Burgunderland, aber es war lange her ſeitdem. Er wußte zu berichten, wie immer wilder und dunkler das Land werde, je näher man dem hellen lichten Land der Burgunder ſich nähere, wo um die heitern Seen ein gar fröhlich Leben ſei; er wußte zu berichten, wie oben an der Aare ein ſeltſamer Thurm einzeln ſtehe, dabei ein ſchön herrlich Gotteshaus, zu Ehren zweier Märtyrer, die dort getödtet wurden, Namens Viktor und Urſus; ſo wußte er noch manches, von hier, von dort, aber um eine Burg zu bauen, hatte er das Land ſich nicht angeſehen.

Den Alten wollten ſie als Vogt ſetzen in die neue Burg, welche ſie Lenzburg nannten, er aber wollte nicht. Er und der alte Thurm zu Rore paßten beſſer zuſammen, ſagte er, und bald werde der Tod kommen und ihn holen, dann wäre die Burg ohne Vogt; einem rüſtigern Manne zieme hier die Wart. So ſetzten ſie einen von Hug's Söhnen hinein, den jungen Hug, einen Jüngling von ſechzig Jahren, einen Mann wieine Eiche, der bis dahin die Heerden gegen die wilden Thiere geſchützt und geſchirmt hatte.

Es war wieder Frühlingszeit, als die jugendlichen Helden auszogen auf die neue Fahrt, mit rüſtigem doch nicht großem Gefolge. Langſam bewegte ſich der Zug, und alle Tage langſamer, vorwärts kamen ſie wenig, da ſie rechts und links ausbogen, um zur Kenntniß des Landes zu kommen und deſſen Bewohner. Anfangs waren die Pfade lichter, die bewohnten Stellen häufiger, und bekannt waren den Bewohnern die Brüder, ſie flohen nicht vor ihnen, ihre Erſcheinung war ihnen eine erfreuliche. Aber je weiter ſie hinaufdrangen ins Land, deſto wilder, grauſiger ward daſſelbe. Wohl weideten

einzelne Hirten auf den Bergen und auf den Seen ſchiffte hie und da ein Fiſcher, aber in den Thälern war es finſter und unheimlich, düſtern Mächten, wildem Spuke ſchienen ſie verfallen. Was Hirten und Fiſcher ihnen erzählten von dem vor ihnen liegenden Lande, klang immer ſchrecklicher; von alten Göttern des Landes ward erzählt, wie ſie umgingen und jeden Chriſten erwürgten, der in ihr Gebiet ſich wage, von ſchrecklichen Thieren, gegen welche kein Menſch beſtünde, in deren Nähe kein Wohnen ſei. Was eine Stunde abſeits des Sees war, eine Stunde von der Weide, das war Fiſcher und Hirt ein abenteuerlich Land, des Spukes voll, und je Grenlicheres davon erzählt ward, um ſo lieber, um ſo feſter glaubte er daſſelbe.

Eines Tages hatten ſie ſich durch tiefes Moor mühſam gearbeitet, es war ein unluſtig Tagewerk geweſen. Ein duftiger ſchöner Abend war niedergeſtiegen auf die Erde, als ſie den Auslauf eines Hügelzuges vor ſich liegen ſahen. Sie arbeiteten ſich zu ihm durch und klommen mühſam an ihm auf, denn auch da war noch weiche Erde und dieſe ſchien ſich zu ziehen, nicht bloß rund um des Hügels Fuß, ſondern hoch herauf bis auf des Hügels Rand, ein Lehmkegel oder Torfhügel, mitten im Lande abgelagert, als die Fluth über die Erde ſtrömte und einige Stunden weiter oben die mächtigſten Granitblöcke liegen ließ, mit dem harten Geſteine einen weichen Hügel krönte. Das muß furchtbar gewogt und getobt haben, als die wunderbaren Lager aufeinander ſich lagerten, die ſeltſamſten Schichten aufeinander ſich ſchichteten, daß weder Witz noch Scharfſinn bis dato begreiflich und handgreiflich darzuſtellen vermochten, wie es bei dieſem Schichten und Lagern zugegangen und wie es gewogt und getobt.

So arbeiteten die Wanderer ſich mühſam hinauf, hofften auf eine trockene Lagerſtelle, auf eine Lueg übers Land, und mehr als einmal waren ſie am Umkehren, dann trieb ſie der Sinn, der dem Schweren nicht weichen will, ſondern es über-

winden, weiter nach oben. Da ſtießen ſie an ein Gehäge, dichtes Tannengewächs, wo offenbar des Menſchen Hand gewaltet hatte. Friſch ward es durchbrochen, ein weites, ſchönes Gehöfte that vor ihnen ſich auf, eine ſchöne Inſel in ſchwarzem Moor, und links, drüben, reckten nahe in ſilbernem Glanze noch die Bernerberge ihre gewaltigen Häupter in den blauen Himmel auf. Hunde ſchlugen an, ſprangen gegen das Dickicht vor und immer wilder, je kecker die Hunde der Reiſenden antworteten. In das Gebell der Hunde tönte der Pferde Wiehern, der Kühe Gebrüll, ein Chaos von Tönen ward lebendig, welches ſattſam verkündete, daß Fremdlinge hier eine außergewöhnliche Erſcheinung ſeien. Um das weite, aber niedere Haus tauchten Geſtalten auf und verſchwanden wieder, wilder ſetzten die Hunde an, wilder brüllten durcheinander die Thiere, wild ſchnaubten, bäumten ſich die Roſſe der Brüder.

Da ſchritt vom Hauſe her ein hoher Mann, königlich war ſein Gang, doch unbewehrt ſeine Hand. Mit weit tönender Stimme rief er die Hunde, ſie gehorchten, doch ungern, drängten hinter ihm dicht an ſeinen Ferſen ſich zuſammen. Er ſchritt auf die Brüder zu, die abgeſeſſen von den Hengſten, dieſelben ſelbſt an der Hand führten, da jeder der Männer für ſich und ſein eigen Roß zu ſorgen hatte, und damals die Ritter nicht bloß Reiter waren, welche, abgeſtiegen nichts anders zu thun wußten, als den Reitknechten die Zügel zuzuwerfen. Vor ihnen ſtand er ſtill, und auch ſie zügelten die Hengſte, die hoch auf ſich bäumten, trotz der ermüdenden Tagefahrt, aber einmal erregt, kehrt im edlen Pferd die einmal verjagte Müdigkeit nicht alſobald wieder. Sie waren überraſcht von der königlichen Erſcheinung, doch noch mehr, als dieſelbe ſie alſo anredete: „Seid mir willkommen ihr Grafen von Rare, eines edeln Vaters mir willkommene Söhne.“ Unwillkürlich beugten die edeln Grafen ſich vor dem Manne, der in der einfachſten Kleidung damaliger Zeit vor

ihnen ſtand, aber königlicher als je Pipin vor ihnen geſtanden hatte. „Seid mir willkommen, fuhr er fort, auf euerm Erbe, in euerm Eigenthum. Ich habe es mir ſelbſt zu Lehn genommen in verwildertem Lande, wo keine Grafen von Rore zu finden waren. Daß ihr ins Land gekommen, blieb mir unbekannt; freudig empfange ich jetzt das Lehn aus euerer Hand. Es iſt mir lieb geworden, zu euerm Schaden habe ich es nicht verwaltet, ein Obdach vermag ich euch anzubieten und freundliche Herberge, wo ihr ohne mich nur den Melch gefunden hättet im Sumpf, oder Bär und Eber in undurchdringlichem Gebüſche."

Es überraſchte die Brüder ſich erkannt zu ſehen, als Herren begrüßen zu hören, doch dem Manne gegenüber dachte keiner von ihnen ſich als Herr zu geberden, ſeine Rechte gegenüber dem Lehenmann geltend zu machen, es war ihnen, als folgten ſie ihrem Lehnsherren auf freundliche Einladung als demüthige Gäſte. Sie ſchämten ſich dieſer Demuth vor ihren Knechten, denn eben demüthiger Art waren ſie ſonſt nicht, wenn auch nicht aufbegehriſcher oder hochfahrend, ſie verſuchten ſich als Herren zu geberden und vermochten es doch nicht. Sie hatten zu viel unter den Großen der Welt gelebt, als daß das Hochgebietende im Weſen des Mannes, wenn es auch in keinem einzigen Worte ſich äußerte, ſie nicht hätte beugen ſollen. Knechte nahmen ihnen die Roſſe ab, ins Haus geleitete ſie der Mann. In weitem Raume brannte ein mächtig Feuer, Keſſel hingen darüber, am Spieße ſchmorrte Wild, ums Feuer herum ſchwebten Weſen, von denen die Brüder durch Rauch und Duft hindurch anfänglich nicht wußten, waren es irdiſche oder waren ſie herabgeſtiegen aus einer höhern Welt. Es waren die ſieben Töchter ihres Wirthes, königliche Geſtalten, von reichem Gelocke umwallt, in einfache Gewänder gehüllt, die ſcheu und leicht, wie Rehe im Walde, das Haus beſorgten. Als die glänzenden Rittergeſtalten in den weiten Raum traten, flatterten ſie durcheinander wie Tauben, die einen Ha-

bicht wittern. Hier hatten ſie noch keine Ritter geſehen, und was dieſe wollten und wer ſie ſeien, wußten ſie nicht, und wer in ſicherm Verſteck vor blutdürſtigen Feinden ſich gebergen hat, erſchrickt vor jedem Geräuſch, geſchweige denn vor jeder Geſtalt, die dem Verſteck ſich naht. Als ſie den Vater ſo friedlich und freundlich mit den Jünglingen verkehren ſahen, ſchwand allmählig ihre Angſt, doch ſcheu wie wilde Rehe, blieben ſie, wie neugierig, ja wohlgefällig, ihre Augen auch durch Duft und Rauch die ſchönen Ritter anblitzten.

Am Heerde des Mannes erzählten die Brüder nicht bloß ihre Tagefahrt, ſondern auch Pipins Auftrag, was ſie bereits vollbracht und das Ziel ihrer gegenwärtigen Fahrt. Hell leuchteten des Wirthes Augen, als er ihre Rede gehört. Er lobte Pipins Einſicht und pries das Land, in welchem er wohnte, als eine ſichere friedliche Freiſtätte für Alle, welche Frieden liebten und Freiheit, fern von den blutigen Händeln der Welt. Seit vielen Jahren wohne er hier, hier ſeien ſeine Kinder geboren, hier habe er ſein Weib begraben und nie habe er ſich zurück in die Welt geſehnt, nie ſei ihm zu klein geweſen das enge Gehege auf dieſes Hügels Rücken. Um das was draußen vorgehe, habe er ſich nicht bekümmert, und allemal, wenn zur Seltenheit Einer von draußen ſich hieher verirrt und Kunde gebracht von dem, was draußen vorgehe, habe er Gott gedankt, daß er ihn hieher geführt. Doch habe er lange niemand hier geſehen, daher ihre Rückkehr nicht vernommen, nichts von Pipins neuem Beginnen. Als die Brüder ihn frugen, wie es denn gekommen, daß er ſie alsbald erkannt, ſo vernahmen ſie, daß er die Züge ihres Stammes erkannt, aber des Mannes Namen und Stand vernahmen ſie nicht. Beides ſei begraben, ſagte er, und Begrabenes grabe man nicht aus. Sigbert ſollten ſie ihn nennen, ihr Lehnsmann wolle er ſein, doch ſollten ſie ſein Begleit nie begehren, um das bitte er, als um die einzige Gunſt. Hier habe er ſich eingelebt, geborgen vor den Stürmen der Welt, hier möchte er auch ein

Grab, ſtill und friedlich, finden. Die Brüder dachten nicht daran, die Bitte ihm abzuſchlagen, boten ihm vielmehr Leute und Mittel an, ein feſtes Haus zu bauen, den urbaren Boden auszudehnen, er ſchlug es aber aus, zur Nahrung hätte er Land genug, hätte Wild genug, und feſt ſei ſein Haus durch des Hügels ſumpfichte Seiten, und der Wenigen, welche durchbrächen bis zu ihm herauf, erwehre er ſich mit ſeinen Knechten leicht, und müßte es ſein, ſo verſtünden auch ſeine Mädchen Speere zu werfen und den Bogen zu ſpannen.

Es glaubten es auch die Brüder, da ſie die Kraft und Gewandtheit ſahen, mit welcher die Jungfrauen das Mahl bereiteten, die Keſſel handhabten, die Fleiſchſtücke auf die Tafel ſtellten. Es war ein wunderbarer Anblick, dieſe königlichen Geſtalten, mit königlichen Geſichtern, welche die niedern Dienſte verrichteten, als ob es königliche Aemter wären. Die Brüder hatten es nicht gewußt, aber jetzt ſahen ſie es, daß nicht in der Verrichtung die Hoheit und die Würde liege, ſondern in der Art, wie ſie verrichtet werde. Sie vergaßen nicht ſelten den Hirſchbraten in der Hand über dem Anblick der Jungfrauen, die geſchäftig um die Tafel ſchwebten, wo auch ihre Knechte ſaßen und die Knechte des Hauſes. Es war ihnen, wie es einem armen Brunnengräber ſein muß, der mühſam nach einem Tropfen Waſſer in die Erde bricht und plötzlich ſieht er ſich in weiter Halle, eine reiche Quelle ſprudelt in derſelben Mitte und köſtliche Demanten funkeln aus den Wänden. Sie waren in eine Wüſte gezogen, durch Wälder gebrochen, durch Sümpfe gedrungen, Ur und Molch, Hirſch und Bär, hatten ſie als Bewohner des Landes erwartet und gefunden, — auf einmal that ſich vor ihnen auf in ihrem Lande und als ihr Eigenthum ein Hofhalt, den ſieben edle Jungfrauen führten um einen königlichen Greis auf freier Höhe in fruchtbarem Lande, im Süden die gewaltigen Berge gegen Italien hin, im Norden der blaue Berg, der wie ein Zauberband Gallien von Helvetien ſcheidet. Köſtlicheres hat-

ten ſie in ihren Erblanden nicht gefunden, daß es reicher ſei an Schätzen als ſie geträumt, das glaubten ſie jetzt dem alten Hug.

Sigbert wußte von der Landesbeſchaffenheit ihnen wenig zu berichten. Eine Stunde von da würden ſie finden eine Stätte, wo zwei fromme Männer wohnten, im Buchenwald über dem See. Dann aber werde es wild und fürchterlich, und was da oben hauſe, das wiſſe er nicht. Schreckliches hätte er berichten hören, aber gelüſtet hätte es ihn nie, das Gehörte ſelbſt zu ſchauen, die Kämpfe der Welt hätte er hinter ſich, Neugierde trübe ihm nicht den ſüßen ſtillen Frieden, welchen er ſo ſchwer gewonnen. Deſto mehr wußte er ihnen zu erzählen vom Lande der Franken, von Italien. Das ganze Reich ſchien ihm bekannt, und wo die Brüder gekämpft, kannte er den Ort und die That. Und vieles wußte er, von dem ſie nie gehört, Verhältniſſe faltete er auseinander, an die ſie nie gedacht, und eine Zukunft rollte er vor ihnen auf, welche ſie nicht geträumet. Sigbert kannte das Vergangene, betrachtete mit ruhigem, ungetrübtem Gemüthe, ohne Furcht und ohne Kummer die Gegenwart, darum erkannte er auch die Knospen, aus welchen das Kommende ſchwoll, an den Tag ſich drängte.

Ein wunderſchön Bild war es, wie die drei herrlichen Geſtalten zuſammenſaßen in dem weiten Gemach, vom Feuer erleuchtet, Sigbert ſtrahlend einem Propheten gleich, Bertram und Sintram in der Blüthe jugendlicher Kraft, ſtaunend den Reden des Sehers horchend. Im Hintergrunde der Küche ſaßen die Knechte, wild und gewaltig durch Rauch und Dampf waren ſie anzuſchauen; ſie theilten einander mit, was ſie wußten und erfahren hatten, und zwiſchen ihnen ſchwirrten und ſchwebten die Jungfrauen, bald hell vom Feuer beleuchtet, bald halb ſichtbar bloß in wolkichtem Nebel, den Engeln gleich, die zwiſchen Himmel und Hölle fliegen und zuweilen ſichtbar werden den Menſchenkindern, doch alsbald entfliegen,

ſobald man ſie anruft. Es war ein wunderbar Bild in dieſem öden wüſten Walde und wunderbar war Allen in der Halle zu Muthe, aufgeregt waren Alle, Alle hatten Unerwartetes getroffen. Wie Weſen einer höheren Welt, ſah man ſich gegenſeitig an, und wie in höheren Welten Tag und Nacht zuſammenſchmelzen, und Jahre verrinnen wie Augenblicke, ſo kam aus der Nacht der Morgen, und es dämmerte der Tag in die Halle, ehe an Schlaf jemand gedacht, das Rinnen der Stunden Einer bemerkt.

Da begannen die erwachenden Thiere ſich zu künden, die Pferde wieherten, die Kühe brüllten, vom Giebel krähte der Hahn, die Hunde wurden rege, endlich blitzte die Sonne auf, verklärte die Erde, wie ein Bräutigam die Braut verklärt, wenn er ihr erſcheinet. Da ward man auch in der Halle rege, erwachte aus dem Traume der Nacht, die man ſo ſchnell und ſchön durchlebt hatte, von der Schwerfälligkeit des Irdiſchen, dem langſamen Schleppen der Zeit entkunden. Erſtaunt erhob man ſich, trat hinaus, den jungen Tag zu begrüßen, der klar und ſchön aufzing über der Erde.

So weit das Auge reichte, reichte der Wald, die Berge ſäumten ihn ein, aus ihm blitzten Seen, und hier und da ſah man am blauen Berge fruchtbare Flecke, wo Kühe zu Weide gingen, wo vielleicht eine verborgene Hand Samen ausſäete in den goldenen Boden. Dann bewunderten die Brüder das gewaltige Vieh, die ſtarken Roſſe, während Sigbert ſein Auge an den ſchlanken Hengſten ergötzte, daß es manchmal war, als zucke die Luſt in ihm auf, die Hand zu legen auf ihren geraden Rücken, mit raſchem Schwunge ſich aufzuſetzen und einmal wieder einen Hengſt zu tummeln mit mächtiger kundiger Hand. Doch die Luſt zuckte nur, ſie that ſich nicht kund, auch hielt Sigbert die Brüder nicht, als zum Aufbruch ſie ſich rüſteten, er ließ ſie gewähren, wie es einem Vaſallen, gegenüber ſeinem Lehnsherrn ziemt; ob noch andere Gründe ihn leiteten, wiſſen wir nicht.

Ehe ſie zogen, ward ihnen ein Morgenmahl geboten, paſſend zum Tagewerk, welches vor ihnen lag. Es war ein Mahl vom edelſten Wild bereitet, auch die Erzeugniſſe der eigenen Wirthſchaft fehlten nicht, vorab der ſchöne goldene Käſe nicht, der nicht von Noah herkommt, welcher den Wein erfand, der vielleicht noch älter als Noah iſt, und im Schweizerland wahrſcheinlich faſt ſo alt als die Tannenwälder auf deſſen Hügeln und die Buchwälder in deſſen Gründen. Auch edler Wein fehlte nicht, und zwar ganz anderer, als der alte Hug zu Rore ihnen aufgetiſchet hatte. Kaum hätten die Brüder ſich losgeriſſen, hätten die Pferde ſich nicht geſchlagen vor der Halle, wohin die Knappen ſie gebracht, es war ihnen faſt, als müßten ſie da weilen und bleiben, als hätten ſie ein Heim gefunden, wie ſie noch keines je gehabt. Es war dieſes Heimathliche, Wohnliche, welches ſie feſſelte. Es war Sigbert, von dem ſie ſich ſchwer losriſſen, es war ihnen, als hätten ſie einen Vater gefunden, und Vater hatten ſie keinen gehabt, von Kindheit an. Es war ein ſüßes Gefühl, welches die Nähe der Jungfrauen in ihnen weckte, es war das Gefühl des armen Kranken, der immer kalt hat und fröſtelt, wenn's ihm einmal vergönnt iſt, zu ſitzen in der warmen Sonne. Es war nicht Liebe, nicht Luſt. Sieben Jungfrauen hatten ſie umſchwebt, gleich gekleidet, ähnlich in allen andern Dingen, kaum wußten ſie, wenn an ihnen eine vorüber ſchwirrte, war die ſchon früher da geweſen oder war's eine andere. Es war das Ganze der Erſcheinung, welches hold und lieblich ſie umwehte, aber nichts Perſönliches, welches ſie ergriff; wo ſieben Einen umſchwirren und alle in gleicher Huld und Schöne, da geht es eine Weile und nicht bloß eine Nacht, bis eine ſich geltend macht, des Herzens ſich bemächtigt, das Scepter ſchwingt über daſſelbe.

Als ſie fortritten, war es den Brüdern ſchwer um's Herz, es war ihnen, als verließen ſie erſt jetzt das Vaterhaus, als ritten ſie zum erſten Mal in die wilde Welt hinaus. Sig-

bert zeigte ihnen den Weg durch die verſchlungenen Gehege, den Rücken des Hügels entlang, gegen Weſten zu. Als er ſie verließ, wünſchte er ihnen den Segen des Allerhöchſten, bat ſie um ihren Schutz; wenn ſie ſeiner Knechte bedürften, ſo ſollten ſie gebieten, einkehren bei ihm, wenn ſie vorbeizögen.

Die frommen Männer überm See fanden ſie nicht, wohl aber ihre Hütte, von einem Buchenkranz ſtundenweit umgeben, dabei ein Kirchlein, roh aus Steinen aufgeführt; hier beteten ſie und drangen weiter. Das war das mühſamſte Tagewerk, der heißeſte Tag ihres Zuges. Nie war der Sumpf in den Niederungen tiefer, als ſie heute ihn fanden, nie der Wald mit Unterholz verwachſener, oft ein faſt undurchdringlich Brombeergeflechte, nie die Wände der Hügel abſchüſſiger, oft ganz ſteile Felswände, an die man unerwartet gerieth, wo ein Schritt weiter den Tod bringen konnte. Sumpf und Fels, See und Wald, wechſelte unerwartet, plötzlich, hatte man dem einen mit aller Anſtrengung ſich entwunden, ſo befand man ſich im andern, und nun begannen noch größere Mühen.

Kein Pfad war ſichtbar, hier ſchien ſeit der Sündfluth keines Menſchen Fuß gewandelt zu haben; deſto zahlreicher waren die Thiere, die Thiere, die im Sumpfe ſchleichen, die Thiere, die durch die Wälder brechen. Sie ſchienen keinen Menſchen geſehen zu haben, nicht zu wiſſen von Jagd und Flucht. Sie hoben ſich von ihren Lagern empor, ſahen erſtaunt nach den nie geſehenen Weſen, und je nach ſeiner Natur floh das Eine, ſtund das Andere, brach wild und wüthend das Dritte auf Roß und Reiter ein. Blutige Kämpfe hatten ſie zu beſtehen, mehr als ein Leben ward gefährdet, mehr als ein Pferd ward unbrauchbar, jeden Fuß breit mußten ſie erſtreiten, bald den Thieren ab, bald der Natur. Sie waren verſtrickt in Berg und Sumpf, je härter ſie arbeiteten, deſto tiefer geriethen ſie in die ſo ſeltſam ineinander geknetete, verſchlungene Wildniß, und ſtieg einer auf die Tanne zur Umſchau, ſo ſah er nichts als Wald an Wald, Tanne an Tanne

Buche an Buche, hier und da die gelblichgrüne Ecke eines Sumpfes, nicht einmal mehr eines kleinen Sees klaren Spiegel, keine Handbreit urbar Land. So weit er ſah, ſah er ein Meer von Wald, welches mitten im Sturme, als die Waldwellen hügelhoch waren, erſtarret ſchien.

Sintram und Bertram waren kriegs- und jagdgewohnt, hatten in den Niederungen ſich getummelt und in Galliens Hügeln, aber ſo darin waren ſie doch nie geweſen; jetzt begriffen ſie es erſt ſo recht, warum Uechtland dieſe Gegend hieß. Sie bangten nicht, aber ſie wurden doch müde. Eine helvetiſche Wüſte war noch lange nicht eine afrikaniſche Sandwüſte, eine Windſtille im heißen Ocean. Speiſe fehlte nicht, nicht Trank, aber grauſig wohl war es und ſtarke Herzen und ſtarke Arme brauchte es, um ſich durchzuringen durch die wilde Natur, durch die wilden Thiere. Schon neigte ſich die Sonne und noch in gleichem Irrſale waren ſie. Es fiel ihnen auf, daß die Thiere ſeltener wurden, aus dem Walde kein wilder Ur mehr brach, kein Wildſchwein mehr ſeine Jungen ins Dickicht führte, kein Bär mehr brummend und knurrend vor ihnen her humpelte.

Sie waren wieder durch eine finſtere Schlucht gekommen, hatten ſich durch ein ſchmales Moos gearbeitet, das quer über ihrem Wege lag, die Hügelreihen theilweiſe durchſchnitt, vor ihnen lag ein ſchwarzer Hügel, mooſicht bis an die Seiten hinauf. Sie dachten an ihren geſtrigen Fund an ähnlichem Hügel, wenn auch die Umgebung eine ganz andere war. Mit neuer Kraft arbeiteten ſie ſich den Hügel hinauf, drangen unverdroſſen vorwärts durch das natürliche Dickicht, denn kein künſtlich Gehege wollte kommen. Aber es wollte auch keine Lichtung kommen, der Rücken des Hügels war bewachſen und finſter wie die andern und mühſam drangen ſie weiter, ſuchten eine trockene freiere Stelle zum Nachtlager, an welches die ſinkende Sonne ſie immer dringlicher mahnte. Da blitzte die Sonne durch den Wald, in roſichtem Lichte ſchimmerten die

mooſigen Baumſtämme, die Strahlen mußten in der Nähe einen freien Zugang haben. Bertram, der hitzigere der Brüder, hieb zuerſt ſich durch und fand vornen an der Stirne des Hügels eine Felſenplatte, frei von Geſträuch und Baum. Da ſtellte es ihn unwillkürlich. Was ſie ſo lange geſucht, das ward ihm hier und herrlicher, als er's ſich gedacht. Eine himmliſche Wüſte, eine verklärte Oede lag vor ihm. Wieder lag alles im duftigen roſichten Schimmer der ſinkenden Sonne, rechts der blaue Berg, in ſeiner blauſilbernen Schöne, links die weißen Häupter der ehrwürdigen Bernerberge in unerwarteter Nähe, rund um, ſo weit das Auge ſah, war Wald, aber es flachten die Hügel ſich ab, liefen rechts nach dem blauen Berge zu, in helle Fläche aus. Dahin ſchlang ſich das wilde Waſſer, welches zu ihren Füßen rauſchte, in weitem weißem Bette. Es brauste aus einem lieblichen See, welcher den Bergen zu nach Süden lag, durch ein klein eng Felſenthor oder Spalte. Jenſeits des Waſſers lag ein Felſen, der ſich wie ein Riegel ſchob zwiſchen See und Fluß, der diesſeitigen Fluh zu, der kühn und trotzig niederſah in die treuloſen Waſſer, die ſich in ſeine Seite gefreſſen, ihn getrennt hatten von der gegenüberſtehenden Fluh. Sintram war neben den Bruder getreten, auf dem Vorſprunge ſtunden beide, ſahen bewundernd ins Weite, ſahen zwei Göttern ähnlich, welche aus dem Schooſe des Waldes getreten, beſchauten ihre Herrſchaft. Stumm betrachteten die Brüder die ſchöne eigenthümliche Landſchaft, ſtill wälzte jeder ſeine eigenen Gedanken, und während dieſe ſich lichteten, ſchweiften die Augen über Berge und Thäler, und wurden nicht ſatt nach des Tages Dunkel und Graus, der lichten Sonnenpracht der verklärten Erde, und je tiefer die Sonne ſank, deſto freundlicher röthete ſich Berg und Wald, deſto lieblicher glänzte der See.

Da weilten plötzlich der Brüder Augen auf einem Flecke drüben, jenſeits des Fluſſes ſahen ſie eine menſchliche Geſtalt, mit weißen Gewändern war ſie angethan, von goldenem

Haare ſchien ſie umwallt, ob Mann oder Weib, wußten ſie nicht. Die Geſtalt ſtand an des Fluſſes Rand, ſah nach ihnen hinüber, das erſte lebendige Weſen wieder, welches ihnen ſeit mancher Stunde zu Geſichte kam. Doch war es ein menſchlich Weſen oder ein überſinnliches? Es regten ſich wunderbare Gedanken in der Brüder Bruſt, aber tapfern Gemüthes, nach Abenteuer begierig und in tapferes Beſtehen jeder Wagniß die höchſte Tugend ſetzend, warfen ſie ſich wieder zu Roß, ritten zum Ufer nieder und mit Müh und Noth durch den Fluß. Drüben ſtand das Weſen noch, eine wunderſchöne hehre Maid, die furchtlos ſie erwartete. Als die Brüder zu ihr das Ufer hinaufritten, erhob ſie zuerſt ihre Stimme, bot ihnen einen Gruß und hieß ſie ihr Gefolge hinüberrufen, weil nach der Sonne Untergang drüben ein gefährlich Weilen ſei. Sie zeigte ihnen eine Stelle, wo eine ſüße Quelle ſprudelte, ein bequemes Lagern war, und die Brüder gehorchten ihr, als ſei ſie Königin des Landes oder die Göttin des Fluſſes. „Hier ruht ihr ſicher, ſprach ſie, über das Waſſer darf er nicht.“ Da fragen ſie, wer drüben das Weilen gefährlich mache und das Wild vertreibe, da ſie wirklich jenſeits lange kein lebendig Geſchöpf getroffen. „Drüben im Walde und droben vor dem Ausfluß des Sees haust ein Drache, ein ſchrecklich Thier, doch hier hat er keine Macht, ruhig könnt ihr lagern dieſe Nacht.“ So ſprach die Maid und verſchwand, wohin, wußten die Brüder nicht.

Sie ſattelten die Roſſe ab, machten Feuer an und bereiteten das ſo wohl und ſchwer verdiente Mahl. — Erſt ſannen die Brüder, bald ſprang der eine, bald der andere auf und ſah ſich um, ob nach dem Drachen, ob nach der Maid, ob nach etwas Anderem, es ſagte es keiner dem andern. Sie legten ſich wohl zum Schlafen nieder, aber zu ihnen kam der Schlaf nicht, unruhig wälzten ſie ſich herum und alle Augenblicke fuhren ſie auf und traten an des Ufers Rand. Das Waſſer rauſchte ſo ſeltſam und wunderlich durch die Felſen-

ſpalte, bald glaubten ſie Menſchenſtimmen zu hören, bald Schlachtgetöſe, bald eines Ungethüms wildes Schnauben. Und drängten ſie auch mit Gewalt die Augen zu, ſo kam doch der Schlaf nicht, wenn auch kurze wilde Träume, in denen ſie bald die Maid, bald den Drachen ſahen, bald beide miteinander, die erſtere vom letzteren verſchlungen. Als der Morgen graute, die übliche Zeit zum Aufbruch nahte, ſtanden längſt beide Brüder über der Lagerſtätte und endlich ſprach Bertram: „Ziemte uns nicht, hier zu weilen und den Drachen zu erſchlagen, ehe wir weiter ziehen?“ Sintram ſtimmte bei und frug weiter: „Was meinſt du wohl, wäre hier nicht eine Stelle für eine neue Burg und Waffenplatz gegen Burgund hin, welches nicht mehr ferne ſein kann. Dort unten fließt die Aare, feſt wäre die Burg auf dem Felſen und rundum öffnen ſich eine Menge Thäler und Gründe.“

So ſprachen die Brüder, verſtunden ſich ohne weitere Worte, ſetzten zum Imbiß ſich, befahlen den Knechten eine Hütte zu ſchlagen, ſie aber griffen zu den Waffen der Jagd und riefen die Hunde, nahmen wenige Knechte mit. Als ſie vom Ufer in das Bett des Fluſſes hinabſteigen wollten, ſahen ſie vor ſich die Jungfrau ſtehen in ihrer hehren Schöne. „Warum weilt ihr hier und wo wollt ihr hin?“ ſprach dieſe. Die Brüder berichteten in raſcher Wechſelrede, weſſen ſie geſonnen ſeien, denn was ſie in kurzen Fragen ſich vorgelegt, hatte bereits zu feſten Entſchlüſſen ſich geſtaltet. Doch die Jungfrau ſchüttelte halb wehmüthig, halb zornig, die goldenen Locken und ſprach: „Zieht weiter, hier iſt euers Bleibens nicht. Laßt den Drachen, er haust im finſtern Walde, in tiefen Waſſern. Uebels hat er euch nicht gethan. Laßt das Land, lockt den Feind nicht hinein: wo der Menſch einzieht, da zieht er den Krieg nach und den Streit. Zieht weiter, kein guter Stern hat euch hergeführt, wagt euer Leben an ebenbürtigern Feind, mir aber laßt im Frieden die Stätte, wo im Frieden ich gewohnt bis heute.“ Dieſe Rede trieb die

Brüder nicht fort, die Maid übte eine Macht, welche stärker als ihr Wille war. Sie gaben sich zu erkennen als die Grafen des Landes aus dem uralten Stamme von Rore, daß es ihr ebenbürtiges Werk sei, ihr Erbe des Stammes würdig zu machen, daß ihre Väter sich schämen würden der Söhne, wenn sie solchem Kampfe wichen, ein solch Ungeheuer in ihrem Erbe ließen.

Da hob die Maid das Haupt, ihre tiefblauen Augen brannten auf den Brüdern, die Quellen in den Augen brachen auf und verschwunden war sie im Gebüsche. —

Da zogen Sintram und Bertram über den Strom, brachen wiederum in die Wildniß ein, aus der sie sich gerungen, doch hielten sie, den Wurm zu suchen, mehr nach Süden, an den Ufern des Sees empor, der aber zumeist eingerandet war von steilen wilden Felsen und Schlünden. Eine schöne Ebene schien das Land, durch welches sie gestern gekommen, gegen die Gründe und Wände, Schluchten und Sümpfe, welche sie heute fanden. Doch wie sie suchten, den Wurm fanden sie nicht. Von Drachen und Lindwürmern hatten sie viel gehört, doch in jeder Erzählung war anders das Thier beschrieben. Einer wollte es greulicher gesehen haben als der andere. Wie dieses aussehe, hatten sie die Jungfrau nicht gefragt. Sie spähten in Wald und Moor, und manch bemooster Baumstamm, der modernd im Farnkraut oder Schilfe lag, erhielt einen Pfeil ins morsche Holz. Im eifrigen Suchen schwand der Tag, sie achteten in den finstern Gründen das Sinken der Sonne nicht, bis allmählig auch die Dämmerung schwand. Graufig war's in der schwarzen Nacht und in der öden Wüste ward es lebendig. Die Vögel der Nacht verließen ihre Höhlen oder das dichte Gestrüpp, schwebten in geringer Höhe durch den Wald, ihre glühenden Augen funkelten den Jägern plötzlich vor dem Gesichte, ohne daß sie das Rauschen der Flügel gehört. Kaum war so ein glühend Augenpaar wieder in die Nacht getaucht, sahen sie es glühen groß und feurig im

Gebüſche, einem ungeheuern Auge gleich. Rannten ſie den Speer ins glühende Auge, ſo wand kein lebendiges Weſen ſich am Speere, aber tief ſtak er in einem faulenden Strunke. Dann hörten ſie ein ſeltſam Schnauben durch die Nacht, dann gurgelte es wieder, wie wenn ein zorniger Wirbel einſaugen würde, was in ſeinen Schlund gerathen iſt. Tief von unten herauf ſchien das Schnaufen und Gurgeln zu kommen, näherte ſich, ſchwand wieder, in der ſchwarzen Nacht ſahen ſie nichts, ſahen nicht einmal ein glühend Augenpaar, und leuchteten ſie auch mit angezündeten Spänen, ſo waren die doch ſchnell erloſchen, nur um ſo ſchwärzer die Nacht geworden. Sie waren überzeugt, daß da unten der Feind ſei, und je weniger ſie ihn ſahen, um ſo hitziger war die Jagd nach dem Drachen, der da ſchnaufte und gurgelte ſo ſonderbar und graulich.

Plötzlich ſchwand unter Bertram der Boden, er ſtürzte hinein in den grauſigen Schoos der Nacht, dem gurgelnden Wirbel zu. Doch mit dem Boden ſchwand ihm die Beſonnenheit nicht; er fühlte ſich fallen durch einen Baum, welcher aus einer Klippe ragte, ſeine ausgeſpannten Hände faßten einen Aſt und mit Rieſenkraft hielt er ſich feſt. Niemand hatte ihn ſchwinden geſehen, erſchrocken hörten ſie plötzlich ſeine mächtige Stimme aus dem unheimlichen Bauche des Abgrundes. Sintram erkannte alsbald die Noth des Bruders; raſch zu Hülfe eilend, hätte ihn faſt das gleiche Loos getroffen, doch hielt er ſich beſonnen am eingeſchlagenen Speer und ordnete alsbald das Nöthige zur Rettung. Bertram hörte, wie man droben an der Klippe Stand das Nöthige rüſtete, aber auch von unten her hörte er ſeltſame Töne, wie er ſie nie vernommen, es war ein ſchauerlich Schnaufen und Gurgeln, das faſt in regelmäßigem Wiederkehr laut anſchwoll und leiſe verſcholl. Höher herauf ſchienen die Töne zu ſchwellen, immer näher dem Baume, der ihn hielt. Wie ſein Ohr im Lauſchen ſich ſchärfte, da glaubte er auch ein unheimlich Rauſchen und Schleifen zu hören, das näher und näher kam. Und wie er

das Rauſchen und Raſcheln näher hörte, ſchien ihm als ſteige ein wüſter Qualm herauf, der betäubend um ſeine Stirne ſich lege. Nun kam auch von oben herab ein Schimmer, näher und näher, es ſchien das Blitzen aus glühenden Augen, und näher und näher ſchwebten die funkelnden Augen, und hinter den Flammen bewegte ſich langſam ein dunkler rieſiger Leib, der am Geſteine klebte und ſpähend ſich dehnte nach allen Seiten. Von unten ſchleifte und ſchnaubte es an ihn heran, nach unten zog ihn eine unſichtbare unnennbare Gewalt, von oben nahten ihm die feurigen Augen, ihre Glut fühlte er im Geſichte. Mit beiden Händen war er am Baume gefeſſelt, preisgegeben den andringenden Gewalten; doch erſtarrte ſein Herz ihm nicht in Furcht, ſo lange ein Tropfen warmes Blut ihm durch die Adern rollte, ſchwand ihm Kühnheit nicht und der Glaube an die Möglichkeit des Widerſtandes; ſtatt einer Hand, ſchlang er den Arm um einen Aſt, die andere Hand griff nach dem Dolche. Da faßte es von oben herab ſeine Hand, die Krallen des Unthiers glaubte er in ſeine Beine geſchlagen und doch ſchwand ihm der Wille zum Widerſtand nicht, auch den Arm, mit dem er ſich hielt, ließ er los, griff nach oben, nach der Macht, welche ihn von daher gefaßt, haltlos ſchwebte er über dem Abgrunde, und gegen das, was ihn hielt, kämpfte er an, wollte es hinunterreißen, nur vom Falle Rettung hoffend, hoffend auf feſten Boden zu kräftigem Kampfe. Da drang durch die beginnende Nacht ſeiner Sinne ein Laut, den er erkannte, der ihn weckte. Es war nicht des Drachen Gurgeln und Grollen, es war des Bruders Stimme, die ihn bat, nicht zu widerſtreben, ſonſt ſeien ſie beide verloren. Es war Sintram, der an ſtarken Riemen, von den Knechten gehalten, ſich herabgelaſſen hatte, mit brennenden Spänen den Bruder an der Felswand ſuchte, und faſt an ſeiner Rettung verzweifelt hatte, da derſelbe auf ſein Rufen ihm nicht antwortete. Endlich hatte er ihn gefunden, ihn gefaßt, und wollte ihn aufwärts ziehen, ward aber von dem Betäubten

faſt mit hinuntergeriſſen in den gurgelnden Schlund. Sobald Bertram des Bruders Stimme erkannt hatte, erwachte er zu voller Beſinnung und bald ſtunden ſie wieder auf dem Rande des ſchauerlichen Keſſels. Kaum waren ſie oben, ſo ordnete Bertram, der eiſernen Herzens war und Rache nehmen wollte für die kurze Betäubung, aufs neue Jagd auf das Ungeheuer. Lauern wollten ſie, ſagte er. Da unten ſei des Wurmes Aufenthalt, da unten hauſe er und werde heraufkommen zum Raube, nachſchleichen der entriſſenen Beute. Oder habe er, Bertram, ſich getäuſcht und ſei er nicht mehr unten, ſo werde er zurückkommen, wenn der Morgen graue, ſo ſei hier jedenfalls der Ort, wo ſie ihn treffen müßten, vielleicht bald, ſchon blättere der Morgenwind in den Wipfeln. Sie tilgten jedes Feuers Spur, ſtellten einzeln ſich zur Lauer auf, und wahrten jagdkundig die größte Stille. Stille war es aber auch im Walde, ſtille in den Lüften, kein Leben rauſchte in den Büſchen, keine Eule ſtrich hier durch die Bäume, kein Flügelſchlag einer träumenden Taube wurde gehört. Wie ſie ſo einzeln harrten in der todten Oede, ſchlich Grauen und Furcht die Knechte an, ſie, die ſonſt vor keiner Wagniß bebten, fühlten ihre Herzen zuſammengeklemmt in Bangen vor etwas, welches ſie weder ſahen noch hörten. Bald ſchien hinter ihnen aus der Tiefe ein ſeltſam Rauſchen heraufzuquellen, bald aus des Waldes Schooſe ein geheimnißvoll Raſcheln ſich ihnen zu nähern, dann ſchwand das eine, ſchwand das andere, dann ſchien's wieder hoch oben in den Bäumen, dann weithin im Graſe.

So umwogte ſie die unheimliche, unſichtbare Gefahr, immer Aengſtlicheres, Grauenvolleres flüſterten ihnen die Sinne zu, und kein Glied ſollten ſie regen, mit keinem Geräuſche durften ſie dem eigenen Bangen zu Leibe gehen. So war noch keiner von ihnen auf der Lauer geſtanden, ſelbſt dem ſtarken Sintram ſchlich zuweilen ein leiſes Fröſteln durch die Glieder, ein langes dunkles Weſen ſchien zu ſeinen Füßen ſich zu winden, während hinter ihm dumpf und langſam es

zu rauſchen ſchien wie der Flügelſchlag ungeheurer Fittige. Nur Bertram blieb eiſern und ſeine ſchwach geweſenen Sinne ſchienen jetzt um ſo ſchärfer und getreuer. Mißmuthig ſah er durch die Bäume den Morgen grauen, den die Andern in ſtillem Jubel begrüßten und wieder vollſtändig geſundeten an Sinnen und Seele. Doch zu dieſem innerlichen Jubel geſellte ſich kein äußerlich Leben, ſtill blieb es in dieſer Oede, nur der Wind blätterte in den Wipfeln der Bäume, nur das Waſſer rauſchte unten im Keſſel, wo See und Fluß von einander ſchieden.

Endlich blitzte die Sonne durch den Wald, kein Drache war ſichtbar geworden, weder vom Waſſer noch vom Walde her, aus ihren Verſtecken traten die Laurer, traten zur Stelle, wo beide Brüder ſo große Noth gelitten. Es war eine grauſige Stelle, aber ein wunderſchöner Morgen. Steil ſtürzte die Wand des Felſens in die Tiefe, mit einiger Erde war die Wand beſtreut, in einzelne Spalten hatten Fichten ſich eingeklemmt, ungewöhnlich groß und ſtark war die, auf welche Bertram gefallen, an ihr ſich gehalten hatte, an gebrochenen Aeſten kannte man ſie. Es ſenkte ſich die Wand gerade zum Keſſel hinab, wo es ſo ſchaurig ſchnaubend gurgelte, wo aus dem See der Fluß brach, wo der gegenüberſtehende Fels ſeinen Fuß vorgeſchoben hatte, einem Riegel gleich, faſt bis an die Fluh, auf welcher die Brüder ſtunden. Auf dem Keſſel ruhte eine dichte Nebelwolke, füllte die Spalte zwiſchen beiden ſich gegenüber liegenden Felſen und unter der Wolke brummte und brauste es ſeltſam und wunderbar. Ueber derſelben aber glänzte es lieblich und ſchön, die Berge hoben ihre lichten Häupter in den klaren Himmel, hell ſtrahlte der See, fröhliche Waſſervögel ſtreiften darüber hin und als ob am obern Ende Kähne ſich bewegten, dünkte es ſie. Doch in der Nähe der Wolke regte ſich nichts, kein Hirſch kam zur Tränke, kein Vogel ſtreifte das Waſſer, kein Kahn ſchnitt durch die Wellen. Drüben aber auf dem nahen Felſen ſtrich

ein lichter goldener Schein durch die Büsche, scharf schanten die Brüder hin; auf des Felsens kahler Spitze erschien die Maid, ein wunderbar Bild in der goldenen Morgensonne. Rasch schaute sie sich um, ihre Augen schweiften über die Brüder, rasch, wie sie erschienen war, verschwand sie wieder. Da gedachten die Brüder an die Lagerstätte und daß das Thier jetzt bei der Helle des Tages kaum werde zu finden sein, suchten eine Rinne zum Niedersteigen, fanden sie, kehrten zum Lager zurück, wo bange die zurückgelassenen Knechte ihrer harrten, an ihrer Rückkehr bald verzweifelnd.

Sie erzählten ihr Bangen und wie es so stark und gewaltig über sie gekommen. Als am Abend der Herren sie geharrt, an tüchtigem Feuer das Mahl bereitend, als es endlich dunkel geworden und ihnen bang um die Herren, da sei plötzlich eine hohe wilde Jungfrau ans Feuer getreten, einen blinkenden Speer in der Hand. „Was säumt ihr hier, hätte sie gesagt, packt auf und sucht den Rückweg, dieweil er noch zu finden ist, eure Herren kehren nicht wieder, wer drüben im Walde weilt nach der Sonne Untergang, sieht ihren Aufgang nimmer. Drüben ist der Drachenwald, des Drachen ist, wer in dessen Gebiet sich wagt, vermessen gar ihn bestehen will. Darum ist drüben kein Leben, kein Fischlein weilt im Wasser, kein Vögelein im Gebüsche, und wo alles Leben begraben worden, da wird auch der Grafen Leben begraben liegen. Als sie darauf sich trotzig gestellt und erwiedert, sie solle zu ihrem Feuer sitzen und den Imbiß mit ihnen theilen, aber um die Grafen sich nicht kümmern, dieweilen diese ganz andere Gefahren siegreich bestanden, als was da drüben im stillen Walde ihrer auch warten möge: da habe die Jungfrau sich hoch aufgerichtet, daß sie anzusehen gewesen wie eine alte Zauberkönigin und habe gesagt: „Knaben seid ihr, wißt nicht was ihr sagt, wißt nicht wo ihr seid, wißt nicht wer ich bin. Dorthin aber seht, wo die Wolke ruht auf dem See, wo Wirbel wirft der See und kocht, dort ist es fürchterlich. Dort

wo es ziſcht und ſiedet, daß die ſchauerlichen Töne bis hieher und durch des Feuers Praſſeln dringen, dort iſt ein Drachenhaus, dort wohnt der Unthiere eins, denen früher das ganze Land zu eigen geweſen, bis die Götter kamen, die freundlichen und mächtigen, bis Hertha kam, die gütige mächtige Mutter. Sie ſtürzte des Drachen Reich und ſchwang ihren blühenden Stab über die Erde, die Finſterniß ſchwand und die Erde blühte. Doch die alte Drachenmutter, die Königin der Nacht, tödteten die Götter nicht, ſie ſchloſſen nur den Schlund, wo ihr Thron aufgeſchlagen war, thürmten Berg um Berg darauf, hielten ſicher ſie verwahrt. Doch die alte Königin ſchwoll auf in Zorn, ſprengte der Berge Schoos, ringelte ſich das Land nieder, immer wieder, ſetzte Brut ab in den wildeſten Höhlen und Klüften; das that ſie, wenn die Götter am heiterſten ſich freuten, am hellſten die Erde blühte, am wenigſten an die alte Drachenkönigin dachten, am läſſigſten ſie wahrten. Dann bannten die Götter die grimme Königin wieder in den alten Schlund, thürmten Berg auf Berg über ihr zuſammen. Aber die Brut wuchs auf in den Höhlen und Schlünden. Drüben, wo es ſiedet und ziſcht, die Waſſer über die Nebel ſpritzen, der dunkle ſchwarze Schlund hinauf in den Berg ſich windet, da iſt ein Drachenneſt, da haust der Drachen einer. Drinnen in dem Bauche der Berge wird von ſchrecklichem Weh nach ihren Kindern, deren wenige mehr in den finſterſten Schlünden hauſen, wo die Sonne nicht hineinſcheint, ſie nicht erwärmt, zuweilen die alte Mutter ergriffen. Dann windet, bäumt, bögelt ſie ſich in ſchrecklichen Wehen, bis der Bauch der Berge ſpringt, und hoch aufgeſchwollen von Gift und Zorn bricht ſie zu Tage, die Erde bebt, die Quellen der Tiefe brechen auf, der ſchwarze Wolkenſchoos öffnet ſich, hoch auf ſchwillt die Fluth, und mit der Fluth ringelt ſie ſich donnernd und toſend, Felſen brechend, Wälder verſchlingend, Tod bringend, überall die Thäler nieder. Und wie der Schoos der Erde ſpaltet, reißt die ungeheure Kette, mit welcher die Göt-

ter den König der Berggeister an der Berge Fuß geschmiedet. Ein grüner Zwerg sei es, ein ungeheurer Demant sei sein Thron, auf dem er sitze mit greulichen Geberden, wie man ihn sehen könne hoch oben im Lande in den Stunden, wo es ihm vergönnt sei, im Lichte des Mittags sich zu sonnen. Er sei Herr der Schätze, welche im Schooße der Berge liegen, und dort sei er angeschmiedet von den Göttern, damit er mit Gold und Edelsteinen nicht das Land überschwemme, die Menschen verderbe, denn das rothe Gold in den Händen der Menge, sei was rothe Glut in den Dächern der Hütten. Sei seine Kette gebrochen, so setze er sich auf die Stirne der Drachenmutter, halte an hohem Tannenbaume sich, fahre hohnlachend zu Thale, weide sich am Verderben, freue sich, wie das Leben im Tode erblasse. Wo die Mutter ihre Brut finde, da weile sie, ergötze sich mit den Jungen in grausenhaftem Spiele; es winde, ringle sich das greuliche Geschlecht hoch am Felsen auf, schlinge sich nieder, tobe, tose, donnere, spritze hoch auf den dampfenden Gischt, daß weit und breit das Leben ersterbe. Darum geht, habe die Maid gesprochen, eilt, es naht die Stunde wieder, wo die alte Drachenkönigin die Berge sprengen, das Land niederfahren wird. Geht, eilt, sonst seid auch ihr verloren." Als sie darauf die Maid gefragt, warum denn sie hier weile an dem gefährlichen Orte, hätte sie gesagt, die Götter, welche den Drachen gebannt in der Erde Schoos, hätten sie hier gesetzt, zu Hut und Wache; ihr Leben sei im Schutze der Götter; der Götter Rache aber verfallen der Fremdling, der hier sich eindränge in der Götter Gebiete. So hätte sie funkelnd und zornig gesprochen und sei verschwunden.

Die Brüder, vieler Rede nicht gewohnt, wie es helvetische Weise ist, hörten gespannt den Bericht, aber was in ihnen vorging, sagten sie nicht. Stille lagen sie ums Feuer, es ward Abend und von Aufbruch war die Rede nicht. Sie bestiegen den Fels auf dem linken Ufer des Flusses, wo sie

gelagert waren, betrachteten Höhe und Fläche, die Wände und die Lage. Sie war schöner, tüchtiger, als sie dachten. Rundum öffneten sich Thäler, herrlich glühten in nie gesehener Nähe die Alpen, nicht ferne war der Jura und trotzig und mächtig ragte der Fels empor über den See und die bis zum blauen Berge sich ausdehnende Fläche. Tief unten brauste das Wasser, siedete im schauerlichen dunkeln Kessel, spritzte hoch auf den Schaum, und düster war es überm Kessel und frostig lief es über die Haut Allen, die zu ihm hinuntersahen.

Aber was Feiglinge schreckt, reizt Helden, und wie Feiglinge kühn werden, wenn sie keinen Widerstand zu finden glauben, so ist der wildeste gefährlichste Kampf die stärkste Lockung für den Helden. Bertram steckte seinen Speer tief in den Grund und sprach: „Hier, Bruder, bauen wir die neue Burg.“ Sintram war dessen nicht ab, und stieß tief in den Grund neben des Bruders Speer auch den seinen und forschend sah jeder ins Auge des andern, denn jeder fühlte, daß es nicht der Fels allein gewesen, welcher zum Bau so rasch den Ausschlag gegeben, und wie es jedem war, das suchte er auch bei dem andern.

Da war, als ob unter ihnen der Grund erbebe und vor ihnen stand die Jungfrau, ihr Auge glühte, ihre goldenen Locken ringelten sich, lebendigen Schlangen gleich. „Was wollt ihr hier, sprach sie bebend. Den Graus dieser Stätte habt ihr in dieser Nacht erfahren, und unerwartet und unverdient die Huld der Götter; sie schützten euch, die Söhne von Vätern, welchen die Götter hold gewesen. Nun weicht und laßt den Göttern diese Stätte, die ihnen treueigen geblieben beim Abfall der Völker. Seid dankbar, doch wenn ihr auch untreu geworden, gönnt Ruhe hier denen, welche euch gerettet.“ Da streckte Bertram die Hand aus mit freundlichen Geberden, aber scheu trat die Jungfrau zurück, wie vor der züngelnden Schlange der Mensch weicht.

„Zürne nicht, Jungfrau, sprach Bertram, aber deine

Götter sind nicht unsere Götter; unser Gott will keine Oede, will keine Drachenbrut, es soll der Mensch Herr sein auf der Erde, und die Erde soll der Mensch bauen, daß sie Korn trägt, und soll in Ordnung sie gestalten. Bete diesen Gott an, es ist ein milder guter Gott, der den Schwachen und das Weib ehren heißt. Darum fürchte nichts, dir geschieht kein Leid, weile wo du willst, doch hier bauen wir eine Burg, bauen Gott einen Altar, und diesen Gott wirst auch du ehren lernen und anbeten."

Da hob zornig die Maid die rechte Hand empor und rief: „Da möge mir die Hand verdorren wie der Zweig, der abgehauen wird vom Baume, möge die Zunge mir vertrocknen wie das Laub, welches vom Baume fällt, wenn meine Hand zu euerm Gott sich erhebt, meine Zunge ihn preiset. Möge im Hause, welches hier gebaut wird, der Zwiespalt sein, Mord unter den Blutsverwandten, und an den Kindern, die hier geboren werden, das Maalzeichen von der Väter Frevel, so lange ein Stein auf dem andern steht, so lange ein Fuß durch die Thore wandelt. Mögen die Hände, die den Bau beginnen und enden" — da stockte die Jungfrau, unstät flog ihr Auge von einem Bruder zum andern, vor das Gesicht schlug sie die Hände und — war verschwunden.

Erstaunt standen die Brüder; als sie ihr nach wollten, fanden sie ihre Spur nicht mehr. Seltsam bewegt fanden sie sich wieder auf des Felsens Spitze, lehnten sich auf ihre Schwerdter und starrten lange rundum über das Land. Drüben lag die Wolke noch über dem zischenden Wasserkessel, unter der steilen Fluh, barg das grause Thier, das dorten hauste. Hier, wo sie stunden, war die schönste Lueg ins Land, ein Schlüssel und ein Thor zugleich vor ihrem Besitze, hier hauste die schönste Maid, die je ihr Auge gesehen, aber sie kam, sie schwand, man wußte nicht woher, wohin, und auf die Stätte hatte sie einen schauerlichen Fluch gelegt. Lange stunden sie, jeder erwartete vom andern das entscheidende Wort, was bei

ihm längſt entſchieden war. Endlich legte Sintram die Hand auf ſeinen eingeſteckten Speer und ſprach: „Alſo hier wird die Burg gebaut, und alſobald doch und ſo feſt, ſo ſchnell als möglich.“ „Alſo hier“, ſprach Bertram und ſein Auge blitzte ſeltſam über des Bruders Geſicht, doch die Augen begegneten ſich nicht. Sintram hatte vom Geſichte des Bruders ſein Auge weggewandt. Was ſie feſter an die Stelle feßle, die Lage, der Drache oder die Jungfrau, deſſen gab keiner ſich Rechenſchaft. Wunderbar hatten die Augen der Jungfrau, ihr wild, kühn Weſen eingeſchlagen bei den Jünglingen; daneben brannten die Herzen der kühnen Recken, den Drachen zu beſtehen, ihre Ehre hielten ſie gefährdet, einem ſolchen Feinde zu weichen, ihn hinter ſich lebendig zurückzulaſſen; endlich befahl der gräfliche Sinn, der mit kundigem Auge Vortheil und Nachtheil ermißt und Werth und Unwerth der Stellen eines Landes wiegt und prüft, hier zu weilen, eine bleibende Stätte hier zu gründen, eine Hut des Landes, ſchön und ſtark. Wie Männer ergriffen ſie das Werk, wie Männer in bewegten Zeiten, welche nicht wiſſen, iſt's morgen noch ein Tag zum Schaffen, findet ſie der Mittag nicht als blaſſe Leiche auf blutigem Felde, in mooſigem Walde.

Sie und ihr Gefolge konnten das Werk nicht beginnen, darum ſuchten ſie das fromme Stift an der Aare Strand, welches nach Hug's, ihres Hausvogts Angabe, ungefähr in dieſer Richtung dem Berge zu liegen mußte und Solothurn genannt ward, hofften dort Hülfe und von dort gangbare Pfade nach ihrem Stammſitze. Sintram und Bertram unternahmen ſelbſt die Fahrt, während ſie einige der Knechte am See hinauf ſandten, zu forſchen nach dem was droben ſei und ob nicht auch Menſchen zu finden ſeien, welche Hülfe leiſten und Kunde vom Lande geben könnten. —

Die Brüder hatten einen ſtreitbaren Weg das Land hinab, Urwald, Bäche, Moräſte wechſelten ab und faſt jeden Schritt mußten ſie erſtreiten, mußten auf- und abwärts wan-

dern, bis sie irgendwo eine halsbrechende Stelle fanden, wo sie wirklich, aber mit Lebensgefahr, durchbrechen konnten. Mit unendlicher Mühe hatten sie sich durch einen tiefen Sumpf gewunden, der quer durchs Land sich zog, den sie nicht zu umgehen vermochten, und müde rasteten sie an eines Waldes trockenem Saume. Da hörten sie ein seltsam Tönen, über ihnen aus den Tiefen des Waldes her. Es klang fast wie die Stimme eines Menschen, aber so tief und sonderbar, als käme sie vom Himmel her, oder aus der Erde Schoos, als käme sie aus dem Munde der Geister, die über uns, die unter uns wohnen, die rings uns umfließen. Die Brüder waren nicht aufgeklärt, sie glaubten an alles was zu glauben war, am Tage vornehmlich an Jesus Christus, des Nachts aber waren heidnischem Spuk ihre Herzen eben so offen, als christlicher Offenbarung. Tag war's, und am Tage lassen böse Geister selten sich sehen, darum machten sie sich auf, schlichen leise den Tönen nach. Um einen Felsen traten sie in eine gelichtete Stelle, zwei Schafe weideten da und unter einer Höhle, an der Sonne, sahen sie sitzen einen Mann, sein Bart wiegte sich in seinem Schoose, seine Haare flossen zur Erde nieder. Dieser war's, von dem die Töne kamen, der mit gewaltiger, fast übermenschlicher Stimme ein fromm Lied sang, zum Preise dessen, der auch ihn erhielt im einsamen Walde.

Ein Einsiedler war es und mitten in die Lichtung waren die Brüder getreten, ehe derselbe aus frommer Begeisterung erwachte und sie wahrnahm. Verklärten Auges sah er sie an, hielt die hellen Ritterbilder für heilige Engel oder verklärte Heilige, welche ihm erschienen seien in seiner Einsamkeit, als besondere Gnadenzeichen des himmlischen Vaters. Die Brüder hatten Mühe, den großen gewaltigen Mann, der fast um Kopfslänge sie überragte, zurückzurufen aus seinen Träumen, sich ihm zu erkennen zu geben als Sterbliche, welche mühsam kämpften mit Weg und Wald und Bescheid wünschten, wie sie nach Solothurn gelangen könnten. Freundlich stellte der mächtige Mann

ſich zu ihren Dienſten, ſchürzte ſein Gewand, führte ſie aber fort und fort mit der Ehrerbietung, als geleitete er Engel des Herrn durch irdiſche Pfade. Er kannte die ſchwer zu findenden Pfade, er kannte Solothurn und die frommen Männer, welche dort ſchalteten und walteten über wildes Land und wilde Herzen, und freundlichen Beſcheid gab er über alle Fragen, nur wenn er Auskunft geben ſollte über ſich ſelbſt, wich er aus oder ſchwieg.

So führte er ſie durch Gründe und über Höhen, bis er vor ihnen herſchreitend auf einem Hügel ſtehen blieb. Hier ſahen ſie vor ſich einige Thürme, ſtattliche Gebäude, manch gelichtete Ackerſtelle, ſahen die Aare ſich winden durchs lange fruchtbare Thal und gegenüber den langen blauen Berg mit ſeinen Klüften und Weiden. Ein ſchmaler Saumweg führte ins Thal, eine alte Fähre über den Fluß. Es war ein ſchön Luegen und erquickte die Brüder ſehr, welche Tagelang mit der Wildniß ſich herumgeſchlagen hatten. Menſchen und der Menſchen Werke ſind wohl weniger hehr und herrlich als Gottes blau gewölbtes Haus, als die gewaltigen Gebirge, welche wie Säulen des Himmels ragten zum blauen Himmel auf; aber lieblich iſt es doch, unter Menſchen ſich zu wiſſen, und wohl ums Herz wird es Einem erſt dann, wenn man wieder Seinesgleichen gefunden oder doch wenigſtens Spuren ihres Daſeins und ihrer Macht über die Erde; ſo ſprachen die Brüder. Wild ſchüttelte bei ſolchen Worten der Einſiedler das Haupt, drohend hob er auch ſeine gewaltige Fauſt und ſchüttelte ſie zornig, ob nach dem Himmel auf, ob nach dem Berg hinüber, wußten die Brüder nicht, fragen konnten ſie nicht, — denn nach den wilden Geberden wandte er ſich und verſchwand im Gebüſche.

Es war Abend, als die Brüder über dem Fluſſe waren und am niedern Thore des unſcheinbaren Stiftes klopften. Auch eine Art Pfahlburg war daſſelbe, mit lebendigem Waſſer war es umfloſſen und innerhalb dem tiefen Graben war eine

ſtarke Mauer, Brücke und Thor waren gut verwahrt. Als die Brüder nach langem Klopfen Eingang gewannen, öffnete ſich vor ihnen ein weit größerer Raum als ſie erwartet hatten, derſelbe war belebt wie die Arche Noahs geweſen ſein muß, wo Thiere von allen Sorten, ſchön gepaart, Platz gefunden und ſich getummelt haben. Doch waren im Stift mehr Menſchen, als in der Arche geweſen waren. In weitem Mittelraume waren viele mit den Thieren beſchäftigt und als der ſeltene Zuſpruch durch die Thore ritt, ward es lebendig unter den Thüren des niedern aber weitläufigen Hauptgebäudes und gewaltige Geſtalten traten heraus, ſchloſſen einem Greiſen ſich an, welcher in Gewand und Geberden der Erſte war und zum Willkommen der Gäſte hinaus in den Hof ſchritt. Es war ein ſeltſamer Gegenſatz, die blühenden jungen Gäſte und die dunkeln ernſten Männer. Die erſten ſtrahlten von blühender kecker Luſt, zu ringen mit Noth und Tod, den andern ſah man die Spuren des Kampfes an, und wenn auch nicht die kecke Luſt zu neuen Kämpfen, ſo doch das ſtille ernſte Gefaßtſein auf jeglichen Kampf. Wer tüchtige Kämpfer mit kundigem Auge geſucht hätte, dem wäre die Wahl ſchwer geworden zwiſchen der brauſenden und der gefaßten Kraft. Wer damals den Frieden in Klöſtern ſuchte, that es wohl kaum aus Faulheit, ſondern weil er ſatt war der Kriege der Welt, ſatt war des Lohns der Welt, der ſo oft den heldenmüthigſten Gemüthern am kargſten zugemeſſen wird, am bitterſten ihnen ſchmeckt, er that es, weil er nach Frieden durſtig war und im freundlichen Bezwingen der Natur dieſen Frieden ſuchte. Hohe Namen hatten viele der Mönche ins Kloſter gebracht, doch ſie dort verſenket, voran in die Gruft ſie geſandt, Bruder hieß einer wie der andere, Euſebius dieſer, Theodorus der andere. Sie waren demüthig vor Gott, aber nicht niederträchtig vor den Menſchen, die Kraft ihrer Seele gab ihnen das Gefühl der Ebenbürtigkeit mit jeglichem Helden. Was ſie in der Welt gethan, das

ließen ſie dahinten, aber jeglichen Tag bewährten ſie ihre Kraft am wilden Lande, die blühenden Höfe, die prächtigen Heerden zeugten von ihrem unverdroſſenen Schaffen und fröhlich erzählten ſie des Abends von den Kämpfen mit Waſſer und Wurzeln, die ſie den Tag über beſtanden hatten. Dann las ein Bruder auch was die chriſtlichen Helden gethan, wie ſie mit Heiden und Juden gerungen, wie freudig ſie bis in den Tod von ihrem Glauben gezeuget und wie hell und freudig ſie auf glühendem Roſte Gott geprieſen und gelobt.

Unter dieſen Männern waren die Grafen wie unter Brüdern, waren auch die einen in der Rüſtung von Eiſen, die andern in härenem Gewande, ſo war auf beiden Seiten der adeliche Sinn, der das Beſte will und das adeliche Ziel, das Land zu ſäubern und zu ſchirmen, zu ſäubern und zu ſchirmen vor wilden Elementen, wilden Thieren und ungezähmten Menſchen. Abſonderlich leuchtete der Abt hervor an adelichem Weſen und geläuterter Weisheit, und nicht lange waren die Grafen mit den Brüdern in weitem Saale, ſo dankten ſie Gott, daß er ihnen in den Sinn gegeben, hier den rechten Rath zu ſuchen, und die Brüder freuten ſich, daß ſo mächtige Hände ſo nahe bei ihnen ans gleiche Werk ſich legten. Sie erzählten, wer ſie geſandt und wer ſie ſeien, was ſie unten im Lande gethan und was ſie oben im Lande gefunden und wer ſie endlich hieher geleitet.

„Das iſt ein ſeltſam Land, ſprach der Abt, ſcheinbar ſo öde und leer, und doch voll Geheimniſſe und voll Wunder, bewohnt von grauſigen Thieren und ſeltſamen Menſchen. Wen die Welt vertrieb, ſucht hier die Ruhe, und findet er ſie in düſterm Walde, in tiefer Kluft, ſo dringt in tiefſte Einſamkeit das Leben doch mit ſeiner Bewegung, und Ruhe findet nicht im finſterſten Thale, wer die Ruhe nicht mitbringt ins finſtere Thal. Der Eremit, der euch geleitet, hat in wüſter Stelle, wo ſelten ein menſchlicher Fuß gewandelt hat, Ruhe geſucht und ſie nicht gefunden. Wer er iſt, wiſſen wir

nicht, von hohem Stamme muß er ſein, ſchweren Verrath hat er erlitten oder ſchwere Blutſchuld liegt auf ihm, ſein Friede ſcheint dahin, das Gleichgewicht ſeiner Kräfte auf immer zerſtört. Lange oft lebt er in ſtillem Frieden, weidet ſeine Schafe und ſingt wundervolle Lieder, daß die wilden Thiere ergriffen werden, ſeiner Höhle ſich nähern, ohne Kampf und Streit dieſelbe umſtreichen. Dann aber, wenn wild Wetter kommt, hört man in wilden Nächten ſeine Stimme donnern über den Fluß, wiederhallen am Berge, hört gewaltiges Schlagen im Walde, es toſet wie Schlachtgetümmel. Wehe dem, welcher in ſolchen Anfällen in ſeine Hände fällt; ſein Leben iſt dahin, ſein Gebein wird nicht mehr gefunden, ſchrecklicher als das ſchrecklichſte der Thiere wüthet er. Ueber den Fluß kömmt er nie; aber wenn hier wir beten, den Herrn verehren, deſſen Leib genießen, dann ſieht man ihn drüben auf dem hellen Vorſprunge knien und beten. Wir haben verſucht, was wir konnten, uns ihm zu nähern, und konnten es, wenn wir lichte Stunden trafen; er ſang ſeine Lieder fort, aber ſein Vertrauen gewannen wir nie, ſelten vernahmen wir ein Wort von ihm. Zuwider iſt es ihm, wenn wir am jenſeitigen Ufer etwas verſuchen, als ſein Eigenthum ſcheint er die Oede zu betrachten, welche ihn umgiebt, unheimlich macht er, es iſt ein wilder Geiſt in ihm und unſere Leute fürchten ihn als ein ſchrecklich übernatürlich Weſen, fürchten und meiden ihn ärger, als ſie den Drachen, von dem ihr ſprachet, fürchten und meiden würden, wenn er in der Nähe wäre." Er erzählte, daß er auch von demſelben gehört, jedoch nicht gewußt, ob er an das Daſein eines ſolchen Thieres glauben ſolle. Hier ſei keine Spur eines ſolchen und nirgends, wo er geweſen, hätte er ein ſolches geſehen; indeſſen ſei möglich, daß in der ſchrecklichen Wildniß, zwiſchen Sümpfen und Felſen, ein ſolches Ungeheuer entſtanden ſei und ſein Daſein zu friſten vermöge. Was ſie von der Drachenmutter gehört, ſei heidniſche Fabel, und das Mädchen, welches ſie erzählt, werde

eine Heidin ſein, deren noch hie und da im Lande lebten, abſonderlich in den einſamen Bergen. Vielleicht ſei es gar ein Druidenkind und Prieſterin heidniſcher Götter, der Aufenthalt am Waſſer mache es wahrſcheinlich. Ihre Bekehrung würde ein verdienſtlich Werk ſein, ſo verdienſtlich als das Erſchlagen des Drachen. — Er erzählte ihnen von dem Alterthum dieſes Orts, der lange vor den Römern bewohnt geweſen, wie Krieger, welche bei der Zerſtörung Jeruſalems geweſen, hier ſich angeſiedelt, mit der Wüſte gerungen hätten, wie in der wilden Zeit es auch hier wieder wild geworden, zwei heilige Männer hier den Tod gefunden, die Stätte aber auch ſo geheiligt, daß der Glaube von ihr nicht mehr verſchwunden und dieſes Stift allgemach entſtanden. Nicht Begierde nach dem Gute des Kloſters, nach ihren reichen Heerden, regte ſich in den edlen Grafen, gemeinen Sinnes waren ſie nicht, wohl aber der Neid, in großartigem Schaffen von dieſen Mönchen übertroffen zu ſein, Bewunderung über dieſe Männer, welche das Siegel hohen Adels auf ihren Stirnen trugen, ſchafften und arbeiteten im Bewußtſein, daß Arbeit ſie nicht entehre, daß ſie die Arbeit adelten. Sie ſahen an ihnen den Sieg des Chriſtenthums und wie er die heidniſchen Vorurtheile überwunden, wie Adel und Arbeit ſich ſo ſchön verklärten, für unadelich nur gemeiner Sinn galt und was unchriſtlich war. Sie blieben dort mehr als einen Tag, nur der Trieb, der in jeder Stunde feuriger entbrannte, den Männern nicht nachzuſtehen, alsbald ihr Werk zu beginnen, kürzte ihren Aufenthalt. Der Abt übernahm die Botſchaft nach Rore hinunter, gab ihnen Führer mit, Werkzeuge und einen baukundigen Bruder, verſprach jede fernere Hülfe, welche er leiſten könnte.

Diesmal ging die Reiſe leichter und ſchneller, den Einſiedler brauchten ſie nicht, es nahte des Mondes Fülle, wo zumeiſt ſeine Anfälle kamen, wo alles Leben um ihn gefährdet war, bloß das ſeiner Schafe nicht.

Doch war es ſpät am Abend, als ſie endlich an ihrem

Felsen landeten, zu großer Freude ihrer Knechte, denen es bange geworden war bei der Grafen längerem Ausbleiben, sowohl um die Grafen selbst, als um das eigene Leben. Die, welche oben im Lande gewesen, waren längst zurückgekehrt. Sie hatten droben Menschen gefunden, doch viele nicht. Dieselben hirteten und lebten von spärlichem Ackerbau, abgeschlossen von der Welt und fast unbekannt mit ihr. Doch waren sie gastfreundlich, nicht roh in ihren Sitten, wohnten reinlich und hielten sich reinlich. Sie hatten die Knechte wohl aufgenommen, ihnen bedächtigen Bescheid gegeben, Freude bezeugt, wenn der Drache erschlagen werde, den sie auch bei ihnen wahrgenommen haben wollten, den sie fürchteten in Fluß und Wald, aber um Ehrfurcht für die Maid gebeten, welche sie wohl kannten und von welcher sie behaupteten, sie könne das Wetter machen und Krankheit rufen über Menschen und Thiere. Zwei Bewohner hatten sie begleitet und saßen am Feuer; es war ein Greis und sein Großsohn, Männer mit Löwengliedern und Löwenkraft, daß bewundernd die Grafen sie anstaunten. Sie waren halb Heiden, halb Christen, wie man unter den nordischen Völkern es damals so häufig fand, hatten doch ein klein Kirchlein in ihrem Lande, eben über dem See, auf der lützeln Fluh, wo es trocken war, schon früh, und ein wohnlicher Platz an der Sonne. Wie sie in das Land gekommen, wußten sie nicht, so lange man gedenken könnte, seien sie da gewesen, doch solle es vor Altem lebendiger gewesen sein oben in ihrem Lande, ein fremd Volk solle da gewesen sein, über den Bergen her, sei aber wieder verschwunden; wohin es gekommen, wisse man nicht. So berichtete der Alte, doch eben nicht in geläufigem Flusse; was sie wissen wollten, das mußten die Grafen fragen. Am folgenden Morgen waren die beiden Männer verschwunden, man wußte nicht wohin, warum, denn zur Hülfe und zu Führern im Lande hatten sie sich zugesagt. Der Knechte einer erzählte, er hätte etwas gesehen, aber geglaubt, es sei im Traume.

Er hätte die Jungfrau gesehen mit dem goldenen Haar, und vor ihr knieend den Alten und den Jungen, und plötzlich seien Alle verschwunden gewesen und er wieder in Schlaf gefallen.

Dies hielt jedoch den Bau nicht auf, man schritt alsobald an dessen Ausführung. Der baukundige Mönch glänzte in Begeisterung, als er die zu bebauende Stelle sah, und alsbald maß er aus, steckte er ab und ordnete das Ebnen der Stätte, so weit es sich thun ließ. Und handlich ging man ans Werk und wenn auch der schaffenden Hände nur wenige waren, so schafften sie um so fleißiger. Nach und nach mehrten sich jedoch dieselben. Der alte Hug sandte aus dem Aargau hinauf manch rüstigen Mann und an Zugthieren, was er auftreiben konnte. Der Abt vermehrte wiederum den Zuzug durch rüstige und kundige Männer.

Was es damals mit dem Bau einer Burg für eine Bewandtniß hatte, davon macht man sich heutzutage keine Vorstellung. Eine Hütte baute man leichter als heutzutage. Man schlug auf dem Platz, wo man bauen wollte, die Bäume, hieb sie auseinander, pfählte die einen ein, bog die andern zusammen, deckte das Ganze zu mit dem was man hatte und fertig war das Haus, in welchem aber heutzutage kaum der geringste Tagelöhner wohnen würde. Der Bau aber einer Burg, das war ein ander Ding. Holz, Steine, waren nicht weit abhanden, aber, und wenn sie nur hundert Schritte weit waren, so war doch keine Handbreit Straße, auf welcher ein Gefährte laufen konnte; es war Morast rundum, Bäche mit steilen Ufern, Abhänge, Gebüsch, Wald, kurz alles mögliche, nur kein Weg, so war es damals. Und da wo Sintram und Bertram bauen wollten, lag vor ihnen ein wilder Drach und um sie, sie wußten nicht wo, hauste eine wilde Maid, der eine verschlang die Leute, die andere fluchte ihnen, und was sie mehr fürchteten, fluchen oder verschlingen, das war damals zweifelhaft, die fluchenden, heidnischen Götter fürchteten selbst die damaligen Christen mehr als viele

der heutigen Christen unsern liebenden Vater im Himmel achten.

Das war ein schwerer Bau, kostete viele Leute und den Bauherren manch schlaflose Nacht. Freilich verscheuchte ihnen den Schlaf nicht die Unruhe, welche heutzutage den Schlaf scheucht vom modernen Bette moderner Bauherren, nicht die Angst ums Geld, die Angst vor den Rechnungen, welche ohne den Wirth gemacht worden, welche die Bauleute nun nach anderm Maßstabe entworfen für Bauten, welche nicht zu edelm Zwecke, sondern aus bloßem Hochmuth, oder aus dem Sinne aufgeführt, mit welcher die Spinne ihre Netze webt. Ihre Unruhe war höher und edler. Den Drachen wollten sie erlegen, der ihre Leute schreckte und zehndete, die Maid wollten sie aufsuchen, versöhnen, oder gar bekehren, oder tödten, bald das eine, bald das andere, je nachdem das Blut durch ihre Adern schoß. Gegen den Drachen versuchten sie jede ordentliche Jagd, sie lauerten ihm auf, sie suchten mit den Hunden seine Spur, sie lärmten mit allen Knechten, welche sie dazu bringen konnten, durch den Wald, sie schlichen einzeln durch die schwarzen Klüfte, ja sie versuchten selbst die Kraft der frommen Besprechungen des baukundigen Bruders, und alles umsonst, den Drachen fanden sie nicht, und doch war er da. Bald fehlte ein Hund, bald ein Roß, bald ein Mann, welche der Drache verschlungen haben mußte, bald hörte man es so grausig sieden und zischen, so seltsam gurgeln im finstern Schlunde, durch welchen der Fluß aus dem See sich drängte, daß keiner zweifelte, drüben sei der Drache, aber schlauer als die Jäger, oder mit der Kraft begabt, sich zu zeigen oder zu verschwinden, je nachdem es ihm gefiel. Dann wiederum in anderen Nächten forschten sie nach der Maid, doch seltsam war's, weder mit Hund, noch mit Knechten, und nicht bloß jeder alleine, sondern auch ohne daß er dem andern von seinem Vorhaben was sagte. So manches ward ihnen verdorben, so manch Werkzeug kam weg, was der

Drache, der nie auf dieſe Seite des Fluſſes kam, nicht gethan haben konnte, Krankheiten kamen über Thiere und Menſchen und ſo manches wollte ſich nicht fördern und ſo manches mißrieth, was alles nur von der Jungfrau kommen konnte, der ſeindſeligen, die dieſen Platz ſelbſt eigen behalten wollte. Vergebens hielten ſie Wache. Wachten ſie an einem Orte, ſo geſchah Schaden, wo niemand daran gedacht; vergeblich ſpürte man nach ihr, — aber unerwartet erſchien ſie, drohte und ſchreckte. Und ſeltſam war's, die Brüder haßten ſie nicht und ſprachen nie von ihr unter einander, aber jeder hätte ſie gerne bekehrt, hielt dieſes für ein gottſelig Werk, und damit der andere ihm nicht zuvorkomme oder das Verdienſt mit ihm theile, ſo hielt er ihm ſein Vorhaben verborgen, theilte ihm nie mit, wenn er die Maid zu ſuchen ging.

Sie hatten feſten Grund zum Glauben, ſie wohne nicht ferne, komme nicht her aus den Wäldern oder vom See, ſondern wohne im Felſen ſelbſt, deſſen Spitze ſie krönen wollten mit einem Schloſſe, aber wie ſie ſuchen mochten, welche Künſte anwenden, ſie fanden keinen Eingang, ſie fanden keine Maid. Aber da ſie in ſo engem Umkreis jagten und ſuchten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie nicht auf einander trafen; oft, wenn Sintram meinte, es rauſche die Maid im Gebüſche und raſch einbrach oder ſtille lauerte, ſo ſtand Bertram vor ihm und ebenſo ging es Bertram. Dann ſahen die Brüder ſich an, lauernd und ſcharf, doch ſprach keiner zum andern ein Wort, ſtumm ging jeder ſeines Weges wieder. Aber die Schärfe ſenkte ſich ins Herz, dort gebar ſie Gedanken und aus den Gedanken erſtand Neid und Groll, und die Brüder, die ſo einig gelebt hatten, viel einiger als in gar vielen Menſchen Leib und Seele, oder wie Andere ſagen, Herz und Seele, ſie ſahen ſich mit düſtern Blicken an und ſelten gönnte einer dem andern ein Wort; aber je karger mit Worten gegen einander ſie wurden, deſto eifriger bewachten ſich gegenſeitig ihre Augen. Wohl begegnete dem einen und dem andern die Maid,

doch nie wenn die Brüder sich begegnen konnten, und nie so, daß sie gehascht werden konnte. Wenn sie es auch versuchten, rasch sie haschen wollten, so fielen sie in Brombeerschlingen, oder stießen an Steinen sich Wunden, oder traten in eine Grube, und wenn sie auffahen, so waren sie alleine.

Aber wunderbarlich war's, wenn die hohe Maid auf einem Felsblock stehend, oder an einer Klippe Rand, oder hinter üppigem Gesträuche der Brüder einem wartete, wie feindselig sie schienen, eines dem andern drohte, und doch wie eins das andere schonte, es zu gewinnen, zu bekehren suchte, und wie mitten in drohenden Worten und drohenden Geberden freundliche Blicke blitzten, wie aus schwarzem Gewölke im Rollen des Donners freundliche Sonnenblicke. Offenbar waren die Herzen sich nicht feind und die Seelen suchten sich, aber woran ein jedes das Leben gesetzt, als das Höchste erachtet, duldete sich nicht, konnte neben einander nicht bestehen und treu blieb jedes seiner Pflicht, ordnete ihr unter jedes Gelüsten, Liebe und Haß. Wunderschön war's anzusehen, wie hoch und trotzig die Jungfrau stand, wie kühn sie sprach und drohte, wie ihre Augen glühten, die Spitze des Speeres blitzte, wie schön der Jüngling ihr gegenüber stand, mit ruhigem Worte sie belehren wollte, mit festem Sinn ihr das Vergebliche ihres Thuns auseinandersetzte, mit freundlichem Worte sie gewinnen wollte, wie das wärmer, lebendiger ward, das einemal die Jungfrau sich hineinredete in zornige Glut, funkelte, strahlte, einem sprühenden Feuerbrande gleich, der Jüngling fast in Andacht ihr zuhörte, höher und höher erglühte, ob in Haß, ob in Liebe, wußten die Götter, endlich mit kühnem Schwunge sie fassen wollte, und strauchelte, oder am Boden lag, die Jungfrau verschwunden war; — oder hinwiederum der Jüngling redete, so weich und warm sie bat, ihr anhielt, sich zu versöhnen, ihren Wahn aufzugeben und Christum anzunehmen, und sie milder und milder ward, leise, leise, die süßen Wellen der Liebe an ihrem Herzen spielten,

ihre Augen lieblich glänzten, warm und ſüß ſie ſich füllten, bis ſie plötzlich, wie von ſcharfem, jähem Biß geweckt, aus freundlichem Traume auffuhr, dunkelroth Zorn und Scham über ihr Geſicht ſich ergoſſen, den Speer gegen den Jüngling warf und in Scham und Zorn von dannen floh. Welchem der Jünglinge ſie öfters erſchien, gegen welchen ſie zorniger den Speer ſchleuderte, das wußte ſie ſelbſten nicht, und lange wird es wirklich unentſchieden geweſen ſein, denn ſo ſeltſam ähnlich ſahen ſich die Brüder und ſo gleich ſchön waren ſie, Bertram in ſeiner blonden, Sintram in ſeiner dunkeln Pracht, daß es ihr ſcheinen konnte, als ſeien beide ein Weſen, das eine Mal im Schatten ſtehend; das andere Mal von der Sonne vergoldet.

Trotz Drach und Maid förderte ſich der Bau. Der alte Hug that ſein Möglichſtes, ſie zu unterſtützen und als einmal die nöthigſten Wege geebnet waren, waren bald viel Steine oben. Gar manche Hütte ſtund um den Felſen her, es war bald eine ſtattliche Anſiedlung, — recht feſten Fuß zu faſſen hier oben im Lande, hatten die Grafen die ſicherſte Ausſicht.

Da ſandte der Abt ihnen heimlich Botſchaft, wie ſich ein ſtarkes Wetter unerwartet ſammle über ihren Häuptern. Die großen Barone im vordern Burgund, welche in großen Burgen auf ſonnigen Hügeln um die blauen ſchönen Seen wohnten, wo der goldne Wein wächst, wo nie eine Wüſte war, wo trotz Krieg und Graus immer wieder ein luſtig munter Leben ſich geſtaltete, dieſe ſahen das Andringen der Grafen von Rore mit Unlieb, lieber war ihnen das Uechtland, eine ſtarke Mauer gegen Deutſchland hin, als ein bewohnt Land, welches nicht das ihre war, jeden Augenblick zu einem feindlichen werden konnte. Was Einem nicht lieb war, gegen das erhob man damals raſch die Hand, Gewalt war das Recht, welches galt, das Schwerdt der Rechtsgelehrte, welcher jeglichen Streit führte. So hatten ſie einen Zug beſchloſſen gegen die Grafen, den Bau für immer zu hindern.

Dies erschreckte die Brüder wenig, Krieg war ihr Leben, und doch bewegte sie die Nachricht so seltsam. Hier, wo noch kein Schutz für sie war, dagegen alles Angefangene gefährdet, wollten sie doch den Anfall nicht gewärtigen, wollten ausziehen trotz ihrer kleinen Macht; wollten den Feind suchen, hofften vom Unerwarteten und von ihrer guten Sache die beste Hülfe. Doch meinten Beide, einer sollte hier bleiben, allfälliger Hinterlist zu wehren; jeder muthete das Bleiben dem andern zu, keiner wollte es übernehmen, keiner den Entscheid dem Loose überlassen; jeder fühlte, das Bleiben des Andern ertrüge er nicht. Sie fühlten die Eifersucht früher als die Liebe, wenigstens trat sie ihnen klarer ins Bewußtsein. Die wunderliche wilde Maid hatte es ihnen angethan, und kannten sie doch ihren Namen nicht, aber das Wesen war's, was sie bezwungen hatte, und dieses Wesen war adelich, zum Herrschen geboren. Jeder hätte sich einem Könige gleich gehalten, wenn die wilde Jungfrau, die Königin dieser Wüste, zum Weibe sich ihm ergeben. Da keiner bleiben wollte, erbot sich der zum Baumeister gewordene Mönch, die Hut zu übernehmen nach bestem Vermögen. Wenn beide gingen, so sei um so sicherer ihnen der Sieg, um so eher kehrten sie wieder. Wenn es sein müsse, sei seine Hand dem Schwerdt nicht fremd, und wie sein Auge zum richtigen Maaße geschärft sei, so wisse es auch den Pfeil ins rechte Ziel zu senden; so sprach der Mönch.

So geschah es auch; zum Aufbruch war die kleine Schaar bald bereit und freudig zum Streite. Ein fröhlicher Sonntag voll Sonnenschein schien ihnen ein Schlachttag auf freier Haide, so ein Kampf gegen einen Feind mit ordentlichem Fleisch und Bein Lust und leichtes Spiel. Unheimlich wird es auf die Länge auch dem Kühnsten, im Felde zu liegen gegen einen Feind, der wohl da ist, den man aber nicht sieht, ihn sucht und nicht findet, dessen Grimm und Kraft man kennt, doch weder seine Gestalt noch seine Kampfesweise. —

Die Nacht vor dem Auszuge fand keiner der Brüder

Ruhe auf ſeinem Lager, leiſe ſchlich jeder von dem ſeinen und ſtrich am Felſen herum, ſtrich durch die Büſche, ſuchte jede Stelle auf, wo die Maid ihm erſchienen war. Doch nirgends fand ſich eine Spur von ihr, wohl aber geſchah es, daß die Brüder zwei-, dreimal ſich täuſchten, zuſammentrafen, daß grimmer Zorn in ihrem Herzen aufſtieg, daß zornige Worte ſie ſich zuſchleuderten, daß ſie vielleicht noch Zornigeres verſucht hätten, da keiner von der nächtlichen Stunde laſſen wollte, wenn nicht der Hahn gekräht und ihnen ins Gewiſſen gerufen hätte, daß Anderes zu thun ſei, als das Schwerdt gegen den Bruder zu zücken.

Rege war's ſchon in ihrem Lager, denn noch mehr Lager als Burg war ihre begonnene Veſte. Nicht träge fließt das Blut durch die Adern, nicht ſchwer liegen auf den Augen die Deckel über Nacht, wenn am Morgen ein Jagen iſt, oder ein Auszug zu Ruhm und Streit. Und als ob es die Thiere merkten, als ob ſie es am Abend zuvor ihren Wärtern und Herren angeſehen hätten, iſt's. Sie haben wenig Ruhe, die Hunde träumen, bellen dumpf im Traume, das geringſte Geräuſch dringt durch den Traum, und auf fahren ſie, bellen wild und laut in die Nacht hinein, reißen an den Ketten, beißen in die Thüren. Es ſcharren und ſtampfen die Roſſe, wiehern wild, beißen gegen einander, oder ſchlagen zornig gegen die Wände, bis ſie krachen und ſplittern. Die Menſchen fahren auf und lange vor der angeſagten Stunde ſind ſie wach und ſehen zu Hunden und Pferden. Und alsbald wie dieſe Menſchen gewahren, merken, daß ihre Herren wach ſind, geben ſie ſich zufrieden, werden ſtille, freſſen raſch das Vorgeworfene, nur hie und da wiehert mitten aus dem Hafer herauf fröhlich ein luſtiger Hengſt, ſchlägt mit dem Fuße die Steine. Und zum Wiehern des Hengſtes ſingt der Knappe luſtig ein Schlachtenlied, während ein Anderer ein Liedchen ans Liebchen ſummt und wer mit den Hunden ſich abgiebt, ruft ſein freudiges Halloh, ſein Hu da, da, und heulend

ſtimmen die Hunde ein, ſpringen hoch auf an Pfählen oder Jägern.

So geſchah, daß mit dem erſten Sonnenſtrahl die kleine Macht gerüſtet ſtand, der Grafen gewärtig, die Roſſe wieherten und ſchnoben, hieben die Erde, die Hunde heulten, ſprangen an den Pferden auf, umkreiſten ſie in weiten Ringen, Schwerdter klirrten, Schilde raſſelten, mit Mühe hielten die Knappen die hauenden Hengſte der Grafen, die mit dem neuen Burgvogt noch nöthigen Rath pflogen. Doch dauerte der nicht lange, lange Reden um nichts waren damals, wo das Leben eine That war, nicht Sitte. Sie kamen raſch, die hochgebornen Helden, und wie ſie nahten, wurden die Hengſte ruhig, ſtellten feſt ſich auf die Füße, ſchnoberten und wieherten freudig aus weitgeöffneten Nüſtern, hoben dann, als die Herren im Sattel ſaßen, hoch ſich auf, als ob ſie anſetzen wollten zu weitem Sprunge, weit über Berg und Thal, in die tobende Schlacht mitten hinein. — Es hat etwas Götterhaftes, heilige Schauer rieſeln durchs Gebein, wenn ein Held zu Pferde ſich ſetzt, hoch auf das Roß ſich bäumt, wild die Hörner blaſen, hell die Waffen blitzen, ein reges Leben aus allen Augen, allen Gliedern brennt, wenn es iſt als wachſen Flügel heraus aus der muthigen Schaar, als wolle ſie ſich heben zu luſtigem Fliegen durch blutige Schlacht, zu luſtigem Siege.

So ſah man an jenem Morgen vom Hügel, wo jetzt noch zu Burgdorf das Schloß ſteht, zwei Heldenbilder nieder reiten, Bertram auf ſchwarzem wildem Hengſte, auf ſchlankem ſchnellem Schimmel Sintram, hinter ihnen ihr muthig Häuflein. Wohl zog ſpäter manch glänzendere, manch zahlreichere Schaar aus oder ein zu den Thoren der berühmten Fürſtenburg, doch kaum eine ſie übertreffend an Manneskraft und Mannespracht. Es waren Männer wie Flühe und Jünglinge wie Tannen, es waren Väter und Großväter der Helden, welche ſpäter mit Karl dem Großen in Sachſen und Spanien,

wo der Thurgauer Kisherr, der in einem Anlaufe ſieben Heiden auf einmal an ſeinen Spieß ſteckte, einen Ruhm erwarb, der bis auf unſere Tage kam, wo in Roncevals Felſenthale von den Helvetiern Rolands Noth ſo treulich getheilt ward, daß noch heutzutage, wenn im Canton Bern einer in Klemme und Verderben kommt, das Volk ſagt, er ſei im Runzival.

Die Schaar war nicht uniformirt, d. h. einer wie der andere angethan, ſie war ſeltſam gerüſtet, mit heidniſchen und römiſchen Waffen, mit Schwerdtern und Keulen, welche ſpäter Morgenſterne genannt wurden, mit Bogen von ſeltſamen Formen, war ſeltſam bedeckt mit harter zäher Rinde, mit ſteinharten Fellen, mit Eiſen wenige. Aber was einer auch für eine Waffe hatte, todtbringend war ſie in ſeiner Hand und was auch einer für eine Rüſtung trug, ſie war gehärtet und geſtählt mit dem Muthe, der Wunden nicht achtet, den Tod nicht ſcheut.

Mit viel größern Heeren waren die Brüder ſchon ausgezogen, aber noch nie mit einem ſo ſtark gegliederten, wo jedes Glied deſſelben eine unabhängige Macht war. Doch düſter ritten beide, ihre Augen begegneten ſich nicht, achteten auch ihrer Rüden nicht, die in freudigem Jubel ihnen faſt auf die Sättel ſprangen. Da ſahen ſie nahe über ihnen auf dem Scheitel des Hügels, wo jetzt die Kirche ſteht, die wilde Maid im Glanze der Morgenſonne; wild ſchüttelte ſie ihre Locken, drohend war die eine Hand erhoben, bedeutſam deutete ſie mit der andern das Land hinab, wo Rore lag und Lenzburg.

Zu gleicher Zeit ſahen ſie die Brüder, und als ob ein ſcharfer Pfeil ihre Bruſt getroffen, war's, ſie riſſen an den Zügeln, die ſcharfen Sporen ſtachen in den Seiten der Hengſte, in zorniger Wuth ſchnoben und bäumten ſich dieſe, Rüſtung und Waffen tönten und halsbrechend ging's dahin ins wilde Land, und lange ging's, bis die Brüder verarbeitet und herausgewunden hatten theilweiſe, was ſie ſo ſcharf getroffen.

Doch die Spitze des Pfeiles, der in ihnen ſtak, die kam nicht heraus, ſie blieb und eiterte.

Als das Bewußtſein des Führers wieder über ſie kam, welches das Eigene hinunterwindet, um für das Ganze zu ſorgen, da ordneten ſie in ſtillſchweigendem Einverſtändniß den Zug, wandten ſich ſtill und ſpähend durch das auskundſchaftete Land. An der Aare Strand hielten ſie Rath, ob ſie den Feind hier erwarten oder weiterhin aufſuchen wollten. Früher hätten ſie vielleicht das erſtere gethan, aber jetzt fanden ſie viele Gründe zum letztern, der Glut, welche tief in ihnen brannte, war Geduld unmöglich, ſie entſchied, wenn auch den Brüdern unbewußt, doch Allen willkommen.

Sie ſetzten über den Strom, wo auf beiden Seiten trockne Hügel ſich abdachten bis zum Strome, der behaglich in breitem Bette floß, vielleicht nicht weit von der Stelle, wo Bern jetzt ſein alt ruhmgekrönt Haupt erhebt. Längs dem Rücken der Aare dann über die Höhe, welche die Aare von der Saane ſcheidet. Den trocknen Boden ſuchend, zogen ſie vorſichtig fort, bis ſie den Feind vor ſich im Thale gelagert ſahen, in großer Pracht, in großer Zahl, aber eben ſo großer Sorgloſigkeit. Es war Abend, die Gelegenheit ſo günſtig als möglich zu nächtlichem oder alſobaldigem Ueberfall, und wer weiß, wo der Feind iſt, unvermuthet einbricht zur Schlacht, der iſt Meiſter der Schlachtweiſe und hat zum voraus die entſchloſſene Beſonnenheit, das Wiſſen deſſen, was man thun will. Wenigen iſt es gegeben, in der Ueberraſchung ſich raſch zu faſſen, den richtigen Blick zu bewahren und das ruhige Blut. Doch ſie verſchmähten den nächtlichen Ueberfall. Wie der Hirſch in gewiſſen Zeiten trotzig durch die Wälder ſchreitet, ſein Geweih kühn zur Schau trägt, ſo wollten die Grafen von Rore am hellen Tage mit fliegendem Panner an den Feind, der Feind ſollte wiſſen, wen er vor ſich habe.

Still hielten ſie im Walde und erwegen die Schlacht, Bertram wollte, ſobald die Sonne ſcheine, Leben im Lager

ſei, mit aller Macht gerade auf den Feind, Sintram meinte, nur die eine Hälfte ſolle einbrechen, gerade und von vornen herab, die andere aber den Feind hinterziehen, und einen zweiten Schrecken, dem ſelten widerſtanden werde, bereiten dem ſorgloſen Feind. — Die große Zahl der Feinde, welche leicht den kleinen Haufen nach dem erſten Schrecken umringen und einſchließen konnte, wog ſchwer für Sintrams Meinung und Bertram fügte ſich, obgleich er lieber trotzigen Muth an Muth, Kraft an Kraft geſetzt hätte. Doch begriff er auch, daß eine Ausgleichung der Kräfte durch erlaubte Feldherrenkünſte nicht unritterlich ſei, daß, wer an ein Ziel ſein Leben ſetze, das Leben nicht muthwillig verſchleudern dürfe, und noch war unvollendet der Bau, noch lebte im Keſſel der Drache, noch lebte unbezwungen in der Felſen Schoos die Maid.

So raſteten ſie hinter der Hügel Rand im Walde, ohne Feuer und ohne Lärm, und als ob ſie der Herren Sinn verſtünden, waren ſtille Roſſe und Hunde, ließen höchſtens ein verdrücktes Muggeln hören. Doch ehe am Morgen der Sonne Licht die Wolken ſtreifte, war zum Aufbruch die Hälfte bereit, welche den Feind hinterziehen ſollte in aller Stille, dann einbrechen im Augenblick, wenn die andere Hälfte, wie zu erwarten ſtand, vom Feind umrungen war, derſelbe ſeines Sieges ſich gewiß glaubte, wo der vermeintliche Sieger dem Schreck am zugänglichſten iſt.

Bertram, der wildere, welcher den einfachen Streit gewollt, hatte den offenen Angriff begehrt, Sintram nachgegeben, die Führung der Schaar übernehmen müſſen, welche den Feind umziehen ſollte.

Als Sintram ſeinen Hengſt beſteigen wollte, riß des Roſſes Rüſtung, riſſen des Sattels Bänder; zu beſteigen war es dieſen Augenblick nicht und Eile that noth, um zu rechter Zeit an einer paſſenden Stelle zu ſein, denn der Angriff durfte nicht zu lange verſchoben werden, da er vor des Heeres Aufbruch ſtatthaben mußte. Bertram bot ſein Schwarzroß

dem Bruder, der es aber trotz Kraft und Kunst nicht besteigen konnte, da der Hengst in toller Wuth biß und schlug, so oft Sintram sich nahte. Da mußte Bertram reiten mit der harrenden Schaar, in kochendem Grimm sprengte er fort, in wilden Sätzen brach sein Schwarzroß durch den Wald.

Als Sintrams schlanker Schimmel neu gerüstet war, hatte die Sonne die Barone geweckt und staunend sahen sie über ihnen auf der Spitze des Hügels einen Ritter auf weißem Roß, sahen Panner wehen, hörten wilden Schlachtruf, sahen den Ritter niederreiten, hinter ihm eine kriegerische Schaar, offenbar in feindlicher Absicht zum Angriff. Da erkannten sie die Zeichen von Rore, und während die Einen verwirrt durchs Lager liefen, zum Streite riefen, warfen die Besten dem gesuchten aber nicht erwarteten Feinde sich entgegen. Sintrams Schwerdt glich dem flammenden Blitze und wie ein lange gehemmter Strom mit unwiderstehlicher Wuth ins Blachfeld bricht, so wild brach Sintrams lange gehemmte Schlachtenlust in den Feind. Wie der heilige Georg brach er ein und vor ihm stürzte Alles zusammen, ihm nach mähten seine Mannen, Haufe um Haufe ward zerrieben, und lange ging's, bis der Feind hielt, seine Reihen anschwellen, ein ordentlicher Widerstand stattfand; denn wie die Sichel das Gras, mähte Sintrams Schwerdt die Menschen, und wie am Fels die Wellen, splitterten an Sintram Speere und Pfeile, und wer mit starker Faust den Speer entsandt hatte, ihn splittern sah auf Sintrams Schild wie ein dünn Röhrlein, floh entsetzt von dannen und kehrte nicht wieder. Doch schwollen allgemach die Reihen der Burgunder an, und wenn auch Sintram eine tiefe Furche hieb durchs Feld, so wurden zu den Seiten die Feinde dichter, und dichter zusammen stauchte sich ihre Menge. Wild und kühn ward gestritten, Blut rann durchs Feld und der Tod war gewaltig auf dem Felde.

Bertrams Zorn hatte die Besonnenheit des Feldherrn nicht verzehrt, dieselbe hatte die passende Stelle gefunden zum

Einbruch, zu rechter Zeit. Bertram überſah von wohlgewählter Stelle weg das Feld und die auf demſelben wogende Schlacht. Er ſah ſeines Bruders blauen Helmbuſch wehen im Felde, ſah wie hoch an ihm auf des Kampfes Wogen ſchlugen, aber wie ein gewaltig Schiff bricht durch das Wellengewühl und machtlos hoch an ihm auf Schaum und Waſſer ſpritzen, ſo ſchien Sintram zu ſegeln durch der Schlacht blutige Wellen. Still ſtand unter Bertram der ſonſt ſo unruhige, brauſende Hengſt und in Bertrams Auge loderte noch nicht der Brand der Schlacht. Da ward auf dem Felde das Gedränge dichter, lauter toste die Schlacht, um Sintram und ſeine Schaar waren die Feinde zuſammengefloſſen und enger und enger preßten ſie das gewaltige Schiff, das ſo kühn ſegelte durch die ſchäumenden Wogen. Da war es Bertram, als hebe der Helmbuſch ſich höher, als ſpähe der Bruder über's Gedränge weg nach dem Bruder, als funkle winkend das blutrothe Schwerdt über die Schlacht. Aber lahm lag am Zügel Bertrams Hand, ſtarr, wie betäubt, ſaß er zu Roß, ſtarr hielt unter ihm der Hengſt, nur hinter ihm in des Waldes Schatten regt es ſich, wie ungeduldiges Murren tönet es, aber Bertram vernimmt es nicht, unheimlich leuchten ſeine Augen. Da wirbelt hoch auf Sintrams blutiges Schwerdt, dann verſinkt in die blutigen Wellen der blaue Helmbuſch und hoch über ihm zuſammen ziſcht und ſchäumt der Kampf. Da zuckt es wie ein jäher Blitz durch Bertrams rieſige Glieder, wie aus tiefer Betäubung fährt er auf, mit beiden Sporen ſticht er in des Hengſtes Seiten, daß hoch auf derſelbe ſteigt; aber ſtatt zu ſetzen von des Waldes Rand, haut derſelbe mit den Hufen, als ob ihn hielte am Zügel eine unſichtbare Hand. Da beugt Bertram ſich vorwärts, ſchlägt mit ſeines Schwerdtes Heft, geſtaltet wie ein Kreuz, dem Hengſt aufs Haupt. Alsbald ſcheint daſſelbe los zu werden, ſetzt mit gewaltigen Sprüngen ins Feld, gewaltig donnert Bertrams Schlachtruf vor ihm her in die Feinde, gewaltig donnern ſeine Mannen

ihm nach; wie die Lawine donnert zu Thale, wie der Berg bricht und in Graus und Schutt das Thal begräbt, ſo kam Bertram zur Schlacht. Wie Poſaunen Gottes drang Bertrams Schlachtruf in die Feinde, wie ein Würgengel brauſte er nach. Zerbrochen war der Feinde Ring, lahm ward ihre Hand, ihr Muth verſank, an blaſſen Geſichtern ſpiegelte Bertrams blutrother Helmbuſch ſeltſam ſich wieder, zerſtäubt floh vor ihm der Feind und den Bruder fand er aufrecht mit ungebeugtem Muthe, aber fremdem Schwerdte den Feind vom Leibe ſich haltend. Es war Bertram, als geſtalte vor ihm in Wirklichkeit ſich der Traum, den er beim Einzug ins Land gehabt, nur daß er es jetzt ſei, der den Bruder löſe aus dem über ihm ſich zuſammenringelnden Knäuel. Matt ſtand Sintram unter einem Haufen von Leichen, am Schwerdte war faſt die Hand erlahmt, neben ihm ſtund ſein Hengſt, blutroth wie Bertrams Helmbuſch, ritterlich hatte er für ſeinen Herrn geſtritten, blutroth waren die Mannen alle, die nicht im Tode erblaßt im Felde lagen.

Gewonnen war die Schlacht, reich die Beute, todt oder gefangen viele der Barone, geſichert der Brüder Bau, aber ſeltſam ſahen die Brüder ſich an. Bertram grollte über das eigene Säumen, das er nicht zu deuten wußte, trug es aber dem Bruder nach, nicht ſich ſelbſt. Sintram war ſtumm und ſtill, kein Wort des Dankes ſprach er dem Bruder für ſeine Rettung aus. Keiner ſprach zum andern ein offen Wort, keiner frug nach des Kampfes Einzelheiten oder den Urſachen des Zögerns, es war als ob jeder es ſich ſelbſt geſagt, was er zu wiſſen begehre.

So ritten ſie heim, und wie groß ihr Sieg, ſo klein ſchien ihre Freude, und wie viel ſie gewonnen, ſo war's doch faſt, als ob ſie noch mehr verloren. So kamen ſie wieder heim zu großer Freude des hartbedrängten Burgherrn, über welchen Gefahren aller Art gekommen waren. Bewohner des obern Landes hatten ihn angefallen, mit Mühe er ſich derſel-

ben erwehrt, und mehr durch die Furcht vor der Kraft des Kreuzes, als durch die Waffen. Die heidniſche Jungfrau habe ſie aufgereizt, behauptete er, große Scheu hatten ſie vor ihr, weil ſie den Hagel machen könne und den Regen hinterhalten. Der Fels habe gewankt mehr als einmal, geſiedet und gebraust im Keſſel habe es fürchterlich, keinen Menſchen habe er über's Waſſer mehr gebracht, aber auch dieſſeits ſei man nicht ſicher mehr geweſen, und bald wären ſämmtliche Männer ihm davon gelaufen, Werkzeuge ſeien zerſtört, verführt worden, die Stricke zerſchnitten, Pfeile und Speere ſeien unter die Arbeitenden geflogen, ohne daß eine Hand ſichtbar geweſen wäre, von der ſie gekommen. Er habe alles durchſucht, den ganzen Berg, Stein um Stein, und als er fertig geweſen und nichts gefunden, habe ein Stein ſein Haupt getroffen, daß er beinahe die Sinne verloren, faſt geſtürzt ſei in den brauſenden Keſſel. Ernſt müſſe zu Werke gegangen ſein, die Jungfrau vertrieben, der Drache getödtet, ſonſt komme der Bau nicht zur Vollendung; wo man von Feinden umringt ſei Tag und Nacht, da werde kein Werk vollendet, man vertreibe erſt die Feinde.

So ward denn mit neuem Eifer an die Jagd auf den Drachen gegangen, und des Nachts ſuchten verſtohlen die Brüder die Jungfrau. Den Drachen fanden ſie nicht, und ob dem Suchen der Jungfrau wuchs der Ingrimm der Brüder, denn wenn ſie auch hier, dort, ſie zu erblicken glaubten, in der Nähe ſahen ſie nichts als einer des andern Angeſicht, und aus dem Geſichte ſprühten zornige Augen, wie ſie dem Uhu ſprühen in dunkler Nacht, aus dunkelgelbem Gefieder.

Da ſtund am Abend eines hohen Feſttages der Baumeiſter auf des Felſens äußerſtem Vorſprunge, in Gedanken tief verſenkt. Es war ein ſchwüler, düſterer Abend. Auf dem See ſtrichen tief die Waſſervögel und über dem Jura war ein finſterer Wolkenſtreif gelagert. Blutroth waren die hohen Berge, faſt hellgrün die Vorberge, ſchwarzblau die Hügel in

der Runde und dumpf und schaurig kochte der See an seiner engen wirbelreichen Mündung. Eine seltsame Färbung, reich an grellen Abstufungen, übergoß die Gegend, und neben den sinnenden Mönch traten die Brüder, und seltsam stachen auf der scharfen Felsenkante die drei Gebilde ab untereinander und gegen den dunkeln Himmel hinter ihnen. Stumm standen sie eine Weile, dann sprach der Mönch: „So geht es nicht, mit Ernst müssen wir ans Werk. Dort unten, wo der See tief und dunkel seine Wirbel zieht, dort unten hauset der Drache, dort unten liegt er lang und giftgeschwollen auf des Sees dunkelm Grunde. Dort müssen wir die enge Mündung weitern, daß in raschem weitem Strome das Wasser zur Ebene strömt, seicht und trocken das obere Land wird, dann finden wir den Drachen, kommen ans Ziel. Wollen wir diese Burg bauen, müssen wir des Drachen Burg da unten brechen und zerstören. Die Brüder pflichteten dem Mönche bei. Es war ein schwer grausig Werk, aber gerade solche Werke sind's, an welchen am liebsten Helden ihre Kräfte erproben. Rasch schritten sie zur Ausführung, aber schwer war es ihnen, die Arbeiter da unten hin zu bringen, schwer sie zu bewegen, Hand anzulegen an die Wände der Felsen, hinter denen das Unthier liegen könnte, an Felsen, die gleichsam geweiht durch des Unthiers Aufenthalt, das sich schrecklich rächen könnte für deren Entweihen. Was einer wilden großen Macht gehört, das tastet der schwache Sterbliche mit Zagen an, während der freche Frevler, der vor dem Teufel bebt, Gott zu lästern sich nicht scheut. Die Grafen selbst mußten mit dem Mönche Hand anlegen, die Brecheisen einsetzen in die gesprungenen Steine.

Der Mönch verstund das Steinbrechen wie keiner, er kannte die Kraft des Hebels und die Kunst der Alten, ihn anzuwenden, und was er wußte, hatte er in den Brüchen bei Solothurn an hartem Gesteine geübt und erprobt. Seltsam mürbe war hier das Gestein und oft graute ihm fast, wie es

wich und brach, während umgekehrt in die Dienenden wieder Muth kam, als sie sahen, wie Stück um Stück brach und brösmelte und kein Drache das feuerspeiende Haupt erhob, oder den schweren Leib herausringelte aus einer Höhle, keine überirdische Macht den Felsen schützte und schirmte. Unglaublich war das Werk gefördert, da stießen sie auf eine festere Bank im Felsen, muthig ward sie hintergraben, ward hineingehauen. Da schien es den Arbeitern, es beginne, je tiefer sie kämen, ein seltsam unheimlich Schluchzen und Gurgeln, wie hohles Lachen klang es aus dem See, wie schweres Seufzen hinter dem Felsen. Trübe, dick war die Luft, kein Wind regte sich, aber heiß stach die halb verschleierte Sonne. Keinen Vogel sah man fliegen, aber häufig sprangen im See die Fische, das Wasserhuhn strich tief und plätscherte ängstlich im stillen See. Weißgesäumte Wolken ragten über den blauen Berg herauf, die hohen Berge hatten ihre Häupter verhüllt, vor ihnen stand eine schwarze Wolkenwand mit weißlichen Streifen durchzogen. Dumpf donnerte es in der Ferne, leise kräuselten sich die Wolken des dunkel gewordenen Sees, schwere Regentropfen fielen aus dem düstern Himmel, aber kühler ward es nicht und lauter und unheimlicher gurgelte und schluchzte es aus dem See heraus und schauerlicher klang in die Stille der Natur aus dem Felsen hervor Seufzen und Stöhnen. Unheimlich ward es den Arbeitenden, scheu sah einer zum andern, lässig schafften die Hände und ob die Füße weichen wollten oder warten, wußte man je länger je weniger. Da erscholl ein wildes Lachen hoch über ihnen, und als ihre Augen erschrocken sich nach oben wandten, sahen sie auf der Mauer Zinne die wilde Jungfrau. Die Rechte war ausgestreckt gegen die Berge hin, ein wild Lied begann sie zu singen, das gar seltsam wiederklang an den Flühen gegenüber, und lauter sang sie, und lauter und lauter gurgelte und schluchzte es im See, seufzte es im Felsen und im Laube spielte der Wind, und höher kräuselten sich die Wellen, durch

die ſchwarze Wand zuckten Blitze und dumpf rollte der Donner über die Berge, anhaltend, ohne Unterbrechen, lauter und immer lauter, und wild in den höchſten Tönen klang das Lied der Maid und plötzlich ſchmetterte ein Blitzſtrahl gegenüber in die höchſte Tanne, ſchrecklich praſſelte der Donner, hoch auf loderte die dürre Tanne, davon ſtoben die Arbeitenden mit ſtockendem Athem, mit erblaßten Geſichtern.

Der Mönch und die Brüder blieben alleine zur Stelle, riefen umſonſt die Fliehenden zurück. Schreck geht über Gehorſam. Land- und wetterkundig, wie der Mönch war, fürchtete er Gewaltiges im Gebirge, und wo Gewaltiges bevorſteht, da bringt der Fleißige und der Treue noch gerne zu Ende, was er unter Händen hat. Dies iſt ein unwiderſtehlicher Zug, der ſchon manch edles Leben gekoſtet hat, doch denen, welchen dieſer Zug das Leben gekoſtet, wird es nicht deſto übler gegangen ſein. — Gerne hätte der Mönch das Felsſtück noch durchbrochen und abgewälzt, er hoffte, der Waſſerſturm, den er erwartete, werde dann das Werk vollenden in Augenblicken, wozu der Menſch Tage gebraucht hätte.

Da donnert es ſo ſeltſam von den Flühen her, vom Waſſer fliegen die Vögel, kein Fiſchlein ſpringt mehr aus dem Grunde, verſtummt iſt die Jungfrau, verlodert die Tanne. Was ſchnaubet näher und näher, ſind es wilde Reiter, die donnernd anſprengen, tauſend und abermal tauſend? Was windet auf einmal im See ſo fürchterlich ſich das Waſſer, was krachen die Bäume, was wirbelt in der Luft, daß es ſo finſter wird und dunkel auf einmal? Was donnert näher und näher, ſchwillt an wie tauſend Donner? weſſen iſt die Stimme, die da brüllet von den Bergen her, daß die Felſen beben, die Thiere fliehen mit ängſtlichem Geſtöhne? Iſt's der Geiſt der Berge, der da brüllt aus der Berge zerriſſenem Schooſe, iſt's die Stimme des Herrn, die das Gericht verkündet, die letzte Poſaune, die in die Gräber dringt, zum Leben die Todten ruft? Und was iſt's, das ſich bäumt und

wirbelt den See hinunter, ſind es Rieſen, die mit Felſen ſpielen, Wälder werfen durch die Luft? was iſt's, das ſo grauſig und gräßlich, ſo windesſchnell, ſo todesgelb ſich ſchlingt durch die werdende Nacht? Es bebt der Mönch und ſteht an ſeinem Eiſen, es beben ſelbſt die Brüder, laſſen das Heben und Wiegen und greifen nach den Waffen. Da ſauſt es durch die Luft und an den Felſen brechen Tannen und unter ihren Füßen rauſcht und gurgelt es ſchauerlich, gewaltiglich, unter ihnen bebt der Berg, und vor ihnen bäumt ſich auf, nie geſehen, nie gedacht, ein lebendig Ungethüm mit klaffendem, gähnendem Rachen. „Der alte Drache von den Flühen her", ſchreit Sintram, wirft den Speer, vom Felsſtück reißt ihn ſchnell bedacht der Mönch zur Felſenwand.

Die Nacht hat den Tag verſchlungen, losgebrochen ſind aus verſchloſſenen Kammern die Elemente, zerriſſen haben ſie ihre Feſſeln, vierſtimmig toſen ein ungeheuer Lied Feuer, Luft, Erde und Waſſer, den Sterblichen zittert das Herz, es bricht der Muth, es werden die Sinne ſchwach, ſchwinden faſt. — Des Mönchs geſtählte Seelenkraft rettet Sintram, der in ſolchen Wettern nie geſtanden, ſie erreichen eine geſicherte Stelle, ſchirmen ſich dort, daß der Wirbelwind des wilden Liedes ſie nicht dahin führe. So ſtanden ſie geſchirmt, aber umdonnert vom wilden Lied, unfähig die einzelnen Stimmen zu unterſcheiden, ſo gewaltig donnerten ſie ineinander: Die Fluth von den Flühen her, die Fluth vom Himmel nieder, der Sturm, der die Bäume brach und die Wellen peitſchte, das Feuer, das in den Wäldern ſich entband und den Sturmwind peitſchte, das Feuer, das in der Erde ſich entband, Gewölbe ſprengte, Felſen zerriß, die Erde rüttelte als wie der Müller das Getreide ſchüttelt im Siebe. Sie wußten kaum, ſaßen ſie auf brauſendem Keſſel, wirbelte ſie der Wind oder wirbelten ſie Wellen, fluthete es von oben oder trieben ſie in Fluthen, war's das Feuer des Himmels oder Feuer aus der Erde, das ſie umringelte, umziſchte, und doch erlebten ſie den

Morgen, und zwar auf der Stelle, wohin ſie ſich geflüchtet, am weſtlichen Abhange.

Aber graublaß, wie eine im Waſſer gelegene Leiche, dämmerte er herauf und Bertram fehlte. Sie ſahen, wie hohe Wellen, langen Furchen gleich, den See niederkamen, und doch wehte kein Wind. Auf den Wellen ſchwammen hundert dunkle ſchwarze Dinge, hoben ſich, ſenkten ſich, es ſchien wie ein Schlachtfeld, auf welchem Tauſende von Reitern Tauſende zu Fuß überritten. Sind die Geſchwader vorüber, ſo hebt ſich was da lebt, hier ein Fuß, dort die Arme, dort der ganze Leib mit allem was er in die Schlacht geſchleppt. Mühſam wanden ſie ſich den Fels hinauf, traurig ſahen ſie Schritt für Schritt zertrümmert, halb oder ganz, was ſie mit ſo viel Mühe geſchafft, ſahen keine Wege mehr, Steinſtücke weit unten, welche ganz oben gelegen, und oben die Mauern zuſammen gerüttelt, wenig Steine mehr aufeinander, und als ſie oben waren, ſtanden ſie erſtarret ſtill. — Weit auseinander geriſſen waren die Felſen, verſchwunden die enge wirbelnde Mündung, in ſtattlichem breitem Bette fluthete ein gewaltiger Strom den Niederungen zu; was ſie verſucht, mit ſchwerer Mühe einen kleinen Anfang gemacht, das hatten die Elemente in einer wilden Nacht vollbracht und viel vollſtändiger und großartiger, als ſie je daran gedacht. Es war ein gewaltig Brauſen durch das weit geöffnete Thor, und Bäume, blanke Stämme und geäſtete, riß die Macht des Stromes in luſtigem Wirbeltanze, mit raſchem Zuge ins weite ebene Grab da unten. Doch Bertram fehlte, nirgends ſahen ſie ihn. Wie ſie ſo da oben ſtanden, fanden ſich nach und nach Knechte und Knappen zu ihnen, lebend noch und blaß von den nie erlebten Schreckniſſen. Die Thiere, welche der Strom nicht fortgeriſſen, die Bäume nicht erſchlagen, ſuchten die Nähe der Menſchen. Sintrams Schimmel, geſundet von ſeinen Wunden, rieb an des Herren Schulter ſeinen ſchlanken Hals und rückte kurz und abgebrochen in den grauen falben Morgen

hinein. Bertrams Schwarzroß kam auch hergerannt und wieherte nach ſeinem Herrn; locken, fangen wollten es die Knappen, aber als es den Herrn nicht fand, ſchlug, hieb und biß es nach allem Lebendigem, rannte wild die Klippen nieder, rannte tobend und ſchlagend am ſtrömenden Fluſſe auf und nieder; doch umſonſt, es fand den Herrn nicht, der Tag verrann und Bertram ward nicht geſehen, ward trotz allem Suchen nicht gefunden.

Und Bertram war nicht verloren, war nicht ferne von ihnen, doch ſo wenig als ſie wußten, wo er war, wußte er es ſelbſt. Er war erwacht, aber rabenſchwarz war die Nacht um ihn, wo er war, wußte er nicht; im Freien nicht, kühl war es wohl, doch kein kühler Wind ſtrich über ihn hin und auf weichem trocknem Lager lag er. Daß er nicht träumte, wußte er, wie er hieher gekommen, darüber ſann er. Wie er mit Bruder und Mönch an der Mündung des Sees gearbeitet, die Arbeiter entflohen, die Elemente aufgewacht, Sintram plötzlich geſchrien, der Drache ſei da, deſſen entſann er ſich allmählig. Da dünkte ihn, ſei es plötzlich geweſen, als gähne vor ihm des alten Drachen greulich Haupt, als grinſe von deſſen Stirne der grüne Zwerg ihn an, als Ruder einen gewaltigen Tannenbaum in knochichten Händen, als habe er Speer und Schwerdt dem Ungethüm entgegengeſtoßen, als ſei er rückwärts gefallen, überwältigt von unwiderſtehlicher Macht, und während die Sinne ihm vergingen, ſchien ein eiſern Band ſich um ſeinen Leib zu ſchlingen. — Deſſen entſann er ſich nach und nach, matt fühlte er ſich, Durſt plagte ihn. Wie er ſich erheben wollte, griff er an einen Krug, im Kruge war ſüßes Waſſer, beim Kruge aber fand er Speiſe. Er labte ſich und wußte alſo, daß nicht das Ungefähr ihn hieher getragen, ſondern ein rettender Arm, und daß ſein Retter es wohl mit ihm meinte. Er hoffte, er werde ſich zeigen, wenn derſelbe ſein Erwachen höre, aber ſtille blieb es und jeder Lichtſtrahl blieb aus. Da erhob er ſich, begann zu taſten,

wollte fühlen wo er ſei. Doch er ertappte nichts, fand nichts als Finſterniß und endlich ſtieß ſein Fuß wieder an den Krug, aus welchem er getrunken hatte. Da kam es ihn doch an faſt wie Bangigkeit. Sollte er gefangen ſein, Gefangener, ohne daß er wußte wo, ohne daß jemand anders es wußte, ohne Waffen, in einem Kerker ohne Ausgang, ohne Licht, ohne Hoffnung. Dem ſann er nach, darüber ſchlief er ein, ſchlief, wie lange wußte er nicht, doch war er nicht mehr matt, aber noch war es finſter wie zuvor, jedoch gefüllt der Krug und friſche Speiſe neben ihm. Als er ſich geſtärket hatte, verſuchte er aufs neue zu erforſchen wo er ſei. In endloſer Finſterniß tappte er herum, wie lange, wußte er nicht; aber allgemach wurden ſeine Schritte raſcher, ſeine Vorſicht ging in eine Art Rückſichtsloſigkeit über, dieſe Rückſichtsloſigkeit in immer ſich ſteigernde Haſt. Bertrams Herz war eiſern, Furcht hatte er nicht gekannt, aber zu wandern, raſtlos, endlos, in ſchwarzem finſterm Raume, ohne einen Schatten von Abwechslung, einen ſteinernen Boden unter den Füßen, ſonſt nichts rundum als Finſterniß und Leere, ſchwarze Nacht und ſonſt nichts, das iſt doch fürchterlich. So ward ſein Wandern ein Rennen, ob Zorn, ob Angſt ihn trieb, er hatte nicht Zeit darüber zu ſinnen, es zu ergründen, er rannte immer haſtiger und errannte nichts als Finſterniß und immer wieder Finſterniß. Da ward's ihm eng auf der Bruſt, war's der Athem, war's die Angſt, er wußte es nicht, aber das Beten kam ihm und inbrünſtig that er es, und wie er dann den Fuß weiter ſetzte, ſtieß derſelbe an den Krug, Speiſe war dabei und daneben das Lager, auf dem er geruht hatte. Da war es Bertram, als habe er eine verlorne Heimath gefunden, als ſei er ſelbſt verloren geweſen und wiederum gefunden worden. Er legte ſich auf das Lager, jetzt erſt fühlte er, wie müde er war, aber unbeſchreiblich wohl war es ihm. Er war wieder daheim, und wenn er ſchon ſein Heim nicht ſah, ſo fühlte er doch etwas, fühlte ein Lebenszeichen mehr als

ſchwarze tiefe Finſterniß. Mit Wonne genoß er Speiſe und Trank, ſtreckte auf dem Lager ſich aus, und in dem Maaße, als durch ſeine Glieder das Behagen rann, ſtrömten lichte, tiefe Gedanken durch ſeine Seele. Wo war er wohl, war's die Hölle, wo er war, alleine in der Nacht der Hölle, zur Strafe, daß er alleine gelaſſen den Bruder in dem Brand der Schlacht? Aber kühler Trank ward ihm hier und kühler Trank iſt ja in der Hölle nicht. Speiſe ward ihm, Ruhe ward ihm, beide erquickten ihn; in der Hölle iſt Heulen und Zähneklappern, und weder das eine noch das andere war über ihn gekommen, und beten konnte er hier, und können verdammte Geiſter beten in der Hölle? Wer brachte ihm Speiſe und Trank, war's ein Engel von oben, war hier eine der dunkeln Kammern zwiſchen Himmel und Hölle, wo Engel und Teufel ein- und ausgehen, je nachdem ein Sinn ſich reget in der Gefangenen Bruſt? Wer war der Engel, der ihn ſpeiſte in dieſer Dunkelheit, und wenn es ein Engel war, warum ſchimmerte nicht der Glanz des Himmels um ihn, warum leuchtete er nicht wenigſtens einem Sterne gleich, die am Himmel auf- und niedergehen? Oder war's vielleicht die wilde liebe Maid, die hier hauſte, die ihn dem Drachen entriſſen, geborgen in ihre dunkeln Kammern und verborgen bleiben wollte vor ihm, ſelbſt ein dunkel Geheimniß, ihren Kammern gleich? Und während er ſo dachte, vor ſeinem innern Auge die wilde herrliche Jungfrau ſchwellte, wie ſie auf der Mauer ſtand, einer Göttin gleich, welche die Zügel der Elemente hält, ſie bändigt und losläßt nach Belieben, war's ihm, als fühle er um ſich ein leiſes Schweben. Tritte waren es nicht, ein Säuſeln des Windes war es nicht, etwas Unnennbares umſchwebte, umſchwamm ihn. Er fühlte nach dem Kruge, er lauſchte in die Finſterniß hinein, aber zu grob waren ſeine Sinne, an ſeiner Stelle ſtand der Krug, lautlos, nichts als ſchwarz war die Finſterniß.

Dieſes Lauſchen verlor ſich in ſtilles Träumen und das

Träumen umweb leiſe der Schlaf mit ſeinen Schleiern. Und hat der Schlaf des Leibes Auge, das irdiſche und ſinnliche, verhüllt, dann geſtaltet ſich oft vor der Seele des Menſchen eine neue Welt, Geſtaltung und Form erhält das Unſichtbare, es wird hell die Finſterniß und ſeltſam und wunderbar belebt ſich die Oede und ein nie geſchautes Leben entfaltet ſich. Noch iſt es ſchwarze Nacht um Bertram, doch ſieht er die Maid nicht ferne ſtehn, von Licht iſt ſie umfloſſen, ein blankes Opfermeſſer glänzt in ihren Händen, wild ringeln ums ſchöne Haupt ſich die Locken, wild rollen die Augen, nach ſeinem Lager iſt ihr Fuß gehoben, doch ſchreitet ſie nicht vorwärts, erſtarrt ſcheint ſie mitten in der Bewegung. So ſieht Bertram in ſeiner Nähe die lange umſonſt geſuchte Maid. Zu ihr hin zieht es ihn, doch mit eiſernen Reifen ſcheinen ihm ſeine Glieder gebunden, trotz aller Anſtrengung kann er ſich nicht bewegen. Da läßt die Maid das Meſſer fallen, ſchlägt die Hände vor das Geſicht und ſtürzt in die Nacht; aber es wird die Nacht zu Licht, ein Lichtſtrom fluthet durch die Finſterniß, Bertram ſieht ein unermeßlich endlos Gewölbe, ſieht von Sonnenglanz einen Thron gewoben, auf demſelben ſitzt ein Götterbild, eine Sternenkrone auf dem Haupte, um den Thron ſtehen andere Bilder, gewaltige Geſtalten, drohend und fürchterlich, und vor dem Throne lag auf den Knieen die Jungfrau, rang die Hände, hob ſie bittend empor zum hohen Götterbilde. Doch zornige Blicke ſchoß dieſes herab auf die Flehende, ſchüttelte drohend das mächtige Haupt, und Blitze fuhren aus den Sternen der Krone und wild ſchwangen die Geſtalten um den Thron die Waffen, und zornig ſtampfte die Göttin des Thrones Stufen, und das Gewölbe bebte und gewaltiger Donner rollte durch die endloſen Räume. Da erkannte Bertram, daß es die alte Göttin des Landes war, welche auf dem Throne ſaß, daß er in ihrem unterirdiſchen Schloſſe war, tief im Schooße der Erde, und die Erde bebte beim Zürnen der Göttin, und vor der Göttin erhob aus der Erde ſich ein großer

Altar, auf dem Altare lagen aufgeſchichtet Tannen und Eichen, und Blitze fuhren aus den Sternen in der Krone in das Holz auf dem Altare, hoch auf lederte es, den Prieſtern zu ihren Seiten winkte die Göttin, in ihren Händen blinkten ſchaurige breite Opfermeſſer, ſie nahten ſich Bertram mit gemeſſenen Schritten, und Bertram konnte ſich nicht bewegen, die eiſernen Bänder ſchnürten ſich immer enger um ſeine Glieder. Da raffte die Maid ſich auf, hob drohend ihr Auge zur Göttin auf, hob raſch ihr Meſſer vom Boden auf, ſtürzte auf Bertram zu mit gezücktem Meſſer und auf der Bruſt fühlte er des Meſſers ſchauerliche Kälte. Da verſank ihm der Altar, der Thron der Göttin mit ihren Prieſtern, die Maid, das Licht, die Nacht, das Gewölbe, das Bewußtſein.

Am dritten Morgen hörten Knechte, welche Eichen fällten, unten am linken Ufer des noch immer hoch angeſchwollen thalabwärts donnernden Fluſſes ein gar ſeltſam Roßgewieher aus dem Erlengebüſch herauf. Vorſichtig gingen ſie ihm nach, ſpähten vorſichtig durchs dichte Laub, ſahen das wilde Schwarzroß ſchnobernd die Nüſtern zur Erde geſenkt auf den Knieen, dann das Haupt erheben und das wilde weithin tönende Gewieher ausſtoßen. Vorſichtig drängten ſie ſich näher, ſahen endlich einen Körper am Boden liegen, ſahen, daß es Bertrams Körper war, den das Roß gefunden, ihn hütete, um Hülfe rufend. Sie drängten ſich jammernd durch, ſie glaubten den Grafen todt, doch hell auf jauchzte das Schwarzroß und ſtieg grad auf, es wußte, daß ſein Herr lebe und nicht todt war. Und wirklich, als ſie den Körper anfaßten, betrachteten, ſahen ſie, daß er tief ſchlafe, einen geſunden, ſtarken Schlaf. Sie hoben ihn auf und willig bot das Roß ſeinen Rücken, den ſchlafenden Herrn zu tragen, und zügelte ſeinen raſchen Gang zu ſachtem Schritte, während es durch ein fröhlich Gewieher den Herrn zu wecken, hinauf zur Burg mit fröhlichem Geſchmetter verkünden zu wollen ſchien, Bertram ſei gefunden worden und lebe.

Noch ehe ſie oben waren, erwachte Bertram und öffnete ſtaunend die Augen und ſchloß ſie wieder dem eindringenden Lichte. Er begriff lange nicht wo er war, träumte er, oder ſaß er wirklich auf ſeinem Roſſe unterm freien Himmel und zog der Burg zu.

Da ſprach er in ſeinem Staunen fragende Worte zu den Knechten, und wie das Roß des Herrn Stimme hörte, ſprang es auf, daß nur der Inſtinkt des Reiters Bertram oben erhielt. Die Anſtrengung brachte ihn zu vollem Bewußtſein. Mit neuem Staunen hörte er, was geſchehen war und wie lange er vermißt worden, ſah ſtaunend, wie in breitem Bette der See abfloß und ſichtlich ſeine Ränder tiefer lagen, ihr begonnen Werk durch der Elemente Gewalt nach weit größerem Maßſtabe zu Ende geführt war. Hier ward er von Sintram geſehen. Derſelbe erſchrak gar ſehr, hielt anfänglich den Bruder für ein Geſpenſt, welches umgehe an hellem Tage; nur zögernd nahte er ſich ihm und lange ging's, bis die Freude durch die Furcht ſchlug und einigen Schimmer um ſich warf. Doch derſelbe war nur blaß und ſpärlich, und ernſt und wortkarg war auch Bertram. Wo er eigentlich geweſen, wußte er ſelbſt nicht, und ob er geträumt oder Wirkliches erlebt, ward ihm faſt zweifelhaft. Aber ob Traum, ob Wirklichkeit, er theilte gar nichts mit, wollte nichts wiſſen von ſeinem Leben, während er verloren geglaubt war. Im Erlengebüſche konnte er nicht immer gelegen haben, behauptete Sintram, denn er ſelbſt habe die Ufer durchforſcht, Strauch um Strauch, Baum um Baum, und was er ſelbſt überſehen, hätten jedenfalls die Hunde erſchnobert. Hätte ihn aber der Fluß erſt jetzt ausgeſpült, würde Bertram nicht mehr am Leben ſein, ſo meinte Sintram. Da ward die Kälte groß zwiſchen den Brüdern, wenn es auch in den Herzen heiß geſiedet haben mag; wenig ſprachen ſie zuſammen, wenig ſah man ſie beiſammen, und doch förderte ſich der Bau, aber der Mönch war deſſen Seele und der, welcher den Willen der Brüder vernahm und vermittelte.

Beide Brüder ſtreiften mit immer größerer Hitze in Feld und Wald, aber was ſie ſuchten, wollte ſich nicht zeigen. Die Jungfrau ſah man ſeit der Fluth nicht wieder, wie eifrig die Brüder ſie auch ſuchten. Deſſen ward Sintram zornig, es mehrte ſeinen Verdacht, als habe Bertram ein geheim Einverſtändniß mit ihr, ſei vielleicht durch ſie gerettet worden aus des Drachen Schlund, und verborgen gehalten in ihren geheimen Kammern, und finde ſie jetzt dort, oder ſonſt an geheimen Stellen. Dazu ward auch Bertram ernſter und düſterer, weil er die Jungfrau nirgends ſah, die Angſt um ihr Schickſal machte ihn noch wilder, als er ſonſt geweſen. War's kein Traum, was er geſehen, ſo hatte die Maid ihn gerettet, war aber in ſeiner Rettung untergegangen, dem Zorn der Göttin verfallen. War's kein Traum, ſo mußte es leer und hohl ſein unter ihnen, ein endlos himmelhoch Gewölbe, in welchem berghoch der Thron der Göttin ſich erhob, einer gewaltigen Fluh gleich der Altar ſtand, auf welchem Wälder loderten zu Ehren der Göttin, und dieſes Gewölbe mußte Eingang und Ausgang haben, irgendwo und hierherum. Dieſen Eingang ſuchte er und fand ihn nicht. Er wollte wiſſen, was aus der Maid geworden, wollte ſie fordern aus der Göttin ſelbſteigenen Händen, oder wollte ſie rächen, wollte ſein gut Schwerdt verſuchen am hohen Throne, an der Göttin eigenem Leibe. Gar ſeltſam waren verſchmolzen und wogten durcheinander in ſeinem Gemüthe Zorn und Wehmuth, und wie er Tage lang wild ſtürmen konnte durch Klüfte und Wälder, ſo konnte er lange, lange liegen an wilder Stelle, träumen und ſinnen, er wußte nicht was, an ihm konnte vorübereilen Sonne und Mond, Hirſch und Bär, er wurde nichts gewahr.

So ſann und träumte er, wo es ihn ankam, auch am jenſeitigen Ufer, wo der Drache hauſen ſollte. Der brauſende Keſſel im See war nicht mehr, die wirbelnde Mündung war verſchwunden, aber doch ſollte dort der Drache noch ſein, Baulente wollten ihn geſehen haben, wie er ſich den Graben,

welcher in den wirbelnden Keſſel ſich mündet, und der bis auf den heutigen Tag der „Keſſelgraben“ genannt wird, hinaufgewunden, grau, ſchwarz, graufig, von lichten Nebelſtreifen halb bedeckt. Spuren ſeiner Verheerungen wollten die Arbeiter gefunden haben, und Hirten kamen und klagten, wie ſeine Gier ihn weiter treibe, weit über ſeine frühern Gränzen hinaus und wie ihre Heerden nicht mehr ſicher ſeien.

Darum hatten die Brüder die Jagd auf das Unthier wieder eifriger aufgenommen, doch jeder trieb ſie für ſich, ſagte dem andern nicht, wann und wohin er ging, jeder traute ſeinem Herzen von Stahl und ſeinem Arm von Eiſen. Bald forſchte der eine auf leichtem Kahne im See, ſuchte Höhlen in den bloß werdenden Felſen, welche früher mit Waſſer hoch auf bedeckt geweſen, forſchte auf dem Grunde des Sees, deſſen Gewäſſer ſich läuterten, ob er dort nicht liege, ſchwarz, lang und hoch aufgeſchwollen von Gift und Grimm. Unterdeſſen ſtreifte der andere durch die Klüfte, ſpähte jeden Graben aus und jedes Dickicht, hetzte die heulenden Hunde an jedem Abhange herum, wo des Jägers Fuß nicht Raum zum Stehen fand. Je länger ſie aber wiederum forſchten vergeblich, und nie den Wurm zu Geſicht bekamen, deſto ſorgloſer wurden ſie, deſto mehr ſetzten ſie die Vorſicht bei Seite, ja es begann ſich der Zweifel zu regen, ob denn das Thier, welches ſie ſo eifrig ſuchten und nicht fänden, wirklich ſei und nicht bloß ein Nebel, ein Traum, den abergläubiſche furchtſame Menſchen geſehen oder gehabt, oder ob vielleicht in der Schreckensnacht, wo das Felſenbett zerriſſen ward, der alte und der junge Drache miteinander verſchwunden ſeien für immer oder wenigſtens hinaufgebannt in hoher Berge tiefen Schoos?

Wie noch bis auf den heutigen Tag das alte Heidenthum ſteckt in den Kindern dieſer ſogenannten aufgeklärten Zeit, ſo machte es ſich auch geltend in den wilden Söhnen jener wilden Zeit, und deſſen ſollen wir uns nicht wundern. Und wie heute noch der Unglaube wechſelt mit dem Aber-

glauben, heute Einer Gottes ſpottet, weil er ihn noch nie geſehen habe, morgen der gleiche bei einem alten Weibe ſich wahrſagen läßt und übermorgen den Kapuzinern Zieger und Butter bringt, damit ſie den Bann heben, der auf ſeinen Käſen liegt, ſo ſoll es uns nicht wundern, wenn die wildgewachſenen Kinder des ſiebenten Jahrhunderts bald nicht glaubten, was ſie nicht ſahen, bald wieder Götter und ihre Thaten glaubten, welche ihre Väter geſehen haben wollten. Sintram war der Ungläubigere der Brüder, ſeinem Auge that die unſichtbare Welt ſich nicht auf in der Wirklichkeit und ſelten im Traume. Die Druiden auf jener Höhe in der Nacht hatte er geſehen, ihre weiſſagenden Worte gehört, aber damals gehörte ein ſolch Kommen und Schwinden, ein ſolch Verkünden, was das innere Auge ſah, oder glaubte, oder dachte, zu den gewöhnlichen und alſo auch zu den natürlichen Dingen. Bertram dagegen, wenn auch der wildere, ungezähmtere, ward tiefer hineingezogen in die Wunder des Unſichtbaren im Sichtbaren, war dem Kerne des Lebens ſo näher gezogen worden, daß er im Begreiflichen die Räthſel ſah, wie in der Schaale den Kern; wenn er ſie auch nicht löſen konnte, ſo wußte er doch, ſie waren da. Er hatte es erfahren, daß Dinge ſeien, die nicht bloß niemand ſah, ſondern deren Nähe niemand ahnte. Er glaubte daher feſt an den Drachen, ſuchte ihn eifriger als Sintram, wenn auch ſorglos, denn das ſchien ihm immer möglicher, ja wahrſcheinlicher, daß eine mächtige Hand die Jungen wie den Alten verſchloſſen hätte in die unterirdiſche Kammer und angekettet an ſtarke demantene Ketten.

So war er auch eines Morgens vor der Sonne ſchon auf der Lauer geſtanden über dem Keſſelgraben, den ſtarken Speer zur Hand, das Schwerdt blank neben ſich im Boden geſteckt; doch umſonſt, ruhig blieb alles, kein Eichhorn ſpielte mit einem Tannzapfen. Als die Sonne es hell werden ließ über den finſtern Schlünden, kein Thier der Nacht mehr zu

gewärtigen war, ſchritt er tiefer in den Wald hinein, ſchritt über den Rücken des Berges, ſchritt tief an ſeinen Seiten hinab, zu beiden Seiten, ſchritt weit hin, bis er wieder Leben fand im Walde, die Vögel in den Zweigen der Bäume ſich tummelten, die Eichhörnchen unter den Tannen ſich jagten, Wild durch die Büſche ſprang, ein einzelner Hirt ſich fand, der noch hier zu weiden wagte, weil man ſo weit hin vom Drachen noch keine Spur geſehen. Dann kehrte Bertram zurück zur Lauer auf den Abend, ſein Auge blieb des Jägers Auge, das jede Bewegung ſieht in Baum und Buſch, jede Erhöhung und jede Färbung am Boden und zwiſchen den Wurzeln der Bäume; aber in ſeiner Seele wälzten ſich allerlei Bilder. Die Jungfrau ſah er wieder, ſeine Geſichter im Gewölbe ſtiegen neu vor ihm auf. Was es da werden ſolle, dachte er, welcher von ihnen gehen und welcher weilen, und wenn er weilen könnte und die Jungfrau wieder fände, wie da reiche freudige Tage heraufquellen ſollten.

So war er gekommen bis oben auf den Felſen über dem Keſſelgraben, hatte keinen Drachen gefunden und ſeit langem ſchon kein ſich regendes Leben mehr. Noch ſchwebte die Sonne über dem blauen Berge, warf über die Erde ihre freundlichſten Strahlen, wie eben auch die lieblichſten Bilder in ſeiner Seele erglühten. Des Drachen nicht gewärtig, ſo lange die Sonne ihr Licht auf die Erde wirft, legt er ſich auf den Felſen hin, zu ruhen und zu träumen. Gegenüber ſtehen die Anfänge der Burg, die Mauern erheben ſich, die Thürme ſind begonnen, er ſieht Leben zwiſchen den Steinen, noch ſchaffen fleißige Hände am Bau. Vor ſeinem innern Auge vollendet ſich der Bau und in ihm verklärt ſich das Leben. In die feſten Thore zieht königliche Pracht ein, füllt alle Gemächer, mächtige Vaſallen reiten den Burgweg auf, füllen die Höfe, und wie eine Sonne geht der Hochzeitmorgen auf und, ein königlich Paar, ſteht er mit der Jungfrau am Altare, und herrlicher als der Göttin Sternenkrone ſtrahlt der Tag

mit ſeinen tauſend Freuden, und in immer ſchönerer Farbenpracht ſprühen dieſe Freuden vor ihm auf, und wenn ſie auch verglühen, es wird nicht Nacht, ein mild lieblich Licht, wie es kömmt, wenn leiſe und lind der Abendwind ſäuſelt im Laube, legt ſich über Berg und Thal, leuchtet in der Burg. Lieblich duftet der Wein, den ſein Weib ihm kredenzt in goldenem Pokale, ſüß beginnt es zu glühen in ihm, wenn des Weibes Hand er faßt, wenn ſie ihren weichen Arm legt um ſeinen ſtarken Leib. Und in dieſem Glühen flimmern Königskronen, goldene Spangen glänzen und reicher Waffenſchmuck, blanke Schwerdter funkeln und bald ſchlingen fröhliche Reigen ſich, bald entfaltet ſich ein munteres Schlachtgetümmel. Dann ſcheint ihm, es ziehe die Schlacht ſich hinter blaue Berge, die luſtigen Töne verklingen, das Glühen ſchwinde, die Farben verglimmen; aber eine Wolke ſah er jetzt, blaß war ſie zuerſt, dann flog ſie ein purpurrother Schimmer an, dann ward ſie grau, ward dunkler und immer dunkler, ward ſchwarz zuletzt und ſchwoll auf, und wie ein langer ſchwarzer Leib ſchwebte ſie langſam näher und näher, hoch über ihm zuerſt, dann ſenkte ſie ſich tiefer und immer tiefer, und je tiefer ſie ſich ſenkte, deſto ſchwärzer war ſie. Und ein ſeltſam Schnauben und Schnaufen, Gurgeln und Schluchzen grollte aus ihrem Bauche und wie heißer feuchter Hauch wehte es ihn an, und wie ein ſchaurig eiſiger Leib legte es ſich kalt und feucht über ihn, und plötzlich ſpaltete die Wolke, und wie ein blutig feurig Thor gähnte ſie ihn an, und das Thor bewegte ſich, gähnte näher und näher, und während ſchwer und bleiern die Glieder an ihm hingen, fühlte er ſich mit unſichtbarer Gewalt dem blutigen Thore zugeſchoben. Eiſige Schauer rieſelten über ſein ſonſt ſo ſtählern Herz, er wollte ſich ſtemmen, aufſpringen, aber die eiſernen Bänder, mit welchen er ſchon früher gebunden war, banden ihn auch jetzt. Jetzt war er im Thore, feurig und blutig rann es über ihn hin, wild ringt er noch einmal, wie einer, der mit ſchrecklichem Traume

ums Erwachen ringt; — endlich entreißt er die Augen den Banden, reißt sie auf, dunkel ist's, doch blutig ist's über ihm, über seinen Augen wölbet sich das blutig klaffende Thor einen Augenblick, doch schnell gleitet er tiefer auf abschüssiger glatter Bahn, der letzte Schimmer von Licht erlosch, schwarze Nacht wars um ihn, feucht, heiß, erstickend, wie ein durch kochend Wasser gezogenes Tuch legte sich ein Dunst um ihn; doch das Bewußtsein erlosch ihm nicht, er fühlte und dachte. Er fühlte in heißem Kessel sich, er wußte, er war in des Drachen Bauch kampflos, wundlos hinuntergewürgt worden im Schlafe. Er versuchte sich zu regen, aber wie einem Kinde durch Binden Arme und Beine fest gebunden werden, so fühlte er seine Glieder zusammengeschnürt, keines konnte er regen, fühlte wie das Ersticken im heißen Dampfe mit jedem Augenblicke näher kam.

Da fühlte er rasch sich erhoben, lichter ward es einen Augenblick, fast wie frische Luft wehte es um ihn, es schien ihm als höre er Rosseslauf, Kampfesruf, Schwerdtesschlag. Wie der Mensch, wenn auf dem Meere der Sturm sein Schiff erfaßt, hin- und hergeworfen wird, nur Wände und Festhalten es hindern, daß er nicht hinausgespült wird in die tobenden Wasser, oder zerschlagen an scharfen Kisten und Fässern, so ward Bertram hin- und hergeworfen, doch waren Wände die ihn hielten, und nicht kantig waren die Wände in des Drachen Bauche, sondern glatt, heiß und feucht. Fürchterlich wars, wie der Drache sich hob und wand, sich niederschlang und weitersprang. Es war Bertram, als ob sein Bruder niederglitte die gleiche glatte Bahn, durchs blutige Thor, ins gleiche, feuchte, heiße Bett, wo es immer fürchterlicher schnaubt und grellt. Da zischt es von außen herein, einem Blitzstrahl gleich, der durch des Hauses Dach fährt. Eisen klirrt auf Eisen, hoch auf bäumt sich der Wurm, schlägt zur Erde nieder wie die Eiche vom Sturm entwurzelt, dreht krampfhaft sich auf dem Boden, zuckt zusammen, streckt lang sich aus,

peitſcht mit gewaltigen Schlägen den blutigen Grund und aus der weiten Wunde bricht das Gedärme und zu Tage rollt Bertram, wird wieder geboren, der erſte Mann in Eiſen. Als die kühle Luft ihn umfloß, dunkelten ihm die Sinne und umdüſtert ward auf Augenblicke ſein Bewußtſein; doch bald erhob er ſich, erhob vor allem ſeine Seele in inbrünſtigem Danke zu dem, deſſen mächtige Hand ihn lebendig aus lebendigem Grabe gerettet, dann hob er auch mühſam den gequetſchten Leib, an dem alle Bänder loſe hingen, und trat zu Sintram ſeinem Retter, der matt mit zerriſſener Rüſtung an eine Buche ſich lehnte und den verlornen Athem wieder ſuchte. Zwiſchen ihnen lag groß und greulich der Wurm, lang ausgeſtreckt und todt. Bertram ſtreckte ſeine Hand aus, bot ſie Sintram und dankte ihm für die Rettung und frug ihn, wie er hieher gekommen und ſeine Gefahr ihm kund geworden?

„Sieh, erzählte Sintram, als du am Morgen fehlteſt, niemand dich geſehen haben wollte, da ergriff mich aufs neue der Verdacht, du hegeſt ein Geheimniß, pflegeſt Umgang, den ich nicht wiſſen ſolle, der Verdacht, den ich haben mußte, ſeit am Ufer man dich fand, wo du Stunden zuvor nicht geweſen, du aber nichts ſagen wollteſt, wo du geweſen und wie dort hingekommen. Ich ſuchte dich und die Jungfrau, die ich ſeither nie geſehen, ſuchte ſie und dich an irgend einem verborgenen Orte, in verſteckter Kluft, oder in den Wipfeln einer Eiche, der Speer lag in der Hand, das Schwerdt war blank. So ſuchte ich dich, bis es Abend war, kehrte jeden Stein um. rüttelte an jedem Felſenſtück, umging jeden Baum, doch umſonſt. Da war's als huſche ein Schatten um eine Ecke, ich raſch nach, ſehe gegen die Mauern zu Gewänder fliegen, ich zweifle nicht, es war die Maid,, im Sprunge war ich oben, eine Geſtalt verſchwindet im Stalle. Dort iſt niemand, aber es wüthet dein Roß, ſcharrt den Boden auf, iſt in Schweiß gebadet, und wie es mich ſieht, reißt es von ſeinen Ketten ſich los, kömmt auf mich zu in wilden Sätzen. Wie ich es

abwehren will, steht es vor mir stille, streckt sich aus, als wie des Reiters gewärtig, reibt haftig den Kopf an meiner Schulter, scharrt ungeduldig den Boden, wiehert wild in den Abend hinein; eben ist die Sonne untergegangen. Es wird mir bang und seltsam zu Muth, wie in heißer Schlacht, wenn du im Gedränge wareſt, ich ſpringe aufs Roß, das ſonſt niemand trug als dich. Wie es mich auf dem Rücken fühlte, trug es mich dahin in geflügeltem wüthenden Laufe, über Schlünde und Gründe, hieher nach des Keſſels oberm Rande. Hier oben lag der Wurm, ſchwarz, grauſig, aufgeſchwollen, wie Fackeln glühten ſeine Augen, und weit und blutroth ſtand offen des Unthiers Rachen, neben ihm lagen Bertrams Speer und Schwerdt. Da ſcheute das Roß und mir zog ein Grauſen die Bruſt zuſammen, doch nur einen Augenblick; denn plötzlich faßte eine unnennbare Wuth Roß und Reiter, und mit ungeheurem Satze ſprang das Roß auf den Drachen ein. Doch der zog den Kopf ein, hob dann hoch ihn auf, um auf Roß und Reiter ſich niederzuſchlingen; das Roß, keinen Anhalt findend an des Felſens Rand, ſtürzte hinaus in den Abgrund, ich warf mit Noth mich zur Seite, doch raſch wand der Wurm ſich heran, umwand mich bis zur Todesnoth, da kein Schwerdthieb half, da kein Speer zur Hand mir war. Da ſah ich eine junge Fichte kleben am Felſen, raſch riß ich ſie aus und rannte ſie mit aller Kraft in des Drachen Rachen. Schrecklich wüthete derſelbe, riß in Winden und Bäumen mich nieder. Dem Erſticken war ich nahe, da fand mein Schwerdt des Thieres Bauch und riß ihn auf, und aus der Wunde quoll ſein Leben, kamſt du lebendig zu Tage."

So erzählte Sintram langſam und matt, denn groß war ſeine Erſchöpfung, und auch Bertram ſchwankte, als er heraus auf den Felſen trat und ſein treues Roß ſuchte im Abgrunde. Er ſah es nicht, erſt ſpäter fand man es todt mit zerſchlagenen Gliedern im Weidengebüſch, wohin der Strom es gewälzt hatte. Traurig mißte er das treue Thier, — wenn er alles

verlieren ſollte, was lieb ihm war im Leben, was half ihm dann ſein Leben? Da tönten Hörner, Stimmen klangen durch den Wald, Hunde heulten, Fackeln ſah man ſchimmern durchs dichte Holz. Es war der ganze Troß der Dienerſchaft, die unter des Mönchs Führung den Brüdern zu Hülfe kommen oder ſie rächen wollte. Er hatte Sintram auf Bertrams ſchaumbedecktem Roß jagen geſehen über den Fluß, war auf die Mauerzinne geklommen, hatte von dort auf gegenüberſtehenden Felſen durch die Dämmerung des Roſſes Sturz geſehen und Sintrams Kampf, hatte die Mannen zuſammengerufen, doch erſt, als er ſie mit heiligem Waſſer geweiht gegen des Teufels Kunſt und Macht und des Drachen feurige Dünſte, ſie bewogen, ihre Herren zu ſuchen. Vergeblich hatte er ihnen geſagt, wie es ihm geſchienen, ſei der Wurm todt und die Grafen Sieger, aber auch das todte Unthier fürchteten ſie, ſelbſt die Hunde wagten ſich nicht herbei, umkreiſten es bloß mit fürchterlichem Geheule.

Seit langem wieder zum erſten Male ſaßen ſie an ſelbem Abend brüderlich zuſammen, bei ihnen der Mönch, labten ſich an Speiſe und Trank und ſchloſſen ſich wieder ihre Herzen auf. Bertram vor allem war tief bewegt und hatte viel zu ſagen. Er erzählte, wie er in jener Schlacht wohl geſehen des Bruders Noth und gewußt, daß er einbrechen ſollte, aber ein unerklärlich Etwas habe ihn gebannt und gehalten. Ein äußerer Zauber müſſe es geweſen ſein, der Roß und Reiter gefeſſelt, denn erſt dem Kreuze ſei er gewichen. Nicht der innere Groll ſei es geweſen, den er wohl gegen Sintram im Herzen gehegt, weil er geſehen, wie er gleich ihm die Jungfrau ſuche, und wahrſcheinlich glücklicher als er, weil er von ihr nicht rede, ſein Herumſchweifen ein heimliches ſei. Und als Sintram ihn anſah, ſprach er, wohl that ich ebenſo, und darum trugſt du den gleichen Groll in deiner Bruſt. Der ſchlimmſte Wurm war dieſer Groll wohl zwiſchen uns und wer weiß, wie giftig er geworden und wie hoch er an-

geſchwollen, wenn dein Schwerdt ihn nicht mit dem andern zum Tode getroffen hätte. Aus gleichem Grunde ſchwieg ich von dem, was ich erlebt, während ihr mich verloren glaubtet.

Staunend hörten die Beiden ſeine Erzählung. Sehr weh that, was er hörte, Sintram, und bald hätte der Wurm ſich geregt und wäre wieder lebendig geworden. Er ſah, daß Bertram der Geliebtere war, es that ihm ſo weh, daß ſie verſchwunden war, vielleicht gemordet auf dem ſchrecklichen Altare, wo von je Menſchen gelitten und geblutet. Er wollte hadern mit dem Bruder, daß er das Schweigen nicht gebrochen, um mit vereinter Kraft die Rettung der Jungfrau zu verſuchen, die, wenn er ſich nicht getäuſcht, noch lebe, ihn zu Bertrams Roſſe geführt, wenn es nicht der bloße Schatten derſelben geweſen, der nicht weichen könne vom Ort ihrer Liebe.

Ernſt hatte der Mönch zugehört, ernſt ſprach er jetzt: „Täuſcht euch nicht, ihr Grafen, mengt nicht zuſammen Traum und Wirklichkeit. Die Jungfrau mag ein irdiſch Weſen ſein, mit Fleiſch und Bein, kein heidniſcher Spuk, kein gebannter Geiſt. Hier wird ſie ihre Wohnung haben in verborgener Kluft, in unterirdiſcher Höhle, deren Eingang wohl geſchloſſen und verſteckt iſt. Eine Heidin iſt ſie, die Waiſe einer untergegangenen Welt, welche hier wahrſcheinlich auf den Gräbern ihrer Väter trauert über den Untergang ihrer Macht, einſam und wild. Doch übt ſie noch Macht über die Einwohner des Landes, wie ich es erfahren; für eine Prieſterin der alten Götter ſcheinen ſie ſie zu halten oder ſelbſt für eine Göttin. Die Jungfrau kämpfte für ihren Felſen, ihre Einſamkeit mit den Mächten, die ihr zu Gebote ſtanden, und während ſie äußerlich kämpfte, ward ſie innerlich beſiegt, und der Sieger war die Liebe. Was du geſehen, was du geträumt im Gewölbe, ich weiß es nicht, doch Wahnbilder waren die Götter der alten Welt, Hertha, Wodan und Thor, und wie ſie alle heißen mögen, ſind Wahnbilder und waren nie, wie Baal und

Moloch, Jupiter und Juno. Wer im Gewölbe war, ich weiß es nicht, aber um dein Leben ging es dort, die Liebe rettete es. Was die Jungfrau in wildem Streit erſiegt, das entriß die Liebe ihr wieder, und als der Drache dich beſchlich, zu vollbringen, was die Jungfrau ſelbſt nicht vermochte, da ſandte ſie den Bruder als Retter, verſöhnte ſelbſt wieder in Liebe, was ſie durch Haß getrennt hatte."

Nun erzählte Bertram, was ihm geträumt auf den Höhen des Jura's, wie der Bruder ihn gerettet im Traume und Sintram gab Kunde von der Erſcheinung, welche er gehabt, und dem Spruche, welchen die Druiden ihm mitgegeben, und von der Verwünſchung, mit welcher die Jungfrau ſie hier empfangen. Da ſprach der Mönch, als er dies gehört: „Zu hohen Dingen iſt euer Stamm berufen, wunderbar hat der Herr durch allerlei Mund zu euch geredet, aber an die Bruderliebe iſt des Stammes Heil gebunden, Bruderhaß iſt die Axt, die ihn fällt. So lange die Glieder des Stammes in guten Treuen einig gehen, blüht derſelbe, ſtreckt weit ſeine Krone aus; ſobald der Hader kömmt, die Eiferſucht, Stammesblut an Stammesgliedern klebt, kömmt auch der Untergang."

„Durch uns kömmt er nimmer, Gottes Hand war über uns, wir vergeſſen ſie nimmer. Wenn die Jungfrau lebt, ſo ſoll ſie Bertrams Hausfrau werden und Bertram Burgherr allhier, dann bleibt ſie die Königin hier, bleibt nicht die Waiſe eines untergegangenen Geſchlechtes, ſondern wird die Mutter eines neuen. Ich aber ziehe nach Lenzburg hin, und durch die Wildniß hauen wir Wege, reichen uns brüderlich die Hände zu Schutz und Trutz in Noth und Frieden." So ſprechend reichte Sintram dem Bruder die Hand, aber ehe derſelbe antworten konnte, hörten ſie über ihnen weiche ſchöne, aber ſchmerzliche Töne. Sie fuhren auf, ſahen niemand, merkten nur, daß die Töne, die über ihnen ſchwebten wie Sonnenſtrahlen, kämen wie die Sonnenſtrahlen, aus der Ferne

her. Als ſie hinaustraten, ſich umſahen, da war's herrlich draußen, weich, wundervoll die Nacht. Drüben über den Felſen ſtand klar und voll der Mond, ſchwarz war der Wald, den ſeine Strahlen nicht trafen, ſilbern glänzte der See und auf der ſilbernen Fläche kräuſelten ſich kleine goldene Wellen und hinter dem See ſtunden wie in weißen Schleiern die hohen Gebilde, die Gottes eigene Hand aus dem Schooſe der Erde entbunden, und alle Morgen und alle Abend ſie krönet mit ſelbſt eigener Hand mit der goldenen Krone, geweben aus den erſten und den letzten Sonnenſtrahlen. Auf dem Felſen aber, wo der Drache erſchlagen lag, ſtand eine Geſtalt in weißen flatternden Gewändern und hinter ihr ſtand der Mond, von ihr her kamen die Töne und ſchwebten zu ihnen hin, ſchmerzlich klagend ein ſchweres, ſchweres Leid. Alsbald erkannten die Brüder die Jungfrau, aber wie Bertram gebunden war an des Waldes Rand, in der Erde Schoos, ſo war's jetzt, als feßle der Töne Gewalt wie mit eiſernen Bändern ihre gewaltigen Glieder, daß ſie regungslos horchen mußten dem mächtigen Liede von drüben her. Auf der Felſen äußerſter Spitze ſtand die Maid und ſang mit ausgebreiteten Armen langſam und gewaltig, als wollte ſie Abſchied nehmen auf immer, bald hinauf zu den Bergen, bald hinüber zum See, bald über die Felſen hin und die Wälder, hob zu den Sternen die Hände auf und klagender, markdurchdringender ward das Lied, ward zum entſetzlichen Wehruf und über den Felſen hinaus warf ſie ſich, wie eine Lichtgarbe aus Mondesſtrahlen ſchwebte ſie zum Fluſſe nieder und verſchwand darin.

Ein jäher Schreck ergriff die Brüder, ſie ſtürzten den Felſen ab zum Strome nieder, während der Mönch die Hände faltete, andächtig flehend, daß der Vater droben das Blut ſeines Sohnes auch verirrten Seelen zutheilen möge. Umſonſt war der Brüder Suchen, die Maid fanden ſie nicht, fanden keine Spur von ihr, ſie war und blieb verſchwunden. Lange hoffte Bertram, ſie habe ſich bloß verſchloſſen in ihre verbor-

genen Gemächer, werde wieder kommen, wenn ſie ſeinen Schmerz ſehe, ſein treu und ängſtlich Suchen und Harren. Aber wie er auch irrte und ſuchte nach der Thüre zu den verborgenen Gemächern, wie er harrte an des Stromes Ufer, an des Felſen Rand, in dunkeln und hellen Nächten, die Maid erſchien nimmer wieder.

Da, als er einmal nach wieder vergeblichem Harren durch eine lange dunkle Nacht zur Burg wiederkehrte, die nun bald vollendet war, traf er den Mönch und ſeinen Bruder am Heerde bei wärmendem Morgenbrod. Es fragte ihn keiner, woher er komme, was er gefunden, ſie wußten es. Da begann er ſelbſt und ſprach zu den Andern: „Vergeblich iſt mein Suchen, hier in der Welt finde ich nicht mehr, was ich ſuche, darum haſſe ich die Welt und verlaſſe ſie. Doch nicht als ein Heide durch die eigene Hand, ſondern wie ein Chriſt. Ich verlaſſe die Welt und will harren auf Gottes Ruf und Hand in einem Gotteshaus. Mönch will ich werden, als ſolcher meines Endes warten und beten für die, die mich liebte und rettete und ſelbſten unterging.“ Sintram widerſtrebte heftig, des Bruders Kraft kannte er, was er ohne ſie ſollte, wußte er nicht, hatte er ihn auch gehaßt, ſo hatte er doch nie gedacht, daß er ihn entbehren könnte. Er meinte, Bertram ſolle hingehen ins Frankenland, wo nach Pipins Tode neue Stürme ſich erhöben, ſollte da in Kampf und Schlacht, in des Hofes wildem Treiben verſenken ſeinen Schmerz, vergeſſen das Vergangene, und in neuem Leben auch neues Leben gewinnen. Er wolle hier harren, das Werk vollenden, und wenn Bertram einſt wiederkomme, ſolle er eine Grafſchaft finden, an die er ein Königreich nicht tauſchen würde. Doch Bertram wich nicht, ſein Entſchluß war kein übernächtlicher, lange war er gekeimt, groß gewachſen, ehe er an den Tag trat, und was Bertram einmal erfaßt hatte, ließ er nicht wieder, und Sintram war es immer geweſen, deſſen Wille wohl ſchneller beſtimmt, aber dem feſten Willen Bertrams

gewichen war. „Du, ſagte Bertram zu Sintram, du ziehſt jetzt aus, doch nicht in Krieg und Schlacht, ſondern ſuchſt dir ein Weib. Unterdeſſen bauen der Mönch und ich die Burg und ſtatten ſie aus, ſo gut wir es vermögen, damit du Hochzeit halten könneſt und abwechſelnd hier wohnen oder drunten auf der Lenzburg, wo es euch gefällt oder die Noth es fordert. Dann gehe ich ins Kloſter und mein Lauf in der Welt iſt vollbracht.“

Der Mönch miſchte ſich nicht in den Streit der Brüder, aber es verklärten ſich ſeine Züge, und erſt, als Bertrams Wille den Streit entſchieden hatte, ſprach er: „Du, Bertram, haſt den beſſern Theil erwählet, und wenn du auch der Welt entſagſt und dem Lohne der Welt, ſo wird dir doch Gott ein großes Tagwerk auftragen in dieſer Welt, und groß wird auch dein Lohn ſein, aber im Himmel. Du haſt den Frieden ſchon in der Welt gefunden, die meiſten von uns dagegen nur den Sündenſaft; Frieden ſahen wir keinen in der Welt, darum ſuchten wir ihn in heiligem Gewande und gar mancher hatte ein blutbefleckt Gewiſſen und mit neuen Flecken drohte die Welt, und brannten die alten doch ſchon ſo fürchterlich, er rettete ſich ins Kloſter, um den neuen Brandflecken zu entrinnen, die alten zu löſchen, Ruhe und Frieden zu finden für ſeine arme Seele. Seinen Namen ließ jeder dahinten, draußen die Güter der Welt, brachte nichts mit als das Weh, welches ihm die Welt gemacht, die Kräfte, die Gott ihm gegeben. So kamen große Kräfte ins Kloſter und thaten und thun Großes, doch nicht mehr im eigenen, ſondern in Gottes Namen, denn das treue Haushalten mit den erhaltenen Gottesgaben, zu Gottes Ehre und in Gottes Namen, iſt der beſte Balſam gegen das Weh der Welt, die Brandflecken der Seele. Ein arger Sohn der Welt war ich, trug einen berühmten Namen, war ſelbſt berühmt, war reich, war glücklich, wie die Welt es heißt, und im ſchönen Italien war meine Heimath. Ich war aber ein Knecht meiner Leidenſchaften, und für alles

Schlechte, welches ich that, fand mein Verſtand gute Gründe, hing einen glänzenden Namen ihm um, als wäre es der glorreichſte Sieg geweſen, und wie ein Krieger ſtolz wird auf jeden Sieg, ward ich ſtolz auf jede Laſterthat, die ich, als mein eigener Prieſter, ſchön getauft hatte. Vor mir war kein Mann, kein Weib, keine Burg ſicher, wenn mich das Gelüſten darnach gereizt, und wie viel Glück, wie viel Leben, wie viele Häuſer ich muthwillig zerſtört, das hat Gottlob eine gütige Hand nicht aus meinem Gedächtniß geſtrichen, aber doch die Summe nie überſchauen, die Folgen nie zuſammenzählen laſſen. Dem eigenen Bruder zerſtörte ich ſeine Burg um ſeines Weibes willen. Das Weib floh in ein Gotteshaus, ich brannte das Gotteshaus an. Das Weib floh vor mir tiefer und tiefer in den Brand hinein, hinauf auf einen lockeren Balken. Da ich auch dort die frevelnde Hand nach ihm ausſtreckte, ſtreckte es die Hände zum Himmel. Der Balken brach zuſammen, das arme Weib retteten die Flammen vor meiner Wuth. Doch zürnend verfolgten ſie auch mich, Schlangen gleich, brannten ſchrecklich mich an. Als ich endlich genas, da war ich ein anderer. Als mein Leben wankte, von den Flammen faſt zerſtört, da erkannte ich, was zerſtören ſei und wie weh es dem Zerſtörten thut und wird, und gelobte mit Bauen und Erhalten zu ſühnen, was mit Zerſtören ich gefrevelt hatte. Als ich geneſen war, verſchwand ich aus meiner Heimath, ſuchte die Wildniß auf, fand dort unten das Stift, ward Steinbrecher erſt und Baumeiſter nach und nach, freue mich Gottes, daß er mir Leben gegeben zum Sühnen, freue mich auch der Welt, weil ſie die Pfänder meiner Buße und Bekehrung trägt."

So ſprach der Mönch und Bertram reichte dankend ihm die Hand und drängte Sintram hinaus in die Welt zum Suchen zu ziehen. Doch lange zögerte Sintram. Das Mißtrauen der Welt war nicht aus ihm, wie er ſich dagegen auch zu feſtigen ſuchte; ſo in ſchlafleeren Stunden kam's ihm im-

mer wieder, Bertram wiſſe wo die Maid ſei, und zwiſchen ihnen walte ein geheim Verſtändniß. Doch als er keinen Schimmer von geheimer Freude durch Bertrams Ernſt blicken ſah, als derſelbe gleich lauter und klar blieb, da kam endlich auch Sintram der Glaube an des Bruders Treue feſt und klar, er rüſtete ſich zum Aufbruch.

Mit wenigen tüchtigen Männern zog er aus und nicht über Solothurn, den gleichen Weg wollte er ſuchen, auf dem ſie hinauf gekommen waren. Leichter war es diesmal, ſchon fanden ſie theilweiſe gebahnte Pfade, trockener ſchienen ihnen die Sümpfe, lichter die Wälder, weniger tückiſch die Schlinggewächſe, die Brombeeren zumal. So kamen ſie raſch, d. h. nach damaligem Zeitmaaße, als noch hoch die Sonne ſtand, zur Kapelle des Waldbruders, welche über dem herzoglichen Buchſee ſtand, ehedem den Ausgrabungen nach ein fröhlicher Römerſitz, jetzt nichts als eine kleine Kapelle und eine armſelige Waldbruderhütte. Sintram, kriegs- und jagdkundig, hatte ſich zurechtgefunden bis zu ihr, und vor ihr ſaß ein Waldbruder, alt und grau und blaß und rührte ſich nicht. Bis dicht vor ihn kamen ſie, er machte keine Bewegung, und ſchlafen that er nicht, denn offen waren ſeine Augen und ſtarr ſah er ſie an. Als er keinen Beſcheid gab und keine Bewegung machte, da wurde den Meiſten bange, aber Sintram ſprang vom Pferde, und als er ihn anrührte, ſiehe, da war er todt, und todt war es um die ganze Hütte, keine Spur nirgends von irgend einem Leben. In der Hütte war ein armſelig Lager, darauf legten ſie ihn, und vermachten die Thüre aus Baumrinde ſo gut ſie konnten. Sie begruben ihn nicht, weil ſie vom andern Waldbruder nicht wußten, ob er lebe oder geſtorben ſei, und lebte er noch und kam heim, ſo hätte er nicht gewußt, was mit ſeinem Bruder ſich begeben. War er aber auch fort oder todt, ſo ſei es doch ſchrecklich, ſagte Sintram, nicht alleine zu leben, ſondern alleine zu ſterben, und vielleicht nur bald zu ſterben und dann ganz unter

den Zähnen der Thiere, ohne daß man um Hülfe rufen oder Hülfe errufen könnte.

Noch war das Grauen nicht sowohl vor dem Waldbruder als vor dem Schicksal, so alleine zu sterben in der Wildniß, nicht aus ihrem Herzen, als sie an das dicke Gehege kamen, welches Sintram kannte. Die Tännchen waren höher aufgeschossen, das Durchdringen leichter als früher, doch mußte man sich wahren vor den Sprossen, die oft scharf werden und schwer verletzen. Sonst hatte sich hier nichts verändert, es war noch der alte Sumpf, der alte Wald, bis man endlich sich durchgerungen auf den trocknen Rücken des Hügels. Da war es auch lieblich wie vordem, nur stille war's und bis zum Gehöfe fast konnten sie reiten, ehe sie Leben hörten. Hier endlich begann ein alter Hund ein mühselig Gebell. Sie fanden die Thore offen und als Sintram, die Rosse den Knechten überlassend, dem Hause zutrat, kam ihm niemand entgegen, und als er die Thüre öffnete zum weiten Gemach, wo sie so traulich die Nacht verbracht, war es auch stille und öde. Doch da regte sich etwas im dunkeln Hintergrunde, und aus dem Dunkel trat ihm eine der Töchter entgegen, blaß, aber königlich. Als sie ihn sah, zuckte es wie Freude über ihr Gesicht, sie winkte ihm, und als er ihr nachging, sah er den Greis auf dem Lager liegen, in Felle gehüllt, in unruhigem Schlafe. Er träumte schwer, einzelne Worte kamen vernehmbar über seine Lippen, es waren Seufzer eines kummervollen Gemüthes. Endlich schlug er die Augen auf und als er Sintram an seinem Lager stehen sah, richtete er erstaunt sich auf, faltete die Hände und betete. Dann reichte er die kalte feuchte Hand Sintram und sagte: „Euch, Graf, sandte mir Gott, ein Engel seid ihr mir erschienen, nun gehe ich ruhig und gerne zu meinen Vätern. Schwer suchte Gott mich heim, von meinen Töchtern ist dies die einzig mir übrig gebliebene, sechs raffte ein böses Fieber hin, die letzte tragen die übrig gebliebenen Knechte heute zu Grabe in geweihte

Erde, jenſeit der Aare, wo ein Kirchlein ſteht. Was aus dieſem Kinde werden ſollte, machte mir bange, ängſtigte mich wachend und ſchlafend. Da führt euch Gott her. Euch, dem Lehnsherrn, übergebe ich ſie, ſorgt für ſie, wie es dem Ritter ziemt und wie ihr es vor Gott verantworten könnt. Euch will ich das Geheimniß meiner Herkunft mittheilen, doch ſchwört mir erſt, es nie laut werden zu laſſen, es mit euch zu begraben. Wißt, ich bin der verlorne Dagobert, Sigberts Sohn, der von dem treuloſen Hausmeier Grimoald entführt und verſteckt wurde. In Schottlands wilden Bergen erwuchs ich, entfloh dort, ſuchte in Schwaben Verwandte meiner Mutter auf. Ich fand die Hülfe nicht, welche ich gehofft, ſie trauten mir nicht, wollten meinetwegen ſich nicht in Gefahren ſtürzen, ja ein alter Diener meiner Mutter warnte mich vor verwandtſchaftlichem Verrath. Ich entfloh mit ihm. Er führte mich weit ins Gebirge, wo eine nahe Verwandtin meiner Mutter lebte, welche bei ihrem Tode gegenwärtig geweſen war, ihren Segen und ihre Schätze, ſo viel ſie verheimlichen konnte, für mich empfangen hatte, wenn ich je zum Vorſchein kommen ſollte. Sie ward meine Mutter, ſie wußte, daß ich der rechte Dagobert war, doch rieth ſie mir, meine Rechte nicht geltend zu machen, denn alle würden gegen mich ſein, weil jeder das Zerriſſene als freie Beute in Anſpruch nehme, und jeden, welcher Anſprüche darauf mache, als einen Beeinträchtiger ſeiner Rechte anſehe; ich würde gemordet ſein oder in ein Kloſter geſteckt, ehe ich daran dächte. Ich glaubte ihr und that nach ihrem Rathe, obgleich ich anfänglich es für heilige Pflicht gehalten, den Thron meiner Väter zu fordern, trotz jeglicher Gefahr; aber was ſie rieth, das ſtimmte zu meinen Neigungen. Ich war in der Einſamkeit erzogen worden, war fremd in den Ränken der Welt, verſtund das Regieren nicht, weder im Krieg noch im Frieden, ich fühlte mich glücklich, einer Pflicht entbunden zu ſein, fand ein treues Weib, aber lange die gewünſchte Ruhe nicht. Mir ward nach-

geſtellt in aller Stille; ich flüchtete mich von Ort zu Ort, bis ich endlich dieſe Stelle fand und verborgen blieb und im Frieden, viele, viele Jahre; die Welt vergaß mich und ich die Welt. Im Frieden ſchied mein Weib aus der Welt, ſo gut ſollte es mir nicht werden, die Angſt der Welt ſollte ich noch fühlen, die Angſt, was aus meinem Kinde, das von der verheerenden Krankheit verſchont, einzig mir blieb, werden ſolle, alleine in der Welt. Es jammerte nicht, meine Adelgunde hat ein ſtarkes Herz, aber was es iſt, allein zu ſein in der Welt, das hat ſie noch nicht erfahren." „O Vater, ſprach die Jungfrau, die blaß und ſchön, der königlichen Lilie des Feldes gleich, neben dem Lager ſtand, du wirſt nicht ſterben, o Vater, dein Tod wäre mein Tod." „Rede nicht ſo, Kind, ſprach der Vater, einmal zu ſterben iſt dem Menſchen geſetzt, und was Gott thut, das iſt wohlgethan, zu ſich rufen wird er mich, hat er doch den Beſchützer hergeführt, um den ich gebeten, daß er ihn vor meinem Tode ſenden wolle. Folge dem Grafen, wenn ich geſtorben bin, eine ſichere Stätte wird er dir gewähren." „Vater, ſprach Adelgunde, laß mich bleiben wo ich bin, von hier weg mag ich nicht, dem Grafen nicht folgen", ſo ſprach ſie haſtig, mit glühendem Roth überflogen. Trüb ſah der Greis ſie an, man ſah, er ſammelte ſeine erſchöpften Kräfte zu ernſterer Einrede.

Da trat Sintram näher zum Bette und ſprach: „Vater, gieb mir deine Tochter zum Weibe, wenn mein Stamm dir nicht zu niedrig ſteht. Als eine Königstochter will ich ſie ehren, ein treu Gemahl ihr ſein, ſo wahr ich Graf von Rore bin und hoffe auf ein ſelig Ende. Wie ihr mich aufgenommen als von Gott geſandt, ſo danke ich Gott, daß er meine Schritte hieher gelenkt, denn ausgezogen bin ich, um ein Weib zu ſuchen." So ſprechend, bot er dem königlichen Greiſe die Hand, und haſtig, wie einer, der keine Zeit zu verſäumen hat, ergriff ſie derſelbe, winkte der Tochter. Dieſe war wieder blaß geworden, nahte ſich leiſe, hob langſam und zögernd

die Hand dem Vater entgegen. Dieſer legte beide Hände zuſammen und ſprach: „Bleibt treu und ohne Falſch, und wie euch der Tod verbunden, ſo ſcheide euch nur der Tod, und ſchnell wie euer Bund ſei er auch feſt und werde wohl bewahret.“ Friede und Freude leuchtete auf ſeinem Geſichte und glücklich wie nach vollbrachter großer That, aber erſchöpft, lehnte er ſich zurück, faltete die Hände über der Bruſt zuſammen, ſchlief ein, und daß freundliche Träume ſeinen Schlaf bewohneten, ſah man am freundlichen Lächeln, das über ſeinen Zügen ſchwebte.

Da wandte ſich Sintram zu ſeiner ſtummen Braut, zu welcher er ſo raſch gekommen war, erzählte ihr offen und treu, was ſie erlebt, ſeit ſie hier durchgezogen, verhehlte ihr die Geſchichte von der wunderbaren Maid nicht, welche ſie beide geliebt, welche Liebe ſich faſt wie der Drache ſelbſt zwiſchen ihre Herzen gelegt, wie aber alles ein Ende genommen, Bertram ein Mönch werden wolle, er ausgezogen ſei, ein Weib zu ſuchen, und ſo glücklich und ſo nahe eins gefunden, das gewöhnt ſei an das Land, und gewohnt habe in der Einſamkeit und eine Hausfrau geweſen ſei bei ledigem Leibe, wie ein helvetiſcher Graf ſie bedürfe.

Während Sintram ſprach, wuchs Liebe und Vertrauen auch in der Jungfrau Bruſt, ſie ſchlug die Augen auf, nicht mehr kalt und leblos lag ihre Hand in Sintrams Hand, ſie faßte dieſelbe wie er ihre gefaßt, und als er geendet, da hatte ihr Auge ſeine Feſtigkeit wieder und mit der ihr eigenen ruhigen Entſchloſſenheit begegnete ſie ſeinem Auge, und mit leiſer aber ſicherer Stimme gelobte ſie ihm, ſein treu Weib zu ſein und eine würdige Gräfin von Rore. Eine unbeſchreibliche Freudigkeit durchſtrömte beide, und je raſcher die Liebe entbrannt war, deſto höher und gewaltiger loderte ſie auf. Schön wie die wilde Maid war Adelgunde, doch anders. Ihr Geſicht war nicht eine lodernde Fackel, ſondern ein klar ruhig Geſtirn, ihr Haar war nicht wild geleckt, es floß ſittig

und ſeiden über ihre Schultern, ihre Geſtalt war hoch und feſt, ſie glich der Gemſe nicht, die wild von Felsblock zu Felsblock ſetzt, ſittig ſaß ſie neben Sintram, ihre Hand lag in der ſeinen, war's nicht Speere ihm gegen das Geſicht oder zornige Reden, ſondern wechſelte freundliche, liebende Worte aus. Da war kein zornig Weh, das im Zerſtören ſeine Rettung ſucht, da war ein traulich Nähern, das im Anſchmiegen und Zuſammenhalten das Heil gefunden.

Schön war Sintram, wie Adelgunde die ritterlichen Heiligen ſich dachte, oder die frommen Helden, von denen Dagobert ſeinen Kindern ſo oft erzählt hatte am warmen Heerde, wenn es draußen ſtürmte oder die ſchwarze Nacht über die Erde ſich gelagert hatte. Er war eine Eiche, an die nicht bloß eine ſchwache Jungfrau ſich lehnen konnte, ſondern ein ganzes Geſchlecht, und ſo freundlich doch leuchteten ſeine Augen ihr entgegen, wie die Sonne leuchtet, wenn ſie den jungen Tag wecket über der ſchlafenden Erde. — Vor einer Stunde noch war auch ſie eine einſam verlaſſene Maid, die letzte Blume auf einem verwelkenden Stamme, und war der Stamm erſtorben, was wartete der Blume? Blumen mögen zeugen von untergegangenen Geſchlechtern, aber wie bald kömmt der Wind, der ſie verweht. Stämme ſind es, welche die Geſchlechter erhalten und auf denen Blumen ſicher blühen. Und jetzt ſaß ſie neben einem hohen Helden aus edelm Stamme, der ſie zu ſeinem Weibe erkor, wo ſie als edle Gräfin walten konnte in weitem Beſitzthum, feſt und hoch im Leben, nicht ein Rohr im Winde, nicht ein Blatt im tanzenden Bächlein, eine Stammmutter auf hoher Burg, ein ehlich Gemahl eines edlen Grafen, eine liebe Frau eines treuen Mannes. Daß da lieb und freundlich die Augen leuchteten, Wonne die Herzen ſchwellte, die Zeit ungemeſſen verrann, begreift, wer einmal ein verlaſſen Fräulein geweſen, ein ſuchender Ritter.

Da zuckte Adelgunde plötzlich auf und eilte zur Thüre.

Sie hatte auf den Vater ihre Augen geworfen und gesehen, wie er die Augen offen hatte und freundlichen Angesichts ihnen zusah, und nie ein Mensch hatte sie bei einem Manne holdselig sitzen sehen, geschweige der Vater. Als es zum ersten Male geschah, erschrak sie billig. Die Freude schien den Vater zu stärken. Am folgenden Tage wärmte er sich an der Sonne, sie hofften Genesung. Es ward verabredet, daß Sintram seinen Zug vollenden, nach Rore und Lenzburg, dann aber rasch zurückkehren solle. Darauf wollten Vater und Tochter mit ihm nach Burgdorf ziehen, wo der Mönch die Ehe trauen, Dagobert aber seinen Tod erwarten wolle.

Hart hielt Adelgunde das Scheiden und schwer ward es ihr, an Sintrams Wiederkehr zu glauben. Seine Erscheinung war ihr wie ein Traum, und wenn am Morgen die Sonne kömmt, der Mensch erwacht, so schwinden die Träume, und des Traumes Gebilde kehren nicht wieder, und je mehr Sintram eilte, um schneller wiederzukehren, desto schmerzlicher ward ihr dieses Eilen, setzte sich wie ein Wurm in ihre junge Liebe. Adelgunde wußte nicht, wie tief die Liebe in Sintrams Herz sich gegraben und wie Ernst es ihm mit der Ehe war, bei der wahren Demuth wohnt gar oft der Unglaube, doch nicht der Unglaube an Gott, sondern der Unglaube an die Kraft der eigenen Liebenswürdigkeit.

Sintram fand den alten Hug noch rüstig und erfreute denselben hoch mit seinem Erscheinen und seiner Botschaft. Es wunderte Sintram, wie wacker geschafft worden in ihrer Abwesenheit und wie viele im Schatten der mächtigen Burg sich angesiedelt und fröhlich da lebten im lieblichen Lande und unter den milden Herren. Tüchtige Anläufe hatten sie zu bestehen gehabt, aber mit dem Muthe sie abgewehrt, der den Bär durchströmt, welcher kämpft vor der Höhle, darin seine Jungen sind.

Nicht mancher Tag war vergangen, als Sintram sich schon wieder drängte durch Sumpf und Gehege. Diesmal

geleitete ihn der alte Hug, der ſeine neue Gräfin ſehen wollte. Auch diesmal war es ſtille auf dem umzäuneten Hügel, und wenn ſchon Hunde ſich hören ließen, ſo ſah man doch keine Menſchen. Dieſe fand man erſt im weiten Raume des Gehöftes. Dort ſtund die Dienerſchaft, dort kniete Adelgunde am Lager, auf welchem Dagobert aufgerichtet ſaß und mit ſchwacher aber klarer Stimme ſeinen Segen gab den Seinen. „Lebt wohl, ſprach er, und Gott ſegne euere Treue, was ihr mir waret, ſeid meiner Tochter und ihrem Manne, und was ich euch war, werden ſie euch ſein. Dienet treu eurem Gott und euch wird es wohl ergehen unter jeglichem Herrn.“ Unterdeſſen war Sintram durch den Kreis gegangen und war niedergekniet neben ſeine Braut. Freudig hatte des Greiſes Auge aufgeleuchtet, auf beide legte er ſeine Hände und ſprach: „Geſegnet mit doppeltem Segen ſeid mir, meine einzigen Kinder. Liebet euch, ſeid offen, ohne Falſch, haſſet die Lüſte der Welt, ſorgt für die Euern, wie ihr wünſcht, daß Gott für euch ſorge. Bannt die Selbſtſucht und den Neid, flieht Treuloſigkeit und Hinterliſt, flieht, als des Teufels Brut, wer zum Böſen euch reizt, ſei's Fürſt oder Diener, Weib oder Pfaff. An üppiger Luſt und Hinterliſt, an Weibertücke und Pfaffenränken, fürſtlicher Gottvergeſſenheit und ſklaviſcher Niederträchtigkeit verblutete mein Stamm, modert einem ſchmählichen Ende zu. Gott ſegne euch, erhalte euch — treu.“ Das letzte Wort ſprach er langſam, mit dem letzten Laute entwich der Geiſt und zuſammen ſank der Leib.

Hug hatte ans Fußende des Lagers ſich geſtellt, mit erſtauntem Blick den Greis betrachtet. Als die Knechte weinend das Gemach verlaſſen, trat er zu ſeinem Herrn und ſagte: „Hier iſt ein Merowinger geſtorben, ich kenne die königlichen Züge. Wer er war, weiß ich nicht, aber ein ſelig Ende wird ihm Gott gegönnt haben, darum hielt er ihn ferne vom fluchbedeckten Throne und blutbedeckten Stamme.“

Sintram antwortete nicht und der alte Hug war an

Herrendienſt zu gut gewohnt, als daß er Antwort verlangt hätte. Dagobert ſollte nicht hier begraben werden, ſondern der erſte ſein in der Gruft, welche unter der Kapelle in der Burg durch den Mönch eingerichtet worden war. Damals ſorgte man bei ſolchem Bau, daß auch Platz für die Todten ſei, damals hatte man auf Erden noch Platz für die Lebendigen und die Todten, damals ehrte man die Todten gleich im Tode, denn jeder dachte daran, daß es auch ihm geſetzt ſei, einmal zu ſterben. Es war freilich ſchwer, mit der Leiche durchs wilde Land zu kommen, indeſſen war das Geſelge diesmal zahlreich, und die Meiſten ſolcher Müden gewohnt und gewandt ſie zu überwinden.

Eine alte große Truhe mußte geöffnet werden, da ſie auf dieſe Weiſe nicht mitgenommen werden konnte. Sie war ſchwer, aber was darin ſei, wußte Adelgunde nicht. Dagobert hatte ſie nie geöffnet vor ſeinen Kindern, doch der Schlüſſel fand ſich in ſeinen Gewändern. Als der Deckel aufgehoben ward, ſahen ſie königliche Gewänder liegen und königliche Schätze, und ein Brautſchatz trat an den Tag, wie ſelten eine Fürſtentochter ihrem Manne zugebracht. Als Adelgunde auf Sintrams Bitten und Befehl ſich geſchmückt hatte mit einem der Gewänder, mit Ketten und Spangen, war ſie kaum einer Sterblichen ähnlich, ſchien geſtiegen zu ſein vom Throne des Himmels, die Sterblichen zu blenden mit Glanz und Pracht. Da ward Sintram demüthig und bot Adelgunde an, ſie zu führen in die Welt, für ſie in Anſpruch zu nehmen ihre Rechte, ſie ſuchen zu laſſen einen ebenbürtigen Gemahl. Doch Adelgunde hielt ihre Liebe höher als einen Thron und zog mit Sintram das Land hinauf.

Als ſie hinaufkamen an die Höhen, gegenüber der Burg, war wie das erſte Mal die Sonne am Scheiden, ihre Strahlen verklärten Berg und See, das ganze Gelände; doch vieles war anders geworden, als Sintram das erſte Mal es geſehen. Kleiner war der See, breiter der Strom, freundlicher das

Land und auf breitem Scheitel der jenſeitigen Felſen erhob ſich eine ſtattliche Burg, die drohend und warnend ihre Thürme ſtreckte übers Land. Bewundernd ſah Adelgunde die Burg, daß es noch gewaltigere gebe, wußte ſie nicht, ſie hatte keine geſehen, ſie freute ſich laut und freudig blies Sintram ſein drüben wohl bekanntes Horn. Alsbald ward es drüben vernommen, man ſah es lebendig werden auf den Mauern. Verwundert wollte jeder der erſte ſein, keiner konnte ſich denken, was Sintrams ſchnelle Rückkehr zu bedeuten hatte.

Sogleich erkannten ſie den Ritter mit dem blauen Buſch auf blankem Schimmel. Aber was iſt das für ein Götterbild an ſeiner Seite, in goldener Pracht ſtrahlend in der ſcheidenden Sonne Liebesblicken? — Brachte Sintram eine Göttin oder hatte er die Huld einer Fee gewonnen? die Wahrheit errieth keiner. Aber große Freude war in der Burg, eine hohe Zeit, nicht bloß eine Hochzeit. Doch das Geheimniß von Adelgundes Abkunft bewahrte Sintram wohl und Hug ſchwatzte ſeine Vermuthungen nicht aus. Er hatte viel zu thun mit Schauen und Rathen, und obgleich es ihm drunten im Lande viel beſſer gefiel als hier oben, ſo war er doch mit ſeinen jungen Grafen wohl zufrieden, lobte die Auswahl der Stelle, den Bau und deſſen ſchnelles Fördern, und konnte nicht ſatt werden, nach dem Kampfe mit dem Drachen zu fragen, ſich ihn immer wieder erzählen zu laſſen, bald von Sintram, bald von Bertram. Doch ſobald die Hochzeit vorüber war, ſehnte er ſich nach ſeiner alten Heimath, er fühlte, ſein Leib wolle bald zur Ruhe ſich legen. Einen heitern Abſchied nahm er von den Grafen, er freute ſich des neuen Glanzes des alten Stammes und daß er wieder feſte Wurzeln gefaßt im eigenen Lande, er hatte erlebt, nach was er ſich geſehnt, jetzt ſchied er gerne.

Auch Bertram wollte jetzt ſcheiden; was er in der Welt noch übernommen hatte, war abgethan, und was er beſchloſſen hatte, war er gewohnt alſobald zu vollbringen, gefaßte

Entſchlüſſe waren Feuer, die ihm auf der Seele brannten. Vergebens bat Sintram noch zu weilen, vergebens bat die ſchöne Frau, vergebens wollte Sintram ihn bewegen, mit dem Mönch ins Land oberhalb dem See zu ziehen, dort die Hirten zu gewinnen, dem alten Irrglauben vollends abzuwenden und ſie an ihr Haus zu feſſeln. Bertram ſehnte ſich nach Ruhe, nach Zeit zu ſtillem Sinnen, zu leben dem, was in ihm war, den Gefühlen, die in ſeinem Herzen ſich regten, den Gedanken, die ſeiner Seele entſtiegen. Es iſt auch eine Welt, dieſe innere Welt, und wer treu ihr dienet, fromm ihrer wartet, der lebt nicht müßig, der ſchafft an einem ſchönen Tagewerk, und wenn es auch nur Gott ſehen ſollte, was er ſieht, kömmt ja einſt auch an die Sonne, Gott ſtellt es ſelbſt an dieſelbe, das Häßliche nicht allein und Finſtere, das Schöne auch und Göttliche. Nach Solothurn wollte er gehen, dort die Weihen nehmen, dort den Dienſt Gottes lernen und alles thun in Gottes Namen, nichts in dem eigenen mehr. Die Männer hatten ſein Herz gewonnen, ihnen ebenbürtig zu werden an hohem Gottesſinn, wollte er verſuchen, auch hatte er das Land lieb gewonnen, und was er niemand ſagte, ſich ſelbſten damals kaum, weit von der Stätte, wo die Maid verſchwunden, wo ſie vielleicht weilte, vielleicht wieder kam, wäre er nicht gerne gezogen.

Da ſein Wille unabänderlich war, ſollte er dort einziehen, wie es einem edlen, hochgebornen Grafen ziemte, ſo wollte es Sintram. Ein ſtattlich Geleite rüſtete er, einen guten Theil ſeiner gewonnenen Schätze legte er als Morgengabe ins Stift zurecht, und am frühen Morgen, den Bertram zum Abſchied beſtimmt hatte, wartete ſein ein reiſiger Zug, wie ſie keinen noch unter eigenem Panner ins Feld geführt. Als Bertram nun hinaustrat, die Hörner bliesen, die Hunde heulten, die Pferde wieherten und den Boden ſchlugen, daß die Steine ſchwirrten, hoch auf ſein Hengſt ſich ihm entgegenbäumte, da ward es Bertram doch ſchwer, ſchwerer als er ge-

dacht. Die Kampfesluſt, der Schlachtendurſt, die wilde Freudigkeit, welche aus der Seele des Mannes ſprudelt, wenn Hörner blaſen, Hengſte wiehern, Hunde heulen, quollen unwiderſtehlich auf, füllten ſeine Bruſt, ſie drohte zu zerſpringen, es zuckte ihm die Hand zum Schwerdte, zum freudigen Halloh ſetzte die Stimme an, und im Hintergrunde der Seele tauchte eine Geſtalt auf, und die rief ihm zu: Thor, der du biſt, willſt nach dem Kloſter reiten! Raſch, wie du biſt, wirf von dir die Thorheit, reite zur luſtigen Jagd, jage nach einem ſchönen Weibe!

Bertram griff an die Bruſt, hielt mit ſtarker Hand ſie zuſammen, trat hinter dem Zuge weg an die Mauer, wo er das Land überſah, wo er den Felſen ſah, auf dem der Drache todt gelegen, von dem herab die Maid in den Strom geglitten. Dort ſtund er lange, dann kam er langſam, aber heiter wieder, beſtieg ruhig und langſam ſein wildes Roß, das zu wildem Sprunge anſetzend, ungern ſich zügeln ließ zu gemeſſenem Gange und doch es mußte, von Bertrams ſtarker Hand gezwungen.

Der Mönch hatte Bertrams Kampf wohl geſehen, vielleicht eben weil er ihn einmal ſelbſt durchgekämpft. Forſchend ſah er Bertram ins Auge, als derſelbe zurückkehrte, eine heitere Freude ſtieg in ihm auf, als er ſah, wie es friedlich und gefaßt leuchtete, der Brand aus demſelben verſchwunden war. Schweigend ließ er den Zug von der Burg wegreiten, dann begann er mit den Brüdern, wie es das Reiten erlaubte, ernſte heitere Reden über des Landes Bedeutung, über die Stellung der Edeln und der Geiſtlichkeit, und wie ſtark es werden würde, wenn beide wie Zwillingsbrüder Hand in Hand gehen, ſtärken und reuten würden Land und Seelen, beide den gleichen Zweck im Auge, beide das Eigene verſenkend in das Streben zur Ehre Gottes und der Menſchen Wohl, das von Gott geſchenkte Leben zu gebrauchen.

Mit großer Freude wurde Bertram im Kloſter empfan-

gen, aber nicht bloß der Schätze wegen, welche Sintram mitbrachte, sondern des Mannes wegen, der in Bertram war. Damals wußte man in den Klöstern eben die Kraft im Manne zu würdigen und jeder hochbegabte Mann war hoch willkommen, und keiner sah mit scheelem Auge ein neu Licht aufgehen, aus Furcht, es könnte das eigene verdunkelt werden ob dem neuen, ein neuer Mann in die eigene Bahn treten, mit Kummer, er könnte einen Titel vorabkriegen, eine Würde, keiner hielt sich für etwas und keiner suchte die eigene Ehre, jeder war sich bewußt, ein sündiger Mensch zu sein, der der Erlösung bedürfe, ein armer Knecht, der das verliehene Pfund anzuwenden habe zu Gottes Ehre und in Gottes Namen, und damals war's, als auf dieser Bahn so Göttliches geschah und so groß die Männer wurden, eben weil sie alles thaten für den großen Gott. Ach Gott, wo die sündigen Menschen für ihre Persönchen und um ihre Kleinigkeiten sich mühen, da ist der Schacherhandel der Juden, da gebt's um lauter Kleinigkeiten und kleine Personen, um kleine Interessen, und für diese Kleinigkeiten markket man, setzt an, macht einen Lärm als ob es ums Himmelreich ginge, und will die Schacherjuden bekehren und schachert selbst mit Einsetzung von Leib und Seele, von Heil und Seligkeit, um ein klein Stück Geld oder ein klein Stück von einem kleinen Titelchen. Ach Gott, und dabei redet man nichts als vom Reiche Gottes und lebt und stirbt für Kleinigkeiten! Damals waren die Klöster groß und das christliche Element der Sauerteig in ihnen.

Dieses Weben eines großen Geistes fühlte auch Bertram im Kloster. Als Sintram Abschied nahm von ihm, das reisige Gefolge im Hofe hielt, sein Hengst nach ihm wiehernd den Kopf wandte, die Hunde heulten, die Sonnenstrahlen so lustig in den blanken Rüstungen sich spiegelten; stand Bertram, der ritterliche Graf, in härenem Gewande da, barfuß und barhaupt, fühlte keinen Schmerz der Welt, sah gelassen ins Getümmel, und Sintram beugte sich vor ihm, und hatte

nie gefühlt bis in dieſer Stunde, und zwar jetzt in wahrer Demuth und ohne Zorn, daß Bertram über ihm ſtehe, deſſen Kraft größer ſei als ſeine Kraft.

Nun ward Bertram ein Schüler und ſetzte ſich zum Lernen. Je wilder er aufgewachſen war, deſto fleißiger ward er jetzt, und wenn er in weltlichen Dingen ein Meiſter war, um ſo eifriger wandte er ſich dem zu, worin er unkundig war, fremd ihm alles, und die gleiche Kraft, welche in der Welt er bewährt, welche ſo manchen Sieg errungen hatte, kämpfte auch hier ritterlich, brach ſich Bahn und machte ſich zu eigen Gebiete, deren Daſein er früher nicht gekannt. Ein Eroberer war er geworden, was er erobert hatte, blieb ſein; niemand machte es ihm ſtreitig, niemand entriß es ihm wieder. Doch, das war das gleiche wie in der Welt, daß, je mehr er eroberte, ſein er nannte, deſto höher er geachtet ward, deſto eifriger geſucht und benutzt. Nicht lange ging es, ſo ward der Schüler zum Lehrer, der Lehrer ein Leiter. Das Schwerſte hatte er vollbracht, dem Seltenſten ſich unterzogen, hatte nicht die Hut der Schafe gewählt, nicht den Bau der Aecker, nicht den Kampf für des Kloſters Eigenthum, ſondern was am fernſten ihm lag, unerreichbar ſchien, dem Erforſchen geiſtiger Wahrheit hatte er ſich zugewandt, hatte erſt in Schweiß und Angſt den Schlüſſel dazu geſucht, hatte leſen gelernt im beginnenden Mannesalter. Weil ſeine Kraft an ſo Schwerem ſich erprobt und die Probe beſtanden, ſo ward ihm auch Schweres anvertraut, ſein Rath geſucht, und je mehr und mehr des Stiftes ſchwerſte Angelegenheiten auf ſeine Schultern abgeſtellt.

So verrannen Jahre, Bertram ward ein hochwürdiger Kirchenfürſt, und Sintram ſtarb, erſchlagen in einer Sarazenenſchlacht, in welche er gezogen war Karl dem Hammer zu Hülfe. Seine Wittwe Adelgunde regierte mit weiſem Geiſte und ſtarker Hand ihre weite Grafſchaft, ihre zahlreiche Familie, und bedurfte ſie Hülfe, ſo ſtand Bertram ihr zur Seite. So

gründete sich fest ihr Haus und es begann das Land zu blühen, und die beiden von den Brüdern gebauten Burgen erhoben sich zu den ersten des Landes, während der arme Thurm von Rore vergessen ward, Moos wuchs über Thurm und Name von Rore, während der alte Name in den neuen Burgen unter neuem Namen blühte und stark blieb, so lange Friede zwischen den Gliedern war und der Bruder den Bruder liebte, kein giftiger Wurm zwischen ihre Herzen sich schlich.

Auch Adelgunde segnete das Zeitliche, wackere Söhne wohnten in ihren Schlössern, tapfere Enkel schlugen die Schlachten der Pipine, jagten die Eber in den gelichteten Wäldern, bauten neue Burgen, und frisch blühten an neuen Stellen die Zweige des alten aber lebenskräftigen Stammes.

Bertram überlebte sie lange und lebenskräftig wie sein Stamm. Doch hatte er großem Wirken entsagt, weilte in Solothurn und leitete das Stift als Abt. Wie zu hohen Bergen die Menschen wallen, mühsam ihre Gipfel suchen, um von ihnen herab die Welt zu überschauen, einen Gesichtskreis zu gewinnen, zu dem sie im Thale nie kommen konnten, so wallfahrten die Menschen auch zu großen Männern, die wie Berge die Thäler, ihr Geschlecht überragen. Wie manchmal Nebel auf den Bergen ist, so ist zuweilen auch Nebel um die Menschen, und nichts wird Einem als das Bewußtsein, bei ihnen gewesen zu sein und dessen sich rühmen zu können. Aber wie es auf den Bergen oft herrlich ist, der Eindruck ein lebenslänglicher, unvergeßlicher, so geschieht es auch bei Männern, die wie Berge über die Thäler, ragen über das Menschengeschlecht. So war Bertram nicht einsam, wenn er auch im Kloster blieb. Von weit und nah war das Kloster besucht, und Bertram war's, den man suchte, dessen Klostername aber Modestus war. Und Bertram war nie wie ein Berg im Nebel, und nie ging einer von ihm, der den Trost vergaß, der ins Herz ihm geträufelt wurde, oder den Rath, den

er erhielt, oder das Licht über Irdiſches und Ewiges, das aus jedem ſeiner Worte ſtrahlte, dem ſeine Worte nicht wurden faſt Sternen gleich, die in gleichem Lichte funkeln für und für.

Seltſam war's, jemehr der Schnee des Alters ſein Haupt bedeckte, deſto lebendiger, grüner und friſcher ward im ſeinem Herzen die Jugend, gleich einem Zaubergarten tauchte ſie auf in all ihrer Schöne, und die verſchwundene Maid war des Gartens Göttin, und wenn auch viele, viele Jahre verfloſſen waren, ſeit ſie entſchwunden, ſie glänzte in ſeiner Seele in immer hellerer Jugendpracht.

Der Herbſt nahte dem Winter ſich, roth glühte das Laub der Buche, lieblich ſchien die Sonne und klar wie eine fromme Seele war der Himmel. Das ſind die Tage, welche die Alten locken hinaus in den warmen Sonnenſchein, ſie wiſſen, es naht der kürzeſte Tag, aber ob ſie den nächſten Frühling erleben und deſſen warmen Sonnenſchein, wiſſen ſie nicht. Drückte die Sonne oft heiß auf ihr Haupt, preßte ſauern Schweiß ihnen aus, es iſt ihnen die Sonne doch lieb geworden und ſüß ſchmeckt dem träger gewordenen Blute die herbſtliche Sonne, und ſo lange ſie ſcheinet, freut man ſich ihrer ſo gerne.

An einem ſolchen Tage war's, daß Bertram die Erinnerungen der Jugend lebendiger als nie vor den Augen ſchwammen und er auch des Waldbruders gedachte, welcher aus dem Walde ſie geleitet, Solothurn ihnen gezeigt hatte. Er hatte nichts von ihm gehört und niemand wußte ihm Beſcheid zu geben über ihn. Die Sonne ſchien ſo warm, ſo erquicklich duftete die Luft, unwillkürlich zog es Bertram hinaus, hinüber über den Strom, dem wilden Walde zu, wo ſie den Bruder getroffen hatten. Gehorſam, doch kopfſchüttelnd, folgte ein jüngerer Bruder dem greiſen Abte, der rüſtig und gewandt Bahn ſich brach durch den Wald. Sie gingen lange und ehrerbietig frug der Bruder, ob nicht wohl möglich, daß im

großen Walde man die Stelle nicht wiederfinde, ob's wohl nicht beſſer wäre, umzukehren, während die Sonne ſcheine in den dunkeln Wald hinein? Der Abt aber ſchritt weiter und nicht irren Schrittes, bald hiehin, bald dorthin, ſondern in beſtimmter feſter Richtung, als einer der das Ziel im Auge hat.

Endlich war es wirklich, als ob es lichter werde im Walde. Sonnenlicht ſah man an einzelnen grauen Stämmen, während anderwärts nur den Wipfeln die Sonnenfreude beſcheeret war. Ein heiterer Platz ward ſichtbar, lebendig war es auf demſelben, es waren Schafe, die weideten, junge Lämmlein, die luſtig ſprangen; erſchüttert ſtand Bertram ſtill, ſo war's vor vielen, vielen Jahren geweſen, an die gleichen Bäume hatte die gleiche Sonne geſchienen, auf dem gleichen Platze weideten wie ehedem die Schafe, ſpurlos ſchien die Zeit vorübergegangen hier über dieſer Oede, und wie gewaltig hatte es draußen in der Welt getost und gedonnert, Throne hatte Gottes Hand geſtürzt, Völker hatten Gottes Wetter durcheinander gerüttelt. Es war Bertram, als ſollte der Harniſch um ſeine Glieder klirren, das Schwerdt raſſeln in der Scheide, als müſſe der Waldbruder vor der Hütte ſitzen, mit wallendem Barte und rieſigem Weſen.

Und raſch trat er aus dem Gebüſche und vor der Hütte ſaß wie damals eine Geſtalt, aber der Waldbruder war es nicht, kein Bart kräuſelte ſich im Schooſe, kleiner war die Geſtalt und ſchmächtiger, und als ſie bei den nahenden Schritten auffuhr und nach dem Speere griff, der zur Seite lehnte, ſah Bertram, daß es ein Weib war, ein alt, alt Weib, doch von ungebeugter Geſtalt und hellleuchtendem Auge, und Bertram ſchien's, als ſei das Weib ihm wohlbekannt, als ſollte er es grüßen mit dem Namen der Liebe, und wieder wußte er nicht warum, konnte keines Namens ſich entſinnen, den er ihm hätte geben können. Das Weib ſtand vor ihm, faſt wie vom Blitze getroffen, erſtarrt mitten in der Bewegung, dann

kam wieder Leben ins Auge, die Hand bot es und ſprach: „Sei mir willkommen, Bertram!“

Als ob flüſſiges Feuer durch ſeine welken Adern rinne, war es Bertram, als die welke Hand er faßte. Er fühlte, er wußte, es war die Hand, nach der er ſo oft gehaſcht und umſonſt, die gleiche Hand, welche ihm jetzt geboten ward, und die er mit ſeiner hundertjährigen Hand umſchloß. „Biſt du es, die da oben, wo der Drache erſchlagen liegt, mir das Leben gerettet, die ich längſt todt glaubte, vom Fluſſe verſchlungen, die ich nie vergeſſen konnte, und die lebendiger als nie in den letzten Tagen in meinem Geiſte lebte?“ „Die bin ich, Bertram, ſprach das Weib, die bin ich und habe an dich gedacht, gedacht, ob du es wohl ſein werdeſt, der mich ſenke ins dunkle Gehäuſe, damit ich nicht eine Beute der Thiere werde. Suchen wollte ich dich nicht, aber eine Stimme, der ich nicht glauben wollte, ſagte mir, du würdeſt kommen. Darum ſei willkommen mir, jetzt weiß ich, daß meine Stunde nahe iſt, auf die ich ſo harre, wie harret auf den Tod, wer alles überlebt hat, was lieb ihm iſt, und todt iſt längſtens alles, was theuer mir war bis —“ und aufs neue bot ſie Bertram ihre Hand. Und heiß ward es in des alten Abtes Augen, und alle ſeine ſo oft bewährte Kraft bedurfte es, um die Würde zu bewahren, welche dem Greis und dem Abte ziemte, und welche er ſo lange mit Ehren getragen hatte. Wer ſiebenzig Jahre treu geliebt und nach dem hundertſten Altersjahre zum erſten Male der Geliebten Hand in der ſeinen hält und das Bekenntniß ihrer Liebe vernimmt, der mag das ermeſſen, wie gewaltig in ſüßer Wonne das weiche Herz Bertrams anſchwoll. Doch er faßte ſich und auf der Bank vor der Hütte ruhend, ließ er die Wellen ſeiner Bewegung ſich ebnen.

Als die Pflicht der Gaſtfreundſchaft geübt, ſetzte ſie ſich zu ihm und ſprach: „Als ein ſeltſam Weſen muß ich dir erſcheinen, und ich bin es auch. Höre, was ich dir ſagen kann,

und was ich nicht ſage, das frage nicht. Ich bin ein Prieſterkind, heiße Emma, und Treue hatte mein Stamm den alten Göttern gelobt, und ob dieſer Treue wurden meine Eltern erſchlagen. Darob wurde ich von Kind an wild und kühn und gelobte Trotz zu bieten der ganzen Welt und allen Mächten. Ich hielt den Schwur in aller Keckheit eines unbeſiegten Kindes, aber es beſiegte mich die Natur. Die Feinde der Götter vermochte ich nicht zu tödten, als ſie gegeben waren in meine Hand, ich mußte retten, wo ich verderben ſollte, da war meine Kraft zerbrochen, ich mußte fliehen, wollte fliehen aus der Welt, mußte ſtranden an den Geſtaden des Lebens. Der Waldbruder, der vor mir hier lebte, fand mich und nahm mich hieher. Es war ein armer Mann, war gränzenlos betrogen worden von ſeinen Nächſten und hatte gränzenlos ſich gerächt, nun fand ſeine Seele nicht Ruhe, und von Zeit zu Zeit wachte ſchrecklich erſt die zornige Rache, dann das tiefſte Weh in ſeiner Seele auf. Ich pflegte ihn wie eine treue Tochter, und er ſchonte mein wie er ſeine Schafe ſchonte, während er Bäume zerhieb und Felsſtücke durcheinander warf. Wenn es ſeiner Seele ſo recht angſt ward, dann lief er hinaus, wo man über den Fluß Solothurn ſieht, es war ihm, als müſſe er dort Ruhe ſuchen, aber ſobald er den Fluß ſah und eine Glocke hörte, dann erſt brach ſeine Wuth ſo recht fürchterlich aus und ſeine Stimme erſcholl wie die eines verwundeten Löwen, ja erhob ſich zum Donner eines gewaltigen Waſſerfalles. Was ihn reizte, hat er nie geſagt, wenn er mich auch wie eine Tochter liebte, und weich war in ruhigen Zeiten wie ein Kind; ſanft und ruhig ſah er dem Tod entgegen, erlag ihm vor vielen, vielen Jahren. Ich aber blieb hier und pflegte die Schafe des Geſtorbenen in allen Treuen, das war mein Tagewerk, und tödtete Bär und Wolf unerbittlich, unerbittlicher als meines Gottes Feinde. So verrannen mir die Jahre und die Welt trübte meine Tage nicht, in mein Daſein drang ſie nicht. Wenn der Mond voll

war, da ging ich wohl hinaus, wo ich dein Stift ſah und den ſchönen Strom ſich winden durchs lange Thal, oder trat hinaus auf den Gipfel eines Hügels an meinem Strome, und ſah hinauf zu den Flühen, wo meine Heimath geweſen auf den Felſen und in den Felſen, dann ward mir wohl weh ums Herz, ich mußte das Haupt verhüllen, weinen Tage lang, bis der Strom ſo recht wild und wüthend zu meinen Füßen donnerte. So verrannen meine Tage und ich harrte dein, und wenn ich nun geſtorben bin, ſo laß mich begraben und komme bald nach, ich harre dein."

Bertram frug nicht, was Emma nicht geſagt, von der Vergangenheit, er frug bloß: „Eine Chriſtin biſt du alſo jetzt und chriſtlich ſoll ich dich begraben?" „Was ich immer war, bin ich noch jetzt, ſprach Emma, und ein anderes werde ich nicht; was meine Väter gelobt, dem bleibe ich treu, aber wenn dein Gott Treue liebt, und einen Himmel für die Treuen hat und nicht bloß für beſondere Geberden und eigenthümliche Worte, ſo begrabe mich auf deine Weiſe und pflanze ein Kreuz auf mein Grab, zum Zeichen, daß ich auch in den Himmel möchte. Von den Thieren möchte ich nicht gefreſſen werden, Ruhe möchte ich für meinen Leib, möchte nach dem Tode bei dir ſein im Himmel der Treuen, wo meine Väter ſein werden, wo auch du hinkommen wirſt." „Laß dich taufen, Emma, ſprach Bertram, werde eine Chriſtin, verlaß die wilde Hütte, ſorge für den Leib, rette die Seele." „Ich bleibe hier, ſprach Emma, der Hütte iſt mein Leib gewohnt, zu enge wäre es mir in euern weiten Häuſern. Taufen laſſe ich mich nicht, wie meine Väter es auch nicht thaten, ich die Letzte, will nicht was anders ſein, was neues beginnen. Meines Glaubens habe ich gelebt, treu, ſo weit ich es vermochte, und wo ich treulos ward und ſchwach, da trägſt du die Schuld. Bedarf es mehr als ich geweſen, um in deinen Himmel zu kommen, ſo ſorge du für das Mangelnde, rette meine Seele, wie ich dein Leben gerettet. Ein hoher Prieſter biſt du ge-

worden, viel wirſt du vermögen bei deinem Gott, ſo gedenke dann mein bei ihm, und ſchaffe mir, was mir nöthig ſein mag. Und begräbſt du mich, ſo denke, du habeſt mit mir das Heidenthum begraben, und iſt deine Religion die rechte, ſo wird ſie zu ſorgen wiſſen, daß das Heidenthum im Grabe bleibt, nicht neu wird, und zur Welt wieder kömmt aus den Herzen der Menſchen hervor." So ſprach Emma mit der alten Entſchiedenheit, die nicht mit der Jugend verflogen war, ſondern noch im alten Leibe wohnte, und Bertram widerredete nicht, er war es ſich bewußt, daß er bei Gott zu ſchaffen vermöchte, was Emma bedurfte und daß um ihrer Liebe willen ſie auch der göttlichen Liebe theilhaftig werden würde.

So ſaßen ſie beiſammen bis die Alpen glühten, die Stunden waren vorüber geronnen, wie ſie alten Menſchen rinnen, wenn nach jahrelanger Trennung ſie ſich wieder ſehen. Bertram ſchied, gemahnt durch den dienenden Bruder. Ein neu Leben glühte in ihm, glühte in Emma, aber hundert Jahre vertragen das Erglühen eines neuen Lebens auf Erden nicht. Bloß zweimal kehrte er wieder und freute ſich Emma zu finden, wo er ſie ſuchte, und nicht zum Speerwurf fertig, ſondern freundlich die Hand ihm reichend. Das dritte Mal, als er kam, ſtunden die Schafe um die Bank und blöckten ſo ängſtlich, ſie wollten Emma wecken, welche dort ſaß, aber todt, und die armen Schafe vermochten es nicht; das Wecken der Todten hat eine andere Stimme ſich vorbehalten.

Bertram ertrug den Tod, wenn auch mit Wehmuth, er wußte, bald werde er wieder finden und dann ohne Scheiden, was ihm erſchienen war in ſeinen letzten Tagen, wie ein ſchönes flüchtiges Abendroth. Er ſorgte für ein geweiht Grab, für ein Kreuz auf dem Grabe und für Gebete, die aus frommen gläubigen Herzen kamen, er ſorgte für ein bleibend Denkmal; den wilden Strom, an deſſen Mündung Emma gehaust, wo ſie ihm das Leben gerettet, nannte er Emma oder Emme, und dieſen Namen führt er bis auf den heutigen Tag.

Und als der Tag kam, wo der Herr geboren ward, der ein Herr sein sollte in der Stadt Davids, und Frieden bringen sollte auf Erden, da ward auch Bertram begraben und neben seine Emma gelegt, wie er es befohlen hatte.

Ihre Gräber werden nicht mehr gefunden. Es möge aber Gott es wenden, daß ihre Kraft, ihre Treue, ihr Glaube gefunden werden mögen über ihren Gräbern, als die Blumen, welche aus dem Reiche der Todten hinüberwachsen, um das Leben zu schmücken und die Lebendigen zu krönen mit den Kronen, welche grün bleiben und nicht abfallen in alle Ewigkeit. Es möge Gott es wenden, daß das begrabene Heidenthum nicht neu wieder geboren werde und ströme in die Welt durch tausend und aber tausend Thore, durch die Herzen der Menschen; daß der alte Drache erschlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwischen Brüder sich legt und zur Wüste das Land legt, nicht wieder lebendig werde; daß aus den Gräbern nichts wachse als Treue, und Glaube, und Liebe, Blumen, die um das Kreuz sich ranken.

Der Knabe des Tell.

Wildes Gewölke flog über den Mond. Die laublosen Bäume krachten, das Tosen eines zornigen Baches ward immer gewaltiger und durch die Flühe donnerte der Föhn, der starke Sturm vom Mittag her, der den Frost zerbricht, den Forst durchwühlt, den Schnee von den Bergen löst, die Lawinen zeuget und die Hütten der Hirten vergräbt oder durch die Lüfte trägt. Auf einem vorspringenden Hügel stand ein Haus, stattlich zur selben Zeit, große Bäume schirmten es im Sturme nach ihrem Vermögen, und noch manch schöner Baum stand an der Halde, die gegen den Bach sich senkte, dessen Brüllen immer wilder ward, als ob er wetteifern wollte mit dem Donner des Sturmes.

Unter einem der Bäume regte sich etwas. Der Mond, welcher einmal klar zu Thale sehen wollte, was Sturm und Bach begönnen, zerriß das Gewölke; da sahe er an einem Nußbaume einen Knaben stehen. Derselbe kehrte dem Hause den Rücken, horchte scharf hinauf in's wilde Tosen von Wasser und Sturm, besondere Töne schien er erspähen zu wollen mitten heraus aus der Elemente donnerndem Aufruhr. Er verließ den Baum, sobald es wieder dunkel ward, schlich um den Hügel herum gegen den Bach hinab, kehrte zum Baume zurück, und fast war's, als berge er sein Gesicht in die rauhen

Falten der zerplatzten Rinde des hundertjährigen Baumes. Noch oft wiederholte der Mond sein Spiel, denn immer gewaltiger tobten die Elemente, immer gewaltiger donnerte es von den Flühen zu Thale, immer gewaltiger löste des Sturmes heißer Hauch von den Firnen den Schnee, immer ängstlicher irrte der Knabe vom Baume zur Halde, von der Halde zum Baume. Plötzlich sprang er hinaus an der Halde Rand, beg sich hinüber, sprang eben so rasch wieder zurück und barg sich hinter des Baumes mächtigem Stamm. Ein Mann kam den Hügel herauf raschen Schrittes, den der steile Abhang nicht hemmte. Der Mann war von hohem Wuchs, schlank und stark gebaut. Dicht am Baume ging er vorüber, den Knaben gewahrte er nicht. Als er oben beim Hause war, bellten und winselten Hunde fröhlich, die Thür ging auf, Stimmen wurden laut, zum Hause schlich sich der Knabe, mischte sich unter die Fröhlichen, die den Mann begrüßten.

Zwei andere Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hatten sich vorgedrängt, unter der Thüre stand eine Frau, sie hatte leuchten wollen mit einem Kienspane, dem der Sturm die Flamme ausgeblasen. Vom Heerde her, wo noch andere Gestalten sichtbar waren, kam spärliches Licht bis unter die Thüre.

„Geschwind kommt hinein," sagte die Frau; „Kinder, laßt den Vater frei, der Sturm heult so wild und sucht so gierig das Feuer am Heerde."

Drinnen sah man erst, wie stattlich der Mann war, wie schön die Frau. Der Mann war kaum vierzig Jahre alt, aber ernst und kühn sah er aus, und wenn er seine dunkeln blauen Augen einem Menschen in's Gesicht lodern ließ, so gab es Wenige, welche nicht zusammenzuckten, sondern die Blitze ertrugen. Mild und lieblich war das Weib, und Liebe schien das Element zu sein, welches sie geboren und in welchem sie lebte. Die Kinder, welche dem Vater entgegengesprungen waren und auch drinnen an ihm hingen, liebkosend

und Freude bezeugend, waren trotz ihren groben Hirtenhemdchen holde Kinder, zwischen sieben und acht Jahren, blond gelockt und mit Backen, wie aus Milch und Blut gemischt. Etwas älter war der Knabe, der draußen gestanden hatte, brauner waren seine Wangen, er hatte das Auge des Vaters, ernst und kühn, und je kühner es loderte, desto schweigsamer war sein Mund. Das Auge war Zeuge eines Feuers, welches dem Knaben im Herzen brannte, und das Feuer glühte um so größer, je verborgener es brannte, je weniger er davon plapperte mit dem Munde. Stillschweigend hatte er dem Vater die Wehr abgenommen, machte am Heerde sorgsam sie rein und trocken und mit sichtlichem Geschicke. Aber während er schwieg, glänzte oft sein Blick zum Vater hin, bis er dem Auge des Vaters begegnete, dann schlug er das seine wieder auf die Arbeit.

Als sie alle um's Feuer saßen, war's ein schöner Anblick, die muntern Gesichter, beleuchtet von des Feuers Glut, und ein freundlich Gerede ward lebendig. Die Einen erzählten ihre Angst um den Vater, und der Vater mußte erzählen seine Fährnisse, wie er durch Sturm und Wasser gekommen, wo Lawinen gefallen, Felsen zu Thale gerollt. Unterdessen war der Knabe mit seiner Arbeit fertig geworden, hatte die Waffen an ihren Ort gebracht und stellte sich dicht neben den Vater. Dieser strich mit der Hand über des Kindes feuchte Locken, legte dann wie von ungefähr den Arm um dessen Leib und sprach mit den Andern fort, während des Knaben Augen in eigenem Glanze strahlten. Viel Reden war nicht Sitte im Hause, man that desto mehr; doch wo Gefühle, Angst oder Freude besonders erregt waren, da äußerte man dieselben. Die Frau verhehlte dem Mann die ausgestandene Angst nicht, verbarg ihm die Freude über seine glückliche Wiederkehr nicht; doch auch das konnte der Knabe nicht, von dem wir reden. Er hatte unaussprechliche Angst um den Vater gehabt, denn er liebte ihn unaussprechlich, aber weder seine Angst noch seine

Liebe äußerte er mit einem Wort. Die Angſt hatte ihn aus dem Hauſe getrieben, draußen im Sturm hatte er des Vaters geharrt, und als er deſſen Kommen erlauſcht, ſprang er ihm nicht entgegen, ſondern barg ſich hinter dem Baume, er ſchämte ſich der Angſt; ſeiner Liebe ſchämte er ſich nicht, und doch barg er ſie; denn ſo groß wie ſeine Liebe, war auch ſeine Ehrfurcht vor dem Vater. Konnte er den Saum ſeines Wamſes berühren, ſo dünkte er ſich groß; ging er an deſſen Hand, ſo wallte ſein Herz in freudiger Begeiſterung; hielt der Vater ihn im Arme, wie jetzt, dann glühte er in ſtiller, ſeliger Wonne; aber ſelten ward ihm dieſe Wonne. Der Vater kannte ſeinen Buben wohl, war er doch ſein Fleiſch und Blut und deſſen ganzes Weſen ihm aus dem eigenen Herzen herausgewachſen, darum liebte er ihn wie ſich ſelbſt; aber dem Buben es zu ſagen, daran dachte er nicht. Wie er um deſſelben Liebe wußte, welche der Knabe zu verbergen ſtrebte, ſo verſtand es ſich ja von ſelbſt, daß der Knabe es wußte, er ſei des Vaters liebes Kind, das konnte er dem Vater anſchauen, ſo gut als die Geſchöpfe ſchauen können an den Werken Gottes Gottes Macht und Herrlichkeit. Und weil der Knabe alle Tage am Vater ſchauen konnte die gleiche Kraft, die gleiche Liebe, ein unwandelbares Weſen, das in ſteter Ruhe das Kleinſte that und das Kühnſte, ſo war der Vater des Kindes ſichtbarer Gott, dem er ergeben war in unbegränztem Glauben und Vertrauen, wie wohl ſelten ein Kind ſeinem ſterblichen Vater. Es war aber eben auch dieſer Vater ein Mann, wie es wenige Männer gab, — es war der Tell.

Ein freier Mann war der Tell im Lande Uri, das in der Schweiz zwiſchen dem Vierwaldſtädter See und dem Gotthardt lang, aber ſchmal ſich dehnt. Er beſaß Haus und Hof zu Bürgeln, welches oberhalb Altdorf am Eingang des Schächenthales liegt, hatte einen anſehnlichen Viehſtand, Knechte und Mägde, er war ein ſehr wohlhabender Mann im ſonſt armen Lande und in der damaligen armen Zeit. Aber er

war noch mehr, er war ein ausgemachter Mann in allen männlichen Dingen. Seiner Körperkraft kam nur seine Kühnheit gleich, und je kühner ein Wagniß war, desto besonnener ward er, deste ruhiger vollbrachte er es. Er war der stärkste Ringer in allen drei Ländern, ja er faßte den wildesten Stier bei den Hörnern, stellte ihn im wüthenden Anlauf, warf ihn auf den Rücken.

Mit unerhörter Sicherheit sandte er seinen Pfeil durch die Luft, zwang er sein Schifflein durch den empörten See, wagte er Sprünge über Klüfte und Schlünde in den Bergen, brauchte Schwerdt oder Bergstock, wenn Noth an Mann kam. Doch nie mißbrauchte er seine Kraft, nie brauchte er sie zum Prahlen oder aus Muthwillen; aber wo eine Noth war, eine Gefahr, da war der Tell, und wo der Tell erschien, da kam Ruhe über die, welche gefährdet waren; sie wußten, ungerettet hatte der Tell noch niemand gelassen, da floh der Uebelthäter, der Böswillige, es war bekannt, wie hart des Tellen Hand über solchen war. Doch aus solchem machte der Tell kein Handwerk, er war ein sinniger, treuer Mann, besaß Haus, Weib, Kinder, Ehre und Heil derselben zu fördern, das war sein Handwerk, wie es einem Christen und Schweizer ziemt. Von Jugend auf hatte er allen häuslichen Arbeiten mit Fleiß und Freude sich unterzogen, hatte gehirtet, gemolken, geküset, hatte gepflügt, gesäet, mit den Erzeugnissen seines Bodens und seines Fleißes Handel getrieben, hatte im Winter die Axt gebraucht, das Messer und den Hammer, war Schmied und Zimmermann; das meiste Geräthe in Feld und Haus war von seiner Hand, und sollte eine Waffe sicher liegen in seiner Hand, so mußte seine Hand sie geschaffen oder doch sie handgerecht gemacht haben. Als Jüngling schon war er Meister in allem, was ihm oblag, und daß auf einen solchen Jüngling die Jungfrauen sahen, das war schon damals Sitte. Er wählte sich ein mild freundlich Mädchen, eines von denen, welche in Geduld und Sanftmuth eine Kraft besitzen, die al-

les überwindet, eine Schönheit, die an des Grabes Rand noch lieblich leuchtet. Sie stammte aus hochgeachteter Familie, und damals in Uri waren die Familien hochgeachtet nicht des Namens wegen, sondern angestammter Tugenden wegen. Die Familien waren alle ungefähr gleich alt, aber allerdings blieben nur die Familien in Ehren und Gedächtniß, die fromm und treu durch manch Geschlecht Gott und dem Lande dienten, bei welchen es schien, als sei christliche Treue und Tugend in Fleisch und Blut übergegangen. Begreiflich war es nicht also, in Fleisch und Blut sitzt das Hohe und Edle nicht, aber das schöne Vorbild von Vater und Mutter von Jugend auf prägte sich in die weichen Seelen ein und der alte Sinn ward in jedem Kinde neu, daß er wie angeboren erschien. Solche hochadelige Familien blühten schon damals in jenen Thälern, und manche blüht auf gleiche Weise bis auf den heutigen Tag. Betli hieß sie, und Walter Fürst hieß ihr Vater. Daß sie für das Haus erzogen war, braucht man nicht zu sagen, denn damals kannte man keine andere Erziehung, jedoch darf erwähnt werden, daß sie, außer ein Engel zu werden, keine größere Ehre kannte, als des Tellen Braut zu sein, und außer dem Himmel kein höher Ziel, als des Tellen würdige Hausfrau zu werden, eine Meisterin, wie Tell ein Meister war.

Sie wetteiferten mit einander in der Treue, darum war beiden das Haus so lieb, so lieb wurden sie den Kindern und so lebendig wuchsen diese in die angestammte, elterliche, tugendliche Sitte hinein. Freilich mußte Tell das Haus oft verlassen, mußte auf den Bergen zu den Heerden sehen, mußte auf Märkte nach Schwyz und Luzern, zuweilen auch über den Gotthard, ja bis Mailand hin. Wo er hinkam, sah man dem mächtigen Manne nach, und gern handelte mit ihm, wer ihn kannte; er war ehrlich und schlau, niemanden betrog er, aber niemand betrog ihn, und was er nicht verstand, darauf ließ er sich nicht ein. Er war ein Handelsmann, wie jeder

Handelsmann sein sollte, der ehrlich und mit Ehren bei seiner Sache bleiben will. Wenn er mit einer Heerde über die Berge zog, so glich er einem Herzog, so kühn und stolz schritt er einher an der Spitze des Zuges, und als er einmal gekannt war, blieben die Räuber ruhig liegen in ihren Schlupfwinkeln, wenn sie den Tell an der Spitze der Heerde schreiten sahen. So schaffte er außer dem Hause für des Hauses Heil und dessen Wohlfahrt mehrte sich sichtlich, und weiter ging Tell's Streben nicht. Tell war sich seiner Meisterschaft bewußt, er kannte das Maaß seiner Kraft und Kunst, aber wie hochgeehrt und angesehen bei Alt und Jung er derenthalben war, das beachtete er nicht; er meinte, daß er so sei, verstehe sich von selbst, indem er so sei, wie Gott ihn geschaffen, ihn ausgerüstet habe. Darum fiel ihm nicht von ferne ein, die Gunst der Menschen zu benutzen, sich zum Meister im Ländchen zu erheben, wie er Meister im Hause war; er hatte keinen Ehrgeiz, er dachte nicht daran, daß man Liebe und Achtung der Brüder zu Mitteln herabwürdigen kann, selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, daß man den Brüdern unter dem Scheine des Wohlmeinens Sand in die Augen streuen, sie blenden müsse, um sie auszubeuten, zu seinen Absichten sie zu benutzen.

Zugleich war er kein Mann der Rede, bloß ein Mann der That, er konnte nie sagen, wie wohl er es meine; er konnte es bloß zeigen in gegebenem Fall; er konnte nie so in's Blaue hinein reden und rathen, wie man sich zu benehmen hätte, wenn es so und so käme oder ginge; aber wenn die Fälle kamen, so fand er das Rechte ohne vorläufigen Rath. Er redete nie vom gemeinen Wohl und den Angelegenheiten der Länder; er horchte auf die Greise. Der bald vierzigjährige Mann glaubte sich zu jung, in ihren Rath sich zu mischen. Er redete ebensowenig von seiner Liebe zum Lande, wie er seinen Kindern von seiner väterlichen Liebe sprach; aber heißer als in Tell glühte wohl nie in einem Manne die Liebe

zum Lande, und freudiger als er hätte wohl keiner jedes Opfer gebracht, welches des Landes Heil forderte.

Daher geschah es, daß, so lange Tell lebte, wo Noth einbrach, jedes Auge strahlte nach dem Tell, daß aber, wenn eine Ehre zu vergeben war, niemand dachte an den Tell. Und was das merkwürdigste war, Tell klagte nie über das letztere, rühmte sich nie des ersten, er nahm beides, wie es war und als ob es so sein müßte. So war er im Großen und im Kleinen der gleiche. Wo ein Knecht oder ein Knabe, eine Magd oder ein Mädchen nicht auskommen mochten, da sahen sie nach dem Vater sich um, der allenthalben zu helfen wußte, ohne Gerede, darum liebten ihn auch Alle; seine Frau sagte es ihm in trauten Stunden, wie lieb er ihr und Allen sei. Solche Liebe Aller zum Manne ist des Weibes höchster Stolz. Tell's Wort war den Seinen fast wie Gottes Wort, denn enthielt dasselbe eine Zurechtweisung, so war sie verdient; enthielt es einen Rath, so bewährte er sich; eine Verheißung, so ward sie erfüllt.

Sein Auge war aber auch ein Vaterauge, das über Alle wachte, von dem man fast glauben mußte, es sei offen Tag und Nacht über allem, was ihm angehöre, Gott seiner Obhut anvertraut habe; es war nicht bloß das Auge des Jägers, das im Schnee das Schneehuhn sah und in der Tannen dichtestem Geäste den Auerhahn. Tell sah das Leiden des Lammes, welches blökend der Mutter folgte, den Schmerz der Kuh, welche mit gesenktem Haupte in fetter Weide stund; er warnte den Knecht, der über seine Kräfte tragen wollte: er sah jede Gefahr, welche die Unerfahrenheit den Kindern bereitete, und indem er half, half er so, daß den Kindern Erfahrung ward, kommende Gefahren selbst zu überwinden. Und wenn in der Nacht das Vieh losbrach, der Sturm, das Wasser, oder Feuer irgendwo, so war's der Vater, der wach war und zur Hülfe die Andern rief. Seine innigste Freude hatte er an seinem ältern Buben, aber was verhätscheln war, das wußte

er nicht, Zärtelei war ihm unbekannt. Nach dem Maaße seiner wachsenden Kräfte zeigte er ihm Vertrauen und nahm die Kräfte in Anspruch; dieses Vertrauen war des Knaben Lohn und Sporn. Wenn der Vater nicht daheim war, so strengte der Knabe sich an, den Vater zu vertreten, aber nicht dadurch, daß er befehlen wollte und regieren, daß er zum kleinen Tyrannen sich aufwarf, sondern dadurch, daß er treu über seine Geschwister wachte, sie freundlich führte nach dem Maaße ihrer Kräfte, daß er der Mutter zur Hand ging und still und ernst alles zu beachten suchte, was sonst der Vater unter seinen Augen hatte. Das war sein Trost, wenn der Vater nicht da war. Denn wenn derselbe fortging, war es ihm, als reiße sein Herz sich los und gehe mit dem Vater und als sei es nun öde und leer, als sei mit dem Vater Leben und Freude fortgezogen. Wenn derselbe länger blieb, als erwartet worden, so ergriff ihn eine unsägliche Angst, aber, wie gesagt, er zeigte sie nicht, barg sie in sich, so gut er konnte. Die Eltern wußten wohl darum, aber sie hielten dem Knaben sie nicht vor; diese Angst war sein einzig heilig Eigenthum, sie ehrten es, ließen es ihm, aber freuten sich darob in aller Stille.

Sah der Knabe, der wie sein Vater Wilhelm hieß, denselben zum Weggehen sich rüsten, so war er ihm dienstbar, brachte herbei, was der Vater bedurfte, aber um's Mitgehen bettelte er nie. Ging derselbe, so sah der Knabe ihm verstohlen nach, so lange er konnte, dann barg er so gut als möglich die wachsende Angst, oder wenn man lieber will, das brennende Verlangen, das Sehnen nach dem Vater in das Beschicken der Geschäfte desselben.

Der Vater aber, der seinen Buben wohl kannte, hieß ungebeten ihn mitgehen, sobald er einen Gang that, der in den Schranken des kindlichen Vermögens lag. Nicht bloß wußte er, daß von Jugend auf der Knabe geübt werden muß, wenn er als Mann ein Meister sein soll und vollkommlich

eingerichtet zu allen guten Werken, sondern er hatte selbst seine herzinnigliche Freude daran, wenn der Knabe an seiner Seite ging und er ihn einüben konnte zu männlichen Werken. Als der Knabe die ersten Fische fing, den ersten Fuchs in selbst gemachter Falle, den ersten Vogel vom Baume schoß mit seiner kleinen Armbrust, so war dessen Freude kaum so groß als die des Vaters. So wenig der Vater viel Reden liebte, daher es auch nicht Sitte war in seinem Hause, so sparte er doch auf solchen Gängen mit seinem Knaben die Rede nicht, und was der Vater sprach, war goldner Same in des Kindes Herz. Wenn er in dämmerndem Morgen mit ihm zu Berge stieg, die erwachenden Vögel ihre Gesänge erhoben, das Wild durch die Gebüsche huschte, das Lager suchend, wunderliche Töne aus Klüften und Lüften kamen, so deutete der Vater seinem Kinde die Töne, offenbarte dem Kinde die Geheimnisse der Natur, führte es ein in den geheimnißreichen Tempel der Herrlichkeit Gottes. Er nannte ihm die Vögel, die man hörte, redete ihm von ihrer Lebensweise, wo sie nisteten und wie der Mensch sie in seine Gewalt bekömmt. Er zeigte ihm Stellen und Bäume, wo der Auerhahn zu finden war, erklärte ihm, wie er sich beschleichen lasse und zu welcher Zeit, wie das Haselhuhn zu fangen sei in seinen selbst gemachten Wegen und wo der Spielhahn zu suchen sei und wie ihm beizukommen. Die Wege der Gemsen zeigte er ihm hoch oben an den Firnen, ihre Weideplätze auf hoher Alpenmatte und wo zu lauern sei, wenn die Wachtgeiß der Heerde zur Flucht gepfiffen. Und wenn wunderbare Töne kamen, so machte er ihn aufmerksam, von welchem Horn oder Gletscher der Ton komme, damit des Kindes Ohr sich gewöhne in der wunderbaren Bergwelt, wo von Wand zu Wand die Töne prallen, die Quelle des Tones zu erkennen, sie zu unterscheiden von den wiederhallenden Wänden. Er deutete ihm die Färbung der Matten und Berge, die Nebelstreifen, die Wölkchen, die über die Berge strichen, den Zug der Winde

in den Schlünden und auf den Höhen, die Kennzeichen alle, deren Erkennen dem Jäger und dem Bergmann das kommende Wetter deuten, zur guten Jagd, zur eigenen Sicherung so nöthig sind.

Kein Lehrer wohl hat je einen begierigeren Schüler gehabt, als Vater Tell an seinem Knaben einen hatte; und wie der Lehrer beredter wird, die Schleusen des Geistes immer weiter sich aufthun, je begieriger die Augen des Schülers an seinem Munde hängen, so redete auch der Vater mehr, je freudiger der Knabe zu ihm aufsah, und hie und da kindlich und schüchtern Kunde gab, daß er Früheres nicht vergessen, nach Mehrerem Verlangen trug; dann kam der Tell wohl auch auf die Geschichte der Berge und was alles sich zuträgt in dem Gebirge, wo Berg an Berg sich reiht, zwischen den Bergen die unergründlichen Klüfte gähnen, die wilden Bäche brausen, die Reste der gewaltigen Lawinen liegen, die Adler über die Heerden kreisen, die Gemse von Felsblock zu Felsblock springt, Kühe und Schafe in die Tausende friedlich gehen, bis eine Lawine einbricht, ein Bergsturz oder ein Bär; wo die Jäger streifen, Hirten hüten, einzelne Reisende schüchtern durch enge schwindelnde Pfade ziehen.

Von diesem gewaltigen wechselnden Leben hat man keinen Begriff da unten im Lande, wo alles ganz geregelt geht, der gefallene Schnee alle Tage vom Magistrat sauber weggeschaufelt wird, des Nachts die Schaarwächter die Gefallenen hübsch an die Wärme tragen, das Uebrige alles die Gensdarmen vermitteln und in's Reine bringen bei Tag und bei Nacht. Und wie die Geschichte der Berge lebendig bleibt, kein Tod und keine That vergessen wird, die Sage davon von Geschlecht zu Geschlecht sich erbt, die Geschichte lebendig über das ganze Gebirge sich ausbreitet, so daß vor dem kundigen Wanderer bei jedem Schritte eine neue Geschichte aufblüht, die Geschichten dichter stehen, als an sonnigen Halden die Alpenrosen, davon hat man wiederum da keinen Begriff,

wo das Leben der Brandung des Meeres gleicht, wo Welle um Welle den Sand durcheinander wirft, hochauf den Schaum zum Himmel spritzt, aber wo das Auge, wie scharf es sehen mag, doch immer und alle Tage die gleichen Wolken sieht, den gleichen Sand, den gleichen Schaum.

„Sieh," sagte dann wohl der Vater, „dort, wo das Wölkchen steht am hohen Bergkamm, dort schlief ich einst an heißem Mittag unter kühlem Felsen; da kam es mir so heiß in's Gesicht, welches gegen den Boden sich kehrte, und hart schien mir was im Nacken zu liegen. Ich wachte auf, aber blieb stille liegen, wie es klug ist, bis man weiß, was Einen geweckt, und ehe man sich besonnen, was zu machen sei, thut auch Schweigen gut. Es war ein Bär, der mit einem Beine mir auf dem Nacken stand, mit der Schnauze mich beschnoberte. Ich dachte, er werde um mich herumgehen und auf der andern Seite das gleiche thun, überdachte alles wohl, aber es ging lange, fast ward ich ungeduldig; da zog er endlich den Fuß vom Nacken, aber nicht zurück, sondern setzte ihn jenseits nieder. Zwischen den beiden Tatzen lag mein Kopf, und bald auf der einen, bald auf der andern Seite beschnoberte er mich mit seiner Schnauze. Jetzt war's Zeit. Plötzlich fuhr ich mit dem Kopf zwischen den Tatzen zurück, und ehe der Bär sich wenden konnte, saß ihm der Dolch im Herzen. Der große Pelz daheim ist die Haut dieses Bären."

„Sieh da oben den dunklen Punkt in blauer Luft, das ist ein Adler, wahrscheinlich einer vom Rothstock, wo in wilder Kluft hoch oben sie horsten. Dort war's, wo mich, als ich nicht viel älter als du war, das Weibchen mit gewaltigem Flügelschlag über die Flühe hinauswarf, als ich dem Neste nachstieg, das ich erspäht zu haben glaubte, um die Jungen zu rauben. Gott erhielt mich wunderbar, seither habe ich den Alten nie die Jungen genommen."

„Sieh das Kreuz am Wege. Da wurden unter dem Schnee, als die Sonne ihn schmolz, zwei Wanderer todt ge-

funden, zwei Mägdlein, wunderschön, in kostbarem Gewande, betend, die Hände gefaltet, waren sie gestorben. Laß uns beten für ihre Seelen. Dort drüben aber bei jenem Kreuze hat ein Bruder den andern erschlagen in wildem Streite um die Beute der Jagd. Der Mörder floh über die Berge nach Italien hin und ward nimmermehr gesehen, den Gemordeten aber sieht man, wenn Sturm im Anzug, der Föhn die Lawinen lösen will, dort am Kreuze stehen, die Wanderer zu warnen, und mancher Jäger, der Wildes im Sinne trug, sah ihn mit aufgehobener Hand drohend vor sich stehen, während die andere Hand auf der klaffenden, immerfort blutenden Wunde lag."

War der Vater zu dieser Scheide gekommen, wo das Geschehene und das Geträumte zusammenstoßen, wo der Mensch das Sichtbare an's Unsichtbare knüpft, wo die Schwelle ist, welche der Mensch so gerne überschreitet, und in's Land des Ahnens, in's Gebiete der Geister sich wagt, dann pochte hoch auf des Knaben Herz, mit doppelter Inbrunst hing er an des Vaters Lippen, wagte wohl ein Wort, eine Frage, um den Vater leise zu locken in das Gebiet der Geister, in die geträumte wunderbare Welt, wo das Kind in seligen Schauern so gerne weilet. Und wenn der Vater mit seinem Kinde über einsame Weiden geht, durch graufige Klüfte hoch oben dicht unter dem Himmel, wo jedes Aufflitgen eines Vogels rauscht wie der Flügelschlag eines Geistes, jeder Windstoß tönet wie Seufzer aus der unterirdischen Welt, da redet der Vater gerne leise mit dem Kinde und giebt ihm Kunde von dem, was hier und dort gesehen worden, was gute und böse Zeichen seien, von guten Geistern, die da warnen, von bösen, die da locken; denn unter den Geistern ist's, wie unter den Menschen: die gutmeinenden warnen, die da bös es meinen, die locken schmeichelnd und süß.

Hirt und Jägersmann sind gläubiger Natur, es thut ihnen die Kunde noth, was frommt, was schadet in der Na-

tur, in der und von der sie leben. So erzählte denn der Vater von den guten Leutchen in der Erde, welche frommen Hirten beistünden in Stall und Hütte, die Milch vor dem Sauern bewahrten, die Käse vor jedem Zauber schützten, den Berg von giftigen Kräutern säuberten und tief in der Erde Schoos die wohlriechenden, kräftigen Kräuter bereiteten, und sie brächten auf frommer Hirten Weide, wo das Vieh davon strotze in Kraft und Schönheit, Milch und Käse sich auszeichneten im Gebirge. Oder auch von den geizigen, neidischen Zwergen, welche die Schätze hüteten im Schoose der Erde, an schönen Tagen sie heraufträgen, sie zu sonnen an heitern Bergwänden, wo sie schimmerten weit hin über Berg und Thal, zu reizen die Begierde der Menschen. Wenn diese dann sich nähern, gelockt durch der Schätze weithin schimmernden Glanz, so beschwören die Zwerge Gewitter herauf, gewaltige, verheerende; wer mit dem Leben davon käme, könne Gott danken, aber gewöhnlich finde er nicht wieder, was er besessen; die Heerde sei vom Wasser dahingerissen oder vom Blitz erschlagen, die Hütte spurlos dahin. Oder er erzählte von den neidischen, neckischen Geistern, welche bald als Nebelgestalten, bald als Thiere, die Menschen lockten auf halsbrechende Stellen, wo der Fuß keinen Halt mehr findet, der Rückweg unmöglich wird, vor Hunger sterben muß, wer nicht in Abgründen begraben wird. Wie absonderlich der Jäger sich hüten müsse vor neckischen Gemsen, die stille ständen von Absatz zu Absatz, dem Jäger immer vor Augen blieben, doch immer außerhalb dem Bereiche seines Geschosses, und erst verschwänden, wenn er rettungslos schwebe in schwindlichten Höhen, wo er weder den Himmel erreichen noch zur Erde wiederkehren könne.

Aber am liebsten wohl hörte der Knabe zu, wenn der Vater ihm erzählte vom gezüchtigten Uebermuthe, denn dabei schauerte es ihn am heftigsten, die wonnereiche Furcht stellte ihm die Haare zu Berge und kalt ward es ihm bis ins

Mark hinein. Wenn er die wüsten, wilden Schlünde und Gründe sah, wo kein Leben sichtbar war, nichts als Fels auf Fels gethürmt, ein grauses Grab, zerplatzte Berge der ungeheure Grabstein, dann drängte Wilhelm wohl sich näher an den Vater, und unwillkürlich deutete der hin und sagte: „Siehst du dort das Felsthal oder den Gletscher, dort am Abhang, dort waren Alpen einst, bewohnt von guten Hirten, und die guten Leutchen bereiteten die kräftigsten Kräuter, und von der Alp ward der beste Käse zu Thale getragen. Aber der Väter Reichthum machte die Kinder üppig, sie verachteten die Menschen und schändeten die Gaben Gottes. Sie badeten sich in süßer Milch und versagten dem Wanderer einen Labetrank, sie rollten zur Wette die schönsten Käse die Bergseiten hinunter, sie sangen in schweren Gewittern, während die Christen beteten, lästerliche Lieder; da hob Gott die schwere Hand, wandelte die Weiden in Gletscher, streute Felsblöcke auf die entweihten Matten, versenkte die Hirten in den Abgrund, wo keine Milch ist, kein Käse, wo nichts ist als Feuer und Elend."

Und wenn er mit dem Knaben hoch hinauf auf die Firnen kam in den Tagen, wo die Sonne sie zugänglich gemacht hat, doch der gangbare Pfad bloß dem kundigsten Auge erkennbar war, so wild die Welt um sie ward, fast als ob Gottes ordnende Hand hier oben nicht gewaltet hätte, da erzählte er ihm wohl, wie um des Frevels der Menschen willen unser Herrgott die Menschen aus dem Paradiese gejagt und wie er hier eine blühende Welt mit allen Geschöpfen unter Eis und Stein begraben, zur Wüste gemacht habe. Hier oben sei ein herrlich Land gewesen, seien Städte gestanden und Heerwege hätten hinübergeführt in die Haslithäler, ins Walliserland, die Niedersten hätten in königlichen Häusern gewohnt, eine Pracht sei gewesen, wie man sie auf Erden nie wieder gesehen. Aber gar zu vermessen seien die Leute geworden, hätten schauerlichen Götzendienst getrieben, sich selber

angebetet, und auf dem höchſten der Berge habe der König thürmen wollen zu ſeinem Throne einen neuen Berg; zum Himmel hinauf ſollte er reichen, dort wollte er die Sonne nehmen, als Krone ſie ſetzen auf ſein frevles Haupt. Aber da ſei Gott in Zorn entbrannt, Feuer ſei vom Himmel gefallen, Feuer aus der Berge Schoos gebrochen, hätte verſchlungen die Menſchen und ihre Pracht, und wild, wüſt und kalt ſei die Stätte geblieben, wo früher ein Garten geblüht in unerhörter Herrlichkeit.

Da grollte der Knabe dem frevlen König, der um die Herrlichkeit ſie gebracht, dunkel glühte ſein Auge, ein ernſtes Sinnen ergriff ihn dann: was er gethan und wie er mit dem Könige hätte reden und zürnen wollen, wenn er damals gelebt und den Frevel mit angeſehen hätte. Solche Tage erregten des Knaben Gemüth, füllten mit Gedanken ſeine Seele, machten ihn kühn und heimiſch im Gebirge, er ward ſeiner Glieder mächtig und lernte ſich helfen in jeder Bedrängniß.

Wenn der Winter kam, die Menſchen von allen Bergen her die Thäler ſuchten, in ſichern Wohnſtätten ſich bargen, dann ſah man oft um Tell's Heerd achtbare Männer ſitzen, hörte ernſte Geſpräche ſie führen, ohne Geheimnißkrämerei; Knechte, Mägde, Kinder blieben alle zugegen, hörten ſchweigend die weiſen Reden der Männer; Landeskinder waren alle; alle, welche in einem Hauſe wohnten, waren Hausgenoſſen, und wenn Knecht und Magd weiſe Reden hören, vernehmen, was zu des Landes Heil berathen wird, ſo wird es dem Hauſe nicht zum Schaden ſein und dem Lande nicht. Das war es eben, worin die Kraft der Schweiz lag, daß Alle, vom Höchſten bis zum Niederſten, ihr Land liebten, und dieſe Liebe zeigten nicht vor der Gefahr mit vielem Gerede, ſondern ſie bewährten in der Gefahr mit der That und bis zum Tod. Und wenn Knecht, Magd und Kind zugegen waren, ſo lähmte es die Weisheit der Männer nicht, ſondern bewahrte

und schärfte sie, jeder hielt sich zu hoch in Ehren, um als Thor sich zu zeigen an einem Heerde, um den die Hausgenossen saßen vom Kleinsten bis zum Größten. Die redeten von dem, was sie im Kriege und Frieden, in Feld und Haus erfahren, sie waren die lebendigen Bücher des nachwachsenden Geschlechtes. Sie besprachen aber auch das Kommende und das Gegenwärtige, besonders wenn die Gegenwart dunkel werden wollte, Gewitter drohten in den kommenden Tagen oder andauernd böse Jahre.

Jahrhunderte lang hatte man im Lande Uri in angestammten Verhältnissen gelebt, hatte gejagt, gefischet, gehirtet, je nach der Jahreszeit, hatte Zinsen und Steuern entrichtet, wem man sie schuldig war, hatte sich zuweilen in den Häusern gezankt, hatte Theil genommen an den Fehden bedeutender Häuser, war gar in des Kaisers Kriege gezogen und die starken Alpensöhne genossen Kaiser Friedrichs Gunst und Kaiser Rudolfs Vertrauen. Auf dem Marchfelde, wo Rudolf um Leben und Krone mit dem Böhmenkönig Ottokar rang, besiegelten sie mit ihrem Blute das Vertrauen neu. Die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden waren dem Kaiser treu, dienstbar dem Reich, schuldeten manchem Herrn und Kloster Zinse und Zölle, und zahlten treu was sie schuldeten, sonst aber waren sie niemand unterthan; reichsfrei nannte man dies zur selben Zeit. Sie leisteten dem Kaiser die Heeresfolge willig, gern und treu, darum sollte auch der Kaiser, des Reiches Oberhaupt, sie schützen willig und mächtig. Es war ein Bund, beide Theile hatten ihre Pflichten und waren schuldig, vor Gott und Menschen in wahren Treuen denselben nachzukommen. Aber ferne war der Kaiser oft, war oft kaum im Stande, sich selbst seiner Feinde zu erwehren, konnte beim besten Willen seinen besten Freunden oft nicht den nöthigen Schutz gewähren. Deß zürnten jedoch die Eidgenossen dem Kaiser nicht, sie waren treue Kinder, welche vom Vater nicht verlangten, was über seine Kräfte ging, ihn mit gleicher

Innigkeit liebten, wenn er auch schwächer war, als ihre Wohlfahrt es wünschbar gemacht hätte. Darum verbanden sie sich, durch die Noth gedrungen, unter einander, wie auch die Kinder thun, wenn der Vater krank oder nicht zu Hause ist.

Auch hatten sie einen benachbarten Grafen sich erbeten, der im Namen des Reiches als Reichsvogt Schirm und Schutz ihnen gewähren sollte nach Vermögen, auch den Blutbann verwalten nach des Reiches Gesetz und Ordnung. Aus dem Hause Habsburg war der Graf, und beide Theile waren mit einander wohl zufrieden, denn kein Theil begehrte mehr oder leistete weniger, als man sich gegenseitig verheißen hatte. Als nun aus diesem Hause der Kaiser erwählt war, da war große Freude in den drei Ländern, und eben auf dem Marchfelde zeigten sie dieselbe; aber eben auch hier erwahrete sich das Wort: der Mensch denkt und Gott lenkt. So lange Kaiser Rudolf lebte, blieb Freundschaft und Friede zwischen ihm und den drei Ländern; wenn auch der Sinn sich gewendet haben mochte, der beide verbunden hatte, so ward der Wandel äußerlich nicht sichtbar. Als Rudolf im Jahr 1291 zu Germarsheim starb und die Großen sich zankten um die Kaiserkrone, fanden die Mindern und Kleinern, die glaubten, wer eine Kaiserkrone im Auge habe, hätte keines mehr frei für sie, es nöthig, sich gegenseitig zu Schutz und Trutz noch inniger zu verbinden, so thaten auch die drei Länder. Als endlich der mehrjährige Streit beendet, Kaiser Adolf erschlagen, Albrecht, der Habsburger, Kaiser Rudolfs Sohn, unbestrittener Kaiser war, da wollten auch die drei Länder ihre Rechte sich bestätigen lassen, ihr alt Band der Freundschaft mit dem Hause Habsburg erneuern, freilich nicht mit neuen Verbindlichkeiten.

Solchen Sinnes aber war Kaiser Albrecht nicht. Er meinte es wahrscheinlich gut mit den drei Ländern und hatte ihre Treue nicht vergessen, aber eben um dieser Treue willen hätte er die Länder gerne sein eigen genannt und war sicher

Willens, mit starker Hand sie zu schirmen, so daß es ihnen unter seiner Herrschaft mit seinem Willen nicht übel ergehen sollte. Er wollte sein Haus reich und stark machen, um mit Ehren und mit Kraft Kaiser zu sein, die Fürsten alle in Respekt und unter der kaiserlichen Krone zusammenhalten zu können. Viele Besitzthümer zog er durch Kauf an sich, anderen hätte er gerne den Verstand aufgedrungen, sich ihm freiwillig zu unterwerfen. Er wird geglaubt haben, wenn es ihm auch ein Dienst sei, so sei es denn doch der Anderen Nutzen, weil er sie besser schützen könnte. Wo ihm diese Versuche nicht gelangen, wo er den Verstand nicht aufdringen konnte, da ward er böse über solch Unverstand, ließ schwer ihn büßen. Das erfuhren die Eidgenossen, die wohl treu am Reiche hingen, aber nicht östreichisch werden wollten, die das Glück nicht zu schätzen wußten, welches Albrecht ihnen zugedacht hatte. So geschieht es so oft in der Welt, daß man sich gröblich mißversteht, denn es sind die Wagen gar verschieden, auf welchen die Menschen die Geschicke wägen und Glück und Unglück von einander scheiden. Wo die Selbstsucht und der Eigennutz die Wage gezimmert haben und die Gewichte bestimmt, da wird den Nebenmenschen nichts als Glück und Ehre zugewogen und geziemend haben sie sich zu bedanken, und würde ihnen dabei die eigene Haut über die Ohren gezogen, so wird es schwarzer Undank gescholten, weil sie ein schief Gesicht dazu machen, statt Lob und Preis zu singen während der Operation.

So geschieht es oft, daß man sich mißversteht auch im gewöhnlichen Leben, und daß gar manch Kind über Vater und Mutter schreit, wenn dieselben es zu Fleiß und Arbeit anhalten und Zucht üben an ihm, daß es sie der Selbstsucht beschuldigt und der Wunderlichkeit, daß es meint, es sollte bloß ihretwegen ein tüchtiger, würdiger Mensch werden, und es nicht versteht, daß sie seinetwegen solche Mühe an ihns wenden, solche Zucht an ihm üben, daß aber auch hinwiederum

Eltern einen, ihre Kinder seien ihnen von Gott gegeben erst als Spielzeuge ihrer Launen, dann als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Es geht halt curios in der Welt und es giebt heutzutage so gut wunderliche Kinder, als es wunderliche alte Leute giebt.

So verstunden auch Kaiser Albrecht und die Eidgenossen sich nicht, und Albrecht ergriff Mittel, die Eidgenossen zu zwingen zu ihrem Glück, d. h. zur Verstärkung seiner Hausmacht seine Angehörigen und Unterthanen zu werden. Er suchte ihnen ihren Zustand, den Zustand der Freiheit, unbeschützt von einem mächtigen Herrn, unerträglich zu machen, er plagte sie von Zug, von Luzern, kurz von all seinen Landen aus, welche die drei Länder fast umschlossen, mit Steuern, Zöllen, Umgeld, und auf alle Beschwerden ward ihnen erst Hohn zur Antwort, und als der Hohn sie weder schreckte noch ermüdete, sandte er ihnen Vögte als Antwort ins Land. Einen Schirmvogt vom Reiche hatten sie gehabt, einen edlen Grafen aus hohem Stamme, der außerhalb der Länder auf seinem Eigenthum oder in Zürich wohnte und zuweilen zu ihnen kam, den Blutbann auszuüben oder schweren Streit väterlich zu mitteln, in ihrem Vertrauen seinen Lohn fand und nicht begehrte, aus ihrer Armuth sich zu bereichern. Nun sandte Albrecht Vögte in die Länder aus niederm Adel, jung an Jahren, aber lüstern nach Geld und Gut. Albrecht ward ein kluger Herr geheißen, er mag es gewesen sein unter Seinesgleichen, aber hier war er es nicht. Er verachtete die Bauern, für ihren Werth hatte er keine Wage, und wo Hochmuth wohnt, hat die Klugheit keinen Platz. Schwer ist der Hochmuth zu ertragen, schwer sind Erpressungen zu überwinden, aber am meisten wird ein Volk empört durch Uebermuth der Jugend, und wenn die Alten des Volkes mißhandelt werden von frechen Jünglingen, unerfahrnen jungen Männern. Namentlich ein Volk wird dadurch empört, welches einfach an Sitten geblieben ist, welches nicht bloß gewohnt ist, das Alter

zu ehren, ſondern durch das Alter ſich regieren zu laſſen. Die Ordnung Gottes läßt ſich nicht ungeſtraft verkehren, und die Weisheit wird nicht angeboren, ſondern erworben. Durch die Aelteſten hat Gott ſein Volk regiert, durch ihren Rath ward die junge Kraft gelenkt, am Rathe der Alten bildete ſich die Weisheit des nachwachſenden Geſchlechts. So iſt's auch natürlich, denn wenn nur die Jugend was taugte, nur ſie fähig wäre zum Wichtigſten, was ſollte man mit ihr anfangen, wenn ſie vierzig Jahre alt würde oder gar noch älter? Man müßte ſie todtſchlagen, wenn man ſie nicht aus Erbarmen füttern wollte.

Dieſe jungen, wilden, nach allerlei gierigen Vögte waren es, welche im Lande zu hauſen begannen nach ihrer Luſt, das längſt erwachte Mißtrauen in den bitterſten Groll verkehrten, das alte Verhältniß ſtörten, durch Mißmuth und Ueberdruß ein neues anzubahnen verſuchten. Das Alte kann man wohl ſtören, aber ob dann wirklich das Neue werde, welches man anſtrebt, iſt eine andere Frage. Unſer Herrgott iſt's, der das Werden gebietet und regiert und gar oft ſo, daß das Neue ein ganz anderes wird, als das, welches man anbahnen wollte.

Dieſes immer fühlbarere Untergraben des Alten war's, was in die Geſpräche am Heerde eine Bewegung brachte, die alle Tage wuchs. Jeder Tag brachte neue Kunde vom Beginnen der Vögte, ihrem Uebermuthe und neuen Plackereien. Und namentlich kränkte der Uebermuth die Landleute am bitterſten. Es giebt verſchiedene Menſchen und verſchiedene Völkerſtämme, auch übt die Zeit oder der Zeitgeiſt Einfluß auf Stämme und Menſchen. Es giebt Menſchen und Stämme, deren Sinn auf Geld oder Genuß geſtellt iſt, dieſe fragen der Behandlung wenig nach, wenn nur ihr Sinn befriedigt wird, ſie Geld kriegen oder genießen können; ſie fragen überhaupt dem Menſchen wenig nach, weder andern Menſchen noch ſich ſelbſten, haben daher auch wenig Sinn für Menſchenwürde. Wenn dieſe in den Koth getreten wird, ſei es

von Andern, sei es von ihnen selbst, so verletzt es sie wenig. Es giebt andere Menschen und andere Stämme, welchen das Menschliche über Geld und Genuß steht, sie ehren sich, ehren Andere, aber wer den Menschen in ihnen mißhandelt, den hassen sie auf's bitterste, gegen den versuchen sie das äußerste. Aber wie sie die Mißhandlung empfinden und rächen, eben so tief und innig fühlen sie das Entgegengesetzte. Wer sie ehrt und liebt, Freundlichkeit ihnen erweiset, es ihnen zeigt, daß nicht bloß ihr Wohl ihnen am Herzen liege, sondern daß er in ihnen den Bruder erkenne, nicht zu hoch über ihnen stehe, um ihr Wohl und Weh zu empfinden, nicht höher als Gott, der ja auch achtet auf die, welche am niedrigsten gehen und Sperlinge speiset und Lilien kleidet, dem hängen sie an mit Leib und Seele in allen Treuen, ob der einige Batzen mehr oder weniger fordere, sie achten es nicht, merken es kaum; wenn er es will, bringen sie noch ganz andere Opfer, Hab und Gut, Leib und Leben in schweren Zeiten, und wenn diese Opfer nicht nöthig sind, so denken sie doch alle Tage seiner in Liebe und Verehrung.

Die Schweizer sind von der letzten Sorte; der Söldnerdienst zeuget nicht dagegen; sie dienen wohl um Geld, aber sie dienen aus Liebe zum Waffenspiel, und weil sie nicht Platz zu Hause haben, weil es ihnen zu enge wird im kleinen Hause. Und wenn sie dienen, so dienen sie treu, nicht wie Miethlinge, sie setzen freudig das Leben ein und wahren die Ehre bis in den Tod. Aber mißhandeln lassen sie sich nicht, Mißhandlungen des Menschen bringen Aufruhr in Blut und Land.

Plackereien aller Art wurden von den Vögten mit Steuern und Zöllen getrieben. Mit unwilligen Gesichtern zahlten die Landleute, sahen verächtlich den hungrigen Zöllnern nach, und vergaßen in Mitte ihrer Heerden die abgepreßten Schillinge. Aber wo die Vögte Männer höhnten, die Diener, auf ihre Farben trotzend, Aehnliches versuchten: Solches vergaß nicht

bloß der nicht, dem es begegnet war, solches vergaß das ganze Land nicht. An jedem Heerde ward es erzählt, die Knechte wurden zornig, den Dirnen wurden die Wangen roth, die Augen der Knaben glühten, die Mädchen weinten. Es war ein Gefühl, welches durch alle Herzen strömte, welches zum Fundament der ewigen Bünde versteinerte, ehe die Bünde geschlossen waren. Wo ein solch Fundament nicht ist, da dauert kein Bund, schließe man ihn für zehn Jahre oder für die Ewigkeit. So oft schon ward ewiger Friede geschlossen und nach wenig Jahren loderte gewaltiger als je des Krieges Flamme; es war wohl der Friede geschlossen worden, aber der Friede hatte kein Fundament, kein im Feuer erglühtes gestähltes Volksgefühl lag ihm zu Grunde. An jedem Abend ward jede Beleidigung erzählt, und waren nicht neue vorgefallen, so wurden die alten wiederholt, welche irgend ein Landmann hatte erdulden müssen, und wenn die Beleidigung einen der Männer betroffen hatte, denen die Landesehre anvertraut war, welche vom ganzen Lande, vom Kinde an bis zum Greise geehrt und geliebt waren, so zitterte das ganze Land in Zorn und Entrüstung, und mit doppelter Ehrfurcht sah männiglich zu den großen würdigen Männern auf, die Königen glichen, obgleich sie nur Bauern waren.

Tell hatte noch keine persönliche Unbill erfahren, an den kühnen starken Mann wagte sich nicht leicht Einer. Es war bekannt, wie er einem Bergstrom ähnlich sei, wie ein Bruder dem andern: still und geräuschlos die größte Zeit des Jahres, bei Gewittern aber schrecklich und unbezähmbar. Wenn der kühne Mann so still und wild durch's Gebirge ging oder auf den Märkten erschien, so gingen die Schergen ihm aus dem Wege, ihre Frechheit war noch nicht bis zu Tell heraufgeschwollen; er selbst aber achtete sich zu sehr, um Streit zu beginnen oder zum Streit zu reizen.

An jenem Abend, wo wir ihn zuerst gesehen haben, hatte er Handelsleute geleitet gegen den Gotthard hinauf. Früher

war in guter Jahreszeit ein solch Geleite nicht üblich in dem Lande, wo man keine Schlöſſer an den Thüren hatte und keine Raubneſter auf den Bergen; nur zur Zeit, wann die Lawinen fielen oder die Ströme brausten, nahmen Handelsleute Männer mit, welche des Landes kundig waren und den Wechſelfällen zu begegnen wußten. Seit die Vögte eingezogen waren mit ihren Schergen, war dieſe alte Sitte mehr oder weniger geſtört. Die Vögte ſuchten die Kaufleute auszupreſſen, ihnen große Furcht einzujagen oder koſtbare Geleite aufzuzwingen, oder höhere Zölle als üblich zu fordern. Die größern Koſten mußten die Landleute tragen, indem ſie die Waaren theurer kaufen, ihre Sachen wohlfeiler abſetzen mußten; aber vornehmlich betrübte ſie, daß Steg und Weg nicht mehr ſicher und frei ſein ſollten.

Wenn ehedem die Handelsleute an einem Heerde in einem angeſehenen Hauſe ſaßen, ſo erzählten ſie, wie es ihnen draußen jenſeits der Berge ergangen, wie jeder Wald ſie in Schrecken geſetzt, wie der Sonnenſtrahl, der auf dem Waſſer ſchimmerte, ſie erbeben ließ, weil ſie Lanzenſpitzen zu erblicken wähnten; wie jedes Geräuſch ihre Pferde in Lauf gejagt, jede Burg ihnen Zittern durch's Gebein getrieben; wie ſie noch zunächſt unten im Aargau in Burgen gelockt, ſchnöde mißhandelt, der koſtbarſten Waaren ſonder Geld und auch ſonder Dank erledigt worden. Wie es ihnen aber geweſen, als falle ihnen ein Stein vom Herzen, als hätten ſie ein greulich Gewitter hinter ſich, als träten ſie in eine warme heimelige Stube, an einen weiten warmen Heerd in eines Freundes Haus, ſobald ſie in die Gebirge gekommen, in die Marchen der drei Länder! Das freute die Landsleute ſehr, ſie wurden ſtolz darauf, und ſolcher Stolz iſt wohl erlaubt, daß Fremdlinge bei ihnen ſicherer ſeien als in mächtiger Herren Lande, daß ſie in ihren ſchlechten Hütten lieber weilten, als in den herrlichen Schlöſſern am Rheine, als in dem habsburgiſchen Aargau voll frecher üppiger Vaſallen, deren jeder

zugriff, so weit seine Finger reichten und so lange, bis eine Ruthe sichtbar war, dann aber auch schnell und heulend hinter den Herrn kroch: daß es nun anders war, die Kaufleute jammerten und klagten, wie es ihnen hier nicht besser ergangen als jenseits der Berge; wie sie zu Schwanau geprellt worden, zu Luzern geängstigt, zu Altdorf gehetzt, bangten, wie es ihnen weiter gehen werde im einsamen Reußthale, den Abgründen der Reuß entlang; das schmerzte die Landleute bitter, bitterer als eigene Drangsale, dieweil des Landes Ehre ihnen weit über alles ging, die Seligkeit ausgenommen.

Gerne kehrten solche Leute auch in Tell's gastlichem Hause ein, sie waren freundlicher Aufnahme und meist auch eines guten Absatzes sicher. Diese Leute waren die Zeitungen der damaligen Welt, sie trugen die Begebenheiten von Land zu Land, und färbten die Länder und deren Zustände nach ihrem eigenen Sinn oder auch nach dem Sinn der Leute, bei welchen sie etwas absetzen oder wenigstens freundliche Herberge wollten.

So waren auch zwei wandernde Handelsleute bei Tell eingekehrt und dort über Nacht geblieben, hatten lange in die Nacht hinein erzählt von ihren Erlebnissen, dem Uebermuth der Herren, des Kaisers Hochmuth und der Leute Klagen, wie kein Geld mehr sei im Lande, kein Absatz mehr für sie, wie sie nichts sollten als zollen und sich loskaufen, jeder Herrenknecht sie anhalte, Lösegeld fordere und für jede Klage Hohngelächter die Antwort sei; wenn die Herren nicht mehr wüßten, was Recht und Ehre sei, so könne man sich denken, wie erst die Knechte seien, und was für Recht man gegen solche Knechte bei solchen Herren finde. Sie erzählten, wie sie von Luzern kommend zwischen Küßnacht und Arth angehalten worden seien von zwei Knechten, welche ihnen ihre Geleitsbriefe zerrissen, sie beschuldigt hätten, wie sie unbefugt sich eingeschlichen, der Willkür ihrer Herren verfallen seien und zum Umkehren sie gezwungen. Vor Küßnacht sei ihnen ein Ritter entgegen-

gekommen auf ſchlechtem Roſſe, aber mit einem Geſichte, das geweſen ſei wie das eines hungrigen Wolfes, und ungefähr eben ſo habe ſein Gefolge ausgeſehen. Vor dem hätten die Knechte ſich geſtellt und ſie verklagt, und was dieſe geſagt, hätte der Ritter geglaubt, trotz ihrer Einrede, hätte ſie gebüßt um die Hälfte ihrer Waare und mit Schrecklichem gedroht, wenn ſie wieder in ſeine Hände fielen. Er wolle den Trotz brechen in dieſem Lande, habe er geſagt, wolle es dahin bringen, daß keiner ſich rege und bewege ohne ſeine Erlaubniß; ja der Adler, der auf den Flühen horſte, müſſe zinſen für den Platz zum Neſte; die Gemſe, welche weide im Bergthal, müſſe das Recht dazu bei ihm erkaufen. Er wolle zeigen, wem das Land gehöre von der höchſten Bergſpitze weg bis in des Sees tiefſten Grund, er wolle der Herrgott im Land ſein, und wer vor ihm ſich nicht beuge, deſſen Haupt ſolle nicht mehr lange auf dem Nacken ſitzen. Sie ſollten gehen und ſolches verkünden da oben in den Thälern, die Zeit der Geduld ſei ausgelaufen, jetzt ſei die Zeit des Gerichts gekommen, und dieſes Gericht werde er zu halten wiſſen als kaiſerlicher Vogt, daß die Berge erbebten und die Sterne am Himmel flöhen, ſo weit ſie könnten.

Die frommen Leute entſetzten ſich über ſolche Frevelreden, und es wäre ſchwer zu entſcheiden geweſen, was ſie mehr empörte, die gottesläſterlichen oder die frevelnden Reden gegen ſie und ihre Freiheit. Die Schwächeren bebten vor ſolchen, welche ſich über das Recht erhoben, über Gottes Ordnung, über Gott ſelbſt; die Stärkeren knirſchten über den Uebermuth, der Gott und Menſchen Hohn ſprach. Beides iſt zumeiſt bei einander, denn wer ſeine Brüder, die er ſieht, nicht ehrt und liebt, wie kann der Gott ehren und lieben, Gott, den er nicht ſieht? Ein finſteres Zürnen, eine ſchwarze Gewitterwolke wälzte ſich über ihre Seele, aber wie es oft lange geht, ehe es blitzt aus der ſchwarzen Wolke und wie es wiederum oft lange geht, ehe nach dem Blitzen das Donnern

vernehmbar wird, ſo lagert ſich oft ein ſchwarzes Zürnen über die Seele, aber Gedanken blitzen noch nicht auf, aus dem Gedanken donnert es nicht, das Feuer ſchlägt nicht ein, die Reibung hat das Gewitter noch nicht zur Reife gebracht, das Feuer iſt noch nicht heiß genug, die dunkeln Wände noch nicht durchgerieben, nicht durchgebrannt, die Entladung nicht ſattſam vorbereitet. Solche Frevler, welche Gott verhöhnen und die Völker in ihrem Innerſten und Heiligſten quälen, ſind zu allen Zeiten aufgetaucht in allerlei Geſtalt, je nach Ort und Zeit, vom Kaiſer weg bis zum Schulmeiſter, vom Tamerlan und Timur weg bis zum Zeitungsſchreiber oder Seeräuber, und oft ging es lange, ehe die Völker zum Bewußtſein kamen, zur Einſicht, um was es eigentlich zu thun ſei, bis es blitzte, donnerte und einſchlug. Gott wird wahrſcheinlich meinen, es thue Noth, den Menſchen zu Zeiten zu erinnern an ſeine beſten Gaben; und was man von Gott hat, das merkt man erſt ſo recht, wenn man meint, es ſei verloren oder doch wenigſtens faſt gar. Dann ſucht man es wieder, ſetzt dafür Leib und Leben ein, und hat man es wieder, ſo wahret man es mit neuer Treu und Freude.

Zu den Erzählungen der Kaufleute hatte Tell nichts geſagt, aber heiß hatte es geglüht in dem mächtigen Manne, daß er ſchlaflos auf ſeinem Lager ſich wälzte, und vor dem erſten Schimmer des Tages draußen die Kühle ſuchte. Als die Kaufleute zum Aufbruch ſich rüſteten, und ängſtlich nach den Gefahren des Weges fragten, verſprach ihnen Tell ſtatt weiterer Auskunft ſein Geleite; deß waren ſie ſehr froh geweſen, doch deſto mehr erſchrak des Tellen Weib. Sie kannte die bedenkliche dunkle Farbe, welche des Morgens über Berge und Wälder liegt, wenn um Mittag oder auf den Abend der Föhn kommen will, ſie hatte des Mannes Zorn bemerkt, und wußte wohl, daß die enge Gotthardsſtraße von des Vogts gierigen Knechten wie ein Vogelſchlag benutzt wurde, in welchem ſie Reiſende fingen und rupften. Das Letztere beſonders

machte ihr schwer, als der Mann das Geleite versprach; sie hatte es auch, wie König David, sie wußte ihn lieber in Gottes Hand, als in der Menschen Hände.

Doch sie war des Tellen Frau, ihre Angst äußerte sie mit Worten nicht, bittend bloß sah sie ihn an, als er wegging, und dicht an ihm stund mit dunklen Augen sein Bube. Tell verstund diese Sprache, die eine Hand legte er auf des Buben Haupt, die andere reichte er der Frau und sagte: „Leb wohl, Betli, wahre Haus und Kinder und Angst um mich habe nicht. Es ist bös Wetter im Anzuge, die armen Leute fürchten sich, wollen nicht bleiben und sind fremd im Gebirge. Vor Schaden muß ich sie wahren; du weißt, kann's einer, so ist's der Tell; wenn es dunkelt, bin ich, so Gott will, wieder heim."

Trotz dieser tröstenden Rede hatten sie den Tag über schwer um ihn gebangt, sie hatten des Vogts Reisige gen Altdorf eilen sehen; ein Wetter war losgebrochen, so heiß und wild, wie sie in Uri selbst selten sind, und lange schon war's dunkel geworden und noch fehlte der Vater, leer war sein Sitz am Feuer, darum die große Freude, als er endlich kam, gesund und wohlbehalten. Sonst war solch Bangen und Freuen beim Gehen und Kommen nicht alltäglich, die Gemüther waren gesund, die Kräfte erprobt und bewährt und groß noch das Vertrauen zu dem, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt. Wie oben schon angeführt worden, erzählte Tell die ausgestandenen Gefahren, welche das Wetter ihm auf dem Heimwege bereitet hatte und wie er allen glücklich entgangen. Als seine Frau ihn frug, ob des Vogtes Knechte ihnen nicht begegnet seien, antwortete er, daß sie allerdings an ihnen vorbei gekommen, aber weiter sagte er nichts, und niemand frug weiter.

Wirklich hätte er auch nicht viel sagen können, denn die Knechte hatten die Kaufleute nicht angefochten. Freilich schienen sie anfangs Lust dazu zu haben, waren still gestanden,

als ſie die Wanderer kommen ſahen und blieben flüſternd ſtehen, als dieſelben längſt vorüber waren, aber etwas unternahmen ſie nicht. An den Tell wagten ſie ſich nicht. Kühn mußte allerdings der ſein, welcher den Tell, der bekannt war überall und ſtaunend angeſehen ward überall, wie zu allen Zeiten angeſtaunt wird, wer durch ſeine Thaten und ſein Weſen ſich berühmt oder berüchtigt gemacht, ſich geadelt oder geſchändet hat, angreifen wollte. Darin bloß liegt ein Unterſchied, daß in kranken Zeiten ein Verbrecher bewundert wird einem Helden gleich, daß das Laſter zur Nachahmung nicht bloß reizt, ſondern zur Nachahmung empfohlen wird, als ob es die höchſte Tugend ſei, daß man dem Laſter mit Schmeicheln und Gewalt die Rechte erwerben und ſichern will, welche ſonſt die Tugend hatte. Gerne hätten Geßlers Knechte die Kaufleute vollends geplündert, ſie hätten keine Strafe gefürchtet, ſie wußten wohl, daß bei ſchlechten Herren ſchlechte Knechte immer ſtraflos ausgehen, aber ſie fürchteten, wie geſagt, den Tell. Seinem Bolzen entfloh kein Gewild, ſeinem Arme widerſtand kein Mann, und wenn ſie todt oder verſchmachtend in den Abgründen lagen, ſo wurden ihre Klagen noch viel weniger gehört und halfen nicht mehr als Klagen geplünderter Kaufleute. Das hatten ſie bedacht und waren fürbas gezogen, aber tief fraß ſich der Groll in ihre Herzen, daß ſolche Dämme ihrer Gelüſte im Lande ſeien. Solche lebendige Dämme knechtiſcher und herriſcher Gelüſten waren von je allen Despoten und ihren Knechten verhaßt als die Steine, woran ihre Begehren ſich ſtießen; zu ihrem Wegräumen verſuchten von je Despoten und Knechte jedes Mittel, und wo es gelingt, wo dieſe Männer fallen, da ergießt ſich der Waldſtrom herrſchaftlicher und knechtiſcher Gier verwüſtend über das ſchöne freie Land, bedeckt es mit ſeinem wüſten, alles Leben tödtenden Gerölle.

Der Sturm war verrauſcht, die Waſſer verlaufen, klar der Himmel und ſilberblank der hehrſte See im Schweizer-

land. Die Alpfahrt mit den Heerden nahte und vor der Thür ſtand der Luzerner Markt, wo im Frühjahr viel junges Vieh gekauft wird, damit die Alpen gehörig abgeweidet und die Lücke erſetzt würde, welche im Herbſt durch den Verkauf von älterem Vieh entſtanden war. Auch Tell rüſtete ſich zur Niederfahrt nach Luzern, legte zuſammen, was er drunten zu verkaufen gedachte: Felle von geſchoſſenem Wild, fette Schafe, überflüſſige Wolle und Kleinigkeiten noch dazu. Ihm ging ſchweigend ſein älterer Knabe zur Hand, brachte herbei, half ordnen mit verſtändigem Sinn, warf nur hier und da einen ſeiner ſehnſüchtigen dunkeln Blicke auf den beſchäftigten Vater. Als alles geordnet war, der Abend da war hell und lauter, dem Geſichte eines ehrlichen Mannes gleich ohne Schatten oder allzu freundliche Freundlichkeit, ſo daß man glauben konnte, er ſei morgen der gleiche wie heute, ſo ſagte Tell ſeinem Knaben: „Faß alles wohl ins Auge, daß nichts vergeſſen wird, du kommſt mit, mußt Acht haben auf alles.“

Da glühte es dem Knaben vor ſeiner Seele, wie die Sonne glüht, wenn ſie aufgeht am dunſtreichen Himmel. Noch nie war er in Luzern geweſen, hatte ſo oft erzählen hören von der Pracht dieſer Stadt, eines großen Marktes Herrlichkeit; daß ihm Luzern, von dem die Knechte ſprachen und hie und da eine Magd, die glücklicher geweſen war als die andern, welche dieſe Herrlichkeit auch nie geſehen, und der Himmel, von welchem ihm die Mutter ſprach, und auch der Vater oben auf den Gräten und Weiden, wenn ſie einſam waren, faſt als gleich ſchön, gleich begehrenswerth vorſchwebten, mit dem Unterſchiede jedoch, daß ihm einſtweilen das Begehren nach Luzern näher und dringender an der Seele lag, als das Begehren nach dem Himmel.

Was in der Welt iſt, denken und wünſchen die Kinder ſich nahe, zwiſchen ſich und dem Himmel denken ſie ſich einen weiten, weiten Zwiſchenraum; wie raſch auch dem Kinde die Welt vergehen kann und wie wohl ihm wäre, wenn dann

zwiſchen ihm und dem Himmel keine Kluft wäre, das denkt halt die Jugend nicht, wenn die Alten es nicht lehren mit Wort und Beiſpiel.

Neun Stunden lang iſt der See, Bürgeln liegt eine Stunde vom See entfernt, wer alſo von dort den Markt zu Luzern beſuchen will, darf nicht erſt am nämlichen Tage nach dem Morgenbrod ſich aufmachen, ſondern bald nach dem Abendbrod am Tage vorher muß er ſich zur Abfahrt rüſten. Die Stunden genau abmeſſen darf er nicht; der Schiffer weiß, wie oft es auf dem Waſſer etwas Ungeſtümes giebt, welches Gott ſchicket, der Menſch nicht wenden kann, nur mit Geduld und großem Zeitverbrauch es überwinden muß.

Wie doch ein Markt einem gewaltigen Wirbel gleicht! Wie der Wirbel die Waſſer an ſich zieht weit in der Runde, ſie durch einander dreht, wie der Seiler den Hanf, bis tief hinunter in den Grund, dann wieder ſie auswirft und in die Ferne ſtößt, ſo ein Markt die Menſchen. So wird auch das Reußthal ſo hoch oben in den Bergen lebendiger, wenn Markt iſt unten am See in Luzern, von des Gotthards breitem Fuße zieht es Menſchen her zu Gewerb und Gewinn. In Altdorf häufen ſich ſchon die Menſchen und in Flüelen regen ſich die Schiffe, rüſten ſich, drängen ſich heran zur Aufnahme der Marktleute und Marktwaaren. Man ſparte zu den Waaren die Leute nicht, die Hirten waren noch nicht auf den Bergen und gönnten ſich gerne noch einen luſtigen Tag im Gewühle, ehe ſie zogen in die luftige Einſamkeit auf hoher Alp; und je mehr Menſchen mit den Waaren gingen, deſto ſicherer waren beide, Waaren und Menſchen.

Spät war's ſchon, als Tell zu dem Schiffe kam, welches ihn tragen ſollte, er war viel angeſprochen worden und wußte, daß ſein Knabe, der voraus war, treue Hut halten werde, darum eilte er nicht ſo. Die Sterne leuchteten am Himmel, deſto ſchwärzer ſtiegen die Berge gen Himmel, gen Oſten ſchien eine ſchwache Glut über den Bergen zu glimmen, leiſe

kräuſelte ſich der See, ein kühler Wind ſtrich über deſſen Fläche und einförmig klatſchten die Wellen um die Schiffe und an des Strandes Rand.

Hoch ſchlug des Knaben Herz, den Vater konnte er kaum erwarten, kaum erwarten, bis das Seil gelöst, ein kräftiger Ruderſtoß das Schiff vom Sande ins Waſſer trieb. Endlich war's erlebt, Tell ſaß am Steuer, regierte es mit kräftiger Hand und ſteuerte dem ſchwarzen dunkeln Schlunde zu, wo himmelhoch die Felſen ſich thürmten, ſchwarz zwiſchen ihnen der See, einem ungeheuren Grabe gleich. Neben ihm ſaß der Knabe, über den See her tönte hier und dort ein wildes Jodeln oder ein Schifferlied ward vernehmbar. Da hob ſich der Mond über die Berge, groß und klar, wie ein Auge Gottes. Eine Fülle des Lichts ſtrömte von ihm aus, ſilbern glänzte der See, aus dem ſchwarzen Grabesſchlunde war ein lichtes ſilbernes Feld geworden, einem Gefilde des Himmels vergleichbar. So wandelt das Licht von Oben die Finſterniß um in heitere Helle, ſo geſtaltet ſich ſo oft dem Menſchen, was wie ein gähnender Abgrund vor ihm ſteht, in liebliches Geſchick, in eine Kette freundlicher Tage: ſo führt ja auch das ſchwarze Grab zum ſtrahlenden Throne Gottes. Nun ſchaute der Knabe die Herrlichkeit, ſchmiegte an den Vater ſich, der den Anblick ſchon oft gebabt, aber immer wieder ſein Auge freudig tränkte in dieſer Pracht. Luſtig tanzten leichte Schiffe auf den hellen Wellen, während dunkle große Barken tiefe Furchen zogen ins ſilberne Feld. Da quell es dem Tell bitter herauf aus den Tiefen ſeiner Seele. Von Kindheit an hatte er den See befahren mit leichtem, muthigem Herzen. Kein Frevel laſtete auf ſeinem Gewiſſen, kein Kummer hatte ſeine Seele geplagt, freudig betete er in ſtiller Nacht zu dem Gott, deſſen Macht ſo herrlich ſich geoffenbaret über dieſem Lande. Noch war die Macht des Herrn die gleiche, lag vor ihm in herrlichſtem Glanze und er war der Tell geblieben, ſeine Hände waren rein, kein im Verborgenen begangener

Frevel wuchs drohend dem Tageslichte zu und doch lag es schwer auf seiner Seele, und das Auge, welches sonst so klar aufsah zum Vater über den Sternen, blitzte düster über den See, die Dankopfer eines frommen Herzens wollten nicht aufsteigen von dem Altare, wo sie sonst so hell und freudig brannten. Wo er hinsah, sah er den östreichischen Vogt, der diese Herrlichkeit Oestreich zu eigen machen wollte, es dahin gebracht hatte, daß der freie Mann nicht mehr sorglos über seine Berge steigen, nicht mehr ungeneckt und unbekümmert befahren durfte seine Seen.

Wie wenig Galle einen Becher süßen Wassers bitter macht, so vermag ein einziger Mensch das Leben eines Hauses zu trüben, ein Mann in hoher Stellung kann zur Galle werden, welche ein Land verbittert, kann zur Ursache werden, daß die Mutter weint, wenn sie auf die Kinder sieht, alles Lachen vom Vater weicht, die Kinder zur Schaar scheuer Rehe werden, die zagend sich bergen bei jedem Geräusche, der Jäger zornig in des Bogens Sehne greift, des Schiffers Auge düster über die Ufer schweift: daß es sich lagert über's ganze Land wie schweres trübes Regenwetter bei wallenden reifen Aehren. Aus dem trüben finstern Sinnen weckte den Vater der Knabe. Lange war auch dieser in Staunen versunken, war nur Auge gewesen, hatte an's Reden nicht gedacht, keine Neugierde hatte in ihm sich geregt. Als sie aber herauskamen aus dem mystischen Urnerarm des Vierwaldstädter See am Mythensteine vorüber, der so wundersam herausragt aus dem See, und erzählen könnte, wie es war, als das Felsenthor, welches die obern Gewässer verschlossen hielt, aufsprang, und vom Gotthard her die Fluth hinausdonnerte in's große weite Becken den tiefern Thälern zu, als sie rechts hinauf nach Brunnen sahen, dort reges Gewühle am Strande, da die Urnerschiffer den Schwyzern ihre Uhr waren, welche ihnen kündete die rechte Stunde zur Abfahrt an den Luzerner Markt: da frug der Knabe den Tell, wo sie seien, frug nach dem neuen Ge-

lände, welches seinen Blicken sich erschloß. Der Vater riß sich auf aus seinen Träumen, seines Kindes Stimme hatte doch noch mehr Gewalt über ihn als der düstere Geist, der in's Land gekommen war. Er begann dem Knaben die Orte zu nennen, an denen sie vorbeifuhren, die Berge, welche ihre Schatten warfen in den See, die Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer sichtbar wurden in des Mondes freundlichem Scheine. Er zeigte ihm Unterwaldens dunkle Gestade und näher schmiegte der Knabe sich an den Vater und der Vater fühlte, was den Knaben bewege, was er erwarte.

„Das ist das Gestade von Unterwalden," sagte Tell, „im Schatten liegt es jetzt, aber freundlich ist's am Tage, freundlich, wie es wild oben im Lande ist. Wohl haben wir in Uri die höhern Berge, die gewaltigern Felsen, aber so nächtlichen, feuchten, grausigen Wald haben wir nicht. Rasch strömt das Wasser von unsern Flühen durch die wilden Bäche, es versetzt sich nicht in Sümpfen in düsterm Walde wie in Unterwalden. Grausiger aber als jetzt war's vorher; bei Mannsgedenken ist viel ausgehauen worden und manch braver Mann hat einen Flecken trockenen Landes dem nassen Walde abgerungen und erbeutet."

„In dem Walde da oben, wo nach der Sündfluth lange noch Wasser wird geblieben sein, setzte kein Mensch seinen Fuß, keiner wußte, was in demselben war, aber näher demselben baute man sich an. Wie die Menschen sich mehrten, kürzten sie den Wald, dann ward der Boden trocken, bis an des Waldes Rand weidete das Vieh, lagerte sich in dessen Schatten. Aber was dort sich lagerte, kam selten alles auf die Weide mehr zurück, es war, als sei einer da oben im Walde, der den Zehnten nehme von dem, was in seinem Schatten sich gelagert hatte, als ob auch ein Vogt da oben sei, der nehme, was ihm nicht gehöre. Da wachten einmal kühne Hirten bei den Thieren manche Nacht umsonst, aber als es einmal recht finster war, hörten sie ein schauerlich

Schleifen, als ob man langſam großes ſchweres Holz durch dichtes Gebüſche ziehe, hörten ein Tönen, als ob Föhnſtöße rauſchten durch eine enge Schlucht; und zu glühen begann es durch die Gebüſche, wie es glüht, wenn ein Kohlhaufen einfällt und die Glut zu Tage kömmt. Entſetzt flohen die Hirten, am andern Morgen kam das Vieh wiederum gezehndet zur Weide, da gingen andere Männer hinauf zur Wache, doch wieder manche Nacht umſonſt. Endlich hörten die das Schleifen und das Schnauben und allmählig glühte auch das Funkeln durch die Gebüſche, von dem die erſten ſo Schreckliches erzählt hatten. Die Männer flohen nicht, ſie ſpannten ihre Bogen, ſchwangen ihre Speere, ließen die Waffen ſauſen, aber die Glut erloſch nicht, das Schnauben verſtummte nicht, raſcher kam es näher, feuriger flammte die Glut, umſonſt flogen auf's neue Bolzen und Speere, jetzt hörte man deutlich, wie ſie klirrten, als ob ſie einen Panzer getroffen. Da erſchraken die Männer, jetzt wußten ſie, daß das ein Drache war. So lange Leute im Lande wohnten, ging die Sage, in dem ſchwarzen feuchten Walde hauſe ein Drachenpaar, aber lange, lange hatte kein Menſch die Thiere geſehen, man dachte nicht mehr, daß ſie noch ſeien. Da verbreitete ſich Schrecken im Lande, das Vieh trieb man nicht mehr herauf an den Wald, niemand wagte ſich in deſſen Nähe, der Wald ward zum gefeiten Orte, den jedermann floh; daß ein Drache außerhalb demſelben ſich zeigen könnte, daran dachte man nicht."

„So verſtund dies aber der Drache nicht; das Innere des Waldes hatte er ausgeweidet in ſeiner Gier, an die Rinder an den Rändern hatte er ſich gewöhnt, ſeiner Gier konnte er nicht Schranken ſetzen, das einmal Gewohnte nicht miſſen. Darum trieb es ihn über ſeine Gränzen, trieb ihn den Rindern nach, trieb ihn ſelbſt am Tage heraus, als man des Nachts die Rinder vor ihm zu verwahren ſuchte. Da ſah man ihn, und Menſchen und Vieh graute vor dem ſcheußlichen Lindwurme mit dem dicken Schlangenleib auf kurzen

Vorderfüßen, deſſen Augen Feuer ſprühten, deſſen Tatzen doppelt ſo gewaltig wären als Bärentatzen, dem wüſte kurze Flügel auf dem Rücken ſtunden. Tapfere Männer wagten ſich hinaus, ihn zu beſtehen, aber keinen ſah man wieder und immer mehr zagten die Leute, mieden in immer weiterm Umkreiſe den Wald und deſſen Nähe. Aber je mehr die Menſchen ihn mieden und flohen, deſto frecher ward der Drache, verließ den Wald, pflanzte ſich in die Nähe des Weges, der von Obwalden nach Unterwalden führt, eine Höhle war ſein Schloß, er aber ward die Plage des Landes. Die Menſchen zitterten und bebten, das Vieh war in den Niederungen nicht ſicher, es war keine frohe Stunde mehr über dem Lande, und wenn ſchon viele tapfere Männer waren, welche weder vor Menſchen noch Thier ſich fürchteten, an ein ſolch nie geſehen Unthier, welches jeder Waffe widerſtund, wagte keiner ſich mehr. Weit herum wurde das Elend bekannt, aber kein Retter fand ſich, ja die Leute mieden Unterwalden und das Land ward arm. Da kein Menſch helfen konnte, wandten die Leute ſich zu Gott, und alle Abend zur Veſperzeit war ein Gedränge in und um die Kirche zu Stanz, und keiner kam, der nicht inbrünſtig betete und gelobte, was in ſeinem Vermögen ſtand. Und eben als ſie einmal ſo gebetet hatten, ſahen ſie plötzlich mitten unter ſich einen gewaltigen Mann, größer als Alle, die da waren, und als ſie ihn recht anſahen, da war er ihnen wohl bekannt. Es war der Struth aus dem Geſchlecht der Winkelriede; ſo lange Leute im Lande waren, ſo lange waren auch die Winkelriede da, und wo es hieß, hier ſei ein Winkelried, da wußte man, es ſei ein Mann und Held, Freunde könnten ihm trauen, Feinde hätten zu zittern. Das merke dir, Bub, jeder Name hat einen Klang, auch der unſere hat einen, und zwar einen mächtigen und guten, an dir iſt's, ihn zu wahren, wenn du an's Steuer kommſt, wo ich jetzt bin. Und trotz dem wichen die Menſchen von dem Struth, als ſie ihn erkannten, denn auf ihm lag ſchwere Blutſchuld, um de-

retwillen er das Land Jahre ſchon gemieden. Er hatte im Zorn einen Mann erſchlagen, der böſe Worte ihm zugemeſſen hatte, darum war er dem Tode verfallen, weil, wer ſeines Zornes nicht Meiſter iſt, der gefährlichſte Feind der Menſchen iſt, nach dem Maaße ſeiner Kraft."

„Als ſcheu Alle wichen von dem mächtigen Manne, und doch alle Augen auf ihn gerichtet blieben, da ſprach er: Liebe treue Landsleute, nicht aus Trotz bin ich gekommen; aber in fernem Lande, jenſeits der Berge, habe ich euer Elend vernommen. Alſobald habe ich mich aufgemacht. Ich war krank im fernen Lande, meine Seele war daheim auf den Bergen, auf dem ſchönen See, ſie nagte am Leibe, um frei zu werden, um heim zu kommen in's Land meiner Väter, ſchweifen zu können über Berg und Thal in Sonnenſchein und Schnee, was dem Leibe verboten war. Nun bin ich da, will mein Leben wagen an den Wurm, der euer Elend iſt. Sterbe ich, ſo ſterbe ich mit Freuden in meinem Lande. Wo meine Väter begraben ſind, dahin thut auch meinen Leib, zu den Seelen meiner Väter wird Gott meine Seele nehmen. Siege ich, ſo laßt ihr mich leben im Lande und nehmt den Drachen als Löſegeld für meinen Leib, dann wird meine Seele wieder froh. Sorget nicht, daß ich neue Gewaltthat übe; nicht heim dürfen, iſt mehr als ſterben, ich hab's empfunden. Als der große Mann ſo geſprochen hatte, da hob das ganze Volk die Hände auf und lobte Gott, und Alle gingen wieder hinein in die Kirche und beteten mit Inbrunſt und Andacht um Gelingen und Sieg."

„So wie der Morgen graute, lange ehe die Sonne kam, machte der Held ſich auf und ging dem Drachenneſte zu, ehe das Unthier von der nächtlichen Fahrt heimgekehrt war. Niemand folgte ihm, aber da war in Stanz kein Mund, der nicht gebetet hätte zur ſelbigen Stunde. Alleine ging er durch das Ried, an ſeiner Bruſt hing ſein Schild, an der Seite das Schwert, in der Hand trug er den Speer mit

einem Wulſt ſtarker Dornen vorn umflochten. Er war ruhig und muthig, denn er war zum Sterben bereit, aber wie er ſpähte, das Unthier zeigte ſich nirgends. Da ſchnaubte es plötzlich am Felſenrand, und auf ihn nieder ſtürzte der Drache, der, vergeblichen Streifens müde, auf die Lauer ſich gelegt hatte. Struth bebte nicht, mit ſtarker Hand ſtieß er den Speer in des Wurmes weit geöffneten Rachen, und während dieſer würgte und biß am Dornenſtrauch, hatte er raſch das Schwert zur Hand, ſtieß es in die Weiche des Halſes und ſchnitt dem letzten Drachen, der geſehen ward, das Leben entzwei."

Größer als der Jammer geweſen, war im Lande der Jubel. Umgänge wurden gehalten, Gelübde erfüllt, ein neues Leben ſtrömte durch Alt und Jung. Sterbende erhölten ſich wieder, Kranke wurden geſund. Der Held alleine, von dem nächſt Gott alles kam, ſiechte dahin, und nach wenigen Tagen hatte das Leben ihn verlaſſen. Drachenblut, das ſeinen Leib beſpritzt hatte, hatte das Leben aufgezehrt. Aber freundlich ſoll er geſchieden ſein und Gott geprieſen haben, daß er ihm vergönnt, ſeine Schuld zu ſühnen und im Lande den Tod des Helden zu ſterben, von dem noch Kind und Kindes Kind ſprechen würden, als einem Winkelried und tapfern Manne."

Während der Tell in gemeſſener Rede alſo ſprach und an ſeinem Munde der Knabe hing, war die Nacht vergangen, der Morgen dämmerte, hell ward's im Oſten. „Vater, dort, faſt wo die Sonne kommen will, wie heißt der Ort?" „Dort iſt auch ein Drachenneſt," antwortete der Tell, „der Drache lebt aber noch, und verpeſtet das Land." „Iſt's Küßnacht, Vater?" frug leiſe der Knabe, „lebt kein Winkelried mehr?" „Stille, mein Knabe," ſprach der Tell, „führe nicht vermeſſene Reden, ſolche Drachen zu erſchlagen hat Gott ſich ſelbſten vorbehalten."

Es verſtummte aber die Rede auch von ſelbſt, denn nun

ward es lebendig auf dem See. Aus all den Buchten des langen Sees flogen Schiffe um Schiffe dem Markte zu, daß wenn auch der See breiter war als irgend eine Straße, so war doch faſt ein Gedränge, wie man es auf Straßen findet, die in eine Hauptſtadt ſich münden. Zudem hob aus den Waſſern ſich, einer Meeresjungfrau gleich, die Stadt Luzern, und weithin ſtrahlten die goldenen Spitzen der Thürme.

Während der Vater ſtark und ſicher das Schiff durch das Gewühle lenkte, ſtaunte der Knabe über die Pracht der Stadt, die unermeßlich ihm vorkam, wie klein in Wirklichkeit ſie auch iſt. Aber für Groß und Klein giebt es gar verſchiedene Maßſtabe in der Welt, und ein ganz anderer liegt im Auge des Kindes als im Auge des Mannes. Mit dem eigenen Wachſen wächst auch der Maßſtab für die Dinge der Welt, die Gegenſtände werden kleiner, je höher empor der Menſch ſich ſtreckt. So ſoll es auch ſein, und wohl dem Greiſen, an deſſen Maßſtabe endlich die Dinge der Welt ganz klein geworden ſind, weil derſelbe ſich entfaltet hat, zu meſſen die unendlichen Dinge, zu faſſen die Herrlichkeit Gottes, und wie er ſich auch ausdehnt, es immer deutlicher erkennt, daß weit hinaus über alles menſchliche Gedenken reicht des Herrn Majeſtät. So ſoll es ſein, und wehe dem, bei dem es umgekehrt iſt, der kindiſche Maßſtab für die Dinge der Welt ihm geblieben iſt, ja gar die Dinge wachſen im Maaße als die Seele zuſammenſchrumpft und ihr Maßſtab ſich zuſammenzieht.

Es brauchte Tells ſtarke Hand und Kunſt, um ungefährdet zu landen im Gedränge und einen Platz zu gewinnen, wo er ſeine Ladung bequem an's Land ſchaffen konnte. Wer doch ſo ein Marktgewühl ſehen könnte, wie es im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu Luzern zu ſehen war! Da ſah man die gewaltigen Söhne der Berge in ihrer maleriſchen Tracht, ſtark, bärtig, alle wohl bewaffnet, namentlich ſeit den öſtreichiſchen Plackereien, ein Schwerdt an der Seite, den

Bogen am Rücken, einen Speer oder Stab mit eiserner Spitze in der Hand. Diese Männer, gerüstet wie zur Schlacht, jagten Lämmer auf den Markt, trugen Felle zu den Kaufleuten, verrichteten alle die scheinbar kleinlichen Geschäfte, welche man noch heutzutage die Marktleute verrichten sieht. Daß Männer, die so Kleinliches beschickten, befähigt sein könnten zum Größten, daran dachte man nicht. Dieser Irrthum kostete Oestreich sein bestes Blut. Die Schweizer, wie ehedem die Römer, gaben der Welt die Lehre, daß nicht darin das Größte liege, daß man nur einer Beschäftigung sich ergebe und die übrigen verachte, sondern daß darin das wahre Heldenthum bestehe, daß man das Kleine und das Große, alles was in's Leben der Männer hineinragt, zu bewältigen wisse mit gleichem Geschick, und es beschicke mit der gleichen Treue, mit der Treue, die aushält bis in den Tod.

Im Gewühle sah man die Farben Habsburgs oder Oestreichs, denn Luzern war von dem Abte zu Murbach diesem Hause zu eigen verhandelt worden. Bedeutende Zölle und Marktgebühren hatte es da zu beziehen, und Albrecht, von Natur habsüchtig, hatte befohlen, mit aller Strenge das Möglichste zu beziehen, d. h. lieber viel zu viel, als etwas zu wenig. So etwas braucht selten zweimal befohlen zu werden, und solche Befehle haben gewöhnlich noch das Eigenthümliche, daß die Vollzieher derselben dadurch sich berechtigt glauben, dieselben mit der größtmöglichen Grobheit zu vollziehen. Diese Eigenthümlichkeit war schon damals eingebürgert in der Welt und glänzt noch heutzutage in völliger Jugendfrische, daß man glauben sollte, sie blühte erst neu auf. Sie scheint wirklich eins von den seltenen Dingen zu sein, welche nicht veralten können, sondern, wenn auch alt, doch immer gleich jung und frisch bleiben sollen unter den Sterblichen.

Landjäger und Gensd'armes hatte man damals nicht, Söldner, Kriegsknechte verrichteten diese Dienste, aber versteht

ſich, nicht wenige grob, und wenn ſie einen Landmann plagen konnten und ängſtigen, ſo ſparten ſie es nicht, denn nicht nur ihre Herren, ſondern auch ſie, die Knechte, verachteten ſolche gemeine Bauern gründlich. Doch trieben ſie es an den großen Markttagen nicht auf das äußerſte: es waren der bärtigen Männer mit ſtarken Armen und guten Schwerdtern zu viele da, um Unbill auf das äußerſte treiben zu laſſen.

Dem Knaben, der ſo keck und kühn neben dem Vater durch wilde Heerden ging, im grauſigſten Felſenthale niemals bangte, dem ward jetzt im Gedränge der Menſchen beklommen zu Muthe. Unabſehbar wogte um ihn der Menſchenſtrom, unermeßlich ſchien er ihm, fremd waren ihm die Geſtalten, welche vorüber eilten, unheimlich der Lärm zuſammengefloſſen aus dem Brüllen der Thiere, dem Geſchrei der Menſchen; lieblich dagegen der Donner fallender Lawinen. Scheu und wild hielt er ſich am Vater, und ſchon kamen ihm die Gedanken, wie lange es ſei bis am Abend und wenn's doch nur Abend wäre, der Vater wieder am Steuer, die Knechte an den Rudern, das Schiff plätſchernd im See.

Aber noch war es lange bis zum Abend, und viele Geſchäfte hatte der Vater. Des Kaufens und Verkaufens ſchien kein Ende zu ſein; ganz anders hatte der Knabe ſich die Freuden dieſes Tages gedacht, wie oft geht es nicht ſo im Leben! Auf dem Viehmarkt floß ihm die Zeit am ſchnellſten vorüber. Er hatte Freude an den Einkäufen des Vaters, beſchaute ſelbſt vom Kopf bis zum Fuß jedes Haupt, um welches der Vater handelte. Er wußte, die Sache kam einmal auch an ihn, und je früher er den Werth oder Unwerth der Dinge kannte, mit deſto geringerem Lehrgeld konnte er ſich abfinden mit der Welt. Das iſt ein Ding, welches viele Weltweiſe viel ſchlechter begreifen, als ein ſchlichter Schweizerbub, müſſen nicht bloß Leib und Leben, ſondern Leib und Seele als Lehrgeld laſſen und endlich ſcheiden aus der Welt, und haben nichts gelernt, als am Ende die Wahrheit: daß

ſie ihr Leben an die Welt verſpielt. So ein rechter Schweizerbub hatte aber mehr zu lernen, als man es ſich denkt, wenn er ein rechter Schweizermann werden wollte: tüchtig zu Berg und Thal, in Haus und Feld, in Krieg und Frieden, ein Held in allen Dingen, d. h. fähig, treu zu ſein im Kleinen und im Großen, und bis in den Tod.

Aber als der Vater ſeinen Bedarf eingekauft hatte, die Knechte das junge Vieh zuſammentrieben (heutzutage läuft es von ſelbſt zuſammen) und wegführten, da kam das Sehnen nach heim ſtärker wieder. Es war ihm wie ein Stich in's Herz, als der Vater ſich nicht dem Schiffe, ſondern der Stadt zuwandte, wo er noch viele Geſchäfte hatte. Je tiefer ſie kamen in die Stadt hinein, deſto enger um's Herz ward's dem armen Knaben. Da hinaus fänden ſie ſich nimmer, dachte er. Allemal, wenn in einem Hauſe Tell verkehrt hatte, hoffte der Knabe, der Vater werde zurück zum Schiffe ſich wenden, und wenn er dann noch weiter ging in die enge Stadt hinein, dann zog ſich auch ſein Herz enger zuſammen, daß kaum der Athem mehr Platz hatte zu Aus- und Eingang. Endlich frug der Knabe, als Tell noch einmal tiefer hinein in ein Gäßchen bog: „Vater, gehſt noch weiter?“ Als Tell es bejahte und hinzuſetzte, daß er noch mehreres zu beſchicken hätte in dieſem Theile der Stadt, ſo frug der Knabe: „Soll ich deiner hier warten?“ Tell antwortete: „wie du willſt, oder willſt zurück zum Schiffe?“ „Nein,“ ſagte der Knabe, „ich warte hier.“ Der arme Knabe! Ihm graute, mit dem Vater durch die Stadt zu gehen; wie hätte er es allein verſuchen ſollen? An dieſe Angſt in ſeinem Kinde dachte diesmal wirklich Tell nicht, ſo gut er den Knaben ſonſt kannte, und ihn hier allein zu laſſen, bedachte er ſich ebenfalls nicht, hatte er den Knaben doch ſchon ſo oft an wilder Fluh auf den Anſtand geſtellt, halbe Tage ihn dort gelaſſen, und der Knabe hatte weder den Stand verlaſſen, noch je die geringſte Angſt gezeigt.

Dort ſetzte ſich der Knabe vor ein Haus und ſah dem Vater nach, und mit jedem Schritte, den der Vater weiter that, zog es ſich enger um ſein Herz zuſammen; und als er ihn nicht mehr ſah, da war es ihm, als werde er zugeſchnürt ganz und gar, als gehe ihm der Athem aus, als ſei die Sonne unter, als ſei er alleine in der Welt, verlaſſen und vergeſſen für immer. Es kam ein Weh über ihn, welches er nie gefühlt, doch leuchtete in deſſen Dunkel noch die Hoffnung, der Vater werde bald wiederkehren. Unverwandt haftete ſein Auge auf dem Flecke, wo derſelbe verſchwunden war, jeden Augenblick dachte er: jetzt kommt er, jetzt muß er kommen; und wenn ein Schatten ſich bewegte, etwas Lebendiges ſich regte, meinte er, der Vater komme. Aber immer wieder wurde er getäuſcht und immer mehr verglomm ihm ſeine Hoffnung, dunkler ward ſein Auge, finſterer, ſtarrer ſeine Angſt. Hatte ihn der Vater vergeſſen, ihn, ſein lieb Kind, ihn abſichtlich vielleicht vergeſſen, ging ohne ihn heim zur Mutter, zur Heimath? Nein, das that der Vater nicht! Oder war dem Vater etwas zugeſtoßen, war er gefangen worden, weggeſchleppt, gemordet vielleicht, ſah er ihn nimmer wieder, ſollte er laufen, ihn ſuchen, erfahren, was ihm begegnet? Das durfte er nicht: Er war ſchon zu ſehr der Jagd gewohnt, um nicht bis zum äußerſten auf dem abgeredeten Stande zu bleiben. Aber was Warten ſei, Warten mit Seelenangſt im Herzen, Warten auf einen Vater an fremdem Orte; im Kerker einer unbekannten Stadt, von wo kein Weg mehr nach der Heimath zu führen ſchien; Warten auf den Vater in ſchmerzlichem Bangen, in welche Gefahren er möchte gefallen ſein, in Gefahren, die um ſo ſchrecklicher ſchienen, je weniger man ſie zu formen und zu geſtalten wußte, was ſolch ein Warten ſei, wie es endlich zur vollſtändigen Höllenpein werde, wo keine Hoffnung mehr iſt, daß es anders werde, nichts als gränzenloſe, bodenloſe Troſtloſigkeit: das erfuhr der arme Knabe, der vielleicht zwei Stunden auf ſeinem Steine ſaß,

die Augen in die Hände barg und in halb-bewußtlosem Zustande die Angst und das Weh ertrug, die über ihm zusammenschlugen.

Da hörte er einen starken Schritt dicht vor sich; unwillkürlich sah er auf, vor ihm stund der Vater! Das war nun noch ein ganz anderes Empfinden, als in letzter Nacht, wo der Mond das schwarze Grab in ein silbern Meer verwandelt hatte. Es war auch unendlich süßer, als wenn einem Blinden die Hülle von den Augen fällt, einem Tauben die Ohren aufgehen und leise und lieblich holdselige Töne sich durch die geöffneten Thore drängen. Den verlornen Vater hatte er wieder, mit ihm hatte er alles wieder, erloschen war die Glut in seinem Herzen, erloschen jede Pein, des Tellen Kind war er wieder, zur Heimath konnte er wieder! Nur wer Gott verloren hatte und ihn wiederfand, fühlt, was der Knabe empfand, als Vater Tell wieder vor ihm stand.

Der Vater hatte Mitleid mit dem blassen Knaben, der fast anzusehen war, als ob er geweint hätte, so rasch aufsprang, so fest an ihn sich schmiegte. „Lange habe ich gemacht, man weiß nie, was es giebt, darum ist immer besser, man verlasse sich nicht," sprach der Tell. „Wareſt du müde?" „Nein, Vater," sagte der Knabe, „aber mir war so bang in der engen Stadt; weiter hinein, weiter vom Schiffe weg durfte ich nicht, wollte deiner warten hier." „Was meinst du jetzt, Kind, wo bist du sicherer, beim Vater oder nahe beim Schiffe?" Nichts sagte der Knabe, aber in des Vaters Hand legte er seine Hand, und der Vater erzählte, warum er so lange ausgeblieben, wie alle Augenblicke jemand ihn angesprochen, Bericht von ihm gewollt, wie es oben gehe, und erzählt, was hier sich zutrage. Solche Ansprachen geschahen auch, während sie zusammengingen, doch immer seltener, je belebter die Straßen wurden, und wo die habsburger Farben zu schimmern begannen, da hörten sie ganz auf.

Tell eilte mit der Abfahrt. Auf dem Heimweg hatte er

noch Geſchäfte; der Himmel gefiel ihm nicht, ſo wenig als das unheimliche Weſen in Luzern, wo man es den Leuten nur zu oft anſah, daß ſie im Zweifel ſchwebten, ſollten ſie freundlicher ſein gegen die neuen Herren oder gegen die alten Freunde. Darum auch hatte er Gaſtfreundſchaft verſchmäht, begab ſich jetzt mit ſeinem Knaben zu einer Herberge, nahe bei ſeinem Landungsplatz. „Sieh, dort, jenſeits der Häuſer liegt unſer Schiff, geh, hole die Knechte, während ich das Nöthige hier beſorge.“ Da faßte der Knabe feſter des Vaters Hand und ſah bittend ihm in's Auge. Alſobald begriff der Vater, obgleich ſonſt an unbedingtes Gehorchen gewohnt, und zwar nicht bloß bei ſeinem Kinde, ſondern überall, wo er befahl, ſein Kind, und lächelnd beſorgte er erſt in der Herberge das Nöthige und rief dann mit dem Knaben an der Hand die Knechte ab, welche treu gehütet hatten und ohne Bangen; jetzt denen, die neben ihnen im nächſten Schiffe lagen, die Hut übertrugen.

Der Raum in der Herberge, oder in der Schenke, wenn man will, war groß, doch gedrängt voll. Zunächſt an der Thüre fand Tell ſeinen Platz. Es war ein ſchöner Anblick, die bunten Trachten, die ſtolzen, ehrwürdigen Männergeſichter, zwiſchen denen kühne Knaben ſaßen, ſchöne Weiber, kecke, kühne Jungfrauen, wo man geſchworen hätte, beſſer als das Weberſchiff paſſe der Morgenſtern zu ihrem blitzenden Auge, ihrem trotzigen Geſichte. Es war ein Geſumſe, ähnlich dem Geſumſe in einem Bienenkorb, ehe ein junger Schwarm in die Welt fliegt. Die Reden der Menſchen, das Klappern der Meſſer und Löffel, das Klirren der Becher brachte ein buntes Gemenge von Tönen hervor.

Vor Tell ſtund ein großer Weinkrug mit rothem Weine, wahrſcheinlich von jenſeits der Berge her, Fleiſch die Menge, ein ſchön klein Käslein, d. h. doch immer ungefähr fünfundzwanzig Pfund ſchwer, und ein mächtiger Laib Brod. Dem Brode beſonders ſprachen die Bergleute zu, deſſen kriegten ſie

ſelten daheim; der Käſe, den ſie ſelbſt mitgebracht, blieb faſt unberührt. Auch der Wein mundete ihnen, und ſie tranken ihn in ſo ſtarken Zügen, daß es Einen nicht wunderte, wenn auf ſchweizeriſchen Schießſtätten verboten ward, daß man einen Schützen, der ſieben Maaß Wein getrunken, ferner ſchießen laſſen ſolle. Während ſie am beſten an dem Imbiß waren, kamen Leute hinein, an den Farben kenntlich als habsburgiſche Söldner, doch noch mehr am üppigen ungeberdigen Weſen, das ſeltſam abſtach gegen die ruhige, ſittige, adelige Weiſe der Landleute. Sie drängten ſich nahe bei Tell an den Tiſch, lärmten ſehr, thaten ungeduldig mit der Wirthſchaft, wollten ſich bemerklich machen als die Erſten, und merkten nicht, wie eben in ſolchem Streben ihre Erniedrigung lag und die Urſache, warum hier und dort ein verächtlicher Schein über ein Geſicht flog. Sie ſprachen laut, als wären ſie die Einzigen dahier, rühmten ſich heute verübter Heldenthaten, ſtießen Drohungen aus in die Zukunft hinaus: wahrſcheinlich waren ſie ſchon tüchtig angetrunken und vergaßen ſo die am Morgen beobachtete Vorſicht. Tell hatte ſeinen Leuten einen Wink gegeben, zuſammenzurücken und trieb ſie, zu eſſen und zu trinken; was jene thaten und ſagten, ſchien er nicht zu achten. Diesmal kam es den Knechten ſchwer an, dem Meiſter zu gehorchen, ſie brachten es kaum über ſich, nicht noch viel langſamer zu eſſen als ſonſt.

Es juckte ſie, abzuwarten, bis Streit losging mit den Oeſtreichern, einmal ſo recht vaterländiſch ihren Zorn an ihren Landesfeinden abzukühlen, hier auf fremdem Boden, von wo man auf raſchem Schiffe ſich ſchnell in Sicherheit bringen, dann ruhig lachen könne daheim über den ohnmächtigen Zorn, der niemand hätte, um ſich an ihm nachträglich zu rächen. Die Schenkſtube war voll Landsleute, Tell war da; gab's wohl je eine beſſere Gelegenheit als heute, die lang verhaltene Luſt, den Söldnern einmal den Meiſter zu zeigen, zu büßen?

Noch nie vielleicht hatten Oestreicher sich zuvorkommender erwiesen, allem aufgeboten, den Wünschen ihrer Nachbarn zu entsprechen, als jene Söldner, welche in Tell's Nähe saßen. Ihre Reden wurden immer unziemlicher, herausfordernder; Einer vergaß sich so weit, daß er nach dem Käse griff, welcher Tell gehörte, und zwar mit höhnendem Spott. Auf fuhren die Knechte, zuckten die geballten Fäuste: gelassen schob Tell den Kriegsknechten den Käse hin. Sie sollten ihn nur nehmen, sagte er, sie hätten für heute Käse genug, für die andern Tage Käse genug daheim, bei ihnen werde er seltener sein. So sprechend, zahlte er seine Uerte, ging hinaus; die Knechte mußten folgen, sie mochten wollen oder nicht; aber zornig waren sie über den Meister wenn je, und wenn's nicht Tell gewesen wäre, sie hätten gedacht, es fehle ihm an Herz. Der Tell händelte nicht gerne; was er war, das wußte er; wo es Noth that, bewährte er es; er hatte nicht nöthig, im gemeinen Streit es zu zeigen. Es war seine Weise, an sich zu halten bis zum äußersten, gemeine Reizungen nicht zu achten oder ihnen aus dem Wege zu gehen. Ruhm war da keiner zu erwerben, wohl aber hätte Tell einer Rauferei sich geschämt, geschämt, wenn er um einer solchen willen gethürmt oder gebüßt worden wäre. Uebrigens begegnete es dem ernsten, großen Manne selten mehr, daß Einer sich erfrechte, ihn zu necken, und wenn dann Tell ruhig blieb, bloß seine Augen flammend auf den Spötter richtete, so kühlte sich dessen Müthchen ab, es ward ihm kalt um's Herz und er war froh, wenn er aus Tell's Nähe kam. Freilich, aus der Ferne kläffte er vielleicht noch lange hinter Tell drein in sicherer Hoffnung, Tell werde es nicht der Mühe werth finden, um den Kläffer sich zu kümmern; daß es aber bitter wird in dem Herzen eines Mannes, der sein Land liebt, des Landes Ehre für seine Ehre hält, wenn der Buben Spott die Männer verfolgt, wenn die Männer schweigen müssen, weil die Buben unter höherem Schutze stehen, weil die Züchtigung der Buben wie ein Auf-

ruhr gegen die Obrigkeit erschiene; das fühlt jeder, der weiß, wie ein Mann fühlen muß. *Wohin aber Männer Weh und Buben Trotz ein Land zu bringen vermögen, das lehrt die Geschichte.*

Es war Nachmittag, als sie sich zur Abreise rüsteten, die Knechte unwillig und mit mehr Geräusch als sonst die Ruder einhingen, mit manch unsanftem Stoß die unschuldigen Kälber bedienten; die armen Kälber sollten abthun, was sie den habsburgischen Knechten zugedacht. So geht es oft im Leben. Bis auf den heutigen Tag sind die Sündenböcke nicht aus der Mode gekommen. Hat einmal Einer Zorn in den Leib gekriegt und juckt es ihn in der Faust, so muß etwas herhalten, das Jucken 'raus; je unvernünftiger aber ein Mensch ist, desto gleichgültiger ist's ihm, an wem er den Zorn und das Jucken ausläßt, wenn's nur 'raus kömmt.

Indessen zu arg ging es doch den armen Kälbern auf Tell's Schiffe nicht, ein Blick von Tell brachte die Knechte zur Vernunft; wo der Herr der rechte ist, da kriegen auch die Knechte Verstand, die Kraft, ihrer Thorheit die Riegel vorzuschieben; aber um solches zu vermögen, muß ein Herr eben auch den Verstand haben, seine Kraft gegen sich und Andere immer Zeit und Ort gemäß zu gebrauchen.

Lustig zog das Schiff in den See hinaus, einem Schwane gleich, der aus dem Schilfe bricht, im klaren Gewässer lustig sich baden will. Hellauf jodelte der Knabe, als See auf das Schiff zog, mit jedem Ruderschlage näher der Heimath kam. So weit war sein Herz nie gewesen, es war ihm, als sei es ein Thor, als ziehe Berg um Berg, Welle um Welle, alles was ihnen entgegen kam, ein durch dieses weite Thor, und werde das Herz doch nicht voll, dehne so sich weiter und weiter aus, zu umfassen Seen und Berge, und zu oberst und zuletzt die Spitze der Herrlichkeit, das Haus, wo die Mutter wohnte, wo die Geschwister weilten, das Haus, wie er keines in der Stadt Luzern gesehen, welches er an die ganze Stadt

nicht tauſchen möchte. Der Vater war verloren geweſen, er hatte ihn wieder, aber er wollte auch Mutter und Geſchwiſter wieder; er wußte nun, was es heiße, verloren haben, was man am liebſten hat, alleine ſein in der Welt. Es kam ihm vor, als könnte auch die Mutter verloren ſein, oder Walter oder die Schweſter. Wenn er ſich dieſe Angſt auch aus dem Kopf ſchlagen wollte, ſie war ſtärker als er, und je weiter ſie kamen, deſto langſamer ſchien das Schiff zu gehen, deſto ſehnlicher blickte er hinauf und forſchte vom Vater, wie weit es wohl noch ſei und in welcher Gegend ihr Haus liegen möge.

Indeſſen das Ding ging nicht ſo ſchnell, als der kleine Wilhelm wünſchte. Das Wetter war nicht mehr hell, wie am Morgen, und wie hart die Knechte zogen, es ſchien dem Knaben zuweilen, man komme eher zurück als vorwärts. Wolken waren heraufgezogen, heftige Windſtöße ſtrichen über den See, unwirſch ſchlugen die Wellen an's Schiff, dunkel färbte ſich das Waſſer, ſchwärzlich die Berge, und wie Krähen, die gegen den Sturm fliegen, ſtrebten Schiffchen den Ufern zu, während andere die Mitte des See's hielten. Wer zurück das Auge wandte, ſah, wie eilfertig bei ſo ſchnell gewandeltem Wetter Schiff um Schiff heraufkam der Heimath zu. Tell erſchrak nicht ob dieſem Wandel, er hatte ihn zu oft erlebt und glücklich überſtanden; aber ſchärfer ward doch gerudert und ſchärfer auf alles gemerkt. Da ſahen ſie nicht weit von ihnen ein Schiffchen treiben, dem die ſichere Führung fehlte; es taumelte auf den Wellen, faſt einem Betrunkenen gleich, der bald links hinſchießt, bald rechts, nur nie grade aus.

Daß da was fehle, ſah alſobald der kundige Steuermann und hielt auf daſſelbe zu. In demſelben war ein Vater mit zwei halberwachſenen Kindern. Von fürchterlichen Leibſchmerzen gepeinigt, wälzte ſich der Vater im Boden des Schiffleins. Die Kinder ſollten zum Vater ſehen, ſollten das Schifflein

lenken in beginnendem Sturme; sie versuchten es nach ihren Kräften, aber Kinderkräfte langen bei Manneswerk, wo volle Manneskraft nothwendig ist, nicht aus. Tell fühlte sein allbekannt Erbarmen, vernahm, daß sie nach dem unterwaldischen Ufer hinüber sollten, und sich nicht zu helfen wüßten. Da rief Tell den ältesten seiner Knechte, gab ihm das Steuer und sagte: „Fahre Du, zu Treib warte, wenn das Wetter gefährlich ist, sonst fahre heim." „Laß mich in's Schifflein," sprach der Knecht, „den Weg nach Hause weiß ich." Aber Tell erstickte mit einem Blick, welchen der Knecht wohl verstund, jede Einwendung. Der Knecht wußte, daß Tell das Schwerere immer selbsten machte, und daß, wenn er jemand helfen konnte, er Hülfe und Gefahr niemanden übertrug. Aber der Knecht hätte doch gerne auch einmal was gethan, was sonst nur Tell that. „Vater, kann ich mit," sprach der Knabe, der sonst nie so fragte, aber was das Warten auf den Vater ferne vom Heim heiße, hatte er auch erst heute erfahren. „Nein," sprach Tell, „aber habe Acht auf alles und grüße die Mutter."

Schwere Arbeit hatte Tell mit dem Schifflein und wenig Hülfe von den Kindern. Aber des See's kundig, fast jeden Windstoß kennend, besonnen und stark den Kampf mit Wellen und See mit gleicher Ruhe und Kunde führend, wie jeden andern Kampf, sei's mit Mensch oder Thier, zwang er das Schifflein doch durch den Sturm und landete, wo die Kinder es ihm verdeutet hatten. Am Ufer hatten sich Menschen gesammelt, die Angst und die Neugierde hatten sie herbeigezogen. Man hatte den unbekannten Mann im bekannten Schifflein gesehen, man sah, wie gewaltig er zu kämpfen hatte gegen den immer wüthender werdenden Sturm; man wußte nicht, was es gegeben; man bangte, was ihnen noch widerfahren könnte. Als der Mann endlich in sichern Winkel das Fahrzeug getrieben hatte, als Alles den Tell erkannte, welcher einem der Ihren der Helfer in der Noth geworden, da brach-

ten sie ihm kein schallend Lebehoch, die Männer drückten ihm die Hand, und jeder hieß ihn in seine Hütte kommen, zu ruhen und sich zu trocknen; die Andern sahen mit Ehrfurcht zu ihm auf und dachten, wie es doch schön sei, so ein Mann zu sein wie der Tell, wo es jedermann wohle, wenn er ihn sehe, sei es in Noth oder sonst. Während Tell mit den Leuten redete über die Wuth des Sturmes und ob derselbe anhalten oder sich legen werde, sahen sie einen Mann, der in schnellem Laufe heraneilte. Etwas Ungewöhnliches mußte es sein, das so ungemessen schnell ihn brachte. Sie dachten an Unglück eines Schiffers, spähten über den See und am Ufer hinab, wo es etwa sein möchte. Alsbald kannten sie ihn: denn es war ein Mann, dessen Name guten Klang im Lande hatte, der gastfrei und ehrbar war, an Gelenkigkeit und Kraft über dem Wald und unter dem Walde nicht manchen seines Gleichen hatte. Baumgartner hieß er und zu Alzellen wohnte er auf dem freien Erbe seiner Väter. „Das ist was Ungutes," sagte der Tell, als der Mann fast athemlos herangestürzt kam, ihm ahnete gleich was Anderes, als Noth auf dem See.

„Wer hilft mir über den See?" frug der Mann, als er die Leute erreicht. „Wohl niemand," antwortete ein alter Schiffersmann, „wenn der Föhn so heult, so wild es brandet am Ufer, geht niemand auf's Wasser." „Ich muß aber," sprach der Mann, „will niemand mir helfen, versuch ich's alleine; lieber in Gottes Hand sein, als fallen in Menschenhand." „Gott versuchen soll man nicht," sprach der alte Mann. „Keiner ist am Ufer, der zu Schiffe in solcher Stunde gehe." „Es muß aber sein," sprach der Mann, „wo der Tod hinter Einem ist, da fürchtet man den See nicht." So redend, drängte er sich zum Schiffchen, in welchem Tell gekommen war. Da legte Tell seine Hand an Baumgartners Arm und frug: „Muß es sein?" „Ha, Tell!" sprach Baumgartner, erst jetzt ihn kennend, „dich hat mir Gott gesandt, ja es muß sein. Erschlagen liegt in meinem Hause der Wolfen-

schieß, hinter mir her sind seine Gefährten, die Pfade in's Gebirge sind rundum abgeschnitten, gegen den See haben sie mich gesagt, wie ein unvernünftig Wild." „Da thut Hülfe Noth, und Gott vertrauen, heißt nicht Gott versuchen," sprach der Tell und sprang in's Schifflein. „Um Gott und der Heiligen willen, thut es nicht, verloren seid ihr ohne Gnade" bat der alte Mann und bittend drangen Alle her, wollten die Abfahrt hindern, wollten Rettungspfade zeigen in die Berge. Doch umsonst. Wo die Noth einen Entschluß gebietet, da darf viel Rathen nicht gehört werden, wenn nicht die Zeit zur Ausführung versäumt werden soll. Ehe die Leute mit Rathen und Abwehren recht angefangen, hatten die beiden Männer das Schifflein abgestoßen und drängten es mit übermenschlicher Kraft vom felsigen Ufer weg, hinaus in den schäumenden See, und Eile hatte Noth gethan; denn ehe die jammernden Leute drei Vaterunser gebetet hatten zur Rettung der kühnen Männer, eilten die Verfolger herbei, hierher, dorther, sahen zornig den Gejagten auf dem See, schauten und hofften, der See werde sie rächen, den Frevler verschlingen. Aber Gott schenkte ihnen diese Freude nicht, das Schifflein verschwand wohl aus ihren Augen, aber ging nicht unter, brachte die Männer glücklich an's Land. Ein junger Edelmann war der Wolfenschießen, der als Vogt auf dem Roßberg saß. Oestreichischer Vogt in Unterwalden war der Landenberg, ein thurgauischer Adeliger, welcher dem Geßler in Uebermuth und Gewaltthätigkeit nichts nachgab. Der wollte sich einen Anhang machen im Lande; er dachte, je mehr Einzelne er gewinnen könne, desto eher sei das Ganze Albrecht gewonnen. Aber statt daß er die Angesehenen unter dem Volke, auf welche das Volk als zu seinen Vätern aufsah, sich befreundete und sie zur Brücke machte, um auch zu der Zuneigung des Volkes zu kommen, wählte er solche, welche das Volk haßte und verachtete, weil dieselben durch Gesinnung und Sitten dem Volke sich entfremdet hatten, welche ihr Wesen um alle Achtung gebracht

und nun Anſehen mit fremder Gewalt zu erzwingen hofften. Solche Menſchen halfen dem Landenberg wohl, aber nicht zu des Volkes Zuneigung, ſondern ſich deſto verhaßter zu machen. Begreiflich, wenn ein Vogt, ſtatt alleine das Volk zu plagen, noch ſieben andere Plagegeiſter auf das Volk losließ, ſo haßte das ſiebenfach geplagte Volk auch ſiebenfach, und die Frucht ſolchen Volkshaſſes reifte um ſo ſchneller. Das iſt jedoch ein Rechnungsexempel, welches bis auf den heutigen Tag noch nicht recht begriffen wird.

Ein ſolcher Plagegeiſt war auch der junge Wolfenſchieß, ein Unterwaldner, und einem im Lande Gebornen verzeiht man es um ſo weniger, wenn er des Landes Wohl und Sitte verhöhnt; er wird doppelt gehaßt. Der Landenberg hatte ihn als Vogt auf die Burg Roßberg geſetzt, wo er hauste, wie Landenberg in Sarnen. Ein fromm ehrbar Volk waren die Unterwaldner von je. Hausrecht und Hausehre galten hoch unter ihnen, wie ſie unter jedem freien Volke gelten: ſo hoch galten ſie, daß es keinem von ihnen nur beifiel, ſie irgend wie anzutaſten. An dieſes Heiligthum griff der Vögte frevelnde Hand: wer begreift nun wohl nicht des Volkes Zorn? Gleiches hatte der Wolfenſchieß gethan, mit unziemlichen Nachſtellungen des Baumgartners Frau ſchwer beleidigt. Am Luzerner Markte, ob zufällig oder abſichtlich, weil er den Mann in Luzern glaubte, war er am Hauſe vorbeigekommen, und als die Frau allerdings alleine war, in's Haus getreten und hatte ſeine Gefährten ſeitab warten heißen.

Als zu lange der Junker ausblieb, träumte den Gefährten was Schlimmes, ſie umſchlichen das Haus, ſie ſchlichen in's Haus, ſie fanden den Junker erſchlagen im Bad, das Haupt war ihm zerſchmettert. Jäger und des Landes kundig, fanden ſie bald des abweſend geglaubten Mannes Spur, eilten ihm nach, vernahmen ihn hier, dort, ſchnitten ihm die Wege ab, jagten dem See ihn zu, wo ſie ihn zu faſſen glaubten; wie viel kühne Entſchloſſenheit zu wagen vermag, hatten ſie nicht bedacht.

Das war eine unerhörte That im Lande, sie wirkte wie ein betäubender Schlag selbst auf Landenberg, so daß es ihr keine Folge gab, bloß einen andern Vogt auf Roßberg setzte, der aber nichts von sich reden machte. Später ließ er forschen nach Baumgartners Aufenthalt, doch umsonst. Päße und Wanderbücher kannte man damals noch nicht, und da oben verrieth ein Freund den andern nicht.

Solche Thaten haben etwas Aehnliches mit den Schlägen des Blitzes. Kracht ein gewaltiger Donnerschlag über's Land, so hört einen Augenblick alle Bewegung auf, Menschen und Thiere scheinen erstarrt, der Regen hört auf, aber nach wenig Augenblicken rauscht um so heftiger der Regen, um so rascher bewegt sich der Mensch, schaut nach des Blitzes Folgen, ob er gezündet, oder ob es bloß ein Donner Gottes gewesen, die Herzen der Menschen in Demuth zu beugen, zu zeugen von des Vaters immer gleichen Macht und Majestät.

Gott hatte die beiden Schiffer behütet, die nach damaliger Sitte das Ruder zu führen wußten wie den Bogen und das Schwerdt. Glücklich hatte Tell den Baumgartner hinaufgebracht in's Land Uri, wo die Macht der Vögte am wenigsten Wurzel gefaßt hatte; hier waren keine habsburgischen Burgen im Lande, hier waren keine jungen Taugenichtse, welche landvögtlicher Macht bedurften, um nach verlorner Ehre wieder zu Ansehen zu gelangen; hier schied ein tiefer See das Urnerland vom untern Land, während fast unzugängliche Berge von allen andern Seiten es umschlossen. Zu Roß, mit reisigem Gefolge, sprengte kein Vogt über den See, kein Roß trug ihn über die Berge.

So wenig Tell vor einer kühnen That lange um Rath ausging, weil er den Instinkt in sich trug, der allen großen Männern eigen ist, welcher im gegebenen Augenblick das rechte gebiert, und je schwerer der Augenblick, um so Herrlicheres, so wenig verschmähte er den Rath, der vollbrachten That den rechten Erfolg zu sichern.

Er führte Baumgartner zu seinem Schwäher Walter Fürst, dessen Haus zwischen den Burgen Attinghausen und Schweinsberg lag, welche beide dem Freiherrn von Attinghausen eigen waren.

Walter Fürst war ein Mann, hochgeachtet in allen drei Landen. Sein Schwerdt hatte lange den Urnern vorangeblitzt, jetzt galt sein Wort neben dem seines Freundes, des Freiherrn von Attinghausen, als das erste an der Landesgemeinde. Beide waren zusammen aufgewachsen, jeder hatte des Andern Treue im Frieden und in Gefahren in und außer dem Lande erfahren. Jetzt ruhten sie in Ehren aus von ihren Thaten, und eben so oft saß der Freiherr bei Walter Fürst, als Walter Fürst auf der freiherrlichen Burg, und wer sie gesehen hätte beisammen, hätte nicht gewußt, welcher der Freiherr, welcher der Bauer sei, wenn nicht vielleicht das feinere Gewand ihm einen Wink gegeben hätte. Freien Sinn oder den Sinn der Freiheit hatte der Freiherr so gut als der Bauer, betrachtete er doch das Land so gut als das Land seiner Väter als der Bauer, und ward der Habsburger Meister droben im Lande, so verlor er ganz sicher, wenn nicht auf einmal, so doch nach und nach, so viel Freiheit als der Bauer; denn nicht um Zehnten, Gülten, Frohnen handelte es sich, rechtmäßige Schulden setzte niemand in Abrede, sondern um persönliche Unabhängigkeit, um die Eingriffe einer fremden Macht in uraltes Herkommen, an welchem beide, der Freiherr und der Bauer, gleich wohl lebten.

Als Tell des Morgens früh in seines Schwähers Haus trat, von seinem Freunde begleitet, betete der Greis vor dem Heiland am Kreuze sein Morgengebet. Andächtig beugten die Beiden ihre Kniee und beteten inbrünstig mit; sie fühlten, wie viel Ursache zu inbrünstiger Danksagung sie hätten, weil Gott ihre Seefahrt nicht als vermessenes Versuchen angesehen, sondern als gläubiges Vertrauen sie gesegnet. Erschrocken vernahm der Greis die Kunde, daß Blut geflossen, ein Vogt er-

ſchlagen ſei. Tadeln konnte er Baumgartner nicht, daß er ſein Hausrecht geltend gemacht, ſeine Hausehre gerettet, aber bange wog er in bedächtigem Geiſte die Folgen dieſer That, welche Rache genommen werden, welch' neue Bedrängniſſe daraus entſtehen könnten. Es iſt des Alters ſchöne Weiſe, die noch übrigen Tage des Lebens in ſchön geordneter Folge einen klarer, heller, ungetrübter als den andern zu erwarten, in gleichem Maaße wie das Inwendige geordneter wird, die Leidenſchaften gezähmt, das Thun Frucht eines vernünftigen freien Willens geworden, das Gemüth ſich mit Gott und Menſchen verſöhnt hat, und nun in ſtiller, ſchöner Ruhe die Erfüllung der Verheißungen Gottes erwartet, den ſchönen Gottesfrieden, der über allen Verſtand geht. Unerwartete Ereigniſſe ſchlagen daher, wie Blitze aus heiterm Himmel in friedliches Gelände, in die inwendig erworbene Ruhe des Alters, erſchrecken daſſelbe, weil immer Angſt entſteht, die innere ſo mühſam erworbene Ruhe, dieſer Friede Gottes, werde wenigſtens erſchüttert, wenn nicht verſchüttet. Wo aber Kraft wohnt in der Ruhe, da weiß eben der reife Geiſt des Alters die unerwarteten Ereigniſſe entweder unſchädlich zu machen, oder ſie einzuflechten in die Reihe der geordneten Dinge, daß ſie den beabſichtigten Zweck nicht hemmen, ſondern unerwartet fördern.

Der würdige Greis kränkelte nicht an der Gewohnheit, an geſchehenen Dingen durch Vorwürfe ſich zu rächen; daß Baumgartner ſo handeln mußte als Ehrenmann, das wußte er; aber was zu erwarten, ob etwas vorzukehren ſei oder nicht, das klärte ſich ihm nicht alsbald auf. Er wanderte mit den beiden Männern in das nahe liegende Attinghauſen und berichtete dem Freiherrn den Vorfall. Auch der Freiherr erſchrak, doch in den Händeln der Welt wohl erfahren, faßte er ſich bald und entſchied, daß Baumgartner auf einer dem Freiherrn gehörenden Alp ſich ſtille halten ſolle. Bei ſolch' unerwarteten, unvorbereiteten Ereigniſſen ſei meiſt das Klügſte,

ſtille zu warten, wie es käme, und was die Andern thäten. Zu größerer Aufregung werde der Vorfall beitragen, doch etwas Ernſtliches, Entſcheidendes kaum nach ſich ziehen. Landenberg werde ſich wohl hüten, Wolfenſchieß zu rächen, da zu große Schuld auf ihm liege, wohl aber werde er auf andere Weiſe an Andern Zorn und Rache auslaſſen, dieſes müſſe man abwarten. Wie der Freiherr entſchieden, ſo ward es ausgeführt, und unangefochten lebte Baumgartner, bis die Sonne der Freiheit aufging, im treuen Uri.

Wie freudig Tell empfangen ward daheim, wie große Angſt Weib und Bub um ihn gehabt, kann man ſich denken. Doch unendlich größere hätten ſie empfunden, wenn ſie von ſeinem letzten Wagniß gewußt; das kannten ſie nicht, davon redete Tell den Seinen auch nicht, ſpäter vernahm es zufällig Tell's Frau. Es betrübte ſie, und es freute ſie; es iſt ein Doppeltes faſt in jedes Weibes Herz. Das Weib liebt des Mannes Größe, iſt zumeiſt ſtolzer darauf als er ſelbſt; aber das Weib hängt an dem Daſein des Mannes, ſein eigen Leben geht im Leben des Mannes auf. Setzt der Mann das Leben ein, ſo wird es dem Weibe dabei, als hätte der Mann ſeiner nicht gedacht, als ſei ſeine Liebe ſo ſchwach, daß er das Band mit leichter Mühe zerreißen könnte, als hätte er der Kinder nicht gedacht, die den Vater ſo nöthig haben, mit denen die Mutter ohne Vater ſo oft nichts zu machen weiß; von denen ſie noch öfters weiß, daß ſie ohne Vater des rechten Vorbildes entbehren, in welchem die größte erziehende Kraft liegt.

Der Freiherr von Attinghauſen hatte die Natur der Dinge richtig beurtheilt, die Gemüther entzündeten ſich mehr und mehr, aus dem innern Brande ſchlug hier und dort eine vereinzelte Flamme auf, die an ſich wohl nicht ſo bedeutend war, wohl aber als Funke eines Feuerheerdes, dem ſie entſtiegen war.

Wenn auch die Leute in dem Land frei, nicht leibeigen

waren, ſo lagen doch auf manchem Hofe verſchiedene Gefälle, die faſt eben ſo verſchiedenen Urſprungs waren, als ſie in verſchiedener Geſtalt entrichtet wurden, bald in Geld, bald in Hühnern, oder Eiern, oder Käſe, oder Butter u. ſ. w. Was die Landleute ſchuldig waren, entrichteten ſie treulich, aber vielleicht oft nicht zur Stunde, ſo wie der liebe Gott auch nicht zur Stunde Sonne und Regen giebt, gutes Wetter auch nicht fällig wird, wie ein guter Wechſel. Das wußten ihre alten Zinsherren, hatten Geduld mit ihnen, das erkannten die Landleute, liebten die Zinsherren, und machten ihnen gerne eine Freude mit irgend einem köſtlichen Erzeugniß ihres Landes, ſei's mit ſchönen Honigſcheiben, mit einer ſüßen Ankenballe, ſei es mit ſchönen Fiſchen aus dem freien See. So war den Zinsherren das Warten kein Schade, den Zinsleuten das Geben keine Laſt, weil ſie es geben konnten, wenn ſie es hatten; ſo nahm Anhänglichkeit dem Verhältniß jegliche Schärfe. Nun machten es aber die Vögte anders, und eben alle zu beziehenden Gefälle boten ihnen eben ſo viele Anläſſe zu Plackereien. Sie arbeiteten ſchon damals an dem Beweis, daß nicht ſowohl die Bürde ſelbſt läſtig iſt, als die Art, wie man ſie tragen muß, nicht ſowohl eine Sache ſelbſt verhaßt wird, als vielmehr die Art und Weiſe, wie ſie getrieben wird, wie auch ſo viele Menſchen widerwärtig werden, nicht ihres Weſens, ſondern ihrer Manieren wegen. Ganz beſondere Gelegenheiten, ein Volk zu plagen und zu erbittern, bieten Bußen dar und namentlich ſetzt ſich ordentlich der Teufel in dieſelben, wenn der Richter, welcher ſie ausſpricht und beſtimmt, dieſelben zu ſeinem eigenen Nutzen beziehen und verwenden kann. Dieſes Bußenziehen, dieſer ſilberne Aderlaß, hat im Schweizerland viel Unheil angerichtet; vor alten Zeiten und noch jetzt findet man Reſte des alten Uebels.

Hoch oben, dem Himmel nahe, liegt im obern Theile Unterwaldens, d. h. in Obwalden, ein milch- und waſſerreiches Thal, Korn gedeiht nicht beſonders mehr, aber die Bewohner

mißten es wenig. Im einſamen Thale lebten ſie vergnügt und zufrieden; je ferner ſie von den Menſchen waren, deſto näher hielten ſie ſich zu Gott, und je weniger ſie von den Genüſſen der Welt kannten, deſto mehr freuten ſie ſich ihres Friedens; denn deſto weniger hatten ſie auch vom Streit der Welt, deſto weniger von ihren Bedürfniſſen, deſto mehr für die Zeit der Noth. Freilich, wenn ſie zu Thale kamen, beſonders die jungen wilden Hirten, ſo gab es leicht was Ungebührliches; ſo gutmüthig ſie waren, ſo waren ſie doch ſcheu und mißtrauiſch, leicht loderte ihr friſches Blut auf und für boshafte Neckerei nahmen ſie, was alltägliche Späße waren. Das waren für die Knechte Landenbergs goldene Tage, wenn die Melchthaler an beſondern Feſttagen nach Sarnen kamen, und zu irgend einer Ungebühr gereizt oder verleitet werden konnten. Mit dem Strafen und Bußen wuchs auf der einen Seite der Zorn und die Reizbarkeit, auf der andern die Luſt am Büßen und die Gewohnheit, ſich immer weniger an die herkömmlichen Bußen zu halten.

Im Melchthale wohnte ein würdiger Greis, wohl bemittelt und in bedeutender Verwandtſchaft; das Beſte aber, was er beſaß, war ſein Sohn Arnold, ein Jüngling, der dem Manne entgegenreifte. Noch war ſein Blut nicht abgekühlt, wie es einem Manne ziemt; kühn war er wie Tell, aber nicht beſonnen wie Tell. Noch hatte er der Raufereien ſich nicht entſchlagen und um einer ſolchen willen war er in eine Buße gefallen, welche nach altem Herkommen fünf Schillinge betrug. Doch Landenberg that nach ſeinem Gefallen, büßte ihn um ein Paar Ochſen, wahrſcheinlich hatte er gerade welche nöthig und ſandte einen Knecht hinauf, ſie zu holen. Droben beſchwerte man ſich über dieſe Strafe, und bemerkte, wie man pflügen ſolle, wenn man um die Ochſen gepfändet würde? Da that der Knecht, wie ſolcher Herren Knechte pflegen, zur Ungerechtigkeit fügte er den Hohn, meinte: wohl ſtünde es dem Bauer an, wenn er den Pflug ſelbſten ziehen würde.

Solchen unziemlichen Hohn eines Knechtes, und wahrscheinlich eines leibeigenen Knechtes, vermochte Arnold, der Sohn, nicht zu ertragen, er schlug den Knecht, daß ihm ein Finger brach, derselbe heulend und ohne Ochsen nach Sarnen lief. Der Vater begriff den Sohn, obgleich er jetzt für die That zu kühl gewesen wäre, und sandte ihn, um dessen Leben vor dem erzürnten Vogt zu sichern, über die Berge nach Uri zu Walter Fürst, der sein Vetter war. Der Zorn des Vogtes aber schwoll noch höher auf, als die Knechte den Frevler entflohen fanden; ungerochen wollte er die That nicht lassen, ein Opfer wollte er für seinen Zorn, ein Beispiel wollte er vor des Landes Augen stellen, das den sich erhebenden Trotz für immer brechen sollte.

Der Vogt wußte nicht, daß die Gemüther verschieden sind, daß, was die Einen bricht, Andere stählt. Der Vater erhielt kurze Frist, den Sohn zu schaffen, er aber schaffte ihn nicht herbei, gab ihm auch keine Kunde von dieser Frist. Da ließ der Vogt den Vater holen, und für den Finger des Knechtes nahm er dem Greise beide Augen. Der Greis ertrug es ohne Fluch, aber die Glut, welche in den Herzen der Unterwaldner erglühte, ist bis auf den heutigen Tag nicht verglüht, und die eine That ward auch zu einer der starken Wurzeln, aus welchen der Baum schweizerischer Freiheit wuchs. Aber wie bei jedem Baume neben den starken Wurzeln auch kleines Geflecht ist, welches nicht sowohl den Baum hält, als ihn nähret: so erlaubten sich die Vögte noch eine Unzahl von Bedrückungen und Gewaltthaten, welche die Geschichte nicht aufbewahrt hat, weil sie minder bedeutende Folgen hatten, oder nicht so großes Aufsehen erregten, weil sie an geringen Leuten begangen wurden, die aber dem entstehenden Haß alle Tage neue Nahrung zuführten.

In den Bergen ist ein eigenthümlich Leben: im Sommer ist es stille im Thale, auf den Bergen ist das Leben. Auf den Bergen sind die jungen Leute, viele rüstige Männer,

ganze Haushaltungen; auf den Bergen ist der größte Theil des Viehs; im Thale bleiben die Alten, die Kinder, und wer so reich ist, daß er noch ein eigen Heimwesen zu beschicken hat; diesem bleibt eine gute Kuh, eine Ziege vielleicht auch, damit frische Milch, das gewohnte Labsal, nie ausgehe. Durch die Woche ist wenig Gemeinschaft zwischen Berg und Thal. Hier und da geht ein Vater hinauf, sieht, wie seine Kinder sennen; geht ein Knabe hinauf, holt der Mutter süßen Zieger; kommt an den Markttagen, oder wo für Märkte gesammelt wird, ein Senn herunter, auf schwerem Räf die köstlichen Erzeugnisse seiner Wirthschaft. Am Sonntag aber wird es lebendig im Thale, da kommen die Hirten, danken Gott im Kirchlein für das herrliche Leben auf den Bergen, für den Segen der verflossenen Woche, beten, daß er ihren Berg bewahren möchte vor schwerem Wetter und ihre Seele vor Sünden, berichten, was es oben gegeben, vernehmen, was unten Neues begegnet, steigen Nachmittags hell und froh wieder zum Berge hinauf, und eilen, daß sie zur Melchzeit wieder oben sind. Diesen Sommer jedoch war das Leben im Thale auf eigenthümliche Weise bewegt, wie nie sonst; und zahlreicher und fleißiger, als nie, sah man an den Tagen des Herrn die Hirten im Thale, aber selten hörte man Nachmittags von den Heimkehrenden das lustige Jodeln antwortend schallen von Berg zu Berg, daß der Unkundige irre ward, höre er das Echo schallen von Wand zu Wand, oder höre er lustige Hirten sich antworten von Berg zu Berg.

Tell blieb zu Bürgeln, aber klein war sein Haushalt geworden, nur er mit Frau und Kindern lebten in seinem Hause. Zwei Kühe, welche er bald daheim, bald in einem nahe gelegenen Weidchen hatte und die er selbst besorgte, machten seinen ganzen Viehstand aus. Es war schön zu sehen, wie der Tell barfuß im Hirtenhemde Morgens und Abends fleißig nach seinem Weidchen ging, die Kühe fütterte,

tränkte, molk, das Ding mit einem Ernſt beſchickte, als ob es ſein Hauptwerk ſei, und er ſonſt nichts Anderes könnte, als eben dies. Wer nicht weiß, daß Aehnliches bis auf den heutigen Tag noch in der Schweiz zu ſehen iſt, hat Mühe, den Tell ſich zu denken als den ſchlichten Hausvater, der Arbeit verrichtete, welche man ſonſt der gröbſten Sorte unter dem Geſinde zuweiſt. Wer aber hätte ſehen können, wie er, während er melkend unter einer Kuh ſaß, ſchwere Gedanken wälzte im ſchweißtriefenden Kopfe über die beſtehende Noth und über die immer drohender ſich heranwälzenden Gefahren ihrer bisher genoſſenen Freiheit, wie das Herz in edlem Zorne ſchlug, der hätte begreifen lernen, wie hohe Geſinnung ſein kann bei gemeiner Arbeit, und wie Unrecht jeder thut, der von der äußern Beſchäftigung auf den innern Werth des Menſchen ſchließt. Allerdings iſt gemeines Thun und gemeiner Sinn oft beiſammen, aber auch oft vornehmes Geberden und gemeines Sinnen; warum alſo nicht auch edles Weſen bei niederer Arbeit? Daß es ſo ſein könne, haben die Schweizer mit Strömen Blutes in die Geſchichte eingegraben; mögen ſie ſich hüten, daß ſie dieſe klare Schrift der Väter nicht mit niederträchtigem Hochmuth, der aus innerer Fäulniß entſpringt, daher ekelhaft iſt, wo er ſich zeigt, verwiſchen.

Es war ein ganz neu Leben eingekehrt in's Thal, wie es keiner der Väter je erlebt hatte, doch hätte ein Fremder von dieſem Leben wenig bemerkt, nichts gehört, es zeigte ſich nicht auf den Straßen, es rumorte nicht auf öffentlichen Sammelplätzen, aber es zuckte durch's ganze Land, und wer ein Glied des Landes war, Kind und Greis, fühlte ſchmerzlich dieſes Zucken; wem je eine Eiterbeule ſich gebildet hat, der weiß, wie der ganze Körper krank wurde, wenn auch bloß auf einem einzelnen Punkte die ſich ſammelnde Materie ſichtbar war, wie es durch alle Glieder zuckte, ſchmerzlich zu ſaugen ſchien an allen Gefäßen, wie der Schlaf wich und

eine quälende Unruhe des ganzen Menſchen ſich bemächtigte, welche ihn hin- und hertrieb, allenthalben Linderung ſuchend und ſie doch nirgends findend. Bei ſolchem Schmerz ſchreit allerdings ein Kind laut auf, daß weder die Leute im Hauſe ſchlafen können, noch die Nachbarsleute, während ein Mann in ſtillem Schmerz wartet, bis reif zum Aufgehen die Beule wird.

Männer waren die Urner, Männer vom älteſten Greis bis zum Kinde, eine wachſende Eiterbeule zuckte durch alle Glieder, aber Geſchrei hörte man keins; daß ein Glied das Weh des anderen Gliedes kannte, war um ſo begreiflicher, da es ſelbſt es fühlte; unter ſolchen Gliedern, welche ein gemeinſam Gefühl durchzuckt, herrſcht ein wunderbares Verſtändniß, ohne Mühe vermittelt es ſich und mit der größten Mühe ſtört man es nicht.

Nach Uri hatte alſo Baumgartner ſich geflüchtet, in Uri vermuthete man den Melchthal, in Uri hatte Geßler keinen Griff, um das Volk zu hudeln und zu plagen, denn dort hatte er keinen Wohnſitz, konnte nur zuweilen dort erſcheinen und manchmal in den dringendſten Augenblicken gar nicht, weil Schnee auf den Bergen lag oder der Föhn auf dem See ſtürmte. Uri hielt er für den Heerd der Unzufriedenen, Uri mußte gebeugt werden, dafür mußte er feſten Fuß im Lande haben, mußte den Urnern drohend und ſchreckend alle Tage vor Augen ſein, oder wenigſtens einen Vogt dort haben, wie der Landenberg auf den Roßberg einen zu ſetzen pflegte.

Darum begann er über Altdorf den Bau eines Schloſſes, welches Twing Uri heißen ſollte, und aus welchem der Zorn des Landes Zwing Uri machte. Zu dieſem Schloſſe mußte gefrohnt werden nach damaliger Uebung und Recht; und ob dabei die Rechte überſchritten wurden, meldet die Chronik nicht. Aber weil es Sommer war, ſo mußten Greiſe und Kinder frohnen, mußte frohnen, wer im Thal geblieben war. Daß dieſer neue Bau mit bitterm Schmerz die Leute erfüllen

mußte, ist klar. Denn nun saß künftig ein Herr mitten unter ihnen, beherrschte ihr Thun und strafte es rasch und sonder Erbarmen gleich Landenberg in Unterwalden. Sie waren unter Aufsicht, nicht mehr die freundliche Herberge der Bedrängten, sondern selbst bedrängt; Zufluchtsstätte für die ungerecht Verfolgten war in den drei Landen keine mehr. Dieser neue Bau war die wachsende Eiterbeule, die im Lande sich erhob, von der nur stechender Schmerz ausging und durch alle Glieder zuckte, hierher mußten sie kommen und frohnen, wer sonst ruhig daheim war und friedliche Geschäfte besorgte, hier mußten sie die höhnenden verletzenden Reden der Knechte hören, an denen sie schwerer zu tragen hatten, als an Holz und Steinen. Diese lastenden Reden ließen sie nicht beim Baue liegen, diese trugen sie heim, diese wurden in jedem Hause zum Sauerteige, der die Gemüther in Gährung brachte, mit Bitterkeit und Haß immer inniger die Seelen durchsäuerte. Diesen Bau mußten die Sennen sehen, wenn sie Sonntags nach Altdorf kamen, den Herrn anzubeten, und trugen, was sie gesehen, auf ihre Berge.

Und je mehr der Bau über die Erde sich erhob, desto gewaltiger zuckte die Eiterbeule, desto größer ward Angst und Erbitterung über das, was da kommen sollte. Da sie nicht wußten, welche Schreckniße aller Art sich aus diesem Herrenhause über ihre Köpfe entladen würden, da sie es nie erlebt, so glich die Angst davor dem Grauen vor Gespenstern, das um so eisiger durch die Gebeine dringt, je fremdartiger das Gespenst ist, welches den Schrecken einjagt. Burgen, Schlösser hatten sie wohl im Lande, aber es waren nicht Herrenburgen, nicht kaiserliche oder habsburgische Häuser, drinnen wohnten Freunde des Landmanns, darum wurden sie auch zu Landammännern erwählt, so der Freiherr von Attinghausen, so die Brüder des Wolfenschießens, des ausgearteten Junkers, den sein Ausderartschlagen in den Tod gebracht. Von Mauern und Steinen ging das Grauen vor dem neuen Bau nicht aus,

ſondern von dem Sinn, der in dieſem Hauſe hauste und das Land regieren wollte: der Sinn iſt halt überall die Hauptſache, hinter ſteinernen Mauern und hölzernen Wänden, hinter zwilchenen Kutten und ſeidenen Kleidern.

Tell ſelbſt frohnte nie am Bau, er traute ſeiner Kälte im Blute nicht ſattſam, Anfechtungen ging er aus dem Wege ſo oft er konnte. Verſuchungen trotzend ſich auszuſetzen, hielt er für leichtfertig; kamen ſie unerwartet über ihn, ſo ſuchte er ſie mannlich zu beſtehen. Zu leichterer Arbeit ſandte Tell wohl auch ſeinen Knaben, der einem ſchmächtigen Jünglinge weichlicher Zeiten wohl gleich kam. Das erſte Mal, als Tell ihn gehen hieß, ſchoß demſelben das Feuer in den Kopf, und ſtammend ſah er den Vater an. „Geh' nur, Bube," ſagte Tell, „und ſieh es dir wohl und ſtille an, wie es gebaut wird, um ſo beſſer lernſt du, wie es einſt abzubrechen iſt." Und als ob es Jahre wären, ſtählten die Tage, an denen der Knabe an Twing Uri frohnen mußte, des Knaben Sinn. Kamen ſchwerere Arbeiten, ſo nahm Tell lieber einen Knecht von der Alp, und verſah, wenn es ſein mußte, des Knechtes Stelle, obgleich er als treuer Hausvater nicht gern mehr über Nacht ſein Haus verließ. Was zornige Vögte über ein Haus zu bringen vermögen, das hatten ſie in Unterwalden erfahren.

Wie Tell machte es jeder, der es im Stande war, und das war es eben, was den wilden Geßler ſo zornig machte. Wenn er das Land hinauftritt, wenn er auf Altdorf kam, den Bau zu beſehen, ſo war es wie ausgeſtorben um ihn, wirklich faſt wie es auf dem Drachenried geweſen ſein muß, als der Drach noch lebte. Wer es meiden konnte, zeigte ſich nicht auf der Straße, wer konnte, floh in's Haus, und wenn Geßler zum Bau ritt, ſo fand er Kinder, Knechte, Greiſe, die das Alter taub gemacht zu haben ſchien, die nicht gekommen ſchienen, um zu arbeiten, ſondern um nach ihrem baldigen Tode ihrem Herrgott erzählen zu können, wie es zugehe in Uri, ſeinem lieben Lande.

Niemand kam, ihm zu ſchmeicheln und die Reverenz zu erweiſen; ſelten kam ihm Einer zur Hand, an dem er ſeinen Aerger auslaſſen, ſelten irgend ein tüchtiger, angeſehener Mann, an welchem er den Verſuch machen konnte, ob wohl die Urner Nacken nicht zu beugen ſeien. Wo er eine Gelegenheit fand, einen Mann zu kränken, ließ er ſie nicht vorbei, er zeigte ihnen, daß er ihr Herr ſei, ſie ſeine Knechte werden ſollten. Wenn es ihm gelang, ſo freute er ſich deſſen als eines Schrittes zu ſeinem Ziele, und allerdings war es allemal ein Schritt zum Ziele, aber nicht zu ſeinem Ziele. Gott hatte ein anderes geſetzt. Einen der mächtigſten, folgereichſten dieſer Schritte that er im Lande Schwyz, auf einem ſeiner Züge von Küßnacht nach Altdorf, oder von Altdorf nach Küßnacht, die ſich im Sommer 1307 oft wiederholten. Zwing Uri ſollte bald fertig werden. Zornig, wie er ſeit Langem immer war, wenn er in die Länder kam, und durch ſtarken Imbiß in Schwyz noch mehr erhitzt, ritt er gen Arth, durch Steinen, welches zwiſchen Berg und See in fruchtbarem Boden liegt. In hellem Abendſchein glänzte ihm ein ſchönes neues Haus entgegen; vor demſelben ſaß, wie es bis auf den heutigen Tag an vielen Orten im Schweizerlande Sitte geblieben iſt, der Hausvater mit den Seinen und feierte in ſtillem Betrachten des ſchönen Abends und in freundlicher Rede den Feierabend. Es war einer der angeſehenſten Männer im Lande Schwyz, nicht bloß weil er von wackern Männern ſtammte, ſondern weil er ſelbſt ein wackerer Mann war. Auch er, wie die Andern, war dem Vogt aus dem Wege gegangen, weil er nicht gerne ſah, was er nicht liebte, und weil er als kluger Landmann alles mied, was ſtörend ins Leben hineinragen konnte. Wie der Schiffer ſeinen Kahn nicht an Felſen treibt, ſondern ſie umfährt, ſo muß auch der Landmann Frieden ſuchen für ſein Leben, denn nur im Frieden iſt die Ausſaat möglich, nur im Frieden gedeiht die Ernte. Als Werner Stauffacher unerwartet den Vogt anreiten ſah, wär er gern

ausgewichen, doch war's zu ſpät; Ausweichen wäre wie Flucht erſchienen, Flucht aber hielt der Staufacher unter ſeiner Würde. Sobald der Vogt ihn ſah, freute er ſich der Gelegenheit, einen angeſehenen Mann zu verletzen, ſo tief er konnte, ritt hart an ihn und frug, wem das Haus gehöre. Ehrerbietig antwortete der Staufacher: „Herr Ritter, es iſt meines Herrn des Königs (Reichseigenthum) und euer und mein Lehn.“ Da ſprach Geßler, hoch vom Pferde herab: „Ich bin an meines Herrn des Königs Statt Regent im Lande und will nicht, daß die Bauern Häuſer bauen ohne mein Verwilligen, will nicht, daß die Bauern ſo frei leben, als ob ſie ſelbſten Herren wären.“ Höhnend ritt er mit ſeinem Gefolge von dannen. Schwer hatte Geßler den Staufacher verwundet in ſeinem heilloſen Uebermuth, der nie daran dachte, wie bös ſolche Wunden eitern können, ſondern nur daran, daß ſie ſchwächen und beugen müßten. Als Staufacher im Schmerze verletzter Würde dem Ritter nachſah, der ihm an perſönlichem Werthe, am Werthe der Väter, am Reichthum nachſtand, ein Fremdling im Lande war, nichts als Ritter war und Albrechts Knecht und Vogt, was beides nicht von großer Bedeutung war in Staufachers Augen, ward ſein Herz voll zorniger Verachtung. Vogt hätte er nicht ſein mögen, Ritter hätte er ſein können, wenn er gewollt, aus ſeiner Familie waren Aebte in Engelberg geweſen, und wohl bewährt war ſein Schwerdt und ſein Wort. Aber ein freier Landmann zu ſein im freien Lande Schwyz, das war der Stand, welchen er am höchſten hielt und den hatte der Vogt ihm angegriffen, hatte es in Abrede geſtellt, daß er ein freier Mann ſei, ein Freiherr ſo gut als einer, ſo weit es ein Reichslehn nur erlaubte.

Wenn Einer ſo in tiefen Gedanken oder tiefem Schmerz verſunken ſteht, vieles in ihm ringt, aber noch nichts ſich geſtaltet hat, ein Nebelmeer in ſeiner Seele wogt, aber es nicht entſchieden iſt, ob es ſich zu einem Gewitter ballen oder den

Himmel abklären will, da tritt oft ein Aeußeres hinzu, welches den Ausschlag giebt. Oft kömmt ein Mensch und entscheidet, bringt Gestalt in den Nebel, Bewußtsein in die Seele, giebt den Wellen derselben eine bestimmte Richtung. Ist aber der, der kömmt, ein guter, ein böser Engel, wie entscheidet er zum Heil und zum Verderben? Eben darum sind das die schwersten Augenblicke im Leben, weil es dem Menschen im Nebel, welcher ihn umfängt, so schwer wird, klar zu sehen, ob der, welcher ihm mit gutem Rathe auf die Achsel klopft, Flügel an den Schultern habe oder einen Pferdefuß unten am Bein.

Zu Staufacher trat sein Weib, Margarita Herlebig mit Namen, und gab seinem Schmerz Gestaltung. Oefters haben die Schweizerinnen nach alt germanischer Weise wie Männer gefochten, und noch an manchem Orte besitzen, von solchen männlichen Proben her, die Weiber eigene Rechte, und wenn sie nicht Gelegenheit fanden, mit dem Schwerdte zum Manne zu stehen, so kamen sie mit männlichem Rathe, und der Mann verschmähte ihn nicht. Wie die Weiber feiner fühlen, so haben sie auch klugen Sinn für die Zeit, ob stille bleiben besser sei, oder ob sie reife zu einem Entschluß; freilich darf dann kein krankhafter Reiz dieses Gefühl überspannt haben, denn dann trifft es weder die rechte Zeit, noch die rechten Mittel mehr. So war es aber nicht bei Staufachers Frau. Es war eine Frau, die würdig dem Manne zur Seite stand, die Würde der freien Hausfrau so innig fühlte, als er die Würde des freien Mannes, für des Hauses Ehre so zu sorgen wußte, daß dasselbe weit umher berühmt war als das bravste und gastlichste Haus weit in der Runde.

Sie hatte die Rede gefühlt, wie der Mann, trat nun zu ihm und sprach: „So geht es nimmer. Seht ihr dem Treiben der Vögte in Ruhe zu, so nehmen sie ein Gut nach dem andern, Freiheit, Gut und Blut. Was ihr von den Vätern ererbt, Gott euch anvertraut hat, das wolltet ihr euch rauben

laſſen ſonder Wehr?" Da ſprach Staufacher verſtändige Worte. Was wehren nütze gegen ſolche Macht, meinte er, was der einzelne Mann zu thun vermöge gegen die Vögte und ihre zahlreichen Knechte, hinter welchen noch der mächtige Albrecht ſei, an Erbländern ſo reich und Haupt des Reichs? Da ſei warten das beſte, wie der kluge Jäger ſich berge, wenn das Gewitter über die Berge breche. „Wohl thut der Jäger alſo auf dem Gebirge, wenn er der Luſt der Jagd nachgegangen iſt," ſprach die Staufacherin. „Aber wenn er daheim vor ſeinem Hauſe ſteht und der Waldſtrom donnert herab von den Bergen, donnert durch die Klüfte, da birgt der Jäger ſich nicht und wartet, bis der Waldſtrom verlaufen iſt, die Hütte weggeriſſen, die Matten bedeckt ſind für viele, viele Jahre mit wildem Geſchiebe. Er ſteht mit Knechten und Nachbarn an des Stromes Ufern, ſchützt die Wehren, wehrt dem Einbruch, ſichert die Hütte, wahret ſein Eigenthum, um unverſehrt es zu liefern in der Kinder Hände. Der Vögte Thun iſt kein Gewitter, welches vorübergeht in einer Stunde raſchem Verlauf; es iſt der Einbruch eines Waldſtromes, der wüſte legt das Land für viele, viele Jahre; es iſt ein Bergſturz, der aus dem ſchönen Lande eine öde Wildniß ſchafft, in welcher die Menſchen traurig ſterben, welche die Thiere fliehn. Darum hilft hier kein Schirmen und Bergen, da hilft bloß Wachen und Wehren, aber alleine vermagſt du es freilich nicht. Aergeres als du haben Andere erlitten, bitterer als dir wird es ihnen im Herzen ſein, aber jeder birgt ſeinen Schmerz, nährt ihn für ſich und wird verzehrt von Vogt und Weh zugleich. Verſucht es, euern Schmerz euch gegenſeitig zu offenbaren, dann wird auch der Rath auftauchen, wie dem Schmerz abzuhelfen, und der Muth dazu."

Staufacher faßte die Rede ſeiner Frau; bei allgemeiner Noth erkannte er ein gemeinſam Vertrauen aller Nothleidenden als Fundament einer genügenden Abwehr. Freilich war's damals wie jetzt. Wo in ſchweren Zeiten ein allgemeines

Schweigen herrscht, da ist schwer, sich auszusprechen und Vertraute zu suchen, man weiß nicht, was hinter dem Schweigen sich birgt, weil gar oft gerade der, welcher redet und klagt, ein Spion ist, der das Schweigen brechen und durch scheinbare Offenheit Zutrauen erwecken, das Verborgene an den Tag bringen soll.

Damals, wie jetzt, gab es Leute in allen Landen ohne eigenen Werth, welche sich der Macht anschlossen, nicht um gemeinsam mit ihr das allgemeine Wohl zu fördern, sondern um sich in ihrem Lichte zu sonnen, und da sie dieses Recht nicht mit etwas Gutem zu erwerben vermögen, so erkaufen sie es mit Verrath und Schmeichelei. Daher das Schweigen und das düstere Wesen, welches in jeder Ehe, in jedem Hause, in jedem Lande, wo ein wachsend Weh verborgen ist, sichtbar wird.

Doch als beide riethen, wo am sichersten Vertrauen und Rath gesucht werden möchte, da fielen beide auf Uri, als dem Lande, wo der Vögte Gewalt noch am wenigsten begründet sei, etwas Geheimes am längsten könne verborgen bleiben, ein Einverständniß am sichersten könne angeknüpft werden, ohne den Einverstandenen Verderben zu bringen. Dort war es wiederum Walter Fürst, den er zum Vertrauten sich auserkor, nicht weil derselbe ein Irrwisch war, der, ein lodernd Flämmchen, allenthalben herumschoß, sondern weil sein silbern Haupt in stiller Ehrwürdigkeit und steter Treue durch alle drei Länder leuchtete, darum wählte ihn jeder Bedrängte zum Beschützer, jeder Bekümmerte zum Vertrauten.

Stauffacher zögerte, von seiner Frau getrieben, nicht, und fuhr, als er den Vogt unten im Lande wußte, den See hinauf und suchte Walter Fürst. Es war ein ernster Tag, als die beiden Männer bei einander saßen, offen und bieder des Landes Noth besprachen, die mögliche Abhülfe erwogen. Bei Albrecht Beschwerde führen konnten sie nicht mehr, sie hatten es zu mehreren Malen umsonst versucht, sie wußten jetzt, er

wollte es so, wie die Vögte es trieben, und dieses Treiben war nicht zu ertragen; ihre heiligsten Güter gefährdete es, es war, als ob Räuber in ihr Haus gebrochen, und wo Räuber sind, steht alles auf dem Spiele und jede Wehr scheint erlaubt. Wenn aber der Räuber hochbetitelt ist, wenn er Obrigkeit ist, von der es heißt, sie sei von Gott, und jedermann solle ihr unterthan sein, dann zagt billig der biedere Mann, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und frägt sich ernst, ob die Unbill nicht zu ertragen, die Abhülfe Gott zu überlassen sei?

Die beiden Männer meinten, es stünde ihnen wohl das Recht zu, zu weigern, was die Vögte kein Recht zu fordern hätten, sobald sie treulich leisten würden, was sie von Alters her zu leisten schuldig seien; zu verlangen, daß die Vögte nicht im Lande wohnen sollten, ihre Gegenwart sei unnöthig, und gebe ihnen eben Vorwand und Gelegenheit zu all' den immer unerträglicher werdenden Plackereien. Und doch zagten sie, weil es eben reife Männer waren, nicht gewohnt, rasch zu thun, was ihnen einfiel, sondern wohl zu überschlagen, welche Folgen ihr Thun haben möchte. Sie wußten, der Erfolg ihres Weigerns stund nicht in ihrer Hand, die Erfolge lenkt Gott. War der nicht mit ihnen, wurden die Vögte mit ihres Herrn Hülfe Meister, dann wurde ihre Lage schlimmer, als sie nie gewesen, dann war kein Erbarmen mehr für sie, alles mußten sie sich gefallen lassen, auch die Leibeigenschaft, sie, die von je als Freie die Länder bewohnt, auf ihren Bergen gejagt, in ihren Seen gefischt hatten. Und nicht sie alleine trugen dieses Unglück, sie, welche den ersten Rath gepflogen zur gewagten That, in dasselbe wurden Alle verflochten, welche lebten in den Ländern, es mußten es Alle ertragen, welche geboren würden in den kommenden Zeiten.

Diese ungeheure Verantwortlichkeit bedachten die biedern Männer, denn ihnen lag der Länder Wohl wirklich am Her-

zen, sie redeten nicht bloß davon und thaten groß mit der Liebe zum Volk; nicht unbesonnene Buben waren sie, die muthwillig den Brand warfen in's Haus, nur um was neues zu sehen, um einige Tage müßig gehen zu können, oder um vielleicht was zu erbeuten aus dem Brande, unbekümmert darum, was das Feuer alles verzehre, und wie unglücklich die Andern würden. Sie wurden räthig, nicht weiter zu gehen, als in allen drei Ländern eine Verständigung der achtbarsten Männer zu vermitteln, da sei dann abzurathen, ob man Ferneres dulden, oder aber gegen das drohende Joch sich erheben wolle und auf welche Weise. Wider ihren Willen oder ihnen unbewußt, die Brüder zur Gewalt fortzureißen, zur Wagniß sie mit Gewalt zu drängen, das fiel den beiden freien Männern nicht bei, sie achteten die Andern so frei als sich selbst und sich nicht für berechtigt, die Folgen ihres Gutdünkens ihnen aufzubürden; das wäre auch ein Joch gewesen, und wahrlich kein besseres als dasjenige, welches in den Händen der Vögte über ihrem Nacken schwebte. Die beiden Männer, welche neues Unglück aufgedrängt, hätten wohl anders geheißen, aber besser als Landenberg und Geßler wären sie nicht gewesen, hätten wenigstens mit der Freiheit es nicht besser gemeint, wenn sie auch anders von ihr geredet. Aber diese Verständigung war schwer zu vermitteln und gefährlich. Auch der Regent ist ein Mensch, und wenn er Schlechtes thut, kriegt er ein bös Gewissen; wer aber ein bös Gewissen hat, darf entweder niemand ansehen, oder sieht er zwei oder drei beisammen stehen, so meint er, sie redeten von ihm, erzählten einander seine Unthaten und läßt sie auseinander reißen, thürmen oder hängen.

Sie wurden einig, jeder von ihnen solle mit denen reden in seinem Lande, welche das meiste Ansehn und Vertrauen besäßen, unbemerkt und in aller Stille; übereilt solle nichts werden; was jeder erfahren und wie die Andern dächten,

wollten sie sich kund thun, daraus werde das Weitere sich ergeben. Da aber auch mit Unterwalden Verbindung nöthig war, so hatte Walter Fürst Bescheid werden lassen auf die Alp, und als es Abend ward, trat der Melchthaler zu den Männern ein.

Traurig bot er den Männern die Hand, er erwartete Kunde neuer Greuel aus seinem Lande. Als er aber den Rath der Männer hörte, da flammte er in zorniger Freude auf, und mit vollem Ungestüm glühender Rache und brausender Jugend wäre Melchthal alsobald mitten in's Werk hineingesprungen, Alles schien ihm reif zur That, im kleinsten Verzug die größte Gefahr. Es bedurfte der Männer volle Besonnenheit, den heißen Jüngling abzukühlen, ihn zu bewegen, ihrem klugen Ermessen sich zu fügen; aber er that es, denn damals war man gewohnt, die Weisheit im grauen Haupte zu suchen, damals hielt man die Weisheit für eine Frucht langer, mit Bewußtsein gesammelter Erfahrungen, hielt sie nicht für angeboren, glaubte nicht, daß sie aus einigem Lesen rasch zusammengeschnappt werden könne, nahm auch kein aus vielen Floskeln zusammengesetztes Gewäsch für ordentliche praktische Weisheit, wie auch aus keiner Schneiderfahne, wie schön die einzelnen zusammengestohlenen Fetzen auch sein mögen, ein ordentlich anständig und praktisches Kleid zu machen wäre.

Er beugte sich ihrem Willen, übernahm, in Unterwalden Vertraute zu suchen und zwar alsobald. Der Boden brannte unter seinen Füßen, noch in dieser Nacht wollte er über's Gebirge, die Kunde zu bringen, daß Rath geschafft werde in der Noth, und Männer zu sammeln für den Bund. Sie hielten ihn nicht ab; allerdings war der Sommer geeignet zu Verständigung, wo auf den Bergen so manch traulich Wort zu wechseln war, welches der Vögte Späher nicht vernahmen. Die Stimmung war so gereizt, daß sie sich nicht gerne mehr wagten in's einsame Gebirge. Doch gaben sie ihm wohl zu

bedenken, daß mit unbesonnener Keckheit alles zu verderben sei, und daß, wie sicher der Ausgang auch scheine, um so vorsichtiger dieselbe zu bewahren sei. Da sprach der Melchthaler: „Wohl wäre es mir heute lieber als morgen, aber daß ich durch Unbesonnenheit gefährde, was einmal beschlossen ist, das fürchtet nicht. Der Sohn, der seinen Vater durch Unbesonnenheit um die Augen gebracht, der hat Unbesonnenheit schwer zu büßen, der wird vor ihr sich zu hüten wissen, besonders wenn des Vaters Augen zu rächen sind." Sie glaubten ihm, verabredeten, wie sie einander Kunde geben könnten, was sie ausgerichtet und was sie vernommen, dann legten sie schwer bewegt die Hände zusammen, gelobten sich Treue, empfahlen sich Gott und hießen mit Gott ihn ziehen.

So hatten drei Männer getaget, die Ersten im Schweizerlande, die solchen Tag gehalten; still waren sie zusammengetreten, und noch stiller ward's, als sie auseinander gegangen waren, und doch war dieser Tag der größte im Schweizerland, und was sie da getaget, das wichtigste, was aus dem Tagen je hervorging; denn aus diesem Tagen ging die Freiheit hervor, und zwar keusch, unbefleckt. Lärm erzeuget selten Großes, am wenigsten Dauerndes; bekanntlich sind es Kinder und Narren, welche am meisten lärmen, bekanntlich kann aus Kindern was Großes werden und Narren können wieder zum Verstand kommen, aber daß Kinder und Narren mit Lärmen viel Großes gethan, ist nicht bekannt geworden in der Weltgeschichte.

Stille also blieb es, als die Männer auseinander gegangen waren, ja noch stiller als zuvor ward es. So lange jeder alleine stand, das ihm angethane Unrecht alleine tragen mußte, im Glauben stand, er persönlich hätte die persönliche Unbill zu rächen oder derselben sich zu erwehren, versuchte er wohl die Wehr, oder zeigte doch wenigstens bei jeder Gelegenheit den Willen dazu, wenn es ihm auch an Vermögen gebrach, und behandelte alles, was den Vögten anhing, mit

Verachtung nicht bloß, ſondern wenn er denſelben was anhaben konnte, ſo ſparte er es nicht. Nun ward es allmählig anders; gelaſſener ließ man ſich drücken, mit einer gewiſſen Gelaſſenheit ſah man Plackereien, Ungerechtigkeiten zu, bei denen man früher hoch aufgefahren war, hütete ſich auch vor ſchnöden Worten, ging jeglichem Streit ſorgfältig aus dem Wege, und während früher wohl trotzige Jünglinge und auch Männer des Vogtes Söldnern abſichtlich in den Weg geſtanden, ging jetzt Alles ſorgfältig aus dem Wege, und oft ſchon von weitem. Das fiel des Vogts Leuten auf, denn eigentlich war man damals nicht ſo dumm, als man gegenwärtig gerne glauben möchte; es kam ihnen vor, wie eine Stille vor dem Gewitter, wo auch kein Blatt am Baume ſich bewegt, es ſei denn, ein Vogel, der ängſtlich geflattert von Baum zu Baum, hätte es berührt. Sie konnten den Vögten nichts berichten, niemanden verleiden, ſie mußten ſagen, es ſei da eine auffallende Veränderung, von der ſie nicht wüßten, was ſie zu bedeuten hätte, allweg kaum was Gutes, und dieſe Veränderung war am auffallendſten in Uri, wo wegen der wachſenden Eiterbeule die größten Zuckungen hätten ſtattfinden ſollen. Geßler befahl größere Strenge, ſchärfere Wachſamkeit, war öfters oben und allemal noch ſchnöder und härter, als er ſonſt von Natur war, was viel ſagen will. Aber da war nichts zu machen, wie ſie ſich Mühe gaben zu reizen und den Druck unerträglich zu machen. Je lebendiger, regſamer, eingreiflicher der Vogt und ſeine Leute wurden, deſto ſtiller wurden die Urner, deſto mehr zogen ſie ſich zurück, zeigten ſich ſo ſelten als möglich, ſuchten ſich außer den Bereich ihrer Berührung zu ſtellen, aber jedenfalls keine Gelegenheit zu Gewaltthaten zu geben. Der Vogt überzeugte ſich, daß dieſe gelaſſene Geduld, welche Viele und immer Mehrere zeigten, auf einem Einverſtändniß ruhen müſſe, wo jeder allgemeine Abhülfe gewärtige, daher einſtweilen das Perſönliche ertrage.

Nun iſt's doch wirklich nichts Unheimlicheres für jeder-

mann, als das Gefühl, daß etwas Heimliches vorgehe, etwas Verstecktes uns umringe, von dem wir, aller Anstrengung ungeachtet, auch nicht das Geringste entdecken können; aber absonderlich unheimlich ist so etwas für Alle, welche ein bös Gewissen haben und selbst versteckte unheimliche Absichten. So war es mit Geßler. Er konnte es nicht mehr ertragen, er beschloß, durch etwas Absonderliches der Sache ein Ende zu machen.

Wohl keiner war im Gebirge, welcher des Landes Noth tiefer fühlte, dem sie heißer im Herzen glühte als Tell, und je heißer die Glut in ihm war, desto kälter schien er äußerlich; je wilder er in's Gewühle sich hätte stürzen mögen, desto mehr sonderte er sich von den Menschen ab, bis er vom Gewühle ergriffen ward. Dann war er der Tell. Er wußte von dem, was sich vorbereitete, sein Weib wußte darum, sein Knabe auch. Der Schwiegervater war heraufgekommen, hatte ihnen mitgetheilt, wie in ihre alten Bünde, die so gerne todt werden auf den alternden Pergamenten, ein neu geheim Leben gewebt werde, und wenn es reif geworden im Schoose des Geheimnisses, mit Gottes Hülfe zu Tage brechen werde. Freudig hatte Tell die Kunde vernommen, aber in die Freude mischte sich Mißtrauen, Mißtrauen in sich selbst, ob er wohl an sich halten könne, bis die Sache langsam gereift; Mißtrauen, ob endlich zur Zeit der Reife der nöthige Muth nicht fehle. Wie die Menge starken Menschen oft Unrecht thut, dadurch, daß sie derselben Wesen nach den eigenen Kräften mißt, so thun oft starke Menschen Unrecht Andern, und im Gefühl ihrer Ueberlegenheit schätzen sie Willen und Kräfte der Andern zu gering. Doch von der Gemeinde des Herrn sonderte er sich nicht ab, damals waren die Schweizer fromm; die Thorheit, in der Gottlosigkeit eine Ehre zu suchen, war fremd im Lande.

Der Landmann, der Hirt, der Jäger erfuhren es alle Tage, daß sie in der Hand des Herrn seien, und alles Ge-

deihen von ihm käme. Wer auf dem Markte das Kraut kauft und in dunkler Stube mit Schreiben Geld verdient, weiß nicht, woher das Gedeihen kömmt, was die Sonne kann, was der reiche Gott dem armen Menſchen iſt; der fällt gern in den Dünkel, mit dem Geld ſchaffe man das Kraut, und mit der Feder ſchaffe man das Geld, und wer das Geld habe, habe den Herrgott, der Alles könne; daher die Gottloſigkeit am liebſten in die großen Städte ſich niſtet, wie eigentlich alle Krankheiten, Nervenfieber und Cholera zum Beiſpiel.

Er beſuchte fleißig das Haus ſeines Gottes und auch dem Beſuche der Kirche zu Altdorf entzog er ſich nicht. Dort auf dem Kirchhofe ruhten nahe Anverwandte, dort hatte ſeine Familie Meſſen geſtiftet, dort wurden beſondere Tage feierlicher begangen als in den Nebenkirchen, wie in den katholiſchen Ländern es üblich geblieben bis auf den heutigen Tag. Vom Gottesdienſt blieben die Kinder nicht ausgeſchloſſen; man fand, die Jungen hätten Gott ſo nöthig als die Alten, und wenn die Jungen die Alten ehren ſollten, ſo müßten ſie vor allem Gott ehren können, welcher der Aelteſte unter den Alten iſt. Wie man früh mit dem Erlernen des Irdiſchen beginnen müſſe, wenn man ein Meiſter werden wolle, ſo müſſe man noch emſiger an das Geiſtige gehen, weil das länger als der Leib, nämlich ewig, daure. Die Lebenszeit ſeien Lehrjahre, und je ſchwerer das Tagwerk ſei, meinte man, um ſo früher man daran gehe, und je köſtlicher der Lohn des gut vollendeten Tagewerkes, deſto emſiger habe man ihm obzuliegen, wenn man nämlich klug ſei und nicht bloß die Wetterzeichen für den kommenden Tag, ſondern auch die Zeichen, welche über Jahrhunderte bis in die Ewigkeit ſich dehnen, zu beurtheilen vermöge, die großen Regenbogen, welche mit dem einen Fuß in eines Tages Morgenroth ſtehen, mit dem andern an den Schwellen des Himmels. Die Herzen der Kinder, in welchen durch die Andacht des Hauſes der

Glaube an das Ueberirdiſche feſte Wurzel gefaßt hatte, wurden in den Kirchen frühe Gott geweiht, und wenn dieſe Weihe auch oft zu wenig Einfluß hatte auf das Tägliche des Lebens, ſo bewahrte ſie doch das hohe Bewußtſein, daß man Gottes ſei mit Leib und Seele im Leben und im Sterben; dieſes Bewußtſein, wenn es auch oft im Täglichen elend verſank, führte wiederum zu hochherziger Buße, zu heldenmüthigen Opfern; und jetzt, wo iſt dieſes Bewußtſein und wo iſt die Buße und wo ſind die heldenmüthigen Opfer? Iſt's nicht ſo, daß die meiſten Menſchen Altar und Prieſter ſein möchten und Gott zugleich; Altar, auf den man die Opfer bringt, Prieſter, der die Opfer in Empfang nimmt, Götz, der die Opfer zu ſich nimmt?

So ging Tell mit ſeiner Familie am Jakobstag nach Altdorf, wo großer Feſttag war am Morgen, Nachmittags dann auf den Alpen luſtiger Feiertag, und Schwinget an manchem Ort.

Es war ein ſchön Luegen, wie ſie da kamen die ſtattlichen Männer, die ſchönen Frauen, die pfausbäckigen Kinder, alle in der kleidſamen Tracht des Landes, würdig wie die Berge, ſchön wie die Seen. Bewaffnet waren die Männer alle. Den Edlen kannte man kaum vor den Freien, edel ſahen alle aus und demüthig kamen alle zu Gottes Haus; denn daß Demuth vor Gott dem Adel was abbreche, das war damals keinem würdigen Edeln zu Sinne geſtiegen. Wohl kannte man den würdigen Freiherrn von Attinghauſen, aber eben nicht am Hochmuth, ſondern weil Alt und Jung ihm Ehrfurcht erwieſen und zwar freiwillige, weil Viele hinter ihm gingen in ſeinen Farben gekleidet, weil er ſelbſt das Wappen Gottes trug, mit welchem Gott ſeine Hochgebornen zeichnet. So kannte man auch andere Edle, und willig räumte der edle Landmann ihnen den Vortritt zum Hauſe des Friedens, weil ſie ihm auch vorangingen in Noth und Gefahr. Mit Attinghauſen kam Walter Fürſt.

Grau waren ihre Häupter umfloſſen, aber klar ihre Augen, ſicher ihre Füße, und wenn auch mit ſtärkerm Arme ein Mann ſein Schwerdt mit dem ihren gekreuzt hätte, das klare feſte Auge hätte des Mannes Arm die Kraft genommen, ſein Schwerdt hätte ſich geſenkt vor dem ihren. So ſammelte das Volk ſich in der Kirche, und die Kirche ward gedrängt voll. Gebräunte Hirten ſah man, wilde Mädchen mit Augen wie die Gemſen, klar und ſchön, leicht und hoch das Haupt, jeden Augenblick bereit, von Fels zu Fels zu ſetzen über des Jägers Haupt hinweg in unergründlichen Schlund hinein. Ein ſchöner Mann verrichtete als Pfarrer und Prieſter würdig das Kirchenamt, predigte freundlich und eindringlich, daß es ihnen ward, als ſei der Lebensweg die enge gefahrvolle Straße, der Reuß nach hin auf die Teufelsbrücke zu, wo der Böſe lauert auf ſeine Beute; das ſchauerliche Grab, dem ſchauerlichen Urſernloch vergleichbar, wo der Tag verſchwindet, wo es Nacht iſt für und für, der Wanderer aber nicht bleiben muß, ſondern jenſeits ein friedlich freundlich Gelände findet, wo ſchön die Heerden wieder läuten, der Strom ſilbern ſich ſchlängelt, die Lawinen ferne bleiben, die Matten lieblich blühen, die Menſchen ein Leben haben wie im Paradieſe, wenn auch in ihrem Herzen der Friede wohnt, der durch Gottes Güte über dem Gelände ruht.

Dann ward die Meſſe würdig geleſen, und es ward der Menge, als ſei es ihr wohl um's Herz geworden, als hätte Gott das Vergangene vergeben und für die Zukunft verheißen, in allen guten Dingen bei ihnen zu ſein mit ſeiner Hut und Hülfe; und was noch Beſonderes gebetet ward und Beſonderes in den Herzen empfunden, das gewahrte Gott, die Geſchichte bewahrte es nicht auf.

Als der Pfarrer die Entlaſſung geſprochen hatte, die Menge hinausſtrömte, da war draußen auf freiem Platze groß Gelärm und Geraſſel. Kriegsknechte kamen hergezogen mit Trommel und Drommeten, pflanzten dort ſich auf, ram-

melten tief in den Boden hinein eine Stange, auf welcher ein Hut ſtak, geſchmückt mit den öſtreichiſchen Zeichen, und ein Herold verlas mit dröhnender Stimme ein lang Ding, worin vermeldet ward, wie mit Unlieb wahrgenommen werde der Länder und namentlich der Urner Trotz und Widerſpänſtigkeit, Albrecht dies nicht dulden und endlich wiſſen wolle, wer für ihn ſei und wer wider ihn. Die Erſten werde er in Huld und Gnaden halten, die Andern aber büßen und züchtigen, bis ſie froh ſeien zum Kreuz zu kriechen und ſeine Gnade anzurufen. Um nun das zu erfahren, ſo gleichſam die Böcke von den Schafen ſcheiden zu können, ſtehe der Hut hier mitten unter ihnen wohlbedacht. Wer vor dem Hut ſich beuge und ihm Reverenz beweiſe, der ſei des Kaiſers Freund und ſolle als ſolcher gehalten werden; wer es aber nicht thue, der ſei zu achten als des Kaiſers Feind und den Händen des Vogts verfallen. Mit tiefer Empörung hatte das Volk dem Ding zugehört, wilder Aufruhr drohte, und wären die Alten im Volke nicht da geweſen, er wäre ausgebrochen. Dieſe aber zähmten raſch die kochende Leidenſchaft, ſchnell zerſtob das Volk und einſam ward Altdorf, während ſonſt an ſolchen Tagen fröhliches Leben in ſeiner Mitte ſich regte bis tief in den Nachmittag hinein, bis es Zeit zum Melken war. Aber deſto lauter tobte der Zorn auf den Wegen, in allen Häuſern, auf allen Bergen, ſo tief hatte der Vogt das Herz des Volkes noch nie verletzt, und wie er es verletzte, wußte er kaum. So geht es aber oft dem, der nichts im Auge hat als ſeine Zwecke, er verliert die Hauptſache aus dem Auge, die Natur der Dinge, mit denen er umgeht, die Natur der Mittel, die er wählt. Geßler vergaß, daß jedes Volk einen Punkt hat, an welchem man es nicht verletzen darf; er vergaß, daß dieſes Aufrichten des Hutes und das Beugen davor dem Urner als Abgötterei erſchien, als frecher Hohn ſeines Glaubens.

Der Urner bog vor Gott ſeine Kniee, bog vor dem Kreuze

ſich, dem Gebenedeiten, erwies den Heiligen die althergebrachte Reverenz, aber ſolche Ehre erwies er keinem weltlichen Ding oder Menſchen. Jetzt ſollte er den öſtreichiſchen Hut verehren wie ein Heiligenbild, und was der Papſt allein vermochte, das maßte der Vogt ſich an, er ſtellte aus eigener Machtvollkommenheit und Gutdünken ein Bild zur Verehrung auf. Dieſe Verhöhnung des Glaubens war es, was die Gemüther in brauſende Gährung brachte; denn der religiöſe Glaube iſt bei mehr als einem Volk und Völklein der Punkt, der nicht feindſelig berührt werden darf, wenn nicht ein wilder Aufſchrei des Volkes erfolgen ſoll. Selten wird er abſichtlich feindſelig berührt, ſondern zumeiſt bloß von ſolchen, welche keinen religiöſen Glauben, daher nicht bloß deſſen Macht nicht kennen, ſondern auch deſſen Vorhandenſein nicht gewahr werden, oder es läugnen. Der Vogt wollte nicht Aufruhr des ganzen Völkleins, ſondern bloß Gelegenheit, die gefährlichen Perſonen zu faſſen, die Leute, ohne welche ein Volk nie etwas iſt und nie etwas vermag. Dieſes Ausrotten der Stämme, an denen ſich das Epheu emporſchlingt, war das inſtinktmäßige Beginnen aller Tyrannen, und aller derer, welche den Charakter einer Nation verderben oder ſie einer andern einverleiben wollten.

Doch der Ausbruch fand nicht ſtatt, wie hoch der Zorn auch loderte; es hintertrieben ihn die vaterländiſchen Männer, mit welchen die Prieſter Hand in Hand gingen. Da man dem Volke ſichere Abhülfe in Ausſicht ſtellen konnte, ſo gelang es, daſſelbe zur Geduld zu bewegen, beſonders da die Söldner die Verehrung des Hutes nicht zu ſtreng zu fordern ſchienen. Angeſehene Männer mieden des Hutes Nähe, der Unbedeutenden ſchienen die Wächter wenig zu achten. Am meiſten machte die Jugend mit dem Hute ſich zu ſchaffen. Wer kennt nicht der Kinder Weiſe, auf den Gaſſen darzuſtellen, was daheim die Gemüther der Eltern am meiſten bewegt, förmliche, öffentliche Demonſtrationen zu machen, wo

die Eltern ſelbſt der Rede klüglich ſich enthalten. Die Kinder ſahen das Grollen der Eltern über dieſe Schmach, hörten die zornigen Worte gegen den Vogt und ſeine Bande, voll Zornes wurden ihre kleinen Herzen, und kleine Herzen können den Zorn nicht bergen, in ſolchen Herzen iſt oft eine rückſichtsloſe Kühnheit, von der man nicht weiß, kömmt ſie aus der Unkunde über das Maaß der Kraft und über die Größe der Gefahr, oder iſt ſie das Kennzeichen einer Heldenſeele, die ihr Entfalten beginnt.

Zornig und ſcheu gingen in den erſten Tagen wohl die kleinen barfüßigen und barhäuptigen Urner weit um den Hut herum, ſchienen vor demſelben ſich zu fürchten; aber da er immer ſo gleich da ſtand, ſie nicht ſchalt, nicht biß, ſo rückten ſie näher, ſchnitten eine Grimaſſe, ſchlugen einen Purzelbaum ſtatt der Reverenz, oder gingen gar auf den Händen, die Beine zappelnd in der Luft, vorüber; möglich, daß auch zuweilen ein Stein aus unſichtbarer Hand hart am Hute vorüberflog.

Damals waren die Schildwachen weniger ernſthaft als jetzt, die Kriegsartikel weniger ſcharf beſtimmt, der Krieg mit den Jungen war daher eine Art Kurzweil, welche die langweilige Wache verkürzte; die leichtfüßigen kleinen Urner entrannen meiſt den plumpen Wächtern, die ſchwerfällig nach ihnen haſchten; kriegten ſie endlich einen, ſo ward der weidlich durchwalkt, gezüchtigt für die Andern. Das kühlte begreiflich den Haß nicht ab, ſchreckte auch die Buben nicht ab von ihrem höhnenden Muthwillen, machte ſie bloß vorſichtiger, bis nach und nach das Entrinnen die Vorſicht ſchwächte, und wieder einer in der rauhen Hände fiel.

Tell's Knabe, obgleich er häufig in das nahe Altdorf kam, nahm an dieſem Kinderkrieg keinen Theil; er war zu ernſthaft und zu ſtolz dazu, aber trotzig und kühn ging er am Hute vorbei, und machte ein Geſicht, als ob er die geſammte öſtreichiſche Macht verachte. Die Wächter neckten

den Knaben, verſuchten mit Drohungen ihn zu ſchrecken, ſie vermochten es aber nicht; ſie ſpotteten über ſeinen Vater, daß der nicht kommen dürfe und ſich zeigen. Das brachte ihn in Zorn, daß er die Wächter ſchimpfte, deſſen ſie ſich weidlich freuten und es wiederholten, bis der Knabe merkte, daß er der Wächter Spiel ſei, ſein ohnmächtig Schimpfen ihre Kurzweil.

Von da an ſah man ihn ſelten in Altdorf, beim Hute nimmermehr. Aber ſchwer trug das Kind an der Schmach, welche es erlitten zu haben glaubte; wie es ſich rächen könne, darauf waren Tag und Nacht ſeine Gedanken geſtellt. Er übte ſich in den Waffen und ſeine Kräfte, wie er konnte und mochte, all' ſein Sinn war auf Kampf und Krieg geſtellt, ſeine Träume waren damit angefüllt. Hochauf fuhr er oft des Nachts mit wildem Schlachtgeſchrei, und wiederum konnte er oft ſtundenlang irgend wo träumend ſitzen, ſah weder Kuh noch Ziegen mehr, die er weiden ſollte. Er dachte ſich als einen Mann, ſeinem Vater gleich, doch ſtärker noch und gewaltiger; er rüſtete ſich aus mit dem mächtigſten Schwerdte, dem ſchwerſten Morgenſtern, erſchlug den Vogt und ſeine Knechte alle; zog dann aus gegen den König Albrecht, ſchlug mit ihm eine große Schlacht, nahm ihn gefangen, führte ihn in's Urnerland, warf ihn in die Kerker der neuen Burg und hielt ihn dort, bis er alle Freiheiten beſtätigt und alle Unbill abgebeten hatte auf den Knieen, da wo jetzt ſein Hut ſtand; dann ließ er ihn wieder frei und ledig, er konnte in's Reich hinaus und da Kaiſer ſein, ſo lang' es Gott gefiel und die Menſchen ihn haben wollten. Oder aber er träumte, wie er überfallen, gebunden, gefangen worden und ſchmachte in ſchauerlichem Verließ unter Molchen und Schlangen, und greuliche Augen funkelten rings aus Löchern in den Mauern; es ſei ihm, als ſchleiche kalt und feucht der Tod an ihm herauf, ſei bald beim Herz; da raßle es draußen, ſchreckliche Streiche donnere es an die Thüre, zerſchmettert ſpringe ſie

aus einander und herein stürzen seine Urner und tragen ihn frei an's Sonnenlicht. War's aber Abend, stieg gar der Mond herauf, der mit seinem blassen Angesicht so bekannt den Geistern in unserer Seele nickt, so waren es nicht die Urner, welche die Thüre sprengten, es stand ein großer Geist im blutigen Leichentuch unter der Thüre und winkte ihm. Es war ein Vater vom Sohn erschlagen, mitten in Flüchen gegen den Sohn, und jetzt verdammt, den Feinden seines Geschlechtes die Thüren zu öffnen, Hand zu bieten zu seinem Verderben, bis es schmachvoll zu Grunde gegangen. Oder er sah, wenn recht lieblich die Mondesstrahlen flüsterten im thauichten Grase, wie aus den Löchern, wo die greulichen Augen gedroht, diese Augen schwanden, hörte schleichen Molch und Schlange in finsteren Ecken, fühlte, wie der feuchte, kalte Tod zurück kroch von seinem Herzen, hörte ein lieblich freundlich Klingen, so süß und heimelig, daß ihm das Herz voll Wonne ward und heißer Wonnethau die Augen füllte, und näher kam das Klingen und süßer ward die Wonne im Herzen, süße Lüfte wehten, füllten mit süßen Düften den schaurigen Kerker: da glänzten freundlich und lieblich andere Aeugelein aus den graulichten Löchern, zu hellen Thoren wurden diese, durch welche Züge holder Erdmännchen sich drängten. Voran dem Zuge gingen die Fackelträger, Diamanten und Rubinen, aus dem Herzen der Erde gebrochen, waren ihre Fackeln. Dann kamen der König und die Königin in holdseliger Eintracht Hand in Hand, leuchtend in himmlischem Scheine, und hinter ihnen unzählbar das Gefolge, goldene Geräthe tragend mit süßen Speisen und süßem Labetrank. Zu seinem Lager wallten sie und grüßten ihn mit freundlichen Geberden, und sagten ihm mit freundlichen Worten, wie sie die Erdleutchen seien, welche daheim in seines Vaters Hause so oft einkehrten, wenn sie reisten durch den Erdenrund, manch Fest dort schon gehalten und manchen Tanz getanzt unter den lispelnden Nußbäumen. Dort seien sie gestern eingekehrt

und hätten bitterlich ſeine Mutter weinen hören und jammern, wie ihr Sohn gefangen ſei, geſchleppt in ein wildes Schloß und ſchmachte in grauſigem Kerker, wenn er nicht todt ſchon ſei, von Molchen und Schlangen aufgezehrt. Da hätten ſie großes Erbarmen gefühlt mit der armen Mutter, und ſeien an ihr Bette getreten, hätten leiſe, leiſe ihr geſungen, bis leiſe, milde der Schlaf in ihre Augen ſich geſchlichen; dann hätten ſie verheißende Träume hinaufgerufen in ihre Seele, ihre ſchönſten Blümlein geſtreut in dieſelben, hätten ſich aufgemacht, ihn zu retten und heim zu geleiten; denn lieb und werth ſei ihnen ihr Haus, eine treue Herberge, und vergelten wollten ſie an ihm, was ſie dort genoſſen. So hatten ſie zu ihm geredet, mit ſüßer Speiſe und Trank ihn erquickt, während um ihn in dichten Reihen die guten Erdkinder ihre Tänze tanzten; dann ſei es wie ſüßes, leiſes Wehen über ihn gekommen, verſunken ſeien ihm die Augen, hätten eine ganz andere Welt plötzlich geſehen, eine tief im Schooſe der Erde, wo golden die Wände geweſen, auf goldenem Strome er raſch dahin gerudert worden von wunderſamen Geiſtern, bis ſie plötzlich an dunkele Felſen geſtoßen: da ſeien ihm die Augen wieder heraufgeſprungen an ihren alten Ort, und er ſei daheim geweſen, und in großer Freude ſei die Mutter ihm um den Hals gefallen.

So träumte der Knabe; wunderſam miſchte ſich ſein Leben mit dem, was er in den langen Abenden mit ſo großer Wonne erzählen gehört, in ſeine Zukunft flocht er als waltende Mächte die überirdiſchen Geſtalten, die Helden in ſeinen liebſten Geſchichten. Es iſt ein wunderſamer Zeitpunkt in einer Kinderſeele, wenn Leben und Wiſſen ſich verſchlingen, wenn das Leben ſo mächtig an des Kindes Seele dringt, daß es ſich hinein in ſeine Träume ringt. Das Wunderbare und das Sichtbare, wenn ſie eins werden, können ſie zum Sonnenaufgang des ewigen Tages werden, wo der Geiſt herrſchend über der Materie ſchwebt. Freilich wird,

wenn ein ſolches Leben mit dem Traume ſich miſcht, die Kraft der Sinne geſchwächt, unbrauchbarer, untüchtiger ſcheint das Kind zu werden, ſchon beginnt die Thorheit zu fürchten, es werde unpraktiſch werden. Dieſe Thorheit lebte freilich damals nicht, aber doch kam es dem Tell wunderlich vor, wenn ſein Knabe die Hut auf der Weide vernachläſſigte, nicht Beſcheid wußte um Dinge, welche vor ſeinen Augen ſich zugetragen. Noch ſeltſamer fiel's ihm auf, wenn der Knabe auf der Jagd in einem Boden angeſtellt, das Wild nicht ſah, welches in der Nähe an ihm vorüberſtreifte, oder es ſah, aber den Schuß vergaß und träumend dem Wild nachſtarrte, oder den Ruf nicht hörte, den er ihm von ferne zuſandte.

Dem Vater kam das Ding ſeltſam vor, da er den Knaben wohl kannte und ihm glaubte, wenn derſelbe ſagte, er hätte wirklich nichts geſehen. Er begann zu fürchten, es ſei demſelben angethan, irgend ein neckiſcher oder tückiſcher Berggeiſt halte ihm Auge oder Ohr, oder ein mißgünſtiger Menſch habe ihn beſprochen. Daß der Geiſt im Knaben ſelbſten ſitze, daran dachte er nicht, daran denkt man wirklich noch bis auf den heutigen Tag oft nicht, daß die neckiſchen, die böſen, die guten Geiſter, welche es Einem anthun, zumeiſt in den Falten des eigenen Herzens ſtecken. Daß Tell daran nicht dachte, war ihm zu verzeihen; vor fünfhundert Jahren lebte er und war dazu noch Jäger, welche ſelten tief denken, und zumeiſt abergläubig geblieben ſind bis auf den heutigen Tag. Zudem fand er ſich bewogen, den Knaben ſeltener mitzunehmen, weil es nicht mehr ſicher war im Gebirge, eine Art Krieg da oben drohte, wo ſeit der Väter Gedenken wohl Krieg gegen die Thiere war, ein Mann aber dem andern Mann jegliche Handbietung leiſtete, welche er bedurfte, wie ein Araber dem andern hilft, gegenüber der Naturgewalt und ihren Schreckniſſen.

Geßler wollte die freien Urner zu Leibeigenen machen,

wollte in die freien Berge alle herrſchaftlichen Rechte verpflanzen, wollte daher auch die Jagd der Herrſchaft vorbehalten, dem Landmann ſie verbieten. Schwer hält es, das herrſchaftliche Jagdrecht aufrecht zu erhalten, wo es ein altes Recht iſt; um wie viel ſchwerer es war, es als ein neu Recht einzuführen, kann man ſich denken. Geßler wollte es, und mit um ſo mehr Hitze und Leidenſchaft, als er ſelbſt ein leidenſchaftlicher Jäger war; wie war's aber möglich in den weiten wilden Bergen, wo Geßler und die meiſten ſeiner Söldner Fremdlinge waren, während die Landeskinder jeden Stein kannten und jeden Pfad? Je machtloſer er war, um ſo mehr ergrimmte er; je ſchlechter ſeine Jagden ausfielen, um ſo bitterer haßte er die glücklicheren Jäger, obenan den Tell, den Meiſter im Gebirge, den König der Jagd. Schwer drohte er dieſem Feinde, doch die Drohungen zu erfüllen, gab Tell nicht Gelegenheit; er trotzte nicht, er jagte, wie immer, zur Herbſtzeit und im beginnenden Winter, aber dem Troß des Vogts ging er aus dem Wege, nahm ſelten den Knaben mit, um keiner Gefahr ihn auszuſetzen, keinen Geißel zu liefern in des Vogts Hände. Wenn ſchon der eine oder der andere des Gefolges, oder waren es auch zwei oder drei, unerwartet mit ihm zuſammenſtießen, ſo ließen ſie ihn ruhig fürbas. Tell war in ſeinem Gebiete ein König, der ſeine Macht überall bei ſich führte, auf dem wilden See, in den Klüften der Berge. Ein einzig Mal trug es ſich zu, daß Tell und Geßler ſich ſahen, und wußten nicht einmal, waren ſie es wirklich, oder waren ſie es nicht.

Früh Morgens eben, als es grau im Oſten zu dämmern begann, ſtund Tell hoch oben an den Clariden, welche Uri von Glarus ſcheiden, in einem kleinen Grasboden auf der Lauer. Dorthin wagte ſich ſelten ein Jäger. Der Boden war verrufen, aber fleißig beſuchten Gemſen das gute Weidchen. Nur Jäger, welche ein gut Gewiſſen hatten und feſt auf Gott vertrauten, oder ſolche, welche in roher Frechheit nichts

zu fürchten ſich vermaßen, wagten ſich hierher auf die Lauer. Von den Letztern war aber mancher niemals wiedergekehrt, und kaum je einer wagte ſich mehr als einmal hin.

Dort oben nämlich hatte Gott Gericht gehalten über den Uebermuth der Menſchen; ſolche Gerichtsſtätten Gottes flieht der Menſch, hat er ja ſchon ein Grauen vor den Stätten, wo ein Sterblicher über den andern Gericht gehalten. Wo die Richter nichts mehr taugen, oder wo am Heiligſten der Menſch ſich vergreift, oder ſich ſelbſt zum Götzen macht und eigenen Götzendienſt treibt, da hält Gott ſelbſt Gericht unter Blitz und Donner, und zwar dato noch. Auf den Clariden war eine Alp geweſen, reich an ſüßem Waſſer, würzigen Kräutern, die beſte im Gebirge. Und ſchön war es da oben in der reinen Luft unterm klaren Himmel, daß rein und klar jede Seele da oben bleiben müſſe, hätte man glauben ſollen, aber getäuſcht hätte man ſich. Wohl blieb da oben die Heerde geſund, keine Peſt kehrte je hier ein, keine Kuh gab je ſchlechte Milch, und die Gemſen, die Nachts hier in die Weide ſich ſchlichen, waren die größten in den drei Ländern. Der Menſch alleine erkrankte hier oben, ſeine Seele ertrug den Reichthum der Gaben Gottes nicht, vergaß den Geber und die Rechenſchaft über die Gaben; der undankbare Knecht ſtieß, als er reich war, den guten Herrn aus ſeinem Herzen, meinte, er könne ihn, wie aus dem Herzen, ſo auch aus dem Hauſe ſtoßen und ſich ſelbſt zum Herrn darin machen. Aber er erfuhr, was der Herr iſt und was der Menſch iſt, wenn er ſich ſelbſt zum Herrn machen will. Durch manch Geſchlecht hindurch war die Alp in einer Familie geweſen und hatte dieſelbe reich gemacht, ſo reich, daß ſie ihren Reichthum kaum kannten, an Heerden, Käſe und Geld. Ein einzig Söhnlein beſaß der letzte Beſitzer, ſo ſchön und ſtark, wie keines auf den Urner Bergen war; ſie nährten es aber auch mit der ſüßeſten Nidel, badeten es in guter Milch und thaten ihm Liebes und Gutes, was ſie nur erſinnen mochten. Da ſo von

Kind auf ihn Alles auf den Händen trug, ward er ein bös Kind und wuchs auf zu einem böſen Mann, der von Demuth nichts wußte, ſondern ein Tyrann war für Menſchen und Vieh. Da er als Meiſterlos erzogen war und ſeinem Willen die Eltern von je ſich unterzogen, ſo hielt er ſeinen Willen für den höchſten, und was ihm in Sinn fiel und was er ausſprach, das ſollte gehalten werden, als ob es ein Machtſpruch Gottes ſei, und wer es nicht alſo hielt, gegen den übte er, was in ſeiner Macht ſtand. Daß mit dem Alter dem Kinde der Verſtand ſchon kommen werde, hatten die Eltern immer geſagt, doch ihm kam er nicht, wohl aber ihnen. Sie ſahen ein, was ſie gethan, und der Vater ſtarb aus Gram, die Mutter wollte nachbeſſern mit Beten und Weinen. Darob ergrimmte der Sohn und verbot ihr das Beten, weil er es ſei, der zu eſſen ihr gebe und kein Anderer. Die Mutter fuhr fort zu beten. Da gab der Sohn der Mutter nicht zu eſſen, damit ſie erfahren könne, woher es käme und wen ſie darum zu beten hätte. Die Mutter aber beharrte auf ihrem Sinn, betete zu Gott und nicht zum Sohne: der Sohn beharrte auf ſeinem Greuel, bis man die Mutter fand, todt mit gefalteten Händen, aus Hunger geſtorben.

Froh war der Sohn, daß nun das Beten ein Ende hätte auf ſeinem Berge; daß ſeine Mutter Hungers geſtorben auf ihrem reichen Berge, das kümmerte ihn nicht. Aber wenige Tage nach der Mutter Tode lud er ſeine Braut zu ſich ein, eines reichen Mannes Tochter, der im Thale wohnte: Schau ſeiner Herrlichkeit ſollte ſie halten. Sie that zimpfer und ſchützte vor die abſchüſſigen glatten Steige, Schwindel und Furcht allerlei. Da verſprach er ihr eine bequeme Treppe durch ſeine Alp hinauf bis zur Hütte, wo von Fall oder Schwindel keine Rede ſein ſolle. Da ließ ſich die Braut erweichen, ging und fand eine ſchöne breite Treppe bis hinauf zum Stafel. Die Treppenſteine waren die ſchönſten Käſe, eingefugt in die Erde und für immer, und dieſe Treppe aus

viel hundert Käſen hatte der Sohn gebaut, deſſen Mutter wenige Tage vorher Hungers geſtorben. Das vernahm der Prieſter im Thal; ſolchem Greuel zu wehren, ihn zu ſtrafen, ſtieg er den Berg hinauf, trat vor den gottloſen Senn, hielt ihm vor ſeinen ruchloſen Sinn, mahnte zur Buße und Bekehrung ihn. Der aber lachte den Prieſter aus und ſpottete ſein. Da mahnte ihn der Prieſter an Gott und die Gerichte Gottes, mahnte ihn an die Macht der Kirche, die bei ſolchem Sinn ſeine Ehe ihm nicht heiligen, ſeine Kinder ihm nicht taufen werde. Da loderte hoch auf des Sennes Zorn. Wer mächtig ſei auf ſeinem Berge, ſprach er, wolle er ihm zeigen; er ſolle es erfahren, daß er weder Gott nöthig hätte, noch die Macht der Kirche; hier ſei er ſelbſt Gott und Prieſter, und was er thue, ſei gethan, und wenn es getauft ſein müſſe, ſo könne er taufen ſo gut als Einer, und was er wolle. Er befahl den Knechten, den großen Schwarzkleb, die ſchönſte Kuh der Alp, ihm herbeizulocken zum Brunnen. Umſonſt mahnte der Prieſter mit ernſten ſchweren Worten, der Senn ließ ſich nicht irren, wie die Kuh bummelnd heranttabte zum kühlen Waſſer. Da hob der Senn eine große Milchgepſe auf, füllte ſie mit Waſſer und begann das heilige Sakrament der Taufe zu verrichten am unvernünftigen Thiere.

Da faßte Entſetzen den Prieſter, er floh den Berg hinunter, und ehe er den Fuß des Berges ereilt hatte, begann es hinter ihm zu donnern und zu toſen, der Boden erbebte unter ſeinen Füßen, die Gipfel der Berge ſchienen ſich zu neigen einer dem andern zu, den jüngſten Tag mit ſeinen Gerichten glaubte er eingebrochen. Es waren die Gerichte Gottes, die hinter ihm donnerten und toſten; doch nicht über die ganze Menſchheit brachen ſie los, der jüngſte Tag war es nicht. Gottes Hand ſchlug bloß den Senn und ſeine Alp, wo ſo unerhörter Frevel getrieben worden; ſie waren verſunken und verſchüttet für immer; ein grauenvoll Grab hatte der Herr ſelbſt geöffnet und ein Grabmal aufgethürmt zum ewigen

Gedenken, wie mächtig und zornig seine Hand sei über frevlem Uebermuth. Doch mitten in der Steinwüste blieb ein klein herrlich Weidlein für die Thiere der Wildniß, die an Gott sich nicht vergangen hatten, die Gott nicht mit den Menschen strafen wollte, um der Sünde der Menschen willen.

Hierher wagte sich selten ein Jäger; die, welche nicht guten Gewissens waren, fürchteten den zornigen See, und die, welche sich nicht zu fürchten hatten, schonten gerne auch, was Gott selbst geschont hatte. Tell war fröhlich im Gewissen und kannte die Weide, doch benutzte er sie äußerst selten und sehr bescheiden. Einmal, als er das vögtliche Jagdgetöse vernahm, wollte er ihm aus dem Wege gehen, und glaubte nirgends sicherer zu sein für seine Jagd, als oben im Schutte der geflohenen Alp, im Anstand auf der Weide, welche Viele nicht kannten, die Meisten flohen. Dort stand also Tell im Grauen des Morgens, und wie er da stand und gespannt dem leisen Kommen der Gemsen horchte, hörte er Geräusch, aber gröberes, als vom leichten Tritt der Gemsen, und von der entgegengesetzten Seite. Er dachte an einen Bären oder sonst an ein wild verlaufen Thier; da trat um den Fels eine menschliche Gestalt, und die Gestalt war Geßler! Die Weide war kurz, kaum einen Bogenschuß lang, alsobald erkannten die beiden sich, stunden sich gegenüber, wie zwei Bildsäulen aus Granit, die Gott selbst zur Zeit der Zerstörung hier aufgestellt, so starr und unbeweglich. Tell blieb in seiner Ruhe, bewegte sich nicht, wartete das Beginnen des Vogtes ab, seiner selbst war er sicher. Eben so starr stund Geßler, aber nicht so ruhig, seiner selbst sicher. Vergeblich hatte er die früheren Tage im Gebirge gejagt, im Zorne seine Freunde und Führer geschimpft, ein streng und blutig Ende der unbefugten Jägerei gelobt. Da sprachen sie ihm von der Weide in den Clariden, wo immer Gemsen seien, aber eine graulichte Jagd, von welcher selten Einer wiederkehre, und wer einmal gewesen, nie mehr hinbegehre. Geßler spottete, vermaß sich

des Verſuchs, man rieth ihm dringlichſt ab, er führte ihn aus. Er war kühn und vermeſſen, ſein Trotz und ſeine Vermeſſenheit fanden nicht beſtimmten Widerſtand, aber tägliche Nahrung, darum ſchwellen ſie täglich üppiger auf. Indeſſen, als er alleine die letzten Pfade ging zum geheimnißvollen Weidlein, klopfte ihm doch das Herz.

So hoch oben im Blau der Lüfte und doch mitten im Graus der Gerichte Gottes und alleine, da fühlt das ſtolzeſte Menſchenkind ſeine Nichtigkeit, die gröbſte Vermeſſenheit findet ihr Ende. So klopfte ihm in bangem Erwarten das Herz, und doch kehrte er nicht um, er fürchtete den Spott der Geführten, und als er um den Vorſprung kam, da ſtund keinen Speerwurf weit der Tell vor ihm, der gewaltigſte Mann im Gebirge. Er ſtund ihm gegenüber, den Bogen im Arme, ſtill und feſt, kein Glied rührte er, die Wimpern der Augen bewegten ſich nicht. Da ergriff den Vogt ein allgewaltig Grauen; war's der Tell, war's der Berggeiſt, der da oben ſeiner geharrt, der ihn jetzt hatte da oben alleine in einſamer Weide, vor ihm ſtand ſo ruhig, ſo ſtill?

Die Schrecken des Todes kamen über ihn, blaß ward ſein Geſicht, kalter Schweiß quoll herauf, die Glieder bebten wie vom Sturm erfaßt: da ſetzte munter und luſtig ein Trupp Gemſen um die Felſen, hier am ſichern Orte, ohne die übliche Vorſicht, ſetzte mitten in die Weide, zwiſchen die ſtarren Gebilde mitten hinein. Ruhig, ohne zu zucken, ſtund der Tell, aber die Gemſen ſtutzten, als ſie die fremden Geſtalten ſahen, ſetzten in wilden Sprüngen die ſteile Fluh hinauf; unbewegt ſtand der Tell, aber plötzlicher Schreck erfaßte den Geßler, er fühlte es im innerſten Mark, das ſei der Geiſt der Berge, und als ob ein Pfeil von deſſen Bogen ihm ſchwirre in's Herz hinein, ward ihm. Die Haare ſträubten ſich, er ſtürzte fort, und wie er zu den Seinen ſich fand, wußte er nie zu ſagen. Sinnend ging Tell nach Hauſe. Ob es Geßler geweſen, den er geſehen, oder ein Geſicht, er wußte es am Ende ſelbſt

nicht recht; aber daß Geßler und er in naher Berührung stünden, Einer dem Andern tief in's Leben hineingreifen würde, das wußte er. Seine Seele empfahl er Gott, ward noch schweigsamer, ging noch einsamere Pfade, gewärtigte jedoch ohne Angst das Kommende.

Unterdessen hatten die drei verbündeten Männer nach ihrer Verabredung gethan. Jeder hatte gelegentlich, so viel es sich thun ließ, mit den angesehensten Männern sich besprochen, jeder hatte überall den gleichen Sinn gefunden, überall waren die Herzen mit Schmerz erfüllt, überall freute man sich der Kunde, daß Andere das gleiche empfänden, freute sich höchlichst, daß bereits auf Hülfe gedacht wurde, bot freudigst die Hand dazu. Mit Freuden hörte der edle Freiherr von Attinghausen das Aufraffen der Landleute, und wenn er auch nicht persönlich in den Bund trat, so war er ihm doch nahe mit seinem Rathe. So hatten es die meisten Edlen in den drei Ländern; denn wenn sie auch adelige Namen trugen, adelige Besitzthümer hatten von größerem Umfang, größeren Rechten, größeren Freiheiten, als die freien Landleute, so trugen sie doch die gleiche Liebe zum Lande in sich, und von den Leuten im Lande hielten sie sich um ihres Adels willen nicht wie durch eine Kluft geschieden; wo die Lebensweise und der Sinn der gleiche ist, da trennen Namen nicht.

Um dieses Sinnes willen wurden sie von ihren Standesgenossen außerhalb den drei Ländern verachtet, wurden Bauernadel gescholten, ließen sich nicht irre machen, hielten Treue am Lande höher als Vortheile des Standes, und reich ward diese Treue belohnt. Nirgends blieb wohl der Adel, ohne äußeres Vorrecht, höher in Recht und Ehren, als der gescholtene Bauernadel in den drei Ländern. Die Treue hielt die alten Bande fest, der Rost getrennter Interessen zerfraß sie nie, das Wohl des Landes und die alte theure Freiheit war Allen das Liebste, das Höchste, und Gott erhielt es ihnen.

Arnold der Melchthaler war der Ungeduldigste von Allen

und drängte auf rasches Beginnen. Er hatte den Vater wieder gesehen. Kaum viel schneller hätte die Gemse über das Gebirge, welches zwischen Uri und Unterwalden sich thürmt, gesetzt, als Arnold nach gepflogenem Rathe es that. Der Morgen dämmerte noch nicht, als er raschen Schrittes dem väterlichen Hause nahte. Hoch schlug ihm die Brust, doch nicht vom schnellen Lauf. Leid und Freude schwellten hoch sie auf. Noch ehe er unter das Dach trat, ging die Thüre auf, unter dieselbe trat eine Gestalt, leise frug sie: „Bist du's, Arnold?" „Vater, o Vater!" rief der Sohn, „siehst du, war die Kunde falsch?" Ohne Antwort zog der Vater den Sohn hinein, wollte ihn schelten um sein Kommen, das dessen Leben gefährde unnöthigerweise. Doch Arnold wollte wissen, ehe er Rede stand, ob der Vater sähe, die Kunde falsch gewesen. Der Alte sprach: „Wer sieht in der Nacht? Das Gehör hat Gott dem Menschen gegeben, als Dienerin bei Tage und bei Nacht, zu unterscheiden die Stimmen und die Schritte von Menschen und Thieren; wer diese Gabe hat, der danke Gott. Du aber rede, warum bist du da, etwas besonderes bringt dich her." Da sprach Arnold, was unten in Uri begonnen und geschworen worden war. Als der Vater die Namen hörte von Stauffacher und Walter Fürst, da ward sein Herz voll Freude; er kannte die Namen, was die begannen, mußte gelingen, weil es besonnene Männer waren, alles wohl bedachten und erwogen und doch immer das größte Vertrauen auf Gott setzten. Er freute sich, daß sein Sohn im Bunde war, daß die Männer so hoch ihn gewürdigt, mahnte ihn, nun aber auch besonnen zu sein und würdig des Vertrauens. Der Landenberg sei erbittert, habe schwere Rache geschworen, lasse spähen überall, suche Veranlassung, streng Gericht zu halten überm Lande; Schweres hätte zu verantworten, wer seinem Vaterlande dienen und die willkommene Gelegenheit bieten würde zu einem Gericht. „O Vater, strafe mich nicht," sprach Arnold, „Buße für Unbesonnenheit habe ich gebracht!

Wie bitter ich gelitten um deiner Augen Licht, weißt du nicht; wie alt ich geworden in wenig Tagen, siehst du nicht; was ich Gott gelobt, hast du nicht gehört; aber glaube und vertraue mir, mein wildes Wesen bringt weder Schmach noch Schmerz mehr über dich."

„Kind, kränken wollte ich dich nicht, was ich gelitten, habe ich nie dir zugerechnet; Gott hat es gewollt, darum ließ er es geschehen. Als das Haar kraus mir um die Stirne flog, war mein Sinn wild wie der deine; wahrscheinlich hätte ich wie du gethan und eben so wenig als du gedacht, welche Greuel auf die rasche That folgen könnten. Aber jetzt steht Höheres auf dem Spiele, als ein entbehrlich Augenpaar: es gilt des Landes Heil und vieler Leute Leben; denn merkte Landenberg geheimes Treiben, so hielte er das Maaßloseste für erlaubt und vom nahen Luzern fehlte ihm Hülfe nicht, wollte man Gewalt mit Gewalt abtreiben. Jetzt bedarf es der Klugheit; der Klugheit wird das Werk gelingen, denn ob dem Wald und nid dem Wald fällt ein Sinn die Herzen, nur haben die Hände sich noch nicht geboten; der, welcher den Anfang machte, fehlte. Der Muth dazu fehlt nicht, und das eigene Leben hätten Hunderte mit Freuden eingesetzt, aber das Leben von Hunderten zu gefährden und sei es auch in hohem Spiel um die Freiheit, das scheint bei uns Vermessenheit, und vermessen ist der Unterwaldner nicht, wie tapfer er stehe für sich. Du, wenn Einer, bist berufen, die Hände zu einen zum Werke, doch so, daß du kein ander Leben gefährdest als höchstens das deine."

So rieth der blinde Vater dem Sohne, gab ihm die sichern Steige an, die besten Leute. Unermüdlich flog Arnold den bezeichneten Männern nach und unbeachtet. Einen Verräther traf er nicht und gefährlichen Augen setzte er sich nicht aus; er kannte die Wege und die Leute. Lange ging es nicht, so konnte er Unterwalden wieder verlassen und sichere Kunde nach Uri bringen, daß in Unterwalden das Verständniß

vermittelt sei, man die Stunde nicht erwarten möge, wo Bestimmtes ausgemacht, die Ausführung festgesetzt werde. Er kam in der Erwartung, ebenfalls alles bereit zu finden und alsobald wieder über die Berge gehen, die Ausführung bereiten zu können.

Doch so war es nicht, bedächtiger waren die ältern Männer zu Werke gegangen, sie wollten nicht alleine das Ganze berathen, die Ausführung übernehmen, der Kreis der Rathenden sollte weiter werden. Keiner wollte als seines Landes Haupt erscheinen, nicht auf eines Mannes Rath und Kraft sollte das Ganze gestellt sein oder auf dreier Männer Rath und Kraft. Wer betheiligt war beim Ausgang, sollte mitrathen und helfen im Anfang.

Demokratisch muß die Luft in den Bergen sein, demokratisch rollt den Schweizern das Blut in den Adern, von Orgetorix bis auf den heutigen Tag; und wenn auch zuweilen die Einen oder die Andern den Sinn Staufacher's und Walter Fürst's vergessen wollen: die Strafe folgt dem Vergessen, zum Alten wieder kehrt das Volk. Uebermuth thut nirgends gut; so lange noch ein Kügelein gutes Blut in Schweizer-Adern rollt, soll es ihm am übelsten ergehen im Schweizerland, denn da soll es nicht vergessen sein, daß bei den Vögten der Uebermuth war, bei den Vätern der Freiheit die Demuth.

Der Melchthaler mußte seine Geduld zusammennehmen, mußte sich unterziehen dem Rathe der Alten, zu warten, bis des Sommers Arbeit zu Ende, für Haus und Vieh gesorgt, der Aelpler eingewintert sei im Thale, denn vor allem sei für Weib und Kind zu sorgen und zu warten, bis das Volk beisammen sei, um im Falle der Noth die Gefahr zu bestehen, wie ein Mann.

Unten am Seelisberge, an der westlichen Seite des Sees auf Urner Boden sei eine einsame Matte am Ufer, welche selten ein Fuß beträte, zu welcher man von Schwyz her zu Schiffe, von den beiden andern Ländchen her zu Wasser oder

Land unbemerkt kommen könne, dort wolle man sich finden von allen drei Seiten her in aller Stille; dort rathen in dunkler langer Winternacht, wie die Ketten zu sprengen seien, mit welchen die Vögte die drei Länder zu umschlingen begonnen. Jeder von ihnen solle zehn Männer bringen, Männer mit gutem Namen, weisem Rathe und männlichem Muthe, da wollten sie gemeinsam das Beste berathen, sich stärken zu großer That, zu wehren des mächtigen Albrechts frevlem Beginnen, denn eine That war's für die kleinen armen Länder, sich zu erheben gegen den mächtigsten Fürsten, dessen reiche Besitzungen sie fast rings umschlossen, vom Fuße des Gotthards sich erstreckten bis tief hinab gegen Ungarn und Böhmen hin, dem zu seiner Hausmacht noch zu Gebote stand des großen Reiches mächtige Hülfe, der übermüthige Sinn eines kriegslustigen Adels.

So ward es beschlossen und Melchthal mußte sich fügen. Mit Bedacht wählten sie die Männer aus zum nächtlichen Tagen, und mit Bedacht die That und ihren Ernst in vollem Umfange ermessend, sagten die Erwählten zu, und harrten still und ernst des Rufs zur Versammlung.

Dunkel war's, als unter Tell's Thüre ein hoher Greis erschien, mit frommem Gruße, wie Licht in der Finsterniß, eine helle Freude über Alle brachte; Walter Fürst war's, der seinen Tochtermann besuchte, was selten geschah und nicht zu so später Stunde. Mit besonderer Freude hing die Tochter am Vater, empfand als eine Ehre seinen Besuch und ehrerbietig standen die Kinder zur Seite und betrachteten mit Ehrfurcht den silbern umwallten Greis. Derselbe kam, um seinem Tochtermann das Beschlossene mitzutheilen, ihm zu sagen, daß er ihn unter den zehn Urnern zu haben wünsche. „Vater, laß das," sprach der Tell, „deine Meinung ist meine Meinung, im Grütli brauch' ich das nicht zu sagen, aber mein Arm soll sie vertreten, wenn sie zur That werden soll. Nimm ältere Männer, jeder fühlt sich durch die Wahl geehrt und

die ganze Familie führt mit doppelter Freudigkeit aus, wozu der Alte mit gerathen. Zudem ist's mir, als stehe mir was Schweres, Schreckliches bevor, vom Vogte her wird es kommen. Wenn ich ihn sehe, ja wenn ich an ihn denke, so sehe ich den Vogt nicht mehr. Mir wird, als sei es ein wildes, ungeheures Thier, ein Lindwurm, oder die schreckliche Schlange im See, die drohend auf mich einstürze, unwillkürlich zuckt mir die Hand nach Bogen oder Speer; mir ist's, als müsse ich meines Lebens mich wehren, als stehe zunächst vor mir der Tod. Was es ist, weiß ich nicht, ich fürchte mich auch nicht, ich stehe in Gottes Hand, doch die Gefahr will ich nicht suchen, kömmt sie unerwartet über mich, so soll sie als Mann mich finden." Er erzählte dem Vater, wie er den Vogt oder dessen Bild auf den Clariden gesehen, und wie er seitdem vor ihm ein Grauen habe und solch schwer Bangen auf seiner Seele. Nachdenklich nahm der Vater diese Rede auf und billigte Tell's Entschluß, dem Vogte aus dem Wege zu gehen, so weit in seiner Macht, daneben auf Gott zu vertrauen. Es sei ja nur noch eine kleine Weile, so werde mit Gottes Hülfe niemand mehr im Anblick des Vogts hier oben ergrauen.

Am siebenten Tag im Wintermonat war es, im Jahre 1307, die mondlose Nacht lag finster über Berg und Thal, als es lebendig ward auf dem einsamen Grütli. Es rauschte im Walde, es plätscherte im See, in der Nacht wandelte es, es schienen feste Gestalten mit riesigen Formen; sie traten sich näher, schauten sich ins Angesicht, schüttelten sich die Hände, grüßten sich in Gott, und als sie zusammenstunden, waren es ihrer drei und dreißig, die Männer aus Uri, Schwyz und Unterwalden. Tief und wehmüthig, wie Rauschen in Wald und See, klangen ihre Stimmen; es war, als ob es Verwandte seien, die sich fänden am Krankenbette eines theuern Vaters, über ihm die Hände sich reichten in banger Angst, ob die Krankheit wohl zum Tode, ob Rettung zu erbeten, zu

gewinnen sei. Die alten Bekannten traten wechselsweise sich näher; und wer ist in den drei Ländern sich nicht bekannt, dessen Name irgend eine Bedeutung hat? Jetzt noch kennen so Viele sich, und ehedem, wo das Leben sie enger zusammenhielt, die Welt nicht halb so weit war, als jetzt, war dies der Fall in noch viel höherem Grade. Sie handelten zusammen, kämpften zusammen, fanden sich auf Märkten und Schwingeten, auf Schlachtfeldern und Landsgemeinden, und wo auf einem schönen Hofe ein braver Mann wohnte, ein guter Hausvater, braver Landesvater, ein Mann mit offenem Haus und Herz, mit ehrlicher Zunge und tapferer Hand, dessen Name war in den drei Ländern jedem Kind bekannt; und wo er gesehen ward, in der Kirche oder auf dem Markte, zeigte ihn jeder Vater seinem Kinde.

So standen sie in einzelnen Gruppen, tauschten ihre Gedanken, doch niemand einigte die Gruppen, rief zum Ring zusammen, keiner ergriff mit dem Wort das Heft. Wo Alle sich gleich sind, keiner berechtigt ist durch Geburt oder Amt, da gilt das erste Wort gerne als ein unbescheidenes, und ein vorlaut Wesen wird Alt oder Jung schwer verzogen. Melchthal ward von Ungeduld ergriffen, suchte die Einzelnen zu einigen, die Hauptsache, die Hülfe, zur Besprechung zu bringen. Er hatte schweren Stand. Endlich erbarmten sich seiner Andere, trieben zu gleichem Zwecke; der Ring ward gebildet, Walter Fürst ergriff das Wort und sprach: „Eidgenossen! Der Anfang unserer Freiheiten liegt weit hinter der Menschen Gedenken; bald zweihundert Jahre alt sind unsere Bünde, welche zu Bewahrung dieser Freiheiten wir geschlossen. Unsere Väter haben harte Tage erlebt, aber die Freiheiten bewahrten sie tapfer und treu. Um dieser Freiheiten willen werden auch wir hart gedrängt, wollen wir sie dahingeben feig oder, wie die Väter thaten, den Kindern sie bewahren treu mit Gut und Blut, mit Leib und Leben, Einer für und um den Andern? Eidgenossen, was wollt ihr, sprecht!"

Da redeten die Männer von den Drangsalen, welche sie erlebt und erlitten, wie die Greuel der Vögte gen Himmel schrien, sich häuften von Tag zu Tag, wie sie nichts zu erwerben gedächten, sondern nur zu bewahren, was Kaiser und Könige ihnen bestätigt. Wie aber das sein müßte und bald, wenn noch Kraft und Muth da sein solle, die Fesseln abzuschütteln, die Macht der Vögte zu brechen. Keiner sprach für Dulden und Leiden, keiner wehrte, sich selbst zu helfen. Sie hatten Albrecht um die Hülfe ersucht, welche er ihnen schuldig war; er hatte sie ihnen versagt. Die Vögte waren keine Obrigkeit von Gott, sie waren Eindringlinge, wie die Wölfe es sind, welche im Winter in die Thäler steigen, wie die Bären es sind, welche im Sommer auf den Alpen sich zeigen; und wie sie ihre Hütten vor dem Fall der Lawinen zu schützen hatten, so hatten sie auch ihre Freiheit zu schützen, durch welche einzig ihr Dasein in diesen armen Bergen bedingt war. Keiner hatte Bedenken, die Hand zu erheben, die erlittene Unbill abzuwehren, Gott anheimstellend den Ausgang der gerechten Sache.

Das Wann allein bedurfte längeres Rathen. Die Ungeduldigen und die Aengstlichen riethen je eher, je lieber; die Einen wollten nicht länger leiden, die Andern fürchteten Verrath beim Verzug, oder irgend etwas, welches dazwischen kommen könnte, man wisse nicht wie, nicht woher.

Da sprach Stauffacher: „Eidgenossen, liebe Brüder! Verrath fürchtet nicht, Verräther ist keiner unter uns, und was dazwischen kömmt, kömmt von Gott; ob früher, ob später, so steht ja das Hindern in seiner Macht. Gerechte Dinge führt er zu gutem Ziele, Frevel und Unrecht hemmt er und vernichtet die Frevler. Ob guter Sache habt ein gut Vertrauen zu Gott und Menschen, und bereitet alles wohl und besonnen vor, denn was im Bereiche menschlichen Vermögens ist, da hilft Gott nicht, das überläßt er dem, dem er die Kraft dazu gegeben. Soll unser Werk gelingen, so müssen auf einen

Schlag, auf einen Tag die Feinde aus dem Lande, damit keiner dem andern helfen könne, damit wir im Lande rein seien, wenn an unsern Marchen wir den äußern Feind bestehen sollen, denn mit Krieg wird Albrecht uns überziehen, er ist ein Kriegesheld, den Kaiser Adolf hat er erschlagen, und wer am Kaiser selbst sich vergreift, wird Landleute und Bauern nicht unangefochten seine Vögte vertreiben lassen. Doch fürchte ich Albrecht nicht, rathe bloß zur Besonnenheit, zum ruhigen Zusammenziehen aller Kraft, wie ja auch der Schwinger bedächtig schreitet, Schritt für Schritt, und alle seine Kräfte sammelt zum entscheidenden Schwung."

„Staufacher hat Recht," sprach ein alter Unterwaldner. Uns vor allem ziemt Vorsicht, Luzern ist so nahe, zwei Burgen sind in Landenbergs Händen, Sarnen, wo er wohnt, ist fest, zur Belagerung sind wir nicht gerüstet, und wollten wir's auch, so würde an der Zögerung das Ganze scheitern. Sarnen ist wohl bewacht und stark besetzt, jede Annäherung wäre verdächtig; denn ohne Zwang zeigt kein Mensch sich in der Nähe der Burg. Aber am Neujahrstag müssen wir Gaben bringen in's Schloß, da müssen wir hin, da stehen uns die Thore offen. Tragen wir Waffen versteckt, ist im nahen Wald eine gute Schaar versteckt, so ist die Burg genommen und Landenberg gefangen." Da sprach ein Andrer: „Ist Sarnen gewiß, so stehe ich für Roßberg und stimme zum Aufschub." Als er um Aufschluß gefragt wurde, lächelte er und bat, sie möchten nur ruhig sein, nicht weiter fragen. Den Urnern und Schwyzern gefiel der vorgeschlagene Neujahrstag. Sie fürchteten Geßler und seine gewaffneten Mannen; er wachte scharf, strafte scharf, suchte das Volk zu reizen, daß es sich rotte, um es auseinander sprengen zu können, und noch stund zu Altdorf der Hut wohl bewacht, und noch erbitterter war der Vogt, weil ihm, trotz dieses Köders, kein ordentlicher Fang hatte gelingen wollen.

Am Neujahrstag war es aber erlaubt, weil Sitte von

jeher, ſich zuſammenzurotten von früh Morgens an in Andacht und Fröhlichkeit. Früh ſtrömte man zu den Kirchen und dankte Gott für's vergangene Jahr, Nachmittags lief man zuſammen, wie man konnte und mochte, um ſich zu freuen, daß man ein neu Jahr erlebt, noch immer Theil hatte an der Welt. Ob die alten Schweizer den Tag zwiſchen Gott und der Welt immer recht getheilt, wiſſen wir nicht, es wird auf das Herz angekommen ſein, wie das eingetheilt geweſen.

Darum ward dieſer Tag erkoren, trotz Melchthals Widerſprechen, der in zorniger Ungeduld den Tag nicht erwarten mochte, an welchem durch der Vögte Verjagen und des Landes neu erlangte Freiheit ſeines Vaters Leiden geſühnt würden. Als dieſer Tag mit großem Mehr erkoren war, ſprach Walter Fürſt: „Liebe Eidgenoſſen, mit Gott ſoll unſer Werk vollbracht werden, darum müſſen wir es ausführen, wie es Gott gefällt, ohne Blutvergießen, wenn es ſein kann; und wie wir um des Landes Heil die That wagen, ſo beflecke ſich keiner, daß er für ſich Rache übe oder Raub ſuche; wer es thut, ſei des Todes ſchuldig. Nicht unſern Gelüſten wollen wir fröhnen, nichts wollen wir, als wahren unſer von Gott anvertraut Gut, es nehmen aus der Räuber Händen, und Gott das Weitere überlaſſen, der geſagt hat: die Rache iſt mein, ich will vergelten. Wer von Gott das Gedeihen will, muß ſeinen Segen auf ſeinen Wegen ſuchen.“ Melchthal hielt das ſchwer; er meinte, es gelte Aug um Aug und Zahn um Zahn; darauf hatte er ſich gefreut, davon hatte er geträumt, dennoch unterzog er ſich; auch er konnte ſein Gelüſten opfern dem Heil, der Ehre des Ganzen, während ſo Viele Ehre und Heil des Ganzen dem perſönlichen Gelüſten opfern würden, je eher, je lieber, bei der erſten beſten Gelegenheit.

Als ſie ſo alles wohl geordnet und beſtimmt ermahnet hatten, da hoben ſie die Hände zu Gott empor, ſchwuren

Treue den Beschlüssen, bogen die Kniee und dankten Gott, daß er bis hierher ihnen geholfen, empfahlen ihr Beginnen seiner Hut, gelobten ihm, wenn er zu glücklichem Ausgang ihr Werk führe, sein Volk bleiben zu wollen in aufrichtiger Frömmigkeit, so lange die Berge stünden, so lange ihre Kinder und Kindeskinder in diesen Bergen lebten. Als sie gebetet hatten, behüteten sie sich im Namen des Herrn, nahmen Abschied mit biederm Handschlag; die mächtigen Gestalten verschwanden in der Nacht, es plätscherte im See, es rauschte im Walde, dann ward es stille im Grütli wie im Grabe, und verborgen wie im Grabe blieb den Vögten, was im Grütli vorgegangen.

Von allem, was vorging in den Ländern, wußten die Vögte nichts, trotz ihren Spähern und trotz dem, daß sie begierigst etwas hätten wissen mögen. Es giebt so unvolksthümliche Regierungen, welche trotz allen Anstrengungen nichts vernehmen, und es giebt mit dem Schlechten so zusammengewachsene Regierungen, die Ohren haben und nicht hören, und einen Verstand, der nichts Gutes mehr faßt, geschweige denn den Unterschied zwischen Gutem und Schlechtem. Aber unheimlich ward den Vögten immer mehr bei der Sache: eben die Stille, die Widerstandslosigkeit schienen ihnen auf einer Verabredung zu beruhen; auch war dem Landenberg nicht entgangen, daß man den siebenten im Wintermonat gegen Abend mehrere ältere Unterwaldner auf verschiedenen Wegen angetroffen habe. Sonst gingen nur die Jünglinge des Abends von Hause, was trieben die Alten um diese Zeit? —

Landenberg auf Sarnen, der sich um seines Vetters willen, welcher Albrechts Günstling gewesen sein soll, gewissermaßen vor Geßler berechtigt glaubte, und erbittert war, daß in Uri seine Verbrecher sichere Stätte fanden, daß ihm jegliche Gelegenheit, gewaltthätig einzuschreiten, unter den Händen schwand, während es ihm in dieser zunehmenden Stille

unheimlich ward im Lande, fuhr alsbald nach dem Grütlischwur, aber ohne daß er etwas von demselben wußte, nach Küßnacht zu Geßler. Wie freundlich das Gelände war, um so unfreundlicher waren die beiden Vögte. Zwei Günstlinge eines Herrn sind selten Freunde, besonders, wenn sie an einem Werke arbeiten sollen und nicht zum Ziele kommen; jeder sieht im andern den Hemmschuh, hat ihn im Verdacht, er sei es absichtlich, um hinterwärts bei'm Herrn dem Andern eine Schuld zuschieben zu können. Sie zechten wacker und zankten brav, und mehr als einmal raffelten ihre Schwerdter in den Scheiden. Landenberg spottete über den Versuch mit dem Hut, welcher zu nichts geführt, über Geßlers zweideutig Benehmen überhaupt, wo man nicht wisse, sei er der Bauern oder des Königs Freund. Geßler loderte in Zorn, vermaß sich hoch und schwer, es solle bald am Tage sein, wer des Königs Sache am besten fördere. Wüßte Landenberg in Unterwalden die Verbrecher zu fassen, so liefen sie nicht nach Uri hinüber, und warum er fangen sollte, was Landenberg laufen lassen, das wüßte er nicht. Er wolle ihm zeigen, wie man die Bauern fassen müsse, daß sie Einem nicht entliefen. Thue Landenberg seine Pflicht, er für sich stehe, daß die Häupter von Uri bald gebeugt sein sollten. Im Unfrieden schieden sie.

Geßler war um so zorniger geworden, je weniger er sich rein wußte, und je mehr Leute gewissen Schlages sich im Fehler fühlen, desto trotziger pochen sie auf ihr Recht. Geßler fühlte seit dem Begegnen unter den Clariden ein eigen Grauen vor Uri. Verstört hatte er sein Jagdgefolge wiedergefunden; was er gesehen, hatte er verschwiegen, Uri so viel möglich gemieden. Jetzt beschloß er, hinaufzugehen, dem Landenberg zu zeigen, wer von ihnen ein kaiserlich Regiment besser zu handhaben wisse.

Am Tage vor Othmarus, den fünfzehnten im Wintermonat, Abends spät, kam Geßler nach Altdorf, wo er im

Hause der adeligen Winterberger zu herbergen pflegte. Um seine Ankunft wußten Wenige; was er wollte, vertraute er niemand; am folgenden Morgen erst, einem vielbesuchten Festtage, gab er seine Befehle.

Es war ein wunderschöner Wintermorgen, als zahlreich die Leute nach Altdorf eilten. Wenn die Leute von den Bergen kommen, ist der Verkehr am stärksten; sie bedürfen manches, haben Entbehrliches mitgebracht, auch Lästiges und Schweres auf dem Gewissen, dessen in der Beichte sich zu entledigen es sie drängt.

Fröhlich jauchzte es um des Tellen Haus. Bei'm Großvater waren sie lange nicht gewesen, und am Morgen, als so schön und hell die Sonne in's Thal schien, Berge und Matten so silbern glitzerten, da hatte der Tell gesagt, sie wollten heute einmal zum Großvater gehen allesammt, zuerst aber in Altdorf die Kirche besuchen. Je seltener ein solcher Vorschlag von Tell kam, um so mehr freute sich Alles desselben, Mutter und Kinder.

Es war wirklich ein schönes Luegen, als der schöne, hohe Tell mit seinem holden, blühenden Weibe andächtig auf dem Kirchwege daherschritt, hinter ihnen die schönen Kinder, die mit Mühe ihre Ungeduld zügelten zu einem anständigen Schritte. Hart am Vater ging der ältere Knabe, während die jüngeren mehr zu der Mutter sich hielten, welcher sie auch äußerlich ähnlich waren. So heiter und fröhlich war es im Thale lange nicht gewesen, lange waren die Menschen nicht so heiter und zufrieden zur Kirche gegangen; es war, als ob frisch aufathmeten Alle, schwüler, drückender Luft entronnen. Der Vogt war so lange nicht oben gewesen; der Bau von Twing Uri war läßig betrieben worden, mit jedem Tage nahte sich das neue Jahr, auf das die Leute sich freuten, wie kaum je seither Kinder auf diesen Tag sich werden gefreut haben. Wo der Mensch heiter und guten Muthes ist, da freut er sich der Werke Gottes, der schönen Sonne, eines schönen Geländes, da

betet er so gerne herzlich und andächtig und dankerfüllt zu dem Schöpfer alles Schönen, zu dem Geber alles Guten. Die Kirche in Altdorf füllte sich. Gott der Herr selbst muß Freude gehabt haben an seinen Kindern, die so zahlreich, treu und schön vor ihm knieten, so kindlich dankbar aufsahen zum guten Vater droben, der über alles theuer ihnen war, als ihr starker Hort und fester Schild. Da klirrte es draußen, Eisen schlug an Eisen und raffelnd schritten fremde Gestalten den Gang der Kirche herauf. Geßler war es mit seinem Gefolge, der durch die Reihen schritt, mit Hohn und Zorn auf die Knienden niedersah. Wie es plötzlich dunkel wird im Thale, wenn eine Wetterwolke vor die Sonne sich stellt, so wandelten die Gesichter in der Kirche sich, verschwunden war heller Andacht schöner Glanz, düster, blaß starrten Alle der unerwarteten Erscheinung nach, und ängstlich hämmerten die Herzen, denn daß eine Wetterwolke schwer und zornig über ihren Häuptern schwebe, fühlten Alle.

Geßler hatte sich aufgepflanzt in seinem Stuhle, nicht als Einer, der sich demüthig als Sünder kennt, der sich beugen will vor seinem Herrgott, sondern als zorniger Herr und Vogt, der Heerschau halten will über seine Knechte und Mägde. Mit wildem Blick musterte er die Menge, da begegnete ihm in der Kirche düsterm Hintergrunde ein flammend Augenpaar, die Blicke brannten versengend zusammen, daß bis in die Herzen hinunter strömte die heiße Glut. Geßler kannte die Augen, oben auf den kühlen Clariden hatten sie ihn gebrannt, und der Brand war nicht verglommen; jetzt flammte er neu empor.

Wie dem Geßler, ging's dem Tell; das wilde, wüste Thier sah er dicht vor sich, der Drache bäumte sich ihm entgegen, nach der Wehr zuckte ihm die Hand, ihm war, als müsse er sich ihm entgegenstürzen, ihn tödten, um sich zu retten. Er faßte sich mit aller Kraft zusammen, that nach seiner Weise. Wo er keinen Zusammenstoß wollte, mied er die

Gelegenheit, verließ den Ort. Er stand geräuschlos auf und verließ die Kirche, auf den Fersen folgte ihm der ältere Knabe, die andern Kinder waren bei der Mutter. Zu der Gemüthsbewegung kamen Tell noch schwere Gedanken. Warum war wohl gerade heute der Vogt heraufgekommen, so still, fast heimlich, warum zur Kirche, wo man ihn sonst nie oder selten sah? Hatte er vom Bunde im Grütli gehört, wollte Gericht halten über die Verräther? Das schien Tell wahrscheinlich; rasch wollte er zu seinem Schwäher gehen, ihn benachrichtigen von der Gefahr, damit er Zeit hätte, zum besten Rath sich zu sammeln.

Innerlich stark beschäftigt, bemerkte er nicht, wie nahe er dem aufgesteckten Hute gekommen, bis er vom Wächter sich ergriffen fühlte, der im Namen des Vogtes zu stehen befahl, weil er das Gebot übertreten, dem Hute nicht die Reverenz bewiesen. Tell erwachte aus seinen Träumen und erschrak; während er der Gefahr ausweichen wollte, war er in's Netz getreten. Er versuchte begütigende Worte. Er habe nicht aus Trotz sich nicht gebeugt, er hätte an Anderes gedacht. Zu jeder Buße sei er bereit, doch solle man ihn ledig lassen, er habe einen dringlichen Gang zu gehen. Die Wächter wollten nicht. Endlich müsse der Trotz des Volkes gebrochen sein, es müsse sich ausweisen, wer Herr sei im Lande und nicht länger ungerecht dem Hute Spott statt Reverenz erwiesen werden, so wolle es der Vogt, den Stab wolle er endlich brechen über's Knie und die stolzen Häupter beugen in den Staub.

Zorn durchfluthete bei solchen Worten Tell, doch hielt er an sich, suchte sich mit den Wächtern zu verständigen. Da kam der Vogt, ob zufällig, ob durch einen Wink der Wächter, denen es angst ward bei dem starken Tell, die den guten Fang nicht gerne fahren lassen wollten, aus der Kirche gerufen, weiß man nicht. Als Tell ihn kommen sah, schwieg er und erwartete, wie ein Mann, das Kommende. Er fühlte es,

jetzt gehe seine bedeutendste Stunde auf, das Grauen wich von ihm, gelassen und fest sah er dem Vogte in's Auge.

Diesem war es nicht geheuer und sichtlich zögerte sein Schritt. Freilich freute er sich, wie eine Frau sich freut, wenn endlich ein schädlich Thier, das ihre Speisekammer geplündert, in die Falle geht, oder wie ein Räuber, wenn er einen gut gekleideten Wanderer sorglos seinem Versteck sich nahen sieht, aber in die Freude mischte sich denn doch ein eigen Etwas, das ihn wünschen ließ, es wäre nicht der Tell, sondern ein anderer hochgeschätzter Mann im Lande, den seine Leute gepackt. Wohl war Tell sein Gespenst, der Mann, der ihm am meisten zu schaffen gab im Traum und Wachen, dem er am liebsten den Fuß auf den Nacken gesetzt. Aber als der Fuß es thun wollte, zitterte er, als ob er fürchte, es fahre ein Funke aus dem Nacken und verzehre ihn. Doch Geßler war der Mann, solche Schwächen niederzudrücken. ~~Es war kein~~ erweicht, erbärmlich Zeitalter, wo man es sich zur Ehre macht, vor einem feig geheißenen Feind in einem Athem viele, viele Stunden zu fliehen, wo man als Helden ehrt und feiert, die wie Kinder um ihr Leben gebettelt. Es war die Zeit, wo der Schwache unverzagt gegen den Starken in die Schranken trat, wenn er seines Rechts sich bewußt war, wo der Starke nie die Feinde zählte, wo Feigheit die größte Schande war, wo man aber auch wußte, was Feigheit war, und daß Meuchelsinn nicht Heldenmuth sei. Geßler war muthig, aber übermüthig, er fühlte, wie das Herz ihm poche. Da ist es eben, wo der Mann sich zeigt, wo er erst das Pochen des Herzens zum Schweigen bringt, und um so ruhiger und besonnener dem Feind entgegentritt, um so kälter ihn faßt.

So that Geßler. Kalt trat er herbei, fragte die Wächter, was sie hätten mit dem Manne. Sie brachten die Klage an und vergaßen nicht, des Knaben zu erwähnen, der neben dem Vater stand, und dessen, was derselbe früher gethan.

Da begann Geßler mit dem kalten Hohne, ~~der vom hei-~~

heften Blute gekocht wird, den die Geschichte ihm nimmer vergessen wird, zu wühlen in dem Heiligthume, das nie ungestraft entweiht wird; die Hand, welche frevelnd hineingreift, verdorret, und wäre sie eines Regenten Hand. Vor Gott ist keine Aufnehmung des Angesichtes, und spitzfindige Entschuldigungen reichen nicht empor bis zu Gottes Richterstuhle. „Du also bist der Tell," frug er, „der Schütze und Jäger, der meines Herrn Gebot nirgends achtet, nicht auf den Bergen, nicht auf dem See, nicht hier im Thale?" Nein, dieser Tell sei er nicht, sprach der Tell. Er jage auf den Bergen, er fische in den Wassern, wie seine Väter auch vor ihm; gegen das alte Recht gelte kein neu Gebot. Daß er heute hier gefehlt, thue ihm leid, mit Absicht sei es nicht geschehen. Er hätte einen eiligen Gang zu thun und nicht in Altdorf zu Hause, des Hutes und seiner Bedeutung nicht gedacht. Habe er gefehlt, so sei er auch zur Buße bereit. „Das, Tell," sprach Geßler, „ist gesprochen, wie ich es nicht von dir erwartet. Doch ist noch die Frage, ob dein Wille ist, wie dein Wort. Ich kenne euch Urner, eure Heimtücke, euern widerspänstigen Sinn, und dabei eure glatte Rede, euer gleißend Gesicht!" „Herr, nennt mir die Buße, und so ich mein Wort nicht halte, dann sei euch der Schimpf erlaubt." „Als ob ich nicht reden könnte, was ich wollte, euch Urnern nicht sagen, was mir wohl gefiele!" sprach zornig der Vogt. „Doch laß sehen, was hinter deinem Trotz und Pochen ist. Das ist dein Knabe, Tell, nicht wahr?" „Ja, Herr," sprach Tell. „Nun dann, weil auch er sich Unziemliches erlaubt, ein Apfel, der nicht weit vom Stamme gefallen, weil du ein Schütze bist, wie keiner sein soll im Gebirge, die Kunst aber mißbrauchst, deines Herrn Rechte kränkest, so will ich deiner Kunst, die deines Herrn ist, denn wie die Gemse, wie der Fisch, so ist auch jede Kraft und Kunst der Menschen ihres Herrn und er regiert über sie, das Ziel selber setzen." „Das lasse ich mir gefallen," sprach der Tell; „setzt mir ein Schützenziel in

Schusses Weite, was ein Schütze vermag, will ich thun." Tell hatte, was vom Knaben gesagt worden, nicht beachtet, oder wollte vom Knaben des Vogts Auge ablenken. „Nun dann, dort an die Linde bindet den Knaben, einen Apfel legt ihm auf den Kopf, von hier aus schießest du nach ihm, das ist dein Ziel. Triffst du den Apfel, so ist dir und dem Knaben das Leben geschenkt; triffst du den Knaben, so stirbst du mit dem Knaben."

Da brannte es wiederum aus Tell's Augen in des Geßler's Augen hinein, daß dieser zusammenzuckte, die Wagniß fühlte, fühlte, daß jetzt unabänderlich das Loos geworfen sei, daß der Eine oder der Andere sterben müsse.

„Herr, das ist kein Schützenziel," sprach Tell. „Treibt nicht Muthwillen mit mir, Herr!" „Des Schützen Ziel in diesem Lande bestimme ich," sprach Geßler, „und was ich dir und deinesgleichen sage, ist Ernst; mit Bauern scherzt der Ritter nicht." „Soll's Ernst sein, Ritter," sprach Tell, „so ist es kein Ziel, das ein Mensch dem andern setzt; seines Kindes Kopf ward nie einem Vater zur Zielscheibe gemacht, wer hätte je so was verantworten wollen vor Gott?" „Um meine Verantwortung kümmere dich nicht, und was ich im Namen des Königs thue, habe ich Gott nicht zu verantworten. Dem Kinde sollst du den Apfel vom Haupte schießen oder mit ihm sterben. Doch vermessen mit den Worten bist du, Tell, aber feig, wenn's zur Probe kommt." Da gedachte Tell, daß Neidische ihm sein Ausbleiben im Grütli auch als Feigheit und unmännliche Vorsicht ausgelegt; ungereinigt vom Vorwurf der Feigheit wollte er nicht sterben, das konnte ein Tell nicht: „Herr, was der Mensch vermag, das geht ihm auf, ihr sollt erproben, was Tell ist; aber Unmenschliches muthet zum Spiele dem Vater nicht zu. Zu solchem habt ihr weder von Gott, noch dem Kaiser das Recht erhalten." „Zum Rechten, Tell, sind wir nicht hier!" sprach der Vogt. „Entweder stirbst du mit dem Kinde, oder schießest. Daß du

mit der Zunge umzugehen weißt, habe ich erfahren; das kann aber jedes Weib. Ob du auch ein Mann seiest, das möchte ich jetzt erfahren; die Probe steht in deiner Hand. Den Buben bindet an die Linde; du aber," sprach er zu einem seiner Söldner, „giebst ihm deine Armbrust." Mit der einen Hand faßte Tell den Knaben, mit der andern wehrte er die dargebotene Armbrust und sprach: „Das ist nicht mein Geschoß. Mit fremdem Geschoß schießt kein Schütze, lieber sterben." Was geschehen wäre, wenn Geßler darauf bestanden, daß Tell schieße mit des Söldners Geschoß, wissen wir nicht, wahrscheinlich ein greulich Blutbad. Aber Geßler handelte eben auch besonnen und kaltblütig, und sprach: „Die Ausrede will ich dir gelten lassen, man hole ihm sein Geschoß, dann, Tell, wird es sich zeigen, bist du ein Mann oder ein Weib."

Unterdessen hatte die Kirche sich geleert, Alles auf den Platz sich gedrängt; an Tell hing sein Weib, achtbare Männer, unter ihnen auch der Priester im Meßgewande, drängten sich um Geßler, baten ihn, das Unerhörte nicht zu versuchen, von dem man in keinen Büchern je gelesen, an Gelb solle er büßen, so hoch er wolle, die Buße werde er alsobald erhalten. Aber unerbittlich war der Vogt und hart fuhr er die Männer an, drohte ihnen, daß auch an sie die Reihe kommen werde, ein Gericht wolle er halten in diesem Lande, das blutiger sei, als die blutige Morgenröthe. Dem Priester aber sagte er, daß er nichts ärger als Pfaffen hasse, mit alten Weibern möge er heulen und beten; rede er ihm aber noch einmal ein Wort in sein Leben oder Amt, so füttere er ihm den Mund mit Pech, daß ihm das Reden vergehen solle. „Ritter," sprach darauf der Priester, ein Sohn des Landes, „was du willst, versuche. Ueber dir und mir ist eine Hand, sie ordnet es, wie lange du regieren, wie lange ich reden soll; diese fürchte ich, nicht dich. Soll ich schweigen, so wird sie es sein, die den Mund mir verschließt. Was du an mir thust, darüber hat außer Gott noch ein Anderer zu richten."

Das verſtund Geßler; er wußte, daß die Habsburger ein ander Verhältniß zum Papſte ſuchten, als dasjenige geweſen, in welchem die Hohenſtaufen geſtanden. Vom Pfaffen drehte Geßler ſich ab, ließ ihn ungehindert gehen.

Laut rundum im weitern Kreiſe ward des Volkes Unwille, die Weiber weinten, die Männer drohten, ohne das Verſtändniß im Grütli wäre der Sturm losgebrochen; nur die Furcht, durch voreiligen Ausbruch den ſichern Ausgang zu gefährden, hielt das Volk zurück. Mitten unter demſelben ſtand der Tell und beſchwichtigte ſein Weib zuerſt und Alle, die ihn fragten, ob er wohl das Unerhörte verſuchen wolle? Je unruhiger es um ihn ward mit Weinen und Fragen, deſto feſter ward er in ſich, deſto ruhiger ſeine Seele. Neben ihm ſtand ſein Bube, hielt innig ihn an der Hand, und frohlockend drängte ſeine Seele ſich aus ſeinen Augen. Eine Herzensfreude, in der ein ewig Leben lag, war in ihm erwacht, des Vaters Schuß konnte er ſtehen, konnte dem Vogte gegenüber zeigen, daß er des Tellen Bub ſei, konnte an den Tag treten laſſen, was, formloſen Nebeln gleich, ſo lange ſeine Seele gefüllt, konnte dem Tode ins Auge ſehen, konnte ein Mann ſein vor denen, die ihn verhöhnt, vor Vater und Mutter, vor der Menge, welche den Platz füllte. „Vater," ſprach er leiſe, „ſchieße, ich ſtehe feſt!" Die Worte waren wie Oel über des Vaters Seele; denn, was kann wohl beſſer kräftigen, als das Gefühl, daß in den höchſten Dingen ſein Bube ihn verſteht, ihm traut, mit ihm geht, gehe es zum Leben, gehe es zum Tode? So ſtanden beide, innig, eins, hell und freudig, wie ſo oft unter dem mächtigen Baume der kleinere ſproßt, an der gewaltigen Fluh ein kleiner Fels ſich lehnt, ungleich ſind ſie an Größe, aber gleiches Korn hat ihr Geſtein. Geßler hatte den Eindruck ſeines Befehls wohl geſehen und das Nöthige vorgekehrt, um ſeinen Befehl durchſetzen zu können mit Gewalt, er war des Aeußerſten gewärtig. Endlich, als beide Parteien gerüſtet waren, die eine äußerlich, die andere inner-

lich, kam der Bogen, mit ihm der Köcher oder die Scheide, in welcher die Pfeile aufbewahrt waren. Sie wurden dem Geßler gebracht, höhnisch reichte er sie Tell und sprach: „Da haſt du den Bogen, erprobe nun, was du ſeieſt, ein Mann oder ein Weib.“

Ruhig wie ein König, welchem der Kämmerer das Scepter reicht, ergriff Tell Bogen und Köcher, wählte aus letzterm mit Wohlbedacht zwei Pfeile; der Schütze kennt ſeine Pfeile und weiß, daß der eine nicht wie der andere iſt. Beide ſteckte er in den Bruſtlatz, zum Vogt ſprach er kein Wort mehr. Freudig ſah zum Vater der Knabe auf, trat zum Vogt und frug nach dem Apfel. Der Vogt erblaßte, hätte bald ſich vergeſſen, doch ergriff er ſeine Rolle wieder, und mit dem erhaltenen Apfel ging der Knabe keck und kühn zur angewieſenen Linde, ſetzte ſich den Apfel auf's lockige Haupt. Doch da drängten Viele ſich um Tell, warfen ſich in die Gaſſe, wollten hindern den Schuß; an ſeinem Halſe hing das Weib, aufgelöst in Jammer. Doch Tell machte ſich frei, löste ſich vom Weibe und ſagte: „Bete zu Gott, daß er uns gnädig ſei, den Schuß mach' mir nicht ſchwerer, als er mir iſt, gethan muß er ſein. Sollte er mir fehlen, ſo geh mit den andern Kindern zum Vater.“ Während er vortrat, hob das Volk die Hände auf in wüthendem Zorne; dichter um ſich ſchaarte der Vogt ſein Gefolge, war eines Anlaufs gewärtig. Wohlbewaffnet, wie er war, hätte er den Ausbruch der ſonntäglich gekleideten Menge gern geſehen. Da ſpannte Tell den Bogen, zog den einen der Pfeile aus dem Buſen, trat an zum Schuſſe. Laut auf weinten die Weiber, dicht zuſammen ſtanden die Männer, hinter Tell ſank ſein Weib in die Kniee, beide Kinder umfaſſend, abgewandt, zur Erde gebogen das Geſicht. Hätte zehn Leben man ihr genommen, den Schmerz des Augenblicks hätte der Raub nicht aufgewogen; doch Tell machte es kurz. Er ſah auf zu Gott, prüfte den Bogen, faßte feſten Fuß, faßte raſch und ſcharf ins Auge den Apfel,

drückte langſam, leiſe los, ſchauerlich ſchwirrte die Saite und tauſend Menſchen ſahen athemlos dem Pfeile nach mit ſtarrem Auge und offenem Munde, die Herzen hörte man pochen. Da brach ein unendlicher Jubel aus, unverſehrt kam der Knabe geſprungen, ſchlug nach der Zeiger Weiſe einige Male das Rad, dann trat er mit dem Apfel dicht vor den Vogt, ſtreckte denſelben ihm dar, und ſeine Augen funkelten, wie ſie einem Ritter funkeln, wenn er ins Geſicht einem andern Ritter den Handſchuh wirft.

Geßler war blaß geworden, als er den Knaben unverletzt, den Apfel getroffen ſah. Den dargereichten geſpaltenen Apfel nahm er, ohne den Knaben zu beachten, betrachtete ihn und hörte, wie ſein Gefolge den unerhörten Schuß bewunderte. Tell hatte, als ihm das Schwerſte gelungen war, die Hände gefaltet und gebetet, hatte ſein ſtill blaß Weib, das Mühe hatte, aus der Angſt des Todes die Freude des Lebens zu gewinnen, aufgerichtet, es freundlichen Händen überlaſſen, trat, immer das Eine im Auge, aus dem Bereiche des Vogts zu kommen, zum Knaben, der trotzig vor dem Gefolge ſtehen geblieben, legte die Hand auf deſſen Haupt und ſprach: „Komm, wir gehen.“ Zum Vogt ſprach er nicht, frug ihn nicht um Erlaubniß, zu gehen, hatte er doch ſich ſelbſt ſchwer und kühn gelöſet und war ein freier Mann.

Doch auch der Vogt hatte wieder kaltes Blut gewonnen, wollte das Angefangene zu Ende führen. Er war nicht der Mann, der ſich gerne höhnen ließ vom Volke, der ſeines Mitvogts Spott gewärtigen wollte. Er beſaß die Eigenſchaft eines Hochgeſtellten, raſch eine Klage zu finden, wo er einen Feind ſchuldig haben wollte. „Tell!“ rief er; Tell wandte ſich zornig und ſtarrte ihn an. „Warum haſt du zwei Pfeile aus dem Köcher genommen und ins Wamms geſteckt, ein Schuß ja nur war dir aufgegeben?“ frug Geßler. „Ich that's ohne Urſache, aus Gewohnheit, nach Jägerart.“ „Darf Tell die Wahrheit nicht ſagen, und weiß er doch, daß mein

Wort das Leben dir gesichert hat?" erwiederte Geßler höhnisch.

Da sprengte die Tellennatur des Tellen Vorsicht. „Der Pfeil, Ritter, war für dich!" rief Tell mit lodernden Augen; „hätte ich den Knaben getroffen, hätte ich auch dich nicht gefehlt."

„So, mich morden wolltest du," rief rasch der Vogt, „Leute, bindet ihn." Und wie auf das Hatzwort die Hunde auf das Wild, stürzten die wohl abgerichteten Knechte sich auf Tell. Der, im angebornen Instinkte, schmiß durch raschen Schwung der Arme die Herangestürzten nieder. Doch alsbald gedenkend, was aus Weib und Kindern werden solle in blutigem Gedränge, stand er ruhig und ließ sich fassen und binden, hoffend, der Gott, der ihm einmal geholfen, werde zum zweiten Male ihn auch nicht verlassen. Doch sprach er zum Vogte: „Hält ein Ritter so sein Wort?" — „Das Leben habe ich dir zugesagt," sprach der Vogt, „das sei dir gelassen, das Weitere aber stehst in meiner Hand. Nun auf Küßnacht, der Wind streicht über die Höhen; wer zu Schiffe will, darf nicht säumen." Aus dem Lande wollte er so schnell als möglich mit seinem großen Fang, den er hier nicht sicher bewahren zu können glaubte.

Um das uralte Recht, daß kein Urner aus dem Lande geführt, sondern im Lande mußte gerichtet werden, kümmerte er sich nicht; aber das wußte er, daß er, was er thun wollte, rasch thun mußte, ehe die Menge Zeit hatte, zur Besinnung und zu gehörigen Waffen zu kommen, denn die sonntägliche Bewaffnung war keine ordentliche, das leichteste Stück ward gewöhnlich gewählt. Wie ein Donnerschlag das Volk erschreckt, in dessen Mitte der Blitz schlägt, daß es betäubt dasteht, daß es lange geht, ehe es zur Besinnung kömmt, zum Bewußtsein, was geschehen, ehe man, unversehrt geblieben, sich umsieht nach dem angerichteten Schaden: so wirkte des Vogtes rasche That, wo Befehl und Ausführung sich folgten wie Blitz und

Donner. Betäubt ſah man den Tell abführen, wohlbedeckt durch Geßler und ſein bewaffnet Gefolge. Die Weiber rangen die Hände, die Männer ſtanden zuſammen, riethen dies, riethen das. Tell's Weib verſank in bewußtloſen Jammer; es war ein himmelſchreiender Augenblick.

Unterdeſſen war Tell abgeführt. Nur Tell's Knabe wollte nicht vom Vater laſſen, folgte der Truppe. Hätte er einen Bogen gehabt, unbedenklich hätte er auf den Vogt geſchoſſen; aber Waffen hatte der arme Knabe keine, er hatte nichts als brennenden Zorn über das heilloſe Unrecht, das ſein Vater erlitt, nichts als das troſtloſe Gefühl, nicht helfen zu können, ein Kind zu ſein an Kraft, ein Mann im Wollen. Und nirgends zeigte ſich Hülfe, keine Erdmännchen kamen, kein Geiſt trat dem Vogt in den Weg, kein Volk kam einem Bergſtrom gleich ihnen nachgeſtürmt. In Flüelen wichen die Leute aus, das Schiff lag zur Abfahrt fertig, ward ſonder Weile beſtiegen und abgeſtoßen, ehe der Knabe ſich auf daſſelbe drängen konnte. Er wollte in's Waſſer nach, da ſah ihn der Vater und rief ihm: „Kind, gehe heim, und ſtehe der Mutter bei.“

Da ſtund der Knabe ſtille, raſch glitt das Schiff durch den See und weiter und weiter ward die Kluft zwiſchen Vater und Kind, das betend und weinend ihm nachſah. Weiter und weiter trat das Ufer zurück, ob Tell es je wieder ſah? Weiter und weiter ward der Raum zwiſchen ihm und jeglicher Hülfe, kaum ſah er noch den Knaben im Waſſer ſtehen auf gleicher Stelle, und was konnte der arme Knabe ihm helfen, ſo ſchwach und ſo ferne, bald ja zwiſchen ihnen der ganze lange See? Doch wenn auch ſchwach des Kindes Arme ſind und kurz, reicht nicht ſein Gebet bis hinauf zu Gott? ſind es nicht die Kinder, denen das Himmelreich geziemt und deren Bitten vor denen des Kaiſers und des Königs gehen?

Als einſam ſtehend am See das Kind ſo weinte und betete, immer troſtloſer ſeine Ohnmacht fühlte und den Jammer, den Vater dahin führen zu ſehen, vielleicht auf immer:

da erbarmte ſich Gott des treuen Knaben, erſetzte mit ſeiner Macht deſſen Schwäche, gab ſeinem Willen das Vollbringen.

Es war dem Vogt unheimlich im Schiffe, Tell ſo nahe, wenn derſelbe auch gebunden war. Es war nicht bloß das Bangen, welches man empfinden muß auf weitem See im engen Raume mit einer überlegenen Kraft zuſammengeſperrt zu ſein, wenn dieſelbe auch gefeſſelt iſt, und die Gedanken, wie viel Zufälle die Feſſeln löſen könnten: es war dabei ein unnennbar Grauen, für das man keinen Namen hat, das aber den Menſchen oft beſchleicht, wenn um Mitternacht es hinter ſeinem Bette raſſelt, wenn es Nachts an ſeine Thür klopft, hinter welcher er ſitzt mit böſem Gewiſſen. Geßler hatte ſich ſo fern als möglich von Tell geſtellt, betrachtete deſſen Armbruſt und Pfeile, welche er als gute Beute mitgenommen, und trieb die Schiffer zu immer ſtärkerem Rudern.

Aber Gott entrinnt man nicht, nicht auf Windesflügeln, geſchweige auf einem ſchwerfälligen Urner Schiff.

Schon waren ſie faſt den ganzen düſtern Urner See hinuntergefahren, nahten ſich dem Mythenſteine, und ſchwarz waren die Felſen geworden, ſeltſam wogte das Waſſer, hohl rauſchte es über ihren Häuptern. Die Schiffer thaten das Möglichſte, ſie kannten den See und liebten das eigene Leben; doch Gott entrinnt niemand, und wäre er auf den Flügeln der Morgenröthe an des Meeres äußerſtes Ende gekommen. Als ſie gegen die Mündung des Urner Beckens kamen, da kamen auch die Winde Gottes her, die er auf des Kindes Bitten entfeſſelt hatte. Zu Hülfe kamen ſie mit Schnauben und Toſen, faßten das Schiff, hoben hoch es auf, ſchleuderten es zurück, ſchleuderten es bald dieſem, bald jenem Felſen zu, einem Spielballe gleich, der hin und her fliegt, von zwei Parteien ſich zugeworfen. Es war der Föhn losgebrochen aus ſeinen Kammern und donnerte durch's Gebirge und wühlte im See. Sie kannten im Schiffe Alle deſſen Macht, die Schiffer hatten oft mit ihm gekämpft, Geßler viel gehört von ihm;

Alle bebten um ihr Leben, denn so gewaltig hatten auch die Schiffer ihn selten erfahren. „Steuermann, ist Rettung möglich?“ frug bebend und zornig Geßler. „Die steht alleine bei Gott,“ sprach der Schiffer; „kann ein Mensch etwas helfen, so ist's der Tell, der beste Steuermann in den drei Ländern.“

Da gebot der Vogt, ihn loszubinden; sein Leben war ihm lieb, sogar als Geschenk aus seines Feindes Hand. Tell war ruhig gelegen an der Wand des Schiffes, hatte kaltblütig in's Wellengewühl gesehen, auf alles gefaßt; denn das ist das Bezeichnende in großen Seelen, dem Unvermeidlichen in gefaßter Ruhe in's Auge zu sehen. Doch als man ihn losband, kam die Freudigkeit des Helden über ihn; dessen größte Lust es ist, seine Kraft mit feindlicher Kraft zu messen, sei es eine menschliche Kraft, sei es die Kraft eines Elementes. Mit dem Vogt wechselte er weder Wort noch Blick, setzte ohne Säumen sich an's Steuer und regierte es mit gewaltiger Hand. Ein königlich Gefühl liegt im Bewußtsein, mit übermächtiger Kraft etwas zu regieren, sei es ein Heer, sei es ein Schiff, ein Gespann oder ein Königreich, jedes Widerstreben im voraus zu erkennen, demselben zwingend zu begegnen, kühn zu überwältigen, zu trotzen den Anstrengungen der feindseligen Kraft. Auch nicht von ferne kam ihm der versuchende Gedanke, an den Felsen das Schiff zu zerschellen, sich mit dem Vogt zu versenken; das Vertrauen der Menschen hatte er nie getäuscht, das Vertrauen zu Gott hatte ihn nie verlassen. Als er so frei und kühn das Schiff regierte, durch Wind und Wellen zwang, kam das Gefühl seiner Kraft in voller Stärke über ihn; nicht das bittere, verzweifelnde Gefühl des Simsons, welcher sich und seine Feinde im brechenden Hause begrub, sondern das Gefühl, welches Tell so oft das Leben gerettet in den schwersten Gefahren; das Gefühl, welches nie verzagt und mit der Größe der Gefahr sich steigert zur kühnsten Besonnenheit; das Gefühl, welches Freude hat am Leben, weil es noch etwas Höheres kennt

als ein selbst erwähltes Grab. Er trieb das Schiff das Becken hinauf, wieder Uri zu, weil hinaus in den langgestreckten See nicht zu fahren war, wie Alle wußten, und überdachte in voller Ruhe, wie er sich zu retten hätte. Dem Vogt traute er nicht. Er fühlte, daß zwischen ihnen ein Streit sei zwischen Leben und Tod, daß es sich bloß frage, welcher dem andern den Tod zu geben habe. Nach Uri hinauf wollte er nicht, seine Landsleute wollte er nicht in seinen Strauß verflechten, das so sorgsam Behütete zum unzeitigen Ausbruch bringen. Er kannte See und Ufer wie keiner, er kannte einen Pfad, den er wohl zuweilen gegangen, eine Stelle, wo er schon sein Schifflein angelegt; aber schwer war sie zu erreichen in dem wüthenden Sturme.

Sie lag auf der Seite, an welcher der Sturm nicht am wildesten wüthete, dort drückte er an den Fels das Schiff, ergriff den Bogen, sprang auf eine Platte und verschwand in den Klüften des Berges, ehe einer im Schiffe wußte, was geschah. Jetzt war's der Tell, der durch Unerwartetes betäubte, und wie in Altdorf die Menge, so starrten jetzt die, welche im Schiffe waren, dem Vorgefallenen nach. Den alten Schiffer trieb der Instinkt zum Steuer, er hielt das Schiff vom Felsen ab, richtete nach Flüelen die Spitze des Schiffes. Da fuhr auch der Vogt auf, befahl zu wenden, alle Kräfte zu spannen, Küßnacht zu erreichen, so schnell als möglich. Die Schiffer trugen Bedenken, doch der Vogt befahl; er wußte Tell frei, er glaubte ihn droben bei Flüelen, in Küßnacht sich gesichert; dorthin wollte er. Die Schiffer mußten gehorchen, ob der Tod sitze auf des Vogtes Schwerdt, oder in des Sees Tiefen: Tod war Tod; doch zogen sie den letztern vor; auf dem See war schon mancher brave Urner gestorben und ruhte da unten im kühlen Wellengrabe.

Doch als Tell gerettet war, ließ Gott mit dem Sturme nach, für das Schiff war nichts mehr zu fürchten; aber auf den Tod hin mußten die Schiffer rudern. Es brannte in

Geßler eine fürchterliche Haft, nach Küßnacht wollte er so schnell als möglich; es war ihm, als sei es rundum lebendig, als sitze Tell auf jeglicher Welle, als sei jeder Wassertropfen ein Pfeil von Tell's Geschoß. Mit geflügelter Eile flog das Schiff durch die Wellen, doch zu langsam immer dem Vogt, den es unstät von hinten nach vorne, von vorne nach hinten trieb, wie man es wohl auch sieht in einem Thierbehälter, wenn in demselben ein Tiger ist, den Unruhe, Hunger oder Zorn gepackt. Dann kamen wiederum Stöße des Sturmes, welche den Lauf hemmten, alle Anstrengungen vereitelten, als als ob sie des Vogtes spotten wollten, ihm zeigen, daß hier ein Anderer Meister sei. Es war Nacht, durch leichtes Gewölke dämmerte trübe der Mond, ein faltig, groß, grau Leichentuch war der See. Es war ein bang, ängstlich Fahren: ob neu der Sturm losbrechen, ob in Wuth der Vogt ausbrechen würde, war zweifelhaft. Ruhiger ward der See, heller die Wolken, als man in die Bucht von Küßnacht gebogen; nur die Hast des Vogtes legte sich nicht. An ungewohntem Orte ließ er anlegen, stieg aus mit seinem Knappen, hieß die Andern im Schiffe zum üblichen Landungsplatze fahren. Hier soll er mit dem Knappen Hut und Mantel getauscht haben.

Doch umsonst. Noch hatte er die Burg nicht erreicht, als der Mond aus den zerrissenen Wolken trat; oben stund ein Mann im Wege, im Arme den Bogen liegend. „Das ist Tell!" schrie Geßler auf; es war die gleiche Gestalt, die er in den Clariden gesehen. Doch diesmal hob sich der Bogen, ehe Geßler die Besinnung wieder bekam. Es schwirrte ein Pfeil, und Geßler sank zusammen; er wußte es, das war des Tellen Pfeil, der ihm im Herzen stak.

Welch Wehgeschrei in Uri war, als man zur Besinnung kam, als man wußte, der beste Mann im Lande sei weg, kann man sich denken. Es war Allen, als ob sie verwaist geworden, als sei auf schwindelndem Stege der Alpstock ihnen

in den Abgrund geglitten, auf ſchäumendem See das Ruder der Hand entfahren. Die Einen geleiteten die arme Frau mit ihren Kindern nach Hauſe. Die Theilnahme an ihr war groß, in jedes Haus wollte man ſie ziehen, jedes Weib die Mutter pflegen, welche das Unerhörte erlebt, den Mann auf das Haupt des Kindes zielen und ſchießen geſehen hatte. Doch ſie ſtrebte heim, daheim wollte ſie die Kinder bergen vor dem Wütherich, neues Leid wallte auf, als man Wilhelm nicht fand. Sie wußte, er war dem Vater nach; was ward nun aus dem Kinde? mußte ſie beide verlieren, den Vater und den Sohn, des Vaters verjüngtes Ebenbild? Andere liefen hinüber nach Attinghauſen, erzählten Walter Fürſt, was begegnet ſei, forderten von ihm Rath und That. Die Jüngeren bewegten ſich Flüelen zu. Es drängte ſie, etwas zu verſuchen, doch wußten ſie nicht, was; es ſchien ihnen ſchändlich, ſich den beſten Mann ohne Gegenwehr rauben zu laſſen, und doch wollte keiner die Gegenwehr beginnen, nicht aus Furcht vor dem eigenen Schaden, ſondern aus Angſt, um eines Mannes willen das Wohl des Ganzen zu gefährden. In Flüelen fanden ſie den weinenden Knaben, deſſen Herz nach dem Vater ſtrebte, während deſſen Gebot ihn zurück zur Mutter wies. Das Schiff mit dem Tell entwich in die Ferne, die Entführung war vollendet, beim beſten Willen Hülfe nicht mehr möglich. Sie geleiteten den Knaben heim, doch langſam. Denn wie bei einem Waſſerguß von jedem Hügel Waſſer ſtürzt, alles der großen Rinne im Thale zufluthet, dort die Waſſermaſſe braust und brüllt, ſo brachte die Nachricht: der Tell werde weggeführt, von den zerſtreuten Höfen her die Leute herbei nach Altdorf, nach Flüelen, Viele bewaffnet. Jetzt hätte der, der den erſten Schlag gethan, ſich gefunden, und Recht hatte der Vogt gehabt, zu eilen, wenn er einen Zuſammenſtoß meiden wollte. Doch wen Gott verlaſſen hat, mag thun, was er will, er rettet ſich nicht.

Die Erſten waren bis zum Knaben am Waſſer gekom-

men, hatten das enteilende Schiff noch gesehen, die Spätern kamen nur noch bis zu dem zurückkehrenden Knaben, fragten, hörten bald von ihm, bald von seinen Begleitern. So war alle Augenblick Stillstand, dann ein Zurückfluthen des immer größer anschwellenden Menschenstromes, bis er endlich hoch angeschwollen vor Tell's Hause sich stauchte. Wie ein Engel der Verheißung trat der Knabe mit dem Gruße des Vaters zur Mutter. Es ward ihr, als hätte sie beide wieder. Sie nahm es als ein Zeichen von Gott, daß auch der Vater wiederkommen werde. Während die Mutter den Knaben herzte und ein Gottlob nach dem andern zum Himmel stieg, der Großvater, welcher herbeigekommen war, sein Kind zu trösten, aber umsonst es versucht hatte, mit Freuden zusah, wie seine Tochter am Knaben wie an einem Troste von oben sich aufrichtete und kräftigte, tobte draußen die Menge, welche sich erhitzt hatte, wollte Rache, wollte ungesäumtes Losbrechen. Da trat der Greis heraus, hob die Hand empor und stille ward's. „Liebe Landsleute," sprach er, „wir haben einen traurigen Tag gesehen, Unerhörtes ist geschehen, der Vater mußte zielen auf seines Kindes Haupt, der beste Mann ward aus dem Lande geführt, gegen altverbriefte Rechte. Doch jetzt geht heim, ich bitte euch. Gott wird uns nicht verlassen, und was Menschen jetzt thun können, überlaßt mir. An manchem harten Tag habt ihr auf mich gesehen, liebe Landsleute, thut es auch heute." Keiner widersprach ihm, die Worte waren gewesen, wie der Wink des Herrn über den erzürnten Gewässern. Aeltere Männer traten aus der Menge, boten dem Greise die Hand, ihre düstern, klagenden Mienen drückten aus, was ihre Herzen bewegte. Während es so stille ward, begannen die Stöße des Sturmes sich zu künden, und wüthend brach er ein über die Berge in die Schlünde der Thäler. Da sprach der Greis: „Wer weiß, vielleicht führt der Sturm zum Glück, macht frei den Tell oder mit ihm versinkt der Vogt, ein Grab finden beide. Lange hält der

Sturm nicht an. Was hier geſchehen, müſſen im Lande Schwyz ſie wiſſen; was gethan werden ſoll und kann, muß berathen werden. Iſt Mitternacht vorüber, ſo wird es ſtiller ſein auf dem See; dann will ich mich aufmachen, bei grauendem Morgen bin ich bei Staufacher. Dort wird über Tag wohl eine ſichere Stätte ſein für mich. Iſt etwas geſchehen auf dem See, vernehme ich es ſchon in Brunnen und ſende euch Beſcheid; den Rath bringe ich in der folgenden Nacht. Unterdeſſen bleibt ſtille; ſtille werden auch die wenigen Söldner ſein, die der Vogt hier gelaſſen."

Wie der Greis gewünſcht, ward gethan. Die Menſchen verſchwanden und von der Tochter nahm er heiter Abſchied. Sie hatte ſich aufgerichtet, und daß der gute Vater das Möglichſte thun wollte, ſtärkte ihren Glauben an einen guten Ausgang. So lange im Unglück etwas geſchieht, gehen Glaube und Hoffnung nicht aus, bloß dann, wenn keine Hand ſich mehr rühren mag, beginnen Troſtloſigkeit und Verzweiflung.

Ehe Walter Fürſt heimkehrte, ſprach er bei Freiherrn von Attinghauſen ein; ihre innige Traulichkeit bewahrte ſie vor dem Mißtrauen, welches ſo gerne in der Noth, wenn Vertrauen am nöthigſten wäre, zwiſchen die Glieder verſchiedener Stände ſich ſtellt. Das iſt auch einer der böſen Geiſter, welchen die Hölle entſendet, den Frieden zu ſtören und das Große zu hindern. Der Freiherr war höchlich entrüſtet über die Greuel des Tages; vor vierzig Jahren wäre vielleicht er es geweſen, welcher den erſten Streich geführt, aber Alter bringt Bedenken. Seine Hausmacht glich der habsburgiſchen Hausmacht nicht, als Freiherr des Reichs war er zu unbedeutend, dem Oberhaupte des Reichs ſich entgegenzuſtellen; aber als Glied des Reichs wollte er andere Glieder des Reichs zu gewinnen ſuchen, die Rechte des Reichs zu wahren, den habsburgiſchen Uebergriffen zu wehren. Jetzt rieth er, um Tell's willen das Ganze nicht auf's Spiel zu ſetzen.

Sei er durch Liſt zu retten, ſo möge man es verſuchen, ſonſt aber bei der frühern Abrede bleiben, öfteres Aendern in ſolchen Dingen zeuge Mißverſtändniſſe, und Mißverſtändniſſe zeugen Mißlingen. So meinte es auch Walter Fürſt. Er war auch einer von denen, welche nicht nach dem Eigenen trachten, ſondern nach dem, was der Andern iſt, d. h. die das eigene Leben geben können für Anderer Glück, und ſolche Menſchen können auch das Leben ihres Liebſten geben, wenn es Noth thut. Sie ſetzen bei den Ihren den gleichen Sinn voraus, ſie ſehen als Eins ſich an, ſie ſterben mit ihnen.

Der Freiherr übernahm die Wache im Lande, die unſichtbaren Zügel im freien Lande, gewoben aus drei Stoffen: aus Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen; und Walter Fürſt ſuchte Schiff und See.

Es war Mitternacht geworden; das Wetter ſtill, der Mond ſchimmerte durch das leichte Gewölke. Der Greis ſandte den Knecht zurück und ſchiffte alleine. Wie er durch den düſtern See, das ſtarre grauſchwarze Felſenthor ſchiffte, ſchien er der Geiſt des Sees, der heraufgekommen, zu beſichtigen, was der Sturm gewollt oder gethan. Der greiſe Mann, mit grauem Haar und Bart den Kopf umfloſſen, langſam aber ſtark und ohne Geräuſch den Kahn durch die Wellen treibend, im Grauen der Mitternacht, hätte Schiff um Schiff, Vogt um Vogt zur Flucht gebracht.

Es war wirklich auch der Geiſt des Landes, der im Lande lebte, der auf dem Waſſer ſchwebte in der Geſtalt des kräftigen Greiſen, der auch bis auf den heutigen Tag das Land nicht verlaſſen hat, und jetzt noch auf den Waſſern ſchwebt, auf den Bergen wohnet.

In Brunnen landete er, klopfte an eine bekannte Thüre, empfahl den Kahn, vernahm, daß des Vogtes Schiff ſpät den Ecken gewonnen und den See niedergefahren ſei. Den Flecken Schwyz meidend, ging er den nächſten Weg auf Steinen, und als noch dichte Nacht über der Erde lag und kein

Licht in einem Hauſe, klopfte er bei Staufacher an. Ein Landmann iſt leicht zu wecken, beſonders nach Mitternacht. Er iſt dem Krieger gleich, den jedes Geräuſch aus dem Schlafe ruft. Es tritt ſo viel Unerwartetes in ſein Leben, es ſteigt ein Gewitter auf, es kömmt das Vieh ab, es ruft ein Kind, es bricht Feuer aus, daß es ſcheint, als ſei ihm immer ein Ohr wach, wenn auch der übrige Leib vom Schlafe umfangen liegt. In Zeiten, wie ſie damals waren, wo es unſicher im Lande zu werden ſchien und unruhig die Herzen ſchlugen, zu jeder Stunde das Unerwartetſte ausbrechen konnte, war dies noch in viel höherm Maaße der Fall. So hatte Walter Fürſt kaum geklopft, ſo frug auch der Hausvater, was es gebe, und öffnete ſchnell und erſchrocken die Thüre, als zu ſo unerwarteter Stunde der ehrwürdige Freund vor ſeinem Hauſe ſtand.

„Um Gott, Walter, was iſt's, das dich bringt?" frug er, und zog raſch den alten Mann in die gaſtliche Stube. Der Greis erzählte, was geſtern ſich zugetragen, über dem Haupte ſchlug Staufacher die Hände zuſammen über ſolch frevelnden Uebermuth gegen einen Vater und gegen die Rechte des Landes. Staufachers Weib, die edle Hausfrau, kam, dem Greiſe den Willkomm bietend, und entſetzte ſich ob ſolchem Frevel, wie er wohl, ſeit Gott die Welt erſchaffen, nie erhört worden. Während ſie dem Greiſe ein kräftig Morgenbrod auftrug, machte ſich ihre zornige Liebe Luft, und meinte, wohin es kommen müſſe mit dem Lande, wenn man zaudere mit der That. Den beſten Mann habe man entführt, morgen werde man einem Anderen es eben ſo machen, und übermorgen einem Dritten, und ſo fort. Was dann das Volk ſolle am erſten Tage des Jahres ohne ſeine Männer? Es werde ſein einem Vogel gleich, dem man die Federn ausgerauft; ſo wenig ein Vogel ohne Federn fliegen könne, ſo wenig ſei ein Volk im Stande, ſich zu erheben, wenn die Beſten aus dem Lande geriſſen ſeien. Die edle Frau glich dem flammenden Engel, der die Sünder aus dem Paradieſe gejagt.

Da klopfte es draußen wieder. Sie fuhren zusammen, Böses gewärtigend; mit blanker Wehr in starker Hand öffnete Stauffacher die Thüre. Eine tiefe Stimme sprach den Morgengruß. „Herrgott, und alle Heiligen, bist du es, Tell!“ rief Stauffacher, und ehe die Andern recht wußten, was sie gehört, stund Tell unter ihnen, bot der Stauffacherin die Hand, dann dem Vater und frug mit bewegter Stimme: „Du da, o Vater, wie geht's daheim?“ „Weib und Kinder sind beisammen, trauen auf Gott, und ruhig hat man das Volk erhalten. Du aber sprich, wie kömmst du her?“ Doch ehe er reden konnte, sprach die Stauffacherin: „Komm, setze dich, trink und iß; du siehst aus wie ein Mann, der es bedarf.“ Tell ließ sich nicht nöthigen, wischte den Schweiß von der Stirne, trank den dargebotenen Becher aus, griff zur Speise, trank wieder, und sprach nicht, wie ein Mann es pflegt, der Schweres überstanden oder gethan, und leiblich und geistig sich sammeln muß. Sie fühlten Alle, daß etwas Besonderes auf dem Manne lag, Allen ward bange, doch niemand frug ihn, am wenigsten fiel es Stauffacher's Weibe bei, sie bediente ihn mit einer Innigkeit, als ob sie ihm vergelten wollte, was er, was sein Weib gelitten. Endlich sprach der Tell: „Vater, ich habe Schweres gethan: ich habe den Vogt erschossen!“ Die Männer erschraken. „Da sei Gott vor!“ sprach Walter Fürst. „Da sei Gott gelobt und gepriesen,“ sprach die Stauffacherin, „das ist Gottes Gericht, so rächt er unmenschlich Gericht. Heil ist dem Lande wiederfahren, deines Lebens hast du dich gewehrt, denn außer dem Lande war der Vogt dein Richter nicht mehr, er war dein Räuber: doch sprich, wie geschah die That?“

Da erzählte der Tell, wie er gefaßt im Schiffe gelegen, des Aeußersten gewärtig, aber auch entschlossen, für seines Lebens Rettung das Aeußerste zu wagen. Er habe schon lange das Gefühl in der Brust getragen, daß er und der Vogt nicht Weite hätten in einem Lande, daß einer dem

andern an's Leben gehen werde. Er habe den Vogt gemieden nach Vermögen, vielleicht mehr als er gesollt. Es sei ihm wie ein Krampf durch den Leib gefahren, als er am Morgen den Vogt habe in die Kirche kommen sehen, ein Krampf, wie er den Menschen erfasse, wenn er vor sich sehe die giftige Schlange zum Sprunge bereit. Er habe sich aufgerafft, habe die Kirche alsbald verlassen, aber in der Betäubung den Hut vergessen. Mit Gewalt habe man ihn vor den Vogt gestellt, es sei ihm gewesen, als müsse er sich auf ihn stürzen, mit den Händen ihn erdrosseln. Er habe gebetet und Gott ein groß Gelübde gethan, wenn er ihn bewahre vor Uebelthat und friedlich vom Vogte bringe. Als derselbe das Unmenschliche ihm auferlegt, habe er es im Vertrauen auf Gott vollbracht mit dem festen Entschlusse, das Ansinnen nicht zu rächen, wenn es gelinge: und als es gelungen, habe er friedlich seine Wege gehen wollen. Als nun aber der Vogt das gehindert, da sei es ihm gewesen, als wolle Gott, daß Einer durch den Andern sterbe. Ueber welchem von Beiden er das Loos geworfen, werde sich zeigen, habe er gedacht und ruhig habe er des Zeichens geharrt. Als er ihn wider Briefe und Recht aus dem Lande geführt, habe er gedacht, Gott gebe ihm das Recht über den Vogt, wie der Vogt es über ihn genommen. Als der Sturm losgebrochen, habe er gewußt, auf wessen Seite Gott sei; „aber fast hätte mich der Vogt erbarmet in der Angst um sein Leben, wie er herum gerannt, wie eine Maus in der Falle, und doch in meine Nähe sich nicht wagte. Doch ich wußte, daß mir das Aeußerste drohe, sobald er den Fuß auf festes Land gesetzt; und kein ander Leben wollte ich gefährden. Darum entsprang ich dem Schiffe, und als es sich wieder den See hinunterwandte, lief ich die kürzesten Steige Küßnacht zu. Keiner wird sie mir nachgehen, meinen Fuß behütete Gott. Dort war ich vor dem Vogt, sah das Schiff, sah es landen an ungewohntem Orte, sah den Vogt mit seinem Knecht alleine kommen, sah seine Angst vor

mir, da er dem Knecht seine Kleider gab, als ob ich auf den Hut sehen würde, nicht auf das Gesicht, nicht auf die Gestalt, die Gott mir so deutlich zeigte in unverhülltem Mondeslicht. Ich zauderte nicht, ich wußte, es mußte sein, wenn ich leben wollte, leben in meinem Lande, wenn ferner ein Vater seines Weibes, seiner Kinder im Lande sich freuen, irgend ein Haus sicher sein sollte vor seinem Frevel. Nie drückte ich den Bogen ab mit ruhigerem Herzen, sichrerer Hand, und lautlos fiel der Vogt. Es war mir, als sinke vor mir ein Unthier in den Abgrund, als werde mir erst jetzt wieder frei der Athem in der Brust. Als ich aus dem Geschrei des Knechtes hörte, daß der Vogt wirklich todt sei, suchte ich den Rückweg, doch nicht über's Gebirge, sondern am Fuße des Berges hin. Ich war müde, matt, die Freude schwand, angst ward mir; bald schien mir, es jage mich jemand, bald sah ich in streichendem Nebel den Vogt vorübereiten, dann schien mir, als müsse das Land büßen, was ich gethan. Ich hielt es nicht länger aus, Rath und Trost wollte ich beim Staufacher suchen; an dich, Vater, dachte ich nicht."

„Was du gethan hast," sprach die Staufacherin, „hast du mit Recht gethan: du hast das Raubthier erschlagen, vor dessen Einbruch kein Haus mehr sicher war. Da der Kaiser uns nicht schirmen will, so müssen wir selbst es thun. Ehre, Leib und Leben zu schützen, dafür hat das Weib den Mann, dafür die Kinder den Vater. Stärke deinen Leib und sei ruhig im Gemüthe, des Vogts Schatten wird dich nicht jagen; aber loben wird man dich, so lange Leute in den Bergen wohnen. Du hast das Schwerste ertragen und gethan."

Die Rede der edlen Frau verjagte die Schatten von Tell's Seele, gab den beiden Andern Klarheit und Ruhe. Auch sie hatte die unerwartete That überrascht und Angst über sie gebracht, als sei sie eine voreilige, durch sie das besonnen ausgedachte Vorhaben gefährdet, wenn nicht vereitelt. Als sie aber ruhig die Sache überdachten, so schwand die

Angſt, in Geßler war ihr entſchloſſenſter Gegner aus dem Wege geräumt. Albrecht war in Oeſtreich hart beſchäftigt, bis zum neuen Jahre konnte er die That nicht rächen, ja wahrſcheinlich nicht einmal einen neuen Vogt ſetzen, der mit Nachdruck etwas gegen die Länder unternehmen konnte. Von Landenberg glaubten ſie nichts zu fürchten zu haben, ſie hielten dafür, er gönne Geßler den Tod, werde nun aber um ſo vorſichtiger ſein eigen Leben ſchonen, werde begreifen, was zuletzt ein gepeinigt Volk mit ſeinen Peinigern beginne. Uebrigens ſei Landenberg's Macht viel zu ſchwach, um außer Unterwalden etwas zu verſuchen, auch wenn er ſich von Luzern aus zu verſtärken ſuche. So hielten ſie dafür, am beſten ſei, ruhig zu bleiben, zu thun, als ſei nichts geſchehen, als ſei nichts Weiteres im Vorhaben, anbei wohl Acht zu haben, was vorgehe. Sie hielten dafür, Tell könne heimkehren, mit Vorſicht jedoch. Die wenigen Söldner, welche oben ſeien, würden ſich wohl hüten, auf eigene Fauſt ein Unternehmen zu wagen, und wollten ſie es, ſo ſei es Tell ein Leichtes, ſich zu ſichern. So rathſchlagten ſie, und es ward Tell leichter um die Seele. Er ſah das Wohl des Landes nicht gefährdet, ſich nicht als Mörder angeſehen. Der Geßler hatte mit dem Aufwand aller ſeiner Macht und Gewalt gegen ihn gefochten, Tell gezwungen, mit aller ſeiner Kunſt und Kraft des Lebens ſich zu wehren; daß Tell geſiegt, war Gottes Fügung.

Als es dunkel ward, machten die Männer ſich auf. Staufacher geleitete ſie. „Seid guten Muthes," ſprach die Staufacherin zu den Männern, „Gott iſt mit uns, nehmt zum Zeichen, wie recht ich habe, daß am beſtimmten Tage alles wohl gelingen wird;" und als ſie zum Abſchied Tell die Hand gab, faßte ſie dieſelbe ſtark und ſagte: „Du aber biſt ein Mann geweſen, bleibe es, dein Weib grüße von mir und ſage ihr: ſie ſolle ſich freuen, daß Tell ihr Mann ſei, ſolle ſich nicht kümmern um die blutige That; wer an ſich

gehalten und getragen wie ein Mann, das Unerhörteſte, von welchem irgend zu leſen und zu hören iſt, muß zuletzt, wenn er Mann bleiben will, handeln wie ein Mann. Dich wird man loben, ſo lange Männer leben zu Berg und Thal, Männer, die tragen und leiden können, wie du, das Unerhörte, dann zu handeln wiſſen, wie du, ſtill, aber gewaltig. Buben ſind's, die leicht ſchreien, laut ſchreien, erſt nichts tragen wollen, dann nichts vollbringen können. Gott ſegne dich!"

Unangefochten ſchritten die drei Männer durch die Nacht, doch war es nicht ſtille im Lande. Ueberall huſchten Geſtalten herum, wichen aber zumeiſt den drei mächtigen Geſtalten vorſichtig aus. Das Gerücht war gekommen, ob's ein Vogel hergetragen, ob's die Fiſche am Ufer gemunkelt, man wußte nicht, woher es gekommen, niemand wollte es geſagt haben, niemand zuerſt gehört: der Vogt erſchoſſen, liege zu Küßnacht todt. Das mußte Einer dem Andern ſagen, das mußten dieſe Nacht noch Alle wiſſen, doch die drei Männer floh man; waren es vielleicht vögtliche Boten nach Uri hinauf?

Mit treuem Handſchlag, aber wenig Worten nahmen ſie am Nachen Abſchied, und ſchnell hatten Tell's gewaltige Ruderzüge das Schifflein dem nachſehenden Stauffacher entzogen. Dem zurückbleibenden Stauffacher näherte man ſich, wenn auch vorſichtig, erkannte ihn jetzt bald, und ſchnell ward er umringt von huſchenden Geſtalten, die allenthalben erſchienen, als ob ſie von den Bäumen fielen, aus unterirdiſchen Löchern heraufkämen.

Da ſprach er zu ihnen: „Was ihr gehört, iſt wahr, erſchoſſen liegt zu Küßnacht der Vogt; er hatte den Bogen zu ſtark geſpannt, er trieb den Pfeil in's eigene Herz. Doch jetzt ſeid ſtille, geht nach Hauſe, es ſage der Nachbar es dem Nachbar, der Mann dem Weibe, das Weib den Kindern: der Vogt iſt erſchoſſen; dann betet und danket Gott, bittet,

daß er weiter uns bewahre, morgen aber ſei jeder bei der Arbeit, keiner ſtehe beim andern, jeder ſei in Ruhe des Weitern gewärtig."

So geſchah es auch. Doch daß zahlreicher die Beter in den Kirchen waren, die Augen einen andern Glanz, die Lieder der Melker und Holzer einen andern Klang hatten, wer hätte dem wohl zu wehren vermocht?

In ungewöhnlicher Schnelle trieb Tell das Schifflein durch das finſtere Waſſerthal, das ſpäter heller wurde, ſo daß Tell langſamer ſchiffen mußte, wenn er im Schatten bleiben wollte. Vorſicht glaubte er nöthig; ob Nachricht hinauf in's Urnerland gekommen, wußte man nicht. War ſolche in Uri, ſo wurden muthmaßlich die Landungsplätze bewacht; an bewachten Ufern zu landen, iſt bekanntlich nicht räthlich; doch überflüſſig war ihre Vorſicht. In Uri war Alles ſtill, wie durch ein ausgeſtorben Land wanderten ſie. Es war eine Nacht nach großer geiſtiger und leiblicher Aufregung, eine Nacht nach gewaltigem Sturme, eine Schlafnacht, den Räubern bequem, und Allen, die gerne im Stillen nächtliche Wege gehen. Mit Mühe hatte Walter Fürſt jemand aufgeweckt und Eingang in ſein Haus gewonnen, und nach Bürgeln kam der Tell, ohne auf einen Menſchen zu ſtoßen; doch an ſein Haus zu pochen, brauchte er nicht. Noch hatte er den Rand des Hügels nicht erreicht, als ein Kind ihm entgegenflog und in Schluchzen und Weinen ihn umklammert hielt. Es war ſein Bube, der ſchlaflos des verlornen Vaters gedachte, was er beginnen könne zu ſeiner Rettung, was er gethan hätte, wenn er ein Mann geweſen. Da hörte ſein ſcharfes Ohr des Vaters Tritt und hing an ihm mit der Schnelle des Gedankens. Da kam auch die Mutter daher geflogen, es ward lebendig überall im Hauſe: Knechte, Mägde wachten auf, ſtürzten herbei, das Vieh glaubte, es ſei Morgen, begann zu ſcharren und zu brüllen, die Hunde heulten, wetteiferten in freudigem Empfange, zu einem vernünftigen Worte brachte es lange

niemand. Endlich legte ſich der Sturm, an den Heerd ward der Vater gezogen, Alles hing an ihm, Alles wollte ihn halten, als ob er unter den Händen noch ihnen könnte geſtohlen werden von unſichtbarer Macht. Der Sturm der Fragen brach los, dem Föhnſturm gleich, und Tell hatte kaum minder Mühe, ihm zu begegnen, als dem aufgeregten See. Endlich konnte er ſagen, was er gedacht, was er gethan, doch als er zum Lauf nach Küßnacht kam, zum Schuſſe in der Gaſſe, da ward ihm das Reden ſchwerer; öfters ſtockte er, und als er zum Ende kam und Alle zuſammenfuhren, hie und da man hörte: „um Gott! was, den Vogt erſchoſſen!“ da ward es ihm wieder kühl um's Herz. Der Ruf kam halb aus Grauen vor der That, halb aus Bewunderung vor der Kühnheit derſelben. Die Urner waren nicht blutgierig, hatten keine Luſt an Frevel und muthwilligem Aufruhr: ſie waren ſchüchtern, ihnen bangte auch vor gerechter Abwehr. Doch erſt der Knabe, dann ſein Weib, ſchmiegten ſich näher an ſein Herz, wärmten es wieder mit dem Danke, daß er des Vogts greulicher Besheit ein Ende gemacht habe, daß keine Mutter mehr werde ſehen müſſen, wie um ſchnöder Urſache willen der Vater auf das Haupt des Kindes den Bogen halten müſſe, und der Knabe meinte: „Weißt du noch, was du geſagt: den Drachen im Ried hätte Winkelried erſchlagen, der Drache in Küßnacht lebe noch? Jetzt lebt er nicht mehr, und du biſt der Winkelried, der ihn erſchlagen hat.“

Des folgenden Tages war mehr Leben in Uri, als in der vergangenen Nacht; es war, als ob die Zweige der Bäume ſich zuflüſterten: Tell iſt frei, hat den Vogt erſchlagen, iſt heimgekommen in vergangener Nacht; dieſe Nachricht war im Hui im ganzen Lande auf unbegreifliche Weiſe. Doch damit kam auch die Mahnung, ſtille zu ſein und ruhig, das Weitere zu gewärtigen. Das Anſichhalten ging den rührigen Urnern hart, doch ſie thaten's; deſto leichter ging es des Vogts Söldnern. Dieſe, als ſie die Nachricht vernahmen, bebten und

waren des Todes gewärtig in den ersten Tagen; ihrer so Wenige dem ganzen Lande gegenüber. Zudem hielt sich Alles ferne von ihnen, und wer früher auch sich zum Schein oder um Gunst ihnen sich näher gehalten, zeigte sich nicht. Doch da es stille blieb, faßten sie Muth; sie glaubten, die Urner wüßten um nahende Gefahr, sandten Kundschaft aus nach Küßnacht, hörten dort, man müsse harren und den Kaiser gewärtigen oder dessen Befehle.

Landenberg war erschrocken über Geßler's Tod, begann für sein Leben zu zagen, beschloß, sich stille zu halten, nicht neu zu reizen, bis Albrecht Hülfe gesandt habe oder selbst gekommen sei.

Es ist ein unheimlich Wohnen in einem Lande, in welchem man keinen Freund hat, wo das Gewissen in der Brust zum Feind geworden, zum täglichen Ankläger, und es geschehen Zeichen, es gehen Ahnungen durch die Seele, der Haß sei aufgeschwollen zur That, das eigne Thun reife der Strafe entgegen, jedes Geräusch sie zu verkündigen, jedes Morgenroth der ausgebrochene Brand zu sein scheint. Das ist das Gefühl des Sünders, wenn er fühlt, es nahe die Stunde, in welcher die Schnitter kommen und die Garben schneiden und jedem zugetheilt wird der Lohn nach der Aussaat. Doch dieses Gefühl der Tyrannen ist nicht zu verwechseln mit dem Bangen des Vaterlandsfreundes um's Vaterland, wenn er fühlt das Nahen der Stunde, wo Buben Männer morden, Mord Heldenthat nennen, und Zerstörung des Vaterlandes eine freie That.

Wie die Männer vorausgedacht, war Tell sicher, ihm ward nicht nachgestellt, doch trat er auch nicht prahlerisch auf, trotzte nicht auf seine That, und wenn er auch nicht gerade sich verbarg, so zeigte er sich doch so wenig als möglich. Ein einzig Mal ging er nach Altdorf hinunter, und zu diesem Gange wählte er die Nacht. Wenn auch in Stauffacher's Hause so schön er losgesprochen war von jeglicher

Blutſchuld, wenn auch die Seinen mit Ehrfurcht an ihm hingen, als wie an einem Ueberirdiſchen, ſo plagte ihn doch des Vogtes Tod, die Rache, die er genommen. Es war nicht, daß noch keiner den Tod aus ſeiner Hand erhalten; aber es geſchah im offenen Streit, wo der Tell in ſeinem Rechte ſtand. War der Handel mit dem Vogt ein rechtmäßiger Streit, und er im Recht, als er ihn erſchoß? Seine Zweifel vertraute er dem Weibe, welches keine hatte, welches feſt an ſeines Mannes Recht glaubte. Doch zu ſicherm Entſcheid wies es ihn zum Prieſter nach Altdorf; dort ſollte er im Schooſe der Beichte ſein Bangen niederlegen, und den Entſcheid empfangen, und wenn er Unrecht gethan, die Buße, welche es freudig mit ihm theilen wollte, und ſollten ſie rückwärts nach Rom wandern müſſen, um dort aus des heiligen Vaters ſelbſteigenem Munde zu empfangen die Vergebung.

Tell nahm den Vorſchlag freudig auf und ſobald es finſter war, ſchritt er nach Altdorf, harrte im heiligen Hauſe des Prieſters, der, wie er wußte, noch eine ſpäte Meſſe zu leſen hatte.

Er knieete an ſelber Stelle nieder, an welcher er das letzte Mal gekniet, wo das Auge des Vogtes ihn getroffen hatte. Er lebte jegliche Stunde wieder durch, prüfte Herzen und Nieren, wie er dachte, daß Gott ſie prüfe, und wie er ſich fand ohne Verhüllung oder Färbung. Was in ſeiner Seele ſich geregt und was er gethan, wollte er beichten in wahren Treuen. „Was hilft's dem Menſchen zu lügen mit der Zunge, da Gott das Herz ſieht? Was hilft's zu täuſchen den ſterblichen Prieſter, da Gott die Wahrheit weiß, und ja der Alleinige iſt, der ſelig machen kann und verdammen?" Als der Prieſter fertig war mit ſeinem Amte und die Kirche verlaſſen wollte, trat Tell aus dem Dunkel hervor, ihm in den Weg, winkte ihm zum Beichtſtuhle hin. Faſt erſchrak der ehrwürdige Herr, denn alsbald erkannte er des Tellen Geſtalt und Weſen. Doch es war nicht der Schreck, der über

den Wanderer kömmt, wenn vor ihm in engem Wege plötzlich ein Räuber ſteht: es war der Schreck des Vaters, vor dem plötzlich der Sohn ſteht, den er noch ferne geglaubt. Tell beichtete in wahren Treuen die ganze Begebniß, alles, was er gethan, gedacht, was er getragen, und wie er ſich Gewalt angethan und den Vogt gemieden, und wie dieſer ihn immer auf's neue gefaßt wider alles Recht, bis ſich ihm der Glaube aufgedrungen, ſo lange der Vogt lebe, habe er nicht Sicherheit, ſie beide hätten nicht Weite im Lande und niemand ſei ſicher vor ſeiner blutgierigen Willkür. In dieſem Glauben habe er die That gethan, doch fühle er das Blut kleben an ſeinen Händen, es möchte der ehrwürdige Vater ſie reinigen mit ſeiner Macht und Kraft.

„Unerhörtes, Unmenſchliches haſt du ertragen, menſchlich haſt du geſündigt, haſt ſelbſt Rache genommen; die Rache aber iſt mein, ſpricht der Herr," ſo ſprach der Prieſter. „Doch haſt du männlich gerungen gegen die Sünde, und unbefleckt in der Verſuchung beſtand Einer alleine. Auf der Wage des alltäglichen Lebens läßt deine That ſich nicht wägen; kein alltäglich Uebel war der Vogt dir und dem Lande; einem reißenden Thiere war er ähnlich, deſſen Blutgier ſteigt, je mehr Blut es koſtet. Wie rein dein Wille war, ob Böſes ſich miſchte in deinem Herzen mit dem Guten, das weißt du ſelber nicht, das weiß ich nicht, das drängt ſich ſpäter herauf an's Tageslicht, wenn's im Herzen war. Gar oft iſt dem Menſchen verborgen, wie die Schlange im Graſe, das Böſe, das im Herzen wohnt, bis es zur That ſich geſtaltet. Die Sühnerin für die Vergangenheit, die Prüferin der Herzen iſt die Zukunft, in ihr bewähre dich, ſo wird Gott dir vergeben, und deine That wird ſie reinigen von allen Schlacken des Mordes, und ſie wird glänzen als eine Heldenthat, wie ein Stern über den zukünftigen Geſchlechtern. Nimm nie Lohn für die That, weder Ehre noch Geld, leiſte Verzicht auf jeden zeitlichen Vortheil; aber ſtehe zum Schwachen, ſetze das Leben

ein für das Recht, und im offenen Streit, der sich erheben wird, sei der Erste; das sei deine Buße, sie dauere so lange, so lange dein Leben. Aber büßest du treulich, dann sei getrost, mein Sohn, und freue dich, deine Sünden wird dir Gott vergeben, und im Himmel und auf Erden wird dein Name stehn."

„Danke, Vater," sprach der Tell. „Schweres hast du mir vom Herzen genommen, und hoch mich geehrt mit dem, was du mir auferlegt. Ich fühle es, ich werde treu sein in der Buße, ihr Vollbringen wird mein Leben sein, ich werde mich Gottes und seiner Heiligen freuen, sie werden mir gnädig sein."

Auf den großen Tag bereiteten die Eidgenossen sich würdig vor. Das Fest der Geburt unseres Heilandes wurde mit besonderer Inbrunst begangen. Sie fühlten es, die alten Eidgenossen, daß der, welcher ihre Seelen von den Fesseln der Sünde lösen wolle, auch derjenige sei, der alleine sie bewahren könne vor den Fesseln des Leibes, den Banden der Knechtschaft. Sie zählten, wie jetzt die Kinder die Stunden zählen, die noch zwischen ihnen und dem Neujahrmorgen liegen, die Tage, die Stunden, die sie noch trennten von dem Morgen, an welchem sie entfernen wollten aus dem Lande das Fremde, unrechtlich ihnen Aufgedrungene. Es war das erste Mal, daß sie sich vereint erhoben gegen äußere Gewalt; wie groß ihre Kräfte seien, wie geneigt ihnen Gott, wußten sie nicht; beides hatten sie noch nicht erprobt, daher ihr Bangen. Die Bedeutung der That ahnten sie nicht, die Schicksale des geschlossenen Bundes träumten sie nicht.

In der letzten Nacht des Jahres 1307 schliefen in den drei Ländern Wenige, ausgenommen die Verdächtigen, denen man nichts anvertraut hatte, und die vögtlichen Anhänger, welche von dem Anschlage nichts ahnten.

Vor allem sollten in möglichster Stille die beiden Burgen in Unterwalden genommen werden; wenn dieses geschehen,

das ganze Volk ſich erheben gegen alles, was noch Vögtliches in den drei Ländern war. Auf den Gipfeln der Berge, die luegen von einem Land in's andre Land, den hohen Wartthürmen, die Gott ſelbſt gebaut, waren in aller Stille große Holzhaufen aufgethürmt worden. Sobald der Anſchlag in Unterwalden gelungen war, ſollten die Flammen in wenig Augenblicken die frohe Botſchaft bringen in die Länder und rufen zum Aufbruch das ganze Volk. Das ſind der Schweizer natürliche Signale, und ſind durch Jahrhunderte es geblieben.

In ſtiller Nacht und in aller Stille war der Roßberg genommen worden. Eine Magd in der Burg hatte einen Unterwaldner lieb; dieſer konnte ſie bewegen, daß ſie ein Seil hinabließ, und an demſelben ihn hinaufklettern ließ; ihm nach kamen in aller Stille noch zwanzig. Dieſe überfielen den Amtmann und ſeine Knechte, banden ſie und harrten dann des Weitern. Die Thore der Burg blieben verſchloſſen; Lärm hatte es keinen gegeben, was drinnen vorgegangen war und wer drinnen Meiſter ſei, wußte niemand außerhalb den Mauern.

So ſtieg Landenberg unbeſorgt von ſeiner Burg herab am frühen Morgen, um in Sarnen die Meſſe zu beſuchen; er ahnete nicht, daß er ſeinen Fuß nie wieder über ihre Schwelle ſetzen, aus ihr nichts forttragen werde, als ein bös Gewiſſen und einen gebrandmarkten Namen. Er war wohlgemuth; er hatte vernommen, Albrecht werde ſelbſt kommen, die widerſpänſtigen Bergbauern zu Paaren zu treiben. Daß auf Geßlers Tod von den Bauern gar nichts geſchehen war, nahm er als ein Zeichen der Furcht. Jetzt begegneten ihm Männer mit allerlei Gaben, reicher als ſonſt beladen, was er wiederum für ein Streben hielt, ihre Unterwürfigkeit zu zeigen und ſeine Gunſt ſwieder zu gewinnen. Er lobte ſie, hieß ſie hinauf nach der Burg gehen, wo ihnen das übliche Morgenbrod gegeben werden werde. So kam Einer nach dem Andern allgemach hinauf, auf dem Söller warteten ſie; und als

endlich ihrer Zwanzig oben waren, nahte ſich Einer dem Erker und ſtieß in's Horn. Dreißig Geſellen ſprangen aus dem nahen Walde, den Zwanzig zu Hülfe, welche über die Beſatzung hergefallen, das Thor beſetzt hatten; doch geſchah keinem der Söldner ein Leid. Die That geſchah ſo raſch, daß an Widerſtand niemand dachte. Als Landenberg in der Kirche das Horn hörte und das Geſchrei von der Burg her, erſchrak er, verzweifelte alsbald am Widerſtand und floh durch die Matten Alpnach zu, hoffend, im Taumel des Augenblicks werde niemand ſein gedenken.

In Uri und Schwyz warteten ſie ſtill und bang der flammenden Zeichen. Wer weiß, was Warten heißt, wenn Wichtiges vorgehen ſoll, und man vom Vorgange nichts ſieht, nichts hört; wie die Minuten zu Stunden ſich dehnen, die Stunden zu Ewigkeiten, wie das Auge von der Spannung trübe wird, der Kopf betäubt, der ganze Leib matt, der Begreift, wie es war in den Gemüthern der Wartenden. Tauſend und tauſend Augen hingen vom frühſten Morgen an an den Spitzen der Berge, und immer wollte es nicht brennen; trüb ward manch Gemüth. Weiber begannen zu weinen und Männer wandten vom Luegen ſich ab. Da ſcholl es durch die Lüfte, jauchzende Töne hörte man, wie vom Himmel her, und ſieh, flammt es nicht dort? des Berges Spitze glüht, und wie das Auge die Feuerſäule ſieht, bricht der Mund in Jauchzen aus; bald flammt's auf allen Bergen, bald jauchzt's aus allen Klüften und Thälern, aus allen Bergen und Gründen; es iſt, als ob die Geiſter erwacht wären in ihren Höhlen, und einſtimmten in das Jauchzen der Menſchen. Ein feuriger Kranz faßte das Meer der Freude ein, in welchem die Menge wogte und zum Land aus ſpülte, was nicht in's Land gehörte.

Die Unterwaldner hatten den Landenberg erjagt, ehe er Alpnach erreicht hatte; in ihrer Hand lag ſein Leben: ſie nahmen es ihm nicht. Schwören mußte der Ritter ſammt

den Knechten, das Land nie mehr zu betreten; dann ließen die Bauern den Herrn laufen. Ob der wohl ſich nicht unausſprechlich geſchämt haben muß, an adeligem, großmüthigem Weſen ſo unendlich tief unter denen zu ſtehen, die er ſo unmenſchlich mißhandelt, ſo ſehr verachtet hatte? In Schwyz wurden die Knechte gen Küßnacht geſchickt, in Uri an den See gebracht, allenthalben ohne Streit und Blut. Wenn ein Feuerkranz die Berge krönt, ein Jauchzen durch alle Thäler ſchallt, plötzlich unerwartet wie von Gottes eigner Hand geordnet: wo ſollte ein Herz ſich finden, das da zu widerſtehen wagt, das nicht klein wird, bebt, zittert und dankbar iſt, wenn es am Leben geſchont wird, nicht mit ſtrenger Hand der Herr den Frevel züchtigt, deſſen es ſich bewußt iſt! Als die Menſchen entfernt waren, welche die Knechtſchaft erbauen wollten, wurden auch die Häuſer weggeräumt, welche Mittel- und Haltpunkt der Knechtſchaft ſein ſollten. Sarnen und Roßberg wurden von den Unterwaldnern gebrochen, Schwanau auf dem Lowerzerſee machte Staufacher mit ſeinen Schwyzern unwohnlich. Noch ſteht die Ruine, wer Goldau beſucht; ſie ſteht am Eingang des eigentlichen Schwyzerlandes, ein aufgehobener Finger, zu warnen, den Eingang nicht zu verſuchen anders als in freundlichem Sinne.

Darum verſchonte der alte Berg, als er das blühende Goldau und einen Theil von Lowerz verſchüttete, dieſes alte Warnungszeichen; ſolche alte Zeichen kann man nicht mehr erbauen, wenn ſie nicht mehr ſind, wohl aber neue Häuſer bauen und Schuttfelder wandeln in Kornfelder.

Die Urner aber warfen ſich mit ganzer Seele und allen Kräften auf Twing Uri und zerſtörten ihn ſo herzlich von Grund aus, daß noch heutzutage die Gelehrten ſich ſtreiten über den Ort, wo dieſer Bau geſtanden. Kinder und Greiſe trugen mit Jubel weg, was die Männer brachen; was ſie mit unzähligen Seufzern in unſäglichem Schweiße herbeigeſchafft, dieſes ſchafften des Landes vereinte Kräfte,

dem Boden eben, weg in wunderſamer Schnelle in einem Tage.

Als der erſte Tag des Jahres 1308 zu Ende ging, war das Werk vollſtändig gethan, und ohne Blut das Alte hergeſtellt, das neu Hineingeſtellte nicht mehr. Es war ein prächtiger Neujahrstag geweſen, klar hatte die Sonne geglänzt in die engen Thäler während der wenigen Stunden, in welchen es ihr vergönnt war; klar ſtieg der Mond herauf und leuchtete freundlich über's Land.

Wo ſo ein allgemein Werk einmüthig vollbracht wird, verſchwindet der Einzelne; das Ganze iſt's, was das Auge feſſelt, das Gemüth erfüllt. Darum haben wir auch weder Tell's gedacht, noch ſeines Knaben. Beide waren Theile des Ganzen, Glieder eines Leibes, der von einem Sinne regiert ward. Für Uri war mit Geßlers Tod das Schwerſte gethan; deß dankte dem Tell mancher Mann, und manch Weib bot ihm die Hand, und bekannte ihm, wie ſie ihm gezürnt, als er auf den Knaben geſchoſſen, ihn einen harten Mann geheißen, und wie ſie jetzt zu Gott bete für ihn, nicht bloß, daß er ihm vergeben möge, was er an Geßler gethan, ſondern ihm lohnen möge, was jeder Vater, jede Mutter ihm zu verdanken hätte. Den Knaben aber herzten die Mütter, die Greiſe legten ihre Hände auf ſein Haupt, mit Reſpekt betrachteten ihn die Knaben, als den, der ohne Furcht tödtlichem Geſchoſſe geſtanden; die Mädchen drängten ſich um ihn her, wollten ſehen, wo der Apfel geſeſſen, wollten wiſſen, ob er den Pfeil nicht gefühlt, als er über ſeine Stirne ſchwirrte, wollten ihm wegſchleppen helfen, was er ſo läſtig hatte herbeitragen müſſen und jetzt in heiligem Eifer wegtrug. Der guten Mutter ward heute die Vergeltung des Leids, welches vor acht Wochen das Herz ihr zerſchnitten. Wer ſie ſah, drängte ſich zu ihr und pries ſie eine glückliche Mutter um ihres Mannes, ihres Kindes willen. Ihr Herz wäre vor Freude ſchwerer geworden, als vor acht Wochen es vor Jam-

mer war, wenn die Freude nicht leichter wöge von Natur. Was es ſchwerer machte, als ſonſt die Freude wiegt, war, was der Freude, wenn ſie das Herz zum Zerſpringen füllt, ſo gerne beimiſcht, beſonders wenn die Freude in einem mütterlichen Herzen iſt. Es iſt eine unendliche Wehmuth, welche aus der Demuth entſpringt. Es fühlt ſolch Glückes ſich nicht werth, fühlt, wie leicht im Glücke mit Sünde man ſich befleckt, wie ſchwer es iſt, es rein zu bewahren, als eine Gabe Gottes; es fühlt, wie ſchwer es ihm würde, wenn Gott wiedernehmen ſollte, was er gegeben. Darum weint das rechte Weib ſo gerne in der höchſten Freude, es fühlt die Schwäche in ſich, die Vergänglichkeit der Gabe. Nur dann können wir uns freuen ohne Weinen, wenn die Gaben Gottes unvergänglich ſind und unſere Hände von Sünden rein.

So war es des Tellen Frau an jenem herrlichen Abend, wo abwechſelnd erſt das große Licht, dann das kleine Licht und die Sterne alle, alles, was Gott Herrliches am Himmel geſchaffen, die kleinen Läudchen erleuchtete, und nicht bloß obenhin und ſtreifweiſe, ſonn- und ſchattenhalb, ſondern bis in die tiefſten Tiefen hinab, bis in die innerſten Falten der Herzen hinab. Ein unerklärlich Etwas zog ſich wie ein düſter Wölklein über Betli's, des Tellen Frau, Freude zuſammen, es zog ſie heim, aber nicht alleine, es zog ſie heim mit Mann und Kindern, es war ihr immer, als könnte ſie hier dieſelben verlieren, als ſchwebe immer böſe Gefahr über ihnen, als wären nur daheim ſie ſicher. Je mehr ſie gefeiert wurden, deſto dunkler ward das Wölklein, deſto enger und banger war's ihr um's Herz, deſto mehr mußte ſie weinen. Erſt als das Werk vollbracht war, der Tag zu Ende ging, gelang es ihr, die Familie zu ſammeln und mit ihr heim zu ziehen, und kein König und keine Königin hatten je einen ſtolzern Heimgang. Keine Lichter aus Talge gemacht brannten zu ihren Ehren, keine Lebehochs ertönten ihnen, niemand trug oder zog ſie; Gott war's, der ihren Weg beleuchtete, und

jedes Auge, welches sie sah, leuchtete auf in Dank, der im Herzen brannte, und jede Hand, die zum Abschied sich ihnen bot, verhieß Vergeltung in Noth und Tod. Und wo ein Mann, oder ein Weib, oder ein Kind Tell's Kindern, die hinter den Eltern waren, noch was Liebes oder Gutes erweisen oder sagen konnten, ward es von keinem unterlassen.

Als sie oben waren an ihrem Hause und stille stunden vor demselben, da schien das ganze Gelände ein großes Gotteshaus. Gott hatte es selbst erleuchtet, die Altäre himmelhoch sich erbaut, die Menschen hatten die Feuer auf ihnen wieder angezündet und Gesänge voll Lob und Preis stiegen als Dankopfer empor. Da ward es des Tellen Weib leichter um's Herz, sie hatte sie Alle beisammen am Hause. Wie es einer Henne nicht wohl ist, wenn sie nicht jeden Augenblick alle ihre Küchlein sammeln kann unter ihre Flügel, so ist einer Mutter erst dann recht wohl, wenn sie alle ihre Kinder innerhalb des Dachtraufes ihres Hauses hat; um wie viel mehr mußte das des Tell's Weib also sein, welche Mann und Kind in solcher Gefahr gehabt, und die wohl wußte, daß in zornigen Gewittern der Blitz die höchsten Tannen schlägt. Da oben athmete sie frei auf, leicht ward es ihr um's Herz, und friedlich und freudig saß die Familie lange beisammen, ehe sie dem erst leise, dann lauter sich ankündigenden Schlafe Gehör gab.

Nur bei Einem pochte er nicht an, oder es ward das Pochen nicht vernommen: das war der junge Tell; ihn füllte des Tages Hochgefühl, das Bewußtsein, daß sein Muth dem Kommenden, was es sein möge, gewachsen sei. An diesem Feuer entzündeten sich begeisterte Träume, was er sein wolle, was er bestehen wolle; er war von rechter Art, vom rechten Schlage; er träumte nicht, was er werden, was er gewinnen wolle; der Knabe hatte Großes gehört, Großes erlebt, darum träumte er groß. Er träumte von aufsteigenden Gefahren, die kommen würden wie Nebel auf dem See, wie der Föhn

über die Berge her, von Albrecht mit Rittern und Knappen ſonder Zahl, bald auf Schiffen den See herauf, bald auf den Pfaden der Berge, bald in den Thälern des weiten Schwyzerlandes. Woher ſie auch kamen, war er dabei an des Vaters Seite, half zum Siege, rettete den Vater, warf ſich für den Großvater, für den Staufacher, für den Freiherrn von Attinghauſen in Speere und Schwerdter, und was er gewann, was er als den höchſten Preis ſich dachte, war der Tod, der Tod für Andere. Da glänzten ihm die Augen, und ſo warm und weich ward ihm um's Herz, wenn er dachte, wie er zum Tode wund da liege, oder ſchon todt ſei, der Vater ſich beuge über ihn, klage um ihn, wie man durch's Land ihn tragen und ſagen werde, was er gethan, wie man ihn der Mutter bringen, wie Vater und Mutter um ihn weinen würden und doch ſich ſeiner freuen, daß er Ehre gebracht dem Geſchlecht und Alle rühmen würden, wie er ſchon als Kind ſich heldenhaft gehalten. Wie man ihn dann begraben würde dicht an die Kirche, ein ſchön Zeichen pflanzen auf ſein Grab; wie da Vater, Mutter, Geſchwiſter beten würden für ihn und doch ſich ſeiner freuen; wie, wer vorüber gehe, ſagen werde: dort ſchläft des Tellen Kind, das wäre ein Mann geworden, ſeinem Vater gleich; wie Väter und Mütter, wenn ſie mit ihren Kindern vorübergingen, ſtille ſtehen, ihnen ſeine Ruheſtätte zeigen und ſagen würden: „Seht Kinder, dort iſt begraben des Tellen Bub, von deſſen Haupt der Vater den Apfel geſchoſſen, und der darauf erſchlagen ward, als man den Kaiſer ſchlug aus dem Lande; das war ein Knabe, der ſich nicht fürchtete, wie er ſollten alle Buben ſein, und ſind ſie es, ſo kommt der Kaiſer nimmer in's Land, wie mächtig er kommen, wie oft er anſetzen mag.“ So träumte der Sohn des Vaters Buße, ſie war ſein Leben, ihre Vollendung ſeines Lebens Preis.

So träumte er lange, lange; träumte, bis ein Arm ihn umfing. Ein trüber Traum hatte die Mutter aufgeweckt, es

hatte ihr geträumt, als hätte sie nur noch einen Knaben, und verschwunden, geraubt sei der andere. Voll Schrecken war sie aufgesprungen zum Lager der Kinder. Da fand sie nur einen, der lag in tiefem Schlummer begraben, der andere fehlte. Das Blut stockte ihr im Herzen, doch schrie sie die Andern nicht wach, sie suchte den Fehlenden, fand und weckte ihn aus seinen Träumen. „Kind, mein Kind," sprach sie, „warum schläfst du nicht, bist du mir zum Schrecken geboren?" „Nein, Mutter, liebe Mutter," sprach der Knabe, „aber schlafen konnte ich nicht, da blieb ich draußen. Aber Mutter, hast du mich auch lieb, und willst mich lieb behalten, wenn ich auch gestorben bin?" „Kind, was sprichst du, bist du krank?" „Nein, liebe Mutter, mir ist so wohl; aber, nicht wahr, lieb behältst du mich, auch wenn ich gestorben bin?" „O Kind, was frägst du so?" fragte weinend die Mutter, „du fieberst, sprichst irre, komm zu Bette." „Nein, Mutter, ich spreche nicht irre, aber mir träumte, ich sei todt und du hättest mich lieb auch gestorben, nicht wahr, du willst es, Mutter?" Da schloß die Mutter ihn in die Arme, schalt ihn über solch Träumen, aber voll Angst blieb ihr Herz. Von jetzt an mußte sie mit den Augen ihm folgen, so weit sie konnte, und sah sie ihn eine Weile nicht, so kam die Angst, er sei gestorben, verloren. Es war ihr Schreckenskind, und lange dauerte es, bis die Angst sich abstumpfte und seltener zu Tage trat.

Als am zweiten Tag des Jahres die Eidgenossen im freigewordenen Lande erwachten, da war es ihnen, als wachten sie auf in einem neuen, weiten Hause, als sei weiter ihre Brust geworden und freier ziehe der Athem aus und ein, als sei ein Sonntag über's Land gekommen, ein Tag der Ruhe und des Friedens, wo der Nachbar den Nachbarn freundlich grüße, brüderlich die Hand ihm reiche und brüderlich und freudig mit ihm den Herrn des Tages und des Himmels lobe und preise. Und Mancher, als er am Morgen erwachte, wußte nicht, ob, was gestern sich zugetragen, wirklich geschehen, oder

hatte er es nur geträumt in der Nacht, und erſt als Alle darum wußten, Alle davon ſprachen, ward er überzeugt, daß er nicht geträumt. Boten hatten die drei Länder ſich zugeſandt, zu berichten, wie alles ſich zugetragen. Was ſie gegenſeitig ſich brachten, flog von Mund zu Mund durch alle Thäler, und eine Freude, ein Staunen war überall. Das große, gewaltige Werk war ſo leicht und raſch gegangen, kein Tropfen Blut vergoſſen worden, daß es war, als hätte Gott ſelbſt es gethan. Das war es auch, was Tell alle Laſt vom Herzen nahm, den letzten Nebel von ſeinem Gemüthe trieb, er hatte das Zeichen erhalten, das er geſetzt, er wußte, daß Gott ihm nicht zürne, wenn er treu ſeiner Buße lebe.

Als der Taumel der erſten Freude verrauſcht, die Augen wieder klar geworden waren, da ſchauten ſie ſcharf in die kommenden Tage, täuſchten ſich nicht, als ob alles gethan ſei, ſie nichts hätten, als die Hände in den Schoos zu legen, daß, was ein Habsburger ſich vorgenommen, ein Habsburger nicht alſo aufgiebt. Dieſes zähe Feſthalten des einmal Begonnenen hatte Rudolf groß gemacht, und wenn Rudolf auch mehr begann, ſo übertraf ihn doch wo möglich an zähem Feſthalten ſein Sohn Albrecht. Sie wußten alſo, daß ſie das Erworbene zu vertheidigen hätten gegen den kriegskundigen mächtigen Albrecht, daß ſie auf nichts anders ſich verlaſſen könnten als auf Gott und die eigene Treue und Tapferkeit, daß zwiſchen Sieg und Unterjochung kein Mittelding ſei, daß das Eine oder das Andere der Ausgang des Begonnenen ſein müſſe. Sie zögerten nicht, das Mögliche vorzukehren, um bereit zu ſein, wenn Albrecht käme, ſie machten die Gefahr nicht klein und hatten keine Thoren unter ſich, die verbreiteten, Albrecht dürfe nicht kommen oder könne nicht kommen, und wenn auch ſolche geweſen wären, ſo waren die Eidgenoſſen damals nicht Thoren genug, darauf zu hören. Eingebildete Sicherheit iſt zumeiſt eine Frucht kindiſchen Uebermuthes, und geht der Uebermuth zu Ende, ſo entſteht an ſeiner Stelle

bodenlose Feigheit; dagegen ist ein auf alles gefaßter Muth der Stamm, auf welchem die Helden wachsen. Schon am Sonntag nach dem Neujahr fuhren Ausgeschossene aus allen drei Ländern nach Brunnen im Lande Schwyz, freuten sich des Geschehenen und erneuerten die uralten Bünde, wieder auf zehn Jahre einander beizustehen in jeder Noth, zur Wahrung und Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten mit Gut und Blut auf die erste Mahnung und bis zum letzten Mann, so wahr ihnen Gott helfen möge in der letzten Noth.

Nachdem die drei Länder die Hände in einander geschlagen, rüsteten sie sich auf die schweren Tage. Sie bauten nicht Festungen, die hat Gott ihnen gebaut; kauften nicht Rüstungen; was helfen Rüstungen, ohne wackere Herzen, ohne starke Arme? die Herzen stählten sie sich zu dem Todesmuth, der auf zahllosen Schlachtfeldern erblühte, die Arme übten sie zu der Gewandtheit und Kraft, daß sie die beste Rüstung wurden für den eigenen Leib, und an fremdem Leib keine Rüstung schirmte gegen diese Arme.

So ging der Winter vorüber und mit dem warmen Wind über die Berge, der den Schnee schmilzt, die Alpenrose lockt aus dem Felsenschooße, kam vom Aargau her, woher der trockne kühle Nordwind kömmt, der den Schneesturm bringt, und das unfruchtbare Wesen im Frühjahr, wo das Gras nicht wächst, keine Blume blühen will, die Nachricht: Albrecht sei heraufgekommen in's Land, zu Rheinfelden schon sei das Hoflager, er wolle zu einem Krieg gegen Böhmen rüsten, vorerst aber die drei Länder züchtigen. Bald darauf kam des Königs Vorbote, ein Gebot an alle seine Angehörigen, mit den drei Ländern Handel und Wandel abzubrechen, sie auf ihren Märkten nicht zu dulden, ihnen nichts zuzuführen, nichts abzukaufen. So wie Wundärzte vor gefährlichen Operationen gerne Pflaster auflegen oder ätzende Salben einreiben, um die zu schneidende Stelle zu erweichen, das Schlechte vom Guten zu lösen, so treiben's gerne auch Könige und Kaiser, ehe sie einen

Krieg beginnen, ſie operiren mit Verboten und Proklamationen, mit Zöllen und Verbindungen. Was ein ſolch Verbot, wenn es ausgeführt werden konnte, für die drei Länder war, kann man ſich denken. Ihnen fehlte Korn, Salz und Wein, dagegen hatten ſie Ueberflüſſiges, ein ſtrenges Abſchließen hätte ſie zur Verzweiflung bringen oder weich machen müſſen, und beides iſt zumeiſt nahe bei einander. Doch haben ſolche Gebote ſelten die beabſichtigte Wirkung, ſie erbittern bloß, aber hemmen nicht, das Intereſſe findet in der Welt immer ſeine Wege, und was ein entfernter Kaiſer gebietet, hat ſelten die Kraft, nahe Freunde zu trennen. Ein ſolch Gebot wirkt keine Wunder, verwandelt die Gränze nicht in eine feurige Wand, welche Sterbliche nicht zu durchbrechen wagen. Indeſſen zeigte dies Gebot doch Albrechts Ernſt, mahnte die Länder an den nahen Entſcheid. Sie erſchraken nicht, aber ſie rüſteten ſich ernſtlicher; ſie beichteten ihre Sünden, hüteten ſich vor neuen, der Nachbar verſöhnte ſich mit dem Nachbar, um deſto feſter im Kriege gegen Außen zu ſtehen, ſie faſteten und kaſteieten den Leib, damit er um ſo ſtärker ſei gegen den Feind, ſie wußten, daß Schlemmen und Praſſen den Leib nicht ſtark mache, die Seele nicht muthig, die Schlacht nicht zum luſtigen Tanze, den Tod nicht zu einem Boten Gottes, der nach Oben führt.

Mitten in dieſes ſtille, freudige Rüſten der Seele und des Leibes kam die Nachricht: Albrecht ſei erſchlagen, erſchlagen von dem eigenen Neffen Johannes, ſeines verſtorbenen Bruders Rudolf Sohn. Anfangs glaubte niemand dem Gerede, wie ein Mährchen klang daſſelbe, ein Mährchen, ſie ſicher zu machen. Daß der Neffe den Ohm erſchlagen, die nahe Gefahr entrückt ſei in nebelhafte Ferne, ſchien ihnen unmöglich. Doch bald beſtätigte ſich die Nachricht aus dem nahen Aargau herauf: Albrecht ſei auf den Stein zu Baden gekommen, ſei von dort wohlgemuth im Vollgefühl ſeiner Macht ausgeritten am erſten Tage des Mai's ſeinem Weibe ent-

gegen, begleitet von glänzendem Gefolge; Herzog Johann, Schwabenherzog, habe von Albrecht die eigene Verwaltung seines Herzogthums begehrt, andere Ritter hätten Recht gesucht bei ihm wegen Beeinträchtigungen, Alle aber habe Albrecht scherzend und lachend abgewiesen, über ihre Begehren gespottet. Da hätte der Stachel der Rache in den Herzen des Herzogs Johannes und seiner Freunde sich entzündet, am Fahr zu Windisch hätten sie sich mit ihm in das Fahr gedrängt, nicht weit vom Stammschlosse Habsburg ihn ermordet: in eines armen Weibes Schooße sei Albrecht gestorben.

So lautete die Kunde; was die Zukunft gebären werde aus ihrem Schooße, wußte niemand, den Weisesten war verborgen die Gestaltung der Dinge. Albrecht war nicht bloß ein Habsburger, er galt auch für habsüchtig, der nicht gerne wieder herausgab, was er einmal in seinen Händen hatte, so z. B. die Güter seines Bruders Rudolf, die er als Vormund verwaltete; er galt aber auch für einen klugen Fürsten, und ob er vielleicht nicht den neunzehnjährigen Herzog zu unbesonnen fand für das Regiment in so bedeutenden Zeiten und seine Freunde untauglich zu Freunden eines Regenten, das mag Gott entscheiden, der das Wollen derer kennt, die gestorben sind, nicht mehr reden können von ihren Gründen und Absichten.

Und fast wie der Gemordete verschwanden die Mörder aus der Welt, sie stoben auseinander wie Knaben, wie Kinder, wenn ein Topf zerbricht unter ihren Händen. Ob sie als Männer gehandelt, die bedacht, was sie wollten, ihre Herzen geprüft, und das Kommende erwogen, oder ob sie in blinder Leidenschaft einander aufgestachelt, im Rausche des Zornes oder des Weines die meuchlerische That vollbracht, ohne etwas abzureden und zu bedenken; ob ein plötzliches Schrecken ihre Besonnenheit verdunkelt, sie auseinander gejagt, oder ob es ihnen gegangen wie gemeinen Mördern, denen der todte Feind zum Gespenst wird, das sich an ihre Ferfen hängt, unstät

macht und flüchtig, weiß ebenfalls Gott, aber kein Mensch mittelt es sicher aus. Doch das dürfen wir wohl sagen, daß Johannes auch nicht die entfernteste Entschuldigung hatte für seinen Mord. Er hatte nichts getragen, nichts gelitten, war nicht gefährdet, bloß ein Gelüsten hatte sein Ohm und König ihm abgeschlagen. Er lebte frei und hochgehalten, war neunzehn Jahre alt, unbesonnen, schlecht berathen und doch sonder all Mißtrauen selbst großherzig behandelt. Mit ihm alleine und seinen Freunden fuhr der König über den Strom, ritt mit ihnen alleine durch ein weit einsam Feld. Was König Albrecht gewesen sein mochte, das mißtrauische Gemüth eines Tyrannen scheint er nicht besessen zu haben. Aber ungeheuer, unaussprechlich büßte auch der Knabe von neunzehn Jahren, ein schauerlich Vorbild für alle Knaben, daß sie Gott danken sollen, wenn er sie zu Männerwerk nicht beruft, und daß, wenn sie zu Männerwerk sich gedrängt glauben, der Teufel es ist, der sie treibt. Es ist, als ob der arme Knabe dem gegenwärtigen Geschlechte zum Vorbild aufgestellt sei, was für ein Ende Knabenwerk nehme, was für ein Unterschied sei zwischen einem Manne und einem Knaben.

Haltet den Tell gegen den armen Johann, ein Herzog und doch arm; haltet des Einen That gegen die andere That, des Einen Freunde gegen des Andern Freunde, welch unaussprechlicher Unterschied! Urtheile jeder, und abgesehen vom Erfolge, in welchem Gott selbst die That gerichtet, wird der Unbefangene urtheilen müssen, daß die That durchaus den Anschein hat eines unbesonnenen Knabenwerkes, oder waren es Männer, eine That der Trunkenheit; oder es war ein Gottesgericht und Gott wollte zeigen den Unterschied zwischen einer Mannesthat und einem Bubenstück.

Die Mörder flohen auseinander und keiner sah den andern wieder. Es waren mächtige Edelleute, Johann selbst ein beliebter, lustiger Jüngling, Albrecht ein alternder, mißliebiger Mann. Hundert Burgen standen den Mördern offen,

tausende von Vasallen zu ihrem Gebote; wenn sie zusammen geblieben wären, eine große Macht hätte unter ihrem Banner sich gesammelt, es hätte ein Kampf werden können, wie zwischen Albrecht und Adolf dem Kaiser, der von Albrecht erschlagen worden sein soll. Aber sie stoben auseinander wie Buben, wie Trunkene, wie von Gott Geblendete. Daß der arme Knabe Johann, — auch geborne Herzoge sind bekanntlich Knaben, so lange sie im Knabenalter sind, — verführt oder betrunken war, — wir reden nicht umsonst von betrunkenen Knaben, wir halten es zeitgemäß, — davon zeuget sein jämmerlich Ende.

Einer floh hier aus, der Andere dort aus. Fast Aller Schicksal ist in ein räthselhaftes Dunkel gehüllt. Der Knabe Johann soll von seinen Erblanden in entgegengesetzter Richtung geflohen sein. Spät am Abend hätte er geklopft an der Pforte des berühmten Klosters zu Einsiedlen im Schwyzerlande, erzählt eine Sage. Der Pförtner öffnete das Gitter im Thore, der Klopfende verlangte mit dem Abte zu reden. Der Abt erschien, ein hoher Greis, grau von Haaren, mit einem Heldengesichte, aus fürstlichem Stamme geboren. Er kannte den hochaufgeschossenen Knaben nicht mit dem verwilderten Angesichte, den armseligen Fetzen kostbarer Kleidung flatternd um den Leib. Da flüsterte Johann seinen Namen dem Greise zu, erschrocken fuhr derselbe zurück, betrachtete ihn schärfer, hieß den Pförtner öffnen. Der Greis, der des Knaben großen Großvater noch gekannt hatte, schritt demselben voran, führte ihn in seine Zelle. Die Kunde von dem Morde war schon mehr als einen Tag früher hieher gekommen; so eine Kunde findet rascher den Weg in die Weite, als so ein herzoglicher Knabe, dem früher immer einer vorangeritten, den rechten Weg zu zeigen. Wo Johann umhergeirrt, wissen wir nicht, aber als er niemand fand bereit zur Hülfe, auf keinen seiner Mitgenossen zufällig stieß, da gedachte er endlich der drei Länder, die mit Albrecht im Spane lagen, gedachte, daß das

Kloſter Einſiedlen durch ſeinen Großvater gefürſtet worden, der Abt deſſelben ihn kenne, ein Freund ſeines Hauſes ſei, ein Mittler werden könne, entweder zwiſchen ihm und den Ländern, oder ihm und den Kindern des Erſchlagenen.

Johann verſuchte dem Abte gegenüber die herzogliche Haltung anzunehmen, doch nur einen Augenblick. In ihm war der Herzog noch nicht erwacht, das mochten auch die falſchen Freunde gefühlt haben, die ihm es vorgeſpiegelt hatten. Darum ſetzte in der entſcheidenden Stunde keiner Vertrauen in ihn, keiner blieb ihm treu; darum glaubte jeder für ſich alleine ſich am ſicherſten. Der Abt ſtand vor ihm in der ganzen Würde, die ihm Alter, Stamm und Amt gaben, und ſprach: „Armer Knabe, was haſt du gethan und was willſt du jetzt? Deinen Stamm haſt du geſchändet, verführt haben dich falſche Freunde, in trunkenem Wahne haſt du eine Greuelthat vollbracht an Ohm und König. Was willſt du jetzt? Der That Folge geben, ſie pflanzen als blutige Wurzel eines blutigen Krieges? verſuche es nicht. Mit dir hat niemand Gemeinſchaft; ſelbſt der Bauer im Gebirge würde ergrauen, deine blutbefleckte Hand zu berühren. Dir bleibt nur Eines: Buße zu thun, entſage der Welt und ergieb dich Gott; die Luſt der Welt hat dich zum Königsmörder gemacht; Gott, der über Welt und Königen iſt, hat ein Maaß für deine Schuld. Wie du zu Gott dich nahen kannſt, weiß alleine der heilige Vater, dorthin gehe, du armer verführter Knabe, eines Helden und Kaiſers Enkel, eines hochherzigen Vaters einziger Sohn, jetzt ein abgehauener Sproſſe, dem es am beſten wäre, er wäre ſchon verdorret." Da ſtürzte der arme Knabe zu des Abtes Füßen, es brach ſein Herz in unendlichem Jammer; es rang in ihm die Laſt ſeiner Schuld mit der Luſt zur Welt. Sollte ihm zerrinnen ſeine weltliche Herrlichkeit, zerfahren ſein herzoglicher Mantel, das härene Bußgewand ſein einziger Schmuck werden, Jammer ſein Brod, Thränen ſein Trank? So jung noch und ſo nichts mehr vor

Gott und Menſchen; dahin all ſein Hoffen, ſein Hoffen nichts mehr als ein baldiger Tod.

Es rang hart mit dem armen Knaben, aber gleich blieb der Abt. Was er ſagte, war eben nicht knabenhaft, nicht ein flüchtig Aufwallen; ſeine Worte waren reife Früchte ſeiner Erfahrung, ſeine Räthe die Blüthen ſeiner Weisheit. Er hatte ein tiefes Erbarmen mit dem armen, irregeleiteten Kinde, das in einem Augenblick ſich um die ganze Herrlichkeit ſeines zeitlichen Lebens gebracht, die Herrlichkeit des ewigen gefährdet hatte, und jetzt in den Fußſtapfen Kains unſtät irren ſollte, ſo lange Gott es wollte. Er erquickte ihn mit leiblichem und geiſtigem Labſal, richtete den Muth ihm auf, aber nicht den Muth der Welt, der mit dem Schwerdte um das Irdiſche ringt, ſondern den Muth zu einem feſten Entſchluſſe, den Muth, der ohne Zaudern das beſte ergreift und es feſt hält. „Entſag' der Welt, ergieb dich Gott, verſenke alles, was dein war, dein Eigenthum und dein Hoffen; verſchwinde für die Welt, lebe für den Himmel; pilgere nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters, dort vernimm, wo und wie du zu büßen habeſt. So kannſt du dein Erbtheil im Himmel retten und zu hart auf Erden wird der heilige Vater dich nicht halten, zu lange Gott deine Buße nicht ausdehnen."

Wie der würdige Abt gerathen, ſo that Herzog Johann, dem ein Abt gefehlt, um zu einem würdigen deutſchen Manne und Herzog heranzureifen. Ein Kloſter ſandte den armen zerknirſchten Knaben einem anderen Kloſter ſicher zu, bis er nach Rom zum heiligen Vater kam. Dieſer verſtieß ihn nicht, half ihm, daß der nächſte Kaiſer, Heinrich, ihm die Strafe erließ; darauf gingen hinter ihm die Thüren eines Kloſters zu Piſa zu.

So verſchwand ſein irdiſch Daſein den Augen der Welt, der Reſt deſſelben iſt ein Geheimniß. Sechszig Jahre nach der blutigen That ſei auf dem habsburgiſchen Stammgute ein

Greis erſchienen, von Ehrfurcht gebietender, edler Geſtalt und habe daſelbſt eine Hütte gebaut. Derſelbe habe Hans geheißen, alles wohl gewußt, die Kloſterfrauen hätten ihn für den Herzog gehalten, was derſelbe auch ſterbend bekannt, — ſo berichtet die Sage.

Die Mörder Albrechts hatten das Loos der Ihren nicht ſo treu bedacht, wie die Männer im Gebirge; ihre That war ſo leichtfertig als frevelhaft; ſie flohen im Bewußtſein ihrer Schuld, die Ihren blieben im Bewußtſein ihrer Unſchuld, und mußten grauſam es büßen.

Albrechts Wittwe, Eliſabeth, ſchien anfänglich durch den Schlag betäubt, doch die Rache gab ihr Leben, ſie ordnete dieſe klug und führte ſie unmenſchlich durch. Alle Kräfte wurden geſammelt; auch den drei Ländern muthete man Zuzug zu und Theilnahme an der Rache, dazu wären ſie gut genug geweſen. Sie aber verwahrten ihre Marchen, als die nichts zu rächen hätten, aber auch nichts büßen wollten, und antworteten auf die dringlichen Begehren Oeſtreichs um Hülfe: „Den König, welcher uns nie Gnade erwieſen, wollen wir nicht rächen an denen, die uns nie Leid gethan; wir wollen keinen Theil nehmen an ihrer That; wir halten Friede mit Allen, die uns ruhig laſſen.“ So hielten ſie ihre Hände unbefleckt vom grauſen Blutbade, welches die beiden Weiber, die Königin und ihre Tochter Agnes, im Aargau hielten, in welchem auch der eine Sohn, Leopold, ſich befleckte. Unmenſchlich verfuhren ſie mit allen Anverwandten, Vaſallen, Angehörigen der Ritter. Das Schwerdt war der Richterſtab, die Unterſuchung beſtand in Hängen und Köpfen, die Akten waren verbrannte Dörfer und Städte, die Unterſchriften machten die Königinnen mit ihren in Maienthau, wie ſie die Blutlachen auf den Richtplätzen nannten, gebadeten Füßen und das Ende von allem waren die eingezogenen Güter, nicht bloß der Mörder, ſondern aller derer, die mit ihnen verwandt, bekannt waren; ein unermeßlicher Raub! Sie ließen ſich ihren königs-

lichen Vater theuer bezahlen, die königlichen Kinder. Das Aargau war verstummt, es lebten wenig Edle mehr, welche um die Gemordeten weinen konnten; in kleinem Kreise waren über zwölfhundert Edle von der Hand des Henkers gefallen.

Als endlich die Rache abgekühlt, niemand mehr zu verfolgen war, als sie die verbrannten Burgen zählten und die gemordeten Menschen, da gedachten die Königinnen, Mutter und Tochter, daß über ihnen ein Gott sei, und wollten ihn sühnen und abfinden mit dem Zehnten vom geraubten Gute, stifteten ein großes Kloster zu Königsfelden. Auf der Stelle, wo der König gestorben, war der Frohnaltar erbaut, und begabten es reich, daß Fürstentöchter mit Ehren darin leben könnten. Ob sie damit ihre Gewissen beruhigen konnten, wissen wir nicht. Leopold starb in Schwermuth. Man schrieb sie dem Verlust bei Morgarten zu; ob aber nicht auch das edle Blut aus dem Aargau auf seiner Seele brannte, wissen wir nicht. Die Gemüther der Menschen wurden durch den frommen Bau nicht versöhnt. Unterhalb Brugg wohnte in einer Felsenhöhle ein Einsiedler, Berchtold Strobel von Ostringen, weiland ein berühmter Krieger des Kaisers Rudolf, der in einem Turnier zu Lausanne den ersten Preis erhalten hatte. Diesen traf Agnes einmal und bat ihn dringlich, daß er doch auch die Kirche ihres Klosters besuchen möchte. Da sprach der fromme Alte: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst, wer unschuldig Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung."

Wirklich schien Gott nicht Gefallen gehabt zu haben an der frommen Stiftung, durch sie nicht gesühnt worden zu sein wegen begangener Unbarmherzigkeit und ungerechtem Gute. Hundert Jahre lang schien auf dem Hause Habsburg sein Segen nicht zu ruhen; nach hundert Jahren verlor es alle damals an sich gezogenen Besitzungen, und erst, als das Gut, an welchem unschuldig Blut klebte, nicht mehr in seinen Händen war, blühte das Haus wieder auf und nahm die

Stelle wieder ein, auf welche Kaiser Rudolf es gehoben hatte.

Wie oft Stürme hausen, verheerend und fürchterlich in einem Thale, einem Lande, und nebenbei in einem andern Thale oder Lande ist mild, vielleicht fruchtbar Wetter, einige Regengüsse lassen vielleicht die Menschen aufschauen, ob was Ernstliches kommen werde; aber kaum haben sie aufgeschaut, ist auch der Regen vorbeigerauscht; so geht es auch in der Weltgeschichte. Wie man an den Küsten der Ostsee die Brandung an den Felsen des Mittelmeeres nicht fühlt, so wird auch nicht bemerklich in den Thälern Norwegens, was in den Ebenen Südamerika's über die Häupter der armen Völker dahingeht.

So geschah es auch zur selben Zeit den drei Ländern. Die Brandung der bedeutenden Welthändel spritzte nicht bis an ihre Felsen auf; bloß eine einzige verlorene Welle brach sich an Unterwaldens Gestade. Von Luzern aus wollten österreichisch Gesinnte einen Einbruch in dieses Ländchen versuchen; ob aus eigenem Triebe oder auf höheres Geheiß, ist nicht vermeldet; doch sie büßten schwer ihre Vermessenheit und kehrten nicht wieder.

Im Lande selbst entstund ein klein Gewitter. Einsiedeln, von Alters her ein reich berühmt Kloster, war von Söhnen vornehmer, reicher Häuser bevölkert. Wohl legte schon damals, wer in ein Kloster trat, die bekannten Gelübde ab, sonst aber nicht viel Anderes, nicht einmal immer die Kleidung, nicht die Lebensweise, geschweige die Sinnesart. Zum Kriege zogen die Mönche im ritterlichen Harnisch, trieben Ritterspiele und junkerlichen Muthwillen, und genossen von den Lüsten der Welt, was sie erhaschen konnten. Wohl gab es Klöster von strenger Zucht und Mönche mit frommem Herzen, aber hinwiederum war es anders, und besonders war das Letztere der Fall in den Klöstern, welche hauptsächlich von adeligen Familien zum Aufenthaltsorte ihrer jüngern Söhne

erwählt wurden. Dieſe Söhnchen, an den üppigen Haushalt ihrer Väter gewöhnt, in ſogenannt ritterlichen Sitten auferzogen, brachten ſelten einen gezähmten, guten Geiſt ins Kloſter. Es bedurfte eines Abtes von gebietendem, fürſtlichem Weſen, der Gott zu dienen, aber auch die Menſchen zu regieren wußte. Solche Männer waren auch damals nicht zahlreich, und wo ſie waren, ſetzte man ſie nicht immer auf die Stelle, welche ihnen gebührte. Wo die Mehrzahl in einem Kloſter liederlich war, wählte ſie ſicherlich auch einen liederlichen Abt, und wie liederlich es dann zuging, wo Hirt und Heerde gleich liederlich waren, kann man ſich denken.

Der fürſtliche, würdige Abt in Einſiedeln, welcher Herzog Johann ſo väterlich auf die rechte Bahn gewieſen hatte, war geſtorben und ſeither ging es liederlich zu im Kloſter, und die Kloſterherren trieben unritterlichen Muthwillen am heiligen Orte und an den frommen Pilgern. Da begab es ſich, daß Schwyzer Männer und Weiber nach Einſiedeln wallfahrteten und ſechs Conventherren aus dem Kloſter begegneten. Es waren adelige Herren aus den Geſchlechtern Regensperg, Büfflingen und Wünneberg. Die erlaubten ſich allerlei Schimpf mit Weibern und Männern, was man im frommen Schwyz ſo tief empfand, daß man das Kloſter überfiel und die ſechs unehrbaren Herren gefangen wegholte.

Die Herren mußten Löſegeld zahlen, Abbitte thun, einen Brief ausſtellen, ſich weder ſelbſt, noch durch ihre Verwandte je rächen zu wollen, hielten aber das Verſprechen ſchlecht. Das gab wohl großen Lärm im Schwyzerland, und großen Zorn im Kloſter, doch die Welt vernahm davon nichts. Wohl war der Vorfall und deſſen Züchtigung der Dinge eins, welche Mächtige gerne aufbewahren in ihrer Rumpelkammer, ſo wie vorſichtige Frauen es mit alten Scherben und Lappen machen, im Glauben, es komme immer wieder Gelegenheit und Zeit, wo jedes Ding brauchbar ſei.

Das Haus Habsburg hatte die Krone des Reichs ver-

loren, ſie war an Heinrich aus dem Hauſe Luxemburg übergegangen, einen guten, luſtigen Herrn. Lebeluſt ſcheint dieſes Hauſes vorſtechende Eigenſchaft geweſen zu ſein. Solche Luſt artet aber aus und verzehrt gerne Häuſer und deren Häupter. Heinrich zog nach Italien, um dort zum Kaiſer vom Papſte ſich ſalben zu laſſen; dort ſtarb er auch. Dreihundert Männer aus den drei Ländern hatten ihn auf dieſem Zuge begleitet; er liebte die mächtigen Männer ſehr, beſtätigte ihre Freiheiten, und ſeine Gunſt war ihr Schild bis zu ſeinem Tode. Der Kaiſer ſah wohl, daß dieſe drei Länder die treueſten Glieder ſeines Reiches ſeien: ſie hielten, was ſie verſprachen, begehrten nicht mehr, als ihnen gehörte, mit dem, was ſie hatten, waren ſie zufrieden; von den Fürſten ſeines Thrones das Gleiche zu rühmen, hatte er eben nicht Urſache.

Unterdeſſen verliefen Jahre, aus Jünglingen waren Männer geworden, aus Knaben Jünglinge. Was Albrechts Sohn, Friedrich der Schöne, wie man ihn hieß, vor einigen Jahren erſtrebt hatte, die kaiſerliche Krone, erlangte er, derweilen zum Mann herangewachſen, nach Heinrichs Tode halb, Ludwig der Baier erhielt die andere halbe. Da aber jeder ſie ganz wollte, ſo entſtand ein großer Krieg, welcher großes Unglück brachte über die deutſchen Lande und niemand viel Gewinn, am allerwenigſten dem Hauſe Habsburg. Die Hand des Herrn war nicht mit ihm.

Aus einem Knaben war der junge Tell ein ſchöner Jüngling geworden, groß und ſtark, wie wenige waren im Gebirge. Für ſein Leben gerne wäre er mit den hundert Urnern gezogen nach Italien, im Geleite des Kaiſers, doch die Mutter bat ſo ſüß, und obgleich der Vater ihm nicht abſagte, gab er ihm doch zu bedenken, daß er noch zu jung ſei, zu einem Kriegszuge nicht geſtählt genug, und wie er lieber wollte, er lernte das Hirten wohl und alle Künſte des Senns, dabei würde er ſtark und reife zum tüchtigen Manne. Der Knabe

gehorchte, wenn auch ungern, und übte in aller Treue ſich in der Beſchickung der aufgetragenen Arbeit.

So ſennen oder hirten auf einem Berge den ganzen Sommer durch, iſt ein eigenthümlich Leben, wer daran ſich gewöhnt, kann es nicht mehr miſſen. Eine Kuh iſt bekanntlich kein Menſch, ſondern ein unvernünftig Vieh, aber wenn eine Kuh, welche zu Berge gegangen, verkauft wird, weit von den Bergen weg ins flache Land, wo ſie durch keine Kuhglocke gemahnt wird an die Zeit, wo es grünt auf den Bergen, ſo wird doch, wenn die Zeit der Bergfahrt kömmt, es ihr weh im Stalle, ſie frißt nicht mehr, die Milch nimmt ab, und wehlich ſchreit ſie Tag und Nacht nach ihrem Berge; es iſt, als ob das Heimweh, das Weh nach den Bergen, bis auf die gute Kuh hinab ſeine Wurzeln ſtrecke.

Es iſt ein wunderbar Leben auf den Bergen, gewoben auf die ſeltſamſte Weiſe, ſo großartig und ſo kleinlich, ſo handgreiflich und ſo überſinnlich, ſo ſinnlich und ſo geiſtig. Die größte Anſtrengung wechſelt mit der üppigſten Ruhe, ſchmutzige Arbeit mit der reinlichſten, ſchmutzige Kleidung neben der ſüßeſten, feinſten Speiſe, die enge Hütte, der weite Himmel, die täglich bis auf's Kleinſte gleichförmige Arbeit, daneben die gewaltigſten Gewitter, Naturereigniſſe, wie ſie die Ebene nicht kennt, die Kuh die ſichtbare Gefährtin, und neben den einfältigen Thieren die Geiſter der Berge, kleine und große, allgemeine und beſondere. Darum wird der Senn ſo klug und doch ſo gläubig, darum zieht ihn das wunderbare Leben auf den Bergen ſo wunderbar an, und wen es einmal gefeſſelt, den läßt es nimmer los, unſere Doppelnatur findet dort auf den Bergen die üppigſte, ſüßeſte Speiſe.

Zu dieſem Leben war Tell's Knabe wie geboren, und als er es einmal gekoſtet hatte, war es ihm wie angethan. Dort konnte er ſchaffen und träumen, konnte dienen den guten Geiſtern, Vater und Mutter, konnte Trotz bieten den böſen, konnte auf der Lauer liegen dem Bären, der die Heerde

plagte, oder dem Viehſchelm, der von jenſeits der Berge her, von den Ufern des Teſſins, gern hier ſich Speiſe holte, an welcher es ihm die eigene Trägheit gebrechen ließ. Er war nur der Knabe auf des Vaters Berge, dem eigentlichen Senn unterthan, mußte bei ihm dies adelige Handwerk lernen, und gehorchte ihm, als wenn er in deſſen Lohn ſtünde, und lag jeder Arbeit ob, als ob er fürchtete, fortgeſchickt zu werden. Und doch lag in ſeinem Weſen etwas, das den Meiſter verkündete, er trug den Stempel, welchen Alle tragen, die zum Regieren geboren ſind. In ſchweren Fällen ſuchte das Auge des Senns den Knaben, es folgte ihm der Hund, und viel raſcher eilten die Kühe her, wenn ſie ſeine Stimme hörten, als wenn der Senn ihnen rief. Es war, als ob der Inſtinkt dem Thiere gegeben ſei, zu erkennen ſeinen gebornen Herrſcher, einen werdenden König der Berge, wie der Vater des Knaben es war, ſobald er ſeinen Fuß ſetzte auf die Berge. Da oben unterm blauen Himmel ſchaffte der Knabe, träumte der Knabe, da oben floß ihm Himmel und Erde zuſammen.

Da oben auf den Bergen ſind die ſchönſten Tage, die Sterne im einförmigen Himmelblau, die Tage, an welchen geſchwungen wird auf den Bergen, eine Thalſchaft gegen die andere, eine Landſchaft gegen die andere, Berner mit den Urnern, den Unterwaldnern, die Urner mit den Schwyzern, den Unterwaldnern u. ſ. w. Dieſe Tage ſtehen eingeurbet gleich den alten Rechten unveränderlich ſeit Jahrhunderten. Auf der gleichen Alp iſt am gleichen Tage der Schwinget, die Turniere der Sennen, die annoch in voller Lebendigkeit fortdauern, während die Turniere der Ritter ſeit Jahrhunderten erloſchen ſind. An dieſen Schwingeten erſchien auch unſer Knabe wie ein junger Held. War er auch nicht der Erſte, ſo ruhten doch auf ihm Aller Augen am meiſten, und viele Augen in beſonderem Glanze und mit beſonderer Innigkeit. Sein Name war bekannt, man wußte, daß ſein Haupt den Apfel getragen hatte ohne Wanken, aber das war es nicht

allein, was die Augen auf ihn zog, sie fesselte. Es war ein schöner, mächtiger Knabe, hoch wie die Männer waren, wenn auch noch von zartem Gliederbau; üppig wallten um's bartlose, blühende Gesicht die Locken, und ernst und doch so eigen brannten so männlich aus dem kindlichen Gesichte die dunkelblauen Augen, fast dem Himmel gleich in mondloser Nacht.

Solche Feste sind eigends geordnet, eine Ordnung, die allenthalben ist und immer bestand, die auch im Kriege nachgeahmt wurde, die in der Natur der Dinge liegt. Der Kampf beginnt mit leichtem Geplänkel, Knaben schwingen vorab ihre lustigen Schwünge, vielleicht treten einige Greise noch ein, in ihrem achtzigsten Jahre noch einmal ihre Kraft zu erproben, thun zusammen einige rasche kunstgerechte Gänge. Dann wird es ernster, die angehende Mannschaft kämpft, wo möglich stellt man ähnliche Kräfte sich gegenüber, was so schwer nicht ist, da die Schwinger im Gebirge so bekannt sind, wie die Lanzen auf den Turnieren es waren: Die Besiegten, welche zweimal auf den Rücken geworfen worden, treten zurück und wo möglich sucht die Partei, welcher der Besiegte angehört, das nächste Mal den Sieger zu haben. Doch spart man gegenseitig die Besten mit der größten Vorsicht, wie Napoleon seine Garden. Wie Napoleon Schlachten gewann, bloß mit der jungen Garde, ohne die alte, so ist's der größte Triumph einer Partei, wenn sie siegt ohne alte Garde, den besten ihrer Schwinger nicht braucht zum Siege, was jedoch seltene Fälle sind. Unser Knabe schwang nicht mehr mit denen, die von seinem Alter waren, er gehörte unter den Jünglingen zu den besten, und den besten Schwingern gab er zu schaffen, wenn er ihnen auch unterlag. „Bub," sagten sie wohl, „noch ein paar Jahre, so bist du der Erste, mit dir nehme ich es dann nicht mehr auf. Wenn du recht in Saft gekommen, so sind wir Urner Meister links und rechts." So wuchs er heran, der Stolz der Urner; doch höher, als der beste Schwinger zu sein, gin-

gen ſeine Träume, es waren die alten, und der Tod um's Land blieb immer ihre Krone.

Dieſe Träume leuchteten immer heller auf, je näher die Gefahr kam, welche durch Albrechts Tod bloß beſeitigt war, bis deſſen Haus ſich erholt hatte, und ſeine großen Angelegenheiten geordnet. Als das deutſche Reich zwei Häupter erhalten hatte, ſtellten die drei Länder ſich unter Ludwig den Baier, in Betracht, daß vom Hauſe Habsburg ſie in den letzten Zeiten nichts Liebes und Gutes erfahren, und nicht große Gunſt zu gewärtigen hätten. Das vernahm Leopold, der Bruder Friedrichs, Ludwigs Gegenkönig, mit großem Zorn, und vermaß ſich, dieſe Bauern mit ſeinem Fuße zu zertreten. Ihre Geſchichte mit Einſiedeln wurde aufgewärmt, trotz den ausgeſtellten Briefen, und auf der Oeſtreicher Betrieb wurden ſie vom Biſchof von Conſtanz in den Bann gethan, vom kaiſerlichen Hofgerichte in die Acht des Reiches.

Ein von Kirche und Reich Geächteter war ein arm vogelfrei Geſchöpf, das haben Könige und Kaiſer erfahren. Kein Menſch durfte ihnen Obdach geben, keiner ihnen beiſtehen in geiſtlichen oder leiblichen Nöthen, und wo ein Land in Acht und Bann war, da durfte keine Glocke gezogen, kein Kind getauft, kein Todter begraben, kein Sakrament verwaltet werden, und wer das Schwerdt gürtete, die Geächteten zu züchtigen, der gewann von der Kirche Ablaß, vom Reiche weltlichen Lohn, neue Lehen, hohe Aemter; umſonſt that man begreiflich ſchon damals nicht viel.

Dieſe gegen ſie gerichteten Blitze aus geiſtlicher und weltlicher Hand erſchreckten im erſten Augenblick die Eidgenoſſen, und großer Jammer war in den Häuſern unter den Weibern. Denn, wo der Bann verhängt wurde, war es, als ſei der Himmel verſchloſſen den Seelen, der Segen Gottes gebannt aus dem Lande und über ihm lagere ſich der Fluch, eine grauſe Wetterwolke.

Doch wo ein doppelt Regiment iſt, da übt gerne der

eine Regent Gnade, wenn der andere ſtraft, und der eine preßt mit harten Worten Thränen aus, während der andere tröſtet, mit ſüßen Worten ſie trocknet; das treiben bis auf den heutigen Tag Papa und Mama noch, ob auch die Könige, wiſſen wir nicht.

Als die Weiber weinten, die Männer erſchrocken waren, da bedeutete ihnen ein kluger Mann, wie es beſchaffen ſei mit einem Doppel-Regiment. Der Wink fiel auf guten Boden, wurde gut benutzt; der Erzbiſchof von Mainz hob den Bann auf, König Ludwig die Acht, indem er große Klage führte über den gewaltthätigen Stolz von Oeſtreich, das alles zerſtören wolle.

Doch an das, was Ludwig that, kehrte das öſtreichiſche Haus ſich nicht; die Acht, welche im Namen Friedrichs verhängt worden war, beſchloß deſſen Bruder Leopold zu vollziehen. Die Schweizer hatten alſo durch die Aufhebung von Acht und Bann nicht die Abwendung der Gewalt gewonnen, ſondern bloß das Bewußtſein, daß das Urtheil über ſie kein göttliches ſei, die Urſache dazu nicht ein Verbrechen von ihrer Seite, daß es ein menſchliches, willkürliches Urtheil ſei, eine Geburt menſchlicher Leidenſchaft. Dieſes Bewußtſein iſt bei einem frommen Volke alles. So lange es um ſeiner gerechten Sache willen an Gottes Hülfe glaubt, glaubt es auch an den Sieg, weiß nichts als zu ſiegen oder ſelig zu ſterben. Dieſer ſtille Muth faßte immer tiefer Wurzel in den Ländern, ſie waren des Aeußerſten gewärtig, man hörte weder Zagen und Jammern, noch Großſprechen. Aber ſie beteten eifriger, ſühnten ſich gegenſeitig; rüſteten ſich, unbeſchwert leben oder ſterben zu können. Ueber ſie ſpotteten dagegen, ſo weit man hörte, die Edlen. Drohungen von allen Seiten her erhoben ſich. Wie ein jeder Rache zu nehmen gedenke, that er kund, und wo möglich ſo, daß es bekannt wurde in den Ländern. Dieſes Drohen ſollte wiederum ſo eine Art von Pflaſter ſein vor der Operation, den Muth aufzuweichen zu Feigheit; doch um-

ſonſt. Es ward der Muth nur feſter, daß er gläubiger ſich Gott ergab, und in frommem Vertrauen gewärtigte, was Gott verhänge, Sieg oder Tod. Doch auch freundliche Nachbarn hatten die Länder, welche vom Hauſe Oeſtreich ſich nicht losſagen mochten, aber doch deſſen wachſende Macht, die einem Wirbel zu gleichen begann, der alles, was ſeine Gränzen berührt, in ſeinen Schlund hinunterreißt und verſchlingt, nicht gerne ſahen, der Unabhängigkeit der drei Länder ſich freuten, ſo gleichſam als eines feſten Rückens, an welchen ſie ſich im Falle der Noth ſelbſt lehnen könnten.

Ein Graf von Toggenburg ritt in die Länder, hätte gerne das Aeußerſte abgewendet, dieſelben zum Nachgeben vermocht. Aber die Männer des Gebirgs erkannten, daß aus Nachgiebigkeit nur größere Begehrlichkeit erwachſe, daß, wo dieſe Begehrlichkeit herrſche, welche, wenn ſie einen Finger hat, die ganze Hand will, immer nur ein fauler Friede ſei, eine Gelegenheit für den Mächtigern, den Schwächern langſam abzuſchlachten. Sie hatten es nothwendig in ihrem ärmen Lande, alle ihre Zeit der Arbeit zuzuwenden, die in ſo vielen Geſtalten an ſie kam; ſie konnten nicht lauern und paſſen auf gute Gelegenheit, konnten nicht mit einem auswärtigen Feinde ſchwingen, ſo langſam vorſichtig, Tritt um Tritt Jahre lang; ſie mußten raſchen Entſcheid ſuchen, damit ſie vom blutigen Spiele ſchnell der zum Unterhalt des Lebens nöthigen Arbeit ſich zuwenden könnten, frei im Sinn, frei in der Zeit, frei mit den Händen. Darum traten ſie in die Vermittelung nicht ein, ehrten den friedlichen Grafen, antworteten ihm aber zu Oeſtreichs Handen: „Es käme wohl uns zu, über den Herzog zu klagen, wir wollen ihn, wenn er uns überziehen will, mit Gott erwarten und ſeiner Macht uns wehren.“

Zu ſelber Zeit feierten die beiden Brüder, Friedrich und Leopold, zu Baſel ihre Hochzeit; der Eine mit einer ſpaniſchen Tochter, der Andere mit einer ſavoyiſchen. Damals

ging es hoch her in Basel, Turniere wurden gehalten, ritterliche Spiele aller Art fanden statt mit großer Pracht, und adelige Herren aus Deutsch- und Welschland strömten herbei, entfalteten da, was sie hatten, Reichthum, Kraft, Liebenswürdigkeit, jagten nach den ausgesetzten und versteckten Preisen, der Eine nach Gunst, nach Geld ein Anderer, Einige auch nach Liebe ohne Geld und Gunst, doch waren es deren nur Wenige. Bei fürstlichen Hochzeiten wird wahrscheinlich auch Liebe sein, doch Eins ist immer dabei: eine politische Ansicht oder Absicht, etwas Vergangenes wird vermittelt, etwas Zukünftiges angesponnen; anders geht's halt nicht.

So wurde in Basel vom Zuge in die drei Länder gesprochen, für denselben Zweck geworben, und freudig dem Werben entsprochen. Die Herren hatten wenig zu versäumen, Abenteuer war der Ritter Lust, Krieg ihr Handwerk. Wie konnte eine fürstliche Hochzeit höher gefeiert werden, kriegerische Spiele ritterlicher beendet, als durch einen Kriegszug gegen vermessene Bauern, welche ihre Hände gegen ihre Herren erhoben, mit ritterlichem Blute sie befleckt hatten. Große Freude war daher in Basel unter der Ritterschaft über solch fürstlichen Schluß fürstlicher Feste; als Fehde neuer Art, halb Jagd, halb Krieg, dachte sie sich den Zug gegen die Bergbauern.

Eine glänzende Macht prächtiger Herren führte Herzog Leopold aus den Thoren von Basel. Er war groß, majestätisch, ein ritterlicher Held, der eines Löwen Muth hatte und doch klug war, die Heimlichkeiten zu erfahren.

Sie ritten zuerst gen Solothurn, welche Stadt den Verstand nicht gehabt hatte, Leopolds Bruder als König zu erkennen, sondern zu Ludwig dem Baier hielt. Von da ritten sie den Gau hinab, auf den Stein nach Baden, die königliche Burg der Habsburger, wo sie Hof hielten, wenn sie in ihrem Stammlande waren, wo sie ihre Macht sammelten, wenn sie einen Schlag thun wollten im Schweizerlande. Nachdem hier

ein dreifacher Angriff auf die drei Länder verabredet worden, brach Leopold mit der Hauptmacht auf nach Zug. Wie dem Strome Bäche zuströmen und Flüsse, seine Wasser mehren, seine Kräfte schwellen, so strömte von allen Seiten die Ritterschaft dem Herzoge zu; Städte sandten ihre Zuzüge, so daß sein Heer auf zehntausend nach den Einen, auf zwanzigtausend nach den Andern anschwoll. An der Zernichtung des Bauernbundes zweifelte niemand, siegestrunken waren die Herren, ehe sie den Feind sahen. Nur eines fürchteten sie, daß es gar nicht zum Schlagen kommen möchte. Wahr war's, eine glänzendere Macht, prächtigere Herren hatte selten ein Fürst zur Schlacht geführt gegen einen ebenbürtigen Feind, als jetzt Leopold gegen ungerüstete, des Kriegs unkundige Bauern führte. Darum hatten sie auch Wagen voll Stricke mit sich genommen, aus dem Aargau herauf, um die angesehensten Männer der Länder zu binden und wegzuschleppen aus dem Lande; wo die Heerden nicht Hirten haben, da werden sie leicht der Wölfe Beute. Bloß über den Weg waren sie ungewiß, auf welchem sie einbrechen wollten in Schwyz. Der bessere Weg führte längs dem Zuger See nach Arth, wo anfänglich die Schwyzer das Land verwahret hielten. Dieser Weg lief aber lange zwischen See und Berg hindurch, während ein anderer Weg durch kürzere Gefahren, am Aegerisee vorbei, für ein großes Heer passender schien.

Dem Rathe der Herren wohnte, wie es damals üblich sein mochte, der Narr des Herzogs bei; Jenni von Stocken hieß derselbe. Es frug ihn der Herzog, was er halte von ihrem Rathen? Da schüttelte der Narr den Kopf und sprach: es gefalle ihm gar nicht. Die Herren rathen alle, wie sie ins Land fallen, aber keiner, wie man wieder hinaus kommen wolle. Der Antwort lachten Alle, spotteten den Jenni um seiner Furchtsamkeit willen aus; wie klug die Antwort gewesen, fiel vielleicht manchem später ein.

Die Jahreszeit, in welcher diese Kriegsgefahr dem Lande

sich näherte, im dreizehnhundert und fünfzehnten Jahre, war den Eidgenossen äußerst günstig. Der Wintermonat war in's Land gekommen, alle Sennen in die Thäler, die Berge waren leer, die Heerden konnten daheim von Weibern, Kindern, Greisen beschickt werden; die Arme der Männer waren frei geworden zum Schlagen. Man vernahm, der erste Schlag solle Schwyz gelten; an einen Einbruch in Unterwalden dachte man nicht; aber was Unterwalden und Uri warte, wenn Schwyz gefallen, das wußte man. Zu kräftigem Zuzuge rüstete man sich, harrte ungeduldig der mahnenden Boten. Alte Männer wollten bei dem Zuge sein, als die, welche der Waffen am kundigsten seien, weil im ersten Streite zu siegen die Hauptsache sei. Die Jünglinge wollten den Vortanz haben, als die, welche am freudigsten in den Tod gingen, weil weder Weib noch Kinder ihre Herzen beschwerten, keine Sorge sie an's Leben binde. Schwere Noth hatten die Häupter des Landes, die Wahl zu treffen, die Aus- oder Zuzüge zu bezeichnen, und gar mancher grollte schwer den Männern, weil ihre Wahl ihn nicht traf.

Sieben Jahre waren bald verflossen seit dem Tage, an welchem Tell vom Haupte des Kindes den Apfel geschossen: das Kind war zu Mannesgröße aufgewachsen: stark, rasch, jeder Waffe kundig, des Vaters Ebenbild und oft mit ihm wetteifernd in der Meisterschaft des Schießens, im Glücke der Jagd. Daß ohne Tell die Urner nicht in den Streit zögen, das wußte man, aber daß der Knabe ihn begleiten wolle, daran dachte man nicht. Derselbe aber dachte anders. „Vater," sprach er, „diesmal komme ich mit, daheim bleibe ich nicht, vor sieben Jahren habe ich nicht gewankt, sollte ich jetzt nicht feste stehn? Der Erste war ich, auf den ein Pfeil geflogen, darum will ich auch im ersten Kampfe sein. Darüber hat keiner zu klagen, daß ich der einzige Junge sei, hat doch keiner gethan, was ich, und keiner ist des Tellen Sohn." Der Vater meinte wohl, es sei nicht Sitte, daß Zwei aus

einem Hause gingen. Die Mutter sah wehmüthig fragend zu ihm auf, ob sie alleine verlassen bleiben solle; doch der Knabe konnte sein heiß Verlangen nicht meistern und die Häupter des Landes vermochten nicht, es ihm abzuschlagen.

Der Knabe glühte in eigenthümlichem Feuer auf, er war wie einer, der geschlafen hat und nun zu fröhlichem Leben erwachte, in lustigen Sprüngen seine Glieder prüft und ihrer Kraft sich freut. Es war, als ob an trockner Berghalde ein süß Brünnlein aufgebrochen sei, das durstige Land erquicke, tränke, so daß neues Leben lachend grüne und weithin glänze in seiner bunten Blumenpracht; als ob ein dunkler, schöner, geheimnißvoller Tannenhain plötzlich verwandelt sei in einen heitern Wald blühender Linden voll süßen Duftes, von tausend und tausend Leben durchschwärmt, die sumsend und lustig sich berauschen an ihrem Göttermahle, welches Jahr um Jahr die Hand, welche sich aufthut zur Stunde und sättigt, was da lebt, dem lustig sumsenden Völklein bereitet auf der mächtigen Linde. Es war, als ob ein heißer Liebesstrom aufgebrochen sei in des Knaben Herzen, als ob dieser Strom in ein enges, schmales Bett gebannt, sprudle und brause, wie große Kräfte in engen Schranken es pflegen. Es erblühte die Liebe so strahlend und glühend, wie Blumen blühen, deren Blüthezeit nur Stunden zugemessen sind, bewegte sich so unermüdlich, so fröhlich wie Schmetterlinge pflegen, denen der Schöpfer ihre Lebenszeit nicht nach Jahren zugemessen. Er zeigte der Mutter seine Liebe so zärtlich, wie das Kind sie kaum zu zeigen weiß, das die Mutter auf den Armen wiegt, das sich so warm an's Herz ihr schmiegt, so süß lächelnd um ihren Hals die Arme schlingt. Er tändelte mit seiner Schwester, spielte mit seinem Bruder, wie er als Knabe nie gespielt, sprang seinem Vater über den Kopf weg, wie es sonst ein Knabe bei seinem Vater nicht versuchte. Die Mutter weinte über des Knaben Thun, sie nahm es als böse Vorbedeutung; der Vater freute sich halb, fürchtete sich halb, er wußte, wie

tödtlich eine solche Freudigkeit werden kann: die Geschwister nahmen den Bruder, wie er sich gab, halfen freudig ihm die Waffen rüsten, und freuten sich, wenn er so kräftig sie schwang, so dröhnend sie schmetterte auf alles, an welchem er zur Probe der Kräfte und der Waffen sich versuchte. Waffen waren von jeher in jedem schweizerischen Hause, eigene Waffen besaß auch der Aermste, konnte er doch selbst einen derben Knittel schneiden, Nägel, um hineinzuschlagen, kriegte er allenthalben gerne geschenkt, hineinschlagen konnte er sie selbst, dann hatte er einen Morgenstern, der dem Ritterschwerdt trotzte, es oft überwand. Anfänglich mögen nur in den vermöglichern Häusern ordentliche Waffen gewesen sein und verschiedener Art zur Auswahl. Später ließen so viele Fremdlinge mit ihrem Leben auch ihre Waffen in der Schweiz, daß, wenn auch an Geld arm die Schweiz blieb, sie doch waffenreich wurde. Damals war sie noch nicht waffenreich, doch besaß der Tell Waffen und mehr als für sich alleine. Seinem Knaben hatte er eine schöne leichte Hellebarde gegeben, die er selbst im Kriege gewonnen hatte. Der Knabe war anfänglich damit nicht zufrieden, er wollte den schwersten Morgenstern, das schwerste Schwerdt sich wählen. Er meinte, in der gewaltigen Waffe liege die Macht, und wer die schwerste führe, richte auch am meisten aus. Aber der waffenkundige Vater überzeugte den Knaben bald, daß noch ein gar großer Abstand sei zwischen des Knaben Kraft und des Vaters Kraft und daß in jugendlichen Händen die leichte Waffe, die rasch und sicher geführt werde, weit gefährlicher sei, als die schwere, welche man mit Mühe meistere und nur langsam führe. Freilich thut's dem Knaben weh, daß er noch nicht ein Mann ist, wenn man Männer braucht. Doch damals fügte man sich in das Unabänderliche, bot alles auf, ein Mann zu werden; doch ehe man es war, machte man nicht Ansprüche, die bloß einem Manne geziemen, und machte man sie, so waren es bloß die, daß Knaben Noth, Gefahr, Arbeit mit den Vätern theilen wollten.

Man hatte Leopolds Annäherung vernommen, war jeden Augenblick der Mahnung zum Zuzug gewärtig, erwartete ihn mit der Spannung, mit welcher Noah die Taube erwartet haben muß, welche ihm Zeichen bringen sollte, daß das Wasser verlaufen, der Fuß das Trockne gewinnen könne. Lange müßig im Felde liegen that der Schweizer niemals gerne, er vermag es auch nicht; er gleicht seinen Strömen, die plötzlich entstehen, daher brausen mit alles zerstörender Gewalt, jeden Widerstand brechen, dann wieder versiegen, so daß kein Mensch diese allgewaltigen Ströme bemerkt, ja ihr Vorhandensein als eine Fabel ihm vorkommen könnte, wenn er nicht handgreifliche Spuren fände, daß sie wirklich da gewesen.

Zu schneller Verbreitung jeder Nachricht war alles eingerichtet, jeder unerwartete Ton jagte alles auf, jedes Hundegebell weckte des Nachts die Schläfer, und wenn nichts tönte, nichts bellte, so weckte die Stille die Leute, und sie sahen nach den Gipfeln der Berge, nach den flammenden Zeichen der Gefahr. Es war gerade die Unruhe in ihnen, wie vor sieben Jahren am Neujahrsmorgen, und je jünger das Blut durch die Adern rollte, desto höher stieg die Ungeduld; ja auch denen ward es bange, welche um die Ihren zagten, der Verzug schien ihnen Schlimmes zu verkünden, böse Ahnungen wollten über ihre Seele kommen.

Da sah man den vierzehnten November früh aus dem Nebel, welcher auf dem See lag, ein Schifflein schnell gen Flüelen eilen. Zwei Männer trieben den leichten Kahn, der eine trug die Farbe von Schwyz. Noch ehe das Schifflein landete, wußte man die Botschaft, kannte den Boten aus Schwyz, der zum Zuzug zu mahnen kam. Rasche Knaben liefen auf Altdorf; alsbald ertönte das gewaltige Schlachthorn der Urner von Hügel zu Hügel; von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler gaben kleine Hörner das Signal weiter. In wunderbarer Schnelle war Mahnung in allen Thälern bis hinauf an die Seiten, wo noch Menschen wohnen. Nun war's

ein Regen und Leben allerwärts: mit fliegenden Händen rüstete und schmückte sich jeder, die Hausfrau bereitete Speise, legte Vorrath zurecht, Käse und gedörrtes Fleisch, aber gar mancher hatte weder Zeit zum Essen, noch wartete er auf die mitzunehmende Speise. Er griff zur Waffe, stürzte fort, als sei der Feind an des eigenen Landes Marchen, am Fuße des Hügels, auf welchem sein Haus stand. Ihm nach eilte dann mit fliegendem Schritte das treue Weib, die sorgsamen Schwestern, oder wen er sonst Liebs daheim hatte, beladen mit der verschmähten Speise, in der Hoffnung, ihn noch in Altdorf zu finden. Doch die Führer hatten dafür gesorgt, daß kein Schifflein abfahren durfte, bevor Alle beisammen seien, und damals gehorchten die Eidgenossen ihren Führern, der Uebermuth war noch nicht erwachsen, das Vertrauen je Eines zu des Andern Treue nicht verletzt.

Wer näher wohnte, wem das Blut nicht mehr so rasch durch die Adern rollte, that besonnener, wenn auch unter ihm die Erde brannte, das Herz dem Feind entgegenklopfte, jeder schwindende Augenblick ihn ängstigte, als möchte gerade dieser es sein, um den die Urner zu spät kommen könnten.

Der schauerliche Ton des Uristiers hatte in Bürgeln die Bewohner ergriffen, mit wunderbarer Gewalt jeden aufgeschnellt. Es war, als sei dieser Ton ein Geist, der in die Menschen fahre, ihr Wesen ergreife, Feuer in ihnen anzünde, welches alles Weinen und Bangen verzehre, brenne in ihnen, ihr ganzes Wesen ergreife, alle Kräfte steigere, verklüre; bloß Tell und seine Frau bewahrten besonnene Ruhe, hielten in den Schranken die Sucht, die auflodernde Hast der Uebrigen. Tell ordnete, was ein Hausvater ordnen soll, wenn er sein Haus verläßt, waffnete sich, gab in aller Ruhe Antwort auf jede Frage, setzte dann zum Essen sich hin und befahl das gleiche seinem Sohne, der schon lange zum Sprung ins Thal gerüstet stand, den die Ungeduld fast verzehrte und die Angst, man möchte zu lange säumen, zu spät kommen, der Bundesbrüder

Unglück verſchulden. Freundlich hieß der Vater ihn ſitzen und eſſen. Wer in den Krieg gehe, müſſe eſſen, wenn er was habe, auch wenn er es im Augenblick entbehren könne. Wann er wieder zum Eſſen komme, wiſſe der Krieger nie, und wenn's zum Schlagen komme, ſei ein kräftiger Körper der beſte. Wohl müſſe man tapfer ſein können, wenn auch hungrig und müde und zum Tode matt, aber nächſt dem Muthe gewinne die Kraft den Sieg.

Doch Zuſprechen half wenig. Der ungeduldige Knabe ſteckte alle Andern an mit ſeiner Ungeduld, faſt den Vater ſelbſt. Lange, ehe es nöthig geweſen, ſtanden ſie gerüſtet, die beiden Urner Krieger, ſchönere ſah man nie. Tell, der große Mann mit dem flammenden Auge, dem wallenden Barte, dem gewaltigen Körperbau, der Knabe dem Vater an Größe faſt gleich, aber ſchlank gebaut, auf dem leichten Halſe ein kindlich Geſicht, in welchem des Vaters Augen brannten. Alles begleitete ſie, Mutter, Kinder, Knechte, Mägde, jedes trug ihnen etwas nach, als ob man ihre Kraft ſchonen wolle, damit ſie ungeſchwächt bleibe für die entſcheidende Stunde. Von allen Seiten her wogte es Altdorf zu. Von Kriegern und ihrem Geleite ward der Flecken immer mehr angefüllt. Ernſt ſchritten mächtige Männer heran, eilig kamen jüngere aus entfernten Theilen des Landes dahergerannt, angſtvoll, die rechte Zeit verſäumt zu haben. Die Führer ſammelten, ordneten ihre Schaaren: jeder Augenblick füllte die Lücken aus, die Reihen gewaltiger Geſtalten verlängerten ſich.

Da läutete es von der Kirche her, und zur Kirche zogen die Männer, warfen dort vor dem Allerhöchſten ſich nieder; ihnen nach ſtrömten Weiber und Kinder, und wer nicht in der Kirche knien konnte, kniete um die Kirche her, und inbrünſtig flehten Alle den Lenker der Schlachten um ſeine Hülfe an ihrer gerechten Sache. Einmüthiger ward wohl ſelten gebetet ſeit der Apoſtel Zeit, als an ſelbem Morgen zu Altdorf und wohl auch in den beiden andern Ländern. Es ſchritt der

würdige Prieſter durch die Reihen, theilte den Segen aus, weihte die Männer zum Leben und zum Tode; dann ſchürzte er ſein Gewand, gürtete das Schwerdt um ſeine Hüften, nahm aus den Händen der Dienenden die Monſtranz mit dem heiligen Leibe, ſchritt den Kriegern voran zur Kirche hinaus, ſie zu geleiten ins blutige Feld, bei ihnen zu ſtehen im Drange der Schlacht, ſie zu tröſten in der letzten Noth.

Ohne Aufenthalt eilte man Flüelen zu, wo die Schiffe bereit ſtanden, die Krieger nach Brunnen zu führen. Manch Weib nahm in Altdorf noch Abſchied vom Manne, drückte ihm die Hand, ſah ihm noch ins treue Auge, dann ging es langſam heim mit ſchwerem Herzen, dachte wohl, ob es das letzte Mal geweſen, daß es dieſes Auge geſehen, den Druck der ſtarken Hand gefühlt? Die Mehrzahl jedoch gab dem herrlichen Zug das Geleite bis Flüelen. Die Fahnen flatterten über den Männern, die Hörner riefen mit wilden Tönen zur Schlacht, neben dem Zuge her brauste die Menge, neben dem Manne ging das Weib, neben den Führern wanderten Greiſe, riethen mit ihnen die Schlachtweiſe ab, erzählten, wie ſie ſo manch harten Strauß ſiegreich beſtanden, und wie ſie in verſchiedenen Gefahren den beſten Gebrauch von ihren Waffen gemacht. Da lagen vor ihnen die Schiffe, ohne Säumen drückte jeder ſeinem Freunde, ſeinem Weibe die Hand, wild und haſtig riefen bereits von den Schiffen her die Hörner. Raſch eilte jeder dem Führer nach ſeinem Schiffe zu. Schnell waren ſie gefüllt, alſobald das Zeichen zur Abfahrt gegeben; ſchon ſchwammen ſie auf dem Waſſer, im Seewind flatterten die Banner, ein glänzender Streif, der immer breiter wurde, trennte die Krieger von den Ihren. Da erhob auf dem Hauptſchiffe ſich eine Stimme zu ernſtem, feierlichem Geſang, tief und mächtig ertönte er alsbald aus einem jeglichen Munde, ein gewaltig Singen ſchwebte über den Waſſern. Am Ufer fielen die Zurückbleibenden auf die Kniee, beteten den Kriegern nach, die weiter und weiter ſchifften, deren Ge-

ſang aber noch lange mit dem Rauſchen der Wellen ſeltſam verwoben über den See herkam, ſich miſchte ins fromme Beten derer, die am Ufer lagen.

Die ſtarken Männer jagten in vollem Laufe ihre Schiffe den See hinunter, und noch ehe es Abend war, landeten ſie in Brunnen, vernahmen freudig dort, daß ſie nichts verſäumt, der Feind morgen erſt einbrechen werde. Ein Pfeil von einem Freund über die Lehi zu Arth geſchoſſen, habe ein pergamenten Briefſtein getragen, in welchem geſtanden: „Hütet euch auf St. Othmars Abend am Morgarten.“ Noch ſei Unterwalden nicht da, in Schwyz ſammelten ſich die Weiſeſten und die Beſten zur Hut am Morgarten. Da zogen die Urner wohlgemuth Schwyz zu, wurden freudigſt dort empfangen; denn als ſie die mächtigen Männer, vierhundert an der Zahl, kommen ſahen, da getrauten ſie ſich zu ſiegen, und jedem Weibe ward, als ſeien dieſelben ſeinem Manne zu Schutz und Hülfe gekommen. Ein freudig reg Leben wogte durch den engen Flecken; was Köſtliches an Speiſe und Trank in einem Hauſe war, ward auf die Straße getragen, die treuen Helfer zu bewirthen. Wo man konnte, zog man ſie in die Häuſer und wartete ihnen auf, als ob ſie Fürſten wären. Boten kamen und gingen, ſchnelle Knaben, die mit dem Winde wettliefen.

So eben, als die Urner kamen, kam auch Einer von der Landmark her, mit der Botſchaft: Bei der Mannſchaft an der Landeshut ſeien Männer, welche Schulden halber oder um ihres Trotzes willen gegen die Obrigkeit aus dem Lande gewieſen worden, erſchienen und hätten gebeten, man möchte ihnen erlauben, das Land zu betreten und mit ihren Leibern es zu vertheidigen in ſeiner Noth. Die Landesväter traten zuſammen und waren einmüthig, daß nie des Landes Noth mit dem Brechen der Geſetze zu wahren ſei, weil die ſtärkſte Landwehr die Treue ſei an Geſetz und Gott. Damals war der klare Sinn noch nicht durch Faſeleien verwirrt, und durch

Grundſätze und Lehrſätze, welche in trüben Stunden die Selbſtſucht geboren, und der untreue Sinn, der alles opfert einer Luſt, aber die Luſt mit allerlei klug ſein ſollendem Gerede verbrämt.

Zuſammen ſtunden die Männer, die helleren Schwyzer und die dunkleren Urner. Greiſe wankten durch die Männer, beklagten, daß die Tage ihrer Kraft dahingeſchwunden, und wie die Weiber Speiſe und Trank brachten, die Mädchen kredenzten und nöthigten zu Eſſen und Trinken, ſo brachten die Greiſe ihre Weisheit und kluge Räthe. Vor Allen leuchtete an Weisheit Reding von Biberegg. Das Alter hatte ihm die Kraft genommen, doch die Erfahrung nicht, und was er ſprach über Krieg und Schlacht, dem horchte gläubig das Volk, und demüthig freuten ſich die bärtigen Männer ſeines Rathes und führten ihn aus. Am Stabe wankte er daher und alsbald von den Führern umringt, rieth er, an den Sattel ſich zu legen, hinter die Letzi; von dort dann, wenn zwiſchen Berg und See der Feind ſich eingeklemmt, über ihn herzufallen, unbekümmert um deſſen Ueberzahl. Reding kannte den Schreck, welchen das Unerwartete bringt, wußte, daß Unordnung die größten Heere kleiner Macht in die Hand giebt. Es brannten die Herzen nach dem Aufbruch; noch waren die Unterwaldner nicht da; ihrer zu warten, ſo lang als möglich, war beſchloſſen.

Während Tell den weiſen Räthen horchte, konnte ſich ſein Knabe der Gutthaten aller, welche ihm aufgedrungen wurden, kaum erwehren. Als man in ihm den Knaben Tell's erkannte, welcher den Apfel getragen mit mehr als Mannesmuth, mit dem gläubigſten Vertrauen des Kindes zum Vater, da wollten Alle ihn ſehen, die Mütter wollten ihn ihren Kindern zeigen, jedem Mädchen ſollte er abnehmen Speiſe und Trank, und Männer kamen, freuten ſich ſeiner, und meinten: wo man ſolche Buben hätte, da lohnte es ſich den Vätern, für Weib und Kind, für Haus und Vaterland das Leben zu wagen.

Endlich, nach bangem Harren, vernahm man das Nahen der Unterwaldner, die, dreihundert an der Zahl, das Thal heraufeilten. Sie kamen nicht zahlreicher, weil dunkle Gerüchte gekommen, es drohe ihnen Gefahr von Luzern aus, oder über den Brünig her, so daß sie für gut gefunden, auch einige Mannschaft zu legen in die Letzen, auf daß, wenn der Feind wirklich käme, derselbe entweder aufgehalten, oder doch das Land gewarnt werden könnte. Sie wollten nicht weilen und säumen, die braven Unterwaldner, sie drangen auf alsbaldigen Aufbruch, waren mit Noth zu bewegen, der Schwyzer Gastfreundschaft nicht ganz zu verschmähen.

Doch bald drängten sie zum Abzug, und wo Alle eines Sinnes sind, bedarf es langen Drängens nicht. Die Banner flatterten wieder, die Hörner riefen jeden zu seinem Haufen; Fackeln erhellten die Nacht, die Hauptleute verständigten sich, ordneten den Zug. Es war das erste Mal, daß die drei Länder auszogen in den eigenen Streit, alle drei für das Gleiche: für die Sicherung ihrer Rechte, für die Unabhängigkeit von fürstlicher Willkür, — das erste Mal, daß kein höher Panner über ihren Pannern sich entfaltete.

Es war eine kleine Macht, welche sich zum Auszug schaarte. Zu den dreihundert Unterwaldnern und vierhundert Urnern hatten sich sechshundert Schwyzer gestellt. Aber wenn man die Männer sah, ihre Tritte dröhnen hörte, so beugte man sich in Demuth, man fühlte, in der kleinen Macht liege eine unzuberechnende Kraft; man fühlte es, wo diese Kraft ansetze, einbreche, da gehe es durch, da gehe es zum Siege oder zum Tode. Wenn dreizehnhundert Männer auszuziehen, bloß mit ihrem Muthe angethan, gegen ein fürstlich Heer in Eisen gehüllt und vielfach überlegen, ihre Panner zum ersten Male trugen gegen Panner, welche seit hundert und mehrhundert Jahren hundertfältig im Felde gestanden, viele Siege beschattet, da muß in jedem der dreizehnhundert Männer ein fester Wille wohnen, ein auf alles gefaßter Muth; mit Gott

und Menſchen muß er abgerechnet haben. So ſchritten die Männer ſtill und feſt durch die Nacht, wählten nach dem Winke, welcher im Briefe geſtanden und nach Redings Rath, den Weg nach dem Sattel.

Anders iſt es mit den Zurückbleibenden: da entſteht, wenn die Tritte der zur That Gezogenen verhallt ſind, Bangen und Zagen. O, es iſt unendlich ſchwerer, zu harren und zu warten auf den Ausgang eines entſcheidenden Tages, als in Kampf und Streit an den glücklichen Ausgang das Leben zu ſetzen. Stilles Ergeben iſt ſchwerer als kühnes Kämpfen, ein fromm Ertragen des Willens Gottes ſchwerer, als eine fromme That. Darum wandten die zurückgebliebenen Bewohner von Schwyz ſich den Kirchen zu und verbrachten die Nacht mit Weinen und Beten, bekannten ihre Sünden und baten inbrünſtig, daß Gott vor dem Feinde ſie bewahren wolle. Sie wußten, was ihrer wartete, wenn er kommen ſollte. Doch hätte ihn niemand erwartet, Alles wäre in die Berge geflohen, wenn ihm der Einbruch gelungen; zum Aeußerſten war man entſchloſſen. Während fromm und andächtig die Menge in den Kirchen weilte, liefen die Buben dem Heere nach, und noch mancher ſchlich ſich hinten drein, um ſchnellere Kunde zu haben, oder unberufen, unbemerkt Theil nehmen zu können am Streite.

Noch war es lange nicht Morgen, als ſie oben am Sattel zur Letzi kamen, und ſtille war es unten am See, im Thale nur hörte man ein dumpfes Tönen durch die Nacht, es klang wie Axtſchläge der Holzfäller.

Als die Führer aufmerkſam horchten, wurden ſie beruhigt von den Wachen. Die Verbannten, fünfzig an der Zahl, hatten hier an der March auf die Erlaubniß geharrt, am Streite Theil nehmen zu können. Als ſie wider Erwarten abſchlägig ausgefallen, ſeien ſie räthig geworden, ihren Vorſatz, für das Land zu ſtreiten, dennoch auszuführen, aber

außerhalb der Landesmarchen, ohne Heimath habe das Leben keinen Werth für ſie. So ſeien ſie hinüber auf das Zuger Gebiete, auf den Morgarten gezogen und bereiteten ſich dort oben vor zu kühnem Anfall auf den Feind, in der Hoffnung, denen in der Letzi einen günſtigen Augenblick zum Angriff zu bereiten; ſo berichteten die Wachen.

Die Verbannten kannten die Pflicht des treuen Mannes am Vaterland, rechneten ſich, und mit nichten dem Vaterland, ihre erlittene Strafe zu, wurden nicht zum Verräther an ihrem Lande, führten nicht Feinde gegen daſſelbe in verruchtem Sinne, das Kind hetzte nicht auf den Vater den wilden Wolf, ſondern erkannte die Schuld, und ſuchte ſie zu ſühnen.

Es war eine helle Winternacht. Sterne glitzerten am Himmel, Reif bedeckte den Boden; doch erlitten es oben die Eidgenoſſen ohne Feuer: das freudige Harren erhielt ſie warm. Der Morgen graute endlich, die Dämmerung wich, die Spitzen der Berge rötheten ſich. Da ſah man von jenſeits her das feindliche Heer daherziehen, einer ungeheuren Schlange gleich; und als die Sonne aufging, ſchimmerten, ſo weit man ſah, Lanzen und Harniſche im Lichte der Sonne; unermeßlich ſchien die Zahl der Feinde. Da ſoll Heinrich von Hoſpital, ergriffen von der Größe des Heeres, gerufen haben: „Wer von uns ſich nicht an fünfzig Feinde wagt, trete aus und ziehe heim zu ſeinem Weibe.“ Doch keiner trat aus; aber ſtill harrten ſie hinter der Letzi, daß Gott den rechten Augenblick ihnen ſende.

Stolz und kühn ritten die Ritter dem Fußvolk weit voraus, ſo daß ſie demſelben in der Maimatten bei Oberägeri warten mußten; in das wunderbare Gelände, das noch kein feindlich Heer betreten hatte, drang das geſammelte Heer. An Gefahr dachte wohl keiner; aber ſchaurige Ahnungen müſſen doch manch Herz bewegt haben im ſtillen Thale, umgürtet weitum von der großartigen, von ſo manchem nie geſehenen Bergwelt. Und ob wohl nicht manchem die Frage

sich aufgedrungen haben mag, was er da oben vermöge in der Wucht seiner Rüstung, auf schwerfälligem Pferde, da oben auf den schwindeligen Höhen, in den fürchterlichen Schluchten? Dann ertönte hier und dort ein häßlich Lachen, tönten verhöhnende, stachelnde Reden, welche über die Bauern spotteten, die nirgends zu sehen seien und so hoch sich vermessen; welche nichts seien, als Mörder, kühn im feigen Hinterhalt, oder wenn ein ganz Volk gegen einen Einzelnen sei. So lachten und höhnten zwei Brüder des erschossenen Geßler, welche im Zuge ritten, so lachte und höhnte der Landenberg, dem der kalte Schweiß während den sieben Jahren, seit er aus dem Lande geflohen, getrocknet war an der Hofluft, der jetzt nicht daran dachte, daß ein noch kälterer in kurzer Zeit auf seiner Stirn liegen könne. Sie waren es, welche mit Hohn und Spott über die Bauern die ritterlichen Herzen stachelten, den Uebermuth mehrten und die stolze Sicherheit, welche nur einen Kummer hatte, die Bauern alle möchten in die steile Wildniß geflohen, dort ein unbequem Erwischen sein.

Graf Heinrich, aus dem berühmten Hause der Montfort, führte die Reiterei; mit Mühe folgte das Fußvolk. Der Herzog selbst war hochgemuth unter den Ersten; ihn umgab die Blüthe der Ritterschaft, sein Herz brannte, den Eidgenossen Habsburgs Kraft und Rache fühlen zu lassen. So ritten sie zahllos, schlachtendurstig, funkelnd in der Sonne Glanz, durch das stille Land.

So waren sie tief in den Paß hineingekommen, zwischen dem Aegerisee und dem Morgarten, da raffelt es über ihnen an der Fluh, vom heitern Himmel fallen große Steine zerschmetternd in die Haufen. Ueberrascht, erschrocken blickt alles empor; da erhebt sich ein gewaltig Schlachtgeschrei über ihren Häuptern, es kracht und donnert über ihnen, Holz und Steine prasseln in die dicht gedrängten Glieder. Ritter fallen, wild bäumen sich die Pferde, verwirrt schreien die Führer; mit Müh hält man die Pferde, kaum bringt man die Waffen los.

Da eben glaubt man die lang erſehnten Eidgenoſſen: nun weiß keiner, wie ihnen begegnen, wie ſie faſſen. Wie ſo die Maſſe ſteht, ſich drängt, die Hauptleute Rath ſuchen, da ertönt vom Sattel her plötzlich ein gewaltig ſchauerlich Tönen; es ſind die Harſthörner der Eidgenoſſen, die zum Entſcheid die Männer rufen. Lebendig wird es an der Letzi, über die rohe Mauer ſieht man Krieger ſpringen, ſieht dort Waffen in der Sonne glitzern, Hauf an Hauf ſich reihen in Windeseile; ein Schlachtgeſchrei, markerſchütternd, ſteigt zum Himmel, und einer Lawine gleich ſtürzten die Krieger feſt geordnet nieder auf das gepreßte Ritterheer. Das erſt alſo ſind die Eidgenoſſen! Da wurden die Herzen krank, die Geſichter blaß, der Muth entſank. Rath ward nicht mehr geſucht, an Flucht dachte jeder, den Weg dazu ſuchten Aller Augen, und ſo Viele fanden ihn nicht, die Eidgenoſſen ließen keine Zeit dazu. Der Hagel von oben, Felſenſtücke, Baumſtämme, dauerte ununterbrochen, im Sturmlauf rannte der Schlachthaufe der Eidgenoſſen an, die Pferde wütheten im Gedränge, und mit aller Gewalt drängten die, welche zuerſt ſich gefaßt, hinterwärts, voran der Anführer Montfort, mit ihm der Abt von Einſiedeln. Vom Pferde ſprang Leopold, rettete, ſeitwärts von einem landeskundigen Manne geführt, ſich ins Gebirge, kam ſelben Tages noch nach Winterthur, blaß, und krank an Leib und Seele. So gut ward es den Meiſten nicht, ſie mußten dem Anlauf der Eidgenoſſen ſtehen, mußten die fürchterliche Lawine näher und näher ſich wälzen ſehen, des Verſchlingens gewärtig.

Da faßte ſich mancher wieder, gedachte ſein Leben theuer zu verkaufen, faßte Stand, ſchwang funkelnd ſein Schwerdt, ſah todesmuthig dem Feind ins Auge.

Eine zornige Wetterwolke voll Blitz und Donner waren die Urner, Helden blitzten ihnen voran, und wie Halme unter der Senſe ſanken die Feinde unter ihren Schwerdtern; wie Nüſſe unterm Hammer zerquetſcht werden, ſo ſprangen Helme

und Harnische unter den Morgensternen. Doch keiner ward vom Feuer der Schlacht ergriffen und getragen, wie Wilhelm, des Tellen Knabe. Seine Hellebarde glich einem Sonnenstrahle, der von Spiegel zu Spiegel zuckt. Weislich hatte der Vater ihn an seine Seite gestellt, sein Auge, sein Schild wollte er sein; aber er hatte Mühe, der gewaltige Mann, dem Knaben zur Seite zu bleiben, der in die Feinde sich hieb, wie ein Keil in hartes Wurzelholz sich drängt. Mit ihnen hieben in die dichte Saat sich ein die Helden Uri's, der von Hospital, der von Bereldingen, vor Allen aber Tell's Schwager, des greisen Walters Sohn. Voran sind sie den Ihren; schon haben sie sich gegen das Fußvolk zu eingehauen, da sehen sie vor sich die Schilder der Geßler, sehen den Landenberg, den ehemaligen Vogt. Da wird auch Tell erkannt, sein Name gerufen, die Hoffnung, im Tode noch Rache zu nehmen, gießt neue Kraft in die Bedrängten. Zur Blutrache erheben mit neuer Kraft Geßler's Freunde und Verwandte den Streit; gesättigte Rache macht selbst den Tod süß. Uebermächtig werfen sie sich auf die wenigen vorgedrungenen Helden. Walter Fürst fällt mit gespaltenem Haupte; ihn will, vorspringend, schützen der junge Tell, er erhält einen Stoß in die Brust und sinkt zusammen. Da entbrennt der Tell im Zorne der Löwin, welcher man die Jungen geraubt; er erhebt donnernd seine Stimme, schmettert um sich zusammen, was um ihn sich drängt. Es fallen die Geßler, es fällt der Landenberg, es fallen aber auch, zum Tode wund, der von Bereldingen, der von Hospital. Da aber schlagen die Urner sich ihren Helden nach, der Donner von Tell's Stimme hatte ihnen den Weg gezeigt.

Jetzt fällt, was noch widersteht; hier fällt der Zuzug von Zürich, fünfzig Mann, alle in die Farbe der Stadt gekleidet; hier fallen die Zuger, welche mit Leopold gezogen waren; hier endete der Streit; in wilde regellose Flucht hatte das glänzende Heer sich aufgelöst.

Da fielen die Eidgenoſſen auf die Kniee und dankten Gott für ſeine große mächtige Hülfe und baten ihn, fürder zu ſein ihr Schild und ſtarker Hort. Als ſie Gott ihr freudig Opfer gebracht, ſorgten ſie milde für die Wunden von Freund und Feind, legten die Todten zuſammen, deren nicht mehr als fünfzehn waren: von Schwyz ſieben, von Uri fünf, von Unterwalden zwei, von den Verbannten einer. Wund waren Viele, manch harten Schlag hatten auch die wilden Pferde ausgetheilt, wund an manchem Orte war auch Tell, doch fühlte er es nicht, er kümmerte ſich nur um ſeinen armen Knaben, der wie eine blaſſe Blume ihm im Schooſe lag zum Sterben wund. Das Blut floß nicht mehr, die Wunde war verbunden. Aber als Tell dem Pfarrer, welcher dieſen Dienſt verrichtet hatte, fragend ins Auge geſehen, hatte dieſer traurig das Haupt geſenkt.

Traurig umſtunden die Urner ihren Knaben und beteten um ſein Geneſen; traurig drängten ſich die Eidgenoſſen herbei, ſo mancher mit weit klaffender Wunde, aber freudig hätte er noch die des Knaben dazugenommen, wenn derſelbe dadurch heil geworden. Es war, als ſei er Aller Knabe, Gemeingut Aller, Alle ſeine Väter, hatte er ja für Alle den Apfel getragen und jetzt im Streite vorgeſtritten wie ein Mann. Wenn zuweilen Tell mit der Hand über die Augen ſtrich, die ſtarke Bruſt ſichtlich kämpfte, da floß gar manche Thräne in den grauen Bart und mancher blutige Held wandte erſchüttert ſich ab; er dachte an ſeine Knaben, und wie ihm wäre, wenn ſie, erblaßte Blumen, in ſeinem Schooſe lägen; wenn er verglimmen ſehen müßte den ſo herrlich aufgeflammten Heldenſinn. Der Knabe alleine war nicht traurig, freudig glänzte ſein Auge, und wenn er die feuchten Augen des Vaters ſah, ſo legte er wohl ſeine Hand auf des Vaters Hand, ſah freudig und bittend ihm ins Auge und flüſterte: „Weine nicht, mir iſt ſo wohl.“ Es war dem Knaben, als ſchwimme er im Morgenroth, das Schlachtenfeuer war verglüht, aber ihm

war's um's Herz ſo heiter und klar und freudig, als hätte er einen himmliſchen Morgen erlebt, als ſei es fortan dunkel, finſter auf der Erden, als müſſe er weiter, weiter gehen, ein Streiter Gottes, zu ſeinen himmliſchen Heerſchaaren. Nur heim möchte er noch, möchte die Mutter ſehen, die Siegesfreude in der Heimath, dann entſchlafen als der erſte Urner Bub, der für den Bund geſtorben, treu im Leben, treu im Tode. „Vater, heim möchte ich noch," hatte er mit leiſer Stimme gebeten, und was er bat, hatten noch Andere gehört. Alsbald wäre Uri mit dem Knaben aufgebrochen, doch die Sitte feſſelte und die Schwyzer baten, doch ja nicht zu gehen vor dem Abend. Bis zum Abend mußte der Sieger auf dem Schlachtfelde weilen, warten, ob dem Beſiegten der Muth wiederkehre, die verlorne Ehre wieder zu gewinnen; dieſes Weilen war des Sieges Siegel. Neun Uhr des Morgens war es geweſen, als der Streit entſchieden war, und keiner der Feinde kehrte wieder, ihn neu aufzunehmen. Mit Staunen beſahen die Eidgenoſſen die Zahl der Erſchlagenen und die vornehmen Schilde, welche ihre Namen bezeichneten. Ein Graf von Habsburg war gefallen, Toggenburg's Grafen und viele andere Ritter und Edle. Es hatte der Tod den Zehnten genommen aus den vornehmen Häuſern des Aargau. Und wer weiß, ob nicht manch vornehmer Herr aus den ſpaniſchen Landen, der in Baſel die Hochzeit der ſpaniſchen Prinzeſſin mitgefeiert, hier mit unbekanntem Schilde einen dunkeln Tod gefunden?

Da ausgeſandte Knaben Berichte brachten, der Schrecken Gottes jage noch immerdar die Feinde und keiner ſehe hinter ſich, die Urner drängten, Alle gerne heimkehrten, die Freude des Sieges mit den Ihren zu feiern, zu hören den Jubel des Landes über dieſe neue Gottes-Hülfe, ſo brachen ſie frühe von der Wahlſtatt auf und nicht ſäumigen Schrittes. Freudiges Volk empfing ſie überall, frohlockend über den wunderbaren Sieg. Doch da war wohl ſelten einer, der nicht

weinte, wenn man die Todten vorübertrug, an deren Seite die Prieſter gingen und geſenkten Hauptes, wen innige Bande mit ihnen verknüpft hatten im Leben; da war wohl niemand, der nicht weinte, wenn er den ſchönen Knaben ſah ſo blaß und doch ſo Freude ſtrahlend, ſo weich und düſter hinter ihm den ſtarken Tell. Am innigſten zeigte die Theilnahme ſich in Schwyz. Alle die lieben Eidgenoſſen wollte man dort herbergen über Nacht nach dem ſchweren Tage. Als ſie aber deſſen ſich weigerten, ſo wollte man doch den armen Knaben behalten, die Wunden alle. Die Mütter drängten ſich um den Vater mit Bitten, die Jungfrauen baten den Knaben, er möchte bleiben bei ihnen. „Ich muß ihn der Mutter bringen," ſprach der Vater; „heim möchte ich, heim!" ſagte der Knabe. Nach kurzem Aufenthalt eilte man Brunnen zu. Es dunkelte bereits, als man dort hinkam; dringlich baten die Schwyzer, doch eine Nacht zu weilen auf ihrem Boden, zu ruhen vom ſchweren Tagewerke. Die Unterwaldner ließen ſich halten und blieben in Brunnen, bis unerwartet ein Bote kam und ſie heim mahnte, weil der Graf von Straßberg über den Brünig ins Land gefallen und Gefahr drohe von Luzern her. Die Urner aber eilten alsbald zu Schiffe, ſie wollten den Knaben der Mutter bringen, wollten ihm die Heimath wieder zeigen.

In Uri wußte man nichts von der Schlacht. In ſtillem Bangen hatten die Menſchen den Tag verbracht, bange Sorge hielt manchen wach in der Nacht. Da hörte, wer nicht weit vom Geſtade wohnte, wunderbare Töne vom See her. Es war, als ob die Geiſter des Sees und die Geiſter der Berge wehklagten über's Land, und manchem ward bange um's Herz, er meinte, es ſei die Wehklage der Geiſter um des Landes gefallene Söhne. Doch bald erkannte man die Töne; es war der Ruf des wilden Uriſtiers, welcher den See heraufkam näher und näher. Die Einen meinten, es ſei der Ruf eines Todten, Andere, es rufe um Hülfe, um neuen Zuzug; die

Aeltern aber hielten dafür, die Ihren kehrten wieder aus gewonnener Schlacht siegesfreudig.

So war es auch. Bald erkannte man Lichter auf dem See, und die Lichter zeigten, daß alle Schiffe heimkehrten, die Sache beendet sei. Wie Nachrichten sich verbreiten in diesen Ländern, ist bekannt. Noch ehe die Schiffe das Gestade erreicht hatten, stand eine große Menge am Ufer, und immer noch stürzte es von allen Seiten her. Wie Angst und Freude in den Herzen rangen, wie ungeduldig man den Raum zwischen den Schiffen und dem Ufer schwinden sah, werden die Mütter wissen, die schon den Mann in einer Schlacht gehabt, werden die Väter wissen, die schon Söhne gesandt haben in heißen Streit. Endlich nahten sich die Schiffe; heller als alle andern war das Hauptschiff der Urner erleuchtet, als ob in der Mitte ein Kranz von Fackeln sei, war es anzusehen. Endlich stießen die Schiffe an, rasch leerten sie sich, so rasch wie sie sich gefüllt; bloß auf dem Hauptschiffe ward gezögert. Dort lagen die fünf todten Helden in des Schiffes Mitte gebettet, dort waren die Verwundeten, dort saß Tell bei seinem Knaben; sein Leben schien erlöschen zu wollen auf der langen Fahrt. Aber als man die Lichter am Ufer sah, die Stimmen der Menge hörte, da schien der Knabe neu aufzublühen, freudiger leuchtete sein Auge, freundlicher lächelte er dem Vater, die heimische Luft vom Gestade her schien neue Kraft in seine Glieder zu strömen. Die Menge sah im Schiffe die Todten. Niemand wagte sich näher, als ob jeder ein blankes Messer fürchte gegen sein Herz gerichtet. Da trat rasch ein Greis durch die Menge, ehrfurchtsvoll wich diese ihm aus; er schritt auf's Schiff. Dort stand stille der hohe Greis, vor sich sah er die fünf todten Helden, zu oberst gebettet den eigenen Sohn. Da bedeckte er mit der Hand die Augen und kniete nieder und mit ihm knieten Alle und beteten für die geschiedenen Seelen. Im Gebete hatte der Greis sich gefaßt; als er näher trat, sah er den Tell, das Haupt des wunden

Knaben im Schoose. Es war ein harter Augenblick für den Großvater, als er das zweite Opfer sah, welches Gott von ihm forderte, als er den Knaben sah, als derselbe die Hand ihm reichte und ihn bat: „Großvater, hilf dem Vater, ich möchte zur Mutter!“ Viele Hände waren bereit, den Wunsch zu erfüllen, und als der liebe Knabe an's Ufer getragen ward, da weinten Alle. Ein Knabe stürmte herbei, es war des Tellen zweites Kind. Er freute sich, den Vater zu sehen, den Bruder, dessen Zustand er nicht erkannte; der Mutter wolle er es sagen, die ihm nachkomme, rief er freudig forteilend. Als man hörte, daß die Mutter auf dem Wege war, ließ man den Knaben ruhen, und Alles drängte sich um ihn; die Krieger erzählten, wie er vorangemäht im Streite, wie er, der Mutter Bruder schirmend, gefallen sei, wahrscheinlich von eines Geßler's Hand; daß keiner es ihm gleich gethan an Schlachtenfreudigkeit, daß ein junger Held mit ihm sterbe, wie Uri kaum je einen gehabt. Als der Knabe diese Reden hörte, drückte er des Vaters Hand. „Höre, die Mutter kömmt,“ sagte er, „tröste sie und vergeßt mein nicht.“ Da war die Mutter wirklich da, erschrocken zum Tode stand sie vor ihnen, nach dem Berichte des Knaben hatte sie Vater und Kind gesund geglaubt. „Um Gott! was ist mit dir?“ sprach sie bebend und kniete vor ihm nieder. „Mutter, ich sterbe,“ sprach er, „aber dich wollte ich noch sehen. Weint nicht um mich, aber behaltet mich lieb.“ Um der Mutter Hals legte er seine Arme, an ihre Brust sein Haupt, und als er sich so gebettet hatte, da entschlief er, und erwachte nimmer.

Um ihn war große Klage im Urnerlande, er war Allen gestorben. Aber wie er es gedacht, lebt er noch immer, lebt für alle Urner Knaben, lebt für alle wackeren Knaben, zeigt ihnen die Wege zu Treu und Glauben, zeigt, was ein wackerer Knabe dem Vater ist, und wie er die Mutter liebt, und wie er sterben kann für's Vaterland.

Am folgenden Tage, am St. Othmarsfeſt, den ſechszehnten November, wurden die in der Schlacht Gefallenen begraben, mit ihnen des Tellen Knabe. An ſelbem Tage vor ſieben Jahren hatte derſelbe auf ſeinem Haupte den Apfel getragen, hatte unerſchrocken des Vaters Pfeil geſtanden. Jetzt ſtund er vor dem Vater im Himmel, ſonder Beben und Zagen; denn wer auf Erden treu iſt, und Glauben hält, der zittert vor dem Vater im Himmel nicht: er empfängt dort oben den Lohn der Treue, er wird ein Kind des himmliſchen Vaters.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Eßlin.

Inhalt.

	Seite
Der Druide	1
Die Gründung Burgdorfs, oder: Die beiden Brüder Sintram und Bertram	73
Der Knabe des Tell	199

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Siebenzehnter Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Die Noth.

In eines jeden Weibes Herzen wohnt ein Kummer. Vor etwas Drohendem aus der verhüllten Zukunft her beben die armen Weiber, reiche und arme, und manche Freude vertreibt dieser Kummer und oft den lieben Schlaf von den müden Augen. Dieser Kummer ist nicht der eine und gleiche in allen weiblichen Herzen, er wechselt mit den Jahren, er wechselt in den Ständen, er wechselt mit den erhaltenen Gaben: einen andern Kummer hat das Herz, das in unschönem Körper wohnt, und einen andern das, welches Schönheit umstrahlt. Auf gleiche Weise hat jedes Volk seinen Kummer; es sieht ein Schwerdt über seinem Haupte hangen, an dünnem Faden scheint die scharfe Klinge zu schweben, jeder Windeshauch sie herabzustürzen. Ein solches Schwerdt sah jedes Volk zu jeder Zeit, durchgeht jetzt die Völker alle, ihr werdet jedem Volk bezeichnen können den Kummer, der sein Herz ihm schwillt. So hat aber auch jede Zeit ihren Kummer, den sie Völkern, die in Verbindung leben in gemeinsamen Zuständen, auf die Herzen legt.

Es war eine Zeit, wo der Kummer vor dem Türk und vor der Pestilenz wechselte bei allen christlichen Völkern, wo man in allen christlichen Kirchen Gott um Hülfe bat gegen den Türk und gegen die Pest. Der Kummer vor dem Türk ist verschwunden. Der Türk sitzt in stumpfer Ergebung vor seinem Kaffeehaus, aus seinen ernsten Zügen aber spricht

Kummer vor dem Christ, der übermächtig ihn umdrängt, überwacht, wie ein Herr den Knecht. An die Stelle der Pestilenz ist die Cholera getreten, welche durch die Welttheile zieht wie ein grausenhaftes todbringendes Geheimniß; an die Stelle des Türken möchten die Politiker den Russen setzen, sie irren sich. Ein unnatürlich geschwollener Leib birgt gewöhnlich eine böse innerliche Krankheit, erzeugt geschwollene Beine, und dann geht die ganze Maschine kaput. Nein, unser heutige Türk, gegen den man in allen Kirchen Gott um Hülfe bitten sollte, der sitzt bereits mitten unter uns. Nicht in dieser oder jener Stadt ist er, nicht an dieser oder jener Gränze steht er: alle Städte füllet er, über alle Gränzen ist er gezogen, über alle Länder hat er sich verbreitet. Und dieser neue Türk ist die Armuth, welche über einen großen Theil der Menschheit sich gelagert hat und langsam und schauerlich ihre abgezehrten Arme weit und immer weiter ausbreitet, um auch den Rest derselben an ihre vertrocknete Brust zu drücken.

Und müssen wir denn alle liegen an dieser kalten, harten Brust, müssen unsere Kinder oder Kindeskinder an ihr geboren werden, sterben an ihr; ist sie die fürchterliche Geisel Gottes, die über den Menschen geschwungen wird, als ihr Jagen nach irdischem Gut am höchsten stieg, ist sie es, die vorangeht dem Ende der Welt, als die Lust der Welt alle Herzen überwachsen hatte?

Nicht jeder Kummer geht in Erfüllung, nicht jede drohende Gefahr bricht herein: Feinde hat des Menschen Schwerdt über die Gränzen gejagt, Feinde hat Gottes Hand gebannt, versenkt. Der Türk brach am Glaubensmuth der Christen seine Macht, zertrümmerte an den Mauern Wiens seine Kräfte; gegen die Cholera schwang der Mensch allerlei Tücher, Bündel mit Kamillen und anderm Thee, und Gott lenkte ihre Schritte, brach ihre Wuth, schonte der Menschen. So ziemt es dem Menschen, mit Gottvertrauen sich gegen Kummer und Gefahren zu wappnen und mit allen ihm von Gott gegebenen

Mitteln gegen den Feind zu Felde zu ziehen: das Ende des Kampfes bestimmt Gott, der Sieg wird, wem Gott ihn giebt. Wer fragen sollte: ob wohl dieser neue Feind siegen, der Kummer über ihn in Erfüllung gehen werde, dem gehört die Antwort, daß, das Ende zu wissen, dem Menschen nicht gegeben sei, wohl aber, mit allen Kräften sich mit dem Feinde zu messen, die Gefahr in's Auge zu fassen und ihr muthig zu stehen, denn einzig der Muthige darf hoffen auf den Sieg, ihm allein segnet Gott den Kampf, wenn er kämpft um die gute Sache.

So geziemt es auch uns, dem Feinde zu stehen, ihn zu messen und dann nach Waffen zu suchen und sie muthig zu versuchen, Gott getrost den Erfolg unserer Anstrengungen überlassend, nie vergessend, daß der Hülfe Gottes die Anstrengung der eigenen Kräfte vorangehen muß.

Ich werde wohl nicht nöthig haben, lange zu beweisen, daß die Armuth gefährlich geworden sei, daß die Verhältnisse der sogenannten Proletarier zu den Besitzenden oder der Nichtshabenden zu den Habenden so gespannt seien, daß sie einen Bruch drohen, der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde, daß die Armuth das feindselige Wesen sei, welches dem alten Europa am drohendsten gegenüberstehe, zwar theilweise auch dem noch ältern Asien, dem jungen Amerika.

Ihr hört Stimmen aus allen Ländern jammern über diesen Gegenstand. Hört nach England hin, dort vernehmt ihr nicht bloß Klagen der Reichen, Bitten der Armen, ihr vernehmt bereits den Nothschrei der Reichen, das Kriegsgeschrei der Armen. Die Armen verzehren bereits die Habe der Mittelklasse, und doch darf man das Geforderte nicht weigern, will man das Leben nicht auf das Spiel setzen. Und wie viel man auch giebt, so liegen doch noch Tausende im schauderhaftesten Elend, das laut zum Himmel schreien würde, wenn auch die Elenden selbst stumm wären. Horcht nach Frankreich hin, wie es dort wimmelt von Armen, wie sie in

ungeheurer Zahl vornehmlich in den großen Städten liegen, hauptsächlich in Paris, der großen Kloake Frankreichs, wohin der Unrath des Landes abfließt, wie sie dort schreien und zur Hand sind bei jedem schlechten Streiche. Fragt dort nach, was die Begütigung der Armen kostet, wie viele Millionen die Stadt Paris allein für sie erschwingt. Ihr werdet daraus schließen können auf die Macht der Armen und die vor ihnen gehegte Furcht.

Gehe man durch ganz Deutschland, man wird allenthalben die gleichen Klagen vernehmen über die Armenlast, man wird besonders in Städten jammern hören, wie die daherigen Abgaben nicht zu erschwingen seien. Und wenn man nicht mehr direkte Abgaben ziehen darf, so organisirt man indirekte: man giebt Bälle mit und ohne Masken, Konzerte, Deklamatorien, und wie wild tanzen, singen, schreien die Menschen, damit die Armen Brod erhalten. Man braucht aber nicht einmal so weit zu gehen, sondern man sehe nur um sich hier in unserm Ländchen, stelle zusammen, was man wahrnimmt und hört, so wird man Angst kriegen in seine Seele, wie gleichgültig diese sonst auch sein mag. Es hat immer Arme gegeben, d. h. Solche, welche in ihnen selbst die Mittel zum Fortkommen in der Welt nicht hatten, die auf die Hülfe ihrer Mitmenschen angewiesen waren. Die Blinden und die Lahmen hatten zu allen Zeiten Ansprüche an fremde Hülfe, bereits im alten Testamente sind Armengesetze. Es werden immer Arme im Lande sein, sagt Moses, darum gebiete ich dir, deine Hand gegen deinen Bruder und gegen den Armen und Dürftigen in deinem Lande aufzuthun. Er sichert ihnen ihren Theil an der Ernte zu, besondere Vortheile hatten sie vom Brach- oder sogenannten Sabbath-Jahr, einen eigenen Antheil an den Opfermahlzeiten ꝛc.

Es waren immer Arme, das Verhältniß zu ihnen hat im Christenthum seine eigenen Bestimmungen, es findet aber auch seit Langem schon in vielen Gesetzgebungen seine Berücksichti-

gung. Aber nie noch waren die Armen so zahlreich im Verhältniß zu den Besitzenden wie jetzt, nie war in christlichen Staaten durch viele Länder ihre Haltung gegen die Besitzenden so drohend, ihre Stimmung so feindselig, und nie noch erzeugte sich die Armuth so fast aus sich selbst, war so erblich, so ansteckend, so aussatz-, krebsartig wie jetzt.

Es gab immer Zeiten, wo das Elend in diesem oder jenem Lande groß war. Nach dem Schwabenkriege wurden Heerden Kinder auf die Felder getrieben und dort eigentlich geweidet. Nach dem dreißigjährigen Kriege war das Elend an einigen Orten Deutschlands unbeschreiblich. In den siebenziger Jahren war ebenfalls die Noth groß, und im Jahre sechszehn aßen gar viele Leute kein Brod mehr, und viele starben im Frühjahr des siebzehner Jahres an jungem Klee, welcher gesotten ihre einzige Nahrung war. Von Zeit zu Zeit reißt Mangel und Bedrängniß ein in Fabrikländern: vor zwei Jahren las man greuliche Erzählungen über die Noth der Seidenarbeiter in Lyon. Solches Elend aber war ein vorübergehendes, erzeugt durch besondere Ereignisse, Krieg, Mißwachs, Stockung des Handels. Waren diese Ereignisse vorbei, so schwand die Bedrängniß, die Leute erholten sich, bald sah man keine Spuren des traurigen Zustandes mehr, er lebte nur noch in der Erinnerung.

Jetzt aber ist kein solch Ereigniß vorhanden, kein äußeres Unglück hat das Mark des Volkes aufgezehrt. Fruchtbare Jahre sind in langer Reihe hinter einander über der Erde aufgegangen, ein jedes mit einem besondern Segen; in Frieden ruhten die meisten Länder Europas seit fünf und zwanzig Jahren, eine Friedenszeit, die selten ist auf der blutgetränkten Erde. Das in Spanien, Portugal, Griechenland und der Türkei vergossene Blut rauchte nicht hinüber bis zu uns. Die Meere sind offen, die Straßen führen in alle Winkel der Erde hinein, in rasendem Umschwunge bewegt sich der Verkehr, und nur die Uebertreibungen desselben, grenzenlose Schwindelei

bringen vorübergehende Stockungen in denselben. Man könnte sagen, die zunehmende Noth sei die Nachwehe des Krieges, die erst jetzt sichtbar werde, Folge der während desselben aufgehäuften Schuldenlast, die wegen des Hof- und Militairluxus nicht gehörig verringert worden seie. Wir Schweizer haben keinen Krieg gehabt, haben keine Schulden, keinen Hof, und die Tändeleien mit dem Militair kommen nicht in Betracht, und doch nimmt die Armuth zu, mehr und mehr. Man hat im Canton Bern die in den fürchterlichen Hungerjahren 1816 und 1817 bezogenen Tellen als Maximum aufgestellt, und dieses Tellmaximum betrug einen Drittheil oder die Hälfte mehr, ja war an einigen Orten das Doppelte der früher bezogenen Steuern. Nun frage man nach, wie nahe an vielen Orten jetzt die ordentlichen Steuern jenem Maximum kommen, an wie vielen Orten sie bereits überschritten werden mußten! Und doch ist das gegenwärtig betellte Vermögen durch neuere Bestimmungen der Gesetze viel größer geworden, als es früher war.

Es liegt also außer allem Zweifel, daß die Armuth zunimmt, die fremde Hülfe Ansprechenden immer zahlreicher werden, und zwar, und das ist das Schreckenerregende, nicht durch äußere, besondere Ereignisse wird diese Zunahme erzeugt; der Strom läuft nicht wieder ab, wenn die Gewitter vorüber sind; seine Wasser schwellen mächtiger und mächtiger auf bei klarem Himmel, trockener Luft. Es ist also die Armuth eine andere geworden, als sie ehedem war, wo sie in jedem Volke lebte, einem Altare gleich, auf dem das Volk opferte, seinen milden Sinn zu bezeugen, wo sie ab- und zunahm, je nachdem der Herr seine milde Hand öffnete: sie hat eigenes Leben erhalten, diese Armuth, sie ist eine Wucherpflanze geworden, die sich ausbreitet wie im Klee der Grind, sie nimmt nicht mehr ab, sie nimmt nur zu, sie ist erblich, ansteckend geworden, eine krebsartige Wunde im Völkerleben, ein eigentliches Pestübel unserer Zeit. Schon dieses giebt ihr ein Feindseliges,

unaussprechlich Drohendes für alle die, an denen noch irgend etwas zu verzehren ist. Man stelle sich nur vor das millionenköpfige Ungeheuer, ewig leer und ewig hungrig, wie es sich langsam ausreckt, weiter und immer weiter, wie unter seinem ungeheuren Leibe alles verwest, wie die länderweit klaffenden Rachen langsam sich weiter und weiter vorstrecken und alles verschlingen, was sie erreichen, wie sie näher und näher rücken dem eigenen Leben, wie alle hineingeworfenen Opfer sie nicht sättigen, nicht stillen, wie das Ungeheuer näher und näher schleicht, zu Tausenden neue Köpfe hervortreibend aus dem magern ungeheuern Leibe, Stunde für Stunde.

Da erfaßt Einen Angst, tief und groß, wenn man dieses schleichenden Ungeheuers Köpfe ringsum wachsen und klaffen sieht, wenn man denkt: ob wohl einst die eigenen Kinder als neue Köpfe an dieses grausigen magern Ungeheuers Leib klaffen und schnappen werden. Und diese Angst hat bereits Viele ergriffen. Seht, wie sie ängstlich das offene Land verlassen und zagend in die Städte stiehen, die, welche vor dem Rachen dieses Ungeheuers Güter und Kinder zu sichern haben. Wie man die Städte baute, als die Hunnen einbrachen, wie man die Städte suchte, wenn der Schreck vor dem Türken durch die Länder drang, so sucht man jetzt in Städten hinter ihren Gütern das Heil vor der Armuth, die stätig Tag um Tag auf uns eindringt und nun jeden Tag schneller und immer schneller bis zum Untergang, wenn keine Glaubenskraft die Spitze bietet, wenn an keinen Mauern sie ihre Stirne zerschellt. Aber diese Mauern müssen andere sein, als die Mauern Wiens, an denen der Türk seine Macht brach. Denn seht, wie hinter den Reichen her die Armuth in die Städte dringt, wie dort innerhalb den Mauern das Ungeheuer die meisten Köpfe klaffen läßt, und wie am gierigsten und hungrigsten der magere Leib dort sich windet mitten zwischen der Ueppigkeit der Reichen. Gerade dort, wohin die Reichen sich geflüchtet haben, wird das Ungeheuer den üppigsten Fraß halten und

den frühſten, wenn nicht die Glaubenskraft, die dem heiligen Georg die Lanze durch den Drachen trieb, auch dieſem Ungeheuer die immer wachſenden, weiter klaffenden Köpfe vom Leibe haut.

Das Schreckbare an der Armuth dieſer Zeit liegt nicht nur in ihrem ſtätigen Anſchwellen, ſondern auch in der eigenen drohenden Haltung, welche ſie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das ſind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die wie Lazarus ſchweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunden ſich zufrieden gaben, die demüthig baten um ein Stücklein Brod, die vorlieb nahmen mit den Broſamen von den Tiſchen und den Reichen zu Dienſten ſtunden auf jeden Wink gegen ein gnädig Kopfnicken, welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete ſchloſſen und ihre Fürbitter wurden bei Gott: es ſind nun ganz andere Arme da, in ihrer Geſammtmaſſe betrachtet. Einzelne demüthige, dankbare Arme giebt es freilich noch immer, aber in den Herzen der meiſten kocht Haß gegen den Reichen, aus ihren Augen ſpricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund ſpricht ohne Scheu es aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was ſie erhalten, empfangen ſie mit einem Geſicht, auf dem deutlich die Meinung geſchrieben ſteht, daß ſie nicht ein Almoſen empfangen, ſondern nur etwas auf die allgemeine Abrechnung. Ich will nicht nach England weiſen, daß man da zuhöre, welche Sprache die Armen führen, nicht auf Frankreich und das St. Simoniſtiſche Treiben daſelbſt, das freilich dem Namen nach verſchollen iſt, aber mehr oder weniger in allen Sekten wieder auftaucht. Man höre nur die Sprache, welche ſie unter uns führen, welche Begehren ſie ausdrücken, ſo wird man das poſitiv oder aktiv Feindſelige in den heutigen Armen nicht mehr verkennen. Ich will nicht einmal von dem Rechtſamelosenverein reden, der eigentlich nichts Anderes als ein Verein der Nichthabenden gegen die Habenden iſt, wenn er auch den Schein hat, als ob er nur alte entriſſene

Rechte wieder suche, die allerdings hie und da mögen verloren gegangen sein. Aber man höre nur, wie man sich im gewöhnlichen Leben geberdet und ausdrückt, und wie man Almosen fordert. Der liebe Gott habe die Welt den Menschen bezahlt übergeben, er könnte nun nicht begreifen, warum man darauf schuldig sein könnte, sagte Einer, dessen Schulden mehr werth waren als sein Eigenthum. Das ist eine Formel, mit welcher die Gesinnung von Tausenden bezeichnet wird. Das ganz unbefangene Holzfrevoln und die Rede: daß man Holz genug hätte, so lange die Bauern welches besäßen, bezeichnet sattsam die Lust zum Theilen und die Meinung, dazu nicht ohne Recht zu sein. Mit welcher Frechheit stellen die Hülfsbedürftigen sich vor die Gemeinden, fordern dies und das und drohen, ihnen ihre ganze Haushaltung auf den Hals zu werfen, wenn sie nicht gutwillig ihre Forderung gewähren! Mit welcher Ungebührniß schimpfen sie über die Gemeinden, wenn diese nicht in alle ihre Gelüste willigen, halten ihnen vor, sie hätten nichts geerbt und so und so viel Kinder, d. h. manchmal nur drei und vier, und doch die Gemeinde noch nicht geplagt und hätten somit das Recht, Hülfe zu verlangen. Sprechen sie damit nicht offenbar das Recht an, daß Alle, welche nichts geerbt, aber geheirathet und Kinder erzeugt hätten, nach ihrem Belieben das Recht besäßen, von Allen, die etwas geerbt hätten, zu fordern, daß diese sie und ihre Kinder erhalten aus ihrem Ererbten, sobald es ihnen nicht mehr gefalle, aus ihrem eigenen Verdienst sich und ihre Kinder zu erhalten?

Wo Armengüter sind, da läßt sich diese Frechheit aus dem Mißtrauen in die Verwaltung dieser Güter und aus dem unglücklichen Wahne herleiten, daß dieselben bestimmt seien, Allen, die nichts geerbt, das Leben zu erleichtern. Aber diese Frechheit ist die gleiche da, wo alle Kreuzer zusammengetellt werden müssen, und alle Schritte vernimmt man die Drohung: der Gemeinde die Kinder darzuwerfen, als ob von jungen Hunden die Rede sei. Doch kommt nichts der Frechheit gleich,

mit welcher ſchwangere Dirnen vor die Gemeinden treten und Ehesteuern fordern. Da iſt von Scham auch nicht der geringſte Schein, ja ſie ſtellen ſich noch ſchwanger, wenn ſie es auch nicht ſind, und geben mit Kuder ſich das Anſehen, als ob ſie es wären; ſo treten ſie auf und drohen auf die unverſchämteſte Weiſe. Es thue es der Gemeinde wohl, ihnen etwas zu geben, ſie hätte Andern auch gegeben; man werde am Ende doch geben müſſen, wenn ſie ein Kind um das andere daherbrächten, und ſie wüßten nicht, warum ſie der Gemeinde ſchonen ſollten, aber es werde doch noch Recht und Billigkeit zu finden ſein. Sie meinen alſo, Recht und Billigkeit geben ihnen förmliche Anſprüche auf dieſe Ehesteuern, die nichts Anderes ſind, als recht eigentlicher Hurenlohn. Ja, eine Dirne ging ſo weit, daß ſie eine Gemeinde, die ihr nicht geben wollte, was ſie begehrte, einem Rechtsagenten zur Betreibung übergab, und dieſer übernahm das Geſchäft. In dieſer Geſinnung der Armen liegt das fürchterlich Drohende der Armuth, ich meine, der Titel „Armennoth" ſei gerechtfertigt, und klar liege am Tage, daß dieſe Armuth ein eigentlicher Volkskummer ſei. Dieſer Volkskummer beſchäftigt die Denker, ganze Bände voll Gedanken darüber haben ſie uns bereits aufgeſpeichert; dieſer Kummer beſchäftigt die Geſetzgeber, kurze und lange Geſetze darüber haben ſie bereits wenigſtens projektirt, er beſchäftigt ſogar Profeſſoren, und Kollegien werden darüber geleſen: ſo wird er von allen Seiten an den Laien gebracht, deſſen eigene Wahrnehmungen beſtätigen, daß Noth an Mann gekommen ſei. Darin liegt meine Rechtfertigung, daß auch ich das Wort ergreife über dieſen Gegenſtand, ich, der ich weder ein Denker, noch ein Geſetzgeber, noch ein Profeſſor, ſondern auf dieſem Felde nur ein Laie bin, und zwar ein Laie im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich habe über dieſen Gegenſtand keine Kollegien gehört, ich kenne die hier einſchlagenden Geſetze der verſchiedenen Länder nicht, nicht die Träume der Geſetzgeber über zu erlaſſende Geſetze, ja, ich habe wirklich auch, zu meiner

Schande muß ich es sagen, die Bücher der Denker und ihre Tabellen wenig in meinen Händen gehabt, ich bin ein Laie. Ich habe aber schon lange die Armuth in's Auge genommen und da allerlei wahrgenommen, was vielleicht dem Denker in seinem Studierstübchen, dem Gesetzgeber auf seinen grünen Bänken, dem Professor in seinen Hörsälen nicht nahe getreten ist. Was ich nun so wahrgenommen, das möchte ich als Laie sagen und in aller Bescheidenheit des Laien Gedanken dabei.

Und dieses thue ich mit dem Widerstreben dessen, der wohl weiß, daß der Versuch seine Kräfte überragt, das Vermögen dem Willen nicht entspricht, daß aber doch jeder Versuch einem spätern Gelingen den Weg bahnt, und das Wollen, das nach dem Maaße der zugewogenen Kraft thätig ist, den Menschen werthet. Ich thue es aber rein als Laie, und wer daher keine Gelehrsamkeit bei mir findet, keine Literatur, keine Berücksichtigung von diesem und jenem, wer klagt: es sei schade, daß ich dieses nicht gelesen und jenes nicht angeführt, von jenem mich nicht bekehren lassen von meinem Anschauen zu seiner Ansicht, dem kann ich nicht helfen, dem kann ich nichts Anderes sagen als, daß ich eben nur ein Laie bin.

Ich möchte hinzufügen, daß ich hauptsächlich auch für Laien schreibe, indem ich in dieser Noth weder vom Denker, noch vom Gesetzgeber die wahre Hülfe erwarte, sondern vom Laien, vom Laien, der den Willen hat, die christliche Liebe thätig werden zu lassen unter seinen armen Brüdern.

Darum versucht der Laie nicht, ein Werk zu schreiben, er schreibt nur ein Büchlein, in dem gar vieles nicht ist, in das er nur eins legen möchte: die Kraft, die christlichen Laien zu einer christlichen That zu bewegen.

Zweites Kapitel.

Wo kömmt sie her?

Die Zeit ist kein Sumpf, sie ist ein Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends, sondern fortwährender Wandel der Dinge, und darum Verwandlung von allem.

So spricht Zschokke in seinen Ueberlieferungen: und er hat Recht. Aber denn doch scheint zuweilen die Zeit zum Sumpf zu werden. Der Strom fließt wohl in seinen Tiefen, aber des Menschen Auge gewahrt es nicht. Auf des Stromes Oberfläche hat sich allerlei aufgestaucht und bedeckt die fließenden Wasser. Schlamm aller Art setzt sich an, zum festen, unwandelbaren Boden scheint der Fluß geworden. Aber die Wasser rauschen fort und fort, fressen an der Oberfläche: ein Wink Gottes, die Ströme rauschen auf, auseinandergerissen ist die Decke, ihre Trümmer rollen auf den Wellen.

Hundert Jahre nach der Reformation schien der Strom zu stocken, man schien die Formeln erfunden zu haben, ihn auf immer fest zu bannen. Da versteinerte man den Glauben, bis man eine Dogmatik hatte, und wie ein groß undurchdringlich Schirmdach hielt man diese über die Menschen. Wenn nur Einer unter dieses Schirmdach sich duckte und fest unter ihm sich hielt, so sah niemand nach ihm, ob er auch den lebendigen Glauben im Herzen trage.

Man machte schöne Hofgesetze, bestimmte die Kratzfüße und Scharwenzel, die dem Fürsten zu machen seien und die Zeichen der Liebe, die man in klingender Münze ihm zu bringen hätte. Darnach that der Fürst, was ihm beliebte, fest überzeugt, unter diesen Gesetzen wachsen Liebe und Achtung seiner Unterthanen von selbst, unter ihnen werden sie in Liebe und Achtung immer verharren.

In dieſer Zeit machte man auch die Armengeſetze. Vagabunden waren läſtig geworden, das Eigenthum vor den Herumziehenden nicht ſicher, auch fand man billig, daß in einer Republik an einer gemeinſamen Laſt man gemeinſam trage, kein Menſch, kein Dörfchen ſich ihr entziehen könne. Als die Geſetze gemacht waren, meinte man alles gemacht und legte die Hände in den Schoos. Es war die Zeit, wo man hätte glauben ſollen, es ſei den Menſchen gelungen, feſtzuhalten das Flüchtige, zu verewigen das Wandelbare. Aber in den Tiefen rauſchten die Ströme: Gottes fort und fort, unter der todten Oberfläche wogte Leben, und dieſes Leben rang ſich hervor und ſprudelte auf und riß zuſammen, was die Menſchen für die Ewigkeit erſonnen hatten, und die Trümmer rollen über einander, und neue Fluthen brechen ein, und zitternd bebt der arme Sterbliche in dieſem Weltenaufruhr. Was ihm bleibt, was ihm genommen wird, ob nach dieſem Weltenſturm ein freundlicher Abend kommt oder der Weltenuntergang, er weiß es nicht. Aber er ſieht es jetzt, wie fürchterlich es ſich rächt, wenn der Menſch alles in Geſetze ſetzt, aber nichts im Menſchen ſucht; wenn er Formeln und Formen auf die Throne ſetzt, ſich in ihren Schatten legt und, was inwendig im Menſchen ſich regt, und das, was er neben den Geſetzen treibt, nicht achtet. Wie fürchterlich brach nicht unter dem verſteinerten Glaubensgebäude hervor der Unglaube, wie gewaltig durchſchreitet er die Welt, wie frech ſchwingt er ſeine Waffen! und wer ſagt mir, wo die Gränzen ſind ſeiner Triumphe? Unter den Thronen hervor kroch das blutige Ungeheuer, das man Revolution heißt: da halfen keine Geſetze, weder Hofgeſetze noch andere; der verwahrloſete Menſch kannte keine mehr, weder göttliche noch menſchliche, und badete ſeine Hände in dem Blut derer, vor denen er wie ein Hund im Staube gelegen. Und wer nennt mir die Gränzen, wo das Revolutioniren verwahrloſeter Menſchen ſich endet? Wer nennt mir den Thron,

gegen den die Rache verwahrloseter Menschen nicht ihre blutigen Wellen treibt oder noch treiben wird?

So schwoll unter den Gesetzen die Armuth an, zu der gefährlichen Gewitterwolke, von der man nicht weiß, ob sie den Brand der Städte, der Dörfer Untergang in ihrem schwarzen Schooße birgt; es ward unter ihnen unbemerkt der Arme zu dem Geschöpf, von dem man noch nicht weiß, ob es von Gott uns gegeben sei statt des Wolfes, den wir aus den Bergen getrieben, statt des Drachen, der in unsern Sümpfen wohnte.

Der Unglaube strömt in gewaltigen Wogen, die Revolution hält ihren blutigen Umgang, und wenn die Armuth entfesselt zu beiden sich gesellt, dann haben wir das furchtbare Thier des Abgrundes, das siebenköpfige mit zehn Hörnern, und sein Gefolge, den Tod und das Leid und den Hunger, mit dem Michael und seine Engel vergeblich stritten, das zu überwinden dem Lamme einzig gegeben ward. Ich meine nicht, daß die Gesetze die Armuth unmittelbar erzeugten und ihren gefährlichen Charakter, aber ich meine, weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchstaben nach handhabte, so vergaß man, daß der Arme ein Mensch, ein Bruder sei, vergaß über den Gesetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergaß über dem Leib die Seele; so bildete sich das gefräßige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Gesetze hervor seinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt, das seinen Kopf immer gieriger über die Kluft hinausreckt, die allmälig zwischen den Ständen, zwischen den Habenden und Nichthabenden gerissen worden ist.

Daß ein Mensch dem andern helfe in seiner Noth, ist ein Naturgesetz, denn es liegt in unserer Natur, die des Mitleids, der Barmherzigkeit fähig ist: diese Fähigkeit zum Mitleid, der Trieb zur Barmherzigkeit ist aber auch ein Zeugniß unserer höhern Abkunft, unserer Verwandtschaft mit Gott.

Der Menſch iſt nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, nach der Herſtellung dieſes Ebenbildes ſoll der Chriſt ſtreben: er ſoll verſuchen, göttlich zu leben im ſterblichen Körper, die Erde zu einem Vorhofe des Himmels zu machen. Er ſoll verſuchen als ein rechtes Kind Gottes, Gott zu vertreten auf Erden nach ſeiner ſchwachen Kraft, wie oft die ältern Geſchwiſter den jüngern Vater und Mutter zu ſein verſuchen; oder wie Eltern Gott zu vertreten haben gegenüber ihren unmündigen Kindern, ſo haben die von Gott mit Gütern Begabten Gott zu vertreten gegenüber denen, welche Gott für ihre Lebensreiſe nicht hinlänglich ausgeſtattet hat. Und gerade in dieſem Mangel der Ausſtattung Einzelner hat Gott den Menſchen am höchſten gewürdiget, hat die Begabtern befähigt, ſeine Statthalter zu ſein auf Erden, ſeine Stellvertreter, und in ſeiner Liebe und Weisheit zu handeln an ihren Brüdern. Dieſes iſt auch das eigentliche Band, das die Menſchen an einander halten ſoll als eine Familie, das verhüten ſoll, daß die einzelnen Stände nicht auseinander gehen wie die Planken eines geſcheiterten Schiffs. Wir ſollen geben und nehmen lernen und beides unbeſchwert, d. h. in der Liebe, und beides iſt gleich ſchwer.

Der Chriſt nun, der Sinn hat für ſeinen Beruf, zu dem er berufen iſt, der wird die Unterſtützung ſeiner armen Brüder nicht anſehen als eine Pflicht, ſondern als eine Gnade, als eine hohe Ehre, indem Gott ihn Theil nehmen läßt am Spenden ſeiner Gaben. Nach dieſer Gnade, dieſer Ehre wird daher jeder Chriſt ſtreben. Je reichlichere, herrlichere Gaben, leibliche und geiſtliche, er zu bieten vermag und ſie bietet in beſonnener Weisheit, deſto mehr nimmt er Theil an der Herrlichkeit Gottes. Darum wird auch kein ächter Chriſt ſich am faulen Nehmen behagen laſſen, denn jeder Chriſt empfindet es, daß Geben ſeliger iſt denn Nehmen, denn es iſt im Geben eben das Bewußtſein der Theilnahme an der göttlichen Vorſehung, der Berufung in den innigen Gottesdienſt. Es

wird kein Christ, weil ihm gegeben wird, nur nehmen wollen, denn da stieße er ja das Höchste von sich; das Nehmen wird niemand träge machen, sondern jeden spornen zu jeder Anstrengung, auf daß auch er am Geben Theil nehmen könne. Darum wird auch das Geben selig gepriesen und dem Knechte, der sein Pfund vergräbt, mit der Finsterniß gedroht. Hieher gehören auch die Worte: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und so jemand den Seinen, und sonderlich seinen Hausgenossen, nicht Fürsehung thut, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Heide. Es enthält also das Christenthum durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen. Es zeigt das richtige Verhältniß zwischen Reichen und Armen, zwischen Gebenden und Empfangenden. Wenn man es recht begriffe, so würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverschämt sein, kein Reicher unverständig im Geben, kein Armer unverständig im Genießen. Zwischen ihnen waltete die Liebe, und jede Gabe würde geheiliget durch den Sinn, in dem sie gegeben, genommen würde. Wäre es so, dann wären keine Gesetze nothwendig, die Liebe wäre die weise Mittlerin zwischen Ueberfluß und Mangel. Wo aber der innere Sinn fehlt, muß in bestimmten Fällen ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Gesetze ersetzt. Der Christ ist zur Freiheit berufen, aber die Freiheit gebrauchet er *nicht zum Anlaß dem Fleische, sondern daß er diene in Liebe* den Andern und Früchte des Geistes bringe. Nun aber vergessen dieses die Staatsmänner und Juristen, welche die Gesetze machen; sie meinen, diese genügen für sich allein zu allem und für Alle und achten nicht auf das innere Wesen und denken nicht daran, was aus diesem einst hervorgehen und ihre Gesetze zu Schanden machen wird. —

Es war eine Zeit, wo es gar wüst ging in unserem Ländchen, viel herrenloses Gesindel die Sicherheit gefährdete,

viele der Leibeigenſchaft Entlaſſene oder Entlaufene mit ihrer Freiheit nichts anzufangen wußten; wo Viele aus angebornem Geize nichts gaben, Andere nichts mehr geben wollten, weil die Geizigen nichts gaben, ſie die Laſt einzig tragen ſollten u. ſ. w. Da entſtunden die Bürgerrechte und die Armengeſetze; da trat der mangelnden Liebe zu Hülfe ein äußerer Zwang. Ich will und kann keine Geſchichte des Armenweſens ſchreiben, ich kann nur die Wendung bezeichnen, welche die Geſetze ihm gaben. Dieſe mit ihrem Buchſtaben tödteten auch hier den Geiſt, den man nicht wahrte. Die Liebe blieb immer mehr zurück, deſto läſtiger wurde der Zwang, deſto weniger Segen war bei dem Gegebenen.

Je mehr die Menſchen ſich mehrten, je mehr das gemeinſame Eigenthum verſchwand oder andere Namen erhielt, was, den darauf bezüglichen Geſetzen nach zu ſchließen, oft genug geſchehen ſein muß, deſto läſtiger wurde dieſe Pflicht, deſto mehr erledigte man ſich derſelben auf die wohlfeilſte, kürzeſte Art, unbekümmert darum, ob ſie auch die beſte ſei, ob der arme Bruder ein Zeugniß der Liebe empfange oder ein Zeugniß, daß er ein Aergerniß, eine Laſt und eine Bürde ſei. Dieſe Liebloſigkeit ging auch auf das Austheilen von Gaben über, die man nicht aus dem eigenen Sacke nahm, die man bloß zu verwalten hatte. Dieſe gleiche Lieb- und Sorgloſigkeit ging auch auf einen großen Theil der freiwilligen Gaben über, welche man auf den Straßen, bei den Häuſern austheilte. Man ſpendete ſie, durchaus unbekümmert, wem und wozu man gebe; man meinte durch dieſes Geben einer Pflicht ſich zu entledigen, eine gute That zu vollbringen, den Himmel ſich zu verdienen. Man vergaß, daß bloß der Sinn die Gabe heilige, daß nach der Weiſe Gottes zu geben ſei, der ſeine Gaben mit Weisheit abmißt, mit Weisheit zutheilt, mit Weisheit auf ihre Anwendung achtet. So entſtund zwiſchen den Herzen der Geber und Empfänger eine immer größere Kluft, die Liebe mittelte immer weniger.

Zu gleicher Zeit schieden die Stände sich immer mehr, traten weiter auseinander, sonderten sich in Sitten, Ansprüchen, Lebensweise immer mehr ab. Die adeliche Hausfrau stund vor fünfhundert Jahren einem armen Weibe hundertmal näher in ihren Begriffen, Beschäftigungen, selbst Bedürfnissen, als eine gegenwärtige adeliche oder Handelsdame (es giebt freilich auch in andern Ständen solche Damen), die ihr ganzes Leben nur mit Darstellung ihres Ichs nach der neusten Mode zubringt. Zu diesem Auseinanderzerren der Menschen gaben ganz besonders Anlaß die sogenannten hohen Häupter. Die reckten auf die unsinnigste Weise ihre Häupter über die Wolken auf, ließen sich Majestät tituliren und Allerhöchst, und wenn ein sterblicher Finger ein solches Haupt (die Königin von Spanien) berührte, so war er des Todes. Diesen Häuptern streckten sich nun eine Unzahl von Häuptlein nach, traten heraus aus dem Kreise gemeiner Menschen und verpallisadirten sich mit Titeln und Würden gegen gemeine Berührung. So ging das bis auf die untersten Stufen der Gesellschaft, und die Menschheit wurde auseinander gerenkt, einem Gefolterten gleich, dem der Henker Centnersteine an die Beine gehängt.

Zu dem kam noch die Entstehung einer eigenthümlichen Vermögensart. Ehedem lebte man meistens von Sold, Lohn oder Landbesitz, man kannte Kapitalien und Grundzinse nicht, es sogen Alle aus der Brust der gleichen Mutter ihren Unterhalt: Kaiser Karli, der seinen Hühnern die Eier nachzählte, und der arme Leibeigene, der die Kühe molk und die Schafe hütete, und die Kaiserin Karli, die ihrem Manne die Kleider aus selbstgesponnener Wolle machte, und die arme Schäferin, die ihrem Manne die Schaffelle zusammennähte zu tüchtigem Winterrock in Wind und Wetter hinaus. Als aber das baare Vermögen, die baaren Zinse aufkamen, eine Masse Leute von diesen lebte, recht eigentlich vom Gelde, denn die Naturerzeugnisse kamen zu ihnen nur präparirt und parfümirt, so daß sicher gar manche Dame nicht weiß, daß die Milch von der

Kuh kömmt, da entfremdeten ſich die Leute, welche an der Bruſt dieſer neuen Mutter lagen, gar ſehr denen, welche unmittelbar aus der Erde ihre Nahrung ſuchten.

So wurde der Arme immer mehr hinunter- und in eine eigene Klaſſe, Kaſte hineingedrängt, ſo daß nicht mehr die Armuth eine zufällige war und an Blinde, Lahme ſich knüpfte und Andere der Art, die dann unvermerkt zwiſchen ihren Ernährern lebten, mit deren Gebrechen auch ihre Armuth, d. h. Unterſtützungsbedürftigkeit, erloſch, ſondern daß ſie überging auf ihre Familie, deren Glieder nicht Blinde, Lahme waren, die man aber als Arme mit dem Titel „Beſteuerte" bezeichnete. Dieſer Name ward ein eigentliches Brandmal, nicht ganz wie der Name Henker, aber doch etwas Aehnliches hat er. Mit einer ganz eigenen Betonung ſagt man nicht nur, der und der iſt beſteuert, ſondern auch: dem und dem ſeine Mutter, ſeine Großmutter waren beſteuert. Geſetze vollendeten dieſe Scheidung und zogen eine ſcharfe, unüberſteigliche Linie zwiſchen Beſteuerten und Unbeſteuerten. Man wird ſagen, das ſei ja eben gut, daß Schande an's Beſteuertwerden geknüpft ſei, um ſo mehr werde man ſich hüten, ſich beſteuern zu laſſen. Wer liederlich wird, vergißt die Schande, in dieſe Klaſſe zu fallen, wer aber einmal in dieſer Klaſſe iſt, gewöhnt ſich daran und verliert nur zu leicht Muth und Kraft, aus dieſer Kaſte ſich herauszuarbeiten, die Schranken zu überſchreiten, und wer einmal darin geboren iſt, dem wird nur zu oft in früher Jugend ſchon die Kraft gebrochen, ſich herauszuarbeiten. Wie man Zugvögeln die Flügel lähmt, damit ſie ein warmes Land nicht finden können, ſo werden armen Kindern die Schwungfedern ausgeriſſen, ſie müſſen als die Hefe der Menſchheit, als eigentlicher Bodenſatz Andern zur Laſt bleiben.

Unter denen, welche geſetzliche und freiwillige Unterſtützung bedurften, war immer eine ſehr bedeutende Anzahl Kinder, Kinder, denen die Eltern, Vater oder Mutter, oder deren Eltern das Brod für die Kinder fehlte, die im Kothe der

Trägheit, der Sünde ſich wälzten und mit dieſem Kothe die Kinder nicht ſpeiſen, nicht kleiden konnten. Nun wurde immer mehr dieſen Kindern die geſetzliche Gabe gegeben ohne Liebe, der äußere Menſch genährt, gekleidet, der innere ganz vergeſſen. Man ſorgte dafür, daß ſie am Leben blieben, d. h. nicht verhungerten, nicht erfroren: man gab ihnen Brod oder Geld, wenn ſie an die Thüren klopften, aber man ſah in ihnen nicht die Kleinen, die Jeſus ſo lieb hatte, von denen er ſagte, daß ihnen das Himmelreich gehöre; man bekümmerte ſich durchaus nicht um ihre Seelen, ja man dachte nicht einmal daran, daß ſie eine Seele hätten. So oft man wollte, hörte man den gräßlichen Spruch, der Bauer frage einſt nicht: Kannſt beten? ſondern er frage: Kannſt arbeiten? Für ſie war in keiner Schule Platz zum Schreiben oder Rechnen, und ob ſie leſen lernten, fragte man ſelten. Ja, es gab ſehr reiche verwaiſete Kinder, welche im dreizehnten Jahre nicht leſen konnten, und zwar war in dieſer heilloſen Verwahrloſung zwiſchen Stadt und Land kein ſo großer Unterſchied, als man glauben ſollte. Kein Menſch dachte daran, daß dieſe Kinder ein anvertrautes Pfund ſeien, von deſſen Verwendung man Gott Rechenſchaft abzulegen hätte, und daß von dieſer Rechenſchaft der eigenen Seele Heil und Seligkeit abhange. Man verdingte dieſe zur Laſt gefallenen Kinder oder vertheilte ſie ſo gleichmäßig als möglich auf die Höfe.

Dieſes Kinderverdingen iſt ein eigener Erwerbszweig auf dem Lande, der einmal eigens in's Auge gefaßt werden ſollte.

Es giebt eine große Menge Leute, welche ob verdingten Kindern etwas verdienen wollen: das Koſtgeld ſoll ihnen einen Zins oder den Hauszins oder das Milchgeld ꝛc. liefern. Sie wollen ob den Kindern ihr eigen Leben beſſer friſten, und die Koſtgelder betragen je nach dem Alter von zweiundzwanzig bis acht und ſechs Thaler — man denke.

Nun ſind auch viele Leute, welche ihre eigenen Kinder verdingen: Knechte und Mägde, die dieſes Verdingen vortheil-

haſter finden, als eine eigene Haushaltung. Dieſe ſuchen meiſt etwas ſorgfältiger die Plätze auf, ſehen beſonders darauf, daß die Pflegeeltern ſelbſt Milch haben, wenn nicht von einer Kuh, doch von einer Ziege. Wenn ſie des Jahres einmal das Kind beſuchen und ihm Lebkuchen und Weggen kramen, und dieſe werden dann in ein Kacheli mit guter Milch eingebröckelt, und das Kind hat zufällig fette Backen, ſo ſind die guten Eltern glücklich und Rühmens voll, meinen, wie gut das Kind aufgehoben ſei, werden aber ſehr oft, wenn ſie eine eigene Haushaltung anfangen, gräßlich enttäuſcht.

Den von der Gemeinde verdingten Kindern werden wegen geringerem Koſtgeld auch mindere Plätze zu Theil. Wahrſcheinlich noch jetzt ſind die ehedem allgemeinen Minderſteigerungen gebräuchlich. Da wurden Kinder förmlich ausgerufen wie unvernünftiges Vieh. Wer will minder als zehn Kronen für das Meitſchi, es iſt ein gewachſenes und iſt brav gekleidet u. ſ. w. So mußte das Kind ſich ausrufen hören, mußte hören, wie es Batzen um Batzen hinuntergeſteigert wurde, und mit jedem abgemärteten Batzen wurde ein ganzes Jahr lang ſeine Behandlung um ſo härter, das wußte es.

Man ſchlug ſie den Mindeſtnehmenden zu, ſehr oft ohne daß man wußte, wer ſie waren, denn dieſe öffentlich bekannt gemachten Steigerungen zogen weit umher Leute an, wie gewöhnliche Steigerungen die Grämpler; jetzt werden mehr Zeugniſſe gefordert, welche aber meiſt wenig zu bedeuten haben. Man ſchlug ſie Leuten zu, welche nichts zu beißen, nichts zu brechen hatten, vielleicht nicht einmal ein Bett für das Kind; es mußte unter Hudeln auf dem Ofen ſchlafen; es mußte hungern, hungern mehr als die Andern am Tiſche, denn dieſe aßen zuerſt vorab, ehe ſie etwas an das arme Kind kommen ließen. Es mußte oft das Eſſen betteln, mußte das Holz zuſammenleſen im Walde, erhielt das Jahr durch kein einziges Kleidchen, ſah die Schule nie, ſah während ſeiner ganzen Jugendzeit die Kirche nie. Ja ſehr oft mußte das Kind ſtehlen,

wurde zu vielen bösen Streichen förmlich abgerichtet, mußte ausführen, was seine Meisterleute ausſannen.

Oder es wird verdinget an ſogenannte brave Leute, an Leute, welche arbeiteten wie die Pferde, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leib und Seele an die Arbeit ſetzten und von des Menſchen Beſtimmung ſo wenig einen Begriff haben, als ein Heugabelſtiel vom lieben Gott. Dieſe ſtrengen nun die armen Kinder über ihre Kräfte an, mißbrauchen ſie zu Poſteſeln ihrer eigenen Kinder, geben ihnen das ganze Jahr durch vielleicht kein gutes Wort. Und das ganze Jahr durch muß das Kind da aushalten, niemand fragt ihm nach, niemand ſieht darauf, wie es ſeine Sache hat; wem es allfällig zu klagen hat, weiß es nicht, den Weg zur Heimath weiß es vielleicht nicht; und was ſollte es dort, wo man es an der Mindersteigerung dem Mindeſtbietenden zugeſchlagen hatte?

Man verdingte auch Kinder an ſogenannte gute Leute, an Leute, welche keine eigenen Kinder hatten oder ſonſt im Rufe waren von beſonderer Gutmeinenheit. Dieſe ſogenannten guten Leute betrachteten nun die Kinder wie reiche Leute Schooskatzen oder Schooshündchen, erzogen ſie zu der fürchterlichſten Meiſterloſigkeit, welche ſpäter nichts Anderes als Arbeitsunfähigkeit, Gottloſigkeit erzeugte. Dann ſtund die weiſe Gemeinde zuſammen, ſchlug die Hände über den Kopf und konnte lange nicht faſſen, wie bei ſolchen braven, guten Leuten Taugenichtſe aufwachſen können, und erkannte endlich: das müſſe in der Race ſein, und man ſolle doch nur aufhören, mit armen Kindern ſich zu mühen, da ſchlügen die Buben dem Alten nach, die Mädchen der Alten, und von ſolchem Zeug ſei noch nie etwas Rechtes gekommen.

Man vertheilte ſie an andern Orten unter die Güterbeſitzer, unter alle ohne Ausnahme, unter Diebe und Trunkenbolde, unter Ruchloſe und Gottloſe. Wie übel der Ruf eines Hauſes ſein, wie zuchtlos es in demſelben zugehen mochte, wie bekannt die Behandlung armer Kinder in dieſem Hauſe

war, wie manches Kind aus demſelben verlauſet, erlahmet verkrüppelt kam, wie manches übel ausgefallen war, es wurden dieſem Hauſe immer wieder Kinder zugetheilt; frug man der körperlichen Behandlung ſo wenig nach, was hätte man der geiſtigen nachfragen ſollen? Es ließen ſich eine Menge wirklich gräßlicher Geſchichten erzählen über die Behandlung ſolcher Kinder, erzählen von Arm- und Beinzerſchlagen, von Schändung von Mädchen und Knaben, von Anführen zum Diebſtahl, von fürchterlichen Martern; wie man Kinder erlaufen ließ und ihnen nur erlaubte, am Sonntag ſich zu kämmen, und zwar auf dem Miſthaufen — die ganze Woche durch mußten ſie ohne Wehr von den Läuſen ſich zerbeißen laſſen; wie man arme Kinder erfrieren ließ, barfuß das Vieh weiden in Näſſe und hartem Reif, ihnen erſt um Weihnacht Schuhe und Strümpfe anſchaffte, daß ſie für ihr Leben lang arbeitsunfähig wurden, wenn ſie nicht ſchnell unter fürchterlichen Schmerzen ſtarben; wie man armen Kindern Kleider, die ſie von Pathen erhielten, ſtahl und ſie den eigenen reichen Söhnchen anzog (man denke ſich doch die Empfindungen eines armen Kindes, das ſo gar nichts hat, woran es Freude haben kann, wenn eine reiche Gotte ihm eine ſchöne Pelzkappe ſchenkt, mit einem ſilberigen Trodel, und dieſe muß es laſſen, muß ſie auf dem Haupte eines Meiſterſöhnchens ſehen ein ganzes Jahr lang und darf nicht einmal ſagen: Das iſt meine! man denke ſich, was da in der Kinder Herz ſich regen und bewegen muß!); wie man ſogar Hexerei zu Hülfe rief, um arme brave Buben auszubeuten. Solches ließe ſich nicht nur erzählen, ſondern es läßt ſich auch beifügen, daß ſolches alles nicht nur ungeſtraft geſchah, ſondern daß man den gleichen Leuten immer wieder Kinder zutheilte. Ja, trotz dem, daß von Meiſterleuten weg Kinder in's Zuchthaus kamen, daß Behörden allem aufboten, unumwunden der Meiſter ruchloſe, thieriſche Natur bezeugten, trotz dem vertheilten und verdingten Gemeinden ſolchen Menſchen immer wieder Kinder.

Auch geſchah es vielfach und geſchieht noch, daß man anerkannt ſchlechten Eltern den Hauszins zahlt und die Kinder läßt, wenn man es wohlfeiler zu machen glaubt, und dieſe Eltern können dann natürlich die Kinder brauchen, zu was ſie wollen. Man bedachte nicht, daß die Kinder verderben, daß man noch dazu gewöhnlich den Kindern weit mehr freiwillige Almoſen bei den Thüren giebt, als eine vernünftige Erziehung gekoſtet hätte.

Allerdings wurden auch Kinder zu ſehr rechtſchaffenen, tüchtigen Leuten vertheilt, welche hoch ſtunden in der Achtung der Menſchen und ſie auch verdienten — und dennoch verdarben gar viele derſelben. Hatten dieſe Leute eigene Kinder, ſo fühlten die Armen gleich den Unterſchied, den Mangel an Liebe: es kam Unterthänigkeit in ihr Aeußeres und Bitterkeit in ihr Herz. Hatten ſie viel Geſinde, ſo wurden ſie der Spielball von dieſem, wurden mißbraucht, ihr Charakter durchaus zu Grunde gerichtet. Auch geſchah, daß der Meiſter unter den Knechten den Güterbub nicht bemerkte, wie man unter langen Diſteln das kleine Blümchen nicht ſieht, daß er während zwei, drei Monaten gar nicht bemerkte, ob derſelbe zur Schule gehe oder nicht, daß dieſes ganz von den Knechten abhing, daß er Jahre lang nicht merkte, ob er einmal zur Kirche ging oder nicht.

Am beſten waren die daran, welche von Pathen aufgenommen wurden. Wenn eine Bäurin ſagt: „Ich bin dem Gotte", ſo hat dieſes eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt ſich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind, in die Behandlung kömmt bei der Bäurin etwas Mütterliches, beim Bauer etwas Väterliches, das gegen fremde Kinder nicht ſichtbar wird. Und wenn das Kind ſagt: „Das iſt mein Götti, meine Gotte", ſo regt ſich auch in ihm ein kindlicher Sinn, ein gewiſſer Stolz; etwas Verwandtſchaftliches herrſcht zwiſchen ihm und ſeinen Pflegeeltern, und auch das Geſinde wird ſich gegen ihn's anders betragen, als gegen

ein armes Kind. „Gieb Acht, was du machſt, heißt es, der Meiſter iſt ſein Götti.“ Der Name Gotte, Götti hat einen eigenen zauberiſchen Klang für des Kindes Herz, und in demſelben muß man fragen, was Taufzeugen eigentlich zu bedeuten haben, und die Antwort, welche man erhält, giebt tiefe Lehren in Bezug auf dieſe Kinder.

So wurde im Allgemeinen die geſetzliche Armenpflicht an den Kindern ausgeübt: das Leben wurde ihnen erhalten, das Thier in ihnen ernährt, an den Menſchen in ihnen dachte man nicht. Das Kind lernte nie, was ein Menſch ſei, wurde nicht zur Achtung ſeiner ſelbſt gebracht, nicht zum Glauben an ſeine Kräfte, nicht zur Einſicht in ihre Beſtimmung.

In ſie wurde kein Aufſtreben, kein Trieb nach Vervollkommnung gebracht, ſie dachten gar nicht daran, daß ein Menſch durch regen Gebrauch ſeiner geſunden Kräfte, durch Geduld und Genügſamkeit zu Eigenthum gelangen könne. Sie lernten nicht den Verſtand gebrauchen, ſondern bloß Arme und Beine: ſie lernten nicht die Augen aufthun, ſondern bloß das Maul. Meiſtens zeigt ſich auch eine gräßliche Verdroſſenheit zur Arbeit. Sie denken nicht daran, daß ſie eigentlich dem großen Meiſter da oben arbeiten, der ihnen Tage, Stunden zuzählt zur Arbeit und ihnen einſt den Lohn abmißt, je nachdem ſie getreu oder ungetreu geweſen in ihrer Arbeit. Es haſſen von früher Jugend auf die meiſten ihre Meiſter, haſſen die gezwungene Arbeit: ſie hatten ja nie Liebe empfangen, warum ſollten ſie lieben? Daher ſuchen ſie ſo wenig als möglich zu arbeiten, überthun ſich in keinen Dingen, und wenn ſie Gott den ganzen Tag, dem Meiſter den ganzen Lohn abſtehlen könnten, ſo wäre das ihnen das Rechte.

So dienen ſie oder taunen um geringen Lohn, und es freuen ſich thorrechte Bauern und Meiſter über dieſen geringen Lohn und die halbbatzigen Dienſtboten. Sie ſind kaum weiſer als ihre Knechte und Mägde, ſie begreifen nicht, daß die dümmſten, d. h. die wohlfeilſten, Menſchen gewöhnlich

mehr essen, als die klügern, und daß ein tüchtiger Knecht, eine rührsame, getreue Magd nicht nur zwei-, sondern viermal mehr verdienen, als ein verdrossener Dienstbote, dem alles in den Händen anzufrieren scheint, und der einhertrappet, als ob ihm nicht nur die Erde, sondern auch Sonne, Mond und Sterne an den Füßen hingen. Je weniger in solchen Menschen der vernünftige Mensch sich zeigt, desto mehr tritt das Thier hervor, das durch keine Kraft zurückgedrängt, gezähmt wird. Der Genuß ist ihnen alles, an ihm hängen ihre Gedanken, das Sehnen nach ihm füllt ihr inneres Leben. Was sie auf- und anbringen mögen, das vertrinken, verhoffährtlen, verkrämerlen, verschlecken sie und geberden dabei sich wie Thiere. Man sitze nur einige Sonntage an den Landstraßen, so wird man inne werden, von welchen Geistern die meisten dieser Leute besessen sind. Und wenn sie auch aufgeputzt sind wie Pfauen und daher rauschen wie Mühleräder, halbwelschend mit merci und s'il vous plait, wenn sie auch Schnäuzchen tragen und Stiefelchen, schön gewixt: man sieht doch das Thier, das seine Hörner aus ihren Augen streckt, auf hundert Schritte in ihnen, sieht ihnen den scheinbar wohlfeilsten, aber doch theuersten Genuß, die Wollust, in allen Geberden spielen.

Der Hang zu diesem Laster wird an sehr vielen Orten in solche arme Kinder auf fürchterliche Weise recht eigentlich gepflanzt. Die meisten der Leute, bei denen diese Kinder sich aufhalten, Eltern und Meisterleute, haben gar keinen Begriff vom innern Leben des Menschen, ja keinen Begriff von der Keuschheit: erst wenn ein unehelich Kind zu Tage kömmt, schreit man Fürio und Mordio. Nun bewahrt man weder den Sinn noch die Keuschheit der Kinder. Gar viele müssen von früher Jugend auf bei Mägden schlafen, die mit ihren Kiltern alles Mögliche treiben, die Knaben bei Knechten und sich von ihnen alles gefallen lassen; es ist da ein Pfuhl von Lasterhaftigkeiten, von dem man sich keinen Begriff macht. Läßt der Bauer seine eigenen Mädchen bei solchen Mägden

ſchlafen, ſollte er mit verdingten, vertheilten Kindern ſich mehr in Acht nehmen? Hat jüngſt doch ein Bauer, bei dem zwei in wilder Ehe leben, ſich ganz ungeſcheut entſchuldigt, das Menſch ſchlafe bei ſeiner Tochter, in deren Bett, und ſomit hätte niemand darnach zu fragen, wen ſie in ihrem Bette habe, und er fand Gehör. Ja der wüſteſte Bauer, der über die Tellen flucht, daß der Boden zittert, iſt im Stande, arme Mädchen zum Tanz und Marktgeläufe recht eigentlich anzuleiten, über den Pfarrer zu fluchen, wenn er dagegen redet, Knaben zu füllen, an's Brönz zu gewöhnen. Ein ſolcher Chriſti auf dem Bergli, ein Hans Uli im Bödeli begreift gar nicht, daß er ſelbſt wahrhaft teufelſüchtig die armen Leute ſchlecht macht, über welche er alle Tage ſo jämmerlich flucht.

Iſt einmal der wüſte Hang in die Kinder gepflanzt, ſo findet derſelbe bei der immer heilloſer werdenden Sitte des Kiltganges allen möglichen Vorſchub. In ihnen lebt nichts Höheres, nichts Beſſeres. Jahre lang kommen ſie vielleicht nie in die Kirche, nie zu einem Buche; ihr Denken iſt entweder ein Grollen über die Meiſterleute oder ein Spiel mit wollüſtigen Gedanken. Dem Ausbruch ihrer Luſt zieht keine Familienehre Schranken; keine Spekulation, reich zu heirathen, macht ſie wenigſtens vorſichtig; keine Verſtellungen von der Wichtigkeit, der Koſtbarkeit der Ehe ſchreckt ſie ab, ja nicht einmal mehr die Furcht vor einem unehelichen Kinde. Ja, bei den Mädchen iſt ſehr oft ein recht abſichtlich Fallenlegen und Preisgeben, um zur Ehe zu kommen, während bei den Burſchen ein gedankenloſes Fröhnen der Luſt vorherrſcht. Die Mädchen mögen nicht dienen, mögen ſich nicht befehlen laſſen, möchten gerne ſelbſt kochen und nicht von der Meiſterfrau ſich kochen laſſen, ſtellen ſich vor, in einer Ehe ſei lauter Juhe und lindes Brod, und gehen Tag und Nacht nach einer Heirath aus, und am ſicherſten hoffen ſie dazu zu kommen, wenn ſie zur Schwangerſchaft gelangt ſind.

Doch muß ich gerecht ſein und in vielen Mädchen noch

ein tieferes Gefühl anerkennen, als nur die wüste Luſt, als nur die Verdroſſenheit zum Dienen. — Lange Jahre hat ſie niemand geliebt, niemand mit ihnen Mitleiden gehabt, wenn ſie Kopfweh hatten oder ſonſt etwas. An niemand konnten ſie ſich lehnen im Leben, an niemand ſich aufrichten in Kummer und Noth; ſie ſehnten nach einem Herzen ſich, das ihnen angehöre, nach einem Kopfe, der offen ſei ihren Schmerzen und Hoffnungen, nach einer Hand, die ihren Schwachheiten aufhelfe. Dieſes tiefe Sehnen liegt in gar manches Mädchens Herzen, deſſen wüſtem Thun man ein inniges Gefühl nicht zutrauen würde. Aber wo hätte es ſchön thun lernen ſollen, waren doch allé Beiſpiele wüſt rings um ihn's, war doch ſeine Natur nicht veredelt, hingegen die Schamhaftigkeit frühe abgeſtreift worden? So bringen ſie es endlich zu der Hoffnung, heirathen zu können, und nun gehen ſie aus mit Flehen und Flattiren, mit Drohen und Weinen ihren Liebhabern nach, um einen aus ihnen zum Mann zu erheben, mit ihm das Band für's Leben, die Ehe zu ſchließen.

Und hier nun wird es mir, als ob ich ſtünde an eines bodenloſen Abgrundes Rande, als höre ich in deſſen Tiefen einen Höllenkeſſel Verderben ſieden, als ob ich ſähe dieſes Verderben ſtrömen in unermeßlichen Maſſen aus dem Keſſel empor und ergießen namenloſes Elend über die Erde: unzählbare Schaaren armer Menſchen, die an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und dieſer Höllenkeſſel, der Ströme braut, viel fürchterlicher verderbenbringend als die glühendſte Lava, iſt der unheilige Sinn, der die Ehe ſchließt, und der ſchauerliche Abgrund, aus dem die Ströme fluthen, iſt unheiliger Ehen unheiliges Leben.

Und an dieſes bodenloſen, fürchterlichen Abgrundes Rande möchte ich Alle führen, die über die Zeiten, über die ſich mehrenden Armen klagen, möchte ihnen hinunterzeigen in dieſen Keſſel und ihnen ſagen: Sehet da, aus den Tiefen herauf quillet, was ihr ſo mühſelig und vergeblich auf der Oberfläche ſuchet;

da aus diesem schwarzen Schlunde herauf quellen die Menschen, über deren Erscheinen ihr jammert, wie Morgenländer, wenn Heuschrecken die Sonne verdunkeln, das grüne Gras am Boden, das grüne Laub am Baume verschwinden lassen. Seht da den schwarzen Schoos, der die Menschen gebiert, die keine Hand zum Himmel zieht, die kein heiliger Sinn in das reine Wasser zur heiligen Taufe taucht, die der Eltern selbsteigene Hand tauft und taucht in den tiefsten Erdenschmutz des thierischen Lebens.

Nicht als Tannzapfen an die Tannen hat der liebe Gott die Kinder gehängt, wo der Winde Wehen sie abschütteln; nicht wie Blumen-Staub fliegen sie in der Luft herum und fallen nieder hie und da, wo der Wind sie niederhaucht. Gott vertraut die Kinder Menschen an. Er legt die in schwacher körperlicher Hülle an's Tageslicht tretenden Seelen Eltern an die Brust, deren Seelen gewohnt sind an das Tageslicht, deren Körper gehärtet worden an Nacht und Licht, an Hitze und Frost. Das thut Gott nicht umsonst. Nicht umsonst hat er des Kindes Körper geschaffen, daß es Jahre lang hülflos bleibt, daß es nicht wie der Vogel nach wenig Wochen ausfliegen kann der Nahrung nach, daß es nicht sich gatten kann wie die Mücke nach wenig verlebten Stunden. Der Mensch lebt auch nicht vom Brod und ähnlichen Dingen allein: er besitzt eine Seele, die vom Brode nicht satt wird, welcher weder Milch noch Wein den Durst löschen. Aber als Thier geboren bedarf er Menschen, welche seine Seele wecken, nähren, entbinden, um Mensch werden zu können.

Aber nicht bloß Mensch bleiben soll der Mensch. Ihm ist das Ziel seiner Vollendung nicht hienieden abgesteckt, seine Bahn fassen nicht enge, kurze Schranken ein, die er schnell durchläuft, schnell das Ziel erreichend, wie der Vogel bald sein Nestchen bauen, seine Mücken fangen lernt in aller Vollendung, ein Geschlecht wie das andere. Es ist der Mensch eine Puppe nur, aus der ein Engel schlüpfen soll, und dieser Engel muß

hier geboren werden, hier in der körperlichen Hülle müſſen ihm die Flügel wachſen, wenn im Tode ein Engel aus der Hülle fliegen, die Puppe nicht wieder zur ſcheußlichen Larve werden ſoll. Hier erreicht der Menſch ſeine Beſtimmung nicht, darum iſt ihm hier auch kein Ziel geſetzt, und er erreicht keines; hier iſt nur ein Werden, nicht ein Vollenden. Darum iſt aber auch in der Menſchheit kein Stillſtand, ſondern ein Aufwärtsſteigen, ein Vervollkommnen der Erkenntniſſe und ſomit auch der Zuſtände, der Verhältniſſe. Und wenn ſchon ganze Geſchlechter glitſchen und rückwärts fallen auf der ſteilen, ſchlüpfrigen Bahn, ſpätere Geſchlechter erſcheinen doch wieder hoch über den dahingegangen. Aber eben, damit ein Aufwärtsſteigen ſei auf dieſer dornenvollen Bahn, die zum Himmel führt, müſſen die Kinder gehalten, aufwärts gezogen werden, bis die eigene Kraft ſie oben erhält. Es muß geübt werden eine heilſame Zucht, denn erkennen ohne Zucht bringt keine geſunden Früchte an den Baum.

Darum hat Gott Mann und Weib geſchaffen und in ihre Arme das zarte Kind gelegt, damit ſie in Liebe und Kraft es heraufziehen möchten vom Thier zum Menſchen. Sie ſollen im Menſchen den Engel erwecken, ſollen ihm Raum ſchaffen, daß er ſeine Schwingen entfalten, daß er auffliegen könne, wenn der Herr die Hülle ihm bricht. Es ſollen die Eltern recht eigentlich ihrer Kinder Himmelsleitern ſein, auf denen Engel aufwärts ſteigen zum Himmel empor. Darum hat der Herr Mann und Weib geſchaffen, den Trieb, der ſie zu einander zieht, in ſie gelegt und die Geſetze gegeben, durch welche die, welche ſich zuſammengefunden, zuſammengehalten werden, ſich nicht gatten und trennen ſollen, wie die Vögel des Himmels, die Thiere des Waldes, die Fiſche in des Meeres Grund.

Dieſes Zuſammenleben, dieſen Bund zwiſchen Mann und Weib nennt man „Ehe", Kinder ſind ihr Schmuck, ihre Frucht, wie Blüthen und Früchte den Baum zieren, ſein Daſein bedeutſam machen; und wie man an Blüthen und Früchten den

Baum erkennt, ſo wird der Geiſt der Ehe offenbar an den Kindern.

Dieſe Ehe iſt keine poſitive, obrigkeitliche Ordnung, welche wechſelt mit den Ländern, die ſich auflöst mit den wechſelnden Zeiten: ſie iſt ein Naturgeſetz. Sie gilt heilig bei allen Völkern, welche aus Thieren zu Menſchen geworden ſind; ſie hat religiöſe Bedeutung bei allen Völkern, welche das menſchliche Leben mit einer Gottheit zuſammenknüpfen. Wird der Ehe ihre Heiligkeit genommen, ſo werden im Mutterleibe ſchon die Kinder entheiligt. Würde die Ehe für überflüſſig erklärt, dann würden die Zeiten vom Thurmbau zu Babel wiederkehren, wo keiner den Andern verſtände, wo alles auseinander ginge, Alles verwilderte, die Menſchheit eine thieriſche Horde würde, in welcher der Stärkſte Meiſter und Führer wäre. Die Ehe iſt das Höchſte in des Menſchen Leben, ſie fordert die größte innere Vollendung, ſie giebt den edelſten Kräften Raum, ſie ſtellt Göttergleiches dar: ſie beweist, wie weit eine Seele vom Materiellen ſich entbunden und zur geiſtigen Selbſtſtändigkeit, zur Freiheit ſich erhoben habe.

Nun fragt einmal den Pfarrer, wer am häufigſten, am früheſten zur heiligen Ehe bei ihm ſich melde! Er wird euch ſagen, daß es eben jene Mädchen ſeien, die zu Huren wurden freiwillig, um Mutter zu werden, ein Weib werden zu können, Mädchen, die keinen ernſten Gedanken hatten ſeit Jahren, die wenige Gebote mehr kennen und ſich ſelbſten gar nicht, die nicht wiſſen, wie man chriſtlich mit ſeinem Mitmenſchen umgehe, geſchweige denn, wie man einen Menſchen erziehen muß, die vielleicht ſeit der Erlaubniß zum heiligen Abendmahl nie mehr am Tiſche des Herrn erſchienen ſind, weil ſie alſobald verſanken ganz und gar in's thieriſche Leben. Und dieſe Mädchen haben ſehr oft nicht einmal die Fähigkeit des Thieres, für ihr thieriſches Leben zu ſorgen. Sie können, ſie mögen nicht arbeiten; ſie können nicht einmal recht ſpinnen, geſchweige denn kochen; ſie können das Maul rühren, aber nicht die

Hände, auf alle Fälle nicht beide mit einander. Sie thaten nirgend gut, begehrten nichts zu lernen, begehrten auf, wenn man sie anhalten wollte, eine Sache recht zu machen, erhielten nie einen Begriff von einer Haushaltung, weil sie nie die Augen aufthaten. So stürchelten sie durch's Leben in die Ehe hinein ohne heiligen Sinn, ohne verständigen Sinn, ohne Geld und sehr oft ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden ärger beladen, als Kameele in der Wüste mit kostbaren Kaufmannswaaren. Solche wollen nun Eheweiber, wollen Mütter werden.

Mit ihnen erscheinen Bursche, ob denen man die Hände ob dem Kopf zusammenschlagen möchte, Bursche, oft kaum den Kinderschuhen, der Ruthe entwachsen, mit dem Gepräge der Laster auf dem Gesichte, sehr oft halb und ganz betrunken, sehr oft aus der Mädchen Geld, weil sie die Ehe nicht angegeben hätten in nüchternem Zustande. Ich will nun nicht reden von dem geistlichen Sinn dieser künftigen Hausväter. Man sehe sie an Tanzsonntagen, an Musterungen, an Abendsitzen, und man wird keine weitere Schilderung des geistigen Zustandes derselben von mir begehren, die neben keinem Kinde vorbeigehen konnten, ohne es zu necken oder ihm eine Schweinerei zu sagen. Die nun wollen eigene Kinder Gott zuführen! Aber diese Bursche, die Hausväter werden, eine Familie ernähren wollen, vermochten bis dahin kaum sich selbst zu ernähren. Entweder können sie nicht arbeiten, können als sogenannte Bauernknechte nicht die halbe Bauernarbeit, können nicht melken, nicht fahren, nicht säen, nichts, gar nichts; als bösdings mähen, dreschen, holzen und hacken, können das erlernte Handwerk weniger als halb und die Landarbeit gar nicht, oder sie mögen nicht arbeiten und trohlen lieber auf der faulen Haut herum, oder sie verlumpen den Verdienst, ziehen den Lohn vorweg ein, haben bei aller Arbeit immer viel zu wenig. Diese alle haben also kein Geld, gewöhnlich keine Kleider, oft Schulden, weder Lust noch Geschick zur Arbeit,

zur Ernährung einer Haushaltung: die wollen Männer, Väter werden oder müssen es werden. Und von Jahr zu Jahr scheinen sie jünger, unreifer an Leib und Seele zu werden, diese unseligen Ehekandidaten; man frage nur die Pfarrer. Man frage sie, wie dieselben am Hochzeitmorgen sich ihnen darstellen, sie werden euch sagen, in wie viel hundert Paaren eine furchtbare Gleichgültigkeit zu Tage tritt, eine Maßleidigkeit, die Einen schaudern macht. So ein Weib kostet Einen doch ein sündhaft Geld, klagte Einer am Hochzeitmorgen, als er das Einzuggeld bezahlte und das Geld dazu aus allen Ecken seines Sackes hervorsuchte. Ja, aber man hat dann auch lang daran, sagte ein zweiter, halb weinerlich, halb spottend, in Gegenwart ihrer theuern Hälften.

Sehr oft haben sie bereits uneheliche Kinder, und auf ihrem Gesicht sieht man neben der Maßleidigkeit das Aergerniß über das ungeborne Kind, das ehelich werden soll, das die Fruchtbarkeit ihrer geschlossenen Ehe beurkundet, sieht bereits den Trost auf demselben, daß auch ihnen die Gemeinde helfen müsse, wenn sie nicht fahren möchten. Und wenn ihr in einigen Jahren nachsehet, so sehet ihr Jammer, Noth und Elend in diesen Ehen, und dieser Ehen seht ihr immer mehr. Es ist eine fürchterliche Aussicht über die Masse der Armen, die in der Nacht ihres Elends tappen, und kein Sternlein vom Himmel und keine Hoffnung auf jenseits leuchtet ihnen in diese Nacht hinein. Es ist eine fürchterliche Aussicht, Tausende von Armen zu sehen, die keinen Theil an der Erde, ihren Gütern, ihren Freuden haben, deren Leben lauter Noth und Jammer ist, ein angstvolles Ringen um's tägliche Brod, ein traurig Hangen an fremder Barmherzigkeit, denen die Erde nichts ist, als eine Vorhalle der Hölle. Ihr seht Tausende, sie haben keinen Aufblick zu Gott, keine Ohren für sein Wort; sie suchen nie Trost in seinen Verheißungen, nie Stärkung an seinem Tische; sie ringen bloß auf die jämmerlichste Weise mit ihrem erbärmlichen Leben. Und ganz besonders

ſieht man die Weiber ſich entfremden allem Heiligen, ſieht ſie, ſo wie ihre hoffährtigen Fähnchen in Fetzen gehen, fliehen das Haus des Herrn, den Himmel aufgeben, in ihrer irdiſchen Noth die ewige Noth ſich bereiten. Es iſt wohl kein ſchauerlicheres Sehen, als ſo ein ſchmutziges, zerriſſenes Weib, auf deſſen Geſicht jeder Funke göttlicher Abkunft erloſchen iſt, auf dem nichts mehr glänzt als Schmutz und thieriſcher Sinn, Häßlichkeit und Maßleidigkeit.

Dieſe furchtbaren Ehekloaken nun bilden den Keſſel, in welchem die Armuth gebraut wird, aus dem herauf in immer größern Strömen Menſchen fluthen, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Aergerniß, den Menſchen eine Laſt. In ſolchen Kloaken muß alles Beſſere im Kinde erſticken: und wenn man es aus denſelben reißt, es verdingt, vertheilt, wird ihm da wieder beſſeres Leben eingehaucht? Hier liegt das Anſteckende, Krebsartige dieſes furchtbaren Zeitübels. Die ſich abſamende Armuth, wo aus zwei Armen halbe oder ganze Dutzend entſtehen, ſchwellt das Uebel ſo an, daß es faſt in geometriſchen Proportionen zu wachſen ſcheint, daß in zwanzig Jahren, wenn alle die gegenwärtigen armen Kinder in die Fußſtapfen ihrer Eltern werden getreten ſein, halbe Länder von der Armuth werden aufgezehrt ſein, wie Korn und Gras von den Käfern, und natürlich die Theile unſeres Ländchens am früheſten, wo beſondere Umſtände die Armuth befördern.

Unter dieſen nennt man das Emmenthal mit ſeinem Statutarrecht, nach welchem dem jüngſten Sohne der Hof ungetheilt verbleibt, wodurch eine große Menge Menſchen eigenthumslos werden. Da liegt allerdings ein Uebel, und nicht zu läugnen iſt, daß durch allerlei väterliche und andere Betrügereien viele Kinder übervortheilt, der Armuth zugeſtoßen werden. Aber noch mehr als dieſes Geſetz ſcheint mir folgende Sitte arme Leute zu machen. Die älteſten Söhne verheirathen ſich und bleiben ſehr oft mit Weib und Kindern bei ihren

Eltern, oder ihre Weiber bleiben bei ihren Eltern. Hier arbeiten sie für den Vater und unter des Vaters Aufsicht, nicht für sich, nicht selbstständig; auch ihre Weiber führen die Haushaltung nicht. Der Vater stirbt, sie können nun mit einigen tausend Pfund gehen. Aber die Jahre der Energie, des Einwurzelns in ein Geschäft sind vorbei: zehn, zwanzig der besten Jahre sind dahin, ohne daß sie ihm einigen Nutzen gebracht, der Familie ein Fundament erbaut haben, und jetzt, im nahenden Alter erst, soll eine Haushaltung eingerichtet, ein Geschäft begründet werden. Da fehlt es nun allenthalben, das Vermögen ist hin, ehe man sich umsieht, ohne daß man Liederlichkeit dem Armgewordenen vorwerfen kann. Wie soll aber ein Mensch, der vierzig Jahre lang nichts Anderes wußte, als das Land zu bearbeiten, nun auf einmal vier, fünftausend Pfund vernünftig anwenden, benutzen können? wie soll er in diesen Jahren sich in eine ganz andere Lage, als die in seines Vaters Hause war, fügen? wie soll er seine Haushaltung beginnen können, wie eine junge Haushaltung, ohne viel Vermögen, begonnen werden muß, wenn sie sichern Boden gewinnen will?

An andern Orten fördern andere Lokalgründe neben dem großen Abgrunde die Zunahme der Armuth. Ich nenne hier nur das gemeinsame Land, die Bürger-, Allmendtheile oder wie man es zu nennen pflegt. Solches Land fördert Trägheit, frühes Heirathen, leichtsinnigen Häuserbau, ein trostloses Aufeinanderhocken, wo keiner von seiner Scholle lassen, keiner weiter sein Glück versuchen, keiner ein ordentlich Handwerk ordentlich lernen, treiben will.

Nun ist ganz natürlich, daß in diese innerlich so verwahrloste Armenmasse jedes Zeitlaster am zerstörendsten, unaufhaltbarsten einbricht, wüthete ja auch die Cholera unter den verwahrlosten, schmutzigen Armen am meisten.

Die uns umgebenden Luftkreise sind es, die uns auf der Erde fest bannen, ohne sie fielen wir hinein in den unendli-

chen Raum und thäten einen unendlichen Fall; sie sind es, die das Blut baunen in unsern Körper, ohne sie dränge es zu Nase und Ohren, ja zu allen Poren aus, wie die Gelehrten behaupten, habe es selbst nicht erfahren. So halten allerlei Schranken den Menschen fest in einer geordneten Lebensweise, weisen das Laster von ihm ab: es ist die Angewöhnung, es ist die Scheu vor Vater und Mutter, der Ehrgeiz, die Eigenliebe, der Geiz, der sittliche Sinn, das Christenthum; es geht sehr lange, bis ein Mensch alle diese Schranken durchbrochen hat und sich ungescheut und ungeschämt hineinwirft in den bodenlosen Abgrund der Lasterhaftigkeit. Aber wenn von Jugend auf keine Schranken um den Menschen gezogen werden, kein äußeres Gewicht ihn niederdrückt in ein ordentliches Geleise — und welche Schranken umgeben die meisten Armen? — was ist dann da für Halt und Kraft zu erwarten?

Daher schlägt auch das Zeitlaster, die Trunksucht, so furchtbar unter den Armen ein, macht sie noch ärmer, häuft ihr Elend auf eine Grauen erregende Weise.

Besonders zwei Dinge muß ich noch nennen, welche unter die Armen das feindselig Drohende bringen, welche die Armuth noch viel gefährlicher machen, als ihr bloßes Anwachsen. Mehren in Indien die Armen sich, so kömmt eine Hungersnoth, rafft Millionen weg, und die Reichen sind von der Last befreit.

Aber unsere Europäer, unsere Schweizer sind nicht Indier, die durch geheiligte Schranken so von einander getrennt sind, daß dem Aermsten nie einfällt, sich mit einem Obern zusammenzustellen, ja, noch viel weniger, zu hoffen, es einmal bis zu ihm heraufzubringen. Unsere Religion heißt uns alle Brüder, unsere Verfassung stellt uns alle gleich. Zuerst hat man den Armen in eine Kaste hinuntergedrückt, dann schieden sich die Stände immer schärfer, immer weiter aus einander, immer verwahrloster wurde der Arme, das Christ-

liche verdunkelte, entfremdete ſich ihm immer mehr: da brachen auf einmal die Ideen von Freiheit und Gleichheit wie aus dem Boden herauf, und dieſe Ideen ſtehen wie zwei Sterne über den Völkern ſeit einem halben Jahrhundert. Man weiß wohl, was ſie bedeuten und verheißen, ich brauche es nicht auszulegen, aber wer will es dem Armen verargen, wenn er ihre Bedeutung, ihre Verheißungen mißverſtund und immer mehr mißverſteht? Der verwahrloſte Arme hatte keine Bildung empfangen, weder eine chriſtliche, noch eine bürgerliche; die Vorrechte der Ariſtokratie drückten ihn nicht, er empfand keinen Beruf in ſich, ſich der Ariſtokratie politiſch gleich zu ſtellen. Aber er empfand Hunger in ſich, und daß Andere Geld hatten und er keins, das empfand er ebenfalls. Er wußte wohl, daß er weder König würde, noch Rathsherr, er begehrte es auch nicht zu werden, aber er fühlte, daß er eſſen und trinken könnte wie Andere, vielleicht beſſer noch; das aber bot ihm niemand an. Im Grunde dachte man bei politiſchen Revolutionen oder Reformationen nicht an die Armen, man gebrauchte ſie bloß im Fall der Noth; man betrachtete ſie von allen Partheien faſt wie die wilden Thiere, die man füttert, um ſie auf die Gegner loslaſſen zu können. In ſolchen Fällen gebrauchte man ſie in England, Frankreich, in Deutſchland (1831), und wenn ſie gebraucht waren, ſchloß man ſie wieder in ihre Zwinger; ihr Zuſtand verbeſſerte ſich nicht. Bei uns in der Schweiz iſt man viel langſamer, bedächtiger; was dort ausbricht, das glimmt bei uns noch lange. Bei unſern letzten Revolutionen wurde nicht gebrannt, nicht geplündert, aber die Gelüſte dazu zeigten ſich, und wenn raſch alles vorüber war und man ſtill und ruhig wieder ſein ſollte, dann thaten die Armen verblüfft den Mund auf und zeigten die Meinung, wie ſie geglaubt, daß es erſt jetzt recht angehen ſollte. Man macht ſie wohl aufmerkſam, was jetzt alles gewonnen worden, wie es künftig viel beſſer gehen ſolle, aber von allen den angeblichen Vortheilen fühlen ſie nichts; ihre

Lage bleibt die gleiche, während sie manche bedeutende Erhebung Anderer, Verbesserung ihrer Lage rings um sich sehen müssen. Das hinterläßt bei ihnen natürlich immer einen bittern Nachgeschmack, wurmt, gräbt sich immer tiefer ein. Warum sollen sie allein von solchen Dingen nichts haben? warum sollen sie nicht Geld, Geldeswerth erobern, während Andere Stellen erobern, die auch Geld werth sind? Warum sollen Andere Beute machen und sie allein keine? Sie sehen nach oben den Ständeunterschied, wenigstens für ihr Auge, verschwinden, die Kluft sich ebnen: nur sie allein sollen unten bleiben immerdar! Sie hören allerlei, sie lernen nothdürftig lesen. Ich will nun nicht sagen, daß sie Lamennais Schriften lesen, die ganz eigens zur Aufregung dieser Leute geschrieben sind, oder ähnliches englisches, französisches Zeug: aber etwas von diesem allem sickert doch bis zu ihnen durch, macht sie bitter, unzufrieden, nach dem Gute der Reichen begierig. Sie legen nun Verfassung, Freiheit, Gleichheit auch aus, bilden sich nach ihrem Verstande Theorien aus, die nicht viel schlechter sind als manche andere Theorie. Sie empfinden zudem auch von der politischen Gleichheit nichts. Besteuerte sind nicht politisch gleich, und Arme überhaupt gelten an Gemeinden nichts. Und das ist gleich zu Stadt und Land, zu Bern und zu Ablentschen. Versuche es Einer in Bern oder in Ablentschen, etwas den Magnaten und Matadoren Mißfälliges vorzubringen: er wird erfahren, wie sie über ihn herfahren, ihm auf das Dach geben, als ob er in keinen Schuh gut wäre; und geben die Magnaten ihm nicht auf's Dach, so beißen ihn wenigstens ihre Pommerhündchen in die Waden, wie an Exempeln weitläufig und bündig zu zeigen wäre. Auch giebt es Korporationen, wo der Magnat nicht nur mehr zu regieren hat, als der Arme, sondern wo er wirklich auch mehr genießt, als der Arme, und auch dieses wäre an Exempeln zu zeigen.

Das ist freilich immer so gewesen; aber der Arme wußte nichts Anderes, er meinte, es müßte so sein. Aber jetzt sagen

hundert Zeitungen, von denen ihm doch auch eine und die andere in die Hände fällt, daß es ganz anders ſein ſolle, daß jeder die gleichen Anſprüche hätte, und ſagen zugleich allen denen, deren Anſprüche befriedigt worden, alle Schande. Was Wunder, wenn dieſes alles beim Armen zündet, deſſen Anſprüche nicht befriedigt ſind, deſſen Kleider nicht ganz, deſſen Magen nicht voll geworden iſt? Freilich, wenn er ſich regt und aufbegehrt, ſo ſagt man ihm vor: „Wir ſind alle gleich, aber nur in unſern politiſchen Rechten; jedem bleibt ſein Reichthum, und zu dem und dieſem muß man Kenntniſſe, Bildung haben ꝛc. Arbeite nur recht fleißig, ſo kannſt du auch reich werden, es ſteht dir niemand im Wege; ſammle die Kenntniſſe, ſo kannſt du ja werden, was du willſt, kein Weg iſt dir verſchloſſen.“ So ſpricht man zu dem Armen recht vernünftig, aber er faßt es nicht; nicht das Chriſtenthum hat ihn ergriffen, eine andere Flamme lodert in ihm, eine andere Krankheit der Zeit hat auch ihn erfaßt: es iſt die gränzenloſe Schwindelei, die Millionen herumwirbelt wie der Wind den Straßenſtaub, die in Millionen hohlen Köpfen flackert, ſie zu den feurigen Mannen unſerer Zeit, zu troſtloſen Irrwiſchen macht. Es iſt nicht mehr da die ſtille, geduldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau ſeines Daſeins in ſtiller Beſchäftigung Sandkorn nur für Sandkorn fügt; es iſt auch nicht mehr da die emſige Rührigkeit, die das Kleinſte treu verwaltet, die fröhliche Genügſamkeit, die bei Wenigem übrig hat, die ſtille Geduld, die Hunderte von Stunden zu Fuße geht, froh, wenn ſie alle Tage um einige vorwärts gekommen.

Im Galopp geht es jetzt. Doch Galopp iſt Schneckenſpiel: auf den Flügeln des Dampfes fliegt man, Berg auf Berg ab, bald durch die Luft; des Hirſches Lauf, des Vogels Flug iſt dem Menſchen zu langſam geworden, er denkt ſich an einen Ort, und er iſt am Ort. So raſch wie die Fahrt ſoll alles gehen, ſo raſch will jeder an jedem Ziele ſtehn. Der

Junge will des Greiſes Lohn: hat er das A B C gelernt, ſo bläht er ſich mit Dünkel auf und glaubt jede Stelle der Welt paſſend für ſich, d. h. wenn ſie gut bezahlt iſt; mit Dampf reitet er durch die Welt und dampfet fort, wo er ſich niederläßt. Unbärtige Bubenn ſchulmeiſtern die Welt und hätten unſern alten Herrgott ſchon längſtens abgeſetzt, wenn es mit dem Maul zu machen wäre. Ich ſah jüngſt zwei Bürſchchen aus einem Schloßhofe treten mit Flaum hinter den Ohren und Stößchen an den viereckigen Armen und ſteifen Ellbogen; der eine von ihnen konnte beſtimmt das lateiniſche A B C noch nicht ſchreiben, und doch traten ſie aus dem Schloßhofe heraus, als ob ſie ſagen wollten: der Obergerichtspräſident ſei gegen ſie nur ein Tropf, und die Sonne werde eigentlich erſt recht ſcheinen, wenn ſie die Republik auf ihren viereckigen Ellbogen hätten. Tauſende von Lehrbuben aller Art und allen Altern laufen ſo mit den Anſprüchen von Meiſtern herum und decken mit Unverſchämtheit ihre Blößen zu, erſetzen mit Aufgeblaſenheit ihre Erbärmlichkeit und ſchwindeln durch die Welt.

Die gleiche Schwindelei hat das Streben der Menſchen nach Beſitzthum ergriffen. Im Fluge ſoll das Glück erhaſcht werden, ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf ſoll gewähren, woran man ſonſt das Leben ſetzte in treuer Arbeit.

Oben an ſteht das Börſenſpiel, das Seelen auf und nieder rüttelt, rieſenhafte Vermögen herumwirbelt, wie wir in unſerem Ländchen keinen Begriff haben. Heute beſitzt Einer Millionen, morgen kaum Geld zu einem Schuß Pulver; heute denkt Einer an's Hängen, und morgen klimpert er mit Tauſenden, als ob es Zahlpfennige wären. Neben dieſem fürchterlichen Spiele ſtehen die Aktiengeſellſchaften, wo auf alles Mögliche ſpekulirt wird (nächſtens ſoll eine Geſellſchaft Aktien ſammeln auf Bergwerke im Mond), wo Tauſende, die reich werden wollen, blutarm werden, Wenige, Eingeweihte Hauptwürfe machen. An dieſe reihen die Lotterien ſich aus allen Gegenden der Welt.

Mich wunderte nicht, wenn nächſtens die türkiſche Krone ausgeſpielt würde oder ein hannöveriſches Miniſterium oder ein preußiſches Erzbisthum oder irgend ein quasi Ehrenamt in Baſel-Landſchaft. Im Kleinen anfangen mag man nicht mehr, es muß gleich über Vermögen gehen. In ſtillem Fleiße den Kreuzer zum Kreuzer legen will man nicht mehr, es muß ſpekulirt ſein. In emſiger Arbeit ſeine Tage brauchen, treu in dem Beruf, den man erlernt oder erwählt, iſt nicht luſtig: man ſpielt, um zu Genuß und Ruhe zu kommen. Mit den Händen arbeiten, Landmann, Handwerker ſein, dienen, treu und fleißig, mag man immer weniger, das geht alles zu langſam: mit Händeln, Krämerlen, Pintenwirthlen, Rechtsagentlen, Schreiberlen, um Weiber ſchachern, um Heimweſen, den Geſchäftsführer machen ꝛc. kommt man viel weiter, meint man. Man beginnt ein ſolch Gewerbe, ohne ſich darum zu kümmern, ob man es verſtehe oder nicht. Es weiß gewiß mancher Pintenwirth nicht den Dotziger, den man mit Weingeiſt verſetzt, von gutem Reifwein zu unterſcheiden. Der Knecht will in's Welſche hingehen, die Magd auf Bern, in die Stadt, ſie hoffen beide dort nicht bloß Arbeit, ſondern einen guten Schick. Man ſollte ihr doch in Bern Platz ſuchen, gab eine Magd den Auftrag, die lieber im Bette lag, als im Garten ſtand oder am Spinnrad ſaß, ſie hätte gehört, man könne dort gar reich heirathen. Auf einen ſolchen Wurf hoffen ſie, ſetzen für dieſen Wurf Lohn, Geſundheit, Ehre ein und ziehen endlich Noth und Schande. Das ſind die zahlloſen Falliten, Geltstage unſerer Zeit, mit dem Unterſcheid nur, daß in den einen einige Millionen, in den andern nur einige Franken verloren gehen. Zum Kreuzer kann, mag man nicht mehr Sorge tragen, wie der alte Pourtales, darum kömmt man weder zu Millionen, noch zu Batzen, ſondern zu Noth und Elend.

Dieſe eigenliche Zeitkrankheit nimmt man gewöhnlich nur im Großen wahr, in Amerika, London, Paris ꝛc., und achtet nicht darauf, daß ſie durch alle Klaſſen geht bis auf

die Hefen hinunter. Dieſe Krankheit vermehrt die Zahl der Armen. Man merke auf, wie viel Pintenwirthe, Krämer, Rechtsagenten ꝛc. ꝛc. arm werden, vergeltstagt und immer mehr vergeltstagt werden. Und wenn ſie ſich ſchon aufrecht erhalten, ſo werden ihre Kinder arm. Dieſe ſind herrſchelig oder bräuchig erzogen, an die Arbeit nicht gewöhnt, wollen da fortfahren, wo der Vater aufgehört, Vermögen iſt keines da, und ſo werden ganze Schaaren derſelben das Heer der Armen vermehren. Es hat reiche Häuſer gebrochen, weil die Söhne nur den Glanz des väterlichen Hauſes fortführen wollten ohne die väterliche Arbeit; es hat Tauſende von Söhnen vermöglicher Handwerker, Gewerbsleute an den Bettelſtab gebracht, weil ſie ihr Vermögen nicht dazu gebrauchen wollten, um da anzufangen, wo der Vater, weil ſie nicht im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod eſſen wollten, des väterlichen Fleißes ſich ſchämten, weil das unter mehrere Kinder getheilte Vermögen ſie in dem höhern Stand erhalten ſollte, dem der Vater am Ende ſeines Lebens um ſeines Geldes willen anzugehören ſchien.

Aber nicht nur vermehrt dieſe Schwindelei die Zahl der Armen unendlich, nicht nur hindert ſie auch den Armen an emſigem Fleiße, den er nichts mehr ſchätzt, weil er glaubt, mit dem allein bringe man es nirgends hin, und es lohne der Mühe ſich gar nicht, zu Wenigem Sorge zu tragen, „das b'ſchüße“ doch nichts, ſondern dieſe Schwindelei trägt neben den Ideen von Freiheit und Gleichheit bei der innern Verwahrloſung der Armen ſehr viel bei zu dem Drohenden, das ſie zu Tage ſtellen. Was ſoll der Arme machen, um reich zu werden? Das Börſenſpiel kennt er nicht; zu Lotterien hat er kein Geld, zum Geſchäftsmann iſt er zu verhudelt, zu reichen Heirathen vielleicht zu alt: was bleibt ihm da für eine Hoffnung übrig, als eine Revolution, die gleich macht, was er gleich haben möchte, die frei macht, was für ihn gebunden war? die gleich macht den Armen dem Reichen, die frei macht aus

den Händen der Reichen ihr Vermögen und einer neuen Theilung unter alle Arme unterwürfig. Das iſt der Wurf, der Griff, von dem ſie träumen, auf den ſie paſſen, auf den ſie alle ihre Politik beziehen, auf dem alle ihre Freiheitsliebe ruht. Kein chriſtlicher Sinn wahrt ſie vor der Verſuchung, ſchützt ſie vor dem Verlockenden, das in ſolchen Träumen liegt; keine ihnen entgegenkommende Bruderliebe löſcht den thieriſchen Haß und Neid; ſie werden nicht zur Anſchauung der innern Freiheit und Gleichheit gebracht, nicht auf die Höhe gehoben, wo politiſche Freiheit und Gleichheit wirklich Güter für ſie ſind; ſie bleiben auf der Stufe ſtehen, auf der die Hunde zuſammen ſtehen, wenn ſie einen Haſen erjagt.

Hier nun geſellen ſich zu ihnen ſehr viele der ſogenannten kleinen Leute, die nicht eigentlich arm und beſteuert ſind, es aber oft viel böſer haben als der eigentliche Arme. Das ſind die, welche mit Schulden beladen an einem kleinen Heimweſen kleben, mehr eſſen, als ſie pflanzen, und nebenbei wenig verdienen mögen oder können, die daher mit ihren Zinſen immer im Rückſtand ſind und Jahr um Jahr vor Augen haben, von ihrem Heimweſen geſtoßen zu werden. Die ſind gar übel daran, bös wie die haben es Wenige, wenn ſie bei ihrem Häuschen bleiben wollen, oft nicht einmal Erdäpfel genug, Fleiſch und Wein das ganze Jahr nicht, und wenn der Telleinzieher kömmt, wiſſen ſie vor Angſt nicht, ſollen ſie unter's Bett ſchlüpfen oder in den Schrank, damit das Weib ſagen könne: der Aetti ſei nicht daheim und hätte den Schlüſſel mitgenommen im Vergeß; man ſolle ein andermal wieder kommen.

Es ſind die, welche mit ihrem Verdienſt nicht recht auskommen mögen, vielleicht, weil die Frau die Haushaltung nicht gehörig zu rathſamen weiß, oder weil ſie ſelbſt einen übeln Gebrauch haben, der Geld koſtet, oder eine durſtige Leber ꝛc., welche daher keinen Sparpfennig haben, nach einigen Tagen Krankheit in Noth ſind, die theures Brod bald in Mangel

verſetzt, die mit Zittern und Beben den Winter kommen ſehen und, wenn ſie Winterſtrümpfe kaufen, oft den Krämer mit dem Hechler tröſten müſſen: den hätten ſie noch nicht gehabt; wenn der gekommen ſei, ſo hätten ſie etwas Flachs zu verkaufen, und aus dem gelösten Gelde wollten ſie dann bezahlen. Es ſind hauptſächlich auch die Fabrikarbeiter, die viel verdienen, viel verbrauchen, keinen Kreuzer erübrigen, die bei der geringſten Stockung der Geſchäfte im Elend ſind. Unter dieſen Leuten iſt die Unzufriedenheit auch eingeriſſen, die chriſtliche Geduld ausgegangen, das Fieber der Schwindelei hat viele ergriffen, einen Wurf, einen Griff möchten ſie thun, möchten die Gültbriefe verbrennen, Matten und Aecker theilen, in ſchöne Häuſer ſich ſetzen und brauchen, was da iſt. Alle dieſe Leute ſind eins mit den Armen gegen die Reichen, theilen die gleichen Träume, die gleichen Gelüſte und würden auch ihre Hände vereinigen im Augenblick des Ausbruches. Die armen Leute! Sie würden nichts gewinnen: wenn ſie genug geraubt, gebrannt, gemordet hätten, ſo würden ſie uneins werden unter ſich, würden bald wieder zuſammengebunden, zuſammengeſchnürt werden und wären dann nur um ſo elender, müßten um ſo bitterer Hunger leiden, je mehr ſie zerſtört, je wüſter ſie gethan hätten.

So weit hat man unter den Geſetzen, unter Verfaſſungen den Menſchen kommen laſſen, weil man nur das Aeußere betrachtete, das Innere mißachtete, durch die verdammte Juriſterei (offenbar als Reaktion gegen das überwundene Pfaffenthum eingeriſſen, nun aber wieder einer Reaktion bedürftig, damit die Völker wieder auf chriſtlichen Boden kommen, ſogenannte Rechtsſtaaten ſind die Quinteſſenz des Unſinnns der jungen Schule) das Chriſtenthum zu erſetzen trachtete. Es iſt wirklich ein ſinnlos, verruchtes Treiben, mit klingenden ſchönen Worten den Armen den Speck um den Mund herum zu ziehen, die Würſte im Rauchfange zu zeigen, und ſie ſollen hungerig

und durſtig von den ſchönen Worten leben, geknebelt am Boden, mit dem wilden Thiere in ſich!

Daher kömmt die Noth.

Man wird meinen, ich habe zu grell geſchildert: man ſehe und höre ſelbſt, dann urtheile man.

Man wird meinen, ich habe zu weit umhergeſucht und in einen Zuſammenhang gebracht, was natürlicherweiſe in keinem ſteht. Man irrt ſich. Wer Zeiterſcheinungen beleuchten will, darf ſeinen Blick nicht nur an eine Scholle heften. Was er vereinzelt auf dieſer ſieht, begreift er nicht; was er ringsum ſieht, erklärt ihm natürlich, was ihm ein Wunder ſchien oder widernatürlich. Hätten unſere Alten und unſere Neuen ihre Blicke noch wo anders gehabt als nur in ihren Leiſten und ihren Gläſern, in ihren Zeitungen und großväterlichen Ueberlieferungen, in ihren Audienzſtuben und Rathsſälen: ſie hätten manche Dummheit weniger begangen, manches Uebel zu rechter Zeit erkannt, manche Ehre ſtatt mancher Schmach geerntet. Aerger noch wird es den Jungen gehen, die auf gar nichts ſehen, als auf die Parole der propagandiſtiſchen Führer und die Lüſte des eigenen Fleiſches.

Drittes Kapitel.

Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo?

Es giebt wohl Leute, die nicht nur wie die Bären den Winter durch, ſondern Tag um Tag, Jahr für Jahr ſchlafen: dieſe haben von dieſer Noth noch nichts wahrgenommen. Es giebt Leute mit hartem Schlaf. Das ganze Haus iſt in Brand, es kniſtert, ſpretzelt, praſſelt oben und unten. Flammen, Rauch um und um: ſie erwachen nicht; ſie erwachen nicht, bis die Flamme aus ihrem Hauptkiſſen lodert, das Dachbett dampft, der Strohſack in hellen Flammen ſteht; dann ſchrecken ſie auf,

rollen die Augen, verwerfen die Hände, aber ſchreien können ſie nicht mehr, können nicht aufſpringen, können nur im Feuer ſich wälzen und elendiglich verbrennen. Solche Menſchen kann ich auch nicht wecken, die verſtehen mich nicht; ich möchte ſchreien, wie ich wollte, ſie würden ſagen: dä redt doch afe udütlig.

Es giebt aber ſehr viele Leute, welche dieſe Noth erkennen, darüber jammern; es giebt dieſer Leute ſo viele, daß dieſen Jammer überall man hört. Nur iſt's ſeit einiger Zeit ſtill geworden, ſtille darüber unbegreiflicher Weiſe in vielen Rathsſäälen. Aber die Leute jammern nicht nur, ſie ſchreien auch nach Hülfe, ſie rathen ab, was dieſe, jene machen könnten, machen ſollten, und denken auch hie und da, aber ſehr ſelten, nach, was ſie ſelbſt vorzukehren, zu thun hätten in dieſer Noth.

Was nun die Leute rathen und ſagen, mag kürzlich in Folgendem beſtehen; ich will es anführen und nach meiner Anſicht würdigen. Nichts für ungut, ihr lieben Leute! ihr redet, und redet da, wo ich nicht reden darf: ſo erlaubt mir die Rede wenigſtens da, wo das Geſetz ſie mir nicht verbietet.

Es giebt kurz angebundene Leute, mit kurzen Mitteln bei der Hand, und dieſe meinen, man ſolle alle Unterſtützungspflicht aufheben, und denen, welche es ohne fremde Hülfe nicht machen können, rathen, ſich an die freie Mildthätigkeit zu wenden. Andere meinen, das Kürzeſte wäre, ſie todt zu ſchlagen.

Das Letztere wäre allerdings das Kürzeſte, es wäre den Handſchuh dargeworfen, den Krieg begonnen. Wer einen Kopf hat, dem kein Zaunſtecken eine Beule macht, ein Leder, durch das weder Kugel noch Miſtgabel gehen, der verſuche es. Das wäre ungefähr, wie wenn man quer durch einen angeſchwollenen Fluß einen Damm ziehen wollte. Mit ſolchen Dämmen erzeugt man nichts als verheerende Ueberſchwemmungen, die andauern, bis die Dämme weg ſind. Zweihundertjährige Sitte läßt ſich nicht abſchaffen wie ein altes Ruhebett, ein verlöcher-

ter Schlafrock, und beſonders eine Sitte nicht, von welcher viele Tauſende leben und zwar von Jugend auf. Und wenn man auch dieſe Leute an die freie Milde weiſet, an die chriſtliche Barmherzigkeit, ſo hilft man ihnen nicht nur nichts, ſondern man gräbt ihnen geradezu noch ab, was ihnen bis dahin das chriſtliche Mitleid gab. Die Armengeſetze entſtunden ſicher viel aus dem Grunde, weil viele beſſer Geſinnte nichts mehr geben wollten, indem Viele und Reichere auch nichts gaben, die ganze Laſt ihnen überließen. Wenn die nichts geben wollten, ſo thäten ſie auch nichts mehr. So ſprachen ſie ehemals, ſo ſprechen jetzt wieder Viele und weiſen die Armen an die Gemeinden: ſo würden, wenn die Geſetze aufgehoben würden, der Andrang der Armen zu Einzelnen ſich mehrte, noch viel Mehrere ſprechen; es würde niemand mehr etwas geben wollen. Ich will nicht vom vermehrten Bettel reden, dem die Polizei, welche zu vornehm geworden iſt, um ſich mit Bettlern zu befaſſen, noch weniger wehren würde, als ſie dem gegenwärtigen überhandnehmenden wehrt, will auch nicht vom Diebſtahl reden, dem die Polizei noch weniger zu begegnen wüßte, als der gegenwärtigen Unſicherheit: von dieſem allem will ich nicht reden, denn es würde Krieg geben und nicht bloß Diebſtahl und Bettel. Den wird man doch nicht wollen.

Faſt eben ſo kurz reden die, welche der Unterſtützungspflicht den Einzelnen ebenfalls entladen, die Tellen aufheben, die Pflicht ſelbſt aber dem Staate zuſchieben, mit andern Worten, das Armenweſen centraliſiren wollen.

Das Wort centraliſiren iſt heut zu Tage ein beliebtes Wort, in einer Republik ſollte es ein gehaßtes ſein. Napoleon liebte es, und mit Recht, denn er war ein wirkliches Centrum, das die einzelnen Theile anziehen, feſthalten, überſehen, ordnen konnte mit der in ihm wohnenden Kraft. Sobald er aber als Centrum weg kam und eine Regierung ohne Kraft und Ueberſicht an ſeine Stelle, ſo begannen auch in

Frankreich die Folgen aller der Centraliſationen ſichtbar zu werden, und eine davon iſt ganz beſtimmt das jährliche Steigen der Ausgaben und Abgaben. In einer Republik aber ſollte man, was nicht centraliſirt iſt, nicht centraliſiren wollen.

Es tödtet alles allgemeine Intereſſe am allgemeinen Wohl: das ſei Regierungsſache, heißt es; es hemmt alles Heranbilden der Menſchen vom Kleinern, Spezielleren zum Bedeutenderen, Allgemeinen; es rottet am Ende alle tüchtigen Bürger aus und ſtiftet eine eigene Regierungskaſte, deren Mitglieder ſich dann vorkommen wie Eichen unter niederm Geſträuch, wie Vokalen unter Conſonanten. Jeder wird mehr und mehr auf ſein perſönliches Intereſſe zurückgewieſen, und es bildet ſich die Meinung, daß nur die bezahlten Staatsbeamteten zu dem allgemeinen Wohl zu reden, daſſelbe zu beſorgen hätten. Damit iſt aber auch der Stoff gegeben zu einer landzerreißenden Oppoſition. Es führt zu dem unchriſtlichen, unbürgerlichen Grundſatz, daß um das ſo genannte allgemeine Beſte ſich nur bezahlte Beamtete zu kümmern hätten, und löſcht alles freie Wirken der Liebe, alle Gemeinnützigkeit aus. Wo aber ein Staat dieſer Liebe, der gemeinnützigen Thätigkeit keinen Raum mehr giebt, da ſteht er ſtracks dem Chriſtenthum gegenüber, tödtet alle Vaterlandsliebe, wird zum recht eigentlichen Antichriſt, der die Engherzigkeit pflanzet, welche nur den Grundſatz kennt: was dich nicht brennt, blaſe nicht; ſelber eſſen macht fett.

Ferner muß ich fragen: wo iſt das Centrum bei uns, das mit ſeiner Kraft alles anzuziehen, zu beherrſchen vermag? Ich will bei dieſer Frage ſtehen bleiben und zu ihrer Beantwortung Bedenkzeit geben. Wenn man von Centraliſiren ſpricht, ſo kömmt mir immer vor, als ſtelle man ſich die Staatskaſſe als Centrum vor, wie in trocknen Sommern das Brünnlein auf dem einſamen Berge das Centrum für die dürſtenden Kühe wird, wie eine ſchlafende Kuh mit ſtrotzendem

Euter in dunklen Nächten auf einſamer Weide der Mittelpunkt ſchwärmender, lüſterner Fledermäuſe wird.

Ein ſolches Centraliſiren koſtet ungeheuer viel Geld; man frage nur das Baudepartement im Kanton Bern. Werden damit die Straßen beſſer? Man frage das Publikum. Vor allem müßten circa hundert Pöſtlein errichtet werden mit circa fünfzigtauſend Franken Einkünften. Nun fände man Leute genug zu dem Einkommen, aber fände man Leute hinreichend zum Amte? ich glaube es nicht. Fremde, mit den Verhältniſſen Unbekannte kann man hier nicht brauchen. Die Anſprüche an den Staat würden ſich verhundertfachen. Gar mancher, der ſich ſchämte, vor die Gemeinde zu gehen, würde ungeſcheut vom Staate fordern; gar mancher, dem Privaten gegenwärtig helfen, würde an den Staat gewieſen, ſeine Anſprüche mit vielfachen Zeugniſſen belegt werden. Es kommen manchmal fremde Leute und betteln, ſie haben ein eigenes Häuschen; es ſtreicht ein alter Länder bettelnd im Bernbiet herum, daheim hat er vier Kühe im Stall, aber kein Länder würde ihn verrathen. Je unbekannter der Geber mit den Armen iſt, deſto frecher werden ihre Forderungen, deſto häufiger wird er angeſprochen. Ja, da macht man Geſetze, wird man ſagen, da ſtellt man Beſtimmungen auf, da wollen wir wohl vor ſolchem Mißbrauche ſein. Ach, geht mir mit den Geſetzen. Eben weil man den Geſetzen vertraute und immer und ewig Geſetze machte, ſind wir bis dahin gekommen. Es iſt wirklich recht lächerlich und recht traurig, wie man mit der Geſetzmacherei einen Unfug trieb und treibt, wie man meint, Geſetze machen, heiße regieren, und Geſetze machen könne ein jeder, der ſeinen ſitzenden Theil auf eine grüne Bank abgeſtellt hat. Geſetze an ſich ſind todt: man muß jemand haben, der ſie lebendig in's Leben trägt. Wo ſind nun die Leute, welche Geſetze lebendig machen? Ja, wenn alles ſo gute Ruhe hätte im Lande, als manche Geſetze, dann hätte ja der ewige Sabbath angefangen im Lande.

Und wenn alles dieſes nicht wäre, ſo könnte doch der Staat das Uebel nicht bei der Wurzel faſſen; er könnte keine Liebe bringen in das Verhältniß der Armen zu den übrigen Menſchen; er könnte das Innere der Armen nicht in Liebe pflegen und hegen, daß es ein anderes würde nach und nach.

Möglich iſt's, daß man mir ſagt, ich verſtehe das Centraliſiren nicht, man verſtehe unter Centraliſiren nicht das Ausgeben, ſo daß die Staatskaſſe ungefähr wie ein Futterkaſten dargeſtellt werde, aus dem Angeſtellte mit Kübeln ſchöpften und den Haber mäßweiſe unter das Volk würfen. Man verſtehe unter Centraliſiren nur das Centraliſiren der Einnahmen, ſo daß man ſämmtliche Armengüter zuſammenwürfe und dazu noch einen Theil der Vermögensſteuer und Grundſteuer nähme und nun dieſes Geld unter die verſchiedenen Gemeinden billig austheilte, damit die Gemeinderäthe, welche es bisher gethan, es wieder billig an die Armen vertheilten.

Ich will mich nicht darüber einlaſſen, ob wohl das Centraliſiren der Armengüter ein rechtliches wäre. Aber es würde mich mahnen, wie wenn eines armen Mannes Hütte brennen würde und ſeine ganze armſelige Habe den Flammen preis gegeben wäre, und barmherzige Menſchen ſtürmten nun eines reichen Nachbars Haus und trügen ſein reiches Eigenthum, Schiff und G'ſchirr, Hausgeräthe aller Art dem Feuer zu und würfen es mitten hinein, damit das Feuer dieſes faſſen und die arme Habe des Armen verſchonen möchte. Die Thoren machen nur, daß das Feuer um ſo größer wird, der Brand um ſo weniger zu löſchen und der Arme und der Reiche um ſo ſchneller um ihre Sache kommen. Es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß man nicht nur mit Geld der Noth nicht abhilft, ſondern daß man, je mehr Geld man auf die bisherige Weiſe in die Armennoth hineinwirft, die Noth nur um ſo mehr vergrößert, gefährlicher macht.

Ungefähr daſſelbe gilt bei dem Centraliſiren der Taxen zu Grund- und Vermögensſteuer. Man laſſe ſich nicht tän-

ſchen durch das Wort „Abſchaffung der Armentellen", als ob dann nichts mehr für die Armen bezogen werden ſollte. Das Geldgeben wechſelt nur Namen und Beziehen, die Gemeinde bezieht nicht mehr Tellen, ſondern der Staat bezieht Grund- und Vermögensſteuer. Wer Grund und Vermögen hat, muß nun freilich nicht mehr tellen, aber ſteuren. Ich weiß nicht, ob dieſes einen großen Unterſchied macht. Ja, freilich macht dieſes einen großen Unterſchied, wird man ſagen, denn nun müſſen viele Millionen zu der Armenlaſt ſteuren, die früher zu ihr nicht tellten, und es iſt recht, daß Alle, welche den Nutzen vom Beſtehen des Staates haben, auch deſſen Laſt tragen helfen. Ich beſtreite das Letztere gar nicht, aber man gewinnt damit nichts. Nimmt man das Armengeld aus einer Centralkaſſe, ſo centraliſirt man damit die Armenbeſteurung, d. h. man verbreitet die Armennoth über alle Theile des Landes gleichmäßig. Man vergeſſe doch nicht, daß die Armenlaſt bis dahin gar verſchieden war: im Bisthum gering, im See- und Mittelland nicht drückend u. ſ. w. Centraliſirt man nun das Geld, ſo centraliſirt man auch die Anſprüche und kann bald in's Bisthum und Seeland ſo viel ſteuren, als man jetzt im Emmenthal und Guggisberg ſteuert. Die Vermögensſteuer wird bei weitem weniger abwerfen, als man ſich denkt, wird Geld aus dem Lande ziehen, vielleicht den Geldzins erhöhen und die Hauptlaſt doch auf die Grundſteuer fallen. Und wenn nun die centraliſirte Armenlaſt um ſo viel mehr verſchlingt, als früher die ſpezialiſirte, und wenn die Bergländer ihre langen, hohen und breiten Berge vergrundſteuren müſſen, ſo wird man bald inne werden, was für ein Unterſchied zwiſchen Steuren und Tellen ſei. Und wenn die Gemeindsbehörden als Armenpfleger das Geld nicht mehr direkt aus dem eigenen Sacke zu nehmen haben, ſondern aus der Staatskaſſe zu beziehen, ſo wird nicht nur im Allgemeinen eine weit größere Sorgloſigkeit eintreten, als bis dahin bereits war, obgleich es das eigene Geld koſtete, ſondern es wird beſtimmt manche

Gemeinde expreß und absichtlich viel reichlicher ſpenden, als bis dahin, und nutzlos, nur damit ſie nicht zu kurz komme im Beziehen, die und jene Gemeinde nicht mehr erhalte. Sie rechnen nicht, daß ihr eigen Geld mit dabei iſt. Da kann man von Bern aus lange wachen wollen und Geſetze machen, da fehlt die Handhabung und adminiſtrative Kunſt.

Ich will es aufrichtig ſagen, die Gemeinden ſcheinen mir nicht im Stande, hier recht zu walten; die Vergangenheit lehrt es. Gemeinden als Gemeinden haben kein Herz im Leibe. Wo ſie das Geld eintreiben mußten zu ihren Liebeswerken, da war Widerwillen; wo ſie es vorliegend fanden als Gabe alter Liebe Verſtorbener, da wurde es den Enkeln unmöglich, die alte Wärme in die Gabe zu bringen. Was Liebe geſtiftet, theilte Gleichgültigkeit aus; es wird als Recht gefordert, in kühler Pflichterfüllung gegeben. In den einen Gemeinden war zu viel Unverſtand, in andern zu viel Berechnung, in den einen eine gräßliche Rückſichtloſigkeit, in andern eine gräßliche Rückſichtlichkeit, in den einen zu viel Laſten, welche die Liebe lähmten, in andern zu viel Geld, welches den Hochmuth gebiert und den Geiz und die Unverſchämtheit, jedenfalls nicht Verſtand giebt, wenn man ſonſt keinen hat. So wurde viel gegeben, aber der Gabe nicht nachgeſehen, es war kein Segen dabei: je mehr man gab, deſto mehr Arme forderten, und um ſo unverſchämter. In jedem Gemeindrath iſt eine Minorität, welche das Beſſere möchte, aber ſie vermag ſich ſelten Bahn zu machen. Es iſt merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbegehriſcher ſind, als die beſſere Einſicht und der beſſere Wille. Mit aller möglichen Energie ſchlägt der Unvernünftige, der ſeinen Vortheil ſucht oder Vorurtheilen fröhnt, auf den Tiſch, donnert, daß die Wände krachen, wenn er Widerſtand findet, und intriguirt und ſpielt unter dem Hütli, bis er ſeinen Willen durchgeſetzt, die Mehrheit auf ſeiner Seite hat, während der Beſſere meint, die gute Sache ſollte eigentlich ſelbſt ſiegen, wenig nachläuft, wenig

anſetzt, ſich doch am Ende nicht ganz unwerth machen will, ſich mit dem Spruche zur Ruhe legt: Nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung geſagt; wenn ſie nicht wollen, ſo können ſie es ſein laſſen, ich kann nicht helfen. Ueberhaupt fürchtet man ſich gar leicht und nicht nur vor einander, ſondern gar leicht auch vor unverſchämten Armen; man giebt ihnen, um ihrer los zu ſein, weil man keine Kraft hat, ſich vor ihnen ſicher zu ſtellen. Auch herrſcht bei einer Menge Magnaten zu Stadt und Land ein fürchterlicher Kaſtengeiſt, auf den ich ſpäter zurückkomme: der will gar nicht, daß der nicht mehr arm bleibe, ſelbſtſtändig werde. Der Arme ſoll arm bleiben, aber nichts koſten; ſo meinen es dieſe Thoren.

Es wäre, wie viel Geld man auch den Gemeinden geben würde, rein unmöglich, ſie dahin zu bringen, daß ſie vereint die Hand an die Wurzel des Uebels legen. Es nähme mich Wunder, woher man einen Geſetzesredaktor berufen wollte, um Gemeinden durch Geſetze dahin zu bringen, mit vereintem Willen das Uebel anzugreifen. Ich bin überzeugt, man müßte nicht nur änet a blaue Berg und änet a Bodeſee, man müßte auch änet an's blaue Meer, ja änet a üſi blaue Luft.

So wird durch das Centraliſiren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegentheil, das Uebel viel ſchlimmer gemacht; ich will nicht einmal England zu Hülfe rufen, um dieſes zu beweiſen.

Aber auch die Gemeinden als ſolche können von ſich aus dieſes Uebel nicht hemmen, nicht abwenden; ſie ſind in dieſem Augenblick wirklich in troſtloſer Lage. Ueber den Kopf wächst ihnen das Uebel, der Boden weicht unter ihren Füßen, ſie ſchreien nach Hülfe, und Andere ſchreien über die Gemeinden, und die Dritten in's Blaue hinein — ſo ſchreit Alles — und wer hilft?

Nun muß ich, beiläufig nur, mich erklären, daß die Gemeinden allerdings mit Recht um Hülfe rufen, und daß den Gemeinden in Erfüllung ihrer Verpflichtungen der Staat hel-

ſen ſoll. Als den Gemeinden die Armenlaſt aufgelegt wurde, war ſie eine ganz andere als jetzt: ſie wurde unter die Gemeinden vertheilt, damit Ordnung im Lande eingeführt, die Maſſe des Geſindels vereinzelt würde und durch Aufſicht über Einzelne die Gemeinden an der Einführung von Ordnung im Lande Theil nehmen müßten. Der Zweck wurde erreicht, aber ein ander Uebel entſtand daraus für die Gemeinden; nun iſt es billig, daß der Staat auch den Gemeinden beiſtehe. Nun hat der Staat den Gemeinden ſich nicht nur nicht genähert, ſondern ſich entfernt. Die beſtehende Armenkommiſſion iſt ſehr reſpektabel, aber ihre Stellung eine rein unnatürliche. Sie giebt hie und da, wo ſie angeſprochen wird, und angeſprochen wird ſie, wo man ihre Exiſtenz kennt: aber in einer Menge Gemeinden kennt man dieſe Exiſtenz gar nicht, ſpricht ſie nicht an. Was ſie daher giebt, ſcheint rein wie Almoſen und iſt durchaus nicht als eine Verbeiſtändung der Gemeinden anzuſehen. Die Armenrechnungen werden paſſirt, aber rein aus dem Geſichtspunkte, wie der Staat auch andere Rechnungen über Korporationsgüter paſſirt: auf den Inhalt derſelben, der außer dem Gebiete der Zahlen liegt, wird gar nicht geſehen. Ehedem ließ ſich der Staat in der Armenpflege der Gemeinden durch den Pfarrer vertreten. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß im Armen ein Innerliches zu wahren ſei, daß es mit dem äußerlichen Geben nicht gemacht ſei, ſondern daß eine beſondere Intelligenz im Vertheilen der Gaben walten müſſe und namentlich die Kinder beſonderer Aufmerkſamkeit werth ſeien. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß der Staat Theilnehmer ſei an der Armenpflege. Auch dieſes Band iſt zerriſſen. Seit dem neuen Gemeindgeſetz wird der Pfarrer betrachtet als ausgeſchloſſen von der Armenpflege. Die Juriſterei hat ſich an den Grundſatz gehalten: wer bezahlt, der befiehlt; da alſo der Staat nichts bezahlen wollte, ſo hat er auch gefunden, das Mitreden zieme ihm auch nicht mehr, und hat ſeinen Vertreter zurückgenommen. Viele Gemeinden

freuen ſich über dieſe Emancipation. Ob mit Recht? fragt ſich. Auf jeden Fall iſt dadurch die Sache auf eine Spitze geſtellt, wo ſie nicht bleiben kann. Der Staat muß den Gemeinden helfen, aber vor allem aus mit Intelligenz, die fehlt noch mehr als Geld; er muß ſich vertreten laſſen in der Armenpflege. Zweitens muß er helfen mit ſeiner Kraft. Ehedem machte man mit einem ſchlechten Kerl kurzen Prozeß: wenn ein Ammann über einen klagte, ſo warf ihn der Landvogt an Schatten. Jetzt verpalliſadirt ſich ein ſolcher hinter einen Berg von Geſetzen, den Grundſätzen perſönlicher Freiheit, und die Gemeinde kann gar nicht an ihn kommen; er lacht ſie nur aus hinter ſeinem Schilde, von einem Rechtsagenten verbeiſtändet, vielleicht noch von einem Richter begünſtigt. Da muß der Staat helfen: ſeinen Arm leihen, ſolche Leute in die Finger zu nehmen, und zwar auf ſolche Weiſe, daß es wenig oder nichts koſtet und auch ihnen an Leib und Seele frommt. Erſt drittens kömmt das Geld, mit welchem allerdings der Staat auch zu Hülfe kommen ſoll, indem auch er an der Armenlaſt ſchuld iſt, und zwar eben durch allerlei Geſetze, und weil es ein allgemeines Uebel iſt, unter dem Alle erliegen würden, wenn man ſich nicht aufmachte gegen daſſelbe. Und ich denke, wenn guter Wille vorwaltet, ſo wird ſich der billige Antheil, den der Staat den Gemeinden an ihre Laſten giebt, aber wohl verſtanden, nur einen Antheil und zwar den kleinen Theil, wohl ausmitteln laſſen. Und ich denke, wenn guter Wille kommt und die gränzenloſe Liederlichkeit in einigen centraliſirten Verwaltungszweigen aufhört, der Gefräßigkeit einzelner Angeſtellter Schranken geſetzt wird, werde ſich das Geld dafür wohl finden laſſen. Wie viel im ganzen Lande für Arme getellt wird, ſoll man in Bern wiſſen, wenn die eingeforderten Tabellen nicht da vergraben ſind, wo freilich die Diebe nicht nachgraben und ſie ſtehlen, wohl aber die Schaben und der Schimmel ſie verzehren, und zwar unvermerkt.

Aus dieſen ließe ſich berechnen, wie viel Procent der Staat übernehmen könnte, und auf welche Weiſe.

Wenn aber auch dieſes wichtige Verhältniß zwiſchen Staat und Gemeinden gefunden, beide auf freundſchaftlichen, einigen Fuß geſtellt würden: dem Uebel wäre denn doch nicht die Axt an die Wurzel gelegt, wäre ihm das Krebsartige, Feindſelige nicht genommen; es wäre nicht den Armen eigentlich geholfen, ſondern den Gemeinden; es würde die Armuth wohl hemmen in ihrem Anwachſen, ſie aber nicht ändern in ihrer Natur.

Neben den vorhin dargethanen radikalen Anſichten über die Hülfe in der Armennoth geben ſich noch andere kund, welche von gewöhnlicheren Mitteln Hülfe hoffen, und welche bei freundlichem Handbieten des Staates und der Gemeinden dieſe Mittel als vollkommen genügend annehmen. Sie weiſen auf die beſſeren Schulen hin und ſagen: darauf müſſe man beſonders halten, daß arme Kinder fleißig in die Schule gehen, rechnen und ſchreiben lernen; gut geſchulte Menſchen kommen immer durch die Welt, und die Schulen ſeien jetzt ſo, daß die Kinder allenthalben das Nöthige lernen könnten. Ich will nicht davon reden, daß das Schulgeſetz namentlich in Bezug auf den Schulbeſuch armer Kinder gar ſehr ſchlecht gehandhabt wird, ſondern behaupten, daß das Schulen armer Kinder eben ſo viel ſchaden als nützen kann. Man giebt doch nach und nach zu, daß das Erziehen die Hauptſache ſei und nicht das Schulen, ſo wie der ſittliche Werth eines Menſchen weit höher zu halten iſt als irgend eine Kenntniß oder Fertigkeit. Die Abgötterei, die man mit der Schule trieb, geht vorüber. Die Abgötterei dagegen, welche die Schulmeiſter mit ihren Perſonen treiben, iſt im Wachſen. Wenn man nun ein unerzogenes, ſittlich verwahrloſtes Kind geſchickt in den Schulen macht, ſo wird es ihm weit eher ſchaden als nützen. Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptſächlich hineingeriſſen in die Schwindelei der Zeit, mag nicht mehr fleißig ſein, will händeln, g'werben u. ſ. w. Daher auf dem Lande die Sprüchwörter:

je gelehrter, deſto verkehrter; je geſchickter, deſto fäuler ꝛc.; die Meinung, daß, wer rechnen und ſchreiben könne, ein Schreiber werden müſſe oder ſonſt etwas Apartes. Sehr ſelten wird in einer Schule der ſittliche, religiöſe Einfluß auf das Gemüth des Kindes ſo ſtark, daß er den häuslichen Einfluß erſetzt oder gar denſelben aufhebt. Von den Schulen an ſich hoffe ich daher durchaus keine Heilung der anſteckenden Krankheit der Armuth; es iſt ſchon viel, wenn ſie dieſelbe nicht noch verſchlimmern helfen.

Man wird dieſes vielleicht zugeben, aber dann hinzuſetzen: Ja, allerdings kömmt auf das Erziehen viel an; darum muß man die Kinder beſſer verdingen als bisher, viel mehr darauf ſehen, wem man ſie anvertraut.

Ich habe ſchon vorhin über das Verdingen geſprochen, als auf einen eigenen Erwerbszweig darauf aufmerkſam gemacht, aufmerkſam darauf gemacht, wie die Kinder da recht eigentlich ausgenützet werden, wie eine arme Familie von einem noch ärmeren Kind leben will, oder wie einem Reicheren ein armes Kind ſeine Haushaltung ſoll fördern helfen, und wie da ſeine ſchwachen Kräfte auf wirklich unmenſchliche Art ausgebeutet werden. Nun zweifle ich, daß man auch bei größerer Vorſicht bei einzelnen Familien für ſo viele Kinder viel beſſere Unterkommen finden wird. Ich will nicht ſagen, daß es nicht viele brave, verſtändige Familien gebe, aber die meiſten derſelben befaſſen ſich nicht mit Erziehung fremder Kinder, haben weder Platz noch Luſt für ſolche. Brave Familien, die Kinder aufnehmen, können doch vielleicht neben aller ihrer Rechtſchaffenheit zur Erziehung durchaus nichts taugen, haben entweder den Verſtand nicht dazu oder nicht Zeit oder nicht Kraft, welche namentlich ganz beſonders denen fehlt, welche keine eigenen Kinder haben. Zudem herrſcht in den meiſten Häuſern auf dem Lande die verderbliche Sitte des Kiltganges, welche die Herzen ſo vieler Kinder vergiftet und ſie dem Laſter und der Armuth weiht für ihr ganzes Leben.

Ich habe das Verdingweſen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal faſt Blut geſchwitzt darüber. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß viele verdingete Kinder brav geworden ſind, aber das widerlegt mich nicht. Ich gebe auch gerne zu, daß man immer noch Ehen, häusliche Kreiſe findet, in deren Verband ein Kind wie das eigene aufgenommen, mit Ernſt und Liebe Gott zugeführt wird, welche zugleich in den äußerlichen Umſtänden ſind, welche zu der künftigen Beſtimmung des Kindes paſſen. Einer ſolchen vertraue man Kinder mit Freuden an; wer eine ſolche weiß, bezeichne ſie den Gemeinden, ſie wird ein wahrer Fund ſein; denn eine ſolche Ehe iſt allerdings der natürlichſte Kreis, in den ein armes Kind gebracht werden kann, aber ſie werden ſelten ſein, ſolche Kreiſe, wo das Kind an Leib und Seele das Nöthige empfängt, nicht mehr geben muß, als man ihm giebt.

Ob man mir meine Anſicht zugeben wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir Viele antworten werden: Man kann dann immer noch nachhelfen; wenn die Kinder einmal erwachſen ſind, ſo thue man ſie zu guten Meiſtern, daß ſie ein Handwerk lernen: bei dieſen lernen ſie dann ſchon gehorchen und kommen ſpäter zu ſchönem Brod. Man hält wirklich auf Handwerkbildung viel, thut ſich viel zu gut darauf und erwartet viel davon, und wieder mit Unrecht, weil man wieder dieſes nur vereinzelt, nur von der Oberfläche betrachtet, wie ich es ſchon vorhin bei der Schule zeigte. Auch hier kann ich behaupten, das Handwerklernen ſchade ſo viel, als es nütze. Man täuſcht ſich furchtbar, wenn man meint, es brauche weiter nichts, als Kinder zu einem Beruf zu beſtimmen und ſie zu irgend einem Meiſter zu thun, ſo ſei das Ding vollbracht, das Kind nun eine Frau Meiſterin, ein Herr Meiſter. Es ſind von Privaten, Stadt- und Landgemeinden eine Unzahl Kinder Handwerken gewidmet worden, und ein ſehr großer Theil derſelben mißriethen, nicht viele harrten als ehrenwerthe Meiſter in ihrem Berufe aus. Eine ehrenwerthe, tüchtige Ge-

ſinnung, einen ächt chriſtlichen Sinn bedarf der junge Menſch, wenn er in der rohen Geſellenwelt nicht liederlich werden, ſondern vorwärts ſtreben, bedarf das junge Mädchen, wenn es unter leichtfertigen Geſpielen nicht leichtfertig werden will. Auf Sand gebaute Grundſätze oder auswendig gelernte Antworten ſtatt der Grundſätze halten da nicht aus. Es bedarf der Menſch, wenn er ein beſtimmtes Handwerk beginnen ſoll, bereits der Gewohnheit zur Arbeit, eine geübte Kraft, geſtählte Muskeln und eine rührige Emſigkeit; er muß ob der Luſt zur Arbeit die Luſt zu einem müßigen Leben vergeſſen können. Er muß allerdings auch die nöthige Schulbildung beſitzen, ſein Verſtand muß geſchärft, ſein Urtheil geübt ſein, ſein Auge ſchauen und betrachten können; ohne dieſes giebt er nie einen Meiſter. Endlich muß er auch einen Meiſter finden, der den Menſchen in ihm anerkennt und den Meiſter aus ihm herausbilden will.

Es bedarf daher der werdende Handwerker eine ſehr tüchtige ſittliche und intellektuelle Vorbereitung, wenn nicht Geld und Zeit und Menſch verloren gehen ſollen. Nun gedenkt man leider an die Nothwendigkeit dieſer Vorbereitung weder zu Stadt noch Land, meint, man könne jemand zu einem Schuhmacher, Schneider, Schloſſer machen, wie man auf das Papier ſchreiben kann mit rother oder ſchwarzer Tinte, deutſch oder welſch.

Mit dieſem Leichtſinn in der Beſtimmung zum Handwerk, mit dieſer liederlichen Gutmüthigkeit hat man zerſtörend eingewirkt auf den Handwerksſtand, hat die alte Handwerksehre häßlich befleckt. In den beſſern Gemeinden des Landes hat man ſchon ſeit einiger Zeit recht gut für die armen Kinder zu ſorgen gemeint, wenn man ſie Handwerke lernen ließ; denn dieſes koſtete mehr, als wenn man ſie g'rad ane bei einem Bauer ließ. Aber nie ſah man darauf, wo der Knabe vorher geweſen, was er gelernt, ob er auch die nöthigen Schul-

kenntniſſe beſitze; die Auswahl geſchah gewöhnlich auf dreifache Weiſe.

Das giebt keinen Knecht, ſagte man, wenn man ein halblahmes, halbblindes, verwachſenes Kind vor ſich ſah; man muß das zu einem Handwerk thun, es iſt gar eine elende Perſon, eine ſchlechte Kreatur. So ein Kind that man dann zu einem Handwerk.

Oder es war ein gar wildes, böſes Kind, mit dem man nichts anzufangen wußte, das nirgends gut thun wollte; dann erklärte man: Dem muß man einen Meiſter ſuchen, ſo recht einen handfeſten, kuraſchirten. Ich wüßte einen, ſagt man, der hat ſchon manchen regiert. Nun frug man nicht: Iſt's ein Tiſchmacher, oder ein Maurer? ſondern man übergab ihm den Knaben, weil er ein kuraſchirter war.

Oder es kam ein Kind vor die Gemeinde und begehrte, ein Handwerk zu erlernen. Man frug daſſelbe: Weißt du einen Meiſter? Gewöhnlich wußte es einen. Man frug nach dem Lohn, und wenn man mit demſelben zufrieden war oder mit dem Meiſter darüber einig werden konnte, ſo ward das Kind ohne große weitere Unterſuchung zum Handwerk gethan. Man kann ſich aber denken, in wie fern ein Kind beurtheilen konnte, ob ein Meiſter tüchtig ſei, ein Handwerk zu lehren. Es iſt eine merkwürdige Dummheit, die man noch nie ſo recht beleuchtet hat, daß man annimmt, jeder Handwerksmeiſter ſei auch ein Lehrmeiſter und könne Kinder zum Handwerk erziehen, müſſe Lehrbuben haben. Es iſt das Lehrbubenhaben wiederum an ſehr vielen Orten durchaus nichts Anderes als ein verfluchtes Ausnutzen armer Kinder, als ein Diebſtahl an ihrer Zeit, an ihrem Gelde, oft an ihrer Geſundheit. Man ſollte öffentlich die Meiſter zeichnen, welche ob armen Kindern reich werden, ihre eigene Trägheit durch ſie erſetzen wollen; und wiederum ſollten ſich Andere recht eigentlich dem Erziehen von Lehrlingen widmen.

So wenig aber ein Kind die Auswahl verſteht, ſo wenig

giebt ſich meiſtens die Gemeinde darum Mühe. Man hat gar keinen Begriff davon, daß ein Kind einem Meiſter weit eher ſeine Fehler als ſeine Künſte ablernt.

Wenn man z. B. ein Kind zu einem Schuhmacher thut, der ſo langſam näht, daß man zwiſchen jedem Stich zweimal aus der Haut fahren könnte und zweimal wieder hinein, ſo wird das Kind beſtimmt nicht ſchneller arbeiten lernen als der Meiſter, und doch hängt die Güte des Handwerks meiſt von der Rührigkeit, der Raſchheit im Arbeiten ab.

Sehr oft ſieht man auch hier auf das geringſte Lehrgeld, auf einen Gemeindsburger oder einen, der Stören bei den Vorgeſetzten hat, ja auf einen, dem man den Hauszins zahlen müßte, wenn man ihm nicht das Lehrgeld ſtatt deſſen geben würde, ſo daß im eigentlichen Sinne des Worts das arme Kind ſtatt der Gemeinde dem faulen Meiſter den Hauszins zahlt. Und bei ſolchen Meiſtern läßt man die Kinder, ſie mögen nun etwas lernen oder nicht, gut oder ſchlecht gehalten werden, und am Ende ſoll das Kind doch das Lehrgeld wieder erſtatten, wenn es auch alles Böſe gelernt hat, nur ſein Handwerk nicht. Es geſchieht hier oft Himmelſchreiendes.

In den Städten geht es eben ſo ſchlimm, wenn auch aus andern Gründen. Hier wachſen arme Kinder entweder bei liederlichen Eltern auf oder in Waiſenhäuſern. Bekanntlich führen liederliche Bürgersleute bei aller Armuth ein üppig Leben, ein Leben, das, wenn auch nicht alle Gelüſte befriedigt, doch eine Menge erzeugt, das meiſt arbeitslos iſt und zu einer fürchterlichen Meiſterloſigkeit führt, die ſich immer groß macht mit ihrem Bürgerrecht. So einer Haushaltung fehlt alles Ehrbare, Solide, Ordentliche und birgt dagegen eine Liederlichkeit, Schleckerei, Schlemmerei in ihrem Schooſe, die gräßlich auf Kinder wirken müſſen. Wenn nirgends ein Vorräthchen iſt, daß eine Maus davon ein Mahlzeitchen machen könnte, und der Vater ſchöppelt doch wohlgemuth, und die Mutter viſitelt vergnügt, und beide marſchiren auf Maskenbälle, da

kann man denken, was da Solides an die Kinder kommen soll, und solid muß ein Handwerker sein, sonst giebt er einen Hudel ab.

Oder es wachsen die Kinder in Waisenhäusern in besserer Zucht und Sitte auf. Aber in diesen Waisenhäusern, die gewöhnlich in den Städten sind, wo die Eltern wohnen, können die Kinder selten weit genug von ihren schlechten Eltern entfernt werden. Diese unterhalten die Gierigkeit der Kinder, stopfen sie mit den aufgebrachten Schleckereien, weisen sie auf gegen Zucht und Ordnung, blasen die Luft nach ungebundener Freiheit fort und fort an. Zu dem sind diese Waisenhäuser doch mehr oder weniger städtisch eingerichtet, Wohnung, Essen, Leben ist städtisch, und der größte Theil des Lebens wird nach jetziger städtischer Weise in der Schule oder doch hinter den Büchern zugebracht. Die städtische Weichlichkeit, der städtische Stolz werden nicht bekämpft oder doch nicht ausgereutet, und hinter den vielen Büchern sind die Kinder auch nicht stark geworden für das Leben. Findet man nun am Ende, daß ein Knabe zu dumm ist für einen Pfarrer, ein Mädchen zu wenig hübsch für eine Gouvernante, so heißt es: Er muß ein Handwerk lernen, es muß sein Brod verdienen. Schon darin liegt etwas unbeschreiblich Verächtliches, liegt ganz die gegenwärtige städtische Verkehrtheit, welche die Handwerke und die Arbeit, durch welche die Städte reich und groß geworden, verachtet, wie vornehm gewordene Kinder einfachere Eltern verachten, wie Söhne von Handwerkern zum Familienstatut erheben können, daß keins ihrer Kinder ein Handwerk treibe. An solchen Statuten, an solcher Verkehrtheit erarmen aber und sterben die Burgerschaften aus.

Sollen nun städtische Kinder hinein in die harte Werkstätte, aus allen jugendlichen Angewöhnungen heraus, von den feinern Gespielen, die nicht übel spötteln, wenn sie den alten Kameraden zum ersten Mal im Schurzfelle sehen, die über und über roth werden, wenn sie di. hinter einer Schneiderin mit

Arbeit gehende Gespielin grüßen sollen, hinweg an's harte, geringgeschätzte Handwerk, mit den weichen Händen, den schlaffen Armen an die harte Arbeit, mit den lüsternen oder weichen Herzen in die rohe Gesellenwelt, — so kann man denken, wie es ihnen zu Muth wird, kann es begreifen, warum die meisten Städter und Städterinnen entweder ob dem Lernen des Handwerkes zu Grunde gehen oder später am Handwerk selbst, warum das ungeheure hierauf verwendete Geld meist ein verlornes ist. Die vielerlei Entbehrungen, der kürzere Schlaf, die rauhere Behandlung, das Zurückziehen der früheren Kameraden, vor allem aus die ungewohnte Arbeit, die wenige Freiheit dabei zum Genuß-lassen die wenigsten das Handwerk lieb gewinnen, in dasselbe sich hineinleben, es mit ganzer Seele ergreifen. Man bedenkt gar nicht, wie im sechszehnten Jahr ungewohnten Händen die Arbeit vorkömmt, wie sie dem verweichlichten Gemüth verhaßt wird, eine Last bleibt, welcher man sich so schnell möglich zu entziehen sucht. Und wenn auch einige den Widerwillen überwinden, des Handwerks Meister werden, so schwebt ihnen doch, wie den Juden das gelobte Land, das reiche, üppige Leben der Jugend vor, eine Menge alter Bedürfnisse stellen sich ein, neue tauchen auf, das Geld, über welches man Meister wird, wandert nicht in's Handwerk zurück, sondern wird zum Leben verwandt, an elegante Wohnung und Kleidung und Chaisli und Schöppli; das Fundament wird weggenommen, und daraus das Dach gebaut — und was ist das Ende vom Liede? So wurde nach und nach die Ehre des Handwerks untergraben, man sieht allenthalben halbbatzige Meister und Meisterinnen, die auf Pöstlein lauren, Zöllner oder Vorgängerinnen werden möchten, auf das Burgergut sich trösten, den Eltern oder dem Gemeindwesen zur Last liegen, lüderlichem Leben sich hingeben, das Handwerk immer mehr in Mißkredit bringen, als ob es nicht mehr seinen goldenen Boden hätte.

So geht es zumeist, wenn man ein Leben auferbauen will auf

eine verwahrloste oder verweichlichte Jugend, ein steinern Haus auf ein strohern Fundament. Es geht das Geld verloren, mit dem Gelde der gute Wille, die Barmherzigkeit. Die tausend im Handwerk mißrathenen Kinder sollen zeugen, daß mit solchen Kindern nichts anzufangen, daß alle Mühe um sie fruchtlos sei. Nein, nein! das zeugen diese armen Kinder nicht, sondern sie zeugen, daß der Wille, ihnen zu helfen, besser war als der Verstand dazu, daß man das Geld nicht schonte, aber das Nachdenken über seine Verwendung, daß man das Gute gewollt, es aber verkehrt angefangen. Sie zeugen davon, daß die Handwerkbildung nicht der Armuth an die Wurzel schlägt, mehr noch die Armuth fördert, daß Staat und Gemeinden, auch wenn sie das doppelte Geld aufwenden mit den Kindern, durch das Erlernen von Handwerken der Vermehrung und Ansteckung der Armuth nicht vorbeugen können, wohl aber allerdings bei mehr aufgewendetem Nachdenken und gesundem Verstand manches besser machen als bis dahin, manches Ueble unterlassen können.

Wo also die Leute gewöhnlich die Hülfe suchen, woher sie dieselbe hoffen, da ist sie nicht, daher kömmt sie nicht; da ist keine Brücke über die Kluft, welche der Armuth verpestet Land vom gesunden Lande wackerer Bürger trennt.

Viertes Kapitel.

Bei wem ist die Hülfe in der Noth zu suchen?

Wenn auf eines steilen Hügels Krone die Tod speienden Kanonen stehn, ihre blanken Röhren hinunter in's Thal ihren blendenden Schein werfen, ihre schwarzen Mündungen wie Drachenaugen den anrückenden Feind versteinern, dann ruft der Feldherr die Freiwilligen vor. Er weiß, nicht das Kommandowort, nicht der Schritt und der Tritt nach Gesetz

und Takt ſtürmt den Hügel, nimmt die Kanonen, ſondern nur entfeſſelter, kühner Muth, der frei ſprudelt aus kühner Bruſt.

Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe. Die Liebe treibt um ihr Kind die Mutter in den wüthenden Strom, in die praſſelnde Flamme; die Liebe ſtürzte Winkelried in die Lanzen und brach der Freiheit eine Gaſſe; die Liebe führte den zum Tode, deſſen Name ich in dieſer Zuſammenſtellung nicht zu nennen wage, der mit ſeinem dahingegebenen Leben den armen Sterblichen den Schoos des Vaters öffnete. Hier müſſen auch Freiwillige vor in kühnem Muth zu kühnem Thun! ſie müſſen vorangehen mit entſchloſſener Hingebung in der feſten Ueberzeugung, daß auch hier der Glaube Berge verſetze, daß nichts dem Siege ſo gefährlich ſei, als unſicheres Wanken, als unſchlüſſiges Stillеſtehen und wieder zagendes Vorwärtsgehen.

Wenn Freiwillige aufgerufen werden in einem Heere, wem giltet der Ruf? Den Offizieren oder den Unteroffizieren, den Gemeinen zu Roß oder zu Fuß, den hintern oder vordern Gliedern, den neuen oder den alten Regimentern? Da frägt man nicht, ſieht nicht den Nebenmann an, winkt nicht dieſem, daß er gehe, ſteht wieder zurück, wenn jener nicht vortritt; da ſchützt kein Offizier ſeine Epaulette vor, kein Soldat zerriſſene Schuhe: wer in ſeiner Bruſt den Muth dazu fühlt, ſtürzt vor, Offizier und Gemeiner, ſchaart ſich zu den Muthigen; ſie ſtürmen den feuerſpeienden Hügel, ſchlagen die Feinde, erobern die Kanonen, ſetzen ſich feſt auf des Hügels Krone; dann rückt nach mit klingendem Spiel, in wohlgeordneten Reihen und gleichmäßigem Schritt durch die geöffnete Bahn das übrige Heer.

Wenn nun in unſerer Republik der Ruf nach Freiwilligen erhoben wird, der verderbendrohenden Armuth entgegen zu ſtehen und ſie zu bewältigen, wem giltet der Ruf? Er giltet allen Chriſten im Ländchen, er giltet allen, die Liebe haben zu dem Ländchen. Er giltet den Regenten aller Arten, aller

Sorten. Wie kein Offizier einen Schuß Pulver werth iſt, der zu vornehm oder zu feig zum Freiwilligen iſt, ſo iſt kein Regent einen Kreuzer werth, der nicht auch außer dem Kreiſe ſeines Amtes zu allem bereit iſt, womit er das Heil des Landes fördern kann. Iſt er nicht bereit dazu, ſo iſt er weder ein Chriſt noch ein treuer Bürger. Nur ein Thor oder ein Selbſtſüchtling kann glauben: in bezahlten Aemtern ſeine Pflicht thun entbinde von allen übrigen Chriſten- und Bürgerpflichten. Wer dieſes meint, taugt nicht zu einem Regenten eines chriſtlichen Landes.

Es giltet aber auch allen Regierten. Gerade ſie ſollen als Chriſten und als Bürger freudig die Gelegenheit ergreifen, neben der Arbeit für ſich und ihr Haus auch für das allgemeine Wohl nach Kräften mit zu wirken, es zu beweiſen, daß das das glücklichſte Land ſei, wo alle aufrichtig Theil nehmen am Glück deſſelben, daß das das chriſtlichſte Land ſei, wo jeder im Glück des Andern das eigene ſuche. Dieſes auch iſt die wahre und einzige Centraliſation, die einer Republik heilſam iſt, die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil. Es iſt wiederum merkwürdig, daß man meint, nur wenn die Kanonen donnern, nur wenn Feinde durch die Berge brechen, müſſe man zuſammen ſtehen zu Noth und Tod und einig ſein in der Schlacht. Wenn der Feind verſchwunden ſei, da könne man wieder auseinander gehen, die vereinten Kräfte auseinander reißen, bis wieder Kanonen donnern, bis wieder Feinde durch die Berge brechen. So will man im Großen treu ſein und kann es am Ende doch dann nicht, weil man nicht im Kleinen treu war. Es giebt zu jeder Zeit Anforderungen, zuſammen zu ſtehn, Uebel, die nur vereinten Kräften weichen: aber da will jeder für ſich ſein, da erkennt man das Gemeinſame in dem Beſondern nicht, da trennen ſich die Herzen; darum finden ſie ſich dann in der Noth auch nicht, trauen ſich nicht, helfen ſich nicht, wenn die Kanonen donnern. Zu einer ſolchen Centraliſation der Kräfte

gegen ein gewaltiges Uebel rufe ich daher jetzt im Frieden auf, damit der Feind im Kriege auch vereinte Kräfte finde: vereinte Herzen geben hundertmal mehr Kraft als hundert über einen Leisten geschlagene Verfassungen bei getrennten Herzen. Nur muß kein Schreiberlein oder Schulmeisterlein an die Spitze sich stellen, die freie vereinte Kraft regenteln wollen, sie abzirkeln und reglementlen mit Lineal und Tabellen, mit Verantwortlichkeiten und Bedenklichkeiten und endlich mißbrauchen zu Staatszwecken.

Der Ruf gilt et Allen zu Stadt und Land. Auch zwischen beide hat sich so manches Trennende gelegt im Laufe der Jahre, hat sich aufgehäuft in der Brandung der neuen Zeit, daß es Noth thut, Brücken zu bauen über die Klüfte und Gelegenheit zu geben, einander in der Liebe zu erkennen. Gar mancher kömmt uns feindselig und hassenswerth vor, wenn wir ihn nur von ferne sehen, nur vom Hörensagen kennen, und bringt uns die Versehung an ein gemeinsames Werk, so erwarmen unsere Herzen in der Liebe und werden einig für immer. Bietet sich nun wohl den Stadt- und den Landbewohnern eine schönere Gelegenheit dar, sich zu vereinigen in der Liebe, als die vorgeschlagene Centralisation der freien Kräfte gegen die wachsende Armuth?

Man muß es den Städtern nachreden, sie sind erwachet, sie begreifen die Gefahr, sie erheben sich gegen sie. Die in den Städten so fürchterlich anwachsende Armuth der vor der Noth in die Städte geflüchteten Landbewohner, ihre Bildung, welche ihnen überall die gleichen drohenden Merkmale vor Augen stellt, haben sie erweckt, und sie sind nicht unthätig geblieben, sie haben Werke der Liebe gethan, haben nicht gefragt: ob ein Bedürftiger ein Mitburger sei oder nicht; sie unterschieden nicht wie die Pharisäer zwischen Judäern und Galiläern oder Samaritern, sie sind über die Gränzen des Burgerziels gegangen. Sie werden sicher auf diesen Ruf hören, hören und prüfen, wozu er ruft.

Auf dem Lande iſt der Blick viel beſchränkter, man ſieht gar zu oft nur das Nächſte, und von dem, was jenſeits einem Walde liegt, hat' man ſchon keine Vorſtellung mehr. Man vermag gar oft nicht zu urtheilen über die Folgen einer Urſache, vermag nicht zu erkennen, wie eine begonnene Sache in der nächſten Tage Lauf ſich geſtalten muß. Weil zum Urtheil die Einſicht fehlt, ſo urtheilt das Mißtrauen, verwirft daher alles Ungewöhnliche, alles Neue, von dem der Großätti und das Großmüetti nicht bereits geredet haben hinterm Spinnrad, hinterm Ofen hervor. Zu dem ſind eben auf dem Lande die gezwungenen Almoſen, die Tellen. Da erwahret ſich wiederum, daß Gott die Sünden der Väter an den Kindern ſtraft bis in's dritte und vierte Geſchlecht und hier vielleicht noch länger. Zu dem muß der Landmann noch gar vieles freiwillig geben, er mag wollen oder nicht. Gewohnheit, die Angſt vor böſem Ruf zwingen ihn dazu; er überſieht auch die verſchleuderten Gaben nicht, bedenkt ihre Bedeutſamkeit nicht. Zu dem geht es hart, Geld auszugeben, das hart hielt, bis es in die Hände kam; der Kaufmann, dem das Geld in beſtändigem Fluß durch die Finger rollt, der Kapitaliſt, der höchſtens Mahnbriefe zu ſchreiben hat, geben viel leichter Geld aus. Aber ſicher werden auch ſie den Ruf vernehmen und ihm immer freudiger gehorchen, je deutlicher man ihnen vor Augen ſtellt, wozu man ruft. Sie werden es immer klarer faſſen: wer Hülfe wolle, ſei es von Gott oder von Menſchen, der müſſe ſelbſt nach ſeinen Kräften mithelfen. Es ſind aber auch bereits auf dem Lande Viele erwacht, ſehnen nicht nur begierig nach der Hülfe ſich, ſondern haben ihre Hände und Herzen geöffnet zu reichen Gaben und ſind ſicher zu noch reicheren bereit; ſie beweiſen es, daß man auf dem Lande die Freiheit nicht bloß zum Anlaß dem Fleiſche benutzen will.

Der Ruf giltet jeder Anſicht, jeder Farbe, allen Separatiſten, politiſchen und religiöſen, und namentlich den ſogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube feſt ſich ſtellt, und

der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß es Sünde ſei, denen zu helfen an einem gemeinſamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Anſicht ſeien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man da auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jeſus verläugnet, der in ſeinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erſt bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengeſetzte Lehre ſo ſcharf ausdrückt?

Der Ruf gilttet Schwarzen und Weißen. Sie wollen beide ja nur das Vaterland lieben; iſt Streit, ſo ſoll ja nur der ſein: weſſen Liebe die größere, die aufrichtigere ſei. Wohlan, hier mögen ſie ſtreiten und wetteifern, entfalten im Frieden ihre Vaterlandsliebe, nicht bloß in den Zeitungen, wo ihr Kampf faſt dem Kampfe gleich wird zweier Marktſchreier, die einander gegenüber ihre Bühne errichtet haben, und wo jeder lauter als der andere zu ſchreien ſucht, ſeines Beutels wegen.

Wer den meiſten Antheil nimmt an des Landes Noth, nie darüber witzelt und ſpottet, am treuſten hilft in derſelben, der ſei mir auch der Liebſte, der trage den Preis davon.

Alle dieſe möchte ich zu dem großen Werke zuſammenrufen, möchte, daß darin alle Separationen aufgingen. Es muß ein Nationalwerk ſein, wenn es ſo recht ſchön und herrlich gelingen ſoll; ein Nationalwerk nun wird nur von Nationalſinn geboren. Es iſt ein Werk, das unendlich großartiger iſt, als alle Brücken der Welt, als alle Paläſte der Könige; deſſen Ausführung viel ſchwerer iſt, als Bogen zu ſprengen, als Steine auf einander zu thürmen. Es iſt ein Werk, an dem die Weiſen dieſer Welt ihre Weisheit verſchoſſen haben ohne Frucht, das dem Lande, in dem es angerichtet wird, den Segen Gottes herabzieht, das denen, die Hand an daſſelbe gelegt, nicht Ordensbänder, aber Gnadenblicke Gottes gewinnen wird. Dieſes Werk zu bauen iſt kindlichen

Gemüthern gegeben, welche den Glauben in sich tragen, daß die Liebe alles vermöge. Es ist daher nicht nur ein Nationalwerk, an welchem Worte sich Einige stoßen möchten, sondern es ist ein bedeutender Theil der Aufgabe, welche dem Christen gegenüber seinen Brüdern geworden ist. Es ist ein Streben nach der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem nicht nur äußerliche Glieder zu gewinnen, sondern dessen die Herzen theilhaftig zu machen sind, und nicht nur jenseits des Meeres, sondern rund um uns. Dieses Werk ist die Ueberwältigung der Armennoth oder die Entsumpfung derselben, so daß das Pestartige derselben aufgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen wird.

Dieses Werk kann nur von Christen unternommen werden. Ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß die hauptsächlichste Quelle der Armennoth nicht eine äußerliche ist, nicht Mangel an Arbeit — man klagt über Mangel an Arbeitern — nicht Theurung, nicht Mangel an Geld überhaupt, sondern eine innerliche: ein verderbener, versunkener Sinn, gelähmte, unentwickelte Seelenkräfte, so daß die Leibeskräfte nie zu freudiger, freier Thätigkeit kommen, daher eine vollkommene innerliche Untüchtigkeit der Eltern, ihre Kinder zu Menschen zu machen, ein ungehindertes Entwickeln des Thierischen im Kinde. Das Uebel muß daher von innen angefaßt werden, Maßregeln und Gesetze helfen da wenig; es muß hauptsächlich in dem Zustande angefaßt werden, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h. so früh als möglich. Ich will zwar nicht sagen, daß man später an den Alten nichts versuchen soll. Es sollen ihnen die Seelsorger und Alle, welche den Werth der Seelen kennen und darum sich kümmern, auch nachgehen und an ihnen das Wort Gottes versuchen, aber sie mögen sich nicht täuschen lassen, als ob es bei allen guten Boden gefunden, die: Herr! Herr! sagen. Eine gute Frau gab jedem Weibe, das des Sonntags eine Predigt besuchte, sechs Kreuzer; besuchte es zwei, so konnte es noch mit ihr z'Abe

trinke. Sie fand für das viele Weiber, aber wenige waren fromm.

Aber zum Kinde, dem hülfsbedürftigen, das keine Liebe auf Erden empfängt, oder das von aller Liebe verlaſſen werden, ſoll die Liebe treten, ſoll dem armen Kinde Gott- und Götti ſein. Dieſes Verhältniß war in unzähligen Fällen ein heilbringendes, beſonders auf dem Lande. Der Name „Gotte und Götti“ tönt ganz eigen in den Herzen wieder, übt darin eine Gewalt, welcher man ſich kaum bewußt wird. Ein Beobachter wird in der Behandlung eines Götti oder eines Güterbuben eine große Verſchiedenheit bemerken, aber eine noch größere in der Geſinnung der Betreffenden, welche beſonders im Ton der Stimme kenntlich wird.

Nun aber haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti, die ſich ihrer annehmen können: namentlich arme, namentlich uneheliche Kinder nicht. Die haben gar zu oft bezahlte Gevatterleute, die nur der Form wegen am Altare Gottes ſtehen, ſich zu nichts verbunden achten, das Kind als ein fremdes betrachten für und für. Eine Uebung, die, beiläufig geſagt, nirgends geduldet werden ſollte; ſie iſt ein Hohn des Heiligen.

Da, meine ich nun, ſolle die ganze Gemeinde, d. h. die Gemeinde Gottes und nicht die bürgerliche, Gotte und Götti ſein dem kleinen Chriſtenkinde. Iſt doch auch die Gemeinde zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, iſt zu Brüdern und Schweſtern dem Kleinen geweiht. Dieſes erkennt man ja auch an vielen Orten auf dem Lande in alter, ſchöner Sitte noch an. Kaum iſt das Kind als Schweſterchen oder Brüderchen der Gemeinde vorgeſtellt worden, ſo kommen die Freundinnen, die Nachbaren, Andere in weiterem Kreiſe herum und bringen der Wöchnerin, welche das Kindlein zur Welt gebracht, freundliche Gaben, Zeichen der Freude und Theilnahme. Sie bringen der Mutter, dem Säugling, der vom warmen Mutterherzen in die

rauhe Welt verſetzt iſt, den freundlichen Troſt: daß die Mutter ſich nicht kümmern ſolle; der arme Kleine ſolle noch gar manche warme Bruſt finden, wo er ſich bergen könne in den rauhen Stürmen der kalten Welt. Und wenn dieſe Gaben gebracht ſind, dieſe freundlichen Zeichen, ſo geht man heim und hat genug gethan, hat das Zeichen für das Werk genommen, wie leider noch ſo oft in andern Dingen. Wenn dann die Muttermilch verſiegt, wenn die Mutterbruſt erkaltet, wo ſind dann die Herzen zu den Händen, welche die Zeichen dargebracht? Ach! da finden ſich die Herzen ſelten mehr, da kömmt nur das Almoſen, das kalte, unwillige, herzdurchſchneidende; an ihm wärmt das kleine Herz ſich nicht, an ihm wächst es nicht auf zum Himmel: an ihm ſättigt ſich nur der Hunger, entfaltet ſich nur das Thier mit ſeinem gierigen Sinn; je nahrhafter das Almoſen war, deſto wilder und kräftiger wird das Thier. Wenn in der Mutterbruſt die Liebe verſiegt, dann iſt dem Kinde für ſein Lebenlang der Quell der Liebe vertrocknet, ſprudelt ihm nimmer wieder aus freundlichen Augen entgegen, aus warmen Herzen empor, und nur in der Liebe zärtlichem Hauche bildet im Menſchen der Engel ſich aus.

Darum bleibe man doch auch da nicht beim Zeichen ſtehen, ob welchem Stehenbleiben Millionen verloren gehen, ſondern es werde die Gemeinde Gottes im eigentlichen chriſtlichen Sinne Gotte und Götti armen hülfloſen Kindern, mache es ſich zur heiligen Aufgabe, ſo viel derſelben ſie faſſen kann, an der Hand der Liebe dem Herren zuzuführen. Und wer einſt denkt, vor dem Herrn zu erſcheinen, von ſeiner Liebe Gnade möchte, reihe ſich an dieſe Gemeinde Gottes, ſammle ſich um den heiligen Altar, auf welchem man dem Herrn heilige Opfer bringen will im Geiſte und in der Wahrheit — Kinder! Kinder, nicht zum Aufbrennen mit irdiſchen Flammen, wie man dem Molech ſie brachte, ſondern Kinder zum Entzünden mit ſeinem heiligen Geiſte, daß ſie in

freher Begeiſterung aufloderu, dem Herren zu dienen ihr Lebenlang.

Und wenn man mich nun frägt, ob ich denn mit diesen vielen tönenden Worten meine, daß ſolche Kinder zu ſich ins Haus nehmen ſolle, wer an dem vorgeſchlagenen Werke Theil nehmen wolle: ſo muß ich ſagen, daß das nicht meine eigentliche Meinung iſt.

Allerdings möchte es für Viele ſelbſt eine Wohlthat ſein, wenn ſie errettete Kinder in ihr Haus aufnehmen könnten: aber um ſie ſelbſt zu erretten, taugt doch gar mancher nicht, taugt gar manches Haus nicht. Wohl mögen Einzelne ſich befähigt fühlen dazu und befähigt ſein, es mögen ihre äußern Verhältniſſe dazu paſſen, aber im Allgemeinen wird dieſes doch ſelten der Fall ſein.

Gar viele Menſchen haben ein weiches Herz, aber keine Hand zum Erziehen. Gott hat ihre Hand dem Herzen gegeben als Spenderin von Liebesgaben, aber ſie iſt viel zu weich, Dornen auszuziehen, ein Diſtelfeld zu ſäubern, harten Boden umzuackern. Ihre weiche Hand würde mit dem an rauhes Leben gewöhnten Kinde nicht auskommen; ihr weiches Herz würde an gar mancher Ecke blutig ſich ritzen, die Ecke aber nicht abſtumpfen, nur ſchärfen. Auch wohnt in ſolchen Herzen nicht immer die andauernde Kraft, die Länder urbar macht, Meeräſte entſumpft, Menſchen aufrichtet und aufrecht erhält. Solchen Herzen fehlt mit der Hand gar oft das Auge, das ſcharf ſieht, ſich nicht blenden läßt, aber auch nicht ſchnell aus Eckel ſich abwendet, ſondern durch Schein und Schmutz auf den Grund zu dringen vermag.

Gar viele Menſchen haben ferner ein Haus, in welches arme Kinder nicht taugen. Es iſt gar ſchön, dieſes Haus, reich geziert, mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattet; weich ſind die Betten, köſtlich das Eſſen, kurz der Tag, lang die Nacht. Als ob eine eigene, nie ſchlummernde Vorſehung über daſſelbe wache, iſt in Hülle und Fülle immer für alles geſorgt.

In solche Häuser gehören arme Kinder nicht zur Auferziehung, solche Häuser machen schwach, und stark für das Leben müssen arme Kinder werden. Um stark zu werden, müssen sie entbehren lernen, und die Entbehrung muß, ohne daß sie es wissen, als Gewohnheit an sie kommen, so daß sie ihnen Bedürfniß wird, daß sie entbehren können unbeschwert, wie der Apostel Paulus sagt. So in einem Hause weiß man aber meist gar nicht, wie viel Ueberflüssiges man hat, wie viel davon der Aermere nicht hat, ohne daß er deßwegen im mindesten zu bedauern wäre. In den theuern Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: Und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin! sagte sie. Aber, meine gute Frau, sagte die Frau Junker Landvögtin mit weisem Gesicht, eh, eh, ich wollte doch nicht so jammern! Wir sind auch schon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß sich immer zu helfen wissen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, so machet öppe ein Apfelmüßli oder einen Eiertätsch oder esset es Bitzli kalts Bratis aus dem Kuchischäftli. Mi muß nit so meisterlosig sy und meine, mi müß geng Erdäpfel ha; mi muß si öppe lere i d'Sach z'schicke und z'esse, was da ist!

Auch weiß man in solchen Häusern meist gar nicht, was es heißt: entbehren, woran man einmal gewöhnt ist; sie haben das nie erfahren. So in der Theorie scheint das gar leicht, und gar leicht ist es gesagt, man müsse sich nach der Decke strecken. Aber diese Leute haben ihre Decke nie gewechselt, und die Decke, nach welcher sie sich strecken, ist so lang und breit, warm, bequem, solid, daß es gar behaglich sich darnach strecken läßt. Wenn man aber käme mit einem kurzen, dünnen, schmalen Deckeli: was für Augen würden diese Leute machen, und wie würden sie frieren, zappeln, schreien unter einem solchen Deckeli, das manchem armen Menschen wie ein Herrenbett vorkäme! Dann erst würden sie begreifen, wie un-

glücklich man Kinder mit zu weichen und reichen Angewöhnungen macht. Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was später nackt an die Winde des Lebens soll, so wenig als man Kinder an Soireen und Societäten gewöhnen darf, die später Hausmütter werden sollen.

Man möchte vielleicht meinen, in solchen Häusern könne man sich auch an Entbehrungen gewöhnen, indem man ihnen nur das Ansehn läßt, nicht das Genießen, wie man z. B. in gewissen Häusern die Lehrer Erdbeerenschnitten essen ließ, während man die Knaben mit Mangeldkraut (penuria crême, wie sie es hießen) abfütterte. Das heißt aber, auf das Gelindeste gesagt, ein muthwillig Spielen mit kindlichen Naturen, bei manchen Naturen aber ein boshaftes Reizen, ein Quälen, wie es sich die alten Griechen in der Hölle dachten, wo sie einen durstigen und hungerigen Mann mit dem halben Leibe in schönem, klarem Wasser stehen, über ihn einen von herrlichen Früchten niedergebeugten Baum hangen ließen: wollte er trinken, so senkte sich das Wasser tiefer und tiefer, er konnte es nimmer erreichen; wollte er essen, so hoben sich die Zweige mit ihren Früchten höher und höher, zum Munde brachte er nimmer eine Frucht. Wenn reiche Kinder nicht immer alle Genüsse der Eltern theilen, so trösten sie sich mit der Zukunft, und hinwiederum gewähren ihnen die Eltern besondere kindliche Genüsse, ob denen sie füglich die elterlichen vergessen können.

Dem Gesinde solche Kinder zutheilen könnte man jedenfalls nicht. Die meisten Dienstboten würden sie mißbrauchen, sie einweihen in ihre Gezänke und Ränke, oder aber sie hassen und verfolgen, je nachdem das Kind näher zu ihnen stünde oder näher zu seinen Pflegeeltern.

So können die meisten, besonders in Städten, wohl das Werk der Liebe nicht selbst ausführen, können nicht selbst Hand anlegen, sie müssen eine Stellvertretung suchen, die das vollführt, was sie wollen und nicht können: arme Kinder auser-

ziehen, daß ſie ſtark werden für das Leben, tüchtige Bürger des Gemeindweſens, daß ſie aber auch geziert werden für den Himmel, treue Mitmenſchen, fröhliche Kinder Gottes, würdige Erben deſſen, was Gott den Frommen ſchon vor der Welt Beginnen zubereitet hat.

Dieſe Stellvertretung iſt vielleicht der ſchönſte Gedanke, der in dieſer Zeit ausgeſprochen wurde: einer der edelſten Menſchen wurde von Gott gewürdigt, ihn zu empfangen, ihn auszuſprechen; aber wie Moſes ſah er ſein Kanaan nicht, er mußte in der Wüſte ſterben.

Es ſei mir vergönnt, dieſen Gedanken darzuſtellen, wie er mir vorkömmt im Verhältniß zu unſerer Zeit.

Fünftes Kapitel.

Die Hülfe in ihrer ideellen Geſtalt.

Es geht ein eigener Geiſt durch jedes Jahrhundert, Denkmäler ſich bauend, Opfer fordernd von der durch ihn beherrſchten Menſchheit. Es löſen dieſe Geiſter ſich ab in den Jahrhunderten, jeder giebt ſeiner Zeit eine eigene Färbung:

Zeitgeiſt nennen die Menſchen einen ſolchen Geiſt.

Vor tauſend Jahren ſchwebte dieſer Geiſt wie eine dunkle, majeſtätiſche Gewitterwolke über der Erde; zitternd ſchaute der Menſch zu ihr auf, er ahnte Gewaltiges in ihrem Schooße; aber ob es der Welt Zerſtörung ſei oder ihre Verherrlichung, wußte er nicht. In demuthsvoller Andacht thürmte der Menſch heilige Dome auf, baute düſtere Klöſter in die Wüſten, Sühnopfer dieſem Geiſte. In des Domes heiligem Halbdunkel, in der Klöſter ſchauerlicher Einſamkeit ſuchte der Menſch ſeinen Gott, entſagte der Welt, damit er nicht untergehe mit der Welt. Wie oft die ſchwärzeſte Wolke roth ſich randet in der Sonne Schein und in ihrem rothen Scheine die Erde zer-

klärt, oft zunächst vor der Gewitter Ausbruch, so leuchtete aus dieser finstern Andacht hervor der gewaltigste Muth, die herrlichste Liebe; es kämpfte dieser Muth sich bis zum heiligen Grabe, es gab die Liebe sich selbsten hin in heiliger Begeisterung.

Kein Haupt war zu hoch, vor dem Kreuze sich in den Staub zu beugen, kein Leib zu edel für ein härenes Gewand, keine Hand zu fürstlich, den Armen die Füße zu waschen. Wie oft aus dem fürchterlichsten Wolkenberg der befruchtendste Regen spräht, der Regen der Wolke Nacht versilbert, an ihrer Stirne in seiner Farbenpracht der Bogen Gottes sich wölbet und über das Gemüth den Trost bringt, daß kein Sturm, keine Nacht ewig sei, daß der Sturm das Leben, die Nacht den Tag gebären müsse: so sproßten um die düstern Klöster Blumen auf und Bäume. Zum Garten ward die Wüste durch klösterlichen Fleiß und klösterlichen Frieden, und in himmelanstrebenden dunkeln Münstern erklang es wie Engelchöre, es stiegen die Himmlischen auf und nieder in herrlichen Bildern. Als ob er im Vorhofe des Himmels sei, ward dem Menschen im heiligen Münster; vor dem düstern Geiste sank er in tiefer Andacht nieder, und der düstere Geist ward ihm zum Engel des Friedens, der des Vaters Frieden senkte in des sündigen Beters bewegte Brust, und dieser Geist brachte nicht den Untergang der Welt, sondern Licht und Ordnung in die Welt.

Aber dieser Geist schien, wie er die Erde befruchtend mehr und mehr aus seinen heiligen Schatten heraustrat, sich selbst mehr und mehr zu verweltlichen. Um ihn zu suchen, richtete der Mensch seine Augen immer weniger dem Himmel zu, sondern nach irgend eines Menschen Haupte, setzte diesem, um ihm das Menschliche zu nehmen, eine Wolke aus Haaren auf's Haupt, mit Puder geschwängert. Diesem Geiste baute man lange, lange viereckigte Schlösser, umgab sie mit rechtwinklichten Gärten, bepflanzte diese mit Bäumen und hieb den Bäumen die Kronen ab; zog Blumen auf und bestrich sie mit

Pommade, beſprengte ſie mit Eſſenzen, erbaute ungeheure Kaſernen, nebendran Spitäler, brachte die eigenen Kinder zum Opfer dar in den Schlöſſern und Kaſernen und ſah ſie ſterben in den Spitälern, nannte Gott den Höchſten, den ſiechenden Landesfürſten den Allerhöchſten, den donnernden Landvogt gnädig und forderte von Gott das tägliche Brod als eine Schuldigkeit. Es hatte ſich ein düſterer, ſchwüler Tag über die Erde gelagert. Den Himmel ſah man nicht mehr, ſeine freien Lüfte fühlte man nicht mehr; im Schweiße keuchten die Menſchen an des Tages Arbeit oder unter der Perrüken heißem Dache; einen freien Gang ſah man nicht mehr, deſto längere Scharwenzel; einen freien Gedanken hörte man nicht mehr, deſto lautere Komplimente, deſto längere Titel. Darum erſtarben in den Herzen Wahrheit und Liebe, geſchahen keine Liebesthaten mehr. Geſetze der Mode oder des ſiechen Allerhöchſten regelten und beſchnitten Herzen und Thaten, wie der Gärtner ſeine Bäume.

Es iſt wunderbar, je tiefer dieſer Geiſt ſich niederläßt, deſto tiefer will der Menſch ihn haben, deſto niederträchtigere Opfer bringt er ihm. Wenn endlich der Opfernde mit ſeinen Opfern im Schlamme liegt und der verehrte Geiſt neben ihm, dann erſt richtet der Menſch ſeine Augen wieder aufwärts: denn da unten iſt's fürchterlich, da unten wird es grauſig und ſchauerlich dem zum Himmel gebornen Menſchen.

Die Häupter mit Perrüken trugen den Geiſt auch noch zu hoch. Erſt fielen die Perrüken, dann die Häupter, oder ſie beugten ſich, daß ſie nicht höher blieben als andere Häupter. Auch unter die Häupter ſank dieſer Geiſt, tief unter ſich hefteten die Menſchen ihre Augen, an des Geldes trügeriſchen Schein, an den ſchmutzigen Schaum der Luſt, an papierene Geſtalten, an ſteinerne Trümmer, an leinwandene Münſter und Menſchen, an glänzende oder üppige Darſtellungen des menſchlichen Lebens, des Laſters und der Leidenſchaft, ja an leichtfertige Sprünge leichtfertiger Beine.

An dieſe Dinge hängt man in unſerem Jahrhundert das Leben, ſetzt man das Leben, achtet ſie als des Lebens Höchſtes, als des Daſeins Zweck. Ihnen baut man nun Tempel, bringt ihnen Opfer aller Art, das Leben ſelbſt, baut ihnen Börſenhallen, eine mächtiger als die andere, fürchterliche Denkmäler fürchterlicher Schwindelei, baut Schauſpielhäuſer dazu und Tempel, der thieriſchen Luſt geweiht, ſchmückt ſie mit erfinderiſcher Pracht — und in dieſer Pracht geberdet der Menſch, das erſte Weſen der Erde, wie ein Thier ſich, der Menſch ein Thier, das einzig Häßliche im glänzenden Palaſte.

Man verehrt Schauſpieler, Menſchen, die fremdes Leben zur Schau zu ſtellen ſuchen, wie Götter, während ſie oft das eigene Leben im Kothe wälzen; man entbindet ſich aller Geſetze, bildet das eigene Leben ihrem entbundenen, wüſten Leben nach, ja, ſpannt ſich wie's Vieh vor den Wagen einer Tänzerin, Einer, die ihre Beine zu gebrauchen weiß wie ein Ziegenböcklein, eine Bachſtelze, ein Eichhörnchen, vergöttert ſie mit Schrift und Wort, treibt das gleiche ſündige Spiel mit denen, die zu trillern wiſſen und zu ſchmettern, daß ein natürlicher Menſch Bauchweh kriegt, und vergißt ob den ſprungfertigen Beinen und ſeltſamen Tönen Gott und die eigene Seele. Baut herrliche Hallen menſchlichen Kunſtgebilden aller Art, verſenkt in dieſe Gebilde ſein Leben, macht ihre Schöpfer zu ſeinen Götzen, Schöpfer, deren Leib oft einem Schweine gleicht, deren Leben eine ſchmutzige Darſtellung eines ungewaſchenen Schweines iſt. Wie man ehedem mit Königen und Fürſten, die man jetzt in allen Blättern ausbunzt, als wären ſie ihr keinen Schuh mehr gut, ſündige Abgötterei trieb, treibt man ſie jetzt mit Künſtlern, Malern, Bildhauern, Schauſpielern, Thierbändigern, Tänzern, beſonders Tänzerinnen ꝛc. Und merkwürdiger Weiſe ſtehen an der Spitze dieſer Abgötterei die ausgehunzten Könige und Kaiſer, Fürſten, Herzoge und gräflichen Zeug, opfern dieſen Götzen das Mark ihres Landes, laſſen in der bitterſten Noth Kranke ſchmachten, Greiſe hun-

gern, Sieche arbeiten, um einer Sängerin den Hals zu ſalben, laſſen Tauſende verhungern, auswandern, am Leben verzweifeln, um einer Tänzerin die Beine zu vergolden. Dieſem kaiſerlich königlichen Unſinn taumeln in angeborner Unterthänigkeit die Unterthanen nach, ſchreien Lob und Preis in allen Tönen, ſchauen in wahrhaft grauſenhafter Verblendung zu dieſen Götzen auf wie zu Vorbildern, und wenn ſie auch nicht wie die Malibran ſingen können, ſo möchten ſie doch à la Malibran coiffirt ſein! Herrgott! und wenn ein muthiger Mann dieſen heidniſchen Unſinn Abgötterei heißt und mit Recht ihn züchtigt, wie zu Berlin neulich geſchah, ſo erhebt ſich ein Geſchrei, wie wenn man im Frühling einen Stein in einen Moraſt voller Fröſche wirft, und dieſes Geſchrei zeuget auf eine furchtbare Weiſe für die Verſunkenheit der Schreier, und die Schreier merken es nicht. Und dieſe Schreier heißen ſich die Gebildeten, und dieſe Gebildeten wiſſen es nicht, daß dieſe Abgötterei mit den Künſten immer dem Untergang der Reiche vorangegangen iſt. Dieſe Abgötterei tobt Gottlob! außer unſern Gränzen, und nur wenige Spuren derſelben drangen herüber zu uns, Häubchen à la Vial z. B. und ſchriftliche Verſuche, das Publikum künſtleriſch zu enthuſiasmiren; doch bis dahin nahm man es Gottlob noch kaltblütig.

Dieſes ſind nicht Worte eines Zeloten oder eines frömmelnden Träumers. B'hüt ihs Gott davor! Jeremias Gotthelf iſt kein Zelot, kein Träumer, aber er iſt ein Schweizer, hat gerne jedes Ding an ſeinem Ort, nicht um's ganze Haus herum den Miſt, nicht bei einander Stall und Wohnung, nicht in einem Schauſpielhauſe den Himmel; er will kein Spazierſtöckchen als Schlachtſchwerdt, keine Tänzerin als Göttin; er läßt nicht gelten Tändelei für Lebensernſt, nicht Kunſtſinn ſtatt Chriſtenſinn, nicht künſtleriſche Fertigkeit als Gottähnlichkeit.

Alle Menſchen ſind hochgeboren, denn alle ſind Gott verwandt, alle tragen in ſich ſchöpferiſche Kraft. Jeder ſchaffet

in ſich, ruft Vorſtellungen hervor, Gedanken ſteigen auf fort und fort, Träume drängen ſich durch die Seele, eine eigene innere Welt geſtaltet in jedem Menſchen die nie ruhende, die immer ſchaffende Seele.

Dieſe innere Welt, das Allerheiligſte im Menſchen, iſt die unſichtbare Werkſtätte, aus welcher das äußere Leben tritt; ſie zeuget auch vor Gott über des Menſchen Werth und Bedeutung. Dieſer innern Welt werden die Menſchen mehr oder weniger ſich bewußt; vieler Leben iſt nur ein Traum, aber jedem iſt der Trieb angeboren, äußerlich darzuſtellen, was unſichtbar ſich in ihm regt. Aus dem Gedanken Gottes heraus trat die Welt in ihrer Herrlichkeit. Nun ſtelle ich allerdings die am höchſten unter den Menſchen, die mit Bewußtſein etwas darſtellen wollen im Leben, die es vermögen, das innerlich Erſchaute anſchaulich vor andere zu ſtellen, und um ſo höher ſind ſie zu ſchätzen, je vollendeter ihre Darſtellung iſt. Sie ſtehen weit höher als die, welche ſich Genüſſe träumen und nach Erfüllung dieſer Genüſſe jagen, welche ſich reich wünſchen und nach dieſem trachten von ganzer Seele, mit allem Gemüth. Nun fängt mir die Reihe der Darſtellenden ſchon an bei Hans Uli, der einen Zaun macht, und wie er die Stecken ſtellt und verbindet, verkündet mir, ob der Zaun aus ſeiner innern Anſchauung hervorgetreten ſei oder nicht, ob er Kraft habe, das Innerliche äußerlich zu machen. Ja, wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geiſt gefunden, als in manchem Buche. Je ſchöner, vollendeter die Gebilde der Gedanken heraustreten in die Welt, deſto höher ſteht der Schöpfer, deſto näher dem, deſſen Gedanken Geburten von Welten ſind, dieſe Gebilde mögen nun ehraustreten in die Welt als in Schrift verkörperte Gedanken oder als in Stein oder auf der Leinwand erſchaffene Geſtalten oder als Thaten im Leben, Ordnungen in Land und Haus, neue Ordnung der Verhältniſſe der Menſchen.

Wer die Regungen des Herzens, den Sturm der Seele

kann herausflattern laſſen in die Welt als bewältigende Töne, verdient, behorcht zu werden; wer ein fremdes Leben in ſich aufnehmen, ſichtbar und treu daſſelbe wieder darſtellen kann, verdient Bewunderung; ja, meinethalb mag auch Eine angeſehen werden, wie ſie ihre Füße ſetzt und hebt, ihre Beine wirbelt und windet, es mag gelten als Verſuch, die Elaſticität und Schönheit des menſchlichen Körpers anſchaulich zu machen. Giebt es ja auch eine Menge Menſchen und beſonders in den ſo genannten höheren Ständen, die ihr ganzes Leben nur mit den Verſuchen zubringen, ihren Leib ſo geziert als möglich darzuſtellen, denen dieſes Darſtellen ihre innere Welt bildet, und denen die Darſtellung doch nie zu gelingen ſcheint, denn ſie beginnen ſie jeden Morgen neu und anders: dieſe verdienen nicht Bewunderung, das ſind jammerwürdige Kreaturen.

Aber auch jene vorhin Genannten ſtellen nicht das Höchſte dar, ſondern nur Irdiſches, in der Welt Gegebenes. Das Höchſte, was in des Menſchen innere Welt treten kann, iſt Gott; das Höchſte, was der Menſch darſtellen kann, iſt Gott: zu der Kunſt ſind Alle berufen; unſeres Gottes Ebenbild aus uns treten zu laſſen in's Leben hinein — das iſt die höchſte Kunſt. Uns ſelbſt ſollen wir darſtellen als eine Schöpfung, die über alle andern Schöpfungen geht, die auch nicht untergeht, ſondern in's andere Leben übergeht; das iſt unſer Beruf, zu dem wir durch Chriſtus berufen ſind. Wo aber die ſo genannte Kunſt über dieſen Beruf geht, wo jemand ob der Kunſt das Leben vergißt, da iſt Abgötterei und Götzendienſt; wer dieſes Berufes nicht achtet, mag allerlei ſein, von der Welt hochgeſtellt ſein: ein Chriſt iſt er nicht, das Höchſte verſteht er nicht. Zu dieſem Beruf iſt berufen der Kaiſer und ſeine Tänzerin, der König und ſein Maler, der Bauer und ſein Pfarrer: und wie Alle auch kaiſerlen und tanzen, königlen und malen, bauren und pfarreren mögen, es iſt all eitel und niederträchtig ihr Thun, wenn ſie ob dem ihnen eigenthümlichen

Menſchlichen das allgemeine Göttliche vergeſſen — denn, wenn der Menſch leidet an ſeiner Seele, was helfen dann den Tänzern ihre Beine, dem Kaiſer ſein Reich, dem Bauer ſein Hof, dem Künſtler ſeine Gemälde und Säulen, dem Pfarrer ſeine Predigten?

Wenn nun auch unſer Volk noch nicht im Wirbel dieſer Künſtlerwuth treibt, die immer da entſteht, wo kein rechtes Leben iſt, wie Perrüken da, wo die Haare fehlen, ſo hat doch auch der Zeitgeiſt tief herunter es gezogen in den Staub, die innere Welt verdüſtert, die darſtellende Kraft gelähmt oder verleitet. Man ſetzt das Leben an Schachern und Schinden, an Bauen und Eſſen, ſchnell Fahren und ſchöne Gartenſteckelein, an hoffährtiges Weſen mit Kleidern und Manieren, mit Worten und Kühen, mit Möbeln und Miſthaufen, an Regenteln und Agenteln, an Tändeln und Repräſentiren, an Viſiten und Badekuren, an's Tanzen und Leſen, an die verſchiedenartigſten Dinge: aber ſelten an das Eine, das Noth thut; im Moder ſucht man das Leben und findet den Tod.

Es giltet ein altes Sprichwort: wenn die Noth am größten iſt, da iſt auch die Hülfe am nächſten; kann aber nicht auch ein anderes gelten für den Chriſten: daß aus der tiefſten Erniedrigung die Erhöhung hervorgehe? Ehedem weinten die Menſchen auf den Gräbern vergangener Herrlichkeit, bis ſie troſtlos verſanken in den Moder der Gegenwart; Völker gingen unter mit all ihrer Herrlichkeit, überwundene Helden ſtürzten in ihre Schwerdter.

Bewahrt nicht vor dieſem Untergange Völker und Menſchen das Chriſtenthum? Es trägt das Leben in ſich und überwindet den Tod; dem zum Tode Matten träufelt es Balſam ein; die zu den Gräbern Gekommenen führt es zurück in des Vaters Arme; den verſunkenen Sünder gebiert es neu, dem in's Grab Geſunkenen ſprengt es Steine von des Grabes Thüre, ruft Leben heraus aus den Gräbern. Hört ihr nicht rufen in die Gräber hinein, hört ihr es nicht regen in

den Gräbern, hört ihr nicht leise Lüftchen aus den Gräbern hervor, als ob da drinnen durch des Geistes Wehen ein neuer Geist geboren werde für die Erde — ein neuer Geist der Zeit?

Wenn das Alter durch seine Gebrechlichkeit in das Bewußtsein trittet, da sehnt sich der Mensch zurück nach den Tagen der Jugend, baut ihr in jeder neuen Stunde neue Denkmäler auf, aber das Alter wälzt er nicht von seinen Gliedern, es giebt ihm den Tod. Wenn seine Versunkenheit, seine Sündhaftigkeit dem Menschen zum Bewußtsein kommen, so sinkt er auch in sich zusammen, als ob er sterben wollte, weint um die Jahre, in denen seine Sünde noch nicht aufgethürmt war zum Himmel: aber diese Traurigkeit führt nicht zum Tode, sondern zum Leben; sie richtet nicht vergängliche Denkmale auf der vergangenen Zeit, sondern sie beginnt ein neues Leben für alle Ewigkeit. So beginnen gegenwärtig Völker und Menschen zu weinen, wehmüthig zu schauen nach dem Leben hinter sich, den versunkenen Tagen der Jugend und der Heldenkraft, aber sie beginnen thorrechterweise den Vertretern vergangener Herrlichkeit und Heldenkraft Denkmäler zu erbauen auf allen Hügeln, verherrlichen die alte Zeit, die nicht wiederkehrt, vergessen die neue Zeit, die sie gebären sollten.

Und mit diesen Denkmälern kömmt das neue Leben nicht; diese Denkmäler sind nicht Leben, geben nicht Leben; sie retteten weder die Egypter, noch die Griechen vom Untergang: denn nicht aus Stein, nicht aus Erz quillt neues Leben, sondern allein aus des Menschen Seele. Und eben das Verzweifeln an dieser Seele, das sich Zuwenden den Bildern und Säulen, den Denkmälern und Grabmälern ist ein Verzweifeln am Leben, ein Verläugnen der Zukunft, ein aufgewärmtes Heidenthum, ist gewaltiges Zucken der am Zeitgeist tief erkrankten Völker und Menschen. Aber in Menschen und Völkern regt unter diesen Zuckungen ein neuer Keim zum Leben

ſich. Dieſer vergißt, was dahinten iſt, ſchaut nicht in die Gräber hinein: er ſtreckt zu friſchem Leben ſich aus, er ſchaut aus dem Moder zum Himmel auf, er will lebendig zu ſeinem Gott empor, will ſich nicht klammern an todte Denkmäler, aus Stein gehauene, aus Erz gegoſſene. Wie ſchlank auch die Thürme der Münſter himmelanſtrebten, ſie blieben doch unendlich weit vom Himmel; wie hoch und weit die Kloſtermauern auch von der Welt ſcheiden ſollten, ſie ſchieden doch von der Welt nicht, hielten die Sünde nicht ab. Welt und Sünde ſetzten ſich zuletzt feſt in ihnen und trieben aus den heiligen Geiſt. Wie kunſtreich und viel beſprochen die Denkmäler dieſer Zeit auch ſind, ſie werden verroſten, verwittern, veraltern; ſie werden zur Erde niederſinken, zur Strafe, daß ſie die Blicke der Menſchen nicht aufwärts, nicht vorwärts richteten, daß ſie dieſelben zur Erde niederhielten und feſſelten an die Vergangenheit.

Vorwärts in die Zukunft hinaus ſoll ſich der Chriſt ſein Denkmal bauen, ein lebendig Denkmal, das himmelan ſtrebt; das, wenn der Herr den ermatteten Baumeiſter abruft in ſeinen Himmel, dem Baumeiſter nachwächſt in den Himmel und dort zu ſeinem Schatze wird, ein lebendig Münſter, in dem er ſich entſündigt, ein heilig Kloſter, das die Sünde der Welt nicht überwältigt.

Peſtalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieſes Geiſtes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in ſeinem Namen der Kinderwelt ſich hingab, um aus der Kinderwelt heraus Münſter, Klöſter, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende.

Er erkannte es, ſo recht innig und begeiſtert, wie Simeon im Tempel in der Maria Sohn das Heil der Welt erkannte, daß in den Kindern das Heil der Welt liege, daß ſie wie Engel Gottes herabſteigen in unſer Leben, bittend, daß wir ſie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen theilen, es ihnen bewahren möchten, daß ſie die wahren Tempel ſeien, in denen

wir uns entſündigen, heiligen könnten. Begeiſtert ſprach er aus ſeine Erkenntniſſe, mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe drang er in dieſen Tempel und ward Hoherprieſter in demſelben. Und mit Erſtaunen vernahm man ſeine Rede: ſie drang über's Meer hin, Könige horchten auf, und Gelehrte vergaßen mit ihm zu zanken. Von Erziehung tönte die Welt wieder. Daß an einer guten Erziehung alles hänge, ſagte, man ſich von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohr; man war noch einmal ſo eifrig dran, die Kinder weltſch lernen zu laſſen und Klavier klimpern, Viſiten machen, Thee ſerviren, mit Manier parliren, Gedichte herſagen mit eingelernten, zärtlichen Geberden — und Unverſchämte gaben ſolches Zeug für peſtalozziſche Eingebung aus! Und der arme große Mann mußte ſich wegdrängen laſſen aus ſeinem Tempel; ſeine Güte beherrſchte ſeine Idee nicht. Während er eine unausſprechliche Gewalt hatte über kindliche Herzen, wurde ein unausſprechlich Spiel mit ihm getrieben, und wie düſtere, dunkle Schatten warfen ſich ſeine Jünger über ſeinen Namen. Er ſollte ein vornehmer Pädagog werden vornehmer Kinder, die gut zahlten, und er hing mit ganzer Seele an armen Kindern. Ihm waren dieſe vor allen geheiligt, denn auch der Heiland war als ein arm Kindlein geboren, er blieb armer Kinder Bruder und legte den Fluch auf die, die arme Kinder ärgerten: daß ihnen beſſer wäre, ihnen würde ein Mühlſtein an den Hals gehängt und ſie verſenkt, wo das Meer am tiefſten iſt. In des armen Kindleins Reichthum ſollen ſelig werden alle Völker, ja nur durch daſſelbe können ſogar die hohen Häupter, die Allerhöchſten ſelig werden. Und dieſes Kindleins Brüder und Schweſtern ſolle man nicht nur nicht ärgern, ſondern auch ihnen thun nach Vermögen: denn alles, was man ihnen thue, das wolle ja jenes reiche Kind anſehen, als hätte man es ihm gethan; ſo meinte der große gute Mann. Dieſer Kinder Geiſt wollte Peſtalozzi anbauen, dieſer Kinder Herzen wollte er erwärmen, wollte den Götterfunken in ihnen anzünden, damit

ſie freudig und vernünftig das Leben gewinnen möchten. Aber die Welt drängte ihn von dieſen Kindern weg, alt und müde rief den geplagten Greis der Herr zu ſich. Er wurde begraben, aber ſeine Idee nicht mit ihm. Das Saamkorn, das er in den großen Weltenacker hat fallen laſſen, iſt nicht erſtorben; der neue Geiſt, den er geahnet, iſt nicht verſchwunden: das kleine Senfkorn ſproßt immer mächtiger auf, der Geiſt regt immer gewaltiger ſeine Flügel; ſchon nehmen ihn die Uneingeweihten wahr und wiſſen nicht, ob ſie mit ihm kämpfen oder ſich ihm unterwerfen ſollen. Und mit Weltengewicht hängt die arme Welt ſich an die Füße der reichen Welt und ſucht ſie niederzuziehen zu ſich hinab in Koth und Jammer, und die reiche Welt fühlt den gewaltigen Zug, ſträubt ſich dagegen und fühlt ihre Ohnmacht. Da gehen die Ohren auf, und die Stimme des großen guten Mannes, der im Grabe liegt, wird immer deutlicher vernommen und dringt durch die Ohren zu den Herzen ein: nehmt die armen Kinder von den Füßen weg hinauf an die warme Bruſt, hebt ſie auf zum Himmel, dann werden ſie euch nicht nieder, ſondern aufwärts ziehen; vergeſſet nicht: wer eins dieſer Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der hat mich aufgenommen! ſagte das reiche Kind.

Weil aber der wenigſten Menſchen Bruſt die rechte Wärme hat für ſolche Kinder, der wenigſten Menſchen Häuſer gute Herbergen für ſie wären, ſo müſſen eben Stellvertreter geſucht werden, ich möchte faſt ſagen, eigentliche Mittler zwiſchen den verſunkenen Elenden und dem andern Theil der Menſchheit. Sie müſſen nicht nur eine Brücke ſchlagen über die Kluft, die zwiſchen Reichen und Armen ſo trennend klafft, ſie müſſen auch die Herzen verſöhnen und die Liebe wieder bringen dahin, wo jetzt der Haß ſeine bittern Früchte trägt.

Es muß rechte, eigentliche, wahre Elternliebe ſein, welche dieſe armen, in roher Gleichgültigkeit, in thieriſcher Selbſtſucht erſtarrten Kindlein an die Bruſt nimmt und ſie daran

erwarmen läßt. Diese Liebe wallte so glühend in Pestalozzi und seinem edlen Weibe, und diese Liebe ist's, was ihn so groß macht, und nicht seine Methode, welche später die, welche die Liebe nicht hatten, so hoch priesen und doch vor dem Veralten nicht schützten, sondern sie in Verruf brachten. Erst wenn das arme Kind in der Wärme der Liebe aufgethaut ist, beginnen seine Kräfte sich zu regen, lebendig wird es in ihm; und dieses Entfalten des Lebens zu fördern und zu lenken, daß alle Thätigkeiten des Geistes angespannt und geschärft würden, das war der Sinn von Pestalozzis Methode, deren Eckstein aber die Liebe war; denn wahren Elternsinn wollte er in die Erziehung der Kinder bringen, und zur Erziehung gehört auch die so genannte Schule.

Eltern nun, in deren Herzen der pestalozzische Funke glimmt und glüht, suche man zur Stellvertretung, Eltern, welche warme Herzen haben für fremde Kinder, aber auch Licht sie zu erleuchten. Wärme und Licht besitzt beisammen die Sonne: fehlt das eine oder das andere dem Menschen, so wird er gefährlich; fehlen ihm beide, so ist er ein Klotz oder ein Thier. Und eben diese Wärme, dieses Licht waren die Elemente, deren Mangel die arme Menschheit verkrüppeln ließ. Sie nun in die Elemente zu versetzen, die ihnen fehlten, dahin, wo sie zu finden sind, in eine fromme, weise Ehe, welche als eigene Lebensaufgabe sich das Erwärmen und Erleuchten armer Kinder stellt, ist dieses Geschlechtes Aufgabe, ist des neuen Zeitgeistes, dem Pestalozzi mit Namen gerufen, Forderung. Dieses Geschlecht baut keine Klöster mehr, versteht nicht, Münster aufzuthürmen, und doch fordert der zur Buße erwachte Geist Denkmäler der Buße, der Andacht. Solche Ehen nun wölbe man als lebendige, heilige Münster über das arme, versunkene Geschlecht und trage auf seinen Armen in diese heiligen Freistätten arme Kinder, daß sie in denselben vor der Sünde behütet, rein und kräftig aufwachsen zum Himmel empor, um später selbst zu neuen Münstern sich zu ge-

ſtalten für ein neues Geſchlecht. Und dieſe frommen Freiſtätten ſeien ein eigentlicher Sauerteig, den man pflanzet mitten in das ſündige Geſchlecht hinein, damit es durch denſelben geſäuert werde zu einem neuen, rüſtigen Leben. Und das ſind dann die eigentlichen heiligen Tempel, nicht aus Holz oder Stein mit Menſchenhänden gemacht, ſondern die lebendigen Tempel, in denen der Geiſt Gottes wohnt.

Wie aus den Münſtern, den Klöſtern hervor viel Gutes gieng in die Welt heraus, ſo wird auch aus dieſen neuen, lebendigen Tempeln hervor nicht bloß Schaar um Schaar an Bruderhand aus dem Elend heraufgezogener Menſchen treten, für die Welt und den Himmel ausgerüſtet, ſondern noch ein eigener Segen wird von ihnen aus über das Geſchlecht ſich ergießen, das an ihnen ſich entſündigen möchte.

Solche fromme Ehen, denen man arme Kinder zuträgt, die man ausſtattet mit dem Nöthigen zum Unterhalt der großen Familie, wo die Kinder in der Liebe leben, durch Liebe thätig werden, Arbeit ihnen Freude wird, jedes ſein Scherflein bringt zum allgemeinen Wohl, wenig bedürfen und daher wenig entbehren, wo man das Glück nicht mißt am Genuß und am Beſitz und am Nichtsthun, ſondern an der gegenſeitigen Liebe und treuen Pflichterfüllung: ſolche Ehen werfen in die Herzen der ihnen Kinder Zutragenden, der ſie Ausſtattenden ein Bild, das ſich nicht verwiſchen, das ſich tief eingraben wird.

Sie ſollen klar und deutlich vor die Augen der Hohen und Mächtigen der Ehe Bedeutung wieder ſtellen und ihren Segen, ſollen wieder Liebe bringen zwiſchen Mann und Weib und ihre Hände und Herzen vereinen zum frommen Auferbauen ihrer Kinder. Sie ſollen lebendig den Unterſchied zeigen zwiſchen ſo genannter guter Erziehung, zu äußerer Darſtellung des Leibes, gelockt, geſchnürt, geſchniegelt auf alle Weiſe, und zwiſchen der frommen Erziehung zu einem reinen Sinn und einem Darſtellen der Seele in reinen Werken, den Unterſchied zwiſchen genußſüchtigen und bedürfnißloſen Kindern, den Un-

terschied zwischen selbstsüchtigen Kindern, welche die elterliche Liebe nach gewährten Genüssen, nach erhaltenen Ausstattungen wägen, und kindlich liebenden, welche nicht nur empfangen, sondern geben wollen, die ihre Genüsse in den Freuden suchen, welche sie den Eltern darbringen, den Unterschied zwischen Kindern, die jeden Tag an der Eltern Brust zu heften suchen einen duftenden, strahlenden Strauß, geflochten aus Blumen kindlicher Liebe, und solchen, welche nur suchen, mit dem Schweiße der Eltern den eigenen Leib auszustaffiren, den Unterschied zwischen Kindern, welche auf Gott und ihre Kräfte bauen, und solchen, welche ohne Erbe und Besitz die trostlosesten Geschöpfe wären, Schmarotzerpflanzen, die nur von Andern leben, auch eine eigene Klasse von Armen, wie reich sie heißen mögen: sie wissen ja auch, wie jene, nichts Anderes, als von fremdem Gute zu leben.

Diese Ehen sollen also nicht bloß unmittelbar heraufziehen die versumpften Armen auf einen gesunden Boden, sondern mittelbar auch das zu einer unnatürlichen, unmenschlichen Höhe heraufgeschraubte, verbildete Geschlecht der so genannten Vornehmen und Reichen wieder herniederziehen auf den gesunden Boden der Einfachheit und vor allem der Arbeit, in welcher das Glück der Menschen liegt.

„Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen," soll wieder als ein Wort aus Gottes Munde gelten, und wenn es wieder giltet, so werden Tausende von Familien wieder ein Glück finden, die alles zum Glück zu haben schienen und nicht begreifen konnten, warum sie doch unglücklich sein müßten.

So ist, was Pestalozzi meinte, nicht ein flüchtiger Einfall, der sich verflüchtigte, ehe noch der müde Greis zur Ruhe ging, sondern es ist ein Weltgedanke, der in immer strahlenderer Klarheit aufgeht am Horizonte der Zeit, eine Sonne in unserer Nacht, ein heilend Licht in unserer Krankheit. Und er meinte, daß man in Liebe die Kinder aufnehmen und in ihnen die reichen Gaben Gottes zur Thätigkeit entwickeln solle,

ohne in ihnen zu wecken Bedürfniſſe, Gelüſte und den damit verbrüderten Neid, und wenn dieſes geſchehen würde, ſo wäre Reichen und Armen geholfen, das heilbringende Mittel gefunden, der Welt zu geben, was der Welt gehört, Gott aber, was Gottes iſt.

Sechstes Kapitel.

Der Hülfe Ausführbarkeit.

Peſtalozzi's Gedanke erſcheint gegenüber der unüberſehbaren, ungeheuren Armenwucht gar klein und winzig, ſein Einführen in die Welt unnütz, ein Kleinkinderſpiel in einer Männerſchlacht. Die Weiſen dieſer Welt können ihn auch eine Thorheit nennen, den Selbſtſüchtigen muß er ein Aergerniß ſein. Das will aber nichts ſagen. Wie klein ein Gedanke auch erſcheint in ſeinem Heraustreten in die Welt, es iſt doch der Gedanke, der die Welt überwindet, der Geiſt, der die Materie beſiegt, wenn der Gedanke aus dem Geiſte kömmt, der im Anfang über den Waſſern ſchwebte.

Erſchien wohl das Chriſtenthum größer als ein klein Kindlein in der Welt? und dieſem kleinen Kindlein gegenüber ſtund die ganze heidniſche Welt in ihrer Macht, ſtunden gegenüber tauſend Prieſterſchaften in tauſendjährigem, angeſtammtem Anſehen: aber im Kindlein lebte der Geiſt in Fülle, und dieſer überwältigte Macht und Prieſterſchaften. Freilich nicht nach der Mode unſerer Zeit rollte dieſer Sieg wie ein Dampfſchiff, ein Dampfwagen durch die Welt. Das Kindlein ſtarb und wurde begraben, ſcheinbar ſein Gedanke, ſein Wollen mit ihm.

Aber was geſäet wird, wird nicht lebendig, es ſterbe denn. Langſam keimte das Chriſtenthum, langſam trieb es

seinen Stamm empor, lange ging es, bis es seine Blätter im Lichte tränkte, unter seinen breit sich ausdehnenden Aesten Völkern Schatten bot: aber langsam wächst, was lange leben soll, und noch ist das Christenthum nicht nur nicht ausgewachsen und streckt seine Aeste immer weiter aus über die Welt, sondern es entfaltet auch fort und fort neue und immer herrlichere Blüthen.

Und aus dem großen Gedanken, den Christus so klein setzte in die Welt, ist auch der geboren, den Pestalozzi aussprach, als er in den Kindern das Heil und die Rettung der Welt aus ihren verschrobenen Zuständen sah und durch Wärme und Licht die Kinder und besonders die armen Kinder aufziehen wollte zu wahren Menschen, die nicht verkrüppelt über die Erde kriechen, sondern frisch und fröhlich empor zum Himmel wachsen.

Darum glaube ich, daß dieser Gedanke, wie klein und dürftig er auch in die Welt herausgetreten, eine Zeit lang erstorben schien, nicht bloß eine Weltenmacht, sondern eine die Welt überwindende Macht in seinem Schooße berge, wenn er einmal Glauben gefunden hat. Diesen Glauben geben mir nun zwei Umstände, die vielleicht Andern den Glauben an sie nehmen würden.

Die Idee wurde auch in einem kleinen Ländchen geboren, und zu ihrer Ausführung ruft man besonders in kleinen Ländchen auf; hier ist das Elend noch übersehbar, die Zahl der Armen noch zu zählen, ihre Versunkenheit noch nicht so bodenlos; hier glaubt man noch an Gott, an seine Hülfe bei jeder guten That; hier hat man den Grundsatz noch nicht ausgesprochen, daß kein Mensch den andern etwas angehe; hier lebt der Wille noch, zu helfen, zu retten. Ich bekenne, wenn man mich in Frankreich, in England, wo das Elend innerlich und äußerlich so unermeßlich und schrankenlos ist, zur Hülfe auffordern würde, es würde über mich kommen wie Gänsehaut; ich weiß wahrlich nicht, ob ich Glauben fassen könnte. Hier strahlt die Idee freilich nicht in der Illumination eines Hofes,

darum iſt aber eben keine Verblendung dabei; ſie wird nicht ausposaunet von hundert Journalen, an allen Straßenecken, darum wird ſie nicht befleckt von falſchen Freunden, die ihre eigene Ehre ſuchen; ſie wird verketzert von der Menge, und darin liegt eben der Beweis, daß ſie der Materie feindſelig, eine der Welt furchtbare Macht iſt. Man ruft zu ihr auf mit freundlichen Worten von Freund zu Freund, aber eben Gottlob in dem Schweizerländchen, wo das Leben noch höher giltet als die Kunſt, wo keine Bruſt zu edel iſt, den leidenden Bruder an der ſeinen zu erwärmen, kein Haupt zu hoch, um unter Chriſtus und ſeine Gebote ſich zu beugen in aller Demuth, wo die Unmündigen wohnen, welche meinen, wahre Freiheit werde einzig durch wahres Chriſtenthum möglich, die Unmündigen, gering geachtet von den Klugen und Weiſen dieſer Welt, welche rings die großen Reiche bewohnen, ſich groß glaubend, weil weit die Gränzen ihres Landes ſind, die ſich für klug halten, weil ſie ſich gegenſeitig ſo nennen in gegenſeitiger Abgötterei. Hier im kleinen Ländchen findet ſich wohl der beſte Boden für ſie; hier kann ſie erſtarken, kann am deutlichſten ihren Segen zeigen, ihre Wirkungen offenbaren auf die kleinere Maſſe, und wenn dieſe dann durchſäuert iſt, ſo leuchtet ſie über Europa herein, und von den Bergen nieder wird Europa verkündet nicht ſowohl die ſo mißverſtandene politiſche Freiheit als die eigentliche Freiheit, die nicht in Reden und Worten auf dem Papier beſteht, ſondern im Geiſte und in der Wahrheit. Dieſes Ländchen taugt aber nur ſo lange dazu, als in demſelben der chriſtliche Geiſt nicht überwältigt iſt, durch deutſchjüdiſchen radikal ungläubigen Geiſt. Dieſer Gedanke wird in einer Zeit geboren, die kraftlos, ideenleer ſcheint. Hört man die Menſchen, ſo würde man glauben, ſie ſtießen mit den Köpfen bereits an den Himmel an. Es iſt ein Lärm und ein Getöſe von Selbſtruhm der Menſchheit, daß es Einen ſchaudert, und wenn man in Kammern und Räthen das unverſchämte Pochen hört auf die Mündigkeit der

innerlich so schauderhaft versumpften Völker, so möchte man fast glauben, die Zeiten kehrten wieder, wo die hochgebildeten Römer ein Pferd zum Gott erhoben, mit dem Unterschiede freilich, daß man jetzt vielleicht eine Kuh oder einen Ochsen einem Pferde vorzöge. Und wenn man dann hineinsieht in die Menschheit, so sieht man sie im Staube schmählich kriechen, dem Gelde, dem Genusse nach; viel zu haben, viel zu gelten, ist ihr Ziel. In hohle Worte verbirgt sich die schmählichste Selbstsucht; mit geistreichen Worten sucht man den Leib zu mästen. Für alle höheren Interessen scheint man abgestorben: am Sonntag zählt man Geld; und wenn man vom Vaterland redet, so denkt man, was sich aus ihm saugen ließe, und wenn man andächtig aufzuschauen scheint zu Gott, so schaut man in Gedanken sich selbsten an, wie Einem solch frommes Augenaufschlagen wohl stehen möge, und wenn Einen fromme Worte umsumsen, so tönen sie Einem fast wie Kleister über weltlichen Absichten. Es ist allenthalben eine Herausstellung des eigenen jämmerlichen Ichs, welche jeden andern Glauben als an das eigene Ich, jeden andern Gedanken als an das eigene Ich, jede Idee, welche über Procente, Aemtchen, Eßglocke und Bürsten und Pommade herausgeht, tödtet.

Darum nennt man diese Zeit nüchtern, und mit Recht, aber mit Unrecht glaubt man sie unfähig, begeisterte Geisteswerke aufzufassen, geistige, religiöse, in die unsichtbare Welt hinüberragende Schöpfungen zu erzeugen. Für dieses Sichversenken in den Staub ist der Mensch denn doch nicht geboren; seit Christus den Himmel geöffnet, hält es die Menschheit in die Länge da unten nicht aus. Eine Masse neuer Entdeckungen haben den Menschen in einen Strudel hineingerissen; die Erde öffnete ihren Schoos, neuer Schätze voll, verlockte, verblendete den Menschen, aber ihm wird doch mitten in diesen Schätzen so öde zu Muthe, so weh um's Herz, daß er es auf die Länge nicht aushält, daß er sich nach etwas Anderem und Höherem sehnt. Er fühlt es denn doch, daß

all das niedere Treiben, all das hohle Reden, das Tändeln mit Nichts, das Prunken mit seinem Ich nicht selig, ja nicht einmal zufrieden macht einen ganzen Tag lang. Und eben dieses Weh, dieses Gefühl der Oede habe die Menschheit beschlichen, meine ich, und es öffne sich der Menschen Herz dem Verlangen nach einer rettenden Hand, nach etwas, das ihr Dasein aufweiset zu einer höheren Bedeutung; ich meine eben, das Wehen eines andern und bessern Geistes zu vernehmen in dieser Zeit. Darum, meine ich auch, sei diese Zeit gerade die von Gott geordnete zu neuen geistigen Schöpfungen und besonders für die Ausführung der Idee, seine armen, versunkenen Brüder aufzuerbauen, ihrem Geiste aufzuhelfen, nicht nur mit Almosen ihren Leib zu nähren.

Münster wird man keine mehr bauen in hoher Erregung, und wo man bauen muß, wird man schwitzen um's Geld und handeln um Plätze und mit allerlei Flitter die Armseligkeit verbergen, aber einen Theil der Menschheit aufzuerbauen im Herrn, das hat etwas Lebendiges, Praktisches bei all seiner hohen Erhabenheit, daß es die im Praktischen und für das Praktische erzogenen Kinder dieser Zeit ergreifen muß. Denn wie sie auch ergriffen werden mögen von Begeisterung, von einem höheren Leben: das Praktische können sie nicht verläugnen, Praktisches muß jede Idee in sich tragen, welche sie mit sich reißen soll. Was kann aber wohl Praktischeres den Kindern dieser Zeit geboten werden, als der Versuch, andere Menschen zu schaffen am Platze derer, die jetzt so hohe Noth erzeugen, so gefahrvoll ihnen gegenüber stehen, die in alle Verhältnisse und namentlich als Dienstboten so unglücklich, so fast zur Verzweiflung bringend einwirken?

So liegt weder im Gedanken selbst, noch in dem Ort oder in der Zeit, wo er geboren wurde, etwas Unausführbares, und wenn er auch Viele gar nicht bewegt, so muß man nicht vergessen, daß die nie aussterben werden, welche nicht glauben, sondern sehen wollen. Man muß nicht vergessen, daß

die Ungläubigen nie aussterben werden, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge als eine Naturnothwendigkeit ansehen und nicht als Produkt der sämmtlichen freien Handlungen der freien Menschheit, die daher glauben, die Aenderung dieses Zustandes müsse man der Natur, dem Schicksal oder wie sie sich ausdrücken, überlassen, daran etwas zu ändern, solle der Mensch nicht versuchen. Es sind die gleichen Ungläubigen, die nie an die durch das Christenthum gebotene, in ihrem Wesen so klare und nothwendige Wiedergeburt des einzelnen Menschen glauben, sondern allezeit ihre so genannte Natur als eine Nothwendigkeit ansehen, die sich nicht ändern lasse, die daher auch alle Anmuthungen von Besserung als thorrecht von der Hand weisen, die bei jedem Laster, das man ihnen vorhält, sagen: das hätten sie vom Vater oder von der Mutter oder vom Urgroßvater, das sei halt in der Familie eingeerbet, und dagegen sei nichts zu machen.

Wie nun diese Menschen die eigene Wiedergeburt nicht versuchen, sondern sie geradezu als die eigentlichen Ungläubigen verwerfen, so müssen sie auch die Möglichkeit der Wiedergeburt der Menschheit oder eines Theiles derselben verwerfen und werden daher von diesem Gedanken gar nichts wissen wollen. Andere haben sicher nichts gegen die Idee, finden sie schön als solche, aber einer Menge Zweifel gegen die Ausführung derselben können sie sich nicht erwehren, und diese stimmen sie zu der Ansicht, die so Viele haben, daß eine Sache in Gedanken sich schön mache, in der Ausführung aber unmöglich werde oder dumm sich gestalten müsse.

Vor allem aus sind sie der Meinung, daß diese Versuche, Kinder durch andere als die natürlichen Eltern in besondern Häusern erziehen zu lassen, allzu künstlich seien, sich daher nicht halten könnten. Sie mögen mir doch sagen, was eigentlich künstlich, was natürlich ist. Kann man nicht auch die Ehe künstlich nennen und wollen sie nicht eben deßwegen einige junge Juden und einige Unbeschnittene aufheben, um den Na-

turzuſtand wieder herbeizuführen? und doch beruht auf der Ehe einzig das Vorwärtsſchreiten der Menſchheit, einzig durch ſie wird ein geordneter Staat möglich. Iſt nicht wieder der Staat etwas Künſtliches, dem Naturzuſtand Entgegengeſetztes; iſt nicht des Menſchen Lebensweiſe, ſein Wohnen in wohnlichen Häuſern etwas Künſtliches? Aber wenn etwas durch beſondere oder verdorbene Zuſtände aufgedrungen wird, ſo geſtaltet es ſich durch die Nothwendigkeit, die es gebietet, und durch die Vortheile, die es bietet, zu etwas Natürlichem, d. h. zu etwas, das ſein muß. Werden nun in den geſchilderten Ehekloaken die Kinder an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit vergiftet, was iſt doch wohl natürlicher, als daß man ſie daraus wegnimmt und an einem für Leib und Seele geſunden Orte aufwachſen läßt?

Wenn man aber von der Künſtlichkeit ſpricht, ſo will man eigentlich, wie ich vermuthe, ſagen: etwas Künſtliches könne ſich nicht halten, veralte, denn man führt zum Belege dieſer Meinung eine Menge Beiſpiele an. Ja, ich gebe gerne zu, daß, wenn Einer die Grille hat, in einer ſandigen Wüſte einen engliſchen Park anzulegen, in einem kalten Lande ein chineſiſch Luſthaus zu bauen, einen Thiergarten einzuhägen mitten in fruchtbarem Gelände, dies eine Künſtelei ſei; wenn der Gründer der Grille zu Grabe geht, wird der Park verwildern, das Luſthaus zerfallen, der Thiergarten entvölkert; es war eine Grille, Grillen bringen aber nicht Segen, faſſen darum nicht Boden. Ich gebe gerne zu, eine Menge Anſtalten aller Art veralten, werden nutzlos, am Ende nur Schmarotzerpflanzen. Die Zuſtände der Welt ändern ſich, was vor hundert Jahren eine Wohlthat war, wird nach deren Verlauf überflüſſig, eine Laſt vielleicht; iſt deswegen der Stifter zu verdammen? Wollte Gott, nach hundert Jahren würde die vorgeſchlagene Pflege armer Kinder überflüſſig, weil wieder an Leib und Seele geſunde, natürliche Eltern gepflanzet wären! Es veralten andere Anſtalten, großartige, herrliche in ihrer

Stiftung, aber es ist die Liebe veraltet, die sie gestiftet. Wie groß die Kapitalien auch sein mögen, aus ihnen quillet keine Liebe; es sind veraltet die alten Reglemente und Ordnungen, erdrücken das junge Leben, und man behält doch die alten Reglemente und Ordnungen, weil man sie für den Geist der Stiftung hält.

Es kann kommen, daß in solchen Anstalten ein förmlicher Krieg ausbricht, wenn einmal Kraut gekocht werden soll statt Schnitze, daß es für schwere Widerspänstigkeit giltet, wenn ein schwächlicher Knabe nicht so viel essen will, als ein mächtiger Bengel. Ja, es stehen Einem ordentlich die Haare zu Berge, wenn man den Geist in solchen Anstalten sieht, in dem Kinder Jahre lang aushalten sollen. Aber die Vettern und die Basen haben sich der Sache bemächtigt, haben Pöstlein gemacht und Ehrenämtchen, halten auf Connexionen und Rekommandationen, und eine fürchterliche Fraubasen-Wirthschaft schleicht sich ein, wo Geist und Liebe walten sollte. Ach, was würde die alte Liebe sagen, welche der Stiftung so schwere Opfer gebracht hat, wenn sie die kalten, aber sich viel dünkenden Staats- oder Stadtgesichter sehen würde, welche in eitlem Dünkel, als ob sie Richter wären, ohne Liebe, ohne Geist in aller pedantischen Härte die alten Reglemente und Ordnungen über die Häupter armer Kinder schwingen! Aber eben dieser Staats- und Stadtgesichter wegen meine ich, daß nicht der Staat oder Gemeinden sich abgeben sollen mit diesem Werke. Der Korporationsgeist ist einstweilen kein lebendiger Geist, er ist ein Oertligeist, ein Cantönligeist ꝛc., und jeder dieser Geister hat, wenn man ihn recht beschaut, einen Zopf, an dem man seine irdische Abkunft und seine basenhafte Gesinnung erkennt. Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erstarret das Leben, und die Liebe flieht. Es entstehen Pöstlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich spielt seine Rolle, und die Sache wird vergessen. Selber essen mache fett: man ißt die Apfelmüßli nur mit Zucker gebrannt, läßt

ſich tüchtig Kirſchenwaſſer zum ſchwarzen Kaffe holen, und ob den Andern etwas übrig bleibe, kümmert man ſich nicht von ferne. Und ſolches geht hin und wird ſäuberlich vermäntelt.

Oder wenn man Heilige oder Vettern im Gemeindrath hat, packt man ganze Fuder Eßwaare auf die Seite, läßt die armen Teufel an Waſſerſuppen ſchmalbarten, ſchafft Werkzeuge von allen Sorten auf die Seite, und die Heiligen oder die Vettern möchten es vermäntelen, wenn der Spaß nicht gar zu offen getrieben worden wäre. Darum, meine ich auch, könne das Werk nur die freie Liebe vollbringen, die jeden Morgen neu wird, die jeder Sonnenſtrahl aus Gottes Hand neu durchglüht, die jede Sünde, jede Schwachheit inbrünſtiger, inniger macht, die um ſo freudiger Barmherzigkeit übt an Jeſu Hinterlaſſenen, je heller die Hoffnung aufgeht, Barmherzigkeit bei Gott zu finden. Dieſe Liebe hat die rechte Wärme; am Staate wärmt ſich niemand als höchſtens ein Salzfaktor, ein Straßenbaukundiger oder ſonſt ein Experter, der in einem Departemente ſitzt oder ſonſt wo. Dieſe Liebe gründet ihr Werk auch nicht auf ſteinerne Mauren und papierene Ordnungen, ſondern auf die Tüchtigkeit eines Ehepaares mit warmem Herzen und hellem Kopf, bei dem die Kinder beides finden, Wärme und Licht. Wohlverſtanden, dieſes Ehepaar iſt nicht ein ſolches, das ſonſt Kinder verdinget hat, unter denen wunderſelten eins nicht ſchädlich einwirkt, weil es entweder die Kinder ausnutzet oder ſie verwahrloſet geiſtig oder leiblich, ſondern ein ſolches, das in dieſem Kinderaufnehmen einen eigenen Beruf erkennt, eine eigene Kraft dazu in ſich, dieſem Beruf nicht als Erwerbsmittel, ſondern als Lebesaufgabe ſich hinzugeben. Es iſt alſo nicht eine Stiftung oder eine Anſtalt, welche dieſe Sache trägt, ſondern es iſt eine Ehe; es ſind auch nicht Reglemente, welche ihr Geſtalt und Form geben, ein Gepräge aufdrücken, ſondern dieſes thut der Ehe Eigenthümlichkeit; es entſtehen Familien und nicht Anſtalten. Die

freie Liebe verbindet sich in ihren Trägern auf freie Weise, sie schließen sich großen Verbindungen an oder stiften kleinere, wie sie wollen. Sie suchen eine Stellvertretung, eine erleuchtete, berufene Ehe und einen Platz für sie, auf dem die Familie sich entfalten kann. Aber diesen Platz kann man nun nicht mit dem Klafter ausmessen, als ob er so und so groß sein müsse, das Haus nicht über ein Modell mit andern schlagen, der Familie Größe nicht festsetzen und ihr Schritt und Tritt vorschreiben, vorschreiben, was sie des Tages machen, des Nachts träumen soll, daß die Hausfrau Jahre lang voraus weiß, was sie an jedem Tage kochen, an welchem Platz sie zu jeder Stunde des Tages sitzen oder stehen soll, so daß die geringsten Veränderungen der Hausordnung die tiefsinnigsten Häupter Jahre lang beschäftigen und all ihre Weisheit nicht verhüten kann, daß ihre endliche Durchführung nicht wie eine eigentliche Hausrevolution aussehen würde. Jede Familie hat ein eigenes Gepräge, einen eigenen Kern, der ihr Leben treibt, und da muß Freiheit bleiben; Zwang würde alle Entwicklung verhindern. So mögen Familien, Freistätten armer Kinder entstehen, kleine, größere, dieses, jenes treibend, alle nur darin einig, daß sie in den Kindern das Göttliche erwecken und mit der größten Bedürfnißlosigkeit die größte ihren Kräften angemessene Arbeitsfähigkeit paaren. Das große Werk wird also durch lebendige Familien ausgeführt, von denen die einen eingehen mögen, während neue entstehen oder andere in ihren befähigten Kindern sich erneuern, die mit frischer Kraft und neuem Leben an die Stelle der alternden Eltern treten.

Wenn auf diese Weise der Geist die Hauptsache wird und nicht die Form, wenn man die alte Liebe bewahrt und nicht nur von der alten Liebe zehren will, so kann dieses Werk in seiner Ausführung nicht veralten, so lange dessen Bedürfniß bleibt, so wenig als christlicher Sinn und christliche Liebe veralten können. Das wäre schön, wird man sagen; aber

wo ſolche Leute finden, zu ſolcher Aufgabe befähigt und willig, und zwar gerade zwei, die zuſammengehören, Mann und Frau?

Ehen, welche zu dieſer Aufgabe befähigt ſind, werden allerdings weit ſeltener zu finden ſein, als Ehen im Weltſchland, wo Monſieur und Madame eins werden, deutſche Kinder zu rupfen, um bequem faulenzen zu können, wo beide ſich berufen glauben, Menſchen zu bilden, weil Madame weltſch parlirt und Monſieur tranſchirt, daß aus einem Hähneli ſiebzehn Stücke werden, wo Madame die Tournure obſervirt und Monſieur mit gefälligen Redensarten fade converſirt, Monſieur jede Taſſe Kamillenthee notirt und Madame die armen Meitſcheni um ihre Lebkuchen dupirt, damit den Tiſch ein halbes Jahr lang mit wohlfeilem Deſſert fournirt: kurz, wo der ſchmählichſte Eigennutz unter eleganten Manieren hervorſchimmert, die fadeſte Gemeinheit in weltſche Anmaßung ſich kleidet, mit dem unverſchämteſten Selbſtruhm nach einem Jahr den gerupften Eltern die Kinder wieder übergiebt, die Gott danken können, wenn ſie nur halb verhungert und nicht um ihre Geſundheit betrogen worden ſind. Und wie dann die thorrechten Eltern noch danken, und wie das weltſche Ehepaar den entzückten Eltern noch einen nachträglichen Conto an ihrer Entzückung zumißt, und wie der ehrliche Papa weltſch ſchwitzt, und die ehrliche Mama mit den Augen die Tochter mißt, um wie viel ſie gewachſen, um wie viel hübſcher ſie geworden, und wie beide in der Freude, eine ſolche Tochter produciren zu können, vor dem weltſchen Ehepaar ſich neigen und beugen und wie dieſes mit einem überlegenen Lächeln die Huldigungen hinnimmt und endlich die ehrlichen Leute gnädig entläßt in voller Zuverſicht, in die deutſche Dummheit einen neuen Angel ausgeworfen zu haben. Und dieſes Penſionsunweſen veraltet nicht, und dieſem weltſchen Moloch, der immer gieriger und gefräßiger wird, je dümmer die Deutſchen werden, opfert man jährlich Hunderttauſende, und ein Werk der Liebe

und der Heiligung sollte veralten! Ich würde auf die Ausfuhr der Kinder in's Welschland eine Auflage legen und zwar von zehn Procent des Kostgeldes, von zehn Louisd'or Kostgeld einen Ld. Staatsabgabe.

Allerdings sind Ehen, welche das gedachte Werk bedarf, schwerer zu finden, als solche welsche Ehen.

Eine solche Ehe muß als Grundbedingung in sich das Streben tragen, immer reiner und heiliger zu werden, aus reinem Herzen das Ebenbild Gottes immer reiner ausstrahlen zu lassen und allem sie Umgebenden ein immer vollkommneres Gepräge ihres innern Wesens aufzudrücken und so auch ihre Ehe selbst, ihre Vereinigung, immer inniger und vollkommner darzustellen. Nur wo Vater und Mutter im Herren wachsen, kann ihre Familie dem Herren zuwachsen; nur da, wo sie selbst vollkommener werden, kann auch vollkommener werden das durch sie gegründete Haus. Wo ein Mensch sich selbst verwahrloset, da wird er auch immer mehr verwahrlosen das ihm Anvertraute. Das ist's, was Paulus meint, wenn er sagt, daß man trachten solle, nicht selbst verwerflich zu werden, während man Anderen predige. Dazu gehören neben andern noch vorzüglich drei Gaben.

Vor allem ein Herz, Kinder zu lieben, als ob es die eigenen wären, in väterlichem und mütterlichem Wesen diese Liebe zu äußern, daß sie den Kindern wirklich zu Vater und Mutter werden, alles Fremdartige schwindet.

Sie müssen entsagen können allem, was nicht in's Leben dieser Kinder gehört. Diese dürfen weder verwöhnt, noch darf ihre Begehrlichkeit gereizt werden; sie müssen von Jugend auf lernen, daß im Entbehren ein weit soliderer Reichthum liegt, als im Besitz. Darum müssen die Eltern mit dem Beispiel vorangehen, die Begehrlichkeit ablegen, mit Kreuzern haushalten, als ob es Königreiche wären, aber ohne Geiz, und es dahin zu bringen suchen, daß ihr Haus, wie es in jeder gesunden Familie sein soll, sich hauptsächlich nährt aus dem Er-

trag der gemeinsamen Thätigkeit, doch also, daß das Wesen der Kinder nicht aus dem Auge verloren, das neue Vaterhaus ihnen nicht ein egyptisches Dienſthaus wird. Endlich müſſen ſie ausharren können in der ſchweren Arbeit, die jeden Morgen neu wird, ohne durch Ungeduld überwältigt, ohne müde und matt zu werden; ſie dürfen ſich nicht anſtecken laſſen von der Sucht, in äußerem Wechſel das flüchtige Glück zu ſuchen. Vater und Mutter laufen nicht von den Kindern fort und verzweifeln Jahre lang nicht an ihren Kindern, arbeiten ohne Unterlaß, aber nicht nur an den Kindern, auch an ſich, damit keine eigene Blöße jahrelange Arbeit zerſtöre; ſie fordern von den Kindern nicht mehr ſittliche Kraft, als von ſich ſelbſten, ſondern gehen ihnen in derſelben jederzeit voran. Wer ausharret bis an's Ende, der wird ſelig! ſoll Aller Wahlſpruch ſein. Unendlich nachtheilig liegt der nie endende Wechſel der Lehrer auf den Schulen; hier würde er geradezu zerſtörend einwirken: denn wie ſchwer iſt's, einer ſolchen einmal geſtifteten, mit einem eigenen Gepräge ausgerüſteten Familie neue Eltern zu geben, die nicht aus ihr ſelbſt herausgewachſen ſind, die ein eigenes Gepräge mit ſich bringen und durch das Aufdrücken dieſes neuen Charakters den übeln Eindruck erzeugen, der hauptſächlich Stiefeltern anrüchig macht. Ich bin überzeugt, daß im Allgemeinen, z. B. in einer Stiefmutter, nicht böſer Wille, ſondern eben das Neue, das ſie der bereits geſtifteten Familie aufdringt, ſo widerwärtig wirkt. Je unbedachter, anmaßlicher ſie ihre Natur walten läßt, um ſo widriger wird ſie. Allerdings kommen dann ſehr oft Eitelkeit, Bosheit und Eiferſucht noch dazu.

Daß ich die Lehrfähigkeit in allen nothwendigen Schulfächern nicht unter die erſten Nothwendigkeiten zähle, möchte auffallen. Allein ich meine, daß, ſo wünſchbar ſie im Allgemeinen iſt, ſie doch nicht die Haupteigenſchaften der Eltern bildet und gar wohl eine herrliche Freiſtätte ſich denken läßt in welcher die Eltern ſelbſt in vielen Fächern nicht zu unter-

richten vermöchten, und auch lassen sich Freistätten denken von herrlichem Erfolg, in denen nur die einfachsten Fächer, und zwar sehr einfach, gelehrt würden. Hier ist schon ein Aeußeres, wo kein bestimmtes Modell gelten darf. Es wäre tödtlich Gift, wenn die heutige Schulmeisterei mit ihrem Sinn und Schein, ihrem Wesen und Wissen, ihrem Streben und Thun, ihrem Glauben und ihrem Gutdünken in diese heiligen christlichen Freistätten brechen würde, es wäre viel schrecklicher als ehedem das Einbrechen der Hunnen in christliche Klöster.

Nun ist's allerdings selten in unsern Zeiten, Menschen zu finden, die den Werth ihres Lebens messen nach der Höhe ihres Berufs und nicht nach den äußern Ausstattungen und Annehmlichkeiten desselben. Genuß und Tändelei mit dem Leben scheinen die Hauptsachen geworden zu sein, und ohne unabhängiges Vermögen zu sein, von dem man in bequemem Nichtsthun leben kann, zur Arbeit gezwungen zu sein, ist zu einem Unglück geworden; wer arbeiten muß, ist sich und Andern ein Gegenstand des Mitleids. Er hat nicht Vermögen, sagt man mit bedauerlichem Achselzucken vom tüchtigsten Mann.

Ganz besonders ist der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geschaffen zur Sklavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tubaket und Feuerwasser trinkt, aber sicher eben so wenig, daß es den Bündel vorstelle, den der Mann schleppen muß, daß es sich nur nähre durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüssen komme, oder daß es sich mit seinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am schönsten flechten, am anständigsten nichts thun, am geläufigsten über nichts reden, am graziosesten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgespannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Capriciöse am besten spielen könne. Das Weib soll die Gefähr-

tin des Mannes sein in Treue und Liebe in jeder Lage; es soll mit ihm theilen die Arbeit oder ihn unbeschwert erhalten zur Arbeit; es soll die Mutter der Kinder sein und nicht tanzen, während der Mann und die Kindermagd sie zur Ruhe legen und wiegen; es soll sorgen und walten im Hause, während der Mann seiner Arbeit nachgeht; es soll nicht Hemder und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Visiten vergessen; es soll nicht die Nase rümpfen, wenn von zerrissenen Strümpfen die Rede ist, und sich kreuzigen, wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weibergesichter, wie der Mann kusch machen möchte und sich doch nicht klein genug machen kann, wie da die Gesichter wachsen bis in den Boden hinab und die Seufzer steigen bis zum Himmel auf und nicht einmal mehr die Katze laut miauen darf, geschweige denn die Kinder etwas fragen — es ist wirklich gräßlich, es ist gräßlich, wenn eine immer wieder kehrende Hausarbeit so zum Berge wird, eine solche Stimmung in die Häuser bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es sei, wenn man einige Tage sich etwas mehr anstrengen, zu Hause bleiben muß, wenn man ihre Phantasie von Jugend auf so vergiftet, daß sie sich bei vieler Arbeit unglücklich denken müssen. Das Weib ist so wenig zum Reden allein geschaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorstellen in ihren Häusern, deren Bildung man nur beim Schwatzen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Rathsstuben, was ihre langen Reden nützen, wenn sie nur der Deckmantel der Faulheit sind. Frage man doch, was einst Kinder für Weiber werden, die man von Jugend auf dem Hause entfremdet, aller Theilnahme an den häuslichen Freuden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anstrengungen zerrüttet, daß er zu jeder Anstrengung untüchtig wird, in Anstrengungen, die oft eben so unsinnig als nutzlos sind für den eigentlichen Ernst

des Lebens und des Weibes Beruf, der in höheren und niedern Ständen nicht so verschieden ist, als man meint.

Eine solche Mutter paßt in eine solche Familie nicht, und solche Mütter, die an dieser Weichlichkeit krank liegen und viel vorstellen, viel genießen, aber wenig sein, wenig thun möchten, findet man durch alle Stände, auch in den niedern, häufiger als man meint. Eine Mutter, wie wir sie bedürfen muß des Mannes Last theilen können und wollen, muß sich genügen lassen können mit Arbeit und der Liebe der Kinder, statt aller andern Genüsse. Sie darf in Ungenügsamkeit nicht die Hausäure sein, die alles verbittert: sie muß die Hausonne sein, die alles heiter und lieblich macht.

Aber wiederum ist's merkwürdig, daß in dieser Unnatur, welche besonders das weibliche Geschlecht ergriffen hat, gerade dasselbe eine unaussprechliche Leere zu fühlen beginnt, daß es zu fühlen beginnt, wie ihm alle Bedeutung, jeder gesunde Halt im Leben abgeht, daß ihm zu Muthe wird, wie einem Verirrten, einem nicht ganz verdorbenen Menschen nach durchschwelgten Tagen. Aus diesem Gefühl der Leere hervor geht das weltsche Geschrei nach Emancipation der Weiber, ihre Empfänglichkeit für politisches und pietistisches Treiben, in dem sie eine Rolle spielen können, gehen die unaussprechlich rührenden Klagen eines Mädchens über den Mangel eines Wirkungskreises hervor, das endlich in seinem Jammer ein Hündchen kauft, demselben sein Leben weiht und in diesen Sorgen sich beglückt fühlt.

Aber denn doch wird man passende Ehen finden, und wegen dem entstehenden Bedürfniß nach etwas Besserem werden sie sich immer häufiger finden. Vollkommen werden sie nie sein, aber nach dem Besseren, Höheren strebend, und dieses Streben nach dem Bessern, Vollkommnern findet sich am öftesten in der Ehe, wo Liebe ist, wo eins das andere ergänzt, die Kraft des einen der Schwachheit des andern aufhilft, das eine die Tugenden des andern annimmt, während

es die eigenen Fehler ablegt. Und wie Kinder Eltern heiligen, besonders Mütter, und bereits aus manchem Aeffchen oder Püppchen eine tüchtige Mutter gemacht haben, so hat auch eine solche Familie etwas Begeisterndes, auf die Eltern Rückwirkendes, erhebt die Seele, stärkt zum Ausharren, zum Treubleiben bis an's Ende. Es werden hundert Schulmeister ihre Schulen verlassen, ehe ein Ehepaar, wie ich es mir denke, den Bund mit den angenommenen Kindern zerreißt und sie auf's neue zu Waisen macht.

Je mehr das Bedürfniß schreit, mildthätige Augen ein frommes, begabtes Ehepaar zur Stellvertretung suchen, desto mehrere werden sich darstellen. Ich bin überzeugt, der Gedanke, verlassene Kinder an die Brust zu nehmen, sie für die Welt zu stärken, für Gott zu erleuchten, wird ältere Herzen bewegen, wird besonders wie ein heller Blitz jugendliche Gemüther entzünden, wird begeistert strahlen in denselben, bis der Wunsch Gewährung gefunden. Wie Viele wenden sich nicht der Heidenbekehrung zu in glühendem Eifer, verlassen Väter, Mütter, Vaterland, wandern hin in die Länder, wo die Sonne unerträglich brennt, das Eis den Blutlauf hemmt, zu Menschen, den Thieren ähnlich, ringend mit dem Nothdürftigsten, um diesen das Evangelium zu bringen!

Müssen dann nicht auch Andere ergriffen werden von heiligem Erbarmen mit den magern oder aufgedunsenen, blassen, gelblichten Gesichtern, die zerlumpt und barfuß an unsern Thüren klopfen, die verwildert an und auf den Straßen liegen und lungern, die mit unglücklichen Gesichtern unsern Kindern zusehen, wie diese munter ihr Brod essen, die mit frechen Gesichtern spähen nach allem, was nicht nagelfest ist, von heiligem Erbarmen ergriffen werden, wenn sie die Eltern oder Pflegeeltern dieser Kinder sehen, ihr wüstes Treiben, ihr heilloses Verwahrlosen alles Guten, ihr heilloses Pflanzen alles Bösen, ergriffen werden von heiligem Erbarmen bei dem Gedanken, daß Tausende dieser armen Kinder an der Brust treuer

Eltern geistig und leiblich erwarmen, für den Himmel gewonnen werden könnten, die sonst in namenlosem Elend zeitlich und ewig untergehen? Und sollte es denn ein besser Werk sein, die Seelen jenseits des Meeres zu suchen, als derer sich anzunehmen, die Gott eigenhändig uns vor Augen gestellt, die er bloß und verwahrlost zu unsern Füßen kriechen läßt? Befiehlt wohl Gott, daß man die eigenen Kinder verschmachten lasse, um der Rettung anderer nachzugehen? Soll man denn Rath haben für Andere und keinen für sich?

Ich meine nicht, daß man der Heiden sich nicht erbarmen solle, aber auch nicht vergessen, was Jesus dem cananitischen Weibe sagte, nicht vergessen, wie wir denn eigentlich Brüder lieben können, die wir nicht sehen, wenn wir denen, die wir sehen, keine Liebe zeigen, nicht vergessen, daß der Segen Gottes beim Missionswerk nur dann ist, wenn die Menschen nicht mehr jedes auf den Straßen aufgegriffene Individuum, dem man einige Floskeln beizubringen im Stande ist, für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes wollen gehalten wissen.

Doch, ich bin überzeugt, auch unsere Kinder werden Herzen anziehen, begeistern: wo das Bedürfniß schreit, da läßt es Gott an Erweckten nicht fehlen.

Man wird nicht wählen müssen solche, die ohne Beruf sich zu diesem Werke drängen wie zu einem Pöstlein, um eines größern Einkommens willen, um ihr Licht besser leuchten zu lassen, wie es ihnen ihr Dünkel vorspiegelt. Und wenn ein solches Ehepaar sich hineindrängen würde, man müßte es alsobald wieder hinausdrängen: es darf keine solche heilige Freistätte zu einem verruchten Pöstlein werden; es darf kein solch Pöstlein in heiligem Kreise geduldet werden.

Und wo die Leute sich finden, da findet sich auch das Geld. Der Sinn für Wohlthätigkeit ist groß in unserem Ländchen, der Geber sind viele, und wenn erst die Augen derselben auf dieses Werk gerichtet, ihre Herzen ihm gewonnen sind, ihr praktischer Sinn das Praktische der Sache gefaßt hat,

so fehlt es am Gelde sicher nicht. Unsere Blätter wimmeln von Ansprüchen auf die Wohlthätigkeit des Publikums, und bald darauf wimmeln sie von Anzeigen erhaltener Gaben.

Es giebt sehr viele Leute, welche immer eine offene Hand haben, das Geben als eine Art Abgabe von ihrem Vermögen betrachten, eine jährliche Summe dafür aussetzen und dieselbe nun hingeben, wie sie können und mögen, ohne besonders in's Auge zu fassen, wem und für was sie geben. Es giebt sehr viele gutmüthige Geber, die keinem Bettler widerstehen können. Um diese drängen sich die unverschämtesten, schlausten Forderer, reißen ihnen die Gaben fast aus der Hand, wissen zu weinen und zu seufzen, Geschichten zu erzählen und sich elend zu machen, sich zu empfehlen, daß Einem ordentlich das Herz schlottert. Diese gutmüthigen Leute sind daher nicht Meister ihrer Gaben, wissen nicht, wer sie erhält, wie sie angewendet werden, ob die Gabe zum Sündengeld wird, oder ob sie einen guten Geruch vor Gott hat. Das sind die Leute, welche die immer zahlreicher werdenden Bettler ernähren, die nie endenden Steuersammler, denen Ziegen gefallen sind; ja, ein Mädchen lief um Steuer aus, weil ihnen am Morgen die Kaffeekanne gespalten sei. Dieser Leute Gaben locken die Kinder von Haus zu Haus, von Sünde zu Sünde, bis ihre Seelen im Bettel verloren gehen; sie nähren den Müssiggang, die Frechheit, die geheime Ueppigkeit; sie werfen ihr Geld in einen bodenlosen Schlund, in dem nur giftige Pflanzen wuchern. Sie haben dann sehr oft leere Hände, wenn eine gute Gabe von ihnen demüthig gefordert wird. Wenn doch die Leute dächten, daß nicht Gaben Gott wohlgefallen, sondern das Herz, das die Gaben giebt, und daß Gott dem Menschen den Verstand gegeben, daß er ihn anwende auch im Austheilen seiner Gaben! Streut doch ja der Mensch Korn und Waizen nicht in die strömenden Wellen eines Flusses, nicht in den Koth der Straßen, nicht unter Dornen und Disteln, sondern in guten, ausgewählten Boden, warum denn seine Gaben

leichtsinnig in's Blaue hinaus, ohne Kümmerniß, wohin sie fallen, was sie bewirken mögen? Wissen die Menschen denn nicht, wie ganz verschiedener Segen den Gebern von ihren Gaben zuwächst, wie die Geber ohne anders die Früchte ernten müssen vor Gott, welche ihre Gaben getragen, in so fern bedachtes oder leichtsinniges Geben an den Früchten schuld war? Auf diese Weise wird jährlich eine Summe verworfen, verschleudert, die weit größer ist, als man sich denkt. Wenn nur ein Theil dieser Summe der Ausführung der dargestellten Idee zugewendet würde, so könnten viele Kinderseelen gerettet werden, die ihre Wohlthäter vor Gott loben und preisen würden, während diese Summe leichtsinnig gegeben in verlockten Bettelkindern Ankläger vor Gott ihnen erweckt.

Ihnen gegenüber stehen allerdings viele Mißtrauische im Geben, sie sind geprellt worden und wollen nur mit eigenen Händen Gaben zutheilen, wo das eigene Auge die Nothwendigkeit erkannt hat. Diese mißtrauen in der Regel allen öffentlichen Aufforderungen, allen Anstalten, allem so genannt Gemeinnützigen; bald halten sie eine Sache für eine Grille, bald für eine Prellerei. Leider liegen eine Menge Erfahrungen vor, daß zusammengebettelte Gelder auf das schnödeste mißbraucht werden, Steuren bei Brand oder Wassernoth eine wahre Teufelssaat sind, daß in Anstalten, wo frommer Sinn jeden Kreuzer zusammenlegte und mancher Kreuzer von armen Wittwen kam, das Geld auf heillose Weise verschleudert wurde, das dritte Plättli eine merkwürdige Rolle spielte in der Geschichte des Hauses. Ueberhaupt giltet theure Wirthschaft in solchen Anstalten als schwerer Vorwurf und ist es auch. Wo die Kinder jährlich auf fünfzig bis sechszig Thaler und mehr zu stehen kommen, da entstehen billig Bedenken gegen solche Anstalten. Nun sollen die Kinder in ihren Bedürfnissen nicht verwöhnt, den untern Schichten der Gesellschaft gleich gehalten werden, es soll strenge Sparsamkeit im ganzen Haushalt herrschen. Einen solchen sparsamen, landsüblichen Haushalt

können aber nur Einheimiſche, nicht Fremde führen. In dieſer Beziehung ſind Toggenburger und Appenzeller ſchon Fremde im Canton Bern. Sollte aber ein in guter Anſtalt erzogenes Kind auch mehr koſten als zehn Thaler, wie man ſie an Mindersteigerungen hingiebt, Leute ſo bedenkt, ob ihr dieſes zum Vorwurf und gegen Armenanſtalten geltend machen wollt.

Allerdings giebt es viele Grillen in der Welt, und für viele Grillen wurde gebettelt: aber was hier vorgeſchlagen wird, iſt keine Grille, man unterſuche mit dem mißtrauiſchſten Blicke; man braucht auch das Geld nicht in fremde Hände zu legen, nicht für dieſes, nicht für jenes Haus bettle ich; man lege ſelbſt Hand an und reihe neue Familien eigenhändig an dem großen Werke. Ich bin aber auch überzeugt, wenn die mißtrauiſchen Leute ſich entſchließen, mit eigenen Augen zu prüfen, ſo werden ſie ſich überzeugen, daß dieſe Sache über der Mode, über der Politik ſteht, im reinen Gebiet chriſtlicher Liebe, wo zwiſchen Halblein und Guttuch kein Unterſchied mehr iſt, wo jeder brüderlich die Hand ſich bietet, wer es brüderlich mit den Brüdern meint. Ich bin überzeugt, ſie faſſen es, daß bei großen Werken ein Einzelner nichts vermöge, daß große Werke durch gemeinſame Kräfte ausgeführt werden müſſen, daß in dem Entziehen von allem Gemeinſamen doch eine Art Selbſtſucht liege oder wenigſtens eine Unfreundlichkeit, die wie eine Ueberhebung erſcheint oder wie eine Muthloſigkeit, die an Anderer Einſicht und Treue, an der Möglichkeit irgend einer allgemeinen Hülfe verzweifelt. Auch dieſe werden ſich anſchließen, wenn ſie ſich zum Prüfen entſchließen, und gerade dieſe gebieten über große Mittel.

Dann haben wir eine große Menge, welche auch giebt und zu geben hat, aber bei dieſen hat das Geben immer die Liebe zum Behalten zu überwinden. Es ſind bei ihnen, ich will nicht ſagen der Eigennutz, aber doch die Liebe zu dem, was man hat, der Kummer, nicht genug zu haben, vorherrſchend und bilden Schanz und Graben um Geld und Gut;

und diese Schanz und Graben stürmt weder eine inwohnende Liebe zu Andern, noch eine eigenthümliche Begeisterung: Schanz und Graben müssen von Andern gestürmt werden, will jemand etwas von diesen. Hat man von ihnen Gaben erobert, so kömmt es ihnen wie eine Niederlage vor, ein eigener Unwille schleicht ihnen durch alle Glieder, sie können sich von dem Gedanken lange nicht losmachen, wie fatal es doch sei, immer die Hand im Sacke haben zu müssen; sie können die Hand lange nicht aus dem Sacke bringen, von der entstandenen Lücke weg. Sie sind reuig, daß sie nicht weniger gegeben, und brummeln über den, tragen es ihm nach, der sie zum Geben bewogen hat. Und doch geben sie, besonders wenn die Namen auf Subscriptionslisten aufgefaßt werden.

Ja, von diesen Leuten sind noch viele zuweilen aufzurühren, zu entflammen, sie kriegen recht großmüthige Wallungen, und wenn jemand gleich bei der Hand ist, ihre Rührung mit einem Teller oder einer Büchse aufzufangen, so klingt sie reichlich und schön, diese Rührung. Ist aber niemand bei der Hand und kömmt das kalte Blut wieder, so finden sie, weniger sei auch genug, finden das Wenige alle Tage noch zu groß, bis sie endlich vielleicht schon am dritten Tage zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch nur etwas zu geben die größte Thorheit wäre. Aber man klopfe nur muthig an diese Häuser, man rühre diese Herzen um und um und halte rasch den Teller dar und fasse die Gaben auf: betteln für Andere darf der brave Mann, und unverschämt geheißen zu werden beim Betteln für einen heiligen Zweck ist keine Schande. Wie der Eigennutz die Leute panzert, daß sie nicht mehr roth werden können und ihre Herzen keine Schmach fühlen, so panzere man sich mit der Liebe gegen alle Vorwürfe und Gesichter des Eigennutzes und lasse an ruhigem Gewissen gleichmüthig abprallen die Seufzer gepreßter Geldbeutel. Man würde staunen über die Summen, die man zusammen bringen kann, wenn einmal die Idee Boden faßt, man die Herzen in beide Hände

zusammenfaßt und sich verständigt über das Werk, welches das eigentliche schweizerische Nationalwerk sein sollte, ein ächt republikanisches, ein ächt christliches. Man schrecke nicht vor seiner Größe zurück: wie oben gesagt, im kleinen Ländchen ist es so groß nicht, ein kleiner Anfang soll niemand abschrecken; wer Millionen gewinnen will, muß auch beim Kreuzer anfangen. Und wenn man nur alle Jahre einige tüchtige Menschen in's Leben stellt: diese tragen wieder eigene Kräfte in sich, sind neue Faktoren, die dem Werke neue Ausdehnung geben, neue Hülfe bringen. Was an ihnen gethan worden, das werden sie auch an Andern thun wollen. Es trug mir diesen Sommer ein Knabe von Schwyz nach Goldau den Habersack. Er war bitter arm und nährte zum Theil seine Familie. In Lowerz ließ ich ihn einen Rest Brod mitnehmen, an dem er sichtbar hungrig abbiß. Ein klein Kind an der Hand seiner Mutter begegnete uns. Schnell theilte der Knabe sein Brod und drückte dem kleinen Mädchen die eine Hälfte in die Hand, das darüber gar holdselig lächelte und der Mutter die Gabe wies. Ich frug den Knaben in meinen praktischen Gedanken: Aber warum hast du das Brod nicht selbst gegessen oder es den Deinen nach Hause gebracht: du weißt ja nicht einmal, ob das Kind es nöthig hat oder nicht? Herr! sagte mir der Knabe, als ich jung war, hat mir auch hier und da ein Mensch ein Stücklein Brod gegeben, und das hat mich dann gefreut, ich kann euch nicht sagen, wie, und da habe ich gedacht, als ich jetzt auch Brod hatte, es werde das Kind auch so freuen, wie ehemals mich, und gab es ihm. Und es hat's gefreut, es hat's gefreut, sagte er mit leuchtenden Augen.

Da dachte ich, daß noch immer den Unmündigen dieser Welt gegeben, was den Verständigen verborgen sei, und faßte neuen Muth zu dem großen Werke — denn wenn dieser unmündige, kindliche Sinn wieder gepflanzt werden kann, so wird er Berge versetzen, und mitten in den Morast sind Säulen eingerammelt, wo das Austrocknen beginnen muß, von wo

es ſich ausbreiten muß. Man pflanze ſich alſo ſpäter wirkende, neue Kräfte, und was dieſe jungen und geſunden Kräfte vermögen werden, das kann man in fünfzig, in hundert Jahren ſehen. Und was ſind hundert Jahre im Völkerleben? Und wer nicht für hundert Jahre hinaus arbeiten kann, was wird der vor Gott ſein, vor dem tauſend Jahre wie ein Tag ſind? Sollte hie und da der Glaube noch ſchwach ſein, ſollten die Mittel der Gläubigen zum Anfang nicht ausreichen, wohl aber Muth zum Anfang da ſein, der Beweis vorliegen, daß ſie das Rechte erkennen und es auf die rechte Weiſe verſuchen: da ſoll der Staat aushelfen ohne Zaudern, ohne Knauſern. Er ſoll zeigen, daß, wenn er auch das Werk nicht ſelbſt unternehmen kann, er denn doch ſeine Nothwendigkeit erkenne und nicht nur Sinn habe für Wegknechte und Landjäger, ſondern auch für das Köſtlichſte im Menſchen. Es weiß eigentlich niemand beſſer, als die Regierung, wie groß die Armennoth iſt; ſie hat Tabellen darüber, welche ihr über alles Punktum Auskunft geben.

Indeſſen werden der Ausführung der Idee nie alle Menſchen zugethan werden, ſondern ihr widerſtreben mit all ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln. Ich rede nicht gerne von dieſen Leuten. Aber, wie man vor dem Beginn eines Kampfes den Feind in's Auge faßt und mißt, ſo müſſen auch dieſe Feinde gemeſſen werden, damit ihr drohendes Ausſehen niemand ſchrecke. Jedem Neuen ſteht eine große Maſſe entgegen und ſucht es zu hindern, und dieſe Maſſe hat Gott geordnet, man täuſche ſich darüber nicht. Sie iſt es, die Ordnung bringt und Beſonnenheit in den Fortſchritt. Ihr Widerſtand iſt die Nönne, welche Spreu vom Kern ſcheidet, welche zum Prüfen zwingt und zur Vorſicht, welche Zeit gewährt, Wurzeln zu faſſen und zu erſtarken, welche das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten läßt oder, wenn es geſchehen, es wieder aufzuleſen zwingt: der in den Menſchen gelegte Verbeſſerungstrieb würde ohne ſie zur Neuerungsſucht werden, und dieſe würde in vierzehn

Tagen mit Menſchen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln. In dieſer Maſſe, die allem Neuen, der Ausführung jeder Idee widerſtrebt, ſind nun eine Menge guter Leute, die es eigentlich gut meinen, die aber einen Gedanken nicht zu prüfen vermögen, die bloß das zu beurtheilen vermögen, was ihre Augen ſehen, ihre Hände betaſten können, die endlich an das Neue ſich gewöhnen, wie ſie des Alten gewohnt waren. Gegen dieſe fechte man nicht mit Gründen: die Anſchauung, die ihnen geboten werden kann, wird ſie nach und nach überwältigen und gewinnen.

Hingegen giebt es in dieſer Maſſe noch Andere, die ich zeichnen muß einmal: vielleicht erkennen ſich die einen oder andern in dieſem Spiegel wieder und erſchrecken ob ihrem Antlitz. Es giebt eine Menge Menſchen, welche keine wohlthätige Ader im Leibe haben, welchen jede Anſprache Grimm und Weh verurſacht, welche nie freiwillig geben, ehrenhalben die einen zuweilen etwas, andere auch um der Ehre willen nichts. Es iſt bei dieſen Menſchen nicht immer nackter Geiz: oft eine übertriebene Sorge für ihre Familie, ein ſchnödes, unchriſtliches Ueberheben über ihre armen Brüder; ſie helfen höchſtens einem verarmten Vetter, weiter hinab auf die Canaille erſtreckt ſich ihr Mitleid nicht. Jedenfalls iſt da ein gänzliches Vergeſſen, daß wir alle unſere Güter von Gott nur zum Lehen tragen und jedem die Stunde ſchlagen wird, in der er Rechnung ablegen muß dem großen Lehnsherrn da oben. Dieſe unbarmherzigen Leute werden aber natürlich weder zu ſich ſelbſt noch zu Andern ſagen: Ich bin geizig, ſelbſtſüchtig, unbarmherzig, hochmüthig, werden nicht in ſich den Grund des Nichtgebens ſuchen, nicht im Mangel chriſtlichen Sinnes den Grund, daß eine chriſtliche Idee ſie nicht zu ergreifen vermag; ſie werden den Grund ihres Nichtgebens in der Bettelei dieſer Zeit im Allgemeinen und in jeder Sache, für die ſie angeſprochen werden, insbeſondere ſuchen. Dieſe ſind es, welche alle wohlthätigen Unternehmungen verdächtigen, Mißs*

trauen sâen gegen dieselben, ja, die hinter absichtlichen Verleumdungen ihre Hartherzigkeit verbergen wollen. Sie wollen nicht mit eigenen Augen sehen, wollen nicht alles sorgfältig prüfen und gemachte Erfahrungen unbefangen zusammenstellen, aber als ob sie alles gesehen, geprüft, erfahren hätten, brechen sie darüber den Stab, ziehen die Sache in's Lächerliche oder in's Absurde. Das sind die Leute, die auch diese Idee und ihre Ausführung bereits verdächtigen und verleumden, die weiß machen wollen, man erziehe auf diese Weise nur Taugenichtse und Schlingel, höchstens Agenten, man lese die schlausten Kinder aus und richte sie dann noch zu allen Streichen ab, und das sagen sie, wenn Tag für Tag ihnen gerade das Gegentheil davon vor Augen liegt. Sie verleumden den Sinn in solchen Anstalten, als ob er kein christlicher wäre; sie verleumden ihn, sie, die vorgeben, sie besäßen ihn; sie verleumden, denn sie haben sich nie die Mühe genommen, diesen Sinn zu untersuchen. Und wenn sie untersucht hätten, so wären sie kaum zu einer andern Meinung gekommen: denn, wenn man ihren Sinn, den sie zu Tage legen, mit der Meinung, die sie von sich unbefangen äußern, vergleicht, so muß man zur Ueberzeugung gelangen, daß sie selbst noch nicht wissen, was christlicher Sinn ist.

Andere Menschen, welche nicht ohne Wohlthätigkeitssinn sind, streben der Ausführung dieser Idee entgegen, weil sie direkten Nachtheil davon fürchten. Sie fürchten nämlich, die Kinder möchten so erzogen werden, daß sie auf mehr Lohn Anspruch machen könnten, daß die halbbatzigen Knechte und Mägde abnehmen müßten, daß sie zu größerem Lohn gezwungen würden. Aber, liebe Leute, was sind denn eigentlich halbbatzige Knechte werth?

Ein halbbatziger Knecht ißt gewöhnlich noch einmal so viel, als ein vernünftiger, während der vernünftige nicht nur mehr und besser arbeitet, sondern denn doch im Stande ist, den Meister zu vertreten, zu arbeiten zum Dank, ohne daß

er immer bewacht iſt. Kommt, liebe Leute, doch einmal zur Einſicht, daß das Wohlfeilſte gewöhnlich das Theuerſte iſt. Warum hat man auf den Höfen nicht Unterſeenkühli? warum kauft ihr eure Pferde nicht von den Kachelfuhrleuten? Seid doch auch barmherzig! Ich kenne eine Magd, ſie hatte zwanzig Franken, achthalb Thaler Lohn per Jahr, ſammt einem Paar Schuh und einem Hemde, und dafür mußte ſie dreihundertfünfundſechszig Tage an Wind und Wetter ſein, das Wüſteſte ausſtehen, verdarb dabei vielleicht für ſechszehn Thaler Kleider. Bedenkt, was ſoll das mit dem Mädchen für ein Ende nehmen, mit welchem Muth ſoll es arbeiten, wie ſoll es die Treue bewahren in ſeiner Noth? Ihr meint, Knechte und Mägde ſollen immer gleich theuer bleiben; man ſollte ihnen nicht mehr geben, als der Aetti und der Großätti ihnen gegeben? Aber warum verkauft ihr das Holz, die Butter, das Fleiſch theurer, als Aetti und Großätti es gethan? Warum fordert man größere Hauszinſe, als Aetti und Großätti? Warum giebt man weniger Land zum Pflanzen, als Aetti und Großätti? So kann das nicht gehen; ſo machen die Reichen die Armen immer ärmer, verſperren ihnen ſelbſt das ehrliche Fortkommen und müſſen dann durch immer höher ſteigende Tellen ihre Sünden wiederum büßen. Zudem drängen immer mehr alle Dienſtboten den Städten zu, wo bei weniger Arbeit größere Löhne ſind. Dieſe Dienſtboten ſind aber wiederum ſchlecht erzogen, haben keinen ſittlichen Grund, gehen in den Laſtern der Städte unter und kommen aus denſelben den Gemeinden als eine Laſt wieder zurück. So heben ſich die Dienſtboten nicht zur Selbſtſtändigkeit, ſondern ſie ſinken unter und müſſen von der Gemeinde getragen werden. Es iſt daher eine wahre Wohlthat für das ganze Land, wenn man Menſchen erzieht, welche ein Gleichgewicht zwiſchen dem Werthe der Arbeit und dem Werthe der Produkte herzuſtellen vermögen, Menſchen, die nicht mehr wie das Vieh an die Scholle gebunden ſind, die auch die Arbeit des Landes nicht fliehen bei rechtem Lohn, die ihn

aber auch in den Städten suchen können, ohne darin unterzugehen; wenn man überhaupt Menschen erzieht, die sich zu helfen wissen in allen Treuen, die aus den Dienstjahren nicht als eine Bürde für die Gemeinden treten, sondern als gemachte Menschen, die das Fundament gelegt haben zu einem selbstständigen Dasein. Wahrhaftig es würde der Bauer bei tüchtigen, aber besser bezahlten Arbeitern nicht nur nichts verlieren, sondern er würde gewinnen, wenn er es recht bedenken wollte oder könnte.

Und wer Freude hat an halbbatzigen Diensten, der wird sie immerdar noch finden; er hat deßwegen nicht nöthig, an armen Kindern sich zu versündigen.

Andere zogen direkten, unmittelbaren Nutzen aus den armen Kindern, welche aus ihren Händen gerissen, besser erzogen, selbstständiger gemacht werden sollen. Es sind die Leute, welche diese Kinder verdingten, um sie auszunutzen; die, welche sie auf ihre Güter nahmen, um Knechte und Mägde zu haben, ohne ihnen Lohn geben zu müssen, sondern noch Lohn von ihnen ziehen zu können. Es haben viele solche Kinder bei sich, machen sie arbeiten von früh bis spät am schwersten Ort, senden sie äußerst selten zur Schule, kleiden sie auf das allerschlechteste, fluchen über jede Unterweisung, welche sie besuchen müssen, rechnen ihre Arbeit nichts, sondern nur die schlechten Kleider und das schlechte Essen, lassen es sich bezahlen, und das arme Kind soll später das schlechte Essen, die schlechten Kleider wiederzahlen, seine Arbeit aber muß es verlieren. Und wenn es unterwiesen ist, so soll es bleiben am alten Ort, man lockt es, macht ihm einen süßen Mund, verspricht ihm endlich Lohn, hält es so ein paar Jahre fest: ist der Lohn endlich bald fällig, so prügelt man es, daß es aus dem Jahre läuft und seinen Lohn im Stich läßt, oder beizt ihm fremde Sachen in sein Tröglein, untersucht dasselbe vor Zeugen, jagt es als Schelm fort, oder die Frau thut besonders zärtlich mit ihm, läßt sich vom Mann überraschen — und das arme Kind

iſt verführt und um ſeinen Lohn betrogen. Alle die, welche ſo handeln — und ſolche giebt es, ich kenne ſie, könnte ſie beim Namen nennen, werden die erbittertſten Feinde ſein eines Unternehmens, wodurch dieſe armen, heillos mißbrauchten Kinder aus ihren verruchten Händen ſollen geriſſen werden. Sie werden nicht nur nichts dazu beitragen, ſondern darüber lügen, was ſie können. Sie werden das Unvollkommene, das in jedem menſchlichen Unternehmen liegt, ausbeuten auf die heilloſeſte Weiſe; werden jede Mücke zum Elephanten machen, was durch ein Nadelöhr geht, zu einem Kameel und werden, wenn das nicht hinreicht, lügen, heute dieſes, am andern Tag das Gegentheil. So ſagte einmal Einer, der um Beiſteuer für ein ſolches Unternehmen angeſprochen wurde, er gebe nichts, das erhaltene Geld werde nur verſoffen, man führe ja alle Sonntage die Kinder in die Wirthshäuſer; das andere Jahr aber ſagte er, als er wiederum angeſprochen wurde, er gäbe nichts, man gäbe den Kindern ihre Sache nicht, man ließe ſie verhungern: und die Kinder ſchoſſen auf wie junge Tannenbäume und blühten auf wie Aepfelbäume.

Am feindſeligſten dieſem Unternehmen gegenüber ſteht der Neid, dieſes grimmigſte, häßlichſte aller Laſter.

Der Neid, der von unten herauf kömmt, den die Armen ſelbſt gegen die äußern, die aus ihren Kloaken in eine beſſere, reinlichere Welt verſetzt werden ſollen, die Gaben an ſich ziehen, die ſonſt unvernünftig an Unvernünftige verſchleudert wurden: dieſer Neid iſt nicht zu bekämpfen, wenig zu beachten, ſo wüſt er auch iſt, ſo oft er auch von den eigenen Eltern der armen Kinder ausgehen mag. Er wirkt wenig ein auf die öffentliche Meinung; er übt keinen Einfluß in den Behörden, keinen auf die Liebesgaben; er legt bloß Zeugniß ab, wie vorherrſchend in dieſer Klaſſe das Thieriſche iſt, und wie grimmig ſie losbrechen würde, wenn ſie das Uebergewicht erhielte. Der Neid aber, der das Untenſtehende nicht zu ſich

herauf kommen lassen will, der Neid, der keinen Menschen, nicht geistig, nicht ökonomisch will aus den untern Klassen heraufwachsen lassen: dieser Neid ist's, über den ich noch einen Strahl meiner Blendlaterne will fallen lassen; denn der ist eigentlich in diesem Verhältniß der Antichrist. Es ist der Neid der Hochstehenden, der nicht gerne einen gemeinen Bürger reich werden sah neben den so genannten alten Geschlechtern, der ihrer Bildung nicht nur keine Bedeutung gab, sondern sie verhöhnte oder die Wege dazu versperrte, der nicht will, daß aus einem Tauner ein Bauer werde, aus einem G'husmann ein Hausbesitzer, der nicht will, daß Bürgerskinder oder Taunerssöhne einst den eigenen Kindern in's Licht stehen, in einer unabhängigen Stellung ein unabhängiges Wort zu gemeinsamen Angelegenheiten reden könnten. Dieser Neid waltet in Städten und auf dem Lande und trägt große Schuld an vielem Bösen und namentlich daran, daß den Armen nicht christlich und brüderlich aufgeholfen wird. Er findet es bald gut genug, was man für solche thut; er begehrt ihnen nicht aufzuhelfen, sie nicht auf festen Grund und Boden zu setzen; er füttert sie bloß ab, nothdürftig, wie man Spatzen im Winter füttert, damit sie nicht Hungers sterben; er verschleudert sogar das Geld an sie, aber er wendet absichtlich das Geld weder weise noch kräftig an sie. Dieser Neid will nicht, daß arme Kinder gut erzogen, ihre Fähigkeiten entwickelt, das in ihnen liegende Kapital frei gemacht werde. Solche D. Bettelbuben sollten ihnen dann nicht später kommen und ihren Kindern befehlen; das wäre ihnen eine lustige Sache, wenn solche mehr lernen sollten, als Baurenssöhne: das werde einst schön herauskommen, wenn man solchen alles anhänge, man sei schon jetzt nicht vor ihnen sicher. Ihre eigenen Kinder wollen sie aber nicht besser erziehen, wollen ihre Mittel nicht an den Menschen wenden, daß er etwas werde, sondern die Mittel an sich sollen ihnen Ehre, Ansehen, Vorzug geben, und den armen Kindern muß der Fuß vorgehalten

werden, damit sie nicht einst etwas werden, damit sie nicht einmal in die Sache hinein reden. Nun giebt es solche Leute, mit solchem Sinn und Trachten allenthalben; sie sitzen in Städten und Dörfern, in großen Räthen und Gemeindstuben und sperren gegen alles, was man für die armen Kinder thun will. Mit diesen Leuten ist nicht vernünftig zu reden, gegen ihre altadeligen Vorurtheile kömmt man mit Gründen nicht auf: deswegen auch würden einige lieber Heidenkindern, die über dem Meere wohnen, helfen, als eigenen Landeskindern, und andere würden Bauernkindern helfen, sich ihrer annehmen, aber ihre Burgerskinder hätten sich keines gnädigen Blickes zu trösten. Das sind so genannte Stockaristokraten, und diesen kann man es nicht begreiflich machen, was christlich ist, was des Vaterlandes Heil ist, was vor unendlichem Unglück bewahren kann.

Und wenn die Welt in Trümmern ginge,
Wenn nur die eigene Nase zu oberst hinge!

Dies ist dieser Leute Wahlspruch.

Ich bin überzeugt, wenn man diesen Leuten es auch mit Zahlen handgreiflich darthun könnte, daß einzig und allein auf diese Weise die Tellen verringert, verhindert werden könnte, daß die Armen die Reichen nicht auffressen, wie die sieben magern Kühe auch die sieben fetten gefressen zu Josephs Zeiten, daß, wenn sie jetzt die Hand böten zu einem gemeinsamen Werk, ihre Kinder und Kindeskinder vielleicht die Hälfte weniger tellen müßten: man würde sie nicht bewegen, sie würden sagen: man solle doch nicht Kummer haben für sie und zu seiner eigenen Sache sehen; sie hätten immer noch vermocht, zu zahlen, was man gefordert, und sie hofften, ihre Kinder und Kindeskinder werden es so gut als sie vermögen. Ja, sie wollten lieber noch einmal so viel tellen, als es je zulassen, daß solches Pack seine Finger in der Sache hätte. — Der Eigennutz ist groß in der Welt und ist wüst, aber wenn

mit dem Eigennutz sich der Hochmuth paart, so giebt das eine Ehe, vor welcher selbst dem Teufel graut.

Diese Leute alle werden gegen die Ausführung streiten, allein sie vermögen nichts gegen sie, als daß sie zur rechten Besonnenheit und Vorsicht treiben, als daß sie durch ihren Widerstand so recht zum Bewußtsein bringen, was man will, und was die Sache soll.

Wenn einmal diese Sache der Welt klar geworden, so werden unglaubliche Kräfte auf diesem Punkte sich vereinigen und Unglaubliches vollbringen. Denn wie Viele sind denn doch noch unter uns, die glauben, daß im Tode nicht eine Vernichtung, sondern aus dem Tode ein Auferstehen sei zur Prüfung vor dem Vater! Und wer aufzuerstehen glaubt, möchte doch gerne das Bewußtsein mit sich nehmen, sich derer angenommen zu haben, welche Jesus hinterlassen unserer Liebe, damit wir seine Liebe gewönnen, möchte sein Scherflein beigetragen haben zur Rettung einer Seele, die viele Sünden bedecket, möchte Zeugen gewinnen vor des Vaters Thron, die sein Lob redeten. Und freundliche Blicke wird der Vater sicher für die haben, welche das Reich Gottes kräftig und frisch aufrichteten in dem verpesteten Sumpf, in welchem der Teufel hauste, der ewige Drache, der auf das Verderben der Seelen lauert Tag und Nacht, welche unverzagt diesem Drachen zu Leibe gingen und ihn aus seinem hundertjährigen Neste trieben. Ich glaube aber nicht bloß an die Ausführbarkeit dessen, was Pestalozzi wollte, an die Möglichkeit, daß es sich gestalten könne, sondern das, was bereits vorliegt, giebt mir die Ueberzeugung, daß es sich gestalten werde, denn dieses liefert den Beweis, daß die Idee bereits in's Leben getreten ist, und zwar so vielfältig, aber vereinzelt, hie und da, daß wenn man das Vereinzelte in Zusammenhang bringt und vereint gegenüberstellt dem zu beginnenden Werke, man in freudiger Ueberraschung eine bereits kämpfende Macht erblickt, wo man nur Ohnmacht wähnte oder Träume oder grillenhafte Versuche:

eine Macht, welche Siege erstreitet, Boden gewinnt und einmal vereint unaufhaltbar sein muß.

Siebentes Kapitel.

Die Ausführung.

Was Pestalozzi dachte, wünschte, was sein gelobtes Land ihm war, das versuchte Herr Fellenberg auszuführen.

Unstreitig gebührt Herrn Fellenberg nicht bloß die Ehre, sondern wirklich dankbare Anerkennung, den Gedanken, arme Kinder aus der Schwüle der Armenstuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und sie durch eine tüchtige Erziehung für ein selbstständiges Leben zu befähigen, dadurch der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Aussätzige zu nehmen, zuerst auf seinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Herrn Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben zu haben.

Die Wehrlischule ward berühmt im ganzen Europa, zog königlich kaiserliche Augen auf sich, leistete den Beweis, daß man Arme erziehen könne ohne besondere unterhaltende Geldmittel; aus eigenthümlichen Gründen wollte dieselbe im eigenen Lande nicht wurzeln, nicht die rechte Anerkennung finden. Es gebührt Herrn Fellenberg aber nicht nur die Ehre (und wo ihm Ehre gebührt, da soll sie ihm auch gegeben werden in vollem Maaße) dieser Stiftung auf seinem Hofwyl, sondern die vielleicht noch größere, daß er die Verwirklichung dieser Idee nicht an Hofwyl knüpft, daß er auch nicht glaubt, in Hofwyl die Idee rein verwirklicht zu haben, sondern daß derselbe das Aufblühen von Familien zur Aufnahme armer Kinder nicht nur nicht hemmt, sondern dazu aufruft, es fördert mit Wort und That, daß er das Gute in Allen anerkennt, auch wenn dasselbe nicht sein Werk ist, auch wenn es sich in seinen Instituten nicht finden sollte.

Mehrere Vereine, in deren Mitgliedern ein frommes Sehnen nach einer beſſeren Welt aufging, erwarben ſich großes Verdienſt um ſolche Anſtalten. Vielleicht entſprach das Gelingen nicht immer dem Willen, die Richtung wurde eine ſchiefe oder unpraktiſche; hier wurden Kinder für das Leben nicht abgehärtet, dort ſuchte man ſie der Welt, in welcher ſie doch einmal leben ſollten, ihr Brod gewinnen mußten, zu entfremden, durch beſondere Tendenzen zu vereinzeln. Indeſſen, wie auch die Richtung läuft, derſelben liegt die rechte Idee zu Grunde, ihre Vorgänge brachten viele Erfahrungen, ihre Opfer verringern ſich noch immer nicht, ſie ließen unermüdlich und ſollten manchen wecken, der dieſe Leute verachtet, viel redet vom Vaterland und Vaterlandsſinn, der aber nur redet und daher den Verdacht erweckt, als ob ſolche Reden der Köder ſeien an einer Angel, mit dem er etwas angeln möchte, etwas, eine reiche Braut vielleicht, eine einträgliche Stelle meinethalben, einen Präſidentenſtuhl ſogar.

Die praktiſchen Glarner faßten es auf und verſuchten mit Glück zwei Würfe mit einem Steine, ſie verſuchten, durch Entſumpfen von Land Menſchen zu entſumpfen; die Zürcher machten Proben; die hochherzigen Appenzeller, deren Ländchen ein armes heißt, wo es aber für Gemeinnütziges, Wohlthätiges Hunderttauſende ſprudelt, und zwar Gulden, wie in keinem andern Lande Europa's, nicht einmal in England, griffen die Sache auf, ſtellten ſie mächtig in's Leben, und auf ihr ruht ſichtbarlich Gottes Segen. Dieſe Idee drang auch nach Deutſchland hinüber, hinab bis da, wo außerhalb Hamburg das rauhe Haus liegt, eine Freiſtätte für verwahrloſte Kinder dieſer in vielen Beziehungen freien Stadt. In Würtemberg beſonders ſucht der König ſolche Freiſtätten aufzurichten; die Landſtände Sachſens ſetzten ſich auch, angetrieben durch den ehrwürdigen Diacon Lange, ein bleibend Denkmal, während Baierns König Abgötterei treibt und Klöſter baut, vor ſeinem Bilde knien läßt, ſich bald anbeten läßt und viel-

leicht noch ſein Bildniß als Altarblatt in die neu erbauten Kloſterkirchen ſchenket.

Es iſt ſieben Jahre her, daß man im Canton Bern ſo recht lebendig von den Armen, ihrer Noth, ihrer Abhülfe zu ſprechen begann, daß man auf Rettungsmittel ſann. Je größer das Geſchrei der Armen nach Hülfe, der Reichen nach Beiſtand zu dieſer Hülfe, je heilloſer die Verwirrung oder Verirrung in der Armenbehandlung ward, je weniger der Staat, ich will nicht ſagen, zu handeln, ſondern nur zu reden wagte in dieſes Geſchrei hinein (vielleicht, weil er juſt nicht wußte — was?) deſto mehr drang ſich einzelnen die Einſicht auf: wie das Größte und Herrlichſte immer aus dem freien Willen Einzelner ausgegangen ſei, ſo müßten auch dieſem Feinde einzelne in frommer Einigkeit, in kühner Begeiſterung begegnen, wenn er überwältigt werden ſolle, und daß er überwältigt werden könnte, gab ihnen der Glaube Zeugniß, der nie an das Verderben glaubt, wo der Menſch ſich helfen will und dazu Gottes Hülfe ſucht.

Es entſtund im Canton Bern der Verein für chriſtliche Volksbildung. Dieſer Verein wurde durch die Noth der Sache wie durch eine unſichtbare Macht vom allgemeinen Zwecke weg auf den beſondern der chriſtlichen Armenerziehung gedrängt und machte endlich dieſelbe ausſchließlich zu ſeiner Aufgabe. Er fand im Anfang gar nicht Anklang, die Sache ſelbſt nicht, der Verein nicht; er wurde mißtrauiſch angeſehen zu Stadt und Land. Den Einen erſchien er wie eine politiſche Grille, den Andern als eine pädagogiſche; Andern ſchien ſein Treiben ein rationaliſtiſches, ungläubiges; Andern kamen die Steuren, um die er bat, vor wie eine neumodiſche Abgabe, eine verblümte Telle. Die oben gezeichneten Feinde erhoben ihr Geſchrei mit Macht und ſchüchterten dadurch eine Menge, die ſich immer den lauteſten Tönen zuneigt, ein, machten Andere mißtrauiſch, und Viele, die keinen andern Halt haben und ſuchen,

als die Gunst der blinden Masse, ließen auch ihre Trompeten dagegen ertönen.

Aber die Freunde der Sache erschraken nicht, scheuten den geringen Anfang nicht: setzt man ja auch die Bäumchen klein und zart, die groß und mächtig werden sollen. Der Verein schritt zur That im Vertrauen auf Gott, im Glauben an gute Menschen, im Glauben an das Gute im Menschen, auch dem niedrigsten und jämmerlichsten, das nur auf Erlösung wartet, auf erlösende Hände, um zu keimen, zu wachsen, gute Früchte zu tragen da, wo sonst nur Unkraut wucherte. Wo ehedem Ritter Schlösser bauten zu weiter Uebersicht nach zu raubenden Gütern, zu fahenden Menschen, zu sicheren Herbergen des Raubes und der Räuber: da erheben sich als tröstende, versöhnende Lueg in's Land Freistätten für arme Kinder und winken herein über's Land, aufzuheben die an der Erde klebenden Augen heiteren Höhen zu, aufzuheben die im Schlamme der Erde sich wälzenden armen Kinder, sie emporzutragen auf die freie Höhe, näher dem Himmel zu. Da oben sollen sie genesen, sich aufrichten, sollen später als Kinder des Himmels, kräftig, rüstig, fromm, wieder in der Erde Thäler niedersteigen und da als treue Knechte des Lebens warten, bis der Herr sie von ihrem Tagewerk für immer nach oben ruft. Die beiden Familien zu Bättwyl bei Burgdorf, im Saal bei Sumiswald bildeten sich zuerst; denen schlossen sich die in Rütti bei Bern für Mädchen, in Langnau für Knaben an; es blüht eine neue bei Wangen auf, und eine andere ist noch am Geborenwerden. Im gleichen Zeitraume entstund die Musterschule beim Seminar in Münchenbuchsee, in der arme Kinder eigentlich nicht bloß geschulet, sondern erzogen werden; wurde seither als dem Zwecke nicht entsprechend aufgehoben. Die besondere, vom Staate geleitete Gemeinde der so genannten Landsaßen, d. h. Leute, die im Lande sitzen ohne Bürgerrecht an einem bestimmten Orte, erhielt zwei Anstalten zur Entsumpfung ihrer Kinder: in Köniz eine für Knaben, für Mäd-

chen eine zu Rüeggisberg. So werden gegenwärtig im Canton Bern (Hofwyl nicht einmal gerechnet, so wenig als die erst im Werden begriffene, von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gestiftete Anstalt in der Bächtelen bei Bern für verwahrloste Kinder) über vierhundert Kinder dem Elende entzogen und einem christlichen, tüchtigen Leben entgegengeführt. Das ist denn doch eine Zahl, welche Muth einflößen soll den Schwachgläubigen, daß da wirklich etwas abzubringen sei auf diese Weise, und noch sind die möglichen Hülfsmittel noch bei weitem nicht alle in Fluß gebracht; noch ist das begonnene Werk in seiner Idee, Bedeutung und Einheit den Wenigsten klar vor die Augen getreten. Und wenn auch die Liebe nicht größer würde, die Zahl der aufzunehmenden Kinder nicht vermehrt werden würde, so würde doch sicher schon diese Anzahl ein heilender Sauerteig für unser Volksleben.

Wenn man rechnet, daß Kinder im Durchschnitt sechs Jahre in einer Anstalt bleiben, so treten mithin alle Jahre sechsundsechzig aus. Wir wollen nun rechnen, daß von diesen dreiunddreißig wirklich gerettet wurden, während die andere Hälfte entweder in ihrem früheren Zustande nicht verloren gegangen wäre oder jetzt noch verloren geht: so sind doch alljährlich dreiunddreißig gewonnene Kinder eine herrliche Beute, wohl noch viel größerer Anstrengung werth, denn was ist eine Menschenseele werth! Aber nicht nur an und für sich sind sie von unnennbarem Werthe, sondern auch in Beziehung zu ihren Mitmenschen. In jedem dieser Kinder soll ein Mitkämpfer gewonnen sein gegen des Volkes Verderben, ein neues, besseres Element eingeschoben in's Volksleben. Und wenn dieses Kind einmal eine Familie stiftet und mit dem gewonnenen Geiste sie belebt, so rechne man doch nach, ob in einer Reihe von Jahren das Volk nicht auf eine sehr bemerkbare Weise erneuert werden könnte. Besonders, wenn dann noch in jeder andern Beziehung das Heil der menschlichen Seele besser in's

Auge gefaßt, von oben herab mehr Werth darauf gelegt, wenn alles Treiben nicht bloß gerichtet würde auf das Flüchtige und Vergängliche, sondern bezogen würde auf den Urgrund aller Dinge, auf das Alpha und Omega.

Diese vierhundert Kinder kosten ungefähr vierzigtausend Franken, wenn man durchschnittlich die Kosten für ein Kind zu hundert Franken anschlägt. Man rechnete sonst wenigstens hundertfünfzig Franken; in andern Ländern sind sie vielleicht noch höher. Sie sinken aber, so wie die Familien erstarken, die ersten schweren Jahre der Einrichtung überwunden, die Kräfte der Kinder entbunden sind, der Boden dankbarer wird, immer tiefer. Es giebt Anstalten, in denen die Kosten für ein Kind nicht mehr hundert Franken betragen, wo sie Jahr um Jahr noch sinken, also immer mehr Geld frei wird zur Errichtung neuer Familien, auch wenn die Quellen nicht reichlicher fließen sollten. Freilich mag es auf dem Lande, wo man Kinder für zwanzig Franken verdinget, manchen erschrecken, wenn er von hundert Franken hört, mag ausrufen: O' hä, da machen wir es doch wohlfeiler; das ist ja ein unerhört Geld; dafür könnte man fünfmal mehr Kinder verdingen; das heißt die Kosten für die Armen muthwillig vermehren, das Geld in Bach werfen! Aber sind nicht eben die zwanzig Franken in den Bach geworfen, welche man zahlt, um ein Kind auf das heilloseste verwahrlosen zu lassen? Wenn ein Kind um seine Seele gebracht wird, um jedes Lebensglück, und man zahlt dafür noch zwanzig Franken: ist das nicht nur zwanzigmal, nicht nur hundertmal, sondern hunderttausendmillionenmal zu theuer bezahlt?

Das werd nit jövli machen, wird mir mancher Kaltblütige sagen. Wohl, das macht jövli, Hans Joggi! würde ich ihm sagen: Warte nur, wenn du einst vor Gott stehst, wenn du ihm Rechenschaft geben mußt über dein Thun und Lassen, dann wirst du es gewahr werden, was für ein Unterschied es ist, eine Kinderseele verwahrlost oder gerettet zu haben; dann

würdest du nicht nur hundert Franken, sondern Finger um Finger, Blutstropfen um Blutstropfen geben wollen, um ein Kind, das du hast verwahrlosen helfen, zu retten — aber dann wird es zu spät sein, Hans Joggi. Darum denke daran, während es noch Zeit ist, Hans Joggi! — Und daß in diesen unter uns aufblühenden, unserer Zeit so eigenthümlichen Familien Kinder gerettet werden, das hoffe ich nicht nur, ich glaube es auch.

Wer in eine derselben trittet, fühlt gleich etwas Heimeliges, Ansprechendes; wohlig wird es ihm um's Herz, und er sagt wohl zu sich: Hier möchte ich Hütten bauen. Und wenn er weiter geht, so brennt ihm das Herz, er wälzt in sich Pläne und Vorsätze zur Beförderung dieser Familie, und manchmal noch im Traume wird er des Gesehenen nicht los. Wer darin herum geht, sieht wohl dieses und jenes, welches er anders möchte, sieht eine Seite mehr ausgeprägt als die andere, hört vielleicht nicht die rechten Antworten auf seine Fragen oder eine ihm nicht gefällige Methode in irgend einem Fache vom Munde des Vaters. Aber er sieht allenthalben fröhliche, muntere Kinder, nicht mehr das Stupide, Thierische auf ihren Gesichtern, welches arme Kinder so häufig bezeichnet. Er sieht in ihrer Haltung das Gefühl, daß sie Menschen seien, sieht in ihrem Aeußern eine Reinlichkeit, welche Tag für Tag die Kinder mahnt, auch inwendig rein zu werden. Er sieht allenthalben ein mehr oder weniger gelungenes Streben, der Seelen der Kinder sich zu bemächtigen und ihnen eine bestimmte, Menschen würdige Richtung zu geben: er sieht also mehr, als man in den meisten Ehen wahrnimmt, er sieht nicht nur das äußere Leben geordnet, sondern mit Bewußtsein auf das innere Leben eingewirkt.

Die meisten Menschen vergessen fort und fort die innere, unsichtbare Welt, die der Mensch in sich trägt, an der er mit schöpferischer Kraft arbeitet ununterbrochen; sie sehen nur auf das sichtbare Thun und Lassen und versuchen, dieses mit Wor-

ten und Schlägen bei ihren Kindern zu bestimmen. Es schiltet der Vater, es keift die Mutter; diese ruft früh aus dem Bette, jener jagt rasch an die Arbeit; er tadelt Fleiß und Geschick, während die Mutter kapitelt über die heutige Welt im Allgemeinen und die Kinder insbesondere — und wenn sie das gethan haben, so sagen sie, sie hätten ihre Kinder recht erzogen, sie wüßten es einmal nicht besser zu machen. Und während sie so erziehen, haben sie selbst die Fackel in's kindliche Gemüth geworfen, welche die Sünde in ihm zur hochlodernden Flamme bringt. Sie haben die innere Welt vergessen und drücken auf derselben ihr verdorbenes, in Sünden ergrautes Wesen Tag für Tag immer nachdrücklicher ab. Sie erwecken im Kinde durch Reden und Vorbild die Sinnlichkeit; sie zeugen selbst in der Seele des Kindes die böse Lust, welche mit sündigen Bildern gaukelt, bis diese Bilder mächtig werden, Leben und Gestaltung fordern (wie nach der Lehre Mahomeds gemalte Bilder von ihrem Bildner eine Seele fordern), bis sie ins Leben hervorbrechen als wirkliche Sünde, als jedes Hausglück verunstaltende Gebilde.

Dann flucht der Vater, heult die Mutter; sie heben ihre Hände auf gegen das arme, sündige Kind: sie begreifen nicht, daß sie selbst es waren, welche desselben inneres Leben vergifteten, daß nun eigentlich gar nichts Anderes zum Vorschein gekommen, als der Same, den sie selbst in dieses innere Leben geworfen, daß nur der Brand aus dem Dache herausgeschlagen hat, den sie selbst unter dem Dache angebrannt. Es ist das gar nichts Anderes, als worauf der Heiland den Pharisäern deutet, wenn er sagt: Aus dem Herzen kommen heraus arge Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Nun ist offenbar das das Schwerste, aber auch das Höchste in der Erziehung: Meister zu werden dieses innern Lebens, die Gedanken der Kinder zu erzeugen und zu richten, Herr zu werden des Höchsten in ihnen, ihrer schöpferischen Kraft.

Es gleichen die Kinderherzen Wienerflügeln, sind unendlich leichter noch zu verstimmen, und auf diesen Instrumenten sollten Eltern Meister sein, nicht bloß die Instrumente kennen, sondern auch die eigene Hand meistern, daß sie nicht Saiten zerbricht, falsch anschlagen läßt, gedankenlos sie mißhandelt, die eigene Aufregung die armen Saiten entgelten läßt.

Ich möchte noch ein ganz Anderes sagen: mir kömmt fast vor, als ob in den Kinderherzen zwei Minen verborgen lägen und beide ihre Brandröhren hinauffendeten auf die Oberfläche: die eine Mine birgt die böse Kraft, von welcher jede Bewegung ausgeht, welche alle andern Kräfte in Bewegung setzt, welche auf des Herzens Grund es glitzern und funkeln läßt in nimmer ruhender Abwechslung, wie in eines Kaleidoscops merkwürdigem Bauche; in der andern Mine ruht die schlummernde Gotteskraft, welche aufbrechen soll im Menschen wie die Sonne über der Erde, welche strahlen und glühen soll im Herzen durch des Herzens Spiegel, des Menschen Auge, in alle Verhältnisse hinein, welche in einer eigenen Richtung den Menschen trägt durch die angefachte Begeisterung einem hohen Ziele zu. Nun fährt der Erzieher, er mag es wissen oder nicht, mit brennender Lunte am Kinde herum. Weh ihm, wenn er blindlings tappet; zweimal weh ihm, wenn er nicht weiß, was er will. Denn unter seinem Tappen tappt er auf die offene, weite Röhre, welche zündet in das Böse hinunter — und in wild wirbelnden Flammen steht des Kindes Herz; in feurigem Bogen sprüht aus ihm empor die Lust und der Neid und die Selbstsucht und die Eitelkeit und das Jagen nach allem, was dem gierigen Auge die wechselnde Erde vorführt, und das ist die inwohnende Hölle, deren Feuer nicht erlöschen will. Wohl ihm aber und dreimal wohl, wenn er mit Vorsicht und heiligem Eifer die Zündröhre sucht und findet, die nicht zu Tage liegt, sondern gesucht sein will, die hinunter führt in das Heiligthum, wo die Gotteskraft auf die Erlösung harrt. Einmal berührt, leuchtet sie auf; durchglüht

das ganze Weſen des Menſchen und wölbet ihm ſein Herz zu einem heitern Himmel, an welchem der Abglanz des ewigen Sabbaths ſchimmert, von welchem Muth und Kraft, Friede und Freude träufeln, wie himmliſcher Thau. Doch das iſt ein Myſterium, das die Ahnung auffaßt aus dem wunderbar geheimnißvollen Reiche der Räthſel, welches uns umgiebt; mit Worten drückt man ſich nicht aus, weckt höchſtens die Ahnung euch in des Bruders Bruſt.

Aeußere Zucht und Ordnung dürfen daher nie die Hauptſache ſein in der Erziehung; ſie wirken oft nicht einmal ſo lange, als die Eltern über die Kinder die Ruthe ſchwingen. Darum ſchlagen Kinder ſtrenger Eltern oft ſo fürchterlich über die Stange; darum werden oft Kinder braver, liebender, aber ſchwacher Eltern die fürchterlichſten Quäler derſelben, eben weil ſie in ihrer Schwäche Anlaß gaben, ja es ſelbſt entzündeten, das innere zuchtloſe Gedankenſpiel. Wer aber traf und zündete das Göttliche, dem ſprudelt nun aus reiner Quelle das innere Leben zu ſchönen Geſtaltungen, der hat im Herzen ſelbſt entbunden den Quell zu allem Schönen und Guten, dem verdirbt die Welt ſeine Kinder nimmer; ohne Ruthe finden ſie den Weg: er kann ruhig ſein Haupt hinlegen zum Tode.

In höheren Ständen wird im Kinde faſt von ſelbſt ein Streben geweckt. Schon das Reden von Papa und Mama weckt in ihm den Sinn, etwas zu werden in der Welt, ſo viel zu werden, als dieſe und jene, oder ſo reich als ſie, giebt ihm Begierde nach einer gewiſſen Stellung in der Welt, einem beſtimmten Beſitzthum. Es iſt dieſes nur ein irdiſches Streben, das ſehr ſchlimm werden kann, aber es iſt doch immerhin ein Streben nach Vorwärts, nach Oben.

In den unterſten, armen Ständen, bei ihrer Troſtloſigkeit, Muthloſigkeit, Verſunkenheit iſt nun aber gar kein ſolches Streben, wird kein ſolches erregt; es bildet ſich nur der Sinn, ſich nach Luſt und Belieben im Kothe zu wälzen, wo er am tiefſten iſt, am meiſten ſtinkt. Dieſer troſtloſe Zuſtand

ist früher deutlich bezeichnet worden. Aus diesen Klassen kommen die meisten Kinder in die Anstalten; also nicht nur ohne ein Streben nach Aufwärts, nach etwas Besserem, sondern die meisten bereits innerlich verwahrlost, denn, wo nichts Gutes ist, da ist etwas Schlechtes; leer ist kein Herz. Jetzt sieht man bereits den meisten Kindern an, daß eine neue Macht ihr inneres Leben erfaßt hat. Man sieht nicht mehr die todten Gesichter, die haltlos zusammengefallenen Gestalten, denen Centner auf dem Rücken, Centner an den Beinen zu hängen schienen. Eine Morgenröthe ist auf denselben aufgegangen, es blitzt auf denselben wie Sonnenstrahlen im Morgenthau; man begegnet festen, nicht trotzigen Blicken; eine innere Kraft hebt die Gestalt, springfederig bewegen sich die Glieder.

Offenbar sind sie nicht mehr in dem inneren Zustande, in welchem sie in die Familien aufgenommen worden; eine Krisis ist in ihnen vorgegangen, eine eigene Macht hat sie emporgehoben. Es ist der Glaube in ihnen eingekehrt, daß sie auch Gottes Kinder seien, auch auf dieser Welt nicht von seinem Segen ausgeschlossen, nicht ausschließlich zu Noth und Jammer geboren. Es ist das Vertrauen bei ihnen eingekehrt, daß auch sie der Vater mit Kräften ausgerüstet, und daß diese Kräfte ihnen zu etwas helfen werden in der Welt. Man sieht ihrer ganzen Haltung an, daß in ihnen der Glaube lebt, etwas werden zu können, daß ihre Träume Bilder füllen einer ehrenhaften, stattlichen Zukunft, daß Pläne und Vorsätze ihr Nachdenken fesseln. Es sieht fröhlich aus in ihren Herzen, denn rosenroth taucht vor ihnen die Zukunft auf; darum mögen sie auch singen und springen der fröhlichen Zukunft entgegen: wem die Zukunft entgegen sich thürmt wie eine schwarze Wetterwolke, der mag nicht singen, nicht springen, der schleicht und weint dem drohenden Gebilde entgegen.

Es möchten hier vielleicht Leute tadelnd auftreten, das eine verkehrte Heilsordnung nennen, welche nur zu weltlichem

Sinn und weltlichem Stolz führe. Demüthige, zur Erde gekehrte Gesichter möchten diese, auf denen lauter andächtige Seufzer zu lesen wären. Ich will nicht disputiren, daß vielleicht im rauhen Hause zu Hamburg bei der dort aufgenommenen Gaunerbrut, in welcher bereits eine merkwürdige Selbstständigkeit, eine Art Selbstgefühl entwickelt ist, Buße und Zerknirschung erweckt werden müssen, daß ihnen das Gefühl beigebracht werden muß, daß sie eben nichts seien, wenn nicht eine andere Kraft bei ihnen einkehre. Ich habe darüber keine Erfahrungen, möchte daher auch nicht streiten in's Blaue. Aber unsere niedergedrückten Bursche, die freilich auch böse sind, deren Bosheit aber ohne System ist und nicht in's Bewußtsein getreten, die aber als arme Kinder unter einer furchtbaren Trostlosigkeit, Schlaffheit, Muthlosigkeit darnieder liegen, sie müssen vor allem aus an der Brust der Liebe erwarmen zu Muth und Freude. Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben wie Maaß und Gewicht, wie König Friedrich seiner Potsdamergarde die Zöpfe. Ich habe auch in Anstalten Kinder mit so genannten demüthigen Gesichtern gesehen, mit dem bekannten Niederschlag und Aufschlag der Augen. Aber eben da kam mich Traurigkeit an. Da sah ich, daß nur auf die Gesichter, nicht auf die Herzen gewirkt worden, daß man das Unnatürliche den Kindern wohl auf die Gesichter prägen, aber damit keine gesunde Kraft in den Herzen erwecken könne: ich sah hinter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen. Wenn ich scharf in die übertünchten Gesichter sah, so erblickte ich hinter denselben ein wüstes, giftiges Tändeln mit Lust und Sünde, aber keine Kraft und Lust zur Arbeit, zum Sichselbstständigstellen in der Welt, wohl aber Lust und Glauben, auf anderer Leute Kosten fortzuleben in der Welt. Ich sah hinter den neuen Gesichtern den alten schmählichen Bettlergeist, der nach jedem Genuß gierig hascht, aber von der Gnade leben will und diese Gnade

als ein Recht fordert. Ja, wir leben durch Gottes Gnade in der Welt, aber eben dieſe Gnade hat uns mit Kräften ausgeſtattet. Wie wir nun an Gott glauben, ſo ſollen wir auch an unſere Kräfte glauben, ſollen glauben, daß ſie uns durch das Leben zu tragen vermögen, daß es eine der größten Sünden, eine Verläugnung von Gottes Gnade ſei, das erhaltene Pfund zu vergraben und als Schmarotzerpflanzen das eigene Leben nur aus fremdem Leben ſaugen zu wollen. In der Jugend muß dieſer Muth zum Leben, dieſer Glaube an unſere Kräfte, dieſe Rüſtigkeit zum Kampfe mit dem Leben gepflanzt werden; ſie müſſen aus den Augen leuchten, müſſen tragen das ganze Weſen des Jünglings und der Jungfrau. Nothwendig müſſen dieſe Kräfte in die Kinder gebracht werden, damit ſie nicht nur träumen von einer beſſern Zukunft, nicht bloß meinen: weil ſie jetzt beſſer erzogen werden, ſo müßte es ihnen ſpäter von ſelbſt beſſer ergehen; weil ſich die Menſchen jetzt beſondere Mühe mit ihnen geben, ſo berechtige das ſie ſpäter auch zu um ſo größern Anſprüchen. Da würden ſie ja gerade in die Frechheit der Bettler fallen, welche, weil ſie einmal eine Gabe erhalten, die zweite als ein Recht fordern; ſie würden fallen in die früher geſchilderte Schwindelei dieſer Zeit, die eine beſſere Zukunft nicht erarbeiten, ſondern erhaſchen will. Wohl muß der Glaube an eine Ernte da ſein, wenn man die Ausſaat beſchicken ſoll, aber eben, daß Ernten nicht herum fliegen wie gebratene Tauben, ſondern daß der Menſch nur ernte, was er ſäe, das müſſen die Kinder faſſen lernen. Sie müſſen wiſſen, daß jeder Tag ein Samkorn iſt, die Gegenwart nichts Anderes, als dieſe in der Vergangenheit ausgeſäeten, jetzt ſproſſenden Samkörner, daß in tauſend Tagen, vielleicht erſt in tauſend Wochen der heutige Tag ihnen wieder auferſtehen werde als gute oder böſe Frucht, je nachdem ſie ihn zu Ende und unter die Erde gebracht. Es muß alſo ihr gelichtetes inneres Leben ſie zum Bewußtſein bringen, daß nicht das Sein in der Anſtalt ihre Bilder verwirkliche, ſondern ihr

eigenes Thun: und aus diesem Bewußtsein soll der Trieb zur Arbeit hervorgehen, der gerne und viel schaffet, seine Kräfte anhaltend und an schweren Dingen übt, um später um so tüchtiger in's Leben hinaustreten, mit dem Leben ringen zu können.

Aufheben muß man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein, um dann seine oder, wie man sagt, Christi Kraft an ihnen zu erpröbeln; das scheint mir Gott versucht, und hundert Beispiele rechtfertigen mein Meinen.

Aufrecht hat Gott den Menschen erschaffen, vorwärts, aufwärts soll er schauen: das scheidet ihn von der ganzen Thierwelt. Aufrecht muß man zu stellen wissen, wenn man versunkene Menschenkinder zu Gotteskindern machen will. Das ist das Erste.

Das ist's nun, was mich freut, wenn ich eine unserer Anstalten betrete, daß die Kinder aufgerichtet sind, daß sie aufwärts sehen, daß sie mit ihrem ganzen Wesen eingetreten scheinen in den Grundsatz: daß die Armuth nicht bloß gefüttert, sondern abgegraben werden müsse, und zwar dadurch, daß die Kinder der Armen sich selbst durch die Welt helfen können. Aber zum Ersten darf das Zweite nicht fehlen. Ohne das Zweite hätte man allerdings an die Kinder nur eine polirte Handhabe angeschraubt statt der früheren kothigen, an welcher der Teufel sie etwas anständiger, fast wie andere gebildete Leute, fassen könnte. Dann allerdings träfe die Anstalten der Vorwurf: sie bildeten die Kinder nur weltlich, machten aus schlauen Buben nur noch schlauere. Sie würden allerdings nur Selbstsüchtlinge bilden, denen ihre Stellung in der Welt die Hauptsache wäre, die nur an sich dächten, die, wenn sie ein Fortkommen in der Welt erblicken würden, das Maul wischten, gingen, ohne des Vergangenen und des Empfangenen je zu gedenken, ohne zu denken, an ihren Kindern zu vergelten, was sie von den Brüdern empfangen, die Familie zu nähren, wie die Familie früher sie genährt.

So würde man nur Leute bilden, wie man ſie bereits zu Tauſenden hat, die zu arbeiten wiſſen, die ſchwitzen um Geld und Gut, die pfiffig ſind auf Markt und Kirchwegen, denen aber Jahr aus Jahr ein nie der Sinn an ihre Seele kommt, geſchweige denn ein Empfinden von geiſtigem Hunger und Durſt, Leute, die vergeſſen, was ſie geweſen, um ſo mehr die Armen verachten, je mehr ſie ſich jetzt dünken, Leute, wie ſie zu Tauſenden durch ihre Selbſtſucht die eigenen Familien zerſtören, wie ſie zu Tauſenden ihre grauen Eltern mit Jammer erſt auf die Gemeinde und dann in die Grube bringen, während ſie ſelbſt ſehr oft hoch leben und in Freuden. Was hilft es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an ſeiner Seele? Was hülfe es den Kindern, wenn man ſie aus zeitlicher Armuth zöge, um ſie zum ewigen Verderben ihrer Seele abzurichten? Nein, wenn ſie einmal aufgerichtet ſind, geſunder Boden unter ihren Füßen iſt, dann muß über ſie das Bewußtſein kommen, daß ſie nicht bloß einen Leib haben, der zu nähren ſei; daß ſie nicht bloß für ſich da ſeien, um ſich bequem durch die Welt zu ſchlagen, ſondern daß ſie für ein ewiges Leben beſtimmt, nicht bloß arme Buben ſeien, ſondern Kinder Gottes und Glieder des großen Bundes, der das Reich Gottes auf Erden mehren will, daß ſie Samkörner der Liebe ſeien, welche in der Welt aufgehen ſollen in Reinheit und Liebe, zum Heil der Menſchen und Gott zur Ehre, daß ſie im Himmel einſt leuchten ſollen als die Erwählten des Herrn, die er über vieles ſetzet, weil ſie über wenigem getreu geweſen.

Alſo nicht bloß das niedere, kalte Intereſſe, das Sorgen für dieſe Welt darf ſeine Bilder werfen auf ihre Seelen: es muß allerdings eine höhere Weihe über ſie kommen. Es muß die Liebe angezündet werden in ihnen, es muß die Begeiſterung ihre Bilder thürmen in der durch die Liebe entflammten Seele; es muß Gott in die Seele niederſteigen und ſeine Werke aufrollen in dem anbetenden Geiſte.

Und mitten in diesen Werken muß dem Kinde auch sein Leben erscheinen als ein gottgeweihtes, zum Höchsten, zu jedem Opfer bereit, und zu dem, wozu der Herr es ruft, muß das Herz Ja und Amen sagen, und das träumende, begeisterte Herz sendet als heilige Opferflammen diese Ja und Amen zum Herren empor und harret des Rufes. Und diese Ja und Amen, diese Gelübde führen aus den Träumen den Knaben zurück zu dem Dienste des Herren, zu der Thätigkeit, die nie ermattet, die still an's Sandkorn das Sandkorn reiht; mit bloßem Träumen und Wünschen erreicht man den Himmel nimmer. Ein solches inneres Leben anzufachen, ist die höchste Aufgabe frommer Eltern. In einem solchen innern Leben ruht die Kraft, die das Höchste will und im Kleinsten getreu bleibt, ausharret bis an's Ende; in ihm ruht der Trost, der nie versiegt, wenn die Welt alles versagt, wenn jede Hoffnung täuscht, ruht der Friede Gottes, der über allen Verstand geht.

Und daß man meint, nur die Vornehmen und Reichen könnten denken, lebten innerlich, könnten sich begeistern lassen, und für die Armen schicke sich das Denken nicht, nur das Angsten um's tägliche Brod, und sie hätten kein inneres Leben, nur Hudeln um den magern Leib, für die wäre die Wärme der Begeisterung nicht, sondern nur die Wärme aus einem Kunstofen oder einer Branntweinflasche: weil man dieses meint und in fast gottloser Sorglosigkeit dieses innere Leben des Armen nicht nur verwahrloset, sondern eigenhändig den Brand wirft in die schlummernde Lust, so hockt uns die Armuth auf wie ein scheußlich Gespenst, setzt die Sporen ein in unsere Seiten; ein Todesjagen soll beginnen.

Dieses Leben läßt sich aber nicht anzünden mit einigen Predigten, in einigen Lehrstunden, aus einem Handbuch der Geschichte oder der Sprachlehre: es ist die ganze Umgangsweise des Vaters und der Mutter mit den Kindern, welche es erzeuget. Und die Mutter ist hier immer so wichtig als

der Vater, und es iſt oft ſchon ihr ſtilles, treues Schaffen, ihr immer bei der Hand ſein wie eine ſichtbare Vorſehung, welches den tiefſten Eindruck macht. Ueber dieſe Umgangsweiſe läßt ſich aber wieder keine Vorſchrift geben, kein Recept dazu wie zu einem Kropfmittel, keine Definition wie in einer Sprachlehre; ſie kann eine ganz verſchiedene ſein bei den verſchiedenen Naturen. Eines muß das gleiche ſein bei allen, der Grund, aus dem die Weiſe fließt: dieſer muß die Liebe ſein und die Treue, darf nicht Selbſtſucht ſein; Liebe allein entzündet Liebe, von der Selbſtſucht wird die Selbſtſucht geboren. Und wo die Liebe wohnt, da möchte ich die Eltern nur um Eines bitten: dennoch auch ihr Betragen wohl zu prüfen, ſich immer klarer zu machen, wie die Saiten bei ihren Taſten geklungen, ob dieſe verſtimmt geworden oder gar geſprungen, welchen Eindruck es auf das innere Leben der Kinder gemacht, welchen Eindruck es wohl auf ſie ſelbſt gemacht hätte, als ſie noch Kinder waren. Auch die Liebe, wie heiß ſie ſei, kann irren und ſchützt namentlich nicht vor einem ungleich ſich Darſtellen, vor einem veränderlichen Weſen. Wie aber Gott der ewige, unveränderliche iſt, Jehova ohne Schatten der Umkehrung: ſo ſollen auch Eltern, durch deren Hand Gott die Kinder regieren will, trachten nach dem unveränderlichen Weſen, das heute und morgen das gleiche iſt, das heute iſt, was es geſtern war, das durch ruhige Beſonnenheit und feſtes Wollen wie ein heiterer Himmel über die Kinder ſich wölbet. Natürlich iſt uns allen hier nur das Wollen, das Streben gegeben: das Vollbringen gehört einer andern Welt.

Ich weiß nicht, ob die Liebe zur Sache mich täuſcht, aber mir ſchien der Wiederſchein eines inneren, begeiſterten Lebens ſchon hie und da auf einem Geſichte zu dämmern; ich glaubte mitten im Singen der Kinder zu hören ein fröhliches Aufjauchzen zu Gott, daß er es ſo gut mit ihnen gemacht habe, daß ſie ſeine lieben Kinder ſein und bleiben wollen.

Ich hätte mir gar zu gerne von diesen Gesichtern erzählen lassen über die unsichtbare Welt in ihnen, wie finster sie gewesen, wie der Geist Gottes über der Oede geschwebt, wie es jetzt in ihr geworden. Aber so eine Erzählung läßt sich nicht gebieten wie eine Geschichte aus der Kinderbibel; sie läßt sich auf keine Weise zur Bedingung machen, wenn sie nicht zu Lug und Trug werden, zu arger Heuchelei führen soll. Da muß man gar warm die Liebe um ein Herz zu legen verstehen, und Gott muß Stille dazu geben, muß selbst im Hauche des Zephirs laue, weiche Lüfte bringen, wenn ein Herz aufblühen und die innere Welt enthüllen soll. Zu diesem allem braucht es dann noch Worte, welche unsern Knaben, die aus schweigsamem Emmenthalerblut entsprossen sind, nicht zu Gebote stehen; es braucht eine Selbstbeschauung, die bei erwachsenen Menschen sich selten findet. Was mir keiner erzählt hat, was ich dämmern sah, das wird immer heller hervortreten, je mehr die Verhältnisse dieser Familien sich ordnen, die ersten Stürme überstanden sind und die durch die Neuheit oft peinliche, fast übermenschliche Aufgabe zu einer übersehbaren, gemeisterten und daher lieb gewonnenen wird.

Wie die vom allgemeinen Verein für christliche Volksbildung gestifteten Familien diesem Ziele entgegen gehen, wird ein umfassender, nächstens erscheinender Bericht zeigen. (Er ist bereits erschienen und ausgetheilt.) Es sei mir daher erlaubt, einer Anstalt des Näheren zu erwähnen, die auf gleichem Boden steht, die aber in jenem Bericht nicht dargestellt, deren höchstens im Vorbeigehen gedacht werden kann, da sie nur mittelbar mit dem genannten Verein zusammenhängt, nicht unmittelbar von ihm gestiftet wurde und besorgt wird. Ich erwähne derselben nicht bloß deßwegen, damit sie auch erwähnt sei, oder weil sie mir besonders am Herzen liegt (was zwar allerdings der Fall ist), sondern weil in ihr so manches schön und klar hervortritt, was man im Stiften und Erhalten nie aus den Augen verlieren darf, das sich Einem höchst

gefährlich aufdrängt, wenn man es nicht weiß oder vergißt. Wir erkennen vorzüglich bei ihr, daß im Glauben eine wunderbare Kraft liegt, daß Ausharren ſchwerer iſt als Anfangen, daß Gott jeden Willen prüft, und um ſo härter, um ſo ſchwerer, je Wichtigeres er unternimmt, daß aber nichts ſchwerer iſt, als in allen dieſen Prüfungen ſich von der rechten Mitte, vom eigentlichen Ziele nicht abbringen zu laſſen. Ich möchte die Anſtalt und ihre Geſchichte in aller Kürze darzuſtellen verſuchen, welche der Verein für chriſtliche Volksbildung im Amte Trachſelwald (C. Bern) in's Leben gerufen und ſeither am Leben erhalten hat.

Das Emmenthal, von welchem das Amt Trachſelwald einen bedeutenden Theil bildet, leidet ganz beſonders unter der wachſenden Armenlaſt. Es ſind Gemeinden, welche jährlich zur Unterhaltung der Armen drei, vier, fünf, ja bis acht vom Tauſend, nicht reinen Einkommens, ſondern vom beſitzenden, liegenden und baaren Vermögen, zuſammentellen müſſen. Im Emmenthal ſuchte man ſich früher durch Spitäler zu helfen, welche aber aus Gründen, die ich nicht anführen will, weil ſie mich zu weit abführen würden, ihren Zweck nicht erreichen. Man ſieht es ein, man jammert über die zunehmende Noth, und denn doch, als die Aufrüfe des allgemeinen Vereins ſich verbreiteten, fanden ſie wenig oder keinen Anklang im Emmenthal, ja, theilweiſe erregten ſie Zorn und wildes Widerreden als wie gegen ein thorrecht Kinderſpiel oder ein boshaft Zumuthen, ſich ſelbſt zu helfen, wo doch nur Hülfe von Andern helfen könne. Das Emmenthal iſt ein Hügelland, düſter ausſehend von weitem, aber lieblich und heimelig in der Nähe; es ſtrotzt nicht in üppiger Fülle der Pflanzenwuchs, aber kräftig ſind die Kräuter ſeiner Hügel, von ihrem Dufte zeugen die ſchweren Emmenthaler Käſe in Rußland und in Amerika. Eng begränzt iſt der Horizont von waldigen Hügeln, an deren Fuß die unzähligen Thäler ſich ziehen, von rauſchenden Bächen bewäſſert, die in ſtillem Murmeln ihr Ge-

schiede wälzen, bis sie den Schoos der Emme finden, die ebenfalls still und von Unkundigen fast verachtet das Thal niederrieselt. Aber wie still und unscheinbar alle diese Wässerchen scheinen: sie brausen alle auf in unzähmbarer Wuth, durchbrechen alle Dämme und lassen zittern und beben die Anwohner. Seinem Lande ähnlich ist der Emmenthaler. Weit ist sein Gesichtskreis nicht, aber das Nächste sieht er klug und scharf an; rasch ergreift er das Neue nicht, gleichförmig wie seine Hügel soll auch sein Leben sein: aber was er einmal ergriffen, das hält er fest mit wunderbar zäher Kraft. Viel spricht er nicht, Lärm treibt er nicht, Sprünge macht er nicht: aber wo er einmal Hand anlegt, da läßt er nicht ab, bis alles in der Ordnung ist, und wenn er einmal losbricht, so wahre man seine Glieder. Zudem wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die sich auf Häuser, Geräthe, Vieh, Kleider, kurz auf alles erstreckt; selbst die Bettelweiber betteln nur in frisch gewaschenen Hemdern. Es ist dieses ein eigener Zug, der allenthalben auffällt und den Glauben einflößt, daß da, wo noch Sinn für äußere Reinlichkeit sei, um so leichter Begriff und Begierde der innern Reinheit beizubringen sei.

So wie der Boden langsam aber kräftig ist und nur nach schwerer Arbeit seine Erzeugnisse liefert, so geht das Gewonnene auch schwer wieder aus der Hand; Verschwendung und Freigebigkeit außer den Schranken angestammter Gewohnheit sind daher hier nicht heimisch bei der Menge.

Bei diesen Eigenthümlichkeiten war es daher nicht zu verwundern, daß der Aufruf nicht Anklang fand in diesem Landestheil; um so mehr war die Glaubenskraft zu bewundern, gerade auf dieser Stätte, auf diesem zähen Boden eine eigene Armenerziehungsanstalt zu gründen, vom allgemeinen Verein sich loszusagen, einen eigenen Verein im Amte selbst zu stiften zu Gründung einer solchen Anstalt. Ich muß bekennen, ich hatte diese Kraft des Glaubens nicht; Hrn. Pfarrer Baumgartner zu Trachselwald gebührt die Ehre, die Idee in's

Leben gerufen zu haben. Man ging von der Ueberzeugung aus, daß, je näher man den Leuten eine ſolche Anſtalt vor Augen ſtelle, je eigener man ſie ihnen mache, je deutlicher der Nutzen derſelben ihnen direkt zufließe, um ſo mehr werde ſich ihre Theilnahme derſelben zuwenden, je nothwendiger hier die Hülfe ſei, um ſo mehr müſſe man von hier aus den Ernſt zu helfen zeigen, wenn man bei Andern Bereitwilligkeit zur Hülfe finden wolle. Wer ſelbſt ſich nicht regen wolle, ſondern nur Andere um Beiſtand anſchreie, der verdiene keine Barmherzigkeit, ſondern verdiene, unverſchämt genannt zu werden, meinte man. Es war dieſes ganz richtig und bewährte ſich auch; doch von den Mühen, die man ſich damit bereitete, machte man ſich damals keine Vorſtellung. Man ſtellte ſich nur den Anfang ſchwer vor, meinte, wenn dieſer überſtanden ſei, ſo werde ſich die Sache ſpäter von ſelbſt geben. Es iſt aber ein Glück für uns im Leben, daß die Beſchwerden unſers Lebens nicht aufgezeichnet wie ein Additionsexempel vor unſern Augen liegen: es würde uns ſchaudern vor dem Leben; zu einer guten That würde ſelten Einer den Muth finden, wenn er wüßte, wie lange ſie ihm alle ſeine Kräfte anſpannen wird.

Als die Idee veröffentlicht ward, im und für das Amt eine Armenſtalt zu errichten, da war keine Begeiſterung, welche ſie aufnahm und weiter trug, welche raſch an's Werk gehen, den Gedanken verwirklichen wollte. Sie fand wohl Männer die ſich dafür intereſſirten, mit Freuden beitraten: doch die große Mehrzahl ſah ſie an wie ein Meerwunder, was ſie aber nichts angienge; Andere höhnten, ſpotteten. Man hielt Verſammlungen darüber; es war merkwürdig, wie unendlich zäh alles vor ſich gieng. Es trat die Meinung hervor, die aufzunehmenden Kinder in brave Familien zu verdingen, hier und dort. Sie wurde endlich beſeitigt durch die Bemerkungen, daß ſolche Familien, welche mit Aufnahme von Kindern ſich befaſſen würden, gar ſelten ſeien, und fände man ſie, ſo könne man ſie den Gemeinden, welchen doch die größere Zahl Kinder zu

versorgen übrig bleiben würde, zu verdingen oder auf die Güter zu vertheilen, bezeichnen, dazu brauche es weiter keinen Verein. Und gerade die bereits verwahrlosten Kinder, wie sie dem Verein gewöhnlich zufallen würden, fänden in bessern Familien keine Aufnahme.

Es fand sich durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gerade in Sumiswald eine Ehe, welche dieses heilige Amt zu übernehmen sich freudig zeigte und passend schien. Herr Schäfer, schweizerischer Abkunft, war in Altona geboren, lernte im Holsteinischen das Drechslerhandwerk, bildete sich darin auf langen Reisen aus, kam auf denselben nach Sumiswald in die bekannte Fabrik für musikalische Instrumente der Herrn Hirsbrunner, gab nebenbei Unterricht im Zeichnen und fühlte sich dabei immer mehr aus der Werkstätte heraus dem Lehrerberufe zugezogen. Er fand in Sumiswald seine zweite Hälfte: eine ächte Emmenthalerin in Reinlichkeit, Fleiß und Treue, und diese Tugenden unter einem anspruchslosen Wesen verborgen. Beide ergänzten sich, und namentlich in Beziehung auf eine solche Anstalt, auf schöne Weise: im Mann war die Lebendigkeit repräsentirt, das Unternehmende, im Weibe die Ruhe, das Nachhaltende, Festhaltende des einmal Unternommenen.

Das Unternehmen des Vereins im Auge, folgte Hr. Schäfer dem Rufe des Erziehungsdepartements in Bern und begab sich auf ein Jahr nach Willisau, wo Hr. Fröbel aus Keilhau damals sich aufhielt. Unterdessen arbeitete man fort und fort an der Ausführung des Planes, machte Statuten, sammelte Steuern, suchte eine bleibende Stätte. Die Sache blieb im Ganzen so unpopulär, daß man in die Statuten durchaus nichts Bindendes bringen durfte, daß man sie auf Luft stellen mußte.

Wer eine Gabe, groß oder klein, gab, konnte in den Versammlungen stimmen, konnte ausbleiben, nichts mehr geben, so bald er wollte; keine Majorität konnte irgend einem Mitglied irgend eine Verbindlichkeit auflegen. Die aufzuneh-

menden Kinder verpflichtete man weder in ihren Eltern noch Gemeinden zu irgend einem Kostgelde; man hätte wahrscheinlich gar keine Kinder bekommen und jedenfalls, was man doch im Auge hatte, nicht die ärmsten, welche es am meisten bedurften. Man bat bloß die Gemeinden um eine Gabe aus ihrem Gemeindseckel; sie konnten dieselbe geben, groß oder klein, oder sie auch abschlagen (was Gemeinden auch thun), nur durften sie dieselbe dem Kind nicht zur Last schreiben zu späterer Wiedererstattung. Die größte Gabe blieb dreißig Franken, die kleinste, wie gesagt, gar nichts. Man durfte weder von Gemeinden noch von Eltern eine Verpflichtung fordern, die Kinder bis zu einem gewissen Alter uns zu lassen. In den Statuten steht: wir würden in der Regel die Kinder behalten bis ein Jahr nach erhaltener Erlaubniß zum heiligen Abendmahl, also bis ungefähr zum siebzehnten Jahre, besondere Fälle ausgenommen. Will man uns aber die Kinder früher wieder nehmen, so haben wir keine Macht, es zu wehren, niemand ist an unsere Statuten gebunden.

Wir stifteten also einen eigentlichen Freistaat, wo jeder machen konnte, was er wollte; die geringste bindende Regel hätte durch erregtes Mißtrauen Alles verscheucht. Wir bettelten Geld und brachten im Amte und außerhalb desselben von guten Freunden über siebzehnhundert Franken zusammen; der Staat versprach uns beim Anfang für das erste Jahr tausend Fr. Mit also nicht ganz dreitausend Fr. beschloß man in Gottes Namen anzufangen, ein passendes Heimwesen in Pacht zu nehmen. Pläne auf die Schloß-Domäne Trachselwald scheiterten, und man wandte sich endlich einem Gütchen von circa fünfzehn Jucharten zu, welches oberhalb Sumiswald lag. Den Rücken deckte ihm eine sanft ansteigende Hügelkette, vor ihm lag das schöne Sumiswald, weiter hin das alte Trachselwald; ein weites Thal breitete sich gegen die Emme hin aus, und im Hintergrunde hoben hoch und hehr die

Berge ihre alten, weißen Häupter über die grünen Vorberge herüber.

Als alles bereitet ſchien, als mit Hrn. Schäfer die Akkorde, nach welchen er für ſich und ſeine Frau nebſt freier Station vierhundert Fr. jährlichen Gehalt empfangen ſollte, geſchloſſen werden ſollten: da trat mit Macht eine zweite Meinung hervor. Um ſo viel Geld, wie man hätte, könnte man viel mehr Kinder glücklich machen, wenn man dieſelben zu Handwerkern thäte und auf dieſe Weiſe ihr Fortkommen ſicherte, wurde behauptet. Es wurde nun dieſe Meinung beſtritten und glücklich überwältigt durch die Gründe, welche oben weitläufiger ausgeführt ſind. Wie ſoll man ſchlecht erzogene, ſchlecht gelernte Kinder, die ohne Ehrgefühl ſind, zu Handwerkern bilden, die ehrenhaft ſich ſtellen in die Welt? Und wie viele ſo genannte Meiſter taugen zu Lehrmeiſtern? Endlich fügte man noch bei, daß das Geld zu ganz andern Zwecken erbettelt worden ſei, zu etwas ganz Anderem nicht eigenmächtig verwendet werden dürfte.

Endlich ſchien alles überwunden; die aufzunehmenden Knaben ſollten auserwählt werden. Aber man hatte faſt keine Auswahl. Die aufgeforderten Gemeinden ſtellten meiſt gerade nur ſo viel vor, als von fünfzehn aufzunehmenden es ihnen ziehen mochte. Ja, eine Gemeinde, welche zwei geben konnte, brachte nur einen, weil das wohlweiſe Haupt derſelben fand, der eine, den ſie allfällig entbehren könnten, hätte einen ſchlechten Vater und könnte dieſem nachſchlagen. Eine andere Gemeinde ſandte gar keinen und mußte wiederholt gebeten werden, einen zur Aufnahme zu ſenden. Faſt alle dieſe Knaben waren unter zehn Jahren; mehrere konnten nicht leſen, kaum einer ſchreiben, und die meiſten ſchienen mit ziemlich troſtloſen Geſichtern begabt.

Den 1. Juni 1835 heiterte der lange düſter geweſene Himmel ſich auf, in holdem Frühlingsſchmuck prangte die Erde, in der friſchen Sonne ſtrahlte das üppige Emmenthaler-

grün der Bäume und des Bodens wundervoll. Es läutete feierlich von der Sumiswalder langem Thurme in die nach vielen Seiten hin sich mündenden Thäler hinein, und aus ihnen heraus kamen sonntägliche Menschen, und alle fanden in der Kirche sich, wo der dortige würdige Pfarrer die Nothwendigkeit, arme Kinder an warme Herzen zu nehmen, darthat, wo der damalige Vorstand, der Hochgeehrte Hr. Regierungsstatthalter, den Männern an's Herz legte den Segen, welcher für Gemeinden, für den Staat aus der Stiftung hervorgehen solle, die am heutigen Tag in's Leben gerufen werde, und Gesang und Gebet stiegen auf zu dem, ohne dessen Segen nichts gesegnet ist auf Erden.

Aus dem Hause des Herrn zog man dem Hause der armen Knaben zu, welches ungefähr eine Viertelstunde oberhalb Sumiswald lag, ein gewöhnliches Bauernhaus vorstellte, mit zwei kleinen Stuben, zwei Stübchen und den finstern Gaden. Vom schönen Hügel herab tönten uns freudige Lieder entgegen; am Hause schwankte ein Kranz mit der Inschrift: „Bete und arbeite." Vor dem Hause, unter freiem Himmel, in immer weitern Kreisen, von freudigen Begleitern, blühenden Matten, üppigen Dörfern, hehren Bergen umschlungen, wurde den Kindern zum erstenmal das Vaterhaus gezeigt, in welchem sie künftig wohnen sollten, in welchem ihnen Vater und Mutter und Geschwister nicht fehlen sollten, die mit Elternliebe und Elterntreue ihnen nicht nur zu essen geben, sie kleiden, sondern sie zu guten, frommen Kindern machen, dem himmlischen Vater sie zuführen wollten. Darum sollten sie sich freuen, aber auch lieben Vater und Mutter und ihnen gehorchen, dieweil der Herr durch ihre Hand sie regieren wolle. Vater und Mutter nahmen die Kinder hin an ihre Brust, die der heiligen Liebe voll war, der Liebe, die sich nicht aufbläht, die langmüthig, freundlich ist, nicht das Ihre sucht, sich nicht verbittern läßt, die alles erträgt, alles hoffet, alles duldet. In gläubigem Vertrauen legte man sie an ihre Brust, daß in ihr

jetzt die heiligen Schauer wehen, welche die göttliche Begeisterung gebären, welche nie verzagt, nie verglüht, mit Wenigem Göttliches versucht, daß in ihrer Brust die Demuth wohne, welche alle Tage neue Kraft suche beim Vater droben, der dem Demüthigen mit jeder aufgehenden Sonne spende ein Füllhorn voll Kraft und Gnade. Und diese drei, Liebe, Begeisterung und Demuth, seien Bürgen, daß sie den Lohn frommer Eltern suchen werden im Wohlgefallen Gottes, daß sie ihn aber auch schon finden werden auf Erden im Aufblühen dieser armen Kinder, in ihrer Dankbarkeit, die zu Berg und Thal Vater und Mutter sie heißen werde, im freudigen Bewußtsein, wenn sie am Abend ihres Lebens sagen können: Siehe, Vater, hier sind sie wieder, die du uns gegeben hast; wir haben sie nicht treulos verlassen, und kein's derselben hat durch unsere Schuld treulos dich verlassen. In diesem Sinne sprach Verfasser dies bei der Uebergabe der erwählten Kinder an die neuen Eltern. Die Anwesenden alle nahmen diese Uebergabe der Kinder zu Herzen; sie freuten sich, einmal dem Herrn ein Werk geweiht zu haben; es waren Augenblicke wirklicher Begeisterung und Rührung. Und in Erinnerung möchte ich noch bringen, wie damals die Ermahnungen zu Herzen genommen wurden, daß man den heutigen Tag betrachten solle als den Siegestag über alte Vorurtheile, über den Geist der Versplitterung und der Selbstsucht, wie Freude sein solle, daß man einmal nicht nur im Reden oder bei Andern das Heil gesucht, sondern gehandelt habe, wie es Gott vertrauenden Männern zieme. Noch sei aber das Schwerste nicht vollbracht; das harre noch des Kampfes und werde seine Ueberwindung uns schwer machen. Es sei dies der Kampf mit dem bösen Geiste, der alles Schöne niederreißen wolle, dem Geiste der Muthlosigkeit, der Mattigkeit, des Wankelmuthes, des Eigennutzes, des Mißtrauens, und dieser Geist wohne in der eigenen Brust und in Anderer Brust, und er sei es, der die Menschen sich nicht wolle erheben lassen über getäuschte Erwartungen und die auf Erden

bei jedem Werk ſich immer von neuem darbietenden Schwierigkeiten.

Schwer ward es Allen, vom freundlichen Hügel zu ſcheiden, dem neugeweihten Hauſe, in welchem die Knaben ſchüchtern oder weinend um ein mäßiges Mittagsbrod ſaßen, das der neue Hausvater mit einem aus bewegtem Herzen kommenden Gebete weihte. Froh und tief bewegt verließen die Freunde ſich doch nicht; ſie blieben beiſammen bis am ſpäten Abend. Die Freude und die Bewegung nahmen nicht ab, ſie rauſchten immer von neuem auf. Dieſer Tag wird Vielen unvergeßlich bleiben; in ſeinem Andenken hat ſchon mancher neu ſich geſtärkt. Es war ein eigentlicher Hochzeittag. Und ſeitdem iſt auf alle Verſammlungstage des Vereins und beſonders auf den Tag im Frühjahr, an welchem die Knaben mit den Proben der Früchte des vergangenen Jahres vor uns treten, etwas vom Geiſte dieſes Tages übergegangen. Dieſer Geiſt belebt neu und froh, ſtärkt auf die Zukunft, frißt Mißtrauen weg, verbindet entfernte Herzen, ſpornt zu allem Guten und läßt nie vergeſſen, daß der Menſch noch etwas Anderes hat, an das er denken ſoll, als ſich und ſein Geld, noch etwas Anderes, von dem er leben ſoll, als das Brod, das der Bäcker backet, als die Speiſe, welche menſchliche Hände bereiten.

Und nach dieſem Hochzeittage kamen rechte Maientage voll Luſt und Freude. Das kleine Haus glänzte im Schmucke der Reinlichkeit; die wohlfeilen Betten, aus Stroh, Spreuerſack und Spreuerkiſſen, zwei Leintüchern und einer wollenen Decke beſtehend, waren Morgens und Abends ſo niedlich anzuſehen, daß man ſelbſt hinein hätte liegen mögen. Thätig rührten ſich die Knaben in Feld und Stall, wo zwei Kühe waren; in der Stube lernten und arbeiteten ſie mit munterem Fleiße. Bald war der Anfang gemacht zum Verfertigen der eigenen Kleider, worin Herrn Schäfers kundige Hand den Meiſter machte; bald entwickelte ſich ein eigenes Fortſchreiten im Zeichnen, welches Herr Schäfer auf eigene Weiſe zu erre-

gen wußte; bald tönten vom Hügel herab helle, ſchöne Lieder dem Dorfe zu, geleitet durch Herrn Schäfers klangvolle Stimme: und in den Knaben begann es ſich zu regen und zu leben wie im Frühjahr, wenn die Sonne die Erde küßt, im Schooſe der Erde das Leben keimet und die Oberfläche mit Blumen zieret. Etwas, wenn nicht Künſtleriſches, doch Kunſtfertiges, trat allenthalben hervor; von einem regen Schönheitsſinn zeugte alles, und dieſer drückte ſich nicht ſowohl in beſondern Geſtaltungen, als beſonders in Ordnung und Reinlichkeit aus.

Es drängte ſich deutlich in dieſer Richtung die Hoffnung auf, daß wir eine eigentliche Handwerksfamilie geſtiftet, und daß unſere Knaben nicht nur meiſt Handwerker werden würden, ſondern daß einmal das Handwerk der Familie auch Brod geben werde.

Es waren ſchöne Tage, dieſe Maientage, aber ſie rauſchten vorüber, wie ſie allenthalben vorüberrauſchen, wie ſie der Menſch nirgends feſthalten kann, ſie nicht feſthalten ſoll und denn doch oft über ihr Fliehen ſo kläglich jammert, ja oft unfähig wird für die Aufgabe, welche die kommenden Tage bringen. Wie die erſten Ehetage voll goldener Träume ſind, wie der Vater, der ſeinen erſten Jungen auf den Armen wiegt, einen goldenen Kranz von Hoffnungen um des Söhnchens Stirne ſieht: ſo ſind auch die erſten Tage einer ſolchen Familie Roſentage voll Freude und Hoffnung für die neuen Eltern und deren Freunde. Aber wie die rauhe Wirklichkeit allenthalben wieder trittet zwiſchen die Träume der Liebenden und zwiſchen die Träume der Eltern, und wie nur ein getreues Feſthalten, ein geduldiges Ausharren durch die rauhe Wirklichkeit hindurchdringt und die Träume niederzuziehen vermag in die geebnete, errungene Wirklichkeit: ſo kamen auch uns allen die Tage der Ungeduld; die Ideale verrannen, und das Leben mit all ſeinen Ecken trat uns an, und das Leben mit all ſeinen Ecken umringt uns noch, freie Bahn liegt noch

nicht vor uns: aber wir wiſſen es jetzt, daß geſtritten und gekämpft ſein muß, wie Streit und Kampf nothwendig ſind. Wir haben viel erſtritten und durchgekämpft; wir haben das Bewußtſein, ferner treu ſtreiten zu wollen in der Einigkeit, daß keiner die Urſache von Mühen im Andern ſucht, ſondern in der wunderbaren Leitung Gottes: darum tragen wir auch das Bewußtſein in uns, daß wir durch den Kampf zum Sieg gelangen werden.

Es mußten alſo ganz naturgemäß nach den ſchönen Maientagen die Johannisregen, die ſterile Zeit der Hundstage kommen; und ſie kamen auch.

Wenn auch die Knaben vielfach angeregt, belebt worden waren, ſo war doch ihre alte verwahrloſte Natur, ihre große Unachtſamkeit, d. h. das Einſchlafen der Sinne bei wachem Körper, welche ſich bei den meiſten Kindern der untern Klaſſen findet, nicht vertrieben. Ihre neue Liebe zu den neuen Eltern half ihnen vieles überwinden. Grobe Laſter traten nicht hervor; ein einziges Mal entwendete ein Knabe etwas, ſeither nie wieder. Durch ſeine Mutter förmlich entführt, verließ ein Knabe die Anſtalt, konnte aus Mangel der nöthigen Handbietung nicht alſobald wieder eingebracht werden; er blieb ſeinem herumſchweifenden Leben überlaſſen. Sonſt dachte kein anderer Knabe an Flucht, und doch betrübten ſie vielfach den Vater, der gerne raſch mit ihnen an einem freundlichen Ziele geweſen wäre. Sie vergaßen gute Lehren und Ermahnungen, vergaßen Gelerntes wieder, fielen in Unarten, z. B. die alte, angewohnte Unreinlichkeit, zurück, verrichteten Aufgetragenes nicht ſorgſam, ſauber und nett. Wie auch das Beſſere bei einigen alle Tage mehr an's Licht trat: bei andern mußte die gehabte Mühe alle Tage neu werden. Ein kühler Vater hätte das kaltblütig genommen und geſagt: Das geht halt ſo! und hätte ſich mit dem gewonnenen Guten zufrieden geſtellt: dem lebendigen jungen Vater machte es trübe Tage. So ſah ich auch ſchon junge, treue Mütter weinen, wenn in

ihrem Kinde Unarten hervortraten, die sie nicht ahneten, sah sie weinen, wenn sie immer wieder hervortraten, Blutflecken gleich, die keiner Tünche, keinem Reiben weichen wollen. Weint eine Mutter über ein Kind, das unter ihren Augen aufwuchs, wie ungeduldig muß es über einen Vater kommen, der auf einmal fünfzehn verwilderte Kinder einem Ideal zuführen will!

Etwas Aehnliches kam aber auch über die, welche als Glieder einer Verwaltungskommission Herrn Schäfer zur Seite gestellt waren.

Dreitausend Fr. für erste Einrichtung und den Bedarf eines Jahres schienen genügend. Man hoffte auf Ertrag des Gütleins, man träumte von einem baldigen Handwerk in der Anstalt, hoffte auf immer gesteigerte Einnahmen, verminderte Ausgaben u. s. w. Man freute sich der Einfachheit des ganzen Haushalts, des sichtbaren Aufrichtens der Knaben, der wunderbaren Geschicklichkeit der Mutter, hauszuhalten, als ob der Wittwe Oelkrüglein ihr Erbtheil geworden. Wie der Vater durch die Liebe die Knaben ganz gewonnen, veredelt hoffte, so hoffte die Verwaltung durch die erregte Thätigkeit die Anstalt bald selbstständiger gestellt. Aber auch sie täuschte sich. Wenn man eine Haushaltung beginnt, so merkt man erst, wie viel Einem noch fehlt, um bei der größten Einfachheit nur dem Bedürfniß nachzukommen. Zu dem hohen Zins, der fünfhundertfünfzig Fr. betrug, kam die Magerkeit des Gütchens, kamen trockene Jahre. Auf einem dazu noch in Pacht genommenen Zugut wurde auch nicht viel Seide gesponnen. Die Anstalt mußte nothwendigerweise noch verstärkt werden, und sie wurde es bis auf dreiundzwanzig Kinder, welches wieder bedeutende Auslagen nach sich zog. Das Beziehen der jährlichen Steuer im Amte blieb immer lästig. Sie hob sich freilich etwas von Jahr zu Jahr und stieg bis auf siebenhundert Fr., was in einer mit so vielen Tellen belasteten Gegend immer ein Bedeutendes ist. Aber wenn schon Viele freudig und reichlich gaben und allemal erklärten, hier reue sie kein

Geld, und man ſolle nur kommen, wenn man in Noth ſei: ſo waren doch wiederum Andere, die unfreundlich gaben, die allemal Bemerkungen machten und ſehr oft die: was es am Ende nütze, wenn man zwanzig Kinder unter hunderten gut erziehe, und die nie an die Antwort kommen wollten: daß man doch an einem Orte anfangen müſſe, wenn geholfen werden ſolle. Zudem verging ſeit dem Brand von Huttwyl kein Jahr, wo nicht durch beſondere Unglücksfälle die Wohlthätigkeit oder durch beſondere Ereigniſſe die Kräfte unſerer Wohlthäter in Anſpruch genommen wurden. Allerdings unterſtützte uns der Staat, ſo wie die Richtung zur Handwerksbildung ſichtbar wurde, durch das Departement des Innern noch mit ferneren fünfhundert Fr. zu den tauſend, welche er uns zugeſichert hatte; freilich erſparte Hr. Schäfer nicht nur alle Kleiderarbeiten, eine Menge Reparaturen an Schiff und Geſchirr, gewöhnte die Kinder an die einfachſte Lebensweiſe und hielt ſelbſten mit, ſondern er verdiente immer noch neben bei: und dennoch waren wir immer mehr oder weniger in Bedrängniß; im Frühjahr 1836 war ein Defizit. Wenn wir ſo manchmal faſt rathlos beiſammen ſaßen, weil wir nicht Geld hatten zu Nothwendigem, z. B. keine dritte Kuh anſchaffen konnten, und unſere Hausmutter mit der Milch von einer Kuh die ganze Haushaltung verſehen mußte, doch keine Milch, keine Butter kaufte, ſo dachte ich manchmal: Wenn doch die oder jene es wüßten! wenn ich doch an dieſes oder jenes Schubläddi döppelen dürfte, das ich voll wußte und in milden Händen den Schlüſſel dazu! Wenn wir vor dem Neujahr zuſammen ſaßen und unſern Kindern gerne eine kleine Freude gemacht hätten, damit ſie doch auch an dieſem Tage nicht ohne das Zeichen der Liebe ſeien, das alle Eltern ihren Kindern an dieſem Tage geben, und fanden kein Geld dazu in unſerer Kaſſe: ſo gedachte ich an ſo viele Verſchwendung an dieſem Tage und an ſo viele Herzen, die wohl uns an dieſem Tage vertreten würden, wenn ſie nur unſere Noth wüßten. Doch

ward uns oft in der größten Noth unerwartete Hülfe. Edle Geber, unter die namentlich auch Hr. Fellenberg gehört, halfen uns mehr als einmal unerwartet und setzten uns in Stand, dem Nöthigen zu begegnen. Doch kam auch wohl die Ungeduld an uns, daß wir meinten, es sollten die Knaben mehr verdienen, irgend einen Verdienstzweig aufnehmen, welcher der Anstalt Brod gebe, sie erhalte, nicht so ganz abhängig von den Steuren lasse.

Und hier stellte sich nun etwas in einer Deutlichkeit heraus, wie vielleicht nirgends sonst, was ich freimüthig veröffentlichen will zum Heil und Frommen Anderer. Ich bin der Freundschaft des Herrn Schäfer so wie meiner Gefährten in der Verwaltungs-Kommission zu gewiß, als daß ich fürchten müßte, es könnte mir übel genommen werden. Ich weiß zudem, daß sie alle in allen Fällen unsere Erfahrungen zu Gebote stellen, freimüthig mittheilen, wenn sie glauben, es könnte irgend einem armen Kinde, irgend einer Familie für arme Kinder zu gut kommen. Zudem, warum sollte ich es nicht veröffentlichen, da es uns selbst allseitig zu so großem Nutzen diente?

Bei Stiftung und Erhaltung einer solchen Familie wird man fast unwillkürlich dahin gezogen, entweder hauptsächlich den äußern Bestand derselben, ihr ökonomisches Gedeihen oder aber wiederum hauptsächlich die Kinder, ihre körperliche Pflege oder ihre Bildung in's Auge zu fassen. Ich will nicht davon reden, wo die eigene Bequemlichkeit, der eigene Nutzen in's Spiel kommen könnten; von solchem war bei uns die Rede nie. Aber jene beiden Richtungen werden sich beim besten Willen geltend machen, und zwar sehr gerne einseitig.

Es ist allerdings sehr verführerisch, den ökonomischen Stand zur Hauptsache zu machen. Ohne Geld besteht keine Familie, am wenigsten eine solche. Es läßt sehr schön, wenig zu kosten und ganz unabhängig da zu stehen und dieses durch wenig Brauchen, harte Arbeit zu erzielen. Aber an solchem gehen Familien und sicher auch Anstalten zu Grunde, und es wäre

eine der traurigſten Erſcheinungen, wenn, was möglich wäre, unter ſolchen Familien ein Wetteifer entſtünde, welche am wenigſten brauche: denn dieſes müßte endlich auf Koſten der Kinder geſchehen — und was tragen ſolche Anſtalten oder Familien ab, wo man die Kinder aus den Augen verliert? Und wenn in natürlichen oder künſtlichen Familien nur von Arbeit, nur von Hauſen und Sparen, nur von Geld und wenig Eſſen die Rede iſt, von Abverdienen u. ſ. w., ſo wird die Jugend verkümmert, das Gemüthliche geht zu Grunde, die Familie wird zum Dienſthaus, an welches keine Liebe feſſelt, dem man ſo ſchnell möglich entrinnt, dem man nachher keine Stütze ſein will.

Ich habe ſchon früher darauf hingedeutet, daß unſere Familien keine Angſteranſtalten, keine Nothhaulen ſein dürfen, aus welchen gemüthloſe Menſchen hervorgehen, welche entweder ähnlichem Treiben ſich hingeben oder ſich in der Freiheit für frühere Entbehrungen durch deſto wüſteres Thun ſchadlos halten. Reiche Leute erziehen zu Tauſenden ihre Kinder alſo; ſo ſoll es hier nicht ſein. Dieſe Anſtalten ſind um der Kinder willen da: verliert man den Zweck aus dem Auge, ſo müſſen ſie untergehen, und es iſt dann gut, wenn es geſchieht. Aber hinwiederum iſt alles aus, wenn das Geld fehlt. Und zweitens darf man nicht vergeſſen, daß man Kinder erzieht, denen man kein anderes Erbtheil mitgeben kann, als geſtählte Kräfte, und daß dieſe Kräfte ſich erſt das Nothdürftige erwerben müſſen, das Uebrige entbehren, und wenn ſie ſich zu einem tüchtigen Grunde helfen wollen, langſam Schritt für Schritt ſich aufſchwingen müſſen. Man darf nicht vergeſſen, daß man ſie der heutigen Schwindelei entziehen muß, daß man ſie gewöhnen muß, nicht in die Zukunft hinaus zu bauen, ſondern der Gegenwart das Mögliche abzugewinnen, daß man auf keine Weiſe ſie an ein zu behagliches Sein gewöhnen, auf keine Weiſe zu weit ausſehend, zu breit umfaſſend ſeine Pläne anlegen darf. Es ſind ſchon und werden ſicher noch Anſtalten zu Grunde ge-

hen, weil ſie mit den Kindern zu viel wollten, ſie zu weich hielten, ſie in ein Element verſetzten, in welches ſie nicht gehörten, wo die Eltern ſo wohl geiſtig als leiblich zu ſich und ihren Angewöhnungen die Kinder hinaufzogen, Begehrlichkeit und Dünkel in ſie pflanzten.

Augenſcheinlich muß da eine verſtändige Familie als Muſterbild in's Auge gefaßt werden. Da ſtreckt man ſich nach der Decke, aber ſucht die Decke doch ſo zu erweitern, daß die Kinder nicht frieren unter derſelben. Man ſorgt für ſie, aber ſie müſſen auch helfen; man thut für ſie das Mögliche, und im Uebrigen müſſen ſie ſich damit tröſten, daß nicht Allen alles möglich ſei, daß gar eine verſchiedene äußere Bildung es gebe nach Geld und Stand, daß aber die innere Herzensbildung die Hauptſache ſei, ein tüchtiger Wille, eine wackere Hand. Und ganz beſonders eine ohne Vermögen beginnende Familie muß gar manches entbehren, und ich habe ältere Geſchwiſter oft erzählen hören, und zwar ohne Neid, wie vieles ſie entbehrt, was die jüngern Geſchwiſter beſaßen oder genoſſen, und vielleicht waren die ältern die tüchtigeren, innerlich und äußerlich.

Herr Schäfer, ſelbſtſtändigen Charakters und künſtleriſchen Gemüthes, das Bild einer ſolchen Familie ſicher ſchon lange mit Enthuſiasmus in ſich tragend, repräſentirte bei uns nun die zuletzt angegebene Richtung. Er gewöhnte die Kinder an Einfachheit und Arbeit, verſetzte ſich in dieſer Beziehung durchaus in ihr Element: allein das Bild eines ſchönen Handwerker-Lebens, einer Anſtalt, welche durch mannigfache Kunſtfertigkeit ſich blühend und auszezeichnet erhöbe, in ſich tragend, bedurfte er dazu einer breiteren Baſis in der Bildung der Kinder; jede Beſchäftigung, welche an den Kindern nicht bildend ſchien, mußte ihm unangenehm ſein. Wenn er ſo in ſicherem Bewußtſein ſeiner Kunſtfertigkeit und der Ausführbarkeit ſeines Lieblingsbildes für eine ſchöne Zukunft treu arbeite, erwartete er, daß man ihm die Gegenwart ſo viel möglich erleichtere,

ihm nicht Hemmſchuhe unterlege oder die nöthigen Mittel zu ſeinem Zwecke verſage. Das Maaß, in welchem dieſe Richtung zu Tage trat, war im Grunde klein und das Nöthige wurde gewiſſenhaft und treu beſorgt, daß es an einem andern Orte, wo mehr Mittel vorhanden oder der Boden für ein ſolches Unternehmen nicht ſo ungünſtig geweſen wäre oder eine Verwaltung nicht ſo mit Leib und Seele an der Anſtalt ſelbſt, als ihrem Lieblingskinde, gehangen, vielleicht nicht bemerkt worden wäre. Dieſe Verwaltung nun aber liebte die ganze Familie von Herzen; aber die Erhaltung der Anſtalt ſelbſt war gegenüber der Noth Gewiſſensſache, gegenüber den Feinden und Spöttern Ehrenſache geworden. Sie beſtund zudem aus ſehr praktiſchen Leuten, und zwar aus Leuten, die es von wenigem zu vielem gebracht hatten oder noch bringen wollten, aus Leuten alſo, die in der Gegenwart jeden Augenblick klug benutzten, im kleinſten Praktiſchen ein Samkorn zu künftig Bedeutendem ſahen.

Sie mußte für die Gegenwart ſorgen, und das knappe Geld machte ihr oft Angſt: ein theures Jahr, und die Anſtalt wäre verloren geweſen. Sie ſehnte ſich nach einem Nebenerwerb. Weil man ihn früher in der Ferne geſehen, ſo meinte die menſchliche Ungeduld, er ſollte ſchon da ſein, meinte mit etwas Unbedeutenderem vorlieb zu nehmen, ſei beſſer, als gar nichts. Sie fügte in der Hoffnung eines Erwerbs zum erſten noch ein zweites Gut, für welches man vierhundertfünfzig Franken Pacht zahlte. So meinten es beide mit der Sache recht innig: aber zu zwei Richtungen ſich neigend, brachten die Umſtände manche Pein hervor, welche ohne dieſe Umſtände weggeblieben wäre. Was muß wohl der arme Hr. Schäfer gelitten haben oft, wenn man die Knaben zu Arbeiten in Anſpruch nahm, während er glaubte, daß die Knaben verſäumt würden, daß alſo die Ungeduld der Verwaltung den reichlicheren Erwerb verzögere. Und wenn dann noch die Knaben in ihrer Unbehülflichkeit die wenigen Lehrſtunden nicht recht zu

benutzen wußten: wie ungeduldig mußte es den guten Lehrer machen, daß wiederum so viel Zeit versäumt sei, daß er Tage lang vielleicht keine Zeit mehr zum Unterricht finde. Und hinwiederum that es der Verwaltung so oft weh, wenn sie dem Hrn. Schäfer etwas abschlagen, wenn sie hart und die Kinder nicht achtend erscheinen mußte, weil sie den Bestand der Anstalt zu sichern hatte. Und während dieser gegenseitigen Pein war denn doch nicht Krieg, nicht Unfrieden, sondern Liebe und Zutrauen: denn bei verschiedenen Ansichten blieb von beiden Seiten der Glaube an die Treue und die Liebe in des Andern Brust. Und gerade dieses Zusammenfinden der beiden verschiedenen Richtungen behielt die Anstalt im rechten Geleise, denn keine behielt die Oberhand. Beide Theile schätzten und liebten einander: darum war sehr oft ein gegenseitiges Nachgeben, ein sich Hineinschicken in des Andern Eigenthümlichkeit oder die vorliegende Nothwendigkeit, und dabei gewannen Kinder und Anstalt.

Und wie der silberne Mond seine stille, unwandelbare Bahn durch die wechselnden Gewölke, so wanderte unsere Mutter zwischen allem durch in ihrer unermüdlichen Treue, einen Tag wie den andern, und sorgte für alles zu rechter Zeit und fand zu Unglaublichem Zeit, aber keine zu müssigem Gerede oder Geläufe. Wenn sie oft mit so unglaublich wenig Milch wirthschaftete zu Aller Zufriedenheit, so wäre vor dreihundert Jahren der Glaube entstanden: gute Feen oder die frommen Erdmännchen deckten ihr in den heitern Nächten den Brunnentrog mit Nidle; dahin könne sie gehen, leise, um Mitternacht, wenn Alles schlafe, und mit großer Kelle den blank gefegten Kübel füllen zu einer tüchtigen Anketen.

So waren bei uns zwei Richtungen hervorgetreten, welche ich zu Nutz und Frommen hervorgehoben habe, damit sie jedem zum Bewußtsein kommen, der Hand an dieses Werk legen will. Ich habe es gethan ohne Furcht, daß diese Offenheit seltsam könnte gedeutet werden, da man sonst gewöhnlich alles

rühmt in die Kreuz und in die Quer, besonders das Eigene. Ich habe über alles gesprochen, wie es mir in der Seele war, und glaubte, auch hier es thun zu müssen.

Schon lange war ein Auge in unserer Verwaltung immer auf die Schloß-Domaine zu Trachselwald gerichtet gewesen, welche aus circa fünfzig Jucharten (die Juchart à vierzigtausend Quadratfuß) mittelmäßigen Landes besteht, die in der Hand eines Pächters war, dessen Pachtzeit bald auslief. Es war öfters davon die Rede gewesen, aber von zwei entgegengesetzten Seiten fand diese Meinung Widerstand. Hr. Schäfer fürchtete durch die Uebersiedlung die Knaben bei so vieler Landarbeit noch mehr beeinträchtigt, ihre Ausbildung gefährdet, seinen Plan ganz zerstört zu sehen. Wir andern hingegen glaubten die Anstalt gefährdet, welche bei den großen Kosten der Uebersiedlung, da eine Menge Vieh, Schiff und Geschirr angeschafft werden mußte, zu Grunde gehen zu müssen schien.

Indessen stellte sich uns die Unmöglichkeit, auf dem bisherigen Boden die Anstalt zu erhalten, immer deutlicher dar. Wir mußten tausend Fr. Pachtzins haben. Wenn wir für zwei oder dreihundert Fr. Produkte verkaufen konnten, wobei man aber alles Brod kaufte, so war das alles. Wenn man die sämmtlichen gewonnenen Produkte rechnete, so betrug ihr Werth wenig mehr als den Zins — Arbeitslohn für die Knaben, den Knecht, Herrn Schäfer sah also keiner heraus. Immer deutlicher stellte sich wiederum Herrn Schäfer die Untauglichkeit des innehabenden Hauses dar. Es war eine rauchige Hütte, die Einem manchmal fast die Seele aus dem Leibe trieb. Kein Zimmer war groß genug. Das Lehrzimmer, in welchem der Ofen durch das Feuer in der Küche geheizt wurde, wo beständig gekocht werden mußte, wegen Mangel einer Feuermauer die Hitze nicht abgeleitet werden konnte, war im Sommer eine wahre Hölle. Ein kleines Stübchen war die einzige Zufluchtsstätte für Herrn Schäfer und seine heranwachsende Familie. Der zur Werkstätte eingerichtete Webkeller

faßte kaum eine Dreh- und eine Hobelbank, und wenn drei Menschen darinnen waren, so konnte man sich nicht rühren. Es konnten in den obern Räumen durchaus keine Betten mehr angebracht werden. Es war da keine *Möglichkeit, die gegenwärtige* Knabenzahl im Hause zweckmäßig zu beschäftigen, geschweige denn, sie zu vermehren. Zudem mußte Herrn Schäfer immer mehr die Zeit reuen, welche auf die hier so undankbare Landarbeit verwendet wurde. So geschah es, daß die Sache selbst beide Parteien bearbeitete und sie zu einer Unterhandlung mit dem Staate um die genannte Domaine geneigt machte.

Glücklicherweise auch zog sich diese Unterhandlung so furchtbar in die Länge, daß man Zeit hatte, die Sache von allen Seiten zu betrachten, und während man ihr immer geneigter wurde, konnte man sich rüsten. Freilich bereiteten diese Unterhandlungen der Verwaltung eine fürchterliche Pein. In den dringendsten Sachen erhielt man Monate lang keine Antwort; es tauchten allenthalben Hindernisse auf, ja entschiedene Versuche, den Verein und seine Bestrebungen lächerlich zu machen. Dem entschiedenen Einschreiten des Regierungsrathes hatte man es endlich zu verdanken, daß eine Pacht unter den gleichen Bedingungen, unter denen der frühere Pächter die Domaine inne hatte, abgeschlossen wurde. Nun aber hatte man keine passende Wohnung. Es mußte ein Haus gebaut werden. Da der Grund und Boden dem Staate gehörte, so bewilligte derselbe auch einen Kredit von sechstausend Franken für dieses Haus, welche dann neben der andern Pacht noch zu verzinsen sind. Der Mangel an einer Wohnung, an deren Errichtung man nicht arbeiten konnte, bevor man das Resultat der Unterhandlungen wußte, hinderte, daß wir im Frühjahr 1838 hinüberziehen konnten. Wir mußten den alten Pächter noch ein Jahr schalten lassen, was nicht unser Vortheil war. Die Unterhandlungen über den Bau des neuen Hauses zogen sich durch den ganzen Sommer 1838 hindurch. Wenn man mit

dem Staate fertig war, ſo kamen andere Hinderniſſe: es ſchien der Verwaltung manchmal, als ob eine unſichtbare Macht eine eigene Freude daran habe, ſie immer an den Haag zu ſtellen, als ob ſie dazu verdammt ſei, einen Stein den Berg auf zu wälzen, den ſie immer wieder unten im Thale holen müſſe, wenn ſie ihn endlich oben zu haben meine. Als man endlich im März 1839 hinüber ziehen mußte, weil unſere Pacht im Saal ausgelaufen war, ſo war nicht nur noch kein Stein zum Hauſe gelegt, ſondern es konnte keiner gelegt werden; weil ein Spycher noch auf den Steinen ſtund, welche zum Fundament dienen ſollten; und dieſer Spycher konnte nicht abgebrochen werden, weil der Staat noch Korn darin hatte, und dieſes Korn konnte nicht fortgeſchafft werden, weil der Käufer einen Batzen oder ſechs kr. dem reſpektiven Finanzdepartement zu wenig darum geben wollte. Unſere Knaben mußten in einen Schopf untergebracht werden; es war häßlich Wetter; es waren alle Hände voll auf dem Lande und beim Bauen zu thun; die Röthein riſſen ein, ergriffen mehrere Knaben, und zwei kleine Stübchen, welche beide zuſammen nicht fünfundzwanzig Schuh im Quadrat halten, ſollten Eß- und Lehrzimmer ſein, der Familie des Herrn Schäfer dienen und noch die kranken Knaben beherbergen.

Es war eine harte, angſtvolle Zeit.

Und doch war alles recht ſo, und alles gereichte ſichtbar zum Heil. Dieſen Zögerungen haben wir nun ein nach dem Plane des Herrn Schäfer aufgeführtes Haus zu danken, welches ſeinem Zwecke vollkommen entſpricht, uns allen Freude macht und Herrn Schäfer Gelegenheit gab, die Handwerksfähigkeit der Knaben zu bilden und aus der Werkſtätte den zweiten Brodkorb der Anſtalt zu machen. Es enthält Raum für ungefähr fünfzig Kinder, zwei Werkſtätten, den nöthigen Raum für Lehr- und Eßzimmer, eine artige Wohnung für den Vater: kurz, nicht zu viel, aber das Nöthige. Dieſen Verzögerungen haben wir namentlich den ſchönen Hausplatz zu danken, wo

das Haus auf die freundlichste Weise der Sonne zuweg steht, vom schönen Hügel herab eine im Emmenthal seltene Fernsicht hat und als ein Trost des Landes weit herum im Lande gesehen wird. Es steht das Haus eingewandet und in hellen Fenstern glänzend; wer von Lützelflüh nach Sumiswald geht, der sieht es hell und blank unter blauem Schieferdach, unterhalb dem Schlosse Trachselwald.

Aber eine harte Zeit stunden die Knaben, Vater und Mutter aus. Das große Gut mußte bearbeitet werden mit einem Knecht und zweiundzwanzig Knaben, von denen der älteste sechszehn, der jüngste zehn Jahre zählte. Und es wurde bearbeitet und fleißig und gut, und jedes Werk zu rechter Zeit. Dazu aber mußten die Knaben alle Handlanger Dienste beim Bauen thun, den Keller graben, den Hausplatz ebnen, Sand, Steine, Kalk führen, löschen u. s. w. Es war kein Tag, an welchem sie nicht in Anspruch genommen wurden dazu. Am Abend konnten sie dann in ihren Schopf zur Ruhe gehn. Und doch ward keiner krank; die Rötheln zeigten sich nur bei vieren. Sie wachsen auf wie Rohre am Bach und blühen, daß es eine Freude ist; es ist eine muntere, tüchtige Bubenschaar, deren Anstelligkeit von allen Arbeitsleuten gelobt wird, deren aufrechte Gestalten, deren heitere Blicke, deren sinniges Wesen und fröhliches Singen auf eine auflebende, bessere innere Welt schließen lassen. Ueberhaupt ist vielleicht selten in einer Anstalt der Gesundheitszustand so gut gewesen: denn in fünfthalb Jahren haben wir nicht fünfzig Franken Arzt- und Arzneikosten gehabt: aber die Knaben gehen im Sommer barhaupt und barfuß. Trotz der vielen Arbeit, der Unmöglichkeit, daß Herr Schäfer sie beaufsichtigen konnte, da er alle Augenblicke selbst in Anspruch genommen wurde, verwilderten die Knaben nicht. Streitigkeiten unter ihnen rissen nicht ein, wie denn überhaupt noch nie eine Prügelei bei ihnen vorgekommen ist; eine einzige widrige Näscherei beging ein Knabe, der die gewaltigste Natur von allen hat, die ihn zuweilen wie

eine unwiderſtehliche Macht überwältigt. Ein Knabe, der eines Fehlers ſich ſchuldig machte, darüber zur Rede geſtellt, wie man dieſes von ihm nicht erwartet hätte, begann zu weinen und ſagte, er hätte heute Morgen nicht gebetet gehabt, und da ſei das Böſe über ihn gekommen, er wiſſe nicht wie. Und das war keine Ausrede.

Aber auch die Kommiſſion hatte ſchweren Stand, mit Anſchaffungen viel zu thun, mit den Bauleuten viel zu verkehren, ſie zuſammenzuhalten faſt wie einen Trupp Flöhe, und nur dem ausgezeichneten Eifer und der Umſicht der Herren Tſchabold und Blau hatte man es zu verdanken, daß man ſo zu Wege kam. Und mitten in allen dieſen Wirren, faſt als ſie am größten waren, gebar die Mutter Herrn Schäfer das erſehnte Söhnchen in dem kleinen Stübchen des kleinen Küherhäuschens, wo ſich niemand rühren konnte. Es ſollte ein Zeichen ſein, daß auf die Zeit des Harrens und Wünſchens die Zeit des Gewährens und Erfüllens gekommen; es ſollte Muth machen und Kraft geben zum Ausharren. Und es hellte ſich der Himmel auf und ſendete uns einen Herbſt hernieder, deſſen Lieblichkeit noch ſelten übertroffen wurde. Alle Herbſtarbeiten konnten auf das Prächtigſte beſchickt werden, eine reiche Kartoffelernte wurde uns beſcheert, eine ſchöne zukünftige Ernte keimte, und die verzögerten Arbeiten am Hauſe konnten nachgeholt werden, ehe frühe Stürme Schaden gebracht oder früher Winter das Arbeiten unmöglich machte. Die Ausſichten klären ſich allſeits auf, es trittet die Zeit vor das Auge, wo das beidſeitige Ringen ſich zur Freude Aller, zum Heil der Kinder, zur ſichern Begründung der Anſtalt oder Familie vereinigen wird. Es trittet dem Herrn Schäfer ein ſchöner Raum entgegen, in dem mannigfache Thätigkeit ſich entfalten kann: Werkſtätten ſind da, Vorarbeiten in Werkzeugen für dieſelben ſind gemacht; die Kräfte der Knaben ſind geſtählt für die Werkſtätte, während allerdings große Geduld und Langmuth in der Schulſtube ſie empfangen muß. Sie ſind

dieſen Sommer im Leben draußen geweſen und nicht in der Schule drinnen — aber der Vater weiß wohl, daß das Leben und nicht die Schule, die Hauptſache iſt. Da einmal die Vorarbeiten gemacht ſind, ſo wird er die Räder luſtig ſchnurren laſſen an der Drehbank, daß es blanke Batzen regnet, und wenn einmal blanke Batzen kommen aus der Werkſtätte, dann iſt das Werk erſtritten, und der Vater hat, was er will, hat ſeine Wünſche auch in's Leben geſetzt. Und damit es möglich werde, damit die Kräfte allſeitig hinreichen, die Anſtalt auch für die, welche ihren Werth nach Köpfen ſchätzen, bedeutender werde, hat man nun bedeutende Vermehrung derſelben beſchloſſen.

Der Verein hat dieſelbe beſchloſſen, die Verwaltung wird ſie in's Werk ſetzen. Herr Schäfer ſieht die Zeit kommen, wo ein ſicherer Sitz die nöthige Ruhe geben wird zu einer ſichern, feſten Ordnung außer und im Hauſe, wo alles ſeinen Platz und alles ſeine Zeit hat: dann wird ihm wohl werden.

Die Verwaltung ſchöpft aber auch friſchen Athem. Der diesjährige Ertrag des Gutes, der in allem ein ſehr mittelmäßiger war, hat ſie belehrt, daß aus den zu verkaufenden Produkten wenigſtens der baare Pachtzins könne gedeckt werden, was jährlich, entgegengehalten dem Ertrag der frühern Güter, einen Mehrertrag von wenigſtens fünf bis ſechshundert Fr. macht, da unſer gegenwärtige baare Pachtzins achthundertfünfundſiebenzig Fr. beträgt. Ferner haben es unſer Kaſſier, Herr Tſchabold, durch ſeine treue, uneigennützige Verwaltung, und Herr Schäfer durch ſein Eingehen in dieſelbe, dahin gebracht, daß die Ueberſiedlung und die damit verbundenen Koſten, welche zu ſechszehnhundert Fr. angeſchlagen waren, der Anſtalt keine Gefahr gebracht haben. In der Angſt vor derſelben hatte man einen Aktienverein geſtiftet, zu fünfundzwanzig Fr. die Aktie, zu vier pro Cent zinsbar, und ſetzte demſelben als Hinterlage ſämmtliches Vermögen der Anſtalt, das ſich doch über viertauſend Fr. belaufen wird, ein. Man

ſetzte ſiebenundſechszig derſelben im Amte ab und hätte ſomit über mehr als ſechszehnhundert Fr. zu disponiren. Allein der Kaſſier zog keine einzige ein. Freilich entſtund dadurch in der Rechnung von 1838—1839 ein Defizit von neunhundert Fr. Es war aber für weit mehr als dieſe Summe angekauft worden, und trotz vielen ſeitherigen Anſchaffungen wird das Defizit in dieſem Jahre nicht größer werden. Es iſt alſo ein Großes und Schweres glücklich überſtanden. Und dieſes ſoll eben den Muth geben, ruhigen Gemüthes auszuharren bis an's Ende, denn noch iſt nicht alles überſtanden. Noch haben wir bei neunhundert Fr. Schulden, werden bald neuen Zins für das neue Haus bezahlen müſſen. Die Aufnahme von Kindern koſtet ebenfalls zwei bis dreihundert Fr. Die Werkſtätte bedarf noch Vorſchuß zum Ankauf von Material. Der neue, luftige Schlafſaal macht auf die Betten doppelte Decken oder Deckbette nöthig. Ach, wir ſind im Winter ſchon manchmal zuſammen geweſen und hätten die Buben gerne beſſer bedeckt, aber wir hatten das Geld nicht. Herr Schäfer nahm dann die zweiten Anzüge zu den Strohſäcken, füllte ſie mit Laub und wärmte die Kinder damit; und die Kinder blieben geſund und hell auf. Aber jetzt hilft das nicht mehr aus, es muß anders und wärmer gemacht werden unter'm Schieferdach, als unter'm Strohdach. Wir müſſen noch mehr Kühe kaufen, wenn wir unſer Futter auch gut und wie jetzt üblich an Mann bringen und die Unſauberkeit der Küherei von uns wegbringen wollen. So warten uns der Verlegenheiten noch viele. Der leidige Mangel iſt noch da. Aber der Gott, der bis hieher geholfen, wird auch ferner helfen. Er hat noch Thau und Regen in ſeinem Himmel, damit arme Kinder Speiſe haben zu ihrer Zeit. Er prüfet wohl, aber dann kommt auch das Ende der Prüfung, der Segen, der im Ausharren liegt. Er läßt wohl Mangel leiden, aber dann öffnet er wieder, wie den Himmel zu warmen Regen, warme Herzen zu freundlichen Gaben zu rechter Zeit. Und dieſe Gaben werden immer freund-

licher, immer reicher fließen, je mehr vor den Augen der Menschen die Einsicht aufgeht von der Größe der Noth und daß Unternehmungen wie die unsrige nicht bloß so genannte gemeinnützige Proben seien, nicht politische Grillen, nicht Amts- oder Bauernspekulationen, sondern ein treues Handbieten an einem Werke, daß Alle angeht, welche das Vaterland lieben, Alle, welche christliche Liebe zu ihren armen Brüdern im Herzen tragen.

So bin ich überzeugt, wir werden durchkämpfen; Gott, Brüder und unser Muth werden uns durchhelfen: wir werden zu den Zeiten gelangen, wo Herr Schäfer und wir uns ganz einigen werden, wo wir für Anstalt und Kinder in gleichem rechtem Maaße werden zu sorgen vermögen, wo wir Gott danken und preisen werden, daß wir das Vergangene alles überstehen mußten, wo wir, wenn wir zusammensitzen, wie alte Schlachtenbrüder das größte Vergnügen daran finden werden, von den vergangenen Zeiten zu erzählen und den überstandenen Strapazen.

Und damit Andere wissen, daß nicht im Stiften, sondern im Ausharren das Schwerste liege, daß der Anfang wohl schwer sei, aber der Anfang nicht nur einen Tag währe, sondern Jahre lang, damit Klippen und auseinandergehende Richtungen nicht unerwartet aufstoßen und muthlos machen, damit ungünstige Stimmungen über Stiftungen solcher Familien nicht entmuthigen, sondern im Gegentheil begeistern, habe ich das alles in wahren Treuen erzählet. Und besonders den Bewohnern des Amtsbezirks Wangen zu Lieb und Ehren, die auf ähnliche, aber günstigere Weise jetzt angefangen haben, wie wir vor bald fünf Jahren, denen aber auch noch manches warten wird zur Prüfung ihres Ausharrens; zu Lieb und Ehren aller bestehenden Anstalten habe ich in wahren Treuen erzählt, damit man erkenne, daß in Berichten von solchen Sachen die Wahrheit und das innere Leben die Hauptsache sei, und daß man wiederum prüfe, ob nicht hier oder dort

das Bestehen der Anstalt und eine schöne Rechnung oder hinwiederum die Kinder auf Kosten der Familie und der Familie Stand das Hauptaugenmerk geworden.

Jetzt, nach zehn Jahren darf der Zusatz gemacht werden, daß die Hoffnung nicht getäuscht, der Muth nicht gesunken ist, die Anstalt alle politischen Stürme nicht bloß überlebt hat, sondern von ihnen unberührt geblieben ist und jetzt auf festern Füßen steht, als je zuvor. Die ausgetretenen Zöglinge machen zum größern Theil der Anstalt Ehre, einer ist bereits auch Armenvater. Sie haben sich schon zusammen gethan zu einem Bunde, sich unter einander und den austretenden jüngeren Brüdern zu helfen nach Vermögen. Herr Schäfer steht der Anstalt nicht mehr vor, die Handwerksrichtung mußte aufgegeben, die Landwirthschaft zur Hauptsache gemacht werden, und wie wir glauben nicht zum Schaden der Anstalt. Zur Aufnahme meldeten sich in der letzten Zeit mehr Zöglinge, als man annehmen konnte. Es ist ein Gehülfe des Vaters angestellt. Die Kosten des jährlichen Unterhalts eines Zöglings belaufen sich auf ungefähr achtzig Franken.

Achtes Kapitel.

Der Bund.

Der Gedanke, den Pestalozzi hatte, ging also nicht unter, verhallte nicht wie ein ödes Geschwätz. Er wurzelte, keimte, erstund und entfaltet sich jetzt. Er entfaltet sich hier und dort in der Schweiz, in Deutschland, in England. Und wie die Blume nur in kleinem Kreise duftet, von ferne in ihrem niedern Wuchse nicht gesehen wird: so leben diese Anstalten auf, von Wenigen gekannt, segensreich nur für einen kleinen Kreis. Im gegenwärtigen Weltgetümmel achtet man das Kleine nicht: auf Dampffahrten bemerkt man nur Kirchthürme; Hütten ge-

wahrt man nicht. Wenn ein großes Werk mit kleinen Mitteln begonnen werden soll, so zweifelt und zaudert der Mensch; wenn er alleine sich sieht einer schweren Gefahr gegenüber, so zaget er, sein irrend Auge sucht Gefährten. Wenn man daher jetzt mahnt und ruft, der einbrechenden Noth zu wehren, so stutzt wohl die unthätige Menge. Ruft man nur oberflächlich, im Allgemeinen auf, so bleibt sie kaltblütig und meint, was sie noch nicht brenne, sei noch nicht nöthig zu löschen; zeichnet man die Gefahr in ihrer Größe und Nähe, so läßt die vorhin so kaltblütige Menge erschrocken die Hände sinken und verzweifelt an der Möglichkeit zu helfen.

Nun, glaube ich, sei der Zeitpunkt da, die einzelnen Blumen zu einem Kranze zu winden, damit der Menge augenscheinlich werde, wie groß bereits der Garten sein müsse, aus dem die Blumen gepflückt worden, auf daß sie Muth fasse und Glauben, den Garten erweitern zu helfen, Sümpfe und Haiden in Gartenland zu verwandeln. Ich glaube, wenn man einfach und deutlich und in ehrbarer Treuherzigkeit, fern von allem pompösen Styl, mit welchem weltsche Pensionen sich ankündigen, in welchem man die meisten Berichte abfaßt, weil man meint, mit solchem Getön den meisten Eindruck zu machen, wenn man so in ehrbarer Treuherzigkeit darstellen würde, was an vielen Orten bereits an diesem Werke gearbeitet worden, und von Zeit zu Zeit berichten würde über Fortschritte und Rückschritte, über den Segen Gottes und die eigenen Fehler: so bin ich überzeugt, die Menge würde staunen über die Größe des begonnenen Werkes, ihr Glaube würde erwachen, ihre Theilnahme lebendig werden. Eine Anstalt mit einigen zwanzig Kindern kann man nur mit mitleidigem Lächeln ansehn, wenn man sie vereinzelt der großen verwahrlosten Menge gegenüber betrachtet: Ihr gute Lüt, das b'schüßt ech nüt, sagt man unwillkürlich. Betrachtet man sie aber als einen kleinen Theil eines großen Ganzen, weiß man, daß an fünfzig, hundert Orten das gleiche geschieht: da kömmt der

Respekt, die Sache erhält eine ganz andere Gestalt, es wird einem unwillkürlich der Glaube aufgedrungen, das müsse doch helfen, und wenn das nicht helfe, dann sei allerdings alles verloren. Wenn man nun z. B. kund und zu wissen thut, daß im Canton Bern mit seinen viermalhunderttausend Einwohnern bereits weit über vierhundert Kinder auf diese Weise erzogen würden: müssen da die Meisten sich nicht verwundern und sagen, das hätten sie nicht gewußt, ja, und das müsse doch helfen? Und wenn man zu diesem Glauben kömmt, so kann man im C. Bern durch Unterstützung der bestehenden, durch Stiftung neuer Familien nicht schwer die Zahl verdoppeln: und wer will dann sagen, in zwanzig, vierzig, hundert Jahren helfe das nichts?

Die Christen unternehmen die Heidenbekehrung und glauben an sie, und ich glaube auch daran: vielleicht wird sie in tausend oder dreitausend Jahren vollendet. Nehmt nun, welch kolossales Werk dieses ist, welchen Glauben dieses Werk fordert, gegenüber dem, die mitten unter uns wie Heiden aufgewachsenen Kinder zu Christen zu machen! Wir bewundern die Fortschritte der Missionen, ihre Berichte erregen Staunen, wecken unsere Theilnahme, ziehen dem kolossalen Werke uns zu, und was wir nicht mit eigenen Augen zu sehen, zu prüfen vermögen, das suchen von Zeit zu Zeit reisende Brüder uns zu vergegenwärtigen. Nun, meine ich, sollten Alle, welche an die christliche Auferbauung armer Kinder Hand angelegt haben, sich auch zusammenthun und vereint darstellen, was vereinzelt so schön emporblüht. Ich meine nicht, daß man sich in einen Verein zusammenthun, daß man alle Bestrebungen nach einem Model formen, alle Richtungen in eine zwingen solle — sondern daß man gemeinsam alle diese Bestrebungen und Richtungen zusammenstellen und als Arbeiten an einem Werke dem Publikum vor Augen stellen solle, und dieses nicht einmal, sondern von Zeit zu Zeit in ehrbarer Treuherzigkeit. Diese Berichte würden ja auch eine Art Heidenböte sein und sicher

gerne gelesen werden und sicher die Ueberzeugung in Vielen wecken, daß der Glaube noch immer Berge versetze. Wie das auszuführen sei, das mögen doch die bedenken, denen das Werk am Herzen liegt, und deren Stellung und Wohnung sie zu einer solchen Berichterstattung befähigt, sie befähigt, das Einzelne allenthalben zu vernehmen und mit den Leitern des Einzelnen sich zu befreunden.

Wohl, wahrlich, das wird und muß helfen.

Und wenn dann noch eines hinzukommt, was ich hier nur andeuten kann, so wird wahrlich Unglaubliches geschehen, und dessen Früchte müssen bald sichtbar werden. Wenn nämlich jeder, der eingesehen hat, daß nur durch christliche Erziehung dem Volkselend abgeholfen werden kann, nun nicht bloß Geld giebt zu diesem Werke, sondern diese seine Meinung geltend macht in allen seinen Verhältnissen, in seinem eigenen Hause, gegen seine Kinder und ganz besonders gegen seine Dienstboten, sie geltend macht in Gemeinde und Staat, wenn er selbst oder durch Andere heilloses Verfahren von Gemeindebehörden schriftlich und mündlich rügt: so wird diese freimüthige, feste Willensäußerung einen wunderbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung, auf alle Verhältnisse haben, ja, sie wird recht eigentlich die Atmosphäre bilden, welche das begonnene Werk schützend und nährend trägt. Da braucht's wiederum keine Statuten, keinen äußerlichen neuen Bund, sondern jeder werde sich nur des alten Bundes bewußt, den er mit Christus geschlossen, und stelle sich diesem gemäß allenthalben und gegen jedermann ohne Welt- und Menschenfurcht dar und halte das Christenthum höher als jede Mode, jeden Brauch.

Wie nun jedem Theilnehmer das Bewußtsein eingegraben werden soll, daß sein Thun nicht ein vereinzeltes, ohnmächtiges sei, sondern ein Beitrag zu einem großen, bereits mächtig gewordenen Gotteswerk, so muß ganz besonders dieses Bewußtsein sich eingraben den Vätern und Müttern der armen Kinder.

Dieſes Bewußtſein muß ſie heben und tragen, muß ſie ſo manchem entſagen laſſen unbeſchwert, muß alle Tage ihre Liebe nen werden laſſen über den armen Kindern, die ſo oft dieſer Liebe lange ihre Herzen nicht werden öffnen wollen. Aber gerade darum ſollten beſonders ſie nicht vereinzelt ſtehen, die einen hier, die andern dort, ohne von einander zu wiſſen, ohne zu geben und zu empfangen, ohne Liebe zu einander, ohne Theilnahme an einander. Sie, eigentliche Haushalter Gottes, müſſen Hand in Hand ſchlagen in treuem, brüderlichen Sinne, nicht die eigene Ehre zu ſuchen, ſondern die Ehre deſſen, der ſie geſandt hat, nicht bloß das Gedeihen ſeines anvertrauten Theiles zu ſuchen, ſondern zu beten und zu trachten nach dem Gedeihen des Ganzen, von dem das Eigene nur ein kleiner Theil iſt. In dieſem brüderlichen Sinne, ohne Selbſtſucht und Dünkel, ſollen ſie lehren und lernen, jeder dem Andern ſein Beſtes geben, jeder am Vorzug des andern ſeine Freude haben. Ihnen giltet auch, wie Jeſus ſeinen Jüngern die Füße wuſch; und was er dabei ſagte: wer der Größte ſein wolle, müſſe der Andern Diener ſein, und wenn ſie ſeine Jünger ſein wollten, ſo müßten ſie ſich lieben, ſich dienen unter einander. Hier darf die Separation nicht beſtehen, wie ſie zwiſchen Haushaltungen iſt, wo eine Hausfrau der andern ihre beſten Künſte verbirgt, über die Mißgriffe der Nachbarin ſich freut, weil ſie um ſo größer zu werden hofft durch die Fehler derſelben. Ja, wo ſolches geſchehen ſollte, da hat der Teufel ſein Spiel, da wird wirklich ein Frevel begangen am Heiligthum. Wo aber gar kein Verband iſt zwiſchen Müttern und Vätern, da iſt es nicht gut, da zieht ſich gerne das Herz zuſammen, der Geſichtskreis verengt ſich, Vorurtheile bilden ſich, das eigene Gute wird zu groß, die drückende Bürde ſcheint zu ſchwer, Dünkel oder Mißmuth erwachen. Oder es lagert ſich ſo nach und nach eine gewiſſe Schwäche, ein ſich Gehenlaſſen über die ganze Familie; es entſteht ſtatt friſchem Leben ein Ziehen und Schleppen, ſtatt fröhlichem Weſen pe-

dantische oder düstere Gesichter, und der Schlendrian frißt um sich wie der Schwamm in einem neuen Hause.

Nein, es müssen Väter und Mütter eine Familie bilden, treue Brüder und Schwestern; ihre Kräfte müssen sich ergänzen, ihre Liebe muß sich erfrischen. Und in dieser Liebe werden sie jung bleiben, wenn schon die Haare grau werden, und diese Liebe wird sie stark und rührig erhalten, wenn schon die Glieder alt und steif werden. Ich möchte sie alle bitten, sich zu suchen: sie werden sich sicher alle finden, wenn der rechte Geist in ihnen weht. Aber dieses sich Suchen und Finden soll wiederum kein sich Zusammenthun in eine Kaste sein, ein sich emancipiren und selbstständig machen von allen Vorständen, Kommissionen, Theilnehmern am Werke: das wäre dumm, das wäre wahrhaft geschulmeisterlet, wäre der Sache das Grab gegraben, wäre ein Zeichen, daß man des Herren Sache zu der eigenen gemacht, sie des Segens und des Geistes des Herrn beraubt.

Aber sollen nicht auch die armen Kinder sich bewußt werden, daß sie einer großen Familie angehören, daß sie gar viele Brüder und Schwestern haben, daß die Liebe gar groß sei, die sie an ihr Herz genommen, daß nicht nur das Mitleid das tägliche Brod ihnen reiche, sondern daß sie erzogen würden zu Gliedern eines großen Bundes, der dem Vaterland Heil und Segen bringen, im Himmel sein Erbtheil finden will?

Soll dieses Erziehen armer Kinder nicht geboren werden als ein Kind des sich wieder aufschwingenden, des wieder dem Himmel zustrebenden Zeitgeistes, der vor vielen hundert Jahren die Münster geboren, die Klöster aufgebaut hat? Soll es nicht das hehre Münster sein, in dem wir uns entsündigen wollen? soll es nicht der große Denkstein sein, den wir setzen wollen, nicht gestorbenen Menschen, sondern dem Geiste, der wieder in uns lebendig geworden?

In den Münstern erhoben sich die Menschen zu Gott

und weihten ihm ihre Seelen; die Münster selbst aber, Werke ihrer Hände, weihten sie Heiligen, in denen sie Gott sich nahe getreten glaubten. Hohen Geistern vergangener Zeiten, in denen eine hohe Kraft zu Tage getreten, baut man todte Denkmäler auf in dieser Zeit, sie sehen aus wie Grabmäler, etwas Entschwundenem errichtet, das wir auf Erden nicht mehr sehen werden. Unser Münster ist zur Heiligung von Kindern zusammengefügt: es streben aus demselben nicht hehre Thürme zum Himmel empor, aber die Seelen der Kinder selbst sollen zum Himmel aufwachsen. Und dieses Münster, dürfen wir es nicht auch einem Heiligen weihen? Dürfen wir es nicht als ein lebendig Denkmal dem Geiste weihen, der die Idee wieder in's Leben rief: die Kinder Christo zuzuführen, daß ihnen das Himmelreich gehöre, daß dieses Himmelreich ihnen aber nicht eingegossen, sondern in ihren eigenen Herzen entfaltet werden müsse; — dem Geiste, der alles verließ, zu den armen Kindern eilte, deren Väter für das Vaterland verblutet waren, sie um sich sammelte, für sie bettelte, für sie lebte, bis das Geschick ihn weiter riß? Er selbst richtete kein Werk auf, das seinen Namen trägt; er hinterließ aber seinen Geist auf Erden, der nun in so Vielen lebendig wird. Und diesem Geist, der den Namen Pestalozzi trägt, wollen wir dem kein Denkmal setzen, kein Monument? Aber ein Grabmal dürfen wir ihm nicht erbauen aus Holz oder Stein; er ist kein entschwundener Geist. Dem lebendigen Geiste muß ein Denkmal gesetzt werden, daß er lebt, ein lebendig Denkmal, ein Denkmal, auferbaut aus dem, was dieser Geist geschaffen, in's Leben gerufen hat. So sei denn unser Werk sein lebendig Monument, unsere Anstalten der unverwelkliche Lorbeerkranz, der sein verklärtes Haupt umwindet, und alle fünf Jahre sei der schöne, hehre Pestalozzi-Tag, an welchem die Mütter und Väter mit ihren armer Eltern Kinder sich sammeln aus dem ganzen Schweizerlande auf einem Felde, mit Wald bekränzt, um da in freudigem Danke dem Vater im Himmel Opfer zu bringen,

daß er einen Geiſt auf Erden geſandt habe, der wieder an die armen Kinder gemahnt, und daß man nicht vergeſſe, daß noch immer gelte, was unſer Herr und Meiſter geſagt: Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Dieſer Tag wird neues Leben bringen in jede Familie, wird den Funken der Begeiſterung hell lodern laſſen, vielleicht für ſein ganzes Leben lang, in jedes Kindes Herz. Und wem da nicht aufgeht ſein Herz im Anblick der fröhlichen Jugend, und wer da nicht an die Bedeutung des Werkes glaubt und ſein Beginnen ſegnet, dem wird nie ſein Herz aufgehen. Und dieſes Feſt wird nie veralten, ſeine eigentliche Weihe wird es hundertmal herrlicher durch die erhalten, die als Jünglinge und Hausväter, Hausmütter mit all ihren Kindern kommen und loben und preiſen die That, die an ihnen gethan worden, loben und preiſen Gott, der ihnen, zum Elend Gebornen, das Himmelreich in's Herz hat pflanzen, dem Elend ſie entreißen laſſen.

Das iſt ein wahres Nationalfeſt, der Schweizer würdig, würdig des erſten Mannes, den in letzten Zeiten die Schweiz geboren. Nur ein lebendig, jedesmal neu werdendes Denkmal, ein jedesmal neu und höher geweihtes Feſt, das ſei unſer Peſtalozzi-Tag, der Schweizer Ehrentag, der uns zum Leben heiliget, den Himmel uns näher bringt, zum heiligen Bund für alles Hohe und Heilige unſre Herzen weiht!

Wohl weiß Jeremias Gotthelf, daß er hier einen Traum in Worte gefaßt. Aber wie manches iſt als Traum in die Seele, in's Leben getreten, verſchwamm, aber es war auch ein Saatkorn und erſtund nach Jahren wirklich in der Wirklichkeit! Man ſpotte des Traumes nicht, ſondern arbeite getreulich am Werke: die Zukunft wird offenbaren, ob im Traum Leben war.

Ganz Traum waren die Worte nicht. Eine Peſtalozzi-Armenanſtalt iſt entſtanden, ein ſchweizeriſches Denkmal der ehrwürdigen Eidgenoſſen. Dort ſollen alle Jahr Eidgenoſſen

ſich ſammeln, um neues Leben, neue Kraft zu ſchöpfen zu ſolchen Liebeswerken. Dort wäre der wahre Feſtplatz auch für die Kinder.

Neuntes Kapitel.

Letztes Wort.

Das Büchlein, die Armennoth, wurde vor eilf Jahren geſchrieben. Was liegt nun alles zwiſchen Damals und Jetzt! Damals war die Eiterbeule geſchloſſen, vielen Augen nicht einmal ſichtbar; der Körper des Patienten ſtand aufrecht, Viele waren mit ſeinem Ausſehen wohl zufrieden. Wenn auch zuweilen ein Zucken durch die Glieder fuhr, ſo hielten Viele dafür, es ſei ein vorübergehender Fieberſchauer, wie ſie durch alle Körper fahren, geſunde und kranke. Wenn man von dieſer Eiterbeule ſprach und brummete darüber, nach Urſachen und Heilmitteln forſchte, war es Vielen eine Aergerniß, Vielen eine Thorheit. In einem Lande ward dieſes arme Büchlein verboten, in einem Vereine, deſſen Mitglied der Verfaſſer war, verächtlich bei Seite geſchoben. So war es damals. Dann ward es anders. Die Eiterbeule ſchwoll, brach auf, durch Reizmittel aller Art, durch Hauen und Stechen entſtand der Bruch; ihre ſtinkenden Fluthen ergoßen ſich über Europa, drohten das Zerreißen aller Verhältniſſe, in den Zuckungen des Todes lagen Ordnungen und Staaten. Es ſchienen die Tage wirklich gekommen, von denen die Schrift ſagt: „Und „ich ſah, und ſiehe, da war eine weiße Wolke und auf der „Wolke ſaß Einer, der gleich war einem Menſchenſohn, der „hatte eine goldene Krone auf ſeinem Haupte und in ſeiner „Hand eine ſcharfe Sichel. Und ein anderer Engel gieng aus „dem Tempel und ſchrie mit ſtarker Stimme zu dem, der „auf den Wolken ſaß: Schlage deine Sichel an und ernte,

„denn die Zeit der Ernte ist dir kommen, denn die Ernte der „Erde ist dir dürre geworden. Also schlug derjenige, der auf „der Wolke saß, seine Sichel an die Erde, und die Erde ward „geerntet. Und ein anderer Engel gieng aus dem Tempel, „der im Himmel war, und es hatte auch derselbe ein scharfes „Rebmesser. Und ein anderer Engel gieng aus dem Altar, „der hatte Macht über das Feuer, und er rief mit großem „Geschrei, zu dem, der das scharfe Rebmesser hatte und „sprach: Schlage dein scharfes Rebmesser an und schneide die „Trauben des Weinstockes der Erde ab, denn seine Trauben „sind reif worden. Und der Engel schlug sein Rebmesser an „die Erde und schnitt den Weingarten der Erde und warf „die Trauben in den großen Kelter des Grimmes Gottes. „Und die Kelter ward gekeltert außer der Stadt, und das „Blut gieng aus der Kelter bis an die Zäume der Pferde „durch sechszehnhundert Stadia" — und wie es weiter absonderlich heißt und zu lesen ist in den folgenden Kapiteln der Offenbarung St. Johannis. Weil von allen Seiten nicht beachtet worden folgende Mahnungen des Apostels Paulus: „Ihr seid zur Freiheit berufen, lieben Brüder, allein ergreifet „die Freiheit nicht zum Anlasse dem Fleische, sondern durch „die Liebe diene Einer dem Andern. Denn das ganze Gesetz „ist in einem einigen Worte verfasset: Liebe deinen Nächsten „als dich selbst. So ihr euch unter einander beißet und fresset, „so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet;" — so schien der Tag gekommen, wo wirklich Einer vom Andern gefressen werden sollte, eine Menschenfresserei, ein Kannibalenthum nach ganz neuer Mode. Es entstand wirklich ein großes Verzehren unter einander und erst nachdem Viele verzehrt worden, die Blutströme weithin sich ergossen, aus der Stadt hinaus, weithin über das Land, ward dem Morden ein Ende gemacht, das Strömen des Flusses aus der Eiterbeule gestillt. Aber die Wunde ist nicht geschlossen, weit aus einander klafft sie noch; blutig und schauerlich, nicht einmal rein

gewaschen ist sie, das Nöthige zu ihrer Heilung nicht vorgekehrt. Die Aerzte sind verschiedener Meinung, und was einer will, verdächtigt der andere. Die einen wollen die Wunde ausbrennen, wie man es mit Bißwunden von tollen Hunden pflegt, andere zu neuem Fließen reizen, wie es gehalten wird mit aufgebrochenen Stellen in einem ungesunden Körper, andere sie einfach zunähen mit gutem Zwirn und dann sagen: Jetzt ist es gut. Punktum und Sand drauf!

So stehen sie da an der Wunde, die, die zu ihrer Heilung berufen sind. Da steht man jetzt an einer ganz andern Stelle, als damals vor eilf Jahren. Das Büchlein dagegen wird nicht umgeschaffen, der Verfasser ändert nicht. Denn dasselbe hat zum Armenwesen sein damalig Verhältniß behalten, nur daß, was damals vorausgesehen worden, jetzt in Erfüllung gegangen ist. Würde dasselbe jetzt geschrieben, wäre die Form vielleicht eine andere geworden, der Gang der Gedanken ruhiger geregelt, die Macht, welche eilf Jahre am Verfasser geübt, wäre auch am Büchlein sichtbar geworden. Dasselbe hätte möglicherweise eine breitere Grundlage bekommen, die Heilmittel wären allgemeiner behandelt worden, es hätte sich kaum in die Darstellungen der Armenanstalten im Allgemeinen und die Anstalt in Trachselwald insbesondere zugespitzt. Ja es wäre vielleicht sogar das neue Wort für die alte Sache, der Ausdruck innere Mission gebraucht worden, und das Büchlein hätte das Glück, den Schriften über dieselbe beigezählt zu werden. Indessen dieses alles sind Nebendinge, in der Hauptsache ist des Verfassers Ansicht die gleiche geblieben, und warum sollte sie es nicht? Hat nicht die Entwickelung der Dinge für ihre Richtigkeit gezeuget? Ueber die Natur der gegenwärtigen Armuth herrschen kaum mehr Zweifel, man sieht sie für eine giftige Wucherpflanze an, man erkennt, wie eine unzählbare Masse von Armen das geworden ist, was der hungerige, faule Mensch ohne Religion, namentlich ohne christliche, ohne andern Besitz als thierische Triebe und einige Schlagwörter des Zeitgeistes

werden muß, gierige, zähnefletschende Wölfe. Arme wird es immer geben, so will es Gott, aber diese Natur der Armen, die ist nicht von Gott, die ist vom Menschen. Jetzt wie damals ist der Verfasser der Ansicht, daß an dieser Natur die höhern Stände und die Regierungen die große Schuld tragen. Es gab eine Zeit, wo die Mehrzahl in den höhern Ständen nicht mehr Christen waren, des Christenthums sich recht eigentlich schämten als einer gemeinen Sache für gemeine Leute und statt bei diesen den christlichen Sinn zu pflegen, für die unchristlichsten Dinge sie gebrauchten, ihnen so recht handgreiflich unter die Augen stellten, was sie selbst vom Christenthum hielten, das nämlich, daß erstlich dasselbe sie nichts angienge, daß zweitens die gemeinen Leute sich über dasselbe hinwegzusetzen hätten, sobald ein Höherer es ihnen gebiete, wenn der Gemeine nicht gewärtigen wolle, daß sein Leib getödtet werde. Daß man weder einen göttlichen Richter, noch ein göttlich Gericht zu fürchten hätte, bewies man durch das eigene Beispiel. Wo das Christenthum die Menschen nicht durchströmt und bindet, gehen sie aus einander, Kasten entstehen, vornehme und geringe, tiefe Klüfte trennen diese. So kam der Hochmuth über die höhern Stände, die, die niedriger gingen, sah man kaum an, die Armen vollends nicht, persönliche Berührung hätte man für ein Unglück gehalten, und wenn man auch Gaben geben ließ, theilte man in gedoppeltem Maaße Laster und Unglauben mit. Die Regierungen hatten zumeist den Sinn der höhern Stände, trugen ihn über auf ihr Regiment. Das Christenthum schien ihnen soweit brauchbar, als es der äußern Zucht eine gewisse Sanktion gab, alles Einwirken in's Leben war zumeist widerlich, alle Mühe, den christlichen Sinn zur Geltung zu bringen, wurde zumeist als kirchliche Anmaßung verhöhnt oder niedergetreten. Sie gaben das Beispiel in Sonntagsheiligungen, setzten ihre eigenen Gesetze über die göttlichen, trieben Abgötterei mit Juristen und Juristerei, thaten als sei die Menschheit geschaffen, um Staaten zu bilden, in denen

Juriſten und Regenten leben könnten als wie im Himmel. Und zum Unglück über alles aus übte das Wort Aufklärung über Viele eine zauberiſche Kraft, ſo weit es die perſönlichen Rechte nicht berührte. Um der Aufklärung willen ließ man die Schulen, höhere und niedere, heidniſch verlottern, ſuchte unter allem Volke die aufgeklärteſten, d. h. die ungläubigſten Menſchen aus, ſetzte ſie als Beamtete unter's Volk, daß das Volk an ihnen ein Beiſpiel nehme, und zum Exempel, wie man ungläubig ſein, unchriſtlich und doch den Regierungen ſehr angenehm leben könne, ja vielleicht ſogar Orden kriegen und Penſionen.

Auf dieſe Weiſe kam in die Armuth das tödtliche Gift, machte ſie zu der furchtbaren Wucherpflanze Europas, welche Land und Leute verderbend umſchlingt. Dieſes war die Anſicht des Verfaſſers im Jahr **1839**, dies iſt ſeine Anſicht geblieben bis auf den heutigen Tag, den 7. September im Jahr **1850**. Vor eilf Jahren ſah er gegen die drohende Noth das einzige Heil in dem, in welchem alles Heil liegt, in Chriſto. Die ſichtbar gewordene Liebe allein konnte helfen und heilen, denn es giltet nicht bloß das Helfen, ſondern eben auch das Heilen; die brüderliche perſönliche Theilnahme der Habenden an den Nichthabenden, beſonders die liebevolle Sorge für ihre Kinder, bei welchen das Gift des Neides und des Haſſes noch keine Kruſte gebildet. Wie der Abfall zuerſt von oben kam, ſollte auch oben die Umkehr beginnen, die Heilmittel bereitet werden, und wenn dieſe bloß in Geld oder Geſetzen, in Steuren oder Teilen, in dieſer oder jener Form geſucht würden, bereite man ſich nichts als bittere Täuſchung. So meinte es der Verfaſſer vor eilf Jahren und hoffte wirklich guten Muthes auf dieſe Umkehr in der Liebe. Es ſchien ihm, als begönnen die Spitzen der Berge ſich zu röthen, als verkünde ein lieblich weiches Morgenroth einen jungen ſchönen Tag, als ſteige Chriſtus wieder über den Völkern auf, als verklăre ſeine Liebe manch hohes Haupt. Da war's, wo der Verfaſſer ſich täuſchte, es

kam ganz anders. Wie oft iſt der Morgen ſchön, ſcheint einen ſchönen Tag zu verheißen und täuſcht. Die Wolken ſteigen auf aus der Tiefe, kommen daher geflogen, es ballen ſich zornige Gewitter, ſtatt voll Sonnenſchein und Freude wird voll Sturm und Donner der Himmel, voll Schrecken der Menſch. Es war wie der Wächter zurief dem Manne von Sehir, als er ihn fragte: Wächter was ſagſt du von der Nacht, Wächter was ſagſt du von der Nacht? Es iſt zwar der Morgen kommen, aber es wird auch die Nacht kommen. Wo der gute Geiſt nicht iſt da kommen die böſen Geiſter, und haben die Macht im Hauſe, in das ſie gezogen, bringen das Ungenügen, den Neid, ſtiften die Feindſchaften, reden aus Muthwillen, um Schaden zu thun, und drehen denſelben dick ineinander. Es war, als ſei der Tag ſchwarz geworden und Finſterniß habe ſich gelagert über die Völker, einzelne Windſtöße wirbelten den Staub auf, machten die Augen trübe, beugten die Bäume, die Häuſer bebten. Schwer legte es ſich auf jede denkende Seele, ein wunderbar Bangen lähmte die guten Kräfte; das Morgenroth wurde von der Nacht verſchlungen. Die Eiterbeule ſchwoll; ſtatt mit heilendem vertheilendem Balſam ward ſie von den böſen Geiſtern mit ätzenden Giften beſtrichen, ſie ſollte aufbrechen, ſie ſollte, einem feuerſpeienden Berge ähnlich, einen Lavaſtrom ergießen, zu verzehren die ganze alte Welt und die Ordnung der alten Welt.

Damals, eben in Mitte dieſes fluchwürdigen Treibens, bald vier Jahre her mögen es ſein, ſollte dieſes Büchlein neu aufgelegt werden, im Wirbel der Zeiten unterblieb es. Damals, als es trüber und trüber ward auf Erden, ſchrieb der Verfaſſer in's Vorwort: „Es ſchien die Zeit zu nahen, wo der Reiche zum Engel des Armen wird, der Arme Gott lobet und preiſet, der Liebe und Treue wegen, welche ihm durch den Reichen wird.“ Aber anders ward es. Ein wild wüſt Wetter hat den ſchönen Maien verſchlungen; wo Leben war, ſitzt jetzt der Tod. Schwarmgeiſter brachen aus der Tiefe, entfeſſelten

die bösen Geister in des Menschen Brust, die alte Gier nach dem, was des Nächsten ist, fletscht neu die Zähne; der Sinn, der Gott und Menschen haßt und das Eigene sucht, setzt sich wieder fest auf seinem alten Throne, von dieses Thrones Stufen gehen aus durch das Volk die Lügen-Propheten, von denen Micha sagt: Sie verführen das Volk, beißen mit den Zähnen, predigen Frieden und rufen den Krieg aus gegen den, der ihnen nichts giebt; Propheten, welche die Freiheit des Fleisches predigen, das Heil, das von außen kommt, das alte Heidenthum, welches zu sich in den Koth die Götter zieht, welche verhöhnen der Christen Gott, der zu sich hinauf nach dem Himmel die Menschen ziehen will, welche verkünden die Rechte des Thieres zu allem, was ihnen vor Schnauze oder Schnabel kömmt, und diese thierischen Rechte Menschenrechte nennen. Wo im Taumel der Ueberraschung die Macht in ihre Hände kam, da stachelten sie all' ihre Unterthanen auf, hetzten sie mit schauerlichem Geschrei auf Aristokraten, Pfaffen, Jesuiten und Reaktionäre, und darunter verstunden sie Alle, welche Ordnung wollten und Christum festhielten. Eine unduldsamere Brut war nie unter dem Himmel, als die, welche jetzt so wild nach unbedingter Freiheit schreit, welche so frech unbeschränkte Rechte fordert. Wann die Stunde kömmt, in welcher Gott der sumsenden Menge die Augen öffnen, ihr die Schlangen zeigen wird, welche sie verführen, weiß er allein. Aber die Stunde ist da, wo jeder Christ den Schlotter sich vom Leibe schütteln muß, sein Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen darf. Die Kinder der Welt fahren mit Fahnen in der Welt herum wie Herolde der Thorheit zu Fastnachtzeit, die Kinder Gottes aber sollen ergreifen die Kriegsrüstung Gottes, auf daß sie in bösen Tagen Widerstand thun, alles wohl ausrichten und bestehen mögen, umgürtet mit Wahrheit, gepanzert mit Gerechtigkeit, gewaffnet mit dem Schilde des Glaubens, dem Helme des Heils, dem Schwerdte des Geistes und dem Worte Gottes.

Vor der Tenne ist die Wurfschaufel wieder und will die

Tenne fegen. Wer nicht gefegt werden will, der lasse den Zwelherrndienst, die Feigheit der Zeit, und sei ein Christ, frei und frank, in Wort und That."

So schrieb der Verfasser, als die gewitterschwangere Wolke am Himmel sich thürmte, die Beule an der Menschheit aufschwoll. Was die Schwarmgeister wollten, geschah: die Beule sprang, der Sturm brach los, Revolution um Revolution wälzten ihre trüben Fluthen über die Erde, spritzten ihren Schaum bis zum Himmel auf.

Da sandte Gott auch seine Gerichte; sie donnerten über die Völker, sie beugten hohe und niedere Häupter; die Wuth wandelte sich in Wimmern; es ward offenbar die Macht des Herrn und die Ohnmacht der Menschen. Stiller ist es wieder auf Erden geworden, die Stürme legen sich, den Donner hört man nur noch in der Ferne, Athem sucht die erschöpfte Menschheit; es sehen die Augen sich um nach dem, was gewesen, was geblieben. Und diese sehen die Gräber von Tausenden, sehen früher reichliches Brod war, sehen verschüttet zahlreiche Quellen des Erwerbs, sehen Paläste in Trümmern, sehen in Asche und Schutt Millionen, Millionen Eigenthum. Einem verhagelten Saatfelde gleicht die Erde, fast einer Prairie, deren dürres Gras das Feuer verzehrt, alles Leben getödtet, die nun, nachdem das Feuer verglommen, da liegt wüst und schwarz, in grauen stinkenden Rauch gehüllt. So ging es und so ist es, und alles Warnen war vergeblich, jedes Menschen Stimme verhallte ungehört im Toben der Menge, jedes Haupt mußte sich beugen vor Gottes Donner und jeder Mund sprechen: Gott sei mir armen Sünder gnädig. Ist's möglich, so gehe der Kelch an uns vorüber, doch nicht unser, sondern dein Wille geschehe. Es war lange, als verhallten auch die Gebete der Menschen im Donner der Kanonen, als habe Gott sein Auge in Pulverdampf verhüllt, wolle die Schwerdter der Reiter mähen lassen in blutigem Felde, bis geschnitten sei das ganze Feld.

Verzicht im Blute sind die losgebrochenen Kräfte, im Gefühl der Ohnmacht ist der Zorn erblaßt; die zerrissenen Dämme werden untersucht, sollen geschützt werden durch neue Wehren, das Uebergebliebene wird zusammengesucht, ernste Augen durchforschen das rauchende Feld. Wollte Gott, es würde hier geschehen, wie es auf der Prairie geht, es würde aus dem Tode junges Leben erblühn. Dort ist kaum das dürre Gras verbrannt, kaum hat der glühende Boden sich abgekühlt, regt es sich wieder in der Erde, es keimt und grünt und bald bedeckt ein wunderbarer Teppich, von Gott selbst gewoben, die wüste, die schwarze Stätte. Im Gebiete der menschlichen Kräfte thut aber Gott nicht alles, thut nichts alleine, er giebt nur den Segen zu dem, was der Mensch thut in seinem Sinne, oder wendet zum Besten, was der Mensch thut in verkehrtem Sinne. Es scheinen die Menschen dieses zu fassen, nicht müssig sein zu wollen, sie stehen am rauchenden Felde, überschauen es von den alten Dämmen, reden und rathen, was geschehen müsse, den Schaden zu heilen oder künftiger neuer Noth vorzubeugen. Aber in ihr Reden hinein zischen zornig und racheschnaubend die finstern Geister, mit ihrem Geifer möchten sie auf der Brandstätte erzeugen eine vergiftete, alles zerstörende Saat. Aber es wird ihnen nicht gelingen, ihr Schnauben und Zischen wird zu Schanden werden. Dieses glauben wir bestimmt und sicher, doch nicht um des vielfachen Raths der Rathenden willen, nicht weil wir meinen, daß Erfahrung die Menschen jetzt besonders klug gemacht, sondern weil wir an die Macht der Liebe glauben, welche den glimmenden Docht nicht auslöschen, das schwache Rohr nicht zerbrechen wird, welche ja nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er lebe und sich bekehre, welche das Verlorne sucht, und nicht, um es zu richten, sondern um es selig zu machen, weil wir glauben an die Macht des Herrn, die nicht vergehen wird wie eine Morgenwolke, sondern den Sieg davon tragen, alle seine und meine Feinde zu seinen Füßen legen wird, weil wir an die Beständigkeit des Christenthums

glauben, welches so manche Nacht, so manchen Sturm bestanden und aus Nacht und Sturm immer verjüngt und verklärt hervorgegangen wie aus einem himmlischen Bade, das nichts wegnahm als Schlacken der Welt und der Menschen, und es neu leuchten ließ in seinem göttlichen Glanze.

Es ist und bleibt also das Christenthum in vollem Sinne des Wortes der einzige wirksame Balsam für die eiternde Wunde; da würde der Verfasser kein Düpflein ändern an seinem Büchlein, sein Glaube ist unverändert der gleiche geblieben: Christus ist und bleibt der einzige Heiland für die sieche Welt. Aber wie der Strom der Zeit das Bett des Uebels breiter und tiefer gegraben, würde er das Büchlein nicht mehr hinspitzen auf die Rettungsanstalten verwahrloster Kinder, welche nur ein einzelner, aber sehr wichtiger Bestandtheil der christlichen Bestrebungen für die verwahrlosten Brüder sind und bleiben müssen, sondern das Büchlein würde breiter werden wie des Uebels Bette, würde wohl alle Lebensgebiete umfassen, es würde eigentlich ein anderes Buch werden, gleich in seinem Grundsatze, aber in anderer Gestaltung, dem Stand der Dinge gemäß, der jetzt ein anderer ist als damals. Das will nun der Verfasser nicht machen; er traut seinen Lesern zu, daß das, was in diesem Büchlein gesagt ist, sie selbst anwenden können auf das ganze Leben. Er theilt zwar seine Leser nicht ein in Gebildete und Ungebildete, verbittet sich die einen entschieden und bittet die andern eben so entschieden, aber etwas höflicher, sondern er liebt alle Leser, welche Augen haben zu sehen, Ohren zu hören und einen Verstand zu begreifen, und solche sind, wie er aus Erfahrung weiß, wenigstens so zahlreich unter den Unmündigen, als unter den Weisen der Welt, welche auch dem Gesetze unterliegen, daß die Gegensätze sich berühren und bekanntlich oft vor lauter Weisheit zu Thoren werden. Der Verfasser möchte sich bloß einige Schlußbemerkungen erlauben, durch das Vergangene und das Gegenwärtige ihm aufgedrungen, von denen er hofft, daß sie offenere Ohren

und freundlichere Aufnahme finden werden, als sie vor zehn Jahren gefunden haben würden, und zwar hofft er diese Ohren zu finden bei Gebildeten und Ungebildeten, bei allen, welche einen aufrichtigen Sinn haben, und denen es wirklich um Wahrheit zu thun ist.

Wo er im vorigen Kapitel stehen geblieben bei den Armen-, Erziehungs- oder Rettungsanstalten armer oder verwahrloster Kinder, will er anfangen. Diese bewähren sich wirklich nicht als eine vorübergehende Frucht eines veränderlichen Geistes, des Zeitgeistes. Sie sind keine Modesache, sie sind ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit geworden und werden es so lange bleiben, als die Zahl der verwahrlosten Ehepaare mehr Kinder zeuget und weder ernähren noch erziehen kann, als in frommen Familien zweckmäßig können erzogen werden. Diese Erziehung wäre allerdings als die naturgemäßeste auch die beste. Auf Bauernhöfen, bei einfacher Kost, harter Arbeit und gottesfürchtigem Exempel, werden die Kinder unbestritten am besten erzogen, aber solche Höfe reichen bei weitem nicht hin. Bauern nehmen bekannt gewordene schlechte Kinder nicht in ihre Familien auf. Diese werden anderweit verdinget, und aus verdingten Kindern dieser Art besteht wenigstens die Hälfte der Zöglinge in Armenanstalten, und mit wenigen Ausnahmen sind sie die verdorbensten, welche aufgenommen werden müssen. Das ist ganz wahr, daß nicht alle Armenanstalten was taugen, daß etwelche Bankrott gemacht oder machen werden, aber unter jeder Baumart giebt es faule Bäume, deßwegen läßt unser Herrgott die Art doch bestehen. Eine Anstalt muß in jeder Beziehung auf den Fels gegründet sein, dem weder Wind noch Wasser was anhaben, die Lebensweise muß streng und einfach sein, an's Bessere gewöhnt man sich schnell, die Zucht scharf, aber so, daß die Liebe darin sichtbar wird und Besserung wirket. Die Zöglinge müssen stark werden inwendig und auswendig, daß sie jegliches Leben ertragen mögen und nicht verdorren und abfallen, wenn die Sonne höher steigt. Endlich

muß ein lebendiger Geist in der Anstalt wohnen und über derselben wachen, sonst entsteht Faulheit und Fäulniß, dann hebe man sie auf alsbald, ehe Aergerniß von derselben kömmt und Kinder darin faulen.

In der neuern Zeit hat man sich auch mehr und mehr der verwahrlosten Familien im Proletariat angenommen, geistlich und leiblich, hat dieses Werk innere Mission benamset, d. h. Sorge für die Heiden im Lande. Darüber ein Wort. Wir betrachten das Werk an sich allerdings für eine schöne Blüthe des neu erwachten christlichen Geistes, nur werde man nicht ungerecht, meine, das Werk an sich sei neu. Neu ist nur die Benennung, an der innern Mission wurde immer und immer gearbeitet. Möglich ist's freilich, daß die, welche ihre Augen hauptsächlich auf die äußere Mission richteten, das Wirken an der innern weniger bemerkten. Je lebendiger man von dem Schaffen in diesem Felde ergriffen wird, desto mehr muß gewarnt werden vor unzeitigem Eifer, ungeschicktem Treiben. Nirgends mehr als hier giltet das Wort unseres Herrn: Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben. Hier hat man es zwar nicht mit Gebildeten, aber mit sehr schlauen Leuten zu thun, welche jede bemerkbare Schwäche auf die verschlagenste Weise zu benutzen wissen, wie listige Kinder die Blößen der Eltern. Man muß sich sehr wahren, daß während man Andere arznen will, man nicht selbst pestkrank wird, oder wie Paulus sagt, daß man nicht selbst verwerflich wird, während man Andern predigt. Man sei ja sehr vorsichtig, daß man nicht Heuchelei fördere und Falschheit pflanze und mit reichen Gaben beide lohne als wahrhaftige Früchte ächter Buße und Bekehrung. Es treiben dieses schöne Werk eine Masse von Menschen und Damen mit einem Unverstand, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Sie mahnen viel an die ehemaligen Weihnachts- oder Neujahrkinder, welche in den Häusern umgingen, sich von den Kindern beschauen und begrüßen ließen als wunderbare Wesen

von Oben und den gläubigen Kindern Geſchenke ſpendeten mit vollen Händen. Die jetzigen Neujahrkindlein tragen eine ſelbſtgemachte Puppe in den Häuſern herum, nennen ſie Chriſtus, laſſen ſie küſſen und anbeten, und wer es thut, der kriegt allerlei als Lohn für ſeine Gläubigkeit. Es machen ſolche Leute zuweilen ein recht unanſtändiges Aufſehen mit ihrer Theilnahme und Sorge für die Armen, ſtellen ihre eigenen Perſönchen in den Vordergrund, wie keine Tänzerin es beſſer machen kann. Und hinter dieſer Zudringlichkeit oder Vordringlichkeit ſteckt oft keine Barmherzigkeit, ſie ſchröpfen Andere, geben ſelbſten nichts, ziehen beim Sammeln oder Vertheilen fremder Gaben Glacehandſchuhe an, weiße wo möglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, bekommen nach vollbrachtem Werk Herzklopfen, fallen in Ohnmacht, wie man auf keinem Theater ſo ſchön es zu ſehen kriegt, und das alles um des Heilands und ſeiner Armen willen. Man hüte ſich doch ja, Chriſtus lächerlich zu machen, damit verdirbt man alles. Die Armen macht man verſtockter, boshafter, man verdirbt den Weg den Berufenen.

Gerade dieſes führt uns auf den Punkt, wo wir mit der innern Miſſion, wenn wir ſie anders recht verſtehen, nicht übereinſtimmen. Die innere Miſſion befaßt ſich mit den untern Ständen, nimmt die unterſten Schichten des ſogenannten Proletariats in Angriff, als ob nur da Heiden im Lande ſeien, als ob daher das Uebel gekommen, darum auch von daher das Heil kommen müſſe. Das iſt nun nicht ſo, ſondern umgekehrt: das Uebel, Abfall und Unglauben ſind von oben gekommen, haben im Beiſpiel von oben in den untern Ständen ihre Berechtigung gefunden, von oben muß das Heil kommen, muß dem Heidenthum ſeine Berechtigung entzogen werden.

Zu dieſem von oben zählt der Verfaſſer voraus alle Regierungen, ſeien ſie nun dargeſtellt durch Könige, Herzoge oder Rathsherren. Zu den Königen von Juda und Iſrael traten

die Propheten, die kleinen und die großen, hielten ihnen ihre Abgötterei vor, machten sie verantwortlich für des Volkes Abfall, und welche Wirkung das Exempel des Königs auf das Volk hatte, das kann in ihren Schriften lesen, wer noch eine Bibel daheim hat. Es ist allerdings wahr, unter den römischen Kaisern, als sie noch Heiden waren, entwickelte das Christenthum die größte innere Kraft, ergriff am mächtigsten die Menschheit. Aber es ist eine ganz andere Sache, wenn eine Regierung heidnisch heißt und heidnisch ist, als wenn eine Regierung sich eine christliche nennen läßt, christliche Ansprüche macht, dabei dann heidnisch ist und heidnisch regiert, so wie man zu einem Feinde in ein ganz anderes Verhältniß kommt, wenn man ihn innerhalb den Thoren hat, statt wie früher außerhalb denselben. Die Regenten wirken doppelt ein auf das Leben der Völker, erstlich durch ihr Regiment und zweitens durch ihr Leben. Wir erinnern an das schöne Wort vom Apostel Paulus: Jedermann sei unterthan den obschwebenden Obrigkeiten, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeiten sind, die sind von Gott verordnet (von Gottes Gnaden). Denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der das Böse thut.

Daher ist's auch noch so schön in unserem Staate, daß der höchste Beamtete und der niederste Treue schwören im Namen dessen, von dem alle Obrigkeit kommt, seine Oberherrschaft anerkennen, gleichsam in seinen Diensten stehen, von ihm endlichen Lohn oder Strafe zu gewärtigen haben. Aber wenn das Salz dumm wird, mit was soll man salzen? Wenn die Obrigkeit abfällt von Gott, nur in ihrem Namen regiert und nicht in Gottes Namen, nur ihre Gesetze gehalten wissen will und die göttlichen Gesetze fast wie die eines Usurpators abschafft oder untergräbt und ungestraft untergraben läßt, ja wenn sie recht eigentlich darauf ausgeht, das christliche Gewissen zu verdummen und stumm zu machen, wenn sie Heere Ungläubiger unter das Volk sendet, kommandirt von Genera-

len, Präſidenten, Rektoren und Conrektoren, welche augenſcheinlich alles chriſtliche Gefühl abſtumpfen und alle chriſtlichen Anſprüche verhöhnen ſollten, was dann, fragen wir, was dann? Da war eine furchtbare pharaoniſche Verblendung! Wehe dem, der eine Autorität ſein will und ſein ſoll und er untergräbt die Autorität deſſen, von dem er ſeine Autorität hat und auf dem dieſelbe beruht. Wie manche Mutter hat dies ſchon erfahren, welche die Kinder gegen den Vater aufwiegelte und in Hintanſetzung ſeines Willens das Exempel gab. Gerade dieſes iſt eine Hauptquelle des Elendes und der Armuth, daß das Anſehen jeder Autorität vernichtet iſt, daß jede Autorität als natürlicher Feind gehaßt und verfolgt wird, daher auch der Zucht der Aufruhr gegenüber ſteht. Und wer iſt am furchtbarſten dabei gefährdet, und wer hat den Anfang davon gemacht, und wer hat das Exempel gegeben? Nun der Anfang wurde freilich nicht in dieſem Jahrhundert gemacht, aber es ſtehet ja geſchrieben, und zwar, um die Väter weiſe und vorſichtig zu machen: Ich ſtrafe die Bosheit der Väter bis in's dritte und vierte Geſchlecht. Alle Warnungen waren umſonſt, es kam dahin, daß wenn chriſtliche Aergerniſſe vom Regiment kamen, man ſie ſtillſchweigend hinnahm mit der Rechtfertigung: Was will man, man hat lange dagegen geredet, man hat nichts davon gehabt als Verdruß, ſchweigen wird das Beſte ſein. Solche Tröſtungen des Gewiſſens ſind ſchlecht, mit Stillſchweigen und Zuſehen macht man ſich der Sünden theilhaftig. Aber was will man, die Naturen ſind ſelten, welche unter fortdauerndem Donner und Blitz der Ungnade unentwegt bleiben, das Haupt aufrecht tragen und die Wahrheit frei ſagen. Es iſt eine große Gabe Gottes, mit denen er ſeine Propheten ausſtattete, daß ſie die Wahrheiten ſagen durften, daß ſie der Wahrheit treu blieben im Widerreden der Welt, daß ſie ausharrten und fortredeten, wenn alles umſonſt, ja wenn ſelbſt Gott ſie zu verlaſſen ſchien, doch

auf ihn vertrauend. Jonas war kein solcher Prophet, ist indessen nicht ohne Nachkommen geblieben.

Eben so viel als das Regiment ist das Leben der Regenten von Einfluß auf das Volk. Den göttlichen Gesetzen ist der Regent unterworfen wie der Geringste im Volke. Unser Gott nimmt das Angesicht nicht auf, ist kein Gott der Ausnahmen, wie das Exempel an David zeigt. Aergernisse müssen sein, heißt es, aber wehe dem, durch den sie kommen. Wer eines dieser Kleinen ärgert, dem wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und derselbe versenket, wo das Meer am tiefsten ist. Das Aergerniß, welches vom schlechten Leben eines Regenten kommt, geht durch's ganze Volk fast bis in die Wiege des Säuglings hinunter. Was dem Regenten erlaubt ist gegenüber den göttlichen Gesetzen, das ist dem geringsten seiner Unterthanen ebenso gut erlaubt; was er seinen Beamteten gegenüber den göttlichen Gesetzen nachsieht und an ihnen duldet, das muß er dem geringsten seiner Unterthanen nachsehen und es an ihm dulden. Alle die, welche in des Königs Solde ein schlechtes Leben führen und Aergerniß geben, die sündigen in des Königs Sold, und das Aergerniß wird am König genommen, der zur Sünde das Geld schießt.

Hier muß die Bekehrung beginnen, hier ist der Hauptacker der innern Mission und nicht das Proletariat. Das ist nichts, einem armen Mannli die Hölle heizen oder ihn einsalben mit Verheißungen von Gnade und einer wöchentlichen Unterstützung, wenn er sich bekehre. Aber einem Regenten oder Regentlein, es kömmt auf eins heraus, die Wahrheit sagen wie Nathan dem David und zwar ohne Hoffnung, es werde in die Zeitungen gethan, in Zeiten, wo solche Artikel weder Zweckessen, weder Ehrenbecher, noch derartige Demonstrationen eintragen, das ist ganz was Anderes. Aber wir haben große Ahnungen, es gebe auch Solche, welche ein stark Wort gegenüber dem armen Mannli haben, ein ordentlich

schweißtreibend Wort, und die hätten wiederum einen sehr starken Scharwenzel gegenüber von Regenten und absonderlich von hohen Damen, welche gewöhnlich Theil am Regieren haben, wenn auch nicht einen constitutionellen, so doch einen unabtreiblichen, nicht zu nehmenden. Da muß alle Tage gepredigt werden, daß wenn wir ein christlich Volk bleiben wollen, Schafe seiner Heerde, die Regenten christlich regieren müßten und einen christlichen Wandel führen, daß aller Weisheit und also auch aller Staatsweisheit Anfang sein müsse: Gott fürchten und seine Gebote halten.

Wir kennen keine Staatsmoral, und wie weit man damit kommt, deß hat Gott im Canton Bern ein Exempel statuirt. Wir können eben so wenig glauben, daß ein Staat nicht christlich regiert werden könne, als wir glauben, unchristliches Zeug und unchristliches Wesen könnten irgendwie und in irgend einem Zweige das wirkliche Wohl eines Staates nicht bloß scheinbar, sondern dauernd fördern, so wenig als wir glauben, der Bauer, welcher den andern um hundert Thaler betrügt, habe von diesem Betrug einen wirklichen dauernden Nutzen oder Schaden bis in's dritte oder vierte Geschlecht. Also hier werde angefangen, ein christliches Heer Soldaten und Beamteten, christliche Finanzen und christliche Schulen, höhere und niedere, eine christliche Justiz, eine christliche Politik, eine christliche Verwaltung, ein christliches Leben, das ist der Hauptschritt zur Bekämpfung des Nothstandes, zur Bekehrung des — Proletariats.

Dann muß aber auch gepredigt werden den höhern Ständen in all ihren Arten und Abarten. Sie sind in Beziehung auf die untern Stände ungefähr, was der Luftkreis zur Erde. Ist der Luftkreis hell und klar, scheint die Sonne durch, so wird es freundlich auf derselben und ein fruchtbringend Leben regt sich in ihrem Schooße; ist der Luftkreis trüb, hängen schwarze Wolken an seinem Gewölbe oder ist er mit grauem Nebel angefüllt, dann ist es trüb auf Erden, und freundlich

und lieblich wird es nicht, bis es oben wieder hell wird, die Sonne wieder Bahn auf die Erde findet. Da oben nun ist das Leben dick und trüb geworden, da war eine Ungläubigkeit zum Grauen, eine Hintansetzung aller göttlichen Gesetze, wie sie vielleicht im untersten Proletariat kaum gefunden wird; was diesen Theil der Gesellschaft zusammen hielt, war eine gewisse Berücksichtigung des Anstandes. Sorge für die Familie, die Standesehre und persönlicher Ehrgeiz. Aber nicht nur stand man den untern Ständen in der Sonne, sondern sie wurden zur Befriedigung der Laster beigezogen, und hatte man sich ihrer bedient, warf man die Einzelnen achtlos und unbekümmert weg, wie die Schalen ausgepreßter Citronen, und zwar an Leib und Seele verdorben in's Proletariat hinein. Doch es soll hier nicht gepredigt werden, bloß zeigen wollte der Verfasser, warum gerade hier gepredigt werden müsse. Werden die höhern Stände nicht bekehrt und christlich, so ist die Bekehrung der untern eine Unmöglichkeit, alle Arbeit ist eitel, das Volk geht zu Grunde.

Man vergesse ja nicht, wie es Christus und den Juden ging. Christus ging nach alter Propheten Sitte auch den Ersten im Volke nach, wie Johannes dem Herodes. Aber die Ersten im Volke wollten ihn nicht hören, er gewann wohl viel Volk, aber viel Volk ging wieder hinter sich, aus Furcht vor den Obern. Christus sah das wohl ein, darum weinte er über dieses Volk, darum sagte er, es werde das Heil von ihm genommen und den Heiden gegeben werden. Darum erkannte Caiphas, es sei besser, Einer sterbe, als daß das ganze Volk verderbe, darum schrie das ganze Volk, kreuzige ihn, kreuzige ihn, sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Und es kam das Blut über die Kinder und das Heil kam den Kindes und Kindes Kindern noch jetzt nicht wieder, darum, weil die Obersten des Volkes die rechte Stimme nicht hören, das Licht der Welt nicht wollten scheinen lassen in die Finster-

niß, und weil sie es noch jetzt nicht wollen, so ist es noch jetzt nicht wiedergekommen.

In der Christenheit dagegen scheint es besser sich zu gestalten, tagen zu wollen von oben, Licht durchzubrechen, wo es sonst so dunkel war. Das kömmt vom Herrn, aber was die Menschen selbst vollbringen können, thut, wie gesagt, der Herr nicht. Da oben also beginnt zu predigen und zu missioniren, aber nicht mit Puppen und Kinderspiel, sondern in der Würdigkeit der alten Kirchenhelden und mit den Worten, die da Kraft haben wie zweischneidende Schwerdter, durch die alte Verstockung gehen, Ströme der Buße quellen lassen über die durch die Winde der Welt ausgetrockneten Felder Gottes, die Schranken brechen, welche zwischen den Ständen sich aufgethürmt, der Bruderliebe den Weg versperrt. Der Verfasser gehört bekanntlich nicht zu denen, welche eine Ausgleichung in der Materie wollen und eine Gleichstellung aller Menschen im Besitz und Genuß begehren. Er will eine Einigung in der Liebe und eine ächte Gemeinschaft der Heiligen. Damit dieses möglich werde, muß allerdings auch etwas Aeußeres geschehen, und zwar hauptsächlich eins, an welches man wenig denkt und am allerwenigsten, daß es hierher gehört: es muß wiederum geachtet werden von Allen und angestrebt von Allen das vierte Gebot: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollt du arbeiten und schaffen alle deine Werke, am siebenten Tage ist der Tag des Herrn, da sollt du und deine Leute und dein Vieh und der Fremdling, der bei dir wohnt, innerhalb den Thoren deines Hauses, kein Werk thun, denn in sechs Tagen hat der Herr geschaffen Himmel und Erde und am siebenten hat er geruhet. Deswegen hat der Herr den Sabbath gesegnet und geheiliget. Der Herr ist der Herr der Zeiten, er zählt dem Menschenkinde die Tage zu, an ihm ist's denn doch wohl, ihren Gebrauch zu gebieten. Er will, daß sechs Tage gearbeitet und am siebenten geruhet werde, und ungestraft verletzt man keins seiner Gebote. Es mögen

viele Leſer dieſe Worte ſeltſam anſehen, vielleicht gar meinen, ganz richtig im Kopfe des Verfaſſers werde es denn doch nicht ſein. Der Verfaſſer meint es ſehr ernſt und glaubt, er denke richtig. Gott macht keine Ausnahmen, und wer das tägliche Brod ohne Arbeit hat, ſoll, wie der Apoſtel Paulus ſagt, arbeiten, damit er habe für den Dürftigen in ſeiner Noth, und wer nicht arbeitet, ſoll gar nicht eſſen. Es iſt nichts, welches ſo ſcharf einen Stand vom andern ſcheidet, als wenn einer arbeitet, der andere nicht. Einer begeift den andern nicht mehr, die Theilnahme verglimmt, es entſteht Haß und Neid auf der einen, Geringſchätzung auf der andern Seite. Es iſt ſehr merkwürdig, wie der Arme vor dem Reichen, der arbeitet, immer noch eine Art von Reſpekt behält, ihn wenigſtens nicht haſſet wie den, der gar nichts thut; dieſer hauptſächlich iſt's, dem der Arme Genuß und Beſitz nicht gönnt.

Wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen.

Als Jeſus eines Morgens in die Stadt ging, hungerte ihn. Und als er einen Feigenbaum am Wege ſah, ging er hinzu, aber er fand nichts daran, denn allein Blätter. Da ſprach er zu ihm: Nun wachſe auf dir hinfort nimmermehr Frucht. Und der Feigenbaum verdorrete alsbald. Wenn der Verfaſſer den Müſſiggang in den höhern Ständen ſah, hat er oft an den Feigenbaum gedacht, und wie er alsbald verdorrte, als Jeſus keine Frucht an ihm fand. Wenn der Verfaſſer Herren und Damen ſah, untauglich zu allem Guten, die nichts konnten, als ihre Perſon zweg rüſten und zweg ſtellen, keine Arbeit kannten, als die Zeit vertreiben, einen Tag nach dem andern ſo gleichſam umbringen, ſo hat er auch an den Feigenbaum gedacht, der geſchmückt war mit Blättern, aber keine Früchte trug. Der Verfaſſer will keine Abhandlung ſchreiben, er bleibt daher ſtehen bei der Behauptung: wollen die obern Stände Buße thun und ſich bekehren, ſo müſſen ſie anfangen, getreulich zu arbeiten die Zeit, die Gott dafür gegeben hat. Aber ſie müſſen noch eines thun, ſie müſſen den ſiebenten Tag,

den Tag des Herren, wieder heiligen sammt ihrem ganzen Hause.

Wer sechs Tage arbeitet, dem ist der Sonntag ein Labsal des Herrn; wer den Sonntag heiligt, dessen Arbeit ist gesegnet während den sechs Tagen. Der Sonntag ist unter den Tagen, was der Sauerteig im Mehl, aus welchem das Brod gebacken wird. Wir möchten fragen, wann war der Handwerksstand geehrter und reicher, damals, wo der Meister mit dem ganzen Hause den Sonntag feierte, oder jetzt, wo die Meister sammt ihrem ganzen Hause von Sonntagsheiligung nichts wissen. Ich und mein Haus wollen dem Herren dienen, soll der Wahlspruch einer jeden Familie werden. Keine Bildung geht über die Sonntagsfeier, das Gebet und die Verkündigung des Evangeliums hinaus, es sei denn eine ungesunde, die zur Thorheit führt; kein Haupt ist so hoch, dem das Wort des Herrn nicht giltet: Und wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, so werdet ihr das Reich Gottes nicht sehen. Und gerade in der Sonntagsfeier, im Gebrauch der Sakramente, im Gehen zum Tische des Herren liegt eine Macht zur Einigung der Gemüther, zur würdigen und schönen Verbindung von Armen und Reichen, Hohen und Niedern, wie sie in keiner Verfassung zu finden, in kein Gesetz zu bringen ist, wie man überhaupt an vielen Orten, wo man nur noch dem Namen, nicht dem Wesen nach christlich ist, keine Ahnung von der Möglichkeit einer solchen freundlichen Vermittlung auf den Gebieten des Gemüthes hat.

Das sind nun Andeutungen, die zum Prüfen und Nachdenken gegeben werden. Es giebt noch eine Klasse, welche wenigstens eben so versunken ist, als das Proletariat, und zu dessen Verdorbenheit jetzt mehr noch beiträgt, als die obern Stände. Es ist das große Regiment von Taugenichtsen, welches sich täglich rekrutirt mit den schlechtesten Subjekten aus allen Ständen, die weder beten noch arbeiten, nichts Heiliges mehr kennen, aber ja freilich sich groß geberden, die Gebildeten

heißen, auf den Wolken des Zeitgeistes durch die Straßen fahren, mit den Schlagwörtern desselben um sich schlagen, daß an keinem Hause mehr das Pflaster hält, daß es Ziegel von den Dächern sprengt. Sie sind die Kneipenpfaffen, die Mönche der Kaffeehäuser, denn sie verlassen sie selten, sie sind die Theaterengel, sind die Hetzer der Hefe des Volkes, die Schreiber der schlechtesten Blätter, die Missionäre des Unglaubens und der Zerrüttung als Flüchtlinge, Handlungsreisende, Hausirer, wandernde Pädagogen, Handwerksbursche und sonstige Landstreicher. Die Massen dieser Menschen finden sich hauptsächlich in großen Städten vor, da zu Tausenden, in kleinerer Zahl durch das ganze Land, besonders in größern Ländern. Das ist die dünkelhafteste Menschensorte, wir wissen nicht, ob hier ein verständig christlich Wort guten Boden finden würde. So verderblich diese Menschen einem Lande sind, so beweinenswerth es ist, daß zur Seligkeit berufene Menschen in einen solchen Zustand fallen können, so nothwendig für das Wohl des Landes, für Gesittung und Ordnung das Wegräumen dieser Klasse wäre, so möchten wir dieses Werk nicht der innern Mission zuweisen, die vagabundirenden Haufen sind durch sie kaum zu fassen, wenn auch zuweilen Ausnahmen gelten mögen. An diesen muß wirken die Bußzucht Gottes, die Läuse und das Ungeziefer Egyptens und die Zucht des Regiments. Nur bei der Unzucht des Regiments war die Entstehung einer solchen Menschenklasse möglich, nur da, wo man verdorbene Schulen, unchristliches Wesen und Leben nicht beachtete, vielleicht direkt oder indirekt förderte, Unsittlichkeit, öffentliches Aergerniß nicht strafte, nur da war das Entstehen so großer Massen solchen Volkes möglich. Das Regiment hat aber auch seine Schuld gebüßt, denn gerade diese verwöhnten meisterlosigen Kinder waren die Ersten, welche die Hand erhoben gegen die Väter, die Throne zum Wanken brachten, aller und jeder Ordnung den Krieg erklärten; denn ein geordneter Zustand ist

ihnen, was Fischen das trockene Land, was Eulen ein Leben ohne Nacht und ohne Wald.

Da, ihr Herren Regenten, ist ein großes Feld voll Unkraut und zwar nicht ohne eure Schuld. Da thut Buße und reutet wieder und jätet, da führt die rechte Zucht wieder ein und zwar ohne juridische Ablaßkrämerei, ohne eigene Abgötterei, in welchem Dienste es keine andern Sünden giebt, als politische.

Hier will der Verfasser dieses Kapitel schließen, welches, wie schon gesagt, keine weitere Abhandlung über die Sache selbst, sondern bloß Andeutungen über den Stand der Dinge enthalten soll. Sollte jemand sich ärgern über das, was von der innern Mission gesagt ist, dasselbe unpassend oder gar feindselig finden, so wäre dieses dem Verfasser sehr leid. Denn so war es nicht gemeint. Der Verfasser kannte das Werk der innern Mission und glaubte seine Hand daran zu haben, lange ehe das neue Wort entstund, wider welches er durchaus nichts hat, nur ist in demselben das Heil nicht, so wenig als in einem andern Worte. Er kennt die Sitte dieser merkwürdigen Zeit wohl, alte Sachen mit neuen Worten zu bezeichnen; wenn er sie auch nicht liebt, will er sie doch Andern nicht wehren. Seine Worte galten bloß der einfältigen Meinung, als sei vor dem Wort das Werk nicht gewesen, hätte daher auch niemand es gefördert, und der einseitigen Richtung, welche das neue Wirken zu nehmen scheint. Daß dieses Wirken ein allgemeines und lebendigeres geworden, giebt er mit Freuden zu; daß die Liebe zu den Brüdern und die Sorge für das Heil der Seelen mächtiger wieder aufflammt unter den Völkern, deß freuet er sich von ganzer Seele, und preiset Gott von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe für die Gnade, daß er das Licht wieder gegeben eben, als die Kleingläubigen wähnten, es wolle Abend werden und der Tag neige sich.

Hans Jakob und Heiri

oder

die beiden Seidenweber.

Baselstadt und Baselland
Sind zwei Finger an einer Hand

jetzt! Es gab eine Zeit, wo sie nur ein Finger waren. Da kam ein Spryßen drein, der Finger ward bös und endlich gab es zwei daraus. Beide sahen einander lange ganz erschrecklich an, wie man es thut, wenn man sich doppelt sieht auf einmal. Sie fürchteten sich sehr vor einander; rührte sich der eine, machte der andere schon die Faust, was sehr rührend war. Nun ist's wieder anders, steht zwar noch nirgends gedruckt. Sie sind so gleichsam die am Rücken zusammen gewachsenen Brüder. Was dem einen weh thut, macht dem andern nicht wohl, und niest der eine, sagt der andere Prosit dazu. Wo Lieb und Leid getheilt werden, da steht's mit der Einigkeit nicht schlecht; vermag ein Finger eine Last nicht zu heben, hilft der andere, und beide zwingen es.

Im Zwängen sind die Basler Meister zu Stadt und Land, vide Exempel in der alten und in der neuen Geschichte. So haben sie z. B. ihre Nase zwischen Frankreich und Deutschland und ihre Finger in allen Welttheilen, und wo sie einmal die haben, bringt man sie mit keinem Lieb mehr weg. Wo was zu erjagen ist, riechen sie es auf hundert Stunden weit, drei Tage vor allen Andern. Wo was zu fischen ist, haben sie es am Angel, ehe ein Engländer seine Glasaugen aufmacht, wenn ganz Europa im Schlamme steckt, sitzen sie im Hirse und pfeifen das Lied: Silber in der Tasche, Nektar in der Flasche: Jä!

Baselstadt stellt die stotzige Nase zwischen Frankreich und Deutschland vor, und wo eine Nase ist, da steckt alleweil noch was dahinter, das ist dann eben Baselland. Das ist ein gut Ländchen oder Land, wenn man lieber will. Wenn darin auch nicht wirklich Milch und Honig fließt, hat man doch vortreffliches Salz darin mehr als genug und Mönchensteiner fast so viel man will, und wem das eine oder das andere nicht gut genug ist, kann das eine mit dem andern verbessern. Zwischen Baselstadt und Baselland ist aber ein Unterschied, daß Baselstadt mehr Steine hat und Baselland mehr Land, da liegt der wahre Grund, warum die Basler, wenn sie Appetit nach Kraut und Kabis haben, auf dem Markte kaufen müssen, während die Baselandschäftler, welche nicht fauler sind als fleißig und die frische Luft ertragen mögen, beides nach Belieben selbst pflanzen können. Bekanntlich giebt es im Thierreich Leute, welche die Luft nicht anders ertragen mögen, als wenn sie halb voll Wein ist. Das sind Leute mit einer eigenen Art Auszehrung behaftet. So wie eine andere Art von Auszehrenden die zuträglichste Luft in Kuhställen findet, so jene in wohlvermachten Weinställen oder Stuben. Solche Kurorte findet man durch's ganze Land reichlichst, auf die uneigennützigste Weise sorgt die edelste der Menschenklassen, die Wirthe, für ungeläftete Lokale hageldick.

Der größte Vortheil, welchen die Landschaft vor der Stadt hat, ist der, daß die Stadt nur eine Stadt ist, das Land aber viele Dörfer hat und eine Stadt obendrein. Ist es dem Basler in seiner Stadt erleidet, was zuweilen geschehen soll, so muß er in die Fremde; ist es dem Landschäftler in seinem Dorfe erleidet, geht er drei Schritte weit in ein ander Dorf, ja er kann sogar in seine Stadt gehen, es ist nicht verboten, die Thore stehen alleweil offen und es ist eine schöne Stadt, hat zweiehalb Gassen, eine schöner als die andere. Die Dörfer sind aber auch schön und kommod eingerichtet. Wenn es regnet, kann man auf den Mistgüllen von einem

Hauſe zum andern ſchiffen und kriegt gar kein Fußwaſſer, wenn's Schifflein keine Löcher hat. In vielen Dörfern hat man ſchöne Ausſichten, ja man ſieht ſogar den Rhein in ſchönſter Mannskraft, wie er ſo munter Baſel zuſchwenkt, als ob er ſich dort eine reiche Frau holen wollte, wird aber kaum eine finden, wird wohl ſelbſt einer Baslerin zu kalt ſein. In Baſelland iſt auch ein Dörfchen, da ſieht man freilich den Rhein nicht, aber wenn man bolzgrad aufgucket, ſieht man den Himmel, und gucket man bolzgrad nieder, ſo ſieht man ſeine Füße, wenn nämlich kein Vorgebirg dazwiſchen liegt.

Gegen Oſten ſieht man am Morgen die Sonne, gegen Abend ſieht man ſie im Weſten, im Norden ſieht man Wald, gegen Süden Feld. Wer arbeiten mag, hat Land zum Pflanzen, wer was zu kochen hat, Holz zum Feuern, wer ſich waſchen will, mehr als Waſſer genug, wer arbeitet, verdient Geld, und wer nicht alles braucht, ſchlägt vor. Was will man mehr in der Welt? Darum ſagen wir auch nicht, wie das Dörfchen heißt und wo es liegt; ſtatt nach Californien wollte ſonſt die ganze Welt dorthin, und die hätte nicht Platz darin.

In dieſem Dörfchen wohnten vor Zeiten, doch nicht, ehe die Basler zwängiſch wurden, ſondern ſeither, zwei junge Burſche, Hans Jakob und Heiri, junges Blut, welches die Tauben lieber gerupft, geſpickt und gebraten hatte, als noch in den Federn und ungefangen. Heiri konnte pfeifen wie eine Nachtigall und tanzen, als ob er Federn hätte. Die hatte er eigentlich nicht, ſondern bloß ſeine paar Kreuzer hatten welche. Wie viele auch des Morgens er in der Taſche hatte, bis auf den Abend waren ihm alle davon geflogen. Hans Jakob war minder lüftig, wo er abtrappete, wurden alle ſeine Schuhnägel ſichtbar, und wenn er auch um alle ſeine Kreuzer kam, ſo gingen ſie doch mehr, als ſie flogen.

Strebſame Leute waren beide, beide wollten glücklich, d. h. reich werden. Wie allen Menſchen, war auch ihnen der

Trieb nach Verbeſſerung ihres Zuſtandes angeboren. Daß ſie ihn nicht beſſer verſtunden, Geld und Glück verwechſelten, außen ſuchten, was nur innen zu finden iſt, iſt ihnen zu verzeihen, waren ſie doch noch jung, alſo dumm, kannten Welt und Weltlauf nicht. Sind ja tauſend und tauſend graue Häupter, welche Welt und Weltlauf kennen ſollten, Geld haben und nicht glücklich ſind und doch immer meinen, auf dem Gelde ſitze das Glück wie auf den Eiern das Huhn, und nirgends ſonſt. Das iſt halt auch ein Vorurtheil, herſtammend von den Erzvätern und eingepaukt von Jugend auf und eingebürgert in Baſel und an allen andern Orten, man trägt es als eine in alle Ewigkeit ausgemachte Sache in ſich, wagt weder ſelbſt Zweifel an ſeiner Gültigkeit zu haben, noch duldet man ſie an Andern. Alſo glücklich und reich werden, wollten ſie, fingen das Werk aber einſtweilen bloß mit Fluchen an, daß ſie es nicht ſchon ſeien, und über den Kaibenlohn, mit welchem man es ja nirgends hinbringe. Wenn ſchon nur alle vierzehn Tage Sonntag wäre, ſo hätte man hundert Jahre daran, um einen Gulden zuſammenzubringen. Da ſie mit Fluchen aber doch nirgends hin kamen, verſuchten ſie etwas Neues, es ſchaffte ſich jeder einen Schatz an; wer einen Schatz habe, dem könne es nicht mehr fehlen, dachten ſie. Sie vertanzten und verklopften nun zu zweien, was früher für eins kaum hingereicht, und fluchten nun auch doppelt über die Ungerechtigkeit in der Welt und die niederträchtige Zeit.

Es iſt curios, die jungen Burſche haben vor nichts ſo Angſt, als vor einer Maidlithüri. Wenn einer drei Tage nach der Confirmation nicht ſchon Eine hat, ſo meint er, er kriege keine mehr. Es nimmt Einen nur wunder, daß nicht jeder die Seine ſchon auf die Welt bringt. Wäre ſehr zweckmäßig, ſollte bei einer Verfaſſungsreviſion erkannt werden.

Heiri hatte ein Kathrinli, Hans Jakob ein Anne Marei. Heiri hatte die Hübſchere, e lüftig Maidli, wie ein Eichhorn, und einen Schnabel hatte es, kein Mühlerad im Baſelbiet

war ihm zu vergleichen. Wie bekanntlich, muß die Liebe gezankt haben. Wenn nun Heiri ihm wüst sagte, daß der Boden zitterte und die Schandworte an den Wänden kleben blieben, so ließ es sein Rädlein schnurren, trieb ihm Werte an den Kopf wie pfündige Hagelsteine, daß Heiri nicht bloß das Reden verging, sondern fast das Athmen erleidete.

Hans Jakobs Schatz, Anne Marei, war kürzer und dicker, Schnabel und Beine gingen ihm langsamer, aber fing es einmal an, hörte es desto länger nicht auf. That Hans Jakob nun ein wenig wüst, so achtete es es nicht, that er wüster, weinte es, that er sehr wüste, längte es ihm eine Husche ab, daß er zweifelhaft wurde, hatte er das Ohr am oder im Kopf. Es ging nicht ungern in's Wirthshaus, aber wenn eine gewisse Zeit um war, hatte es keine Ruhe mehr darin, es war ihm, als säße es in einem Ameisenhaufen, preßirte fort, zerrte an Hans Jakob, zankte mit Kathrinli, machte Hans Jakob böse, ward ausgespottet, daß es in ein Elend kam, daß es ihn's dünkte, als ob die ganze Welt ein Harzkübel wäre und sie allesammt mitten drin. Heiri lachte Hans Jakob oft aus mit seinem Holzbock, wie er Anne Marei titelirte. Mit diesem dicken Bündel kömmst du nirgends hin, sagte er. Hast eine Freude, grännet es dir drein, sollte ich so ein Mensch mein Lebtag im Hause haben, thäte ich noch heute in's tiefste Salzloch springen. Hans Jakob war leicht aufzuweisen, bekam einen Kopf wie ein großer Kohlhaufen und ganz feurig, wollte dem Mensch sagen, was es sei, so recht vaterländisch und es dann fahren lassen in Ewigkeit. Er lief ab und das dicke Anne Marei löschte dem Hans das Feuer im Kopf, machte ihm das Herz wieder voll Liebe, daß er heim kam wie eine große Ankenballe, so weich, zart und süß. Wie es das anfing, wissen wir nicht, wollen es aber bekannt machen, so bald wir es vernehmen, von wegen diese Methode könnte nicht nur manchem Anne Marei, sondern auch manchem Anne Babi sehr kommod kommen.

Bekannt iſt in der ganzen Welt, daß auf die Länge ein Schatz doch erleidet, daß ſie lieber einen Mann haben, dieweil ein Schatz davon laufen kann, ein Mann aber in der Regel warten muß, darum einen Schatz man hüten muß mit Liebe oder Zorn oder mit beiden unter einander, der Mann kommt immer von ſelbſt wieder, wenigſtens dreimal im Tag, wenn das Eſſen auf dem Tiſche ſteht, dem Schatz muß man aufwarten, dem Mann giebt man es ungefähr wie es kommt, bald gebräntet, bald ungebräntet.

Bekannt iſt wiederum, daß wenn man heirathen will, man eigentlich Geld haben ſollte. Manche achten ſich deſſen, Manche nicht, meinen, das Ding komme ſchon nach. Allerdings kömmt immer was nach, aber zumeiſt nur Kinder, kein Geld, das Geld kommt gewöhnlich da am wenigſten, wo man es am nöthigſten hätte.

Heiri und Hans Jakob hatten ſchon oft von Heirathen geſprochen und wahrſcheinlich ihre Maidli noch öfter. Aber im Baſelland, wo man eben nicht am dümmſten iſt auf der Welt, heirathen nur die Dümmſten ohne Geld, ſind halt ſo gut baſleriſch geſinnt, als die in der Stadt drinnen. Heiri und Hans Jakob gehörten nicht zu den Dümmſten, wollten das Geld abwarten, aber die Zeiten ſeien ſo ſchlecht, daß wenn nicht andere kämen, ſie mit dem Heirathen warten müßten bis in die Ewigkeit. Heiri meinte, an jedem Sonntag gehe ihm dahin, was er in der Woche verdiene; wenn nun eine Frau alle Tage Geld brauchen wollte und dann noch des Sonntags mit ihm in's Wirthshaus gehen, ſo wüßte er nicht, wie das ſich machen ſollte. Einen Schatz könne man doch zuweilen an Sonntagen überſpringen, eine Frau aber nicht; heiße man ſie nicht mitkommen, liefe ſie ungeheißen nach. An's Einfachſte, an Sonntagen die Wirthshäuſer zu überſpringen, dachte er nicht; ſo geht es oft. Plötzlich kam Heiri eine Floh hinter's Ohr. Er wolle in die Stadt, ſagte er, hier komme er zu nichts, in der Stadt ſei der Verdienſt viel beſſer, und

Kathrinli meine es auch ſo. Einer aus ihrem Laden habe ihnen geſagt, ſie kämen in der Stadt um's Halb weiter, kämen ohne Koſten zum Seidengarn und die beſte Arbeit bleibe alleweil in der Stadt. Alle viere gaben ſich nämlich mit Seidenweben oder Poſamenten ab, wie es üblich iſt im Baſelbiet, wo es die kleinen Kinder ſchon lernen an der Mutter Bruſt während dem Säugen. In der Seidenweberei liegt ein prächtiges Brod, aber bedenklichen Durſt ſoll ſie den Webern machen, wir wiſſen nicht, ob das Weben oder das Brod. Dieſen Durſt kann, wer es verſteht, mit Kartoffeln löſchen, beſonders mit ſelbſt gepflanzten, das heißt man dann den Knollendurſt. Das iſt das Schöne bei der Seidenweberei, daß ſie nicht in Fabriken betrieben wird.

Wo einer Platz für einen Webſtuhl hat und Scherm darüber, kann er ihn abſtellen und weben ſtundenweit von der Stadt. Dem Seidenherrn iſt es ſchon recht, wenn nur der Mann vertraut iſt; darum giebt es auch keine Fabrikherren, ſondern nur Seidenherren, ach und das iſt gar zu ſchön. Wer noch nie einen Fabrikherrn geſehen, der ſtellt ſich ein groß Ding vor mit großen Hörnern und ſchrecklichen Klauen, ſo viel hat man ſchon von denſelben gehört, aber ſo ein Seidenherr muß man ſich denken mit ſeidenem Herzen und ſeidenen Händen und daß ſie ganz ſeiden mit den Leuten umgehen. Man glaubt gar nicht, was ſo ein Basler Herr, der ſein Lebtag nur in Seide macht, mit der Zeit liebenswürdig werden muß, ganz wie von Sammt und Seide, und was das für einen Einfluß haben muß auf die Sitten der Seidenweber. Dieſe kommen auch zu großen Liebenswürdigkeiten, daß man ganz erſtaunen muß.

Als Heiri dem Hans Jakob ſein Vorhaben mittheilte, gefiel es dieſem auch, er verſprach, mit Anne Marei mitzukommen. Aber Anne Marei war anderer Meinung. Mit vier Roſſen bringe man es nicht in die Stadt hinein, wenigſtens lebendig nicht, erklärte es und blieb dabei. Hans Jakob kratzte

hinter den Ohren und brachte Heiri den Bescheid. Da kam großer Spott über Hans Jakob, wie das Anne Marei ihn unter dem Daumen habe und man nicht wisse, welches das dümmere sei, ob er oder Anne Marei, von einem solchen Erdäpfelstämpfel sollte man sich doch nicht so kommandiren lassen. Da ward dem Hans Jakob sein Kopf wiederum ganz feurig, diesmal wollte er dem Anne Marei zeigen, wer Meister sei, und wolle es nicht, es fahren lassen. Aber wohl, die dicke Anne Marei vertrieb ihrem Hans Jakob solche Flausen, wusch ihm den Kopf, daß das Feuer verging und er weich ward wie Kindsbrei.

Dem Heiri, der meinte, es sei mit Hans Jakob eine ausgemachte Sache, sagte er, er komme nicht, es heiße in der Gschrift, bleibe im Lande und nähre dich redlich. Heiri fing von neuem an zu spotten. Spott du nur, sagte Hans Jakob, wenn du halbwitzig wärest, ließest du Kathrinli nicht mit der Nasenspitze zur Stadt hinein. Warum nicht, frug Heiri? Wirst es schon erfahren, antwortete Hans Jakob und machte sich weiter. Heiri sagte Kathrinli, was Hans Jakob gesagt. Himmeltürk, wie fuhr das auf und zweispännig gegen Hans Jakob zu. Aber der blieb kaltblütig und blieb, wie Kathrinli auch die Zunge an ihm wetzte, bei den Worten, du weißt es besser als ich, was ich meinte, und weißt du es nicht, so wirst du es erfahren. Darauf ging es auf Anne Marei los und sagte ihm, es sei schlecht von ihm, eine Jugendfreundin so zu verdächtigen, wenn es nicht selbst schlecht wäre, sagte es nicht schlechte Sachen von andern. Daneben sei es ihm ganz recht, wenn sie nicht kämen. Es müßte sich ja schämen Tags mit einem solchen Ampelistock über die Rheinbrücke zu gehen oder durch die St. Albe Vorstadt. Das war auch richtig geredet. Es fiel Kathrinli ein Stein ab dem Herzen, daß sie nicht mit kamen, es brachte um so weniger vom Dorfe mit und konnte ungenirter mit ganzem Herzen der Stadt leben. Der Abschied war also nicht thränenweich, er wäre

ganz trocken geweſen, hätte man ihn nicht mit einigen Flaſchen Wein begoſſen; man war gegenſeitig froh, als man ſich die Rücken ſah.

Hans Jakob und Anne Marei lebten bei ihren Eltern, beiderſeits beſaßen dieſe ein Heimweſen, worauf ſie zwei Kühe mager erhalten konnten. Die Kinder mußten dieſes bearbeiten helfen, konnten alſo nicht ununterbrochen arbeiten, brauchten oft für eine Rechnung Seide zu verweben die doppelte Zeit und mußten natürlich den beſſern Theil des Lohns als Koſtgeld in den Händen der Eltern laſſen. Haufen Gelder gingen ihnen alſo nicht durch die Hände, aber es kam ihnen doch bald vor, als hätten ſie ſeit der Abreiſe von Heiri und Kathrinli mehr Geld. Sie ſchrieben natürlich nichts auf, weder Einnahmen noch Ausgaben, thun das ja bedeutende Leute nicht, ja hat man nicht Exempel, daß man in Staatswaldungen Verkäufe von einundzwanzigtauſend Franken weder aufſchrieb, noch im Kopfe behielt, ſollte man es alſo einem Hans Jakob und einem Anne Marei zumuthen? Das Geld weiherte ſich allmählig, wie man im Bernbiet beim Wäſſern ſagt, wenn nicht alles Waſſer wieder abläuft, ſondern ſtehen bleibt. Früher waren ſie von Heiri und Kathrinli angetrieben worden zu allen Luſtbarkeiten, meinten, es müßte ſo ſein. Jetzt, da die Triebräder fort waren, blieben ſie daheim, ſie wußten anfangs nicht, wie und warum. Nach und nach fiel's dem Hans Jacob ein, es ſei eigentlich doch dumm, ſich draußen müde Beine und einen ſturmen Kopf zu holen und dieſelben noch theuer zu bezahlen. Blieben ſie daheim, ſeien ſie am Montag friſch, die Arbeit gehe um's Halb leichter, und das Geld hätten ſie noch im Sack, und da ſammelte es ſich nach und nach, wenn nicht zu einem großen Haufen, ſo doch zu einem artigen Schübeli.

Mit dem in die Stadt gezogenem Paare ſtunden ſie in keinem Verkehr, bloß durch die dritte Hand hatten ſie vernommen, wie vornehm und hoffahrtig ſie geworden, Kathrinli daher komme wie die vornehmſte Prinzeſſin, daß man wohl

ſehe, ſie verdienten Geld wie Heu. Hans Jakob war wohl in der Stadt geweſen, hatte ſie aber nicht aufgeſucht theils aus Bequemlichkeit, theils aus Schüchternheit.

Der große Verdienſt kam ihm endlich hinter die Ohren, er wollte vernehmen, was dran war. Wenn ſie ſo viel verdienten, ein Heimweſen kaufen, heirathen könnten, ehe er daran denken dürfe, wie würden ſie ihn doch auslachen, dachte er. Als er das nächſte Mal in die Stadt ging, ſuchte er Heiri auf, von ſeinem Vorhaben hatte er aber dem Anne Marei nichts geſagt. Anfangs ſah Heiri ihn kaum an, wußte nicht, wollte er eigentlich mit ihm reden oder nicht. Nach und nach ließ er ſich herab und ging mit Hans Jakob eine Flaſche zu trinken. Heiri that ſo adelig und vornehm, daß Hans Jakob ſich gedrückt fühlte. Aus Heiri gebe es was Apartes, dachte er, entweder ein Seidenherr oder ein Halunke. Heiri that groß mit Worten, nicht mit Geld wie die Bauernſöhne, Geld ſah Hans Jakob keins bei ihm. Und doch praſſelte ihn das Geld faſt das Kamin herunter und er verdiente faſt noch einmal ſoviel als früher, wie er ſelbſt ſagte. Auf dem Heimweg war Hans Jakob ganz maßleidig, das müſſe auch ändern, dachte er, dem Anne Marei wolle er ein Kapitel verleſen, daß es das Räſonniren vergeſſe und nicht ferner begehren werde, ihm immer vor dem Glück zu ſtehen.

So kam er heim, trat noch ſelben Abend mit kriegeriſchem Angeſicht vor Anne Marei und that ihm ſeine Predigt dar. Anne Marei blieb kaltblütig und ließ ſeinen Hans Jakob reden. Der war kein Haupttredner, liebte das lange Reden nicht wie die Radikalen in Frankfurt oder Bern, denen die Worte aus dem Maul laufen wie das Waſſer aus einer Brunnröhre. Als er ſein Geſatz geſagt und Anne Marei ſchwieg, fing er von vornen an und repetirte daſſelbe, und als es ſchwieg, repetirte er noch einmal und noch einmal und endlich ward er aus lauter Verlegenheit zornig und ſchrie: Mach auch's Maul auf und red'! Da that Anne Marie das Maul auf und

frug: Was haben ſie erſpart? Ja da ſtand Hans Jakob auch da und hatte das Maul offen, als ob er es nicht mehr zuthun wolle, aber es kam lange nichts raus. Endlich ſchnauzte er: Erſpart! was geht das dich und mich an! Und hätte ich gefragt, er würde mir ſchön geſagt haben, was ich für ein Bauernlümmel ſei, und was das mich angehe. Da hätte er dir gerade das Rechte geſagt, antwortete Anne Marei, was du biſt und was er iſt. Thut er dir groß mit dem Verdienſt, konnteſt du fragen: Was machſt vor, was brauchſt in der Stadt und was brauchſt nit? Was hilft mir ein großer Verdienſt, wenn ich ihn ganz brauche und noch mehr dazu? was ich davon bringe, das iſt die Hauptſache. Da ſtand Hans Jakob ganz dumm vor ſeinem Schatz, endlich machte er abermal das Maul auf und ſagte: Selb iſt, wenn man ein Heimweſen kaufen will, ſo iſt, was man davon bringt, die Hauptſache. Da fuhr aber wieder der böſe Geiſt in ihn, und was bringen wir davon? frug er mit aufgeſperrten Augen. So manches Jahr ſchaffen wir und was haben wir? Wie lange ſparen wir vor? frug Anne Marei. Seit Heiri und Kathrinli fort ſind. Geh und frag, was ſie haben und wer mehr hat, wenn wir unſeres zuſammenlegen. Wie viel haſt du? Wie viel haſt du? frug Hans Jakob.

So zankten ſie eine Weile, bis Anne Marei nachgab und ſeinen Schatz offenbarte. Hans Jakob konnte mehr an der Arbeit ſein als Anne Marei, verdiente mehr und hatte bei weitem nicht ſo viel Geld als daſſelbe, er ſah, daß es nicht auf's Verdienen, ſondern auf das Sparen ankam. Es ſei doch noch bald etwas bei einander, ſagte er, er hätte es nicht geglaubt. Jetzt glaube er, er komme zu einer Frau und Anne Marei zu einem Manne, ehe ſie das Schwabenalter hätten. Nun aber nahm es ihn auch wunder, was der Heiri habe. Das müſſe er vernehmen, ſagte er, ehe viel Zeit vergehe.

Da kam ihm die Gelegenheit zu fragen ungeſäumt. An einem ſchönen Sonntag erſchienen beide im Dorfe unerwartet.

Gar prächtig waren ſie anzuſehen, beſonders von weitem, man hätte glauben ſollen, Heiri ſei ein Seidenherr und Kathrinli eine Seidenfrau. Die Leute ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſie in die Nähe kamen und merkten, daß es nur der Heiri und ſein Kathrinli waren. Erſt gab's ein großes Gerede. Haſt du ſie geſehen, haſt ſie geſehen? Dann gab es ein groß Geläufe, um ſie zu ſehen, accurat, als ſei ein Kameel da und ein Affe darauf oder gar ein Elephant und ein Mohr darauf.

Der Heiri machte den Luſtigen, that nicht hochmüthig, nahm bloß das Maul voll, ſprach von Louisd'ors als ob es Kreuzer wären, tauſend Franken waren ihm ein Bettlergeld, nach dem er ſich kaum bückte, und warf mit Millionen um ſich, als ob er ſie ſchon hätte.

Das Kathrinli dagegen that zimpfer. Wenn es jemand die Hand geben mußte, geſchah es mit großer Vorſicht, als glaube es, die Leute hätten die Krätze. Es hatte auch ſehr feine Hände und ſpienzelte ſie ſehr. Sah ſie Jemand an, ſo ſagte es, ſolche Hände müſſe man haben für die Arbeit, welche es mache. Mit Knebeln, welche man auf dem Lande an der Hand hätte und ihnen Finger ſage, richte man nichts aus und bekäme in der Stadt nicht einmal Arbeit. Das gute Anne Marei ſah es kaum an, und als es grüßen mußte, that es, als ob ihm was in Hals käme, daß es nicht reden könne. Aber wenn es von Baſel reden konnte, was es dort gelte, wie man es halte, wie es Aufſehen mache, dann konnte es reden. Nicht acht Tage ſollte es gehen, ſo wollte es alle Tage zweiſpännig ſpazieren fahren, wenn es Heiri nicht ſo treu wäre. Das werde es, ſo lange Heiri thue wie bis dahin. Es könne von ihm haben, was es begehre. Sei an einem Orte eine Luſtbarkeit, ſo ſeien ſie auch dabei, der Heiri thät's nicht anders.

Das halbe Dorf vergaß das Maul offen ob all dem Gerede und dem Thun. Es war, als ſeien zwei Störche in's

Dorf geflogen zu Weihnacht und ſäßen auf einem Hauſe zu jedermanns Erſtaunen und klapperten tapfer. Das junge Volk wurde ganz unwirſch im Kopf, es kriegte das Baſelfieber, wie jetzt das kaliforniſche regiert. Ein Glück war's, daß man gerade die meiſte Arbeit hatte, es wäre ſonſt eine großartige Auswanderung erfolgt, freilich nur nach Baſel. Als die Arbeit nachließ, war auch das Fieber vorüber.

Mit Hans Jakob hatte Heiri wenig geredet, als er fort wollte, ſagte er zu ihm, gieb mir doch fünf oder ſechs Franken, ſteckte im Vergeß nicht mehr zu mir. Hans Jakob griff in ſeine wohlverſorgte Taſche, gab ihm das Geld und ſagte: Du wirſt brav vorſchlagen und vor mir an's Heirathen kommen? Da lachte Heiri und ſagte, einſtweilen denke er an beides nicht. Viel Geld hätten die Kleider gekoſtet, bis ſie ſich nur hätten zeigen dürfen. Luſtig ſei das Leben in Baſel, da lerne man erſt, was ein Menſch ſei, aber es koſte viel Geld. So wollten ſie einſtweilen luſtig ſein und leben. Es ſei bald viel verbraucht, aber auch bald viel beiſammen, wenn man es haben müßte. Wollte man ihm jetzt auch ein Heimweſen ſchenken, daß er drin wohnen ſollte, er verſetzte keinen Schritt, nur um zu ſehen, wo es ſei. Heiri hatte Wein im Kopf, als er ſo ſprach, aber es graute Hans Jakob doch. So könne man ſich ſchwerlich verſündigen, dachte er, daß man es nachher bitter büßen müſſe, mit vermeſſenen Worten ſei nicht zu ſpaßen. Daneben hielt er es ſo gleichſam für eine Ehre, daß er dem vornehmen Heiri Geld leihen konnte. Das iſt aber der Ehren eine, die man bald ſatt kriegt.

Als nun Hans Jakob vor Anne Marei Heiri's Ruhmrednereien wiederholte, fragte es trocken: Und jetzt, haſt gefragt, was ſie vorgeſchlagen haben? Das andre Mal frag ſelbſt, wenn es dich wunder nimmt, ſchnauzte Hans Jakob. Heiri ſagt, man ſei nur einmal jung, jetzt wolle er einmal leben wie ein Menſch und nicht wie ein Vieh. Wolle man es einmal anders, ſo könne man es immer machen. Und Heiri

hat Recht, warum ſoll man es ſich nicht gönnen, während man es hat und mag? Das nächſte Mal, wenn ich in die Stadt und zu ihm gehe, um mein Geld wieder zu holen, will ich mit ihm reden, wie wir es anſtellen müſſen, um auch hinein zu kommen, und dann mußt mit, magſt wollen oder nicht. So, noch Geld leihen mußteſt? Du wirſt nie witzig, Hans Jakob, ſagte Anne Marei. Das iſt e luſtig Lebe, wo man nicht einmal für einen gänzen Tag Geld genug hat, das iſt e Lebe, wo man zuletzt auch was davon bringt: Läuſe und Lumpen. Kannſt das nicht an den Fingern abzählen, Hans Jakob? Ja, ſagte Hans Jakob, gehabt hätte er es wohl, aber nicht bei ſich, komm ich zu ihm, giebt er mir's wieder.

O Hans Jakob, muß dir einmal die Dummheit mit der Schaufel abſchorren! Meinſt, wenn Heiri mehr gehabt, er hätte es nicht zu ſich geſteckt, mit demſelben im Hoſenſack geklingelt, die Thaler auf den Tiſchen herumgeſchlagen? Schämteſt du dich nicht, ſolchen Aufwand und nicht für einen Tag Geld im Sack! Schulden und kein Geld, iſt das e luſtig Lebe? Selb Leben begehre ich nicht. Käthrinli hatte auch kein Geld, was es ſeiner Mutter kramete, war ein Elend. Ich käme lieber nicht heim, als mit einem ſolchen Halstüchelchen, wo nicht vier Batzen werth iſt, vielleicht iſt es daſſelbe noch ſchuldig. Was iſt das für ein Leben, wo alles im voraus verſoffen und verhudelt iſt, und was hat man vom Verſaufen und Verhudeln, wenn es vorbei iſt und man kein Geld mehr hat? Erſparen wir, haben wir's im Alter, dann können wir es brauchen und es thut uns wohl. Das iſt gelebt wie ein Menſch und nicht wie ein Vieh, wenn du es wiſſen willſt, Hans Jakob! Aber auf Heiri's Mode mit dir leben will ich nicht, mit dir betteln mag ich nicht, und wenn du ſtehlen willſt, kannſt auch alleine gehen. Brauchſt mir nicht ſo zu kommen, ſagte Hans Jakob unwirſch, du haſt den Verſtand nicht alleine mit Löffeln gefreſſen, ich habe ſo viel als du. He ſo zeig ihn her, antwortete Anne Marei. Aber Hans

Jakob überhörte dies und fuhr fort: Es giebt viele Leute und die haben am kleinen Finger mehr Verstand, als du am ganzen Leibe und wärest noch einmal so groß, die gönnen sich das Leben auch und gehen deßwegen weder betteln noch stehlen. Immer nur schaffen, nichts davon haben, keine einzige Freude, das ist ein Hundeleben, ist dem Teufel z'gönne, aber auf die Länge mag ich nicht dabei sein. He nun, sagte Anne Marei, so geh in Gottes Namen, wenn du Freude am Lumpenleben hast. Habe geglaubt, du seiest ein braver Bursche und mit den Jahren werde dir der Verstand schon kommen. Aber es wird nicht sein sollen. Ich habe nicht geglaubt, daß das ein Hundeleben sei, wenn man sechs Tage arbeitet in Ehren und den Sonntag zubringt mit Ehrbarkeit statt mit Saufen und Spielen und sorget für den alten Mann oder für Weib und Kind. Ich glaubte, es sei dir anständig und wohl dabei, das Geld zu sparen, statt dafür einen bösen sturmen Kopf zu kaufen. Aber ich weiß wohl, was es ist, bin dir nicht mehr lieb, bin dir zu gering, wirst eine Hübschere wollen für in die Stadt, wirst dich des Sauerkabiskübels, wie du mich einmal genannt, schämen. Merk's wohl, will dir nicht im Wege sein, geh in Gottes Namen, wenn du magst. O mein Herz, wie thut das mir so weh, es will mir ab einander. Hatte dich so lieb, Hans Jakobli, o, ach o! Aber ich will mich drein schicken, will dir nichts Böses nachwünschen. Du findest eine zehnmal Hübschere, aber sieh, ob du Eine findest, die es besser mit dir meint, die dich lieber hat als ich, o Hans Jakobli, es will mich zerreißen! Nun brach das Schluchzen, welches schon lange in einzelnen Stößen sich kund gegeben, mit aller Macht los und verschlang alle verständlichen Töne.

Der Leser wird merken, daß Anne Marei den Hans Jakob nicht immer beim gleichen Strubel nahm, sondern abwechselte nach den Umständen. Das ist eine vortreffliche Manier, denn geiget man nur auf der gleichen Saite, macht man am Ende keinen Eindruck mehr. Diese Kunst kennen

— die meiſten Weiber, lernen ſie aber nicht von den Profeſſoren, ſondern theils von der Natur, theils von den Müttern. Sie haben einen feinen Inſtinkt zu unterſcheiden, welche Saiten im gegebenen Augenblick mehr Eindruck machen, die groben oder die feinen, die harten oder die zarten. Die Weiber hüten ſich wohl, Theorien über die Wiſſenſchaft bekannt zu machen, wir glauben jedoch bemerkt zu haben, daß in der Regel, beſonders wenn der Mann Wein im Kopf hat, die weichern und zartern vorzuziehen ſind. Wir glauben feſt behaupten zu dürfen, daß Weiber oder Mädchen, welche dieſe Saiten ſo recht zu ſtreichen wiſſen, jeden Mann, beſonders wenn ſie ihm dazu noch ein wenig im Barte kratzen, zähmen, und ſei er *wilder, als der wildeſte Löw, und gehe er brüllend umher, als* ob er Himmel und Hölle verſchlucken wolle. Mädchen und und Weiber, welche dieſe Kunſt verſtehen, die ſind die eigentlichen Hexen, und die wird man nicht ausrotten mit keiner Aufklärung und keinem Fortſchritt, ſo lange Eva's Blut in den Adern ihrer Enkelinnen rollt.

Als Hans Jakob ſah, wie elend es ſeiner Anne Marei war um's Gemüth und zwar wegen der Liebe zu ihm, ſo hätt's nicht viel gefehlt, er hätte auch angefangen zu heulen und weh zu ſchreien. Doch begriff er, daß nicht viel dabei herauskäme, wenn nun zwei heulten ſtatt nur einem, er legte ſich daher auf's Tröſten. Thu nicht ſo, ſagte er. Es hat doch jedes das Recht zu ſagen, was ihn's dünkt, daneben iſt dann ja noch nicht geſchrieben, daß es gerade ſo ſein müſſe. Das Sparen iſt mir ja ganz recht, das könnte man in der Stadt auch. Aber wenn du lieber hier bleiben willſt, ſo iſt's mir auch recht, wenn man ſich zuweilen was gönnt und du nicht meinſt, es ſolle kein Kreuzer für einen Schoppen oder zwei gebraucht werden. Aber jetzt ſei wieder zufrieden und thu nit ſo wüſt.

Anne Marei hatte Verſtand, machte nicht den Tubelkopf, ſteifte ſich nicht in ſeinem Elend, bis Hans Jakob der Zorn

wiederkam und er davon fuhr mit den Worten: Adieß derweilen, jetzt kannſt warten, bis ich wiederkomm! Da ihm der Hals noch zu voll Schluchzens war, längte es ihm vorläufig die Hand. Kein Menſch hätte dem dicken Pfudumpf die Klugheit und den Takt zugetraut, den Anne Marei in den verſchiedenen Manövers an den Tag legte. So bald es reden konnte, that es es, und wie es im Liede heißt: Der König und die Kaiſerin, des langen Hadern müde, erweichten ihren harten Sinn und machten endlich Friede, thaten auch Hans Jakob und Anne Marei.

Dem Hans Jakob war eigentlich ihr neues Leben ganz recht, er hatte am Sparen und dem Mehren ihres Schatzes Freude, aber er hatte von den Köpfen einen, die nicht gar ſind, wo man gar leicht eine Floh hinter's Ohr ſetzen kann, die ſich da einbeißt und wüſt thut. Die Kunſt iſt nur die, dieſe Floh ſo ſchnell als möglich wegzufangen und unſchädlich zu machen. Darum auch werden die Weiber ganz naturgemäß von Jugend auf in dieſem Faug geübt, und die meiſten verſtehen ihn aus dem Fundament, wenden ihn leider nicht immer am rechten Orte und mit dem rechten Fleiße an. Anne Marei wohl, wußte, wo das Flohnen am meiſten abtrug, und trieb es meiſterlich.

In einem Dörfchen iſt es nicht wie in einer Stadt. In einer Stadt giebt es alle Tage was Neues. Das Geſtrige wird heute ſchon aus dem Gedächtniß geſtüpft. So iſt's im Dörfchen nicht, da ſurret ein Erlebniß vielleicht ein halbes Jahr in den Köpfen, bis wieder was Andres es ablöst.

So war der Beſuch aus der Stadt nicht ſo bald vergeſſen. Wenn die Mädchen in der Ernte ſchwitzten auf den heißen Aeckern, dachten ſie an's Kathrinli, wie kühl es hätte in der Stadt und wie weiße Hände es kriegte am Schatten. Wenn die Burſche beim Weine ſaßen, ſprachen ſie von Heiri, wie der es habe, wie der daher komme und Geld habe nicht bloß zum Verklopfen, ſondern zum Freſſen.

Einmal zur Seltenheit war Hans Jakob auch dabei, da ſtach ihn der Gugger, er ſchmunzelte lange, ſagte endlich, es komme darauf an, wie man es anfange, wer es verſtehe, komme hier weiter als in der Stadt, Heiri habe wohl groß gethan, aber er könnte noch mancher groß thun, wenn er das Geld dazu entlehnen wollte und Andere könnten groß thun, wenn ſie ihr Geld brauchen ſtatt ſparen wollten. Was er Heiri geliehen, habe der ihm noch nicht wieder gegeben, er aber habe es entbehren können und ſeither vorgeſchlagen, daß er noch manchem Heiri geben könnte, ehe er ſagen müßte: Kann nicht, hab ſelbſten nichts. Er kam ſo in's Reden und Pralatzgen hinein über alle die Weisheit, welche er und Anne Mareï hatten, daß er ganz ſtarrsinnig wurde und Andere ebenfalls. Man zankte gewaltig, Einige gaben dem Heiri recht, Einige dem Hans Jakob. Als man es mit Worten nicht ausmachen konnte, verſuchte man es mit Schlägen, und als man endlich auch damit nicht zu einem beſtimmten Reſultat kam, ging man mit den ſturmen und blutigen Köpfen heim.

Es ging nicht manchen Tag, kam Einer, der dabei geweſen, zu Hans Jakob und ſagte: Du weißt, wir ſind von Kindsbeinen an die beſten Kameraden geweſen, ſo lieb wie du mir biſt, iſt mir niemand auf der Welt, lieber nützte nichts. Ich habe das Vertrauen zu dir, wie zu keinem Andern, darum komme ich auch zu dir. Du wirſt mir deßwegen nicht zürnen, ſondern es wird dich ſicher noch freuen, wenn du mir helfen kannſt. Sieh, ich bin in Verlegenheit, zwölf Franken ſoll ich morgen zahlen und habe dieſen Augenblick das Geld nicht bei der Hand. Ich habe einzuziehen. Bhütis viel mehr als das, es war mir verheißen, aber die Leute konnten es nicht z'wegbringen und das Wüſteſt alles machen, die Leute auf die Gaſſe bringen, das mag ich in Gottes Namen nicht. Von wegen ich habe ein Gefühl, ich muß denken, wie es mir wäre, wenn man es mir ſo machen würde. Längſtens in vierzehn Tagen mußt du das Geld wieder haben. Ich zahle dir dafür was

du willſt, und kann ich dir wieder helfen Tag oder Nacht, ſprich zu, von wegen ich werde es dir nicht vergeſſen im Leben und im Sterben nicht. Das dünkten den Hans Jakob ſchöne Worte, ſie gefielen ihm ſonderbar wohl. Brav wär's nicht, wenn er da nicht hülfe, das Geld liege da unfruchtbar, gebe er es, ſo kriege er es in vierzehn Tagen wieder und dazu noch Gottes Lohn, und der ſei doch immer noch was werth. Er gab alſo das Geld, der gute Kamrad dankte gruſam und ſagte: Zähl darauf, ich gehe dir an die Hand, wie ich es verſprochen. Wenn du das Geld in drei Wochen nicht wieder haſt, kannſt mir Schelm ſagen, wo du willſt.

Nun es wär ſchön, ſagte Hans Jakob, daneben iſt es *nicht geſagt*, daß es Punktum in drei Wochen ſein muß, wenn es in vieren iſt, bin ich ſchon zufrieden. Und darauf ward Hans Jakob, im Bewußtſein einem Freunde geholfen zu haben, recht glücklich im Gemüthe und ſchlief ganz herrlich darauf. Man ſieht, unſer Hans Jakob war in Geldſachen zum Verwundern unſchuldig, beſonders für einen Basler.

Nicht acht Tage gings, ſchlich ihm ein Anderer nach, bis er ihn hatte. Hans Jakob, ſagte der, Hans Jakobli, ich habe was, darf es dir aber faſt nicht ſagen, daß es mir ſo gehen könnte, nein, daran habe ich nie gedacht. Sieh, wie es mir ging. Ich hatte viel Geld beiſammen, nie ſo viel, da fällt meiner Mutter Bruder eine Kuh, Kinder hat er keine, ich ſoll ihn erben, das iſt beſtimmt, der kommt und ſagt, gieb mir, was du an Geld haſt, ich muß eine andere haben und bin ungeſinnet nicht bei Gelde. Begreiflich gab ich her, was ich hatte. Da kömmt mir plötzlich die Aufforderung zu Bezahlung einer Summe. Vor Zeiten war ich einem Freund Bürge, hatte es ganz vergeſſen, der ſoll zahlen, iſt krank, hat nichts, jetzt kömmt man auf mich los, kann ich nicht, muß ich verganten. Und zu allem Unglück habe ich eben eine reiche Heirath z'weg, es iſt alles richtig, und es iſt ein ſchrecklich Vermögen da, halb Elſis und faſt d's ganz Markgrafenland

ist dem Schwäher. Ich sagte noch keinem Menschen was davon und du bringst es mir bei Leib und Sterben nicht aus, du weißt, wie Einem beim Heirathen so leicht z'böst geredet wird, b'sunderbar, wo ein solcher Reichthum ist. Dem Schwäher darf ich es nicht sagen, sonst meint er, wie tief ich drin sei. Es sind gar schlechte Leute in der Welt, er würde es mir kaum glauben, wenn ich ihm sagte, es wäre nur das, der Mutter Bruder darf ich nicht plagen, sonst komme ich um's Erbe, da dachte ich, du gehst zu Hans Jakob, das ist dir der liebste Mensch auf Erden, der hilft dir, das fehlt dir nicht, der hat ein Herz wie Gold. Du verdienst den Himmel drob, alle Jahr ein Fäßli vom besten Markgräfler aus des Schwähers Reben mußt haben, und obendrein sollen es Kinder und Kindeskinder nicht vergessen, was du an mir gethan.

Das dünkte Hans Jakob nur wohl viel und gräßlich, wenn sein Freund so ganz um sein Glück kommen sollte, und vielleicht dachte er auch an den Markgräfler aus des Schwähers Reben, wir wissen es nicht, solch Vertrauen konnte er nicht täuschen, er gab das Geld und sagte: Ich zähle darauf, daß du es mir bald wieder bringst, es könnte einen Fall geben, wo ich es selbsten brauchte. Versteh, sagte der Andere, aber bau darauf, in sechs Wochen sollst es wieder haben. Und wenn ich stürbe, ich käme todt und brächte es dir. Selb lieber nicht, sagte Hans Jakob und sah mit bedenklichem Gemüthe seinem neuen Schuldner nach, wie der mit flüchtigen Beinen dahin segelte. Wer erinnert sich noch des Gefühls, welches in ihm aufstieg, als er das erste Grundstück gekauft, das erste Kapital ausgeliehen und dafür einen sichern Brief in Händen hatte. Kam es ihm da nicht vor, als sei er um einen halben Kopf gewachsen, als dürfe er erst jetzt ordentlich abtrappen auf der Erde, war doch auch ein Platz davon sein oder ihm wenigstens verschrieben, erst jetzt den Kopf recht aufrecht tragen, gehörte er doch der vornehmsten Klasse an, den Grundbesitzern. Dieses Gefühl hatte Hans Jakob gar nicht, im Gegentheil,

es war ihm ganz flau um's Herz, je mehr er dem Schuldner nachſah, deſto mehr war es ihm accurat wie einem Jungen, dem ein gefangener Vogel aus der Hand entronnen. Traurig zählte er den Reſt ſeines ſchönen Silbers nach. Traurig dachte er an die Zeit, wo er ſie wohl wieder alle beiſammen habe, die Thaler, die halben Thaler und die Dreibätzler. Züriböcke hatte er keine, die gehen nicht aus dem Canton, von wegen man ſchätzt ſie nirgends ſo hoch und hat ſo viel darauf als im Canton ſelbſt.

Nun ging es eine Weile, wo Hans Jakob Zeit hatte, dem Vogel, der ihm aus der Hand geflogen, nachzudenken und ſich umzuſehen nach dem erſten Vogel, der längſt wieder kommen ſollte und nicht kam. Als er eines Abends vom Felde heim kam, ſprang ihn Einer an hinter einem Zaune hervor. Hans Jakob, ſagte er, wollte ſchon lange mit dir reden, traf dich aber nie alleine. Du biſt ein guter Burſche, keinen beſſern giebt's und du haſt Geld, ich weiß es, und beides iſt ſelten beiſammen, du hilfſt gerne, wo du vielleicht beſſer thäteſt, du hülfeſt nicht, jetzt hilf mir auch. Da kam ein Dritter dazu, derweilen kam Hans Jakob wieder zu Athem, denn bei der Anſprache war es ihm geweſen, als ſchlage ihm jemand mit dem Holzſchlägel auf's Herz. Um eine Ausrede nicht verlegen, ſagte der Erſte: Komme gleich mit dir heim, kann die Sache beſehen, dann werden wir des Handels wohl einig. Es ſei ihm leid, ſagte Hans Jakob, er gehe nicht heim, ſei preſſirt, er müſſe noch irgendwo hin, ſchwenkte ab und war fort, ehe der Erſte ihm ſein Begleit anbieten konnte.

Er lief, als ob der ſchwarze Dillersbilder hinter ihm ſei, auf einem Umwege nach Hauſe, faßte ſein Geldlein zuſammen und machte ſich damit zu Anne Marei, haſtig wie Einer, der ſeine letzte Habe aus dem Feuer trägt. Das erſchrak ſehr, als es ihn ſo ung'ſinnet daher kommen ſah, als wie aus den Lüften, wo er dem Dillersbilder ab dem Karren gefallen. Von ſeinen Kapitalanwendungen hatte Hans Jakob ſeinem Anne

Marei nichts gesagt, vielleicht daß er seine Freunde nicht verrathen wollte, vielleicht empfand er ein gewisses Gefühl, Anne Marei könnte Glossen machen, ihm eine vaterländische Abwaschung seiner Sünden z'weg machen, vielleicht auch wollte er Anne Marei daran gewöhnen, daß es nicht immer wissen müßte, was er mache. Das ist manchem Manne sehr lästig, wenn seine Frau gar zu gwundrig ist und gar alles wissen will.

Als Anne Marei die Geschichte vernahm, that ihm erst das Herz weh, dann that es wüst, daß Hans Jakob endlich auch aufbegehrte und sagte, er wollte, er hätte das Geld versoffen, so hätte es dann deretwegen nicht wüst zu thun. Hätteſt meinethalb, sagte Anne Marei, es kommt so auf eins, wenn du den Esel machen und dein Geld geben willst dem ersten besten Schelm. Kameraden, Freunde waren's, sagte Hans Jakob. Fründ wie Hünd, antwortete Anne Marei. Soll man Freunden in der Noth nicht helfen, frug Hans Jakob, ist das nicht Christenthum, ja sogar Pflicht (Redeweise der Mani auf dem Galgenmöösli bei Bern)? Waren die Bursche in der Noth, und waren sie es, waren sie es wegen rechten Sachen oder weil sie die Knöpfe ab den Röcken versoffen, hast die Sache untersucht? Solchen Geld zu geben ist nicht Christenthum, sondern Reisegeld der Hölle zu. Gerade so pflanzt man den Leichtsinn. Fänden solche Brandschatzer nicht immer Tröpfe wie dich, das Handwerk würde ihnen bald erleiden. Aber wie kömmt es, daß Alles auf einmal von dir Geld will, selb möchte ich wissen, redete Anne Marei. Weiß es nicht, sagte Hans Jakob. Ich sagte bloß, als einmal die Leute so Aufhebens machten wegen Heiri und wie der verdiene, es wäre doch möglich, daß Einer auf dem Lande so viel Geld mache als so ein Heiri in der Stadt. Ich hätte ihm das letzte Mal, als er da gewesen, das Geld vorgestreckt für die Heimreise und hätte noch für mehr als einen Heiri übrig behalten. Es komme nicht bloß auf das Verdienen an, sondern hauptsächlich auf das Vorschlagen. Mehr als hundert Mal

haſt du das ja geſagt, ſo werde ich es doch auch einmal haben nachſagen dürfen.

Es geht die Sage, diesmal hätte Anne Marei durch eine ganz andere Demonſtration Hans Jakob zu der Einſicht gebracht, daß es Fälle gebe, wo man hundert Mal geſagte Dinge nicht ein einzig Mal wiederholen dürfe, und daß der dümmer als der dümmſte Eſel ſei, der rühme, wie reich er ſei und wie viel Geld er daheim habe. Rühmen thue ſich nur, wer es nöthig habe, d. h. wer des Ruhmes mangle oder des Geldes. Fötzlen beſſerten mit Rühmen nach, er ſollte ſich ſchämen mit ihnen z'gmeinen. Wo die größten Rühmer ſeien, da ſolle man zuſehen, wo man trappe, wenn man nicht einen Schuh voll hinausnehmen wolle.

Endlich, aber erſt nach einer langen Predigt, kam Hans Jakob zum Verſtand und wurde breiweich. Er erhob Anne Marei zum Finanzminiſter und übergab ſeinen Kaſſenſaldo, wie die Gelehrten ſich auszudrücken pflegen. Anne Marei beſaß für dies wichtige Amt nicht große Vorbildung, aber es hatte große natürliche Anlagen. Syſtem hatte es gar keins, aber immer Geld, und dieſes ging ihm nicht verloren in einem Deficit, es verſilberte keine Titel, aber zu dem, welches es kriegte, trug es Sorge. Es verließ ſich hauptſächlich auf das, was es hatte, und nicht auf das, was es möglicherweiſe kriegen konnte, und was die Hauptſache war, es nahm nicht dem Hans Jakob das Geld ab unter dem Vorwand, daſſelbe nach dem beſten Syſtem zu verwalten, und ſagte ihm dann, wenn er nach dem Gelde ſah, ja es ſei keines mehr da, von wegen nach dem neuſten Syſtem ſei das die beſte Verwaltung, welche das Geld zu brauchen wiſſe und wie? Anne Marei hatte Geld und bei Anne Marei ſuchte niemand Geld, und das iſt ein großer Vortheil. Es ſchien ihnen freilich zuweilen, kommod wäre es, wenn es nicht ſo todt da läge, ſondern Zins trüge. Aber wem geben, daß Zins käme und das Kapital ſicher bliebe, und daß man das Kapital haben konnte,

wenn man es nöthig hatte? Das ist ein Handel, der oft beide in bittere Verlegenheit bringt, den Gläubiger und den Schuldner. Der Gläubiger sollte nothwendig sein Geld wieder haben, kriegt er es nicht, kann er einen Schaden leiden, der größer ist, als das Kapital, geschweige denn der Zins. Der Schuldner soll wieder geben, unerwartet, ehe er sich gehörig erholt und gekehrt, geräth in die bitterste Verlegenheit, versäumt unglaubliche Zeit mit Geld suchen, hat viel Kosten, muß am Ende verganten, ja und nicht selten mit ihm auch der Gläubiger. Auf Grundbesitz namentlich sollte man immer Geld haben, welches nicht aufgekündet wird, bei richtigem Zinsen, oder doch in seltenen Fällen. Erst dann kann der Besitzer ruhig schlafen. Wer alle Tage eine Abkündung erwarten muß, der kann es nicht, der muß ja alle Tage bereit sein, sein Bett an einem andern Orte aufschlagen zu müssen. In neuester Zeit ging das Gerede von Hans Jakob, er stehe mit dem berüchtigten schmierigen Rechtsagenten, der bekanntlich der Schuldeneintreiber der Juden ist und dieses Aemtlein im Namen der hochmüthigen englischen Nation verwaltet, wahrscheinlich gegen ein gewisses Procent, in lebhaften Unterhandlungen. Palmerston soll sich erklärt haben, das Geschäft, dem Hans Jakob seine Gelder einzutreiben, übernehmen zu wollen, will es aber nur durch Dreimaster und Dampf betreiben, und zu dem Ende sollte Hans Jakob alle Pfützen und Mistgüllen in Baselland für Linienschiffe schiffbar machen, während Hans Jakob meint, Palmerston könnte das Geschäft füglich durch seine Lords und Ladies zu Fuß betreiben lassen, sie wären langbeinig genug. Es ist auch wahrscheinlich, daß Palmerston nachgeben wird, da derselbe in seinen Geschäften schlecht zu stehen scheint. Wo er noch das kleinste Schüldlein weiß von Vater und Großvater selig her, da schickt er auf Schiffen seine Bulldogs aus und läßt es eintreiben bis auf den letzten Pfennig.

Nun verfloß in einförmigem Fahrwasser eine geraume Zeit, wo nichts Absonderliches zu bemerken ist. Heiri und Kathrinli

schaukelten sich auf den leichten lustigen Wellen des Stadtlebens, verkehrten wenig mit ihrer Heimath. Von Kathrinli redete man allerlei, aber es wird viel geredet, ohne daß es allemal wahr zu sein braucht.

Noch einförmiger floß das Leben von Hans Jakob und Anne Marei dahin. Wie sie es angefangen, lebten sie äußerlich sparsam und arbeitsam fast einen Tag wie den andern fort. Wer sich aber mit ihnen näher eingelassen hätte, würde an ihnen eine Verständigkeit, ein gesundes Urtheil bemerkt haben, welches er ihrem Aeußern nach ihnen nicht zugetraut hätte. Ja, es geschah zuweilen, daß ältere Bekannte, welche eine Zeit lang mit ihnen nicht zusammengetroffen, sich über sie verwunderten und sagten, sie hätten das nie hinter ihnen gesucht, sie hätten es gut verbergen können. Nein, sie hatten nichts verborgen, was auffiel, besaßen sie erst seit Kurzem, es war ihnen unvermerkt gekommen wie der Thau vom Himmel. Der Menschen eigentliches Leben bildet sich innerlich, von innen heraus kommen Thorheit und Weisheit. Der Mensch denkt des Tages, der Mensch träumt des Nachts. Denkt und träumt der Mensch nun Tag und Nacht lauter thorrechte Dinge, hat er nur Lustbarkeiten im Kopf, hoffährtiges Zeug, Befriedigungen seiner Sinnlichkeit, sinnet er bloß an die Fehler seiner Nächsten, ihr Guthaben und sein Bösshaben, so wird er voll Mißvergnügen, voll Bosheit und voll Thorheit, die wachsen alle Tage und glotzen heraus sichtbarlich, der Mensch zeigt sich alle Tage boshafter, liederlicher, mißvergnügter, träger, schlechter mit einem Wort.

Dann schlagen die Leute die Hände über den Kopf zusammen und sagen, dem hätten sie dies und jenes doch nicht zugetraut, wie der doch so plötzlich sich geändert, wer es ihm so auf einmal eingegeben, ein Mensch oder der Teufel. Das ging ganz natürlich zu, der verführte sich selbst. Der speiste und tränkte sein inneres Leben nicht mit Gottes Wort und ernsthaften Betrachtungen, sondern mit lüsternen nichtsnutzigen

Gedanken und schmutzigen Worten, vielleicht auch schlechten Büchern, er lebte längst wohl an seiner innerlichen Sündhaftigkeit wie ein Bube an gestohlenem Naschwerk, nährte und pflegte sie alle Tage. Was er lange nur gedacht, that er endlich, was er längst gewesen, aber nur sich bewußt, das offenbarte er endlich auch den Andern. Wir reden, wohlverstanden, nicht von einzelnen Handlungen, welche mit dem ganzen Wesen in keinem Zusammenhang stehen, zu welchen man verführt oder irgendwie verleitet wurde, da geht es dann allerdings oft ganz anders.

Gehen aber die Gedanken der Menschen in einer andern Richtung, nähren sie sich an besserer kräftigerer Nahrung, so wächst das innere Leben der Menschen auch anders und schöner aus. Es ist daher nichts Einfältigeres, als wenn man meint, es solle der Mensch immer der gleiche bleiben, oder gar wenn man einem Menschen die Aenderung zum Vorwurf macht. Es soll und muß der Mensch sich ändern und zwar eben zum Bessern, sonst kann er ja das Reich Gottes nicht sehen, es müssen Schlacken wegfallen aus seiner Seele, seine Gefühle sich läutern, dunkle Gebiete sich aufhellen, die Ansichten über den Werth der Dinge sich berichtigen, der Wille sich festigen, und eben dieses Aendern ist sein Ruhm vor Gott und ein Exempel für Andere.

So änderten sich auch Hans Jakob und sein Anne Marei, aber langsam. So wie sie aus der leichtsinnigen Lebweise ausgetreten waren, vergingen ihnen auch die Gedanken daran und die Lust dazu, sie fiedelten ihre Freude über in ihr zukünftiges Leben und dachten an die Mittel, dasselbe zu gestalten, sie spannen daran mit allem Fleiße. Es werden zwar die meisten Menschen an das zukünftige Leben, d. h. an das diesseits dem Grabe denken und mehr oder weniger es sich vergegenwärtigen. Wir glauben, auch Heiri und sein Kathrinli dachten zuweilen daran. Aber es ist ein großer Unterschied, ob man dieses Leben als ein Luftschloß in's Blaue stellt, spa-

niſche Schlöſſer, böhmiſche Dörfer baut ohne allen Zuſammenhang mit Vergangenheit und Gegenwart, oder ob man dieſes Leben genau knüpft an die beſtehenden Zuſtände und Verhältniſſe, es ſich denkt in inniger Verbindung, ungefähr nach den Worten: Was Einer ſäet, das wird er auch ernten. Das Erſtere bringt nur Verdrüß, das Letztere Verſtand.

Hans Jakob und Anne Marei freuten ſich deſſen, was ſie bereits hatten und wie es ſich mehrte langſam. Zu dieſer Freude waren ſie berechtigt, ihr Reichthum war die Frucht ihres Schweißes und ihres Fleißes. Sie beſprachen ſein Verhältniß zu einem Beſitzthum, den Gang eines Haushalts, ſprachen gerne mit ältern erfahrnen Leuten über allerlei wichtige Dinge. Es erwachte in ihnen ein Bedürfniß nach geſunder Nahrung, für verſtändige Gedanken, oder, um es vornehm zu ſagen, Hunger nach Weisheit und Wahrheit.

Wo Leben iſt, da iſt auch Bedürfniß je nach der Art dieſes Lebens. Die Gedanken werden gleichſam hungrig und durſtig, verlangen nach Speiſe und Trank, verlangen nach verſtändigen Worten, geſprochenen und gedruckten, welche ihr inneres Leben berühren, beleuchten, entwickeln. Wie machen es z. B. die, welche wachend und ſchlafend in Amerika ſind, deren Sinn dorthin ſteht? Sie ſpitzen die Ohren wie e Hoos, wenn ſie das Wort Amerika von ferne hören, und wo ſie was von Amerika zu leſen in die Hände kriegen, leſen ſie ſich ſturm daran, lernen es gleichſam auswendig und können berichten aus Amerika, wie theuer dort der Schnaps ſei und in welcher Pinte man das beſte Bier finde, als ob ſie dort geweſen ſeien. So hat es der innere Sinn, wenn er lebendig iſt. Sein zukünftig Leben wird auch der fleiſchlich geſinnte Menſch ſich anfangs ſelten ganz fleiſchlich denken ohne Gott, ohne deſſen Macht und Segen und ohne den endlichen Ausgang in's eigentliche zukünftige und ewige Leben. Wer die Augen offen hat, ſieht ja, wie alles Gedeihen von Gott abhängt, Armuth und Reichthum, Geſundheit und Krankheit, gute und böſe Jahre nicht

von ungefähr, ſondern aus ſeiner väterlichen Hand uns zukommen. Er hat daher auch ein Verlangen nach Gottes Wort, vernimmt gerne von den Wegen Gottes und dem Walten ſeiner Hand. So ſollte es bleiben, und wie Leib und Seele in einander gewoben ſind, ſollte auch das Geiſtige alle unſere Gedanken durchziehen, das Göttliche alles Fleiſchliche heiligen und weihen. So ſollte es ſein, ſo bleibt es leider nicht immer. Der Same geht wohl auf, aber er fällt unter Dornen und Diſteln, die überwuchern, erſticken ihn, der Sinn für das Geld und was daran hängt, wird der allmächtige, ausſchließliche. Alles Liebliche und Friſche entweicht dieſem Leben, es wird wie ein vertrockneter Koriandерſtengel, wie ein abgeſtandener Kamillenbüſchel. Die Inhaber deſſelben könnten auch ſingen, wenn ſie überhaupt noch ſängen, wie es im Pſalmenbuche heißt:

Traurig denk ich an die Zeit
Da ich mich in Gott erfreut,
Da ich dankend ging, den Herren
Mit den Frommen zu verehren.

Die Welt hat ſie gepackt mit eiſernen Klammern, ihr Geſchäft iſt ihr Gott geworden, den ſie verehren mit Herz und Nieren, Hirn und Seele, ihr Himmel iſt Java oder Braſilien, dorther kommen ihnen ihre Evangelien, das Laufen nach der Poſt iſt ihr Kirchgang, das Leſen der Briefe ihr Gottesdienſt, Oeffnen und Schließen der Kaſſe ihre Meſſe, das Aufſchließen und Zuſchließen des Himmelreichs, das Handeln und Markten um Procente und Pferde, um Ochſen und Kälber, Schafe und Ziegen ihr Gebet. Und ſind ſolche Leute auch einmal in einer Kirche, geht doch nichts Geiſtiges in ihre Seelen hinein, die bleibt angefüllt mit Gedanken an Wechſel und Frachtbriefe, an Märkte und Zölle und allfällig auch noch, wo man den beſten Wein habe, im Bubendorfer oder im Schauenburger Bade. Ein ſolches Eintrocknen kommt langſam, iſt darum um ſo gefährlicher, es iſt ein Feind, der nicht wie ein brüllender Löwe kommt, ſondern leiſe wie der Schlaf.

So war es bei Hans Jakob und Anne Marei nun nicht, die wahre Lebenssonne schien noch in ihren Herzen. Man sah es ihnen auf der Gasse nicht an, aber wer wie Moses an den Felsen verstund in günstiger Stunde bei ihnen anzuklopfen, fand guten Glauben, fromme Gefühle, ein Gewissen, in welchem geschrieben stund: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, zu sündigen wider den Herrn meinen Gott? Wenn sie an Sonntagen daheim saßen, statt im Wirthshause, lasen sie oft ein Kapitel oder zwei mit einander, wenn sie von ihrem zukünftigen Leben und Haushalt sprachen, brachten sie Gott mit in Rechnung, sahen überhaupt den Finger Gottes in den Verläufen der Welt. Dann war noch eins, was ihnen Gott nicht aus den Augen kommen ließ, ihn beständig in Erinnerung brachte. Sie arbeiteten auf dem Lande, zogen Nahrung und Gewinn daraus. Da war es ihnen ja klar, daß sie nichts zwingen konnten, daß Gott zu allem das Gedeihen geben mußte. Sie hatten die Sonne nicht in einem Druckli, den Regen nicht in einem eigenen Gütterli, Blitz und Hagel nicht am Bändel, sie konnten nicht auf und zu machen, lösen oder zurückziehen nach Belieben, daß es sonnenscheine, regne oder hagle. Das hat der, welcher pflanzet, vor allen andern Menschen voraus, daß ihm täglich gepredigt wird, es sei Gott der Herr, der alles gemacht und von dem jede gute Gabe komme.

So hat es z. B: ein Weber nicht, der hat seinen Webstuhl am Schermen, kann sich selbst warm und feucht genug machen, Regen braucht er keinen, die Seide verhagelt es ihm nicht, die giebt ihm der Seidenherr, so lange es ihm beliebt, dieser ist es auch, der ihm den Lohn giebt unter Donner und Blitz oder unter freundlichen Geberden im Säuseln des Windes. Da kann es denn wohl kommen, wenn der Weber nicht gut aufpaßt, daß der Seidenherr so gleichsam zu seinem Gott und die aus dessen Laden zu seinen heiligen Engeln werden. Das ist denn doch nicht bloß fatal, sondern unglücklich. Wir wollen nicht davon reden, daß der Wille Gottes und der des

Seidenherrn denn doch nicht immer völlig egal ſein werden, daß bloß der eine ſelig machen, der andere nur mit Seide aufwarten kann, wir wollen darauf aufmerkſam machen, daß der Seidenherr ſterben, alſo gar nichts mehr geben kann, man denke! Wenn nun ein Menſch einen ſolchen für ſeinen Gott gehalten, was ſoll jetzt der Arme anfangen mit ſeinem geſtorbenen Gott? Mit den heiligen Engeln aus dem Laden iſt er erſt übel dran. Nicht daß die nicht zur Noth auch blitzen, donnern und hageln könnten, mit dem Maul heißt das, aber wie oft bleiben dieſelben hinter einer Flaſche Lieſtaler, Winterfinſer oder gar Maiszacher gerade wenn man ſie am nöthigſten hätte, mit vier Roſſen bringt man ſie nicht weg, ja ſogar mauſen thun ſich zu Zeiten dieſe Engel und verlieren aus ihrer Heiligkeit alle Federn.

Es iſt aber noch eins, welches in allen Häuſern, in denen Familien wohnen, das geiſtige Leben erhält, die heilige Flamme der Gottſeligkeit nie ſo ganz ausgehen läßt, das ſind die Familienereigniſſe. Handwerker in den Städten, in Koſthäuſern oder ſonſt unter fremden Leuten Lebende ſtehen außerhalb dieſem geweihten Kreiſe, werden von den darin vorfallenden Ereigniſſen wenig oder gar nicht berührt. In den Familienereigniſſen offenbart ſich Gott den Seinigen ganz beſonders, es wird auch anerkannt, daher werden ſolche Ereigniſſe kirchlich gefeiert und dieſe Feier zu Feſttagen den Familien. Ein ſolch Ereigniß iſt die Geburt eines Kindes, dieſe Gabe des Allerhöchſten, wie David ſie nennt, und zwar die allerhöchſte Gabe, die er giebt, wie Abraham z. B. es erkennt. Wenn es dann dem Herrn zugetragen und ihm geweiht wird, der Vater ſeine Gelübde bringt, die Gabe als ein Pfand der Huld des Herrn hoch und heilig zu bewahren, der Bruder als Taufzeuge, die Schweſter als Zeugin mitgehen und dies nicht an Gott mahnt, Schlafende weckt, gehaltene Augen aufſprengt, was ſollte es dann? Wenn ein Bruder, eine Schweſter zum erſten Mal zu des Herrn Tiſche geht, Vater und Mutter,

Brüder und Schwestern, das ganze Haus mit gehen, muß das denn doch nicht mahnen an die Gemeinschaft mit Gott und die Liebe, die wir unter einander haben sollen, mahnen an den, der solche Liebe zu uns hatte, daß er ward zum Lamm, das der Welt Schulden trug, sein Leben für uns ließ, damit wir Frieden hätten und Vergebung für unsere Sünden? Wenn ein Unglücksfall in's Haus schlägt unerwartet, nicht von Menschenhand, und keine menschliche Hülfe ausreicht, wenn man nichts zu machen weiß, als zu beten: Vater, ist's möglich, so gehe der Kelch an mir vorüber, doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe, kommt Einem da nicht als ein wunderbarer Trost die Demuth wieder, die sich als schwaches Kind fühlt in des mächtigen Vaters Hand, weiß, daß die Haare auf dem Haupte gezählt sind, und völlig dem Vater vertraut, er werde alles wohl machen, er gebe, er nehme und denen, die ihn lieben, immer zum Besten. Und wenn die Mutter erkrankt und ihre Seufzer wie das Picken der Uhr gehört werden ganze Nächte durch rings in der Hütte, einem Vater das Lebenslicht ausgeht, der Staub dem Staube wieder gegeben wird, sind da wohl Kinder, vor deren Augen nicht Gott steht, die nicht seinen Blick in ihrem Herzen fühlen, wie er da kindliche Reue, ein kindlich Leid, ein kindlich Sehnen sucht nach denen, die er genommen? Das sind die offenbarenden Stimmen Gottes in den Häusern und Familien, mit denen er die Steine ab den Gräbern sprengt, in welchen der neue Mensch begraben liegt, ihn in's Leben ruft, ihn am Leben erhält, ihn mahnt an den heiligen Dienst, an den Tag, wo Alle erscheinen müssen vor dem Richterstuhle Christi, zu empfangen, je nachdem sie gethan bei Leibesleben.

Diese Stimmen drangen zu Hans Jakob und Anne Marei öfters, die Hand Gottes war mächtig in ihren Hütten, brachte Leben, gab den Tod, ließ über denselben blitzen und donnern, ließ sie nicht entschlafen im Schlafe der Welt. Am gewaltigsten wirkte der Tod von Anne Marei's Mutter auf ihr Leben ein.

Sie war eine tapfere Frau, hatte zu kämpfen ihr ganzes Leben faſt wie Jakob in jener Nacht, wo er ſich den Namen Iſrael errungen. Ihr Mann war eine gutmüthige, aber gleichgültige Haut. Komme ich nicht heute, komme ich doch morgen, war ſein Wahlſpruch. Für die Kinder hatte er, wie es am ſchlimmſten iſt, viel Liebe, aber keine Augen. War Geld da, ſo brauchte er, bis keins mehr war, war keins mehr da, ſo ſagte er, in Gottes Namen, man wird ſich leiden müſſen, bis wieder kommt, aber damit es komme, verſetzte er extra keinen Tritt. Er liebte ſeine Frau, machte ſie aber faſt alle Tage des Teufels, nicht mit Wüſtthun, ſondern mit Stillſchweigen und Zuſehen und mit dem ewigen Troſt: Warte nur, häb Geduld, angſt nit ſo, du zwängſt doch nichts; wills beſſern, kömmts von ſelbſt. Anne Marei war der Mutter Ebenbild, hatte ihr tapfer geholfen und dem Hans Jakob oft geſagt: Ich liebe den Vater, von wegen es iſt der Vater, ich habe Reſpekt vor ihm, warum nicht, aber ſieh, wenn ich wüßte, du würdeſt ein Mann, wie mein Vater einer iſt, ſo ſpränge ich noch heute über die Siſſachſtuh aus oder in den Rhein, wo er am tiefſten iſt, Gott verzeihe mir meine Sünde! Das iſt ein Dabeiſein, die Mutter erbarmet mich, ich kann nicht ſagen wie. Wenn Einer im Lehm ſtecket bis an die Knie und er ſollte ſpringen nur einen Tag lang, es tödtete ihn; und ſo iſt die Mutter mehr als fünfundzwanzig Jahre drin, denke! Hans Jakob, wenn ich dich anſehe und denke, aus dir könnte es auch ſo einen geben, ſo dünkt es mich, ich möchte dir z'ſämefüßlige in's Geſicht ſpringen. Der Verluſt dieſer Mutter betrübte daher Anne Marei tief. Hans Jakob, ſagte es, jetzt wird es mit dem Heirathen aus ſein, wenigſtens für lange, wer ſollte dem Vater d'Sach machen, wenn ich fort wäre?

Aber es geht oft nicht nach der Menſchen Gedanken, ſondern umgekehrt. Wenige Wochen, Andere ſagen Monate, aber wir halten die erſtere Lesart für die richtigere, nach dem Tode der braven Frau kam der troſtloſe Wittwer zum Pfarrer, um

das Hochzeit anzugeben. Aber, mein Gott! Niklaus, ſagte der Pfarrer, wann iſt euere brave Frau begraben worden und ſchon wieder eine andere? Nun hätte der Niklaus faſt auch antworten können wie jener: Herr Pfarrer, in vierzehn Tagen wird es drei Wochen ſein. Und als der Pfarrer fragte: Aber wie fandet ihr ſo ſchnell eine andere, ſagte er: O, als ich von der Begräbniß heim kam, warteten ſchon dreie auf mich. Doch völlig ſo antwortete Niklaus nicht, ſondern weinte ſehr, ſprach von längi Zyti, die er nicht ausſtehen könne (Oede im Herzen, thäte ein Gebildeter ſagen) und daß er abſolut ſeinen Kindern habe eine Mutter geben müſſen. D'Sach war aber auch nicht ſo. Ein bös Näf hatte es dem Niklaus angethan mit Flattiren und andern Zärtlichkeiten. Er, der es gewohnt geweſen, von ſeiner Seligen ausgehunzt und abkapitelt zu werden, freilich immer zu ſeinem Beſten, er vernahm auch einmal lauter ſüße Töne und ſchöne Worte. Was Wunder, daß er bezaubert wurde, war er doch nicht der erſte, dem es ſo erging, und wird nicht der letzte ſein; ein altes Sprüchwort ſagt ja, daß von hundert Wittwern hundert und einer zu Narren würden und dumm thäten. Der gute Niklaus meinte, welche Holdſeligkeit er am Halſe habe. Es hatten Leute Erbarmen mit ihm:, wollten ihn aus dem Blendwerk reißen. Aber da halfen keine Vorſtellungen, Zeugniſſe mit ſieben Siegeln und vom Bürgermeiſter von Baſel unterſchrieben hätte er falſch geſcholten. Von wegen die hatte es ihm angethan aus dem ff. Anne Marei hatte der Mutter Stelle wacker vertreten, hatte, im Hauſe angebunden, lange keine Ahnung von dem aufſteigenden Unwetter. Endlich brachte Hans Jakob ihm das Gerede zu, wie das Neßle Bäbi um den Vater buhle. Es war Anne Marei eins mit dem Holzſchlägel auf dem Kopf, denn daran hatte es nicht gedacht, es hatte geglaubt, es laſſe die Hausmutter nicht vermiſſen. Das gute Anne Marei hatte nicht daran gedacht, wie es eben weder große Weisheit, noch lange Mühen fordere, um einem Wittwer Heirathsgedanken in

den Kopf zu jagen, ein ſchlau Weibsbild mit einem Stück Zärtlichkeit, es braucht gar nicht von der feinſten zu ſein, richtet unglaubliche Dinge aus. Anne Marei that wüſt mit dem Vater, ungefähr wie die Mutter gethan, wenn ſie noch hätte reden können. Daß dies nicht viel nützte, kann man ſich denken, daß im Wüſtthun Gutmeinen ſein kann und im Flattiren Falſchheit, das begreifen noch gar viele Niggi nicht, und ſtünden ſie auf der allerhöchſten Stufe der Cultur. Erſt jetzt werde er lernen, was leben ſei, meinte der Alte und heirathete.

Die neue Frau zog alsbald ein und alsbald ging der Tanz an. Sie wußte wohl, wie willkommen ſie war. Hätte es ihr der Alte nicht geſagt, ſo hätten es andere Leute gethan, und wenn nicht, hätte ſie es den Kindern angeſehen. So klug Anne Marei mit Hans Jakob zu manövriren wußte, ſo unklug manövrirte es mit der Stiefmutter. Da half ihm der weibliche Inſtinkt nicht aus. In Beziehung auf die Männer haben Weiber und Mädchen große Gaben von Gott, aber in Beziehung auf Stiefmütter iſt ſelten Mädchen oder Weib mit Verſtand geſegnet. Von Anfang an gab Anne Marei ihr kein gutes Wort, ſie ihm daher auch keins, ſondern lauter böſe. Alles, was es gethan, war ihr nicht recht, alles, was es that, ſchalt ſie aus, die ganze Meiſterſchaft nahm ſie zur Hand, ordnete alles anders, ja legte alles darauf an, die Kinder der erſten Frau bald möglichſt aus dem Hauſe zu treiben.

Das begriff Anne Marei alsbald. Hans Jakob, ſagte es, da halte ich es nicht länger aus, fort muß ich. Wenn es mir geordnet iſt, Hund zu ſein, will ich es doch nicht bei dieſer ſein. Hans Jakob, jetzt wie du willſt, entweder heirathen, oder ich geh fort. Schaffe ich nur halb ſo viel, als jetzt, verdiene ich als Magd oder mit Poſamenten mein Brod, mehr, als ich eſſen mag.

Im erſten Augenblicke kam dies dem Hans Jakob ſtotzig vor, er vergaß das Maul offen und machte Behlaugen. Er

war nicht der Mann des ſchnellen Entſchluſſes, was unerwartet an ihn kam, verwerchete er nur langſam. Kurz vorher hatte Anne Marei ſelbſt geſagt, aus dem Heirathen werde es einſtweilen nichts geben. Wenn der Vater ſchon das Menſch in's Haus bringe, ſo gehe es deßwegen nicht, es habe noch das größere Recht dort zu ſein, als daſſelbe, es müſſe zu den Geſchwiſtern ſehen, es habe es der Mutter verſprochen. Aber es geht oft ganz anders, als man denkt, und wandelbar ſind der Menſchen Entſchlüſſe. Anne Marei ward, als Hans Jakob es angloßte, als wäre es ein neues Tennsthor, ſehr böſe. Mein aber ja nicht, daß ich dich nöthigen wolle, magſt nicht, kannſt es bleiben laſſen, es wird für mich z'eſſen und z'arbeiten genug ſein in der Welt, grollte es. Biſt doch gleich wie Feuer und Büchſenpulver, ſagte Hans Jakob, erſt noch redeteſt ganz anders. Und jetzt, iſt's dir nicht recht? frug Anne Marei. Warum nicht, ſagte Hans Jakob. Aber jetzt, wie machen ſo ung'ſinnet? Das war eine Frage, welche zu bedenken gab. Vom erſten Eingericht eines Haushalts hängt deſſen Fortgang beträchtlich ab. Weil ſo viele ung'ſinnet errichtet werden, geht es auch in ſo vielen ung'ſinnet zu und leichtſinnig, oder das Eingericht iſt unbequem, paßt nicht zu den Verhältniſſen, muß geändert werden, und dies koſtet alleweil Geld. Wenn daher Hans Jakob ſtutzig wurde, ſo war's natürlich. Er war kein reicher Herr, der in ſein wohleingerichtet Haus einziehen konnte, wann es ihm beliebte, oder der bei ſeinem Banquier kann Geld holen laſſen, ſo viel er will und ſo oft ſeine Frau einen neuen Gluſt kriegt. Das begriff endlich Anne Marei, und ſie hielten eine Berathung zuſammen, eine heimelige, friedliche und nicht eine landesväterliche, wo Einer dem Andern wüſt ſagt, ihn verdächtigt, jeder den Zwänggring macht für ſich und keiner dem allgemeinen Beſten e Tüfel nachfrägt. Alſo jetzt was machen und wo unter Dach? Hans Jakob's Eltern lebten noch, er hatte Geſchwiſter, ſie wohnten eng, daß, wenn ſie ſich recht geſtreckt oder der Länge nach bequem gemacht, ſie ent-

weder das Dach oben ab-, oder die Wände auseinander gesprengt hätten. Zudem fürchtete Hans Jakob, Anne Marei mit seinem handlichen Wesen und seine Schwestern möchten nicht mit einander geigen können. Schwestern betrachteten und betrachten gewöhnlich eines Bruders Frau wie Hauskatzen eine fremde Katze, die aus dem gleichen Plättli fressen will.

Geld hatten sie ein artig Sümmchen, aber ein Haushalt hat auch ein weites Maul. Beim Kaufen eines Grundstückes ist im Preis ein beträchtlicher Unterschied, ob dasselbe als feil angeboten wird, oder ob man darum fragen, es feil machen muß. Man sollte immer Zeit haben, die Gelegenheit abzupassen, man thäte viel Geld ersparen. Zum Ahäyche hatten sie wohl Geld, aber d's Ebha ist die Kunst. Es häychte schon mancher an, mußte wieder fahren lassen, und alles, was er erspart hatte, ging mit davon. So wollte schon mancher einen Mastbaum erklettern, that zu hastig, rutschte wieder runter und vorbei war's für immer. Wenn das Geld nur zum bödings Ahäyche langt und sonst nirgends hin, man sich nicht kehren kann, dann ist ein bös Dabeisein. Das überschlugen sie gut und da sie nichts Feiles wußten und ihr Vermögen doch für wohl gering achteten für beides, Eins kaufen und einrichten, so dachten sie an's Einmiethen für einstweilen. Sie musterten die Häuser des Dorfes, wo wohl ein Plätzchen für sie wäre, wo sie Bette und Stühle abstellen könnten. Wenn man auf so was ausgeht, macht man gewöhnlich die Entdeckung, daß man nichts findet, wie man es möchte, daß die, welche gebaut, herzwenig Verstand gehabt. Der Schluß ihrer Berathung war der, daß, ehe sie jemanden weiter was sagten und sich nach etwas umthäten, sie den beidseitigen Eltern den Entschluß ankündigen wollten. Es reißt eine heillose Unsitte ein, ein traurig Zeugniß der sich auflösenden Familienbande, daß die Kinder bei allen wichtigern Ereignissen, die in ihr Leben treten, um die Eltern sich wenig mehr kümmern. Es geschieht oft, daß wenn

die Kinder nur einige Stunden von den Eltern entfernt wohnen, die Eltern sich nicht in ihren Bürgergemeinden aufhalten, wo die Kinder sich müssen verkünden lassen, die Eltern mit großem Erstaunen zufällig vernehmen, daß ihre Kinder vor mehrern Jahren schon sich verheirathet hätten. Wo es so kömmt, steht es nicht gut, das sind Kennzeichen einer Fäulniß in der Gesellschaft, Vorboten der nahenden Barbarei. Anne Marei, welches meinte, man werde sich seiner Botschaft freuen und ihm noch die Kappe nachwerfen, kam daheim sehr schlecht an. Die Mutter heulte sehr, es sei ihr wegen der Liebe und wegen den Leuten, aber es war pure Heuchelei, sie wußte noch nicht, was sie an Anne Marei verlor. Der Vater that wüst, und zwar im Ernst. Ob das der Dank sei? So schlecht hätte er es nicht geglaubt, daß es so schnell vergessen, was Kinder den Eltern schuldig seien, es werde ihm aber wenig Glück und Segen bringen. Der Alte hatte es wie viele, sie denken nur daran, was Kinder den Eltern schuldig sind, und nicht daran, daß sie ihnen in der Erfüllung der Schuldigkeiten das Beispiel zu geben hätten. Die Worte g'mühten Anne Marei sehr; ob das sein Segen und sein Erbtheil sein solle, dachte es.

Bei Hans Jakob ging's anders. Zwar schüttelte der Vater den Kopf auch ein wenig. Dagegen könne er nichts haben, sagte er, aber gerade jetzt komme es ihm sehr ungeschickt, die Arbeit gehe streng und das Land müsse auch gearbeitet sein, wie machen, wisse er nicht. Die Mutter sagte, sie wüßte nichts zu sagen, als ihm Gottes Glück und Segen zu wünschen, er hätte ob ihnen beides verdient, nie ein bös Wort gegeben und was er ihnen hätte abnehmen können, abgenommen. Sie wisse auch nicht, wie es gehen solle, aber es sei auch Zeit, daß er für sich selbsten sehe, und jetzt wo die Weberei so streng gehe, sei auch das Anfangen gut. Daneben denke sie, die andern Kinder thäten an ihm ein Exempel nehmen und keines sich dafür halten, nicht das Möglichste zu thun, um ihn so viel möglich zu ersetzen. Sie sollten nun in Gottes Namen an-

fangen, einmal müſſe es doch ſein, ſollten auf Gott vertrauen und ja nicht meinen, mit Kummern und Sparen könne man alles zwingen. Helfen könne ſie ihnen nicht anders, als mit Rathen und Beten, und da wolle ſie nicht ſparen, wenn ſie es was ſchätzten.

Es iſt curios in der Welt. Oft hat man was im Auge und meint, es könne nicht fehlen, aber es kömmt nicht, und oft kommt etwas zu rechter Zeit gerade wie expreß, an das man gar nicht gedacht. Sie hatten ſich endlich eine Wohnung ausgeſucht, doch war der Akkord noch nicht geſchloſſen; ſie war ihnen nicht in allen Dingen recht, darum war es ihnen mit Preſſiren nicht angſt. Ungeſinnet kam eines Abends ein Nachbar und bot Hans Jakob ſein Heimweſen zum Kauf, billig, um fünftauſend Franken, an denen tauſend bezahlt werden mußten an den Beſitzer, der Reſt war fremdes Geld, von dem man hoffte, es bleibe, richtig verzinſet, ſtehen. Das Häuschen war nicht alt, das Land nicht ſchlecht, man konnte bequem das Nöthige pflanzen, gut eine Kuh halten und noch was daneben, ſogar noch Hausleute, welche an den zu zahlenden Zins wenigſtens vierzig Franken ſteuern mußten.

Der Mann, Europa müde, wollte nach Amerika. Aber warum, fragte Hans Jakob, dir geht's ja gut. Viele, wenn ſie es ſo hätten, meinten, ſie ſäßen im Hirs. Ja, ſagte der Mann, zu eſſen habe ich genug; lebe ich wie ein Hund, ſchlage ich was vor; lebe ich drei hundert Jahre, bringe ich es zu einem artigen Vermögen und kann gute Tage haben, d. h. wenn die Mäuſe die Kartoffel nicht freſſen, die Käfer nicht in's Land kommen, das Korn mir nicht verhagelt wird, es allezeit eben recht warm und eben recht kalt iſt. So mag ich nicht mehr dabei ſein, und anders es zu machen iſt's hier nicht, das geht halt ſeinen alten Trapp; dies Lirum Larum iſt mir erleidet, halt es nicht mehr aus. Als ich deine Heirath vernahm, dachte ich, das gebe einen gemachten Handel und dir und mir werde geholfen. Du biſt ſo ein Tröckni und Trappi, dem es am

liebſten wäre, wenn man ihn anzagelte an den Kuttenfecken, daß er nicht unter dem Dachtrauf weg müßte, dem ſein Labſal iſt, wenn er arbeiten darf von einer Tagheiteri zur andern, bis er die Finger nicht mehr krümmen kann, und am Ende des Lebens Gott dankt für ſeine Güte, wenn er unter einem Dache und in einem Bette ſterben kann.

Solche Redensarten g'mühten Haus Jakob und mit Recht. Ausdauernder Fleiß und Genügſamkeit ſind doch wirklich nicht Eigenſchaften, welche man ſich gerne als Laſter vorhalten läßt, und Ungenügen, Unbeſtändigkeit und Schlaffheit nicht Tugenden, welche eine höhere Natur bezeichnen und berechtigen, auf Andere verächtlich herab zu ſehen. Aber ſo geſchieht es halt heute, eine ſolche Begriffsverwirrung herrſcht, noch einen Schritt, ſo ſtehen wir am Thurmbau zu Babel, zu welchem die neuen Philoſophen bereits fundamenten. Der Ausgang, ſagt König David, werde zeigen, wo Recht und Wahrheit ſeien. Indeſſen den Mann jagte er nicht mit Wüſtſagen fort, der Kauf war ein wahrer Fund für ihn, beſonders da er dadurch nahe bei den Eltern blieb und Haus Jakob es wirklich hatte wie die Katzen, die ſich auch nicht gerne weit von ihrem Geburtshauſe entfernen. Der Haken waren die tauſend Franken, welche der Verkäufer als Reiſegeld baar wollte. Jetzt hätte Haus Jakob gerne ſein Geld beiſammen gehabt, aber Lord Palmerſton hatte ihn im Stich gelaſſen wegen Geſchäften mit Juden und Heiden, welche ihm ſchönere Procente abtrugen. Der Mann gab ihm drei Tage Friſt, um ſich nach der nöthigen Summe umzuſehen. Als Anne Marei das Anerbieten vernahm, that die dicke Anne Marei einen braven Satz vor Freude über die Ausſicht auf eigenes Haus, eigenes Land und Pflanzland nach Belieben für alles, was das Herz gelüſtete.

Anne Marei war, wie man zu ſagen pflegt, eine Werchader, welche nie zu viel zu thun ſah, lieber auf dem Lande arbeitete, als auf dem Webſtuhl, doch nicht meinte, es wolle nur das machen, was ihm bequem und angenehm war. So

bedächtig Anne Marei ſonſt war, diesmal nahm es alles leicht, es zappelte vor Ungeduld, bis die Sache abgemacht war, fürchtend, der gute Schick möchte ihnen entgehen. Ihr Geld langte nicht, und dann war nichts für Beſatz und Einrichtung. Da wurden Hans Jakobs Leute räthig, mit allem Geld, was ſie auftreiben konnten, ihm an die Hand zu gehen, auch der Seidenherr, deſſen Vater man ſchon gearbeitet hatte, wurde um einen Vorſchuß angegangen und nicht vergeblich, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt des tiefſten Stillſchweigens. Es ging bödings, aber man kalkulirte ſo: wenn man auch im Anfang tief hinein gerathe, bös haben und im Trocknen leben müſſe, ſo ſchade das Einem nicht an der Seele, und das ſpätere Guthaben ſchmecke um deſto beſſer, und dem lieben Gott müſſe man doch auch etwas anvertrauen dürfen, er werde ſchon helfen, wenn man den rechten Glauben habe. Als die drei Tage um waren, war die Sache richtig. Als es unter die Leute kam, war das Gerede groß, der Neid plagte viele ſehr. Dieſer Neid that Hans Jakob wohl und machte ihm Muth. So geht es in der Welt. Erſt wurde die Hochzeit ab Brett getrieben, denn wenn man ein Kräzli hat, warum ſollte man zögern, das Vögeli einzuthun?

Endlich kam der Hochzeittag. Das iſt ein hochwichtiger Tag, daß man es nur bedenke! Da nimmt der Mann ein Weib und das Weib einen Mann und machen einen Bund, eins zu ſein an Leib und Seele; im Namen Gottes treu ihr Haus und Alle, die Gott ihnen giebt, zu erhalten und zu regieren und Hand in Hand die enge Himmelsthür zu ſuchen. Mann und Weib ſind Statthalter Gottes auf Erden, geordnet und geſetzt von Gott als Erzeuger und Hüter des kommenden Geſchlechts, aus deren Hand er es wieder fordert, von jedem Ehepaare die Antwort vernehmen will: Vater, hier ſind ſie, ſiehe, es iſt keins verloren gegangen von denen, die du uns gegeben haſt. Das iſt alſo ein hochwichtig Amt, es iſt das höchſte, denn das anvertraute Pfand iſt das Köſtlichſte auf

Erden, und von dem Treuerfundenwerden hängt ja das Höchste ab: ob der Knecht verworfen oder über vieles geſetzt werde. Da kömmt es denn darauf an, ob man die Kraft habe und die Einſicht zum Erhalten und Regieren. Offenbar iſt das Erhalten das Leichtere, dazu haben alle geſunden Menſchen die nöthigen Kräfte von Gott erhalten, am Menſchen liegt ihre richtige Ausbildung und Anwendung. In der heutigen Welt muß der Menſch denn doch bedenken, wie es in dieſer Beziehung mit ihm ſtehe und wie ſein Leben zu ſeinem Einkommen, ſei es Ertrag von Arbeit oder Beſitz, ſtehe. Das Regieren iſt ein Anderes. Wer regieren will, muß die Probe, ob er regieren könne, vor allem an ſich ſelbſten gemacht haben; wer Kräfte entwickeln, ordnen will, muß vor allem die ſeinigen kennen und ſie unter einander in's Gleichgewicht gebracht haben; wer dem neuen Menſchen den Schutt vom Grabe räumen, den Weg bahnen, ihn ebnen will, muß vor allem bekannt ſein mit der Auferſtehung des neuen Menſchen und den Wegen, die er geht. Wer Kinder erziehen will, muß in ſich die Liebe tragen, die allein das rechte Gedeihen bedingt, wie das Sonnenlicht Wachsthum und Fruchtbarkeit der Pflanzen. Wer ein ſicherer Stab der ſchwankenden Jugend ſein will, muß ſelbſten feſt ſein und gegründet auf den Felſen, auf dem alleine ein Bau ſicher ſteht. Ja und dann die ſchwere Frage: werden die Seelen ſich einen zum Bunde, den die Lippen ſchließen?

Darum fühlt man unwillkürlich am zitternden Herzen, am Sturm von Gedanken, der durch die Seele fährt, des Tages Wichtigkeit. Wer es nicht ſo hätte, gleichgültig wäre oder nur das Einmaleins repetirte oder an Flauſen dächte, für deſſen Seele würden wir einſtweilen nicht viel geben, würden weinen und Gott bitten, daß er dieſe Seele ändere, ſonſt gehe eine oder zwei Seelen verloren. Man ſchreit Zetermordio, wenn Mann und Weib einander klopfen oder kratzen, daß die Haut ſpringt, das Blut flüſſig wird, die Haare herum fliegen. Nun wir wollen ſolche Manieren juſt nicht rühmen, nicht ſagen,

sie seien schön, nein, sie sind wüst, aber es ist doch nichts gegen die Art, wie man oft gegenseitig mit den Seelen umgeht. Die Haare wachsen nach, die Haut wird wieder ganz, um's Blut ist's oft gar nicht schade, aber wie man sich die Seelen vergiftet mit Zorn und Rachgierigkeit, mit Neid und Eifersucht, mit Bitterwasser sie füllt, ihr Seufzer, sündige Wünsche auspreßt, in die Seele Wunden schlägt, daß sie in Harm und Gram vereitert, keinen gesunden Gedanken mehr hat, kein Fünklein Liebe mehr glimmt, kein Gott gefälliges Gebet mehr möglich wird, weil jedes zum Rachegeschrei wird, wie man so die Seelen foltert und martert, selb ist schrecklich, da geht es nicht bloß um Haut und Haare, da geht eine Seele verloren, da geht eine Seele in der Ehe verloren, und warum? weil Satan zwischen den Eheleuten war, der Feindselige, und nicht Christus Immanuel, der Friedensfürst.

O wenn man abdecken könnte den Deckel ab den Seelen allen, die in der Ehe leben, und da schauen würde die Zustände und die Schreckniſſe, das Elend und die Teufelsüchtigkeit, man würde blind, man würde wirbelsinnig. Da wird so recht gewaltiglich offenbar, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müſſen und alle Dinge zum Fluch denen, die ihn nicht lieben. Und je köstlicher eine Gabe dem Frommen ist, deste verfluchter wird sie dem Gottlosen. Wie leicht ist's aber, daß eine Ehe fehlt, wenn der sie nicht behütet, ohne dessen Hut umsonst alle Wächter wachen.

Anne Marei und Hans Jakob waren ergriffen von den wunderbaren, unaussprechlichen Schauern dieses Tages, und wenn sie auch Zeichen der Freude gaben, so war darin doch immer ein tiefer Grundton bemerklich. Wer Ohren und Augen hatte für das, was aus dem Gemüthe kömmt, und solche Sinne für's Gemüth sind immer etwas mehr werth, als die, die das Donnern hören, die Blitze sehen und Feuer und Wasser fühlen, der merkte die Grundstimmung ihrer Gemüther. Unter allen Hochzeitgästen war aber nur ein solches Gehör oder Ge-

ſicht, das beſaß Hans Jakobs Mutter, die freute ſich auch des Tags, aber mit Thränen, aber von denen, welche zur Seligkeit dienen. Sie freute ſich Gottes, daß er ſie dieſen Tag hatte erleben laſſen, wo ſie beſaß einen braven Sohn, Frieden in der Familie und obendrein noch geſegnet ward mit einer braven Sohnsfray. Es weinte noch manche Mutter mit Freuden, wenn ſie dies erlebt hätte oder erleben könnte. Dieſe Freude wurde aber doch noch von der Freude der jungen Eheleute übertroffen, als ſie in ihrem Hauſe waren, alles ihnen gehörte, ſie mit allem, was ſie hatten, mit Zeit und Land, mit Geld und ſich ſelbſten ſchalten und walten konnten, wie ſie wollten. Dieſe Freude läßt ſich nicht beſchreiben, man muß ſie ſelbſt erlebt haben. Das iſt übrigens mit vielen Dingen ſo, vor allem aus mit dem Chriſtenthum, das faſſen die Weiſen der Welt nicht, das begreift nur der, welcher es mit kindlichem Glauben wie ein Kind das Weihnachtskindlein auf- und annimmt. So begreift auch Chriſtus niemand in ſeiner Fülle, Gnade und Herrlichkeit, es ſei denn, er habe denſelben in ſich.

Es dünkte Hans Jakob, er käme überall oben an und müſſe ſich bücken und Anne Marei hörte den ganzen Tag ſeine Hühner gackeln oder mußte in den Stall, weil es ihm war, als muckle die Kuh. Es konnte weder Feierabend machen, noch ſtand ihm die Sonne früh genug auf, es hätte die ganze Nacht durch gearbeitet, wenn Hans Jakob geholfen und deſſen Mutter nicht abgewehrt hätte. Uebertreiben nützt nüt, ſagte dieſe, glaub mir's, hab's hundertmal erfahren. Allemal, wenn ich was erzwingen wollte und den Verſtand vergeſſen, ward es mir eingetrieben, der liebe Gott machte Halt und zeigte mir, wer Meiſter ſei. Macht ſchön vorab, aber gönnt euch die Ruhe, daß ihr friſch bleibt, ihr kommt viel weiter. Angſtet nicht muthwillig, das Angſten kömmt von ſelbſt, glaubt's. Anne Marei wehrte ſich begreiflich, rechnete der Mutter vor, was ſie ſchuldig ſeien, was ſie

zinsen müßten, wie sie nicht wüßten, ob ihnen nicht Geld abgesagt werde, wie Haus und Land verwahrlost seien. Sie habe ja selbst gesagt, man müsse arbeiten, während man jung sei und wohl möge. Am Mögen fehle es ihm nicht, es dünke ihn's, es möchte über alle Häage, und wenn es am Abend Feierabend machen sollte, hätte es erst recht Muth an's Wüsteste hin. Aber Kind, sagte die Mutter, so kömmt es dir wahrlich nicht gut. Was du machst, mutheſt du auch Hans Jakob zu, meinst, weil er ein Mannevolk sei, möge er noch besser als du, das ist Zwang und der thut nie gut. Entweder wird er krank oder er schlägt dir von Arbeit und Rest, dann hast's. Brauch Verstand zu rechter Zeit, plären hinten drein hilft nichts. Glaub's nur, so hat manche den Mann verderbt in Grund und Boden.

Nun that es Anne Marei nicht wie manche Sohnsfrau, die immer das Gegentheil macht, was die Schwiegermutter räth, es hatte Glauben und Vertrauen zu ihr, aber es sagte doch: wenn dies gemacht sei oder jenes, das müsse noch sein, dann wolle es der Mutter gehorchen und gerne absetzen. Und war dies fertig, so mußte was Anderes eben so nothwendig gemacht werden und erlaubte das Rasten nicht. Ein Stück Geist von dem Geist, der in viele junge Weiber fährt, war sicher auch noch in Anne Marei gefahren, das ist der Geist, der sie verleitet, zeigen zu wollen, daß sie nicht nur keiner Frau nachständen, sondern daß bis auf den heutigen Tag noch keine wie sie gewesen sei. Zu dem wissen junge Weiber aus Erfahrung, daß viele alte und ältere ihnen aufpassen und eine rechte Burgerlust haben, wenn sie faul, dumm, nichtsnutzig thäten, und es ausschreien würden, daß man es von Langenbruck bis eine Stunde unter Basel hört.

Da ist aber eine Junge, würden sie schreien, meinte, es sei noch keine so gewesen und ist dem Teufel ab dem Karren gefallen! Es kann uns niemand dauern als der Mann, der Lappi, aber warum nimmt er so eine?! Was hilft ihm jetzt

die glatte Haut und daß sie singen kann wie eine Nachtigall, wenn sie paarig ist, es wäre ihm nützer, er hätte eine, welche die Erdäpfel nicht auf den Nußbäumen sucht, die Kuh nicht an den Hörnern melken will, die weiß, wo man den Hühnern die Eier greift und was man in eine Pfanne thun muß, wenn es eine Suppe geben soll. — Zu solchen Worten wird oft noch geweint. Diese vergossenen Thränen sollen nach sorgfältiger Untersuchung durch den berühmten Professor Schönbein den Krokodilsthränen in all ihren Bestandtheilen vollkommen egal sein. Setzte nun Anne Marei ab, schrien alle diese Weiber: Da seht, so eine wollte die beste sein, alle ausstechen, und jetzt ist's ihr schon erleidet. Ja, ja, neue Besen wischen gut, aber währen nicht lang, gerade wie die Rathsherren. Nagelneu meint man, was man habe, aber nicht drei Wochen behalten die besten den Glanz. Da Anne Marei gute Worte gab und doch nicht darum that, trat der liebe Gott dazwischen und half der Mutter. Er ließ es zuerst dem Hans Jakob im Magen fehlen. Zweimal mußte man vom Doktor Rustig zum Ausputzen holen, die dem Hans Jakob grusam übel machte. Von wegen selbiger Doktor gab die Tränker mannhaft, er hatte die Kräuter wohlfeil, auf eine Hand voll mehr oder weniger kam es ihm nicht an, je sterbensübler es dem Patienten ward, desto mehr hielten die Leute darauf und desto mehr lächerete es den Arzt. Das hatte Anne Marei grusam ungern, wiederum von wegen den Weibern, weil die jetzt groß Gespött haben würden, wie es das Kochen verstehe, daß es dem Mann in Magen schlage. Als es Hans Jakob besserte, fing es Anne Marei zu fehlen und zwar an allen Orten. Die Mutter sagte, jetzt mußt dir schonen, magst wollen oder nicht, daneben wird es dir schon wieder bessern zu seiner Zeit. Das glaubte aber Anne Marei wieder nicht, sondern redete nur von sterben, und das sei ihm das Rechte, lieber sterben, als immer krank sein, nichts verdienen, so viel schuldig! Es wollte, es hätte ihr Häuschen nie gesehen, so thät es ihm

doch nicht wehe, wenn es ihm den Rücken kehren müßte. Solche Reden verwies ihm dann die Mutter ſtreng. Es ſeien zwar nur Worte, aber man könne ſich mit denſelben gruſam verſündigen, das habe ſchon mancher Menſch erfahren. Es iſt allerdings eine ſtrenge Sache, wenn ein Menſch tief im Schlamm ſteckt, mit allem Fleiß nach ſicherm Boden ſtrebt, ſtatt draus immer tiefer drein kömmt, immer alles anders ſich dreht, als er es gedacht, ein Strich nach dem andern durch alle ſeine Rechnungen fährt. Iſt die Natur nicht feſt und gut und das Vertrauen auf den rechten Fels geſtellt, verliert ſie die Spannkraft, geht unter. Nun Anne Marei ging nicht unter, es ſagte, Mutter, ihr habt wohl Recht, da befiehlt ein Anderer, und wir ſollten es in Gedüld annehmen, wenn ich es nur könnte, und wie werden die andern Weiber mich auslachen. Das war aber auch nicht halb ſo bös, als Anne Marei ſich's dachte. So bald es nicht mehr die Erſte und Beſte ſein zu wollen ſchien, trat der Neid ab und die Gutmüthigkeit kam zum Vorſchein, ſie wurden theilnehmend und gut gegen ihn's.

Auch kam's, wie die Mutter geſagt, wenn die Zeit um ſei, werde es ſchon beſſern. Statt dem Tod kam ein neues Leben, ein munterer Junge, der das Haus voll brüllte. Da kam große Freude über das junge Ehepaar, es war, als ſei es der erſte Junge dieſer Art, der in die Welt gekommen. Es iſt aber wirklich auch auf Erden keine Freude ſchöner, ja himmliſcher als die Freude an dieſer Gabe, ein Pfand der Gnade, der ſchöne Regenbogen Gottes über dem Ehebund, daß ſeine Gnade über dieſem Bunde ſei und nie vergehen werde, wenn treu gehütet würden die anvertrauten Pfänder ſeiner Liebe. Erſt jetzt freute ſie das Haus, der eigene Grund und Boden ſo recht herzlich. Gottlob, ſagte Hans Jakob, wir haben es unter unſerm Dach und können die Wiege abſtellen, wo wir wollen, es ſtellt ſie uns niemand vor die Thüre. Erſt jetzt habe ich rechten Muth zu ſchaffen und zu

ſparen, weiß ich doch, für wen ich's thue, und erſt jetzt wollen wir recht beten, daß wir den Segen haben und Gott uns läßt, wozu er uns verholfen. Gerade ſo iſt's mir auch, ſagte Anne Marei, es iſt mir, ich möchte ſchon heute auf und anfangen, übermorgen aber muß es denn doch ſein. Alles mit Verſtand, ſagte die Mutter, für was habt ihr ihn, wenn ihr ihn nicht brauchen wollt? Und wo man den Verſtand nicht braucht, trägt die Arbeit wenig ab.

Ihre Freude wurde aber erſt vollkommen, als ſie den derben Jungen zur Kirche zum Taufen trugen und er in's Bürgerrecht des Himmels öffentlich aufgenommen wurde. Es war ihnen geweſen, als fehle noch etwas, jetzt hatten ſie volles Genügen. Sie fühlten aber auch, als ſie das Kind zur heiligen Weihe vor die Gemeinde brachten, den chriſtlichen Elternſtolz, der da ſagt: Auch wir ſind Geſegnete des Herrn, auch wir bringen das größte Opfer, das der Menſch Gott bringen kann, das Opfer Abrahams, auch wir gehören zum königlichen Prieſterthum, welches dir Opfer bringt in deinem heil'gen Tempel.

Es geht ſonderbar in der Welt, es iſt ſelten, daß wenn man an einer Freude ſo recht wohl lebt, nicht plötzlich etwas ganz ung'ſinnet kömmt und ſie ſtört.

Einmal, als Hans Jakob den Buben um's Haus herumtrug und kalkulirte, ehe man die Hand umdrehe, könne der Bube ihm melken und das Land alleine arbeiten, ſtund Heiri vor ihm, aber nicht in beſonderm Glanze, was weniger auffiel, weil es Werktag war. Er kündete an, er wolle heirathen, das in die Koſt gehen ſei ihnen erleidet, das gehe, wenn man geſund ſei, werde man aber krank, ſo komme es auf eins hinaus, ſei man ein Menſch oder ein Hund, man werde gleich behandelt. Da wollten ſie aber wieder auf's Land; der Verdienſt ſei wohl groß in der Stadt, aber der Verbrauch noch größer, beſonders wenn man einen eigenen Haushalt haben wolle. Für e Zimmerli oder zwei müſſe man zahlen, es ſtelle einem Millionär die Haare.

Sei man einmal in der Stadt und mit der Arbeit recht bekannt, habe man auf dem Lande den gleichen Verdienst und könne fast mit nichts leben. So komme man wohl vorwärts, in der Stadt gebe es sich halt nicht. Die Leute wunderten sich darüber, wenn sie an seine frühern Reden dachten, wo Heiri gethan, als ob die Stadt aus Lebkuchen und Speckseiten gebaut, mit Pasteten und Hammen gepflastert sei. Wer ihm seine Verwunderung zu verstehen gab, den schnauzte er an. Man könne nicht immer am nämlichen Orte sein, sagte er, und daß Einem alles auf der Welt erleide, dafür könne er nichts, er habe die Welt nicht eingerichtet. Als Anne Marei sich auch wunderte, daß Kathrinli wieder auf's Land wolle, es dünke ihn's, es sollte nicht mehr mögen, begann Heiri über das Weibervolk aufzubegehren, wie keinem zu trauen sei, die beste sei, als wäre sie bei des Teufels Großmutter in die Schule gegangen oder Stubenmagd bei ihr gewesen. Jetzt wolle er heirathen oder nie, und sei er verheirathet, wolle er aus der Stadt, er wisse warum, und wenn Kathrinli nicht mit wolle, könnte es drin bleiben, aber dann wolle er sein Lebtag nichts mehr von ihm wissen. Nach dem Abendessen bei Hans Jakob nöthete er denselben mit ihm in's Wirthshaus zu gehen. Unterwegs schimpfte er, daß er nun sich einmiethen müsse, nichts kaufen könne, da er nichts Schickliches erfragt, und wo was sei, man alsbald Geld wolle, was er nicht habe. Viel komme bei großem Verdienst nicht heraus in der Stadt, und was er habe, sei hier und dort, und schwer werde es gehen, bis er es zur Hand habe. Er habe nach einer Miethswohnung sich umgesehen, keine ihm gefallen, ob er ihm wohl eine wisse? Ich hätte eine, sagte Hans Jakob in seiner Gutmüthigkeit, aber dir allweg nicht anständig. I warum nicht, sagte Heiri, für einstweilen. Man kann sich leiden, bis man was Besseres weiß. Was willst dafür? Er wisse es nicht, sagte Hans Jakob, er müßte erst mit seiner Frau reden,

dann wiſſe er nicht, ob Heiri Land zum Pflanzen dazu wolle oder nicht. Nun begann Heiri den Hans Jakob tapfer auszuſpotten, daß die Frau ſein Vogt ſei, ohne deren Befehl oder Gutheißen er nichts machen dürfe, bis es endlich Hans Jakob mit ihm richtig machte und zwar ohne Land. Wegen Krautfreſſen komme er nicht auf's Land, ſagte Heiri, von Geißenfutter ſei er nicht Liebhaber, und wenn er es wäre, ſo gehe es viel leichter, es zu kaufen als zu pflanzen, man verſäume mit Pflanzen zehnmal mehr, als es abtrage.

Zu den Worten goß Heiri tapfer Wein, bis der Handel ohne Anne Marei abgeſchloſſen war. Darauf erzählte er allerlei Kurzweiliges von Baſel, daß der Wein den Hals ab und die Zeit umging, ſie wußten nicht wie. Als ſie endlich aufbrachen und heimgingen, hatte Hans Jakob einen wackern Säbel, der ihm immer zwiſchen die Beine kam, das Heimgehen bedenklich machte und ſehr beſchwerlich, und doch merkte er ihn nicht. Es war der erſte Rauſch, den Hans Jakob in ſein Haus brachte, ſchon lange vorher war keiner an ihm geſehen worden. Hilf Himmel, wie es dem Anne Marei wurde, als es den Schaden merkte. Es wird dieſes jede junge Frau begreifen, die auch einmal ihren Ehemann zum erſten Mal in andern Umſtänden ſah. Nun in frühern Zeiten hatte Anne Marei den Hans Jakob nicht ſelten angeſtochen erfahren und deßwegen ſich nie hinterſinnet, aber jetzt als Mann und Vater, wo ſie das Geld ſo nöthig hatten und Heiri heimkam und mit ihm, wie es ſchien, das alte Leben wieder angehen ſolle, jetzt war es ihm bald um's ſterben, bald gelüſtete es ihm, den Hans Jakob ſo recht vaterländiſch abzuhabern.

Und während es dem Anne Marei ſo elend war im Gemüthe, war Hans Jakob ganz luſtig, ſang allerlei und meinte für alle Gewalt, Anne Marei ſolle ihm helfen ſingen. Man kann ſich denken, wie es der guten Frau um's Singen war,

ſie begann nach Noten ihm den Text zu leſen. Aber Hans Jakob fand ſich ganz berechtigt zu ſein wie er war. Thue doch nicht ſo wüſt, ſagte er. Es iſt von je der Brauch geweſen, daß man Weinkauf macht bei einem guten Handel. Denk, Frau, ich habe Heiri unſere leere Behauſung vermiethet, ſo viel weniger Zins müſſen wir nun jährlich haben, und Heiri und Kathrinli ſind luſtige Leute, da geht's dann luſtig zu bei uns. Ja jetzt war es Anne Marei nicht mehr zu helfen. Es machte Augen, gegen welche Stierenaugen Kleinigkeiten ſind, und fing endlich an zu heulen und zu ſchreien, daß der Boden bebte, das Dach wackelte, dazu erwachte das Kind und ſchrie wie am Spieß.

Da verging dem Hans Jakob das Singen, er fiel als wie aus dem Himmel, aber am Spectakel konnte er nichts begreifen. Er that ängſtlich um Anne Marei, wollte wiſſen, ob ihn's ein Weh angekommen oder ein Thier geſtochen. Aber er konnte lange auf verſtändliche Anwort warten, je näher er ihm kam, deſto lauter ſchrie Anne Marei, deſto nöthlicher that es. Jetzt wußte Hans Jakob ſich nicht zu helfen, kriegte aber glücklicherweiſe einen geſcheidten Einfall, er ſtolperte zur Mutter hinüber und machte an der verſchloſſenen Thüre dort einen ſolchen Randal, daß Alles in großem Schreck auf die Beine fuhr, des Schrecklichſten gewärtig. Da war es nur der Hans Jakob, der gar ſeltſam und wunderlich that und für Anne Marei um Hülfe ſchrie, daß man nicht wußte, war es geſtorben oder wollte es erſt noch ſterben. So ſchnell ſie konnte, lief mit einer Tochter die Mutter ab, den Schaden zu ſchätzen. Aber Hans Jakob lief nicht mit, ſondern ſtellte Vater und Brüdern die Ereigniſſe des Abends dar, ungefähr wie im Parlamente zu Frankfurt die rechten Feger machten, daß ſie anfangs nicht wußten, ſollten ſie lachen oder weinen. Indeſſen erkannten ſie bald den wahren Grund ſeines Zuſtandes und hielten ihn auf, was auch das Beſte war.

Unterdeſſen ſtand die Mutter Anne Marei bei, brachte es

bald in einen ruhigern Zuſtand und endlich dahin, daß es erſt vernünftig ſeufzen, dann aber auch zuſammenhängend reden, den Kropf leeren konnte. Das war ein groß Glück, daß die Mutter, und zwar eine rechte Mutter, zuerſt dazu kam und nicht der Teufel oder eine ſeiner Schweſtern. Von wegen das ſind Zuſtände wo der Teufel am liebſten ſeine Eier legt oder legen läßt, und ſind ſie einmal gelegt, ſo gehen ſie von ſelbſt und ohne langes Brüten aus, wie die Krokodilseier. Für eine rechte Teufelsbaſe wäre Anne Marei's Zuſtand ein wahres Herrenfreſſen geweſen, die hätte dem Hans Jakob in Anne Marei's Herzen eine Suppe gebraut, welche ſein Glück in alle Ewigkeit vergiftet. Die Mutter ließ Anne Marei das Gröbſte vorabſtoßen, erſt dann fing ſie an zu tröſten. Wegem Rauſch, meinte ſie, nimm's nicht zu hoch. Wenn alle Weiber, welche ihre Männer mit einem Stäber, Tips oder Rauſch geſehen, ſich hängen wollten, ſo wären die alten Weiber rare Vögel in Baſelland und im ganzen Schweizerland, rarer als Störche um Weihnacht und Schneegänſe im Heuet. Wegen der Behauſung kannſt es ſchwerer nehmen, mir gefällt es auch nicht, aber wenn man billig iſt, ſo ſieht man, daß Hans Jakob faſt nicht anders konnte. Heiri und er ſind Kameraden, die Wohnung iſt leer, ihr habt das Geld nöthig, was ſollte Hans Jakob machen, als Heiri mit dem Antrag, ungſinnet wie es ſcheint, kam? Wenn Heiri dir ſo gekommen wäre, du hätteſt es, gern oder ungern, kaum anders machen können. Du konnteſt doch nicht ſagen, wir mögen euch nicht, ihr ſeid ſchlechte Leute, und was würden die Leute ſagen, wenn ihr faſt muthwillig die Wohnung leer ließet und Geld daraus löſen könntet? Nimm's an, wie es jetzt iſt, und thue nicht wüſt. Ich will Laffee machen, dir thut es wohl und Hans Jakob auch, und am Morgen ſeid ihr wieder zufrieden mit einander.

Aber wohl, wie da die Geiſter, welche auch Anne Marei im Leibe hatte, ſich ſträubten, in allen Gliedern herumfuhren,

zu allen Löchern aus wollten, ja ſtracks der Mutter in's Geſicht. Endlich, nachdem ſie lange wüſt gethan, ſetzten ſie ſich und Anne Marei ſagte: Mutter, ich will in's Bett, Kaffee nehme ich ein Plättli voll, aber heute noch mit Hans Jakob reden und zufrieden ſein, kann ich weiß Gott nicht, vielleicht, daß es morgen ſich giebt. Nun, ſagte die Mutter, dir mehr zuzumuthen wäre ja unvernünftig, wenn morgen wieder alles gut iſt, hat man Urſache Gott zu danken.

Das hatte man dann aber auch. Anne Marei nahm ſich zuſammen und Hans Jakob war demüthig wie der ärmſte Pudelhund. Er ſchämte ſich des Rauſches, wenn er ihn auch kein Geld gekoſtet, denn Heiri hatte bezahlt. Er zeigte ſich darin nobler als mancher Stadtſohn, der auf jede Fahne ſtolz iſt, die er gratis kriegt und von wegen dem Vaterland. Hans Jakob war windelweich, gab die beſten Worte, und Anne Marei nahm dadurch nicht Anlaß auf's hohe Roß zu ſteigen und Hans Jakob nieder zu donnern, als ſollte er ſtötzlige durch den Boden ab und unten wieder raus, wärmte ihm das Ding nicht immer wieder auf, ſolchen Aufwärmeten iſt kaltes Kraut unendlich vorzuziehen, ſondern was hinten war, ließ es hinten und vergeſſen bleiben, und ſo kam es gut.

Am nächſten Wochenmarkte gingen wohl ein Dutzend Menſchen mehr auf Baſel, um zu vernehmen, warum Heiri und Kathrinli ſo ſchnell Hochzeit machen und wieder auf's Land wollten. Sie vernahmen allerlei, aber ganz klares Waſſer ſchien ihnen nirgends eingeſchenkt worden zu ſein, und die eingezogenen Nachrichten ſtimmten nicht überein, am wenigſten wußten die, auf die man am meiſten gehofft, die Engel im Laden. Jedenfalls ſchien Kathrinli mit der Treue es nicht genau genommen, es mehr mit der Liebe im Allgemeinen als mit der beſondern gehalten, Heiri Gegenrecht geübt zu haben, deßwegen viel Streit zwiſchen ihnen geweſen zu ſein. Es ſchien auch, beide hätten mehr gebraucht als ver-

dient, und weil ſie nicht ganz ſauber über das Nierenſtück geweſen, der Herr ihnen die Arbeit entzogen zu haben. Das war am deutlichſten, daß auch in Baſel nicht immer alles lauter iſt, und daß auch in Baſel viel geklappert wird über Dinge, die man nicht weiß.

Einige waren ſo glücklich, das Kathrinli zu Geſichte zu kriegen, hoffährtig und hochmüthig wie immer. Das grännete ſehr über das Wegziehen auf's Land, wo kein Unterſchied ſei zwiſchen Vieh und Menſch, darum ſei es ihm gerade, als müſſe es eine Kuhhaut anziehen. Aber weiter vernahm man nichts von ihm, als daß Heiri es zwängen, es ihm dann aber auf dem Lande das Ding eintreiben wolle, daß er wieder nach Baſel ſchreie wie ein Kalb am Meſſer. Das ſind ſehr intereſſante Vorſätze für eine Braut.

Alles und noch etwas mehr als die Leute in Baſel geſehen und gehört, ward daheim berichtet, das war nicht geeignet Hans Jakob und Anne Marei die Herzen zu erleichtern. Sie erſorgeten die neuen Hausleute ſehr und mit Recht. Jeder neue Hausgenoſſe iſt eine Macht, welche eine eigene Stellung einnimmt, gegen die ganze Umgebung ſich geltend macht. Jeder Menſch iſt für ſeine Umgebung ein Schleifſtein, welcher ein eignes Korn hat, und die Eigenthümlichkeit jeglichen Metalles an Tag giebt. Sie waren einig, es wäre beſſer, ſie hätten die Wohnung leer. Man habe Exempel, wie durch Hausleute alles Unglück in's Haus gekommen und man den größten Schaden genommen an Leib und Seele. So zwei neue Schleifſteine vor der Naſe aufgepflanzt haben wirklich etwas Angſthaftes für ein junges Ehepaar, deſſen Glück Jahre noch nicht gehärtet, deren Herzen Erfahrungen noch nicht erprobt. Anne Marei abſonderlich war noch durch die heimliche Angſt geplagt, mit dem Heiri möchte die alte Liederlichkeit wieder an Hans Jakob kommen.

Einmal kamen Heiri und Kathrinli hinaus, um ihre Behauſung zu ſehen, damit ſie ſich, wie Kathrinli vornehm ſich

ausdrückte, mit ihren Möbeln darnach einrichten könnten. Kathrinli that zimperlicher, hochmüthiger als nie, ging wie auf Stelzen und als ob es mit der Nase ein Loch im Himmel stüpfen wollte. Das ist auch eine Manier, hinter welche man die Armüthigkeit verbergen will, aber eine schlechte Manier. Es rümpfte sehr die Nase über die Wohnung, hob die Füße auf wie ein Storch im Moos, zog die Röcke auf, daß mehr nichts nützte, und sagte endlich: Nein, das hätte ich nicht geglaubt, daß es mir je dahin käme, so wohnen zu müssen, das ist ja kein Losament für Menschen, ein Loch ist's, eine hoffährtige Sau zöge nicht ein. Mach, was du willst; wenn du glaubst, es sei nicht für so eine, wie du bist, so ist's uns ganz recht, wenn ihr eine andere suchet, sagte Anne Marei. Ich hätte eigentlich geglaubt, ihr würdet gar nicht zur Miethe wohnen wollen, sondern mit euerem Vermögen ein schönes Gut kaufen oder ein neues Haus bauen lassen, so wie man in Basel daran gewöhnt ist. Wer es vermag, kann es ja haben wie er will, Unsereines muß sich nach seiner Decke strecken. Kathrinli schoß Anne Marei einen Blick zu, der durch einen eisernen Laden gegangen wäre, an solche unverschämte Antworten von dem dummen Anne Marei war Kathrinli nicht gewöhnt.

Aber Anne Marei war Hausbesitzerin, Kathrinli nur des Ghusmanns Frau, und dies macht einen beträchtlichen Unterschied im Gemüthe, besonders in einem weiblichen. So war vor dem Einzug der Feldzug zwischen beiden Weibern eröffnet, doch brach einstweilen der Krieg nicht offen aus, sondern wurde verdeckt betrieben, ungefähr wie zwischen Rußland und England.

Groß war nun die Spannung auf die Pracht des Einzuges und die Herrlichkeit der Möbeln, aber es zog sie ein erbärmlich Rößlein her, und was es zog, war ganz miserabel, ganz armüthiglich. Das war ein Jux für die Weiber, und wie die das der Stadtdame gönnen mochten! Aber Kathrinli

war auch nicht die, die sich nicht zu helfen wußte und vor einem Schwarm Mücken zusammensinkt. Kathrinli war in der Stadt gewesen, hatte Selbstbewußtsein und Geistesgegenwart. Kathrinli sagte, sie sollten sich über den schlechten Hausrath nicht wundern, bei einem Trödler hätten sie das Wohlfeilst ausgesucht und theilweise nur geliehen, es wäre ja himmelschreiend für jedes bessere Stück, welches man in ein solch Hundeloch stellte. Wir werden aber nur so lange hier bleiben, bis wir was Rechtes kaufen können, sonst wollen wir bauen lassen und uns dann einrichten, wie wir es lieben und es jetzt gewohnt sind, die Bestellungen sind schon gemacht. Aber diesem Nest thäten wir nicht die Ehre an, ein Bein von einem rechten Sessel hineinzustellen. Red nur, dachte Anne Marei, du wirst vielleicht froh sein, wenn du dein Lebtag in einem solchen Neste wohnen kannst. Weiter sagte es nichts darauf, sondern schrieb es sich einfach hinter die Ohren, das ist beim Weibervolk das Verfluchtest, zehnmal besser wär's, sie redeten ganze Körbe voll.

Die zwei Paare, welche aus einander gegangen waren, kamen nun wieder zusammen und bildeten zwei Haushaltungen, Jahre lagen dazwischen, hatten an ihnen wie an allen Sterblichen ihre Macht geübt. Der Lauf der Jahre ist der wahre Fortbildungskurs und Gott der Direktor, der ihn leitet. Jede Haushaltung hat ein eigenes Leben, und dieses Leben ist zusammengesetzt aus dem Leben aller Glieder derselben. Jede Haushaltung wächst, entfaltet sich einer Pflanze ähnlich, je nach ihrer Art und dem Boden, in dem sie wächst, entweder als schwaches Stengelchen matt und langsam oder als üppiges Schlinggewächs über den Boden streichend, an großen Stämmen Halt und Saft suchend, oder aus schwachen Wurzeln dünn und lang hoch aufstrebend, aber nicht für lange, oder aber tief wurzelnd, langsam wachsend, in starken Stamm sich rundend, weit sich ausbreitend, tief im Boden gefußet, über die andern emporragend. Heiri und Kathrinli kümmerten sich

um's Wurzeln nicht, sie erwarteten gute Tage, aber sie bereiteten sie nicht. Wenn sie arbeiteten fleißig und stätig, so verdienten sie wirklich sehr viel und hätten ganz füglich in der Woche zwei bis drei Gulden erübrigen und doch flott leben können, besonders so lange sie nur ihrer zwei waren. Sie konnten das Posamentern wie Wenige, und besonders Kathrinli war wie eine Hexe so flink, wenn es ihm ernst darum war und es den guten Geist hatte.

In der andern Haushaltung war der Verdienst bedeutend geringer. Erstlich waren sie nicht so ausgebildete Arbeiter, hatten daher auch geringer bezahlte Arbeit. Zweitens brauchten sie Zeit zur Landarbeit, verdienten auf diese Weise fast die Hälfte weniger als die andern auf dem Webstuhle, wurden daher von ihnen sehr oft ausgelacht, wenn sie für zwei Rechnungen das Geld zogen, während jene nur für eine und dazu noch doppelt so viel Geld. So hätte man glauben sollen, Heiri und Kathrinli würden bald reich werden, wenigstens noch einmal so reich als Hans Jakob und Anne Marei, aber in der Wirklichkeit stellte es sich anders heraus.

Anfangs waren Heiri und Kathrinli wirklich fleißig, zogen die Zeit zu Ehren, d. h. versäumten keine Minute und füllten jede mit der größtmöglichen Arbeit aus, denn d's Halb mehr und d's Halb minder machen in einer Minute, das ist keine Kunst, das können sogar die Schwaben und ganz von Natur. Sie wollten zeigen, was sie könnten, und wie niemand sei, der ihnen die Schuhriemen aufzulösen vermöge. Zweitens wußte niemand besser als sie, daß an allen ihren Großsprechereien nichts Wahres war, daß sie nichts Vorgespartes hatten. Niemand sah besser als sie ein, was ihnen alles fehlte in dem Haushalt, im allernöthigsten Eingericht. Fast an das Hundertste hatten sie nicht gedacht, alle Augenblicke mußte Kathrinli bei Anne Marei dies oder das entlehnen, dessen schämte es sich doch anfangs, und es wurden Anschaffungen gemacht und gewöhnlich schöner als besser, und der

gierige Schlund wollte nie sich schließen, verlangte alle Tage Neues. Kathrinli brauchte auch immer noch für seine Person, wollte immer die Herrenfrau machen und konnte dazu keinem Kleidungsstück schonen, die Flecken sah es wohl, konnte sie aber nicht meiden. Keine größere Freude hatte es, als wenn jemand ihn's für die Hausfrau ansah und Anne Marei für die Mietzefrau oder gar die Magd. Kathrinli behandelte überhaupt Anne Marei von oben herab mit dem Stadtgeist im Kopf, der deren genug überall steckt in allen Landen. So wird eine Kammerjungfrau die stattlichste Bäurin immer nur als einen halben Menschen ansehen, nur vorsichtig sich in ihre Nähe wagen, doch ganz nahe nie, jamais! Zu diesem kamen noch die täglichen Bedürfnisse, das bekannte und fatale Loch, aus welchem das Geld beständig rinnt, das man von Leibeswegen nicht vermachen darf, das dagegen täglich größer werden will. Das ist eine große Kunst, dieses Loch im ebenrechten Zustande zu erhalten, die haben nun wirklich auch die Schwaben nicht alle von Natur.

Weiber wissen am besten wie die Hände zum Brauchen von gar ungleichem Kaliber sind. Laßt zwei oder ein Dutzend verschiedene Hände in's Salzfaß, in's Mehlfaß, in die Pulverdrucke oder in die Kaffeebüchse fahren, so wird für die nämliche Portion keine Hand das gleiche Maaß haben. Die einen nehmen viel oder wenig, ungefähr nachdem sie eine Laune haben, andere viel, wenn das Mehlfaß voll ist und wenig, wenn es auf den Boden geht. Der Unterschied per Mal ist vielleicht nicht groß, aber das Jahr ist lang, wer im Tage drei Mal Salz braucht, fährt im Jahr über tausend Mal in's Salzfaß, ja das macht einen Unterschied d's Halb mehr oder d's Halb weniger. Jetzt, wo es heißt, die Aargauer wollten Allen, welche von ihrem Salz brauchen, drei Kreuzer per Pfund vergüten, ist viel brauchen ein großer Profit. Wenn man Kathrinli's und Anne Marei's Hände neben einander sah, wo die erste ganz niedlich war, die andere fast eine

grobe Manneshand, hätte man gar nicht glauben ſollen, daß Kathrinli's Hand viel gröber griff in Sack und Faß, als Anne Marei's, von der es ſchien, als ginge wenigſtens ein Pfund von allen Dingen hinein. Aber wenn ſie was zuſammen kauften, war Kathrinli immer früher fertig als Anne Marei, oft um manchen Tag. Dann ſagte Kathrinli nicht etwa: Weiß nicht, wie es es macht, aber es iſt viel weniger bräuchig als ich, ſondern es ſagte zu Heiri: Jetzt ſieh, hat das Menſch, es weiß kein Menſch, wie viel noch, das kocht ihnen, ein Hund grännete darüber, ich weiß nicht, wie ſie das Leben davon bringen. Wohl du würdeſt mir! Aber es war nicht ſo. Wenn beide das Gleiche kochten, war ſicher Anne Marei's Speiſe beſſer, als was Kathrinli fabrizirte, von wegen Anne Marei nahm zu allem etwas, was Kathrinli ſelten hatte. Anne Marei kochte alles mit Gedanken. Man glaubt gar nicht, wie wohl Gedanken allen Speiſen thun und ſie ſchmackhaft machen, und koſten dazu ſo wenig, gerathen aber leider nicht in allen Köpfen. Anne Marei ſalzte, ſchmalzte, brauchte Feuer und Waſſer alles mit Gedanken, Kathrinli aber gar nichts. Es hatte auch Gedanken, aber es brauchte ſie nicht zum Kochen, es hätte es für eine Entehrung der Gedanken gehalten, ſo wie es ihm auch eine Erniedrigung ſeiner Perſon ſchien, daß es kochen mußte. Es brachte gar keine Bildung in ſein Eſſen, daher war es meiſt ſehr ungebildet, entweder zu wenig oder zu viel von dieſem und jenem, zu viel oder zu wenig gerührt, zu viel oder zu wenig gekocht, während Anne Marei ſeine Bildung auf ſein Kochamt verwandte, ſo daß alles, was es auf den Tiſch ſtellte, gehörig und eßbar war, einen Tag wie den andern, appetitlich gebildet.

Doch waren Kathrinli's Speiſen koſtbarer und verſchlangen ein bedeutend Geld. Heiri und Kathrinli waren mehr oder weniger an eine ſtädtiſche Koſt gewöhnt, hatten auch lange in einem Koſthaus gegeſſen, hatten ſich dort an Fleiſch gewöhnt, waren darob meiſterloſig geworden, gewöhnt, beſtändig über

die Koſt zu ſchimpfen und alle Augenblicke mit einem Schnefeli extra nachzubeſſern, Kathrinli hatte oft geſagt, es möge nicht warten, bis es eine eigene Haushaltung habe und kochen könne, was und wie es ihm beliebe. Jetzt war es geſtraft mit ſeinen vermeſſenen Worten. Es erfuhr erſt jetzt, daß Kochen eine Naſe hat und was Speiſen, wie es begehrte, koſten, und wie viel Zeit ſie zum Kochen brauchen. Das Geld wollte ſich bei ihnen nicht weiheren, was obenrein kam, ging alles wieder unten ab, es ſchien, als werde das Loch oben enger, das Loch unten weiter.

Die Hitze in der Arbeit entwich, der nachhaltende Fleiß ſpannte ſich ab. Sie gehörten beide zu den leichtſinnigen Naturen, die nicht das rechte Sitzleder haben, denen der Geiſt der Arbeitſamkeit fehlt. Dieſes unſtäte, ſchlaffe, flüchtige Weſen, das nicht ſechs Tage hinter einander gehörig bei der Arbeit ſein kann, iſt ein giftiger Wurm im Gewerbsſtande, und dieſer Wurm hat ſein Lebenselement in der Entheiligung des Sonntags. Kathrinli und Heiri konnten Stunden, halbe Tage verſäumen, ſie wußten eigentlich nicht warum, ſie möchten halt nicht, hatten keine Luſt dazu. Hatten ſie einige Tage nachhaltig gearbeitet, ſo war's, als fange es an zu brennen unter dem H—, es litt ſie nicht mehr am Stuhl, das eine mußte nothwendig hier aus, das andere hatte dort was zu verrichten, hauptſächlich zog es ſie nach Baſel und zwar Kathrinli nicht weniger als Heiri. Heiri behauptete, der Bote ſei ein Eſel, ein Kalb, verrichte in Baſel ihm alles ſchlecht, vergeſſe die Hälfte, trage nicht Sorge für das Anvertraute, laſſe Waare und Seide naß werden, gehe er nicht ſelbſt, ſo riskire er in großen Schaden zu kommen. Kathrinli behauptete, gehe es nicht ſelbſt, ſo bekomme es mindere Arbeit, welche es nicht machen möge. Es ſei keine Ordnung im Laden, man achte ſich nicht, wem man dies oder jenes gebe. Jüngſt habe es eine Arbeit erhalten, welche ein Lehrmäidli hätte machen können. Eine ganze Woche ſei es aufgehalten worden, man

solle denken! Nun viel nach Basel zu gehen, ward dem Kathrinli bald vertrieben, es kriegte daheim zu gaumen, desto nöthiger fand aber darum Heiri, daß er gehe, versäumte einen Tag für die Reise und den Tag darauf that er sonst nichts, verdiente nichts und brauchte desto mehr. Mehr und mehr kam das Omnibusfahren auf und Leute wie Heiri gewöhnten sich das Fußgehen ab, wegen der Zeitersparniß, wie sie sagten. Aber was fragen der Art Leute der Zeit nach, an den Geldverbrauch dachten sie nicht, und bekanntlich ist niemand stärker im Ausreden als der böse Geist.

Curios ist's mit dem Zeitersparen. Ehemals, wo man zu Fuße ging, kam man weit früher heim als jetzt, wo man fährt. Weß Grunds? Es giebt halt ein gar curioses Fahren in der Welt, so wie es auch curiose Engel giebt, z. B. in Basel einen, in Liestal einen und wahrscheinlich noch an andern Orten mehr. Sonst meint man, die Engel hätten Flügel und könnten fliegen auf und nieder und über Land und Meer. Der in Basel hat zwar auch Flügel, kann aber nicht fliegen und das wäre doch eine Hauptsache, der in Liestal hat auch Flügel, kann aber auch nicht fliegen. Jetzt hat man ihn freilich in der Kur und salbet sie ihm mit fünfziger Höllsteiner, wird aber nicht viel helfen. Diese Engel stehen seit Menschengedenken am gleichen Ort wie die Oelgötzen, warten auf gute Gelegenheit, wahrscheinlich auf die Eisenbahn. Wer nun bei diesen Engeln einkehrt, dem, statt daß er fliegen lernt, geht es fast wie den Engeln selbst, er kann nicht vom Platz, wenn er nicht ein wirklicher Oelgötz wird, so werden ihm doch Kopf und Beine schwer und nichts leicht als der Geldseckel, den kann er dann fest halten oder wohl verwahren, daß ihn der Bysluft nicht nimmt und mit ihm über den Hauenstein fährt. Würden ihm dort nicht einmal viel nachfragen dem leeren Geldseckel, haben deren genug. Ja wenn Geld drin wäre, wär's schon anders.

Gerade so geht es mit dem Fahren auch, denn es ist

»mancher Omnibus ungefähr« auch ſo ein Engel, der Federn hat und nicht fliegen kann, der nicht vom Platz kann und auf gute Gelegenheit zu warten ſcheint. Da ſteckt man beim Engel in Baſel oder irgendwo um's Aeſchenthor herum und wartet, bis der Omnibus ſattſam geſalbet iſt mit irgend einem gängigen Jahrgang, und das geht manchmal, daß es Einen dünkt, man ſehe, wie dem Mann im Mond der Bart wachſe, und rutſcht er endlich weiter, ſo kann man von Glück reden, wenn die Salbe hält bis in's Birsfeld, wo dann mit einem noch gängigern Jahrgang geſalbet werden muß, zugleich auch Curaſchi (nicht zu verwechſeln mit Furaſchi) gefaßt werden muß, um ohne Zittern durch die lange ung'hürige Hard zu kommen. Im Rothenhaus hält man, um Gott zu danken, daß man glücklich bis hierher gekommen, und ſich zu erholen, läßt daher einige Schoppen kommen und riecht daran. Der Salzgeruch, der überall auch in den Kellern vorherrſchend iſt, ſoll überaus nervenſtärkend ſein.

Nun wird die Welt troſtlos, öde und leer, die Brünnlein in der Wüſte rinnen ſparſam, von Einkehr iſt gar keine Rede, bis man endlich nach Lieſtal kömmt, dem wahren Jakobsbrunnen, wo die Samariterinnen und Rebekka's zahllos ſind, den Kindern Israels und andern Chriſten der Durſt geſtillet wird vaterländiſch, doch nicht in alle Ewigkeit, ſondern höchſtens bis Lauſen oder in's Bubendorfer Bad, wo er dann erſt recht angeht. Da geht es halt beim Fahren nicht anders, könnten ſonſt die Räder angehen oder gar die Paſſagiere, denn wenn der Wagen ſchon feurig würde, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß er gen Himmel führe. Wenn er auch voll Waldenburger, Regolzwyler und Langenbrugger wäre, ſo iſt doch nicht geſagt, daß unter ihnen ein Elias wäre, darum könnte der Wagen z'Gunträri fahren. Wer zu Fuß geht, riskirt dieſes Verbrennen nicht, beſonders im Winter nicht, er muß preſſiren, es iſt ihm, wenn er nur daheim wäre, ſo daß ordinäre Perſonen zu Fuß ſchneller reiſen, als im Omnibus. Von

Station zu Station kommen die Fußgänger den Fahrenden vor, beſonders wenn mal einer an Jakob's Brunnen liegt, ſein Maul am Kruge einer Rebekka hat oder gar beim Engel iſt, der immer am gleichen Orte ſteht, und wo die Gäſte feſt ſitzen als wie im Pech. Ganz mittelmäßige Beine können ganz füglich bis Siſſach kommen, während der Fahrende, der mit ihnen durch die Stadt kam und im Engel blieb, noch immer dort harzet. Man muß die Macht des Glaubens nicht vergeſſen, welche in der Fabel vom Füllen und Schnecken ſo gut dargeſtellt iſt. Die Schnecke glaubte, ſie habe zu preſſiren, das Füllen glaubte, es habe nicht zu preſſiren, wenn es einmal laufe, ſo rücke es dann. Die Schnecke preſſirt, das Füllen preſſirt nicht, und vor dem Füllen iſt die Schnecke am Ziele. Wie mancher mit kurzen Beinen lief ſchon des F...bachers Schimmel vor, und doch ſoll der eine Hex mit Laufen ſein!

So kam Heiri nicht vorwärts, ließ kein neues Haus bauen, kaufte kein ſchönes Gut, ſaß im Hundeloch als wie im Pech und ließ die ſchönen Möbeln nicht nachkommen von Baſel. Darüber wurden Heiri und Kathrinli ſehr unzufrieden, ſo arbeiten und nichts haben davon und nirgends hinkommen, das ſei ein verfluchter Zwang, ſo könne es nicht bleiben in der Welt, das müſſe geändert ſein. Ihr Zorn entlud ſich hauptſächlich über die Seidenherren, die ſo reich waren, während ſie ſo arm blieben, da habe man den klarſten Beweis, ſagten ſie, daß die Reichen den Profit hätten, die Armen die Arbeit.

Der dumme Heiri dachte nicht daran, daß alle Seidenherren oder ihre Vorfahren einmal arm geweſen und reich wurden durch — Arbeit und zwar nicht etwa weil der Verdienſt größer, nein, ſondern weil der Verbrauch kleiner war, weil ſie den Kreuzer nicht verachtet, ſondern viere zuſammenlegten, welche einen Batzen machten, die Batzen zuſammenlegten, bis es Franken gab, aus den Franken Thaler, aus

den Thalern Dublonen wurden. Gerade so konnten es Heiri und Kathrinli auch machen, es wehrte es ihnen niemand, als eben solche Engel, wo Heiri als wie im Peche saß. Er haßte die Reichen so sehr, wäre er selbst reich gewesen, er hätte es anders gehabt, dann hätte er begriffen, daß Reiche sein müßten und zwar gerade um der Armen willen. Wer mit Seidenwaaren handeln will, muß Geld haben und zwar viel, muß vermögen ein Jahr lang zu kaufen, arbeiten zu lassen, alles zu zahlen, auch wenn ihm nichts eingeht. Er muß wissen, wo man kauft und verkauft. Er muß die Welt nicht bloß kennen vom Paßwang bis Mariastein, wo man solothurnerisch hezet, oder bis Weil, wo man markgräflerisch tanzt, er muß wissen, wo die Schiffe hinkommen, welche man den Rhein abschickt, und woher der Kanal kömmt, der bei Mühlhausen vorbeifließt, und daß man auf Eisenbahnen nicht über Meer kann, sondern nur bis dran. Kurz ein Seidenherr darf in jeder Beziehung nicht bloß so ein Heiri sein, muß ein fester, solider Mann sein, dem man nicht bloß eine Rechnung Seide, sondern Waaren für viele tausend Franken anvertrauen kann, ohne, wenn ein Wechsel drei Tage ausbleibt, Kummer haben zu müssen, man kriege das leere Nachsehen. Die Nothwendigkeit solche Herren zu haben, begriff er so wenig, als die Nothwendigkeit, daß ein Gott sein müsse, wenn er Kartoffeln essen wolle. (Wir hoffen, es sei niemand, wie die Zürcher sagen, so strohlig dumm und meine, wir zählten damit Gott und Seidenherren zusammen.) Heiri und Kathrinli waren hohl geworden inwendig, darum war ihr Zustand trost- und hoffnungslos. Sie hatten sich in Basel der Religion nach und nach entfremdet, den glimmenden Docht hatten Familienereignisse, Mahnungen Gottes, nicht angeblasen, in wüster Umgebung unter fremden Leuten war er ausgelöscht, und die nackte Selbstsucht hatte sich ausgebildet, die nichts als sich im Auge hat und den Werth aller Dinge mißt, nach dem sie ihr wohl oder übel machen, Vortheil oder Nachtheil bringen. Ein

ſolcher Menſch macht ſich ohne alle Philoſophie zum Mittelpunkt aller Dinge, ſucht den Grund von allem Uebel, welches ihm begegnet, außer ſich, nie in ſich, er verliert ohne Philoſophie allen Begriff von Sünde, hat keinen Gedanken daran, daß nur wahre Buße und Bekehrung ſeinen Zuſtand zu ändern vermögen, und meint, das hänge rein von Andern ab, aber aus Bosheit und Teufelſüchtige thäten ſie es nicht.

Auf dieſem Boden ſtehen die meiſten Unzufriedenen, dieſe unglücklichen Kinder des Zeitgeiſtes, ihnen kann durch gar nichts geholfen werden, als durch den, deſſen Name einzig gegeben iſt, damit die Völker darin ſelig werden. Im Chriſtenthum allein liegt das Mittel zur Verbeſſerung der Zuſtände durch Vervollkommnung jedes Einzelnen, d. h. durch das Trachten darnach, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt. Im Chriſtenthume allein liegt das wahre Fundament der Zufriedenheit oder des Friedens, der über allen Verſtand geht, dadurch, daß man alles, was man nicht ändern kann, trägt als von Gott, der alle Haare auf unſerm Haupte gezählt und denen, die ihn lieben, alle Dinge zum beſten leitet und die Tage mit Weisheit zählt, jeden als ein Pfand, von dem der Herr Rechnung will.

Jetzt gingen Heiri und Kathrinli in die Kirche, von wegen es iſt in Baſelland noch nicht das gottloſeſte Land, und wenn dort auch gottloſe Mäuler ſind, ſo muß man nicht meinen, daß ſie den Beſten in Baſelland angehören oder daß nicht manches Herz beſſer iſt als das Maul. Wenn es halt windet, werden die dürrſten und leichteſten Blätter am höchſten und weiteſten geweht. Der Kirchgang iſt noch Sitte, und wenn ſchon mancher ſpottet, ſchämt er ſich doch deſſen nicht. So ging Heiri auch, aber menſchlichem Bedünken nach wäre es beſſer geweſen, er wäre nicht gegangen. Er ſpottete darüber, er fragte, was es abtrage, er merke nicht, daß, ſeitdem er wieder gehe, er um ein Haar beſſer geworden. Er ſtellte ſich wahrſcheinlich vor, wie in einen heißen Ofen Kräftige

kriechen und nach einem an's Leben gehenden Schwitzbade von der Krätze frei werden sollen, so sei die Kirche auch ein Schwitzbad für die Sünder, wenn sie es gehörig aushielten, thäten sie so gleichsam den sündlichen Stoff ausschwitzen und würden von Sünden rein. So meinte es Heiri, meinte nebenbei auch, er sei gebildet. So mag es noch mit mancher Meinung über die eigene Bildung stehen. Kathrinli ließ sich in Theorien weniger ein. Es ging fleißig in die Kirche, so lange seine Kleider im Glanz waren, als sie aber fadenscheinig wurden, da zeigte es sich in der Kirche nur in Nothfällen.

Ungefähr wie den Kleidern, ging es auch ihrer Liebe, sie war schon fadenscheinig auf's Land gekommen, jetzt kriegte sie gar Löcher, die eben erwähnte Selbstsucht machte sich auch in diesem wie in allen andern Verhältnissen geltend. Kathrinli kam Heiri vor wie ein Schleppsack, seine Kinder wie Schleppsäcke, und daß er sie erhalten, dafür an seinem Maul abbrechen mußte, schien ihm die größte Ungerechtigkeit. Kathrinli sollte mehr machen, mehr pflanzen, mehr weben, weniger brauchen oder zusehen, woher es das Geld nehme u. s. w. Nun verstund Kathrinli das Pflanzen so gut wie das Kochen und machte beide gleich gerne, dazu machten die Werkhölzer ihm Blattern in den Händen, seine Arme wurden so müde, daß es nicht weben konnte, die Sonne machte ihm Kopfweh, und war der Boden feucht, kriegte es Gliedersucht in die Beine. Mit der Zeit war es auch im Ungreis; wenn es Andere Bohnen gewinnen sah, fiel es ihm erst ein, setzen wär gut, auf dem Jäten hielt es auch nicht viel, es sagte: Warum Unkraut ausreißen? Well es schneller wachse, werde es da sein, für den andern Pflanzen Schatten zu geben, es wüßte sonst nicht für was.

Man begreift, daß Kathrinli bei solchen Ansichten und Eigenthümlichkeiten mit dem Pflanzen nicht weit kam und das Mehrpflanzen ihm nicht besonders angenehm war. Wenn Heiri das wolle, so solle er helfen, Hans Jakob mache es

auch, sagte es. In die Haushaltung brauche es nicht mehr als nöthig, wenn kein Wirthshaus wäre, kein Engel, nirgends kein Basel, kein Liestal, so wäre Geld genug da für zwei Haushaltungen. Aber nicht, wenn du sie machen sollst, zankte dann Heiri, du wo immer mit doppeltem Faden nähst! Und wegem Wirthshaus schweig und den Weg auf Basel kennst auch u. s. w. So konnte Tage lang ein Esel dem andern Langohr sagen, und dabei kam nichts heraus als immer größere Maßleidigkeit und größere Löcher in die Liebe. Aber so geht es, wo der rechte Grund fehlt und keine Augen da sind, um ihn zu suchen.

Bei Hans Jakob ging's anders, schwer, aber im Frieden. Sie arbeiteten gerne, die Wirthshäuser plagten sie nicht, Geld machte ihnen die meiste Noth, viel mehr als Heiri's. Diese hatten bloß für den Hauszins zu sorgen und das zu Kaufende, konnten sie nicht zahlen, blieben sie halt schuldig, in vollem Vertrauen, daß niemand große Lust haben werde, sein gut Geld schlechtem nachzujagen. Hans Jakob dagegen mußte Kapital verzinsen und vom Kapital oft ung'sinnet abzahlen, besaß ein Heimwesen, welches man ihm nehmen konnte und welches er nicht gerne ließ. Er hatte unsicheres Geld auf seinem Eigenthum, auch war er Vater und Brüdern schuldig, die all ihren Vorrath zusammen gethan hatten, damit er kaufen und sich einrichten könne. Nun schien ein eigenes Mißgeschick über ihnen zu walten. Hans Jakob brauchte nur einmal zu Anne Marei zu sagen: Fast glaube ich, können wir ein wenig verschnaufen, für das Jahr ist gesorget und haben noch einzuziehen, so kam ein Bruder und sagte: Hans Jakob, es thut mir leid, ich sollte mein Geld haben, ich weiß sonst nicht wie machen, oder der Vater sagte: Hans Jakob, wenn es dir möglich wäre, solltest mir etwas geben, du weißt, wie es mir mit der Kuh gegangen. Nun hatte Hans Jakob nicht das Gemüth wie Heiri, der eine ganze Welt hätte schuldig sein können und zahlen sollen, ohne daß

es ihm eine Minute den Schlaf genommen, der es nie unverschämt fand, wenn er muthwillig schuldig blieb, aber unverschämt, wenn jemand in der Noth war und von ihm Geld begehrte, was er demselben muthwillig schuldig war. Wenn jemand eine Schuld von ihnen forderte, machte es Hans Jakob und Anne Marei wind und angst, sie betrachteten es als ihre große Schuldigkeit zu entsprechen, weil man es ihnen aus Gefälligkeit gegeben. Man habe ihnen aus der Verlegenheit geholfen, billig sei es nun nicht, wenn sie die, die ihnen geholfen, nun in Verlegenheit brächten zum Dank. So meinten sie; so meinen es leider nicht Alle, waren halt noch sehr altväterisch, Hans Jakob und Anne Marei.

Hatten sie sich dann von Geld entblößt, kam richtig noch was ung'sinnet dazu, eine Krankheit, oder man mußte Kuh ändern oder Heu kaufen oder sonst was, dann war erst die Bedrängniß groß. Wenn auch das schuldige Kapital kleiner geworden, Hans Jakob also vermöglicher, erschien es doch in der Wirklichkeit wie das Gegentheil. Als Kamerad und Hausgenosse wußte Heiri gewöhnlich darum. Anstatt Hans Jakob an die Hand zu gehen mit rückständigen Zinsen, spottete er ihn aus. Er wollte lieber, sagte er, der Hund im Kegelspiel sein, als Hans Jakob in seinen ewigen Aengsten. Aber Hans Jakob und Anne Marei waren nicht hohl inwendig, sie besaßen einen guten Glauben. Sie trösteten sich in ihren Aengsten gegenseitig. Sie sagten, der, welcher ihnen bis hierher geholfen, werde ihnen auch weiter helfen, wenn sie nicht absetzten, denn es heiße ja, wer ausharre bis an's Ende, der werde selig werden. Wenn sie nur einmal diese Stümpelten zu Ende bringen und zu sicherem Gelde kommen könnten. Indessen sei es so in der Welt, daß jedermann in der Welt einmal bös haben und chum thun müsse, nun sei es besser, sie hätten ihren Kehr jetzt in ihren gesunden Tagen, als im Alter, wo dann behagliche, ruhige

Tage so schön und nöthig seien. So gönnten sie sich die Worte, trugen das Kreuz vereint, und kein's sagte zum andern: Du bist schuld, sondern man nahm alles als aus der Hand von oben, und wenn eines die Schuld bei einem Menschen suchte, so war es bei sich selbst. Man glaubt gar nicht, welcher Trost in solchen freundlichen Besprechungen liegt, besonders wenn ein Gebet Hand in Hand und aus einem Herzen sie schließt. In einer solchen Einigkeit der Seelen liegt eine Kraft, welche die Welt überwindet und alles erträgt. Zu dieser Macht zu gelangen, bedarf es weder Geld noch Genie, weder Wissenschaft noch Adel, das ist auch dem Armen und Unmündigen gegeben, dazu können kommen alle Hans Jakob und alle Anne Marei, sobald sie wollen, sobald sie glauben.

Daß das Verhältniß dieser so verschiedenen Hausgenossen kein inniges, einmüthiges sein konnte, begreift man, aber es war auch kein feindseliges, wie man glauben möchte, es war ein sehr seltsames. Heiri und Kathrinli hielten sich für die Vornehmern, gleichsam für die Berechtigten, sie waren in der Stadt gewesen und hatten Bildung. Sie behandelten ihre Hausherrschaft daher von oben herab, mit einer gewissen Wegwerfung, benutzten sie dabei aber ohne Gewissensbisse so viel sie konnten, als ob sich das von selbst verstünde. Heiri und Kathrinli hätten es ganz natürlich gefunden, wenn die andern für sie gepflanzt und gearbeitet hätten.

Hatte Anne Marei viel gepflanzt, viel Gemüse, viel Obst, machte Kathrinli sicher, daß es davon erhielt, und von Bezahlung war keine Rede. Hatte es ein Geräth nöthig, so mußte es Anne Marei erst leihen, dann wieder holen, Kathrinli gab es nie wieder. Sich unbewußt gaben sie so recht praktisch und handgreiflich an Tag, wie der Communismus eigentlich zu verstehen sei, theoretisch kannten ihn damals Leute wie Heiri und Kathrinli noch nicht. Hans Jakob und Anne Marei fühlten dieses alles ganz gut, ärgerten sich

darüber und ließen es sich doch gefallen, nahmen's stillschweigend hin in der Regel. Anne Marei machte zuweilen Ausnahmen. Es war dieses aber nicht Dummheit, nicht Gleichgültigkeit oder unwillkürliche Unterwürfigkeit, wie Viele und vielleicht Heiri und Kathrinli selbst es auslegten, es war Gutmüthigkeit, Erbarmen mit ihnen und ihren Kindern. Sie waren mit einander aufgewachsen, von Jugend auf war Kameradschaft, die übt in gutmüthigen Gemüthern eine große Gewalt und dauert oft lange, oft bis zum Grabe und läßt sich gar nicht verbittern. Hätte Heiri dem Hans Jakob noch öfters zu einem Rausche verholfen, ja dann hätte Anne Marei wohl auch den Kübel umgeleert und das Alte vergessen. Ja und selbst bei Heiri und Kathrinli war ein ähnlich Gefühl und nahm ihrem sonstigen Benehmen die Schärfe. Beiläufig müssen wir hier bemerken, daß aus dem Kathrinli, nachdem seine Haut beträchtlich an Glätte und Farbe eingebüßt hatte, ein einfaches Kathri geworden war.

Zu dem alten Bande kam noch ein neues, die Kinder waren ganz in einander gewachsen. Anne Marei's Kinder stachen vor im Alter, waren entwickelter, während die andern vielleicht begabter waren. Hans Jakob's gaben sich mit den Kindern viel mehr ab, als Heiri's, die Landarbeiten boten hundert Gelegenheiten dazu, und an Sonntagen und Abenden, wo Heiri nicht daheim war, bot sich ebenfalls gute Gelegenheit. Kathri fragte den Kindern auch wenig nach, sie waren mehr seine Last als seine Liebe. Bloß wenn es sie mit was Neuem putzen und sie auf den Arm nehmen und einer flotten Klappereten nachlaufen konnte, waren sie ihm anständig. Es giebt allenthalben deren Weiber, welche man oft mit Kindern auf den Armen herumlaufen sieht. Es giebt unter ihnen gute Hausfrauen, aber achte man sich, man wird unter ihnen viele stehen, absitzen, plaudern, kurz offenbar sehen, daß es ihnen nicht um's Kind ist, sondern um dem Hause und der Arbeit zu entrinnen. Kathri's Kinder schlossen sich an die

andern, im Kinde lebt früh der Trieb der Geſelligkeit und der Geſchäftigkeit. Daheim hatten ſie Langeweile, mit Hans Jakob's Kinder konnten ſie etwas verrichten, konnten mit ihnen theilen die Herrlichkeiten, wozu im Herbſte beſonders das Obſt gehörte. Anne Marei ließ die Kinder machen, hatte noch Freude daran, wenn ſein älteſter Junge das Kindermädchen von Kathri's Mädchen machte, und trotz ſeiner trocknen Weiſe liebten es die Kinder mehr als Kathri, das ungleiche Launen hatte und oft bitter häßelete und nicht viel beſſer that Heiri. Sie lebten beide jedes für ſich und nicht für die Kinder, und für die Selbſtſucht haben die Kinder ein unausſprechlich feines Gefühl. Es iſt aber auch nichts, das alle Bande ſo raſch zerſetzt, Familien, Gemeinden, Staaten ſo unwiderſtehlich zerſtört, als dieſe kurzſichtige Selbſtſucht, die von allgemeiner Wohlfahrt und dem Zuſammenhange des eigenen Wohl's mit dem allgemeinen keinen Begriff hat, daher ſelbſt nie zu einem dauernden Wohl gelangen kann. Das iſt der Geiſt, der die Kinder ſo erzieht, daß ſie, ſobald die Kraft in ihre Hände kommt, die Eltern zu Bettlern machen, ihnen das Brod von dem Munde wegeſſen, ſie verlaſſen, entblößt dem Grabe zuſtoßen.

So lebten die beiden Familien bei einander. Die einen thaten genug, aber der Boden unter ihren Füßen ward allgemach feſter, die andern überthaten ſich nicht mit der Arbeit, brauchten immer vor; was ſie verbrauchen konnten, das reute ſie nie, nur das reute ſie, was ſie nicht erſchwingen konnten. Sie wurden ärmer, denn ſie ſchafften nichts an, aber Kummer hatten ſie deßwegen nicht, ſie ſagten bloß, es nehme ſie doch der Tüfel wunder, ob es nicht bald beſſer kommen müſſe.

Der liebe Gott meint es gut mit den Menſchen. Er hat ihnen ein großes Buch voll Weisheit geſchenket, in welchem geſchrieben ſteht, was er will und wie es geht, in welchem man ſehen kann, als wie in einem Spiegel die Ord-

nung, welche Gott gemacht hat, und den Gang der Dinge nach dieser Ordnung. Dann kömmt er von Zeit zu Zeit und examinirt die Menschenkinder, ob sie eine rechte Portion gelernt, klug geworden, den Gang der Dinge begriffen und nach diesem Gange eingerichtet ihre eigenen Wege. Oft examinirt der liebe Gott sehr scharf, und wenn der Einen findet, der nichts gelernt hat, den straft er übel, den Andern zum Exempel.

Bekanntlich war einmal im Egypter Lande ein König, der hieß Pharao, den ließ Gott träumen, er stehe an einem Bache und aus demselben Bache stiegen herauf sieben Kühe, schön von Gestalt, wohl gehalten am Leibe und gingen an der Weid im Grase. Und siehe, sieben andere Kühe stiegen herauf nach jenen aus demselben Bach, häßlich von Gestalt und mager, und sie stünden neben jenen Kühen am Ufer des Baches. Darnach fraßen dieselben Kühe, die häßlich waren von Gestalt und mager, jene sieben Kühe, die schön waren von Gestalt und wohl gehalten. Da erwachte Pharao. Darnach schlief er wieder ein und er träumte zum andern Male, und siehe, da waren sieben Aehren, die gingen auf aus einem Halm dick und schön. Und siehe, sieben dünne Aehren und vom Ostwinde versengt wuchsen herfür nach jenen. Darnach verschlongen dieselben dünnen Aehren jene sieben dicken und vollen Aehren. Da erwachte Pharao und siehe es war ein Traum, aber zerschlagen war sein Geist, weil er des Traumes Deutung nicht finden konnte. Da mußte Freund Joseph aus dem Kerker kommen, der deutete ihm den Traum. Siehe, sagte er, es werden sieben Jahre kommen, da eine große Fülle sein wird im ganzen Egypter Lande. Aber es werden entstehen sieben Jahre der Theurung nach jenen, in denen man vergessen wird alle die Fülle im Egypter Lande, denn es wird die Theurung das Land verzehren, und man wird nicht merken dieselbe Fülle im Lande von wegen derselben Theurung, die darnach sein wird, darum daß dieselbe sehr schwer sein

wird. Belangend aber die Wiederholung des Traumes bei Pharao zum zweiten Mal, so ist er wiederholt worden, weil diese Sache fest beschlossen ist bei Gott und weil sie Gott eilends in's Werk setzen wird. Wohlan, so sehe sich um Pharao nach einem verständigen Manne, den er setze über Egyptenland, darnach ordne er Amtleute über das Land und nehme den Fünften von Egyptenland in den sieben Jahren der Fülle und lasse sie einsammeln alle Speise dieser guten Jahre, die da kommen werden, und Getreide aufschütten unter des Pharao's Hand zur Speise in den Städten und sie verwahren. Und dieselbe Speise sei zum Vorrath für das Land auf die sieben Jahre der Theurung, welche sein werden im Egyptenlande, auf daß das Land nicht ausgerottet werde durch die Theurung. Das glaubte Pharao und that darnach. Als die sieben guten Jahre um waren, kamen die bösen und es ward eine Theurung in allen denselben Landen, aber in Egyptenland war Brod. So steht es geschrieben im ersten Buch Moses im einundvierzigsten Kapitel, wo es jedermann zu lesen findet, wer eine Bibel hat und lesen kann. Das ist ein merkwürdig Kapitel, beiläufig, viertausend Jahre alt und doch ganz wie neu, denn wie es dort geschrieben steht zur Warnung, so geht es noch bis auf den heutigen Tag, und wohl denen, die sich warnen lassen und daran glauben, die werden errettet werden, wenn die bösen Tage kommen. Gute und böse Jahre wechseln mit einander, und die bösen fressen die guten; wer in den guten nicht für die bösen sorget, über den kömmt der Hunger, und hat nicht jemand anders für ihn gesorget, so tödtet ihn der Hunger. Und diese Wahrheit bestätigt Gott nun von Zeit zu Zeit zu Nutz und Frommen der Menschen. Und doch giebt es immer wieder Tausend und abermal Tausend, welche dieses weder glauben, noch sich daran kehren, die müssen es dann aber auch büßen elendiglich. Daraus kann man sehen, wie dumm von Natur die Menschen sind, und die am allerdümmsten, welche meinen, sie hätten

Weisheit klafterweise im Leibe und von Gott sich nicht wollen weisen lassen. Solche Leute giebt es überall, sogar in Basel, Stadt und Land, dagegen denn doch auch andere, denen Gottes Wort die Leuchte auf ihrem Wege ist und der Stab in ihren Händen. Joseph ließ Behälter bauen, wo man in guten Tagen seinen Ueberfluß aufbewahren konnte, und der war so groß, daß man ihn nicht zu zählen vermochte. Dort war er nun sicher, dort konnte man ihn wieder holen, so bald man ihn nöthig hatte.

Das war die erste Sparkasse.

Allenthalben giebt es also gute und böse Jahre, auch im Baselbiet; das haben sicher Alle erfahren, welche nicht bei diesem oder jenem Engel das Gedächtniß verloren haben. Es giebt Jahre, wo der Verdienst sehr reichlich ist, die Posamenter nicht Hände genug haben, die Seidenherren zu Treibern Jehus gerathen, ihren Arbeitern keine Ruhe lassen, die Seidenportionen oder sogenannten Rechnungen einander jagen, die Weber in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Seidenengel daher fliegen sehen wie eine Schnepfe im Frühjahr dem Waldsaume nach, triefend wie eine gebadete Maus, der nach Arbeiten fragen soll, welche kaum angefangen, geschweige vollendet sind. Das sind Tage für die Weber, wie für die Bienen die Morgen, in welchen der sogenannte Honigthau fällt. Wie da die Bienen emsig sich rühren mit einer Hast, als wenn es nie wieder gut wäre, und in wenig Tagen, es braucht kaum eine Woche, sind die Körbe gefüllt. Es ist, als ob sie wüßten, daß solche Honigmorgen selten sind, daß sie nicht alle Jahre kommen. Es sind nur Thierchen, aber es könnte mancher Weber und andere Prinzen auch an den Thierchen Exempel nehmen. Darauf kommen dann wiederum Tage, wo es ganz anders geht, wo man nicht sammeln kann, wo man wie die Bienen im Winter vom Ueberfluß zehren oder hat man keinen, betteln oder sterben muß, Tage, wo die Seidenherren flämsche

Gesichter schneiden, die Nachtkappe den ganzen Tag nicht mehr abziehen, sie bloß auf dem Kopfe herumtreiben, daß sie Einen übel erbarmet, Tage, wo der Seidenherr bei der Erscheinung eines Arbeiters noch viel tiefer in Ohnmacht fällt, als in den Honigtagen der Weber vor dem Ladenengel, und wenn er wieder Sprache kriegt, den Weber ausschimpft wegen seinem Pressiren mit der Arbeit, ob er denn meine, man wolle in Basel die Häuser mit seidenen Bändern überziehen, endlich den Weber ausschimpft über die gemachte Arbeit, ob er denn meine, solches Zeug könne man brauchen, schon in Lörach sehe dies kein Hund mehr an, geschweige eine Köchin oder gar eine Kammerjungfer, wo der Seidenherr, wenn endlich der Weber wieder um Arbeit frägt, zu brüllen anfängt wie die bekannten fünfhundert Ochsen, als man sie sämmtlich angestochen, und wettert und blitzet über Franzosen, Engländer, Chinesen, daß es dem Rhein übel wird und er kaum bei Basel vorbei darf, aus Angst, es verschlucke ihn der weit geöffnete Schlund eines donnernden Seidenmonarchen oder Aristokraten, wo endlich der Weber entlassen wird mit dem strengen Gebote, ungerufen nicht mehr zu erscheinen, und thue er es, kriege er keine Arbeit mehr, so wahr der Herr Jakob heiße. Dann kann der Weber traurig heim gehen mit wenig Geld und ohne Arbeit, kann sinnen und denken, was jetzt anfangen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Da kommen ihm die Gedanken hageldick, wenn sein Kopf ein Erdäpfelplätz wäre und seine Gedanken Erdäpfelstauden, er kriegte Vorrath auf viele Jahre.

Aber die Jahre wechseln nicht bloß in Beziehung auf den Verdienst, sondern noch immer wie zu Pharao's Zeiten in Beziehung auf Laub und Gras, Korn und Haber. Es giebt Jahre, wo so zu sagen Milch und Honig fließen, die Aepfel zu Kindsköpfen werden, die Trauben zu kleinen Kirchthürmen, Liestal im Kanonendonner liegt Tag und Nacht, weil der Most von Schattenhalb in den Kellern die Fässer sprengt,

die Gurken zu centrigen Melonen gerathen und doch niemand sie mag, als höchstens ein hungerig Schwein aus dem Schwabenland, Jahre, wo alles so spottwohlfeil ist, daß wenn man einem Bauer einen Malter Korn abkauft, er Einem zwei obendrein giebt, wo man den Kabis um's Abhauen hat, wo kein Spatz mehr gemeines Korn fressen will, sondern bloß Mumienwaizen, Himalayagerste und andere rare Dinge, ein Fluch durch die Luft fährt, wenn ein Mensch nur von weitem eine Kartoffel sieht, wo kluge Leute denken, warum der liebe Gott jeden Menschenmagen nicht zu einem Magazin a la Joseph eingerichtet, damit man in guten Jahren so einpacken könnte, daß man, wenn die bösen Zeiten kämen, sieben Jahre genug daran hätte, die bösen sieben Jahre, wo die Kraft der Erde versiegt, der Sonne Wärme verglommen scheint, überall der Segen Gottes fehlt im Schoose der Erde, in den Kronen der Bäume, nichts gedeiht als Mäuse, Wespen, Käfer und Wucherer, ein schlimmes, unheilvolles, vierblätteriges Kleeblatt! Jahre, wo alle Tage die Brode kleiner werden und der Hunger größer, jede Speise alle Tage theurer wird und alle Tage schlechter zu haben ist, das Geld rarer, der Betrug häufiger, ein Mensch zum Quälgeist und Blutsauger der andern wird. Die Nachkommen von Pharao's Hofbäcker, der Menschheit gegenüber, sind was Gewandläuse auf einem Bettler: je armseliger und elender der Bettler, desto plaghafter und gieriger die Läuse. Das sind die Tage, wo die Mutter mit Schrecken das Erwachen der Kinder hört, mit Schrecken zu Tische ruft, mit Schrecken ein Kind ansieht, weil auf jedem Gesicht der Seufzer steht: Ach Mutter wie wenig, ach Mutter wie hungerig! die Tage, wo die alten Leute denken müssen, wenn sie doch nicht mehr wären, sie beten müssen, der Herr möchte sie nehmen, damit den Andern mehr Speise bliebe, Tage, wo der Beste sich kaum zu ernähren vermag, geschweige Andere, alle überflüssigen Mäuler vom Tische entfernt werden, ja mancher Vater seine Kinder fortschickt, nicht wissend, wo in

der Welt ihnen Brod gebacken, ein Obdach bereitet iſt, ſo wenig als Moſes Mutter wußte, als ſie das Käſtlein in's Waſſer legte, ob ihr Söhnlein zwiſchen die Zähne eines Krokodils oder in königliche Arme kommen werde, Tage, wo nur Verräthe, Erübrigtes die Menſchen erhält; das ſind fürchterliche Tage, und ſie predigen mit fürchterlicher Stimme, daß man ſie hören ſollte vom Anfang eines Jahrhunderts bis zu deſſen Ende, in der niedrigſten Hütte, im hinterſten Graben, auf den höchſten Alpen, wo die Geißen gehen, auf den Thronen, wo die Könige ſitzen. Das ſind Tage, wo man wieder beten lernt, wo man es erkennt, daß es der Herr iſt, der alles macht oder zu allem, was der Menſch macht, ſäet oder wäſſert, Segen und Gedeihen geben muß. O es giebt der Herr ſo viel, iſt Geber ſo mancher guten Gabe, und der Menſch erkennt ſie nicht, weiß erſt, was ſie geweſen, wenn der Herr ſie genommen, das Gegentheil gegeben hat. Das ſind wohl ſchöne Tage, wo man nicht weiß, was Geſundheit iſt, weil man die Krankheit nicht kennt, kein Finger Einem wehe thut, alle Glieder gehörig ihre Dienſte thun, der Magen abnimmt und verwerchet, was den Mund gelüſtet, der Schlaf ein dienſtbarer Geiſt iſt, der da kömmt und geht auf Geheiß und Begehr. Schöne Tage ſind es, wo jedes Bein im Hauſe munter iſt, unterm Tiſche nie eins fehlt, der Hausvater getroſt beten kann: Gottlob, daß mrs hei, Gottlob, daß mrs men! wo man vom Doktor nichts weiß, vom Apotheker nichts holt, arbeiten mag von einer Tagheiteri zur andern, jeden Morgen friſch an ſeine Arbeit mag, jeder Tag baar Geld iſt, das Leben einen ſichern Gang zu haben ſcheint, wie die Sterne am Himmel, die in hundert Jahren auch nicht eine Minute fehlen, daß das arme Menſchenkind in Wahn geräth, Verdienſt und Verbrauch auf Jahre hinaus berechnen, ja auf's ganze Leben zum voraus eine ſichere Bilanz ziehen zu können, und nun ganz gemüthlich an einem Tage verzehrt, was es an einem

Tage verdient, damit schön alle Tage Null von Null aufgehe, was allerdings die Rechnung beträchtlich erleichtert.

Aber wie über Nacht die grüne Erde weiß und in Schnee gehüllt, grüne Pflanzen schwarz werden, vom Frost vergiftet, blühende Bäume wüst roth von giftigem Windeshauch, so erscheint oft mitten in der Nacht das wüsteste der Gespenster, die Krankheit in einem Hause, das scheinbar so sicher eingerichtete Räderwerk ist gehemmt, die Rechnungen des klügsten Rechenmeisters sind vernichtet. Das Gespenst haucht die Einen an mit langsamem Siechthum, Andere mit wilden Fiebern, Alle mit einander oder Eins nach dem Andern nach seinem Gelüsten, quält mit Schmerzen die Einen, mit Sorgen und Wachen die Andern. Aus dem einen Hause verschwindet es, wie man wähnte, erscheint dann plötzlich wieder greulicher und giftiger und geht nur mit geraubtem Leben weiter. In andern Häusern bleibt es als Hausgenosse, läßt sich nicht vertreiben, stehen die Einen auf, legt es die Andern nieder unerbittlich, Jahre lang muß man den Arzt haben, alle Tage aus der Apotheke was holen, Bitteres und Süßes und eins schlechter als das andere. Was nun das für eine Zuversicht giebt, wenn das Gespenst so plötzlich kömmt und das Rad stellt, die Arbeit unterbricht, der Verdienst aufhört, zum Geisterbanner die Gesunden laufen, ihre Zeit mit dem Kranken verbrauchen, zahlen und zahlen müssen, und kein Verdienst ist da. Und wenn Tag um Tag so vergeht und der wüste Gast bleibt hartnäckig da, kostet alle Tage mehr, und es ist immer weniger da für den Kranken, geschweige für die Gesunden, und endlich ist nichts mehr da! Was das für eine Zuversicht ist! Und endlich, endlich wird das Gespenst gebannt, es weicht der wüste Gast, langsam erhebt der Kranke sein Haupt wieder, es erwachen die Bedürfnisse wieder, der Körper fordert seine verletzten Grundrechte zurück, er will die Rückstände und das eben Laufende alles auf einmal, er will essen und immer wieder essen, und es ist nichts da, es ist keine Kraft da, um zu verdienen, keine

Nahrung, um zur Kraft zu kommen. Das sind Zuversichten, das sind Aussichten in die schauerlichste Oede, in einen langen Tag hinaus, voll Hunger und ohne Speise, und nach dem einen langen Tage eine lange, eine unendliche Reihe unendlicher Tage voll Hunger und ohne Speise, was das für eine Zuversicht ist, was das für Aussichten sind!

An einem andern Orte aber geberdet das Gespenst sich anders, es weicht nicht, bis es alles verzehrt, das Brod im Hause, das Leben im Kranken. Todt liegt er nun, Hausvater oder Hausmutter, um ihn die Lebenden, bleich, matt, weinend, ohne Aussicht, ohne Zuversicht, ohne Brod, nichts als öde Zukunft, voll Schulden und voll Noth. Was das für eine Zuversicht ist, was das für Tage sind! Und wie oft geht es nicht so und wie streng wiederholt es sich nicht? O ihr Leute, dieses bedenkt. Bedenkt es, ihr Hausmütter, ihr Hausväter! Bedenkt es zu rechter Zeit! Denkt in den guten Tagen an die bösen, die auch Salomo kennt und von denen er sagt, daß sie dem Menschen nicht gefallen.

Verdienstlosigkeit, Theurung, Krankheit, das sind drei Plagen, welche die Tage bös machen. Bannen, sie von sich fern halten, kann der Mensch nicht, ihr Kommen und Gehen steht außerhalb dem Bereiche menschlicher Kraft oder Weisheit, einer höhern Hand sind sie unterthan, der König aller Geister regiert auch diese Geister. Die drei kommen vereinzelt, sie kommen mit einander, sie kommern einer nach dem andern. Kommen sie vereinzelt, so sind sie zu bestehen, besonders von denen, welche in den guten Tagen an die bösen gedacht, die Plagen sind überhaupt weniger grausam. Wer sich seine Nahrung und theilweise seine Kleidung selbst baut, die Arbeit auf dem Lande gern und gut macht, die Zinse nachgezahlt, nicht alles bis an die Spinnhubbele unter dem Dache nach verkauft hat, überhaupt ein vertraueter Mann ist, der kann es eine geraume Zeit aushalten, wenn auch die Fabrikation nicht besonders gut geht, vielleicht gar stille steht, die Seidenherren,

trotz der währschaftesten Leibesbeschaffenheit, total unsichtbar werden, accurat als wie die Geister. Ein solcher hat wenig Geld auszugeben, geht es auch kümmerlich, hat er doch zu essen, kann es daher machen ohne Schulden. Kömmt Theurung alleine, so zehrt sie wohl an Leibern und Beuteln der Menschen, manches arme Mütterli wird magerer, bleicher, manches arme Kind muß hungern, selb ist wahr, aber wenn Verdienst ist, ist sie zu ertragen. Unter allem Volke geht die Rede: D'Sach ist theuer, aber der Verdienst ist gut, Gottlob, der Handel läuft, Geld fließt und für Geld ist alles noch zu haben. So lange Geld und Sachen sind, was will man klagen? Krankheit ist immer schlimm, wer krank ist, kann nichts verdienen, aber hat er gerechnet auf kranke Tage, so kann er vom Verdienst der vergangenen Tage zehren, und ist's nicht eine ansteckende Krankheit, welche ganze Familien darniederlegt, so haben in der Regel die andern Glieder Verdienst, etwas tropfet immer zur nöthigsten Aushülfe.

Aber wenn einmal alle zusammen einbrechen oder sich doch auf dem Fuße folgen, Verdienstlosigkeit, Theurung, Krankheit; und wie oft geschieht es nicht gerade so, denn zwischen den drei Geistern besteht ein gewisser Zusammenhang, eine Solidarität, wie die allerneuesten Staatsbüchsen sich auszudrücken pflegen, dann geht es bös, dann sind nicht bloß böse Geister, Gespenster los, dann schreitet der Würgengel wieder über die Erde und schlägt mit blutigem Schwerdte die Menschenkinder, in dieser Noth helfen bloß drei Dinge, lindern sie, halten aufrecht, helfen durch: erstlich Vertrauen und Glauben, es komme nichts von ungefähr, sondern alles aus der väterlichen Hand Gottes, aus der jede gute Gabe kömmt und jeder Tag, und die jedem Tage mitgiebt, daß er es bringe dem Menschen, was zu dessen Frieden dient, der Glaube, der ausharren läßt ohne Wanken bis an's Ende, bis er ausrufen kann, es ist vollbracht, Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Zweitens die Liebe, welche von Gott ausgeht, der die Welt zuerst geliebt hat und zwar so, daß er seinen Sohn sandte für uns, da wir noch seine Feinde waren, die thätige Liebe, die mit Christus einzieht in des Menschen Herz, wenn es ihm sich weiht zu seinem heiligen Tempel. In dieser Liebe liegt eine unendliche Macht, diese Liebe hält die Mutter Wochen lang aufrecht ohne Schlaf, stählt den Vater, des Tags zu arbeiten, des Nachts zu wachen, Tag und Nacht Unglaubliches zu entbehren. Wenn sie auch in leeren Händen keine Gabe mehr hat, so hat sie auf der matten Zunge freundliche Worte, Liebe im brechenden Auge, Friede in den erblaßten Zügen.

Das Dritte ist dann endlich, was Gott durch Joseph verkünden ließ, daß nach den guten Jahren die bösen kommen, in den guten für die bösen man sorgen müsse und dieses jedem obliege, der des Herren Willen kennt, denn wer sich selbst nicht hilft, dem hilft Gott auch nicht. Dieses wichtige Wort wird in unserer schlechten Zeit schlecht verstanden und gottlos mißbraucht von den Gottlosen. Sie sagen auch: Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Sie meinen damit: Deine eigene Hülfe, dein Verbringen und Schaffen, das allein ist Gottes Hülfe, erwarte keine andere, denn es giebt keine andere, dein Geschick ist in deine Hand alleine gestellt. Das ist gottlos geredet und abermal gottlos, denn damit sagt man, es ist kein Gott, der sich um dich kümmert, denn es ist überhaupt kein Gott. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, will ganz was Anderes sagen, nämlich: Thue was in deinen Kräften liegt, denn das thut dir Gott nicht, er spaltet weder Holz für dich, noch kocht er dir Suppe. Hast du aber das Deine im Maaße deiner Kräfte treu und redlich gethan, so hilft dir auch Gott, denn er verläßt die Seinen nicht. Er ist bei dir mit seinem Segen, wo du wässerst und ackerst, da giebt er das Gedeihen, was bei allem die Hauptsache ist, ohne welches du umsonst früh aufstehst, umsonst spät dich niederlegst, und

wenn du auch nicht ernteſt, wenn du auch von denen einer biſt, die da ſäen, aber nicht ſchneiden, ſo gedenke an ſein Wort, daß er an den Kindern bis in die Tauſende vergiltet, was Einer in ſeinem Namen Gutes gethan.

So iſt es gemeint, aber ſo iſt es auch: Auf den Zungen der Gottloſen wird Honig Gift, Troſt und Wahrheit verkehrt ſich in Läſterung und Lüge. Joſeph ließ alſo den Fünften in Vorrathshäuſer legen, die Egypter glaubten und gehorchten, brachten ſo viel als Sand am Meer, ſo daß man aufhörte zu zählen. Als die ſieben Jahre der Theurung kamen, ward eine Theurung in all denſelben Landen, aber in ganz Egyptenland war Brod. Was damals möglich war und gut erfunden wurde, iſt noch jetzt möglich und gut, denn der alte Gott, in welchem kein Schatten der Umkehr iſt, lebt noch und regiert die Welt auf gleiche Weiſe, wie zu Joſeph's Zeiten. Nun hat jede Haushaltung (keine Regel ohne Ausnahme) ihre guten Tage, wo ſie nicht brauchen muß, was ſie verdient, verſteht ſich, wenn ſie mit Verſtand und Bedacht den Haushalt einrichtet und den Kreuzer zweimal kehrt, ehe ſie ihn einmal ausgiebt. Die Kunſt des Haushaltens liegt, wie wir ſchon bemerkt, nicht ſowohl im Verdienen, als im Brauchen. Wer viel verdient und nur eben recht braucht, der iſt ein Menſch, Mann oder Weib, vor dem man den Hut abziehen muß. Die werden wirklich ſelten ſein, welche wie jener Mann, der bereits einmal angeführt wurde, in ſeinem hohen Alter ſagte, ſo weit er ſich entſinnen könne, wiſſe er nur von einem Batzen, den er z'Unnutz verbraucht, und der reue ihn noch jetzt, der zugleich doch zu allen Dingen Verſtand brauchte, denn man kann ſparen ohne Verſtand. Bauren ſind genug bekannt, welche aus lauter Geiz zu Grunde gingen, auch bei Handelsleuten will man das Nämliche beobachtet haben. Gut iſt's, wenn man ſich in Beziehung auf das Sparen eine beſtimmte Regel macht, wie Joſeph ſie machte, nicht zu enge, ſo daß es mehr giebt als man dachte. Dies iſt namentlich

bei Eheleuten nöthig, wo es des Unvorhergesehenen manches geben kann, weniger nöthig bei ledigen Leuten, deren Ausgaben weit mehr in ihrer Willkür stehen. Kommen nun Gespenster, böse Tage, so hört zuerst die Regel auf; was man bei Seite legte, hat man zum Brauchen zur Verfügung, namentlich wenn Theurung kommt, der Verdienst ausbleibt. Schon dies giebt gegen den, welcher immer alles brauchte, was er einnahm, er wußte fast nicht wie, einen großen Vorsprung. Er kann alle Wochen viele Batzen mehr brauchen, ohne daß er etwas entbehrt oder das Ersparte verzehrt. Muß er auch daran glauben, so denke man, wie weit bereits dem Einen, der nichts erspart hat, das Wasser zum Munde herauf laufen muß, während der Andere von dem Eigenen nehmen kann und kommenden Tagen noch warten darf.

Es war eine große Theurung in allen Landen, aber in Egyptenland war Brod! Von diesem allem hatten Heiri und Kathri keinen Begriff. Sie waren ganz tromsig drin mit ihren Gedanken, sie hofften auf bessere Zeiten. Daß viel schlechtere kommen könnten, daran dachten sie gar nicht, und während sie Besseres hofften von außen, böselte es ihnen inwendig von Jahr zu Jahr. Sie dachten noch immer an Haus und Gut, aber sie thaten nicht darum, es sollte ihnen vom Himmel herabfallen, und weil da herab nichts fallen wollte, waren sie so mörderlich unzufrieden mit allen Menschen und der ganzen Welt. Es war kein ernstes Bedenken in ihnen, sondern eine gedankenlose Liederlichkeit, die mit den Jahren zunahm. Sie hatten eben nur den Sinn der Welt, den flüchtigen, veränderlichen, an's Ewige und Bleibende dachten sie nicht, kamen daher nicht zu vernünftigen Gedanken und einem besonnenen, verständigen Lebenslauf. Nur da, wo man den ewigen Gott vor Augen hat, den Unveränderlichen, und als Wegweiser sein ewig Wort, kommt man zu einem sichern Wandel, dem ewigen Ziele zu, zu einem schönen Lebenslauf.

Je mehr Befriedigung sie in sinnlichen Genüssen suchten,

desto unzufriedener wurden sie, und während sie auf diesem Wege im entschiedenen Fortschritt begriffen waren, stumpfte ihr Geist sich ab, die Empfänglichkeit für ein höheres Leben ging verloren, die Klänge aus einer höheren Welt hörten sie nicht mehr, hatten keine Augen mehr für das Walten Gottes, die Familienereignisse machten wenig oder keinen Eindruck mehr auf sie. Sie sahen Menschen kommen und gehen, sie dachten nicht woher, wohin. Eltern starben, Kinder wurden geboren und starben, sie hatten dabei keine bessern Gefühle, keine Erweckung; was sie fühlten, stammte aus der Selbstsucht, je nachdem aus den Ereignissen ihnen Erleichterung oder Beschwerung zuwuchs. Gott gab ihnen, wir wissen nicht recht, dürfen wir den Ausdruck gebrauchen, den kleinen Finger, um sie aus dem Sumpfe zu ziehen, denn er will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe. Hätten sie diesen Finger recht ergriffen und festgehalten, wären sie nach und nach zur ganzen Hand gekommen, aber sie versäumten die gebotene Gelegenheit.

Gott ließ sie erben ung'sinnet, nicht Millionen, aber doch einige hundert Franken, so viel, daß wenn der rechte Sinn da gewesen wäre, sie sich daran hätten emporrichten können. Was thaten sie? Bald schimpften sie über den Bettel, bald thaten sie dick damit, brauchten, als wenn es der Schatz aus der afrikanischen Höhle Xara wäre, machten gewaltige Projekte und zankten noch gewaltiger darüber, ob, wie Heiri wollte, ein großes Gut oder, nach Kathri's Plan, ein schönes Haus in Basel (wir wissen nicht, ob das blaue oder das weiße) gekauft werden sollte. Ehe sie einig waren, war kein Geld mehr da, wie es kommen muß, wenn man immer davon nimmt und nichts dazu thut, und wie es immer geht bei Leuten, wie Heiri und Kathri, wenn sie baar Geld im Hause haben, es läßt sie nicht leben, bis es gebraucht ist. Sie haben es wie Kinder mit Aepfeln oder sonstigem Naschwerke in den

Taſchen, ſie haben auch keine Ruhe, bis ſie das letzte Brösmeli begraben.

So ging es bei Hans Jakob's nicht, mit Träumen an hohe Dinge gaben ſie ſich nicht ab, weder an das blaue, noch an das weiße Haus dachten ſie je. Der liebe Gott machte es ihnen nicht leicht, er rang mit ihnen, aber er erdrückte ſie nicht. Wer einmal mit dem Waſſer gekämpft hat, ſei es mit einem Bach, einem Strome oder gar dem Meere, und ihm Land abringen wollte mit Schwellen und Dämmen und erfahren hat, wie gnug das geht, wie heute eingeriſſen wird, was geſtern gemacht wurde, wie wenn man alles fertig zu haben glaubte und ſicher, in einer einzigen Nacht die Arbeit von Jahren verloren ging, alles im Alten ſchien, der begreift ungefähr, wie Hans Jakob mit dem Strom der Zeit rang, daß er ihm nicht darnieder reiße ſein kleines Grundeigenthum, daß er es ſicher ſtelle und unantaſtbar. Offenbar kam er vorwärts, das Land gab beſſern Ertrag, das Häuschen war im guten Stand, die Schulden hatten gemindert, aber gleichtert hatte es ihm deßwegen doch nicht viel, er ſaß noch immer nicht wie eine Wachtel im Hirſe, ſtak viel eher wie ein Schaf im Dornhaag. Er war immer noch faſt wie verhexet, es ging immer anders als er wollte, er konnte nie eine ſichere Rechnung machen, immer kam was Ungeſinnetes und machte einen Strich, bald eine Krankheit, bald ein Verluſt, bald eine Forderung.

Wer einer Familie angehört, die ſich treu iſt, Lieb und Leid die Glieder mit einander theilen, dem iſt ein großes Glück zu Theil geworden, es liegt in einer ſolchen Familie eine große Kraft, ſich gegenſeitig aufzuhelfen, vor dem Falle ſich zu ſchützen. Sie fordert aber auch Opfer, und wirklich kann die Verpflichtung zu helfen in bedenkliche Ungelegenheit bringen, es iſt ſchon mancher Vater an den Söhnen und mancher gute Bruder an liederlichen Brüdern zu Grunde gegangen. Seinen Brüdern, die ſich nach und nach verheirathet,

mußte Hans Jakob auch helfen, wie ſie ihm geholfen. Er that es gerne und Anne Marei hatte nie was darwider. Das Geld hatte er nicht verloren, aber er mußte ſich entblößen, konnte kümmerlich ſich kehren, dazu wuchs ihm noch von einer andern Seite her eine Laſt entgegen.

Anne Marei's Vater, der gute Mann, erfuhr, wie es vernarrten Wittwern ergehen und wie ihre Narrheit ihnen Tage bereiten kann, gegen welche das Fegfeuer ein Kilbi iſt. Nachdem ihm ſein bös Räf nach und nach alle Kinder aus dem Hauſe getrieben hatte, war ſie daran, auch ihn hinaus zu treiben. Sie verthat alles und that nichts, ſein Vermögen ging dahin, er konnte die Nächte, welche er noch in ſeinem Hauſe ſchlafen durfte, faſt an den Fingern abzählen. Jetzt dachte er oft an ſeine Frau ſelig, wie die für ihn gerade die rechte geweſen, und wenn er ihr nur bald unter der Erde danken könnte für alle die Gutthaten, die ſie ihm erwieſen. Jetzt erſt ſehe er es ein, wie gut ſie es mit ihm gemeint und wie er gerade ſo eine nöthig gehabt. Solche Erkenntniß hinterher kam ſchon manchem Wittwer, ſolche Buße hat ſchon mancher gethan um der Sünden willen, die er an ſeiner erſten Frau begangen, ſchon mancher hat geſagt, wenn er drein kam wie Joſeph's Brüder: Das hab ich an meiner Frau ſelig verdient. Wenn die Frau ſelig dieſes unter der Erde vernehmen kann und ſie iſt mit Groll im Herzen in's Grab gegangen, ſo werden ſolche Bekenntniſſe ihn wohl austreiben.

Der alte Mann wußte ſich endlich nicht anders zu helfen, als zu ſeinem Tochtermann zu gehen und ihm ſein Leid zu klagen. Wer den armen Mann, des Vergangenen eingedenk, ſo zwiſchen Tag und Nacht ſo zaghaft zu Hans Jakob's Hauſe gehen geſehen, ſo demüthig anklopfen und fragen gehört, der hätte mit dem armen alten Manne ſicher Mitleiden gehabt. Das hatte auch Hans Jakob und zeigte es unverholen und herzlich, während Anne Marei nicht recht wußte,

wie es thun ſollte. Weiber lieben das Repetiren ſehr, und ehe ſie verzeihen, laſſen ſie gerne nicht bloß die ganze Weltgeſchichte, ſeit Adam und Eva aus dem Paradies gejagt wurden, aufmarſchiren, ſondern auch alles, was ſie gedacht und was ſie gefühlt, wie manchmal ihnen das Herz weh gethan und wie manchmal es ihnen ſogar geblutet; erſt wenn dieſes alles vorab iſt, gleichſam der Schutt verglommener Tage oder die Barrikaden vor dem Herzen, kommt dieſes zu Tage in ſeiner alten Geſtalt; der alte Mann weinte bitterlich, Steine hätten ſich ſeiner erbarmet.

Was jetzt, wie helfen? Nun da war doch leicht zu rathen: Scheiden! Das wäre aber eben ein ſehr leichter Rath geweſen und iſt Scheiden ein ſo ſchweres Wort! Freilich nur für die Chriſten, nicht für Juden und Juriſten. Scheiden, wenn nicht um des Ehebruchs willen, iſt das Bekenntniß, man habe keine Bußfertigkeit, weder Sanftmuth noch Geduld, man halte ſich gegenſeitig für unverbeſſerlich. Iſt das aber nicht ein ſchrecklich Zeugniß, gebe man es über ſich, über das andere oder über beide zugleich ab? Scheiden iſt eine Demonſtration gegen Gott, ein gewaltſam Abwerfen der Bürde, die er aufgelegt oder die man leichtſinnig auf ſich ſelbſt genommen, ein Abſagen des Vertrauens, daß bei ehrlichem und redlichem Streben Gott ſei mit ſeinem Segen. Scheiden iſt alſo ein ſehr ſchwer Wort, aber ein ſehr leichtfertiger Rath. Wo man die Geſetze macht nach Chriſti Befehl und Ordnung und den Verſtand hat, ihren Sinn und ihre Bedeutung in Beziehung auf die menſchliche Natur und die Beſtimmung der Menſchen zu erfaſſen, die Geſetze nicht macht nach der eigenen Luſt und Gier und der Augen Luſt und des Fleiſches Luſt, der Hoffahrt des Lebens, da wird auch das Geſetz das Werk ſchwer nehmen und dem Fleiſche, dem lüſternen und ungeduldigen, ſchwer machen das Scheiden.

Hans Jakob und Anne Marei thaten wirklich recht erbaulich, ganz ſo wie Chriſten und nicht wie fleiſchliche leicht-

fertige Rathsherren. Wir nennen nämlich Rathsherr jeden, der Rath ertheilt, sei er nun durch das Volk erwählt, oder habe er sich selbst dazu gemacht. Sie hörten ihm zu, erinnerten ihn nicht an seine Schuld, es war auch nicht nöthig, sie bedauerten ihn, sprachen ihm Geduld zu. Hans Jakob versprach dafür zu sorgen, daß von gewichtiger Seite her mit der Stiefmutter geredet werde. Wenn sie den rechten Ernst sehe und daß der Mann Beistand hätte, so sei sie gescheidt genug, ihren Vortheil einzusehen, meinte man. Und wenn alles umsonst sein sollte, Vater, sagte Hans Jakob, so ist auch für euch ein Plätzlein da und was ihr sonst nöthig habt, wenn ihr euch leiden wollt. Als der Alte das tief empfand und sagte: wie wüst er sich gegen die Tochter und die andern Kinder aufgeführt und er ein solches Anerbieten nicht annehmen dürfte, weil er es nicht verdient, und sie ja selbst mehr als genug zu thun hätten, sagte Hans Jakob, er solle nicht Umstände machen und kommen, wenn er daheim nicht mehr sein könne, er habe noch nie gehört, daß jemanden das viel geschadet, wenn er an den Eltern seine Schuldigkeit zethan und ihnen geholfen. Hans Jakob hatte Recht, so etwas kann der liebe Gott immer gut machen und oft so, daß man es nicht einmal recht merkt. Er machte es hier auch so, er vergalt es ihnen unvermerkt an den Kindern.

Es ist curios, es ist immer noch so, daß oft den Weisen verborgen bleibt, was den Unmündigen geoffenbart ist. Man schreibt ganze Fuder voll über Pädagogik, sogar über Erziehung und vergißt gemeiniglich vor lauter Weisheit die Hauptsache in der Erziehung, die einfache, unverfälschte Liebe. Es ist mit den Kindern wie mit den Pflanzen. Pflanzen ziehen ist eine große Kunst; es werden auch Fuder geschrieben über Baumzucht, Blumenzucht, Feldwirthschaft, Wiesenbau und Rebencultur, und zu allen Zuchten und Künsten ist eins nöthig, und wenn das Eine fehlt, ist alles nichts, kein Gedeihen, weder Saft noch Kraft in allen magern Stengeln, die zu einem

blaßen Leben ſich emporſchwingen, und dies Eine und Hauptſächlichſte iſt einfach die Sonne. Künſtelt, pröbelt, ſchwitzt, zieht, ſchafft, ohne Sonne iſt all nichts, ihre Wärme und ihr Licht ſpenden Kraft, geben den Segen dem ſchaffenden Menſchen. Nun iſt's freilich wahr, wenn man über obige Dinge ſchreibt, ſo ſchreibt man nicht dazu: Nimm ſo und ſo viel Pfund Sonne, ſo und ſo manchen Schoppen Regen, denn Sonnenlicht und Regen ſtehen nicht in der Menſchen Hand und Macht, die mißt unſer Herrgott ſelbſt uns ab, und, Gott ſei Dank, nicht wie ein Apotheker in allerſchlechteſtem Maaß und Gewicht, ſondern accurat wie der liebe Gott, deſſen Hand offen iſt zu rechter Stunde, der ſättiget alles, was da lebt. Höchſtens ſchreibt man: Esparſette thut Sonnſeite am beſten, die Tannen wachſen Schattſeite ſchneller. Man könnte glauben, die Pädagogen hätten es auch ſo mit der Liebe, und ſchrieben deßwegen nichts davon, weil ſie dächten, die verſtünde ſich von ſelbſt; aber das glauben wir eben nicht, ſondern wir glauben, die einen hätten nichts von ihr geſchrieben, weil ſie aus lauter Weisheit nicht an ſie dachten, andere, weil ſie vor lauter Weisheit ſie nicht kannten, und endlich die dritten, weil ſie eben wegen ihrer Weisheit ſie haßten und als nicht bloß überflüſſig, ſondern ſogar ſchädlich bei der Erziehung ignorirt wiſſen wollten.

Hans Jakob und Anne Marei waren nicht ſelbſtſüchtig, denn ihr Maul, überhaupt ihr Fleiſch war nicht ihr Herrgott, die Kinder waren ihnen ſehr lieb, einfach und unverfälſcht. Darum redeten ſie auch mit ihnen, und ſobald ihr Thätigkeitstrieb ſich regte, mochten ſie die Mühe nehmen, denſelben auf nützliche Verrichtungen zu lenken, wo dann ein Kind große Freude hatte und ſich hoch meinte, wenn es ſchon helfen, der Mutter ein Scheit nachtragen konnte in die Küche oder dem Vater ziehen helfen an einem Karren u. ſ. w. Das gab ſich mit kurzen Worten bei Anne Marei, vielleicht auch mit rauhen, aber das irrte die Kinder nicht, an dieſe Stimme waren

ſie gewöhnt, und ſie hatten es im Gefühl, daß die Mutter es doch gut mit ihnen meine. So hatten es auch Heiri's Kinder, ſie fühlten das gleiche heraus, und wenn ſie Anne Marei eine Gefälligkeit, einen Dienſt erweiſen konnten, ſo thaten ſie es, während es ihnen gegen ihre Mutter, gegen Kathri, nie einfiel. Kathri gab es ihnen viel zu deutlich zu verſtehen, daß ſie ihm im Wege, eine Laſt, eine Bürde ſeien. Heiri's waren im Stande, wenn Kinder ſtarben irgendwo, vor ihren Kindern zu ſagen, dem ſei es wohl gegangen, ſie hätten deren noch mehr als genug, ſo g'fellig ſeien ſie nicht, ihnen ſterbe keins, was ſie mal hätten, könnten ſie behalten. Da könnte man ſehen, wie gerecht es gehe auf der Welt, die Armen könnten die Kinder haben, die Reichen, welche ihnen doch g'freſſen genug hätten, die ſeien nicht damit geplagt, könnten gut haben, d'Sach ſelber brauchen. Daher verſtunden ſie auch ihre ſich regende Thätigkeit nicht, alles, was ſie machten, war anfangs nicht recht, ſie ſollten nichts anrühren, nirgends ſein; war etwas verlegt, verloren, ſo kriegten ſie Schläge, hatten ſie es gethan oder nicht, hintenher ſollten ſie alles können, und konnten ſie es nicht, ſo zeigte man es ihnen nicht, ſondern haberete ſie ab, damit meinte man ihnen die Kunſt vollkommen beigebracht zu haben, jetzt ſollten ſie es können, und konnten ſie es wieder nicht, ſo titulirte man es Bosheit und haberte ſie nochmals ab. Heiri und Kathri hatten wirklich ein Stück von allerneueſter Pädagogik im Leibe, leider kam es ihnen nicht in Sinn, ſich eigends auf dieſes Fach zu legen, bei einigen pädagogiſchen Bekanntſchaften hätten ſie ſicher ſein können, in aller Bälde einen ehrenvollen Ruf zu erhalten.

Hans Jakobs Kinder halfen, man wußte eigentlich nicht wie und wann, nicht am Webſtuhl, nicht am Seidenrad, ſondern drum herum, ſahen allem zu, ſahen alles an mit Freuden, und wenn ſie mal etwas in die Hände nehmen, das Rad einmal drehen durften, war es ein Glück für ſie. Ja und wenn man eine Sache lange in's Auge gefaßt hat, weiß man am

Ende denn auch, wo man mit den Händen ſie anfaſſen kann. Und wie ſie Freude hatten am Gelde, wenn es der Vater vom Seidenherrn erhielt oder heimbrachte. Schöne Batzen, große, große und wie viel! In dieſer Freude am Gelde, welches der Vater verdient, liegt in ſolcher Haushaltung, wo alles, Freude und Leid, Sorgen und Hoffnungen, Gemeingut iſt, überhaupt wenig Geheimes, ein Doppeltes, es giebt Reſpekt vor dem, der es verdient, es giebt den Kindern, wenn es mit den rechten Worten begleitet wird, einen Begriff, wie viel alles koſtet und wie erſt gearbeitet werden muß, wenn man mit Ehren durch die Welt kommen und bei ſeiner Sache bleiben will. Nur muß man es nicht machen wie jener Sepp, der, wenn er ſeinen Jahrlohn bekam, das Geld auf den Tiſch ausſchüttete, Alle zuſammenrief und ſagte: Frau, was haſt nöthig, da iſt Geld, da nimm! Kinder, was habt ihr nöthig, da iſt Geld, da nehmt! der weder an die alten Schulden, noch an das kommende Jahr dachte, ſondern, wenn noch was überblieb, den Vorſchlag machte, zuſammen in's Wirthshaus zu gehen und den Reſt zu verbrauchen. Als die Kinder wirklich halfen, gab ihnen Hans Jakob eine Kleinigkeit, da war die Freude noch größer und eifriger zur Hülfe die kleine Mannſchaft; doch hörte man oft von ihnen: Vater, behalte es, wenn du es nöthig haſt, du brauchſt ja ſo viel für Zinſe.

Bei Heiri's war das nicht ſo. Heiri ſpienzelte das Geld, welches er heimbrachte, den Kindern nicht, es wäre ihm lieber geweſen, auch Kathri hätte nicht darnach gefragt, aber Kathri ſchoß darauf hitziger als ein Habicht auf eine Taube. Heiri brauchte vorab ſo viel es ihm möglich war, Kathri faßte, was es erhaſchen konnte, meinte, an ihm ſei es ſo gut angewendet, als an Heiri, und was kam und was ging, brauchten die Kinder nicht zu wiſſen, dieweil es ſie nichts anginge. Auch erhielten ſie ſpäter auch nichts und ſagten oft traurig, wenn ſie bei Hans Jakobs Kindern die ſchönen Batzen ſahen, ſie geben uns keine, von wegen wir müſſen das Eſſen anſchaffen und das

koſtet ſchrecklich viel Geld, die Mutter ſagt uns, man wiſſe nicht mehr, wo Geld nehmen, wenn wir ſo viel eſſen. Es iſt wohl niemand auf Erden, den Geld nicht reut, aber mit Unterſchied, die Einen reut's für das Saufen und für die Kinder nicht, die Andern reut es für die Kinder, aber nicht für das Saufen u. ſ. w.

Natürlich wirkt ein ſolches Benehmen betrübend auf die Kinder ein, macht ſie mißmuthig, läſſig, tödtet alle Freudigkeit in dem, was man ſoll, und lehrt ſie an ſich denken, ſehnlich harren der Zeit, wo ſie von dieſen Ketten frei für ſich ſorgen könnten, doch auch etwas hätten von ihrem Fleiß als nur Verdruß. Dieſe Stimmung der Kinder wurde denn aber doch von den Eltern mit Aerger empfunden, und unfähig, den Grund irgend einer Sache am rechten Ort zu ſuchen, beſchwerten ſie ſich bitterlich über die Kinder, wie ſie gegen ſie ſeien, und Kathri ſtichelte manchmal, daß man es mit dem Pelzhandſchuh greifen konnte, ſie wüßten wohl, woher das käme. Wenn nicht immer Leute wären, die ſie aufwieſen, ſie wären auch anders. Sie könnten es auch machen, aber o jere, ſo ſchlecht ſeien ſie nicht, ſie hätten noch ein Gewiſſen, aber es gebe Leute, die keins hätten, wenn man auch glauben ſollte, wie geiſtlich ſie ſeien.

Hans Jakob's hatten ein halbes Dutzend Kinder; das jüngſte war ſchon fünf Jahre alt, da ward Anne Marei ſchwermüthig und ſagte, es werde müſſen geſtorben ſein, es fühle es wohl. Anne Marei hatte eine gute Frau, wir wiſſen nicht recht, war es die Frau Doktorin, aber wir glauben es faſt; dieſer lieferte es die Eier, Butter und hatte großes Zutrauen zu ihr, dieſer weinte es einmal ſein Leid vor, die tröſtete es kräftig, ſagte, es werde vielen Weibern ſo in dieſen Umſtänden, wenn die Zeit um ſei, werde es ſchon beſſern. Ja, ſagte Anne Marei, das habe ihm die Mutter auch ſchon einmal geſagt, und damals habe es ihm wirklich auch gebeſſert, aber jetzt ſei es ihm darin ganz anders. Nit daß es ſich vor dem Sterben

fürchte, es ſei ihm nur um die armen Kinder, wenn die auch ſo eine Stiefmutter bekommen ſollten. Nit daß Hans Jakob ſo ſei wie der Vater, aber man wiſſe wohl, was das Mannsvolk für eine Art habe. Die Frau Doktorin verſprach alles Gute, und wenn, was ſie aber nicht glaube, Anne Marei dahinten bleiben ſollte, ſo wolle ſie die Kinder nicht aus dem Auge laſſen, ſich beſtmöglichſt ihrer annehmen, und das Ende vom Liede war, daß Anne Marei am Leben blieb und die Frau Doktorin Pathin wurde. Aber was das Gevatterbitten Hans Jakob für Schweiß koſtete, er hätte ringer zwei Kindbettene ſelbſt ausgeſtanden.

Nun, die Erwählte that nicht wüſt, ſondern nahm mit guten Worten das Amt an, von dem weltliche Leute ſagen, es enthalte eine kurze Ehre und einen langen Koſten. Geiſtig genommen dagegen liegt in dieſem Amt eine große Ehre. Es liegt darin das Zeugniß des Vertrauens, der erwählte Pathe habe eine Hand, welche im Stande ſei, nach dem abgelegten Gelübde das Kind dem Herren zuzuführen. So geht es mit den meiſten Sachen, je nachdem man ſie geiſtlich oder weltlich anſieht, haben ſie ganz andere Geſichter. Wie üblich brachte auch ſie ein Pathengeſchenk. Man dankte ſchönſtens und ſagte, es hätte ſich nicht nöthig gehabt, b'hütis, man dürfe es nicht nehmen, an das hätte man doch wahrhaftig nicht gedacht, und doch machte man große ſeltſame Augen, denn man hatte nicht was Goldenes, *nicht was Silbernes*, man hatte nur bloß Papier in Händen. Die Frau Doktorin ſagte ebenfalls Uebliches, es lohne ſich des Dankes gar nicht, es ſei nur eine Kleinigkeit. Sie ſeien ihr ſchon lange liebe Leute geweſen, und es freue ſie, daß ſie deß ein Zeichen thun könne. Sie hätte aber eben gedacht, die Pathengelder lägen da ſo unfruchtbar, faſt wie Wind und Wetter preisgegeben; denn wenn ein Blitz einſchlagen ſollte, wovor ſie Gott behüten möge, ſo rette man ſolche Kleinigkeiten ſelten. Unzählige Kinder hätten nichts davon, dieweil es die Eltern verbrauchten, ſo oder anders.

Nun davon würde hier nicht die Rede sein, und eben deßwegen hätte sie gedacht, es sei ihnen anständig, wenn sie das Geld an einen Ort thäte, wo es nicht bloß sicher sei, sondern Zins trage, daß das Kind, wenn es erwachsen sei, die doppelte Einlage zurückzufordern hätte. Es ist ein Schein auf die Ersparnißkasse von Langenbruck. Solltet ihr aber das Geld früher nöthig haben, so zahlt man es zurück, welchen Augenblick ihr wollt, ihr braucht nur das Papier da vorzuweisen. O, sagten die Eltern, das hätte sich doch gar nicht gebraucht, wir wären zufrieden gewesen auch ohne das. Und Kummer, daß wir den Kindern ihre Sache brauchten, braucht man nicht zu haben, das wäre das Letzte, welches wir machten. Sie haben noch alles beisammen, was sie erhalten, und noch manchen Batzen dazu, von wegen, wenn sie recht fleißig sind mit spuhlen und winden, so müssen sie auch was haben, damit sie auch wissen, für was sie es machen, und daß sie nicht meinen, es sei alles nur für uns. Sie haben schon ein recht schön Hämpfeli Geld beisammen, zeiget das der Frau Gotte. Die Kinder schossen davon wie eine Schaar gefangener Tauben, deren jede ihr eigen Nest hat, brachten ihre Schätze daher, breiteten sie vor der Frau Doktorin aus, wollten jedes das schönste Stück haben, wollten die Lebensgeschichte aller der Stücke erzählen, sagten einander die Worte ab und drängten sich weg von dem nächsten Stand, der Frau Doktorin Angesicht. Seht, was sie für eine Freude haben am Gelde. Wenn sie recht ordentlich sind und fleißig, so erlauben wir ihnen, es hervor zu nehmen und zu betrachten, und es ist, als ob ihnen das erst recht Appetit zur Arbeit mache.

Ob dieser Rede (bis dahin eine der längsten, welche Anne Marei fallen ließ, hätte darum auch nicht zum Nationalrath gepaßt, wo die Reden das Umgekehrte von Bratwürsten haben müssen: wie diese immer zu kurz sind, müssen jene immer zu lang sein, daher auch der lange Durst begreiflich, denn wenn man einen ganzen langen Tag durchschwatzen mußte, warum

ſollte man nicht eine kurze Nacht durch löſchen und trinken dürfen) war die Frau Doktorin kaput geworden. Sie ſah, daß ſie in einen doppelten Aſt geſägt, daß man meine, ſie hätte Mißtrauen gehabt, die Eltern brauchten die ſogenannten Einbünde, wie es allerdings an vielen Orten der Fall iſt, wo ſie alsbald verloſſen und verheſſen werden, und zweitens, daß man Bedauern habe mit dem Kinde, weil ihm jetzt die Freude am Gelde verdorben ſei. Was ſollte es für Freude haben an ſo einem wüſten Papier, was dazu noch ſo leicht verriſſen oder gar von Mäuſen gefreſſen werden konnte? Die Frau Doktorin ſagte daher, es ſei ihr leid, wenn ſie gefehlt, wo ſie es habe gut machen wollen, doch der Schaden ſei bald geheilet und d'Sach geänderet. Sie könne die Einlage gegen das Papier jeden Augenblick eintauſchen und wolle ihnen das Geld bringen oder ſchicken, daß dem Kinde die Freude nicht verdorben werde.

Das wollten nun aber Hans Jakob's nicht, ſie wollten die Frau Pathin ſo wenig erzürnen, als dieſe ſie. D'Sach werde ſchon recht ſein, ſagten ſie, die Frau Gotte werde wohl gewußt haben, was ſie mache, und nichts Ungeſchicktes gemacht haben. Sie kannten den Verhalt der Sache nicht, es ſei ihnen halt ungewohnt, ihrer Gattung Leute verſtünden ſich auf Neuigkeiten nicht, ſie ſeien nur auf das Alte berichtet, mit dem habe man es machen müſſen bis dahin. Ob das als Trumpf geſagt wurde oder mit einem Seufzer, konnte die Frau Doktorin nicht recht unterſcheiden. Sie war aber eine gute Frau und nicht leicht beleidigt, ſie ſagte: Aparte neu iſt es nicht, aber hier nur noch nicht bekannt. Es iſt ſo mit mancher Sache, an andern Orten iſt ſie alt, hier iſt ſie noch nicht lang bekannt und doch gut. Den Fiſchthran per Exempel trinken die Lappländer ſchon ſeit Anfang der Welt, und Landräth haben die Pommern faſt eben ſo lang und ſind beide doch erſt ſeit kurzem im Baſelbiet bekannt und doch ſo gut und geſund. Z'Langenbruck, wo die Leute etwas weiter kommen als bis

zum Neuhüsi oder bis Dornach zu den Kapuzinern, da haben sie schon eine Weile eine Sparkasse, und sie sagen, d'Sach sei d'sunderbar kommed. Ja, sagte Hans Jakob, die können es wissen, die verstanden den Pfiff, handeln weit und denen ist allweg nichts kommoder als so eine Kasse, wo Geld sein wird. Ich habe schon manchmal gehört, beim Handeln sei keine Sache so kommod, als Geld und brav Geld. So wird es sein, sagte die Frau Doktorin, aber meint doch denn nicht, Gevattermann, daß sie das Geld da so mir nichts dir nichts aus der Kasse nehmen und in ihren Nutzen verwenden können. Sie können wohl auch Geld nehmen, ja freilich, aber gegen einen guten Zins und gehörige Versicherung und nicht so bloß auf Hudelbürgschaft hin, wo Hansli dem Christeli Bürg ist, Christeli dem Hansli, der Hirsköbeli dem Hirsjakobli, und Hirsjakobli dem Hirsköbeli, während keiner von ihnen, wenn er anfangen wollte zu mausen, Geld hätte für die Haselstecken zu kaufen, geschweige für den Eisendraht. Dann können aber nicht bloß die Händler Geld haben, am kommod'sten ist das gerade Leuten, wie ihr seid, Hans Jakob. Wenn Einer ein braver Mann ist, daß man sieht, er sieht zu seiner Sache und vernachläßigt sein Land nicht, und er hat einiges an seinem Heimwesen bezahlt, so bekömmt er für seine andere Schuld Geld bei der Kasse gegen den Zins, wie er anderwärts ihn auch geben muß, und das ist dann sicheres Geld, das wird nicht abgekündet, so lange es recht verzinset wird. Die Kasse handelt nicht, kauft nicht Häuser, nicht Güter, die Kasse ist froh, wenn sie ihr Geld an einem sichern Ort und einen richtigen Zinsmann an der Hand hat. Sie kündet daher nicht ab, wenn man am wenigsten daran denkt, dadurch kam schon so mancher in die bitterste Verlegenheit oder wurde über das Nest ausgestoßen, weil er Geld haben sollte und keines fand. Es ist mit dem Geld eine curiose Sache, wenn man es am nöthigsten hat, ist keins zu finden, es ist mit ihm wie mit den Elstern im Juni, wo sie auch sämmtlich verschwunden sind

und kein Menſch weiß, wo ſie hingekommen. Ja, ſagte Hans Jakob, das habe ich erfahren, wenn ich nur davon höre, fühl ich es in den Gliedern. Das Schrecklichſte, was mir ertraumen kann, iſt das, daß mir Geld abgeſagt wird auf einen beſtimmten Tag, und ich muß laufen und Geld ſuchen und finde keins, und der Tag iſt da, und ich habe keins. Die Frau weckte mich ſchon mehrere Male, weil ſie ſah, wie ich in einem böſen Traume war. Allemal war ich bachnaß und fühlte es den ganzen folgenden Tag in den Gliedern. Ja dafür, das gebe ich zu, iſt's eine kommode Sache, wenn es ſolche Leute, wie ich bekommen, ja für die wohl. Ja, ſagte die Frau Doktorin, für die iſt es ſehr kommod, es wäre gut, wenn man es recht begriffe. Aber es iſt für die, welche einlegen, noch viel kommoder, und für die iſt's eigentlich gemacht, gerade da iſt der Hauptnutzen. Es werde ſein, ſagte Hans Jakob, daneben habe er geglaubt, wer Geld habe, finde demſelben immer Platz, es ſei eben nur fatal, daß nicht alle Leute übriges hätten.

Es haben mehr Leute übrig, als man daran denkt, als ſie ſelbſt es wiſſen, und die kommen eben um dieſes Geld, entweder brauchen ſie es ſelbſt oder brauchen es ihnen andere, und wenn ſie es brauchen ſollten, hätten ſie keins, ſagte die Frau Doktorin. Ja, davon habe man Beiſpiele von Exempeln, ſagte Hans Jakob, er könnte auch was darüber ſagen. Nun nehmt gerade die Pathengeſchenke der Kinder, wie ſelten bringt ſie eins bis zur Heirath oder nur bis es zum heiligen Abendmahl geht. Während dieſer Zeit liegen ſie im Kaſten immer gleich viel, ſo in einer Kaſſe würden ſie ſich mehren, da tragen ſie Zins, wer heute einen Louisd'or einlegt, hat in ungefähr zwanzig Jahren zwei Louisd'or, da kann er einen brauchen und er hat immer noch einen, gerade ſo viel als er im Anfang hatte. Ja, aber es haben nicht alle Leute eine gute Frau Pathin, welche ihnen gleich einen Louisd'or giebt, um einzulegen, antwortete Anne Marei. Es braucht ſich auch

nicht, ſagte die Frau Pathin, man kann fünf Batzen einlegen und die ſchon tragen Zins, und das mehrt ſich, man denkt nicht daran. Legt z. B. für ein Kind alle Tage einen Kreuzer bei Seite, das giebt im Monat einen halben Gulden, macht das zwanzig Jahre lang, nehmt keinen Zins, ſondern laßt Zins auf Zins ſchlagen, ſo hat das Kind im zwanzigſten Jahre ein Vermögen von zweihundertfünfundvierzig Gulden, und viele Kinder können vom vierzehnten Jahr weg viel mehr einlegen, als einen halben Gulden monatlich. Das iſt ein Kapital, mit dem ſich denn doch ſchon etwas anfangen läßt, wenn nach altem Gebrauch, der kann ergehen wird, zwei zuſammen kommen. Man glaubt gar nicht, was aus Kreuzern werden kann, wenn man ſie gehörig äſtimirt, und dazu merkt man es kaum, wenn man Kreuzer bei Seite legt. Mancher, der jedem wüſt ſagen würde, wenn er ihm zumuthete, er ſolle einen Thaler vorſchlagen, hätte ung'ſinnet einen, wenn er Kreuzer ſparte. Das iſt wie mit dem Leſenlernen, da ſtellt man Einem auch nicht die ganze Bibel vor und ſagt: Da lies! ſondern man nimmt das Namenbuch, fängt beim A an, kommt nach und nach zum B, bis man endlich hinten aus iſt, erſt dann ſchlägt man Sylben zuſammen, erſt dann Worte, erſt dann kleine Sätze, erſt dann kömmt man in kleine Bücher und erſt nach langem, langem, und wenn man Fleiß hat, in große.

Ja, ja, ſagte Hans Jakob, wo man übrig hat, da kann man vorſchlagen, aber wo man immer zu wenig hat, da hört man, und wenn es ſchon nur Kreuzer wären, man nähme deren noch, wenn man ſich nicht ſchämte, zu betteln, und ſie jemand ungeheiſchen geben würde.

Die Frau Doktorin ſchüttelte ungläubig den Kopf, doch wohl wiſſend, daß man mit Disputiren bei ſolchen Leuten wenig ausbringt, weil ſie meinen, wir Leute wiſſen nicht, wie ärmere Leute es haben, davon hätten wir keinen Verſtand, ſagte bloß: Und die Kinder, die ſchlagen doch vor. Wenn die es

in die Sparkasse thäten, mehrete es sich alle Tage, und wenn sie alleweil dazu thäten, so hätten sie am Ende ein schönes Sümmchen beisammen. Und wenn ihm einmal ung'sinnet Geld abgesagt würde, so könnte er sich damit helfen und der Schuldner der Kinder werden. Ob er ihnen zinse oder jemand anders, das komme ja auf eins heraus.

Selb, sagte Hans Jakob, wäre ihm doch zuwider, er möchte nie seiner Kinder Geld in seinen Nutzen verwenden. Man könnte wohl sagen, er sei es ihnen schuldig, aber man wisse wohl, wie das gehe, es sei bös, das in Rechnung zu behalten, und wenn es schon aufgemacht sei, was das eine gegeben, wollten es die andern nicht glauben. Daneben hätten sie so große Freude an ihrem Gelde, die möchte er ihnen nicht verderben. Nun, bei dem jüngsten mache es nichts, das habe es nie gesehen, es reue ihns also auch nicht, wegzugeben. Daneben habe er schon oft gehört, mit solchen Kassen sei es nicht immer richtig. Er wolle nicht davon reden, daß jeder, der sich damit g'mühe, sein Profitchen haben werde, warum würde er sich sonst damit befassen? Und es sei jedem seine Sache zu gönnen, warum nicht, aber wenn viel drin sei, und es dr Werth sei, so sei man schon mit draus gegangen und sein Lebtag habe man weder von Kapital, noch von der Kasse was wieder gesehen. Selb würde ihn doch dann übel reuen, wenn ein Andrer an den Kreuzern wohl lebte, die er sich am Maul abgebrochen.

Da habt nicht Kummer, Hans Jakob, sagte die Frau Doktorin, das hängt nicht bloß an Einem, sondern da ist von Allen, die in der Verwaltung sind, einer für den andern gut, und das sind alles habhafte gesessene Männer und nicht Fötzelvolk, wie deren manchmal in guten Weinjahren das Volk selbsten wählt und ihnen seine Kassen in die Finger giebt, oder wie sie gewählt werden, wo einer dem andern Vetter ist vom Lumpensammler her, welcher ihr Erzvater war. Daneben

ſind alles gemeinnützige Leute, wo das thun nicht wegem Profit, ſondern dem allgemeinen Beſten, aus Liebe zum Volk.

Selb wär ſchön, ſagte Hans Jakob, von ſolchen habe er noch nicht viel gehört, daneben komme er nicht weit herum. Aber es werde ſein, weil ſie es ſage. Es freue ihn, wenn es immer ſo bleibe.

Die Frau Doktorin ward faſt böſe, daß Hans Jakob an lauterer Gemeinnützigkeit zweifelte, als an einer Sache, welche zwiſchen Himmel und Erde nicht mehr zu finden ſei, ſondern in's Gebiet der Sage gehöre, ungefähr wie Drachen und Lindwürmer. Sie meinte es gut, glaubte daher auch aufrichtig an das Gutmeinen Anderer. Sie kriegte einen Zahn auf Hans Jakob und bedachte nicht, daß in dem Lebensgebiete, in welchem derſelbe ſich bewegte, er vielleicht dieſe aufrichtige Gemeinnützigkeit ohne alle Hintergedanken nie bemerkt, daher an ihr Daſein nicht glauben konnte, ungefähr wie ſeiner Zeit ein alter Küher auf dem Paßwang nicht glauben wollte, daß dreißig Stunden unterher Baſel ein Thurm ſei, dreimal ſo hoch als der größte in Solothurn. Er ſei bald vierzig Jahre da oben, ſagte der Küher, wenn einer wäre, er hätte ihn ſehen müſſen, und er habe ihn noch nie geſehen, mit ſolchen Lügen ſolle man ihm nicht mehr kommen.

Die Frau Doktorin dachte, bei ſolchem Stand der Dinge oder der Köpfe trage brichten nicht viel ab, und ging, nachdem ſie noch einmal die Auswechſelung des Scheines angeboten. Wenn du die nur nicht böſe gemacht, ſagte Anne Marei, da könnten es ich und das Kind entgelten. Wenn du zum Reden kommſt, biſt du auch gar zu grob und unmanierlich. Konnteſt nicht ſchweigen oder ſagen, es wird ſein, ihr werdet das beſſer wiſſen? Hätte können, ſagte Hans Jakob. Aber es machte mich böſe, daß ſie gemeint hat, wir ſollten den Kindern ihre größte Freude verderben und ihnen das Geld nehmen und es da ſo zu eine Kaſſe thun. Das iſt wiederum ſo eine neue Erfindete, wo die Einen etwas vorſtellen möchten damit, weil

ſie ſonſt nichts zu bedeuten haben, und möchten machen, daß man von ihnen rede, welche dann die Andern und Schlauern benutzen, um armen Leuten das Geld abzuläſcheln, faſt ſo wie in einer Lotterie, und wenn ſie genug haben, gehen ſie damit über den Bach. Es mahnt mich an die Blutſauger, die fallen auch ab, wenn ſie ſich vollgeſogen. So wird es ſein, ſagte Anne Marei, aber hätteſt ſchweigen können, man muß nicht meinen, man müſſe immer alles ſagen, wenn man ſchon Recht hat. Was brauchen andere Leute zu wiſſen, was man für eine Meinung hat, beſonders wenn dieſelbe übel angeht.

An einem der folgenden Tage waren Hans Jakob und Hans Jakobli, der älteſte Sohn, auf dem Lande mit Erdäpfelſetzen beſchäftigt. Vater, ſagte der Sohn, ich möchte mein Geld auch in die Kaſſe thun, wenn du nichts dawider hätteſt. Wie meinſt? frug der Vater. Ich möchte auch in die Kaſſe thun, antwortete der Sohn. Da wurden dem Hans Jakob die Ohren lang und die Augen groß. Was kömmt dich an? ſagte er. Iſt dir dein Geld, wo du ſo große Freude gehabt, verleidet, daß du es ſo verwerfen willſt? Jetzt haſt es, iſt's einmal fort, weißt du nicht, ob du es je wieder ſiehſt. Nein, Vater, antwortete Hans Jakobli, erleidet iſt es mir nicht, aber b'ſunderbar hat es mir gefallen, daß es aus einem Batzen in zwanzig Jahren zwei Batzen gebe und in zwanzig Jahren aus einer Dublene auch zwei, und daß, wenn man nur ſo Kleingeld einlege, man zuletzt einen großen Haufen Geld beiſammen habe. Das hat mir b'ſunderbar wohl gefallen, ich mußte immer daran denken und es kam mir dieſe Nacht im Traume vor. Was habe ich vom Anſehen? Dagegen in der Kaſſe mehret es, und wenn ich noch mehr dazu thue, mehret es noch mehr, und wenn man es nöthig hat, kann man es ja wieder haben, und wenn es viel iſt, kann man damit etwas ausrichten und braucht nicht ſo andern Leuten nachzulaufen.

Hans Jakob konnte die Dummheit ſeines Jungen gar nicht begreifen. Er ſchimpfte bei Anne Marei ſehr über die

Welt. Wenn man meine, man erziehe die Kinder wie es üblich und bräuchlich, vor Gott und Menschen recht, kämen Andere und verdürben sie, setzten ihnen deren neumodisch Zeug in Kopf und machten sie dumm, ganz dumm mit Verblendung. Hans Jakob kannte das Eingericht des menschlichen Geistes nicht, und dies ist ihm nicht übel zu nehmen, kennen dies doch Rathsherren, Professoren, ja sogar Pädagogen nicht. Hans Jakob begriff die Entwicklung, den Fortschritt des Geistes nicht. Das Kind hat Freude am Schauen, überhaupt an dem, was durch seine Sinne eingeht. Blanke Batzen sind ihm daher an's Herz gewachsen, kleine und große ungefähr gleich tief, vom Werth derselben hat es keinen Begriff. Bei einem vierzehnjährigen Knaben ist der Geist erwacht, er hat einen Begriff über den Werth der Dinge, und ganz besonders geht ihm weit über das Anschauen das Träumen, das Denken in die Zukunft hinaus. Die Einbildungskraft regt ihre mächtigen Flügel. Das Denken an das Wachsen der Kreuzer zu Batzen, der Batzen zu Thalern, das Denken an den Verdienst, an dessen Steigen, an das Resultat, wenn endlich alle Bächlein zusammengeronnen und in einem Beutel sich gesammelt haben, das ist unendlich anziehender und geistreicher, möchten wir sagen, und gewährt daher auch viel größern und nachhaltigern Genuß, als das immer sich gleich bleibende Anschauen der Geldstücke. Der Traum des armen Eiermädchens, seine Freude und deren traurig Ende sind bekannt. Wer in Sparkassen legt, hat ähnliche Träume, gleiche Freude daran, dabei aber ist ein doppelter Unterschied. Die Träume über Sparkassen werden alle Tage neu und brechen nicht so traurig zusammen wie zerbrechliche Eier. Man glaube daher nicht, man verderbe Kindern Freude, wenn man ihnen das Geld nehme und in Sparkassen lege, es wird ihnen dadurch im Gegentheil größere und dauerndere bereitet und zugleich ihnen ein Gegengift gegeben. Jedenfalls regt sich in diesen Jahren die Einbildungskraft, wird derselben nicht eine vernünftige gesunde

Nahrung gegeben, so bieten ihr die Sinne Nahrung, zumeist so ungesunde, daß Leib und Seele in Ewigkeit dadurch vergiftet werden.

Man möchte vielleicht an dieser Ansicht Aergerniß nehmen, weil sie zu wenig geistig sei, zu Geiz oder wenigstens Geldsucht führen werde. Wir geben gerne zu, daß mit viel feinerem, edlerem Stoff die Einbildungskraft zu befruchten sei, aber wer soll in solchen Umgebungen ihn herbeischaffen, hegen und pflegen, und zwar so, daß derselbe greift und lebendig wird? Doch nicht etwa die Schweizergeschichte oder gar die Naturlehre und Naturgeschichte, wie sie zumeist vorgetragen werden? Man hat Beispiele, daß Leute im Staube erstickt sind und zwar in wirklichem Staube, wie viele Geister aber erstickt sind im Schweizer- und Naturstaub, darüber sind noch keine Zahlen bekannt gemacht worden. Im Archiv des Departements des Innern im Canton Bern sollen Tabellen existiren. Bis dahin konnte leider niemand Auskunft geben, in welcher Ecke sie zu suchen seien, und so blindlings an's Ganze sich zu wagen, getraute sich bis dahin noch niemand, dafür müßte man ein Alter wie Methusalem vor sich haben und zwar hinlänglich garantirt.

Das ist dann allerdings zu bemerken, daß diesem Sparen und Sammeln ein Zweck gegeben werden muß, der vor Geiz und Habsucht bewahrt. Das Geld an sich ist nichts, es soll nur Mittel sein, zu einem anständigen Dasein zu gelangen und den Kindern ebenfalls ein solches zu gründen. Mit diesem Zweck ist dann die Einbildungskraft der Kinder christlich zu läutern und zu verklären, das giebt solide Gedankenreihen.

Dem Anne Marei kam das Gelüsten des Jungen, in die Sparkasse zu legen, auch seltsam vor, doch nicht unwillkommen. Es war ihm immer banger geworden, die Frau Doktorin habe Hans Jakobs Gerede übel genommen, und warum eine so gute Frau böse machen? Es meine ja nicht, daß man durchweg nach ihrer Geige tanzen müsse. Die Hauptsache sei, daß man gute Worte gebe und daß sie meine, man wolle tanzen,

hinten her könne man dann alleweil machen, was man wolle, wenn man ſie nur immer bei ihrer guten Meinung behalte. Gegen dieſe nicht unpraktiſche Anſicht war gefehlt worden, jetzt war ein Opfer zur Verſöhnung nöthig, daher Hans Jakobli's Trieb der Mutter willkommen, ſeine Einlage ſollte das Opfer ſein. Hans Jakob begriff dieſes nicht gleich, war ſehr verwundert über Anne Marei's Zuſtimmung, ärgerte ſich darob, ließ Anne Marei dann aber auch machen, wie er es gewohnt war, denn er war nicht von denen einer, die meinen, ſie müßten alles zwängen. Auf die gehabte Unterredung hin war die Frau Doktorin ſehr verwundert, als Anne Marei mit einem Hämpfeli Geld anrückte und bat, ſie möchte behülflich ſein, daß das Geld an's rechte Ort käme. Sie hätte dies auf das hin, was ſie gehört, nicht erwartet, deſto mehr freue es ſie jetzt. Nun ließ Anne Marei eine ſchöne Rede fallen, wie ihrer Gattig Leute gar langſam in Gedanken ſeien, eine Sache zehnmal zwezlegen müßten, ehe ſie dieſelbe einmal in Kopf brächten, daher anfänglich an den Kaſſen nichts begriffen, dieweil die Sache ihnen zu neu geweſen. Nun hätten ſie aber von der Sache noch mehr geſprochen und mehr daran begriffen und eingeſtehen müſſen, wie das eine kommode Sache ſei, wenn man ſie recht begreife und es mit rechten Dingen zugehe, was aber wohl ſein werde, da die Frau Doktorin es geſagt. Ihrem Hans Jakobli d'ſunderbar habe es gefallen und ſeine Seele habe keine Ruhe gehabt, bis ſie ihm verſprochen, zu gehen und bei der Frau Doktorin das Geld abzugeben, wenn ſie ſich damit g'mühen wolle, ſie wüßten der Sache nicht zu thun.

Man kann ſich denken, wie wohl dies der Frau Doktorin that, und wie ſehr ſie ſich freute. Beides ſind nämlich verſchiedene Dinger. Wohl that ihr der gehabte Erfolg beſonders ihrem Manne gegenüber, der ſie gerne mit ihrem propagandiſtiſchen Eifer auslachte. Sie ſprang alsbald zu ihm und rief: Jetzt, Fritz, komm und ſieh, was ich ausgerichtet habe, und lache mich dann ein ander Mal wieder aus, dann will ich

dir! Du hätteſt hundertmal probiren können, hätteſt nichts abgebracht. So that es ihr wohl und darwider wird nicht viel zu haben ſein, es iſt halt menſchlich und war denn doch wirklich reine Freude für die Sache ſelbſt auch dabei und kene Ahnung, daß in Anne Marei auch die allen Evatöchtern angeborne Portion Schalkheit ſtecke.

Anne Marei wurde diesmal zum Eſſen behalten, gäb wie es ſich ſträubte. Die Frau Doktorin freute ſich, einmal ihre Beredtſamkeit vor ihrem Fritz leuchten zu laſſen, damit er es endlich faſſe, wie ſie mit den Leuten reden könne. Er ſtrich ſeinen Senf auch dazwiſchen, ſo daß endlich Marei fragen mußte: Ihr werdet an der Verwaltung ſein, und als der Doktor mit Nein antwortete, es wiederum gar nicht begreifen konnte, warum er ſich ſo eifrig um die Sache g'mühen möge, wenn er doch nichts davon hätte. Indeſſen gefiel ihm doch die Sache wirklich halb und halb, es ſagte aufrichtig, die andern Kinder würden ihr Geld wohl auch abgeben, und wann ſie ſich etwas beſſer kehren könnten, ſo ſei es wohl noch möglich, daß ſie ſelbſt hinein thäten. Frau, ſagte der Doktor, darauf wollte ich nicht warten, warten, bis ihr kein Geld ſonſt wo zu brauchen wißt. Nehmt euch vor, alle Wochen ein Beſtimmtes, ſei es noch ſo wenig, zehn Kreuzer oder fünf Bazen bei Seite zu legen und in die Kaſſe zu ſpediren. Glaubt es, ihr merket das in euerer Lage nicht, behaltet ihr ſie, ſo braucht ihr ſie, merket es wiederum nicht, lebt nicht beſſer. O, Herr Doktor, antwortete Anne Marei, ſelb wird nicht ſein, wir brauchen nichts z'Unnutz, leben gar zu ſchlecht, ja wohl zehn Kreuzer in der Woche mehr oder weniger, geſchweige dann fünf Batzen, die würden wir merken, ich wüßte nicht, wie weniger brauchen und wo abbrechen. Das könnte ich euch auch nicht ſagen, meine liebe Frau, aber daran denkt nicht, ſondern thut zehn Kreuzer oder fünf Batzen rundweg bei Seite und verſprecht euch ſelbſt, ſie nur anzugreifen in der höchſten Noth, ſo werdet ihr ohne dieſe Batzen es machen können, ihr wißt

gar nicht wie. Man braucht ſo oft Geld, meine liebe Frau, wenn man es nicht hätte, man braucht es nicht und iſt dabei nichts weniger als verſchwenderiſch. Nehmt nur ein Beiſpiel am Obſt. In einem Jahre giebt es viel, in einem andern wenig, und man kann es auch machen oder mit euern Hühnern, bald legen ſie, bald legen ſie nicht, und wenn ſie gar nicht mehr legten, ihr könntet es auch machen und ſpürtet nicht einmal viel oder gar nichts. O, was denkt ihr doch, Herr Doktor, wir das nicht ſpüren, was meint ihr auch! Und, fuhr die Frau Doktorin in ihrem Eifer dazwiſchen, wißt ihr was? Wir wollen das probiren, ich will euch alle Wochen zehn Kreuzer oder fünf Batzen, wie ihr wollt, einlegen und das wollen wir dann an den Eiern und den andern Sachen verrechnen und ſo probiren, ob es gehe oder nicht. Ihr könnt ja immer aufhören, ſobald ihr wollt. Oder traut ihr mir etwa nicht und meint, ich könnte mit den zehn Kreuzern nach Amerika?

Was ſollte da Anne Marei machen? Es wäre ihm faſt gegangen wie dem Hans Jakob, daß es der Frau Doktorin geſagt, das ſei Zwang, und wenn es fünf Batzen übrig habe, ſo wolle es ſie ſchon bringen, ſie brauche ihm nicht inne zu behalten, und ihr alſo widerredet und Mißtrauen gezeigt. Doch zu rechter Zeit faßte es ſich und ſagte: wenn die Frau Doktorin die Mühe haben wolle, könne man probiren, aber für ungut ſolle ſie es nicht haben, wenn es nicht lange ſo gehe, ſie hätten das Geld nöthiger, als ſie ſich vorſtellen könnten, und wüßten nicht, was in einer Haushaltung, wie ſie hätten, zehn Kreuzer per Woche bedeuteten. Die Frau Doktorin verſprach das und ſagte, als Anne Marei fort war, zu ihrem Fritz: Sieh, was man abbringt, wenn man es recht anfängt. Anne Marei aber dachte bei ſich, es ſei doch ein unverſchämter Volk als die Hexenleute, die meinten, gegen ihrer Gattig Leute gehe ihnen alles an. So ſich in ihre Sachen zu miſchen und Einen zu nöthen zu etwas, was man gar nicht begehrt! Das dürfe es Hans Jakob nicht ſagen, kalkülirte es weiter, ſonſt werde

der auf's neue böſe, es wolle ſehen, wie es es mache, daß er es nicht merke. Eine Weile werde das ſchon gehen, dann könne es ja der Frau Doktorin abſagen, für die Ewigkeit ſei das ja nicht gemacht.

Als es heim kam, ſah es ſich mit großer Ungeduld erwartet von Hans Jakobli. O Mutter, ſagte der, warum kömmſt expreß ſo lange nicht, das thateſt du mir zu leid, ſo ſpät kamſt noch nie. Konnteſt einlegen? Ja, ſagte Anne Marei, den Schein ſollſt bald erhalten. O Mutter, zu Geld am Zins! Es nimmt mich ſo wunder, wie man auch ſchlafe, wenn man Geld am Zins hat! Der Junge ward wohl ausgelacht, aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen. Seine Träume über ſeinen Reichthum waren ſein Leben, er ſteckte damit die andern Geſchwiſter an, und lange ging es nicht, waren die ſämmtlichen Sparbüchſen in die Kaſſe gewandert, obgleich der Vater munkelte und bedenklich den Kopf ſchüttelte. Er verbot es nicht, redete auch nicht dagegen, als er ſah, wie ſie Freude daran hatten, er war viel zu gutmüthig dazu. Er verbot bloß, daß ſie niemand davon etwas ſagten, er ſchämte ſich ſo gleichſam vor den Leuten, fürchtete, ſie möchten es ihm als Hochmuth auslegen oder daß er klüger ſein wolle, als die Andern. Aber das war natürlich ein eitel Verbot, ein unpraktiſches, deren wir bereits ſo viel erlebt haben und von ganz andern Majeſtäten gegeben, als von einem Hans Jakob. Heiri's Kindern ward es unter dem Siegel des Geheimniſſes anvertraut, ohne dieſes hätten ſie es gemerkt am Eifer, wie die Kinder Batzen zu erwerben ſuchten, an der Freude daran und ihrem Gerede, was alles ſo aus einem Batzen werden könne, wenn man ihn an's rechte Ort thue. Da wurden Heiri's Kinder traurig, begreiflich, ſie erhielten keine Batzen von den Eltern, und was ſie ſonſt erwarben oder erhielten, mußten ſie abgeben oder ſich etwas anſchaffen. Du haſt ſelbſt Geld: wenn du es ſo übel nöthig haſt, warum ſchaffſt du es dir nicht ſelbſt an? hieß es alsbald.

Die Kinder beſaßen begreiflich nicht die Reſignation, daß ſie ihr Weh und den Grund dazu den Eltern verbergen konnten. Potz Gugger, wie es da losging, wie Heiri pülverte und Kathri ſtichelte! Heiri begehrte mit Hans Jakob auf, erſtlich wegem Hochmuth. Er werde meinen, was das ſei, wenn er in eine Kaſſe lege, wenigſtens ſo viel als ein Basler Herr, wo ſein Geld auch in den Bankhäuſern habe. Thäte er ſeine Schulden zahlen oder einem Freund helfen, er wiſſe auch noch nicht, wozu es ihm komme, ſo wäre dies in alle Wege viel klüger. Er wiſſe, wie das ſei. Wo eine Kaſſe ſei, ſei keine Freundſchaft mehr. Habe Einer Geld nöthig und gehe zu einem Freund, ſo heiße es, habe kein Geld, gab den letzten Franken in die Kaſſe, dorthin gehe, dort kannſt ſchon Geld haben, wenn du Sicherheit haſt. Einmal habe er ſich narren laſſen und ſei hingegangen und habe einen Bürgen gehabt, da habe es geheißen, man gebe nicht auf Bürgſchaft, ein Hudel mache den andern nicht gut, und einen mit dem andern hinein zu ſprengen, begehre man nicht. Solche Kaſſen ſind für die Reichen, das ſind Schröpfhörner, womit man die Armen um den letzten Blutstropfen bringt, gerade für ſo dumme Keris wie du, du haſt gute Augen, wenn du einen Kreuzer wieder ſiehſt. Kauf Brillen und ſieh dem Gelde nach, bis du blind biſt, das iſt das Einzige, was du noch machen kannſt.

Kathri ſtichelte giftig, das ſei nur aus Teufelſüchtige, um die Kinder abſpänſtig und unwirſch zu machen, fragte, wo ſie ihre Gültbriefe hätten, wie viel tauſend Franken es mache in Ewigkeit, wenn man alle hundert Jahre einen Kreuzer einlege, ob ſie künftig ein- oder zweiſpännig Seide holen wollten in Baſel u. ſ. w., hielt Anne Marei auch alle Fingerslang den Hochmuth vor, ſpöttelte, es werde wieder auf Baſel müſſen, um Manieren und fein reden zu lernen, um mit ſo einer vornehmen Frau fein genug reden und ihr eben genug trappen zu können. Nun Anne Marei nahm nicht alles ſtillſchweigend, gab auch ab, aber es dachte doch: O wie gut, daß ich allein

und ſonſt niemand es weiß, daß ich in die Kaſſe thue, das will ich aber abſtellen, ehe es mir auskömmt. Und es ſtellte es doch nicht ab! Erſt durfte es es der Frau Doktorin noch nicht ſagen, zweitens legten die Hühner Eier, als ob ſie es erſt erſinnet hätten, noch nie ſo, und drittens ſpürte es wirklich den Abgang der wenigen Kreuzer durchaus nicht, im Gegentheil, es ſagte Hans Jakob mehr als einmal, es dünke ihn's, ſie hätten es noch nie ſo bequem machen können.

Ung'ſinnet fragte ihn's einmal die Frau Doktorin: Und jetzt, Frau, wißt ihr, wie viel ihr in der Kaſſe habt? Nein, ſagte Anne Marei, für beſtimmt nicht, aber allweg nicht viel. Nein, ſagte die Frau Doktorin, nicht tauſend Franken, aber doch ſchon zehn, und habt ihr's weniger machen können? Nein, ich müßte lügen, wenn ich das ſagen wollte, antwortete Anne Marei. Ich hätt's nicht gedacht, daß man ſo zehn Franken entbehren könnte, ohne es zu merken. Gar nicht daran gedacht hatte ich, ſagte Anne Marei. Zehn Franken, das iſt ſchon Geld, damit läßt ſich ſchon was machen. Ja, ſagte die Frau Doktorin, und bald iſt ung'ſinnet das Doppelte und Dreifache, das trägt Zins, und zum Zins wird alsbald der Zins geſchlagen. Wenn der Zins auch zuerſt nur zehn Batzen iſt, ſo müſſen die Hühner doch ſchon manches Ei legen, ehe man für zehn Batzen Eier verkaufen kann, die ſind dann ſchon gelegt. Und ſollte euch was Ungeſchicktes widerfahren oder ihr das Geld ſonſt nöthig haben, ſo will ich dafür ſorgen, daß ihr es zurück haben könnt, wann ihr wollt. Kann die Kaſſe es nicht zahlen, was aber kaum ſein wird, nehme ich euch den Zettel ab. Ja, das wäre kommod, antwortete Anne Marei und erzählte nun, wie es ihnen ergangen, als ſie noch ledig geweſen, wie Hans Jakob Freunden geliehen, nie einen Kreuzer wieder geſehen, wodurch es ihnen faſt unmöglich geworden, ſich anzukaufen. Wenn dann Heiri ihnen das vorhalte, wo ſolche Kaſſen ſeien, könne kein Freund dem andern mehr helfen, und Hans Jakob ihm ſo halber's beiſtimme, ſo

habe es ſchon oft geſagt, wie man helfen könne, daß am Ende niemand mehr was habe. Solchen Leuten ſei nicht zu helfen, je mehr man ihnen gebe, deſto liederlicher würden ſie, es ſollte verboten ſein, ihnen etwas zu leihen. Wer recht thue und nicht apart ſchlecht ſei, der könne ja bei den Kaſſen auch Geld haben, und beſonders wenn er ein Unterpfand habe, an das er was gezahlt, da können es die Einen geben, die Andern nehmen, und Alle ſeien wohl dabei. Gerade ſo, wie ihr es geſagt, ſagte ich es auch, aber ich komme nicht auf, mein Mann hilft mir nicht recht, und ich mag mit dem Maul nicht nach. Vielleicht hätte ich ganz geſchwiegen, aber ich thäte es der Kathri nicht zu Gefallen, die muß nicht meinen, ſie hätte uns zu befehlen, und weil ſie nichts hat in die Kaſſe zu thun und ihren Kindern keinen Kreuzer gönnt, geſchweige einen Batzen, es ſollte ihretwegen niemand hinein thun. Es ging Anne Marei faſt wie dem Eiermädchen, es hätte bald hie und da auch einen Satz gethan aus Freude, daß es ſo ung'ſinnet und daß ganz niemand was gemerkt, zehn Franken habe vorſchlagen können. Nein aber, dachte es immer, wie wird doch Hans Jakob lugen, wenn ich einmal ſo ung'ſinnet mit meinem Schatz ausrücke. Es wäre mancher Mann froh, es thäte auf dieſe Weiſe ſeine Frau ihn hintergehen, daß er nichts darum wüßte und käme ihm dann ung'ſinnet zu rechter Zeit damit hervor, aber es packen viele Weiber, nur ich weiß mehr als zwei Dutzend, hintern, daß der Mann nichts drum weiß, aber dann auch nichts davon wiederſieht. Nun manchem geſchieht es recht, ich thäte es auch machen, wenn ich ſeine Frau wäre, Gott behüt mich davor.

Die Zeiten waren eine Weile geweſen wie gewünſcht. Nicht bloß die Hühner legten wie närriſch, als wenn es nachher nie mehr gut wäre, ſondern Aecker und Bäume hatten das Möglichſte gethan, ein Verdienſt war geweſen, daß es den ältern fleißigen Arbeitern vorkam, als käme das Geld das Kamin herunter. Aber deßwegen war bei Heiri doch immer zu

wenig, in allem war kein Segen und vollends von Aufkommen keine Rede mehr, ſeit ſie mit ihrem Erbe fertig geworden. Solche dargebotene Gelegenheiten kehren nimmer wieder, und wer einmal was gehabt und es muthwillig verthan, hat in ſeltenen Fällen den Muth und die Ausdauer, friſch an's Sammeln zu gehen, beſonders wenn es kreuzerweiſe und nicht mit glücklichen Würfen, wie z. B. in der Handelswelt, geſchehen muß.

Nun kamen ſie aber auch herangezogen, die böſen Tage, wo die magern Kühe die fetten freſſen. Wie, wenn es ein Gewitter geben will, am Rande des Horizonts ein ſchwarzer Wolkenrand ſich bildet, vom Unerfahrnen kaum beachtet, langſam ſich erhebt, langſam näher und näher kommt, einzelne Wolken, einzelne Windſtöße vorausſchickt, bis es den Himmel bedeckt und mit ganzer Wucht losbricht über das zitternde Menſchenkind, alſo geſchah es auch hier. Bis dahin hatten Heiri und Kathri die eigentlichen böſen Tage nur von Hörenſagen gekannt, und wenn ſie Andere davon erzählen hörten, ſich ſchwer mit Auslachen und allerlei Witzen verſündigt. Nun ſollten ſie es aber auch erfahren, was der Menſch vermag, wenn Gott es anders will. Jeder Fabrikherr, mache er nun in Seide oder Baumwolle oder in etwas Anderem, hat verſchiedene Sorten Arbeiter. Wir meinen nicht ſowohl geſchicktere und ungeſchicktere, ſondern liebere und minder liebe oder um nicht bei der keuſchen Judith, der Nationalzeitung in Baſel in Verdacht zu fallen, als brauchten wir anzügliche Worte, vertrautere und minder vertraute. Die vertrautern ſind die bombenfeſten und treuen, die in allen Wettern erprobten, auf die der Herr in allen Beziehungen ſich verlaſſen kann. Die zweite Sorte, in verſchiedene Grade ſich theilend, beſteht aus ſolchen, welche zuweilen ſtolpern, zurechtgewieſen, genau beaufſichtigt werden müſſen wegen Gewicht, Ellen, Maaß u. ſ. w., auf deren Arbeit und pünktliches Halten der Verſprechungen man nicht beſtimmt zählen kann. In dieſe Klaſſe

gehören oft die geſchickteſten Arbeiter, welche die größten Löhne verdienen könnten. Zieht nun der Artikel nicht mehr, ſtockt der Handel, häufen ſich die Vorräthe oder wackelt der Handelsglaube, d. h. der Kredit im Allgemeinen, ſo daß man wohl für Millionen Geſchäfte machen kann, aber fürchten muß, nicht einen Kreuzer zu kriegen, da müſſen die Fabrikherren vorſichtig werden, nicht bloß mit dem Handel: Trau, ſchau, wem? ſondern auch mit der Fabrikation. Sie müſſen weniger fabriciren, und wenn auch nicht Arbeiter ganz entlaſſen, ſo doch zaudern mit Arbeit geben, die Termine, in welcher die Arbeit geliefert werden muß, länger machen, und wenn man früher damit kömmt, ſagen, man habe nichts gerüſtet, vielleicht in acht Tagen, wahrſcheinlicher aber in vierzehn Tagen, da könne man wieder nachſehen. Es iſt ſehr möglich, daß je mehr die Arbeiter mit den Lieferungen preſſiren, deſto tiefer die Herren mit den Zahlungen gehen, denn es iſt auch die Arbeit eine Art Waare, welche hoch oder niedrig bezahlt wird, je nachdem der Artikel geſucht oder unwerth iſt. Aber alle dieſe Malheurs, das Zaudern, Zucken, Zwacken, kurz die durch die Nothwendigkeiten gebotenen Reduktionen, denn auch der Fabrikherr muß ſich nach der Decke ſtrecken, dem Zeitgeiſt unterwerfen und zwar gerade er um ſo eher, weil ſein ganz Geſchäft ſammt ſeiner Waare zeitlich ſind, treffen nun vorab zuerſt die zweite Sorte von Arbeitern, die unſichern und unzuverläſſigen, die fahrende Habe. Den geliebten und vertrauten giebt man, ſo lange man kann, beſchäftigt ſie beſtmöglichſt, behält ſie dem Hauſe zugethan, wenigſtens ſo macht man es in ſolchen Häuſern, wo die Chefs Erfahrung haben und nicht bloß wiſſen, was eine Dublone, ſondern auch was ein Menſch werth iſt. Von der böſen Zeit, welche aus Mangel an Verdienſt entſteht, werden ſie am ſpäteſten und am mildeſten betroffen. Das iſt der Lohn der Treue, der baare Beweis, was verdientes Zutrauen und ein guter Name immer noch abtragen trotz der böſen Welt.

Der Handel begann zu ſtocken, ob aus Ueberfluß an Waaren oder aus Mangel an Geld, ob wegen der Konkurrenz oder wegen einem Zollgeſetz, können wir nicht ſagen, den wahren Grund wiſſen Laien ſelten, denn ſagt man ihnen das Eine, iſt's gewöhnlich etwas ganz Anderes. Die Fabrikation minderte ſich; ungeheuere Vorräthe ſeien vorhanden, denen man nicht Abſatz finde, ſie daher nicht noch täglich größer machen wolle, hieß es. Heiri und Kathri gehörten zu den geſchickteſten, aber nicht zu den vertrauten Arbeitern, ſie konnten's, aber ſie wollten nicht immer. Ihnen begann man zu zucken, und namentlich auch deßwegen, weil die Sorte Bänder, welche ſie machten und theuer bezahlt erhielten, unter die verpönten Artikel gehörten, während geringere Waare immer noch zog. Anfangs betrug es zwar nur ein Drittel, in drei Wochen konnten ſie liefern, was ſonſt in vierzehn Tagen. Ja, da entſtund alſo ein Ausfall von einem Drittheil der Einnahme, das mußte einen unmittelbaren Mangel oder eine Einſchränkung zur Folge haben. Sie hatten nichts geſpart, immer alles gebraucht, wie es verdienet war, oft zum voraus, ganz ſicher waren ſie nicht ohne Rückſtände für Brod, Milch u. ſ. w., jetzt alſo der plötzliche Abbruch, jetzt was machen? Nun das erſte Mal machten ſie gar nichts, ſie fuhren fort wie gewohnt, ſie dachten, das ſei für einmal, bis zur nächſten Rechnung werde das Ding ſich ſchon kehren und d'Sach laufen wie gewohnt und darauf hin lebten ſie wie gewohnt. Als das nächſte Mal der Beſcheid noch weniger tröſtlich lautete, ſo waren ſie bitterlich erboſt, ſchimpften greulich und meinten anfangs, die Schuld liege einzig an ihrem Seidenherrn, der ein Hund ſei und obendrein ſie perſönlich haſſe, weil ſie nicht ſchmeicheln thäten wie Andere. Sie merkten aber bald, daß die Sache eine allgemeine ſei und ihr Herr nicht einzig Hund. Sie hatten bis dahin bei ihrem ſo ſchönen Verdienſt immer geſchimpft über ihr Hundeleben, waren nie eine Stunde zufrieden geweſen, nicht einmal Heiri während er ſich betrank.

Mancher trinkt, um sein Elend zu vergessen, macht sich einige lustige Stunden, wo er singt und lacht und gleichsam glücklich ist. Nun mit einem solchen Menschen kann man noch Erbarmen haben, wenn man auch die Weise, wie er zu seinem Glücke kommt, im höchsten Grade verwerflich finden muß. Aber solchen Wein trank eben Heiri nicht, sondern sogenannten bösen, er kochte in ihm die Galle auf. Hatte er jemanden zum Zanken und Ausschimpfen, so mußte der herhalten; war niemand da, schimpfte, lästerte er im Allgemeinen über alles, was ihm in Sinn kam, über Gott und Welt, verwerchete ganze Fuder Galle, ward steinunglücklich, himmelstürmerisch, stellte vielleicht noch dummes Zeug an, welches Geld kostete. Das war sein Vergnügen, und ein solches Vergnügen fraß sein Geld, brachte sie alle in Mangel. Jetzt war Noth an Mann, jetzt wo abbrechen, hatte man doch bis dahin ja immer zu wenig gehabt!

Das: wo abbrechen? das ist ein gar merkwürdiges Kapitel, besonders in unsern Tagen, es ist ein Hauptkapitel in einer Masse von Haushaltungen und zwar von Haushaltungen, wo Kaiser am Tische sitzen und nicht bei magerer Kost, und Haushaltungen, wo man sie auch nicht gerne mager hat, aber doch nicht weiß, was man auf den Tisch stellen soll. Hoch und Niedrig, hat man im Allgemeinen gleich schlecht gewirthschaftet, hat in den guten Jahren nicht an die schlechten gedacht, ja hat die Thorheit so weit getrieben, die Verschwendung in ein völkerbeglückendes System zu bringen, und darin übertrafen die Radikalen noch Könige und Kaiser und ihre Finanzminister, sie verhudelten grundsätzlich und gaben vor, die sicherste Basis der Freiheit seien Hudlen und Hudelei, sowohl staatsrechtlich, als privatrechtlich. Exempla sunt odiosa! Als nun die bösen Zeiten kamen, kriegten Hoch und Niedrig die größte Verlegenheit, ja es gab Finanzminister, welche sich Plätzen absinnten am Hirni und ganz sturm wurden, daß man sie an Schatten bringen mußte, und andere laufen keck herum, reden die Ziegel auf den Dächern sturm

und behaupten mit der größten Frechheit, am heiterhellen Tage sogar, zwei mal zwei machen acht und zwei mal funfzehn neunundzwanzig. Denen nun, die dato noch nicht sturm sind, denen kommt die Frage vom Abbrechen accurat wie von selbst, accurat wie das Wasser in's Maul, wenn das Wasser tief ist und man nicht schwimmen kann. Das Abbrechen an sich, obschon scheinbar die Hauptfrage, giebt daher bei weitem nicht das meiste Gerede, in derselben sind sogar die größten Gelehrten, welche sonst bekanntlich nicht viel von Einigkeit wissen, einig. Das Wo, das ist das kleine Wort, welches doch so viele Feuer anzündet und so viele Haare zusammen bindet. Wo abbrechen, da ist's, wo aus dem Allgemeinen heraus plötzlich alle Persönlichkeiten mit ihren Ansichten, Gelüsten, Neigungen, Absichten und Aussichten zu Tage treten, jeder möchte dem Andern unerträgliche Lasten aufbürden, die aber er mit keinem Finger berühren will. In die ewigen Kriege zwischen dem Finanzminister und allen andern Ministern, zwischen den Finanzministern und den Majestäten, heißen sie nun Volk oder König, wollen wir nicht eintreten, wir haben es hier Gottlob mit dem Krausi Mausi eines Staatshaushalts nicht zu thun, sondern mit Heiri's Haushalt, wo aber eben auch das Wo gewaltig spectakelte.

Wo, am Mann oder an der Frau oder an beiden? Wißt ihr, wie es dann gewöhnlich geht, je mehr Macht Einer hat, desto weniger kommt das Abbrechen an ihn, die Machthaber haben es allweg am kommodesten. Es kömmt entweder an's Volk oder an die Kinder, ist der Mann nichts, kömmt es auch an den Mann, ist die Frau nichts, kömmt es auch an die Frau. Das geht in alle Wege, da kömmt es, wo es zum Abbrechen kommt, eben zumeist auf die Macht an. Verstand wird selten viel dabei gebraucht. Jedenfalls aber geht es dann am wüstesten, wenn alle Macht in die Hände der Unmündigen, seien es nun Kinder oder Volk, gekommen. Da ist ein strub Dareisein, währt aber Gottlob nie lang.

Bei Heiri waren Mann und Frau im Beſitz von Macht, jedes war verſeſſen auf ſeine Grundrechte. Die Grundpflichten waren in Abſchied gekommen, wie man es ehedem auf den Tagſatzungen zu machen pflegte. Es kam alſo hauptſächlich an die Kinder, an die allgemeine Haushaltung. Heiri und Kathri wollten an ihren Privatvergnügen nichts ändern, ſie müßten arbeiten, hieß es, ſie müßten daher ſorgen, daß ſie arbeiten möchten, es ſei auch nichts als billig, daß ſie für ſich luegten, und die Hauptſache, daß ſie da blieben, denn wenn ſie nicht mehr wären, was wollten die Kinder machen, denen ginge es viel zu übel. Dagegen ſollten die Kinder mehr verdienen. Geht, verdient, hieß es, verdient. Bald nach dem, bald nach dieſem wurden ſie ausgeſandt, aber mit dem, was ſie verrichteten, war man nie zufrieden, was ſie heimbrachten, nahm man ihnen alsbald ab, daher bekamen ſie nie den gehörigen Muth, den rechten Eifer zur Sache. Die beiden, Heiri und Kathri, hatten alſo, wenn ſie arbeiteten wie gewohnt, und überthan hatten ſie ſich nie, freie Zeit und Zeit iſt Geld, wer ſie mit Arbeit auszufüllen weiß. Aber das verſtunden beide eben nicht. Sie lagen deſto länger im Bette, verbrauchten die Zeit mit Drehen um's Haus herum, ehe man an die Arbeit ging, mit einem geſchäftigen Herumtrappen, mit Arbeitſuchen, wo das müßige Suchen die Hauptſache iſt und nicht die Arbeit, mit dem plapperreichen Herumlungern von Stube zu Stube, um was zu fragen, um was zu ſagen. Und je weniger man that, je mehr man herumlungerte, deſto durſtiger und hungeriger ward man, deſto mehr hätte man gebraucht, wenn man es gehabt oder jemand es anvertraut, und, was merkwürdig ſcheint, aber ganz natürlich iſt, ſie hatten kaum mehr Zeit, die wenige Arbeit zu machen. Je weniger Arbeit ſie hatten, deſto weniger Zeit hatten ſie zur Arbeit, mochten kaum mehr damit zur beſtimmten Zeit fertig werden. Daran aber waren ſie nicht ſchuld, ſondern der Seidenherr, der ihnen ſchlechte Seide gegeben und ihnen nicht ſtätige Be-

ſchäftigung gebe, ſo dazu und davon verrichte man in Gottes Namen nichts, räſonnirten ſie.

Am bitterſten machte ſie die Lage Hans Jakob's. Wie bemerkt, ſahen ſie als gebildeter und geſchickter auf dieſelben herab, und ſolche Leute hatten es zehumal beſſer als ſie. Hm, welche Gerechtigkeit in der Welt und wie ſchlecht die Leute! Hans Jakob's gehörten zu der erſten Klaſſe der Arbeiter, den ſoliden, vertrauten. Sie waren exakt wie ein Sonnenzeit. Ihr Seidenherr ſagte oft, wenn ihm der Hans Jakob käme und ihm ſagte, es ſei ihm leid, als er ſeine Seide gewoben, hätte es baumwollene Bänder gegeben, und als er bei dem Rothenhaus vorbeigekommen, habe man ihm geſagt, das dortige Salzlager habe ſich in einer Nacht in den prächtigſten Kindsbrei verwandelt, er habe es ſelbſt geſehen und davon gekoſtet, er müßte es ihm glauben.

Hans Jakob's arbeiteten zudem nicht ſo raſch, obgleich nun auch ſchon Hans Jakobli auf dem Stuhle ſchaffte, und zudem gewöhnlichere gängigere Sorten. Sie merkten alſo ſchon darum die Abnahme der Arbeit weniger. Sie hatten immer auf ihrem Lande zu thun, zu pflanzen und zu jäten und Anderes zu betreiben. Wer ſo recht bei dem Landbau iſt und ein Herz dafür hat, der ſieht faſt das ganze Jahr über etwas zu thun. Wer keinen Sinn dafür hat, meint, mit Säen und Ernten ſei es abgethan. Wer ein Auge dafür hat, ſieht von weitem jeder Matte, jedem Acker es an, was für ein Herz dazu ihre Beſitzer haben. Das iſt nicht bloß im Kleinen merkwürdig, ſondern auch im Großen. So ſieht man ohne Marchſteine die Marchen zwiſchen Ackerbau treibenden und andern Cantonen. Hans Jakob liebte ſein Heimweſen, und obgleich nicht in einer Gegend, wo man eben mit beſonderer Zärtlichkeit für das Land behaftet war, that er eben mehr als ein Anderer machte, vieles, was Andern nicht in den Sinn kam, ſo daß einmal Einer, der zufällig bei ſeinem Heimath vorbei kam, ſtill ſtund und ſagte. So, das wäre was,

der möchte, wenn er's könnte. Wenn auch manchmal die Termine etwas länger wurden, ſie merkten es kaum und litten deßwegen keinen Mangel. Die nöthigſten alle Tage ſich wiederholenden Bedürfniſſe hatten ſie ſelbſt, und wenn ſich am Ende ein Mangel ergab, ſo war er bloß in der Baarſchaft ſichtbar, welche zu Zinſen verwandt werden ſollte. Hans Jakob's hatten daher noch gar nichts zu klagen, als allfällig über die Furcht, Heiri's könnten nicht mehr zinſen, ſie würden alle Tage unverſchämter, es ſei faſt, als hätten ſie die Pflicht, ſie auch noch zu erhalten. Wenn die alte Kameradſchaft nicht wäre und abſonderlich die Kinder, ſie müßten aus dem Hauſe, ſagten Hans Jakob und Anne Marei oft zu einander.

Sie waren noch ganz an der Hilde und merkten das Herbe der Zeit kaum. Heiri und Hans Jakob glichen auffallend zweien Wanderern, von denen einer eine warme Kutte an hat, der andere gar keine. Es beginnt ein kalter Wind zu ſtreifen; der in der guten Kutte wandert noch immer behaglich weiter, während der ohne Kutte längſt mit den Zähnen klappert und das Heulen ihm immer näher kömmt, wie der Wind immer kälter bläst. Hans Jakob's Daſein hing nicht an einem einzigen Nagel, das iſt kommod und eigentlich Baslerbrauch. Hängt man ſich an einen einzigen Nagel und der bricht, riskirt man die Beine oder gar den Rückgrat zu brechen. Hält man ſich an zwei oder mehreren Nägeln und läßt einer, kann man ſich an den andern halten, bis der Nagel wieder eingeſchlagen oder das Gewicht auf die andern übergetragen iſt. Wenn Hans Jakob und Anne Marei, von großen Gefahren umtobt, denn Heiri's waren bei weitem nicht die einzige Haushaltung mit der Auszehrung am Halſe, ihre Lage bedachten, ſo wurden ſie darin immer einig, daß ſie Urſache hätten, Gott zu danken, und doch jetzt endlich Frucht hätten von langem Bösſhaben im Vergleich zu Andern, ſie hatten eine wärmere Kutte und die Andern eben keine. Sie

hatten das Zutrauen ihres Seidenherrn, waren der Arbeit, wenn auch in geringerem Maaße, ſicher, ſo lange er Arbeit gab. Am Heimweſen waren die Stümpelten faſt alle abbezahlt, nicht viel mehr als die Hälfte waren ſie darauf ſchuldig, wie viel ſie verbeſſert, betrug auch ein Bedeutendes, und die Frau Doktorin hatte verſprochen, ſobald ihnen Geld abgekündet werden ſollte, ſo ſollten ſie ſich nicht bange machen laſſen und mit Laufen und Suchen viele Mühe haben, ſie wolle ſchon für ſie ſehen, daß ſie Geld aus der Kaſſe bekämen, das ihnen nicht mehr abgeſagt werden ſolle. Sie hatten alſo nicht die mindeſte Urſache zum Klagen, und von ſeinem Schatze ſagte Anne Marei noch gar nichts, ja war noch nicht einmal genöthet, die wöchentlichen Beiträge einzuſtellen, man mißte ſie nicht im mindeſten, das ging ohne ſie, man wußte nicht wie.

Und wenn das alles gefehlt hätte, ſo wußte auch Hans Jakob etwas. Sein Seidenherr hatte ihm einmal geſagt, als Hans Jakob ihm gejammert: Hans Jakob wehret euch recht, ſo recht aus dem ff. Wenn der Menſch recht will, er kann ſich noch wehren und durchſchlagen, wenn Andere ſchon hundertmal geſagt, ſie geiſten auf, und ſo lange Einer ſich wehren kann, ſoll man ihm nicht helfen. Aber wenn ihr einmal Matthäi am letzten ſeid, aber am allerletzten und hinten und vornen nichts mehr wißt, ſo bin ich auch noch da für euch, aber nur für euch. Unſereiner hat ſein Geld ſonſt zu brauchen, wenn er ſich mit Geldleihen abgeben wollte, ſo hätte er bald alle Lumpen vor ſeiner Thüre und alle ſteinigten, felſigten Hügel und alle moraſtigen Löcher und alles Land, wo weder Dornen noch Diſteln trägt, geſchweige was Anderes, wären ſein Eigenthum in ganz Baſelland. Das war ein Troſt. Aber Hans Jakob kannte ſeinen Herrn, wußte, daß er auf ihn zählen konnte, aber ſo weit bis der Herr ihm half, wollte er lieber nicht kommen.

Zur ſelben Zeit traf ſie ein Verluſt, welcher ihnen tiefer

ging, als Heiri's ihr Schmalbarten, und wo kein Seidenherr der Welt ihm was dran helfen konnte, ſeine Mutter ſtarb. Körperlich gehörte ſie auch unter die alte Garde, wo man, wenn der Tod ein Glied derſelben abfordert, gewöhnlich ſpricht, es ging ihm wohl und niemanden übel, aber hier war es doch ganz anders. Die Flügel eines höhern Weſens hatte ſie entfaltet, ſie war, was eigentlich alle alten Leute werden ſollten, der Schutzgeiſt der Familie geworden. Aeußerlich hatte ſie nichts Aetheriſches, ſie war ein gerunzelt zuſammengefallenes Mutterli, aber der Sinn des Friedens war in ihr. Sie war mit ihrem Gott im Himmel wohl zufrieden. Sie könne ihm nicht genug danken, ſagte ſie oft, daß er ſie mit nicht größern Gebrechen beſchwert und es ſie habe erleben laſſen, daß alle ihre Kinder gerne beteten und arbeiteten und auf dem rechten Wege wandelten. Sie war daher auch zufrieden mit den Menſchen und dieſen Frieden trug ſie hin, wohin ſie kam. Sie hatte ein feines Ohr für alle Mißklänge in den Gemüthern und verſtund die große Kunſt, mit wenig guten Worten die rechte Stimmung wieder herzuſtellen. Sie konnte wirklich auch ſagen: Meinen Frieden bringe ich euch, und wenn ſie ging, hinterließ ſie ein ſtilles, ſeltſames Wohlbehagen. Ohne viel Leiden, faſt unerwartet, rief der Herr ſie ab. Der Schmerz war tief unter den Ihrigen, ſie fühlten, wie übel es ihnen ergangen, daß die nun nicht mehr unter ihnen war, die immer alles grad machte, was krumm werden wollte. Kaum werden Thränen an einem Grabe heißer und aufrichtiger geflossen ſein, als die, welche an ihrem Grabe ſo groß und ſchwer über alle Wangen rannen. Anne Marei war beſonders heftig bewegt. Jetzt geht mein Engel weg, jammerte es. Wäre er nicht geweſen, weiß Gott, was aus mir geworden und wie weit Hans Jakob und ich auseinander gekommen wären.

Als Hans Jakob und es heimgingen, ſagte nach langem Schweigen Hans Jakob: Jetzt mußt du die Mutter ſein! Ach,

mein Gott, ſagte Anne Marei und weinte heftiger. Aber die Worte waren doch nicht nebenaus gegangen, ſondern in guten Grund gefallen. In der Familie war Anne Marei weit aus die älteſte Frau und die, welche namentlich durch der Mutter Vermittelung als die thätigſte, beſonnenſte Hausfrau anerkannt wurde und bei welcher die Andern gerne zu Rathe gingen. Anne Marei rühmte ſich nicht, erhob ſich nicht, gab ſich nicht der ganzen Welt zum Exempel, was Weiber eben nicht lieben und an ſolchen Tugendſpiegeln und Tugendmuſtern eben nicht mit großer Zärtlichkeit hängen. Und die Andern, wenn ſie das geordnete Hausweſen ſahen und daß es in merklichem Aufgang ſei, faßten Troſt, daß man es mit Mühe und Arbeit, mit Verſtand und Sparen doch wohin bringen könne in der Welt, wenn man den Glauben habe dazu, nicht lugg gebe und abſetze. So fühlte Anne Marei wohl, daß Hans Jakob nicht ohne Grund geſprochen: Jetzt mußt du die Mutter ſein.

In allen Familien, wo mehrere weibliche Glieder ſind, mehrere Frauen von Söhnen u. ſ. w., muß eine Mutter ſein, wenn die Familie beiſammen bleiben, nicht auseinander gehen ſoll, ſie muß die geiſtige Verwandtenliebe wecken, nähren, wo keine natürliche iſt, ſie muß die Perſönlichkeiten ſo gleichſam ſchleifen, aber ſanft, daß ſie es gar nicht merken, ſie muß die perſönlichen Anſprüche ausgleichen. Es war Anne Marei ſehr feierlich im Gemüthe, geſprochen ward nicht mehr darüber, aber man ſah es ihm deutlich an, daß es innerlich viel zu verwerchen hatte. Selbſt Kathri merkte dies, legte es aber als Stolz und Hochmuth aus. Man ſollte meinen, was da zu erben wäre! Seit die Alte im Herd iſt, macht Anne Marei ein Geſicht wie der Papſt und nicht drei Worte giebt es um einen Batzen, und wenn es einen alten Strumpf und ein halb Nastuch erbt, wird es allen Handel ſein, und wegen ſolchem Bettel, den ich nicht mit dem kleinen Finger anrühren möchte,

hochmüthig zu werden, muß man dümmer ſein als Roggenſtroh, ſo raiſonnirte Kathri.

Kathri hatte nicht Urſache, ſo zu thun, hatte thatſächliche Beweiſe, daß Anne Marei es immer gut meinte, hatte aber begreiflich keinen Begriff von dem, was im Innern von Anne Marei vorging, ſetzte das in demſelben voraus, was in ſeinem eigenen Herzen ſich geregt hätte, wenn ihm ein Erbe zugefallen. So haben es die Menſchen, und am Maßſtab, mit welchem ſie meſſen, kann man die Meſſenden ſelbſt am beſten erkennen.

Heiri und Kathri wurden immer nöthiger, und da ſie ſelbſt nichts zu Verbeſſerung ihres Zuſtandes thaten, ſo wurden ſie eine immer größere Laſt für Andere und auf wen fiel die mehr, als gerade auf die Nächſten? Die Verdienſtloſigkeit nahm eher zu als ab, und dazu ſchlug allgemach das Brod auf, zogen überhaupt alle Lebensmittel an, bis Gottlob an Milch und Kaffee. Die blieben ſtabil den armen Leuten z'Lieb und z'Ehr.

Wir kennen auf dem Lande kaum einen ſchwereren Seufzer als: So, ja, wer alles kaufen muß! Der Nachſatz wird gewöhnlich verſchluckt. Ja, wenn in einer Haushaltung alles, auch die Hauptſpeiſen, gekauft werden müſſen, Kartoffeln namentlich, dann hat ſie ein weites Maul. Es iſt dann mit dieſen Speiſen faſt wie mit dem herbeigeführten Heu, es iſt immer als ob der Luft drin wäre. Nun den Kaffee zwar, den kann man nicht ſelbſt pflanzen, aber das Waſſer dazu, und das iſt an vielen Orten doch die Hauptſache, ſelb doch wohl. Kaffeepreiſe machen überhaupt nicht ſo viel. Alte Weiber reden noch mit Schaudern von Napoleon's Zeiten, wo das Pfund Kaffee einen Brabänter gekoſtet, lachen aber hintendrein und ſagen: Aber es hat nichts gemacht. Selbſt iſt Geld genug geweſen und Verdienſt, es ſchien, als wie wenn die Thaler, in der Luft herumflögen und dann geriethen die Erbſen wohl, der Roggen, die Kaſtanien abſonderlich, die Eicheln,

und da machte man Kaffee immer wohlfeiler, wenn es nur schwarz zur Kanne auskam. Mit Milch, Brod und Erdäpfeln, da ist's was Anderes, für die hat man keine Ersatzmannschaft, für die sollte täglich Geld ausgegeben werden, wenn man sie nicht selbst hat. Da braucht es aber für eine Familie von sechs bis acht Köpfen ein Namhaftes, bis nur das Leben gefristet ist. Man glaubt es gar nicht, als wer es selbst erfahren hat, was nur eine Ziege oder gar zwei eine Haushaltung erleichtern, und besonders wenn man das Glück hat, zu einer zu kommen, welche zum Neujahrkindlein ein Zicklein bringt und in dieser milchnöthigen Zeit volle Becher spendet. Hat aber Einer Erdäpfel genug, dann hat er einen breiten Rücken für einen langen Winter. Mit dem Brod macht es sich auch noch, da kann man sich nach der Decke strecken, kann sparen, wenn man nämlich was Anderes zu vollständiger Sättigung hat. Aber alles, alles kaufen! und schlechten oder gar kein Verdienst. So hatten es Heiri's, die Kinder weinten oft bitterlich, nicht ohne Grund, ihr Aussehen bezeugte es zur Genüge. Heiri und Kathri brüllten auch, so könne das nicht länger gehen, es müßten Kinder fort, es sei eine Unvernunft, daß man sie ihnen nicht abnehme.

Höre, sagte Anne Marei einmal zu Hans Jakob, so kann es bei Heiri's doch nicht mehr gehen. Sie müssen alles kaufen, sind voll Schulden, verdienen wenig, es ist alles theuer, es ist unmöglich, daß sie alle erhalten können. Die Kinder haben Hunger, obschon unsere Kinder nachhelfen, was sie können. Aber in die Länge kann es nicht so gehen, wir werden auch zu uns selbsten sehen müssen. Wir müssen auch Brod kaufen, und wie weit wir mit den Erdäpfeln kommen, weiß ich nicht. Mich dünkt, die zwei ältesten sollten fort, sie gingen so gerne, o du glaubst es nicht. Ja, sagte Hans Jakob, das ist nicht unsere Sache, darein können wir uns nicht mischen, sagen wir was, so weißt ja wohl, thun sie das Gegentheil. Weiß es wohl, antwortete Anne Marei, und wäh-

rend ſie dieſe alle Tage geben heißen, wollen ſie doch gerade dieſe behalten und würden am liebſten die jüngern abgeben. Die zwei müſſen ihnen ſchon ſchaffen, was Weniges ſie zu ſchaffen haben; ſind dieſe fort, kömmt deſto mehr an ſie, obſchon nicht mehr, als ich oder du in einem halben Tage allein machen. Allein je nöthiger ſie werden, deſto fäuler werden ſie. Heiri ſieht ja aus, man darf ihn gar nicht mehr anſehen. Ich glaube, der wäſcht und kämmt ſich nur alle drei Wochen einmal. Und wo iſt jetzt das hoffährtige Kathrinli hingekommen, wo immer war wie geſchleckt und jetzt ausſieht, als hätte man es in Staub und Baumwolle herumgewälzt. Ja, ſagte Hans Jakob, Kathri läßt das Mädchen nicht fort und das hätte es am nöthigſten, wenn es was Rechtes aus ihm geben ſoll. Wenn man den Pfarrer hinter ſie reiſen könnte, ſagte Anne Marei, dem werden ſie wohl auch ihr Elend klagen, da könnte er den Anlaß nehmen. Mach es nicht gerne, ſo geradezu mich in anderer Leute Angelegenheit miſchen, wenn ich ſo von ungefähr ein Wörtlein könnte fallen laſſen, wäre es mir ſchon recht.

Wie es nun oft geht im Leben, woher ganz ſicher auch das Sprüchwort entſtanden, wenn man vom Wolfe ſpricht, iſt er weit oder nah, ſo kam gerade der Pfarrer daher, ſo daß beide einander ganz verdutzt anſahen, was dem Pfarrer, deſſen Kopf kein hagenbuchener Klotz war, alsbald auffiel. Störe ich, komme ich ungelegen? frug er. O nein, ſagte Hans Jakob, aber wir ſprachen gerade von euch, darum kam es uns ſo auffallend vor, daß ihr daher kamet. Es war gerade, als ob Gott euch herführe. Nun erzählte er, um was es ſich gehandelt.

Da ſagte der Pfarrer: Das iſt wirklich curios, wie man um einander nichts weiß und doch gleiche Gedanken hat, und wie man zum Austauſch dieſer Gedanken geführt wird, denn auch gerade wegen Heiri's kam ich her. Heiri begehrt gar jämmerlich auf über Ungerechtigkeit in der Unterſtützung der

Armen in dieſer böſen Zeit. Aermer als er ſei niemand, von allen Seiten geſchunden und geplagt, Alles wolle an ihm gewinnen, niemand ihm helfen. Aber er wiſſe wohl warum und wem man alles gebe. Wenn er auch ein Pietiſt und Kirchentrappeler wäre, er hätte längſt auch bekommen. So raiſonnirt Heiri, aber daß er ſich melde, davon iſt keine Rede, dazu iſt er zu ſtolz, und wie man ihm auch helfen mag, wird es ihm nicht recht ſein. Ich kenne dieſen Schlag von Leuten, man mag es ankehren, wie man will, ſie ſind nicht zufrieden. Das ſind die, welche Einem das Mühen um die Armen erleiden würden, wenn daſſelbe nicht einen tiefern Grund hätte, als der Dank der Armen. Am beſten ſei's, dachte ich, mich bei euch des Nähern zu erkundigen, dann, wenn's Noth thut, läßt ſich ſehen, was machen.

Der Pfarrer fand allerdings auch in der Entfernung der beidern ältern Kinder die zweckmäßigſte Hülfe für Eltern und Kinder. Aber Anne Marei rieth Vorſicht an, daß man wo möglich ſie ſelbſt den Vorſchlag machen laſſe, was ſie ſicherlich ſchon thun würden. Wenn der Pfarrer ihnen von Arbeiten und Verdienen rede, ſo würden ſie wahrſcheinlich ſagen: Was verdienen? Wir wollten gerne verdienen, aber niemand giebt uns Verdienſt. Da die Kinder könnten auch verdienen, aber niemand will ſie, da haben wir ſie auf dem Hals und können ſie ſo z'leerem füttern. Und wenn der Pfarrer von Pflanzen und auf dem Lande ſchaffen zu ihnen ſpricht, werden ſie wahrſcheinlich uns verklagen oder andere Leute, daß man ihnen ſchlechtes Land gebe, theuer und weiß Gott wie noch, und werden ſagen, was ihnen pflanzen jetzt helfe, da müßte man doch erſt warten, bis es gewachſen ſei, was ihnen das hülfe, jetzt ſeien ſie hungerig, und bis jenes gewachſen ſei, könne noch viel anders werden.

Ungefähr ſo ging es auch. So ſind die widerhaarigen Leute, welchen man gar nicht helfen kann, weil ſie ſich nicht vernünftig wollen helfen laſſen, ſondern bloß unvernünftig,

wodurch das Elend täglich noch größer würde, weil ihre Laster täglich Nahrung erhielten. Das älteste Kind, ein gewitztes, lustiges Mädchen, brachte der Pfarrer in der Stadt unter, in ein gutes Haus mit guter Zucht, der Knabe kam zu braven Leuten, wo er zu essen und zu arbeiten hatte und das Beten nicht vergaß. Beide kosteten nichts, Kathrinli war sogar Lohn in Aussicht gestellt, der Knabe sollte sich einstweilen mit Nahrung und Kleidern begnügen.

Der Abschied von ihren Eltern war ihnen leider nicht schwer. Es giebt leider deren Eltern genug, die ihren Kindern das Leben zu einer Pein machen, so daß ihnen das Diensthaus Egyptens wenigstens wie ein halbes Paradies erscheinen würde. Man kann es den Kindern nicht übel nehmen, wenn sie, an die väterliche Hütte gekettet fast wie ein Hund an den Hundsstall, halb verhungern, halb erfrieren, nichts genug erhalten, als Schimpf und Schläge, während sie rings herum Dienstboten sehen in Menge, welche in Vergleich mit ihnen ein Herrenleben führen und Geld verdienen. Da muß es gerade den bessern Kindern übel werden, die schlechten würden ob Betteln und Stehlen sich schadlos zu halten suchen. Viel schwerer war ihnen die Entfernung von Hans Jakob's, Kathrinli besonders weinte unbändig, es soll aber nicht sowohl wegen Hans Jakob's, als wegen Hans Jakobli gewesen sein. Man will geheime Konferenzen bemerkt haben, so viel ist gewiß, daß Hans Jakobli ein sehr betrübt Gesicht gemacht und viele Tage lang nicht gelacht hat.

Es ging mit Heiri's, wie man gedacht hatte, hinterher schimpften sie schrecklich, daß man, statt ihnen zu helfen, sie nur tiefer hineingebracht, die hätte man ihnen genommen, welche sie hätten brauchen können, und die gelassen, welche nur fressen wollten, habe man die ihnen lassen wollen, so könne man jetzt auch dafür sorgen, daß sie auch was für diese hätten. Hätte man aber diese ihnen genommen, so hätten sie eben so wild aufbegehrt und über die Unbarmherzigkeit geschrien,

unmündige Kinder von den Brüſten der Eltern zu reißen und die unnützen Freßwölfe ihnen am Tiſche zu laſſen. Es waren allerdings Kathri und Heiri genöthigt, was die Kinder gemacht, wieder ſelbſt zu machen. Aber bei dem geringen Verdienſt waren es eigentlich Kleinigkeiten, ſie hatten zehnmal Zeit dazu, aber ſie berzeten und gruchſeten dabei, als wären ihnen auf einmal zwei Bauernhöfe auf den Hals gefallen. Faſt wie jüngſt im Bernbiet ein Gütermädchen hatten ſie es; daſſelbe mußte einen Korb mit Spänen auf die Bühnisbrücke tragen und hielt dabei folgendes Selbſtgeſpräch: So, das kömmt luſtig, muß bald alles alleine machen zu G . . . . . (ein großer Bauernhof), und zuletzt werde ich alles allein werchen ſollen in der Gemeinde.

Es geſchieht gerne, daß, wenn man einer Bürde ledig zu ſein glaubt, dieſelbe nachher, wenn man ſie wieder aufnehmen ſoll, doppelt ſo ſchwer zu ſein ſcheint. Curios iſt aber, wie bei Leuten wie Heiri's die brüderliche Hülfe wirkt; da wird es ſo recht ſichtbar, wie es bei allen Dingen auf das Herz ankommt, und wie einem ſchlechten Herzen das Beſte zur Verdammniß wird, ſtatt zur Seligkeit zu dienen. Heiri und Kathri waren eitel, hoffährtig geweſen, hochmüthig, unchriſtlich geworden, in Dürftigkeit gekommen, und zwar handgreiflich durch eigene Schuld, was ſie an Hans Jakob's eben ſo handgreiflich ſehen konnten, denn ſie hätten in viel beſſerem Stand ſein können, als Hans Jakob's, wenn ſie beſſer g'fundamentet, die erſten Jahre nicht ſo verliederlicht hätten. An dieſer Dürftigkeit waren Gott und Menſchen ſchuld, ſo hielten ſie dafür, darum haßten ſie dieſelben auch wie billig. Jetzt, als ihnen unverdient auf manche Weiſe die chriſtliche Liebe entgegen kam, denn ſie erhielten viel aus guten Händen, wurden ſie nicht demüthig, ſchlugen an die Bruſt und ſagten: Wir ſind's nicht werth, wir haben geſündigt vor Gott und Menſchen, ſie wurden nicht dankbar, erkannten die unverdiente Liebe nicht, ſagten nicht, der liebe Gott im Himmel wolle es

euch vergelten. Nein, ihr Hochmuth wandelte sich in Unzufriedenheit, und statt dankbar wurden sie unverschämt. Was ihnen gegeben wurde, war nicht recht, zu schlecht oder zu wenig, dessen die Geber sich hätten schämen sollen. Je mehr Einer gab, desto mehr hätte er geben sollen, desto mehr zogen sie über ihn los, je mehr sie erhielten, desto weniger dankten sie, desto mehr forderten sie, warfen Hans Jakob's die bessere Lage vor, gerade als ob dieselben sie ihnen gestohlen hätten.

Es ist eine ganz merkwürdige, verkehrte Anschauung dieser Leute, aber das muß es eben sein, sonst würden sie nicht so hartnäckig den verkehrten Weg wandern, statt zum Heil in's Unglück. Eine solche Verkehrtheit aber ist fürchterlich, ist fürchterlicher als der Wahnsinn, denn im Wahnsinn ist nicht Bewußtsein, sind oft die schönsten Träume, in dieser Verkehrtheit ist völliges Bewußtsein, und wenn sie Träume hat, sind sie von der Rache ausgebrütet. Das sind unglückliche Leute, sie mögen schlucken, was sie wollen, so ist es bitter. Nebenbei lebten sie nicht, wie es sich ihnen geziemt, sondern so gleichsam von den Brosamen ihrer Herrlichkeit, und Heiri war noch immer im Wirthshause zu sehen, und wie er zu Geld dazu kam, begriff wirklich niemand.

Endlich kam noch zu den Zweien das Dritte und das war die Krankheit. Es war nicht die Cholera, die hat zwei große Umgänge gehalten um uns herum, kleine Sprünge nicht gerechnet, und wir sind beide Male verschont geblieben, der liebe Gott muß die Schweizer lieb haben, daß er den Würgengel an ihnen vorübergehen ließ, aber wirklich nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden. Wenn wir selbstgerecht wären oder vorchristliche Ansichten von der Gerechtigkeit Gottes hätten, so könnten wir in den Wahn fallen, wir seien apartt gut und andern Völkern gegenüber Tugendmuster, könnten zu Basel auf der Rheinbrücke stehen und ausrufen: Wir danken dir Gott, daß wir nicht sind wie die wirbelsinnigen Badenser und

die wetterwendiſchen Franzoſen! Aber da könnten wir uns doch bitterlich verſündigen, denn niemand beſſer als wir ſollte es wiſſen, wie ein großer Wuſt von Sünden unter uns iſt, wie Viele abgefallen ſind und wie ein gut Theil ſchlafen. Sehen wir dieſe Schonung, die allweg von Gott kömmt, denn vor den tauſend und abermal tauſend Kamillenſäcken, welche man im Jahre 1831 in Baſel aufhäufte, erſchrak die Cholera kaum und flüchtete ſich das Land hinab, mit chriſtlichen Augen an und vergeſſen wir des Spruches nicht, wen der Vater lieb hat, den züchtigt er, ſo könnten wir eher auf das Gegentheil ſchließen und ein großes Bangen ſollte über uns kommen. Denn kann es nicht ſein ein Sparen auf ein größeres Gericht, wie man die gröbſten Verbrecher auch zuletzt hängt, und wenn wir, die wir zur Freiheit berufen ſind, ſie nur mißbrauchen zu Anlaß dem Fleiſche, keine Liebe unter einander haben, einander nur beißen und freſſen, müſſen wir nicht unter einander und mit einander verzehret werden?

Die Krankheit, welche kam, war ein Fieber. Wir wiſſen eigentlich nicht recht, was für eins, von wegen es giebt gar viele Fieber, ſind aber alle böſe Gäſte, die hitzigen und die ſchleichenden, die Nervenfieber und die kalten Fieber, ja auch die Flußfieber ſind fade, fatale Burſche. Wir glauben nicht, daß die Krankheit ein eigentliches Nervenfieber war, wenigſtens ein ſolches nicht, welches man vor alten Zeiten Faulfieber nannte. Die Aerzte haben es nämlich wie die Gärtner, mit denen ſie übrigens wegen Begießen, Schröpfen und Schneiden ſonſt noch viele Aehnlichkeiten haben, ſie wechſeln mit den Namen der Krankheiten wie die Gärtner mit den Namen der Blumen, haben auch für eine Sache ſiebenzehn Namen, einer gelehrter und kauderwelſcher als der andere, reden von der gleichen Blume und merken es nicht, bis ſie dieſelbe unter der Naſe haben, reden von der gleichen Krankheit und merken es nicht, bis ſie den Puls gegriffen, das Waſſer geſchaut haben.

Es war ein langſames, ſehr fatales Fieber, es währte

lang und entkräftete ſehr, nicht eigentlich tödtlich, konnte es aber werden. Ob die Krankheit durch die Luft oder die Berührung vererbt und weiter getragen wurde, darüber ſind die Gelehrten bis auf den heutigen Tag nicht einig. Es war nicht die bösartigſte der Krankheiten, aber namentlich für arme Leute eine äußerſt peinliche, arbeiten ſollen und nicht arbeiten können, nicht arbeiten mögen beim beſten Willen, das iſt eine große Qual. Man glaubt gar nicht, welche Macht eine ſolche Krankheit auf die Verhältniſſe der Familien übt. Man redet von einer ſtillen Kälte, welche man nicht recht merkt, weil ſie nicht kömmt mit äußerlichen Geberden oder großem Getöſe, aber nach und nach in alle Häuſer, in alle Gemächer, tief in die Erde dringt, alles erkältet, daß man faſt nichts mehr zu erwärmen vermag. So giebt es ſtille Noth, es wird nach und nach alles verzehrt, es iſt halt nichts mehr da, nirgends was zu finden, ſo daß eine Kirchenmaus ein üppig Leben hat gegen eine Maus in einem ſolchen Hauſe, wird aber auch keine lange darin bleiben, die haben das Zügeln frei. Solche Noth nimmt niemand beſſer wahr, als Arzt, Hebamme und Pfarrer. Wo die Hebamme in Fall kömmt, in den benachbarten Häuſern herumzuſpringen, um ein Stück Leinwand zu bekommen, den neuen Weltbürger darein zu wickeln, da iſt ſie, dieſe ſtille ſchauerliche Noth. Wo aber Frau oder Kind herumgehen und ſagen, der Vater werde dieſe Nacht wahrſcheinlich ſterben, ſie möchten ein Leintuch, um ihn einzuwickeln, da iſt ſie ſehr zweifelhaft dieſe Noth.

Solche Noth kam damals über gar viele Haushaltungen in Baſelland und namentlich über den Ort, wo Hans Jakob und Heiri wohnten. Gar reiche Leute waren daſelbſt nicht, die meiſten lebten nicht von der Väter Gut, ſondern vom Verdienſt, und wenn der ſtille ſtand, mußten ſie ſchon zuſehen, wie ſie es machen wollten. Große Hülfe konnte daher auch in gewöhnlichen Zeiten keiner dem andern auf die Länge leiſten, in ſolchen beſondern Zeiten aber erſt nicht. Faſt wie ein

Dieb in der Nacht kam die Krankheit in die Umgegend und in's Dörfchen. Da sie es nicht grob machte, nicht großartig auftrat wie die Cholera, mit Heulen und Zähneklappern, sondern wie eine Schlange im Grase, merkte man sie gar lange nicht. Es wurden Leute krank hier und dort und immer mehrere, und was krank war, wollte am folgenden Tage, in der folgenden Woche nicht aufstehen. So lagen immer mehr Leute, immer weniger konnten einander helfen und die Sache verrichten.

Das sind schwere Zeiten, aber nicht bloß für die Kranken, auch für die Gesunden, und ganz besonders für den, von dem man vorauszusetzen gewohnt ist, daß er von den Krankheiten lebe, den Arzt, der hat Tag und Nacht nicht Ruhe. Der muß mehr laufen, als er mag: kommt er heim, will absitzen, warten Leute auf ihn, er muß sie ferggen; geht er zu Bette, klopft es ihn auf, fährt er mit dem Löffel in die Suppe, rumpelt es an der Thüre der Apotheke. All das Elend muß er mit den Augen schauen, in der Apotheke hat er nichts gegen dasselbe, sieht, was da helfen könnte, aber er hat es wieder nicht in der Apotheke; stellt er mit dem Zeug aus der Apotheke die Leute auf die Beine, wo dann das nehmen, was Kraft in die Beine giebt, daß sie fest stehen, wieder ordentlich laufen können, die zweckmäßige Speise? Es ist sehr merkwürdig, wie bei diesen großen Mühsalen zumeist die Aerzte aufrecht bleiben, von der Krankheit ordentlich geflohen werden, das ist eine Gnade. Wer Glauben hat, weiß, woher sie kömmt, am wenigsten weiß es oft der, dem sie widerfährt. Schön ist's, wo Arzt und Pfarrer einander unterstützen, keiner den andern zu scheuen braucht, der Pfarrer die Fieberkranken mit Heilsoperationen nicht quält, der Arzt mit Leichtfertigkeit und irreligiöser Unduldsamkeit, die eben so ausschließlich ist, als die religiöse, die Seelen nicht ängstigt, wo der Pfarrer bestmöglichst für alles zu sorgen sucht, was der Arzt nicht in seiner Apotheke hat, aber im Einverständniß mit dem Arzte.

Da kömmt es dann wohl, wenn man hinter sich, vielleicht weit außerhalb der Gemeinde, gute Leute hat mit guten Herzen, offenen Händen und was darin, die da gerne helfen und helfen können, wo sie wissen, daß es an's rechte Ort kömmt, wo wahre, wirkliche Noth ist. Es ist unglaublich, was zwei im Bunde vermögen für Leib und Seele, wenn sie einander verstehen, keiner dem andern sein Wirken verkümmert.

Hans Jakob's wurden unter den Ersten von der Krankheit überfallen, ehe man noch recht wußte, was sie war, unerwartet und unvorbereitet. Sie waren zufällig ziemlich von Geld entblößt, wie es in solchen Haushaltungen und noch in viel vornehmern oft der Fall ist, wenn man was Bedeutendes angeschafft oder abbezahlt hat. Hans Jakob legte es zuerst und schnell hinter einander zwei Kinder. Alsbald wollte Anne Marei zum Arzt, aber Hans Jakob wehrte mit großer Aengstlichkeit. Es wird schon bessern, sagte er, und womit willst zahlen, umsonst ist nichts als der Tod, und hat man einmal angefangen mit doktern, muß man fortfahren. Wer zahlt den Arzt? Sind wir nicht aus mit Geld und wie bekommen, wo man gar nichts verdienen kann, vielleicht, wenn's nicht bald bessert, noch fremde Leute haben muß?

Als Anne Marei sah, wie es ihn beunruhigte, daß ung'sinnet diese Beschwerde über sie kam, wo man ihr kaum zu begegnen wußte, und es ihm zehnmal mehr Angst machte, als manchem, der zehnmal mehr Ursache dazu gehabt hätte, sagte es, es wolle ihm etwas sagen, dürfe aber fast nicht, und bekannte nun beinahe wie eine Sünde, es habe Geld in der Sparkasse, wahrscheinlich über achtzig Franken, das reiche doch schon wohin, und bis dies Geld gebraucht sei, könne es manchem Menschen bessern. Hans Jakob verstund erst, Anne Marei rede von den Einlagen der Kinder, und sagte, er wisse ja darum, wolle aber nichts davon. Anne Marei mußte weitläufig erklären, wem das Geld sei und wie es dazu gekommen, ehe Hans Jakob es fassen konnte. Es wollte ihm die Mög-

lichkeit gar nicht in Kopf, daß Anne Marei ſo viel Geld habe bei Seite machen können in vier, fünf Jahren, ohne daß er es gemerkt hatte, von wegen achtzig Franken ſei eine Summe. Es ging Hans Jakob nicht anders, als manchem Mann, der es auch keinem Menſchen glauben will, ſein Weibervolk ſei nicht treu an ihm. Sie können nicht, ſie können nicht, ich müßte es allweg merken, und wenn ſie was machen, iſt's eine Bagatell, führt nirgends hin, lohnt nicht der Mühe, Streit zu haben deßwegen, drei Eier vielleicht und ein halbes Pfündli Anken für ein weißes Brödchen, was iſt das? ſchreit der Mann. Du meine Güte, was würde mancher Mann für Augen machen, wenn er die Summe kennte, welche ihm während zehn Jahren verſtökt werden. Mein Hausbauer würde ſein Weibervolk z'Dreck verſchlagen, wenn er wüßte, was es ihm Jahr aus Jahr ein verſchleipft, ſagte jüngſt ein Mann. Ja es würde manch Weib die Augen aufſperren und ob ſeiner Untreue erſchrecken, wenn es ſummirt haben könnte, wie viel ſeine Untreue im Laufe eines Jahres beträgt. Es meint, es lohne ſich nicht, davon zu reden, hat keinen Begriff davon, wie weit das läuft und wie viel es ung'ſinnet beträgt. Beträgt ung'ſinnet viel, was manv erſchlecket und verhoffährtlet und doch in der Haushaltung nicht merkt, läuft ſich eben ſo ung'ſinnet hoch, was man der Haushaltung abbricht, um es vorzuſchlagen und an Zins zu thun, und zwar eben in kleinen Portionen, die man nicht merkt.

Hans Jakob hatte ſehr Mühe, an den Hergang der Dinge zu glauben, und ſehr Mühe, ſich des Grunzens zu enthalten über den Hergang der Dinge. Es kam Anne Marei wohl, daß es eine glaubwürdige Perſon war, weil es nicht im Brauch hatte, zu lügen, und am Ende ſind achtzig Franken eine Sache, wo der Zorn nicht lange währen kann, wenn man ſie kriegt; ein Anderes wäre, wenn man ſie verlöre. Achtzig Franken ſind keine große Summe, aber doch viel Geld, mit welchem man in einer Haushaltung, wie Hans Jakob's eine

war, wo man denn doch eben nicht alles kaufen mußte, ſondern die Hauptſpeiſen ſelbſt hatte, lange ausreicht und noch etwas für den Arzt hat. Hans Jakob ſagte endlich nicht viel darwider, als: Wenn man nur das Geld haben kann, wenn man es braucht, ſo wär d'Sach gut. Und die Sache war gut. Anne Marei nahm den Weg zum Arzt mit klopfendem Herzen unter die Füße. Der Arzt hatte eine große Praxis, jetzt kaum Zeit zum Schnaufen, gab jedoch Allen immer den köſtlichen Beſcheid, die Krankheit ſei einſtweilen gar nicht bösartig, etwas langweilig möglicher Weiſe, aber bei der nöthigen Sorgfalt komme alles gut, darum ſolle man Geduld haben, zu zwingen ſei da nichts, derartige Fieber wollten ihren Lauf haben, die könne man nicht wegjagen wie eine Fliege auf der Naſe oder eine Bremſe an der Hand. Aber der Arzt iſt zumeiſt ein unglücklicher Prediger auf dem Lande, auch wenn er die gründlichſte Wahrheit verkündet, nur bei wenigen Auserwählten findet er Glauben, daher auch die Vexirfrage: welcher Glaube am geſchwindeſten ſelig mache? und die Antwort: der Glaube an einen Doktor. Der Arzt, von welchem wir reden, hätte wirklich Glauben verdient, denn die, welchen ſolchen zu ihm hatten, blieben zumeiſt am Leben, während Ungläubige und Ungeduldige, welche alle Tage zu einem andern Arzt ſandten und dann noch von allen Weibern alles Unſinnige probirten, kaput gingen. Ob ſie aber Alle ſelig wurden, iſt einſtweilen noch nicht bekannt gemacht worden. Anne Marei glaubte aber doch erſt recht feſt, als die Frau Doktorin ihm zuſicherte, daß dafür geſorgt ſei, daß in dieſer Nothzeit alle Einleger beliebig zurückziehen könnten, was ſie nöthig hätten. Es gebe etwas Mühe, aber eben dafür ſeien die Sparkaſſen da, für die Zeiten der Noth, und wie man in guten Zeiten leicht und ohne viel Komplimente und Ceremonien einlegen könne, ſo müſſe man in böſen Zeiten ohne Hemmung wieder nehmen können. Man habe daher dem Kaſſirer für einſtweilen per Woche drei Pfund Zucker zugeordnet, damit er

bei den vielen Mühe nie ein ſauer Geſicht mache, ſondern immer ein ganz freundliches und holdſeliges. Man glaube gar nicht, was ſo ein Geſicht an der Kaſſe einer Sparkaſſe zu bedeuten hätte. In einer großen Stadt ſeien zwei Angeſtellte geweſen, die Woche um Woche gemacht, ein freundlicher und ein unfreundlicher, der alle Leute entweder abgeſchnauzt oder wenigſtens angegränzet. Während der erſte in einer Woche zehntauſend Franken verkehrt, hätte der zweite kaum tauſend Franken in den Händen gehabt. Einmal habe der Sauertopf einige Zeit die Sache alleine gemacht, weil der andere krank geweſen, und bei doppelter Mühe ſei er ein doppelter Uſtath geweſen, daß man bloß mit dem Geſicht den Rhein für ein ganzes Jahr total hätte vergiften können. Zum Glück habe der Menſch weit vom Waſſer gewohnt, aber nach und nach ſei die Sparkaſſe ganz abtropfet, kein Menſch habe mehr dahin gewollt, ja man ſei auf der andern Seite der Straße, wo er gewohnt, gegangen, aus Furcht, wenigſtens angegränzet zu werden. Lange habe man den Handel nicht gemerkt, bis der Freundliche wieder gekommen, und man kaum habe wehren, kaum Platz finden können für das zuſtrömende Geld. Da ſei auf einmal der Nebel vor den Brillen verſchwunden und man habe die Sache begriffen. Was die Frau Doktorin ſagte, hat noch an andern Orten ſich erwahret. An der Sparkaſſe werden nicht Geſchäfte gemacht wie andere Geſchäfte und nicht mit Juden, die ſich von Herzen gerne wüſt ſagen laſſen in der Hoffnung, ſich durch ein halbes Procent reichlich entſchädigen zu können, ſondern man hat es da meiſt mit unerfahrnen, jungen, ſchüchternen Leuten zu thun, die man mit guten oder böſen Worten ziehen oder ſchrecken kann. Man hat die Sparkaſſen aus Wohlmeinen gegründet, vor allem muß daher dieſes Wohlmeinen an der Kaſſe ſichtbar ſein, findet man es da nicht, glaubt man an das Wohlmeinen nicht, ſondern an's Gegentheil.

Anne Marei ward dadurch eine Laſt abgewälzt. Es war

alſo gegen Hans Jakob gerechtfertigt, hatte ſomit Recht. Was das einer Frau ſagen will, weiß jede Frau, und alle Männer werden es erfahren haben. Das wußte auch Micheli von Langnau, wie die bekannte Geſchichte beweist, die hier zu Nutz und Frommen für klagbare Weiber noch einmal ſtehen mag. Es kam eine Frau zu Micheli und klagte über ihren Mann, er ſei ſo grauſam zornmüthig, daß ſie oft das Leben riskire. Nachdem Micheli alle Waſſer ſorgſam geprüft, ſagte er, Frau, da iſt gut helfen. Ich will dir eine Flaſche mit gutem, aber koſtbarem Zeug rüſten. So oft nun der Mann anfängt, zornig zu werden, nimm du einen braven Schluck voll in's Maul, behältſt ihn aber eine Viertelſtunde darin und erſt dann läſſeſt du ihn hinunter. Die Frau nahm gläubig die Ruſtig, kam nach drei Wochen wieder und ſagte, der Zeug habe grauſam gut gewirkt und ſei dazu noch b'ſunderbar gut zu nehmen. Er habe oft böſe werden wollen, aber wie ſie einen Schluck in's Maul genommen, habe er ſich geſetzt; er ſolle ihr doch noch eine Flaſche von dem Zeug rüſten, ſie glaube, ſie bringe damit den Mann noch ganz z'weg. Anne Marei hatte aber dazu noch die frohe Ausſicht, nicht Mangel leiden zu müſſen, ſondern im Stande zu ſein, der Haushaltung geraume Zeit gehörig Vorſorge thun zu können. Wenn im großen Weltmeer über ein Schiff die ſchreckliche Windſtille kommt, da wird der Capitain auch in den Schifferaum laufen, nachzuſchauen, wie es mit den Vorräthen ſtehe, abſonderlich mit dem Waſſer, und findet er ſich reichlich verſehen, dann wird es ihm wieder leicht um's Herz, er weiß, wie ſchrecklich ſo oft ſchon hier Geiz oder Leichtſinn der Capitain gerüſtet.

Mit dem doppelt guten Beſcheid eilte daher Anne Marei mit leichten Beinen heim und erquickte damit Hans Jakob. Das habe er nicht geglaubt, ſagte er, von wegen gebrannte Kinder fürchteten das Feuer. Er habe es erfahren, was es heiße, Geld ausleihen und es nicht wieder ſehen. Und wenn man es endlich auch noch mit Mühe und Noth wieder kriege,

ſo leiſte es Einem doch nicht mehr den Dienſt wie anfänglich, wo man es begehrt, und obendrein habe man unterdeſſen die Verlegenheit gehabt. Das trug viel dazu bei, daß er gelaſſener die Krankheit ertrug, ſich darein ſchicken konnte, nicht bloß nichts zu verdienen, ſondern das ſchönſte Wetter für die Landarbeit unbenutzt vorüber zu laſſen und zufrieden zu ſein, wenn immer noch eins blieb, welches den andern abwarten konnte. Es nahm ſie alle nach einander bis an Hans Jakobli, den älteſten. Man ſchrieb die Schonung dem zu, daß er fütterte und molk, daher viel bei den Kühen war, ob mit Recht, wiſſen wir nicht. Und wenn ſchon eins wieder aufſtund, ſo war es doch unbeſchreiblich matt, froh, wenn es einige Minuten den eigenen Leib ſchleppen mochte, geſchweige, daß es andern helfen konnte. Am Leben und ferner an der Geſundheit ſchadete es niemanden von ihnen, aber ſie hatten Pflege, Glauben an Arzt und hernach die nöthige Speiſe, aber weit über zwei Monat ging es doch, bis von allen die Krankheit gewichen war. Doch war das Geld, welches Anne Marei in der Sparkaſſe hatte, nicht ganz aufgebraucht, geſchweige, daß die Gelder der Kinder angegriffen worden wären, obgleich dieſe dieſelben öfters angeboten. Natürlich hatten die Einlagen aufgehört und blieben für einſtweilen eingeſtellt.

Ganz anders ſah es aber bei Heiti's aus und noch an vielen andern Orten, daß Gott erbarm. Der Arzt erzählte Wunder von Armuth, und wie er nicht geglaubt, wie die Leute verrathslos und entblößt ſeien. Er hätte es niemanden geglaubt, daß es ſo ausſehe, es ſei doch ſo lange guter Verdienſt, überhaupt gute Zeit geweſen, die Leute wären hoffährtig, ſtattlich aufgezogen, viele hätten geglänzt wie faſtige Speckſeiten über gelindem Feuer. Jetzt ſei in Gottes Namen nichts da, Häuſer, Tröge, Schränke, alles ſei leer, er könne gar nicht begreifen, wo die Leute mit dem Gelde hingekommen, es ſei, als hätten ſie geglaubt, ſparen ſei nicht mehr gut, im nächſten Winter werde es Dublonen ſchneien und im Som-

mer darauf das tausendjährige Reich anfangen, wo man tanze Tag und Nacht nach himmlischen Baßgeigen.

So ging es auch dem Pfarrer, der in die größte Noth kam, helfen sollte und fast nicht wußte, wie, ohne zu stehlen. Wenn er auf seine Fürsprache hin schon viel bekam, so schien das Bedürfniß doch noch größer. Alles, was gethan ward, schien Wasser auf einen glühenden Stein gegossen, einen Augenblick zischte es, dann war es verschwunden, der Stein ward schwarz, um einen Augenblick nachher zu glühen wie zuvor.

Heiri's hatte es später ergriffen als Hans Jakob's, daher reden sie noch bis auf den heutigen Tag davon, sie hätten es von Hans Jakob's geerbt, das habe man von seiner Gutthätigkeit; Kathri hatte hier und da etwas geholfen, ein Kleines gegen das Große, welches sie zu verdanken hatten; gaben verblümt, daß man es mit dem Zwilchhandschuh greifen kann, zu verstehen, eigentlich wären Hans Jakob's schuld an der Krankheit, also verpflichtet, sie zu entschädigen, und sie hätten nichts gegeben, nichts als einige Male ein dünnes Süppli, eigentlich nur Wasser und ein dünn Rebeli darin von Mehl oder weiß Gott was, da könne man sehen, was das für Leute seien, und hielte doch der Pfarrer so viel auf ihnen und auch der Arzt! Bei Heiri's war auch hell nichts von Leinenzeug, von Hausrath, die Betten so miserabel, daß, wie der Arzt sich ausdrückte, leicht eine hoffärtige Sau sich nicht darein gelegt hätte. Und das waren der aufgeputzerlete Heiri und das elegante Kathrineli! Wer ihnen das vor zwanzig Jahren vorausgesagt, was hätten sie dem gesagt? Und wie tausendfältig geht's nicht so. Die Beispiele wimmeln um uns wie die Sterne am Himmel über uns, und haben Augen und sehen sie doch nicht! Bei ihnen war die Krankheit sehr hartnäckig, die Genesung sehr langsam, der Arzt zweifelte manchmal, ob Heiri's geschwächter Körper sich werde erholen können,

obgleich man ihm an nichts fehlen ließ, er hatte nicht zu klagen, man setze ihn hintenan, weil er kein Pietist sei, und doch that er es grob und Kathri spitz.

So schimpften sie auch bitterlich über ihr braves Kathrinli und den Jungen. Kathrinli war ein sehr braves Mädchen geworden und seiner Herrschaft lieb. Es war gar nicht gewesen, daß es seinen Eltern nicht begehrte zu helfen und wirklich auch half. Aber der Pfarrer, der ihm den Platz verschafft hatte, hatte ihm schon früher gesagt: Vergiß deine Eltern nie, aber einstweilen meine nicht, du müßtest ihnen alles anhängen, was du auf- und anbringst. Sie sind im Alter, wo sie sich noch selbst durchbringen sollen, und was du ihnen auch geben magst, deßwegen haben sie es nicht besser, sie arbeiten halt weniger und ihre Seelen haben keine Ruhe, bis es gebraucht ist. Spare du, was du übrig hast, sorgfältig, es wird schon die Zeit kommen, wo du es besser wirst anwenden können. Kathrinli fand diesen Rath sachgemäß, konnte sich aber doch nicht enthalten, wenn jemand von ihnen in die Stadt kam, etwas zu schenken oder ihnen durch Gelegenheit etwas zukommen zu lassen. Aber es machte damit doch nicht zufriedene Leute, es war immer alles zu wenig, wenn sie es in einem Tage hätten ausziehen können bis auf's Hemd, sie hätten es nicht gespart. Sie hatten den Muth, ihm Hoffahrt vorzuwerfen und daß es alles an den eigenen Leib wende, und das war geradezu nicht wahr. Kathrinli war durchaus nicht hoffährtig, aber es stund ihm alles wohl an, war immer proper, man wußte nicht, wie es es machte. Es war seiner Herrschaft sehr lieb, denn es war treu, fleißig, gab immer guten Bescheid. Es besaß die Freundlichkeit, welche für alle Leute, aber namentlich für Dienstboten, Gold werth ist. Man glaubt es gar nicht, wie viel Freundlichkeit einem Knechte, einer Magd werth sind, welche Gewalt sie dadurch erhalten, was es für einen Einfluß auf ihren Lohn hat. Was aber die Hauptsache bleibt, ist, daß die Freundlichkeit ihnen ihre Dienstörter zur Heimath macht und

ſie mehr oder weniger zu Gliedern der Familie, daß es ihnen allenthalben wohl wird, weil ſie allenthalben lieb ſind. Darum erhielt Kathrinli viele Geſchenke, und die gab man ihm um ſo lieber, weil es das Geringſte nicht verſchmähte, ſondern eine herzliche Freude daran hatte. So brauchte es wenig Geld von ſeinem Lohn, that, was es übrig hatte, in die Sparkaſſe, das durfte es aber eben ſeinen Eltern nicht ſagen, wohl, die hätten ihm den Marſch gemacht, wenn ſie es vernommen, und ihm ſeine höchſte Freude tapfer eingetrieben. Wir wiſſen, wie traurig es Heiri's Kinder gemacht, daß ſie nicht in die Kaſſe thun konnten, Kathrinli beſonders zerriß es faſt das Herz, man kann wohl denken warum. Wenn Hans Jakobli zu einer ſchönen Summe Geld kam, was frug er dann wohl noch einem armen Maidli mit leeren Händen nach? Aber welche Freude, wenn es ſeiner Zeit unerwartet ausrücken konnte mit ſeinem Schatze! In ſeinem feinen Gedächtniſſe hatte Kathrinli wohl bewahrt, was Anne Marei oft erzählt, wie es ihnen nur dadurch möglich geworden, zu einem eigenen Heimweſen zu kommen, weil ſie beide Vorgeſpartes gehabt, und daß wer bis zum fünfundzwanzigſten Jahre nicht Boden unter die Füße gekriegt, ſchwerlich ſein Lebtag zu was kommen werde. Man glaubt gar nicht, was für eine Freudigkeit die ſichere Ausſicht, bei beſonnenem Leben einmal zu was Eigenem zu kommen, in die jungen Dienſtjahre bringt.

Als Gerüchte von der Krankheit kamen, wollte Kathrinli alsbald auf die Beine und hin. Seine Herrſchaft aber ſagte ihm: Hör, Kathrinli, wir wollen zuerſt hinſchreiben und fragen nach den Dingen. Biſt du nöthig dort, ja freilich, gar gerne laſſen wir dich ziehen, bequem oder unbequem, das iſt ganz gleichgültig. Biſt du aber nicht nöthig, vielleicht noch im Wege, dann wäre es dumm, hin zu gehen, beſonders da die Krankheit nicht bösartig ſein ſoll, aber anſteckend. Kathrinli hatte nicht Mißtrauen in ſeine Herrſchaft, daß es gerade das Gegentheil that von dem, was ſie rieth, ſondern

Zutrauen. Der Bericht vom Pfarrer kam. Das Elend bei Heiri's ſei groß, hieß es, aber Kathrinli's Gegenwart würde es wahrſcheinlich nur vermehren, denn faſt als gewiß ſei es anzunehmen, daß auch es krank würde, ſo daß man nur einer Perſon mehr abzuwarten hätte und ſie zu beherbergen. Wo ein Bett nehmen für eine neue Kranke, wäre eine bedenkliche Frage. Man helfe einander ſo gut es gehe, wenn nur Sachen da wären, Leinzeug und die nöthigen und paſſenden Lebensmittel, dann werde die Noth wohl zu überſtehen ſein. Auch ſo bloß zum Beſuch begehre er Kathrinli nicht, was nütze es, daß es die Krankheit in die Stadt verſchleppe, mit Gott, mit Geduld und guter Leute paſſender Hülfe wollten ſie die böſen Tage, die ihm wirklich auch nicht gefielen, mit einander zu verwerchen ſuchen. Der Bericht war vernünftig und Kathrinli ergab ſich darein. Seine Herrſchaft that die milde Hand weit auf und öffnete noch andere milde Hände, Kathrinli gab, was man ihn's geben ließ, es hätte alles gegeben, wenn es nöthig geweſen wäre, ſo daß der Beiſtand ein ſehr kräftiger war. Denn es iſt dann doch nicht, daß man in Baſel bloß mit dem Maul fromm iſt und mit bloßem Helf Gott helfen will, was nichts koſtet und ring geht. Man giebt in Baſel gern und reich, wenn man weiß, daß die Anwendung Gott wohlgefällig iſt und nicht bloß ſo quaſi zur Halunkenmaſt dienen ſoll. Ohne dieſe Hülfe hätte man wirklich kaum gewußt, wie Heiri's durch und wieder z'weg bringen; denn ſie waren eben nicht die einzigen, welche Hülfe bedurften, und einer Haushaltung alles geben, der andern nichts, iſt eben nicht paſſend.

Aber damit waren Heiri's mit nichten zufrieden, ſchimpften grimmig über Kathrinli, und es gab nicht wenige Leute, welche es mit ihnen hielten. Iſt das Kathrinli noch nicht bei euch geweſen? wurde gefragt. O nein, wurde geantwortet, das Menſch verſchämt ſich unſerer, wir ſind ihm zu arm. Es iſt jetzt eine Stadtjungfer, kennt ſeine Eltern nicht mehr, das iſt

die Frömmigkeit, welche es in der Stadt lernt. Wenn es die Krankheit kriegte, würde es seiner Schönheit schaden, wird es denken, die ist ihm lieber als die Eltern u. s. w. Das ist nicht schön, sagten dann die Leute, wir hätten nicht gedacht, daß Kathrinli so schlecht würde, nein, das hätten wir nicht. Aber was in die Stadt kommt, wird in Gottes Namen schlecht und hochmüthig, man hätte das wissen sollen. Das bestätigten dann Heiri und Kathri mit großem Zorn und sagten, sie seien nicht schuld daran, sie hätten es wohl gewußt, man wisse ja, wie die Leute in der Stadt seien, aber der Pfarrer habe es erzwängt, der doch immer so fromm thue und für das Heil der Seelen besorgt scheine, aber er mache Müsterchen, daß man wohl wisse, was man von ihm zu denken habe.

So sprachen sie und wußten doch sehr wohl,, wie sie in die Stadt gekommen und wieder hinaus, und daß Kathrinli ganz anders war als sie. Sie wußten sehr wohl, was der Pfarrer an ihnen that, und die Gründe, warum er abgerathen, daß Kathrinli komme, denn er hatte mit ihnen darüber gesprochen. Aber so ist's, man thut lieber wüst, als daß man verständig ist, man schimpft lieber über die Wohlthäter, als daß man sich dankbar zeigt, man will alle gegründeten Rechte abschaffen und stellt unbegründete Anforderungen an seine Nächsten, man sorgt nicht für die Kinder, aber die Kinder sollen für solche Eltern unnöthig Leben und Gesundheit aussetzen, auf die Gefahr hin, nicht einmal in einem Bette krank sein und sterben zu können. Das ist aber eben der Zeitgeist, der unerträgliche Lasten Andern aufbürdet, die er mit keinem Finger berühren will, der nur von Begehren weiß und nichts von Liebe. Sie verhehlten diese Unzufriedenheit weder dem Pfarrer, noch dem Doktor, sahen beide mit Augen an, als wären sie giftige Feinde, die ihnen alles Leid anthäten und alles Gute vorenthielten, und besonders als sie nach und nach sich erholten und hundert Be-

gehren hatten, die man ihnen um ihretwillen verſagen mußte. Dadurch ließen ſich Doktor und Pfarrer nicht erbittern, zogen um nichts ihre Hände ab, aber ſie ſagten oft zuſammen, es ſei ſich wirklich nicht zu wundern, daß viel Mitleid, welches nur auf einer ſogenannt rein menſchlichen Theilnahme beruhe und nicht tiefern Grund habe, gegenüber ſolchen Menſchen recht eigentlich abdorre, denn dieſes Wohlthun bedürfe menſchlicher Nahrung, entweder der Dankbarkeit oder doch wenigſtens der Anerkennnng vor den Menſchen, auf daß man von den Menſchen geprieſen werde. Solche Menſchen ſeien daher die Prüfſteine des Wohlthuns, ob es bloß um der Menſchen oder um Gottes Willen geſchehe, als dem zu Ehren, der um ſeiner Wohlthaten willen gekreuzigt wurde.

Hätte Kathrinli um dieſe Anſicht der Eltern gewußt, wir zweifeln, ob es jemand in Baſel zurückbehalten hätte; denn noch ſchwerer als ohne Dank Gutes zu thun, iſt es, ungerechte Urtheile zu ertragen. Von allen aber iſt das das Fürchterlichſte, wenn das Schönſte, welches der Menſch dem Menſchen bieten kann, Gaben der Liebe, in ihm nicht erzeugen ſüße Empfindungen der Liebe, das wonnige Gefühl, Theilnahme zu finden, Menſchen zu haben, die liebend ſich unſerer annehmen, ſondern nichts als Groll, Haß, Zorn, Neid, kurz alle die Gefühle, die als Quälgeiſter in der Menſchen Seele hauſen, ſie vergiften, mit einem ſtätigen Weh erfüllen, welches grimmiger iſt, als das grimmigſte Bauchweh, wenn das, was ſie dem Herrn zuführen ſollte, als wie mit Peitſchen ſie dem Teufel zujagt. Man verdrehe uns die Worte nicht und ſage, wir fordern vom Menſchen für erhaltene Wohlthaten ein hündiſches Händelecken, das thun wir durchaus nicht, aber offen und frank erklären wir, daß das natürliche Händelecken des Hundes als natürlicher Ausdruck hündiſcher Gefühle unendlich rührend iſt gegenüber jener unmenſchlichen Verhärtung, welche flucht denen, die Einem wohlthun, was ein deutlich Zeichen der Anwartſchaft auf die Hölle iſt. Und wir fragen, wie unendlich glück-

licher iſt der Hund, dem die Zuneigung ſeines Herrn zum Herzen dringt und der ſich ohne Reflexion gedrungen fühlt, ihm die Hände zu lecken, als der Menſch, dem jede Gabe Galle macht und ihn in die Verſuchung führt, den Geber zu beißen oder wenigſtens ihn zu beneiden, zu verleumden, wenn nicht eben gar zu verfluchen.

Es ziehen zweierlei Gewitter über Länder und Völker, über Aecker und Menſchen, Gewitter, von deren Schlägen ſich niemand erholt, den ſie getroffen, Untergang und Tod die Folgen ſind, und Gewitter, die ein neues Leben zeugen, wo ein raſches, unbegreifliches Aufblühen den angerichteten Schaden bald bedeckt und nur einzelne wenige Denkmäler bleiben deſſen, was geſchehen iſt. Von der letzten Art war das Gewitter, welches wir beſchrieben haben. Von der Krankheit erholten ſich zwar die Menſchen langſam. Mehrere brauchten Monate dazu, und hie und da blieb eine Schwäche oder es entwickelte ſich der Keim des Todes. Oft ſah man Leute müßig an der Sonne ſitzen, an deren warmen Strahlen ſich erlabend, wie es vor Spitälern ſo häufig geſehen wird. Wie vor Militärſpitälern die Geneſenden ſich erzählen ihre Heldenthaten, wie ſie ihre Wunden erhalten und wie ſie dieſelben zu rächen gedächten, ſo ſaßen hier die Leute zuſammen, verhandelten die Vergangenheit und erzählten, wie ſie ſich durchgeſchlagen durch die ſchwere Zeit. Es waren lehrreiche Stunden für die, welche noch lernfähig waren, welche Fähigkeit nach der Anſicht großer Pädagogen noch fünf Jahre, nachdem das Schwabenalter eingetreten, dauern ſoll.

Ueber Hans Jakob's wunderten ſich die Leute ſehr. Dieſe Familie erholte ſich raſch, war auch nicht ſo auf die Trockene gekommen wie die meiſten, und doch wußte man wohl, daß ſie früher öfters in Geldklamm geweſen, hatte, ſo viel man wußte, nicht Schulden gemacht, ſondern ſogar den Arzt bezahlt, der zwar während dieſer Zeit weder Seide ſpann, noch Geld gewann, deſto mehr aber Liebe und Achtung: er erntete

nicht, aber ſäete. An einem lieblichen Tage, ſo an einer Sonneten, da mehrere gute Bekannte um Hans Jakob's Hauſe ſaßen, wo die Sonne apart mild und unverkümmert ſchien, ſagte eine Frau zu Anne Marei: Aber ſag du mir, Baſe, wie habt ihr es gemacht? Euch faſt allein ſieht man keinen Mangel an, habt, ſo viel man weiß, nichts verkauft, wo nahmt ihr das Geld dazu? Verdienen konntet ihr ſo wenig als Andere, und bei der böſen Zeit werdet ihr auch nicht Vorrath gehabt haben? Da ſagte Anne Marei, wenn man mich nicht auslachen will und etwa meinen, ich lüge, daneben können es Hans Jakob und unſere Kinder und noch andere Leute beſtätigen, ſo will ich euch das ſchon erzählen, es kann vielleicht Einigen nützen.

Nun erzählte Anne Marei ehrlich und Punktum, wie es ihm ergangen, die Frau Doktorin es verführt, wie es Angſt gehabt, wie aber niemand den Abbruch gemerket, nicht einmal es ſelbſten, das Geld ſo wunderſam ſich geäufnet, daß mehr als achtzig Franken mit Zins und Zinſeszins zuſammen geweſen, ehe es daran gedacht, und wie wohl ihnen jetzt die gekommen, denn bitter übel wären ſie dran geweſen, wenn ſie das nicht gehabt, denn ſie ſeien eben von Geld entblößt geweſen. Sie hätten der Kinder Geld brauchen müſſen und ſelb wäre ihnen doch z'wider gkweſen. Hans Jakob habe es gehabt wie der Thomas, er habe gar nicht daran glauben wollen, bis er das Geld ſehe und in Händen habe. Das habe es denn auch holen können. Wie viel es begehrt, habe man ihm gegeben, es hatte keinen Anſtand und obendrein noch mit guten Worten, welche ſonſt ſelten ſind, wenn man ſein Geld wieder will.

Nun war es recht merkwürdig, was es da für Geſichter gab und für Ausrufungen, beſonders bei den Zuhörerinnen. Wie das auch möglich ſei, ſo viel bei Seite zu thun, daß man es nicht merke! Geld ſei ja immer Geld, und wenn man weggebe, ſo habe man doch deſto weniger, das ſei doch ja ſo klar

wie ein Erbsmueß! Am luſtigſten thaten die Weiber, denen man ſonſt eben nicht die ſauberſten Finger zutraute. Das könnten ſie nicht begreifen, ſagten ſie, einmal bei ihnen ginge das nicht, ihre Männer hätten z'beid Seiten Augen, und wenn nur ein Brösmeli wegkäme, daß es einer Laus im Auge kaum weh thäte, ſo thäten ſie es merken, und dann wohl, dann würden ſie ihnen, daß ſie lieber eine todte Kuhhaut ſein möchten, als ein lebendiges Fell haben, wohl, die würden ihnen das Fell gerben, bis man Feuereimer daraus machen könnte. Du mußt einen guten Schlabi haben, daß der das nicht gemerkt hat und ſo lang und ſo viel, ja wolle! Du wirſt ihm nicht bloß ein Brett vor die Augen gemacht, ſondern die Naſe mit Tannzapfen vermacht haben, denn wenn er es auch nicht geſehen, ſo hätte er es doch müſſen ſchmecken.

So wurde nicht bloß Anne Marei ausgelacht, ſondern auch Hans Jakob nicht für Spaß, und nicht bloß die Weiber trieben das Spiel mit ihm und meinten, wenn ſie doch auch ſo einen hätten, der an einem Auge blind ſei und am andern ſonſt nichts ſehe, ſondern auch die Männer, welche fauſtdick betrogen wurden, zäpfelten über Hans Jakob und ſagten: Wohl, meine ſollte mir das, der wollte ich das Mayi ſingen, aber die probirt es nicht, ſie weiß wohl warum. So ſprachen ſie unter einander mit gewaltiger Dreiſtigkeit und kannten einander doch die Sünden. Schuhmacher Michel verſprengte faſt vor Lachen, als Schneider Sami's Frau erzählte, wie einen feinen Geruch ihr Mann hätte, wenn der Kaffee nicht ganz rein ſei und nur eine Bohne groß darunter von dem, der in Lörrach wachſe, ſo merke er es, und dann Gott gnade ihr! Und Schneider Sami verſprang faſt, als Schuhmacher Michel's Frau erzählte, wie ihr Mann ein Auge hätte, es ſei, als kenne er jeden Strohhalm im Hauſe, und niemanden wolle ſie rathen, einen einzigen zu verſtöken, von wegen, Schneider Sami wußte wohl, wie viel jährlich in ſeine Hände kam, daß Schuhmacher Michel nichts darum wußte, und Schuh-

macher Michel kannte den Kaffee ganz genau, den Schneider Sameli trank, aber keiner von beiden hatte eine Ahnung von den Gedanken des andern. Da kam es den Weibern wohl, iſt es mit den Gedanken wie es in einem alten Liede heißt: Kein Menſch kann ſie errathen, kein Jäger erſchießen.

Indeſſen verließen die klügern der Weiber dieſen Boden ſobald als möglich und ſpielten die Scharmützel auf das Feld, auf welchem die Scheppen der Männer grünen und blühen. Da wäre was zu machen, hieß es, was das für eine Uſumme geben müßte, wenn man nur das ganz Ueberflüſſige, ja Schädliche, ſo gleichſam den Ueberlauf, ſammeln und bei Seite thun wollte! Das Geld hätte in keiner Kaſſe Platz und wenn man ſchon eine hätte ſo groß, daß der ganze Hauenſtein drein möchte. Da ging den Weibern der Schnabel, was die reden konnten, wer es nicht gehört, thäte es gar nicht glauben! Das Mühlerädli ging, daß man wohl ſah, daß das Waſſer, welches es trieb, in großem Ueberfluß vorhanden, ſo ziemlich aufgeſtaucht war, von wegen, das iſt ein See, welcher, wenn man ihn am Abend beim Tropfen ausläßt, bei Sonnenaufgang ſchon wieder platſch voll iſt, das iſt der See, welchen jedes Weib hat, worin ſie die Sünden der Männer ſammelt, die Brühe darüber macht nebſt gehöriger Schweitze.

So ganz Unrecht haben eigentlich die Weiber in dieſem Punkte nicht. Es ſind wirklich viele Männer und namentlich auch in den Städten, welche zu meinen ſcheinen, die ganze Haushaltung ſollte eigentlich nur leben von den Broſamen, welche von der Herren Tiſche fallen, ſo gleichſam von den Reſten oder dem Abhub ihrer Tafel, welche dem Kreuzer in der Haushaltung nachgucken möchten, aber um die Thaler, welche ſie brauchen, ſoll das Weib ſich nicht kümmern, die faſt leben als wie die Herren Offiziere in einem eroberten Lande, das Beſte vorab freſſen, unbekümmert, bleibt den Andern etwas oder nicht. Was das für ein intereſſantes Karren iſt mit einem Wagen, an deſſen Deichſel das eine Roß zieht, das an-

dere hinteren hanget, das begreift ſicher jeder auch nur halb gebildete Fuhrmann.

Daher floß vielen Weibern der Strom der Rede ſo raſch vom Maul, waren die Rechnungen, wie viel an den Männern erſpart werden könnte, ſo raſch angefertigt und von manchem Weibe der Entſchluß verkündet, wenn man hier auf dieſem Bödeli anfangen wollte, vielleicht wäre dann in den Haushaltungen auch noch etwas zu machen. Doch ging das alles ſcherzweiſe, kurzweilig ging der Abend um. Das Elend hätte man vergeſſen können, wenn es immer ſo wäre, ſo wäre es dabei zu ſein, meinte man, ging heim zu Bette und verſchlief die Nacht.

Aber das Geſpräch verſchlief man nicht, das ſpukte doch in manchem Gehirn herum und länger als eine Laxirig im Leibe, das ſah man am beſten daraus, daß noch oft das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand kam. Doch wurde die Sache immer nur ſpottweiſe behandelt, man neckte ſich gegenſeitig und lachte darüber. Aber für ſich dachte man doch darüber nach, wie kommod ein Kreuzer vorräthig Geld ihnen geweſen wäre, wie viel weniger ſie ausgeſtanden, wie viel leichter ſie ſich erholt hätten, dachte darüber nach, ob, was an einem Orte möglich geweſen, ſich nicht bei ihnen auch ausführen ließe. Wenn man auch nicht ſehe, wo man abbrechen könne, ſo könne man doch die paar Batzen regelmäßig bei Seite thun, es werde ſich dann am beſten erzeigen, wo man ſie am beſten entbehren könne, das gebe ſich dann von ſelbſt. Nun vielleicht wüßten mancher und auch manche nur zu gut, wo man abbrechen könnte, wenn man wollte. Einſtweilen dachte kaum jemand ernſtlich daran, es auszuführen und anzufangen, erſtlich konnte man wirklich nicht, weil man es nicht hatte, und zweitens fühlte man eine unüberſteigliche Schranke davor.

Dieſe Schranke war nicht von Eiſen, nicht von Holz, ſie war bloß Dunſt und Nebel und doch unüberſteiglicher, als eine aus der feſteſten Materie, es war die Angſt: was würden

die Leute ſagen, wie es auslegen, wie mich auslachen? Es war Menſchenfurcht. Menſchenfurcht iſt der wahre Erbfeind der Menſchen, der Türk der Chriſten, der Grund, warum man ſich Chriſtus und alles Guten ſchämt und dem Teufel nachzottelt durch dick und dünn, wenn auch mit Heulen und Zähneklappern. Wer in das Getriebe der Menſchen ſieht, findet bald, daß dieſe Menſchenfurcht meiſt die Gegnerin der Gottesfurcht, die mächtigſte Gewalt auf Erden iſt. Dieſe Menſchenfurcht iſt aber eigentlich nichts Anderes, als die blinde Unterwerfung unter die Majorität, das äffiſche Treiben und Meiden alles deſſen, was die Meiſten treiben und meiden, und weil die Meiſten die breite Straße laufen, laufen die Andern auch die breite Straße, und ja keine andere, aus Furcht vor der Majorität, die, je nachdem ſie guter oder böſer Laune iſt, lacht und ſpottet oder aber hängt und köpft. Bei jeder Abweichung von ihrer gewohnten Bahn donnert ſie: Ruhig im Glied! Wird nicht alsbald gehorcht, geht das Lachen oder Hängen an, eben je nach der Laune. Es wäre ſehr kurzweilig, dieſe Macht auf der einen, die Unterthänigkeit auf der andern Seite in die kleinſten Verhältniſſe hinein nachzuweiſen, es iſt aber nicht Zeit dazu. Bloß ſagen wollen wir, daß dieſe Sklaverei noch in keiner Verfaſſung, wie frei ſie zu klingen ſcheint, abgeſchafft, vielmehr manchmal erſt recht in's Leben gerufen und gehandhabt wurde. Nun waren die Sparkaſſen was Neues, lagen nicht am Wege der Majorität, im Gegentheil an einem ganz andern Wege, daher die Furcht, welche ſogar ſchon die ernſten Gedanken daran hindert, geſchweige die prüfende Rede.

Unterdeſſen verzogen ſich allmählig Nebel und Wolken der böſen Zeit, die Engel aus dem Laden erſchienen wieder, oder es kam Bericht aus der Stadt, man ſolle wieder erſcheinen, es ſei was da, oder es brachte der Bote Pack um Pack. Was die für glückliche Geſichter machten, welche Ladungen erhielten, und was die Andern für lange Hälſe machten und in

die Ferne schauten, ob sie nicht bald auch dergleichen erhielten, oder zu den Glücklichen liefen und fragten, ob sie ihnen nicht auch zu was verhelfen könnten! Wer aufgepaßt damals, hätte sehen können, was für Gesichter seiner Zeit die Jungfrauen gemacht, die klugen und die thörichten. Doch diesmal ging es den thörichten nicht halb so bös wie ehedem, von wegen der liebe Gott kann sich Diener aus Steinen machen und Dienerinnen aus Feuerflammen. Das können die Seidenherren aber nicht, die müssen ihre Arbeiter nehmen, wo sie sie finden, das kömmt den Baselbietern wohl. Erst greifen sie wohl zu dem Besten, dann zu dem Bessern, aber wenn die Bestellungen sich häufen, daher kommen wie Spatzen auf den Kirschbaum, der die ersten Kirschen trägt, dann vergeht ihnen die Meisterlosigkeit, dann nehmen sie Greti und Pleti in Huld und Gnade auf. Bis zu Heiri's kam die Arbeit, die erst Lust hatten, über die Unvernunft zu schimpfen, daß man ihnen schon das Arbeiten zumuthe. Indessen nahmen sie doch Arbeit an, das Schimpfen behielten sie sich vor. Das Almosen maß man ihnen zu, ihren Verdienst konnten sie ungemessen verbrauchen. Zudem begriffen sie, daß die beträchtlichen Zuschüsse ganz abtrocknen müßten, wenn es ander Wetter gab.

Wie eine verdurstete Wiese nach einem schönen Regen sich erholt, und jedes Gräslein, das vorher siech und gelb zur Seite hing, kühn seine Spitze gen Himmel streckt, so sah es bald unter diesen Menschen aus. Man sah es allen an, wie wohl es ihnen war und wie sie es eigentlich erst jetzt begriffen, was es heißt, gesund sein, arbeiten können, arbeiten mögen, Geld und Nothdurft haben, noch etwas mehr, als man knapperweise nöthig hatte.

Da geschah, daß ein Kind geboren ward, was gar nichts Neues ist in Baselland, so wenig als anderswo, daher diese Thatsache hier auch nicht als Neuigkeit steht, sondern wegen etwas Anderem. Dieses Kind gehörte einem von Hans Ja-

kob's Brüdern und Anne Marei mußte zu Gevatter ſtehen dabei. Anne Marei hatte Hans Jakob's Worte, welche er geſagt, als ſie von der Gräbt der Mutter heimgingen: Jetzt mußt du Mutter ſein, nicht vergeſſen und ſich ſchon oft als Mutter erzeigt und that es jetzt wieder. Sein Pathengeſchenk beſtund in einem Schein auf die Sparkaſſe. Man machte Augen, doch ſchon nicht mehr halb ſo große, als Anne Marei ſie gemacht, da die Frau Doktorin ihm einen ſolchen Schein gebracht. Als die ganze Familie wohlgemuth beiſammen war, ſagte Anne Marei, es habe wohl geſehen, daß man den Schein curios angeſehen, aber ſie ſollten es nicht für ungut halten, es hätte es nicht beſſer zu machen gewußt. So ein Schein ſei ihr Glück geweſen, und es möchte es ihnen gönnen, wenn der Schein, den es gebracht, ein gleiches Glück ihnen brächte. Es habe expreß nachſehen laſſen, als es dieſen Schein gelöst, wie viel ihre Kinder in der Kaſſe hätten mit Zins und Zinſes Zins, und ob der Summe ſei es ganz verſtaunt, und gerade ſo ging es Allen, die ſie ausſprechen hörten. Die könnte man haben auf den Tag, wenn man wolle, und ſo hoffe es, es müſſe keins ſeiner Kinder mit leeren Händen anfangen. Und wer einen ſolchen Anfang habe und Gottes Segen, dem fehle es ſelten, wenn er es nicht ſelbſt zwänge, beſonders jetzt nicht, wo man, wenn man leicht ein ordentlich Unterpfand habe, ſo leicht und mit geringen Koſten zu Geld kommen könne. Den Wucherern ſei, wie man ſagt, damit der Nagel geſteckt. Auch, ſagte Anne Marei, hätten ſie angefangen, jetzt, wo die Arbeit ſo laufe, wieder etwas wöchentlich in die Kaſſe zu thun, nicht viel, es fehle immer noch hie und da, aber viel Tropfen gäben am Ende auch ein Glas voll, das hätten ſie erfahren und möchten ihnen den Vortheil auch gönnen. Es wolle ihnen angehalten haben, daß ſie den Glauben dazu hätten und probirten, es gehe ſicher.

Dagegen erhob ſich nun ein mächtig Geſchnatter, weibliches und männliches, bald mehr das erſtere, bald mehr das

letztere, je nachdem das Gewissen dem einen oder dem andern sagte, wo das Abbrechen am vernünftigsten sein möchte. Erstlich behauptete man, es sei unmöglich; zweitens solle man doch denken, was die Leute sagen würden, wenn sie so was Apartes machen wollten; das würde ein schön Gelächter geben, dachte und sagte der eine oder der andere, wenn ich meinen Schoppen nicht mehr trinken wollte, ich müßte mich ja schämen vor den Kameraden bis in den Boden hinein. Es ist nicht von einem Schoppen die Rede, aber denk, ob es dir nicht manchmal eine ganze Woche lang wohler gewesen wäre, wenn du einen oder zwei Schoppen weniger getrunken hättest. Mach's wie Jakob, der trinket auch zuweilen einen und der dünkt ihn dann für drei und vier gut, und gesehen habe ich nie, daß er sich schämen müßte. Es dünkt mich im Gegentheil, er sei mehr ästimirt bei den rechten Leuten, als mancher, der drei, vier Mal mehr Schoppen trinkt. Daneben geht das eigentlich niemanden was an, es wird nicht von der Obrigkeit geboten sein, wie viel Einer trinken müsse. Da wird es doch jedem freistehen, zu machen, wie es ihm beliebt, es zinset auch niemand für ihn oder richtet Steuern und Bräuche aus, antwortete Anne Marei. Die Weiber jammerten besonders der Kinder wegen und sagten, wie die sie erbarmen würden, wenn die ihr Sächelchen nicht mehr haben sollten. Es sei ohnehin knapp gegangen, kaum habe es reichen wollen, auch wenn man alles auf das sorgfältigste zu Ehren gezogen, wie dabei nun noch bei Seite zu thun sei, das begriffen sie nicht.

Nun that auch Hans Jakob den Mund auf und sagte: Es ist eine curiose Sache und das ist's. Ich hätte es auch keinem Menschen geglaubt und mit bloßen Reden hätte man mich auch nicht dazu gebracht, aber d'Sach ist so, wir haben es erfahren, da ist's auch, wie noch an vielen Orten das Sprüchwort sagt: Probiren geht über Studiren. Die Frau hat's probirt und ich merkte nichts, denn mir und den Kindern ging dabei nichts ab. Und die Sache wäre doch ganz

begreiflich, wenn man ſie recht anſehen würde. Man habe ja auch manchmal viel verdient und manchmal weniger, habe mehr und weniger gebraucht, ohne einen großen Unterſchied zu merken, wenn es nicht zu arg ging wie das letzte Mal. Man brauchte, was da war, nicht mehr, nicht minder, und es ging auf beide Wege. Man wollte behaupten, das ſei ganz was Anderes, aber Hans Jakob blieb dabei, daß in einer Haushaltung etwas mehr oder etwas minder gebraucht werden könne, ohne daß man es abſonderlich merke, er hab's erfahren, dabei blieb er, obſchon die Weiber grimmiglich mit ihm kifelten, ob er denn meine, ſie machten ſo blindlings die Haushaltung und wüßten nicht, was ſie brauchten. Doch ging alles in Frieden, wie es in einer Familie und abſonderlich an einer Kindtaufe ſich ziemt, freilich manchmal etwas laut, daß ein Berner, der Basler Art nicht gekannt, geglaubt hätte, das Feuer ſei bereits im Dach. Die Basler müſſen laut reden, ſonſt verſtünden ſie ja das eigene Wort nicht, von wegen den Franzoſen, den Badenſern und dem Rhein. Von den drei macht ja jeder für ſich einen ärgern Lärm, als die größte Oelſtampfe, geſchweige alle drei zuſammen. Da lernen die Basler von der Wiege an begreiflich reden, damit ſie mitten aus dem dreieckigen Spectakel heraus verſtanden werden, und ſie lernen es gründlich, Mann und Weib, Kind und Knecht. Endlich ſagte die Frau, der Anne Marei zu Gevatter geſtanden, und die Anne Marei wirklich als die Mutter hielt und liebte: ſie hülf das Disputiren ſein laſſen und mit dem Probiren anfangen. Sie begreife es auch nicht, ob es gehe, werde ſich ſchon zeigen, aber habe es Eine gekonnt, ſo denke ſie, werden es die Andern auch können, ſie wüßte nicht, warum nicht. Freilich hätten Hans Jakob's ihre Sachen z'weg wie niemand von ihnen, und mit Anne Marei wollten ſie ſich nicht vergleichen, aber der Verdienſt gehe jetzt ſo gut und d'Sach wohlfeile auch alle Taze, daß man es wohl wagen dürfe, z'probiren. Zum Hänzen werde es nicht kommen und gehe es nicht, könne man ja auf-

hören. Und die Leute, was werden die ſagen und wie lachen? meinte Elae.

He, ſagte Anne Marei, der Leute hülfe ich mich wenig achten. Selb iſt wahr, ich alleine hätte es nicht gerne vor die Leute gelaſſen, daß ich in der Kaſſe hatte, hatten ſie doch ſchon Weſens genug wegen unſern Kindern, aber wenn Unſereins ein halb Dutzend drein thun, iſt es ſchon ganz was Anderes. Da kommt ſicher noch mancher und manchem der Gluſt an, es zu machen wie wir, aber anfangen und alleine ſein, wollte man nicht. Ja, ich will es gerade aus ſagen, ſeit ich es erzählt, wie ich Geld gehabt und wie kommod es mir gekommen, kamen ſchon manche Männer und Weiber zu mir, freilich ſollte ich nicht merken warum, aber ſie redeten mir von der Sache, frugen, wie es gegangen, ſagten, ja d'Sach wär ſchön, d'Sach wäre kommod, aber, ſagte mir ein Mann und rückte einen Schritt näher, damit niemand ihn höre: Du glaubſt nicht, wie ich eine habe, das iſt mir die verthunlichſte von allen; du glaubſt nicht, Anne Marei, was das für eine iſt, die fräß den Kühen den Miſt unterm Hintern weg, wenn's Zucker wäre. Ja, das iſt eine, Anne Marei, du glaubſt es nicht. Was man mit ſo einer doch geſchlagen iſt, und wenn ich halb Baſel verdiente, die würde fertig damit vom Wädel bis zum Neu oder vom Neu bis zum Wädel. Mit ſo einer kommt man nirgends hin, wenn man auch den Willen dazu hätte. Ein Weib meinte: Ja, Anne Marei, wenn ich einen hätte wie du, ja da wäre zu leben, es dünkte mich ſchon oft, wenn ich mit dir tauſchen könnte, ich gäbte dir das halbe Himmelreich nach und noch ein Stück vom ewigen Leben. O du glaubſt nicht, was ich für einen habe. Es nimmt mich nur wunder, in welchem Zeichen ich geboren ward, daß mir der geordnet wurde. Wenn ich's wüßte, es müßte mir keine heirathen, die in dieſem Zeichen jung wird. O, Anne Marei, du weißt nicht, was das für ein Leben iſt! Iſt er daheim, frißt er den Kindern alles vor dem Maul weg, iſt er nicht

daheim, verſauft er alles, er thäte den Rhein ausſaufen, wenn der Wein wäre und warten möchte, bis er fertig wäre. Wenn er arbeiten wollte, er verdiente Geld wie Heu, aber er mag nicht, immer dazu und davon, fleißig iſt das Vieh nie, als wenn er uns prügelt vom erſten bis zum letzten, da kann er nicht aufhören. O, Anne Marei, wenn ich deinen hätte, werchbar wie ich bin, ich wollte auf die Seite machen. So und anders redete man bei mir, und ſicher thäten Viele es gern, wenn nur der Anfang gemacht wäre. Sie denken daran, es wurmt in ihnen, und was gilt's, machen wir den Anfang, fahren uns Viele nach, denn gerade jetzt iſt's die rechte Zeit bei dem ſchönen Verdienſt, und am Ende werden die ausgelacht, welche nicht mitmachen, und die müſſen ſich ſchämen.

Und das Ende vom Liede war, daß die Familie anfangen wollte, aber mit Verſtand, es nicht zu hoch treiben, nicht gegen einander eifern, welches mehr, niemand Mangel leiden laſſen, jede Haushaltung nach ihrer Art abbrechen, wo es ſich bei ihr am beſten ertragen möge, was ſich von ſelbſt ergebe. So geſchah die Abrede, doch nicht ohne Diskuſſion. Es ergaben ſich Stimmen, man ſollte zu gleichen Theilen einlegen, das ſei der beſte Zaum gegen das Eifern und gegen den Unverſtand, jedes wiſſe dann, was es müſſe.

Das gefalle ihm nicht, ſagte Hans Jakob. Wer eine Haushaltung habe, Land und Vieh, der lebe nicht wie ein Fabrikler oder einer in der Stadt, welcher vom Markte lebe, dem gebe es oft was Ung'ſinntes. In ſolchen Haushaltungen ſeien die Ausgaben und Einnahmen gar abwechſelnd. Was das nur für einen Unterſchied mache, ob man Milch kaufen müſſe oder Milch verkaufen könne. So wenn man frei ſei, könne man viel oder wenig bei Seite legen, immer je nachdem. Bei den Fabriklern wird es eingeführt, daß ſie ein Genanntes einlegen müſſen, da geht es ſchon eher. Es ſoll Fabriken geben, wo ſie eine eigene Sparkaſſe haben, nur für ſich. Habe

auch davon gehört, ſagte einer der Brüder, ſelb gefällt mir aber nicht, b'ſunderbar, wenn ſie etwa das Geld in Händen behalten und in der Fabrike brauchen. Wenn die Arbeiter ein Genanntes vom Verdienſt einlegen müſſen, ſo ſollte auch der Herr wie der Arbeiter wöchentlich oder monatlich ein Genanntes vom Profit einlegen. Mit dem könnte man dann auch in böſen Zeiten die Fabrike erhalten, damit immer etwas Arbeit ſei, das wäre billig. Wenn ſie ſchon eine kleine Summe zum Anfang geben, was iſt das? Verſtehe mich nicht darauf, ſagte Hans Jakob. Aber abreden und anfangen hülfe ich und ohne alles Werweiſen, Probiren geht über Studiren. Hart ſpannen ſoll man nicht, daß jemand darunter leiden muß, aber allweg jede Woche etwas legt man bei Seite, macht, daß es in die Kaſſe kömmt, es geht ja immer jemand hin oder dort durch. So Gott will kommen die böſen Zeiten nicht ſobald wieder, aber wenn dann ein Schick zu machen, ein Stück Wieſe oder Acker zu kaufen iſt, hat man eine Hand voll Geld beiſammen, kann alsbald einen Viertel oder Drittel oder mehr dran zahlen, für das Uebrige, wenn es gezahlt ſein muß oder das Geld ſonſt unſicher iſt, kriegt er ſchon Geld aus einer Kaſſe, wo er keinen Kummer zu haben braucht, daß man ihm über Nacht aufkündet und ihn über's Neſt hinausſtößt. Daneben wollen wir es weder verheimlichen, noch ausposaunen, wie andere Sachen auch, da werden die Leute am wenigſten räſonniren und machen es am eheſten nach.

So machten ſie es. Das wurde natürlich bald bemerkt, man ſpottete darüber, und während man ſpottete, wurde man doch unwillkürlich angezogen, ja es gab ſolche, die in eine wahre Angſt geriethen, wenn die wöchentlich vorſchlügen und Geld an Zins thäten, würden ſie ja reich, kämen ihnen vor, würden vornehmer als ſie, und das ſei ja vor Gott und Menſchen nicht recht, da ſei nichts dagegen zu machen, als daß man es gerade mache wie ſie.

Das thaten ſie denn auch, aber allerdings Einige zuwei-

len mit großem Unverstand, daß Zeter und Mordio geschrien wurde, die oder jene wollten verrebeln und verraxen, sie thäten in die Sparkasse und meinten mit Schein, damit hätte man gelebt, Vater und Mutter gingen bereits durch ein Nadelöhr, die Kinder hätte man in Druckli gethan, damit weder Mäuse noch Winde sie nähmten. Nun so bös ging's doch nicht, und was allfällig übertrieben wurde, waren Ausnahmen, dagegen war ein sichtbarer Segen bei der Sache, ganz eigentlich als ob es schön und warm geregnet über verdurstetes Land. Das Beiseitethun ging, man wußte gar nicht, wie und wo man es eigentlich abbrach, denn mit Ausgabenbüchlein und exakt aufschreiben jeden Kreuzers hatten sie weder Mühe noch Kosten, denn wer zum Gugger hätte wohl Zeit, jeden Kreuzer aufzumachen, das thäte ja mehr Mühe geben, als er werth wäre! Und was nützt es, ist er draus, hat man ihn nicht wieder, und ist er drin, so hat man ihn ja, und macht man ihn auf, so hat man doch nur einen und nicht zwei. So räsonnirten die Leute; wäre aber darüber noch viel zu räsonniren und noch Anderes zu sagen. Hie und da mag es wohl eine größere oder kleinere Striegelten gegeben haben, bis das rechte Gleichgewicht gefunden war, aber merkwürdig gut lief die Sache. Es war, als ob plötzlich den Leuten ein Brett von den Augen gefallen und ein Mühlstein ab dem Hals. Sie athmeten frei und sahen in eine Zukunft hinaus, wo ihnen was wartete, bis zum Alter hinauf, wo für den alten Mann und die alte Mutter gesorgt war. Sie kamen sich nicht mehr vor wie Hunde oder Esel in einer Tretmühle, deren Leben darin besteht, daß sie zwölf oder vierzehn Stunden trappen und immer trappen müssen, um dreimal im Tag fressen zu können. Sie sahen mit Verstand in ihren Haushalt hinein und mit Verstand walteten sie über dem anvertrauten Pfund und hatten es besser und waren zufriedener und waren einiger und — verdienten mehr. Sie führten ein geregelter Leben, sie blieben manchmal daheim, weil sie dachten, das Weggehen könnte ein,

zwei Franken koſten, ſo viel brächten ſie weniger heim, dagegen einen ſturmen Kopf, Kifel eine ganze Schüſſel voll und Nichtsnutzigkeit für einen Tag oder zwei. Von dieſem kann aber eine Haushaltung nicht leben, das alles kann man nicht in Sparkaſſen thun. Potz Türk, wenn man in den letzten zehn Jahren alle ſturmen Köpfe in der Eidgenoſſenſchaft hätte in eine Kaſſe thun können, unſer Herrgott hätte den Himmel um ein Beträchtliches weiter hinauf machen müſſen, ſie wären ihm ſonſt bis vor die Füße gekommen, und wenn jeder nur einen Gulden in Werth vorgeſtellt hätte, ſo hätte die Eidgenoſſenſchaft ganz keck fragen können, wie theuer die Welt ſammt Sonne, Mond und Sterne?

Es ward wirklich allen behaglicher, es ſchien, als hätten ſie alle eine neue gute Kutte erhalten und ſäßen an der Wärme. Man ſah dieſe Veränderung nach und nach dem ganzen Orte an, er gewann eine reinlichere, aufgeräumtere, wohlhabendere Geſtalt. Man hatte mehr Zeit, daheim etwas zu machen, weil man weniger Zeit im Wirthshauſe verbrachte, und weil man mehr daheim blieb, machte man, daß Einem daheim wohl war, hatte Freude daran, ſeinen Wohnſitz zu verſchönern, ſein Gärtchen aufzuputzen, ſein Land zu verbeſſern. Ein kundiges Auge ſieht eine ſolche Veränderung von weitem. Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man glauben würde, das Geld, welches ein Mann im Wirthshauſe verthue, ſei der hauptſächlichſte Schade des Nichtdaheimſeins, des Gläufs und Wirthshausböckelns: die Zeit, die er dort verbraucht, iſt unendlich koſtbarer, der größte Schaden an Leib und Seele. Es trübt ihm ſein Auge für den Haushalt, es nährt ſeine Seele mit ungeſunder Speiſe. Wohlverſtanden, wir meinen nicht, man ſolle nie laufen, nie in's Wirthshaus gehen, man verdrehe uns die Worte nicht. Es iſt auch ein Bedürfniß, alle Wochen ein oder zwei Mal in verſtändiger Geſellſchaft zuzubringen, und das geſchieht wohl am beſten beim Schoppen. Wer ehrlich iſt, begreift, wie wir es meinen.

Zudem hat jeder Ort einen Maßſtab darin, und jeder weiß, wer darüber ausgeht, wer ſeinem Verderben zugeht. Anfangs lachte man wohl dieſen und jenen aus, wenn er einmal ausblieb, wenn er anfing, ſeltener ſich zu zeigen, wenn es hieß, der gehe auch in die Kaſſe und meine, er ſei jetzt auch ſchon ein Seidenherr. Aber nach und nach blieb man ſicher vor dieſem Geſpött, weil die Mehrheit in die Kaſſe gab und zu ſparen begann. Die öffentliche Stimmung hatte umgeſchlagen, das Blatt ſich gewandt, jetzt mußten Männer und Weiber ſich beſſern, ſparen, aufräumen u. ſ. w., um nicht ausgelacht zu werden, ſich vor den Andern nicht ſchämen zu müſſen, damit es nicht heiße, der und der gehört auch noch zu den Dummen, hat ein Brett vor den Augen, ſieht nicht, was gut iſt.

Dieſer Mehrheit gegenüber blieb aber immer eine nicht unbedeutende zähe Oppoſition, die um keinen Schritt wich, und darunter gehörte Heiri als einer der erſten. An dem waren Hopfen und Malz verloren, menſchliche und göttliche Zuſprüche fruchteten an dem gleich wenig. Jetzt da er Verdienſt hatte vollauf, fluchte er brav über ſeinen Seidenherrn. Habe der Kerl ihm ſeiner Zeit nicht Arbeit geben wollen, als er ſie gerne gehabt, ſo könne der jetzt auch auf die Arbeit warten, ſeinetwegen thue er weder einen Zug mehr, noch einen geſchwinder. Von ſo einem laſſe er ſich noch lange nicht kujoniren, ſein Hund wolle er nicht ſein. Je preſſirter der Herr war, deſto trotziger wurde Heiri, dem K— wolle er jetzt auch zeigen, was Zwang ſei, ſagte er. So verſtund Heiri ſeinen Vortheil. Kathri war mit Heiri vollkommen einverſtanden. An Hauſen und Sparen dachten ſie nicht von ferne, ſondern höhnten mit wirklichem Ingrimm Alle aus, welche es thaten. Sie hätten über die gröbſten Verbrechen nicht ärger läſtern können, als über die Beſtrebungen von Hans Jakobs, zu etwas zu kommen und Andere auch dahin zu bringen. Wenn ein Fremder ſie hätte reden hören über Hans Jakobs, ſo hätte er

glauben ſollen, man rede von Mördern, Räubern, Giftmiſchern u. ſ. w., und es werde nächſtens in Baſelland wieder eine flotte Henketen geben. Hätte er dann nachgefragt und wiſſen wollen, in welchem Gefängniß man dieſe Kandidaten des Galgens bis zum verhängnißvollen Tage aufbewahre und ob man ſie ſehen könne, ſo würde er zu ſeinem großen Erſtaunen vernommen haben, es ſei von ganz ehrbaren, wackern Leuten die Rede geweſen, die in ihrem eigenen Hauſe ſäßen, alle Tage ſichtbar, und die vermeintlichen Verbrechen beſtünden darin, daß ſie fleißig arbeiteten und nicht des Nachts verthäten, was ſie des Tags verdienten, ſo wie es eben der mache, welcher ſo henkermäßig geſprochen und nur böſe ſei, weil er nicht auch noch zu ſeinem Verdienſt den Verdienſt der Andern verklopfen könnte.

Denn richtig, was ſie verdienten, mußte drauf. Es war, als ob es dem Heiri geordnet ſei, nachzuſaufen, was er zu wenig gehabt in den böſen Zeiten. Und dazu hatte er ſolchen Fleiß, daß männiglich behauptete, nachgeſoffen hätte er längſt, er werde jetzt vorſaufen, damit er, es möge kommen wie es wolle, nicht zu kurz komme. Kathri, der alte Narr, fing wieder an, an die Kleider zu hängen, ſchimpfte über die Hoffahrt ſeines Maidſchi, des Kathrinli, wollte hübſcher ſein als das und ſchien zu glauben, der Anſtand fordere es, daß die Mutter hoffährtiger ſei, als die Tochter. Das ſcheint allerdings der Glaube von manchem alten Narren zu ſein, aber wir geſtehen aufrichtig, daß uns keine Narren ekelhafter vorkommen, als die Narren von dieſer Sorte.

Für ihre Kinder ſorgten ſie noch weniger, als früher, geſchweige, daß ſie ihnen etwas vom Verdienſt ließen, ihnen die Freude gönnten, was Eigenes zu haben, auch in die Zukunft hinaus g'rüſten und bauen zu können, damit ſie einmal auch was Feſtes hätten, wo ſie den Fuß abſtellen könnten. Zu dieſem Thun glaubten ſie ſich vollkommen berechtigt. Sie hätten es an der Tüfche, dem Kathrinli, erfahren, was man heut-

zutage an den Kindern habe, das mache es ihnen ja, ſchlechter nützte nichts. An dem Maidli hätten ſie gethan, es ſpreche es kein Menſch aus, und was hätten ſie von ihm, als daß es ſie mit dem Rücken anſehe und verachte. Als ſie krank geweſen, ſei es nie hinaus gekommen, habe ſie im Elend ſtecken laſſen, und als ſie es geklagt, habe es ſich auf den Pfarrer ſtützen wollen. Das ſei die ſaubere Frömmigkeit. Wo ſie ſich erzeigen ſolle und es was koſte, könne man eine Laterne nehmen und die Frommen ſuchen, ſo fände man keine, und doch ſtehe es in der Bibel, daß man die Kranken und Armen beſuchen, alles verkaufen ſolle, was man habe, und es ihnen geben. Jetzt ſei es wohl ſchon gekommen, aber ſo zimpfer und herrſchelig, daß ſie froh geweſen, als es wieder gegangen, und was habe es ihnen mitgebracht? Einmal Betbücher und ſolch Zeug, wohl das habe vernommen, ob es ihnen mehr mit ſolchem kommen ſolle. Sie hätten wohl gemerkt, was es ihnen damit habe ſagen wollen, aber wohl, ſie hätten ihm die Naſe geputzt. Am böſten habe es ſie aber gemacht, daß ſie es eben nicht hätten merken ſollen, aber ſie hätten eine feine Naſe, die thäte das Kraut riechen, wenn ſie es ſchon nicht ſehe. Das andere Mal habe es Strümpfe und Schuhe gebracht, als ob ſie nichts hätten, oder es ihnen nicht in Sinn käme, anzuſchaffen. Das ſei nur Bosheit geweſen, ſie bös zu machen und vor den Leuten zu verdächtigen, als ob ſie ſo wüſt wären, den Kindern für den Winter nichts anzuſchaffen. Aber wohl, dem hätten ſie gezeigt, was ſie ihm darauf hielten, ſo leicht komme das mit ſolchen Dingen ihnen nicht wieder. Sie plagten das arme Mädchen, welches es mit ihnen doch ſo gut meinte, wirklich kannibaliſch, und wenn es ihrer ſatt werden wäre auf immer, ſo wären ſie ſelbſt ſchuld daran geweſen.

Das arme Mädchen hatte ohnehin den ſchwersten Kummer, Hans Jakobli werde ſicher um der Eltern willen von ihm abfallen, denn ſoviel kannte es bereits von der Welt, daß Schwie-

gereltern, wie Heiri und Kathri abgeben mußten, nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gezählt zu werden pflegen. Gar deutlich ſah, wer nicht einen gar zu dichten Nebel vor den Augen hatte, den Austrag des Handels bei beiden.

Heiri und Kathri hätten ihn auch ſehen können, aber was ſieht der, welcher blind iſt? Den böſen Zeiten entrennen, thaten ſie, als ob keine ſolchen mehr möglich wären, als ob das Vergangene eine außerordentliche Störung im regelmäßigen Lauf der Zeiten geweſen, die nie wiederkehren werde, als ob von nun an Heiri und Kathri das Leitſeil für alle Begebenheiten in hocheigenen Händen hätten. Und doch hätten ſie den Gang der Dinge greifen können.

Heiri's Augen ſchwacheten täglich, wurden überdies roth und bös. Er behauptete, es komme ihm dies von der verfluchten Seide, welche er zu weben hätte, ſein v— Seidenherr beitze ſie ihm extra, dieweil er ihn haſſe und zu verderben trachte. Es gab Leute, welche, wenn Heiri ſo klagte, ihm ſagten: A bah, mag nicht hören, ſauf weniger und nie Brönz, werden deine Augen bald wieder ſein wie Brünnenwaſſer, der Seidenherr macht dir nichts an deinen Augen. Dann begehrte Heiri gewaltig auf und ſagte, das dulde er nicht, daß ihm Einer ſage, er ſei an ſeinen Augen ſelbſt ſchuld, wenn ihm das noch Einer zumuthe, nehme er ihn vor den Richter.

Kathri böſete es auch, doch nicht, daß man ſagen konnte, hier oder da, oben oder unten, innen oder außen, ſondern ganz im Allgemeinen, allüberall. Gelehrte behaupten, das ſei das gefährlichſte Böſen, in der Regel ſei es unheilbar.

Nicht umſonſt machte es daher Kathrineli bange wegen Hans Jakobli. Ein guter Theil an dieſem allem war das einzige Weibergut, welches Kathrineli von den Eltern zu erwarten hatte, und dieſen Theil hatte Hans Jakobli täglich

vor Augen und kostete dessen Annehmlichkeiten. Als derselbe nun einmal nach Basel kam, ihn's besuchte, was er selten versäumte, und erzählte, wie seine Eltern ihn's vermaledeitirten und wie er deßwegen mit ihnen Streit gehabt und gesagt, Kathrinli hätte Recht, wenn es sich bei ihnen draußen niemals mehr zeigte, denn allemal, wenn es komme und es möge bringen, was es welle, vermaledeitirten sie es auf eine neue Art, daß man ihnen die Mäuler mit Steinen verklopfen sollte: da jammerte Kathrinli, es dürfe gar nicht mehr hinauskommen, die Leute würden doch denken, was es für eins sei und doch hätte es ein so gutes Herz gegen seine Eltern, und dazu weint es so schön, daß es Hans Jakobli dünkte, wenn er es auch nur so könnte, und fast versucht war, es zu probiren. Endlich sagte er: er an seinem Platz würde sie einstweilen auch machen lassen, es werde eine Zeit kommen, wo das Helfen nöthiger sein werde, als jetzt. Daneben wegen den Leuten sollte es nicht Kummer haben, was rechte Leute seien, kennten sie und ihn's und dann gebe es auch solche, welche die, die es nicht kennten oder es nicht kennen wollten, brichten thäten, bis sie es kennen müßten.

Das sei ein Trost, sagte Kathrinli, aber es könne doch allweg nicht so mit ihnen abbrechen, es sei ihm hauptsächlich um die Geschwister, die in dem Elend sein müßten, es hätte auch keine Freude mehr an Hausen und Sparen, wenn es nicht etwas davon denen daheim könnte verabfolgen lassen, denn es sei denn doch nicht, daß es alles für sich brauche und meine, es müsse alles verbraucht sein. Er könnte ihm einen Gefallen thun, es wollte es ihm nie vergessen. Wenn er nach Basel komme, solle er zu ihm kommen, es welle ihm dann etwas für die Seinigen mitgeben, was er gut finde oder was es habe. Das solle er dann für sie verwenden, wie er könne und möge, so viel als möglich unvermerkt und daß sie nicht wüßten, woher es komme. Dann erst könnte es ruhig schlafen, und was

geredet werde, gehe ihm nicht so zu Herzen, aber es wisse nicht, ob es ihm das anmuthen dürfe.

„Warum nicht, sagte Hans Jakobli und machte Augen dazu, daß man Cigarren daran hätte anzünden können, und als Kathrinli's Armenpfleger ging er stolzer und kühner heim, als wenn man ihm einen Spieß verehrt und ihn zum Lieutenant gemacht oder gar zum eidgenössischen Trompeter. Und er ist glücklich geblieben, denn sein Glück wird alle drei bis vier Wochen neu, wenn er Bericht abstattet und neue Aufträge bekommt. Sein Aemtlein, welches ihm Eva's Tochter anvertraut hat, fesselt ihn viel fester an seine Wahlbehörde ohne Eid, als in den letzten Zeiten beeidigte Beamtete sich gefesselt achteten an ihre Wahlbehörde. Wenn er über Heiri's berichtet hatte und wie sie immer die gleichen sind, stattete er dann auch allgemeinen Bericht ab über's Ganze, wie es da gut gehe und wie man bei ihnen noch nie so z'weg gewesen, es dünke Einen, es sei Geld genug. Und mit diesem Rühmen that er sehr nöthlich; indessen fiel es nicht unangenehm auf, denn es kam augenscheinlich nicht aus Hochmuth, um sich groß zu machen, sondern mehr aus Demuth, als ob er fürchte, das schöne Kathrinli möchte ihn doch für gar so nichts ansehen.

Bei diesem Rühmen ward dann hinwieder Kathrinli angst, Hans Jakobli möchte es für nichts mehr schätzen, und es rühmte dann auch, wie es sein Lebtag kein Stadtdämchen werde, kein Feigenbiigli, das nichts anrühren möchte. „Es sei ihm immer hier wie einem Vogel im Käficht, es dünke ihn's, wenn es nur wieder auf dem Lande wäre, das Gröbste wäre ihm nicht zu wüst. Wenn ihm seine Herrschaft nicht so lieb wäre und der Lohn so schön, daß es ihn nicht brauchen könnte, wenn es schon wollte, es wäre längst wieder draußen. So pfiff jeder Vogel kehrum sein G'sätzli andächtig und demüthig dem andern zu Gefallen, und ob sie noch so pfeifen, wissen wir nicht, aber vermuthen es, hoffen, sie werden so pfeifen, bis

ſie räthig werden, es ſei an der Zeit, ein eigen Neſtchen zu bauen auf Grund und Fundament ihrer Erſparniſſe und in der Zuverſicht, mit Liebe und Treue, mit Gottes Hülfe und Segen ſei es immer noch ſchön, durch's Leben zu kommen, abſonderlich in Baſelland, und zwar auf ehrlichen Wegen, die zum Himmel führen.

Druck von Brandt & Schultze in Berlin, Roßſtr. 9.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Die Noth 1

Zweites Kapitel.

Wo kömmt ſie her? 12

Drittes Kapitel.

Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo? 45

Viertes Kapitel.

Bei wem iſt die Hülfe in der Noth zu ſuchen? 64

Fünftes Kapitel.

Die Hülfe in ihrer ideellen Geſtalt 76

Sechstes Kapitel.

Der Hülfe Ausführbarkeit 91

Siebentes Kapitel.

Die Ausführung 123

Achtes Kapitel.

Der Bund 167

Neuntes Kapitel.

Letztes Wort, — nach zehn Jahren 175

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Achtzehnter Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

Der Geltstag,

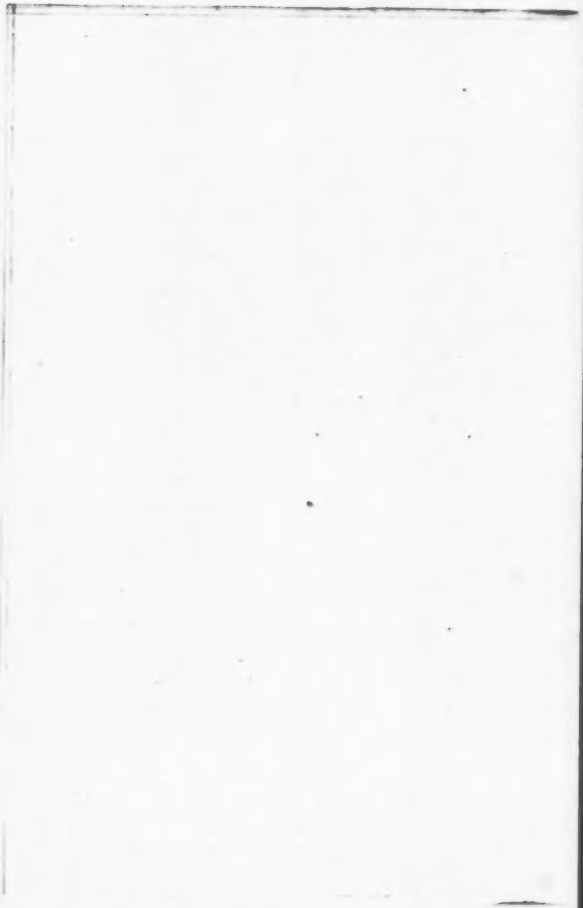
oder

die Wirthſchaft nach der neuen Mode.

Der Festtag,

oder:

Die Wirthschaft nach der neuen Mode.



Erstes Kapitel.

Die Gräbd.

Kläglich wimmerte das Glöcklein aus dem niedern Thürmchen der Kirche zu Ueſligen. Auf dem Kirchhofe ſtand ein Mann und legte Stricke über ein offenes Grab; um den Kirchhof herum ſchwärmte die der Schule entlaſſene Jugend, die nicht gerne heimgeht, wenn was zu ſehen iſt im Dorfe, ſei es eine Hochzeit, ſei es ein Leichenzug. Der Neugierde iſt alles eins.

„Du, wen begraben ſie heute?“ fragte eine vorübergehende Frau eine andere, welche mit den Händen unter dem Fürtuche ſchlotternd da ſtand. Es ſchien eine kränkliche Frau, um guten Lohn wäre ſie nicht im kalten Winde geſtanden. Sie möchte es nicht erleiden, hätte ſie geſagt, ſie ſei gar gliederſüchtig und es fehle ihr ſonſt noch viel. Aber wenn der G'wunder im's Spiel kam, da achtete ſie alles nicht und keine mochte mehr Kälte und Wind, Hitze und Staub erleiden, wie ſie. „E,“ antwortete die Angeredete, „weißt du das nicht, und reden doch alle Leute davon? habe gemeint, es ſei niemere auf der Welt, der das nicht ſchon wiſſe.“ „Kein Sterbeswörtli habe ich gehört,“ entgegnete die erſte. „Weißt de nit, d'r Wirth uf d'r Gnepfi iſt g'ſtorbe, u mi bigrabt ne hüt.“ „Nit müglich,“ ſagte die erſte, „den ſah ich ja erſt letzten Samstag vor acht Tagen zu Solothurn und da iſt er

noch ganz luſtig und hellauf geweſen, hat beim Storchen Wein bezahlt ein paar Mädchen, es weiß kein Menſch, wie manche Halbe.“ „So het er's chönne,“ antwortete die zweite; „er het nit dra g'ſinnet, wie kurz es währt, wenn man's z'ſtarck treibt. Letzten Dienſtag am Morgen fand man ihn todt im Bette. Am Abend vorher iſt er noch wohlauf geweſen, hat mit ein paar Kameraden g'raufet bis nach Mitternacht, man hat ihm von Krankheit gar nichts angemerkt; nur hat er ſie nie fortlaſſen wollen, ſie waren manchmal z'weg zum Gehen. Nur noch eine, hat er geſagt, nur noch eine, in's Bett mög' er nicht, man könne ja morgen liggen, ſo lang man wolle, es ſei ihm afe nichts ſo z'wider, als id's Bett z'gah. Sie haben ſich deſſen nicht ſövli g'achtet, er hat's immer ſo gehabt, je länger es des Abends bei ihm gegangen, deſto lieber war es ihm. Am andern Tage aber, als ſie hörten, er ſei todt gefunden worden, dachten die Kameraden, ob es ihm wohl vor geweſen, wegem lang ligge? von wegen jetzt könne er ligge, länger als ihm wohl lieb ſei, und wenn er endlich aufſtehen müſſe, ſo könne ihm das Aufſtehen noch ſchwerer werden als das Ligge. Allweg hets ihnen ag'fange gruſe vor dem Höckle bis nach Mitternacht, ſie wollen lieber früh nieder und früh wieder auf, als ung'ſinnet ſo lang müſſe z'ligge, wie d'r Wirth uf d'r Gnepfi.

„Aber lueg, dort kommen ſie, potz was für e großi Lycht! Aber ſo iſt's, wo es eine gute Gräbd giebt, giebt's viele Leute, wo es keine giebt, giebt es auch keine Leute, auf den Menſchen kommt es dabei nicht an, und ſei er in Gottes Namen geſtorben oder in einem andern.“

Voran kam auf einem Wägelchen der ſchwarze Sarg. Arme Leute verköſtigen ſich nicht mit der Farbe, laſſen weiß den Sarg, ſie werden denken, wenn Trauer ſei in den Herzen der Begleitenden und weiß das Herz des Geſtorbenen, ſo ſei es alles, was vor Gott nöthig ſei; die Welt habe ſich nie viel um den armen Geſtorbenen bekümmert, warum ſollte man

ſich nun um die Welt kümmern bei ſeiner Begräbniß. Hinter dem Wägelein her kamen Knaben des Geſtorbenen, pfausbackige Jungen mit falben Haaren. Sie trampelten ziemlich gedankenlos einher, man konnte ihnen nicht anſehen, waren ſie Weineus ſatt oder hatten ſie es noch nicht zum Weinen bringen können. Bloß der jüngſte, ein ſechsjähriger Bube, weinte ſtark und ſchluchzte laut; er war des Vaters Liebling geweſen; was er wollte, hatte er vom Vater gehabt; ſo oft der Vater trank, kriegte der Junge auch, und wenn er ſagte: Vater, der iſt mir z'ſure, ſo holte der Vater beſſern, und wenn der Vater aß, ſo kriegte der Junge ebenfalls, und wenn der Vater Rindfleiſch aß und der Junge ſagte: Vater, mag nit Rindfleiſch, möchte lieber Hamme oder es Prägelwürſtli, ſo holte ihm der Vater das eine oder das andere. Seit drei Tagen, ſeitdem der Vater todt war, bekümmerte ſich niemand viel um ihn. Niemand holte ihm beſſern Wein, niemand ein Prägelwürſtli; da fühlte er, wie übel es ihm mit des Vaters Tode gegangen, darum weinte er ſo ſehr. Großes Bedauern hatte mit dem Jungen die Welt. Das iſt e b'ſungerbar e Witzige für ſo ne Junge, ſagten die Leute, der merkt, wie übel es ihm gegangen, daß der Vater geſtorben. Es ſei ſich auch nicht zu verwundern, er ſei dem Vater b'ſunderbar werth geweſen, und dann wiſſe man nicht, ob die Leute das Wirthshaus behalten könnten, ſövli King u ſövli jung und ſövli e lüftigi Mutter; es wüß e kein Mönſch, was die anſtelle! U das merk dä Jung ſcho, u heigs i d'r Naſe.

Hinten her kamen viele Männer in ſchwarzen Mänteln und Wollhüten auf den Köpfen; ſchwarze Strohhüte haben nicht Gültigkeit, weder bei Leichen, noch beim Abendmahl. Bei Leichen tragen ſie nur die, welche es nicht beſſer vermögen, und beim Abendmahl nur Güterbuben, deren Bauern zu geizig zu einem Wollhut waren. E Strauhut thut's auch, es iſt d's halb wöhlfeler und notti ſchwarz, u ſchwarz wird doch d'Hauptſach ſy, ſagt ſo ein geizig Mannli, das nicht

weiß, was d'Hauptſach bei Gott iſt, bei dem aber d'Wöhlfell d'Hauptſach iſt.

Unter den Wollhüten ſah man ernſthafte Geſichter, aber gerührte hätte man vergeblich geſucht. Die Gedanken hinter den Geſichtern ſah man nicht; es kam manchem wohl. Es hätte es ſicher mancher ungern gehabt, wenn man hinter ſeinen Augen hätte leſen können: Hätte ich nur das Geld für das letzte Kalb, ſo früg ich allem nicht viel nach, d'Sach könnte ſein wie ſie wollte; oder: Hätte ich nur die letzte Nacht nicht mit ihm geſpielt und getrunken, aber es will mir nicht aus dem Sinn; in's Haus gehe ich nicht mehr, wenn ich nicht muß, und Tags mach ich mich heim; wenn's nachtet, ſo fängt's mich an zu ſchaudern, weiß gar nicht, wie es kömmt.

Hinter den Männern kamen die Weiber, ihrer wenige, aber ſchaurig ſchwarz und ſchwatzten nicht. Einige wiſchten die Augen, ſie wußten kaum warum, wahrſcheinlich bloß ſo des allgemeinen Gebrauchs wegen. Andere machten ſonderbare Augen, man wußte nicht, waren ſie zornig oder wollten ſie lachen. Wollten ſie vielleicht ſagen: Haſt du jetzt einmal Feierabend, gäll, dä iſt d'r cho ung'ſinnet und deſt' g'ſchwinger, je länger du unſere Mannleni im Wirthshauſe verſäumt haſt. Gäll, jetzt hörſt ſagen, ume noh eini, ume noh eini!

Zuletzt ſchritt eine ſtattliche Frau daher, gut angethan, weinende Mädchen um ſie; das kleinſte führte ſie an der einen Hand, während ſie mit der andern das Nastuch vor den Augen hatte. Sie war ergriffen, man ſah es wohl, aber was ſie ergriffen hatte, das wußte man nicht. Es kann ein Weib gar manches ergreifen, wenn es dem Sarge des Mannes das Geleite zum Grabe giebt; es kann die Liebe ſein Herz zerreißen oder die Reue; es kann der Kummer für die Zukunft oder der Gram über die Vergangenheit deſſen Seele erſchüttern. Am lauteſten jammerte das kleinſte Mädchen, ein fünfjähriges Kind, kein Zuſprechen ſtillte ſeinen Jammer. Warum

dieſes Kind ſo jammerte, daß es den Nächſten die Seele zerriß und Schauer um Schauer durch die Gebeine jagte, wußte man.

Als es den todten Aetti ſah, hatte es die Mutter gefragt: „O Müetti, het d'r Aetti ächt noh betet, eh er g'ſtorbe iſt, het er ächt o?“ „Wie wett er, er iſt ja im Schlaf geſtorbe,“ hatte die Mutter geantwortet. Da war das Kind in einen unbeſchreiblichen Jammer verſunken und hatte immer gerufen: „ſu chunt üſe Aetti nit i Himmel, o üſe Aetti chunt nit i Himmel!“ Vergebens wollte die Mutter tröſten und ſagen: er hätte ja nicht beten können, weil er im Schlaf geſtorben. Das Kind wollte das nicht faſſen: „Du haſt's geſagt und der Schulmeiſter hat's geſagt, wer nicht bete, komme nicht in Himmel, und üſe Aetti het nüt betet und jetzt chunt er nit dry!“ Da wollte kein Troſt anſchlagen, es blieb bei dem, was man ihm zuerſt geſagt, wie Kinder es oft haben, daß man umſonſt ihnen zuredet, zu vergeſſen, was man ihnen zuerſt geſagt hat. Wohl hatte es in der Zwiſchenzeit ſich zuweilen beſchwichtigen laſſen und geſchwiegen, hatte gefragt, wenn es recht bete, ob's ächt o füre Aetti gelt, und auf die bejahende Antwort ſo ernſtlich gebetet, daß ihm in der vergangenen Nacht endlich die Mutter unwillig befahl, es ſolle doch aufhören ſtürme und o einiſt ſchlafe. Es war nicht böſe gemeint, aber eine müde geängſtigte Frau, die gerne ſchlafen möchte, wiegt die Worte nicht ab. Aber ſchon als man vom Hauſe wegging, beſonders als man das wimmernde Glöcklein hörte, das ſo ſchaurig der Leiche zu rufen ſchien, war der Jammer noch heftiger losgebrochen, und als man zum Grabe kam, die Erdſchollen ſo hart polterten auf dem Sarge, da brach es in lautes Schreien aus, daß Alle großes Erbarmen bekamen und Viele weinten um des Kindes willen. „Du arm's Tröpfli,“ ſagte eine alte Frau, „briegg du nur, ſo lang de witt u ſo lut de witt, das ſchadt dir hie nit u dert nit. So lang du ume über angeri brieggiſt, macht alles nüt,

üſe Heiland het ja o briegget, mach nme, daß de nie-über diß ſelber briegge mußt, ſelb chönnt de fehle."

In die Kirche zum Gebete zog die Menge. Wie ſie drinnen war, verhallte das Glöcklein; ſtille ward's, man hörte nur noch des Mädchens Schluchzen, das wurde aber auch dumpfer, ſeltener, und bald hörte man nichts mehr, als vom Tauffteine her das ernſte tiefe Gebet, das den Menſchen mahnet an ſeine Sterblichkeit und was ihm Noth thue, damit, wenn der Herr komme wie ein Dieb in der Nacht, im Schlafe eine Seele fordere, dieſelbe nicht unvorbereitet dahin fahre, kein Kind weinen müſſe über den Aetti oder über's Müetti in Kummer und Angſt, daß ihre armen Seelen verloren gehen möchten, weil ſie nicht bloß aus leiblichem, ſondern auch aus geiſtlichem Schlafe vor Gericht gerufen werden. In tiefen Schlaf hatte der Herr das arme Mädchen gewiegt, als das Gebet zu Ende war; milde und lieblich lächelte es auf den Armen einer muntern Baſe, die es nach Hauſe trug.

Die Menge wandte ſich dem Wirthshauſe auf der Gnepfi zu, nachdem die Männer die ſchwarzen Mäntel abgenommen, ſorgfältig in mitgenommene Säcklein ſie gepackt, die Weiber die Zäpfen, die nicht halten wollten, ſich wieder um den Kopf feſtgebunden hatten. Die Gräbd war im Wirthshauſe auf der Gnepfi und zwar nicht bloß eine Käsgräbd, d. h. eine, wo bloß Wein, Brod und Käſe aufgeſtellt wird, ſondern eine Fleiſchgräbd und zwar von den beſſern, denn da war Voreſſen, Rind- und Schweinefleiſch, Sauerkraut und dürre Bohnen, dann Braten, Hamme, Salat und Dateren. Es waren Leute da von weit her, und die Wirthin zählte ſich zu den Vornehmen im Lande, ſie hätte es nicht anders gethan, und was es koſtete, frug ſie nicht, an's Rechnen war ſie nicht gewöhnt, und wenn man die Sache ſelber habe, ſo brauche man ihr gar nichts nachzurechnen, war ihre Meinung, bei allem was in ihrem Hauſe gebraucht wurde. Sie war ſtreng vorausgeeilt, um die letzte Hand an alles zu legen und dafür zu

ſorgen, daß die Leute nicht warten müßten; ſie ward nicht gerne verbrüllet, ſondern lieber gerühmt. Ob ſie aber recht wußte, was Ruhm bringt und d's Verbrüllen macht, das iſt eine andere Frage, darin irrt ſich gar manche Frau.

Langſam waren ihr die Leute nachgekommen, und viel zu muſtern gab es noch, ehe ſie alle ſaßen um die langen im Tanzſaale aufgeſtellten Tiſche. Zu was allem doch ſo ein Saal dienen muß und was er alles ſehen muß! Wenn er reden könnte, man würde ſich verwundern, verwundern z. B., wenn er erzählen würde, wie er oft an Tanzeten traurigere Herzen geſehen hätte als an Gräbden. Die Wirthin handthierte unten in der Küche, hatte aber Aufträge gegeben dieſem, jenem: „Lue m'r doch de öppe, daß es niders zu ſyr Sach chunt u ſchäuch y!" Wenn aufgetragen war, ſo trat ſie einen Augenblick unter die Thüre und überſah die Tiſche, ob allenthalben was ſei, die Speiſen recht verſtellt und die mäßigen Flaſchen nicht leer. Wer ſie zuerſt ſah, füllte ſein Glas, drehte ſich auf ſeinem Stuhl und ſagte: „es gilt d'r, Wirthi, chum u thue B'ſcheid!" „Es angersmal," ſagte dann die Wirthin, „bis üne rühyig." „Chunſt nit o zu nis?" „Ih chume de, aber z'erſt muß ih noh ache, ſi hei m'r g'rüft."

„Wie geht's ihr wohl," fuhr der fort, welcher es ihr gebracht hatte, „kann ſie wohl bleiben, oder kehrt es ſie?" „Sie meint nichts anders, als furtfahre," antwortete ein Anderer; „ſie hat davon geſagt, wie es jetzt gehen müſſe und hat im Sinn viel lah z'weg z'mache." „Dere könnte es noch anders kommen," antwortete der Erſte, „entweder thut ſie nur dergleichen oder ſi chennt de nüt vo d'r Sach. Da werde noh Sache füre cho, a die noh niemere ſinnet." „Meinſt?" antwortete der Andere. „Ih hah o aſe neue e Ton g'hört, aber ih hah du denkt, es werd aſe gar viel g'ſchwätzt." Dieſes Geſpräch verbreitete ſich, langſam ſchleichend wie ein Feuer im Mooſe, doch nicht bis zu oberſt an den Tiſch, wo die

Verwandten ſaßen, auch nicht an der Weiber Tiſche, die abgeſondert ſaßen, denn nicht ungerne thun die zuweilen, als ob ihnen die Nähe des Mannevolks in der Seele zuwider ſei. Das ſchickt ſich auch nie beſſer als an einer Gräbd, wo es ſich ohnehin nicht ſchickt, Cärlishof zu haben und Gugelfug unter einander. Die ſprachen davon, wie doch das Mädchen gethan hätte, wie es ihnen dabei afe faſt g'ſchmuecht worden ſei. Es ſyg ume es King, aber denen werde manchmal was eingegeben, was große Leute nicht wüßten, und ſchon manches Kind hätte etwas geſehen, Erwachſene hätten nichts bemerken können, gäb wie ſi g'luegt heige. Sei das wie es wolle, ſo ſei es allweg grüslig, ſo plötzlich z'ſterbe und noh unbetet. Man ſage nicht umſonſt: e Schlagfluß, Gott b'hütis d'rvor. Es ſei zehnmal beſſer e Plätz krank z'ſy; wenn man ſchon dabei leiden müſſe, ſo könne man ſich doch rangire wegem Zytliche und wegem Ewige. Was ihnen aber am meiſten gruſe, ſei, daß man ſchon oft gehört habe, wie ſo Einer, der ſich nicht habe rangiren können, ſondern etwas auf dem Herzen behalten, nicht ruhen könne, ſondern wiederkommen müſſe, bis es ihm jemand habe abnehmen können. Das düech ſe d'ſchröcklichſte vo allem; ſie wollten lieber gradewegs i d'Höll; wenn me einiſt dert wär, ſu wär me doch de dert und vielleicht könnt me ſih z'letzt o noh dra g'wane, mi g'wan ſih ja a alles uf der Welt. „Herr Jeſes, Züſi, ſchwyg u v'rfüng dih nit, denk wie's dem alte Schlyfer gange iſt, wo o ſym Mul ke Rechnig g'macht het. Weißt noh?" Einmal auf dieſem geſchichtlichen Boden iſt den Weibern zu wohl, als daß ſie ihn bald verlaſſen ſollten; ſo ſtreng ihnen die Gänſehaut den Rücken auffuhr, ſo ſtreng jagte ein Geſchichtchen das andere, doch auch hier alles halblaut.

Lauter, jedoch gemeſſen, ging es bei den Verwandten zu, Brüdern des Geſtorbenen, Brüdern der Wirthin und Andern, die in nähern und weitern Grade ihnen angehörten. Sie berührten weder den Verſtorbenen noch die muthmaßlichen

Umstände desselben; sie redeten von ganz fremden Dingen. Zuerst redeten sie vom Korn, wie viel jeder use mach im Tenn von hundert Garben, von welcher Sorte sie hätten, rothes, blaues, weißes; verabredeten Tausch und sprachen vom Aufschlag und Abschlag, wie viel jeder zum Verkauf übrig hätte und ob der Verkauf besser sei daheim oder auf dem Markt. Allweg löse man einige Batzen mehr auf dem Markt, meinte ein Schalk, aber wie viel man dann davon heim bringe, sei Gott bekannt, manchmal alles, manchmal wenig, manchmal gar nichts. Manchmal wüßte man, wo man die Sache hinthäte und manchmal nicht, manchmal sehe man ohne Spiegel Gras wachsen und manchmal könnte man sieben Spiegel auf einander thun und vermöchte keine sechscentnerige Sau zu sehen, v'rschweige dann, wie bös ein Sack sei und wie groß die Spälte im Kistlein — so komme immer alles auf die Umstände an. Und wie so ein Gespräch gleitet wie Schlittschuhläufer auf dem Eisspiegel von einem Ende zum andern, so kam man von Löchern und Schweinen auf die Luzerner und die Aargauer, auf die Politik, man wußte nicht wie. Es waren sich da nicht bloß zwei Verwandtschaften gegenüber, sondern auch zweier Gattig Leute. Die eine Verwandtschaft bestund hauptsächlich aus ältern und gesessenen Leuten, d. h. aus solchen, die etwas Solides besaßen und in einem Eigenthum saßen, aus Saffen also; die andere mehr aus Leuten, die flüchtiger waren, auf Pöstlein saßen, die alle sechs Jahre zu vergeben waren, oder auf solche Pöstlein harrten wie auf die Maus die Katze, oder denen die alte Welt von Gott gemacht bereits verleidet war und die sie neu machen wollten nach ihrem Sinn, accurat wie sie aus ihrem blonden Schnauz einen schwarzen gemacht hatten. Es waren gegenüber den Saffen die Allemanen, oder die Allmend-Leute gegenüber den Hofbesitzern, um in Beispielen zu reden.

„Apropos und wie steht's, fragte einer der Ersteren, welchen das Korn wenig interessirte, weil er keines pflanzte,

„mit den Jesuiten, wollen wir bald dran hin und sie austreiben?“ Da entstand eine lange Stille in Israel. Als niemand was sagte, fuhr er fort: „An die hin hulf ich, und wer ein freisinniger Mann sein will, muß mit.“ — „He tyt emel afe, wenn d' de nit g'fahre maſt, ſu mach Bescheid,“ wurde ihm erwiedert.

Während der Erſte eine bittere Antwort verbiß, antwortete ein Anderer: „Ja ſo hat man es bei uns, da will es Einer an den Andern laſſen, und wenn am Ende Freiheit und Religion und ſuſt alles verloren geht, ſu wett de niemere d'Schuld ſy.“ — „Ho, ſagte ein Anderer, was ſelb iſt, ſo hah nih ke große Chummer; was d'Religion iſch, ſu hah nih die ſelber, u emel einiſt nimmt m'r die niemer, u we m'r d'Pintewirthe myni Bube nit v'rführe u d'Reutäufer myni Meitli nit und die Separirte my Alti nit, ſu hah nih wege d'r Religion ke Chummer u zur Freiheit ſoll d'Regierig luege, die iſt zahlt d'rfür, u luegt die nit, he nu ſo de, ſu ſy m'r de geng noh da.“ — „Ja, ja, wenn's de z'ſpät iſt, zu ſelligem cha me nit früh gnue thue.“ — „„Aber löſche, gäbs brönnt, cha me doch o nit, ſelb ſchickt ſich neue nit,““ ward geantwortet. — „Das wär g'ſpäßig, wenn's nit brönnti, fraget die Freiſinnige im Canton Luzern? Wenn's e Brunſt iſt, ſu faht me a löſche, wenn's afaht brönne u nit erſt, wenn d's eige Dach achegheit,“ antwortete der, welcher reiten ſollte. — „„Selb iſt wahr, antwortete Einer, der noch nicht geredet. Aber wenn der Nachbar chüechle will, ſu geit me nit und wirft ihm Waſſer i d'Pfanne, ſelb chunt de erſt nit gut. U we d'Luzerner d'Jeſuiter für Chüechli wei, ſu hulf ih ſe lah mache, wenn ih ſe nume nit freſſe muß. Aber d'rvo het noh niemere g'ſeit. Ih hah noh vo niemere g'hört, dem d'Chüechli nit erleidet wäre, wenn er geng nume Chüechli hah ſött.““ — „Ein jeder redet, wie er es verſtebt,“ antwortete ein Anderer. „Aber ſagt mir doch, was und wer die Jeſuiten ſind?“ — „„He, ſelb wett ih vo euch v'rnäh, ihr werdet's

wohl beſſer wüſſe, als ih, es nähm mih ſelber wunder,““ antwortete der Gefragte. — „Das ging z'lang, euch z'brichten,“ antwortete der Erſtere, „das könnt ihr in jeder Zeitung leſen. Wir würden heute nicht fertig, wenn ich anfangen wollte.“ — „„Ja ja, ih v'rſtah. Wenn er ag'fange hätt, z'höre wär mängem ke Kunſt. Wenn mih albez d'r Pfarrer öppis Wunderligs g'fragt het, ſu hah nih g'ſeit, ih wüßi's, aber ih chönns nit ſäge.““ — „Ja, ſagte Einer, aber lätz iſt's, ih hätt es ſchöns Munikalb, u die hei m'r albez d'Luzerner abkauft, ſi ſy chum troche g'ſy, u jetz het ſih längs Stück kene by m'r zeigt. Es iſt doch lätz, daß ſih jetz üſer eim d'Sach etgelte muß, wenn anger d's Garn v'rhürſchet hei.“ — „„He ja, wenn's m'r ume um d'Kalber wär, es wär m'r o ſo, aber ih ſinne o as Vaterland und a d'Religion,““ entgegnete Einer. — „Grad ſo geits mir o, antwortete ein Anderer, was ih nit hah, darah muß ih am hertiſte ſinne; wenn ih kei Geld hah, ſo düecht mih, ih ſyg nieue daheim, und wo ih Wittig g'ſy bi, hets mih düecht, ih möcht a me niedere Zunſtecke ume Hals falle, un ne frage, ob er well cho Büri ſy uf d'Balle hindere?“ — „„Du wirſt du es bravs Muetti übercho hah, ſo dere eis, wenn e Hühnerträger ſiehni um drei Krüzer übercho chönnt, er lieber z'leerem z'Märit ging, als ſe i d'Kräze nähm?““ — „Ih hah emel eis übercho, u d's beſt iſt i der Zyt, daß ih wege ſyne emel d'Jeſuite nüt z'förchte hah. Es chunt m'r ſcho längs Stück ke Länder u ke Schwebelhölzler meh unger d'Thür, u doch hah nih ke Hung meh, ſit me e Neuthaler d'rvo zahle ſött.“ — Man ſieht, es war Giecht in der Wechſelrede, wenn man ihn auch immer mit einem Spaß dämpfte, wie beim Brechen das Feuer mit dem naſſen Beſen. Solch Giecht iſt zuweilen bei Gräbden zwiſchen den beiden Verwandtſchaften von Frau und Mann, wenn die Ausſicht gefährlich iſt und jede Beſchwerde fürchtet und jede von ihrer Seite weg die Schuld auf die andere ſchieben will; begreiflich erzeigt man es aber nicht,

man faßt ſich, und wer nicht ein feines Ohr für den Ton hat, würde an den Worten wenig merken.

Die Wirthin war hereingekommen, war den Tiſchen nachgegangen, hatte ſich entſchuldigt, daß alles nicht beſſer ſei, aber mi ſöll v'rzieh, wenn me ſelligs erlebe müß, ſo heig me i Gotts Name d'r Sinn nit, hatte eingeſchenkt hier und dort, und endlich ſich bei den Verwandten niedergeſetzt, wo man ſie zum Eſſen nöthigen wollte, aber zur Antwort erhielt, ſie mög nit, ſi heig e Tropf Suppe g'noh u dä heig ſi ſchier nit möge ache bringe u heigne noh z'oberiſt obe. „Es iſt ſich nicht zu verwundern, Baſe, ſagte ein alter Vetter, der des Geſtorbenen Götti geweſen, wenn man ſo was erleben muß, ſo ung'ſinnet u ſövli jung noh; es düecht mih, es ſyg erſt geſtern g'ſy, daß m'r ne tauft heige u d'Kindbetti du g'haß i d'r Kädere. Aber heſt ihm de nüt ag'merkt, daß ihm öppe fehl?" — Dieſe Frage gab der Wirthin Gelegenheit, des Weiten zu erzählen, wie ihr Mann wohl hie und da gruchſet, aber z'g'rechtem g'fehlt hätte es ihm nie, und bruche hätte er erſt nichts wollen. Scho es Wyli heig ihm d'r Athe kurzet u du ſyg er i Gurnigel g'ſy, aber beſſert hätte es ihm nicht. Wie es ſie hätte möge düeche, bruch me dert ſchier meh Wy weder Waſſer, emel e Theil, ſi well nicht ſäge All. Aber böſet hätte es auch nicht, und a öppis bös g'ſinnet hätt ſi de gar nicht. Da cheut d'r denke, wie es mir am Merge g'ſy iſt. Dann erzählte ſie plaſtiſch d. h. ohne ein Düpflein auszulaſſen, was ſie am Morgen geſehen, wie es ihr geweſen, was ſie gemacht, was ſie geſagt und was Andere geſagt.

Während ihrer Rede verrann die Zeit; die Leute begannen aufzuſtehen und ſich zu empfehlen, denn bei einer Gräbd iſt lang Dorfen nicht Sitte, es ſei denn, es ſei eine Baſe oder ein Vetter begraben worden, kinderles, aber mit vielem Geld behaftet. Die Gäſte dankten für die gute Aufwart, wie ſie de öppe nit drah deukt hätte u deretwege ſie de nadiſch nit cho ſyge. Die Wittwe dagegen dankte, daß ſie hätten

kommen wollen und ihrem Mann d'Liebi erzeige, si heige müsse vorlieb näh, wenn's eim selber breicht heig, su chönn me de öppe nit ufwarte, wie me drah denk u wie wenn's neuer frömd's wär. Aber es angersmal well si's nache bessere, wenn me ere well d'Ehr athue u zu 're cho u se nit ganz vergesse u v'rlah. Sie well öppe ihres Mügliche thue, daß d'Lüt sih nit z'erchlage heige, daß si ihri Sach eh besser weder böser heige. So höflich und manierlich begegnete sie den Gästen, die alle fast zusammen aufbrachen, wie hart es auch manche hielt, aber man hielt sich doch nicht dafür, daß man länger nicht genug hätte als die andern. Den nächsten Verwandten hatte sie aber Winke gegeben, daß sie bleiben möchten, weil sie noch neuis mit ihnen zu reden hätte und das am besten sei, wenn sie alle bei einander seien, es könne da ein jeder sagen, was er denk, und wie er die Sache ansehe, hinger dry helfs Einem dann nicht viel, wenn man Einem sage: hättist mich gefragt, ich hätte dir schon rathen wollen, u de g'wüß, daß es gut cho wär. Als die Stube sauber war, begann die Wirthin: „Sie haben mir die Sache versiegelt, die Manne hier (sie war nicht da daheim), es het mih düecht, es sött öppe nit nöthig sy, aber es wird ne o öppe um ihres Löhnli g'sy sy. D'Sach sött me ne v'rgebe gäh, aber v'rgebe thät eim hie niemere e Tritt v'rsetze, i selligem syges wüst Lüt, d'rnebe wäre si gut, si meine de öppe nit, daß alles für d'Kings King müß g'spart sy. Die hei mir du noh welle Angst mache u hei g'seit, mit dem werds de noh nit gnue sy, es werd noh müsse es Benefizi gäh. Selb wird doch öppe nit sy." — Die Manne sahen einander an, keiner sprach, endlich sagte ihr Bruder: „Das kann dir hier niemand sagen. Brauch isi's, d'rnebe kömmt's auf die Gemeinde an, und wie öppe die Sache stange." — „„Selb wirst du am besten wissen. Oeppe reich worden sind hir hier nicht, antwortete die Wirthin. Wir haben böse Zeiten gehabt, große Verluste gemacht, viel machen lassen, und was wir geerbt, das wüßt

ihr öppe ume g'gut, es traus Trinkgeld, nit viel meh; aber notti ist noh öppis da, vo wege zur Sach g'luegt hei m'r, u bruucht öppe nit viel meh, as ih wohl g'schickt het u nöthig g'sy isch.""

„Natürlich habt ihr ein Hausbuch, u drinn wird's g'schriebe sy, wie's öppe gange isch u was d'r z'heusche heit u was d'r schuldig syt." — „„Ja so nes Buch hei m'r, und drinn ist viel g'schriebe, bald hat er dry g'schriebe, bald hab nih neuis dry g'macht, wenn ih glaubt hab, ih chönnts v'rgesse. Aber das hei si m'r o yb'schlosse, gäb wie nih gewehrt hab, es syg m'r gar uchumlig, wenn ih öppe öppis ufmache well.""

Die Männer sahen einander an; endlich sagte ihr Bruder: „D's best ist, du gehest vor die Gemeinde, der Schwager kömmt schon mit dir und trägt ihr die Sache vor, emel einist chab nih a d'r Sach nüt mache." — „„He das wär g'spässig, sagte die Wirthin, du wirst doch öppe welle e Bruder a mer sy, u wirst öppe nit bigehre, daß ih jetzt noh i unnöthig Köste chume. Wenn man mir öppe beistehn wollte, wie üblich und recht, so weiß ich, die Sache ginge, und vielleicht besser als vorher, aber wenn niemand will, he nun so dann in Gottes Name, so weiß ich, wer es zu verantworten hat und was es Einem nützt, Brüder und Schwäger zu haben."" — „He Schwester, sagte der Bruder, nur nicht so hitzig, du hast noch immer einen Bruder an mir gehabt, aber alles auf der Welt hat seinen Gang und dem muß man den Lauf lassen. Es wär öppe noch nie erhört worden, daß man bei einem Wirth, wo so viel mit Wygumene, Käshändler, Herdöpfler u dere Züg, u sust allerlei Lumpepack in Verkehr gestanden, kein Benefizi ergehen ließe, du kämist in größten Schaden, glaubs, und wurdist dene Zägge nie los. Wenn das gange ist, kann man dir helfen, dann wohl." — „„Hans Uli hat Recht, sagte der Schwager, grad so ist's."" Das bestätigte der Götti auch und alle Manne, Schwäger und Brüder und andere Verwandte, die noch da waren. Die

Wirthin verstund das aber nicht, sie wurde böse; sie sagte, sie sehe wohl, wie es ihr gehen werde, z'helfe begehre ihr niemand, aber alles werd welle usere sy u a re sugge. Es sei immer so gewesen und werde immer so sein, wer Wittwen und Waisen am besten b'schyße chönn, dä mein, er syg d'r Größt. Sie hätte erst noch eine Geschichte aus dem Oberland obe gehört, wie vornehm Manne eine Wittwe hätten machen z'geltstage, und ihr Vermögen hintere packt und eingesacket, und jetz werde man es ihr gerade so machen wollen. Selligs Geld heig me hüt zu Tag nöthig, wenn me d'Buke well zu Herre mache, als ob me dere Mulaffen nit meh als gnue hätt.

„Los, Schwester, darüber wollen wir jetzt nicht zanken, sagte der Bruder, wenn du es anders machen kannst, he nun so ist's mir ja recht, ich will dir da gar nicht im Wege sein." — „„Ja, sagte die Wirthin, aber dann möchte ich noch einen rechten Mann für mir anfangs beizustehen, nachher wird's schon gehen."" — „Nun deretwegen mußt auch vor die Gemeinde, sie muß ihn dir verordnen. Weißt einen?" sagte der Bruder. — „„Allweg, sagte sie, eine aus der Nähe, wo ich nicht so weit zu laufen brauche, wenn ich Rath mangle, und der sonst ungeheißen kömmt. Ich habe schon mit ihm g'redt, er wett."" — „He nun so dann, so wär d'Sach i d'r Ornig u jetz muß ih furt, ih will gah lah aspanne," antwortete derselbe. Ihm nach ging der Schwager; unten in einer Ecke stellten sie sich wie zufällig und der Bruder sagte zum Schwager: „Du siehst doch ein wenig zur Sach, bist näher als ich und d'Sach geht dich noch mehr an. Aber es Benifizi muß es allweg geben." — „„Versteht sich, antwortete der Andere, wenn's de ume d'rby blybt, und es sih bi dem still het."" — „Meinst? 's wird öppe nit sy," fuhr der Bruder z'weg. — „„Man kann nicht wissen, antwortete der Schwager, es kann noch manches zum Vorschein kommen, an welches man jetzt nicht sinnete. D'rnebe weiß ich es nicht, der Schwager ist in

der letzten Zeit so wunderlich gewesen, öppe rede het me nit mit ihm chönne.““ — „Ich kann's nicht wohl glauben, antwortete der Bruder, wie wollte das gegangen sein, bei dem Vermögen, wo sie zusammengebracht, und auf dem Platz, wo auch gut ist. Freilich, wo's lustig gange ist, ist er gerne dabei gewesen, aber das hätt doch nicht alles sölle mache.“ — „„He ja, antwortete der Schwager, und dann hat er oft geklagt, seine Frau sei keine Hausfrau, wie er sie g'mangelt hätte, sie mache keiner Sache eine Rechnung, und was die Augen sähen, das, meine sie, müsse sie haben.““ — Sie werden einander nicht viel vorzuhalten gehabt haben, und wär er mehr daheim gewesen, so hätte er sie können b'richten, antwortete der Bruder. „Da muß man Weibergut machen so viel man kann, das ist d'Hauptsach,“ setzte er hinzu. — „He ja, antwortete der Schwager, und die Leute, welche deinem Bruder getraut haben, brav mache z'v'rliere und ihn unterm Herd unde noh zu mene Schelm! selb wär bravs!“ Damit ging er in den Stall und ließ den Andern stehn. Dieser sah ihm nach und brummte für sich: Er wird ihm o schuldig sy, sust redti dä nit so; wenn's ume anger Lüt aging, er wär nit so eigeli. Mi het de öppe nie g'hört, daß die, wo vo dem Züg nache chöme, bräver syge as anger Lüt, d's kunträri.

Die Gedanken, welche beide wälzten in ihrem Sinne, waren ganz andere als die, welche sie hergebracht hatten, sie rüsteten beide sich auf eine schwere Zeit.

Zweites Kapitel.

Der Leser vernimmt, wer begraben worden und wie derselbe seiner Zeit zu einer Frau gekommen.

Der Wirth, der begraben worden war, war eines angesehenen Mannes Sohn, welcher bei der alten Regierung viel

gegolten, daher mit manchem Pöstlein beehrt worden war. Diese Pöstlein hatten ihn jedoch nicht reich gemacht, wenn er gleich ein Schönes daraus zog. Er hatte viel Land und viele Kinder; der Pöstlein wegen mußte er viel von Hause weg sein, da weiß jeder, wie es geht, besonders wenn daheim keine Frau waltet, welche Hosen an hat und die Hand am Arm. Eine solche hatte er aber nicht. Wenn der Vater ein vornehmer Mann ist, so meinen die Kinder gerne, sie müßten dem Vater z'Lieb und z'Ehr großen Staat machen, und der Vater ist oft Geuggels genug und meint, es sei so. Wenn dabei viel gebraucht und wenig gearbeitet wird, so denkt er, das mögs wohl erleiden, so ein paar hundert Franken jährlich vom Himmel oben aben, man wisse nicht wie, glichen alles wieder aus. An eins aber dachte er nicht, obgleich er eigentlich seiner vielen Aemter wegen mehr Verstand hätte haben sollen, als gemeine Leute. Er dachte nicht daran, daß seine Kinder an viel Brauchen und wenig Werchen sich gewöhnten. Und wenn er auch Land und Heustöcke berechnen konnte wie Schnupf, mit und ohne Krümpe, mit und ohne Träm oder Fußwege, so konnte er doch den Unterschied nicht herausrechnen, welcher entsteht, wenn ein Kind wöchentlich zwei Fünfunddreißiger verthut und keinen verdient, oder wenn es wöchentlich zwei Fünfunddreißiger verdient und keinen verthut. Wer zum Rechnen nicht ganz dumm ist, der bringt mit Gottes Hülfe heraus, daß das einen Unterschied von zweihundert Fünfunddreißiger macht per Jahr; und wenn er recht anwendet, so bringt er vielleicht noch heraus, daß siebenhundert Fr. den Zins eines Kapitals von siebzehntausend fünfhundert Fr. ausmachen. Eine schöne Summe, Viele werden sagen ein schön Vermögen. Also wer alle Wochen zwei Fünfunddreißiger braucht, wer alle Wochen zwei Fünfunddreißiger verdient, statt zwei zu verthun, besitzt ein Vermögen, welches ihm den Zins von achttausend siebenhundert und fünfzig Franken abträgt, während er zu gleicher Zeit den Zins von

achttausend siebenhundert und fünfzig Fr. erspart. Nun hört man so oft, das ist ein reiches Meitschi, es hat so und so viel tausend Kronen und noch dazu Verfalles, oder das ist es arms, keinen Kreuzer hat's. Ganz gut, aber was braucht das eine, was verdient das andere? das muß noch dazu gerechnet werden; erst dann kann man das Vergleichen anfangen und wenn man eine Subtraktion ansetzen will, so frägt es sich, ob das Mädchen, welches keinen Kreuzer hat, nicht die reichere Frau wäre, als das andere mit seinen paar tausend Krönchen. So manches Herrentöchterchen heißt reich, fünfzigtausend Fr. habe es wie einen Batzen. Wenn es aber nun nichts kann, als Contos machen bei Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Zuckerbäckläden u. s. w., vom Kammermeitli sich muß anziehen lassen und von der Köchin betrügen, rechne man nur doch, wie reich ist die? Und dann erst so ein Bauerntöchterchen mit zwanzigtausend Pfund und meinethalben noch mit einem Halbdutzend centnerigen Dackbetten, siebzehn Fassene, einem schönen Schaft, einer französischen Bettstatt und einem zwölfdublönige Schwarzkleb, das einem großen Haushalt vorstehen soll und kann nichts als Pantöffeli brodire, merci sagen, d's Mul büschele und d'Füt usgränne hinterm Rücke, gixt: „Herr Jeses, psi tusig," wenn es den kleinen Finger in eine Säumelchtere tunken sollte, steit am nüni uf, schlärplet um d's Hus u geit am eilfi u seit: „Mädi, was hei m'r hüt z'esse? mach is fry öppis guts, öppe es Tätschli u viel Zucker dry u brav Zimmet druf," u über Kopfweh schreit u Zahnweh, wenn es einist Bohne rüste sött oder afüre, u nüt erlyde mah as usz'ryte, un öppe Gotte z'sy, oder z'tanze u das je länger je lieber; wo d'Krone nit zählt, wenn's umene Kittel geit, oder umene Kappe, oder gar um Göllerketteli; aber dann anstatt Kabis Erdäpfelkraut einmachen will, das gang just z'Schange u einist heig es neue g'hört, das gäb d's best Surkrut. — Was meint ihr wohl, wie reich ist ein solch Meitschi und was helfen die zwanzigtausend Pfund dem

Bauer hufen mit einer ſolchen Frau? — Ja, wird man ſagen, das ſei eine dumme Rechnung, die Rechnung eines Zaunſtecklers, der das Leben nur nach dem Erſparten ſchätze und wo das Geld die Hauptſache ſei. Heutzutage lebe man Gottlob in andern Zeiten, in aufgeklärtern, und da ſei die Bildung die Hauptſache. So ein gebildet Frauenzimmer, das ſei das wahre, das ſei ein einzig Kleinod, ein Gut, von dem man nicht wiſſe, o, wie herrlich. Und wenn man dann erſtaunt nach dieſer Bildung frägt, wenn man frägt, in welchem Verhältniß das Meitſchi zu ſeinen Eltern geſtanden und anderen Menſchen, wie es ſich in Leiden und Verdrießlichkeiten ſchicken könne, in Entbehrungen u. ſ. w., ſo zuckt man die Achſel und ſieht Einen verächtlich an und ſagt, d'Mutter ſei eine ungebildete Frau, mit der ſei nicht nachzukommen, mit gebildeten Leuten vertrage es ſich trefflich, aber zuzumuthen ſei es ſo einer gebildeten Perſon gar nicht, daß ſie ſich nach rohem und gemeinem Pack richte, reizbare Nerven hätte ſie und möge nicht viel ertragen. Das ſei aber ſo bei gebildeten Leuten, die ſeien ganz anders g'natürt als ſo die gemeinen, wo ſeien wie Holzböck oder ſteinig Thürliſtöck. Wenn man dann noch einmal das Herz in beide Hände nimmt und frägt, worin denn eigentlich die Bildung beſtehe, wenn ſie nicht die Kraft ſei, Leben und Menſchen zu ertragen, weil man beide erkannt und ſeine eigene Beſtimmung, ſo werden die Augen noch verächtlicher und ſpöttiſch verzieht ſich der Mund und man hört endlich: „Das begreifſt du nicht, aber weil du es biſt, ſo will ich es dir ſagen, damit du doch einmal vernimmſt, was Bildung iſt.“

„Sie hat verflucht gute Schulen genoſſen und alles Mögliche darin gelernt; es hat Tage gäh, wo ſie füfzehnergattig g'hah hei. Da lert me angers, as da ſo i de ordinäri Schule, wo me geng am Glyche lyret. Si hei vo d'r G'ſchicht g'hah und vo d'r Erdkugle, vo z'vorderiſt bis hingerus, u wie mänger Gattig Affe es git, heis punktum g'wüßt, u wie ſie

heiße u wie ſie thue. Si hei z'ſelbiſch e gruſam e g'ſchichte Lehrer g'hah, er het ne alles, u b'ſungerbar d'Affe, chönne ſo bigryflich mache, daß es eim büecht het, mi heig fry eine vor d'r Naſe. U du iſt's im Weltſchlang gſy u het brav g'lert; gäb wie 'lecht es ſih b'ſinne chah, ſu chahs no alles ſäge und wenn's ſcho nit geng weltſchet, ſu wird me nihms am manierlich rede fyr Lebtig amerke, a merci u s'il vous plait und pas du tout. Es tanzet hölliſch gut und het Converſation; es iſt einiſt auf dem Dampfſchiff g'fahre und das erzählt es Einem ſo oft man will und recht kurzwylig; und arbeiten kann's auch und zwar ſchön, brodire, Kindskäppeli mache und lue, dä Geldſeckel het es m'r g'lismet; das iſt öppis angers als ſo grad ane e wullige Strumpf. Du glaubſt nicht, was 'das für ein Unterſchied iſt zwiſchen einer gebildeten Perſon und einem groben Menſch, auf hundert Schritt ſieht man ihn. Selb iſt Bildung."

S'iſt ſchön dieſe Bildung, verflümeret ſchön. Wenn dann dieſe Gebildete zu einer Hausfrau geräth, ſo hat's dieſe Bildung nicht ſelten wie ſchlechte Indienne, wo nach ein paar Wochen e Uflath wird, den man gar nicht mehr anſehen mag.

S'iſt aber curios, nach dieſer Bildung wird hauptſächlich beim weiblichen Geſchlecht gebrüllt, wie bei einer Feuersbrunſt nach Waſſer. Beim männlichen Geſchlecht, verſteht ſich Ausnahmen abgerechnet, fordert man bloß, daß Einer ſich recht luſtig machen, ſchwatzen und flattiren könne, und Einige ſind, die ſich am liebſten von Schnäuzen flattiren laſſen. Die Sache, von der wir ausgegangen, bleibt die gleiche; der Unterſchied vom Verthun und Verdienen wird nicht bemerkt. Wenn Einer ſich recht luſtig machen und gut flattiren kann, ein Schübeli Geld hat, aber keines zu verdienen weiß, ſo meint ſo ein Meitſchi, was es erobert, wenn es ſo ein lüftig Bürſchli erzappelt hat, zieht ihn hundertmal einem fleißigen G'ſtabi vor, der gut arbeitet, aber ſchlecht tanzt, es ehrlich meint, aber nicht zu flattiren weiß.

Unſeres Mannes Kinder waren theils gebildet, d. h. die Töchter, und theils lüftig und luſtig, die Söhne nämlich. Unter ihnen machte ſich beſonders Steffen bemerkbar, ein geſcheuter Buriche mit Krauſelhaar und heitern Augen. Wo es luſtig ging, war er der Erſte und Letzte, ob er aber der Erſte oder Letzte zum Mähen auf die Matte kam, deſſen achtete ſich der Vater nicht, und wenn er dem Vater von den andern Geſchwiſtern verklagt wurde, er wolle nicht hacken, nicht helfen hier oder dort, ſo redete ihm die Mutter z'beſt.

Da man ihn zu Hauſe recht gut entbehren konnte, ſo wurde beſchloſſen, er ſolle das Metzgen lernen. Das iſt auf dem Lande das adeliche Handwerk, wie in den Städten der Weinhandel der adeliche Handel war. — Stephan ließ ſich das recht gerne gefallen. Er lernte das Metzgen, ſo wie es ein junger Sohn lernt, der Geld im Sack hat und Muggen im Kopf. Daheim machte er, was er gerne wollte, und wenn er über Land mußte dem Veh nach, ſo kam er heim, wenn es ihm gefiel. Daneben gerieth er zum Scharfſchütz und wenn irgendwo ein Schießet war, ſo fehlte Stephan nicht, und wenn er in Garniſon mußte, ſo kam ſeinen Vater allemal das Seufzen an.

Die Lehrzeit dauerte nicht lange. Metzgerknecht ſein, ſich binden, wollte er begreiflich nicht, das wäre ſeinen Ehren ein Abbruch geweſen. Er ging alſo wieder heim, ſollte im Sommer wieder werchen, im Winter dann auf gut Schick paſſen, ob irgend ein Vetter oder Einer, der ſich beim Vater in Gunſt ſetzen wollte, ſich ſeiner erbarme und ihn anſtelle, um eine Sau oder zwei zu ſchlachten, oder ob irgend eine ihrer Kühe ſo gefällig ſei, ein Kalb zu gebären, das man nicht abbrechen, nicht wohl verkaufen konnte, ſondern es am beſten war, daſſelbe ſelbſt zu ſchlachten und das Fleiſch zu verhauſiren. Das erleidete ihm aber auch; es trug wenig ein, und doch wurde er je länger je mehr darauf verwieſen, wenn er Geld wollte.

Da kam die neue Ordnung der Dinge und bald darauf

wurden die Concessionen zu Wirthshäusern so häufig ertheilt, daß allenthalben das Gelüsten entstund zu wirthen, um ring reich zu werden. Das kam unsern Stephan auch an und sein Vater, der sich so zu drehen gewußt hatte, daß er um seinen Kredit nicht gekommen war, hatte nichts darwider, sondern meinte, man müsse d'Gelegenheit profitire und nuße, wenn Nuß syge. Zu einem Wirthshaus wolle er ihm schon helfen. Dazu aber, sagte er, gehöre eine Frau, welche Geld habe, viel könne er ihm nicht geben; öppe es couraschirts Mönsch, das der Sach wisse vorzustehn und den Leuten anständig sei, nit öppe so nes Tschaggeli, so nes Kuderbütti, wo me nit wüß, was hinger oder verfert syg. —

Ein lüftiger Bursche, wie Stephan, hatte begreiflich schon manche Liebschaft gehabt, aber die einen waren erkaltet und aus andern hatte es sonst nichts gegeben, so daß er in diesem Augenblick wirklich nichts angesponnen hatte, also das Herz frei war und nirgends weder Schleiftrog noch Kette. Nun hätte man denken sollen, die Familie sei zu Rathe gesessen, hätte eine Landkarte zur Hand genommen, worauf die Wirthshäuser verzeichnet gewesen, und nun nachgedacht und nachgefragt, wo ledige Töchter seien, die d'Sach verstünden und Geld hätten. Aber daran dachte man nicht von ferne. Im Canton Bern herrscht der Glaube, und selbst auf der Hochschule (damals florirte sie jedoch nicht wie jetzt), wird ihm nicht widersprochen, daß man eigentlich d'Sach nicht zu lernen brauche, sondern wer Couraschi hätte, sie auch könnte, und zwar nicht aus Gottes Gnaden, sondern von Rechtswegen; denn die Aristokratie des Wissens soll ja abgeschafft sein im Canton Bern, wie ein verdächtig gewordener Schulmeister gesagt hat. Das ist übrigens ein Glaube, welcher alt ist im Canton Bern, welcher mit der Verfassung nicht bloß nicht abgeschafft, sondern wie es scheint, noch befestigt worden ist, so daß jeder Gugag meint, er sei gut genug in jeden Rath. Es wäre wohl gut, es stünde mit dem rechten Glauben im

Canton Bern so gut als mit diesem Glauben. In diesem Glauben war unsere Familie auch recht stark. Sie dachte nicht daran, daß man das Wirthen und alles damit Verbundene lernen müsse; sie meinte, das verstehe sich von selbst. Wer wirthe, der nehme das Geld. Die Gäste sehen begreiflich nur, was der Wirth einnimmt. Wenn er ausgiebt, so sieht es nicht der Hundertste. Und was man nicht wisse, das könne man fragen, oder es sei bald gelernt, es wisse öppe ein jedere Löhl, wie es in einem Wirthshaus gehe, und was für Uertene man machen müsse. So hätte die Familie geantwortet, wenn man ihr von so etwas gesprochen, oder eine Wirthstochter, oder gar ein Stubenmeitschi in Vorschlag gebracht hätte als Frau für Steffen. Ja, sie hätte sich ordentlich erschüttet ob diesem Vorschlag; sie hätte geglaubt, man meine, es sei im Schoose ihrer Familie nicht Verstand genug zu jeder Sache, sie mangle noch was anderes als Geld. Es saß also die Familie nicht an der Landkarte und studirte die Wirthstöchter. Aber die Mutter war eine gute Frau, hatte also viele Weiber, welche bei ihr aus- und eingingen, so gleichsam ihre Adjutanten, welche für sie in der Welt agirten und ihr Kundschaft brachten aus der Welt Getümmel. Diesen vertraute sie ihr Vorhaben und wie es ihnen anständig wäre, wenn sie für den Steffen ein aufgeheitertes Mädchen wüßten mit einem schönen Schübeli Geld. —

Für solche Freundinnen ist ein solcher Auftrag fast, was himmlisches Manna, wenigstens eine der größten irdischen Wonnen. Wie die davon stoben, dann wieder daher stoben, zu b'richten hatten und die Hände verwarfen und nöthlich thaten! Wenn man sie hörte, so hätte man glauben sollen, es hätte über Nacht reiche, aufgeheiterte Mädchen geschneit ganze Haufen. Steffen hätte Tag und Nacht auf den Beinen sein müssen, wenn er alle Mädchen hätte g'schauen wollen, welche ihm angegeben wurden als wie gemacht für ihn. Wenn er auch nur dem Zehnten nachlief, so magerte er doch sichtbar

ab und klagte der Mutter, das Ding erleide ihm afe und entweder nehme er jetzt das erst best, oder er schlage d'r Wirthe aus dem Sinn. Die Besten der Mädchen hatten schon einen Lieben und wollten nichts von ihm, einige, die Geld hatten, hatten dazu Gesichter, wie ungewaschene Pfannen; andere, die für eine Wirthin nicht unzweckmäßige Gesichter hatten, besaßen eigentlich kein Vermögen, hatten bloß starke Hoffnung auf ein großes Erbe, z. B. ihrer Großmutter Halbschwester Tochter hätte bloß ein Kind und zwar gar es leids, das d's Manne kum erlebe werd und wenn das sterbe und der Großmutter Halbschwester ihren Mann überlebe, so lasse die eine Verordnung machen und dann könne sie den bessern Theil nehmen. Gesagt hätte sie es zwar nicht, aber merken hätte man es schon manchmal können.

Eben, als Steffen am Abstehen oder Erlauben war, eins von beiden, vernahm man, es Tüfels es ufg'heiterts Meitschi mit einem schönen Schübeli Geld, wo's nüt bruch, as es z'näh, wo me ke Stung druf warte müß, we me einist kuppelirt syg. Und dazu sei die Familie b'sunderbar huslig und zum Werche abg'richtet, wie keine so. Das schlay vom Morgen bis am Abe dry, daß es eim fry übel grus. Grad so eine, dachte alsobald die ganze Familie, mangle Steffen; was er nicht möge, mache die, und es werde ihr wohl kommen, wenn sie recht viel möge, von wegen, er werde an sie lassen je mehr dest lieber. Eisi hieß sie und ihr Vater war ein großer Bauer gewesen u Hungs gytig; ihre Mutter eine Werchadere wie keine. Keine ihrer Töchter machte ihr das geringste Ding recht, darum machte sie am liebsten alles alleine und ihre Töchter waren am besten hinter Mutters Rücken oder wenigstens zehn Schritt vom Leibe. Geld für Kleider gab der Vater so wenig als möglich und für Lustbarkeiten gar nichts, wollten sie was Besseres oder was lustiges, so mußten sie es erlistelen oder erstehlen; sie übten sich in beidem so gut sie konnten. Werchen mußten sie wie d'Roß. Duße werche, grad ane dryschlah konnten

sie, daß es Einem fry drab grusete. Aber daheim war keine dressirt; sie konnten kaum den Schweinen kochen, geschweige den Menschen. Nähen konnten sie so viel, für im Nothfall die Fetzen am Fürfuß niedernähen zu können, wenn sie ihnen über die Schuhe hinaushangen wollten. In einem halben Tag brachten sie so einen Fürfuß zur Ordnung im Schweiße ihres Angesichtes; den andern Tag ruheten sie von ihrer Arbeit, und am dritten Tage nahmen sie erst den zweiten Fürfuß übers Knie mit Angst und Seufzen. Von Lismen war keine Rede, ward dasselbe dringlich, so nahm man ein Solothurner Mönschli auf die Stör oder gar zwei. Die Leute waren b'sunderbar berühmt von wegen der Hauslichkeit und von wegen der Brävi, und was die Leute nicht sahen, das wußte die Mutter ihnen aufs Brod zu streichen, damit sie es auf die Trommel brächten. — Kurz nach einander starben die Eltern am Nervenfieber und wirklich war da Geld unter die Kinder gekommen. Die Töchter hatten ein artig Schübeli abgetriegt. Da fand Steffen was er wollte und zudem sehr freundliche Aufnahme; Er war in Verlegenheit, wie wehren; es hätten ihn alle drei Schwestern gerne gehabt und er konnte doch nur eine nehmen. Wir wollen ihnen nicht nachreden, daß sie lieber als andere Meitscheni Männer gehabt hätten. Aber so z'Lecrem, für nichts und wieder nichts, arbeiten viele Schwestern nicht gerne bei den Brüdern, haben bös, müssen Jungfrauen vorstellen und am Ende in der Vogtsrechnung noch sehen, daß sie nicht einmal das Essen verdient, sondern noch ein ordentlich Tischgeld schuldig geworden. Darum stellen sie lieber was für sich selbsten an, wo sie, wenn es gewerchet sein muß, doch wissen, für wen sie werchen. Steffen entschied sich bald. Er wollte Eisi, die lüftigst und lustigst von allen, die länferlen konnte, daß Einen düechte, sie rühre den Boden nicht an und ein Mundstück hatte, wie ein Schlängli. Die andern Schwestern ließen, als sie das merkten, anfänglich den Trümel hängen, indessen trösteten sie sich bald, weil jede einen Tröster fand. Es gab

Hochzeit über Hochzeit, und Glück über Glück, und Alle meinten, ihnen sei das leibhaftige Glück zugefallen.

Aber die Töchter fielen ganz anders aus, als man erwartet hatte. Bei ihnen erfuhr man, was Huslichkeit und Arbeitsamkeit in einem Hause helfen, wenn der rechte Boden fehlt. Wo der rechte Boden fehlt, da artet das Schönste aus und Tugenden verwandeln in Laster sich.

Eisi's Eltern, d's Bure ufem Gugger, waren sogenannte ehrbare Raggerleute, sie galten für brav, aber daß sie es in Mein und Dein besonders exakt nahmen, selb war nicht; sie hatten nicht großen Verkehr mit der Welt, weil sie immer von der Welt fürchteten betrogen zu werden; aber wenn sie eine Sau oder ein Kalb bei der Gewicht verkauften, so sparten sie das Füttern und Stopfen nicht, es bringe immer fövli, meinten sie, und der Metzger hätte allweg d's Bessere. Sie lebten karg in Kleidern und Essen, besonders so weit der Vater es zwingen konnte, und wenn die Kinder an eine Lustbarkeit wollten, so setzte es allemal Händel ab. Aller sogenannten Freude war der Vater feind und hielt die Kinder davon ab. Aber der Kinder Sinn so zu lenken, daß sie an etwas Anderem Freude kriegten, das that er nicht; der Kinder Auge nach etwas Höherem zu lenken, das ihnen ein Genügen geben konnte, that er ebenfalls nicht; der Kinder Herz durch Liebe und Gemüthlichkeit so zu fesseln, daß sein Sinn ihr Sinn wurde, sie mit Freuden ihm zur Hand sprangen, das that er wiederum nicht. Er haßte alles Lesen, es trage nichts ab, sagte er. Er brummte oft über das Kirchengehen, besonders bei schlechtem Wetter; man mach d'Schuh dure u heig nüt dervo, man sei ja unterwiesen worden, und sött öppe wüsse, was me z'thue und z'glaube heig, meinte er. Auch führte er keine geistlichen Gespräche mit seinen Kindern, außer wenn ein Nachbar, den er haßte, ins Unglück kam. Dann sagte er: es sei notti gut, daß zuweilen so Einem etwas auf die Nase werde, sonst würd z'letzt niemand mehr glauben, daß ein Gott

im Himmel ſei. Freundliche Worte gab er das Jahr durch wenige. Sauerſehen war ſeine Freundlichkeit. Klagte jemand über etwas, ſo ſagte er, he es iſt ſih doch d'r werth ſo z'gruchſe, wed ſchwygſt, ſu wirds ſcho beſſere. Wenn das Gruchſen ſich ſo ſteigerte, daß der Fehlbare nicht mehr arbeitete und nebetzi lag, ſo ſagte er, das ſei nur Fantaſcht und Fulkeit.

Die Mutter war darin gleich, daß ſie ebenfalls nichts Beſſeres pflanzte in die Kinder, daß das Raggern auch ihre Gewohnheit war, daß ſie alſo ziemlich einträchtig mit ihrem Manne einem Ziel zulief. Aber ſehr getäuſcht würde man ſich haben, wenn man geglaubt hätte, ſie hätte ihren Mann geliebt. Sie liebten beide bloß den Mammon, keine lebendige Seele, die Frau höchſtens ihre Maſtſchweine von Martistag bis Oſtern, wenn ſie recht gut thaten. Aber eben weil ſie ſich nicht liebten, kam zuweilen der Frau der Widerſpruchsgeiſt an, d'r Alt müſſ' doch de nit meine, daß er alles zwängen wolle. Dann half ſie den Töchtern hinter dem Rücken des Mannes zu allerlei, zu Kleidern und Schleckereien. Wenn er den Rücken kehrte, ſo wurde g'eiertätſchelt oder gekächelt, oder ein Abendſitz angeſtellt, oder ſie riſſen ſonſt aus und wenn dann der Alte das Korn nachgemeſſen hätte, oder das Geſpinnſt nachgewogen, oder die Eier gezählt, ſo hätte er zuweilen was merken können. Indeſſen geſchah das ſelten genug. Durſt und Drang nach der Welt und ihren Genüſſen ward nicht geſtillt, nicht ausgetrieben, nur aufgeſtaucht. Da ſaßen ſie auf ihrem Gugger oben und mußten immer denken, „o hätt ich doch, o könnt ich doch!“ — Wenn Markt, Muſterung, Tanzſonntage waren und Alles zottelte, ſie aber bleiben mußten, ſo wollte das ſie faſt verſprengen, und was es für einen Unwillen gab, kann man ſich denken. So erſchienen ſie wohl eingezogen, konnten mit Recht dafür gelten, aber die Eingezogenheit war nicht ihr Sinn, war Zwang, inwendig ſah es ganz anders aus. Sie glichen Aepfeln, geſund und ganz von Anſehen, die unter der Rinde aber ganz anders ſich zeigen. So waren

aber nicht bloß sie, so würden auch noch viele Andere erfunden werden und sind bereits erfunden worden, wenn es zum Fecken kam.

Aehnlich verhielt es sich mit ihrer Arbeitsamkeit, die hatte auch nicht ihre Wurzel inwendig in dem Sinne, der Freude hat an treuem Benutzen seiner Gaben, an treuem Beschicken seines Tagewerks, in der Liebe, welche Freude machen will dem irdischen Vater und das Wohlgefallen des himmlischen sucht, sondern sie wurde getrieben und erzeugt durch einen äußern Zwang; hörte der Zwang auf, sank die Arbeitsamkeit auch in sich selbst zusammen. Zudem war dieses Arbeiten eigentlich nicht weit her, sondern bloß ein so allgemeines Dreinschlagen. Vom Hauswesen verstunden sie hell nichts, achteten sich allerwelt nichts, hatten nur immer zu sinnen und zu denken, wie es doch lustig wäre, wenn sie machen könnten wie es ihnen gefiele, und wie es doch verflucht sei, daß sie machen müßten, was sie nicht gerne mochten. Sie waren weder im Stall noch in der Küche daheim, und was das Spinnen anbelangt, so fluchte der Weber immer gränzenlos, wenn er dem Garn vom Gugger nicht entrinnen konnte.

So war die Arbeitsamkeit und Eingezogenheit der gepriesenen Töchter beschaffen, und wie viel sie werth waren, erfuhr auch bald die Welt. Das hätte man doch afe nicht gedacht, hieß es dann, wie doch die Menschen sich ändern könnten, u d'rzu noh so kurzum! Bäbi, die älteste, ward alsbald liederlich, begann zu essen und zu trinken, was das Herz gelüstete, so gut und so viel als es z'weg bringen mochte, dem Mann dagegen gönnte es nichts, am liebsten hätte es ihm nur Erdäpfelrinde gegeben oder Treber, wenn es welche gehabt hätte. Es ging nicht viele Jahre, so starb der Mann an der Auszehrung, Bäbi aber an der Wassersucht. Mädi, die zweite Tochter, ward eine gränzenlose Schlampe und Dampe, schwatzen war seine Seligkeit, und bald laufe, bald höckle, kam ihm grad nache; die Kinder ließ es verhudelt laufen, manchmal

hatte es längſt Mittag geläutet und Mädi hatte noch kein Feuer angemacht, keine Erdäpfel gewaſchen. Einmal hätte es bald das Haus verbrannt. Es hatte Anken ob dem Feuer zum Auslaſſen, eine Nachbarin ging vorüber, Mädi ſchoß hinaus: „Du, du, los doch neuis," rief es, und wenn es einmal dieſen Haken eingehängt hatte, ſo kriegte es ihn nicht wieder los; ſo dampete es, bis der Anken im Feuer war; da wohl hatte das Dampen ein Ende, und wenn die Nachbarin nicht geweſen wäre, Mädi hätte ſich nicht zu helfen gewußt. Kommod kam es ihm, daß die Schweine nicht reden konnten; wohl, die hätten ihm Sachen ausgebracht, daß Gott erbarm. Wie es Eiſi erging, dem aufgeheiterten, welches den lüftigen Steffen kriegte, das wollen wir nun auch ſehen.

Drittes Kapitel.

Wie eine Frau in ſechs Wochen das Wirthen lernt.

Auf der Gnepfi hatte ſein Vater ihm ein altes Haus gekauft und eine Conceſſion richtig erhalten. D'Gnepfi lag an einer Straße, Steffen hoffte dabei aber noch, daß accurat bei ſeinem Hauſe künftig eine zweite Straße ſich münden werde. Und wenn die Leute ſeine Hoffnung auslachen wollten, ſo lachte er noch mehr und ſagte: Er verlaſſe ſich auf gute Bekanntſchaft und auf einen Zapfen oder zwei käme es ihm nicht an. Da ließen ſie nun bauen, z'wegmachen, einrichten, und während das geſchah, ſollte Eiſi geſchwind das Kochen lernen. Steffens Mutter hatte bald gemerkt, wie es mit Eiſi's Kochkunſt beſtellt war und daß die Schweine allemal grännetem, wenn Eiſi ihren Hafen in Obhut gehabt hatte. Sie gab daher Steffen untern Fuß, Eiſi ſollte doch wäger noch ein wenig kochen lernen, es ſei nicht einmal im Stande, für d'Tauner z'koche und d'Handwerkslüt, geſchweige denn für

neuls Grechts, e Kindbetti, es Hochzyt oder gar für d'Grichtsmanne. Steffen begriff das. Er aß nicht ungern was Gutes und Eisi hatte ihm einmal einen Eiertätsch gemacht, der war zäh wie Sohlleder gewesen und hatte gestunken wie ein verbranntes Haus, wo alles Vieh drin geblieben war. Seitdem hatte er großen Respekt vor Eisi's Kochen, und wenn er es in der Küche sah, so hielt er allemal die Nase zu.

Er hatte einen Freund, der auch Scharfschütz war, ein Wirthshaus besaß und eine Frau, von welcher Steffen sagte, das sei ihm ein dunstigs Ketzerli von einer Frau, die gefiel ihm, so sollten alle Wirthinnen sein. Diesen fragte er, ob er sein Eisi nicht drei oder vier Wochen zu ihm thun könnte für d's Koche z'lere, öppe gar e Hex drin sei es noch nicht. Der Freund war ganz bereitwillig, schwerer war Eisi zu bereden, es meinte, selb wär nicht nöthig, und was es öppe nicht könne, sei bald gelernt, es werd ihm de, wenn Noth a Ma chöm, scho z'Sinn cho, wie d'Sach müff' g'macht sy, u de chönn me öppe probire, bis es gut chöm, es syg jetzt alles gar wohlfeil. Je weniger man von einer Sache kennt, desto leichter kömmt Einem das Erlernen derselben vor, und je weniger Begriff man von einer Kunst oder Wissenschaft hat, desto geringer schätzt man sie. Indessen ließ es sich bereden; vier Wochen seien bald vorbei, dachte es, und geschrieben stehe es nirgends, daß es den ganzen Tag in der Küche sein und den Kuchimutz machen müsse. Es nahm eine ganze Kiste voll Kleider mit, aber Kuchischurz keinen einzigen; dere werden sie dort wohl haben, dachte es, wenn es einen haben müsse.

Die Wirthin dort war ein lustig, leichtfertig Ding, die sich um die Küche wenig bekümmerte, aber mit den Gästen lustig thun konnte, wenn dieselben für sie waren. Sie waren reich, ihre Wirthschaft hatte einen eingeurbeten Gang, es mochte sich da schon etwas ereiden. Sie hatte anfangs ihren Mann tüchtig ausgeschnauzt, daß er ihr so eine bringe, mit der sie sollte in der Küche sein, dergleichen thun, was sie für

eine Köchin ſei, und er wiſſe ja wohl, wie ihr das in der Küche hocken zuwider ſei, wie ſie auch nichts weniger erleiden möge als das. Als aber Eiſi kam, grollte ſie mit ihrem Manne nicht länger, ſie ſah daß es mit dem Küche ſitzen nicht ſo gefährlich ſei, und ſie und Eiſi waren b'ſunderbar wohl für einander. Eiſi war die Welt neu, es ſah hundert Dinge mit ſtaunenden Augen an, welche Weltmenſchen alltägliche Dinge waren und brach darüber in Lobeserhebungen aus. Es that daher der Wirthin b'ſunderbar wohl, wenn ſie Eiſi ihre Herrlichkeiten in Stuben und Kaſten auspacken und zeigen konnte, und Eiſi dann aus Herzensgrund zu loben begann: „E aber ni, aber ni, tuſig ſchieß, Türk abe nangere wie ſchön! ſelligs hab nih noh niene g'ſeh, ni aber was doch de Lüte afe nit z'Sinn chunt, mi ſteit fry uf e Gring!" So ein herzgründlich Lob, dem man es von weitem anhört, daß es nicht ein übliches alltägliches iſt, thut einem ſogenannten großen Geiſte wohl, warum ſollte alſo dadurch eine Wirthin nicht gewonnen werden, warum ſollte ſie mit einer ſolchen Freundin nicht die herrlichſten Tage verleben? Eiſi war daheim gezwungen geweſen, ſpäteſtens um fünf Uhr des Morgens aufzuſtehen, bei ſeines Mannes Eltern hatte es bis ſechs döſelen laſſen können, hier kam, oder wie man ſagt, ſchloff es das erſte Mal erſt um ſieben füre, und zwar ſehr erſchrocken und wollte ſich ſehr entſchuldigen von wegen dem guten Bett, und weil niemand es geweckt. Aber es fand niemand, dem es die Entſchuldigung anbringen konnte. Erſt lang nachher zeigte der Wirth ſich, und ſpäter noch ſchloff die Wirthin füre. Die lachte Eiſi weidlich aus und wie ihm recht geſchehen, daß es ſo lange auf das z'Morgen hätte warten müſſen, einen andern Tag werde es wohl witziger ſein. Das ließ Eiſi ſich nicht zweimal ſagen, war es doch ja hier zum Lernen, was der Brauch ſei, und o wie wohl that ihm das lange Liegen! und je länger es lag, deſto härter hielt das Aufſtehen; es war ihm, als müſſe es für zweiundzwanzig Jahre nache ligge.

Am Morgen, ehe sie die Kaffeekanne hinausnahm, frug die Köchin, ob sie etwas solle z'wegmachen? He ja, mach etwas, sagte die Wirthin, wenn's z'weg ist, so sag es uns, wir wollen kommen und luegen. Das Luegen war aber gewöhnlich bald erleidet: „a bah, sagte die Wirthin, du hast jetzt schon gesehen, wie man es macht, wir wollen es dann probiren, wie es ist, das ist allweg d'Hauptsach." Versucht wurde dann gründlich und Eisi lebte Herrenwohl daran; das war andere Kost als daheim auf dem Gugger! Dere wolle es viel machen, sagte es gewöhnlich, was nimmt me neue dry? Dann gab die Köchin etwas Bericht und die Wirthin meinte: „a bah, was witt doch die Müh hah, du wirst doch öppe nit e Narr sy u welle selber koche, und e Köchi weiß selligs sche, öppe allbeeinisch öppis agäh, für daß me geng öppe weiß wer Meister ist, mehr ist nit nöthig. Und d'rfür kauf dir eins dere Bücher wo man hat, wo alles d'rin aufgemacht ist, was man kochen kann und wie man kochet, Kochbücher seit me ne." „E ni, aber ni, was du m'r doch nit seist, het me de o noh dere Bücher, wo vom Koche drin steit, vo dene hah nih doch afe noh nüt g'hört", sagte Eisi und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Nebenbei lernte Eisi auch, daß man an Fische eine Fischsauce mache, wenn man sie nicht brägle, an Brägelwürste eine Zwiebelnschweize, an einen Hasenpfeffer aber öppis ganz angers; daß man das Rindfleisch und d's Bratis nicht im gleichen Hafen koche, und daß, wenn man saure Leber machen wolle, man Essig nehmen müsse dazu, und wenn man eine Suppe mache ohne Krebsstiele, so könne man dieser „falsche Krebssuppe" sagen. Das lernte Eisi, meinte nun was es wüßte, hielt seine Kochgelehrsamkeit für groß, dachte, wenn es noch ein Buch hätte, wie die Wirthin g'seit heig, un de noh e Köchi, su förcht es ke Tüfel nüt. Nachmittags fuhren sie dann aus, oder stellten sonst etwas an, oder gingen in einen Krämerladen, oder ließen eine Näherin kommen, um Eisi eine Kappe zu machen, wie die Wirthin

eine hatte, oder was anderes sonst, das Eisi noch nicht hatte. Kurz sie führten zusammen ein Leben, wie die Vögel im Hirse, aus den vier Wochen wurden sechs und Eisi kam zu der Ueberzeugung: Wirthen oder im Himmel sein, das komme accurat aufs Gleiche.

Nach sechs Wochen kam Eisi heim, viel stolzer als ein Student, der drei Jahre auf der Hochschule gewesen und ein Doktor-Diplom errungen hat. Es brachte drei neue Kappen heim, Fürtücher, zwei Tschöpleni, brodirte Schuh, einen Fingerring und sonst noch allerlei, strählte das Haar niedsig, kannte einige Redensarten: das wird öppe nit sy, dir cheut doch afe vexire, schenket ech bald wieder d'Ehr, zu nis z'cho und dergleichen mehr. Es wußte von Fischsauce zu reden und falscher Krebssuppe, wo verflucht hüstig syg, wenn me brav drykey; hatte auf dem Heimweg eins dere Bücher gekauft, wo das Koche drin azoge war vo z'vorderist bis z'hingerist, und die Wirthin hatte versprochen, ihm für eine Köchin z'luege, wo alles kochen könne, wie mes ume wünsch. Hatte also Eisi nicht Ursache stolz zu sein und zwar wenigstens so stolz wie ein Doktor, der vielleicht nicht halb so viel heimbrachte als Eisi?

Eisi imponirte auch damit und Steffens Leute konnten sich nicht genug verwundern, wie Eisi afe geändert heig in sechs Wochen, es sei schon eine ganze Wirthin, chönn rede wie nes Oergeli und d'r Sach d'r Tätsch gäh vom Tüfel. Steffen hatte rechte Meinig mit Eisi, sagte allenthalben, er sei g'fellig gsy, er hätts breicht, aber bis er die gehabt, heigs Müs g'hah; d's Auslesen hätte ihm mehr Mühe gegeben, als albez de Bern Metzgere d'r Ostermändigstier. Und wenn Eisi so freundlich und holdselig die Leute einlud, si sölle sih doch d'Ehr gäh un si b'suche, so dachte er, das chöm gut, grad so müsse man mit den Leuten sein, un mit süße Worte chönn me d'r sur Wy z'halb verbessere. — So dachte Steffen, von wegen in den Sprachformen war Steffen eben nicht stark.

Auf die Kälber verstund er sich etwas besser, obgleich er auch in dieser Wissenschaft kein Hexenmeister war.

Viertes Kapitel.

Wie Wirth und Wirthin floriren und wie die Wirthschaft blüht.

So begann die Wirthschaft unter den glänzendsten Aussichten, denn der Zulauf war über alles Erwarten groß und der Verbrauch dem Zulauf angemessen.

Steffen hatte also ein schön Schübeli Geld von seiner Frau, fast zehntausend Pfund. Mit so viel in Händen fangen gar Viele nicht an, das merke man sich wohl. Zudem meinte er noch ein Bedeutendes von seinem Vater erwarten zu sollen, und das meinten auch noch andere Leute. Einen Theil seines Weibergutes zahlte er an sein Heimwesen, einen andern Theil verbaute er, der Rest blieb ihm zur Einrichtung, zu Anschaffung von Wein und andern Vorräthen. Vieles und namentlich Wein brauchte er nicht baar zu zahlen, viel blankes Geld, wie er es nie gehabt, blieb in seinen Händen, alle Tage kam ihm anderes zurück, Alles wollte zum neuen Wirth, luege wie es dort sei und weil neue Besen gut wischen thäten. Zufällig waren auch mehrere Extra-Anläße: Märkte in der Nähe, Musik, Zusammenläufe, Musterungen, sogar eine Feuersbrunst eben recht weit, daß man nichts zu riskiren hatte, nichts umsonst liefern mußte, und doch Alles diesem Wirthshause zulief, weil es außerhalb des Gedränges das nächste war. Kurz sie hatten Geld zum Fressen. Steffen und sein Eisi waren wie in den Lüften, mehr lösen nützte nur nichts, meinten beide. Eisi machte die lustige Wirthin; was es in der Küche war, hatte Steffen gar nicht Zeit sich zu achten; an das, was gebraucht wurde, dachte kein Mensch, alles gelöste Geld schien Gewinn, und was Steffen trieb und g'werbete,

das dünkte Eisi lustig, und was es koste oder nicht koste, darnach frug es wenig.

Eisi war von Haus aus gewohnt, alles was man im Hause hatte, zu betrachten als koste es nichts, und wenn zuweilen die Mutter über etwas brummte, so hieß es: „eh das wird ja nit sövli machen, das kostet ja nüt, m'r heis ja selber!" Nun hatten sie das Meiste was sie brauchten auf dem Gugger selbst, den Kaffee ausgenommen, der wurde höchstens z'Halbpfündern eingekauft, und die Mutter wußte accurat anzugeben, bei welchem Krämer die meisten Bohnen in einem Vierling seien. Mit dem Kaffee wurde aber auch sorgfältig und sparsam umgegangen. Nun hatte man hier auf der Gnepfi auch einmal alles selbst, denn Eisi fiel in die Täuschung, in welche viele Weiber fallen, wenn sie die Einkäufe nicht selbst besorgen, das Geld nicht durch ihre Hände geht, das Gekaufte in Masse anrückt und eingelagert wird in Keller oder Vorrathskammern. So schien es Eisi, als hätten sie den Wein selbst, als sei der gar nichts zu rechnen; es schien ihm das Gleiche mit dem Fleisch aus der Schaal, mit den Kerzen, welche ihnen der X lieferte, welchem sie das Unschlitt gaben; das Gleiche mit Zucker und Kaffee, welches ihnen durchreisende Müsterler z'Gefalle und im Vertrauen anboten, einen guten halben Batzen oder mehr wohlfeiler, als es ihnen sonst der Krämer gab, z'Pfünderweis, so daß Eisi die Hände über dem Kopf zusammenschlug und sagte: es hätte doch nicht geglaubt, daß seie dä Schnürsli dä Weg b'schiß, aber es sei hürmehi niemere meh z'traue. Begreiflich kannte Eisi den Unterschied zwischen en gros und en détail nicht, hatte die größte Freude, Kaffee und Zucker fast für nichts kaufen zu können, und daß es Einem noch umsonst z'Hus und z'Hei kam und doch kei Mönsch eim es Wörtli vo zahle säg, u fay me selber d'rvo a u säg vo zahle, su heiß es: „ganz nach Gelegenheit, das pressirt durchaus nicht." So kaufte Eisi gerne, that gerne einem artigen Müsterler etwas zu Gefallen, b'sun-

d-bar wenn er es oder was von ihm kam zu rühmen wußte. Diese Vorräthe wuchsen ihm mit dem Hause zusammen, es kam ihm vor, es hätte d'Sach jetzt selber, man brauche ja nur oben aben zu holen, es sei noch viel oben und kost ja fast nichts. So schonte es Zucker und Kaffee und alles was man selber oder fast für nichts hatte, durchaus nicht.

Schonte Eisi sein Eigenthum nicht, wie wäre Schonung von der Köchin oder sonst einer Magd zu erwarten gewesen? Diese brauchten natürlich auch was sie gut dünkte, setzten auf Vorräthe keinen Werth, ließen es sich behagen, dachten nicht daran, etwas zu Ehren zu ziehen, d'Sach in ein Maaß zu bringen, z'mödelen, daß die Leute wohl waren und doch nicht g'schändet wurde. Man kochte Haufen, zumeist d's halb z'viel und wenn die Säumelchtern und die Schüttsteine reden könnten, die hätten Einem sagen können, wie viel in sie spaziert sei. Es wäre die Frage, ob damit nicht eine ebenrechte Haushaltung hätte erhalten werden können. Arme Leute kriegten wenig davon, von wegen es gab schon Mühe, sie heißen hineinkommen und ihnen etwas z'weg z'machen, und mehr Mühe, als sein mußte, gab sich niemand. Geld ist rasch gegeben, besonders wenn man es mit Kreuzern und Halbbatzen nicht genau nimmt, darum gab man Bettlern Geld, wenn schon der Kuchischaft voll Sachen war, die kein Mensch mehr anrührte, die den Schweinen beizt waren. Dessen ungeachtet galt Eisi allenthalben als eine gute Frau und weil es nicht meinte, es müsse alles regieren und in alles reden, wie es Leuten, welche eine Sache gar nicht oder höchstens halb verstehen, gerne anwohnt, sondern mit seinen Mägden auf gutem Fuße stand, so achtete man allfällige Dummheiten nicht, brachte sie ihm nicht aus, sagte höchstens: es sei noch ungewohnt, es sei sich aber auch nicht zu verwundern, so von einem Bauernorte her, wo d's Jahr aus d's Jahr ein nichts gekocht werde als Erdäpfel und Kaffee und über den andern Sonntag Sauerkraut und

Fleisch; so eine aufgeheiterte wie die, werd scho no lere, was sie mangle.

Nebenbei hatte Eisi noch viel Schönheitssinn, der war hauptsächlich geweckt worden in seiner Studienzeit bei seiner Freundin. Die erste Einrichtung ihres Hauses war begreiflich dürftig und oberflächlich. Eisi hatte bei der Theilung Hausrath und etwas von Bett und Bettgeräthe erhalten, Steffens Mutter hatte auch was gegeben, anderes angeschafft, für ein Sündengeld meinte sie, hoffentlich hätten sie jetzt für ihr ganz Lebtag genug. Aber begreiflich weiß so eine Bauernfrau nicht, was es alles und in welcher Menge in einem Wirthshause mangelt; und als Eisi mit ihrer Köchin einzog, da fehlte es an allen Orten, und wie einmal Einer erklärt hatte, er werde von Straßburg verreisen, wenn man nicht rede von was er wolle, so erklärte die Köchin alsobald, sie verreise, wenn man nicht neu ans Anschaffen gehe, das und das müsse herbei oder sie bleibe keine Stunde länger. Was so eine Köchin für ein festes Wort hat und einen grüslichen Willen, man glaubt es gar nicht! — Begreiflich ward das Geforderte auf der Stelle angeschafft, aber dennoch verging fast kein Tag, wo die Köchin nicht von vornen anfing und mörderlich schimpfte, was das für ein Kochen sei, so in einer neuen Hudelwirthschaft, wo in Gottes Name hinten und vornen nichts sei, und wenn man etwas machen wolle, Einem entweder die Sachen dazu fehlten, oder das Geschirr, es zu kochen. Dann begann sie eine Reihe von Häusern aufzusagen, in denen sie gedient, und was man in jedem Hause für Geschirr gehabt und für Kommlichkeiten, da sei d's Kochen eine wahre Freude gewesen; aber so in einer Bettlerküche müsse man z'hingerfür werde, gäb wie me sih wehr. Eisi hatte ein zu gutes Herz, um so eine Köchin z'hingerfür machen zu wollen, es trat daher in die meisten Wünsche ein und schaffte unbesinnt herbei was sie wollte. Sie werde am besten wissen was nöthig sei, und was einmal sein müsse, was da lang täre helfe, meinte es.

Nun hatte Eisi aber auch eigene Gelüsten. Es hatte bei seiner Freundin, welche an einer großen Straße wohnte, große Herrlichkeiten gesehen, von Umhängen, Spiegeln, Möbeln, Uhren, Gemälden, kurz allerlei, womit man in einem Wirthshause Staat macht, und nun ließ es ihn's gar nicht leben, nichts von dem allem haben zu sollen. Daß ein großer Unterschied sei zwischen den Wirthshäusern, daß die einen mit Uebernächtlern gesegnet werden, andere nur flüchtige Gastig haben; die einen eine Ausspannstation, andere bloß gerecht für Zwischenfutter; die einen bloß da seien für die umliegende Bevölkerung, die kömmt und geht, andere dagegen für Reisende, die manchmal sich aufhalten; das wußte Eisi begreiflich nicht. Eisi meinte, das alles hänge vom Eing'richt ab und wenn sie einmal eingerichtet seien, so wolle es luegen, ob d's Land auf d's Land ab ein Wirthshaus sei, wo es stärker gehe als in ihrem. Vor allem aus trachtete es nach schönen Umhängen und Portraits. Es schien zu glauben, aus schönen Umhängen würden dann Uebernächtler schlüpfen, vornehme, denen man so recht herzhaft eine Uerti machen könne; und weither würden die Leute angezogen durch wohl stark gefärbte Dinger, denen Eisi Portrait sagte, und die ihm b'sungerbar wohl gefielen, und um so besser, je stärker Roth, Blau und Gelb durcheinander gerührt waren. Alsobald mußten acht Bettmacherinnen auf den Laden, und kamen daher gezogen fast mit einem ganzen Fuder Herrlichkeiten.

Ein neues Wirthshaus ist für Bettmacherinnen immer eine Art von Neujahrkindlein; aber eine neue Wirthin in einem neuen Wirthshause, die ist für sie ein wahres Herrenfressen. Da ist was anzugeben, was anzubringen, da kann man der Phantasie freien Spielraum lassen, kann förmlich dichten in Umhängen, Festons, Zetteln, Troddeln, Guirlanden, Bändel und andern Formen, kann alle Farben anbringen, kann flechten und troußiren, daß sich Einem das Herz im Leibe umkehrt vor Wollust. Ob Fenstervertiefungen sind oder keine, ob die Sache einfach sei, oder Auf- und Abnehmen und neu

flechten und trouſiren kunſtfertige Hände erfordern, iſt all einerlei, was ſchön iſt und in die Augen ſticht, wird angebracht. Und dieweilen ſo eine neue Wirthin nicht ungerne gerühmt wird, es iſt ihr eigentlich durchaus nicht wegen ihr, ſondern wegen dem neuen Wirthshauſe, das ſie berühmt machen möchte, und Bettmacherinnen weit umher kommen und viel ſagen können, während der Tag lang iſt, e was da ſo eine Wirthin anwendet, damit die Töchter wohl ſind und Urſache zum Rühmen haben! Es iſt ihnen aber auch zu gönnen, den guten Töchtern, ſo gut als den Katholiken, wenn die langen Faſttage vorübergehen und die Fleiſchzeit ihnen wieder aufgeht. Und was ſo eine ſechswöchige Stör an den Töchtern anſchlägt, es iſt unglaublich! Das merket niemand beſſer als der Schimmel, der ſie geholt hatte und nun wieder heimführen muß. Dieſe Töchter wiſſen nun wieder viel, was hier und dort Schönes ſei, anzugeben, was wohl ſtünde und faſt gar nothwendig ſei, ja ſie verſtehen auch etwas von Kleidungen und Moden, und wiſſen zu erzählen, wie doch dieſe Wirthin verſehen ſei mit Sachen, man glaube es nicht, und wie jene einen Staat habe, ſiebenzehn Mal könne ſie ſich ganz anders anziehen und man wiſſe gar nicht wann am ſchönſten, ſo neu, proper und koſtbar ſei alles. Was ſolche Nachrichten für Bewegungen erzeugen in der Bruſt einer von denen, welche von der Eva abſtammen, man kann es gar nicht glauben.

Eine Pintenwirthin oder ſo eine Speiſewirthſchäftlerin, die lache nicht über Eiſi und ſeine Bettmacherinnen. Eiſi hatte einen Gaſthof und zehntauſend Pfund baar Geld gehabt. Das iſt was anders als ſo ein gemein Pintli und d'rnebe nichts als ein Sonntagkitteli und ein Wertagkitteli, dreiundzwanzig Mänteli und drei ganze Hemmeli. Und wenn ſie es hätten, ſo wär bei Vielen der Unterſchied nicht ſo groß, von wegen der Sinn wäre der gleiche, und was man nicht im Großen treiben kann, das treibt man im Kleinen und am Ende kömmts auf eins heraus. Aus einem Kaffeekacheli

nimmt man mit Kaffeelöffeln, aus einer Suppenschüssel mit Suppenlöffeln, und am Ende wird eins leer wie das andere, die Suppenschüssel und das Kaffeekacheli.

So brauchte Eisi allerdings sehr viel Geld, aber so viel es brauchte, es fand immer welches im Schubläbli: und wie viel es ausgab, das wußte es nicht, aufgeschrieben wurde es nicht, und es sonst zusammenzurechnen, wäre Eisi eine Kunst gewesen, denn Hexen und Rechnen kam ihm ungefähr gleichbedeutend vor. So ging es z. B. lange, ehe es sich eingeprägt hatte, wie viel es bringe, wenn einer drei halbe Schoppen zehnbatzigen Wein gehabt, oder gar drei Schoppen sechsbatzigen. Eisi hatte also nicht von ferne einen Begriff von der Summe, welche es in Jahresfrist ausgegeben hatte.

Ebensowenig dachte Steffen daran oder darüber nach. Steffen war der glücklichste Mensch auf der Welt, daheim hatte er was er wollte, und wohin er kam, da war er der Hahn im Korbe. Auf einmal war er nicht bloß in einer unabhängigen Lage, sondern er kam sich vor wie ein förmlicher Küng.

Da strömte Alles herbei und machte ihm den Hof, schwänzelte um ihn herum und rühmte ihm alles vom Hund weg bis zur Frau. Die Weingumene schneite es förmlich daher, wie den 28. Jänner 1845 den Schnee. Wirthshäuser sind den Weingumene, was Mäuselöcher den Katzen, und absonderlich neue Wirthshäuser. Begreiflich kömmt es viel darauf an, wer hier zuerst den Fuß in Hafen setzen, den Wirth oder die Wirthin andrehen und an Bändel kriegen kann, indessen mit aller Vorsicht. Bloß wegen des Wirthes schönem Gesicht und der Wirthin lüftigem Wesen setzt man seine Fässer Wein, wie wenig sie auch werth sein mögen, nicht aufs Spiel. Man nimmt daher Informationen auf, hier, dort, bei alten Kunden, alles mit aller Vorsicht, wie das Vermögen beschaffen sei, ob man trauen könne herzhaft oder bloß so probiren dürfe mit einem oder zwei Fässern vom min-

dern. Als nun bei Steffen die Informationen so vortheilhaft lauteten, daß sie die Gumene lange nicht glauben konnten, denn ein neuer Wirth, der zehntausend Pfund erweibet und noch ein Schönes von Hause zu erwarten hatte, der war ihnen lange, lange nicht vorgekommen, so jagten sie sich fast die Fersen ab, überschütteten Steffen und seine Frau mit Höflichkeiten und Komplimenten, von denen beide nie nur geträumt hatten. Sie wirten vom Besten auf, sagten, wie glücklich sie sich schätzen würden, wenn sie in ein solches Haus den Wein fourniren könnten, garantirten, wie sie, könnte ihn niemand liefern und wenn man ihnen es überlasse, so wollten sie wetten, in wenig Monaten nehme Steffen allen Wirthen in der Umgegend die Gastig weg, und über die Gasse brauche keiner mehr eine Maaß. Wenn nun Einer so zärtlich und zuversichtlich sprach, absonderlich in trauten Abendstunden, welche dem Weinhandel besonders günstig sind, so gestalteten sich diese Stunden zu den glücklichsten, welche Steffen und Eisi je erlebt hatten. Sie waren noch neu in der Welt, hatten noch nicht viel Gumene erlebt; sie glaubten, was so traulich aus dem Munde klang; sie sahen sich schon im Besitz der größten Kundsame und ganzen Steingruben voll Geld; sie machten per se Bestellungen und träumten ganz selig von Glück und Reichthum, bis die Sonne längst hungerig war und an viel Tausend z'Morgeneffen sich bereits vom Zuluegen gesättigt hatte. So ging es mit den Käsmannen, so ging es mit den Liquörfabrikanten, so mit den Essigmachern, so mit den Bäckern und Müllern; ja selbst Bauern kamen und trugen Steffen Feißes an. Die Gerber kamen und wollten einen Handel mit ihm für die Häute machen, und die Kerzenbaggler sein Unschlitt haben, nicht weil sie nicht schon fast zu viel hätten, indessen seines wäre ihnen gerade jetzt sehr anständig, es sei ein Fall darnach. So hatten sie fast wie Fürsten und Könige einen besondern Hofstaat um sich, der sie verehrte, die Hände ihnen unter die Füße legte und sie auf denselben bis

zum Himmel hob; einen Hofstaat, der nicht bloß von ihrer Gnade zu leben, sondern oft mit einem bloßen gnädigen Blick zufrieden schien. An der Aufrichtigkeit dieses Hofstaates hatten sie keinen Grund zu zweifeln, denn was sie bestellten, das war gut, oft besser als das Muster. Ganz dumme Leute nimmt man bekanntlich nicht zu Gumene, sondern solche, welche einen Unterschied zu machen wissen unter den Menschen, zwischen neu zu erwerbenden guten Kunden und verdächtigen Kunden, zwischen alten guten und alten schlechten, auch solchen, die so oft als möglich Weinhändler wechseln, weil sie von jedem neuen Händler neuen Kredit hoffen. So ein neuer solider Kunde kriegt die beste Waare, wird ausgesucht bedient; man will ihn nicht bloß zufriedenstellen, sondern man möchte ihn ausschließlich bedienen, alle Konkurrenten ausschließen, Herr seines Kellers werden. Wenn mal ein Wirth ihnen dieses Vertrauen schenken würde, sagen sie, sie garantirten, in einem Jahre müßten alle Wirthe eine Stunde in der Runde ruinirt sein. Den neuen Wirth auf solche Weise zu gewinnen, wird allem aufgeboten, und jeder strengt sich an und überwindet alle seine bösen Gewohnheiten und möchte das beste Glas Wein liefern. Keiner sagt was vom Gelde, und wenn der Wirth die Rede darauf bringt, so antwortet er so, daß man glauben könnte, er wollte gar keins, er hätte große Lust, ihm den Wein umsonst zu liefern.

Ein Wirth, der auch nur einen Schatten von Kredit hat, ist unstreitig von allen Handelsleuten weit aus der Begünstigste. Er hat am meisten Prozente auf seiner Waare, sie ist am wenigsten dem Verliegen unterworfen, sie kömmt nicht aus der Mode, am allerwenigsten der Wein, wahrscheinlich das Bronz ebenfalls nicht; es geht ihm das Meiste baar ein und im Allgemeinen hat er wenig Ausstehendes in den Büchern. Hier und da eine Kindbetti, hier und da ein Pfund Schmeer oder ein halbes, welches er sich aber wie ein Apotheker bezahlen läßt. Auch muß er zuweilen lange auf die Bezahlung einer

Gräbd warten, hat aber dann immer den Vortheil, daß, je länger es geht, er deſt' mehr an der Rechnung nachbeſſern kann. Denn die Rechnung wird nicht abgeſchloſſen, d. h. der Wirth ſagt zumeiſt nicht, was man ihm ſchuldig ſei, bis man bezahlen will. Da kann er immer ſagen bei einer Gräbd z. B.: wie haben wir abgeredet? ſechs bis ſieben Batzen, d'r Bz à ſechs Bz. Das war abgeredet; nun kommt das unbeſtimmte, ſo und ſo viel Maaß, und dann hats noch neuis von Thee gebraucht, ich glaube zwei oder zwanzig Maaß, je nachdem. Ein Handelsmann iſt in ganz anderer Lage. Bei ihm geht der Verkauf fix, da iſt kein Hinterthürchen zum Daraufſchlagen der Prozente; an vielen Orten geht das Meiſte auf Berg weg, und an Orten muß er Jahre lang auf die Bezahlung warten. Viel prompter gelangen an ihn die Wechſel, viel größern Zufällen iſt ſeine Waare unterworfen, ein Kapital muß er in ſeinen Büchern haben, eins im Verlag, eins im Verkehr, und wenn er bloß den letzten Viertel ſchuldig iſt, ſo kann er ſich ordentlich rühren, ohne daß er erſt ein Sklave ſeiner Lieferanten, dann bankerott wird.

Wie geſagt, viel leichter hat es der Wirth, und namentlich, wenn er im Rufe ſteht, Geld zu haben, im Ruf iſt, den beſten Wein auszuſchenken, er kann voll Schulden ſein, wie ein Hund voll Flöh, und doch noch im Gelde krüſcheln.

Steffen hatte allerdings Gaſtig, daß es ihm zuweilen faſt g'ſchmuecht werden wollte und er ſtreng daran dachte, von Grund auf neu zu bauen. „Wenn man doch d'Sach recht überſinnete, und wenn man alles zum voraus wüßte, ſo wäre man bald reich", ſagte er oft. Er hatte allerdings den beſten Wein weit umher, weil jeder Gummi das Pré haben wollte bei ihm und er das Miſcheln noch nicht verſtund, oder beſſer geſagt, zu verſtehen meinte. Zu eſſen bekam man wohl hier oder dort es feiner, aber ſo viel Fleiſch um ſechs kr. oder drei kr. kriegte man nirgends, und bekanntlich gilt bei der Majorität die Quantität und nicht die Qualität. Man traf immer

Leute an, es ging kurzweilig zu und genau wurde es nie genommen mit der Zeit. Es verwunderte die Leute oft, daß man da machen konnte was man wollte; die Einen meinten, Steffens Vater mache das ebe gut Wetter, Andere aber suchten die Ursache näher und sagten, mit einem Schoppen Rothen, einem Schnäfeli Fleisch und d'r Frau albeeinist öppis hei, könne man schon viel zwängen. Man vernahm da etwas, und war doch nicht so nahe bei Hause, daß die Weiber es in die Nase kriegen und alle Augenblicke Einen heim holen lassen konnten.

So war Steffen daheim wie ein König, und es gab Tage, wo er zehn Maaß hätte trinken können, ohne daß es ihn einen Kreuzer gekostet. Doch so unverschant war er nicht, er nahm nie mehr als er mochte, und es war dann doch nicht, daß er nicht hie und da auch noch eine Halbe gezahlt hätte. Kam er aus dem Hause, so war es fast, als liefe er auf Freierefüßen und fände allenthalben heirathslustige Mädchen, denn wo er hinkam, gab's ein Geschrei: „D'r Wirth uf d'r Gnepfi, d'r Wirth uf d'r Gnepfi! E Steffen bist du da, bist du's; chum thue B'scheid, das ist m'r doch jetz aständig, daß de jetzt grad cho mußt", so hieß es meist. Je willkommener Einer erscheint, desto schwerer ist das Scheiden, und so geschah es oft, daß Steffen kaum mehr wußte, ob es Abend oder Morgen sei, wenn er heim kam. Denn es ist curios, wenn sich so Einer darnach an einem Orte herbeiläßt, so ist's, als ob hundert Augen die Zugänge zu diesem Orte bewacht hätten, oder als ob eine junge Krähe schreie im Walde. Ung'sinnet kommt der, kommt dieser, ung'sinnet findet sich eine ganze Kompagnie der rechten Kameraden zusammen. Keiner will vom Andern was wissen, es ist eben, als ob sie es in der Luft vernommen oder eine junge Krähe sie zusammen gebrüllet hätte. Auseinander brüllte sie jedenfalls keine, denn die Krähen waren längst z'Sädel, wenn die auseinander gingen. Es war nicht, daß Steffen, wie z. B. mancher andere, solche Gelegenheiten mit besonderer

Vorliebe suchte, aber er mußte doch über Feld, mußte Fettes kaufen, mußte Haber kaufen, Holz u. s. w., und wußte als alter Metzger nur zu gut, daß nicht allem zu trauen ist, was man Einem hinterm Glase b'richtet, daß ein rechter Metzger mit eigenen Augen schauen, überhaupt Ort und Gelegenheit sich merken und auch der Bäurin die Ehre anthun muß, unter ihr Dach zu kommen, ihre Säue zu g'schauen und ihr die Kinder zu rühmen.

Daneben hatte Steffen natürlicherweise ein Rößchen, manchmal zwei, er hatte so viel zu führen, zu holen, zu nieten, daß er was der Art haben mußte; er hatte ein Reitwägeli, kommoder kam ihm später was Decktes vor; er hatte einen Hund, manchmal zwei; für einen Metzger schickt es sich nicht ohne Hund zu laufen und manchmal hat er auch Lust zum Jäger z'g'rathen. Bei allen diesen Habseligkeiten hatte er einen verfluchten Handelsgeist im Leibe, d. h. er händelte gerne, rühmte seine Sache, führte die Andern aus, probirte, welcher den Andern zuerst maßleidig machen könne, ist auch ein eigenthümlich Spiel, das. Er rühmte oft, es gebe mit diesem Händeln manchen schönen Batzen, an den niemand sinne. Ob er Recht hatte, wissen wir nicht, aber eben so wenig, wohin diese schönen Batzen gekommen sind. Sehr viel hatte er auf einem Rößchen, das lief, wie aus einer Kanone, und über ein Straßenpflaster dahin tschäderte es, daß ringsum die Fenster klirrten und Köpfe an die Scheiben schossen. Wenn er dann diese Köpfe an die Scheiben schießen sah, gar hie und da hörte, das wird d'r Steffe, d'r Wirth auf der Gnepfi sein, so fahrt doch keine im ganze Land, der Stallknecht herausſprang und sagte: er hätte gedacht, er wolle g'schwing cho hah, sust syg er ihm scho z'Basel niede, er dann seinen großen Bräter hervorzog und sagen konnte: „Lue, das ist's gsy, grad feuf Minute über halbi englisi, wonih bir Düremühle furtg'fahre bi, u was ist's von hier, zwei Stund?" „Ja mehr als drei", sagt der Stallknecht ihm zu Gefallen.

„He nu ſu de, lue, no nit halbi zwölfi, u lue, kes naſſes Häärli hets.“ Wenn er ſo reden konnte, wenn dann noch der Wirth kam, wenn er ſpäter ein halb Dutzend Geſchichtchen erzählen konnte, wie er mit dem Biggerli gefahren ſei und wie er keinen Engeländer fürchte, ſo war das eine ſeiner größten Freuden. Und wenn einer ſeiner Kameraden zu ihm kam und ihm ſein Biggerli recht rühmte, ſo führte er denſelben wohin dieſer wollte, war's Tag oder Nacht, in ſchönem oder ſtrubem Wetter. Und wenn es weiter ab einen luſtigen Tag gab, einen Schießet, Kegelt, Gumpet oder ſonſt eine ganz ordinäri Hudelte, ſo hieß es immer: „d'r Steffe muß mit, mit ſym Bigger ſy m'r im Schwick dert, i zwo, drei Stunge ſy m'r dert wie Schnupf; ſo wie das Rößli, läuft keins im ganzen Canton.“ Man hätte wirklich ein ſteinerneres Herz haben müſſen, als Steffen eins beſaß, wenn man durch ſolche Wendungen ſich nicht hätte ſollen gewinnen laſſen; es mußte gar nicht zu machen ſein, ſonſt führte er die Kameraden, begreiflich nicht nur umſonſt, ſondern zumeiſt fielen ihm auch alle Auslagen für das Fuhrwerk auf.

Dieſe Ausfährten an eine ſimple Hudelten waren jedoch nicht die theuerſten, mit vierzig oder fünfzig Bz. kömmt man ſchon weit im Tag. Aber Steffens Frau wollte nicht immer daheim ſein, wollte mit dem gleitigen Biggerli auch ausfahren, luege, wie das tſchädere, wenn man in eine Stadt fahre. Steffen nahm ſeine Frau nicht ungern mit auf Märkte, führte ſie zu der Bettmacherin, wenn ſie Herzensangelegenheiten mit dieſer zu verhandeln hatte, oder begleitete ſie, wenn ſie hier und dort als Gotte zuchſtah mußte. Das waren theure Ausfahrten, die nicht mit vier oder fünf Fr. abgethan waren. Die Weiber bleiben in der Regel viel mehr bei Hauſe als die Männer, und gar manches Weib wird, wenn der Mann fort iſt, vom Gedanken beſchlichen: „was het er ächt Gut's, wenn ih doch o ume d'rwo hätt', wie viel v'rthut er m'r hüt aber, u hah nih nüt d'rwo?“ Daher die an vielen Orten ſtattfin-

denden Gebräuche, zu kücheln an den Markttagen, damit die zu Hause Bleibenden auch was Gutes hätten, oder nach der Zurückkunft vom Markte mit der Frau noch in's Wirthshaus des Dorfes zu gehen und ihr dort aufstellen zu lassen aus dem F, oder ihr wenigstens eine Halbe heimzukramen, damit ihre Phantasie von dem Ausspinnen der Herrlichkeiten, welche der Mann zu sich genommen, abgelenkt werde. Geht nun der Mann mit dem Weibe z'Märit oder sonst an irgend ein Fest, so darf er nicht sparen, er muß mit dem Besten aufwarten lassen, das Wohlleben der Frau ist Nebensache, Hauptsache ist die, daß sie sehe, der Mann gönne es ihr und meine nicht, er wolle alles nur für sich alleine brauchen. Wo Sparen die Haupttugend ist, gut Husen Lebenszweck, Geldausgeben immer als eine Art Sünde, wenigstens als das größte aller Uebel betrachtet wird, da muß man nicht darüber lachen, wenn eine Frau es als die innigsten Liebeszeugnisse (und ein Weib, sei es aus welchem Stande es wolle, ist immerdar gerne geliebt vom Manne, auch wenn es selbst ihm nicht viel nachfrägt) ansieht, wenn der Mann einen Franken oder zwei, drei, an sie wendet und ihr aufstellen läßt, was Gutes zu haben ist, sowie sie dagegen durch nichts mehr gekränkt wird, als wenn bei solchen Gelegenheiten der Mann sie karg und mager abspeiset. Es besuchte einmal ein Mann seine Frau, welche er schweren Gemüthes wegen bei einem Arzt hatte, und das schwere Gemüth war deswegen entstanden, weil sie glaubte, sie sei dem Manne zu wenig reich und er sei jetzt reuig hinterher. Der Reichthum war groß da und keine Kinder vorhanden. Der Mann besuchte die Frau, es hatte ihr merklich gebessert, er nahm sie mit sich und zahlte ihr eine Halbe. Da sagte sie, es düech se, sie möchte noch für einen Batzen oder zwei Hammeschnittli zum Wein. He, sagte der Mann, es düecht mih, ih wett das lah sy, wed hei chunst, su chast ja z'Nacht esse. Die Frau sagte kein Wort mehr, aber wer einen Rückfall hatte, der gefährlicher war als die erste Krankheit

und fast nicht weichen wollte, das war sie. So muß der Mann aufwixen lassen und hat dabei noch den Nachtheil, daß die Frau hintendrein, wenn sie genug gegessen und getrunken hat, glaubt, es gehe allemal so, auch wenn sie nicht dabei sei, während doch wirklich der Mann sehr oft viel bescheidener lebt, wenigstens des Essens halb, vom Trinken wollen wir es nicht behaupten. Dieses war jedoch nicht die Hauptausgabe. Eisi hatte die Schwachheit aller Weiber, nirgends hingehen zu können, ohne zu krämerlen und zu kramen, in hohem Grade. Es konnte bei keinem Laden vorbeigehen, ohne stille zu stehen, Steffen einen Rupf zu geben und zu sagen: „Nei, aber lue doch, g'schau doch, vo dem hei m'r o noh nüt, sötte m'r nit o dere hah, was chost das ächt, gang frag doch.“ Eisi war selten von ihrem Gugger weggekommen, hatte die Herrlichkeit der Welt wenig gesehen, bildete sich nun ein, wer Geld habe, der müsse alles anschaffen, was zu kaufen sei; für was hätten es die Leute gemacht, wenn es nicht nöthig wäre, und daß es die kauften, wo es vermöchten? So krämerlete und kramete dann Eisi, daß es doch manchmal Steffen wohl viel düchte, wenn ihn schon das Geld nicht reute, daß er zu wehren begann. „Nit, nit, sagte er dann, denk doch o, wie wei m'r alles mitnäh, m'r hei ja z'letzt selber nimme Platz im Fuhrwerk, u wed alles ungereinist chaufft, was wotsch de d's anger Mal mache? Ih wett für selb o noh neuis spare.“ „Löhl, was de bist, meinst, wir seien schon hingerus? Es wäre wohl gut, aber es wird mir fast g'schmuecht, wenn ich g'seh muß, was m'r alles no nit hei u was doch sy muß.“ Das gab theure Tage, wie theuer wußten sie selbst nicht, denn ungezählt hatten sie Geld aus dem Schubläbli in die Säcke genommen, ungezählt legten sie den Rest wieder hin, wenn nämlich noch einer vorhanden war, daß es sich der Mühe lohnte, ihn bei Seite zu thun.

Und doch waren das nicht die kostbarsten Tage, es gab noch viel theurere. Von diesen Tagen brachte man doch etwas

heim, hatte für ſein Geld etwas, von denen aber, von denen noch zu reden iſt, hatte Steffen gar nichts, als höchſtens einen ſturmen Kopf und Kyb im Lyb. Wenn es ſtrub Wetter machte, daß den Krähen das Fliegen erleidete, die Wirthshäuſer in ungewohnter Stille da lagen, dann kamen zwei, drei, viere daher, man wußte faſt nicht zu welcher Thüre ein, ſie fanden ſich mit Steffen in einem aparten Zimmer zuſammen; dann wurde abgeſeſſen und geſpielt und zwar nicht bloß geramst um eine Maaß oder zwei, ſondern wenn nur die Rechten beiſammen waren, ſo wurde geländelt, ſonſt aber g'mutzet und beetlet. Beim Ländeln konnte es auf hundert bis zwei hundert Fr., ja noch höher gehen, und Steffen hatte oft das Unglück, daß es ihm ſo ging. Er hatte das Unglück, daß er mit ausgemachten Spielern ſpielen mußte, von denen zwei einander ſo gut verſtunden, daß niemand gegen ſie aufkam, daß ſie jedem das Hung nahmen, daß man oft faſt zum Glauben verleitet wurde, ſie ſeien nicht bloß ausgemachte Spieler, ſondern ausgemachte Spitzbuben, wenn ſie ſich nicht ſo hoch und theuer verflucht hätten, es ſött eine d's Hergotts ſy und ſäge, ſi b'ſchyße, dem wette ſi! War dann da die ganze oder halbe Nacht durch an Steffen und vielleicht noch an einem Hansli oder Chriſteli gerupft worden, ſo redete man einen andern Abend ab, hier oder dort zuſammenzutreffen, der Eine oder der Andere hatte was zu thun dort; ſo konnte man wie von ungefähr dort ſich zuſammenfinden und hatte ein Fürwort bei den Weibern, wenn ſie frugen: „Wo wotſch aber us, es düecht mih, du ſöttiſch doch o afe einiſt möge zwe Tag hinger e mangere daheim blybe.“ Freilich traf man auch zuweilen zufällig zuſammen und machte geſchwind Eins, oder ſpielte raſch einige Parthien Billard, wobei ebenfalls einige Fünffrankenſtücke konnten verloren gehen, oder kegelte geſchwind Eins, wenn's Sommer war und zwar nicht wohlfeil. Steffen verlor faſt immer, ausgenommen im Kegeln, in welchem die meiſten Metzger eine beſondere Fertigkeit haben; denn nicht um-

sonst ist die Kegelbahn fast immer in der Nähe der Schaal. Steffen hatte das kalte Blut, das gelassene, gehaltene Wesen des Spielers nicht, die sichere, feste Besonnenheit, welche derjenigen des Schiffers gleicht, welcher alle Segel spannt bei günstigem Winde und rasch sie fallen läßt und zu laviren weiß, wenn der Wind umsetzt und konträr wird. Er konnte vorsichtig und zurückhaltend sein, wenn das Spielglück ihm am heitersten lächelte, alles ihm zuschlug und handkehrum, so wie das Glück sich wendete, unbesonnen werden, wagehalsig, zwängen wollen, was nie zu zwängen ist Spielern gegenüber, welche sich nie imponiren lassen, aber jede Schwäche, und namentlich jede Leidenschaftlichkeit, die größte Schwäche des Spielers, des Gegners sofort bemerken und auszubeuten wissen. Das waren Steffens kostbarste Tage und davon hatte er nichts als Kyb im Lyb.

So war Steffens und Eisi's Anfang in ihrer neuen Laufbahn so viel versprechend und hoffnungsreich wie selten einer; sie erkannten es auch. Sie gehörten unter die Wenigen in der Welt, die wenig oder nichts zu klagen hatten, nichts schriftlich, nichts mündlich, nichts auf der Gasse, nichts unter vier Augen. Ja sie rühmten einander gegenseitig und zwar aufrichtig hinter dem Rücken und ins Gesicht. Steffen sagte von Eisi, es mache sich b'sunderbar gut, er hätte anfangs Kummer gehabt, gefürchtet, so Eine aus einem groben Bauernort werde sich schwer in die Sache schicken können, aber das sei gegangen, wie pfiffe, es düech eim, Eisi sött syr Lebtig Wirthi gsy sy; er müß säge, er syg g'fellig gsy mit em Wybe, besser hätt' er's nit breyche höune, noh ke Stung syg er reuig gsy.

Eisi aber sagte: Da uf em Gugger obe wüß me nit was lebe syg, ja mi syg fry gar ke Mönsch, erst sit es d'r Steffe heig, wüß es o öppe, was lebe syg u wie mes hah chönn i d'r Welt. Es möge gehen wie es wolle, so werde es Steffen nie v'rgesse, daß er's erlöst habe us der Wildnuß und ihm

d'rvor gsy syg, daß es nit öppe so ne Ragger Bur heig müsse näh, wo's niemere gut heig weder d'r Hung, wo am Schatte blybe chönn, wenn die angere alli duße werche müsse. U nit ume das, er syg just no gut gege'ihm u gönn ihm d'Sach, un öppe z'weni heigs ihm no nie g'macht. U d'rnebe syg er de öppe Eine, wo e Frau Freud hab chönn an ihm, u sih de notti hit schäme müß, wenn si mit ihm usrot oder just mit ihm vor d'Lüt chöm.

Sie waren also glücklich und bekannten auch ihr Glück ohne Hehl; sie thaten nicht so dumm, daß sie meinten, sie müßten auch klagen, so des allgemeinen Brauchs wegen, oder sie müßten ihr Glück verläugnen, der Menschen wegen, man gönne es ihnen sonst nicht mehr und suche ihnen zu schaden, wo man könne und möge.

Wirklich lachte ihnen das Glück. Doch der reine Spiegel, auf dem das Glück rein sich wiederspiegelt in die Länge, der gute Boden, in welchem das flüchtige Glück feste Wurzeln fassen und in feste Zustände übergehen kann, die fehlten ihnen. Wo diese fehlen, verzerrt des Glückes Lächeln sich, wird zum Grinsen, wird das Glück zu einer Morgenwolke, die vorüber fährt, wird nie zur Eiche, die in Felsen wurzelt und Jahrhunderten trotzt.

Fünftes Kapitel.

Von der Fortbildung überhaupt und von Steffens und Eiff's Fortbildung insbesondere.

Wenn dem Menschen das Glück lächelt, wenn es seine Fülle in dessen Schooße ausgießt, da drohen ihm schwere Gefahren. Nicht umsonst sagt Christus, es gehe ringer ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich. Nach heutigem Sprachgebrauche ist Reich und Glücklich fast

gleichbedeutend. Man kann nicht wohl sagen, sie hätten beide keinen Glauben, das ist bald gesagt und selten ganz wahr. Hätte man ihnen diesen Vorwurf gemacht, so hätten beide Einen der Lüge geziehen. Steffen hätte gesagt: daß er dann öppe alles glaub', was Einem d'Prädikante säge, selb sei nicht, sövli dumm sei man Gottlob hürmehi nümme, aber daß öppe e Gott syg, wider selb heig er nüt, selb werd sy, er glaub's selber o. Eisi hätte gesagt: selb sei eine verfluchte Lugi, es nähmte ihn's doch wunder, wer Einem solches aufbrächte, es sei unterwiese wie es angers u daß öppis angers no syg, wüß es vielleicht no besser as es angers, vo wege, sy Großätti heig einist d'r Tüfel selber g'seh, wo ner vo nere Fuhrig hei cho syg, bim Kehrumthürli im G'hürsch. D'Roß syge erschücht und längs Stück heig me se nit ume funge, eis syg hie i de Tanne b'hanget gsy und eis dert i junge Buchlene. D'r Großätti heig me hei brunge, er heig gar nüt vo nihm selber g'wüßt, u längi Zyt heig me nit g'wüßt, ob er mit em Lebe d'rvo chöm oder nit. D'rnebe aber mein es nicht, daß es alle Sunde z'Kilche well, un öppe gar no z'Kingelehr, u d'm Lese heigs nie viel nahg'fragt und jetzt hätt' es erst nit Zyt d'rzu. Das werd aber öppe nit viel mache. Schlechts mach es nüt, d'rnebe syg es e Sünder, wie öppe alle Lüt. Aber was d'r Bruch syg, i selbem fehls o nüt; wes schwanger syg, su gang es zum Nachtmahl, un wenn es d's King heig, z'Chile, u selb werds emel einist wohl hah. Daneben hätte Steffen noch sagen können, daß er beim Veh noch viel auf Hexen hielt und daß er auch einmal an einem heiligen Sonntag während dem Kirchengeläute rückwärts einen Haselstock in den drei heiligen Namen aus einem Haag gehauen, um den Pferden damit den Haber umzurühren, und Eisi hätte sagen können, daß es zu keinem rechten Doktor Glauben hätte, sondern bloß zu Quacksalbern, und daß, wenn ihm ein Strumpfband verloren ging, es zu einer Wahrsagerin gelaufen sein mußte. Und doch hatten diese beiden Eheleute durchaus

keinen Glauben, oder waren sich wenigstens keines Glaubens bewußt; denn wenn man sie geradezu gefragt hätte: „He, was glaubet d'r de?" so würden sie geantwortet haben: „He, öppe was anger Lüt", aber Näheres als das oben Angeführte würden sie kaum haben angeben können, denn sie hatten wirklich keinen christlichen Glauben, der irgendwie christlich sich regte und lebendig ward. Ihre Gedanken schweiften durchaus nie in das Gebiet des Unsichtbaren, geschweige denn, daß sie sich dahin richteten, mit demselben sich beschäftigten. Sie dachten nie daran, daß sie im Leibe eine Seele hätten, geschweige denn, daß ein Gott im Himmel sei. All ihr Denken entstund nicht von innen heraus, sondern wurde durch äußere Eindrücke, die entweder früher haften geblieben oder gerade eben an sie gelangten, erzeugt.

Früher, ehe sie in den Strudel des Lebens geriethen, hatten sie wohl gesinnet und gedacht, Steffen, was er anfangen, wie er zu Gelde kommen wolle, Eisi, was es wohl für einen Mann kriegen und wie es diesem oder jenem beizen könnte. Jetzt aber hatte Steffen Geld, Eisi einen Mann, Beide wurden nun zumeist durch die augenblicklichen Eindrücke bewegt und bestimmt.

Diese Eindrücke mußten allerdings auch erst Saiten in ihnen berühren, ehe sie einen Klang geben, eine Handlung zu Tage fördern konnten. Ein Christ hat auch solche Saiten; diese Saiten hat sein Glaube ihm gespannt, derselbe erhält sie auch straff. Was nun von außen an ihn kömmt, wiedertönt an diesen Saiten, und um so rascher und bestimmter, volltönender, je stärker der Glaube ist. Breitet vor dem Christen die Schönheit der Welt sich aus, so tönt von innen heraus Preis und Ehre des Schöpfers; entfaltet sich die Sünde der Menschen, so bricht hervor der Jammer über den Sünder, der Zorn über die Sünde; kommen die Lockungen der Welt gezogen, so kömmt stark und fest die Antwort: „wie sollt' ich so großes Uebel thun und sündigen wider den Herrn, meinen

Gott"; kommen die Leiden der Welt in ihren tausendfachen Gestalten, so erklingen die Seufzer zu dem starken und milden Vater im Himmel, der helfen kann und will jedem gläubigen Kinde, mit Kraft zum Tragen, mit freundlichem Geleite durch den Dornenpfad, der zur Verklärung führt. Und will die ganze Welt mit all ihrer Gewalt sich drängen zwischen den milden starken Vater und das geängstigte Herz, dem Lichte von Oben den Zugang wehren mit ihrer ganzen Gewalt, Glauben, Liebe, Hoffnung erdrücken, so sprengt der Glaube mit andächtigen Seufzern die schwarze Mauer, die schwere Last, und das Auge des Vaters leuchtet wie die Morgensonne nach einer Gewitternacht ins gepreßte Herz hinein, durchströmt dasselbe mit neuer Kraft, zu handeln im Glauben, zu wandeln die Wege des Vaters, treu zu bleiben im Größten wie im Kleinsten. Durch die Stärke des Glaubens werden die Töne bedingt, schwach klingen sie zuerst, aber sie wachsen an Kraft und Fülle mit des Glaubens Verklärung; lange oft wollen sie zuweilen nicht erklingen, tönen gedämpft, unbestimmt, aber wie das christliche Bewußtsein sich steigert, so gestalten sich auch die Antworten rasch und bestimmt, und bei den leisesten Berührungen quellen die Töne göttlichen Willens herauf. Wo es so heraufklingt in Wort und That, zum Lobe Gottes und seinem Wohlgefallen, da wohnt der Glaube. Wie aus dunkler Höhle auf die Fragen der Menschen das geheimnißvolle Orakel den Willen der Götter verkündete, so bricht aus gläubigen Herzen, in die keines Menschen Auge sieht, die kein menschlicher Fuß betritt, der Wille Gottes hinaus in die Welt. Das ist der christliche Glaube, und wie das gleiche Leben des Baumes Wurzeln durchströmt, welches in dessen Krone rauschet, so will der christliche Glaube im Herzen wohnen und das Leben in den Werken sein, und wie nichts den Baum sicherer tödtet, als wenn man die Krone abschlägt und alles Treiben des Baumes, jedes Blatt und jeden Zweig, so wie sie sichtbar werden, abschneidet, so wird der Glaube faul

und todt, der bloß im Herzen wohnen, im Leben sich nicht zeigen soll, der bloß Wurzel, Gesinnung bleiben, zum Stamm, dem Träger des Lebens, zum Werk, der Frucht des Lebens, sich nicht gestalten soll.

Von diesem Glauben hatten unsere Leutchen also keinen Begriff, hatten darum keinen festen Boden, auf welchem sie feststunden, heute und morgen die Gleichen. Sie wurden auf den Wellen der äußern Eindrücke geschaukelt, und diese Eindrücke wirken ein, zeugen Empfindungen und Werke, je nachdem die thierischen Saiten im Menschen gespannt sind, je nachdem er kalt oder warm hat, schläfrig oder wach ist, gegessen oder getrunken, Kopfweh oder Bauchweh, oder längi Zyti, oder gar nichts hat. Solche Menschen sind auch schöner Empfindungen, sogenannter guter Thaten fähig, warum nicht? Eisi konnte eine arme Frau über Nacht haben, ihr ein gutes G'lieger geben, Kaffee am Morgen und etwas in Sack, weil es Erbarmen empfunden bei ihrer Erzählung und denken mußte, Herr Jeses, wie wär's m'r doch, wenn's m'r auch so ging; es konnte ihrem Knechte die Kindtaufsmahlzeit halten und ihm nichts dafür abnehmen, weil es dachte: d'Sach hei m'r selber g'hah, aparti d'rfür kauft ja nüt, u wie wetts doch o so nes Knechtli mache: vierzig Kronen Lohn, vier King und alli Brösmeli chaufe d's lieb läng Jahr dure, wie wetts doch o eine könne mache, wenn er nit will zum e ne Schelme g'rathe. Steffen konnte einem Halunk, von dem er gut wußte, daß er sein Lebtag viel gelogen, aber nie einen geliehenen Kreuzer wiedergegeben hatte, eine Hand voll Fünfunddreißiger borgen und wenn allfällig Eisi brummen wollte, so sagte Steffen: „Bis doch o witzig; wenn ih ihm nit gäh wett, wer wett ihm gäh, ih frage dih?" Bürgschaft konnte er niemand abschlagen, und wenn er jemand das Reiten verheißen, so konnte er demselben Stundenlang warten, wie unkommod es ihm auch war. Sie waren noch weich, zu bestimmter Eigenthümlichkeit hatte die Welt sie noch nicht er-

härtek. Wie sie Gutes empfanden bei erregenden Eindrücken der Welt, so quoll eben so rasch und leicht Böses auch bei andern Wellenschlag der Außenwelt. —

Eisi hörte für sein Leben gerne andere Weiber ausführen, und wenn es Gelegenheit hatte, einem was anzuhängen, so kam es ihm auf eine Lüge oder zwei nicht an; so spielte Steffen gerne Streiche und Possen, die oft sehr grob waren, besonders Trunkenen, die nicht wußten, wer es gemacht, oder armen Burschen, die sich nicht rächen konnten, nicht rächen durften. Mit der Ehrlichkeit nahm er's nicht genau, doch fiel es ihm selten ein, jemand unrecht zu thun, es mußte ihm erst einer seiner Kameraden sagen: „nimm den jetzt auch so recht, daß ihm das Ligge weh thut." Wenn Einer voll war, so that Eisi ihm gerne halb Wasser in den Wein, rechnete ihm doch d's Halb mehr an, als er getrunken, und wenn er wechseln ließ, so überzählte es sich um einige Batzen. Dessen hatte es jedoch kein Hehl, sondern rühmte es mit lachendem Munde jedem, der es hören wollte, wie es dä g'noh heig und ihm's g'macht, er sei so volle gfy, er heig nit meh chönne Babi sagen. So was schien ihm eine Heldenthat. — Beide hörten Zoten und schlüpferige Dinge für ihr Leben gerne und steuerten durchaus keinem Unwesen in ihrem Hause, im Gegentheil, wenn Eisi schon zuweilen des allgemeinen Brauches wegen sagte: „Schwig m'r jitz de, du Uflath", so lachte ihm doch das Herz im Leibe, und es wäre ihm sehr leid gewesen, wenn es auf seine Ermahnung hin nicht noch schmutziger gekommen wäre. Beide hörten Spöttereien über alles Geistliche besonders gerne und halfen mit alles verlachen und sich groß und stark stellen, als seien sie weiter als das gemeine Volk, das sich noch am Narrenseil herumführen ließe und dumm sei wie d'Länderküh, und handkehrum hätten sie doch aufbegehrt, wenn man ihnen vorgeworfen hätte, sie hätten keinen Glauben.

Ihre Gastig, jedenfalls die, mit welcher sie sich am meisten abgaben, bestund aus sogenannten Halbschöpplern, das sind

nicht Halbſchoppen Bauern, nicht Halbſchoppen Meiſter, nicht Halbſchoppen Herren, nicht Halbſchoppen Buben; aber von allem war was dabei, es war eine wunderliche Generation, faſt ſo bunt und wunderlich wie eine Schneiderfahne. Unter dieſer Halbſchoppengaſtig verſteht man die Leute, welche mit mehr oder weniger Regelmäßigkeit um acht oder zehn, raſch wie ein Spyri ſeinem Loche zu, in eine Thüre ſchießen und hinter derſelben ihren Halbſchoppen zu ſich nehmen, dann raſch wieder raus und manchmal noch vor zwölf raſch wieder zum Loch ein und aus. Nach dem Eſſen natürlich wieder, da aber etwas langſamer, minder preſſirt, wie mit beſſerm Gewiſſen, bis es wieder an die Arbeit geht, und per se nach dem Nachteſſen oder nach dem Feierabend wieder, und zwar da ſehr oft von einem Halbſchoppen zum andern, es weiß kein Menſch wie lang. Da kömmt es natürlich darauf an, ob viele Wirthshäuſer an einem Orte ſind oder nur wenige, auf die Polizei kömmts dabei durchaus nicht an, deren hat kein Hund ſich mehr zu achten, nämlich — per se — da wo keine iſt, denn deſſen was nicht iſt, kann begreiflich ein Hund ſich nicht achten, wenn er ſchon wollte.

Dieſe eigenthümliche Bevölkerung, zuſammengewürfelt aus allen Altern, faſt möchte man ſagen Ständen, Nationen, in allen möglichen Koſtümen, von den Holzſchuhen bis zu den Stegreifen (den Stegreifen erſetzt oft ein Extrait den halben Schoppen), vom Twine bis zu den Hemdeärmeln, mit und ohne Haare, mit und ohne Schnäuze, meiſt jedoch, wenigſtens Vormittags, ohne Röcke, meiſt mit Geld, zuweilen jedoch auch ohne. Dieſe Bevölkerung iſt wunderbar zerſtreut (wie die Juden durch die ganze Welt, wo es was zu ſchachern giebt) durch das ganze civiliſirte Europa, ſo weit es Kaffeehäuſer und Pinten und andere Wirthſchaften giebt. Begreiflich jedoch geſtaltet ſie ſich anders in den verſchiedenen Ländern nicht nur, ſondern auch in größern und kleinern Städten, ſo z. B. iſt ſie in London nicht ganz gleich wie in Langenthal, in Am-

sterdam nicht wie in Aarberg, in Paris nicht wie in Schwarzenburg, in Berlin endlich nicht wie in Bern, wenn Bern auch schon ein großer Ort ist, wo große Männer wohnen. Wie verschieden diese Bevölkerung sich ist in Sprache, Haut und Stand, Eins hat sie doch gemein (die üblichen Ausnahmen fangen endlich an sich von selbst zu verstehen), sie liest wenig oder nichts, Zeitungen ausgenommen, diese werden ungefähr von der Hälfte in die Hände genommen; sie denkt nichts, außer wenn sie jemand taub macht, oder eine Facharbeit sie zum Denken zwängt, daneben aber ist diese Bevölkerung verflucht gebildet, meineidig aufgeklärt, sie giebt den Ton an, sie macht den Zeitgeist.

In großen Städten wie Berlin und Paris, da befaßt diese Bevölkerung sich hauptsächlich mit dem Theater und mit den sogenannten Tagesfragen. Das Theatergeschwätz beschäftigt viele Tausende ganz ausschließlich, was gespielt worden und gespielt wird, wie der gepfiffen und jene gekräht, das alleine füllt ihren engen Schädel, das alleine bildet ihren Schwatzstoff. Wir müssen sagen, das Theater ist eine schöne Sache, und wenn schön darin gespielt wird, so ist es noch schöner; aber wir müssen ebensogut sagen, daß wir die für die jammerwürdigsten, flachsten aller Menschen halten, denen das Theater alleine ihren Schädel füllt, denen es ihr Alles ist, hier ihr Himmel, dort möglicherweise ihre Hölle. Die Theatergöhle sind in Berlin und Paris ungefähr gleich, während die Tagesfragen in Paris sich um die Minister drehen, höchstens bis nach Algier gehen oder aufs weiteste bis nach England, bekümmern sich die Jelehrten Berlins um die Professoren, welcher jelehrter oder liberaler sei als der andere, versteigen sich zuweilen bis zu den schlesischen Webern und geben manchmal ein geheimes Gemuckel über Rußland von sich, aber wohlverstanden, nur ein Gemuckel oder Gemunkel, und dazu noch ein geheimes.

Theater ist unter unserer Bevölkerung von diesem Schlage

keins zu beſprechen, was neues hat auch keiner geleſen, man zerrt ſich daher gewöhnlich an was Altem herum, an alten Hiſtörchen, Kiltgeſchichten, ſtehenden Witzen, am Wetter, an der Repetition von Hudelten ältern oder neuern Datums, allfällig auch an laufenden Geltstagen und laufenden Liebſchaften, verlaufenen Steigerungen, beſtehenden Geldnöthen, oder vorgefallenen Prügeleien, und Spöttereien über alles Geiſtliche, an einem ſich Rühmen, wie man ſich über alles wegſetze, womit man hauptſächlich den hohen Stand ſeiner Aufklärung beurkunden will, wodurch aber nichts klar wird, als daß die Leute zwiſchen Unglauben und Aufklärung keinen Unterſchied kennen u. ſ. w. Freilich ſchlägt auch zuweilen nicht bloß ſo eine gemeine Tagesfrage, ſondern eine eigentliche Lebensfrage in dieſe Kreiſe. Und wie es geſchieht, daß wenn ein Blitz in einen Weiher fährt, das Waſſer ziſcht und ſpritzt, daß die Augen faſt nicht mehr klar reiben kann, wer den Schlag überlebte, ſo bringt in Aufruhr eine Lebensfrage die ganze geſchilderte Bevölkerung, wenn ſie in ſie fährt. Das ſiedet und brauſet und ziſcht, daß man ſein eigen Wort nicht mehr hört, und wenn ſie auch nicht über die Felſen aus ins Meer ſich ſtürzt, ſo ſtürzt ſie doch von einer Speiſewirthſchaft zur andern, tobt in gewaltiger Brandung von einem Kaffeehaus, einem Pintli zum andern, es iſt eine Bewegung, groß und hehr, daß man meinen ſollte, die Häupter ihrer Wellen würden ſich bis zum Himmel heben. Indeſſen man fürchte ſich nur nicht, dieſe Wellen ſind zu kurz, die Gewölbe des Himmels zu ſprengen, ſie können wohl aufrühren die ſchmutzige Grundſuppe, den Uferſchlamm und den Bodenſatz der Tiefe, können eine Zeitlang den Geſichtskreis trüben und die Augen blenden, dieſe Wellen verrauſchen aber wieder zwiſchen den Speiſewirthſchaften, der Donner der ſchönen Bewegung verrauſcht am Ende wieder in ein anſtändig berliner Gemunkel. Von wegen was nicht Boden hat, das ſchießt wohl ſchnell auf, aber verdorrt eben ſo ſchnell wieder und wo die Waſſer nicht

tief sind, da bewegen sie sich leicht, die Oberfläche kräuselt sich, die Wellchen sträuben, bewegen sich, aber sie setzen sich bald wieder, nachdem sie eigentlich nichts anders gemacht, als alles trübe, so weit sie kommen mochten.

In dieser Gesellschaft bewegten sich Steffen und sein Eisi hauptsächlich, das waren die bildenden Elemente, welche Einfluß auf sie hatten, ihre Fortbildung bestimmten. Man spricht viel von gebildeten Leuten, und die Schulmeister heben stark den Kopf auf, weil sie meinen, sie alleine seien bevorzugt, weil sie alleine Fortbildungskurse hätten, sie hätten das Recht, mitleidig auf die Erbarmungswürdigen herabzusehen, welche keine Fortbildungskurse haben, nicht zum Fortschritt in Kurs gesetzt werden; die dummen Leute! — Gebildet sind alle Leute, einen Fortbildungskurs haben alle Leute, im Fortschritt begriffen sind alle Leute! Man setze also ab mit dem Hochmuth, halte sich nicht für bevorrechtet, weil man lesen kann ohne zu buchstabiren und weil, wie andere Leute eine Tabakspfeife aus der Tasche gucken lassen, man ein lang Stück unverdauter Wurstbildung aus dem Munde hängen hat und es um den Leib blampen läßt, wie hoffährtige Leute einen Nastuchzipfel am hintern Theil.

Geboren, wie er zu Grabe geht, wird kein Mensch. Geboren wird der Mensch, so weit wir wissen, ohne Bewußtsein; erst wenn er die Augen aufschlägt in dieser Welt, beginnt es zu dämmern in ihm; er nimmt Eindrücke auf; es beginnt seine Bildung, sie wird bedingt und gelenkt durch seine Umgebung. Die Katze, mit der er spielt, die Ziege, die er weidet, der Mensch, mit dem er spricht, das Kind, das er betrachtet, das Buch, in dem er buchstabirt, das alles sind Elemente seiner Bildung, seine Bildungsmittel. Die Bildung steht nie stille, wird alle Tage neu. Das Menschenkind wird alle Tage gebildeter, es schwebt in einem ununterbrochenen Fortbildungskurse. Das Leben des Menschen ist der von Gott geordnete Fortbildungskurs, ein ganz anderer, als der

sechs oder zwölfwöchige, der hier oder dort von Obrigkeit wegen angestellt wird. Diese Bildungselemente erzeugen aber nicht bloß Eindrücke, lassen Anschauungen zurück, ein Wissen von diesem oder jenem, sondern sie erzeugen nicht, aber wecken im Menschen eine selbstthätige Kraft, ein Begehren, das nicht gesättigt wird durch das Zufällige, Herumliegende, nicht befriedigt durch das willkürlich Gegebene, ein innerlich Verarbeiten des Erhaltenen, ein Denken darüber, welches dann Fragen zeuget, und ein Streben, dieses und jenes Bildungsmittel herbeizuziehen, zu ergänzen das Mangelnde; ein immer bleibendes Ungenügen, das, je mehr es sich aneignet, desto besser begreift, was alles noch fehlt, das immer fort hungert und dürstet nach dem Fehlenden, fort und fort dasselbe sich zu verschaffen sucht, und hat es dasselbe, es innerlich verarbeitet, daß es nicht als fremder Stoff in der Seele bleibt, sondern ins eigene Wesen übergeht, daher auch als eigene Kraft oder eigenes Wissen, oder wie man es nennen mag, jeden Augenblick zu Gebote steht. Diese begehrende, verarbeitende, später schaffende Kraft, ist in allen Menschen, wird in den meisten angeregt, erlöscht aber in den meisten wieder, wird zumeist von Eltern und Lehrern ausgeblasen, ja todtgeschlagen; wem sie aber bleibt, wem sie zum Licht seiner Seele wird, der alleine ist's, welcher mit dem Worte Gebildet, wie die Welt es nimmt, bezeichnet zu werden verdient.

Die Mehrzahl, in welcher diese Kraft erlischt, wird dessenungeachtet fortgebildet, Tag um Tag, steht nie stille, aber sie ist nicht selbstthätig, und zwar in zweien Richtungen nicht.

Sie sucht keine Bildungsmittel, keine neuen nährenden und erregenden Elemente; sie hat keinen Drang darnach, ist nicht hungerig, nicht durstig darnach, ist zufrieden mit dem was da ist, zufrieden mit dem was sie hat, lebt in dieser Beziehung in vollkommenem Genügen; meinet, mehr nützte nichts, und nimmt bloß hin, was zufällig durch Umstände, Umgebungen, Lebensweise, Verhältnisse sich an sie drängt, was

man auf Kirch- und Marktweg vernimmt, in einer Speisewirthschaft, an einer table d'hôte, in einer Postkutsche, oder in irgend einer Konferenz oder ganz gemeinen Zusammenkunft, und wenn gar nichts an sie kömmt, so ist sie doch vollständig zufrieden und fällt auch nicht von ferne in Zweifel, daß sie nicht meineidig aufgeklärt sei.

Zweitens verarbeiten diese Menschen dasjenige, was sie auf diese Weise aufgeschnappt haben, durchaus nicht; wie sie es gekriegt, so behalten sie es auch, bis es wieder von ihnen geht. Wie der Vogel Strauß Steine schluckt und Eisen, so schlucken sie Urtheile, Meinungen, Neuigkeiten, Zeitungsartikel, Gassengeschwätz, Lebensfragen, wurstische und straußische Dinge, die der Strauß gesagt haben soll, die sie aber per se nicht selbst gelesen haben. Was er schluckt, Eisen und Steine, die verdaut der Vogel Strauß, was aber die Gebildeten von dieser Sorte schlucken, das verdauen sie eben nicht, sondern sie behalten es ganz bei sich, bis es zufällig wieder von ihnen geht, wie es zufällig in ihren Leib gekommen. So lange sie es aber haben, halten sie es wie ein gefunden Kleinod einen Schatz; begreiflich, was es werth ist, wissen sie nicht, haben es daher wie Kinder mit Glasperlen oder Zahlpfennigen, meinen, sie seien im Besitz der afrikanischen Höhle Faxa, und wer sie über den Werth ihres Besitzthums aufklären will, den schelten sie Lügner und Verleumder, der sie arm machen wolle, während so reich sie sich glauben; wie Kinder es haben, die einen Kreuzer besitzen als all ihr Hab und Gut. Wer ihnen diesen Kreuzer abnehmen will, dem schreien sie ins Gesicht, schlagen mit Händen und Füßen, als ob er ihnen das Herz aus dem Leibe reißen wollte; natürlich, wenn sie diesen Kreuzer nicht hätten, so hätten sie gar nichts mehr. Dieser Gebildeten Weise ist es, daß sie nie viel dergleichen Bildungsstumpen bei sich haben, haben halt nicht Platz dafür, kömmt was Neues, so geht zumeist das Alte von ihnen, und zwar eben so unbewußt, wie es unbewußt in sie gekommen ist. So

entstehen bei diesen Menschen zwei sehr merkwürdige Eigenthümlichkeiten, die dem unbegreiflich scheinen, welcher nicht auf den Grund zu gehen weiß. Erstlich ein ungeheures Selbstgenügen bei dem Unbedeutenden, was man hat, eine unglaubliche Glückseligkeit in dem Besitz einiger Worte, Redensarten, Urtheile, einiger Bruchstücke des frechsten Unglaubens, die man aber bloß für Aufklärung hält, weil sie eben weder Kopf noch Füße haben.

Da die guten Leutchen nichts kennen, als das, was ihnen ungefähr zu Leibe gekommen, so meinen sie begreiflich alles zu haben, was an Weisheit zu haben sei im Himmel und auf Erden, und verachten gränzenlos und ungeheuer alle die, welche eben nicht die gleichen Brocken, wie sie, im Leibe haben. Man hatte schon lange ein Wort für diese Art von Hochmuth; man nannte ihn Schulmeister-Dünkel, und zu läugnen ist es nicht, daß viele Schulmeister damit behaftet sind, namentlich junge, denen man mit der Nürenberger Kanne einige Maaß Weisheit in den Leib gegossen und einige Speckbröcklein von Aufklärung, d. h. von moderner Philosophie. Indessen wäre es doch durchaus ungerecht, zu glauben oder gar zu behaupten, dieser Dünkel sei nur im Lehrstande, ja er findet sich dato anderwärts in viel höherm Grade. Du mein Herr, den findet man in jeder Speisewirthschaft, in jedem Kaffee, und nicht bloß bei den Gästen oder Pintenwirthen, o nein, ihr findet ihn eben so gut bei den Kellnern, ja selbst bei Stubenmeitlene, die von ihrem Schatz, vielleicht einem Gumi oder einem Schreibertehrling, gehört haben, es sei sich öppe der Religion nimme viel z'achte, mi syg jetz witziger und viel g'scheidter worde.

Dünkel und Hochmuth ist das erste Kennzeichen dieser Bildung, das zweite aber ist Unduldsamkeit, Feindseligkeit, Verfolgung jedes Andersdenkenden.. Die guten beschränkten Menschen können gar nicht begreifen, daß es über einerlei Sache zweierlei Meinungen geben, daß ein Mensch, der es

recht meine, das Herz am rechten Fleck habe, eine andere Meinung haben könne als sie, und hat einer eine andere, so halten sie ihn für einen Esel, oder aber für einen Schelmen, Spitzbuben, Aristokraten, oder Pfaffen. Für einen Esel halten sie ihn, wenn sie ihm die Einsicht nicht zutrauen, ihre Weisheit begreifen zu können; für einen Spitzbuben, wenn sie ihm Einsicht nicht absprechen können. Das seien die Schlimmsten, sagen sie, die wüßten es wohl, aber sie sagten es nicht; das seien auch von denen, die meinten, das Volk solle immer dumm bleiben, und wenn sie es machen könnten, so würden sie das Volk ganz zurückwerchen, ganz wie's vor Altem gewesen. Die Schelmen und Spitzbuben, bei den Beinen sollte man sie aufhängen! Wie ehedem des Bundes mit dem Teufel verdächtig wurde und das Leben riskirte, wer nicht an Hexen glauben wollte, so wird verdammt, verlästert, verketzert, wer der Speisewirthschafts-Aufklärung sich nicht beugen, sie nicht anerkennen will; denn dieselbe ist unduldsam, ausschließend, feindselig trotz der verschrienen Inquisition, eben weil sie beschränkt, borniert ist; ja, wenn jemand frei Tollheiten züchtigt, so wird er angegangen, schmeichlerisch und drohend, zu widerrufen, sich zu erklären, accurat wie die Inquisition es machte, wie Galilei und tausend Andere widerrufen mußten.

Und was sind denn das für Weisheitsbündel und Weisheitsbüchsen, welche solchen Widerruf verlangen? Die Inquisition verbrannte ehedem Bücher, und Rechtgläubige warfen mit Abscheu aus den Händen, was irgendwie nicht den rechtgläubigen Geruch zu haben schien. Accurat gleich kriegen es diese Leutchen; sie können nicht bloß nichts lesen, was nicht aus dem gleichen Blatte kömmt, aus welchem sie ihre Weisheit empfangen, sondern sie verfluchen und verlästern alles von dem sie hören, daß darin etwas gegen ihren Glauben gesagt wird, ja wir werden bald hören, daß man wieder zum Verbrennen schreitet alles dessen, was etwas gegen ihren Glauben enthält. Bücher wird es freilich selten treffen, denn

Bücher lesen die meisten dieser Gläubigen nicht, Zeitungen höchstens; diese werden vorerst herhalten müssen.

Unter diese Gebildeten gehörten also auch Steffen und sein Eisi. Schöpferische Kraft oder geistlichen Hunger und Durst hatten sie beide nicht, andern wohl; Bildungselemente, bildende Kräfte suchten sie keine; sie ließen sich wiegen von denen, welche zufällig an sie kamen; sie wurden aber dennoch fortgebildet und waren im Fortschritt begriffen. Es ist Thorheit, zu glauben, es stünde jemand still; in der Richtung, in welcher Einer sich bewegt, wird er fortgetrieben, stoßen ihn seine Bildungselemente fort. Nun ist da eben die Frage und der große Unterschied, ob Einer die Richtung selbst erwählet und sich in dieselbe mit all seinen Kräften geworfen habe, oder ob er zufällig, blindlings, ohne Bewußtsein in dieselbe gerathen sei. Im erstern Fall schreitet er selbstbewußt fort, weiß immer wo er ist und kennt das Ziel, an welches er will; im letztern Fall aber wird er fortgewiegelt wie ein Kind im Schlaf, fühlt seine bildende Bewegung eben so wenig, als den Umschwung der Erde, weiß also per se nicht, wo er ist; sieht die Ufer nicht, an denen er vorbei getrieben wird; träumt nichts von dem Strande, an dem er stranden wird. Es setzt sich bei ihnen äußerlich ein Anstrich ab von ihrer Umgebung, so wie weiß wird, wer viel um den Mehlsack ist, oder schwarz, wer kochen oder rußen muß. Es entsteht eine gewisse Fertigkeit in dem, mit welchem man täglich zu thun hat; es setzt sich aber auch innerlich ein gewisser Staub ab; es bilden sich Härten oder Erhöhungen; es senken sich Thäler; es entstehn Vertiefungen, und besondere Eigenthümlichkeiten knetet die Welt nun bestimmter und ausdrucksvoller aus, wie aus den Händen des Becks der Teig verschieden hervorgeht als Zöpfli, als Mütschli, als Weggli, als Kuchli u. s. w.

Steffen und sein Eisi lasen nun gar nichts, nicht einmal eine Zeitung; geschweige dann ein Buch, kein Weltbuch, geistliches dann erst nicht; sie dachten aber auch nichts Apartes.

Hatte was ihr Gemüth bewegt, so zitterte daſſelbe die Bewegung fort, bis ein anderer Anſtoß eine andere Bewegung hervorbrachte. Geiſtliches hörten ſie nichts; an Gott oder an ihre Seele wurden ſie durch nichts erinnert; in die Predigt gingen ſie nicht freiwillig, und wann ſie gehen mußten, ſo waren ſie an das Hören ſo wenig gewohnt, daß ſie entweder ſchliefen oder was anderes ſinneten. Denn das klagten ſie wirklich oft, wenn Eiſi keinen geröſteten Kaffee hatte, wenn es ein Kaffee machen ſollte, oder Steffen keinen Brand, wenn er Fäſſer einbrennen ſollte; man könne unmöglich an alles ſinne, ſi wette, das y'rfluxt Sinne wär nit, ſi heige mängiſt z'ſinne, daß ſi nit wüſſe, ob ſie noh e Gring heige oder nit, und gäb wie ſie ſinneten, vergäßen ſie doch d's Halbe. Ihre Bildungselemente beſtunden alſo aus ihren täglichen Geſchäften, ihrer Halbſchoppen-Gaſtig, aus Wygumene und Käsmarſchanden, auch etwas Bauerſame, doch dieſes letzte Element wirkte am wenigſten ein und immer weniger.

Es wäre möglich, daß ein Leſer, dem das Sinnen nicht ſo z'wider iſt, wie daſſelbe Steffen und Eiſi war, den Einwurf machen könnte, es ſeien hier als bildende Kräfte die Kinder vergeſſen, deren beim Leichenbegleit Erwähnung gethan worden. Es iſt allerdings wahr, Kinder ſind ſehr oft weit aus die kräftigſten Bildungsmittel. Wie manches Ehepaar entſagt den Lüſten der Welt, bricht ſich Gewohnheit um Gewohnheit ab, ſcheinbare Bedürfniſſe verlieren ihre zwingende Kraft, löſen in Nebel ſich auf; es ſucht Kräfte in ſich und findet ſie, ſpannt ſie zuſammen, ringt mit den Umſtänden, ringt mit dem Unglück, ringt Tag um Tag der Welt das Nöthige ab, nährt die Kinder, bildet die Kinder, und während es arm geblieben wäre ohne Kinder, iſt es reich geworden durch die erweckende Kraft der Elternpflicht. Es iſt wahr, manch Elternpaar, wenn das erſte Kind in der Wiege vor ihm lag, hielt zum erſten Mal ernſte Rechnung mit ſich ſelbſten, ſtellte ſeine Seele vor den Spiegel der Wahrheit und frug,

ob ſo eine Seele würdig ſei, Vater oder Mutter vorzuſtellen; frug ihn, was verſteckt und abgelegt werden müſſe, wenn das Kind Vater und Mutter ehren ſolle, darnach rangen ſie, ſich zu reinigen, und ſchauten ängſtlicher nach des Kindes Miene, als Höflinge nach des Königs Geſicht, ob es ſie halte für die ſtarken würdigen Säulen, an denen ſeine Schwachheit erſtarken, an denen der adeliche Menſch ſich aufranken könne und hinſtellen unter ſein Geſchlecht zur Ehre deſſelben und zur Freude ſeiner Brüder; ſo ward manches Elternpaar, das vielleicht verſunken wäre in niedere Triebe, wild Geſtrüpp, eine Zierde des Menſchengeſchlechts durch die zwingende Kraft der elterlichen Würdigkeit.

Es iſt wahr, manch Elternpaar wurde durch Kindesgeſchrei geweckt aus geiſtigem Schlafe und das zur Welt geborne Kind ſprengte auch die ſelbſtſüchtigen Schranken ihres Lebens. Elternliebe floß heiligend durch ihre Seelen, mit freudigem Aufblick empfingen ſie die Gabe von Oben und gelobten, das Pfand der göttlichen Liebe nicht zu entwenden dem Vater, es nicht an Erde und Sünde zu verrathen, ſondern es zu bewahren und zuzuführen dem göttlichen Geber. Sie, die vorhin für ſich nicht daran gedacht, ſuchten nun was droben iſt, begriffen erſt jetzt, was es dem Menſchen hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an ſeiner Seele. Sie ſuchten die Liebe des Vaters, um ſie den Kindern zuzuwenden, das ewige Erbe, um es den Kindern zu vererben, ſie heiligten ſich, damit ihre Kinder dem Vater, der ſie gegeben, geheiligt blieben. Es iſt wahr, manch Elternpaar, das in den Strömungen der Welt dahingeſchwommen wäre, ohne ernſtlich der Seele Heil zu bedenken, wird durch der Elternliebe gewaltige Kraft ſelbſt dem Herrn geheiligt. Darum heißen nicht umſonſt Kinder des Höchſten Gab', und ſelig der Mann, dem ſein Weib ſolche Gaben bringt.

Auf Steffen und Eiſi übten die Kinder keinen Einfluß, die Umſtände zwangen nicht dazu und wo Eltern ſich nicht

ſelbſt beſtimmen, ſondern beſtimmen laſſen, da iſt der Stärkere Meiſter, und anfänglich ſind jedenfalls die Eltern die Stärkern und handeln an den Kindern, wie es ſie ankömmt. Später, wenn ein beſtimmter Wille in den Kindern ſich ausprägt und geltend macht, da wird es anders.

Eiſi bekam ſeine Kinder ſtreng hintereinander, war aber rüſtig und ſtark, hätte wohl noch einmal ſo viel haben können, ohne daß es ihm geſchadet hätte; nach jedem Kinde ſchien es hübſcher, aufgeheiterter zu werden. Es ließ ſich nichts abgehen, war aber raſch wieder auf den Beinen, von wegen, es hatte gar zu lange Zeit im Bette, und zweitens hörte es gar zu gerne den Ruhm, wie es eine ſei, ſo ſollten alle ſein, aber es thäte es ihm keine gleich. Da meinten die Andern, im Bett liegen ſei d'Hauptſach und lägen beim Schieß manchmal, daß es die arme Mannli düech, es ſchreiße ſie an allen Haaren auf, wenn ſie alles draußen machen müßten, dann drinnen noch, dann z'Nacht keine Ruhe hätten, weil die Frau, die Plättere, nicht ſelbſt aufmöge, dann endlich nicht genug herbeitragen könnten an Eſſen und Trinken, daß es eim fry übel grus. Eiſi aber ſei auf den Beinen, man wiſſe nicht wie, mangle keine Abwart, mache ſeine Sache fort, da bleibe nichts dahinten, man habe noch keine ſo geſehn das Land auf und ab. Wir ſind überzeugt, Eiſi freute ſich allemal ungeheuer, und mochte nicht warten, bis das Kind kam, bis es zeigen konnte, wie es eine ſei und rühmen hörte, daß keine ſei das Land auf und ab, und dann denken konnte, wie dieſer und jener es ſeiner Plättere daheim, wo vierzehn Tage lang im Bette liege, geſagt habe, was d'Wirthi uf d'r Gnepfi für eine ſei, u wie die taubi worden ſei und habe plären müſſe vor Kyb und Nyd. Es iſt ſehr merkwürdig, aber die Weiber, die Täſchen, haben die größte Freude daran, wenn ſie ſich gegenſeitig bös Spiel machen können bei den Männern (die üblichen Ausnahmen verſtehen ſich). Mit dem Kinde befaßte es ſich wenig, ließ durch daſſelbe ſich nicht plagen, irgend

ein dienstbarer Geist mußte es hüten und pflegen, und wenn es schrie, so sagte Eisi: „Gang doch mit ihm vor use, du g'hörst ja, daß es nit wott dinne sy, u de mah mih nüt minger g'höre, as das Plär, das macht m'r afe längi Zyti!“ Denn doch liebte es das Kind, d. h. es war ihm sehr willkommen, als ein Gegenstand mehr, mit dem es Hoffahrt treiben, für das es allerlei Schönes krämerlen konnte. —

Es war oft prächtig zu schauen, wie Eisi seine Kinder herauszuputzen wußte mit rothen Röcklein, gelben Turbanen, groß wie ein doppelt Bernmäß, mit Lätschen drauf, wie Faßnachtküchli, oder gar ein Stück von einer Feder — und wäre es auch nur ein Stück von einer Pfauenfeder gewesen — und sonst noch was grusam Schönes hinten oder vornen. Ob sie daneben sauber seien und rein, dessen achtete Eisi sich wenig, ob der Sonntagsstaat auch am Werktag getragen werde und wie zugerichtet, das fesselte seine Aufmerksamkeit ebenfalls nicht. Das erste was bei der Hand lag, funggete, wuschte man den Kindern an und ließ sie laufen, am liebsten so weit, daß man das Brüll nicht mehr hörte. So geschah es denn oft, daß die schönsten Kleider den Kindern in Fetzen am Leibe herumhingen, beschmutzt, daß man die Farben nicht mehr unterscheiden konnte und jedermann sie für ausgerissene Komödianten Kinder genommen hätte, daß, wenn man sie dann einmal z'grechtem anziehen wollte, Eisi mit dem einen oder andern seiner Kinder sich spienzeln wollte, kein einzig ordentlich Kleidungsstück vorräthig war, so daß Näherin oder Schneider auf der Stelle herbei mußten, oder für Kleinere man zum Krämer lief, wo fertige Kleiderchen zu haben waren. Wo man das Geld nicht ästimirt, da weiß man sich zu helfen. Je größer die Kinder wurden, desto weniger achtete Eisi sich ihrer, außer wenn sie ihm zu nah unter die Füße kamen oder wenn sie was von ihm wollten. Gewöhnlich kriegten sie dasselbe, nebst einigen unwilligen Worten über das ewige Kär, alsobald, nur damit sie wieder dänne kämen.

Steffen nahm sich der Kinder noch weniger an. Bis sie laufen konnten, sah er sie kaum an, und wenn ihm zur Seltenheit einmal zugemuthet wurde, er solle eins derselben ein wenig halten, so sagte er, man möge ihn ruhig lassen, er möge nichts minder als mit so kleinen Brüllhünge zu thun haben, wenn man sie ja nur ansehe, so brüllten sie grad use, wie wenn si d'r Canton wette v'rsprenge. Wurden sie größer und konnten ihm nachlaufen, so war er ein sogenannter guter Aetti, d. h. er that ihnen was sie wollten, und namentlich mit Speis und Trank. Was sie nicht essen mochten, konnten sie sein lassen, und was sie wünschten kriegten sie, und seine größte Freude hatte er, wenn er einem Kinde sein Glas voll Wein darreichte und sagte: „Seh, nimm es Schlückli, aber ume es klys und ume eins," und dann das Kind das Glas, allem scheinbaren Abwehren z'Trotz, ohne abzusetzen austrank. Er war, wenn er bei guter Laune war, im Stande, dieses väterliche Manöver alsobald zu wiederholen, so daß das Kind zwei Gläser voll Wein trank, hintereinander.

Daß diese Kinder mit vollem Recht singen konnten: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne," begreift sich, aber beliebt waren sie nicht, man hörte oft die Gleichen, welche sie einen Augenblick vorher gepriesen hatten, sagen, das seien doch die wüstesten Kinder, mi chönn wyt laufe, ehe man wieder solche finde. Und trotz ihrer Freiheit hatten sie nicht heitern Sinn, nicht Fröhlichkeit, sie machten meist mißvergnügte Gesichter und taube Augen; was Verstörtes war an ihnen, man sah von weitem, daß da was fehle. Wer sich darauf verstund, sah an ihnen das Zeichen, daß sie niemere seien; das Gefühl, ach ih bi niemere, hatten sie noch nicht, aber wo das Zeichen ist, entsteht früher oder später auch das Gefühl. — Traurig ist's doch, wenn Kinder Eltern haben und von weitem sieht man: Die sy niemere!

So sieht man, wie die Kinder keinen bildenden Einfluß hatten auf die Eltern, wohl aber die Bildung der Eltern sich

geltend machte an den Kindern. Denn Steffen und Eisi waren sehr gebildet geworden und in immer rascheren Schritten durchliefen sie ihren Fortbildungskurs.

Eisi war gewandter geworden, sagte nicht mehr, „erwyset ech d'Ehr und chömet bald wieder," es hatte den Spruch geändert, es wußte selbst nicht wie, und ohne zu begreifen, warum eigentlich der frühere nicht recht gewesen. Eisi hatte lismen gelernt, freilich nicht köstlich, aber es konnte jetzt doch eine Arbeit in der Hand haben, so um des allgemeinen Brauchs willen; es konnte sogar was ins Hausbuch machen, wenn Steffen abwesend war und jemand dings Fleisch holte oder Wein, und Eisi fürchtete, es möchte das Quantum vergessen oder den Namen der Leute, und Steffen konnte es recht gut lesen, wenn Eisi neben ihm stand und ihm sagte, wie es heißen solle. Eisi lernte auch etwas mehr vom Kochen, konnte einen Hasenpfeffer machen, wenn es einen Hasen hatte, machte Kuchen, ja wagte sich sogar zuweilen an eine Pastete. Die machte es dann wirklich währschaft. Die Wirthi chöuns, meinte einmal ein Götti, er hätte nur einmal davon genommen, u noh nit fövli viel, aber es düech ne, er wetts möge erlyde uf Basel abe ohne yzkehre. Die fuhr afe, dere sött me hah z'Morge, wenn me d'r ganz Tag i Wald wett oder a G'meinrath, wenn me o nüt überchöm bis z'Nacht. Was sich jedoch bei Eisi am meisten ausbildete, das war der Hochmuth, der Glaube, wie sie sei niemand, hoch über allem stünden sie. Mit dem Hochmuth verbindet sich zumeist die Hoffahrt, doch nicht immer. Wer sich mehr als Alle glaubt, will sich auch seiner Meinung gemäß äußerlich darstellen, besser als Andere, alles schöner, köstlicher haben als Andere, damit die Leute es von weitem sehen könnten, wer man sei und nicht lange zu fragen brauchten. Mit Essen und Trinken ließ es sich nichts abgehen, aber sein Hauptstreben war doch, sich darzustellen als eine vornehme Frau, der manche Bäurin zu gering wäre zum Hühnermeitli.

Wer so recht hochmüthig ist, der ist gleichsam ein Papst, hält sich für unfehlbar, was er will, soll gelten, was er begehrt, soll man ihm bringen, und wo er gebietet, sollen die Andern springen, wenn er redet, Alle schweigen, und wer widerredet oder widerstrebt, hat im Himmel nicht Gnade, auf Erden kein Recht, d. h. ein so recht hochmüthig Weib wäre im Stande, dem lieben Gott ein Kapitel zu lesen, und zwar ein scharfes, wenn er jemand, eine Nachbarin, ein Hühnermeitli ꝛc. begnadigen wollte, die das Weib verdammt hätte, von wegen so ein Weib ist gewohnt, daß ihm Alles gället daß der Mann selbst vortanzt nach seiner Geige. Es ästimirt niemand und bei dem Geist, welcher in ihm ist, auch Gott nicht, besonders wenn es taub ist. Freilich ist so ein Weib nicht halb so selbstherrlich als es glaubt, so wenig als es die ärgsten römischen Kaiser waren; wirklich selbstherrlich ist nur unser Herrgott. So ein selbstherrlich Weib ist sehr oft nur Marionette oder Gliederpuppe einer schlauen gewandten Hand, welche die Dräthe zu regieren, die Stimme zu verstellen weiß.

Steffen ward auch gebildet, er machte nicht mehr mit allen Leuten den rohen Metzger, lernte, daß es mehr als einer Gattig Leute gebe, suchte den Unterscheid zu machen an den Kleidern, welche die Gäste trugen, an den Fuhrwerken, welche sie brachten; Steffen begriff nach und nach, daß es verschiedene Meinungen gebe in der Welt und meinte, ein Wirth sei in trefflicher Stellung, dieselben zu erfahren und zu benutzen, aber dafür müsse er nicht zu vorschützig mit seiner Meinung sein, sondern den Leuten die Würmer aus der Nase ziehen, darum sich stellen, als ob er ihrer Meinung sei.

Steffen war nach der Ansicht seiner Halbschoppen-Freunde verflucht aufgeklärt und liberal. Kamen aber Gäste, die anderer Meinung waren, denen er Gesellschaft leistete, so konnte er sich mit Nicken und halben Worten stellen, als ob er ihrer Meinung sei, daß sie ganz zutraulich wurden, auspackten was ihnen auf dem Herzen lag, ganz glücklich wurden, einmal einen

ſo braven und verſtändigen Mann gefunden zu haben, eine Flaſche Extra kommen ließen, Steffen einſchenkten, beim Abſchied ganz zärtlich wurden, Steffen einluden, ſie auch zu beſuchen und faſt weinten, wenn ſie ihm zum letzten Mal die Hand gaben. Die guten Leutchen ſahen nicht, wie er lächelte, als ſie ihm nur noch den Rücken ſahen, und wie er dann ſeinen Freunden auspackte, was er gehört, was er geſagt, und wie ſie lachten, daß aber Einer angeſchmiert ſei nach Noten, und abriethen, wie man ſo Einem es eigentlich machen ſollte. Steffen lernte auch, daß es zweier Gattig Gumene gebe, und mehrer Gattig Wein im Weltſchland; aber eins lernte er nie, welches der rechte Gumiſchlag ſei, gäb wie er meinte, er paſſe auf und nehme ſich in Acht; er lernte nie den Wein kennen, der wirklich von dieſem oder jenem Orte kam, und was die Chuſt im Mul für Einfluß auf den Weinhandel hat, das begriff er ebenfalls nicht, gäb wie er Wein verſuchte, und zwar je länger je mehr, und je länger je lieber.

Das war es eben, was bei Steffen abſonderlich ſich ausbildete, die behagliche Sinnenluſt. Er war kein Wüſtmacher, keiner der ſeine Stören hatte, während deren Dauer er längs Stück nicht nüchtern wurde, oder der ſich ſonſt betrank, daß er liegen blieb wie ein Stück von einem Kalb; aber er fand an Eſſen und Trinken ein immer größeres Behagen, und konnte je länger je weniger lang ohne das eine oder das andere ſein. Durch das Eſſen ward er durſtig, durch das Trinken ward er hungrig, und ſo rief eins immer dem andern. Freilich ſo viel Eſſen bedurfte er auf das Trinken nicht, wie er auf das Eſſen trinken mußte, und wenn nicht gleich was zu eſſen da war, ſo konnte er ſich mit einem Schoppen den Hunger auch vertreiben, während es ihm wirklich nie einfiel, mit einem Erdäpfel oder einer Gabelten Kraut ſich den Durſt zu verſcheuchen. Man hat Beiſpiele, daß Menſchen, welche viel eſſen und regelmäßig des Abends mit einem kleinen Nebel zu Bette gehen, deſſenungeachtet ſehr rührig ſind, wenig

Schlaf bedürfen, wenn sie auch des Abends die Allerletzten zu Bette gegangen, dennoch des Morgens wieder wecken und die ersten auf den Beinen und den ganzen Tag an allen Orten sind, als ob sie Flügel hätten. Kein Stubenmeitli kann verstohlen einen Schluck nehmen, kein Ackerbub hinter den Eiern sein, keine Köchin ein Würstlein sich zu Gemüthe führen, unversehens sieht der Meister ihnen über die Achsel, daß sie gixen müssen und ärger erschrecken, als wäre er der Teufel in eigener Person. Das sind Menschen von besonderer Thätigkeit, die mit großem Eifer einem Ziele nachjagen, und oft eifriger als ihre körperlichen Kräfte es zulassen, daher besonderer Stärkungen bedürftig zu sein glauben, etwas, welches wieder neu ihre Kräfte spannt, so wie man auch den Pferden Hafer giebt, wenn sie müde werden wollen, und um so mehr Hafer, je weiter und je strenger sie laufen müssen. Dieses Bedürfniß haben die Leute von den verschiedensten Sorten. Friedrich der Große z. B., der ganze Nächte durch Kaffee trank, wie jener Hammerschmied, der täglich vierzehn Maaß Wein zu sich nahm und eine Maaß Brönz obendrauf, um den Magen zu korrigiren; J. Paul, der Bier trank und wenn er Geld hatte, Wein, um die Gedanken flüssig zu erhalten, der behauptete, viel einnehmen zu müssen, weil er viel ausgebe, so gut wie jener Flößer, der desto mehr Branntwein trank, je kälter das Wasser war, und je öfter er, um das Floß flott zu machen, in das Wasser springen mußte; wie die Madame Sand, die tubaket, bis ihre Phantasie sie in die Nebelregionen getragen, so gut wie der Wirth, der von Morgen um vier bis Abends um eilf in allen Ecken und Winkeln Mägden, Knechten, Küfern nachläuft, bis er selbst im Dunkeln ist. Solche Leute werden oft sehr alt dabei, Friedrich der Große z. B., weil die äußere Thätigkeit den innern Reiz unschädlich macht, oft indessen zehren beide Reize das gebrechliche Gefäß um so rascher auf, wie eine Kerze schneller zusammenbrennt, wenn man an beiden Enden zugleich sie anbrennt.

Von dieser Sorte war jedoch unser Steffen nicht. Wir haben gesehen, daß die Leute in seinem elterlichen Hause eben nicht meinten, daß alles in einem Tage gemacht sein müsse; da ihnen apart niemand aufpaßte, so galt bei ihnen das Sprichwort: chume ih nit hüt, so chume ih doch morn. In einem solchen Hause gestaltet sich ein eigener Glaube, nämlich der, daß die Zeit, welche man der Arbeit abstehlen könne, eine gewonnene sei. Begreiflich gestalten Haus und Menschen sich ganz anders, wo der Glaube eingeurbet ist, daß die Zeit gewonnen sei, welche man zur Arbeit oder zu sonst was Gutem verwende. Wo man jede der Arbeit entzogene, irgend einer Lustbarkeit oder sonstigem Lumpenwerk zugewandte Zeit als gewonnen betrachtet, da erfaulen die Menschen und treiben gewöhnlich Dinge, die noch extra faul machen, es werden die Glieder träge, und jeder Vorwand, faulenzen zu können, erscheint wie ein beglückend Zeichen, das man nicht aus den Augen lassen darf. Steffen ward also vom Arbeitseifer nicht verzehrt, bockete gerne ab, und wo er ein Rühpigs machen konnte, versäumte er es nicht. Prächtig schickte sich seine neue Lebensweise zu seinen Anlagen und bildete dieselben auch tüchtig aus, er ward träge und unthätig, ein unaussprechlicher Ekel gegen alles Dabeisein und Ausharren bei irgend einem Thun erfüllte ihn, jedoch so, daß die Welt es lange nicht merkte.

Er schien gar nicht träge, er war noch viel auf den Beinen, nicht bloß, daß er hier aus, dort aus schoß, fuhr, allerlei nachlief, sondern auch daheim sah man ihn bald hier, bald dort, bald hinter dem Hause, bald vor dem Hause. Wenn man glaubte, er sei im Keller und ziehe Wein ab, so war er beim Knecht auf der Bühne und sah wie er Futter rüstete, und meinte man, er sei in der Schaal und handthiere mit dem Fleisch, so stund er am Bach und sah, wie die Magd Erdäpfel stunggete mit dem mutzen Besen.

Dieses unstäte Wesen war eigentlich nichts als angehende,

ſich ausbildende Faulheit, die bei nichts ſein, bei nichts ausharren mochte. Am ſichtbarſten war ſie, aber das merkte niemand, wenn er einmal eine Feder zur Hand nehmen, was aufmachen oder gar einen Brief ſchreiben ſollte. Er konnte ſich Tagelang um eine unbedeutende Arbeit herumdrehen, die in höchſtens einer halben Stunde abgethan geweſen wäre, konnte zehnmal befehlen, ihm den Dintengutter zu rüſten und Papier, und er kam doch nicht dazu und allemal gab es Vorwände, über die er dann ſchrecklich klagen konnte, daß wenn er ſchon meine, er well, es ihm's doch nie gäb. Wenn jemand mit ihm rechnen wollte, ſo mußte er es wohl treffen, wenn er ihn zum dritten Mal dazu brachte, und zwar auch wenn Steffen im Vorſchuß war. Es wollte ſich ihm nie ſchicken. „He, chum de es angers Mal ume; es ſchickt ſih de öppe bas," hieß es.

Dieſe angewohnte Trägheit wurde durch ſeine Lebensweiſe begreiflich geſteigert. Gut Eſſen und Trinken macht von Art juſt eben nicht rühriger und thätiger, und wenn Einer von Art träge iſt, ſo ißt oder trinkt vielmehr er oft nicht der Sache ſelbſt wegen, ſondern um nicht arbeiten zu müſſen. Das war eben bei Steffen immer mehr der Fall, immer mehr war ihm z'wider, wenn er um etwas ſein mußte, immer willkommener war ihm alles, eine alte Frau, ein Hudilumper, oder ein Herr, oder ein Länder, der ihn verſäumte und ihm Grund gab in der Gaſtſtube herumzuhöckeln, oder vor dem Hauſe zu ſtehen und die Zeit an ſich vorbeilaufen zu laſſen.

Dies war die Hauptrichtung, welche Steffens Bildung nahm, und wir haben keinen Grund es zu verhehlen, daß er ſtarke Fortſchritte in derſelben machte, eben ſo ſtarke als Eiſi auf ſeine Weiſe.

Sechstes Kapitel.

Von den Flitterwochen einer Wirthschaft und wie sie ein Ende nehmen.

Während sie also sich fortbildeten, ihre innersten Angelegenheiten auf die beschriebene Weise sich gestalteten, bekam auch ihr Haus eine bestimmte Form, es bildeten sich ihre auswärtigen Angelegenheiten.

Es giebt verschiedene Arten von Flitterwochen, hochzeitliche und andere. Einem Handwerker, Arzt, Advokat u. s. w. bringt der Anfang ihrer Laufbahn keine Flitterwochen; in der Regel haben diese in den ersten Jahren bös, treffen es schwer, kriegen schmale Bissen, müssen mit der größten Anstrengung arbeiten, um ihr Schiffchen flott zu machen. Polizeier, Mauser und Wirthe hingegen haben ihre Flitterwochen, und beim Anfang ihrer Laufbahn ist der Himmel zumeist ganz rosenroth. Den neuen Polizeier will jede Frau kennen lernen und Bekanntschaft mit ihm machen, man weiß nie, wofür so was gut sein kann, ruft ihn hinein und schenkt ihm ein Brönz ein. Mit dem neuen Mauser giebt sich der Bauer ab, b'richtet ihn über der Mäuse Lauf und macht ihn geneigt, seinen Acker in besondere Obhut zu nehmen. Zum neuen Wirth dagegen will Alles, Alt und Jung, Bauer und Bäurin, es nimmt alle wunder, wie es dort sei, ob man für drei Kreuzer ein Brösmeli Fleisch mehr bekomme oder weniger und ob man die Schoppen fülle bis über den Strich oder bis unter den Strich. Zu der vielen Gastig kommt dann eben noch, wo nämlich, wie oben angezogen, kein Verlust zu erwarten, der Wirth solid ist, der große Kredit, der Zudrang der Gumene, das Gehätschel, das Geschmeichel, daß der Wirth ordentlich in den Wahn kömmt, er thue ihnen einen Gefallen, erweise ihnen eine Ehre, wenn er den Wein hinnehme, ganz umsonst, von wegen sie

haben es ihm hundertmal gesagt, sie handelten gar nicht ums Geld, nicht um des Gewinns willen, sondern rein für die Ehre, um des Namens willen.

Was will nun ein Wirth mehr, als Geld genug, Kredit genug, Wein und Gastig, daß man nicht weiß wohin damit? So hat er seine Flitterwochen, so schön und rosenroth, wie selten ein Menschenkind. Aber wie Morgenroth Abendkoth bedeutet, so ist's mit den Flitterwochen auch nicht richtig, und je heller sie leuchten, desto gefährlicher sind sie, von wegen der leichtsinnige Mensch nimmt das Glück gar zu sicher, meint, er habe schon, was er erst gewinnen soll. Es heißt im Evangelium, der Weg sei breit, der in's Verderben führe, und eng und schmal der Weg, der in's Himmelreich führe. Es ist im Weltlichen was Aehnliches; schwerer Anfang ist zumeist zehnmal heilsamer als leichter Anfang, wo das ganze Leben wie eine Küchelschnitte den Menschen vor dem Munde herum zu blampen scheint.

Steffen und sein Eisi genossen diese Flitterwochen ziemlich lange; — denn lange entriß sie niemand dem Wahne, daß man ihnen alles bloß z'Lieb und z'Ehr geliefert, lange machte niemand ihnen den Verstand, daß man gerne auch Münz möchte, lange eiferten die Gumene um die Alleinherrschaft im Keller auf der Gnepfi, um des Wirths ausschließliche Liebe, und lieferten den Wein so gut, daß ihnen das Herz darob blutete. Ma foi, sagte Mancher, ihr mögt es mir glauben oder nicht, aber den Wein, den ihr da habt für zwanzig Kreuzer, den kriegte keiner für fünfundzwanzig Kreuzer, und dann nicht einmal so, wie ihr ihn habt, er bekäme noch eine gute Portion Achtundzwanziger dazu. Nach und nach änderte sich das Ding doch und Steffen lernte fassen, daß er d'Sach nicht umsonst hätte, die üblichen Termine längst vorüber seien und die Geduld der Weinherrn nicht unendlich, sondern endlich sei, wie alles Irdische. Aber lustig war es, wie sie dem Steffen diesen Begriff beibrachten, ihn fortbildeten.

Der Eine fragte, ob nichts für ihn abgegeben worden sei, es habe ihm ein Kunde versprochen, eine Zahlung hierher zu senden. Als nichts da war, fluchte er mörderlich, daß kein Geld eingehen wolle und seine Herren erwarteten ihn mit wenigstens vier bis fünftausend Fr. Ein Anderer erzählte von einem Kunden, der verdammt prompt zahle, bei dem das Geld immer gerüstet sei, ehe er komme. Ein Anderer erzählte von Streichen und Kniffen, die er bei einem Wirthe anwenden müsse, um zu seinem Gelde zu kommen. Dä Ketzer heigs, aber er chönns nit lah, es sei, als ob der Alte Harz im Hosensack hätte, und so mit der Thüre ins Haus fallen, thue man auch nicht gerne, es sei nicht der Brauch und gebe Einem den Schein, wie nöthig man das Geld hätte. Wenn sie Steffen auf diese Weise so recht viel Verstand eingeschmiert zu haben glaubten, so drängten sie zu neuen Bestellungen, und wenn dann Steffen sagte, er sollte denk doch einmal den alten zahlen, ehe er neuen bestelle, so sagten sie nicht mehr: „Pardon, das ist nit d'r werth, wartet noch, zahlet mir dann den alten und den neuen zusammen, das ist dann ein schönes Nehmen", sondern sie sagten: Eigentlich pressire es gar nicht, aber wenn es ihm nichts mache, so nähmen sie nicht ungerne Geld, sie seien schon vier Tage auf der Reise, noch sei ihnen kein Kreuzer eingegangen und in drei Wochen hätten sie große Zahlungen zu machen und wo sie das Geld hernehmen wollten, wüßten sie, hol sie der Gugger, nicht. Wenn es ihm also gleich sei, so wollten sie geschwind ihr Carnet holen. Oft geschah es, wenn der Gumi mit dem Carnet wiederkam, daß Steffen vor dem Büreau zappelte oder fluchend im Hause herumlief, „wo Diese und Aeyne hat man mir doch das Papier hingethan, es ist e Brief gsy, nit gar e große, ume so nes Blatt, un uf bede Syte neuis druf!" Aber alles Rufen und Suchen wär zumeist umsonst, das Papier war längst den Weg alles Fleisches gegangen. Steffen war an Ordnung nicht gewöhnt, ließ zumeist alles, was er bekam, herumliegen,

lange Zeit, manchmal vergaß er es ganz, manchmal, wenn er ohnehin über's Büreau ging, fiel's ihm ein, er könnte es doch wegiegen, es ginge jetzt in einer Mühe; dann war es gewöhnlich nicht mehr da, und gäb wie er suchte und sagte: „es ist doch erst noch da gewesen, da ist es gelegen", oder: „ich habe es gesehen, d'r Rudeli hets i de Fingere g'hah", so kam's doch nicht wieder zum Vorschein. Deswegen hängte sich Steffen nicht; er dachte: „I Gotts Name, es wird öppe nit sövli mache, so nes Papierli wird öppe nit sövli z'bidüte hah!" Kinder haben keinen Respekt vor Papier, wohl aber große Lust dazu, wo sie dessen habhaft werden können, da greifen sie zu, und Eisi hatte noch weniger Respekt als die Kinder und griff noch gieriger darnach als die Kinder. Es ist sehr oft in einem Wirthshause eine große Papiernoth, man sollte deren haben, schießt in allen Stuben herum und findet keins, schreit alle Leute an, „weiß m'r nit öpper es Bitzli Papier" und niemand hat, und jeder sagt, „hätts längst brucht, wenn ih hätt", und wenn man in solcher Noth Papier sieht, so frägt man nicht lange, „wem ist's und was ist's", sondern man nimmt's. Bald will eine Frau Speck und sagt: „Heit d'r m'r nit öppe es Fetzli Papier für ne dry z'näh", bald sollte man einen papiernen Zapfen in eine Strohflasche haben, bald ein halb Pfund Käs einpacken, bald Göllerketteli ylyre, die man dem Gürtler zum Ausputzen geben will, kurz der Verbrauch ist groß und der Zufluß klein; denn woher sollte in ein Wirthshaus Papier kommen, ausgenommen von einer Zeitung oder dem Amtsblatt, wenn man so was nämlich hat, was nicht immer der Fall ist.

Der Schade schien nicht groß. Steffen verließ sich auf des Gumi's Carnet, dort werde es schon recht aufgemacht sein, sagte er. Als einmal das Zahlen anging, da fluchte Steffen manchmal, es wolle gar nicht mehr aufhören, u ei Donstig, der Geld wolle, hange am andern. Da bösete es dem Schublädli und manchmal, wenn sie z'Märit wollten und

Steffen darüber ging und dann Eisi auch noch, mußte es die Silberstücke aus den Ecken räumen.

Es bösete aber auch noch mit zwei andern Sachen. Die Leute klagten, es sei bei Steffen gar nicht mehr der gleiche Wein, er stelle oft Rustig auf, die chum e Hung sufe mög; und ganz unrecht hatten die Leute nicht.

Da die Gumene sahen, daß keiner von ihnen ganz Meister werden konnte, immer Hans oben im Dorfe war, wer gerade da war, und wenn morgen ein anderer kam, derselbe eben so viel galt, so dachte jeder, par dieu, er wolle nicht länger d'r Narr machen, sondern was die andern, d. h. was er könne und möge. Er verkaufte ihm also auch Orbe Wein für Expesser, eine Mischung Grandson Wein mit Picardant für Vierunddreißiger, Wein von Finsterhennen oder Grissecher für extra Neuenburger, Höllensteiner mit etwas Elsässer für herrlichen Markgräfler, rothes Wasser mit fünfundzwanzig Proc. Weingeist und einer künstlichen Weinhuft für feinen französischen Wein, aber wo er gewachsen, könne er beim Hagel nicht mehr sagen, verkaufte ihm den Wein aus den großen Spänfässern, in welche die Weinhändler alle möglichen Restchen werfen, in denen eine ärgere Mischung stattfindet, als in einer sogenannten Bataille- oder Bettlersuppe, welche auch aus dem Weltschland stammt, wo der Wein wohl klar und prächtig herausläuft, aber wenn man ihn nicht rasch braucht, alle möglichen Farben kriegt, fast wie der Regenbogen, und alle möglichen Chäste, fast wie Schüttsteinwasser, doch nicht ganz; er verkaufte ihm alles was er konnte und fluchte dazu, wenn Steffen an einem Orte besser als bei ihm versorget sei, so solle er ihm Schelm sagen, und wenn der Preis bei der Bestellung mit der spätern Note nicht übereinstimmte, so mußte entweder Steffen kein gut Gedächtniß haben, oder der Gumi hatte gefunden, aus einem andern Faß schicke sich der Wein viel besser für das, wo Steffen ihn wolle, er habe ihm daher von dem geschickt, und statt einem halben Batzen mehr, wie

es eigentlich geweſen wäre, nur einen Kreuzer mehr per Maaß notirt.

So ging es Steffen mit dem Wein und er merkte es nicht einmal recht, von wegen, Kenner war er nicht, wie ſchon geſagt worden, und wenn er auch zuweilen mit einem andern Wirthe zuſammenſaß, die Naſe über's Glas hielt, das Maul drein hatte und mit der Zunge ſchmaßte, das Glas dem andern Wirthe reichte, der es auch ſo machte, beide dann mit tiefſinnigen Blicken einander anſahen, bis endlich einer ſagte: „'s iſt ſechsunddreißiger Lacôte, aber noh neuis drinn, ih chah ihm jetz nit grad d'r Name gäh", ſo hätten ſie die ſpöttiſchen Blicke des Gumi ſehen ſollen, mit denen er ihren Orakelſprüchen zuhörte und an ihren tiefſinnigen Geſichtern ſich erbaute, denn es war wohl neuis drinn, aber weder Sechsunddreißiger noch Lacôte.

Kannte er den Wein nicht, ſo wußte er noch weniger mit demſelben umzugehen, er wußte gar nicht, was ſaubere Geſchirre zu bedeuten hätten, ließ ſie ungeputzt leer ſtehen, oder vergaß ſie geputzt, aber ungebrannt, brannte ſie ſpäter ein, merkte nicht, daß ſie grau waren, ſchüttete nach einigen Tagen oder Wochen Wein hinein, ohne ihren Zuſtand zu bemerken; ſie ſeien erſt geputzt worden und würden wohl gut ſein, ſagte er. Ebenſowenig hatte er einen Begriff von den Miſchungen. Nicht daß er apart Miſchungen machen, künſteln wollte, dazu war Steffen zu träge, aber wenn er Wein kriegte, ſo mußte er demſelben oft Platz machen, da warf er dann unbeſinnt die Reſte zuſammen, mochten ſie Namen haben, welche ſie wollten, dä D— werd öppe e nangere nit freſſe u ſih wohl ſtill hah da im Faß inne, meinte er. Markgräfler, Grandſoner, Spänſuppe, Lengnauer, Oberhofer, wohl gerüttelt, gaben einen Trank, bei dem man die Lippen lange ſchlecken mußte, ehe man die Chuſt vertrieben hatte. Wenn er zuweilen, was aber ſelten geſchah, denn Steffen meinte, das Abziehen trage nichts ab, von wegen, es gehe immer da-

bei verloren und der Wein werde es wohl auch haben wie d'Lüt, wenn ſie einiſt liggi, ſo ſei ihnen am baaſten, wenn man ſie ligge laſſe, wenn er alſo zuweilen den Küfer zum Abziehen hatte, ſo wollte der auch was wiſſen, von wegen, er hatte in Vivis gearbeitet und, wie er ſagte, dort manches geſehen, woran kei Mönſch denk, gab dieſes und jenes an, und das komme ſo Seel gut, er ſei Einem gut dafür, ſagte er. Steffen ließ ihn gewähren, meinte, es ſei ſo, ja, er ſtellte ſich manchmal, als hätte er das eigentlich auch gewußt, aber nur nicht Zeit gehabt, dra z'ſinne.

Steffen mußte endlich merken, daß die Leute oft über den Wein gränneten, wollte aber nicht ſchuld daran ſein, ſondern ſchob die Gumene vor. Den Wein hätte er gut beſtellt, ſagte er, und mehr könne er doch nicht daran machen; wenn er ihn ſo erhalten hätte, wie er ihn beſtellt, ſo würde wohl niemand klagen, aber ihn ſelbſt machen, das ſei ihm nadiſch unmöglich. — „Warum gehſt nicht ſelbſt yche, ſagte man ihm dann, wenn ich dich wäre und Geld hätte wie du, ſo wollte ich doch nicht den Speck von den Mäuſen kaufen, ich ginge ſelbſt hinein und wollte kaufen, was mir anſtändig wäre, und nähme gleich den Zug mit, ja potz, das thäte ich!" Das wurde Steffen ſo oft geſagt, bis es ihm endlich wirklich in den Kopf ſtieg und er mit noch zwei anderen Kameraden eine Weltſchlandreiſe verabredete und wirklich auch machte. Drei dicke Wirthe auf einem Sitz machten viel Aufſehen, erlebten viele Abenteuer, welche wir hier nicht beſchreiben wollen, rühmten ihre guten Schicke und doch hörte man nicht mehr, daß Steffen eine zweite Weltſchlandreiſe gemacht habe. Es böſete drittens aber noch mit der Gaſtig und das iſt das Böſeſte von allem; denn wenn die Gaſtig die gleiche bliebe, ſo könnte der ſchlechter gewordene Wein dem Wirth ziemlich gleichgültig ſein, Schaden hätte er nicht davon.

Siebentes Kapitel.

Ein Kapitel über das Geschrei von schreienden Bedürfnissen und dem Seufzen nach einem schreienden Bedürfniß.

Es ging Steffens Wirthshaus, wie allem Neuen, es verlor den Reiz der Neuheit. Dieser Reiz war es gewesen, welcher hauptsächlich die Menge angezogen hatte. Man wisse neue afe, wie es da sei, mi well jetz luege, wie es auch an andern Orten sei, hieß es. Ein Wirthshaus wird nach verschwundenem Neureiz bloß erhalten, wenn das Errichten desselben ein Bedürfniß war, oder wenn es sich auszeichnet durch Essen, Trinken, kurz durch innere Güte und Vorzüge. Mit dem Bedürfniß der Wirthshäuser geht es aber accurat wie mit vielen Büchern. Alle Wochen kann man lesen, die und die Buchhandlung habe der Menschheit eine ungeheure, unglaubliche Wohlthat erwiesen, aus ungeheurer Liebe, unglaublicher Großmuth, das schreiendste Bedürfniß der Menschheit habe sie befriedigt, eine unendliche Lücke in der Literatur sei endlich durch sie ausgefüllt worden, wofür die Nachwelt bis ins tausendste Geschlecht ihr dankbar sein müsse, so eben sei bei ihr erschienen und verfaßt vom berühmten, allbekannten Arzt, Sami Stößel, eine Geschichte der Hühneraugen, nebst einem Anhange, welcher die bewährtesten Wanzenmittel enthalten, und einer gründlichen Belehrung, wie man die Erzeugung der Flöhe verhindern könne. Das Buch enthalte unglaubliche Thatsachen und zeuge von tiefsinnigen Beobachtungen der Natur, sowie vom bekannten Scharfsinne des berühmten Verfassers u. s. w. Da wir einen reißenden Absatz erwarten, so beehren wir uns, dem Publikum anzuzeigen, daß alsobald, nachdem die erste Auflage vergriffen sein wird, wir eine neue vermehrte und verbesserte Auflage zu herabgesetzten Preisen

erſcheinen laſſen werden, ebenfalls zum Heil der Menſchheit und wegen dem unausſprechlichen Bedürfniß.

Ungefähr gleich verhält es ſich mit dem gegenwärtigen Wirthſchaftsbedürfniß. Wenn man die Begehren um Conceſſionen und um Patente leſen könnte, man würde da zur unausſprechlichen Rührung erſehen können, welche unglaubliche Zahl von edlen, aufopferungsſüchtigen, dem Vaterlande hingegebenen Männern wir noch beſitzen, wir müßten in tiefſter Scham bekennen, daß unſere Augen verſchloſſen geweſen, daß wir das bitterſte Unrecht der Zeit gethan haben, welche wir ſelbſtſüchtig genannt, unrecht gethan ſo unendlich vielen Menſchen, die wir für ſelbſtſüchtig gehalten. Da könnten wir leſen, wie die hochgeſinnten, treuen Vaterlandsfreunde, der eine ein Pintli, der andere eine Speiſewirthſchaft, der dritte eine Kaffeewirthſchaft, der vierte gar ein Hotel errichte, nicht wegen dem Vortheil, nicht wegen der Kurzweil, nein, o nein, aus bloßer Vaterlandsliebe und von wegen dem ſchreiendſten Bedürfniß. Da könnte man leſen, wie Reiſende verſchmachtet ſeien, Kranke vor Durſt geſtorben, Pferde am Hunger darauf gegangen, weil auf dem Platze, wo ſie die neue Heilsanſtalt errichten wollten, unglaublicher Weiſe bis auf ſelben Tag, bis ſie ſich entſchloſſen, in edler Hingebung Wohlthäter der Menſchheit zu werden, nichts geſtanden, nicht einmal ein Pintli, geſchweige denn ein Hotel. Es iſt recht ſchade, daß ſolche Vorſtellungen nicht veröffentlicht werden, es läge darin ein unausſprechlicher Troſt für Alle, welchen es bange wird von wegen Mangel an braven Leuten, eine ſchreckliche Beſchämung für Alle, welche meinen, die aufrichtigen Vaterlandsfreunde ſeien eben nicht dicht geſäet. O das wäre ein prächtig Leſen, nicht bloß wegen dem Troſt, ſondern auch wegen dem Styl.

Indeſſen mit dem Bedürfniß geht es wunderlich; wenn es ſchon im neuen Wirthshauſe von Gäſten wimmelt in den erſten Tagen, in den erſten Wochen, damit iſt's nicht geſagt,

daß es noch eben so wimmeln werde in einem Jahre oder zweien; über das wahre Bedürfniß entscheidet die Zeit. Vielleicht ist's dann öde und leer; umsonst steht der Wirth auf der B'setzi, tubaket und seufzt sich fast die Seele aus dem Leibe, aber lange kommt niemand, und wenn endlich jemand kömmt und ihm das Herz vor Freude buttert, endlich, endlich einen Schoppen brauchen zu können, und er in den zärtlichsten Tönen, die er z'weg drücken kann, ruft: „Seh, seh, e Schoppe, e Schoppe, ih wett cho es Schöppli hah", so antwortet vielleicht der: „es angersmal", und geht — Rund vorbei. Dann geht der Wirth wohl kaput hinein und auf dem Ofen sitzt die Frau und plätzet an einem Fürfuß und seufzt: „aber nüt und gester nüt u i d'r vorige Wuche niemere u d'r Zeys lauft notti u d's Patent het müße zahlt sy." Da kömmt dann der Zeitpunkt, wo die Vaterlandsliebe des Ehepaars sich bewähren muß, aber, aber wir fürchten, in solchen Umständen hätte sie wohl an einem kleinen Orte Platz.

Es giebt aber auch Orte, wo kein Bedürfniß gewesen war, wo jedoch das neue Wirthshaus für Einzelne zum Bedürfniß wird, sie schnapsen dort ihre halben Schoppen, sie sitzen dort ihre Abende durch, sie sitzen sonst noch dort, z. B. die Tage nach einer Hudelten, oder wenn sie die Frau taub gemacht, oder wenn sie was arbeiten sollten, welches nicht für sie ist. Diese Art von Gastig hatte sich auch auf der Gnepfi gebildet, mit der andern aber hatte es böset, eben wegen dem fatalen Bedürfniß, dann wegen dem fatalen Wein, dann auch wegen Eisi, welches hochmüthig ward und mit gar vielen Leuten sich gar nicht abgeben mochte, sie nur über die Achsel ansah, ihnen keinen Schoppen selbst holte, ihnen Trutzantworten gab, statt ein freundlich Wort.

So betrug es sich hauptsächlich gegen die wohlgesessene Bauersame, welche nicht täglich im Wirthshause sitzt, sondern nur bei Anlässen. Eisi war im Stande, einen Vorgesetzten und angesehenen Mann kaum zu beachten, während es bei

einem Halbschoppenprinz saß, stund nicht auf, rief einem Meitschi: „reich ihm e Schoppe", konnte ihn den halb trinken lassen, ehe es fragte: „oder weit d'r süst noh öppis?" Es war Hochmuth und Holzbockerei durcheinander, gerade so wie es am unerträglichsten ist. Es ist sehr merkwürdig, es war selbst eine Bauerntochter gewesen; jetzt meinte es, es sei über diesen so hochgestellten und ehrenwerthen Stand hinausgewachsen und erhaben und müsse es denen dunstigs Knuble zu verstehen geben auf jedem Suppenbröcklein, während es so einem Halbhudel von Herrenschminggel alle Liebe und Achtung erzeigte, ihn behandelte wie Seinesgleichen — waren halt beide gebildet, Eisi und der Halbhudel, verflucht aufgeklärt. So hat's aber nicht bloß Eisi; Eisi vergaß nicht alleine den Boden, dem es entwachsen, sondern verachtete ihn auch; das thun noch ganz andere Majestäten, und wenn sie sich ihrer Herkunft zuweilen bei Anlässen auch rühmen, so ist es bloße Affektation und um den Leuten den Verstand zu machen, aus wie großer Niedrigkeit und Miserabilität sie sich so hoch erhoben. So thun viele Parvenus, d. h. die meisten Emporkömmlinge, gerathen sie nun zu was sie wollen.

Am leidesten benahm sich Eisi gegen die Bänrinnen, welche in sein Haus kamen, manchmal als Gotte, manchmal von einem Markte heimkehrend, oder bei sonstigen Anlässen. Es behandelte sie zumeist mit souveräner Verachtung, und wenn es schon mit ihnen sprach, so musterte es sie doch mit spöttischen Blicken, aus denen sie seine Verachtung gegen ihre altmödische, geringe Kleidung abnehmen konnten und von heimeligen Dingen, von den Pflanzungen, Schweinen und von Milch redete es gar nicht, sondern bloß was für vornehme Herren sie über Nacht gehabt, wohin es gefahren sei mit dem Mann, wie man ihm Ehre erwiesen und was es gekramet hätte. Ein einzig Kapitel ritt es oft, welches die meisten Weiber gerne verhandeln, es ist das Kapitel von den Kindbettene; aber gerade da machte Eisi alle Weiber am täubsten,

ſo daß in der Umgegend ſelten ein hablich Haus war, in welchem nicht eine Frau regierte, die Eiſi nicht gerne die Haare aus dem Kopfe gerupft oder es einige Male durch eine ſogenannte belgiſche Hechel gezogen hätte.

Während die meiſten Weiber gerne von Leiden, Mühſalen, ſtrengen Zeiten erzählen, was ſie ausgeſtanden und wie lange und was ſie davon getragen, wie ſie ſeither nicht mehr chäch ſeien, es ihnen oft fehle, ſie dieſes und jenes nicht mehr ertragen könnten, verlachte Eiſi dieſes alles, gab zu verſtehen, das alles ſei nur Fantaſt. Wohl, wenn es d'r Ma wär, der Blättere wollte es aufhelfen und ihr das Gruchſen vertreiben! So und ſo gehe es ihm: einen Tag oder höchſtens zwei zeig es ſich nicht, aber doch nicht, daß es meine, es müß im Neſt liege, nur damit die Leute nicht d'Freud hätten, über ihn's z'räſonniren, de lay es ſih wieder füre und öppe nit Viel ſölle ihm's ag'ſeh, was es mit ihm gäh heig. Es würd ſih ſchäme, ſo nöthli z'thue und muthwillig Köſte z'mache. Mit Eſſe und Trinke, ſelb ſei wahr, borg es nicht, es mein, das ſei witziger als d's Geld d'm Dokter nahz'bänggle, wo ke Hung ſuſt nüt d'rvo heig. Man ſieht, Eiſi war eine ſehr würdige Repräſentantin der neuſten Aufklärung und zwar eine ſehr konſequente, die nicht bloß meinte, es gebe nur eine Anſicht über Philoſophie, Religion, Politik, Literatur, Humanität und Gewerbsfreiheit, und wer die eine rechte Anſicht nicht habe, ſei e Böſſ, e Möſſ, oder e Tüfel, ſondern dieſen hohen Grundſatz, daß es nur eine Wahrheit gebe, auch auf das Kindbetten ausdehnte und behauptete, kindbetten ſei kindbetten, und wie es gehe, habe es mehr als ein halb Dutzend Mal erfahren u wüß afe wie's gang u was me erlyde mög u was nit, da ſöll me ihn's nit b'richte. Oeppe es arms Mannli chönn me für e Narre hah, ſelb wohl, oder öppe ſo ne Dokter, wo ne Brülle trag, damit me ihm d'r Hunger nit ag'ſäch. Aber es wiſſe es wohl, es gebe dere Weiber und nicht wenig, wo die größte Freude daran hätten, nöthlich zu thun und z'gruchſe,

wie wenn ſi ufgeiſte wette und hingerdry ne lah ufz'warte, daß es d'r Ma faſt i d'Luft ſpreng und er doch nüt ſäge dörf, wenn er nit well e wüſte Hung ſy. Aber wohl, ſellige Wybere wollte es d'r Marſch machen, es gheite ihnen ſy armi Thüri e Züber Waſſer vom Brunne is Bett; es nähmts doch de netti wunger, ob ſi d's Neſt lüpfe chönnte oder nit.

Man kann ſich denken, wie Eiſi bei ſolchen modernen und radikal-toleranten Anſichten die Gunſt der Weiber erwarb und was ſie von ihm ſagten und wie ſie über ihn's pülverten, daß es ihnen die Männer aufweiſe. Vielleicht klagten ſie mit Unrecht, denn wirklich hörte man bis dato nicht, daß Einer den Züber kalten Waſſers in Anwendung gebracht hätte.

Jedenfalls vertrieb Eiſi auf dieſe Weiſe viele Gaſtig und zwar die, welche nichts aufſchreiben ließ, ſondern baar zahlte, und ſoche Gaſtig iſt nicht unkommek.

Was ihnen aber am meiſten ſchadete, das war eine edle Bruſt, welche eben auch von dem Drange beſeelt ward, das Heil des Vaterlandes zu fördern und zu äuffnen, Europas Cultur zu heben, die Wunden der Menſchheit zu mildern, ihre Bedürfniſſe zu ſtillen. Dieſe Bruſt, die edle, fand, es ſei ſchreiendes, himmelſchreiendes Bedürfniß, gegenüber Steffen noch eine Speiſewirthſchaft zu errichten, geſchehe es nicht, ſo ſei das Heil, die Freiheit der Welt gefährdet; denn das ſei doch ein himmelſchreiender, verfluchter Zwang, daß, wenn Einer durſtig werde, ein Wirthshaus ſuche, er bloß eines rechts ſehe, keines aber links. Da ſei er ja gezwungen, rechts einzukehren, habe gar keine Wahl, das ſei eine entwürdigende Nöthigung, eine widernatürliche. Habe doch Gott unſer Herr ſelbſt die Sache ganz anders geordnet und den freien Willen geſchaffen und demſelben allenthalben zwei Wege aufgethan, einen rechts, einen links, und alle Menſchen, Heiden und Türken, ſeien frei, könnten wählen rechts oder links, ob's dann wohl eines freien Bürgers des Cantons Bern, des erſten in

der Eidgenossenschaft, würdig sei, nicht wählen zu können, sondern rechts zu müssen, wenn er durstig sei, in Steffens Gasthof, wo der Wein schlecht sei, die Frau hochmüthig, man für ein Prägelwürstli zehn Kreuzer zahlen müsse, während es für zwei Btz. auch gegeben werden könnte, wo man an alle Fische Sauce mache, an die einen eine von Mehl, an die gebackenen eine von Anken, daß sih d'r Tüfel dra z'todt fresse könnte, u wo me Käs heig, daß es e Schang un e Spott syg, un d'Hühner d'r Dürlauf überchöme d'wo, e Käs, wo eim nit ume d'r Dürlauf mach so grad ane, sondern es g'schwulles, großes verfluchts Mul, daß me längs Stück nit wüß wo hi mit, un de es ganz chlys Herz, daß me niene warte dörf, gäb wie liecht d'r Luft gang. Durch solche edle Betrachtungen bewogen, fand Einer sich gedrungen, gezwungen, wie gesagt, zum Heil Europas, accurat links von Steffen noch eine Speisewirthschaft zu errichten. Von allen Seiten bestätigte man ihn in seinen Ansichten über das Bedürfniß; hinter seinem Rücken lachte man über seine Verblendung. Mit Steffen fluchte man über die Schlechtigkeit des neuen Weltbeglückers, der nichts begehre, als arme Leute zu machen und Andern das Brod abzustehlen, und über die Regierung, die den Tüfel viel nachfrag, wie viel arm Lüt es gäb, wo wege, si müß se nit erhalte, was si vom Land erpreß, b'halt si für seie selber. Indessen fluchen half nichts und opponiren nichts. Vorrechte seien keine mehr, hieß es. Steffen hätte sich fast den Mund verbrannt, denn wenn er sonst nicht böser Art war, so konnte er doch wüst thun, wenn er ein Glas Wein im Kopf hatte und Täubi im Leibe. Das sei muthwilliger Weise den Leuten das Geld abgestohlen und sie in's Unglück gesprengt; erst mache man ihnen Muth, den Leuten z'dienen und ihrer Kumlichkeit wegen es neus Gasthaus z'baue, u chum heig me all' Chöste g'hah u all's usg'stange u lauf d'Sach, su reis me en Angere dahere, vers Brod, un ume us Bosheit, für z'luege, wie si enangere z'Bode

mache um de chönne z'lache, wenn sie beid über nüt chämte un em heilige Almose müßte nahlaufe. Aber die Donstige sölle nit chönne Freud hah, daß mes ume wüß, ke Chrüzer gäb er öppe d'Sach wohlfeiler, aber mache welle er was er könne, es werd ihm so gut erlaubt sein als einem Andern.

Er hielt richtig Wort, das Publikum erfuhr die Wahrheit desselben. Durch vermehrte Konkurrenz wurden weder der Wein besser, noch die Zechen wohlfeiler, man hätte eher das Gegentheil behaupten können. Man mußte den Profit an denen nehmen, denen man eine Zeche machen konnte, je weniger Gäste also kamen, desto besser mußte man niederhalten, um nicht eis Tags d'Bei obsig z'chere, desto minder gut gab man den Wein. Der für das Patentsystem angeführte Grund, daß durch vermehrte Konkurrenz dem Publikum gedient und dasselbe wohlfeiler und besser bedient werde, hat sich, mit seltenen Ausnahmen, nicht erwahret. Also Steffen hielt sein Wort; er hielt es aber noch im andern Punkte, er machte, was er konnte. So oft es sich nur immer thun ließ, stellte er eine extra Hudlete an, einen Kegelt um Schafe, oder einen Tanz um Schafe, oder eine Lotterie, wo eine ausgebrannte Kerze das große Loos bezeichnet, oder einen Spinnet, oder einen Armbrustschießet, oder eine Fischete, ein Hirsmontagispectakel, eine Kletterete, ein Sackspringet, eine Ganstödete, ein Schwinget, eine Eieraufleſete, oder gar eine Komödie, kurz, was man nur erſinnen und ihm einen Namen geben konnte. Manchmal kamen viel Leute, manchmal kamen wenige, doch immer jemand, und hatte Steffen einen Spectakel gehabt, so konnte man darauf zählen, wenige Tage nachher war drüben bei Fritzli auch eine Lumpete los. Und wenn es den Leuten doch nachgerade erleiden wollte, so liefen oder schickten förmlich die Wirthe den Häusern nach und luden ein, wie man zu einer Hochzeit einladet. Die armen Teufel von Wirthe wollten nicht umsonst da sein, hatten sie sich für das Publikum geopfert, so war es ja auch des Publikums Pflicht,

das Opfer anzunehmen, herzukommen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Es erfüllte seine Pflicht aber oft zu lässig, wie die Wirthe meinten, indessen läßt sich zur Entschuldigung sagen, daß wirklich in der Umgegend das Geld rarer ward. Bekanntlich werden, wo Wölfe sind, die Schafe rar, wo viele Jäger sind, mindern die Hasen, und Kastenschwyni giebt's, wo viele Mäuse sind im Spycher, zu wundern ist sich also wirklich nicht, daß das Geld rarer wird, wo viele Wirthe sind und Gumene Büntel um Büntel ins Welschland führen und dafür nichts geben als ihre Spänsüdere. Die Alten klagten bitterlich, sie wüßten nicht mehr wo nehmen, die Mütter begehrten mit den Töchtern auf, sie dürften doch wäger nicht dem Alten das Korn alles verschleipfen, sonst merke er es zuletzt doch noch, u de wette si lieber nit d'rby sy. Die Buben klagten, die Mädchen krameten ihnen nichts mehr, die Mädchen rümpften die Nase, weil die Buben den Wein zu sparen schienen und nicht mehr darin herumflotscheten, wie die Spatzen im Wasser; die Krämer wimmerten, Alles wolle die Sache dings, und suche man sich vor Weihnacht zahlt zu machen, so sei der Lohn schon eingezogen und man kriegte gar nichts, wenn nicht hie und da beim Dreschen ein Knechtlein ein Hämpfeli Korn oder eine Magd ein Schübeli Garn oder G'spinnst verstoßen könnte. So klagte Alles, ob mit Recht, wissen wir nicht, doch waren viele Steigerungen in der Gegend, freiwillige und andere, Scheine wurden gefällt, größere Heimath an kleinere getauscht und Holz und Wald verkauft, es weiß niemand wie viel. Es sei viel Verkehr, sagte man, lebhaft gehe es, so stark hätte es nie gehandelt, es sei viel Geld im Lande. Weiß nicht, viel Handel ist nicht immer das Zeichen von viel Geld, oft ist's gerade umgekehrt, namentlich wenn man Ursache hat zu glauben, der Wucher, der stark wieder auftaucht, habe dabei seine Hand im Spiele. Auch bei der Klasse, die nicht handelt, zeigen sich Spuren des mangelnden Geldes in ihrer armseligen, liederlichen Kleidung,

die einen Sonntag von Mittag bis am Abend glänzt, am zweiten abschießt, am dritten für den Sonntag unbrauchbar wird und in drei Werktagen total in Fetzen geht. Ehedem, wo die Mägde Kleider hatten, welche sie erst drei Jahre am Sonntag, dann drei Jahre am Werktag tragen konnten, da hatten sie Geld, brauchten nicht mit Korn oder Garn den Krämer zu zahlen und am Ende doch noch z'Hudels z'grathen oder unserer gnädigen Herren Kostgänger zu werden.

So zogen die Wirthe die Leute herbei, wie sie konnten und mochten, begreiflich, daß, wenn sie dieselben einmal hatten, sie dieselben nicht gerne mehr fahren ließen. Es bestehen Gesetze darüber, wie lange Lustbarkeiten dauern sollen, wie lange heimische Gäste in den Wirthshäusern sitzen dürfen. Diese Gesetze entsprangen nicht aus Willkür oder Tyrannei, sondern aus einem tiefen Erkennen des Volkscharakters, einer innigen Theilnahme am Volkswohl, einer hohen Achtung vor dem häuslichen Glück, dem Hausfrieden ganz besonders.

Unser Volk ist langsam und schwer in Bewegung zu setzen, aber einmal aufgebracht und entbrannt, eben so schwer in Schranken zu halten oder gar zu setzen. Dieses gilt nicht bloß von politischer Bewegung, sondern auch von Aufregung sinnlicher Lust. Es besteht eine merkwürdige Verwandtschaft zwischen sinnlicher und politischer Aufregung; doch davon ein ander Mal. Darum thut es Noth, die Zeit seiner Lustbarkeit nicht zu verlängern, sondern in gewissen Schranken zu halten, so daß auch seine Freude und seine Lust in Schranken bleibt, die ihm wohlthätig sind, nicht darunter geheizt und gefeuert wird, bis das Feuer im Anken ist. Wir gestehen aufrichtig, wir gehören nicht zu den Theoretikern, welche von der Mündigkeit des Volkes in der Weise faseln, daß jede gesetzliche Schranke als Bevormundung dargestellt, eines freien Volkes unwürdig erklärt wird. Wir sind der Ansicht, die schon der Apostel Paulus hegte, daß Viele die Freiheit vorschieben, um ihr Fleisch nachzuschieben, daß sie

die Schranken nur weg wollen, um in keine Strafe mehr zu verfallen. — Der Apostel Paulus sagt das sehr schön im Galater Brief. „Denn ihr seid zur Freiheit berufen, lieben Brüder, sagt er, allein ergreifet die Freiheit nicht zum Anlaß dem Fleisch, sondern durch Liebe diene Einer dem Andern, denn das ganze Gesetz ist in einem einigen Worte verfasset, nämlich in diesem: liebe deinen Nächsten als dich selbst. So ihr euch aber unter einander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht von einander verzehret werdet. Ich aber sage, wandelt im Geiste, so werdet ihr die Lust des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch. Werdet ihr aber durch den Geist getrieben, so seid ihr nicht unter dem Gesetz. Offenbar sind aber die Werke des Fleisches: Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Geilheit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Ketzerei, Mißgunst, Todtschag, Saufen, Fressen u. dgl., von welchen ich euch zuvor sage, daß, die solche Dinge thun, das Reich Gottes nicht erben werden. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Langmüthigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Wider solche ist das Gesetz nicht. So wir im Geiste leben, so lasset uns auch im Geiste einhergehen." Wer also das Gesetz weg will, der gehe auch im Geiste einher; thut er es nicht, so kann er nicht viel darwider haben, wenn wir behaupten, er wolle nur frei sein zu Gunsten seines Fleisches; er wolle die Gesetze weg, um ungestraft das Thier loslassen zu können. Ja wir sind so eigenthümlich gesinnet, daß wir selbst die Regierung nicht für mündig halten. Warum sonst ihr Vormund, die Verfassung? Doch giebt's bekanntlich Mündel, welche den Vormündern Nasen zu drehen wissen. Dann ist noch eins, und dieses ist die Sünde der eigentlichen Theoretiker. Sie nehmen die Menschheit als ein Ganzes an, und diesem Ganzen nehmen sie das Maaß an sich selbst, wie hoch sie stehen, wie gebildet sie sind, so hoch stellen sie die

Menſchheit. Sie vergeſſen, daß die Menſchheit aus tauſend Millionen Individuen beſteht, und daß jedes Individuum nicht mit dem Stempel hoher Bildung, ſondern als ein klein hülflos Thierchen geboren wird, durchaus nicht beſſer, geiſtreicher, gebildeter, als dieſe Thierchen vor fünftauſend Jahren geboren wurden. Sogenannt gebildete Mütter kriegen accurat gleiche ungenotete Schreihälſe, wie das gröbſte Fiſchweib. Alle dieſe Geſchöpfchen müſſen erſt zu Menſchen geſpiefen, geredet und geprügelt werden, und bei vielen iſt dennoch alle Mühe umſonſt in unſerer aufgeklärten Zeit. Speiſet, redet, prügelt man ſie aber nicht, ſo bleiben ſie ewig nichts. Das hat man vergeſſen und geglaubt, man bringe zur Welt, was man ſelbſten geworden und was man nicht mehr nöthig hätte, das glaubte man auch für die Kinder unnöthig, und weil man ungerne die gute trockne Straße verläßt, im naſſen Graſe wandelt, oder durch das Korn ſich jaget, ſo riß man die Zäune weg, in der Ueberzeugung, daß kein vernünftiger Menſch fernerhin das naſſe Gras der trocknen Straße vorziehen werde. Das iſt die heilloſe anmaßliche Beſchränktheit der ſogenannten Aufklärung, die nur Ein Maaß für alles hat, warum auch ſo viel zottige Ungeheuer herumlaufen, aus welchen man gar nicht klug wird, ob ſie zu den Vögeln oder den Säugethieren gehören; hinten Haar und vornen Haar, Beine wie Störche, ſtogeln damit wie Kameele, ſchnaufen wie die Bäken, haben Glas vor den Augen, graue Deckel auf dem Schädel, ſehen aus wie hungerige Wölfe, ſchnappen nach Fleiſch wie Hayfiſche, geberden ſich überhaupt wie im Wald der Wolf, im Waſſer der Hay. Regeln kennen ſie keine, aber was ſie können, das machen ſie. Dann giebt's noch eine Sünde, welche namentlich den Juriſten auffällt. Alle ihre Schwächen ſuchen ſie in die Geſetzgebung einzuſchmuggeln, zum Heil der Menſchheit. Ihre Schwächen und Sünden nennen ſie erſt mit ſehr milden Namen, haben dazu noch tauſend Milderungsgründe, dann bugſiren ſie die Strafen weg, und endlich, wer alt ge-

nug wird, kann es erleben, werden ſie ihre Laſter als Tugenden ſanktiouiren und durch das Volk ſie belohnen, mit Prämien und Orden verbrämen laſſen. **Exempla sunt odiosa.** D'Sach iſt, aber mi ſött nit d'rvo rede, mi lähmt ſuſt d'Regierig, meinte jüngſt eine Majeſtät in ihrer g'ſtabeligen Logik.

Dieſes gefällt uns nicht, wir ſagen es aufrichtig, wir glauben, die Menſchen hätten immerdar Schranken nöthig, und gerade das junge Volk, gerade es habe nöthig, daß man es heimſchicke zur Zeit, ehe das Thier in ihm erwacht und losbricht, erſt mordet, dann im Kothe ſich wälzt. Wir meinen alſo, geſetzliche Schranken hätten wir immerdar nöthig; zur Freiheit ſeien wir Alle berufen, zu dieſer Freiheit gelangten wir aber nur durch Zucht. Die zunehmenden Morde, die überhandnehmende Sauferei ſind Folgen einer Freiheit, welcher keine Zucht vorangegangen. Dieſe Zucht wird aber auch durch das Volkswohl gefordert. Wir ſind von Natur ein armes Volk; der Himmel giebt uns nichts im Schlafe, aber unter dieſem Himmel müſſen wir brav eſſen und warm gekleidet ſein, wenn es uns wohl gehen ſoll. Um dieſes zu können, müſſen wir hart arbeiten, und um hart arbeiten zu können, müſſen wir geſund ſchlafen, und die gehörige Zeit, um früh aufſtehen zu können mit klarem Auge, geſtärktem Körper und munterer Arbeitsluſt. Wer dagegen ſchwärmt bis in die tiefe Nacht hinein und gegen Morgen erſt taumelnd zu Bette geht, taugt am folgenden Tage nichts, und wer es alle Tage ſo treibt, taugt alle Tage nichts. Das Blaumachen der Handwerksgeſellen iſt ein klar Zeugniß dieſer Wahrheit, und das Schöppeln der Meiſter, das alle Tage ſtrenger getrieben wird, bis endlich alles den Hals ab iſt, iſt ebenfalls ein Zeugniß.

Wenn man Tabellen aufnehmen wollte, wie jetzt, da die Leute nichts mehr in den Köpfen haben, Mode iſt, (hätte man dann doch wenigſtens etwas Volles, nämlich eine Tabelle über die zu Grunde Gegangenen), ſo würde man in gewiſſen Kreiſen als feſtſtehende Regel finden, daß weitaus die Meiſten

am Höckeln in den Wirthshäusern über Gebühr zu Grunde gegangen; ein Schoppen zog den andern nach, bis zuletzt alle Schoppen den Mann. Wo in dieser Beziehung keine Gesetze sind, muß man den Mangel an Verstand bedauern, wo aber Gesetze sind, von verständigen Leuten her, welche sich um Volkswohlfahrt kümmerten, da kann man nichts mehr bedauern, als die Demoralisation derer, welche Gesetze handhaben sollen und es nicht können, an welche Impotenz sich die Demoralisation des Volkes knüpft, an welcher auch eigentliche Bildung und Aufklärung scheitert; denn es ist schon gezeigt worden, daß die Speisewirthschaftsbildung nicht bloß falsch sei, zur ächten sich verhält wie eine Glasperle zu einer ächten, sondern daß sie derselben durchaus verderblich ist, der Wurm in edler Frucht. Nicht durch Kneipen ist das Bernervolk reich geworden, sondern durch Arbeit; eine Regierung, welche den umgekehrten Weg einschlägt, sieht nicht klar, hat Glas oder sonst was vor den Augen, denkt nicht klar, hat einen grauen Deckel auf dem Schädel oder sonst Filz ums Hirn. Aber eine Sünde zieht die andere nach, das ist eine alte Erfahrung, sie datirt sich von Adam her. Durch ein Gesetz hat man eine Masse Wirthe geschaffen, sie sind emporgeschossen wie Pilze auf dem Mist, wenn schlecht Wetter vor der Thüre ist; sie haben ihr Geldlein auf die Einrichtung verwandt, haben Geld dazu noch aufgenommen. Der Staat zieht ein schönes aus ihnen; jedes neue Etablissement repräsentirt dem Staat durchschnittlich den Werth eines Kapitals von fünftausend Fr. Der Staat ist also so halb und halb Miteigenthümer der Etablissemente, bei ihrer Erhaltung also interessirt, so wie er Schöpfer, Vater der neuen Wirthe ist, welche er geschaffen. Wo ist nun ein Vater so unbarmherzig, daß er sein eigen Kind verhungern läßt, daß er nicht auf jegliche Weise dasselbe zu erhalten sucht, sollte es selbst auf Kosten Anderer sein. In unverhältnißmäßiger Zahl hat der Staat die Wirthe gezeuget, so daß, wenn die Konsumtion in den

Wirthshäusern die gleiche geblieben wäre, vielen Wirthen der Hungertod nicht gefehlt, dem Staat ein Kapital nach dem andern verloren gegangen wäre. Man mußte also direkt oder indirekt dafür sorgen, daß in den Wirthshäusern mehr verzehrt wurde, das Publikum zur Erhaltung von Wirthen und Wirthshäusern größere Summen beitrug. Wenn also recht viel betrieben, in den Wirthshäusern allerlei extra Lockvögel hergerichtet wurden, so machte das schon etwas. Die ergiebigste Quelle war aber doch die, die Wirthshauszeit zu verlängern, ja sie unendlich nicht [illegible] machen, aber unendlich sie werden zu lassen. Alle Tage einige Stunden länger wirthen, will schon an sich was sagen, aber noch weit mehr, wenn man bedenkt, daß der Wein so viele Leute je länger je besser dünkt, je mehr sie trinken; daß, je mehr sie trinken, um so mehr alle Bedenken, Sparsamkeit und Mäßigung schwinden, die Größe der Uerti Einen nicht mehr kümmert. Wenn man die Summe berechnen könnte, welche nach zehn Uhr verthan wird, die Arbeit berechnen könnte, welche am folgenden Tag weniger verrichtet wird, es würde Vielen grauen über die Größe dieser Summe.

Die Beschränkung der Zeit scheint nöthig zum häuslichen Glück, für Erhaltung des Hausfriedens. Das Weib ist die Gefährtin des Mannes, aber nicht seine Sklavin; sie hat dem Mann ihre Freiheit geopfert, aber auch der Mann soll um seine Freiheit Schranken ziehen und opfern auf dem Altare ehelicher Liebe, was die Würde des Hausvaters nicht verträgt, was des Weibes Liebe verzehren würde.

Der Hausvater ist des Hauses Hort; die Nacht ist keines Menschen Freund; des Hauses Hut soll der Hausvater nicht dem Weibe überlassen, nicht nächtliche Wege soll er gehen, er sei denn durch Amt und Pflicht gerufen, er soll der Hüter seines Hauses sein, die rechte Besatzung eines christlichen Hauswesens. Was ist das für ein Mann und Vater, der halbe Nächte außer dem Hause zubringt, schlemmt, spielt

trinkt, und wer weiß was alles treibt? der iſt kein chriſtlich Haupt eines chriſtlichen Hauſes. Was muß es für das Weib ſein, wenn es daheim alleine iſt, wenn nach und nach Alles zu Bette geht, der Schlaf über Eins nach dem Andern kömmt, aber es, das am frühſten auf war, das ſchwerſte Tagewerk hatte, es kann nicht zu Bette, oder kann im Bette nicht ſchlafen; heim iſt der Mann noch nicht, und wie er heimkömmt, weiß es nicht. Wenn draußen ein Ton laut wird, ſo fährt es auf: Iſt's ne? Aber nit! ſeufzt es dem verhallenden Tone nach und läßt das Haupt wieder ſinken ins thränenfeuchte Kiſſen, und was alles für Empfindungen und Gedanken leuchten züngelnd und feurig durch die Nacht ſeines Jammers, wer will uns das erzählen, uns vor das Gewiſſen legen den Schmerz chriſtlicher Hausmütter, deren Männer ausgebeutet werden an Leib und Seele, damit die Wirthe nicht verhungern, dem Staate die Patentgebühren nicht mindern? Dieſer Schmerz, ein glühend Eiſen in des Weibes Herz, ſcheint wohl auch von außen mit dunkeln Schlacken belegt: mit Aerger, nicht ungeſtört ruhen und ſchlafen zu können, mit Eiferſucht, welche alle Männerſünden vor des armen Weibes Auge citirt, mit Groll, daß der Mann für ſich alleine das Geld brauche, welches ſie gemeinſam verdient.

Aber inniger glüht das Eiſen, tiefer zuckt das Weh. Es weint das Weib, daß die eigene Liebe ſo ſchwach geworden, daß ſie den Mann nicht zu halten vermöge, daß ſie ſein ſchützender Engel nicht mehr ſei, daß ſie ihm läſtig geworden, er ihr zu entweichen ſuche, als ob ein ſchaurig Weſen ſie wäre. Es weint aber doch über dieſe verſchmähte Liebe am innigſten und bitterſten, nicht über das eigene Weh, ſondern über das Elend, in welches der Mann verſinkt, welches ihn verſchlingen wird; es iſt die Liebe, welche über Jeruſalem weinte, die zu ſchwach zur Rettung verblendeter Geliebten ſich fühlt. Es weint das Weib über ſeine Kinder, die zu Waiſen werden bei Lebzeiten des Vaters noch, denen jetzt ſchon die

väterliche Hut fehlt, ſpäter des Vaters Vorbild und Kraft, denen der Vater zum Apollyon wird, zum Verderber, wenn auch nicht ihrer Seelen, doch ihres bürgerlichen Daſeins. Es weint das Weib über des Hauſes Ehre, welche durch nichts mehr gefährdet wird, als wenn der dunkel und befleckt wird, der des Hauſes Sonne ſein ſoll; es weint, daß es die Leute nicht mehr anſehen darf mit dem glücklichen Blick eines auf den Mann ſtolzen Weibes, daß es zittern muß, wenn die Kinder unter die Leute gehen, man halte ihnen den Vater vor und ſeinen heilloſen Wandel, und heim kämen dann die Kinder und frügen: Mutter, o Mutter, was iſt o mit d'm Vater, d'Süt hei is ne geng für? Und wenn es endlich zu poltern kömmt, wie ein Roß, das abgekommen im Stall, oder zu ſchleichen, wie die Diebe ſchleichen, wenn ſie ſtehlen wollen, das Weib lange nicht weiß, iſt's der Mann oder ein Schelm, dann noch freundlich thun ſoll, oder nichts merken ſoll und kein Auge ſchließen kann, bis an die Fenſter der Tag klopft, was muß dann das für ein Tag werden, wie fröhlich werden die Geſichter ſein, wie freundlich die Rede, wie munter wird die Arbeit durch die Hände fließen? Was wird ſich da anſetzen in den Herzen, was werden die Kinder ſich erlauben, was wird das Geſinde machen? Wenn die Regierung ſich emancipirt von der Handhabung der Geſetze, der Hausvater von der Haltung der Geſetze, ſo folgen alle andern Emancipationen nach, und wenn alle Emancipationen vollendet ſind, was iſt dann das Ende und wer hat den Anfang vom Ende gemacht, he? Und ſo ein unglücklich Hausweſen wird gemacht, man weiß nicht wie. Der Mann iſt nicht böſe, aber dem Auslachen widerſteht er nicht. Iſt's Zeit zum Feierabend und er will aus dem Wirthshauſe heim und man lacht ihn aus, hält ihm vor, wie er vor ſeiner Frau ſich fürchten müſſe, wie ſie ihn ausklopfe, wenn er nicht heimkomme, ſo dürfen die Wenigſten gehen, wenn ſie auch gerne wollten, ſie bleiben, es bildet ſich eine Gewohnheit, aus dem Verſpotteten wird ſelbſt

ein Spötter, nach einigen Jahren iſt's unvermerkt Einer geworden, der Familie, Leib und Seele aus den Augen verloren, Sklave einer Gewohnheit geworden iſt. Wäre aber Einer da geweſen, der geſagt hätte, jetzt geht heim, es muß ſein, die Gewohnheit hätte ſich nie gebildet, es wäre eine Ehe glücklich geblieben, ein chriſtlich Hausweſen aufrecht, zu Fötzeln wären ein Dutzend Kinder nicht geworden. Und wer hat ſie dazu gemacht, he?

Wer nur auf ſeinem grünen Seſſel ſitzt und auf demſelben manövrirt, nur zu dem Zwecke, daß er auf demſelben ſitzen bleibe, wie ein Seiltänzer auf dem Seile balancirt, damit Hals und Bein ihm ganz bleiben, der begreift nie und nimmer, was rund um ihn vorgeht, weil er eben nur zu ſeinem Hintern ſieht, daß dieſer warm bleibe und im grünen Neſt. Der ſieht das unendliche in die kleinſte Hütte gehende Elend nicht, welches durch die noch dazu dem Staate zu verzinſende Zügelloſigkeit entſteht, der kümmert ſich überhaupt ums Volk nicht, höchſtens benutzt er es ungefähr wie eine Cigarre, — er nimmt's in's Maul und ſugget daran, bis er hat, was er will. Der weiß nichts vom Volkscharakter, nichts vom äußern Volkswohl, welches in der Haublichkeit beſteht, nichts vom innern, welches aus dem chriſtlichen Hauſe kommt, in welchem chriſtlicher Sinn und chriſtlicher Friede iſt, der weiß gar nichts, als woher der politiſche Wind weht. Man thut ſolchen Menſchen, welche zumeiſt die Naſe ſehr hoch tragen, beiläufig geſagt, häufig ſehr unrecht, wenn man der Naſe wegen meint, ſie ſeien ſtolz, ſie winden halt nur. Solche Leute trampeln im Volksleben herum, wie Ochſen im jungen Klee, die Ochſen gehen am Blähen zu Grunde, der Klee ob dem Trampeln der Ochſen.

Wir ſagen es daher offen und frei: das wahre Volkswohl beruht nicht auf Zügelloſigkeit, geiſtiger und leiblicher; die wahre Freiheit beruht nicht darauf, daß dem Zügelloſeſten am meiſten erlaubt iſt, überhaupt jedem ſo viel er will; die

wahre Bildung ruht nicht auf hohler sogenannter Sekundarbildung, auf kurzen Speisewirthschafts-Phrasen; das wahre Christenthum nicht auf einer Aufklärung, wie sie zwischen zehn und zwölf in allerlei Wirthschaften betrieben wird. Wir sagen offen und frei, der Reichthum und das Uebergewicht des Cantons Bern wuchs nicht aus diesem Boden. Wir wissen, der alte Boden bedurfte der Veredlung. Wir sagen aber offen und frei, wer statt ihn zu veredeln des Bodens Ueppigkeit zur Aussaat vom Unkraut benutzt, oder statt ihn zu veredeln, ihn verwildern läßt, der verdiente, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt würde, denn von ihm kömmt Aergerniß für Klein und Groß.

Das Volk besteht nicht bloß aus Wirthen und der Bevölkerung ihrer Wirthschaften, wie man in jüngster Zeit zu glauben scheint; es besteht auch aus Weibern und Kindern, aus Vätern und Müttern; die wahre Bildungsstätte ist nicht, wie ein Wahn der jungen Zeit zum Fluch des Volks glaubt, das Kaffeehaus, sondern das Familienhaus, nicht die Speisewirthschaft, sondern die Hauswirthschaft. Die alten Gesetze wahrten des Hauses Heil und Segen, ehrten des Hauses hohe Bedeutung; junge Gesetze darüber haben wir noch keine, aber junge Geister scheinen sie stillschweigend beseitigen zu wollen. Das wäre entweder anarchisch oder jesuitisch oder vielleicht auch beides zugleich.

Doch unser Steffen war kein Jesuit, er hatte nicht einmal rothe dicke Vorhänge vor seinen Fenstern, er hatte großen Glauben an die Menschheit, er täuschte sich auch nicht, denn er wurde bloß zweimal gebüßt, das erste Mal um acht Fr., das zweite Mal um vier Fr., von spätern Anzeigen erfuhr wenigstens der Schulseckel nichts.

Achtes Kapitel.

Steffen kriegt selbst schreiende Bedürfnisse.

Aber das Ding brachte ihm doch keinen Segen. Trieb er auch zuweilen Leute zusammen, blieben auch seine Leute so lange sie wollten, das Geld kam ihm nicht mehr durch ein Stiefelrohr herab, die Fünfunddreißiger fanden sich seltener, die Batzen ließen sich zählen, füllten jedenfalls die zwei Abgründe, welche in seinem Hause waren, seine faule Sinnlichkeit und seiner Frau beschränkten Hochmuth nicht aus, die verschlangen alles, ohne daß sie eigentlich darüber kamen, wo es fehle. Sie hatten es auch noch wie andere Majestäten, sie sahen es nicht, daß ihr größter Feind in ihnen selbst lag, und hätte auch jemand gewagt es ihnen zu sagen, so wäre es ihm gegangen wie dem alt-Landammann von Bern, als er vom wahren Punkte reden wollte: er wäre unterbrochen worden.

Steffen kam in Verlegenheiten, ward unwirsch darüber, hatte seine trüben Stunden, in welchen er über alles schimpfte, über die Bauern, die Regierung, versteht sich vor allem über die nach ihm entstandenen Wirthschaften. Ueber Eisi muckelte er nur, denn während er in seiner Sinnlichkeit träger wurde, entwickelte Eisi's Hochmuth Energie, daher er unter den Pantoffel kam, dem er nichts als stillschweigenden Eigensinn entgegensetzte. Freilich hatte er auch seinen Kyb im Leibe, den er nicht bloß mit Reden, sondern auch thatsächlich auslassen mußte, was auch in Prozessen geschah. Wer Kyb im Lyb hat und alle Tage einen Rechtsagenten oder sonst was sogenannt Rechtskundiges im Hause hat, der müßte von Gott besonders behütet sein, wenn er nicht in Prozesse gerathen sollte.

Steffen apart zu behüten, hatte Gott nicht Ursache, und war er einmal hineingeflismet, so war seine Frau ein Utüfel

von Hartnäckigkeit, wollte nichts von Nachgeben wiſſen, es mußte ausgetrieben werden bis vore Haag uſe. Das ſei ihm gleich viel, verſpiel oder g'winn mes, aber die dolders Fötzelhüng müßten wiſſen, daß man ſie nicht fürchte und Geld habe mehr als ſie. Und wenn es ihn's ankam, ſo lief Eiſi ſelbſt den Herrn nach: eine Frau b'ſchüß meh bi de Herre, als ſo ne G'ſtabi vo Löhl, ſagte es. Die Prozeſſe beſchlugen allerlei, manchmal Marchen, manchmal Waldrechte, ſpäter oft erhaltene Lieferungen von dieſem oder jenem, wobei Verſender und Empfänger nicht einerlei Meinung waren. Die Prozeſſe hängen nicht ab vom Stoff, es giebt keinen Hof, es giebt kein Haus, wo nicht Stoff zu wenigſtens zehn Prozeſſen zu finden wäre. Die Prozeſſe hängen ab vom Sinn der Leute, da entſtehen ſie, die Aeußerlichkeit giebt bloß den Vorwand dazu, ſo in den meiſten Fällen. Wo dann zu einem ſtörriſchen Sinn noch ſogenannte rechtskundige Aufweiſung kömmt und große Unordnung herrſcht oder vielmehr gar keine Ordnung, ſo wundert es Einen, wenn es nicht alle Tage einen neuen Prozeß giebt. Wer Unordnung hat in ſeinem Geſchäft und dazu zu wenig Geld, der glaubt beſtändig, er ſei beeinträchtigt, betrogen, und wie unrecht er Andern thut, wie ſehr er ſie beeinträchtigt, das ſieht er nicht ein und ſeine Bücher mahnen ihn nicht daran. Doch dieſes nur im Vorbeigehen, das Kapitel vom Prozediren wollen wir diesmal nicht abhandeln, ſo wichtig es iſt; wir wollten nur auf einen Schlund deuten, welcher auch viel von Steffens Geld verſchlang.

So kam es, daß er in mancherlei Verlegenheit kam, Advokaten bezahlen ſollte, Weinhändler, Käshändler, Kerzen- und andere Lieferanten und ſagen mußte, es ſchicke ſich ihm dieſen Augenblick nicht, es hätte ihm ung'ſinnet etwas gegeben, wo ihm d'Säck g'rumt heig. „Ung'ſinnet" iſt ein fatal Wort, und eben es ſpielte eine große Rolle in Steffens Leben. Da er keine Ueberſicht hatte von dem, was er ſchuldig war, ſo kamen ihm ſeine Lieferanten meiſt ung'ſinnet über den Hals.

Wenn ihm dann einer sagte: „Säg los, ih hab dih welle frage, ob de m'r nit d's letzt Käsli oder d's letzt Kistli Liquör zahlen könntest, ih hab ne großi Zahlung z'mache und es geit i Gotts Name ke Geld y", so sagte Steffen oft: „das wird öppe zahlt sy, he längste, b'sinn dih." Aber der wollte sich nicht b'sinne, demonstrirte Steffen, daß er ihm wohl einmal einst eins bezahlt habe, das letzte aber ausstehe, und Steffen mußte daran kommen, gern oder ungern, und er mochte es glauben oder nicht. — Wenn er endlich ane kneue mußte, so mußte er wohl auch sagen: „aber jetz chas d'r nit gäh, aber i vier, füf Wuche mußt's hah, selb y'rsprich d'r, y'rlah dih druf." Und doch zahlte Steffen oft in fünf Wochen nicht; es war ung'sinnet ein anderer Lieferant noch früher gekommen, hatte noch nöthlicher gethan, so daß Steffen Geld schwitzen mußte. Oder er war mit Eisi ung'sinnet ausgefahren, sie hatten ung'sinnet dies oder jenes gesehen, das ihnen so gefallen, daß sie es kramen mußten, oder es hatte ung'sinnet eine Parthie gegeben in einer obern Stube und Steffen Haare gelassen für hundert Franken oder mehr. Wer kann für solche ung'sinnete Sachen was, wir fragen?

Indessen eigentliche Angst machte das alles Steffen nicht und Eisi nicht; sie betrachteten diese Lage als eine vorübergehende Klemme, entstanden hauptsächlich durch den verfluchten Speisewirth, aber wenn der einmal z'Bode syg, u lang gang das nit, so werd's scho wieder angers cho. Der Haupttrost war jedoch das Erbe, welches Steffen noch von seinem Vater erwartete. Wenn er einmal da nehmen könne, sagte er, dann käme es besser, dann wolle er ganz anders fahren, dann wolle er zeigen, wer Meister sei. Dieses Erbe war sein Trost, dieses Erbe war auch sein Schild, denn so lange es zu erwarten war, deckte es ihn vor der allzugroßen Zudringlichkeit seiner Schuldner. Da ist nichts zu verlieren, dachten sie, und thun wir wüst, so setzen wir nichts mehr bei ihm ab. Freilich dachten sie beim allfälligen Absatz auch an die zu opfern-

den Prozente und ſchlugen was ſich thun ließ auf die Preiſe, und wie oben geſagt, halfen ſie auch mit der Qualität nach, denn was einige Querköpfe auch ſagen mögen über den Gewinn, welcher aus dem Hinhalten der Zahlungen entſtehen ſoll, es iſt nichts als Täuſchung, entweder ein Zeichen, daß ſie nicht rechnen können, oder eine verkappte, wenigſtens augenblickliche Zahlungsunfähigkeit. Wer Geld hat und das Rechnen verſteht, weiß wohl, was Baarzahlungen für vielfachen Vortheil bringen.

Trotzdem kam Steffen in die Klemme, denn es giebt immer Leute, welche nicht warten mögen, Käshändler, welche das Salz baar zahlen müſſen, Advokaten, welche alle Wochen das Koſtgeld zahlen müſſen, weil niemand ihnen länger traut als eine Woche und niemand Bürg ſein will für vierzehn Tage. Wenn Steffen ſo in der Klemme war zwiſchen einem Käshändler, der Salz haben mußte, oder einem Advokaten, der das wöchentliche Koſtgeld bezahlen ſollte, oder zwiſchen zweien Gumene, von denen jeder ſagte: „Entweder — oder, entweder Steffen zahlſt du mich aus, oder nimmſt künftig den Wein alleine bei mir, ſo wußte er oft nichts anzufangen, als ſein letzers Biggerli anſpannen zu laſſen, zu ſeinem Vater zu fahren und zu ſagen: „Vater, gieb Geld, ih muß hah!“ Da, wie geſagt, Steffens Vater vornehmer war als reich, deſſen Anſehen größer als der Geldſeckel, ſo gab er ihm wohl einige Male Geld, ſpäter aber verſiegte dieſe Quelle.

Der Vater gab ihm den Rath, noch ein Stücklein Land zu kaufen, welches an ſein Beſitzthum ſtieß, und zu irgend einem Unternehmen tauglich ſchien, da ein Bach an ſelbem vorbeifloß, ſich zu ſtellen, als wolle er da was Neues machen und daraufhin auf ſein ganzes Beſitzthum Geld aufzunehmen. Einen Schein fällen zu laſſen zur Aufnahme von Geld thut man ſonſt nicht gerne, es liegt immer was Verdächtiges darin, daher man gerne was vorſchiebt, um der Sache ein unverdächtig Anſehen zu geben und der Gemeinde Sand in die

Augen zu ſtreuen, wenn ſie etwa die Sache näher unterſuchen laſſen wollte. Dieſes Sandſtreuen übernahm der Vater und vollbrachte es glücklich. Eiſi erklärte bei der Geldaufnahme ſehr bereitwillig mit ſeinem Weibergut den Nachgang, von wegen es hätte ſchon lange gerne mit der dunſtigs More, der Speiſewirthin nämlich, einen Prozeß angefangen wegem Südeltrögli beim Brunnen, zu welchem die Andere kein Recht hätte, wie Eiſi behauptete. Steffen hatte ſo ſatt abgewehrt, weil er das Geld nöthiger hätte und dieſer Handel d's Prozediren faſt nicht abtrage; jetzt aber wuſch eine Hand die andere, Eiſi erklärte den Nachgang, und Steffen willigte in den Prozeß.

Ein neues Unternehmen, eine Oehle oder ſonſt ein Räderwerk, wurde angefangen, einige alte Löcher verſtopft und der Wagen, neu gefalbet, lief wieder ohne zu gixen und zu gazen, daß man Stunden weit davon redete. —

Einige Zeit darauf ſtarb Steffens Vater, aber das Erbe fiel nicht aus, wie Steffen immer gerühmt hatte. Wenn einmal ſein Alter die Naſe untere hätte, dann beſſere es ihm, dann wolle er es rutſchen laſſen, nicht fünfzehntauſend Pfund nähme er, wenn es ihm jemand gleich jetzt baar auf die Hand legen wollte. Es wäre Steffen wohl gekommen, wenn er den Handel für fünfzehntauſend Pfund hätte abſchließen können, denn ſein Vater war nicht halb ſo reich; eine Menge Schulden, von denen man nichts gewußt, kamen zum Vorſchein. Zudem war alles aufgeſchrieben, was Steffen empfangen und längſt vergeſſen hatte, und begreiflich wurde es ihm, wie er ſich dagegen ſträubte, unerbittlich angerechnet. Wie er ſpäter auch pülvern und aufbegehren mochte, wie er betrogen und angeführt worden, indem die, wo daheim geweſen, das Beſte hintere gepackt hätten, und er wenigſtens d's Halb mehr hätte bekommen ſollen, deswegen bekam er es doch nicht, und Steffen erfuhr es, wie es Fälle geben könne, wo man zehnmal beſſer daran iſt, wenn man ein Erbe vorſtands, als wenn man es wirklich verfallen hat.

Wer hat nicht schon gesehen, wie, wenn im Herbste spät ein Säemann Samen ausgestreut hatte auf seinen einsamen Acker, Krähen daher geflogen kamen von allen Seiten, aus dem Boden zu wachsen schienen, schwarz der Acker ward, die Vögel den Acker vom Samen leerten, so daß am andern Tage kein Körnlein mehr da war, das hätte keimen und aufwachsen können?

Wer hat nicht schon erfahren, wie Gläubiger sich in Geduld fassen und sagen, jetzt ist nichts zu machen, wenn man ihn überstürzt, so kriegt man nichts, wartet man aber, so ist keine Gefahr, sein Vater lebt noch oder seine Mutter oder ein reicher Vetter; thun die einmal die Augen zu, dann kann er erben, und wer sich dann rührt zu rechter Zeit, dem kann es nicht fehlen, der wird bezahlt. Und wenn dann endlich der ersehnte Tod kömmt, das Erbe fällt, wie es da die Gläubiger herbeischneit, wie sie geflogen kommen aus allen Enden der Welt, wie auf den Acker die Krähen, und wie die Krähen nicht weichen, bis das letzte Körnlein verzehrt ist, so die Gläubiger nicht, bis der letzte Heller bezahlt ist.

So ging es jetzt Steffen auch. Er war wie ein Aas, um das die Geier sich streiten, und wer sein treuster Freund geschienen hatte, der wollte jetzt am unverschantesten sein Geld, und Alle waren auf einmal so geldnöthig, so ganz ernüchtert und auf dem Hund, daß man hätte glauben sollen, es stünde vor lauter schrecklichem Geldmangel ein allgemeiner Geltstag vor der Thüre. Da Steffens Erbe nicht alsobald flüssig war, kein Gläubiger aber warten wollte, aus Furcht, er komme dann hinten ab und kriege nichts, so kam Steffen in arge Nöthen, und da unter seinen Halbschoppen-Freunden keiner war, der kernhaft und gutmeinend genug war, ihm durch die Noth zu helfen, im Gegentheil, bei jedem der Grundsatz herrschte, es müsse jeder zu sich sehen, es sehe sonst niemand anders zu ihm, so kam er in Wucherer Hände. Man hat heutzutage, in den sogenannten industriellen Zeiten,

einen sehr schweren Stand, wenn man etwas gegen den Wucher sagen will; jedermann, heißt es, könne sein Geld rentiren machen wie er könne und möge, so lange er sich keines eigentlichen Betruges schuldig mache. Die Prozente, welche man ziehe in dieser oder jener Form, entweder als Zins oder indem man sie gleich aufs Kapital schlage, so daß, wo dreihundert Fr. gegeben wurden, man vierhundert Fr. sich verschreiben lasse u. s. w., stünden im Verhältniß mit der Gefahr, welcher man das Kapital aussetze. Das sei ein großer Unterschied, ob man auf solides Unterpfand leihe, oder aber sein Geld in die Luft hinaus stelle. Wenn Einer bei sicherem Kapital vier Prozent ziehe, so ziehe er mehr als der, welcher auf die Hoffnung leihe, zehn Prozent zu kriegen, aber eben so leicht Kapital sammt Zinsen verlieren könne; es müßte daher durchaus die Solidität des Kapitals mit dem Zinsfuße im Verhältnisse stehen.

Wir kennen zu wenig die richtigen Grundsätze der Staatswirthschaft, — welche beiläufig gesagt, uns noch so im Nebel scheinen, daß mit gleicher Bestimmtheit das Gegentheil behauptet wird, — um zu beurtheilen, ob dadurch das Staatswohl gefördert oder gefährdet werde, wenn gegen hohen Zinsfuß mit Leichtigkeit Geld zu erhalten, Unternehmungen zu beginnen sind? Bloß das scheint uns, daß im hohen Zinsfuße der Stein des Anstoßes für neue Unternehmen liege, daß der Geist des Schwindels von Staatswegen nicht zu nähren sei, daß mißglückte Unternehmungen den Staatskredit und den Privatkredit eines Landes nicht fördern. Der Gegenstand hat aber eine noch ganz andere Seite, nämlich eine christliche, und der Wucher eine ganz andere Ausdehnung, als gewöhnlich angenommen wird, eine so große, daß er wirklich nicht durch das Gesetz beschlagen, sondern bloß durch den christlichen Sinn gerichtet werden kann.

Wenn ein arm Kind des Abends mit drei Strangen Garn, welche die Mutter und das Kind selben Tags erjastet

haben, ins Dorf geht, um sie zu verkaufen, weil sie Oel haben sollten und Milch und Brod, und der Händler giebt ihm bloß vier und einen halben Batzen dafür, weil er weiß, sie müssen Geld haben und diesen Abend noch, und niemand in der Nähe kauft noch Garn; während er einem Reichen, der warten oder weiter könnte, sechs Batzen geben würde, so nenne ich dieses Wucher, welchen das Gesetz nicht beschlagen kann. Ich nenne diese Handlungsweise Wucher, denn Wucher ist, wenn Einer aus seines Nächsten Noth seinen Vortheil zieht. Ich nenne dieses einen himmelschreienden Wucher, denn er nährt sich von der Armen Schweiß, und wie heillos und verflucht ist es, dem Reichen mehr zu geben als dem Armen! Heillos ist es, dem Reichen sechs Kreuzer zuzulegen, dem Armen sie abzuziehen, während sechs Kreuzer dem Reichen nichts sind, während sie für den Armen einen zehnfach höheren Werth hätten, als für den Reichen! Das ist aber noch nicht alles; der Arme muß auch theurer zahlen, wenn er etwas kauft, als der Reiche, und zwar bedeutend theurer, und wenn man sich darüber ärgert, wenn man findet, es sei ungerecht und es sollte umgekehrt sein, so heißt es, das komme daher, weil man die Sache nicht verstehe, den Armen müsse man so oft dings verkaufen, wisse nicht, ob man je was kriege, müsse ihnen in kleinen Quantitäten verkaufen, wo man so viel vermesse und verwäge. Ganz gut, aber wenn man einem Armen was abkauft, da vermißt man nichts, da verwiegt man nichts, da riskirt man nichts, da treibt man halt einfach Wucher und schindet den Armen, weil man ihn in seiner Gewalt hat, und das ist unchristlich. Dahin gehört auch aller Wucher mit Lebensmitteln, durch welchen wiederum niemand beschlagen wird, als der Arme, der in die schrecklichste Pein geräth, d's Halb mehr arbeiten zu sollen und d's Halb weniger und d's Halb schlechter zu essen zu kriegen.

Wenn es dem Reichern schon etwas g'nüger geht, seine Bilanz nicht brillant aussieht, er leidet doch nicht Pein an

seinem Leibe, er braucht seine Kinder nicht hungern zu lassen. Wir müssen sagen, wir kennen kaum eine schrecklichere Versündigung als diesen Wucher, und wenn in solchen Fällen der Arme zur Selbsthülfe greift, so halten wir seine Sünde nicht für so groß. Bloß wenn dieses Gefühl, der Drang zur Selbsthülfe, andauernd und bleibend zum Kommunismus wird, der nehmen will, wo er findet, dann halten wir es für eine Krebswunde an der Menschheit, für ein alles zersetzendes Element. Der Kommunismus aber so wenig als der Radikalismus können etwas Anderes als zerstören; ist das Bestehende zerstört, dann schlagen sie um in Despotie und Habsucht; was Andern genommen ward, angeblich für das Allgemeine, das will am Ende doch jeder ausschließlich für sich.

Wir geben gerne zu, daß im Wechselhandel das Diskontiren am Orte ist, ein Kaufmann einige Prozente einschlagen kann, um baar Geld zu kriegen, welches von Rechtswegen ihm sonst erst in einigen Monaten zukäme, allein so wie es jetzt im gemeinen Leben getrieben wird, ist es wirklich eine heillose Betrügerei, obgleich eine Art von Freiwilligkeit obzuwalten scheint. Da werden arme Mannli gedrängt bis in die Noth hinein; dann wird ihnen alles, was sie haben, Geld oder Schriften, verleidet, verunwerthet, als Nichts dargestellt, sie werden in Angst gewerchet und mit Wein getränkt, bis sie etwas Ungeschicktes gemacht haben. In Beziehung auf das Land thut das Gesetz Vorsorge, welches vorschreibt, daß kein Kauf gültig sei, ehe darüber gelobt worden. Sonst hatte man auch Beispiele, daß ein Bruder dem andern Brenz im Walde aufnöthigte, bis er ihm seinen Hof um einen Spottpreis abgekauft hatte. Das geschieht nicht mehr, aber mit Abtretung von Schriften, Holzkäufen u. s. w. wird noch immer die gleiche Schurkerei getrieben, und was man da so einem armen Stöffel von Mannli alles zu sagen und in was für einen Katzenjammer man ihn zu arbeiten weiß, man stellt es sich nicht vor. Bei solchen Abtretungen handelt es sich

nicht um einige Prozente, sondern um einen Drittel oder Viertel der Summe, um einige hundert Franken, da lohnt es sich der Mühe.

So ungefähr ging es auch unserm Steffen; sein Erbe war nicht bloß kleiner als er geglaubt, sondern er erhielt nicht einmal, was ihm zufiel; er mußte einschlagen, mußte abtreten, und je mehr Rechtskundige er zu Freunden hatte, desto mehr halfen einander, bis sie den Steffen da hatten, wo sie ihn haben wollten. Steffen klagte oft, wie er nicht geglaubt, daß erben einen Menschen arm machen oder ihm wenigstens zum größten Schaden sein könnte. Am übelsten ging das bei Eisi, es hatte geglaubt einen reichen Mann zu haben, sehr oft gesagt: „Wart die D— Täsche da äne ume, bis Steffes Alte d'Nase ungere het, de wei m'r de deres zeige, keis Vierteljahr solls gah, su gränne mih de die donstigs Kräye nimme a, wenn ih vors Hus use stah, die mu m'r de da dänne."

Das konnte nun nicht geschehen und darum mußte Steffen bei jedem Anlaß hören, wie wenig er geerbt und wie man angeführt werden könne beim Heirathen. Bis dahin war es so ziemlich einig gegangen, jedes hatte das andere gewähren, das Ganze schlitten lassen, und wenn sie einander zuweilen auch rauh anfuhren, so war es doch nicht böse gemeint und griff nicht tief. Jetzt sahen sie, daß zur Sache gesehen werden müsse. Obgleich keins von ihnen dafür hielt, daß sie eigentlich bös ständen — sie schlugen alles was sie hatten sehr hoch an und hofften, die bessere Zeit stehe bereits vor der Thüre — so dachten sie doch, es sollte besser gehen, zum Gelde mehr gesehen, die Sache genauer genommen werden.

Steffen meinte, Eisi sollte etwas weniger hoffährtig sein, alle Augenblicke ein neu seiden Fürtuch wäre nicht nöthig und allemal die Näherin und eine neue Kappe, wenn es z'Märit wollte oder Gotte sein mußte, ebenfalls nicht. Auch die Kinder könnte man einfacher halten und etwas mehr zum werchen

und albeeinist weniger Leute am Taglohn, so meinte er. Potz Blitz, so meinte es aber Eisi nicht. Es brauche noch lange nicht, was es ihm ziehen möchte, von wem d'Sach herchöm und wer doch immer dabei sei, von früh bis spät? Nicht einmal Zeit nehme es sich für z'kindbette und ehe die Sache halb vorbei sei, müsse es schon wieder füre un uf d'Bei. Was er denn mache? Nichts mache er, hell nichts, z'fule sei er z'metzge und längs Stück müsse es den Leuten Fleisch geben; z'fule sei er in Keller zu gehen, lieber v'rspreng er d's Hus mit Brülle, bis er ihn's hätte, als daß er einem Menschen einen Schoppen hole, und wenn man ihn nicht albeeinist mit einem Hälfig abeschleipfte, so luegte er d's Jahr us und y nie mit em Wy, schüttete öppe z'säme, was z'Essig g'rathe well, oder miech sust Reuis, kratzeti öppe d'r Dreck us de Fässere, daß d'r Wy, wo me dry thüey, nit steich wie ne Hung. U de mit em bruche, söll er ihm bim — nichts vorhalten. Er solle zusammenzählen, was er d's Jahr aus d's Jahr ein v'rfresse u v'rsuf u was die keibe Schießete bruche, u was de gang i d'r obere Stube, un ob er g'winn oder v'rspiel, das merk es neue afe, bim Wetter. Wohl, so solle er ihm nicht kommen, sonst wolle es ihm's zeigen, woher d'Sach chöm u wer d's Recht hätt, Meister z'sy, ja wolle! Wenn einmal solch Vorrechnen angehet, so hält es sich selten still, gutet selten wieder. Es ist traurig, wenn Leute, die im Glück sind, es haben könnten wie sie wollten, stößig werden unter einander, das Unglück mit Gewalt und muthwillig über sich hereinziehen, und, da Gott sie glücklich gemacht hatte, sich selbst expreß unglücklich machen, alle Tage unglücklicher, sich die schönen Gaben Gottes gegenseitig verbittern, die Tage sich verzisten, die Gott über sie aufgehen läßt. Aber doch noch trauriger und schlimmer in seinen Folgen ist's, wenn Eheleute mit beginnendem Unglück auch den Streit beginnen.

Neuntes Kapitel.

Was ihre Fortbildung für Früchte trägt und wie sie die schreienden Bedürfnisse stillet.

Wenn auf dem Meere der Sturm beginnt, eine schwarze Wolkenwand über dem Meere sich lagert, langsam sich nähert, wenn es dumpf in den Lüften rauscht, kurze rasche Windstöße pfeifend durch die Masten streichen, da ruft der Kapitain die Mannschaft auf; was auch zwischen ihnen liegen mag, wie ein Mann spannt sie ihre Kräfte zusammen, jeder fliegt an seinen Ort, einer steht zum andern, gilt es ja ihrer aller Sicherheit, und was hülf es einem, wenn er auch dem andern den Tod gönnte, müßte er ihn doch kosten vereint mit jenem. Rauscht dann der Sturm heran, schwarz und wild, und faßt er mit seiner ganzen Kraft das Schiff, er findet gefaßte Kraft, welche das Schiff zusammenhält, nirgends eine Spalte, in die er sich zwängen, eine schwache Seite, die er überwältigen kann. Das ganze Schiff gehorcht Einer Kraft, und wo der Sturm es faßt, steht diese Kraft ihm entgegen und bricht seine Macht; gerettet geht es aus dem Sturm. Es ebnen sich die Wellen wieder, es wird der Himmel wieder helle. Wo aber Meuterei auf dem Schiffe, die Macht zersprengt ist, welche sonst die Kräfte band, die Wuth größer ist als der Trieb der Selbsterhaltung, einer wider den andern die Waffen kehrt, keiner Sinn hat für den Tod, den Feind Aller, da faßt der Sturm die machtlose Masse, wirft sie von einer Seite zur andern, gen Himmel auf, in des Abgrunds Tiefen, begräbt sie in des Meeres schaurigem Schooße. Wenn der Sturm kömmt, ist das Zusammenfassen und Binden der Kräfte nothwendig, geschieht es nicht, so ist der Untergang das Ende. —

So ist's aber nicht bloß mit einem Schiffe, wenn es

das Rauschen des Sturmes vernimmt, so ist es auch mit einem Ehepaar, wenn Tage kommen der Noth und der Bedrängniß. Da müssen die Eheleute zusammen stehen, jedes schaffen nach seiner Kraft in Liebe und Treue, das Verderben zu wenden, jedes zum Opfer bringen jede Kraft und jedes Begehren, das Erste sein wollen im Arbeiten und Entbehren und gefaßten Muthes bleiben, wie die Noth auch steigen mag, dann besteht man in der Noth, sie geht vorüber durch Gottes gnädige Huld. Aber eben wo es anders ist, wo mit der Noth der Streit beginnt, wo jedes dem andern alle Tage seine Schuld ausmißt mit der neuen eidgenössischen Elle, jedes dem andern die eigenen Tugenden vorgeigt und des andern Laster, jedes dem andern zumuthet, den Wagen aus dem Koth zu heben, während es nicht bloß darauf sitzen bleibt, sondern sich noch recht schwer macht, das andere alleine entbehren, magerer abbeißen soll, während man gelassen beim Alten bleibt, da kömmts nicht gut, da wird jedes erbittert und z'Trotz thut jedes keinen Wank und z'Trotz treibt jedes seine Sache noch ärger.

So ging es hier bei Steffen und Eisi. Wie wir gesehen haben, hatte sich bei Eisi mehr das aktive Element, das herrschsüchtige, ausgebildet, bei Steffen mehr das passive, das sinnliche, bei Eisi das sich selbst bestimmende, bei Steffen das sich bestimmen lassende, oder wie der Bauer sagt: Eisi hatte die Hosen an, oder wie der Herr sagt: Steffen war unter dem Pantoffel. Der erste Ausdruck jedoch ist der richtigere, denn wenn auch in Eisi der bestimmte Wille sich aussprach, es als die Macht erschien, welche das Haus regierte, so hatte es doch nicht so viel Gewalt über Steffen, daß er seiner Lebweise entsagt und das Heft mit Kraft zur Hand genommen hätte. Eisi genirte sich nicht. Wenn es Geld brauchen wollte, so brauchte es, und wenn es schon nicht einem Postillon oder Kondukteur den Auftrag gab, wenn er die Stadt auf oder ab gehe und was Schönes sehe, so solle er es ihm kaufen, es

möge koſten was es wolle, ſo wählte es, wenn es zum Kaufen kam, doch immer das Schönſte — ob's währſchaft ſei oder nicht, darnach fragte es nicht. Wenn jemand anders darnach fragte, ſo ſagte es, es frage dene Sache, wo nie z'rheye welle, nüt nah, ſi mache ihm v'rflucht längi Zyti, d'Lüt meine, mi v'rnög nüt Neu's un ſo öppis Alt's werd de ſo dreckig, daß mes nit aluege mög, v'rſchwyge arühre. Wenn es in den Spatlaun kam, ſo machte es der Gaſtig die Stücke Fleiſch kleiner, die Uetti größer und füllte die Schoppen nicht bis zum Strich. Steffen machte ſeine Sache auch nach wie vor, trank vielleicht einige Schoppen des Tags, die Eiſi nicht ſehen ſollte, und wenn er auch weniger von Hauſe ging, ſo geſchah es nicht aus Gehorſam gegen Eiſi, ſondern aus Faulheit. Er war dicker geworden, und nichts ging ihm über abhocke un e chly ſy. Darum, wenn er auch weniger fort kam, ſo blieb er dann, wenn er es einmal war, deſt länger aus, und war e chly, bis er endlich heim mußte. Oft ging er um Waare aus, kam aber nie bis zum Stall, wo das fette Vieh ſein ſollte, er blieb ſitzen im nächſten Wirthshauſe, machte dem Bauer Beſcheid, er ſolle kommen, handelte mit ihm ung'ſchauet. „Bring m'rs dä u dä Tag, und wenn's iſt wied' ſeiſt, ſu gib d'r was de ſeiſt, aber daß es de ſo ſyg;" oder: „wenn's nit iſt wied' ſeiſt, ſu gib d'r e Franke oder e Krone minger u. ſ. w." Unterdeſſen zahlte er Wein, war e chly, und wenn dann Bauer und Veh kamen, ſo war es ſelten, wie der Bauer es geſagt hatte, aber was dann machen? Was allfällig noch abgebranzt werden konnte, betrug ſelten viel. Wie oft mußte Steffen ſagen: „los, es wär m'r de lieber, wenn's d'Frau nit v'rnähm, was d'r hah müſſe gäh; ſie het kei B'rſtang vo Selligem, u wott de notti i alles yche rede u thut noh wüſt mit m'r."

Wenn ſo ein ſchwerer Himmel laſtet über den Gemüthern zweier Eheleute, ſo entſteht ſchweres, trübes Sinnen, ein eigener Gedankengang bildet ſich aus. Die Gegenwart laſtet

schwer auf ihnen, unzufrieden sind sie mit ihr, sie sehnen sich nach Verbesserung, sie suchen vor sich in der Zukunft ein Plätzlein, ihre Hoffnung, daß es anders komme, abzustellen. Sie sehen die Schuld, daß die Gegenwart so sei, nicht in sich, sie kommen sich unschuldig vor, sie meinen, wenn sie machen könnten wie sie wollten, es müßt sy Seel bald anders sein. Aber —! Dieses Aber ist wohl anfänglich ein Stein, an welchem die strömenden Gedanken sich stoßen, wie an einer Schwelle der fluthende Bach anfänglich sich stößt, inne hält, sich aufstaucht, dann einzelne Wellen überschlagen, bis mit tosender Gewalt er über dieselbe sich stürzt. Aber, heißt es, aber wie sollte es anders kommen, bin ich ja nicht alleine, sind die Hände mir nicht gebunden? wie sollte es anders kommen, so lange da ist, von wem das Verderben kömmt, so lang an keine Besserung zu denken ist? Da könnte ich lange, könnte mich tödten, und es hülfe nichts. O wie unglücklich, daß mir dieses Loos gefallen, aber es wird so haben sein sollen, es wird mir geordnet gewesen sein. O, wenn ich zurückdenke, wie ich eins gewesen bin, (so denkt die Frau) wie ich es hätte anstellen können und meine Sache gut machen, und das Unglück muß mich treffen, daß ich den haben muß, gerade den, wo nichts mit ihm ist und noch alle Tage minder! O, warum mußte ich an die kommen, (denkt der Mann) wo nichts versteht und doch alles befehlen will, wo nur die Leute vertreibt und nichts kann, als brauchen? Was habe ich von den paar tusig Pfündlene, es wär mir nützer, ih hätt' die nie g'seh u si o nit; es wär mir nützer, ih hätt' es arms Meitschi g'ne, wo ke Chrützer g'hah hätt', aber m'r a d'Hang gange wär, un o öppe gsy wär, daß me hätt' Freud g'hah bi nihm 'z'sy u m'r d'Lüt is Hus zoge hätt', statt m'r se z'v'rtryhe! So seufzen beide, so schlagen die Wellen plätschernd über den Stein, eine rascher, mächtiger als die andere, bis der ganze Strom darüber rauscht. Aber wenn's Gott's Wille wär, daß er oder sie sterben könnte, an die Ruhe käme,

ich möcht sie ihm so wohl gönne, dann müßte es anders gehen, dann wollte ich die Sache ganz anders in die Finger nehmen, so und so müßte es gehen, und wenn's sein müßte, es fände sich wohl Einer, der mir hülfe es machen wie ich sinnete, und nit manch Jahr müßte es gehen, so wollten wir ganz anders z'weg sein. Dann könnten die Leute sehen, an wem die Schuld gewesen und haben's die schießige Ketzere noch oft schier mit ihm haben wollen!

Ist einmal der Gedankengang auf diesen Punkt gekommen, dann ist keine Versöhnung, Ausgleichung mehr möglich, innerlich ist zwischen den Herzen eine Kluft gerissen, die nicht mehr heilet, die wirklich täglich größer wird. Solche Gedanken können wohl hie und da wie flüchtiger Nebel über eine Seele streichen, keine Spur hinterlassen, nimmer wiederkehren. Aber gar zu gerne kehren sie wieder, fressen sich ordentlich in eine Seele ein wie eine ätzende Substanz, werden ein Heerd, auf welchem brodelt und kocht höllisches Sinnen, teuflisches Wünschen. Wir haben hier ein kaltes Blut, es wird nicht erhitzt durch südliche Sonne; wir genießen noch die unbeschreibliche Wohlthat der viel hundertjährigen Angewöhnung, Mord als eine fürchterliche Sache anzusehen und ihn von Obrigkeitswegen mit der höchsten Strafe, der Todesstrafe, belegt zu sehen. Die Sonne wird ihren Lauf kaum ändern, und änderte sie ihn, so überleben wir es nicht; aber Obrigkeiten ändern Ansichten, sind halt näher dem Nebel der Welt. Verbreitet die Obrigkeit die Ansicht ins Volk, daß Mord kein fluch- und todeswürdiges Verbrechen sei, hat Gnade und Barmherzigkeit für Giftmischerinnen, dann wird noch aus manchem Heerde, wo bereits höllische Wünsche, teuflisches Sinnen brodeln und kochen, Mord zu Tage gekocht und gebrannt werden, im Herzen ist die That längst fertig, sie wird auch zu Tage treten, ein fait accompli werden. So weit sind wir noch nicht, an eigenmächtiges Handanlegen wird selten gedacht, ein tiefer Schauer weht die Gedanken von diesem Punkte weg.

Aber man denkt doch an den Tod des Andern, hofft, der liebe Gott werde Einem den Gefallen erweisen, werde das Elend ansehen und den Tod schicken zur Befreiung, ja man bittet ihn sogar darum, sei es selbst, sei es durch Kapuziner.

Hat man einmal diese Hoffnung ergriffen, sie zur Stütze gemacht, dann wird das Auge eines solchen Hoffenden scharf wie das Auge eines Liebenden, es achtet auf jede Miene, merkt auf die Färbung des Gesichtes, auf fett und mager werden, auf kurzen und langen Athem, auf Essen und Trinken: wo es irgend zu bösen scheint, da denkt man: Ach jetzt, endlich, he nu so de, i Gotts Name, mi wird sih müße dry schicke. Und wenn dann das Bösen vorbeigeht, das Bessern kömmt, wie dann der bitterste Unmuth nicht anders sagen kann als: aber nüt, aber nüt! Und man dann wieder paßt, ob nirgend was Gefährliches auftauchen wolle, man auf Essen und Trinken schaut, auf Faulheit oder Arbeitsamkeit, kurz auf jede Gewohnheit. Die Eine meint, ihr Mann sei e grüßlige mit em Berche, den überschlage es einmal ung'sinnet; eine Andere sagt, ihre sei gar e fule, sie glaub emel, er syg ful inwendig un mach's nit lang; die Dritte, ihre tödt noh d's Sufe, sie heig ihm's g'seit, aber jetzt säg sie nüt meh, wenn er's well g'hebt hah, sus heig er's, si v'mög sih desse nüt, zwänge chönn si ne emel nit. — Ein Mann hofft, so eine Kindbetti wüsch einmal die Frau ung'sinnet, si acht sih nüt, u thüy wie ne Narr; ein Anderer denkt an die Auszehrung, wie sie ase magere syg, wie nes Schyt; ein Dritter stellt seiner Frau Kirschenwasser dar statt Branntwein, weil er gehört hat, das Kirschenwasser möge d'Lüt viel schneller als der Branntwein u. s. w. Und wenn in Beiden das gleiche kocht, die gleichen Hoffnungen gebraut werden, wie das dann gegenseitig sich betrachtet und aufpaßt, ob's böse oder bessere und jedes die Hoffnung festhält, es sei checher als das andere und mögs allweg, ungefähr wie zwei Schwinger, die an sich rupfen und zerren und jeder den andern auf dem Rücken sehen möchte.

Und wenn es endlich an einem Orte wirklich böset, wie man dann doch auffspringt und zum Doktor, ihm sagt: „mach was chast, d's Geld reut mih nüt.“ Und wie man vor den Leuten nöthlich thut und noch zu einem andern Doktor schickt, daß Einem die Leute später nicht vorhalten könnten, man hätte das Möglichste nicht gethan; wie man allem aufbietet, weil man nicht in der Leute Mäuler kommen mag! An den, der Herzen und Nieren prüfet, die Gedanken siebt, ehe sie sich regen in uns, sie rufet vor Gericht, an den Allwissenden, an den denkt man nicht. Und was helfen der Leute Mäuler dem, der vor dem Gerichte des Allwissenden steht, der die Gedanken wiegt auf heiliger Wage?

Auf diesem Punkte standen Steffen und sein Eisi zusammen. Keins dachte daran, das Andere umzubringen, irgend auf eine Weise sich an ihm zu vergreifen, aber jedes gab sich der Hoffnung hin, es nähm öppe d's angere ung'sinnet, u wenn's Gott well g'hebt hah, su heigs nüt d'rwider; wenn Gott das andere lieber heig as ihs, su mögs ihm's vo Herze gönne.

Steffen eben hoffte, eine Kindbetti, wo Eisi gewöhnlich so unvernünftig that, um sich groß zu machen, nehme es einmal ung'sinnet, u de well er nit d'Schuld sy, er heigs mängist g'seit, aber jetzt sög er nüt meh; wenn es es well g'hebt hah, su heigs es i Gotts Name. Auch sagte er zuweilen, seine Frau sei d'r g'süngst Mönsch vo der Welt, vo me ne sellige heig er noh nie g'hört. Er glaub, wenn man mit Kegelkugeln nach ihr würfe, sie kriegte nicht einmal Meje, u Dörn chönnt si fresse, si kratzete sih nit emal. Aber wes de die einist agryf, so chönn me de luege, die dräys de z'Bode, er well nit gut d'rfür sy. Wenn dann Einer sagte: Bis du froh, daß du e so g'süngi Frau hest, es wär mänge froh darüber, we syni scho nit Dörn fresse chönnt ohni Buchweh, so seufzte dann Steffen und sagte: darüber heig er ja gar nit klagt, es sei ihm d's Rechte. Wenn de aber e sellige

Mönſch ume ſinne chönnt, wie's angere Mönſche ſyg, was ne fehli. Aber da meine dann die, es ſei allen wie ihnen, und wer gruchſe, tryb ume Fantaſt. —

Eiſi hoffte auf Steffens fett und aufgedunſen Weſen; das nähmne de einiſt ung'ſinnet, ſagte es ebenfalls in ſeinen vertrauten Stunden. Mi heig noch nie g'hört, daß ſellig Lüt alt worde ſyge. Es ſyg es Uebel, er chönnt d'rver ſy, wenn er ſih meh rührti u d'r Sach öppe o meh anähm un e weni minger nähm. Es heig ihm's ſcho mängiſt g'ſeit un agäh, es heigs dücht, es ſött dure Marmelſtei dure gah. Aber es helf nüt, es helf i Gotts Name nüt! U jetz ſägs o nüt meh, es gäb ume Stryt u helf doch nüt. Allweg ſyg äs a nüt d'Schuld. Aber wunger g'noh heigs ihs ſcho mängiſt, wie's Menſche gäh chönn, die doch i Gotts Name alles erlyde möge, geng eſſe, geng ſufe u noh wohl ſo d'rby, daß me ne öppe nit ſövli amerk. Es heig ſcho mängiſt g'ſeit, wenn es ume d'r zechniſt Theil zu nihm näh ſött es Tags wo Steffe, es v'rſprengti ihs wie ne Krot. U doch gſehy me ne öppe nie volle, es düech eim, er ſyg am Abe un am Morge faſt neue d'r glych Schnürſti. Es heigs ſcho mängiſt dücht, es möcht ne einiſt o ſo recht kragebabi volle g'ſeh, aber es heigs noh nit chönne erlebe, u doch ſuf er de öppe, wes ſcho nit d'rglyche thüey, daß es es gſächt, daß es es düech, es ſötts möge gäh. — Das war wahr, daß Eiſi nicht that, als ſähe es jeden Schoppen, den Steffen trank; es hatte in dieſer Beziehung faſt die Gedanken, welche jener hatte, der ſeiner Frau Kirſchenwaſſer ſtatt Branntwein anrathen wollte.

So ſah es inwendig aus, äußerlich merkten andere Leute ſo viel nicht davon. Ob Steffen und Eiſi ſelbſt den Kampf merkten, das Paſſen und das Hoffen, das weiß man nicht; ſie äußerten darüber ſich nicht. Aber wie jeder Müller weiß, die Mühlſteine, welche aufeinander gehen, ſind ſehr ſelten gleich hart, einer iſt weicher als der andere, und der weichere wird abgerieben, untauglich für den Gebrauch, bis er neu ge-

ſchärft wird. Bei Menſchen geht das Schärfen ſelten an; die Natur, welche ſchlaffer, ſchwammiger iſt, kann nicht wohl gehärtet und geſchärft werden, ſie wird zerrieben. Wohlverſtanden, hier iſt von den Feuerſteinnaturen, welche ſpringen, und von den Waſchlumpen, welche immer Waſchlumpen bleiben, nicht die Rede.

Es iſt aber doch fürchterlich, wenn ein Menſch, der kein Mühlſtein iſt, ſondern Bewußtſein hat, es zu fühlen beginnt: der Gegenpart iſt mir Meiſter, er hält beſſer dar, er reibt mich auf, und das, worauf er paßt und ſpitzt, das hat wirklich gegriffen in mir, iſt zum Wurme geworden, der mich zernagt, des Gegenparts Hoffnung fördert mich dem Ziele zu, auf das er nicht warten mag, bis ich es erreicht habe. Wie da jede Kraft zuſammenklappen, nichts mehr lebendig bleiben muß, als das Gefühl, daß das Spiel, das Leben zwiſchen Thür und Angel, bald ausgepreßt ſei.

So ging es Steffen. In dem Maaße als Eiſi herrſchſüchtiger wurde und das Regiment führte, ward es ſtärker, geſünder, wenn's möglich war; die Kindbettene gingen ihm immer ringer; bei ſeiner Beſchränktheit zehrte es der Kummer nicht auf, und bei ſeinen innern Gedanken und Hoffnungen entſtund bei ihm die Ueberzeugung, daß es Siegerin bleibe. Es blühte daher faſt gar wie eine Roſe, die Anzahl Kinder, welche es gehabt, hätte kein Menſch ihm angeſehen. Die Gumene wurden gewöhnlich ſchachmatt vor Komplimenten, welche ſie der ſchönen Wirthin zu Füßen legten, die immer ausſehe wie eine junge Tochter. Steffen aber fühlte, daß Eiſi kurzſichtiger war und mächtiger, fühlte eine innere Gebrechlichkeit und Schwäche, welche niemand ihm anſah, welche er auch niemand bekannte, fühlte, wie in ihm wuchs der Durſt, wie der zur Krankheit ward, welcher er nicht widerſtehen konnte, zum eigentlichen Brande, den er löſchen mußte; er fühlte, daß es nicht mehr lange auf dieſe Weiſe mit ihm gehen könne. Er überſah zudem auch beſſer ihren Zuſtand, hatte einen

beſſern, wenn auch nicht vollkommenen Begriff von ihrer Schuldenlaſt, von dem geſunkenen Werthe ihrer Beſitzung und dazu die Hoffnung, beſſere Zeiten zu erleben, verloren. — Wenn's nur bald vorbei wäre, war daher ſein Gedanke, ſchonen wär dumm, bruche, was dich gut dünkt, das iſt d's Beſt, lueg de mira wer überbleibt. Er ſchonte alſo nicht; wett nit e Narr ſy, dachte er. Die Verlegenheiten häuften ſich, er mußte den Gumene Obligationen ausſtellen, blieb hier Geld ſchuldig, lieh dort einige Dublonen auf gute Worte hin, an einem andern Orte einige hundert Franken, d. h. ſo viel er kriegen konnte, auf einige Buchſtaben. Wo die Verwandtſchaft groß iſt, finden ſich immer Einige, welche glauben, ſolche Zumuthungen nicht ausſchlagen zu dürfen, namentlich Brüder ſind in ſolcher Lage. Ja wir müſſen bekennen, daß wir vernommen, es hätte Steffen allemal ordentlich gelächert, wenn er eine neue Schuld gemacht. Die Leute glaubten, er freue ſich, daß er einer Verlegenheit entronnen ſei, freuten ſich ſelbſt, daß ſie ihm den Gefallen erwieſen; erſt jetzt ſähen ſie, wie angſt es ihm geweſen, und wie er die Sache zu Herzen genommen, dachten ſie. Hintenher dachten ſie wohl, hat's ihn nicht etwa gelächert, wenn er dachte: Eiſi wird luege! He nu ſo lueg es mira, es hets ſo welle, lueg es mira, wie es es de mach, es het Freud g'hah druf hi! He nu ſo de, ih mah ihm ſe wohl gönne, lueg es de mira wie's uſe chunt. Ob er ſo gedacht, wiſſen wir nicht, aber viele Schulden hielt er geheim, ſchrieb ſie nicht auf, und Eiſi wußte nicht darum. So manche Aeußerung, die man wie gewöhnlich erſt ſpäter in ihrer rechten Bedeutung zu erkennen glaubte, ſchien ſchließen zu laſſen auf das Verlangen, da dänne z'cho; drus uſe z'chönne, Eiſi d'Arichti z'überlah, von dem, welches es, wie Steffen meinte, einzig z'weg gekocht.

Ob er dabei nicht an ſeine Kinder gedacht, gedacht, was aus ihnen werden müßte, verarmt, verlaſſen und übel gewöhnt dazu wie ſie waren? Wir wiſſen es nicht, wir glauben es

kaum. Steffen war, wie wir gesehen, durchaus nicht ohne Liebe zu seinen Kindern, namentlich den jüngsten, und sobald sie laufen konnten und sagten: Aetti gim m'r o, Aetti wott o, gab er ihnen was er hatte, konnte scherzen mit ihnen, d'r Narre trybe, und oft hörte man ihn sagen, das King sei ihm afe so lieb, es düech ne, er chönnt nit sy ohni dä Bub. Aber wahrscheinlich war seine Liebe nicht viel anders, als die Liebe zu einem Spielzeug. Diese Liebe unterscheidet sich von der rechten elterlichen hauptsächlich dadurch, daß sie an der gegenseitigen Zärtlichkeit sich ersättigt, durch die gegenwärtige augenblickliche Freude vollkommen befriedigt wird, während in der rechten elterlichen Liebe die elterliche Sorge ist, das Säen zur künftigen Ernte, das volle Bewußtsein, daß in der Gegenwart des Kindes Zukunft bereitet werde, und daß diese Bereitung der Eltern höchstes Werk sei, eine Nachahmung der göttlichen Vorsehung in den Schranken menschlicher Schwachheit. Diese elterliche Vorsehung geht in zwei Richtungen auseinander. Die eine, die materielle, sieht im irdischen Besitz das Heil. Diesen Besitz sucht sie den Kindern zu erwerben und zu sichern mit Aufbietung aller Kräfte, sucht sie vielleicht auch zum eigenen Erwerb zu befähigen und in sie den Sinn zu pflanzen, zu bewahren das Erworbene. Das ist vielleicht eine vorherrschende Richtung dieser Zeit, bei welcher sehr oft das Kind schwer leiden, viel entbehren muß; sehr oft wird eben durch den Druck der entgegengesetzte Sinn geboren, der das Sprichwort wahr macht, daß der Sparer einen Güder mache. Die andere Richtung sieht das Heil nicht im äußern Besitz, sondern im inwendigen, in innerm Reichthum, innerer Befähigung, sucht von da aus die Bahn zu des Kindes glücklicher Zukunft anzulegen. Nun giebt es in der Menschen Seele zwei Schatzkammern, oder wenn man will zwei zu bauende Felder, die Intelligenz und das Empfinden, oder, wie man im gemeinen Leben sich ausdrückt, Geist und Herz oder Gemüth und Verstand, wie die Leute sagen. —

Die Kammer, worin des Geistes Kräfte schlummern, ist offenbar die untere Kammer. Mit den erweckten Kräften, mit Denken und Wissen, Ergründen und Zusammenstellen, gewinnt man Ehre in der Welt, Ruhm vor den Menschen, des Lebens Unterhalt, ja auch Reichthum, aber des Lebens Höchstes nicht.

Die Kammer, in welcher das Empfinden lebendig ist und sich reget, sie birgt das Höchste, die kostbarsten Edelsteine in der Krone unserer Kräfte, die Begeisterung, die nach dem Höchsten ringt, die Liebe, die nicht alt wird, nicht verglüht, den Frieden Gottes, der über allen Verstand geht. Wohl den Eltern, welche beide Kammern im Auge haben, in rechten Einklang beide bringen, sie haben der Kinder Zukunft wohl besorgt, sie haben sie für die Welt befähigt, und doch ihre Augen auf das Ziel gerichtet, welches für jeden Christen im Himmel ist.

Wehe aber der Erziehung, wo nur des Geistes Kraft geschärft, ins Wissen und Denken alles gesetzt wird. Diese Erziehung, wie sie wieder leider so oft betrieben wird, ist nichts als das Schleifen kalten Stahls zu einem zweischneidenden Dolche, der nur zu oft gegen den Schleifer selbst sich wendet und dessen Brust durchbohrt.

Nun aber giebt es wirklich sehr viele Eltern, welche durchaus an keinen Zusammenhang der Gegenwart mit der Zukunft ernstlich denken, die ganz vergessen zu haben scheinen, daß, was der Mensch säe, er auch ernte. Gar mancher Landmann weiß recht wohl, daß, wenn der Herbst gut, zur Zeit der Aussaat das Feld wohl gerüstet ist, die Aussaat früh und gut bestellt wird, die Ernte schon halb als gewonnen anzusehen ist. Aber in seinem eigenen persönlichen Leben vergißt er diesen Zusammenhang, thut was ihn gelüstet, kümmert sich um keinen Menschen und kann am Ende nicht begreifen, warum ihn Alles haßt. So geht es auch vielen Eltern. Ihr Sinn und Trachten ist auf etwas gestellt, durch etwas gefesselt, oder sie werden durch die Umstände getrieben, wie ein Mühl-

rad durchs Waſſer; die Kinder ſind eine Zugabe zu ihrem Leben, die ihnen bald läſtig, bald lieb iſt, aber in ihren Gedankenkreis gehören ſie nicht, die Aufgabe ihrer Erziehung übernehmen ſie nie. Das werde ſich ſchon machen, denken ſie, es ſeien ſchon viele durch die Welt gekommen, die dümmer ſeien als die, d'r V'rſtang werd ne ſcho cho, daß ſi's de ſelber ygſehye u daß es ne z'Sinn chöm, wie ſie öppe thue müße, daß es gut chöm, ſo reden ſie. Und wenn man ihnen was bemerkt, ſo ſagen ſie: he, mi muß öppe luege, aber ſövli preſſirt ſelb nit, z'früh treyt nüt ab, u de het o niemere ſövli Angſt für mih g'hah, ih hah ſelber müße zu m'r luege, ſie chen de o öppe einiſt d'Glare ſelber ufthue.

An die Macht der Gewohnheit, an das Lebendigwerden und Aufgehen von Eindrücken, an den Reiz des Beiſpiels, an das alles denkt man durchaus nicht, ſo wenig als man daran bei einem Spielzeug denkt, bei welchem man nur dafür zu ſorgen hat, daß man es nicht fallen laſſe oder ſonſt es zerbreche.

Unter dieſe Klaſſe gehörten Eiſi und Steffen, und wenn Steffen ſchon ſeine Kinder liebte, ſo dachte er doch kaum an ihre Zukunft, und wenn ſie ihm einfiel und wenn er dachte: u d'King? ſo wird er ſicher gedacht haben, o öppe viel ſchlimmer als jetzt wird es ihnen nicht gehen; wenn ich ſchon nicht mehr bin, ſo giebt es deswegen noch immer Leute. Die Verwandtſchaft iſt groß, und denen thut's ſauft, eins oder das andere zu ihnen zu nehmen, dort lernen ſie vielleicht arbeiten, hier hätten ſie doch nichts gelernt, macht ja jedes was es will. Und ſei's mira wie's well, luеg de mira Eiſi, grad ſo hets es welle g'hebt hah, ju häbs es de!

Doch von einem ſolchen Inwendigen ſich eine ſichere beſtimmte Vorſtellung zu machen, iſt ſchwer, weiß es ja oft derjenige ſelbſt nicht, wie es mit ihm ſteht, in welchem es ſo ausſieht. Steffen konnte oft noch recht luſtig ſein und ſeine Händel haben, wie in ſeinen beſſern Tagen. In der Regel

war er sonst schweigsamer und oft war's, als höre er übel. Eisi behauptete aber, das sei nur Fantast, was er nicht hören solle, dafür habe er seine Ohren genug. Ungern ging er zu Bette, es war ihm allemal im höchsten Grad zuwider, daher er seine Gäste so lange wie möglich versäumte. Eisi meinte, das sei bloße Faulheit, er mög sih afe vor Füli nimme abzieh and alege. Eisi hatte erstlich keinen Begriff, wie so häufig eine gewisse Trägheit unzertrennlich mit der körperlichen Beschaffenheit verbunden ist, so daß der Wille der Menschen über diese Trägheit durchaus keine Gewalt hat, die größte Anstrengung sie nicht zu überwältigen vermag. Das sinnet man zu wenig zu Stadt und Land und begeht daher wahre Grausamkeiten, indem man Kindern und Erwachsenen körperliche oder zeistige Anstrengungen zumuthet, welche durchaus außer dem Kreise ihrer angegriffenen Kräfte liegen. Zweitens dachte Eisi nicht daran, daß vielleicht Steffen eine Ahnung seines Todes in sich trug, daß er vielleicht dachte: chunt er diesi Nacht, u wo erwachisi viellicht morn?

Der wunderbare, geheimnißvolle Uebergang von einer Welt Gottes in eine andere Welt Gottes, das Einschlafen hier zu einem Erwachen an einem andern Orte, was wir Tod nennen, hat etwas Schauerliches, auch für den gläubigsten Christ, der das Wesen des Himmels in seiner Seele fühlt, der die Nähe seines Gottes bereits im Herzen empfindet.

Wie da das Herz pochen muß, wenn man sein Nahen fühlt, das jetzt wie eine aufsteigende Sonne immer klarer sich kündet! Wer erinnert sich noch, als Kind vor einem Vorhang gesessen zu sein mit Zittern, Beben und brennender Ungeduld, wie ein Wonneschauer nach dem andern ihn durchriefelte, als der Vorhang zuckte, als er sich zu beben begann, wie bei dessen Aufrollen ein wunderbar Erstaunen ihn blendete, ihm Sinnen und Sehen zusammenfloß in ein unaussprechlich Erstaunen, wer erinnert sich wohl dessen noch? Das Denken an den Augenblick, in welchem das Irdische versinkt, das Ewige

aufgeht, ist auch beim gläubigsten Christ das Beben des jüdischen Volkes, als in Blitz und Donner Jehova zu ihm reden wollte. Oder wenn wir uns einen tiefen Denker vorstellen, der sein Lebtag unerschrocken in den kühlen Nebeln der Philosophie herumgestoffelt, oder einen Würzligraber, der die Schichten durchstöbert hat bis z'nächst ungerus, und beide haben nichts angenommen als real und existirend, als was sie gesehen und was sie darüber gedacht, und dabei begreiflich nicht bemerkt, wie das, was sie gedacht, der ärgste Nebel war, und sie stehen auf einmal am Rande ihrer Schichten, und ausgehen will ihnen das Denken, wie einer armen Spinnerin das Oel, und sie fühlen es, wie das Leben erlöschen will, das Nichts oder das Unbekannte zu ihren Füßen sich öffnet, der nächste schwere Athemzug sie in dasselbe stürzt, wie ein Schritt den Reisenden in die enge bodenlose Gletscherspalte: bleibt da wohl auch, wenn sie bei vollem Bewußtsein sind, ihr Herz kühl und kalt, lauscht kaltblütig dem letzten schwindenden Athemzuge, wie dem Fallen eines Steines, der in einen zu erforschenden Abgrund rollt, wie dem Zucken eines Frosches, an dem man das Galvanisiren erprobt? Ich denke nein. Ich denke, auch hier tauche aus der ärgsten Verknöcherung der Mensch wieder auf, der vor dem Göttlichen bebt und nur mit heiligem Schauern den Schwellen des Allerheiligsten sich naht.

Man denke sich aber nun so einen Steffen mit seiner Halbschoppenbildung, die heute durch den Vieharzt heren läßt, morgen Gott und Ewigkeit läugnet, heute zu einem Quacksalber schickt, des Lebens wegen und morgen einige Schoppen mehr trinkt, des Todes wegen, heute von Freiheit brüllt, morgen den ärgsten Zwang übt, von Bildung spricht und alle Gebildeten kreuzigen will, so ein Steffen, der im Tode keinen Trost hat, keine Hoffnung, dem aber des Lebens Last unerträglich wird, der ändern möchte, der versinken möchte in ein ewig Nichts, dem es aber doch bangt vor diesem Nichts, vor diesem Aendern, da er keine Hoffnung hat, als das Sprüch-

lein, allweg kann ich's nicht böſer haben, und dem dieſes Sprüchlein des Herzens Klopfen doch nicht ſtillen will, ſo wenig als eine abgeſtandene Mixtur das Fieber. Man denke ſich ſo einen Steffen um die Mitternachtsſtunde, wie er zu Bette gehen ſollte und doch nicht darf, weil er ſterben möchte und doch nicht denken darf, wo erwache nih ächt, gits es hienecht oder wieder nit?

Das wußte aber Eiſi nicht, wie es Steffen war, wenn er nicht zu Bette konnte, das wußte niemand, wie es ihm war am letzten Abend, als er zu Bette ſollte und nicht konnte und am Ende doch mußte. Es hätte nicht gemerkt, daß öppis angers ſei, ſagte Eiſi, in der Nacht hätte er neue ſo wunderlich g'ſchnürflet, aber es hätte ſich deſſen weiter nicht geachtet, es werd ihm wohl warm mache, hätte es gedacht. Am Morge du wohl, du heig es g'ſeh, was das z'bidüte g'ha heig, und es heigs faſt welle z'rſchryße. Es heigs düecht, wenn's ne nume noh g'fragt hätte, ob er neuis well, öppe z'treyche. Es hätte ſich bloß damit tröſten können, daß es gedacht, er hätts g'ſeit, wenn's ne düecht hätt, er möchte neuis. Jetz g'ſech es wohl, es chönn nüt angers mache, als ſih i Gotts Name dry ſchicke; wenn e Sach g'ſcheh ſyg, ſu helf wüſt thun nüt meh, un ume ſo de Lüte wege möcht es nit Mühy haß.

Zehntes Kapitel.

Wie Eiſi's Fortbildung zu Falle kömmt.

Wenn die Leiche im Schooſe der alten Mutter ruht, das Getümmel der Welt verrauſcht, die Leidtragenden verlaufen ſind, wie es da ſtille wird und öde im Hauſe, aus welchem man eine Leiche getragen! Erſt jetzt klafft die Lücke, welche der Tod geriſſen, in ihrer ganzen Größe, erſt jetzt brennen

die Wunden in den Herzen so recht heiß und tief, denn erst jetzt ist man so recht zu sich selbst gekommen und empfindet sie in vollem Bewußtsein. War's der Hausvater, der nun draußen ruht, so sammeln, wie um die Henne die Küchlein, die Kinder sich um die Mutter, die mit verhülltem Haupte bitterlich weint. Sie fühlen Alle, was sie verloren, sie fühlen, daß wie sie der Mutter Kummer, sie auch der Mutter alleiniger Trost sind. Sie können es der Mutter nicht sagen, daß sie ihr Trost sein wollen, aber sie drängen sich um die Mutter her in immer engerm Kranze, die Mutter soll es fühlen, was sie ihr sein wollen, wie eng und innig sie mit ihr zusammenhalten, ihr Alles in Allem sein wollen. Es ist wirklich, als ob dieser Trost der Mutter rinne ins Herz hinein, sie breitet die Arme aus wie die Henne ihr Gefieder, schließt noch näher ans Herz die lieben, treuen Kinder, damit mächtiger und inniger der Liebe Strom rinne von einem Herzen ins andere Herz, durch alle Herzen, daß die Liebe webe in dieser heiligen Stunde die Kette der Treue, die keine Zeit zerfrißt, keine Macht zerreißt, welche an des Vaters Statt seine lieben Häupter zusammenhält, eins am andern erstarken, aufblühen läßt in Gnade und Weisheit vor Gott und den Menschen, der Mutter zu immer süßerem Troste.

So war's leider auf der Gnepfi nicht. Es floß durch Eisi allerdings auch zum ersten Mal ungestört und ungetrübt ein eigenthümlich Gefühl; es war aber das Gefühl eines Kronprätendenten, der zum ersten Male die Krone, um welche gestritten worden, in seinen Händen hält, das Gefühl einer Königin, deren König endlich gestorben und die nun hofft Königin sein zu können, so recht nach Herzenslust. Die Kinder hatten an Speise und Trank sich's nicht mangeln lassen; gewohnt, daß man nicht um sie sich kümmere, hatten sie das Recht zuzugreifen und dessen sich weidlich bedient. Sie hatten auch von Gevatterleuten, die z'Lycht gekommen, manchen schönen Batzen gekriegt, und ob dem G'schauen derselben und

dem Klimpern damit alles Andere vergeſſen, hatten in ihrem Sinne einen recht glücklichen Tag gehabt. Der junge Bube, dem heute wieder einmal nichts abgegangen, hatte ſeinen Gram vergeſſen, ſich gütlich gethan und ſchlief ſchon lange ſelig. Die andern Kinder hatten ebenfalls juſt kein Verlangen nach der Mutter, vermißten den Vater nicht, dachten ſo wenig an die Zukunft, welche ihnen wartete, als die Eltern an die Zukunft gedacht hatten, welche ſie den Kindern bereiteten. Nur das kleine Mädchen, Anne Liſeli mit Namen, hatte keine Freude gehabt und jetzt noch nirgends ein Bleiben. Seit man aus der Kirche und es zu Hauſe erwacht war, hatte es niemand gefunden, welcher mit ihm für den Aetti beten wollte. Das drückte ſein armes Herzchen grüſelig, denn jetzt wär's grad am nöthigſten, glaubte es, wo ner bald im Himmel ſy werd, u me ne de nit pche lahy, un er de id Höll müß, wenn me nit für ihn noch recht bete chönn, u wenn er einiſt i d'r Höll ſyg, ſu ſygs de ja z'ſpät, dert chönni me de nit meh uſe. Es hatte eine unausſprechliche Angſt, ſchluchzte wieder, lief ſeinen Bekannten nach, ſie ſollten ihm doch helfen und beten. — Endlich erbarmte ſich eine alte Magd ſeiner und betete mit ihm einige alte Gebete ab. Da wohlete es Anne Liſeli ein wenig, ſeine Angſt verging. Als es aber Abend ward und ſtille im Hauſe, da kam die Angſt wieder. Es hat die Nacht eine eigene Gewalt über des Menſchen Gemüth, ſie bringt den ſüßen Schlaf, den milden Thau, ſie weckt die wilden Thiere des Waldes, aber auch die wilden Triebe in des Menſchen Bruſt, ſie weckt das ſchlummernde Gewiſſen, ſie weckt das Ahnen der unſichtbaren Welt, in dieſem Ahnen beben und zittern Gemüther, wie Bäume im Sturmwinde, in dieſem Ahnen wiegen Gemüther ſich in ſeligem Vergeſſen, das wunderbare Auge der Seele hat ſich aufgeſchloſſen, ſie ſehen den Himmel offen, ſehen die Engel Gottes auf- und niederſteigen.

Anne Liſeli zagte und bebte. Es ſei ihm, ſagte es, der

Vater könne nicht kurt cho gegem Himmel, hing ſich an die Mutter, gäb wie die es zur Ruhe wies.

Eiſi mochte nicht warten, bis es mit ſeinem Rechtsfreund Rath pflegen konnte. Heute war das Haus leer. Wo des Tages eine Leiche aus dem Hauſe getragen worden, dahin geht des Abends auch der durſtige Bruder nicht gerne, er mißt lieber die lang gewohnten Schoppen, ja er geht nicht gerne beim Hauſe vorbei, er fürchtet, es möchte in einer Ecke der geſchiedene Kamerad ſtehen, möchte ihm winken, daß es jetzt an ihm ſei, eine Leiche zu werden, möchte ihn mahnen an ſonſt noch was. Heute konnte Eiſi ungeſtört mit dem Freund abrathen, was vorzukehren und wie es die geträumte Selbſtſtändigkeit, in der es ganz anders gehen ſollte, ſich erringen und ſichern könnte. Der Schalk wußte wohl, daß es nicht gehen könne, wie er Eiſi glauben ließ, vielleicht wußte er beſtimmt, was für eine Wendung die Sache nehmen werde, aber begreiflich hinderte das ihn nicht, Eiſi in ſeinem Wahn zu beſtärken, ihm nach deſſen Sinn zu rathen, es hätte ihm ſonſt nicht geglaubt und das Verdienſtli wäre ihm entgangen. Wo viele Katzen ſind und wenig Fleiſch, ach wie genau gnagen ſie doch die Beine, welche ſie nicht anſehen würden, wenn genug Fleiſch da wäre, und wie oft kehren ſie wieder zurück, namentlich die jungen, ans gleiche Bein, in der Hoffnung, noch irgendwo in einer Ecke ein Fäſerchen Fleiſch zu finden. So eine junge hungerige Katze war auch Eiſi's Rechtsfreund, doch trotz ſeiner Jugend war er ſo geſcheidt, ſeine Grundſätze dem Grundſatz unterzuordnen, den Leuten immer ſo zu rathen, wie er merken mochte, daß ſie es gerne hörten. Er hatte gemerkt, daß ſie bloß glaubten, was ſie auch wollten, bloß denen trauten, die ihnen in den Kram reden konnten, wie dumm dieſer Kram auch ſein mochte. Der Glaube des Menſchen an den Menſchen, wie überhaupt der Glaube, iſt ein gar wunderlich Ding und hängt von dem Boden ab, auf welchem er wächst, denn er wächst in jedem Herzen. Nicht umſonſt ſagt

Christus: nur wer aus der Wahrheit sei, höre seine Stimme, höre auf die Wahrheit, glaube der Wahrheit. Wer in sinnlicher oder geistiger Täuschung lebt, dem wird sein Glaube zu seinem Teufel, er jagt ihn allen Irrlichtern nach, aber die Sonne erträgt er nicht. Daher kömmt's, daß so viele Leute jedem Lumpenhund glauben, aber nie einem rechtlichen Mann Vertrauen schenken werden. Die haben es mit den Reden ehrlicher Männer, wie Kinder mit bitterm Dekterzeug, es schaudert sie darob, sie verbeißen das Maul.

Unser Rechtspraktikant dachte gar nicht mehr an seinen Freund Steffen, sondern war bei einbrechender Dunkelheit eingeruckt; er dachte bloß, wie er die Sache unter der Hand so recht ins Lange drehen könne, um derweilen das Bein desto gründlicher abzunagen, und so lange ein junger hungeriger Rechtspraktikant so ein Bein im Auge hat, fürchtet er sich vor Gespenstern gar nicht. Er saß in der leeren Gaststube, hatte seinen halben Schoppen vor sich, von wegen, er zählte sich auch zu den Gebildeten und wartete geduldig auf Eisi's Erscheinen. Eisi ließ nicht lange auf sich warten, das Benehmen der Verwandten hatte ihn's voll Aerger gemacht. Es war überzeugt, daß dahinter was stecke, daß man ihn's gerne da wegtreiben und d'Sach selbst an die Hand nehmen möchte. Nur war es noch nicht recht mit sich einig, ob sein Bruder oder sein Schwager auf die Gnepfi wollten. Beid seien Schyßkerlines gnue d'rzu, und allweg sei die Sach abgeredet unter ihnen, beim Mist hätte es sie zusammen reden gesehen. Es ist gut, daß du kömmst, sagte es, jetzt habe ich sehen können, wie du Recht hast, wenn's ame ne Ort es Wittfraueli git, so meint e jedere donstigs Schelm, da mangle es nichts als d'Finger läng z'mache und z'stehle, was me näh mah. Hests jetzt g'merkt, du gute Frau, sagte der Rechtsfreund voll Theilnahme und nahm einen Schluck, und zwar einen braven. Da nahm Eisi sein Schnupftuch und wollte schluchzen, da schoß es an die Thüre, daß beide hoch auffuhren und etwas

ſchoß durch die finſtere, weite Stube auf Eiſi zu, das ſie beim einzigen düſtern Lichte, erſt als es ganz nahe war, als Anne Liſeli erkannten, das der Kindermagd entronnen war und die Mutter ſuchte. Gang doch is Bett, ſchnauzte Eiſi, Bäbi ſöll dih dry thue! „O Müetti, Müetti, ih chaḫ nit, wimmerte Anne Liſeli, du mußt mit m'r für e Aetti bete.“ „Gang, Anne Bäbi ſoll mit d'r bete, gang ſäg ihm's.“ Aber Anne Liſeli ging nicht, ſchmiegte ſich an die Mutter und bat: „O Müetti, Müetti, du glaubſt nit wie's m'r iſt. Es düecht mih geng, ih g'ſeh d'r Aetti und er düt, daß me bete ſoll, wie d'r Schulmeiſter g'ſeit het, daß wer nit bet, nit ſelig werd, u du ſölliſt o bete.“ „Gang doch, ſagte Eiſi, gang is Bett, du chönntiſt m'r bal Angſt mache, u bet de mit Anne Bäbi alles was d'r cheut.“ „Nei, Müetti, nei, ſagte Anne Liſeli, haḫ ſcho mit Anne Bäbi betet alles was ih chaḫ, un haḫ geng glych Angſt g'ha, und es het mih düecht, ih müß erſticke, du mußt bete, Müetti, vielliht cha de d'r Aetti z'völmig ueche, ſuſt cha'n er nit, u denk, wenn er i d'Höll müßt.“ „Biſt e Göhl, ſagte Eiſi, u gang m'r jetz, heſt g'hört, ſuſt lue de.“ „O Mutter, Mutter, d'r tuſig Gottswille bet, o bet, düecht dih nit, du g'höriſt d'r Aetti ſüfze u gruchſe? Denk o wenn er nit i Himmel chömt u mußt ume cho u ke Ruhe hätt un i d'Höll müßt, wie ſi ſäge.“ „Meitſchi, wetſch ſchwyge oder nit, ſagte Eiſi, du chönntiſt eim bal z'förchte mache mit ſellige dumme Sache.“ „O Mutter, das iſt nüt dumms, Anne Bäbi ſeit, es müße viel Lüt ume cho, wil ſie de arme Lüte nüt gäh heige, oder Steine v'rſetzt heige, oder cho nache bete, wil ſi nüt betet heige, u de chöme ſi z'letzt, we me ſe nit erlöſe chönn, doch de neḫ i d'Höll. Es heig ſcho Mänge g'ſeh un heig einiſt e g'ſchwullne Kopf überche. O Mutter, denk, wenn d'r Aetti nit uſe chömt, wenn er müßt ume cho, cho nachebete, o Mutter bet, bet für e Aetti, jetzt wär's neḫ Zyt.“

Da ward Eiſi doch bang, es ſchlotterte, was es lange

nicht gethan, eine tiefe Angst preßte ihm das Herz zusammen. „Aber du Tröpfli, sagte es kleinlaut, was sött ih de bete? Bet du, ih will lese, wied's chast, u gang de is Bett.“ „Nei Mutter, sagte Anne Liseli, du mußt jetzt, es b'schüßt bas, u was de witt, d's Unser Vater oder d'r Glaube. Aber Müetti, e Müetti, doch recht e nangere nah.“ In Eisi wechete es, die Angst rang mit der Scheu zu beten, es hatte so lange nie daran gedacht, es nicht gethan, und jetzt sollte es beten in Gegenwart seines Rechtsfreundes. Wenn eine zarte Pflanze durchbrechen soll die harte Rinde der Erde, so bedarf es unaussprechlicher Anstrengung, Gott muß da helfen, möchte man sagen. Aber wenn jemand beten soll, der Jahrelang nicht gebetet hat, dessen höherer Mensch im Starrkrampfe liegt, dem die Rede mit Gott eingerostet ist, was da für Anstrengungen nothwendig sind, bis das Wort sich losringt aus dem Herzen, bis man es über die Lippen bringt in einem verständlichen Laut und wie man bei diesem Laut erschrickt, sich dessen schämt und entweder schweigt, oder neu ansetzen muß zu einem zweiten Laut, Laut um Laut Erdstößen gleichen, in denen die Erde erbebt und zittert, und alles Lebendige noch bebt und zittert, wenn längst kein Stoß mehr empfunden worden, das erfuhr Eisi, als es das Unser Vater zu beten beginnen wollte. Es war ein Kampf, wie es ihn vielleicht nie erlebt hatte, und wenn die heimliche Angst nicht gewesen wäre, keine menschliche Gewalt hätte es dazu gebracht, und besonders noch in Gegenwart seines Rechtsfreundes.

Dieser jedoch, so wie das erste Wort des Gebetes über Eisi's bebende Lippen kam, entfernte sich in größter Stille, er vermochte das Beten nicht zu ertragen, wie es bekanntlich Geister giebt, die kein Gebet vertragen und weichen und fliehen müssen, sobald gebetet wird irgendwo. — Es heißt, am folgenden Morgen hätte er den Kopf verbunden gehabt und niemand sagen wollen warum? Später soll er einmal hinterm Glase offenherzig geworden sein und bekannt haben,

er hätte e Gruſe g'ha u d'wo ſyg er g'ſchwulle. Wo er das G'ſtürm nit hätte hören mögen, ſei er uſe, u da ſyg ihm grad gſy, wie wenn Steffe vor der Thüre ſtünde u lostì. Da ſygs ihm nimme z'helfe gſy, u wie er hei cho ſyg, wüß er nit; un am Morge heig er e Gring g'ha wie es Mäß. Mi wüß bim — bal nimme, was me glaube ſöll!

Eiſi hatte ſein Weggehen kaum bemerkt, betete unter Zittern und Beben das Unſer Vater, betete den Glauben und noch einen Abendſegen auf des Kindes Bitte. Aber ganz weich und ſchwach ward es darob, wie es ſeit Jahren nie geweſen war. Als Anne Liſeli endlich beruhigt und getröſtet, weil jetzt d's Mäctti o für e Aetti betet heig, un er jetzt wohl z'völmig ueche möge heig, zu Bette gebracht war und Eiſi ins Stübli kam und zu Bette wollte, da erfaßte ihn's plötzlich ein Grauſen, es durfte nicht hinein, es war ihm, als höre es Steffen drinnen ſchnürfeln und ſchnupen, um kein Lieb, kein Geld hätte es die Nacht dort zubringen können, auch nirgends alleine in einem Bette. Es flüchtete ſich zur Köchin und ſchlotterte dort noch lange ſchlaflos, trotz ſeiner körperlichen Ermüdung; die Angſt vor dem Unerforſchlichen, dem unſichtbaren Geheimniß, welches uns umrauſcht, hatte es zu gewaltig erfaßt. Dieſes Unſichtbare war Jahrelang für ihn's gar nicht da geweſen, es hätte ſein Leben unberührt gelaſſen, ſein Leben ſchaukelte ſich auf den Wellen des alltäglichen Wechſels, nichts Bedeutſames, weder eine Idee noch eine Erfahrung hatte in dieſe ſchaukelnden Wellen ſich hineingeſtellt. Für Eiſi war alſo nichts Unſichtbares mehr da, weil nichts der Art in ihm ſich regte, ſein Leben berührte, und weil es nur leiblichen Hunger und Durſt fühlte, aber keinen geiſtigen Hunger und Durſt; daher dachte es gar nicht daran, daß auch etwas Unſichtbares, Wunderbares in ſeinem eigenen Leibe ſei, eine lebendige Seele, ein göttliches Geheimniß; kurz Eiſi war ungeheuer aufgeklärt und gebildet, und wenn es guter Laune war, ſo half es ſeinen Halbſchoppen-Gäſten weiblich

alle auslachen, welche geistlich waren und noch was glaubten, z'Predigt gingen oder gar zum Abendmahl. Wenn es schon seine Gäste nicht frug, wie einst ein langbeiniger Herr einen kürzergebeinten im Kaffee: Heft dys dix heures o i d'r große Kilche g'no? so gab es doch die gleiche Geistesrichtung in Witzeleien kund, welche seiner Sprachkenntniß angemessen waren. Wenn man es gehört hätte in seinen guten Tagen, so hätte man glauben sollen, Eisi würde mit Tod und Teufel d'r Narre trybe, bis einist der Tod käme und es streckte. Und jetzt, in wenig Minuten, brachte es ein klein Kind zum Schlottern, daß es nicht alleine schlafen durfte, daß es Gespenster sah, während das Licht noch brannte und ehe es Mitternacht geschlagen hatte. So war Eisi's sogenannte Starkgläubigkeit oder Freigeisterei oder Aufklärung beschaffen, so heblich war sie, und gerade so heblich ist sie in manchem Andern, der nicht Eisi heißt, und das Ding geht ganz mit natürlichen Dingen zu, aber unsere sogenannten Aufklärungsritter begreifen es halt nicht.

Im Menschen lebt der Glaube an das Unsichtbare, an das große göttliche Geheimniß unvertilgbar, er bricht im kleinen Kinde hervor, giebt sich kund auf kindliche Weise, und das kindliche Gemüth nimmt am liebsten und gierigsten alle Erzählungen, die Kunde geben von diesem Geheimniß, in sich auf, und je kindischer, wunderbarer diese Erzählungen sind, um so lieber hört es sie, um so tiefer wurzeln sie in seinem Gemüthe. Der Christ verklärt sich diesen angebornen Glauben durch das göttliche Licht zu dem Bewußtsein, ein unsterbliches Kind des ewigen Vaters im Himmel zu sein. Die neue Aufklärung, die in Wirthschaften und Aufklärungsanstalten von allen Sorten spukt und von da in die Häuser getragen wird, wie aus Kasernen die Krähe, verklärt diesen Kinderglauben nicht, sie bricht ihn überm Knie entzwei, läßt die Stücke liegen und überkleistert die Seele mit neuer Aufklärung, d. h. sie läugnet alles, was sich nicht mit der Nase

riechen, den Fingern greifen oder mathematisch beweisen oder in Formeln ausdrücken läßt, deren Sinn kein Teufel faßt, die aber eben in Mode sind. Diese neue Aufklärung rottet, wie sie vorgiebt, allen Aberglauben aus, und wo ein Stück sogenannter Aberglaube (unter den jedoch Viele den Glauben an einen persönlichen Gott und den Glauben an das Fortbestehen der eigenen Seele rechnen, accurat gleich wie den Glauben, daß Irrlichter feurige Mannen seien, die Markſteine versetzt) zum Vorschein kömmt, da schreit sie grimmiglich über die verfluchten Pfaffen, thut, als ob sie dieselben fressen wollte, weil sie schuld seien an diesem Aberglauben, indem sie ihn theils selbst pflanzten, theils längst hätten ausretten sollen, wenn sie einen Batzen werth gewesen wären. So schreien die Aufgeklärten, eben weil sie kreuzdumme Leute sind, allerlei plappern können, aber doch nichts gründlich kennen, am allerwenigsten die menschliche Natur, wie sie sich im Völkerleben oder, im einzelnen Menschen entwickelt; ja die guten Leutchen wissen gar nicht, was ihnen selbst noch alles unter dem neuen Kleister steckt, ja und wenn sie meinethalb drei Alphabete gründlich kennten, keinem einzigen ihrer inwohnenden Triebe können sie seinen eigentlichen Namen geben, geschweige denn seinen Einfluß auf ihr Denken und Reden und Handeln ermessen. Ja die Alleraufgeklärtesten thäten es nicht begreifen, auch wenn jemand sich die Mühe nehmen würde, es ihnen mathematisch zu beweisen, daß nämlich nicht ihr Kopf, sondern ihr Bauch Jahresregent ist bei ihnen, der Kopf eigentlich nichts ist, als ihr Handwerkszeug, was Nadel und Hand beim Schneider, Finger und Geige beim Geiger. Sie begreifen es also natürlich nicht, daß gerade sie den verschrieenen Aberglauben einbalsamiren, daß ihre sogenannte Aufklärung nichts Anderes ist, als der Branntwein, in welchem man unreife Geburten aufbewahrt in ihrer ganzen ursprünglichen Scheußlichkeit, aus welchen, wenn sie lebendig geblieben wären und sich hätten fortbilden können in der Sonne Gottes, das schöne

Menſchenbild erwachſen wäre. Sie ſind es eben, welche den Menſchen in das Gebiet zurückführen, aus welchem der eigentliche Aberglaube ſtammt, ins öde, ſelbſtſüchtige Heidenthum; ſie predigen dem Menſchen eine Selbſtſtändigkeit, welche im Leben ſich zur Selbſtſucht geſtaltet, in ſeiner Einbildung ihn zum Gott macht, ihm den ſchönen Glauben zerſtört an das wunderbare Geheimniß, an welchem auch er ein wunderbares Glied iſt und ein um ſo glücklicheres, je mehr es die andern Glieder liebt und treu dem Ganzen iſt. Sie übertünchen alle Eindrücke der Kindheit und bauen nicht darauf fort, ſie wollen den Menſchen praktiſch machen, bilden ihn praktiſch aus, ſagen ihm: ler brav, ſo wirſt öppis, haſt brav v'rdiene, haſt einiſt e b'rühmte Ma werde un e rwche, oder: e gebildete Tochter, un e guti Partei mache. In dieſe Schranken wird die Phantaſie des Kindes gebannt, auf ſolche Ziele richtet ſich ſein Augenmerk, es wird praktiſch, es treibt ſich im Wirbel des Zeitlichen, es nährt ſich von den zufälligen Bildungsſtoffen, welche der Strom der täglichen Bewegung zufällig an ihm ſtranden läßt. So geht es fort, hoch einher auf den Schwingen der Zeit, verflucht gebildet und zu oberſt auf der Leiter der Aufklärung, bis — eine Kuh krank wird, oder man keine Kälber mehr am Leben behält, dann läßt man hexen, — bis Einem ein Tuch geſtohlen wird oder Strümpfe, dann ſchickt man zur Wahrſagerin — — oder der Senn ſchlechte Käſe macht, dann kriegen die Kapuziner Zieger und Anken, daß das ganze Kloſter zu glänzen anfängt, oder bis Einem der Finger weh thut, dann ſchickt man ſein Waſſer einem Gütterler oder hängt gar ein Bündelchen an; und wenn Einem endlich das Gewiſſen weh thut, ſo wird man Reutäufer oder katholiſch oder läßt einige alte Weiber für ſich beten, alles von wegen der Aufklärung, die keinen Troſt hat, keinen Halt giebt. Wird durch die Umſtände das gewohnte Leben, die übliche Behaglichkeit zerriſſen, wird dem Menſchen irgendwie ſeine Schwachheit, ſein Unvermögen handgreiflich

zum Bewußtſein gebracht oder ſonſt ein Klupf in ſeine Seele geworfen, ſo ſucht er einen Halt äußerlich, zur Erkenntniß Gottes iſt er nie gekommen, Gott hat er nicht. Da taucht dann das alte kindiſche Heidenthum der alten Kindsmutter wieder auf, die Gebildeten und Aufgeklärten fangen an zu hexen, zu Wahrſagern zu laufen, heidniſche Künſte zu treiben, fürchten die Nacht, dürfen nicht alleine ſchlafen u. ſ. w. Das iſt der Grund, warum es zur alten bekannten Wahrheit geworden iſt, daß des gröbſten Unglaubens nächſter Nachbar der gröbſte Aberglaube ſei.

Jedoch müſſen wir ausdrücklich bemerken, daß bei Eiſi durchaus keine innere Umwandlung vorging, ſein ganzes altes Weſen, ſeine religiöſe Leichtfertigkeit blieben; der alte Aberglaube erſchien bei ihm nicht anders als ein Todtenbein, das aus einem Grabe herverragt, von dem jemand die Erde weggeſcharrt. Auch betete es zuweilen, namentlich wenn Anne Liſeli es darum bat; es ging jetzt Eiſi afe ringer, und es dachte, für neuis könnte es doch gut ſein, und nütze es nichts, ſo ſchad es doch auch nichts.

Viel Zeit dazu hatte es aber nicht, denn es hatte jetzt ſo viel Weltliches zu verwerchen, daß es ihn's düechte, es müſſe erworgen daran, wie es ſich nämlich ausdrückte.

Eilftes Kapitel.

Wie Eiſi zu einem Benefizinventar und ein Schreiber zu einem Lehrplätz kömmt.

Trotz dem Beiſtande ſeines Rechtsfreundes, der ſich wieder bei ihm eingefunden hatte, doch nur Tags, Nachts erſchien er nie mehr, wahrſcheinlich ragte auch bei ihm ein Todtenbein

aus dem übertünchten Grab herauf, mußte es das Benefizi ausschreiben lassen.

Es war selbst vor der Gemeinde erschienen in all seinem Staate, hatte den Mannen imponiren, sie mit der Verachtung behandeln wollen, welche es so oft sellige Mannlene, wo ke V'rstang heige u nit wüße, was öppe o i d'r Welt d'r Bruch syg, gezeigt hatte. „Loset ihr Manne, hatte es gesagt, ihr werdet mir doch nicht unnöthige Kosten machen wollen, sondern Verstand haben. So ein Benefizi trägt nichts ein, aber Köste giebt's und Schryber muß me futtere, es weiß ke Mönsch wie mängist v'rgebe, und alles für hell nichts, als daß de d'Lüt chönne g'wungere, wie rych me syg un was me aller Gattig heig, un daß me i d'r Lüte Müler chunt. Das werdet d'r m'r öppe nit welle z'leid thue u muthwillig e Büttfrau, wo sövli King het un mit Ehre wott dur d'Welt cho, plage? M'r hei öppe üsi Sach nit bös z'weg un wenn m'r nit Ung'fell g'ha hätte, un er o ne chly angers gsy wär, su wäre m'r noh besser z'weg. Aber allweg steits nit bös, u we me sövli spitz nache luege wett, su chönnt me de ame angere Ort afah un es wär de viellicht noh mänge, dem me d's Benefizi usschrybe sött." Das war den Mannen doch zu stotzig vorgekommen und Einer hatte Eisi gesagt: „Los Frau, das verstehst du nit oder bist sust lätz b'richtet, es Benefizi muß sy, das ist g'setzlich, un G'mein wird nit welle d'r Gring dar hah, u b'sungerbar wo me nit weiß, wie d'Sach steit u so mänger Gattig g'mugglet wird. U viellicht wär's gut gsy, wenn me sche längste drüber g'luegt hätt, wo d'r dä Schyn heit lah fälle, z'selbist wär's äständig gsy, aber z'selbist ist's nit gut gsy öppis z'säge, aber jetz prediget en Angere."

Eisi war jedoch nicht die Frau, welche so leicht sich abherden ließ und erschrecken, Eisi begehrte auf, wurde endlich anzüglich, wollte nicht schweigen, trotz den Bitten des Schwagers, daß es doch absetzen und die Mannen nicht ertäuben solle, das trage ihm nichts ab, als daß sie es ihm eintrieben.

Er solle es nur brav mit ihnen halten, sagte Eisi, es stehe ihm wohl an, wenn sein Bruder unterm Herd es wüßte, er würde ihm auch dafür danken. Es sehe gar wohl, wie Alle unter einer Decke seien. Zuerst mache man Ausgeschossene, öppe die Hungerigste un Unverschantiste wo si i d'r G'mein heige, dene könne es d'Bäch fülle, es wisse ke Hung wie mängist, und d'rzu mache sie Taglöhn uf, daß eim d'Haar z'Berg stange u z'letzt v'rstoß me ihs u d'King, d'Sach könne si mit em Rügge aluege, un es nist sih da en Angere v mit Schmeichle u Spicke. Es merk's, es hätte eine feine Nase, sei nicht erst seit heute auf der Welt und hätte zu oft solche Sachen verhandeln hören, daß es wisse, wie es öppe gehe, und woher so magere Bürlein d's Geld welle erschinde, für d'Zeyse chönne z'gäh u de Schulde z'wehre, wo si uf ihre Lumpenhöslene heige.

Begreiflich hatte Eisi endlich Zeit zu schweigen, mußte unverrichteter Sache heim, strotzend von Gift und Galle. Wohl, wenn seine lieben Mitbürger hätten hören können, wie Eisi sie vor seinen Freunden titulirte, wie es den Gemeindrath hechelte, verspottete, ausschimpfte, sie hätten es geprügelt, Einer nach dem Andern und weiß kein Mensch was mit ihm angefangen. Eisi hätte gern prozedirt, hielt lange Berathungen mit seinen Freunden. Sie riethen ihm an, es solle durch die Verwandten die Gemeinde reversiren lassen, wolle sie das nicht annehmen, so könne man es mit ihr probiren. Aber Eisi fand keine Verwandten, welche dazu geneigt waren; seine Brüder putzten ihm ab, die entferntern Verwandten sagten, es gebe scie nüt a, un i sellig Sache mischlete si sih nür, si heige für seie selber g'nue z'luege. Als Eisi seinen Rechtsfreunden seine Noth klagte, von seinen Verwandten sagte, es sei Einer ein Scheim wie der Andere, meinte es, wenn sie ihm einen Revers oder wie man einem sellige Papier sage, unterschrieben, so würde es auch gut sein und d'Sach hätt's. Da machten sie bedenkliche Gesichter, bis Einer unter ihnen,

der geschickter war als alle Andern und mehr konnte als Bred eſſen, ſagte: „Bhütis ja, vo Herze gern, aber es iſt nit g'ſetzlich, e ſellige Revers muß vo de ſiebe nächſte Verwandte ungerſchriebe ſy.“ „Was iſt das für e Schelm, wo ſelligi G'ſetz zeit gah mache, für e dunſtigs Spitzbub“, frug Eiſi. „Es wird d'r Schnell gſy ſy, d'r alt“, antwortete der Rechtsgelehrte. „Das wird o e Rechte ſy, ſagte Eiſi, dä wird o e Schweſter g'hah hah, wo ner het welle hüch— dä Hagel. Mit Sellige ſött me muttfüre im Hustage, wenn me Brëunherd macht für Kabisplätze; aber es wird doch bald e Angere pyſe, ſelligi Rustig abrume, un G'ſetzi mache, wo ei Fründ d'm angere chah helfe?“ „Per ſche, antwortete der Fründ, aber es Wyltſchi wird's allweg noh gah, bis die Rechte am Platz ſy.“

Alſo ein Beneſizium gab es. Ach, ſo ein Beneſizium und noch dazu das eines Wirthes, was das für ſüße Gedanken zu erwecken im Stande iſt. Es giebt Leute, denen ſo ein Ding vorkommt accurat wie der Morgenſtern, wenn er am hellſten der Sonne vorangeht. Wohlverſtanden, nicht allen dabei Betheiligten iſt's ſo, es giebt ſolche, denen es ſehr zuwider iſt, es giebt Prinzipale, welche nie in eigener Perſon beim Inventariſiren erſcheinen, es giebt aber auch andere. Aber man denke ſich ſo ein Individuum, oder vielmehr ein Subjekt, an der mageren Koſt, das z'Faßnacht ſchon kein Fleiſch mehr im Hauſe hat und von trocknen Erdäpfeln, dünnem Kaffee lebt, Herdöpfelbitzlene, wo gire, wenn man eins vom andern reißt, und Rösti, wo Staubwolken davon fahren, wenn man die Thüre auf- und zuthut. Man denke ſich eins von denen magern Schreiberchen, die von der Frau Prinzipalin, welche ſtreng katholiſch ſcheint, weil es bei ihr immer Faſten iſt, ſehr mager gehalten werden, bei bluuden Suppen und blauer Milch; welche noch keinen Kredit haben und ſpottwenig Lohn, und drei Sonntage hintereinander verweiſen, ob es ihnen zum Schoppen ein Bratwurſtzöpfli ziehen möge, und zwar das

alles, weil sie erst ihre Väter ausgesogen oder müde gemacht, und zweitens für etwelche Jahre vorgetreffen. Plötzlich geht ihm die Möglichkeit auf, zu einem Inventarisiren zu kommen, vielleicht zwei oder drei Tage lang, wo alles nichts kostet, wo vielleicht ganze Platten voll ganzer Brägelwürste sind und nicht bloß Zöpfleni, wo der Wein in ganzen Guttern aufgestellt wird und alles umsonst, wo man Einen doch noch immer heißt nehmen: nimm doch, nähr, bis man nicht mehr mag, bis man Angst hat, d'Hut heig nimme, keine Frau Prinzipalin saure Augen macht, wenn man länger als achtehalb Minuten am Tisch sitzt; wo man absitzen und erwarmen, wo man ein halb Dutzend Mal behaglich sagen kann: mir jötte denk mache un wieder dra hi, und ein halb Dutzend Mal behaglich antwortet: mi chönnt öppe, aber ih hulf nit pressire, d'r ganz Tag ist ja üse u fertig werde m'r doch hüt nit. Und wenn's denn endlich heißt: wei m'r, und der Fragende die Hand auf den Tisch legt, um sich aufzuhelfen, weil er fühlt, daß er bedenklich g'schweret, das Fraueli chunt und seit: e noh eis, d'r heit ja nüt g'no, isch es ech öppe nit gut g'nue gsy, ih hab doch wäger agwengt, was ih chönne hab? Die muß emel noh us, sey trochit!

Solche fette Tage in Aussicht, sollte das nicht so ein ernagertes, verschriebenes Herz unaussprechlich erquicken, erquicken wie himmlischer Thau; wie sollten da nicht die steif und g'stabelig gewordenen Beinchen neues Leben kriegen, hüpfen und springen wie junge Zicklein, wenn die alte Geiß mit einem vollen Euter gegen sie kömmt. Wenn dann endlich der Prinzipal, gleich dem türkischen Sultan, unter die erregten, hoffenden Subjekte das Schnupftuch wirft und unter den in Hoffnungen Geschwellten Einen zum Glücklichen macht, dann hat dessen Wonne kein Ende, indessen bricht sie nicht aus, von wegen den Andern, aber wie er selig vor sich hinlächelt, wie er unvermerkt in sein Kämmerlein schleicht, Nähzeug nimmt und die Hosenknöpfe frisch annäht, daß man

meinen sollte, er wolle sich daran gen Himmel ziehen lassen, im Gilet die Einschläge ausläßt und währschafte Bändel einzieht, wo man welche hat, und das alles in still seligem Lächeln. O es ist schön!

Aber ach, wie traurig, wie schrecklich, wie thränerlich, wenn so eine hoffende Seele betrogen wird, wie es sich auch schon zugetragen hat, und der Arme laufen muß wie ein gehetzter Hase bis zum ersten Brunnen, um seine lechzende Zunge zu netzen. Wie traurig, wenn er nach harter, langer Morgenarbeit, endlich mit der einen Hälfte in eine Stube gewiesen wird, während das Weibervolk die andere Hälfte der Anwesenden, welche ihm näher am Herzen liegt, ins Stöckli oder in ein Hinterstübchen zieht am Kuttenfecken. O wie er schmachtend den Günstlingen nachsieht, und wie er immer schmachtender wird, während er die räße Suppe, in welcher gesalzenes Fleisch gekocht ward, verzehrt, und noch schmachtender, wenn er ans halbgekochte räße Fleisch hin muß und an wohl gesalzene und braungekochte Rübli, und sonst nichts da ist, kein Tropf Wein, kein Tropf Wasser, er hungrig ist, die räße Speise zusammenschlagen muß, und vor Durst schreien möchte und doch nicht recht darf, weil er noch z'wenig lang beim Handwerk ist, um uv'rschant sein zu dürfen. So ein Höllenfraß und Mordiodurst verklären sich in zwanzig, dreißig Jahren, wenn der magere, hungrige Anfänger ein schöner, fetter, stattlicher Prinzipal geworden ist, zu einer anmuthigen Erzählung, ungefähr wie die unsäglichen Strapazen auf dem Rückzug aus Rußland bei den mit dem Leben Davongekommenen sich verklärt haben. —

Sobald der Prinzipal an einem gut besetzten Tische sitzt, guter Wein auf dem Tische steht und es heißt: Seh, trinket doch, machet aus, so fängt er an, der Prinzipal nämlich: das ist hier nicht so, wie ich es einmal gehabt habe, es ist schon mehr als zwanzig Jahre, wo ich noch ein Anfänger gewesen bin, d'Lehrzeit war freilich aus, aber me ist doch geng

noch gar grüseli dumm. Da hat mich mein Prinzipal, er ist jetzt längst g'storbe, er ist e gute Herr gsy, aber sy Frau es v'rfluchts Rybyse, o g'schickt, gah inventarisire, und ih hah mih druf g'freut, mi glaubt's nit, nit e Neuthaler hätt' ih g'no d'rfür. Da hah nih g'meint, ih überchöm de e einist recht gut un g'nue z'esse, so wege mir sy mängist so hungrig vom Tisch gange, mir hätte de Hühnere nache g'fresse, wenn sie öppis im Trögli g'hah hätte, aber die heis g'hah wie mir u sy o genz g'früh fertig worde mit ihrer Sach. Und doch het ihm sy Pfeste meh as zehntausend Pfund abtreit es Jahrs. Je wäger, z'selbist ist es d'rby z'sy gsy, es ist anders gsy als jetzt, wo me chum mit em Lebe d'rno chunt." „He öppe gar e Mangel sieht man euch nicht an, Herr Major", sagt dann etwa ein Gerichtssätz. „Bi g'schlachter Art", antwortete der Major, brach dann den Incident ab und fuhr fort: „Ja, wie g'seit, ih hah mih g'freut, mi hätt m'rs gar nit chönne abchaufe. Spät sy m'r fertig worde, un ih hah e Hunger g'hah, wie me de hungrig wird in dem Alter we me ordinäri nit fürig z'esse het; und e Durst hah nih g'hah, daß es mih tüecht het, es schleck alles a m'r. Und du was hei m'r: e rächti Suppe, g'salzes Fleisch un yrocheti Rübli und hinger nüt n verser nüt, un d'rby ist's bliebe; die Schelme i d'r andere Stube hei es Herrefresse g'hah un Wy, meh as g'nue, wie m'r nache hei möge merke. Ja, ih wirde myr Lebtig dra sinne, was ih z'selbist für e Täubi un für e Durst usg'stange hah. Il was du noh d's Aergste gsy ist, myner Kamerade hei v'rnoh, wie es is gange ist, u hei mih du noh brav usg'lachet. Sider denke nih allimal dra, wenn kt er e sellige G'legeheit Wy use Tisch chunt. Ih wüßt m'r zwar jetzt besser z'helfe."

So redet der Prinzipal, so oft er bei solchen Gelegenheiten, welche ihm noch immer nicht unerquicklich sind, persönlich erscheint. Es ist freilich nicht Speise und Trank, was ihm allein erquicklich vorkömmt, es hängt an solchen Dingen

ein silberner Schwanz, der das Hauptgericht ist, welches ihm am besten mundet. Es ist ein unglücklicher, aber in der Natur der Sache liegender Umstand, daß das Feld, welches vielen Leuten zum Unterhalt angewiesen ist, das Unglück ihrer Mitmenschen ist. Wir wollen nicht alle die Arten von Anweisungen auf das Unglück anführen, nur eben zwei, diejenigen des Arztes und des Schreibers. Der Arzt müßte verhungern, wenn keine Menschen krank würden und fürchteten sterben zu müssen. Der Schreiber hätte auch nicht viel zu thun, wenn die Menschen nicht ökonomisch oder physisch auf die Gnepfi kämen, oder ökonomisch und physisch von der Gnepfi herab zu Tode fielen. Beide leben vom Unglück der Leute, aber unendlich besser ist doch der Arzt daran. Der Arzt erscheint im Unglück als der Helfer, der den Schmerz mildern, den Menschen aus der Gnepfi wieder auf feste Beine stellen will, er ist eine wohlthätige Erscheinung jedem Leidenden, und das fast immer sichtbare Leiden weckt in ihm das Mitgefühl, und dieses Mitgefühl wird dem Kranken sichtbar, der gar nicht daran denkt, daß der Arzt vom Leiden lebt und vielleicht den Ruf zu einem Kranken wie eine fröhliche Botschaft angehört hat, und zwar nicht wegen dem Helfen, sondern wegen dem Zieben. Der Schreiber ist in ganz anderer Lage; er hilft von keinem Uebel, er erscheint nur als ein nothwendig Uebel, er lindert keinen Schmerz, aber er kostet Geld, er wird dazu noch aufgedrungen und nimmt zuweilen fast alles was da ist, gerade bei Benefizien z. B. und bei Geltstagen. Er erscheint daher dem, der die Nothwendigkeit seiner Gegenwart bei diesen Verhältnissen nicht begreift, selten in einem liebenswürdigen Lichte, obgleich es unendlich viele sehr ehrenwerthe Schreiber giebt, und einige sich alle Mühe geben, sich liebenswürdig zu machen, besonders bei Leuten, welche leicht in Fall kommen Kontrakte machen zu lassen, Obligationen, Käufe, ja wo vielleicht bald ein Schlagfluß zu hoffen ist und eine darauf folgende Theilung.

So bringt es halt das Leben mit ſich, und hoch in Ehren iſt der zu halten, der ſeine Perſon über ſeinen Beruf erhebt, und während der Beruf ihn unter die Blutſauger ordnet, ſein Charakter ihn zum Tröſter, zur Stütze ſolcher ſtempelt, die Troſt und Stütze bedürfen.

So ein Benefizium beginnt hier und da auch Leute in Verſuchung zu führen, welche der Natur der Sache nach eigentlich dabei durchaus unbetheiligt wären. Das ſind die, welche ſich locken laſſen, Eingaben zu machen in Benefizien, in der Hoffnung, ſie bezahlt zu kriegen, weil niemand ordentlich Auskunft geben kann, weil kein ordentlich Hausbuch da iſt, weil man lieber was zahlt als prozedirt, namentlich wo Gemeinden Prozeſſe führen ſollten. Solche Eingaben machen Männer, von denen man es nicht erwarten ſollte, und daß ſolche Eingaben von Amtswegen gezüchtigt worden wären, wie ſie es verdient, hat man nicht gehört. Es iſt überhaupt mit dem von Amtswegen eine ſehr heikle Sache, der Begriff verdunkelt ſich ganz, wir denken auch, das Wort werde ſich bald verlieren, wie ein ausgebrannter Stern am Himmel auch nicht mehr geſehen wird.

Am meiſten erfreute ſich jedoch über das ausgeſchriebene Benefizium-Inventarii die gegenüberwohnende Speiſewirthin. Jetzt könne man ſehen, wie es herauskomme, ſie hätte Töne läuten hören, wie es unſauber ausſehen ſolle. Sie hätte es immer geſagt, es komme ſo; wie ſollte es auch anders. Niemere hah u doch geng groß thue, ſo muß es z'letzt z'Bode gah. Sie wolle ſich nicht rühmen, aber d's Halb mehr Kunde hätten ſie, d's Halb minder verthäten ſie, und ſie wiſſe, wie an einem kleinen Orte der Profit Platz habe. Das gebe da eine Aenderung, darauf könne man zählen, da könne man ſehen, daß doch noch Gerechtigkeit im Himmel ſei. Was die Leute ſie erplaget hätten, es könne es niemand glauben, ſie ſeien nirgends ſicher geweſen vor ihnen, d'Kinder nicht und ſie nicht, ſie hätten nirgends ſein ſollen und doch hätten ſie ihnen

nichts in Weg gelegt, sondern ihnen dienet, wo sie können und mögen hätten. Sie könne nicht sagen, wie sie beten und Gott danken wolle, wenn der Hochmuthsteufel und Hoffahrtsnarr ihr ab den Augen käme. Wenn es länger hätte dauern sollen, sie hätte es nicht ausgestanden, nein, sie hätte es nicht, d'Ulszehrig wäre das mingst, wo sie aufgelesen hätte. Ja, es heig se mängist düecht, si heig se scho am Hals.

Indessen so arg als die Speisewirthin es machte, mußte es doch nicht sein; denn sie war noch nie so viel unter dem Fenster oder vor dem Hause gewesen, wie über diese Zeit, trotzdem daß es Winter war. Und wo die beiden Weiber sich zu Gesichte kriegten, da gränneten sie einander an, machten welche wüster, daß es Einen oft dünkte, sie sollten entweder das Maul nicht wieder zubringen, oder die Zunge nicht wieder ins Maul. So oft die Speisewirthin abkommen konnte, war sie am Südeltrögli, handthierte da nach Herzenslust, und schabte Eisi Rübli, und füllte das Trögli mit ihren Sachen. Hatte sie den Rücken gekehrt, so schickte Eisi die Jungfrau, ließ die Sachen herauswerfen und ihre drein thun. Darauf paßte die Speisewirthin, kam dann herausgefahren wie der Bysluft und sagte der Jungfrau wüst und warf Eisi's Sachen heraus und that ihre wieder drein. Dann ließ Eisi zum Läufterli aus allerlei Titel fliegen und Weisungen für die Jungfrau, bis ihm das Läufterli zu enge ward, es sich zum Haus aus machte und mit eingestemmten Armen sein grobes Geschütz losbrannte. Die gegenüber auch nicht faul, fuhr ebenfalls ihre gröbsten Batterien auf und so brüllten sie über das Südeltrögli einander an, trotz den Homerischen Helden. Dieser Südeltröglikrieg verdiente ganz eigens beschrieben zu werden.

Da einmal ein Benefizium sein mußte, so mochte Eisi nicht warten, bis inventarisirt wurde, es meinte, und seine Freunde b'richteten es nicht besser, wenn das einmal geschehen sei, so nehme man die Siegel ab und es könne wieder mit

freien Händen ſchalten und walten. Der angeſetzte Tag brach endlich an, an welchem das dazu beſtellte Perſonal ſich einfinden ſollte, Schreiber, Schätzer und Ausgeſchoſſene der Gemeinde. Schon frühe des Morgens hatte die Speiſewirthin die Naſe unter dem Fenſter, um die Mannſchaft anrücken zu ſehen, und wer vorüberging, den rief ſie an: Weißt, heute ſchreiben ſie ihnen däne ihre Sachen uf, es nimmt mih nüt wunger wie's uſe chunt, ih weiß's, aber anger Lüt werde d'Glare ufthue, wenn ſi g'ſeh, wie's ſteit, es nimmt mih nüt wunger, as wie die dunſtigs Täſche d'rzu es G'ſicht mache wird.

Es heißt, die Speiſewirthin habe als Strafe für ihre G'wundernaſe einen Pfnüſel aufgeleſen, ſo daß ſie gefürchtet, daran erſticken zu müſſen. Es kömmt mancher G'wundernaſe kommed, daß ſie nicht ſo delikat iſt, ſie müßte ja ihrer Lebtag im Pfnüſel ſein.

Es war aber auch Grund einen aufzuleſen, denn die Speiſewirthin mußte ihre Naſe gar zu lange unter dem Fenſter haben, um die geſammte Mannſchaft einrücken zu ſehen, dieſe ließ ſich gar ſo verzattert herbei.

Zuerſt fanden ſich die Ausgeſchoſſenen von Eiſi's Gemeinde ein. Eiſi empfing ſie pukt, ſtichelte, es werde ihnen angſt geweſen ſein, daß ſie ſo früh da ſeien, oder ob es bloß der G'wunder ſei, wie man es hier öppe hätte, es nähms wunger, daß ſie nicht ihre Weiber mitgebracht, das wäre etwas für ſie geweſen. Manne ſollten nadiſch nit ſo g'wungerig ſein, aber es werde ihnen in ihrem Krettemeſtli was Neues ſeltſam ſein. Indeſſen hätte es ſich doch nicht dafür gehalten, ihnen an Eſſen und Trinken was abgehen zu laſſen. Es ſtellte ihnen gehörig das Frühſtück auf, ſtellte Zucker dazu, pfefferte es ihnen aber mit ſeinen Reden nicht ſchlecht. —

Nach und nach trappeten die Schätzer herbei. Einer hatte noch Futter rüſten müſſen, weil der Knecht das Ung'nannt an der Hand hätte, der zweite hatte nicht gewußt,

was für Zeit es sei, die Uhr sei ihnen gestanden, und wo er habe gehen wollen, sei noh neuer cho u heig ne chönne v'rsume.

„Wenn d'r Schryber da wäre, wir könnten anfangen, meinte Einer; was ist o für Zyt?" „Es wird bald zehne sein", antwortete der Andere. „Der Amtschreiber wird selbst kommen, meinte Einer, und der ist nicht der frühste." Unterdessen that Eisi vertraut mit den Schätzern, machte die gute vertraute Frau gegen sie. Es wollte es den Gemeindsmanne einreiben, wie es hier ästimirt sei, und für was man es hätte, und wie sellig Knuble wie sie seien, keinen Verstang hätten, und nicht wüßten, mit wem sie es zu thun hätten. Es setzte sich neben sie, spaßte mit ihnen, nahm sie dann beiseits, Einen nach dem Andern, und sagte ihnen, wie sie B'rstang brauchen sollten beim Schätzen, und nit so ungeryche fahre, wie es gehört, daß man es an manchem Orte so mache; so könnte man es zwänge, eim z'v'rdächtige un d'r Name z'mache, mi heig a Haag use g'wurstet u bal für nache. Oeppe übertriebe bigehr es nicht, selb trag nüt ab, aber si sölle sih i Acht näh, was si mache, b'sungerbar mit d'r Schatzig vom Hus u d'r Ligetschaft. Es well ne säge, was Trumpf syg, si chönne sih de d'rnah richte. Mih möcht me d'rvestoße, u d's Mas Bruder möcht's a d'Hang näh öppe ume Spottprys, wie si's de mache, wenn si chönne z'Platz cho, u die zwe Mulaffe, wo si da g'schickt hei, seu d'rzu helfe. Ih hahs scho g'merkt, d'r dümmer von ne het scho e Ton lah falle, wie's für e G'mein sih nit wohl schick, so nes Wittfrauell im e sellige G'schäft lah z'hürsche, b'sungerbar wes öppe noh wyt abhange syg, wo me nit chöm d'rzu luege. Wohl, dem hah nih du d'Nase g'wüscht, er ist froh gsy z'schwyge. Ih hab denkt, ih well d'r säge, was Trumpf isch, su weißt, woran daß de bist, u worauf hier g'spitzt isch.

Begreiflich tröfteten und beruhigten diese Männer Eisi: „häb nit Chummer, sagten sie, öppe viel zwänge werde die

nit, u mir ſchätze wie öppe recht u billig un d'r Bruch iſt, rowege mir hei e Pflicht uf is."

„Ih wett doch gern, er chäm bald, ſagte einer der Schätzer, und ſchauete ſeine Uhr; d'r halb Tag iſch jetzt de ume; halbi engleſi u noh nit ag'fange, u er noh nit da, un um vieri ſött ih wieder hei, gah fuhre; hah zwar g'ſeit, ſi ſölle afe einiſt yche gäh, wenn ih nit da ſyg." Auf dieſe Bemerkung hin hielten es Alle für paſſend, zu muckeln und zu ſagen, wie es ihnen z'wider ſei, ſo lange zu warten; ob es aber Allen Ernſt war damit, das wiſſen wir begreiflich nicht.

Endlich kam ſo ein grau mager Ding die Straße herauf und beinelte ſtark der Gnepfi zu. „Das iſt nit d'r Amtſchreiber, ſagte ein Schätzer, das iſt eine von ſyne Schryberdienere, es ſoll e g'ſchickte ſy, het aber e wunderlige Name, ih hah das am letzte Solothurner Märit g'hört, ſyner Kamerade hei ihm all ſo g'ſeit, ih chabs ume nit ſäge, neuis faſt wie Ankebock." Als man meinte, das graue Ding werde zur Thüre hereinſchießen, ſah man es draußen bei der Speiſewirthin ſtehen; es hatte die Kappe in der Hand, wiſchte den Schweiß ſich ab und plauderte holdſelig mit dem appetitlichen Fraueli drüben. Da ward Eiſi täuber als ein welſcher Hahn, wenn er was Rothes ſieht. „Luegit doch, wie dä d. ſch. Bub ſih nit ſchämt, mit er e ſellige Luenz uf d'r offene Straß gah g'karifire; wohl, dem wei m'r Bei mache! Fritz lauf u ſäg', er ſöll e nangere nah cho, es wart Alles ſcho mängi Stung uf ihn." Fritz lief ab und verrichtete wahrſcheinlich ſeine Botſchaft treu, denn der junge Herr drehte ſich ſo raſch um, daß er beinahe über eine hinter ihm liegende Kegelkugel gefallen wäre.

„Spät, ſpät, ſagte ihm einer der Schätzer, mir bei afe glaubt, ihr chömit nimme." „'Siſt nit my Schuld, ſagte der junge Herr, ſchlenggete ſeine Kopfmähne aus dem linken Auge und blies in die rothen Finger, an denen nur wollene Halb-

händſche ſtaken; 'ſiſt nit my Schuld, der Herr Amtſchryber het m'rs z'ſpät g'ſeit; er het ſelber welle cho, du hets plötzlich e Fall gäh, wo ner het müſſe gah helfe e Unterſuchung mache, un ſeit m'r du erſt hüt am Morge, daß ih cho müß. Ja du iſt nüt z'weg gſy, bis ih du d's Papier g'rüſtet g'hah hah, was nöthig gſy iſt, du iſt es ſcho ſpät gſy. Un de iſt es noh e Plätz bis hie hin, gäb wie me lauft. Lah g'ſeh, was iſt es jetzt für Zyt hie? ih hah im Zaſt my Uhr v'rgeſſe (er hatte keine), es het grad halbi zehni g'ſchlage, wo nih furt bi." „Da ſyt d'r brav g'loffe, ſagte der Schätzer, hätt ech nit möge myni Bey etlehne; es iſt bal engleſi." „Es iſt m'r leid, ſagte der junge Herr, da müſſe m'r g'ſchwind a d'Arbeit; aber ſo geits bi nis, wo ſo viel G'ſchäft ſy, gits geng öppis ung'finnets, a das me gar nit denkt het."

Der junge Herr ſpazierte bei dieſer Entſchuldigung etwas bei der Wahrheit vorbei. Ja freilich hatte er es zu rechter Zeit gewußt, ſchon geſtern Vormittags; aber du liebe Zeit, was das für Zeit braucht, bis ein junger Herr zu einer ſolchen Reiſe gerüſtet iſt, vielleicht gar zu ſeiner erſten! Wir wollen nicht einmal davon reden, wie ängſtlich er ſich inſtruiren läßt über alles, was er zu beobachten habe, was er ſchreiben müſſe, was nicht, wie er das Papier zu liniren habe, und wie manchen Bogen wohl, das iſt nicht die Hauptſache. Aber man denke ſich, er hat die Stiefel beim Schuhmacher und zufällig kein gewaſchenes Hemd daheim. Jetzt ſollte er fragen, liniren, Notizen machen, dem Schuhmacher nach, der Wäſcherin, ſollte mit den beſſern Hoſen zum Schneider wegen Stegreifen, ſollte noch dies und das, er wußte nicht, wo ihm der Kopf ſtund. Das Hemd zu kehren ging nicht wohl, obgleich er daran dachte, es war ein gar zu grobes, bloß neunkreuzeriges Schwabentuch; den Hoſen trauete er nicht recht, ob ſie Stegreife erleiden möchten; er war in großer Verlegenheit. Seine Kollegen ſahen ſeine Verlegenheit wohl und ergötzten ſich gröblich daran; keiner gönnte ihm ſein morndriges Glück, ſie

hofften halb und halb, er werde außer Stands sein, abzumarschiren, oder wenigstens müßte er so gehen, daß sie und Andere nach Herzenslust über ihn spotten könnten. Aber sie täuschten sich; der junge Herr hatte einen besonders glücklichen Tag. Als er in seiner Angst zum Schuhmacher lief, ihn zu pressiren wegen den Stiefeln, begegnete ihm Einer, der aus dem gleichen Orte war, aber in einer andern Schreibstube das Handwerk lernte; diesem klagte er seine Noth. Der hatte viel Patriotismus im Leibe und sagte, drnen wollen wir es reisen, wart nur, Hosen und Hemd mußt du haben, wenn du nur die Stiefel kriegst, von wegen meine brauche ich selbst, so ist d'Sach gut. Diese Stiefel waren es aber, welche ihn eine Stunde aufgehalten hatten. Dem Schuhmacher war nicht halb so angst, sie zu liefern, als dem jungen Herrn, sie zu kriegen, von wegen der Kunden bester war er nicht. Sein Vater wollte ihm kein Geld mehr geben, weil er von den Söhnen einer war, welche die teuflische Freude zu haben scheinen, die Eltern auszubeuten, ärger als der ärgste Dieb es könnte, bis sie in den Spital müssen; sein Verdienst war unbedeutend, und hatte er einen Kreuzer, so verthat er zwei. Endlich hatte er sie, hatte dazu noch zehn ganze Batzen im Sack, denn als er Hosen und Hemde sich zu Gemüthe geführt hatte, hatte er zum Freunde gesagt: Könntest du mir nicht noch zehn Batzen geben, ich gebe sie dir wieder, sobald ich zum Vater komme; me isch doch neue nit recht wohl, wenn me ke Chrüzer Geld im Sack het am ene fröinde Ort, es mah eim gäh, was will. Der Freund hatte A gesagt und sagte auch B.

Jetzt stelle man sich das schwellende Glück in der jungen Brust unseres jungen Herrn vor, als er aus der engen Stube ins Freie kam, ein frisches Hemd am Leibe, währschafte Hosen an den Beinen, zehn Batzen Geld im Sack, kein Prinzipal, der ihm abputzte, keine Kameraden, die ihn ausführten, jetzt einmal ganz selbstständig draußen im Leben, und noch dazu

nicht etwa als nichts, ſo ganz nur Gitzimiſt, ſondern als Einer, der was vorſtellen ſollte, der ſo viel ſein ſollte draußen im Lande, als der Herr Amtſchreiber ſelbſt. Potz Blitz, was da für Steff zu einer ſchwellenden Bruſt war! Da brauchten die Vögelein nicht zu pfeifen, die Blümlein nicht zu duften, die Sonne nicht zu glitzern, die Berge nicht majeſtätiſche Geſichter zu machen, ſo eine junge Schreiberbruſt mit Wonne zu füllen; die kochte ſich den Wonneſtoff in der eigenen Pfanne, und die Vögelein konnten lange zwitſchern, und die Blümelein blinken: ſo eine innerlich glückliche Seele merkt das alles nicht. Er war noch keine Stunde weit gekommen, ſo ſtreckte ſich ein Wirthshausſchild gegen die Straße hin; den merkte er und dachte, das ſchickte ſich hier wohl, den Amtſchreiber zu probiren, und ſich zu poſtiren, daß es eine Gattig hätte; zudem nahm es ihn wunder, ob das Stubenmeitli noch dort ſei, welches er einmal geſehen und das ihm ſo b'ſunderbar wohl gefallen hatte, von wegen es that ſo manierlich, zäberlete ſchön, und hätte ſogar noch Vermögen, hatte man ihm geſagt. Oeppe preſſiren mit dem Heirathen thue es ihm nicht, ſagte unſer Held, aber man wiſſe nie, was es gebe, und da ſchade es allweg nüt, wenn me zur Zyt öppe lueg, wo me anne well, ſih o öppe bikannt mach u ag'nehm. Wann konnte die Stunde günſtiger ſein? ein weißes Hemde, ſchöne Hoſen an, Geld für mehr als einen halben Scheppen, und das Recht dazu, des Amtſchreibers Poſtur anzunehmen, er mußte Eindruck machen, d's Meitſchi mochte wollen oder nicht.

Er ſtellte ſich alſo holzgrad auf, poſtirte ſich vom Tüfel, ſchritt gegen das Wirthshaus zu und öffnete weit der Gaſtſtube Thüre, daß er gleich mit der ganzen Poſtur darin erſchien. Drinnen ſaß wirklich d's Anneli ganz alleine und knorzete an einem Strumpf. „Servitör, Jungfer Süßlächt, ſagte der junge Herr, und ſtreckte ſich ſchön gerade in ſeiner hart geſchnürten ſchwarzen Kravatte. Was lebet d'r geng, es freut mih, wenn d'r wohl ſyt", ſagte er mit ſtarkem Anſtand

und sehr herablassend, ungefähr wie der Prinzipal mit ihnen redete, wenn er freundlich thun wollte. Der gute Junge wußte nicht, daß ihr Prinzipal ganz andere Mienen machen konnte, wenn er mit einem lustigen Mädeli oder einer Jungfer Süßlächt sprach, als wenn er einem g'stabeligen Subjekt kapitelte. Dazu schlenggete er den Haarbüschel zurück und strich mit gespreizten Fingern nach. Anneli machte kein unmanierlich Gesicht; da kein hübscherer da war, so gefiel ihm unser Herr nicht übel. „Was lebit d'r geng, sagte es, ihr syt lang nit da gsy, u womit chan nih ufwarte?" Damit legte es die frei gewordenen Hände über einander und rieb sie auf einander. Der Herr rieb seine Hände auch, aber anders; der rieb sie in einander und sagte: „es macht früsch dä Morge, e halbe Schoppe Rothe deuk! Wenn man schon stark läuft, so mag man sich doch nicht erwärmen, man muß etwas haben, für nachzuhelfen, b'sunderbar wenn man noch einen weiten Weg hat."

Unglücklicherweise sagte er das, als Anneli bereits unter der Thür war, so daß die Frage: „wo geits de noh hi?" ausblieb. Während Anneli den Wein holte, rupfte der junge Herr sich noch besser z'weg, übte sich im gravitätischen Schritt und dachte stark, wie er dem Gespräch die rechte Wendung wieder geben könne. Es brannte ihn, zu erzählen, er stelle heute den Herrn Amtschreiber vor, derselbe hätte sonst keinen, dem er so was anvertrauen könne; derselbe wisse, daß, wenn er ihn schicke, die Sache gemacht sei, gerade wie wenn er sie selbst gemacht, oder noch besser. Aber gar nichts wollte ihm einfallen, gäb wie er die Hände rieb und am Hemdekragen rupfte. Da stellte ihm Anneli den Wein auf den Tisch, frug: „kann ich sonst noch mit etwas aufwarten?" und als er gesagt hatte, dankeiget, Jungfer Süßlächt, emel einist nit, frug es, die Hände über einander reibend: „Um Vrgebung, we geit der Weg us?" Wie dem guten Jungen da ein Licht aufging! Es gehe doch nichts, dachte er, über ein

Weibervölchli, das Verſtand hätte, das mög ſelber noh e Schryber mit em z'Sinn cho un neuis erſinne. Da erzählte er, für was ihn der Amtſchreiber halte und wie er ihn dahin ſchicke, wo d'Sach e Naſe heig, wo nit e niedere drüber chöm, un bi ihre G'ſchäfte lav es ſih luege, potz Wetter, mi ſyg v'rantwortlig; es heig ſcho Fäll gäh, wo ſo ne Amtſchryber mängs tuſig Pfung heig müſſe erſetze, wil ſih ſo ne Gali überluegt heig, un d'Sach nit exakt gemacht un na'm G'ſetz. Ueſe Amtſchreiber het ſcho mängiſt g'ſeit; i keim G'ſchäft chöme ſo ſchwer Fäll vor wie i ſym, und niemere müß ſo v'rtrauti, chennbari un durriebeni Lüt hah, wie ſo ne Amtſchryber, ſuſt heig es g'fehlt mit ihm.

Es glaub's, ſagte Anneli, un da uf d'r Gnepfi werd's e noh nit am liechteſte ſy, drüber g'cho; es ſyg dert ſo nes G'ſchäft, d'Lüt heige ſcho lang d'wo g'redt. Er glaub's, ſagte der junge Herr; es ſyg ihm ſcho vor cho, es heig em Amtſchryber ſelber gruſet dra bi, u drum heig er ihn g'ſchickt, er werd wohl g'wüßt hab, warum. Aber was ſäge de d'Lüt? Es chunt eim mängiſt chumlig, wenn me ſelligs weiß, mi cha ſih de rangire un öppe i Acht näh. Es iſt uf gar mängi Sach z'luege, es glaubt's niemere, we me nüt vo d'r Sach weiß. Natürlich erzählte Anneli gerne, was die Leute ſagten, wie dort ein Geſchäft ſei, viel gebraucht werden und wenig eingenommen, erzählte, wie albez die Gumene fluchten über die dortige Unordnung und wie ſie kein Geld erhalten könnten, wie die Leute auf der Gnepfi faſt keinen Wein mehr brauchten und der beſte Wein, wenn ſie ihn vierzehn Tage im Keller hätten, ſo ſchlecht würde, daß kein Menſch ihn mehr erkennen würde für das, was er geweſen. Mit ihm hätten die Leute noch Erbarmen gehabt, ſörli e wüſte wäre er nicht geweſen; aber ſeine Frau, das ſei eine wüſte, ſo recht es hochmüthigs Beel, un wenn es die ſcho cher, ſo möchten es ihr die Leute ume gönne, es ſei auch fry gar niemere, der öppe Erbarme mit ihr hätte. Vor dere ſölle er ſich nur in Acht nehmen,

ſuſt mach ihm die d'r Marſch." „O, Jungfer Säßlächt, heit nit Chummer, ſagte der junge Herr, üſereim chunt mit gar viele Lüte i B'rkehr, u da wachſe eim d'Haar uf de Zänge, mi weiß nit wie. Der gröbſt Bur, wenn er i d'Schrybſtube chunt, wird ſo zahm, daß er nit weiß, darf er noh uf zwen Beine ſtah oder ume noh uf eim.

Er begann Anneli zu erzählen, wie man ſo einen dummen Bauer zahm mache; es waren alte Geſchichten, welche er anders datirte und in ihre Schreibſtube verſetzte, und wir zweifeln, ob er ſelben Morgen ab Fleck gekommen wäre, hätten ihn nicht einige Luzerner Säutreiber aus ſeinem holden Selbſtvergeſſen geweckt und ſein tête à tête geſtört. — Plötzlich fiel ihm ein, daß er eigentlich auf die Gueyſi ſelle, er nahm holdſelig Abſchied, und Anneli ermangelte nicht zu ſagen: „chömit de zueche im Heigah." Das tönte wie Harfenklang und Saitenſpiel in die Ohren und machte einen Glücklichen noch glücklicher, von wegen, er deutete das perſönlich, nahm das auf zu Ehren ſeiner ſchönen Augen und agnehmen Unterhaltig, wegem agnehmen Yruck, daher drehte er ſich um ſo gut es die Kravatte erlaubte und ſagte höflichſt: er wiſſe es nicht, wie es gehe, mi mäß ſih geng na'm G'ſchäft richte, aber wenn's möglich ſei, mit allem Vergnügen. Apropos, heit d'r öppe Cigare, i dem kalte Wetter wäre eini nit übel. „B'hütis ja", ſagte Anneli und brachte das Druckli, er chöm ſelber usleſe, ſagte es. So ein Cigarrenausleſen, beſonders wenn Einer nicht weiß, auf welcher Seite man ſie ins Maul nimmt und in großer Angſt lebt, er könnte eine kriegen, welche nicht gut ſei, mit Zündhölzchen nicht recht umzugeben weiß, bald die Finger, bald die Naſenſpitze in Gefahr bringt, giebt die ſchönſte Gelegenheit zu angenehmer Vertraulichkeit, zu heimeliger Annäherung. Erſt mußte Anneli ſagen, es glaub, das ſei eine gute, dann, es glaub, das ander Ort ſchick ſich beſſer ins Maul, dann, es welle ihm Feuer machen, er ſöll ume zieh, fry brav, dann, jetzt heit er m'rs noh g'löſche,

chömet bas yche i Gang, wo d'r Luft nit zieht, u thüt de fry füferli, ſo, jetz glaub brönnts, u we d'r brav zieht, ſu wird's ech hah. Jetzt muß man doch ein Möff ſein, wenn man dabei nicht zu allerlei galanten Redensarten und Manieren Anlaß finden und ſich dabei nicht wieder einige Minuten länger verſäumen ſollte.

So kam es, daß unſer junge Hecht ſo ſpät eintraf, aber begreiflich ſagte er was Anderes; man muß ſich früh daran gewöhnen, wenn man im Alter was rechts vorſtellen will, allezeit mit guten Gründen bei der Hand zu ſein. Eiſi ſah ihn verflucht ſauer an, aber unſer junger Herr nahm gar keine Notiz von ihm, er ſah es für keine wichtige Perſon mehr an, nach dem was er von Anneli Süßlächt vernommen. Aber ſchön ſtrüßte er ſich vor den G'richtſäßen und längte ihnen die Hand, fragte, ob das nicht die Ausgeſchoſſenen von der Gemeinde ſeien, längte dann auch dieſen die Hand und ſagte, er hülf anfangen. Da ſagte einer der Gerichtſäßen: „e ih wett doch noh öppis näh, wenn me ſövli wyt g'laufe iſch, ſu mah me wohl öppis. Seh, da iſch noh es ſufers Kacheli, Wirthi, du wirſt wohl noh neuis i d'r Kanne hah.“ „He, ſagte Eiſi, wenn nüt iſt, ſu chah me mache, wes ſy muß.“ Der junge Herr ſagte zwar, er hätte nichts nöthig, er ſei gar nicht gewohnt, durch den Morgen etwas zu nehmen und heute hätte er noch apart mit dem Herrn Amtſchreiber deſchinirt, wo dä ihm ſeine Inſtruktionen gegeben; da müſſe man immer mehr nehmen, als man eigentlich möge, der Herr Amtſchreiber thäte es nicht anders. Indeſſen als Eiſi ein Kacheli zuſammengerüttelt hatte, ſo nahm er es doch und verſorgte dazu ſo tapfer Käſe und Brod, daß die Manne dachten, dä Kehr muß das Deſchinire mit em Herrn Amtſchryber nit b'ſungerbar b'ſchoſſe hah. — „Scho bal halbi zwölfi,“ ſagte endlich Einer, jetz wär's doch de afe Zyt.“ „Ja, ſagte der junge Herr, man müſſe daran hin, er ſei z'weg, d'e Papier ſyg linirt, er müß nur noch Einiges ausfüllen. So

packte er sein Säckli aus, ein altes Ridikül der Frau Amtschreiberin, welches gewöhnlich zur Ehre kam, bei solchen Gelegenheiten aufzumarschiren, so wie ein vornehm Kutschenroß, wenn es alt und längst von der Staatskarosse entfernt worden, doch noch zuweilen zur Ehre kömmt, untergeordnete Subjekte zu ziehen, wenn die einmal Staat machen und sich zeigen möchten. „Nein aber, jetzt habe ich in der Eile das Tintenhüsli v'rgesse, der Herr Amtschryber het m'rs doch z'weg tha u g'seit, ih sölls mitnäh, es chöm eim mängist chumlig. Weit d'r doch so gut sy, Frau Wirthi, und m'r g'schwind es Tintenhüsli gäh." „Ja, ja, brummte Eisi, bfehle cha e niedere Löhl und nüsterte in allen Ecken herum und in zwei oder drei Stuben. Endlich sagte es, es wisse keins, es werd's es King v'rschleipft hah oder i d'r Schul v'rgesse. Jä, sagte der schöne Herr, Tinte müsse er haben, das sei unerläßlich, man solle zum Krämer schicken, der werde sicher haben, und ein Gütterli solle er gleich dazu geben, man könne es dann waschen und zurückgeben, um nicht Kosten zu machen. Das sei ihm afe es G'stürm, schnauzte Eisi, es g'sach wohl, daß niemere begehr d'Sach furtz'trybe, wenn die D— z'fresse u z'suse heige bis übere Hemlischrage uf, su früge si de am angere nüt nah u das Benifizi chönnt sy wos wett. Die Magd rapportirte, d'r Krämer heig ke Tinte, d'r Schumeister handli drum. He, su lauf zum Schumeister, g'schwing, süst nachtet's, eh die Dräyhüng ag'fange hei. Die Magd plötschte im Centnertrab dahin, so lange Eisi sie sehen konnte, dann machte sie sich's bequemer, stellte sich hier und dort und b'richtete, was im Wirthshaus gehe und wofür sie springen müsse. Endlich, endlich kam sie in schwerem Trabe wieder angerückt, daß die Scheiben zitterten, und schnepfete: D'r Schumeister isch nit daheim. Er syg i d'Rütti gah muse u werd d'r Schlüssel zur Schulstube i d'r Täsche hah, si syg emel b'schlosse, aber si well ihm es King schicke, u de well si de, we ner d'r Schlüssel schick, es King mit eme Gütterli schicke,

i re Stung oder zweue längſt müſſe ſi Tinte hah, es ſöll nit fehle, het d'Frau g'ſeit. —

Da ſahen ſie einander mit Bedenken an. Eiſi verſprützte faſt vor Zorn und fragte ſpöttiſch: ob's nit d's G'ſchydſte wär, wenn's ne grad zu Mittag brächt, ſi hätte jetzt, bis Tinte chäm, am baaſte Zyt d'rzu. Unſerm jungen Herrn ward katzangſt bei dieſem boshaften Vorſchlag, hatte er doch eben erſt ſo tapfer eingepackt, daß er, obgleich ſein Magen eine auffallende Dehnbarkeit beſaß, wirklich in Verlegenheit gekommen wäre, noch mehr zum frühern einzupacken, aber mit Einfällen eben nicht behaftet, wußte er nicht, wie dem Vorſchlag, deſſen Bosheit er eigentlich nicht einmal recht begriff, begegnen. Glücklicherweiſe waren die Schätzer gewandter und wußten ſolchen Zumuthungen zu begegnen. Sie hülfen, meinten dieſe, d's G'halt öffnen, wo die Baarſchaft ſei, die könnte man zählen und afe ang'fähr übers Hausbuch luegen, un was öppe für G'ſchrifte da ſyge, einiſt müß das doch g'macht ſy, u gäb jetz oder gäb ſpäter, das chöm öppe i eis, u mit eme Rysbly chönn me d's Nöthige da de ufmache, es werd nit ſo viel gäh, u mit der Federe chönn me de hinger dry drüberfahre.

In dieſem Vorſchlag fand unſer junger Herr große Weisheit, kriegte daher Reſpekt vor ſolchen Männern. Das ſeien Leute, dachte er.

Man fand die Siegel unverſehrt, brach ſie auf und öffnete das Bureau, welches das Herz des Hauſes, d. h. die Schatzkammer war. Es iſt ein eigenthümlicher Augenblick, wenn ſo ein verſiegelt Bureau aufgeht, offen vor den Anweſenden liegt, ſie nur die Hände auszuſtrecken brauchen, um zu erfahren, was darin iſt, es zu erforſchen in den verborgenſten Falten, und manches Herz hat da ſchon geſchlagen in großem Bangen und bloßer Neugierde auch.

Vor dem Bureau ſeines Vaters, wie oft iſt da der Knabe geſtanden in großem Reſpekte, ſah ſtaunend, wie aus einer Schublade der Vater blankes Geld nahm, ſah anderes,

welches so wohl ihm gefiel, aber meist alles nur auf Augenblicke, seine Neugierde sättigte er nie, die Schätze alle übersah er nie, und was in all den Schriften und Briefen sei, durfte er nicht fragen. Wie manches Weib sah Jahrelang auf des Mannes verschlossenes Gehalt, sein Bureau, grollend und eifersüchtig. Was darin war, das war ihm verborgen, selten öffnete es der Mann in seiner Gegenwart, und nur auf Augenblicke, wie der Kluge in einsamer Schenke, wenn gegenüber ein Unbekannter sitzt, sein Geld nicht hervorzieht und ausbreitet, weil er die Macht gereizter Lust ermißt. Und wenn der Schuldner Zinse brachte, und der Gläubiger schloß die geheimnißreiche Kammer auf, nahm Bücher heraus, that Geld hinein, wie oft dachte jener, o wenn ich doch sehen könnte, wie viel drinnen ist, wenn ich einmal so recht nach Herzenslust das Geld durch die Finger laufen, überschauen, mit den schön geblümten Schriften tändeln, träumen könnte eine Stunde lang am offenen Bureau, alles was darinnen, sei mein! Nun ist gestorben der Besitzer des geheimen Gehalts, den Schlüssel zu seinem Geheimniß konnte er nicht mitnehmen. Dieser blieb, ging in andere Hände über, diese schlossen jetzt auf, vor fremden Augen liegt nun offen zum beliebigen Erlesen, was so viele Jahre lang so sorgfältig gehütet war, der Sohn, das Weib, der vielleicht zum Schätzer gewordene Schuldner stehen endlich am Ziele ihrer Wünsche, nach Belieben können sie enthüllen und schauen, was so lange ihnen verborgen war.

Ein anderer Schlüssel zu einem andern geheimnißvollen Behälter blieb nicht hienieden, den nahm der Gestorbene mit, den Schlüssel zu seinem innern Leben, zu seines Herzens Empfindungen, zu den Gedanken seiner Seele. Wenn der auch hienieden bliebe, dem andern Schlüssel gleich, zu finden wäre in irgend einer Tasche, wenn man mit demselben aufschließen könnte des Todten geheimnißvolle Kammer, lesen könnte, was da innen sich bewegt hatte in der Jahre langem

Laufe, aufgeſchrieben fände in wunderbarer Schrift in der Sprache der Geiſter, was da innen alles ſich bewegt und gereget hätte, vor dem Sohne aufgerollt wäre des Vaters Innerſtes, die Wittwe leſen könnte ihres Mannes Seufzer, ſeine Gebete, ſeine Träume, ſeine Hoffnungen. Was würde erſt da innen zu finden und zu leſen ſein, und wie würde beben in Erwartung jeder, der ſtünde vor dem aufgeſchloſſenen Geheimniß. Aber was das für ein Sterben wäre, wenn man wüßte, daß nach dem Tode die Lebenden aufſchließen könnten der Seele geheime Kammer, leſen könnten, was da innen alles ſich geregt und bewegt hätte in des Lebens langem Laufe, alles was ſpäter vergeſſen, überwunden worden, alles was flüchtig vorübergerauſcht und was täglich wiedergekehrt. Was das für ein Sterben wäre, im Bewußtſein, wenn du deine Augen geſchloſſen haſt, ſo werden ſie kommen und werden deine Seele öffnen und werden ſchauen alles, was darin gelebt, was du darin geborgen haſt. Da fühlt es der Sterbende, wie gut es iſt, in die Hände Gottes zu kommen ſtatt in die Hände der Menſchen, wie gut es Gott gemeint, daß er das Schauen der Seelen ſich ſelbſt vorbehalten hat, keinen Schlüſſel dazu für die Menſchen gemacht, einen Vorhang davor gewoben hat, den kein ſterbliches Auge durchdringt. Doch wenn auch verſchloſſen und unſichtbar die Seele von hinnen geht, wenn endlich das Bureau offen ſteht, ſo werden doch in demſelben ihre Spuren gefunden, Zeugen von ihrem Weſen und was ſie wohl zuletzt gedacht und gewollt. Da innen ſind vielleicht Briefe verwahrt, die Vieles ſagen, da innen iſt vielleicht der letzte Wille verwahrt, in welchem enthalten iſt, wen die geſchiedene Seele am meiſten geliebt, enthalten iſt, was zuletzt beſonders ſie bewegte. Es finden ſich da innen aber auch die Zeugniſſe, ob ſie Ordnung geliebt, den Ihrigen Vorſorge gethan, dafür geſorget, daß ihr Tod nicht die Thüre ſei, durch welche ihre Hinterlaſſenen eingehen müſſen ins Elend.

Ach, da war es ſchlecht beſtellt mit Steffen, einer der

Ausgeſchoſſenen meinte, er hätte es frŷ noh nie ſo atroffe. „Du wirſt öppe noh nit mängiſt d'rby gſŷ ſŷ, allem a, ſi werde äppe die Witzigere vorab g'no hah", antwortete Eiſi.

Wo eine Meinung ſo beſtimmt und ſcharf ſich äußert, da ſchweigt man einſtweilen, man blickt ſich bloß, wartet den Augenblick ab, wo die ſcharfe Perſon den Rücken gekehrt hat, dann läßt man los, was Einen drückt. —

Der Ausgeſchoſſene hatte jedoch vollkommen Recht, es war im Vorgefundenen ein G'hürſch ſondergleichen. Es war wohl ein Hausbuch da, aber daſſelbe in einem Zuſtande, um deswillen es verdient hätte, an einer Kunſtausſtellung ausgeſtellt zu werden.

Längs Stück konnte man nichts leſen, beſonders was Eiſi aufgekräbelt hatte, ſehr oft war die Sache ſo geſtellt, daß das Gegentheil herauskam. So erſchien z. B. mehr als eine Kindbetti, welche als ausſtehend verzeichnet war, wo es aber zu leſen war, als wäre man wegen einer Kindbetti ſchuldig an Klaus Kräuchi acht Fr., oder aber wegen Weinlieferungen von Herrn Guſch oder Herrn Kötz ſtund: Wein geliefert zwölf Säum, thut fünfhundert Fr. Regiſter hatte der Buchbinder eins gemacht, aber bald war eingetragen, bald nicht, bald durchaus unrecht, Kötz z. B. im Buchſtaben G, Guſch aber im Buchſtaben F. Dann war wohl geſchehen, wenn die Papiernoth groß war, daß hier und dort ein Blatt herausgeriſſen worden war. Wenn z. B. ein Reiſender was ſchreiben wollte, der Krämer ſchon nieder war, der Schulmeiſter in der Rütti, und im ganzen Hauſe nicht eine Hand groß weißes Papier ſich vorfand, ſo hätte Eiſi ſich doch nicht dafür gehalten, ſo was zu bekennen, ſo lange noch irgend weißes Papier zu kriegen war. Da nun Steffen nicht hätte d's Hergetts ſein ſollen, ihm einen Schlüſſel zu verweigern, wenn er ihn nämlich zufällig hatte, ſo mußte in ſolchen Nöthen unb'ſinnt das Hausbuch herhalten. Aus dem gleichen Grunde mußte daſſelbe herhalten, wenn etwas aufzuſchreiben und kein

ander Papier da war, was eigentlich durchaus nicht in das Hausbuch gehörte. Begreiflich hatte man nicht immer Zeit zum Schulmeister zu schicken, besonders wenn er in der Rütti mußte. So hatte z. B. Steffen darin aufgeschrieben, wer an einer bei ihm abgehaltenen Steigerung auf ein ihn weiter nichts angehendes Stück Land geboten und wie viel, — bloß wegen der Merkwürdigkeit der hohen Gebote, — aber was für einen Vertrag er mit dem Gerber hatte und wie sie in Rechnung stunden, das fand sich nirgends. Es fand sich auch ein bedenklich Gekribel vor, welches niemand lesen konnte. Endlich gab Eisi Auskunft, daß es eine Rechnung sei, wie oft die Speisewirthin das Südeltrögli trotz angelegtem Verbot benutzt habe, zu jener Zeit, wo sie einen Prozeß deswegen begonnen hatten. Es fanden sich Quittungen, aber im Hausbuch stand die Schuld noch, Fuhrbriefe, aber keinen Betrag im Hausbuch angezeigt, es fand sich da ein fürchterlich Gewirr, welches dem Stellvertreter des Amtschreibers den hellen Schweiß auf die Stirne trieb.

Baarschaft fand sich vor, über hundert Fünffrankenstücke und allerlei Gerümpel noch daneben, wobei Eisi nicht ermangelte zu bemerken, so Hudelleute, wie man meine, seien sie doch nadisch nicht, es syg mänge Gugag, der anger Leute Vogt sein möchte, u sövli Geld heig er nit, u sy Aetti nit, u d'r Großätti nit binenangere g'seh. Es heig z. B. es Burgerg'meindli, we me dert d'Bure all uf e G'ring stellti, sövli Münz als da sei, fiel ihnen nicht aus den Säcken, man könnte d'F— so lang doppeln als man wollte. He ja, sagte einer der Ausgeschossenen, öppe viel Geld des ume z'chräze hei m'r nit im Bruch, m'r luege öppe d'rfür, daß, we m'r g'storbe sy, d'Schulde nit daher chöme, wie d'Kräye uf ene Keib. He, sagte Eisi, die un'rschantisti Nation syge d'Kräye nit, we me todt syg, so thuys eim nit meh weh; hundertmal un'rschanter syg das G'schmäus, wo eim bi lebigem Lyb plag, we me sih nit wehre chönn, we me schlaf oder we me eß,

oder we me Wittwe werd, oder es arms Waisli. Aber apropos, vo wegem G'schmäus, g'chochet wär's, u aständig wär's, we d'r's nähmtet, wil's warms isch, öppe d'r ganze Tag d's Für z'hah, für nüt u wieder nüt, wurd sih öppe nit schicke so für es arms Wittfraueli, dere mes Rübis u Stübis alles uffchrybt.

Unterdessen hatte des Schulmeisters Kind Tinte gebracht, unser junger Herr konnte vervollständigen, was angefangen war. Als er zum Einschreiben der Baarschaft kam, gerieth er in Verlegenheit, wie er die Fünffrankenstücke berechnen solle, ob zu fünfunddreißig Batzen oder zu vierunddreißig und einen halben, gesetzlich oder ungesetzlich. Darüber hatte der Amtschreiber keine Instruktion gegeben. Er trug den Fall den Anwesenden vor. Die Schätzer meinten, er solle sie ungesetzlich nehmen, gehe doch alles, was einzuziehen sei, ebenfalls ungesetzlich ein, und Wein und derlei Schulden werde man auch nicht gesetzlich bezahlen. Die Ausgeschossenen dagegen sagten, sie hätten den Befehl, sich am Gesetz zu halten, und so wellten sie alles g'setzlich haben. Gehe es dann wie es wolle, so sei man nach dem Gesetz gefahren und man könne ihnen nichts vorhalten, und z'letscht de noh öppe gah z'a'rgüte, wes z'wenig syg u me lätz g'rechnet hätte, selb möchten si doch neue nit. Das werde ihnen öppe niemere zumuthe, sagte Eisi. Aber es sehe wohl, worauf es gemünzt sei. Sie sollten aber nur machen, was sie könnten, es sei dann auch noch da. Daß man mit ihm machen könne, was man welle, öppe wie man sich gewohnt hätte, so bei einem Nebensfraueli, wo nüt vo d'r Welt wüß, selb sei nit. D'Feufedrybiger sölle sie ufmache, wie me se ynähm un usgäb, u nit angers. Es sött kes B'rmöge füre cho, es merks wohl, aber si sölle sih i Acht näh, was si mache. Jetz sei d's Esse z'weg, si sölle mache u cho.

Der Schreiber hätte noch gerne die Sache ins Reine gebracht, ein Schätzer aber (der, welcher heim mußte um zu

füttern und zu melken) meinte, es sei schon lange über Mittag, bal drü, er hulf öppis gah näh, me chönn de geng nache noh furtfahre, wes noh Zyt syg. Begreiflich hatte diese Meinung das Mehr, und Eisi's Aufwartung ließ man sich behagen, denn Eisi hätte sich nicht dafür gehalten, die Sache nicht recht zu machen, wie unanständig ihm auch die Männer waren. Die Männer vertieften sich in gemüthliche Gespräche über vorliegende Dinge, vom Rindfleisch kamen sie auf die Kühe und vom Kalbfleisch auf die Kälber u. s. w. Lustig wäre es gewesen, den Gegensatz zwischen dem jungen Herrn und den andern Männern, namentlich den Ausgeschossenen, zu betrachten. Der junge Herr aß so hastig, als ob er in Furcht lebe, er möchte zu kurz kommen, und wenn er nicht rasch mache, so könnte nichts mehr da sein, oder ein strenger Blick der Frau Prinzipalin jage ihn vom Tische, ehe er satt sei. Die Andern hatten es nicht so, man sah es ihnen an, daß sie in voller Ruhe das Vertrauen hatten, es stehl ne's niemere. Namentlich einer derselben aß mit einem Behagen, daß es eine Freude war ihm zuzusehen; es lag in seinem Essen der feste Entschluß: kume nih nit hüt, so mache nih bis morn! d. h. kriege ich heute nicht genug, so esse ich bis in den folgenden Tag hinein, und ehe ich genug habe, höre ich nicht auf. Er nahm langsam, führte langsam zum Munde, kaute langsam, schluckte langsam, legte und bygete alles z'weg, als ob es Jahrelang aufgebyget sein sollte. Er war daher beständig hintendrein, und als die Andern schon beim Rindfleisch waren, war er erst beim Voressen, und als sie mit dem Kalbfleisch fast fertig waren, da reckte er erst nach Schweinefleisch und Sauerkraut. Aber das irrte ihn nicht, brachte ihn nicht in Hast, auf seinem Gesichte stand geschrieben: Machet ume, das ist mir doch glych, ihr werdet wohl warte, bis ih o fertig bi. Wenn man ihn mit dem eilfertigen Herrn verglich, so hatte man zwei schöne Vergegenwärtigungen, der langsamen Stabilität, die es sich behaglich macht auf der Welt, und der flüchtigen

Beweglichkeit, die heißhungrig alles verſchlingt, und doch nie recht ſatt zu werden ſcheint und alleweil mager bleibt. Es war auch recht ſchön, wie Beide einander Blicke zuwarfen und innerlich ſich gegenſeitig auszäpfelten. Der Ausgeſchoſſene lächelte, weil der Andere fraß wie ein junger Jagdhund. Friß du ume, dachte er, du wirſt bald höre, u maſt nit halb e ſövli wie nih. Der junge Herr lächelte nicht weniger. Herr Jeſes, wie der ißt, wohl, den würde die Frau Amtſchreiberin anders dreſſire, u de wurds ne noh ſelber lere, wenn er ungeſſe vom Tiſch müßt. Wenn er's bi üs ſo miech, ſo hätt er nit erſt d'Suppe geſſe, wenn ſcho keis Stäubeli meh uf de Platte wär. Nei aber, ſo hah nih doch noh niemere g'ſeh. Das iſt es rechts Bure Babi un überchunt dä Weg niene g'nue. Und während der Andere bloß für ſich lächelte und zäpfelte, warf der junge Herr Blicke bald nach dieſem, bald nach jenem und wollte winken und deuten, aber aus keinem einzigen Auge leckte er Blicke des Einverſtändniſſes hervor, nicht einmal aus Fiſi's Augen. Eiſi war dieſe Weiſe zu eſſen nicht ganz neu, zudem hatte es den Schreiber auf der Mugge, es hatte ihm die Speiſewirthin noch nicht vergeſſen, und auch die Frage wegen den Fünfunddreißigern nicht. Es iſt nun nichts fataler, als jemanden zuzublicken und nicht verſtanden zu werden, darum ward der junge Herr verlegen; um dieſe Verlegenheit zu verbergen, aß er um ſo haſtiger, und als er dieſes ſah, lächelte der Andere deſto ſeliger und aß um ſo behaglicher.

Den Herrn wurmte es, daß niemand ihn verſtehen wollte, und es iſt, wie geſagt, nichts fataler als das Gefühl, nicht verſtanden zu werden oder nicht verſtanden werden zu wollen, unter Larven die einzig fühlende Bruſt! Dem reiſe ich es doch, dachte er, denn ſich rächen zu wollen, iſt eine allgemeine, auch der fühlenden Bruſt zukommende Empfindung. Kaum hatte er den letzten Biſſen hinunter, ſo daß er deutlich fühlte, noch einer habe nicht mehr Weite, ſo ſagte er, er hulf wieder dra hi, es ſei ihm, daß die Sache gefördert werde. Da blieb

es ſtille am Tiſch, kein Menſch antwortete, aber auch keiner that einen Wank. Das läſtige Schweigen verſüßte er ſich mit einigen tapfern Schlücken, endlich ſagte er doch wieder: Ja, es wär m'r doch recht, wenn m'r wieder dra hi ginge, m'r hei faſt nüt g'macht hüt noh, un es iſch viel Arbeit." He ja, ſagte endlich der behagliche Ausgeſchoſſene, da alle Andern ſchwiegen, er hätte nichts dawider. Sie ſeien ſchon um achte da geweſen, wenn man z'ſelbiſt hätt chönne afah, ſu hätt's öppis möge ergäh, u de wo me g'meint heig, es gäbe, heigs du a d'r Tinte g'fehlt. Wenn er das g'wüßt hätt, ſu hätt er mitbrunge, er hätte netti o daheim; — das ſei von einem guten Kalb (das Fleiſch, welches er aß), aber doch netti mit vo me ne ſo ſchwere, wie er letzte Zyſte uf Langete g'führt heig. Das gab eine lange Geſchichte, während welcher er mit dem Eſſen noch weniger preſſirte als vorher. Wahrhaftig, es fängt ſchon an zu dunkeln, ſagte endlich mit ungeduldigen Geberden der junge Herr, welchen die Kälberverhandlung wenig intereſſirte, wir werden doch einiſt dra hi müße. Da zog der eine der Schätzer die Uhr hervor und ſagte: „Jo wäger, ſcho meh as halbi feuſi, da muß ih hei, yche gäh werde ſi wohl afe hah, aber träyche u melche muß ih ſelber u gäb ih hei bi, geits noh nes Wyltſchi. U gäb ih da ſyg oder nit, ihr chönnet netti furtfahre." „Selb nit, ih wett nit eleini d'Sach mache u d'rby ſy", ſagte der andere Schätzer. Nach langem Märten ward endlich erkannt, mi well für hüt da bihe u de morn zytli furtfahre. Mit ſellige Sachen könne man ohnehin beim Licht nicht viel ſchaffen, b'ſunderbar wenn eim d'Auge afave böſe u me ke Spiegel bi nihm heig.

Der junge Herr wurde dabei nicht gefragt, die Andern machten das mit halben Worten aus, ſie verſtunden ſich innerlich, und wenn man im Herzen einig iſt, ſo braucht es der Worte nicht viel, um ſich zu verſtändigen. Jede Sache hat eine gute Seite, wohl dem, welcher ſie raſch bemerkt, wenn ſie ihm ſich zuwendet, er iſt zum Diplomaten geboren, er wird

Großes vollbringen in der Welt, d. h. gute Pöstlein werden ihm allweg nicht fehlen, während der Eigensinnige und Starrköpfige, der gar nicht begreift, daß man jede Sache wenden kann wie an einem Bratspieße und allemal was oben ist, am besten ist, wie ja auch unsere Erde gleichsam an einem Bratspieße läuft und es Mittags oben auf ihr am hellsten ist und am schönsten, wenn man nämlich was Gutes zu Mittag hat; sondern welcher was anders will, was eben nicht oben oder nicht Trumpf ist, sein Glück beim Schwanz zieht, und mit Welt und Weltkindern beständig im Kriege liegen wird. Unser junger Herr hatte große Anlagen in diesem Fach, wenn man dieselben ihm schon nicht ansah, er faßte es rasch, wie kommod es ihm wäre, wenn er die Lücken in seiner Instruktion, welche die Erfahrung ihm bemerkbar gemacht hatte, ausfüllen und namentlich bestimmte Weisungen vom Herrn Amtschreiber erheben könnte, wie die Fünffrankenstücke zu berechnen seien, ob zu fünfunddreißig Bz. oder nur zu vierunddreißig und einen halben Bz. In dem Fall, sagte er, wolle er geschwind heim, der Herr Amtschreiber habe es nicht gerne, wenn seine Subjekte außer Hause übernachteten, und jetzt gebe es es ja noch gar gut. Das Ding fand Widerspruch, wenn man morgen wieder erst bald um zwölfi anfangen könnte, so wär's doch neue bös, sagte Einer und Eifi meinte, d'r Amtschreiber werd wissen, warum er sie lieber daheim habe. Aber B'rstand werd er doch o hah u bigryfe, daß, we me ume e Stung oder zwo a re Sach syg, e Sach länger gang, as we me dra hi gang, wie's öppe o d'r Bruch syg u wofür me d'r Lohn beig. D'rnebe chönn er mache, wie er well, es frag dem einstwyle nüt nah. Unser junger Herr wäre vielleicht rückgängig geworden, wenn ihm nicht Anneli Süßlächt lieblich vor Augen gestanden und der holde Spruch: chömet de zuechе im Zruckcho, in den Ohren geklungen hätte. Er ging, aber wegen Anneli hatte er sich verrechnet, auch nicht zu einem traulichen Augenblick fand dasselbe Zeit oder Lust, nicht einmal die Cigare

half es ihm anzünden; es waren jetzt andere Majestäten da, Sterne erster Größe, die ein so armselig Ding, das noch gar kein Stern war, höchstens ein kleiner Mond, der um einen Amtschreiber lief, und von diesem alleine Glanz und Licht empfing, total verdunkelten. Er ward böse in seinem Gemüthe und wälzte in selbigem schwere Gedanken über das ganze weibliche Geschlecht.

Alle und Eine seien doch gleich, dachte er, und Eine so nichtsnutzig als die Andere. Keine hätte Sinn so für einen rechten Menschen, voll Verdienst und innern Geist und hoher Bildung, der einen Begriff hätte von beiden Sprachen und wüßte was welsch sei, der eine so ferne Handschrift schrieb und schon hie und da was ins Amtsblatt gemacht hatte ohne Aufsatz, was doch gar Mancher nicht könne, der meine was er sei, und d'Rase schon bald z'oberist hätte. Die Gärnäseni liefen jedem Hosenbein nach, in dem ein Lieutenant stecke oder sonst Einer mit einem Titel, und wenn's am Ende nur ein Mauser wäre oder ein Lumper, und je mehr Einer lumpe, best besser gefalle er ihnen. Da innen seien Viele gewesen, ja fast Alle, die nichts werth seien gegen ihn, b'sunderbar innerlich, aber weil sie schöner daher kämen und titulirt wären, drei oder vier sogar mit Schnäuzen, so hätte er hintenab nehmen können, und kein gut Wörtchen hätte das Gärnäsi ihm gegeben. Dem wolle er es aber zeigen, dem wolle er nicht bloß gut genug sein, wenn es alleine sei und an Strümpfen knorzen solle, da kehre er nicht mehr ein, oder wenn es sein müsse, so gebe er dem Täschli kein gut Wort. Und warte das nur, bis er einmal sei, was er zu werden gedenke, dann wolle er dasselbe trappen, daß es wisse, was trappen sei. Er wolle ihm dann seine Frau bringen, eine gebildete Tochter, so eine aus einer Sekundarschule, wo wisse wo der Murtensee sei, oder gar eine welsche, dann wollten sie das Lumpenmönsch, wo gar keine Bildung habe, nicht einmal ansehen, das müsse dann wissen, daß ein Unterschied sei zwischen einem

Stubenmeitli und Standesperſonen. U we das ſih de nit d'Finger abbyß bis hinger a Ellboge, ſu well er hingerzi ga Rom laufe.

So wälzte unſer Subjekt donnernde Gedanken in ſeinem Gemüthe, welche jedoch noch ſelben Abend in den froſtigen Erörterungen des Amtſchreibers abgekühlt wurden.

Wir wollen die ganze Geſchichte des Inventariſirens nicht beſchreiben, wollen beim Vorgeſchmack es bewenden laſſen, die Geduld könnte Manchem bei der Beſchreibung ſo gut ausgehen, als ſie bereits Manchem bei der Sache ſelbſt ausgegangen iſt. Nur Weniges Bezeichnendes müſſen wir noch berühren.

Am folgenden Tag war man ziemlich früh beiſammen, die Gewiſſen ſchienen in etwas erwacht zu ſein, indeſſen ganz beſonders rückte man doch nicht mit der Sache. In einem Wirthshauſe giebt es der Sachen gar mancherlei aufzuſchreiben, beſonders wenn man im Kaufen, was Einem in die Augen ſtach, eben nicht ſpröde geweſen war. Von Vielem war der Werth den Schätzern nicht bekannt, ſie ſagten oft, ih weiß my Treu d'r Sach ke Gattig z'gäh, und wenn Eiſi ſagte, was es glaube, das die Sache gekoſtet habe, ſo düechte es ſie gewöhnlich viel zu viel; da gab's ein langes Verweiſen, ehe endlich Einer ſagte: „he nu, ſo machit e ſövel, es wird enangere nit übel b'ſchyße, u wes de ſcho meh gilt, ſu wird niemere nüt d'rwider hah.“ — Wenn aber auch die Sache ihnen bekannt war, ſo lief es doch oft nicht kürzer ab. Ein Schätzer hatte den Brauch, Vergleichungen anzuſtellen ſo oft er konnte, zwiſchen der Sache, die er ſchätzen ſollte und den eigenen Habſeligkeiten, welche er daheim hatte. „Grade ſo eins haben wir auch, nume daß de üſes viel d's bräwere iſt, d'r Großätti hets ſcho kauft, er het mängiſch g'ſeit, es heig ne nume ſövli koſt, un jitz iſt es noh emel d's Halb meh werth, weder das.“ Solche Vergleichungen dienten natürlich nicht in Eiſi's Kram, es erkaltete daher ſichtbar gegen die Schätzer und den,

welcher ſo ſtark in den Vergleichungen war, trümpfte es oft nicht ſchlecht ab. „Es iſch doch ſchad, ſagte es, lebt dä Großätti nimme, wo ſövli gut u ſövli wohlfel het chönne chaufe, es mangleti ne niemere das as grad du ſelber.“ — Dagegen ſchien eine Annäherung mit den Ausgeſchoſſenen ſtattgefunden zu haben. Eiſi begegnete ihnen freundlicher und ſie achteten ſich Eiſi's Reden mehr. Wie das zugegangen war, ward nicht erforſcht, aber der Abend war lang, den ſie alleine im Wirthshaus zugebracht hatten und dann müßten doch alle Bildung und aller Fortſchritt nichts helfen, wenn eine Weltfrau wie Eiſi an zwei Baurenmannlene nichts abbringen, ihnen nicht wenigſtens imponiren ſollte. Zudem ſahen ſie viel Sachen und glaubten vielleicht, wo ſo viel Sachen ſeien, müſſe auch Vermögen ſein, allweg ſei die Sache nicht ſo bös, wie ſie den Verdacht gehabt. Freilich Wein war nicht viel da, zum Verwundern leer waren die Fäſſer. Eiſi entſchuldigte dies, indem es ſagte, ſie hätten viel beſtellt, er hätte langiſt kommen ſollen, es wiſſe nicht, wo er bleibe. Süſt, meinte der abgetrümpfte Schätzer, möge die Wyhändler nit warte, bis ſi ſchicke chönne, es iſch ne o ums Geld, wenn ſi denke chönne, ſi überchämte 's öppe einiſt. „Du wirſt aſe viel Wy kauft hah, ſagte Eiſi, daß de ſo gut B'richt weißt; wirſt meine, d'Wyhändler heiges o wie du, we de drü Müttli Kern v'rkaufſt u d'r Müller zahlt nit grad, ſu leiſt ja o enangere nah anger Schuh a, u laufſt vo Hus z'Hus, gah B'richt yzieh, ob's ächt v'rlüre müßiſt, oder ob's ächt e Müglichkeit ſyg, daß de de nadiſch chönniſt d'Hoffnig hah, daß de de öppe einiſt noh zahlt werdiſt, gäb d'r jüngſt Tag v'rrumpelt heig.“

Den gröbſten Hatz jedoch ſetzte es ab bei der Schatzung der Liegenſchaft, welche man bis zuletzt aufgeſpart hatte. Eiſi wollte für's Guggersgewalt, daß man den Werth nicht bloß nach den Kaufſummen beſtimmen ſolle, ſondern noch dazu ſchlagen, was man für Koſten damit gehabt. Zu dieſen Koſten rechnete es aber nicht bloß das verbaute Geld, ſondern

es hatte auch an das verprozedirte gedacht, so wege, we me nit grad das G'werb g'hah hätt, su hätt me nit müße prezedire, u wer's chauf, müß doch dem o viel rechne, daß d'Prezeß jetz abtha syge. Die Schätzer wollten aber kaum mehr hinauf zu der Kauffumme, geschweige denn da hinauf, woran Eisi dachte, auch gar nicht so hoch, wie die Liegenschaft angeschlagen worden, als Steffen den Schein hatte fällen lassen. Damals hatte man einen muthmaßlichen Werth im Auge, von dem keine Rede mehr war, und nicht den wahren Werth. Item die Speisewirthschaft drüben lief jetzt ordentlich, item die neue Straße war noch nicht gemacht, und da der Ingenieur geändert hatte, so war mit Grund zu vermuthen, daß mit einem neuen Gelehrten auch eine ganz neue Gelehrsamkeit, neue Grundsätze und Ansichten aufs Tapet kommen würden, ja die Gnepfi ganz und gar abgefahren werden könnte, in welchem Fall sie dann wirklich dienlicher zu einer Waldbruderhütte als zu einem Wirthshaus wurde. Das alles begriff freilich Eisi nicht, darum that es wüster als nie, weil es erst jetzt recht deutlich sehe, wie man es ihm machen welle. Es zwängte aber nicht viel. Es komme ihm sövli nicht darauf an, u müglich sygs ja, daß die Schatzig doch nit viel z'bidüte heig. Vierzig Krone chönn er noh helfe zuechemache, ume daß Eisi sih nüt z'rchlage hätt, meinte der eine Schätzer. Ih pfiff d'r uf dyni vierzig Krönleni, sagte es, du wetsch mih für e Narr hah, aber ih jötts nit merke, u d'r noh grüselig danke; aber dä Kehr bist a d'r Lätze. Es gebe aber Einen, der werde ihnen schon den Marsch machen.

Endlich, als alles, was man finden und auftreiben konnte, auf dem Papier war, fand es sich, daß, wenn man das halbe Weibergut, dessen Nachgang erklärt war, darzurechne, noch Vermögen herausjah, und d's Halb mehr würde es gegeben haben, wenn sie nicht geschätzt hätten wie Schelmen und Spitzbuben, sagte Eisi seinen Vertrauten.

Sie könnten jetzt sehen, wie die Sachen stünden, sagte

Eiſi zu den Betheiligten, und daß es keine Rede ſei, daß es hier nicht fortfahre, darum hoffe es, man werde es jetzt nicht mehr ſo wollen eingenterle wie bis dahin; es werde jetzt doch ungenirt gehen können über Geld und Wein und alles was es öppe nöthig hätte. Das ſei in einer Wirthſchaft nicht wie öppe in einem Bauernhaus, wo man nichts mangle als alle Tag Erdäpfel und alle ſieben Jahr, wenn's gut gang, einen friſchen Anzug an die Betten. Da komme alle Tage etwas Ung'ſinntes vor, wo man nicht Zeit habe des ume z'gumpe, u de noh gruſam ahah ſött, für das, wo ſy müß; ſo a d'Gnad vo me ne Schnürſli möge es nit cho.

„He, wie es herauskömmt, Frau, weißt du noch nicht, es frägt ſich, ob alles da iſt, was ihr ſchuldig ſeid, ich zweifle, wart ume, das wird ſich bald erzeige. Es iſt mir, ich hätte einen Ton gehört, wo was Anderes ſagt", ſagte der böſere Schätzer. „Du wirſt manchen Ton hören, während der Tag lang iſt, ſagte Eiſi, dawider bin ich nicht, aber ob der Ton von einer Kuh kömmt oder von einem Menſchen, ſelb merkſt du nicht, dafür ſind deine Ohren nicht gereiſet. Einmal dir ſind wir nichts ſchuldig. Gottlob, wenn wir dir einen Kreuzer ſchuldig geweſen wären, du wäriſt Tag und Nacht vor der Thüre g'hocket, wie d'r beſt Hushung, bis de ne g'ha hättiſt." „Nit, nit, ſagte der andere Schätzer, das chunt neue afe wohl grob, un es wär dir nützer, Wirthi, du zugiſt d'Pfyfe e chlyſeli y, allweg weißt du noh nit, wie's chunt." „Selb wär g'ſpäßig, ſagte Eiſi, wenn ih das nit wüßt, wer ſötts de wüſſe, u de heit dir ja alles uſem Papier."

Eiſi wußte gar wohl, daß das nicht ſo war, es kannte einzelne Ausſtände ganz genau, aber curios iſt es, wie der Menſch ſelbſt Dinge, die er weiß, ſich ausreden, oder beſſer geſagt, ganz vernütigen kann. Eiſi machte ſich ſelbſt weiß, was nicht auf dem Papier ſtehe, das mache nichts, das wüßte ja niemand und ſelb brauche auch niemand zu wiſſen. Halb dachte es, es werd vergeſſen, halb hoffte es, wenn es mit

den Leuten vernünftig rede, ſo gäben ſie die Anforderung nicht ein, ſondern kämen an ihn's und ſein Verſprechen. — Kurz, curios waren Eiſi's Gedanken, wunderlich durcheinander, das bloß ſtand feſt und klar vor ihm: es welle Wirthin auf der Gnepfi bleiben, die nächſten Verwandten möchten ihm das nicht gönnen, aber wenn es ſich v'rflucht wehr u d's wüſtiſt alles mach, ſu heig das ke Noth, V'rmöge ſyg allweg g'nue da, u was da ſyg, ſyg ſys, u mit dem chönn es mache was es welle, da heig ihm ke Hung nüt z'bifehle.

Alles nun, was dieſer Ueberzeugung widerſprach, ſeien es Menſchen oder eigene Gedanken oder eigenes Wiſſen, trümpfte es verflümert ab und wies es kurzweg von der Hand. Dieſer Gemüthszuſtand ſcheint wunderlich, faſt unnatürlich, und doch, wenn die guten Leute ihre Vergangenheit erleſen wollen, ſo werden die Meiſten finden, daß derſelbe ihren eigenen Erfahrungen nicht fremd geblieben iſt.

Als der ihm günſtigere Schätzer Eiſi auf ſo hohem Roſſe ſah und mit ſcharf eingelegtem Speer, ſo ſagte er: „He nu, ſei das jetzt wie es welle, ſo geht das mit dem Wein und überhaupt mit dem Ab'ſchließe üs weneli oder nüt meh a, das iſt d's Maſſaverwalters Sach. Wenn der dich über alles laſſen will, ſo kann er unſeretwegen, das iſt ſeine Sache, wir haben ihm da nichts zu befehlen und nichts zu verbieten.“ „Das wäre g'ſpäßig, wenn das nicht an euch wäre. Ich habe mit ihm geredet, und er hat mir geſagt, wenn ihr und die Ausgeſchoſſenen ihm ume es paar Buchſtabe welle gäh uf Stempel, ſu mach er was me well, es ſyg de nit öppe, daß er Freud dra hätt, mih z'plage. Un ih hah nihm wohl ag'ſeh, daß es ihm ſo gly iſch, vo wege er iſch e brave Ma, es wär wohl gut, es wäre all e ſo.“

Dawider hätte er nichts, ſagte der Schätzer, er ſei ihm ganz der rechte, und wenn die Ausgeſchoſſenen den Maſſaverwalter autoriſiren wollten, ſo ſei es ihm ja recht, aber wie geſagt, ſeie gehe es nichts an, ſie ſeien nichts als Schätzer.

Dawider würden öppe die Manne nichts haben, meinte Eiſi, ſie könnten ja jetzt ſehen, daß da nichts Gefährliches ſei, wo noch ſo viel Vermögen zum Vorſchein käme.

Das düech ſeie wunderlich, daß ſie da ſollten autoriſiren, das ſei ſonſt neue nicht der Brauch. Allweg thäten ſie es nicht von ſich aus machen, ſie müßten es erſt der Gemeinde vorbringen, wenn dann die eintrete, ſo könne es ihnen auch recht ſein. Als nun Eiſi gegen dieſen Aufſchub proteſtirte, weil auf dieſe Weiſe ihm die Sache eingeſchloſſen bliebe, es wiſſe kein Menſch wie lange, denn bis die Mannleni d'Müh nähmten, z'ſäme z'ſtopfe, gehe es manchmal lange, und es habe ſich verflucht und verſchworen, ſo eingenterle, wie wenn nichts ſein wäre und es zu nichts was zu ſagen hätte, laſſe es ſich nicht, da fand unſer junger Herr paſſend, ſeine Stimme zu erheben und Eiſi zur Ordnung zu weiſen. Er hatte Eiſi bedenklich auf die Mugge gekriegt, denn Eiſi hatte ihn immerfort mit ſchnöder Verachtung behandelt; er wollte das Ding ihm jetzt eintreiben.

Es werde ſich dem Geſetze unterziehen müſſen, wie alle andern Weiber auch, wo ganz andere Vermögen aufzuweiſen hätten. Die Gemeinde könne und werde nicht eintreten, ſie hätte dem Maſſaverwalter nichts zu erlauben und nichts zu verbieten, das Geſetz ſpreche darüber deutlich, und wenn der Maſſaverwalter was wolle, ſo wiſſe er, an wen er ſich zu wenden habe, ſonſt ſolle er nur das Geſetz leſen, in denen und denen Paragraphen ſtehe es deutlich, ein Kind könne es begreifen.

„U mih düecht de, ſagte Eiſi, das ging euch nüt a, u das ſöttet d'r begryfe. Wenn die Manne wei, ſu heit dir nüt d'rnah z'frage, dir ſyt nüt as e Schryberdiener, u noh we de mingere eine, u de noh lang nit dene Manne Vogt, u bruchet ihne nüt gah vorz'cheue, was ſi z'thue oder nit z'thue heige, die werde öppe, ſo Gott will, witziger ſy, as daß ſi vom ene King manglete b'richtet z'werde." Unſer Herr war,

wie gesagt, noch wohl jung, hatte noch keine Nase wie das Rhinoceros ein Horn, das bekanntlich nie roth wird und vor nichts erschrickt. Er ward böse, die Lust zum Aufbegehren fehlte ihm nicht, bloß das Courage dazu und vergessen hatte der Amtschreiber ihn zu instruiren, wo er allfällig aufzubegehren hätte, wo aber nicht; er sagte daher bloß: „Ih wott dene Manne gar nit bifehle, ih hah bloß g'seit was im G'setz ist, d'rnebe chönne si ja mache, was si gut finde, dry mischle ih mih nüt.“ — Selb wird d's Best sy, sagte Eisi, es düech ihn's, er hätt zu ihm selber g'nue z'luege, un d's G'satz werd ihn öppe weni agah. Wenn er schryb, was me ihm bifehl, su werd er öppe nah weni angerem meh z'frage hah. Da stach unsern Mann denn doch das Puntenöhri, die Amtsehre. „Verzeiht, Frau Wirthin, da seid ihr falsch daran, wir müssen das Gesetz kennen, und alles was wir machen, müssen wir nach dem Gesetz machen und eben auch dazu sehen, daß alles nach dem Gesetz geht.“ „Oeppis Dumms e so, sagte Eisi, da wurd me de fellig schicke! U de düecht mih noh, wenn selb wär, su sottet dir de z'erst bi euch selber luege, daß es nahm G'satz gang, u daß de Lüte nit d's Halb meh g'heusche wird as recht isch u g'hudelt ganz Nächt, daß me z'letzt nit weiß, weles die größti Sau ist.“ „Frau Wirthin, sagte unser Männchen, was, mir heusche d's Halb meh as recht ist? das kann ich nicht so annehmen, das ist g'schulte, ih v'rmahne, ihr Manne.“ „Siebemal cheut ihr v'rmahne, we d'r weit, sagte Eisi, das den Rummel in solchen Sachen aus Erfahrung wohl kannte, aber ih hah nit g'seit, dir heuschet d's Halb z'viel. Was zum Tüfel wettet dir o z'heusche hah, so eine wie dir ist froh, wenn ihm niemere nüt heuscht, ihm nit us eme niedere Hus eine oder eini nah springt u d'Hang dar het.“

Das stach, jetzt ward er wirklich zornig und sagte: „Was, es läuft mir aus jedem Haus jemand nach und heig z'heusche. Das ist nicht wahr, ich vermahne noch einmal.“

„Putzit doch z'erst d'Ohre u tröchnet se, eh d'r v'rmahnit,

ſagte Eiſi, ſuſt ſäge die Manne, dir ſyget ume e Stürmi u lache nech us. Ja lueget ume, es lächeret allſame, daß d'r da vom G'ſatz b'richte weit, un es eifalts Wybervölchli het ech am Haag, u weiß was d's G'ſatz erlaubt z'rede u was V'rmahne iſt. Es düecht mih, mi ſött am Amtſchryber lah z'wüſſe thue, wenn er ke Witzigere z'ſchicke heig, ſu ſött er es angermal ſelber cho." Das ſagte Eiſi laut, was es aber im Hinausgehen brummte, daraus wußte man nichts zu machen.

Unſer Herr fragte zwar rund um: „was ſeit ſi, was het ſi g'ſeit", aber alle ſagten, ſi heig neuis brummlet, ſelb heige ſi g'hört, aber v'rſtange, daß ſi öppis drus mache chönnte, ſelb heige ſi nit.

„Aber vorhin hat mich die uvr'ſchante Frau geſcholten, daraus wird doch wohl etwas zu machen ſein, ſo kann ich das doch nicht annehmen", ſagte er.

„Ih wett das lah g'rathe, ſagte Einer. Es iſt es Wybervolch, u dene iſch ſih nit viel z'achte, am beſte chunt me mit ne furt, we me thut, als hätt me nit g'hört, was ſi g'ſeit hei. U de wurd me us dene Worte öppe nit emal viel chönne mache, ſi het nit g'ſeit, dir ſyget alle Lüte ſchuldig, bloß dir ſyget froh, we ſi euch nüt heuſche, u nit daß dir z'viel heuſchet, bloß ihr ſöttit z'erſt bi euch luege, u das het gar es wyts Mul, daß nit z'viel g'heuſche wurd. Das iſch e ſchlimmi Frau, die chas eim ſäge, die chah eim ungere reke, daß me möcht nah Gott ſchreie, u d's Beſt iſch doch, mi thüey nit emal d'rglyche, daß mes g'merkt heig."

„U doch e Dummi, ſagte der erbitterte angehende Herr, ſie kennt von keinen Geſetzen etwas und will in keine Ordnung ſich fügen." „Was weit d'r, ſagte der Schätzer, es iſt es Wybervolch, u ſi heis mi armi Thüri alli ſo. Was hei die de G'ſetze nahz'frage, die gange ſe nüt a. Si hei's mit em Zwänge, zwänge iſt ihres G'ſatz, u was ſie zwänge chönne, das iſt recht. Da iſt nüt angers z'mache, als d'r Mähre zum

Aug z'luege u se öppe im G'läus zu ebhaḫ, nüt laḫ zwänge, as was me gern will, d'ruebe laḫ feusi grad sy."

„Es mahnt miḫ dra, sagte ein Ausgeschossener, üse G'richtsäß chönn d'Sach, het er öppe selber wohl e Handligi?"

„Ebe nit, antwortete dieser, gar e keni haḫ niḫ, drum chaḫ niḫ am beste öppe e unpartheyische Meinig abgäh. E W'rhürathete darf nimme säge, wie's ihm ist. Er hets grad wie e Landjäger mit sym Regierungsstatthalter, gäb wie's ihm ist, muß er ne doch rühme."

Kurz, der junge Herr mußte seinen Zorn verwerchen, da war niemand, der ihm Hand bieten wollte, die Wirthin anzugreifen. Da erfuhr er's praktisch, daß er im G'satz nicht vollständig beschlagen sei, aber noch viel weniger in der Welt Läuf und Gäng. Da ist nicht bloß der Stärkere, sondern der Meister, welcher der Stärkere scheint, nicht im Recht und in der Gerechtigkeit, sondern in irgend einer irdischen Macht, im Geld, im Maul, in der Faust, in der Frechheit u. s. w. Der wird wohl Recht haben, denken die, wo schwache Gedanken haben, der dürfte sonst nicht so aufbegehren; der ist e Ruche, es ist besser, man komme dem nicht in Weg, denken die, welche die eigene Haut lieben; der hat's dem tüfels lustig g'macht, die muß me noh meh g'säme reise, denken die, welche Bosheit im Leibe haben und ihre Freude daran, wenn Menschen oder Hunde sich beißen. —

Und diese Läuf und Gäng findet man nicht etwa bloß unter den barfüßigen Gassenbuben und Mistaufliesern, nicht bloß ein jung Schreiberlein, ohne Namen und ohne Klang, erfährt sie einer ranzigen Wirthin gegenüber, die sind gäng und gäb in höheren Regionen, denn wo steht geschrieben, daß die Feingekleideten oder Hochbetitelten nicht noch unterm Balg den Gassenjungen bergen? Es wollen Viele ganz bestimmte Erfahrungen in diesem Kapitel gemacht haben. Den Kürzern ziehen zu müssen, wo man das Recht ganz bestimmt auf seiner Seite weiß, thut allerdings weh, indessen muß so Einer

denken, er ſei noch nicht auf der Höhe der Zeit. Ein geſchnäuzter, hochgeſtellter Mann hat jüngſt an einem Orte, der ſonſt moraliſch berühmt war, wo ſich aber Spangrün angeſetzt zu haben ſcheint, geſagt, das Wort „legal" ſei ein relativer Begriff. Es war kein Jeſuit, der das geſagt hat, ſondern gerade das Gegentheil; — aber bekanntlich berühren die Extreme ſich. Sei dem jedoch wie es wolle, Recht hatte er allweg, denn für relativ wird der Begriff „legal" wirklich gehalten an ſehr vielen Orten und bei vielen Menſchen, und beſonders da wo Spangrün ſich angeſetzt hat an den Wänden und in den Herzen. Relativ legal handelt jeder Sauniggel, der Gunſt hat, denn er wird nicht geſtraft, ſondern befördert, legal iſt jede Ungerechtigkeit, jede Schlechtigkeit, jede Lüge, ſobald ſie entweder den Schutz der herrſchenden Macht hat, oder von der herrſchenden Macht ſelbſt ausgeht. Gottlob, vor ſolchem relativen legalen Sauniggelthum ſchützt uns die Verfaſſung!

Aber eben auf dieſer Höhe der Zeit war unſere liebe junge Seele nicht, begriff ihre Stellung nicht, die Klugheit der Andern nicht, ſondern ward grimmig im Gemüthe und wälzte ſchwere Gedanken. So manchen Tag, dachte er, hätte er den Leuten gedient und ihnen gerathen, wenn ſie am Haag geweſen, daß ihm ſelbſt faſt der Verſtand darob ausgegangen, und jetzt am Ende dieſen Dank davon! Aber warten die nur, denen wolle er es eintreiben, wenn er einmal z'Platz komme, die dummen Kerls wüßten noch nicht, was ſo aus einem Schreiberlein es einmal geben könne. Einſtweilen aber, bis er äußerlich was geworden, Gerichtspräſident oder gar Landammann, halte er es bei ihnen nicht aus, er wolle und müſſe unter gebildete Leute, welche Bildung und Kenntniſſe zu würdigen wüßten, hätte man einen Rock an, was für einen man wolle, eigene oder geliehene Hoſen und ſei man gewaſchen oder nicht gewaſchen. Unter ſolchen Leuten werde er ſeinen Weg machen, und ſolche Leute gebe es Gottlob, und je näher

er der Regierig ſei, deſt mehr Hoffnung ſei für ihn, erkannt, hervorgezogen und gewürdigt zu werden. Er ward ordentlich beredt in ſeinem Zorn, doch wohl verſtanden, bloß innerlich, nicht äußerlich, und wenn ein Anſtand kam, ſo ſalbete er ſein Gedankenrad mit Wein, bis es wieder in Schwung kam. Begreiflich hat aber auch die ſchönſte Rede ein Ende und hintendrein ein Punktum. Als der junge Herr bis zu demſelben gelangt war, ſtund er auf, griff nach dem abgeſtandenen Ridikül der Frau Amtſchreiberin, das nun in Staatsdienſt übergegangen war, weil es privatim nicht mehr taugte, und packte ein alles was er laut Inſtruktion mitnehmen ſollte. Auf die Mahnung, er ſolle nicht preſſiren, er komme noch immer heim, gab er keine Antwort, ſondern nahm kurz Abſchied, wie es jungen empfindlichen, ſchönen Gemüthern eigen iſt, und Eiſi überſah er ganz.

Aber Eiſi war eine Weltfrau, wie bekannt, konnte ſich faſſen. Zudem giebt das Siegesgefühl zuweilen den Anſtrich von Gutmüthigkeit. „He, he, ſagte es, als der junge Herr ohne Abſchied von dannen wollte, ſo wei m'r doch nit vo ne naugere, das wär ſih doch d'r werth, taub z'ſy über en angere wege es paar Wörtlene. Seh chömit, m'r wei noh G'ſundheit mache, ih hah da noh e Maaß beſſere brunge, we ſi m'r ſcho alle v'rmacht u v'rſiegelt hei! Seh chömit u thüt B'ſcheid un es angersmal redet ame ne arme Wittfraueli z'beſt u nit z'böſt, ſuſt geits nit gut i d'r Welt u dir werdit doch nit euer Lebtig ume ſo e Schryberdiener welle blybe." Er mußte Beſcheid thun, er mochte wollen oder nicht, aber den Groll vergaß er darob nicht, nichts verletzt ſolche Gemüther giftiger, als eine Ueberlegenheit, die Einem entgegentritt, wo man ſeiner Stellung nach ſich überlegen glaubt, eine Ueberlegenheit, die man legal zu überwältigen keine Kraft in ſich hat.

Sobald er aus dem Hauſe war, glimmte der Zorn auf und jeder Schritt, den er that, blies ihn ſtärker an. Nun

war er zornig über ſich ſelbſt, daß er der dummen hochmüthigen Frau nicht ernſtlich die Kutteln gewaſchen und ihren gelben geſchwefelten Wein, wo ihm ganz wunderlich mache, ins Geſicht geſchüttet hätte. — Es dünkte ihn je länger je mehr, es werde ihm ganz ſchlimm, und wenn er nicht was mache, ſo hätte er vielleicht morgen Kopfweh und wie dann das wichtige Geſchäft, die Erſtlinge ſeiner Weisheit, ins Reine bringen? Wenn er vielleicht noch was nehmen würde, ſo würde ihm das wieder wohl machen, fiel ihm ein. Erſt dachte er an kaltes Waſſer, aber das mache gerne den Huſten und b'ſunderbar im Winter und ſo ins Laufen hinein, ſagte er ſich. Oeppis muß doch ſein, dachte er, aber während dem Verweiſen war er bei mehreren Wirthſchaften vorbeigekommen und er kannte keine mehr als die wo Anneli Süßlächt Schenkkönigin war. Dem Säumeitſchi thät er's nit z'Gfalle, dachte er, es könnte ſonſt gar meinen, er käme ſeinetwegen; aber wunder nähmte es ihn doch, was es für ein Geſicht machen würde, ob es ihm vielleicht nicht leid ſei, daß es grob und mutz mit ihm geweſen, er brauche ſich ja ſeiner auch nicht zu achten, und ſchnauzen werde er zuletzt auch können, wenn es ſein müſſe; ja gerade, wenn er gehe, zeige er, daß ihm ſo an einer Gärnaſe nichts gelegen ſei. Die Logik war nicht ſchlecht, wie überhaupt die meiſten Menſchen ſtark in der natürlichen Logik ſind, d. h. mit bündigen Schlüſſen beweiſen können, daß ſie gerade das um der Vernunft oder um der Religion willen thun müſſen, wozu ſie eben am beſten aufgelegt ſind oder durch fleiſchliche Lüſte getrieben werden. Dieſe Logik iſt nicht bloß gut, ſondern ſie trägt zumeiſt auch den Sieg davon, was ſie bewieſen hat, das führt ſie auch aus; ſo that ſie auch bei unſerm jungen Herrn, wie ſich auch der alte dreitägige Groll gegen ſie auflehnen mochte. Ja er entſchloß ſich, z'grob machen wolle er es nicht, er begehre öppe nicht, daß es öppe z'teuf gryf, u ſo bi me ne Meitſchi chönn me nie wüſſe; er heig ſcho mängiſch g'hört, ſo Meitſcheni ſyge gar zarti Weſe,

obſchon me d'r Amtſchrybere n d'r donſtigs Wirthi nit ag'ſeh ſött, daß das o zarti Meitſcheni gſy wäre.

So trat der junge Herr in Gedanken wohlgerüſtet ein. Er ſah zu ſeinem Schrecken accurat die gleichen Majeſtäten da wie das vorige Mal, und d'ſunderbar alert und luſtig Anneli Süßlächt unter ihnen herumſchwirren und gugeln mit ihnen. Das verletzte ihn ſchon, indeſſen faßte er ſich, trat näher, und ohne Gruß ſagte er: er möchte einen halben Schoppen und für einen halben Batzen Zuckerwaſſer. Anneli wandte ſich ſchnippiſch und ſpöttiſch ihm zu und ſagte: „Oeppis Dumms e ſo: Ih hah myr Lebtig noh niemere für e halb Batze Zuckerwaſſer gäh!" Aber er wolle drum grad für eſövel, meh mach ihm nit wohl, antwortete unſer Herr. „He mira, ſagte Anneli, mi chahs mache, aber öppe z'tüfels ſüß wird's nit ſy." Als es die Sachen brachte, ſah es die Majeſtäten ſpotten und lachen, und wenn man Beifall weiß, ſo juckt es Einem gerne zu einem Witz. „Da habt ihr aber das ſchöne Säckli bei euch, was tuſigs heit ihr geng mit eme Säckli des ume z'laufe, traget d'r öppe d'r Frau Amtſchrybere d'Eier z'ſäme", frug das ſchnippiſche Anneli und rieb, vor ihm ſtehend, rüſtig die Hände. „Nei, Jumpfer Süßlächt, ſagte er, zornig zum Zerſpringen, das ſchickte ſich beſſer für euch als für mich, dir würdet ech o beſſer druf verſtah als ich." „Das wär noh d'Frag, ſagte Anneli, u de we dirs nit v'rſtundet, ſo wurd ech die öppe ſcho b'richte, die ſöll ech neue brav i d'r Kur hah, heißt's?" Was nit i ſys Fach g'höre, ſagte er, da lay er ſih nit b'richte und er heig wichtigere G'ſchäft als ſo. „He nu ſo de, mira", ſagte Anneli kaltblütig und wandte ſich kaltblütig den Majeſtäten zu.

Es wollte unſerm jungen Herrn faſt den Kopf eben abſprengen vor Zorn, davon nahm Anneli keine Notiz, es ſchäkerte und lachte, und, wie er Urſache hatte zu meinen, über ihn. Er trank ſehr langſam, weil er hoffte, Anneli werde in ſeine Nähe kommen, dann wollte er ihm was verflixt ver-

ſchants ſagen, das es ſein Lebtag in der Naſe hätte; er ſann ſtark darüber nach, allein, weil es nie kam, ſo hinderte ihn die Täubi am Denken. Endlich ging's ihm doch zu lang, er frug was er ſchuldig ſei, aber zweimal mußte er fragen, ehe Anneli es einmal hörte, endlich antwortete es ihm, aber nur ſo über die Achſel, aus der Mitte der Stube, dieweilen es eben mit einer Majeſtät ſprach. So mußte der Arme gehen, ehe er was recht ur'ſchants erſinnet und angebracht hatte, und bereute bitterlich die Logik, welche ihn hieher gebracht und die zwei Batzen, welche er verthan hatte, u hell g'Unnutz, denn das heig ihm du erſt nit wohl gemacht.

Ume eis ſyg, das ne tröſti, dem Täſchli heig er eis g'längt, es heig lang dra g'werget, er heigs wohl g'merkt, wenn's ſcho nüt dergliche thah heig. Nei, Jungfer Süßlächt, heig er ihm g'ſeit, das ſchickti ſih beſſer für euch as für mih. Ume ſchad ſyg's, daß er ihm das nit heig chönne ſäge, wo er heig welle erſinne, das wär noh viel v'rſtüchter gſy.

Zwölftes Kapitel.

Wie Eiſi auf das Benefizium das Krapel kriegt und zu intereſſanten Aufſchlüſſen kömmt.

Das Benefizium-Inventarii lief alſo und der Amtſchreiber ſchrieb Briefe ſo viel er konnte, das Stück zu vier Bz. Doch war er ärgerlich, dieſer Poſten gab bei weitem nicht aus wie man hätte erwarten ſollen, dieweil eben im Hausbuch nicht viel aufgeſchrieben war, und gar oft die Namen der Betreffenden unkenntlich; ein ärgeres denſtigs Hudelbuch ſei ihm ſein Lebtag nicht unter die Finger gekommen, ſagte er.

Eiſi lebte während dem Verlauf nicht übel. Die Siegel wurden freilich nicht abgenommen, aber eben beſonders ſcharf

war der Massaverwalter nicht. Den Wein, den er ihm zumaß, mußte es ungefähr im Ankaufspreis bezahlen, beim Verwirthen blieb ihm also immer ein Stück Geld in der Hand. Im Nothfall kannte es in den Fässern Zügeli, an die der Massaverwalter nicht dachte, von denen er wahrscheinlich nichts wußte. Was ihn's am täubsten machte, das waren die Gumene, über die ließ es lange Zylete ab, daß man ordentlich Angst kriegte, es hänge alles aneinander, es könne nicht mehr aufhören, bis es erstücke. Von den vielen, die sonst zu ihnen gekommen waren, zeigte sich selten einer mehr in seinem Hause. Dagegen hatte es den Zorn, sie in der Speisewirthschaft vorfahren zu sehen, mußte sehen, wie die Wirthin sie freundlich und zärtlich empfing und manchmal nach Stunden erst und dann noch zärtlicher und freundlicher verabschiedete. Das konnte es fast nicht vertragen, es dünkte ihn's manchmal, es müsse erworgen. Das wären jetzt die Herrchen, die so schön gethan hätten, so treuherzig, als ob es ihnen nicht ums Geld sei, sondern nur um ihre Freundschaft, als ob Steffen, und absonderlich Eisi, ihnen die liebsten Leute seien auf dem ganzen Erdboden. Das waren die, denen Eisi so gut aufgewartet, von welchen es so wenig gefordert hatte, die manchmal so guietig wurden nach Mitternacht, fürfelten und stürmten und doch nicht zu Bette wollten, denen es so oft mit Kamillenthee helfen mußte, oder mit einer sauren Leber den sturmen Kopf und schlechten Magen doktern. Die alle fuhren vorbei und sahen nicht einmal hin, thaten drüben schön — die — und Titel kamen dann aus Eisi's Mund, so lang und saftig, fast wie Bandwürmer.

Und wenn zuweilen auch Einer sich bei ihm zeigte, so that er so fremd und unheimlich, hatte weder Ruhe noch Bleiben, that als ob er krätzig wäre oder gestohlen hätte, fragte wunderliche Sachen, und wenn Eisi ihn fragte, warum er den bestellten Wein nicht sende, so hatte er Ausreden, und wenn es ihm vortrug, was sie ihm etwa noch schuldig sein

möchten, das ſolle er nicht angeben, es wolle ihn nach und nach bezahlen, es ſolle ihm nicht fehlen, ſo brummelte er verblümte Redensarten, aus denen Eiſi wenig machen konnte — die Weltſchen ſagten ſogar: **oui, oui Madame, n'ayez pas peur.** Dann machten ſie ſich nach einem flüchtigen Viertelſtündchen und einem lumpichten Halbſchoppen fort und wohin? — hinüber in die Speiſewirthſchaft, ſaßen dort Stundenlang und verhandelten es wahrſcheinlich und lachten es aus. Wenn das nicht iſt für einer Frau das Herz abzudrücken, ſo weiß ich nichts mehr, das gut wäre dafür. Andere Freunde machten es ähnlich; ſolche, die ſonſt da geſeſſen hatten bis nach Mitternacht, alle Tage, zeigten ſich ſelten mehr, kaum einmal in der Woche, und die, welche in der letzten Nacht mit Steffen geſpielt hatten bis nach Mitternacht, die ſah man, wenn's dunkel war, nie mehr in dieſem Hauſe, hie und da trank einer derſelben raſch einen halben Schoppen bei Eiſi, aber ſelten.

Was das für ein Leben, für ein Daheiſein iſt, und namentlich für eine Frau, und zwar für eine hochmüthige, hoffährtige, heißblütige, wenn ſie nicht bloß ſehen muß, wie die Leute ſich von ihr wenden, ſondern wenn ſie ſehen muß, wie ſie gegenüber bei ihrer Todfeindin einkehren, dort ſitzen und bleiben, einen lieben langen Abend durch, während es öde und einſam bleibt im eigenen Hauſe.

Was das für ein heißes, bitteres Sitzen iſt, einen lieben langen Abend durch, in weiter öder Gaſtſtube, alleine mit ſeinem Zorn, ſeinem Groll, drüben aber, in des Feindes Haus, erleuchtete Fenſter und hinter denſelben ein bunt Gewimmel. Was da für Gedanken auf- und niederſteigen müſſen, von fünf bis zehn Uhr, einen langen Winterabend durch, beim düſtern Schimmer einer verglimmenden mageren Kerze! Das ſind nicht Engel, welche aus offenem Himmel auf- und niederſteigen, das ſind ſchwarze, trübe Schatten, welche an der Seele vorüberſtreichen, Geſpenſter, die durchs öde, ſchwarze

Moor ſchweben, ein Grauen der Wanderer. Was ſo ein arm verlaſſen und doch hoffährtig und hochmüthig Weib alles ſinnen muß in öder Einſamkeit, wie da Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft ſich durcheinanderſchlingen, dreien Schlangen gleich, die graufig durcheinander gewunden, ſich ringeln um einen zuckenden Menſchenleib und dreiköpfig ihm ins Auge züngeln. Wie es da vor ihm aufſteigt, was alles da geweſen, und wie ſchön es gegangen, und wie viel Gutes man dem erwieſen, und wie viel Geduld jenem, und wie die es jetzt machten, wie ſie jetzt noch Freude hätten, mit den ärgſten Feinden zuſammenzuſpielen, und was ſie Einem noch alles thun würden, wenn ſie könnten, und wie daran niemand ſchuld ſei als der Mann, der geſtorben! Der ſei ein Löhl geweſen, hätte ſie da hinein gewerchet, allen Leuten geglaubt, nur der Frau nicht. Aber warten die nur, es komme auch eine Zeit, wo man denen daran denken, es eintreiben wolle, daß ſie daran zu denken hätten ihr Lebenlang. Und bei dieſen beſtimmtern Gedanken dann, doch einem formloſen Nebel gleich, einer ſchwarzen einförmigen Wolkendecke, ein düſter Bangen, wie es kommen werde, ob man durchſchlagen könne durch die vermeintlichen Feinde, oder ob man z'Boden müſſe, ungerecht, durch Uebermacht und Spitzbüberei bezwungen.

Das alles ſind heiße brennende Gedanken, züngelnde Schlangenzungen, ein Verzehren in Rachſucht und Zorn, eine geiſtige Höllenpein. Von der eigentlichen Reue, der Einkehr in ſich ſelbſt, dem Erkennen der eigenen Schuld, dem tiefen Weh über ſein eigen Weſen, iſt dabei keine Spur, darum iſt auch kein rechter Troſt da, bloß ein öder, in die Luft gebauter, der auf Hoffnungen der Rache ruht, da iſt kein Erheben des neuen Menſchen aus dem von Thränen der Reue erweichten und befruchteten Seelengrund, da iſt nichts als ein verzweifelnd Umſichſchlagen eines Geſchöpfes, das in den letzten Zügen liegt, das blind nach dem Aſte ſchlägt, an dem es ſich retten könnte aus dem gähnenden Abgrunde, wenn es ihn

ergreifen würde, ſtatt nach ihm zu ſchlagen. Man denke ſich nun einen ſolchen heißen, glühenden Gedankenſtrom, einem glühenden Lavafluſſe vergleichbar, der alle Tage zur nämlichen Stunde heraufrauſcht, brennend und ſprühend durch die Seele ſtrömt, oft erſt in den erſten Morgenſtrahlen verglüht, man denke, wie tief der ſein Bette ſich ausbrennt, wie dürre die Seele werden muß, wie glühend die geiſtige Höllenpein.

Wenn dann ſchon zuweilen ein paar Schnapsbrüder kamen und an einem halben Scheppen Herdöpfler einige Stunden lurggeten, ſo war das nur Oel ins Feuer, und heißer und mächtiger rauſchte der feurige Strom durch Eiſi's Seele. Die verthaten in vier Stunden vielleicht vier Batzen, an den vier Batzen hatte es keinen Batzen Profit und dabei faſt für ſo viel Licht gebraucht, das war ſeine Herrlichkeit, vielleicht einen Kreuzer Gewinn ſelben Abend und drüben glänzten zwei, vielleicht ſechs Lichter und hinter denſelben war ein bunt Gewimmel!

Wenn gar niemand da war, dann kam wohl Anne Liſeli hinein, ſchmiegte an die Mutter ſich und ſagte endlich: „Ach, Müetti, es iſt m'r wieder ſo angſt ume Aetti, weiß nit warum, aber faſt all Abe chunts mih a, daß ih nüt möcht as bete u briegge. Müetti, wettiſch m'r nit helfe für en Aetti bete, d'Angſt v'rgeit m'r de, u wenn ih de ſchlafe, ſu düecht mih de geng, ih g'hör d'Engeli ſinge im Himmel, o Müetti, ſo ſchön, ſo ſchön, ih chah albeg nit g'nue leſe." Gewöhnlich weigerte Eiſi ſich anfänglich, wie heiß ſeine Gedanken auch brannten, an das Feuer hatte es ſich gewohnt, es löſchte es nicht einmal gerne aus, und immer noch war's ihm, als ob jemand das Beten ihm wehre, als ob ihm die Worte im Halſe anſchwellten, als ob es ſich ſchämen müßte, es wußte freilich nicht vor wem. — „Gang m'r jetzt, chär m'r nit, erſt vorgeſter hah d'r ja g'hulfe, ſchwyg m'r jetz. Anne Bäbi ſöll, g'hörſt, ih wott nit, wotſch jetz oder wotſch nit, oder ſoll d'r d's F.. erhauen?" Aber Anne Liſeli ſetzte nicht ab, es ſagte,

Anne Bäbi ſei nicht da, es flattirte der Mutter, der ja niemand mehr flattirte als ihr Anne Liſeli, und wem thäte flattiren nicht wohl? Sie ſöll ume aſe loſe, äs well aſah u ſäge was es chönn. Und hatte Anne Liſeli es ſo weit gebracht, ſo wußte es wohl, die Mutter betete zuletzt auch, und wenn auch die erſten Worte kamen wie einzelne Regentropfen nach langer Trockene, langſam, eins lange nach dem andern, ſie kamen am Ende doch alle und wirklich raſcher und geläufiger und manchmal nicht einmal alle im gleichen Tone, ſondern es war zuweilen wirklich, als ob Eiſi in das eine oder andere Wort etwas gelegt hätte, das in den andern nicht war. Und nicht bloß das, es ward dabei Eiſi wirklich wohler, es war ihm, als verſiege der heiße Strom beim Quellen des Gebetes, es ward ihm milder und linder ums Herz, es wechſelte freundliche Worte mit Anne Liſeli und ſah drüben die hellen Fenſter nicht. Ja, es war ihm manchmal, als rinne ihm was die Backen ab, als werde es ihm innerlich ganz wunderlich; dann gab es wohl Anne Liſeli ein Müntſchi und frug ihn's: „Maſt öppe es Bitzli Wurſt un es Tröpfli Wy, ſu ſägs, d'rnah will dih de is Bett thue, wenn Anne Bäbi nit da iſch.“ Und wenn das Kind dann zu Bette war und Eiſi fort wollte, und Anne Liſeli ſagte: „wart noh, Müetti, noh bete“, ſo wartete Eiſi, betete nach, ſeufzte wohl dabei, und wenn ihm Steffen derweilen in Sinn kam, ſo war doch kein Groll bei dem Gedanken an ihn. Kinder werden als Heiden geboren, ſie müſſen vor etwas Sichtbarem beten, d. h. ein wirklich Weſen muß ihnen gleichſam zu Handen des unſichtbaren Gottes ihr Gebet abnehmen. Sagt man ihnen ſpäter, wenn der Leib gewachſen, dieſe Culturſtufe aber geiſtig nicht überwunden, verklärt iſt: „Biſt jetzt aſe große, chaſt ſelber bete, wenn ih ſcho nit geng d'rby bi“, ſo hört das Beten auf; ſie wiſſen nicht, was beten abtragen ſollte, hört es doch niemand mehr! Daß der innere Menſch nicht im gleichen Verhältniß wie der äußere wächst, wird allezeit ver-

geſſen, wird ja doch auch immer und immer vergeſſen, daß Kenntniſſe nicht Bildung ſind, daß induſtrielles Streben an ſich kein chriſtliches iſt, daß in der Ausbeutung der Erde man das Himmelreich nicht findet, daß die dem Menſchen verheißene Krone nicht dem wird, der Herr der Elemente, ſondern der Herr ſeiner ſelbſt wird, nicht dem, der die Geſetze erkennt, welche Gott in die Welt gelegt, ſondern dem, der die Geſetze erkennt und faßt, nach denen die Seele der Menſchen zur Seligkeit kömmt.

Wenn aber endlich Anne Liſeli verſtummte, ſeine Aeugelein ſich ſchloſſen, die Engelein niederſtiegen vor ſeine Seele, himmliſche Lieder ſangen und mit Wonne ſie füllten, und Eiſi ging wieder in die vordere Stube, ſah drüben die hellen Fenſter, dahinter das bunte Gewimmel, dann ſiedete neu auf der heiße, verſengende Strom und jeder lebendige Keim, der ſich geregt hatte in ſeiner Seele, verwandelte ſich in einen feurigen Springbrunnen, und es düchte Eiſi, es wohle ihm nimmer, bis es einmal hinüber gehe, Allen wüſt ſage nach Herzensluſt und die d— Täſche unter den Tiſch ſchlage, daß ſie vierzehn Tage lang nit meh färe mög. Wenn dann die in der Gaſtſtube hängende Schwarzwälder Uhr Stunde um Stunde ſchlug und endlich die zehnte, drüben es immer heller ward, ſtatt dunkler, darob die eilfte Stunde ſchlug, endlich die zwölfte, ohne daß der Glanz drüben viel trüber wurde, was da Eiſi verwerchen mußte! kaum glüht der Ofen in einer Eiſenſchmelze heißer, als der Zorn glühte in Eiſi's Bruſt, und je heißer er ward, deſto feſter war es gebannt in ſeine vordere Stube, faſt wie ein Geiſt, der was hüten muß und erſt zur Ruhe darf, wenn der Hahn kräht. Es mußte die Fenſter drüben hüten, bis der letzte Gaſt entwichen, bis das letzte Licht verlöſcht war. Aber wie zornig derweilen die feurigen Wellen durch ſeine Seele rollten, das faßt niemand als ein eiferſüchtig Weib.

So einer gehe alles an, aber man wiſſe warum; in ehr-

lichen Häuſern herrſche das Geſetz, um zehn Uhr müſſe Feierabend ſein, aber bei ſo einer doldera Täſche liege Alles unter einer Decke, darunter könne ſie machen was ſie wolle. Das ſei aſe e Ornig, wes ſo chöm, de gut Nacht! Aber mi wüß warum, we me glaub, es ſyg ume Ort e rechte Ma, ſu mach e ſelligi Täſche ihm Dreck i d'Auge, daß er am heiter helle Tag nüt meh g'ſech, v'rſchwyge um Mittinacht. Wohl, ſie hätten es ſo treiben ſollen, me hätt ne wurde! Das gute Eiſi vergaß, daß ſie in ihrer Glanzzeit ebenfalls gemacht hatten, was ſie konnten, daß ſie ebenfalls dieſem oder jenem Sand in die Augen geſtreut und grüslich aufbegehrt hatten, wenn zur Seltene Einer ſie in Verlegenheit gebracht hatte; in Koſten kann man kaum ſagen, denn Bußen derhalb waren nicht der Rede werth, und wenn die zweite acht Fr. betragen hatte, ſo koſtete die dritte vielleicht nicht mehr als einige gute Flaſchen, dieweil die Anzeige nicht begründet geweſen. Und wie ſie dann gelacht, den Anzeiger ausgeſpottet, gerühmt hatten, daß es doch noch vernünftigere und beſſer meinende Leute gebe, als ſolche Spitzbuben, welche nur darauf ausgingen, die Leute ins Unglück zu bringen. Es iſt ſehr merkwürdig, zu welcher Tiefe die Achtung vor den Geſetzen geſunken iſt an vielen unnennbaren Orten. Geſetze ſeien nichts als e donners Zwang, ein verfluchter Hemmſchuh perſönlicher Freiheit, laut welcher jeder machen könne, was er wolle, ſo ſieht man die Geſetze an. Wer Uebertretungen der Geſetze anzeigt, iſt ein Unglücksmacher, ſo nennt man ihn, als ſolchen verfolgt man ihn. Wer die Anzeigen zu berückſichtigen, die Uebertretungen zu ſtrafen hätte, muß denken, er müſſe nach der herrſchenden Meinung ſich richten, die Meinung des Volkes ehren, die Majorität, die Freiheit, den Unglücksmachern den Marſch machen und lange Naſen, wo es möglich ſei. Das iſt prächtig ſo, das iſt herrlich, ganz dem Zeitgeiſt angemeſſen; ſo urtheilt man eben an jenen unnennbaren Orten. Dieſe Anſicht führt aber in ein unnennbares Elend hinein, und namentlich

in das, daß jede Regierung an dieſen unnennbaren Orten auf faulen Füßen ſteht, und auch bei ſchwachen Windſtößen überpurzelt. Das müſſen auch die Glieder ſolcher Regierung fühlen, ſie zappeln erbärmlich beim leiſeſten Zephir, ſuchen die Segel zu richten und drehen die Mäntel, hilft aber all nichts. Und wenn es auch hülfe, was hülfe es ihnen? Was hülfe es ihnen, wenn ſie die Menſchengunſt erniederträchtigen könnten bis ins Grab, durch den Verrath der Geſetze Gottes? Im Grabe faßt ſie dann ein Anderer, der immer der Gleiche iſt und ſich nicht verrathen läßt.

An dieſes Auslachen, wenn den Unglücksmachern Raſen gedreht wurden, an den Jubel, daß man nicht mehr ſo in verfluchter Tyrannei ſei, dachte Eiſi nicht mehr, das hatte es rein vergeſſen, es hatte mit veränderter Lage ganz andere Anſichten gekriegt, hatte ſeine Grundſätze geläutert, und zwar ohne daß es es wußte, es hätte, wenn es geiſtlich geſinnt, d. h. in geiſtlichen Redensarten geübt geweſen wäre, ſagen können, der Herr gebe es den Seinen im Schlaf. So redete aber Eiſi nicht, ſondern es fluchte jämmerlich in ſich ſelbſt hinein, oder an die kalten Scheiben, über alle dabei Betheiligten und verſchwor ſich bei allem Heiligen, bei einer ſolchen Hudelordnig, wo d'Hure Küng ſyge, u 's Lumpepack Meiſter, chönns nit gah, da chöm z'letzt d'r Tüfel u nähm die ganze Paſtete.

Wenn dann endlich drüben die Lichter erloſchen, ſo ſuchte Eiſi wohl ſein Bett, aber Ruhe fand es ſelten, es ſei denn, daß es ſein eigener Gaſt geweſen; doch dieſes war nicht Regel. Eiſi lebte gerne gut, aber apart trinken, dazu hatte es den Hang, die Anlage nicht, wenn es ſie gehabt hätte, ſo hätte es ihr begreiflich nicht widerſtanden. Aber wie ſoll Ruhe über den Leib kommen, wenn die Seele in Aufruhr iſt, daß ihre Ufer, der ganze Leib, erzittern.

So verwerchete Eiſi einige Wochen, ohne daß es viel an's Beneſizium dachte, außer in ſo weit, daß es deſſen Ende

herbeiwünſchte, weil es ſeine Einſamkeit nur demſelben zu ſchrieb und den Lügen der Täſche drüben, die, wie zuweilen ein Weib, das verſtohlen ſich bei Eiſi einſchlich, ausſagte, nichts Anderes b'richtete, als wie es einen gruſamen Geltstag geben und an denen Hoffahrts Narre ein Sündengeld verloren gehen werde. Das regte Eiſi's Zorn allemal neu auf. Es hatte ſich anfänglich wohl erkundigt, wie es ſtehe mit dem Benefizi, aber gehört, es ſei nichts eingegangen, das neuis d'r werth ſei. Da ſehe man, hatte es geſagt, wie man es in ungerechtem Verdacht gehabt, es wolle verheimlichen. Wenn die Leute was zu fordern hätten, ſo hätte ja jeder der erſte ſein, keiner warten wollen bis zuletzt, wo er ja g'riskirt hätt, nüt meh z'überchs. Es nahms wohl zuweilen wunder, ob dieſer oder jener, dem es angehalten, er ſolle nicht eingeben, ob der, welcher geſagt hätte, „n'ayez pas peur, Madame," ſein Verſprechen gehalten oder nicht. Indeſſen hätte es ſich doch nicht dafür gehalten, daß es hätte fragen laſſen, oder gar ſelbſt zu fragen gegangen wäre. Die würden ſchön lachen, dachte es, und meinen wie angſt ihm ſei, und es ſtehe ſelbſt im Glauben, d'Sach überhey. O jere nei, die Schreiberleni müßten es nicht auslachen oder gar abputzen, es mög d'r Sach wohl erwarte. Luege ſi ume zu, was ſie mache.

Da kam eines Abends, als Eiſi abermals einen Zorn verwerchete ohne Gleichen, denn nicht weniger als zwei Weingumene und einen Weinherrn wußte es drüben, und keiner ſetzte einen Fuß zu ihm, kam die gedachte wohlmeinende Frau geſchlichen, die allenthalben obenauf war wie ein Pantoffelzapfen. Sie wußte unter dem Scheine der Gutmeinenheit den Leuten Sachen zu ſagen, die ihnen faſt übel machten, ſo wie man die greulichſten Wurmmittel z. B. den Kindern einhüllt in ſüße Latwerge. „Du guti Frau, ſagte dieſe zu Eiſi, biſt aber eleini, du chahſt mih doch afe dure, wie ung'wahns muß d'r doch das ſy, albez ſo viel Lüt u jetz niemere." „He, nu, es geit ſo i d'r Welt, ſi kehrt ſih, ſeit me." „U g'letſcht,

wes noh ſo blieb wie's jetzt wär, ſu wär's d'r noh z'gönne, aber ih hah hüt e Ton g'hört, du chahſt mih doch aſe dure, du armi Frau, was de biſt." „Das wird aber neuis Dumms ſy vo d'r Blättere, e v'rfluchti Lugi, wo ſi erheit un erlege het. Seh, füre mit. Einiſt muß es doch ſy, g'ſeh nih wohl, daß ih der Herreſchleipfe d'Haar uſem Gring ſchryße u er e Zäng ache ſchlah, daß ſi je i de Schuhne muß ſuche. Seh füre mit, Trini." „Darf wäger ſchier nit, los Frau, du duriſt mih viel z'faſt. U de mein de nit öppe, i heigs vo dere däne. B'hütis, die redt nüt mit mir, u we ſi ſcho wett, ſu wett ih nit, meh weder es Jahr hei m'r enangere nit emal meh gute Tag g'ſeit uf d'r Gaß. Sie haſſet mih gar grauſam, ſi mah's nit erlyde, wes neuere gut mit dir meint." „Seh, ſtürm m'r nit e halbi Nacht, wie der Sigriſt zu W., wo ner het welle lere lüte; ſäg was iſt's, ſu weiß ihs einiſt." „Lue, Wirthi, ih ſött ſchwyge, vo wege, wes de nit wär, ſu macht es d'r ume z'leerem B'rdruß, u müßli iſchs, daß es nüt a d'r Sach iſch, vo wege, es chunt vo dere däne, aber mir het ſi's nit g'ſeit." „Wie weiſch es de?" fragte Giſi ſchnauzig. „He, wie weiß ihs. Dä halb Tag, he es iſch grad gſy, wo ſi mit der Kuppele Säu da dure g'fahre ſy, bi nih zum Bach u hah neuis welle ſchwäyche, ſu chunt grad Säbel Grits Nähyere v'rby u het neuis ungerem Fürte. Ih traue es fyg e Halbi Brönz gſy, ſi ſäge geng, ſi nähms ſo v'rflucht gern, daß ſie mängiſt längs Stück ihres Fürte un es Hemli, oder was ſi uf d'r Schoos heig, z'ſäme nähy, daß mes faſt nit meh vo ne nangere mache chönn. Si ſäge, daß ſi für d's Tüfels G'walt ihri Naſe heig welle a nes Göller ſchnurpfe oder ſüſt a neuis. Si ſchleipft e Schuhmacher des ume, u ganz halb Tage ſöll er bi re hocke, ſäge d'Lehrmeitſcheni, dä wird er e d's Geld gäh hah, für gah e Halbi z'reiche. Die geit v'rby u ſtellt ſih bi m'r. M'r rede ſuſt nüt mit enangere, m'r haſſe enangere, du weißt, wie ſi m'r's einiſt g'macht het i d'r Chile, wo ſi i üſe Bank borzet iſch für d's

Tüfels G'walt u z'vorderiſt abg'hocket, un ihres G'ſchirr yche drückt het, as wär's e Yſewegge, un ume wil ſi es neus Tſchöpli aghah het, u ſe d'Bube recht hätte ſolle g'ſchane. Ja wolle, die ſchwarzi Gränne, ſi het m'r faſt Plätze abdrückt z'ſelbiſt, vo wege, ih bi eigetlig z'vorderiſt g'hocket gſy, du weißt, u ſider haſſe m'r e nangere. Wo die ſih du ſtellt, denke ih, was wott die, daß die wieder wott afah rede. U wo nih du ufluege, g'ſeh nih du, daß ſi neuis ungerem Fürte het, un es iſch m'r grad z'Sinn cho was, u hah du däycht, ſi ſyg öppe hie gſy, u heig ihri Sach bi dir g'reicht u du heigiſt er e neuis für mih g'ſeit, we ſi mih öppe g'ſeh ſött, u hah B'ſcheid u Antwort gäh, wo ſi g'fragt het: machſt's ſuber? Ih ſött, hah nih g'ſeit. Biſt neue us gſy, Grit, hah nih du g'ſeit. Ha neuis müße reiche, hets du g'ſeit. Wirſt bi Steffes Eiſi gſy ſy, hah nih du g'ſeit, iſt's z'weg? Nei, ih bi bi diſere gſy, mi macht's dert geng d's Halb beſſer, ſeit das Täſchli. U wie ih ihm du druf wott diene, wie's ſih g'hört het, ſeits du: ja, u was die m'r g'ſeit het, weißt's o? nei aber, wie nih g'lost hah, hahs zwar geng denkt, das chöm e ſo, u hahs o mängiſt g'ſeit zu myne Lüte, ſeit die ſchwarzi Gränne. Weiß aparti nüt, hah nih du g'ſeit. Hätt gern g'ſeit, weder was all Lüt ſäge, daß die, wo ihm d's Brönz gäh heig, i alle Lüte Mülere ſyg wege ihrem G'ſchleipf." „Warum heſt's nit g'ſeit?" fragte Eiſi. „Hätt nit möge z'Platz cho", antwortete Trini. „Das wär d'r Tüfel, wes d'r Aerſt gſy wär", antwortete Eiſi. „Los, wäger nit, u fußwarms hätt die Täſche 's ume g'ſeit u däych, mys Aettis Bruders Sohn hechlet dert. Aber los jitz, was es du ſeit, aber wäger ih darf d'r's faſt nit ſäge. Denk, was ih v'rnoh hah, ſeit du die Täſche, d'Wirthi het m'r's g'ſeit. Jetzt ſygs am Tag, wie's dem Hoffahrtsnarr dert äne, wo ſe geng am Fenſter usgränne heig, gang, die chönn jetz d's Säckli näh u d'r Gottswille gah heuſche. Da chönn me doch noh g'ſeh, daß e g'rechte Gott im Himmel ſyg. Es geb

e Geltstag, vo de grüslichſte eine, viel, viel tuſig Pfung ſyge z'weni. Wo das Täſchli das ſeit, iſt m'r du d's Für dure Gring g'ſchoſſe u du ſäge nih, das ſyg erheit un erloge. Wes wär, ſu müßt ihs doch o wüße. Es gange ja kener Schulde y, hah nih du g'ſeit. Da lachet du das Mönſch, o ih bi ſo taubs worde, ih hätt ihm möge a G'ring ſchieße, u ſeit du, du biſt, ſchynts, läß b'richtet, oder thuſt ume d'rglyche. Ja, im Afang ſyg weni ygange, d'Lüt heige däycht, ſi welle mit d'r Sach nit preſſire, es ſyg z'letzt noh früh g'nue. Wer's nit chent, wie's d'Lüt mache, hätt chönne glaube, d'Sach wär mit ſöreli bös. Aber die letzte drei Tag, du wohl, du ſyg es du cho, es ſyg e ſchröckligi Sach gſy, ſi heige d'Poſt bal nit möge g'führe, ſo ſyge Briefe cho inn uſe (Weltſchland) un d'Amtſchryberei ſyg geng g'ſtocket voll Lüt gſy, d'r G'richtſchryber heig ſih geng hinger enangere v'rflucht, ſo heig er's nie erlebt, u wenn das noh länger währe ſött, ſu lief er furt, daß ne ke Hung meh g'ſächt, vo wege, lebig g'ſtieng er's nit länger us. Un hüt oder morn erſt gang's us, aber es ſyg ſcho geſter ſo grüslig viel gſy, daß, wo ſi's heige welle z'ſäme rechne, längs Stück 's keine chönne heig. Wohl, du iſt's m'r du nimme z'helfe gſy, jetz ſölls ſchwyge, hah nih ihm du g'ſeit, ſuſt chöms de uſufer da dänne, ih well's lere, ſo gah z'lüge u d'Lüt verlümde, ja wolle. Du ſeits du, es lüg nit, es heigs nit erſinnet, ſi dinne heigs g'ſeit, die heigs ſelber g'ſeh, u nit menge Tag werde's d'Kilcher u d'Märitlüt b'richte. So hets g'ſeit u geit du u laht mih am Bach ſtah wie ne Mulaff, u wo nih du endlig d's Mul wieder z'ſäme bringe chah un ihm o ſo recht vaterländiſch wüſt ſäge wott, ſu iſch es du ſcho wyt e weg gſy. Jetz hah nih däycht, ih well d'r's cho ſäge, damit du g'ſehyſt, wie wüſt u lugethaft d'Lüt aſe ſy, u wed öppe e Ton g'höriſt d'rvo, de grad wüſſiſt, us welem Loch er chunt. A der Sach wird nüt ſy, natürlich, oder heſt du öppe neuis vernoh?" frug Trini, und machte ganz ſpitzige Augen zu der Frage.

In Eisi stritten Zorn und Angst und schnürten ihm den Hals zusammen, aber der Zorn überwand die Angst, der Unglaube an seine Zustände, welchen der Hochmuth ihm eingeredet hatte, der war noch nicht erschüttert. Es sollte niemand von ihm reden, was es selbst nicht glaubte; es wäre alsobald hinüber gestürzt und hätte dem Tüfel vo Lugnere d'Zäng hingere g'schlage, daß sie se in den Schuhnen hätte müße z'säme lese, wenn Trini ihm nicht in Weg gestanden, d'r Tusig Gottswille angehalten hätte, es solle doch ja das nicht machen, es chöm zwüsche yche u müß sih de etgelte, u sys Vaters Bruders Sohn. U de föll es ne doch däne d'Freud nit mache, es syge Gutsene däne und angers Herre G'schmäns noh meh, u die hätti die größti Freud daran, we zweu Wyber enangere o so recht rupfte u z'letscht hätte si's de noh mit diesere, u we de Alles wider ihn's syg, was es de mache wett? Es müßt d'r Chürzer zieh u Schang u Spott usstah, u diesi chönnt d'r Buggel voll lache. Es föll lieber warte, bis dä Usfath elleini syg, de, wenn es glaub es mög se u es g'sechs niemere, du föll es de gah u se abhosche, bis es es düech, es heigs jetz für e Rung, aber d'r Tusig Gottswille allweg nüt säge, wer ihm neuis g'seit heig, es bruch ja gar nüt z'säge, warum es ere gäb, si chönn däyche, es syg z'säme G'sparts vo Langem.

Es hielt hart, bis Eisi sich setzte, denn wenn eine Frau so recht erlaubet ist, so frägt sie nach gar nichts, und daß jemand stärker sein könne als sie, das fällt ihr gar nicht ein. So eine rechte Weibertäubi ist die Schwester der berühmten nordländischen Berserkerwuth, das hat schon mehr als ein Mann erfahren, wenn die erlaubete Frau ihn aufsuchte im Wirthshause und ihm in Mitte seiner Spießgesellen in die Haare fuhr. Sie hatte auch nicht lange gewerweiset, sehe es jemand oder niemand, sei sie oder er stärker, sie fuhr halt los, denken that sie nichts. Endlich, da Trini nicht absetzte mit Wehren, überwog die Aussicht auf besseren Erfolg. Eisi stellte

Trini ſeinen üblichen Lohn für eine Kräzete auf, einen halben Schoppen ſammt einem Stück weichen Brod und verhandelte mit ihm die Leute in der üblichen Runde von einem zum andern, bis Trini ſeinen halben Schoppen aus hatte und zärtlichen Abſchied nahm. Böſe Leute wollen behaupten, Trini habe noch ſelben Abend drüben bei der Speiſewirthin einen ganzen Schoppen getrunken und zwar ebenfalls gratis.

Als aber Trini fort war, kam Eiſi die Angſt doch wieder; die Poſten, welche es kannte und die nicht aufgeſchrieben geweſen, ſtiegen wie Geſpenſter vor ihm auf, Ahnungen von andern durchſchauerten wie bewußtloſes Grauen ſeine Seele, es machte ihm heiß, daß es den Schweiß abwiſchen mußte. Es lag die Nacht durch ohne Schlaf, wie im Fieber. Als der Tag kam, verſchwand allmählig ſeine Angſt, gleich wie Geſpenſterfurcht; der Glaube an das, was es nicht ſah im Sonnenſchein vor Augen, löste ſich auf, wie ſogenannter Aberglauben im Scheine ſogenannter Aufklärung. Es ward überzeugt, es ſei nichts da, indeſſen wollte es ſich ſo recht vergewiſſern, dann die More abſchlah, daß es dem Brunneſtock un dem Südeltrögli g'ſchmuecht werd. Es ſinnete zuerſt daran, den Maſſaverwalter zu beſcheiden, aber ſeit einigen Tagen hatte es ihn im Verdacht, er ſei falſch an ihm, es hatte ihn nämlich zwiſchen Tag und Nacht in die Speiſewirthſchaft gehen ſehen. — Es entſchloß ſich kurz und gut auszufahren. Sie hatten zwar das gleitige Biggerli nicht mehr, dagegen einen guten alten Blötſchi, mit welchem das dümmſt Wybervolch fahren konnte, ſo lange die Räder rollen konnten. Dieſes Ausfahren alleine hatte an ſich nichts Auffallendes, ſchon bei Steffens Lebzeiten hatte Eiſi oft Zügel und Geiſel gehandhabt. Bloß das Ziel maskirte Eiſi, es fuhr vom Hauſe weg, als ob es d's Land ab wolle, lenkte dann aber ſeitwärts, bis es in die rechte Richtung kam und an den Ort, wo die Amtſchreiberei ſtand. Dort hatte es eine Freundin, mit welcher es vielen Verkehr trieb. Es ſchickte ihr allerlei zu, Anken

und was man ſo auf dem Lande produzirt, während ſie ihm Deſſert lieferte, wenn es deſſen nöthig hatte, oder Zitronen, oder eingemachtes Pflaſter auf Datern. Es war eine gutmüthige Perſon, und ſo lange ein Menſch auf zwei Beinen ſtund, verachtete ſie ihn nicht, ließ ihn nicht fahren. Sie ſagte oft, keine Feder müſſe man zertreten, wie ſchlecht ſie auch ſei, die ſchlechteſte ſei noch zu was gut, v'rſchwoge öppe e Mönſch, wenn eim ſcho düech, er ſyg z'ungeriſt niede, teufer nützti nit. Mi wüß nie, ob me ne nit noh nöthig heig, u ſo lang eine leb, ſyg d'r Sach nie z'traue; es chöun eine ſih b'chyme über Nacht, es wüß ke Menſch wie, u de v'rfluchti Täſche ustheile dene, wo g'meint heige, ſi chönne uf ihm ume trappe wie d'Kühyer uf em Miſt. — Dieſe Freundin empfing Eiſi freundlich wie immer: „He, biſt o einiſt wieder da, das freut mih doch, ſagte ſie, hah g'meint du ſygiſt g'ſtorbe oder höhns, u hätt' doch nit g'wüßt für was. Wes beſſer Wetter u Weg gſy wär, ih wär expreß uſe cho, cho luege, was mit d'r ſyg; aber ih alte neue afe u mah nimme laufe wie albez, b'ſungerbar dieſe Winter. Es iſt m'r neue uſem Herz, daß es mih zytewys düecht, es well mit m'r dure Bode ab. O, mi weiß nit, we me jung iſch u g'ſüng ums Herz, was me het, u wie me ſött z'fride ſy. Nei, das weiß me nit, bis es angers wird, de finnete mes neue." Es wär ſo, ſagte Eiſi, d'rnebe chah me g'ſung ums Herz ſy, u doch e Burdi druf hah, daß es eim düecht, es müß abe nangere. „Heſch B'rdruß, heſt neuis"? fragte theilnehmend die Freundin.

So ging Eiſi das Herz auf, es packte aus, was es darin hatte und frug um Rath, wie machen, um über d'Sach z'cho, ob's ächt ſelber i d'Schryberei müß? „Bewahre nei, ſagte die Freundin, ih will d'r ſcho d'rzu v'rhelfe, es iſt nüt liechter."

Und richtig, ehe eine halbe Stunde um war, trat der Amtſchreiber ein. Er war verblüfft im erſten Augenblick, doch faßte er ſich und richtete nun Eiſi an, daß ihm faſt

g'ſchmuecht wurde, eine ſolche Summe wäre im Traum ihm nicht in Sinn gekommen. Der Geltstag ſei unvermeidlich, ſagte der Amtſchreiber, wenn man nicht accommodiren könne, es ſei auch möglich, daß falſche Eingaben gemacht worden, das werde ſich aber erzeigen. Er hätte anfangs nicht geglaubt, daß es ſo bös ſei, aber in den letzten Tagen hätte es ihm ſchier welle afah gruſe. „So, ſagte Eiſi, iſt's dä Weg"? aber wunder nähms ihn's doch, woher das alles gekommen, es hätte doch auch darum wiſſen müſſen. Der Amtſchreiber konnte nur oberflächliche Auskunft geben, nannte nur einige der beträchtlichern Summen, welche ihm im Gedächtniß geblieben waren. Die richteten Eiſi wieder auf. Das ſei erheit und erlogen, ſagte es, von dieſem und jenem wiſſe es kein Wort, dene Spitzbube wolle es den Marſch machen. Aber gerade ſo ſei es mit den verfluchten Beneſizien, es hätt's ſchon manchmal gehört. Da meine ein jeder Spitzbube, er könne eingeben was er wolle, und hintendrein könne man entweder zahlen oder prozediren, dann komme es zum Eid, und wenn e ſellige Schelm dazu kommen könne, d'Finger ufz'hah, ſo ſei alles verſpielt. Es habe nicht umſonſt gewehrt und gemeint, es müſſe nicht ſein, aber ſo are Frau los me nüt, es wolle es ihnen aber um d'Naſe rybe, daß ſi z'ſchmöcke heige meh as g'nue. Die aber, wo z'grechtem eingegeben, die würden ſchon mit ſich reden laſſen, wenn ſie g'ſechte, wie es gegangen und wie man es ihm machen wolle.

Der Amtſchreiber nahm Eiſi die Hoffnung nicht, ja, ja, ſagte er, me müß luege, d'Sach werd ſih ſcho mache. Weibern in ſolchen Umſtänden Wahrheit einſchenken, thut niemand gerne, das iſt eine Sache, die man dem Nächſten gerne gönnt. Niemand thut gerne den erſten Zorn ab, zieht den Haß auf ſich, die Nachrede, man habe jemand ins Unglück geſtoßen. Das iſt die merkwürdige Täuſchung, daß der Unglückliche denjenigen, welcher ihm zuerſt die Wahrheit verkündet, die Augen über ſein Unglück öffnen will, für den Urheber ſeines Unglücks

anſieht, nicht ſatt werden kann, ihn zu verfluchen und zu verdammen. Dem entzieht man ſich gerne, will nicht d'r bös Ma ſy, giebt ausweichenden Beſcheid, hilft mit verblümten Redensarten ſich aus der Klemme, thädiget Fragende uneinläßlich ab und drückt ſich. Man denkt dabei nur an ſich und bedenkt nicht, welch Unheil man anrichtet. Denn der, welchen man mit ſolchen Redensarten getröſtet und abgethädiget hat, läßt das Zweideutige aus denſelben fallen, behält nur das, was ihm zuſagt, macht daraus beſtimmte Ausſprüche, die Recht oder Rettung verheißen, und klammert ſich daran, wie der in einen Strom Gefallene an jeden Zweig, der über das Ufer hängt. So behauptete Eiſi und behauptet es noch, der Amtſchreiber hätte geſagt, die Sache ließe ſich machen, wenn man es begehre, u we me lueg. Aber es heig ebe niemere bigehrt z'luege, d's Conträri, e niedere hätt's zu unterdrücke u vo ſyr Sach z'bringe g'ſucht, daß ſi's vor Gott i alli Ewigkeit nit v'rantworte könne.

Dreizehntes Kapitel.

Eiſi erhebt ſich, ſendet Freunde aus und wird auf einen Standpunkt geſtellt.

Das Beneſizium ward ausgefertigt, der Gemeinde zugeſtellt und Eiſi ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als es daſſelbe zu Geſichte kriegte, denn es hatte per se vergeſſen, wie es bei ihnen zugegangen war. Eine Unmaſſe kleiner Schulden kamen zum Vorſchein für hundert Dinge, an die es durchaus nicht mehr dachte. Hier hieß man den Knecht was mitbringen, ſäg de, mi well cho zahle, wenn me öppe yche chöm; dorthin waren Kinder, Mägde ausgeſandt worden, ſollten was holen, ſollten nur ſagen, man werde dann

ſelbſt zahlen. Das alles wur'e vergeſſen, die Leute forderten es nicht ein, dachten, es gebe noch mehr, ſie wollten es dann zuſammen machen, oder ſie hatten einen Conto eingegeben, aber man hatte deſſen ſich nicht geachtet, er war mit anderm Papier verbraucht worden. Wie ſich aber ſolche Schüldleni aufhäufen und ſummiren können, davon hat man keinen Begriff. Darum ſagte Eiſi, es chönn nenis ſy, aber e ſövli, darvo ſyg ke Red, es müßt ſih ja ſchäme bis i Bode ache. Dann kamen die Metzgerſchulden, hier für Kälber, dort für Schafe, für Kühe, beſonders Reſtanzen von vier, ſechs, zehn Neuthaler. Nur zu oft hatte Steffen geſagt: Sä, da heſt afe, mit em Reſt wartiſt m'r wohl noh e chly; hätt viel z'zieh, aber niemere wott m'r öppis gäh. Müller und Bäcker waren nicht weniger betheiligt, dann erſt die Weinhändler von allen Sorten, vor allem aber die, welche zumeiſt bloß mit wackelnden Wirthen Geſchäfte machen, mit welchen Wirthe, die Geld haben, ihrer Unredlichkeit, ihrer Verfälſchungen und Wuchereien wegen, nichts zu thun haben mögen. Dieſe kamen nicht bloß mit Rechnungen angezogen, ſondern mit Schuldbillets und Zinſen, und ob die Summe, welche im Billet ſtund, nicht um einen Drittel größer war als der Betrag des gelieferten Weines, wer wollte das unterſuchen, war doch das Billet da und von Steffen unterzeichnet und in Steffens Hausbuch war von dieſem Weine nichts verzeichnet. Dann kamen andere Schulden. Steffens Bruder z. B. hatte eine Forderung von tauſend Fr., die er geliehen, eingegeben; ähnliche Anleihen kamen mehrere. Dann kamen die Bürgſchaften, die Steffen ſo leichtſinnig als möglich eingegangen war. Wahrſcheinlich dachte er: das komme jetzt auf eins, öppe e chly minger oder e chly meh. Dann erſt kam das Weibergut und die auf der Liegenſchaft haftenden Schulden, ſo daß die Schuldenmaſſe das Vermögen weit mehr als um die Hälfte überſtieg.

Dieſes Ergebniß hielt die Gemeinde Eiſi unter die Naſe

und ſagte ihm unverblümt: „Lue, du dummes Fraueli du, wie's ganze wär, we me d'r glaubt hätt, das wär ſufer uſe cho. Hätt' me ume ſcho früher g'luegt, mi hätt chönne, mi hätt ſölle, aber es iſch z'ſelbiſch e angere Meiſter giſt. Da iſch nüt angers z'mache, hör ume chäre, da muß geltstaget ſi, das iſt fertig. Sövli V'rmöge g'ha u jetz ſövli Schulde, un i ſo kurzer Zyt, wo wettiſch jitz mit de Schulde chönne huſe, wo d'r's nit heit chönne mache, we d'r ſövli nzch giſt?" Als Eiſi von Steffen ſagen wollte, wie der ſchuld ſei, jetzt alleine es anders fahren welle, da hieß es: „Es wird öppe eis d'm angere nit viel für z'hah hah. M'r hei Steffe wohl kennt, m'r wüße, wie er eine giſt iſch, wenn er d's G'ſell g'hah hätt, e nangeri Frau z'übercho, wo hätt wüße z'huſe, mit ume z'bruche, ſo hätt Steffe chönne e Ma abgäh, d'r V'rſtang hätt er g'hah d'rfür. Aber wenn Bedi nüt v'rſtange vo d'r Sach u nüt wüße, as bruche, ſu chunts e ſo. Da wollte Eiſi die Arme ſtützen und ſagte, es nehme es doch wunder, was es ſchlechts gemacht habe, und was es ſolle gebraucht haben, wenn Einer was wiſſe, ſo ſolle er hervorkommen und es ſagen. Vo wem d's V'rmöge chöm, werd me wüße, u wer d'Sach heig müße mache, hätt me chönne g'ſeh, wenn me wär cho luege, un es well iho düeche, as hätte ſi ſelber o nit viel V'rſtang vo d'r Sach. „Los du, branze wei m'r nit, d'Sach iſch wie ſi iſch, d's Beſt iſch, du luegiſch öppe bi de V'rwandte u bi de G'vatterlüte, wer öppe vo de Kinge d's eint oder d's anger well, u du luegiſt für Platzg als Köchi oder Stubemagd, öppe die jüngſt wärſt nimme, aber d'rnebe noh bravi g'nue, vo wege da iſt nüt angers as d'r Geltstag azrüfe." Das thue es nicht, ſagte Eiſi. Um Platz zu ſuchen, darum ſei es ihm noch lange nicht, und wenn es ſein müſſe, ſo werde es ſie nicht fragen, für was es brav genug ſei, einmal gewiß nicht für ſo ſchläberige Kudermanuleni. Der Amtſchreiber hätte ihm deutlich geſagt, wenn ſich jemand ſeiner annehmen wollte, ſo ſei d'Sach z'mache. Wenn

man daraus thäte, was falsch sei, mit den Andern um ein Billiges accordirte, und d'Sach im rechte Preis anschlüge, es sei alles d's Halb z'wohlfeil, so lasse die Sache sich machen, wie man nur welle.

He nun, wenn es so leicht sei, so solle es es machen oder zum Amtschreiber gehen, der solle ihm helfen, das sei ihnen ja recht, sie aber wollten die Erbschaft nicht antreten, dazu sehe sie ihnen zu strub aus. Aber wenn jemand anders es welle, so sei es ihnen ja recht. — Zum Amtschreiber gehe es nicht, sagte Eisi, dä heig de z'un'rschamt ufg'macht für sy Müey u heig doch nit emal möge selber ehe, heig ume so ne Löhl g'schickt, aber er werd g'wüßt hah warum. Meh as drei Tag syg er da gsy u doch heig es ihm der Hunger nit chönne g'stelle, nem Durst wells ume nit rede. Es wisse noch andere Leute, wo es z'Rath gehen könne. Wenn sie sich keine Müey geben wollten für ihre Burger, so wolle es selber luegen, so liederlig setze es nicht ab und lasse fahren, was sie so viel gekostet.

He nu so gump, u weks mache chahst, u gieb bis den u den d'r B'scheid, sust rüfe m'r d'r Geltstag a, ohni Parden.

Was doch Eisi beim Heimfahren für einen Zorn verwerchete über die Kudermannleni, die so mit ihm umgingen, auch gar kein Einsehen haben wollten mit ihm, ihn's behandelten wie eine Kachelifrau oder eine Umgängerin!

Eisi fuhr zu seinem Bruder, daß der ihm helfe, oder für ihn's einstehe, reversire; es wußte zwar nicht was das Wort bedeute, aber man hatte es ihm so gesagt. Es hatte zwar anfangs auch Verdacht auf ihn gehabt, er wolle da was für seine Buben fischen, seither hatte es aber nicht gemerkt, daß er die Hand im Spiele habe, auch hatte er nichts ins Beneßzium gegeben, es traute ihm daher noch am meisten.

Doch der wollte nichts von der Sache. Reversire, öppis Dumms e so, das chah me nit u we me chönnt, su wett ih

d'Finger nit eyche hah, es chönnt u'r se abschnelle bis a d'Achsle zueche. Brav Wybergut mache u suſt nebe zueche noh was me hah, das war seine Meinig; in dieſer Beziehung war er zu Rath und Hülfe bereit.

Aber Eiſi hatte dafür taube Ohren, es ſinnete nur in einer Richtung, die Räthe, welche nicht in die gleiche Richtung ſchlugen, die waren ihm vom Böſen. Eiſi wollte Wirthin bleiben, der dunſtigs Täſche gegenüber wollte es nicht weichen, der wollte es zeigen, daß am beſten lacht, wer zuletzt es thue, u daß all ihr Aufreiſen und Hetzen ihr nichts helfe als ſe ſelber i d's Loch g'ſchlah.

Eiſi ſagte daher ſeinem Bruder wüſt, fuhr heim und machte heimlich ſeinem ehemaligen Rechtsfreund Beſcheid, alſobald vor ihm zu erſcheinen. Der hatte es wie alle geſchaffenen Kreaturen, er ließ ſich gerne der Sonne nach, verſchmähte es jedoch auch nicht, im Finſtern ſich was zu Gemüthe zu führen, er war eins jener beglückten Geſchöpfe, die Tags und Nachts ihr Futter finden können. Er hatte ſich lange nicht bei Eiſi ſehen laſſen, ſondern hatte ſich zur Speiſewirthin übergeſiedelt, der Botſchaft jedoch folgte er ſonder Säumen. Als Eiſi ihn anraugte, ob er ein bös Gewiſſen habe, daß er ſich nicht mehr zeigen dürfe, wege der Luenz da äne, oder ob er ſich ſeiner verſchäme, daß man ihn gar nicht ſehe, begehrte der auf und ſagte: er habe alle Urſache zu glauben, Eiſi zürne ihm, es hätte ſich ſo und ſo gegen ihn betragen, und da er ſich nicht im Fehler gewußt, ſo hätte es ſich ihm nicht geſchickt zu fragen, was das bedeuten ſolle, er hätte gedacht, es hätte ihn's jemand aufgewieſen. Die beſte Manier im gemeinen Leben, ſich bei ſolchen Anläſſen herauszuhauen, iſt immer das Aufbegehren, durch daſſelbe wird zumeiſt der Gegner verblüfft, die Stellung wird verändert, der Friede wird geſchloſſen mit gegenſeitigen Zugeſtändniſſen. Es iſt eine ähnliche Weiſe, wie die ſogenannten Mächte von jeher ihre Kriegserklärungen abgefaßt haben; — jede iſt im göttlichſten Recht, hat den

Frieden gewollt, wirft der andern Macht Friedensbruch und die ersten Feindseligkeiten vor.

Eisi war in solchen Kämpfen nicht Neuling; es meinte, das seien Schneckentänze, er werde geglaubt haben, es sei bei ihm nichts mehr zu verdienen, und das sei nichts Anderes, we me halt d'm liebe Bred nah müß. O jere, sagte der Freund, wegem Bred bruch er de nit so nöthli z'thue, es syg ihm wege d'r G'sellschaft, we me d'r ganz Tag im Bureau gsy syg, su schwäz me am Abe gern e weneli u v'nehm öppis neus. „Syg das jetzt wie's well, sagte Eisi, su los neuis.“ — Nun erzählte es ihm, wie es ihm gegangen allenthalben und wie die Sachen stünden. Der Freund machte anfangs ein bedenklich Gesicht, nahm das Benefizi zur Hand, rechnete, stützte den Kopf auf, und machte dazu ein so bedenklich Gesicht, daß der schwarze Maudi, welcher ihm gegenüber auf einem verlöcherten Lischenruhbett sein Lager hatte, Angst kriegte, einen Katzenbuckel und den Schwanz strub machte, zum Fenster hinausgesprungen wäre, wenn Eisi ihm nicht die Thüre geöffnet hätte. Endlich, nach einer heißen Stunde, in welcher kein Wein anschlug, den er durch den Rachen goß, sagte er: „Wirthin, ih mag rechnen wie ih will, so hat der Amtschreiber Recht, d'Sach chunt gut, wenn sih ume öppere d'r Sach anäh will. Lue selber, sövli Schulde sy, sövli der Gattig u sövli der Gattig, u die da alli chönnt me villicht durstryche, we me d'Sach recht erliest. Lue jetz, we me dene zechni vo hundert git, u dene zwänzgi, so schlecke si d'Finger, de dä mit d'm Gültbrief muß Zeyse lah fahre, emel bis a eine, u es sy siebe. Wes e Herr gsy wär, sövli hätt er nit lah z'säme cho, aber das ist noh Eine us d'r eltere Lieferig; die hei sih g'meint, wenn sie hei chönne rühme, so u so viel tusig Pfund usstehedi Zeyse heige si u heusche niemere kene, bis es well für nache gah; die sy aber neue nimme dick. U we me de öppe was da ist recht a d'Schatzig bringt, un öppe z'gelte macht, was me etmangle chah, öppe unger d'r Hang,

es bruucht de nettli ke Steigerig z'ſy wo nüt weder choſt, u Hus u Hei o öppe im wahre Werth nimmt, ſu luegt dir noh es ſchöns B'rmöge uſe u du chahſt wirthe wie ſo lang de lebſt, u dih erſt recht uſlah. Aber natürlich mit dene Lüte muß me rede, mi muß ne nah. Oeppe z'Hus u z'Hei cho anerbiete, ſi welle d'r d'Sach ſchänche, ſelb werde ſie öppe nit. We d'r de Gläubiger dä Weg a d'Hang gange u de villicht ſo zum Schyn e Käufer hättiſch, daß de biwyſe chönntiſch, d'Sach well d'r ſövli gelte, ſu muß d'Gmeind ytrete, ſuſt will ih de. Ih übernihme de d's Ganze, ih will de bim Schieß ſcho luege, ob ih mög g'fahre oder nit."

Eiſi ſagte, ſo ſygs ihm vorgſy, aber us enangere nüh hätt es d'Sach nit chönne, wes jetz ume öppere hätt, der d'r Sach nachlief, es ſelber chönn nit vo Hus, ſy Bruder ſyg e Sch—hung u ſuſt trau es kem Mönſche, weder wenn er welt gah, er verſtiengs, un es hätt d'r Glaube zu nihm. „Ja fryli, Wirthi, v'rſtah thät ihs wohl, aber de ſy noh zwo oder gar drei Sache d'rzwüſche; d'rnebe thät ih d'r's gern z'G'falle. Erſtlich hah nih v'rflucht viel z'thue u chönnt faſt nit ertrünne; zweites bi nih nit dy Vogt, nit dy B'wandte, hätt ke Prokur vo d'r G'mein; wenn öppe eine vo de B'wandte d'rby wär, emel im Afang, bis ue öppe afe e Liſte hätt, ſu wär's ſcho öppis angers; u endlig dä Augeblick wär ih wirklich nit bi Gelt, für dere Uslage z'hah, vo wege das choſt, io Weltſchlang yche un all ne nah. Ih ſött Geld hah wie Steine, ſött chönne vier Küh futtere d'rmit, we mes ſchnäßle chönnt wie d'Herdöpfel, aber es gehyt m'r i Gotts Name nüt y, u d's Wüſtiſt mache brächt ih nit übers Herz. Meh weder es Dotze chönnt ih uf e Gring ſtelle, wo nih uſtriebni Rechti hah, Uslage es weiß e ke Tüfel wie viel u Hüſe Geld z'ſäume brächt wie Birlige, aber ih mah neue nit, d'Lüt dure mih, myn Herz iſch z'lings für ſelligs."

Wege de Köſte bruchte er nit Chummer z'hah, ſagte Eiſi, das wett es luege z'mache, es heig noh Geld, öppe ganz

blutt ſyg es notti nit. Nit daß es öppe aparti e Mutech g'macht heig. U de heig es noh viel Sache, daß ſyni ſyge, vo Heimet u vo de G'vatterlüte u ſuſt öppe Kram, u we me das öppe vor u nah z'gelte mach, ſu gäbs noh es ſtyfs Hüſi. D's Gelt ſött nüt im Weg ſy u wege de G'ſchäfte werd ſih das öppe o mache, gäb e Wuche uf oder nieder, werd das öppe nit viel druf ahcho; mit ſyr Sach aber preſſirs. Aber beim Verwandten, bei der Prokar blieben ſie ſtecken.

Da ging die Thüre auf und Steffens Bruder, deſſen Schuldner er geworden war, kam herein. Er kam nicht holdſelig, der muthmaßliche Verluſt drückte ihn ſehr, er wollte ſehen, ob da nicht irgend wie etwas zu ſeinen Gunſten zu machen ſei, und wenn nicht, Eiſi ſo recht oberarm wüſt ſagen, der Geſcheidteſt war er eben nicht. Dem Rechtsfreund ging ein Licht auf, den Schwager faßte er beim Zipfel und ehe ſie gute Nacht ſich ſagten, war der Schwager zufrieden, einſtweilen wenigſtens, und die Sache richtig. Er war der erſte Schuldner, der neunzig Prozent einſchlug, d. h. auf dem Papier, denn Eiſi verſprach ſchriftlich und mündlich, ihn, wenn die Sache zu Stande käme und es auf der Gnepfi bleiben könne, vollſtändig zu entſchädigen. Auch verſtund er ſich dazu, perſönlich der Sache ſich anzunehmen und wenigſtens im Kehr herum mit dem Freund gemeinſchaftlich zu agiren, gegen Weltſchlang zu well er ne de lah mache, uf das donnerd Weltſch heig er ſih neue nie recht chönne v'rſtah, v'rſchwyge de neuis d'rmit mache.

So könne es nicht fehlen, ſagte der Rechtsfreund, d'Sach müß gah, ſi mög welle oder nit, u mängs tuſig Pfung chönn me dä Weg uſem Für zieh, aber ſelligs chöm nit alle Lüte z'Sinn. Je mehr ſie rechneten, deſto mehr Profit ſahen ſie, Eiſi kriegte die beſte Hoffnung reicher zu werden als es je geweſen, es war der fröhlichſte Abend, den es ſeit Steffens Tod zugebracht. — Die da äne wart die ume, dere well es es de zeige, was Trumpf ſyg, und eh die barfuß dem heilige

Almuese nahlauf, seh es sy Seel nit ab. Aber z'erst well es se de noh einist erchrute, daß si nah Gott schrei u mein, alli Beinli syge abenangere.

Die nächsten Tage ging das Accommodiren also an, die Beiden liefen nach und kriegten alle Tage bessere Hoffnung, daß das Ding sich machen werde. Freilich mußten sie dabei auch viel abthun und hören, aber sie gewöhnten sich daran und übten sich dabei in gottseligen Redensarten.

Allenthalben empfing man sie finster und böse, sagte zuerst, mit der Sache wolle man nichts zu thun haben, entweder Alles oder Nichts, und wenn man schon unterschreibe, so gebe es doch aus allem nichts, wer da o wett d'Finger zueche hah? U de a sellige hoffährtige u hochmüthige Lüte, wo eim nit emal heige möge danke, we me ne d'Zyt g'wünscht heig, müße gah z'r'spiele, das düech se strengs. U wes noh nit e Wirth wär, si wette noh minger säge, öppe so ne Krämer, wo d'Müsterer z'Bode g'ritte heige oder dä süst Ung'fell g'hah heig, aber so ne Wirth, dem d's Geld zueche trohli, wie dur es Stiefelrohr ab, wo z'erst d's Land usnutzi, daß es e grüsligi Sach syg, grad wie es schlechts Lehemannli d's Hösli, wo es empfange heig, de noh gah geltstage u d'Lüt noh einist, noh nahm Tod um ihri Sach z'bringe, das syg nicht recht, dä Weg chöms nit gut, u mit der Sach welle si nüt z'thue hah, si welle nit gah Götti sy, für daß die hochmüthigi Gränne noh länger chönn die fürnehmi Frau mache u seie über d'Achsle aluege. Es nähm se einist wunger, was die o für es G'sicht machi, wenn si usem Blutte hocki.

Dann begann der Rechtsfreund seine Rede: Ja, sagte er, es sei so, er könne ihnen nichts darwider haben, es thäte ihm auch weh, sein Geld zu verlieren, und viel sei gegangen, wo nicht hätte gehen sollen. Aber geschehenen Dingen müsse man z'best reden und Steffen, wo sich eigentlich zu verantworten hätte, nicht weil er alleine schuld gewesen, sondern weil er doch der Hausvater gewesen und die Hand hätte am Arm

haben ſollen, der ſei jetzt unterm Herd, an ihm könne man nichts mehr machen. An die armen Kindlein ſolle man denken, es wäre doch auch grauſam für die, wenn die ſo von Haus und Hof ſollten, vielleicht in Umgang, und vermöchten ſich doch nichts dafür, und wenn es dann grüslige Lüt aus ihnen geben würde, ſo müßte man ſich auch ein Gewiſſen machen, wenn man geholfen hätte, ſie von ihrer Sach ſtoßen.

Was ſelb ſei, ſagte dann wohl hie und da eine Bäurin, ſo ſtoße man niemand von ſeiner Sache, wenn man nichts wolle, als was Einem von Gott und Rechtswegen gehöre. Dann ſei es aber noch die Frage, ob's den Kindern nicht wohl ginge, wenn ſie unter brave Leute kämen, und ſie möchten faſt kommen, zu wem ſie wollten, ſo ging es nicht übel. Sie hätte noch nie gehört, daß es aus Kindern, die nichts arbeiteten, äßen und tränken was ſie gut dünkte und g'ſchändeten, daß es eine himmelſchreiende Sache ſei, je was Gutes gegeben habe. Und öppe wüſtere, uverſchanteri, ſchmäderfräßigere King, als die ſeien, hätte ſie nie geſehen.

„Ja, ja, du gute Frau, ſagte dann der Rechtsfreund, der zwiſchen den beiden Wirthinnen ſich eine bedeutende Gewandtheit im Umgang mit Weibern erworben hatte. Du haſt Recht, ſo iſt d'Sach, die beſten Kinder ſind es nicht, aber das wurd ſich ändern, zähl darauf. Es het ſcho mängs Kanari angers afah pfyfe, wes het welle v'rſufe, v'rſchwyge de es Wybervölchli. Und dann wird dazu geſehen werden, zähl darauf, die läßt man nicht ſo machen, wie es ſie gut düecht. Selber werchen müſſen ſie, und die fremden Leute bleiben dahinten. Daneben muß für dich rechnen, und es iſt doch beſſer öppis, as gar nüt, beſſer e Luß im Kabis, as gar ke Fleiſch, ſeit me albez. Von hundert giebt man zehne, das iſt doch geng das, und an manchem Orte giebt man gar nichts und begehrt die Leute um alles zu bringen.“ „O öppe wege d'r Ehrlichkeit d'wege würdet ihr nicht nachlaufen, wenn ihr nicht ſähet, was dabei zu profitiren, ſo wäret ihr wohl

daheim geblieben", antwortete man gewöhnlich. Dann begann wohl auch Steffens Bruder eine Rede, und wollte ſeine Gemeinnützigkeit darthun, weil er voran unterſchrieben mit ere ſellige Summ, und doch wenn jemand bezahlt würde, ſo würde er es, von wege er käme gleich vorab nach dem Weibergut. Indeſſen auch er mußte manche Bemerkung ſchnupfen, daß er ſich wohl werde zu decken wiſſen, daß wenn Eine ſövli nah bim Ofe ſyg, ſu gang er neue ſelte ung'wärmt dänne u. ſ. w. Am Ende unterſchrieben ſie doch, weil ihnen zehn Prozent immer lieber waren als gar nichts. Und wenn auch hier und da Einer nicht unterſchrieb, ſo tröſtete man ſich leicht damit, wenn man ſie alle hätte bis an den, ſo werde es mit dem z'letzt auch noch zu machen ſein.

Endlich blieb der Bruder dahinten, und Eiſi ſchwitzte Geld um Geld für weitere Ausflüge. Der Freund mußte auf Baſel, wo ſie aus Landſchäftler und Picardant den Markgräfler machen und aus Elſäſſer und ſchwarzem franzöſiſchen den Taveller und ſonſt herrliche Tafelweine; er mußte auf Bivis, wo ſie den See nahe haben und noch apartes Waſſer faſt in jedem Keller; mußte hierhin, mußte dorthin, traf die Leute nicht an, oder es hieß, man wolle noch warten, bis der und der unterſchrieben; ſo gab's ein Geſpreng hin und her, und ob allemal der Freund die Wahrheit berichtete und allemal da geweſen war, wo er vorgab, das konnte man nicht unterſuchen, er reiste ohne Paß. Wahrſcheinlich trauete er dem Regierungsſtatthalter nicht, und ohne deſſen Empfehlung kriegt man bekanntlich bei der Polizei keinen, wenn man kein Vorrecht dort hat, wenn man aus der Stadt iſt zum Exempel.

Ob dieſem verlief der geſetzliche Termin; die Gemeinde ſchlug die Erbſchaft aus, der Geltstag ward erkannt und verleſen. B'hütis Gott, wie that Eiſi, als es vernahm, der Geltstag ſei verleſen worden. Die Speiſewirthin war ſelben Tags ſo fröhlich ums Haus geänzerlet und hatte mehr als ſonſt hinüber gegränned, daß es Eiſi auffiel; aber es dachte,

die Täſche wird aber b'ſoffni ſy. He nu, nehm ſi ume recht, ſu iſch ſi deſt eh für e Tüfel g'reiſet; indeſſen ermangelte Eiſi nicht, wieder zu gränneu. Am Abend kam Trini und gab nach einer langen Rede endlich Aufſchluß über die Urſache, welche die Speiſewirthin ſo fröhlich und grännſüchtig gemacht. B'hütis, wie da Eiſi tobte und auskehrte! Trini mußte auf der Stelle um den Rechtsfreund aus, und als der erſchien, ſagte es ihm ſo wüſt, daß es Einen dünkte, er ſollte in kleine Fetzleni verfahren, ehe er nur mit einem Worte ſich vertheidigen konnte.

Endlich, als er ſchnupen, zu Athem kommen konnte, faſt wie Einer, dem man den Kopf unterm Waſſer gehalten, der ihn endlich los gekriegt, als es eben die höchſte Zeit war, entſchuldigte er ſich, daß er gemeint, Eiſi wiſſe per se darum, daß der Geltstag erkannt ſei, das hätt ihm per se ſollen angezeigt werden, aber es werd's o niemere gern thaß hah. Indeſſen ändere das jetzt an der Sache nichts; accommodiren könne man nach wie vor, da ſei der Geltstag gar nicht im Weg; im Gegentheil, das zeige den Leuten, daß es Ernſt ſei, und wer noch nicht unterſchrieben habe, der ſei jetzt froh, wenn man noch einmal komme, und ſei vielleicht mit dem Halben von dem zufrieden, wo man ihm früher habe geben wollen. Darum ſolle es doch nicht ſo thun, d'Sach mache ſich jetzt d's Halb ringer, wenn man recht kuraſchirt dran hin gehe. Was es etwa mehr Koſten gebe, ſei nicht der Rede werth, und wenn d'Sach bis an die gemacht ſei, ſo mache ſich das allweg auch; der G'richtſchreiber und der Amtſchreiber würden allweg auch mit ſich reden laſſen.

Schwer ließ Eiſi ſich beſchwichtigen; der Geltstag ſtach ihm im Kopf, und das Gränneu und Tänzerlen ſeiner Gegnerin konnte es nicht vergeſſen, und der Rechtsfreund mochte ſagen was er wollte, allweg war es wieder einen Schritt näher dem Ziele, wo es nicht hin wollte; jetzt nur noch die Steigerung, ſo war die Sache fertig, mit dem Rücken konnte

es seine Herrlichkeit ansehen, mußte den Kürzern ziehen gegen die More drüben, während die blieb, mußte es gehen; das war ihm, als wenn man mit einem Garbenknebel ihm alle Eingeweide im Leibe umdrehe. Sie könnten sich in Acht nehmen, sagte es, wenn's denn dahin komme, so sollten sie luegen, was es mache.

„Da häb du nicht Kummer, Frau, sagte der Freund, verlaß dich darauf, d'Sach geit. Aber öppis Geld sött ich wieder hah, das Reise kost v'rflucht viel Geld, wenn ich auch die versäumte Zeit gar nicht rechne, so zwe bis drei Füfedryßgler sind futsch, mi weiß nit wie, vo wege es isch gar mänge, er unterschreibt nicht, bis er ein halb Dutzend Flaschen im Leibe hat, b'sungerbar so ne Weltsch mahnt mich an einen Heustock, der angehen will, da kann man Melchter um Melchter Wasser darüber abschütten, er schlucket alles, und je mehr er schluckt, dest' stärker rauchnet er. Einer z'Murten hat gemeint, wenn einmal die Kameele ausgestorben seien, so wolle unser Herrgott d'Lacoteschlüch in Afrika schicken, die seien besser verpicht als Kameelschläuche, es möge mehr darein u de noh Wy statt Wasser, vo wege es erzeig sih je länger je meh, daß die Weltsche die beste Kameel gäbte, wo me ume wünsche chönnt. Eigentlich sei er schon lange renig gewesen, daß er's nicht von Anfang an so gemacht, und d'Kameel ins Weltschland gepflanzt hätte, und die Weltschen ins Kameelland."

Eisi war nicht empfänglich für solche Späße, es brummte stark über das Sündengeld, welches darauf gehe, und wahrscheinlich für nichts und wieder nichts, spendirte indessen wieder die Einbünde der Kinder und ein Paar schwere Göllerkettelein. Er könne selbst sehen, daß er dafür Geld kriege, es damit mache und d'Sach abtreibe, ume für sih lah füre Narre z'hah, syg es ihm z'köstlig u wes scho wett, öppe viel hätts de nimme dra z'wenge. „Häb nit Chummer, Frau, ih denk das läng, u wes nit längt, su fehlt doch nit viel meh," sagte der Freund und strich sich mit seinen Schätzen.

Vierzehntes Kapitel.

Es ergeben ſich noch andere Standpunkte, daraus entſteht Allerlei.

Nun gab es noch ganz andere Plackereien, wie Eiſi es nannte, welche ihn's faſt die Wände auftrieben; es wurde noch ganz anders v'rpetſchirt und die Sachen eingeſchloſſen, und nur mit der größten Mühe konnte es es g'weg bringen, daß das Wirthshaus nicht geſchloſſen wurde, daß man ihm gegen Bürgſchaft einiges Geräthe ließ. Zum Wein verhalf ihm jene Freundin, welche ihm zum Amtſchreiber verholfen hatte. An all dieſen neuen Dingen ſei der Gerichtſchreiber ſchuld, behauptete Eiſi, das vom Geſetz nichts kannte. Dä — ſteck mit der More da äne unter einer Decke, es ſyg e Schang für d's ganz Lang wie das gang, u wo me Lüt, die me a angere Orte ſcho ſiebemal g'häycht hätt, a ſellig Plätzg thüy, wo ſi, anſtatt g'häycht z'ſy, d'rvo lebe chönne, Wittwe u Waiſe z'ſchindte u anger brav Lüt, u de d'Sach mit ſellige — g'v'rbruche, daß d'Steine uf d'r Gaſſe ſih v'rſchlüfe wege der Schang. Der Gerichtſchreiber machte den Amtſchreiber wieder gut, aber erſt ſo recht, als nun eine neue Schatzung vorgenommen wurde, und alles noch niedriger geſchätzt als früher. Der Gerichtſchreiber, der nicht ungern den Bureaunſtaub mied und die freie Luft genoß, weil er Anlagen zu einer ſchönen Seele hatte, machte die Inventare ſelbſt, trümpfte Eiſi ab, daß die Schwarten krachten und ohne es zu wiſſen, rächte er des Amtſchreibers Subjekt ſchrecklich. Eiſi verſuchte freilich auch Widerſtand, aber ein Gerichtſchreiber und ein bloßes Subjekt ſind zweierlei Krebſe. Schon das Bewußtſein, eine Staatsperſon vor ſich zu haben, verurſacht bei vielen Leuten, und begreiflich auch bei Wirthsleuten, gar gerne eine Art von Zungenlähmung. Denn gäb wie Eiſi was ſagte, ſo

grunzten ihm die Anweſenden mißbilligend darein, beim Subjekt hatten ſie es umgekehrt gemacht. Nichts lähmt aber die ſcharfe Zunge mehr als allgemeine Mißbilligung, der Zorn und die Grobheit können ſteigen, aber der Witz wird ſtumpf, verkriecht ſich. Beifall iſt des Witzes Schleifſtein, er ſprudelt am munterſten aus einem ungeſtörten oder geſchärften Selbſtbewußtſein, darum iſt's Königen und Hofnarren am leichteſten witzig zu ſein, darum weiß man von Königen und Hofnarren ſo viele ſtehende Witze; ſie hatten das Vorrecht zum Witz, und ſobald ſie den Mund aufthaten, lachte bereits Alles vorläufig.

Zudem hielt der Gerichtſchreiber — ein ſtattlicher Mann — viel auf Würde, d. h. wo er Untergebene vor ſich zu haben glaubte. Da konnte er thun wie ein Landvogt aus uralter Zeit, potz himmelſapperment! So vor Mannen duldete er weder Anzüglichkeiten noch Grobheiten, ſpäßelte nicht, plänkelte nicht. Da ſetzte er die Leute, daß ſie meinten, ſie ſeien ſtötzlige auf den Grind gefallen, daß ſie oft ſagten, der ſei gewiß am lätze Ort füre cho, u g'hörti eigetlig a nes angers Ort. Dann trat freilich auch eine ganz entgegengeſetzte Natur in ihm hervor.

Gegen die Mannen, welche was zu bedeuten hatten, da konnte er ſich glatt und weich machen wie ein länghaarigs Küngeli, konnte alles Mögliche thun, von wegen der Popularität. Einmal klagte ihm ein Vetter, er mache keine Karriere, kriege kein Pöſtlein, nicht einmal im Militärdepartement, was doch grad für ihn am kommodeſten wäre, vo wege wui und nesbah! Dem ſagte er: „mußt's machen wie ich, dih Donners meine, u d'rnebe Arſchlecke ſo ſtreng de maſt, b'ſungerbar wes niemere g'ſeht.“ „Vetter, hatte der geſagt, albez hätt's m'r nüt g'macht, öppe e chlyſeli bi nih aſe dra g'mahnet gſy un es het neue niemer angers düecht, aber jetz wott's m'r neue faſt drab gruſe u was ſieg d's Volch?“ „Narr, was biſt, warum gruſe, d'Chuſt iſch geng die glychi, ſagte der

Rathgeber, u ſövli nieder z'hah wie albez, brucht me nimme meh. U wegem Volch, Narr, was biſt, das bet nüt d'rwider, es iſch ſih dra g'wahnet un es iſch ihm ſelber ag'nehm, nume muß me ihm ſelber albeeiniſt e chly ſchlecke, aber nume ſo im allgemeine, nu das geit v'rflurt ring, d'r erſt beſt Löhl chahs mängiſt am beſte."

Der Mann hatte den Strich und auch ſo gewiſſe nicht unangenehme Manieren für eine gewiſſe weibliche Culturſtufe, gegen Eiſi aber war er ſackgrob. Ob es nicht auf der Culturſtufe ſtand, welche ihm angenehm war, ob es ſich ſonſt gegen ihn verfehlt hatte, wiſſen wir nicht; aber er ließ ſich mit Eiſi in kein Wortgefecht ein, gleich hieß es, er verbitte ſich das, und Eiſi ſolle daran denken, mit wem es rede, Grobheiten anzunehmen ſei er nicht gewohnt, aber Ruhe ſich zu verſchaffen, das wiſſe er. Eiſi ſagte, es wiſſe wohl, warum der ſo ſei, aber eine ertaubete Frau redet viel, während der Tag lang iſt. Kurz der machte den Amtſchreiber wieder ganz gut, ſo daß es wieder Vertrauen zu dieſem kriegte und bei ſeiner Freundin ihm einmal ſein Leid klagte und ſein Herz ausſchüttete. Der Amtſchreiber und der Gerichtſchreiber haßten einander begreiflich gräßlich — wie Hund und Katze, ſagt man gewöhnlich; das Bild paßt aber hier durchaus nicht. Hund und Katze gewöhnen ſich bekanntlich ſo an einander, daß ſie in ſüßeſter Eintracht aus einer Schüſſel freſſen; das aber eben iſt's, was Amt- und Gerichtſchreiber ſelten oder nie können. Der Amtſchreiber war jedoch ein gewirter Mann, packte nicht vor jeder Frau aus, ſagte, ſo viel er höre, ſei alles in der Form, aber jeder Menſch habe ſeine eigenen Manieren. Er glaube, das Accommodiren könne immer noch gehen, und er ſei recht gerne bereit, auch etwas einzuſchlagen, aber vor allem müſſe man mit dem Herrn Gerichtſchreiber reden, der könne in der Sache am beſten rathen, und was der einſchlage, das wolle auch er einſchlagen, wenn er ſchon die größere Mühe und Arbeit habe und nicht halb ſo viel

einzunehmen. Nur ſolle man eilen und Eiſi ſolle machen, daß es wiſſe, woran es ſei, und zu viel Geld ins Blaue ausgeben, das thäte er nicht mehr an ſeinem Platz. Eiſi ſperzte an der Sache. Aber es giebt Dinge, die bei allem Sperzen, Treiben, Haſten nicht ab Fleck wollen, es iſt accurat, als ob man in einen Napf voll geſtoßener Nidel oder in einen Haufen weichen Lehm ſtüpfe, man kann ganze Tage ſtüpfen, man kriegt die Schuh voll, aber weiter bringt man weder Nidel noch Lehm.

Es ſelbſt mochte mit dem Gerichtſchreiber nichts zu thun haben, und ſein Rechtsfreund hatte bald dieſes bald jenes z'Wort, was noch ſein müſſe und warum er geſtern nicht gekonnt und morgen wieder nicht könne. Endlich verlor Eiſi die Geduld, jagte mit Wüſtthun Bruder und Schwager auf die Beine, dem Rechtsfreund ſchickte es ſich aber unglücklicherweiſe wieder nicht, er mußte ins Seeland vor Audienz; die mußten hinter den Gerichtſchreiber, daß er ſeine Meinung ſage und Nachlaß der Koſten verſpreche.

Der Gerichtſchreiber fuhr die beiden Mannen gar bedenklich an, wahrſcheinlich war er ſelben Tag mit dem linken Fuß zuerſt in den Schuh gefahren. Das ſei ihm ein ewig dumm Geſtürm, ſagte er, was ſie doch auch finneten? Es nähme ihn nur wunder, wer ſo was Dummes ihnen angegeben hätte und wie ſie ſo dumm ſein könnten, ſo was zu glauben. Ho, ſagte Eiſi's Schwager, öppe hüt erſt ſeien ſie nicht auf die Welt gekommen, ſie wüßten notti wohl, was Accommodiren ſei, und daß das ſchon viele Leute getrieben hätten, denen es nichts an der Ehre geſchadet, und was Andern erlaubt geweſen, werde wahrſcheinlich ihnen ebenfalls erlaubt ſein. Sie hätten ihn nur fragen wollen, ob er ihnen nicht auch an den Koſten ſchenken wolle, der Amtſchreiber hätte geſagt, er wolle auch, wenn der Gerichtſchreiber wolle. „Nüt ſchenke ich, antwortete derſelbe, keinen Kreuzer, und höret m'r jetzt ſtürme. Aus was wollt ihr zahlen, was ihr verſprechet, oder wer ver-

bürget es, daß bezahlt wird? wer will da zueche?" Es werde ſich deſſe öppe nüt mangle, antwortete der Schwager, was man verſpreche, das werde ſcho öppe zahlt werde, allweg könne man es aus dem nehmen, wo man mehr löſe als die Sachen geſchätzt ſeien, wenn es verkauft ſein müſſe; aus dem was vor e Gültbrief u d's halb Wybergut us für ſchieß. „Nüt ſchießt für, ſagte der Gerichtſchreiber, kein Kreuzer. Wenn die Koſten abgezogen ſind, ſo iſt nicht einmal genug da. Das Land iſt nichts werth, ich wollte es nicht geſchenkt, wenn ich darauf bleiben müßte; nicht ſieben Hühner kann man darauf wintern, v'rſchwyge denn andere Waare. Das Haus iſt nichts werth, beſonders wenn die andere Woche die neue Straße erkennt wird, da können ſie dann zuſammen plären, die beiden Weiber, es hat es dann eins wie das andere. Was der Grümpel iſt, der zählt nichts, außen fix und innen nix; ich hätte geglaubt, es wäre viel mehr da. Für alles, was ausſteht im Hausbuch, gäbe ich nicht manchen Batzen, wenn die Schuldner gerne zahlen wollen, wohl und gut, wollen ſie nicht, ſo iſt's fertig, mit dem Lumpenhausbuch iſt nichts zu beweiſen. Es müßten allweg, wie es auch das Geſetz vorſchreibt, zwei währſchafte Bürgen herbei, die müßten garantiren, daß, was man verſpreche, auch bezahlt würde. Wer Tüfel da wollte Bürg ſein, von wegen, mit dem bloßen Garantiren ſei es da nicht gemacht, da ſei es ums Bezahlen zu thun. Oder ob ſie etwa die Bürgen ſeien? Davon hätte man ihnen nichts geſagt, ſagten die beiden Verwandten, emel einiſt ſeien ſie ſich deſſen nicht Sinns. U wes nöthig ſyg, ſu chönn me de geng noh luege. Es wär emel einiſt ume darum z'thüe, daß er ſich unterſchreibe, daß er ein Namhaftes an den Koſten ſchenke, das andere werde ſich ſchon machen. Sie dächten, öppe d'r Wüſtiſt gege Wittwe u Waiſen werd er nit welle ſy.

Was er ſein wolle, das ſei er für ſich, ſagte der Gerichtſchreiber, ſie gehe das allweg nichts an. Das ſei ihm eine unverſchante Sache, fremde Leute zu plagen, daß [illegible]ſie

ſchenken ſollten, was ihnen von Gott und Rechtswegen zukomme, um ſich ſelbſt bezahlt zu machen, und dann noch unverſchant zu thun, wenn man nicht ihr Lappi ſein wolle. Sie ſollten jetzt machen, daß ſie fortkämen, ſie wüßten ſeine Meinung, und für ganze Tage mit ſolchen Leuten zu ſtürmen, dafür ſei er nicht da. „He nu, ſagte Eiſi's Bruder, we das ſo g'meint iſch, ſu cheu m'r gah. Lebit wohl, z'danke hei m'r nüt.“ Beide waren aus Gemeinden, welche nicht in des Gerichtsſchreibers Bezirk lagen, ſonſt wäre er glimpflicher mit ihnen umgegangen, hätte ihnen vielleicht die Sache auch des Nähern erläutert. Ob ſie ihm geglaubt hätten, das iſt eine andere Frage. Es herrſcht, namentlich in dieſem Gebiete, eine ſo unglaubliche Beſchränktheit in vielen Köpfen, daß ſie das Dümmſte felſenfeſt glauben, dagegen die klarſten, mit Geſetzen belegten Erläuterungen von der Hand weiſen. Sieht man der Sache näher auf den Grund, ſo findet man, daß man feſthält, was man gerne glaubt, ſei es aus Eigennutz, Rachſucht oder Neid, und von der Hand weist, was dieſen Leidenſchaften nicht in Kram dient. Man ſollte es nicht glauben, aber es braucht ſchon einen bedeutenden Grad, nicht bloß von allgemeinem Verſtand, ſondern von Kenntniß ſeiner ſelbſt und Kraft über ſich dazu, gutem Rathe glauben und ihn annehmen zu können.

Die beiden Manne waren begreiflich ſtark ertaubet, einen ſo groben uv'rſchante Himmels — hätten ſie ihrer Lebtag doch noch nie angetroffen, erkannten beide einſtimmig, d'rzu d'r wüſtiſt Gythung un Batzeklemmer, war ebenfalls beider Meinung. Wenn er einen geſunden Blutstropfen im Ranzen hätte, ſo hätte er gegen Wittwen und Waiſen nicht ſo ſein können, ſondern wenigſtens das Halbe ſchenken müſſen. Deppis Recht hätte er d'rneben vielleicht, meinte Eiſi's Bruder, und d's Beſt könnte wohl ſein, man ließe die Sache fahren, liefe nicht mehr die Beine ab darum, und ſuchte bloß ſo viel Weibergut zu machen als möglich, das ſei die Hauptſach; beim

andern bringe man doch nichts heraus, er ſehe das wohl. Dieſer Meinung dagegen war Eiſi's Schwager nicht. „Ja, ſagte der, das wär chumlig, dä Weg überchäm ja niemere nüt. Dieſe Weg gäbs doch noh öppis. Sött ih de v'rgebe nache g'lüffe ſy, un m'r hah lah wüſt ſäge un us Erbarme m'r alli Müh gäh hah, u z'letſcht nüt überche, un alles ſölle v'rſpiele, nei bim Donſtig, ſelb wett ih nit, das wär ja die ung'rechtiſt Sach vo d'r Welt wo ſy chönnt. Du heſch chumlig z'rede, du heſch nüt im Für, du, du biſt nit nache g'lüffe u heſt d'r nit müße lah wüſt ſäge wie nih; we des hättiſch wie nih, du wurdiſt o angers rede u dih nit ſo für nüt u wieder nüt lah abſprenge vo me ne ſellige Kalb, wo öppe d'Sach nit elleini v'rſtah wird, u de noh lang geng nit.

„Hah nüt d'rwider, e uv'rſchante Uſlath iſch er, ſagte Eiſi's Bruder. Aber es düecht mih doch, d's Wybergut wär jetz d'Hauptſach, u alles angere jött me lah gheie wie's gheie will, u dys Bigehre wird's notti nüt ſy, welle gah verab z'näh, was de Kinge g'hört. Oeppe ſchöns wär ſelb nit."

„D's Schönſt wär allweg, meinte der Andere, wenn du zueche ſtiengiſch un o nenis thätiſch, Bürg wäriſch oder ſuſt, as ume de n Angere welle z'bifehle, was ſi thue ſölle u was ſchön wär. G'redt iſt bal viel u choſt nüt, u dä Weg het ſcho mänge Hudel d'm angere welle helfe." Das gab natürlich Feuer, und wenn andere Leute nicht geſchieden hätten, ſo wären die Beiden blutig hintereinander gerathen, denn beide waren erlaubet und beide ſtärker am Leibe als am Geiſte, namentlich der Schwager. Er hatte es wie viele Kinder geſcheidter kundiger Väter, er hatte bloß des Vaters Haus geerbt, des Vaters Wiſſen und Kenntniſſe nicht, von wegen der Vater hatte ſein Wiſſen und Kennen nicht den Kindern zugewandt, ſich auch bei ihnen apart durch niemand vertreten laſſen; darum geriethen ſie, wie ſchon oben geſagt, nicht abſonderlich, weder zu geiſtiger noch zu leiblicher Arbeit.

Nachdem man ſie auseinander geriſſen, machte Eſi's Bruder ſich heim und verſchwor ſich hoch, wegen der Sache verſetze er keinen Tritt mehr, luege ſi ſynethalb, ſi ſyge jetz nimme hie daheim u d'Sach gang ne hell nüt meh a, as er gern well, un es ſi ihm öppe wohl ſchick. —

Der Andere dagegen fuhr Eſi zu, that dort wie ein brüllender Löwe und wenig fehlte, er hätte Eſi die abgeſtreckt, die deſſen Bruder beſtimmt geweſen waren. Der Rechtsfreund, der ganz unvermuthet, wie er ſagte, früher heimgekehrt war von ſeinen Geſchäften in der Fremde, der mittelte jedoch. Er that läſterlich über den Gerichtſchreiber, was das für einer ſei. Dem wolle er es aber eintreiben, er habe für den ſchon lange eine Kochete über dem Feuer, jetzt wolle er ihm anrichten, daran ſolle er genug haben ſein Lebenlang. Dä D— ſchade dem Volk jährlich nicht bloß etwa vier oder fünftauſend, mehr als zehntauſend Fr. Er kennte die Sache, aber er wolle nicht, deſt ſchlechter ſei es von ihm. Das ſei ihm nur wegen den paar Franken, die er ſchenken ſollte, aber die wolle er ihm ſalzen, daß er grännen müſſe, daß es dem Teufel darob gruſe. Das was er geſagt, ſeien alles Späße und Dummheiten, ſie ſollten ſich nur auf ihn verlaſſen. Aber einſtweilen ſollten ſie ſtill ſein, jetzt könne man ſo viel nicht machen, weil der Hund nicht wolle und der Amtſchreiber auch nicht, und man nicht gleich jemand bei der Hand habe, der das Geld werde ſchießen wollen. Aber man ſolle das nur gehen laſſen, bis die Sache von der Regierung zurück ſei, es werde ſich ſchon anders kehren, und g'ſetzt, es komme nicht gleich u d'r Geltstag ging v'rby, ſo miechs aber nüt, mi chöm ne uſhaḥ, u de ſygs de a dene j'etſchädige, wo d'Schuld ſyge dra. Wohl dem D. wett er de e Gunte mache, dä ihm mängsmal lieber ſy ſött as das Wirthshüsli mit allem was drinne ſyg.

Die Antwort von der Regierung kam indeſſen immer nicht, wohl aber nahte ſich der Tag der Steigerung, und

gäb wie Eisi läſterte, das — Kalb von G'richtſchreiber ſei an allem ſchuld, es fand in dieſem Zorn je länger je weniger Troſt, denn je länger je größer ward ſein Leiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie aus Allem endlich ein Hellslag entſteht und was ihm noch alles vorangeht.

Es giebt je länger je mehr Leute, welche nicht arbeiten mögen, doch gerne gut Sach hätten, reich werden möchten. So bloß mit dem grad ane Zähne tröcknen an der Sonne, kömmt man weder zu dem einen noch zu dem andern, das begreifen die Leute noch. — Wenn man zum Faulpelzen und Zähnetröcknen an der Sonne wirthet oder d'Frau und d'Kinder wirthen läßt, ſo fehlten d'Fiſchli z'Morge und d'Krebsli z'Nacht nicht, ſo meinen die Leute noch bis auf den heutigen Tag, obgleich das Amtsblatt von verhudelten Wirthen wimmelt, wie in einer Kaſerne die Flöhe wimmeln im Auguſt.

Wenn daher irgendwo eine Wirthſchaft ausgeſchrieben wird, zu freier Hand oder Geltstagswegen, zum Ausleihen oder Kaufen, ſo feckelt das daher wie Spatzen auf einen Kirſchbaum, wie wilde Tauben auf eine Eiche, wenn die Eicheln reifen, wie Meuſi hinter eine Wanne mit Haußet. Da kömmts daher vom Oberland und Niederland, alles Ruſtig, die wohlfeil reich werden möchte, und firmt in allem herum, und ſteckt in alles die Naſe, und rümpft ſie über alles, rühmt, wie man es gehabt, und gränmet über was man findet, thut verflurt hochmüthig, als ob man daheim alle B'ſchüttilöcher, wegen Mangel an anderm Platz, voll doppelter Berndublonen hätte und d'r Gring voll Klugheit und Fineſſe vom Tüfel, frägelt viel und giebt doch kein manierlich Wort und thut mit

den Leuten im Hause ungefähr wie mit Schallenwerchern, wenn man das Schallenwerch beſichtigt. So ein Ehepaar auf der G'ſchaui macht überlaut ſich gegenſeitige Eröffnungen, wie es nicht alles ſein müſſe hier, die Leute wären ſonſt nicht über nichts gekommen, und wenn einmal ein Wirthshaus ſo verhudelt ſei, ſo ſei es faſt nicht möglich, es wieder gut zu machen und Gaſtig zuechez'zieh, es mein geng alles, es ſei noch das alte G'hudel. Ein Haus ſei bal z'ungerobis, aber uffſtelle ſelb gang lang.

Kam bloß Mannevolch auf d'Gſchaui, ſo ging's noch. Eiſi war gewohnt mit dem Zufahren und vertrug auch noch was. Kam aber ſo hoffährtiges Weibervolk g'wäggelt, rieb ſich die Hände, rümpfte die Naſe und b'richtete, wie es ihm ſein müßte, was es alles dolete und nicht dolete, was ihm weg müßte u was uſtäthig ſei, ſchüli, ſagen die Zürcher, dann kam Eiſi ab der Kette und that wie ein alter Metzgerhund, der Junge ſäugt, und trümpfte ſo junge Gäxnäſeni ab, daß ſie weißeten wie junge ſich beißende Roſſe. Doch das war noch das leichtere von dem Weh, das es auszuſtehen hatte, von wegen die kamen und gingen; die meiſten ſah es nicht wieder, und bei den meiſten hatte es das wohlthuende Bewußtſein, daß es dene es geſagt, das ſie ein Mylſchi daran denken würden. Viel bitterer weh thaten ihm Nachbarsleute, denen es nicht auf den Leib konnte, deren Plagen ſich alle Tage wiederholten.

Wenn ein Haus in Geltstag verfällt, d. h. ein Haus, in welchem allerlei Effekten ſind, ſo tauchen rundum allerlei Hoffnungen und Gelüſte auf. Es iſt keine Haushaltung, in welcher nicht was fehlt, wo man nicht dies oder das haben ſollte, aber das Geld hatte Einen gerent, neu machen laſſen mag man nicht, aber ſo ungefähr und um den halben Preis käme man hölliſch gerne dazu. Giebt's nun an einem Orte einen Geltstag, ſo kömmt Einem ſo ein Haus vor faſt wie den Spatzen ein Kirſchbaum, der zu plündern ſteht; was da

alles zu haben wäre um den halben Preis, halb kaufs-, halb plünderungsweise! Die ganze Masse betrachtet man als herrenloses Gut, möchte sich auslesen was jedem anständig wäre, und wenn man es umsonst haben könnte, so trüge man durchaus kein Bedenken, es umsonst zu nehmen. Wem die Sache gehört, wie man zu den frühern Besitzern gestanden, kömmt nicht in Betracht, Mitleid ist keines da. Si hei's g'hah, hätte si g'luegt, daß si's chönnte b'hah, d'r Rest geit mih nüt a, das ist Wahlspruch. Nun nimmt es Einen wunder, was da sei, ob wohl gerade das, was man wünscht, ob es sich der Mühe lohne, der Steigerung beizuwohnen, in welchem Zustande die Gegenstände seien, und wenn zwei von einer Sorte vorhanden sind, welches wohl der bessere sei. Das alles möchte man vor der Steigerung wissen, an der Steigerung selbst kann man dann nicht alles so punktum untersuchen, jedenfalls passen viele Augen auf und gucken ebenfalls. Und je näher man dem vergeltstagten Hause wohnt, ein um so näher Recht glaubt man an die Sachen zu haben und eigentlich pflichtgemäß auf jegliche mögliche Weise dafür sorgen zu müssen, daß man das Beste am wohlfeilsten vorabkriege, nit öppe so ne frömde Schelm, wo's eigetlich gar nüt agang, u wo me gar nit sött zueche lah, eim d'Sach vorabnehm.

Auf der andern Seite herrscht das natürliche Gefühl, das Seine ungern in fremde Hände übergehen zu sehen. Es dünkt Einen, es sollte niemand davon mögen, kein Mensch darauf bieten; wenn niemand darauf böte, so würde es Einem ja bleiben. Und allemal, wenn man merkt, daß jemand davon möchte, wird man roth im Gesicht, bei jedem Bot giebt es Einem einen Stich und wenn jemand etwas ersteigert hat und wegträgt, so denkt man: so, auch du! hätt doch nicht geglaubt, daß auch du so schlecht wärist, aber wart nur, dir treibe ich es ein.

Die Begierde der ganzen Nachbarschaft nach seinen Sachen mußte Eisi auf das bitterste empfinden. Wenn's

dämmern wollte des Abends, ſo ſah Eiſi, wie Nachbaren um's Haus ſchlichen, ſah ſie hier einen Wagen, dort einen Kommet beſichtigen, ſo gleichſam im Vorbeigehen, ſah des Morgens, wenn es aufkam, ſie aus dem Stalle kommen, und wenn es einmal ung'ſinnet vom Eſſen ging, ſo war es ſicher, verdächtige Geſtalten hier oder dort ſtehen zu ſehen.

Andere machten die Sache noch anders, die kamen zu ihm ins Haus, thaten gar theilnehmend, ſagten wohl: „du armi Frau, wie de mih doch dure chahſt", ließen unterdeſſen die Augen herumſpazieren, muſterten was ſichtbar war, fragten verblümter und unverblümter, je nachdem ſie ein gröber oder feiner innerlich Ag'richt hatten, nach dieſem und jenem; doch ſehr ſelten war jemand ſo grob zu ſagen: „wes öppe nit z'höch ufetriebe würd, ſu hätt ih Muth d'rzu, hätt ſcho lang gern es felligs g'hah, aber d's Geld het mih neue g'reut. Nit daß m'r's nit g'ha hätte, aber wenn me King het, ſu muß me geng z'erſt a die finne, gäb me neuis z'Unnutz usgit." Die Andern ſagten höchſtens: „Aber nei, Eiſi, daß du das erlebe mußt, lue, du chahſt mi dure, ih chah nit ſäge wie (die Feinſten nahmen hier einen Zipfel von der Schaube und fuhren damit an den Augen herum). Wie dich doch alles grüsli reue muß, hättiſt alles ſo ſchön im Stand g'ha u jetz d'rvo z'müße bi lebigem Lyb, nei, es iſch ſchröcklig, es z'rſchrytz mih, ih g'ſtiengs lebig nit us. U v'rmahſt dih deſſe nüt, u wär's a dir g'lege gſy, ſu wäriſt de im Stang, niemere e ſo, aber was chah en armi Frau zwänge, we d'r Ma nüt nutz iſt u d's Geld oberarm yche v'rſchlengget. De Todtne ſöll me nüt böſes nahrede, es heißt, ſi chönne ein noh plage, un ih möcht's ſuſt nit thue, ih wurd mih ſchäme, aber g'ſeit hah nih zu myne Lüte mängiſt: dä Stoffe iſch doch d'r nütnutzigiſt u fülſt, wo's git, wie mih doch die Frau erbarme chah; we die e rechte Ma hätt, wo ere a d'Hang gieng un a d'Spte ſtüng, das wär die fürnehmſt Wirthi d's Lang uf d's Lang ab, i mängem Canton fung me ke felligi. Aber alles wirſt de

doch nit lah y'rkaufe, du wirst o b'hah öppe d's best d'rvo, bi selligem V'rmöge wirst de dih öppe nit lah blutti mache? Oeppe die beste Bett wirst de b'halte, un öppe es schöns Bureau un die großi Gumode i d'r Stube mit dene arige Umhänge u länge Fransine, ume so öppe das schlechter wirst furtläh, öppe die plätzete Sache oder die, wo ume noh halb ganz sy? Aber grad öppe dä groß schön ehr'g Hafe wirst nit furt lah, un d'r Brönnhafe o nit, wenn de wieder öppis neus afahst, oder d's Wirthshus wieder a dih nimmst, su manglist se. Die bessere Täßleni, da die schöne blaue, die wirst näh un die schöni gelbi Kaffeekanne? Emel ih miechs, het mes, su het mes, laht mes furt, su gilts nüt u we mes ume hah jött, su 'chost's es Sündegeld u d'Sach macht me d'rzu noh all Tag schlechter." So fühlten die feinern Weiber auf den Zahn, mischten das Süße mit dem Sauern so künstlich, daß Eisi ihnen nicht nach Noten dienen konnte, sich fangen und ködern ließ, und erst hintendrein dachte: oder wott die dunstigs Täsche öppe o cho steigere u het si deretwege so nöthli g'fragt, was ih b'häb u was nit?

Qualen stund indessen auch die Speisewirthin aus, neben der großen Wonne, in welcher sie sich wälzte, die jedoch nach und nach abzustehen anfing, denn jede Sache wird alt, absonderlich eine Sache, die man alle Tage im Munde hat, und jedem Gaste, der die Nase zur Stube hinein hat, vorkaut. Begreiflich hatte sie seit Wochen die größte Wonne ausgestanden, hatte viel bündigere Kenntniß vom Stand der Dinge als Eisi, und ermangelte nie, denselben ihrer Gastig mitzutheilen und aufzustellen an einer von ihr selbst gemachten Sauce, welche ungefähr aus folgenden drei Bestandtheilen bestund: „He nu, es geit doch noh i d'r Welt albeiniſt nah d'r G'rechtigkeit, wes mängisch scho lang geit bis me se g'seht. Es nimmt eim zu Gott wunger, daß es da äne so lang gange isch, so wie si's triebe hei, das het afe ke Gattig g'ha. Aber wunger nimmt's mih nötti, ih mah fast nit g'warte, was dä

Narr afaht. Ih traue geng, ſi häych ſih, oder ſi chönn de öppe ug'finnet wieder manne; aber wer wett e ſelligi möge u v'rmöge ſe nachez'fuehre, vo wege die v'rbrucht de öppis, ih chahs eim ſäge." Hier pflegte ſie gewöhnlich an die Sauce einen langen Stiel anzubringen. Auch ſie hatte per se darauf ſpekulirt, an der Steigerung zu glänzen und Eifi zu zeigen, wer z'letzt noch Trumpf habe; ſie hatte ſchon Silber geſpart, ſo viel ſie konnte, um ſo recht mit demſelben zu klimpern und zu glänzen, was nicht mit Batzen zu zahlen war, mußte warten bis nach der Steigerung, ob ſie nach der Steigerung zahlte, oder es hatte wie der alte Burſche im Lied: „vor der Meſſe zahl ich nicht, nach der Meſſ' wird auch nichts draus", wiſſen wir nicht.

Jetzt ſah dieſe Speiſewirthin andere Weiber hinübergehen, die man ſonſt nicht im Wirthshauſe ſah, namentlich bei Eifi nicht, und klug genug war die Speiſewirthin, obgleich ſie Bäbi hieß, alsbald zu merken, daß jene Weiber nicht bloß wegen ihren guten Herzen und wegem Erbarmen hinüber gingen, ſondern wegen was anderm. Nun wollte es Bäbi faſt verſprengen, daß die drüben alles ſollten ausg'wundern und erleſen können, es aber nicht, und ſo aufs Gerathewohl dreinplampen müßte, nicht wiſſe, was alles da ſei und was das Beſſere ſei. Bäbi ſetzte ein paar Male an, um hinüber zu gehen, geiſtete ſich auf, ſagte ſich: „tödte wird die dich öppe nit, u freße nit, die wird doch wohl öppe zahmet hah nu alti g'nue ſy, emel zehn Jahr iſt die älter als ih, für z'wüſſe was es erlyde mah u was nit, u de hah nih d's Recht ſo gut as öpper anger, u de chönnt ih ja öppe e Knecht z'wegſtelle, daß er m'r g'ſchwing z'Hülf chöm, wenn ih afing brülle, u daß er ſe de ſo recht vom Tüfel abhabereti." Indeſſen war ſie doch nicht Bäbi genug, die Sache ins Werk zu ſetzen. „Was Tüfels hätt' ih z'letzt d'rvo, d'Lüt hätte z'gruſami Freud dra, wenn m'r enangere recht v'rkreblete, u de dörft ih ja gar nit emal a d'Steigerig, z'ſelbſt will ih

doch de gah, da nimmt's mih doch de zu Gott wunder, ob ih dert nit jövli Recht heig, wie ne angere Mönsch."

Es half ſich ſo gut es konnte mit Nachrichten durch Trini und ſtillete ſo ſeinen G'wunder beſtmöglichſt. Es hätte ſichere Nachricht, theilte es daher ſeinen Gäſten mit, daß a d'Steigerig nüt g'rechts cho werd, un es ſyg eine e Narr, wenn er deretwege ume e Tritt v'rſetz; d's Beſt g'ſech me niene meh, es wüß ke Mönſch wo's hi cho ſyg; u was dyg, ſyg es G'hudel, daß es e Schang ſyg. Oeppe Sorg g'ha heig niemere zur Sach, es heig ſo müße gah, wie's gange ſyg. Aber mi wüß wohl woher das chöm, ung'recht Gut thüe nie gut. — Es heiß, Eiſi's Großätti ſyg rych worde, es heig ke Mönſch g'wüßt wie, aber es ſyg geng d'Red gange, juſt z'ſelbiſt ſyg e ryche Krämer, dä uf Zurzi welle heig, v'rlore gange, u kei Mönſch heig chönne erfahre, wo ner o hi cho ſyg. Es werd wohl öppis a d'r Sach ſy, mi wüß ja, wie es Eiſi's Schweſter gange ſyg.

So konnte Eiſi der Steigerung nicht ausweichen und hatte doch nicht alle Hoffnung verloren, der Rechtsfreund waßte immer neuen Troſt, und wenn Eiſi in vollem Zorn auf ihn einfuhr, ſo hatte er immer die Antwort: „E aber Fraueli, thue nit ſo, grad das iſch gut, grad ſo hah nihs welle, jetzt wird's öppe nimme fehle", und wußte es mit den dümmſten Gründen zu bereden, daß es ganz buſch auf wurde; was man halt gerne hört, das glaubt man auch gerne. Vernünftige Leute hätten an dieſem Glauben gar nichts begreifen können; het dä Narr 's nit glaubt bis am letzte Tag, es mach alles nüt, es chöm noh gut, ſagten die Nachbaren unter einander. Ein ſolcher Glaube wird, viel häufiger als man glaubt, gefunden in Iſrael. Glaubt ja doch ſo manches arme Mädchen an Treu und Liebe, bis es im Unglück ſitzt, bis der Treuloſe mit einer Andern am Altare ſteht; glaubt doch die arme Mutter an die Rettung ihres Kindes, bis die blaſſen Lippen ſich nicht mehr öffnen wollen, im ſtarren Auge der

Tod sichtbar wird; glaubt doch so Mancher an längeres Leben, nimmt das leise schwindende Leben für leise werdende Genesung, denkt an's Sterben noch kaum, wenn auch der letzte Athemzug entschwunden ist, denkt an's Sterben nicht, an's Leben nicht, bis der Seele der Tod erscheint, bis das Herz im Tode bricht; ach, und glaubt ja so manches Babi nicht, daß es ein Babi, so mancher Lädi nicht, daß er ein Lädi, so mancher Taugenichts nicht, daß er ein Taugenichts sei, bis Gott es ihm selbst sagen muß, es ihm mit feurigen Buchstaben an die Stirne schreiben wird.

„Du wirst öppe nit welle d'rby sy, hatte jemand Eisi gefragt, als der Tag der Steigerung nahte, du wirst mit de Kinge öppe e weni nebe us welle, bis d'Sach für isch." „Warum sollte ich neben aus? fuhr Eisi auf, gäll, daß man dest besser b'schyße un steble chönnt, wenn ne niemere uf d'Finger luegti. O jere nei, ih blybe d'rby bis z'letzt, ih wüßt gar nit, warum ih nih sött, bi nih doch nit d'Schuld, v'rmah mih desse nüt, u wär ih nit gsy, so ging's noh viel wüster. Nei, ih wott de Lüte unger d'Auge stah, selb wott ih, si müße nit meine, ih heig mih z'schäme u dörf mih nit zeige. Ih wott luege wer Freud dra het, vo üser Sach z'kaufe un sih möcht wärme a üsem Für. D'Lüt chenne möcht ih, vo wege es chunt de öppe e Zyt, wo's m'r chumlig cho chönnt, wenn ih wüßt, wo nih d'Sach z'sueche hah u wem ihs trybe chah."

„He, ja ja, sagte die Frau, du chahst's so mache, aber Mängi chönnt nit d'rby sy, nit die Zechnist g'stiengs us. Aber frage muß ih doch, zürns nit, aber es nimmt mih notti wunger, wo de de us wotsch, we d'Sach v'rby isch, du wirst drum g'luegt hah, wirst öppe welle gah Krüzerwirthi sy?"

„Warum nit gar Krüzerwirthi, sagte Eisi, ebe so mähr Hühnermeitli. Nei, da hah nih nüt g'luegt, un ih hätt nit g'wüßt, warum ih luege sött. Wunger nähms mih notti doch, wer mih hie ustrybe wett; es ist de notti mys Geld gsy,

mit dem d'Sach kauft un zahlt werde iſch. Da blybe nit, u we me vier Roß aſetzti, mi brächt mih nit weg. Will doch de luege, ob noh G'rechtigkeit uf d'r Welt iſch.“ „Mit dere iſchs afe bös, antwortete die Frau, ſi ſäge, es ſyge Schmutzflecke druf cho u du heige's d'Müs g'ſchmöckt u ſyge d'r finger cho u heige ſe z'völmig g'freſſe. Weiß nit ob's iſch, un a alle Orte möcht ihs nit ſäge.“ „Es wird viel dra mache, ſagte Eiſi. Aber ſyg's wie's well, ſu will ihs probire.“ „He ja, ſagte die Frau, wed glaubſt du zwängiſt öppis, ſu machs, ih möcht d'r's gönne. Un ih glaub, du chönniſt noh öppis zwänge, es chah neue ſchier e niedere mache was er will, u wenn eine recht uſbigehrt, ſu iſch me froh ne lah z'laufe u git ihm noh e Pfoſte, b'ſungerbar wenn er öppe e Schnäuzler iſch. Aber wenn ih dih wär, a d'r Steigerig wär ih doch nit da, es iſch ſuſt neue nit d'r Bruch u was d'Lüt ſäge, bet me ſih doch geng e wenceli z'achte.“ „Was frage ih de Lüte nah, rede die doch was ſi wei, u wes ne nit recht iſch, was ih mache, ſu ſtecke ſi doch es Steckli d'rzu u hocke druf.“ „Su adie, ſagte die Frau, ih muß gah, ih hahs Brod im Ofe, es wird wohl gut ſy, aber m'r löy's gern lang drinn, es grauet de minger, u de Müſe iſchs o z'wider dra hi, wes ordli herts iſch. Aber denk, was m'r g'ſcheh iſch, wo nih am vordere Tag es Brod näh wott, ſu rührt es ſi drinn, grad wie wes lebigs wärs, ih hah bim Schieß e Gux usg'lah, ſi heis im ganze Hus ume g'hört u ſy cho luege. U wo me du recht luegt, was iſch du gſy? Hei m'r nit d'Müs d's Brod usg'hölt u drinn g'neſtet u Jung g'hah, ſieben jung Müs ſi drinne gſy! Un vom ganze Brod hei m'r kes Schnefeli chönne bruche übere Tiſch, d'r Rauft hah nih du noh yg'ſchnitte, daß es die Angere nit g'wüßt hei, vo wege es het mih g'raue, es iſch b'ſungerbar guts Brod gſy un emel nit meh as feuf Wuche iſch es gſy, daß m'r bache g'ha hei. Adie!“ und brummend ging ſie fort, denn, daß Eiſi an der Steigerung anweſend ſein wollte, war ihr begreiflich nicht recht,

von wegen ſie hatte ein Pfänni im Ange un es b'ſungerbar ſtyfs Garteſchüfeli. Sie verbreitete überall, was Eiſi im Sinne hatte und überall nahm man das Eiſi ſehr übel, und war Eiſi ſchon vorher nicht beliebt, ſo verlor es jetzt vollends das letzte Fünklein Gunſt und Gnade bei ſämmtlichen Weibern rundum.

Eiſi hatte das Ding ſich doch leichter vorgeſtellt als es war, es ging ihm faſt wie manchem jungen Helden, dem es ein leicht Werk ſchien, eine ganze Armee zu überwältigen, ſo lange als er kein Soldatenbein ſah, dem es aber zu buttern anfing, als er die erſte Flinte zwitzern ſah, der nach was Sicherm ſich umſah, ſobald der erſte Schuß losging.

Es graute Eiſi doch, als es am Abend vor der Steigerung an die folgenden Tage ſinnete, wie das eins nach dem andern verſchwinden würde, hier aus, dort aus, daß es nicht einmal wußte, wo aus, und wie die Leute es anſehen würden, einander müpfen, fragen: „iſt das ſe, d'Wirthi, wie mah die d'rby ſy, das muß doch e usg'ſchämti ſy", und wie dieſe oder jene, die es ſonſt ſo gut kannten, es morgen vielleicht nicht mehr kennen, zimperig thun, die Hände reiben, höchſtens ſagen würden: „Go grüß ech u wie geits", und wie drüben viel Gäſt ſein, Chaiſe und Schärkänk dort ſtehen würden und hier nichts, obgleich es auch wirthen wollte und angewendet hatte mit Vorkehren. Aber was das für ein Vorkehren iſt, wenn man gewohnt war, alles um ſich zu haben, die Hülle und Fülle an Geräthen und Verräthen, mit vollen Händen zu ſpenden, das Geringe nichts achtend, beim Raſſeln zerſpringender Flaſchen und Kacheln nicht einmal umzuſehen, Anken ins Feuer zu werfen, wenn man nicht gleich hölzerne Scheiter bei Handen hatte, und jetzt bloß noch hie und da ein Pfänni und ein Kacheli und etwa noch ein Schüſſeli und ein Züberli, und an Verräthen hier ein Brösmeli und dort ein Reſtli, armſelig alles, als hätte man die Mäuſeneſter geplündert, oder ſchmäderfräßigen Jungfern die Säcke geleert,

und doch vielleicht, trotz aller Armſeligkeit, noch viel zu viel. Denn wer ißt gerne in einem Wirthshauſe, wenn Geltstagſteigerung darin iſt? Iſt's nicht, als habe jede Sache eine eigene Kuſt, laufe Einem im Halſe auf, daß man es faſt nicht hinunterbringen könne, oder würge Einen wie halbreife Kannenbirnen. Darum, wer es anders machen kann, mag da nichts nehmen, nichts eſſen; abſonderlich allfällige Wirthsleute nicht, welche an die Steigerung kommen. Iſt's denen nicht, wenn ſie was genießen ſollen, als müßten ſie vom eigenen Fleiſche eſſen und vom eigenen Blute trinken? Oder iſt's ein Gruſen ab der eigenen Kuſt der Sachen und dabei denken zu müſſen, auch ihre Sachen kriegten dieſe Kuſt, wenn Geltstag ſei in ihrem Hauſe? Es giebt eine eigenthümliche Geltstagskuſt in einem Wirthshauſe, wie es einen eigenthümlichen Leichengeruch giebt, einen eigenthümlichen Gaſtſtubengeruch, der alle Morgen friſch zu riechen iſt, ehe die Stubenmagd die Federn aus den Haaren gemacht, den Zieger aus den Augen und friſche Luft eingelaſſen hat in die durenänderlige Unausſprechlichkeit, in die unausſprechliche Durenänderlichkeit.

Iſt's zu machen, ſo läßt man das Fuhrwerk am nächſten Orte und ſchmuggelt ſich herbei, ſo unvermerkt als möglich, abſonderlich die Männer. Den Weibern iſt dies freilich oft nicht recht, ſie ſagen: „emel ih ſchüche mih nit, hätte ſi o tha wie mir, ſu hätte ſi o chönne bi ihrer Sach blybe, ſo gut as mir;" und dabei denken ſie wohl, „ja lueget mih ume a, ih hah am liebe Gott z'danke, daß ih nit e ſelligi bi, ſonder e ganz e angeri, wo noh mängi, wo meint, was ſi iſch, chönnt Exempel näh vo me ne Byſpiel."

Das alles, thun und ſinnen, hatte ihn's halb taub, halb weich gemacht; da ging es noch durch die Stube, wo ſeine Kinder alle ſchliefen, ſo wohl und feſt, daß ſie nichts wußten von der Welt, nichts von Geltstag und Steigerung, keinen Gedanken daran hatten, daß vielleicht bald die Stunde kommen könnte, wo ſie kein Bett mehr hätten, ja wo ſie

nichts hätten, nicht wüßten, wo ſie ihr Haupt hinlegen könnten. Anfangs ward Eiſi taub bei dieſem Anblick; „da liegen ſie, ſagte es halblaut, als ob ſie alles nichts anginge und ich alleine muß alles austrappen und auseſſen, und es düecht mih doch, die Größere ſötte afe d'r B'rſtang hah, z'merke was geit u z'ſinne, daß ſi o dra Schuld ſyge, un jetz o öppis thue, oder emel o d'rglyche thue ſötte, daß ſi d'Sach o öppis aging u daß ſi o d'Schuld dra ſyge. Si ſötte ſinne, was ſi afe koſt hei, u was me für ſeie het müße usgäh. Niene hi iſch me, daß me nit für e Hampfele Geld Sache oder Kram hei brunge het für ſeie u de ſövli nüt Sorg g'ha d'rzu, u d'Sach v'rdrecket u v'rhudlet gſy iſch, gäb me nume ume g'lnegt het. Ja we die nit gſy wäre, es hätt noh lang g'hah, bim Deuſtig. A de Klynere düechts mih nüt angers, es King iſch es King, aber die Größere, wohl, die ſötte d'r B'rſtang hah! We ſi nit hei, wohl, ſu chah me ne ne mache", und Eiſi war darauf und daran, dem erſten Antrieb zu gehorchen und den älteſten Jungen zu haaren vaterländiſch, ihn partikular zu züchtigen, damit er ſein eigen Selbſt im Weh ertränke und Antheil nehme am allgemeinen Weh. Es iſt das eine eigenthümliche Kurmethode, die öfters angewendet wird.

Indeſſen, wie geſagt, Eiſi war halb taubs, halb weichs. Als es ſo im Zorn an's Lager trat, in welchem die beiden älteſten Buben ſchliefen, ſicher, feſt und kühn, man hätte eine Kanone ablaſſen können neben dem Bette, ſie hätten ſich nicht geregt, ſo ſtutzte es und das Weiche faßte ihn's ſtärker: „Si ſchlafe bim Dolder, wie wenns nie meh gut wär! Wer weiß, wenn ſi wieder d'rzuchöme, wer weiß, vielleicht iſt's ne vor gſy, daß ſi d's letzt Mal i dene Bette ſy, u wei's jetz noh recht profitire! U ſi hei Recht, un ſe jitz uſz'jage, wär notti nicht recht. Un es chönnt g'letſcht noh öppis z'bidüte hah, wenn ih ſe uſjagti druß, ſi chönnte meine, ih wär d'Schuld u heig ne ſe nit gönnt, u wer weiß, was es ſuſt noh öppe

chönnt z'bidüte hah, öppe aparti mit Selligem möcht ih mih nit noh gar v'rfünge z'letscht, wo nih mih sust nit v'rfehlt hah. U nüt d'Schuld sy u z'letzt doch alles usfreße müße un alles abthue, un alles sölle dure schleipfe u z'letscht doch müße b'hange, d'King eim nüt helfe chönne n die Angere alli meine, si syge Kräye u nih ume e Keib u niemere hah uf d'r ganze Welt, wo's gut meint! U bi es schöns Meitschi gsy, u hah zechetusig Pfung V'rfallnigs g'ha, u jitz e alte Kratte, söveli King u morn d'r Geltstag, u nüt d'Schuld, u nüt wüße wo us un a!"

Da überwältigte einmal die weibliche Natur Eisi auch so recht, es weinte sich in ein Weinen hinein, das am Ende fast einem Erdbeben glich, ihm Leib und Seele schüttelte, ihm fast den Athem nahm, Gedanken hatte es lange keine, vom allgemeinen Elende wurden sie überfluthet. Als endlich der Wolkenbruch sich schloß, die Elendsfluth zu versiegen begann, erhob sich über die Wasser der Fels seiner Natur. Nein, dachte es, weder häyche noh is Wasser, das G'falle thue ih ne nit, die Freud müße si nit hah, dene will ih untere Bart stah, daß sie wüße, daß Eisi Eisi blybt, mache si mynethalb was si wei, si hei's z'v'rantworte.

Sechszehntes Kapitel.

Wie ein Gellstag angeht und was zuerst aus dem Hause geht.

Am folgenden Morgen war es schön auf Erden, ach, wenn es eben so schön in den Gemüthern gewesen wäre! Klar stieg die Sonne auf, übersilberte das Eine, übergüldete das Andere, und tausendstimmig zwitscherten die Vögel des Schöpfers Lied aus grünendem Busch, von schwellendem Baume, die Märzenglöcklein nickten in leisem Morgenwinde

den Takt dazu, und vom dampfenden Miste weg krähte der Hahn sein Wohlgefallen an des Schöpfers Herrlichkeit, der Sonne lieblichem Scheine, der Vögel munterm Gesange, der gackernden Hennen holdseliger Freundlichkeit.

Oede aber, dumpf und traurig sah es um das Wirthshaus auf der Gnepfi aus; fast einem großen Sarge gleich, der zugeschlagen und vernagelt eine Leiche birgt, stand es da. Drüben in der Speisewirthschaft rührte man sich früher, es rauchte der Kamin, es wurde ums Haus gewaschen und gekehrt, die sämmtliche Mannschaft schoß zu allen Löchern aus und ein, wie es in einem Bienenstocke geht, wenn er zu stoßen droht. Still war's noch auf der Straße, bloß einige Hunde machten ihre Morgenpromenade, Kinder holten Milch und Mägde liefen mit Zübern den Brunnen zu, als ob es brenne, stunden aber bei den Brunnen, als ob sie aufs Angefrieren warten wollten und verwarfen dazu die Arme, als ob sie Gott einstweilen in Windmühlen verwandelt hätte. Bettler strichen durchs Dorf, Zugvögeln gleich, die durch Steppen streichen. Ein Mädchen und ein Knabe heischeten lange am Wirthshaus und schrien kehrum: „möcht d's Almuse", aber kein Leben regte sich drinnen, z'leerem mußten sie wieder fort. Dann kam ein Mannli daher an langem Stecken, die Pelzkappe wohl über die Ohren, gehorsamst wadelten die langen und breiten Fecken seiner Speckseitenkutte nach. Doch bewegte sie sich in immer kleinern Schwingungen und stand endlich gehorsamst ganz stille, als das Mannli sich stellte, den Stecken vor sich, beide Hände darauf und das Wirthshaus betrachtete. So stund das Mannli alleine lange, knüpfte auch mit keinem Vorübergehenden eine Unterredung an, rührte sich weiter nicht, als daß es zuweilen eine Prise nahm; aber wenn ein Kind vorüber zog und ihm die Zeit wünschte, so dankte es. Dann endlich stellte sich nicht weit von ihm ein anderes Mannli auf, lehnte sich an eine Ladenwand, machte Tubak ein, versenkte in tiefe Betrachtungen sich, gab keinen

Laut von ſich. Endlich kam eine Frau daher getrippelt, die Hände in den Kittelſäcken, die ſchwieg nicht, gab dem einen Mann die Hand, wünſchte guten Tag, hing dem Wunſche noch einige Redensarten an, dann die Frage: „iſt da noh niemere uf?“ Als das erſte Mannli antwortete, er hätte noh niemere g'merkt, ſo meinte die Frau, das hätte doch afe ke Gattig, ſcho bal achti un es zeig ſih noh niemere. Si hulf ga dopple, es ſyg ere neue ſo g'ſpäßig, ſchier wunderlich, ſi nähmt für e halb Batze Brönz, u de ſchick es ſih grad am beſte öppe z'luege, was da ſyg un öppe z'frage, gäb ſo nes G'ſtüchel ſyg, daß niemere zueche chönn. Es ſei ihm gleich, ſagte das Mannli, we dn dopple witt, ſu chum d'r nah. Gäbs afaht e Schluck, ſchadt nüt, es macht eim ume herzhaft zum Biete, z'viel nützt nüt, mi chönnt ume z'kuraſchirt werde, u ſelb iſt nicht gut; mit z'viel Biete het ſih ſcho mänge überlüpft.

Sie gingen, fanden wider Vermuthen das Haus offen, aber leer die Gaſtſtube und dort mußten ſie lange lange doppeln, ehe endlich Eiſi erſchien, ſtattlich angezogen, doch nicht im eigentlichen Staat, und rauzig fragte: „Was hättet d'r welle?“ So ging für ihn's der Tag an und Martern begannen, die es ſich nicht vorgeſtellt hatte. Der Menſch kann wohl ſich vorſtellen, was ſich zutragen, wie es gehen werde, aber was für Eindrücke das machen werde auf ſein Gemüth, was er bei dieſem, bei jenem empfinden werde, das kann er ſich nicht vorſtellen, das liegt außer aller Berechnung. Der Menſch kann was vom Wetter wiſſen, kann ſagen, auf den Abend wird es donnern, es wird regnen durch die Nacht, aber wann der Zorn donnert in ſeiner Seele, wann bitteres Leid in ſeinem Herzen ſich ergießt, ob im nächſten Augenblick oder in der nächſten Stunde oder gar nicht, das weiß er nicht.

Da kamen nun Leute, welche gar keine Rückſichten hatten, welche ganz ungenirt fragten, nach dieſem, nach jenem, ohne ſich ſeiner viel zu achten, Geſpräche führten, wie es eine ſtrenge Sache ſei, ſo vor e Haag uſe z'wurſte und müße

z'g'ſeh eis Stücki hie us träge, d's anger dert us, neh viel ärger as bi re Brunſt. Da chönn me doch denke, emel meh as d's Halbe werd nit g'ſtohle u d's anger überchöm me nume, hie chöm nüt ume. Wie die Leute ſich mehrten, wuchs auch ihre Courage. Zuerſt trippelte das erſte Fraueli aus der Gaſtſtube in eine andere Stube, dann trappete ein anderer Trappi nach, dann ein anderer anders wo aus, trappeten allmählig im ganzen Hauſe herum, zu allen Thüren ein, g'ſchaueten alles, lobten, kritiſirten wie auf einem Markte, wie in einem herrenloſen Hauſe, wo es niemand weiter was anging, was man ſagte, was man machte, wohin man ging. Die Kinder, die gewohnt waren liegen zu bleiben, ſo lange es ihnen gefiel, waren aufgeſtöbert worden wie ein Neſt voll junger Wachteln, wenn des Mäders Senſe über ſie fährt. Wie die jungen Wachteln zerſtreut durch den Klee ſchlüpfen, hier aus, dort aus, bis in einer fernen Ecke die Alte leiſe ſchlägt, dann auf den erſten Schlag die junge Brut der rufenden Mutter zuſtrebt, ihrem Schutze ſich anzuvertrauen, ſo liefen die aufgeſtöberten Kinder wohl auch zerſtreut, verwundert, die Kleinſten ängſtlich durchs ganze Haus; aber ihnen rief keine ſchützende Mutter, da waren keine Flügel, unter die ſie ſich bergen konnten, und wenn eins zufällig auf die Mutter ſtieß, an ihr Fürtuch ſich klammern wollte, ſo hieß es: „gang m'r doch unger de Füße weg, hang doch nit ſo a m'r, gang, lue wo die angere ſy, ih hab jitz angeri Sache z'thüe! Putz d'Naſe, gang, ſi ſölle dih wäſche, du g'ſehſt ja dry, mi muß ſih fry ſchäme."

Richtig ſtunden oft die Leute bei den Kindern ſtill und ſagten laut, unverholen zu einander: „Nei aber au, luegit au, was das für King ſy, kes g'ſtrählt u kes g'wäſche, u laufe ſo des ume, neh ame ne ſellige Tag. Nei, jetz nimmt's eim nüt meh wunger, daß es ſo gange iſch; bi ere ſellige Ornig, wie wetts chönne gut gah!"

Das nöthige Perſonal war da aus Eiſi's Gemeinde, die

Geltstagsverordneten, der Weibel, Eisi's Schwager und endlich kam auch der Gerichtschreiber mit Säckli und Parisol, schob das unbekannte Personal ohne viele Rücksichten bei Seite, bot dagegen mit ausgezeichneter Freundlichkeit und lieblichen Geberden den Mannen die Hand und sagte: er hätte gedacht, zu früh zu kommen trage nichts ab, man müsse doch mit dem Ausrufen warten, bis die Leute da seien, und vor den Zehne gehe es selten gut. Es werde ohnehin öppe nicht gar gehen, und mangelte man doch so viel zu lösen, nur um das Nöthigste zu decken. „Ihr werdet es wissen, am vordern Tage ist's herausgekommen, wo die Straße durchkömmt, das hat sich übel getroffen für uns, indessen, es kommt einem Andern wohl. Es ist halt so in der Welt, was Einem nützt, schadet dem Andern, darv muß me sih halt schicke." „Grad so ist's, sagte der Weibel, wie d'r Herr G'richtschreiber seit, mi muß sih dry schicke, u wes eim nit breicht, su macht's noh nit söli." Nun mußte er Bescheid geben über die erkannte Richtung und Mündung der neuen Straße; den Einen gefiel's, Andere fanden es eine Hornvieherei, Einige wollten protestiren, Andere, wie der Herr Gerichtschreiber gesagt, sich darein schicken, wahrscheinlich alles je nachdem es die Leute breichte, z'gutem oder z'bösem.

Ob dem Reden hin und her über hochgeachtete Weisheit, welche der Gerichtschreiber mit großem Behagen anhörte, da er nicht unter der erkennenden Behörde stand, und es üblich ist unter uns, daß jede Behörde eine Galgenfreude hat, wenn einer anderen Behörde was Menschliches entfährt, verstrich Zeit und sie merkten es nicht, bis endlich Eisi kam, und ohne den Gerichtschreiber zu grüßen, sagte: Es düechs, es wäre bal Zeit anzufangen, die Leute wären da und pressirten. Der Gerichtschreiber fuhr z'weg, als ob ihn jemand gespickt oder ein Cousin ihn gestochen hätte. — „Frau Wirthin, sagte er, das ist unsere Sache, wir fangen an, wenn wir es gut finden, und anständiger wär's, ihr wäret gar nicht da, am aller-

wenigſten ſteht euch das Befehlen an. Hie iſt's ſitz usbifohle, da prediget morn oder übermorn ſchon en Andere." Das werd ſih de erzeige, meinte Eiſi, und es düechs, ob es da ſei oder nit, gang de niemere uüt a, un wenn es d'Meinig gäh well, ſu heigs d's Recht. Mi heig ihn b'ſchickt für z'ſteigere u nit für z'dampe un eim d'Sach z'v'rnütige, ihm werd d's Mul emel einiſt niemere welle v'rbinge u de emel er nit. Eiſi machte es wie ein Schütz, der durch eine Schießſcharte geſchoſſen, der ſtreckt ſeinen Kopf auch nicht durchs Loch, ſondern macht ſich hintere, läßt die erwiedernden Schüſſe durchs leere Loch puffen. Der Gerichtſchreiber wetterte wohl, aber Eiſi war verſchwunden und der Herr ging ans Werk, denn richtig der Sache nach war Eiſi's Bemerkung.

Man ging alſo an die Arbeit, und nachdem die üblichen Formalitäten beſeitigt waren, ſagte der Gerichtſchreiber, ſo wolle man jetzt anfangen, und natürlich bei der Liegetſchaft, vo wege, wenn Eine wüß, daß er der Höchſtbietend ſei, ſo werd's ihm de chumlig cho, noh anger Sache meh d'rzu z'ſteigere, gläſigs Geſchirr un angers. Es würden Käufer da ſein und ſie ſollten nur brav bieten. Jetzt zeigte ſich begreiflich die Wirkung von des Gerichtſchreibers Nachricht, die Käufer ſahen ſich an, meinten, ſie hätten Luſt gehabt, aber auf den Bericht hin wär Einer ein Narr, wenn er ein Bot thäte; was man mit einem Wirthshaus anfangen ſolle, wo niemere d'rzu chöm als im Winter und Schnee d'Haſe und im Sommer öppe hie u da en Agertſche? Nun wurde freilich der Lage des Hauſes wieder z'beſt geredet. Es wurde geſagt, immerhin bleibe hier eine Verbindungsſtraße, wenn öppe e rechte Wirth darauf komme, ſo höre dann die Speiſewirthſchaft auf, weil es nicht mehr zwei hier abtragen möge, alſo gewinne man eher als man verliere. Es ſeien reiche Leute zentum, darum ſei die Schaal gut und Kindbettene gebs ganz hageldick, es ſchütz es hie ume e Bur nit, wenn er nicht es Dotzemal müß Kindbetti hah, er würde denken, d'Lüt meinte,

er vermöchte es nicht. Ganz beſonders wurde auf das Mätteli und das Bächli dabei mit einem verflucht ſchönen Waſſerfall aufmerkſam gemacht, wo man errichten könne, was man nur wolle: Knochenſtampfe, Oele, Reibe, Säge, Mühle, Galandern, Wollen- oder eine andere Spinnerei, eine Brönnerei, eine Glasfabrike, wenn d's Sand nit e wenig zu weit zu führen wäre; vortrefflich wäre es Gelegenheit für eine Gasbrennerei, wenn einmal den Bauern der Verſtand käme, Gasbeleuchtung einzuführen in ihren Häuſern, um Oel zu erſparen, und von wegen den Schmutzflecken, die ihre Bücher kriegen und auch das Papier, wenn ſie es zu viel auf den Tiſchen herumwetzten. Ja, ſagte der Weibel, man hätte bemerkt, daß allemal nach einem Erdbeben das Waſſer mehre, emel ums Halbe. Wenn's nun einmal recht ſtark erdbebnete, oder es paar Mal brav hintereinander, ſo gäb das e Bach, kene ſo im ganzen Canton, de chönn me alles ſame errichte, weme d's Geld heig, Waſſer ſyg emel de g'nue, ſogar e Roth- oder e angeri Farb, e Fabrike vo kernigem Ammermehl und e Kaffeemühle d'rneke, oder kehrum bal das bal dies, geng was am meiſte ytrag. Das ſyg d'Hauptſach i d'r Welt, d's Geld, un was eim d'Sach abtrag, u we me d'rzu de noh chönn geiſtlig ſy, warum nit, ſu ſyg d'Sach deſt beſſer, d'Lüt paſſe eim de öppe deſt minger uf, ſi däyche, es mangli ſih nüt, u glaubes eim, we me ſih ſelber recht tapfer rühmt. Luegit, ſagte der Weibel, e ſelligi G'legeheit chunt nit ume, wenn Eine das Weſe da chauft, es git my Thüri öppis us ihm, es git e Zyt, all Zytige hei vo nihm, b'ſungerbar wenn er es paar Chrüzer nit ſchücht, fürs ſelber lah dry z'thue. Drum bietit, ſeh wer het d's erſt Bot, er überchunt e Maaß u de gute, ih hah ne v'rſucht, ih chahs eim ſäge, wie er iſch, u was d's fürnehmſt a nihm iſch, am Wy nämlig, er iſch geiſtig un rühmts nit ſelber, er het viel Lyb un iſch nit hochmüthig, er iſch vo ebe rechtem Alter u wird doch wie länger wie älter um ſo hübſcher u milder u nit räßer un das wär allweg

d'Hauptſach, b'ſungerbar bi de Wybere, nit wahr, ihr Mannleni?

Doch der Weibel mochte reden wie er wollte, und er konnte es ſonſt und war berühmt dafür, ſo wollte doch alles nicht anſchlagen. Die Leute waren aus dem Concept gebracht, und weil auf einmal zur Hauptſache wurde, was als Nebenſache kaum geachtet worden war, ſo wollten ſie die Sache erſt beſſer g'ſchauen. Aus dem Grunde erkannten die Lenker der Dinge, was Anderes z'weg z'ſchryße.

„Seh was wei m'r?" — „Herr G'richtſchreiber, ih möcht ech erſucht hah, das lah usg'rüfe, ih möcht de furt, ih hah wyt; thüt m'r d's G'falle u rüſit m'r g'ſchwing das, es wär grad da." So rief man rund um und hinter dem Gerichtſchreiber ſtund noch Einer, der rief nicht laut, der flüſterte ihm was ins Ohr. Der Gerichtſchreiber war jetzt zum gnädigen Herrn gemacht, deſſen Gunſt und Gnade jedermann ſuchte. Es ward ein förmlich Spiel und wer das Spiel verſtund, trug Beute heim. In dieſem Spiel waren es hauptſächlich zwei Künſte, auf deren zweckmäßige Anwendung das Meiſte ankam. Der erſte Kniff war der, daß man von vornen herein erklärte, das will ich, dann ſich dazu ſtellte, ſagte, das laßt mir, daß mir niemand darauf biete, ſonſt luegit, treibe ich euch auch das, was ihr wollt, herauf vom Teufel. Aber öppe jöeli uv'rſchant wird niemere ſy u m'r das welle uechctrybe oder gar vor em Mul eweg näh. Solches Seinigen der Sache, noch ehe man ſie erſteigert hat, beſeitigt leicht andere Käufer, ſchlägt die Luſt nieder, beſonders wenn jemand es treibt, den die Leute ſcheuen müſſen, den ſie nicht gerne böſe machen. Einem ganz gemeinen Grämpler, beſonders wenn er dazu noch ein Fremder iſt, würde dieſe Kunſt wenig helfen. Die andere Kunſt wird verdeckt getrieben und zu ihrer Ausübung iſt eben Gunſt und Gnade der Steigerungs-Regenten von Nöthen. Wenn Einer, der zu vergeltstagende Habe zu ſeinigen, die beſten Stücke um ein Trinkgeld ſich anzueignen gewohnt iſt,

und er kömmt mit der ersten Kunst, mit dem einfachen Handdarüberschlagen nicht fort, sondern sieht Leute, die sich nicht abschrecken lassen wollen, sondern entschlossen sind, ihm die Sachen bis auf das Aeußerste streitig zu machen, so wird eben die zweite Kunst geübt. Man nähert sich nämlich einem Steigerungs-Regenten und flüstert ihm zu: „Das laß m'r jetzt bei Leib und Sterben nicht ausrufen, ich will dir dann ein Zeichen geben, wenn's gut ist und d'Stube sih g'süferet het." Ist man einverstanden, so kann nun die Gegenpartei lange auf den Ausruf warten, frägt sie nach, so heißt es: „Das kömmt noch lange nicht, wahrscheinlich erst morgen," kehrt sie den Rücken, räumt sie das Feld, so wird geblicket und hui ist die Sache abgethan und nicht rasch genug kann der Weibel sagen, und — zum — Dritten. Das sind halt Künste; so viel wir wissen, sind sie in keinem G'satz verboten und vermuthlich werden sie auch nicht allenthalben getrieben, sondern sehr selten, wahrscheinlich. Daß sie an der Steigerung auf der Gnepfi getrieben worden seien, behauptete man steif und fest, aber sehr möglich ist es, daß die Behauptung durchaus ungegründet ist, denn behauptet jetzt noch Eisi, der Gerichtschreiber sei schuld daran, daß der Geltstag nicht durch ein Accommodement verhindert worden, weil es ihm um die Kosten gewesen, und wer unbefangen ist, hat doch einsehen müssen, daß auf solchem Boden ein Accommodement unmöglich war.

Seh, sagte der Gerichtschreiber, ohne auf alles was man darstreckte und ausgerufen haben wollte, zu achten, da ist der Stutzer geschrieben sammt Waidtasche, Pulverhorn und was d'rzu gehört. Nein, nicht hier der kleinere ist es, dort der größere, wo so schön eingelegt ist, ein Staatsstück und nur sechzig Fr. geschätzt, wer giebt mehr als sechszig Fr.? So mußte der Stutzer voran, mußte diesen Reigen eröffnen, und war doch zu einem andern Reigen bestimmt. — Der Stutzer, der schweizerische Enkel der Armbrust, mit welcher Tell den

Tyrannen erſchoſſen, der Stutzer, das Sinnbild des Schweizer Entſchluſſes, das Sinnbild des Looſes eines Tyrannen in der Schweiz. Der Stutzer, des ſchweizeriſchen Hauſes Zierde, die Wehre, die voranblitzt, wenn der Feind einbricht, mit welcher der Schweizer Weib und Kinder ſchützt, ſeine Hütte zur Feſtung macht, dieſe Wehre eröffnete in des Weibels Hand den Reigen der Zerſtreuung aller Habſeligkeiten eines ſchweizeriſchen Hauſes, er öffnete die Thüre zum Austragen, zur friedlichen, geſetzlichen Plünderung, er war der Erſte, der Weib und Kinder verließ, er ging zuerſt zur Thüre hinaus, zu welcher Weib und Kinder ihm folgen ſollten, um auf der Gaſſe zu ſtehen, ohne zu wiſſen, wo ſie ihr Haupt hinlegen könnten. Wie man die gleiche Sache doch doppelt auffaſſen kann. „Lue, mach g'ſchwing, flüſterte unſer Flüſterer dem Weibel. Es iſt mir öppe nicht ganz ums Geld, weil ich ihn theurer haben müßte, es iſt mir wegen der Sach. Lue, es iſt eine Ehrengabe, die er an dem und dem Schießet gewonnen hat. Da würden die Leute doch ein Greſinier haben, wenn es z'faſt unter ſie käme. Da könne man ſehen, würden ſie ſagen, was man mit ſelligem g'winn u wo hi es z'letſcht führ. Mach g'ſchwing, ſelligi Ehregabe ſötte eigetlich nie i ne Geltstag, es ſött es G'ſetz d'rfür ſy.“ Der Weibel begriff das, raſch kam der ſchöne Stutzer in des Flüſterers Hände um ein Spottgeld, mehr als hundert Fr. war er unter Brüdern werth, von wegen er war nicht bloß ſchön, er war auch gut. Da ſagte Eiſi: „jetzt wohlet es mir fry, daß dä Donſtig aus dem Hauſe iſt, dä iſt meh as halb d'Schuld gſy a üſem Unglück; mi ſött ſelligi Sache im Miſt v'rloche, ſi bringe eim Unglück is Hus un drum iſt's vor Gott u Mönſche recht, daß ſi o z'erſt wieder drus müſſe mit Schang u Spott.“

Der gute Stutzer, die Ehrengabe an einem Schießet, trug an des Hauſes Unglück keine Schuld, wenn eine treue Hand, ein biederer Sinn ihn empfangen und getragen hätten, er wäre des Hauſes Schutz und Ehre geblieben, für Kind und

Kindes Kind. Die treue Hand hätte ihn nur gebraucht, wenn des Hauſes und der Kinder Wohl bedroht geweſen. Der biedere Sinn hätte ihn ohne Leidenſchaft gebraucht, den Gebrauch nie zum Vorwand gemacht, hätte nie vergeſſen, daß der Stutzer nur dann den Schweizer ehrt, wenn er ſeines Hauſes Schutz iſt, und nicht, wenn er zum weiten Maule wird, das Ehre, Gut und Frieden verſchlingt. Dem biedern Sinne wäre die Ehrengabe keine Verlockung geweſen, untreu zu werden an Haus und Kind, kein Anfang zur Ehrloſigkeit, ſondern ein Sporn, ein Ehrenmann zu bleiben für und für, als ein ſchweizeriſcher Ehrenmann zu leuchten unter dem Volk. Aber eben darin beſteht die ſchweizeriſche Ehrenhaftigkeit nicht, daß man an allen Lumpeten iſt und wo möglich der Erſte und der Letzte, daß man des Hausvaters Pflichten den Feſten nachſetzt, daß man den Farbenſtrich ſich über die Naſe ſtreichen läßt, der an ſolchen Feſten eben Mode iſt, und ſo recht wüſt thun kann; ſondern darin, daß man treu iſt im Kleinen wie im Großen, daß man nicht bloß im Schießſtande und hinter der Flaſche ein Mann iſt, ſondern hinter jeglicher Arbeit und in jeder Noth, treffe ſie Waiſen und Wittwen, treffe ſie den Bruder oder den Nachbar, das eigene Haus oder das Vaterland. Solche ſind die Ehrenmänner, auf die das Vaterland bauen kann, denen man im Sterben die Seinen empfiehlt, die man im Gebete Gott empfiehlt, daß er ſie erhalten möge zu Nutz und Frommen Allen und Jedem. Schweizeriſche Feſte ſind ſchön, ſchweizeriſche Ehrengaben, ſeien ſie gewonnen auf kleinen oder großen Schieß- oder andern Stätten, ſind die Trophäen dieſer Zeit, jedes Hauſes Zierde, Orden und Kronen des Republikaners; aber ob ſie zum Fluch oder zum Segen des Mannes werden, der ſie empfängt, zum Fluch oder Segen des Hauſes, in welches er ſie trägt, hängt nicht ab von den glattgetretenen Sprüchen, von dem Gebrüll, unter dem er ſie empfängt, von der Zahl der Flaſchen, die dabei getrunken werden, oder ob es Champagner, oder vierunddreißi-

ger Lacôte, oder vierundfünfziger Markgräfler gewesen, sondern eben vom Sinn, der sie empfängt, vom Geiste, der sie verwaltet. Dieser Sinn, der das Haus den Kindern wahret, das Vaterland dem kommenden Geschlechte, die Seele Gott, dieser ächt konservative Sinn ist es, der die Hände treu macht, sie weiht, daß alles, was sie empfangen, zum Segen wird, der ist's, der an Festen, wenn sie ächtschweizerisch sein sollen, geweckt und genährt werden muß, der der Geist sein muß, der die Feste heiligt. Dieser Sinn ist es, der gepflegt und gehegt werden soll im gesammten Vaterlande und allen dessen Einrichtungen, er ist's, der den Frieden bringt in Haus und Land, er ist der ächt christliche Geist, der zur Seligkeit den Menschen bereitet, der stark macht für die Noth der Welt und rein für den Himmel, zur wahren Freiheit führt, die da nicht kömmt mit äußerlichen Geberden, die da wachsen muß von innen heraus. Der Freiheitssinn, welcher nichts ist als eine angekleisterte politische Ansicht, eine Meinung über staatliche Einrichtungen, ist bloß eine Wolke ohne Regen, ein Gespenst, das am Tage umgehend, sich für die Freiheit ausgiebt, alles verspricht, nichts hält, nichts hat für seine Bekenner, weder Frieden hier, noch Seligkeit dort, ja nicht einmal politischen Frieden, ja nicht einmal politische Seligkeit. Wie sollte da Friede sein, wo man von der Freiheit nichts hat, als eben den Schatten, Worte, die man nachsprechen muß, pünktlich, exakt, hinterzi und fürezi, wie die Kinder das ABC, wie sollte da Seligkeit sein, wo man eine Freiheit hat, die nichts als ein Irrlicht ist, welches in die Moräste der Sünde lockt, und wo anders ist eben die Hölle, als in den Morästen der Sünde.

Aber leider nicht mit diesem Sinne hatte Steffen die Ehrengabe empfangen, ob sie ihm auch nicht mit dem rechten Sinn gegeben worden, wissen wir nicht. Aber was das für ein herrlicher Tag war, als er sie empfing, Eisi konnte es wissen, denn es war auch dabei, und daß es dem Jubiliren

und Traktiren ein Ende gemacht hätte, können wir nicht sagen, wenn wir der Wahrheit treu bleiben wollen. Es hatte an Schuß und Preis vielleicht eine noch größere Freude als Steffen selbst. Es war zu einer Zeit geschehen, wo es sich meinte, mit Steffen sich zu zeigen, als Wirthin auf der Gnepfi, wo es sich also noch ganz besonders meinte, als Steffen den Stutzer gewonnen hatte, als er gefeiert, ein Lebehoch nach dem andern ihm gebracht wurde. Nie in seinem Leben hatte es so flink die Wirthin gemacht, eingeschenkt, Wein kommen heißen, Gesundheit gemacht und lustig gethan, daß es Manchem vorkam, nicht bloß Steffens Stutzer hätte einen Stecher, sondern auch seine Frau. Was selber Abend, selbe Nacht kosteten, stand nicht im Hausbuch, Steffen hätte selbst nicht gewußt, was er aufschreiben sollte, es war noch zur Zeit, wo sie ungezählt aus dem Schubläbli nehmen konnten, ausgaben ohne zusammenzurechnen, den Rest weglegten ohne nachzuzählen. Doch das war eine kleine Summe gewesen, — was daran hing, war unendlich größer. Nun mußte Steffen, wo es nur möglich war, den Stutzer zeigen, die Flaschen alle, welche er noch zu dessen Ehren zahlen mußte, zeigte er wiederum nicht. Das größte Unglück aber war, daß Steffen sich jetzt für einen Schützen von erster Sorte, für einen Wettkämpfer um die höchsten Preise hielt, meinte, jetzt fehlten ihm die besten Preise nie, und allweg sei es ein Ehrenpunkt für ihn, allenthalben darnach zu ringen. Er hatte es gerade wie ein junger Spieler, der anfänglich Glück hat und nun für eine Art von Pflicht es hält, das Glück auszubeuten, und wenn es ihn verläßt, wiederum für eine Pflicht, ihm nachzulaufen, um es wieder zu haschen. So war Steffen nicht bloß auf den Schießeten, sondern er mischte sich unter die Eliten, unter die Auserwählten, welche was setzen, mit viel Schießen das Beste erzwingen wollen, und dieses kostet viel Geld, darob ist niemand noch reich geworden, aber Mancher arm, besonders wenn er nicht mehr zu setzen hatte als Steffen. Sehr lange

gings und ſehr viel Geld koſtete es, bis Steffen endlich merkte, daß ſich da nichts zwingen laſſe. Jetzt, wo er wenig oder nichts mehr erſchoß, gäb wie viel er ſchoß, jetzt ſagte er, er möge nichts mehr damit zu thun haben, es käme alles nur aufs G'fell a, un er heig es donſtigs Ung'fell, gäb wie gut er ſchieß. Doch den Glücksſchuß ſchob er nicht dem G'fell zu, ſondern ſeiner Kunſt, denn er ſagte, uf ke Schießſtang chöm Eine, der beſſer halten könne und 's beſſer g'ſehy as er, da förcht er kene, aber es well ihm nimme g'rathe, er glaub emel, er ſyg v'rhexet, und wenn er wüßt, daß d'rgege öppis z'mache wär, er miechs. So hat es der Menſch, ſein Glück ſchreibt er ſeiner Weisheit und Kunſt zu, ſein Unglück dem Ung'fell oder dem Neide. Steffen konnte ſchießen wie hundert Andere, wenn er nicht fehlte, ſo traf er die Scheibe; es ging emel geng öppe hi, und wenn er ſo recht in der Uebung war, ſo ſchoß er ſchön grad uſe, d. h. ſo ums Schwarze herum. Für einen Schützen hätte er ſich nie gehalten, hätte er nicht den unglücklichen Schuß gethan, und unglücklich wäre der Schuß nicht geweſen, hätte Steffen den rechten Sinn gehabt, dann hätte der Stutzer nicht als das erſte Geräthe wandern müſſen aus dem vergeltstagten Hauſe, verflucht und verwünſcht von des Hauſes Frau, als des Mannes Verführer und Unglücksmacher.

Der arme Stutzer! das Ehrenwerthe als Ehrenpreis hatte er verloren, indem er aus dem Hauſe, deſſen Ehre er ſein ſollte, in zweite Hand überging. Nun galt er bloß noch nach ſeiner Nützlichkeit. Und ob er dem neuen Hauſe, in welches er kam, nützlich ſei, wer ſagte das? Theuer kam er in Steffens Haus, ſehr wohlfeil jetzt ins neue, aber waren es treue Hände, die ihn trugen, ein treuer Sinn, der ihn empfing? Es iſt wunderbar, aber es iſt doch. Es giebt einzelne Geräthe, wohlfeile und koſtbare, vornehme und ganz geringe, in die ganz eigene Geiſter ſcheinen gebannt zu ſein, böſe Geiſter vornehmlich. Mit dieſem, jenem Geräthe, ſcheint ein böſer

Geiſt ins Haus zu ziehen, er ſtellt ſich in den Ehefrieden, er hetzt den Mann gegen die Frau, die Frau gegen den Mann, er iſt der Funke ins Spinngewebe im Dache, der Funke ins Pulverfaß, im Keller der Wurm im Gebälke, der Schwamm an den Wänden, der Keil, der die Herzen auseinander treibt, wie der Eiſenwecken die verharzteſten Stöcke. Oft meint man den böſen Geiſt alsbald zu erkennen, ſperrt ſich gegen den Einzug beſtmöglichſt; oft trägt man ihn ſelbſt hinein, merkt erſt ſpäter deſſen Spuk; oft fühlt man im Hauſe den böſen Geiſt, und weil man meint, alles auf der Welt müſſe ſeine bleibende Stätte haben, und jedenfalls meint, alles was uns plage, müſſe außer uns dieſe Stätte haben, ſo ſucht man ihn hier, dort, in dieſem, jenem Geräthe. Bei den Katholiken herrſcht noch immerdar die Sitte, daß ſie gerne etwas Geweihtes, Geheiligtes im Hauſe haben, ſei es ein Palmbüſchchen, ſei es ein gemein Amulet, ſei es eine heilige Reliquie, ſie hoffen Schutz davon gegen böſe Geiſter, gegen Breſten, gegen die Peſt. Wenn was einbrechen will, wenn Unglück ſie umfluthet, wenn ihnen bange werden will um das Herz, ſo wendet ſich ihr Auge dem Geweihten zu, anbetend neigen ihre Lippen zu ihm ſich nieder, und Ruhe kommt ihnen wieder, und ein unnennbares Vertrauen überſchattet ſie, daß in Ergebung ſie entgegengehen dem Unausweichbaren. Wir Reformirte haben dieſe ſichtbaren Zeichen verbannt und mit Recht, wir haben uns damit um Jahrhunderte empor gehoben über unſere Schwachheit, über unſere am Sichtbaren klebenden Naturen, und recht iſt's ſo, es iſt eine Staffel in des Berges Mitte, ein Abſatz zwiſchen der Erde und dem Himmel, wohin wir doch Alle wollen. Indeſſen haben doch auch wir noch eine Art von geweihten Dingen, Andenken, Familienſtücke nennen wir ſie, doch auch dieſe verlieren mehr oder weniger ihre Bedeutung, jemehr alle Bande mit den vergangenen Geſchlechtern, alle Bande der Liebe mit den Gliedern der lebenden Geſchlechter ſich lockern, jemehr unſer Gemüth verſandet

in den trocknen, scharfen Winden unserer Zeit. — Solche Andenken wandern in die Hände der Grämpler, Familienreliquien auf den Estrich, die Zeichen der Gevattertreue in die Sparkassen, zu Gelde wird alles, zu Golde sollte alles werden. So geschieht dann eben das Umgekehrte, das Haus wird denn doch besetzt, aber leider nicht mit geweihten Dingen, sondern mit Andenken und Reliquien anderer Art, an denen nicht die Andacht erglüht, das Vertrauen sich entzündet, der Muth emporflammt, sondern an denen alle Tage der Aerger neu wird, die innern Wunden immer wieder aufbrechen, die Herzen immer kränker werden an verzehrendem Hasse, in welchem jede Lebensfreude versengt wird, wie die Pflanzen vertrocknen ohne Thau, ohne Regen, in tödtender Tröcke. Das Haus wird angefüllt mit Dingen, welche der Mann herbeischleppt, mit Dingen, welche die Frau erzwingt, jedes fröhnend dem inwohnenden Triebe, keins beachtend das andere, oder abwägend, ob das, was es will und bringt, der gemeinsamen Wohlfahrt dient. Jedes stellt das Seine auf, wie es kann und mag, und jedes, wenn es das des andern sehen muß, ergrimmt im Herzen wider das andere und flucht dem armen Geräthe, das sich dessen nichts vermag, daß nicht der Geist der Liebe es herbeigetragen. Im armen Geräthe scheint ein eigener Geist lebendig, der den Bewohnern durch die Augen ins Herz fährt und daselbst immer brennend erhält nicht das ewige Licht der Liebe, sondern das andere Feuer, das auch ewig brennen soll, das wenigstens in den unglückseligen Herzen brennt, so lange bis sie ausgebrannt sind hier auf Erden. Der arme Mensch, wie sehr er sich erhebt, hängt doch vom Aeußerlichen und dessen Eindrücken ab, darum sollte er mit sinnigem Ernste und mit wahrhaft reformirtem Sinne dafür sorgen, daß, was ihn umgiebt, für ihn erhebend sei, daß mit jedem Geräthe, mit dem er sein Haus ziert, ein guter Geist einziehe, der jedesmal, wenn er es sieht, ihn erhebt, ihn neu durchdringt mit heiligendem Gedenken einer schönen Stunde, mit dem Geiste, der es

ins Haus gebracht. Das wäre die wahre, ächte Weihe, und ächte Reformirte, hätten wir das Haus doch voll Reliquien, heiliger Amulete, und was der Schweizer an vaterländiſchen Feſten gewonnen, das würde ihm zum geweihten Palmbüſchel, deſſen Anblick ihm das Zeugniß geben würde, ſein Haus ſei ein geweihtes und ſicher vor jedem böſen Geiſte, ſo lange die Weihe des Herrn es überſchatte. Aber dafür müßte man eben wiſſen, was ächt ſchweizeriſcher reformirter Sinn ſei, müßte begreifen, daß der Sinn ganz was anderes ſei, als zuſammengeſtoppelte Phraſen, und dieſes begreifen noch ganz andere Majeſtäten nicht als unſer Eiſi, das dem Stutzer fluchte und doch denſelben Sinn barg in ſeiner Bruſt, der ſcheinbar den Stutzer zu des Hauſes Fluch gemacht, und mit demſelben Sinne andere Dinge ins Haus ſchleppte, auf denen dann des Mannes Fluch lag. —

Siebenzehntes Kapitel.

Wie eine Wirthin eine Uhr haßt, welche ſie im Kopf gehabt, die aber nicht nach ihrem Kopf gegangen.

Doch während wir da ſchwatzen und gottſelige Betrachtungen anſtellen, eilt die Zeit von dannen, rollt die Steigerung ſich ab. Wie Ameiſen an einem Stück Holz, welches ſie zernagen wollen, tummeln die Leute ſich durchs Haus, und bald hier Einer, bald dort Einer ſchleppt was zum Steigerungstiſche, das er ausgerufen haben möchte. Bald wird es ausgerufen, ein Spinnrad, ein Erdäpfeldrücker, eine Waſchbähre, dann kömmt plötzlich der Einfall, man wolle unten die Fäſſer ausrufen oder hinterm Hauſe die Wagen. Die Menge rollt über einander, ſtrömt zu den Thüren aus, fährt um die zu verſteigernden Gegenſtände herum. Unterdeſſen

kömmt der, welcher den Stutzer gesteigert und in Sicherheit gebracht, daher geschlichen mit einer schönen Pendule und meint: rüfit m'r g'schwing noh das, es geit grad i eim zu jitz. Eisi sah es und meinte: gut wenn die einmal fort ist, es glaubt's kein Mensch, wie froh ich bin. Wege dere habe ich einen Verdruß ausgestanden, ich könnte es niemand sagen, es hat sich alles umgedreht in mir, so oft ich sie schlagen hörte. Dem Ketzer habe ich es aber g'reiset, ih hah ne nüt meh ufzoge, er het du vo nihm selber g'hört schlah." „Was hat er dir denn z'leid gethan?" frug der Weibel. Eisi begann zu erzählen; „ruf doch, ruf", sagte der, welcher die Uhr gebracht. „Wer git mehr als vierzig Fr., rief der Weibel, vierzig Fr. zum ersten Mal." „Vierzig Fr. un e Batze"' sagte der Andere. „Vierzig Fr. un e Batze zum ersten Mal", rief der Weibel. „Nit, nit, rief Eisi, nit, es isch ja niemere da, u siebe Dublone het dä Hung kest. Wartet doch, mi muß z'erst d'Lüt zueche mustern, das isch nüt das, rief Eisi, wartit doch, säget doch de Lüte, si sölle sih zueche mache", und ging selbst nach, die Leute zu mustern. Unterdessen tönte es drinnen fort, vierzig Fr. ein Bz. zum Erste. Drei Batze, rief eine andere Stimme. Vierzig Fr. drei Bz. zum Erste, wer git meh? Vierzig Fr. vier Bz., rief hastig der Erste. Vierzig Fr. vier Bz. zum Erste ist bote. Vierzig Fr. vier Bz. zum Zweute, preisirte der Weibel. Vierzig Fr. sechs Bz., rief der Zweite. Vierzig Fr. sechs Bz. zum Erste, wiederholte der Weibel. Da stolperte es die Treppe hinauf. Zweiundvierzig Fr. rief der Erste hastig. Zweiundvierzig Fr. zum Ersten, zweiundvierzig Fr. zum Angere und zweiundvierzig Fr. zum Dritte, rief der Weibel. So rief der Weibel eben, als der Zweite, den der Aufschlag von vierzehn Bz. auf einmal verblüfft hatte, so daß er einige Zeit brauchte, sich zu erholen und zu sammeln, den Mund zu einem neuen Gebote öffnen wollte. Das ging ihm g'schwing hier, sagte er. Das gang wie's gang, sagte der Weibel. Wenn Eine a ne Steigerig

well, ju ſöll er ſih daheim b'ſinne, oder d'Frau mitnäh, we die's gleitiger chönn, a d'r Steigerig ſyg Eine da für z'biete. Wenn er warte wollte, bis ſih e niedere Lappi usb'ſinnt hätt, ſu müßt er in Ewigkeit weible un usrüfe und ſteigere, u ſelb wär ihm doch z'wider. „Emel du weißt de nit, ſagte der Andere, ob du de fertig biſt mit ſteigere, we du de ſcho ungerem Herd biſt, u ob du nit mußt ume cho, cho nache beſſere. Selb weißt du noh nit.“ Nun gings dem Weibel ſo wie früher jenem. Die Antwort hatte eingeſchlagen bei ihm, auch er mußte ſich faſſen, und als er den Mund zur Duplik öffnete, war jener verſchwunden.

„Scho anegäh? ſagte Eiſi, als es wieder kam. Selb wär m'r doch de lieber, mi warteti, bis o Lüt da wäre, dä Weg chunt me wohl vo d'r Sach, aber nit zum Gelt, u ſelb wär m'r doch de d'Hauptſach.“ Der Gerichtſchreiber replicirte nicht, diesmal ignorirte er Eiſi's Rede. Darin hatte er viel Takt, zu wiſſen wo er reden und wo er ſchweigen ſollte. Vertrauten ſagte er, damit ſei' es gerade wie mit dem Wetter. Trage man Eiſen mit ſich, ſo ziehe das das Wetter an, und ganz ung'ſinnet könnte man einen Blitz anziehen und z'Bode donnert werden, ehe man was dazu habe ſagen können; ſo ſei es mit dem Reden, da müſſe man wohl wiſſen, was für Wolken am Himmel ſeien und wann man Worte in den Mund nehme, zu unrechter Zeit ein Wort könne Einem das verfluchteſte Wetter auf den Hals ziehen, und hätte man geſchwiegen, ſo hätte man das Verfluchteſt thun können und kein Menſch hätte ein Wörtchen geſagt.

Da der Gerichtſchreiber nichts ſagte, ſo meinte Eiſi, es werde dem Uſſath (der Pendule, nicht dem Gerichtſchreiber, verſteht ſich) ahange oder ihm atha ſy, ihn's taubs z'mache bis z'letzt uſe. Da ſei es, erzählte es einer Nachbarin, es ſei noch nicht ſo manches Jahr, einmal ausgefahren mit Steffen an ein Geſangfeſt, es heigs neue dücht, es möcht o einiſt luege, wie's a dene gang; und wenn ihn's dücht hätt, es luegti

es Profitli d'rby uſe, ſu hätts de im Sinn g'ha, o einiſt eis by ne ne ag'ſtelle. Un es recht es v'rſlucht es ſchöns, es hätts de welle zeige, daß es es chönnt, ſo gut as a dene Orte, wo ſi meine, es ſyg niene e ſo wie bi ihne un eim de uſwarte, ſyner Säu heiges längs Stück beſſer g'ha. So ſeien ſie zuſammen gefahren, es ſei ein ſchöner Morgen geweſen und viele Leute ſeien da zuſammengekommen, es wüß eigetlich nit wege was. G'ſunge ſölle ſi b'ſunderbar ſchön hah, wie me g'ſeit heig, aber es heig neue nüt d'rvo g'ſpürt un afe längi Zyti übercho, aber es heig neue nit g'wüßt wie mache für dänne z'cho. Ungereiniſt heigs g'hört, ke Mönſch heig meh e Gux usg'loh, un es ſyg ihm fry e Stei abem Herze g'fahre, es heig däycht, es ſyg us. Es uſe mit de Angere u heig nah Steffe g'luegt, aber dä ſyg niene z'ſeh gſy. Glücklizerwys ſyg Eini da gſy, die's ſcho g'ſeh heig, u die heig's g'fragt: wei m'r öppe des ume e weni, bis es wieder ageit? Was agah, ſägen ih, öppe will's Gott, iſt's us, ſi erlitte 's ja nit, költſch brun ſi ſi ja Alli gſy, we's g'hört het. Nei, ſagte die Andere, ſi müße noh einiſt dra hi, aber wenn de wyt, ſu wei m'r e weni des ume, u d'Stadt luege, öppe viel rars ſöll zwar neue nit ſy, es iſch m'r e lieber, ih müß nit wieder yche. Nun erzählte Eiſi in Kürze, wie ſie umher gegangen, dies und jenes geſehen hätten, unter anderm ſchöne Uhren, und wie ihm auf einmal in Sinn gekommen, dere hätten ſie noch keine und gerade ſo eine hätte es längſt haben wollen, dieweil es eine Schande für ſie ſei, noch keine zu haben. Wie es eine gekauft, nicht die ſchönſte, aber die leideſt nicht, ſiebe Dublone nur hätte ſie koſten ſollen. Er ſolle ſie einpacken, habe es befohlen, wenn ſie fortwollten, ſo wollten ſie dieſelbe holen und bezahlen. Geld hätte es wohl bei ſich gehabt, aber nit ſövli, wie man wohl denken könne. Es hatte auf Steffen gerechnet, der eine ganze Blatere voll mit ſich genommen. Wo ſie zur Kirche gekommen, da heige ſi noh g'ſuret drinne, und wie ſie g'werweiſet heige, ob wieder

hinein oder was ſeuſt machen, da ſei es aus geweſen und d'Lüt aus der Kirche hinaus und — dem Wirthshaus zu. Sie ſeien nicht die Letzten geweſen und da ſei es luſtig gegangen, aber Steffen hätte es nicht geſchen; zwüſche yche, wenn nüt luſtigs gange, heigs geng müße denke, wo dä ächt aber ſyg. Da hätten ſie angefangen z'erſt allerlei z'ſtürmen, du z'ſinge, das ſyg ſche luſtiger gange, u du z'tanze, u das ſyg d's Luſtigiſt vo allem gſy. Es hätte auch müſſen, gäb wie ungern, und drob ſei's ſpät geworden, es hätte es nicht gemerkt. Da ſei, wo es am luſtigſten gegangen, Steffen da geweſen und hätte geſagt, ſie wollten fort. Es heigs düecht, heig er ſo lang ihm nüt nahg'fragt, ſo preſſir's ihm jitz o nüt. Z'letſcht heig es doch müße, u z'neth heig es es noh chönne zwänge, daß ſi öppis geſſe heige, er heig z'erſt g'meint, er mög nit, u doch heig er du gno, daß es ſih heig müße ſchicke, wes o neuis welle heig. U wo ſi abg'ſchaffet heige und furt welle, ſyg da da Eine g'ſtange u heig g'fragt, eb er jitz d'Uhr reiche ſöll. Es hèig dä donſtigs Keßer ganz v'rgeſſe g'ha. Da frag Steffe, was für e Uhr? Da ſäg es, es heig eini kauft, wie ſi ſcho lang eini hätte ſölle hah un er ſäll ihm g'ſchwing ſiebe Dublone gäh. Da heig Steffe ihm g'ſeit, es ſyg e Narr mit d'r Uhr, u wie er ſiebe Dublone hah wett? Un es heig doch wohl g'wüßt, daß er meh as ſiebe Dublone mitgno heig, abet es heig ne nit v'rgebe d'r ganz Tag nüt g'ſeh, un Narr heig es ihm nit welle lah ſäge vor de Lüte. Es wiſſe was es geſehen, und wenn er ſi nimme heig, ſu welle es ſe ſcho überche, aber die Uhr wells jeht. Es hätts nit angers tha vor de Lüte u hätt me nihm d'r Gring abg'ſchrißе. Es heigs am Wirth g'ſeit un dä heig ihm enangerenah ſiebe Dublone gäh, un äs heig d'Uhr gno, die ſyg ime Kiſtli gſy. Das heig du neuis chönne gäh ſi hei gſy ſyge, es ſyg d's erſt Mal gſy, wo ſi enangere o ſo recht g'ſeit heige, es hätt ſih möge z'todt plâre z'ſelbiſt, vo wege Steffe ſyg trunkne gſy, u es nit, u da heig er ihm Sache

g'ſeit, Sache, we d's Halbe wahr giv wär, ſu hätts d'Sunne nie mehr ſölle aſchyne. Was aber du d's v'rſtüchtiſt giv ſyg, wo's du morndriſt die Uhr uspack, ſu heig ſie ihm du gar nüt meh g'falle, dä denſtigs Schelm heig ihm g'wüß en angeri ypackt, as es usg'leſe heig und doch heig es ſe du müße b'hah u heig nüt dörfe ſäge, u e neue niemere heig ſi welle g'falle. Du ſyg dä Schnürſti vo Wirth, wo's die ſiebe Dublone etlehnt g'ha heig, neue grad einiſt daher che, u heig ſe ume welle. Er heig ung'ſinnet es Roß g'kauft, heig er z'Wort g'ha. Steffen werd's g'merkt g'ha hah, oder ob's e abg'redti Sach giv ſyg, wüß es nit; wo's well Geld näh, heigs kes Schlüßeli, u wo's Steffe ſuech, ſyg dä niene u dä Wirth heig tha, wie e Kah am Hälſig, dä Uſlath, es heigs düecht, es möcht ihm die Uhr ob em Gring v'rſchlah. U wie mängiſt es die G'ſchicht ſih heig müße g'bêre fürhah, u was es deretwege heig müße lyde, es glaubs ke Mönſch. Es ſyg allimal taub worde, wes dä Käzer heig müße aluege u froh ſygs, daß er furt ſyg. Wes g'wüßt hätt, daß er um das Lumpengeld furt chäm, ſu wär er nit erſt hüt furtcho, ſo lang Täubi drum hätt es nit g'ha, um das hätts ne längſt chönne bruche.

Achtzehntes Kapitel.

Wie Eiſi dagegen G'ſchirr im Kopfe hat und warum.

Nit, nit, rief Eiſi plötzlich, als ſein Blick auf den Steigerungstiſch fiel und es auf demſelben ſein ſchönſtes Kaffeegeſchirr ſah, auf einem großen Cabaret und der Weibel eben ſagte: wer giebt mehr als dreizehn Fr., zum zweute u zum —. „Nit, ſagte Eiſi, das lah nih nit, das wott ih, ſechs Kreue ſy bete.“ „Aber was wotſch d'rmit, ſagte ein Mann zu Eiſi, ſpar dys Geldli für Beſſeres.“ Lah du mih mache u lue du

für dih", antwortete Eisi. „Aber warum willst du das g'hebt hah?" fragte ihn's eine Frau. „Sechs Krone, rief Eisi, will d'rs de säge, allweg chah nih dere Züg nit alles lah fahre, b'sungerbar was brüchigs ist. We mes scho hingerdry g'setzlig ume hah chönnt, wi si säge, su möchts d'r Tüfel alles z'säme tryhe u was v'rheit isch, isch v'rheit." Es ist sonst Sitte, daß, sobald man weiß, daß die Sache für die Familie ersteigert wird, was gewöhnlich irgendwie verlautet, das Bieten mit großer Bescheidenheit getrieben wird. Und sowie Einer fortfahren will, müpfen ihn die Andern und sagen: e was witt, es isch für seie. Eisi hatte der Sache noch viel besser den Tätsch geben wollen, wollte selbst bieten, es wollte sehen, wer d's Herrgets syg, von seinen Sachen zu kaufen, b'sungerbar, wenn es selbst darauf biete. Nun waren wohl Leute, die sich vor ihm scheuten und balgeten, wie Eine doch so ung'schämt sein könne und beiwohnen und sogar bieten. Wes noh pläreti d'rby, daß me chönnt d'Häng unger ihm wäsche, su wette si noh nüt säge, aber ke Thran heigs noh v'rgosse, ke Thran!

Aber nicht Allen imponirte Eisi. Es waren glänzende Weiber da, seiden und galanderirt, gäb wie leicht sie sich drehten und kehrten, so rauschte es, fast wie das murmelnde Bächlein, das durch duftende Wiesen sich schlängelt, fast wie der Zephyr, wenn er durch den grünen Wald fährt, auch hatten sie Ringe an den Fingern, Ketten um den Hals, kurz, sie waren ein schön Luegen. Die hatten keine Notiz von Eisi genommen und sahen es nicht an, wenn aber Eisi von ihnen sich abwendete, so blickten sie einander und rümpften die Nasen. Dagegen betrachtete Eisi sie oft, und wären seine Blicke Pfeile gewesen, so wäre keine lebendig ab dem Platz gekommen. Die hatten also sichtbar keinen Respekt für Eisi, aus deren Mitte kam die bietende Stimme und trieb Cabaret sammt Geschirr auf zwanzig Fr. hinauf. Endlich erlangte Eisi doch den Sieg, der Weibel sagte und zum —, lah g'seh,

wott noh öpper, und zum — und zum — dritte. Der Weibel lag mit Eiſi nicht unter einer Decke. Schwyg du, hatten die Weiber zu der Bietenden geſagt, bis die Witziger, ſi chönnte z'letzt ſäge, du heigiſt's expreß g'macht, u we ſi ganzi e Narr wird, ſu müßtiſch du d'Schuld ſy. Es iſch geng wege dene arme Kinge, u we's ne ſcho gut ging, we die dänne chäm, ſu dörft me's nit emal lut ſäge. Die guten Weiber, wie ihre zarten Herzen für Eiſi's arme Kinder ſchlugen und zwar ſo gewaltig, daß keine von denſelben an das eigene Trüppeli dachte, das jede zu Hauſe hatte. —

In Zorn und Triumph, faſt wie Juno in Jupiters Donnerwagen, fuhr Eiſi ab mit dem Cabaret, ſagte für ſich: ſu han dih doch, un wenn ih d'r Kittel hätt müße v'rkaufe un d's Gloſchli d'rzu, ſagte es dem Weibe, das ihm folgte und noch etwas nachtrug. „Aber warum hangiſt e ſövli daran, ſagte das Weib, öppe ſelligs hättiſch geng übercho, wenn d's wieder brucht hättiſch, das wird notti nit d's enzige i d'r Welt ſy, un öppe nit viel thürer.“ „Selb nit, ſagte Eiſi, was das koſt het, weißt nit. U ſyg das wie's well, ſu hah nih das nit welle lah, das wott ih b'hah.“ „Was iſt de d'rmit“, fragte die Frau. Da erzählte Eiſi, als es zum zweiten Male guter Hoffnung geweſen, hätte es Gotte ſein müſſen, in einem Wirthshaus, bei entfernten Verwandten. Da ſei ſchön aufgewartet worden und b'ſunderbar ſchöns Geſchirr hätten die gehabt, daß es es faſt hätte verſprengen wollen vor Zorn, denn der Gattig hätten ſie keins gehabt, es hätte nicht einmal gewußt, daß man ſelligs hätte. Es ſei ihm nicht mehr wohl da geweſen, es hätte preſſirt für fort und auf dem ganzen Heimweg hätte es von nichts b'richtet als von ſolchem G'ſchirr und daß ſie auch deren haben müßten. Da hätte Steffen geſagt: He, ich wollte mich nicht ſo plagen, es iſt jetzt öppe eine Zeit, wo nicht viele Leute kommen; aber wenn du dieſes Mal einen Bub haſt, ſo kannſt du anſchaffen ſo ſchöns als du willſt, dann muß e Fure gah. Iſt's ein Meitſchi,

ſo machen wir's nur wohlfeil und die alte Ruſtig thut's auch noch, ſie wären an manchem Orte froh, ſie hätten ſolche. Es ſei ihm noch, als ob es heute geweſen, wo er das geſagt habe, und es wiſſe noch auf welchem Platz. Da ſei es ihm immer geweſen, wenn es nur einen Buben kriegte, vorher hätte es nicht viel darnach gefragt, weler Gattig, es heig nüt angers g'ſinnet, as wes nume für wär. Glücklicherweiſe hätte es wirklich einen Buben gegeben und es eine Freude gehabt, es könne es niemand ſagen. Es hätte nicht vierzehn Tage gewartet in die Kirche zu gehen, es hätten ſich alle Leute verwundert, als ſie es ſchon geſehen, und z'morndriſch ſchon hätte Steffen mit ihm müſſen nach Solothurn um Geſchirr zu kaufen. Da hätte es nichts geſpart, es müſſe es ſagen, und Steffen hätte nicht gewehrt, wie er ſonſt wohl hie und da zum Brauch gehabt. Es hätte ihm ſelbſt gefallen, und wenn es öppe g'werweĳt, ſo hätte er noch angeſtrengt. Es ſei aber dafür auch ſchön gegangen an der Taufe. Den Deſſert hätte er von Bern kommen laſſen, d'Bratis und d's angere hätten ſie ſelbſt gemacht; aber e b'ſungerbari Köchin heige ſie b'ſchickt, e Gans heig d'Gotte mitbracht, un es angers Bratis heig ne e gute Fründ g'ſchickt, dem ſie viel Wy abgno heige, uſem Schwarzwald, es heig ſölle e Rehſchlegel ſy; die Wyber, wo ne d'Sach nit heige möge gönne, heige g'ſelt, es ſyg neue es Schaffüſtli, aber es wohl beizts, die Täſche. Es ſei d'r werth geweſen, recht aufzuwarten, ſie hätten eine vornehme Gevatterſchaft gehabt und ſonſt viele Leute eingeladen weit her. Es hätte ein vornehmer Gummi faſt ſein Roß z'todt geſprengt, um dabei zu ſein. Mehr als acht Tag hätten ſie es im Stall gehabt, und bloß Tritt für Tritt hätte man es führen können. Oeppe viel Profit hätten ſie davon nicht gehabt, denn einen Kreuzer dafür zu fordern hätte man ſich geſchämt. Gut dreißig Perſonen ſeien da geweſen, und ein Mal über das andere Mal hätten ſie ſich verwundert, wie das eine Aufwart ſei, ſo ſeien ſie doch nie dabei geweſen. Das ſei

wahr, und noch im Grab müß es ihm's nachreden, einen Wein hätte Steffen z'weg gemacht gehabt, die Beine hätte man nicht ſtille halten können unterm Tiſche, wenn man ihn von weitem geſehen habe. Er hätte noch kommen laſſen, T'ſchämpis ſage man ihm, und noch andere Ruſtig, es wiſſe nicht mehr wie man ihr ſage. Luſtig gegangen ſei's, es ſei nie ſo dabei geweſen. Trunken ſei worden öppis ſchröckligs, gäb was man auf den Tiſch geſtellt, es ſei gerade geweſen, als ob man alles auf einen heißen Stein geſchüttet, und geſungen hätten ſie, es heigs dücht, d'Wäng ſötte's nit hah. Bloß ein paar Weiber hätten Geſichter gemacht, gerade als ob man ihnen Dörn in den Wein geſchnäzelt hätte und hätten die Maulecken faſt bei den Augen oben gehabt. Und grade die hätte am meiſten gegränmet, bei der es vorher zu Gewatter geſtanden. Es heigs v'rflümeret g'lächert, gränmit ume, hätte es gedacht. Wo es bald Morgen geweſen, ſeien die hinausgegangen und ſeines Schwagers Frau, aber es nicht dumm, ſei nache, vo wege, es ſei ihm bald z'Sinn cho, da könnte man was vernehmen. Da hätte es Sachen gehört! Es ſei ihm in alle Finger gekommen, ſie, ihre Köpfe voran, in die Löcher zu ſtoßen. Aber es hätte nichts dergleichen gethan, ſondern gedacht, wartit dir ume! In die Küche ſei es gegangen, hätte Kaffee befohlen und angewendet, daß es wohl gewußt, ſolchen hätten ſie noch nie gehabt. Da ſei aufgeſtellt worden in dem Geſchirr, und was die da für Augen gemacht und einander geblickt und gränmet, man glaub es nicht. Es aber hätte gedacht, blicket ume u gränmet ume, grad ſo iſt's mir recht. Je mehr die Andern gerühmt, deſt täuber ſeien die worden, es ſei faſt v'rſpritzt vor Lachen. Da hätte ſich endlich Eine nicht mehr halten können und geſagt: B'ſungerbar g'fallt mir das o, u wenn ih nit däyche müßt, es nähms z'letſcht öpper anger, ſu ſchaffet ih m'r o a. Aber es iſt e Zyt, un es lehrt eim zur Sach luege, we me d'rby blybe will. Du heigs du g'ſeit, es ſyg ihm o ſo, d'rnebe aber chöms geng

druf a, wie me thüy. Es syg nit Sinns vo dem z'lah, u so lang es leb, däychs nit, daß öpper d'Freud hah werd, 's z'synige. Mi chönn nit wüße, hätte darauf Eine geantwortet, daß es es nit hätt sölle g'höre. Aber es heig's netti g'hört u g'seit: Es hätt nüt d'rwider, es gang mängs ung'sinnet, aber selb welle eim gut sy d'rfür, daß öppe niemere Freud hah söll a dem G'schirr, so lang es neh chönn Kaffee arichte. Da hätten sie geschwiegen und die Pfeifen eingezogen, und wenn es den letzten Kreuzer hätte geben müssen, so hätte es ihnen nicht die Freude gemacht, sagen zu können: Jä, gäll Eisi, jetz prediget en Angere, u jetz hesch'e!

Neunzehntes Kapitel.

Wie Babi, die Speisewirthin, ein Schesli im Kopf hat, und wie der Schwarze Babi darum bringt.

So packte Eisi aus, während ein Kind ihm Wache stehen mußte und berichten sollte, ob was Besonderes gehe. Jetzt kam es gelaufen und berichtete, sie hätten noch so allerlei Grümpel verkauft, Waschstecken, Bierkrüge und Grasbähre, jetzt redeten sie davon, sie wollten essen, es sei schon lang über die Zeit, u thüye d'r glyche si wüße nit wo. Si rede d'rwo, si welle übere. Da fuhr Eisi auf und machte den Mannen den Marsch, daß sie wußten, wo sie essen sollten, so daß selbst der Gerichtschreiber nicht auftreten durfte, so gerne er auch in die Speisewirthschaft gezogen wäre. Dort ging es allerdings lebendiger zu, dorthin waren die glänzenden Weiber gezogen und mit ihnen viele Männer, die aber nicht so glänzten wie die Weiber. Auf dem Lande ist bis dato die Toilette das ausschließliche Eigenthum der Weiber geblieben, einige Schmachtlocken und einige Stegreife an jungen Dandys abge-

rechnet. Nun war eine Gelegenheit geboten zu ſchönen Tiſchreden, an denen auch die Speiſewirthin ſo eifrigen Antheil nahm, daß ſie die Aufwart vergaß und manche Bemerkung nicht hörte (ſolch Geſchütz wird meiſt im Rücken abgebraunt). Nit bas as me hie ſyg, nähms eim deſt meh wunger, daß es däne nit beſſer gange ſyg, die müßte afe g'huſet hah vom Tüfel, un d'r Platzg ſyg doch ſo bös nit gſy, u ſövli B'rmöge für e Afang, wo's nit d'r Hundertiſt heig. Dieſe Tiſchreden wurden unterbrochen durch die Nachricht, daß man drüben wieder anfangen wolle zu ſteigern. Sie wirkte wie Pulver, das als Minen unter die Bänke gelegt worden. Wie da die centnerigen und zweicentnerigen Dinger, welche die Bänke belaſteten, auffuhren! Das wär d'r Tüfel, hieß es allgemein, kaum hätte man halb gegeſſen, ſelligs ſyg doch neue nit permittirt, me wart jüſt, bis d'Lüt wieder da ſyge, aber es werd wieder neuer was wohlfels welle. Er glaube, ſie wollten an's Schesli hin und ans Geſchirr, erläuterte der Berichterſtatter. Da ſetzten ſich viele, viele Centner wieder nieder, brachten es ihm und meinten, da preſſire es ihnen nicht, das wollten ſie ſie machen laſſen u noh näh, was öppe noh chöm. Unter dieſe Zahl gehörten die meiſten Weiber; das brachte die Speiſewirthin faſt aus dem Hüsli. Die gute Speiſewirthin wußte noch nicht, wie man ſich ſelbſt vor den Füßen ſein kann. Sie brannte ärger als ihr Kochöfeli vor Begierde hinüber zu gehen; alleine hatte ſie es nicht gewagt, auf das Begleit der glänzenden Weiberſchaft gerechnet, ſich aufgedonnert, daß ihre Kinder ſämmtlich ihr nachliefen und ſchrien: Mutter, wotſch z'Kingbetti oder z'Märit? Sie hatte ſchwatzen müſſen mit den Weibern, den Kragen lehren, wie man ſagt, hatte dareb die kürzeſte Zyti gehabt, während ſie den Andern um ſo länger wurde, hatte Kochen und Aufwart verſäumt. Jetzt als es anging, war ſie nicht fertig, die Weiber nicht gewohnt, halb gegeſſen aufzuſtehen. Hatten die mal die Beine unter einem fremden Tiſche, ſo wollten ſie ſein, wollten öppe lebe, wie's

d'r Bruch syg, we me furt syg, wollten das Bratis gehörig versorgen, wollten Datere, den Dessert schenkten sie nicht, eine Halbe Rothen verschmähten sie nicht. Ja es kam schon hier und da Einer in den Sinn zu sagen, den Kaffee habe sie emel gerne, sie glaube, wenn sie einmal sterben sollte, mit Kaffee könnte man sie wieder lebig machen, aber schwarze nach dem Essen nehme sie ihn doch am liebste, wenn neuer wett, si hulf. — Das sind die Weiber, die stark den Männern nachstreben und stark in der Emanzipation der Weiber machen.

Ach, so ein Schesli war der guten Speisewirthin schon lange im Kopf gesteckt, ihr förmlich hineingewachsen. Wie oft hatte sie im Kothe pfoseln müssen von einem Markte heim, und wenn sie eine halbe Stunde hinter sich ein Fuhrwerk rasseln hörte, war sie stille gestanden und ach, was für zärtliche Liebesblicke hatte sie ihm zugeworfen, sobald es in ihren Gesichtskreis kam; ach, und wie oft hatte ihr das gar nichts geholfen. Das Pferd hatte sie noch überspritzt, in den Haag, in ein Gräbli gedrückt, daß sie einen Gix und ein „Uflath" nach dem andern ausgelassen, aber es hatte nichts geholfen, die Leute darauf hatten gelacht und sie in Kyb und Koth pfoseln müssen bis heim. Wenn sie im einen oder im andern erstickt wäre, ke Hung hätte se ufg'lese, hatte sie oft geklagt. Manchmal hatte man sie wirklich aufgeladen, wenn man das Wägeli nicht bereits schon voll alter oder junger Schweine gehabt hatte. Sie hatte glückliche Stunden so verlebt. Aber ach, wenn der Bysluft so recht zog, oder es hurnigelte, daß man glaubte, das Katzenhageln wolle angehen und sie eine schöne Kappe aufhatte, eine neue Scheube an und dazu nur einen schlechten Parisol, ach, dann kehrte sich in ihrem zarten Herzen alles um, daß sie so z'weg sei, und nicht in irgend einem Schesli, wo e Theil noch eigene Leder hätte, die man vormachen könnte. Wenn dann gar noch Eisi vorbeirasselte im Schesli, mit dem gleitigen Biggerli, dann drehte sich nicht bloß ihr Herz um, sondern alles im Leibe, sie ward zur radi-

kalſten Kommuniſtin. Wenn das gerecht ſei, daß ſo Eine fahr, während ſie ſo durch Dicks und Dünns ſtampfen müſſe, ſo möchte ſie doch wiſſen, was Gerechtigkeit ſei. Aber das müſſe anders kommen, ſie ſei Einem gut dafür, und es ſeien noch andere Leute ihrer Meinung.

Bei ſolchen Seelenſchmerzen war's begreiflich, daß ſie nichts ſehnlicher als ein ſtyfes Schesli wünſchte, ſo mit Ledern, wo man ſich gut einmachen könne, öppe von den köſtlichſten brauche es nicht zu ſein, daß ſie ihrem Mann beſtändig mit dieſem Wunſche vor den Ohren lag, faſt wie ein guter Haushund vor der Hausthür oder eine Katze vor dem Mäuſeloch. Der Mann war aber auch ein harter Klotz, wie viele Männer ſind: „Was finniſt Babi, war ſeine faſt unveränderte Antwort; was finniſt Babi, d'r letzt Zeys nit gäh, d'r vorig ebe halb, u dä o bal ume, u de noh anger Lüt, die Geld wei. Nei, Babi, wed nit lauſe maſt, ſu blyb daheim. Nun hatte Babi ſeine Hoffnung auf Eiſi's Schesli geſtellt, und hoch auf war ihm das Herz gegumpet, als es dachte, wie's dann auch bei Eiſi vorbei tſchädern welle, daß es fry Feuer gebe und es müſſe nicht zu machen ſein, wenn es nicht über und über überdrecket werde, allemal wenn Babi bei ihm vorbeifahre. Und wenn's es v'rſprengti vor Täubi, ſu ſygs ihm glych, und es wett ſäge: recht g'ſchehts d'r, du Narr, das iſt füre Hochmuth gut. Wie geſagt, einige Fünfundzyßiger hatte es z'weg und ihri Wyherre ſeien alle ihre guten Freunde, tröſtete es ſich, die begehrten ſie nicht zu plagen, warteten, bis es ſich ihnen wohl ſchicke, und ging's bis am letzten Faſtnachtmärit. Das irge brav Herre, es wüß's.

So weit hatte Babi alſo nache g'werchet, jetzt war das Schesli zu haben, und gewiß um Nichts, denn wer wett ihm i Weg cho! wenn me merk, daß es es möcht, dachte es, ke Menſch thüy es Bot druf. Und jetzt war's noch nicht fertig und die Blättere ſaßen da wie Trüecher, hatten keinen Verſtand und thaten gar nicht, als ob die Steigerung ſie was

anginge. Babi wußte wirklich nicht, ſollte es die Wände auffahren oder aus der Haut, und als es ſie fragte, ob es ſe nit düech, ſie möchte gah biete oder gah luege wie's drum gang, es ſöll es meineidigs ſittigs Ryte drinn ſy, antworteten ſie kaltblütig, ſi ſyge nüt g'wungerig und Luſt zu dem alte Kratte hätten ſie auch keine, aber es ſöll ne öppe e Fläſche oder zwo vom beſſere Rothe bringe u vielleicht, daß de noh öppe Eini oder die Anger es Taßli Schwarze nähmt. Es wett, daß d'r Schwarz ſeie nähmt, dachte Babi. Die Speiſewirthin ſchoß, ſtatt in den Keller, über die Gaſſe, wo ſie ihren Mann bei den Steigerungsleuten in Nähe des alten Krattens ſtehen ſah. „Los neuis, ſagte ſie, und rief ihn neben aus. Die Plodere wei nit uf, ſi ſy abrämtet, un ih darf nit renne, u daß de m'r jitz das Schesli nit labyiſt fahre, g'hörſt, choſt's was well, ſu wett ihs jitz, u g'hörſt, biet bis es heſch, ſuſt lue de wie's d'r geit!" Denk chum z'tödte, ſagte Babi's Mann halb laut, während er langſam wieder der Steigerung ſich zu drehte. Da ſtund die Menge um das Schesli herum, g'ſchauete die Räder, revidirte das Räderwerk, probirte die Federn und bald war das eine nicht gut, das andere ausgelaufen, das dritte mangelte Reparirens, und alle kamen darin überein, öppe viel werth ſei es nicht, wenn man leicht was dafür geben müßte, ſo kaufte man ringer ein neues, dann wüßte man was man hätte, und hätte etwas nach der Mode. Das ſei altväteriſch, und leicht ein hoffährtig Meitſchi oder eine eigelige Frau fuhr eim nit emal drinn. Hatte doch Eiſi gemeint, was es hätte, als Steffen ſich endlich zu dem Schesli bewegen ließ! Steffen hatte nicht daran gedacht, hatte eine währſchafte Haut, die was ertragen mochte, hielt nicht viel auf dem Aeußern, fürs Inwendige ſorgte er deſt fleißiger, wenn man inne nache gut g'füttert ſei, ſagte er, ſo thüy eim ke Byswuft nüt, und wenn ſein Biggerli mit ihm davon tſchäderte, ſo ſaß er auf ſeinem tſchäderenden Bernerwägeli, in Schneeſturm und Regengüſſen, ſtelz und wohlgemuth wie ein

König. Aber hundertmal hatte Eisi gesagt, uf dä Hung gangs ihm nimme, und doch war es ihm immer wieder gegangen, von wegen das Hozle auf dem Rumpelkasten war ihm doch noch ständiger als das Daheimhocke.

Da war einmal im Winter eine große vornehme Parthie, an die sie auch eingeladen waren und auf die es sich viele Wochen freute. Es war schöne Schlittbahn, Steffen hatte ein verflümeret styfs Schlittli z'weg machen lassen, hatte ein G'schell gekauft, daß man es nicht schöner hören konnte, und ein Fähnchen machen lassen von roth und weißer Seide, daß man nicht genug luegen konnte, wenn es so recht wadelte im Winde. Daneben hatte Eisi einen Staat z'weg gekorbet, der ihn's zu der Hoffnung berechtigte, z'letscht werd's de heiße: d'Wirthi uf d'r Gnepfi, die het m'r g'falle, das ist doch die Hoffährtigst gsy u d'Sach isch er e noh b'sungerbar wohl ag'stange. Wie eitel aber menschlich Hoffen sei, sollte Eisi erfahren. Am Morgen vorher glänzte noch so prächtig die Bahn, gegen Mittag ward es so milde, daß Eisi meinte, grad so sollte es morgen sein, wege d'r Kälti heigs ihm schier welle gruse, mi überchöm so v'rfrore Nase, un nüt stang eim minger a, as so ne roth u blaue Knebel im G'sicht. Daß die Wälder schwarz wurden, die Berge dunkelblau, dessen achtete sich Eisi nicht. Aber in der Nacht, als das Haus in allen Fugen krachte, erwachte es, müpfte Steffen: los doch wie d'r Bysluft geit, es wott m'r schier gruse, sagte es. Aber am Morgen sah man, daß es nicht der Bysluft, sondern der Flühluft war, er spritzte warmen Regen über den weichen Schnee, wüst gelb war die so schöne weiße Straße geworden, Wasser sammelte sich in jeder Vertiefung, hie und da war sie schon vollständig schwarz. Was das für ein Jammer war, für ein Hin- und Herschießen, an allen Fenstern herum, weil man immer hoffte, an einem andern Fenster sehe das Wetter besser aus! Aber durch keines kam ein Hoffnungsstrahl, Steffen erklärte, der Schlitten gehe kaum mehr, und wenn

man heute es ſchen zwängen könnte, ſo käme man morgen gar nicht heim, man werde das Wägeli nehmen müſſen, wenn es g'fahre ſy müß. Was da Eiſi für einen Zorn ausſtund! Steffen kam endlich zur Einſicht, daß es ihm weit ringer ginge ein Schesli anzuſchaffen, als d'Frau ſo zu ſehen und ſich ſo ſagen zu laſſen. Als ſie endlich doch fuhren, als allerdings Eiſi's Staat wüſt herhalten mußte im erneuerten Sturm, als alle Leute zäpfelten und ſtichelten, daß ſie ſo in einem offenen Wägeli daher kamen, ob er nicht etwas Deckts v'rmöge, er müß doch vo de wüſtiſte eine ſy, daß er in ſelligem Wetter e ſelligi Frau uf eme ſellige Kaſte desume führ. Wenn Mänge e ſelligi Frau hätt, noh hüt ſchaffete er ihr ein fünfzig Dublönigs Schesli a. Da ging Steffen in ſich und erkannte ſeine Schuld und bekannte, daß es ihm ſo nicht mehr gehen müſſe, ſelligs wolle er nicht mehr ausſtehen. Und wahr ſei's, wenn er alles rechne, ſo erhus Einem ſo ein Schesli viel Geld, es ſei nicht zu berechnen, was man an den Kleidern erſpare, wie Manchen man könne reiten laſſen, der Einem gerne was zahle, und dann könne man noch Leute führen. Wenn er ein Schesli gehabt, viel Neuthaler hätte er mit verdienen wollen, es wär denk längſt zahlt, vo wege, es Roß müß er allweg hah. Steffen beſtellte noch in den nächſten Tagen ein Schesli und die Arbeitsleute predigten, wie ſie ihm eins machen wollten, daß Adam im Paradies kein ſo ſchönes gehabt hätte und ſo wohlfeil, daß ſie gewiß ihr eigen Geld daran verſpielten. Indeſſen weil er es ſei, ſo käme es ihnen auf ein paar Franken nicht an, ſie hätten Freude ihm öppis z'arbeiten, es ſei immer eine Rekommandation, a me ne ſellige Ma g'arbeitet g'hah. Er ſöll de ume niemere ſäge, was es ne koſt heig. Kurz ſie machten ihm das Ding ſo ſchön und ſüß, daß er eine Freude über das Schesli in den Leib kriegte, accurat wie ein Kind auf das Neujahrskindli. Er fuhr, es weiß kein Menſch wie oft hin, zu ſehen, ob es nicht fertig ſei, und allemal kehrte er mit noch größerer Freude heim. Die

Arbeiter hatten ihn umringt, ihm gezeigt, wie herrlich und gut alles sei, ihm vorgewiesen, was sie ihm z'Lieb und z'Ehr noch alles ersinnet hätten, kommods und schöns, und wie sie dieses trocknen und jenes beizen oder gerben lassen müßten; aber er solle dann nur hin mit wohin er wolle, es schöners u chumligers u liechters Fuhrwerk treff er nit a, es fehlte nüt, su laufs von ihm selber, b'sungerbar wenn es chly niedsig gang. So zogen sie die Schrauben seiner Freude an, er zahlte brav Wein und sonst noch was, und wenn er heim kam, so sagte er, er sei sich nur eins g'raue, daß er nicht schon lange eins habe machen lassen, er hätte nicht geglaubt, daß man so Freude daran haben könnte.

Was war das aber für ein Tag, als das Schesli daher kam! Sattler, Wagner und Schmied hatten ausdrücklich sich ausbedungen, selbst es zu bringen; sie dürften sich wohl zeigen damit und dann gebe es immer noch dieses und jenes z'brichte. Als sie angefahren kamen, stand alles vor die Häuser und sah das Wunderwerk der Welt. Gravitätisch stiegen die drei Künstler aus, schüttelten die Hosen über die Stiefel nieder und stellten sich, der Schmied vornen, der Wagner neben, der Sattler hinten und demonstrirten der erstaunten Menge das Wunderwerk. Nachdem sie es von außen erklärt hatten, mußte Eisi einsteigen, mußte bewundern, wie bequem der Tritt ersinnet sei, dann husch, Eisi nach der Sattler, plötschte ins Kissen, und Eisi mußte bewundern, wie wohl man in den Kissen heck u wie's es lings Aleine syg, u de syg da noh es Täschli am Fußsack, das sei b'sungerbar kommod für e Nasetumpe oder sonst neuis. Aber lang war's ihm nicht vergönnt neben Eisi zu hocken, der Schmied stand ungeduldig am Thürli und sagte, seh, chum doch einist use. Kaum hatte er den Sattler hinausgebracht, so macht er sich selbst hinein, plötscht mit Macht ab und wiegt dann das Schesli hintere und füre. Eisi sollte merken, wie stark die Federn seien und wie gut sie spielten. Man könnte den Emmengrund

auf- und absprengen, sagte er, man merkte nichts, es ging so fittig wie uf eme Teller. Aber aus dem behaglichen Wiegen riß ihn der Wagner. Es düecht mih, sagte der, du lahyist d'r ume z'wohl sy, chum use. Langsam und ungern that's der Schmied. Da stieg der Wagner ein, aber langsam, er mußte Eisi erst zeigen, wie kommod man die Hände aufstemmen und sich halten könne beim Einsteigen; dann setzte er sich und sagte mit bedeutendem Gesichte: sitz, Wirthi, streck d'Bei! Hest se g'streckt, aber recht? Gäll, du chunst nit vorne a u mast doch styf z'Bode g'länge, mit de Füße ganz eberecht, gäll so ischs? Jä lue, das ist ame Schesli d'Hauptsach, daß me mit de Füße z'Bode mah u d'Bei strecke chah. Fehlt das, su isch alles nüt, sygs de wie's well. Er hätte vielleicht noch weitere wichtige Hauptsachen entwickelt, wenn nicht Schmied und Sattler hinter ihn gerathen wären. Er mußte Steffen Platz machen, der mußte sich neben Eisi setzen, der Sattler zog das Verdeck über sie auf und demonstrirte, wie man da eingemacht sei gegen alle Gewitter des Himmels und was man da alles abelah und was man vormachen könnte. Aber ehe er halb fertig war, sprengte der Schmied bereits mit dem Ehepaar davon, das nun praktisch erfahren sollte, wie's fittig es gehe. Der Wagner sprang hinten auf, der Sattler, zu spät dazu, lief hinten nach und fluchte bis er keinen Athem mehr hatte, dann wartete er an einem Haag, bis es dem Schmied beliebte umzukehren und praktisch zu zeigen, wie man ränken, umwenden und stillstehen könne, während der Wagner Erläuterungen beifügte, wie hagels schön die Räder drunger dur möchten und auch nicht an einem einzigen Orte anstellten, u das syg e Hauptsach, vo wege wenn sie astellte, su chönnt me persche nit ränke. Als sie zurückfuhren, lag hohe unaussprechliche Befriedigung auf allen Gesichtern, ausgenommen auf dem des Sattlers, der Mühe hatte, Athem und Aerger ins Gleichgewicht zu bringen, weil er dem Ränken nicht hatte beiwohnen können. Es müsse sagen, sagte Eisi, es hätte es

nicht geglaubt, daß ein so großer Unterschied im Fahren auf einem Wägeli und auf einem Schesli sei. Es sei schon in manchem Schesli g'fahre und auch in Schärbänke, aber es müß es sagen, so in einem noch nicht, jetzt wollten sie es aber auch recht profitiren. Jetzt sollten sie das Roß in Stall thun un yche cho. Das ließen sie sich begreiflich nicht zweimal sagen, denn Künstler haben bekanntlich oft Durst, es sind Naturen, die viel Feuchtigkeit mangeln. Kaum hatten die Herrschaften sich zurückgezogen, so trat die Dienerschaft auf und jedes wollte wissen, wie es ein Hocken in einem Schesli sei. Das Kindemeitschi schlich dem Stallknecht nach und setzte sich mit einem Gix ins schöne Kissen, die Köchin und der Metzger probirten, ob man mit den Füßen z'Boden käme und die Beine strecken könne, die Kinder liefen schreiend herum und schrien immer lauter, bis auch sie drinnen saßen und alles probirten, was sie gehört hatten, daß man probiren könne. Später mußte, um ihr Brüllen zu hemmen, der Stallknecht anspannen und sie führen, und noch später soll Eisi sich hinausgeschlichen und privatim noch einmal probirt haben, wie gut man drinnen hocke und wie schön man die Beine strecken könne. Kurz es war ein Wonnetag, und was an Essen und Trinken versorgt ward, würde die Nachwelt kaum glauben.

Manche Woche lang war das Schesli des Hauses Kleinod gewesen, war allen Leuten gezeigt worden und ihm z'Lieb und z'Ehr war man anfänglich ausgefahren, so oft als man nur immer was ersinnen konnte, nach dem sollte gefahren werden, und wenn schon früher Eisi hoffährtig gewesen war, so schaffte es doch noch allerlei noch hoffährtigeres an, weil es meinte, es stehe dem Schesli wohl an. Später verlor sich der Reiz der Neuheit, wenn auch der Stolz aufs Schesli blieb. — Wenn an einem Dienstag in Bern beim Schlüssel, oder an einem Samstag beim Kreuz in Solothurn, oder beim Bären in Burgdorf an einem Donstag Weiber weberten, sie glaube emel, es well cho regne, sie sötte pressire für hei, sie heige

nme es offnigs G'ferg, u dä schießigs Lädi (der Mann, versteht sich) well sih gar nüt zueche lah, gäb i welem Egge er sih v'rsum, so antwortete Eisi allemal so recht dick und breit mit Behaglichkeit: emel ihm pressirs nüt, u wes vom Himmel ache miech, daß es nit schröcklicher chönnt, so sygs ihm gragglych, si heige es deckts G'ferg, es Schesli, da syg me drinn wie ire Stube, so warm u troche, da g'spür me vom Wetter gar nüt, un wer's nit erfahre heig, chönn sih gar nit vorstelle, wie chumlig es Schesli syg, u wie me gut Sach hah chönn d'rby u sittig ryte drinn. Wie oft hatte ihm auch stolz das Herz im Leibe gelacht, wenn es so behaglich und sittig ritt und Weiber vor ihm durch den Koth pfoseln mußten, stille standen und so sehnsuchtsvoll nach dem Schesli blickten, wie ein Verschmachtender nach einem Kruge Wasser, ein sehnsüchtig Mädchen nach einem hochzeitlichen Paare. O Eisi hatte glückliche Tage mit dem Schesli verlebt, glückliche Stunden darin gehabt, und als es oben zum Fenster aus sah, wie es dem Schesli erging, und wenn es dachte, worin es jetzt dann z'Märit oder sonst wohin fahren sollte, so wollte ihm das Herz fast schwer werden. Es düchte ihn's, es möchte das auch steigern, indessen seine Baarschaft war nicht groß, und hatte es nicht später das Recht wieder darauf zu greifen, wenn d'Sach wieder im Geleise war? Doch war es ihm fast, als thue es ihm weh fürs arme Schesli, es machte das Fenster zu und ging weg. Wenn es gewußt hätte, was die Speisewirthin im Sinne hatte und was sie verwerchete, Eisi wäre auf der Lauer geblieben. Gäb es das Schesli der Speisewirthin nur für einen Augenblick in die Hände gelassen, hätte es lieber den letzten Kreuzer aufgewandt; Eisi pfoseln, Babi fahren! den Anblick hätte es nicht überstanden.

Daß fast etwas wie Bedauern mit dem Schesli in Eisi's Herz sich regte, darüber ist sich nicht zu verwundern, es war eine Art Mitgefühl, ihm und dem armen Schesli ging's ja accurat gleich. Vor nicht so vielen Jahren war der herrliche

Tag geweſen, wo als Weltwunder das Schesli nagelneu vor dem Hauſe geſtanden, die Bewunderung der Welt, und jetzt ſtund es accurat auf dem gleichen Platze und Viele ſtunden wieder darum, aber da war Keiner, der es nicht ausbunzte und in Spott darüber ausbrach. Die Räder ſollten nichts werth ſein, ſpa lodele alles, im Eiſen ſei es grundſchlecht und doch ſei es ſchwer, daß man ein Paar Stiere haben ſollte, um es des ume z'ſchleipfe. Das Leder ſei ſpröde, gehe dahin, und das Innere ſei hundsſchlecht, in den Kiſſen ſei Hundshaar und das Tuch ſo wüſt, daß man es neu werde machen müſſen. Und wenn man dann alles neu machen laſſe, was neu gemacht werden müſſe, ſo koſt's, daß es eine grüsliche Sache ſei und z'letzt habe man doch nichts als einen alten Krämerſtand. Zehnmal ringer laſſe man ein neues machen, da könne man doch dann bifehlen, wie man es haben wolle. Vielen mochte es im Herzen nicht ſo ſein, ſie mochten noch ein gut Haar an dem Schesli finden, aber ſie ſagten es nicht, ſie verläugneten es alles, ſchnöden Gewinns wegen. Sogar Schmied, Sattler und Wagner redeten nicht z'beſt, ſie machten es bleß, wie man es zuweilen beim Weibervolk macht: Herr Jemer, was für e Wüſti un e Alti, u was das für es ſchöns Meitſchi gſy iſch, das glaubti afe ke Mönſch! Sie ſagten auch, ke Mönſch glaubt, was das für es ſchöns Schesli gſy iſch, wo's neu'e gſy iſch, aber ſi ſy mit ihm umgange, ſie ſötte ſih ſchäme. Die Anzüglichkeiten wegen leichtem Eiſen, grünem Holz und dem Hundshaar überhörten ſie.

Theuer war das Ding nicht geſchätzt, kaum einen Drittel vom koſtenden Preis, der freilich weit höher war, als der akkordirte, von wegen, als die drei Mannen das Tüpfi mit der Freude ſo recht überkochen ſahen, hatte der Eine das vergeſſen gehabt anzugeben, dem Zweiten waren Neuigkeiten in Sinn gekommen, von denen er gedacht, ſie ſtünden der Sache wohl an, dem Dritten hatte das Material unter den Händen aufgeſchlagen, und doch hatte er nicht zum wohlfeileren gegriffen,

er hatte gedacht, Steffen ſei einer, der ihn nicht im Schaden laſſe. Der Schmied hatte angefangen; als der Wagner mit ſeinen Nachträgen fertig war, düechte es ihn, der hätte es wohl gut gemacht, ſo ſei er ganz im Hinterlig, und meinte: Abrobo, bal hättis v'rgeſſe, un es wär m'r viel z'übel gange, vo wege de Federe, die hah nih noh einiſt ſo ſchwer, as m'r abg'redt g'hah hei; das iſt's ebe, warum's jitz ſo ſittig geit. Du wirſt allweg nüt d'rwider hah. Da ward's dem Wagner faſt g'ſchmuecht geworden, abrobo, bal hätt ih v'rgeſſe, ſagte auch er und kaum war der fertig, ſo war der Sattler gekommen mit einem Abrobo, der hatte gedacht, er wolle ihnen zeigen, daß zuletzt ſein zuweilen auch gut ſei. Wir wiſſen wirklich nicht, wie oft ſie den Kehr gemacht hatten mit dem Abrobo, von wegen ſie beſannen am folgenden Tage ſich ſelbſt nicht recht und waren in drei Meinungen getheilt, nur ſo viel iſt gewiß, daß das Schesli ſo viel gekoſtet hatte, daß Steffen ſich wirklich nicht berufen fand, jemand die Wahrheit anzuvertrauen.

Jetzt drehte es ſich mit dem Bieten, Alle thaten, als ob ſie die Hände ob dem Kopf zuſammenſchlagen wollten vor Grauen ob dem ſchrecklichen Preis, und Einige waren ſo uv'rſchant mit den Geboten unten ein zu kommen. Da ſagte der Weibel, die rufe er nicht, von wegen er wüßte, die Schätzer nähmen es gerne um den Anſchlag, und wenn niemand mehr bieten wolle, ſo wolle man an etwas Anderes hin. Da endlich meinte der Wagner, um Schades yz'cho, well er d'Schatzig bote hah. Von da an harzete es Batzen um Batzen langſam, und derweilen ſaßen drüben die Weiber beim Rothen behaglich und meinten, mit dem Schwarzen preſſire es nicht, ſie ſeien noch ſtreng a dem alte G'ſtüdel, und die Speiſewirthin wußte wirklich nicht, ſprenge es ſie aus der Haut gleich einem Zapfen aus einer Champagnerflaſche, oder heigs d'Hut noh z'Noth. Sie hielt ſich nicht länger, ſie brachte den Schwarzen, d'Köchi, dä Stock, hätte ihn angerich-

tet, aug'heißen, ſagte ſie. So mußten die Weiber den Rothen mit dem Schwarzen tauſchen, ſie mochten wollen oder nicht. Da fragte die Eine: was laufen die Leute dort weg? He, ſagte eine Aeltere, welcher viele Erfahrungen auf dem Geſichte geſchrieben ſtanden, weißt nicht, daß von einem Todten die Läuſe laufen und die Flöhe, und von einer verſteigerten Sache die Leute. My Lädi wird's hah, hets ächt my Lädi, rief Babi die Speiſewirthin und ſtürzte hinaus. Es ſelligs Babi mangelt es Schesli, lerte die z'erſt ſchwarze Kaffee mache, das iſt ja ume Wäſchwaſſer, un öppe es Göhni drinne g'ſchwäycht.

Während drinnen die Weiber lachten, erhob ſich draußen ein gar lautes Gerede: u heſch m'r's de nit chönne g'Gfalle thue, heſt nit g'wüßt, wie nih dra hange, un es nähmt mih de wunger, ob de mih de nüt z'eſtimiere hättiſch. Wer macht d'Sach, wer muß ſinne un ufwarte un bi de Lüte ſy, wes eim ſcho düecht, es well eim v'rſprenge. Emel du nit, du Löhl, was de biſt. U heſt m'r's v'rſproche g'hah, u machſt m'r's jitz e ſo, aber wart ume! Eheliche Gefechte ziehen ſich zumeiſt aus ebenem, offenem Felde in Schluchten und abgeſchloſſene Thäler, dieſes ward in die Kindbettſtube, wo die Weiber ſaßen, gedrängt, und namentlich durch Schmied und Sattler, welche die Wirthin faßten und zur Stube führten. Frau, ſagte der Letztere, nicht ſo bös, d'Sach iſt recht, das Schesli war nichts mehr werth, nicht um d'Schatzig hätte ich's mögen. In der kurzen Zeit haben ſie das zu Grunde gerichtet, wie ich's noch nie geſehen und iſt ſo gut geweſen, kein ſchöners hat man geſehen. Es hat wohl zwei ſolche Lappine ſein müſſen, um mehr als dreißig Fr. hinaufzubieten. So viel hätten wir doch auch vermögen, wenn die es vermochten, ſagte Babi, die Speiſewirthin. Wem iſt's? E Krämer und e Agent hei e nangere d'Sach ufetriebe u ſyt froh, daß dir's nit heit, ſagte der Sattler. Wir machen euch ein neues und dann ganz ein anders als der alte Kaſten war und nicht

theurer, als der geweſen wäre, b'ſunders wenn ihr dazu gerechnet hättet, was 'sReparire gekoſtet.

Was koſten wir hier, fragte ablenkend die Alte drinnen in der Kindbettiſtube, welche genug Schwarzen gehabt. Preſſiret nit, ſagte die Wirthin, mit dem halben Leib noch im Gefechte, den andern halben widerwillig dem Geſchäfte zuwendend. Wir müſſen doch noch ſehen was drüben geht, ſagte Eine, ſo ganz v'rgeben da zu ſein, wär doch nichts. Wenn's erlaubt wär, ſo käm's mit, ſagte Babi, die Speiſewirthin, es nähms auch wunder, und wenn man was wolle, ſo müſſe man ſelbſten gehen und nicht d'Manne ſchicken. Gäb man ſchicke ſo einen Möff oder nicht, es komme hell in eins. Nachdem es dieſen Kartätſchenſchuß ins männliche Lager abgefeuert hatte, zog es mit den Weibern ab.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie eine Wirthin der andern einen Spiegel überliefert.

Wer kann ſich wohl das Gefühl eines Feldherrn denken, der viele, viele Tage vor einer feindlichen Feſtung gelegen iſt, unendlichen Zorn verwerchet hat, jetzt iſt ſie ihm endlich aufgegangen, ungehindert reitet er ein zum offenen Thore, kann ſchalten und walten drinnen wie er will; wie iſt's ihm ſo wohl, ſo weit und ſtolz zu Muth, und doch guckt er noch in jede Ecke, ob Keiner drinnen laure mit der Büchſe. Oder wie war es gar den Griechen, als ſie endlich in Troja waren, das ſie zehn Jahre lang ſo ſcharf und doch umſonſt belagert hatten. Wenn man ſich das recht deutlich machen kann, ſo kann man ſich ungefähr einen Begriff machen, wie es in Babi's Seele ausſah, wie es die Beine hob und wie kühn es drein ſah. Nicht zehn Jahre, aber doch manches Jahr war ihm

das Wirthshaus drüben vor der Naſe geſtanden, täglich hatte es daſſelbe mit Blicken wie mit Bomben beſchoſſen, aber nichts abgebracht daran, und gäb wie es ſchoß, hinein kam es nicht, und doch nahm es es ſo verflämert wunder, wie es drinnen ſei und was alles ſie drinnen hätten, ob wirklich ſo ſchöne Sachen wie die Leute b'richteten. Es hatte manchmal mit einer Magd die Abrede verſucht, daß ſie es in Abweſenheit der Meiſterleute hineinlaſſen ſollte, aber nie war es zur Ausführung gekommen, bald war ein Knecht, bald eine Magd im Wege, bald die Kinder, denn das hatte man gewiß, daß wenn es Eiſi wieder vernahm, die Verrätherin nicht bloß einfach ausgejagt wurde, ſondern Haut und Haar riskirte. Und jetzt war das Haus offen, und in Mitte einer glänzenden Leibgarde ſchritt Babi, die Speiſewirthin, kühn darauf los. Man hatte unterdeſſen etwas Pferdegeſchirr verſteigert, Miſtkähre und Stallgeräthe, und Einige drängten hart, man ſolle an die Wagen hin und anderes Ackergeräthe. Als aber der Gerichtſchreiber die glänzende Garde daher kommen ſah, ſagte er, da draußen gehe der Bysluft wohl ſtark, es friere ihn ſehr an die Füße, er ſei an Finken gewöhnt und möge die Lederſchuhe auf d'Länge nicht erleiden, er hülfe hinein und drinnen ſteigern. Auch gelte Schiff und Geſchirr am meiſten, wenn einmal ein Eigenthümer zur Liegenſchaft ſei, der laſſe das Meiſte um keinen Preis fahren. Da die Sache eine Naſe hatte und auch des Gerichtſchreibers Füße zu reſpektiren waren, ſo geſchah es alſo.

Als Eiſi den Zug ſah und ſeine Erbfeindin dabei, ſo funkelten ſeine Augen, daß man Schwefelholz daran hätte anzünden können, wie die Augen einer Tigerkatze, welche Junge hat, die man ihr rauben will. Die Speiſewirthin ward dabei allerdings von einem unheimlichen Gefühl beſchlichen, deſſen niemand ſich erwehren kann, der einem Feinde ſich nähert, welcher an Energie und Kraft ihm überlegen iſt, auch wenn man ihn gebunden oder unſchädlich glaubt. Es

werden Wenige einer todten Boaſchlange ohne Schaudern ſich nähern, Wenige auf ein todtes Rhinoceros gelaſſen ſich ſetzen und kaltblütig eine Priſe nehmen. Des Gedankens, wenn's nicht todt wäre, der Tod nur Schein wäre, wenn es ſich regte wieder, werden ſich Wenige erwehren, und wenn ſie das denken, ſo wird es die Meiſten dünken, es rühre ſich, ſie werden blaß aufſpringen und ſchreien: Herr Jeſes, het es ſih nit g'rührt! Babi ſtrützte ſich, faſt wie ein Huhn, das ſich ſeinem Feinde gegenüber breit machen möchte, machte bei den Weibern die Vertraute, welchem dieſe augenſcheinlich wenig nachfragten und muß mit Babi thaten. Daſſelbe griff nach Manchem, zeigte es den Weibern, hielt Rath, ob kaufen zweckmäßig ſei, kaufte Lumpereien, Kellen und kleine ſogenannte Portreli mit ſchauderhaften Figuren, und wenn es was für ſechs kr. erſteigert hatte, ſo zog es eine Handvoll Fünfundzwäßiger hervor und plagte den Gerichtſchreiber mit Wechſeln, that, als ob es ſein Lebtag keine Münze, ſondern lauter Silber gehabt hatte. Da kam das Steigern an einen Spiegel, der Vielen wohl gefiel, die Weiber faſt alle drängten ſich darum, und wenn ſie ſchon dieſes oder jenes daran auszuſetzen fanden, ſo dachten ſie doch, ſo einen hätten ſie ſchon lange mögen, wenn man ſich recht drehe und bögle, ſo werd es viel dran machen, daß man ſich hinten und vornen ſehe. Es müßte nicht zu machen ſein, ſo wollten ſie den, und wenn ſchon die Eine oder die Andere ihn nicht begehrte, ſo konnte ſie ſich doch des Dareinſehens nicht erwehren. Vor allem aber drängte ſich die Speiſewirthin vor, funkelnd vor Freude. Das war was für ſie, und hatte ſie das Schesli nicht haben können, ſo wollte ſie jetzt den; indeſſen bedauerte ſie vor den Leuten, daß er nicht größer ſei, ſie hätte ſchon lange einen mögen, aber einen größern, von der rechten Sorte einen. Das Bieten begann, die Weiber gaben allgemach Laut, der Rothe, den der Schwarze nicht ganz gedämpft hatte, begann in ihnen zu ſpuken, die Gebote folgten ſich immer ſtrenger, am raſcheſten

aber bot noch Babi, unſere Speiſewirthin. Eiſi war auch da. Als der Spiegel zum Vorſchein kam, da war ihm das Blut in den Kopf gefahren, daß derſelbe ganz dunkel ward. Das Dunkle verging, es war faſt, als ob Waſſer käme in Eiſi's Augen; aber wie die Speiſewirthin zu bieten begann, begann das Waſſer in Eiſi's Augen zu verſiegen, ſie glänzten und funkelten, daß es allen Leuten auffiel. Sie meinten, das ſei der Zorn, daß die Täſche da drüben biete, und freuten ſich, das geb Für, ebs lang gang. Aber die Leute verſtunden ſich auf die Geſichter nicht. Wohl ging was beſonderes vor in Eiſi's Sinn, aber was ganz Anderes als ſie dachten.

Es waren einige Jahre her, da ſtund mal ausgeſchrieben die Geltstagſteigerung eines Wirthes, und ſüß ward der Mund der Menge gemacht mit der Ausſchreibung der ſchönſten Sachen. Ganze Haufen Dinge kamen Eiſi, als es die Ausſchreibung las, auf einmal in Sinn, welche es durchaus haben ſollte, indem es nicht länger ohne dieſelben haushalten könne. Steffen hatte gewehrt, denn der Geldklamm hatte begonnen und Steffen begann zuweilen zu ſinnen, daß man das Alte zahlen ſollte, ehe man Neues kaufe. Aber Eiſi hatte, wie gewohnt, aus höherem Tone gepfiffen und Steffen ſchwieg; jedoch wollte er nicht mit. Er mangle nichts, ſagte er, und wenn Eiſi was mangle, ſo könne es alleine gehen, Zwei brauche es nicht, es ſei alleine groß genug. Eiſi hatte gemeint, das ſei ihm ganz recht, es könne ihn gar wohl etmangle, gäb mi heig geng e ſelligi Schnürſli nebe eim oder nit, das ſog glych. So war's gefahren mit Fünfunddrzhigern im Sack, ſo viele es im Schublädli zuſammenkratzen konnte.

Es war ein ſchöner Maitag geweſen, die Vögelein hatten gepfiffen, ſo klar wie ſelten, und die Blumen gefunkelt und geduftet, als ob ſie ſtünden im ſchönen, ſchönen Himmelsgarten. Doch von dem merkte Eiſi nichts, bloß dachte es, wenn das Wetter ſo fortfahre, ſo gebe es dieſes Jahr wieder Bohnen; zumeiſt litte es in Gedanken über Steffen oder

dachte an ſich. Es hatte ſich gewaltig zugeſtutzt, hatte einen ſchwarzen Grüſel von Lampihut auf dem Kopf, mit Läſchen und Federn, faſt ein Fuder hätte es gegeben, ein Fürtuch an, von ganz neuer Sorte mit arigem Namen, den es nie ausſprechen konnte, aber verſtümeret ſchön. Es düechte ihn's fry, d'Haagſpatzen hörten auf durch die Dörne zäberlen, ſtünden ſtill, guckten ihn's an, und flögen wieder vorfür, um den Genuß zu erneuern. Auch neben dem war es ſchön, daß ſchöner nichts genützt hätte und was die Leute dazu ſagen, und was ſie für Augen machen würden, wenn ſie ihn's ſehen würden; das gab ihm viel zu denken. So bei rechten Geuggle b'ſchützt das Alter nicht viel, es macht ſie bloß wüſter, nicht witziger.

So kam es aufgezogen nach Rixiswyl, wo die Steigerung war. Da war es auch nicht bloß z'Bode gange, ſondern noch einige Klafter bas abe, und, da gar kein Weibergut da war, die Frau und ein Trüppeli Kinder, die man alle mit einer Wanne hätte decken können, auf der Gaſſe. Eiſi hatte die Frau wohl gekannt, hatte hier und dort mit ihr z'Mittag gegeſſen; aber diesmal kannte es ſie nicht. Es waren noch andere Weiber da, auch ſtolze und hoffährtige, aber als Eiſi ſie gemuſtert hatte, ſagte es bei ſich: Bim Donſtig mah mih keini, die hei hüt v'rgebe ag'wengt! Indeſſen hinderte ihn's das nicht, mit ihnen Kameradſchaft zu machen, das Haus zu durchſtöbern, alles auszuführen, vor die allerdings etwas verwahrloſten Kinder ſich zu ſtellen und zu ſagen: d'Kinz chönne eim am meiſte dure, das ſy arm Trépf, was ſölle die jitz afah, d'r gut Lebtig wird ne nit nache welle, u neuis g'lert werde die o nit hah, d'rzu g'ſeh die z'ſtrub us. Die g'ſeht me de öppe einiſt vor d'r Thür, daß ſi henſche; öppis fürz'näh, chunt dene nit z'Sinn u werche meu ſi o nit. Ebenſo hatten ſie das Eſſen ausgeführt; me g'ſeht wohl, daß d's Fleiſch ume etlehnt ſyg, öppe d's beſt geb me nit, we me nit wüß, ob me zahlt werd oder nit. We ſi nit beſſere Bo

g'ha heige weder dä, ſo nähms eim notti nit wunger, daß die nit heige möge koh, das ſyg ja es Sufe, es mach eim fry d'Schuh g'gyxe u mi chömt d'rmit Katze u Kräye v'rgifte. So redeten die Weiber unter ſich, als ob niemand Ohren hätte als ſie. Daß der Wirthin, die aufwartete, die Thränen über die Backen rannen, achtete niemand, und als ſie ſagte mit halb erſtickter Stimme, ſie ſollten nicht zürnen und vorlieb nehmen heute, ſi gäbs wie ſi's heig, geng ſygs nit ſo gſy, da gab ihr niemand eine tröſtliche Antwort. Eiſi ſagte zu ſeiner Nachbarin, doch ſo, daß man es am ganzen Tiſch hören konnte, es machs geng es niederts wie's es v'rſtang, aber beſſer as mes v'rſtang d'Sach z'mache, ſelb ſyg e Kunſt. Die verhöhnte, verachtete Wirthin war nicht groß, nicht dick, ein gleitig, g'wirbig Fraueli mit dunkeln Augen, die nicht dumm waren. An ihrem Unglück hatte ſie nicht große Schuld, ſie hatte anfangs geglaubt, einer Wirthin möge ſich alles erleiden, nachher aber gethan, ſo viel ihr möglich war. Aber ihr Mann war nichts werth geweſen, war allen Schelmereien nachgelaufen, welche zu erſinnen waren. Er war von Natur nicht viel werth geweſen, kam noch in ein Neſt voll Lumpenhunde, trieb ſich mit ihnen herum, bis es ihn, einen der Erſten, auf den Kopf ſtellte, wie es die Andern, Einen nach dem Andern, auch auf den Kopf ſtellen wird. Sie verwechſte Elend und Zorn beſt möglichſt, doch als Eiſi ſo herzlos laferte, ſchoß ſie ihm einen Blick zu, der fry ſpretzelte, drückte aber den Zorn nieder und ging hinaus. Nach dem Eſſen waren die Weiber kräſchlig und bötig, und das zog vom Leder mit Steigern, wie Buben mit Schneeballen, wenn der Schnee lind iſt. Eiſi war nicht die Letzte, führte ein laut Wort, und wendete ſtark an mit Lachen und Breiammeln. — Endlich kam der Spiegel zum Vorſchein, von dem wir geredet, den Weibern gefiel er auch damals wohl, Eiſi b'ſunderbar, und darum ſetzte es auch nicht ab, bis es ihn hatte. Da meinte es, als der Weibel endlich geſagt hatte, und zum — und zum dritten,

und es ihn zu Handen nahm: Wer ſich jetzt noch g'ſchauen will darin, der thue es, es iſt jetzt noch Zeit, nachher iſt er mein, und damit drehte es ihn und auch dem armen Wittfraueli zu und ſah daſſelbe mit einem beſondern Blick an. Das Fraueli faßte ihn und ſeine Augen glühten auf wie angeblaſene Kohlen; es trat vor: He nu, ſagte es, wenn niemand will, ſo will ich mich noch einmal darin g'ſchaue, ich hab es manchmal gethan, und jetzt wird's wohl das letzte Mal ſein. Und du, ſagte es zu Eiſi, du vergiß es aber auch nicht, wenn er dir verſteigert wird, dich noch einmal z'g'ſchaue darin, und die wo nach dir kommt, ſoll es gleich machen, wenn es ihr geht wie dir und mir. Das Fraueli ſchaute hinein und ſagte dann: naßi Auge g'ſeh nih, aber Gottleb, kes böſes G'wüſſe, vielleicht g'ſehſt du u die Angere de öppis meh as ih. Darauf ging die Frau; ihr Betragen hatte Alle verblüfft, ſo gleitig die Weiber ſonſt ſchnäderten, jetzt fand keins eine raſche Antwort, ſelbſt Eiſi war's, als hätte es eine Ohrfeige gekriegt, als ſteche ihn's jemand ins Herz, durch und durch, faſt hätte es: ui, ui, gerufen. Hintendrein konnte man nicht Worte finden, um das Betragen der Frau zu verdammen und zu ſagen: wie das doch afe e ung'ſchämte ſei, e ſellige v'rdien nit ume, daß ſie uf d'Gaſſe chöm, ſi v'rdienti d's Schallewerch, ſo öppis heig me doch noch nie erlebt. Daß jede Katz krebelt, wenn man ihr auf den Stiel trappet, hätten die guten Weiber wiſſen ſollen.

Als Eiſi nun den Spiegel in der Speiſewirthin Händen ſah, und dieſe ſo hitzig im Bieten, Allen voran, wie bei der Jagd ein Sperzer den Heulern, da flammte, wie eine Feuergarbe, die ganze Erinnerung in ihm auf, und vor ſeinen Augen ſtand die Rede der Wirthin mit den dunkeln Augen, wie eine Verwünſchung. Am Spiegel haftete eine Verwünſchung, das ward ihm klar und mit dem Spiegel werde dieſe auf die Speiſewirthin übergehen und die werd es über kurzem oder langem auch erfahren, wie das Verſteigern und

Vergeltstagen gehe, wenn es ſelbſt längſt wieder Wirthin ſei. So kam's Eiſi vor, darum leuchtete ſein Antlitz ſo in taubſüchtiger Freundlichkeit, und als endlich Babi, der Speiſewirthin, der Spiegel zugeſchlagen wurde, und zwar theurer als es ihn gekauft, trat Eiſi unwillkürlich vor den Spiegel, wollte hineinſchauen, wandte aber raſch, als ob ſeine Augen an etwas abgeprallt, dieſelben ab und ſagte: Grad dir wird der geordnet geweſen ſein, un beſer as dir, gönne ih ne niemere. Aber lue de o dry, we ſi dir ne y'rſteigere. Was meinſt, was g'ſehſt du de ächt drinn? Mih nimmt's nit wunger; aber lue de, ſinn dra, es Kalb ohni Gring, oder ſüſt neuis Uſlaths. Es iſch e apartige, weiſch es de. Eiſi ging darauf weg, es fing ihm an das Herz weh zu thun, gar wunderlich. Im Spiegel hatte es etwas geſehen, aber es wußte nicht recht was. War es das Fraueli mit den ſchwarzen Augen, war es Steffen, war es die Speiſewirthin, war es ſich ſelbſt, es wußte es nicht, allweg aber war es etwas, das es geſehen hatte. Die andern Weiber wichen vom Spiegel weg, kein einziges guckte hinein, was da zu ſehen ſei, rein bis auf den Boden war ihnen die Neugierde vergangen. Auch Babi, der Speiſewirthin, war es unheimlich ums Herz. Sie hatte ſich gerühmt, wie ſie es dem Pfau da äne machen und was ſie ihm alles ſagen wolle, wohl, dere wolle ſie die Läuſe runter machen, die müſſe einmal ſo recht wiſſen, was für eine ſie ſei. Jetzt aber hatte ſie auch nicht ein Wörtlein zur Antwort, es ward ihr ganz trocken im Munde, die Zunge klebte am Gaumen, und als ſie dieſelbe endlich loskriegte, ſagte ſie, ih will denk mit ihm gah, aber ſchier lieber wär's m'r, ih hätt dä Hung nit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Tag zu Ende und einem Eisi ein Licht aufgehen kann.

Da der Tag ſich zu Ende neigte, ſo wurde von der Effektenſteigerung abſtrahirt und die Liegenſchaft zur Hand genommen. Die Liebhaber hatten ſie ins Auge genommen, hatten lange den berühmten Waſſerfall, wo man Fabriken und Färbereien anlegen könnte, geſucht, hatten bei einem Bauer ſogar eine Brille geliehen, um ihn ſehen zu können, und hatten ihn doch nicht gefunden. Es war wohl ein Gräbli da und etwas Waſſer konnte man darin auch ſehen, wenn man lange luegte, aber es lief ziemlich zahm und hätte faſt in einer Brunnröhre Platz gehabt, ſo daß kaum ein Spuhlrädli damit zu treiben geweſen wäre, geſchweige dann ein Mühlerad. Die Liebhaber haderten mit dem Steigerungsperſonal, daß es ſie angeführt mit ſeinem Waſſer und machten dieſes noch viel unbedeutender als es war. Der Weibel kam aber nicht aus der Faſſung, ſondern bemerkte, wie man bei ſelch trocknem Wetter Beiſpiele hätte, daß die größten Flüſſe austrockneten und d'Schiff auf dem Trocknen fahren müßten, d'Donau u d'r Rhin ab; wenn das den großen Flüſſen begegne, warum ſollte es bei einem Bache nicht geſchehen. Und doch ſei noch Waſſer da, wie ſie ſelbſt ſagen müßten, da könnten ſie denken, wie viel ſein werde, wenn's naß würde. Zudem ſollten ſie nicht vergeſſen, daß es lange nicht g'erdbebnet, es werd wohl jetzt bald wieder erdbebnen, und dann könn's ein Waſſer geben, wo's eim nur z'viel werd, eim übel darob gruſe. Indeſſen das Ding wollte doch nicht ziehen; die Einen wußten nicht mehr, wozu das Eingericht brauchen, das Waſſer ſchien nichts, das Wirthen nichts, da ſicher an der neuen Straße neue Wirthſchaften entſtehen würden. Zudem munkelte man, was alles darauf hafte, vielleicht

mehr als man ſage; an einer Geldtagſteigerung ſei die Sache nicht immer richtig, und wie viel baar Geld ſein müſſe, das wiſſe man ebenfalls nicht, da könnte man Verlegenheiten kriegen u. ſ. w.

Es braucht nun nichts als ein ſolches Gemunkel, um die Leute vorſichtig zu machen, wenn nämlich keine Leidenſchaft in Bewegung iſt. So unbeſtimmtes Gemunkel erſchreckt nicht bloß deswegen, weil man bei unbeſtimmten Aeußerungen die Sache immer zehnmal größer ſich vorſtellt, als die Worte ausdrücken, ſondern weil bei der Maſſenhaftigkeit der Geſetze Wenige ſind, die ſich alſobald zu orientiren wiſſen, ob Gefahr vorhanden ſei oder nicht, ob man da ynetrappe hönn un yche-g'ſprengt werde oder nit. Ja es geſchieht, daß wenn man Rechtsgelehrte frägt, wie ſich die Sache verhalte und ob da was zu fürchten ſei, ſie Einem antworten: chah d'rs g'wüß nit ſäge, es iſt müglı, es iſt müglı nit, wenn ih d's G'ſatz by m'r hätt, ſu wett ih nache luege. Lacht nicht etwa, Leute, und denkt, das ſei ein ſchöner Rechtsgelehrter, daß der erſt nacheluege müß, ehe er Einem rathen könne, wenn's ume ufs Luege abchöm, ſu chönn me das ja ſelber. Ja, liebe Leute, das könnt ihr eben nicht, ſonſt probirt es. Nehmt ihr ein Geſetzbuch zur Hand, ſo ſteht d'Sach in einem andern, und habt ihr endlich das andere und meint auch den einſchlagenden Artikel gefunden zu haben, ſo heißt's entweder, der paſſe nicht dahin, ſondern ſei bezüglich auf was Anderes; oder aber, der Paragraph ſei aufgehoben und eine Verordnung von dem und dem Datum verordne ganz das Gegentheil; oder aber, das Geſetz ſei wohl da, aber das Gericht habe einſtweilen, bis ein beſſer Geſetz, d. h. eines nach ſeinem Sinne da ſei, das Gegentheil zur Praxis angenommen und beziehe einen Paragraph aus einem ganz andern Geſetz hieher und lege ihn einſtweilen ihren Beſchlüſſen zu Grunde. Darum lache man nicht, wenn ein Rechtsgelehrter Einem von Nacheluege ſagt, es iſt Einer ſchon ein ganzer Kerl, wenn er das Nacheluege

gut verſteht. Aber begreiflich ſo an einer Steigerung findet man nicht immer Rechtsgelehrte, und ſind ſie da, ſo haben ſie vielleicht nicht Zeit nachez'luege. Zudem giebts Leute, die ſich lieber den Kopf abhauen ließen, ehe ſie einen Rechtsgelehrten um Rath fragten. Der Tüfel ſyg e Schelm, ſagen die, wenn me ume mit eim red, ſo heig me ſih vielliht ſcho v'rfehlt, ſyg ychetrappet, heig d'r Lätſch am Hals u müß viellicht a's Erwerge glaube.

Doch wir wollen den Gang der Angelegenheiten, das Bangen und Verlangen der Steigerer, ihr Abrathen, und was ihnen gerathen wurde, nicht weiter verfolgen, wir könnten es auch nicht, da wir nicht unter's Hütli geſehen, unter welchem die Trümpfe geſpielt wurden. Wir wollen bloß anführen, daß der Beſitzer des Gültbriefes, ein klein unſcheinbar Kudermannli, wir glauben, er trug noch Spitzhoſen, die Liegenſchaft an die Hand nahm um die Schatzung, und zwar ausdrücklich bloß aus Erbarmen, wie er ſagte, damit den Kindern nech was bleibe, ke ſündige Mönſch ſonſt hätt das chönne drum gäh.

Da war der Punkt, wo Eiſi mit ſeinen Erwartungen auf den Boden ſtieß. Es wollte ſeinen geordneten Beiſtand oder Vogt bewegen, daß er biete und als Weibergut die Liegenſchaft zur Hand nehme. Das wollte der nicht, dazu ſei er nicht autoriſirt, ſagte er, da könne die Gemeinde nicht eintreten, da müſſe Geld ſein, und die Gemeinde habe keins. Und we me vor em Geltstag nit heig möge g'fahre, wie well me nahm Geltstag g'fahre, wo's ja usg'ſech ime Hus, wie uf eme ne Acker, we d'Heuſchrecke drüber cho ſyge, u d'G'mein heig ke Geld für gah z'zeyſe, un ſ'Wittwe z'letſcht noh lah z'v'rgeltstage, chönnt er e neue o nit aſtändig ſy. U hör ume chäre, ſagte er, us der Sach gits nüt. Mira, wenn öpper anger d'r dazu v'rhelfe will, ſu iſch's mir recht, aber gut wär's doch, du müßtiſch afe, wo d' yche ſchlüfe wettiſch, vo wege, du haſt vo eim Tag zum angere müße

d's Hus rume. Ih wüßt d'r es Stübli, da chönntisch yche, emel einist, u de chönnt me de öppe luege, was mache.

Aber wohl, der Vogt war froh zu schweigen, wie unhöflich Eisi ihm kam, wollen wir nicht anführen. Eisi hatte immer im Verdacht gelebt, entweder Bruder oder Schwager spitzten auf das Haus, ließen es daher so weit kommen, um es um den halben Preis zu kriegen. Sellig Gnürzine u halblynig Stopfine, was frügen die einer Schwester nach, sagte es, wenn die d'r eigene Mutter d'Kutte stehle chönnte, daß es ne nit uschäm, si thäte's sy Seel u wartete nit bis morn, sie thäte's noh hüt. Wie aber die Weiber sind und der Wind bei ihnen sich wendet, ohne daß sie es merken, so nahm es jetzt Beiden schrecklich übel, daß sie nicht bieten wollten und die Liegenschaft zum wahren Werth treiben. So sei ja z'letzt nicht einmal das Accommodement mehr möglich, mit welchem man ihm so ein süßes Maul gemacht, u wes ihn's schon schwer Geld gekostet, wenn es d'Sach wieder hätt, es wett de zeige, wele Weg es gah sött.

Der Schwager hätte gerne die Sache sich angeeignet, aber um den halben Preis, um Schadens einzukommen, Eisi hätte er wenig nachgefragt. Aber höher zu fahren und etwas aufs Spiel zu setzen, dazu waren seine Umstände nicht und auch sein Kredit nicht, er hatte dessen nie viel gehabt und das Schicksal des Bruders hatte ihm noch den Rest genommen. Er konnte also Eisi nicht helfen, nicht einmal trösten that er es, sondern sagte ihm bloß brav wüst. Es und der Gerichtschreiber seien alleine schuld, daß er sein Geld verliere; aber warte die ume, wenn noh e Tüfel syg, su werde si ne erfahre.

Eisi's Bruder hatte ebensowenig Lust d'Finger yche z'hah. Er war anwesend, und wenn ihm was wohlfeil zur Hand kam, so schnappte er darnach und freute sich dessen; wenn er einen guten Schick machen konnte, so fragte er allerdings weder Bruder noch Schwester was nach. Als Eisi mit dem

Anſinnen kam, daß er bieten, kaufen ſolle, da führte er es ganz trocken ab. Er hätte ke Luſt, ſagte er. Früher, wo es ihm's ag'muthet, er möcht's für ihn, heig er ihm's ſcho g'ſeit, er well nüt d'rvo, u jetzt wüßt er nicht, warum er ſött g'änderet hab, un öpper angere d'wege gab druf biete. Als Eiſi ihm verſtellte, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß es doch ſeine Schweſter ſei, und ob's ihm dann gleich ſei, daß es ſammt de Kinge uf d'Gaſſe chöm, ſo ſagte er, he, was eim beſtimmt ſyg, dem chönn me nit ertrünne, zwo Schweſtere ſyge afe durs Loch, die dritti werd o nache müße, un wes ſo iy ſöll, was er dra mache ſött für's g'ändere? Er müß zu ſyne Kinge luege, u de ſyg es jetzt ame ne angere Ort daheim, u dert thühys nes fauſt o zu ne z'luege. Dem ſagte nun Eiſi wieder wüſt, der aber ſagte: red ume, dyner Wort mache keni Löcher, nit emal Plätze ab. Hättiſch du g'luegt zur Sach, wo d'r ſe noh g'ha heit, ſu bruchtiſch jitz nit ſe vor ume welle z'rede. Aber hör ume, das G'kär hilft d'r nüt, u häb dih gly einiſt ſtill, ſu het me o Ruh vor d'r, ſüſt ſetzt me dih de, daß de de weißt, daß de dih ſölliſt ſtill hah.

Eiſi machte ein Geſicht wie eine Tigerkatze, ehe ſie auf ein Reh ſpringt, ſprang aber diesmal nicht, ſondern faßte ſich und ſchlich ſich an's Kudermannli mit den kurzen Hoſen, redete höflich mit dem und meinte, für ſich werde er das doch nicht begehren, er hätte ja Häuſer, mehr als er brauchen könne. Wenn er g'ſichert ſei für ſeine Sache, ſo werd es ihm gleich ſein, wer's hätte. Natürlich, ſagte das Mannli, allweg, es iſch m'r z'wider, u we d'G'mein m'r a d'Hang geit, un o öppe es Wörtli vo de Zeyſe redt, ſu iſt's m'r recht. Gang u red mit em Vogt, los was dä ſeit. Mit dem Löhl, ſagte es, könne man nicht vernünftig reden, es wiſſe nicht, was der für e Gring heig. Aber es düech ihn's, er ſött a ihn's chönne cho, d'Sach ſyg doch geng da, es trag ſe emel nit ufem Rügge fart. Du heſt Recht, du heſt Recht, Fraueli, ſagte das Mannli, ſägs am G'richtſchryber, wenn dä a dih cho will, mir

iſch's recht. Eiſi ward faſt gerührt und ſagte: He nu, dankheigiſt, frömd Lüt hei mängiſch meh Vrſtaug u meines beſſer as die, wo's am nächſten agah ſött. Eiſi in Hitz: marſchirte alſobald auf den Gerichtſchreiber los und ſagte: er ſoll d'r Kürzligebur dür thu, un ihs ſchryhe as Käufer, es heig grad jitz mit ihm g'redt, un er ſyg ſih deße z'friede. Der Gerichtſchreiber, der ſchrieb, ſtellte ſich das erſte Mal, als höre er es nicht, dann ſagte er, als Eiſi zum zweiten Mal wohl laut redete und hinzuſetzte: d'r heits doch z'rſtange, oder muß ih noh lüter? „Oeppis dumms e ſo, ſoll de die ganz Tennete uf mym Buggel dröſchet ſy?" Dann faßte er ſich und ſetzte lauter hinzu: „Ja mir iſt d'Sach recht, aber wo heſcht d'r Käufer, ihm iſt's zug'ſchlage werde, und er muß ſelbſt kommen und es erklären, daß er ſein Bot abtrete und an dich kommen wolle." Er werd ihm nit traue, ſagte Eiſi, er werds a ſyne Bire abnäh, aber dem ſei bald abg'hulfe, dä ſyg de noh g'hah u hönn ihms de ſelber ſäge. Eiſi ſchoß fort. „Dä hagels Fuchs!" ſagte der Gerichtſchreiber.

Eiſi ſchoß wie eine brennende Rakete zwiſchen den Leuten durch, aber dä hagels Fuchs war nicht da, war nicht dort. Grad vori het er mit m'r g'redt, ſagte Einer, und ging in den Gang, aber ob d'Stege ab oder uf e Eſtrig, hah nih mih nit geachtet, aber a eitwedere Ort iſch er g'wüß, g'wüß. Eiſi ſchoß nach, hinauf, hinab, hier war er geweſen, dort war er nicht mehr, kurz, gäb wie Eiſi des ume ſcheß, er war nirgends mehr zu finden. Wes e ewige Jud gäb, ſagte Eiſi, ſo ſygs dä Donſtig, dä wells nimme ſuche, vielliht heig dä gar d'r Tüfel gno n dert wells ihm nit nache, es well Angere der Weg nit vorlaufe, es g'ſech jitz wohl, es ſyg ei Schelm wie d'r anger. Indeſſen machte es bei dieſem Ausſpruch doch noch eine Ausnahme, und die war ſein Rechtsfreund. Zu dem ſchickte es und ließ ihm ſagen, er ſolle doch recht noch kommen, es wolle ihm warten hinterm Ofenhäusli, es müß mit ihm reden. Es war böſe über ihn geweſen, daß er ſich heute

nicht gezeigt, aber was will man, wenn Aſt um Aſt läßt, ſo greift man doch nach Aeſten, ſo lange man noch ſolche ſieht. Bald kam der Beſcheid, er ſei nicht daheim, niemand wiſſe, wohin er gegangen und wann er wiederkommen werde. „Das wird doch öppe nicht ſein, ſagte Eiſi, oder wenn's iſt, ſo iſt das doch der ſchlechteſt Spitzbub von allen. Aufreiſe u fugge, u wenn er ſih zeige ſött u füre ſtah u ſäge wie d'Sach iſch, ſu iſch er nit daheim. Su ſöll er v'rreiſet ſy, das wär m'r d'r Tüfel, aber ſelber luege wird d's beſt ſy."

Es machte ſich auf nach ihm, es war finſter, und zur Vorſicht band es noch einen dichten Lumpen um den Kopf, wie man es ſonſt nie ſah. Als es bei der Speiſewirthſchaft vorbei kam, konnte es der Verſuchung nicht widerſtehen, in die hellerleuchteten Fenſter zu gucken. Dort waren ſonſt dichte rothe Umhänge, welche des Nachts gezogen wurden, entweder damit die Polizei nicht merke, was drinnen vorgehe, oder damit das Publikum die Polizei nicht merke, welche drinnen es ſich behaglich machte, eins von beiden, aber welches von beiden, wiſſen wir nicht, das mögen Polizei und Publikum mit einander ausmachen. Hinter den Fenſtern waren noch viele Leute und mitten unter ihnen der verreiſte Rechtsfreund. Man b'richtete viel, lachte ſtark, offenbar hatte man etwas Luſtiges vor, und neben dem Rechtsfreund ſtand Babi, die Speiſewirthin, und ſtützte die Hand auf deſſen Achſel. Da war es Eiſi, als breche in ſeinem Herzen ein feuerſpeiender Berg plötzlich auf, glühende Lava ſtröme herauf; erſt meinte es erſticken zu müſſen, dann ſchwoll in unnennbarer Glut der Kopf ihm auf, als ob er berſten wolle, öffnen einen neuen Schlund, damit die Glut ins Freie ſtröme.

In den Tagen ſeiner Herrlichkeit hätte Eiſi ohne Beſinnen mit einem Fauſtſchlag das Fenſter zertrümmert, oder wäre zur Thür eingefahren, wie eine Ländersau in einen Bohnenplätz, hätte den Rechtsfreund beim Kabis gefaßt und Babi, die Speiſewirthin, unter den Ofen geſchlagen. Aber es iſt

curios, wie das Couragi des Menſchen ein Fundament haben muß. Fehlt das Fundament, ſo iſt kein Couragi da, und wenn man es mit der Laterne ſuchte. Aber auch mit dem Fundament iſt man wunderlich z'weg, bald iſt's da, bald iſt's nicht da, bald iſt's rund und bald viereckicht, bald tief im Boden, bald hoch vorauf, daß man riskirt, die Naſe am Himmel oben einzuſtüpfen. Und das iſt d's curioſiſt, daß man nicht merkt, daß es zum Gugger iſt, bis man es brauchen will. Dann iſt man oft v'rflümeret übel z'weg, accurat wie ein Wächter, der geſchlafen hatte, und der nun erwacht, Schelme ficht in der Nähe, ruft: werda! nach dem Spieß greift, mit dem er ſonſt die Schelme traktirte. Aber der Spieß iſt weg, die Schelme ihm auf dem Leib, da iſt's auch aus mit Wächtern, mit Couragi, mit allem, und der Wächter iſt hell nichts mehr, von wegen weil er keinen Spieß mehr hat. Wir meinen nicht, daß Eiſi der Muth ganz entfallen war, aber er war nicht mehr der alte, rechtſchaffene, er wackelte. Es war nicht mehr in unbeſtrittener Herrſchaft, man hatte ihm heute zu viel aus dem Hauſe getragen, es werweiſete, wie Napoleon in der berühmten Schlacht vor Moskau, als derſelbe den Pfnüſel hatte. Endlich hob es den Fuß, es wußte nicht, ob zum Klopfen an der Thüre, um den Freund hinauszukriegen, oder zum feindſeligen Einbruch in die Heldſeligkeit drinnen. Da hing auf einmal etwas ſchwer an ihm, daß es faſt einen Gix ausgelaſſen hätte vor Schrecken, in ſeinem Zorn waren ſeine Sinne ſtille geſtanden. Da wimmerte es neben ihm: „o Müetti, o Müetti, chum doch d'r tuſig Gottswille hei, ih hah ſo längi Zyti nah d'r, hah hüt nüt d'r chönne ſäge, u jitz ſött ih nieder, u d'r nüt g'ſeit u nüt mit dir betet hah! Chum doch recht hei, enangere nah.“ „Gang aſe, ih chume de nache, und warum laufſt m'r nah“, ſchmählte Eiſi. „Mutter, ih darf nit eleini, ſagte Anne Liſeli, denn das war es, es het mih düecht, wo d'r nah bi, ih g'ſehy neuere hinger d'r, u jitz g'ſeh niy dä ungerciniſt nüt meh.“

Da ſchrak Eiſi noch einmal zuſammen, es ſah raſch um, ſah aber niemand; „es wird doch öppe, ſo Gott will, nicht Steffen ſein", dachte es. So komm, du Chäre, ſagte es, hob raſch das Mädchen auf den Arm und ſchoß auf einem Umweg mit ihm zu ſeiner Hinterthüre hinein.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein wichtig Kapitel vom Keller und vom Kinderwägeli.

Wie Eiſi dieſe Nacht verlebte, wiſſen wir nicht, aber am folgenden Tage ſah man es weniger, und wenn man es ſah, ſo mahnte es Einen an eine ſtumme dunkle Wolke, von der man nicht wußte, habe ſie im Sinne zu donnern, zu hageln, zu regnen, zu ſchneien, oder ſtreiche ſie nur ſo für ihre Kurzweil am Himmel herum. Uebrigens was verſteigert wurde, betraf Eiſi weniger. Der Bysluft ging heute minder räß, des Gerichtſchreibers Füße mochten das draußen ſein beſſer erleiden, die rechten Leute ſchienen da zu ſein, daher ging's hauptſächlich an den Keller und was in Tenn, Schopf und ums Haus herum war.

Der Keller in einem Wirthshauſe iſt die geheimnißvolle, wunderbare Zauberhöhle, wo die Geiſter hauſen, von denen man auch ſelten weiß, woher ſie kommen und wohin ſie zuletzt fahren, ob in Schweine oder ſonſt wohin. Wer an einem ſolchen Keller vorbeigeht, wird ſelten ermangeln, einen neugierigen Blick ihm zuzuwerfen. Wen aber der Wirth hinunterkommen heißt in ſeine geheime Zauberwerkſtatt, der ſteigt mit einem Klupf ihm nach, hebt hoch die Beine auf, ſtellt leiſe ſie wieder ab, ſtellt ſich an der Thüre, ſteht endlich im Gewölbe ſtill; feierlich iſt's ihm zu Muth, feierlich ſpricht er, und wenn er verſuchen muß, was in den Fäſſern iſt, ſo hebt

er anders das Glas, trinkt anders, thut alles feierlich. Es ist ihm, wenn er nur ganz wieder draußen wäre, und doch preſſirt es ihm nicht, es ist ihm immer, als sollte er noch auf was Beſſeres warten, als halte ihn jemand. Und wenn er endlich muß, die Treppe wieder sieht, da spürt er die wunderliche Zaubergewalt, die Stufen sind alle um einen guten Fuß höher geworden, und viel, viel haben seine Beine gekurzet, gäb wie er sie hebt, seine Schritte sind immer zu kurz, an allen Tritten stößt er sich und stolpert. Und wenn er endlich oben ist, mit dem Kopf voran, hui, wie er da luegen möchte und doch nicht recht kann, wie das glitzert und flimmert, es ist als hätte der liebe Gott die Welt ganz neu angestrichen, die alte Sonne neu angeblasen, daß noch einmal so hell sie scheine. Er glaube, er sei verhext, sagt er, und es wird sein, macht er doch Aeugelein, so kleine wunderliche, und kömmt er ja da direkt aus einer Zauberküche. Was da unten für Hexenwerk getrieben wird! wenn die Welt es wüßte, sie würde nicht mehr glauben, es gebe keine Hexenmeister mehr, da ist die alte schwarze Kunst noch in voller Blüthe, wo eine Sache verwandelt wird in eine andere, weißer Wein in rothen z. B., wo aus Nichts Neuenburger gemacht wird, ja wo mancher Wirth die wunderbare Kunst täglich übt, guten Wein in schlechten zu verwandeln, Alchimie treibt, Gold in D— verwandelt, gute Geister zu bösen macht. Doch empören sich zuweilen die Geister gegen den Meister, dann gehen sie jämmerlich mit ihm um in der Hexenküche. Das hat jener Wirth erfahren, als er vor einem großen Schießet Wein machte. Wie manchen Tag lag der im Bette, wie brannte es ihn am Leibe, und wie seelenangst war es ihm, die Geister brächten ihm sein Hexen aus.

Ein solcher Keller, doch nicht von den größten einer, stand sperrangelweit offen, und ungeheißen konnte hinunter wer da wollte. Und doch gingen nicht Alle hinunter, Weiber blieben oben stehn. Eine sagte, sie dürfe nicht hinunter, sie

fürcht d'Krote gruſam und d'Wirthe, ſäg me, heige dere geng i de Kellere. „Oeppis dumms e ſe, ſagte eine Andere, warum wette die Krote im Keller hah?“ „Mi het m'r g'ſeit, ſi bruche ſe für e Wy z'lütere. Wenn er trüb werd, ſu thühye ñ e Krot oder zwo i's Faß, de werd er wieder ſchön luter.“ „Schwyg doch, du Uflath, ſagte die Andere. Pfi Tüfel, du chönntiſch eim d'r Wy für ſyr Lebtig erleide, aber ſelb wird nötti nit ſy.“ „Wenn ih ſe ume nit muß g'ſeh, ſagte die Erſte, ſu macht's m'r nüt. Abchuſt geb's e keni u we me geng wüßt, was me eſſe muß, ſu möcht me z'letzt gar nüt meh, u müßt Hungers ſterbe.“ „Schwyg m'r jitz, ſagte die Zweite, es krüſelet m'r ſcho wege dym G'red. Aber wunger nähms mih doch de, ob de würklich dere Krote drinn wäre, chum m'r wei gah gugge, ume unger Thüre, dert cha me de ſcho merke, ob derer Thierer drinne ſy oder nit, un iſch doch ſicher, daß ſi eim nit uf d'Schuh gumpe.“ „Mih nimmts nüt wunger, chum m'r wei e weni im Hus ume ſtürme un erieſe, was noh öppe da iſch, im Keller iſt notti nüt für üs.“ „Göhl, was d'biſt, z'ſteigere nit, aber z'v'rſuche; wer da niede iſch, überchunt, vo wege me g'ſehts nit Alle a d'r Naſe a, ob ſi biete wei oder nit. Oeppe e Theile wohl.“ „Jä ſo, wenn ſelb iſch, ſu chume i o, aber ume z'vorderiſt, antwortete die Andere, wo me wohl g'ſeht, was me uf de Füße het.“

Unten waren wohl viele Leute, aber mit dem Bieten ging's nicht ſtark. Man ſchien der Sache gar nicht zu trauen, denn man fing immer wieder von vornen an zu verſuchen. „Pfi Tüfel, was het dä für e Chuſt, ſagte Einer, dä ſteicht ja fry vor Gräueligi, dä chah me ja nimme für Eſſig bruche.“ „Gieb, lah luege“, ſagte ein Anderer, hing ſeine Naſe übers Glas, ſchwenkte den Mund, trank endlich einen wackern Schluck nach, ſchüttelte ſich, als ob er's Fieber hätte und ſagte endlich: „ih glaube nit, daß dás gräuelet ſyg, es iſch ſuſt neuis v'rfluchts, es iſt faſt als ob's kaibeleti.“ („Wird g'wüß vo nere todte Krot ſy, ſagte unter der Thüre Eine zu der An-

dern, es nähmt mih doch v'rflümeret wunger, was das für e Chuſt wär?" „Emel mih nit", ſagte die Andere, ſchüttelte ſich auch als ob ſie das Fieber hätte, ging indeſſen auch einen Schritt näher.) „Warum nicht gar, ſagte ein Dritter, der das Glas neu füllen ließ, es iſch e v'rfluchte G'ſtauch, aber das chunt vo räcbeligem Schafuſchlig, wo am Thöri iſch, es git nüt e wüſteri Chuſt as das, aber das weiß neh mänge Wirth nit, b'ſungerbar vo de neue nit. Das ſy m'r dunſtigs Löhle, es iſch mänge, er meint was er ſyg, u chauſt ech Birewoſt mit Chrieſi g'färbt für Taveller, und wenn ihm d'r Weltſch agebti, d'Wytrübel wüchſe by ne uf de Nußbäume, er glaubtis, my armi Thüri." „He, ſagte Einer, das iſt einem neuen Wirthli zu verzeihen, aber daß ein alter Wirth nicht weiß, was das für e Chuſt iſch, ſelb iſch e Schang." „Weißt's de öppe du?" „Ja, ſelb weiß ih, das iſch abg'ſtangene Näftebacher, wo im Aargau niede g'macht wird, dä chunt eim ſo wunderlig i d'Naſe." Da das niemand glauben wollte, ſo mußte man begreiflich wieder hingerfür mit dem Verſuchen. Was die unter der Kellerthüre für lange, lange Hälſe machten, um inne zu werden, wie abgeſtandener Näftebacher rieche. Sie vergaßen Füße und Kröten, rückten näher und näher, bis ſie endlich auch zum Glück gelangten, das Glas zu erwiſchen. „Ja wäger, fragte die Eine, abg'ſtangene Näftebacher wird das ſy u üt angers." „Heſt du de ſcho Näftebacher g'ha", fragte die Zweite. „Nei, ſagte die Erſtere, aber mängiſt dänht hah mih, der abg'ſtange Näftebacher müß grad ſo ſy, wie dä iſch. B'ruch e." Das that die, trank fittig einen Schluck, „nei, aber au", ſagte ſie, trank noch einen, „e b'ſungerbari Chuſt iſch das", ſetzte noch einmal an, trank aus, ſagte dann: nei, abg'ſtangne Näftebacher traue ih nit, daß es ſyg. Tüfel, ih weiß was es ſy wird, e abg'ſtangni Krot oder zwo werde im Fäßli ſy, mi wird ſe v'rgeſſe hah drinn!"

So werweiſete man und handlich ging das Bieten nicht.

Am beſten war der Wein allerdings nicht, doch ſo ſchlecht, als man ihn machte, war er auch nicht, abgeſtandener Näfte-bacher war keiner da, und abgeſtandene Kröten hatten auch in keinem Faſſe ſich gefunden. Da es aber im Deutſchen umgekehrt iſt wie im Welſchen, im Deutſchen man geborne Milchmäuler hat, im Welſchen geborne Weinmäuler, im Welſchen jedes Kind einen Weinrichter vorſtellen kann, rechtskundig in dieſem Fach geboren wird, im Deutſchen für rechtskundig genommen wird, wer Wein von Weintrübeln von Bätziwaſſer unterſcheiden kann (überhaupt nimmt man's mit dem rechtskundig ſövli ſpitz nit), ſo wirkte das Ausführen des Weines ſehr hemmend auf das Bieten. Wo das Wiſſen aufhört, fängt das Glauben an, und ſehr denkwürdig iſt, daß zumeiſt die, welche am meiſten über den Glauben ſchimpfen, durch und durch und in den gemeinſten Dingen nur im Glauben leben, eben weil ſie gar nichts wiſſen. Dieſer Glaube iſt aber ein ſehr beweglicher, weil er auf nichts Feſtem und Bleibendem ruht, ſondern auf den Urtheilen der Majorität um ihn herum, auf der Tagesmeinung. Die Meiſten, welche hier im Keller waren, gehörten zu dieſen Gläubigen; die öffentliche Meinung, der Kellerglaube, ward durch einige Wiſſende beſtimmt, welche das Verdammungsurtheil über die Weine ausſprachen. Nun ſchauderte es die Gläubigen ordentlich darob, um keinen Preis hätten ſie darauf geboten, aus Furcht, ihn halb z'theuer zu haben, und am Ende ihn nicht einmal brauchen zu können. Es war ein lang Märten, daß doch endlich jemand bieten möchte; endlich ließ ſich der Eine oder der Andere, nicht der Gläubigen, ſondern der Wiſſenden, bewegen, ein Bot zu thun, ſo gleichſam nur d'r Gottswille, vergaß aber nie hinzuzuſetzen, „er iſch viel z'thür, viel z'thür, ih weiß's wohl, grad euch, Herr G'richtſchryber, z'G'falle, daß d'r us dem Keller uſe chömet, ſüſt thät ihs my Sex nit. Ih weiß emel nit, wie nih ne bruche will, ih miſchle ne noh mit gutem vierziger Aarner, u will de luege, ob ih ne für z'Abe-Wy bruche chan,

ih hätt im Sinn dä Summer neuis lah z'baue. Aber die näh m'r ne nit, die Murer u Zimmermanne werde neue o afe meiſterlosig, de muß ihs mit de Aargauer Schiffzieher probire u ſuſe m'r ne die nit, ſu ſuſt m'r ne ke Hung."

So entſchuldigte ſich ein Wirth oder Weingrämpler nach dem andern, und Einer nöthlicher als der Andere. Da ging ein alter Bauer kopfſchüttelnd aus dem Keller und brummte: „die cheu afe rede, aß we ſi ne für nüt wette, weder für ne i nes B'ſchüttloch z'thue, fürs nit lah z'v'rlechne, u we d'Ernt chunt, ſu cheu m'r de, was ſi um zwe Batze oder drei chauſe, chum für füf un ſechs Batze gah ume näh. Ih chenne die afe, ih weiß's. U ſitz, wo d'Sach ume Pris z'hah wär, darf niemere druf biete, mi laht die mache, als ob ſi alleini d's Recht d'rzu hätte u de werde ſi d'Faß o grad d'rzu welle, u o um nüt, ih chenne die Kunde."

Um den Weinverkauf kümmerte ſich Eiſi nicht; da ſeine Hoffnung auf das Dableiben ſo mächtig erſchüttert war, frug es Wein und Faß wenig nach. Erſt als man aus dem Keller wieder herauf war und ein Kinderwägeli z'weg ſchriß, zeigte es ſich. Es war ein ſchönes Wägeli, eigentlich ein Chaiſchen und hatte einige Dublonen gekoſtet. Es war mit dem Chaiſchen eigends zugegangen. Eiſi hatte daheim in ſeiner väterlichen Einſamkeit von einem Kinderwägeli gar nichts gewußt. Erſt hatte man die Kinder in einer Wiege liegen, auch in einem Korbe, wie es ſich eben traf; ſobald ſie die Beine regen konnten, ſetzte man ſie auf den Boden hin, hier konnten ſie ſich tummeln, auf dem Bauche, auf dem Rücken, auf allen Vieren, ſo viel ſie wollten; während dem Kochen nahm wohl die Mutter eins auf den Arm; wenn er graſete, ſo ſetzte der Vater zuweilen eins auf die Bähre, und des Sonntags trug wohl eine Jungfer oder manchmal die Mutter das eine oder das andere ein wenig herum. Aber ein Wägeli apart für die Kinder zu haben, daran hatte keine Seele je gedacht. Nicht weit von der Gnepfi, im Heidenloch,

wohnte eine Frau Doktorin, die hatte ein Kinderwägeli, und noch dazu ein angestrichenes, inwendig roth und auswendig himmelblau, und Kissen darin und gar in Federn laufend. Das erste Mal, als Eisi es sah, schlug es die Hände über dem Kopf zusammen, rief Alle im Hause zusammen, sie sollten doch kommen und luegen, was das für es Fuhrwerk sei, a d'r Diechöle e Jumpfere u drinn es King. Solche Bedürfnisse begreifen sich jedoch schnell. Als Eisi ein Kind bekam, war es bereits zur Ueberzeugung gelangt, daß ein Kinderwägeli ein unentbehrlich Stück sei, aber einen solchen Karren wie d'Doktere, die Blättere, hätte, wollte es nicht, sondern gleich was rechts, was man einmal hätte, das hätte man. Steffen meinte, sie wollten eins machen lassen beim Wagner, er mach b'sungerbar brave Arbeit, und wenn man es ihm recht befehle, so werde er etwas hoffährtigs auch können. Aber Eisi hatte gehört, daß d'Doktere ihres aus der Stadt hätte, darum sagte es, so eine Mistkänne möge es nicht, lieber gar nichts, es wolle seins auch aus der Stadt, und enangere nah un de wüßt er wohl, wie d'r Wagner e Lyri un e Dreißi syg, we me e Sach nit b'stell by nihm, gäb me uf d'r Welt syg, su überchöm me se nit, gäb me g'storbe syg. Steffe hatte so weit nichts darwider, es war zu der Zeit, wo man die Geldstücki noch nicht aus den Ecken zusammenkratzen mußte.

Eisi fuhr zur Stadt, wir wissen wirklich nicht, ob auf Bern oder Solothurn. Begreiflich war die Wirthin, wo es einstellte, ebenfalls seine Freundin. „Emel es undeckts chauf nit, sagte die. G'heit neuis oben ache un ufs King, su schlahts d'rs z'todt, gäb es syg im Wägeli oder nit; hergege isch es deckt, su machts nüt; d's glyche isch's, wenn d's Wägeli umleert, ist's nit deckt, su g'heit d's King use u chah de trole, es weiß ke Seel wie wyt, ebesomähr über es Port us, i ne teufe Grabe ache oder gar is Wasser; hergege we's deckt isch, su muß es warte, es mah welle oder nit welle. B'sungerbar

chumlig aber isch's wegem Schatte u wege d'r Sunne, we die schynt, su chab me decke u für mache, de chab d's King e halbe Tag schlafe, d'Fleuge mache nüt, d'r Luft macht nüt, u d'Sunne erst nit; hergege hesch es undeckts, su leu d'r die Kingemeitschi, du weißt wie die Täsche afe sy, ame Ort d's Wägeli stah a d'r Sunne, y'rklappere sih u mit eme schöne King sy si furtg'fahre, un e Möhr, e Ustath bringe si d'r bei, daß de's längs Stück nümme aluege mast. Nei es y'rdeckts chauf, e paar Neuthaler meh chost's, aber es treits meh as ab. Ih chume mit, ih hah nene ame Ort eis g'seh, es het m'r b'sungerbar wohlg'falle." Die Beiden gingen nun mit einander und fanden das Chaisli. Es gefiel Eisi auch, die andern Wägeli, welche da waren, sah es gar nicht an. Es frug um den Preis. Der Sattler sagte, es sei ihm leid, aber so eben sei eine vornehme Frau da gewesen, er glaube, es sei die Frau Schultheißin gewesen oder gar d'Frau von einem Gesandten, die habe es besehen und gesagt, sie werde Nachmittags mit dem Herrn wieder kommen, so dürfe er es nicht fortgeben, sie würden sonst denken, was er für Einer sei. „Mein Geld wird doch wohl so gut sein als das Geld von so einer Frau, sei ich Schultheßi oder nit Schultheßi", meinte Eisi. Darwider hätte er nichts, sagte der Sattler, und ihr Geld wäre ihm lieb genug; aber Brauch sei's, was im Handel liege, nicht weiter zu verkaufen, und sellig Herrschafte, von welchen doch eigentlich der Verdienst komme, mache man nicht muthwillig böse. Selb wär g'späßig, ob die alleine zu verdienen gäbten, seiner Gattig Leute brauchten auch Sachen und dann zahlten sie auch, er brauche keinen Conto zu schicken und sieben Jahr nach der Bezahlung zu laufen, das Geld hätte es auf der Hand. Kurz und gut, das Wägeli g'fall ihm und es wells, er sell säge, was es choste sell. Es sei ja noch die Frage, ob die Madame wiederkomme, und komme sie, so könne er sagen, als er nicht daheim gewesen, hätte seine Frau es verkauft. Baar Geld und der Grund, daß die Madame doch

vielleicht nicht wiederkomme, denn er hätte es ſchon mehr als einmal erlebt, daß eine Madame geſagt, ſie wolle den Herrn ſchicken oder mitbringen, aber der Herr war nie erſchienen, weder mit noch ohne Madame, leuchteten ihm ein; er that zwar nöthlich, machte aber doch endlich den Preis und zwar einen braven. Aber Eiſi ſtieß ſich nicht daran, kaufte und zahlte das Chaiſechen und brachte im Triumph es heim, mochte nicht warten, bis es daſſelbe dem donſtigs Büntel, der Doktere, unter der Naſe herumgezogen hatte.

D'Schultheßi heigs welle, ſo heig ſi noh keis g'ſeh, heig ſi g'ſeit, u z'erſt heig d'r Sattler ſchier nit welle, aber wohl, dem heigs es du g'ſeit, u du heig er ſih du g'leit u z'letſcht heig er ſelber müße ſäge, es heig ſo ſchöns Geld as d'Schultheßi u de bruch me de noh nüt z'warte! Mi ſötts nit glaube, aber doch ſygs, a de fürnehmſte Orte müß me mängiſt zechemal beuſche, eh me einiſt zahlt werd. So heig er g'ſeit, d'r Sattler, u we's meh öppis mangli, ju ſölls nume cho, heig er g'ſeit, ſygs Tag oder Nacht, u was es well, müß es haß; er wüß wen er z'äſtimire heig u wer ihm lieb ſyg, heig er g'ſeit. Aber es well usbiete, eb me es ſelligs Kingewägeli g'ſehy d'ſ Lang uf, d'ſ Lang ab. Schmöcke chönn dä donſtigs Büntel, d'Doktere jitz dra, bis ſi d'Naſe voll g'nue heig.

So hatte mit dem Chaiſechen Eiſi ſich gebrüſtet. Das waren ſelige Tage geweſen, als es breit auf der Straße ſtund und der Magd, die mit dem Chaiſechen ſpazieren fuhr, nachſah und denken konnte, jetzt werde ſi by d'ſ Dokters vorby fahre, jitz ſchmöck, du Büntel, bis d'Naſe voll heſch!

Jetzt ſtund das Chaiſechen auch vor dem Hauſe, aber wie? Es hatte das Sonntagskleid ausgezogen, es war vernachläſſigt, verliederlicht worden, dem Uebrigen gleich, niemand hatte es gebürſtet, niemand gefalbet, niemand geplätzet, und doch gefiel es den Weibern, ve wege dem Verdeck, b'ſungerbar. Was das kommods ſei, man glaub's nicht, ſagten ſie. Möglich auch, daß ſie dachten, wenn ſie jetzt ihre Kinder in kleinen

Chaischen herumzögen, so sei das eine gute Vorbedeutung, daß dieselben später in großen fahren könnten, es heiße ja im Sprichwort: jung gewohnt, alt gethan. Die guten Weiber brauchen die Sprüchwörter zuweilen wie der Teufel die Bibel, es giebt zwei andere Sprüchwörter auch, an die dachten wahrscheinlich die guten Weiber nicht: jung ryte, alt z'Fuß laufe; jung Herre, alt Bettler!

Es stand nicht die glänzendste Weiberschaar dabei, die wo krüschelten mit Fünfunddreißigern, glitzerten wie Pfyfolter und rauschten wie ein Wasserfall, wenn sie ein Glied bewegten. Es waren Bäckerweiber, Lebküchlere, Gürtlere, Schuhmachere, Kappekrämere und Brodirere, welche ihre Augen darauf gerichtet hatten und zu bieten begannen. Es drehte Eisi fast das Herz im Leibe um, daß dere Züg das Chaisli haben sollte, welches es der Schultheßi abgestochen, was doch o sellig Lüt finneten, da macht es nieders Tschudi d'Flangge u Fähnli des ume wie e Narr, so chöms sy Seel nit gut, mi chönn's de g'seh. Wenn es noh es King hätt, wo's bruche chönnt, sy Seel wängti es d'r letzt Krüzer dra, gäb es es selligs Kingewägeli sellige halbbatzige Wybere i d'Häng ließ.

Eine Lebküchlere war so glücklich, das vornehme Ding zu erhalten, welches das Schicksal manches armen Pferdes theilte, das aus einem Staatsroß zu einem Kacheler erniedrigt wurde, zumeist deswegen, weil es nicht mehr auf soliden Beinen stand. Solide Beine sind eine Hauptsache und gut in alle Spiele; was nicht auf solchen Beinen steht, das geht z'Bode, und begreiflich, je auf höhern Beinen etwas steht, desto härter geits auf die Nase, wenn's z'Bode geht. Daran dachte die gute Lebküchlere nicht, als sie freudenvoll mit dem Chaischen dahin fuhr und in ihrem Herzen dachte: wie werden die doch luegen daheim, u wie wird d's Landjägers Frau taubi werde? Mira, werd si, es g'scheht ere recht, schmöck si jetz selber, das Laschi, was si Angere geng möcht z'schmöcke

gäh, wenn me wett d'Naſe zueche hah. Aber die iſt noh lang nit fürnehmer as anger Lüt, d's Conträri.

Was doch o e felligi Frau ſinne, ſagte Eiſi, es chönn's nit bigryfe. Wenn es nme e Lebküchlere wär, es wurd ſih ſchäme bis i Bode ache, nme es Ringewägeli z'hah, v'rſchwyge de es felligs, wo a re Schultheßi gut g'nue gſy wär, we ſi's hätt chönne übercho. Aber d'Welt werd gruſam ſchlechti, es ſyg afe nüt meh d'rby z'ſy, u wunger nähmts eim nit, we's ſcho bal us wär mit ere.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Eiſi an der Herrenſtube hängt und wie Babi, die Speiſewirthin, darüber ſtolpert und die Treppe ab fällt.

Da es allgemach Abend und dem Gerichtſchreiber kalt um die Füße ward und die Honoratioren nach Haus preſſirten, ſo ließ man ſich zu guter Letzt noch ins Haus und machte ſich an Eiſi's Herrenſtube, wo die ſchönſten Möbeln waren, das ſchönſte Bett, gar es b'ſungerbar es fürnehms Bett, zu dem die Betttücher eine halbe Elle länger als die andern Betttücher, nur eine halbe Elle zu kurz waren und noch zu beiden Seiten etwas weniges vor'nme reichten. Auch forderte die Magd, wenn ſie das Bett machen ſollte, immer apart d'Lylache fürs Herrebett. Auch die Decke zeichnete ſich rühmlichſt aus, ſie ging wirklich bis ganz zu unterſt an die Bettſtatt und konnte ſogar auf der hinteren Seite was wenigs unter die Matratze gebracht werden, ohne daß die vordere Seite allzuſehr beeinträchtigt wurde, was im Winter nicht unangenehm iſt. Am Bett waren Umhänge, verflümeret ſchöne, beſonders wenn im Sommer die Fliegen nicht zu handlich geweſen waren. Ein Nachttiſchli war da, b'ſungerbar

es kommods, es hatte vier Beine, von denen nur eins kürzer als die andern war, was ein sehr angenehm und kurzweiligs Gnappen gab, wenn man daran kam. Es war fast wie eine verständige Person, welche Laut giebt, sobald man sie berührt. Dann war ein viereckigt Guggeli in dem Nachttischli, wo das bekannte Geschirr Raum fand, und daneben noch sogar ein Paar Pantoffeln, heimelige Dinger; als neu hatte Eisi sie getragen, fingen dann die Hinterstücke zu fehlen an, so beizte es sie den Herrn ins Nachttischli, die waren dann grusam froh, wenn sie dieselben fanden; erst jetzt sei es ihnen so recht heimelig, man treffs niene so a, sagten sie dann. Z'oberist war dann gar noch ein Schublädli, wo sie die Sackuhr in Sicherheit bringen konnten und noch den Geldseckel, was b'sungerbar kommod sei, von wegē, was in einem Schublädli sei, das wische man doch nicht so leicht ung'sinnet abe un a Bode, u wenn es Uhreglas bröche syg, u sygs es unkommods Nachetrage. Dann kam gar noch ein Rubbett, eine Kommode, Portraits, b'sungerbar schöne. Wenn man sie recht betrachtete vor dem Schlafengehen, so waren sie im Stande, sie kamen Einem vor im Traume. Von den Umhängen an den Fenstern, an welchen vor zehn Jahren d'Bettmacherin die neuesten Pariser Knöpfe angebracht hatte, wollen wir nicht einmal reden.

Ach, an diese Herrenstube knüpfte sich so manche schöne Erinnerung, an sie knüpfte sich am vollständigsten das Andenken an die untergegangene Herrlichkeit. Ach, als Eisi diese Herrenstube hatte, als endlich die Bettmacherin den Knopf an den letzten Näthlig machte, als Eisi mit dem Nachttischli kam und die Bettmacherin zu Rathe zog, wie man es am besten z'weg stelle, als diese nach sinnigem Bedenken ihren Rath abgegeben, als endlich alles fix und fertig war, als die Beiden, welche die innigsten Freundinnen geworden waren, das große Werk betrachteten mit eingestützten Armen, da verstummte Eisi, die Herrlichkeit drückte ihm fast das Herz ab, mit der

einen Hand wiſchte es die Augen aus, mit der andern fuhr es in den Kittelſack, wo damals Fünfunddreißiger genug waren. Bekanntlich verſtummt eine Bettmacherin nicht ſo leicht, nur in höchſt ſeltenen Fällen kann ihr ſo was arriviren. Darum ſprach dieſe nach einigen Augenblicken ſeliger Anſchauung: „Ja, ja, Frau Wirthin, ihr könnt mir glauben oder nicht, aber eine ſolche Stube, ganz nach der neuſten Mode, iſt d's Land auf d's Land ab nicht, geht wohin ihr wollt, eine ſolche findet ihr nicht.“ Eiſi ertrug die Freude kaum, es ſtützte die eine Hand aufs Nachttiſchli, welches geſtellt war wie die Bettmacherin angerathen, d's Schubläbli vorne. „Aber ihr braucht mir nicht zu glauben, fuhr die Bettmacherin fort, lueget de, was d'Lüt ſäge, glaubet m'rs, Herrſchafte werde cho, wyt her, wenn me weiß, wie me hie loſchirt iſt. D's Eſſe iſt by wytem nimme d'Hauptſach, d'Zimmer ins, d's Loſchire iſt d'Hauptſach. Die fürnehmſte Reiſete, wo de Krämere nachfahre, werde welle by nech über Nacht ſy und niene anders.“ Eiſi ertrug die Fülle der Wonne kaum mehr, es ergriff ihn's wie mit Himmelsgewalt. „Ja, ja, ſagte es, d'Sach g'fallt mir, die Angere chönne zitz nache luege. Aber chömit, m'r wei eis gah näh vom Mehbeſſere, d's Luege het m'r es ganz troches Mul g'macht.“ „E aber nei, Frau Wirthi, was denket d'r o, ſo zur Unzyt, u de noh vom Mehbeſſere. Nei aber, denket o, ih müßt mih ja ſchäme bis i Bode abe, Frau Wirthi, wenn's d'Lüt v'rnähmte, daß ih eine g'no hätt, u de noh am Morge.“ „A bah, ſagte Eiſi, was g'heie nech d'Lüt? U we d'r ſe förchtet, ſu machets wie angeri Mal, machet, daß ſi's nit v'rnehme.“ „Hi, hi, Frau Wirthi, was denket d'r, d'r vexiret, d'r ſyt e recht e böſi, nei aber, mache wie anderi Mal, daß ſi's nit v'rnehme, was d'r doch für e böſi ſyt, es g'ſächs ech niemere a.“ Indeſſen trippelte ſie doch glücklich hinter Eiſi drein, dem Mehbeſſere zu, und als ſie die nicht eben helle Treppe hinunter gingen, ſchob ſie ängſtlich die Fußſpitzen vorwärts, während ſie

vorſichtig das dünne Röckchen von hinten in Sicherheit brachte.

Ach, und was für herrliche Tage nun Eiſi verlebte, als es eine Herrenſtube hatte, als es ihm ſo recht ins Bewußtſein ſtieg, was das ſagen wolle, eine Herrenſtube, daß dadurch ihr Haus dem Inwendigen, dem Geiſte nach, erſt jetzt zu einem rechten Gaſthof geworden, als es mit innigſter Burgerluſt an dem Gedanken ſich weiden konnte, was die Großgringe i de Städte, wo ihre Hüsleni Hotäll löye ſchelte, für e Täubi hah werde, wenn ſi y'rnähmte, ſi heige jitz o ne Herreſtube, un e welligi. Es ſei aber auch begreiflich, daß das ſe taub mach, es müßte nit Wirthe ſy, ze wege das werdi ne y'rflucht ſchade. — Und unter welchem Bangen und Verlangen das gute Eiſi den erſten Herrn erwartete! Einem Mädchen, das auf den erſten Kilter hofft, kann es nicht zitterliger zu Muthe ſein.

Endlich kam er, ſchnaubend hielt das Roß vor dem Gaſthof. Abend war's, eben recht ſpät zur Einkehr, zum Uebernachten. Unglücklicherweiſe war es kein galanter Weinwelſch, kein ſchmucker Frankfurter, es war ein kleiner dürrer Basler, trocken wie ſeine Kaffeeſäcke, um die er handelte, herb dazu wie ein halbreifer Holzapfel. Eiſi kannte ihn, hatte ihm eben Kaffeeſäcke abgekauft, halb y'rgebe, wie es zu ſagen pflegte. Eiſi hielt ihn darum für einen b'ſunderbar guten Freund, ſprang ihm entgegen, fing ihn auf, ehe er mit etwas g'ſtabeligen Beinen ſich aus ſeiner Kaleſche gewunden. „Syt Gottwilche, Herr Thürligyger, dir ſyt gar ſeltſam by nis, hah g'meint, dir heiget is ganz y'rgeße." „Gute nOdig, Frau Wirthi, ſagte Herr Thürligyger. Stallgnecht, händ m'r Sorg zum Pferd, rybits ab." „Was ſoll ich ihm für Haber gäh?" fragte der Stallknecht. „Ih kume de u will bifehle." „Ihr weit doch über Nacht blybe?" fragte Eiſi mit bebendem Herzen. „Händ ſi m'r au e reinlig Bett?" „Ihr werdet's y'rnoh hah, mi wird echs b'richtet hah?" „Waiß nüt, iſt ne

d'r Ma g'ſtorbe?" „Vexirit nit, nei, d'r wüßets. G'ſeit wird me nechs hah, es redt ja Alles d'rvo?" „Waiß nit e Wörtli", ſagte Herr Thürligyger nach ſeiner kurzen Manier. „E aber nei, ſagte Eiſi, d'r veriret. „D'r werdets g'hört hah, daß m'r is jitz o recht yg'richtet hei für Herrſchafte, und werdet is d'r Erſt' welle d'Ehr gönne." „So, händ d'r lah baue? Kai Wörtli hätt m'r e Menſch g'ſaxt, es hätt m'r ſih grad ſo gäh, hit byne z'blybe, d's Pferd iſt mied und mir iſt's au ſo kaibemäßig." „Ih will euch d'Sach ufe trage, ſagte Eiſi, weit d'r grad o cho luege, wie nih ech loſchire chah und ob d'Sach ech aſtändig ſyg?" „Nur e gut Bett, ſagte Herr Thürligyger, un e warm G'halt, ſo bin ih z'friede. Eiſi ging voran und öffnete mit Anſtand und Pathos die Thüre. „Weit d'r yche ſpaziere, Herr Thürligyger", hatte es geſagt. Der kam herangeſtopfet, ſtreckte die Naſe im Zimmer herum und ſagte: „en artig Zimmerli", und ſtürchelte neben Eiſi durch wieder hinaus. „Soll ich eure Sachen da abſtellen, g'fallt's euch?" „En artig Zimmerli, aber zeige ſi m'r die andere au, ich will ihne ſcho ſage, wo ih bleibe will." „B'rzieht, Herr Thürligyger, das iſt je, d'Herreſtube, wo nih g'meint hah, wo m'r ganz neu hei lah mache, und wo d'Bettmachere a d'Umhäng nüt angers g'macht het as Pariſer Knöpf." „So, das Zimmerli händ ſi loh yrichte, und wege dem macht ſi ſo ne kaibe Lärm. So nes Zimmerli findt me ja i d'r g'mainſte Knaipe." Potz Himmelſapperment, wie ſtach Herr Thürligyger in ein Weſpenneſt. Von dem Zeitpunkt an verkaufte er auf der Gnepfi keine Kaffeeſäcke mehr und wenn er vorbei fuhr, ſagte Eiſi jedesmal, dä iſt albez o zueche cho, aber dem hah nihs v'rtriebe, ſo ne uv'rſchamte gits öppe uf d'r Welt nit e Zweute, aber wohl, dä het d'Naſe jetz dert ume, wenn er dure fahrt. Das iſt mir doch auch der dümmſt Möff vo d'r Welt. Wo nih ihm d'Herreſtube zeige, meint dä Möff, es ſei en artig Zimmerli, ih ſöll ihm jitz die angere o zeige, er möcht usleſe. Ja wolle usleſe, e ſellige.

Es düecht mih, dä hätt nit sölle a's Uslese sinne, wenn all Lüt uslese wette, dä hätt ke Frau überche. U de wird dä Narr g'meint hah, sellig Herrestube heig me z'Dotzete u wär e sellige froh, wenn er all Monet einist i ere sellige Stub chönnt übernacht sy. Ja, taube het mih dä Thürligeger g'macht, aber dem hah nihs du ytribe, sell Abe het er alles abränket müße freße, u nache hah nih ihm ke Bohne meh abg'no un hätt er se v'rgebe gäh, keni hätt ih g'no, u wenn er hundertmal wär cho chäre, e sellige Löhl hätt ih nit emal meh ag'luegt. Da sind aber dann Andere gekommen, die haben die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und konnten sich nicht genug verwundern, ein solches Zimmer anzutreffen. Ihrer Lebtag, haben sie gesagt, hätten sie nie geglaubt, daß man solche Zimmer auf dem Lande finden würde, vo wege i de größte Hotälls i de Städte hätt me se nit. Da könnte man hundert Stung hie ume und hundert Stung dert ume, so truf me's niene a. Un ih hah ne's müße glaube, vo wege si sy du All uf di glychi Red cho, ume dä Löhl het sih welle groß mache u d'r Schyn hah, wie er sih g'wahnet syg.

So redete Eisi lange von seiner Herrenstube und hatte große Freude nicht nur daran, sondern auch darin. Dahin zog man sich gar oft zurück, wenn man ein vertraut Wort mit einem Gummi reden wollte, da' war so oft ein heimelig Partheili gemacht worden, von dem nicht alle Leute wißen sollten, da hatte es so oft gehört, wie keine Wirthin sei wie es, das Land auf, das Land ab, und wie es schöne Arme hätte, Auge wie nes Spyri u Zäng, daß es eim düech, we's müß sy, daß me sött g'freße werde, su sött es die mache, vo wege die chönnte eim nit weh thue, so wyß u glatt u liehlig guggete die füre, grad wie jungi lustigi Meitscheni us eme ne Meyegarte.

Man denke, wie wohl das alles Eisi machte, wie tausend Erinnerungen sich knüpften an all diese Dinge, es fühlte nicht,

daß auch ihre Herrlichkeit vergangen, der Glanz dahin war, das Nachttiſchli auf drei Beinen hoppete, nur noch ein Pantoffel vorhanden war mit einem großen Loch an der Sohle. Und jetzt ſollte all das Theure fort, mit allen Erinnerungen die daran klebten, die gleichſam als Fliegenflecken denſelben einpunktirt waren! Waren aber nicht die Herrn alle, die darin logirt waren, auch fortgezogen, ließ keiner mehr ſich blicken, und war's nicht recht, daß all das Geräthe ihnen nachwandelte mit all dem Fliegengepunkte, ihnen unerwartet wieder vor Augen auftauchte, unerwartet an fremden Orten, wie einzelne Stunden auftauchen nach Verlauf von Jahren, Stunden, die man längſt vergeſſen, die unbeachtet dem Gewiſſen eingeätzt waren in kleinen Punkten, welche Punkte plötzlich durch unſichtbare Kraft aufflammen, Brandmalen gleich, Fackeln, welche der Teufel anbrennt, wenn er einer Seele in die Hölle zünden will.

Jetzt, als geſteigert werden ſollte, waren ein Dutzend Hände, die betaſteten, kritiſirten, wenigſtens ein halbes Dutzend Naſen, die ſich rümpften, ſo ſtreng ſie mochten, während die Augen die Lüſternheit nach dieſem, nach jenem nicht bergen konnten. Es waren zumeiſt Wirthinnen, die ihre neuen Gaſthöfe, Speiſekneipen, Pintenlöcher elegant herrichten und was für die Herrn z'weg richten wollten, wenn auch nicht ein ganzes und förmliches Herrenzimmer, doch wenigſtens ein Nachttiſchli, etwas von Pantoffeln, vielleicht ein Ruhbett, oder gar eine Kommode mit drei Schubladen, von denen eine nicht aufging, die andere nicht zu, die dritte halb offen unbeweglich ſaß. Unter ihnen bewegte ſich mit vielen Geberden die Speiſewirthin. Sie hatte die Spiegelangſt überwunden und wollte jetzt auch mit hinter die Herrenſtube, deren Herrlichkeit, von Hörenſagen bloß mit ihr bekannt, ſie längſt bitter beneidet hatte. Da ſie jetzt die Herren hatte, ſo war es für ſie eine Art von Pflicht, ihnen ihre alte Stube nachzuzügeln. Jede rühmte, wie ſie mit vornehmen Uebernächtlern geplagt ſei, mit

Herrſchaften, dem Tüfel ebe und nur fürchte, was da ſei, ſei ihnen nicht vornehm genug. Anfangs wollte das Eiſi wieder ſehr ſchwer werden, aber wieder, faſt wie beim Spiegel und doch nicht ganz, überwand die Bosheit den Zorn. Es regte ſich in ihm das Hoffen, wenn die donſtigs Täſchen nur alle von der Sache kaufen würden und damit das Unglück ins Haus trügen, über nichts kommen würden wie es, alle es erfahren müßten, wie es Einem gehe. Wenn man den Andern wünſche, was man ſelbſten hätte, ſo werde das wohl keine Sünde ſein, dachte es. Und wie die Herren luegen würden, wenn auf einmal hier, dort, ihnen unter der Naſe ſtehe, was ſie hier geſehen. Wunger nähmts ihn's doch, was ſie dabei dächten und ob das Gewiſſen ſich nicht rühre bei ihnen und des Nachts ihnen vorkäme, wie ſchlecht ſie es ihm gemacht, wie lieb und werth es geweſen zu einer Zeit, und wie ſie es jetzt verließen, wo es doch Freunde am nöthigſten hätte. Aber ſo ſygs, ſo lang me z'gäh heig, ſyg me lieb u werth, u we me einiſt öppis mächt, ſu chenn eim niemere meh, u niene ſött me meh ſy. He nu ſo de, ſo wünſch es, daß es de Angere o ſo gang, ſie wüße de o, wie's eim ſyg. So ſah es nicht ohne eine gewiſſe Befriedigung dem Bieten zu, und wenn eine der Wirthinnen etwas zugeſchlagen kriegte, ſo lächelte es. So recht, grad das ſchickt ſich für dich, das wird öppe ſchön ſtah i dym Loch, grad wie e Suntighut uf eme Beſeſtiel oder e Hochzytrock a re Säumelchtere.

Das verwand es nicht, wenn die Leute immerzu boten und dazu, ſo ſtreng ſie mochten, die Sache ausführten und nicht ſatt werden konnten zu werweiſen, ob die Sache nicht zu ſchlecht ſei für ſie und ihre Herrn. Ganz beſonders erbitterte ihn's das ſich Aufblaſen der Speiſewirthin, die gräßlich renommirte, daß man hätte glauben ſollen, das **Hôtel des Bergues** in Genf ſei eine verlaſſene Waldbruderhütte gegen ihre Wirthſchaft.

Sie mühte ſich ſehr ab um das Bett, nit daß ſie nicht

viel beſſere hätte, aber ihre Herre heige wunderlig Gringe u liebte's, ſo unger emene G'ſtauder z'ligge, wo me nit wäß, heig me nenis uf ihm oder heig me nüt. Als die Speiſewirthin endlich die meiſten ihrer Wünſche erfüllt ſah, von wegen ſo an einer Steigerung kann man viel zwängen, wenn man das Geld nicht ſchont, nahm ſie einen Arm voll Sachen, Velet, Hauptkiſſen u. ſ. w. und ſagte: mit dem wolle ſie afe gah u d's angere de lah reiche, mi ſöll er e doch e chly d'rzu luege, und drückte ſich mühſam durch die Thüre und durch die Gänge.

Plötzlich ertönte draußen ein gewaltig Gepolter, darauf ein jämmerlich Geſchrei, daß Alles hoch auffuhr und der Thüre zuſtürzte, bis an den Weibel, der kaltblütig meinte, ſie ſollten doch nicht Mühe haben, das werd das Erdbeben ſein, von dem er geſagt, das gehe gleich vorbei, ſie ſollten nur ruhig ſein und brav bieten. Er predigte tauben Ohren, wenn was rumpelt, wenn was brüllet, wenn Einer zur Thüre läuft, ſo geräth Alles in Bewegung, namentlich Weiber, und Alles läuft dem Orte zu, wo der Lärm herkömmt. Da kann ein Weibel lange predigen, beſonders wenn das Geſchrei immer wehlicher wird. Draußen war es dunkel, unten von der Treppe her ertönte das Geſchrei. Die Leute drängten ſich, wenig fehlte, es wäre gegangen wie ehemals, wenn die Ruſſen eine Feſtung ſtürmten. Man redet ihnen nach, ſie hätten ſich nicht die Mühe genommen, Material mitzunehmen, um die Gräben auszufüllen, ſondern die Hintern hätten die Vordern gedrängt, in den Graben geſtürzt, bis er zum ebenen Weg geworden, dann ſeien ſie darüber weg, der Feſtung zu. Wer noch lebendig geweſen, hätte nachher wieder auferſtehen können. Wenn nicht ein handfeſter, dreicentneriger Käshändler den Fluß mit Macht getaucht hätte, ſo wäre das Weſen drunten, das ſo jämmerlich ſchrie, kaum mehr auferſtanden, der dreicentnerige Käshändler und was alles noch nachgekommen, wäre doch wohl zu ſchwer geweſen Babi, der Speiſe-

wirthin, denn die fand man unten, als man mit Bedacht die Sache unterſuchte.

Unten lag ſie, wie der Held auf ſeinem Schilde, auf Volet und Hauptkiſſen, und ſchrie dazu grad uſe, wie eine dreicentnerige, welche der Metzger am Meſſer hat. Als man ſich um ſie bemühte, ſtöhnte ſie: „löpt mih ſy, ih bi todt, todt, u d'Bei ſy abenangere u d'r Gring iſt ab. Löpt mih ſy, d'r tuſig Gottswille, löpt mih ſy, o myni Bei, myni Bei, wäre die ume nit abenangere, d's angere miech noh nüt.“ So wimmerte ſie, ſo weberte ſie, daß die Leute ſie faſt nicht anfaſſen durften, von einer Bähre ſprachen, von der Matratze, die noch droben ſei, aber die Stege war ſo gepfropft voll, daß niemand hinauf konnte, ſie zu holen.

Endlich faßte der Käshändler einen Entſchluß und ſagte, da liegen bleiben könne ſie nicht, etwas müſſe geben, u wyt ſygs nit bis hei. Somit griff er der Quaſi-Todten unter die Arme, gäb wie Babi ſchrie, hob es auf und ſagte: es ſoll probire z'ſtah, aber Babi ſank alſobald unter wehlichem Geſchrei zuſammen. Su chah me das angers mache, ſagte ruhig der Käshändler, und wollte es auf ſeine Arme nehmen wie ein klein Kind. Wer aber erſt mit den gebrochenen Beinen munter zappelte, wie ein Kälblein, dem man die Beine binden will, dann ab den Armen huſchte wie Ketzer, und auf den Beinen bolzgradauf ſtund, das war Babi, die Speiſewirthin. Sie laſſe ſich nicht da fortſchleifen wie ein Unvernünftigs, ſagte ſie, ſie hätte das Recht da zu bleiben, ſo lange ſie wolle, und ſo gut als die Andern, und bleiben wolle ſie, bis der Landjäger die donſtigs Mere g'no heig, wo ſeie d'Stege abg'ſchoſſe heig u das ſyg niemere angers as die — y'rlumpeti Hex, die heig je welle töde un ere e Schutz gäh d'Stege ab, daß ſi ache g'fahre ſyg wie us ere Kanunne, mit em Gring vora, daß ſi d'r Hals abenangere g'macht heig u nit ume einiſt, ſondern zwure.

So heulte Babi unten an der Stege, bis endlich der

Gerichtſchreiber ſich durcharbeitete, um den Handel in Augenſchein zu nehmen und allfällig das Nöthige vorzukehren. Ehe er den Augenſchein eingenommen, war ſeine Ueberzeugung ſchon gemacht und ſein Vorſatz feſt, die Gelegenheit nicht vorbei zu laſſen, Eiſi zu zeigen, was es auf ſich habe, eine Standesperſon, wie er eine war, zu beleidigen. Er begehrte mörderlich auf und frug, ob man denn in einer Mörderhöhle ſei? Er ſchrie nach Eiſi, nach der Verbrecherin. Nach langem Schreien und Suchen erſchien die endlich oben an der Stege und frug, was me mit ere well. Sie ſolle nicht meinen, daß ſie ihre Grobheit und ihren Zorn ungeſtraft an Unſchuldigen auslaſſen könne, man werd es ihr zeigen, was das könne und gut müſſe ſie ſein für allen Schaden. „Was für Schade?“ frug Eiſi trotzig. „Ih wett noh frage, antwortete der Gerichtſchreiber protzig. Sit wenn iſt's Manier, daß me d'Lüt d'Stege abſchießt?“ „Was, ſoll ih neuer d'Stege abg'ſchoße hah, redt das neuer?“ „Ja, das habt ihr, ſagte der Gerichtſchreiber, da die arme Frau habt ihr die Stege herabgeſtoßen, ſie iſt ſchwer verwundet, vielleicht auf den Tod.“ „We's iſt, ſo g'ſchehts er e recht, was het die Täſche da zu thue g'ha, aber wer's redt, ih heig ſe ache g'ſchoße, dä lügt's wie ne d— Schelm, ſpg er, wer er well.“ „Alſo heit d'r g'hört, lüge ih wie ne Schelm, b'ſinnet ech dra“, ſagte der Gerichtſchreiber. „Vermahnit ume, ſagte Eiſi, ih will ech de ſäge, was ih g'ſeit hah, dir ſyt de noh lang geng g'dumm für mih yche z'ſprenge.“ „Alſo die Frau hat euch die Stege abgeworfen, Frau Speiſewirthin, ihr habt ſie geſehen?“ fragte der Gerichtſchreiber ablenkend. „Ja die, grad die het mih abeg'ſchoße. G'ſeh han ſe nit, ſi iſch hinger dry cho, aber g'ſpürt han ſe, daß es die iſch u ke Angeri.“ Da lachten Einige und Eiſi ſchnell drauf und ſagte: „Heit d'r's g'hört u ſinnet o dra, was die g'ſeit het u daß ei Sturm iſch wie d'r anger, d'r G'richtſchryber u's Babi.“ Somit ſtieg Eiſi gravitätiſch die Stufen wieder hinauf, welche es im Zorn hinunter-

gekommen war, neben dem Weibel vorbei, welcher mit Licht hinunter kam, da es oben, wegen Mangel an Leuten, nichts zu ſteigern gab. Er well cho zündte u d'r Schade ſuche, un ne dä e ſo warm ſchätze, mi breichs am beſte, währet me ne noh g'lääch, hinger dry, wenn er de ſcho g'heilet ſyg, müßt me's de bloß ang'fähr mache u de gäbs gern z'diſpidire, ſagte der Weibel, trat herzu und zündete um Babi, die Speiſewirthin, herum. Babi ſtund da mit verpläreten Augen, faſt als ob es geſchwollen wäre im Geſicht, aber der Gring war nicht ab, der Hals grad auf, auf den Beinen ſtund es, Blut ſah man keins, und erſt als der Weibel ſagte, er finde nichts für z'ſchatzige, es ſei denn, me hau's uf un lueg ob's innefer fehl, aber am Brülle a düech es ne, es ſött noh alles am rechte Ort ſy, Babi böſe ward und ſelbſt ſuchen half, fand es ſich, daß einige brave Plätze an beiden Händen, welche es unter den Bettſtücken gehabt, die es vor ſich her getragen und auf die es mit dem übrigen Körper gefallen war, ab wären. „He nu, ſagte der Gerichtſchreiber, das iſt geng g'nue für e v'rfluchte Gunte.“ Ja, ja, ſagte der Weibel, er heig ſchoklyner Plätze g'ſeh, ſi ſyge tuſig Pfung werth gſy. Es chöm d'rby geng bloß uf zwo klyn Sache a, daß me wüß, wem me d'r Gunte adreſſire chönn, daß er ne anäh müß, u de daß er Geld heig für ne z'zahle. Leider, für Babi nämlich, fand die rechte Adreſſe ſich nicht. Die Speiſewirthin hätte ſpäter gerne geſagt, ſie hätte Eiſi geſehen, obgleich es ihr wahrſcheinlich wenig geholfen hätte. Eiſi behauptete ſteif und feſt, die Speiſewirthin ſei betrunken geweſen und über ihre eigenen Beine gefallen, wer in der Stube geweſen, ſolle ſagen, ob ſie nicht gethan wie ein Narr, daß alle Leute geſagt, ſie ſei voll. Die Neutralen ſagten, wahrſcheinlich ſei's, daß ſie in der Dunkelheit die Treppe nicht geſehen, beſonders da ſie Bettſtücke vor ſich hergetragen und mit dem Hauſe nicht wohl bekannt geweſen, was übrigens ohne dieſe Umſtände den nüchternſten Menſchen begegnen könne. Viele wollten Eiſi noch

in der Stube geſehen haben, als das Gebrüll losging, niemand aber ausſagen, daß er Eiſi die Speiſewirthin hatte ſtoßen ſehen, und Viele meinten, am beſten ſei's, man laſſe d'Sach ligge, wie ſi ligg. Eiſi heig ſy Theil u we dieſere o nenis uf d'Naſe werde yg, ſu ſygs er e recht g'ſcheh, da ſyg nume ſchad, was nebe dure gang. Ob das Babi's eigener Mann auch gekunden, vielleicht gar gedacht, wenn ſi d'r Hals zwure broche hätt, ſu hätt er ſih nit z'tood pläret, wiſſen wir nicht. Bloß haben wir gehört, daß er ſchlechten Troſt für ſeine Frau hatte. „Wäriſt daheim bliebe, hatte er ihr geſagt, ih hah d'r's noh g'wehrt; es angers Mal weißt de, ob de furt gheie ſotſch, we de daheime all Häng voll z'thue heſch. U we'd noh einiſch ſo lauffſt u ſi ſchieße dih wieder d'Stege ab, ſu chum m'r nit cho plære, ſuſt legge d'r o neh uf, bis es mih düecht, es ſött für einiſt gut ſy. Ih hah d'r's ſcho mängiſt g'ſeit, du lahſt nit nah, bis es dir geit wie dieſere. Du biſch d'r gyoch Narr, weder daß ih de öppe nit viel erwobet hah." „E Uſlath biſch, weiſch, un e wüſtere Hung gits nit, weiſch", ſagte Babi, und hätte Muth gehabt ihm hinter die Augen. Glücklicherweiſe hatte es nicht Zeit dazu, hungerige Gäſte brachten eine glückliche Unterbrechung in die beginnende eheliche Schlacht.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Nachzügler ſich glücklich machen und Eiſi den Schweiß austreiben.

Die Hauptſache war verſteigert, und wie es Eiſi war beim Zuſehen, als ein Stück nach dem andern dahingetragen wurde und verſchwand, kann man ſich wohl vorſtellen. Doch die Pürzlete der Speiſewirthin, an welcher Eiſi wirklich nicht unſchuldig war, hatte es erfriſcht, es brachte eine gute Nacht

zu. Als es hell erwachte, dachte es nicht, daß der dritte Tag der peinlichſte werden ſollte. Das Werthvollſte war fort und mit dieſem verſchwanden auch die glänzenden Erſteigerer und Erſteigererinnen; aber wenn die Geier weiter ſtiegen, ſo ſtellen ſich die Würmer ein. In bitterem Zorne hatte es die geſehen, welchen es früher gleich ſtand, oder über die Meiſten ſich erhaben glaubte, welche ihn's jetzt nicht mehr kannten oder höchſtens im Vorbeigehen mit einem verächtlichen Gruße es beehrten. Heute waren dieſe alle nicht mehr da, ſie waren verſchwunden wie die Störche verſchwinden, alle den gleichen Abend, und Eiſi athmete frei auf, es meinte, jetzt ſei die Sache vorbei. Aber Eiſi kannte die Sache nicht, Erfahrung alleine bringt hier Wiſſenſchaft. Schon die Tage vorher hatte man Weiber herumſtehen ſehen in dünnen Kleidern, die Hände unter den Schenben, mit gierigen Augen, aber ſie ſtunden meiſt im äußern Ringe, nur hier und da ſchlichen ſie ſich näher, beguckten, betaſteten einzelne Stücke mit verwunderten Mienen, aber bieten hörte man ſie nicht, was verſteigert wurde, ging über ihre Finanzen. Heute kamen ſie auch, einzeln erſt, gleich ſchüchternen Krähen auf einem ſpäten Kornacker. Wie von dieſen Krähen bald die eine, bald die andere wegfliegt, wenn ſie ſich ſicher ſieht, einige Trompetenſtöße durch die Lüfte ſchickt, dann bald mit vielen wieder kömmt, bis von allen Seiten es ſchwarz daher kommt, es Krähen zu ſchneien ſcheint, ſo auch hier. Wie die dünnen mageren Weibchen daven beinelten, dann wieder kamen, mit der Mutter, mit ihren Eltern, mit einer Tochter, mit einer Nachbarsfrau, das hätte man an ſelbem Tage ſehen können. Die guten Weibchen hätten von den Herrlichkeiten auch gerne was gehabt, aber die glänzenden Weiber, die theuern Stücke waren ihnen im Wege, aber darob wuchs ihr Durſt nach denſelben, und je länger je mehr kam es ihnen vor, als ob man alles verſchenke ums halbe Geld. — Heute waren die hoffährtigen Weiber verſchwunden und zu verſteigern ſtunden Dinge da,

ach herrliche, prächtige, d. h. ganz ihren Kräften und Wünschen angemessene: Gespaltene Kacheli mit schönen Blumen, Kaffeekannen, welche ehedem dreibeinig gewesen waren, in des Lebens Schlacht aber einige Beine verloren hatten, ungestielete Pfänni, sonst noch ganz schöne, Porträli, denen das Glas fehlte oder der Rahmen, andere, die beides hatten, denen aber das Kunststück fehlte, Spiegel, kleine, schöne, an denen gar nichts fehlte, als das Queckſilber hinter dem Glase, Werkzeuge, treffliche aller Art, B'schüttbücki, herrliche, denen nichts als der Boden fehlte, dreizinkige Gabeln, an denen nicht mehr als drei Zinken fehlten, eine prächtige Kaffeemühle, welcher leider der Hals abgedreht und verloren gegangen war, Heurechen, an welchen nur das Haupt fehlte, dann Lein- und Bettzeug aller Art, im schönsten Zustande, mit und ohne Löcher, mit und ohne Federn, g'saumet und ung'saumet, kurz es waren da Herrlichkeiten, die nicht zu beschreiben sind, alle dem Finanzzustande des Publikums angemessen. Es war also kein Wunder, daß das Gedränge groß war, wie es ja auch bei den sechs Kreuzer Krämern groß ist, das Gedränge von sechskreuzerigem Publikum. Je geringer ein Gegenstand im Preise steht, desto größer wird die Zahl der Zahlungsfähigen, der Konkurrenten, wie bekanntlich die Kühheimetli viel theurer sind, als die großen Höfe, weil es viel mehr Leute giebt, welche hundert Kronen z'weg bringen, als solche, welche hunderttausend Pfund besitzen. Und wie das fluthete und strömte, Haus auf, Haus ab, durch alle Stuben, und wie das steigerte! Wer giebt mehr als drei Kreuzer um den Blasbalg, ganz gut noch, wenn man die Löcher verschoppet. Tiefe Stille. Der Blasbalg geht von Hand zu Hand, die Augen beginnen zu glänzen, die Herzen schlagen lauter, die Erkenntniß dämmert immer klarer: ach, wer so einen Blasbalg hätte, könnte d'r Maul sparen! Ach, und wer weiß, ob nicht auch irgend eine bereits bestandene Seele seufzt: ach, mir fehlte schon lange was, ich wußte nicht was, ach, ist's ächt e Blas-

balg, ach, wenn ihs g'wüß wüßt, fünf Krüzer reute mih nit. Endlich kommt aus tiefem Hintergrund bebend der Ruf: vier, wes sy muß. Vier Krüzer sy bote, ruft der Weibel, wer git meh als vier Krüzer, vier zum Ersten, zum Zweiten, zum — vier zum — Da sprengte die Sehnsucht den Riegel; fünf, kam es noch viel lebendiger aus der Ecke, wo die bestandene Seele weilte. Fünf zum Dritten, tönte laut des Weibels weitschallende Stimme; ach, und sie hatte ihn den Blasbalg, sie legte ihn auf den Arm, sie ging mit ihm süßen Hoffens voll. Scheele Blicke folgten ihr und manch böses Wort ward von den Lippen nur halb verdeckt.

Eine Tellerkräze ruft der Weibel, ganz wie neu, wenn man neue Stängeli hineinmacht, wer giebt mehr als sechs Kreuzer. Ach, wer doch eine Tellerkräze hätte, denkt eine junge Frau, welche zwei Teller hatte und gestern eins davon zerbrochen. Sie hofft, wenn man so eine Kräze hätte, so sei brechen nicht mehr möglich. Eine Andere denkt, es werde nicht gesagt sein, daß das eine Tellerkräze bleiben müsse, wenn man sie schon so ausrufe, wenn man es recht fürnähm, so könnte man vielleicht eine Hühnerkräze daraus machen. Eine Dritte hat noch andere Gedanken und d's Bieten geht wieder an, wird gruſig hitzig und um drei ganze Kreuzer wird die Tellerkräze, die nur noch in einer Ecke zusammenhängt, hinaufgetrieben und um neun Kreuzer versteigert, und glücklich geht die Besitzerin von dannen, verweisend, ob sie die Tellerkräze in eine Hühnerkräze umschaffen, oder Tellerkräze wolle bleiben lassen, oder ob es nicht möglich wäre, sie einzurichten, daß man sie für beides brauchen könnte, abwechselnd.

So ging's scharf her und immer hitziger, denn der Gerichtschreiber pressirte, die kreuzerige Einnahme machte ihm Langeweile. Er wollte ganze Grümpelhaufen en gros verkaufen, aber potz, das duldete das Publikum ihm nicht, es ließ sich nicht in seinen Rechten verkürzen. Der Weibel wollte

nachhelfen mit Preſſiren, aber je mehr er preſſirte, deſto hitziger ward das Publikum, deſto mehr Leute ſchien ſeine Hitze herbeizuziehen, es war, als ob es nie mehr gut zu ſteigern wäre, als gerade heute, ja, als ob man ſichere Nachricht hätte, daß vor dem jüngſten Tage keine Steigerung mehr ſtatt haben werde. Unter den Händen dieſer Menge verſchwand der Grümpel, wie Schnee ſchwindet in der Sonne, wie Gras ſchwindet und Kraut, wo die Heuſchrecken ſich niedergelaſſen. Als der Grümpel zu dünnen begann, ward's dem Publikum Angſt, es zerſtreute ſich durchs Haus, wie Ameiſen ſondiren, wo was für ſie ſei, wie ſie in Tirailleurs ſich auflöſen, um zu ſuchen, und in Haufen ſich concentriren, wenn ſie gefunden. Denn es raubte das Publikum nicht, ſackte nicht ein, es war da um zu ſteigern, ſuchte Gegenſtände um zu erſteigern, riß alles Mobiliar zuſammen, ramſirte zuſammen in der Küche, alte Pfannenſtiele, alte Beſen, halb verbrannte G'hüderſchaufeln, Ofenzieher, Steinkrätten ohne Handhebe, die Nägel aus den Wänden, die Fenſterſtängli, kurz alles was nicht niet- und nagelfeſt war. Sie ſchoſſen auf Eiſi's bereits erſteigerte Sachen, riſſen ſie von neuem in die Steigerung, mit größter Mühe konnte es eine ſeiner ſchönen Taſſen retten, die ein hoffährtig Meitſchi bereits in Ausruf gebracht hatte. Sie riſſen die Riegeln aus den Schäften, die Böcke unter den Tiſchen weg, ſie handthierten wie die Ameiſen in Indien, welche, einmal in ein Haus gebrochen, es nicht verlaſſen, ſo lange noch etwas zu beißen und zu freſſen darin iſt, ſo lange noch ein Span Holz zum Zernagen iſt, ſo lange noch ein Geräthe vorhanden iſt, das nicht aus Stein gemacht iſt.

Endlich, als es Abend geworden war, da verrann die Menge, verſchwanden Schreiber und Weibel, öd und leer war das Haus, drinnen waren bloß noch Eiſi mit ſeinen Kindern, mit zwei Betten, zwei Stabellen, einem Tiſchlein, ſeinem ſchönen Geſchirr und wenig Anderem; erſt aus Verblendung, dann aus Trotz, hatte es ums Nothwendigſte ſich nicht be-

kümmert. Da war es nun alleine mit seinen Kindern. Auch der Vogt hatte, da er nichts Vernünftiges mit ihm reden konnte, es verlassen. In angestammter Kaltblütigkeit hatte er gedacht, die müsse man mürben lassen, wenn die nichts mehr zu essen hätte und nicht wüßte, wo hinein, so komme die schon zum Kehrumthürli, und werd dann selbst kommen und es sagen, jetzt helf rede nüt. Die Kinder weinten und wimmerten, wollten von der Mutter wissen, was sie jetzt anfangen sollten, klagten über Hunger, fragten, wo sie jetzt schlafen sollten, so viel ihrer und nur zwei Betten!

Es war ein trostloser Anblick, die unglückliche Familie im ausgeweideten Hause, jammernd die Kinder, mit starrem Blick die Mutter, und wer hinter dem Blick die frevelnden Gedanken hätte lesen können, der wäre erschrocken.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Alle Leute haben allväterische Gedanken, die jungen Leuten wohl kommen.

Wie es doch so wunderbar geht! Während an einem Orte Wildes sich regt in einer Seele, steigt weit ab davon mildes, weiches Sinnen auf, Gottes Liebe bereitet in einer frommen Seele den Balsam, der eine kranke, wilde Seele heilen soll oder heilen möchte.

In dunkler aber freundlicher Stube spann eine alte Frau Kuder mit emsiger Hand. Sonst hatte sie weichen seidenen Flachs gesponnen, aber als ihr Gesicht schwach geworden, ließ sie den Flachs, er war ihr viel zu lieb, um ihn schlecht zu spinnen. Jetzt spann sie Kuder, hatte auch diesen nun lieb gewonnen und ging mit ihm um mit mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit. Am Tisch ihr gegenüber hatte ein alter

Mann geleſen in einem großen Buche, das vor ihm noch offen auf dem Tiſche lag, jetzt nahm er die Brille ab, lehnte ſich an die Wand und ſagte nach einigem Sinnen: „Los Mutter, hätt d'r neuis z'ſäge, möcht loſe, was du d'rzu ſiegiſch.“ „Was heſch, Aetti, ſäg's,“ ſagte die Alte freundlich und ſetzte mit Spinnen ab. „Du weiſch, ih bi Steffe uf d'r Gnepfi d'r Götti gſy, u bi Götti vo eim vo ſyne Chinge. Oeppe aparti wohl für mih iſch er nie gſy, ſelb iſch wahr. Wenn er Geld nöthig g'ha het, ſu wär ih gut g'nue gſy, aber öppe es Wörtli zur Sach hätt ih de nie ſölle ſäge, u hah nihs notti g'ſeit, ſu hei ſi's zürnt a mer, daß es es Elend gſy iſch. U hätt er welle loſe, ſu wär viellicht mängs angers gange. I Gotts Name, es wird ſo hah ſölle ſy, un er hets müße büße, u jitz müße d'Ching noh drunter lyde. Das chah mih plage, es düecht mih, das ſyg nit recht, u jitz chönnt me viellicht helfe, u we me chönnt, ſu wett ihs thue u alles angere v'rgeſſe hah. Es chunt eim o chumlig, we Gott eim v'rgit, u eim ſih wieder animmt, we me ſih wieder by nihm zueche laht. Viellicht chah me noh jetz nüt mache, d'r Vogt het m'r g'ſeit, es ſyg es Elend, aber e Gring heig die Frau, Nagelſtuh ſyg wie früſche Anke d'rgege, aber es wär um d's Probire z'thüe, un allweg bi nih geng d'r Götti.“ „He ja, ſagte das Mutterli, es het mih o düecht, aber emal einiſt hah nih nüt möge ſäge, ih hah nit g'wüßt, finniſch noh dra oder nit, wie wüſt ſi d'rs g'macht hei, u da hah dih nit möge plage. Aber es iſch m'r wie dir. Wofür hei m'r d'Sach? Mitnäh cheu m'r ſe nit, Ching hei m'r keni, u was me bi Lebzyte thut, weiß me doch de o wie's ag'wengt iſch, u für z'v'rgrabe git Gott ja niemere nüt. U we me neuis v'rheiße het, ſu wär's geng brav, we me's o hielt.“ „Ih hah düycht, ſagte der Mann, du werdiſch nüt d'rwider hah z'helfe, aber es iſch es angers, u das wird dir z'wider ſy, wie mir. Si hei ke Bhuſig, ſie hei aller Welt faſt nüt, d'Frau het kolderet bis z'letſcht, wo's z'ſpät gſy iſch, u da

weiß ih's faſt nit angers z'mache, als ſe fûre Uſethalt, bis me het chönne luege, ſi alli z'ſäme z'näh u z'bringe. Platzg hei m'r u z'Eſſe." Die Alte faltete die Hände im Schooſe, ſeufzte nicht, aber einen Seufzer ſah man ihr an und ſagte: „Machs, we'd's meinſt, cha d'r nût d'rwider hah, z'eſſe hei m'r, u Platzg o." „Ih hah wohl g'wüßt, daß de nût d'rwider heſch, ſagte der Alte, d's Herz für z'helfe heſcht wie öppe nit bald Eini. Aber es het dih hert wie mih, daß es dä Weg muß g'hulfe ſy, m'r wei's enangere bikenne. Ih hah däncht, es ſyg dir wie mir, drum het's mih hert g'ha, d'rvo azfah, will ih d'r Götti bi u v'rwandt u du dih mynetwege lyde ſotſch." „O Aetti, ſöttiſch mih doch aſe chenne, ſövli lang, daß m'r aſe binangere ſy, bal fûfzg Jahr." „Ebe deretwege, wil ih's weiß, daß's nie Nei iſch, we d'r neuis amuthe, iſch's m'r z'wider, vo neuis z'rede, wo ih wohl weiß, daß es dih hert het wie mih. M'r hei keni Ching, ſy gern rühyig, un hei gern alles am glyche Ort, und öppe nit mengs Wort wird lüter g'redt, d's Jahr us un y, as d's anger, un ſitz die Frau u die Ching, wo d'Frau us em Hüsli iſch u d'Ching nût vo Folge wüße u ke Sach chen lyde, wo grad uf iſch, ſelb wird notti ihs ſchwer hah u faſt meh weder g'nue z'v'rwerche gäh." „Hah nût d'rwider, Aetti, ſagte das Muetti, aber ſeu m'r ume thue, was m'r gern wei, u nit o was ihs hert het, ume das wo ring geit u luſtig u nit o das, wo ihs dûecht, m'r möge nit u wo m'r müße dar gäh, was m'r recht lieb hei uf d'r Welt? Oeppe am Geld hange m'r nit, es paar Batze ſchüche m'r nit, u ſövli viel koſte wird es nit, aber a d'Ruh ſy m'r g'wahnet, es rühyigs Lebe, a dem hange m'r meh as am Geld, das iſch, was ihs öppe vo d'r Welt am liebſte iſch, dir u mir, ih weiß das wohl. Aber ſeu m'r deretwege zrugſtah, we Noth a Ma iſch, u nit öppe bloß d'r Muthwille, da neuis z'mache, vo dem d'Lût b'richte. Het üſe Heiland nit o d'r Kelch uſtrunke, we ſcho d'r Trank drinn bitter gſy iſch, u's

ne hert g'ha het, u d'r Aberham het ja ſys Sühnli o welle dar gäh, we's Gottes Wille gſy wär. M'r hei keni Ching, u weiſch wie hert ihs das g'ha het mängiſch, u jitz wo m'r neuis a Chinge thue chönnte, ſötte m'r z'ful ſy d'rzu, u gut hah ihs lieber ſy, as Mühy hah um Gottes Willen? Ja, ih weiß, es wird mih mängs dure u mängs düeche, es ſött nit ſy un es ſött angers z'mache ſy, un es wird m'r mängiſch bis i alli Fingerbeereni füre cho. Aber da cheu m'r de ja erfahre, ob m'r die rechti Liebi hei, die ſih nit laht v'rbittere u die nit das Ihre ſucht. U wer weiß, ob m'r nit cheu neuis thue für d'Ewigkeit u nit ume öppe für e Lyb, mit Spys und Trank. U wär das mügli, denk Aetti, wie ſchön das wär, we's de muß g'ſtorbe ſy, u lang geit das doch nümme!"

„Du biſch geng d's Beſſere u wüſch's blybe," ſagte der Alte. „Schwog m'r vo ſelligem, Aetti, ſagte das Mutterli, ſelb iſt nit, aber we me enangere hilft im Geiſtlige wie im Lyblige, ſu bringt me neuis z'weg, u d's Schwächere iſch geng d's Couraſchiertere, wil es weiß, daß es ſih uf d's Stärchere v'rlah chah, wil es erfahre het, was ſelb z'v'rbringe im Stang iſch. Es iſch e Zyt gſy, ih hah m'r o nüt trauet u g'weberet, gäb wie liecht neuis vor m'r gſy iſch, aber du hah nih erfahre, daß wo du witt u hilfſt, d'Sach geit, drum hah nih gute Muth u will mih lyde. Was es de nützt, un ob ihs d'Sach g'ratbet, ſelb iſt en angeri Sach, da geits de, wie Gott will."

„Los, we'd' wüßtiſch, wie hert mih d'Sach achäm, du redtiſch nit ſo, ſagte der Aetti. U noh vori, wo nih vo d'r Sach ag'fange hah, hets mih geng düecht, we'd' dih ume wehrtiſch u Nei ſiegtiſch, ſu wärs m'r aghulfe, ih hätt doch de d'r Wille zeigt, Gott kännt mih v'rantworte, u bruchti doch d'Sach nit z'mache. es iſch m'r ſcho mängiſch ſo gange, u du heſt de grad ja g'ſeit, daß ih fry erſchrocke bi. Ih weiß wohl, was das für e Stimm i mir iſch, wo dä Weg

chunt, das isch der alt Adam, dä noh geng sih rührt, u du bisch'ä de, wo ihm uf's Mul trappet, daß er schwyge muß."

„Jä lue, Aetti, sagte das Mutterli, ih hah a mir selber erfahre, wie hert es eim selber het, eh me neuis Guts füre bringt, was me da alles z'überwinge het, eh me's ume uf d'r Zunge het. U chunt de noh neuer u wehrt, u wotts nit thue, jä su isch me mängisch selber froh, wied' g'seit hesch, u mängisch meint me, mi müß schwyge, d'm liebe Friede z'lieb. U hundertmal hah nihs gehört, wie me g'seit het, ih hätt welle helfe, hätt's gern tha, aber d'r Ma het nie welle, d'Frau het wüst tha, d'Ching hei's nit welle thue. Jä dä Weg, we me's selber nit am liebste thuet, u de noh Alli wehre, statt astrenge, was cha's de da Guts gäh i d'r Welt? U da, we du e gute Gidanke hesch, sött ih dä gah z'todtschlah? Es freut mih, we du ne mit m'r theilst, we nih d'r darf helfe, ne z'pflanze i d's Lebe, un ihm darf abwarte, da wird er de ja o halb myne, u was er für Frucht treit, darf ih mit d'r theile, un üse Herrgott wird m'r o einist öppis d'rvo zu myne Schätze thue."

„U fry viel, sagte der Aetti. So isch d's Lebe süß, wo Eis dä Weg d'm Angere hilft u Keis d'm Angere sy Schleifstwg isch, sy bös Geist, wo nüt dohle mah was d's Angere Guts füreckringt, wo's alli Mal Stryt git, u wo me d's Gute verstecke muß mit Angst und Zittere, wie die größti Sünd. Es isch mängi Frau, si meints viellicht nit bös, aber si het d'r Geist, dem nüt recht isch, was öpper anger füre bringt, un ume was ihre z'Sinn chunt, isch recht un gut, u dere mah d'r Ma säge, was er will, su g'het si sih drüber u wott nüt d'rvo, da isch sih nüt z'v'rwungere, we nihm nit ume d's Gute v'rleidet, sondern d's Rede o. Ih hah mänge Kamrad g'ha, si sy anger Bursche gsy as ih, un ih hah denkt, das geb recht Manne, u nüt sy' si worde, z'säme g'schrumpfet wie en Oepfel, wo me ne uryf ab em Baum

nimmt, u wer d'Sach chennt het, het müße ſäge, d'Fraue heige ſe ſo g'macht u ke Wachsthum im Gute lah uf cho. Drum, Mutterli, heſch du doch geng a allem d'r beſſer Theil, heſt's wie e Hebamme, wo d'rzu luegt, daß d'Ching am Lebe blybe u fürchöme. Su will ih morn früh fahre, gäb öppis Ung'ſchickts geit, u will ſe bringe i Gotts Name, de cha me luege, wie's geit, u geit's bös, he nu, ſu cha me de öppis angers fürnäh. We d'Noth da iſch, ſu wird d'r Rath o cho."

Wenn ſo ein alter, frommer Götti was Frommes vor hat, ſo hat ſein Leib keine Ruhe, höchſtens liegt er ein wenig ab, höchſtens ſchlunet er einige Minuten, aber ſchlafen kann er nicht. Er füttert das Roß, er trappet ums Haus, er ſitzt im Stalle, er legt und zieht z'weg, was er braucht. Ebenſo wenig hat ſein Mutterli Ruhe, und wenn es ſich auch zu Bette legt, ſo hört es doch die Uhr vierteln, hört des Aetti's Trappen vom fernſten Ecken her. Ehe man ſich's verſieht, ſpretzelt das Feuer in der Küche; zum guten währſchaften Frühſtück nimmt das Mutterli ſich gerne Zeit, hurſchet nicht ſo in der Geſchwinde die Sachen her, ſondern macht alles wenigſtens doppelt ſo gut, als an andern Tagen. Wie es bei vielen Leuten geht, daß ſie früh ſatteln und ſpät reiten, immer eine Stunde oder zwei ſpäter fortkommen, als ſie gewollt, geht es bei einem alten trauten Paare umgekehrt. Zumeiſt iſt alles eine Stunde früher z'weg, als man es ſich vorgenommen, ſo ein altes treues Paar weiß, es hat keine Zeit mehr zu verlieren, was es thun will, muß es bald thun, drum iſt es auch in allen guten Dingen immer z'weg vor der Zeit.

Noch war der junge Tag nicht am Himmel, als der alte Götti ſein Wägeli beſtieg, fromm b'ſegnet von ſeinem Mutterli, das im Dachtraufe ſtand, ſo lange es das Rollen der Räder hören konnte. Der alte Götti liebte junge Roſſe, und das machte ſeinem Mutterli oft Angſt. Aber er hatte

für junge Rosse eben die rechte Sanftmuth, welche zusammengesetzt ist aus Ernst und Milde, aus Liebe und Kraft. Sie tanzten wohl vor dem Wägeli her, stutzten zuweilen, wurden nie scheu, der Fuhrmann erschreckte sie nie, gab Mahnungen zu rechter Zeit, und wenn Trotz oder Wildheit sich zeigen wollten, so zeigte sich eine Kraft, welche Meister über die Unart ward. Das wußte das Mutterli eigentlich wohl, aber wo findet sich ein rechtes Mutterli ohne Angst um den Aetti, und diese Angst wird inniger mit dem zunehmenden Alter, denn was sollte das arme Mutterli auf Erden ohne den Aetti?

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein allvölterischer Götti aufgeklärt handelt.

Dem dämmernden Morgen entgegen fuhr in stiller Morgenandacht der Götti. Dunkel sei es auf Erden ohne Sonne, dachte er, kein Licht hätte die Erde, und ohne Licht sei kein Leben, vor dem Lichte sei das Chaos gewesen, ein grauses, wildes Gemische, ohne Ordnung, ohne Entfalten; mit dem dämmernden Lichte hätte das Sondern begonnen, auf die rechte Stelle, ins rechte Maaß sei Alles gekommen, das Gleichgewicht sei entstanden, und in feste Bahn sei die Erde getreten, und auf dieser Bahn halte der Zug der aufgegangenen Sonne sie fest, wie sehr ihr auch zu entfliehen strebten die Kräfte, die im Dunkel walten.

Dunkel aber sei es auch im Herzen der Menschen, dachte er, ohne eigenes Licht der Mensch, und ohne Licht kein geregeltes Leben in ihm, ein Chaos widerstrebender Kräfte, ein Streit der Elemente, ein gegenseitig Zerstören, kein Maaß, keine Ordnung, kein Gleichgewicht. Erst wenn es dämmere

vom Himmel her, komme Ordnung ins Gewühle, die Kräfte treten an ihre Stelle, kämpfen sich nicht gegenseitig nieder, vereinigen sich zur Entfaltung eines Lebens und es richte sehnsuchtsvoll das Auge sich nach oben, woher es dämmere immer heller, harre in sehnsuchtsvollem Warten der Sonne des Lebens, erschaue in ihr wie in einem Spiegel das Leben, zu dessen Wiederschein das eigene Leben werden solle, empfange von ihr Licht und Kraft zu diesem neuen Leben. Es werden die widerstrebenden Kräfte gebunden und in fester Bahn walle der Mensch durch dieses Pilgerleben, durch eine geheimnißvolle Kraft an die Sonne gefesselt. Er ging in seiner Andacht die drei Stufen wieder zurück, über die er geschritten war, gedachte der Zeit, da es noch dunkel war in ihm, nur dunkel das Feuer sinnlicher Lust glühte, im Streite mit Furcht, Eigennutz und Eitelkeit, wie dann die Dämmerung begonnen mit der Unterweisung, die Sonne aber erst ihm aufgegangen, als er mit einem treuen Mädchen die christliche Ehe begonnen und zugleich ein neues Leben in Klarheit und Wahrheit, das sich immer schöner gestaltete, als ein treuer Wiederschein des Lebens, das da alleine ein reines und unbeflecktes gewesen auf Erden, eine wahre Himmelsblume hier in der öden Zeit. So sann und dachte der Götti, und als die Sonne über die Berge stieg, zog er sein Käpplein ab und betete innig die Sonne an, welche ihm im Herzen aufgegangen war. Der Götti war ein schlichter Bauersmann, aber er las viel und dachte tief, er war des Abends daheim und lief auch am Sonntage nicht herum, er war kein aufgeklärter Halbschoppenmann, der nichts denkt, nur räsonnirt, nichts liest, höchstens eine Zeitung, der nirgends sitzen kann, als im Wirthshause, und am Sonntage nirgends ein festes Bleiben hat, sondern unstät und flüchtig, fast wie Kain, herumirren muß, von einem Pintli ins andere, von einer Speisewirthschaft in die andere.

Als die Sonne hell über die Landschaft schien, da stieg

des Götti's Sinn aus den lichten Höhen nieder, die Kleeäcker traten ihm ins Auge, die Haberfelder, die weiten Kartoffelplätze, prächtige Bäume und verwahrloſete; alles das ſah er unwillkürlich, doch ſelten kam ein Gegenſtand, an den er nicht einen höhern Gedanken knüpfte, aus dem ihm nicht ein ernſt Urtheil zufloß. Wer ſolche Augen hat und ſolchen Sinn, der reiſet ſchnell, fliegt auf ſeinen Gedanken, iſt am Ziele, er weiß nicht wie.

So war auch unſer Götti auf der Gnepfi, er wußte nicht wie. Oede war's um's Haus, als er anfuhr; ſtille blieb es, wie ausgeſtorben, niemand zeigte ſich, in den Ställen war nichts Lebendiges, in der Gaſtſtube niemand, nicht einmal eine Fliege, die privilegirten Gäſte einer Gaſtſtube, die nichts bezahlen, ſich nichts befehlen laſſen und doch über alles herfahren, rührte ſich; in der Küche war kein Feuer, keine Maus hörte man häſte hinter irgend einem verbotenen Schmaus.

Da ward es dem Götti angſt, was das zu bedeuten hätte, alles offen und doch nirgends was Lebendiges. Sind ſie fort, oder was iſt das, dachte er, und allerlei Unheimliches fuhr ihm durch den Sinn.

Er ſchritt durchs Haus, öffnete eine Thüre nach der andern, keine war verſchloſſen, immer unheimlicher ward es ihm, er ging immer haſtiger, und wenn er bei einer Thüre war, ſo öffnete er ſie immer zagender. Endlich quoll ihm beim Oeffnen einer Thüre heiße Luft entgegen und als er zum Sehen kam, ſah er zwei Betten voll Kinder und in die Fenſterecke gelehnt Eiſi ſchnarchend mit offenem Munde; neben ihm, das Köpflein auf dem Tiſche, das kleine Mädchen.

„Guten Tag geb ech Gott alleſame," ſagte der Götti bewegt. Da fuhren Kindsköpfe auf aus den Betten, ſtarrten mit noch dunkeln Augen den Mann an; Eiſi ſchnellte es ebenfalls zuſammen, aber es war nicht recht bei ſich, mußte erſt ſein Bewußtſein mühſam ſuchen, ehe es ſich in Zeit und

Lage finden konnte, den Götti, den es nicht viel gesehen, erkannte es erst nicht. „Was soll das sein, was heit d'r welle, was da isch, isch alles mys," sagte es. „Lue recht, Base, du chennst mih de, sagte der Götti. Ih bi da mit Roß u Wägeli, u will ech cho reiche, ih hah Platzg u z'Ässe u hab däncht, es syg d'r viellicht äständig, es Wyltschi rühyig z'sy, bis di öppe b'sinnt hest, was de afah wellist, u sygist bas bi B'rwandte as bi frömde Lüte, du u dyni Ching allisame." „E Göttima, syt dir's, sagte Eisi, hah ech emel nit chennt." Das sei sich nicht zu verwundern, sagte der Alte, sie hätten öppe einander nicht alle Tage gesehen, er hoffe, sie lernten einander fürohin besser erkennen, denn wie gesagt, er sei da, sie abzuholen.

Es hätte nicht im Sinne fort, sagte Eisi, ume todt bringe man es hier weg, hier wolle es leben und sterben. Es wäre anständiger für ihn gewesen, wenn er früher daran gesinnet, daß er der Götti sei, und wenn er ihm jetzt noch helfen wolle, he nu so de, su söll er mache, daß es hier Wirthin bleiben könne, es sei noch alles früh genug, wenn er ume e chly sih zueche lah well.

Der gute Götti erschrak, als er diese Verblendung wahrnahm und zugleich die Noth, in welcher die Familie war. Was das für eine Auferstehung war, für ein Geschrei und Zank, erst nach Kleidern, dann nach Essen und Trinken, wie schmutzig alle aussahen, wie seltsam Eisi, hoffährtig angethan, aber mit wirrem Haar und unsauber über und über. Es kam dem guten Mann schwer übers Herz, als er dieses sah, als er der Morgen gedachte, die solche Auferstehungen in sein stilles Hauswesen bringen würden.

Er sah, daß er in diesem Geschrei und bis die Kinder gespiesen und getränkt seien, zu keinem vernünftigen Worte kommen werde, sagte Eisi, es solle z'Morgen machen, unterdessen wolle er das Roß versorgen. Befehlen gehe ring, sagte Eisi, aber z'Morge z'mache mit nichts, selb sei eine Kunst,

d'Ching chönn es ihm nicht kücheln. Es sei ihm leid, sagte der Götti, er hätte das nicht gewußt, es solle das ihm nicht für übel nehmen, dem Mangel werde wohl abzuhelfen sein, und gab ein Hämpfeli Münze, damit Eisi das Nöthige holen lassen könnte.

Draußen spannte der Götti seinen Kohli aus, führte ihn in den Stall und konnte ihn anbinden, denn eine Halfter hatte er wie gewöhnlich bei sich, sowie auch den Haber, und beides kam ihm wohl, und doch hatte er nicht, was er mangelte, kein Hälmchen Heu sah er, ja nicht einmal ein Schübeli Stroh fand er, die Krippe auszuwischen, da war eine Oede, wie er sie noch nie in einem Stalle gesehen hatte, keine Maus hätte den kleinsten Bissen mehr gefunden. Der Götti war ein Mann, der selten in Verlegenheit kam, der in seiner gelassenen Ruhe immer den besten Ausweg fand, und allezeit das Gehörige vorzukehren wußte. Er nahm den Kohli an die Hand und ging mit ihm dem Nachbarhause zu und nicht der Speisewirthschaft, frug dort in seiner freundlich ernsten Weise um Herberge für seinen Kohli, welche ihm eben so freundlich bewilligt und alsobald der Kohli ihm abgenommen ward. Als er zurückging, den im Stall gelassenen Haber zu holen, fand er die ältesten Buben in der Krippe beschäftigt, Seigel aus dem Bahren zu brechen, d'Mutter hätte kein Holz zum feuern, sagten sie, sie hätten niene kes meh g'wüßt, da syge ne die Seigel z'Sinn cho, die syge dür u brönnte schön. „Nit, nit, sagte der Götti, chömit, d'r müßet Holz haß", und ging kopfschüttelnd mit ihnen dem Nachbarhause zu. Diese kuraschirte Selbsthülfe gefiel ihm eben nicht sonderlich, doch dachte er, die wüße sih z'helfe, we me dene Meister cha werde, su gits neuis us ne. Im Nachbarhause bat er um Holz mit dem Anerbieten, es zu zahlen. „Späß das, sagte der Bauer, es wär sih d'r werth wege es paar Schytere! Näht da e niedere en Arfel." „Het d'Mutter Kaffee?" fragte die Bäurin, welche sonst Eisi haßte wie Gift, aber durch das

eigenthümliche Wesen des Göttis bezwungen war, und gerne auch etwas Gutes thun wollte. Es giebt nämlich Leute, in deren Gegenwart jeder alles Bösen sich schämt, das Beste herauskehrt, was er in sich hat, und unwillkürlich das Möglichste thut, um ihnen wohlgefällig zu sein. Es ist etwas Zauberisches in ihrem Wesen, aber eben zahlreich sind solche Leute nicht in der Welt.

„D'Mutter het welle lah Pulver reiche, aber kes überche, jitz sött sih noh röste, aber mir meu nit warte", antwortete der ältere Knabe, „u für z'röste het si ke Pfanne", meinte der jüngere. „Su chum, ih will d'r gäh", sagte die Bäurin und brachte ihm in einem Papiersack eine brave Portion. Der Götti redete mit dem Bauer ein vertraut Wort, welches ihn ins Klare setzte. Der Bauer versprach, dem neuen Besitzer Bescheid zu machen, daß er sobald als möglich da sei, und als der Götti glaubte, das z'Morge könnte z'weg sein, wußte er vollkommen woran er war.

Eisi machte über dem Essen ein sauer, gespannt Gesicht, während der Götti mit den Kindern zu reden versuchte, aber eben nicht erfreuliche Antworten bekam, außer von dem kleinen Anne Liseli, das alsbald gar freundlich und zutäppisch gegen ihn ward.

Als die Kinder das Feld geräumt hatten, sagte er: „Los, Base, du chunst jitz mit m'r, ih däych du miechist süferli z'weg." Da begann Eisi das alte Lied, lebigs bring me's nit da weg, u we me's zwänge well, su chöun me luege, was me mach, es well de a nüt schuld sy. Man sieht, Eisi hatte es mit der Welt accurat so, wie unsere Radikalen mit der Tagsatzung. Wenn diese der Tagsatzung das widersinnigste, bundeswidrigste Zeug zumuthen mit schrecklichen Geberden und tönenden Phrasen, und die Tagsatzung erkennt es nicht, schiebt es von der Hand, so erheben sie ein gräßlich Gebrüll über die Ohnmacht der Tagsatzung und machen sie verantwortlich in Zeit und Ewigkeit für das Unglück, welches

aus ihrer Ohnmacht entstehen werde. Das ist eine neue Logik das, jemand Ohnmacht vorwerfen, wenn er nicht nachgaaggen will alles, was fremde Schlingel, oder durch fremde Schlingel inspirirte Hohlköpfe vorsagen. Das ist eine Unverschämtheit sondergleichen, jemand verantwortlich machen für unglückliche Folgen, welche nicht aus der gesetzlichen, abschlägigen Antwort entstehen, sondern aus dem kubenhaften Trotze, der an kein Gesetz sich kehrt, aus der verfluchten Lehre, daß in staatlichen Verhältnissen kein Recht gelte. Eben so meinte es Eisi, was aber einem dummen Weibe so übel nicht zu nehmen ist, als Professoren und der Gattig Züg. Darum fuhr es den Götti mit solch schwermöthigen Drohungen an. Der Götti aber erschrak nicht, wußte von politischem Schlotter nichts, er sagte gelassen: „Nit, nit, Base, lue, ih wott dih nit erzürne, aber es v'nünftigs Wort möcht ih mit d'r rede, du hest V'rstang, ih weiß's, u wed' m'r lose witt, su hest mih grad bigriffe, u wirst g'seh, daß ihs gut mit d'r meine."

Nun setzte er ihm auseinander, wie man ihn's zum besten gehalten mit dem Accommodiren, wie das beim Stand der Dinge unmöglich gewesen, man es nur habe ausbeuten wollen und zum Besten haben. Was es nun unter solchen Leuten, die es so mit ihm meinten, wolle, da komme es sein Lebtag nie auf einen grünen Zweig, Alles red' ihm z'böst, alles sei auf ihm, d'Lüt dürften nicht einmal bei ihm einkehren, wenn sie schon wollten, und komme jemand, so lache man ihn aus, und zum zweiten Mal sehe es ihn nicht mehr. So das Gespött von allen Leuten sein und alle Tage tiefer hineinkommen und z'letzt doch mit Schimpf und Schand fort müssen, das werde es nicht wollen. Dann solle es denken, wie es ihm wäre auf die Länge in dem geplünderten Hause und wie ungern es es hätte, wenn es alle Augenblicke sagen müßte, das hah nih nimme, das ist o nit da, alles ungereinist cha me nit aschaffe. Vo wege bis me so i nes Wirthshus yche une d's Nöthigist heig, chost's Geld, un es söll denke, wie ja

allerwelts nichts mehr da sei, nicht einmal ein Schübeli Stroh, die Krippe auszuräumen. Das solle es aus dem Sinn schlagen und mit ihm kommen in allen Ehren, mit Roß und Wägeli sei er da, es brauche nicht zu zügeln wie die Mäuse, bei Nacht und Nebel, und seine Sachen wolle er selbst abholen, die Leute sollten sehen, daß es doch noch jemanden sei, und Leute seien, die seiner sich annähmen. Bei ihm könnte es machen, was es wolle, bös haben solle es nicht. Er wolle nicht sagen, daß es immer da bleiben solle, es könne mit Zeit und Weil etwas wieder anfangen, wenn es Lust dazu hätte. Aber solches wolle überdacht sein, d's Pressire hätte schon manchen ins Unglück gebracht. Das könnte es bei ihm in aller Ruhe, und wenn er sehe, daß es etwas Rechtes an der Hand hätte, dann wolle er ihm gerne helfen, warum nicht, dann könnte es z'weg cho, wie noch nie, es sei noch jung und hätte doch viel erfahren, und wenn es das z'Nutze machen wolle, so sei es im Stande, allen denen Leuten, die jetzt seiner spotteten, als eine rechte Frau unter die Augen zu treten; es sei nur daran gelegen, wie es jetzt es anfange. Es hätte so oft auf Leute gehorcht, die ihm übel, aber zu ihrem Vortheil gerathen, es solle doch jetzt auch einmal jemand Gehör geben, der es gut mit ihm meine und apart seinen Vortheil nicht dabei hätte.

Eisi hatte manche Einrede gethan, hatte zu weinen begonnen, hatte zu sich selbst gesagt: d's Beste wird's sy, ih gang, was wett ih dä Weg hie, aber warte si de ume, we nih wieder z'weg bi, dene will ihs de zeige, zweuspännig fahre ih de dene unger d'r Nase ume! Doch die letzte Bemerkung des Götti, daß es doch dene glauben solle, die apart nichts von ihrem Rathe hätten, verdarb beinahe alles wieder. Jä so, flüsterte der böse, in jedem Menschen wohnende Feind ihm zu, jä so, ist das dä Weg? Sie werde alt sy u nüt meh möge, u da werde m'r ne sölle gah d'Sach mache ohni Lohn, um blaui Milch oder gar Käsmilch, u gah bös hah, u si de

noh welle die gute Lütleni sy, wo ihs d'r Gottswille hei, so wirds sy. Warum sieg er just, si wette te Nutze vo nihs u v'rspruch sih grad dä Weg? Aber o hä, Eisi isch nit dumm, gah d'r Ofewüsch sy, so i nes alts Hüsli, nebe us, zu wunderlige Lütlene, selb de nadisch noh nit, für selb bi nih de nadisch noh listig g'nue. So begann es wieder aufzubegehren und mit der einen Hand zurückzunehmen, was es mit der andern gegeben hatte. Auf dem Lande zu arbeiten, sei es nicht mehr gewohnt, und sich dann jeden Bissen Brod vorhalten zu lassen, wäre ihm nicht anständig, an selbes könnte es sich nicht gewöhnen, und daß es niemere z'Nutze syg, bruch me ihm nit z'säge; aber öppere z'Schade, selb begehrs o nit z'sy.

Der Götti begriff gleich, daß er sich in einem Wort verfehlt hätte, aber daß Abbitten bei mißtrauischen Leuten die Sache nur schlimmer mache, das wußte er ebenfalls. Es sei ihm leid, sagte der Götti, zwängen könne er es nicht, er sei nicht sein leiblicher Vater, aber Vater an ihm und seinen Kindern, so weit es ihm möglich gewesen, hätte er sein wollen. D'rnebe bruchte es wegen dem Arbeiten nicht Kummer zu haben. Er und sein Mutterli seien schon lange nicht mehr handlig mit der Arbeit, hätten Leute angestellt, die machten die Sache. Und wegem Brod sei das so, er hätte, was sie gegessen, fremden Leuten nie vorgehalten, und bei den Verwandten wolle er jetzt keinen neuen Brauch anfangen. D'rnebe wie g'seit, wie es well, aber düecht hätts ne, es chäm mit, ume für einstwyle, bis es neuis Bessers wüß, d'rnebe heig es de geng d'Wehli z'gah, wele Tag es well. Diese Redweise drehte Eisi's Sinn wieder, doch ehe es zur entscheidenden Antwort kam, stöffelete an seinem Stecken der neue Besitzer herbei und sagte: er heig welle cho luege was es gebe, er heig v'rnoh, er syg neuere da.

Der arme Stöffeler kam zu unglücklicher Stunde, denn wahrscheinlich hatte ihm sein Lebtag noch niemand so wüst

gesagt, als Eisi jetzt losbrach. Ein rechter Mann halte sein Wort, aber auf einen Schelmen solle sich niemand verlassen, so begann es seine Rede. Indessen das Mannli, wie schwächlich sein Körper schien, hatte eine zähe Seele, es erschrak nicht, so wenig als ächte Minister Louis Philipps erschrecken, die ganz andere Majestäten sind, als neurepublikanische Majestäten, die auf ihren Sesseln erzittern, gäb wie leicht ein Fensterladen vom herrschenden Winde etwas hart zugeschlagen wird. Er ließ Eisi eine Weile tschädern, dann sagte er: er habe fragen wollen, wann es ihm anständig sei, das Haus zu räumen, jetzt aber befehle er ihm alsobald sich fort zu machen. Wenn es morgen um diese Zeit noch darin sei, so wolle er ihm unsauber hinaushelfen. Er solle machen was er könne, antwortete Eisi, ein solch Kudermannli fürchte es noch lange nicht, er solle gleich jetzt probiren, wenn er dörf, er brauche ja nicht zu warten bis morgen.

Schon früher hatte der Götti einfallen wollen, da er aber nicht schreien wollte, was in solchen Fällen nicht sonderlich besänftigend wirkt, so war er nicht dazu gekommen, jetzt sagte er: „Es braucht sich da keine Gewalt und bis morgen brauchts allerdings nicht zu warten. Ich bin eben da mit Roß und Wägeli, um sie abzuholen, nur ihre Sachen kann ich nicht gleich mitnehmen, und hätte dich fragen wollen, ob wir sie hier lassen könnten bis morgen oder übermorgen. Da die Sach aber so ist, so kann ich sie da ins Nachbarhaus hinüberschaffen, sie werden nichts darwider haben. Oeppe uf der Gaß läs't ih se morn doch nene nit gern z'säme, selb notti nit." Für selb solle er öppe nit Chummer hab, öppe so syg me de notti hie nit, u daß die Stürme mit ihm furt well, heig er nit g'wüßt, u so wüst z'säge bruch de e selligi ihm nit; er hätt de meh über seie z'klage, weder si über ihn. „Su säg de du, du kuderigs Mannli du, säg de was hesch z'klage du —." „Nit, nit, sagte der Götti, zaugge wei m'r nit. Aber dücht hätts mih, öppe brav's wärs gsy, we nit

alles uf der Frau gſy wär, uf ere Wittwe, u ſe hätt bigehrt hingers Liecht z'führe, ſe füre Narre z'hah, u d'rnebe ere ab-z'ſtehle, bis ſi ume letzte Chrützer iſch, ſelb hätt mih dücht, wär öppe nit ungattlich gſy, gege ſo nes arms v'rlaßes Wybervolch."

„He los, ſagte das Mannli, wed m'r loſe wettiſch, u du hättiſch m'r die rechti Gattig d'rzu, ſu wett ih d'r ſäge, wie d'Sach wär. Füre Narre hah nih ſe nie g'ha, aber für e Narre iſch ſi g'ha worde, ſelb iſch wahr. Aber het neuer ere das welle ſäge, un ere d'Naſe druffſtoße, ſu het ſi ihm wüſt g'ſeit u nüt glaubt, un iſch für g'fahre im alte G'ſtürm. Da hahn ſe lah mache, es iſch m'r gſy, ih mög m'r nit lah wüſt ſäge für nüt u wieder nüt, d'Sach werd ſih de vo nihm ſelber gäh u ſe b'richte, wo's dure müß. So iſch d'Sach, u dran iſch ſi ſelber ſchuld, u we ſi ſeit, ih heig er e neuis v'rſproche, ſu het ſi's nit v'rſtange oder ſuſt läz g'ſeit. Aber wenn e Frau alles zwänge wott u d'r Gring voll Hochmuth het, ſu hört B'rſtang und B'richte uf." „Was ſeiſt?" fragte Eiſi, das ſich einem Kinde zugekehrt hatte. „Nüt Böſes, ſagte der Götti, er meint bloß, wenn er dir hätt welle der recht B'richt gäh, ſu hättiſch ihm nit gloſt. Aber chum los neuis," ſetzte er hinzu, als Eiſi von vornen anfangen wollte. Widerſtrebend gehorchte Eiſi. „Los m'r jitz u folg m'r, da chaſt nimme ſy, elei lah darf dih nit, er ließ dih uſe thue u was wettiſch mache u denk was ſi änefert für e Freud drüber hätte. Drum pack ſtyf z'ſäme, was grad näh wotſch, d's anger thue i's Stübli wo d'Bett ſy u b'ſchließ, morn will ih de alles z'ſäme reiche, ſo daß du wyter ke Müh meh mit hah ſetſch. Aber folg m'r jitz, gang u mach wie nihs g'ſeit hah, lue, ih meine's wäger nit bös mit d'r, u wegem Werche förcht dih nit." „O wegem ſelbe hah nih mih de nüt z'förchte, o jere, es iſch de nit öppe, daß ih nüt g'macht heig, wenn angeri g'macht hätte, was ih, öppe ſo wyt wär's nadiſch nit cho." „Ih weiß's, ſagte der Götti, u zwyfle nit dra, aber mach

jitz, folg m'r, es b'langet mih, bis ih da furt cha, es wohlet m'r erst, wenn m'r ufg'hocket sy u fahre chen."

Eisi brummelte, aber der Götti ließ sich nicht mehr ein, machte mit dem Mannli die Sache noch aus, daß er Eisi's Sachen da lassen könne bis morndrist und hinderte ihn, daß er mit Eisi nicht mehr zusammen kam. Eisi war mit dem Zusammentragen bald fertig; länger ging es mit dem Zusammenjagen der Kinder. Meinte man, man hätte sie alle, husch wußte man die Halben schon nicht mehr, es war fast, als sollte man eine Kompagnie Flöhe unter eine Wanne sammeln. Großes Geschick dazu hatte Eisi ebenfalls nicht und nicht Augen, welche sahen, was an den Kindern abzuschaben gewesen wäre. Es düchte den Götti, er sollte helfen und mit jedem apart zum Brunnen; indessen schwieg er, Eisi wollte er nicht wieder hinterstellig machen. Als er sie endlich auf dem Wägeli hatte, den ganzen Karsumpel, so erlebte er einen ihm noch nie vorgekommenen Spectakel.

Unter einem Fenster stand die Speisewirthin, um sie mehrere Kinder; als der Götti vorüberfuhr und grüßen wollte, sah er zu seinem großen Erstaunen, daß Wirthin und Kinder aus Leibeskräften ihre Zungen herausstreckten und gränneten nach Vermögen, und als er rückwärts blickte, sah er Eisi und dessen Kinder ebenfalls mit herausgestreckten Zungen und grännend, wo möglich noch ärger als die andern. Das war der Abschied, welchen zwei Familien, die Jahrelang Nachbaren gewesen, von einander nahmen. Der Götti konnte ihn nicht vergessen.

So schied Eisi von dem Orte, wo es den bedeutsamsten Theil seines Lebens zugebracht, wo sein Sinn zum Werk sich entfaltet, wo sein Werk seinen Namen gemacht, seinen Werth vor den Menschen bestimmt, ihn eingegraben in der Geschichte, d. h. in der Gedächtnißtafel auf der Gnepfi, welche aber keine eherne ist und höchstens von einem Geschlechte zum andern geht, auf welcher ein Name den andern oben abstößt,

höchstens das Großkind den Großvater noch duldet, und bloß, wenn es ihn noch erlebt, mit eigenen Augen ihn gesehen hat. Wer auf der Gnepfi lebt, der hat ein kurz Gedächtniß.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein altväterisches Kapitel von allerlei Geistern.

Leer stund nun das Haus, harrte eines neuen Einzüglers, unter der Thüre weilte der Hausgeist, sah, wer kommen wollte. Man betrachtet so ein Haus als ein todt Wesen, ohne Einfluß auf die Welt außer ihm, ohne Einfluß auf seine Bewohner. Wer es beziehen will, betrachtet das Dach vielleicht, Keller und Grümpelgemächer, wie die Thüren schließen und wie es gelegen, ob gegen die Sonne oder an einer Straße. Höchstens wenn etwa eine Großmutter in einer Familie lebt, frägt diese halblaut, daß es die Jüngern nicht hören sollen: oder ist's öppe ung'hürig? Ung'hürig sollen, wie man unter der Hand sich sagt, gar viele Häuser im Lande sein, unruhige Geister sollen wohnen da, unwirscher die einen, harmloser die andern. Und wenn man sagt im Lande, so meint man damit nicht etwa das Land, im Gegensatz zu den Städten. Wer in Städten es dahin gebracht hat, mit Glättere oder Schneiderinnen oder Töchtern aus dem Mittelalter ein vertraut Wörtlein zu reden, der erstaunt über die Zahl der ung'hürigen Häuser in den Städten und der Menge der Geisterarten, die auf die verschiedenste Weise sich künden sollen. Der harmloseste ist doch wohl der, welcher Haselnüsse aufdopp'let auf einem Treppentritt; schalkhafter sind schon die, welche den Mädchen an der Decke zupfen, oder gar an der großen Zehe; dann kommen die, welche mit Ketten rasseln, Trepp auf, Trepp ab, als blasse Todtengesichter, vor die Oefen

ſchleichen, am praſſelnden Feuer ſich wärmen, oder gar zu Lebendigen ins warme Bett feucht und eiſig ſich legen an des Schlafenden warme Seite. Am ärgſten ſind jedenfalls die, welche Einem über Nacht den Hals umdrehen, daß am Morgen blitzblau das Geſicht im Nacken ſteht, und die Zunge eine Elle lang hinunterhängt. Solche Geiſter ſollen zahlloſe Häuſer unheimlich machen und ſo geheim als möglich hält es jeder, in deſſen eigenem Hauſe ein ſolcher Geiſt ſpuken ſoll.

Doch dieſe Geiſter allzumal meinen wir nicht, wenn wir von den Hausgeiſtern ſprechen. Wunderbar iſt's, wie es Häuſer giebt, in welchen beſtändig Streit iſt, Häuſer, wo immer was Ungebührliches betrieben wird, andere, wo jeder ſiech wird, andere, in denen Alle zu Grunde gehen, Alle welche in einer Reihe von Jahren einziehen, ja Häuſer, wo Geſchlecht um Geſchlecht, die Familien an ſchlechter Kinderzucht ſich aufreiben. Iſt in ſolchen Häuſern wohl ein beſonderer Hausgeiſt, der in die Einziehenden fährt und ſie verzehrt, jeder Geiſt ſeine Beſeſſenen auf ſeine Weiſe? Wir wiſſen es nicht, aber wunderbar iſt jedenfalls die Thatſache. Wer in ein Haus einzieht, ſollte jedenfalls fragen, durch welche Umſtände es leer geworden, welches Leben da erloſchen oder ausgezogen ſei, und wenn er von einem böſen Ende hört, mit aller Macht vor dem böſen Geiſte ſich zu wahren, ja ihn zu vertreiben ſuchen.

Bekannt aber iſt, daß Macht über die Geiſter nur Geiſter haben, daß böſe Geiſter nur durch gute bewältigt werden können, daß aber auch ausgejagte böſe Geiſter mit Verſtärkung wiederkommen und einbrechen, wenn nicht der gute Geiſt im Hauſe bleibt und treue Wache hält Tag und Nacht. Solch gute Hausgeiſter giebt's ebenfalls. Wohlbekannt ſind nicht bloß Häuſer, in welchen ſo lange man weiß die gleiche Familie wohnte in Zucht und Frömmigkeit, in Anſehen und Wohlſtand, ſondern auch ſolche, welche, wenn auch die Familie wechſelt, doch in gleichem Geiſte fort und fort bewohnt wer-

den, gegen welche zusteuert, wer in Noth und Bedrängniß ist, wer eines Almosens bedürftig ist oder einer freundlichen Hülfe, eines guten Rathes, eines milden Trostes. Es scheint diesen Häusern angethan zu sein, Freistätten der Bedürftigen zu sein, Zufluchtsörter der Bedrängten.

So stund leer das Wirthshaus auf der Gnepfi und unter der Thüre desselben lauerte der alte Geist, paßte auf einen neuen Einzügler. Einer wird gekommen sein, ob der Geist ihn unterthan machte, oder ob derselbe einen neuen Geist mitbrachte, der stärker als der alte war, wissen wir nicht.

Jedenfalls zügelte mit Eisi der alte Geist nicht aus, solche Geister haben es wie die Katzen, sie zügeln nicht, sie müssen ausgetrieben werden, sonst bleiben sie dem Hause getreu. Was fragen die Katzen den Menschen nach, Mauselöcher sind ihnen die Hauptsache.

Eisi mit seinen Kindern zog grännend aus. Mühe hatten sie, die Zungen wieder ans rechte Ort zu bringen, hatten allerdings vom Geiste des verlassenen Hauses so viel eingesogen, daß ihre Seelen davon besessen waren, das war das Einzige, was sie davon brachten aus dem alten Hause, mitnehmen konnten, vorgeschlagen hatten in einer Reihe von Jahren.

Eisi und seine Kinder zügelten accurat aus ihrer Wirthschaft wie Tausende zügeln aus dieser Welt, alles haben sie dahinten gelassen, nichts bei sich als eine vom bösen Geiste besessene Seele, eine Seele, angesteckt mit Lust und Neid der Welt, hungernd und dürstend nach dem, was man eben nicht hat und zu was man eben nicht kommen wird. Freilich, wer auf diese Weise zügelt aus der Welt, mit dem ist's fertig, denn dahin, wo er kömmt, da ist eben der Geist auf seinem Throne, der ihn hienieden durch seine Diener locken, in Besitz nehmen, seiner Besitzung zu jagen ließ, einem gewaltigen Seeräuberkönig gleich, der seine Räuberschiffe aussendet über alle Meere, zu locken oder zu bewältigen alle Schiffenden,

ſie zu ſchleppen auf ſein verborgen Eiland, in ewige Sklaverei, aus der kein Entrinnen iſt, ein Morgen nach dem andern kömmt ohne Ende und mit jedem neuen Morgen die alte Sklaverei.

Eiſi's Auszug glich dem letzten wohl, doch war er es nicht, es war nicht ſein letzter Auszug, und nicht dem ewigen böſen Geiſte, aus deſſen Hauſe kein Entrinnen iſt, wo das Elend nie veraltet, ſondern gleich jung, gleich unbeſchreiblich immer bleibet, zog es zu. Es zog bloß in ein ander Haus, dort war freilich auch ein Geiſt, ein mächtiger Hausgeiſt, aber es war kein böſer, ſondern ein guter. Schon mehr als hundert Jahre hatte er in dem Hauſe gewohnt, und eine mächtige Herrſchaft führte er. Wer über des Hauſes Schwelle kam, der mußte ſich ihm entweder unterwerfen, oder er hielt es nicht aus, er mußte weichen. Nicht daß der Hausgeiſt Gewalt brauchte, Peitſche oder Ruthe, Hunger oder Durſt oder harte Arbeit, er war ein ſanfter, mildthätiger Geiſt, der nie fluchte, ſelten harte Worte gab, ſelten jemand trieb zu ſchnellerer Arbeit, aber wer böſe blieb und Böſes liebte, hielt es in deſſen Nähe nicht aus, es litt ihn nicht, eine wunderbare Kraft trieb ihn aus, die gleiche Kraft, die den Teufel nicht weilen läßt in der Nähe Gottes, die gleiche Kraft, welche in den drei heiligen Namen lieget, der kein böſer Geiſt Stand halten ſoll.

Dieſen Hausgeiſt ſah Eiſi nicht unter der Hausthüre, aber es empfand ihn bald; ſchwer, faſt als ob er das Doggeli wäre, legte er ſich ihm aufs Herz. — Der Götti und ſein Mutterli nahmen Eiſi und ſeine Kinder auf ganz wie Viſite, meinten nicht gleich von Anfang ſie haben zu wollen, wie ſie ſein ſollten; ſolch raſche Uebergänge von einer Luft in die andere thun ſelten gut, vermittelt ja auch unſer Herrgott Sommer und Winter durch Frühling und Herbſt mit einander. Der Alten Lebensweiſe blieb die gleiche; der Götti regierte das Land, das Mutterli das Haus, und zwar nicht

mit dem Munde bloß, sondern auch mit der Hand. Sie waren bei allem, meinten jedoch nicht mehr, daß sie das Schwerste noch immer thun müßten mit selbsteigener Hand, aber sie wußten es doch so zu machen, daß es schien, als machten sie noch immer alles mit selbsteigener Hand. Als die neue Familie einzog, änderte die Haushaltung sich nicht, nur wurde mehr als noch einmal so viel gekocht als früher, aber durch die gleichen Hände, und doch wurde durch diesen Einzug alles ganz anders und selbst das Haus schien anders auszusehen. Es war wie wenn in stilles klares Wasser eine fremdartige Substanz geworfen worden, es bewegte sich die Masse, Bläschen stiegen auf, es begann leise zu brodeln, getrübt war das Wasser, und was da werden solle, ob eins das andere ausstoßen, ob beide sich mischen, ob das Feuer die Masse verzehren werde, entschieden war es nicht. Man denke es sich aber, wie es anders wird, wenn in ein stilles kinderloses Haus ein Rudel wilder, zuchtloser Kinder einbricht, die nicht arbeiten können, nicht lernen mögen, die weder was von Gehorsam wissen, noch was von Respekt, die alles erlaubt glauben und gegen jedermann, was sie zu vollbringen vermögen, zudem aber, wie alle wilden ungebundenen Kräfte, in beständigem Kriege unter sich sind. Da war kein Gesicht, das nicht Zeichen von brüderlichen oder schwesterlichen Klauen zur Schau getragen hätte, doch waren dieses nicht die einzigen Zeichen des Kriegszustandes, in welchem sie lebten.

Im Hause lebte eine schöne schwarze Katze, ein gewaltiger Maudi, auch ein Hund war da, ein stattlicher Blaß, beide lebten in süßem Frieden mit einander, fraßen aus einer Schüssel, und während der Blaß unter dem Ofen schnarchte, schnurrte der Maudi auf dem Ofen. Wenn sie ums Haus spazierten, flog keine Taube auf, ging kein Huhn aus dem Wege, ja selbst die Spatzen schienen den Maudi nicht zu fürchten, setzten sich auf den Rand der Schüssel, aus welcher er fraß. Es war der Weltfriede hier, von dem der Prophet

geträumt, den er aber nicht erlebt hatte. Die wilden Jungen aber kannten keinen Frieden, und gegen jedes Thier, das in ihren Bereich kam, begannen sie den Krieg, vertilgten was sie konnten und quälten, was sie nicht vertilgen konnten.

In ihrer alten Heimath hatten sie es dahin gebracht, daß kein Thier ihnen wartete, als etwa Hunde mit vorgewiesenen Zähnen. Als sie hier in den Frieden hineinfielen, wie vor Jahrhunderten die Hunnen in die stillen Schweizerthäler, als sie die Thiere mit Händen greifen, fast Salz streuen konnten auf die Schwänze der Spatzen, hui, was das für eine Burgerluft war! Doch dauerte diese Freude nicht lange, wie keine dieser Art. Gutmüthig hatte anfänglich der Maudi einige Späße aufgenommen, als ihm aber die Späße zu arg wurden, war er der Erste, der zur Selbstvertheidigung schritt und seiner Krallen sich bediente; ihm ahmte der Blaß nach, doch biß er nicht, er klemmte nur noch, die Tauben flogen auf, die Hühner zottelten ängstlich ins Korn, die Spatzen setzten sich auf die Bäume und verschrien die bösen Buben, so weit sie konnten. Und was das dem Mutterli ins Herz schnitt, als der Maudi nicht mehr mit vollem Bewußtsein eines lieben Hausgenossen herumspazierte und seinen gewohnten Platz einnahm, so oft es ihm beliebte, sondern wild ward, zwischen den Beinen durchschoß, sich selten blicken ließ, mit dem Blaß ein geheim Bündniß zu haben schien, und allemal erst knurrte und die Haare aufstellte, ehe er dem Mutterli flattirte. Es war gerade, als ob er erst mit ihm branzen, ihm Vorwürfe machen wolle, daß es wilde Kinder habe kommen lassen in ihren stillen Frieden.

Abwehren half nicht das Mindeste, die Kinder hatten gar keine Ohren für Befehle und Mahnungen, sie thaten nicht bloß, als hörten sie nichts, sondern sie hörten wirklich nichts, wenn der Götti oder die Gotte sagten: E ih wett nit, lue er chönnt dih bysse, er chrebiet dih wäger, lue web' süferli thuest, und ne Haber streust, die Tube chöme u nüh d'r's us

d'r Hang. Für diese Sprache hatten sie wirklich keine Ohren. Der Götti versuchte sie allmählig an Arbeit zu gewöhnen, rief hier Eins, es solle ihm helfen, oder dort Eines, rühmte ihns, schenkte bei gutem Anlasse dem Einen ein Lämmchen, dem Andern ein Paar Tauben, aber das Ding half nichts. Sie hatten die Thiere nur um sie zu plagen. Das Lämmchen, das er dem ältesten Buben verehrt hatte, hätte es fast mit dem Leben gebüßt. Erst plagte es der neue Herr, jagte es den ganzen Tag herum, wollte es dressiren wie einen jungen Metzgerhund. Ließ es endlich dieser in Ruhe, so quälte es ein jüngerer Bub, weil er nicht hinter den stärkeren Bruder durfte, so prügelte er dessen Lamm und mißhandelte es. Zeit und Ordnung hatten sie keine, schleppten alles hervor, ließen alles liegen, wo es sie ankam, strichen herum, so weit es ihnen gefiel, kamen heim, wann es ihnen gefiel. Um die Essenszeit kümmerten sie sich nicht im mindesten, wenn sie aber heim kamen, so wollten sie essen, jedermann sollte alles liegen lassen um sie zu bedienen, und was man ihnen gab, war nicht recht, sie befahlen dies, jenes, wollten Fleisch statt Brod, Wein statt Milch, und Erdäpfel fräßen sie keine, die syge für d'Säu, meinte eins der Kinder. Das Mutterli meinte anfangs, man müsse Geduld haben un öppe geng luege, daß si z'friede syge, gab her, was es hatte, aber in die Länge ging es nicht so, es begann zuzusprechen und zu trösten, sie sollten nur nehmen heute, morgen wolle es sehen, daß es ihnen was hätte, welches ihnen anständiger sei. Aber das was es ihnen dann gab, war ihnen vielleicht auch wieder nicht anständig. Sie brachen in den Keller ein, in den Kuchischaft, sie nahmen selbst, wo sie dazu kommen konnten. Sie leckten im Keller die Nidel ab der Milch, sie waren scharf über dem Käse, die Eier schwanden und von den Aepfeln, die immer gespart wurden bis man neue hatte, war bald keiner mehr zu sehen. Unerhört war solches Treiben im Hause, und was nie geschehen war in selbigem, das mußte

jetzt geschehen, wenn auch mit großem Leid und Weh, es mußte auch über Tag der Schlüssel am Keller abgenommen werden. Fast wie Feinde war ihnen die junge Brut in's Haus gefallen, und doch wor Eisi ihnen vielleicht noch peinlicher, denn es war eine Figur, die gar nicht zum Hause paßte, und wer es auch nur sah, dem wars, als stolpere er über einen Stein, oder es sei ihm was im Wege und er müsse hinten um.

Es war da wie eine Dame, fast wie eine Engeländerin, rührte nichts an, paßte aber wohl auf, ungebührliche Zumuthungen von der Hand zu weisen. Von wegen seiner Bildung und als Weltfrau sah es die alten Leutchen tief unter sich und verachtete sie sehr. Dümmere Leute als die, gebe es nicht, sagte es, was Leben sei, wüßten sie gar nicht, gäb es in die Länge hier leben wollte, hängte es sich lieber. Es wartete immer auf ungerechte Zumuthungen oder harte Behandlung der Kinder, wohl denen wollte es zeigen, wer es sei, und daß es nicht da sei, ihr Schuhwisch zu sein. Aber es hatte keine Gelegenheit, das zu zeigen, niemand muthete ihm was zu, niemand gab seinen Kindern ein hart Wort. Das machte ihn's so recht bös, nur hatte es keine Gelegenheit, es so recht zu erzeigen. Zudem waren die Kinder ihm lästig. Im Wirthshaus hatte es sie selten gesehen, hier waren sie ihm, wie es klagte, beständig unter den Füßen, es hatte keine Ruhe vor ihnen, ihm waren sie am meisten lästig, und wer ihnen die meisten bösen Worte gab, aber nicht wenn sie was böses machten oder Streit hatten, sondern bloß wenn sie ihm lästig waren, das war Eisi. Die Langeweile ist ein unwirscher Gast, läßt niemand Ruhe; da niemand ihm was zumuthete, so ward es böse, kehrte seine Gedanken und machte den alten Leuten es zum Vorwurf, daß sie es nicht etwas machen hießen. Sie wollten es mit Länglzyti z'todtschlah, sagte es, oder machen, daß es dest eher gehe. Aber wenn es einmal eine Lismete z'weg schriß

oder was zum Schnurpfen, und die Mutter ihm ſagte: „wed' öppe Fade witt oder Züg für z'plätze oder ſuſt neuis z'mache, ſu ſägs ume, du mußt hah. Es iſch nit, daß m'r meine, daß du dene Chinge ſöllisch Kleider z'wegmache, m'r hei d'r Schnyder ſcho heiße cho, aber wed' neuis für dih mache wotſch, ſu mußt hah was de wotſch.“ Es heig, was es nöthig heig, ſagte dann Eiſi. Es konnte die Alte Kraut rüſten ſehen oder ſo was machen, es ſaß dabei, aber rührte keine Hand an. Hie und da konnte es dem Knecht graſen helfen, um zu zeigen, daß es auch noch rechen könne, trotz Einer, der rühmte es begreiflich, ums Rühmen hatte Eiſi immer viel gethan und jetzt kam es ſo ſelten dazu. Auch in der Küche hätte es ſich nicht ungerne ſehen laſſen, wußte viel zu erzählen von allerlei Plättleni, welche es ſeinen Gäſten vorgeſetzt, und wie ſie immer gerühmt, beſſer als bei ihm eſſe man nirgends. „He ja, ſagte dann die Mutter, üſer eim weiß vo ſelligem nüt, es guts Kaffee un es Schnefeli lings Brod iſch öppe d's Beſt, was m'r hei, un ih bigehre nüt Beſſers. Aber we's dih öppe düecht, du möchtiſch neuis, ſu machs ume, nimm was d'bruchſt, we m'rs hei.“ Aber Eiſi ließ ſich nicht herab dazu. D's G'ſchirr zu ſelligem fehl, ſagte es, u de i re fremde Kuchi mach es nüt, es heig nit Freud i re Kuchi neuis z'mache, wo's nit Meiſter ſyg.

So ſtund es im Hauſe, unheimlich und wild, die alten Leute waren gedrückt, ſeufzten wohl, wenn ſie einander anſahen, aber reuig waren ſie nicht und klagen thaten ſie auch nicht, kein böſes Wort entrann ihrem Munde. Der Hausgeiſt ſchien geflohen zu ſein bei dem neuen Einzuge, wie man es den Bergmännlein nachredet, daß ſie fliehen, wenn wilde fremde Menſchen in ein Haus kommen, welches ſie bewohnt hatten. — Aber ſo ein Hausgeiſt flieht nicht, wenn die erſten Bewohner ihn nicht verſtoßen, ſondern bei ihm ausharren in Geduld und Sanftmuth, das Neue wird bewältigt oder es entweicht.

In einem Rudel wilder Kinder ſind die kleinſten und ſchwächſten am bedaurungswürdigſten, ſie müſſen am meiſten leiden, wie in einer wilden Heerde die Kranken und Kleinen zertreten werden im Gedränge. Sonſt iſt es die Mutter, welche die Kleinſten ſchützt oder der Vater, daher es ſo oft heißt, die Jüngſten hätten am meiſten Recht, beſäßen die beſte Liebe, der ihnen ſo nothwendige Schutz wird nicht begriffen. Bei Eiſi war es aber umgekehrt, es fragte überhaupt niemand viel nach, auch ſeinen Kindern nicht, und begreiflich denen, welche es am meiſten beläſtigten, am wenigſten. Wenn die Kleinern weinend bei ihm Schutz ſuchen wollten, ſo hieß es ſie Brüllhüng, hieß ſie ſchweigen auf der Stelle, wenn ſie nicht zum Gring wollten, daß ſie dann wüßten, was ſie zu brüllen hätten. Zudem hatte es auf unſer armes, kleines Mädchen einen Zahn und durfte es doch nicht recht zeigen, es war ihm unheimlich bei ihm, es erſchrak allemal, wenn daſſelbe ſich ihm nahte, beſonders wenn Eiſi alleine war.

Das Kleine konnte nicht vom Aetti ſchweigen, immer fing es von ihm an und ſo oft bat es: „Mutter, wei m'r nit für e Aetti bete? Vielliht wär's g'nue, aber denk o, we's nit g'nue wär, u mir hätte d'r Wyl gha, u 's doch nit tha, denk o Müetti. Wotſch afah? Müetti bet doch!" Und gäb wie ungern, ſo mußte Eiſi doch zuweilen beten, ein gewiſſes Grauen ließ es ihm nicht zu, das Beten allemal abzuſchlagen, aber allemal, wenn es gebetet hatte, ſo ſtund ihm der kalte Schweiß auf der Stirne. Darum liebte es das Mädchen nicht und doch war es das einzige ſeiner Kinder, welches ſich zu ihm drängte, trotz Schnauzen und Müpfen, ſich an Eiſi hing und bat: o Mutter, häb mih o lieb, denn das arme Kind war eins von denen, welchen Lieben und Leben eins iſt. „Schwyg doch mit dym Kähr u ſtürm m'r nit geng d's Glyche," war Eiſi's gewöhnliche Antwort. Dieſes Mädchen fühlte natürlich ſchnell die Herzen heraus, in denen

Liebe war für so ein klein lieb Mädchen. Nicht mancher Tag war vergangen, so hing es unzertrennlich an der alten Mutter, war ihre kleine Dienerin, hatte sie zu seiner Vertrauten gemacht, gefragt, ob sie wohl mit ihm für den Aetti beten wolle, d's Müetti thüys so ungern. Das hatte der alten Frau ihr Herz unbegreiflich bewegt, thränend hatte sie mit der Kleinen gebetet und that es fürder alle Tage, und das Kind war ihr so lieb, daß sie ihrem Mann oft sagte, sie glaub emel, si v'rfüng sih drob.

Etwas Aehnliches geschah mit Benzli, dem jüngsten Knaben und dem Götti. Seit des Vaters Tode war Benzli so recht niemanden gewesen. Früher hatte, wie erzählt worden, der Vater seiner sich angenommen, seither hätte er nirgends sein sollen. Die ältern Geschwister hatten es wie die Söhne Jakobs mit ihrem Bruder Joseph, und wenn er zur Mutter sich flüchten wollte, so balgete die und sagte, er sei d'r wüstist Brülli wo's geb, er syg ere i Gotts Name geng ume unger de Füße, er söll sih zu de Angere gheie e nangere nah, sust mach si ihm d'Hose ache un er müß d'Ruthe hah. Der Götti konnte ihn noch nicht, wie die Andern, zum Arbeiten locken, welches sie aber auch flohen, als ob man ihnen Schwefel unter die Nase hielte, aber wenn Bruder und Schwestern ihn plagten und er weinend und schreiend ihnen nachlief, so lockte ihn der Götti auch, sagte: komm du zu mir, und bald führte er ihn zum Roß und bald nahm er ihn auf den Wagen oder auf die Bähre, ließ ihn reiten, machte ihm eine Geisel, lehrte ihn Thieren Brod und Haber geben, mit Liebe, nicht zur Neckerei, um sie dann besser plagen zu können. Beim Götti war Benzli sicher, hatte kurze Zyti, ja er konnte ihm zuweilen ein Werchholz tragen, etwas halten, und dann sagte der Götti: Lue Mutter, was ih da für es Knechtli hah, u wie er m'r scho helfe cha. Ja, zuweilen lehrte der Götti mit ihm und sagte ihm, wenn er fleißig sei, könne er ans Examen u überchöm de schön

Batze, und wenn er dem Pfarrer recht schön auffagen könne, so kaufe er ihm noch ein Buch mit goldenen Thieren darauf. Mit dem Kinde ging eine sonderbare Veränderung vor. Es war, als ob an einer dürren Halde plötzlich ein Quell zu Tage gebrochen sei mit fettem, süßem Wasser und die Halde wässere leise rieselnd an ihrer Seite nieder, oder als wenn die Sonne aufgegangen wäre über einen kalten, gefrornen Acker und Tag um Tag ihn küsse mit ihren lieblichsten Strahlen. Benzli war des Götti's kleiner Schatten. Er erwachte am Morgen, wenn der Götti aufstund, es war als ob eine sympathetische Kraft ihm den Schlaf verscheuchte, war aber der Götti fort, schlief er nicht ein, bis der Götti wieder heim war, es mochte so spät werden, als es wollte. War der Götti nicht daheim, so schloß er sich an seine Schwester, stund unter dem Schutze der guten Frau, unter seinen andern Geschwistern wäre es ihm übel ergangen, sie hätten an einem Tage nachholen wollen, was sie während zwanzig Tagen ihm anzuthun unterlassen mußten. Ließen die beiden kleinsten Geschwister sich von ihren Schutzgöttern weg, so ergriffen die andern rasch die Gelegenheit, sie zu quälen und zu plagen, daß sie weinen mußten. Wenn sie nun weinend unter die schützenden Flügel sich flüchteten, so begehrten die andern auf und klagten: da sehe man wieder die Plärhüng, we me die ume alueg, su brüllte si grad use u v'rchlagte si by de Alte, kläfelete, kläpperlete alles ume, un si welle se nimme byn ne dole u we si noh meh chöme, su schlahye si ne alli Bei abenangere, daß es sih de o d'r werth z'brülle syg. Die kleinen Kinder, so wie sie an Götti und Gotte gefesselt wurden, die Liebe in ihren Herzchen erblühte, das Bewußtsein mit inniger Kraft erwacht war, daß sie wieder neuere seien, hatten innige Freundschaft mit den Thieren geschlossen, trugen die Früchte der erhaltenen Liebe auf sie über, was an ihnen gethan ward, wollten sie auch andern Geschöpfen anthun. Um so heftiger verfolgten die ältern

Kinder die harmlosen Thiere, in ihnen wollten sie den Kleinen wehe thun, was sie diesen nicht thun durften, das mußten die unschuldigen Thiere abthun. So geht es oft im Großen in der Welt, wie es hier im Kleinen geschah, nur daß dann die Bubenhaftigkeit ins Große geht, während sie hier nur im Kleinen sich äußerte, daß man das Vaterland prügelt, um Vaterlandsfreunden wehe zu thun, daß man, trotz Treue und Eid, das Vaterland aufs Spiel setzt, in der Hoffnung, persönliche Feinde könnten in diesem Spiel das Leben verlieren. Die Bubenhaftigkeit, welche dieses verruchte Spiel treibt, geht aber nicht bloß ins Große, sie geht ins Grausenhafte.

Die lieben Kleinen hatte der Hausgeist ergriffen, sie waren dessen lieblichste Ebenbilder, sie waren der Alten herzlichste Freude, und wer gesehen hätte, wie lieb die Augen glänzten, mit welchen die Gotte ihrer Kleinen nachsah, und wie mild das Auge des Götti erglühte, wenn er mit seinem lieben Buben sprach, der hätte gesehen, wie die Liebe, die im Herzen sprudelt, in den Augen erglüht. Solche Freude hatten die Alten noch nie genossen, auch durch ihre Herzen floß ein frischer Lebensstrom. Die Kinder waren ihre Sternlein, und wie ehedem die Schiffer nach des Himmels Sternbildern, richteten die Alten nach diesen Gebilden Gottes ihren Tageslauf, und wenn sie nicht sichtbar waren, so war es ihnen wie den Schiffenden, wenn Wolken die leitenden Sterne verhüllen. Und neben dieser Freude brannte doch ein großes Leid in ihrem Herzen, ihr Herz war fast, wie die Juden meinen, daß es sei, wenn Himmel und Hölle aneinanderstoßen, Freude und Leid wohnten dicht beisammen.

Sie sahen das Treiben der andern Kinder, sahen wie keine Liebe fruchtete, wie jede Beschränkung ihrer angewohnten Lebensweise durch Strenge erzwungen werden mußte, wie aber zwischen den Kindern der Neid eine immer tiefere Kluft grub, wie da kein Friede herzustellen sei. Zur Hülfe rührte Eisi keinen Finger; wenn die Kinder ihm nur nicht nahe

kamen, ſo war es zufrieden, und wenn ſie ſonſt etwas Schlimmes trieben, ſo ſagte es, d'Ching ſyge ſo, es müß geng öppis uwatligs gah, d'rnebe chönn me das nit ändere. Daneben ward es aber auch nicht eiferſüchtig, wie manche Mutter es geworden wäre, über die Liebe, welche die jüngſten Kinder den Alten zuwendeten. Die Ching plagten ſie doch, ſagte es, aber es mög ne's gönne, ſi ſyge ſelber ſchuld dra, warum gebte ſi ſih ſövli mit ne ab u möge ſih mit ne g'mühye. Aber mi müß ſe ume lah mache, es werd ne ſcho noh erleide. D'rnebe mög es es o de Chinge gönne, ſi heige emel einiſt deſt beſſer d'rby, u d's bös hah werd ne ſcho wieder cho, un allweg früh g'nue, u de werd's ne de deſt ung'wahnter vorcho. Aber es g'ſchech ne de recht, ſi heige de ihri gut Sach o g'hah, u die Angere nit.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie die alkoholiſchen Geiſter Meiſter werden und auf harten Tag ein ſchöner Abend kommt.

Der Götti war nicht der Mann, welcher einer Sache, die im wachſenden Schaden lag, unthätig zuſah oder den Glauben hatte, wenn unſer Herrgott es anders haben wolle, ſo werde er es ſchon anders machen. Er hatte den Glauben, unſer Herrgott mache, was wir nicht machen könnten; was wir machen könnten, wozu er uns Kräfte gegeben, das überließe er uns ganz und gar und rühre keinen Finger dafür. So habe unſer Herrgott die Erde geſchaffen und die Sonne dazu, laſſe regnen und gebe den Thau, von wegen, daran könnte der Menſch nichts machen, weder mit ſeiner Kunſt noch mit ſeiner Weisheit, er habe die Samkörner alle gemacht, dieweil er wohl gewußt, daß weder ein Schreiner

noch ein Drechsler oder gar ein Chemiker, ja nicht einmal ein Hexenmeister je eins derselben werde machen können, welches da Leben gewinne in der Erde Schoos, in Regen und Sonnenschein. Aber bauen die Erde, säen den Samen, das müßten wir, müßten die Erde lockeren, daß Sonne und Regen in sie dringen könnten, müßten den Samen bergen unter die Erde vor der Vögel Gier, müßten säubern die Saat, daß unter Dornen und Disteln sie nicht erstickte. Das wußte der Götti, auf sein Wissen war sein Glaube gebaut, und nach seinem Glauben handelte er, und dieses geschah in drei Tempo: erst überlegte er reiflich, dann besprach er es mit seinem Mutterli weislich, und mit Kraft und Ernst führte er es aus schließlich.

In einer günstigen Stunde, welche ihm jetzt nicht alle Tage zu Theil wurde, wo kein fremdes Ohr in der Nähe war, sagte er zu seinem Mutterli: „Los, ih möcht neuis mit d'r rede, es drückt mih neuis, u länger cha's nit so gah." „Weiß scho, was de säge witt," sagte das Mutterli, es het mih o scho lang drückt, aber red' ume, vielliht hei m'r d's Glyche g'sinnet." „Sieh, sagte der Götti, jetzt erst weiß ich, warum der liebe Gott den Menschen ein Kind nach dem andern giebt und nicht alle auf einmal. Wenn so ein halb oder ein ganz Dutzend auf einmal kämen, wie sollte ihnen der arme Mensch, der ja mit sich selbst oft mehr als genug zu thun hat, Meister werden, sie einverleiben können in den rechten Geist, in die gute Ordnung, alle mit einander und Eines wie das Andere. Da würden sie ihm wahrscheinlich Meister oder würden allmählig zusammenwachsen und gegen ihn Partei machen. Kömmt aber so styf Eins nach dem Andern, so hat man Zeit, Eins nach dem Andern dem Hause einzuurben, einzugewöhnen, und wenn man es recht anfängt, so wächst Eins nach dem Andern heran als ein Freund, welcher hilft, als ein kleiner Vorgänger dem jüngern, so als ein kleiner Mittler zwischen den Alten und den Jungen. Sieh, da ist's, wo wir gefehlt haben

und wo geändert sein muß. Den ganzen Karfumpel haben wir zusammen ins Haus genommen und werden begreiflich seiner jetzt nicht Meister, sondern fast eher ihm unterthan. Das junge Volk hat einen andern Geist im Leibe als wir, dasselbe sollte ausgejagt sein mit Schlägel und Weggen, und statt dessen stärkt sich ein Geist am Geiste des andern, und wir fechten weder mit Schlägel noch mit Weggen. Ich muß bekennen, das kann ich nicht. Das könnte ich wohl, ein Kind züchtigen zuweilen bei groben Fehlern, und zwar, wenn ich einmal müßte, so würde ich es so züchtigen, daß es wüßte, wie ich es meinte. Aber wenn ich mit diesem Rudel verfahren sollte wie es es verdiente und wie es sein müßte, wenn derselbe zur Besserung kommen sollte, so müßte ich den ganzen Tag nichts als abschlagen, drein schlagen, als ob ich im Verding Wedelen hacken thäte, und den ganzen Tag wäre ums Haus herum ein Geschrei, wie bei einem Schweinmetzger, und selb mag ich nicht, selb stünd ich nicht aus, lieber wollte ich noch nach Amerika. So aber, wie gesagt, kann man es nicht gehen lassen, alle Tage wird das Uebel größer, das Heilen schwerer. Durch unsere lieben Zwei vermögen wir auf die anderen nichts, denn sie werden von ihnen gehaßt; aber eben darum werden die ältern sie zum Bösen verleiten, sie zu verderben suchen, wie sie können und mögen. Darum, was meinst, habe ich gedacht, die ältern Kinder müßten fort, je eher je lieber, und zwar auseinander, eins hie hin, eins dort hin, ein jedes in eine eigene Haushaltung, an der es nichts abbringt, sondern wo es in der Zucht ist und sich unterziehen muß, wo die Geschwister keine Bande mehr machen können. „Du meinst doch nicht auf die Gemeinde, wo sie verdinget werden?" fragte das Mutterli.

„Was denkst, sagte der Mann, das wäre ja eine Schande für die Familie und eine Sünde für uns. Aermeren Leuten, welche zinsen müssen und die eigenen Kinder schwer durchbringen, noch die Last aufzubürden, selligen Leuten, wo ihre Sache

verthan haben, noch ihre Kinder erziehen zu müſſen, ſo lange Verwandte da ſind, welche dieſes unbeſchwert vermögen, ſelb iſt nicht recht. Wenn niemand was thun will, ſo habe ich gedacht, thun wir es. Eigene Kinder haben wir keine, genug haben wir, und wenn wir das Uebrige während unſern Lebzeiten zum Nutzen anwenden, ſo wird's wohl unſerm Herrgott recht ſein und unſere Erben werden wenig dagegen haben können. Und der Gemeinde möchte ich ſie auch aus einem andern Grunde nicht aufladen, du weißt wohl aus welchem. Das geht nur ſo ang'fährt zu, und zu wem ein Kind kömmt, darnach frägt man ſo viel nicht, wenn's nur jemand will und nicht viel dafür begehrt. Da denk ich, müſſen wiederum die Verwandten ſelbſt den Verſtand brauchen. Ich hätte das ſo g'ſinnet. Ich weiß einige Verwandte, wo das eine und das andere gut aufgehoben wäre und welche die Kinder brauchen könnten; mit dieſen will ich reden, und was es Zuſchuß mangelt, dafür wollen wir niemand plagen, das geht unter uns. Habe ich die Sache richtig, ſo rede ich mit dem Vogt, der wird nicht viel darwider haben, er thut ja, als wenn er gar nicht auf der Welt wäre, iſt noch nie da geweſen, ſeit ſie hier ſind."

„Es iſch m'r fry, as ob m'r e Stei ab em Herz fiel, ſagte das Mutterli. Aber un Eiſi, was wird Eiſi ſäge, wenn die Ching furt jëlle? Das thut de wüſt u feit, d'Sach heig ihs g'reut u mir ſyge wüſt Lüt."

„Häb nit Chummer, Mutter, ſagte der Götti. Es iſt traurig, aber du ſiehſt es ſo gut als ich, wie viel es den Kindern nachfrägt und wie es ſie, am weiteſten von ihm, am liebſten hat. Unrecht möchte ich niemand thun, aber ich ſage es nur zu dir, und froh wäre ich, wenn's nicht wär. Merkſt nicht, wie es anfängt ſich aufzupützerlen, und bald hat es hier was zu thun, bald dort, bald hat es noch Geld einzuziehen, bald etwas nachzufragen, ein Vorwand um den andern. Hier iſt's ihm erleidet, es möchte was Anderes anſtellen, und dazu

kömmt eine Wittwe der Art am liebsten durch einen Mann. Und wie es solche Wittwen anstellen, weißt du wohl, sie machen ihr Vermögen so groß als möglich, und wenn sie Kinder haben, so reden sie von denselben so wenig als möglich. Ja, ist's nicht schon oft geschehen, daß Kinder aus erster Ehe erst nach der zweiten Hochzeit zum Vorschein gekommen sind, zu großem Erstaunen. Wenn Eisi auf dem Weg ist, wie ich fürchte, so wird ihm das Vertheilen der Kinder sehr lieb sein, es kömmt ihm um so weniger aus, wie viele es hat; wenigstens die Halben kann es einstweilen im Verborgenen behalten und kömmt so desto leichter zu einem Mann."

„E aber schäm dih, sagte die alte Frau; daß de sövli bös sygisch, hätt ih doch afe nit glaubt. Nei aber, so wird's doch öppe keini mache?"

„E Mutter, du weißt ja, wenn's nicht wär, ich würde es nicht erdichten. Besinne dich, wie es die und die und die und die gemacht haben, es wär ja ein ganz Register voll, wenn ich es aufsagen wollte, ich würde nicht fertig. Solche Weiber wie Eisi sehen kein ander Heil als im Heirathen. Sind sie in schlechte Umstände gekommen, so wissen sie von Aenderung ihrer selbst nichts, daran haben sie keinen Gedanken, oder versuch es, rede Eisi von seiner Besserung. Ein Mann ist ihr Heiland, eine neue Ehe ist ihnen, was dem Christen die Wiedergeburt; nach einer solchen trachten sie von ganzer Seele und allen Kräften und sonst nach nichts."

„E aber Aetti, so hah'n dih doch wäger noch nie g'hört, sövli bös bisch doch sust neue nit, u redst sövli schlecht vo de Lüte."

„Du hast Recht, Mutter, sagte der Alte, und man sollte nicht, aber was wahr ist, ist wahr, und es giebt Zeiten, wo man es sagen muß, wo es Einem übers Herz kömmt, daß man es nicht mehr verdrücken kann. Ich habe fast gar nicht mehr gewußt, was es heißt zornig werden, und habe mich oft

ſehr verwundert, wie verſtändige Leute es doch ſo werden könnten, aber der liebe Gott hat es mir wieder begreiflich gemacht. Wenn die Kinder in allem ſind und kein Rufen hören, kein Bitten achten, alles verderben, ſo will es mir wohl manchmal das Haar aufſtellen; aber viel zorniger, daß es mich dünkt, ich könne es nicht verwinden, daß ich neben aus muß, werde ich, wenn ich ſehe, wie Eiſi den Kindern nicht nur nichts nachträgt, ſondern ſogar, während es die Wilden ungemahnt alles Mögliche machen läßt, die lieben Kleinen, wenn ſie ihm flattiren möchten, anfährt, des ume ſchießt, daß es Einen dünkt, ſie ſollten an einer Wand kleben bleiben. Es iſt mir allemal, als eb man mir das Herz mit einem Garbenknebel umdrehe. Und haſt du ſchon geſehen, daß Eiſi ſieht, wenn ſie ungewaſchen ſind, daß es ſich ihrer Kleider achtet, daß es deswegen einen Finger ſtärker rührt, wenn ihnen die Hudeln über die Schuhe hängen? Das macht mich zornig, daß ich in meinen alten Tagen von vornen anfangen mpß, an mir ſelbſt zu werchen."

Der Götti war nicht bloß mit dem lieben Gott gut bekannt, ſondern auch mit den Menſchen, ſein Urtheil über Eiſi hatte ſeinen guten Grund; wie er ſagte, ſo war es.

Eiſi war es, wie es ſagte, meineidig erleidet in der Einöde. Die Leute wären nicht bös, aber dumm und altväteriſch. Da ſollte es immer gehen wie in einer Verſammlig, un obe druf ſötts de noh all Sunde z'Chile. J'eße heig es, u werche chöuns, was 's well, u daß es alles cleini mache müß, mein es nit. Aber we nes trappi, ſyge ihm d'Ching unger de Füße, furt well me je nit lah u doch ſötte ſi niene ſy, gäb wie eis neuery trapp, ume öppe i's Gras oder i's Werch, ſu pfyf d'r Alt u heiß je uſe; un ihm wär's, we ſi ume dänne chäme. So ſy beſti Zyt da ab d'r Welt zuz'bringe, ſelb wells de nadiſch nit, es well öppis angers aſtelle, ſo bald es ſih ihm ſchick un ihm Eine z'weg lauf, wo nes glaub, es mach's gut. Es gugg ihm neue aſe neuis,

Drei heig's i d'r Rispi u vo dene Dreie werd wohl Eine d'r recht ſy. Wo nes es am beſte g'ſäch z'mache, da b'ſinn es ſih de nimme lang.

Der Eine war ein Märitkrämer, d. h. Einer der daheim einen Laden hatte, jedoch auf Jahrmärkten und zu Bern alle Dienſtage feil hatte. Er hatte ein ſchönes Chaiſchen mit einem langen langen Hinterſtück, in welchem, wie in der Arche Noahs, alles Mögliche Platz hatte.

Der Zweite war ein Wirth, der hatte eine ſchöne Wirthſchaft und handelte nebenbei noch etwas weniges um Käs.

Der Dritte war ein Herr, d. h. ehemals war er ein Handwerker geweſen, jetzt war er ein Stück von einem Schreiber, hatte ein Pöſtlein dazu und handelte um allerlei, um Kanarienvögel und um Bohnenſtecken, um Aargauer Bauele und um Luzerner Schnitz, um Zürikerze, um Baſelleckerli, um Bernerſeife und Aele Senf, kurz um allerlei gute Sachen.

Alle drei waren Wittlige und Parthien, beſſer nützte nichts, meinte Eiſi, an jedem Orte hätte es es wie der Vogel im Hirſe und alle drei hingerſinnete ſih, wenn es ſi nit nähm, ſi thüye mit ihm, ſo heig es fry noh nie nüt g'ſeh, ſövli narrochtig u v'rliebt.

Der Krämer gefiel ihm b'ſungerbar wohl, es Chaisli und all Wuche z'Märit u d'Sache im Lade alli ſelber, beſſer wüßt es es nit z'mache. Weder d's Feilhah im Winter ſyg ihm öppe nit am aſtändigiſte u de daheim Schwebelhölzli u Bäredreck krüzerewys z'v'rchaufe, chönnt ihm doch viellicht welle erleide.

Beſſer g'fall ihm 's Wirthe, ſelb chönn me begryfe, un es glaub ſchier, es well d'r Wirth näh, weder er ſyg gar e dicke u es heig g'meint, wenn's noh einiſt manne well, ſu wells de e dünnere, e dicke hätts neue afe g'ha. U de heig er zwen Meitleni, ſo mager gelb Gränne, u de nüſti hoffährtig, daß me faſt nit luege dörf, allweg, we's ne nehm, ſu müße ihm die us em Hus, u well er ihm das nit v'rſpreche,

ſu nehms ne nit, druf chönn er zelle, es heig ſelber Chings mch as g'nue.

U de mit dieſem, mit em Herr, wüß es erſt nit, wie's es mache well. Ei Weg g'fall er ihm v'rſtümeret u d'r anger Weg nit e Tüfel. Am mingſte mache müßt es da, z'pflanze bruch me nüt, d'Sach chauf me uf em Märit, es chönnt ſy Zyt bruche, wie es well, daheim ſy oder nit, chönnt a Bäull u i d'Kumedi, wenn ſygg, u ſpaziere mit ihm, hie us u dert us, öppe i d'Nächi, die beſte Händel hätts. D'rnebe g'fall er ihm doch neue nüt, er heig ſo ne längi Naſe u ſchnupf de noh d'r ganz Tag, daß er faſt ſteich wie nes Miſtloch, u chöm mängiſch ſo hüdelig daher, daß me glaubti, er ſyg e Spittler oder e alte oberkeitlige Keſtgänger, u me ſih ſynere ſchäme müß. Aber öppe nit wege d'r Armuth chöm er e ſo, ſondern will ihm hiemere zur Sach lueg u ſe öppe i Ehre heig. Mit z'Gaſt hah u z'krame heig er de öppe d'r meiſt B'rſtang.

Solche Hoffnungen und Bemerkungen detaillirte Eiſi begreiflich weder dem Göttli noch der Gotte, ſo packte es ſeiner bekannten Freundin aus, bei welcher man es ſehr oft ſah, die große Gefälligkeit für ihn's hatte und viele Gelegenheiten ihm verſchaffte.

Eiſi's Läuf und Gängen nachzugehen, wollen wir uns aber hüten, ſie gingen ſo in die Kreuz und in die Quere, daß es uns ginge, als wären wir in einen Irrgarten gerathen, in welchem man ſein Lebenlang laufen kann und doch keinen Ausgang findet.

Wir wollen unſern geneigten Leſern bloß noch ſagen, daß auch der Götti ſeine Läuf und Gänge hatte, jedenfalls würdigere, ob ſie zu beſſerem Ziele führen werden, iſt Gott bekannt. Er hatte mit ſeiner Mutter, wie er die Frau zu nennen pflegte, Bekannte und Verwandte durchgemuſtert, die Thüren bezeichnet, an welche er für die Aufnahme von dieſem oder jenem Kinde anklopfen wollte. Sie hatten die Sache

nicht bloß so oberflächlich genommen, sondern für jedes der Kinder, je nachdem sie es kannten, ein apart Haus ausgelesen, und an diese Häuser zu klopfen, war der Götti ausgegangen und hatte dazu manchen Tag verbraucht. Er war nicht unzufrieden mit dem, was er ausgerichtet hatte, er sagte seiner Mutter: „Es ist schön und doch traurig! Traurig ist's, wie so eine Mutter ganz erkalten kann für ihre Kinder, daß sie ihr nichts als eine Last sind, sich um sie nicht bekümmert, von ihnen wegstellt, sobald sie kann und so, daß sie dieselben verläugnet, so daß sie später nicht einmal zu ihr dürfen. Das kömmt aber daher, daß kein christlicher Sinn in einer solchen Mutter ist, daß sie nichts anderes weiß, als Gott und den Nächsten zu hassen, daß sie ihr eigener Götz ist und Gut hat ihr Himmel. Hast gesehen, daß Eisi je ein Buch genommen hätte? hast gesehen, wie es allemal ein Gesicht gemacht hat, wenn wir es gefragt, ob es mit uns z'Predig well? Zum Nachtmahl ist es gar nie gegangen und ein guter Zuspruch zu seinen Kindern ist nie aus seinem Munde gekommen. Unser Herrgott hat die Ehe eingesetzt und die Kinder sind des Höchsten Gab, wer aber den Herrgott nicht mehr ästimirt und sich für das Höchste hält, der ästimirt die Ehe nicht für heilig, sie ist ihm nur gut fürs Fleisch, und die Kinder achtet er für eine Last, die er abwirft bei der ersten Gelegenheit. Je weniger christlich die Eltern werden, desto heilloser versündigen sie sich an ihren Kindern, desto übler geht es den Gemeinden, welchen die armen Würmer, welcher niemand sich erbarmen will, vorab liederliche Wittweiber und schlürmige Wittwer nicht, zugeschoben werden. Das ist traurig, traurig ist diese unchristliche Verläugnung der heiligsten und schönsten Pflichten. Aber schön ist's, daß es andere Leute giebt, welche noch der Kinder sich erbarmen und ein Einsehen haben in ihre Noth, daß bei ungerathenen Eltern, denn die mißrathen fast noch mehr als die Kinder, andere Leute einstehen müssen, Verstand haben müssen und

Muth, ſolcher Kinder ſich anzunehmen, gäb wie ungern man es auch thut, von wegen der Verantwortung und dem Undank." Somit gab er Bericht, wie er an wenigen Orten abgewieſen worden ſei, und zwar noch ungern, weil die Umſtände es nicht geſtattet hätten. Die Meiſten hätten ſich freilich bekümmert über die Pflicht, ſo ungerathene Kinder ins Geleiſe zu bringen, aber mit dem Lohn ſei er bald einig geweſen. Wenn man mit den Kleidern etwas nachhelfe, ſo daß man nicht Geld aus dem Sack noch dazu thun müſſe, ſo ſeien ſie vorerſt zufrieden. Er thue ſonſt viel und daß er alles thue, ſei nicht billig. Es müſſe jeder was thun, öppe was ihm zieh mög und ob ſie hier oder an einem andern Orte gäben, ſei einerlei. Aber daß es gut komme, dafür wellten ſie nicht gut ſein; Ching, wo ſih nüt g'wahnet heige z'folge u z'werche, angers z'dreſſire, ſelb ſyg e ſtrubi Sach. „Was meinſt, fragte die Mutter, iſt's müglich? Es wär doch ſchröckeli gut!" „M'r wei's hoffe, ſagte der Götti, doch für gewiß möcht ich es nicht nehmen. Eins iſt das Beſt, ſie können niemand klagen und nicht fortlaufen, weil ſie nicht wüßten wohin, als hieher, und da wiſſen wir, was wir zu thun haben." „Die arme Ching, ſagte die Mutter, chönne mih doch neue afe dure, daß ſi vo nangere müße, weiß Gott, ob ſi enangere wieder g'ſeh! U duret es ſe ächt nit hie furt, ih muß ſäge, wenn eis plä-reti, ih chönnts faſt nit furt lah, wenn ih ſcho wüßt, daß es ſy Nutze wär. Un Eiſi, heſch ihm's öppe ſcho g'ſeit, u was hets g'ſeit?" — „Nein, ſagte der Götti, was ſinneſt, daß ich mit ihm rede eher als mit dir, aber morgen muß es geſchehen, wenn es nicht etwa ausreutert, ehe es ſich ſchickt. Solche Sachen darf man nicht anſtehen laſſen, ſie müſſen ab Brett, je eher je lieber. Aber habe nicht Kummer, d'Sach iſt ihm recht, wenn es vielleicht ſchon einige Trümpfe laufen läßt, ſo des allgemeinen Brauches wegen." Und der Götti hatte Recht.

Am Morgen ſchickte Gott gleich eine gute Gelegenheit.

Die Kinder biſſen und kratzten ſich untereinander, es war ein allgemein Gebrüll, und Eiſi, das geputzt ausreutern wollte, kriegte Blut an ſein ſchönſtes Mänteli. Was das aufbegehrte! Da meinte der Götti: z'ſäme thüe die nit gut, was meinſt, wo me ſe e Stung vo ne nangere thät? Ihm wär's d's Rechte, ſagte Eiſi, es wett es g'ſchäch noh hüt. Selb ſyg nit woht mügli, ſagte der Götti, aber er well luege, öppis müß gah, ſo chönn me's nit wohl lah gah.

Die Kinder hatten auch nicht viel gegen die Entfernung, obgleich der Götti das Mittel, ihnen den Mund mit ſchönen Verheißungen recht ſüß zu machen, nicht anwandte. Mit ſolchem möge er nichts zu thun haben, ſagte er, man wiſſe nicht, was für Schaden man damit anzurichten im Stande ſei. Aber die Kinder hatten es wie die Iſraeliten. Wie dieſe in der Wüſte nach den Fleiſchtöpfen Egyptens zurück ſich ſehnten, ſo die Kinder ſich ins verlaſſene Haus, in die Welt zurück, wo das Leben größere Abwechslung gehabt, ihre Sinnlichkeit abwechſelndere Nahrung gefunden hatte. Daß ſie neue Kleider bekommen ſollten, Hemden, Schuhe u. ſ. w. beſchäftigte ſie ebenfalls ſo, daß ſie an's Scheiden nicht dachten. Zudem hat der Leſer wohl bemerkt, daß die Gemüthsweiſe dieſer Kinder nicht innige Zuneigungen zuließ, an Perſonen hingen ſie nicht, doch von Perſonen verlangten ſie viel, wie lieb ihnen auch die Gabe war, der Geber konnte ihrethalben gehen wohin er wollte. So ging Eins nach dem Andern an ſeine Beſtimmung, ohne daß es mit Schmerz ſich losriß, daher entſtund durch dieſes Scheiden nicht bloß keine Lücke, ſondern es war, als wenn etwas Unheimliches, Störendes gewichen, als wenn nach ſauerm Bysluft nur noch ein leiſer milder Hauch durch die Blätter ſäusle. Ob es gelingen wird, die Kinder der Bahn zu entreißen, auf welche ſie unwillkürlich durch die Eltern geführt worden waren, und ihre Gemüther chriſtlich umzugeſtalten, das weiß Gott. Was in der Macht der Menſchen liegt, das that der Götti und wird es

ferner thun. Einen solchen Götti sollten viele Kinder haben, und allweg jede Waisenbehörde zu Stadt und Land den Sinn dieses Götti.

Eines Abends saßen Götti, Gotte und die zwei Kleinsten vor dem Hause, es war Herbst, aber warm schien die untergehende Sonne, Obst hing an den Bäumen, hier und da hörte man einen Apfel zur Erde fallen und Jägerohren hätten das Gekäfel von Eichhörnchen gehört, die hinten im Baumgarten auf einem Birnbaum saßen und durch die süße Frucht sich gemüthlich zu den schwarzen Kernen bissen. Bloß der Blaß schien etwas davon zu merken. Vor der B'setzi lag er im Grase, stund aber auf von Zeit zu Zeit, ging bedächtig einige Schritte dem Baumgarten zu, horchte auf, gab einige Laute von sich, kehrte dann wieder und legte bedächtig sich nieder. Auf der Kellerlehne saß der Maudi, schnurrte vergnügt, wenn aber der Blaß aufstund, so schwieg er und sah mitleidig nach dem dummen Blaß. Auf der B'setzi hielten Abendpromenade, gravitätisch und staatsmäßig, die Tauben, während oben unterm Dache sehnsüchtig ein Tauber girrte, umsonst jedoch, denn die Täschen unten stellten sich, als merkten sie das Girren nicht, als kümmerten sie sich um keinen Tauber. Die Täschleni, spazierten sie doch um des Taubers willen so kokett, drehten so graziös die Köpfchen zur Seite und trippelten dann wieder so zierlich hin und her, accurat wie Töchter auf der Promenade.

Auf dem Bänkli saß der Götti und rauchte sein Pfeifchen, neben ihm saß der Bube und versuchte mit stumpfem Messerchen sich eine Pfeife zu schnitzen. Da saß auch die Gotte, rüstete späte Bohnen, denn diesmal war der Himmel Weibern und Mädchen günstig, noch hatte kein Reif Bohnen und Dahlien verbrüht. Vor der Gotte auf kleinem Blöcklein saß das Mädchen, half der Gotte, hatte große Freude daran, wenn es einen großen ganzen Faden ab einer langen Bohne ziehen konnte und zeigte ihn dann dem Götti.

Aus dem Hause kam Eisi schön geputzt, ein Säckli in der Hand. „Wotsch noh furt, sövli spät?“ sagte die Gotte. Es hätte noch eine Verrichtung, sagte es, und wenn es nicht früh heim käme, so sollten sie seinetwegen nicht im Kummer sein; so sagte es und dahin ging es. Es ging so eine Mutter von den Kindern weg, um das Hochzeit anzugeben mit einem neuen Manne, abzuschütteln die alte Last, ein neu Glück zu gründen, ein neu Leben zu beginnen, voll Jubel und Freude. Den Herrn hatte es erwählet, die Andern schienen eben nicht hitzig gewesen zu sein, nicht pressirt zu haben. Dem Glücke, eine Herrenfrau zu werden und mit ihrem Jösel in der Stadt zu leben, konnte Eisi nicht widerstehen, nur das wüßte es noch nicht recht, ob es sich städtisch wolle kleiden lassen oder im Kittel bleiben, sagte es. Den Schritt that es, ohne dem Götti und der Gotte was zu sagen. Es hatte dem Herrn so viel vorgelogen, daß es so stark als möglich pressirte, von wegen es giebt allenthalben böse Leute, die Einem z'böst reden, d. h. die Lügen an den Tag bringen. Während aber Eisi so handlich gelogen, glaubte es doch alles, was der Herr seinerseits ihm vorlog, nach dem Sprichwort, was man gerne glaubt, das glaubt man leicht.

Der Götti und die Gotte sahen Eisi betrübt nach, dann warfen sie einander einen langen Blick der Verständniß zu. Man braucht Einem nicht alles zu sagen und man weiß es doch. Ueber seine Angelegenheiten redete Eisi mit den alten Leuten nicht, es hielt sich für viel zu hoch, herausgewachsen über ihren Horizont, sich für eine Tochter einer Zeit, welche die Alten nicht begriffen, es gehörte der modernen Bildung an. Die Alten aber hatten vernommen, was Eisi trieb und womit es umging und hatten lange Rath gepflogen, ob sie die Rede versuchen wollten oder nicht. Sie waren einig geworden, sich in die Sache nicht zu mischen, wenn Eisi nicht davon anfange. Ihren Rath wollten sie nicht aufdringen, zudem kannten sie Eisi gut genug, um zu wissen, daß es

keinen von ihnen annehmen, vielleicht gar noch zum Gegentheil werde angetrieben werden. Sie waren nicht der Meinung, daß man ihm allwäg rathen solle, helfs oder helfs nit, nach dem lateinischen Sprüchwort: animam meam salvavi, d. h. damit man sagen könne: i Gotts Name, g'seit hätt ih's, aber uf mih g'lost het me nit, jitz mach es, was es well, aber cho klage soll's m'r de o nit, selber tha, selber hah, heißt's de!

Sie hatten immer bereite Hände zum Geben, aber einen sehr bedächtigen Mund zum Rathen. Der Götti hatte dem Vogt einen Wink gegeben, was dieser daraus gemacht, wissen wir nicht.

Aber betrübt sahen sie der Mutter nach, die so leichtfertig den Gang ging, der sie von ihrem eigenen Fleisch und Blute weg in neue Verhältnisse, vielleicht in neues, größeres Elend führte.

Die Kinder ahnten nichts, das Fortgehen der Mutter beschäftigte sie auch nicht; die Mutter hatte es dahin gebracht, daß die Kinder ihr Gehen und Kommen kaum beachteten.

Sie setzten ihre Arbeit fort, bald mußte die Gotte die Pfeife bewundern, bald der Götti einen langen, langen Faden, und wenn sie es thaten, so hatten ihre Augen nie inniger über den Kindern geglänzt.

Die Sonne war untergegangen, die Arbeit fertig geworden, am westlichen Himmel glänzte, fast noch im Abendrothe, des Mondes junge Sichel, Sterne begannen zu flimmern, aus des Himmels unendlichem Grunde trat schüchtern ein Sternlein nach dem andern hervor, es war ein stiller schöner Gottes Abend, hie und da fiel ein Apfel, auf dem Birnbaum hörte man die Eichhörnchen, aber in seinem Häuschen ruhte der Blaß. —

Es ruhten die Messerchen der Kinder, an den Götti lehnte halb schlafend sich der Bube, des Mädchens Hände lagen in der Gotte Hände.

„Wei m'r öppe i's Bett?" frug ſanft die Gotte. „Wie d'witt, ſagte das Mädchen, aber wette m'r nit z'erſch noh ume Aetti bete, d'r lieb Gott g'hörts zillicht noch beſſer hie uße as dinne?"

„He ja, liebs Meiteli, bet", ſagte die Gotte. „Was ſoll ih bete, frug das Meiteli, d's Unſer Vater oder der Glaube?" „Was d'witt, ſagte die Gotte, aber probir us d'r ſelber, wied' ſcho es paar Mal probirt heſch. D'r Götti hilft de o, u's Brüderli."

„Gotte, ih ſchüche mih, ſagte das Kind. Oder wotiſch du o helfe?" „Allweg", ſagte die Gotte.

Da faltete das Mädchen die Hände und betete leiſe über der Gotte Schoos: „O himmliſcher Vater, mach doch d'r Aetti ſelig u d's Müetti u d'Gotte o u d'r Götti o un üs alliſame. Ame." —

Da gab's einen hellen Schein, man wußte nicht, war's fernes Wetterleuchten, war's ein klein Meteor. Erſchrocken frugen die Kinder: „was iſch, was iſch, wott's donnere?"

„Glaub nit, ſagte der Götti. Es wird ech d'r lieb Gott blickt hah, daß er ech well ſelig machen un alliſame, wenn d'r fromm blybet u geng betet."

„O Gotte, iſch das ächt?" fragte das Mädchen.

„Glaubs Kind, ſagte die Gotte, u blyb es guts Meiteli, ſu fehlts nit."

„Gotte, ih wott", antwortete das Mädchen, „un ih o", ſagte der Bube.

„U Gott gäb, daß es ſo ſyg, antwortete der Götti, u ſo blyb."

Gut Nacht mit enangere!

Gedruckt bei C. H. Hendeß in Cöslin.

Inhalt.

			Seite
Kapitel	1.	Die Gräbd	3
—	2.	Der Leser vernimmt, wer begraben worden und wie derselbe seiner Zeit zu einer Frau gekommen .	18
—	3.	Wie eine Frau in sechs Wochen das Wirthen lernt	31
—	4.	Wie Wirth und Wirthin floriren und wie die Wirthschaft blüht	36
—	5.	Von der Fortbildung überhaupt und von Steffens und Eisi's Fortbildung insbesondere	53
—	6.	Von den Flitterwochen einer Wirthschaft und wie sie ein Ende nehmen	79
—	7.	Ein Kapitel über das Geschrei von schreienden Bedürfnissen und dem Seufzen nach einem schreienden Bedürfniß	86
—	8.	Steffen kriegt selbst schreiende Bedürfnisse	105
—	9.	Was ihre Fortbildung für Früchte trägt und wie sie die schreienden Bedürfnisse stillet	116
—	10.	Wie Eisi's Fortbildung zu Falle kömmt	131
—	11.	Wie Eisi zu einem Benefiziinventar und ein Schreiber zu einem Lehrplätz kömmt	142
—	12.	Wie Eisi auf das Benefizium das Krapel kriegt und zu interessanten Aufschlüssen kömmt	187
—	13.	Eisi erhebt sich, sendet Freunde aus und wird auf einen Standpunkt gestellt	204
—	14.	Es ergeben sich noch andere Standpunkte, daraus entsteht Allerlei	217

Seite

Kapitel 15. Wie aus Allem endlich ein Geltstag entsteht und was ihm noch alles vorangeht 225
— 16. Wie ein Geltstag angeht und was zuerst aus dem Hause geht 237
— 17. Wie eine Wirthin eine Uhr hatt, welche sie im Kopf gehabt, die aber nicht nach ihrem Kopf gegangen 253
— 18. Wie Eisi dagegen Schirr im Kopfe hat und warum 258
— 19. Wie Babi, die Speisewirthin, ein Schesli im Kopfe hat, und wie der Schwarze Babi darum bringt 263
— 20. Wie eine Wirthin der andern einen Spiegel überliefert 277
— 21. Wie ein Tag zu Ende geht und einem Eisi ein Licht aufgehen kann 285
— 22. Ein wichtig Kapitel vom Keller und vom Kinderwägeli 298
— 23. Wie Eisi an der Herrenstube hängt und wie Babi, die Speisewirthin, darüber stolpert und die Treppe ab fällt 308
— 24. Wie die Nachzügler sich glücklich machen und Eisi den Schweiß austreiben 315
— 25. Alte Leute haben altväterische Gedanken, die jungen Leuten wohl kommen 320
— 26. Wie ein altväterischer Götti aufgeklärt handelt . . 326
— 27. Ein altväterisches Kapitel von allerlei Geistern . 338
— 28. Wie die altväterischen Geister Meister werden und auf harten Tag ein guter Abend kommt . . . 351

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neunzehnter Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erlebniſſe

eines

Schuldenbauers.

Vorwort.

Der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehs, ſagt ſchon Salomon, und es fangen die Menſchen an, dies Wort zu begreifen, allenthalben bilden ſich Vereine, vor menſchlicher Beſtialität das Vieh zu ſchützen. Das iſt recht und ſchön, wenn man ſich dabei vor allzu zärtlichem Unverſtand hütet. Das Loos der Diebe, Betrüger, Mörder, das Loos des eingefangenen Ungeziefers in der menſchlichen Geſellſchaft, hat die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Engländer und andere Länder ſind mit großem Lärm und Poſaunenklang herumgefahren, haben Logis und Traktament der unglücklichen Gefangenen unterſucht, haben geſtöhnt und geweint, bis die Gefangenen logirt und traktirt wurden beſſer als fleißige Arbeiter, als wären ſie den Staaten willkommene Gäſte; aus Verbrechern haben ſie Unglückliche gemacht. Wer dieſe überſchwengliche, ſogenannte chriſtliche Weichheit nicht mag, wird gehalten für einen mittelalterlichen Barbaren, ja für einen neuſeeländiſchen Menſchenfreſſer.

Für Hunde und Diebe füllt man die Welt mit zärtlichem Geheul und läßt neben ſich eine ehrenwerthe, hauptſächlich zu berückſichtigende Menſchenklaſſe auf das Heilloſeſte martern, hat nicht bloß kein Mitleid für ſie, ſondern nicht

einmal einen Begriff, daß und wie sie leidet. Allgemein ist der Jammer über Verarmung der Menschen, das Hülfsgeschrei erschallet ununterbrochen Tag und Nacht, aber derer, die der Armuth sich entwinden durch Fleiß und Arbeitsamkeit, wieder nach Eigenthum streben, achtet man sich wenig oder gar nicht, und ist doch aller Anfang so schwer und beginnendes Leben unendlich leichter zerstört als erstarktes Leben. Jungen Pflanzen gleich sind die Menschen, welche aus dem Sumpfe der Armuth sich erheben, freien Athem, festen Boden suchen, dem Ungeziefer sind diese am meisten ausgesetzt, am leichtesten werden sie um ihr neues Leben gebracht. Nun ist für den, der Augen hat für diese sehr ehrenwerthe Menschenklasse, kaum etwas Peinvolleres, als zu sehen, wie dieses Ringen vereitelt wird, wie den glücklichsten Anstrengungen ein Zurückgleiten folget und wie dieses Vereiteln von Menschen kommt, welche, wie der Jäger dem Hunde die Beute, welche er erjagt, abnimmt, abjagen ihrem Mitmenschen, was er im Schweiße seines Angesichts verdient, wie man in aller Aufklärung den Wucher mit dem Schilde der Gewerbsfreiheit bedeckt und unter der Loosung von persönlicher Freiheit den Armen der Grausamkeit des Wucherers überläßt.

Man begreift die gräßliche Angst des Unglücklichen, der einen Abhang hinuntergleitet, dem sichern Tod entgegen, der sich halten will, doch alle Zweige brechen, die Füße finden keinen Halt; aber ist die Angst dessen, der auf sichern Boden gelangt zu sein glaubend, den Boden wanken fühlt, den festen Stand allmählig verliert, mit Weib und Kindern sich unwiderstehlich in den Sumpf der Armuth wieder zurückgestoßen fühlt, der, wenn er sich halten will, alles ihn täuscht, alles ihm bricht, minder peinvoll? Ein langsam Feuer ist's, an dem er geröstet wird, eine Folter, die Hunderte von Tagen dauert.

Wie er auch ſchreit, niemand hilft ihm, denn geröſtet und geſoltert wird er unter dem Scheine Rechtens.

Dem Staate ſoll vor allem aus daran gelegen ſein, reiche, nicht arme Staatsbürger zu beſitzen, er ſoll das Verarmen hindern, das Reichwerden fördern, aber in den Schranken ſeiner Macht, nicht durch künſtliche Mittel; je ärger man nach ſolchen ſchreit, deſto heftiger werden wir uns dagegen ſträuben. Wir fordern wenig vom Staate, wir fordern bloß, er ſolle dafür ſorgen, daß die Inſtitute und Aemter, welche er zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums errichtet, beſoldet, patentirt, ihren Zweck erfüllen und nicht das Gegentheil deſſelben, daß, wer z. B. zum Recht verhelfen ſoll, nicht Theilnehmer am Unrecht oder Hehler deſſelben ſei, daß Recht finden leichter ſei, als Unrecht verdecken, daß ehrlicher Erwerb wenigſtens eben ſo ſicher ſei, als Diebsgut, erwerben ſo begünſtigt ſei, als verſchleudern: daß über dem Volke ein klar Recht ſei, einfach, ähnlich Gottes Wort, verſtändlich auch den Unmündigen, und eine wackere Hand es verwalte, Allen ſichtbar, Allen fühlbar.

Aus Erbarmen mit den Ehrlichen und Fleißigen, welche dem Sumpfe der Armuth entrinnen wollen, iſt dieſes Buch geſchrieben und zwar mit Pein geſchrieben, denn wohl wird es Einem nicht in dieſer trüben Luft. Daher kann dieſem Buche, wenn je einem, der Vorwurf gemacht werden, es ſtelle nicht die ganze Wahrheit dar, nackt in ihrem Umfang und in ihren Tiefen. Allerdings iſt die Schlechtigkeit der Einen nicht vollſtändig aufgedeckt und verfolgt in all ihren Gängen, das Weh, die ſchlafloſen Nächte der Andern nicht geſchildert mit gehörig lebendigen Farben. Jeder Leſer mag nach ſeinem Gefühl und ſeiner Luſt, was er vermißt, ergänzen.

Jedem Staate aber wird gewünscht, daß er zu immer klarerem Bewußtsein komme, wofür er eigentlich da sei, und darnach thue, so kann das Publikum auch begreifen und wird zum Bewußtsein kommen: Die Regierung sei von Gott, kein Uebel, sondern eine Wohlthat, nicht um der Regenten willen da, sondern um der zu Regierenden, und das wird besonders in Republiken das beste Mittel gegen alle Revolutionen sein.

Lüzelflüh, den 30. September 1853.

Albert Bitzius.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Der Schauplatz öffnet ſich 1

Zweites Kapitel.

Der Aufzug 30

Drittes Kapitel.

Schon Tod und Begräbniß 40

Viertes Kapitel.

Von Wetter und Zeit, von Gottes Huld und der Menſchen Fleiß 64

Fünftes Kapitel.

Der chriſtliche Standpunkt in der Keßlere 78

Sechstes Kapitel.

Von verſchiedenem Handel und Wandel 85

Siebentes Kapitel.

Was glatt reden hilft 104

Achtes Kapitel.

Wie man Weihnachten hält auf der Keßlere 112

Neuntes Kapitel.

Und wie es vom Weihnachtsabend bis zum Neujahrsabend geht 122

Zehntes Kapitel.

Von ung'ſinneten Sachen, per Exempel Briefen und Weibeln, nebſt einigen Betrachtungen 151

Eilftes Kapitel.

Von verſchiedenen Beſuchen, und wie man dabei um Geld und Anken kommen kann 172

Seite

Zwölftes Kapitel.

Von unleichen Gedanken und ungleichen Jahren, und wie ein Gang den andern nach sich zieht und Altes neu wird . 197

Dreizehntes Kapitel.

Vom Schräpfen und gutem Rath 232

Vierzehntes Kapitel.

Hans Joggi sucht Geld, und wie es ihm ergeht 250

Fünfzehntes Kapitel.

Anne Marei geht um Geld aus, und wie es ihm ergeht . 276

Sechszehntes Kapitel.

Von verschiedenen Gemüthsstimmungen, und wie Hans Joggi zu Erfahrungen kömmt 302

Siebenzehntes Kapitel.

Von menschlicher Angst und Gottes Hut 315

Achtzehntes Kapitel.

Wie in der Kesslere liquidirt wird und verschiedene Helfer sich zeigen 332

Neunzehntes Kapitel.

Und wie endlich geholfen wird und ein gutes Ende den bösen Anfang gut macht 357

Erstes Kapitel.

Der Schauplatz öffnet sich.

Bekanntlich hängt das Erscheinen und Verschwinden vieler Thiere vom Wetter ab. Wenn das Wasser steigen will in der Erde bis an die Oberfläche, flüchten die Ameisen sich und ihre Eier in's Trockne und beginnen die emsigen Hausfrauen zu plagen in Kellern und Schränken, und wie die Ameisen sich flüchten und wandern, müssen die Hausfrauen wandern und flüchten mit ihrem äsigen Zeug, absonderlich mit ihren Zuckerschalen, Honigtöpfen, mit all ihren Süßigkeiten. Da giebt es böse Zeiten, da findet man begreiflich gar nichts Süßes bei den Hausfrauen, bloß noch Salz, Pfeffer, Essig und das Uebrige, woran die Ameisen nichts machen, da entstehen Pfeffergesichter wie bei nassem Wetter Schwämme auf dem Miste. So erscheint die rothe Schnecke bloß bei feuchtem Wetter, von wegen sie ist nicht Liebhaberin von trocknem Staube.

So haben es noch Andere, so auch gewisse Menschenklassen. Es ließe sich fast behaupten, daß bei jeder Witterung eine andere Menschenklasse durch das Land streicht, auf den Straßen wandert. An hellen schönen Tagen wird man wenig verdächtigen Gestalten, düstrem Gesindel begegnen, aber wenn es sauer wird auf Erden, trüb der Himmel ist, die Finsterniß naht mit unhörbaren Tritten, da bricht das Ungeziefer aus den Löchern, schleichen lauernde Gestalten herein, nach einem guten Schick erhebt sich der Räuber von seinem Lager in des Waldes düsteren Gründen.

Wir kennen ein Dorf im Schweizerland, es liegt nicht just einsam, auch nicht an einer Weltstraße, aber an der Sonne und dies ist für ein Dorf die Hauptsache, und weil auch viel Fleiß da ist, ist auch viel Geld da. Die Häuser sind nicht herrschelig, aber stattlich, man sieht jedem von weitem an, daß darin ein guter Bauer wohnen muß. Es liegt im vierundzwanzigsten Canton, wo man die lingua eidgenossica spricht, aus welchem man das Material zum Austrocknen des großen Mooses bezieht, auf welchem, wenn es nämlich ausgetrocknet wird, das Seminar für achtbare und unpartheiische eidgenössische Richter angelegt werden soll.

In diesem Dorfe ist begreiflich auch ein Wirthshaus und in selbem ein Wirth, ein famoser. Er hat das Geld sehr lieb, das ist nicht curios, denn so haben es die meisten Wirthe, wenn auch nicht immer zum Sammeln, so doch wegem Brauchen. Er mag durchaus nicht leiden, wenn die Leute in einem andern Wirthshause oder gar in einer Pinte einkehren, das ist eben auch nicht curios, sondern ein ganz allgemeiner Zug bei den Wirthen. Aber er haßt gewisse Gäste, begehrt sie gar nicht, auch wenn sie reich zahlen, wird allemal zornig, daß er ganz steif wird wie ein buchenes Scheit, wenn sie bei ihm einkehren, und wird ebenso feurig und gstabelig, wenn sie anderwärts einkehren, die sollen nirgends einkehren. Das ist die Hauptcuriosität an ihm, kleinere hat er noch gar viele. So hat er z. B. guten Wein, aber es kann ihn ankommen, er gönnt ihn niemanden, er reut ihn, er giebt ihn weder um gut Geld noch um gute Worte.

An einem Tage, wo die Sonne nicht schien, wo der Wind sauer blies, der Himmel nicht recht wußte, wolle er schneien oder regnen, schwärmten Männer umher, halbherrschelige, auch halbkleinene, fast wie Bauern, nur daß die Kutten wohl stark verweht waren und ihr Gang nicht der Gang eines Bauern war, der dem Boden wohl traut, sondern dem Gang derer glich, denen es sehr wohl kömmt, wenn sie

niemand hört. Einer nach dem Andern derselben verschwand im Wirthshaus.

Es trappete auch Einer dem Wirthshaus zu, eine Frau hinter sich, und die Frau hatte einen Parasol unter dem Arm. Sie waren währschaft gekleidet aber gering, schauten mit neugierigen Augen um sich, stunden vor dem Wirthshause still, accurat, als ob es ihnen ginge wie dem Himmel, sie nicht wüßten was sie wollten. Auch fragten sie einander: Ist's oder ist's nicht. Da kam eine Stimme zum Fenster aus: Kommt hinein, ihr seid am rechten Orte, wir warten schon lange. Darauf verschwanden sie ebenfalls im Wirthshause.

Hernach hörte man ein Fuhrwerk, ein Roß mit einem mächtigen Geschell, und daher kam gefahren, als ob es brenne irgendwo, ein Mann in einem Chaischen. Dem Chaischen sah man an seinem hintern Auswuchs an, daß der Herr ein Müsterler war, obschon er ein ehrbares Aussehen hatte, weder ein Fratz war, noch lüderlich aussah. Der Mann schien bekannt im Wirthshaus; der Stallknecht kam sogar gesprungen und gab ihm den Namen, der Wirth erschien unter der Thüre, steckte die Pfeife in die Brusttasche, die Stubenmagd versuchte den Sturmmarsch, bemächtigte sich mit ungewohnter Holdseligkeit der Peitsche und des Mantels, so daß augenscheinlich der Mann eine willkommene Erscheinung war. Er verdiente es aber auch, er war freundlich mit jedermann, zufrieden mit allem, wenn es immer möglich war, und interessirte sich für vieles. Er war nicht einer von denen, die meinen, sie seien am schönsten, wenn sie über alles die Nase rümpfen und grämen, um nichts sich kümmern, als um ihr Geschäft und nebenbei um Mädchen im anständigen Alter, im Wirthshaus von nichts zu reden wissen als über Politik, zu himmeldonnern, ohne eine Ahnung von bürgerlicher Ordnung zu haben, ja nicht einmal wissen, wachsen an den Bäumen Kabisköpfe oder Runkelrüben, nichts wissen als ob es warm oder kalt mache und daß es in der Regel von einem Wirthshaus zum andern

verflucht langweilig sei. Er ging rasch der gewohnten Stube zu, öffnete sie, ehe der sauersehende Wirth und die langsame Magd zu einer Einrede kamen. Wider Gewohnheit war das Zimmer besetzt, denn in der Regel war am Abend das Wirthshaus die Woche durch ziemlich leer. Die Hausväter im Dorf hatten den Glauben, sie seien zu Hause am schönsten, und die Jungen hatten sich noch nicht zu der Ansicht erhoben, sie seien dafür auf der Welt, im Wirthshause zu verthun, was die Väter zu Hause mit Arbeit erworben. Sobald der Reisende die Leute am Tische, auf dem Essen und Trinken stand, und die augenscheinlich was Apartes hatten, sah, machte er die Thüre wieder zu und frug, was da los sei, an so ungeradem Tage werde doch kaum eine Taufe sein.

Nein, eine Taufe ist's nicht, schnurrte häßig die Stubenmagd, aber es wäre dem Manne nützer, er müßte zwei Kindbetten halten, als da innen Rothen und Weißen zu saufen und einstweilen noch umsonst, öffnete dem Herrn ein anderes Zimmer, fragte, er werde über Nacht bleiben wollen und humpelte auf die bejahende Antwort weiter ohne nähere Erläuterungen. Der Reisende begriff daran nichts, und was Gefährliches schien im Nebenzimmer nicht vorzugehen, denn da war lauter Fröhlichkeit, und wenn ein Mißlaut hörbar war, so galt er der Stubenmagd, die sie da im Trocknen hocken lasse, daß es keine Art habe. Sie sei auch nicht umsonst als das böseste Räf bekannt, Land auf Land ab.

Endlich kam der Wirth daher, fühlbar in der bösten Laune. Der Herr sagte, es gehe da innen lustig zu, und fragte, was das für Leute seien. Lustig vom Teufel, und ich wollte er nähme die ganze Bande, antwortete der Wirth und schoß wieder wie eine Wespe zur Thüre hinaus. Das kam dem Reisenden weder kurzweilig noch höflich vor und wenn er bei sich dachte: Ja so, Herr Wirth, wenn das so gemeint ist, so Adieu, an einem andern Orte kann ich auch sein, wird ihm das niemand verübeln. Es blieb ihm nichts übrig, als auf

die Gespräche jenseits der dünnen Wand zu hören. Da er so gleichsam zum Horchen gezwungen war, hörte er auch nicht seine Schand, sondern viel von Geld und Gut, von Zugreifen, das Glück nicht von sich stoßen, einmal verschmäht komme es nimmer wieder, übermorgen wahrscheinlich sei es schon zu spät, wenn Andere wüßten, was da für eine Gelegenheit wäre, sie würden zugreifen, ohne sich zweimal zu besinnen. Da glaubte der Herr so glücklich zu sein, zu einem Weiberhandel gekommen zu sein, wovon er viel gehört, aber nie recht daran geglaubt hatte. Es existiren nämlich eigentliche Weiberhändler, die sich fast nur damit beschäftigen, das Sprüchwort zu erwahren, wie die Berge nicht zusammen zu bringen seien, wohl aber die Menschen, die ordentlich Buch führen, Zusammenkünfte veranstalten, handeln, starke Prozente sich vorausbezahlen lassen und lügen können fast mehr als in die Haut mag. Er horchte immer eifriger, konnte jedoch die Sache nicht recht in's Klare bringen, da viel von Marchen und Zugaben die Rede war; er dachte zwar, die Mitgift des einen Theiles werde in einem Gute bestehen. Als der Wirth wieder eintrat, noch häßiger als vorher, sagte der Reisende, um etwas zu sagen, er glaube, der Käs dainnen werde bald fertig sein. Ich wollte der Teufel thäte sie alle nehmen sammt dem Käs, antwortete der Wirth und grübelte zornig mit seinem in der Mitte abgebrochenen Pfeifenraumer in seiner Pfeife. So, sagte der Herr, der meinte, jetzt gehe ihm das Verständniß auf, mit Schein ist euch der Handel nicht recht, hättet sie vielleicht lieber selber gha und jetzt nehmen sie sie euch vor der Nase weg. Der Wirth war nämlich unverheirathet, aber in dem Alter, wo man leicht eine Dummheit macht.

Was selber gha? frug der Wirth in einem Tone, der gerne einer Ohrfeige vorangeht, und machte Augen wie ein Schwein, das gestochen werden soll. He, antwortete der Herr, die Person da drinnen, die sich verheirathen soll, um die man

da handelt und wärtet. Ihr seid lätz dran, antwortete der Wirth und lachte beinahe, die mangelt keinen Mann, die hat einen und einen Haufen Kinder dazu; es geht um ein Heimathli. Das also hättet ihr gerne gehabt. Ich meinte, ihr hättet mir das letzte Mal gesagt, ihr hättet Land mehr als genug, ihr seiet übel damit geplagt, antwortete der Reisende. Aber so habt ihr Reichen es, ihr seht nie genug, und wenn man einmal meint, jetzt seiet ihr zufrieden, hei, sobald jemand anders was will, kommt euch der Hunger wieder an, werdet böse, thut als ob ihr noch nichts hättet. Ihr seid wieder lätz daran, antwortete der Wirth und lachte diesmal sogar wirklich. Meint ihr dann, unser Gattig Lüt könnten nur böse werden, wenn es um ihre Sache geht, Einem was weggeschnappt wird, und nicht auch wegen andern Leuten oder wegem Allgemeinen, wenn es da schlecht geht. Verzeiht, sagte der Herr halberschrocken, die Sache ist so rar, kömmt Einem so selten vor die Augen, daß man nicht gleich dran denkt, wenn sie Einem auch zur Seltenheit vorkömmt. Warum möget ihr ihnen denn das Heimathli nicht gönnen? Ist's ja nicht schön, wenn mindere Leute zu Eigenthum kommen und haben sie nicht noch einmal so viel Freude, an eigenem Land zu arbeiten als an fremdem?

Ja und wie lang? wenn es immer währte, wäre es ein Anderes, antwortete der Wirth. Aber da drinnen ist eine ganze Bande Güterhändler, ein Agent, ein Notar, und die sind daran, einen armen Teufel hineinzusprengen, ihm ein Gütlein zu theuer anzuhängen, um dann in zwei drei Jahren ihm die Haut über die Ohren zu ziehen und ihn sammt seinen Kindern über das Nest hinauszuwerfen.

Ja, wenn das so ist, so muß man da einschreiten, es nicht geschehen lassen, muß ihn hinausrufen, ihn warnen und ihm zeigen, was im Spiel ist, das ist Pflicht, sagte der Herr.

Was, Pflicht, schnauzte der Wirth. Pflicht ist, daß jeder zu sich selbsten sieht und nicht löscht, wo es ihn nicht brennt,

da hat schon mancher die Finger wüst verbrannt. Die rechte Bande ist da beisammen, ein Spitzbub ärger als der andre und obendrein der verflucht Mijor, wo schon es weiß kein Mensch wie manch armes Mannli unglücklich gemacht und um den letzten Kreuzer gebracht hat. Der könnte es mir schön eintreiben, und der Bürstel da drinnen sollte wissen, mit wem er zu thun hat, er wird schon von ihnen gehört haben, er kann selbst zu sich sehen, bin ihm nichts verwandt, und wenn er nicht selbst zu sich sehen kann, so würde es doch nichts helfen, wenn Andere zu ihm sehen wollten. Lugen die dazu, welche dafür bezahlt sind und die Pflicht hätten und statt dessen eher stoßen als wehren oder gar unter der gleichen Decke sind.

Aber vor denen Leuten habt ihr euch nicht zu fürchten. Schuldig werdet ihr ihnen nichts sein, und wenn euch das Mannli erbarmet, so gebt ihm einen Wink, recht ist's doch gewiß nicht, ihn ungewarnt jede Falle abtrappen zu lassen, sagte der Reisende. Man kann nie wissen, was noch kommt, antwortete der Wirth, und zu dem würde es nicht viel helfen. Ich brachte vorhin ihnen Wein, er hat schon schwer über Ort geladen, und das Fraueli, welches bis dahin noch gewehrt, wird bald kaum mehr Babi sagen können, es ist darauf angelegt. Hört, wie sie ihm flattiren und mit ihm reden wie küchelt. Er zeigte ihm die Ecke, wo man das Gerede drinnen am besten vernahm. Dort hin brachte der Wirth den Wein und da hörten sie nun dem Fraueli ein Rühmen appliciren, wie es dem Reisenden noch in keinem Welttheil vorgekommen. Ja, Fraueli, hieß es drinnen, etwas Recht muß ich dir geben, daß du dich wehrst, man sieht daraus, wenn man es nicht schon wüßte, daß deine Nase kein Holzschlägel ist, aber alles überfinnest doch nicht. Das Heimath sieht nicht am besten aus, selb ist wahr, aber das Land ist gut und viel Land ist, hast gesehen, wie viel Heu auf der Bühne ist, und war das Jahr doch kein Grasjahr, aber es ist ein Hof von den besten

einer. Ich ſage nur es Höfli, fiel die Frau ein. He meinetwege nur es Höfli, ſagte einer der Männer, einſtweilen fehlt eine Bäurin wie du, die Bäurin macht am Ende den Hof gut, mit einer Frau wie du biſt, iſt ein Hof d's Halb mehr werth. Mei[illegible] ſagte die Frau, der ſolche Reden ſichtlich wohl thaten, ich merk nicht, wie du vexirſt, ſo dumm, daß ich es nicht merke, bin ich doch nicht. Nein, Fraueli, nein, auf my Armi Thüri, ich vexire nicht, ich würde mich doch ſchämen, und dann einer, wie du biſt, ſoll man nicht mit vexiren kommen, ja wolle, da käme man ſchön an. Aber du weiſt ja ſelbſt am beſten wie du berühmt biſt für's Arbeiten und wie du alles verſteheſt. Pflanzplätze wie du hat ja keine Bäurin manche Stunde weit herum. Und dann bliebt bei den Leuten, bliebt, das iſt die Hauptſache. Du reuſt alle Leute, da wo ihr ſeid. O, ſie werden ſich unſerer öppe nit viel achte. Unſeretwegen wird ſich niemand hinterſinne, antwortete die Frau. Meinſt, ſagte ein anderer Redner. Wie berühmt du biſt, und nicht nur in deinem Dörfli, ſondern zentume, könnteſt am beſten ſehen, wenn dein Schlabi da dahinten blieb, da brauchteſt du es nicht in's Amtsblatt ſetzen und durch alte Weiber austrommeln zu laſſen, du hätteſt gerne einen Andern, ſie kämen von ſelbſt daher, wie wenn man im Winter metzget die Krähen, vo wege ſellige wie du ſind in dieſer böſen Zeit ein rar Freſſen. Auf dem Hof oder meinetwegen Höfli macht eine wie du mit dem Geſpinnſt den Zins, ja wäger, in der Sache heißt es, ſollſt du Deinesgleichen keine haben. Geſundheit, mach aus, will dir ein neues einſchenken. Seh, thue nit wunderlich. Eine wie du, die das ganze Jahr durch ſich die Finger vor ab arbeitet und dazu das beſte für die Schweine ſpart, ja, lachet nur, ſo iſt's doch, ſo eine darf herzhaft eins nehmen, wenn man es ihr gönnt und ſie einmal dazu kommt. Ja, ja, Hans Joggi, du warſt ein Glückstüpfi, als du die bekamſt, aber ich begreife es nicht, wie du das angefangen, du mußt ſchlauer ſein, als

ich dich dafür ansehe, aber, ja freilich, es giebt deren, sie haben Gesichter wie Thürlistöck und es sind die schlauste Tüfle, die es geben kann. Ich glaub aber doch nicht, daß du begreifst, was du für eine Frau hast, sie stünd dem schönsten Bauernhof wohl an, und hältst sie wohl ring in der Kleidung, du vermöchtest sie anders zu kleiden und ihr stünde es wohl an, der vornehmsten Bäurin nicht besser. Ja, ja, und jetzt gieb den Willen drein und schlag ein. Gesundheit, wir wollen fertig machen, es nachtet, sollte längst daheim sein, aber kann nicht fort, bis ich weiß, daß du dich hast brichten lassen und das Glück nicht mit Händen und Füßen von dir gestoßen. Lue, Fraueli, es kommt im Jahr nicht zweimal, manchmal in zehn Jahren nicht und manchem seiner Lebstag nie. Das Heimathli muß verkauft werden, wollt ihr's nicht, nimmt's ein Anderer, aber es thät mir im Herzen weh, euch hätt ich's gönnt.

Der Reisende saß mit offenem Munde da. Ja, sagte er, jetzt begreife ich die Sache, so könnte man einen Holderstock wirbelsinnig machen, geschweige eine junge Frau. Sie nahm das Gerede aber auch hin wie Kühe jungen Klee, ribsete mit dem Rücken und anderen Theilen des Körpers in den Kleidern herum, als ob es sie beiße über und über und um und um, lachte bald, sagte bald: Schwyg nr jetz, wotsch schwyge oder nit, bist e Lugihung, meinst doch de, ih syg uf em Löhli daheim. So sagte sie wohl und glaubte doch und lebte unsäglich wohl daran, es gramselte ihr angenehm bis in die Fingerspitzen. Goethe soll irgendwo sagen: Was ist grüner als das grüne Gras, was ist eitler als ein Weibsbild — Was? Daß der alte Sünder aus Erfahrung sprach, wird niemand in Zweifel ziehen, aber ein solches Behagen und Wohlleben an Rühmen und Schmeicheln hatte derselbe kaum erlebt.

Die muß einen Magen haben, sagte der Mann dem Wirthe, besser als der Vogel Strauß und der verdaut doch

Eiſen, wie die Gelehrten ſagen. Und jetzt, ſagte der Wirth, was ſollte man da machen, mit Dreinreden und Mahnen, geht und ſagt ihr, ſie ſei betrunken und wär am ſchönſten im Bett, ſie ſolle machen, daß ſie dreiu komme, ehe ſie etwas mache, worüber ſie [redacted] Lebstag reuig werde, die ſagt euch wüſt und hört wie ſie die beſte ſei in Europa. Und iſt uf my — von denen verſtändigſten eine, und wenn ihr ſie geſtern gehört hättet und ſie jetzt hörtet, ihr würdet nicht glauben, daß dies die gleiche Perſon iſt. Aber das macht Wein und Rühmen. Zu beiden kommt ſie eiten, mancher hat an einem mehr als genug, da iſt ſich dann nicht ſo zu verwundern, wenn ſie, von beiden zuſammen übermachtet, um den Verſtand kömmt. Was wäre jetzt da zu machen, der Mann iſt noch völler als ſie?

Da wurde der Reiſende in ſeinem Gemüthe ſehr böſe über den Wirth. Der ſaubere Patron, dachte er, ja jetzt iſt es nicht mehr zu machen, aber wenn du vor einigen Stunden das Maul aufgemacht, als das Weib noch nüchtern war, da hätte es gefruchtet, wenn das Weib wirklich Verſtand hat, wie du rühmſt. Kommen ſie in's Unglück, biſt du daran ſchuld mit deiner heilloſen Feigheit, du reicher Mann gegenüber jenen Fötzeln und Habenichtſen. Darauf ſeufzte der Reiſende tief auf über das Verderben der Welt, über die heilloſe Menſchenfurcht, welcher Jeſus ein ſo ſchwer Gewicht an den Hals gehängt, und über den reichen Wirth, der ſein Maul nicht aufmachen dürfe, auch wenn er damit eine Familie retten konnte.

Aber von dieſem, was er dachte, ſagte der Reiſende dem Wirthe ebenfalls nichts, kein Wörtchen, geſchweige, daß er ihm den Hund las nach Noten. Er wollte den Wirth nicht beleidigen, er hatte da eine angenehme Einkehr, die er ſich nicht verkümmern mochte, in Ausſicht, dem Wirthe den Muth zu machen, künftig ſolchem Umgarnen entgegen zu treten, Netze zu zerreißen, Familien zu retten. Er dachte bloß, er ſeufzte

bloß über die Menschen, aber daß er auch so gleichsam ein Mensch sei und Anderen das Beispiel geben könnte, dachte er nicht, und daß er es nicht that, darüber seufzte er nicht, eben weil er nicht daran dachte. So ist's aber öfter in der Welt, als man es sich denkt, es sagen sich nicht bloß die Esel untereinander Langohr, sondern es seufzen auch die Sünder übereinander erbärmiglich.

Indessen fühlte der Reisende doch so gleichsam eine Klemme im Gewissen, er meinte, sie käme vom Magen her und war daher sehr froh, als die Stubenmagd mit der Suppe kam und der Frage, was er für Wein begehre. Derselbe kommandirte eine Flasche Vierunddreißiger und zwei Gläser, dieweil er hoffe, der Wirth leiste ihm Gesellschaft. Zu diesem Wunsche hatte er zwei Gründe. Erstlich dachte er, wenn der Wirth mit ihm trinke, kriege er wirklichen Vierunddreißiger, guten, und nicht Einundfünfziger Finsteraarhorner Schattseitigen, von welchem der Wirth, der Sage nach, bei Nacht und Nebel ein ansehnlich Quantum herbeigeführt haben sollte, und zweitens vernehme er mehr von der Geschichte da drinnen, an der er eigentlich nicht begriff, wie die Leute um ihre Sache kommen müßten, wenn sie auch zu theuer kauften, denn da ließe sich ja mit Arbeiten und Sparen der Schade wieder gut machen. Er hoffte vom Wirth die nöthige Aufklärung.

Nach der Suppe brachte die Stubenmagd ein Fischlein von der Größe des kleinen Fingers eines dreijährigen Kindes, nicht exakt aber fast. Es sei ihr leid, daß sie nicht besser aufwarten könne, sagte sie, er hätte es nie schlimmer treffen können, aber der Wirth wolle nie zu rechter Zeit d'Sach anschaffen, und wenn man es dann haben sollte, so hätte man es nicht. Das Geld reue ihn immer, aber mit dem Geld sei es doch nicht gemacht, und es sei eine greuliche Sache, wie er daran hänge; das Schämen komme dann an sie, wenn sie nichts habe, er kümmere sich nicht darum.

Ihr müßt euch der Chäre nicht achten, sagte der zur

Thüre hereinkommende Wirth, so lange die der Gring ufem Hals hat, muß die branzet ha, sie kann nicht anders, es ist sich ihrer nicht zu achten. Daneben wär sie aufrichtig, fleißig und versteht die Sache. Aber ihr da Haufen herbei schaffen, von dem das Halbe z'Schanden geht, wär ja dumm, es zahlt mir's niemand, und wegem Hochmuth wirthe ich nicht, sondern wegem Profit, und nicht wege der Ehr, sondern wegem Nutze. Was man nicht hat, giebt man nicht und wem's so nit recht ist, bleibe weg. Gäbe keinen guten Müsterler, könnt nicht nöthlich thun wie sie und d'Lüt erst sturm schwatzen, um, wenn sie nicht mehr wissen, was sie machen, ihnen ihre schlechte Waare verkaufen zu können.

Der Reisende zog ein Gesicht ungefähr wie Einer, der zu starken Tubak in die Nase bekommen, sagte aber nichts, nieste nicht einmal, schenkte ein und machte Gesundheit mit dem Wirthe, hielt das Glas unter die Nase, schlürfte darauf mit Behaglichkeit einmal und noch einmal und noch einmal und sagte, einen sehr artigen Wein, sehr angenehm, besonders im Sommer, wenn es heiß macht. Es wäre mancher froh, wenn er den ganzen Winter durch deren hätte, antwortete der Wirth häßig. Er ist aus der besten Gegend, aus dem Herz von Lacote, und am Bsorge hat es nicht gefehlt. Darin ist kein Tropf Biviser Wasser oder gar aus der Murten Gülle.

Der Reisende ließ das Weingespräch fallen und frug: Aber sagt mir, Herr Wirth, ich begreife nicht recht, warum es da innen geht: ob nur darum, ein Gütli zu theuer zu verkaufen oder ob noch was Anderes dahinter steckt? Ja, Herr, darhinter steckt etwas, merkt ihr's dann nicht, antwortete der Wirth und riß sein Maul zu einem schlauen Lächeln zweg. Dahinter steckt bloß das, daß sie mit dem armen Teufel in Verkehr kommen, eine Handhabe an ihm anbringen wollen. Ist das einmal richtig, dann ist er der Hund im Kegelspiel und kömmt nicht raus, bis alle vier Beine weg sind. Ja, sagte der Reisende, ich weiß, daß, wenn man in eines Wuche-

rers-Händen ist, kein Loskommen ist, daß man, wenn man einmal den Kommet an hat, ziehen muß, bis man erwerget ist. Aber hier ist nicht Wucher, denn den treibt man insgeheim und nicht öffentlich im Wirthshause bei offenen Thüren. Ja, sagte der Wirth, das ist gwuchert und nit gwuchert, bschisse und nit bschisse, gstohle und nit gstohle, das ist alles durcheinander, daß der Tüfel nit drüber käme. Es war eine Zeit, wo man wußte, was Wucher war, aber in den Zwanziger Jahren nahm man die Aergsten bei den Köpfen, schor dieselben bis auf die Haut, daß sie schlotterten wie frisch geschorne Schafe, wenn man sie an den Bysluft stellt, da gutete es eine Weile, so lange man ein Exempel vor Augen hatte und Solche das Ruder führten, vor denen die Schelme sich zu fürchten hatten und nicht die rechtlichen Leute. Jetzt ist's aber auf's neue los und ärger als nie, denn da ist alles durcheinander als wie in einem Rübmueß oder in einer Bettlersuppe, Schuldner, Gläubiger, Agenten, Fürsprecher, Geschäftsmänner, Rathgeber, Regierungsstatthalter, Gerichtspräsidenten, Schreiber oben und unten, Gesetze und Decrete, alte, revidirte und ganz neue, daß man gar nicht weiß, wo drüber und drunter, was man an der Gabel hat, den Schelm oder den Betrogenen, den Richter oder den Agenten, den Juden oder den Präsidenten, ein revidirtes Gesetz oder ein nagelneues, welches noch keinem Menschen bekannt ist. Und wenn man das allerbeste Gesetze zu haben meint und darauf fußen will, so ist es das allerschlechteste, von wegen es kömmt bei den Gesetzen auf die Zeichen an und auf den Mond, so gut als beim Kabisbeschütten und Buchsscheeren oder auch wie beim Hollunder. Schneidet man diesen im abgänden Mond, kocht ihn und trinkt darab, so wirkt er niedsig, schneidet man ihn im wachsenden Mond, treibt er obsig. Hat man ein Gesetz bei der Hand, mit welchem man vor vier Wochen durchgeschlagen und alle Händel gewonnen bis an's Ende der Welt, so verliert man von der fünften Woche an alle Händel nach

dem gleichen Geſetz, denn im abgänden Mond giltet das Geſetz umgekehrt als im obſiggehenden. Ja und wer mit vier oder gar ſechsjährigem Zeug fechten will, den hält man für einen Narren, dieweil er meint, ſo altes Zeug gelte noch, und nicht weiß, daß die Welt alle Tage neu wird und was geſtern galt im Zeichen der Jungfrau, das heute nichts mehr giltet, weil die Welt in's Zeichen der Wage gekommen.

So geht es, Herr, man begreift nichts daran, kommt um ſeine Sache, man weiß nicht wie, möchte klagen und weiß nicht wem, nicht wo, nicht über wen, es iſt alles in einander glyret, der Tüfel ſelbſt könnt's nicht beſſer. Dem Zeug allem ſind nun ungehende Hudle und mittlere auch ärmere Mannli das beſte Futter, kriegen ſie einen, laſſen ſie ihn nicht, bis er iſt wie eine ausgeſogene Fliege in einer Spinnhubbele, trocken und todt. Hudle dauren mich nicht, der da innen aber ſehr, man ſagt ihm Tſchieg Hans Joggi. Der Schlauſte iſt er nicht, aber arbeitſam und ſparſam, daneben ein guter Schluſi, er iſt nicht ſchuld daran, daß die Fröſche keine Stiele haben, indeſſen brachte er es doch weiter als Viele, die ſich für mehr als halbwitzig halten. Die Gemeinde erzog ihn, er war Güterbub, dann Knecht. Er verſtund nicht den Lohn auf's Höchſte zu treiben, auch ſah man ihm nicht an, was hinter ihm ſtak, und Meiſter gab's, die erſt wußten, was er war, wenn ſie ihn nicht mehr hatten, und doch machte er ſchöne Eriparniſſe, denn er war hustich wie ſelten Einer, trank keinen Schoppen für ſein Geld, und dem Weibervolk hängte er auch nichts an, er haßte das Weibervolk, und wenn er Platz änderte, ſo war es meiſt wegem Weibervolk. Daſſelbe haßte ihn wieder, wenigſtens ſchien es ſo, vielleicht nur darum, weil Hans Joggi nichts von ihm wollte, alſo ungefähr wie der Fuchs die Trauben. Ung'ſinnet ließ er einmal plötzlich verkünden Allen zur Verwunderung, es gab fry ein großes Aufſehen. Und er machte nicht etwa was Dummes, und darüber wunderten die Leute ſich noch mehr, ſondern etwas

ſehr Geſcheutes, das dem dummen Hans Joggi niemand zugetraut hätte. Er nahm nicht etwa ein wüſtes, tolpechtiges Meitſchi, ſondern ein munteres, hübſches für Sonntag und Werktag, ein anſchlägiges, fleißiges, das nicht viel auf Laufen hielt, aber ſich bereits eine ſchöne Handvoll Geld erſpart hatte, das iſt bei einem Meitſchi ein bſunderbar gut Zeichen. Wenn ein Meitſchi viel erbt oder geerbt hat, ſo weiß man doch noch nicht, hat man eine reiche Frau oder nicht, denn dabei kömmt es nicht bloß auf das Haben an, ſondern auf das Brauchen, das dachte mancher nicht, erfuhr es aber nachher zu ſeinem großen Verſtaunen. Was hilft Einem eine Frau mit hunderttauſend Gulden, wenn ſie des Jahres zehntauſend brauchen will? In einigen Jahren iſt man fertig, dann hat man den Tätſch und kann mit ihm arm ſein ſein Lebtag. Hätte der Eine gheiratet, welche zehn Gulden verdientes Geld gehabt, er wäre weit beſſer gefahren, die wüßte nicht bloß zu brauchen, ſondern zu verdienen und zwar mehr als ſie brauchte, und auf die Art kommt man nicht um ſeine Sache, ſondern wird alle Tage reicher, hab's auch erfahren.

Wie ſie ſich gefunden, vernahm man nicht. Wahrſcheinlich hatte ſich die Geſchichte ganz kurz und natürlich gemacht. Jedes von ihnen wird gedacht haben, es ſei reif für einen eigenen Haushalt, und wenn es einen wollte, ſei jetzt Zeit dazu, und zu dieſem Vorhaben paßte das Andere, hatte was zum Anfang, Geld und was zum Fortfahren, Geſchick und Fleiß. Liederlicher als ſo ſollte ſich keine Heirath machen, dann thäte es weniger arme Leute geben. (Wir müſſen beifügen, daß dieſes die Anſicht des Wirthes war, die wir für zu beſchränkt halten; denn wo der rechte chriſtliche Sinn fehlt, fehlt doch der rechte Boden und das rechte Familienglück blüht nicht auf.) Sie brachten einige hundert Gulden zuſammen und kauften ein kleines Gütlein, machten es zweg, wercheten wie die Pferde, lebten ſchlechter als viele Bettler, verdienten nebenbei ſo viel ſie konnten. Er bohrte Dünkel, half bald

bei diesem, bald bei jenem Bauer, und daheim ging's doch, Hans Joggi konnte sich auf sein Weib verlassen. Das zaggete nicht den ganzen Tag ein Kind herum, bald auf dem einen, bald auf dem andern Arm, um nur einen Vorwand zu haben, nichts zu thun als herumzulaufen, das Kind zu zeigen, als wenn unter Heiden und Christen noch kein solches gesehen worden, und nebenbei zu plaudern über die üblichen Gegenstände, sondern wenn nichts draußen zu schaffen war, spann es, als ob es alles Stroh von den Dächern spinnen sollte. So ging es mehrere Jahre, sie äufneten sich beträchtlich, und zu dem war das Gütlein fast um die Hälfte mehr werth, die Kinder wuchsen auch nach, sollten auch werchen, und auf dem Gütlein war viel weniger zu thun als anfangs, man konnte es mit der halben Zeit machen. Da kam es sie an, sie wollten da weg, dieses verkaufen und ein größeres kaufen, wo mehr zu machen sei. Sie seien noch in den eben rechten Jahren, wo sie arbeiten möchten und für die alten Tage sorgen müßten, dachten sie. Nun kennt der Teufel alle Gedanken, und wo er welche sieht, die ihm anständig sind, da ist er und beizt eine Anrichti, daß Einer sein Lebtag genug daran hat.

Aber, sagte der Reisende, in diesem Gedanken liegt ja nichts Böses, sondern etwas sehr Verständiges, er gefällt mir an Tschieg, und wenn der Teufel ihn schon merkte, wird er damit nicht viel Böses haben verrichten können.

Das verstöht ihr nicht, Herr, sagte der Wirth, löht mih usrede. Es war merkwürdig, wie er, sonst ein vertrocknet Wagenrad, das man kaum ringsum brachte, auf einmal gängig wurde und nicht mehr stillstehen wollte. Löht mih jetzt rede, ich will euch das erklären, daß es der Dümmst mit Händsche gryfe cha. Hätt der Tschieg sich stille verhalte und ruhig, hätt der Tüfel nichts an ihm machen können. Oder wenn er ändern wollte, so hätte er es machen sollen wie bei seiner Heirath, Allen ungsinnet und nicht allenthalben davon brichten und fragen: Wißt ihr mir nichts, möcht ändere? Aber

was will man, es iſt ſelten Einer zweimal geſcheidt im Leben, das erfahren die Wittlige am beſten, wenn ihnen eine gute Frau geſtorben iſt und ſie die zweite nehmen. Hans Joggi ſchwatzte viel davon, er möchte ſein Gütlein verkaufen und ein größeres kaufen, er meinte, ſo locke er gute Gelegenheit, ohne die Mühe zu haben, der Sache nach zu laufen, der arme Tropf! So bald das ruchtbar wurde, dachte der Teufel: Jä ſo, aha! und rührte ſich. Er ſtüpfte ſeine Bande, die rührte ſich auch, und bald erſchien bei Hans Joggi ein Käufer, der ihm nach ſtrengem Märten das Gütlein theuer abkaufte. Hans Joggi gewann mit einem Handſchlag mehr, als während zehn Jahren als Knecht mit harter Arbeit, über fünfzehnhundert Gulden betrug ſein Gewinn. Das ſchoß ihm in Kopf, brachte ihn faſt um den Schlaf, gab ihm ſtarken Glauben an ſich ſelbſt, er meinte, es mangle nichts um reich zu werden, als einige Jahre um Güter zu handeln und wohlfeil zu kaufen, ſie ein wenig zweg zu machen, hernach ſie theuer zu verkaufen, das gehe immer ſo geſchliffen fort alles wie gewünſcht. Aber es hat jede Sache einen Haken, und wer den nicht ſieht, dem fehlt's.

Wie kann es da fehlen, wenn man theuer verkauft und Profit macht? frug der Reiſende.

Ich hätte geglaubt, das verſtündet ihr, mit Schein iſt's nicht ſo, ich will es euch aber erklären, bis ihr es begreift. Ihr ſolltet doch wiſſen, daß theuer verkaufen nicht die Hauptſache iſt, ſondern daß man ſein Geld auch kriegt, hat noch mehr zu bedeuten, das hat ſchon mancher Handelsherr erfahren, und daß die, welche theuer kaufen, oft die ſchlechteſten Zahler ſind. So einer iſt eben auch Hans Joggi's Käufer, derſelbe geht die Treppe ab, welche Hans Joggi hinauf will, und da ſind ſie einander begegnet, nicht zu Hans Joggi's Glück. Dieſer Käufer beſaß ein größeres Gut, ſchuldenhalber mußte er es verkaufen und hängt ſich nun an ein kleines, verſpricht viel dafür, hat ihm aber wenig daran bezahlt, ſondern

verſprochen zu bezahlen, terminweiſe oder auf Abkündigung oder wie man es dann macht. Nun meint Hans Joggi, was geſchrieben ſei, das ſei geſchrieben, darauf könne er ſich verlaſſen, darnach ſein Vermögen berechnen und demgemäß handeln. Kann man ihn zum Handeln bewegen, ſo hängt er am Angel, und nachdem man ihn eine Weile hat zappeln laſſen, macht man mit ihm fertig und wirft ihn über's Neſt aus.

Wird nicht ſein, antwortete der Reiſende, wie wäre das möglich, wo Richter und Geſetze ſind, eine ſolche Bande wird im Lande doch nicht Meiſter ſein. Der Mann iſt alſo ſolid, ſein Geld iſt ihm notarialiſch verſchrieben, da wird er doch Sicherheit haben gegen eine ſolche Bande. Wer ſtehendes Geld hat, kann Gläubigern begegnen.

Der Wirth zog ſtark an ſeiner Pfeife, ſagte endlich: So ein Herr aus der Stadt iſt bös z'brichten, bis er eine Sache begreift, möchte nicht Schulmeiſter in der Stadt ſein. Begreift ihr denn nicht, daß wenn man zahlen ſoll, mit ſtehendem Gelde nicht geholfen iſt, das Geld muß laufen, flüſſig werden, und das eben will es nicht, das iſt eben der Handel. Hans Joggi zählt auf Geld und kriegt es nicht, verſpricht zu zahlen und hat dann nichts. Er nimmt zum Maßſtab ſeinen Erlös aus dem verbeſſerten Heimweſen. Das neue Heimath koſtet ihn wohl zehntauſend Gulden, baar zahlt er tauſend Gulden, im erſten Jahre wieder tauſend, im folgenden wieder die gleiche Summe und ſo fort. Auf ein ſo belaſtetes Unterpfand bekommt er kein Geld, daß er ſich kehren kann und dem Gläubiger begegnen.

Aber kann er nicht das ſeine eintreiben zu rechter Zeit und abführen, bis das Unterpfand den gehörigen Werth bekommt, daß er darauf Geld kriegt?

Ach, Herr, davon verſteht ihr nichts und wollt Einen doch nicht ausreden laſſen, ſagte der Wirth unwillig. Seht alſo, aber laßt mich jetzt reden, ſonſt weiß ich nie, wo ich ge-

blieben bin. D'Sach iſt ſo. Hans Joggi hat die unterpfändlichen Schulden auf ſein Gütlein überkunden, es bleiben ihm noch vom Käufer zu beziehen, was er ſelbſt bezahlt daran und der Mehrwerth, wie geſagt ungefähr zweitauſend Gulden. Hans Joggi glaubt ſich ein reicher Mann. Er zahlt jetzt was er kann, bei tauſend Gulden, verſpricht ebenſoviel in Jahresfriſt, ſein Käufer hat ihm in Jahresfriſt tauſend Gulden verſprochen, und für das Lau'ende, die Hauskoſten und Anderes, denkt er im Verlauf des Jahres zu ſorgen, aber wie es geht, er hat hundert Auslagen, an die er nicht gedacht, der Hof erträgt ihm wenig, aus dem Walde kann er nichts nehmen, der iſt ſchändlich geplündert, er wird mehr und mehr geldlos, indeſſen macht dies ihm nicht graue Haare, er zählt auf ein beſſer Jahr, und was er zu zahlen verſprochen, macht ihm nicht bange, er hat ja mehr, als er zahlen ſoll, ſtehend, und der Käufer ſagt ihm immer, er könne darauf zählen. Der Termin zum Zahlen kommt, aber das Geld nicht, es ſteht eben nur, es will nicht laufen. Er hat verſprochen, ſeine Zahlung auf einen beſtimmten Tag an einem beſtimmten Ort zu machen. Er erſcheint mit leeren Händen, will ſeine Forderung an Zahlung abtreten, wird ausgelacht, erhält nichts als einige Tage Stündigung. Zahle er dann nicht, müſſe er auf der Stelle betrieben ſein. Dazu ſagte man ihm ſchnöde Worte, wie man ihn für einen Andern gehalten, und was er ſagen wird, darüber wird man ihn ausſpotten. Er läuft ſeinem Schuldner nach, der giebt ihm groben Beſcheid, er habe keinen Geldſch—, und wenn er nicht warten möge, ſolle er machen was er könne. Er läuft zu ſeinem Gläubiger, der ſagt, geſagt ſei geſagt, er müſſe das Geld haben, Tſchieg ſei bereits übergeben. Aber er ſolle zu einem Agenten gehen und ſeinen Schuldner auch übergeben, dann träfen die Einzahlungen faſt zuſammen, und auf einen Tag oder zwei komme es ihm nicht an. Zugleich giebt er ihm einen Agenten an, der zufahre ungeſchont und auf die rechte Zeit ſchon Geld zweg

haben werde. Das sei guter Bescheid, sagt Hans Joggi, läuft zum Agenten. Der giebt ebenfalls den besten Bescheid, und Hans Joggi geht getröstet heim, schafft wieder und hat bös wohlgemuth, er denkt, jetzt sei er durch den Dornhaag hindurch und das Böste sei gewonnen. Die Zeit ist um, ehe er daran denkt, an einem schönen Morgen klopft sein Gläubiger an seine Thüre und sagt, er habe beim Agenten das Geld holen wollen und kein's dort gefunden, das sei keine Manier, und er sei doch so gut gegen ihn gewesen, aber es werde ihm auch ergehen wie Andern, er werde an ihm erfahren müssen, was der Welt Dank sei, jetzt sei die Geduld aus, jetzt müsse er auf die Gant. Hans Joggi verspricht sich, er habe vergessen, daß die Zeit schon um sei, wahrscheinlich werde sein Geld auch bei seinem Agenten sein, er wolle es holen. Da könne man wohl sehen, was er für Einer sei, daß er vergesse was er versprochen und ihm so wenig daran gelegen sei, sagt sein Gläubiger und noch allerlei Sachen mehr; giebt endlich einen Tag noch zu. Hans Joggi läuft zu seinem Agenten, kriegt kein Geld, nur schnöde Worte. Er könne nicht hexen, sagt der Agent, wenn er es besser könne, solle er die Sache selbst machen, man fertigt ihn mutz und puft ab, so daß, als er vor der Thüre steht, er nicht weiß woran er ist, was jetzt gehen, was er machen soll, ob Geld kommen werde oder kein's, und so ist er abgedonnert worden, daß er nicht einmal wieder hinein darf, rechte Auskunft zu verlangen.

Jetzt fängt das Spiel mit ihm so recht an. Sein Agent liefert ihm kein Geld ein, er mag machen, was er will, er ist wie an einer Mauer, er kriegt allen möglichen Bescheid, nur kein Geld. Höchstens hie und da einige Kreuzer, die ihm nichts abtragen, auf Rechnung. Unterdessen fährt sein Gläubiger zu, und dessen Agent weiß die Sache zu fördern, während der arme Hund nichts erhält, wird ihm die Haut Stück um Stück abgezogen auf alle möglichen Arten, bis er nichts mehr hat, als einen Haufen Kinder, Augen zum

Plären; einen Platz zum Sterben muß ihm die Gemeinde geben.

Wirth, Wirth, sagte der Reisende, da wollt ihr mir was aufbinden, und wie ihr nun bereits mir einige Male zu verstehen gegeben, ich sei der Gescheidteste nicht, werdet ihr meinen, ich sei ganz dumm und man könne mir Bären aufbinden, einen ganzen Bärengraben voll. So geht das ja nicht in der Türkei zu, unter den Pascha's von zwei Roßschweifen und von drei Roßschweifen, geschweige in einem Christenlande, wo eine Obrigkeit da ist und Recht schafft Allen, absonderlich Wittwen und Waisen und andern Bedrängten. Da kann man ja nur zu der gehen oder zu ihren Beamteten, wo man ja alle hundert Schritte einen findet, und sagt es ihnen und ruft die Gesetze an und begehrt, daß es nach diesen gehen solle.

Das ist schön und gut, antwortete der Wirth, es mangirt da nichts. Es ist eine Regierung da, es sind Beamtete da, sogar Landjäger, es sind Gesetze da, es ist Ordnung da, und alles geht da nach den Gesetzen, Punktum!

Aber können dann solche Bursche, die ärger sind als Räuber, so mit armen Manntene verfahren nach Belieben, nimmt man sie nicht beim Kopf und ab der Sonne? frug der Herr.

Ja Herr, ja freilich, sagte der Wirth, macht man es so, wenn nicht etwa Milderungsgründe da sind. Vor allem jedoch müssen schriftliche Anzeigen vorliegen, so bald die da sind, nimmt man die Sache alsbald zur Hand, wenn man sie nicht vergißt, und wenn dann schlagende Beweisthümer vorliegen, so fährt man zu, daß Gott erbarm, wenn es dem Angeklagten nicht gelingt, davon zu laufen.

Aber die Beamteten werden nicht warten müssen, bis man ihnen die Anzeige macht, das giebt ja der gesunde Verstand mit, sondern sie werden sie greifen, sobald sie etwas sicher ver-

nehmen, sonst wären sie ja in den Händen der Aufpasser und Kundschafter, entgegnete der Herr.

Da versteht ihr eben auch wiederum nichts von der Sache. Per Exempel, ich wäre Wirth und überwirthete, was dem Besten begegnen kann, von wegen, man ist nicht allemal Meister, besonders wenn Majestäten ob Handen sind, und der Regierungsstatthalter vernimmt es oder ist vielleicht gar selbst dabei, so kann er doch nichts machen, bis er eine schriftliche Anzeige hat, hauptsächlich vom Landjäger, und hat er sie, so kann er nichts damit machen, sondern er überweiset sie dem Gerichtspräsidenten, wenn er es für gut findet, sonst kann er sie ebenfalls auch zufällig vergessen und liegen lassen.

Was macht dann der Gerichtspräsident damit? frug der Reisende.

He, antwortete der Wirth, der läßt sie entweder auch liegen, wenn er vergeßlich ist, woran Gott schuld ist, oder giebt der Anzeige Folge, putzt dem Wirth ab oder dem Landjäger ab oder beiden oder keinem, alles wie er will, denn der Gerichtsstand ist bekanntlich unabhängig. Entweder gesteht der Wirth oder er gesteht nicht, im letztern Fall kann der Landjäger mit dem Wirth prozessiren, da kömmt es darauf an, ob der Landjäger beweisen kann und ob der Gerichtsstand bei Laune ist, die Beweisführung für vollständig zu erklären oder nicht, es geht alles vollständig in der Form, besser nützte nichts. Jä Herr, es geht bei uns alles exakt zu, ganz gesetzmäßig. Brennt ein Haus, der Sigrist läutet aber nicht, so brennt es nicht gesetzmäßig, und wer mit einer Spritze fährt, um zu löschen, der fährt nicht gesetzmäßig, zwar wird er nicht gebüßt, aber er erhält die übliche Entschädigung schwerlich. Ja, wenn die Obrigkeit dem Regierungsstatthalter den Befehl giebt, eine Pinte zu schließen, weil wegen ihr die Straße nicht mehr sicher ist, es begehren aber einige heldenhafte Fürfteßer dagegen auf und drohen mit Prozessiren, so

wagt er es vielleicht nicht, er riskirt, der Gerichtsstand erkläre, er habe ungesetzlich die Pinte geschlossen, und dann müßte er Kosten bezahlen und Schaden vergüten. Verweigert ein solcher Regierungsstatthalter der Obrigkeit den Gehorsam, so darf sie ihn nicht absetzen, sie muß eine Beschwerdeschrift machen lassen bei irgend einem geschickten Manne, was brav Geld kostet, muß mit der Beschwerdeschrift vor den Richter, und der muß ihr dann sagen, wer Recht gehabt, ob sie oder der Regierungsstatthalter. Hat die Regierung Amtsschaffner, Gerichtspräsidenten, welche zu weit gegriffen haben im Handel, so darf sie nichts an ihnen machen, sie muß es wiederum dem Richter sagen lassen, meint sie dann, der Bursche sitze am Schatten und blase Trübsal, so sitzt er in einer Pinte und bineggelt oder hat gar den Finkenstrich genommen. Jetzt könnt ihr denken, was so ein armer Teufel, der den Blutsaugern in die Hände fällt, verrichtet, wenn er gegen sie klagen will, er, der mit niemanden studirt hat und mit niemanden bineggelt, mit niemanden Dutzbruder ist, kein Geld zum Prozessiren hat, die Gegner aber wohl? Wenn der Sigrist nicht läutet, kann der Regierungsstatthalter keine Brunst für rechtmäßig anerkennen und ohne Landjäger von nichts Notiz nehmen und ohne unterschriebene Klage keine Ueberweisung machen. Kömmt nun so ein armer Teufel unter Heulen und Zähneklappern zu ihm und klagt sein Elend, so kann der Regierungsstatthalter nur sagen: Du armer Mann, du dauerst mich, aber machen kann ich da nichts. Wenn man jemanden schuldig ist, so ist das Beste, man zahle; so sagt dann der Mann wohl, das wäre ihm eigentlich auch in Sinn gekommen, und wenn er Geld gehabt, so hätte er längst bezahlt. Nun, sagt der Regierungsstatthalter, nun, wenn du kein's hast, so mußt welches suchen. Ja, das hätte er gethan, antwortete das Mannli, aber nirgends welle man ihm geben, so wie die Sache liege. Könnte er sein Geld bekommen und so viel an seinem Gute zahlen und damit das Unterpfand verbessern, so

bekäme er sicher Geld. Aber sein Agent hinterhalte ihm sein Geld, und wegem Leihen rede man ihm allenthalben z'bös, denn es sei ihnen nicht um's Geld, sondern das Gut möchten sie um den halben Preis und ihn um seine Sache bringen. Ja, wenn es so ist und hauptsächlich dem Agenten giltet, so mußt du zum Gerichtspräsidenten, das ist seine Sache, sagt der Regierungsstatthalter. Er geht zum Präsidenten und klagt ein ganzes Heufuder voll. Der steckt die Hände in die Hosen, macht ein schön Gesicht und sagt: Ja, wenn die Sache so wäre und wenn ich eigentlich wüßte, was z'hinderst ist und was z'vorderst sein sollte! So auf ein bloßes Reden hin kann ein Richter nichts machen, wohl er käme schön in die Dinte, wenn er auf jedes Reden hin einschreiten wollte! Es muß ein bestimmtes Faktum eingeklagt werden, damit der Richter Grund und Boden hat und eine Rechtfertigung, wenn er die Sache zur Hand nimmt, wohl er könnte die Finger schön verbrennen, und dafür hat Gott sie ihm nicht gegeben. Wenn die Sache auf dem Papier ist, tönt sie meist ganz anders, als man beim bloßen Reden hätte glauben sollen. Es meint gar mancher, der nichts vom Recht versteht, es sei ihm das größte Unrecht geschehen, und untersuchen Rechtskundige die Sache, so ist alles in bester Form, oder wenn gefehlt worden, so ist der Klient ganz selbst schuld und der Rechtsanwalt hat durchaus nach dem Gesetz gehandelt. Ja, wer das Recht nicht versteht, der hat meist Unrecht und thut Unrecht. Ihr müßt zu einem Rechtskundigen gehen und dem den Fall vorbringen, ihm euere Belege zeigen, der weiß, wie die Sachen stehen. Findet er euch im Recht, so soll er eine Klage machen, die bringt mir, und was meines Amtes ist, soll geschehen, zählt darauf. Wenn das Mannli sagt, er kenne niemanden, wisse nicht, zu wem er solle, er möchte ihm doch einen geschickten und aufrichtigen angeben, so schickt Mani ihn zu einem, der mit ihm und allen Andern studirt hat und dato noch binoggelt, der alles wohl versteht.

Er geht zu dem und sagt, der Mani habe ihn gesandt. Der hatte aber mit dem Mani kürzlich einen famosen Streit gehabt, wo jeder dem andern die größten Liebenswürdigkeiten gesagt, ja mit dem Zuchthause gedroht, wenn man sich nicht in Acht nehme, und einer hatte dem andern gesagt, mach nur was du kannst, dahin wo ich komme, dahin mußt du auch. Nun dachte der, zu dem das Mannli kam, der Präsident wolle ihm in diesem Handel eine Falle legen, die er abtrappen solle, er sagt ihm also wüst und jagt ihn fort. Und hatte doch der Präsident, dem es bei dieser Sache nicht wohl war, es nicht böse gemeint, im Gegentheil gut, er wollte sich dadurch mit seinem Freunde versöhnen und dieser nahm es z'Widerspiel, so kann man sich mißverstehn! Das Mannli frägt trostlos auf der Straße den Ersten Besten nach einem Agenten, der nennt ihm einen, der wäre ein braver Mann, ist aber kein Held und wird keiner. Der sieht, wohin der Handel führen könnte, will ihn aber eben nicht dahin führen, will seinen Kollegen nicht wehe thun, sie nicht böse machen, von wegen, man kann nie wissen, er schützt schrecklich viele Geschäfte vor, auf ganze Monate hin alle Hände voll und schickt ihn zur alten Moserbabe. Das ist so eine alte Babe, die alles annimmt, wobei ein Kreuzer herausgucket und dann damit macht, ganz was er bequem und gut findet. Der nimmt den Handel alsbald an, giebt die besten Worte, schwört greulich, wie er unter die Spitzbuben fahren wolle wie die Besessenen unter die gergesener Säue, denen habe er längst aufgepaßt, jetzt wolle er sie haben und die müßten ihm dahin, wo sie längstens hingehört. Er solle nur ruhig sein und einstweilen nicht viel sagen, er werde es dann schon donnern hören, daß es töne im ganzen Lande. Der arme Tschieg geht guten Muths heim und sagt der Frau, sie solle keinen Kummer mehr haben, jetzt hätte er den Rechten an der Hand, der wolle unter sie fahren wie die Säue unter die Gergesener, daß es donnere im ganzen Lande. Der arme Teufel verläßt sich ganz ruhig auf die Moserbabe,

giebt ihr Geld und die macht nichts, nicht einen Buchstaben, nimmt ruhig alle Tage den Gewohnten und wartet gelassen auf das Weitere, und wenn Tschieg nachfrägt, so sagt sie, er solle nur Geduld haben, die Sache sei am rechten Ort, das Wetter werde nächstens losgehen famos. Aber das Wetter der Moserbabe bricht nicht los, dagegen gehen die Wetter und Treiber über den armen Hans Joggi. In seiner Angst geht er zum Präsidenten, frägt, was eingelangt sei und wo es hänge, der weiß von allem nichts, geht zum Regierungsstatthalter, der weiß auch nichts, geht zur Moserbabe, die sagt, die Schriften liegen hinter dem Gerichtsschreiber, der sei so ein Huhn, der alles verniste und durcheinandermache. Er geht zum Gerichtsschreiber, der sagt, die Schriften würden an's unrechte Ort gekommen sein, wahrscheinlich zum Amtsschreiber, es sei keine Ordnung mehr, es sei ein Elend. Er geht zum Amtsschreiber, der springt auf wie eine Pulvermühle, flucht ihm die Nase aus dem Gesicht. Es sei ein Komplott, schreit er, von den verfluchten Patriziern oder gar Aristokraten, das Volk durch alle möglichen Mittel mit der Regierung und ihren Beamteten unzufrieden zu machen, überall fehle etwas, finde man nicht, was man suche, sogar beim Obergericht; als man Einen habe hängen wollen, hätten die Akten gefehlt, man habe ihn wieder müssen laufen lassen. Nie noch seien die Beamteten so fleißig gewesen, Tag und Nacht ihren Pflichten obgelegen, nie noch so oft ganze Nächte nicht aus den Kleidern gekommen wie jetzt. Und da hat er vollkommen Recht, sagte der Wirth mit verdächtig verzogenem Gesichte. Vielleicht brüllt der Amtsschreiber noch, wie man es den Lumpenhunden machen wolle, daß man meine, es hingen alle Bäume voll Weintrauben, mannsgroß. So kann der arme Teufel laufen von Pöntius zu Pilatus, und alles z'leerem, die Moserbabe hat keinen Buchstaben geschrieben, kein Mensch berichtet ihn mit der Wahrheit, einer schickt ihn zum andern, bis seine Gläubiger mit ihm fertig machen ohne Gnade und

Erbarmen. So geht's Herr, und so hat man Hülfe, sagte der Wirth.

Der Reisende hatte mit sichtlichem Erstaunen zugehört, eine so flüssige lange Rede hatte er von einem Wirthe sein Lebtag noch nie gehört. Aber es ist das Herz, welches beredt macht, und wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über. Der Reisende drückte dem Wirthe sein Erstaunen aus über diese Beredsamkeit. Er hätte nie geglaubt, sagte er, daß der Wirth solchen Antheil nehme am Schicksal seines Nebenmenschen und daß er es so herzbrechend darlegen könne. Er danke ihm sehr für seine Mittheilungen, und wenn nur das Halbe so sei, so sei es d's Halbe z'viel. Dann, wenn solche Menschen nicht geschirmt werden von oben, wer sie dann schirmen solle, und wenn man auf diese Weise die Armen selbst mache, so solle man nicht schreien über ihre Zunahme, sondern den Balken im eigenen Auge suchen. Ja wohl, sagte der Wirth, das ist alles Punktum wahr, ich könnte noch viel sagen, ich habe es erfahren, ich weiß, wie es geht, es ist himmelschreiend, wie man es nur mir machte, es hat keine Art und kei Gattig.

Ich übergab auch einem Agenten Eintreibungen, aber Geld habe ich noch kein's gesehen, gewiß hat er Geld für mich hinter sich, von einem Schuldner weiß ich, daß er seither vergeltstaget ist und damals, als ich ihn übergab, recht gut hätte zahlen können.

Ja, sagte der Reisende, so was erfahren wir auch, wir können gar nicht zu unserem Gelde kommen und begreifen nicht, wie das zugehen kann, es ist uns schon begegnet, daß wir endlich ein Geschäft zurückzogen und da fand es sich, daß die Agenten noch nichts daran gemacht, als wahrscheinlich Schmaus- oder Stündigungsgelder gezogen hatten vom Schuldner.

Ja, und das ist noch alles nichts, aber wie man es mir macht, das ist himmelschreiend, sagte der Wirth. Alle Zin-

gerslang muß ich in's Schloß und bußen. Sind zwei nur fünf Minuten länger gesessen und gab ich auch keinen Wein mehr, hai! werde ich verklagt und muß hinauf in's Schloß und nur mit Wüstthun kann ich hie und da einer Buß entrinnen. Mit dem Wüstthun läßt sich was zwingen, selb ist wahr, sie lieben es nicht, haben es wie die Meitschi, wären halt auch gerne lieb, wissen natürlich wohl warum. Dagegen ist nicht weit von da ein Pintenwirth, der kann machen, was er will, keinem Gesetz achtet er sich was. Er wirthet so lange er will, er giebt denen, welchen das Wirthshaus verboten ist, was sie wollen, es kräht kein Hahn darnach. Er zieht alles Gesindel ein, was wüst ist geht dort, man darf ihm kaum den Namen geben, und alles ist recht, aber es hat alles seinen guten Grund. Der Wirth und der Landjäger sind wie zwei Finger an einer Hand, einer ist des andern Götti, da schickt es sich begreiflich nicht wohl, den Gevattersmann zu verklagen, es wäre ja schlecht, einen Freund in's Unglück zu bringen. Das ist vor Gott und Menschen nicht recht, und ich zahle doch so gut als ein Anderer, was ich schuldig bin und zehnmal mehr als jener Pudelhund, und doch kann man mich nicht ruhig lassen. Ja, wenn ich es machen wollte wie Andere und fechten mit ganzen Körben Liqueurs und Zapfen-Wein, es ginge mir vielleicht auch besser, aber das will ich nicht. Ich habe vier Leiterwagen, wenn ich die recht im Salb halte, dünkt es mich genug, ohne daß ich Thürlistöck und Schelmengatter noch im Salb habe. Ordinäre Karrensalbe ist theuer, verschweige dann die von der besten Sorte. Gäb ih se salbe wett, wett ih lieber ne dänne helfe, so wyt als mügli, wenn's nüt kostete und mir sonst nichts schadete.

Der Reisende fing an zu begreifen, wo der Hase im Pfeffer lag und von welcher Beschaffenheit die Quelle der Beredsamkeit des Wirthes war, er ärgerte sich nicht daran. Freilich sah er, daß eben nicht das Vaterland das Herz desselben füllte, um das er sich am meisten kümmerte, aber die

natürlichen Gefühle des Wirths waren ihm noch selten so naturwüchsig und ungeschminkt entgegengetreten, darum gefielen sie ihm sogar. Wenn's doch Alle so thäten, dachte er, so wüßte man doch auch, woran man wäre, und das Vaterland ließe man endlich in Ruhe und mißbrauchte dasselbe nicht mehr auf die schauderhafteste Weise als Deckmantel für die niederträchtigsten Begierden, als Blende, um hinter derselben die schändlichsten Streiche auszuführen. Derweilen war die Stubenmagd immer häßiger geworden, besonders gegen den Wirth, dem sie die schnödesten Worte gab. Sie schoß wieder hinein mit der Frage: Sie sind Alle voll und schreien noch nach Wein, soll ich ihnen geben oder nicht? Gieb nur, gieb, antwortete der Wirth schmunzelnd, e chly pöller oder e chly minger, Säu sy Säu. Aber gieb ihnen von dem Zehnbatzigen, wo der Schoppen sechs Kreuzer kostet. Ihr könntet doch wohl auch ein wenig hinein, häßelete die Stubenmagd. Ich weiß nicht warum ich ihnen alleine aufwarten und das Wüsteſt alles abthun muß. Bald darauf kam sie und sagte dem Reisenden, er könne dann nur befehlen, wenn er in's Bett wolle, es sei alles zweg.

Nun, das war gewunken, daß man es verstehen konnte, der Reisende setzte sich nicht dem zweiten Winke aus, er ging. Am Morgen war übel Wetter im Wirthshaus, Wirth und Stubenmädchen schossen einher wie Geister, welche nicht zur Ruhe kommen können, oder wie Nachtvögel, wo z'Sädel möchten und den Sädel nicht finden können. Des Wirths Beredsamkeit war gründlich verschwunden, er hielt nicht Stand, schoß zu einer Thür aus, zu der andern ein und auf viele Fragen vernahm der Reisende nur, daß die Bande den Löhl und sein Babi richtig hineingesprengt und den Sack verbunden hätten, daß sie warten müßten, sie möchten wollen oder nicht, und daß Alle so voll gewesen, daß die Wenigsten den Heimweg würden gefunden haben und daß, wenn die Halben nicht mehr heim kämen, es nicht viel Plärens geben würde. Die

Stubenmagd sagte: es wär ihr lieb und sie möchte ihm angehalten haben, das was der Wirth gestern gesagt, nicht weiter zu sagen. Er sei ein grusamer Laferi und komme manchmal ab und waschle, daß es weder Händ noch Füß hätte und er selbst nicht wisse, was. Es sei nicht, daß er trinke, aber es komme ihn manchmal an, daß man ihn gar nicht g'schweigen könne und es sie düeche, wenn sie ihm nur auf das Maul hocken dürfte. Wäre allerdings eine sichere G'schweigmaschine, wenn sie sich appliciren ließe.

Natürlich leistete der Reisende das Versprechen und ward endlich von der Stubenmagd noch leidlich freundlich entlassen, der Wirth dagegen nahm keine Notiz von ihm, er binoggelte bereits mit dem Stallknecht.

Zweites Kapitel.

Der Aufzug.

Der liebe Frauentag ist ein wichtiger Tag. Es ist der Tag, wo der Engel der Maria verkündete, sie sei die Gebenedeite unter den Weibern, denn sie werde den gebären, der sein Volk von seinen Sünden erlösen und ein Sohn des Allerhöchsten werde genannt werden, wo den Frauen das Glück ward, daß eine Maria die Eva gut machte, daß durch ein Weib nicht bloß die Sünde kam und die Lust dazu auf das ganze Geschlecht vererbt wurde, sondern nun auch das Heil und der Heiland, der die Verlornen sucht und selig machen will, so daß dieses Fest ein eigentlich Frauenfest ist, weil es den Frauen das Zeugniß giebt, nicht bloß, daß an ihnen ein gut Haar ist, sondern daß solche unter ihnen gefunden werden können, an denen Gott großes Wohlgefallen hat, und durch sie die Völker segnet. Nun giltet aber dieser Frauentag nicht bloß den Frauen im Canton Bern und ist deßhalb hier be-

sonders wichtig, denn die Weiber oder Frauen in diesem Canton werden nicht viel anders sein, als die Weiber in andern Cantonen, c'est partout la même chose, es werden darin sein leibhaftige Ebenbilder der Eva, vielleicht noch tüfelsüchtiger als sie und im Stande, nicht bloß das Paradies zu vergränen, sondern ganze Länder, Dänemark und Portugal und alle andern obendrein, und werden solche sein, welchen St. Maria ihr Spiegel ist, die werden möchten wie sie, rein, hold und lieblich. Werden es freilich nicht weit bringen im Canton Bern und an andern Orten auch nicht, denn alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unfläthig Kleid, und unsere besten Werke und Frauen sind mit Sünden befleckt, und zwar um den Südpol herum und um den Nordpol und zwischen beiden erst recht. Also nicht deßwegen ist im Canton Bern der Frauentag wichtiger als an andern Orten, sondern weil er auf dem Lande der Tag des Zügelns ist. Da verlassen die Leute ihre Plätze, verlassen die Dächer, unter welchen sie ein Jahr geschermt, und ziehen unter andere, alleweil in der Hoffnung, es seien bessere, böten sicherern Scherm, drinnen sei ein anmuthiger Wohnen, und was bisher gebissen oder sonst geplagt, das bleibe unter dem alten Dache zurück, sei ein Lokal-Uebel gewesen und gehe eigentlich die Personen gar nichts an. Wie sie nun den Frauentag kaum erwarten mögen, wie sie so hell auf dahin ziehen, als ob es ein Entrinnen von allen Sorgen sei und Beißen und Plagen nun in alle Ewigkeit zu Ende, wie die Israeliten auch gemeint haben werden, wenn sie die Grenzen Egyptens hinter sich hätten, gäbe es für sie keine Läuse mehr in der ganzen Welt, und haben deren dato noch so schrecklich viele, und zwar beide, Männlein und Weiblein, Juden und Jüdinnen!

Ach, die guten Leute erfahren es alle Jahre, daß unter jedem neuen Dache das alte Beißen wieder anfängt, und merken es doch je länger je weniger, woher es kommt, sie meinen, es liege an den Dächern, und merken nicht, daß sie das Un-

geziefer mit zügeln, und zwar nicht in den Gewändern und anderem Hausgeräthe, nicht an der Haut, nicht in der Hand, sondern inwendig, in ihnen, daß Lüste und Begierden und Laster die bissigsten Thiere sind, und daß ihr Elend nicht darin besteht, daß sie wenig Geld haben oder gar keins, keine Vorräthe, schlechten Hausrath, sondern daß ihr größter Mangel der ist, daß sie ohne Glauben sind, ohne Liebe, ohne christliche Ergebung, daß alle ihre Hoffnungen auf's Fleisch gestellt sind und auch gar nichts auf den Geist. So zügeln sie, und darum ist's so traurig, wenn man alle Straßen voll Zügelten sieht, und bei jedem Wagen denken muß, die Hauptzügelten sei der alte Mensch mit seinem unsläthigen Kleide, und der möge wandern, so weit ihn seine Füße tragen, und wär's bis an's Ende der Welt, so komme er nicht aus dem Elende, so wenig als der alte ewige Jude aus dem Leben.

So zügeln die, welche ihr Lebtag nie zu einem eigenen Dache kommen, sondern immerdar unter fremdem Dache zur Miethe wohnen müssen, so zügeln aber auch die, welche durch Kauf oder Tausch ein neues eigenes Dach erwerben und Nutzens und Schadens Anfang auf den Frauentag gestellt. Solche Zügelten kennt man wohl, sie sind reicher und gewöhnlich von einiger Lebwaare begleitet, manchmal sieht man dabei einen Hund oder gar eine Katze, die von einem kleinen Kinde gehätschelt wird, damit ihr nicht einfalle, fort zu laufen. In den Köpfen der Leute sieht es auch anders aus, meistens wird gerechnet, gerathschlaget, Bilanz gezogen u. s. w., und eine bedeutende Unruhe regt sich in allen Gliedern, die meisten möchten gleich anfangen, all ihre Pläne in's Werk zu setzen, und angelangt, mögen sie kaum den neuen Tag erwarten, und ehe die Sonne auf ist, sind sie erwacht und bereiten sich mit einem eigentlichen Heißhunger auf das neue Tagewerk, dessen Früchte sie im Geiste auf das Herrlichste prangen sehen.

Accurat so eine Familie konnte man vor mehreren Jahren am Tage nach dem Frauentag auf der Straße sehen. Voran

ein mächtiges Fuder Hausrath, einige recht brave Stücke darunter, hintenher ein Mann mit zwei Kühen und einem Kalb, zwei Knaben jagten einen Trupp Schafe, hinter ihnen jagte ein braw Weib vier Schweine, auf dem Fuder, aus Bettstücken hervor, wurden einige Kindsköpfe sichtbar. Das war die Zügelten des Hans Jakob Tschiez und seiner Anne Marei, wie sie voll Muth und Hoffnung die neue Heimath bezogen. Sie wußten wohl, daß sie an jenem Abend sehr betrunken gewesen; Anne Marei sagte, es sei voll gewesen wie sein Lebtag nie, und sein Lebtag solle ihm das nicht mehr begegnen, es schäme sich noch jetzt. Zum Glück sei es finster gewesen, als sie heim gegangen, sonst dürfte es sich vor keinem Menschen mehr zeigen, und Hans Joggi sei mehr auf der Nase gewesen, als auf den Beinen, auch hätte er vierzehn Tage lang eine Nase gehabt, daß sie ihm Kummer gemacht, sie hätte eher einem Schleiftreg geglichen, als einem menschlichen Gliede. Aber wie da Schindluder mit ihnen getrieben und warum sie gefüllt wurden, davon hatten sie noch keine Ahnung. Wenn man sie hörte und die Sache kannte, hätte man weinen mögen. So und so viel Profit hätten sie bereits haben können, aber darum sei es ihnen noch lange nicht feil, sie wollten selbst probiren, was da zu machen sei. Wahrscheinlich war es auch einer von der Bande, der ihnen auf verblümte, aber nicht greifbare Weise, so etwas gesagt, damit sie nicht noch nachträglich versuchen möchten, dem angelegten Strick zu entrinnen, sondern bei aufrecht erhaltenem guten Muthe am Ende die Beute eine desto reichere sei. Sie kannten begreiflich das neu zu beziehende Heimwesen, aber so schön wie an selbem Abend war es ihnen noch nie vorgekommen. Die Sonne schien schön daran, die Fenster glitzerten und es grünete um's Haus herum, so weit der stattliche Hausbrunnen sein gutes Wasser spendete. Viel Raum bot das Haus, besonders die Schweinställe gefielen der Anne Marei; da ließe sich was machen, sagte sie.

Er wünsche Glück zum Anfang, sagte der alte Bauer,

dem sie liebe Nachbaren gewesen und der ihnen deßwegen gezügelt hatte. Da sei viel zu machen, aber er wär z'alte, da anzufangen, ihm käme es wohl stotzig vor. Ja, sagte Hans Joggi, da sei viel zu machen, aber wenn Gott sie gesund lasse und sie daneben sonst Glück hätten, so würde sich alles machen, er habe keinen Kummer. Desto besser, sagte der Bauer, desto besser, da wird sich die Sache schon machen, es macht sich am Ende alles in der Welt, gäb wie — darauf fuhr er ab, sie aber sinneten seinen Worten weiter nicht nach, sondern nahmen sie für gut auf und trösteten sich in bangen Stunden oft damit: Dem alten Peter hat es auch gefallen, und das ist doch ein kennbarer, b'sunderbar erfahrner Mann.

Am ersten Abend ist es immer etwas unheimlich an einem fremden Orte, hauptsächlich den Kindern, besonders wenn sie noch dazu müde sind. Sie meinen, sie seien verloren, schreien nach Heim, auch wenn Vater und Mutter bei ihnen sind, und will man sie in's Bett thun, schreien sie, es sei nicht ihr Bett, sie wollten in kein fremdes Bett; bis endlich die Augen ihnen zugehen, hat man seine liebe Noth mit ihnen, das große Heimweh in ihren kleinen Herzen läßt sich nicht ausreden, aber der Schlaf nimmt es weg. Ja, es ergeht Erwachsenen ähnlich, wenn zum ersten Mal die Nacht über sie kömmt im neuen Wohnort, und nicht immer sind sie so glücklich, daß der Schlaf kömmt und ihnen Sorge und Weh von der Seele wälzet. Hans Joggi und seine Anne Marei waren nicht von sentimentalem Kaliber, aber als der alte Peter fort war, als die Kinder zu fürmen anfingen, die Schlafläuschen sie immer schärfer bissen, daß sie laut heulten und heim verlangten, die ältern nicht essen mochten und verschüchtert zu Bette schlichen, da ward auch ihnen unheimlich. Als abgeräumt war, Alles zu Bette, da brach unwillkürlich auch Anne Marei in lautes Weinen aus. Es wisse nicht warum, sagte es, aber es sei ihm so schwer, noch nie so, und wenn es nicht hätte plären können, es glaube es wäre erstickt. Hans Joggi war es nicht

viel beſſer, doch plärete er nicht, ſondern ſagte, was wotſch pläre, das trägt dir nichts ab, ſchlaf du, das iſt witziger. Ja, ſchlafe du, wenn du kannſt, ſagte Anne Marei. Darauf ſagte Hans Joggi nichts, und es ging nicht lange, ſo ſchnarchte es zweiſtimmig im Stübli, herzhaft und munter. Die größten Wohlthaten Gottes achtet man zumeiſt am wenigſten, vide Exempel am Schlaf; was man an ihm hat, das weiß man erſt, wenn man ihn nicht mehr hat, er iſt ein Bad Gottes, welches er uns alle Tage anrichtet, welches, wie kein Bad der Welt, Leib und Seele erfriſchet, ſo daß man jeden Morgen ſagen kann, und ſiehe, es iſt alles neu geworden. Das Schwere, welches man am Abend zu Bette trug, iſt dahinten geblieben, die Augen ſind helle geworden, in neuem Glanze ſcheint die Sonne.

Alſo ging es auch den Bewohnern auf der Keßlere, ſo hieß ihr neuer Hof. Alt und Jung waren am Morgen andere Leute, und was ſchwarz ihnen geweſen, ſchien ihnen am Morgen ganz beſonders in die Augen. Um's Frühſtück ſaßen ſie alle mit beſonderer Zufriedenheit. Hans Joggi rühmte des Hauſes Räumlichkeit, wenigſtens für fünfzehn Stück Behwaare ſei Platz, ſagte er, es müſſe nicht zu machen ſein, ſonſt wolle er die Ställe füllen, es wäre ſchade um den Platz, wenn er es nicht thäte. Die Hauptſache ſei jetzt Futter zu machen, aber das werde wohl zu erzwingen ſein, es ſei beſonders ein gutes Waſſer und ein kommoder Weiher, man ſolle nur ſehen, wie die Hausmatte ſchon ſo grün ſei. Anne Marei rühmte den Brunnen ebenfalls. Es dünke ihns, man g'ſpür das beſſer Waſſer dem Kaffee an. Es ſprach von der braven Küche und wie ein ring Feuern darin ſei. Die Kinder freuten ſich der ſchönen Bäume, hatten Pflaumen- und Zwetſchenbäume entdeckt und einen Taubenſchlag. Freilich hatte man auch Mängel entdeckt, es war alles verwahrloſt, im Stall fehlten die halben Seigel im Bahren, die B'ſetzi war überall ſchlecht, dem Dach war nicht überall zu trauen u. ſ. w., allein das alles nahm

man auf die leichte Achsel. Das würde sich schon machen, sagten sie, aber eins nach dem andern, die Hauptsache sei jetzt die, daß man den Hof wieder in Stand stelle, mit Fleiß sei da viel zu zwingen und wenn man die Sache verstehe. Hans Joggi und Anne Marei hatten ganz Recht, aber gut Ding will Weile haben, und es gerathet nit alles und es fehlt nit alles.

Die Ketzlere war ehemals ein bedeutender Hof gewesen, daher das geräumige Haus, viel zu groß für den gegenwärtigen Bestand, was seine bedeutenden Nachtheile mit sich bringt. Man denke nur an das zu große Dach und daß die Ställe, wenn sie nicht mit Vieh angefüllt werden, im Winter sehr kalt sind. Man kann sie lange mit Stroh ausschlagen, Stroh entwickelt keine Wärme. Dem Hof hatte lange Zeit durch die Hauptsache gefehlt: ein guter Bauer. Es giebt schöne und minderschöne, schlechtere und bessere Höfe, aber der Bauer ist doch die Hauptsache, den besten Hof schleift ein schlechter Bauer ab grausam, so wie ein minderer Hof durch einen guten Bauer zu einem guten wird. Die eingebildeten Stadtleute und andere Gelehrte werden dieses am besten fassen, wenn wir ihnen ein Beispiel aufstellen, wie man es bei Kindern, die schwer fassen, alleweil macht, wenn Einem daran gelegen ist, daß sie vom Unterricht etwas profitiren. Man stelle sich also per Ex. den Canton Bern als einen Hof vor, die Regierung als den Bauern darauf. Nun ist der Canton Bern ein sehr guter Hof, das hat man bei'm Uebergang gesehen und die Franzosen können am besten davon erzählen, was sie alles gefunden, was die alten Berner ohne Hast und Jasten, ohne glänzende über die ganze Welt sich verbreitende Unternehmen bloß durch treuen Fleiß auf ihrem Hofe zusammen gelegt, und wie gut es Alle auf diesem Hofe hatten. Da kam ein schlechter Bauer drauf, aus der Familie der Hölzöpzler, welche in der ganzen Schweiz daheim ist, und siehe in wenig Jahren waren die Gülten hin, der Hof ermagert, Schulden voll auf, der Gantstag vor der Thüre. Da kam ein anderer Bauer drauf, die Hölzöpzler

mußten zügeln, und der Hof besserte sich von Jahr zu Jahr, die Schulden verschwanden, die Gülten stellten sich wieder ein, der Hof ward wieder berühmt, und die umliegenden Bauern grämneten, daß der Bauer im Bärengraben sich erhole und ihnen so mir nichts dir nichts, als wie von der Natur geordnet, über den Kopf wachse, während die kleineren Mannli sich freuten, weil sie seiner Mannlichkeit vielfach und in alle Wege sich zu trösten hatten. Da, als man am besten dran, kam wieder ein ungerathener Bauernsohn, accurat so wie ein Hölvözler, vertbat in kurzem was man bei langem erspart hatte, schleifte den Hof ab, daß es ein Graus und die höchste Zeit war, daß man ihm das Handwerk legte. Als man den Schaden übersah, stunden Einem fast die Haare grad auf, und lang wußte man nicht, wollte man die Sache antreten oder nicht. Da hieß es endlich: der Hof sei gut und d'Würze sei gut, es habe nur am Bauer gefehlt, komme wieder ein rechter drauf, so sei der Schade wohl zu heilen. Und richtig geht's, das Uebel ist g'stellt, d'Sach macht sich, es giebt wieder Sachen, die Leute können wieder sein darauf und nit lang, so ist er wieder der alt Hof, der best wo man weiß d's Land uf, d's Land ab, wenn Gott ihn nicht mehr mit einem Hölvözler strafft. Aber um eine solche Aenderung zu bewirken, muß man Zeit haben und das Zutrauen, daß man sich werde kehren können, daß man Einem warten werde mit den Zahlungen oder gute Freunde Einem unter die Arme greifen würden.

Zur Keßlere hatten Matten gehört im Thale, Bergrechte u. s. w. Das war alles davon weg verkauft worden, denn eins der Geschlechter hatte darauf gewohnt, die im Abgang sind, eine Familie am Abdorren, wie es deren allenthalben giebt, die von Familien-Tugenden ablassen, deren Frömmigkeit, Hausitte, Hausehre vermodern; nachhaltende Kraft geht dann in Schlaffheit über, im Schlemmen und behaglicher Ueppigkeit wird das Blut dick und träge, und was Gott nicht macht, macht der Mensch nimmer. Man braucht die Gülten auf

holzet den Wald ab, verkauft das Land außen ab, die Matten, welche an einem Hofe sind, was das Euter an einer Kuh, bis am Ende nichts mehr da ist, als ein vergeltstagter Bauer, die Knochen des Hofes, d. h. das schlechteste Land desselben, dazu noch ermagert, ein zu großes Haus, welches ungefähr zum Hofe sich verhält wie die Kutte zu einem abgelebten Manne, von dem man sagt, lange macht der es nicht mehr, er ist ganz aus den Kleidern gefallen, die Kutte hängt nur gleichsam noch an ihm wie an einem Zaunstecken. Hans Joggi hatte das Gerippe des alten Hofes um zehntausend Gulden gekauft, wohlfeil, wenn man die Größe in Anschlag brachte, sehr theuer im Verhältniß des Ertrages, den man entweder bei'm Kaufe nicht sieht, oder darüber sich fast muthwillig täuscht und täuschen läßt. In seiner Rechnung auf's Ungefähr hätte der Wirth nicht ganz nebenaus geschossen.

An diesen zehntausend Gulden gedachte er dreitausend Gulden abzahlen zu können, davon stunden noch zweitausend Gulden auf dem verkauften Gütlein. Von den übrigen siebentausend Gulden konnte noch etwas abgesagt werden, das Uebrige war sogenanntes sicheres festes Geld, das gehöriges Unterpfand hatte und stehen blieb, so lange es richtig verzinset wurde. Geld blieb ihm nicht viel in der Hand und gute Freunde oder eine Familie, wo man sich gegenseitig aushelfen konnte, hatte er nicht. Sie beide gehörten leider zu den zahllosen Familien, deren Glieder keine Notiz von einander nehmen, wo jedes allemal erschrickt, wenn es ein Geschwister zum Hause kommen sieht und sagt: Herr Jeses, warum kömmt jetzt der, was wird er aber wollen? Das sahen Hans Joggi und Anne Marei vom Anfang ein, daß es ihnen da fehle, daß sie in der größten Gefahr wären, wenn ihnen Geld abgesagt würde oder das ihre nicht einging, denn mehr Geld kriegte er auf dieses Unterpfand kaum. Sie wußten, daß ein magerer Hof es habe wie ausgetrockneter Boden: wie dieser Wasser verschluckt unglaublich, bis er gehörig getränkt ist, so

jener Geld, daß man gar nicht weiß wie viel, bis er wieder abträglich geworden. O wie mancher hat schon geseufzt: Ich wüßte wohl was gut wäre, aber ich vermag es nicht!

Indessen rechneten sie viel aus allerlei zu lösen und somit nach und nach sich heraus zu helfen, bis sie sich besser kehren könnten. Sie rechneten dabei fast wie jenes Eiermeitschi, das Eier zur Stadt trug und rechnete und rechnete, bis endlich aus den paar Batzen, die es zu lösen gedachte, ein Landgut wurde wie halb Amerika so groß. Indessen träumten sie nicht bloß, sondern sie legten gleich Hand an, verplämperleten nicht einen Tag, fingen gleich an selbem Tage an und zwar mit dem Ausmisten. Wo es nicht gut läuft, da ist in der Regel auch keine Ordnung, man läßt fünfe grade sein und läßt liegen, was und wo etwas liegen will. Mehrere Male rasch auf einander hatte der Hof Hand geändert, jeder Besitzer war schlecht weggekommen, keiner hatte den Muth gehabt aufzuräumen, jeder zur Unordnung beigetragen; daß das Misten noth that, kann man sich denken. Anne Marei rumorte vornen im Haus, Hans Joggi hinten und bis Mittag hatten sie schon einen ziemlichen Haufen sogenannten G'hüdermist beisammen und waren nicht halb fertig. Wenn alles hier so wohl ausgiebt, wie der D . . ., sagte Anne Marei, so kann es uns nicht fehlen. He, sagte Hans Joggi, ich wollte nicht, daß es nicht so wäre, der kömmt uns b'sunderbar kommod dieses Frühjahr, lue d's Misthüfli an, und Knochenmehl oder etwas Anders kostet Geld, mit dem können wir schon brav nachhelfen. Nicht um drei Kronen thäte ich geben, was bereits draußen ist, verschweige dann das was noch drinnen ist, die Kühe wären im Stall bald oben ankommen. Die Kinder halfen tapfer mit, trugen zu und ab. Das Kleinste, ein zweijähriger Junge, mit weißem Kruselhaar und rothen Backen war bald bei der Mutter, bald beim Vater, bald beim Brunnen, bald beim Weiher, denn jüdle und dreckele ist allen Kindern angethan.

Drittes Kapitel.

Schon Tod und Begräbniß.

Am Nachmittag trafen Anne Marei und Hans Joggi sich bei ihrem gefundenen Schatz an, hatten ihre Freude an dessen Wachsthum und Anne Marei frug: Soll ich etwa ein Kaffee machen? es ist mir neue so blöd. Es ist mir recht, sagte Hans Joggi, ich nähme auch. Das Ding säumte einige Zeit, sie hatten nur grünes Holz, Anne Marei wurde fuchswild darob, die Kinder sollten dürres suchen, fanden keins. Nun endlich ging's doch. Ruf den Aetti, hieß es, die Kinder ließen sich ungeheißen herbei. Als sie um den Tisch saßen fehlte Hans Uli. Wo ist Hans Üleli? frug die Mutter. Er war bei mir, sagte der Vater, und ging wieder, ich glaubte zu dir. Er war bei mir, als ich Wasser holte, ich meinte, er komme mir nach, sagte ein Mädchen. Geh und such ihn, hieß es. Er ist vielleicht noch beim Weiher, ich sah ihn dort, rief ein kleinerer Knabe dem Mädchen nach. Er ist doch nicht etwa hineingefallen! rief plötzlich Anne Marei und stürzte dem Mädchen nach. Hans Joggi, langsamerer Art, hatte eben die Kappe abgezogen um zu beten, und betete, da er sie nicht umsonst abgezogen haben wollte, zu Ende, da setzte er sie wieder auf und ging auch nach. Kaum war er zur Thüre hinaus, kam Anne Marei daher, von schreienden Kindern umringt, den triefenden Uli auf den Armen, im Weiher hatte sie ihn gefunden. Er lebt doch noch? frug er, erhielt keine Antwort, doch da er noch rothe Backen sah, sagte er, es wird nicht so gefährlich sein, wir wollen geschwind mit ihm in's Bett. Es geschah, aber Hans Uli rührte sich nicht. Man rieb ihn, man hatte gehört das sei gut, aber der Athem blieb aus, die rothen Backen erblaßten eher als sie zunahmen. Da kam der Schrecken erst recht und die Angst ward groß. Man wußte sich nicht mehr zu helfen, man wußte nicht einmal, wo

der nächste Arzt wohne. Man sandte um Hülfe in's Nachbarhaus, dort sollte das Kind auch vernehmen, wo der Arzt sei und nach dem laufen so schnell als möglich.

Dort erhielt das Kind die nöthige Auskunft und lief ab, aber mit der Hülfe beeilte man sich nicht, man redete erst über den Fall. Das müßten schlechte, liederliche Leute sein, hieß es, daß sie gleich den ersten Tag ein Kind in den Weiher fallen ließen, rechte Leute wüßten, daß man zu den Kindern Sorge tragen müsse, besonders wo ein Weiher sei, in dem man ja ertrinken könne. Das werde einen schönen Austrag nehmen, wenn dies schon den ersten Tag so gehe. Die einfältigen Leute bedachten nicht, daß gerade am ersten Tag es am leichtesten so gehen konnte. Aber wo der alte Mensch den Grundton angiebt, da ist das unverhört und leichtlich Verdammen immer zuvorderst. Da wo die Leute mitten im Wasser wohnen, ertrinken Kinder am seltensten, und Kinder, die so zu sagen auf der Straße leben, werden am seltensten verkarret. Es giebt Häuser voll Kinder, die an steiler gefährlicher Straße stehn, an der Hausthüre einen reißenden Bach haben, hinter dem Hause einen wilden Strom, kein Mensch sieht zu den Kindern, sie müssen sich selbst hüten und es ist unerhört, daß da ein Kind verunglückt ist. Kinder, die des Wassers nicht gewohnt sind, die den Instinkt des Wahrens nicht haben, die fallen am ehsten in's Wasser, und die Eltern, die nicht am Wasser gewohnt, denken anfangs nicht daran, wie nöthig das Beaufsichtigen ist. Nachdem man geredet hatte, ging die Frau zu helfen. Sie fand die armen Eltern in großer Angst und Trostlosigkeit. Hans Uli hatte keine rothen Backen mehr, sie wußten nichts mehr zu machen. Die Frau half reiben und erzählte dazu einen Fall um den andern, wie eigentlich alles umsonst sei, wer ertrunken sei, der sei ertrunken, und sie hätte noch nie gehört, daß Einer wieder lebendig geworden sei. Der Arzt kam nicht, und die Zeit ward so lang, und das ausgesandte Kind kam nicht wieder und die

Minuten wurden zu Ewigkeiten und ſie waren die Verdammten, die auf Gnade warteten ewig lang und die Gnade kam ewig nicht. Endlich kam das Kind wieder, aber kein Arzt, es hatte keinen Zeug bei ſich, bloß den Bericht, man ſolle brav reiben, er müſſe erſt heim, dann komme er. Das Kind hatte ihn faſt eine Stunde weit ſuchen müſſen, ehe es ihn gefunden, war tapfer gelaufen, hatte darob faſt den Athem verloren, hatte ihn lange nicht, um mit den Andern zu jammern und zu weinen um den lieben Uli, der nicht lebendig werden wollte und trotz allem Reiben immer kälter wurde.

Wie oft liefen ſie hinaus und kamen wieder und ſeufzten, man ſieht ihn noch immer nicht, und wie laut tönte es endlich: Er kommt, er iſt bald da! es war, als ſei Uli bereits wieder lebendig. Aber Uli wurde nicht wieder lebendig. Der Arzt that ſein Möglichſtes, in dicken Tropfen rann ihm der Schweiß von der Stirne. Endlich ſagte er: Todt iſt todt! ihr guten Leute, tröſtet euch und thut nicht ſo, da iſt nichts mehr zu machen. Dem Kinde ging es wohl, wer weiß wie vielem es entronnen iſt.

Da ward der Jammer groß, und beſonders Anne Marei that ganz läz, wie ſie ſchuld am Tode ſeien, wie ſie beſſer zu ihm hätten ſehen ſollen, und wie es deßwegen keine gute Stunde haben könnte auf der Welt und wenn es nur heute noch ſterben könnte. Thu nicht ſo, Frau, ſagte der Arzt, mach nicht aus einem Schaden zwei. Was iſt, läßt ſich nicht ändern, und jeder Menſch hat ſeine Zeit, iſt die um, ſo iſt ſie um, da hilft alles nichts, nicht Geld, nicht Kunſt, und häb Sorg wie du willſt, es hilft dir nichts. Was meinſt, wenn das nicht wäre, wie müßte es Unſereinem ſein, wenn uns im Jahr ein paar hundert Patienten ſterben und wir bei jedem denken müßten: Den haſt du getödtet, hätteſt ihm rechten Zeug gegeben, der lebte noch. Das Kind ſollte ſterben und darum ſtarb es, und was Gott ſchickt, darein mußt du dich ſchicken, Frau, haſt es gehört. Zu nöthlig thun ſchadet dir,

und Kind haſt ja noch manches. Werche brav, deſte eher kannſt es vergeſſen.

Aber Anne Marei faßte des Doktors Rede nicht und am wenigſten deſſen Wort von Gott und daß, was derſelbe thue, wohlgethan ſei, es weinte ſich faſt von Sinnen.

Anne Marei wäre ſehr erzürnt geworden, wenn ihm jemand vorgeworfen hätte, es hätte keine Religion, keinen Glauben, aber derſelbe war ſehr kurz, er würde ungefähr gelautet haben: man müſſe an einen Gott glauben, dann werde man ſelig, daneben müſſe man brav werchen und nichts Schlechtes machen. Wenn man ihn's dann gefragt hätte, was es unter ſchlecht verſtehe, würde es geſagt haben: He, das weiß doch jedes Kind was ſchlecht iſt, wenn man nichts Schlechtes macht, und wenn man noch weiter fragen würde, ſo würde es ſehr unwillig werden und ſagen: Das iſt gſtürmt, es wiſſen doch alle Leute, daß man nicht ſtehlen ſoll, nicht morden, nicht huren und keinen falſchen Eid thun.

Dieſe Religion hilft ihren Trägern im Unglück hell nichts. Man laſſe ſich nicht etwa täuſchen, wenn jemand, mit dieſer Religion behaftet, beim Tode eines Kindes gelaſſen bleibt und ſagt: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, man wird ſich drein ſchicken müſſen. He nun ſo dann, es ging ihm wohl, daß es hat ſterben können und uns nicht übel. Wer weiß, was allem es entronnen iſt, der Himmel fehlt ihm nicht. O, wenn doch nur alle Leute ſo jung ſterben könnten, wo die Sünden Einem noch nichts thun. Bei ſolchen Reden iſt die Liebe nicht, ſondern die Geſinnung, die da ſagt: Das ſind doch die glücklichſten Leute, haben ſchönen Verdienſt und keine Kinder. Wo aber Kinder geliebt werden, hat dieſe Religion keinen Troſt bei Verluſt derſelben oder in irgend einem andern Unglück, ſie blasphemirt eher, als daß ſie betet, bei langem kann ſie freilich zu einer beſſern Religion führen.

Anne Marei hatte es wie Millionen Weiber: wenn es der liebe Gott geweſen, Millionen Weiber hätten nicht mehr

gelebt, denen es in seinem Zorn den Marsch gemacht, aber in seine Haushaltung hatte er sich nicht zu mischen, ausgenommen wenn es ihn brauchen wollte, aber nur so weit es wollte und weiter nicht, und wann es wollte und sonst nicht.

Die Nachbarsfrau, die mit Widerwillen herauf gekommen, dessen ungeachtet sich recht wacker gestellt hatte, wurde gerade durch dieses Benehmen Anne Marei's versöhnt und sehr erbauet. Sie hätte es nicht geglaubt, daß das noch solche Leute seien, die so viel Religion hätten, das sei eine ungewohnte Sache in der Kehlere, und so weit sie sich hingere bsinne könn, nit erhöret worden. Er sei ein Tröckni und hätt öppe söbli nöthlich nicht gethan, doch hätte es auch ihm weh gethan. Sie aber sei eine brave Frau, sie hätte nicht geglaubt, daß jemand so grüslich thun könnte, grüslicher hätte gar nichts genützt, und nicht etwa aus Verstellung, nein, der sei es Ernst gewesen, sie hätte sich selbsten umgebracht, wenn man sie hätte machen lassen, und gäb was man ihr zugesprochen, es hätte gar nichts geholfen, und als sie ihr gesagt, thue doch nicht so, der, wo es dir genommen, wird dir schon bald genug ein anderes geben, da hätte sie ihr so wüst gesagt, daß sie bald angefangen hätte, sich zu schämen, doch hätte sie es von einem Vikar gehört und es habe ihr geschienen, es schlage dort bsunderbar gut an, darum habe sie gedacht, das kannst auch brauchen, und jetzt sei es ihr so gegangen. Daneben habe sie Respekt vor den Leuten bekommen, und wenn man ihnen was helfen könne, öppe daß es Einem nicht schade, so müsse man es thun. Sie könnten Einem noch recht erbarmen, die kämen da um ihre Sache. Sie seien nicht dumm, wie man geglaubt, es hätte den Schein, daß sie d'Sach verstünden, vor allem aus hätten sie hinten und vornen gemistet und einen Haufen gemacht, sie hätte es niemanden geglaubt, wenn sie ihn nicht gesehen. Sie würden hineingesprengt worden sein, vom Schinder auf der Habegg, der habe schon manchen nicht bloß arm gemacht, sondern ihm die Haut über die Ohren gezogen; daß

ſe was geſchehen könne, ſei vor Gott und Menſchen nicht recht, man wiſſe ſo ja gar nicht, für was man eine Obrigkeit habe, daß ſie dieſen ungehenkt herumlaufen ließe.

Das erſte Geſchäft, welches Hans Zeggi im Dorfe und beim Pfarrer hatte, war eine Leiche anzugeben. Er war nicht eine ganze Stunde von da entfernt und Hans Zeggi den Weg noch nie gegangen, und wer weiß, wann er ihn gegangen wäre, wenn Gott ihn nicht genöthigt hätte, denn auch er war eben nicht geiſtlicher Art, man kann nicht ſagen gottlos, ungefähr wie Anne Marei, nur noch etwas trockener. D's Kirchengehen trage nicht viel ab, wenn man ſonſt nichts zu verrichten hätte, pflegte er zu ſagen. Wenn man Zeit hätte und möge, könne man ja daheim was leſen, und zweimal drüber, wenn man es zum erſten Mal nicht verſtehe, während der Pfarrer in der Kirche zuſchnapple, gäb man verſtehe es oder nicht. Es düeche Einen manchmal, es ſei niemand fröher, wenn die Predigt aus ſei, als der Pfarrer ſelbſt. Und wenn es Einen daheim ſchläfere, könne man abliegen, thue man es in der Kirche, müſſe man ſchon Kummer haben, man mache etwas Dummes oder werde ſonſt ausgelacht. Hans Zeggi war von den Menſchen einer, die kein geiſtiges Verſtändniß und keinen geiſtigen Appetit haben, die aber den Grund dieſes Mangels an Appetit nicht begreifen, ihn nicht in ihrem eigenen Geſundheitszuſtande, ſondern in den Beſchaffenheiten der Predigten, der Prediger, der Religion überhaupt ſuchen.

Jeſus ſagte einmal den Phariſäern und Sadducäern: Wenn es Abend iſt worden, ſo ſprechet ihr, es wird ein ſchöner Tag werden, denn der Himmel iſt roth, und des Morgens ſprechet ihr, es wird heute Regenwetter ſein, denn der Himmel iſt roth und trüb. Ihr Gleißner, des Himmels Geſtalt könnet ihr beurtheilen, könnet ihr denn nicht auch die Zeichen der Zeit beurtheilen? So ſagen die heutigen Leute, wenn Einer nicht Bohnen und Speck eſſen mag, ſchaudert vor dem Wein und ekelt ab dem Kaffee: Du armer Tropf biſt krank,

lauf, lauf so geschwind du magst zum Doktor, du bist übel zweg, thust nit dazu, könnt's noch bösen, und wenn es zu spät ist, ist's zu spät. Die begreifen, daß es weder an den Bohnen noch am Kaffee fehlt, sondern am Menschen, an der Gesundheit, denn wenn der Appetit weg ist, so ist Krankheit da, und der Krankheit nach kömmt der Tod. Die gleichen Leute, welche den leiblichen Appetit so gut begreifen, begreifen den geistigen Appetit so wenig, als die Pharisäer die Zeichen der Zeit. Während sie weder Speck noch Wein anklagen, sie doch zeitgemäß finden, auch wenn man sie nicht genießen mag, schreien sie schrecklich über Religion und Christenthum, wo irgendwo ein geistig Siecher sie nicht vertragen mag, geben Lehrer und Lehre schuld, wenn Einer sie nicht mag, sie seien verdorben, veraltet, nicht zeitgemäß; von geistigem Siechthum haben sie keinen Begriff, daß sie von herrschenden geistigen Zeitkrankheiten angefaßt sein könnten, keine Ahnung, schicken nicht zum Doktor, sondern verurtheilen das Christenthum als schlechte Speise oder meinen, sie sei höchstens noch verhüllt, so gleichsam verblümt einzunehmen, wie z. B. Wurmpulver in Zwetschen-Latwerge. Ja, man kömmt in den für ein gebildet Zeitalter sehr merkwürdigen Irrthum, wird wahrscheinlich auch ein zeitgemäßer sein, daß man die Kranken für die Gesunden hält und die Gesunden für die Kranken. Es kömmt Einem gegenwärtig oft vor, man sei in einem Narrenhaus, wird wahrscheinlich auch zeitgemäß sein, eine der Zeit würdige per se fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts. Schließlich gehört noch die Bemerkung hierher, daß man sich schwer an ungewohnte Nahrung gewöhnt und die am meisten liebt, bei welcher man auferzogen worden ist, und das um so mehr, je natürlicher man auferzogen worden. Auf die höhern Stände, wo die Unnatur Mode ist, paßt diese Bemerkung weniger.

Wer z. B. erst im dreißigsten Jahre Gurkensalat kriegt, wird ihn kaum essen, geschweige lieben lernen. So ist es mit

der geistigen Speise, so ist's namentlich mit Religion und Christenthum. Wer nicht in seiner Atmosphäre erzogen worden ist, der wird vieles durchmachen müssen, bis er mit Freuden auf den Höhen steht, wo diese Luft eingeathmet, wo sie zum Bedürfniß des Lebens wird. Die jedem Menschen angeborne religiöse Anlage wird bloß Unkraut treiben: Aberglauben, und der jedem angeborne Sinn für Religion wird nichts einathmen und vertragen mit Lust als Aberglauben. Darum gehört dieses auch zur Weisheit dieser Zeit, daß man das Haus vom christlichen Duft entleere, die Schulen mit Spreu und Sand, Rauch und Dampf fülle, dann erst im sechszehnten Jahr die Kinder rasch christlich tünche. Das giebt saubere Arbeit! Wer denkt daran, Moder und Todtengebeine wegzuschaffen, und wer soll in einem jungen, übermüthigen Schlingel dieser Zeit den neuen Menschen erwecken, wer, fragen wir?

Unser Hans Joggi war sein Lebtag meist unter dem Gesinde aufgewachsen, um seine Seele hatten seine Meisterleute sich nicht bekümmert, und an einigen Orten hatte man ihn deßwegen besonders geschätzt, weil er immer daheim war, weder zur Kirche noch in's Wirthshaus ging. Das heißt die Eingezogenheit wohl weit treiben, man sollte bei aller Sach Verstand brauchen, nicht übertreiben; wenn man das Böse läßt, sollte man nicht meinen, man müsse auch das Gute lassen. Wenn die Männer meinen, sie wollen ein gutes Beispiel geben und das Wirthshaushöckeln sein lassen, müssen die Weiber nicht meinen, sie müßten nun auch etwas meiden, und weil sie ohnehin nicht in's Wirthshaus gegangen, sei es nun die Kirche, in welche ihre Mutter und Großmutter gegangen, welche sie jetzt meiden müßten wie die Männer die Wirthshäuser, das wäre ein sehr böses Beispiel.

Nun Hans Joggi hatte es einmal so, und nichts war in sein Leben getreten, das ihn veranlaßt hätte, seine Gewohnheit zu ändern. Der Weg zum Pfarrer war ihm also nicht bekannt, er suchte ihn und fand ihn. Kirchwege sind

kenntlich im Berggelände, sie gleichen den Lebenswegen. Sie beginnen bei einzelnen Häusern klein, oft fast unmerklich im Grase, man muß sie suchen, sich hüten vor dem Fallen auf dem glatten Grase. Allmählig laufen die einzelnen Steige zusammen, der Weg wird ansehnlicher. Da fangen gewöhnlich die Schwirren an neben dem Wege, den Kirchgänger mahnend, im Wege zu bleiben, sich nicht nebenaus locken zu lassen in's glatte Gras, wo die Steine Einen nicht plagen, wo die Willkür freie Bahn hat und der Begegnenden man sich wenig zu achten braucht. Je näher der Kirche, desto gebahnter wird der Weg, die Steine sind überwunden, und wie es leichter geht, kömmt man zu den Gräbern, und durch die Gräber führt der Weg zur engen Pforte, durch die man gehen muß, ehe man kommt in Gottes Haus. Hans Joggi ward der Weg sehr schwer, und schwere Gedanken waren es, die langsam auf und nieder stiegen in seiner Seele. Er dachte, was doch die Leute von ihm denken würden, daß er schon die ersten Tage laufen müsse mit dem schwarzen Wollhut und der schwarzen Halsbinde? er dachte, das bedeute ihm nichts Gutes auf der Keßlere, wenn er nur d'r Tusig Gottswille nie dahergekommen oder Gott es wollte, daß er alsbald wieder wegkönnte. Er dachte, wie er jetzt ung'sinnet Kosten habe, wie hoch sie sich belaufen möchten und woher am Ende alles zu nehmen sei. Und zwischen durch tropften ihm die Augen immer, und sein Hans Uli stund ihm vor den Augen mit dem weißen Kruselhaar und dem Gesichte wie Milch und Blut.

Als er in's Dorf kam, ging er zuerst in's Wirthshaus und bestellte drei Maaß Wein und drei Pfund Käs für die Grableute. Die Wirthin hatte von dem Augenblick an, da sie ihn weinen sah, großes Mitleid mit ihm, während sie vorher gesagt, das würden saubere Leute sein allem an und nirgends mehr auf der Welt haben sein können, daß sie auf die Keßlere seien verschlagen worden. Das ist eben auch der Fluch eines verrufenen Heimwesens, daß es seinen schlechten

Namen Allen anhängt, die auf daſſelbe kommen. Das Vorurtheil ſitzt in den Leuten, daß es ſchlechte Leute ſein müßten, die nirgends mehr ſein könnten, ſie wären ſonſt nicht dahin gekommen. Das Unglück mit dem Kinde hatte dieſes Urtheil beſtätigt, man ſchrieb es einer Verwahrloſung zu, niemand dachte an die Ungewohntheit der Lokalität und daran, daß ſolche Unglücksfälle auch den Vorſichtigſten treffen können.

Die Leute erbarmten ſie, ſagte die Wirthin. Sösli ſchlecht als ſie geglaubt, ſeien ſie nicht, die ſeien gewiß hineingeſprengt worden, von dem Utüfel, wo längſt an den Beinen aufgehängt ſein ſollte, wenn noch Gerechtigkeit wäre auf der Welt. Ihnen ſchicke es ſich nicht, in ſolche Sachen ſich zu miſchen, wenn man viel ſchuldig ſei, müſſe man ſich in Acht nehmen, aber jemand anders ſollte ſie warnen und ihnen ſagen, daß ſie ſich in Acht zu nehmen hätten, ſonſt gehe es ihnen auch wie ihren Vorgängern. Sami, ſagte ſie zu ihrem Mann, gieb denen den Wein recht und nicht von d'r Seeländer Ruſtig, wo du vom Sigriſt z'Gräuslige haſt, d'r Saum um nünzig neu Batze und d'r Käs wäg recht, zwängs nit mit d'm Dume, daß zwei Pfund drei ziehen, von wegen, wenn die um ihre Sache kommen, möchte ich nicht, daß es hieße, wir hätten auch dazu geholfen.

Der Pfarrer war nicht daheim, die Frau nahm das Kind ab, wie man zu ſagen pflegt. Sie war vom nämlichen Vorurtheil wie die Wirthin befangen, hatte dazu noch großes Mitleid mit dem Kinde gehabt. Gegen pfarramtlichen Gebrauch hatten ſie, ihr Herr und ſie, keine Kinder, aber nach ſolchen ein Verlangen wie die Sara und die Eliſabeth, waren aber noch nicht ſo glücklich wie dieſe geworden. Es konnte die Frau Pfarrerin ein rechter Zorn ergreifen, wenn Leute Kinder bekamen, von denen ſie glaubte, ſie kämen unwerth und hätten es nicht gut, oder wenn ein Kind ſtarb, von dem ſie meinte, es ſei vernachläſſigt worden, und dieſer Zorn ging weit, weiter faſt als man es ſagen darf. Sie müſſe ſagen, ſagte ſie oft,

sie begreife manches nicht, aber man werde sich darein schicken müssen, was wolle man anders. Da könne Gott Leuten Kinder geben, wo er doch wohl wissen könnte, daß sie verwahrlost würden an Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit, oder wo es halt gleich sei, kämen sie auf die Welt oder nicht, denn in ein paar Tagen stürben sie doch, und an andere Orte, wo er doch wohl wüßte, wie gut sie aufgehoben wären und welche Freude er mit ihnen mache, schicke er keine, sondern thäte, als höre er nicht mehr. Sie müsse bekennen, da sei ihr Verstand zu kurz. Menschen, welche Verstand hätten und ihre Kinder fremden Händen anvertrauen müßten, suchten sich Leute aus, wo die Kinder gut versorget seien, ihre Sache hätten gehörig, geschweige dann, daß sie dieselben dem Ersten Besten oder gar expreß dem Allerschlechtesten geben thäten. Da sollte man doch glauben, es ginge an einem höhern Orte, man dürfe es zwar kaum sagen, auf's allerwenigst eben so witzig zu. Solche Worte bekam freilich der Herr Pfarrer nicht zu hören, bloß einige Freundinnen, die Wirthin namentlich, vernahmen sie und stimmten auch völlig bei. Als die Frau Pfarrerin den Mann gegen das Haus kommen sah, dachte sie, das treffe sich gut, daß ihr Herr nicht daheim sei, dem wolle sie das Gewissen schleifen, daß er ein andermal wisse, daß man die Kinder nicht solle in Weihern ertrinken lassen und so gleichsam fast expreß. Sie kannte nämlich bereits die ganze Geschichte und begreiflich von der Schattseite her, ungefähr wie die Wirthin. Sie mochte kaum warten, bis Hans Joggi beim Hause war, um die Predigt loszulassen. Das ist doch ein langsamer Trappi, sagte sie. Ja mein Gott, wie sollten doch solche Leute zweg kommen in der Welt, wo in diesem Jahr ein Bein heben und erst im andern es wieder niedersetzen. Wenn Unsereiner so trappen wollte, wo kämen wir hin, geschweige dann solche Leute, wo alles schuldig sind bis an Haut und Haare und vielleicht die noch, man kann nicht wissen.

Endlich war der arme Hans Joggi im Bereich ihrer Ungeduld und: Was hättet ihr welle? rauzte ſie ihn an. Es ſei ihm ein Kind geſtorben und er hätte ſehen wollen, wann es könnte begraben werden, antwortete Hans Joggi. Was hat es gehabt? frug die Frau Pfarrerin raſch und hatte eine handliche Abwaſchung bereits aufgezogen, wie ein Kanonier die Lunte, wenn er das Kommando: Feuer, erwartet. Es iſt ertrunken, antwortete Hans Joggi kleinlaut und das Waſſer ſchoß ihm in die Augen. Das entlud einen beträchtlichen Theil des Gewitters. Doch blitzte es noch und die Frau Pfarrerin frug, aber mäßig, ohne Donner und Groll: Ihr werdet nicht zu ihm geſehen haben? Verzeiht, Frau, geng wie geng, antwortete Hans Joggi betrübt. Vorgeſtern zügelten wir, fanden das Haus hinten und vornen voll Miſt und Unrath. Deſſen ſind wir nicht gewohnt, es freute uns nicht, in ſolchem Unrath zu wohnen. Sobald es tagete, gingen wir an's Miſten, ich in den Ställen und die Frau in den Stuben, die Kinder mußten helfen, das Bubi war, wie es gewohnt war, bald bei mir, bald bei ihr, wir hatten es unter Augen, aber apart hüteten wir es nicht, wir dachten nicht an den Weiher, wir hatten vorher keinen und waren ja alle daheim, und wenn ein's ihn nicht ſah, dachte es, er ſei beim andern. Erſt als wir eſſen wollten, ſahen wir, daß er nicht da war, aber nicht drei Unſer Vater vorher war er bei mir geweſen. Und als wir dran dachten, lag er im Weiher. Auf der Stelle ſandten wir zum Doktor und wer weiß, wenn er daheim geweſen, ob das Bubi nicht wieder lebendig geworden wäre, aber es ging wenigſtens zwei Stunden, bis er kam.

Und bis dahin machtet ihr nichts, frug die Frau Pfarrerin, wieder hitzig werdend, denn ſo mir nichts dir nichts hatte ſie nicht gerne einen Schuß geladen, hoffte ihn noch losbrennen zu können. Was denkt ihr doch, Frau, ſagte Hans Joggi, ſoviel Verſtand haben wir, zu wiſſen, daß man da was machen mußte und eine Nachbürin half auch, aber es ſollte

nicht ſein, und was nicht ſein ſoll, das ſoll nicht ſein, da iſt nichts zu machen. Nun hätte die Frau Pfarrerin gerne eine ihrer Privat- oder Winkelpredigten losgelaſſen, die ſie ſo oft als möglich abſchoß über den Wahn, daß der Menſch gegen ſein geordnetes Schickſal nichts machen könne, wo dann unter das Unabwendbare, das man annehmen müſſe, Lügen ſtehen, unehliche Kinder haben, Kinder morden, kurz eigentlich alle Laſter gerechnet werden. Sie hätte einen vortrefflichen Pfarrhelfer gegeben, ja ſicher die meiſten noch übertroffen. Die Pfarrhelfer, welche in den weiten Kreiſen, in denen ſie in Nothfällen Hülfe zu leiſten haben, oft ſo ſpät berufen werden, daß ihnen wenig Zeit zur Vorbereitung bleibt, müſſen daher beſtändig gerüſtet ſein, unverſehens auftreten zu können. Wie in einem guten Wirthshaus immer etwas zweg iſt für unerwartete Gäſte, ſo haben die meiſten Helfer immer etwas zweg und hier und da ſoll einer zu Lieblingspredigten kommen, die er zu jeder Stunde rückwärts und vorwärts, ohne ein Düpflein zu fehlen, herſagen kann, die dann auch herhalten müſſen, der Helfer weiß ſelbſt nicht wie oft, wenn er es nicht aufſchreibt. Die Frau Pfarrerin ſchrieb es nicht auf, wenn ſie auf ihre Lieblingsthema kam, wir können aber verſichern, daß ſie eine große Gewandtheit beſaß, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, mit der paſſenden Predigt loszubrennen. Sie that ſich überhaupt auf ihr Predigertalent etwas zu gut, ſekundirte ihren Mann im Privatleben trefflich, ſeufzte aber oft weichmüthig: O, wenn ich Hoſen anhätte, denen wollte ich anders. So wie du es machſt, iſt's ume de Müſe pfiffe!

Diesmal aber kam ſie nicht zum Abſchießen, ein greulicher Lärm erhob ſich draußen, Hunde- und Katzengeſchrei füllten betäubend das Haus. Herrjeſes, die abſcheuliche Hünd, die nimmt man dann nicht mit, wenn man zum Begraben angiebt, daß ihr es nur wißt für ein ander Mal, ſchrie die Frau Pfarrerin auf und ſtürzte zur Thüre. Verzeiht, Frau, ſagte Hans Joggi, Unſereiner vermag keinen Hund, die Speiſe

haben wir ſonſt zu brauchen. Aber die Frau hörte ihn nicht, ſtürzte hinaus, ſchreiend: Abſcheuliche Hund, wotſch m'r myni Katze la ſy oder nit, du wüſte Burenuſlath, du wüſt's Thier, was du biſt.

Als ſie ſo in gewaltigem Zorne in den Hausgang brach, lachte aus dem Hundegeſchrei und Katzengeheul ihr eine bekannte Stimme entgegen: Hab ich es euch nicht geſagt, wie meine Tante machen werde, wenn mein Meiech hinter ihre Katzen kömmt, es werde einen famoſen Spectakel geben? Tante, häb nit Angſt, er macht ihnen nichts, er iſt froh, wenn ſie ihm nichts thun. Er hat es gerade wie der Onkel uf d'r Kanzel, er billt geng und bißt nit. Es war der geliebte Neffe, der alſo zu zwei mitgebrachten Kameraden ſprach. Er war nur ein klein Davetle, aber ein Urkerl von einem Studenten. Ein großes Bündel, ungefähr wie die Bettelweiber auf dem Rücken tragen, baumelte ihm voran und kündigte ſo gleichſam den Helden an, es war ein ungeheurer Tabaksbeutel. Ein großer Kirſchenhaken hing ihm am Arme und diente zumeiſt als Stock, zuweilen aber ſtellte er ihn hinten unter, ſo gleichſam als Sperrling, wenn die Beinchen den Tabaksbeutel und den Ueberreſt, wie Quaſten und andere Troddeln, nicht mehr tragen mochten. Ein Käppchen hing in den Haarzotteln und eine ſtotzige Naſe ſtierte die Vorübergehenden bedenklich an, und wenn er lachte, klaffte unter der Naſe ein beträchtliches Maul, in dem ein kurzer Naſenbrenner ſtak und um den einige zweggeſtutzte, daher ſehr matte Haare hingen. Als die Tante die Stimme ihres Davetle hörte, da donnerte es erſt recht: Uflath, Säubub, nüt als Verdruß machen, donnerte es in's Hundegeheul, in's Katzengerau. Aber als es am heftigſten donnerte, heiterte es ſchon von hinten, es zeigte ſich ein Regenbogen am tantlichen Himmel, das alte Zeichen, daß der Zorn nicht ewig daure, ſondern hinterher die Gnade komme.

Du wüſte Bub weißt doch, wie ich die abſcheulichen

Hunde haſſe, ſagte die Tante, und bringſt mir jetzt gar ſo einen in's Haus. Aber hoffentlich iſt es nicht der deinige, er wird einem von den Herren ſein. Ich möchte ihn erſuchen, er ſolle ihn rufen und an's Nastuch nehmen, wie die Herren es gewöhnlich machen. Die Herren lüpften die Kappen um etwas und bewegten den Kopf oder Nacken ein wenig mühſelig, aber der Neffe ſagte: Nein, Tante, es iſt mein Hund. O Tante, du weißt gar nicht, was das für ein Hund iſt, das iſt ein Urhund, ein famoſer Kerl, er wird dir zuletzt ſo lieb werden, du weißt gar nicht wie. Melch hier, komm und grüß die Frau Tante. So, jetzt wart ſchön uf, gieb ihr den Talpen, ſag ſchön: Gott grüß euch, Bäſi, was lebet er geng? Der Melch ſetzte ſich ſchön auf's Hintere, bellte einige Töne und gab ſeiner Bäſi den Talpen. Ein hell Gelächter gab's, die Frau Pfarrerin gerieth faſt in Verlegenheit zwiſchen ihrem Zorn und ihrer Gnade. Du biſt doch der Wüſteſt, es iſt gar nichts mit dir zu machen. Weißt doch, wie ich die Hunde haſſe und bringſt mir jetzt einen in's Haus, und ſo einen, der ſo ſchrecklich billt, daß das ganze Haus zittert. O Tante, was kann ich dafür, ſagte Davetle, klaffte ſein Maul weit auseinander und grännete die Kameraden an, ich kann halt nichts dafür, Tante, er war mir g'ordnet, was will me de? Du biſt doch der Wüſteſt! Ich ſage es immer, du habeſt die unverſchanteſte Goſche vo d'r Welt, ſagte ſie, aber hinter den harten Worten war das tantliche Wohlgefallen an dieſer Goſche unverkennbar. Gället, ihr Herren, ich habe Recht. Ihr werdet mit dem Kerl auch euere liebe Noth haben, wenn er nicht ein beſſer Herz hätte, als ein Maul, ſo möcht me nüt von ihm, er iſt e Klöti, ſelb muß ih ſelber ſäge, aber ſelber weiß er nit, wie wüſt er thut, und bös meint er's nit. Ihr Herren, wollt ihr nicht hinein ſpazieren, ihr werdet müde ſein, und du, nimm deinen Uflath zu dir, aber ſeine Bäſi will ich nicht ſein, das verbiete ich dir ein's für alle Mal, hörſt Davetle. Der machte ein ſehr glücklich Geſicht und ſperrte

ſeine Naſe weit auseinander, daß er etwas erfunden, womit er ſeine Alte in Harniſch jagen konnte. Drinnen ſtund noch der Hans Joggi, er wußte nicht, war er fertig, wußte auch nicht, ob die Frau Pfarrerin gehört, er habe keinen Hund, daran war ihm begreiflich auch was gelegen.

Bin ich fertig, frug er, als er z'Wort kommen konnte. Was wolltet ihr mehr? ſagte die Frau Pfarrerin. Verzeiht, ſagte Hans Joggi, aber d'Sach iſt mir nit künd's, ich gab Gottlob noch niemanden an. Aber ſagen wollte ich noch, daß ich keinen Hund habe, wir vermögen keinen, wir geben die Speiſe den Kindern. Ja, ja, ſagte die Frau Pfarrerin, es iſt recht ſo und, das Kapitel abbrechend, tragt künftig Sorge zu ihnen. Habt nit Kummer, ſagte Hans Joggi, aber was Gott will, vor dem kann man nicht ſein, es iſt ſchon den witzigſten Hühnern ein Ei entronnen. Da lachte Davetle laut auf, die Kameraden ſahen z'Bode, Hans Jakob ward kaput, als hätte er was Dummes geſagt, ſagte geſchwind b'hütech Gott und drückte ſich. Die Frau Pfarrerin that, als hätte ſie es nicht gehört, ſorgte vor allem, daß ihre Katzen vor dem Melech in Sicherheit kamen, dann vergaß ſie auch Davetle nicht, ihren Urkerl, und die Andern auch nicht.

Ach, es iſt im Leben peinlich und merkwürdig, wie ſo Entgegengeſetztes in einander gemiſcht und gepreßt wird, beſonders bei den ſogenannten arbeitenden Klaſſen, oder, da von Gott und Rechts wegen Alle arbeiten ſollen d. h. alle Chriſten, bei denen, welche die Noth um's tägliche Brod alle Tage zum Arbeiten zwingt. Man muß daher ſich nicht wundern, wenn bei dieſen Klaſſen die Gefühle ſeltſam durch einander gehen und noch ſeltſamer ſich ausdrücken. In der Keßlere lag ein todtes Kind, um das die Eltern aufrichtig trauerten. In ſolchen Fällen ſtellen die Leute, welche es ſich bequem machen können, ihre Geſchäfte ein, bleiben zu Hauſe, leben, ſo weit es ihnen bequem iſt oder die Trauer ſie zwingt,

ihren Gefühlen, lassen höchstens durch Besuche darin sich unterbrechen, und ist die Trauer nicht allzu mächtig, so thut man daheim allerlei ab, zu was man sonst nicht Zeit hätte. In einem solchen traurigen Stillleben liegt eine Art von Wohllust, dem, der es zu nützen weiß, sind diese stillen Tage von hoher Bedeutung, er durchforschet sein Herz und alles, was darin ist, er prüfet, was er den Menschen ist, er prüfet, was er vor Gott ist, er denkt sich das Zeugniß, welches die geschiedene Seele über ihn vor Gott bringt.

Anders haben es die, welche nicht die Wahl haben, ob sie arbeiten wollen oder nicht, die, welche arbeiten müssen. Sie müssen an ihre Geschäfte und sollte das Herz ihnen brechen, die Hausmutter muß an's Kochen, der Mann in Stall, müssen den ganzen Tag über geschäftig die Hände rühren, wenn die Hausmaschine nicht stocken soll. Doch wo ein Augenblick sich bietet, eilt die Mutter in's Stübli, deckt ab und weint und schluchzt, bis Alles nach ihr ruft, bis das zischende Feuer die überlaufende Milch verkündet.

Endlich ist der Tag vorbei, endlich ist Feierabend, es ist stille geworden im Hause; die Kinder sind zu Bette, die Lampe brennt in einer Ecke, zu beiden Seiten des Bettes sitzen Vater und Mutter. Auf die Decke haben sie ihre Häupter gelegt, man hört keine Rede, hie und da ein Schluchzen zeigt das Beben des Schmerzens an, mit welchem derselbe den Leidenden erschüttert. Dann kömmt wohl auf Augenblicke der Schlaf, aber er kömmt nicht allein, er kömmt mit seinen Träumen, trüben und holden, wenn er geht, hört man wieder schluchzen, denn die Träume, die trüben und die holden, erquicken nicht, trösten selten, je holder sie waren, desto schwärzer ist das Erwachen. Es müssen die Gemüther sehr lauter sein, wenn Träume einen hellen Schein hinterlassen sollen im dunkeln Gemüthe. Willkommen ist des Morgens graue Dämmerung, müd an Leib und Seele schleppt man sich an's Tagewerk, schleppt den langen Tag ab. Versiegt sind wohl die

Thränen, aber tiefer wühlt sich der Schmerz, wird noch schmerzlicher, wie erst dann die Emme gefährlich wird den Schwellen und Wehren, wenn sie sich in ihr Bette zurückgezogen hat, gefahrlos geworden zu sein scheint. Sie läuft allerdings nicht mehr über, aber jetzt gräbt sie tiefer und tiefer, stürzt Wehren und Schwellen ein. Man läßt den Liebling nicht gerne scheiden vom Hause, ein mächtig Weh erschüttert den ganzen Körper, wenn man ihn in die Erde senkt, Erde über ihm zusammenrollt, und um so mächtiger ist die Erschütterung, je mehr an der Schelle die Seele hängt, je loser der Mensch sein Leben über das Grab ausgedehnt, je weniger die Gedanken jenseits heimisch sind, der Himmel dem Sterblichen ein unentdecktes Amerika ist.

Aber weit entfernt wären wir doch von jenen Sekten, welche, nach dem Wortlaute, daß Sterben ein Gewinn sei und bei Christo sein in alle Wege das Beste, sich freuen und jubeln über einer Leiche, das heißt entweder der Liebe Gewalt anthun oder den Mangel an Liebe hinter eine Theorie verstecken, wie eben Gelehrte und andere presthafte Menschenkinder nur gar zu gerne ihre Pressen in eine solche Verklärung bergen, daß man von weitem meinen möchte, was für eine Kardinal-Tugend da drinnen stecke. Lasse man der Natur ihre Rechte, ja, weine man noch mit den Weinenden, dann kann man auch von Herzen fröhlich sein mit den Fröhlichen und auch privatim für sich alleine. Man kann trauren wie Christen, man braucht dabei nicht wüst zu thun wie die Heiden, die keine Hoffnung haben.

Die Zeit geht vorwärts, Gottlob, nach dem Tage des Todes kommt der Tag der Begräbniß, von den Lebendigen muß der Todte scheiden, was todt ist gehört nicht zum Leben. Und wer geistig todt ist, wohin gehört der, wohin will der? Die Stunde nahte, es zerriß der Mutter wirklich das Herz, als sie der Erde wiedergeben sollte die liebste Gabe, die sie von Gott empfangen, ihren blondlockigten Hans Uli, das

ſchönſte Kind, das ſie hatte. Natürlich dachte ſie nicht, wie lieb der liebe Gott ſie und den Hans Uli hatte, daß er ihn wieder zu ſich nahm, und wie lieb er ſie hatte, weil er ihr ſo viel Sündigens erſparte, denn was thut blinde Mutterliebe nicht alles? Ein gering Geleite war gebeten, wenige Nachbarsleute und die Pathen des Kindes. Von Allen war keiner mit Theilnahme ſo angegriffen und behaftet, daß dieſelbe ihn verhindert hätte, eine überſichtliche Inſpektion zu halten. Es ſei ſchade um den neuen Bauer da, war das allgemeine Urtheil, er ſcheine die Sache zu verſtehen und auf Ordnung zu halten, ſo habe es in der Keßlere um's Haus herum lange nicht ausgeſehen, das werde ihm aber wenig helfen, deretwegen könne er ſie erbarmen. Wenn er andere Leute an der Hand hätte, ſo wäre es anders, mit Zeit und Weile könnte er es vielleicht zwingen, aber die werde man ihm eben nicht laſſen.

Kurz machte es der Schulmeiſter mit dem Leichengebete, paſſend zum Leben des Kindes, und ſteinicht war der Weg zum Grabe, wenn es auch bergab ging. Wenn die arme Mutter gedacht hätte, der liebe Gott ſage ihr mit dieſem Wege, Anne Marei, laß ab mit Weinen, thue nicht ſo nöthlich, denke, ſo wie dieſer Weg ſtotzig iſt und voll Steine, daß man mit jedem Schritt Gefahr läuft, den Fuß auszutreten, ja ſelbſt den Hals zu brechen, gerade ſo wäre der Lebensweg deines Kindes geweſen, und du weißt nicht, was ihm auf demſelben hätte zuſtoßen können und ob es nicht noch um mehr gekommen, als bloß um den Hals, darum habe ich mich ſeiner erbarmet und das Bubi zu mir genommen, ſo hätte die arme Mutter kaum an die Worte ſich gekehrt und dadurch ſich tröſten laſſen, vielleicht wäre in die Trauer noch Zorn gekommen und ſie hätte geſagt: Was wettiſch wüſſe, oder wennd's g'wüßt heſch, warum heſch m'r ne de gä! Anne Marei war eine wilde Natur, welche abſonderlich im Schmerz weder Gnade noch Rückſicht kannte, es ging der Menſchheit wohl,

daß es nicht Gott war. Langmuth wäre ein unbekanntes Wort geblieben, und Gott hätte harte Worte hören müssen, wenn es mit demselben in's Gespräch hätte kommen können.

An Gesprächen fehlte es ihm übrigens nicht, und die waren's, welche ihm wirklich Erleichterung verschafften. Kaffee und Reden sind die wahren Weiber-Tröster, bringen die nichts mehr ab, dann ist's fertig. Auf dem langen Wege hatte Anne Marei Zeit, an den Bericht, wie Hans Uli ertrunken, die Erzählung zu knüpfen, wie sie in die Keßlere gekommen, und um das zu erklären, erläuterte es, wo sie vorher gewesen, und als es eben dazu kam, mitzutheilen, wie es und Hans Joggi zusammen gekommen, also gerade zum Interessantesten, da hörte man es läuten von der Kirche her, und wir müssen es sagen, trotzdem, daß es gerade an dem merkwürdigsten Punkte stund, war der Faden seiner Rede rein abgeschnitten. Die Brunnen der Tiefe brachen nun auf, und groß ward der Jammer wieder in seinem Gemüthe. Die Mutter, welche ein Kind mit Schmerzen geboren, muß, wenn ihr Herz nicht unnatürlich verhärtet ist, weinen, wenn sie dasselbe der Erde wiedergeben soll, auch wenn sie vorher und nachher dessen Tod als eine Erleichterung ansieht, wie die Leute es leider nur zu häufig thun, welche den Kindersegen ein Ueberkinden heißen. Man kann es nicht häufig genug sagen, daß eine solche Ansicht eine verderbliche ist und von einem ungesunden Zustand der Gesellschaft zeuget, daß man Genuß und Besitz als die Hauptsache ansieht, und in der That wird man durch Kinder im süßen Nichtsthun gestört, und jemehr Theilnehmer sind, desto geringer wird der Theil eines jeden. Wo aber Arbeit noch etwas gilt, ein rüstiges Schaffen und Ringen eine Ehrensache ist, da ist ein Kind wahrhaft eine Gabe, ein Zuwachs von Kräften, die freilich mühsam zu entwickeln sind, wie Urland in Amerika, und so wie man um so reicher ist, jemehr man urbar gemachte Aecker hat, um so mächtiger steht man in der Welt, jemehr tüchtige Kräfte man zu verwenden hat. Ueber jemehr Pferde-

kraft ein Dampfschiff oder irgend eine andere Maschine gebietet, desto mehr gilt sie, und Menschenkraft, ist die dann nichts werth? Jemehr man diese Kräfte pflegt und schätzt, desto inniger wird eine Familie zusammen halten, jedes hat seinen Nutzen dabei, und das Zusammenhalten weckt und nährt dann auch ein höheres Gefühl, die Liebe. Wo die Kinder eine Last sind, ein Mensch dem andern nicht bloß ohne Werth ist, sondern eine Bürde, da ist Familien-Einigkeit unmöglich, da gehen die Familien auseinander, da läugnet man so bald als möglich die Verwandtschaft ab, damit sie nicht irgend wie was koste. Anne Marei hatte es aber nicht so mit Hans Uli, ob es es bei einem andern seiner Kinder auch so gehabt, zweifeln wir. Wir müssen gestehen, Anne Marei stund nicht über seiner Zeit, werchen in Haus und Feld konnte es wie Wenige, aber Ansichten, welche an ihn's gekommen, es wußte nicht wie, verwerchen, war seine Sache nicht.

Es war bei Anne Marei nicht wie bei so Vielen, denen man es ansieht, daß sie, wenn sie von einem Leichengebet aus der Kirche kommen, die Augen abtrocknen und damit ist's fertig und das Leid aus. Es jammerte noch lange auf dem Wege und dachte nicht mehr daran, wie es zu Hans Joggi gekommen. Jetzt ging's steil Berg auf, daher langsam, daher des Redens desto mehr, besonders aber bei denen, welche die Berge gewohnt waren. Anne Marei mußte daher das Gespräch an die Andern lassen, und die wendeten alles an, sich recht interessant und Anne Marei unvergeßlich zu machen. Sie hätten großes Erbarmen mit ihm, so ungefähr wurde begonnen, es werde kaum lange gehen, so könnten sie die Keßlere wieder mit dem Rücken ansehen. Darauf wurde die Keßlere geschildert und die Lebensgeschichte Aller, welche auf derselben zu Grunde gegangen, zum besten gegeben, und was die doch für Weiber gehabt, und was für Kinder, welch Vermögen sie mit gebracht, und wie leer sie abgezogen, alles, was ihnen noch geblieben, hätte eine Geiß weggezogen.

Eine lange Hagere, mit ſpitzer Naſe und in gelbes Leder gebunden, meinte: ſie könne nicht helfen, aber ſie müſſe immer denken, worob ſie ſich wohl verſündigt hätten, daß der Herr ſie ſo ſtrafe, das komme nicht von ungefähr, das komme immer vom Herrn, ſie habe das ſchon viel tauſend Mal erlebt, und je ärger man geſündigt, deſto gröber komm's. Nit öppe an ihnen ſelbſt, wie man meinen könnte, nein, Gottlob und Dank, ſie hätte alle Urſache Gott zu loben und zu danken, z'klagen hätten ſie nichts. Nun, alles gerathe nicht, und allenthalben gebe es was, aber per Exempel, noch kein Stücklein Vieh ſei ihnen in Boden gegangen, ja, nicht einmal ein Huhn, ſo weit hintere als ſie ſich beſinnen möge. Wenn ſie merke, daß einem Huhn was fehle, ſo gebe ſie es dem Hühnerträger, der könne dann ſehen, was er mit mache. Die Waſſerſüchtigen gebe ſie der Frau Helferin in der Herzgrube, die kaufe ſie für feiß, und ſie möge ihr ſie gar wohl gönnen. Wenn ſie gar um ein Kind ſo hätte kommen ſollen, daß ſie hätte müſſen denken, ſie ſei ſchuld daran, ja, dann hätte ſie nirgends mehr warten dürfen aus Angſt, was jetzt komme, ſie hätte ſich hinterſinnet.

Deppe apart ſchlechter als andere Leute ſeien ſie denn doch nicht, daß es wüßte, ſagte Anne Marei, nicht, daß ſie nicht auch Sünder ſeien wie andere Leute, aber womit ſie ſolches verdient hätten vor andern aus, begriffe es nicht. Wenn es dä Weg ging, es wüßte kein Menſch, wie viel Kinder erſaufen, wie viel Leute um ihre Sache kommen müßten. Man könne nie wiſſen, meinte die ſpitze Frau, warum es denn ſonſt geſchehen wäre, als wegen den Sünden, eine Strafe Gottes, einmal nicht von ungefähr. So ungläubig werde denn doch niemand ſein, daß er nicht glaube, es ſei ein gerechter Gott im Himmel, und der ſtrafe die Bosheit der Väter bis in's dritte und vierte Geſchlecht. Das Publikum theilte ſich, die mehreren gaben der Frau Recht, andere ſchlugen ſich auf Anne Marei's Seite, welches meinte, es wüßte nichts Schlechtes von

ſeiner Familie und nichts von ſeines Mannes Familie, ſo lang man wiſſe ſei kein Unehliches darin geweſen, aber was Einem geordnet ſei, das ſei geordnet, da könne man machen, was man wolle, was kommen ſolle, das komme. Es gebe ja z'Bode ſchlechte Leute, wo lebten wie die Vögel im Hirſe, wo es heiße, Fiſcheli z'Morge und Krebſeli z'Nacht.

Nun kam das Geſpräch vom Gebiete der Abſtraktion in's Gebiet der Exempel und Beiſpiele, wo ſchreckliche Dinge zum Vorſchein kamen und hinwiederum der Beweis klar geleiſtet wurde, daß es öppe nit ſöli darauf ankomme, wie man lebe, ſondern ob man das Gfell habe oder nit. Wer das Gfell habe, könne machen was er wolle, es mache nichts, es gehe ihm alles an. Ja, meinte die Spitze, hie und da hab's den Schein, aber da möchte ſie erſt nicht dabei ſein, denn wer nicht büßen müſſe auf Erden bei Lebzeiten, der müſſe wiederkommen nach dem Tode, bis er alles abgebüßt, Rübis und Stübis, das ſei ſchrecklich und eine Schande für die Familie. Da könnte man Exempel zählen, man würde loſen, wenn man es wüßte. Aber die Leute hielten es geheim, wo es angehe, aber von den Dienſtboten vernehme man es doch. Sie könnte von Mannen erzählen, man würde die Ohren aufthun, wenn man es wüßte, aber ſie ſchweige, es wüßte kein Menſch, wie es ihr erginge, wenn man vernähme, was ſie wüßte. Es iſt manch ſchön Haus in der Gemeinde, man meint, was es ſei, und für kein Geld möchte ich darin wohnen, ich ſchlafe z'Nacht lieber, als mich laſſen z'plagen von Weſen, von denen man meint, ſie ſeien im Herd und ſollten ſich ſtille halten dort. Nit daß euer Haus etwa ein gar ſchönes ſei, aber ich möchte doch dort nicht eine einzige Nacht ſein um viel Geld, man ſagt zu viel davon, es ſchaudert Einen, wenn man nur daran denkt.

Ich bin mein Lebtag doch in der Nähe gewohnt und habe noch kein Sterbenswörtchen von ſo was gehört, meinte eine der Frauen.

Glaubſt, man binde ſo was einer jeden auf die Naſe, antwortete die Spitze, empfahl ſich und ging links ab.

Begreiflich begann Anne Marei zu jammern, daß es ſo ſchrecklich unghürig ſein ſolle in der Keßlere, und doch hätten ſie noch kein Brösmeli gemerkt. Wenn die nur geſagt hätte, was es wäre, ſo hätte man ſich doch in Acht nehmen können. Da ſagten Einige, der Frau mußt du dich nicht achten, die iſt dem Tüfel ab dem Karren gefallen und will doch die Frömmſte ſein. Die hätte genug vor ihrer Thüre zu wiſchen und könnte Andere ruhig laſſen. Wenn der liebe Gott dieſe nach Verdienen zwegnehmen wollte, die hätte längſt weder Haut noch Haare mehr. Als ſie jung geweſen, hat ſie ein Gſchleipf nach dem andern gehabt, und jetzt iſt ſie noch nicht die beſte, man düderlet allerlei, man ſagt es nicht gerne auf offener Straße. Ungerecht ſind die und geizig, es hat keine Art, du haſt es abnehmen können an dem, was ſie von den Hühnern geſagt. Wenn ſie erſt vom Anken angefangen hätte! da ſoll Einen Gott vor dem bewahren, da weiß kei Hund, was die alles drein läßt und drein thut, aber was ſie macht, büt is, das ſoll alles gut ſein, da ſollte man d'ö Herrgotts ſein und was ſagen, es weiß kein Menſch, wie es Einem ginge. Wenn Eine wieder kommen muß, ſo iſt es die, aber dann will ich lieber, ich müſſe ſie nicht ſehen, die wird ein Geſicht machen, daß man den ganzen Erdboden und Sonne, Mond und Sterne damit vergiften kann.

Anne Marei that dieſer Troſt einſtweilen ſehr wohl, und als ſie oben am Berge bei der Keßlere waren, that es es nicht anders, die Weiber mußten hinein kommen und Kaffee trinken. Es müßte doch feuern für die Gotte, ſagte es, ſo z'leerem laſſe es ſie nicht fort, und dann für Eine mehr oder weniger, ſelb komme in eins, wenn man einmal gefeuert habe. Nun, ſie ließen ſich endlich erbitten, ſo unverſchämt zu ſein. Hans Joggi war ſchon oben, und während die Frau hineinging, mußte er zeigen, wo der Knabe ertrunken, und nachdem man

ein langes geredet hatte, wie es gegangen sei, und wie es nicht hätte gehen sollen, wurde der Kaffee fertig und machte Allen grusam wohl. Hans Joggi benutzte die Gelegenheit und erkundigte sich, wie man dieses oder jenes hier pflanze, denn jeder Ort habe seine aparte Art, und die müsse man lernen, wenn man an einen neuen Ort komme. Das fanden die Weiber bsunderbar gescheidt, jede that aber, als ob sie sich nur halb darauf verstünde, und doch wollte keine die leidere sein, sondern besserte immer nach, was die anderen sagten. Sie sprachen sich dabei in eine Kurzweil hinein, daß sie mit großem Schrecken auffuhren, als ein Kind kam und fragte: Aetti, wotsch nit cho melche, yche gä hätte mr? Wie das jetzt auseinander stob und wie kurz man sich empfahl! Es war, als ob in jeder eine kleine Dampfmaschine sich etablirt hätte und mit Eifer und Angst jede nach Hause treibe. Was es bei jeder daheim gegeben, kam nicht in die Zeitung, sonst würden wir es mittheilen, gewiß gab's hier und da was Interessantes.

Viertes Kapitel.

Von Wetter und Zeit, von Gottes Huld und der Menschen Fleiß.

Was der Mensch säet, das wird er ernten; diesen Theil des schönen Spruches faßt der Landmann vollkommen, und wer eine Ader von einem Bauer im Leibe hat, der wird in der Säezeit keine günstige Stunde unbenutzt vorüber lassen, er würde es für eine der Sünden halten, die nicht vergeben werden können. Das siehet er so weit das Säen geht und kann es mit Händen fassen, und selig würde er, wenn er auch glaubte, was er nicht sieht, aber leider kann er das nicht mit Händen fassen, nicht in seine fünf Finger nehmen. O, wie viele ernten die bitterste Frucht, ernten Elend und Schmach,

und Elend und Schmach erben von ihnen die Kinder, und ſie haben den Samen dazu ſelbſt ausgeſäet, aber ſie kannten ihn nicht, und als man es ihnen ſagte, glaubten ſie es nicht. Der Sünder Augen ſind gehalten, ſie erkennen den Samen nicht, begreifen den Zuſammenhang zwiſchen dem Säen und dem Ernten nicht, begreifen es nie, daß ſie ihre eigenen Feinde ſind, daß wer auf's Fleiſch ſäet, vom Fleiſch das Verderben erntet.

In unſerem Lande iſt die Hauptſaat wohl im Herbſte, jedoch äußerſt bedeutend iſt auch die Frühlingsſaat, ſie iſt viel mannigfaltiger, und wer ſich recht darauf verſteht, kann ſich gut kehren und Geld machen. Aber eben das gut darauf ſich verſtehen iſt eine Kunſt, ſo gut als die Seemannskunſt, und in Büchern lernt man ſie nicht, die Erfahrung und Verſtand dazu ſind die Hauptſache. Die Kenntniß des Bodens und für was jeder Boden gut iſt, iſt viel ſchwerer im Bergland als im Thale, da jeder Hof mehrere Arten von Boden hat. Man muß wiſſen, ob dicht, ob dünn ſäen, muß ſuchen, die günſtige Zeit zu treffen, das gute Wetter auf das angeſtrengteſte benützen, und manchmal trifft man's und manchmal nicht, alle Kunſt und Liſt iſt umſonſt, denn Gott iſt der Meiſter und kein Anderer, er iſt's, der Frühregen giebt und Spätregen, der es ordnet, ob früh ſäen gut iſt oder ſpät ſäen beſſer geweſen wäre, der Reif und Schnee hält in ſeiner Hand ſammt Sonnenbrand und Winde. Es iſt für alte reiche Bauern, die ihr Lebtag auf einem Hofe gewohnt, ein ſchweres, ja oft ein banges Segeln durch dieſe bedeutungsvolle Zeit hindurch, wenn es bald zu naß, bald zu trocken iſt, die Zeit drängt und am Himmel noch hängen Reif und Schnee.

Man denke ſich nun da den armen Hans Joggi, der ſeine letzten Batzen für Sämereien ausgiebt, Hanf und Klee, die in dieſem Frühjahr noch beſonders theuer ſind, und nun auf einem unbekannten Hofe, den er nie im Sommer geſehen, ſein Glück verſuchen ſoll. Er hatte wohl Erkundigungen ein-

gezogen, aber der Eine hatte ihm das geſagt, ein Anderer das Gegentheil gerathen. Darin waren wohl Alle einig, Miſt wäre gut und zwar je mehr, deſto beſſer, aber wie zu Miſt kommen? denn Miſt koſtet Geld. Miſt war faſt keiner vorräthig, Hans Joggi und ſeine Frau hatten faſt ebenſo viel, als ſie fanden, bei der vorgenommenen Generalmiſteten in Haus und Ställen zuſammen gebracht. Der letzte Beſitzer hatte Stroh in's Geheim verkauft, ja ſogar Miſt, berichtete eine dunkle Volksſage, ſollte verkauft worden ſein oder gar geſtohlen. Gut getrieben Land kann man nur höchſtens zwei Jahre ſchmal halten, aber bereits abgeſchleiftes muß bei neuen Pflanzungen ohne gehörigen Miſt, radikal ausgeſogen werden. Mit Branderde konnte man wohl bei Kabis, Kartoffeln ꝛc. für diesmal etwas nachhelfen, beſonders wenn man ſpäter bſchütten konnte, aber wie bſchütten, wenn kein Loch gut iſt, wenn alle rinnen und zudem ſo klein ſind, daß wenig damit zu verrichten iſt. Branderde machen, brennen, reuten, ſchälen braucht Zeit, braucht Leute, wie ſollte Hans Joggi zu extra Arbeiten kommen, da er für die üblichen nothwendigen kaum Kräfte hatte, und viel Leute anzuſtellen vermochte er nicht. O, man glaubt gar nicht, was man für Leiden mit einem Hofe hat, wo viel Jagens iſt, aber wenig zu fangen. Zwiſchen ringwerchig und ſtreitbar iſt gar ein mächtiger Unterſchied, den Viele nicht ſehen, auch wenn ſie vier Augen hätten, den man erſt erfahren muß. Zu dem hatte Anne Marei einen ſehr gedrückten Muth, mit dem es faſt Hans Joggi anſteckte. Der Jammer um Hans Uli war nicht vergangen, die Reden der ſpitzen Frau ſaßen ihm noch im Sinn, es lag ihm unendlich ſchwer in den Gliedern, es war ihm, als ob es tief in der Erde ginge, und wer weiß nicht, wie ungleich die Arbeit rückt bei leichtem Muthe oder bei ſchwerem?

Wer es gut mit ihnen meinte, das war der liebe Gott, der half mit gutem Wetter nach merkwürdig. Es war ein früher ſchöner Frühling, wachſig Wetter und faſt kein Tag

ging verloren, die Erdflöh hatten bös Leben, ſie hatten gar keine Zeit ſich an den zarten Pflanzen gütlich zu thun, kaum keimten ſie ihnen zweg, ſo waren ſie ihnen über den Kopf gewachſen. Setzte Anne Marei im Garten oder ſetzte Kabis ꝛc. im Pflanzplätz, war der liebe Gott alsbald zweg und begoß daſſelbe mit einem warmen Regen und ſagte man: Jetzt wär's genug, jetzt wär's gut, es hörte auf, ſo ließ der Regen nach und die Sonne kam wieder. Es war wirklich, als ob diesmal der liebe Gott Anne Marei apart im Auge hätte und ihm z'Lieb und z'Ehr regnen und ſonnenſcheinen laſſe. Das hob der Frau wirklich den Muth wieder. Es ſagte Hans Joggi oft: es könne nicht glauben, daß es ſich apart verſündigt, der liebe Gott ſei ſo gut gegen ſie, nie ſo. Oeppe Sünder würden ſie ſicher ſein, aber daneben müßt es glauben, er ſei zufrieden mit ihnen, ſie ſeien ihm nicht unwerth, es ſei ja, als ob er es erpreß zeigen wolle. Man ſolle nur ſehen mit dem Blühen, die Bäume ſeien ja ſo voll Bluſt, daß mehr nichts nützte. Es ſei ja, als ob jeder Baum eine Roſe ſei.

Ja, ja, ſagte dann Hans Joggi, es iſt nur lätz, daß man nicht zu allem Zeit hat, wenn nur das Moos und die Miſtelen nicht wären und das Dürre ausgehauen wäre. Es iſt ſchade um die Bäume, es wären im Grunde ſchöne Bäume, aber gottlos verwahrloſet, man ſollte die Letzten, wo hier geweſen, in die höchſten Bäume aufhängen, den Andern zum Exempel. Den nächſten Winter haben wir da zu holzen genug und machen gute Tagelöhne. Es iſt kein Wunder, daß alle Beſitzer darauf zu Grunde gingen, von wegen auf einem ſolchen Hofe muß gwerchet ſy. Man ſieht von weitem an den Bäumen dem Hof an, was für ein Bauer drauf iſt. Da hatte Hans Joggi nicht ganz Recht, viel kömmt dabei auf die Landesſitte an, aber viel auch darauf, woran der Menſch ſeine Freude hat. Baumzucht muß mehr oder weniger Liebhaberei ſein. Wir kannten große, ja berühmte Landwirthe, ſie hatten

die verwahrloſetſten Bäume weit und breit, ſo verwahrlost, daß man mit den armen Bäumen Erbarmen hatte und unwillkürlich nach dem Meſſer griff, Ueberflüſſiges abzuſchneiden, ſo daß man arge Händel mit dem Bauer oder Herren gekriegt hätte, wenn er geſehen, wie man in ſeine Rechte zu greifen dachte. Hans Joggi hatte es nicht ſo, er war lange bei einem Bauern geweſen, der die Bäume ſehr liebte, wohl verſtund und viel daraus erzog. Hans Joggi ſagte, ſobald er einmal z'Kehr komme, lege er eine Baumſchule an, es ſei gerade der rechte magere Boden da, und wenn man dazu ſehe, ſo gebe es bald ein ſchön Schübeli Geld an einen Zins.

Womit ihnen aber der liebe Gott beſonders wohl wollte, war, daß er einen frühen Frühling gab und man ſchon zeitlich im April graſen konnte. Hans Joggi hatte weniger Heu angetroffen, als ihm verheißen war und ſchlechteres dazu. Er hatte zur Frau oft geſagt, das mache ihm den größten Kummer, wenn es, wie oft in den letzten Jahren, mit dem Graſen gehen ſollte bis weit in den Mai hinein. Er müßte Heu kaufen, es wiſſe kein Menſch wie viel, und wo Geld nehmen und nicht ſtehlen? Nun hatte er einen guten Hausbrunnen, und als er die Wuhren und Gräben gehörig in Stand geſetzt, was ſeit Jahren nicht geſchehen war, konnte er einen großen Theil der Hausmatte wieder wäſſern, und das grunete und trieb, daß es eine helle Pracht war. Wenigſtens zwanzig Kronen ſpare ihm das, ſagte Hans Joggi, die Unmuſſe nicht gerechnet, die man mit dem Zuchefühe gehabt hätte; was er mehr Nutzig hätte beim Grünen als beim Dürren, wolle er nicht einmal rechnen.

Die Nachbaren waren ſtark hinter ihnen, ſie ſollten auch in die Käſerei geben, ſie hätten faſt zu wenig Milch in ihrer Käſerei, um alle Tage einen ſchweren Käs zu machen. Anne Marei war durchaus dagegen. Hans Joggi ſchwankte. Für ſpäter, wenn wir uns beſſer kehren können, will ich nicht wehren, ſagte Anne Marei. Aber jetzt, denk, ſind wir geld-

los, und die Hauskoſten warten nicht, die laufen zu, wie machen, wenn wir in die Käſerei geben und auf's Geld warten müſſen, ein halb oder ein ganzes Jahr oder noch länger? Entlehnen wirſt nicht wollen, Schulden haben wir bereits mehr als genug, und wer gäbe uns Geld? Schuldigbleiben allen Leuten iſt mir auch zwider. Was würden die Leute denken, das thäte ihnen eine böſe Meinung geben und machte uns allenthalben unwerth, daß man es gar nicht wieder gut machen könnte. Ja, wenn wir ſchon lange hier wären, die Leute uns kennten, wär's ein Anderes. Und aus was wollten wir was löſen, bis das Obſt reif iſt, und wenn die Kinder ſchon beeren können, ſo giebts allweg nur wenig Batzen, denn wir werden ſie ſonſt zu brauchen haben. Die Milch dagegen kann ich den Sommer durch gut brauchen, ſie geht mir vom Hauſe weg, und bleibt was übrig, anke ich, der Ankenträger kömmt alle Montag da vorbei, brauche nicht damit z'Märit zlaufe und Zeit und Geld zu brauchen, und er zahlt gut.

Aber, ſagte Hans Joggi, und dann d'ſ ander Jahr im Hustage, wo wir ſo viel zu zahlen haben, und dann kein Geld zu nehmen haben aus der Käſerei wie andere Bauren? He, antwortete Anne Marei, ſo haben wir doch dann nicht in allen Ecken Stümpieten nachzuzahlen, wie es jetzt Baurenweiber, wo reich ſein wollen, machen ſollen. Dann iſt nicht geſagt, daß man alles brauchen müſſe, konnte ich an andern Orten hauſen, werde ich es auch hier können. Gegen Herbſt haben wir dann viel zu verkaufen, Obſt und Flachs und allerlei ſonſt. Haber brauchen wir keinen ſelbſt und d'ſ Korn hoffentlich nicht alles, und dann haben wir ja ſelbſt Geld, das auf den Hustagen eingeht. Wohl, Hans Joggi, es giebt's, wenn wir uns recht dazu halten, Geld ſparen und d'Zyt gut brauchen, wogegen dann Hans Joggi mit einem Regiſter von Dingen aufwartete, daß dem Anne Marei faſt Hören und Sehen verging, worunter namentlich Bſchüttilöcher aufmarſchirten. Aber Anne Marei gab doch nicht nach, ſondern ſagte, mit

Geld spare und d'Zyt z'Ehre zieh, zwängt man viel, du glaubst gar nicht wie viel. Wirklich war es auch eine Meisterin im Sparen mit Zyt und Geld, ohne staatswirthschaftliche Vorlesungen über diese beiden Faktoren im Leben der Landwirthe angehört zu haben und sich darüber wissenschaftlich ausdrücken zu können.

Zeit ist wirklich ein wunderbares Kapital, dessen Werth unberechenbar, dessen rechte Benutzung hauptsächlich in der Angewöhnung und im Blute liegt. Im Alter, wo man Theorien zu fassen im Stande ist, ist man zumeist schon zu alt, um rechte Benutzung der Zeit zu lernen, d. h. sie sich anzugewöhnen. Der beste Lehrer daheim ist eine Mutter oder eine Großmutter, welche immer hinter Einem her ist mit dem Rufe: Hurtig, hurtig, gschwind, gschwind, schämst dich nicht, so langsam zmachen, was werden dich doch die Leute auslachen, spring doch, kannst nit springe! Machst aber nüt, weißt dann nichts zu machen? Schäm dich, aus dir gits i Gott's Name nüt! Wo ich so alt war wie du, war ich nie müßig, und wenn mir niemand was zu arbeiten wußte, so ging ich in Garten und jätete oder bschüttete oder räumte auf um's Haus herum. Aber es ist nichts mehr mit den Kindern. Schlärpli und Schlingel giebt's und sonst nichts.

So lauten die rechten Vorlesungen über den Werth der Zeit, diese begreift man im fünften Jahre schon, und wenn man fünfzehn Jahre sie angehört, so muß man wirklich nichts taugen, wenn man dieselben nicht vollständig begriffen hat und darnach unwillkürlich lebt, jede Stunde zu brauchen, jedes Geschäft so rasch als möglich abzuthun weiß. Die Kunst wird allerdings rarer und daher kommen so viele Uebel. Professoren hat man zum Ueberfluß, man hört sogar sagen, mehr als d's Halbe z'viel, aber die rechten Mütter und Großmütter beginnen zu fehlen, und je ärmer die Leute werden, desto schlechter verstehen sie den Gebrauch der Zeit, desto schlechter lernen denselben die Kinder. Daheim hocken und um's Haus herum

die Zähne trocknen iſt ihre Burgerluſt, und die Kinder läßt man in Gottes Namen laufen mit Säckli oder Karrli, mit Geiß oder ohne Geiß und ihre Zeit vertrödeln nach Belieben. Will man Arbeiter, ſo muß man ſie' ſuchen, muß mit aller Kraft ſie aus ihren Löchern klopfen, daß wenn man Bettler ſo klopfen ließe, ſie Einem alle Schande ſagen würden, und kriegt man endlich einen Kopf unter dem Fenſterlein zu ſehen und frägt, ob die Perſon, der er angehört, kommen wolle, ſo ſagt ſie, ſie wiſſe neue nit, ſie ſeien Vorhabens geweſen, der Geiß z'miſte, und d'Frau ſött neue zu're Baſe, die heig neue Bricht gmacht, ſi heig er e neuis z'ſäge, die angeri Wuche chönnts es de ſcho ender gä. Drucke well er d'Frau frage, we die nüt drgege heig, ſo chönn me dr Geiß dr Miſt öppe es angers Mal uſe mache. Wenn man dann frägt, aber mußt du dann dabei ſein, wenn man der Geiß miſtet, kann das die Frau nicht alleine? ſo heißt es: Sie macht's nit gerne all:ein, dr Stall erkaltet gar, wenn man ihn zu lang offen hat, und dann muß ſie zu den Kindern ſehen, bſunderbar zum jüngſten, es iſt erſt zweijährig.

Hat man den Burſchen endlich die andere Woche an die Arbeit gekriegt, ſo ſchaffet er ſo langſam, als leute ihn jeder Schritt, jede Bewegung, er ſchwatzt mit jedem Zaunſtecken, gränuet jede Kartoffel an, die er aufhebt, und hält wo möglich eine Rede darüber. Es iſt ihm um nichts zu thun, als um ſo leicht als möglich die Zeit zu verwerchen von einem Mal zum andern, und wenn ſich der Meiſter ein Wörtlein erlaubt, ſo heißt es: So, iſt das ſo gemeint, du haſt mich kommen heißen, bin ich dir nicht recht, ſo gehe ich gerne. So iſt's in der Welt aſe, erſt zwängt man Einen zu kommen, man mag wollen oder nicht, und thut man es den Leuten zu Gefallen, ſo iſt man ihnen nicht recht, ſollte werchen wie e Hung u wie ame ne Hung git me Eim z'freſſe und z'letzt es Löhnli, mit dem me d'Schuh nit cha la plätze, wo me verheit het ob dr Arbit.

Wochenlang kann so einer daheim sitzen und nichts verdienen, und wenn man auch dieses, jenes bei ihm will machen lassen, so fehlt es ihm bald am Holz, bald an der Zeit, bald an einem Hammer oder an einer Zange. Er thut hell nichts, als er macht vor dem Mittagessen einige Scheiter und vor dem Abendessen wieder einige. Und Manche machen dies nicht einmal, sondern sie stehlen das Holz bereits als Scheiter und mit demselben noch viel Anderes mehr und arbeiten nichts, und [illegible] weil man die Zeit nicht mehr zu Ehren zu ziehen weiß, wird Diebstahl mehr oder weniger ein Handwerk und zwar, so lange man es treiben kann, ein gutes, und zwar kann man es desto länger treiben, je humaner die Polizei wird, je inniger sie sämmtliche Menschen und somit auch die Diebe und ihre Hehler, besonders Hehlerinnen, liebt, ihnen glaubt und zärtlich aufwartet mit Semmelbrod und Schildkrötensuppen. Wenn die Königin Viktoria solche Suppen liebt, warum zum Gugger sollten Diebe nicht das gleiche Recht zu solchen Liebschaften haben, und wo solche liebschaftlichen Bedürfnisse sich vorfinden, warum sollten sie nicht auf das vollständigste befriedigt werden? Vide Singludis Schelmenrecht, Tom. VII., pag. 2999.

Sehr merkwürdig ist es, junge und alte Leute nebeneinander auf dem Felde arbeiten zu sehen. In der Regel machen es die Alten nicht nur besser, sondern sie schaffen mehr. Man sieht sehr oft den sechszig- bis siebenzig-jährigen Mann weit rascher arbeiten, als den fünfundzwanzig-jährigen Burschen, die Großmutter emsiger, als die zwanzig-jährige Enkelin. Man kann im Herbste junge Meitschi, denen auf der Erde nichts fehlt, als sieben Tage und noch einen mehr in der Woche ein Geiger, Kartoffeln graben, im Sommer worben und rechen sehen, daß es Einen dünkt, ihr Werkholz b'hange in der Luft und wolle nicht wieder runter, der ausgestreckte Arm werde strebsam, trachte in's Weite statt wieder zurück, daß es Einem gramselt in allen Gliedern, daß man unwillkürlich ausrufen

muß: Herrgott, was für e fule Hung! Wo ſoll es mit den Jungen hin, wenn nicht eine andere Zucht kömmt. Wenn es die Menſchen nicht können, muß unſer Herrgott dran hin, die Ruthe nehmen, die Menſchen klopfen, an dienlichen Orten und wo es ſonſt am beſten iſt, muß die Beine gängiger, die Arme rühriger machen und den Sinn wieder wecken, dem es himmelangſt wird, nicht nach der Kneipe, ſondern nach der Arbeit.

Merkwürdig, je raſcher die Maſchinen ſchaffen, deſto langſamer ſcheinen die Menſchen zu werden, und zwar in entſchiedenem Fortſchritt, iſt das aber auch wirklicher Fortſchritt? Um aber billig zu ſein, muß man beifügen, daß denn doch nicht das Haus alleine die Schuld trägt von dieſem entſchiedenen Fortſchritt im langſamen Schritt, ſondern einen wenigſtens ebenſo großen hat die Schule. Wohlverſtanden, nicht die Schule an ſich, nicht weil die Kinder mehr in die Schule müſſen, ſtatt draußen zu arbeiten, ſondern wegen der Faulpelzerei in der Schule, denn in ſehr vielen Schulen weiß man auch nicht, was Zeit iſt, zieht ſie nicht zu Ehren, verſchlumpet ſie auf heilloſe Weiſe, daß ſie nichts iſt, als eine förmliche Uebung in körperlichem und geiſtigem Müßiggang. Für Volksſchulen müſſen alle Fächer einfach, kurz, klar zugerichtet ſein, da darf man nicht ſieben Jahre drum herum gehen wie die Katze um den heißen Brei, ehe man die Schüſſel abdeckt. Nun werden von halbwitzigen Gelehrten die Fächer auf die heilloſeſte, ja gottloſe Weiſe auf die Länge gezogen, daß es eigentlich nichts iſt, als auf der Stelle marſchiren, und nichts dabei herauskömmt, als die ſchauerlichſte Langeweile und ein unpraktiſches Zeug, das in allen fünf Welttheilen und wenn ihrer ſechſe wären, nirgends eine Anwendung findet, geſchweige dann, daß es im Kinde geiſtiges Leben wecke, im Gegentheil, wo es ſolches findet, tödtet es daſſelbe. Ferner werden dieſe langweiligen Fächer noch unendlich langweiliger betrieben. Man läßt die Kinder auf das langſamſte arbeiten. Ewigkeiten hin-

auf, Ewigkeiten hinunter läßt man sie an einer Aufgabe, einer Rechnung, einem Thema machen, läßt, namentlich die kleinen, wochenlang die gleichen Striche machen, eben so lang die Zahlenreihe von eins bis zehn auf und ab zählen, und bis man einmal zum Lesen kömmt und in gehörigen Plamp, kann es eine Viertelstunde gehen. In der Regel bringt man, das Lesen ausgenommen, nur einige wenige in langsame Thätigkeit, die größere Zahl läßt man in Ruhe, läßt ungestört sie löhlen und göhlen, so daß sie eigentlich nicht den geringsten Antheil am Unterricht nehmen, der ganze halbe Tag hat hell nichts abgetragen, als einen Anwesenheitsstrich mehr im Schulrodel. Wo dann dazu die Lehrer noch Rechnungen schreiben, Interessantes lesen, Zeitungsartikel fabriciren oder gar Verse, da geht es erst erzschlecht, das Kind lernt hell nichts als hocken und sich so recht einüben in langweiligem Nichtsthun. Und, o mein Gott, was auf Erden ist wohl langweiliger, als ein langweiliger Mensch, der nichts thut und alleweil Langeweile hat, ausgenommen, wenn er schläft oder ißt und trinkt?

Dieses Versumpfen und Verfaulen in der Schule ist aber nicht bloß den untern Schulen eigen, o nein, es scheint beinahe, daß je höher die Schule, desto weniger Verstand man brauche mit der Zeit, desto größer die Verschwendung sei, und auf den Hochschulen die allergrößte. Was unsere Väter in sechs Jahren lernten, so daß sie gelehrt wurden, daran lernt man jetzt zwölf Jahre und im dreizehnten ist man wohl was geworden, aber nicht gelehrt, sondern ein famoser Bierrülps, ein Urburiche mit Moos auf dem Haupte und Dreck überall. Und kriegt man denselben endlich nach Hause, so kann man einen Knecht anstellen, der ihm die Pfeife stopfe, eine Magd, die ihm das Bier aus den Haaren wische. Und dahin haben ihn gelehrte Männer gebracht, Herren Lehrer und sogenannte Professoren, ordentliche und unordentliche. Solche Herren sollten zur Erholung drei Jahre hintereinander jeden Morgen ein Pfund Kümi spalten und Nachmittags ihn wieder zusammen

leinen, das ſoll für Lehrer die beſte Kur ſammt Recreation ſein und weit über Rigi und Kuttlebädli gehen. Aber was will man ſagen, gehen doch die Regierungen mit dem allerbeſten Beiſpiel voran, ganz nach dem Sprichwort, alles Gute kommt von oben. In einer Republik hat man keine ſtehenden Truppen mehr, und wo ſie waren, ſchafft man ſie ab, dagegen ſtellt man ſitzende Legionen an, wie viele, weiß Gott, denn man hat es mit ihnen wie mit den Heuſchrecken, man kann ſie gar nicht zählen. Ihnen iſt die Hütung des Staates und die Wahrung ſeiner Rechte anvertraut, und ſie ſitzen da und wechſeln ab mit Sitzen und ſchneiden Federn und warten, bis der Staat oder eins ſeiner Beine oder Rechte in Gefahr kömmt, dann gehts los, dann entfalten die ſitzenden Legionen ihre Macht, zeigen ihre Kraft, ſchreiben wie's Himmeldonnerwetter, bis alles Papier verſchoſſen iſt, das Kriegsminiſterium in der größten Verlegenheit iſt, in ſeinen Kriegsſtätten kein Papier mehr zu finden iſt, man umſonſt nach Baſel telegraphirt, man endlich eine neue Legion errichtet zu Herbeiſchleppung neuer Munition und wieder eine, welche das Material zuſammen ſuchen muß, eine unzählbare Lumpenſammler-Legion, und befehlen muß bei Todesſtrafe, alle Lumpen auszuliefern, und bei Kettenſtrafe jedem guten Bürger, ſo viel Lumpen zu produziren, als es ſeine Kräfte zulaſſen.

Hand in Hand mit den Regierungen gehen die Gerichte, ſchaffen auch ſitzende Legionen an, Weibel und Geſchworne, Präſidenten und Prokuratoren und Friedensrichter und andere Richter ohne Zahl und obendrein Stellvertreter ohne Zahl und gehen gründlich zu Werke, verkürzen die Prozeßformen und machen an Händeln, welche ſonſt drei Monate koſteten, drei, oder wer weiß, vielleicht dreißig Jahre. Damit die Akten zu ſich ſelbſt kommen, läßt man ſie einige Monate liegen; damit ſie den gräueligen Duft verlieren, müſſen die Weibel ſie drei Monate lang herum tragen und drei andere Monate, weil kein Richter zu Hauſe zu finden iſt. In der

zweiten Hälfte des Jahres können sie vielleicht abgegeben werden und können wandern von einer Hand zur andern, aber langsam; das weiß der Präsident, ist billig, frägt nach einem Jahr oder mehr: Apropos, es ist mir wie im Traum, es existiren Akten zwischen A und N, was ist mit denen? wo sind sie? Tiefes Schweigen, der Sekretär schlägt nach, sagt vorläufig: Richtig, vor dritthalb Jahren wurden sie in Circulation gesetzt, seither hörte man nichts von ihnen, niemand weiß von ihnen, sie sind vollständig verschollen. Man sucht sie ein Jahr lang, endlich finden sie sich in der Kanzlei. Kein Mensch weiß, wie sie dahin gekommen, nach genauer Untersuchung ist man gezwungen anzunehmen, sie seien von selbst dahin gekommen. Nun entsteht die wichtige Frage, da kein Richter mehr weiß, was in den Akten steht, sollen sie von neuem in Circulation gesetzt, oder sollen sie in Gottes Namen, der eigentlich als oberster Richter die Pflicht hat, die Herzen der Richter recht zu lenken, alsbald, jetzt wo man sie noch hat, besprucht werden? Bei einer neuen Circulation könnten sie ja wieder verloren gehn, man sie ein Jahr suchen müssen und dann vielleicht gar nicht mehr finden. Wie nun in solchen Fällen entschieden wird, wissen wir nicht, der Gerichtsgebrauch wird aller Oeffentlichkeit zum Trotz geheim gehalten.

So geht es in der Welt, und wo es am langsamsten geht, das ist in der Schelmenwelt. Wir meinen nicht, daß es langsam gehe mit Stehlen und die Schelmen langsam dabei seien, o nein, das geht meist nur zu geschwind, wir meinen, es gehe lang mit den Schelmen, ehe man einen hat, dann ehe man gründlich weiß, ob er wirklich ein Schelm ist, dann bis er wirklich an dem Orte fest sitzt, wohin er gehört, und endlich, bis er es dort hat, wie es für einen Schelmen passend ist. Man besinnt sich wohl, ehe man einen fasset, denn er kann eine Pistole haben, und wenn man ihn nicht auf der That erwischt und den Thatbestand mit Zeugen beweisen kann, muß man ihn besser machen, als er sein Lebtag gewesen. Hat man

ihn, ſo verhört man ihn, wenn man es nämlich nicht vergißt, was leicht geſchehen kann, da vergeſſen ja menſchlich iſt und ſo leicht jedem begegnen kann, und am allerleichteſten den Allergelehrteſten. Der Schelm wird läugnen, dann läßt man ihm Zeit zur Beſinnung zu kommen, frägt ihn endlich gelegentlich wieder, wenn er noch da, alſo nicht ausgeriſſen iſt. Iſt das der Fall, ſo ſucht man ihn auf, fängt ihn endlich früher oder ſpäter vielleicht wieder ein. Dann fängt man die Unterſuchung wieder an von vornen und bringt ſie, wenn der Kerl nämlich nicht wieder ausreißt, glücklich zum Einſenden an obere Behörden. Die ſendet ſie wieder zurück zum Ergänzen. Endlich kommen die ergänzten Akten ein zum Beſprüchen und endlich, wenn ſie nicht verloren gehen, werden ſie wirklich beſprüchet, nun ſprüchet man entweder den Kerl frei und verfällt den Staat in die Koſten oder man rechnet ihm die lange Haft als Strafe an und läßt ihn laufen oder man ordnet ihn in ein Haus, um ihn zur Beſſerung zu bringen. Da iſt's, wo es in der Regel kurz und raſch geht. Man giebt ihm Fleiſch und Wein, das Uebrige ſonſt vom Beſten und je beſſer ihm dieſes behagt, deſto raſcher iſt er gebeſſert, ſo daß man, wenn er nämlich nicht früher ausreißt, nach Verlauf der Hälfte der Strafzeit im Fall iſt, auf ſeine Entlaſſung anzutragen. Und dieſe Beſſerungsmanöver an ihnen behagen ihnen in der Regel ſo wohl, daß ſie dafür ſorgen, wiedergebracht zu werden zu einem neuen Curs, ſo eine Art von Wiederholungscurs, wie ſie beim Militär und den Schulmeiſtern bereits eingeführt ſind. Vide Singludiſches Schelmenrecht Tom. XIII. pag. 7070—11,111.

Hans Joggi und Anne Marei waren nicht auf dieſe moderne Weiſe durch die ſitzenden Legionen der Richter und Regenten erzogen worden, gehörten noch der alten Schule an, wo man das Gras nicht unter den Füßen wachſen, die Kelle nicht an der Pfanne kleben ließ. Die Leute wunderten ſich, wie geſagt, ſagten ihnen auch, ſie hätten nicht viele ſolche

Leute noch gesehen, die so fleißig seien und denen es so rücke. Hinter ihrem Rücken unter sich bemerkten sie: die thäten, als ob sie es eines Tages zwängen wollten, thäten nur zu nöthlich, dächten, sie wollten alle Andern z'Schande machen, aber denen würde es schon bessern, ehe ein Jahr um sei. Das seien nie die besten Rosse, die so in's Geschirr schössen, als ob sie ein Stück ab der Welt sich reißen wollten. Aber den ganzen Sommer durch besserte es ihnen nicht und Gott wollte ihnen immer gleich wohl und Anne Marei war ganz hell auf, ja es that manchmal, als wolle es singen, sang aber doch nicht.

Fünftes Kapitel.

Der christliche Standpunkt in der Reßlere.

Doch klang es immer noch traurig in seinem Herzen, sein Bubi hatte es nicht vergessen. Es kam ihm oft im Traume vor. Dann hatte es darauf recht trübe Tage. O wie habe ich doch so längi Zyti nah mym Bubi, jammerte es dann, o wenn ih doch d'r Tusig Gottswille ume by nihm wär! Wenn d' nüt d'rwider hätteſt, ſo wett ih am Sunde z'Chile. Ih gseh de sy's Gräbeli u de düecht es mih, ih syg scho näher by nihm! Was wett ih, antwortete Hans Joggi. Wenn d' dih nit sumſt u ne nangere nah hei chunſt, daß mer zu rechter Zyt esse chen, su isch's m'r ja ganz recht.

So z'ungradem z'Chile z'gah, war, wie oben angedeutet worden, bei Hansjoggi's nicht Hausbrauch, für das z'Chilegah war im Hausbrauch gar kein Platz. Am Sonntag stund man nicht ganz so früh auf, als am Werktag, räumte dann auf, was aus Mangel an Zeit in der Woche liegen geblieben, strählte die Kinder gründlich aus, denn Lebwaare auf den Köpfen liebte Anne Marei nicht, die gehöre in die Ställe, meinte es, dort wäre sie ihm lieb und je mehr desto lieber.

Es mußte länger gekocht werden, beſonders wenn Sauerkraut ob Handen war, vielleicht gar Fleiſch, was aber nicht Regel war, ſie hatten ja die Beſſerungskuren der Kettenſträflinge und anderer Zuchthäusler nicht nöthig. Während dem Kochen wurden zuweilen ein Paar Hoſen geplätzet oder ſonſt etwas, kurz, man hatte immer Vorrath von nothwendigen Geſchäften für den Sonntag, und um eilf Uhr oder ſchon vorher mußte gegeſſen werden, denn die Leute wurden nie hungriger als am Sonntag, mochten gar nicht warten, bis das Eſſen auf dem Tiſche ſtund. Es wüßte kein Menſch, wie es ginge, wenn alle Tage Sonntag wäre, es wäre mehr als d's Halb z'wenig z'eſſen auf der Welt, meinte Anne Marei.

Wir ſind nicht ganz der Meinung von Anne Marei. Der Sonntags-Hunger iſt allerdings ſcheinbar da, er kömmt aus zwei Quellen. Die Leute haben am Sonntag Morgen gruſam Langeweile und wiſſen ihn nicht zu verbringen. Sie haben nichts zu arbeiten, haben auch keine geiſtigen Gedanken zu verwerchen, ja einen eigentlichen Ekel ab dem Leſen, beſonders von geiſtigen Sachen, daß ſie nichts Anderes wiſſen, als an den Sauerkabis zu denken und eb vielleicht Fleiſch dabei ſei, Kuhfleiſch oder Schwynigs oder vielleicht gar kein's. Da entſteht allerdings ein ſchrecklicher Hunger, man mag gar nicht warten, bis die Frau Meiſterin zum Eſſen ruft oder zum Eſſen rufen läßt, aber es iſt bloß ein künſtlicher Hunger. Gingen die Leute in die Kirche, fänden ſie Kurzweil in der Bibel oder, wenn das Wort jemanden ärgern ſollte, geiſtige Nahrung, ſo daß ſie davon angezogen, ergriffen würden, ſie dächten gar nicht an's Eſſen, ſie würden nicht halb ſo hungerig (das ſollten geizige Meiſterleute ſich merken), blangeten nicht halb ſo zum Tiſche.

Der andere Grund iſt vom erſten nicht beſonders verſchieden. Der Nachmittag des Sonntags gehört, aller Anſicht nach, der Welt, in dieſelbe ſich zu ſtürzen, mag man nicht warten, aber ungegeſſen thut man es doch nicht gerne, ißt

daher um ſo früher deſto lieber, damit der Nachmittag deſto länger werde, die Fleiſchluſt deſto mehr Raum gewinne, einen deſto größern Anlauf zum Ziele nehmen könne. Iſt man nun eine Stunde von der Kirche entfernt und will hingehen, ſo hat das ſeine Schwierigkeiten, macht eben Löcher in die Gewohnheiten. Geht die Kirche um acht Uhr ein, ſo mag die Hausfrau faſt nicht zurecht kommen, ſie muß um ſieben Uhr fort, bringt die Leute faſt nicht zum Frühſtück und kann, namentlich wenn die Kinder nicht erwachſen ſind, nicht den Mund wiſchen und gehen, hat immer noch manches zu beſorgen und muß in der Regel noch dreimal zurück, weil ſie was vergeſſen hat. Geht die Kirche um neun Uhr ein, ſo iſt es noch unkommoder, denn dann mag ſie um eilf Uhr nicht zurück ſein oder bödings, in Schweiß und Angſt, denn wenn der Pfarrer nicht gar zu mutze Gedanken hat und ein gar zu kurz Gedächtniß, ſo braucht er doch zum Singen, Beten, Predigen eine Stunde, und hat er zu taufen, mehr, und wo Andere den Weg bergauf in einer Stunde gehen, da braucht eine Hausfrau ein Beträchtliches mehr; dieſelbe kann alſo um eilf Uhr nicht zu Hauſe ſein, und beim Anrichten muß ſie doch zugegen ſein, was dann da für ein ungeduldig Zappeln iſt daheim und für eine Angſt in ihr und für ein Schnaufen und Huſten, wenn ſie endlich oben iſt, man ſtellt es ſich gar nicht vor. Daher der große Schrecken, der durch's Haus fährt, wenn es heißt: D'Frau wott ſcho wieder z'Chile, da wird man heute aber nicht vor zwölf freſſen können! Was wott die aber? Es düecht mih, die wär frommi gnue, ſie chönnt's afe la blybe. Es iſt ume Bosheit, für die Angere z'plage oder ne d'r B'ſtang z'machen, es thät ne's ſauft o z'gah. Aber die cha lang, ih thät's dere nit z'Gfalle u we ſi's alle Sunde vormiech.

Viel weniger macht es, wenn der Hausvater zu ſpät kömmt. Man wartet zwar auch ein wenig, aber weil dabei auch die Hausfrau ungeduldig wird, da gekocht iſt und der

Hausvater beim Anrichten nicht betheiligt iſt, ſo wird zumeiſt erkannt, man wolle aſe eſſe, er werde ſchon kommen, daneben könne man ihm dänne decken.

Es war daher recht viel von Hans Joggi gemacht, daß er ſeine Frau ſo ohne Widerrede gehen ließ, kam doch das Kochen, da ſie noch keine Magd hatten und das älteſte Mädchen noch klein war, theilweiſe an ihn.

Wenn man was will, ſo muß man darnach thun und über die Gewohnheit Meiſter werden, die im Wege liegt, man muß eine eigene Sonntagsordnung machen, wenn es Einem Ernſt iſt mit dem Kirchengehen, man kann dann ja am Sonntag Abend um ſo früher zu Bette gehen, was der Montagarbeit nur förderlich ſein würde. Aber die Menſchen machen es dem Teufel z'Lieb und z'Ehr lieber umgekehrt, dafür verteufelt er ſie, wiederum ſich ſelbſt z'Lieb und z'Ehr, bringt ſie um Geld und Ehre und führt ſie aus Dankbarkeit der Hölle zu, denn eben das iſt des Teufels Dankbarkeit.

Das lag in den Gränzen von Anne Marei's Verſtand. Es ſtund früh auf, jagte die Kinder auf, rathſamte ſie gehörig, las eins aus zum Begleit, wendete auf dieſes etwas mehr Sorgfalt als auf die andern, und ehe es ſieben Uhr ſchlug, war es ſchon auf dem Wege, ſein Bubli zog's. Noch läutete es nicht, als es auf den Kirchhof kam zu ſeines Hans Uli's Gräblein und bitterlich da weinte und inſtinktmäßig das an ſeiner Hand hängende mitgebrachte Kind mit ihm. So ſieht man oft vor der Kirche und nach der Kirche Trauergeſtalten auf den Gräbern ſtehn. Thränen ſind das Weihwaſſer, das Sehnen der Liebe die Todtenmeſſe, das iſt die Todtenfeier der Reformirten.

Der Pfarrer war ein wackrer Mann, in den beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, und predigte brav. Natürlich nicht gelehrt, ſein Publikum war nicht darnach und er begriff es, nicht ſchwunghaft, dazu fehlte ihm die Phantaſie, und auch darin glich er der Sonne nicht, er zog nicht Waſſer, wie es

von einem Prediger hieß: Das iſt einer, ja einer, der nimmt Einen an ganz gemeinen Sonntagen z'weg, daß man plären muß, ja plären, daß man es faſt gar nicht mehr gſtellen mag. Dazu fehlte ihm ebenfalls die Gabe, und wenn er ſie auch gehabt, hätte er ſie doch nicht mißbraucht. Er predigte recht praktiſch und doch chriſtlich, deutlich, aber nicht hinreißend. Er traf's für Anne Marei beſonders gut. Er hielt eine Frühlingspredigt, redete von der Macht Gottes, wie er alle Frühlinge den Menſchenkindern zeige, daß er der Herr ſei und ſonſt keiner mehr, der das Licht ſchaffe und formire die Finſterniß, daß er es ſei, der das alles thue. Anfangs achtete ſich Anne Marei der Predigt wenig, es war des Zuhörens nicht gewohnt. Da die Sache ihm aber ſo nahe lag, der Pfarrer ſogar von den Bäumen ſprach, von Korn und Gras, von den Pflanzungen, da mußte es aufpaſſen. Der Herr hätte Recht, grad ſo ſei es, es nähme ihn's nur wunder, daß ſo ein Herr das alles wiſſe, er müſſe ſich der Sache doch noch achten, wenn man ſchon nicht meine, dachte es. Dann kam der Pfarrer darauf, wie der Frühling aber nicht bloß ein Zeichen der Macht Gottes ſei, ſondern ein Zeugniß unſerer Auferſtehung von den Todten und eines ewigen Lebens. Da kam es Anne Marei recht über's Herz. Es weinte lange nicht, aber es ſog die Worte ein wie dürre Erde die Regentropfen, wie ein durſtend Kind die Muttermilch. Der Herr ſei es, der aus dem Tode das Leben kommen laſſe, ſo komme aus dem Winter der Frühling, was geſäet werde, werde nicht lebendig, es ſterbe denn. Und was man ſäe, ſei nicht der Leib, der werden ſolle, ſondern ein bloß Korn als Waizen oder der andern eins. Gott aber giebt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen Samen ſeinen eigenen Leib. Es iſt nicht alles Fleiſch einerlei Fleiſch, ſondern ein ander Fleiſch iſt der Menſchen, ein anderes des Viehes, ein anderes der Fiſche, ein anderes der Vögel. Und es ſind irdiſche Körper und himmliſche Körper, aber eine andere Klarheit haben die himmliſchen und eine an-

dere Klarheit die irdiſchen Körper. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne, denn ein Stern übertrifft den andern an Klarheit. Alſo auch die Auferſtehung der Todten. Es wird geſäet verweslich und wird auferſtehen unverweslich. Es wird geſäet in Unehre und wird auferwecket in Herrlichkeit. Es wird geſäet in Schwachheit und wird auferſtehen in Kraft. Es wird geſäet ein natürlicher Leib und wird auferwecket ein geiſtiger Leib. Es iſt ein natürlicher Leib, es iſt auch ein geiſtiger Leib. Aber das Geiſtliche iſt nicht das Erſte, ſondern das Natürliche, darnach das Geiſtliche. Der erſte Menſch iſt von der Erde und irdiſch, der andere Menſch iſt der Herr vom Himmel. Welcherlei der Irdiſche iſt, ſolcherlei ſind auch die Irdiſchen, und welcherlei der Himmliſche iſt, ſolcherlei ſind auch die Himmliſchen, und wie wir getragen haben das Bild des Irdiſchen, alſo werden wir auch tragen das Bild des Himmliſchen. Dies aber ſage ich euch, lieben Brüder, weil Fleiſch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben, auch erbet das Verwesliche nicht das Unverwesliche.

Dieſe Worte, welche Anne Marei noch nie gehört, machten tiefen Eindruck auf ihn's, freilich einen etwas ſeltſamen. Es mußte immer an ſeinen Hans Uli denken, mit ſeinem ſchönen gelben Kruſelhaar. Behielt er das als Engeli oder behielt er es nicht? Aber wie dann ihn kennen, wie wiſſen, welches Engeli ſein Hans Uli ſei? Am Ende könne es den lieben Gott fragen, er werde ihn ihm ſchon zeigen, oder vielleicht kenne er ihn's noch, aber d'Kinder ſeien gar vergeßlich. Aber das Kruſelhäärli würde ihn's doch reuen, wenn er es nicht mehr hätte, ſchöneres Haar chönn d'r lieb Gott ſeinen Engeline chum mache u wenn er noh ſo awengti. Daneben kam es ihm vor, es ſei ihm jetzt ſchon viel näher, die Erde zwiſchen ihm und ſeinem Bübi ſei ſchon faſt ganz weg und lang gehe es nicht, ſo ſei er ganz abdeckt, und es habe jetzt

ein himmliſches Engeli und nit ume ſo es irdiſch's Bübi. B'ſungerbar habe doch der Pfarrer das auslegen können, es hätte es nie ſo gehört, es hätt ihm ganz wohl gemacht. So wär es z'loſe i d'r Predig, es dürchs, es möcht all Tag e ſellige ghöre. Es wär doch e ſchöni Sach mit dem Predige, weme ume meh ging, aber es gäb's i Gottes Name nit.

Wohl, i Gotts Name gäbs es, aber i der Welt Name gits es nit. Nach Gottes Ordnung wäre lange genug Zeit dafür, aber nach dem Hausbrauch nicht und daneben iſt es ſüſt nit chumlich. Nun wär wohl die Frage, ob man den Hausbrauch nach Gottes Ordnung machen oder Gottes Ordnung um des Hausbrauches willen aufheben ſoll, aber da gehen eben Theorie und Praxis auseinander. Theoretiſch iſt die Frage bald gelöst, aber praktiſch macht der Menſch in erſter Linie, was ihm kommod iſt, in zweiter Linie, was die Welt will. Gar viele Eltern änderten ihren Hausbrauch um der Welt willen, die in ihren Kindern ſteckte.

In der Keßlere änderte ſich der Hausbrauch eigentlich auch nicht, doch ging Anne Marei zuweilen z'Chile, wenn es ihn's zu Hans Uli zog, und gern hörte es den Pfarrer, doch ſo ſchön wie das erſte Mal könne er es nicht mehr, glaub es, ſagte es. Das blieb jedoch als großer Gewinn, daß etwas Geiſtliches in ſeine Gedanken kam, was bei ſo viel Tauſenden eben gänzlich fehlt. Es nähme ihn's wunder, wie das zugehe am jüngſten Tage, woran man einander kenne und wie der liebe Gott das alles machen wolle an einem Tage, und wie das möglich ſei, daß er Alle kenne und ſich erinnere, was jeder gemacht. Es würde das alles hundert Mal durcheinander machen und könnte ſich übel verſchießen. Es ſei curios mit dem lieben Gott und es könne ſich gar nicht darauf verſtehen, wie er an allen Orten ſein könne und man ihn doch nirgends ſehe, und wie er alles mit einander ſehen und hören könne, es hätte genug z'luege an einer Sache und wenn ihm nur Einer brichte,

hätte es z'mornderiſt d's Halbe vergeſſe, was er brichtet heig. So war Gott wieder in ſeinen Gedanken erſchienen und jede Predigt, welche Anne Marei beſuchte, friſchte dieſe Gedanken an Gott auf.

Sechstes Kapitel.

Von verſchiedenem Handel und Wandel.

Wie es im Frühjahr gut angefangen, ging es durch den Sommer gut fort. Anne Marei löſte viel Geld aus Milch und Anken, ſo daß ſie alles wohl beſtreiten konnten und etwas übrig hatten, trotzdem, daß Hans Joggi es erzwang, zwei neue Bſchüttikaſten machen zu laſſen. Damit könne man nicht warten, ſagte er, wenn man das Land verbeſſern wolle, und es trags wohl ab, in zwei Jahren hätten ſie ſich bezahlt, und als Anne Marei ihm vorwarf, wie er im Frühjahr ſo geangſtet Geld zurückzulegen, um den Schulden zu begegnen, und jetzt, ſtatt zu ſparen, ſo z'vollen Händen ausgebe, mit einem Loch hätte man es einſtweilen ganz gut machen können, antwortete er, er ſehe es z'mache, es gehe beſſer als man es habe erwarten dürfen und d's Böſte werde erſtritten ſein. Der gute Hans Joggi! Allerdings war der lange Brachet, der hungrigſte Theil des Jahres, überſtanden, d'Spys begann nach zu wachſen, die Kirſchen reiften nnd viel gab's in ſelbem Jahr. Manchen ſchönen Batzen löſte Anne Marei daraus, viele wurden gedörrt, die kleinen zum Brennen eingelegt und ein ſchöner Erlös ſtand in Ausſicht. Heu hatte es wenig gegeben, ſtatt deſſen gab es andere Sachen, und wenn man alles betrachte, ſo ſei es ein recht abträglich Heimweſen, meinte Anne Marei.

Bei dieſer Ausſicht, nicht bloß auf ein gut Jahr, ſondern auch in einigen Jahren ein einträglich Heimweſen zu erlan-

gen, iſt ein fröhlich Arbeiten, die ſchönſten Rechnungen aller Art gehen durch den Kopf und verkürzen die Zeit, und nie fertig wird man mit ihnen, iſt man hinten aus, fängt man von vornen an. Je öfter man von vornen anfängt, deſto ſchöner werden die Rechnungen, man ſieht ſich ſchon in Kutſchen fahren, erſt zweiſpännig, dann vierſpännig, dann kommt die rauhe Wirklichkeit, zieht einen groben Strich dadurch, ſtreut Sand darauf und macht einen Punkt darhinter.

Doch gab es auch manchen bangen Augenblick den Sommer durch, wenn's den Tag über ſo heiß geweſen, am Abend über die Berge empor die Wolken ſtiegen, höher und höher am Himmel herauf ihre zackichten Häupter ſtreckten, als ob die aus Süden und die aus Norden ſich beſuchen, ein Feſt oder gar Hochzeit machen wollten mitten am Himmel, ein's der grauſichſten Feſte, wo die vier Elemente die Muſikanten ſind, auf feurigen Pauken ſpielen, daß Berge und Thäler beben und der Menſch ſein bleiches Angeſicht verbirgt und ſelbſt vor die ſchwarzen Wolken weiße Schleier fallen, als ob es ſie graue vor dem, was ihr Schoos gebiert, da iſt's, wo dem Landmann bang das Herz ſchlägt und unwillkürlich die bebenden Lippen zu beten beginnen. Hans Joggi, als er das Heimath kaufte, hatte gefragt, ob es da viel hagle oder nicht. Das geht gar merkwürdig in den Bergen mit dem Hageln, hier ſelten, dort alle Jahre, zwei bis drei Mal im Jahr. Ja, es ſoll eine Gemeinde geben, wo die Trauer groß iſt, wenn es in einem Sommer gar nicht hagelt, weil man da glaubt, der liebe Gott habe ſie ganz vergeſſen oder achte ſie nicht mehr eines tapferen Hagelwetters werth. Man hatte ihn verſichert, ſeit Mannsdenken ſei in der Keßlere kein Hagelſtein mehr geſehen worden, jetzt hatte er vernommen, daß es eben nicht alle Jahre in dieſer Gegend hagle, aber, wenn einmal, am liebſten über die Keßlere. Nun, wenn's ſo drohend wurde am Himmel und er ſein ſchwer Korn ſo bedächtig im beginnenden Gewitterwinde ſich wiegen ſah und er denken mußte,

wie es vielleicht ausſehe in der nächſten Stunde, klopfte ihm dann ſtärker das Herz, er ſtand vor's Haus hinaus, ſtudirte das Ausſehen der Wolken ſammt dem Windzug. Aber wer fremd an einem Orte iſt, dem hilft dies bloß für die Zukunft, nicht für die Gegenwart, denn jeder Ort hat ſeine beſondern Züge, die das Wetter bringen oder nehmen. Kennt dieſes endlich Einer auch, ſo weiß er doch eigentlich nichts. Er kennt die Rathſchläge Gottes nicht, weiß nicht, ob ſeine Hand den Wind nicht dreht, plötzlich ein Gewitter zurückwirft, das unſchädlich geblieben wäre, wenn nicht plötzlich ein kalter Nordwind in daſſelbe gekommen, Hagel gemacht und es zurückgebracht hätte.

Wie leicht es ihm dann ward, wenn das Gewitter wirklich vorüber war, ſein Korn noch ſtand, kann nur der begreifen, dem Sein oder Nichtſein einmal auf dem Spiele ſtand. Welch Gegenſatz dann aber auch zwiſchen Hans Joggi, der mit dankbarer Freude betrachtete, wie wohl der Regen ſeinem Lande gethan, und einem Andern, der in tiefer Troſtloſigkeit an ſeinen verhagelten Aeckern ſtund, mit bebenden Lippen fragend: Und jetzt? Solche Gegenſätze ſind immer und allenthalben in unſerm Jammerthale, auch wenn's nicht hagelt, keine hundert Schritte wird Einer zu gehen haben, um Derartiges zu finden. Damit will Gott die Bruderliebe flüſſig erhalten, und dennoch verhärtet, verſteinert ſie ſo oft und die Augen ſchrumpfen zuſammen, daß ſie nichts mehr ſehen als das eigene Glück, den eigenen Nutzen, das ſind die miſerabelſten von allen Augen und finden ſich doch ſo häufig.

Nach der Ernte iſt für den Bauer eine geſegnete Zeit, da hat er die Hände voll zum Verkaufen, beſonders wenn's Obſt giebt und zwar nur theilweiſe, alle Tage kann er Geld löſen. Anne Marei entwickelte darin bedeutende Fertigkeit, es wußte alles zu Ehren zu ziehen, in der Haushaltung ſich mit dem zu behelfen, was nicht Abgang fand, nicht verkäuflich

war. Man glaubt gar nicht, was da für ein Unterſchied ſein kann zwiſchen den Weibern; wo eins hundert Gulden Geld zieht, da braucht das andere hundert Gulden, und möglicher Weiſe lebt man bei dem erſten beſſer als beim zweiten. Die Keßlere wurde recht bekannt, daß man ſagte, wenn jemand was nöthig hatte in der Haushaltung, geh in die Keßlere, dort findet man allerlei zu kaufen. Es that den Leuten recht ungewohnt, früher waren die Beſitzer der Keßlere mit einem Säcklein auf der Straße und trugen Sachen zuſammen, jetzt gingen die Leute dorthin, um was zu kaufen. Sie machten recht brav Geld, denn oft ſah man in einem Nachmittag drei, vier Parteien da, welche Obſt ablaſen und fortführten, und doch meinte Anne Marei nicht, es müſſe alles verkaufen. Abends rüſtete man immer zum Dörren und alle Künſte wußte Anne Marei anzuwenden, um es dürre zu kriegen, ohne apart heizen zu müſſen.

So brauchte Anne Marei das Meiſte zu Hauſe, ſelten ging es mit etwas zu Markte, denn, wie geſagt, Anne Marei wußte, daß die Zeit auch was werth war. Es hatte es nicht wie jene Frau, welche rühmte, es hätte ihr ein Verkäufer für eine Portion Gemüſe bei Hauſe nur vier Kreuzer geben wollen, aber ſie habe gedacht: Ohä! ſei damit zu Markte gegangen (zwei Stunden weit) und habe, man denke, ſechs Kreuzer gelöst, faſt d's Halbe mehr, ſo müſſe man es machen, wenn man nicht zu faul ſei und zu ſeiner Sache kommen wolle. Nur wenn es etwas Feineres hatte, Birnen z. B., die auf dem Lande nicht gehörig geſchätzt wurden, nahm es den Weg unter die Füße und ging auf den Markt in's nächſte Städtchen, das ungefähr eine Stunde von der Keßlere lag.

Solche Marktſtädtchen oder Flecken haben ihr Böſes und ihr Gutes, ſind für die umliegende Gegend ſehr nützlich und ſehr ſchädlich, für die Bewohner ſelbſt ſehr vortheilhaft und

ſehr ungeſund, und zwar das Eine oder das Andere, je nachdem die Menſchen ſind.

Die Umwohner, welche ihre Produkte, die ſie nicht vortheilhaft bei Hauſe verkaufen können, dorthin tragen, ſobald ſie verkauft und allfällig einen Schoppen oder einen halben ſich zu Gemüthe geführt, heimgehen ſo geſchwind als möglich und wenn ſie nicht ſchon Vormittags heim kommen, meinen, ſie hätten ſich verſäumt, die haben ihren bedeutenden Vortheil von einem Markttorte. Ebenſo iſt ein Marktort eine Quelle des Reichthums für die Bewohner, welche getreu ihrem Geſchäft abwarten, denen ein Markttag nichts Anderes iſt, als ein ſtrenger Geſchäftstag, wo ſie den Tag über die Hände mit Fleiß zu rühren, am Abend Geld zu ſöndern und zu zählen haben.

Nun giebt es aber an allen Orten Leute, die nichts glücklicher macht, als eine Gelegenheit zum ſaulenzen und hudeln. Dazu bietet ein Markttag die beſte Gelegenheit dar. Man hat etwas zu verrichten, zu kaufen oder zu beſtellen, jemanden zu ſuchen, mit jemanden zu reden. Dort triffe ih ne a, ih muß preſſire, ſuſt finde ih ne ſcho nümme, ſagt der Bewohner des Orts zu ſeiner Frau und ſtreicht ſich. Kömmt er endlich wieder heim, ſo chlöhnt die Frau: Ach, warum biſt doch nie daheim, viele Leute wollten zu dir, und der und der war ſehr häſſig, daß er dich nie finden könne. Kannſt nicht auch daheim bleiben? Daheim bleiben! ſagt der Mann. Ich muß meinen Geſchäften nach, ſie laufen mir nicht nach. Aber, antwortet die Frau, der und der macht auch Geſchäfte und bleibt doch daheim. Und was für Geſchäfte macht der, ſchreit der Mann, ich tauſch einmal nicht mit ihm! Hat er nicht geſagt, wann er wiederkommen wolle? Nein, er hat nichts geſagt, antwortet ſchmollend die Frau. So muß ich gehen und ihn ſuchen, bis ich ihn finde, von wegen, mit dem muß ich reden, ſagt der Mann ſo gleichſam für ſich ſelbſt. Was, ſchreit die Frau, ſcho wieder furt! Donner, muß ih nit, ſchreit der Mann und

geht donnernd ab. Dieſe Auftritte wiederholen ſich zuweilen des Tages einige Male, bis endlich der Abend kömmt, und ſomit erworbene und geſicherte Rechte, im Wirthshaus zu verbleiben, ſo lange es gefällt.

Wo nun der Markttag für einen Menſchen zum Hudeltag wird, da kann man ſicher annehmen, daß ihm auch der Sonntag ein Hudeltag iſt. Bekanntlich hat aber jeder Hudeltag einen ganzen oder wenigſtens halben blauen Montag. Ein ſolcher Menſch hat alſo vier Tage in einer Woche, an denen er viel braucht und wenig verdient, drei Tage bleiben übrig, welche die ganzen Koſten tragen ſollen. Jetzt rechne man, wenn man nämlich den Werth der Zeit kennt, wie viel da verlieberlicht wird und wohin ein ſolcher Menſch kommen muß. Nicht zu vergeſſen iſt, daß der, welcher vier Hudeltage hat, nach dem Geſetz der Majorität, welche bekanntlich die Minorität frißt, alsbald zu Hudelwochen kömmt und naturgemäß ſelbſt zum Hudel wird. Man ſieht ſehr reiche Marktorte, ſehr arme Marktorte, in denen die Meiſten, welche hineinkommen, verderben, wie raſch hohen Aufſchwung ihr Geſchäft auch zu nehmen ſcheint. Woher das? Die Lage des Orts iſt ſo günſtig als möglich, von Gott ſelbſt zu einem Platz für bedeutenden Zwiſchenhandel geordnet, mit Straßen und Gewäſſern geſegnet, und doch kömmt er nirgends hin, ſteht weit ungünſtiger gelegenen Orten unendlich nach, ſo daß man faſt ſagen möchte, es ſei der geſündeſte Ort von der Welt, denn man wiſſe ſich nicht zu erinnern, daß in demſelben reiche Leute geſtorben ſeien. Das kommt ganz einfach vom Markttage, der zum Hudeltag geworden, zum Sauerteig für alle übrigen Tage, der in ſeine Fäulniß alle übrigen Tage verſenkt. Wo die Mehrzahl der Bewohner auf dieſe Weiſe angeſteckt wird, da gedeiht nichts, verdorrt alle Energie, es bleibt nicht Zeit zum rechten Betrieb des Geſchäfts, der Hudel hat keine Gedanken mehr, ſondern nur Gelüſte, wie den Fleißigen der Stuhl

brennt, auf dem er im Wirthshause ſitzt, ſo brennt den Faulen der Stuhl in ſeinem Geſchäftszimmer.

Da liegt der Haken — bei den Menſchen. Gerade ſo verhält es ſich mit den Umwohnenden. Wo der Markt eigentlich nur der Vorwand iſt, ganz andere Dinge die ziehenden Magnete ſind, wo man ſitzt und ſitzen bleibt bis ſpät und unterdeſſen fleißig zehrt, trinkt, ſpielt u. ſ. w., auf dem Heimwege alle Fingerslang einkehrt, die Roſſe vorauſſen ſtehen läßt, in der Nacht katzvoll heim kömmt, da kann man es mit dem gröbſten Handſchuh greifen, was das für einen Ausgang nimmt. Nun iſt es aber merkwürdig, wie die Hudelkrankheit eine anſteckende iſt, die Hudeln am Marktorte machen hudeln auf dem Lande, und ein Hudel ſteckt andere an. Daher die auffallende Erſcheinung, daß um ein Marktort herum, im gleichen Gelände, arme und reiche Dörfer liegen. Sieht man nach, ſo findet man an erſterem Orte gewöhnlich die regelmäßigen Marktgänger, die dort in alle möglichen Spelunken ſich verkriechen und erſt wieder ausfliegen, wenn die Nacht kommt und niemand ſieht, woher ſie kommen. Sie bringen alles zu Markte, aber nichts Gutes heim, wenigſtens kein Geld, höchſtens einige Maaß Wein oder Branntewein. Einer hatte es dem Andern nachgemacht, bis endlich Alle in die gleiche Verdammniß kamen. Dieſe Krankheit iſt wie der Ausſatz der Juden, theils heilbar, theils unheilbar. Nach funfzig Jahren ſieht man hier und dort reiche Dörfer, wo früher arme waren. Anderswo weiß man ſich nicht zu erinnern, daß es je beſſer war, die Hudelei ſcheint da unheilbar.

Und wie es ganze Dörfer giebt, an dieſer Krankheit leidend, ſo giebt auch ganze Stände, und namentlich iſt der Stand der Rechtsagenten und der der ſogenannten Geſchäftsleute, die ohne Patente mit allen möglichen Händeln ſich befaſſen, ein ſolcher. Ehrenwerthe Ausnahmen begreiflich und wie üblich vorbehalten. Man hat ſich oft gewundert, warum ſo viele dieſer Leute trotz ihrer vielen Geſchäfte, Kniffe und

Ränke, den scheinbar großen Einnahmen dann am Ende doch zu Grunde gehen. Man hat sagen wollen, man beschuldige sie ungerechter Weise unredlichen Erwerbs, denn wenn es dem also wäre, so müßte es sich doch erzeigen, sie müßten reich werden davon. Einfältig das! Abgesehen davon, daß ein ungerechter Kreuzer zehn gerechte frißt, abgesehen davon, daß bei ungerechten Händeln, betrügerischen Käufen und Verkäufen viel Geld verloren geht, so arbeiten diese Leute wenig und brauchen viel.

Diese Leute sind in der Regel an den Markttagen auf dem Platze, was ganz natürlich scheint, da sie ja nicht umsonst Geschäftsleute heißen. Sie haben in der Regel auch wirklich Geschäfte, aber sie könnten dieselben zumeist auf eine weniger kostspielige Weise abthun, denn die üblichen Zeitvertriebe kosten sehr oft weit mehr, als die Geschäfte eintragen, besonders wenn gespielt wird und zwar mit Spielern von Profession, welche Marktplätze handwerksmäßig des Spiels willen besuchen. Es wird nicht bloß in Baden und Homburg gespielt, sondern auf das verderblichste in den tiefern Schichten der Gesellschaft, da werden die Hosensäcke alle Tage geleert, aber 800,000 L. nie gewonnen. Ist noch ein Marktplatz im Geschäftskreis eines Geschäftsmannes oder Rechtsgelehrten, rechnet man die Audienztage dazu, vergißt die blauen Montage nicht, so darf man sich nicht wundern, wie unendlich langsam der Geschäftsgang dahin schleicht und Dringliches Monate lang liegen bleibt, denn da bleibt höchstens ein halber Tag, an welchem weder Audienz noch irgendwo Markt ist, zur Arbeit übrig, das ist der Sonntag Vormittag. Man kann denken, welcher Segen in dieser Arbeit liegt, was für Früchte sie tragen muß.

Diese ordinäre Marktgänger, angeblicher Geschäfte wegen, haben etwas in den Schreibereien zu thun, Akten zu erheben oder einzulegen, Klienten aufzusuchen, an Ausstehendes zu mahnen oder Vorschuß zu verlangen, mit Kollegen Abreden zu treffen: Jetzt machst du das, dann mache ich das, dann so

und wieder ſo, unterdeſſen ſehen wir uns ſchon wieder, die Gans iſt fett, giebt viel Rupfens und eine gute Weile Schmutz i d'Hushaltig. Auch ſticht man Geſchäfte auf, gabelt herum nach Klienten.

Sieht man von weitem Einen, der ein verblüfft Geſicht macht, dem man es anſieht, daß der etwas hat, an dem er nicht weiß, was hinten, was vornen, was Kopf, was Schwanz iſt, ſo geht's auf den los: Gott grüß dich, Hans, ſah dich lange nicht, was bringt dich Guts zur Seltſami einiſt? He, das iſt doch gut, daß ich dich antreffe, Peter, ich dachte ſchon lange an dich, ih ha da neuis u weiß nit druber, un es leit mih bald ungſchlafe, antwortet Hans. Nun erzählt er ihm des langem eine Geſchichte, die nicht eine halbe Bohne werth iſt. Jä, Hans, da hätts d'r chönne fehle, es iſt gut, daß de d's Gfell gha heſt, mih aztreffe. Ih will d'r grad drus ghulfe ha, en Angere hätt dih dry gführt, es weiß kei Tüfel wie wyt. Aber d'Sach muß gnau unterſucht ſy, aber hüt gits es nit, ih ha viel Gſchäfti. Aber am Sundi Vermittag chum zu m'r und bring mit ze Papiere, was d'heſt, da wei m'r d'Sach uſe nangere näh, un e Sprung oder zwe, ſu biſt drus, zähl druf. U dih ſoll's ke Heller u ke Pfennig koſte. Bi Gott! d'r Anger muß alles usrichte.

Oder der Peter ſteht an einer Straßenecke, wo er von weitem kann geſehen werden, und da trappet Einer auf ihn zu und fragt: Biſt du nit d'r Peterli i d'r Dörnere? Wohl, ih ſöll ne neue ſy, antwortet Peterli. Du wirſt mih wohl chenne, ſagt das Mannli. Es düecht mih, ſagt Peterli, ih ha dih viel gſeh, aber ih cha nit grad a Name cho. He, ih bi d'r Sämeli uf em Höhli, du wirſt ſcho ze m'r ghört ha un bi da ſo ung'ſinnet in es Gſchäft yche cho un weiß gar nit druber, un da het me m'r gſeit, we m'r Eine helfe chönn, ſu ſygs Peterli i d'r Dörnere, du ſöllſt neue e Uhung ſy mit prozedire. He, es wird noh nit ganz drnehe ſy, antwortet Peterli wohlgefällig. Was iſt de das für e Handel, la loſe.

Sämeli berichtet. Peterli ſagt, das iſt e wichtige Handel, das iſt eine, ih garantire, über dä chunt d'r nit d'r hunderſt, ja nit d'r tuſigſt, es ſy im Canton nit es halb Dotze, wo dä cheu uflöſe. Aber da choſt's Geld, ih cha dir's im voraus ſäge, nit daß de de hinger dry ſägiſt, miſ heig dih yche gſprengt. Du kannſt dich vorher bſinne. Vo wegem Geld häb nit Chummer, ih ha e zahlte Hof un handle ſtarch um dürrs Züg, un dieſe het Geld am Zeys, da iſt Geld gnue, wird ihm geantwortet. Nu, ſagt Peterli, das wär gute Bſcheid, da cha me de cho neuis afa, u we me gnue het, ſu cha me geng d'r Nagel ſtecke. Bſinn dih aber noh, u wotſch fürfahre, ſu chum am Sundi Vormittag, m'r wei de d'Sach erleſe.

Endlich giebt es noch eine Art von Geſchäften, welche aber nicht auf offenem Markte oder in den Gaſtſtuben betrieben wird, ſondern wo Einer zum Andern ſagt: Chum los doch neuis, und ihn dann an einen Abort führt, den weder Sonne noch Mond je ſehen werden, das ſind die Geldgeſchäfte, welche eben weder Sonne noch Mond vertragen mögen. Um die zu ſehen, muß man eine eigene Laterne haben. Wir haben beim berühmten Tannelglaſer eine beſtellt, ſobald wir ſie erhalten, werden wir Gebrauch davon zu machen und damit zu zünden ſuchen bis z'hinderſt i d'Leuehöhli am Ryſlochhubel. Wenn alles Gold wäre, was glänzt, ſolche Geſchäftsleute ſollten im Geld verſticken, aber ſtatt deſſen wird es meiſt im D.... verlochet, und was ſie davon bringen, gehört zumeiſt dem Todtengräber.

Eine Geſellſchaft ſolcher Geſchäftsleute ſaß beim goldenen Krebs und nahm den halben Schoppen vor dem dix heures, aus dem Fenſter ſah man auf den belebten Markt zu Böckliwyl, wo in langer Reihe Weiber ihre Produkte feil hielten. Es war ein reges Leben, man zing ab und zu, hier hörte man: Loſet neuis, dort: Chömit e weni. Das waren meiſt Panduren, Aufſtecher, welche für die Herren etwas zweg korbet hatten und Bericht abſtatten wollten. Keck bewegte ſich das

Stubenmädchen im Getümmel, man ſah, daß es ihm auf einige Putſche mehr oder weniger nicht ankam. Wie ein großes Schiff mit mächtigen Segeln brach die ſtattliche Wirthin, mit einem großen Korb am Arm, mitten durch. Will auf den Markt, ſagte ſie, wenn die Herren was zu verrichten haben. Bring es paar ſchöni Meitſchi, ſagte ein ſtarker Mann mit einem ſtarken Schnauz. Glaub's, die fänden Abſatz, ſagte die Wirthin. Aber was würde euere Frau ſagen? die würde ſchön mit mir ausfahren.

Nach einer Weile kam ſie wieder, der Korb war ſichtbar ſchwer geworden; zu einem beſetzten Mann unter mittlerer Größe, mit dickem, etwas geflecktem Geſichte trat ſie, titulirte ihn Herr Hauptmann und ſagte: Kann ich euch etwa Birnen verkaufen. Er hätte nicht Appetit dazu, ſagte er. He, ſo verſucht ſie wenigſtens, ſagte die Wirthin. Es waren die ſchönſten auf dem Markte und wuchſen an einem Orte, den ihr wohl kennt, und der euch wahrſcheinlich auch noch ein wenig angeht, in der Keßlere. Ja, da machte der Hauptmann ein ander Geſicht, zeigte innige Theilnahme, machte den Korb auf, griff auf die Birnen, roch daran, ja, er biß ſogar in eine. Woher habt ihr die Birnen, wie kommt ihr dazu, wie wißt ihr, daß die Keßlere mich was angeht? frug er in einem Athemzug. Ume hübſchli, Eins nach dem Andern, ſonſt komme ich nicht zweg, antwortete die Wirthin. Die Birnen kommen vom Märit, die Bäurin hielt ſie feil. Wo iſt ſie, die Bäurin, es bravs Fraueli, und noh recht es hübſches? frug raſch der Hauptmann. Ho, ſi iſch öppe wie ne Angeri, und grad noh z'hübſch für Eine, wenn er e Uſtath iſt. Die kenne ich von der Keßlere her, ich war letzte Woche dort und kaufte Obſt, ſie haben ſchönes und gehen ſorgfältig mit um, was d'Hauptſach iſt. Sie machte uns ein Kaffee und erzählte dabei, wie ſie dahin gekommen. Das ſind rechte Leute, Herr Hauptmann, und wenn die da nicht zweg kommen, ſo iſt es nicht ihre Schuld. Sie haben b'ſunderbar gute Ordnung, wie man ſie

bei vielen großen Höfen nicht ſieht, und haben recht ſchöne Sachen, und das Meiſte ſelbſt und mit den Kindern gemacht, das will was ſagen bei ſo viel Land.

Wo iſt ſie, die Frau, wo iſt ſie? frug der Hauptmann. Habt nicht Müh, antwortete die Wirthin, die iſt längſt fort, die läßt das Gras nicht unter den Füßen wachſen. Ich meinte, ſie ſollte kommen und einen halben Schoppen haben, aber ſie wollte nicht, ſie könne das Geld beſſer brauchen, ſagte ſie, und als ich frug: Und wenn er nichts koſtete, ſo ſagte ſie, ſo wäre doch die Zeit verſäumt und lief ab. Das iſt en Angſtligi!

Darauf leerte ſich nach und nach das Stübli, man ging anderwärts Geſchäften nach, nahm hier und dort was ein, gegen zwölf rückte die Mannſchaft allmählig wieder ein, nahm ein Grünes oder Weißes oder ſonſt was, bis es hieß: Ihr Herren, d'Suppe wär uſem Tiſch.

Ueber Mittag frug der mit dem Schnauz im dunkeln Geſicht den Hauptmann: Biſt lang nicht in der Keßlere geweſen? Seit ſie verkauft iſt, nie, antwortete der Hauptmann. Geh einmal hin, ſagte der andere. Du haſt einen guten Kerl an der Hand, der macht das Höfli zweg, daß es eine Naſe hat. Laß dem Mannli den Kommet zwei Jahre, anſtatt nur eins, er macht dir unter der Zeit das Höfli um es paar tuſig Pfund zweg. Nachher dann wirf ihn über's Neſt, ſonſt entrinnt er dir und wär im Stand, den Profit ſelbſt zu machen. Er bringt in zwei Jahren mehr daran ab, als ein Anderer in ſechs Jahren, von wegen die Leute arbeiten wie die Roſſe, und d'Frau beſonders iſt eine Abgerichtete für Geld zu machen. Iſt gut, daß du mir das ſagſt, ich will auch noch was dran machen. Wenn die Zeit um iſt, ſo will ich dir dann den Titel abtreten, dann kannſt fahren, ſagte der Hauptmann. S'iſt m'r recht, antwortete der mit dem Schnauz, dem man Mijor ſagte.

Das Eſſen währte nicht ſehr lang, der Binoggel fürzte es mächtig ab. Es wäre ſehr möglich, daß ein Wirth den-

ſelben erfunden hätte, um die Leute vom Eſſen zu bringen und ſo zu größeren Reſten zu kommen, dem Trinken ſchadet er dagegen gar nichts, von wegen, je mehr man in die Hitze kommt, deſto mehr kriegt man Durſt. Geſprochen wird ebenfalls nichts Vernünftiges, das Spiel nimmt Maul und Gedanken in Anſpruch. Später verſchwanden die Meiſten, wohin, wiſſen wir nicht, wiſſen nichts mehr von dem fernern Treiben zu berichten bis an ein Geſchäft, welches der Hauptmann machte. Wir mußten an einem geheimen Orte gleichſam wider Willen Zeuge deſſelben ſein.

Es kamen drei Burſche daher, ſie glichen aber den Burſchen, von denen es heißt: Es ritten drei Burſche wohl über den Rhein ꝛc. durchaus nicht. Der älteſte war der größte, hatte etwas von einem Juden im Geſicht, war es aber nicht, was man bei ſchärferem Blicke wohl ſah, ihm fehlte das Vulkaniſche, was hinter den morgenländiſchen Geſichtern liegt, am Spitzbübiſchen oder Verſchmitzten, wenn man es höflich ſagen will, hätte er nicht Mangel gehabt. Der kleinſte hatte den Bernerſchlag, ſah aber deßwegen nicht deſto ehrlicher aus, beide waren Hauſirer nach guten Schicken, auf allen Märkten zu finden; wo Einige zuſammen ſtunden, hatten ſie ihre Naſe dazwiſchen, und wie weit ſich ihre Bekanntſchaft mit dem Geſindel, welches wirklich, d. h. dem Buchſtaben des Geſetzes nach, ſtiehlt, erſtreckt, blieb leider bis dahin noch unerforſcht. Hingegen in dem Gebiete der Prellereien mit Gütern, Weibern und anderen Artikeln haben ihre Namen bedeutenden Klang. Der dritte war offenbar der Löhl, der ihnen heute in's Garn geflogen. Es war ein vierſchrötiger, rothbrächter Lümmel in Halblein, und dazu ein betrunkener Lümmel. Den hatten ſie ſchon längere Zeit auf dem Korn, und eine ſchläberige Wittwe war der Lockvogel oder der Schatz, der ihm zum Heben vorgeſpiegelt war. Die Wittfrau ſollte einen ſchönen Hof beſitzen und Luſt haben nach einem jungen Mann, dieweil ſie lange genug einen alten gehabt. Aber einen ab d'r Gaſſe wolle ſie

nicht, und ohne Vermögen dürfe er auch nicht ſein. Sie hatten ihn hieher beſtellt und die Wittwe ebenfalls, denn darin war dieſer Handel unähnlich mit dem einer Schatzgräberei, daß bei dieſer die Schätze gefabelt ſind, hier aber eine leibhaftige Wittfrau auf's Tapet kam. Sie kam aber etwas ſpät, nachdem die Unterhändler den Lümmel ſchon mehrere Stunden zwiſchen den Knien gehabt und gehörig angetrunken hatten. Derſelbe hatte auf ſeiner Göuner Angaben das Inſtrument, eine Erbabfertigung oder ſo was, worin ſein Vermögen ſichtbar verzeichnet ſtand, mitgebracht, um es der Wittfrau vorzuweiſen, zum Beweis, daß es denn ſo ſei, wie man ihr geſagt. Ihr aber gefiel der angeſoffene Lümmel nicht, denn ſie wollte keinen jungen Lümmel, aus dem es nie was gab, ſondern einen jungen Mann, aus dem es mit der Zeit einen rechten Bauern geben konnte.

Sie rühmte ſehr, wie gut ſie es habe und wie wohl geſeſſen ſie ſei, und wie ſie wohl wüßte, daß ſie es eher hundert Mal ſchlechter, gäb ein Mal beſſer, machen könnte. Aber was wolle man, der Menſch ſei einmal ſo, und wenn es der Geiß zu wohl ſei, ſo ſcharre ſie. Es ſei ihr erleidet ſo alleine, man alte alle Tage, nit daß ſie es ſpüre ſchon, mit werche fürchte ſie keine Junge, aber was nicht ſei, könne werden, und da wiſſe man doch gerne, daß man öppere ſei und jemand zu Einem luege. Und in dieſe rührenden Geſpräche, wobei mit dem Zipfel des Fürtuches die Augen fleißig getrocknet wurden, himmeldonnerte der Lümmel grimmiglich, warf mit d'r Tüfel ſöll mih näh und my Gott Seel reichlich um ſich und machte dazu ein Geſicht, als ob er eine ganze Stande voll Sauerkabis freſſen ſollte. Seine beiden Adjutanten wollten mit glatteren Worten den Wagen lenken, aber die Wittwe trat ſachte den Rückweg an und machte unvermerkt die hintere Thüre auf. Der Lümmel ſagte, es ſei dann beim — nicht, daß er nichts hätte, zog die Gſchrift hervor, ſchlug ſie auf den Tiſch und fluchte, da chaſt luege beim — da chaſt gſeh, wie

e ryche iſ bi. Die Schrift lautete auf tauſend Kronen. Das wäre ſchön, ſagte ſie, und die Gſchrift werde ſchon gut ſein, ſie habe nichts darwider, aber es ſei ihr damit nit dienet, ſie mangle baar Geld. Ihr Mann ſelig ſei ein Löhl geweſen, mit alten Kühen habe er nicht ändern wollen, das müſſe ihr jetzt ſein, es müßten ihr lauter junge herbei, ſelb koſte aber Geld, und das hätte ſie eben nicht bei der Hand, und jetzt wär's Zyt. Sie wüße, wie man es mit ſolchen Gſchriften habe, ſie habe auch deren gehabt und vielleicht noch, ſie ſeien ſchön und gut, wenn man nur das Geld hätte, denn wenn man es nöthig hätte und wolle, ſo ſei es Einem allenthalben vermacht, es ſei gerade, als ob es z'hingerſt hinger, noh hinger a d'r Welt ſei, man könne gar nicht dazu kommen, wenn man es am nöthigſten hätte, und doch ſei d'Gſchrift ganz gut. Daß dabei der Lümmel fluchte, daß der Boden zitterte, brüllte als wie zehntauſend Ochſen und auf ſeine Gſchrift ſchlug, daß Gläſer und Flaſchen tanzten, kann man ſich denken. Er verfluchte ſich hoch und theuer, er wolle ihr zeigen, daß die Gſchrift wie baar Geld ſei, und ſie ſagte dazu: He nu, es cha ſy, es cha nit ſy, es cha bed Weg ſy.

Da war's den beiden Beiſtändern angeholfen, ſie beſtätigten des Lümmels Rede. Ja, Uli, ſagten ſie, die Gſchrift iſt baar Geld, und heute noch kannſt ſie z'gelten machen, wenn es dir Ernſt iſt. Bhütis, hier ſind wir wohl bekannt, es braucht nichts, wann ſagen's, ſo mußt das Geld haben. Das war Uli das Rechte, und der Kleinere ſagte, er wolle gehen und den Rechten ſuchen und ihn entweder bringen oder Bſcheid ihm machen. Deß mangelt es ſich nicht, ſagte der quaſi Morgenländer, der dem Andern ſo wenig traute, als dieſer ihm, da weiß man öppe zur Gnüge, wo der um dieſe Zeit anzutreffen iſt. Somit brachen ſie alle Drei auf, und der Morgenländer ſagte zum Abſchied: Du wirſt luege, wenn wir wieder kommen, alle Säck voll Fünfunddreißiger. Das war die Mannſchaft, welche im goldenen Krebs einrückte und in

der Nähe eines geheimen Ortes sich aufstellte. Wie die ganze Verhandlung, die über eine Stunde dauerte, daß es dem unwillkürlichen Horcher fast den Schweiß austrieb, sich endlich weiter, einer besondern Stube zu zog, wollen wir nicht wiedergeben. Es handelte sich also um das Versilbern eines sehr guten Titels, den der Hauptmann aber mit verächtlichen Geberden zurückwies, weil er ihm durchaus nicht traue und durchaus kein Geld hätte, sondern selbst nähme, wenn er es kriegen könnte.

Nun entspann sich eine hübsche Komödie. Uli, der Lümmel, spie Feuer und Flammen, und sagte dem Hauptmann, er sei ein Schelm und Lumpenhund ꝛc., worauf der Hauptmann sagte, sie sollten nicht vergessen, was der Mensch für Worte gegen ihn gebraucht, und wenn sie ihm mehr einen solchen zubrächten, so fahre er wüst mit ihnen aus. Da sagte der Araber zu Uli: Los neuis, ging mit ihm weiter, schlug den Arm um dessen Nacken und koste mit ihm fast, als ob er ein Meitschi wäre. Es war natürlich ein Zureden, er solle manierlich sein gegen den Hauptmann und ihm was anbieten, er solle eine Wurst an eine Speckseite nicht scheuen. Denk a ds Wybervolk, wenn du das bekommst, bist glücklich, aber mußt auch nicht mit ihr thun wie ein Fülli, von wege, die bekömmt noch Andere. Wir wollen dir helfen, was wir können, aber halten mußt uns auch, was du versprochen, dreißig Kronen, wenn wir dir zur Wittfrau verhelfen, und sust noch dreißig, wenn er dir Geld giebt. Das wird aber noch was könne, vo wege, d's Geld isch rar, und so ne Gschrift z'Geld z'mache, geht oft viel länger als me glaubt. So koste der Araber, bis Uli das Beste versprach.

Unterdessen erklärte der Berner dem Hauptmann den Handel, er zeigte sich als dessen Dutzbruder, sagte ihm, die Schrift ist gut, ist wie baar Geld. Er muß dreihundert Kronen einschlagen und Zinse, aber dann giebst du uns fünfzig Kronen, lue, vo wege wir hätten den Fisch auch in eine

andere Bähre jagen können, als in deine, du machſt allweg einen ſchönen Taglohn und den größern, als wir. Der Mijor hätt' uns vielleicht hundert verſprochen. Und de gä? fragte der Hauptmann. O, für das hätten wir ſchon ſehen wollen, antwortete der Berner.

Die Verhandlungen wurden wieder aufgenommen, der Hauptmann rückte mit ſeinem Angebote von ſechshundert Kronen heraus. Da fehlte nicht viel, Uli hätte ihn über die Laube auf die Straße geworfen, und: Donners verfluchte Schelm, war der zärtlichſte Titel, welchen er dem Herrn Hauptmann an den Kopf warf. Nun ein neuer Auftritt, ungefähr wie der erſte, nur daß jetzt der Morgenländer ſagte: Loſit neuis, mit dem Hauptmann abtrat, der Berner mit dem Uli blieb. Du biſt doch das ungattlichſit Kalb uf d'r Welt, ſagte dieſer, was man doch für eine Schand erleben muß an einem ſolchen Fülli! Lue, wenn man in der Welt was von den Leuten will, ſo muß man ihnen unſer Lebtag nicht ſo kommen. Und dann einem ſolchen Herren, vor dem muß man Reſpekt haben! Wenn er nicht ein ſo guter Herr wäre, er machte dich unglücklich, d'Landjäger nähmen dich noch heute. Da hob Uli die Fauſt auf, als ob er den Berner in Stücke verſchlagen wollte und fluchte, daß das Haus krachte: wenn die — doch nur kämen, der Teufel ſolle ihn lothweiſe auswägen, wenn die einen ganzen Knochen davon brächten, z'Dreck wollte er die verſtampfen und den Hauptmann dazu, der nicht einen Kreuzer werth ſei — und wenn er eine Dublone im Schnabel hätte.

Man hätte glauben ſollen, der ganze Handel endige wenigſtens mit einem halben Todtſchlag, aber d's Gegentheil, die Burſche waren vortrefflich eingeſchult, der Handel ſchritt, trotz dem ſich immer erneuernden Aufbegehren und Scheiten von Uli, vorwärts und endete damit, daß der Hauptmann die Schrift um Gotteswillen und Uli z'Lieb und z'Ehr abnehmen und ihm ſiebenhundert Kronen dafür geben wolle. Das ge-

ſchaß alſo, und in einer aparten Stube wurde das raſch aufgetriebene Geld dargezahlt, während ein herbeigerufener Notar die Abtretung ſchrieb. Als es hergezählt auf dem Tiſche lag, ſagte der Berner, wir nehmen, denk ich, unſere Sache gleich davon, ſo iſt die Sache richtig, ich dreißig Kronen und er dreißig Kronen, und dann iſt's recht.

Der Hauptmann machte ein ſeltſam Geſicht, er meinte, es ſeien die fünfzig Kronen, welche er verſprochen. Da begann Uli zu fluchen, daß den Wanzen im Täfel übel wurde und ſie ohnmächtig in die Stube hinausfielen. Näht, näht, ſchrie er, näht bis gnue, ihr Donners Schelme und Halunke und ſonſt noh meh. Wo ſellig ſy, macht der Tüfel d'Uerti. Da verdient Einer eis Tags dreißig Kronen und hat daheim nit Hudle gnug für ſein Hemli z'plätze. Sellige Verdienſt und ſellig Fötzle! Me müßt ſih verwungere, we me nit wüßt, daß ſie em Tüfel Lyb u Seel verzinſe müßten. Los Uli, ſagte der Morgenländer, nimm das Geld und komm, es giebt ſonſt noch Ungelegenheit, von einem ſolchen Füli läßt man am Ende ſich nicht alles ſagen, und wenn du nicht volle wäreſt, ſo wäre es längſte genug geweſen. Aber jetzt komm, es iſt Zeit, wenn wir öppere noch antreffen wollen.

Als er mit Mühe aus dem Hafen, wo er feſt geankert lag, fortbugſirt worden, laſen ihm die beiden gewaltig den Text über ſein Wüſtthun. Wenn er ſo thue, ſo ſei es aus mit der Wittfrau. Er ſolle doch denken, ein Bettelmenſch hätte ein Gruſen ob einem ſolchen Kalb, und nicht alle Leute möchten ein ſolches Fluchen ertragen. Es gebe noch gar viel altväteriſche Leute, wo ein ſolch Fluchen ungern hätten, dere müſſe man ſich doch achten, wenn man was von ihnen wolle. Es gelang ihnen endlich, ihn zu dem Entſchluß zu bringen, z'thue wie e nangere Menſch. Glücklicherweiſe fanden ſie aber keine Wittfrau mehr, die war längſtens fort. Ob aber heim oder in ein ander Wirthshaus, konnte man ihnen nicht ſagen.

Sie ſuchten ſie allenthalben und fanden ſie nirgends. Uli wollte nach, ſie daheim ſuchen, aber er kam nicht weit, der Wein ward endlich vollſtändig Meiſter, nicht bloß über's Maul, ſondern auch über die Beine. Er wollte ſpäter das Verſäumte nachholen, aber es war zu ſpät, ſie hatte ſchon einen Andern. Nun hatte er die Taſchen voll Geld, aber nicht lange, er war bald um den letzten Kreuzer und arm wie eine Kirchenmaus.

Es iſt für viele Menſchen nichts Gefährlicheres, als feſt geſeſſenes Geld flüſſig zu kriegen, ſo oder anders. Sobald ſie Geld in Händen haben, lockt es ſie zu allem Möglichen, wird ihr Plaggeiſt, der ihnen nicht Ruhe läßt, bis es fort iſt, ungefähr wie es Birnen und Aepfel den Kindern machen. Bei ſolchen Leuten iſt von neu Anlegen keine Rede mehr. Die fünfundfünfzig Kronen, welche die beiden Andern an einem Tage verdient, hielten eben ſo wenig lange vor, ſie haben je länger je weniger Hudeln, um ihre Hemden zu plätzen, und doch ſeither noch manchen hinein geſprengt. Aber da heißt es auch, wie gewonnen, ſo zerronnen. Solch Geld hält nicht dar. Solche Schicke kommen nicht alle Tage, aber ſolchen Schicken laufen ſie alle Tage nach, arbeiten nichts, aber brauchen viel Geld, denn eben hauptſächlich Märkte und Wirthshäuſer ſind es, wo man auf ſolche Fänge lauern muß, und man glaubt gar nicht, wie ſolch Lauern hungrig und durſtig macht. Es dünkt Einen alle Augenblicke, man möchte was, und weiß doch aus lauter Meiſterloſigkeit längs Stück nicht was. Dieſer Handel wird ſchwunghaft betrieben, dies iſt aus demſelben nur ein unſchuldig Müſterchen.

Siebentes Kapitel.

Was glatt reden hilft.

Das Miſtführen war an die Tagesordnung gekommen, und das war in der Keßlere beſchwerlicher, als man im flachen Lande es ſich vorſtellen kann. Man mußte Erde von unten zu oberſt in den Acker bringen, mußte den Miſt in kleinen Bännen hinaufwinden, mußte Arbeit machen, an die man anderswo nicht denkt. Und wenn man den Miſt hätte, thät man's an manchem Orte noch gerne, aber wo der Miſt fehlt und Geld für andere Düngungsmittel ebenfalls nicht da iſt, da ſind die Ausſichten für das nächſte Jahr nicht groß. So ungefähr war Hans Joggi zweg. Er hatte alle möglichen Kniffe und Künſte gebraucht, um zu Dünger zu kommen, aber mache man Miſt ohne Stroh oder andere Stoffe zum Streuen! Er hatte etwas Stroh zuſammengekratzt, ſo viel ihm möglich war, ſogar Sägemehl herbeigeführt, aber voll Schulden ſein und dazu Heu und Stroh kaufen und im Herbſt noch Miſt, wie ſoll das ein Bäuerlein von Hans Joggi's Kaliber aushalten? Gut an ſich wäre es wohl, aber das Kehren können iſt doch die Hauptſache. Wer das vergißt, der fühlt's dann, wenn er nicht mehr draus kann. Es blutete Hans Joggi faſt das Herz, wenn er kleine Miſthäufchen ſo dünn über den mageren Acker ablegen mußte, er ſagte zu Anne Marei: Wenn ich ſchon d's Halb mehr darauf gethan, es hätte nichts geſchadet, und wenn ich dazu noch d's Halb mehr aufbrechen könnte, ſo thät's dem Hof wohl anſtehen und mir wär's nützlich. Aber was will man ohne Miſt? Aufbrechen und nicht miſten, macht das Land nur magerer. Ich hülf auch nicht Miſt kaufen, ſagte Anne Marei. Ich kann nicht helfen, aber ich habe immer Kummer auf den Hustage, wo wir ſo viel zahlen müſſen, es liegt mir wie ein Berg auf

dem Herzen, bis der vorüber iſt, hülfe ich das Geld zuſammenhalten ſo gut man kann. Im Hustage hülf ich brav Haber ſäen, der braucht keinen Miſt, im Herbſt kann man dann das Korn deſto bräver miſten, wenn wir das Geld dazu haben. Man wird es ſo machen müſſen, wenn man es nicht anders machen kann, ſagte Hans Joggi und kratzte im Haar, und ſomit war der Rath aus, die Sache ſchien abgethan.

Eines Nachmittags machte Anne Marei mit den Kindern Erdäpfel aus und Hans Joggi führte den letzten Miſt auf die Erdäpflere, da ſtund unverſehens Einer bei ihnen, den man für einen Herrn anſehen konnte, wenn man wollte. Sie kannten ihn nicht, bis er redete. Ich ging in Geſchäften nicht weit da vorbei und dachte, du könnteſt doch mal ſehen, wie es ihnen in der Keßlere gefällt und ob ſie zufrieden damit ſind. Da merkten ſie, daß er der Hauptmann war, dem ſie das Gut abgekauft und erſchraken faſt ob ihm. Es geht faſt Allen ſo, wenn ſie jemanden ung'ſinnet ſehen, dem ſie ſchuldig ſind. Was Tüfels will der, denken ſie, will dä öppe Geld?

Aber der Hauptmann nahm ihnen bald den Schrecken, er that gar anmüthiglich. Er rühmte vorerſt die Kinder, wie ſie ſo munter ſeien und ſchön, ſo brav arbeiten könnten; er rühmte, wie ſie vorgerückt ſeien mit der Arbeit, in den Böden ſei man nicht weiter; er rühmte, wie ſchöne Erdäpfel ſie hätten im Vergleich mit anderen Leuten. Der Teufel war von je ein Schelm, mit Rühmen brachte er die Eva über Ort, und ihre Töchter ſind ſeither nicht geſcheidter geworden, vom Fortſchritt, außer etwa in der Narrechtigi, ſcheinen die Weiber ausgeſchloſſen zu ſein.

Ganz manierlich lenkte er dann ein, für die Weite iſt's doch wohl wenig Miſt, ſagte er. Da kratzte ſich Hans Joggi in den Haaren und ſagte, er wiſſe es wohl, aber was man nicht hätte, das hätte man nicht. Und was man nicht hat,

kann man ja kaufen, für Geld bekommt man alles, antwortete der Herr. Jä, das iſt ring geſagt, aber ſchwer z'mache, wenn man kein Geld hat, antwortete Hans Joggi. Ho, ſagte der Herr, wenn man nicht Geld hat, kann man Geld machen, auf einem ſolchen Hofe wäre das mein geringſter Kummer. Ja, ſagte Hans Joggi, man kann das Geld nicht bloß an einen Ort thun, wenn man ſo viel Löcher zu verſtopfen hat wie wir. Alles mit einander kann man nicht machen, ſelb weiß ich. Aber da muß man z'grechtem angreifen, wo am meiſten dabei heraus kömmt. Und nun begann der Herr Hans Joggi ganz verſtändig auseinander zu ſetzen, wie er alles an den Hof zu wenden habe, hier müſſe er Hand anlegen, dann helfe ihm auch der Hof, die andern Löcher vermachen. Er ſolle doch Verſtand brauchen und rechnen, was das für einen Unterſchied ausmache, ob das Land ihm ſchon in zwei Jahren das Doppelte abtrage oder erſt in vier oder gar erſt in ſechs Jahren. Er ſehe da Land, wo kein Gras ſei, zwei Geißen fräßen es in einem halben Tag, was in einem ganzen Jahr darauf wachſe. Das müßte ihm alles umgfahre und angeſäet ſein, wenn nicht alles in dieſem Herbſt, ſo doch im Frühjahr, und recht gemiſtet. Und habe man nicht rechten Bau, ſo müßte ihm Knochenmehl herbei, das ſei nicht ſo theuer, mit einem Centner käm man weit und mit zehn Centnern noch weiter, und ein Centner koſte nicht mehr als fünf Franken und triebe dir zehn Kronen hervor, wo es nichts, gar nichts gegeben hätte. Wenn er jetzt anfange z'grechtem, werde er in ein halb Dutzend Jahren das Meiſte abgeräumt haben. Ja, das wäre alles ſchön und gut, aber ſo mache er es doch nicht, ſagte Hans Joggi. Alles zwänge auf einmal gehe nicht, alles umefahre mit einander gehe ebenfalls nicht, was dann nachher damit machen? Die Leute würden ja ſagen, er ſei ein Narr oder es fehle ihm ſonſt im Kopf. Eins vergeſſe er ganz, was das für Arbeit gebe und für Leute brauche, das mache ſich nicht bloß ſo mit Befehlen. Mit ſeinen Leuten

arbeiten könne er es nicht, er möge es ſchon jetzt kaum dahin bringen, daß er nicht dahinten bleibe. Wenn er es ſo weit treiben wollte, ſo wäre er zu Weihnacht nicht fertig. Leute anſtellen bis genug, ſei bald geſagt, aber mit dem nicht gemacht, die wollten zu eſſen und den Lohn haben, und das gebe es nicht. Es bliebe ihm kein Kreuzer übrig für alles, was er ſonſt noch auszurichten hätte. Gäb ein Jahr um wäre, hätte er ſich vor den Haag hinausgewurſtet, dann hätte er ein Hundejahr gehabt und könnte am Ende mit leeren Händen gehen. Man habe Beiſpiele von Exempeln, wie es gehen könne in der Welt.

Du haſt Recht, ſagte der Herr, ſo kann es gehen, aber es kömmt immer darauf an, was man für Leute an der Hand hat. Ja es giebt verflucht ſchlechte Menſchen, wo man glauben ſollte, ſie ſeien dem Teufel ab dem Karren gefallen, wo weder Gott noch Menſchen lieb ſind, Unglücksmacher, wo nichts können als den Nebenmenſchen plagen, wo es beſſer wär, die wären nicht, oder üſe Herrgott machte, daß ſie dahin kämen, wo ſie hin gehörten. Aber ſo einer bin ich nicht, ich habe die größte Freude daran, wenn die Leute zweg kommen und wo ich dienen kann, da iſt nie Nein.

Da rief die Frau, ſie hätte ein Kaffee gemacht, ſie ſollten kommen, ſie hätte es gemacht, ſo gut ſie es gekonnt, wenigſtens ſauber ſei es. Der Hauptmann machte nicht Umſtände, erzählte drinnen eine Geſchichte nach der andern von guten und böſen Leuten, wie man einander helfen und auch unglücklich machen könne. In den erſten ſpielte er gewöhnlich die Hauptrolle, in den zweiten entweder ein Herr, ein Ariſtokrat, oder ein reicher Bauer. Von ſolchen ging alles Verderben aus, Hülf und Troſt fand man immer nur bei denen, welche das Recht verſtunden. Es war ſehr erbaulich anzuhören und Anne Marei behielt Maul und Naſe offen. Allmählig kam er wieder auf den Miſt und brachte es dahin, daß ſelbſt Anne Marei meinte: He, mit zehn oder fünfzehn Cent-

nern Knochenmehl könnte man probiren, z'tödten werde es wenigstens nicht gehen, im Frühjahr könne man mit Brennherd und Oelstaub nachhelfen. Daneben werde es den Winter über schon Mist geben, Stroh sei wenigstens da und am Füttern solle es auch nicht fehlen, es sei Heu genug. Aber wie sollte es Mist geben können, wenn die Kühe nicht d's Halb genug z'fressen hätten, woher sollte er kommen? Ja, angetreten ten hätten sie es hier, daß Gott erbarm, es hätte sich mögen zu todt plären, wo es die Zuversicht gesehen. Es sei, weiß Gott, hinten und vornen nichts gewesen als Dreck, man hätte dessen austragen mögen, so viel man gewollt, er hätte gar nicht mindern wollen. Ueber die Leute, die da gewesen, sei es sehr zornig geworden, und doch hätten die es am Ende fast noch erbarmen können. Sie hätten munkeln wollen, man habe sie hineingesprengt und betrogen, daß es vor Gott und Menschen nicht recht sei, und es ist mir immer, viel Gutes hätten sie von euch nicht gesagt, daneben besinne ich mich nicht mehr, was sie alles gestürmt und was alles hat an ihrem Unglück schuld sein sollen. Aber erbarmt haben sie mich, denn es ist doch grüslich, wenn man so aus einem Hause gejagt wird mit einem Trüppeli kleiner Kinder, d'Sach alli ufe me Karrli und vielleicht nit wüßen, wo man über Nacht sein kann.

Und die hätten euch gar nicht erbarmen sollen, sagte der Hauptmann. Einmal mich haben sie nicht erbarmet, das waren mir die wüstesten Leute, welche mir die längste Zeit vor die Augen kamen. Nun begann er zu erzählen, was die für ein Leben geführt, d'Sach mit fluchen und stehlen hätten machen wollen, statt mit arbeiten, das Stroh ab dem Dach hätten sie gestohlen, wenn nicht Schindeln darauf gewesen wären. Sie sollten denken, wie sie es angetroffen und wo Heu und Stroh gewesen sei, das beides hätte da sein sollen? Der Hauptmann redete so schön über schlechte Leute, es fehlte nicht viel, er hätte das lautere Wasser geweint über die böse

Welt, daß die guten Leute recht erbauet wurden und ſpäter zu einander ſagten, das ſei jetzt noch einer von den Mehbeſſern, der hätte noch Religion, wie man ſie ehemals gehabt hätte, man würde es ihm gar nicht anſehen.

Richtig brachte er es auch dahin, daß ſie gläubig wurden, ein gut Stück mehr anzuſäen und das Knochenmehl dazu zu kaufen, und ſelbſt Anne Marei ſtimmte dazu. Es werde nicht alles zwängen, ſagte es, und wenn ſie es machen könnten bis an das, ſo werde das ſich auch noch finden. Und wenn nicht, ſo bin ich auch noch da, ſprecht nur zu, es ſoll nicht Nein ſein, einmal wenn ich's habe. Ihr wißt, es begegnet jedem, daß er in die Klemme oder gar auf's Trockne kömmt, ſagte der Herr.

Anne Marei dankte für's Anerbieten, ſprach aber die Hoffnung aus, nicht Gebrauch davon machen zu müſſen, und widerſtund der Gelegenheit ſich zu rühmen nicht. Ach, die Weiber, die Weiber ſind ſchwache, ſchwache Weſen, wie weltbekannt, und viele Mühe machen ſie dem Teufel nicht, wie Exempel an Eva und ihren Töchtern, und wenn er auch mit etwelchen nichts machen kann, einer Sache thut doch ſelten Eine mit Glück Widerſtand, das iſt der Gelegenheit zu klagen oder zu rühmen. Es iſt unglaublich, mit welchen Schwingungen, Anſchwellungen und Modulationen dieſes Rühmen zur Welt kommt, oder wie grob und wie fein man es ſeinem Nächſten zu beizen verſteht, daß er ſelbſt rühmen oder doch das Rühmen in Gang bringen muß, er mag wollen oder nicht. Und was iſt da für ein unendlich Feld, vom Stammvater weg bis zu den Ur-Urenkeln, und ſich mitten drin!

Aber noch viel unwiderſtehlicher iſt das Klagen. Es haben viele Weiber ganz bittere, ja ſchreckliche Thränen geweint, nicht über einen Verluſt, ein ſchwer Unglück, ſondern darüber, daß ſie niemanden hätten, dem ſie klagen könnten, klagen die ſchweren Leiden, welche der Mann oder die Schwiegermutter ihnen anthun, klagen über das Unglück, welches allfällig kommen

könnte, klagen, wie sie es hätten machen können und es nicht gemacht, und wie sie in Gottes Namen jetzt drin seien und noch dazu niemanden hätten, dem sie es klagen könnten. Am merkwürdigsten ist's aber, wie selten Klagen und Rühmen alleine kommen, sondern das eine die Grundlage ist, das andere die Zugabe, das eine die Suppe, das andere das Brod darin, das eine das Fleisch, das andere der Salat dazu.

Anne Marei kam nun an's Rühmen, das Klagen war vorhergegangen, und in seinem Eifer begriff es nicht, wie dumm es war, und achtete sich seines Hans Joggi's nicht, auf dessen Gesicht es deutlich geschrieben stand: Wenn's doch nur schwieg, selliges Rühmen trägt doch hell nichts ab! Aber Anne Marei achtete auf Hans Joggi's Gesicht wenig, und wenn es darauf geachtet hätte, wer weiß, ob nicht, wie bei den meisten Frauen, welche sich der Männer Gesichter achten, erst recht der Teufel los gewesen wäre, um eben den Leuten zu zeigen, daß sie sich nicht imponiren ließen, nicht unter dem Daumen seien, sondern emancipirt, wenigstens im Reden, in ungebundener Redeweise, gereimt und ungereimt sich aussprechen könnten ganz nach Belieben. Anne Marei fing bei Milch und Anken an, ging zum Obst über, deutete Hanf und Flachs an und blieb bei den Schweinen stehen, und der Hauptmann mußte es auch thun, mußte wenigstens eine halbe Stunde bei den Schweinen verweilen und anhören, was die, was jene bekämen, wie es progredire mit dem Freffen, von Einem zum Andern fortschreite, wie schwer die werden müßten, wie schwer jene schon seien. Und wer weiß wie lange er noch bei diesem Kapitel hätte stehen bleiben müssen, wenn er sich nicht plötzlich losgerissen hätte, aus Furcht, von den Schweinen gehe es zu den Hühnern und Nacht könnte es werden, ehe er von diesen sich trennen dürfe, und kein Mond sei am Himmel, und den steilen Berg ab könnte das Stolpern ihm beschwerlich werden.

Er konnte zufrieden sein mit dem Nachmittag, er hatte seinen Zweck erreicht, neu in Gusel hatte er die Leute gebracht.

Im nächſten Jahr oder in zwei Jahren, wann es ſich ihm ſchickte, wieder an die Hand zu nehmen, hatte der Hof einen bedeutenden Mehrwerth, von dem aber der Hans Joggi nichts bekommen ſollte, ſondern den er ſich zu Gemüthe führen wollte. Deßwegen war er fröhlich in ſeinem Gemüthe ſchon jetzt, ſteuerte einem Orte zu, wo der Landjäger die Polizei ſo freundſchaftlich verwaltete, daß es jedem Hudel wohl war dabei. Dort ward auch dem Hauptmann wohl, das verhandelten Kirchenleute und Märitleute, aber der Regierungsſtatthalter und der Präſident vernahmen nichts davon, ſie gehörten eben begreiflich weder zu den Märitleuten noch zu den Kirchenleuten.

Hans Joggi und ſeine Anne Marei waren faſt eben ſo guter Dinge, blieben jedoch daheim. Es ſei eine Freude zu leben, ſagte Anne Marei, wenn man ſo gute Leute an der Hand habe. Sövli e gute Herr habe es noch nie angetroffen, freilich habe es Gottlob und Dank nit viel mit dem Herregſchmäus zu thun gehabt, aber wenn alle ſo wären, wie der, ſo müſſe es ſagen, es wollte lieber mit den Herreleuten zu thun haben als mit Burslüte, es gebe dere, wo der wüſteſt Hung e Mönſch wär gege ne, wo für einen Batzen es Dotze Aegerſte fräße ungrupft und unkochet. Es hätte Muth ihm Oepfel z'bringe u Bire, es hätt's düecht, er hätt gern u dörfs ume nit grad uſe ſäge. Selb mach nit, ſagte Hans Joggi, er hat nur noch gute Worte gegeben, und da ſind mir Biren und Oepfel immer noch lieber, von wegen die gelte Geld, und man kann ſie verkaufen auf dem Märit, gang mit gute Worte z'Märit, wohin du willſt, es giebt dir kein Menſch, und wenn ſie noch ſo ſchön wären, einen Kreuzer darum. Wart bis d'Zeit um iſt und er ſich einſtellt, wie er ſich da gerühmt, dann fahr meinethalben, wenn das Obſt wieder gerathet, mit einem ganzen Wagen voll. Je weniger man halten will, deſto ringer geht das Verſprechen. Du biſt doch der wüſteſt Joggi, ſagte Anne Marei, und traust keinem Menſchen. Haſt nicht gehört, wie er ſo lieblich gredt hat und Einem ſo ſchön graduſe

het dörfe alnege, daß es Einem düecht het, me chönn dür ihn düre luege. Ja, dich hat er angesehen, als ob er dich schlucken wollte, und g'redt hat er wie dürstet. Aber mit mir het er's bim Nähern la biwende. Du bist doch der wüstist Ufiath, jetzt noch so zu kommen, sagte Anne Marei und machte sich zornig in die Küche hinaus. Das war nur ein ganz klein vorübergehendes Gewitter, eben weil sie guter Laune und daher redselig waren, was sonst gar nicht der Fall war. Am folgenden Morgen war nicht eine Spur mehr davon. Hingegen wurde ausgeführt, was abgeredet worden. Hans Joggi kaufte Knochenmehl, säete, daß die Leute in der That sagten, der stelle wohl tief drein, d'Sach eis Tags zwängen wollen, komme selten gut, der müsse aufpassen, daß er sich kehren könne, sonst überschlage es ihn stötzlige.

Achtes Kapitel.

Wie man Weihnachten hält auf der Keßlere.

Nach dem Säen schälte er, und da es lange in den Wintermonat hinein schön Wetter war, machte er, um Holz zu sparen, die wüstesten Stöcke aus, daß die Leute sagten, wenn das Knechte machen müßten, so würden sie sagen, der Meister sei der Wüstest, der auf zwei Beinen lauf. Als die Weihnacht kam, und eine sehr weiße und kalte, hatte er noch nicht hinuntergedroschen und drosch noch mit großen Bauern in die Wette. Es war prächtig schön da oben in der Keßlere, der klare, tiefblaue Himmel hoch oben, der feine Duft an den Rändern des Horizonts, die weiße Erde millionenweise mit funkelnden Sternen besäet, die Bäume mit silbernen Gewinden bekränzt, die in gleicher Diamanten-Pracht glänzten, wie die Erde, der sie entsproßten. Die Herrlichkeit hier oben an hellen Wintertagen läßt ahnen die Herrlichkeit, die in keines Menschen

Auge je gekommen, denn mit offenem Auge vermag auch dieſe kein Sterblicher zu ſchauen, geblendet muß jeder das ſeine ſenken oder abwenden. Anne Marei war nichts weniger als ſentimental, ja es wußte nichts von Naturbetrachtungen, hatte nicht einmal davon reden hören, daß die Natur ſchön ſei und Eindruck mache auf die Menſchen, aber es ſagte, wenn es bei ſolchem Wetter über Land lueg, ſo müß es plätze, es möge wollen oder nicht. Es müſſe an ſeinen Hans Uli denken und ob er es im Himmel auch ſo ſchön habe mit Glänzen und Glitzern oder vielleicht noch ſchöner. Es träume ihm faſt alle Nächte von ihm, und um Weihnacht wolle es wieder z'Chile, und, wenn es es gebe mit der Zeit, kalt oder nicht kalt, zum Nachtmahl und zu ſeinem Grätli. Es ſei dem armen Bübli wohl gegangen, es hätte geglaubt, es habe ihn verpläret, aber es könne nicht helfen, er kemme ihm vor mehr als je, und wenn es unten auf dem Kirchhof ſei, ſo düechte es ihn's faſt, es möge ihn erluegen, und was es ihm ſagen möchte, höre er am beſten dort. Und wenn es das Bübi auch ſelbſt nicht höre und nicht ſehe, ſo denke es, wenn es zu des Herrn Tiſch gehe, ſo ſage dem Hans Uli der liebe Gott, er habe die Mutter geſehen, ſie ſei beim Nachtmahl geweſen, wohl daneben, aber ihn habe ſie noch nicht vergeſſen, bitterlich um ihn geweint und wäre gerne bei ihm, wenn nicht eine ſo ſchwarze, tiefe Kluft zwiſchen ihnen wäre.

Einſt werde es doch auch zu ihm können, wenn ſeine Zeit um ſei, ſelb glaube es ſteif und feſt. Aparti verſündiget, wie die Frau ihm geſagt, das habe es ſich ſicher nicht, daneben ſei es ein großer Sünder, darwider hätte es nichts. Man verfehle ſich öppe all Tag, daß man es ſelber nicht einmal wiſſe. Daneben hange es auch an der Welt und ſinn gruſam viel an's Zytliche, aber ſelb müß me faſt, wenn me nit um ſy Sach cho well. Aber wofür hätte man einen Heiland, als daß man ſelig werde, und es wüßte nicht, warum es nicht auch ſelig werden ſollte ſo gut als Andere. Es müſſe ſagen,

es hintersinnete sich, wenn es nicht zu seinem Hans Uli kommen könnte.

Das gute Anne Marei bezog den Heiland auf sich persönlich, und wenn es sich zum Allgemeinen erhob, so lautete diese Allgemeinheit wiederum nur persönlich, der Heiland sei gekommen, daß man könne selig werden, oder — für d'Mönsche selig z'mache. Die große Anschauung des Werkes der Erlösung lag weit außerhalb seines Gesichtskreises, das Ereigniß seiner Geburt in seiner welthistorischen Bedeutung begriff es nicht, so wenig, als es einen Begriff von der Welt, von Zeit und Raum hatte. Weihnacht war ihm der heilige Tag, wo der Heiland geboren wurde, wo man den Kindern süße Bääggeli schenkt, damit sie auch wüßten, daß der Heiland sie einmal selig mache, und an den süßen Bääggeli lernten von Jugend auf, sich ihres Heilandes und seiner Geburt zu freuen. Wenn man der guten Anne Marei das große Geheimniß der Weltsünde und der Welterlösung, die hohe kirchliche Bedeutung der Weihnacht, vorgepredigt hätte, sie hätte zum Gelindesten gesagt, darauf könne sie sich nicht verstehen, sie wolle es nicht gesagt haben, aber es komme ihr halbers vor, wie es Gstürm.

Wir wollen keine Abhandlung schreiben, aber sagen müssen wir, daß wir es für eine große kirchliche Sünde halten, daß man eben Heiland und Sünde, und, wenn man will, alle kirchlichen Lehren allzu kirchlich, d. h. allzu allgemein dargestellt hat, namentlich in unserer Kirche, in der katholischen liegt dann das Subjektivpersönliche in Beichte, Absolution und letzter Oelung. Das Allgemeine, Großartige von Gott und Kirche ist allerdings großartiger, klingt schöner in Predigten und geht jungen Kandidaten und vergrauten Professoren absonderlich leicht vom Munde, aber wir glauben eben von diesem Allgemeinen, dem hoch über der Menschen Gedanken, über den Lüften Schwebenden, komme es her, daß so lange schon und so Viele der Kirche sich entfremdeten; der Heiland wurde ihnen nicht gebracht, sie sollten ihn erspringen oder vielmehr

ergumpen, daß ſie ihn ihrerſeits ſo allgemein nahmen, ſo alles in Bauſch und Bogen: Wir ſind Alle Sünder, er kam, die Sünder ſelig zu machen, ich bin freilich auch ein Sünder wie die Andern auch, eben darum werde ich aber ſelig wie die Andern auch. Alſo Sünder ſein, ganz richtig, ſelig werden durch Chriſtum, ganz richtig, und damit Punktum und Sand drauf, und fröhlich gelebt und ſelig geſtorben, jubel! ſchloſſen ſie. Chriſtus mit ſeinen Symbolen will nicht hoch oben ſchweben, er will inwendig in jedem ſein, jedes Herz ſoll ſeine Krippe ſein. Er iſt immer der gleiche Heiland und will doch jedem ſein eigener beſonderer ſein, wie auch jeder ein eigener beſonderer Sünder iſt. Dieſe Ueberzeugung äußern wir hier gelegentlich, weil ein ſolches Darſtellen als himmelſchreiend mit Hohn von oben und gelehrter Tinte begoſſen wird. Das Weitere des Wirkens des großen Heilandes für die Menſchheit auf der ganzen Welt und ſeine Bedeutung für alle Völker, für welches allerdings jeder Chriſt Sinn haben ſoll, läßt ſich am ſchönſten in Miſſionsſtunden erwecken, dahin gehört es, und der Sinn dafür iſt allerdings eine ſchöne Blume im erweckten Chriſtenherzen. Aber dafür muß man Chriſtum erſt ſelbſt haben, ehe man ihn Andern gönnt, wer ihn nicht hat, will ihn Andern nehmen, denn wer nicht für ihn iſt, iſt wider ihn. Ach, wenn die Miſſionäre nur immer Chriſtum ſelbſt auch hätten, ihn nicht verwechſelten mit reformirten oder katholiſchen Dogmen und kirchlichen Eifer mit chriſtlicher Liebe.

Vom allgemeinen Heiland wußte Anne Marei nichts, es wollte zu dem Heiland, bei welchem ſein Hans Uli war, und wenn der Pfarrer von der allgemeinen welthiſtoriſchen Bedeutung des Heilandes gepredigt hätte, ſo wäre Anne Marei ſehr unbefriedigt geweſen, es hätte geſagt: der alti afe, me gſpüri ihm's a, es bös ihm mit em Predige, me wüß längs Stück nit, was er mein, er hätt d'Gidanke nimme bi nangere. Merkwürdig iſt's, daß man jungen Geiſtlichen, Vikarien beſonders, ein ſolches allgemeines, dem größten Theil des Publikums

unverſtändliches Predigen hinnimmt, ja ſogar mit Freuden hört, während man es alten Predigern kaum verzeiht.

Nun predigte der Pfarrer als ein alter Pfarrer, und Anne Marei von Herzen. Schon den ganzen Weg über hatte es gethränt bei ihm, und über's Herz war ihm ſo eng geweſen, ob von wegen der Kälte oder von wegen Hans Uli, wußte es ſelbſt nicht. In der Kirche war es kalt, und der Pfarrer predigte nicht anderthalb Stunden, ſondern kurz. Er predigte vom Weihnachtskindlein, wie es in einem Stalle geboren worden und die Engel dazu geſungen und die Hirten vom Felde gekommen und es angebetet, und wie das Kindlein groß und das Lamm Gottes geworden, das der Welt Sünden getragen und am Kreuze geſtorben, auf daß Friede werde auf Erden und verſöhnt würden Gott und Menſchen mit einander. Die Weihnacht werde nicht umſonſt, vor allen andern Tagen aus, der heilige Tag genannt und von allen Menſchen beſonders hoch gehalten, denn da ſei die Liebe Gottes offenbar worden, daß er den Menſchen den eigenen Sohn geſchenkt habe aus Liebe und Gnade, und namentlich den Eltern zu Lieb und Ehr, durch deren Hand er die Kinder erziehen und regieren will, daß ſie in's Himmelreich kommen, welches ihnen bereitet und verheißen iſt, und die Eltern doch mit Sünden befleckt ſind und zu allen Sünden geneigt. Der Sohn nun iſt's, der Vater und Mutter heiligen ſoll, zur Heiligung der Kinder von Jugend an. Wie der Vater im Himmel das Weihgeſchenk gegeben hat, das Himmel und Erde verbinde, das den Himmel geöffnet, daß die Engel fortan auf und nieder ſteigen, ſo heißen die Eltern das Kindlein auch in ihre Häuſer kommen zu ihren Kindern, mit ſüßen Gaben, zu hoher Luſt. Es iſt der freudigſte Tag für die Kinder, wenn das Weihnachtkindlein kömmt und ſie nicht wiſſen, woher es kömmt, wohin es geht, und das ganze Jahr denken ſie daran, freuen ſich auf ſeine Gaben. Das iſt aber nicht das rechte Weihnachtkindlein, nur ſein Bild, gleichſam die Glocke, welche die Kinder weckt

und verkündet, das rechte werde kommen, der Gesang der Engel, daß der Heiland geboren sei, der ein Herrscher sei in der Stadt Davids und fortan in jedem Hause. Das rechte und lebendige Weihnachtkindlein, das kramet ihr Eltern den Kindern nicht bei Menschen, sondern hier am Tische des Vaters, hier schenkt er es euch, in euern Herzen tragt ihr es heim und beschenkt damit euere Kinder, macht ihre Herzen zu Krippen, in die es gelegt werden kann, erbauet sie in Zucht und Vermahnung des Herrn, bis sie dem Herrn bereitet sind, daß ihr sie hierherbringen könnet, zu empfangen das Kindlein in ihren Herzen, das nach dem Himmel trachtet und nach dem Vater zieht. Hier empfangt ihr das Kindlein, das Sünde und Welt überwindet, den Frieden bringt unter die Menschen in die Häuser, daß jedes Haus ein Heiligthum des Herrn wird voll Friede und Freude. Aber wenn ihr es heim traget und es bei euch bleiben soll, müßt ihr es hoch in Ehren halten, es nicht vergessen von einer Weihnacht zur andern. Ihr müßt täglich euern Kindern es zeigen und von ihm erzählen, sagen, was es ihnen jetzt ist und einst werden soll. Dieß so bleibt es euch lebendig und wird ihnen eigen, bleibet bei euch bis an der Welt Ende, ist bei euch, wenn der Versucher kömmt und euch verführen will gegen Gottes Gebot zu sündigen, ist bei euch in den harten Tagen, wenn des Lebens Last euch erdrücken und es euch ankommen will, mit Gott zu hadern, über seine Schickungen zu murren, es ist bei euch in den guten Tagen, läßt euch nie den Geber ob der Gabe vergessen, nie vergessen, wer der Geber jeder guten Gabe ist, es löscht den Zorn euch aus, vertreibt den Neid, bindet die Herzen jeden Abend fest zusammen in allen Treuen, und wenn der Tod sie von einander reißen will, thut es es nicht, es bindet die Geister zusammen in ewiger Liebe, und wenn auch ein Leib begraben wird, es läßt alle Morgen frisch die feste Hoffnung blühen, daß keine Seele sterbe, daß alle Seelen leben und die Seelen, die in Liebe gelebt, in Liebe verbunden gewesen,

in verklärter ewiger Liebe vereinigt, in Liebe leben werden, ewiglich Gott zu loben und zu preiſen, wenn einmal die Räthſel ſchwinden, wenn von Angeſicht zu Angeſicht man Gott ſchauen werde mit allen ſeinen Heiligen, und vor Allen das Kindlein, das zum großen Hirten geworden, der, ein König ſeiner geweihten Heerde, dieſelbe dem Vater zuführe und nun das Scepter der Macht ergreife und auf dem Throne ſeines Reiches ſich ſetze, zu herrſchen in Ewigkeit, er, der ewige Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, zwiſchen Menſch und Menſch, zwiſchen Himmel und Erde.

Das ungefähr war das Gerippe zu des Pfarrers Predigt, die durch einfache Beziehungen noch ſpezieller, man könnte ſagen häuslicher, herzlicher wurde, ſo daß es dem Anne Marei wirklich faſt war, als es zu des Herren Tiſche ging, als empfange es in den Zeichen das geweihte Kindlein ſelbſt, um es nach Hauſe zu tragen als Weihnachtkindlein, als müßte es Sorge tragen, daß es nicht verkomme oder es daſſelbe verliere. Wie doch Hans Uli Freude haben werde darüber, daß auch es den Heiland habe, der, wenn es ihn behalten könne, ſie wieder zuſammen bringen würde! Es mußte auf dem ganzen Heimweg daran denken, wie das ſo wunderbar ſei, daß Gottes Sohn geboren und in eine Krippe gelegt worden ſei, wo man das ärmſte Kind nicht hin thäte. Es ſprach beim Eſſen von der Predigt, wie das ihm ſo ſeltſam vorgekommen, daß der Pfarrer geſagt, das ſei das rechte Weihnachtkindlein, das man jetzt beim Nachtmahl erhalten könne und heim kramen und Sorge zu ihm tragen ſolle das ganze Jahr durch, daß es bleibe und die Kinder helf erziehen und den Frieden behalte und ſonſt z'friede mach d'Lüt unter einander. Es hätte immer denken müſſen, wie es das mache, und was der Pfarrer eigentlich meine, und doch heig es ihn's düecht, es bigryfs, es gſpürs fry. Es hätte jetzt lange nichts davon gehört, wie es zu- und hergegangen ſei z'ſelbiſt, wo der Heiland ſyg uf d'Welt cho. Wenn ſie gegeſſen hätten und

abgewaſchen, ſo hülf es das Buch nehmen und es überlernen, von wegen Selliges ſollte man eigentlich nicht vergeſſen, es wär öppe wichtig gnue, daß man daran ſinnete.

Als abgeräumt war, man ſogar das Buch, die Kinderbibel, ohne langes Suchen zur Hand gebracht, entſtand die Frage, wer leſen ſolle. Hans Joggi ſagte, er möge nicht, daneben irrten ihm die Augen, er komme nicht mehr recht fort, Anne Marei ſagte, ihm ſchicke es ſich nicht, es müſſe doch immer dazu und davon, der älteſte Junge erklärte, er möge nicht, er müß all Tag leſe i d'r Schul, hüt well er Sunde ha. Da rief ein kleiner, munterer Junge, man ſolle ihm das Buch geben, er wolle ſchon leſen. Jakob, der ältere Bruder, chönn ume nüt, er würd's ſüſt ſcho thu. Aber er ſyg gar e gruſam ungſchickte, d'r Schumeiſter ſäg geng, er chönn nüt, u wenn er Alles ſellig Stöck hätt, ſo machti er es Fuder drus und führ auf Bern und verkaufti ſie für buchig.

Da gab's Feuer, Jakob wollte den Benzli ſchlagen, der flüchtete ſich. Hans Joggi ſaß in großer Ruhe auf dem Ofentritt unbewegt, aber Anne Marei, wohl, das machte Ordnung, beſſer als mancher Präſident, beſonders ſolche, welche von einer Partei gewählt ſind und nun glauben, darin beſtehe ihre Gerechtigkeit, mit der andern Partei zu liebäugeln und ſie vor ihrer Partei zu bevorzugen, damit ſie ja nicht zu klagen hätten. Ach ja, Präſidenten ſind ſo zu ſagen auch Menſchen, daher ihre Gerechtigkeit iſt wie ein unſtäthig Kleid. Aber wer will es ihnen verargen? Hat einmal einer auf dem höchſten Stuhl geſeſſen, wie ſchrecklich muß es ihm vorkommen zwiſchen Stühle und Bänke placirt zu werden. Man denke — und ſei billig.

Nachdem Anne Marei raſch die Ordnung her geprügelt hatte, begann Benzli ſeine Vorleſung und zwar ſchön, ſchön, laut, daß die Fenſter klirrten, und alle Worte brachte er lang gſtielet zur Welt, lang, lang, wollten oft gar nicht austönen. In großer Andacht hörte Anne Marei zu und anfangs nur

erbauet an den lauten lang gestieleten Worten des Benzli. Nei aber, du heſt afe glert, du chaſt leſe, beſſer nützti nüt, mänge chas nit ſo, der meint, was er ſyg, du mußt e Pfarrer gä oder e Schuemeiſter. Mutter, ih ma nit, ſagte Benzli. Warum? frug die Mutter. He, ſagte Benzli, ſi müſſe all ſchnupfe und ih mag nit ſchnupfe!

Als endlich auch dieſer Zwiſchenfall beſeitigt war, begann erſt die eigentliche Erbauung und zwar eine wirkliche Erbauung. In warmer Stube ſaßen Vater und Mutter auf dem Ofentritt, und laut und langſam tönte Benzli's Stimme, und ſtill war es ringsum, nur hie und da hörte man ſchnarchen von einem Kindlein her, das ſeinen Kopf auf den Tiſch oder in der Mutter Schoos gelegt hatte. Die Verkündigung klang ſo ſeltſam, auf die Verheißungen der Propheten gebaut, die Freude der Weiber über den verheißenen Segen, der Befehl vom Kaiſer Auguſtus und das Kommen von Nazareth nach Bethlehem, das Armſein, das keinen Platzfinden in der Herberge, in einem Stalle kindbetten müſſen, das Kind in die Krippe legen, die Engel dazu ſingen, die Hirten kommen und es anbeten, die Mutter das Herz voll Freude und Andacht, die Weiſen aus dem Morgenlande und der blutige Herodes, der die Kinder metzelte, das alles klang ſo ſeltſam ſchauerlich und erbaulich, und die langgeſtielten Worte tönten ſo ausdrucksvoll und feierlich, es blühten die Worte gleichſam auf, blieben nicht ſo harte verſchloſſene Klänge, die wie Steine durch die Ohren rollen. Anne Marei ſah den Stall, die Engel und vor allem die drei Könige mit den goldenen Kronen auf den Häuptern und die zornigen Mörder, es war ein großes Bild, das ſich ihm aufrollte, in welchem alle Leute lebten, ſelbſt das Kindlein, das es ſich aber gar nicht vorſtellen konnte, wem es wohl ähnlich geweſen ſein möchte. Es hatte das nie ſo geſehen. Es hätte es wohl ſchon geleſen, es erinnere ſich jetzt deſſen wohl, ſagte es, aber ſich deſſen doch nie ſövli geachtet. Ob es der Eindruck vom Morgen

war, die Weihnachtklänge überhaupt, die warme Stube, der heimelige Nachmittag oder alles mit einander, wir können es nicht sagen, und wer kann es eigentlich sagen, wann und warum und wie ein Gemüth aufgeht, daß es den Samen empfängt, und wie er lebendig wird, und wie vielfältig er trägt. Sagt doch der erfahrenste Landmann: Ich säete Hafer, meinte, wie gut ich's mache, das Wetter war gut, die Erde war trocken, nicht zu naß, es ging kein Wind, und es gab mir in Gottes Namen nichts. Wo ich gefehlt, weiß ich nicht, meinte, der Same sei gut, aber es gab doch nichts, und andere Male geht es umgekehrt. Der weise Salomo sagt: Wenn die Wolken voll sind, gießen sie einen Regen auf die Erde, und wenn ein Baum fället, er falle gegen Mittag oder gegen Mitternacht, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen. Wer auf den Wind achtet, der säet nichts, und wer auf die Wolken siehet, der erntet nichts. Gleich wie du nicht weißt den Weg des Windes, noch wie die Gebeine des Menschen bereitet werden, also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, dadurch er alles thut. Früh säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab, denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird, oder ob beides gut sein werde.

Anne Marei sagte: es hülf dieses noch mehr machen, es sei ein gar freiner, kurzweiliger Nachmittag gewesen, es hätte ihm recht wohl gemacht, und es düech ihn's, der Heiland sei ihm recht bekannt und lieber geworden und er sei ihm näher. Ja, ja, sagte Hans Joggi, er hätte nichts dagegen, aber d'r Sach z'stark nach z'sinne oder gar nachzulaufen, selb wär ihm nicht anständig. Man könne leicht z'teuf dry cho, u de sygs fertig mit e me ne Mönsch, er syg zu keiner Arbeit mehr was nutz, fast hülf er absetze, es sei Zeit zum Füttern, und wenn d'Frau es Kaffee machen welle, so wäre es ihm auch anständig, es sei ja Weihnacht und da dürfe man sich doch wohl was gönnen.

Anne Marei that alſo, darauf wurden die Hausgeſchäfte beſchickt, am Abend noch manches vom Geleſenen beſprochen und endlich in rechtem Genügen, in voller Befriedigung der Tag geſchloſſen, nicht in der Oede und Schläfrigkeit, wie ſonſt oft die Sonntage, wo es Vielen iſt, wenn ſie nur vorüber wären, wo es ihnen iſt wie bei einer ungeſalzenen Suppe, wenn die nur gegeſſen und leer wäre! der Tag war gewürzt, hinterließ eine gute Kuſt für die übrige Woche und wurde von ihnen nicht ſobald vergeſſen.

Neuntes Kapitel.

Und wie es vom Weihnachtsabend bis zum Neujahrsabend geht.

Nach dieſer Woche kommt der Neujahrstag, der auf die Weihnacht zu paſſen ſcheint wie die Zauſt auf das Auge, in der Praxis nämlich, in der Theorie paßt er vollkommen. Wir wollen uns nicht mit Unterſuchungen über Alter und Urſprung dieſer beiden Tage befaſſen, ſondern bloß auf den innern, geiſtigen Zuſammenhang aufmerkſam machen, der zwiſchen beiden Tagen waltet. Weihnacht öffnet den Himmel, bringt das Geſchenk aus der Höhe, das neue Menſchen ſchaffen ſoll, durch die Menſchen eine neue Erde, über der Erde eine neue Zeit. Jedes Samkern, das in die Erde fällt, geht nicht auf alsbald, zwiſchen der Ausſaat und dem Aufgehen liegen Tage, es ſtehet kein Korn auf, weder Waizenkorn noch ein ander Korn, es verweſe dann. Dieſes Aufgehen des Kornes, das vom Himmel kam, auf Erden den neuen Menſchen, die neue Zeit, deutet das Neujahr uns an. Danken ſollen wir Gott, daß er uns die neue Zeit hat erleben laſſen, und Gelübde bringen, den neuen Menſchen zu

pflegen, daß er wachſe an Weisheit und Gnade bei Gott und bei den Menſchen und fördere die neue Zeit, wo Gott in der Höhe geehrt, Friede auf Erden wird, es wohl dem Menſchen wird im Bewußtſein, daß Gott an ihm ſein Wohlgefallen habe. Daß deſſen der Menſch ſich freut mit den Seinen und ein Mahl anrichtet, wie der Vater es auch that, als der verlorne Sohn in Bußfertigkeit und Demuth heimkam und nichts begehrte, als wieder in des Vaters Hauſe zu ſein, dagegen haben wir nichts, es iſt ganz recht ſo.

Aber ſo iſt es eben nicht, eher gerade das Gegentheil. Der alte Menſch wird hoch geehret, alles was er begehrt ihm dargebracht, die ganze Chriſtenheit ſcheint ein Altar zu ſein, auf dem man ihm opfert alles, was ihn gelüſten kann, oft alles, was man hat, ſo recht ſeine Rechte anerkennt als Herrſcher auf Erden, ſo gleichſam ihm Weihnacht abbittet und ihn verſichert, Weihnacht ſolle ihm nicht Kummer machen, und wenn man ſchon an der Weihnacht geiſtlich geweſen, werde man ihm doch immerfort treu bleiben, am alten Verhältniß nichts ändern. Es iſt ſo gleichſam eine feierliche Beſtätigung, von der alten Sitte nicht zu laſſen, man wolle nicht bloß einem Herren dienen, ſondern zweien, Gott und dem Fleiſche, je nachdem es kommod ſei wolle man auf beiden Achſeln tragen, bald auf der einen und bald auf der andern.

Und dieſe Manifeſtation wird von den meiſten Potentaten der Erde, kleinen und großen (wie es kleine und große Propheten giebt, ſo giebt es große und kleine Potentaten, doch iſt damit nicht geſagt, daß jeder Prophet ein Potentat iſt, und noch weniger, daß jeder Potentat ein Prophet iſt), nicht bloß gut geheißen, ſondern auch gefördert, es wird wegen der Sympathie ſein und weil man neben ſich nicht gerne jemanden Meiſter läßt. Da zeigt ſich kaum eine Seele konſervativer als die Stolzen, ſie zeigen es auf das vollſtändigſte, daß ihnen der alte Menſch vollkommen genüge, daß es ihnen in der alten Sünde ſanwohl ſei, daß ſie von dem

Neuen gar nichts wissen mögen. Hat man sich so recht in der Lust satt gewälzt, vermag man endlich den Kopf wieder über den Tisch zu erheben und sich die Augen auszureiben, was macht man dann? Sich schämen etwa, reuig werden? Bewahre, am Neujahr ist man berechtigt zu allem! Man fängt an zu rechnen, bewahre nicht etwa, wie es um die Seele stehe, sondern um die Finanzen, und wenn es noch wäre, um dem Nächsten zu bezahlen, was man ihm schuldig ist, so wäre es noch eins, aber man berechnet zumeist bloß, was man zu ziehen hat, und wenn man Schulden auch rechnet, so ist es nicht, um sie zu bezahlen, sondern bloß um sie richtig auf eine andere Seite überzutragen. Am liebsten rechnet man, wie man am Irdischen zugenommen, wie viel an Schätzen man sich zugelegt, ob man neue Scheuren bauen müsse oder allfällig noch ein Jahr mit den alten es machen könne, steckt so tief als möglich seinen Kopf in Bücher und Bureaus, läßt Gottseligkeit Gottseligkeit sein und ist lange zufrieden, wenn man es nur zur Geldseligkeit zu bringen im Stande ist. So treibt man es am Neujahr und macht durch die Weihnacht einen Strich so dick man kann oder schmeißt, so gleichsam als Klex oder Dolgg, das Neujahr auf die Weihnacht, daß es niemanden einfällt, da unter dem häßlichen Dolgg liege eigentlich die schöne Weihnacht.

Das soll aber wirklich nicht geistichelt sein auf unsere lieben Leute in der Keßlere, es geht auf ganz andere Majestäten und sonstige Leute. Wir hätten auch ganz neben der Scheibe vorbei geschossen, denn so trieben sie es nicht. Begreiflich mußten sie mit dem Irdischen sich abgeben, daran denken, damit sich befassen, aber kaltblütig und männlich ging es doch dabei zu, wenn es schon für sie wichtige Dinge waren.

Oder ist es nicht wichtig, wenn eine Hausfrau Schweine gemästet hat, welche nahe an acht Centner wiegen, und ohne dem Mann den Spycher geplündert zu haben, ohne ein

Hämpfeli Mehl, eigentlich mit gar nichts als mit bloßer Kunſt? Und iſt der Tag nicht auch wichtig, wo ſie dieſelben der Oeffentlichkeit übergiebt, der Kritik des Publikums preis giebt?

Oder man frage nur bei einem Maler, wie es ihm iſt, wenn er ein Gemälde, an welchem er ein Jahr gearbeitet mit Fleiß und Kunſt, an eine Kunſtausſtellung ſendet, ob ihm nicht das Herz hoch ſchlägt, ob er nicht denkt, daſſelbe werde einen Eindruck machen, wie noch keiner auf Erden geweſen, und ein Staunen erregen, daß alle Menſchen wenigſtens drei Tage lang nur mit offenen Mäulern gingen und ſchliefen. Ob er nicht gerne dem Gemälde nachliefe, um mit eigenen Ohren die Ausrufungen zu hören, die offenen Mäuler zu ſehen und vorläufig wohl daran zu leben, bis das Beſte kommt, bis Gold und Silber, durch ein Stiefelrohr herab, dem Glücklichen in den Schoos fallen.

Oder frage man einen Schriftſteller, deſſen erſtes Werk zur Welt gekommen und noch pudelnaß einigen Glücklichen in die Hände geſpielt worden, wie ihm das Herz klopft und hüpft, wie er zum Fenſter ausguckt, ob nicht die Leute zuſammen laufen und die Häuſer wackeln, weil die Kunde herumläuft, es ſei ein neu Buch herausgekommen von dem und dem, und was für eins, Herr Jeſes! Und wenn die Häuſer nicht wackeln, das Volk nicht zuſammen läuft, wie er die Treppe runter ſchleicht und die Ohren noch ſpitziger ſpitzt und wenn er wieder nichts hört, in ein Kaffeehaus ſchleicht und wieder ſpitzt und wenn er wieder nichts hört, von da in ein Wirthshaus und wenn er da wieder nichts hört, ſachte an die Wände klopft, leiſe und endlich ſehr ſtark und wenn dies niemand bemerkt und beachtet, endlich hinläuft zu Einem, von dem er weiß, daß es ihm in die Hände gekommen und fragt: Und wie gefällt es euch, was ſagt ihr dazu? und dieſer auffieht, ſich über die Frage zu orientiren ſucht und es doch nicht kann und endlich fragt, was meinet ihr eigentlich, von wem redet

ihr, und man endlich ſelbſt ſagen muß, ich meine das Buch, das euch dieſen Morgen oder geſtern Abend ſchon zugeſendet worden, und dieſer antwortet: Ach ja, meint ihr das? dort liegt's. Ich hatte wahrhaftig nicht Zeit, drein zu ſehen, habe gedacht, wenn ich in drei Wochen in's Bad gehe, wolle ich es dann mitnehmen, man hat in Bädern gewöhnlich ſchrecklich Langeweile und iſt dann froh, wenn man was hat, etwas Rechtes mag man doch nicht vornehmen. Von was handelt's? Und wie es ihm dann wird, faſt wie jenem lieben Pädagogen, der ohnmächtig ward, und ſteif und ſtarr auf einem Sopha lag, als ein hochgeſtellter Mann ein Lautierbuch, welches der gute Junge ihm vorleſen wollte, nicht anzuhören begehrte und war doch ſo wichtig!

Ja, ja, wichtig iſt wichtig! darum war es dem Anne Marei auch ſo wichtig, als es zum erſten Male von der Kehrlere weg zwei faſt achtcentnerige Schweine veröffentlichte. Es wird doch hoffentlich an dieſer Zuſammenſtellung niemand ſich ärgern und ſie unpaſſend finden, wenigſtens niemand, der zwei Dinge auf einmal in's Auge faſſen kann und zugleich weiß, daß es bei einer Vergleichung nicht auf die Sachen ſelbſt, ſondern auf den Punkt, in welchem ſie verglichen werden, ankömmt. Wenn es jemand übel nehmen könnte, ſo wäre es unſere Anne Marei, es lieferte ein prächtiges Naturkunſtprodukt, das alsbald verwerthet wurde um viel Geld, Allen, die davon kriegten, herrlich ſchmeckte, und was will man mehr, wir fragen? Und was liefern Maler und Schriftſteller ſo oft? Nichts als ſogenannte Kunſtprodukte, welche nichts ſind, als eine häßliche Verhunzung aller Natur, an welchen jedermann herzlich ſchlecht lebt, für die kein Menſch einen Kreuzer wagen mag, mit denen man von Markt zu Markt wandern muß und am Ende froh wäre, den ganzen Plunder ſammt und ſonders gegen Anne Marei's faſt achtcentnerige Schweine einzutauſchen, wenn Anne Marei wollte, aber ohä! Anne Marei würde böſe werden, vielleicht bei guter Laune lachen

und ſagen: Oeppis Dumms e ſo! mit eme halb Dotze Wedele, es bruche nit emal buchige z'ſy, chume nih wyter, as mit dem Plunder und die choſte vier Batzen, u die Säu gelte mir zſäme zehn Dublonen. Wirklich bös wäre es geworden, wenn man ihre Kunſt und ſeine Kunſt zuſammen gezählt hätte. Es ſolle einer von denen Schnürſtene probire, e Sau z'mäſte! Es well wette, nit drei Tag giengs, ſi verreckte ihm. Hergege ſellige Züg, wenn es für e halb Batzen Kienruß und für e Batzen Braſillienholz und noh Ziebelebültſche, wo nüt choſte, d'rzu nähm, wett es viel brävere mache. Wenn es es ſcho nit aparti glert heig, es ſeligs Kar ſyg ke Chunſt, würde es ſagen.

Oeppis hätte Anne Marei doch Recht, wenn es ſo ſpräche, denn es giebt verſchiedene Gaben, und die Gaben ſind Gottes, und Gott ſieht nicht auf das Was, ſondern auf das Wie, es kommt auf die Treue an, und wenn Einer nach ſeinen beſten Kräften Gemälde macht und Einer ebenſo Bücher macht und Anne Marei ebenſo Schweine mäſtet, was iſt da für ein Unterſchied vor Gott und wer unter ihnen iſt berechtigter zum Selbſtgefühl als der Andere.

So fette Schweine hatte Anne Marei noch nie gehabt, mit ſo großem Selbſtgefühl war es daher auch noch nie hinter dem Wägeli, auf dem ſie lagen, hermarſchirt, und noch nie hatte es die Thiere mit ſo großer Sorgfalt gewaſchen, geribelt, gekämmt, als diesmal, daß ſie wirklich als Prachtſtücke im Wägeli lagen und reinlicher glänzten um und um, als manche Gräfin, die auf einen Hofball fährt. Die Freuden auf dem Hinweg wollen wir nicht berühren, ſie waren groß, und wenn ſchon hier und da Einer mit ſcheelen Augen ſie anſah, der allgemeinen Volksſtimme wagte er doch nicht zu widerſprechen. Und wenn wir über dieſe Volksſtimmung nicht näher uns einlaſſen, ſo geſchieht es denn doch durchaus nicht aus Geringſchätzung, dagegen verwahren wir uns feierlich, denn wir möchten um nichts in der Welt uns irgendwie

einer Mißbilligung von oben, begleitet von dem Gebrüll einer jungen, frommen, dünkelvollen Brut in unserem Leben je aussetzen. Wer so was gehört, vergißt es nimmer wieder. Wenn wir davon nicht weiter reden, so geschieht es wirklich nicht aus Mißachtung und bösem Willen, sondern um Anne Marei's willen. Anne Marei kannte seine Pappenheimer, d. h. die andern Weiber, wußte ein Liedlein von ihrem Neid und ihrer Eifersucht zu singen, sah wohl wie, während der Mund etwas von Lob hören ließ, sie doch fast immer, so gleichsam als Schwanz, einen Schlämperlig dran hängen mußten, jedenfalls die scheelen Augen nicht verbergen konnten. Da hatte denn Anne Marei auch seine Gedanken und zwar auch nicht immer die christlichsten, darum wollen wir davon nicht weiter sprechen, auch fürchteten wir, es mit allen Pappenheimern, frommen und unfrommen, zu verderben auf immerdar, und das thäten wir denn doch nicht gerne, nicht sowohl um unseret- als um ihretwillen, von wegen, man muß an keinem Sünder verzweifeln, selbst am allergeistlichsten und frömmsten nicht. Das können wir nicht verschweigen, daß, als der Wagmeister sagte, das seien die schwersten, welche er in diesem Jahre noch auf der Wage gehabt, überhaupt die schönsten, welche er seit langem gesehen, Anne Marei lange nicht wußte, stund es auf dem Kopf oder auf den Füßen, es ging alles mit ihm ringsum und es konnte kaum dem Hans Joggi den goldenen Krebs zeigen, wo die ihnen bekannte Wirthin regierte. Diesmal lohnte es doch der Mühe, sich etwas gütlich zu thun, auch wollten sie wyne für's Neujahr.

So ein Bürli ist nicht ein Sträfling, so ein Bürli sieht manchmal in einem ganzen Jahr bloß zwei- oder dreimal Wein, ein Sträfling eben so viel in einer Woche, mehr als mancher preußische Edelmann. Man hat es mit ihnen wie mit lieben Gästen, man gönnt es ihnen so gut, als sich selbst, und sorgt dafür, daß sie mit Freuden wiederkehren, und kehrt einer wieder, so springt Singlidi hoch auf, fällt ihm um den

Hals und ſchreit: O Herzensfründ, was ſy m'r doch für Lumpehünd! So ein Bürli wynet, das heißt, kauft etwas Wein, um denſelben daheim zu genießen, am Neujahr, an der Mezg und an der Sichelten. An mindern Feſttagen, Brechete, Heuete, Dreſchete, Oſtern, Weihnacht, Frauentag, macht er es mit Küchli, Nidle, Fleiſch, Reisbrei ꝛc., an der Brechete geht es ſelten ohne Brönz ab.

Diesmal, weil ſie ſo wacker und geſegnet gearbeitet, ſo viel gelöst, wollten ſie am Neujahr Wein haben, waren räthig geworden zu wynen, drei Maaß thäten's, dachten ſie, und machten den Kindern guten Muth für das nächſte Jahr. Sie wollten ihn gut, aber ſo wohlfeil als möglich, fünfbatziger werde ſchon recht gut ſein, dachten ſie, und wenn man etwas ſechsbatzigen darunter thäte, noch beſſer. Die Wirthin beim goldenen Krebs war eine Wirthin vom rechten Schlag für Burslüt. Eine ſolche Wirthin muß alle Leute kennen, mit denen ſie einmal gehandelt, die je einen Schoppen bei ihr getrunken. Seid ihr nicht der, dem ich einmal, aber es iſt ſchon lange, ſo ſchöne Aepfel abgekauft, ſteht der Baum noch, ich ſagte ſchon oft, wenn ich nur noch einmal von denen bekommen könnte? Ja, ſie muß auch mit lachendem Munde ſagen können, ſeid ihr nicht der, der mir einmal einen uralten Sandhaas für einen rechten verkauft hat? Ihr ſeid mir e Vogel und noh dazu e ſchlimme. Wartet nur, ich will es euch noch eintreiben, wenn es einmal möglich iſt. Wenn man nur gekannt wird, freundlich angeſprochen, ſo betrachtet man das als Freundſchaft und thut ſich was zu gut darauf. Man glaubt gar nicht, wie das ſo einem mindern Burefraueli wohl thut, wenn es ſagen kann: Mit d'r Wirthi bim Güggel bi niſ b'ſunderbar gut bikannt, dert bi niſ wie daheim, was ih ha, bringe niſ dert hi u bi Lyb u Lebe dörft ih niene ychehre, als bi ihre, ſi het ſcho mängiſt gleit, ih ſoll Sorg ha, we ſi vrnähm, daß ih ame ne angere Ort e Schoppe gha heig, ſu ſchrytz ſi m'r d'Züpfe us, ſo gwüß ſi leb. U ſi thäts uf

my Seel, vo wege das iſt e handligi Frau, d'r nehe aber doch gar e guti.

Solche Weiber auf dem Lande herum ſich zu pflanzen, das iſt eine vortheilhafte Kunſt für eine Wirthin, das ſind eben nicht bloß Gäſte, ſondern auch die kommodſten Lieferantinnen und in der Regel auch die beſten. Doch thut die Wirthin wohl, wenn ſie die Augen offen behält und nicht blindlings traut, denn es giebt Leute, welche, ſobald die Gelegenheit ſich bietet, betrügen müſſen, ſei es Vater oder Bruder, Schwager oder Freund, ſie müſſen, ſie halten es für eine eigentliche Pflicht, und will man ihnen was Anderes ſagen, ſo antworten ſie: es mache jeder was er könne, ſo ſei es üblich und gebräuchlich geweſen von je, für was hätte ſonſt jeder Augen im Kopf als für z'luege, u luеg er nit, ſo gſchächs ihm recht, wenn er nit zu ſyr Sach chöm. Gerade ſo eine Wirthin war die beim goldenen Krebs. Sie kannte die Keßlere Leute alsbald, ſagte ſogar, ſie hätten Schweine gebracht, u wettige, man rede im ganzen Flecken davon. Wenn ſie gewußt, daß ſie die heute brächten, hätte ſie auch ein Wörtlein dazu ſagen wollen, ein ander Mal ſollten ſie ihr das Werk auch gönnen, und wenn ſie dieſelben ſelbſt nicht nöthig hätte, ſo könnte ſie ihnen vielleicht doch ſagen, wo ſie es am beſten machten, von wegen ſo eine Wirthin wüßte mehr als andere Leute.

Nicht bloß mit Reden, auch mit Aufwarten wendete ſie an, und als ſie hörte, daß ſie wynen möchten, verſprach ſie, ſie zu bedienen, wie ſie es wohl yrgends beſſer machen würden und dazu ſo billig, aber dann ſollten ſie es ihr nicht machen, wie d'r alt Kuderznau bir Brechhütte, der hätte auch bei ihr wynen wollen und ſie hätte ihm verſprochen, d'r Wy für usztrage einen Batzen wohlfeiler zu geben, als ſie ihn auswirthe. Für auszuleſen ſei er mit ihr in Keller gekommen, von allem habe er probiren wollen, ſein Glas immer ausgetrunken, für viel, viel Batzen habe er ihr abgeſoffen,

daß ſie gemeint, welch großes Faß ſie werde rüſten müſſen und endlich habe er fünf Maaß beſtellt, alles in allem, drei Maaß achtbatzigen und zwei Maaß ſechsbatzigen und befohlen, beide Portionen in eine Strohflaſche zuſammen zu gießen. Als das geſchehen, habe er ihr fünf Batzen für die Maaß aufgezählt, die Strohflaſche genommen und ſei damit gegangen. Wie ſie auch aufbegehrt, er habe ſich daran nicht gekehrt, ſie ausgelacht und geſagt, ſie ſolle froh ſein, ihm um dieſen Preis abzukommen, ſo trage er ihr doch mehr ab, als wenn ſie ihn ſelbſt ſaufe, daneben ſtehe der Wein zu Dienſten, er bekomme an einem andern Orte noch wohlfeilern. Sie ſei froh geweſen, ihn laufen zu laſſen, aber gedacht habe ſie, wart du nur, das iſt gut für ein ander Mal.

Sie wartete ihnen beſſer auf, als ſie begehrten, daß Anne Marei ein Mal über's andere ſagte: Nit, nit, wer wills eſſe, wer wills zahle, das meu m'r nit u vrmeus o nit, we mers ſcho möchte. Deretwege häb du nit Kummer, ſagte die Wirthin, e Mönſch mag viel, wenn er recht anwendet, und mit dem Zahle wird das ſich ſchon machen, deßwege iß kein Maul voll weniger, es koſtet dich gleich viel, eſſeſt du alles oder nur das Halbe, Plätze ab ſoll dir d'Uerti nit mache. Natürlich hat ſo eine Wirthin an bedeutenden Tagen Werch an der Kunkel und kann nicht an einem Orte ſitzen bleiben, ſie muß ihr Garn ſpinnen in allen Ecken des Hauſes. Was aber die bedeutenden Tage einer Wirthin oder eines Wirthes ſind, wollen wir an einem andern Orte erläutern. Als die Wirthin fort war, ſchüttelte Hans Joggi den Kopf und ſagte: Das gefällt mir nicht, da ſind wir köſtlich drin, die thut viel z'nöthlich um d'r Sach abzcho, da koſt's üs allweg e Gulde, un mit eme halbe hätte mer's gut könne mache, bis wir heimgeweſen, und was man daheim hat, koſtet nichts.

Anne Marei erſchrak. Aber nein, ſagte es, ſelb wär wohl viel, wär mir zwider, hätt doch nit glaubt, daß ſo gſchwing ſövli verſoffe wär! D'ſ Sufe machts nit, hei mr

doch bloß anderthalbe Schoppe gha, ſagte Hans Joggi. Aber denk, was mr mit Eſſe brucht hei, es iſch ja Eis nahm Angere cho, faſt wie a me Hochzyt, rechne, was mr gha hei, we me ere niedere Sach ume e chly rechnet, ſo chunt me es weiß ke Mönſch wie höch ueche. He, was hei mr gha, ſagte Anne Marei, öppe für e Batze Suppe zſäme. Si iſch gut gſy, aber doch für ſechs Krüzer iſch es nit gſy, das macht e Batze. U de het ſi is zweuer Gattig Voreſſe brunge, es wär a eir Gattig o gnue gſy, es iſch zſäme wäger kes Pfung Fleiſch gſy, aber mi cha dem mynetwege zwe Batze rechne, macht drei Batze, u du hei mr du Rindfleiſch gha u Speck u Rübli, das iſch o öppe drei Batze, zwe Batze d's Fleiſch u für e halb Batze Speck un für e halb Batze Rübli, macht zuſammen ſechs Batze. Du rechneſt zweni, ſagte Hans Joggi, rechne wenigſtens vier. Aber Hans Joggi häb doch o Vrſtang, was ſinniſt, vier Batze! Denk, für drei Batze überchunt me e ganze Korb voll Rübli, und gwüß hei mer nit vier Rübli geſſe, wes e chly Rübli gſy ſy, gwüß nit für e halbe Krüzer, eh was denkiſt, by eme niedere chly vernünftige Mönſche hätt me die gwüß vergebe über cho. De hei mr Bratis gha, es ſchöns Möckli, ſelb iſch wahr, aber gwüß nit viel meh, als es Pfund. Nu, mi cha dem zehn Krüzer rechne mynetwege, macht acht e halbe Batze, u du e chly Salat, dem cha me nüt rechne, es ſy ume es paar Blättli gſy, und du heſt ume eis oder zwen gnoh un ih gar e kene, es het mih geng düecht, wed ume dr Gottswille o kene nähmiſt, u de zwen Hammeſchnittli oder drü, u die hei mr eigetlich nit welle u du notti gnoh, wil ſis het welle ghebt ha. Eigetlich ſött ſi für die nüt näh, aber mr wei ne e Batze rechne, und das macht jetzt, wie viel neue? Tüfelſchieß, ſcho nünehalbe Batze! U du het ſi da neuis Gſchlarge ime Blättli bracht un e Datere, ſelb iſch e fürnehmi gſy, bſungerbar gut het die mih düecht, aber weme dere ſechs Kreuzer rechnet um dem angere Gſchlüder (Creme) e halb Batze, ſu macht das

zſäme erſt 11½ Batze, u für drei Batze Wy macht doch nit e Guldi, e halb Batze weniger, aber es iſch weiß Gott geng gnue für üſer Gattig Lüt. Mr wei de Säue neuis rechne und denke, mr heige e halbe Guldi minder glöst, u drucke ſige mr o kener Hüng nit, da machts nit ſövli, un es iſt z'verſchmerze. Ja, ſagte Hans Joggi, du haſt gerechnet, wie du wollteſt, d'Wirthi wird dih de ſcho angers brichte, u de heſts Brod vergeſſe, emel gut zwen Pfung, du beſt nit chönne höre, es het mir übel gruſet, wie d' ei Bitz nahm angere vrſorget heſt. He, ſagte Anne Marei, was kann ich dafür, daß es mih bſungerbar gut düecht het, u de weißt nit, daß me i de Wirthshüſere, we me ißt, d's Brod nüt rechnet, das geit drüber y, geit zum Angere. So iſts myr Lebtig der Bruch giy, i alle rechtſchaffene Wirthſchafte. Ja, ja, grad ſo wirds gah, ſagte Hans Joggi, zähl darauf, d'Sach wird me dr vrgäbe gä, u d's Brod obedry, ſelb wär chumlig. Das choſtet z'Noth zwänzg Batze, u de wei mr zfriede ſy u noh grüſeli danke. Da wollte ich auch danke, ja wolle, ſagte Anne Marei faſt zornig, die hätte gute Augen, wenn ſie mich mehr hier ſehen würde. Es wär verſchamt, daß es kei Gattig hätt, ſie hat uns ja faſt zwängt dazu, mr hei nit bifehle, aber näh hei mr müſſe, mr hei möge welle oder nit.

Und Anne Marei wäre, nach Weiberart, ganz zornig geworden, denn wenn eine Frau halb zornig eine Rede anfängt, ſo iſt das eine Art in's Feuer zu blaſen, bis es hell auf brennt und ſie ganz zornig iſt, wenn die Wirthin nicht gekommen wäre, und zwar mit zwei Halbſchoppengläſern in den Händen. So, ſagte ſie, und ſetzte die zwei Gläſer vor die beiden ab, da, verſucht dieſen. Mr meu nit, ſagte Anne Marei, eis Tags wei mr doch nit alles verthue, mr wei kei Wy meh, ſäget dir üs, was mr ſchuldig ſy, mr wei de furt. He, ſagte die Wirthin, das wird nit ſövli preſſire, ſo enandere nah, verſuchet zuerſt dieſen Wein, wenn er euch recht iſt, ſo will ich von dem die Flaſche füllen. Säget doch, was mr

ſchuldig ſy, mr möchte afange das zahle, eh mr noh meh näh, üſer Gattig Lüte mags nit alles erlyde. Syt ſo gut u machet is d'Uerti.

Nu, wenn ihr es wollt gehabt haben, ſagte die Wirthin, aber ich habe es faſt ungern, ich glaube, ihr ſeht mich für eine an, welche den Leuten die Haut über die Ohren zieht, aber ſo iſt's doch nicht, wenn ich ſchon reſolut bin, ſchind ich doch nit, ſelb iſt nicht mein Brauch, u was wett ih mit de Hüte mache? Unter hunderte wär nit eine, mit der man könnte ume Pantöffeli plätze. Darauf ſah ſie über den Tiſch weg, dachte einen Augenblick nach und ſagte, es iſt zehn Batzen. Es jedes? frug Anne Marei, erſchrocken und haſtig. Was denket ihr, Frau, lachte die Wirthin, alles in allem. Kein Wunder, daß ihr mit der Uerti ſo preſſirt. Ihr werdet Kummer gehabt haben, ich heuſche, daß euch das Liegen weh thun werde. Aber fragen möchte ich, habt ihr je ſo was von mir gehört? das möchte ich wiſſen.

Nein, ſagte Hans Jeggi, gar nichts, aber wir brauchten ſo viel, daß es uns düechte, es ſei mehr als z'viel. Ja, ſagte Anne Marei, ſo kommt ihr zu kurz, ihr habt wahrſcheinlich vergeſſen, was wir gehabt, und wenn wir nicht gerne zu viel zahlen, ſo möchten wir doch nicht, daß ihr zu Schaden kämet, und ſo könnt ihr nicht dabei ſein. Rechnet doch — für e Batze Suppe, und ſo weiter, wollte das gute Anne Marei der Wirthin vorrechnen von einem zum andern, was ſie alles und für wie *viel ſie gehabt.*

Da lachte die Wirthin gar mächtiglich und ſagte: Nit ſo, nit ſo, ja, wenn wir ſo rechnen wollten, da käme es anders. Nein, ſeht, gute Frau, das iſt in einem Wirthshaus die Kunſt, aber ich ſage das nur zu euch, daß man eine Sache drei, ja bis ſechs Mal verkaufen kann, da kann man's bigryflich ziegt ganz wohlfeil mache. Ja, es geſchieht zuweilen, daß man den Deſſert vom Weihnacht Donnerſtag erſt am Faſtnacht Märit uſbrucht. Das Rindfleiſch und d's Bratis kömmt vom

erſten auf den zweiten und vom zweiten auf den dritten Tiſch. Auf dem erſten Tiſch macht man nur ganz kleine dünni Tranſchli und heuſcht brav, da profitirt man. Am zweiten Tiſch eſſen die Leute ſchon mehr und zahlen weniger, trinken dann gewöhnlich brav, da braucht man dann den Wein gut, den die Herrſchaften auf dem erſten Tiſch haben ſtehen laſſen. Am dritten Tiſch, da eſſen ſie munter, da könnte man kaum ſein, wenn man nicht mit Sachen aufwarten könnte, wo ſchon zwei Mal bezahlt ſind. Bleibt da noch etwas übrig, ſo macht man Voreſſen daraus, und wird es da nicht gegeſſen, ſo guppet man es, drüllet wyßi Krügeli drus und macht e bruni Sauce dra, und d'Krügeli, wo übrig bleibe, die braucht man als Fülli in kleine Paſtetchen, die ſind bſunderbar gut, es iſt mir leid, daß ich euch nicht damit aufwarten konnte, aber heute haben ſie mir dieſelben am erſten Tiſche alle gefreſſen. Mit dem Köch macht man es ebenſo, das koſtet nichts. Für den Winter kaufe ich gewöhnlich allen Sauerkabis zuſammen, der vom letzten Winter übrig geblieben. Ich kriege ihn faſt für nichts, habe keine Mühe damit, und die Leute rühmen mir ihn, man eſſe ihn nirgends ſo gut, als bei mir. Mit dem Kuchezüg und dem andern Schleckwerk iſt's gerade ſo. Auf dem erſten Tiſch braucht man wenig. Drei Mal kann man ein Kuchli aufſtellen, und haut's nicht an, drei Mal haut man es an, und drei Mal nimmt niemand, wenn nicht etwa ein ſchaluſer Zürcher dabei iſt, der, wenn er ſchon ſelbſt nicht mag, es doch Anderen nicht gönnt, kleibt es dann ſchön wieder zuſammen, daß man meine, es ſei noch ganz. *Erſt dann kömmt* es auf den zweiten Tiſch und geht allfällig noch weiter. Ja, liebe Frau, wenn man ſich nicht z'rangire wüßt und d'Sach z'Ehre z'zieh, man beſtünde heutzutage bei den beſten Zeiten gar nicht, und was nütze d'Vörtel, wenn man ſie nicht braucht.

Nein, aber nein, ſagte Anne Marei, das iſt gut angegeben und ausgſpizlet bſunderbar. Aber es wett mih faſt afa gruſe, wenn ih dra ſinne, wie mänge Mönſch drin ume kaſtet

het. O bhütis, da ist nüt z'gruse, da geht alles ganz sauber zu, da haut man alles, hält's den Leuten von weitem dar einen Augenblick, und wie ein Schein ist's weg, und es sieht es niemand wieder, antwortete die Wirthin. Jä, das wär wohl gut, sagte Anne Marei, aber ich meine, wenn's vom Tisch kömmt und von einem zum andern und d'Sach so mängisch verakkommodirt wird, das gfallt mir doch neue nit, und wenn man hart dran sinnet, könnt Einen fast wunderlich werden. Ja, ja, sagte die Wirthin, d'Sach ist z'bidenke, und ein Sprichwort sagt, es sei gut, wenn man nicht alles wisse, und das ist wahr, es geht an vielen Orten nicht sauber zu, und in viele Sachen kommen mehr Finger als d'Spinneie Bei hei. D's Beste ist dabei, daß es keinem Menschen ab seinen eigenen Fingern gruset. Es gruset der Köchin nicht ab den ihren, dem Kellner nicht ab den seinen, dem Stubenmeitschi gruset es ebenfalls nicht ab seinen Händen und sehr oft nicht einmal dem Stallknechte vor denen der Köchin. Das ist das Böste bei der Sache, denn grusete es ihnen ab ihren eigenen Fingern, so führen sie mit denselben nicht in den Schüsseln herum, um das Beste heraus zu lesen, sondern, wenn sie was wollten, so thäten sie erst einen Löffel suchen oder eine Gabel, und thäten mit denselben fein säuberlich herausfischen, was ihnen anständig wäre, statt mit den Fingern, wie sie es jetzt machen. Aber nicht bei mir, Frau, wohl denen wollte ich den Marsch machen, die sollten mir! Erstlich habe ich keinen Kellner, mag die nicht, mag niemanden dafür zahlen, daß er mir im Hause herumfährt wie der Tüfel im Buch Hiob und suchet, wen er verführe, d. h. verschlinge. Zweitens habe ich die Augen nicht bloß an einem Orte, sondern an allen, und wohl denen wollte ich, wenn die mir in den Platten herum heueten! Sie haben bei mir zu essen mehr als sie mögen, aber ich gebe ihnen, sie sollen mir das Andere ruhig lassen. Deretwegen, Frau, habt bei mir nicht Gruseu ab dem Essen, da seid nur ruhig, und wenn etwas in die

Finger genommen ſein muß, ſo nehm ich's, mache Paſtetenzeug und Krügeli, und dann weiß ich, wo der Brunnen iſt, und wofür man das Waſſer braucht. Bloß mit der Köchin kann man nicht immer alles zwängen, ſie haben das Verſuchen z'Wort, gäb wie ich ſage, ſie ſollten bloß ſchmöcken, das thue es auch. Ich wollte der Köchin ſchon lange ein Gitter vor's Maul machen laſſen, aber es will mir kein Spengler dran hin.

Möchte auch nicht, ſagte Anne Marei, möchte die Finger nicht darhalten, einen mehr oder weniger abzubeißen, darauf käme es einer rechten Köchin nicht an. Aber juſt, Hans Joggi, wir wollen fort, und jetzt macht uns die Uerti im Ernſt, wir wollen ja gerne bezahlen und den Wein da auch dazu. Ich will keinen Kreuzer mehr, ſagte die Wirthin ganz beſtimmt, und je beſtimmter die Wirthin redete, deſto nötiger that Anne Marei, wie das bei Gattig heig, bis es ſich endlich drein ergab und nicht halb ſo ungern, als es den Schein hatte. Viel gelöst und wenig verthan, da kann man denn doch heldſelig und fröhlich ſein, ſo geht denn auch die Sage: daß Hans Joggi und ſein Anne Marei nebſt zwei andern Weibern, die ſie aufgeladen auf dem Heimweg, hauptheilige geſungen hätten, daß es den Zaunſtecken Thränen ausgetrieben. Sei dem nun wie ihm wolle, es wäre gut, es begegnete auf dem Heimwege niemanden was Schlimmeres, denn beſſer iſt doch ſingen, als wüſtthun.

Am Neujahrstag da war es ganz anders, als am Weihnachtstage, wo die Sonne ſchien und hoch am Himmel es ſo klar war, daß man hätte meinen können, wenn man nur noch ein ganz klein wenig beſſere Augen hätte, müßte man bis hinein in den Himmel ſehen. Am Neujahrstage war es zwar weiß auf Erden, aber dunkelweiß, nicht zwei Schritte ſah man vor ſich hin, es ſchneite, als ob es nie mehr gut wäre, Flocken wie große Nastücher oder kleine Leintücher ſchwebten maſſenweiſe nieder. Es war ſo recht, als wollte der liebe Gott dem Menſchenkind predigen: O Men-

ſchenkind, mach die Augen auf und betrachte, wie weit du ſiehſt auf Erden, kaum einen Schritt von dir weg erkennſt du die Dinge, die da ſind, weiter hin ſiehſt du nicht, was kömmt, ſiehſt du auch nicht, und wer von deiner Seite geht, verlierſt du aus den Augen; was iſt's, das du ſiehſt? Eine Hand breit Erde rund um dich, nicht groß genug zu deinem Grabe. Das iſt's, was du ſiehſt von der Zeit, die über dich hinrauſcht. Du hörſt ihren Flügelſchlag, aber ob du den nächſten hörſt, weißt du nicht, du weißt, daß du biſt, aber ob du am Abend noch ſein wirſt, und wer am Abend noch mit dir ſein wird, iſt dir verborgen. Du weißt vielleicht was du haſt, aber was morgen dir noch bleibt, das iſt dir verborgen, und nach dem Morgen kömmt ein anderer Morgen, kommen, einer nach dem andern, dreihundertfünfundſechzig Morgen, und von denen bringt ein jeder etwas, nimmt ein jeder etwas, und was jeder bringt, was jeder nimmt, das weißt du auch nicht, o Menſchenkind. Und wenn die dreihundertfünfundſechzig alle verronnen ſind, dann erſt iſt das Jahr verronnen, ein neues pocht an die Thüre, wie es dann ausſieht, wer noch iſt, wer nicht mehr iſt, wie viel Altes vergangen, wie viel Neues entſtanden, ja, ob die Erde noch iſt oder verronnen im Waſſer oder verzehrt vom Feuer, ſiehe, das weißt du auch nicht, o Menſchenkind! Siehe, o Kind, was du weißt: du weißt, daß du in dieſem Augenblick noch biſt, weißt, daß draußen es ſchneit in dieſem Augenblick, kannſt zählen, wer um dich iſt in dieſem Augenblick, aber wie es iſt im nächſten Augenblick, ob gleich oder anders, das weißt du nicht!

Sehr merkwürdig iſt es, daß es an ſolchen Tagen, wo er nichts ſieht draußen, dem Menſchen, der ein gutes Dach über ſich hat und ein gutes Gewiſſen in ſeinem Leibe, gerade am heimeligſten um's Herz wird. Er hält ſich drinnen ſtill, er ſtrecket behaglich am Ofen oder Feuer ſich aus, iſt herzlich zufrieden mit ſeinem Dache, wenn es nur ein gutes iſt, iſt freundlicher als nie und hat nie lieber Alle, die um ihn ſind,

ſagt ein Gottlob nach dem andern, daß er nicht draußen ſein muß, ſondern drinnen ſein kann an der Wärme, und das Herz geht ihm auf, und was er Liebes und Gutes weiß, das giebt er den Seinen zum Beſten und preiſet Gott, wie er es Allen wohl mache, und wie am wöhlſten ſei Allen denen, die ihr Vertrauen auf ihn ſetzen, und wie er denen, die ihn lieben, Alles zum Beſten leite. Das iſt das wahre Heimelig, wenn der Menſch ſo von Herzen fühlt, wie wenig er iſt, wie groß der Herr iſt, und dabei ihm ſo wohl um's Herz wird, als wäre er halbers ſchon im Himmel.

Es ſchneite den ganzen Tag, als ob der ganze Himmel zu Schnee geworden und eines Tages runter wollte. Kein Menſch verließ das Haus, es wäre eine halsbrechende Arbeit geweſen, von der Keßlere wegzukommen. Die Kinder lernten am Tiſche, doch nicht mit beſonderem Glück, ſie mußten immer an den Wein denken, der ihnen heute zu Theil werden ſollte. Die Mutter kochte draußen, als wenn ſie eine Hex braten wollte, an altem Fleiſch, welches wahrſcheinlich von dem Kalbe kam, welches in der Arche Noah das Licht der Welt erblickt hatte. Auch ein Hammebein ragte aus dem Hafen hervor, und Birnen harrten des Augenblicks, wo ſie auf's Feuer kommen ſollten. Es war gar kein Wunder, daß die Kinder ſo oft die Bücher verließen, um nachzuſehen, wie die Angelegenheiten in der Küche ſtünden, und einſtweilen wenigſtens eine Naſe voll der herrlichen Düfte in die Stube zu bringen, wenn die Mutter mit hochgeſchwungener Kelle ſie aus der Küche hineinjagte.

Hans Joggi ſaß auch am Tiſche und an einer ſchweren Arbeit, er ſchwitzte ſtark. Er hatte zwei Schreibkalender vor ſich, beide in Schweinsleder gebunden, mit einem rothen Schnürchen ſchön verſehen, in der Hand ein dickes Bleiſtift, und wollte nachſehen, was in den Kalendern bereits geſchrieben ſtund. Hans Joggi war gar kein leichtſinniger Hausvater, man glaube ja nicht, daß er ſo blindlings in den Tag hinein lebte, daß er nichts aufſchrieb. Er machte alles Wichtige auf,

nach ſeiner Weiſe. Wann eine Kuh trächtig geworden, wie viel Korn er gedroſchen, wann er den erſten Miſt geführt, den erſten Erdäpfel geſetzt, wie viel er aus dem Mütt Dinkel gelöst, wie viel er verkauft, wie viel ihm dran bezahlt worden, das ging, aber leſen, was er geſchrieben, oder begreifen, was dieſe oder jene Zeichen zu bedeuten hatten, das war ein anderer Handel, daß es Hans Joggi alle Mal den Schweiß austrieb. Was das Schreiben nütze, möchte er fragen, ſagte er, wenn man hintendrein nicht mehr wiſſe, wie es mache. Am Ende begnügte er ſich gewöhnlich mit dem Troſte: he nu, wenn ers ſcho nit chönn, ſo werd de ſcho öpper anger ſy, ders chönn. Aber was er davon noch verſtund, das gefiel ihm ſo übel nicht. Was er öppe Laufendes noch ſchuldig ſei, ſei eine Kleinigkeit, dagegen manches einzuziehen, anderes noch zu verkaufen, und wenn ſie einmal Zeit hätten, drüber z'luege, ſo würden ſie auch ein ſchön Schübeli Geld beiſammen haben. Bei dem Buchſtabiren und der eigenthümlichen Zeichendeuterei hatte er doch recht kurze Zeit, daß es ihm ganz ung'ſinnet kam, als Anne Marei mit der Nachricht kam, d'Sach ſyg ling, es hülf eſſen, länger zwarte trag nüt ab.

Pu, wie ſtoben die Kinder zweg, um die Herrlichkeit zu beſichtigen, ſie hätten der Mutter ſicher ein dreifach Hurrah ausgebracht, wenn ſie was von Hurrah gewußt und was das zu bedeuten hätte. Und ſie lebten wirklich in Herrlichkeit, von der Suppe weg bis zu den Weihnachtringen, welche als Deſſert dienten, in einer Herrlichkeit, wie ſie ſie nicht größer denken konnten auf Erden, und wenn ihnen jemand geſagt, was die Reichen hätten und wie die noch ganz anders lebten, ſo hätten ſie gefragt. Aber düecht es ſe de ſörli gut wie üs, u hei ſi o ſelligi Hamme u ſelligi Ringe u de noh ſellige Wy, ſörli gute, feufbatzige? Man kann es nicht ſattſam wiederholen, es kommt nicht darauf an, was man ißt, ſondern wie es Einen dünkt, und nimmt man dieſen Maßſtab zur Hand, ſo leben durchſchnittlich die Armen unendlich beſſer als die Reichen, d. h.

die arbeitenden Armen, dieſe leben in der Regel wohl an ihrem Eſſen, die Reichen, je älter und reicher ſie werden, um ſo ſeltener. Merkwürdig iſt, daß in den untern Ständen man ſelten eine neue Speiſe ißt, ohne ſie auszuſpucken, daß namentlich der Bauer immer wieder zu den Speiſen zurückkehrt, an die er von Jugend auf gewöhnt iſt, und auf was Anderes gar nichts hält, geſchweige daß er Geld dafür ausgiebt, während in den ſogenannten höhern Ständen man vom Gewohnten nichts mehr mag, weil man eigentlich keinen Appetit mehr hat, und immer etwas Neues, Verfluchteres herbei muß um's ſchwerſte Geld, um ſich einen künſtlichen Hunger zu verſchaffen, d. h. Gwunder wie das ſei, und ſich dann einzubilden, es ſei gut, und ſich zu zwingen davon zu eſſen, wenn es ſchon abſcheulich ſchmeckt. Wenn nun Einer vor lauter Wohlleben dahin gekommen iſt, daß er gar nicht mehr wohl leben kann, weil ihm nichts mehr gut dünkt, ſo probire er und gehe den Weg zurück, den er gegangen, eſſe weniger köſtlich, einfacher und immer einfacher, arbeite dazu, ſo gehen wir eine Wette ein, wenn er bei Milch oder Waſſer, Kartoffeln und Kraut angekommen, ſo lernt er wieder, was gut dünken heißt, und mit gutem Appetit eſſen, wenn er was ſchafft und Arme oder Beine gehörig braucht. Und doppelt gut dünkte es die Alten, ſie lebten herzlich wohl auch am Wohlleben ihrer Kinder. Nu Gottlob, daß mrs hei und daß mrs meu, ſagte Hans Joggi. Was will man mehr auf der Welt!

Das gute Eſſen, der ungewohnte Wein machte die Kinder erſt unhirtig, dann ſchläfrig und Anne Marei ſchickte ſie ſchlafen. Als Ruhe war in der Stube, ſagte Anne Marei zu Hans Joggi, du haſt dieſen Morgen die Kalender erleſen, wie lief's im vergangenen Jahr, wir haben doch wohl ein Schönes verdient? Ich glaube es, ſagte Hans Joggi, aber für beſtimmt könnte ich es dir nicht ſagen, von wegen, öppis iſt ufgmacht und öppis nit, und mit dem Zſämezieh ha nih nit recht chöune drus cho. He, weißt was, ſagte Anne Marei, wir wollen das

Geld zuſammen thun und zählen, wie viel es iſt, wir haben wohl Zeit und ſind ruhig, da wird es ſich ſchon ergeben; was m'r hei, das hei m'r, und was m'r nit hei, das hei m'r nit.

Der Vorſchlag war Hans Joggi ganz recht, denn wer ſitzt nicht gerne behaglich hinterem Tiſche, einen Haufen Geld vor ſich und überzählt ſeine Reichthümer, es iſt jedenfalls viel angenehmer, als wenn man tiefſinnig am Bureau ſitzt, den Schulden nachſinnet und nicht herauskriegen kann, wie groß ſie ſind. Soll ich es holen? frug Anne Marei. Nein, ſagte Hans Joggi, will ſelbſt gehen, du weißt, es iſt mehr als an einem Orte, wegen den Schelmen, finden ſie auch das eine, ſo bleibt doch das andere übrig. Du wirſt aber auch noch haben, hol das. Meinſt? ſagte Anne Marei.

Hans Joggi trug zuſammen, ein klein Säcklein mit einem Dutzend großer Thaler ließ er aber doch liegen und dachte, es iſt eigentlich doch nicht nöthig, daß die Frau alles weiß beim Kreuzer. Wenn die Weiber wiſſen, wie viel Geld man hat, ſo kömmt gern der Hoffahrtsteufel und nach dem der Hochmuthsteufel und ein Teufel nach dem andern, bis ſie ſie über's Kübli haben. Es hat keine Art, wie d'Tüfle de Wybere ufſetzig iſy, grad wie d'Flöh, ſie wiſſen aber wohl warum. In einem Körbchen im Gänterli war Münze und kleines Silber, woraus man die laufenden Haushaltungskoſten beſtritt. Das war in dieſem Augenblick auch ziemlich geſpickt, das brachte er ebenfalls nicht. Das lohne ſich nicht zu zählen, ſagte er der Frau, es ſei nicht viel darin, und man nehme doch alle Tage daraus, es trage alſo nichts ab, wenn man heute ſchon wiſſe, wie viel darin ſei, morgen ſei es ja ſchon anders. Man ſieht, Hans Joggi kannte den Weltlauf und war doch, ſo zu ſagen, ſo gleichſam ſelbſt ein Menſch.

Die meiſten Menſchen nun haben etwas Elſter- oder Hamſterartiges und ſammeln gerne Schätze, zwar nicht für den Himmel, ſondern ſonſt geheime, die ſie verbergen beſtmöglichſt, daß Andere nichts darum wiſſen ſollen. Am weite-

sten treiben dieses die Morgenländer, am meisten die Araber. Daher dort eine Unmasse vergrabenes Geld verloren gehen soll, weil die Eigenthümer sterben, ehe sie ihre Geheimnisse geoffenbaret. Die Leute, welche in Europa wohnen, sind nicht eigentliche Araber, sondern in der Mehrzahl etwas gemeinerer Art, aber im Mutechmachen heimlicherweise, darin sind sie von der nämlichen Race. In den gebildeten Ständen scheint diese Eigenthümlichkeit zu erlöschen, scheint es aber nur. Da hat freilich der Mann sein eigen Bureau und seinen eigenen Schlüssel dazu, und die Frau ihr eigen Bureau und ihren eigenen Schlüssel, da weiß man also sicher, wo die Schätze sind, nur freilich nicht immer, wie groß oder wie klein sie sind, wenn man nicht zufällig zu dem Schlüssel des Andern kommen kann, was zuweilen geschehen soll. Was man Verborgenes hat, von dem man lange Zeit weder weiß, daß es ist, noch wo es ist, das sind Schulden, doch es ist nichts so fein gesponnen, es kömmt doch endlich an die Sonnen, voraus die Schulden, wenn sie nicht bezahlt werden, besonders die Weiberschulden, die es dann in Gestalt von Conto's, besonders zur Neujahrszeit in's Haus schneit, und von denen es abhängt, ob der Mann einen strengen oder einen milden Winter hat. Ja, da giebt es Ueberraschungen, wo man das Maul nicht mehr zubringen kann vor Erstaunen und riskirt das Seitenstück von Loths Weibe zu werden. Nur die Ueberraschungen sind nicht unangenehm, wo uns das Weibchen in einem standesgemäßen grünen Beutelchen oder besser Börse ein Dutzend oder zwei Goldstücke bringt und sagt: Sieh, Mannli, das habe ich dir erspart in diesem Jahr und hast es nicht gemerket und lebtest doch wohl dabei. Von wegen, wenn man dieses Sparen merkt, wenn es dem Maul abgezogen ist, so ist die Ueberraschung am Neujahr gering, hat jedenfalls eine sehr unangenehme Seite und kann sehr bedenkliche Sorgen für die Zukunft erzeugen.

Nun, Anne Marei gehörte nicht zu den Gebildeten, welche

am Neujahr mit einem Contosturm das liebe Mannli beschneien lassen, auch nicht zu denen, die es dem Mann abbrechen, wenn sie ersparen wollen, Hans Joggi war mit Anne Marei's Haushalt vollständig zufrieden, sondern zu denen, welche den Mann ung'sinnet mit einer Summe überraschen, an die er nicht gedacht, also äußerst angenehm.

Daß Anne Marei Geld hatte, das wußte Hans Joggi wohl. Es hatte den Kleinverkauf in Händen von Obst, Milch, Anken, Eier u. s. w., und wenn es den Erlös dem Hans Joggi einhändigte, so sagte es oft, da hast Geld, aber nicht alles, ich will auch was für mich. Darauf hatte denn Hans Joggi entweder nichts gesagt, oder: He nun, es ist gut, daß ich das weiß, wenn ich dann mangle, komme ich zu dir und du kannst abschaffen. Anne Marei folgte dem allgemeinen Zug, Geld bei Seite zu machen und zu verbergen, wie seine Hühner die Eier, um gelegentlich mit demselben herauszurücken, und an seines Mannes großen Augen sich zu ergötzen, und Hans Joggi ließ Anne Marei die Freude, Geld zu haben, er kannte kein Loch in dessen Sack, aus dem unmerklich zu rinnen pflegte. Er dachte: He meinetwegen gäb ich es habe oder du, wenn es nöthig ist, mußt doch füre mit, er war darin weit gescheidter, als oft sehr gebildete Männer, aber Anne Marei auch weit zuverlässiger, als manche sehr gebildete Frau. Es ist vom Uebel im Ehestand, wenn beiden das gemeinsame Wohl nicht gleich am Herzen liegt, sondern der Sinn sich einnistet, der Sondergut machen will oder sonst nach Apartigem trachtet, der das dem Gemeinsamen Entzogene als ein gefunden Fressen betrachtet und braucht.

Hans Joggi leerte seine Strümpfe und Säcklein aus, es war ein ansehnlich Häufchen und gab eine Summe, die über die nöthigen Zinse reichte, und noch manches war nicht verkauft.

Und jetzt legte auch Anne Marei ein Schübeli schönes Geld dar, welches es sich aus dem wüsten gelesen und bei Seite gebracht hatte. Schönes Geld zieht die Weiber sehr

an, ſie können es kaum mehr aus den Händen bringen, daher kluge Männer ihren Weibern gerne, namentlich für ihre Privatausgaben, ſchönes Geld in die Hände ſpielen und ſo den Weibern manche Ausgabe erſparen. Du hätteſt mich wüſt betrügen können, ſagte Hans Joggi, daran hätte ich doch nicht gedacht, daß du ſo viel hätteſt. Biſt z'friede mit mir? fragte Anne Marei. Allweg, antwortete Hans Joggi, was wett ih meh? He nun ſo dann, wenn du zufrieden biſt, ſo mußt noch mehr haben, wäreſt du nicht zufrieden geweſen, du hätteſt es nicht haben müſſen, ſagte Anne Marei und zog aus dem andern Sack faſt ebenſoviel.

Tüfel, ſagte Hans Joggi, wo haſt du das Geld alles her, das hätte ich doch keinem Menſchen geglaubt, daß eine Frau ſo viel einſacken könnte. Wart du nur, ein ander Mal will ich dir anders aufpaſſen. Mach's und paß, ſo will ich dir erſt zeigen, was eine Frau machen kann. Da iſt kein Mann auf der ganzen Welt im Stand, es einer Frau z'verhalten; wenn eine Frau will, ſie iſt gewiß immer ſchlauer als der Mann. Ich weiß, wie das geht, Hans Joggi, ich lernte es. Ich diente bei einer Frau, deren Mann ein Hund gegen ſie war. Sie ſollte per Exempel in einer Woche nicht mehr als ein Viertelpfund Kaffee brauchen, und wenn ſie das Geld dazu forderte, brangte er oder ſagte ihr wüſt. Und die lebte im Salb und ihre Töchter auch, du glaubſt es nicht. Sie ſtahlen wie die Rattmäuſe, konnten aber dem Alten flattiren und nöthlich thun, es verſprengte mich oft vor Lachen. Der Mann wäre um manch tauſend Pfund reicher geweſen, wenn er ihnen das Geld geradezu gegeben hätte, denn das was ſie verſtöckten, ging meiſt um den halben Werth weg.

Ja, da glaube ich, du könneſt es, ſagte Hans Joggi, du wirſt tapfer geholfen haben? Kann wirklich nicht ſagen, daß ich nie die Hand geboten, aber allemal ungern, denn ich wußte doch, es war nicht recht, und wenn der Bauer mich erwiſcht hätte, ſo hätte ich ſicher der Schelm ſein müſſen.

Darum ging ich auch weg, der Platz wäre ſonſt gut geweſen, ich mochte nicht dabei ſein, wenn es etwa einmal eine rechte Anrichtete geben ſollte, aber es gab bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch keine.

Sie werden es ſelbſt oder nur durch vertraute Leute vermargidenteret haben, ſagte Hans Joggi. Du liebe Zyt, ſagte Anne Marei, durch Bettelbuben, durch Güterbuben, durch Hausleute und Hausleutenkinder, durch Weckenfrauen und Beſenbinder, kurz durch alle Leute, deren ſie irgendwie habhaft werden und die im Lande herumlaufen konnten. Aber da hätte der Bauer doch darüber kommen ſollen, ſagte Hans Joggi, wenn er nicht ein dummer Löhl geweſen. Schwyg, o ſchwyg, ſuſt könnte mich der Gluſt ankommen, dir zu zeigen, wie das geht, aber es wär nit gut und Gottlob habe ich's nicht nöthig. Nein, der iſt, hab's nit ungern, viel geſcheidter geweſen als du, aber wer hätte die Weiber verrathen ſollen? Wer es gethan, den hätte der Bauer abgeſchlagen wie einen Hund, und nachher hätte er nie mehr da einen Kreuzer verdient, nie mehr unter das Dach dürfen. Da nahm ſich jeder wohl in Acht, für ſo was ſind die Leute geſcheidt genug, gäb wie dumm ſie ſonſt ſeien. He nun ſo dann, ſo werden wir beim Alten bleiben müſſen, ſagte Hans Joggi. Sei du froh, antwortete Anne Marei, du zögeſt den Kürzern und ſo geht es ja gut, wenn es Gottes Wille iſt, ſo kommen wir da zweg. Es machte mir anfangs Angſt genug, nun gewonnen iſt's nicht, aber wenn es nichts Anderes giebt, ſo wird es ſchon gehen.

Ja, ſagte Hans Joggi, das geht ſchon; das Land iſt gut, es mangelt nichts, als daß man ihm auch was giebt und gut arbeitet, d's Halb mehr z'fehle kann es geben. Wenn Einen einmal die Schulden nicht mehr plagen und man ſich ſo recht kehren kann, dann läßt ſich leben hier, und es kann auf der Keßlere wieder einen Bauer geben, wenn die Leute ſchon meinen, es gebe keinen mehr hier, ſagte Hans Joggi mit Selbſtgefühl; bſunderbar wenn man das ander Heimath

znächſt wieder d'rzu kauft, wo ehemals dazu gehört hat, und ein neues Haus baut, es hätt's ſchon jetzt nöthig, wenn man es vermöchte, ſo giebt das wieder einen von den ſchönſten Höfen. O, Hans Joggi, lachte Anne Marei, hätt nit glaubt, daß du e ſellige Göhl wäriſt und ſellig Gedanken hättiſt. Denkſt nicht o ſcho dra is Chor z'hocke als Gerichtſäß oder gar als Amme, und hei mir noh dr Gring voll Schulde und iſt noh ſo ungwüß, ob ſie üs möge oder mir ſie.

Und doch wurde es auch Anne Marei dabei warm um's Herz und ſein Geiſt erhob ſich ebenfalls und ſpazierte mit Hans Joggi's Geiſt in die Zukunft hinaus und bauete Häuſer, pflanzte prächtige Sachen, den allerſchönſten Flachs und Korn in die hundert Mütte, und redeten ernſtlich mit einander, was vortheilhafter ſei, ob mit den Schulden abfahren oder vorerſt das Geld in Nutzen für den Hof und rechte Bſatzig verwenden, das trüge mehr als den Zins ab, den ſie zahlen müßten; d's Beſte wär's, wenn man ganz ſicher wäre, daß man ruhiges Geld hätte, wo man nicht Kummer zu haben brauchte, es werde abgeſagt ung'ſinnet. Anne Marei meinte, das ſei nicht gefährlich, ſie hätten ja einen ſo guten Herren an der Hand. Hans Joggi ſagte, man könne nie wiſſen, die Menſchen könnten ändern oder gar ſterben. Indeſſen die Hauptſache ſei, daß richtig gezinſet werde, wenn abgeſagt würde, werde immer Geld zu finden ſein, deren ſei genug in der Welt. Ihre Geiſter hoben ſich und machten Pläne und ſchifften in rothen Wolken. Plötzlich begann Anne Marei zu ſeufzen und zu jammern: O, Hans Ueleli, Hans Ueleli, an den muß ich immer denken, warum mußte der das nicht erleben! Was das für es ſchöns Bubi gſy iſch u für es liſtigs, was der hie für e Bur gä hätt, e ſchöne und e ſchlaue, wohl er hätt's zweg bracht, daß er im Chor hätt chönne hocke!

Göhl, ſagte Hans Joggi, er hätte doch nicht vermocht, das Heimath zu übernehmen. Warum nicht, antwortete Anne Marei, das wäre ja nicht morgen ſchon, erſt in zwanzig,

dreißig Jahren, da wären dann Gülten; wenn's gut ginge und er eine reiche Frau nähme, würd er nur nicht viel heraus schuldig.

Nun, es war gut, daß die Kinder erwachten und zu spectakeln anfingen, denn häßig und lümmelhaft waren sie erwacht, es weiß kein Mensch, wie weit sie sonst in ihren Spekulationen sich verstiegen hätten. Ein solches Schwärmen mögen wir gar wohl leiden, ja wir gönnen es jedem Menschen, der daran wohl lebt, wenn es ihn nach oben zieht, stärkend auf ihn wirkt, so daß er mit neuem Muth und neuer Kraft zu verwirklichen sucht, was er Schönes geträumt. Wirkt es aber umgekehrt, heult und flennt der Mensch, wenn er aus seinen Träumen erwacht, hadert er mit Gott und den Menschen und streckt alle Viere von sich, daß er nicht von Kindesbeinen an schon besitzt, was er geträumt, billt er die Weltordnung an, weil er nicht bevorzugt ist, diese nicht Andern nimmt und ihm giebt, dann hassen wir das Schwärmen und Träumen, es ist verzehrend Gift für den Träumer. Nun, bei gesunden wackern Menschen ist das Schwärmen zumeist der ersten Art. Das zweite findet man heutzutage sehr häufig unter denen, welche dafür halten, sie seien gebildet, erhielten dafür zu wenig Leckerbissen und müßten dazu noch was schaffen, was sie für sehr fatal halten. Es sind die Kranken am Zeitgeiste, die sehr schwer zu kuriren sind. Luftänderung soll heilsam sein, namentlich soll Amerika für sie ein besonders gesunder Aufenthalt sein, wo viele radikal kurirt worden seien.

Nun, deßwegen brauchten Hans Joggi und Anne Marei nicht nach Amerika auszuwandern, ihr Träumen erschlaffte sie nicht, steckte nicht mit Mißmuth sie an, mit erneuerten Kräften schafften sie an ihrem Tagewerk. Anne Marei spann, als ob das Stroh vom Dache gesponnen sein müßte, und wenn es auch nicht so viel abtrug wie ehedem, so war es doch immer so viel und es hielt dafür, etwas sei doch besser, als nichts. Das ist ebenfalls eine gesunde Ansicht, die viele Arme

unſerer Tage nicht mehr haben und die ihnen wieder beigebracht werden muß, wenn's beſſern ſoll, und wär's mit Hunger und Schlägen. Wenn Kinder im Tag ſechs Kreuzer verdienen, ſo verdienen drei Kinder doch achtzehn Kreuzer, achtzehn Kreuzer ſind in einer armen Haushaltung ſchon ein Bedeutendes, machen entweder den Kaffee oder die Milch und das Brod, man glaubt nicht, was das ſchon den verdienenden Vater erleichtern muß. Und doch wollen gerade ſolche Väter in ihrem ungeſunden Sinn dieſes nicht erkennen, ſchätzen ſechs Kreuzer nichts, auch bei der Ausſicht, in wenig Monaten, bei einiger erworbener Fertigkeit, zu zwölf Kreuzern zu kommen, ziehen die Kinder zurück, verleumden die Arbeitgeber, plagen die Behörden, beläſtigen das Publikum, ſperren gegen jeden Chriſtenmenſchen das Maul auf wie hungrige Wölfe im Winter gegen Schafe und Rinder in Rußland. Die ſollte man ringgeln, ihnen das Maulaufſperren vertreiben und ſie hungern laſſen, bis ſie das Bellen und Beißen vergeſſen, zahm werden und wieder arbeiten.

Wir ſind durchaus nicht unbarmherzig, üben Milde und mahnen dazu, aber wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen, das iſt ein göttlich Wort, ſoll den Menſchen ein Grundſatz ſein, und wie viel Uebel kommen wohl daher, daß wir in einer grundſatzloſen Zeit leben, keine Grundſätze mehr haben, an keine mehr uns halten, ſondern an unſern Einfall und nach unſerem dünkelvollen Gutdünken, das ein Kaleidoskop iſt, handeln! Schätzt man den Kreuzer nicht, kömmt man nicht zum Batzen, und das nennt man böſe Zeiten, weil, da man den Kreuzer nicht ſchätzt, beim Kreuzer nicht anfangen will, man auch nicht zum Batzen kömmt. Arbeite man wie ehedem, ehre man den Kreuzer, ſo werden auch die Zeiten wie ehedem. Da ſollte uns jener Jude ein Exempel ſein: zwei bedeutende jüdiſche Börſenmänner hatten eine glückliche Spekulation gemacht und umarmten ſich in ihrer Herzensfreude auf der Börſe noch. Dieſe Zärtlichkeit machte ſich ein jüdiſcher

Junge zu Nutz und zog dem einen das seidene Schnupftuch aus der Tasche. Das sah der andere und rief: Herr Baron, der Kleine da stiehlt ihnen ihr Schnupftuch aus der Tasche. Ach lassen wir ihn, Herr Geheimerath, haben wir ja auch beim Kleinen angefangen! antwortete der Herr Baron.

Was das Weibervolk den Tag durch gesponnen, das haspelte Hans Joggi am Abend, am Tage holzete er und fütterte, so ging ein Tag nach dem andern vorbei, sie merkten es kaum, bis die Sonne höher stieg, die Tage längeten, die Sehnsucht nach dem Frühling immer mächtiger wurde. Wenn man nur bald use chönnt, gah werche, ich erleide es bald nicht mehr in der Stube, hörte man Anne Marei alle Tage sagen.

Doch das ging nicht so geschwind, diesmal harzete der Winter, wollte gar nicht fort, der Schnee war immer wieder da, es war, als ob auch er die Autorität der Sonne nicht anerkennen, es einmal z'Ernsten versuchen wolle, ob er ihr nicht Meister werden könne. Da wären die Menschen übel dran, wenn es Winter bliebe. Doch das wird Gott, wenn nicht um der Menschen, so doch um seiner lieben Vögelein und seiner Blumen willen, nicht thun. Endlich ging der Schnee ab, aber dem Korn hatte er beträchtlich geschadet. Rauhe Winde bliesen, die Arbeit draußen war nicht lustig und fröhlich. Wenn man die Kutte anhaben muß und noch dazu die Zwilchhändsche, so ist's ein unfreundlich Schaffen.

Was aber die Hauptsache war, das Gras wollte nicht wachsen, es war schon tief im April, von Grasen war keine Rede, und auf der Bühne konnte man die Tage genau abzählen, für die das Futter noch ausreichte. Hans Joggi kratzte stark in den Haaren und sagte, es gehe abermals wie die Alten gesagt, je mehr Heu es gebe, desto rarer werde es im folgenden Frühling. Man rechne ihm zuviel, stelle mehr Waare ein, füttere gut und sei dann ung'sinnet z'Bode. Hans Joggi hatte nicht schlecht spekulirt: den Hof zweg zu machen sei die

Hauptſache, dazu brauchte er Miſt und abermal Miſt, und füttert man nicht gut, ſo kriegt man keinen, und viel altes Heu auf der Bühne trägt nicht nur nichts ab, wie liegendes Geld, ſondern es liegt Nahrung darin, welche dem Lande gehört, und kriegt es ſie nicht, ſo leidet es Schaden, ermagert. So ein Klafter zwei oder drei übrig haben im Frühjahr, ſchadet nichts, man kann ſie durch den Sommer und im Herbſt immer brauchen und iſt oft ſehr froh darüber. Aber, wo iſt der Landmann, der das immer ſo genau zweg mödeln kann, daß ihm immer exakt eben recht übrig bleibt oder daß er doch exakt genug hat? Es weiß keiner, wann das Graſen anfängt, und wie das Heu ausgiebt und darhält, iſt auch nicht im voraus zu berechnen.

Nun diesmal machte es ihm nicht ſo viel, als es im vergangenen Jahr ihm gemacht hätte. Vor allem aus hatte er einen prächtigen Miſthaufen, an welchem er ſeine herzliche Freude hatte, ihn oft betrachtete mit Behagen und nachdachte, wo er ihn am beſten anbringen könnte.

Zehntes Kapitel.

Von ung'ſinneten Sachen, per Exempel, Krieſen und Weibeln nebſt einigen Betrachtungen.

Hans Joggi hatte mehr Geld als im letzten Jahr, das Kaufen that ihm juſt nicht weh, aber es ärgerte ihn. Er haſſe nichts mehr, als die ung'ſinnete Köſte, ſagte er, wenn es ſo gehen ſolle, ſo könne man ja keine Rechnung machen. Hier zwanzig Kronen, dort wieder zwanzig Kronen, da hätte man ja bald gar nichts mehr. Der gute Hans Joggi hatte ein Jahr gehabt, in welchem er mehr eingenommen, als er gedacht, aber dieſe Jahre ſind ſelten, gar viel öfter kommen die Jahre, in denen man mehr ausgiebt, als man g'ſinnet,

von wegen die ung'finneten Ausgaben sind viel häufiger, als die ung'finneten Einnahmen. Oder frage man Land auf Land ab alle Hausväter, ob es nicht also sei, sie werden alle ja sagen und uns die Lehre geben, eben deßwegen müsse man einen Artikel für das Ung'sinnete oder Unvorhergesehene, wie es heißt, aufnehmen, dann komme es gut. Da ist eben wieder nur die Aufgabe, denn solche Artikel sind gewöhnlich zu klein, Budgets hin Budgets her, sich nach der Decke zu strecken und in allen Artikeln bestmöglichst zu sparen.

Endlich kam doch das rechte Wetter zum Pflanzen, da hatte man alle Hände voll zu thun und wußte doch nicht, wo wehren, obgleich alle mögliche Vorarbeit gemacht war. Die Pflanzplätze waren gerüstet, die Erdäpfstere geschält, gebrannt und neben dem Mist lag noch eine Menge Branderde zur Verfügung. Einmal, als Hans Joggi auf dem Felde war, kam ein Brief. Anne Marei konnte nichts daraus machen, Hans Joggi ebenso wenig und keins der Kinder. Das sei die verflurte neue Gschrift, hieß es, wo der Hundertste sich nicht darauf verstehe, die man verbieten sollte, denn die hätte man nur ersinnet, um die Leute zu betrügen und sie machen zu unterschreiben, sie wüßten nicht was. Der werde wohl warten, hieß es, bis man ihn jemanden zeigen könne, der sich drauf verstehe, und somit steckte man ihn unter den Unterzug, d. h. zwischen den Balken, der durch die Stube läuft, und die Decke, da ist das offene Brieffach, wohin alles Papier gesteckt wird, das in's Haus kömmt, die Schulschriften ausgenommen.

Da stak das Papier ganz ruhig und ward vergessen. Hans Joggi hatte die Hände voll Arbeit, und bei seiner Arbeit war auch sein Kopf. Anne Marei war nach Art der Weiber wohl auch gwundrig, es wußte für sein Leben gerne, was diese oder jene Nachbarin sage, mache, und was für Kilter ihre Töchter hätten, aber was in einem Brief stehe, kümmerte ihns hell nichts. Was ging ihns das an, was so in

einem Briefe ſtehen konnte? Nachdem vierzehn Tage verfloſſen waren, klopfte es einmal, während ſie am Eſſen ſaßen, an der Thüre. Es doppelt neuer, ſagte ein Kind. So dopple er, ſagte Anne Marei, der wird wohl warten, bis wir gegeſſen, es wird ein Heuſcher ſein, und der kann warten. Ja, potz Türk, da doppelte es noch einmal und zwar in einem Tone, der deutlich zu merken gab, der draußen ſei nicht Sinns lange zu warten. Da öffnete Hans Joggi, der oben am Tiſche ſaß, hinter ſich das Läufterli und ſtreckte die Naſe (viel mehr ging nicht durch) hinaus, und da rief es häſſig, ehe er noch fragen konnte, wer doppelt ſo, der Bauer ſoll uſe cho! Wenn ih geſſe ha, chume nih vo m'r ſelber, u chaſt nit warte, ſu chum nche, rief Hans Joggi und ſchob das Fenſterchen wieder vor. Wie es ſchien, konnte der nicht warten, er kam raſch durch die Küche zur Thüre hinein und ſagte: Grüß Gott und Gott ſeg nechs. Ich hätte da etwas, das ich dir kund machen ſoll, und ſtreckte Hans Joggi ein Papier dar. Der ſagte kaltblütig: Leg ume ab, ih ha bald geſſen, und wenn du magſt, ſo hock zueche u nimm, d'rwyle cha me brichte, was drin iſt, ds Gichribeslese iſt nit wohl für mih, d'rnebe, wenn es ſy muß, kann ihs e, warum nit? Er hätte nicht Hunger, ſagte der Mann, und die Erdäpfel möge er nicht am beſten erleiden, ſie machten ihm einen böſen Magen. D'rnebe wolle er ihm ſchon ſagen, was es ſei. Er werde dem Hauptmann Lätich Geld ſchuldig ſein, der laſſe ihn auffordern, alsbald zu zahlen, ſonſt werde er ihn übergeben und austreiben laſſen. Das werde wohl erlogen ſein, ſagte Anne Marei zornig. Der ſei im letzten Herbſt da geweſen, das ſei kein ſolcher Uhung und das ſei er nicht. Er habe ihnen alles Liebs und Guts verſprochen, ſie wollten einander an die Hand gehen, wie ſie könnten und möchten, der laſſe arme Leute, die das Mögliche thäten, nicht ſo mir nichts dir nichts auf die Gaſſe thun! Und wenn er ſchon wollte, wollten wir denn noch luegen, potz Tüfel! — Ume nit ſo bös, ſagte der Mann, ich bin der Weibel und

muß thun, was man mir befiehlt. Der Hauptmann wird euch wohl geschrieben haben, warum gebt ihr nicht Bescheid und laßt es darauf ankommen, das gspaßet sih hürmehi nit. Es ist neue e Brief cho, sagte Hans Joggi, aber es ist es Kribel gsy, es het niemere chönne drus cho. Anne Marei, wo ist er?

Nun der Brief ward unter dem Unterzug hervorgenommen und dem Weibel eingehändigt, da fand es sich denn, daß der Brief wirklich von ihrem Hauptmann war und ganz sanft und gutmüthig lautete. Er habe gehofft, da der Zahlungstermin verflossen sei, jemanden bei sich zu sehen, wenn nicht Geld zu erhalten; da das nicht geschehen, so müsse er schreiben, da er unverzüglich Geld haben müsse, wenn er nicht selbst in Verlegenheit kommen wolle. Er sei Bürg gewesen und müsse nun zahlen und daher über Hals und Kopf einziehen, was er ausstehend habe. Sie sollten ihm nicht zürnen, er thät's nicht, wenn er nicht müßte.

He nun, sagte Anne Marei, hab ich nicht Recht, habe ich nicht gesagt, der Hauptmann sei nicht ein solcher Uflath. Mit dem kann man schon reden. Aber warum antwortet ihr ihm nicht, wenn er es doch gut meint, warum geht nicht eins von euch zu ihm und brichtet ihm, wie ihr zweg seid. He, was sollen wir antworten, wenn wir nicht wissen, was er geschrieben, schreib er ein ander Mal besser, daß man es lesen kann, sellig Briefe, wo niemere lese cha, hei gar nüt z'bidüte, eiferte Anne Marei. Das ist nicht halb so eine böse Gschrift, sagte der Weibel, es kommen mir hundert Mal schlimmere z'Hande und si müsse o glese sy, mi cha luege, wie mes macht. Das hättet ihr auch machen sollen. Konntet ihr selbst ihn nicht lesen, so hättet ihr laufen sollen, bis ihr Einen gefunden, der ihn euch las. Briefe, die man erhält, läßt man bei Leib und Leben nicht ungelesen liegen, ihr könntet in großes Unglück kommen.

Aber jetzt, was sollen wir machen, sagte Hans Joggi, fövli gschnell wie dir jetzt chömet? Ihr müßt Stündigung

ſuchen oder ſehen, wie ihr Geld bekommt, antwortete der Weibel. Das Geld brauche ich nicht zu ſuchen, was ich jetzt zahlen ſoll, das ſoll mir von meinem Käufer alle Tage eingehen, und ſo bald er es mir bringt, will ich es dem Hauptmann geben. Aber er muß warten, bis er es mir bringt. Ich habe jetzt nicht Zeit, der Sache nachzulaufen, ich habe jetzt alle Hände voll zu thun, es iſt nur einmal Hustage im Jahr, antwortete Hans Joggi.

Du warſt alſo bei deinem Schuldner und du weißt, daß er dir ungeſäumt an die Hand gehen wird? fragte der Weibel. Dumm, ſagte Hans Joggi, wie wollte ich in dieſer Zeit ſelligem Zeug nachlaufen? Ich muß meine Sache machen, es macht ſie niemand für mich. Ich vermag nicht Leute anzuſtellen wie ein reicher Bauer, einen Melcher, einen Karrer und noch ein halb Dutzend deren Schnürſlene, ich muß alles ſelbſt ſein und der Meiſterknecht dazu, denn wenn ich nicht dabei bin, ſo wiſſen die Kinder nichts zu machen, d's älteſt geht ja noch nicht zum Herren. Wenn mein Käufer Geld hat, ſo wird er ſchon kommen und zahlen, ſelb habe ich nicht Kummer, warum ſollte er nicht, zahlt iſt zahlt? Was Zinſe ſind, die kann ich euch gleich geben, die hätte ich Gottlob, mit Berche bringt man noch immer was ab.

Der Weibel ſah Hans Joggi wunderlich an und frug ihn: Alſo du haſt mit deinem Käufer nichts geredet, ihn nicht angeſucht? Wegen der Sach habe ich noch keinen Fuß verſetzt, ſagte Hans Joggi ungeduldig, du haſt es ſchon gehört. Er wohnt mehr als drei Stund von hier, müßt ja faſt einen Tag verlaufen oder Leute anſtellen und das zieht's mir nicht. Es iſt ja d's Hauptmanns Nutzen, wenn ich fleißig bin, deſto beſſer wird ihm das Unterpfand oder deſto eher kann ich ihn auszahlen.

Hör du, Bur, du kannſt mich faſt erbarmen, ſo kommſt nicht. Mit Schuldnern und Gläubigern und Schulden kannſt ſo nicht fechten, du mußt um ſolche Dinge dich kümmern,

ſonſt wirft man dich über's Neſt aus, ehe du daran denkſt. Du mußt dran hin, einzutreiben, was du einzutreiben haſt und dafür ſorgen, dem zu begegnen, der von dir will, das iſt die Hauptſache. Ein paar Erdäpfel mehr oder minder, darauf kommt es nicht an, rieth der Weibel. Das wär curios, ſagte Hans Joggi, wenn ich werche wie ein Roß, ſo möchte ich denn doch ſehen, wer mir was thun will und ob denn der Hauptmann mit mir zufrieden ſein ſoll oder nicht?

Der Weibel war von der beſten Sorte, ſeine Burgerluſt war nicht um ſchlechten Lohn ein Bürlein einjagen zu helfen und aufgeiſten zu ſehen. Er fluchte und ſagte: Sieh, es iſt ein Unglück, wenn Leute wie du biſt ſich da in Sachen einlaſſen, von denen ſie weder Verſtand noch Vernunft haben. Es iſt ein Unglück, wenn Leute wie du, die für nichts gut ſind, als für grad uſe drein zu ſchlagen, in Geſchäfte kommen, wo mit Geld verkehrt, eingenommen und ausgegeben werden muß. Du wirſt ſauber an die Koſt kommen und bald die Beine gen Himmel ſtrecken, zähl darauf.

Der Weibel war wirklich nicht von den ſchlechteſten einer, er hatte noch mehr vom alten Schlag der Weibel, als vom neuen. Die alten Weibel gehörten unter die beſten Bauern des Dorfes, waren ſehr oft auch ſogenannte Dorfmagnaten. Man muß ſich aber unter Dorfmagnaten nicht halbe Menſchenfreſſer vorſtellen, vor denen kaum das Kind in der Wiege ſicher war. Ja, es gab ſchlechte Dorfmagnaten, wie es in allen Ständen und in den höchſten Räthen und Stellen ſchlechte Burſche giebt, und zwar noch heutzutage und im neuen Bund ſo gut als im alten. Aber es gab Dorfmagnaten, die Bürgerkronen verdient hätten, denen ganze Gemeinden geiſtige und leibliche Entſumpfung zu verdanken haben. Schreiber dieſes kannte welche, die ihm am kleinen Finger lieber geweſen wären, als die ganze Bundespaſtete in corpore. Jedenfalls waren in der Regel die Dorfmagnaten einem Dorfe viel heilſamer, als die Dorfagenten; die letztern

fachen meiſt die Prozeſſe an, die andern ſchlagen ſehr oft ſie nieder. Nun aber iſt da der Teufel los, wo entweder ein Dorfmagnat und zwei Agenten ſind oder kein Dorfmagnat, aber drei Agenten. Da wäre es einer Gemeinde beſſer, ſie litte hundert Jahre an den Käfern, als zehn Jahre an jenen Menſchen. Die heutigen Weibel ſind ganz andere Kreaturen, ſie gehören nicht mehr zum Bauernſtande, ſowie wir auch weder ein ackerbauender noch ein chriſtlicher Staat mehr ſind, ſondern ein Rechtsſtaat, die Weibel gehören zu den Rechtsgelehrten und bilden die unterſte Klaſſe derſelben, ſie ſind ſo gleichſam die jüngſten Löwen, nehmen mit etwas Wenigerem vorlieb, während alte Löwen einen verdammten Appetit haben, ſo ein alter Löwe im Stande iſt, eine ganze Gegend zu veröden, das ſämmtliche Rindvieh aufzufreſſen. Unſer Weibel war noch ſo halb und halb ein alter, nicht ganz im Komplott gegen die Bauerſame und gebunden an's Intereſſe der Rechtsgelehrten und Treibauf der Bauernkäfer. Er machte alſo dem Hans Joggi die Hölle recht heiß, wie es da nicht darum zu thun ſei, ſo kaltblütig der Sache den Lauf zu laſſen, ſonſt ſtehe ihm der Hof ung'ſinnet auf der Gant, denn mit dem Geld ſei es gegenwärtig gar ein gſpäßig Gſchäft. Morgen ſchon müſſe er die Ueberſtrümpfe anziehen, und ſeinem Schuldner nach und von dem weg alsbald noch den gleichen Tag oder den Tag darnach zu dem Gläubiger, um ihm Bricht zu bringen, wie die Sachen ſtünden, er ſolle nur manierlich mit ihm reden, dann könne er es wohl machen, vielleicht mit wenigem Geld. Sonſt gieb Acht, haben ſie dich einmal, ſo laſſen ſie dich nicht los, ſo wenig wie die Spinne die Fliege, ſo lange ein Tröpflein Saft in ihr iſt.

Hans Joggi fragte nicht, wie der Weibel das meine, er hatte nur die Verſäumniß von zwei Tagen im Kopf, war ſurrmumlig, nahm den ihm ertheilten Rath ungefähr ſo auf, als wenn er wegen dem Weibel gehen müßte, und nahm es ihm faſt übel und ſurrete und brummte, und Anne Marei

meinte, der Weibel ſolle mit dem Hauptmann reden, wenn er öppe zu ihm käme, daß der Hauptmann mit ihrem Schuldner rede, daß der ihm das Geld gebe, es gehe ja ſo viel kürzer, als es von einem Orte zum andern zu krätzen und Hans Joggi het g'wüß ih lebe nit Zyt, ſo manchen Tag zu verſäumen, gerade jetzt ſei die unmußigſte Zeit.

Als der Weibel ſah, wie man ſein Gutmeinen ſchätze, ward er ärgerlich und ſagte: Ja, wenn es ſo gemeint iſt, ſo bhüt ech Gott und lebet wohl. Es iſt euere Sache und nicht meine, und ich will nichts damit zu thun haben. Damit ging er.

Das iſt e Pukte, ſagte Anne Marei, es iſt mir lieber, der komme mir nicht alle Tage in's Haus, und jetzt, was willſt machen? Ja, da gab es ein langes Werweiſen, ob die Sache eigentlich preſſire oder nicht, oder ob da nur der Böllimann gemacht werde. Natürlich verſtunden beide von den Rechtsformen ſo viel, als zwei Thürliſtöcke. Mit Schreiben war nichts gemacht, das wußten ſie aus Erfahrung. Aber morgen war ein b'ſunderbar gut Zeichen zum Bſchütten und nachher eins zum Kabisſetzen, damit er nicht kropfe, und darauf ein anderes zum Bohnenſetzen, daß die Faden die Stangen aufſtiegen und nicht an der Erde blieben. Kurz, ein Tag nach dem andern war gut für etwas zu beſchicken und immer einer ſchien noch beſſer, reute ſie noch mehr, als der andere.

Endlich wußten ſie doch nichts Beſſeres, als daß, wenn es gegangen werden müſſe, Hans Joggi gleich morgen gehe, man habe doch dann nichts verſäumt. Hans Joggi hatte es umgekehrt wie Viele, ihm ſchickte ſich kein Tag für öppis z'laufe, Andere gabeln jeden Vorwand auf und jeder Tag ſchickt ſich ihnen dazu, das macht für ein Hausweſen einen beträchtlichen Unterſchied aus. Am Morgen ging es eine Weile, bis Hans Joggi vom Hauſe weg kam. Begreiflich molch er zuerſt, dann mußte er z'Morgen eſſen.

Nachher ſagte Anne Marei, du mußt gewiß noch barten, ſo ſtrube laß ich dich my Treu nicht vom Hauſe weg. Das war Hans Joggi zwider und machte ihn ſehr mürriſch. Barten war ihm immer ein mörderiſch Geſchäft, ging nie ohne Blut ab; wenn immer thunlich, überſprang er einen Sonntag oder gar auch zwei, bis er ausſah, daß niemand mehr wußte, war er ein Menſch oder ein unbekannt, grimmig Thier. Wenn er endlich dran hin mußte, ging es erſt recht mörderiſch zu. Nach dem Barten kam die Toilette, wobei landesüblich die Frau den Kammerdiener vorſtellte, woran die unbehülflichen Männer ſo gewohnt ſind, daß kaum die Hälfte im Stande ſich glaubt, ein Halstuch ordentlich umzubinden. Da trieb Hans Joggi ſeiner Anne Marei das Barten ein. Wie gewohnt, brachte daſſelbe ihm ein reines Hemd, etwa nicht das beſte, aber doch hätte es es gethan. Das war ihm zu grob. Es brachte ihm ein feineres, in dem ſich jeder Bauer ſehen laſſen durfte, das war ihm zu eng. Da brachte Anne Marei das dritte mit zornrothem Geſicht und ſagte, wenn dir das nicht recht iſt, ſo kannſt ſelbſt eins nehmen oder blutt laufen, wenigſtens ich bring dir nicht noch eins, ich bin nicht d'Buche-Büri.

Die Buche-Büri war nämlich eine wackere, friedſame Frau und hatte einen Mann, der auch ſelten zum Aufbegehren es brachte. Doch gab es, wie allenthalben, zuweilen etwas zwiſchen ihnen, einen ſtillen Kyb, der irgend wie ſich merkbar machen wollte. So war es einmal, daß der Buche-Bur fort wollte, die Frau ihm kammerdienerte, ſie ihm ſieben Hemder bringen mußte, ehe eins ihm recht war. Es verſprengte die Frau faſt, aber lieber wäre ſie verſprungen, als daß ſie aufbegehrt hätte. Es machte ſich alles mit guten kurzen Worten ab, und wir glauben, die Buchen-Bäurin hätte auch noch das achte überſtanden. Indeſſen ſchien der Buchen-Bauer die Züchtigung nach dem ſechsten ſtark genug geglaubt zu haben, das ſiebente war ihm recht, während Hans Joggi ſchon beim drit-

ten hohe Zeit hatte, abzubrechen, wenn Anne Marei ihn nicht hülflos und verlassen stehen lassen sollte.

Endlich konnte Hans Joggi absegien, mit seinem langen Stecken als Steuerruder in der Hand. Dieser Spaziergang war für Hans Joggi ungemein kurzweilig, er war Hans Joggi noch mehr, als dem Künstler ein Gang durch ein Kunstkabinet. Es war im Mai, was gepflanzt werden sollte, war meist gepflanzt, was wachsen wollte, zeigte sich, schön oder schlecht. Was da Hans Joggi zu luegen hatte, er vergaß Hören und Sehen darob! Den Boden, die Arbeit, den Wuchs der Pflanze, alles prüfte er und sprach halb laut sein Urtheil, nichts freute ihn mehr, als wenn er sagen konnte: Gottlob, mein Flachs ist viel schöner, der Bauer, der diesen Hafer gesäet, sollte zu mir kommen und das Säen noch lernen, der hat doch schlechten Klee, schade für den großen Acker, wenn der der meine wäre, den wollte ich anders zwegnehmen! Wo er dann was recht Schönes sah, stund er still und sagte: Tüfel, wenn doch der Hanf mein wär — diese Esparsette sollte ich noch haben, das gäbe mir einen Heustock — Tüfel, was das für Korn ist, wenn ich doch Samen kriegen könnte von dem!

Das waren seine Reisegedanken, ob welchen er alles vergaß, sogar den Weg, so daß er fast sein alt Heimath nicht wieder fand, an sein eigentlich Geschäft aber auch keinen Augenblick dachte. Als er an die Einschläge desselben gekommen war, stund er auch still, aber, da sagte er endlich: Tüfel, dem ist's nit ufgange, wer da gfahre ist u gsäpt het, sött me abichla wie ne Hund! Seine Stimmung wurde immer schwüler, je näher er dem Hause kam. Das sei ihm eine Ordnung, brummte er vor sich hin, die Erdäpfel noch nicht gesetzt, nicht einmal der Mist all gführt, ganz Plätze die Matte nicht geräumt, auf dem Misthaufen seit langem der Mist nicht verlegt und seit einem halben Jahr nicht gewüscht um's Haus herum, es ist gerade, als ob da niemand daheim sei. Das Hei-

meth kann mich übel erbarmen, wenn zu ihm gluegt würde, es wär noh nit es bös, nicht, daß ich es wieder begehre. Meins ist doch besser und viel weiter bringe ich's darauf. Er hoschete am Hause, erhielt keinen Bescheid, lief um's Haus herum, sah endlich im Flachsplätz ein Weibsbild liegen, die Flachs jäten sollte, aber, wie Hans Joggi glaubte, wahrscheinlich geschlafen hatte, denn, als er sie anredete, fuhr sie gar so häfig auf und sah ihn mit verdächtigen Augen an. Er erfuhr, der Mann sei nicht daheim, er habe etwas zu verrichten gehabt im Dörfchen, er werde wohl in der Schmiede sein. Ob er bis Mittag heim komme oder nicht, wüßte sie nicht. Manchmal komme er und manchmal nicht, sagte sie. Er thue am besten, er gehe hin, er treffe ihn gewiß dort, wenn er was mit ihm habe, so könne er es gleich dort verrichten. Sie that kein Zeichen, daß sie wisse, wer er sei.

Da kamen dem Hans Joggi die Gedanken. Das gefalle ihm nicht, dachte er, an einem heiligen Werktag Vormittag noch nichts gemacht, zehn Uhr ungefähr und nicht wissen, ob er heim komme oder nicht, und nur im Dörfli, das gfallt m'r nüt, und ih säges noh einist, es gfallt m'r nüt! In der Schmiede hatte man den Gesuchten nicht gesehen, aber er solle nur in die Pinte gehen, da treffe er ihn schon. Richtig, dort saß er hinter dem Tisch und spielte mit dem Landjäger und dem Wirthe, wahrscheinlich um Branntewein, ein Schoppen davon stand auf dem Tische. Hans Joggi hatte noch so einen Schatten von Manieren, ging nicht gerade auf den Mann zu und kündete ihm sein Begehren an, sondern er setzte sich unten an Tisch, nachdem er guten Tag gesagt, die Ansprache des Wirths erwartend. Als ein Spiel zu Ende war, drehte dieser sich um und fragte barsch: Was wär dir lieb? E halbe Schoppe und es Mümpfeli Brod und öppis vo Chäs drzu, antwortete Hans Joggi. Derweilen fixirte er seinen Mann, der gab kaltblütig das Spiel, der Wirth setzte, sobald er das Begehrte gegeben, sehr schnell sich wieder hin,

und ruhig ging's fort, um Hans Joggi kümmerte ſich kein Menſch. Endlich, in einer langen Pauſe, wo der Wirth draußen Beſcheid geben mußte, ſagte ſein Schuldner zu Hans Joggi: Hätte dich bald nicht gekannt, du wirſt noch weiter wollen? Nein, ſagte Hans Joggi, bloß hieher, ich möchte ein Wort mit dir reden. So, ſagte der Mann, hat es was Neues gegeben? Nein, ſagte Hans Joggi, einſtweilen iſt es genug am Alten, wenn man ſelb nur nicht vergeſſen würde. Und ich bin anderer Meinung, ſagte der Landjäger barſch und grob, ganz nach der Melodie, welche dieſelben in's Feld führen, ſeitdem Singludi Komponiſt und Kapellmeiſter iſt. Ich bin der Meinung, daß es nicht gut kommt, bis das Alte zehn Schuh unter dem Boden iſt und alles z'Dreck verfulet. Wotſch neuis cho loſe, ſagte Hans Joggi, der ſich auf die gegenwärtige Landjäger-Melodie nicht verſtund und nicht beſonders wohl daran lebte. Haſt was mit dem Freund da, ſo red, du wirſt wohl nichts Geheimes haben, daß man unter Freunden nicht ſagen darf, und ſo es Kudermannlis wege, wie du biſt, können wir uns nicht verſäumen, ſagte der Landjäger. He, ſagte Hans Joggi, dem das Ding doch etwas in Athem ging, meinetwegen kann ich es wohl ſagen. Der da iſt mir ſchuldig und hat zahlen ſollen und kam nicht, und ich muß auch Geld haben, der, dem ich den Hof abgekauft, drangſalirt mich, und ich habe darauf gerechnet, das Geld nur fürers z'lege, mit der einen Hand es zu nehmen und mit der andern es weiter zu legen, und wenn der mir nicht an die Hand geht, ſo kann ich es auch nicht halten und komme in Verlegenheit. Ganz recht, ſagte der Landjäger, ſo ſollte es Allen gehen, wo die Leute ſchinden und ihnen das Blut unter den Nägeln hervordrücken wollen. Dem Mannli da, mym Freund, haſt du das Höfli angehängt um einen Preis, du ſollteſt dich ſchämen dein Lebtag wie ein Spitzbub, könnte man faſt ſagen, jetzt kömmſt du und willſt ihn plagen mit Schein und denkſt nicht, was der für ein Jahr gehabt hat. Hans Joggi wehrte

ſich tapfer. Er ſagte: von einem böſen Jahr wiſſe er nichts, d's Gunträri, er habe ein gutes gehabt, und wenn der ein böſes gehabt, ſo wäre es an ihm geweſen, es ihm anzuſagen, dann hätte er machen können, was er gewollt, und luegen, ob man ſich gegenſeitig rangiren könne. Das Höſti habe er ihm nicht angehängt, er ſei dem nicht nachgelaufen, ſondern der ihm, und mit Schein habe er es ihm nicht überſchätzt, denn ohne viel Märtens habe der Mann es ihm abgekauft. Er wollte es um den nämlichen Preis noch, wenn der Beſitzer, ſtatt am Vormittag im Wirthshaus zu hocken und Geld und Zeit zu verhudeln, gearbeitet hätte, wie es ſonſt üblich und bräuchlich geweſen.

Wo ſie hocken thäten, gehe ihn nichts an und was ſie brauchten, ebenſowenig, es gehe nicht aus ſeinem Sack. Er liefe auch herum ungefragt, thäte auch beſſer, daheim zu bleiben, als Leute zu plagen, ſie hätten ihn ruhig gelaſſen, darum ſolle er ſie auch ruhig laſſen, ſonſt wolle er ihm zeigen, was Trumpf ſei. Er werde aber auch einer von den wüſten Gnägibauern ſein, wo nichts wüßten, als die rechten Leute zu kujoniren, von denen Ariſtokraten und Schelmen einer, aber denen werde man das Halsband bald einthun, daß ihnen das Brüllen vergehe, ſagte der Landjäger. Hans Joggi ward es faſt wunderlich, ſeiner gerechten Sache wegen ſo angebrüllt zu werden und daß man nicht mehr ſeinem Gelde ſollte nachfragen dürfen, b'ſunderbar, wenn man es ſo nöthig hätte wie er. Jä, ſagte er daher, wenn's ſo gemeint iſt, ſo wird es das Beſte ſein, ich gehe und ſchicke einen Andern, der der Sache beſſer zu thun weiß, als ich. D'ruebe hätt' ih glaubt, wenn man nur zu der eigenen Sache ſehen will, hätte man die Landjäger nüt z'förchte. Aber, es wird ſy, wie d'Lüt ſäge.

Potz Himmelblau, wie fuhr da der Landjäger zweg und wollte wiſſen, was die Leute dann ſagten. Geh und fraz ſie ſelber, ſagte Hans Joggi, der einmal bös gemacht, ſein

Mundſtück hatte ſo gut als ein Anderer, es giebt mir niemand den Lohn dafür, dir zu brichten, was d'Lüt brichten. Da begehrte der Landjäger noch mehr auf. Er wolle ihm zeigen, wen er da vor ſich habe, ſagte er. Er wolle ſehen, ob er ſich von einem Solchen ſagen laſſen müſſe, was ihn gut dünke, der müſſe ihm an Schatten, bis er wiſſe, was ein Landjäger ſei, er müſſe mit ihm auf's Oberamt. Warum nicht, ſagte Hans Joggi, es nimmt mich auch wunder, ob hier ein Pfoſten iſt und vorgeſchriebe am Vormittag z'ſuſe, z'ſpiele und dich in Sachen zu miſchen, wo dich nichts angehen. Weißt, was d'Lüt ſagen? ich will es dir jetzt ungfraget ſagen, Unglücksmacher ſeiet ihr, uf was d'r luege ſöllet, da luegit ihr nit, ihr wißt warum, und uf das, wo nüt abträgt, da ſyt d'r druff, wie d'r Tüfel uf ere arme Seel. U jetz chum, ih chume mit.

Eh nit ſösli bös, ſagte Hans Joggi's Schuldner, er vexirt ja nur. Man ſieht, daß du nicht viel unter die Leute kommſt, du wüßteſt ſonſt beſſer, was Ernſt iſt und was nit. Ich dachte ſchon lange daran, zu dir zu kommen, aber es gab's nur nicht, es war alle Tage was Anderes da. Es iſt mir leid, daß ich dir nicht an die Hand gehen kann, aber ich hatte ein bös Jahr, ein Unglück über's andere, es iſt grad, als wenn es auf mich gewartet hätte, als ich hieher kam. Ja, ſagte Hans Joggi, das iſt böſer Beſcheid. Ich muß Geld haben, der Weibel kam mir ſchon und auf deines habe ich gerechnet. Es iſt ja geſchrieben, zahlbar im Mai.

Ja, ſagte der Landjäger, der halt ſein Maul nicht halten konnte und glaubte, das Recht zu haben in alles zu reden, ging es ihn an oder nicht, es iſt manches geſchrieben, aber das ſteht nicht geſchrieben, daß es allemal ſo gehen müſſe, wie es geſchrieben iſt, du mein Gott! Wer iſt hinter dir? frug der Schuldner. Mein Verkäufer, der Hauptmann Lätſch, antwortete Hans Joggi. So, der, antwortete der Schuldner,

nun, da wird es nicht ſo preſſiren, der hat's nicht ſo nöthig und ich kenne ihn gut, mit dem will ich ſchon reden, er muß dir warten, bis ich mich kehren kann, der thut es mir ſchon zu Gefallen. Ja ſo, iſt's der Hauptmann da unten, kann nicht mehr ſagen wo, ja da ſei du nur ruhig, den kenne ich ganz ſpezial, der war mein Waffenkamerad. Wie der ſich im Krieg gförchtet het! es weiß kei Menſch, wie manchmal des Tags er ſeine Hoſen hat müſſen putzen laſſen, und wenn er von weitem einen Schuß gehört, iſt er hinter der Kompagnie am Boden glege, wie wenn er ſchon halb todt wäre. Dem habe ich einmal einen ſchönen Streich gemacht, ich muß mich noch jetzt halbtodt lachen, wenn ich dran denke. Wir waren auf der Wache, durſtig und hatten Langeweile, es mußte was geben. Nun iſt der Hauptmann geizig und ein fameſer Schmarotzer, es war beim ganzen Bataillon keiner wie er, und mit ſolchen treibt man am liebſten das Spiel. Man probirte allerlei, endlich ſage ich, ich wolle mit ihm zwei Maaß Wein wetten für etwas. Er ſolle da auf den Tiſch ſitzen und zwiſchen ſeine Beine ein Glas voll Waſſer ſchütten, dann ſolle er zwei Meſſer in die Hände nehmen und, ſo ſtreng er möge, auf dieſen naſſen Fleck ſtechen, und trotz ſeinem Stechen, wolle ich einen Hudel nehmen und das Waſſer abwiſchen und er ſolle mir dabei gar nichts machen können. Er meinte anfangs, es ſtecke was Apartes dahinter, wollte lange nicht, als ich ihm es aber recht erklärte, ſo wettete er, ſaß auf den Tiſch, das Waſſer wurde ausgeſchüttet, er nahm die zwei Meſſer und hämmerte, ſo ſchnell er konnte, zwiſchen ſeinen Beinen hinein auf den naſſen Platz. Ich nahm einen Hudel, machte meine Manöver, bald links bald rechts, auf einmal laſſe ich den Hudel fahren, nehme ihn bei beiden Beinen, ziehe ihn über das Waſſer weg, vom Tiſche herab. Da verging ihm begreiflich das Stechen, er war ſelbſt der Hudel, mit dem ich das Waſſer wegwiſchte, und was das für ein Lachen gab, habe geglaubt, es wolle nicht aufhören und was

der geflucht hat, und was ihn das Geld gereut hat! Und jetzt, wenn ich ihn von weitem sehe, frage ich ihn immer, ob wir nichts zu wetten hätten. Aber er hat nicht mehr Lust, ich brachte ihn nicht mehr dazu. Dich soll er in Ruhe lassen, zähle darauf. Gehe nur ruhig heim, deßwegen sollst keinen Tritt mehr versetzen.

So redeten sie Hans Joggi ruhig, ungefähr wie man Kinder in Schlaf singt, so daß er am Ende ganz befriedigt heim ging und dachte, er hätte eine gute Verrichtung gemacht, aber anfangs nicht geglaubt, daß es einen solchen Austrag nähme. Am besten freue es ihn, daß er nicht noch einen Tag versäumen müsse, sondern sie das beim Hauptmann verrichten wollten.

Das war Anne Marei auch das Rechte und so war eine vollständige Zufriedenheit im Lande. Anne Marei sagte bloß, sobald wir recht verwerchet haben, so mußt doch zum Hauptmann, ihm Zins bringen und ihm anerbieten Geld zu geben, was wir entmangeln können, bis der Andere uns zahlt. Wenn er den guten Willen sieht, so wartet der uns schon, er ist gar ein guter Herr.

Sie hatten aber noch nicht verwerchet, so war der Weibel wieder da und zornig wie ein Scheit, man hätte ihn bei den Beinen geradeaus strecken können. Er müsse Pfand nehmen, sie seien auf der Gant, sie würden muthwillig um Hab und Gut kommen wollen. So dumm und köpfig Lüt habe er noch nie angetroffen, die keinen guten Rath befolgen wollten, oder so faule, daß sie in eigener Sache keinen Tritt versetzen möchten. Seinetwegen könnten sie dem Teufel zu und zwar barfuß, er werde nicht schonen, so begehrte er auf. Begreiflich erschraken die guten Leute, denn das Wort Gant hatte für sie einen schweren Klang, sie waren noch nicht abgehärtet wie gegenwärtig so viele, daß es fast zur Schande wird, nicht auf der Gant gewesen zu sein, wie niemals einen Rausch gehabt zu haben. Kommen ja auch ganze Gemeinden auf die Gant und

giebt's nicht ſelbſt eine Gemeinde, welche die Orgel, das Schulhaus auf der Gant gehabt, die Kirche iſt ihr eingeſtürzt, ſonſt wäre ſie längſt vergantet, an ihrer Stelle werde die Gemeinde nun nächſtens den Pfarrer auf die Gant geben, davor fürchte ſich der aber ſehr, er trachte deßwegen weiter. Hans Joggi betheuerte dem Weibel, daran ſei er nicht ſchuld, er habe ſein Möglichſtes gethan, und erzählte, was.

Da wußte der Weibel lange nicht, ſollte er fluchen oder lachen, endlich ſagte er: E Löhl, es Ding wie du iſt mir ſeit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen. Die werden doch den Buckel voll gelacht haben! Das iſt faſt, wie wenn du einen Schelm ſchicken wollteſt, den Landjäger zu holen, damit er die Schelmen faſſe. Ja, die haben mit dem Hauptmann geredet, ja wolle, das ſind die Rechten dazu! Den Landjäger traf ich einmal um Mitternacht mit einem Arſel voll Spälten, die er wahrſcheinlich ſeinem Nachbar geſtohlen, und den Andern kenne ich von langem her, es iſt keiner einen Kreuzer mehr werth als der andere. Solchen ſo was Wichtiges anzuvertrauen, und ſaheſt doch, wie es mit dem Heimeth ſteht und daß er ein Lump iſt, und gehſt ruhig heim und läſſeſt die Sache liegen! Man ſollte dir den Buckel mit buchigem Holz ſalben, bis kein ganzer Fetzen mehr dran iſt, und dann mit Salz und Pfeffer einreiben, bis du keinen Brüll mehr auslaſſen könnteſt, du Generalslöhl, was du biſt. Es geht nicht lange, ſo kannſt zügeln und all deine Sache hat auf dem Kinderwägeli Platz. Da bekam Hans Joggi Angſt und Zorn im Leib durcheinander. Aber, ich machte ja, was du angabeſt, ſagte er, ich lief der Sache nach, was konnte ich mehr! Ja, und wie lieſeſt nach, ſahſt mit eigenen Augen, wie das Hösli ausſieht, was für ein Hudel der Beſitzer iſt, und ſtatt alsbald Feuer unter den Hafen zu thun, giebſt du den Handel in ſeine Hand und trappeſt kaltblütig heim. Meinſt du, ſolchen Burſchen ſei es dran gelegen, d'Sach z'rechtem ab Ort zu bringen, daß jeder zu ſeiner Sache komme? Bewahre, die wollen nur Zeit gewinnen,

Leute zum Besten haben, und haben die größte Freude dran, wenn jemand in's Unglück kumt. Als du gesehen hattest, wie es dort aussieht, hättest du über Hals und Kopf zu einem Agenten laufen sollen und den Burschen übergeben und dem Agenten den Teufel im Gütterli zeigen sollen, wenn er es nicht gleich abtreibe, so geschwind als möglich. Wir haben jetzt einen Gerichtspräsidenten, der einstweilen noch nicht so übel ist, er hat doch den guten Willen, den Leuten zu ihrer Sache zu verhelfen, früher aber hatten wir einen, der war nicht einen faulen Rappen werth. So oft ein Agent oder ein Schelmenvogt von der rechten Sorte bei ihm verklagt wurde, d'Sach am Tage lag, und der Präsident mit Zittern und Zagen verweisete, ob er dran hin wolle oder nicht, so hob ihm der Agent oder ein anderer von den Vögeln den Finger auf und sagte: Sämeli, Sämeli, nimm dich in Acht, von wege, ih weiß öppis, haben wir zudem nicht einmal aus der gleichen Schüssel Habermuß gegessen? Und Sämeli hielt sich still und die Klage zerrann wie Nebel im Byeluft, man wußte gar nicht, wohin sie kam. Wie fest man das Hefti in der Hand zu haben glaubte, es war alles wie mit Oel gesalbet, es glitt aus der Hand, ehe man dran dachte. Je länger du machst, desto weniger gilt das Höfti, entweder mußt du es wieder an die Hand nehmen oder wirst hinten ab kollocirt und verlierst bei Heller und Pfennig, was du drauf hast.

Das wär d'r Tüfel, sagte Hans Joggi. Ja Tüfel oder nit Tüfel, so ist's doch, zähl drauf, sagte der Weibel. Aber was ist z'mache, muß es sein, muß ich auf die Gant, frug Hans Joggi kleinlaut, oder ist etwas zu machen? Bist schon darauf, sagte der Weibel, aber einstweilen ist's noch nicht unter den Leuten, und bis zur Steigerung ist noch eine Weile Zeit. Geh alsbald zu deinem Gläubiger, nimm Geld mit, so viel du kannst, erzähle, wie es dir gegangen, bitte um Stündigung, daß er die Betreibung einstelle, bis du wissest, wie du mit dem Andern dran seiest, es ist möglich, er giebt dir sie.

Das iſt's, was du machen kannſt. Aber d'Strümpf binden und gehen mußt, da heißt es nicht, komme ich nicht heute, ſo komme ich doch morgen.

Anne Marei hatte den Verhandlungen beigewohnt, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Auf dem Lande wollen die Weiber wiſſen, was vorgeht im Hauſe, und im ganzen Hauſe iſt keine Ecke, wo der Mann eine geheime Audienz geben könnte, wenn er ſchon wollte, er weiß zu wohl, daß das Sprichwort, die Wände haben Ohren, eine Wahrheit iſt. Ein einziger Punkt iſt manchmal ſicher, aber nicht im Hauſe, ſondern hinterm Hauſe, im Bysluftecken, drei Schritte vom Dachtrauf weg. Anne Marei war in großer Aufregung, weinte und ſchimpfte ſehr. Zuerſt begreiflich, wie es bei den Weibern der Fall iſt, ging es über den Mann her. Als Anne Marei glaubte, es ſei Zeit abzulaſſen, weil kein guter Fetzen mehr an ihm ſei, kriegte der Weibel einige verblümte Redensarten ab, als ob es ihm ſehr preſſire, ſie zweg zu nehmen, es hätte immer gehört, es komme alles auf die Weibel ab, und wenn es üblich und bräuchlich ſei, daß man ſich Gnade erwerben könne, ſo komme es ihnen dann auf ein paar Gulden mehr oder weniger nicht an. Dieſe Batterie war mit einigen Schüſſen bald zum Schweigen gebracht, denn, wie geſagt, der Weibel gehörte der beſſern Sorte an. Da Anne Marei ſein Pulver noch lange nicht verſchoſſen, ſo ließ es jetzt daſſelbe gegen die Regierung los. Ja, das müſſe eine ſchöne Regierung ſein, welche zulaſſe, daß brave Leute, die zu arbeiten begehrten, unglücklich gemacht würden und nicht mehr ſicher wären! die Landjäger hielte, welche mit den ſchlechten Leuten unter einer Decke ſeien und dieſe verbeiſtändeten! Eine ſolche Regierung ſollte man zum Land aus jagen, denn für was hätte man eine Regierung und gäbe ihr ſo verflucht groß Löhn, als daß ſie Ordnung mache? Ja, ſchöne Ordnung, eine Ordnung vom Tüfel! Los Frau, öppis heſt Recht, und der Reſte verſteyſt nit, es wär dir nützer, du ſchwiegeſt, entgegnete der Weibel.

Aber einmal zornig, ſchwieg Anne Marei nicht ſobald, es war ſchrecklich, wie die arme Regierung herhalten mußte. Es geht aber der armen Regierung ſehr oft ſo, ſie kann Einen bald erbarmen, und nicht bloß unſere Regierung, ſondern die andern ebenfalls. Da ſie ſich für weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden, ſo ungefähr ging es den Juriſten. Sie gaben ſich für die Träger und Verwalter der Gerechtigkeit aus und verpalliſadirten das Recht mit Unmaßen von Formen ſo, daß man gar nicht mehr dazu gelangen kann oder erſt nach Jahren. Sie wollen gerechter ſein, als der liebe Gott, wollen die Falten der Herzen prüfen, ſchlagen ein Körnlein Gutes, welches ſie zu finden glauben, millionenfach an, bis es die übrigen Sünden bedeckt und ſchieben dieſe der Erziehung und der Welt auf ihre breiten Buckel, die Schelmen und Spitzbuben dagegen laſſen ſie den ehrlichen Leuten auf dem Buckel, bereiten den Verbrechern ein gutes Leben und durch ſogenannte ſchützende Formen Sicherheit für ihres Treiben. Damit die Regierung ja nicht ihre Gewalt mißbrauche und irgendwie menſchlichen Rechten zu nahe trete, pumpen ſie ihr alle Gewalt aus, daß ſie nichts mehr iſt, als ein Holderdoggel, ein Bündengſchück, geben ihr ein hölzern Gewehr in die Hand, das ausſieht wie ein Gewehr, mit dem man nicht ſchießen kann, was Krähen und Spatzen bald genug merken, und ganz getroſtlich abſitzen auf's hölzerne Gewehr. Von der Regierung gehen die ſchönſten Geſetze aus, aber die Gerichte kümmern ſich nicht darum, kein Menſch denkt an die Handhabung, kein Richter ſtraft die Uebertretung derſelben.

Trittet die Regierung irgend einem wirklichen Rechte auf hundert Schritte zu nahe, oder verletzt ſie, bei eigenem Rechte, die kleinſte Form, ſo klopfen ihr die Gerichte mit wahrer Wohlluſt auf die Finger, die Zeitungen laſſen ſie Spießruthen laufen und der dicke Fiskus kann die Koſten zahlen. Will die Regierung einen untüchtigen Beamten entfernen, muß ſie fußfällig vor die Gerichte, und, wo immer thunlich, ſprechen die

Gerichte den Burſchen frei, laſſen die Regierung im Kothe ſtecken. Wenn aber irgend einer der Ihren, eine Gerichtsmajeſtät, Gefangene über Jahr und Tag im Kerker hat, unverhört, in einem Zuſtande, daß man ſie endlich aus dem Kerker tragen muß, daß ſie bald darauf elendiglich ſterben, Menſchen behandelt, wie die verrufenen Zwingherren kaum viel ärger Menſchen behandeln könnten, ſo bedauert man den Fall freilich, giebt dem Herren einen väterlichen Zuſpruch, legt ihm wirklich die Koſten auf, ſtatt dem gutmüthigen Fiskus, was uns wirklich anfangs ſehr verwunderte, doch nicht lange, weil ſogleich hinten drein der Troſt kam und ihm Einer beigeordnet wurde, der auf Koſten des Fiskus für ihn eine gewiſſe Zeit durch die Geſchäfte beſorgen mußte. Das Volk beklagt dieſes bitterlich, das Volk will eine ſtarke Regierung, eine, die kurz und bündig regiert, bei einer ſolchen iſt ihm wohl, wie in einem Hauſe, wo eine tüchtige Meiſterſchaft iſt, und wo es keine ſtarke hat, ſondern eine ſchwache oder abſichtlich ſchwach gemachte, da iſt es das wüſte unartige Kind, das ſeines ſchwachen Vaters ſpottet und die Mutter niederträchtig macht, der böſe Ham, der den Vater Noah verhöhnte, und bei ſolchen Zuſtänden iſt Allen unwohl.

Nun aber wiſſen unter dem Volke die Wenigſten, warum die Regierung nicht anders iſt, wo der Sitz der Schwäche iſt, kennen die Uſurpation der Juriſten nicht, welche nicht bloß alles Richten der Regierung entzogen, ſondern die Regierung unter die Gerichte gethan, ſo gleichſam als wäre ſie der permanente Sünder im Lande, und der Willkür aller möglichen Richter unterworfen hat, und zwar ſo, daß, wenn ſie beſchimpft wird, ſie viel weniger als der ſchlechteſte Staatsbürger zu einer Ehrenerklärung kommen kann und obendrein jeden Verſuch, zu einer zu kommen, theuer bezahlen muß und Richter offen und ungeſtraft gegen ſie Partei nehmen, ſo daß ſie eigentlich der Sündenbock der Juriſten wird, eine gerechte aber harte Strafe wegen ihrer Verliebe für den Knaben Abſalon, denn

der meiſte Verdruß kommt den Eltern immer von ihrem Meiſterlos.

So iſt in aller Wirklichkeit all unſere Gerechtigkeit ein unſtäthig Kleid, das in's Waſſer gelegt werden ſollte oder in ſcharfe Lauge zum Aufweichen und dann tüchtig gewaſchen und geriebelt, bis das gröbſte wenigſtens draus wäre. Unterdeſſen ſollte man die Regierung zur Regierung machen, die regieren könnte, Bündengſchücher, Holderdeggeln und die hölzernen Gewehre den Eidgenoſſen abtreten wie die alten Poſtkutſchen. Sind wir einmal aus den juridiſchen Nebeln heraus, ſo haben wir auch die ewigen Verfaſſungsfieber und Revolutionen hinter uns und werden wieder zu gattlichen Leuten, mit denen man ein vernünftig Wort im Frieden reden kann.

Das haben wir geſagt, um Anne Marei und ſeine ganze Partei, die ſehr anſehnlich iſt, zu belehren, wo das Uebel iſt, und daß ſie mit der armen Regierung Geduld haben möchten einſtweilen. Aber wir zweifeln, daß wir viel ausgerichtet, die Leute begreifen das Gerede nicht, ſie haben eine Vorſtellung von einer Regierung, die weder Holderdeggel iſt, noch eine hölzerne Büchſe hat, und bis dieſe Regierung wieder da iſt, höre man auf, ſie brichten zu wollen, daß man mit einer andern Geduld haben und zufrieden ſein ſolle.

Eilftes Kapitel.

Von verſchiedenen Beſuchen und wie man dabei um Geld und Anken kommen kann.

Hans Joggi alſo mußte auf die Beine, mußte dem Hauptmann nach. Nun das war zu Zeiten ſehr leicht. An gewiſſen Tagen, Markt- oder Audienztagen, hatte der gute Mann ſeine beſtimmten Stationen, da traf man ihn ſicher an,

an andern Tagen dagegen war es leichter, eine Stecknadel in einem Heufuder zu ſuchen, als unſern Hauptmann. Man fand ihn zu Hauſe nicht, wurde hier, dorthin gewieſen, wo er tüchtig geſehen worden, aber von da weg blieb oft ſeine Spur radikal verloren, und wenn man ihn mit Laternen auf allen Heuſtöcken oder in allen Speckgaden geſucht hätte, hätte man ihn nicht gefunden. Man fand den Mann in der Regel erſt am folgenden Tag vor acht Uhr daheim, freilich noch ſchnarchend und mit verpichten Augen, aber wenn man die Thüren gehörig belegte, ſo war man doch ſicher, ſelben Tags noch mit ihm reden zu können.

An einem ſolchen ungewiſſen Tag war es, daß Hans Joggi ſich aufmachte, begreiflich kannte er den Wechſel des Hauptmanns nicht, daher ging es ihm auch wie einem unerfahrnen Jäger, der nicht weiß, wo die Haſen liegen, ob drinnen oder draußen, ob im Dickicht oder an den Rändern, der daher ganze Tage ſucht und keinen Haſen findet. Hans Joggi fand keinen Hauptmann, auch achtete er ſich dieſes Mal der Haferäcker und der Flachsplätze viel weniger, als das vorige Mal, dieſes Mal ſaß ihm ſeine Angelegenheit im Kopf, und je mehr er darüber nachdachte, je zorniger ward er. So Zeit verſäumen müſſen und Geld verthun wegen nichts und aber nichts! Bosheit ſei es und ſonſt nichts, es donners Zwäng oder gar es Brandſchatze, aber denen wolle er es zeigen, predigte er vor ſich hin, wer zehn Schritte hinter ihm her gegangen, hätte jedes Wort verſtanden. So viel habe er am Hofe gezahlt, um mehr als tauſend Gulden ihn verbeſſert und jetzt was für Sachen wüchſen nicht darauf, und das ſei alles unterpfändlich verhaftet, wo zu keinen Zeiten je eine Gefahr ſei, ein einziger Zins fällig und den habe er ja längſt im Hauſe gehabt, und jetzt auf die Gant, das hätte doch beim Schieß keine Art und das hätte es nicht! Aber denen wolle er es zeigen, warteten die nur! Und nach und nach verlor ſich ſein Zorn und immer mehr lächerte es ihn, von wegen, der gute Hans Joggi dachte,

was er denen alles ſagen, wie er es ihnen machen wolle, wie ſie ihm Taglohn zahlen, ausgelegtes Geld wieder geben müßten, denn denen ſchene er ſy Seel nit. Und wenn er nur einmal zur Regierung kommen könnte, der wollte er es ſagen, was ſie für eine ſei, daß ſie ſolches Uziefer dulde im Lande. Das ſeien ja die Käfer und die Mäuſe im Lande, wo der Bauerſame d'Würze abfreſſe, bſunderbar den mindern Leuten, und wenn einmal die Wurzel ab ſei, brauche man nicht mehr Mühe zu haben mit mähen, dann falle das Korn von ſelbſten um, aber mit dem Ernten ſei es auch aus. Er wellte da Meiſter ſein, wohl denen wellte er den Lätſch zweg machen, daß es ſie hätte, wenn ſie einmal darin wären. Ja, wenn es ſie einmal hätte, dann wohl! aber das iſt eben die Kunſt, du guter Hans Joggi, daß man ſie kriege und wie das machen, wenn Hunderte herbeiſpringen und alle Löcher zum Entrinnen aufſperren und deine Lätſche zerreißen, zerbeißen?

Den Hauptmann traf er nicht an, wegen wichtigen Geſchäften ſei er früh verreist, man glaube in's Gfureloch, daneben wiſſe man es nicht beſtimmt. Des Hauptmanns Frau war daheim, die war nicht dumm, ob fromm, wiſſen wir nicht und wie er zu ihr gekommen, ebenſowenig. Allem Anſcheine nach war es eine Tochter aus einer Sekundarſchule, gebildet, bewandert in der Naturgeſchichte und andern gelehrten Fächern, doch war ſie immer konfus zwiſchen den Fröſchen und den Schweinen, ſie verwechſelte immer, welche von beiden Schwänze hätten und welche keine. Wer einmal zu ſolcher Bildung gekommen, der arbeitet nicht mehr gerne auf dem Lande, begreiflich, pfui! kehrt dem beſten Bauer den Rücken, hängt ſich dem ärgſten Halunken an den Rücken, dem man Herr ſagt, und der nichts zu bearbeiten hat, als höchſtens einige verrarete Meyenſtöcklein, von wegen es giebt Zeiten, wo die ärgſten Halunken auch die beſten Ausſichten haben, wo man gar nicht ermeſſen kann, wie hoch ſie noch ſteigen werden. Jedenfalls wird ſie etwas Geld gehabt haben, der Hauptmann hätte

ſie ſonſt nicht genommen. Damit wollen wir gar nicht ſagen, daß ſolche Burſche arme Mädchen nicht auch lieben und zwar beträchtlich, aber ſie heirathen ſie lieber nicht ſelbſt, ſondern überlaſſen ſie lieber zum Heirathen Andern, verachten ſie deßwegen nicht, haben ſie ſehr gerne auf den verſchiedenen Wegen ſtationirt, die ſie ihrer Geſchäfte wegen oft paſſiren müſſen.

Frau Hauptmännin hörte ſie ſich gerne ſchelten, Frau Hauptmännin, ſacker, das klingt! Sie paßte ſehr gut in das Geſchäft. Schreiben konnte ſie ſehr anſtändig, d. h. ſie ſchrieb für eine Sekundarſchülerin einen ſehr leſerlichen Buchſtaben. Mit dem Setzen war ſie nicht recht zweg, ſie ſagte es ſelbſt, aber das mache nichts, ſagte ſie, was geſetzt ſein müſſe, ſetze der Hauptmann, der könn's, und wenn es Eins könne in einem Geſchäft, ſo ſei es alles, was nöthig ſei. Hingegen verſtund ſie es vortrefflich vorzukehren, daß ſie auf keine Weiſe gegen den Mann zu kurz kam, was er auswärts für Freuden hatte, das genoß ſie ſicherlich daheim nicht weniger als er, und ſo iſt's ja recht. Sie war ihm aber auch nützlich. Bei ihrem bedeutenden Verkehr bekam ſie gar manches Geſchäft in die Naſe, das er nie vernommen hätte, oder witterte Gefahren, an die er nicht gedacht, konnte Vorkehren treffen zu rechter Zeit. Und wie ſie ſich auf das Winken verſtund und wie manche Aufenballe, Hamme, Züpfe und andere gute Dinge ſie in's Haus zauberte, auf bloßes Winken hin, wäre ſchwer zu kontroliren, von wegen mit z'beſtreben kann eine Frau, beſonders die eines Hauptmanns und ſo zu ſagen Agenten Beträchtliches leiſten, noch vielmehr als der Sekretär irgend eines Departementes oder Potentaten.

Dieſe Perſon war es, welche den Hans Joggi empfing und mit ihm ſprach. Sie wußte um die Sache und kannte ihn dem Namen nach, und beide ſprangen gegen einander auf wie zwei Güggel. Hans Joggi begehrte auf, was das für eine Manier ſei, ihn zu übergehen, und in ſolch wichtiger Zeit ihn ſo unnöthig deßume z'ſprenge, der Hauptmann wiſſe ja

wohl, daß da nichts zu verlieren sei, sondern daß dem Hof täglich aufgehe, das sei nur Bosheit und man werde ihn brandschatzen wollen!

Ja, nun ging es bei der Frau auch los, was er für ein unverschämter Mann sei, ihr so zu kommen. Er solle zahlen, er habe gewußt, wann das Geld fällig geworden, habe er es nicht gehabt, so sei es an ihm gewesen, der Sache nachzulaufen und nicht an ihrem Manne, dem hätte er das Maul gönnen sollen, und z'tödten wäre es nicht gegangen, wenn er gekommen, den Sachverhalt brichtet und um Stündigung angehalten hätte, allweg seien jetzt ganz andere Kosten schon, als er an Arbeit versäumt hätte. Aber da möge man keinen Fuß versetzen, hintendrein brülle man, wie wüst man mit den Leuten umgehe. Mit dem Geld lasse sich nicht spaßen. Ihr Mann müsse auch halten, was er versprochen, thue er es nicht, komme er in Verlegenheit. Das Geld habe er verheißen gehabt, und als Hans Joggi nicht gekommen, sei es ihm nicht mit Lieb gelebt gewesen, denn nun habe er sehen können, wie er es mache, und jetzt hintendrein noch aufzubegehren, habe er keine Ursache, selb sei von ihm wüst und unverschämt.

Hans Joggi wollte sich versprechen und erzählte, was er gemacht, und wenn mit dem Hauptmann nicht geredet worden, sei es nicht seine Schuld, und der Hauptmann hätte doch denken sollen, es sei da etwas nicht verrichtet worden, und hätte fragen können, ehe er ihn übergeben und unnöthig Kosten gemacht. Jetzt erst brach die Frau recht los, wusch Hans Joggi den Kopf, daß er wußte, daß er gewaschen war, und hielt ihm seine Dummheit so vor, daß, wenn er sich für besonders weise gehalten hätte, er bitter enttäuscht worden wäre. Jedenfalls wurde er kleinmüthig und wollte ihr das Geld einhändigen, welches er bei sich hatte, sie wollte es aber nicht abnehmen, ihr Mann habe das Geschäft dem Mijer in der Spinnhubbele übergeben, sagte sie, dorthin müsse er und gut machen, wenn er könne, damit die Kosten aufhörten.

Aber du haſt doch alles bei dir? frug ſie. Jä nein, ſagte Hans Joggi, wie wollte ich? Nur den Zins und neuis dazu, wenn er es gar nöthig hätte, der Andre konnte mir nichts geben, dem muß ich warten, und darum kann mir der Hauptmann auch warten.

Jetzt entſpann ſich eine neue Unterhandlung. Die Frau wollte anfangs von gar nichts hören, bis der letzte Kreuzer auf dem Platz ſei, nachher ließ ſie ſich ſo weit herab, daß ſie von z'beſtrede ſprach, doch erſt, nachdem ſie gefragt, ob ſie nicht auch Anke machten, es wäre ihr damit dienet, ſie wäre hier ſeit den ſog. Käſereien gar bös dran, ſowohl mit Nidle als mit Anke. Hans Joggi ſagte, deren machten ſie, wie er wohl nicht beſſer zu finden, ſeine Frau hielte darauf und mach d'Sach recht, darum löſe ſie auch immer den höchſten Preis, den er gelte. Darauf gab die Frau Hauptmännin keinen Beſcheid, frug aber noch nach allerlei und ſchickte endlich den Hans Joggi in die Spinnhubbele.

Hans Joggi ging ſehr ungern, es war ein beträchtlicher Umweg, und er fürchtete, wenn er leicht geſäumt werde, ſo komme er nicht zum Melken heim. In der Spinnhubbele traf er den Major auch nicht an, er ſei an einer Steigerung, hieß es, aber der Schreiber ſei da. Bekanntlich ſind die Schreiber nicht die höflichſte Mannſchaft, und je freiſinniger, deſto gröber, das kann man auf dem Lande erfahren, und in der Stadt geht man mit dem Exempel voran, und die Chefs ihren Subjekten, und wer noch nie auf einer gewiſſen Amtsgerichtſchreiberei geweſen, der weiß noch gar nicht, was Grobheit iſt. Nun, der Schreiber war auch nicht der Höflichſte und dazu ein Rother. Hans Joggi dachte bei ſich, der hätte doch Recht gehabt, daß er Schreiber gelernt, zum Knecht möchte er den um keinen Preis, wenn der zu nahe zum Heuſtock käme, ſo ging der ja an, und das ganze Haus könnte verbrennen. Der putzte ihn gewaltiglich aus, daß er nicht mit dem Ganzen komme, das Kapital ſammt Zinſen müſſe auf den Platz, ſonſt

ſolle er darauf zählen, innerhalb drei Monaten ſei ihm alles ſammt Kellen und Kannen verſteigert. Er machte ihm erbärmlich Angſt, daß Hans Joggi endlich ſagte, aber was ſoll ich denn machen, das Geld bringe ich nicht zweg, wo ſollte ich es hernehmen, und wenn ich die letzte Kuh verkaufte, ſo viel bringe ich nicht auf, ſo lange mich der Andere nicht zahlen kann. Komm dahinüber und zahl mir eine Flaſche, ſo will ich dir ſagen, was ich machen würde, antwortete der Schreiber. Ich hätte es mit einem halben Schoppen auch können, aber enfin, es wird ſein müſſen, dachte Hans Joggi, aber es werde ihn freuen, ſagte er nicht, ſondern bloß: He nu ſo de, ſo wei mr, ih bi nene preiſirt.

Im Wirthshaus frug Hans Joggi den Schreiber, ob er den Sechsbatzigen liebe oder den Achtbatzigen. Er trink nur rothen, ſagte der Rothe. Die Wirthin, mit den Manieren wohl bekannt, frug nicht den Hans Joggi, ſondern den Andern: Von dem, wo ihr gewöhnlich triukt? Allweg, verſetzte der Schreiber. Was das für Wein ſei, frug Hans Joggi, als man ihm Wein in ſein Glas geſchüttet. Das ſei ja Schwarzer, nicht Rother, er wiſſe nicht, ob er ihm wohl mache oder nicht. Probir nur, wenn du den nicht magſt, ſo muß man dir die Zunge ſchaben. Wir trinken alle Tage, und je mehr wir davon bekommen, deſto wohler macht er uns, antwortete der Schreiber. Und jetzt, was muß ich machen, daß es am beſten kömmt? frug Hans Joggi. Nun rieth ihm der Schreiber nicht unpaſſend, vor allem aus müſſe er ſeinen Schuldner übergeben und zwar einem ſcharfen Agenten, der d'Sach fördere und abtreibe, von wegen, das gehe ſehr ungleich. Aber ich glaube nicht, daß er zahlen kann, von wegen, er hat das Geld nicht, wandte Hans Joggi ein. Ja, das iſt ſeine Sache und nicht deine. Er kann ſehen, wie er Geld bekommt, und kriegt er keins, wirft man ihn über's Neſt, wurde ihm geantwortet. Das wäre ihm doch zwider, ſagte Hans Joggi, er mache niemanden gerne unglücklich. Ja, entweder,

oder, entweder mußt du im Ernst hinter ihn, oder du mußt den Schlegel werfen, denn Geld auf dein Bischen Land wirst kaum mehr erhalten, es sind schon zu viel Schulden darauf, es ist fast kein Unterpfand mehr. Jä, selb wär mir auch zwider, sagte Hans Joggi, d'rnebe wär das gschwinder gesagt, als gemacht, er wellte sich noch wehren und auch noch ein Wörtli dazu sagen. Was für eins, sagte der Schreiber, möcht's wissen? Entweder zahlen, oder — darauf zähl. Also hinter ihn und dann sehen, daß dir der Hauptmann etwas wartet, sonst bist allweg hinten drein. Er hat zwar Geld nöthig und liebt d's Warten nicht, aber wenn du ihn salbest, so ist nicht so bös mit ihm z'fahre. Er hätte den Zins bei sich, sagte Hans Joggi, und hätte nichts zurückbigehrt, wie es sonst üblich und bräuchlich sei. Daneben, wenn ihr glaubet, so kann ich noch etwas mehr machen, wenn ich aber alles so verbrösme, so hab ich dann wenig mehr, wenn es zur Hauptsache kömmt. Ich habe freilich ein gut Jahr gehabt, aber auch viel gebraucht, und das Jahr hat d'Gattig, halber's z'fehle. Den Schreiber lächerete es sehr, als Hans Joggi mit solcher Rede herwerkam, er nahm einen braven Schluck, schenkte ein und befahl noch einen Schoppen. Hans Joggi kam es an, pressiren wär gut, er suchte die Berathung zu verkürzen und frug nach einem Guten, dem er den Handel übergeben könne, von wegen, er merke, d'Sach werde müsse abtriebe sy.

Sieh, sagte der Schreiber, eigentlich sind All gut, Einer thut etwas hitziger wie der Andere, aber auf my Seel, im ganzen Canton findst keine exakteren und aufrichtigeren, als hier. Wir werden es kaum übernehmen können, von wegen, es schickt sich nicht am besten, weil wir ein Geschäft gegen dich haben und darnebe grusam viel zu thun, wenn wir schon Tag und Nacht dran sind, kommen wir nicht z'Boden. Weißt was, morgen ist Märit z'Böcklimyl, da findst Alle beisammen, allweg auch den Hauptmann, mit dem mußt doch reden wegen der Stündigung, dorthin gehe, der kann dir schon sagen, durch

wen er am liebſten die Sache abtreiben ließe. Das iſt mir zwider, ſagte Hans Joggi, morgen ſchon wieder einen Tag verſäumen, Geld verbrauchen, zahlen in allen Ecken, ſo kann das doch nicht gehen, der Hof will gwerchet ſy!

Mach was du willſt, ich habe dir jetzt geſagt, was zur iſt, kannſt es jetzt machen oder nicht, aber wenn du der Mäbre nicht zum Aug ſiehſt, ſo biſt du über's Jahr nicht mehr der Bauer in der Keßlere, ſondern der Bauer von der Keßlere, erwiederte der Schreiber. Da wollte ich doch auch dabei ſein, ſagte Hans Joggi und frug: Wirthin, was bin ich ſchuldig? Trinken wir nicht noch eine Flaſche? frug der Rothe. Hans Joggi ſchüttelte es faſt, vor Angſt, er müſſe noch länger dabei ſein. Den getrunkenen Wein wolle er jetzt bezahlen, ſagte er, daneben aber niemanden verhindern auf eigene Rechnung noch mehr zu trinken. Er müſſe heim zum Melken und müſſe eilen, wenn er zu rechter Zeit daheim ſein wolle. Ein ander Mal, wenn er beſſer Zeit habe, wolle er gerne länger dabei ſein. Drei Schoppen, ſagte die Wirthin und für zwei Batzen Brod, macht eilf Batzen. Aber ich hätte doch gern noch einen gehelt! Hans Joggi knübelte mit ſeinen dicken, groben Händen in allen Taſchen herum, aber eilf Batzen Münze fand er nicht, mußte endlich einen großen ledernen Seckel hervorziehen und einen großen Thaler daraus nehmen und ihn zum Wechſeln geben, wobei er ein Geſicht machte, als ob Geld oder Blut ihm abgefordert ſei. Während die Wirthin hinaus ging, Münz zu ſuchen, und Hans Joggi ſeine Schweinsblatere ſorgfältig zuſammendrehte, ſagte der Schreiber: Hör, du haſt da ſo viel Geld, du könnteſt mir doch drei Thaler leihen, ſobald wir wieder zuſammen kommen, gebe ich es dir wieder. Der Schuhmacher bringt mir heute Stiefel, der Herr iſt nicht daheim, ich vergaß Geld von ihm zu fordern, und den Schuhmacher laſſe ich nicht gerne unbezahlt fort, er iſt gar e Nöthige. Ich laſſe eigentlich nur ſo der Gottswille bei ihm arbeiten. Hans Joggi drehte mit ſichtlichem Schmerz ſeine Blatere

wieder auf und ſagte: Ihr hättet es eigentlich gehört, ich hätte das Geld ſelbſt nöthig, aber wenn es ſein muß, wegen jövli wird es nicht alles machen, wenn ich es wieder bekomme, darauf zähle ich aber. Ja, my Thüri — darauf kannſt zählen, ich würde mich öppe ſchämen. Sieh, ich bin bombenfeſt, und auf mich kann man zählen. Ich bin noch verflucht manchem ſchuldig, und noch kein Einziger hat mir es wieder gefordert. Mein Gott, die wiſſen, woran ſie ſind, drum hat keiner eine Minute lang Angſt wegem Geld. Hans Joggi nahm das ſo hin, worgete daran, und ſchon weit vom Hauſe war er, ehe er die Nuß aufbiß und ſagte: Ja, du donners Schelm, ich merke, warum ſie es nicht wieder fordern und keine Angſt haben, das wird einer von den d—Schelmen ſein, wo Güterabtretung gemacht und ſich deſſen nicht ſchämen, ſondern, wie der Pfarrer letzthin geſagt hat, meinen, was ſie gemacht, und ſie ſeien mehr als andere Leute, weil ſie mehr gemacht als andere Leute, welche nicht Güterabtretung gemacht haben.

Wenn das wirklich ein Pfarrer geſagt hat, ſo war der nicht ganz dumm, aber wohl kam es ihm, wenn es kein Schulmeiſter oder ſonſt ein Freiſinniger, ja, gar ein Juriſt gehört, ſonſt wäre derſelbe ſicherlich einem neumodiſchen Schinder, das heißt, einem freiſinnigen Zeitungsſchreiber überliefert worden. Wir haben uns ſchon mehrere Male ausgeſprochen, daß kein verfluchter Mittel ſei, um dem Volk andere Begriffe beizubringen, als wenn man die alten Worte für eine Sache, ein Verhältniß, eine Handlung [illegible] vertauſcht, mit neuen Worten erſetzt, mit den neuen Worten verdrängt man auch den alten Begriff, den das Publikum von der Sache hatte. Wer gantstagte, war nicht mehr ehrenfähig, war ein todter Mann. Güterabtretung war von Alters her eine ſchöne Sache, um Güter abzutreten, mußte man Güter haben. Reiche Väter traten Söhnen, Kindern Güter ab, reiche Onkel, reiche Tanten hatten zuweilen auch dergleichen ſchöne und geiſtreiche Ein-

fälle, machten Güterabtretungen, ja, in der letzten Zeit gab es ſogar Könige, die Kronabtretung machten, Güterabtretung hatte alſo nicht bloß einen ſchönen Klang, ſondern war auch eine ſchöne Sache, beſonders für die, denen die Güter abgetreten wurden.

Geltstag iſt aber etwas durchaus Anderes. Geltstagen nannte man, ſehr ehrenwerthe Ausnahmen, Bürgſchaften, Naturereigniſſe u. ſ. w. abgerechnet, alles, was man hatte, Gläubigern dargeben müſſen, mit den Worten: Messieurs, partagez, weil man verlumpet, was man gehabt, weniger hätte als nichts und mehr oder weniger Leute verluſtig mache. Das war geltstagen, war ſehr anrüchig, wurde den Kindern angerechnet bis in's dritte und vierte Geſchlecht, jene Ausnahmen vorbehalten. Er muß nicht alles ſein, ſi Vater kam über nüt u ſoll doch ſövli gerbt ha, heißt es bis auf dieſen Tag. Ueber nüt cho, das thut man, obige Ausnahmen vorbehalten, aus Mangel an Verſtand, aus Mangel an Tugend, aus Mangel an Fleiß oder, beſtimmt geſagt, aus Dummheit, aus Schlechtigkeit, aus Faulheit. Wer ſo dumm, ſo ſchlecht, ſo faul iſt, der Väter Erbe nicht zu bewahren, ſeinen Verdienſt mit ſeinem Verbrauch nicht in Einklang zu bringen, iſt kein Mann, kein ehrenfähiger Bürger, er war nicht im Stande, zu der eigenen Sache zu ſehen, wie ſollte er zu fremder ſehen, — er iſt vergeltstagt.

Das Wort mußte weg, niemand ſollte mehr vergeltstagen, man mußte nur ganz neu und fein die Güter abtreten, das Wort hatte einen ſchönen Klang. Mit dem alten Wort ſollte der Sache das Anrüchige genommen und mit dem neuen der Begriff veredelt werden. Und die lieben Herren Doktrinärs ließen ſich das gefallen, fanden es vielleicht ſogar ſchön, zeitgemäßer und ſprachlich richtiger, begriffen per se nicht, welche Gewalt im alten Worte lag. Vollblut-Doktrinäre ſind eigentlich noch dümmer als Stock-Philoſophen, wie bereits Pythagoras geſagt haben ſoll, gehört haben wir es freilich nicht,

jedenfalls iſt aber ſein Name eine Autorität für Doktrinärs, und namentlich für rothe Schreiber, welche den Rothen lieben und ſogar den Burgunder vom Tavel unterſcheiden können. Jetzt iſt's alſo gar nichts mehr Güter abzutreten, ja, es iſt eigentlich für Philologen und andere Sprachforſcher eine recht ſchöne Sache, es ſteckt was Edles im Wort.

Ja, das Ding hat man noch viel ſchöner gekorbet. Nach dem Grundſatze, daß im Staate jeder Stand ſolle vertreten ſein, wählte man einmal einen Generalſpitzbuben zum Geſetzgeber. Derſelbe ſoll dem Engel Michael, welcher zu Adams Zeiten die erſten Eltern aus dem Paradieſe gejagt, auf ein Haar ähnlich geweſen ſein. Dieſer machte auch den prächtigen Paragraphen in's Geſetz, daß, wenn einige Gläubiger ſich erklärten, ſie ſeien mit Michael, d. h. nicht mit dem Engel, ſondern mit dem Schuldner zufrieden, ſo müßten alle andern auch zufrieden ſein und verſöhnt die ganze Welt und der Güterabtreter nicht ehrlos mehr, ſondern ſehr ehrenwerth und zu allem fähig, es ſei ſo gleichſam, als hätte man einen Spitzbuben in eine Trülle gethan, ſie gedreht, und auf der andern Seite ſei ein Rathsherr oder ein Oberrichter oder gar ein Präſident zum Vorſchein gekommen. So ungefähr, wie wenn ein Taſchenſpieler in einem Mörſer Kröten oder Schlangen zerſtößt und iſt er fertig, ſchöne, weiße Tauben aus dem Mörſer gen Himmel fliegen. Wahrſcheinlich kommen ſie aber auch wieder runter, ſo gut als die Tante Dorothee. Der Mann benutzte jedenfalls ſeinen Poſten oder ſeine Stellung ſehr zweckmäßig, er wird gedacht haben, man wiſſe nie, was Einem begegnen könne. Ueberhaupt meint das Publikum, darum ſei die ganze Geſetzgebung und das Gerichtsverfahren ſo gnädig und lieblich gegen die Spitzbuben von verſchiedenſtem Kaliber, weil man bei der Unſicherheit der Zeiten nie wiſſe, nicht bloß zu was es Einem kommen, ſondern ſogar, was aus Einem werden könne, und da könnte man froh ſein ein Mal über die Früchte ſeiner Tugend.

Gerade so ein Güterabtreter werde der sein, dachte Hans Joggi, weil ihm niemand mehr was abfordere. Es wäre ihm doch zwider, wenn er unter die Bande fallen müßte, aber das werde, so Gott wolle, nicht geschehen. Wenn Einer fast Tag und Nacht arbeite und jeden Kreuzer drei Mal kehre, ehe er ihn ausgebe, was man doch von Einem mehr wolle? Daneben, wenn es ihm alle Tage ginge wie heute, so hätte er es baar, und als er etwas mühsam den Zusammenzug seiner Ausgaben an diesem einzigen Tag machte, hatte er Denkens genug bis heim.

Was Hans Joggi heimbrachte, war Anne Marei keine willkommene Botschaft. Es hatte guten Muth, sehr mit Hans Joggi aufzubegehren, als ob er daran schuld sei, daß der Handel weitläufig zu werden anfing. Morgen schon wieder fort, das ist mir doch zwider, das ewig Gläuf! sagte es. Wie soll das gehen, wenn du alle Tage auf der Straße sein willst, d'r Heuet vor der Thür und noch so viel z'mache d'rvor. Meinst etwa, mir sei es anständig? sagte Hans Joggi, weißt, gehe du, und ich will daheim bleiben. Nein, das meine ich nicht, sagte Anne Marei. Wenn es muß gegangen sein, so mußt du gehen, du bist der Mann, aber warum wareſt so dumm und ließest es an die zwei Halunken, mit unserem Hauptmann zu reden? Was hest o g'sinnet, es hätt dir doch z'Sinn kommen sollen, die machten es dir so! Was ih g'sinnet ha? sagte Hans Joggi, da ha nih g'sinnet, ich erspare mir einen Gang, es solle dem Hudel so viel daran gelegen sein, als mir, daß der Hauptmann warte, und er hätte besser Zeit dazu, als ich. Und dann hat schon manch witziger Hutn, als ich, ein Ei verlegt. Du kannst nachbessern, du sollest des Hauptmanns Frau Anken bringen, ich habe ihr gesagt, wir thäten gar viel melchen, gäben nicht in die Käserei, und deretwege machest du den süßesten Anken weit und breit.

Jetzt war es Anne Marei nicht mehr zu helfen, daß es

den Anken drei Stund weit tragen ſolle, und ging ihm aller von Hauſe weg, ſollte einen Tag verlaufen und gegen des Hauptmanns Frau vielleicht noch ein Einſehen thun, und das hatte Hans Joggi wiederum angerichtet! Wohl, der vernahm was, was er für ein Züttel, für ein Löhl ſei, und mit Augen ſah es ihn an, als ob es mit allen Zehn ihm in's Geſicht ſpringen wolle. Eine Weile hörte Hans Joggi kaltblütig zu; als es ihn endlich düechte, jetzt ſollte es genug ſein, ſagte er: Deſſen hätt ih afe gnue, und wenn ih e ſelige Löhl bi, ſo verſetze ih i der Sach ke Tritt meh, und uf my Seel, du kannſt dann ſehen, wie du es machſt. Gehe es, wie es wolle, ſo kannſt du mir doch dann nicht vorhalten, daß ich an allem ſchuld ſei.

Anne Marei wußte, daß, wenn Hans Joggi einmal ſo redete, es dabei blieb, er es mit der größten Hartnäckigkeit auf das Aeußerſte trieb und es lange ging, bis man ihn hinten um gebracht, dazu war jetzt nicht Zeit, und Anne Marei war nicht ſo dumm, daß es das nicht vermieden hätte. Ja, es hat doch keine Art, daß du mir den Anken verdampet haſt, von dem Andern will ich nichts mehr ſagen, ſo können wir jetzt unſerer zwei gehen ſtatt nur eins und die Kinder alleine daheim laſſen. Hans Joggi meinte, er hätte nicht den nächſten verſprochen, ſpäter könne es ja auch geſchehen. Später, ſpäter! ſagte Anne Marei häſſig, wann ſpäter? Ich muß die Balle geben, welche ich heute gemacht, oder keine. Später iſt der Heuet, da trage ich nicht Anken drei Stunden weit, ſpäter hört das Anken ziemlich auf, wir brauchen die Milch ſelbſt in den Werchen, und zwei Kühe gehen dazu noch guſt. Selb ſei dumm, ſagte Hans Joggi, daran hätte er nicht g'ſinnet. Daneben mach es nicht ſo viel, die Kinder ſeien groß genug, und wenn man es eines Tags mache, ſo ſei es den Tag darauf vorbei.

Diesmal ward Hans Joggi Meiſter, und nach ſeinem Antrage wurden die Wanderungen beſchloſſen, und am andern

Morgen zeitlich, nachdem die Inſtruktionen gegeben worden waren, angetreten. Die allgemeinen waren: gruſam gut zum Feuer zu luegen, auf die kleinern Acht zu geben und nicht zu zanken; wenn eins den andern was Leides thue, bekäme es Schläge, und aus dem Salz. Anne Marei gab den Mädchen was zum Plätzen auf, daneben ſollten ſie ihm d'Sach la ſy, und Hans Joggi befahl, gut zur Waare zu ſehen, zwiſchen durch könnten ſie holzen. Die Kinder freuten ſich, wie es die meiſten Kinder haben, als ſie von Vater und Mutter die Rücken ſahen, denn nun ging ihnen eine weite, große Freiheit auf, ſie konnten ſelbſt Vater und Mutter ſein. Je nachdem nun Vater und Mutter ſelbſt ſind, geht es auch zumeiſt in ihrer Abweſenheit zu, wüſt oder ſchön, wie auch, wenn die Kinder Komödie ſpielen, ſie am liebſten Vater und Mutter vorſtellen. Wo aber ein Meiſterlos iſt, da fängt der an zu heulen und läuft hinter den Eltern drein und ſchreit: Geht nicht fort, ihr müßt dableiben, ſo bald ihr fort ſeid, prügeln und hauen ſie mich, o geht doch recht nicht oder nehmt mich mit! Die Geſchichte von Joſeph wiederholt ſich noch alle Tage, aber deſto ſeltener giebt es aus einem Meiſterles einen Joſeph. Aber wer weiß auch, was aus dem Joſeph geworden wäre, wenn Gott ihn nicht von Jakob weg und nicht in ſeine eigene Schule genommen hätte?

Nun, hier war ſeit Hans Uli's Tode, dem Söhnchen mit dem weißen Kruſelhaar, den Gott ſicher aus gutem Grunde zu ſich genommen, auch kein Meiſterles mehr, im Ganzen ging's friedlich zu, werchen war die Hauptſache. Als die Jungen gegraſet hatten, wurden ſie räthig, zu miſten. Es war eben der gewohnte Tag dazu, und Hans Joggi hatte daſſelbe auf den Abend verſpart, er werde früh genug heim kommen, daß er es noch füglich thun könne, hatte er geſagt. Man wiſſe aber doch nicht, wann er heimkomme, und ſei es noch früh genug, ſo werde er doch allweg froh ſein, wenn es gemacht ſei, dachten die Buben, und gingen friſch dran hin.

Als die Mädchen das merkten, wollten sie nicht die Mindern sein, sondern auch etwas Wichtiges, Unerwartetes verrichten. Sie dachten daran, daß die Mutter gesagt, daß vor dem Heuet noch einmal recht gefegt und namentlich die Küche gewaschen sein müsse, und daran hin gingen sie in großem Eifer: die Mutter werd doch lugen! dachten sie. Sie beredeten die Jungen, um nicht feuern zu müssen, über Mittag mit kalter Speise vorlieb zu nehmen, und stellten dann eine haarsträubende Fegete an, die allen Ecken und Kübeln galt, und einen Stanz zu Tage fördern sollte, wie er auf der Keßlere noch nie erlebt worden war. Um Mittag wartete das älteste Mädchen, das auch Anne Mareili hieß, ihnen prächtig auf mit Brod, Käs und Milch, und sie lebten herrlich und in Freuden, besser noch, als der reiche Mann im Evangelium. Die Jungen rühmten, wie sie bald fertig seien, und werweiseten, was sie noch nachher machen wollten, dem Vater z'Lieb und z'Ehr. Die Mädchen waren nicht so weit vorgerückt, hatten alles auf ein Mal unternommen und wußten nicht, mochten sie in die Kehre kommen, und konnten sie die Mutter nicht mit einem vollendeten Werk überraschen, kam diese mitten in's Gekehr, so träumte ihnen nichts Gutes. Sie machten sich daher hinter die Brüder und beredeten diese endlich mit Flattiren und Versprechen, so bald sie fertig seien, ihnen zu helfen. Sie wollten sie nie mehr verklagen, nie mehr auslachen, alle Mal, wenn sie in Keller gingen oder in den Spycher über's dürre Zeug, ihnen etwas kramen u. s. w., bis sie endlich Handels einig wurden. Nun ging es frisch an die Arbeit. Die Buben waren mit Misten bald fertig, verlegten auch den Mist auf's schönste, traten ihn sorgfältig nieder und halfen dann den Mädchen, welche das eiserne Geschirr mitten in der Küche hatten, das hölzerne beim Brunnen und an den Kachelbänken und an dem Heerde scheuerten und fegten aus [illegible] kräften und je länger, je mehr Hoffnung bekamen, [illegible] Sonnenuntergang mit ihrem Werke fertig zu sein.

Da ſtund plötzlich, lange vor der Zeit, die Mutter in der Küche mitten im Grebel und machte eine Poſtur, welche mit Leth's Weib große Aehnlichkeit haben mußte. Aber ſo ſtand Anne Marei nicht lange. Ihr dolders Kinder, was ſtellt ihr mir an, ungbeißen, wohl, ich will euch! Der jüngere Bub, der eben ganz ſtolz auf ſein Werk, mit einer geſetzten Gebſe vom Brunnen kam, kriegte die Erſtlinge und ſchrie mörderlich: Gieb de Meitſcheni, ih verma mih nüt, ih ha ume ghulfe, ih ha my Sach gmacht! Nun, der Junge brauchte Anne Marei die Fortſetzung des Gerichtes nicht anzuweiſen, es fuhr in der Küche mit Lebensgefahr herum, faſt wie ein Würgengel, klopfte und haute drauf los, ſchrie dazu: Ha nih nit geſeit, ihr ſöllit mr d'Sach la ſy, u jez, helf mr Gott, wie triff e nihs a, alles drunger u drüber, wie wenn's d'r Tufel mit Pürzle gwunne hätt. O Herrgott, wenn me d'r Rügge chehrt, iſt nüt mehr ſicher!

Nach Klopfen und Aufbegehren kam das Befehlen, und heulend und zähneklappernd ſtiegen die kleinen Leute in allen Ecken herum, fertig zu machen, und keine Stunde verging, war alles an ſeinem Orte, menſchlich ſah es wieder aus, und nach hergeſtellter Ordnung war es wirklich ſichtbar, daß die kleinen Leute was geſchafft und nichts Unnützes, denn es hatte überall gelautert.

Ehe aber noch Licht war im Ochſen und Leeren, kam auch Hans Joggi heim und ſah von weitem, daß gemiſtet worden, freute ſich deſſen, wenn auch ſeine Befehle überſchritten worden waren: Das ſy Bube, aus denen giebt es was, recht brav haben ſie es gemacht. Noch zufriedener war er, als er die Ställe muſterte und ſah, wie ſie nicht bloß gemiſtet, ſondern gründlich, ſowohl die Lager als die Gänge, gewaſchen hatten, und konnte nicht begreifen, als er um's Haus kam, warum dieſelben ſchluchzend im Schopf ſtunden und beiſerten. Die Mutter habe ſie gerügelt, gaben ſie zur Antwort, und ganz ungerecht, ſie hätten ihre Sache gemacht

und nachher den Meitschene geholfen, und wenn ſie nicht geholfen, ſo hätte es noch viel wüſter ausgeſehen. Ein ander Mal würden ſie ſich hüten, zu helfen, wenn ſie auf dieſe Art blöhnt würden.

Hans Jeggi ſprang deßwegen nicht die Wände auf, er wußte, daß Anne Marei nach dem Grundſatz regierte, und nicht ſchlecht: Erſt den Kopf ab, dann unterſucht. Auch er war der Meinung, beſſer eine Ohrfeige zu viel, als eine zu wenig. Als er auf's Schlachtfeld gelangte, begriff er, daß Anne Marei böſe werden mußte im erſten Augenblick und an den guten Willen der Kinder nicht denken konnte, denn in ein ſolches Gekehr heim zu kommen, wo man keinen Fuß ſicher abſtellen konnte, iſt nicht angenehm, und aufräumen zu müſſen, ſtatt in aller Ruhe ein Kaffee zu ſich nehmen zu können, ebenfalls nicht. Uebrigens kannte Hans Jeggi ſeiner Frau Eigenthümlichkeit, die durchaus keine Eingriffe in ihre Souveränetät dulden wollte, und als ſolche betrachtete Anne Marei alles, was man in ſeinen Departementen ohne direkten Befehl machte oder anrührte. Er fand wohl, es treibe es darin wohl ſtreng, indeſſen, da Anne Marei ſelbſt dachte, wenig vergaß und raſch zugriff, ſo machte es weniger. Wäre es umgekehrt geweſen und hätten Andere auch nichts thun dürfen, woran es nicht dachte oder das es nicht machte, dann hätte er wohl das Maul aufgethan, um d'Sach g'fördere. Er fand es noch immer, wie den lieben Gott auf Sinai, in Blitz und Donner, und heulend fuhren die Mädchen herum wie angezündete Schwärmer oder Simſons Füchſe im Korn der Philiſter, und auch ihn ſuchte Anne Marei anzuzünden und herum zu jagen, geß eine Menge von Anklagen über ihn aus, die nicht Platz in ſeinen Taſchen hatten. Er ſah wohl, daß bei Anne Marei noch was Beſonderes ſei, ſonſt wäre es doch nicht ſo, er blieb daher kaltblütig und ſagte, er wolle noch graſen, und wenn dann das Kaffee zweg ſei, ſolle man ihn

rufen. Was Anne Marei ihm nachrief, hörte er nicht und ging ſeinem Geſchäfte nach.

Hans Joggi hatte Recht, Anne Marei war böſe, vom Kopf bis in die Füße, und nicht ohne Urſache. Man denke, es kam ohne Anken heim und ohne Geld, hatte nichts gemeſſen, und ſtatt daheim was zu finden, fand es alles drüber und drunter, das Küchengeſchirr mitten in der Küche, kein Fünklein Feuer auf dem Heerde, im Gegentheil, alles unter Waſſer, und wenn es zu einem Kacheli Kaffee kommen wollte, konnte es eine gute Weile ſchaffen! Anne Marei war mit einer ſchweren Ankenballe von ungefähr zwanzig Pfund gelaufen wie aus einer Kanone, und als es endlich, im Schweiße ſeines Angeſichts, an Ort und Stelle kam, waren Monſieur und Madame z'Märit gefahren und niemand daheim, als eine alte, häßige Magd, die kein gut Wort gab um ein ganzes Fränklein. Dieſelbe ſchnurrte Anne Marei mächtig an über die Dummheit, an einem Märitag Anken zu bringen, es hätte doch ſinnen können, es träfe niemanden an. Das wollte Anne Marei aber nicht glauben, daß es das hätte ſinnen können, denn es gingen viele Märkte vorüber, ohne daß es ihm in Sinn käme, es müße auch dran ſein, das wäre eine ſchöne Zuverſicht, wenn alle Weiber meinten, ſie müßten an alle Märkte. Alles mit Unterſcheid, ſagte die Magd, du wirſt dich doch öppe, ſo Gott will, mit meiner Frau nicht zuſammen zählen. Warum nicht? ſagte Anne Marei. Sie wird die Naſe nicht an einem andern Orte haben, als ich? Aber jetzt, was machen mit dem Anken? Geh mit, wo du hergekommen, ſagte die Alte, das iſt d's Beſt. Das kann ich machen, ſagte Anne Marei, aber der Frau ſag dann, daß ich da geweſen und jetzt einſtweilen keinen Anken bringen könne, in den großen Werchen brauchen wir die Milch ſonſt. Kannſt ja Morgen wieder kommen, ſagte die Magd. Ohä! ſagte Anne Marei, deretwege verlaufe ich nicht wieder einen ganzen Tag, es iſt mir an dieſem zwider geweſen. He, ſo wäreſt

daheim geblieben, es hat dich niemand kommen heißen, ſagte die Magd. Selb wär gipätzig, antwortete Anne Marei, aber wenn ich gewußt, wie es mir ginge, gheiße oder nit gheiße, ehe wär ih allweg nit. He, wenn d'Frau dih gheiße het un er verſproche iſch, ſe la ne da, es iſch de ja usgmärtet. Das that Anne Marei denn doch ungern, ſeinen Anken aus den Augen zu laſſen, ohne Geld dafür im Sack zu haben, ohne einmal zu wiſſen, was es daraus löſen ſolle. Die Alte wollte durchaus nicht eintreten. Deſie nehme ſie ſich durchaus nichts an, ſie wiſſe nicht, was ſie mit einander geredet hätten, macht ihr's dann zuſammen, ſagte ſie, und kein Brösmeli, nicht einmal ein Stücklein Bred bet ſie ihm an, hieß es nicht einmal den Korb abſetzen, riß halbers den Korb ihm aus den Händen, brachte ihn alsbald leer wieder, ſagte: Kannſt ſehen, daß du das Geld bekömmſt, das iſt deine Sache, und verſchwand im Hauſe. Da ſtund Anne Marei einſam und verlaſſen vor dem Hauſe, endlich ſagte es: Die het uf my Seel neuis auf em Für unt Chummer, es bränt er e, ih hätt guti Luſt gah z'luege. Indeſſen das machte es doch nicht, ſondern ging, aber ganz gſtabelig vor Zorn, trank an einem Brunnen Waſſer und kaufte an einer Bredrinde, wie Weiber ſie oft zur Vorſorge in der Taſche haben.

Anne Marei war aber nicht umſonſt zornig, es war ihm wahrſcheinlich im Gemüthe, es werde weder Anken noch Geld dafür je ſehen, und ſo war es auch, der Handel ward mit Kniffen und Ausreden in's Reich der unausgemachten Dinge geſchoben, er war ſogenanntes fürgeſtelltes Gut geworden. Wer dieſe Vorgänge kannte und die Stimmung, in welcher Anne Marei heim kam, wird Wallungen und Ohrfeigen nicht bloß begreifen, ſondern auch gerechtfertigt finden.

Ewig währt jedoch kein Sturm, und als es endlich zu einem warmen Kaffee kam und ſeinen Zorn gehörig ausgepackt hatte über Tiſch, ward es ſo ziemlich ruhig und kam zu der Frage: Und dann du, wie iſt es dir gegangen? He,

ſagte Hans Joggi, rühmen kann ich nicht, doch konnte ich meine Sache verrichten. Aber, wenn ich d'r tuſig Gottswille us dem Züg wär, es düecht mih hundert Krone reuten mih nicht, wenn ich ſie ſchon ſo übel nöthig hätte, unter denen Leuten iſt es mir katzangſt geworden, es düechte mich immer, wäre ich nur ſchon wieder daheim!

Nun erzählte er auch ſeine Tagesgeſchichte, wie er den Hauptmann gefunden, der ihm erſt abgeputzt aus dem ſi und nichts damit zu thun gewollt habe, weil er das Geſchäft einem Andern abgegeben, ſelbſt Geld nöthig hätte und ſchen müſſe, wie er es mache. Endlich, als er gehört, daß er auch Geld bei ſich habe, habe er geſagt, man müſſe mit ſeinem Agenten reden, wenn man wüßte, wo er wäre. Als der kam, that er lange wüſt und ſagte, ſo hätte man es mit den d—Bauern, endlich habe er geſagt: Seh, was beſt, mach füre! Da hätten beide geſucht, daß es ſo wenig ſei, und als er geſagt, er würde mehr Geld haben, wenn er nicht gethan, was der Hauptmann gerathen, Geld an's Land gewendet, ſo habe der geſagt, das gehe ihn nichts an, er, Hans Joggi, habe es in dem eigenen Nutzen gethan, er, Hauptmann, habe nicht befohlen, Hans Joggi hätte ja machen können, was er gewollt.

Alſo einen Zins willſt machen, habe es geheißen, den habe man ihm abgenommen, darauf habe der Mijor, wie ſie ihm geſagt, die ergangenen Koſten verweg genommen. Darauf habe der Hauptmann geſagt, wenn er warten müſſe, wolle er entſchädigt ſein, er müſſe an einem andern Orte Geld ſuchen, mit minder als dreißig Thalern wollte er es nicht machen. Da kam dem Hans Joggi ein Gedanke, von dem er glaubte, der ſei gut und treffe den Nagel auf den Kopf, er ſagte dem Hauptmann, er wolle ihm ſeine Forderung auf dem früher beſeſſenen Heimweſen abtreten. Der aber lachte ihn ſchrecklich aus mit dem Vorſchlag, ob er ihn für ſo dumm anſehe, ſagte er, Hans Joggi ſei ihm lang gut genug, aber

mit der Sach wolle er nichts zu thun haben. Der Mijor meinte, wenn er es für d's Halbe nehmen ſollte, würde er erſt vierzehn Tage Bedenkzeit nehmen, um die Sache genau zu unterſuchen. Vielleicht bekäme man was, vielleicht nichts, aber allweg müſſe man gleitig drhinter. Darauf erichrak begreiflich Hans Joggi und frug, ob einer von ihnen ihm die Sache übernehmen wolle, habe der es ſo gemacht und mit dem Hauptmann nicht geredet, ſo borge er ihm auch nicht mehr, er merke, daß jeder zu ſich ſelbſten ſehen müſſe. Aber keiner von ihnen wollte ſich damit befaſſen, ſie ſagten ihm, wenn er ein wenig warte, ſo werde der Rechte bald kommen, der triebe den Teufel ſammt der Großmutter aus der Hölle; wenn der Teufel nicht Sorg zu ihm hätte, ſo hätte er ihn längſt holen ſollen. Das ſei ein gruſamer Kriegsheld, er fürchte das Kind im Mutterleib nicht, wenn's keinen Säbel hätte, man ſage ihm nur der Strichli Komidant.

Wie ſie ihm das geſagt, kam er juſt und ganz kühn mit ſeinem Käppi à la Duſour. Das iſt ne, ſagte man ihm. Gott grüß euch, Herr Strichli Komidant, hätte euch wollen angehalten haben, mir eine Sache zu übernehmen, ſagte der ehrliche Hans Joggi. Nun hätte Hans Joggi bald Schläge bekommen, wenn er nicht retirirt wäre und geſagt hätte, er ſolle nicht zürnen, die da hätten es ihm geſagt, er heiße ſo. Wartet ihr Schurken, habe darauf der Strichli Komidant geſagt, wenn's gnämelet ſo muß, ſo ſoll es nicht lange gehen, ſo laufet ihr mit dem rechten Namen im Lande herum oder habt ihn gar am Buckel! Der Komidant wollte ihm aber die Sache nicht übernehmen oder er mache ihm einen Verſchuß, er wolle ſein gut Geld nicht verlieren, vielleicht ſammt der Mühewalt. Dem habe er zwanzig Thaler geben müſſen, es habe ihn wohl viel dücht, aber was machen? Jetzt könne man doch ruhig ſchlafen, weil d'Sach beſorgt und, wie er glaube, in guten Händen ſei, brauche nicht mehr alle Tage des ume z'laufe und z'Unnutz Zyt z'verbrueche, ſondern könne

ſchaffen, wie üblich und bräuchlich. Das war Anne Marei ſchon recht, aber verſtaunen that es über das Geld, das Hans Jakob verbraucht und hell für nüt. Der Anken fort, d's Geld fort, zwanzig Thaler, dreißig Thaler und dem dritten Scheim auch einen ſchönen Schübel, alles eis Tags! Da können wir ein ganzes Jahr arbeiten, von einer Tagheiteri zur andere, wir verdienen nicht ſo viel. Und für was? für nüt und aber nüt, die bringen uns über nüt, ſie haben es gut im Sinn, und das iſt nur der Anfang, zähl darauf, Hans Joggi, du Lümmel! Nun brach ein ſchrecklicher Jammer aus, es ſelligs Geld, e ſellige Ma, ſo e Lümmel, ſövli gnue thue, ſo über nüt cho, o, Hans Uli, wär ich doch ſcho by dr!

Und nun ging der ſprachloſe Jammer los, der auch den Kaltblütigen den Schweiß austreibt. Glücklicherweiſe erlöſcht zumeiſt dieſer Jammer in der Nacht, der unausſprechlich großen Wohlthat, dem rechten Neujahrkindlein, welches der liebe Gott ſeinen armen Tröpfen, den Menſchenkindern, ſchenket.

Es hat einmal Einer geſagt, und die Menſchen haben es nachgegagget, die Nacht ſei keines Menſchen Freund. Es iſt ſehr merkwürdig, wie die Menſchen das ſinnloſeſte Zeug wie Orakelſprüche mit Reſpekt entgegen nehmen und mit großer Haſt nachſagen, in der Hoffnung, man halte ſie dann, wenn nicht für das Orakel ſelbſt, ſo doch für den dreibeinigen Stuhl, auf welchem ein Orakelnder ſitzt und ab welchem ein Orakel rollt. Sobald was klingt, kriegen die dummen Menſchen Reſpekt, ob es Sinn oder Unſinn enthalte, vermögen ſie nicht zu unterſcheiden, ſo dumm ſind ſie faſt durchſchnittlich und wenn ſo ein Kameel in Mode kömmt, ſo ſehen es die dummen Menſchen für einen Löwen an, und plappern ihm Dinge nach, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen.

Ja wohl iſt die Nacht des Menſchen Freund! Von ihrer ſentimentalen Seite, von des Mondes Schein und der Sonne Glanz wollen wir abſehen und ganz proſaiſch, ja ſogar

apothekerlich ſprechen. Sie iſt das ungeheure, unendliche Pflaſter, deſſen Lieferung und Zubereitung der liebe Gott glücklicherweiſe keinem Apotheker verdinget, ſondern dieſelbe ſich ſelbſten vorbehalten hat, Nothfälle ausgenommen, wo ſie mit etwas Opium in ſpeciellen Fällen nachhelfen dürfen. Mit dieſem großen Pflaſter deckt er nun zu rechter Zeit und zudem gratis ſeine Geſchöpfe zu, Menſchen und Vieh, Blinde, Lahme, Geliebte, Ungeliebte, Kranke und ſonſt Müde, wickelt ſie ein in Schlaf, was noch unendlich angenehmer iſt, als in naſſe Tücher wie bei Waſſerkuren. Uebel ſind verſchwunden, Krankheiten geheilt, Kummer verſenkt, Neid, Haß, Zorn und Rachgierigkeit vergeſſen, und wenn der Morgen kömmt, iſt friſch der Muth, die Seele gereinigt von den dumpfen finſtern Dünſten, die am Abend in's Gemüth und in die Glieder ſich ſetzen, mit andern Augen ſieht man die Menſchen an, mit neuer Kraft geht man an's Tagewerk. O, wenn man am Morgen und am Abend Köpfe und Gemüther wägen könnte, was meint man wohl, um wie viel Millionen Centner wären beide am Morgen wohl leichter, als am Abend?

Aber wie groß denn auch der liebe Gott das Pflaſter ſtreichen mag, es iſt alle Tage zu klein, und wie ſehr auch und um wie viel Geld die Apotheker nachbeſſern, es bleibt immer noch eine anſehnliche Menge, welche die Wohlthat der Nacht nicht genießen, die der Schlaf nicht einwickeln will. Das ſind die in ſchweren Leiden Liegenden, die welche hölliſche Pein leiden, weil ihre Gewiſſen in Brand ſtehen, die welche die Arbeit nicht müde gemacht, aber das Freſſen, das ihnen nun ſo ſchwer im Magen und in den Gliedern liegt, die welche Liebes-Pein und Kummer wach erhält. Doch gewöhnlich ſchlafen dieſe gegen Morgen noch ein und ſchlafen noch einige Stunden ſehr ſüß. Und Manche ſchlafen nicht, das Laſter hält ſie wach, und Manche ſchlafen nicht, die Sorge hält ſie wach, ſind verſchiedene Kreaturen dieſe beiden Sorten, die Einen möge der Herr züchtigen, bis das

Laſter von ihnen geht, den Andern die Sorgen ſegnen, daß es ihnen leicht wird um's Herz, daß wenn man den Einen und den Andern gute Nacht wünſcht, der Wunſch wieder ein geſegneter ſei.

Nun, Anne Marei hatte wirklich einen geſegneten Schlaf, und ein gar heilſam Pflaſter auf ſeinen Jammer war ihm die Nacht, müd an Leib und Seele waren ihm die Augen zugefallen, lange wollten ſie am Morgen ihm nicht aufgehen. Als es ſie endlich z'Noth aufbrachte, denn Anne Marei gehörte unter die Leute, welche aufſtehen wollen und nicht unter die, welche ſchlafen je länger, je lieber, lag es ihm noch in den Gliedern, aber es hatte im Gemüth ihm um viele Centner geleichtet, und die Augen hatten ſich anders gefärbt, ſo ſchwarz kam ihm doch die Welt nicht mehr vor.

Es wurde noch immer zornig, wenn es an geſtern dachte, aber nicht muthlos, es kam wieder zum wahren Weibertroſt, denen wolle es es doch einmal noch ſagen, daß ſie ſich züpften wie Hühner, wenn ſie ſich mauſern, und daß ihnen das Haar ungſtrubelt gehe, und es müßte es der Tüfel thun, wenn es nicht Geld für ſeinen guten Anken bekommen ſollte, es wolle ihnen ſagen, bis ſie froh ſeien füre z'machen. Die guten Weiber meinen, wenn ſie z'weg kämen, d'Sach z'ſäge, z'Platz z'rede, ſo ſei halt alles gwunne. Viel verrichten ſie mit dem Maul, ſelb iſt wahr, aber viel verrathen ſie auch damit, ſelb iſt eben ſo wahr, und wenn viele mehr die Hände gebrauchten, als das Maul, ſo wären viele Männer nicht ertaubet und viele nicht vergeltstaget. Bei Anne Marei ſtunden die Hände und der Mund in allerſchönſter Harmonie, in viel größerer, als bei mancher Gräfin, freilich konnte es nichts machen auf dem Klavier, dafür aber hundert Sachen, ſogar etwas lismen, wovon ſo eine Gräfin keine Ahnung hat, ja nicht einmal eine Baronin. Ach wie ſchön, daß wir im Canton einmal auch Baronen und Baroninnen kriegen! Wenn andere Titel wenig oder nichts mehr gelten, hat man ganz

Recht, es mit Baronen und Baroninnen zu verſuchen, wir zweifeln aber, daß viel Glück damit gemacht werde. Jedenfalls werden ſolche Titel in deutſchen Bädern, an franzöſiſchen Spielbanken und bei durchreiſenden heimathloſen baroniſirten Vögeln mehr gelten, als in berneriſchen Landen und in berneriſchen Rathsſäälen. Will man das Alte, ſo bleibe man bei den alten Titeln, es iſt nichts gemeiner, als ſich ſelbſt zu betiteln und zu baroniſiren.

Nun, an's Baroniſiren dachte einſtweilen Anne Marei durchaus nicht, obgleich es Bäurin in der Keßlere war und einſtweilen es zu bleiben gedachte, ja es hatte es eigentlich ungern, obgleich es ihn's verdammt angenehm kitzelte, wenn jemand vor dem Hauſe fragte, ob die Bäurin daheim ſei, ſie ſöll doch füre cho. Ja, eine ſchöne Bäurin, ſagte Anne Marei, wenn d'r Hof zahlt wär u me nit d'Hut voll Schulde hätt, wie e Bettler d'r Gring voll Läuſe! aber es ward doch voll Heldſeligkeit und gab den huldreichſten Beſcheid, den es in ſeiner Gewalt hatte. Der Titel gehörte ihm eigentlich, denn ſie beſaßen einen Bauernhof und Schulden machten daran nichts. Du lieber Gott, wenn keiner ein Baron wäre, der Schulden auf ſeiner Baronie hätte, wie viele Barone thäte es doch wohl noch geben auf dem weiten Erdenrund.

Zwölftes Kapitel.

Von ungleichen Gedanken und ungleichen Jahren und wie ein Gang den andern nach ſich zieht und Alles neu wird.

Die Stündigung, welche Hans Joggi erlangt hatte und während welcher er unangefochten bleiben konnte, betrug bei vier Monaten, während welcher Zeit ſein Schuldner zur Be-

zahlung getrieben werden konnte. Das ist ein bedeutender Zeitraum, besonders für Leute mit kurzen Gedanken, so daß, was hinter denselben gestellt ist, sie gar leicht vergessen, wenigstens ganz aus Gesicht und Gedanken verlieren, auch nicht an das unmerkliche Eilen der Tage denken, so daß die fatalen Termine erscheinen unerwartet, als wie vom Himmel herab. So ging es auch unserer Keßlere Bursami, nachdem noch einige lange Tage vorüber waren. Das ganze Geschäft gehörte nicht in ihren Gedanken-Kreis, hatte einstweilen darin keine Wurzeln, es war wie ein Stein, der mit Geräusch in's Wasser fällt, das Wasser erregt, Ringe zieht, was aber alles bald vergeht. Sie ermaßen weder dessen Bedeutung, noch die möglichen Folgen, sie dachten, das werde sich jetzt schon machen, der Andere werde zahlen müssen so gut als sie, dann sei der ganze Tschuep aus. In ihren Gedanken lag ihre Arbeit, wie es eigentlich zum Theil recht ist. Wir sagen zum Theil, denn etwas Höheres als das Schaffen um's tägliche Brod soll in den Gedanken des Christen sein, denn er hat eine unsterbliche Seele, und je nachdem die besorgt ist, kömmt sie in eine Ewigkeit, und es lebt auch der Mensch nicht vom Brod alleine, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Nun gar nicht an's Höhere dachten unsere Leute doch nicht mehr, namentlich Anne Marei nicht, Hans Ueleli war seine Himmelsleiter.

Es war diesmal ein Sommer mit unbeständigem Wetter, wo der Bauer bitterlich klagt, man könne in Gottes Namen nichts machen, nicht vorwärts kommen. Da sieht man wirklich viele wenig oder nichts machen, sie trocknen um's Haus herum an der Luft die Zähne und sehen nach den Wolken und nach der Sonne und sagen in jeder Hausecke: Wenn me nume wüßt, wies käm, ob es morn noh regnet oder nit, wenn es noh regnete, so wollten wir dies machen oder das, regnet es aber nicht mehr, so wäre es ja ungeschickt, wenn man etwas angefangen hätte, das man dann wieder liegen lassen müßte.

So ging es bei Hans Joggi nicht, die Kunst verstund er, jede Stunde zu Ehren zu ziehen, immer was Passendes vorzunehmen, daher war bei ihm auch alles immer zweg. Wollte man pflügen, brauchte man nicht erst ganze Tagè den Pflug zweg z'machen, oder im Heuet die Wagen aufzuleitern und zweg zu machen weil sie noch zum Mistführen eingerichtet waren, ungesäumt konnte man jeden Augenblick an alles hin, was gemacht werden konnte.

Man glaubt gar nicht, was das fördert, wenn man alles Nöthige fertig bei der Hand hat und nicht erst bei allen Handwerkern herumlaufen und d'r Gotteswillen anhalten muß, sie möchten doch schnell machen, man müsse es haben. Napoleon ließ auch nicht erst Kanonen gießen, wenn es ihm einfiel, in vierzehn Tagen in Wien zu sein.

Es war kein schlechtes, aber auch kein gesegnetes Jahr, wie das vergangene. Es giebt Jahre, wo jeder Zaunstecken und jeder Holdersteck etwas abzutragen scheint, der Bauer ung'sinnet Geld macht, mehr als er fast nehmen darf, und das will viel sagen. Das sind die Jahre, wo die Hauptprodukte, Korn, Heu wohl gerathen und zudem alles oder das meiste Beiwerk, Flachs, Hanf, Lewat und Obst, das Geld ihm zu allen Löchern einregnet, daß er fast nicht zweg kömmt mit zählen und mit dem Ertrag der Nußbäume den Zins machen kann. Sie sind selten diese guten Jahre, es ist schade darum, denn man glaubt gar nicht wie holdselig und lieblich anzuschauen in solchen Jahren Bauer und Bäurin werden, es lächert sie Tag und Nacht. Es gab Heu und Korn, so daß der Bauer sagen mußte, man wird müssen zufrieden sein, es gab schon mehr, es gab schon minder, aber Obst war wenig, der Frühluft hatte die Blüthe versengt, den Flachs hatten die Erdflöh zum größten Theil sich zu Gemüthe geführt, der Hanf blieb kurz, und dem Lewat hatten die Spätfröste nicht wohl gethan. Hans Joggi's Schatzkammern, die alten Fürfüße und Fürtuchsäcke füllten sich nicht ung'sinnet, sondern blieben zum

Theil ganz leer, doch sagte Hans Joggi, das mache nichts, wenn alles gehe, wie es solle, so habe er keinen Kummer, denn mehr als den Zins bringe er doch auf. Nach dem Bettag hatte er mit dem Vieh das erste Unglück, es blähte ihm seine beste Kuh, die unlängst gekalbert hatte, man sah es zu spät und konnte sie nicht retten, man mußte sie metzgen. Die meisten Leute scheuen dieses Fleisch, und wer ekel ist, ißt gar keins davon. Freilich war da wenig eingeschüttet worden, man roch dem Fleisch gar nichts an, aber wer einmal nicht mag, der mag nicht. Etwas brauchte er, aber bloß um vier Kreuzer das Pfund, viel salzte er ein, aber damit ward es auch schlimm, da noch warm Wetter, am meisten löste er aus der Haut, aber wenigstens die Hälfte des Werthes, vielleicht sechzig Gulden, gingen ihm verloren.

Die Leute schüttelten bedenklich die Köpfe, der werde den frühern Keßlernbauern nachwollen, sagten sie, der Weibel sei ihm schon mehr als einmal vor dem Hause gewesen, das sei nie ein gut Zeichen, jetzt fingen die Unglücksfälle an, und einer werde nach dem andern kommen, und viel werde es nicht mangeln, bis er überlüpft sei. Nit, er erbarme sie mehr als einer der früheren, denn der könne und thue arbeiten, aber es sollte jeder, wenn er was mache, sehen, was er mache. Gar zu theuer habe er wohl den Hof nicht, und dem Verbessern habe er wohl was rechnen können, aber jeder Hof sei zu theuer, wenn man wenig oder nichts daran zahlen könne, an's Kehren sollte man auch denken. Es gehe in der Welt nicht wie im A B C, wo immer und alleweil der gleiche Buchstabe nach dem andern komme, so daß man immer exakt wisse, wie Eins auf's Andere folge. Nun, wenn Einer noch gute Leute an der Hand habe, so mache es sich, da habe man Geduld und Freude, wenn der Schuldner zweg komme, und wenn er sein Möglichstes thue, so helfe man ihm nach. Aber er habe da mit einer Bande sich eingelassen, wo er z'Bode müße, er möge wollen oder nicht. Die seien allesammt dem Tüfel ab em Karre gheit,

und wohl ſei es denen nicht, wenn ſie nicht alle Wochen ein halb Dutzend unglücklich machen könnten, man müſſe glauben, ſie hätten deretwegen einen expreſſen Akkord mit dem Teufel. D'rnebe wär Hans Joggi alte gnug, hätt ſölle witziger ſy und mit der Bande ſich nicht einlaſſen, und dazu heiße es noch, ſie hätten ihn gefüllt, die Frau auch und ſie beide übernommen, daß es keine Art gehabt. So habe man es, wo Spitzbuben ſeien, ſei ihnen ſo wenig zu vermachen, als den Mäuſen und ſo wenig zu verdörnen, als den Füchſen! Das geſchah ſehr häufig, daß man jemanden einen Rauſch anfing, mit ihm einen Handel abſchloß vor Zeugen und denſelben dann durch deren Zeugniß gültig machte. Solchen Spitzbübereien vorzubeugen, erließ man ein Geſetz, daß kein Kauf gültig ſein ſolle, er ſei dann vor einem Notar angegeben und beglaubigt. Damit glaubte man derartigen Schelmereien vorgebogen zu haben, aber, ohä! Wenn zufällig oder weil er was geſchmecket ein Notar in der Nebenſtube iſt, wo einem Betrunkenen ein Handel angehängt wird, ſo braucht der Beſeſſene nur über die Zimmerſchwelle zu ſtolpern oder beſſer noch, der Notar wird gerufen, er trinkt viel, ſchreibt wenig, nimmt das Gelübde ab, und die armen Teufel auf der Welt werden um einen vermehrt. Uns nimmt ſehr wunder, wenn einmal der liebe Gott das Verborgene an die Sonne bringen wird, wie mancher ſolcher Schreiber noch nachträglich gehenkt werden muß.

Alſo die Leute hatten Bedauern mit Hans Joggi, konnten eine gewiſſe Anerkennung ihm nicht verſagen, ſie erkannten, wie mit ihm geſpielt wurde, und doch machte ihn niemand darauf aufmerkſam, man zog ſich von ihm zurück, behandelte ihn kürzer, hütete ſich, irgendwie mit ihm ſich zu betheiligen, machte ihn mehr und mehr zum todten Mann, deſſen ſich niemand mehr zu achten ſchien, um auf keine Weiſe durch ihn zu Schaden zu kommen. So ein Lumpenpack ſind wir, ganz kaltblütig laſſen wir einen Menſchen vor unſern Augen untergehen,

unſere einzige Sorge dabei iſt bloß die, daß wir dabei nichts verlieren, ſondern allfällig noch gewinnen.

Jene ſpitzgenäste Frau, deren Bekanntſchaft wir an der Grädd von Hans Ueleli gemacht, drehte recht gottſelig die Augen im Kopf herum und ſeufzte: Hab ich es nicht geſagt, denen werde es nicht gut gehen, die hätten ſich ſchwer verſündigt, wenn man nur vernehmen könnte, womit. So iſt's aber mit der Keßlere, der iſt's geordnet, daß nur ſchlechte Leute dahin kämen, die abzubüßen hätten, und wer da ſterbe, müſſe wieder kommen, bis ſeine Zeit um ſei. Es nehme ſie wunder, was man dort alles ſehen müſſe. Nicht um alles in der Welt möchte ſie nach Sonnenuntergang am Hauſe vorbei gehen, da könnte man was aufleſen, an dem man ſein Lebtag genug hätte. Sie habe einen Ton gehört, ſie wolle aber nichts geſagt haben, der liebe Gott wolle ſie davor bewahren, daß ſie jemanden Böſes nachrede oder ihn gar verdächtige, aber wenn Eine einen gekauften Mann habe und vorher gemacht, was ſe gut düecht heig, ſo ſött ſi nit welle die beſte ſein und alle Andern dür thue.

Von dieſem Wechſel des Windes merkte das Ehepaar in der Keßlere nichts, es war zu vertieft in ſeine Sache mit all ſeinen Gedanken. Wenn wir d'r Tufig Gottswille ume ko möge, ſagte Anne Marei faſt alle Tage. Selligi Unglück, faſt nüt z'verchaufe, u ſit d'r Kleb todt iſt, düechts mih, es well mr kei Anke meh gä! He, ih wett nit vrzappeln, es iſt bis daher gegangen, warum ſollte es nicht noch weiter gehen, antwortete dann Hans Joggi unerſchrocken.

An einem ſchönen Sonntag Nachmittag trappete Hans Joggi in's Dorf herab, Salz zu holen. Er dachte nicht daran, daß das eine Sünde ſein könnte, es war das ja kein Werk, und eben weil es kein Werk war, hatte man an Werktagen nicht wohl Zeit dazu. Es war bloß ein Spaziergang zur Erholung, und ob er dabei einen halben Centner oder nichts auf der Achſel hatte, merkte er nicht. Wenn ihn jemand darauf

aufmerksam gemacht hätte, das sei Sünde an einem Sonntag, so hätte er geantwortet: Es wär wohl gut, es g'schäch nüt Böseres! So e Brichtig ist doch besser als z'fuse u z'hudle, wie's jetzt ame ne Sundig d'r Bruch ist.

Wir denken, Hans Joggi habe hier so Unrecht nicht. Es ist wirklich sehr schwer eine Linie zu ziehen zwischen der jüdischen Sabbathfeier und dem unchristlichen Sonntagsschänden, so daß dabei eine verständige christliche Sonntagsfeier herauskömmt. Geometrisch sie ausmessen und Marksteine setzen kann man nicht, der fromme Sinn muß die Linie ziehen, festhalten und die Nothfälle bestimmen, die allfälligen Ausnahmen erlauben. Kochen und füttern muß man doch in allen christlichen Landen, dagegen haben selbst die Herren Engländer nichts, weiter soll man ruhen von der üblichen Werktagarbeit, vom Handeln und Schachern, aber wir denken, wir nehmen dem Hans Joggi die Verrichtung des Salzholens, welche am Samstag nicht geschehen konnte, ohne Nothwendiges zu versäumen, nicht übel, sie beschwerte ihn nicht, er erbaute sich darob, er betrachtete Gottes Wunderwerke, freute sich über schön bestellte Aecker, auf denen der Roggen röthlich zu schimmern begann. Hier und da dachte er freilich, dieser Bauer kann's noch nicht, der könnte noch bei mir lernen, oder: Wenn ich da Bauer wäre, den Hof wollte ich anders in die Finger nehmen, es müßte mir nicht lange gehen, so müßte er mir ganz anders aussehen. Während man das Salz ihm zuwog, betrachtete er das Salzstübli, das Salz und brummte für sich, das hätte doch afe kei Gattig, was das für Salz sei, dreckmaß und unsauber, wär's trocken, wög's einen Viertel weniger, und dann so exakt im Geld, daß man nicht wisse, wie es auftreiben! Wenn man exakt sein wolle, so sollte man exakt sein dä Weg u diese Weg, und sei die Regierig so auf dem schönen Geld, so sollte sie doch auch drauf'sehen, daß man gutes Salz bekomme, von wegen, man könne das Salz nicht nehmen, wo man wolle, sondern müsse es bei ihr nehmen. Man könne

klagen, ſäg me! Ja, u was bring me ab? Eine verklage, wo es gut mit dem Salzfaktor könne und ſeiner Meinung ſei, heig e Naſe und man könne den Stecken am dreckigen Ort in die Hand bekommen. Er habe immer gehört, bei ſellige Unterſuchige komme es wenig auf die Sache an, ſondern was für Augen der habe, welcher unterſuchen ſolle, hergegen habe er nie gehört, daß Einer weit ſpringe, wenn er eine Maus bei der andern Maus verklage.

Während er ſolche Betrachtungen anſtellte, wurden ihm ſeine vierzig Pfund Salz zugewogen und er ſah wohl, wie das Säcklein ganz naß wurde. Er zählte ſein Geld dar. Mit Luchsaugen betrachtete die Salzauswägerin die Stücke und ſie fanden Gnade in ihren Augen, ſie ward ganz freundlich, ja ſie ſagte ſogar, wenn er etwa gehen wolle, einen Schoppen zu trinken oder auch in die Verſammlig, ſo könne er das Säcklein hier laſſen und es nachher abholen. Da übernahm es Hans Joggi, er ſagte, er ſei kein Stündeler, und wär er's, müßte er doch preſſiren, heim zu gehen, während die Sonne ſcheine, damit ſie ihm das Salz trockne, es laufe ihm dann nicht aus, ſpäter im Nebel könnte es ihm fehlen. Potz, wie ſchlug das Wetter um auf der Frau Salzwägerin Geſicht! es ward krebsroth und ihre Augen funkelten, um Mitternacht hätte man bei ihrem Glitzern leſen können. Du Hagels Hans Joggi, ſagte ſie, das Salz iſt mehr als gut für dich, es iſt bräven Leuten, als du biſt, gut genug. So einer, der die Kinder am heiterhellen Tag, Angeſichts ſeiner ertrinken läßt, ſoll nicht kommen und mir Schlämpertige anhängen vor meinem Fenſter, und damit ſchmiß ſie den Schieber zu.

Hans Joggi ging, wie bekannt, keine Rede klar, im Zuſammenhang verſtändlich in's Gemüthe, ſie prätſchte nur an ihn und zerbröckelt blieben die Worte ihm im Ohre liegen. Da rührte ſich nach und nach ein Wort nach dem andern, ſo gleichſam als wären es Steinchen in einem Schuhe, deren Bedeutung man auch nicht alsbald ermißt, er mußte ſie zu-

ſammenleſen, zuſammenſetzen, mühſam wiederkauen, und erſt nach und nach ſchien ihr Sinn verſtändlich und klar zu werden. Dieſe Operation müſſen gar viele Menſchen bei jeder Rede vornehmen, abſonderlich bei den raſch und im Eifer gewechſelten. Bei dieſen Operationen bleiben aber leicht Worte vergeſſen liegen, werden dem Ganzen unrichtig, weiter vornen, weiter hinten eingefügt, man bringt alleweil einen Sinn heraus, aber einen ganz andern, als die urſprüngliche Rede gehabt, daher kommen die unzähligen Mißverſtände unter den Menſchen, lächerliche und ernſte, ſie entſtehen weder aus Bosheit noch aus Abſichtlichkeit, ſondern weil man die Rede nicht alsbald aufzufaſſen im Stande war, ſondern hintendrein ſie mühſam zuſammenbröſmen mußte; die Mißverſtändniſſe ſind aber eben darum um ſo hartnäckiger, weil keiner ſich bewußt iſt, daß er Gefährde treibe, ſondern jeder ſich in der Wahrheit glaubt, der Eine ſchwört, ſo habe er geredet, der Andere ſchwört, das habe er gehört.

So ging Hans Joggi, die Worte zuſammenleſend und kauend, vom Salzhaus weg, ſtieß ſich an ein Wort nach dem andern: Verſammlig, Salz u. ſ. w., ſtolperte ſo am Wirthshaus vorbei, ohne ſich beſonders zu achten, was da vorgehe, da hörte er ſich rufen und einige Herren ſtunden auf der Terraſſe vor dem Hauſe, von denen einer ihm entgegen kam, es war der Hauptmann. Hans Joggi verſtunete, als er ihn ſah, und es gab ihm einen ordentlichen Klupf in's Herz, er wußte eigentlich nicht warum, denn der Hauptmann hatte nicht Urſache böſe zu ſein, und das Geſchäft ging ſeinen Weg, ward wohlbeſorgt und aufgehoben. Er hatte die ganze Geſchichte im Hintergrund ſeiner Gedanken, dachte nicht daran, jetzt rief die Erſcheinung des Hauptmanns ſie in den Vordergrund, er mußte unwillkürlich denken: Tüfel, iſt ächt neuis nit recht?

Der Hauptmann war ſehr freundlich. Das iſt brav, ſagte er, daß ihr unſerer Verſammlung beigewohnt, hätt das gar nicht von euch erwartet, wie hat es euch gefallen, gället,

da hat man klar Waſſer eingeſchenkt und ausgelegt, was Trumpf iſt. Er gehe in keine Verſammlige, ſagte Hans Joggi, er gehe jeweilen z'Chilche, aber heute ſei er nicht geweſen, er habe nit möge ko, er ſei zu lange gelege, er habe nur Salz geholt, an Werktagen habe man gewöhnlich nicht Zeit dazu. Der Hauptmann lachte ſehr, daß Hans Joggi meinen konnte, er beſuche eine geiſtliche Verſammlung. Ihr ſeid ein luſtiger Hans Joggi, daß ihr meint, ich ſei ein Stündeler und laufe in ihre Verſammlungen. Nein, das war eine Volksverſammlung zum Beſten des Landes, wo man dem Volk zeigte, wie es geknechtet ſei, und wie es frei werden müſſe, und wie es einmal Zeit ſei, daß es alles erhalte, was ihm ſo ſchändlich vorenthalten wird. So eine Verſammlung war hier.

Verſammlig iſt Verſammlig, ſagte Hans Joggi, ich denke, eine trage ſo viel ab als die andere. Da ward der Hauptmann häſſig, ſo ſchlechtes politiſches Holz war ihm doch ſelten vorgekommen. Und wie iſt's mit meinem Geld? frug er. Ihr wißt, in vierzehn Tagen iſt der Termin aus. Kann ich auf mein Geld zählen, hat euer Schuldner gezahlt, oder wie ſteht ihr mit ihm?

Das weiß ich nicht, das ha nih my Seel ganz vergeſſen, antwortete Hans Joggi erſchrocken. Ihr wißt ja, ich übergab's dem Kumidant, der wird die Sache ſchon machen, bis ſie gut iſt, wenn es nur nicht ſo hungsviel koſtete! Ihr ſeid doch der gleichgültigſte, leichtſinnigſte Hausvater, der mir je vorkam, um ſo wichtige Sachen ſich nicht zu bekümmern! Wenn ſolche Menſchen um ihr Vermögen kommen, ſo ſoll man ſich doch wahrlich nicht verwundern, ſie thun darnach, ſind ſelbſt ſchuld, aber das begreifen die dummen Leute nicht und ſchreien, als ob die wo das Geld hätten oder die Agenten daran ſchuld wären, als ob nicht jeder zu ſeiner Sache ſehen müßte und was er weggegeben, gerne wieder zurück hätte. — Er könne nicht an alles ſinnen, wenn er den Hof werchen ſolle, und das ſei die Hauptſache, ſagte Hans Joggi; wenn der Hof gewerchet

ſein ſolle, ſo müſſe man ihn ruhig laſſen und ihn nicht alle Tage im Lande herum ſprengen, beides gebe es nicht. Ob er das Geld vierzehn Tage früher oder ſpäter erhalte, das komme doch in Eins, aber ob vierzehn Tage früher oder ſpäter geſäet werde, ſei was ganz Anderes. Sein beſter Acker ſei zum Säen zweg und das Wetter gut, wenn der geſäet ſei, etwa in acht Tagen könne man dann ſehen. Aber der Hauptmann komme ja mit dem Kumidant oft zuſammen, er ſolle ihn ſelbſt fragen, wie er mit dem Geld zweg ſei, ſo habe er gleich die Antwort und er brauche ſie ihm nicht expreß zu bringen.

Dieſe Unſchuld verſprengte den Hauptmann faſt vor Lachen, er erzeigte es jedoch nicht, ſondern that zornig, und mit einer ſehr ſcharfen Ermahnung, zur Sache zu thun, ſonſt wolle er ihm ſchon Beine machen, entließ er den armen Hans Joggi. Als er in's Wirthshaus zurückkehrte, erzählte er dem Mijor den luſtigen Spaß, was das für ein Burſche ſei, der den Arbeitsteufel im Leibe hätte, wie man wohl Wenige fände in Iſrael. Ja, aberobo, ſagte der Mijor, in acht oder vierzehn Tagen iſt die Stündigung aus und ich kann fürfahre. Geld hat er natürlich keins, denn ich bin überzeugt, der Strichlibub hat an der Sache keinen Federzug gethan. Ich mußte neulich lachen, wie er es einem Müſterler gemacht.

Der hatte ihm den Tannzapfenwirth übergeben, den Dicken, du kennſt ihn wohl. Mit dem iſt er gut bekannt und auch mit der Frau, du weißt, wie er iſt, das ſind Leute, die haben alles gemein wie die Buben die Vogelneſter. Der Müſterler preſſirte mit dem Gelde, wahrſcheinlich hatte ihm jemand Angſt gemacht, er ſolle nicht trauen, wenn der Tannzapfenwirth ſchon dick ſei, ſei er doch nicht mehr breit, d. h. mit Geld. Unſer Strichlibub läßt ſich nicht Angſt machen, er hat immer eine Ausrede bei der Hand, trinkt unterdeſſen beim Tannzapfen manche Flaſche gratis, bis endlich der Müſterler zornig ſeine Papiere zurückverlangt. Der Kumidant ſagt, er habe ſie nicht, ſie lägen in der Amtsgerichtsſchreiberei,

nun fährt der Müſterler in die Amtsgerichtsſchreiberei, dort ſind ſie auch nicht. Er läuft zum Präſidenten, der zuckt die Achſel und thut theilnehmend, wie er es dann kann. Er ſolle ſeine Beſchwerde ſchriftlich eingeben, ſagt er, es lieſen öfter derlei Klagen ein, aber ſo oft er einſchreiten würde, fände es ſich, daß ſie nicht begründet ſeien, daher müſſe er alles ſchriftlich verlangen, mit den gehörigen Belegen, namentlich mit der Quittung, daß er ihm die Schriften übergeben. Habe er den einmal ſicher, dann ſolle er nur ſehen, wie er mit dem fahre. Der Müſterler kann nichts dagegen haben, die Forderung iſt begründet, er verſprichts, geht verblüfft fort, denn er findet keine Quittung, hat er je eine gehabt, ſo iſt ſie verloren. Was ſoll er machen? Es war zum Lachen, wie der Geſichter ſchnitt und die Gläſer, die er leerte, von ſich ſchmiß. Da gab ihm ein dummer Kerl an, er ſolle zum Dürhau gehen, der bring den Strichlibub gewiß zur raison und richtig, der iſt ſchon zweg, dem Andern die Schriften zu übermachen, und da findet es ſich, daß nach zwei Jahren am Geſchäft noch kein Zug gethan iſt, und es iſt die höchſte Frage, ob der Müſterler einen Kreuzer bekömmt, du weißt, wie der Tannzapfenwirth von einem Aſt zum andern ſpringt, einem Eichhorn z'Trotz, aber einmal fehlt's ihm doch, dann iſt er verloren, und er wär's ſchon lang, wenn wir ihm nicht borgeten, wie wir können und mögen, aber z'letzt, bſunders, wenn ein Anderer vormäht, werden auch wir müſſen, wenn wir nicht ſelbſt die Finger verbrennen wollen.

Der Strichlibub iſt ein Geſelliger, es Glückstüpfi, aber letzthin ſtund es ihm nahe, wenn der Präſident ihm nicht ſo wohl wollte und ſo zu ſagen wohl wollen muß und der Betreffende nicht eine vo Uefe wär, es wär doch usgagentet gſy. Auch ein Müſterler hatte ihm eine Betreibung übergeben, und Strichlibub wollte nie Geld bekommen haben, ſo oft der Müſterler anfragte, ſo oft hieß es, es ſei verſprochen und noch nicht eingegangen. Der Müſterler endlich, nicht faul, fährt

zum Betriebenen, der weist die Quittung vor und giebt ſie ihm ſogar in die Hände. Der marſchirt bei dem Strichlibub wieder auf, frägt groblächt nach dem Gelde und Strichlibub wird wild, will ihn zur Thüre hinauswerfen, thut's aber doch nicht, als der ihm die Quittung weist, aber aufbegehren thut er doch fort und fort. Der Müſterler zornig, läuft zum Präſidenten, den hat der Strichlibub in Händen, ihm wird angſt, er läuft ſeinerſeits dem Strichlibub nach, vermittelt den Handel bei einer guten Flaſche, und damit iſt er drus und dänne, er brauchte nicht einmal zu ſagen, es ſei ihm leid. Aber er muß ſich in Acht nehmen, er iſt bekannt, und einmal giebt es ihn doch.

Häb nit Kummer für den, ſagte ein Anderer, dem thut alles nüt, du weißt, wer unverſchamt iſt, der lebt deſt bas. Wer ſollte ihn verklagen? Das thut keiner von uns, kein Fürſprecher, ſelbſt kein konſervativer, es ſind nicht alle ſauber über's Nierenſtück und daneben hacket keine Krähe der andern die Augen aus, und die meiſten Präſidenten ſind entweder mit ihm verbrüdert oder haben Urſache ihn zu fürchten. Er braucht gar Vielen nur den Finger aufzuheben, und das Gewiſſen plagt ſie ſchon. Vor einiger Zeit übergab ihm ein armer Handwerker eine Schuld einzutreiben, letzthin ſandte er demſelben eine tapfere Koſtensnote, mit der Nachricht, der Schuldner habe Güterabtretung gemacht, und zu der Koſtensnote eine ſcharfe Zahlungsaufforderung. Der arme Teufel erſchrickt ſehr, iſt aber nicht dumm, läuft zu ſeinem Schuldner, der weist ihm die Quittung vor, daß er ſowohl Schuld als Koſten bezahlt. Sie ſteigen nun dem Strichlibub auf den Leib, der ſagt ihnen erſt lange wüſt, verſpricht endlich gnädigſt die Sache zu unterſuchen, und ob er endlich das bezogene Geld herausgegeben, ſelb ward mir nicht bekannt. Das Verklagen fiel niemanden ein, zu dem muß man Sorg haben, heißt es, den muß man nicht trappen, man weiß nie, was es Einem giebt, und der könnte es Einem verflucht eintreiben, der wär ganz der Knebel

dafür, und Gottlob das „von Amtswegen“ iſt abgeſchafft, da ſollte mir Einer, Präſident oder Regieriger, von Amtswegen ein Bein aufheben, den wollte ich tröknen, daß er nach Gott ſchreien lernte! Der ſoll da hocken, bis ein Landjäger kömmt und ſagt, jetztunter paß auf, oder ein Rechtsgelehrter mit einer Klage aufmarſchirt, dann kann er das Maul aufmachen und ſagen, was ihn gut dünkt, und iſt es uns auch gut, ſo ſagen wir, c'est bon, und iſt's uns nicht gut, ſo rekurriren wir oder machen Beſchwerdeſchriften und laſſen den Burſchen liegen, daß kein Hund mehr an ihm riechen mag. Aber ſag mir, Hauptmann, ſagte der Mijor, wie ſoll ich mit deinem Schuldner fahren, langſam oder geſchwind. Fahre ich recht aus dem ff zu, ſo iſt eben noch Zeit genug, daß er um Weihnacht um einen Platz aus kann.

Preſſirt diesmal nit halb ſo, antwortete der Hauptmann, in einem Jahr iſt es früh genug, ſo um Martistag, wo alles eingeſammelt und angeſäet iſt, das iſt die kommodſte Zeit. Das Geld mangle ich nicht beſonders, ſie arbeiten den Hof gut, in einem Jahr hat er ein viel beſſer Ausſehen, unterdeſſen kann man immer ſo ſatt an ihnen rupfen, und wenn er vorher noch das Geld auf dem andern Höfli verliert, ſo hat man freiere Hand, und die Leute haben nicht zu brüllen, man habe ihn muthwillig unglücklich gemacht, was vermögen wir uns deſſen, daß er dort Geld verliert. Man kann es machen, antwortete der Mijor, aber zähl darauf, der Strichlibub wird ſeine Sache auch wollen. Wahrſcheinlich zieht er vom gegenwärtigen Beſitzer Stündigungsgeld, das wird nicht fehlen, wenn das ausgehet, fährt er zu, wird aber wohl zuerſt ein Prozeßli einleiten, um noch an dieſem Röhrli zu ſaugen, ſo lange was fließt. Er läßt den Andern zu einem Rechtsdarſchlag aufſtiefeln, dann iſt ein Fürli zweg wie ein Augenblick, und er nimmt die Nidle vor ab.

Was willſt, antwortete der Hauptmann, etwas wird man ihm laſſen müſſen, alles alleine nehmen, ſchickt ſich nicht wohl,

es iſt wegem Gegenrecht, daneben macht das nicht ſo viel. Unterdeſſen machen ſie mir den Hof zweg, und ich möchte ihn behalten, wenn er mir nachher nicht ſehr viel giltet, ich ſehe erſt jetzt, wie abträglich er iſt, wenn er gearbeitet wird. Ja, wenn es ſchlechte Leute wären, wo d'Sach zurückging und man noch riskirte, daß ſie unter der Hand verkauften und verſchleiften, ſo müßten ſie über's Neſt je eher, deſto lieber, aber da iſt es nicht der Fall, die kann man noch eine Weile krebſen und raxen laſſen, ſie huſen ja für uns. Meinetwegen, ſagte der Mijor, wie du willſt, aber paß dem Strichlibub auf, dem traue ich nie recht, wenn er ſchon ein Freund iſt, ſo iſt er doch falſch, Galgenholz iſt nichts dagegen.

Wer iſt falſch? tönte es hinter ihnen, und als ſie mit erſchrocknen Augen umſahen, erblickten ſie den, von dem ſie geſprochen. Sie waren jedoch nicht dumm, merkten alsbald, daß derſelbe nur die letzten Worte gehört, denn wenn er geglaubt hätte, daß das Galgenholz ihn anginge, hätte er anders aufbegehrt. He, wer anders, als der Regieriger droben, dem traue ich nichts, wenn er ſchon ſo eine fürige Red het la gheie, daß ich längs Stück fürchtete, das Haus gehe an. Er war ſein Lebtag falſch, warum ſollte er jetzt einmal aufrichtig ſein, antwortete der Mijor.

Der Mijor war ein Schlaukopf, hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Gedanken wurden flüſſig, die Worte flogen wie Hageliſteine auf den armen Regierungsſtatthalter, ſo daß ein uneingeweihter Zuhörer hätte glauben ſollen, es handle ſich einfach darum, ob derſelbe gehenkt oder nur geköpft werden ſolle. So weit dachte man doch in unſeren humanen und liberalen Zeiten aber nicht, es handelte ſich bloß um die Sprengung vom Amte und der Abſicht daſſelbe zu beſetzen durch einen reinen Patrioten, d. h. durch einen unbedingt ergebenen Parteimann. Der Regierungsſtatthalter war ein ganz guter Radikaler, hielt es ehrlich mit der Partei, aber er war ein ehrlicher Kerl und hatte noch ein chriſtlich Ge-

wiſſen, hatte einen Eid geſchworen, meinte, er müſſe denſelben beſtmöglichſt halten, meinte, Geſetze ſeien da, um exequirt zu werden, wenigſtens tant bien que mal, und hatte einen Begriff von Recht und eine gewiſſe Scham vor der Ungerechtigkeit, er war ſehr, ſehr ſchwach, aber ungerecht ſein wollte er nicht, potz Hagel! Es war daher ſchon begegnet, daß er, verſteht ſich, nicht von Amteswegen, ſondern wenn man es ihm mit klaren Anzeigen in die Finger lieferte, radikales Vollblut anderswoher hart beim Kabis genommen hatte. Freilich wurde dann gut gemacht und ſeinem ehrlichen Willen übel mitgeſpielt, aber item, es war doch fatal, wenn er dem Publikum die Idee gab, wie es eigentlich gehen ſollte. Natürlich war es ein ungeheurer Vortheil für die Partei, wenn die ſämmtlichen Beamteten im ganzen Lande im Bunde waren und in Bundesintereſſen ſchalteten und walteten, da waren ja alle Bundesglieder ſicher, d. h. frei, ſie konnten rückſichtslos thun, was ſie wollten, ſie waren über dem Geſetz. Bekanntlich ſchätzt es eine Schelmenbande für ein großes Glück, wenn ſie von ihrer Bande als Gefangenwärter, Thorſchließer kann anſtellen laſſen, und wenn ſie erſt einen der Ihren in die Polizei und gar in die geheime bringen kann, kennt ihr Jubel keine Gränzen. Begreiflich ward daher der arme dumme Regierungsſtatthalter falſch geheißen, ſollte um jeden Preis weg. Ein lediger Poſten iſt aber immer ein Herrenfreſſen für die, welche keinen haben und nebenbei auch an anderem Proviant nicht Ueberfluß. Wir haben den Major ſtark im Verdacht, er ſei nach demſelben lüſtern geweſen, vom Strichlibub war es gewiß. Derſelbe hatte zwar großen Verdienſt, aber auch ein mächtig Gemüth, das gerne regierte.

Wo Einer zu einem mächtigen Gemüthe noch Macht in die Hände bekömmt, da läßt ſich viel machen, wie man ſich leicht vorſtellen kann, und wenn der Stehler einen Hehler findet, geht der Hehler nicht leer aus. Wo aber drei ſolche Potenzen zuſammen ſtehen, bleiben ſie nie lange alleine, in

ſolcher Nähe liebt das niedere Volk ſich zu ſonnen, und Beamtete ſuchen Schirm und Schutz im Schatten derer, die mit dem Hauche ihres Mundes gut und bös Wetter machen, himmeldonnern, hageln und blitzen.

Indeſſen, wenn es Abend wird, ſieht man nicht gerne lange auf der Terraſſe im Trocknen, es zieht des Wirths Grauer die Gäſte bald wieder an die Tiſche, und die Gäſte machen ſich mit Muth hinter des Wirths ſauern Grauen, in ſchönem Glauben, der Graue ſei ein ungeſchwefelter, ungemiſchter Wein, die guten Tröpfe! Aber ſo geht es dem Volke oft, es nimmt für rein und unverfälſcht, was eine verdammte Brühe iſt, wenn ſie ihm nur die rechte Farbe zu haben ſcheint; was es geſchluckt hat, merkt es bloß am nachträglichen Kopf- oder Bauchweh.

Unterdeſſen war auch Hans Joggi mit ſeinem naſſen Salz nach Hauſe gekommen und von Anne Marei mit anzüglichen Reden empfangen worden, die eigentlich dem Salz galten, doch diesmal auch den Eſel trafen und nicht bloß den Sack. Bringſt mir aber löthige D....? O, daß du doch ein ſolches Gſchlapp nimmſt, ich habe gute Luſt, es in die Miſtgülle zu werfen. Warum machſt nicht das Maul auf und ſagſt ihr die Sache, du Schlabi! Wohl, das nächſte Mal will ich ſelbſten gehen, und dere will ich die Haare bürſten, daß ihr der Gring noch drei Wochen lang ſtübt! Hans Joggi war nicht in roſenrother Laune, daher die Trümpfe ihm tiefer gingen, als üblich, er antwortete deswegen: So gang und ſchryffet ebe ſo mähr e nangere d'Gringe ab, es iſch um kene ſchad u dir wär's d'rzu noh chumlig, hättiſt de d'Keßlere vrpläret. Stürmi, was ſeiſt? fuhr Anne Marei ihn an. He, d'Keßlere vrpläret hättiſch de u bruchtiſch nit i Umgang mit de Gbinge, ſagte Hans Joggi. Biſt volle oder was ſoll das z'bidüte ha, red uſe, du weißt, ih haſſe das Gſtürm! antwortete Anne Marei. Da erzählte Hans Joggi, wen er angetroffen, was der ihm geſagt, und wie er bald glaube, der Hauptmann wolle ihnen

z'böſem und hätte im Sinn, ſie über d's Neſt auszuwerfen, wenn er zweg kommen möge. Jetzt ſolle er z'mitts im Säyet der Sach nachlaufe, d's Wichtigſt ſein laſſen und dem nachlaufen, wo gar nichts abtrage. Da könne es doch jedem Babi z'Sinn cho, wie das uſe cho müß und was das abtrag. Das ergriff Anne Marei auch ſehr und es entſtrömten ihm ſehr anrüchige Worte, woraus der Hauptmann jedoch kaum viel gemacht hätte, auch wenn er ſie gehört.

Es giebt eine Klaſſe, für die es eigentlich keine Scheltungen mehr giebt, zu Fälſcher, Schelm, Halunk, Spitzbub, Lügner lachen ſie den Buckel voll, es ſei denn, daß ſie Ausſicht haben, jemanden tapfer zu brandſchatzen. Sie provoziren nicht gerne eine Beweisführung in dieſen Gefilden, der Tüfel weiß, was da alles zum Vorſchein kommen könnte, und was Tüfels hat man einer Scheltung ſich z'achte, wenn man nur Geld kriegt, Geld iſt die Hauptſache und Schelm oder nicht Schelm iſt gleichgültig. So iſt's ja auch recht und ſo muß es ſein, wo die Ehrenhaftigkeit nichts giltet. — Aber gewonnen hätte Anne Marei auch nichts, als allfällig die Genugthuung, einem Hauptmann ſo recht wüſt geſagt zu haben, was aber auch wiederum je länger je herzweniger zu bedeuten hat. Wenn wir den Weibern was zu rathen hätten, ſo ſollten ſie das Wüſtſagen laſſen und zu Prügeln fortſchreiten; einen Hauptmann geprügelt zu haben, deſſen könnte ein Weib ſich allweg noch rühmen und ein geprügelter Hauptmann würde jedenfalls bemerkbarer ſein, als ein geſcholtener. Doch davon wollen wir abbrechen, die Weiber wären, ſo ungern ſie ſonſt Rath befolgen, grundſätzlich gewöhnlich das Gegentheil machen, ausnahmsweiſe im Stande, gerade dieſem Rathe nachzuleben, und was wäre dann mit Hauptleuten ausgerichtet, die geſchlagen wären, ehe ſie in's Feuer gekommen und Lunte gerochen!

Sie zerrten beide ſchrecklich über den Hauptmann ab, neben dem Hauptmann vorbei flogen aber auch Worte dem Hans Joggi in's Geſicht, daß er dem Hauptmann es nicht

recht gesagt, absonderlich, daß er nicht nach dem Anken gefragt und das Geld dafür gefordert u. s. w. Hans Joggi wußte nicht viel Anderes zu sagen, als, ich mache dir die Sache nie recht, ein ander Mal geh du.

Das aber machte Hans Joggi, er machte sich köpfig und selbe Woche ging er nicht, sondern erst am folgenden Sonntag. Er kam ziemlich spät im Vormittag, d. h. als es bereits in Nachmittag ging, bei seinem Geschäftsführer an, denn Hans Joggi aß zuerst daheim, wo er es wohlfeiler hatte, als in einem Wirthshause unterwegs. Der Herr war eben im Begriff auszugehen oder zu fahren und daher sehr schlimmer Laune. Hans Joggi sagte, er sei gekommen nachzusehen, ob das Geld eingegangen sei, er dächte es gleich mitzunehmen und dem Hauptmann zu bringen, der thue nöthlich und pressire neue. Wohl, was da das Herrebürzi aufbegehrte! es wäre kein Wunder gewesen, wenn Hans Joggi ganz verschmeiet oder gar ohnmächtig geworden wäre. Es haben überhaupt viele dieser Herren starke Manieren, wenn ein alter Landvogt solche gehabt, er würde noch hintenher gehenkt. Mit dem aus der Stubeschmeißen sind sie gleich bereit, und mögen sie nicht gfahren, so kommen ihnen die Weiber zu Hülfe. Zu Hublige wurde jüngst ein armer Bauer schön zerkratzt von der Frau des Leuenbugers, weil er eine Schrift, welche der Herr ihm zu entreißen versuchte, nicht lassen wollte. Ob er witzig sei oder sonst sturm im Kopf, schon nach dem Gelde zu fragen, d'Zeit sei ja kaum um! Ja, sagte Hans Joggi, aber er mangle es und habe ihm gesagt, er solle recht pressiren. Nun kamen die Ehrentitel geflogen wie Hagelsteine, mit dem gehörigen Schwanz dran. Ob er dann meine, er habe nur eine Sache zu besorgen und Zeit einer solchen Bagatellsache apart nachzulaufen, wenn es ihm so pressire, solle er selbsten gehen. Das begehre er nicht, sagte Hans Joggi, aber jetzt solle er doch recht pressire und zufahren, sonst komme er zwischen Thüre und Angel und könnte unglücklich werden. Meinst du, wir

seien solche Unglücksmacher und würfen die Leute gleich über's Nest aus? Nein, so schlecht sind wir nicht, ihr würdet es einander anders machen, wenn ihr es selbsten machen könntet, ihr seid die hundshaarigsten Sakramenter auf der Welt. Weißt nicht, daß böse Zeiten sind und man mit einander Geduld haben muß. Was sagtest du, wenn ich es dir so machen wollte, du Lümmel, was du bist. Hans Joggi meinte, er begehre niemanden unglücklich zu machen, aber da sollte man ihm Gegenrecht halten und ihn auch ruhig lassen, was er machen solle, wenn man gegen ihn zufahre und auf der andern Seite nichts mache?

Das geht mich nichts an, da siehe du zu, sagte der Strichlibub. Aber was meint ihr, frug Hans Joggi, wann wird das Geld kommen, was soll ich dem Hauptmann sagen, wann er darauf zählen könne, sonst fängt der mich an zu plagen. Das weiß ich nicht, sagte der Kumidant und begann die Zähne zu entblößen, und jetzt mach, daß du fort kömmst, ich habe nicht Zeit, dein Damp zu hören. Aber Herr, wollte Hans Joggi fortfahren. Fort, fort, du hast's gehört, daß ich fort muß, raus mit der Zybetkatz, marsch, ale, use! und somit drängte er Hans Joggi zur Thüre hinaus, schloß ab, machte, als ob er keine Ohren hätte, antwortete nicht, that gar nicht, als ob er Hans Joggi's Gerede höre, ließ ihn stehen und machte sich fort. Wahrscheinlich hatte derselbe irgendwo eine Kegelparthie oder eine andere Lustbarkeit, die Herren lieben die Parthien von allen Sorten, seit einiger Zeit auch wieder die Spielparthien.

Es ist sehr merkwürdig, wie die Spielsucht wandelbar ist, wenigstens bei uns, und wäre sehr gut, wenn es jemand dahin bringen könnte, die Geschichte des Spiels und namentlich des Fallens und Steigens der Spielsucht zu schreiben, es wäre auch eine Art von Krankengeschichte. Die Spielsucht scheint mit den Revolutionen in Zusammenhang zu stehen und zu den Nachwehen derselben zu gehören. Nach der Revolution,

im Anfang dieſes Jahrhunderts, ging ſie in hohem Grad im Schwange und unter höhern und niedern Klaſſen. In den höhern Klaſſen ſpielte gewöhnlich die Diplomatie eine bedeutende Rolle und die beſten Spieler wurden durch fremde Geſandte repräſentirt, zur ſelben Zeit ſollen Berge in einem Abend verſpielt, ja ganze Vermögen zu Grunde gegangen ſein. In den untern Klaſſen ſpielte, an der Stelle der Diplomatie, die Jurisprudenz eine große Rolle, die Rechtsagenten waren beſonders darauf erpicht. Es wurden Spielparthien verabredet, zu welchen man zehn Stunden weit herkam, und kam einmal ein fremder Rechtsagent oder ein anderer bekannter Spieler unerwartet in eine fremde Gegend, ſo ward alsbald entboten und ein Spielkampf angeſtellt, wo es famos herging, wo z. B. wenn ſchwer Geld in Kaſſe war, plötzlich die Lichter gelöſcht wurden und alle Hände auf die Kaſſe fuhren; wie's dann ging, kann man ſich denken, und wenn es üblich wäre, daß die Brothüſiwirthe vierzig Jahre wirtheten, ſtatt früh zu ſterben, ſo könnte einer von ihnen was erzählen. Das Nämliche war der Fall nach dem dreißiger Jahre, da wurde an etwelchen Orten faſt Tag und Nacht geſpielt, Gültbriefe eingeſetzt, Einige jämmerlich ausgebeutet, und ganz beſonders kräftig war in den alten Helden der helvetiſchen Periode die alte Luſt neu erwacht. Aehnlich geht es auch jetzt, nachdem die Stürme ſich gelegt, das politiſche Leben im Sinken iſt, und wiederum ſcheint, wenigſtens auf dem Lande, die Jurisprudenz vorauf zu ſchwimmen, ſie hat flüſſig Geld genug, hundert Franken hin, hundert Franken her, kehren ſie nicht die Hand um, haben Zeit genug, und verlieren ſie, wie leicht laſſen ſich die Koſtesnoten etwas anders zuſchneiden, bald iſt das Verlorne wieder eingebracht. Hui, was das für einen luſtigen Tag giebt, wenn aus Stadt und Städtlein und aus allen Landen her, zu Fuß, zu Wagen, ja zu Roß ſogar, die Notabilitäten ſich zuſammenfinden, um ihr Licht leuchten zu laſſen vor den Leuten! Wer mit den Karten wohl umzugehen

weiß, iſt ſeines Gewinnes ſicher, ſo lang er mit Karten und Fingern umgehen kann nach Belieben; wird dieſe Freiheit ihm aber beſchränkt, ſo erfährt er dann leider auch, welch Unglück eine beſchränkte Freiheit iſt und bringt.

An eine ſolche Parthie wollte unſer Kumidant vermuthlich, wahrſcheinlich an eine Kegelparthie, wo das Thalerſtück die Stelle der einfachen Groſchen vertritt. Man denke ſich das Mißgeſchick, durch einen Hans Joggi ſo aufgehalten worden zu ſein, daß man wenigſtens um zwei oder drei Spiele zu kurz kam.

Da ſtund alſo unſer Hans Joggi feſt, unbeweglich, als ſtünde er wenigſtens bis an die Knie im Pech und redete und frug noch lange, nachdem der Kumidant entſchwunden war. Ja, was ſollte er machen, Rath hatte er keinen erhalten, nur der unbeſtimmte Beſcheid war ihm geworden, man dürfe die Leute nicht unglücklich machen, wenn er alſo auf's Geld zu zählen hätte, wußte er nicht, was jetzt machen, was dem Hauptmann ſagen, wußte er auch nicht, er wußte nicht, ſollte er fluchen oder plären; endlich kam es ihm, ewig hier ſtehen könne er nicht, er begann ſich zu bewegen, trat langſam den Rückweg an, aber immer verweiſend, ob er nicht dem Hauptmann ſich zuwenden ſolle.

Es iſt wirklich eine ſtrenge Sache, ſo abgſüfert zu ſein von jemanden, dem man das Vertrauen geſchenkt und den man bezahlt, daß er Einem aus der Klemme helfe, und von der andern Seite her wird immer zu geklemmt. Während er ſo ſchwer und langſam vorwärts ſich bewegte, durch den mit Pinten geſegneten Ort, trat aus einer derſelben ein Mann, kam ihm nach und geſellte ſich zu ihm. Hab ich Geſellſchaft? ſagte er, denn der Landmann geht in der Regel nicht gerne alleine auf der Straße, er hat kürzere Zeit in Geſellſchaft, ſpricht gerne auf der Straße und vernimmt gerne was Neues. Als die üblichen woher, wie weit, ausgewechſelt worden, ergab es ſich, daß der Mann eben auch vom Strichlibub kam, und

wo möglich unzufriedener, als Hans Joggi. Er hatte ihm ebenfalls ein Kapital zum Einfordern übergeben, er wußte, es war eingegangen, aber er konnte es nicht erhalten, sondern nur hier und da ein Stück Geld auf Abschlag und zwar immer unter dem Vorwande, man habe noch nicht alles erhalten, noch nicht mit dem Schuldner ausgerechnet. So hange er drin schon seit manchem Monat, und das Geld gehe ihm rein verloren, denn er könne es nicht anwenden, nicht darauf zählen, ein paar Thaler hier, ein paar Thaler dort, die verbrauche man ung'sinnet, und am Ende vom Lied habe man nichts mehr und wisse nicht, wohin es gekommen. Er habe ihn verklagt mündlich, da habe der Präsident gesagt, er wolle mit ihm reden. Als er nach Langem nachgefragt, da habe der Präsident gesagt, er müsse es vergessen haben, er könne sich wirklich nicht mehr erinnern, er solle ihm eine schriftliche Klage einreichen. Er sei von Pontius zu Pilatus gelaufen, ehe Einer Zeit gehabt, sie zu machen, endlich habe er eine erhalten für ein verflucht Geld. Da habe er sich sehr gefreut und gedacht, hab ich dich, so will ich dich! denn wer eingetriebenes Geld nicht abliefere, der verliere nach dem Gesetz sein Patent. Der werde zittern, habe er gedacht, wenn er ihm die Gschrift unter die Nase stoße vor dem Richter, aber der Lausbub habe nur gelacht und gesagt, es sei ihm leid, daß das Mannli umsonst so viel Kosten gehabt, er habe falsch geklagt. Mit nichten hinterhielte er ihm das Geld, wenn er was erhalten wolle, müsse er es stoßweise nehmen, und so gebe er es ihm stoßweise und gebe ihm, was er erhalten. So stünden wir in Rechnung, und sobald er alles erhalten, wollten wir abrechnen. Also, ihr habt Geld erhalten, fragte mich der Richter, und als ich sagte, ja, aber nur verbrösmet und so gleichsam d'r Gottswille, wurde ich abgewiesen, Tagkosten fällig und obendrein noch brav ausgelacht. Ist man denen einmal in die Hände gefallen, so ist's ärger, als wäre man in ein Harzkeßi gefallen, da sehe Einer zu, wie er wieder los kömmt.

Für Hans Joggi lag geringer Troſt in dieſem Bericht. Er erzählte dem Andern ſeine Lage, und der ſchüttelte einige Male bedenklich den Kopf, dann machte er ein weiſes Geſicht und endlich begann er zu rathen. Am kürzeſten ging es dir, wenn du den Titel oder die Kaufreſtanz, welche der dir eintreiben ſoll, dem Hauptmann abtreten würdeſt, einſchlagen müßteſt allweg etwas, aber dann wäreſt du draus und dänne, die würden dann ſchon ausfahren und ſehen, wie ſie zum Gelde kämen. Wollte ſchon, antwortete Hans Joggi, aber der Hauptmann wollte nicht, er ſagte, er brauche Geld und nicht Gſchrifte, dere hätte er genug. Ja, ſagte der Begleiter, dann hat's ſchon gefehlt, wenn der geſehen hätte, daß er mit der Gſchrift was machen könnte, er würde ſie dir ſchon um's halbe Geld abgedreht haben. Aber wahrſcheinlich haſt's zu theuer verkauft, einem Hudel, dem es nicht darauf ankömmt, ein paar tauſend Pfund zu theuer zu kaufen, weil er denkt, es komme ihm in Eins, da giltet das Höfſtein bei weitem nicht mehr ſo viel, und was hinten druf iſt, geht verloren, zähl darauf. Und wenn es ſchon ſo viel werth wäre, ſo machen ſie, was ſie können, daß d'Sach nichts giltet, ſie führen ſie aus und machen den Leuten Angſt, wie viel Geld da baar oder bald müſſe bezahlt werden, wie Verſchlagniſſe da ſein würden, wie das Bieten nichts abtrage, weil Nachgebote kämen oder weil es nur einem Herrn ghuſet ſei, dem thue der Verluſt von ein paar tuſig Pfunden nur wohl, der möge es ertragen. So kommen ſie wohlfeil zu Heimethlene oder helfen Andern wohlfeil dazu.

So ließ letzthin, nächſt bei mir, d'r Strichlüdi ein Heimethli verſteigern und ſpielte es wohlfeil einem Mann, man darf nicht einmal ſagen, wer's war, in die Hände, weil derſelbe ihm fünfzig oder hundert Gulden Schmaus verſprechen, wenn er ihm wohlfeil dazu verhülfe. Ob dann ein halbdutzend Kinder mehr nackt herum laufen, darauf kömmt es Solchen nicht an. Gerade die ſind viel ſchuld daran, daß

das Land so abschlägt und so viele Leute verganten. Die machen mit ihren Kniffen und Schlichen, daß man sein Geld verliert, man weiß nicht wie, gäb wie sicher man es glaubte. Da traut niemand mehr, mag sein Geld nicht wagen und wenn er es giebt, vermeieirt werden, wenn er es wieder haben will, als ein Schindhund und zwar gerade von den ärgsten Schindern, die selbst schuld daran sind, daß man es wieder einzuziehen sucht. Schimmelpeterli auf der Bellevue im Rothloch handelt mit solchen Schriften, er wird wohl der Erste sein in diesem Gschäft, aber, wenn dein Titel nichts werth ist, so giebt er dir nichts darum oder er säbe, daß er dich in Prozesse verwickeln kann, wo du ihm im voraus obligationsweise die Kosten verschreiben mußt. Es heißt, man müsse sich vor ihm hüten, es sei gerade so, wie, wenn man neben einen Bettler abhocke, man Gwandläuse bekomme und längs Stück nichts davon merke, so brauche man in seinem Hause nur abzusitzen, so kriege man Prozesse in's Gewand und merke es auch nicht, bis sie auf die Haut kämen und bissen, d. h. bis die Kostesnoten kämen, auch solle er alle Jahre ein Bedeutendes einer berühmten Wahrsagerin geben, damit sie ihm Fische in die Bähre jage. Wäre beim Titel auch noch was zu erhaschen, so zahlt er eben auch wenig baar, meist mit schlechten Schriften, und damit ist nicht geholfen, und wenn er dir auch ordentlich draus gehen ließe, so wär's nur um dich auf andere Weise zu prellen, denn der muß betrogen haben, er kann nicht anders. Ein Anderer wäre schon längst gehenkt, aber dem thut alles nichts, er ist e Uhung. Wenn du nur einen Käufer bekämest, ihnen ung'sinnet, sonst verhalten sie es dir! Aber wenn so viel muß bezahlt sein und Einer weiß, wie du drin bist, so bekommst du auch keinen, oder einen, der dir nicht halten kann, und dann ist's aber nichts. Ja, sagte Hans Joggi, er begehre auch nicht zu verkaufen, denn der Hof sei ihm bsunderbar anständig, er sei ringwerchig und der Boden viel besser, als er gedacht. Wenn

er ein Dutzend Jahre darauf sei und man ihn ruhig seine Sache machen lasse, so solle ihn dann niemand mehr plagen, dafür wolle er gesorgt haben. Es thäte ihm in der Seele weh, er glaube, er hintersinnete sich, wenn er davon müßte. Du gute Tropf, weißt nicht, daß man sein Herz nicht an die Welt hängen soll, vrschwyge de a nes Höfli!

So weiß ich dir keinen Rath, als du suchest bald bei Verwandten oder Bekannten oder Freunden Geld, denn auf den Hof hin bekommst du keines, da er verschuldet ist bis äne use und bei jeder Steigerung einen Drittel weniger giltet, als er werth ist oder gelten würde, wenn er nicht in den Händen von Sellige wär, mit denen niemand gerne sich einläßt. Ja, sagte Hans Joggi, Verwandte, daß neuis ist, haben wir keine. Vom Himmel ache sy m'r nit gheit, ih nit u Anne Marei nit, aber du weißt, wie es unter üser Gattig Lüte geit. Z'Dorf untereinander können wir nicht gehen, womit wollten wir aufwarten, und helfen können wir einander auch nicht, es hat ein jeder mit sich selbst zu thun, da vettert und baset man nicht lange, man weiß längs Stück nicht, wo die eigenen Geschwister sind, man hat genug damit zu thun, zu sehen, wo man selbst sein will, da haben wir der Verwandten uns nicht zu trösten, wir sind froh, wenn sie nichts von uns begehren.

Diese Ansicht ist unter der ärmeren Klasse fast allgemein, kann aber nicht genug bekämpft werden. Wenn alles künstlich centralisirt wird, warum sollen die von Gott durch die Ehe centralisirten Familien auseinandergehen? He nun, sagte der Andere, du hast gedient, hast alte Meister, brave Bauern, können die dir nicht helfen? hast mit denen nicht geredet? He, ja, sagte Hans Joggi, von Kindsbeinen, fast von Mutterleib an habe ich gedient und bei rechten Bauern, aber es ist noh geng fast so, wie der Pfarrer von Eggiwyl gesagt hat, d'Bure sy Lure u Schelme vo Nature. Habakuk am dryzehnte, d'r nünenünzigst, und wo du Bure gseit hei, wils i d'r Bible syg, 'su

werde ſi's müſſe anäh, aber wenn's nit i d'r Bible wär, ſu wette ſi's dem donners Pfarrer (Pfaff ging damals noch nicht im Schwange) reiſen! Sie ſehen zu ſich ſelbſt und wenn man einmal fort iſt, ſo iſt man fort und ſie fragen Einem nichts mehr nach. Der Andere ſagte, du mußt es apart bös getroffen haben, ich weiß dere, wo jetzt rechte Manne ſind, ſie haben es ihren alten Meiſtern zu verdanken, die ihnen zweg halfen mit Rath und That. Einmal mir hat niemand geholfen, ſagte Hans Joggi, was ich habe, habe ich mit werchen u bös ha verdienet.

Hans Joggi war nämlich einer der Kameraden, welche keiner perſönlichen Anhänglichkeit fähig ſcheinen und doch von Andern perſönliche Aufmerkſamkeiten verlangen und ſehr empfindlich werden, wenn man ſie ihnen nicht erweiſt. Flattirte man ihm, ward er leicht mißtrauiſch, es nahm ihn wunder, was das zu bedeuten hatte. Er zeigte den Meiſterleuten nie Vertrauen, ſie wußten nicht, hatte er Geld oder nicht, es war faſt, als fürchte er, ſie möchten es ihm, wenn ſchon nicht ſtehlen, doch wenigſtens nicht gönnen, er fragte ſie nie um Rath, wußte nie, wollte er bleiben oder nicht. Er war ein vortrefflicher Knecht, aber beliebt bei den Meiſterleuten konnte er nicht werden, wenn ſie ihn auch nirgends gerne gehen ließen. Er reut mich, einen ſolchen kriege ich nicht bald wieder, daneben wußte man auch nie, war er zufrieden oder nicht, gruſam e mißtreue war er, nie zeigte er ein Brösmeli Gutmeinen, hieß es faſt allenthalben, wenn er weiter ging. Zum Theil kam das von ſeiner trocknen Natur, welche er auch im Eheſtand behielt, zum Theil von dem Mißtrauen, welches ſo oft die Untergebenen gegen ihre Obern und namentlich Dienſtboten gegen ihre Meiſterleute haben. Das hatte die natürliche Folge, daß er nie in das rechte Verhältniß kam, in welchem ſonſt ein guter Knecht zu guten Meiſterleuten ſtehen ſoll; zu einem ſolchen Verhältniß muß der Knecht beitragen ſo gut als der Meiſter. Es giebt Knechte, mit denen der

Meiſter mit dem beſten Willen nie auf einem freundlichen vertraulichen Fuß ſtehen kann.

Glaube man es nur, ſtatt immer über die Reichern zu ſchimpfen oder die Obern, die Untern oder die, welche die Untergebenen ſein ſollten, ſind vielleicht mehr ſchuld an den ſchlimmen Verhältniſſen, welche zwiſchen beiden ſtatt finden, als die Reichen, und zwar theils wegen dem allgemein ſchlechten Ton, in welchen ſie einſtimmen ohne Prüfung, theils wegen ihren ungehobelten Naturen, welche eigentlich bloß Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit genießbar machen, die aber zumeiſt durch Schule und Zeitgeiſt verzehret ſind. Es iſt ein allgemein gültiger Satz, daß, je nachdem Einer iſt, je nachdem hat er auch Leute. Gut Lüt haben immer gut Lüt, und ſchlecht Lüt ſchreien den Hals voll, gut Lüt ſeien keine mehr in der Welt, albez ſei es anders geweſen, und albez war es in dieſer Beziehung accurat gleich wie jetzt.

Was Hans Joggi über die Bauern ſagte, war höchſt ungerecht, es war ein Urtheil, das ſeinen Grund in Hans Joggi hatte und nicht in den Bauern, er ſah ſie mit ſeinen Augen an, ſah ſie daher nicht wie ſie ſind. So ſteht's mit ſehr vielen Urtheilen und leider Gott ſogar mit den Urtheilen vieler Geſchwornen, die ſehr oft mehr den Urtheilen von Verſchwornen als Geſchwornen ähnlich ſind.

Wir kennen gar manchen Bauer, der ein wahrer Vater für ſeine Dienſtboten iſt, wenn ſie nämlich Glauben und Vertrauen zu ihm haben. Ein ſolcher Vater meint nicht, der Knecht müſſe ewig bei ihm bleiben, ſieht er, daß derſelbe anderwärts beſſer ſein Glück machen kann, ſo räth er ihm weiter zu gehen. Geh, ſagt er, oder: Mein Gott, ich kann dir nicht darwider ſein, jetzt iſt die Zeit, wo du etwas verdienen mußt und einen ſchweren Dienſt verſehen kannſt, der meine iſt dir viel zu leicht, ein zu leichter Dienſt für eine tüchtige Kraft iſt ein wahrer Menſchenverderber. Will der Knecht was ſelbſt anfangen, eine Pacht übernehmen, ein Gütlein

kaufen, geht der Meister stundenweit, besichtigt, räth, und hilft, wenn es sein muß. Aber der Knecht muß Vertrauen haben, muß ihm d'r Mul gönnen, wie man zu sagen pflegt, denn in gegebenen Fällen wird der Meister nicht zudringlich sein, drein reden, sondern die Ansprache erwarten.

Wir kannten unter Andern einen alten Bauer, so einen rechten Emmenthaler mittlerer Größe, breit und sonst gut am Leibe, mit rundem Gesicht, grauen Haaren, ganz ehrlich im Aussehen und dahinter den Schalk in allen Zügen, der, sammt allen fremden Gesandten, die sieben höchsten Eidgenossen vor dem Morgenbrod über den Löffel balbirt hätte, der erzählte oft, wie er diesem, jenem Knechte zweg geholfen. Sobald er gesehen, daß es aus einem was geben könnte, habe er ihm gesagt: Sieh, wenn du so und so thust, so kann es aus dir was geben, und wenn ich was dazu thun kann, mach ich's gerne, aber zwingen will ich dich nicht, du mußt mich anreden dafür, du würdest sonst bald meinen, ich welle zu weit greifen im Handel, das will ich nicht, mach was du willst, aber wenn du zweg kämest, so thäte es mich nicht reuen, ich möcht drs gönne. Dann erzählte er seine Erfahrungen und wenn er zu zweien oder dreien kam und erzählte, wie sie ihn noch besuchten, ihm Grüße sendeten, ihm danken ließen und sagen, wie sie zweg seien, mußte er allemal mit seiner mächtigen Hand über die Augen fahren, und je nach seiner Stimmung, zwei bis drei Male. Es war sichtlich, wie er auf diese rechnete, als auf Schätze, die er im Himmel hätte, und von denen er dachte, daß sie seine Sünden, die jedoch vor den Augen der Menschen kein ängstliches Maaß hatten, bedecken würden.

Aber dere giebt es je länger je weniger, es will ein jeder selbst witzig sein, und wie es kömmt, kann man sehen, nicht bloß kömmt keiner zweg, sondern die, wo was haben, kommen drum. So hatte es auch unser Hans Joggi gehabt, er hatte seinen Meistern weder sein Vorhaben mitgetheilt, noch bei der Ausführung desselben sie um Rath gefragt. Daß das ein

Fehler gewesen, dachte er von ferne nicht, im Gegentheil, er meinte, wie klug er gehandelt und war ordentlich stolz darauf. So hatte er es, so lange es ihm ging wie gfunge und pfiffe, als es ihm aber anders ging, kam es ihm auch anders. Dies bedenkt eben das gegenwärtige Geschlecht, namentlich die Jugend, viel zu wenig. Da heißt es, vom Himmel hoch, da komm ich her, und ich frag niemanden was nach, ein Narr wollte ich sein, mich zu kümmern um irgend wen! Wenn dann das Mißgeschick kömmt, wenn man alleine nicht mehr gfahren mag, wohl, da streckt man die Arme aus nach den guten Leuten, die helfen sollten, aber die sind nicht mehr da, da greift man in's Leere, da heißt es, ich kenne dich nicht!

So war also guter Rath theuer und keine Aussicht auf Geld, nichts als Hoffnung auf Stündigung, und die werde wiederum Geld kosten, und da solle er aus dem Zeug stellen, so bald möglich, sonst gehe es ihm, wie einem Huhn, wo eine hungerige Frau dreimal im Tag zum Nest läuft, auch wenn es nicht gackert, um ein Ei auszunehmen, oder wie bei einer gewissen Ersparnißkasse, wo immer drei und vier auf einen Einleger lauerten, um das Geld in Empfang zu nehmen, ganz brühwarm. Du mußt dich mausen mitten im Winter und dann Adie wohl, hast kein Geld mehr, so kannst zügeln, sagte der Begleiter. Selb wird nit sy, sagte Hans Joggi, da wei m'r de o noh drby sy. Wirst leider müsse, und wärist z'selbist froh, du wärist hundert Stund wyt dänne, wurde ihm erwiedert.

Das war der Bescheid, den Hans Joggi Anne Marei heimbrachte, und der ihm tief in's Gemüth schlug. So geht es uns bei Fleiß und Werche, wo mehr nichts nützte, es muß doch sein, wir werden uns versündigt haben, Herr Jeses, we me ume wüßt, womit? So jammerte Anne Marei schrecklich und zwischen ein begehrte es fürchterlich auf, strebte sich zu hängen, den Drängern die Häuser anzuzünden, es war in angsthafter Aufregung, welche Hans Joggi dadurch einiger-

maßen beschwichtigte, daß er versprach, gleich morgen hinzugehen und zu sehen, woran er sei. Er müsse das Kalb morgen dem Kälberhändler auf die Haberkelle führen, da gebe es ihm fast in Einem zu. Es wird nämlich aus dem Canton Bern, im Sommer besonders, eine Unzahl von Kälbern ausgeführt, Kälber, die selten weniger als zwei Centner, die meisten weit darüber wiegen. Die meisten derselben gehen nach Norden und Osten, hauptsächlich in die Bäder des Aargau's. Diese werden am Montag zusammengetrieben, erscheinen am Dienstag in Langenthal und gehen von da weiter. Es ist daher in der Gegend, wo die Sammelplätze der Kälber liegen, lebendig am Montag, nebenbei werden noch viele Geschäfte abgethan, wer in öffentlichem Verkehr steht, hat gewöhnlich an diesem Tage die meisten Audienzen.

Unser Mijor lag in diesem Strich und war gerade in einem bedeutenden Geschäftsverkehr, er selbst hatte mehrere Betreibungen im Gange, mehrere zu besorgen, und wenn sie schon vollendet waren, das Geld eingezahlt, war das Geschäft doch nicht zu Ende. Jetzt fingen die Nachfragen an, denn er gehörte eben auch nicht zu denen, die meinten, sie müßten alsbald wieder abliefern, was eingegangen. Er wurde oft so schrecklich böse über die, welche ihn um ihr Geld drängten. Das müßten doch schlechte Leute sein, wo so mißtreu seien und meinten, ihr Geld sei unter seinem Dache keine Nacht sicher, wenn sie nicht schlechte Gewissen hätten, sie würden Andern besser trauen, aber was der Bock an sich selbsten wisse, das traue er der Geiß, sagte er oft. So geschah es auch an jenem Montag, daß viele Menschen dem Mijor zuliefen, seine Stube immer besetzt war und er und sein Rother so beschäftigt schienen, daß keiner von ihnen Zeit hatte, den vielen Einladungen, cho ne Schoppe z'ha, Folge zu leisten.

Hans Joggi war in soichen Dingen noch so gleichsam es

Meitschi, brachte sein Anliegen nicht gerne vor aller Welt vor, sondern wollte warten, bis das Grübste sich verlaufen. Er setzte sich auf das Bänklein vor dem Hause, bald kam Einer an einem Stecken, er hatte graue Haare, ging lahm und setzte sich zu ihm auf's Bänkli.

Wirst zu ihm wollen? sagte er zu Hans Joggi. Nach dessen bejahender Antwort seufzte er und sagte: Wie das doch aber geht! Es gruset mir, wenn ich der Sache zusehe, wett, ich wohnte an einem andern Orte. Zu meiner Zeit wußte man von selligem Gläuf nichts, da waren ein Dutzend oder was Fürsprecher und dann noch etwelche Prokuratoren, beides e bestimmte Zahl, und ob Rechtsagenten waren, weiß ich nicht einmal. Da wurde öppige einist auch prozedirt, b'sunderbar von denen, welche es wohl vermochten, so öppe vo Lumpehändelene hat man wenig gehört und die rechten Leute, wo witzig waren, prozedirten gar nicht. Die Leute werden besser gewesen sein, nicht so tüfel- und händelsüchtig, wie jetzt, sagte Hans Joggi. He ja, öppis mags gsy sy sagte der Greis, aber Mönsche sys geng gsy und werde geng Mönsche blybe, aber das ist albez anders gsy, d'Gsetzi sy öppe bikannt gsy, vom Großvater auf e Vater, da het d'r Großvater d'r Vater brichtet und d'r Vater d'Bube, und wußte man was nicht, so ging man zu einem vertrauten Mann in der Gemeinde, dere hatte man fast an allen Orten einen oder zwei, wo die Gesetze kannten und es mit den Leuten gut meinten, da wußte man öppe von Prozediren nicht viel. Nebst dem graute es den Leuten vor dem Prozediren, die Fürsprecher waren weit weg und von den Prokuratoren wußte man sonst nicht viel, und die Pfarrer predigten z'selbist noch oft dagegen und rechneten dasselbe zu den bösen Stücken und Anschlägen, wo man den Nächsten mit List und Gewalt um das Seine zu bringen suche. Jetzt hat das alles geändert, jetzt thut kein Pfarrer das Maul auf dagegen, aus Furcht, er komme in die Zeitung oder man hänge ihm einen Schelthandel an. Geht man zu einem

Bauer um Rath aus bei zweifelhaftigen Sachen oder wenn man sonst Anfechtungen bekömmt, so sagt der: Kann dir weiß Gott nichts sagen, ja albez meinte ich, was ich wisse, jetzt weiß ich hell nichts mehr, das ändert alle Tage und hürschet durcheinander, gerade wie es dem Teufel am liebsten ist. Es kann da kein Vater dem Sohn, kein Nachbar dem Nachbar mehr rathen, da heißt es, du mußt in Gottes Namen zu einem Rechtsgelehrten gehen, der kann dir es vielleicht sagen, vielleicht auch nicht, und geht man zu sieben Rechtsgelehrten und läßt sieben Befinden machen, so ist's sehr möglich, daß von den sieben Befinden keines wie das andere ist. Sieben Weisheiten sind schnell gefunden, aber sieben einige Juristen und ehrliche dazu, diese raren Vögel möchten wir mal sehen.

Nur das hat man best, daß man nicht weit zu laufen hat, bis man Einen findet, der Rath giebt um einen halben Gulden, und gefällt Einem dessen Rath nicht, so findet man sicher gleich neben an einen Anderen, der auch gerne räth um's Geld. Es sind deren jetzt so viele, daß sie über einander graaggen, fast wie die Heuschrecken in Rußland oder Afrika, wenn sie wolkenweise die Sonne verdunkeln und am Abend sich zu Boden lassen. Die wollen Alle gelebt haben, begreiflich, und noch dazu je besser desto lieber, begreiflich. Wenn nicht mehr Händel wären als früher, wie wollten sie es machen, sie müssen alse Händel machen und einen Handel an den andern hängen, und aufstiefeln und aufstüpfen, bis sie einen zweg haben, denn von den Händeln leben sie, Händel sind ihnen, was dem Küher seine Milchkühe. Früher, als ich am Gemeinderath war, wußten wir nichts von Händeln, und daß da Agenten kämen und Reden darthäten, war unerhört. Vor nicht Langem hat d'r Tüfel einen da unten i Schache kräzt und ihn da la gheie, eine mit gar eme ne verflucht unverschamte Gficht, jetzt steckt der seine Nase in alles, gufelt alles auf und will die Leute vor dem Gemeinderath verbeiständen, accurat

als wie vor dem Obergericht. Du wirst wahrscheinlich auch so mit einem Handel zweg sein, und deine Finger zueche ha welle? frug er Hans Joggi.

Hans Joggi vertraute ihm sein Geschäft an und erwartete, wenn auch nicht großen Trost, so doch Theilnahme, vielleicht einen Rath, wenigstens ein tüchtiges Schimpfen auf Alle, denen Hans Joggi seine Verlegenheiten zu verdanken hatte. Er irrte sich.

So, sagte der, bist auch einer von den Lümmeln, wo gemeint, es mangle nichts wann kaufen, um reich zu werden, und die nicht an's Zahlen dachten. Die können mich gar nicht erbarmen, warum sinneten sie nicht, wie es gehen könne, daß es mit Kaufen nicht gemacht sei? Das ist nur der Hochmuth, dienen und werchen werden dir erleidet gewesen sein, wirst lieber den Herrn gemacht haben als den Knecht, wirst haben sehen wollen, wie das Befehlen sei, nachdem du hast gehorchen müssen, und drein gestellt haben, wie ein Blinder, und jetzt sollten alle Leute schuld daran sein, und wirst die Leute verlieren machen, wirst über Alle fluchen und z'letzt theilen wollen mit denen, welche zu ihrer Sache gesehen und nicht die Kübe gemacht haben, mit Hochmuth und Kaufen und Herr sein? Ja, ja, so ist's heutzutage eine Welt, nüt nutz geht's, und niemand will dran schuld sein, jeder giebt die Andern schuld, keiner hilft den Andern mehr und kann nicht mehr helfen, man kann nichts mehr als über einander fluchen, daß der Boden zittert, ob es auf diesem Weg gut kömmt, kann man sich denken. Es ist eine Welt, sie ist keinen Schuß Pulver werth, und das ist ein Glück für sie, unser Herrgott hätte sie sonst längst in die Luft gesprengt.

Wenn sie Geld und junge Jahre verbraucht und nicht mehr wissen, wo aus wo an, kommen sie daher, als wie vom Himmel herab, mit einer Kuppele Kinder, sagen: Gott grüß euch, da bin ich auch, ich und mein Weib und meine Kinder,

wir ſind hier daheim, alſo gebt uns zu eſſen, gebt uns zu trinken, öppe en aſtändigi Wohnig, und wenn ihr uns Verdienſt verſchaffet, ſo wollen wir ſehen, daß wir uns wegem Uebrigen durchbringen. Sagt man ein Wörtlein dagegen, begehren ſie auf, ſchlagen mit giftigen Worten um ſich, als ob alle Vorgeſetzte Schelmen und die ganze Gemeinde ſchuld daran ſei, daß ſie verlumpet und nicht Millionär geworden, und hatte doch die Gemeinde nichts mit ihrer Sache zu thun gehabt, hatte nichts von ihnen genoſſen, keine Hülfe von ihnen gehabt, war weder gefragt worden, noch hatte ſie ſich irgendwie in ihre Händel gemiſcht. Will man nicht, was ſie wollen, ſind ſie im Stande und laufen in's Schloß und verklagen die Gemeinde, weil ſie ihnen nicht mit Krebſeli z'Morge und Fiſcheli z'Nacht aufwarten will.

So polterte der reizbare Alte, der gewohnt war, ſeine Ohrfeigen rechts und links auszutheilen, wie es ihn ankam und ohne lange zu unterſuchen, auf welche Backen ſie kamen und waren ſie verdient oder nicht. Hans Joggi hatte ihm zugehört, zuerſt mit Erbauung, dann wußte er lange nicht, war es gebauen oder geſtochen, endlich bezog er denn doch die Trümpfe auf ſich und ſagte, wenn das auf ihn gehen ſolle, ſo könne der Alte die Mühe ſparen, oder ſeine Worte für ſich nehmen, ihn gingen ſie nicht an, er ſei nicht Sinns vor die Gemeinde zu gehen, allweg wenn er es nicht erwehren könne, ſo ſei bis dahin noch mancher Bauer, der meine, was er ſei, vor dieſelbe gegangen, und wenn es ſein müſſe, ſei nicht er ſchuld, ſondern die ſeien ſchuld, welche ihn muthwillig arm gemacht.

Da der Alte nicht von denen war, die leicht ſchweigen, ſo wär's vielleicht ein ernſtlich Gefecht geworden, wenn nicht der Mijer unter der Thüre erſchienen wäre. Was habt ihr zu prozediren, kann ich helfen? frug er. Lieber nicht, ſagte der Alte, du weißt, ich trage das Geld lieber in's Wirthshaus, als zu dir, oder ſpare es den Kindern, und humpelte an ſei-

nem Stocke weiter. Gut, daß gehst, sagte der Mijor, wollte du gingest bald in Himmel, statt vor mein Haus, es wäre dir dort bas und mir wäre es auch anständiger. Darauf frug er nach Hans Joggi's Begehr und gab ihm Audienz hinter dem Hause. Wie es scheint, ging es zäh zu und erst nachdem Hans Joggi einen schönen Theil der zwanzig Thaler, die ihm das Kalb gegolten, geopfert, versprach der Mijor mit dem Hauptmann zu reden, daß er einstweilen warte, wenn er könne, oder angebe, wie viel Geld er haben müsse.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Schräpfen und gutem Rath.

Er fuhr recht schwermüthig heim. So ging ihm das Geld dahin, die Schuld blieb die gleiche, noch um keinen Kreuzer hatte sie sich gemindert; während er immer schwitzen mußte, war auf der andern Seite das Loch wie vermauert, kein Kreuzer wollte ihm fließen. Hans Joggi war ziemlich kaltblütig, aber es wurde ihm doch heiß im Kopf beim Heimfahren. D'Sach, dachte er, wolle anfangen ihm verdächtig zu werden, es wolle ihm schier scheinen, als seien sie nicht aufrichtig und hätten Lust mit ihm d's Spiel z'tryben. Aber sie sollten nicht probiren, wenn er einmal abkomme und wisse, woran er sei, so wolle er ihnen zeigen, was Hans Joggi könne. Der gute Hans Joggi war nicht recht daheim in der Menschenkenntniß, wußte nicht, wer er war und wer sie waren, er gehörte zum Theil in die Klasse der Schlauköpfe, die Allen mißtrauen, welche es gut mit ihnen meinen, und unbedingt jedem glauben, der ihnen in den Kram zu reden weiß, ohne Grund zum Zutrauen zu haben, ja jedem, den sie auf der Straße antreffen und zum ersten Mal in ihrem Leben sehen.

Anne Marei hatte ihm dänne deckt. Es wußte, daß Hans Joggi selten einen Kreuzer für was zu essen ausgab, und ging's vom Morgen bis am Abend, oder höchstens einen halben Batzen für Brod und vielleicht einen für Käs. Er wußte, er fand zu Haus etwas für seinen Hunger und hatte eine standhafte Geduld zu warten, bis er dazu kam. Dann aber, wenn man den Aetti von weitem merkte, stellte man ihm das Essen zweg, oder wenn er mit dem Fuhrwerk kam, ging man, gewöhnlich Anne Marei selbst, hinaus, nahm ihm das Roß ab und hieß ihn hineingehen, es sei zweg, mit dem Roß welle man schon machen.

Diesmal zeigte sich Anne Marei nicht, endlich kam ein Kind. Als Hans Joggi frug, wo ist die Mutter, antwortete dasselbe: He dinne, aber es wett geng nme pläre und hocket uf em Ofe, ig traue es fehl ihm, aber es wett nit säge wo. Als Hans Joggi hineinkam, war Anne Marei nicht mehr auf dem Ofen, es hatte sich zusammen genommen, das Essen zweg gestellt und auf des Mannes Gruß: E guten Abe gäb ech Gott, geantwortet. Aber es seufzte schwer, und die Beine wollten ihm nicht fort, es schleppte sie nur so nach, und frug nicht nach seiner Verrichtung, wie es sonst im Brauch hatte, denn es mochte selten warten, bis er mit Essen fertig war, noch weniger, bis er von selbst anfing. Fehlt's d'r? frug daher Hans Joggi und zweimal mußte er fragen, bis es endlich antwortete, es fehl ihm eigentlich nichts, aber es sei ihm so schwer in den Gliedern und im Gemüth, es mög nüt arühre, mög nit fürers, es düechs es mög nüt as pläre. Hets d'r nenis gä? frug Hans Joggi. Was bruchts z'gä, het me nit am Alte meh as gnue, du mein Gott, antwortete es. He, sagte Hans Joggi, nme wege deßi wett ih nit so thue, m'r sy emel noh da, u sövli bös wirds is nit gah, wüßt nit warum, öppe verdient hätte mrs de netti nit. Wenn noh Grechtigkeit ist, so muß es de Angere z'erst a d'Bei gah gäh ne. Oeppe de dene, wo nüt thüe as spiele, fresse u suse

u sust noh meh, u anger Lüt is Unglück bringe. O mein Gott, mein Gott, fing Anne Marei an zu jammern, rede nicht so, versündige dich nicht. Wer verdient es mehr als wir, und wer verdient die Strafe nicht?

Das wollte Hans Joggi nicht glauben, gäb wie Anne Marei ihm anhielt, er solle sich nicht versündigen. Hans Joggi zählte hartnäckig alle ihre Verdienste auf und alle Laster, welche sie nicht hatten, und alle Leute, welche dies und jenes machten, was sie nicht machten, und doch zweg dabei seien, und bei welchen man gar nicht sehe, daß Gott sie deretwege apart strafe, und welche jedenfalls zuerst an die Axt müßten, wenn es ginge, wie Anne Marei meine und Gott sövli ein scharfer sei, oder es müßte dann gar keine Gerechtigkeit bei ihm sein, an die man ja glauben müsse, obgleich Einem manches so curios vorkomme, daß man fast nichts daran begriffe, wenn man es spitz nehmen wollte.

Das Reden erleichterte Anne Marei offenbar, aber nachgeben that es deßwegen kein Düpflein. Es redete von Hans Ueleli und wie Gott ihnen da gezeigt, wie er böse über sie sei, und wie viel sie sündigten alle Tage, und wie sie am Irdischen hingen, und wenn sie nicht so große Sünder wären, daß sie gar nicht wüßten, wie große, so wäre es ihm nicht so schwer im Gemüthe, und das sei das Schrecklichste, daß er das nicht einsehen könne, so werde es ihm nicht vergeben, er könne nicht zu Gnaden kommen, und es zweifle fast, daß es dieselbe erfassen könne und das wäre das Schrecklichste, wenn sie nicht in Himmel kämen zu Hans Ueleli, und er alleine im Himmel bleiben müßte.

Los Frau, das kömmt dir nicht gut dä Weg, du könntest dich dä Weg hintersinne und angends e Narr werde, das kömmt se, wenn man die Sache zu schwer nimmt. Ich habe immer gehört, dafür sei Schräpfen gut, gäb wie schwer man es habe, wenn man recht schräpfen lasse, leichte es Einem überall. Du mußt morgen gehen und schräpfen lassen, ehe es dir recht an-

wohnt, jetzt haben wir nicht ſo viel zu thun, um einen halben Tag iſt's nicht gefochten.

Anne Marei wehrte ſich dagegen ſehr, ja wenn ihm der Anken wäre bezahlt worden, ſo wäre es ein Anderes, aber jetzt noch verthun und nichts löſen, wäre ja muthwillig über Ort gefahren. Indeſſen war Anne Marei noch nicht dahin gekommen, daß es an aller Heilung verzweifelnd, kein Mittel mehr gebrauchen wollte und ſo wenig an eine körperliche Heilung glaubte, als an die Erlangung der Gnade. Zu dem war es eine Erquickung für ihns, daß Hans Joggi ihm anerbet zu einer Schräpferin zu gehen, es war das erſte Mal, daß er ihm ſo etwas anerbot, es war wirklich viel gemacht von Hans Joggi und eine ziemlich ſeltene Erſcheinung, daß ein Mann der Frau ſagte, ſie ſolle was brauchen, gar ſchräpfen laſſen, da in ähnlichen Fällen des Mannes Rede gewöhnlich lautet: Wart ume, es wird ſcho beſſere, mußt Geduld ha, es gutet von ihm ſelber, mußt ume nit Angſt ha, mußt nit z'nöthli thue, mußt dih deſſe nüt achte! Das ſind an ſich zumeiſt ganz zweckmäßige, ſachdienliche Vermahnungen und Zuſprüche, aber für weibliche Herzen nicht ſehr troſtreiche und aufrichtende. Weibliche Herzen wollen Theilnahme und hätten es gerne, wenn der Mann aus Angſt des Tages drei Male aus der Haut führe, und wenn jemand ſagen ſoll: Wart bis morn, wenns bis morn nicht beſſeret, ſo kann man zum Doktor ſchicken, ſo wollen ſie es ſelbſten ſagen, und obendrein noch ſehr dringlich beſtürmt ſein, ſolche Vermeſſenheit fahren zu laſſen und alsbald, zu Fuß und zu Roß, nach Hülfe zu ſenden.

Das that Anne Marei wohl, wäre die Krankheit um wenige Grade höher geſtanden, ſo hätte das Anerbieten von Hans Joggi neuen Jammer erzeuget. O mein Gott, mein Gott, hätte es gejammert, ja, das hat noch gefehlt, daß ich noch ſchräpfen ſoll, wo wir das Geld ſo nöthig hätten und keins mehr haben, und daß es dir an nichts mehr gelegen iſt,

daß du ſuſt, als wäre es dir, je eher wir fertig würden, deſto lieber, und nicht an die Kinder denkſt, was aus denen werden ſolle, und mir das zum Gſpött thuſt; ich ſehe es wohl, daß je eher ich dänne chäm, deſto lieber wäre es dir. Und das habe ich an dir doch nicht verdienet, wenn ich ſchon eine große Sünderin bin, daß ich nicht werde zu Gnaden kommen können! u. ſ. w. So hätte Anne Marei gewebert, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen.

Es iſt mit den Herzen, wie mit jedem Grund und Boden, auf deſſen Beſchaffenheit kommt es an, wie es wiederklingt, wenn man was darauf wirft. Ganz anders tönt ein Silberſtück auf harter Platte als auf Lehmboden oder in einer wüſten Pfütze. An das denkt man ſelten und wenn man ſchon daran dächte, verſtünde man es doch nicht, denn was man am wenigſten begreift auf Erden, das iſt der Menſch, daher kein Wunder, daß man alles zu behandeln verſteht, nur den Menſchen nicht, weder die großen Chemiker noch die großen Philoſophen können es, welche von beiden in dieſem Fache dümmer ſind, iſt noch nicht entſchieden.

Wem es ſonderbar vorkömmt, wie der kaltblütige Hans Joggi ſo auf einmal an's Schräpfen dachte, ſo von ſelbſt es vorſchlug, dem diene zur Nachricht, daß er früher auf einem Hofe diente, wo die Frau des Bauern ſchwermüthig war. Das ſei das läutwyligſt Dabeiſein geweſen, erzählte er oft, da erleide Einem das Leben ſelbſt, daß es Einen dünke, das Beſte wär, der liebe Gott ließe Himmel und Erde zſämefahre, daß es ſie in hunderttuſig Stücke verſprengte. Da thäten die Weiber nichts als ſürmen den ganzen Tag, trappeten um's Haus herum als ob ſie ſturm wären, oder ſäßen ganze Tage in einer Ecke und thäten nichts als gruchzen und ſeufzen, acheli und ojocheli, und was man ihnen ſage, es helfe alles nichts, ſie ſchüttelten mit dem Kopf oder hielten die Hand auf's Herz. Der beſt Pfarrer könne nichts abbringen, er

möge vorbringen, was er wolle, so sagten sie, er könne sagen, was er wolle, er wüßte nicht, wie es ihnen sei, sie wüßten es am besten, daß sie nicht zur Gnad kommen könnten. Dazu müßte man immer noch in der Angst sein, sie machten was Ungeschicktes, daß man daran genug hätte sein Lebtag. Da habe nichts geholfen, bei den geschicktesten Doktore sei der Bauer gewesen, als Schräpfen oder z'Aderla, so oft man sie hätte dazu bringen können, darauf hin habe es ihr allemal gelichtet, aber das heig öppis chönne, bis me je d'rzu bracht heig, si heig grad use gschraue, tödtet mih, tödtet mih! Darum war Hans Joggi so aufwärtig mit Schräpfen.

Warum Anne Marei so unerwartet dieses angekommen, konnte Hans Joggi nicht vernehmen, die Kinder konnten bloß sagen, während sie draußen herum gelaufen, sei eine Frau bei der Mutter gewesen fast den ganzen Morgen, als sie heimgekommen, habe die Mutter alles vergessen gehabt und bloß gejammert wegen der Seligkeit und habe nicht gegessen, daß es einer Fliege im Auge weh gethan hätte.

Es ist aber auch wirklich kaum eine fürchterlichere Krankheit als die der Schwermuth, sei es, daß man an der Gnade verzweifle oder an der Liebe der Menschen oder an den Mitteln sein Dasein zu fristen. Das Wimmern der Schwermüthigen ist immer schauerlich, aber am schauerlichsten, wenn es ein Stöhnen der Angst ist, man habe nichts mehr, man müsse Hungers sterben und hat Kisten und Kasten voll, ein halb Dutzend Pferde und ein ganzer Stall voll Kühe und ausgeliehenes Geld, es weiß kein Mensch wie viel. Da müssen die Andern sich zusammen nehmen zu großer Geduld, wenn sie nicht schwer sich versündigen wollen. Die Kranken vermögen sich ihrer Krankheit nichts, die kömmt und geht nach dem Willen von oben und darin besteht sie eben, daß man weder sich selbst aufrichten, noch durch Andere aufrichten lassen kann, für jeden Trost unempfänglich ist. Nur ausnahmsweise kommt sie von Menschen, welche das verruchte Hand-

werk treiben, ohne alle Berufung ſich mit dem Doktern der Seelen abzugeben, aus Hochmuth, meiſt um Eſſens und Trinkens willen. Solche Frevler ſollte man bei den Beinen aufhängen.

Wie geſagt aber, ſo weit war Anne Marei noch nicht, es freute ſich des Antrages nicht bloß, ſondern, als am folgenden Morgen Hans Joggi ihn erneuerte, nahm es ihn an und machte ſich am Nachmittag zu einer Schräpferin auf.

Schräpferinnen ſind wichtige Perſonen, es giebt in Republiken und Königreichen viele Beamtete, von denen man den Titeln nach glauben ſollte, was das für Gewaltsperſonen wären und haben nicht halb ſo viel zu bedeuten, als eine rechte Schräpferin. So eine rechte Schräpferin iſt eine gſtackete Drucke voll Notizen, Geheimniſſen und Räthen. Das Schräpfen dauert eine gute Weile, gar viel länger als das Aderlaſſen, und derweilen werden die Mäuler nicht verbunden, im Gegentheil gebraucht, um die Zeit ſich zu verkürzen und das Herz ſich zu erleichtern. Da kömmt dann alles zum Vorſchein, was in der Welt geſchehen und in der Menſchen Gehirn gekommen iſt, das bewahret die Schräpferin in ihrem guten Gedächtniß, bedient damit ihre Kunden, nach Laune oder Bedürfniß, je nach ihrer Art, nach Bosheit oder nach Gutmüthigkeit. Wenn ſo eine Schräpferin z'böſem geräth, iſt ſie ein Utüfel in ihrer Gegend und wäre im Stande, dem Teufel und ſeiner Großmutter die Haare zuſammen zu binden.

Die Schräpferin, zu welcher Anne Marei ging, war gutmüthiger Art und guter Räthe voll, im Allgemeinen wünſchte ſie allen Menſchen Wohlergehen und wenn ſie zwei Leutchen zuſammen bringen konnte, war es ihre größte Freude. Darum hatte ſie auch nicht den geringſten Zweifel an ihrer Seligkeit, wer ſo viele Leute glücklich gemacht, wie ſie gethan, dem werde es doch kaum fehlen können, und wenn es ſchon hier oder dort

bös gegangen, ſo vermöge ſie ſich deſſen nichts, ſie ſeien ſelbſt ſchuld daran, ſie hätten darnach gethan.

Sie war mit Anne Marei nie im Verkehr geweſen und doch gab ſie ihm alsbald den Namen, worüber Anne Marei ſich billig wunderte. Warum ſollte ich dich nicht kennen, ſagte die Schräpferin, biſt ja ſchon bald zwei Jahre auf dem Hof, und wer z'Chile und z'Märit geht, den lernt man ja kennen, man mag wollen oder nicht. Dafür iſt d's z'Chile gah ganz b'ſunderbar kommod, wenn man da jemand Fremdes ſieht, ſo iſt auch immer jemand da, der ſagen kann, wer es iſt. Ich muß ſagen, ich wäre ſchon oft nicht gegangen, wenn es mir nicht wegen dem wäre, wo wege die Leute halten Einem viel weniger darauf, als wo ich jung war. Als ich jung war, iſt man noch gegangen und hätte geglaubt, man verſündigte ſich, wenn man es nicht wenigſtens über den andern Sonntag thäte. Du wirſt wollen ſchräpfen laſſen, mit Schein achteſt du dich der Zeichen nicht viel, das war die richtige Einleitung zu Anne Marei's Krankengeſchichte. Es hätte nicht daran gedacht, ſagte Anne Marei, es ſei ſonſt nicht daran gewohnt, ſchräpfen zu laſſen, wenn man geſund ſei, habe man ſolches nicht nöthig, aber jetzt habe es der Mann nicht anders thun wollen, als daß es ſchräpfen laſſe, und da hätte es nicht auf die Zeichen ſehen können, und auch nicht gewußt, welches die guten und die böſen ſeien.

Die Frage, wo fehlt's d'r, that die Thüre von Anne Marei's vollem Herzen ſperrangelweit auf, und nun kam's, es rollte das ganze Elend raus. Unterdeſſen that die Schräpferin ihre Pflicht, ſetzte die Hörnchen auf, horchte zu, fragte zuweilen, wunderte ſich über Anne Marei's wüſtes Blut. Als ſie wahrnahm, daß die Wellen der Rede weniger reißend wurden, ergriff auch ſie den Faden der Rede und begann dieſelbe mit den Worten: Du kannſt mich dauern, ja recht erbarmen könnt ihr mich. Das iſt ein ſchön Wort, das immer ſeinen ſchönen Platz findet. Darauf begann die Schräpferin daſſelbe

zu motiviren, in der allerbesten Meinung, aber auf eine wenig trostreiche Weise. Vor allem erzählte sie die Geschichte von Allen, die auf dem Hofe zu Grunde gegangen und schloß mit der Bemerkung, sie glaube, der Hof sei verwünscht und verflucht, es liege so was darauf, denn sonst wäre es nicht möglich, daß es Allen gleich gehen müßte, und gewöhnlich in ganz kurzer Zeit. Sie hätte das noch nie erlebt, darum fürchte sie, es werde ihnen gleich gehen, sie wüßte nicht warum, und dafür seien sie, leider Gott, in den rechten Händen. Nun ging sie auf die Geschichte der Kommandanten, Majoren und Hauptleute und diejenige ihrer Weiber über, und hechelte endlich die ganze Bande. Wenn sie die Geschichte der Männer geendet und dieselben geschildert hatte, viel ärger als Johannes die Thiere in seiner Offenbarung, so sagte sie, enfin, es ist e Wüste, aber mit ihm wäre es noch zu machen, wenn sein Weib nicht wäre, die ist noch viel verfluchter als er.

Diese Weiber nun schien die Schräpferin absonderlich auf dem Strich zu haben und Anne Marei stimmte, in seligem Angedenken seines Ankens, lebhaft bei. Was die Männer trieben, trieben auch die Weiber, behauptete die Frau, seien aber darum viel gefährlicher, weil man es nicht hinter ihnen suche, daher vor Tücken und Kniffen, namentlich beim Güterhandel, vor ihnen sich nicht genug in Acht nehmen könne. Die größte Freude hätten die Frauen, wenn sie jemanden um seine Sache bringen könnten, und wenn der Betrogene sich zuletzt hängt oder in's Wasser springt, so ist ihnen das wie eine Hochzeit, du magst es glauben oder nicht. Solche Leute habe ich noch nie erlebt, bin doch afe alt! Sieh dort an jenem Berge ist ein stotzig Heimeth, wo viel Jagens und wenig Fangens ist, die Hauptsache war der Wald, ehe er abgeholzet war. Dort waren arbeitsame, husliche Leute, denen es aber alle Tage rückwärts ging. Sie wußten nichts anzufangen, als gradane z'werche, lösten wenig Geld, sollten bedeutende Zinse haben, vermochten nicht Leute anzustellen, nichts für's

Land zu thun. Er war, was man ſagt, ein Trökni, er ſchaffte immer, aber nur langſam, komme ich nicht heute, komme ich doch morgen, meinte er, und während ein Anderer ſich dreimal kehrte, kehrte er ſich nur einmal. Seine Frau wäre etwas courajchirter geweſen, war aber überkindet, hatte alle Jahre ein Kind, in den Fehljahren zwei, und obendrein alles einfältige, keines konnte recht reden, ſtatt, daß ſie den Eltern helfen konnten, hatten die Eltern immer mit ihnen zu thun ſie wuchſen der Mutter nicht aus den Händen und waren dazu noch immer hungerig. Du kannſt dir denken, wie die zweg waren! und doch war damals nicht die Zeit wie jetzt, wo man einander mit dem Geld ſo plaget, man des Aufkündens nie ſicher iſt und nie der Gläubiger zwei Zinſe zuſammenkommen laſſen will. Er wartete und hatte Geduld, von wegen er brauchte nicht ſo in Kummer zu leben, daß Kapital ſammt Zinſen verloren gingen, man wußte nicht wie, ſonſt wären ſie längſt über Bord geweſen. Tief genug waren ſie doch drin, Zinſe liefen auf, Geld hatten ſie keins, ſie konnten je länger je weniger verkaufen, ſie bauten nicht mehr Korn genug für ihre Haushaltung, ſie mußten z'Mühle kaufen; du kannſt dir denken, wie das ging.

Da ging einmal der Alte von einem Märit heim, gegen einen Bekannten ging ihm das Herz auf, er klagte ſein Elend. Guter Freund, ſagte ihm dieſer, daran iſt gar niemand ſchuld als du, ich dachte ſchon lange, ob ich es dir ſagen wolle, oder warten, bis es dir ſelbſt in Sinn komme. Nun ſagte ihm der, wie er ja Wald habe und ihn nicht brauche, das Holz reif ſei, und wenn er es nicht ummache, alle Jahre minder werth würde. Jetzt ſtehe es ſchön im Preiſe, tauſend bis zweitauſend Gulden könne er da nehmen, man werde es dem Walde kaum anſehen, wenn er es recht anfange, könne er Zinſe und noch Schulden zahlen. Da that das Mannli die Augen groß auf und ſagte, daran hätte er gar nicht gedacht, es habe ihm aber auch noch niemand etwas darauf geboten.

Geſagt ſei ſo was bald, wenn es dann ſo wär! Nun der Freund verſprach, ihm Käufer zu Handen zu haben, die viel kauften und recht berühmte Händler ſeien. Er that's, ſie kamen, beſichtigten den Wald, kauften ihm den bedeutendſten Theil des Holzes ab, aber unglücklicherweiſe kam dem Mann nicht in Sinn, jemanden zu Rath zu nehmen, der mit dem Handel bekannt war. Sie boten ihm Geld ſo viel, daß er faſt darob erſchrak und doch war es eigentlich nur ein Trinkgeld und zwar verkaufte er ſo, daß ſie im Walde machen konnten, was ſie wollten, ſo daß dabei faſt der ganze Aufwachs verderbt werden konnte, was denn auch richtig geſchah, ſo daß der Wald auf dreißig Jahre hinaus verherget war. Wenn er aber auch nur das verſprochene Geld erhalten hätte! aber auch von dieſem erhielt er kaum ein Trinkgeld. Etwas gaben ſie ihm auf die Hand, das Uebrige verſprachen ſie zu zahlen, ſo wie ſie das Holz abführen würden. Aber wenn ſie es gehalten hätten! Von Halten hatten die ihr Lebtag nie was gewußt. Wenn das Mannli ſie im Walde erblickte, ſo forderte er Geld und erhielt zumeiſt Ausreden, höchſt ſelten einige Batzen, womit er nichts machen konnte, als das Nöthigſte anſchaffen, von was abzahlen war keine Rede, oder ſie beſtellten ihn auf einen gewiſſen Tag an ihren Wohnort, wo ſie ihm füre machen wollten, aber ſie hielten ihn nur zum Beſten, traktirten ihn erſt im Wirthshauſe bis er nicht mehr fünfe zählen konnte, entſchuldigten ſich dann, daß ihnen kein Geld eingegangen, aber ſie wollten ihm Waaren geben, überhaupt an Zahlungsſtatt verſchaffen, was er nöthig hätte, führten ihn zu einem Krämer, der mit ihnen unter einer Decke oder nahe verwandt war, und füllten ihm ganze Körbe mit Zucker, Kaffee, Backwerk, mit allem was einen dummen Menſchen gelüſten kann. Mit dieſem Zeug ſchickten ſie ihn heim, er wußte nicht einmal recht, war es auf Rechnung oder geſchenksweiſe, rühmten ihn obendrein noch, daß er nicht wußte, hatte er ſeinen Kopf ob den Wolken oder unterhalb, und

daheim meinten ſie auch was ſie damit hätten, dachten nicht an das ſo nothwendige Geld, da ſie von andern Sachen genug hatten. Endlich ward es ruchtbar weit herum, wie da gewirthſchaftet werde, die Gläubiger vernahmen's und rührten ſich, da das Unterpfand ſo ungereimt verſchwächt war, doch nur langſam, da ſie Erbarmen hatten mit der armen Familie. Aber ſie wollten die Sache einmal erleſen haben und wiſſen, wo das Geld ſei, von dem der Bauer immer ſprach, es ſei ihm verſprochen, die andere Woche werde er es erhalten. Er mußte rechtlich gegen die Käufer einſchreiten, die drehten ſich lange, ſchlugen endlich Recht dar und kamen dann mit haushohen Rechnungen, wo darin nicht bloß alles aufgemacht war, was ſie ihm mitgegeben und was ſie ſammethaft gegeſſen und getrunken, ſondern noch eine Menge Dinge, von denen das Mannli ſteif und feſt behauptete, er habe ſie nie geſehen. Ja Rechnungen erleſen hat eine Naſe, darob hat es ſchon manche blaue gegeben! Erſt wurde prozedirt auf's allerhöchſt und Koſten gemacht, daß man hätte mögen zu Gott ſchreien, dann thaten die Holzhändler Eide und den armen Bauer in's Gefängniß, weil er ſagte, man ſolle ſehen, wie ſie zitterten, das Gewiſſen werde ihnen ſagen, daß kurzum der Teufel ſie nehmen werde. Als der Bauer aus der Keſi kam, ſagte er, er wolle gehen und Gott es klagen, was für eine Gerechtigkeit auf der Welt ſei und hing ſich an eine Tanne. Darauf kam der Geltstag, das Weib wurde ſturm und lief in der Welt herum, ob es noch lebt, weiß ich nicht, die Kinder fielen der Gemeinde zu und kamen in den Spital, und ſo iſt's Frau, und ſo geht's Frau, und ſo man mit ſolchen Leuten zuſammen kömmt, ſo bleibt Einem nichts übrig, als Morgens und Abends zu beten: Ach Gott, ſei mir armem Sünder gnädig! Von wegen lue, Frau, das ſind Leute wo d'r Tüfel z'Schande wird ab ihnen, und wenn er nicht fürchtete, ſie prozedirten und eidigten ihm die Hölle ab, er hätte ſie längſt genommen.

Das war intereſſanter Troſt für das arme Anne Marei

und dazu in aller Gutmüthigkeit dargebracht. Es war, als hätte die gute Schräpferin ihre Hörnlein an den Augen angesetzt, man kann es sich denken. Nit, nit, thue nit so nöthlich, sagte die gute Frau, dein Mann hat sich ja noch nicht gehenkt und du lebst auch noch, d'Sach ist ganz eine andere und ihr könnt euch ganz leicht aus der Dinte helfen, wenn ihr euch von den Blutsaugern losmacht. Ich wollte dir nur sagen, daß es euch accurat so gehen wird, wenn ihr euch von diesem Zeug nicht losmachet und gar nichts mehr mit den Schurken zu thun habt, von wegen, es ist ein Tüfel wie der andere und zusammen hängen sie wie Froschlaich.

Können wär gut, du mein Gott! jammerte Anne Marei.

He, warum nicht, antwortete die Frau, ihr müßt nur dazu thun und d'Sach am rechten Ort in die Finger nehmen. Zahlt sie, und wenn ihr das Geld nicht selbst habt, so suchet welches zu bekommen, Leute wie ihr, werchbar und vertrauet, bekommen immer Geld und b'sunderbar wo das Unterpfand so zweg ist. In Bern ist Geld so viel man will, freilich nicht ganz so leicht zu bekommen, wie früher, von wegen, gebrannte Kinder fürchten das Feuer, und wenn so ein Jagdhund einen Bernerherrn anschmieren kann, glaubt er, er verdiene damit Vergebung der andern Sünden, und sind doch rechte Herren das und begehren dem Lande zu helfen und haben es nicht ausgesogen, wie die Jetzigen und die Hündligürter von Juden und andere Ketzer. Da bekommt ihr schon Geld, wenn euch nicht z'böst geredet wird, sondern z'best. Oder öppe ein reicher Bauer giebt es euch, und wenn er mit dem Gschäft etwas bekannt ist, bekommt ihr es da noch leichter als in der Stadt. Ihr werdet sicher an rechten Orten gedient haben, an solchen Orten ist immer Geld und es giebt noch dere, wo gern einen Gottslohn verdienen, und helfen, wenn es ihnen möglich ist. D's Geld in Bach werfen, das thun sie freilich nicht, von wegen das ist auch eine Sünde, man soll Gottes Gaben nicht verachten und vergeuden. Aber

das probiret, ſuchet Geld und das auf der Stelle, ſonſt habt ihr den Strick um den Hals, ehe ihr daran denkt, und ſeid ihr einmal auf der Gant und gar ausgeſchrieben, ſo iſt's fertig mit euch und nichts laſſen ſie euch als Augen zum Plären. Aber deretwege habe nicht Kummer und pläre mir nicht ſo, ſo geht's euch nicht, machet auf der Stelle, daß ihr Geld bekommt, ſo iſt euch geholfen, denn wenn ihr zahlt, können ſie euch nichts mehr thun.

Aber eben da war der Haken, zahlen iſt eine Kunſt, wenn man kein Geld hat. So konnte man von der Schräpferin auch ſagen, ſie führe in die Hölle und wieder heraus, ſie malte ſchwarz, dann ſtrich ſie blau darüber und dann wieder ſchwärz, gab dem Anne Marei einen Klapf hie ume und dann wieder dort ume, und wir können wirklich nicht ſagen, daß es Anne Marei beſonders geleichtet hatte um's Herz und in den Beinen, als es heimging. Es ging ihm im Kopf herum, wie ein Mühlrad. Geld, Geld, zahlen, zahlen, furrete es ihm fort und fort, und als es heimkam, tſchäderte zahlen, zahlen um Hans Joggi's Ohren herum, daß er ſich hoch verſchwur, er ſchicke ſeine Frau nie mehr ſchräpfen zu laſſen, das ſei, wie wenn man einen Teufel mit dem andern austreiben wollte, und z'letzt bleibe der auch ſtecken und dann habe man zwei ſtatt einen.

Indeſſen ſchwören half nichts und brummen nichts, Hans Joggi mußte um Geld aus, gäb wie er ſagte, der Mijor wolle ja mit dem Hauptmann reden, es brachte ihn aber faſt aus dem Häuschen, immer und immer Zeit verlaufen zu müſſen und dazu brauche er Geld auch noch und doch nur aus Bosheit, denn er merke wohl, es ſei ihnen nicht ſowohl um's Geld als um's Plagen.

Hans Joggi mußte ſich drein ergeben, aber das wollte er nicht, bei ſeinen alten Meiſterleuten Geld ſuchen. Er kenne die Harzerkünge, ſagte er, er habe oft geſehen, wie ihnen arme Leute faſt die Füße abknenet hätten und hätten doch mit

leeren Händen gehen müssen, bei denen sei keine Gnade, das seien Leute, sie thäten das eigene Fleisch verkaufen, wenn es jemand fressen möchte.

Anne Marei hatte eine ganz andere Meinung, mußte indessen nachgeben, wenn es wollte, daß Hans Joggi um Geld ausgehe. Anne Marei war mit seinen Meisterfrauen besser gestanden als Hans Joggi mit den Meistern, war nicht so verschlossen gewesen, sondern zutraulicher, sie daher auch gegen ihns freundlicher, es hatte also auch eine bessere Meinung von ihnen.

Hans Joggi wollte auf Bern gehen, wo Geld genug sei, und wo gewiß auch Herren seien, die Verstand hätten. Da er aber gar nicht Bescheid wußte in Bern, machte er das weise Stücklein, daß er zu seinem Hauptmann ging, gegen den er doch den Verdacht hatte, er plage ihn nur, und ihm sagte, er sei Sinns in Bern Geld zu suchen, wenn er ihm nicht warten wolle, denn er sei des Gespringe satt, aber er wisse nicht wo suchen. Der Hauptmann sei aber in Bern bekannt und könne ihm Anweisung geben, wo die reichen Herren wohnten, die Wattenwyler, die Tscharner und die Grafenrieder, wo man Geld bekommen könne, wie er oft gehört. Den Hauptmann lächerte dieser Einfall und daß er mit demselben gerade zu ihm kam und er hatte erst Lust, ihn so mir nichts dir nichts laufen und suchen zu lassen, das gäbe was zum Lachen, dachte er. Indessen fiel ihm ein, d'r Tüfel chönnt e Schelm sy und Hans Joggi in unrechte Hände führen oder an einen Ort, wo derselbe zu viel brichten würde, wie man es ihm mache; es sei zwar recht gut, ihn nach Bern gehen zu lassen, damit er erführe, wie Geld bekommen eine Nase habe, aber wohl überwachet von jemand, der mit im Spiel sei.

Meinst du, die Herren gäben sich mit einem Lappi, wie du bist, ab, oder chast weltsch? frug der Hauptmann. Nein, sagte Hans Joggi, aber deutsch werden sie auch verstehen? Weiß nit, sagte der Hauptmann, aber reden thun sie nur

welſch und mit dem Geld haben ſie ſelbſt nichts zu thun, ſie haben Verwalter darüber, Sachwalter ſagt man ihnen, die leihen das Geld aus und nehmen die Gelder ein, verflucht Bube ſind's, die können deutſch, ume z'gut. Zu dieſen muß man und mit denen muß man reden können, und das ſind Leute wie ehemals, und gäb wie leicht man ſich verfehlt, kriegt man nicht nur kein Geld, ſondern muß noch vierzehn Tag an Schatten.

Das erſchreckte freilich Hans Joggi, machte ihn aber doch nicht abwendig, er wollte immer noch lieber nach Bern, als zu ſeinen alten Meiſterleuten. Er hatte ein böſes Gewiſſen gegen ſie, er floh ſie, aber er wußte nicht, daß das, was er fühlte, das böſe Gewiſſen ſei, das ihm ſagte, du hatteſt kein Vertrauen zu ihnen, warum ſollten ſie Vertrauen zu dir haben? Er hatte es wie Adam, der auch nicht gefehlt haben wollte, ſondern dem lieben Gott ſelbſt ſagte, das Weib, das du mir gegeben haſt, gab mir davon und ich aß. So geht es bis auf den heutigen Tag ſehr oft, daß man ein böſes Gewiſſen hat und es nicht weiß und gegen die Leute giftig wird und allerlei gegen ſie vorbringt, was entweder keinen Grund hat, oder zu welchem man ſelbſt die Veranlaſſung gegeben.

Der Hauptmann wollte Hans Joggi jedoch nicht begleiten, er möge Bern gar nicht ſehen, ſagte er, wenn er einmal höre, es brenne an allen vier Ecken, dann gehe er expreß hin und nicht davon weg, ſo lange noch eine Hand voll Rauch ſichtbar ſei. Die Berner möge er erſt nicht leiden, es komme ihm vor, als ſei jeder Berner eine Blutwurſt und er rieche von weitem das Blut, welches dieſer aus dem Lande gezogen. (Wo findet man, beiläufig geſagt, Bauern im Beſitz von einer Million Gulden?) Der gute Hauptmann hatte ganz Recht, nicht auf Bern zu gehen, ſein Name war in jeder Schreibſtube bekannt, und die Sachwalter, welche ihn nicht ſelbſt erfahren, hatten doch genug von ihm gehört, möglich auch, daß

er wegen seinen Sünden auf eine Weise geklopft worden, wie es ihm nicht angenehm gewesen war, aber wie es in der Welt geht, er drehte das Ding, er war der Gerechte und die Berner die Sünder. Besser könne ihm niemand helfen, sagte er, als der Mijor, der habe in Bern den Fuß im Hafen oder sein Schreiber, der Rothe, auch schicke es sich am besten, da derselbe die Schriften in Händen habe und an der Betreibung sei, er wisse am besten Bescheid und wie viel Geld auf den Platz müsse, um fertig zu machen vollständig.

Hans Joggi machte ein sauer Gesicht, mußte aber in den Apfel beißen. Der Mijor hatte nicht Zeit zu der Reise, der Rothe wollte sich dazu verstehen, doch nicht zu Fuß, sondern gefahren müsse sein, sie könnten des Mijors Chärbank nehmen, öppe Magdeburg werde es nicht kosten. Auch in diesen Apfel mußte Hans Joggi beißen, so bitter er ihm auch vorkam. O, so ein Tag ist ein Tag vom Himmel, einem Schreiber, wie der Rothe, leider aber erscheinen solche Tage so selten im Leben eines Subjekts! Da kann er den Herrn und Protektor spielen mit wichtiger Miene, kann fahren, befehlen, essen und trinken umsonst, was seine Seele gelüstet, wenn er es versteht und es ihm an Unverschämtheit nicht mangelt.

Es ist uns Einer bekannt, der auch einmal mit einem Bauer zu gleichem Zweck nach Bern ging und noch nicht recht gehäutet und gestählt war. Der wurde mager abgespiesen, mußte laufen und zwar einen langen Schritt, mußte in Bern ohne abzusitzen gleich den Geschäften nach. Sie könnten dann um so ruhiger sich wohl sein lassen, meinte der Klient. Sie stolperten den ganzen Morgen durch die Stadt und als sie endlich fertig waren, schleppte der Klient seinen Gefährten an einen Ort, wo man bsunderbar wohl und wohlfeil sei. Das war ein sogenanntes Küchelstübli, wo man mit Kaffee und Küchli für zehn bis zwölf Kreuzer sich passabel sättigen konnte. Mein Schreiber hatte daheim alle Tage Kaffee, er hatte gehofft, zwischen die Fleischtöpfe Egyptens zu kommen und auf

einen guten Schluck gerechnet, und machte ein flämſch Geſicht. Der Klient tröſtete ihn, er hätte gedacht, auf den Weg ſei das am beſten, wenn man zu viel gegeſſen und getrunken, ſo laufe man deſto ſchwerer. Er hülf auf dem Heimweg recht einkehren, wo man es dann ring laufen möge bis heim. Das Subjekt brummte, aber ſchickte ſich drein. Auf dem Heimweg ging's nicht weit, ſo meinte er, hier ſchien ihm das Einkehren zweckmäßig, er hülf dann nicht zu lange bleiben und ſpäter noch einmal einkehren und nachbeſſern. Aber der Meinung war der Klient nicht, er ſchleppte ſein Subjekt von Wirthshaus zu Wirthshaus weiter, unter allerlei Vorwänden ihn immer auf das nächſte vertröſtend, bis ſie endlich zum letzten kamen. Da ſagte derſelbe in großer Ruhe, jetzt wäre es doch dumm, noch einzukehren, und ganz z'Unnutz ſein Geld zu verklepfen, in einer Viertelſtunde wären ſie daheim. Er habe noch altes Bäziwaſſer, bſungerbar vornehms, es ſei ganz ſüß, es Schnefeli Käs und lings Brod, es ſei noch nicht acht Tage, daß es gebacken und von allem bis gnue, was man mehr wolle? Und das arme Subjekt mußte weiter, mußte noch eine gute halbe Stunde weit, wenn es was haben wollte unentgeldlich. Sein Klient hatte ihn nicht weiter gejagt, wie der Fuhrmann ſein Roß, wenn es einkehren will, er hätte ja freilich ihn nicht ungerne ſaufen laſſen, aber auf des Subjektes eigene Rechnung, er hätte ihm dann zu Hauſe nicht einzuſchenken gebraucht, aber wahrſcheinlich fehlte es dem Subjekt, nicht allein an der rechten Routine, ſondern auch am Gelde, er ſchleppte ſich mit und ach, wie grauſam lang war die halbe Stunde! die Seele humpelte im öden Leib herum, daß er glaubte, ſie trete den Boden aus, jeden Schritt fühlte er, von der Sohle weg bis zum Scheitel, während ſein Gefährte recht wohlgemuth neben ihm her pfeiferlete. Als ſie gegen das Häuschen kamen, ſchien kein Licht in ſelbem zu ſein. Das wär lätz, wenn die Frau ſcho im Neſt wäre, da könnte ich dich nicht einmal heißen hinein kommen, ſie thäte viel zu wüſt, wenn ich ihr Mannevolk in

die Stube brächte, ſagte der Klient. Da wurde der unglückliche Schreiber ganz ohnmächtig, halb war er es ſchon. Nun tauchte glücklicherweiſe Licht auf und dem Schreiber kam der Athem wieder, dem Klienten entrann der Ausruf: Donner, iſt die noch nicht im Neſt, wohl das wird was können! Richtig, das konnte was, bis das Subjekt zu einem Schnefeli und einigen Tropfen ſchlechten Fuſels gekommen, ſo daß er am Ende lieber gehabt, ſie wäre wirklich im Bette geweſen, denn z'tödte wär's doch nicht gegangen, wenn er auch nichts gekriegt. Aber eine ſolche Bernreiſe machte er auch nicht mehr, er hatte ſich hoch und theuer verſchworen, er ſetze den Fuß nie mehr aus der Stadt, bis er famos gegeſſen und getrunken, und käme nicht heim, er ſei denn unterwegs wenigſtens zwei Mal eingekehrt, und wir glauben wirklich, hier habe die ſeltene Erſcheinung ſtattgefunden, und der Schreiber den Schwur treu und redlich gehalten.

Vierzehntes Kapitel.

Hans Joggi ſucht Geld und wie es ihm ergeht.

Unſer Rother war von anderem Kaliber, hatte, bei vielen Naturanlagen, lange Erfahrungen, wie man ſich gütlich thun könne auf anderer Leute Koſten. Das vermochte Hans Joggi, daß man auf der Fahrt nach Bern nicht einkehrte, das war aber auch das einzige Mal, daß er was zur Sache zu ſagen hatte. Der Rothe ſcheint dadurch gereizt worden zu ſein und es auf die Ehre genommen zu haben, dem Hans Joggi zu zeigen, was bei ſolchen Anläſſen gebräuchlich ſei und dem Klienten gezieme. Beim Schlüſſel ſtellten ſie ein, und es ward ein rechtes Frühſtück befohlen, mit Anken, Käs und warmen Berner Wegglene, es war ein wahres Herrenfreſſen und ſchmeckte dem Rothen, denn er packte ein, als ob er für ſeine ganze

Haushaltung freſſen müſſe. Hans Joggi ſchmeckte es deſto ſchlechter, er rechnete immer, was das wohl koſten möchte, und aß wenig davon. Der gute Hans Joggi wußte nicht, daß er gleichviel zahlen müſſe, eſſe er wenig oder viel, hätte er das gewußt, er hätte einen ganz andern Appetit entwickelt. Beim Fraße des Rothen tröſtete er ſich damit, das werde wohl den ganzen Tag darhalten, denn z'Mittag möge der doch jy Seel nicht ſchon wieder, ſo könne man dann eins in's andere rechnen. Der gute Hans Joggi wußte nicht, was ſo ein Subjekt, das daheim nur halb genug kriegt, zu leiſten vermag, wenn es ſich's angelegen ſein läßt und einen Klienten zum Zahlen bei ſich hat.

Nachdem noch zur Verdauung ein Gläschen über das Ganze gegoſſen war, brach man auf. Wir werden doch die Ehre haben, die Herren zum Mittageſſen zu ſehen? ſagte der Wirth beim Abſchied. Hans Joggi öffnete das Maul und wollte ſagen, er zweifle, ſie hätten gegeſſen, daß ſie es einſtweilen machen könnten, als der raſchere Rothe bündig ſagte, verſteht ſich! Da verſtummte Hans Joggi, machte aber Augen wie Pfingsrädli. Jetzt kannſt ſehen, was das für millions Ketzere ſind, die verfluchten Berner, ſagte der Rothe, es wird dir wohl das erſte Mal der Gluſt vergehen, hier Geld zu ſuchen. O, wenn Bern doch ein Beiiſtock wäre, da wär es luſtigs Hunge, da könnte man Hung und Anke eſſen bis gnug!

Wir wollen die Beiden auf ihrer Rundreiſe durch die Schreibſtuben nicht begleiten Schritt für Schritt, es ginge uns zu lang, obſchon die Notarien in ihren Schreibſtuben nicht Freunde von langen Reden ſind, noch weniger von heimeligem Geplauder. Sie machen die Sachen kurz und ſtehend ab, beſonders mit den Klienten, für die Patronen mag das Maaß der Reden etwas länger ſein und irgend in einer Ecke oder in einem Kabinet ein Sopha ſtehen. Sie haben auch Recht, denn niemanden mehr als ihnen ſind Worte Geld und daher

viele Worte große Verſchwendung. Uebrigens iſt das Kurzſein für die Klaſſe von Menſchen, mit denen ſie es zu thun haben, durchaus nothwendig, ſie riskirten ſonſt, daß ſie Leute, welche am Morgen gekommen, am Abend gehen heißen müßten, wenn ſie zu Bette wollen. Es giebt Leute, welche nie aufhören können, bis alles ab dem Herzen iſt, und Leute giebt es auch, welche zehn Mal von vornen anfangen können, ehe ſie es ein Mal merken. Das iſt beſonders bei denen ganz natürlich, welche Geld haben müſſen, ſie werden meinen, reden zu müſſen, bis ſie es haben, ſo recht eigentlich es zu erreden.

Die Schreibſtuben, in die ſie kamen, möchten wir kurzweg in zwei Klaſſen theilen, in der erſten Klaſſe ſah man ihre Schriften gar nicht an, ſondern wies ſie ganz kurz ab, entweder ſagte man ihnen, man habe kein Geld, oder aber, man hätte Ordre, einſtweilen kein Geld auszuleihen.

Das Erſte war nicht wahr, denn bei den Sachwaltern lag mehr Geld als den Kapitaliſten lieb war, aber wahrſcheinlich kannte man den Rothen oder wenigſtens ſeinen ſehr anrüchigen Principal, war von demſelben angeführt und beſchummelt worden und wollte daher mit demſelben weder viel noch wenig zu thun haben, und wenn wir nicht irren, ſo gehört das zur perſönlichen Freiheit, jede Geſchäftsberührung mit jedem, den wir nicht mögen, meiden zu dürfen. Da kannſt ſehen, wie die ſind, ſagte dann der Rothe giftig, wenn wir ſo Herrengſchmäus geweſen wären oder unterthänigs Statthalterpack, es wäre Geld genug da geweſen, nur für uns haben die kein Geld, da ſiehſt, wie die ſind, wenn ſie alle Bauern verderben könnten oder ſtumpen, wie die Weidſtöcke, es wäre ihnen das Liebſte.

Das Zweite, einſtweilen kein Geld anzulegen, mochte wahr ſein, ſetzte aber unſeren Rothen erſt recht in Flammen. Da, jetzt könne er es mit den Zwilchhändſche greifen, wie die Schurken es mit dem Lande meinten, könnten helfen und wollten nicht, ob man ſich was Verfluchteres denken könne unter der

Sonne! Da könne er ſehen, was die für ein Herz hätten gegen die Leute, das Geld, das ſie hätten, ſei nur dem Lande abgeſtohlen und gehöre alſo, wie es ſich von ſelbſt verſtehe, wieder dem Lande. Statt es dahin zu geben, ſpekulirten ſie in Eiſenbahnen und hülfen den Fürſten und Kaiſern damit oder andern Volksfeinden und Freiheitsmördern. Wer das Verhältniß der Stadt Bern zu dem Lande nicht kennt, dem wird dieſes Geſchrei ſehr lächerlich vorkommen, denn allenthalben hat ja der Kapitaliſt das Recht mit ſeinem Geld zu machen, was er will, es da anzulegen, wo es ihm am beſten rentirt. Das Geld iſt auf dem Weltmarkt eine Waare, die man ſo vortheilhaft als möglich abſetzt, kauft und verkauft nach Belieben. Der Kapitaliſt giebt dem Banquier ſeine Ordres, in welche Fonds er legen, aus welchen zurückziehen, in welchen Unternehmungen er ſich betheiligen ſolle, in welchen nicht. Nun aber betrachtete man im Canton Bern die Stadt Bern, wir ſagen abſichtlich nicht das Patriziat, denn die Bürgerſchaft war dabei ſo gut betheiligt, als das Patriziat, als die Schatzkammer des Landes, wo jeder ſich Geld holen könne gegen ein gehörig Unterpfand, ſobald er welches nöthig hätte.

Das Unterpfand war Land, das meiſte Geld war im Landbau angelegt, daher der Canton Bern ſich von je im Landbau auszeichnete und der Landmann reich wurde. Das Geld lag auf feſten Titeln, die unablöslich waren; ſo bald ſie verzinſet wurden, höchſtens zu fünf Prozent, gewöhnlich zu vier Prozent, habe man Geld bekommen, oft nur zu leicht, wie Kundige behaupten, indem durch dieſe Leichtigkeit der Leichtſinn befördert worden. Es iſt halt gewöhnlich bei einem großen Nutzen ein kleinerer Nachtheil, jedenfalls iſt dieſe offene Hand gegen das Land das beſte Zeugniß für das ſchöne landesväterliche Verhältniß, welches ſtattgefunden und die Zuverſicht, in Bern Geld zu erhalten, der beſte Beweis von dem Vertrauen, welches man zu den Herren hatte, und daß von tyranniſcher Unterdrückung keine Rede war. Man ging aber

endlich ſo weit, daß man dieſes Geldbekommen in Bern als ein Recht anſah, das Geben als Pflicht, daß man als Landesverräther anſah, wer ſein Geld außer Land anlegte, ſo daß es noch jetzt mehr oder weniger geheim gehalten wird, der ächte Berner Kapitaliſt ſich noch mehr oder weniger im Gewiſſen gebunden fühlt, ſeine Gelder hauptſächlich im Lande zu verwenden. Daher war es ein ganz beſonderes Aufreizmittel gegen die Herren, durch die Geſetze die Kapitalien im Lande ſehr unſicher zu machen, ſo daß man nirgends trauen konnte und lieber die Gelder liegen ließ, als anlegte, oder wer das nicht vermochte, auswärts ſie placirte. Dies wurde ihnen dann als Verbrechen angerechnet und ausposaunet als politiſche Rache, wodurch man das Volk ruiniren, das Land zu Grunde richten wolle, ja als ein Diebſtahl, der berechtige mit Gewalt zu nehmen, was nicht freiwillig gegeben werden wollte. So deutete es auch der Rothe aus und jagte dadurch den Hans Joggi ſo in Zorn, daß er, wenn er geglaubt, er möchte gfahren, alsbald Gewalt gebraucht, oder mit der erſten beſten Bande gezogen wäre, den donners Schelmen den Marſch zu machen.

In der zweiten Klaſſe der Schreibſtuben, wo wahrſcheinlich der Rothe und ſein Principal nicht bekannt waren, da nahm man die Schriften zur Hand, aber ſelten lang, unwillig kam alsbald die Frage: Sind das alle Schriften, welche ihr habt? Darauf antwortete gewöhnlich der Rothe unmanierlich: Welche ſollten dann noch nöthig ſein? Das iſt bös, daß ihr das nicht wißt, macht daß ihr fort kommt. Ihr wißt, was nöthig iſt, das iſt nur für die Leute zu plagen oder zum Beſten zu halten, wir kennen das Zeug und ſind deſſen ſatt. Wenn dann der Rothe ſein Maul des Ferneren brauchen wollte, hieß es: Ihr habt es gehört, dort machte der Zimmermann das Loch, wenn ihr es nicht ſeht und macht, daß ihr draus kommt, ſo kann man es euch zeigen. Dazu ließ es jedoch der Rothe nie kommen, ſondern trat dann belferend den Rückzug

an. Sie waren aber die Treppe noch nicht hinunter, ſo fing der Rothe an: Haſt es jetzt gehört, wie man unſereinen behandelt, accurat als ob wir Hunde wären, und doch ſind wir aus dem gleichen Drecke gemacht, wie ſo ein Muffigſicht von Städter, und was hätten die z'freſſe, wenn wir es nicht pflanzeten, aber das muß anders gehen, die Reihe muß an die auch kommen und an uns das Guthaben, es wird nicht lange gehen, ſo muß das Herrenpack an Pflug, und nicht bloß um ihn zu halten, ſondern um ihn zu ziehen, zähl darauf, das erleben wir und zwar ehe wir graue Bärte haben. Ja wolle, abputzen, als ob wir in keinen Schuh gut wären, nicht einmal abſitzen heißen, als ob ihre Stühl nicht für uns gemacht wären oder z'ſchön für uns, o nein, ſo geht das auf my armi Thüri nit länger, die ſollen mir bald nicht mehr nach Papier ſchreien, ſondern nach Brod, was ſie in die Haut bringen mögen!

In andern Schreibſtuben ging es nicht ſo kurz zu, da waren geſprächigere Herren, ältere, welchen die Zeit nicht mehr ſo theuer war, hatten wahrſcheinlich ihre Schäfchen in Trocknen und liebten zur Abwechslung zuweilen zu plaudern. Die ſahen auch in die Schriften, gingen in nähere Erörterungen ein, nahmen die Mühe ſie brichten zu wollen, wie das Verliegende nicht genügen könne, und warum nicht, wie die Schulden dem Werthe des Unterpfandes gleich kämen und ſo hintendrauf kein Kreuzer gegeben werden könne, und wenn das und das und das wäre, ſo könnte man die Sache zu Bedenken nehmen, aber ſo ſei es eine Unmöglichkeit, ſo gerne man auch Geld placire, ſo werfe man es doch nicht fort. Wenn ſie dann eine Weile ſo kinderlehret hatten, gingen ſie zum andern Theil über: Und wie geht es auf dem Lande, was ſagen die Leute, gefällt es ihnen wie es geht, oder ſind ſie des Dings bald ſatt? Es dünkt Einen, die Augen müßten ihnen aufgehen, wenn ſie nicht mit Brettern verſchlagen wären, ſie müßten begreifen, wer es gut mit ihnen meine und wer nicht und

was für einen Ausgang das nehmen müſſe. Wer das jetzt noch nicht merkt, der muß weder riechen noch ſchmecken.

Wem es nun dringlich um Geld zu thun war, der wußte, was er zu thun hatte, der ſeufzte ganz von unten herauf, kehrte die Augen gen Himmel und ſtöhnte: O mein Gott, ja, ja, es käme ihnen afe, man hört es wo man will und nicht bloß halblaut, das komme nicht gut, das müſſe geändert ſein, und zwar kurzum, ehe alles zum Teufel ſei, ſpäter trage es ja nichts mehr ab. Ja und uf my — und das nicht geſchmeichelt, ich ſage es, wie es mir iſt, ich bin ein aufrichtig Mannli und auf meine Worte kann man gehen, es kömmt nicht gut, bis die Alten wieder am Ruder ſind! Die alten Herren konnten regieren, ſeither hatten wir nur Lausbuben. Ja Herr, ſo iſt's, und der Meinung bin nicht bloß ich, ſondern noch viele Andere, bedeutende Manne haben mir ſchon oft geſagt: Lue de u denk de, mir heige drs gſeit, es geit nit lang, es änderet. So, ſo chunts ne, es het mih doch dunkt, d'Lüt ſötte nit ſo dumm worde ſy! ſagt der Herr vergnügt. Laßt mir die Papiere da, ich will die Sache noch beſſer unterſuchen, und wenn's möglich iſt und ich autoriſirt werde, will ich ſehen, was zu machen iſt, und in der That ſollen zuweilen die Schriften ſich viel ſolider ausgewieſen haben, als ſie anfangs zu ſein ſchienen.

Selben Abend geht dann der Herr fünf Minuten früher in Leiſt als ſonſt, kommt mit bedächtigem Schritt, ſetzt ſich an den Kamin, reibt ſich die Hände, ſagt endlich: Ich ſagte ſtets, ſo könne es nicht immer gehen, das ändere dann, man lachte mich aus, ehe es ein Mal beſſer komme, werde es noch zehn Mal ſchlimmer, aber unſereiner kömmt mit gar vielen Leuten zuſammen, lernt mit ihnen umgehen, weiß wie man ſie nehmen muß und kennt daher das Land. Wohl, wohl, es kömmt ihnen, ich kann es euch ſagen! Es war heute Einer bei mir, der hat mir geſagt, wie es ſteht, ohne daß ich ihn fragte. Wohl, die Stimmung hat ſich geändert, und was meint ihr, daß ſie wollen? Die alten Herren wollen ſie, die alten

Herren, die ſind immer noch im beſten Andenken. Der wird Geld gewollt und gedacht haben, er bekomme es ſo deſto beſſer, weil ihr ſchwarz ſeid wie dr Tüfel. Trau Einer den Bauern, das iſt es donners Pack! Ich traue keinem, wenn ſie einen Herren anſchmieren können, geht ihnen das für eine Hochzeit, entgegnete ihm ein ſchmucker junger Herr. Ihr werdet Urſache haben dazu, Herr Hauptmann. Es iſt fatal, wenn man ein Gut zwanzigtauſend Franken zu theuer kauft, weil eine fromme Frau einer andern frommen Frau es angeprieſen hat, wie man da es weiß kein Menſch was für einen guten Schick mache und noch Gottes Lohn ſich obendrein erwerbe, weil man eine vortreffliche Familie vom Verderben rette. Saget mir doch, was war das für eine Familie? wurde ihm erwiedert. Schweigt mir von der Geſchichte, ſie macht mich böſe genug, ohne daß man ſie mir beſtändig aufzuwärmen braucht, aber das iſt, ſie hat mich geſcheidt gemacht, ſie lehrte mich das Land kennen. Andere Leute giebt's, die nie geſcheidt werden, die ſich fangen laſſen wie Gimpel, ſo lange ſie leben, und wenn ſie alt werden, wie die Steinefeln. Kein Geld ſollte man denen geben und für keinen Kreuzer ihnen abkaufen, es würde die dann ſchon lehren, wo ihnen das Geld herkömmt. Es hätte eine hitzige Konverſation abſetzen können, wenn nicht eben eine Gans hereingebracht worden wäre, die wirklich ein Prachtthier war, man hätte ſie für eine wirkliche Straßburgerin ausgeben können. Natürlich ſammelte ſich Alles um die ſchöne Straßburgerin, abſonderlich der Hauptmann, deſſen Augen vor Appetit leuchteten. Woher habt ihr die, Herr Wirth? iſt's eine Straßburgerin? Nein, Herr Hauptmann, ſagte der Wirth, die kommt nur aus dem Seeland, ich kaufte ſie einem Großrath ab aus der Gegend von Nidau, er brachte ein halbes Dutzend mit, als er in die Sitzung kam. Um die ſpielt dann der Herr Hauptmann nicht? ſagte der Sachwalter. Warum nicht, antwortete der Hauptmann, und wenn ſie vom Teufel käme, die müßte gegeſſen ſein. Ich ſagte nicht,

man solle d'Sach nicht essen, sondern nicht kaufen; was gekauft ist, muß man essen, was sonst machen damit, par dieu?

Aber der Rothe wollte kein Geld, sondern nur mit Hans Joggi Schindluder treiben, der pfiff daher ganz anders. Wenn ihm Einer mit der Frage kam: Und wie geht es auf dem Lande? antwortete er rasch und keck: Gut geht es, gut, ganz vortrefflich, wie sollte es auch anders gehen? Jetzt sind wir frei im Handel und Wandel, wir haben niemanden mehr, der uns auf dem Halse liegt wie ein Affe auf dem Kameel und uns aussaugt, wir haben auch was zur Sache zu sagen und können auch für unsere Säcke sorgen, nicht bloß für Herrensäcke u. s. w. Potz Wetter, dann ging gewöhnlich eine Kanone los und das Pack hatte Zeit zu gehen, richtig Hans Joggi voran. Der Rothe machte sich da wie ein Held, deckte den Rückzug, wich nur Schritt für Schritt. Es wäre ihm möglicherweise sehr lieb gewesen, wenn es zum wirklichen Gefecht gekommen und er einige Wunden, blutige, aber nicht gefährliche davon getragen hätte. Für Leute wie der Rothe sind solche Wunden ein Erwerbszweig, welcher, gehörig betrieben, einen charmanten Nebenverdienst abwirft, besonders wenn sie sie von Leuten erhalten können, welche in diesem Handel nicht erfahren sind, ja, einfache Beulen haben nicht selten einen beträchtlichen Ertrag geliefert.

So waren sie gewandert Stadt auf, Stadt ab, ohne daß sie mehr als ein Mal eingekehrt. Jetzt wollten sie noch zu Einem, sagte der Rothe, er sehe selbst, wie es stehe und was das für verfluchte Aristokraten seien, und wie sie das Land begehrten zu Grunde zu richten. Die Freßglocke schlage ihm schon lange im Magen und draußen habe er sie auch längst gehört. So, dachte Hans Joggi, einmal mir thut es noch lange nichts, und fraß doch nicht das Halbe, was der, es nimmt mich nur wunder, wie manchen Tag der Hund drauf hin gehungert hat!

Sie kamen zu einem alten Herrn mit häſſiger Stimme, der die Papiere anſah, ſie bald zurück gab, mit der Antwort, daß ſie ihm mit ſolchen Papieren nicht mehr kommen ſollten, ſie ſeien ja keinen Kreuzer werth, wie ſie ſelbſt wüßten. Der Rothe ſchien dieſen Herren erpreß aufgeſpart zu haben wie das Düpflein auf das J, nur um dem Hans Joggi ſo einen rechten Begriff zu geben, wer er ſei und was für Haare er auf den Zähnen habe. Er ſagte, es ſei curios, daß ſeit einiger Zeit in Bern keine Schriften gut genug ſeien, man möge deren bringen, wie man wolle. Ehemals hätte man nach ſolchen Schriften gegriffen, wie nach Zucker, heute werde man damit ſchnöde abgewieſen. Er könne nicht annehmen, daß in Bern kein Geld mehr ſei, alles würden die Herren doch in den ſaubern Spekulationen in den Eiſenbahnen nicht durchgebracht haben. Dahinter ſtecke was, er wiſſe eigentlich wohl was, aber er wolle es noch genau unterſuchen, und wenn es ſo ſei, wie er denke, dann Gott gnade ihnen, dann ſolle beten und plären nichts mehr nützen. Da fuhr der alte Herr ab ſeinem Dreibein herab, kriegte einen Kopf wie ein Kothhähneli und ſchrie: Ihr ſyt e unverſchamte Mönſch, ghöret ers! Ihr bruchet ech gar nit Müh z'gä, hinter d'Sach z'cho, ih will euch das grad uſe ſäge, Geld wär gnue da, meh als is lieb iſt, und wenn ihr es nit glauben weit, will ih echs zeige. Er führte ſie in eine Nebenſtube, öffnete nach einigen Umtrieben eine maskirte Kiſte, welche ſehr viel Geld enthielt, mehr als Hans Joggi in ſeinem ganzen Leben geſehen hatte, darauf ſchloß er ſie und bemerkte dabei, daß der Rothe ſich, wahrſcheinlich ganz zufällig, im Zimmer umſah. Ja lueget nume, aber es wird ech wenig nütze, z'Abe iſt die ſcho ame ne andere Ort, mi wird vorſichtig, es laufe hützutag gar gfpäßig Kundiuße i dr Welt ume, wo me vo wytem gſeh cha, daß dene nit z'traue iſt. Und jetzt weit d'r wüſſe, warum me das Geld nit git uſs Land uſe? Ih will nechs ſäge grad uſe, wil me keine Bure meh trauet, wil keis Recht meh z'überche

ist, wil me bschisse wird, daß es e himmelschreiendi Sach ist! Git me nit Geld, wird me verbrüllet, will me Zinse, überchunt me unverschanti Wort, will me d's Kapital wieder, so überchunt me's nit, wil das ganz Pack enandere dur d'Finger luegt, und chunt gar noh i d'Zytungen. Mi het nüt als Verdruß und Undank und de gange eni Hundsbube gah predige, me soll die Ryche plündere, u soll ne näh was sie meh heige, als da eni Fötzle, die Säubube, und mi riskirt ja, daß selber d'Regierig d's Eigethum für Diebstahl erklärt und mit dem nasse Finger d'Schulde dürwüscht, und ame ne schöne Morge ist me am Bettelstab u cha gah Band haue. Es chunt is de chumlich, wenn mr d's Reisgeld bi ne nandere bei und ame ne andere Ort o noh öppis finde. Und jitz ganget und sägets nume de Lüte, was ih euch gseit ha und ganget jitz und chömmt mr nimme ume.

Nun fing der Rothe auch an und feuerte Grobheiten nach seiner Façon und sagte Hans Joggi, ob er es jetzt gehört, wie gut die Herren es mit dem Lande meinen, und was er gehört, solle er nie vergessen. Ganget mr jitz, heit ders ghört! Ihr syt e unverschante Mönsch, und wenn dr nit uf dr Stell ech packet, so lüte nih u la Landjäger reiche, und jitz wüsset dr, was dr z'thue heit. Ja, das wüsse mr, sagte der Rothe und trat den Rückweg an, und mr werdes mache, zellet druf und de ganget ihr de, wo dr hi ghöret, ohne Landjäger. So lang me sellegi Mannli dolet i me ne Land, isch kei Freiheit u kei Friede u frei wei mr werde, Gott straf mih, daruf zellet! Da ging der Rothe, sagend im Abgehen: Vergiß das Hus nit, Hans Joggi, und: Wartet bis mr ume chömme!

Der ganze Auftritt war ein prächtig Wässerlein auf des Rothen Mühle. Er hatte dem Herrn die Falle gelegt, aber vielleicht nicht einmal gedacht, daß dieser sie so schön abtrappen würde, daß man den Vorfall durch das ganze Land hin ausbeuten könnte und zwar Jahre lang, daß sie zum ersten

Glied der Kette würde, deren letztes Glied die Millionengeſchichte war, eine viel boshaftere noch als die vom Halsband der unglücklichen Marie Antoinette, doch Gottlob ohne blutige Folgen. Sah man einmal das Geld, welches außer Land angelegt wurde, als dem Lande abgeſtohlen an, ſo war nichts leichter, als die Fabrikation einer langen Geſchichte von geſtohlenen Millionen. Hans Joggi war ganz gitabelig vor Zorn, daß man ihn an einem Bein gerade aus hätte ſtrecken können, und wenn der Rothe ihm einen Wink gegeben, er hätte ſich an dem Alten vergriffen und geſagt: Wotſch oder wotſch nit!

Man muß aber billig ſein und dies dem armen Hans Joggi nicht übel nehmen. Er iſt in großen Drangſalen, auf dem Punkt, ſein Beſitzthum zu verlieren, auf die Gaſſe zu kommen, da thut man einen Deckel auf und vor ihm ſind Haufen Geldes, wo der zehnte Theil ihm zehnmal geholfen hätte, da lue, heißt es, da iſt Geld, man braucht es nicht, aber du mußt nichts davon haben, gehe du meinethalb zu Grunde oder nicht. Das war jedenfalls eine Unbarmherzigkeit, ſo gleichſam Gott verſucht, und je ehrlicher Hans Joggi es meinte, deſto erbitterter mußte er werden, daß man ihm helfen konnte und nicht wollte, er mußte ein förmlicher Zornableiter werden von denen weg, die ihn verdient, auf Andere, die dummerweiſe ſich in die Nähe gelaſſen. Was ſeine eigentlichen Plagegeiſter mit ihm trieben, thaten ſie verdeckt, ſogar unter dem Schein von Gutmeinen, er hatte bei ihnen Bosheit bloß geahnt, hier aber hatte er ſie fauſtdick, unverhüllt vor Augen. Der Hauptmann ſagte, er müſſe Geld haben; der Major ſagte, er müſſe machen, was der Hauptmann befehle; der Comidant ſagte, er könne nicht Geld aus den Steinen ſchlagen: hier aber war Geld, hier konnte man ihm helfen, aber man wollte nicht, und das aus Gründen, die er weder begriff, noch daß ſie ihn was angingen. Hans Joggi wollte ja niemanden betrügen, wollte zinſen und zahlen, und, Miß-

geſchick vorbehalten, er hätte es gekonnt, wenn man ihn aus den Händen ſeiner Peiniger losgemacht hätte. Ein gut Unterpfand ſchien er allerdings nicht zu haben, und auf ſeine Schriften hin konnte kein Sachwalter ihm Geld geben, aber mit dem Borgen iſt es doch eine eigene Sache, denn es ſteht an einem gewiſſen Orte eine Stelle und die lautet: Von dem, der von dir borgen will, wende dich nicht ab. Ganz ſicher iſt da nicht gemeint, daß man jedem alles geben ſoll, was er will, da könnte man ja in einem Tag um ſein ganz Vermögen kommen und wenn man reich wie Cröſus wäre. Es heißt aber auch nicht, gieb jedem, der borgen will und ſo viel er will, es heißt, wende dich nicht ab, ſieh dir die Sache erſt an, weiſe ihn nicht ſo mir nichts dir nichts von der Hand. Mit Borgen kann man unendlich viel Gutes ſtiften, mehr als mit Geben, aber freilich, es braucht mehr Weisheit, giebt mehr Mühe, ſetzt mehr Verdruß ab, hat aber auch ſeinen um ſo größern Segen. Man muß ſehen, wem man giebt, man muß nach dem Geborgten ſehen und hat doch oft das Nachſehen, demungeachtet ſollte, wer reich iſt, nicht bloß eine Summe zum Geben ausſetzen, ſondern auch eine zum Borgen. Es iſt wohl nicht nöthig, beizuſetzen, daß unter Borgen nicht Kapitalien anlegen verſtanden iſt, mit allen Formalitäten des Geſetzes. Borgen iſt ein Geben aus freier Hand, mit und ohne Unterpfand, mit und ohne Papier, mit und ohne Zins, dem Nächſten in der Noth zu helfen, mit Ausſicht nicht auf Vortheil, ſondern auf Verluſt, es iſt eine Art von Gegenſatz vom Wucher. Man darf aber nicht blind dabei ſein, ſonſt wird man zum Geſpött, man darf nicht zu weich ſein, ſonſt macht man die Leute leichtſinnig, man muß verlieren können ohne Reue, durch das Angeführtwerden ſich nicht verbittern, ſondern bloß weiſer machen laſſen, und ſich freuen über die Jungen, denen man zu einem fröhlichen Leben hilft, über die Alten, denen man ein ruhig Todtenbett, ein ehrlich Grab verſchafft. Ja, aber das git gar viel z'thüe, wer wett e ſettigi

Müeh ha für ander Lüt u de noh Undank obe dry? Ganz richtig, und wenn, wer so spricht, einen eigenen Himmel hat, in dem er sich selig machen kann auf seine Mode, so hat er ganz Recht, diese Mühe nicht über sich zu nehmen; wenn er aber glaubt, es sei nur ein Himmel und nur ein Weg zu diesem Himmel und nota bene ein beschwerlicher, und nur eine Pforte und nota bene eine enge, und nur Einer, der die Thüre dazu auf und zu macht, so wird er sich wohl daran halten müssen, was der Thürhüter vorgeschrieben, und thun, was er geboten, sei es für andere Leute und gebe es Mühe oder nicht. Es ist aber sehr merkwürdig, wie man sehr fromm sein kann, oder wenigstens thun kann, und doch diese Frömmigkeit nie im alltäglichen Verkehr sichtbar werden läßt, am allerwenigsten in Geldverhältnissen. Es ist gerade, als ob man die Frömmigkeit in einem aparten Drukli hätte und das Geld in einem andern Drukli und die beiden nie zusammen kämen. Aber wohlverstanden, wir nehmen das Wort fromm in ganz allgemeinem Sinn und verstehen unter Frommen Alle, welche auf den Namen Christ Anspruch machen, wir geben bloß das zu, daß diese Scheidung von Geld und Gott um so mehr auffällt, je frömmer Einer sein will, je ausschließlicher Einer sich als einen Liebling des Herren betrachtet. Auch das Abliefern der milden Gaben in verschiedene Kassen lassen wir als keine Entschuldigung gelten, das ist wohl ein schöner Gebrauch, aber diese gegenwärtige Mode soll die Betheiligung am Wohl und Weh des Bruders nicht aufheben. Man lasse doch die Wuth, alles fiskalisch zu machen und in Rubriken und Tabellen einzuschachteln, um Gottes willen nicht allmächtig und alleinseligmachend werden, sie ist theilweise eine Nothwendigkeit, aber hoffentlich eine vorübergehende, die aufhören muß, wenn der Staat christlich wird, d. h. wenn christliche Gesinnung alle Klassen durchzieht, die Bettler, die Geber und die Verwalter. Es ist sehr merkwürdig, wie überhaupt der gesunde Sinn des Volks gegen die fiskalischen Unsinnig-

keiten des Tabellirens der christlichen Liebe sich sträubt, weil dadurch der persönliche Verkehr mit den Armen ganz abgeschnitten wird und dieser Verkehr denn doch eine Hauptsache und sein Mangel ein Hauptübel ist. Die Marchen zwischen Pflicht und Liebe, zwischen Staatsbürger und Christ sind nicht scharf gezogen und können es kaum je werden, aber ihre Existenz soll als berechtigt angenommen und geachtet werden.

Doch an so was dachten weder Hans Joggi noch sein Subjekt, als sie zu dem verspäteten Mittagsessen stürmten in Zorn und Hunger. Da war eine doppelte Aufgabe zu erfüllen, den Zorn flammen zu lassen über den Tisch in feurigen Reden und dabei tapfer zu essen. Der Rothe war ihr vollkommen gewachsen, mit Meisterschaft lag er beidem ob, während Hans Joggi seinen Zorn mit Essen verwerchete und um so fürchterlicher einpackte, je feuriger der Rothe donnerte über die Berner. Mit Erstaunen und mit Grauen sah der Wirth, welche Massen in Hans Joggi's Schlunde verschwanden. Das ist auch einer von denen, wo immer d's Halbe an einer Sache haben wollen, daher im Wirthshause am Ordinäri für zwei fressen und nur für einen zahlen, dachte er in seinen Gedanken. Für Hans Joggi hatte es noch das Gute, daß er sich nicht achtete, was der Rothe aß und trank, und daß er, als er nachher die Uerte bezahlte, nicht wirbelsinnig wurde, als sie größer war, als er je eine bezahlt, sein Zorn war so groß, daß er allen andern Gefühlen die Schärfe nahm. Als der Wirth sagte, wenn sie wieder in die Stadt kämen, sollten sie ihm die Ehre gönnen und nicht anders wohin gehen, sagte Hans Joggi, er komme selten in die Stadt, aber wenn er noch einmal komme, so sei er Sinns an mehr als einem Orte einzukehren.

Jetzt, dachte er, gehe es stracks nach Hause und noch Tags seien sie dort, es war um drei Uhr herum, aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Erlebnisse waren viel zu wichtig, als daß der Rothe ihnen nicht alsbald die

möglichſte Verbreitung gegeben hätte. Noch ſieben Male kehrten ſie ein, ehe ſie an dem Ort waren, wo ſie das Pferd ſtehen hatten, und an jedem Ort befahl der Rothe eine Flaſche und pankte auf die unglücklichen Städter los, dann ſtampfte er weiter, meiſt ehe die Flaſche ausgetrunken war. Was den Hans Joggi nur dieſer im Stiche gelaſſene Wein reute, der vielleicht ſo viel Schoppen betrug, als er während einem Jahre trank! Trinken möge er nicht mehr, voll werden wolle er nicht, hätte er es nur vorher gewußt, ſo hätte er eine Strohflaſche gekauft und die Reſte mitgenommen, ſo wäre doch nicht ſo gottlos viel vergeudet worden, kalkulirte er. Er probirte, wenn der Rothe eine Flaſche befahl, zu ſagen, e Scheppe thäts auch, aber der Rothe verſtund nicht Spaß, er ſchrie, eine Flaſche, ich befehle, es iſt genug, wenn der zahlt! Als ſie endlich bei ihrem Scharbank landeten, war es Hans Joggi wie einem Vögelein, das flück geworden, aus dem engen Neſte in's Weite fliegen will. Jetzt geht's fort, Gottlob, dachte er. Soll ih la anſpanne, fragte er. Es war ungefähr ſechs Uhr. Ich befehle heute, ſchnaußte der Rothe mit grimmigem Geſicht.

Ach, wie unendlich glücklich iſt ſo ein Subjekt, wenn einmal ein Tag kömmt, wo es aus ſeiner Niedrigkeit und Unterthänigkeit heraustreten kann, und dazu kömmt, den Herrn und Meiſter zu ſpielen! Ach Gott, welche Hochgefühle durchſtrömen den Mann, es bläht ſich jede Ader in ihm auf, er iſt jeder Zoll ein Held, es ſprühen kühne Flammen um ihn her wie von glühendem Eiſen, das zwiſchen Ambos und Hammer liegt, er iſt der Nagel, an dem das Vaterland hängt, wie an der Ofenſtange des Bauern naſſe Hoſen.

Der Wirth bewillkommte ſie mit vielen Bungſchurs, vermiſcht mit Donner und Hagel, was der Rothe mit ſtarkem Gewieher beantwortete. Der Wirth, ein ſtarker Burſche mit braunrothen Backen und einer dito Seele, er gehörte dem Geſchlecht der Wirthe an, die mit Saufen ihren Gäſten ein gut

Beispiel geben und dito mit Binoggeln, die mit allen Musterreitern und Vaterlandsfreunden Schmollis sind und allen Leuten schuldig, aus Vaterlandsliebe begreiflich. Sie sind nicht dumm, diese Burschе, in gewissen Punkten, so z. B. ist ihnen ihre Farbe ein Schild gegen Geldklamm, je röther, desto besser ist der Schild. Man schont sie, so ein dunkelrother Weingumi wird einen dunkelrothen Wirth, den er dutzt und als Bruder liebt, so lange schonen als möglich, das haben Weinherren erfahren, daß es ihnen die Augen übertrieb, noch übertreibt und noch lange übertreiben wird. Ihre Farbe hielte sie, hofften sie, wenigstens so lange, bis der große Tag anbräche, wo alle Schulden getilget würden und alles denen gegeben, die nichts haben, da wäre ihnen ja radikal geholfen in alle Ewigkeit und eben besonders den Wirthen, die da hoffen, zu ihrem Theile noch die Hälfte aller andern an sich nehmen zu können, sie kalkuliren nämlich: getheilt werde nur einmal, was Einer nachher kriegen könne, das behalte er per se.

Es waltete große Herzlichkeit ob zwischen dem Wirth und dem Rothen, sie gingen in's Haus, um Hans Joggi kümmerte man sich nicht, und wie er auch sagte, er hülf preisiren, es sei schon spät, so hörte man es nicht. Da stand er, einsam und verlassen hätte er singen können, wenn es ihm um's Singen gewesen wäre, und war ihm himmelangst, er sollte nicht befehlen, hineinzukommen hatte man ihn nicht geheißen, heim wäre er für's Leben gerne gegangen und was ging drinnen? Er war müde vom d'Stege auf und d'Stege ab, und weit war's heim, sonst wäre er gegangen. Aber, was trieb sein Begleiter drinnen und wer mußte zahlen? Mehr als eine Viertelstunde harrte er draußen und der Rothe kam nicht, dann hob er wieder ungefähr eine Viertelstunde lang bald einen Fuß bald den andern, um nachzusehen, wo der Rothe bleibe, dann hob er ihn im Ernst, rückte vor, aber langsam, doch kam er endlich in's Gastzimmer. Da saß der Rothe wiederum bei einer Flasche und einem großen Teller voll ge-

backener Fische und schrie: Wo bleibt ihr? habe geglaubt, ihr seiet längst über alle Berge. War vom vielen Trinken hungrig geworden, und gebackene Fische dienen am besten für Hunger und Durst. Hans Joggi sagte, er habe nicht aparti Appetit, es wär ihm für furt. — Nun umsonst muß die Sache doch nicht aufgestellt sein, wenn wir fertig sind, so komme ich, und wenn ihr nicht mögt, so laßt es sein, desto länger habe ich dann daran und zahlen müßt ihr doch.

Da machte Hans Joggi ein Gesicht, ein Maler hätte es sehen sollen, setzte sich und packte die Fische an, daß das Erschrecken an den Rothen kam, als im Umsehen der letzte Fisch in Hans Joggi's Schlund verschwand. Johannes, noch eine Portion, rief der Rothe, noch nicht halb genug habe ich, so sah ich noch nie Fische fressen! Es ist mir leid, sagte der Johannes, es waren die letzten, die ich hatte, aber wenn ihr wollt, kann ich nach welchen schicken, es vergeht nicht eine halbe Stunde, so sollt ihr welche haben. Traurig schüttelte der Hungrige den Kopf. Das geht wohl lang, unterwegs kann man nachbessern, sagte er, und ergab sich in's Anspannen, und Hans Joggi konnte bezahlen, aber es versprengte ihn fast vor Zorn. Es war ein doppelter Zorn in ihm, der über die Herren und der über seinen Begleiter, aber wie die sieben magern Kühe Pharaos die sieben fetten fraßen, so fraß hier der Zorn über die Herren den Zorn über den Rothen, denn waren eigentlich nicht die Herren, die ihm kein Geld gaben, schuld, daß der Zorn und das Erzählen den Rothen so durstig machten? Und wer war wieder schuld daran, daß er so viel zu erzählen hatte? Indessen tröstete er sich damit, endlich gehe es doch auf heim zu, er hatte die Hoffnung fast aufgegeben gehabt, daß es noch an selbem Tage geschehe. Darauf schlief er ein, wie Leute pflegen, welche der Ruhe nicht gewohnt, nach starker Bewegung absitzen, vide Exempel an den Männern in so vielen Landkirchen, daher die Nothwendig-

keit für die Pfarrer, da, wo eine gesegnete Gabe des Schlafes sich zeigt, das Kanzelbrett gehörig zu bepauken.

Hans Joggi war kein Träumer, er schlief stockdick die ganze Nacht, bis ihn entweder der Instinkt oder seine Laura weckte. Diesmal that er plötzlich die Augen auf, es war eine heftige Erschütterung, die ihn aufgesprengt. Aber er wußte nicht, was es war, noch wo es war, schwarz war's um ihn, Nacht, das Bewußtsein verdunkelte sich eher, als daß es heller wurde, der ungewohnte Wein lag ihm schwer über den Augen. Anne Marei, muckelte er dumpf, aber Anne Marei gab keinen Bescheid. Anne Marei, grunzte er lauter und gab den Worten mit dem Ellbogen mächtigen Nachdruck. Da schrie es neben ihm auf: Uy, du Donner! Hör, du Kuh! aber es war nicht Anne Marei. Was ist's, wo sind wir? rief er wieder und man hörte eine Peitsche, es gab eine Bewegung, aber eine schwache, kurze. Donner, was ist's, wo sind wir? schrie er wieder, und Hans Joggi erhielt nun seinerseits ebenfalls einen mächtigen Puff, der ihm endlich das volle Bewußtsein wieder gab, daß er begriff, Anne Marei liege nicht neben ihm, sondern der Rothe, er sei nicht im Bette, sondern noch im Fuhrwerke, aber wo sie waren, wußte keiner von ihnen. Stockfinster war's, sie merkten Wald, aber Stern war keiner am Himmel. Als Hans Joggi einschlief, schlief auch der Rothe ein, Tag war's damals noch ein wenig, jetzt brandschwarz die Nacht, und wo sie waren, wußte keiner. Der Rothe fluchte erst schrecklich, nachgerade fing er an, sich zu fürchten, Hans Joggi, dem es auch nicht so recht wohl um's Herz war, wußte hinaus zum rekognosciren.

Wären wir zu rechter Zeit heim, so wären wir jetzt nicht so zweg, brummte Hans Joggi weinerlich. Wärist gange meinethalb, antwortete häfig der Rothe. Herr Gott! schrie Hans Joggi, als er vom Fuhrwerk weg kam. Einen Augenblick hörte man was rollen, dann ward es stille. Jetzt kam große Angst über den Rothen. Mein Gott, mein Gott, sagte

er, was machen? Da ist ein Abgrund, hinaus darf ich nicht, fahren auch nicht, das Roß steht stockstill. Soll ich da bleiben die ganze Nacht? das halt ich nicht aus. Da hörte er Geräusch, es war als komme jemand. War's ein Retter, war's ein Räuber, er schlotterte sehr und hielt sich mäuschenstille. Wo seid ihr? rief's, aber Gottlob es war Hans Joggi, der wieder aus der Tiefe tauchte, aber das Fuhrwerk nicht sah, so finster war es. Dem Rothen wohlete es und dennoch fluchte er mit Hans Joggi, denn das ist die Art dieser Leute, daß sie, wo sie Gottlob sagen sollten, mit Tüfel und Donner um sich schlagen. Aber Hans Joggi ließ diesmal nichts an der Haue kleben. Er vermöge sich dessen nichts, daß sie am Rand eines hohen Straßen-Bordes seien, er habe nicht geführt, und wenn das Vorderrad nicht an einem Abweisstein stünde, so lägen sie wahrscheinlich sammt dem Fuhrwerk unten. Aber wo wir sind, kann ich nicht sagen, bin hier herum nicht so bekannt, es hat gar manche neue Straße gegeben, die ich noch nie gefahren bin. Allweg ist es kein Holzweg, auf dem wir sind, und selb ist gut, da helfe ich zufahren, bis wir zu jemanden kommen oder zu Häusern, wo wir vernehmen können, wo wir eigentlich sind. Das ward als das Beste erachtet, so zogen sie vorwärts, Hans Joggi das Pferd beim Zügel haltend, und fuhren langsam durch die Nacht. Es ist unheimlich, wenn man nicht weiß, wo man ist, so auf's Gerathewohl vorwärts steuert, nicht weiß, wann man zu Menschen, zu einer fühlenden Brust kömmt, und nicht pressiren darf, um nicht zu Schaden zu kommen. Die donners Herren, lue Hans Joggi, wenn wir unglücklich werden, so haben sie es zu verantworten, die verfluchten Schelme, sie sind schuld daran! Hätten sie am Morgen gleich Geld gegeben, daß wir nicht von Pontius zu Pilatus hätten laufen müssen bis am Abend und zuletzt noch z'leerem, so wären wir nicht entnachtet, wären jetzt daheim und könnten ruhig schlafen im warmen Bette. O lue Hans Joggi, o Fründ, ich kann dir nicht genug sagen, wie ich die hasse,

es schaudert mich, wenn ich nur an sie denke. Was die zu verantworten haben, von Anfang der Welt an bis jetzt, es ist nicht zu erdenken! Aber warten die nur, die Abrechnung kommt doch, und wenn ich einmal beim Abrechnen bin, dann zähl darauf, dann wollen wir rechnen, bis nicht bloß kein Herr mehr zu finden ist in alle Ewigkeit, sondern nicht einmal ein Herrengäägger.

Und wenn wir mit dem Fuhrwerk hinunter wären, wir wären ja todt gewesen, ehe wir den Schaden hätten umsehen, ja ehe wir ihn hätten schätzen können. Es schaudert mich, wenn ich nach und nach dran denke, wie es hätte gehen können, ich glaube, es werde mir noch übel. Ach wenn wir doch nur bald bei einem Wirthshause wären, ich glaube, da wohlete es mir wieder. Das Mal wär es ihm auch recht, sagte Hans Joggi, wenn er nur bald wüßte, wo sie wären, oder sie Lichter sehen würden, aber auch nicht eins sehe man, es sei ganz, als ob sie ab der Welt wären. Es war halt auch Nebel in der Nacht und da wird sie leicht noch einmal so schwarz, als sie schon von Natur ist. Endlich hörten sie etwas vor sich auf der Straße, aber es wollte nicht recht vorwärts, es war mehr ein Her- und Hinrutschen.

Los, was ischs ächt? sagte der Rothe. Es ist grad, als wenns e Volle wär, der dr Weg nit recht breiche cha, meinte Hans Joggi. Geh und sieh, sagte der Rothe, dem es unheimlich wurde, ich will unterdessen das Roß halten. Nit nöthig, sagte Hans Joggi, wenn wir fahren und er kommt, so werden wir schon zusammenkommen. Aber er kam eben nicht mehr, man hörte einen Ton, als falle jemand, und da ward es stille. Er wird z'Bode sy, sagte Hans Joggi, znächst vor uns wird er liegen, und richtig merkte er bald ganz nahe vor ihnen etwas quer über den Weg. Er stellte das Roß, ging auf den Gegenstand zu und der Rothe aus Gwunder nach. Da lag es lang, schwarz vor ihnen und Hans Joggi

ſtieß nach ihm mit dem Fuße. Da gab es einen Laut von ſich, kriegte in der Mitte einen Hoger, dann hob es ſich etwas auf, plötzlich ſtund es lang vor ihnen, ganz ſchwarz, und ſchreckliche Laute entfuhren ihm, und nach dem Rothen hin ſtrebte es je näher deſto ſchwärzer. Da kam's dem Rothen: Tüfel, Tüfel la mih jo! ſchrie er, was er in die Kehle brachte, und flüchtete ſich hinter Hans Joggi, und dicht an ihm vorbei ſchoß der Teufel in die Nacht hinein und ward weder mehr geſehen noch gehört, er war verſchwunden, ganz nach ſeiner Manier. Jetzt weiß ich, daß einer iſt, ſagte der Rothe, aber wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehen, ich hätte es niemanden geglaubt. Gottlob und Dank, daß er uns nicht genommen, ich kann unſerm Herrgott es nicht genug danken, daß er uns nicht genommen, und wenn er uns genommen, wer wäre ſchuld daran, als die verfluchten Herren, die uns ſo lange aufgehalten, die verfluchten Berner die, was ſie ſind! O wenn es der Stadt nicht auch ergeht, wie Sodom und Bathſeba, ſo iſt's nit recht, ſo iſt's uf my Seel nit recht! Denk, Hans Joggeli, wenn uns der Teufel genommen hätte, was hätten die Leute geſagt? Schwyg doch, ſagte Hans Joggi, dort kommt noch einer oder ſonſt was, ich weiß es noch nicht, aber es wird kaum ein Teufel ſein, ſo viel ich ſehen mag durch den Nebel, hat der eine Laterne. Es könnte die Großmutter ſein, die dr Jung ſucht, ſagte der Rothe und zwar im Ernſt. Mangelt die eine Laterne, wenn ſie ſuegen will? meinte Hans Joggi.

Iſt er euch nicht begegnet? ſcholl eine Stimme ihnen entgegen. Ghörſt es iſt ſe, ſi ſucht ne, ſagte der Rothe bebend. Glaubs nit, ſagte Hans Joggi, es iſch e Manneſtimm. Richtig ſah man jetzt einen großen Mann mit einer Laterne, der auf ſie zukam, und der war nicht ſchwarz, ſondern hatte ganz ordinäre Kleider an, wie die andern Leute auch. Kam er nicht bei euch vorbei, frug der Mann, und konnte er noch weiter gehen? Ja, ſagte endlich Hans Joggi, wir ſahen ihn, aber

wohin er ging, wiſſen wir nicht, er iſt vrſchwunden. Und einen Geſtank hat er hinterlaſſen, es wurde mir faſt g'ſchmuecht, ſetzte der Rothe bei. Wer? fragte der Mann. He wer! ſagte der Rothe, der dem ihr nachfraget, dr Tüfel, Gott bhüt is dvor. Was Tüfel, ſagte der Mann, Dummheit, dr läng weltſch Kämifeger wars. Er wollte nicht dableiben und war doch beſoffen wie eine Katze, konnte kaum ſtehen, und da hatte die Meiſterfrau Kummer, er könnte auf der Straße liegen bleiben und verkarret werden. Es muß ihm gebeſſert haben, er wäre ſonſt nicht ſo weit gekommen, da kehre ich gleich mit euch um und kann euch zünden. Hätte er über den Rand der Straße gezündet, ſo würde er geſehen haben, wie weit der lange Weltſch gekommen. Er lag unten im Straßengraben, alſo jedenfalls ſicher vor dem verkarret werden.

Aber, ſagte der Rothe, das war kein Kämifeger, das war der Tüfel, er het da Tön la fahre ganz nit wie ne Mönſch, me bet ſih gar nüt druf chönne vrſtah. Chaſt weltſch? Das iſch drum weltſch gſy. Dr Tüfel dä cha dütſch, zell druf, wenn er einiſch chunt u Dih nimmt, de vrſteiſt du ne my Seel. Nei, das iſt dr läng weltſch Kämifeger, ih chenne dä ume z'gut, er thut gar wüſt, wenn er volle iſch, u das iſch er alli Abe. Es nehmen alle Kämifeger gerne einen, und es dünkt mich nichts Anderes, ſie ſagen, dr Ruß trëckne gar, daher wenn man nicht brav ſaufe, bekomme man die vertrocknete Auszehrung, aber der macht es doch zu gut, man muß ihn gewöhnlich wie ein Vieh in Stall legen, erklärte der Mann. Es kann ſein und kann nicht ſein, ſagte der Rothe, der noch nicht recht zum Selbſtbewußtſein gekommen war, aber wo ſind wir?

Jetzt vernahmen ſie zu ihrem großen Schrecken, daß ſie zwar auf der rechten Straße geblieben, aber gar nicht weit gefahren waren. Die Roſinante mußte nach ihrem Einſchlafen langſam getrappet, bald angefahren und da lange gedul-

dig auf ihr Erwachen gewartet haben. Der Mann mit der Laterne war der Stallknecht im ganz nahe liegenden Wirthshause, wo diesmal beide glücklich waren, einzukehren. Doch ehe er noch hineinging, kehrte der Rothe sich zum Stallknecht und sagte ihm: Sag niemanden, daß ich geglaubt, es könnte der Teufel sein, mußt dann ein Trinkgeld haben. Da aber der Stallknecht dieses Trinkgeld nie erhielt, sagte er es allen Leuten, wie der rothe Schreiber beim Mijor geglaubt, der Teufel wolle ihn nehmen vor der Zeit.

Hans Joggi hätte es lieber kurz und wohlfeil gemacht, aber der Andere befahl: Gebt, was ihr habt, ich bin hungrig und durstig zum Umfallen. Und richtig fuhr er drauf los, als hätte er den ganzen Tag noch nichts gehabt und als sei er Münchhausens Pferd am Brunnen mit abgeschlagenem hintern Theil. Dazu erzählte er ihre Abenteuer, ihr Tagewerk, mischte das bunt durcheinander und legte so viel Einbildungskraft an den Tag, daß Hans Joggi gar nicht wußte, war er eigentlich dabei gewesen, oder war das eine fremde Geschichte, die der Rothe irgendwo gelesen oder selbst erlebt hatte. Es ging lange, bis sie wieder von dannen stießen, denn als er nichts mehr zu essen hatte, hatte er nun noch was zu reden, das eben gesagt sein mußte. Der Stallknecht gab ihnen Weisungen, damit sie sich nicht verirrten, aber der Rothe sagte, wenn er nicht schlafe, verirre er sich nicht, der Weg sei ihm bekannt, besser als kein Kirchweg. Das könne sein, sagte der Stallknecht, er glaub's. Aber der hagels Bigger der müsse ihm jetzt laufen, dem wolle er es eintreiben, daß er sie fast unglücklich gemacht; wenn die donners Berner sie auch versäumt, so hätte er doch den Weg wissen sollen, und daß man z'mitts auf der Straße bleibe, er sei alt genug dazu. Und so bald der Rothe absaß, hieb er ihn und sprengte, wie schlechte Fuhrleute pflegen, vom Wirthshause weg, was der Bigger laufen konnte. Ungefähr dreißig Schritte weit weg bog sich die Straße, in der Beugung stund ein runder Stein,

und an den dachten weder der Bigger noch der Schreiber, an den ging's nun wieder, doch glücklicherweise nur den Rand ſtreifend, daß ſie hoch aufflogen, doch mit bloßem Schrecken und heiler Haut davon kamen. Daran ſollte nun wieder der arme Bigger ſchuld ſein und kriegte dafür wieder Schläge, die er faſt übel nahm, denn er war durchaus nicht der Meinung, daß ſein Buckel dafür geſchaffen ſei, die Dümmheiten Anderer ſich zumeſſen zu laſſen, während der Rothe eine große Gabe erhalten hatte, auf Andere zu ſchieben, was ihm gehörte.

Ume hübſchli, ſagte Hans Joggi, preſſire wär mr recht, aber wenn mr überſchla, ſo förderet is das nit. Häb nit Chummer, ſagte der Rothe, mr wei dr Mähre ſcho dr Marſch mache. Ja-ſelb iſt gut, es iſch geng beſſer, dr Fuhrme mach ne am Roß, als d's Roß mach ne am Fuhrme, meinte Hans Joggi. Nun lief es eine gute Weile recht, es ſchien, als ſollte ſich ihre Heimkehr noch am nämlichen Tage verwirklichen; nur noch bei einem Wirthshauſe ging es vorbei, und an daſſelbe dachte Hans Joggi nicht einmal, es war gar nicht berühmt, weder wegen Eſſen noch wegen Trinken, aber da hatte jemand andere Gedanken. So wie ſie dagegen zu kamen, ſchwenkte die Roſinante ein, und bockſtill ſtund ſie vor demſelben. Still war es drinnen, kein Lichtlein brannte. Da lachte der Rothe ſehr. Die Wirthſchaft hätte er faſt vergeſſen, aber mit Schein behalte der hagels Bigger den Verſtand am längſten. Es frier ihn faſt, er hätte Muth zu einem ſchwarzen Kaffee, ſagte er. Hans Joggi ſagte zornig: und er hätte Muth heim, dort fänden ſie Kaffee genug, und ehe der Wirth aufgeklopft ſei, beſonders wenn er betrunken wie gewöhnlich zu Bett gegangen, ſei es ja Morgen, und was die Leute ſagen würden, wenn ſie erſt heitern Tags heimkämen.

Das machte den Rothen ſtandhaft. So e donners Bauernlümmel ſolle nicht meinen, er habe zu regieren. Da-

neben habe er noch mit dem Wirth zu reden, und wie es heute ergangen, müſſe der auch wiſſen, etwas austrommeln könne niemand beſſer als der. Er begann zu klopfen, poltern, machte einen Höllenſpectakel, und das Rößlein ſtund bockſtille, denn es war es gewohnt, hier zu ſtehen, der Mijor hatte hier ſehr oft ſein Einlager, das ſich nicht ſelten in die Länge zog. Lange blieb es finſter drin und ſtill, die Geiſter waren nicht zu citiren, ſie ſchienen weiter gewandert. Endlich ſchob ſich ein kleines Fenſterchen auf und eine heiſere Stimme frug: Was für e Blizg macht e ſo vrfluchte Lärme? Ume hübſchli Sepp, antwortete der Rothe, mach Licht, thue uf, es friert mich. Du Halunk, antwortete Sepp, wo fahrſt aber ume um dieſe Zeit? zog ſich zurück, machte jedoch Licht und that auf. Was willſt, was ſoll ich geben, iſt noch jemand bei dir? Schwarzer Kaffee wär mir anſtändig und es bravs Gläsli Kirſchenwaſſer, ſagte der Rothe. Kirſchenwaſſer kannſt haben, antwortete der Wirth, aber mit dem Kaffee mußt warten bis am Morgen, es iſt kein Feuer mehr, ich kann keinen Kaffee machen, meine Frau iſt unpäßlich, die darf ich nicht wecken, und thät ich's auch, ſtünde ſie doch nicht auf.

Nun, der Rothe nahm endlich vorlieb und erzählte des Langen und Breiten ihre Erlebniſſe und ſetzte alleweil bei, ja, und auf my Seel, ſo iſt's, ſag es nur den Leuten, ich ſtehe dazu, und je öfter er das wiederholte, deſto wichtiger kam er ſich ſelber vor. Hans Joggi ging endlich auch hinein, um zu preſſiren, und nahm auch ein Gläschen, und wer gar nichts kriegte, als, nachdem ſie eingeſtiegen, einen tapfern Peitſchenſchlag und ein Hü, du Donner, das war die Roſinante, das war der Dank der Welt, und dazu dachte Hans Joggi, nun, das mag ich dir gönne, warum heſt d's zwängt! Das war der letzte Aufenthalt, keine Säumniß kam weiter über ſie, indeſſen denken wir, habe Hans Joggi die Qualen jenes Schreiberleins mehr als gebüßt, denn über zehn Thaler

hatte er ausgegeben, und wie viel ihm noch für Roß und Mann aufgemacht wurde darüber hinaus, das wußte er nicht, und daß auf Rechnung der ihm früher geliehenen Summe hin der Rothe das übernehme, durfte er nicht hoffen, und Geld hatte er keins bekommen, nicht einmal Hoffnung hatte man ihm gemacht und beim Abschied der Rothe ihm gesagt: Jetzt sieh wie du Geld bekömmst in Kurzem, sonst müssen wir zufahren, und dann ist's fertig ohne Gnad und Pardon, du hast nicht zu klagen, daß man dir nicht alle mögliche Zeit gelassen.

Fünfzehntes Kapitel.

Anne Marei geht um Geld aus, und wie es ihm ergeht.

Es war nicht mehr spät, es war früh, als Hans Joggi heimkam, und Anne Marei hatte große Angst verwerchet. Willst was essen? frug Anne Marei. Bin nicht hungerig, antwortete Hans Joggi. Hast Geld? frug Anne Marei. Nein, sagte Hans Joggi. Das war alles, was sie zusammen redeten, Anne Marei hatte keinen Muth weiter zu fragen, Hans Joggi keinen Drang der Mittheilung. Es war zu viel, was er erlebt hatte, es hätte sich ihm unter dem Loche gestopft, drum fing er lieber gar nicht an. Der folgende Tag war trüb und trüb waren die Gesichter, besonders das von Anne Marei. Es hatte ihm auf's Schräpfen etwas geleichtet, es konnte wieder Muth fassen und denken, es käme am Ende doch noch alles gut, jetzt senkten sich die trüben Wolken wieder über seine Seele, und die Trostlosigkeit quoll ihm aus dem Herzen in Hals und Augen und schnürte ihn's, daß es kaum ein laut Wort hervorbringen konnte. Sein ganzes Wesen ward vielmehr in der Wurzel angegriffen, als das von

Hans Joggi. In gewohntem Trapp, in ſtumpfer Reſignation, wie es ſchien, verrichtete dieſer ſeine Geſchäfte, der Brand im Innern ward durch nichts merklich, als allfällig durch noch größere Schweigſamkeit. Das Stöhnen über das Verſündigen wogte in Anne Marei wieder auf, aber wie es in ſolchen Fällen zumeiſt iſt, die Sünde ſelbſt, um deretwillen es Strafe litt, fand es nicht. Es blieb entweder beim allgemeinen Jammer, es ſei ein zu großer Sünder, als daß es Gnade finden könne, oder es griff herum nach beſondern Urſachen, und bald redete es von Hans Uli, bald von ſeiner Vernachläſſigung des Gottesdienſtes und daß es zuweilen ganze Jahre nie zum Nachtmahl gegangen oder zuweilen ſchlecht gewogen oder bei den Strangen Garn, die tauſend Umſchwünge enthalten ſollen, abſichtlich ſich überzählt.

Es war wohl eine Urſache da oder, wenn man lieber will, eine Sünde, welche dieſen tiefen Jammer hervorrief, aber, wie es gewöhnlich geht, es erkannte ſie nicht, die Hauptſünde erkennt man zumeiſt nicht, es war der Hochmuth eigentlich, der ſich bei ihm angeſetzt hatte, der Hochmuth, wie er ſo leicht aus dem Bewußtſein entſteht, durch eigene Kraft etwas geworden zu ſein, aus einer Magd eine Bäurin. Nur wer den mächtigen Klang, den das Wort Bäurin hat, fühlt, begreift die Gewalt dieſes Wortes über ein Gemüth, nicht einmal der, der aus einem Juden ein Edelmann geworden, faßt ſeine Bedeutung ganz, denn es iſt noch was ganz Anderes, eine rechte Bäurin geworden zu ſein, als bloß ſo ein Edelmann. Dieſes Gefühl hatte ſich erſt ſo nach und nach bei Anne Marei ausgebildet, erſt nach dem erſten glücklichen Jahr und nachdem es erfahren, was ſo eine Bäurin nicht bloß vorſtelle, ſondern auch ſei. Anne Marei war eine tüchtige Natur, die nicht ſo hohl und in's Blinde hochmüthig ſein konnte, um nichts und wieder nichts; aber es fühlte, daß die Bäurin in ihm wuchs, daß es eine Bäurin ſein konnte ſo gut als irgend Eine, und daß ſeine Tüchtigkeit ihm groß vorkam, begreift, wer weiß,

daß ſein Traum immer der geweſen war, eine Bäurin zu ſein, denn Größeres und Schöneres ſchien ihm nichts auf Erden. Dieſes Gefühl hatte ſich noch nicht bis nach Außen, in die ſichtbare Welt hinein verarbeitet, aber im Inwendigen war es doch zur eigentlichen Lebenswurzel geworden, es war auch ſo gleichſam eine Wiedergeburt, ein neuer Menſch war vorhanden, eine zur Bäurin gewordene Magd. Da Anne Marei's Natur eine tüchtige war, ſo ſchoß die neue Bäurin nicht heraus in aller neugebacknen Anmaßung, wie über Nacht Schwämme auf dem Miſt, ſondern ſie machte ſich erſt im Innern, ſchlug Wurzeln, lebte wohl daran und ſuchte dafür zu ſorgen, daß ſie mit Ehren, d. h. hablich und ſo recht erſtarket hervortreten könne.

In welchem Maaße dieſes geſchehen wäre und in welchem Maaße Anne Marei ſich gehalten hätte, das wiſſen wir nicht. Es iſt das ſehr merkwürdig in Beziehung auf das Streben der Menſchen, daß man zumeiſt nicht weiß, wie es auswächst und welche Richtung es nimmt, ob am Ende das Ziel nicht zum Magnet wird und der Menſch ein willenlos Weſen. Es iſt gar manch Streben anfangs ein ſehr ehrenwerthes, löbliches und wird in ſeinem Verlauf zum Mühlſtein, der den Menſchen in den Abgrund zieht. Es iſt an ſich ſehr ehrenwerth, wenn ein armes Mädchen eine Bäurin werden, wenn es aus dienſtbaren Verhältniſſen in unabhängige kommen möchte, in denen es nicht bloß gehorchen muß, ſondern auch gebieten kann, es eröffnen ſich bei ſolchem Steigen immer weitere Gebiete zu Entwickelung der Kräfte. Aber wenn über dieſen Beſtrebungen nicht ein allerhöchſtes Streben iſt, das über alles Endliche hinaus geht, deſſen Ziel im Himmel liegt, artet alles irdiſche Streben aus und wird laſterhaft, wächst in eine Leidenſchaft aus, der man immer Beſſeres zum Opfer bringt, bis man am Ende nichts Gutes mehr hat; es iſt der Grind im Kleeacker, der über den ganzen Acker hin wuchert, bis aller Klee verzehrt iſt. So wiſſen wir eben auch nicht, wie das kühne

Bewußtſein Anne Marei's ausgewachſen wäre, wenn es einmal zum Durchbruch gekommen. Man redet den ſogenannten Parvenus oder Emporkömmlingen nach, es ſei kein Maaß in ihrem Bewußtſein, es wachſe aus, bis es lächerlich werde, es mache ſich geltend als eine große Laſt für ihre ganze Umgebung. So kann eine hochmüthige Bäurin zu einer wahren Dorfplage werden und zu gleicher Zeit ein Gegenſtand des Spottes für eine ganze Umgegend.

Wie weit es Anne Marei getrieben hätte, wiſſen wir nicht, möglicherweiſe weit, denn der Gedanke, daß ſein Traum verſchwinden, ſein Bewußtſein zerſtört werden ſollte, erſchütterte ihn's ſo ſehr, ließ ihn's ſo ſchmerzlich innerlich bluten, daß man ahnen konnte, welche bedeutende Wurzeln dieſe Pflanze bereits geſchlagen hätte.

Aber gerade die Natur dieſer Sünde, um welcher willen es geſchlagen wurde, verhinderte, daß es nicht ganz ſo gebeugt und darnieder geworfen wurde wie viele Schwermüthige, die Energie erloſch nicht gänzlich, einzelne Flügelſchläge zeugten immer noch vom Daſein einer Kraft, die ſich erheben möchte, die nicht ganz verzweifelte am Erfolg von Verſuchen, neuen Boden zu gewinnen oder ſein Daſein zu ſichern. So kam es Hans Joggi mit der Frage: Willſt nicht den alten Meiſterleuten nach, denen, die da immer Geld haben? Wir dienten ihnen treu, und Uhüng, wie du in Bern angetroffen, ſind das doch nicht. Für Geld zu ſuchen, verſetze er keinen Tritt mehr, die Reichen ſeien alle die gleichen Schelme, wenn Einer Geld habe, wiſſe er ſchon nicht mehr, wie es Einem ſei, der keins habe, es werde in der Bibel nicht umſonſt heißen, die Reichen ſeien Kameele, der Teufel werde ſie alle nehmen, antwortete ihm Hans Joggi. Mit dem Komidant wolle er noch ein Wort reden, helfe das nicht, ſo gehe es ſeinetwegen wie es wolle. Wenn man es ſo gehabt haben wolle, ſo habe man es. Sich wolle er ſchon durchbringen, und mit den Kindern mache er es wie die Andern, er werfe ſie der Gemeinde an den Hals.

Wenn sie für's Tüfels Gewalt arme Leute haben wollte, so könnte sie dieselben auch erhalten.

Später kam Anne-Marei, seufzte sehr und sagte, es gstangs nicht aus, wenn die Kinder auf die Gemeinde sollten, es wolle das Herz in beide Hände nehmen und einigen Meisterfrauen nachgehen, wo Geld hätten und immer igut gegen ihns gewesen wären, wenn er nichts darwider hätte. Lauf nur, es ist mir ganz d's Rechte, kannst dann selbst sehen, was man bei denen ausrichtet. Nimm ein Kind mit, hast minder Langeweile, antwortete Hans Joggi. He ja, sagte Anne Marei, kann das Meyeli mitnehmen, d'Rosebäri ist seine Gotte und zu der gehe ich allweg. Es war aber Hans Joggi nicht deßwegen, sondern darum, daß Anne Marei nicht etwa was Lätzes mache, wenn es z'leerem heim müsse und ihm das z'fast in Kopf komme. Er hatte den Glauben, wenn ein Kind dabei sei, so könne eine Mutter so was nicht machen.

An einem schönen Morgen rückten sie aus, Meyeli ganz selig, es hatte ein schön Scheubeli an und es schöns Kitteli und fast e ganz nageineui Kappe und konnte zur Gotte. Sie waren noch nicht lange gegangen, kam ihnen jemand nach, es war die magere Frau mit der langen spitzen Nase, unter den Leuten hieß sie nur d'Surkabisgränne. Den Ursprung des Namens kennen wir nicht, die Bedeutung desselben jedoch begriff jeder ohne nähere Erläuterung. Anne Marei erschrak sehr, war drauf und dran umzukehren. Jetzt hat es gefehlt, dachte es, i Gotts Name, es wird so ha sölle sy un wird nit sölle gänderet werde! Die Surkabisgränne that sehr erfreut über die Gesellschaft, welche sie so unerwartet gefunden, so allein zu gehen sei sehr langweilig, habe man Gesellschaft, so komme man fort, man wisse nicht wie. Ja, was ich habe fragen wollen, ihr werdet fort müssen, ihr könnets nicht ebha und wahrscheinlich kurz um. Das Gerede geht, die nächste Sundige werde die Gantsteigerung verlesen. Es wird ihnen

preſſiren, werden zu ihrer Sache kommen wollen, werden denken, je länger ſie warten, deſto weniger bekommen ſie, ein jeder muß zu ſich ſelber ſehen. Es iſt hart, ſo im Winter auf die Gaſſe zu müſſen, aber was nit z'ändere iſt, das iſt nit z'ändere. Wenn der Herr einmal die Ruthe zur Züchtigung in der Hand hat, legt er ſie nicht alſobald ab, Gott bhüti drvor! Ich bete alle Tage, Gott ſei mir armem Sünder gnädig und hüte mich vor allen Sünden, damit, wenn geſtraft ſein muß, Gottlob erſt ſo viel Andere dran müſſen, daß die Reihe nicht an mich kömmt. Daneben reuet ihr die Leute noch gleichſam, ſie ſagen, ihr hättet juſt niemanden plaget, man könne leicht ſchlechtere Nachbarsleute bekommen, aber da könne man wieder ein Exempel nehmen, wie Hochmuth komme vor dem Falle, und wie man ſich an nichts Irdiſches hängen ſolle, es ändere alles, und heute ſei der an einem Orte und morgen ein ganz Anderer. Indeß kann man nicht wiſſen, ſo eine Aenderung kann Einem manchmal von großem Nutzen ſein wegen den Steigerungen, ſo an einer Steigerung kömmt man oft um hellen Spott zu Sachen, die man lange gern gehabt hätte, zu denen man aber nicht das Geld hatte. Das Heimeth gelüſtet manchen, es wäre brav zweg gemacht und jetzt ein ring Fortfahren, ſagen ſie, wenn man nur nicht mit denen, wo euch in den Fingern haben, zu thun bekäme, da ſei man angeführt, das habe man baar. Zudem werde da viel Geld ſein müſſen, und das ſei rar, und könne man nicht Beſcheid geben nach allen Seiten, ſo gehe es Einem wie euch, man müſſe über's Neſt hinaus, ehe man darin recht erwarmet ſei, darum werde auch der Hof wenig gelten und die Leute würden viel an euch verlieren müſſen. Nun, manchmal vermöge man ſich deſſen mehr, manchmal weniger, aber allweg ſei es immer ſchlecht, wenn man Sachen mache, worob Andere in Schaden kämen, und vielleicht gar noch expreß oder doch daß man hätten ſinnen können, wie es Einem gehen müſſe.

Endlich riß doch Anne Marei die Geduld, es sagter expreß hätten sie das nicht gemacht, oder wenn es jemand sage, so lüge er, daß es ihn's wunder nehme, daß er nicht dran erwerge, und sinnen hätten sie das auch nicht können, sie hätten Geld genug gehabt, und zwar verdienets, wenn man sie nicht muthwillig plaget hätte, so hätten sie gfahren mögen wie Schnupf. Aber das hätten sie nicht gsinnet, daß die Welt so schlecht sei und keine braven Lüt mehr; die einen seien Unglücksmacher, die andern möchten Einem alles Böse gönnen und keiner begehre dem andern zu helfen, selbst die Herren seien nichts nutz geworden. Es wollte, man versteigerte ihnen schon heute, was sie hätten, und am Abend schlüge man sie todt, so wäre alles aus und sie müßten nicht die Mühe haben, hinterdrein d'Sach z'verplärr.

Ja, sagte die Surkabisgränne, du hast Recht, und ich muß dir völlig beistimmen, die Welt ist schlecht, d'Lüt sy schlecht, Alles ist schlecht, es ist gar nicht mehr dabei zu sein. Aber los, verrath mih nit, so kann ich dir vielleicht rathen, wie du es machen mußt, daß es dir nicht halb so übel geht. Wenn man es versteht und gute Leute hat, so kann man viel machen und kommt nicht um alles, aber man muß bei Zeiten dazu thun und auf die Seite schaffen, so viel man kann, damit wenn sie kommen und alles aufschreiben wollen, sie nicht das Halbe mehr finden. Das Eine kann man unter der Hand verkaufen, Geld ist leicht verborgen, das Andere bei guten Leuten verstoßen, und vom Andern kannst sagen, du habest es geerbt oder Gvatterlüt hätten es den Kindern geschenkt, und dä Weg kannst, bsunderbar wenn dr Massavrwalter oder wie me dene Käfere seit, e Löhl ist und nit weiß, wie manchen ehernen Hafen man in einer Haushaltung braucht, oder selbst gerne mit Einem unter der Decke liegt, mehr als d's Halbe retten. Und warum sollte man nicht? Wenn ein Haus brennt, trägt man nicht auch aus, was man kann und mag, damit man nicht drum komme? Sie kenne viele Leute, die nach der

Güterabtretung reicher geweſen ſeien als vorher, und das müſſe ja ſo kommen, wenn man es zweg bringe, d'Schulde abzſchüttle u d'Sach z'bhalte. Sie wolle ihm gerne bhülflich ſein, was ſie könne und möge, abkaufen, helfen verkaufen und ſonſt verſtoßen. Sie habe ein gutes Herz, ſei weit und breit bekannt, und es ſchicke ſich niemanden beſſer als ihr, wenn man durch's Wäldchen gehe und nachher hinter den Haag, ſo könne man von einem Hauſe zum andern kommen, ohne daß jemand Einen ſehe.

Anne Marei gieng es ganz ringsum im Kopf bei dieſen Eröffnungen. Beſchlagen war es eben nicht in der Bibel, aber es war ihm doch, als ſei auch einmal Einer mit dem Herren gegangen und habe ihn zu ſchlechten Sachen verführen wollen, aber der Herr ſei ſtandhaft geweſen und habe ihn fortgeſchickt. Es ſollte es auch ſo machen, dachte es, aber es ſcheute ſich vor der Surkabisgränne, es durfte es ihr nicht ſo gerade heraus ſagen, es wolle nichts von der Sache, und das haben die Menſchen zumeiſt ſeltſamerweiſe, ſie ſcheuen ſich, bei böſen Anmuthungen zu ſagen: Weiche von mir, Satanas, wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun und ſündigen gegen den Herren, meinen Gott, ſie ſuchen eine Ausrede, verbergen ſich gar hinter einer Lüge, ſie meinen, gegen den Teufel ſo höflich als möglich ſein zu müſſen. Iſt das nicht curios und ſogar dumm?

So ſagte Anne Marei endlich, es müſſe da ab, man könne dann immer noch ſehen, wenn es Zeit ſei. Ja, wenn es dann nur nicht z'ſpät ſei, ſagte die Surkabisgränne, wenn es was abtragen ſolle, müſſe man bei Zeiten anfangen, eines Tages gebe das ſich nicht. Ihrethalben aber könne Anne Marei es machen wie es wolle, es wiſſe jetzt, wer es gut mit ihm meine, wenn es es nichts ſchätze, ſo ſei ihr das gleich, ſie könne es machen ohne das. Du kannſt mir Bricht mache, wenn du dich usbſtimt heſt. Adie!

Gſtank hinterließ die Surkabisgränne keinen, aber ein

ſtruß Gehürſch in Anne Marei's ſchwachem Kopf, die Gedanken glichen einer verkuhten Klungele Kudergarn. Die Nachricht, daß ihr Elend ſo nahe ſei, das Anerbieten der Surkabisgrünne, das Gerede überhaupt wogten durch einander, daß es Anne Marei ganz kraus vor den Augen wurde und es abſitzen mußte und erbärmlich dazu ſeufzen. Da ging Einer vorüber, und als er das Stöhnen hörte, hatte er Erbarmen, ſtund ſtill und fragte: Fehlt's dr, heſt öppe Buchweh? Wes ume das wär, es machte ſich, antwortete Anne Marei, das wahrſcheinlich nicht wußte, wie manche Art von Bauchweh es giebt, jedenfalls die höheren Grade nicht durchgemacht hatte, ſtund dann auf, ging mit dem Mannli und brichtete ihm, was es habe und wie ſie zweg ſeien, gewaltthätig um ihre Sache gebracht würden, ſie möchten werchen und huſen wie ſie wollten. Zur rechten Zeit wäre dir zu helfen geweſen, antwortete das Mannli, aber jetzt wird die Zeit dazu wohl kurz ſein, es möchte ſich nicht mehr ergeben, gäb wie man Fleiß hätte.

Es wär ihm dran gelegen, antwortete Anne Marei, an ihm ſollte es nicht fehlen, wenn was zu machen ſei, er könne es ja begreifen. Was es nun wäre? Ihm könne er es ſchon ſagen, antwortete das Mannli, allen Leuten thäte er es nicht, von wegen es ſei eine aparte Sache, Leute, die ſehr eigelich wären, könnten darob erſchrecken, und er ſelbſt möchte es nicht gegen alle Leute machen, aber gegen ſchlechte Leute ſei alles erlaubt, man müſſe ſich ihrer erwehren, wie man könne und möge, und wenn es Gott ſelbſt thue, ſo werde es nicht viel machen, und wenn es nicht erlaubt wäre, ſo thäte es Gott nicht. Es werde auch ſchon vom z'Todbeten gehört haben? Man meine ſonſt, es könnten es nur die Kapuziner von Solothurn, und von wegen, weil die katholiſch ſeien, möchten es viele Leute dort nicht machen laſſen, weil ſie fürchteten, ſie könnten ſich verfehlen und um ihren Glauben kommen. Aber ſelb ſei nicht, daß es nur die Kapuziner könnten, es verſtün-

den es noch andere Leute, er habe ſchon manchem um ein gering Löhnli einen großen Gefallen gethan und ihm Steine aus dem Wege geräumt, die noch fünfzig Jahre ihm z'mitts drin geſtanden wären, wenn er nicht geweſen. Er müſſe aber auch ſagen, er könne bſunderbar kräftig beten, wenn er recht in Ernſt komme, ſo lauf ihm das Waſſer unterm Kini zſäme. Drnebe müß üſe Herrgott es ihm mögen gönnen, vo wege es fehl ihm ſelten, aber zwei bis drei Monate gehe es zumeiſt, und derweilen habe ſich ſo ein Hund von Weibel oder Agent zehn Mal gekehrt, und d'Sach trag wenig ab, weder daß der Feind auch dänne müß und er ſeine Ungerechtigkeit nicht lange genießen, und man an ihm Rach üben könne und ſomit ein Werkzeug der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes, wie die Pfarrer ſagen, werde. Es ſei eine ſchwere Arbeit, und nicht jeder könne ſie verrichten, wem es gegeben ſei, dem ſei es gegeben, und doch fordere er nichts dafür, ſondern überlaſſe es den Leuten, was ihr guter Wille ſei, aber minder als zwei große Thaler gebe man ihm ſelten, nur die ganz wüſten Leute oder die, welche gar kein Geld hätten, thäten weniger geben, die Hälfte zum voraus, die andere Hälfte, wenn der Feind caput ſei. So ſprach das Mannli und Anne Marei hörte ihm mit offenem Munde zu. Vom Todtbeten hatte es auch ſchon gehört, aber nie daran gedacht, es zu verüben oder verüben zu laſſen. Es wußte, daß die Kapuziner es könnten, aber daß dieſe Kunſt auch von unſern Leuten geübt werde, hatte es nicht gewußt. Mit Erſtaunen und Furcht ſah es den Beſitzer ſolch geheimnißvoller Kraft an und ließ einen beträchtlichen Zwiſchenraum zwiſchen ihnen beiden liegen, denn es dachte, wenn der das kann, ſo kann der noch mehr, und dr Tüfel weiß, was alles.

Es fiel Anne Marei ein centneriger Stein vom Herzen, als das Mannli ſagte: Da muß ich ab, bſinn dih, und wenn du was von mir willſt, ſo mache Beſcheid in's Hexeneſt oder komm ſelbſt, ich kann dich am beſten ſelber brichte. Somit

ging er ab, und Anne Marei ward der Athem ganz kurz, daß es absitzen mußte. Mutter, das ist e wüste Ma, sagte das Kind, ab dem het's mr afa gruse. Gell, du geist nit is Hexeneft? Häb nit Kummer, sagte Anne Marei. Wenn es der Teufel nit zwängt, wenn es nicht sein muß, so gehe ich nicht. Aber, fing es zu jammern an, ist das nicht ein Zeichen, wie Gott mich verlassen und verstoßen hat, daß der Teufel mich so versuchen darf, daß ich solche Leute antreffen muß, die mir Hülfe anerbieten in der Noth und dagegen die Seele wollen. Sie haben es nicht gesagt, aber ich merke wohl, was sie wollen. O mein Gott, mein Gott, willst du so nichts mehr von mir, daß du das zulässest, daß du dich nicht für mich wehrst? Ist es uns denn geordnet, daß es aus mit uns ist an Leib und Seele für Zyt und Ewigkeit? Das Kind, dem angst wurde, zerrte die Mutter, bis sie den Weg wieder unter die Füße nahm, sonst wäre Anne Marei da gesessen, weiß Gott wie lange. Immerhin noch schnüpfend und verweint stolperte es weiter, der Gotte des Mädchens zu, auf deren Hülfe es die meiste Hoffnung setzte.

Es war eine reiche Wittfrau, deren Töchter verheirathet waren, die ihr Vermögen seit der Emancipation der Weiber selbst verwaltete; dieses Vermögen bestund aus einem schönen Hof und Gülten. Die Frau hatte ein offen Herz und offene Hände, immer Geld im Hause und Anne Marei sehr lieb gehabt. Der Hof lag an einem Sonnenrain in üppigem Grün, von ferne glaubte man dem Dache anzusehen, daß es ein gastliches sei. Auch als Anne Marei das Dach sah, schien ihm ordentlich die Sonne in's Herz, aber es war eben nur ein Sonnenblick durch zerrissene Wolken, der verschwand, wie die Wolken sich schlossen. Wie in regnerischen Jahren sich das Wetter immer wieder zum Regen kehrt trotz Barometer und allen andern Propheten und sonstigen Anzeigen, so verkehrt sich in düstern Gemüthern die heiterste Stimmung alsbald wieder in Heulen und Zähneklappern, aus den dunkeln Grün-

den ſteigen ſchwarze Gedanken auf ohne Unterlaß, wie aus des gährenden Berges Schooſe Rauch immerfort, Feuer und Flammen von Zeit zu Zeit. Ach, wie wohl war mir dort und wie iſt's mir jetzt, warum blieb ich nicht dort, rannte muthwilligerweiſe in mein Unglück, weil ich meinte, ich müßte auch einen Mann haben, ſo gut als Andere!

Ungerecht wurde Anne Marei in ſeinen Gedanken, ſuchte des Unglücks Urſache da, wo ſie nicht war, ſagte ſogar, das habe ich Hans Joggi zu verdanken, warum ließ dä Schnürſti mich nicht ruhig? Ich hätte nie an ihn gönnet. Warum nahm ihn Anne Marei, warum gefiel demſelben Hans Joggi's Erſpartes und die Ausſicht Bäurin zu werden ſo wohl? Und war Hans Joggi ſchuld an ihrer ſchlimmen Lage, hatte er den Hof hinter ſeiner Frau Rücken gekauft?

Die Wittwe erſchrak, als ſie das verbadete Geſicht von Anne Marei ſah. Biſt du es, ſagte ſie, mein Gott, was hat es dir gegeben? Wenn du eine ſchwarze Scheube an hätteſt, ſo glaubte ich, der Mann ſei dir geſtorben und du wollteſt mich heißen z'Lycht cho. Beinahe hätte Anne Marei ſich verſündigt und geſagt: O wes ume das wär! wie allerdings gar manche Frau antworten würde, wenn die Frage an ſie käme, mit dem Beiſatze vielleicht: I Gotts Name, wenn es het ſölle ſy, ſo muß man ſich dreiu ſchicke. Es iſt halt ſo ein Schickſal in der Welt. Daneben mag ich ihm die Ruhe gönnen, ihm ging's wohl und niemanden übel. Die Kinder lernten doch nichts Gutes von ihm und gegen mich war er hungerbar e wüſte Hung. Anne Marei ſagte bloß, es hätte daran gedacht, wie wohl es ihm hier geweſen und wie wohl es ihm noch wäre, wenn es da geblieben, und brachte dann ſein Elend ſammt ſeinem Anliegen vor. Die gute Frau hörte ernſthaft und immer betrübter zu und ſagte endlich Anne Marei mit Thränen in den Augen: Kann dir, weiß Gott, nicht helfen, wie gerne ich wollte, denn du erbarmeſt mich aus Herzens Grund und die armen Kinder auch, aber es hat alles geändert

in der Welt und bei mir auch. Es iſt ein Elend, wenn mich nur Gott bald draus erlöſete, Sachen genug und glaubt doch niemand, wie bös ich es habe! Nun erzählte ſie, ſie hätte drei Tochtermänner, und ſeit ſie keinen Vogt mehr habe, keine Ruhe mehr vor dieſen. Als ſie einen Vogt gehabt, habe der ihr Zutrauen geſchenkt und ihr freie Hände gelaſſen, er hätte wohl gewußt, daß ſie nichts z'Unnutz verbrauche, und hinter ihn hätte ſie ſich verbergen können, wenn jemand von ihr Geld gewollt, dem ſie nicht gerne gegeben hätte, ſo hätte ſie keinen Verdruß gehabt. Jetzt ſei ihr Alles auf dem Halſe, ſie komme ſich wie ein Leghuhn vor, das man alle Morgen unterſuche, ob es an ſelbem Tag legen werde, und wo alle Augenblicke jemand nach dem Hühnerneſt laufe, um das Ei auszunehmen. Es ſei als ob alle Welt es wiſſe, wenn ein Kreuzer in ihre Hände komme, ſchaarenweiſe komme man her und wolle Geld. Das ſei wahr, ſie hätte einige Male zu wohl getraut und Verluſte gemacht, aber warum nehme man ihr gegen ihren Willen den Vogt? ſie habe geſagt, es werde ihr ſo gehen. Nun ſäßen ihr die Tochtermänner auf, daß es keine Art hätte, alle Fingerslang ſei einer da und wolle Geld, keiner wolle zu kurz kommen, ſie plünderten ſie zuweilen ſo aus, daß ſie kaum für ein Viertelpfund Kaffee Geld im Hauſe hätte, und drohten dabei noch immer, ſie müſſe bevogtet ſein, ſie ſei eine verthunliche Frau und hätte den Verſtand nicht, ihr Vermögen zu beſorgen. Das ſei ihr nun aber zwider, ſich extra bevogten und zu dieſem Zwecke publiciren zu laſſen, ſie hätte keinen Verſtand und ſei eine nichtsnutzige Weibsperſon.

So ſei ſie plaget, die Hände ſeien ihr gebunden mehr als nie, ſtatt beſſer, hätte ſie es alle Tage böſer bei allem Reichthum, ſo erleide ihr das Leben. Wenn ſie nicht wüßte, daß Wittweiber gewöhnlich angeführt würden, ſie heirathete noch, Gelegenheit dazu hätte ſie mehr als genug. Du kannſt mich von Herzen erbarmen, aber helfen kann ich dir nicht, ich hätte das Geld nicht, und wenn ich's hätte, wie würden

ſie thun, wenn ich es ſo in Nebel hinaus werfen würde ohne rechte Verſicherung. Anne Marei wollte darthun, wie ſicher die Verſicherung ſei, aber die Frau ſagte: Gieb dir nicht Mühe, ich kenne mehr als du von der Sach. Du haſt wohl gute Verſicherung, e gute Wille und e guti Hoffnig, das dürfte gut genug für mich ſein, wenn ich machen könnte, wie ich wollte, und niemand darnach zu fragen hätte, käme das Geld wieder oder ginge es verloren. Aber ſo wie ich drin bin, darf ich nicht und kann ich nicht. Zürn's nicht, aber ich kann nicht.

Man kann ſich denken, wie es Anne Marei ward, faſt ſchwarz vor den Augen, es ließ alle Hoffnung fallen, wollte auf der Stelle heim, wenn es hier ihm ſo gehe, was hätte es anderswo zu erwarten, ſagte es. Die ganze Stadt Bern ſei Hans Joggi ausgelaufen um Geld, habe aber keins gefunden. Das hätte ihn's ſo viel nicht verwundert, es hätte gedacht, d'Herren ſeien Herren, wenn die d'Bure eis Tags um ihre Sache bringen könnten, ſie ſparten es nicht auf morgen. Jetzt ſehe es, daß die Bauern nicht beſſer ſeien, die armen Leute ſeien in Gottes Namen nichts als die Haſen und für nichts auf der Welt, als von den Reichen als wie von Hunden gejagt zu werden.

Das that der armen Frau weh, um ſo mehr, da ſie es wirklich gut meinte. Ihr geſchah unrecht, aber auch Anne Marei konnte ſie nicht ganz Unrecht geben, es konnte die Sache ſo auffaſſen, nur ſuchte es die Hunde am unrechten Orte. Sie machte ihm wieder Muth, ermunterte ihn's, ſtatt heim zu kehren, noch da und dort hin zu gehen, wo Mittel ſeien und guter Wille, richtete mit einem guten Kaffee ſeinen Muth auf, beſchenkte das Gotteli ſchön, verſprach das Beſte für die Zukunft, und einigermaßen getröſtet ging Anne Marei weiter und vor allem an einen Ort, den die Frau ihm angewieſen, dort ſei nicht bloß Geld, ſondern auch guter Rath. Das war ſo, aber die gute Wittwe wußte nicht, daß dort der Mann

Anne Marei auf dem Striche gehabt, als es bei ihnen gedient. Er lebte nicht am einigsten mit seiner Frau, hatte sie im Verdacht, sie flöße ihm Sachen und Anne Marei mache die Vermittlerin, vertrage und verkaufe, was sie erwischt, und trage dafür der Frau zu, was ihr Herz gelüste. Auch gab Anne Marei in ihrem jugendlichen Uebermuthe ihm gar oft schnippischen Bescheid, auf welchen der ernste Mann wenig sagte, aber ihn richtig hinter die Ohren steckte, und das ist viel schlimmer, als ein herzhafter Abputzer. Anne Marei war sich der Gunst der Gebieterin bewußt, diese brummte oft über ihren Mann, der allerdings wunderlich und mißtrauisch war, seiner Frau namentlich Unrecht that, dieses meinte Anne Marei in seiner Unbesonnenheit dem Alten eintreiben zu sollen. Das aber hatte Anne Marei rein vergessen, seine Sünden vergißt der Mensch nur zu leicht, es war auch dort eine tüchtige Magd gewesen, das hingegen hatte es nicht vergessen.

Es traf die Frau beim Kochen an, sie war allein daheim, das sämmtliche Volk hatte draußen alle Hände voll zu thun. Die Frau hatte Freude es zu sehen und weil Anne Marei nach seiner rüstigen Art alsbald zugriff und ihr half, Zeit sich mit ihm abzugeben, aber viel lieber hätte sie ihm erzählt, als daß sie dessen Klagen hörte. Jedes hatte großen Drang, die gezählten Augenblicke, ehe das Volk heim kam, zu benutzen und seine Sachen anzubringen. Da gab es ein wunderlich Durcheinander von verkehrten Antworten und abgebrochenen Sätzen, denn keins achtete auf das andere, sondern lieferte, beim geringsten Absetzen des andern, Fortsetzungen gewaltsam abgebrochener Sätze. Sie verstunden einander so weit, daß die Bäurin begriff, Anne Marei bedürfe Geld und Anne Marei, daß der Bäurin Hansli alle Tage wunderlicher werde, ihr immer weniger Geld in Händen lasse.

Während ihr Gerede im besten Gange war, kam der Mann daher mit seinem schweren Schritte, den sie doch erst hörten, als er bald mitten unter ihnen war. So, lebst du

auch noch? ſagte der Alte, es düechte mich, ich kenne die Rede, aber an dich wäre ich nicht gekommen. Es wäre mir drum, bald zu eſſen, wir ſind preſſirt, man muß das Wetter brauchen, wenn man es hat, ſelbſten machen kann man es nicht. Es mangle nichts, wann anrichten, antwortete die Frau dem Manne, der offenbar gehoffit hatte, die Weiber hätten ob dem Klappern die Arbeit verſäumt. Da irrte er ſich aber gewaltig, das waren nicht von denen, bei denen nur ein Glied ſich rühren kann und während eins ſich rührt, alles andere ſtille ſteht, wie bei der Mehrzahl der halbbatzigen Arbeiter, ſondern von denen, die je ſtrenger das Maul geht, deſto gleitiger die Hände ſich rühren, das ſind die Mehbeſſern, die aber immer ſeltener werden. Anne Marei möchte etwas mit dir reden; wenn du loſen willſt, kann ich unter der Zeit anrichten, ſagte die Bäurin zu ihrem Manne.

Es wird etwas Wichtiges ſein, bemerkte der Mann, daß du expreß deretwegen ſo weit her kömmſt, und machte ein Geſicht, daß man nicht wußte, war es Hohn oder Ernſt. He, ſagte Anne Marei, für Unſereiu wichtig genug, und erzählte ſo gut es konnte den Handel. Ho, ſagte der Mann, das iſt öppe keine ſchwere Sache, du ſagſt, ihr hättet einzuziehen, nun ſo zieht ein und zahlet damit, das iſt öppe leicht zu machen, wenn es nichts Schwereres gäbe auf der Welt, ſo wäre es wohl gut. Ja, ſagte Anne Marei, wenn man das Geld bekommen könnte, ſo wäre das wohl ſo, aber ſie könnten das Geld eben nicht einziehen, ſie hätten den Schuldner längſt übergeben, allein der Agent ſage, er könne nichts erhalten, aber die Leute ſagten ihnen nun, er werde nichts gemacht haben, ſich haben beſtechen laſſen, er pflege zu rühmen, er melke ſeine Kuh nie an nur einem Bübbi, eine gute Kuh müſſe vier Striche haben. Ich weiß nicht, was er damit meint. Ho, ſagte der Mann, ſelb wär nicht ſchwer zu errathen, der erſte Strich ſeid ihr, der zweite der Schuldner, der dritte iſt das eingegangene Geld abläugnen und in eigenem

Nutzen verwenden, und der vierte wird sein das Wuchern mit fremdem Gelde oder dem Gelde aus der Cantonalbank, wo die Regierig noch hilft, die Leute um ihre Sache bringen, um hintendrein sich selbst zu bereichern. Ja ja, es geht lustig in der Welt, es düecht Einen, wer die Kuh am Schwanz zäumen könne, den halte man für den Gescheidtesten und thue ihn oben an. Wir wollten nun gerne einziehen, wenn wir könnten, aber es ist uns vermacht, und die Andern fahren zu, was ist da zu machen? frug Anne Marei. Verklaget ihn, antwortete der Mann. Geht zum Regierungsstatthalter, aber thut wüst, sonst hilft es nichts, die Meisten haben es wie Pontius und Pilatus, wer wüst thut, wird bei ihnen Meister, von wegen die Meisten sind schlotterhaft um die Nieren und haben nichts um zu leben, als des Kaisers Gunst. Dein Mann soll gehen und es anzeigen und aufreden dazu, da giebt es wohl Loch. Das könne Hans Joggi nicht, sagte Anne Marei, er verstehe es nicht, aber es hätte sie düecht, d's Best wär, wenn jemand ihnen das Geld schießen würde, um das Verganten zu stellen. Sie wollten es sicher, sobald sie sich kehren könnten, wiedergeben bei Heller und Pfennig, und da hätte es fragen wollen, ob er so gut sein wolle und das Geld schießen, sie wollten ihm sicher an die Hand gehen, daß es sein Schaden nicht sein solle. So, Geld geben soll ich, antwortete der Mann und es lächerte ihn im ganzen Gesicht herum. Du gute Frau, meinst, man hätte da e selligi Summ, mehr als zweitausend Gulden, beisammen und warte, bis jemand komme und es gerne möchte. Nicht den Viertel wüßte ich aufzubringen, wenn ich es auch stehlen wollte, und wenn ich es hätte, so müßte ich erst die Versicherung sehen, von wegen wir haben Kinder, und du wirst wissen, die Haut ist allweg näher als das Hemd. Es sind nur zweitausend Gulden, sagte Anne Marei, mehr nicht, und wenn wir auf dem Hof bleiben können, so ist er in ein paar Jahren d's Halbe mehr werth. Frau, mit den Kosten wird es eher drei-

tausend als zweitausend Gulden sein, und wenn man nicht alles rübis und stübis bezahlt, so hängen diese Leute auf's neue an, wär es nur für drei Kreuzer und man hat sie frisch auf dem Halse. Man hat es mit denen accurat wie mit Flöhen und Läusen, wenn man mit denen nicht aus und amen macht, so hat man sie handkehrum wieder am Leibe und sie beißen noch viel verfluchter als vorher. Darum ist verklage d's Beste, da wird die Sach erlese und mit den Kosten können sie nicht übermarchen, wie sie wollten.

Ja, sagte Anne Marei, das wär wohl gut, wenn es jemand machen würde, aber man habe ihnen schon lange gesagt, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus und Hans Joggi verstehe sich darauf nicht und gehe nicht, er sei afe grusam maaßleidige. Wenn der Bauer nur da helfen wollte und die Sache in die Hände nehmen, es verstehe sich darauf niemand besser als er, es wollte ihn gebeten haben, was zu bitten sei, er könnte die Seligkeit ob ihnen verdienen! Wegen der Seligkeit, sagte der Mann, möchte er nicht große Mühe haben, denn wenn er sie nur dezetwege bekommen sollte, so möchte er nicht darauf zählen, und dazu habe er nicht Zeit, man hätte jetzt alle Hände voll für sich zu thun. Aber geh du und klag, das kann niemand besser als du, wirst doch noch immer das gleiche Mundstück haben wie ehemals, und jetzt komm, es wird wohl angerichtet sein und man hat die Zeit zu brauchen, so schloß der Mann und ging.

Trostlos blieb Anne Marei stehen, auch wieder eine Hoffnung war dahin! Endlich kam die Bäurin und pressirte zum Essen, aber Anne Marei wollte nicht, gäb wie das Kind schrie, komm Müetti, komm, bin hungrig! Der Bauer hätte ihm den Hunger für lange vertrieben, jammerte Anne Marei. Die Bäurin brachte später Essen in's Stübli, es war ein Trost für das Kind, das der Mutter weinen geholfen, es aß, sie aber half ihm beim Essen nicht. Es hätte doch nicht geglaubt, sagte Anne Marei, daß der es ihm so mache, ihm mehr als

zehnjährige Sachen füre z'zieh, das sei nichts gemacht für Einen, der doch auch nicht sauber sei, und noch dazu gegen arme Leute, die ihm doch treu gedient. Du weißt, wie er ist, sagte die Bäurin, man hat so leicht gegen ihn gefehlt, während es ihm nicht z'Sinn chunt, er fehl gegen andere Leute auch. Und was er einmal hinter den Ohren hat, das hat er dahinter, und wenn man mit Kanonen schösse, so könnte man ihm den Gring abschießen, aber das brächte man ihm nicht weg.

Als das Volk vom Tische aufbrach, war der Bauer der Letzte, stellte sich bei der Frau in der Küche und sagte: Du weißt, was zu thun ist, versäume dich nicht den ganzen halben Tag mit der Stürme, mach daß sie fortkommt, und damit zog er ab mit seinen Völkern. Das machte der Bäurin Kummer, denn sie jagte wohl fremde Hunde aus der Küche, aber Menschen nicht. Indessen dieser Kummer war überflüssig, Anne Marei hatte seine Ohren und die Worte des Bauern gehört, kam hinaus in die Küche und sagte, es wolle ihm nicht länger im Weg sein, aber daß es ihm hier einmal so gehen würde, hätte es nicht gedacht, sondern geglaubt, wo es einmal gewesen, da dürfe es immer wieder hin, aber mit Schein böse es allenthalben.

Er war immer so, sagte die Frau, ume, daß er um öppis wunderlicher wird mit em Alter. Du machtest ihn böse und das hat er eben noch nicht vergessen. Junge Leute machen dem Maul immer z'wenig Rechnung, sie denken, es hätten alle Leute einen kurzen Sinn wie sie, wie es im Sprüchwort heißt: gessen, vrgessen. Bös gmeint ist's nit, und ist's einmal dußen, so läßt er es endlich auch dahinten. Ein ander Mal, wenn du wieder kömmst, wirst es erfahren und allweg an mir zürn es nicht, wenn ich machen könnte, wie ich wollte, es ging vieles anders. Es plagte die gute Frau offenbar sehr, deretwege gab sie dem Mädchen, was sie konnte, steckte ihm die Taschen voll Eßwaare, aber ziemlich hastig, sie war froh, wenn sie dem Besuch den Rücken sah, denn sie wußte sehr

wohl, daß zufällig der Alte auf einem Acker ſchaffe, wo er Alle ſah, die aus- und eingingen. Anne Marei ſäumte auch nicht, aber es ging mit ſchwerem Groll im Herzen und zwar nicht bloß über den Mann, ſondern auch über die Frau. Für ſie war es ja eingeſtanden, um ihretwillen hatte es dem Manne das böſe Maul angehängt, ihm den Marſch gemacht, und wie vergalt ſie es ihm jetzt, machte ſie dem Manne den Marſch, ſtund ſie für ihn's ein, bis er ausrückte mit Geld oder ſonſtiger Hülfe? Nichts, gar nichts ſprach ſie für ihn's, kein bös Wort gab ſie dem Alten, das hatte es nun davon, daß es immer ihre Partei genommen. Hätte es es mit dem Alten gehalten, ihm hinterbracht, was die Frau geſagt oder gethan, jetzt wäre es anders zweg, hätte andern Beſcheid bekommen.

Das gute Anne Marei wußte nicht, daß die meiſten Leute und namentlich Dienſtboten, welche an Ehehändeln Theil nehmen, eine Partei gegen die andere unterſtützen, am Ende den Stecken am kothigen Ende nehmen müſſen und zwar mit Recht, denn ſolche Helfer unterhalten die Händel und machen ſie giftig. Es ſoll in Rußland Sitte ſein, ob es wahr iſt wiſſen wir nicht, daß, wenn ein Ruſſe ſein Weib prügelt und eine gutherzige Seele will dem Weibe helfen, beide plötzlich ſich einigen und über den unberufenen Helfer herfallen. Dienſtboten ſind auf keinen Fall berufen, ſich einzumiſchen und das Weib am Manne oder den Mann am Weibe zu rächen, und doch geſchieht es nicht ſelten. Zweitens erfuhr Anne Marei die wichtige Wahrheit, die wir ſchon ſo oft hervorgehoben und die dennoch ſo ſelten begriffen wird, daß, was man ſäet, man erntet, daß eigentlich jeder Tag, den wir begraben, ſeiner Zeit mit ſeinen Früchten wiederkehrt, und dieſe Früchte müſſen wir eſſen, ſeien ſie bitter oder ſüß. Vor Jahren hatte Anne Marei in jugendlichem Uebermuthe böſes Blut gemacht und Freude daran gehabt, jetzt mußte es expreß kommen, um die reifgewordenen Früchte zu ſchütteln, und ſie ſchmeckten jetzt ſo bitter!

Die Frommen zanken zuweilen so heftig über die Wiederbringung aller Dinge, d. h. ob die Seelen, welche in's Gericht kommen, ewig verdammt seien, oder ob sie im Laufe der Ewigkeiten zur Seligkeit kommen können, wogegen als das Schlagendste vorgebracht wurde, daß das Seligwerden unmöglich sei, weil alsdann, wenn Alle hinein wollten, der Himmel doch zu klein wäre. Wir denken, das gehöre eben auch zu den unnützen Fragen, vor denen Paulus den Timotheus warnet. Ueberlassen wir in solchen jenseitigen Dingen, über welche uns nichts geoffenbaret ist, dem lieben Gott den Kummer, wie das schicklich und gerecht zu machen sei, predigen aber dann um so schärfer das Diesseitige, was mit den Augen zu sehen, mit den Händen zu greifen ist, namentlich eben von Auferstehung der vergangenen Tage und dem Wiederbringen alles ausgestreuten Samens. Das Reifen solcher Früchte fällt gewöhnlich in Zeiten, wo man nicht bloß bereits schwer genug zu tragen hat, sondern wo diese Früchte zu Nägeln werden, mit denen die schwere Last uns aufgenagelt wird, oder vernichtend mitten in Hoffnungen hinein.

Das erfuhr jetzt das arme Anne Marei, als es in heftigem Zürnen fürbas ging. Es wollte heim, ohne Muth, voll Verzweiflung, wenn es das Kind nicht bei sich hätte, es wüßte, was es machte, dachte es. Der Weg führte ihn's zu einem Hause, wo es auch gewesen und mit der Frau zum ersten Mal zu des Herren Tisch gegangen war. Da fiel es ihm ein, es hätte gehört, der Mann sei gar ein Weiser und Kluger, viele Leute gingen zu ihm z'Rath, auch glaubte es, es sei selbst Geld da, denn von der Frau hatte er ein schönes Vermögen und war seiner Zeit sehr gut zweg. Es hatte jetzt keine Augen für das magere, schlecht bearbeitete Land und das dünne Dach. Der Mann war daheim und die Frau hatte Freude, Anne Marei wieder zu sehen. Sie sagte ihm, es sei heute schon die zehnte Person, welche zu ihrem Manne begehrt, aber mit gut den Halben habe er nicht einmal reden wollen. Gar

weit umher kämen die Leute, daß er ihnen helfe, weit und breit habe kein Fürsprecher einen solchen Zulauf. Viel trage es freilich jetzt noch nicht ab, und dabei bleibe die Arbeit zurück, entweder seien Leute da, oder er sei ganze Tage fort, ja es verginge selten einen Tag, daß er nicht öppe us müsse. Aber das werde alles wieder vor ume cho, wenn er den Pfosten erhalte, der ihm verheißen sei. Er solle z'oberst hinauf gefördert werden, wo sie dem Höfli nicht viel mehr nachzufragen hätten, wo er mehr als zweitausend Gulden Lohn habe jährlich, für bstimmt, alles Andere, was dazu gehöre, nicht gerechnet.

Da ginge es aber nicht bloß ihnen, sondern Allen wohl, denn das Wasser auf die Mühle zu reisen, wie er, verstehe keiner, bsungerbar gästimirt sei er Land auf Land ab. Du bist glücklich, daß du ihn allein antrifsst, ich will dir zeigen, wo er ist, unter der Zeit mache ich ein Kaffee, aber fürchte dich nicht vor ihm, sage deine Sache nur ganz resolut, er ist gar nicht hochmüthig, wenn er schon so berühmt ist, er ist ganz gemein mit allen Leuten, ganz wie mit Seinesgleichen, es steht ihm nichts besser an, als wenn er so ganz niederträchtig mit den Leuten redet.

Richtig, Anne Marei fand den Mann an einem großen Pulte, tief in tiefen Studien. Wir sind in Verlegenheit, sollen wir die Persönlichkeit dieses weisen und klugen Mannes zeichnen oder nicht. Wir kennen etwas mehr als ein Dutzend solcher Solone oder gar Lykurge, in die der liebe Gott die Weisheit maaßweise geschüttet und die Rathgeber und Helfershelfer aller Welt sind. Es sind nicht die alten weisen Bauern, die Gemeindväter, die in patriarchalischem Ansehen und angestammter Würdigkeit weise und kräftig den Frieden fördern, Ordnung halten, jeden in seine Schranken weisen und sehr oft helfend einstehen, ein arm schwankend Mannli stützen, bis es sich erholt. Diese sind zwar noch da, aber sie stehn im Hintergrunde und sind sparsam mit ihrem Rathe, sie sagen, im

Grümpelgmach der Gesetzgeberei seien sie nicht bekannt, und das Verschießen darin oder Verirren sei gar zu kostbar. Die heutigen Rathgeber gehören zu den leichtern Truppen, Husaren, Panduren und Voltigeurs, bestehen aus abgestandenen Schulmeistern, verwitzigen Gemeindschreibern, minderen Bäurlein, welche lieber ihr Brod mit den Beinen verdienen, als mit den Armen, lieber laufen als arbeiten, und anderen Personagen mehr. Sie sind gerne in der Gesellschaft von Rechtsgelehrten und schnappen nach den Brosamen von der Herren Tische, sie stellen gerne ihre Schnappen vor oder verdienen ein klein Löhnlein, so gleichsam als Treibauf oder Vorläufer, aber jedenfalls nur ein kleines, da das Beste an Schmausgeldern die Rechtsagenten vorweg nehmen, welche als bestellte Treibauf den Fürsprechern das Wild zujagen, jeder dem seinen. Diese Weisheitsburschen wachsen in allen Kalibern, sind lang und kurz, dick und dün, wachsen meist in's mittlere Alter oder sind schon drinn, haben allerlei Gesichter, doch wir sagen aufrichtig, wie es ist, ein schönes haben wir unter ihnen noch keines gesehen, einige grännen auf allerlei Weise, andere gar nicht, aber alle reden in grobem Imperativ, der kostet nicht viel und soll zum Respekt verhelfen. Dies ist auch das eigene Standeszeichen, andere giebt es keine, namentlich in der Kleidung nicht. Man sieht Anglaises, Fracks und halbleinene, mäusegraue und pechschwarze Kutten, gewöhnlich nach dem Stande, dem jedes Individuum entwachsen ist. Während wir das Obige geschrieben, haben wir uns entschlossen, die Gestalt des Mannes nicht zu beschreiben, sondern der Einbildungskraft des Lesers es zu überlassen, sich dieselbe vorzustellen nach Belieben. Wir wollen keinem dieser Schnupfauf Gelegenheit bieten, uns einen Prozeß anzuhängen, dagegen jeden in zorniges Bangen sagen, das Publikum könnte denken, es gehe das auf ihn und er sei gemeint. Zeichneten wir einen, würden die übrigen liberirt sein, lachen, sagen, dem geschehe es recht, er treibe es

darnach, ſo ſeien ſie doch noch lange nicht. Wer uns deßwegen boshaft ſchelten wollte, dem würden wir nicht viel dagegen haben, aber behaupten, dieſe Strafe ſei das kleinſte, was dieſe Leute verdient, denn ſie ſeien eigentliche Aufſtüpfer zum Streit, während jene alten Gemeindväter förmliche Friedensſtifter geweſen.

Jener weiſe Mann ließ Anne Marei eine geraume Zeit ſtehen, ohne von ihm Notiz zu nehmen, endlich frug er barſch: Was hätteſt welle? Nun fing Anne Marei ſeinen Handel beim Suchen von Geld und nicht von Rath an. Sie hätten Geld nöthig, und hätten es eigentlich, ſie könnten es aber nur nicht kriegen, und bis ſié es hätten, ſollten ſie geliehen bekommen, wenn ſie nicht um alles kommen wollten, aber es ſei ihnen wie verhalten, der Mann ſei bei allen Herren in Bern geweſen, hätte aber ſtatt Geld bloß böſe Worte erhalten.

Es geſchah ihm recht, ſchaltete der Mann ein, nur ſchade, daß ſie ihn nicht noch geprügelt, warum thut noch Einer ihnen die Ehre an und begehrt was von ihnen. He, ja, ſagte Anne Marei, es wird ſo ſein, aber prügeln thaten ſie ihn doch nicht, dagegen mußte er viel Geld verthun, weil der, welcher bei ihm war, nur freſſen und ſaufen wollte, es ſtellte mir die Haare z'Berg, als ich es hörte. Da ſagte ich, ich wolle ſchon Geld finden und ging zu alten Meiſterleuten, wo ich dachte, da ſei nicht nein. Aber, du myn Gott, wie ging es mir! Da war nirgends Geld für mich, mit leeren Händen konnte ich abziehen, und ſchnöde Worte erhielt ich noch z'Trinkgeld. Es iſt nirgends ein Herz mehr für arme Leute, o, warum ſchlägt man uns nicht alle todt! Da kam ich ung'ſinnet an dein Haus und mußte denken, wenn Einer, ſo helfeſt du mir, du wareſt immer ein guter Mann und treu diente ich euch, du kannſt uns helfen, und dafür wollte ich angehalten haben fry d'r Gottswille.

Das war begreiflich keine Rede, welche unſerm Mannli

wohl gefiel, verkehrter hätte es Anne Marei nicht anfangen können. Helfen mit Geld, war nicht seine Sache, das ging ihm über Wollen und Vermögen, eher hätte er zu Geld helfen können, wenn großer Profit sichtlich im Vordergrund gelegen wäre, aber so war es hier nicht. Hier hatten bereits drei erfahrene Jäger das geängstigte Wild umstellt, es mußte ihnen zur Beute fallen, wenn nicht jemand fest und kräftig, mit Rath und That ihm half. Zu solcher Hülfe hatte unser Mannli weder Macht noch Anlage, er wußte von Mitleid nichts. Wer unter Schein Rechtens zu plündern war und in kundige Hände fiel, den nicht zu plündern, wäre ja dumm, wofür kennte man die Gesetz und verstände mehr als andere Leute, das war seine Ansicht. Dazu wußte er die drei sich weit überlegen und hätte sie um kein Lieb zu Feinden machen mögen. Wohl gerne hätte er den Bissen mit ihnen getheilt, auch mit Brosamen von der Herren Tische vorlieb genommen, aber er sah, daß der Handel zu weit vorgeschritten sei, als daß sie noch einen Mitfresser neben sich geduldet hätten, sie brauchten nur zuzuschnappen und zwischen den Zähnen hatten sie die Beute.

Ja, sagte er, das wäre kommod, wenn es nichts mangelte, als zu sagen, gieb mir, ich muß Geld haben. Es käme einigen Leuten wohl, wenn dieser Brauch aufkäme, er ließ sich ihn auch gefallen, denn er habe nichts zu geben, aber viel könnte er brauchen. Und meinst denn eigentlich, wenn ich Geld hätte, ich hatte es, um es zum Fenster hinauszuwerfen, uf d'Gaß?

Auf Anne Marei's Betheuerungen, daß er nichts an ihnen verlieren sollte, daß sie ihn bei Heller und Pfennig bezahlen wollten, lachte er. Du dumme Frau, könne wär gut, es hätte schon mancher gezahlt, aber für z'zahle muß man Geld haben und das hat ihnen gefehlt. Begreifst, Frau? Es hätte nicht geglaubt, daß er ihm diesen Bescheid geben würde, sagte Anne Marei, seine Frau habe doch gesagt, wie er allen Leuten

rathen und helfen könne, und es wiſſe wohl, daß, wenn es jemanden Ernſt wäre, ihnen zu helfen, ihnen geholfen werden könnte, aber es ſehe wohl, es ſei Alles unter einer Decke, und die Leute, wo noch einen guten Blutstropfen im Leibe hätten, ſeien rar geworden.

Das war auch geſtochen und ging richtig in's Fleiſch, der Mann begehrte ſchrecklich auf. Leute, halbwitzig wie ſie, ſollte man von Rechtswegen alle todt ſchlagen und mit ihnen die Fiſche füttern. Erſt thäten ſie, als ob ſie alles verſtünden, alle Weisheit allein gefreſſen hätten, machten die dümmſten Sachen, und wenn man ihnen wehren und rathen wollte, thäten ſie Einem wüſt ſagen und vorwerfen, man gönne ihnen dieſes Glück nicht. Und wenn es gehe, wie man es voraus gewußt, ſo ſollten Alle daran ſchuld ſein und müßten verflucht ſein, daß härter nichts nützte. Da wolle er nicht noch ſeine Finger an der Sache verbrennen, da ſei alles verloren, das Jahr hörten ſie nicht mehr ausläuten auf dem Höfli, darauf ſollten ſie zählen. Das Einzige, was noch zu machen wäre, dazu ſei es zu dumm, und er könnte daran nicht bloß die Finger, ſondern die ganze Hand verbrennen, obſchon es eine einfältige Sache ſei. Es ſolle auf die Seite machen zu rechter Zeit, ſo viel möglich, man habe Beiſpiele, daß Einer drei ſtarke Fuder gerettet hätte. Freilich hätte da Alles geholfen, vom Maſſaverwalter weg bis z'oberſt ufe. Da ſei aber der Mann ein Schlaukopf geweſen und ein guter Kamerad und die Frau auch darnach, und der Maſſaverwalter habe ſich da noch eine Ehre daraus gemacht, Allen zu helfen, nur den Gläubigern nicht. Wenn du es darnach vornimmſt, daß du Allen anſtändig 'biſt, ſo kannſt alles machen, wo aber nicht, ſo nimm dich in Acht, giebt es dich, ſo nimmt man dich, da rechne nicht auf Gnad. Das iſt das Einzige, wo zu machen iſt, und ich will es dir nicht einmal gerathen haben, du haſt mit Leuten zu thun, wo an mehr als an einem Auge ſehen, und die Leute genug an der Hand haben, welche alles ver-

rathen. So, jetzt geh, laß mich ruhig, ich habe heute noch mehr zu thun, als einer halbſturmen Frau abzloſe. Da hatte Anne Marei ſeinen Beſcheid, derſelbe füllte ihm das Herz mit Zorn und Jammer. Seiner alten Freundin, welche ihm im Hochgefühl des Beſitzes eines ſolchen Mannes ſagte: Gäll, das iſt Einer! antwortete es: Ja, ja, das iſt Einer, einer von den Rechten, einer von denen, die, wenn man am Ertrinken iſt, Einem den Kopf noch recht unterdrücke, daß man ja nicht etwa davon komme. Leb wohl und habe Freude an deinem Mann, aber lue, daß ihn der Schinder nicht nimmt oder gar noch ein Anderer. Jetzt hatte Anne Marei Zeit zu gehen, und es ging mit langen Schritten, daß das Kind hinter ihm her lief, heulend, Mutter wart, Mutter wart, ich mag nicht nach! und es war wieder gut, daß das Kiud bei ihm war, wer weiß ſonſt, was der Zorn mit ihm gemacht. O, wäre ich doch d'r Tuſig Gottswille daheim geblieben oder umgekehrt, als die wüſte Frau mir begegnete. O, daß man doch nicht nach dem Glauben lebt! das iſt ja mein Unglücksvogel, der mir alle Mal begegnen muß, wenn es ein Unglück giebt, oder wenn wir eins hatten. Ja, ja, wem es angethan iſt, dem iſt es angethan, und was Einem geordnet iſt, darein muß man ſich ſchicken, und ſoll ich mich hängen, muß ich mich hängen, wenn ſchon i ds Waſſer ſpringen mir anſtändiger wär und ringer ging.

Sechszehntes Kapitel.

Von verſchiedenen Gemüthsſtimmungen, und wie Hans Joggi zu Erfahrungen kömmt.

So hatte nun auch Anne Marei erfahren, was Geldſuchen heißt und was man auch bei Bauern erfahren kann. So war es nicht immer, aber ſo muß es werden, wenn das Vertrauen des Menſchen zum Menſchen erſchüttert wird, ſo

bald das Eigenthum, ſei es in welcher Geſtalt es wolle, in Frage geſtellt wird, ſo bald vor lauter Recht kein Recht mehr iſt, vor lauter Kniffen kein Erbarmen. Die Unglücklichen, welche ohne Schuld dieſe Zuſtände büßen müſſen, begreifen zumeiſt die Urſachen nicht, begreifen bloß, daß die und jene Geld hätten, welches ihnen aus der Noth helfen könnte, und es nicht hergeben wollen, und weil ſie den guten Willen hätten, es wieder zu geben, ſo begreifen ſie die Gefahr nicht, in welche das Geld in ihren Händen kömmt, nehmen die Weigerung als Unbarmherzigkeit, als abſichtliche Bosheit gegen Ihresgleichen, um ſie nicht aufkommen zu laſſen, auf, vergelten mit Haß und Rachgier, und, recht bearbeitet von denen, welche die eigentlichen Urheber ihres Unglücks ſind, geben ſie die beſten Hunde ab, in's Fleiſch der Geldbeſitzenden und Geldverweigerer zu ſetzen. Dä Donner iſt auch ſchuld an meinem Elend, der hätte mir helfen können, aber er hätte es bei Leib und Seele nicht gethan, und doch hätte er wohl gewußt, daß ich es ihm hätte wollen wieder geben. Wart der aber nur, die Zeit wird ſchon noch kommen, wo ich es ihm eintreibe, wo er nach Gott ſchreit und niemand ihm hilft! Das ſind fürchterliche, ja fürchterlich ungerechte Worte, aber wer wird ſie denen verargen; denen der Jammer und die Angſt und die Liebe zu den Kindern ſie auspreſſen; denen aber werden ſie wohl mit glühenden Buchſtaben auf Rechnung geſchrieben werden, welche die Armen mit Vorbedacht in dieſen Jammer geſtoßen, die mit teufliſchem Behagen den Haß geweckt und die Rachgier genährt, ſie ſind die brennende Lunte an der geladenen Kanone, die düpft, wenn der Schuß entſcheidend ſcheint. Es iſt ein wahrhaft verfluchtes Treiben, es werden mit einem Stein zwei Würfe gethan und wie mit gefällten Eichen oder Tannen, die man erſt ſchindet und ſie dann als Feuerſtoff braucht, um das Feuer anzuzünden und zu nähren, in deſſen Flammen man ſich ſelbſt eine glänzende Exiſtenz erbauen will, ſo iſt das Treiben der Höllenkinder, die da ſagen, ſie ſelbſt

seien Gott, sonst sei keiner mehr, ihr Treiben einzig vernünftig, Gottes würdig. Wahrlich, ein göttlich Treiben! Wahrlich ist Gott langmüthig, sonst würden seine Blitze fahren in jedes Maul, das also spricht.

Abgesehen von der leiblichen Noth, dem äußern Elend, denke man sich doch die innere Pein, die Seelenangst, in welcher solche Menschen herumgewälzt werden, und zwar mit schauderhaftem Behagen, so recht wohllüstig, gerade wie böse Buben, welche einem Käfer Glied um Glied ausreißen und zuletzt noch ihre Bürgerluft am zuckenden Rumpfe haben.

Anne Marei kam heim, fast wie sturm, seufzte, sah gen Himmel, legte die Hand auf die Brust, als ob es, ein gehetztes Wild, keinen Athem mehr hätte, sagte höchstens: O, wer doch sterben könnte — sterben! Hans Joggi vernahm nur durch das Kind, was vorgegangen war. Dasselbe war geschеidt und, wie die meisten Kinder solcher Eltern, eingeweiht in ihre Lage, daher war ihm einiges Verständniß der Verhandlungen möglich und zu dem, was es hörte, rechnete es das Weinen der Frau, das laute Reden und die finstern Gesichter der Männer nach der Angst, welche es davor empfand, doppelt und färbte darnach seinen Bericht. O Aetti, du glaubst nicht, was sie gesagt und wie sie gethan, o Aetti, wenn doch du dabei gewesen wäreſt, denen hätteſt du den Marsch gemacht! Hans Joggi kam der Brand in Kopf. Ja, ja, helfen können sie nicht, aber wüstsagen wohl, das geht ring und kostet nichts, das ist Weltbrauch worden. Aber das wird wohl anders z'mache sy, sonst ghei de d'Sach, wo si well.

Anne Marei war unheimlich still, schnüpfte zuweilen trockenen Auges, fast als ob es das Gluxi hätte. Deſto lebendiger redeten die ältern Kinder drein, die an allen Arbeiten theilnehmend, eine Art Antheil hatten am Geschäft und unbewußt sich für berechtigt hielten, ein Wort zur Sach zu reden. Sie waren der Meinung, so könne man es nicht gehen lassen, vor allem müsse man z'ernstem darhinter, das Geld

einzutreiben, welches man einzuziehen habe. Es sei schon lange, daß der Vater nicht beim Agent gewesen, der werde etwas Geld wohl haben, und der müsse füre mit, sonst müsse er verklagt sein.

Der Vater war zäh, und es kostete viel, bis er zu einem Schritt über seine Marchen zu bringen war, aber die Kinder waren noch zäher, ihnen war der schöne Hof an's Herz gewachsen, eine Lust war es ihnen, daran zu schaffen, sie rechneten so gut als der Vater, wie viel Korn, wie viel Erdäpfel u. s. w. sie machen würden. Sie betrachteten sich als Bauernsöhne, die, wenn es gut gehe, in einigen Jahren so viel Geld in der Tasche hätten, als die meisten andern, und zu Kilt könnten zu den meisten Bauerntöchtern im Lande, denn, wenn sie auch noch nicht die reichsten seien, werde man doch sagen müssen: b'sunderbar werkbar seien sie und huslich, mit denen könne ein recht Meitschi glücklich sein und brauche nicht zu denken, die brächten seine Sache durch, und mit denen müßte es einmal auf die Gasse, mit so einem könne es sicher sein, nicht bloß bei der Sache zu bleiben, sondern sogar zu einem schönen Vermögen zu kommen. Die guten Burschе wußten noch nichts davon, wie nach und nach ein neuer Weltlauf sich einschleicht und zwar einer der schlimmsten, denn ein großes Laster ist die Arbeitsscheu und ein eben so großes Laster ist die Sucht, recht gut zu haben, ehe man etwas verdient. Eins und eins machen zwei Laster und diese Laster sind immer beisammen.

Die Fragen haben sich allmählig anders gestellt, namentlich seit der Entstehung und Ueberhandnahme der Sekundarschulen und des Halbherrenthums, mit ihnen ist die Scheu vor der Arbeit eingerissen und damit ein unzuberechnendes Unglück geschehen, ein eigentlicher Landesschaden entstanden. In früheren Zeiten schon fanden sich immer einige mißrathene Exemplare aus dem Bauernstande, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechtes, die das Großthun im Nichtarbeiten

ſuchten, aber ſie waren Exempel zum Abſchrecken; jetzt hat dieſe Sorte anziehende Kraft, ſie liefert Exempel zum Nachahmen. Früher beſtund dieſe Klaſſe zumeiſt aus verdorbenen Weltſchland-Kindern, Kindern, welche in der Zeit, wo das Leben den Menſchen zu faſſen beginnt, wo er ſich eigentlich machen ſoll, dem gewohnten Leben entriſſen, in's Weltſchland gethan wurden. Die Arbeit hörte ihnen von da an auf, wenigſtens die Arbeit, welcher ſie bisher gewohnt waren und bei der ſie einſt ihr Leben zubringen ſollten. Sie lernten weltſch, lernten wirthen, metzgen, krämern und nebenbei ſaufen, den Herrn ſpielen, oder lernten brodiren und Kräliarbeiten machen, gewöhnlich plump genug, um einander damit todtſchlagen zu können. Kamen ſie nach einem Jahr, höchſtens zweien, heim, waren viele zu andern Menſchen geworden, das Arbeiten wollte nicht mehr gehen, die Buben waren Schlingel, oder affektirten Schlingel zu ſein, bis ſie es wirklich wurden, die Mädchen thaten zimpfer und vertrugen Rechen und Hauenſtiele nicht mehr und ſagten merci bien, ſo ſtreng ſie konnten. Aber wie geſagt, es waren nur einzelne Exemplare, auf die man mit Fingern zeigte. Jetzt aber iſt es, leider Gott, anders, um arbeitsſcheu zu werden, braucht man nicht in's Weltſchland zu gehen, man wird es hier im Herz des Landes. Zur Arbeit halten Viele ihre Kinder nicht mehr von Jugend auf, man ſchickt ſie in Sekundarſchulen und Sekundarſchüler arbeiten in der Regel ſchon nicht mehr, beginnen den Bauernſtand mit verächtlichen Augen, Bauern für halbe Menſchen anzuſehen: Ume e Bur, ume e dumme Bur, hört man aus dem Munde von Schulmeiſtern und Schülern, und vor der Bauernarbeit ſchüttelt man ſich, als ob man das kalte Fieber hätte, ſieht das Schreiberthum für eine Herrlichkeit, den Handelsſtand für einen Schleck an. Wer nicht ſo hoch ſtreben kann, denkt wenigſtens an Metzger oder Beck, aber Alle haben den goldenen Traum in dunkler Zukunft, es zu einem guten Poſten, vielleicht gar auf einen grünen Seſſel zu bringen.

Das hat auch viele Bauerntöchter angeſteckt, es ekelt ihnen ab Bauernſöhnen, ſie ſagen wohl, ein Hund habe es beſſer als ſo eine Bäurin, welche auf dem Hofe der Schuhwiſch ſei und alle Tage die Erſte und die Letzte ſein müſſe. Sie laufen lieber halbhungrigen Schreibern nach oder ungelehrten Lehrern oder Wirthen und Krämern auf dem dürren Aſt, die wenigſtens Schatten haben den ganzen Tag. Sie ſind Thoren wie Eſau, tauſchen ihr Erſtgeburtsrecht an ein Linſengericht, ziehen ein nöthiges, müßiggängeriſches Leben dem ehrenfeſten ſoliden Bauernſtande vor, Batzen um Batzen erjagtes, oft erſtohlenes Geld einem ehrenwerthen Vermögen, und wenn ſie einmal Kinder kriegen, putzen ſie dieſelben heraus, als wenn es weſtindiſche Affen wären, und erziehen ſie, daß Gott erbarm, zu vollendeten Schlingeln und Schlingelinnen, Taugenichtſen und Taugenichtſinnen, ſämmtlich Futter für den Teufel, für die er auch nicht umherzugehen braucht und ſuchen muß, ſie zu verſchlingen, ſondern die ſich ihm ſchaarenweiſe in's Maul ſtürzen, wie die Häringe dem Wall- oder andern Fiſchen. Dieſer einreißende Sinn für ein faules Leben, das man ſchrecklicherweiſe ein Herrenleben nennt, dieſe furchtbare Arbeitsſcheu, das ſind ſchauerliche Volkskrankheiten, Krebsſchäden im Volksleben, die bald den ganzen Körper bedecken, ſie verbreiten ſich von oben, ſie ſteigen von unten auf, ſie niſten ſich in den Mittelklaſſen ein, ſie breiten ſich aus wie der Krebs im Geſicht, bis Bettelei überall iſt, ein Bettlerbrei das ganze Volk. Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen, wird ſich auf ſchreckliche Weiſe erwahren und Hunger, Hunger, Hunger die Plage ſein, welche Gott über die Menſchheit ſendet, eine Plage, welche nicht aufhören wird, bis man endlich wieder arbeitet oder bis die Menſchen ſich gegenſeitig aufgefreſſen haben bis an einen, der halb angefreſſen irgendwo liegen blieb und einige Stunden länger leben wird, als die Andern.

Ja, allerdings iſt an der wuchernden Armuth, an der

einer Lawine gleich anwachsenden Vagabunderei die Arbeitsscheu, die Faulheit schuld, welche bald der der Malayen und Indianer gleich kommen wird, aber diese Arbeitsscheu, diese Faulheit sind nicht eigentlich der Armuth entsprossen und haben sich da abgelagert, sie stammen von oben herab, sie wurden gemästet von falscher Humanität, sind die Hauptpflanzen im Sumpfe der Zeit, sind die Lieblingskinder des Zeitgeistes.

Hans Joggi's arme Buben waren daher weit, weit hinter der Zeit zurück mit ihren Hoffnungen, als werkbare Bauernsöhne vermögliche, tüchtige Bauerntöchter zu erhalten, die meisten hätten jeden halbhungerigen Schreiber ihnen vorgezogen, sie wußten es aber nicht, hingen am Besitzthum mit aller Innigkeit und ließen nicht nach mit Einreden, bis Hans Joggi endlich noch einen Gang versprach zum Strichlibub oder Kumidanten, um nach seinem eigenen Gelde zu sehen, denn hatte er dieses, konnte er sich kehren. Er machte sich also gleich an einem der folgenden Tage auf, denn Verzug war keiner mehr möglich, nachdem die Kinder versprochen hatten, das Müetti gut zu verwachen, damit es nichts Lätzes mache. Hans Joggi fand den Kumidanten nicht daheim, er sei in's Schloß gegangen und habe Erscheinungen vor dem Richter, dort finde er ihn, sagte man ihm. Hans Joggi machte mit eilenden Beinen sich auf, das sei gut, dachte er, habe der ihm das Geld nicht eingetrieben, so gebe er gleich zum Regieriger und verklage ihn, er wolle einmal sehen, ob Gerechtigkeit im Lande sei, der müsse ihm das Geld schießen, habe er es ihm nicht zu rechter Zeit eingetrieben. Es wäre doch vor Gott und Menschen nicht recht, wenn er vergeltstagen sollte und hätte doch so viel einzuziehen, bloß weil ein Agent etwas muthwillig versäumt habe. Ach, der gute Hans Joggi, es ist manches vor Gott und Menschen nicht recht und geschieht doch auf Erden!

Neben dem Schlosse war ein Wirthshaus, dort hörte er,

der Kumidant ſei vor Gericht, er eſſe aber hier zu Mittag, werde wahrſcheinlich bald kommen. Nun, Hans Joggi war müde, hungrig und durſtig, etwas mußte er brauchen und jetzt ſchicke es ſich am beſten, an einem Teller Suppe ſich zu ſtärken, dachte er. Eine ganze Schwadron Rechtsgelehrter von allen Klaſſen war dahergeſchwärmt und wurde immer noch verſtärkt durch ſolche, welche die durſtige Leber hin trieb, noch ehe das Gericht ſeine Sitzung beendigt hatte. Einer derſelben wollte alsbald abreiſen, ohne das Mittageſſen zu erwarten, und befahl anzuſpannen.

Was, fort willſt vor dem Eſſen? Das thuſt nicht, mußt bleiben bis nachher, ſagte ein Anderer, raſch hinzutretend. Meinſt, ich ſollte wieder fünfzig oder hundert Thaler da laſſen? Habe keine Luſt dazu, machtet es mir das letzte Mal zu gut, zudem muß ich heim, um fünfe längſtens muß ich heim ſein. Rupfet dies Mal einen Andern, es ſind noch Einige da, wo es ſich wohl der Mühe lohnt, wurde erwiedert. Es iſt mir nicht wegen dem, ſondern ich muß deine Unterſchrift haben unter einen Akt, der noch nicht fertig iſt, und da mußt du mir warten, ich zahle dir das Mittageſſen, ſagte der Hinzugetretene. Wegen dem warte ich dir nicht, antwortete der Andere. Es ſind noch Mehrere da, deren Unterſchrift ſo gut als die meine iſt, ſie geben ſie dir ohne Mittageſſen, ich muß heim, kann nicht warten. Der Zweite aber ſetzte nicht ab, verſprach noch eine oder zwei Flaſchen extra, bis ſich endlich um dieſen Preis der Erſte bewegen ließ zu warten und ſeine Unterſchrift unter den Akt zu ſetzen. Es giebt nämlich Rechtsſchriften, welche nicht durch Rechtsagenten können unterſchrieben werden, und Erſcheinungen, welche dieſe nicht machen können, wo ein Fürſprecher einſtehen muß.

Aber warum willſt du denn expreß nur meine Unterſchrift? frug nach geſchloſſenem Handel der Erſte. Wahrſcheinlich hoffte er, ſein Kamerad werde ihm ſagen, dieſelbe habe das meiſte Gewicht, werde den Richtern ſehr imponiren,

den Handel halb gewinnen. Der Andere aber sagte lachend: Bist e Narr und dumm dazu, begreifst denn nicht, daß ich bei den Andern bloß zwei, höchstens drei Stunden Reise berechnen und bloß für diese Zeit das Reisegeld beziehen kann, bei dir kann ich wenigstens sieben Stunden berechnen, vier Stunden mehr, macht hin und her acht Stunden, ja, Freund, das macht ein Item, es schöns Taglöhnli, verbessert den Tarif beträchtlich. Wenn man das nicht verstünde, wovon wollte man leben, begreifst? Das ist gut angegeben, lachte der Erste, wäre mir nicht einmal in Sinn gekommen. Ja, man ist nirgends dümmer, als in der Stadt, das weiß man schon lange, antwortete der Andere. Aber was hilft es dir, sagte der Erste, brauche Künste so viel du willst, so moderirt dir entweder der Hund von Richter bis auf's Halbe die Kostensnote, oder der Klient zahlt dich nicht, mußt am Ende umsonst Mühe gehabt haben und noch das ausgelegte Geld verlieren. Es ist keine Sache, gegen die nicht etwas gut ist. Man läßt sich von seinem Klienten eine Obligation ausstellen, zahlbar auf zwei bis drei Jahre, und sieht dazu, daß sie gut ist, oder läßt sich etwas abtreten, so daß sich ein braver Prozeß darum führen läßt, und prozedirt dann herzhaft zu, bis man denkt, es sei Zeit abzuschließen, wenn es ein gut Geschäft bleiben solle. Verlieren wir, so haben wir die Kosten in Händen ohne Kostensnote, gewinnen wir, desto besser, dann können wir an zwei Kühen saugen. Begreifst? Gab der Zweite dem Ersten Aufschluß.

Hans Joggi saß in der äußern Stube an der Bretterwand, welche das innere Zimmer von derselben schied, wo man sich seiner nicht achtete, während er jedes Wort verstund. Ihn lächerten diese Belehrungen nicht, wie die da innen, sie schnürten ihm den Hals zusammen und trieben ihm die Augen aus dem Kopfe, als ob er das Halstuch zu eng geschnürt. Das ist eine Zuversicht, da ist man ja verrathen und verkauft, da fiele man ja zehnmal ringer in Philisterhände als in diese,

da wird man ja nicht bloß bestohlen und geplündert, sondern geschunden. Jetzt gut Nacht, jetzt weiß ich, wie es mir gehen wird. O, die armen Kinder! Ist dann kein Gott mehr im Himmel?

Endlich kam der Kumidant ganz hell auf. Ob er gewonnen oder verloren, wissen wir nicht, aber jedenfalls hatte er gute Geschäfte, viel Geld gemacht, und das ist ja die Hauptsache bei den Kindern der Welt. Hans Joggi ging ihn alsbald an mit dem Ansuchen, er möchte ihm doch endlich sein Geld geben oder ihm ungesäumt dazu verhelfen, er hätte es übel nöthig. Wohl da kam er schön an. Kein alter Landvogt hätte ihn so anfahren können, als wie einen Hund, der Kumidant war drauf und dran, Hand an Hans Joggi zu legen und ihn aus der Thüre zu werfen. Er wollte seinen Kameraden seine Manieren zeigen, und was er sich erlauben dürfe gegen das dumme Volk. Wenn er ihm noch einmal so komme, so wolle er ihn fliegen lehren, wenn er schon keine Federn hätte. Da sollte man meinen, er hätte Geld hinter sich für ihn, so wie er ihm komme, und so lasse er sich nicht verdächtigen, er wolle ihm zeigen, wer dem Andern schuldig sei. Er wüßte nicht, woher er Geld für ihn hinter sich haben könnte. Hans Joggi habe ihm freilich einen Hudel übergeben, aber wo nichts sei, habe selbst der Kaiser das Recht verloren, er solle nun selbst gehen und Geld füre machen, wenn er könne. Er habe gethan, was möglich, aber mehr als möglich und mehr als recht, könne er nicht thun. Als er geglaubt, er habe den Schuldner auf der Gabel, schlage dieser ihm Recht dar, weil er beweisen wolle, Hans Joggi habe ihn betrogen und angelogen. Da habe er ihn in's Recht fassen wollen und nun sei ihm mit Güterabtretung gedroht und diese halbers schon angerufen werden. Solle man jetzt mit einem Solchen prozediren und sein gut Geld dem schlechten nachwerfen? Da wäre man ja dumm, wenigstens ich möchte es nicht machen, fuhr der Kumidant fort, daneben, wenn du es machen willst,

so ist's mir recht, du kannst die Schriften holen, wann du willst, und mich bezahlen, kannst dann selbst sehen, ob du fahren magst oder nicht, keinen Kreuzer kriegst wieder.

Das wär curios, sagte Hans Joggi mit wenig Athem, es ist ja unterpfändlich verhaftet mit Brief und Siegel. Nicht einen Kreuzer, hörst, sagte der Kumidant. Du hast dein Geld z'hinderst darauf und das Heimethli giltet bei weitem nicht, um was es verhaftet ist, dein Geld nicht gerechnet. Daran bist selber schuld, warum verkaufteſt du d's Halbe z'thür, wenn du nicht ein Lappi wäreſt, so hätte es dir z'Sinn kommen können, er thäte nicht so viel versprechen, wenn er im Sinn hätte zu bezahlen. So geschieht es dir ganz recht, es wäre läz, wenn du einen Kreuzer bekämeſt.

Es gab einen wüsten Zank, wo Hans Joggi dem Kumidanten auch sagte, was ihm gut dünkte, namentlich von Bestechung, und wenn die nicht gewesen und der Handel zu rechter Zeit in die Hand genommen worden wäre, er nicht in solchem Unglück wäre, aber er sehe jetzt wohl, wie alles ein abgekartet Spiel sei und sie nur da seien, um armen Leuten es zu machen wie die Spinnen den Fliegen. Der Handel endigte mit dem Herauswerfen von Hans Joggi. Wenn der nicht so weit außen wäre, sondern man sich an ihm erholen könnte, wollte man es ihm anders zeigen, nebenbei sei es aber auch besser, solche Dinge nicht zu rühren, es stinke ohnehin leicht ung'sinnet in der Fechtschule, ward man räthig.

Jetzt also wußte Hans Joggi, woran er war, es war ausgemacht und fertig. Klagen! was sollte er klagen, hat doch so ein Herr Rechtsgelehrter und dazu noch Kumidant hundert Ausreden statt einer, klagen wozu, war sein Geld doch verloren, jetzt sein Schuldner ein Bettler so gut als er? Eins kam ihm noch in Sinn und das war viel für Hans Joggi. Er wollte hingehen und sich selbst vom Zustande seines Schuldners überzeugen, denn es hatte, was er wußte, ja nur der Strichli-Kumidant gesagt und von diesem war die Redensart

der Leute bekannt genug: Ume er hets gseit. Der Umweg war nicht groß, in Zorn und Bangen schlug er ihn alsbald ein.

Die Sache war leider nur zu wahr, von einem alten Bekannten erfuhr er, wie sein Nachfolger alle Laster eines herabgekommenen Bauers an sich gehabt und die Frau dessen getreues Ebenbild gewesen. Wahr sei es, das Heimeth sei theuer gewesen, aber wenn sie fortgefahren hätten, wie Hans Joggi's angefangen, so hätten sie sich bis zu bessern Zeiten leicht durchschlagen können. Aber wie sie im Brauchen kein Maaß gehabt, sei auch ihre Faulheit gränzenlos gewesen. Sie hätten in einer Woche mehr aus dem Wirthshaus holen lassen oder darin verbraucht, als Hans Joggi's in einem ganzen Jahr, seien nie einen Tritt rascher gegangen, wenn sie damit auch tausend Garben hätten retten können, seien immer ein ganzes Werk hinten drein gewesen, keine Hand voll guten Futters hätten sie eingemacht, ein Stück Vieh nach dem andern sei ihnen daher gefallen und der Hanf auf dem Acker verfaulet. Sie hätten nie mehr gearbeitet, als in der letzten Zeit, wo es an ein Verflöken gegangen sei, da hätten sie grusam Fleiß gehabt und ganz schamlos am heiter hellen Tag hätten sie Sachen fortgeschleppt, sie verkauft, wie sie konnten und mochten, oft nicht um's halbe Geld. Dabei sei es gewesen, als sähe es niemand, als thue jeder die Augen zu, um es nicht sehen zu müssen. Nicht, daß sie den Leuten lieb waren, aber man fürchtete sie, und wegen auswärtigen Gläubigern, die Einem nicht wohl, nicht weh machen konnten, wollte man sich nicht der Rache des Schulduers aussetzen. Ja, halbers gönnte man den Fremden noch ihre Verlüste, besonders wenn man etwas um's halbe Geld kaufen konnte oder gar geschenkt bekam. Der Mann und seine Frau hatten wenig davon, als die Freude zu sehen, daß das Geld nicht dahin komme, wohin es von Rechtswegen gehört hätte. Du kannst gehn und sehen, wie es aussieht, du findest nichts als eine leere Kräze, kaum für hundert Batzen Sachen werden mehr darin sein und das

Ganze giltet nicht das Halbe, das es ſie gekoſtet. Sie gehörten beide in's Zuchthaus, aber geſchehen wird ihnen nichts, und klagte man hundert Mal gegen ſie, ſo würden ſie hundert Mal losgelaſſen oder thäten hundert Eide aufeinander, ſie wären unſchuldig wie das Kind im Mutterleibe.

So lautete der Bericht. Jetzt wußte Hans Joggi, daß er zu Grunde gerichtet ſei, ärmer ſei als noch nie. Es war auch einmal eine Zeit, wo er nichts hatte, aber damals war er um viele Jahre reicher, die jetzt verbraucht waren, damals hatte er guten Glauben, er komme vorwärts mit Fleiß und Arbeit, damals hatte er Knochen, die nie müde wurden, damals wußte er noch nicht, wie ſchön es ſei, Eigenthum zu beſitzen, Bauer zu ſein, er hatte noch nichts verloren, ſondern alles zu gewinnen. Jetzt waren Jahre und Kräfte dahin, er war müde und ſonſt hatte er nichts, an ihm wurde verloren und er trug den Makel, um ſeine Sache gekommen zu ſein, Andere verlüſtig gemacht zu haben und das alles bei Fleiß und Sparſamkeit, ohne beſondere Unglücksfälle, bloß muthwillig und weil niemand gegen den Muthwillen ihn ſchützen wollte. Er war nicht einmal in Juden Hände gefallen, denn vor denen hatte er ſich immer gehütet, weil in ſeiner Gegend Alle, welche mit Juden handelten, verdächtig wurden, als ſtünden ſie ſchlecht oder würden bald ſchlecht ſtehen. Nein, es waren lauter Chriſten, die ihn umgaben wie Hunde das gehetzte Wild, aber was für Chriſten? o Gott! Lauter Chriſten, die dem Teufel ab dem Karren gefallen ſchienen.

Siebenzehntes Kapitel.

Von menſchlicher Angſt und Gottes Hut.

In ihm war es ſchwarz, in der Finſterniß kochte es, es war die Rache, glühende Blitze zuckten durch die Nacht, Gedanken, blutig oder feurig, es war eine ſchreckliche Gewitternacht, wie ſie nicht alle Menſchen erleben in ihrer Seele Gründen. Sie entſtehen in der Regel bloß in den Seelen derer, die mißhandelt werden von ihren Mitmenſchen und für Treue und Fleiß mit Verrath und Verderben gelohnt werden, da tanzen Mord und Brand ihre furchtbaren Reigen, das ſind die Nächte, wo der Teufel am meiſten Seelen angelt, wie überhaupt in gewitterhaften Zeiten das ergiebigſte Fiſchen iſt. Rachgier iſt in der thieriſchen Natur eingeurbet, je kräftiger die Kreatur, deſto heftiger die Gier, die rührt ſich in allem Fleiſch, ſchwer iſt's dem Menſchen, ſie zu dämpfen, zu überwinden, ſchwer iſt's dem erleuchteten Chriſten, ſieben Mal ſiebenzig Mal zu vergeben in einem Tage, ſchwerer noch, alles zu vergeſſen, als wäre es nie geweſen, niemals es wieder aufzurücken. Man denke ſich den zähen, keineswegs durchgebildeten Chriſten Hans Joggi, an dem die Menſchheit ſo große Unbill verübt, wie das in ihm gähren mußte und was in ihm ſich regen. Häuſer anzünden war ihm zu wenig; ſich morden mit Weib und Kinder ſchien ihm ziemlich genügend, das mußte die Betreffenden brennen im Gewiſſen, gab zu reden, mußte viele Augen öffnen, da werde dann endlich noch mancher Erbarmen mit ihm haben und ſagen, dem hat man es wüſt gemacht, und mancher werde denken, dem hätte ich helfen können und habe es nicht gethan, erbarm ſich doch meiner Gott! Er ſchwelgte in dieſem Gedanken, es ward ihm faſt wohl dabei, er dachte bloß, wenn es nur ſchon geſchehen wäre. Das war er hin und her, ob jetzt, oder ſpäter. Er nahte dem Hauſe, entſchieden hatte er noch nicht, doch je näher er

kam, deſto mehr neigte ſich die Wage für das Aufſchieben. Die Nacht war gekommen, eine ſehr finſtere, am Himmel war kein Stern, aber ein Licht zeigte ſich in der Ferne, ein ſchwankendes, es ſchien oft ſtille zu ſtehen, und wenn es ſich bewegte, war es immer im Zickzack. Er dachte an die feurigen Mannen, und ſonderbar ſchien es ihm, daß ihm zum erſten Mal in dieſem Leben in dieſer Nacht einer erſcheine, ob zur Warnung, ob zur Ermunterung, das wußte er nicht, doch ſchien es ihm, als ſollte er eher das Erſtere glauben.

Er dachte daran, dem Mann auszuweichen. Was hilft's, dachte er wieder, einem Geiſt kann man ja nicht entrinnen. Da ſtund der Geiſt lange ſtill, ja es ſchien, als habe er ſich abſeits gemacht, er ſah ihn eine Weile nicht, die wollte er benutzen, machte lange Schritte. Plötzlich ſtund der Geiſt zehn Schritte vor ihm und rief mit ganz natürlicher Stimme: Wer kömmt, habt ihr die Mutter nicht geſehen, iſt ſie euch nicht begegnet? D'Mutter! ſchrie Hans Joggi, der die Stimme ſeines älteſten Kindes erkannte, mit großem Schrecken. Seid ihr es Vater, rief der Sohn, o wie gut, daß ihr endlich kommt. Die Mutter iſt fort, ſchon mehr als eine Stunde ſuchen wir ſie und können ſie nicht finden, wir fürchten, ſie habe was Lätzes gemacht, ich habe an alle Bäume gezündet, habe ſie aber nicht gefunden. Ich fürchte mich ſchrecklich, durfte faſt nicht weiter.

Da kam es auch Hans Joggi in die Beine vor Schrecken, er jammerte über die Mutter und über die Kinder, die ihm verheißen, ſie zu hüten und jetzt an ſolchem Unglück ſchuld ſeien. Da heulte der Bub und ſagte, den ganzen Tag hätten ſie es verwachet und es ſei ganz gut gegangen, faſt den ganzen Tag habe es geſchlafen, nicht geweint, bloß hier und da einen Berz ausgelaſſen. Am Abend hätten ſie haushalten müſſen, und da ſei nur das Jüngſte bei ihm geblieben und dies ſei eingeſchlafen. Als die Schweſter fertig geweſen mit dem Eſſen und in die Stube gekommen ſei, ſchlief das Kind

auf dem Bette und kein Müetti war mehr da. Du kannſt denken, wie d's Meitſchi erſchrak und wie es d's Müetti ſuchte! Aber da war kein Müetti und niemand hatte es geſehen von uns, es war, als ſei es in die Erde verſunken oder z'Himmel gfahren. Da kannſt denken, was wir für eine Angſt bekamen und wie wir plăreten und ſuchten, aber keine Spur fanden wir, niemand hatte es geſehen oder gehört, wie weit herum wir auch fragten, und auch du kameſt nicht, wir wußten unſeres Lebens keinen Rath mehr. Die Leute ſagten allenthalben, das ſei läz gange mit dem Müetti und die ſpitze böſe Frau ſagte, wir ſollten die Mutter ſuchen da wo die Eichhörnchen ihre Neſter hätten. O Aetti, wăreſt du doch früher heimgekommen, ſo wäre das nicht geſchehen, aber wir mußten füttern und haushalten, weil du nicht da wareſt und konnten nicht an zwei Orten ſein. Da konnte ich nicht daheim bleiben, ich lief mit der Laterne fort zu ſuchen, aber auch nicht das mindeſte merkte ich von der Mutter, aber Gottlob, daß du da biſt, du glaubſt nicht, o Aetti, wie wir uns fürchteten. O, wenn doch d'r tufig Gottswille d's Müetti nur nichts Läzes gemacht hat.

Und im Weiher habt ihr nachgeſehen, wo Hans Ueleli war? frug Hans Joggi tonlos, denn es fehlte ihm in der Bruſt der Athem, und im Kopf war ein Sturm, daß er glaubte, es ſprenge ihm die Stirne vor weg. Das war das Erſte, ſagte der Bub, aber da iſt's nicht, wir hätten es ſehen müſſen, es war z'ſelbiſt noch Tag.

Suchen, ſei es was es wolle, iſt immer unangenehm und peinlich, es liegt darin Haſt und Angſt, klein oder groß, aber einen Menſchen ſuchen, das iſt wohl eins der ängſtlichſten Geſchäfte auf Erden. Einen Menſchen ſuchen ohne alle Nebengedanken, bloß weil man ihn haben ſollte wegen Rath, Hülfe, oder jemandes wegen, der zu ihm will, und man findet ihn nicht, iſt ſchon höchſt unangenehm und ärgerlich. Wo warſt doch auch, ich ließ dich ſuchen wie einen Gufenknopf und nir-

gends fand man dich? Wenn du fort gehst, so sag doch ein ander Mal, wohin, daß man weiß, wo dich finden, es ist nichts fataler, als wenn man nie weiß, wo du auch steckst. Denk doch, was die Leute denken könnten! Wer kennt diese Ansprache nicht, hat sie nicht schon entgegengenommen?

Aber das ist noch was ganz Anderes, jemanden suchen in der Angst, er habe sich ein Leid gethan, ihn suchen in der Nacht, wo man jeden Augenblick mit dem Fuß an ihn stoßen, mit dem Kopf an ihn rennen kann, ihn suchen Stunden lang und ihn nicht finden und liegt er vielleicht nicht drei Schritte von uns, ihm wäre vielleicht noch zu helfen, das muß tödtliche Pein sein, da muß kalter Schweiß auf der Stirne der Suchenden sein. An dieser Pein hatten die Kinder gelitten, sie kam auch über Hans Joggi, sie verschlang Zorn und Rache, denn bei aller Trockenheit war Anne Marei ihm doch an's Herz gewachsen: Wie sött ihs mache, wenn ihs nimme hätt! pflegte er zu sagen. Diese Unentbehrlichkeit ist Helm, Schild und Schwerdt des Weibes, für dieselbe sollte jede sorgen zu rechter Zeit, d. h. ehe die Schönheit zum Teufel ist und das Klavierspielen vergessen. Anne Marei mag eine sehr uninteressante Person sein, ja für seine Nasen eine widerwärtige, unausstehliche, aber für eine Bauernhaushaltung, wo man zu allen Aepfel- und Erdäpfelschalen sehen muß, war sie eine herrliche, unübertreffliche Persönlichkeit.

Von weitem hörte er die Kinder um's Haus laufen, suchen, weinen, und das war viel gemacht, andere Kinder wären in einer Ecke zusammengekrochen oder eher noch fortgelaufen. Er nahm die Arbeit des Suchens von neuem auf, im Haus von z'oberst bis z'unterst und rings um's Haus, aber nirgends war eine Spur von Anne Marei.

Als er wieder in die Küche kam, schnarrte ihn eine widrige Stimme an: Ich sah euch noch mit dem Lichte herum fahren, mit Schein habt ihr es, Gott bhüt uns davor, noch nicht gefunden. Da dachte ich, es thue in solchen Fällen

nichts wohler, als wenn man wohlmeinende und vertraute Bekannte um ſich habe, die tröſten könnten und beten. Da ſagte ich zu meinen Leuten, ich wolle herauf kommen und euch beiſtehen in euerer Noth. In ſolchen Zeiten lerne man ſeine Freunde kennen. Es wird doch noch niemand da geweſen ſein? So gut wie ich meint es aber niemand, es ſind hier herum gar falſche Leute. Ich würde aufhören mit Suchen, des Nachts findet ihr das Menſch doch nicht, das hängt da oder dort in einer Hoſet an einem Baum, zähl darauf. Wenn es Tag iſt, findet man es ſchon, habt deßwegen nicht Kummer, wenn man recht betet oder ſonſt von guten Sachen redet, iſt die Nacht bald ume. Mit Beten mag mich niemand, und es iſt nicht bloß ſchön, es iſt. mr de o Aerſt, es wird de Lüte ganz wohl. Scho wyt e weg bi nih deretwege bſchickt worde. Was ich ſagen will, alſo mit Schyn iſts gange, wie die Leute ſchon lange brichtet hei und man hat denken müſſen, daß es ſo komme, ihr werdet da fort müſſen und euere Sache dahinten laſſen? Da wollte ich doch nit dr Narr mache und ihnen alles laſſen, ſondern auch zu mir ſehen, die Andern haben auch zu ſich geſehen, und hinteren packen, auf die Seite ſchaffen, was ich könnte und möchte, gerade jetzt wäre noch die rechte Zeit. Ich ſagte es deiner Frau letzthin und bot ihr an, ich wolle ihr helfen, aber ſie hielt mir nichts darauf, machte mir ein bös Geſicht. He nun, wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen. Vielleicht thäte es es jetzt einſehen, wie gut ich es gemeint, und iſt ſich ſchon jetzt reuig, daß es nicht beſſer auf mich gehört. Ich will dir das gleiche anerbieten, du wirſt witziger ſein und beſſer wiſſen, was Bruch iſt und dr Welt Lauf. Ich will dir helfen auf die Seite machen, was möglich iſt. Entweder kaufe ich es dir gleich um ein Billiges ab, oder wir ſchaffen es in unſer Haus, wo du es dann gelegentlich verkaufen kannſt. Ein paar Tage werden ſie dich wohl in Ruhe laſſen, es wird niemand gerne in's Haus kommen, bis es unterm Heerd iſt, und

es ſcheint kein Mond. Daneben braucht man ſich nicht zu fürchten, daß jemand aufpaſſe, einſtweilen wird jedermann froh ſein, wenn er z'Nacht nicht zu nahe zu dieſem Hauſe muß, nit all Lüt ſy Liebhaber, ſelligem z'bigegne, man trägt gar zu gerne einen Schaden davon und wäre es auch nur e gſchwullene Gring wie es chlys Buchbütteli.

Da begannen die kleinern Kinder zu heulen und zu ſchreien: die Mutter werde doch kein Unghür ſy, die lebe noch und werde morgen ſchon wieder kommen. Der Aelteſte ſtellte ſich hinter den Vater und flüſterte ihm zu: Hörſt nicht, was die wüſte Frau ſagt? Jage die fort oder ich thue es, die ſoll uns ruhig laſſen. Hans Joggi hatte allerdings wenig von dem gehört, was die Frau geſagt, war in dumpfes Brüten verſunken geweſen, jetzt fuhr er auf und ſagte, es wäre ihm lieber, ſie ließe ihn einſtweilen ruhig, daneben danke er für ihre Gutmeinenheit, und wenn er nach ihr verlange, ſo könne man ſie rufen, ſo weit ſei es ja nicht. Hätte er mehr gehört, ſeine Sprache wäre vielleicht anders geweſen, zu dem fürchtete er ſie mehr oder weniger und war daher der Meinung, gegen ſolche Leute dürfe man nicht das Gröbſte herauskehren, ſondern müſſe ſie mehr oder weniger in Hulden behalten, eben weil ſie böſe Leute ſeien. Das iſt die Klugheit dieſer Zeit, das iſt die Folge der Zuchtloſigkeit, des Mangels an geſetzlichem Schutz, und dieſer iſt Folge perſönlicher Feigheit, allgemeiner Humanität, begreiflicher Sympathie, brünſtiger Sucht nach der Gunſt der Mehrheit.

Die Frau machte nicht halb ſo viel Federleſens, ſie kannte die Welt und ihre Pappenheimer, wußte, daß ihre Macht nicht in der Demuth und Sanftmuth liege, ſondern im Gegentheil, ſie begehrte auf, ſie fragte: ob für ihr Gutmeinen ſchnöde Worte der Dank ſeien, ſie hätte geglaubt, ſie ſeien vernünftiger und begriffen, wie kommod ſie ihnen ſein könnte, aber dumm ſei dumm. Jetzt ſolle ſie heim und das thue ſie nicht, ung'ſinnet könnte ſie an die Gehenkte ſchießen, oder wer wiſſe,

ob die nicht ſchon wieder komme noch ehe ſie begraben ſei, man hätte ſchon von ſelligem gehört, Gott wolle Alle behüten davor!

Jetzt begann Hans Joggi ſo verſtändlich zu reden, daß die Frau einige Schritte der Thüre näher rückte und ſagte: o bhüti, ſie könne gehen, ſie hätte nicht Urſache d'Unghüret z'förchte, ſie dürfe ſagen: Alle guten Geiſter loben den Herrn und Gott, Vater, Sohn und Geiſt, und das dürften nicht alle Leute. Sie wüßte nicht, womit ſie ſich verfehlt, daß man ſo mit ihr umgehe, ja freilich, ſie wolle gehen, wenn ſie ihnen nicht anſtändig ſei, aber erſt hätte ſie doch gerne noch ein Gebet verrichtet, damit ſie ihr Gutmeinen ſehen könnten, und ſie ſollten denken, wie es heiße, das Gebet des Gerechten vermag viel. Da brach Hans Joggi der Faden der Geduld, er griff nach einem Stock und ſagte, wenn ſie nicht gutwillig gehe, ſo zeige er ihr den Weg, aber unſauber. Das ſei nicht nöthig, ſagte ſie, ſie kenne ihn und ſie wolle gehen und ihm ſeine Grobheit verzeihen. Einem Mann, der ſo viel ausſtehen müſſe, dem komme es zuletzt über den Magen und dann müßten es gewöhnlich Unſchuldige entgelten. Und wenn du dann wieder den Verſtand haſt, an deinen Nutzen zu denken, und aus dem Feuer ziehn willſt, was du kannſt, ſo ſchick nur zu mir, ich habe ein gut Herz, kann verzeihen und vergeſſen, und du wirſt dich nicht gereuig, denk, wir machen noch manchen guten Handel zuſammen. Nu ſo de, ſu tröſt euch Gott und gut Nacht mit einander! und ſomit ging ſie endlich.

Es war eine troſtloſe Nacht. Die Kinder ſchliefen endlich nach und nach ein, aber alle Augenblicke fuhr eins ſchreiend aus dem Schlafe auf, gab allerlei Töne von ſich oder rief, Mutter, o Mutter, wo biſt? Hans Joggi konnte gar nicht ſchlafen, er legte ſich wohl nieder, aber es duldete ihn nicht, da kam ihn d'ſ Schluchzen an und d'ſ Schnüpfen, er mußte denken, da iſt Anne Marei vielleicht oder dort, er mußte zur Laterne greifen und wieder ſuchen gehen, und immer umſonſt,

und immer ſuchte er wieder, bis endlich der Morgen kam und die Nacht verſchlang.

Da mußte er füttern gehn, denn das geſtern Abend halb verwahrloſte Vieh rief ihm gar erbärmlich, und der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehs. Dieſer Spruch kam Hans Joggi freilich kaum in's Gedächtniß, aber er lag ihm in allen Gliedern, und das iſt beſſer, als wenn ein Gebet nur ſo gleichſam im Maule liegt. Die Kinder ſchliefen noch, nur der Aelteſte kam bald daher, war aber nicht brauchbar, bald ſteckte er den Kopf in eine Ecke, bald trieb ihn die Unruhe hier hin, dort hin, er ſuchte und fand nicht. Hans Joggi tränkte, und während das Vieh ſoff beim Brunnen, ordnete er im Stall deſſen Lager, legte das Stroh zurecht. Da erſcholl unter der Stallthüre plötzlich eine Stimme: Guten Tag geb dir Gott, ſolleſt zum Pfarrer kommen enanderenah! Da erſchrak Hans Joggi ſehr durch die unerwartete Ladung. Erſt erſchreckte ihn die fremde Stimme, dann der Inhalt der Ladung. Zum Pfarrer! Warum? wegen Anne Marei? iſt es gefunden? todt? lebendig? Dieſe Fragen fuhren ihm durch den Kopf, doch langſam, denn in demſelben waren keine Eiſenbahnen angelegt, nicht einmal Kunſtſtraßen, da ging's in tiefen Gleiſen noch durch Sand oder Lehm. Als die Fragen angefahren kamen zum Munde: Was iſt's? warum? war niemand mehr unter der Stallthüre, und doch meinte Hans Joggi dort einen Jungen geſehen zu haben. Er hatte richtig geſehen, es war des Sigriſten Junge geweſen, der aber noch eine preſſirliche Verrichtung weiter oben auf dem Berge hatte und daher nicht abwartete, bis Hans Joggi eine Antwort zweg hatte, die eben auch nicht nöthig war. Langſam, mit der Gabel in der Hand, ging Hans Joggi nach der Thüre, ſah ſich dort nach dem Rufenden um, erblickte aber niemanden, er ging um's Haus, ſah beſonders thalabwärts, ſah keinen Menſchen, frug ſeinen Sohn, der hatte auch niemanden geſehen und doch war's eine ganz natürliche Stimme geweſen, und wäre ſie es nicht ge-

weſen, ſo war er zum Pfarrer gerufen und ſicher nicht umſonſt, der Ruf hing ſicher mit Anne Marei zuſammen, ſo oder ſo.

Er machte nicht lange Toilette, dachte nicht an's Frühſtück, machte ſich den Berg hinunter, hätte der Knabe ihn nicht gemahnt, er hätte die Gabel mitgenommen. Im Dorfe war es noch ziemlich ſtill, bloß die Melcher waren ſichtbar und hie und da ein Waſſer holendes Mädchen. Man war im Dorfe nicht früh, es waren viel halbherrſchelige Leute darin, und dieſe ſammt den andern hatten das ſchöne Vorrecht im Wirthshauſe zu ſein ſo lange es ihnen beliebte, das war ein Vorrecht, welches ſie um keinen Preis hingegeben und das auch niemand anzugreifen wagte, weder Rittersmann noch Knecht. Sie behaupteten, das nächtliche Wirthshausſitzen ſei das ſicherſte Präſervativmittel gegen Feuersgefahr. Erſtlich entdecke man alsbald jede Feuersgefahr, entweder rieche man Rauch oder ſehe Feuer, zweitens ſei alsbald die nöthige Mannſchaft beiſammen und in den Hoſen, um den Brand in ſeinem Beginn zu erſticken.

Der Pfarrer war auf den Beinen, empfing Hans Joggi freundlich. Ihr habt nicht lange geſäumt, ſagte er, es iſt mir lieb, daß ihr da ſeid, euere Frau iſt bei uns, wißt ihr es etwa ſchon? Lebendig oder todt? frug Hans Joggi ängſtlich. Lebig, lebig, ſagte der Pfarrer, aber warum fragt ihr ſo? Da erzählte Hans Joggi, wie Anne Marei es ſo ſchwer im Gemüth gehabt und wie die Kinder es verwachet, als er nothwendig ſeinen Sachen habe nachlaufen müſſen. Wie ſie deßwegen ſo Angſt gehabt, als ſie ſich fortgemacht heimlich, ſie hätten nichts Anderes gedacht, als es habe ſich ein Leid angethan und es geſucht die halbe Nacht. Sie hätten es nicht gedacht, daß es ſo weit gelaufen, und daß es zum Pfarrer gegangen, das hätte ihnen gar nicht einfallen können. Sie kam auch nicht zu mir, ſagte der Pfarrer. Als wir in's Bett gehen und ſchließen wollten, kam meine Frau erſchrocken und

rief, ich ſolle kommen und horchen. Sie führte mich vor die Thüre, da hörte ich ſchauerliche Töne, bald wie das Wimmern eines Kindes, bald wie das Geſtöhn eines ſchwerleidenden Menſchen, ſo ein durch Mark und Bein dringendes Aechzen. Was dieſe Töne noch ſchauerlicher machte, war, daß ſie vom Kirchhofe herkamen durch die rabenſchwarze Nacht. Da muß nachgeſehen werden, ſagte ich, und meine Frau war eigentlich auch der Meinung, aber ſie wollte erſt Vorſichtsmaßregeln treffen, Laterne anzünden, Leute rufen u. ſ. w. Nun, eine Laterne iſt immer kommod, wenn es finſter iſt, aber Leute rufen fand ich unnöthigen Aufenthalt; trotz den Proteſtationen meiner Frau, welcher die Sache gar nicht geheim vorkam, ſchritt ich dem Kirchhof zu. Dort fand ſich, daß das Rufen von Leuten überflüſſig geweſen wäre, denn noch andere Leute, als wir, hatten die Töne gehört und ſich vorſichtig dem Kirchhofe genaht. Als ſie mich mit der Laterne ſahen, kamen ſie mir entgegen und begleiteten mich. Die Töne hatten unterdeſſen aufgehört, man ſuchte in der Richtung, in der man ſie gehört, aber eben über dieſe Richtung war man nicht ganz einig, daher fand man nicht bald etwas. Schon mehrten ſich die Gläubigen au's Uebernatürliche, deuteten den Jammer und das Aechzen, redeten von Krieg oder Peſtilenz, da ſchrie Einer, der etwas bei Seite gegangen, mörderlich auf und fiel über einen Körper, der ſcheinbar leblos am Boden lag. Der Sigriſt erkannte alsbald in der Perſon euere Frau, die auf dem Grabe ihres verſtorbenen Söhnleins lag, bewußtlos. Man verſuchte ſie zu ſich ſelbſt zu bringen, aber umſonſt, es war nicht eine gewöhnliche Ohnmacht, es war eine Bewußtloſigkeit, die von einer andern Urſache kommen mußte. Wir brachten ſie hierher und noch kam ſie nicht zu ſich, wir ſandten zum Doktor und jetzt erwarten wir ihn jeden Augenblick.

Gott Lob und Dank, ſagte Hans Joggi, daß es noch lebt, es wäre mir viel zu übel gegangen und dazu noch die

Schande und was die Leute alles gesagt hätten! Daran hätten sie nicht sinnen können, daß es zu Hans Ueleli's Grab gelaufen, aber sie seien ganz sturm gewesen, sonst hätte es ihnen z'Sinn kommen sollen, denn von dem Bübli habe es viel gesprochen, wie das noch seine einzige Hoffnung sei, daß sie einmal wieder zusammen kämen. Da hätte es euch nicht Angst machen sollen, daß es sich um's Leben gebracht, antwortete der Pfarrer, denn da kämen sie ja nicht mehr zusammen. O, Herr Pfarrer, wenn man sturm ist, so vergißt man, was man gesagt und was Andere gesagt, ja man weiß kaum mehr, was man thut. Wenn es z'grechtem hätte sterben können, so wäre es ihm freilich wohl gegangen und ich hätte es ihm mögen gönnen, sagte Hans Joggi. So, das giebt aber einen sauberen trostlosen Wittwer! dachte die Frau Pfarrerin, die unterdessen in die Stube gekommen. Es wäre aus allem Elend erlöst gewesen, fuhr Hans Joggi fort, aber mir wäre es viel zu übel gegangen, denn wenn wir wieder zweg kommen sollen, so muß die Mutter bei uns sein. Alles z'Ehre zieh wie sie kann keine, und was mir nicht z'Sinn kam, an das dachte sie, und für d'Kinder zur Arbeit z'mustere ist sie b'sonderbar gut; keinen Augenblick ließ sie sie müßig. So, dachte die Frau Pfarrerin, dem hätte ich bald Unrecht gethan, der weiß doch, was er an seiner Frau hat, besser als mancher Pfarrer, nit, das geht meinen eigentlich nicht an, ich glaube, er begreift auch zuweilen, daß ich nicht umsonst da bin, daneben kann man nicht wissen, wie sie es haben, wenn der Fall kömmt.

Von da an war aber Hans Joggi bei der Frau Pfarrerin in Hulden als ein sehr verständiger Mann, wenn er gleich im Allgemeinen es nicht recht darthun könne, und was sie ihm Gutes thun konnte, das sparte sie nicht. Besonders rühmte sie nachher noch, wie es ihn erschüttert am ganzen Leibe, als man ihn zu Anne Marei führte, das er zu sehen begehrte, wie das ganze Gesicht ihm gezuckt, weil er das Weinen ver-

drücken wollte und es doch nicht konnte. Das ſei jetzt Einer, wie ſie nicht geglaubt, daß es welche gebe im niedern Volke, aber jedenfalls ſeien Solche rar. Gott werde noch hie und da einen Solchen ordnen zum Exempel für die Andern, wie ſie auch ſein ſollten.

Der Arzt kam lange nicht, der Pfarrer ſchüttelte bedenklich den Kopf. Ein Kind Hans Joggi's kam gelaufen in aller Angſt, zu ſehen, wo der Vater bleibe, ob er was von der Mutter vernommen, und eilte freudig heim, den andern es zu verkünden, ſie habe ſich nicht gehenkt, ſondern lebe. Endlich kam der Doktor und entſchied ohne Verweiſen, es ſei ein heftig Nervenfieber, für was der Pfarrer es auch gehalten. Nachdem er Hans Joggi verhört über die Vorgänge, ſagte er, ſie ſollten Gott danken, daß es ſo gekommen ſei, wenn alles gut gehe, ſo könne das eine recht wohlthätige Kriſis ſein. Daß es ſich nicht gehenkt, ſei eine Fügung Gottes, es habe etwas recht Starkes ſein müſſen in ſeinem Gemüthe, um es von dieſen Gedanken, welche es alſo gehabt, abzulenken, und das ſei eben ſeine Liebe zu dem Kinde geweſen. Es ſei wie eine Fügung Gottes, daß das Kind geſtorben und hier begraben worden, damit es die Mutter hierher ziehe und am Selbſtmord hindere, denn wahrſcheinlich ſei ſie mit dieſem böſen Vorhaben entronnen, aber unwillkürlich, unbewußt hierher gezogen worden und ſo das Kind zum Schutzengel der Mutter geworden. Ein wahr Glück ſei, daß der Krankheitsſtoff zu einem Nervenfieber ſich geſtaltet, hoffentlich verzehre das Fieber die böſen Anlagen zu Schwermuth oder Wahnſinn, und wenn der Tod überwunden werde, könne alles wieder gut kommen. Aber für das Leben ſtehe er nicht ein, die Krankheit ſei gar zu gewaltig und werde heftiger noch ausbrechen, nur eine gute Natur vermöge durchzuſchlagen, im Nervenfieber gingen die Gränzen des Leibes und der Seele gar wunderſam durcheinander, der Gelehrteſte ſei da ein Kind, und wenn ihm eine Rettung gelinge, ſo gebühre ihm kein Ruhm, ſondern nur

demüthig Stammeln zu dem, der seinen guten Willen gesegnet und ihn vor tödtlichem Einfluß in diesem dunkeln Gebiete bewahret. Was er thun könne, werde er, und wenn Hans Joggi mit der Frau heim wolle, solle er pressiren, ehe das Fieber in seiner ganzen Macht losgebrochen sei. Des Pfarrers waren herzgute Leute und hatten ein scharfes Pflichtgefühl, sie sagten, Hans Joggi solle die Frau nur dalassen, sie wollten ihr abwarten als wie einer Schwester, sie möchten für Leben und Sterben nicht, daß ein Transport in diesem Zustande ihr nachtheilig wäre, sie hätten Platz und Zeit. Der Arzt entschied aber rasch: Die ist am wohlsten daheim, lauf, pressir, hole ein Wägeli mit einem guten Bett, bei diesem Wetter und nicht weiter als es ist kann es im mindesten nicht schaden, bring aber einen Buben mit, der das Pferd führt, du kannst dann desto besser zur Frau sehen und für's Decken sorgen. Die Frau Pfarrerin wollte noch einreden, aber der Arzt sagte: Bah, bah! da laßt mich machen, meine liebe Frau, was wolltet ihr mit ihr da unten machen, droben ist sie am wohlsten.

Diese Rede war dem Fleische der Frau Pfarrerin gar nicht unanständig, denn einen Nervenfieberkranken so mir nichts dir nichts im Hause zu haben, ist wirklich keine Kleinigkeit. Wir wollen nicht von der Ansteckungskraft dieser Krankheit sprechen, die vielleicht weniger stark ist, wenn die Ursache derselben mehr im Geiste, in persönlichen Erschütterungen liegt, als im Fleische, und in einer allgemeinen Hinneigung zu dieser Krankheit und allgemeinen äußern Einwirkungen, aber bedenke man die Unruhe Tag und Nacht, die nöthige Abwart, die öfters mehrere Personen in Anspruch nimmt und in ein Stillleben eine Pein bringt, welche fast unerträglich wird. Aber sie gehörte unter die, bei welchen wirkliches Mitleiden und ein wahres Pflichtgefühl die Regungen des Fleisches überwindet, welche wirklich bedeutender Opfer fähig sind, welche sich Gewissensbisse machen, sich einer Sache zu ent-

ziehen, die Pflicht zu ſein ſcheint. Unter dieſe Perſonen gehörte ſie freilich nicht, welchen ſolche Opfer ihr Leben ſind, und die unbeſchwert ſie über ſich nehmen, durch einen eigenen Zug getrieben. Dieſe Naturen ſind ſehr ſelten und wenn uns eine aufſtößt, ſo müſſen wir erſt noch unterſuchen, ob es wirklich ein ächter Edelſtein iſt oder ein künſtlich nachgemachter.

So war es ihr wirklich nicht unrecht, wenn ſie auch immer noch proteſtirte und wirklich auch im Ernſte, als des Arztes Machtgebot Folge geleiſtet wurde und Hans Joggi nach dem Fuhrwerk lief. Der Doktor las der Frau Pfarrerin ein Kapitel über unverſtändiges Mitleiden, warum ſie ſich da wochenlang mit einer Perſon abgeben wolle, da ſie doch wiſſe, wie ſie noch von vielen Seiten in Anſpruch genommen ſei. Wenn die Perſon zu ſich ſelbſt komme, ſo ſei ſie ſicher ungern da, weil ſie nicht in gewohnter Umgebung und bei ihren Leuten ſei. Aber wie ſoll's ihr oben gehen? fragte die Frau, wo ihnen bald alles verſteigert wird, vielleicht das Bett unter dem Leibe? Iſt ſie da wohl, muß nicht das Zuſehn und Ertragen von dem, was vorgeht, nachtheilig auf ſie wirken? Eine Zeit lang merkt ſie von dem allen nichts, und wenn ſie Notiz davon zu nehmen anfängt, wird es wohl aus ſein da oben, antwortete der Arzt. Ja, denen Leuten macht man es gottlos, himmelſchreiend!

Nun erzählte er, was wir ſchon wiſſen, was des Pfarrers aber zumeiſt unbekannt war. Es waren herzgute Menſchen, aber die Leute kannten ſie nicht, weder ihre Perſonen noch ihre Erlebniſſe, ſie redeten viel mit ihnen, aber vernahmen nichts. Der Doktor that auseinander, wie ein Land unglücklich werden müſſe, wo Fleiß und Sparſamkeit nichts helfen, wo unter Schein Rechtens die tüchtigſten Leute um ihre Sache gebracht würden, förmlich ausgeſogen werden könnten unter den Augen der ganzen Welt, ohne daß ihnen geholfen werde, weil die Einen nicht wollten, die Andern nicht

könnten. Die Frau Pfarrerin meinte, da ſollte doch zu helfen ſein, wenn gutmeinende Leute, welche Geld hätten, bei ſolchen Lagen in's Mittel ſtünden mit Geld und Verſtand. Kann man die Leute aus dem Waſſer ziehen, ja aus den Zähnen der wilden Thiere, ſollte man arme Leute nicht retten können aus den Klauen von Schelmen und Spitzbuben? Ja, Frau Pfarrerin, das verſteht ihr nicht, antwortete der Doktor, die Leute ſind zu mißtrauiſch, ſie gehen nicht zu rechten Leuten z'Rath, ſie vertrauen keinem braven Mann ihre Lage an, es ſoll kein Menſch wiſſen, was ſie haben und wie ſie zweg ſind; dagegen vertrauen ſie ſich immer Fötzeln an, trauen den ſchlechteſten Menſchen, die das Aufweiſen recht verſtehen, und erſt, wenn ſie ſo recht drin ſind und es zu ſpät iſt, kommen ſie und man ſoll ihnen helfen, aber, gehorſamer Diener, da wirft man nicht gerne ſein Geld in's Meer. Wenn einmal die Sache in ſolchen Händen iſt, ſo können ehrliche Leute kaum mehr helfen, es iſt, wie wenn man ſeine Finger auf ein Reibebrett ſtrecken wollte und das Reiben nicht verſtünde, das Geld geht verloren und die Finger dazu, man weiß nicht, was alles daran noch hängt und in was man verwickelt werden kann. Darum gelten an ſolchen Steigerungen alle Dinge faſt nichts, es traut ſich niemand zu kaufen, weil man nicht weiß, was man mitkauft, ob verſchlagene Schulden oder einen alten Prozeß, darum können die pfiffigſten Verkäufer die Sachen oft weniger als um's halbe Geld wieder zur Hand nehmen. Nun kaufte der Mann ſeinen Hof vom allerärgſten Spitzbuben, welcher wahrſcheinlich gehenkt wird, ſobald man das Henken wieder einführt; wer da helfen und kaufen wollte, käme mit dem Halunken in Konflikt, das iſt ſo gewiß, als zwei mal zwei vier machen, der hat ſicher wenigſtens ein halbes Dutzend Fallen gelegt. Sobald man ſich einläßt, hat man Ungelegenheiten, Verdruß, Läuf und Gäng, und am Ende würde man noch gerne das Geld im Stiche laſſen, wenn man nur nichts mehr von den Händeln wüßte. Das iſt eben ein

Unglück, aber ſo iſt es einmal, Unſereiner kann nichts daran ändern und einſtweilen die Regierung nicht. Die Juriſten geben ihre Geſetze für wichtiger aus als Gottes Wort und machen damit, was ſie wollen, und will eine Regierung auch was drein reden und tadeln, wie es die Juriſten mit den Geſetzen machen, ſo ſchreien dieſelben nicht bloß das Land, ſondern auch Himmel und Hölle voll, was das für eine Regierig ſei und die müß abe! Nei, Frau Pfarrere, es iſt bim Donner nit meh d'rby z'ſy, kei Bruder trauet mehr dem anderen und z'letzt verarmet Alles und ſie damit. Die Meiſten ſind ja Fötzle, es nimmt mih d's donners wunder, wo das Geld alles hinkömmt.

Der Segen iſt nicht darin, ſagte die Frau Pfarrerin, und da heißt es, wie gewonnen, ſo zerronnen. Es iſt curios, ſagte der Doktor, ich bin nicht abergläubiſch, aber es iſt allerdings etwas an der Sache vom ungerechten Gut, das nicht gut thut, und vom ungerechten Kreuzer, der zehn gerechte frißt. Aber, mein Gott, Doktor, ſagte die Frau Pfarrerin, das iſt nicht Aberglaube, das ſteht in der Bibel, vom Segen und Unſegen, und was in der Bibel ſteht, iſt ja nicht Aberglaube, ſondern eben das, was man glauben ſoll. He nun ja ſo denn, ſagte der Doktor, das kann jeder nehmen, wie er will, meinethalb. Nein, Doktor, das kann nicht jeder nehmen, wie er will, man muß doch zwiſchen Glauben und Aberglauben unterſcheiden, oder thut ihr das nicht, Doktor? Warum nicht, Frau Pfarrerin, warum nicht, aber in der Bibel oder nicht in der Bibel, ſo iſt es mit unrechtem Geld nicht richtig, und ſo viel auch gewonnen zu werden ſcheint, ſo mehrt es das alte nicht, es iſt gerade wie der Frühlingsſchnee, wo der neue den alten frißt. Da hatte ich einen Nachbaren, der geizigſte Guäggi weit und breit, der allen Wittweibern Vogt ſein wollte, zu erben wußte, wo er nicht hingehörte, Leute übernahm mit Leib und Gut, das Gut behändigte, den Leib ſchmachten ließ in Hunger und Unrath. Der geht vor zwei,

drei Jahren von mir weg, heute vernehme ich, er ſei am Ausſhauſen und glaubte ich, der ſei ein hordreicher Mann. Daß es Handelsleute ungſinnet überſchlägt, weiß man, aber Bauern ſonſt nicht, da muß etwas Apartes darein kommen, es wäre denn, der Mann hätte Löcher im Sacke gehabt, wo das Geld hinaus geronnen, aber im mindeſten merkte man nichts davon. Verdienet aber hat er es allweg, und da muß das Alte das Neue gefreſſen haben, gehe dann das meinethalben zu wie es wolle, ſo iſt es ſo.

Aber, Herr Doktor, fuhr die zähe Frau Pfarrerin fort, die alles ergründet haben wollte und für ihr Leben gerne Bekehrungen anſtellte und zwar in allen Gebieten des menſchlichen Lebens oder vielmehr in der Schweinezucht ſowohl als in der Kinderzucht, in der Küche wie in den ſieben bekannten Künſten, aber, Herr Doktor, ſeid ihr ein Ungläubiger, wir wollen öppe nit hoffen, denket, ein Mann wie ihr, der alle Tage in ſo viele Häuſer kömmt, viel Gutes erwecken könnte, ihr glaubet gar nicht wie viel, wenn ihr ein gläubiger Chriſt wäret, ich meine nicht Pietiſt, mag die auch nicht. Frau Pfarrerin, das iſt nicht meine Sache, das iſt dem Herrn Pfarrer ſeine Sache und pfuſchen giltet nicht. Wenn ich dem Herrn Pfarrer in's Handwerk pfuſchen würde, ſo hätte er das Recht, auch mir in meines zu pfuſchen, oder wenn er's nicht thät, thät's vielleicht die Frau Pfarrerin, und pfuſchen haſſe ich, und was man haßt, ſoll man Anderen nicht thun, oder heißt es nicht ſo, Frau Pfarrerin? Pfi tuſig, Herr Doktor, ihr ſeid heute ein Böſer, ja ein recht Böſer! Ih merke wohl, daß das auf mih gſtichelt iſt von wegen unſerer vortrefflichen Salbe, mit der ich ſchon ſo viele Leute kurirt. Und nit kurirt, warf der Doktor ein. Nein, aber Herr Doktor, loſet Herr Doktor!

Da kam Hans Joggi wieder mit dem Fuhrwerk, er hatte preſſirt, das Roß ſchäumte, und unterbrach die Streitenden,

die nach und nach in eine gewiſſe Wärme gekommen waren. Die Kranke wurde ſorgfältig eingepackt, vom Arzt die nöthigen Inſtruktionen ertheilt, das Verſprechen gegeben, morgen nachſehen zu wollen und abſonderlich langſames Fahren befohlen, und dem dahinfahrenden Hans Joggi ſahen Alle gedankenvoll nach. Ein Nervenkranker macht einen ſchauerlichen, geheimnißvollen Eindruck, überhaupt jeder Irreredende, deſſen Bewußtſein gebunden iſt, gefangen gehalten wird, in welchem fremde Geiſter ſpuken.

Endlich drehte der Doktor ſich um und ſagte: Ich muß ein Haus weiter, bhüt ech Gott und lebet wohl! Ja, da proteſtirte die Frau Pfarrerin, ſie wollte den früheren Gegenſtand wieder aufnehmen, wollte ihm die Eigenſchaften ihrer Wunderſalbe auseinanderſetzen und Thatſachen anführen über deren ſtaunungswürdige Wirkungen, aber ſie kam nicht zweg. Ein ander Mal, Frau Pfarrerin, ein ander Mal, wenn ich beſſer Zyt habe, aber jetzt muß ich uf my Seel furt! Aber, Doktor, ſo ein braver Mann und immer fluchen, könnt ihr euch das nicht abgewöhnen, es irrt mich ſo an euch, und ich glaube euch ja ohne das abſcheuliche Fluchen! Lebet wohl, Frau Pfarrerin, lebet wohl, es anders Mal! ſagte der Doktor und mit langen Schritten ging er dahin, vor ſich brummend: Schad', daß die nicht der Pfarrer ſelbſt iſt, ſie könnte es beſſer, als er, nur wohl lang würde ſie es machen.

Achtzehntes Kapitel.

Wie in der Keßlere liquidirt wird und verſchiedene Helfer ſich zeigen.

Die Kinder auf der Keßlere waren ſehr ergriffen, als der Vater die Mutter wieder brachte und lebig und mit ghenkt.

Sie thaten es freilich nicht dar in Worten, aber ſie halfen, ſie ſorgten, ſie dachten, waren viel raſcher in all ihren Handlietungen, rührten die Mutter an, wollten alle ſie verwachen, kurz, gaben alle Zeichen, wie werth ſie ſei, wie viel an ihr ihnen allen gelegen. Sie hätten ſich vielmehr Waiſen gefühlt, wenn ſie dahinten geblieben wäre, als wenn der Vater geſtorben. Der Vater hatte viel gearbeitet, aber Anne Marei geſprochen und regieret, ihr Wille hatte ſich den Kindern geoffenbaret, daher ſchien ſie des Hauſes Hauptſtück oder Säule, die alles zuſammen und aufrecht hielt; war es auch nicht ſo, ſo kam's doch den Kindern ſo vor, ihre Hand war viel mehr in ihren Haaren oder auf ihren Nacken, als die des Vaters, und doch hatten ſie mehr Vertrauen zu ihr als zum Vater. Es war ſo recht ſichtbar hier, wie eine tüchtige Mutter in den Augen der Kinder vielmehr giltet als eine ſchwache, auch wenn dieſe noch ſo zärtlich ſtattirt, jene dagegen züchtigt. Das gute Anne Marei kam den Kindern ganz anders vor als uns in ſeiner Beſchränktheit, dieſe konnte ihnen nicht auffallen, dagegen hatten ſie einen Sinn für deſſen Tüchtigkeit, der Vielen aus den höhern Ständen abgehen wird.

Indeſſen, dieſe Anhänglichkeit ſeiner Leute merkte Anne Marei ebenſowenig, als was jetzt vorging bei ihnen, und das war ein großes Erbarmen, welches ſich übrigens auch auf die Uebrigen erſtreckte, denn da die Mutter ſie viel in Anſpruch nahm, ihr Bangen und Hoffen ſich hauptſächlich auf ſie bezog, fühlten ſie das Bluttmachen weniger. Blieb die Mutter am Leben, ſo führten die Eltern irgend welche Haushaltung, die Kinder blieben bei ihnen; ſtarb ſie, mußte Hans Joggi die Haushaltung aufgeben, die Kinder verdingen. Man weiß wohl, wie das geht, pflegte Hans Joggi zu ſagen, ſie lernen weder beten, noch arbeiten, es giebt in Gottes Namen nichts aus ihnen. Nicht ganz, aber theilweiſe hatte Hans Joggi Recht.

Blutt machen heißt man gewöhnlich die heutige Manier vieler Schuldner, ſich nach und nach, unter der Hand, von all ihrem Eigenthum zu entblößen, ſo daß, wenn endlich die Gläubiger einrücken, nichts mehr da iſt, das dem Schuldner gehört, daß ſie nichts kriegen als lange Naſen. Wenn ein Schuldner von der rechten Sorte iſt, ſo findet er Hände genug, welche zu ſolchen Manövers ihm behülflich ſind, und zwar ſo, daß er vollkommen gedeckt bleibt und wenn es zum Eid käme; Eid hin, Eid her, kömmt als Wahlſpruch auf.

Nun kann man das Activum auch in ein Paſſivum verwandeln, man kann jemanden blutt machen. Es iſt jedenfalls eine ſchmerzliche, vor allem aber eine traurige Operation, wobei es aber an Liebhabern ſo wenig fehlt, als wenn irgendwo gehenkt und geſchunden wird, je grüslicher, je lieber, heißt es faſt. Die Ellen ſollten in einem Lande gleich lang, ſein, aber du lieber Gott! Nach dem Geſetz ſollen einer Haushaltung die dringlichſten Geräthe gelaſſen werden, eine behält zwei Bureaus, bei einer andern ſcheint ein Trog zu viel. Es ſollen Güterabtreter mit drei Fudern gezügelt ſein; wenn Andere drei Arm voll davon brachten, ſo ſchätzten ſie ſich glücklich; man kann eben verſchieden operiren.

Nun, wenn die Operation an leichtſinnigem Hudelpack vorgenommen wird, da geht es oft noch recht luſtig zu, und die Operirten tubaken noch wohlgemuth dazu, hingegen bei Anderen iſt es bitter und traurig, wenn ſie Stück für Stück vom Geräth, Werkzeug, Viehwaare, die ſie gebraucht, unter Noth und Sorgen ſie erſchwungen, die lange ein Gegenſtand ihrer Sehnſucht geweſen und als ſie ſie endlich hatten, ihnen kindliche Freude machten, müſſen verkaufen ſehen, ja eigentlich verſchleudern unter dem halben Werth, unter Witzen und Gelächter, oft unter ſichtlicher Verabredung und allerlei Kunſtſtücken des Weibels, der ſeinen Hammer gar verſchieden zu handhaben weiß, denn wenn ein betheiligter Schreiber ſchöne

Fuhrwerke, dienlich für einen Wirth oder Gerichtsschreiber, um ein Trinkgeld erhält, so kriegt man Bedenken. So eine Steigerung mahnt Einen zuweilen an ein gestrandet Schiff an Ufern, wo das Strandrecht ein Erbtheil der Väter ist und jeder, unter den Augen der Gestrandeten, zugreifen darf nach Belieben, mit dem kleinen Unterschiede nur, daß man bei Steigerungen Begünstigung suchen und dann doch etwas Weniges zahlen muß. Mit dem Heimwesen geht es zuweilen ebenso, da wird Schmaus gegeben und genommen, daß man glauben sollte, man sei auf dem Markt zu Solothurn unter lauter Hebräern. Das nun hat seine bedenkliche Seite, um die man sich aber halt nicht zu bekümmern scheint. Je größer das Deficit, der Verlust der Gläubiger wird, desto schlechter scheint der Schuldner gewirthschaftet oder desto mehr betrogen zu haben, und desto mehr scheinen die Gläubiger zu verlieren.

Hans Joggi hatte sehr wenige Schulden, ausgenommen die, welche auf der Liegenschaft hafteten, etwas an Zinsen, Kostensnoten an die Herren Kumidanten, Mijoren und Hauptleute, da schien etwas verloren zu gehen, aber wenn man rechnete, was sie vorher empfangen, so frug es sich, ob sie Schaden oder noch Gewinn hätten. Sein Verkäufer schien verlieren zu sollen, aber wenn er rechnete, was er bereits empfangen, was das Land verbessert worden, so frug es sich, ob er nicht noch im Gewinn sei, wenn er es wieder kaufen müsse um den Preis, wie er dasselbe verkauft. Konnte er es aber vielleicht um die Hälfte oder zwei Drittel des früheren Preises wieder kaufen, so konnte man füglich nach dem Gewinn fragen, so daß, wenn alles im wahren Werth fortgegangen wäre, mehr oder weniger Vermögen sich gezeigt hätte. Wenn aber einmal der arme Teufel den Geltstag aufheben, seine Ehre wieder herstellen will, muß er sich erst mit seinen Gläubigern abfinden, je nach ihrem guten Willen ganz oder theilweise die erlittenen Verlüste vergüten, je mehr verloren wor-

den, deſto mehr muß er alſo erſetzen, vielleicht wird es ihm unmöglich, die Summe dazu aufzubringen, er muß alſo die Verſchleuderung ſeiner Habe nachträglich, nach Jahren vielleicht, noch einmal büßen.

Alle dieſe Manövers gingen nun an der Hans Joggiſchen Familie vorüber, ohne ſie jedoch zu zerreiben, zu zermalmen oder moraliſch zu vernichten, wie es wahrſcheinlich einige Monate früher geſchehen wäre. Wohl gab es Augenblicke, wo Hans Joggi's Herz mit Zorn ſich füllte und Blitze der Rache ſprühten, Häuſer entzündend, Menſchen erſchlagend, aber wenn Anne Marei ſich rührte, wenn der Doktor ſagte, es habe nicht böſet, doch verſpreche er nichts, wenn er dachte, wie viel wohler Anne Marei in dieſem Zuſtande ſei, als wenn es geſund wäre, ſo entlud die Wolke ſich alsbald.

Die andere Wolke, die ſchon ſo lange drohend über ihm geſtanden, ging ebenfalls los. Sobald man ſicher war, daß Hans Joggi's ausſtehendes Kapital nicht mehr einging, ſondern nebenaus gelaufen war, ſo platzte die Wolke und der Tanz brach los, doch ſelbſt wenn es eingegangen wäre, hätte es Hans Joggi's Fall nicht verhütet, ſondern bloß ein wenig verſchoben, das Spiel war ſo gekartet, daß das Geld ſich ſo gleichſam im Sande verlaufen hätte wie der Rhein in Holland. Jetzt war es auch zerfloſſen, allein nicht in die Taſchen, die den holländiſchen Sand hätten vorſtellen wollen, darum preſſirte man ſtark, damit es mit dem Andern nicht etwa ung'ſinnet eben ſo gehe.

Wir wollen uns nicht in das Wirrwarr des Rechtsganges von Pfand nehmen, auf die Gant thun, den Stadien der Betreibungen, dem Güterabtretungszwang, der Natur der verſchiedenen Steigerungen, den Rechten der Gläubiger und des Schuldners einlaſſen, ſie wechſeln ungefähr alle zwei Jahre, damit männiglich ſturm werde, keiner ſich ſelbſt helfen könne, keiner wiſſe, woran er ſei, keiner merke, wo er betrogen wird und von wem; im Uebrigen geht es nicht ſo ungleich zu, ein

Mal muß der Gläubiger den Stecken am dreckigen Orte nehmen, das andere Mal der Schuldner, je nach den Heiligen, zu denen der eine oder der andere betet. Daneben hat dieser Rechtsgang in Geltstag- oder Bankrottsachen, wie verschieden er in den verschiedenen Ländern zu sein scheint, denn doch überall das gleiche Endresultat und ist eben auch wie der Rhein, das meiste verläuft sich im Sande und kömmt nicht in's Meer, d. h. nicht dahin, wohin es eigentlich gehört.

Wir wollen daher alle diese Formen bei Seite lassen und einfach bei der Sache bleiben, so wird man uns am besten verstehen, und zwar wollen wir nur ganz kurz über diese Sache sein, von wegen es ist eine wüste, wie jener Guggisberger sagte. Hans Joggi hätte manches retten können, aber er that es nicht, er wollte sich nicht versündigen, verlor er im Großen, wollte er sich doch nicht im Kleinen um den guten Namen, ja um das Heil seiner Seele bringen. Der Pfarrer hatte ihm bei Gelegenheit gesagt, Hans Joggi, man macht es euch wüst, sprengt euch muthwillig in's Unglück, tragt daher um so mehr Sorge zu euch selbst, macht nicht aus einem Unglück zwei, und das letzte unendlich größer als das erste. Man wird euch aufpassen, und hat man die geringste Veranlassung, wird man euch zum Eid halten, zählt darauf. Das vergaß Hans Joggi nicht.

Versuchung hatte er genug, der gedachten Frau nicht zu gedenken. Die war durch den ersten mißlungenen Versuch nicht entmuthigt worden und erschien gleich am folgenden Abend wieder, wegen der großen Liebe, die sie zu ihnen hätte, sie wisse eigentlich nicht warum, wie sie sagte. Man habe ihr gesagt, Anne Marei habe sich nicht gehenkt und lebe noch, das könne sie schier nicht glauben, allweg werde es es probirt haben, aber es werde ihm nicht gerathen sein. He nun, es freue sie, daß es so gegangen, daneben nehme es sie grusam wunder, wie es eigentlich zu- und hergegangen. Wenn man

die Sache recht wisse, so könne man sie versprechen, es werde schon so viel geredet, sie könnten es gar nicht glauben, und vielleicht, daß sie sich auch anders besonnen und jetzt ein Handel zu machen sei. Sie hätte ihre Abserggete von vorgestern nicht übel genommen, sie hätte ein gar gut Herz und gesehen, daß sie nicht bei sich selbsten seien, was gar nicht zu verwundern sei, denn wenn man glaube, die Mutter habe sich an einen Baum gehenkt, aber noch nicht wisse, an welchen, es ginge noch Manchen so. Was soll man zu solchen Redensarten sagen? Hans Joggi verbrauchte die Frau mit uneinläßlichen Redensarten und wies sie an den Pfarrer, statt sie gehörig zu bedienen, er mochte nicht streiten und fürchtete sich vor ihr. Sie aber hatte auch Ursache den Pfarrer zu fürchten. Sobald sie merkte, daß derselbe mit in's Spiel gezogen und Hans Joggi in Verkehr mit ihm gekommen sei, zog sie sich zurück, legte sich auf's Lauren und wartete auf einen günstigen Augenblick.

Es war ein Anderer, der Hans Joggi viel gefährlicher wurde. Sobald dieser sein Schicksal entschieden sah, mußte sich ihm die Frage aufdrängen, und jetzt was machen? Darüber konnte er nun nicht mit Anne Marei reden, ach, und das Sinnen und Denken war ihm so sehr zuwider! und wenn ihm auch allerlei Gedanken vorkamen, sie waren wie Schiffe auf dem Meere in Windstille, die Segel hingen schlaff am Maste, sie waren da, aber ohne Bewegung, auf dem gleichen Flecke stunden sie und harrten der Kraft, die sie irgend einem Ufer zutriebe. Diese Kraft lag zu großem Theil in Anne Marei, jetzt war sie gefesselt in den Banden der Krankheit.

Nun lebte Einer in seiner Nähe, der auf gut Schick lauerte Tag und Nacht, der in seinem Fache große Naturanlagen und eine bedeutende Kunstfertigkeit im Erkennen, Fassen und Aussaugen seiner Beute besaß.

Wer hätte nicht schon von den Pariser Lumpensammlern gehört, welche ihren Lebensunterhalt im Kehricht suchen, da

alles Mögliche zuſammenleſen, mit dem Grundſatze, es ſei jede Sache für etwas gut, ſpäter die garſtige Beute ſortiren und richtig Gewinn aus allem ziehen und wohl dran leben, nicht an der Sache, ſondern am Gewinn. Dieſer Eine war in einem unnennbaren Verkehr mit allem Möglichen und einer Maſſe von Leuten, er lauerte eben ordentlich darauf, wo er irgend wen in ſeinen Verkehr ziehen konnte. Handelshäuſer auf der Gnepfi, ausgejagte Commis, vergeltstagte Subjekte von allen Sorten, flinke Kinder, handliches Weibervolk, alte Weiber, Dienſtboten, Schulkinder, Bettler, ja es iſt ſicher auf dem ganzen Erdboden kein Bein, das er nicht irgendwie hätte nützen können, wenn es in ſeinen Bereich gekommen wäre. Auf dem Zahlen hatte er nichts, deſto mehr auf dem Rechnen, und ſo wie er mit jemanden in Berührung kam, begann er ſeine Operationen und eröffnete ihm eine Rechnung mit Soll und Haben; unter das Soll ſetzte er den Verdienſt ſeines Angeſtellten oder Bethätigten, unter das Haben dagegen alles Mögliche, denn er hielt feſt daran, daß ſeine Leute alles, was ſie bedurften, bei ihm nehmen mußten, ſogar die Medicin, er hielt Purgazen und Abführungsmittel, gut in alle Spiel. Ja, man redete ihm nach, er habe einſt von Baſel einige Flaſchen mit geiſtlichem Troſt verſchrieben, aber zur Antwort erhalten, derſelbe ſei nicht wohl zu verpacken. Trotz ſeiner Vorliebe zum Rechnen hatte er die ſonderbare Eigenheit, ſich beſtändig zu verrechnen und zwar in allen vier Species und oft ſo wunderlich, daß man nicht darüber kam, lag der Fehler im Dividiren oder im Multipliciren, im Addiren oder im Subtrahiren. Die Meiſten nun, namentlich wer nicht wüſt thun konnte oder durfte, mußten ſich dieſe Rechnungen unbereinigt gefallen laſſen, wer aber ſo recht aus dem ff aufbegehren konnte, ſchlug durch und kriegte eine bereinigte Rechnung, die zuweilen ausſah, als käme ſie aus einem andern Buche als die erſte. Zu dem Verrechnen kommt das Anſchlagen ſeiner Waare, von welcher die dreipfennig Sorte bei ihm immer ſo theuer iſt als

die erste anderwärts, auch die Wage, welche ein charmantes Gewicht liefert, ein ganz niedliches, daß an einem zweipfündigen Brode leicht ein Viertelpfund und mehr fehlen kann; auch weiß er den Kurs so vortrefflich zu benutzen, daß der Franken, den er ausgiebt, um einige Rappen mehr werth ist, als der, welchen er einnimmt. Was ihm gegenüber die Arbeiter leisten, das weiß er dagegen zu beschneiden, viel schöner noch als die Juden die alten holländischen Dukaten. Er macht es aber nicht bloß seinen Arbeitern so, sondern auch den reichsten Basler Herren, er macht keinen Unterschied zwischen reich und arm, er schrotet wo möglich seine Lieferanten, daß ihnen das Liegen weh thut, und kauft am liebsten unter dem halben Werth von Kindern und Dienstboten, doch am liebsten tauschsweise. Auch um baar Geld handelt derselbe nicht ungern, da hat er das glücklichste Gedächtniß, was ihm bezahlt wird, vergißt er immer und immer wieder, und was er bezahlen soll, kommt ihm durchweg als bezahlt vor, und als bezahlt ist er's im Stande zu beschwören. Kurz, dieser Mann ist ein Geldgenie, der kann Geld machen und ist dazu von seiner Ehrlichkeit überzeugt, er betheuert es hoch und schwer, er hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn er wüßte, daß ein ungerechter Kreuzer in seinem Besitz wäre, er sagt Allen: Sieh, du kannst glücklich sein bei mir, einen schönen Lohn machen wie nirgends, aber du mußt mir treu sein und mir glauben und nicht andern Leuten.

Dieser Mann war es, der unsern Hans Joggi auf das Korn nahm und denselben zu dem Seinigen zu machen, d. h. zu seinem Vortheil zu benutzen suchte. Er begann damit, daß er ihm Arbeit verhieß für ihn und seine Kinder, bis er was Besseres wüßte. Was konnte Hans Joggi erwünschter sein als Arbeit? Er betrachtete dieses Anerbieten als eine große Gutthat. Dann versuchte er ihm Holz abzukaufen; Bäcker, Müller, Wirthe u. s. w. brauchen viel Holz, kaufen es gezeichnet und ungezeichnet, ja, es wird behauptet, das gestohlene

Holz brenne am liebsten in dem Backofen und das geschmackvollste Brod werde damit gebacken. Hans Joggi hatte seinen Wald verschont, sich meist mit Abholz und Stöcken beholfen, und noch war der Hof nicht verkauft, sondern noch in seinen Händen, er glaubte daher nicht zu fehlen, wenn er Holz verkaufe, und zwar dem Manne, der ihn dararf aufmerksam gemacht, ihm wäre es kaum in Sinn gekommen. Er machte einige Tannen nieder, lieferte einige Klafter und zwar gar nicht im Versteckten, das Holz war ja nicht gestohlen. Ja, aber es gehörte zum Hof, der auf der Gant war, und das gepfändete Gut darf nicht geschwächt werden. Glücklicherweise machte ihn ein wohlmeinender Mann aufmerksam, rieth ihm, dem Weibel oder dem Massaverwalter ein gut Trinkgeld zu spenden, damit er ihn nicht verleide, sonst könnte es ihm übel gehen. Hans Joggi gehorchte der Warnung trotz dem Zureden des Geistes zu seiner Linken, der den vortheilhaften Handel nicht gern aufgab, widerstund ferneren Anreizungen, dieses, jenes zu Handen zu bringen, er hatte erfahren, wie es dem ergeht, der in seiner Gegner Hände fällt, wie er z'grechtem nicht daraus kömmt, und hatten sie ihn auch um das Gut gebracht, um seine Seele sollten sie ihn nicht bringen, um nichts und wieder nichts ihm nicht den guten Namen nehmen. Ein Instinkt der Ehrlichkeit, die dumpfe Hoffnung, wieder zweg zu kommen, er wußte zwar nicht wie, gute Zusprüche von Pfarrer und Doktor, die Einzigen, die es wahrhaft gut mit ihm meinten, denn die übrigen Nachbaren hatten ihn als eine verlorne Persönlichkeit aufgegeben, hielten ihn aufrecht, daß er nicht moralisch zu Grunde ging, auch mag der Zustand seiner Frau etwas dazu beigetragen haben. In einem Hause, in welchem eine Hauptperson zwischen Leben und Sterben schwebt und in Herzensangst um's Leben gebetet wird, verlieren böse Gedanken ihre Macht, Lockungen finden keine Ohren.

Eines Morgens hatte Hans Joggi einen großen Schrecken. Als er vom Melken aus dem Stalle kam, stund der Haupt-

mann da, der seit langen Zeiten sich nicht mehr hatte sehen lassen. Hans Joggi war es ungefähr, als sei der Teufel ihm erschienen, aber der Hauptmann hatte gar nichts Teufelmäßiges an sich und that eben so wenig so, sondern sehr freundlich. Er gab Hans Joggi die Hand, drückte ihm sein Leid aus, daß es ihm so gehe, ja er versicherte ihn, er zürne ihm nicht, obschon er ihn in großen Schaden gebracht, denn auf das Geld hätte er gerechnet, hätte manchen guten Schick müssen fahren lassen, weil er nicht Geld gehabt, und am Ende doch mit großer Einbuße Geld leihen müssen; indessen man müsse einander verzeihen, es könne jedem begegnen, daß er nicht alles zwingen, nicht alles halten könne, was er versprochen. Noch wisse er nicht, wie es ihm weiter gehen werde, denn er werde das Heimeth wieder an sich nehmen müssen, da könne er eine neue Ohrfeige kriegen, wenn etwa ein schlechter Käufer sich zeige und es ihm in die Höhe treibe, denn da er seine Restanz im letzten Rang habe, müsse er bieten, bis er es habe, wenn er nicht an einem schlechten Käufer noch einmal verlieren wolle. Um nun Hans Joggi zu zeigen, wie gut er es meine und wie er ihm nichts nachtrage, wolle er ihn einstweilen darauf lassen, denn er werde doch nichts Neues haben und nicht gleich wissen wo aus, da könne er ihm dasselbe um ein Billiges bearbeiten und die Sache besorgen, er hätte das Zutrauen zu ihm, er würde ihm zur Sache sehen, als ob es seine eigene wäre.

Hans Joggi sperrte die Augen auf bei dieser Holdseligkeit, das schöne Anerbieten rührte ihn beinahe, er hätte nicht geglaubt, daß der es noch so gut meine, dachte er im ersten Augenblick, denn Hans Joggi war eine gutmüthige Haut und glaubte leicht, besonders wenn man mit glatten Worten ihn zu streicheln verstand. He, man könne immer noch sehen, antwortete Hans Joggi, er zweifle aber, daß es werde geschehen, die Frau werde sich nicht entschließen können.

Der Hauptmann brauchte recht schöne Worte, drückte auf

das Bestimmteste seine Zuversicht aus, Hans Joggi werde sein Glück nicht mit Gewalt von sich stoßen, er gab den schönen Witz, nun auch noch Hans Joggi's Persönlichkeit auszubeuten, ihn das abgestohlne Gut fürder verbessern zu lassen, wahrscheinlich um einen schlechten Lohn, den man ihm später unter diesem oder jenem Vorwande wohl wieder streitig gemacht hätte, sehr ungern auf.

Vor dieser Gefahr schützte ihn eine muntere dicke Frau, es war die Wirthin zum goldenen Krebs. Diese Frau hatte sich schon lange gewundert, weder Hans Joggi noch seine Frau auf dem Markte zu sehen zu Böcklinyl, indessen sich deßwegen nicht hinterstunet, so einer Wirthin gehen die Menschen zu dick an den Augen vorüber, als daß sie ihr Herz an alle hängen sollte, so daß sie mit dem einzelnen sich besonders beschäftigen könnte, dasselbe müßte ja so groß sein, wie eine alte Zehntscheuer. Indessen war die Zeit gekommen, wo man gerne obstet, d. h. seine Vorräthe von Obst macht, und im letzten Jahre hatte sie ihre besten Einkäufe eben bei Hans Joggi's gemacht, das war's, was ihre Theilnahme an dieser Leute Geschick besonders weckte und ihren Gwunder, was aus ihnen geworden. Sie war nicht die Frau, welche lange unter den Eindrücken von Gefühlen litt, wenn sie ihnen abhelfen konnte, sie war eine Liebhaberin von kurzen Komplimenten. An einem schönen Nachmittag ließ sie anspannen und fuhr hinaus. Als sie zum Hause kam, sah sie bald, daß da was nicht richtig war. So ein Haus, das gantlich versteigert werden soll, sieht ungefähr aus wie ein Haus, in dem eine Leiche ist, und nach der Steigerung ist's wie nach einer Gräbd; es ist etwas Unheimliches um dasselbe, das nicht zu beschreiben ist. Sie suchte Leute, fand lange niemanden, bis endlich Stimmen sie in's Hinterstübli führten, wo der Arzt mit Anne Marei sprach, welches die Krisis überstanden hatte, aber unendlich schwach war. Die Wirthin kannte den Arzt, sie war von denen eine, welche sagen können: Wie die Zeit von dan-

nen rennt, und was man nicht alles für Leute kennt. Die Wirthin bezeugte ihre Theilnahme unter den üblichen Fragen nach dem Wann und dem Wie, endlich sagte der Arzt: Es ist ein Wunder, daß die Frau noch lebt, nach dem, wie man es ihnen gemacht, es ist himmelschreiend und vor Gott nicht recht, aber da sagt kein Mensch was, und predigt ein Pfarrer wie er soll, so wollen sie ihn alsbald hängen.

Nun erzählte er der Wirthin deutlich, wie man es ihnen gemacht und wie man es Hunderten und Tausenden mache, und wenn Alles verarme, verstaune man, lasse Gutachten abfassen, woher das alles komme, oder versammle gar die Regieriger sammt und sondert, um nachher ungefähr gleich viel zu wissen wie vorher. In dem Amtsbezirk, in welchem er wohne, hätten in früheren Zeiten jährlich ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig gerichtliche Liquidationen stattgefunden, jetzt in der gleichen Frist gegen zweihundertfünfzig, sage zweihundert und fünfzig in einem einzigen Amtsbezirk in einem Jahr, und es sind bei dreißig Amtsbezirke. Mehr als eine, ja mehr als zwei Millionen gehen so auf dem Lande verloren; geht das mit rechten Dingen zu, wissen dies die Regieriger, sagen sie es und die Gründe davon und können sie nichts dagegen thun, so könnten sie doch wenigstens um Hülfe schreien, über Berg und Thal. Ja wohl sind die Zeiten schlecht, selb ist wahr, und das Land ist im Preis gefallen, selb ist auch wahr, aber warum ist es gefallen? weil der Wucher freie Hand hat, weil bei Liquidationen das meiste Geld in Hände kommt, in die es nicht gehört, oder man die Leute aussaugt himmelschreiend, bis nichts mehr zu liquidiren ist, und daran kann man nichts machen, als sich versehen, daß man nicht selbst in solche Stricke falle, in nichts verflochten werde, was aber ein wahres Kunststück ist. Wo ehedem vor einem Amtsgericht alle vier Monate ein Fürsprecher erschien, erscheinen jetzt alle vierzehn Tage vier bis zehn, jeder als wie ein General, mit einem Generalstabe von Rechts- und andern Agenten. Da, in diese

Spinngewebe verflocht man auch dieſe armen Teufel, man knüpfte mit ihnen an, verführte ſie zu einem Handel, vom erſten Augenblick war der Mann verloren, ſie hatten ihn nun. Mit Plagen um's Geld ſogen ſie ihn nach und nach aus, mit Verhalten ſeines Geldes ſchnitten ſie ihm ſeine Hülfsmittel ab, ſie gewannen viel mehr, wenn ſie ihn zum Geltstag treiben konnten, als wenn ſie ihm Geld in die Finger ließen, mit dem er ſich frei machen konnte, zudem mußten ſie dem Kumidanten auch ſeinen Theil laſſen an der Beute, damit er ihnen nicht in Weg komme. Jetzt ſorgen ſie dafür, daß niemand bieten darf und einer von ihnen es wiederkaufe um's halbe Geld, und was der arme Teufel durch Jahre zuſammen gebracht, gewinnt der Hund mit einem Wort, im Schnapp. Jahre durch hat er ſich kaum einen Schoppen gegönnt, jetzt nimmt das Erſparte ihm der Hund weg, um es zu verſaufen und zu verſpielen. So muß es den Leuten erleiden zu hauſen und zu arbeiten, und ſie haben ganz Recht, wenn ſie ſelbſt verſaufen, was ſie erwerben, es iſt himmelſchreiend!

In der Wirthin Adern rollte nicht Froſchblut, ſie machte ihrem Zorn durch manche Ausrufung Luft. Wenn er es nicht ſagte, ſie glaubte es nicht, ſagte ſie dem Doktor, ſie hätte freilich ſchon oft gemerkt, daß es nicht immer mit rechten Dingen zugehe, denn die Leute verkehrten viel in ihrem Hauſe, oft mehr als ihr lieb ſei, aber ſie verthäten mords viel Geld, und für Wirthsleute ſei am Ende das die Hauptſache, von ſchönen Geſichtern und hungrigen Sängern lebe man am Ende doch nicht. Ueberdies hätten ihr die Menſchen, welche mit dieſen Bauernzäggen zu thun gehabt, auch nicht die beſten geſchienen, meiſt anrüchiger, gräubäſiger Züg, der ſie nicht einmal recht erbarmet, ſie hätte gedacht, warum giebſt dich mit denen ab, wenn du was Rechtes wäreſt, würdeſt du dich zu rechten Leuten halten und die würden dir helfen. Daß ſolche Leute wie die ſo zweg kommen könnten, das hätte ich nicht geglaubt, accurat wie eine Fliege in einer Spinnhubbele, hat

eine einmal einen Fuß darin, hilft alles Zappeln nichts. Jetzt glaube ich, daß die armen Leute nicht einzig an ihrer Armuth ſchuld ſeien, wenn niemand da iſt, ihnen zu helfen, ſondern Alle nur ſie zu rupfen und mit ihren wenigen Federn ſich ſelbſt gut zu betten.

Unterdeſſen war Anne Marei eingeſchlafen und der Doktor mit der Wirthin hinausgegangen, um nicht zu ſtören, dort fanden ſie Hans Joggi, den die Wirthin frug, was er jetzt anzufangen gedenke. Ergeben ſagte Hans Joggi, was Eigenes könne er nicht unternehmen mit leeren Händen, Gnürzi Uli habe ihm Arbeit anerboten für ihn und ſeine Kinder, ſo viel er wolle, das habe ihm gefallen, er werde in deſſen Nähe zügeln, und wenn er ihm halte, wie er wohl werde, ſo habe er bald wieder einige Kreuzer beiſammen, die Kinder ſeien gruſam gut und begehrten ihm zu helfen. Dann habe ihm auch der Hauptmann angeboten, er könne hier bleiben und ihm den Hof werchen, aber es wolle ihm nicht recht in Kopf, da Knecht zu ſein, wo er Beſitzer geweſen, und er wiſſe nicht recht, wie es der Hauptmann meine, ob ihm zu trauen ſei oder nicht.

Da ſah die Wirthin den Doktor mit ſpöttiſchen Blicken an und ſagte: He nu ſo dann, es giebt allerlei Menſchen in der Welt, aber einen ſo dummen wie du habe ich noch nicht angetroffen, nun, jetzt wundert's mich nicht mehr, iſt es dir ſo gegangen. Sprengt ihn da der Hauptmann hinein, zieht ihm die Haut über die Ohren, und er weiß noch nicht, iſt ihm zu trauen oder nicht! Aber ſo iſt's mit euch, den Leuten, denen ihr trauen könntet, trauet ihr nicht, und denjenigen, denen ihr nicht trauen ſolltet, trauet ihr. Wer euch ſchöne Worte giebt, dem trauet ihr, wer euch ſein Gutmeinen zeigt, den gränmet ihr an und gebt ihm es fauſtdick zu verſtehen, ihr wüßtet wohl, mit wem ihr es zu thun hättet, und euch zu betrügen, ſolle keiner probiren. Dumm ſeid ihr, dümmer nützte nichts. Bei Gnürzi Uli willſt reich werden! ja, da

mußt gute Augen haben, wenn du deinen Reichthum einmal zählen willst, das ist einer, von dem noch keiner unbeschroten gekommen ist. Ja, sagte Hans Joggi, was soll ich denn machen? Es ist kommod, d'Sach z'vrnütige, aber wenn ich nur was Anderes hätte, und glebt muß ich doch auch haben. He, sagte die Wirthin, etwas wirst haben für die erste Noth, unterdessen zeigt sich dann wohl was für dich, es ist mir, es werde mir schon was anlaufen für dich, oder dem Doktor, er hat überall Bekannte und ist ein vertrauter Mann.

Ja, und unterdessen können wir zusehen, wie Andere essen, und vom Gnagen am Hungertuche lebt man nicht lange, und wenn wir haben, um den Doktor zu zahlen, so ist es aller Handel, wird's aber kaum geben, und zu verkaufen habe ich nichts, den wenigen Hausrath, der mir blieb, kann ich nicht entbehren, sagte Hans Joggi. So, machtest es nicht wie die Andern, sagte der Doktor, aber Weibergut wirst doch gemacht haben? Haben Alle heutzutage zur Verwunderung reiche Weiber, man wußte vorher nichts davon. Nein, Weibergut konnte ich nicht machen, antwortete Hans Joggi, und doch hatte ich mehr als mancher; nur etwas Bettzeug von der ledigen Zeit her, welches daher ihren Namen trug. Was Anne Marei an Geld hatte, konnte ich nicht bescheinigen, es bestund weder in einem Titel, noch ließ es sich aus einer Theilung nachweisen, ich konnte überhaupt nichts bescheinigen, es war bloß verdientes Geld, das hier und da verstoßen war, und daß wir auf einen Geltstag hin uns vorsehen müßten, daran dachten wir nicht. So geh zu Gnürzi Uli einstweilen, sagte die Wirthin, eine Laus im Kraut sei besser als gar kein Fleisch, sagt man, und im Anfang wird er es dir nicht zu bunt, sondern dir das Maul süß machen, wie es Geld hageln werde dir und ihm, unterdessen kann man sich umsehen, da mußt du weg, und zeigen wird sich allweg etwas für dich. Lueg gut zur Frau, die hast nöthig, gieb ihr brav zu essen, daß sie bald zur Kraft kömmt; wäre ich näher, wollte ich

gerne nachhelfen mit nahrhafter Speise. Es ist wohl gut, Wirthin, seid ihr nicht näher, ihr tödtetet mir sie noch. Daß doch die Weiber meinen, das Fressen mache gesund und sei die Hauptsache! begehrte der Doktor auf. Nun gab er scharfe Instruktionen, machte sie und Hans Joggi verantwortlich für Leben und Tod, sonst sage er Adie und komme nicht wieder. Man versprach allen Gehorsam, wir zweifeln aber, daß er wirklich geleistet wurde, denn in diesem Punkte sind gar viele Weiber seltsame Dinger, sind untüchtig zum Gehorsam und geneigt zu allem Bösen.

Indessen, was die Hauptsache ist, Anne Marei kam mit dem Leben davon und genas, wenn auch nur langsam. Sie hatten im Sinn gehabt, über die Steigerung noch dazubleiben, der Hauptmann hatte sie dazu angestrengt, wahrscheinlich hoffte er, es gelänge ihm endlich noch, den Hans Joggi zahm zu machen, zudem war Anne Marei noch so matt, daß es unmöglich bis zu ihrer Behausung zu gehen vermochte, die Knie wollten es nicht thun, nach wenig Schritten schon brachen sie zusammen, aber es ging nicht, noch ehe es Mittag war, mußte Hans Joggi mit ihm fort, er konnte zusehen, wie er es machte. Anne Marei hatte geglaubt, in seinem hintern Stübchen könne es ganz ruhig sein, werde wenig oder nichts von der Steigerung merken, aber das ging anders.

An solchen Tagen ist ein zu versteigerndes Haus ungefähr wie eine eingenommene Festung, die man pflichtgemäß von oben bis unten durchstöbert, theils aus bloßer Neugierde, theils um etwas Vergessenes zu finden und zum Versteigern herbei zu schleppen. Das Publikum fand bald das Hinterstübli auf und entdeckte dort Anne Marei im Bett. Du, wenn du die verlumpet Bäurin sehen willst, so geh dort in's Stübli, dort liegt sie im Nest, ob wegen Faulheit oder wegen Krankheit, weiß ich nicht, vielleicht wegen beidem, sagte Eins zum Andern. Drinnen sagte Eins: die kömmt nicht zweg, die stirbt. Es kann sein, es kann aber auch nicht sein, ich

ſah ſchon welche, die viel leider ausſahen und kamen doch davon, antwortete das Andere. Einige traten dem Bette näher, knüpften mit Anne Marei an, frugen, wie es zweg ſei, ob es ihn's nicht reue, ſchon wieder vom Hofe zu müſſen. Wenn ſie ihn's geweſen wären, ſie hätten alle Kräfte aufgeboten bis z'hinderſt, um dableiben zu können. Und wer abzog, ließ richtig hinter ſich die Thüre offen, denn kam jemand anderes, ſo war dem ja die Mühe erſpart, ſie zu öffnen.

Anne Marei war zu matt, um zornig zu werden, aber es ward ſo müde, fühlte eine ſo tödtliche Pein, daß es Hans Joggi ſagte, ich halte es nicht mehr aus, entweder führe mich fort, oder am Abend haſt eine Leiche.

Hans Joggi that es, obſchon er meinte, ſo gefährlich würde es doch nicht ſein. Nachher ſagte ihm der Doktor, er hätte Recht gethan, ſchon ſo ſei es ein Wunder, daß es keinen Rückfall gegeben und dann wäre es fertig geweſen. Da die gemiethete Wohnung leer war, konnten ſie gleich z'grechtem einzügeln zum Bleiben. Es that ihnen ungewohnt im engen Raume, doch war es ihnen erſt recht wohl, als ſie droben fort waren, ihr Leben da oben dahin und daweg abgeſchloſſen war. In der letzten Zeit war es ihnen droben recht unwohl geweſen, ſie waren dort nicht mehr daheim und gingen doch ungern fort, hatten immer vor Augen, was ſie laſſen mußten, daher immer das ungute Sehnen nach Dableiben, an nichts mehr Freude, und was ſie machten, machten ſie aus Gewohnheit oder weil es ſein mußte. Jetzt entbehrten ſie wohl manches, es war, als müßten ſie gerade die Geräthe brauchen, welche ſie nicht hatten, allein was ſie noch hatten, gehörte jetzt ihnen, was ſie verdienten, ebenfalls, es war ein kümmerlich Leben, aber es ragten keine dunkeln Gewalten mehr in daſſelbe hinein, ſie waren Meiſter deſſelben. Sie verdienten Alle bis an Anne Marei, das ſeine Geneſung damit verzögerte, daß es immer arbeiten wollte, ehe ſeine Kräfte nachgewachſen waren, ſelbſt das jüngſte Mädchen ſpann tapfer, und mit großem

Eifer ſuchte es jede Woche mehr und beſſer zu ſpinnen. Nicht bloß Gnürzi Uli gab ihnen zu verdienen, andere Leute ebenfalls, ſie waren überall geſucht, denn ſie arbeiteten nicht wie die Meiſten, ſo wenig als möglich, daß ſie lange dran hätten, machten nicht aus einem Tagewerk zwei, ſondern waren gewohnt, alle ihre Sinne bei der Arbeit zu haben und alle ihre Kräfte ohne Rückhalt dafür zu gebrauchen, und ſchafften ſo viel ſie mochten, ſah es jemand oder ſah es niemand. Sie waren gut zum Tiſch, denn allenthalben hatten ſie es beſſer, als daheim. Sie hatten bis dahin das eigene Brod gegeſſen und nie mehr als ſie wohl mochten, daß ohne Anſtrengung noch mehr Platz gehabt hätte, ſie waren daher recht beliebt und trugen manch ſchönes Stück Brod nach Hauſe und noch was Beſſeres für's Müetti. Hans Joggi ſagte oft, wenn es nicht wegem Heimeth wäre, hätten ſie beſt gemacht, denn jetzt hätten ſie's viel beſſer, als früher, und wenn einmal das Nöthigſte wieder angeſchafft ſei und ſie alle geſund ſein könnten, ſo hätten ſie bald ein Schübeli Geld beiſammen.

Sie waren jetzt in ganz anderer Lage, als früher, und es dünkte ſie faſt luſtig ſo, und dann wieder doch nicht. Ehemals hatten ſie wenig kleinen Verkehr gehabt, faſt lauter großen. Für ihren Lebensunterhalt kauften ſie wenig, Salz und Kaffee ausgenommen, ihre Ausgaben liefen in's Große, für Vieh, Zinſe, Reparaturen ꝛc. Ihre Einnahmen waren faſt eben ſo, für Butter, Milch und Eier etwa ausgenommen. Von einer täglichen Bilanz war da keine Rede, der Gewinn, das wirkliche Vermögen wuchs erſt nur nach und nach aus dem Verkehr heraus, und weder Anne Marei noch Hans Joggi konnten es je auch nur annähernd beſtimmen, geſchweige bei Heller und Pfennig. Jetzt wohl, jetzt ging das. Sie wußten genau, was ſie des Tags verdienten, und weil ſie alle Bedürfniſſe kauften, genau wie viel ſie ausgaben, konnten alle Tage Bilanz ziehen, wie viel ſie zu wenig oder übrig hätten, und das intereſſirte beſonders die Kinder ſehr.

Wenn aber nur der Gnürzi Uli nicht geweſen wäre, der machte immer Striche durch ihre Rechnungen und verdarb ihnen viele Freude. Er war nur mit großer Mühe zum Rechnen zu bringen, die meiſte Arbeit thaten ſie für ihn, für die meiſten Bedürfniſſe kauften ſie bei ihm das Nöthige und waren der Meinung, dieſes alle Wochen auszugleichen, was eine Arbeit von einigen Minuten geweſen wäre. Anfangs ging es, obgleich nicht immer gerne und nie, ohne daß die Rechnungen ungleich geweſen, beſonders im Anſatze der Lieferungen, bei dem Soll fehlte freilich auch hier und da ein halber Tag Arbeit. Aber in den Lieferungen ſetzte er die Preiſe ganz willkürlich an, ſchlug auf nach Belieben, wenn bei allen Andern die Preiſe ſich gar nicht veränderten, auf ein halbes Pfund mehr, hier, dort, kam es ihm durchaus nicht an, ja, manchmal rechnete er Sachen an, die ſie nie geſehen, die er vielleicht Andern gegeben, vielleicht auch nicht. Da gab es allemal zu branzen und Striche durch die Rechnungen. Wenn es gut ging, ſo ſagte er, er wolle es ſich gefallen laſſen, möglich ſei es, aber glauben thue er es nicht, dann ließ er ſich aber auch lange nichts mehr gefallen. Das erleide ihm, ſagte er, wenn ſie allemal ſo kommen wollten, er mache die Sache auf und ſeine Bücher ſeien auch was und ſicherer als ihre Grinde, wo man dazu und davon mache, man wiſſe nicht wie. Allgemach ging das Rechnen immer zäher, die Mißverhältniſſe in den Rechnungen wurden immer größer, die Abzüge bald für dieſes bald für jenes immer häufiger. Sie merkten, daß ſie ſchlechtere Qualitäten immer bezahlen mußten, wie beſſere anderwärts zu haben war, den Kaffee, den ſie tranken und mit zwanzig Kreuzern bezahlten, hätten ſie an einem andern Ort für achtzehn oder auch für ſiebenzehn Kreuzer haben können.

Wenn ſie ihm ſo was bemerkten, ſo wollte er es nicht glauben und ſagte endlich, wenn ſie ihm ſo wenig traueten, ſo ſollten ſie es an einem andern Orte probiren, i Gotts

Name, er hätte nichts darwider. Bei ihm hätten ſie das ganze Jahr Arbeit alleſammt, das wolle was ſagen, aber wenn ſie das nicht rechnen und an einem andern Orte es beſſer machen könnten, ſo wolle er ihnen nicht vor ihrem Glück ſein. Aber wenn ſie ſövli exakt ſein wollten, ſo würden ſie öppe nirgends gar werth ſein und öppe nie weit ſpringen.

Sonſt war es Brauch, daß der Reichere es nicht genau nahm, das Ungerade voll machte, die Tage nicht ſo ſpitz ausmaß, nicht Stunden abrechnete, und, wenn er ſeinen Leuten was verkaufte, es nicht zu den höchſten Preiſen anrechnete, ſondern gerade umgekehrt. Jetzt giltet eben leider bei Vielen eine andere Regel. Arbeit iſt geſuchter als Arbeiter, dieſe ſind ſcheinbar im Ueberfluß (wir ſagen ſcheinbar, denn gute Arbeiter ſind rarer, als je), jene fehlt oft, die, welche Arbeit zu geben haben, ſind daher Meiſter über die, welche Arbeit haben müſſen, machen ihnen die Regel und ſehr oft eine harte, und der Arbeiter muß ſich alles gefallen laſſen, wenn er nicht alles verlieren will. Das iſt eine Tyrannei und oft eine viel grauſamere, als je ein Ritter an ſeinen Leibeigenen ſie übte. Es iſt nicht recht ſo, aber mit Geſetzen kann man nicht helfen, der Staat hat gegen ſolche Uebel kein Mittel, der Staat iſt überhaupt viel ärmer, viel hülfloſer, als man zu ſagen wagt, das Einwirken des Staates in's Volksleben iſt weit öfter ein ſchädliches, hemmendes, als ein gutes, förderndes. Hier kann nur der chriſtliche, brüderliche Sinn, die Liebe helfen, die ſprudelt nicht aus Staatsquellen, ſondern aus ganz andern, der Staat wirkt gerade hier zumeiſt nur verſtopfend.

Hans Joggi begriff das wohl und litt ſich beſtmöglichſt, aber es that ihm doch weh. Es ſei himmelſchreiend, ſagte er, wenn man ſich ſo den Lohn müſſe verkürzen, ja, wenn es niemand hörte, ſagte er, „abſtehlen“ laſſen, aber was machen? die Arbeit ſei rar, und Jahr aus Jahr ein immer Arbeit haben, ſei auch was werth. Aber Gnürzi Uli mache es immer ärger, am Ende könnten ſie doch nicht mehr dabei ſein, ſie

verdienten kaum das nöthigſte Brod; man werde doch für etwas Anderes ſehen müſſen, vielleicht, wenn er Ernſt ſehe zum Fortgehen, wuchere er weniger an ihnen, denn gerne ließe er ſie doch nicht gehen, das merke er wohl. Wenn ſie ungefragt an einem andern Orte nur einen Tag oder zwei ſeien, thäte er wüſt, und frügen ſie, erlaube er es gar nicht mehr, wie er es anfangs doch noch gethan.

Dagegen redete hauptſächlich Anne Marei, welches in ſeiner Krankheit anders geworden war, viel ergebener und milder, was Hans Joggi oft rühmte gegen Pfarrer und Doktor: er verſtehe ſich nicht darauf, es ſei neue ganz angers als früher, gar nicht mehr ſo ängſtlich, es ſei ihm alles recht und gut, es ſei ein freines Dabeiſein. Ja, ſagte dann gewöhnlich der Doktor, es iſt wohl gut ſo, wenn es ſo bleibt, und wir wollen es hoffen. So lange es gut geht und kein Unglück kömmt, iſt keine Gefahr, aber wenn es wieder käme, wie es geweſen, dann ſtehe ich für nichts, und eine dunkle Schwermuth ſteht da, ung'ſinnet wie ein Byſenebel. Da innen, da iſt's wunderlich, und in des Gehirnes Klüfte drang noch keine menſchliche Wiſſenſchaft, da innen iſt es dunkel, da innen liegen die heiligen Räthſel des Menſchen. Anne Marei that die körperliche und geiſtige Ruhe wohl, es begann zu arbeiten, es ſpann, aber das iſt eine Arbeit, wo man nicht zu angſten braucht, wo es nicht darauf ankömmt, daß ſie heute oder morgen abgethan ſei, wie dies ſo oft bei landwirthſchaftlichen Arbeiten der Fall iſt. Es brauchte nun nicht zu kummern wegem Wetter, wegen kranken Kühen, kranken Pferden u. ſ. w., die einzige Sorge war ihr Unterhalt, und der war bei geſunden Leibern mehr als geſichert. Den Stolz der Bäurin hatte das Nervenfieber verzehrt, ſo wie auch die Erinnerung an viele Dinge, deren Verluſt es ſchmerzlich gefühlt hätte. Man ſagt nicht umſonſt, es ſei keine Sache auf der Welt, die nicht für etwas gut ſei.

Beſonders war Anne Marei der ruhige Sonntag und die

Nähe der Kirche lieb. Früher mußte es es immer erjagen und erſchinden, wenn es in die Kirche wollte, und riskirte doch immer zu ſpät zu kommen und saure Geſichter, und gar oft, wenn es ſchon zweg war, kam jemand, und den ganzen Tag wurde es nicht mehr frei, konnte nicht einmal ein Buch nehmen. Nun, damals machte ihm dieſes nicht ſo viel, es war deſſen gewohnt, es dachte, kann ich heute nicht, gehe ich über acht Tage oder über vierzehn, das wird auf eins herauskommen. Jetzt war es ihm nicht ſo, die Ruhe des Sonntags war ihm eine wahre Luſt, und die Heiligung deſſelben deſſen Würze. Es hatte wirklich geiſtigen Hunger und Durſt, daher Gottes Wort ihm wahrhaft Speiſe und Trank für die Seele war. Es war Hans Joggi manchmal unheimlich dabei, er klagte dem Doktor, das komme doch nicht gut, die Frau werde noch eine Stündelere, wo an die Verſammlige laufe und ſich um das Haus und die Kinder nicht bekümmere. Häb nit Kummer, ſagte der Doktor, ſo lange ſie z'Kilche geht zu unſerem Pfarrer, thut es ihr nichts, da laß ſie nur machen, ſtrenge ſie nur an und gehe ſelbſt auch, haſt es mehr als nur nöthig. Rede mit ihr über geiſtliche Sachen oder laß dich brichten von ihr, und dulde bei Leibe nicht, daß etwa deine Buben darüber grännen, das ſind wilde Kadeten! Lue, es wird gar manche Frau eine Stündelere, weil der Mann ein hölzerner Knebel iſt und von ſolchen Dingen nichts mag und an der Frau nichts dulden will, ſie allemal Schläge riskirt, wenn ſie z'Kilche will, weil das Geiſtliche im Haus eine verbotene Sache iſt und ſie einen Zwang leiden muß, als wenn die Gottſeligkeit verboten wäre. Da kann man zuſehen, was man macht, da hat ſchon mancher eine Seele auf dem Gewiſſen und möchte doch noch Rathsherr werden 'oder iſt es vielleicht ſchon.

An der Kirche lag Hans Ueleli, den hatte Anne Marei noch immer nicht vergeſſen, und wenn es nur einige Minuten an ſeinem Grabe ſtehen konnte, ſo hatte es ein eigen Gefühl,

es war ihm faſt, als ob es bei ihm im Himmel geweſen ſei, ſo ganz wohl und hell im Gemüthe.

Anne Marei, wenn die andern ſtörrig wurden und ungeduldig, tröſtete mit der Wirthin, ſie ſollten abwarten, was die ſage, die habe ja verheißen, für ſie zu ſorgen, und das ſei eine brave Frau, wenn Eine, bſunderbar für eine Wirthin. Wenn die es gewollt hätte, hätte ſie lange Zeit dazu gehabt, lautete dann die Antwort, auf ſolche Leute ſei nicht zu gehen, ſie thäten alles Liebs und Guts verſprechen, hätten aber mehr als genug an ſich ſelbſt zu ſinnen, das ſei nichts Anderes, ſie hätten das Geld nicht von untergebenen Leuten, ſondern von der vornehmen Gaſtig. Wenn man ihr unter die Augen käme, würde ſie Einen kaum mehr kennen oder aber ſagen, ich habe wäger nichts gefunden und gab mir doch Mühe, müßt i Gotts Name warten, es geht übrigens noch andern Leuten eben ſo.

Sie thaten aber mit ſolchen Reden der Wirthin wirklich Unrecht, ſie hatte Hans Joggi's nicht vergeſſen, ſondern im Gegentheil ſehr am Herzen, ſie ſuchte für ſie einen Platz und zwar einen recht guten, wie er ſich für ſie ſchicke. Sie und der Doktor waren einig geworden, weit aus am zweckmäßigſten ſei es, wenn man ſie wieder in eine Lage bringe, wo all ihre Tüchtigkeit in Anſpruch genommen werde und ungeſtörtes Walten ihre Aufgabe ſei. Ich könnte, ſagte die Wirthin, Hans Joggi als Stallknecht brauchen, und mir wäre es ein großer Nutzen, wenn ich ihn hätte, die Frau fände in unſerem Flecken mehr als genug zu verdienen, aber da wäre die Familie ſchon nicht mehr beiſammen, man wüßte nicht, wie die Kinder beſchäftigen, und wer hätte ſie unter Augen?

Als Lehenmann wäre er an ſeinem Platz, wie nicht bald Einer, meinte der Doktor, der könnte ein Gut nicht abſchleifen, wenn er ſchon wollte, dazu wäre das Land ihm viel zu lieb und er zu dumm dazu oder meinethalb zu ehrlich, nehmt es, wie ihr wollt. Verbrauchte er ja ſein wenig Geld zum Ver-

beſſern des Landes und verbeſſerte immer noch, als bereits der Weibel kam, ja bis ſie den Hof ihm unter dem Neſt weg nahmen. Aber aller Anfang iſt ſchwer und beſonders ohne Geld, und wer macht einem Vergeltstagten Kredit? man denkt immer, er müſſe auch irgendwie an ſeinem Unglück ſchuld ſein, und das iſt nicht immer, beſonders hier nicht. Hätte der mit ehrlichen Leuten zu thun gehabt, der wäre ein reicher Mann geworden, und uf my Seel wäre er! Aber als Lehenmann bedarf er Küh und Bürgen und ſonſt allerlei, und wo hernehmen? Da wo die ganz Bſatzig beim Lehen iſt, wird der Zins deſto größer ſein und Bürgen ſind nicht zu finden. Hausknecht wäre für ihn, aber die Bauern haben keine, und wo ein Herr einen ſucht, ſind immer zehn für einen, und die guten Herren ſtehn auch nicht mehr ſo dicht wie das Werch in der Bäunde, es ſind auch welche zu Prozentlikmüblere gerathen, und die wären noch verfluchter als der hundshäärigſte Bauer, wenn man nicht das Beſte mit Bſchyßen machen könnte und Schmeicheln, was aber Hans Joggi's Sache nicht iſt.

Kömmt Zeit, kömmt Rath, Dokter, ſagte die Wirthin, es wäre doch bös, wenn ich und ihr nicht jemanden zu einem Platz verhelfen könnten, Leute wie Hans Joggi ſind rar, darum Geldes werth, wenn man ihn nur kennte, ich weiß, er kriegte zehn Anerbieten ſtatt einem, denn das iſt ja eben die große Klage allenthalben, man finde die rechten Leute nicht, und glaube man, ſie zu haben, ſo ſei man mit ihnen angeſchmiert. Ja, ſagte der Dokter, das weiß ich wohl, aber wer ſagt uns, daß wir auch den rechten Meiſter finden für Hans Joggi? Es liegt an den Herren und Meiſtern auch der Fehler, ſie haben oft keinen Verſtand und cujoniren die Leute, daß ſie nach Gott ſchreien möchten, und oft aus lauter Unverſtand und Wunderlichkeit, daß die beſten bei ihnen nichts nutz thun, ſondern entweder z'Narre oder z'Tüfels werden. In ſolchen Fällen hat man ſchlimmen Dank von Meiſtern und Dienſtboten und muß ſich oft die bitterſten Bemerkungen gefallen

laſſen. Aber, Doktor, achtet ihr auf die Geſichter und das Gerede der Leute! An ſolches ſollte ein alter Doktor gewohnt ſein wie ein altes Waſchbrett an Waſchweiber, denn es geht ja keine Woche um, daß ihr nicht wenigſtens Einen getödtet haben ſollt und zwar ganz beſtimmt, und es gehen zehn Wochen vorbei, es ſagt nicht ein Einziger, daß ihr ihn geſund gemacht. Einige ſagen ſogar: der Doktor hätte mich gerne noch länger gehabt, er merkte, daß ich Geld hatte, aber ich war ihm ſchlau genug, ich hörte zu rechter Zeit auf, und wie ich keinen Zeug mehr nahm, beſſerte es mir auf der Stelle.

Die donners Schelmen! ja, gerade ſo ſind ſie, eiferte der Dokter, aber was nützt das bös werden, ſprengte es Einem auch den Kopf oben ab, ſo hätte man keiner mehr in Zukunft, und was machen ohne den? Aber das iſt halt der Beruf, der das mit ſich bringt, dieſes da hingegen ein Pfuſchen neben zueche, das man bleiben laſſen könnte. Nehmt's diesmal alles in einen Kratten, es geht mit dem Andern, ſagte die Wirthin.

Sie ſuchten nun eifrig und fanden wohl manchen Platz, aber keinen, der ihnen für Hans Joggi paſſend ſchien, daher Hans Joggi füglich ſich vergeſſen glauben und weidlich über die vornehmen Leute ſich ärgern konnte, welche für Leute wie ſie wohl ſchöne Worte hätten, aber keine Hülfe. Wenn es denen Ernſt geweſen wäre, ihm zu einem Platz zu verhelfen, ob die nicht längſt einen gefunden hätten, fragte er.

Neunzehntes Kapitel.

Und wie endlich geholfen wird und ein gutes Ende den böſen Anfang gut macht.

An einem ſchönen Morgen fuhr ein ſchönes Chaischen vor in dem uns bekannten Wirthshaus, das von uns aber

faſt vergeſſen worden iſt. Es hat zumeiſt etwas Fatales an ſich, ein Wirthshaus, in dem wir früher wohl bekannt geweſen, nach dem Zwiſchenraume von einigen Jahren wiederum zu beſuchen. Was man da für Entdeckungen macht! Da ſchreit die Stubenmagd: Mein Gott, ſeid ihr es, hätte euch nicht wieder erkannt, wenn ich euch auf der Straße begegnet wäre, ganz grau ſeid ihr ja geworden! Und mir wäre es auch ſo gegangen, ſo ſehr habt ihr gealtet, wenigſtens um zehn Jahre! ruft der Wirth. Hintenher kömmt noch der Stallknecht und ſagte: Nein aber, und was ihr gſchweret habt, mehr als einen halben Centner, kein Wunder, ſchwitzt euer Brunli ſo!

Punktum ſo erging es dem Herren, der in jenem Chaischen ſaß und hier ſehr bekannt und wohl gelitten ſchien. Er antwortete mit gutem Humor, bis der Wirth ſagte, ſie hätten geglaubt, er ſei geſtorben, und den Reiſenden hätten ſie nicht nach ihm fragen können, weil der auch ſchon ſo lange ſich nicht gezeigt, da ſprühte der Herr auf wie ein fünf Fuß langer Feuerteufel: Glaub's, den habt ihr lange nicht geſehen, nicht fragen können, den verfluchten Kaib und Schelmen! Mit dem Schelmen hät der ſich fort gemacht und mit etwa dreißigtauſend Gulden von unſerm Gelde dazu, über den Bach zu den andern Schelmen und Spitzbuben.

Bekamt ihr nichts davon wieder oder ſchicket ihr ihm nach? wegen dreißigtauſend Gulden lohnte es ſich wohl der Mühe, meinte der Wirth. Vergebliche Mühe, wenn Einer geſtohlen Geld hinüberbringt, ſo iſt's ein gefunden Freſſen für ſie, und je größer der Spitzbub iſt, deſto mehr halten ſie von ihm, doch iſt ſelten einer groß genug, daß ſie ihn für Ihresgleichen nehmen. Nun der wird's. Wir hielten ihn wie das Kind im Haus, bauten Häuſer auf ihn, hatten ihm alles anvertraut, und am Ende macht es uns der Hund ſo und hätte es noch hundert Mal ärger machen können, wenn uns unſer Herrgott nicht bſchützt hätte. Er war einmal eines

Abends ganz zerſtört und ſchoß herum wie ſturm, wir wußten nicht warum, am Morgen war er verſchwunden, wir wußten wieder nicht warum, wohin. Einige Tage nachher brachte man uns ſeine Brieftaſche, die gab uns Aufſchluß, warum er gegangen, denn kam ſie uns in die Hände, wie er befürchten mochte, fehlten ihm die Ketten nicht. Den gewandten Reiſenden verloren wir ſehr ungern, ſolche ſind ſchwer zu erſetzen. Welch ſchlecht Leben er geführt, vernahmen wir erſt hintendrein, ſonſt hätten wir ihn wahrſcheinlich ſelbſt entlaſſen, denn die Lüderlichen nehmen ſelten ein gutes Ende, und das Haus, das ſchon lange die Suppe bezahlt, muß am Ende ſie noch auseſſen. Das Aergerliche dabei iſt, daß ich wieder reiſen muß eine Zeit lang, bis alles wieder geordnet iſt, und wär ich am liebſten ganz aus dem Geſchäft getreten.

Nun ging der Reiſende ſeinen Geſchäften nach, nachdem er ein gut Süppli und es Fiſchli ſich beſtellt. Er ſäumte ſich länger als gewöhnlich, denn allenthalben gab es Demonſtrationen, als man ihm wieder ſah, allenthalben wollte man ihm was Neues erzählen. Ja, was ſagtet ihr zu dem, und ihr habt doch vernommen, wie es der gemacht, aber nein, gället auch, wie es der anfing, und ihr hieltet immer ſo viel auf ihm, hörtet ihr auch ſchon, was man muckelt von dem großen Hauſe, das alle andern freſſen wollte, ja, und du meine Güte, was ſagtet ihr von unſeres Statthalters Tochter, als die zwei Buben bekam auf einmal, und beide unehlich, und that doch immer ſo zimperlich und vornehm! Man wird doch davon geredet haben in Baſel und ſich verwundert, nicht wahr? Solchen und anderen Fragen mußte er doch Rede ſtehn, denn er war ein höflicher Mann, beſonders gegen Kunden, die zahlten. Spät, ſpät! ſagte Anneli, die Stubenmagd, aber ſie werden Freude gehabt haben, euch wieder zu ſehen, und jede wird haben die liebere ſein wollen, man weiß es ja, wie es die Krämerinnen haben, von wegen ſie müſſen ihr Brod

mit dem Maul verdienen, faſt wie die Pfarrer. Jetzt kommt geſchwind, ſonſt balget die Köchin, es iſt gar mords e böſi.

Der Wirth, durch das ſchöne Wetter in gute Laune gebracht, leiſtete Geſellſchaft. Es iſt lange, daß ihr nicht da geweſen, ſprach der Wirth. Ja, ſagte der Reiſende, wißt ihr, es war damals, wo da im Mittelſtübli um ein Gut gehandelt wurde und ihr ſo böſe waret, daß man einen armen Teufel hineinſprengen wollte, und ihr doch nichts dazu ſagen wolltet. Was ſagen? begehrte der Wirth auf, ſollte ich mir das ganze Gezücht auf den Hals ziehen, ſo für nichts und wieder nichts? denn geglaubt hätten ſie mir doch nicht damals. Jetzt glaubten ſie, denn es ging ihnen, Punktum, wie ich geſagt habe. Sie waren fleißig, hätten es weit gebracht, wenn man ſie hätte machen laſſen, aber das that man nicht, war immer hinter ihnen, ſog ſie aus, brachte ſie um ihr ausſtehendes Geld und am Ende um den Hof, und ſcheinbar ſo, daß noch viel an ihnen verloren ging, daß ſie auch ſo gleichſam verhudelten. Es ging himmelſchreiend, daß es Einem die Augen übertrieb. Und da half niemand? frug der Reiſende. Herr, es iſt, wie ich ſagte, wer will da helfen, ſie wiſſen die Geſetze zu gebrauchen, als wären ſie Nußklemmer, wer mit ſeinen Händen in ihren Bereich kömmt, wird geklemmt, daß er nach Gott ſchreit. Sie kennen die Geſetze beſſer, als die, welche ſie gemacht, und wiſſen ſie zu gebrauchen, daß ſie ihnen die Fiſche in die Bähre jagen und die Andern dabei verhungern. Aber, frug der Reiſende, geht denen denn alles ſo glatt? da wären ſie ja die eigentlichen Meiſter im Lande und müßten reich werden wie Engländer. Ja, ſagte der Wirth, eigentlich ſollte man es meinen, aber es ſei doch nicht ſo, ſo wenig als die, die am meiſten eſſen thäten, immer zu den fetteſten Leuten gerathen, dazu müſſe man geſchlachter Art ſein, und eben das ſeien ſie nicht, ſie hätten etwas Zehrendes an ſich, das verzehre, was ſie an ſich nähmen. Mit Spielen, Trinken, Großthun u. ſ. w. vermöge man viel zu verthun und gelegentlich ſchräpften ſie auch

den einen oder den andern aus ihrer Mitte selbst, am liebsten unter der Hand, daß er es nicht merke. Zuweilen geschehe es auch, daß einer oder der andere zu weit übertrappe, in unrechte Hände gerathe und in Finger, durch die man nicht blinzen könne, wo dann das Zuchthaus komme oder sogar die Ketten, und wenn es so fortgehe, so hoffe er, es bringe es noch mancher dahin, daß seine Kutten ihn sein Lebtag nichts mehr kosteten. Es hätte schon einen guten Anfang gegeben, und wenn das Glück dabei sei, werde auch der Fortgang nicht fehlen.

Aber, was hilft das den armen Leuten? bemerkte der Reisende und frug nach ihnen. Sie brächten sich durch so gut sie könnten und möchten, hieß es, seien aber wieder in schlimmen Händen, wo sie ausgebeutet würden aus dem ff. Es hätte geheißen, man suche für sie einen Lehenmanns- oder Hausknechtenplatz, die Wirthin im Krebs gebe sich damit ab, sie hätte in allem ihre Nase, aber bis dahin scheine man noch nichts gefunden zu haben, er könne nicht begreifen, warum nicht. Hätte er einen solchen Platz, er wünschte keine bessern Leute darauf, das Land würde gearbeitet, und wenn er das ganze Jahr durch nicht nachsehen würde, die thäten es nicht anders. Sie hätten ihn nicht umsonst so erbarmet, als er sie in solche Hände habe fallen sehen.

Loset, Wirth, sagte der Reisende, mir kommt ein Gedanke. Ich habe einen Vetter, der hat ein großes Gut in der Nähe von Basel und schon lange gesagt, wenn er nur einen guten Lehenmann aus dem Bernbiet kriegen könnte. Er ist ein reicher Mann, der seine Sache will, aber Andere auch leben läßt und einem paar hundert Gulden nichts nachfragt, wenn es ihm gefällt. Hans Joggi wäre ein Lehenmann gerade wie gemacht für meinen Vetter, bei diesem könnte er wieder zu Athem kommen. Wißt ihr was, ich schreibe meinem Verwandten, unterdessen seid ihr wohl so gut und redet mit dem Manne, ihr könnt ihn ja hieher kommen lassen und ihn fragen,

ob ein ſolches Leben ihm behagen würde, wenn ihm die Bedingungen gefielen. In drei bis vier Wochen komme ich wieder hier durch, habe den Beſcheid von meinem Verwandten, und wir können dann verſuchen, ob wir es mit dem Manne richtig machen können.

Gerne, ſagte der Wirth, es würde mich ſehr freuen, wenn ich helfen könnte, den armen Teufel auf die Beine zu bringen. Was muß am Ende ein Menſch, dem man es ſo macht, denken, was für es donners Volk d'Lüt ſyge, wenn ihm niemand helfen will. Da zog der Stallknecht ein elegant Fuhrwerk vor die Thüre, und bald darauf führte er, begleitet von einem herrſchaftlichen Knecht, ein ſchönes Pferd daher und ſpannte ein. Wem gehört das? fragte der Reiſende. Einem alten Bernerherrn, ſagte der Wirth, einem von den ganz alten, wenn er könnte, er machte alles wieder, wie es vor Adams Zeiten geweſen iſt, und ein ſcharfer ſoll er geweſen ſein, gruſam, aber wem er wohl wollte, dem wollte er wohl. Mir iſt er ganz recht, ich wollte, es thäte keine ſchlechtern geben, er märtet nie, zahlt ſchön, man darf brav fordern, wenn man ihm nur die Sache recht giebt, und mit rechten Sachen iſt er auch zufrieden. Aber es giebt heutzutage dere Fötzelhüng, die nichts zahlen wollen, denen nichts recht iſt, nichts gut genug. Sie wiſſen nicht, wie die Sache ſein ſoll, darum iſt ihnen nichts recht, und meinen, das ſei vornehm. Dä Züg haſſe ich vom Tüfel!

Mittlerweile war der alte Berner mit Hülfe ſeines Knechtes eingeſtiegen und fuhr ab. Es war ein kleiner zuſammengeſchrumpfter Herr, der aber trotz dem noch immer eine Art von Haltung ſich bewahrt hatte. Warum kommt ihr nicht auch, ſagte die hereintretende Stubenmagd zum Wirth, und macht mit dem Herrn Adie, er frug nach euch und läßt euch grüßen. Man kann nicht an allen Orten ſein, ſchnauzte der Wirth, warum mahnteſt du mich nicht? das nächſte Mal, wenn er kömmt, mahne mich, ſonſt biſt du ſchuld, wenn's ver-

geſſen wird, ich hätte es ungern, wenn ich es wieder vergeſſen würde, er iſt ein guter Herr, wenn er ſchon ein Berner iſt und noch dazu einer von den ganz alten. Ja und ganz ein guter, lueget, was er mir gab für die Aufwart über Mittag! Es war ein ſchöner Zehnbätzler. Aber ſinnet ſelbſt auch daran, an allem will ich dann nicht alleweil ſchuld ſein und uf my Seel, ſelb wott ih nit! und ſie ging, hinter ihr flog ſchmetternd die Thüre zu. Sie iſt geng e böſi, aber notti e guti, ſie hoffte gut zu heirathen und jetzt iſt's aber nüt, ſagte der Wirth und bediente den Reiſenden, bis auch er von dannen fuhr.

An ſelbem Nachmittag fuhr beim goldenen Krebs ein kleiner alter Herr in einem eleganten Droſchki vor, ſehr zuvorkommend begrüßte ihn die Frau Wirthin: Ei, guten Abend Junker Rathsherr (ſie wechſelte ab mit Landvogt, Oberſt, Rathsherr und Oberherr, wir wollen einfach bei Rathsherr bleiben), ganz unerwartet, aber nicht minder werth! Was bringt euch ſo ung'ſinnet daher und warum nicht zum Mittageſſen? ich hätte recht gute Fiſche gehabt. Meint ihr, man könne nirgends zu Mittag eſſen, als bei euch? fragte der Alte barſch, heute aß ich an einem andern Ort und bin gar nicht reuig, ich eſſe wahrſcheinlich noch mehr dort. Der Wirthin fiel dieſer Ton alsbald auf, erſchreckte ſie jedoch durchaus nicht, ſie war ſich ihrer Macht, die Töne zu ſtimmen, zu gut bewußt. Verzeiht, Junker Rathsherr, ſagte ſie, ich weiß, daß man an andern Orten auch gut ißt, und der Junker Rathsherr iſt der beſte Kenner, weiß wo am beſten. Es iſt mir bloß leid, daß das nicht bei mir iſt, denn es freut mich allemal, wenn ich den Junker Rathsherrn ſehe. Und das ſollte man glauben, Wirthin, he? Und etwa gar noch, daß ihr es gut mit mir meinet, he? Ja, das hoffe ich, antwortete die Wirthin, und ich meine, der Herr Oberherr hätte Urſache, davon überzeugt zu ſein. Ihr ſeid eine Wirthin wie alle andern und nicht

ein Haar beſſer. Bringt eine Flaſche Neuenburger, ſagte der Alte barſch.

Was Teufels ſteckt dem hinter den Ohren, daß der ſo täubbelet? ſagte die Wirthin. He nun, das wird bald zu vernehmen ſein, der behält nicht lange etwas bei ſich. Allweg iſt es gut, wenn man ihm zeigt, daß man ihn nicht fürchtet. Als ſie mit einer Flaſche, die beſtäubt und ſandig war, wiederkam, ging der Alte häſſig die Stube auf und ab. Während ſie den Wein mit äußerſter Sorgfalt in eine andere Flaſche goß und unbefangen ſagte: Es macht warm dieſen Nachmittag, ſchnellte er heraus: Und jetzt, habt ihr mir endlich einen Lehenmann oder Hausknecht meinethalben? Verzeiht, Junker Rathsherr, es wollte mir noch keiner anlaufen, wie ich gerne einen möchte, damit er für euch paſſe. So, ſagte er, für mich findet ihr niemanden, wie es ſcheint, ziehen euch andere Leute vor, denen ihr die guten zuſchanzt, und ich ſoll haben, was übrig bleibt! Verzeiht, Herr Rathsherr, ſagte die Wirthin unentwegt, das wird ſollen gehauen oder geſtochen ſein, aber es trifft nicht, ich begreife es nicht. Da ward der Alte ſehr zornig, er trat vor ſie und ſagte: Da kann die thun wie der heilige Feierabend und ein unſchuldig Geſicht machen wie ein neugebornes Kind. Sucht ihr nicht Platz für einen verſchuldeten Lehenmann, der extra ein guter Mann ſein ſoll? Wohl, Junker Rathsherr, antwortete die Wirthin. Und dem ſuchet ihr Platz, mich laßt ihr ſo in ſchwerer Verlegenheit und verſprachet mir doch, für mich zu ſorgen, iſt das nicht ſchlecht von euch? Nein, Junker Rathsherr, das iſt nicht ſchlecht von mir, ſondern ganz recht, von wegen der Mann iſt für andere Leute mehr als gut, aber für den Junker Rathsherr iſt er nichts nutz. Das wäre curios, ſagte der Herr, wenn für mich nicht gut wäre, was für Andere gut iſt. Ich werde doch nicht auch noch ein apartiger Menſch ſein ſollen? Eben, Junker, von wegen dem, antwortete die Wirthin. Jetzt hätte ich bald genug, ſagte der Herr Rathsherr, und wäre

gwunderig, zu wiſſen, warum denn gut für mich ſei, was für Andere ſchlecht heißt.

So habe ich es nicht geſagt, antwortete die Wirthin, aber nicht alles iſt für euch gut, was für Andere gut iſt, das lautet anders. Wenn der Junker Rathsherr ſo gut ſein will und abſitzen und meinen Neuenburger verſuchen, wie man ihn weit und breit nicht trinkt, ſo will ich es ihm gerne erklären und er wird es begreifen. Wirthin, ihr ſeid eine donners Frau, ſo redete nicht manche mit mir. So ſchenket ein, wenn ich trinken ſoll. Es mangelt nichts, wann befehlen, antwortete ſie. Jetzt will ich es euch ſagen, und ſomit ſtellte ſie ſich etwas weit weg an den untern Tiſch. Warum ſo weit? frug der alte Herr, ihr wißt, ich höre nicht am beſten, und das Gebrüll mag ich auch nicht leiden, kommt da herauf und ſitzet auf dieſen Stuhl. Verzeiht, Junker Rathsherr, antwortete die Frau, das iſt wohl nah, von wegen ich fürchte den Stecken. Raſch griff der Alte darnach und die Ader an der Stirne ſchwoll. Aber, Junker Rathsherr, habe ich nicht Recht? E donners Frau ſeid ihr, ſagte er, und jetzt ſchweiget und gebt Bricht, ernſthaft, wie es ſich gehört. Gern, ſagte ſie.

Nun erzählte ſie ihm, woher ſie die Leute aus der Keßlere kenne und wie ſchändlich man dieſe um ihre Sache gebracht und wie ehrlich ſie ausgehalten bis zum letzten Kreuzer, ſo daß der Alte noch manchmal zum Stecken griff und meinte, wenn er noch Landvogt wäre, das wäre nie begegnet, und die verfluchten Spitzbuben hätte er abſchlagen laſſen, daß die Haut der Wind genommen hätte. Solche ſollte man hängen, das ſeien die Volksfeinde, die ſaugeten das Volk aus und machten es arm. Gerade jetzt wolle er den Hans Joggi zum Hausknecht und keinen andern, die Leute ſollten doch einmal ein Exempel haben, wer arm mache und wer aufhelfe. Junker Rathsherr, ſagte die Wirthin, den könnt ihr nicht brauchen, nicht acht Tage gſchirretet ihr mit dem und zwar, zürnet es nicht, und mit dem Stuhl rückte ſie etwas ab, ihr habt beide

euere Köpfe und zwar harte, und zwei harte Steine mahlen nicht zusammen. Ihr seid der Herr, ihr befehlet, das ist recht, ihr wollt, daß gemacht wird, was ihr befehlet, exakt ohne Widerrede, da habt ihr wieder Recht, und wer das nicht will, mit dem werdet ihr fertig über Kurzem oder Langem, das ist ganz natürlich. Ja, was soll das, wird denn der Mann nicht machen, was er soll? frug der alte Herr. Wohl, das wird er, aber doch nicht immer, was ihr befehlet, sagte die Wirthin. So einem Herrn kömmt gar vieles z'Sinn und gar manchem denkt er nicht lange nach, so einem Herrn kommt es weder auf den Kreuzer noch auf die Krone an, mißräth etwas, so achtet er sich dessen wenig, kostet etwas viel und trägt nichts ab, so sucht er's zu vergessen, treibt er neue Dinge, die er irgendwo gelesen, daß unsere klugen Bauern den Buckel voll darüber lachen, so kümmert ihn das wenig, und kömmt es nicht gut, so versucht er was anderes Neues oder doch Apartes, und was er will, muß geschehen, und hinten drein müssen dann doch oft noch die Leute schuld sein, die nur gemacht, was ihnen befohlen worden. Rasch griff der Alte nach dem Stock, rasch rückte die Wirthin hinter sich. Wer sagt euch das, Frau Wirthin? schrie der Alte erregt. He, sagte die Wirthin, niemand, aber ich kann mir denken, daß es so gehen wird, denn wer auf aller Welt will immer an allem alleine schuld sein, hat man doch ja fast in jedem Hause einen eigenen Sündenbock, aber das hörte ich schon, daß der Junker Rathsherr eigene Ansichten hat über den Landbau und eigene Einfälle, und daß, was einmal gesagt ist, gemacht werden müsse, wenn es nicht Feuer geben solle. Gerade deßwegen paßt nun Hans Joggi nicht zum Junker, es würde rasch Feuer geben zwischen ihnen. Hans Joggi versteht alles vortrefflich, ich hörte erfahrne Bauern sagen, in Stall und Feld möge ihn keiner, und darauf hält er etwas, er sucht seine Ehre darin.

Das ist das Wahre, das ist recht, gerade so einen will ich eben, wollte schon lange so einen, rief der Herr. Aber

Junker Rathsherr, ihr ſo einen! Und wenn ſo einer, wenn ihr ihm etwas befehlt, es nicht macht, und wenn ihr es morgen befehlt, es morgen nicht macht, und befehlt ihr es übermorgen, übermorgen es auch nicht macht? Oder wenn er euch gerade heraus ſagt: Das mache ich nicht, und wenn ihr fragt warum, er antwortet, weil es dumm iſt, und ihr ihm ſagt, das geht dich nichts an, ich befehle, und er antwortet, aber ich will es nicht gemacht haben, mache es meinethalben ein Anderer, und ihr ſagt ihm, ich zahle, und wer zahlt, der befiehlt, er ſagt, ich laſſe mich zahlen für die Arbeit aber nicht für d'r Löhl z'mache, und wenn ihr zum letzten Beweisthum greift, er euch denſelben nimmt und ihn über die Bäume ſchleudert, daß ihr ihn nie wiederſeht, — Junker Rathsherr, was dann?

Was dann, Frau Wirthin, was dann, das geht euch gar nichts an! Und jetzt will ich eben den und keinen Andern, und das will ich, ich, der Oberherr vom Stierengrind!

Aber, Junker Rathsherr, erlaubt, da iſt es nit um's Zwänge z'thue, ſondere um's Glück vo ne re ganze Familie, die man d's Tüfels gmacht het muthwillig. Ich wußte nichts darum, vielleicht wäre es ſonſt nicht geſchehen, aber zum zweiten Mal laſſe ich die Familie nicht d's Tüfels machen, das laſſe ich nit, ich, die Wirthin vom goldenen Krebs. Ungern oder nit ungern, Junker Rathsherr, ich bin zwar nur eine Wirthin, aber doch ſo zu ſagen auch ein Menſch, und ob vom Stierengring oder vom goldenen Krebs, der Unterſchied wird nicht groß ſein, aber ich gab ihnen mein Wort, ich wolle für ſie ſorgen, daß, ſo viel an mir, es ihnen wieder gut ginge, wie es ihnen übel gegangen, und wäre das Wort gehalten, wenn ich ſie an einen Ort gehen ließe, wo ich zum voraus wüßte, daß ſie in acht Tagen, höchſtens in acht Wochen weiter müßten, unglücklicher als je zuvor, weil von neuem getäuſcht und muthlos geworden? Dann

würde es ſchön heißen, wie der arme Teufel vom Regen in die Traufe gekommen, von den Blutſaugern zum Oberherrn vom Stierengrind, der habe ihm dann den Taubendruck gegeben.

Da ward die Ader auf der Stirne dick, und der Alte hätte nach dem Stecken gegriffen, wenn die Wirthin ſich nicht ſchon früher hinter den Stuhl geſtellt hätte. Nun, geſchlagen hätte der Alte auch nicht mehr, es war nur ſo ein Manöver, das er ſich angewöhnt hatte von der Zeit her, wo der große Haller, der bei Tiſche immer las, dem Nächſtſitzenden, ſobald irgendwo am Tiſche Geräuſch entſtand, eine Ohrfeige verabreichte. Aber er ſagte: So redet man denn ſonſt nicht mit mir, und wer mich noch mit dieſem Saupack vergleicht, dem ſchlage ich alle Knochen im Leibe entzwei, Mann oder Weib, und jetzt will ich den Hans Joggi zum Hausknecht haben, und ich nehme es auf mich und will es vor Gott und Menſchen verantworten, aber verſprechen thue ich nichts, befehlen laſſe ich mir nicht, ich bin der Oberherr vom Stierengrind, und wenn ich bergauf will ſpannen laſſen, ſo geht es niemanden was an. Den und den Tag ſoll er zu mir kommen am Morgen, er kann die Frau mitbringen, aber ohne Fehler, und daß er mir dann nicht Schneckentänze mache, richtet ihn darauf, einſtweilen ſollt ihr aber niemanden was ſagen, ſonſt macht man ihm die Hölle heiß, daß er meine, der Teufel hätte ihn ſchon. Der Basler, der ihn wollte, kann dann eine lange Naſe holen, es geſchieht ihm recht, die müſſen nicht immer alles das Beſte haben aus unſerem Canton, die beſten Kälber und die beſten Dienſten, wir vermögen ſie ſo gut als ſie.

Aber erlaubt mir jetzt, Junker Rathsherr, zu fragen, wo aßet ihr heute zu Mittag und vernahmet alle dieſe Dinge, ja ſogar von einem Basler? frug die Wirthin. Jä gället, Frau Wirthin, das nimmt euch wunder, und ungern habt ihr und Andere, wenn man auch einmal mit eigenen Ohren hört, man

ſollte nur vernehmen, was ihr für gut findet, Einen vernehmen zu laſſen. Aber ich werde noch mehr auf eigene Entdeckungen ausgehen, ich habe es heute erfahren, man befindet ſich recht gut dabei. Jä, euch nimmt wunder, wo ich geweſen? Eigentlich ſollte ich es euch nicht ſagen, aber ihr ſpionirtet es doch aus, beim Mani in der Surrübe war ich. Eigentlich wollte ich hierher kommen, allein es brach etwas am Fuhrwerk, da hielt ich dort und bin nicht reuig. In einem artigen Zimmer wartete man mir gut auf, und in der Nebenſtube führte der Wirth mit einem Baslerreiſenden das Geſpräch über Hans Joggi und führte an, ihr ſuchtet ihm Platz, und der Basler bekam alsbald Appetit nach dem Manne und will ihn nach Baſel. Das kam mir in's Haupt, Frau Wirthin im Krebs, begreift, es kam euch wohl, waret ihr nicht gleich bei der Hand. Droben ließ ich nichts merken, ſondern bloß anſpannen, von wegen es iſt dann nicht, daß ich mit dem Donnern nicht kann warten, bis ich an die Rechten komme.

So, dort, antwortete die Wirthin. Will Mani mir in mein Handwerk pfuſchen, wohl, dem will ich! Ja, aber jetzt nicht, die müſſen die lange Naſe haben, wenn ſie ihn haben wollen und er nicht mehr da iſt, nachher macht, was ihr wollt, ſagte der Herr Rathsherr. Der Knecht meldete, es ſei angeſpannt, und wollte den Herrn führen. Jean, laßt mich den Herrn führen, ſagte die Wirthin, ich kann das beſſer als ihr. Jean nahm es ihr nicht übel, von wegen mit Eſſen und Trinken ſorgte ſie dann ſeiner Zeit auch gehörig für ihn.

Ich kann nicht helfen, Junker Rathsherr, ſagte ſie noch auf dem Wege, aber es iſt mir angſt bei der Sache, ich fürchte, es kommt nicht gut, und es thäte mir viel zu weh. Wolltet ihr mir nicht verſprechen, ihn nicht z'grechtem fortzujagen, bis ich mit euch geredet habe? Was, mit euch geredet habe, nicht fortjagen, was, wollt ihr mein Vogt ſein und hättet ſelbſt einen mehr als nöthig, mein Vogt, Vogt vom Oberherrn uf em Stierengrind! Was ſich das Volk nicht ein-

bildet heutzutage. Nein, Frau Wirthin, daraus wird nichts und wieder nichts! Wenn ich was machen will, ſo frage ich, der Oberherr vom Stierengrund, die Wirthin vom goldenen Krebs nicht, ſie frägt mich ja auch nicht. Daneben, wenn ſie mit mir reden will, ſo habe ich nichts dagegen. Sorget, daß er kömmt, lebet wohl, und dahin fuhr der Alte.

Es hatten ſich unterdeſſen im goldenen Krebs die gewohnten Gäſte verſammelt, ſogenannte Liberale, und noch Andere ſich eingefunden, von einem benachbarten Markte herkommend, die hatten den Alten mit der angeſtammten Unverſchämtheit beguckt, hinten und vornen, und ergoſſen ſich nun gegen die Wirthin über ihn auf eine Weiſe, als habe ſie das größte Verbrechen begangen, daß ſie einen ſolchen Patrizier beherberget, ja ſogar freundlich gegen ihn geweſen ſei, ja, man denke, pfi Teufel! ihn am Arme geführt, ſtatt daß ſie ihn, wenn nicht todtgeſchlagen und den Schweinen vorgeworfen, wenigſtens mit den Hunden vom Hauſe weg habe jagen laſſen. Es fielen Worte, wenn ſie mit ſolchen Leuten ſich abgeben wolle, ja gar freundlich mit ihnen ſein, ſo könne man an einem andern Orte auch ſein und eben ſo gut und eben ſo wohlfeil. So einen Kerl am Arme führen! Man ſollte ſie in ein Schwefelbad ſchicken, wo man die Krätzigen kurire, damit ſie wieder ſauber würde. Dem folgten dann eine Menge Geſchichten von Unthaten, die der Alte ſollte verübt haben gegen ſeine Untergebenen, daß Einem die Haare zu Berge ſtunden.

Nachdem die Wirthin die Sache einige Zeit hatte gehen laſſen, that ſie endlich auch den Mund auf und ſagte: Und ſei er, wer er wolle, ſo iſt er doch bräver als ihr alle zuſammen, und wenn er auch hie und da Einen geprügelt oder hat prügeln laſſen, ſo hat er doch noch niemanden geſchunden bei lebendigem Leibe, und wenn er ſchon Geld verklopfet korbsweiſe, ſo geht es niemanden was an, es iſt ſein Geld, er hat es niemanden abgeſtohlen, abgeplündert, es iſt jedenfalls nicht armer Leute Geld, er iſt nicht der, der die Leute arm macht,

ſondern arme Leute erhält. Man muß in die Nähe gehen und hören, wie viele von ihm leben. Er lebt gern gut, ja, aber er bezahlet auch gut, lebt nicht vom Schmarotzen oder wenn das ſich nicht giebt, davon, daß er abläugnet, was er gehabt, oder doch nichts dafür geben will, wie viele von euch Herren es machen, und doch Herren ſein wollen. Ja, ſchöne Herren! Ich laſſe mir noch lange nicht befehlen, wen ich führen ſoll, wen nicht. Wem es nicht anſtändig iſt bei mir, kann gehen, wohin er will, deretwegen bleibe ich doch die Wirthin im goldenen Krebs und werde noch Wirthin beim goldenen Krebs ſein, wenn ſchon mancher, der jetzt meint, was er ſei, keine eigene Kutte mehr hat, ſondern mit einer obrigkeitlichen vorlieb nehmen muß.

Eine Frau mit Charakter, die ihren Platz, ſei er welcher er wolle, zu behaupten weiß, imponirt in der Regel und hat eine eigene Gewalt in ihrem Munde, ihre Worte ſcheinen zehnmal mehr zu wiegen als Mannes Worte, ſie demüthigen mehr, als daß ſie erzürnen, das erfuhren auch jene Herren. Sie ließen ſich nieder, ſagten, ſie wollten ſie nicht böſe machen, es gebe Leute, ſie hätten Freude an lebendigen Eidechſen und Kröten, ſie wüßten nicht, warum andere Leute nicht auch Freude haben dürften an ausgeſtopften Affen und Böcken u. ſ. w. Somit war die Verbindung nicht abgebrochen, der Span vermittelte ſich ſtillſchweigend oder wenigſtens unter der Hand wie zwiſchen Oeſtreich und der Schweiz, d. h. ungefähr ſo, aber nicht exakt ſo.

Unterdeſſen war es der Wirthin nicht ganz wohl bei der Sache, ſie hatte ſie zu wenig feſt in der Hand, als daß ſie auf einen guten Ausgang zählen konnte. Sie ließ nun, dieſelbe feſter zu faſſen, Hans Joggi expreß Beſcheid machen, alsbald zu ihr zu kommen. Zugleich mit ihrer Botſchaft traf eine von Mani in der Surrübe ein mit der nämlichen Ladung. Gottlob, ſagte Anne Marei erfreut, gäll, ſie haben dich nicht vergeſſen! man muß doch von den Leuten nicht zuerſt immer

das Böſe glauben, ſondern das Gute. Hans Joggi ſäumte nicht, gleich am folgenden Tag marſchirte er ab.

Die Surrübe lag ihm am Wege, da kehrte er zuerſt ein. Der Wirth hatte rechte Freude, ihm die gute Botſchaft verkünden zu können, es war, als ob er ihm hülfe aus dem eigenen Sack. Du haſt mich immer erbarmet, ſagte er, und ich hätte dich gerne gewarnet, aber es ſchickte ſich mir nicht, man muß immer zuerſt zu ſich ſelbſten ſehen, ehe man zu Andern ſieht, ſonſt mag es Einem geben, was es will, ſo heißt es, hätte der zu ſich ſelbſten geſehen, er hätte auch beſſer gethan. Aber da ſiehſt du, daß man es doch gut mit dir meint und dich nicht vergeſſen hat, zu dem erſten guten Platz, der Einem anläuft, verhilft man dir ja, es nähme ihn ein Anderer auch. Nun erzählte er ihm, wie ein reicher Basler Herr ihn begehre, und wenn er dort z'Platz kommen könne, ſo gehe es nicht lange, ſo komme er in einer Kutſche heim. Ehedem fiel in der innern Schweiz der Name Baſel in's Gewicht, ungefähr wie jetzt Californien. Es komme nur noch auf einen Brief an, in vierzehn Tagen könne er wieder kommen, der Beſcheid werde dann da ſein, er habe ihm das nur ſagen wollen, damit er nicht etwa anderwärts anbinde.

Hans Joggi klopfte das Herz. Er ſagte, die Wirthin zum goldenen Krebs habe ihm auch Beſcheid machen laſſen, daß er zu ihr komme, ob es wohl das gleiche ſei, was ſie haben werde? Nein, ſagte der Wirth, die weiß nicht um alles in der Welt, wenigſtens um das nicht. Ich ginge jetzt nicht einmal hin, wenn ich dich wäre. Er dürfe nicht anders, ſagte Hans Joggi, ſie ſei gar gutmeinend gegen ſie geweſen, und dann ſei das wegen Baſel nicht gewiß, er möchte ſie nicht böſe machen. So mach, was du willſt, aber ſage ihr nichts von Baſel, bei Leib und Sterben nicht, und verſprich ihr nichts, thädige ſie für acht oder vierzehn Tage auf, ſie mag haben, was ſie will, und im Heimgehen kommſt und brichteſt, was ſie gehabt. Ghörſt! Ja, ſagte Hans Joggi und ging.

Mit Schein preſſirt es dir nicht ſehr, ſagte die ungeduldige Wirthin, da Hans Joggi erſt halb im Vormittag kam und nicht früh Morgens, wie ſie ihn erwartet hatte. Er ſei zuerſt in der Surrübe geweſen, der Wirth habe ihm Beſcheid machen laſſen, er ſolle kommen. Und machteſt du es etwa ſchon mit ihm? frug die Wirthin raſch. Nein, ſagte Hans Joggi. Er ſagte mir etwas von einem Basler Herrn, aber d'Sach iſt noch nicht gewiß, ſonſt hätte ſie mir gefallen. Es nimmt mich wunder, wie viel Schmaus der vom Handel hat, der hagels Mani, ſagte die Wirthin, um nichts und wieder nichts hätte der nicht ſo preſſirt, aber einem Kreuzer gumpet der eine halbe Stunde weit nach.

Darauf führte ſie Hans Joggi in die hintere Stube, ſetzte ihm was vor und eröffnete ihm den ganzen Handel, wie ſie den Platz beim Oberherrn längſt gewußt, aber Hans Joggi dahin nicht paſſend gefunden, wie der Oberherr die Verhandlungen in der Surrübe hinter einer dünnen Wand angehört und nun den Hans Joggi wolle, gäb wie ſie ihm gewehrt und ihm den Spiegel vorgehalten wie ſonſt niemand. Das ändere nun den Handel. Der Junker ſei ein wüſter Taubbeli, von den wüſteſten einer, eigenſinnig wie ein beinerner Eſel, der Seinesgleichen nicht habe, und landwirthſchafte nach ſeinem Kopfe, daß man längs Stück plären möchte, wenn man das herrliche Land betrachte, und wie er damit umgehe. Daneben ſei er ein braver Mann, ein Ehrenmann, durchaus nicht geizig, im Gegentheil, er werfe das Geld manchmal zum Fenſter aus, daß man nicht wiſſe, ſei er noch recht im Kopfe oder nicht, und wollte man ihm mit dem geringſten Wörtlein wehren, ſo werfe er noch einmal ſo viel dem erſten nach. Der hat nun einmal ſeinen Kopf an dich geſetzt, gerade darum, weil ich es anders wollte, er will zeigen daß er es machen kann, wie er will, und nicht, wie ich meine, daß er gut ſein kann oder böſe nach ſeinem Gutdünken und nicht nach anderer Leute Dafürhalten. Dann verſteht er ſo

viel vom Bauern, daß er wohl einſieht, daß es grundſchlecht bei ihm geht und er damit den Leuten ein Geſpött iſt, aber er will nicht den Namen haben, gefehlt zu haben, oder gar, daß er mehr Geld zu machen trachte, mehr Prozente aus dem Lande zu ziehen. Er iſt darin das Gegentheil von andern Herren, er rühmt lieber, er ziehe kein Prozent daraus, als er ziehe vier daraus. Wer es kann machen ohne ein Prozent, muß doch jedenfalls reicher ſein, als wer vier Prozent haben zu müſſen meint. Dann ſteckt vielleicht noch das im Hintergrunde, daß er zeigen will, wer das Volk arm mache und wer ihm aufhelfe, und weil dich die neumödiſchen Beutelſchneider arm gemacht, will der alte Oberherr dir auf die Beine helfen. Du weißt gar nicht, wie er das neumodiſche We[illegible]n haſſet, wenn er ſie alle z'Pulver zerreiben könnte, ich glaube, er ließe keinen einzigen übrig.

Hans Joggi ſchüttelte bedenklich ſein Haupt. Von dem habe er neu[illegible] ſchon gehört, ſagte er, es ſolle gar e Grüslige ſy, läng[illegible] Stück faſt ganz raſend, daß kein Menſch um ihn herum ſicher ſei, und wenn ſie nicht fliehen könnten, ſie ihres Leben[illegible] nicht ſicher wären, es halte es kein Menſch bei ihm aus, und was er nicht fortjage, laufe fort. Daher wolle er lieber nicht hin, beſſer als andern ginge es ihm doch nicht, und was hülf ihm ein kurzer Aufenthalt? Es dünke ihn, er möchte lieber nach Baſel, er hätte da das beſſer Lebe. Wer ſagts? frug die Wirthin, meinſt, es könne nicht auch wunderlich und zwängiſch Basler geben, und dann das Land iſt ganz es anders, es iſt nicht die Würze, wo im Bernbiet iſt, du würdeſt dich verwundern, müßteſt ganz von vorn anfangen, und dazu biſt wohl alte. Nein, höre, mach mir nicht Federleſens, ich glaube, ich könne dir gut ſein, es gehe dir auf dem Stierengrind gut, wenn du leicht darnach thuſt. Der Alte wollte mir zwar nichts verſprechen, in keine Bedingungen eingehen, er iſt verdammt hochmüthig, untergebene Leute wie ich ſollen an ihn kommen unbedingt, das iſt wohl und

gut und es meint es noch mancher, und thut man's, ſo iſt man angeſchmiert, aber mit dem nicht, der iſt dann eben auch ſtolz genug, um mehr zu halten, als er hat merken laſſen, und als wenn man ihn gebunden hätte. Er hielte ſich nicht dafür, daß es ſo ginge, wie ich es vorausgeſagt und warum ich dich ihm nicht ordnen wollte. Alſo, du gehſt am Montag mit deiner Frau hin, ſie muß mit, und machſt es mit ihm, und dieſen Abend gehſt nicht zum Mani in der Surrübe, der braucht nicht zu wiſſen, was wir mit einander gehabt, und dich obendrein abwendig zu machen. Du haſt nichts bei ihm zu thun, vernimmſt doch dieſen Abend nicht mehr als dieſen Morgen, kannſt ihm ſpäter ſagen, du hätteſt dich verirrt oder verſpätet, was du willſt. Für was er dich, der Rathsherr, eigentlich will, weiß ich nicht, ich denke mir, du ſolleſt ſo eine Art Hausknecht vorſtellen, denn er hat neben dem Lehenmanne das beſte Land für ſich behalten, das Herz im Leibe wird dir lachen, wenn du es ſiehſt. Wenn er dir es zeigt und frägt dich über deine Meinung, ſo ſag ſie herzhaft und unumwunden. Sagt er dir ſeine Meinung, und wie er es haben wolle, ſo kannſt ſchweigen, und will er eine Antwort, ſo ſag, du thäteſt es ſo und ſo machen, daneben habe er zu befehlen, und ſagt er etwas gar Dummes, wie er's haben wolle, und kannſt dir nicht mit Schweigen helfen, ſo ſag, von dem habeſt du noch nie gehört, es könne gut ſein, es könne nicht gut ſein, du wiſſeſt es nicht, aber mit Schein werde es der Junker Oberherr wohl wiſſen. Thue nur nicht zu unterthänig, auch nicht aufbegehriſch, ſondern ganz grad ane, wie du gewohnt biſt, laß dir daher auf keine Weiſe den Kopf groß machen, dich aufweiſen, ſag am liebſten gar nicht, wohin du gehſt. Mit dem Lohn ſage, du denkeſt einen ſchönen zu verdienen und mangleſt einen ſchönen, und deine Leute ſeien auch im Stande, ein Namhaftes zu verdienen, aber das überlaſſeſt du ihm zu beſtimmen, er ſehe am beſten, was du verdieneſt. Daneben ſei ſparſam mit Rühmen, ſowohl dich als

ihn, es ſchadet beides, und du mußt es nicht machen wie die Andern.

Das ungefähr waren die Inſtruktionen, welche die Wirthin gab, mit dem ſtrengen Befehl, daß ſie bei ihr durch heimkehren und ihr rapportiren müßten, ſie möge gar nicht warten, bis ſie wiſſe, wie es gegangen.

Mit ſchwerem Herzen ſchritt Hans Joggi heim. Seine Mittheilungen wurden daheim verſchieden aufgenommen. Die Kinder wollten von dem alten wüſten Landvogt nichts wiſſen, Baſel zog ſie an, Baſel ward ihnen zum Schlaraffenland. Die Mutter dagegen war entſchieden gegen Baſel, wo man keinen Menſchen kenne und ſonſt ganz fremd ſei, und wenn man alt ſei, lerne man fremde Bräuche nicht mehr, und vom Land wüßte man auch nichts, und wenn ſchon die Basler Herren reich ſeien, ſo ſei es dann noch lange nicht geſagt, daß alle andern Leute auch reich ſein müßten. Sie hätte Muth zum Oberherrn, gefreſſen habe er noch niemanden, ſagte ſie, und wenn man ſich recht aufführe, habe man ſich nicht zu fürchten. Es hätten alle Leute ihre Fehler, aber ſie wolle zehnmal lieber jemanden, der austaubbele, daß die Wände zitterten, als jemanden, der falſch ſei und dabei die glatteſten Worte gebe, deren Zeug hätten ſie ja ſattſam erfahren. Sie wolle lieber einen Leu als eine Schlange. Sie brauchten wahrſcheinlich weder Beſatzung noch Bürgen, der Herr zahle baar, da ſei doch Hoffnung, zu was zu kommen, wenn ſie es aushalten könnten und die Kinder ihnen helfen wollten, was ſie von ihnen hoffe, da ſie ſich bisher ſo gut geſtellt. Die Hauptſache ſei, daß man es dem alten Manne treffen und mit ihm Geduld haben könne, das werde aber doch am Ende ſo ſchwer nicht ſein, wenn man die Sache recht anſehe und wiſſe, wofür man da ſei, und wenn es ſchon Verdruß gebe, ſo ſei doch das Land ſo ſchön, daß man daran ſeine Freude haben könne, wenn es ſchon nicht Eigenthum ſei, denn was ſolle Einen ja mehr freuen, als wenn ſchön und reichlich käme und wüchſe,

was man geſäet oder ſonſt gepflanzt habe? Dieſe und noch viel verſtändige Worte ſprach Anne Marei. Vor einem halb Dutzend Jahren hätte Anne Marei das Maul offen vergeſſen, wenn es dieſe Weisheit aus einem andern Munde vernommen, und hätte jeden derb ausgelacht, der ihm geſagt, ſie würde einmal aus ſeinem eigenen kommen, aber wie das Feuer Gold läutert und das Holz verbrennt, ſo läutern Schickſale währſchafte Seelen, während ſie ſchwache zermalmen.

Es war ein ſchöner Tag als ſie auszogen zum Beſuch auf dem Stierengrind. Sehr ernſt hatten ſie am Morgen zuſammen gebetet und aus der Bibel das Looswort gezogen, es ſtund im **101.** Pſalm **V. 6** und lautete: Meine Augen ſollen ſehen nach den Treuen im Lande, daß ſie bei mir wohnen, und der da wandelt auf vollkommenem Weg, der ſoll mir dienen. Anne Marei machten dieſe Worte voll glücklicher Zuverſicht, Deutlicheres auf ſie und den Oberherren könne es ja nichts geben, ſagte es.

Sie wandelten daher guten Muthes fürbas, anſtändig, ſauber angezogen, in gutem Halblein er, in ſauberer, ehrbarer Kleidung Anne Marei, ſie waren noch ein recht ſtattlich Paar, nicht Fötzelleuten, ſondern ehrbaren, kleinern Bauersleuten vergleichbar. Sie kamen auf dem Stierengrind an, ehe der Junker Rathsherr ſichtbar war. Sie ſetzten ſich auf eine Bank im Schloßhofe, und da war es unheimlich, gar ſo öde und verwahrloſet ſah es aus. Es giebt keinen troſtloſern Anblick, als ein Schloß, gebaut in großartigem Style, umgeben von bedeutenden Anlagen, Höfen, Gärten, aber alles verwahrloſt, der Verfall und das Unkraut-Meiſter überall, es ſind die Todeszeichen einer ſterbenden Familie, oder wenigſtens die Zeichen, daß dem Beſitzer Sinn und Kraft der Erbauer geſchwunden ſind.

Nun, hier war das in dieſer Beziehung ſo bedeutſam nicht. Der Alte lebte alleine auf dieſem Herrſchaftsſitz, ſah wenig Leute bei ſich, ſah das Unkraut kaum, welches in Höfen

und Gärten wucherte, und Reparaturen unternahm er nicht, aus eigentlichem Haß gegen seine Nächsten, die seinem Willen zu nahe getreten waren. Die Donnere, sagte er, könnten es einst machen lassen, wie es ihnen anständig sei, er wollte ein Narr sein, einen Tag Unmuß zu haben ihretwegen, da ihnen doch alles nicht recht wäre, was er machen würde.

Da gefalle es ihm nicht, sagte Anne Marei endlich, es sei gerade, als ob da niemand daheim sei, da gefalle es ihm doch um ein gering Hüsi besser, wo alles aufgeräumt sei, am rechten Orte stehe, daß man gleich merke, es sei jemand da daheim und begehre Ordnung zu halten. Es sei mit der Wohnung wie mit den Kleidern, mehr oder minder sehe man es beiden an, wer darin stecke und ob er etwas auf sich halte oder nicht.

Hans Joggi antwortete seiner Frau auf ihre Bemerkungen nicht, er hätte lieber gehabt, sie hätte ganz geschwiegen, er fürchtete immer, es könnte sie jemand hören. Ihm fiel besonders auf das unheimelige Betragen der Leute, sie schossen an ihnen vorüber wie vor einem Hundestall, in welchem ein böser Hund hauset, sie fürchteten übrigens den Schloßherrn nicht halb so sehr, sie wußten ihm Nasen zu drehen, nur hätten sie es sehr ungern gehabt, wenn er ung'sinnet in den Hof getreten oder sie aus irgend einem Fenster bei den Leuten stehn gesehen hätte, denn er wäre sehr zornig geworden und hätte gesagt, es brauche niemand die Leute, die zu ihm wollten, zu examiniren, warum sie da seien, ihnen allerlei in die Köpfe zu thun und sicherlich sie von vornen herein gegen ihn einzunehmen.

Endlich kam der Junker, aber anfangs nicht in bester Laune, wir wissen nicht, was ihn mißstimmt hatte, aber er begehrte alsbald auf, daß man sie nicht in's Haus geführt, sondern da habe sitzen lassen. Auf die verständigen Antworten des Ehepaars hin, einfach und schlicht, ohne Kriecherei, besänftigte er sich, ward sogar heiterer und zog mit ihnen aus,

ihnen zu zeigen, was noth war, und ſie ſo gleichſam zu examiniren. Da ging alles gut, und man war gegenſeitig mit einander wohl zufrieden. Es war eine ſehr ſchöne Stelle, beſonders für jemanden, der, wie man ſagt, den Arbeitsteufel im Leibe hat, Hans Joggi ſollte eine Art von Hausknecht werden und alle Güter, welche nicht verpachtet waren, beſorgen. Das waren hauptſächlich Wäſſermatten, von denen viel Heu nicht auf dem Gute verätzt, ſondern weggekauft wurde, nebenbei wurde jedoch auch ein bedeutender Viehſtand gehalten. Unter dem Hausknecht ſtunden die Dienſtboten, welche auf dem Lande arbeiteten, er hatte ſie zu regieren und auch zu ſpeiſen, entweder auf Rechnung des Herrn oder auf die eigene. Hans Joggi zog aus mehreren Gründen ganz richtig das Erſtere vor. Dieſes Perſonal war nicht ſo groß, als man der Größe des Gutes nach hätte glauben ſollen. Da die Hauptarbeiten Heuet und Erntet waren, welche raſch vorübergingen und freilich viel Hände forderten, ſo ſtellte man für dieſe Zeit Tagelöhner an in hinreichender Zahl. Die Frau hatte die Haushaltung zu beſorgen, die Pflanzungen und Gärten, ſo weit ſie kommen mochte, was ſie nicht machen konnte, blieb ungemacht, wenn nur Gemüſe genug da war und nicht gekauft werden mußte, um Weiteres kümmerte ſich der Herr nicht, beſonders wenn ihm das Obſt an den ſchönen Bäumen im Garten blieb. Wenn ihr Kinder habt, bös Bube, ſo wird mir von dem wenig übrig bleiben, ſagte er. Habt nicht Kummer, ſagte Anne Marei, unſere Kinder ſind von Jugend auf gewohnt, unſere und anderer Leute Sachen von einander zu unterſcheiden, und was ſie nicht nehmen ſollen, das laſſen ſie ſein. Da müſſen ſie anders ſein, als wir ſie hier haben, antwortete der Oberherr und traute der Sache nur halb. Sie mußten mit dem Herrn zu Mittag eſſen, wo die Bedingungen vorläufig beredet wurden, wobei der Herr ſich gar nicht knauſerig zeigte, ſo daß Anne Marei dachte, wenn es ſonſt gehe, ſo hätten ſie dem lieben Gott Urſache ſehr zu

danken, denn da kämen sie zweg und ohne Sorgen und Böhaben, wie sie es als Schuldenbauer erfahren. Eins aber möchte er ihnen sehr empfehlen, sagte der Herr schließlich, sie sollten sich mit den Leuten nicht viel abgeben, es seien bös, wüst Lüt, thäten nichts als Streit und Klappereien anstellen und hätten die größte Freude daran, wenn sie den Leuten die Haare zusammenknüpfen könnten. Sie seien am wohlsten, wenn sie daheim blieben und ihnen kein Gehör gäben, denn sie würden ihnen alsbald ganze Körbe voll über ihn daher bringen, daß, wenn nur der Zehnten wahr wäre, er schwärzer sein müßte, als der Teufel, und das sei denn doch nicht. Wer es gut mit ihm meine, mit dem meine er es auch gut, und zwar dann nicht bloß halb, sondern ganz.

Es war nie unser Brauch, uns viel mit den Leuten abzugeben, antwortete Anne Marei, wir hatten immer mehr als genug mit uns selbst zu thun, aber, wenn die Leute nichts mit uns machen können, so werden sie sich desto strenger hinter den Junker Rathsherr machen und uns da verlästern und verdächtigen, da möchte ich auch inständig gebeten haben, daß der Junker Rathsherr Gegenrecht hielte, ihnen nicht Glauben schenkte und das Zutrauen zu uns behielte. Da fuhr der Junker auf, da lasse ich mir nicht vorschreiben, mit wem ich reden soll, mit wem nicht, wem glauben, wem nicht, ich mache, was mir beliebt, ich weiß, mit wem ich rede, und glaube jedem, was ich glauben will. Mit dem Gegenrecht kommt mir nicht mehr, da gegenrechnet es sich nicht, ich bin der Schloßherr und ihr d's Hausknechts, habt ihr mich verstanden!

Er erhielt keine Antwort, aber Anne Marei liefen die Augen über. Das sah der Schloßherr und sagte: Ich hasse das Heulen, ja wenn du das nicht ertragen magst, so ist's bös, denn das war ja ganz gut gemeint, es kann sein, es kömmt noch ganz anders. Es sei ihm leid, sagte Anne Marei, aber es sei halt erschrocken, mit der Zeit gewöhne man sich an alles, hinterbar arme Lüt, wo nit d'Wehli heige. Offenbar

hatte der Junker eine heftige Antwort zuvorderſt, indeſſen brach er ab mit dem Beſcheid, daß er ſie den und den Tag beſtimmt erwarte. Das war der einzige Mißton im heutigen Tage, ſo gleichſam ein Vordonnern den Bergen nach, es mühte aber Anne Marei ſehr.

Die Wirthin zum goldenen Krebs tröſtete wieder, das ſei nicht halb ſo böſe gemeint, ſagte ſie, nur ſolle man ſich hüten, ſich irgendwo mit dem alten Herrn zuſammen zu zählen, auf eine Linie ſtellen zu wollen, das dulde er ein für alle Mal nicht, von dem Grundſatze, Einem recht, dem Andern billig, wolle er einmal durchaus nichts wiſſen. Sie war ganz erbaut über das, was ſie hörte, und voll der beſten Hoffnung.

Mani in der Surrübe dagegen war bitter böſe, als er vernahm, Hans Joggi hätte eine andere Anſtellung angenommen. So hätte man es mit den Leuten, ſagte er, bringe man ihnen das Glück auf dem Teller dar, ſo ſchätzten ſie es nicht einmal, Böſes gönne er ihnen apart nichts, aber er wolle wetten, was man wolle, das zweite Unglück werde größer ſein, als das erſte, und es möge gehen, wie es wolle, ihretwege verſetze er keinen Fuß mehr, da könne die witzige Wirthin ihnen wieder helfen. Er hätte doch geglaubt, die meine es beſſer mit ihnen, als ſo, und ſei verſtändiger, als ſie dahin zu ordnen, ſie ſollte doch den Alten auf dem Stierengrind ſattſam kennen. Die vermöge ſich deſſen nichts, ſagte Hans Joggi, gerade ſie habe gar nichts davon wiſſen wollen, der alte Herr ſelbſt habe es erzwungen, er ſolle hier zu Mittag gegeſſen und von mir haben brichten hören und von wegen dem Basler Herrn. Von hier weg fuhr er zur Wirthin, ſagte ihr wüſt und ließ mich beſtellen. Da begehrte Mani auf, über das alte Kudermannli, dem in Sinn käme, an einer Wand zu horchen, wer das dem zugetraut hätte? Ein ander Mal ſollte ihm der mehr kommen, allweg müſſe der ihm weit genug von jeder Wand hocken, daß ihm das Spioniren vergehe, er hätte nicht geglaubt, daß ein ſolcher Herr ſich dafür hielte, den Spion zu

machen. Der gute Wirth verſtund nicht den Unterſchied zu machen zwiſchen dem, was der Herr zufällig hörte, und was hingegen der Wirth mit ſeinen langen Ohren vernahm, die er an jede Spalte hing, hinter welcher etwas geredet wurde.

Anne Marei wurde die Sache mit jedem Tage ſchwerer, aber verſprochen war verſprochen, es war gut, daß der Tag der Erfüllung bald kam und dem leeren Bangen ein Ende machte. Sie zügelten, aber in tiefer Beſchämung. Als ſie zügelten vom Hofe, geſchah es in einer Art Betäubung, es gereichte ihnen eher zum Stolz, mit wenigem zu zügeln, als mit vielem. Jetzt war es anders, ſie ſchämten ſich ſo armſeliglich aufzuziehen, ſie dachten, was die Leute auf dem Stierengrund ſagen würden, wenn ſie ſo wohlfeil daher kämen. Sie täuſchten ſich nicht. Es bemerkte jemand dem alten Herrn, diesmal habe er einen wohl blutten Hausknecht angeſtellt, das werde ihn was koſten, bis er den nachgefüttert und gemäſtet habe. Er habe expreß einmal einen ſolchen haben wollen, gab der Herr zur Antwort, viel müſſe der doch noch nicht geſtohlen haben ſein Lebtag; wenn er es bei ihm nicht handlicher treibe, ſo ſei es ihm noch nie ſo gut ergangen und ſo wohlfeil er nie daraus gekommen.

Nach ihrem Einzug waren ſie eine lange Zeit als wie von der Erde verſchlungen, man vernahm gar nichts von ihnen, die Wirthin zum goldenen Krebs verſprang faſt vor Gwunder und machte ſich allerlei Gedanken. Endlich, an einem Markte, erſchien Hans Joggi bei ihr, er wollte Vieh einkaufen. Hans Joggi war kein Redhaus, und an einem Markte trittet einer Wirthin der Gwunder in den Hintergrund, es iſt ihr nicht ſowohl um's Vernehmen, als um's Löſen, indeſſen berichtete Hans Joggi doch ſo viel, daß ſie wohl ſeien in ſo weit, aber wie lange, wüßten ſie nicht, es ſei ihnen immer etwas unheimlich, als wären ſie in einer Pulverſtampfe, welche ung'ſinnet losgehen könne. Der Herr ſei im Ganzen gut, aber gruſam hitzig, habe er etwas befohlen, ſollte es ſchon gemacht

ſein, ſei es dann möglich geweſen oder nicht, darnach frage er nicht. Er befehle die dümmſten Sachen ohne alle Ueberlegung, und deretwege habe er ſchon manchmal Händel mit ihm gehabt, daß er geglaubt, er jage ihn fort, aber am Ende habe er es doch vergeſſen und nichts mehr davon geſagt. Die Leute ſeien grauſam bös gegen ſie, ſie möchten nichts als ſtehlen und betrügen, es ſei, als ob ſie eine Bande wären, welche vom Herrn leben möchte, und weil ſie nun nicht mitmachen wollten, ſo ſeien ſie grauſam verhaßt, in keinen Schuh gut, was ſie ihnen zu leide thun könnten, thäten ſie, und wie weit ſie es beim Herrn bringen könnten, müßten ſie gewärtigen.

Das war im Ganzen, was die Wirthin vernahm, und es trug nicht zu ihrer Beruhigung bei. Sie wartete immer auf den alten Herrn, von dem hoffte ſie Beſſeres zu vernehmen, aber der kam gar nicht, es war accurat, als wie Bosheit, denn ſeit Jahren war er nie halb ſo lang ausgeblieben. Endlich erſchien er bei ihr, aber mit einem gravitätiſchen, ceremoniöſen Weſen, an das ſie nicht gewohnt war, und von dem ſie nicht wußte, was dahinter ſteckte. Doch nicht dumm, dachte ſie: Wart, du meinſt, ich werde mit Fragen vor dir niederfallen, kein Wort ſage ich, ich mag wohl warten, bis du mir von ſelber kömmſt, und das thuſt du lieber, als erſticken. Die Wirthin kannte ihren Oberherrn. Es ging nicht lange, ſo frug er: Es nimmt euch nicht wunder, wie es mit meinem Hausknecht geht, den ihr mir nicht gönntet. O, ſagte die Wirthin, ich denke immer, etwas Gutes vernimmſt du immer früh genug, etwas Schlechtes immer zu früh, ſo bin ich nicht mehr ſchnitzig mit Fragen. Und wie geht es denn, Junker Rathsherr?

Einmal nicht, wie ihr euch vorgeſtellt, dieſes Mal habt ihr weit neben der Scheibe vorbeigeſchoſſen, Frau Wirthin. Es iſt doch zuweilen gut, daß ich meinen Kopf habe. Ja, ſagte die Wirthin, wenn man dann nur immer wüßte, wann es gut iſt und wann nicht. Und wenn man es ſchon nicht

weiß, wenn man nur vermag den Schaden gut zu machen, so macht es desto weniger, antwortete der Junker. Ich will nicht zu viel rühmen, man sagt neue Besen wischen gut, aber da ist keine Augendienerei und vorwärts ein emsig Thun und hinterrücks Faulheit und Hotscherei, das geht Tag für Tag, ohne Lärm, in gleichem Trabe fort, von früh bis spät. Es arbeitet Alles, bis zum kleinsten Kind herab ist kein Glied müßig. Man sieht keine Geschäftigthuerei, aber es geht ihnen flink von der Hand, es hängt alles aneinander, sie besinnen sich nicht halbe Tage, woran sie jetzt gehen wollen. Die Kinder erbarmten mich schon oft, und ich sagte ihnen, die Eltern strengten sie nur zu sehr an, ich meine ja nicht, daß alles in einem Tage gemacht sein müsse, es sei ja morgen auch noch ein Tag, und was machen die Hunde? sie arbeiten nur desto strenger, es ist, als wenn ich ihnen einen scharfen Zuspruch gegeben hätte. Vor ihnen ist alles sicher, und finden sie was, und wäre es nur eine Birne, so geben sie dieselbe ab. Die Frau ist wie eine Uhr, und mit Pflanzungen und Gärten fichtet sie, es ist zum verwundern, jetzt haben wir doch einmal genug zu essen, und dazu ist alles sauber und aufgeräumt, sogar im Schloßhof. Mit den Dienstboten ist wenig Streit und über das Essen keine Klage, und doch kostet mich die Haushaltung weniger als früher, viel weniger. Anfangs gab es Lärm, weil er nicht so viel Tagelöhner haben wollte, als früher, ich würde es dann erfahren, hieß es, aber es wurde mit wenigen mehr gemacht, als früher mit vielen. Er ist ein Ntüfel zum arbeiten, und alles geht dennoch ganz gelassen zu, ich glaube, er würde vierundzwanzig Stunden hinter einander nie müde und seine Buben wissen nichts Anderes, als dem Vater nachzufahren, am Ende müssen die andern auch nach und das erspart mir jährlich eine Summe. Daneben mußte ich ihm schon mehrmal sagen, er solle es nicht zu gut machen, es wolle jedermann gelebt haben, ich verlange, daß er mir mehr Leute anstelle, da war's, wo der Kübel fast umgeworfen

wurde. Warum, ſagte er, zu einer Arbeit mehr Leute anſtellen, als ſie braucht, da macht man nur faule Leute, und meinen Buben pflanze ich nicht gerne die Faulheit ein. Aber es wäre noch viel Arbeit da und viel Verdienſt. Die ganze Wäſſerung taugt nichts, es ſollten Bäche, Gräben aufgethan, anders gelegt, es ſollte getonet werden, von den Wäldern will ich nur nichts ſagen, da kann man viele Leute brauchen und Jahr aus Jahr ein, und es würde die Koſten reichlich abtragen. Poß, da gab es Feuer, es war ein Glück, daß er ſeine Wäſſerſchaufel nahm und ging und nicht mehr hörte, was ich ſagte. Daneben iſt aber meine Klage, daß er mich zu wenig taub macht, von wegen, ſo recht auspacken thut mir allemal wohl. Es kann mir aber noch kommen, denn der rechte Zorn ſteht mir noch bevor. Es wird nicht lange gehn, ſo werden die Leute ſagen: Nein aber, Junker, wie ſich doch das Gut verbeſſert, es iſt gar nicht mehr das gleiche, es geht nicht lange, ſo trägt es noch einmal ſo viel ab. Was ihr doch für einen Knecht habt, der verſteht's. Tüfel auch! ich bin der Schloßherr und nicht der Knecht, ich befehle und nicht er, und wenn ſich das Land verbeſſert, ſo verbeſſere ich es oder laſſe es wenigſtens verbeſſern, und nicht der Knecht.

Da lachte die Wirthin und ſagte: Ihr ſeid ein eigener Herr, aber wenn es nur das iſt, ſo macht es mir nicht Kummer, das wird wohl zu verwerchen ſein, es iſt allweg beſſer, als d's Gegentheil. Meinethalb, aber ſtarker Schnupf iſt's doch an Kopf zu kriegen, erſt jetzt, bei einem guten Knecht, werde das Gut gut, und beſitze ich es ſeit bald fünfzig Jahren. Der Herr war hell auf wie ſelten, verſorgte gute Dinge und verſicherte die Wirthin beim Abſchied, das ſei ſeit langem ſeine größte Freude, daß er einmal geſcheidter geweſen ſei, als ſie, und daß es ſo gut gekommen, weil er ſeinem Kopf gehorcht und nicht dem ihrigen. Dagegen verſicherte ihn die Wirthin, daß ſie ihm dieſe Freude von Herzen gönnen möge.

Es ging wiederum lange und man vernahm nichts von den Leuten, obgleich Mani in der Surrübe sich fleißig erkundigte, ob man nicht vernommen, daß der alte Ulfath sie ausgejagt. Eines Tags erschien eine Frau mit einem bedeckten Körbchen im goldnen Krebs und frug der Wirthin nach. Die sah diese Frau ganz verwundert an, bis diese sagte: Ei, kennt ihr mich denn nicht mehr, des Hausknechts Frau auf dem Stierengrind? Da schlug die Wirthin die Hände über dem Kopf zusammen, denn Anne Marei war ordentlich zweg gewachsen und eine vollständige Bäurin geworden. Sie hätte einmal ein Zeichen thun mögen ihrer Erkenntlichkeit, und da hätte sie den Herrn gefragt, ob sie der Wirthin nicht ein Körbchen mit Barillen bringen dürfe, sie hätten so viele, daß sie sie nicht meistern möchten, und verkaufen wolle sie der Herr nicht lassen, sagte Anne Marei. Dieser Gedanke hätte ihn selbst gefreut, und er hätte ihr aufgetragen, seinen Gruß selbst auszurichten und zu sagen, er wolle bald selber kommen. Auf die Fragen der Wirthin sagte Anne Marei, ja, Gott Lob und Dank, uns geht es gut, wie ihr es mir ansehen könnt, aber öppe nit wege gut ha, nüt arbeite und essen und trinken, was gut ist, sehe ich so wohl aus. Ich arbeitete kaum einmal mehr als jetzt, und zu essen habe ich was die Andern, aber ich habe keinen Kummer mehr. O, Frau, ihr wißt nicht, was Kummer heißt, was es heißt, Monate lang drin sein, nit use gieh, jeden Augenblick fürchten müssen, man werde über's Nest hinausgestoßen, komme sammt den Kindern auf die Gasse und noch mit Schanden, mehr als ein Jahr lang am Ertranken sein und keine Hand, die hilft. Frau, ihr wißt nicht, wie es Einem ist, wenn man diesem Kummer ab ist und Nacht für Nacht ruhigen Schlaf hat! Nun, es giebt immer etwas, das nicht grad' ist und zu denken giebt, aber es ist alles nichts gegen jenes, und dazu haben wir so viel Gutes, daß, wenn wir für alles recht danken wollten, wir ganze Nächte beten müßten. Wir sind Gottlob alle gesund, und die

Kinder ſind fromm und werchbarer als wir. Hans Joggi hat die größte Freude am Land, und es gelingt ihm alles, ich kann pflanzen ſo viel ich will, und es iſt ein Boden, man braucht nur zu ſäen, ſo wächst es. Die Leute laſſen uns nun in Ruhe, kümmern ſich weniger um uns, aber anfangs ging es ſtrub, wenn der Herr ihnen hätte Gehör geben wollen, wir wären längſt nicht mehr dort, es iſt nichts Schlechtes, das ſie uns nicht nachſagten, ſtehlen iſt faſt das wenigſte. Und ſage man jetzt über den Herrn, was man will, er iſt ein braver Herr und gutmeinend, wenn er einmal überzeugt iſt, daß man es auch mit ihm gut meint, aber wenn Einer merkt, daß Alles an ihm rupfen will, er nur da ſein ſoll, um beſchummelt zu werden, ſo muß Einer mißtrauiſch werden und böſe. Gegen uns iſt er bſunderbar gut, nicht, daß er nicht auch aufbrauſe und dann Worte braucht, die er nicht brauchen ſollte, aber es iſt bald vorbei und vergeſſen.

Hans Joggi muß am meiſten darhalten, aber am Ende läßt ihm doch der Herr Gerechtigkeit widerfahren. Wenn er nur immer ſchweigen könnte! Zudem iſt der Herr bſunderbar gut, Hans Joggi giebt er einen großen Lohn, mir giebt er auch immer mehr, als ich faſt nehmen darf, denn er ſagt, ich erſpare ihm mehr als das in der Haushaltung, und doch klage ihm niemand darüber, und früher, bei viel größeren Ausgaben, ſei eine beſtändige Unzufriedenheit geweſen und das Gerede überall, bei ihm hätte man nicht genug zu eſſen. So bös wie dieſes habe ihn aber auch nichts gemacht. Den Kindern giebt er einen Lohn, der hoch kommt das Jahr durch, und iſt bſunderbar wohl mit ihnen zufrieden, ſie laſſen ihm alles ruhig, haben Reſpekt vor ihm, und wenn er nur winket, ſo ſind ſie da und liefen durch das Feuer für ihn. Wir brauchen wenig, können es faſt mit den Trinkgeldern machen und allen Lohn auf die Seite thun, es iſt eine Summe jährlich, Hans Joggi hat ſchon manchmal geſagt, es würde mancher Bauer ſchalus, wenn er es wüßte. Nein, Wirthin, wir

können's nächst Gott euch nicht genug danken, daß ihr uns dahin geordnet. Daß ich mein Lebtag je so zweg kommen könnte, daran habe ich nie gedacht. Wenn nur unser Herrgott auch mit uns zufrieden ist und uns dabei läßt, wie wir es jetzt haben, mehr begehren wir nicht! So sprach Anne Marei tief bewegt, so lange es bei der Wirthin war.

Als Anne Marei fortging, sah die Wirthin lange ihm nach und sagte endlich zu sich selber: Das ist doch einmal wieder ein dankbarer Mensch! sie sind so rar in der heutigen Zeit, darum thut es Einem so wohl um's Herz, wenn man endlich wieder einen findet.

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßstr. 8.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Zwanzigster Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Käserei

in der

Vehfreude.

Vorwort.

Meinen lieben Lesern lege ich eine neue Erzählung vor. In den tiefern Schichten der Gesellschaft und der Geschäfte entsteht und wickelt die Geschichte sich ab und zwar hauptsächlich schattenhalb. Ich entschuldige mich deßhalb nicht, möchte bloß meinen geneigten Lesern in Erinnerung bringen, was hier wie in andern Schriften mein Streben ist. Ich möchte inneres und äußeres Leben aufrollen für jedes menschliche Auge, zur Selbstschau Alle veranlassen. Hauptsächlich aus den unbekannten Schichten hebe ich dieses Leben aus. Ich möchte zur Erkenntniß bringen, daß das Leben der Luft gleicht: oben und unten ist die gleiche Luft, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt; daß von Natur in sittlicher Beziehung die Menschen sich viel näher stehen, als man ihrem Aeußern nach glauben sollte. Ich möchte zeigen, daß Schattenseite und Sonnenseite im menschlichen Leben nicht von äußern Umständen, sondern von etwas Höherem abhängen. Je nachdem die Welt im

Gemüthe der Menschen sich abspiegelt, wird Schatten oder Licht auf's Leben geworfen, verklären oder verdunkeln sich die Verhältnisse. Der Grund, warum die einen Gemüther lichtstrahlend werden, die andern dunkle Körper bleiben, ist in dieser Erzählung vielleicht weniger nachgewiesen, als mancher Leser wünschen möchte und der Verfasser es gerne gethan hätte. Alles will in einen Rahmen sich nicht fügen. So der Herr will, soll, was hier vermißt wird, bald in einem andern Bilde befriedigend ergänzt werden.

Der Verfasser glaubt die wahren Bedürfnisse der Zeit zu kennen, und sein Streben ist, daß die, welche Muth und Willen haben, diesen Bedürfnissen abzuhelfen, zufrieden bleiben mit

Jeremias Gotthelf.

Lützelflüh, den 27. Juni 1850.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Der Rathſchluß 1

Zweites Kapitel.

Naturgeſchichte der Käſereien 16

Drittes Kapitel.

Der Rathſchluß wird ausgeführt, die Käsgemeinde bildet ſich, die Käſehütte entſteht 29

Viertes Kapitel.

Wie die Bauern für g'reiſete Kühe ſorgen 42

Fünftes Kapitel.

Wie die Behfrendiger am Vorabend wichtiger Ereigniſſe nicht bloß ſtehen, ſondern auch laufen 69

Sechstes Kapitel.

Der Tag bricht an, die Sach geht los, und wie? 93

Siebentes Kapitel.

Von einem Engel, vom Teufel und andern Nebenperſonen . 99

Achtes Kapitel.

Von Milchnöthen und von: Zu wenig und zu viel verdirbt alle Spiel' 111

Neuntes Kapitel.

Wie in der Behfreude eine Kommiſſion arbeitet und wie ſie wirkt 127

Zehntes Kapitel.

Es ereignet ſich etwas, woran die Kommiſſion gar nichts wirkt 143

Eilftes Kapitel.

Von Verlegenheiten wegem Grünen 163

Seite

Zwölftes Kapitel.

Von Käsherren und Käsfieber 175

Dreizehntes Kapitel.

Vom Käs'schauen und den Manövern dabei 188

Vierzehntes Kapitel.

Die große Käsbörse zu Langnau 209

Fünfzehntes Kapitel.

Endlich! Die Käse werden verkauft und abgewogen . . . 244

Sechszehntes Kapitel.

Die Käsfuhr und ihre Folgen 265

Siebenzehntes Kapitel.

Die Abtheiltig 315

Achtzehntes Kapitel.

Von allerlei Plagen und Mißverständniß 337

Neunzehntes Kapitel.

Von Rossen und von Herzen, von Zorn und von Liebe . . 355

Zwanzigstes Kapitel.

Wie man Gutes mit Bösem vergilt 384

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie man etwas fein anspinnt 406

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Käserechnung 430

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Katzenjammer von Liebe und Käs 452

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Was noch so rein gesponnen, kommt unter Donner und Blitz an die Sonnen 475

Erſtes Kapitel.

Der Rathſchluß.

Es dunkelte unter dem Himmel. Hier und dort guckte ein Sternlein auf die Erde nieder, als beſchaue es das Treiben der Menſchenkinder und prüfe ihr Tagewerk. Wer weiß, ob es nicht ſo iſt? Wer weiß, ob die Sterne nicht die Augen Gottes ſind, welche tragen zum Throne der Majeſtät im Allerheiligſten, was ſie ſehen auf der Erde, was ſie leſen in den Herzen? Wer weiß, ob ſie nicht Warten ſind, von welchen die geſchiedenen Geiſter niederſchauen müſſen auf das Thun ihrer Kinder und wie ihr eigen Thun aufgeht und ſich verſchlingt zu einem Gewebe, welches keines Menſchen Auge ſieht, am allerwenigſten überſieht? Dann mögen die Kometen, die hohlen, neblichten, unfruchtbaren, ſo gleichſam die himmliſchen Dampfſchiffe in Drachengeſtalt, die Warten ſchlechter Regenten ſein, Demagogen und Demagöglein, Jakobiner und Jeſuiten, welche der liebe Gott durch den Himmel kutſchiren läßt auf Drachenſchwänzen, damit ſie in beſtändiger Höllenangſt, an irgend einem feſten Sterne zerſchellt zu werden, betrachten müſſen allerwärts, was ſie gethan und wie das Unkraut, welches ſie ausgeſäet, ſich verflichtet zu Höllengewändern für ſie, wenn einmal Himmel und Erde zuſammenbrechen und in Himmel und Hölle das All ſich ſcheidet. Nun, was für uns die Sterne ſind, wir wiſſen es nicht, und kein Baumeiſter, nicht einmal ein obrigkeitlicher, wird zu finden ſein, welcher den Neugierigen eine Brücke ſchlägt von einem Stern zum andern

Stern. Das wiſſen wir, daß wenn wir ſo ein ſchlecht zu einem Regenten gerathenes Demagöglein wären, wir, wie ſo viele andere Sünder, kriegten das Zittern, wenn ſo ein Drachengebilde am Himmel erſchiene, wir müßten denken, ob vielleicht das der Schwanz ſei, auf dem wir reiten müßten, der gekommen ſei, uns wegzufegen und aufzunehmen zum raſenden ſchauerlichen Ritt. Die Brille thäten wir weg und auf den Straßen ließen wir uns nicht ſehen, ſo lange er am Himmel wäre.

Am Abend, von welchem wir ſprechen wollen, ſtand kein Komet, keine Zornruthe Gottes oder ein demagogiſcher Drachenſchwanz am Himmel, ſondern freundliche, klare, runde Sterne ohne Schwanz. Allen voran funkelte der prächtige Jupiter, ſo alt ſchon und immer noch in ungeſchwächtem Glanze. Man hätte faſt glauben können, er hätte ſeine alten Streiche auch noch nicht vergeſſen, belauſche irgendwo in dunklem Haine an ſüßer Quelle ein badend Mädchen, ſende ihm Liebesblicke, bahne durch ſie einen Weg ſich in den dunklen Hain an die ſprudelnde Quelle. Doch diesmal hätte man ſich übel getäuſcht, mit Unrecht dem alten Papa Schalkhaftes zugemuthet, denn kein ſchönes Mädchen war zu ſehen weit und breit. Neugierig war er vielleicht, ſah geſpannt zur Erde, aber auf ein Dorf, welches ſicherlich ſchon mehrere hundert Jahre auf dem gleichen Flecke geſtanden war. Es war ſtattlich angeſchwollen, hatte über Hügel und Löcher, auf denen und in denen Häuſer ſtanden, ſich ausgedehnt, beſtand aus großen und kleinen Häuſern, anſehnlichen Miſtlachen, geleckten Miſthaufen, verwahrlosten, aber ſaftigen Straßen und riegeldicht ſtehenden Bäumen, welche eine ziemlich ungebundene Freiheit zu genießen ſchienen. — Mitten drin, d. h. im Dorfe, nicht in einer Miſtlache, obgleich man es beinahe auch ſagen konnte, ſtand auf ſchlechten Füßen, durchſichtig, mit borſtigem Dache und flatternden Strohwiſchen ringsum, kurz ganz wie ein ungekämmtes Bettlermädchen im Winter, ein mittelgroßes Haus. Ueber dieſes Hauſes wenigſtens zwei Fuß hohe Schwelle ſtolperten Menſchen mühſelig

einer nach dem andern. Sie glichen aber auch nicht von ferne ſchönen ſchlanken Mädchen: ſie hatten Mannskleider an und Rücken drin wie halbe Tennsthore, Pfeifen im Geſichte und trappeten vor dem Hauſe gleichgültig und ſchwerfällig alle Pfützen aus. Viele ſtellten ſich nicht weit von gedachtem Hauſe vor einem andern ſtattlicheren auf, vor welchem ein freier Platz war und in welchem ein ſterbend Lichtlein mühſam ſein Leben friſtete. Hinter den ſtehenden Haufen ging eine ſchwarze Geſtalt, ſtellte ſich aber nicht, ſondern ging vorbei. Die meiſten ſuchten ſie nicht zu ſehen, einige wenige, welche es nicht vermeiden konnten, lüpften an ihren Kappen, als ob ſie zweicentnerige Käſe wären. Die ſchwarze Geſtalt nahm keine Notiz davon. Er iſt taube! ſagte einer. Mira, antwortete ein anderer. Er het d'r Wyl wieder z'friede z'werde, meinte ein dritter. Doch gaben alle ihre Meinung halblaut ab; recht wäre es ihnen nicht geweſen, wenn die Geſtalt es gehört hätte.

Zwanzig Schritte hinter dieſer kam eine andere Geſtalt mit einer dunkeln Anglaiſe angethan, mit beiden Händen über der Bruſt ſie zuſammenziehend. Im Geſichte, unter der Naſe durch, ſchwebte ein Schatten; im Lichte des Jupiters konnte man nicht recht unterſcheiden, war's etwas Ungewaſchenes oder der Anflug eines Schnäuzchens. Dieſe ſtellte ſich bei einem Haufen, zog die Anglaiſe noch enger zuſammen und ſagte: Loſet, ihr Manne; was ihr erkannt habt, iſt nit recht, nit recht, ſoll dann euer Lehrer immer in einem Schweineſtall wohnen? So lange er nicht auch zu einer rechten Wohnung kommt, kommt er nie zur rechten Anerkennung und Achtung. Und ich weiß doch, ich weiß, daß ihr Männer ſeid, welche begreifen, was ein Lehrer iſt und was er verdient, was er verdient. Ich weiß das. Dabei wird es nicht ſein Verbleiben haben. Einſtweilen tröſtet mich nur eins, und das freut mich, ich muß es ſagen: Der Pfaff hat ſo an ein neues Haus geſetzt, und er iſt ſchuld, daß ein ſolches befohlen worden iſt von

oben herab, obſchon es für den alten Hundeſtall nicht ſchade wäre, und das wär's nit, ich muß es ſagen. Aber was der Pfaff mit ſeinem Treiben wollte, das begreif' ich nicht, begreif' ich nicht, — der Krebsgänger, der Jeſuit und Ariſtokrat, der er iſt, iſt, ja iſt! Das iſt's, was mich freut und tröſtet bei der heutigen Erkenntniß, daß der Pfaff ſieht, daß er nichts zwängen kann und wie viel er giltet in der Gemeinde, daß man ſo auf Jeſuiten und Pfaffen nüt meh het, nüt meh het, ja nüt meh het!

Auf dieſe ſchöne Rede antwortete niemand geradezu. Wei m'r hei oder hei m'r e Schoppe? hieß es. Das Haus, vor welchem man ſtand, war das Wirthshaus, welches nach einer Gemeindeverſammlung auf Gäſte hoffen darf, darum brannte auch Licht darin; die vorſichtige Stubenmagd hatte es angezündet und war deßwegen vom Wirth geſchnauzt worden. Der duldete nicht, daß man Licht z'Unnutz brauche, war kein Gaſt da, warum ſollte man Licht brennen in der Gaſtſtube? Der Wirth hatte gar kein theilnehmendes Herz; um die Leiden eines Gaſtes, welcher unter der größten Lebensgefahr erſt die Gaſtſtube ſuchen und, hatte er ſie gefunden, in Pein und Noth eine halbe Stunde im Trocknen ſitzen mußte, bis man Licht gemacht, kümmerte er ſich gar nicht. Die können zum Pintenwirth oder zum Speiſewirth gehen, wenn ſie nicht warten mögen! ſagte er. Warum ſagte er ſo? Darum, weil er eben nicht von einem Schoppen oder zweien leben mußte, und weil er guten und reellen Wein hatte, ſo daß, wer den Unterſchied kannte, lieber eine Stunde wartete als weiter ging. Das fremde Geſindel kümmerte ihn nicht, ja es war ihm am liebſten, er mußte nichts davon ſehen. Was hei m'r d'rvo, he? pflegte er zu ſagen.

Die ſchwerſten der ſtehenden Männer lenkten dem Wirthshauſe zu, machten diesmal den Vortrab, einige leichtere deckten ihnen den Rücken; die Mehrzahl verſchwand in den hier ſich kreuzenden Gäßlein. Alleine blieb ſtehen der Redner, der

Schulmeiſter des Ortes. Kein Menſch hatte ihm geſagt: Komm, ich zahle einen Schoppen! Steif ſtand er da; endlich fuhr er einem korallnen Uhrenbändchen nach herab in die rechte Weſtentaſche, kriegte ſeinen neuſilbernen Bräter beim Schopf und nach andächtig angeſtellten Betrachtungen ſtieß er den Bräter wieder an den alten Ort und marſchirte wild links ab. Was er dachte, wiſſen wir nicht, und was wir nicht wiſſen, darüber ſchweigen wir, werden uns daher auch nie zum entſchiedenen ſchulmeiſterlichen Fortſchritt erheben. Nach den eilenden Schritten und den fliegenden Händen zu ſchließen, muß es jedoch etwas ſehr Wichtiges geweſen ſein, was ſein Gemüth bewegte.

Das Dorf, über welchem Jupiter längſt weiter geſchritten war (denn an derlei Kreaturen, wie da ſich ihm darboten, hatte er nie großes Intereſſe gezeigt), hieß die Behfreude und hatte einen großen Tag erlebt.

Den Behfreudigern hatte die Regierung befohlen gehabt, ein Schulhaus zu bauen, und ſie hatten ſoeben beſchloſſen, keins zu bauen; deſſen waren ſie ſtolz, denn ſolches Trotzbieten war nicht gefährlich, und daß es je Folgen gehabt, kennen wir kein Beiſpiel, wären begierig, eins zu vernehmen. Der Bau wäre ſehr dringlich geweſen um der Kinder und des Lehrers willen, den man hätte ſollen an die Wand lieben können, weil er nicht Platz zum Stehen hatte in der Schulſtube. Wie der Lehrer den Beſchluß faßte, haben wir gehört, wie viel die Bauern ihm darauf hielten, haben wir geſehen. Ihn ging ihr Beſchluß gar nichts an, er zahlte nichts daran, ſie hatten ihn auch nicht ſeinetwegen gefaßt, denn ſie liebten ihn nicht. Für ume ſo nes Schumeiſterli wollte er wohl viel zwänge. Sie wollten ſich ſo gleichſam en Familie freuen, daß ſie es den Fötzeln drinnen, wo man zehn auf den Kopf ſtellen könnte, ehe ein Thaler aus einer Taſche fiele, gezeigt, wer eigentlich Meiſter ſei im Lande. Sie freuten ſich darauf, was für eine Miene die Regenten in der Stadt drinnen jetzt ziehen, und

welche Manövers sie jetzt machen würden, um die Pfeife einzuziehen, doch so, daß es niemand merke. Sie lachten über den Pfarrer, der nicht merke, wie gut das Schulmeisterkrötli es mit ihm meine, und weil sie von reinem Interesse an einer Sache nichts wußten, so meinten sie, er wüßte jetzt, was er den Jagdhund von seinen gnädigen Herren und Obern zu machen habe und wie viel die Bauern ihm darauf hielten. Er solle sehen, daß er es mit ihnen, den Behfreudigern, wohl könne, den Andern hätte er nichts nach zu fragen, sie seien jetzt Meister. Ja, sagte ein alter gewaltiger Bauer, das haben die Alten eigentlich begriffen, daß, wenn wir wollten, wir eigentlich Meister wären, und haben uns nicht Ungattliches zugemuthet und haben noch Mitleid gehabt mit den armen Schuldenbäuerleins, welche so ein Hausbau fast z' Bode macht, welche mich auch immer so beelenden, wenn man ihnen immer Neues zumuthet. (Von diesem Beelenden wollten die armen Schuldenbäuerlein, welche ihm was zu zahlen hatten, eben auch nicht viel wissen.) So haben die Aristokraten noch zuweilen Verstand gehabt, aber die jetzigen das ganze Jahr durch keinen. Die Leute, welche aus dem Bettel kommen und in einem Tage sieben Mal mehr verfressen und versaufen, als sie ihrer Lebstag geerbt, wissen nicht, wie es dem Bauer ist auf einem magern Höfli, wo er Zinse haben muß, die halbe Zeit nur halb genug essen kann und doch bei Ehren und seiner Sache bleiben möchte. Sie wissen wohl, daß man ihnen nichts nehmen kann und jeder Gläubiger die Kosten scheut und die Gefahr, welche der läuft, der sie auf den Kopf stellen will.

Der gute Mann war dem Weinen nahe vor Mitgefühl und Elend. Was ihm zu Herzen ging, war aber eigentlich das, daß noch jemand Anderes den armen Schuldenbäuerlein ihren Schweiß erpressen wollte als er allein, ihm so gleichsam in sein Recht pfuschte. Denn wenn er der Gemeinde zu einem Prozesse verhelfen und denselben unter tapfern Tagegeldern und sonstigen Kosten verfechten konnte, so sparte er es nicht,

zudem wußte er es ſo einzurichten, daß er von der Hälfte ſeines Vermögens keine Steuern und Tellen zahlte; was er zu wenig zahlte, mußten die Aermern zu viel zahlen, begreiflich. So war ſein Kummer um's arme Volk beſchaffen! Und wie viel Kummer um's arme Volk wäre von gleicher Farbe, wenn man mit der Laterne ihm in's Geſicht leuchten würde? Die Rede ging immer raſcher hin und her, je mehr der herrliche Dotziger und zwar Schattenſeite gewachſener den guten Leuten die Zunge löſte. Was oben war, kam übel weg, und gewaltig wurde gelacht, als Einer ſagte: der Schinder hätte ſie längſt genommen, wenn er nicht unter der gleichen Decke wäre!

Endlich klopfte Einer ſeine Pfeife aus, machte ein ernſthaftes Geſicht dazu und ſagte: wegen dem Schulhaus ſei er ganz der gleichen Meinung geweſen, hätte dazu geſtimmt und zwar mit beiden Händen, wenn es nöthig geweſen wäre; was hätte das abgetragen und was hätten ſie nöthig, jemanden einen Gefallen zu erweiſen ſo für nichts und wieder nichts? Aber etwas ſollte doch geſchehen, um zu zeigen, daß ſie keine Fötzel ſeien und wüßten, was Trumpf ſei zu dieſer Zeit. Er komme weit umher und möge ſich nicht allenthalben vorhalten laſſen: ſie ſeien hundert Jahre zurück und wüßten nichts von Aufklärung und Bildung, ihren Namen würden ſie nicht umſonſt haben. Er hülfe eine Käſerei errichten und eine bauen, ſo eine rechte, daß man daran ſehe, es fehle ihnen weder an Geld noch an Bildung. Ringsum hätte man Käſereien und wer keine habe, werde ausgelacht; da ſeien die Weiber Meiſter, heiße es, oder es fehle den Mannen am Einſehen, was nützlich ſei. Von großem Nutzen aber ſeien ſolche Käſereien, das Geld komme wie durch ein Stiefelrohr herab, und alles für Sachen, welche man ſonſt gar nicht äſtimirt oder habe zu Schanden gehen laſſen und z'Unnutz verbraucht. So ein Käshüttli ſei doch bald gebaut, wenn man einander helfe; müſſe doch mancher allein ein Haus bauen, und ihr Lebtag wollten

sie sich nicht nachsagen lassen: z'mitts im Dorfe seien die Weiber Meister und außen im Dorfe kein Mann, und ihre Kühe zäbten nur abgenommene Milch, aus welcher sie bloß z'Noth anken könnten, geschweige dann käsen. Milch hätten sie sicherlich mehr als genug, zum allerwenigsten von hundert Kühen brächten sie sie z'weg. Er frage nun, was sie meinten, und ob die Sache nicht recht wäre?

Der schattenhalb gewachsene Dotziger hatte bereits gewirkt, Courage und Kühnheit krochen (wir können nicht sagen brausten) durch alles Gebein; die Rede that Wirkung, wie keine vollständigere je eine Flachsesamenrede hatte, that Wirkung wie ein Blitz, der in ein Strohdach fährt, sie war zeitgemäß, traf den rechten Punkt im rechten Augenblick. Keine Einwendung wurde gemacht, einhellig der Beschluß gefaßt, eine Käserei zu errichten, eine Käshütte zu erbauen und zwar eine rechte. Da war keiner, der nicht mit noch einem Scheppen den Beschluß weihte und seine Begeisterung steigerte, so daß die Zeit, wie es in glücklichen Stunden zu gehen pflegt, unbemerkt verrann und Mitternacht nahe war, als endlich die Männer aufbrachen. Jeder schien wenigstens einen halben Centner schwerer geworden, so gewichtig traten sie auf, so gravitätisch schritten sie weiter. Wenn einmal Kraft und Muth in Schweizer Herzen flammen, kommt das blanke Schwert schwer wieder zur Ruhe. Als die Schweizer bei Pratteln gesiegt hatten, wurden sie erst hitzig, stürzten nach Muttenz in die zweite Schlacht, und als die geschlagen war, da waren sie gar nicht mehr zu halten, sondern rannten in die Birs St. Jakob zu in die dritte Schlacht; da wohl, da kriegten sie endlich genug, und mit dem Leben verloderte der tolle Muth.

Die Vehfreudiger hatten Aehnlichkeit mit den alten Eidgenossen. Im Schulhause hatten sie der Obrigkeit einen Schnips unter die Nase geschlagen, ein neues Schulhaus aberkannt. Im Wirthshause hatten sie sich zu einem zweiten Beschlusse erhoben am gleichen Tage, was unerhört war in der

Behfreude, hatten was ganz Neues erkannt, was ebenfalls noch nicht erlebt worden war. Jetzt schritten sie an's Dritte: sie zogen heim, wo die Weiber ihrer harrten und wissen wollten, was es gegeben, daß sie so spät heimkämen, die Männer ihnen also verkünden sollten, das Schulhaus sei aberkannt, dagegen eine Käserei abgeredet worden. Da kam es doch manchem, der dritte Strauß möchte der härteste sein, und es könnte ihm ergehen wie den Eidgenossen zu St. Jakob, denn die Behfreudiger kannten zwei Dinge vortrefflich: erstlich ihr Vieh, zweitens ihre Weiber, und die waren handlich. Den Käsereien waren sie nicht grün, das wußten die Männer, und was sie anstellen würden, wenn es zu ihren Ohren kam, daß die Männer was Neues erkannt unerwartet, ohne daß die Weiber es einige Monate oder Jahre gehechelt, das konnte man sich nicht vorstellen, denn es war noch nicht erlebt worden. Indessen die Behfreudiger besaßen auch Eigenschaften, und unter anderen die, daß, was sie nicht im Kopfe hatten, das hatten sie nicht im Kopfe, was sie aber im Kopfe hatten, das hatten sie nicht in den Füßen. Sie gehörten zu den sehr interessanten Figuren, auf welche man zwei, drei Stunden so eindringlich und inbrünstig einreden kann, daß es Einen dünkt, man hätte Nagelfluh weich reden sollen, daß sie geworden wie Mehlbrei, und man will nun, da die Zunge den Dienst versagt, die Sache zu Ende ziehen und fragt: Ist's nit so, meinet ihr nit, und weit d'r? so kriegt man, wenn es höflich geht, zur Antwort: Es kann sein, aber pressiren wird es allweg nicht. Man muß öppe miteinander reden, derweilen kann man sich besinnen, gut Ding will Weile haben. Allweg giebt es noch Sachen, welche auch gemacht sein sollten und mehr pressiren; es ist lange so gewesen und doch gegangen u. s. w.

Sie gingen heim, entschlossen, fest zu bleiben, doch kannten sie eben nicht, wie die Eidgenossen nach St. Jakob, sondern gingen langsam und immer langsamer, und wer die Behfreudiger nicht genau gekannt hätte, wäre in den Wahn ge-

fallen, als seien sie sentimental, zögerten, unter ihr finsteres Strohdach zu kommen, um so lange als möglich an dem Anblick der Sterne sich zu laben und den Gedanken, wie es dort oben sein möchte, wie schön das Wohnen dort und auf welchem wohl am schönsten, oder sie möchten noch niedergehen sehen das herzliebe Mändlein in sein himmelblaues Bettlein, wie ein feuriger Liebhaber auch nicht vom Fenster seiner Liebsten weg kann, bis sie das Licht ausgelöscht und schnarcht, daß die Fenster klirren. Wer die Behfreudiger besser kannte, wußte, daß sie sich um Mond und Sterne am Himmel durchaus nicht kümmerten, sondern bloß um Mond und Sterne im Kalender. Den Stand der Planeten betrachteten sie im Kalender wegen einer Menge landwirthschaftlicher Geheimnisse, und um den Mond kümmerten sie sich wegen Kropfsalben und Kabis b'schütten, wegen laxiren und purgiren, welches erstere bekanntlich im abnehmenden, das letztere aber im steigenden zweckentsprechender unternommen wird.

Die Männer sammelten sich nun, mit aller Besonnenheit vor ihre Weiber zu treten, ungefähr wie gute Katholiken, wenn sie dem Beichtstuhle sich nahen. Unstreitig sind die Weiber die allertüchtigsten Beichtväter, woher es kommen wird, daß die meisten Männer, wie gut reformirt sie im ledigen Stande sein mögen, in der Ehe nachgerade katholisch werden oder wenigstens es werden möchten. Indessen wie langsam man auch vorrückt, rückt man am Ende doch weiter und weiter und endlich an's Ziel: jeder der Männer vor seine Thüre. Weiter wollen wir ihnen nicht folgen, die Bücher würden gar zu dick, welche die daherigen Beichten und Bußtreden fassen sollten, und gar zu strub wäre, was wir von hier und dort zu berichten hätten. Einen einzigen wollen wir begleiten, den Peterli im Dürluft, den magersten der Bauern. Im Dürluft (und der Hof trug seinen Namen nicht umsonst) liegen selten triftige Gründe zum Fettwerden. Der Hof lag auf einem kleinen Hügel, allen Winden z'weg; es war, als nehme

die Luft den Dünger, daher gähne der Boden faſt aus Magerkeit. Daneben war er groß, faſt wie es am ſchlimmſten iſt: viel Jagens und wenig Fangens. Viele Leute ſpeiſen und wenig ernten macht nicht reich. Zudem war Peterli auch der Mann nicht, dem Hof recht unter die Arme zu greifen; er war arbeitſam, aber die Tage, an welchen ihm was einfiel, hätte er roth zeichnen können im Kalender, und gar zu viele Feiertage hätte es nicht gegeben. Daher konnte er nie Gänge erſparen und in einem Gange zwei Geſchäfte abthun, konnte die Arbeit nicht ſo verflechten, daß die Zeit gehörig zu Ehren gezogen worden wäre, ſo daß er mit der Landarbeit gewöhnlich ſo im Rückſtande war, daß er ein ſogenanntes Werk, d. h. Heuet, Ernte u. ſ. w., erſt anfing, wenn die Andern damit fertig waren. Dazu beſaß er viel Schulden und wenig Miſt, hatte viele Dienſtboten, aber nur halbbatzige, alles Dinge, welche eben nicht geeignet ſind, einem magern Hof auf die Beine zu helfen. Eſi, ſeiner Frau, kam zu viel in Sinn, was ihrem Manne zu wenig; ſie ſchoß von einer Arbeit zur andern, machte keine aus, fing ſieben Mal an, ehe ſie ein Mal fertig wurde. Sie wollte die Bäurin machen, die gute Frau ſein, gab unverſtändig mit vollen Händen am Morgen und konnte am Abend, um der Sache einzukommen, einer armen Frau ein halbes Pfund Anken einen Batzen zu theuer geben oder ihr die Milch zumeſſen, als ſtamme ſie von einem Elſäſſer Juden ab. Neben der guten Frau wollte ſie auch die ſein, welche Meiſter im Hauſe ſei. Peterli durfte ihr das Geld nicht bloß nicht einſchließen (von aufſchreiben war begreiflich keine Rede), ſondern ſie nahm Geld, gab es aus ohne Verſtand, nur um zu zeigen, daß ſie über das Geld könne, wann und wie ſie wolle. Sie ſei nit niene daheim gſy und nit blutti, ſo pflegte ſie zu ſagen; ſie brauche von ihrer Sache und ſo viel als ſie gut dünke, potz Blitz! Ob bei ſolcher Verwaltung Zinſe gegeben würden, ob es rückwärts oder vorwärts gehe mit dem Haushalt, das kümmerte Eſi ſo wenig,

als es jene Beamtenweiber kümmert, welche alle Monate einen neuen seidenen Rock und alle Tage sonst was Neues begehren und nie fragen: wo nehmen und nicht stehlen? Wie es in solchen Weibsköpfen aussieht, begreift ein verständiger Mensch hell nicht; daß es im Kopfe einer Eisi so aussehen kann, das allfällig fasset er, aber in den Köpfen von Professoren-Töchtern zum Exempel, he?

Dieses Eisi nun erwartete seinen Peterli mit steigendem Zorne, nicht weil ihn's die Eifersucht plagte oder die Angst, Peterli verthue Geld, sondern weil es einen Gwunder im Leibe hatte, der ihn's ärger quälte, als das strengste Bauchweh. Eisi hatte Peterli klare Instruktionen mitgegeben, und auf dem Halten der Instruktionen hielt es wie die Urner, welche einen Gesandten, der es nicht that, um einen Kopf kürzer machten. Die Urner werden nämlich sich als frei und nicht die Herren Gesandten als ihre gestrengen Herren und Obern betrachtet haben. So ein Urner war Eisi und hatte seinem Peterli gesagt, er solle sehen, was sie machen. Werde ein Schulhaus erkannt, so thäte er besser, er ließe sich so bald nicht mehr zum Hause, denn sobald es ihn erlangen möge, haare es ihn, bis er einen Kopf habe wie eine geschorne Rübe, darauf könne er zählen. Eisi haßte den Pfarrer sehr; so oft es zur Kirche gegangen, habe er auf ihn's gestichelt. Da hätte es gedacht: Warte, dir will ich's zeigen, und sei an einen andern Ort gegangen, und was hätte ihm da der schwarze Hagel angemacht? Hätte der sich nicht die Mühe nehmen mögen und hätte ihn's beim andern Pfarrer angemalet, daß es keine Art gehabt! Kaum sei es in der Kirche abgesessen, so hätte der auch angefangen zu sticheln, daß es fry g'surret heig und alle Leute es angesehen, daß es hätte mögen durch den Boden hinunterschlüpfen so weit als möglich. Aber da hätte es sich hoch und theuer versetzt, in einer Kirche sehe es niemand mehr; wenn sie einen Narren haben wollten, könnten sie sich einen eisernen machen lassen. Es nehme ihn's wunder,

ob denn die Kirche da sei, um die Leute auszuführen, oder wo das Gesetz sei, daß man gehen, anehocke und selber hören müsse, wie man da ausgeführt und heruntergemacht werde, als ob man in keinem Schuh gut sei?

Doch noch bitterer haßte Eisi den Schulmeister. Erstlich weil derselbe einmal den Kindern gesagt: Ihre Mutter müsse doch e fule Hung sy, weil sie immer zu spät in die Schule kämen und dann noch selten gewaschen und gekämmt; zweitens weil er so vornehm und herrschelig ume schnäuzle.

Als Eisi Peterli seine Instruktionen gegeben hatte, hatte Peterli gesagt: er wisse nicht, wie es gehe, es sei ein Befelch von der Obrigkeit da. Und ih sch— druf! hatte Eisi gesagt; lue du, was du machst. Peterli hatte mit seinem unterthänigen Bescheid sich Eisi sehr verdächtig gemacht; das lange Ausbleiben steigerte von Minute zu Minute den Verdacht in ihr bis zur Gewißheit. Wart, sagte Eisi, bleib aus, so lange du willst, das soll dir nichts nützen, dir soll's eine Weile nicht mehr einfallen, in den Haaren zu kratzen.

Peterli fiel es nicht ein, daß seine Frau denken könne, sie hätten das Schulhaus erkannt. Er setzte gewöhnlich voraus, was er wisse, das wisse die ganze Welt; aber er fürchtete sich wegen dem späten Heimkommen und wegen der Käserei, hoffte sehr, Eisi schlafe und Erläuterungen blieben bis am Morgen verschoben. Der gute Peterli dachte nicht daran, daß eine Frau, welche voll Gwunder auf den Mann wartet, so wenig schläft, als ein Mädchen, welches voll Liebe seines Schatzes harret. Als Peterli so leise als möglich an's Haus trappete und nach der Thüre suchte (denn das liebe Mändlein lag längst im himmelblauen Bettlein), sprang diese plötzlich auf und Eisi fuhr heraus. Die meisten Weiber hätten gewartet, bis sie den Mann innerhalb den vier Wänden gehabt hätten, aber Eisi war zu zornig geworden und war überhaupt der Meinung: im Dürluft sei es Meister, frag' keinem Hung was nach, mache was ihn's ankomme. Zornig schrie Eisi seinen

Peterli an: Was — haſt du machen helfen, daß du nicht heimkommen darfſt wie üblich und bräuchlich und einem Hausvater wohl anſteht? Peterli, der nie zwei Sachen miteinander im Kopfe behielt, hatte begreiflich das Schulhaus längſt vergeſſen, dachte bloß an die Käſerei und glaubte, die Frau wiſſe längſt, was dieſen Abend ſich zugetragen hätte; er ſagte daher ganz kleinlaut: Thue doch recht nit wäſt, ine, g'ſcheh iſt g'ſcheh, und wenn man ſich recht b'richten läßt und die Sache nicht übertreibt, ſo iſt es doch eine rechte Sache und ſteht dem ganzen Dorfe wohl an. Dreck ſteht es an! ſchrie Eiſi; und b'richten hin b'richten her, ich will dich anders b'richten; du weißt dann ein anderes Mal, ob du dich von Pfaffen und Fötzeln ſollſt b'richten laſſen! Somit fuhr Eiſi Peterli mit allen zehn Fingern in die Haare, daß er wußte, was es heißt, fremde Hände im Haar haben, faßte ihn an Haar und Ohren und ſchüttelte, daß Peterli das Feuer im Elſaß brennen ſah. Peterli hielt einen Augenblick dar, um die Buße alsbald abzuthun. Als es ihn endlich dünkte, es ſollte genug ſein, faßte er Eiſi bei den Armen und ſagte: Setz ab, ſonſt mach ich auch, was ich kann! Es iſt ſich doch d'r Werth, ſo wüſt zu thun, wo es doch nichts abträgt, denn erkannt iſt erkannt, und dann habe ich ja nur für viere unterſchrieben und wir haben ſechſe. Sechsmal Lümmel, der du biſt, an einem iſt's zu viel! Meinſt, man wiſſe nicht, daß du ſechſe haſt, und das ſiebente wird nicht weit ſein. Oder willſt du etwa verleugnen, meinſt etwa, ſie ſeien nicht dein? Wohl, beim Hagel, das ſoll doch niemand beſſer wiſſen als du! Aber wart, dir will ich —, ſo ſchrie Eiſi, biß Peterli in den Arm, riß ſich vom andern los und theilte Ohrfeigen aus, daß Peterli vor's Dachtrauf hinausfuhr und ſchrie: Biſt ſturm, oder fehlt es dir ſonſt im Kopf; Küh, nit King, nit King, Küh! Was, jetzt ſagſt du den Kindern Küh, ja, wenn es nur deine wären! Aber es iſt himmelſchreiend, Küh und nit King u de noh myni King! ſchrie Eiſi und fuhr friſch darauf los. Peterli war eigentlich

nicht an beiden Händen links, wie man zu ſagen pflegt, hatte ſich von der Ueberraſchung erholt, hielt Eiſi vom Leibe und ſagte: Was iſt doch mit dir, ſeit wann ſchreibt man die Kinder auf wegen einer Käſerei, das nimmt man nach den Kühen, denn da kommt es auf die Milch an, die man liefern kann! Was geht mich die Käſerei an, ſchrie Eiſi, ich rede vom Schulhaus, du Sturm, welches ihr erkannt habt kuhmäßig! Sturm ſelber, ſagte Peterli, das Schulhaus iſt ja d'r Bach abg'ſchickt, und für zu zeigen, daß wir doch auch an einem Orte daheim ſeien, haben wir eine Käſerei erkannt. Warum ſagſt das nicht? ſagte Eiſi. Habe gemeint, du wiſſeſt es, antwortete Peterli. Die Narre meine! entgegnete Eiſi. Wie hätte ich wiſſen ſollen, daß ſolchen Knubeln was in Sinn käme.

Indeſſen ſagte Eiſi dieſes ganz ſanftmüthig. Die Nachricht, daß dem Pfarrer und dem Schulmeiſter ein Schnips unter die Naſe gemacht worden und daß ſie jetzt wüßten, daß ſie die Sache nichts anginge, hatte Eiſi's Zorn nicht bloß zerſetzt, ſondern ſogar in große Freude verwandelt. In dieſer Freude erſchien Eiſi eine neue Käſerei ganz roſenroth. Meinethalben, ſagte Eiſi, aber da kannſt du dann aufpaſſen, daß du nicht betrogen wirſt von den Andern. Du haſt erfahren, was die können. Nur das will ich dir ſagen, einſchränken und ſo ganz einthun laſſe ich mich nicht; Geld gnue und Milch gnue, ſelb will ich, ſo lange ich lebe. Perſche! ſagte Peterli. Ach Gott! Perſche iſt ſo leicht geſagt und Milch genug und Geld genug iſt eine ſo ſchöne Sache. Wenn man jedem mit einem Perſche dazu verhelfen könnte, in wie viel beſſern Hoſen ſtünde ſo mancher.

Zweites Kapitel.

Naturgeschichte der Käsereien.

Einem großen Theile der geehrten Leser wird das Wort Käserei nicht ein ungehörtes sein, aber den vollen Klang desselben in seiner ganzen Bedeutung werden die meisten kaum fassen; eine Erörterung desselben wird daher nicht am unrechten Orte sein.

Vor alten Zeiten, d. h. vor etwas mehr als dreißig Jahren (unsere Zeit, wo man alle Tage was Neues will, um morgen es rein zu vergessen, läuft auf gar raschen Beinen, man wird in einem Tage alt, geschweige in dreißig Jahren), käsete man bloß auf den Alpen den Sommer durch, so lange das Vieh zur Weide ging; zog im Herbst der Küher zu Thale und fütterte er bei einem oder einigen großen Bauern seine sechzig bis achtzig Kühe, so machte er wohl auch einige Käslein für den Hausbrauch oder für einen Wirth, der durch recht räßen Käs seinen sauern Steffisburger versüßen wollte. In allen Landestheilen machte man auf den daselbst gelegenen Alpen eine eigenthümliche Käseart von Ur-Ur-Ur-Vater her und glaubte diese Käseart durch den Boden und die darauf wachsenden Kräuter bedingt. In den Thälern machte man keine Käse, man glaubte die Grasarten der Thäler dazu untauglich; bloß hie und da wurde eine kecke Hausfrau, deren Großmutter eine Küherstochter gewesen, durch die Familienanlage dazu getrieben, oder ein vermessener Bauer tanggelte einen z'weg für einen ruchlosen Pintenwirth, dem am Leben seiner Gäste wenig gelegen war. Daß man überall käsen, im Siebenthal Emmenthaler Käs machen könne, daß vom Käser so viel abhänge als von der Alp, daran dachte man nicht. Schon sehr lange wurde Schweizerkäs ausgeführt als eigentlicher Luxusartikel, und als Luxusartikel gilt er im Lande selbst, und ein eigent-

liches Feſt iſt es für Herrenkinder z. B., wenn ſie einmal zu Käs kommen, und doch wird im Lande ſelbſt der mindere Käs gegeſſen, der beſte ausgeführt. Der gute Käs von Oberländer, Emmenthaler, ja Greyerzer Alpen, welcher nach Rußland und Deutſchland ausgeführt wird, heißt Emmenthaler Käs. Fordert man in Deutſchland Käs, ſo fragen die gnädigen Herren Kellner zumeiſt, ob man Emmenthaler oder nur Schweizerkäs wolle? Wahrſcheinlich waren es Emmenthaler Handelshäuſer, welche dieſes Fabrikat zuerſt auf den Markt brachten und es daher auch tauften. Dagegen heißt aller guter Käs, welcher nach Frankreich geht, Greyerzer, komme er woher er wolle, und wahrſcheinlich aus dem gleichen Grunde.

Zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts und im Anfang des gegenwärtigen fand eine große Revolution in der Landwirthſchaft ſtatt. Bis dorthin weidete man viel im Feld auf der Brache, in Wald und Weide, zog Rinder und Pferde auf, handelte ſtark, beſonders mit den letztern, nach allen Weltgegenden. Da ward das ſogenannte Kunſtgras erfunden, d. h. Klee, Esparſette, Luzerne kamen in's Land, die Stallfütterung ward möglich, die Brachwirthſchaft hörte auf, die Wälder wurden geſchloſſen, die Weiden urbar gemacht und Kartoffeln maſſenhaft gepflanzt, nicht bloß ſo gleichſam zum Deſſert. Sobald das Vieh im Stalle war, gab es Dünger, dicken und dünnen, fleißig und verſtändig ward er angewandt, die Felder trugen alle Jahre mehr ab. Das urbare Land erweiterte ſich auch in dem Maaße, als man mehr Dünger hatte, eben ſo mehrte ſich der Viehſtand und namentlich die Kühe, welche Nutzung gewährten, während mit den verminderten Weiden die Zucht und namentlich die Pferdezucht abnahm. Mit den Kühen mehrte ſich die Milch, denn es greift alles ineinander und eines entſteht aus dem andern auf gar ſeltſame Weiſe und oft ſo fein, daß das menſchliche Auge die Fäden nicht einmal ſieht; viel feiner als Kühe und Milch. Man butterte auf Leib und Leben, aber die Butter wurde

damals nicht wie jetzt nach Holland ausgeführt, eingesalzen als Schiffsanken gebraucht. Wie wenig die Butter galt, bezeugt der Vers an einem Thürli: O Mensch, fass' in Gedanken, drei Batzen gilt's Pfund Anken! Man hatte Milch bis über die Ohren, manches Weib ertrank fast darin, manches Weib schüttete so viel in's Mistloch, daß, wenn es sie im Fegefeuer hätte, es manches Jahr seinen Durst ziemlich löschen könnte. Händel wie damals von Michelstag bis Fastnacht, wo die anständigern Schweine aus bessern Häusern fast von lauter Nidle lebten, werden sie kaum mehr kriegen, so lange das Pfund Anken mehr als drei Batzen gilt. Nun hat der liebe Gott dem Menschen einen Verstand gegeben, welcher in jeder Noth, sei es in einer des Mangels oder des Ueberflusses, eine Abhülfe sucht, wie eine Maus in der Falle ein Loch zum Entrinnen. Man kam auf den Gedanken, ob die Milch von Kühen, welche mit Gras in Ställen gefüttert würden, nicht eben so gut zum Käsen tauge, als die Milch von Kühen, welche auf Alpen zur Weide gingen. Da Gedanken unsichtbar sind, so kann man nicht sagen, wem er zuerst kam. Es ist übrigens ein Wunderbares mit den Gedanken und der Ausdruck: Es kam mir ein Gedanke, herrlich. Es ist mit den Gedanken wie mit den Winden: wer kann mir sagen, woher sie kommen und wohin sie gehen?

Oberst Rudolf von Effinger von Wildegg, Bauer, Soldat, Aristokrat, Oberamtmann, Rathsherr, schön und stark von Gesicht und Gestalt, in Gesetzen und Theorien nicht sonderlich bewandert, aber praktisch durch und durch, kurz ein Berner vom reinsten Korn, errichtete die erste Käserei zu Kiesen, wo er Gutsbesitzer und auch Oberamtmann war, und die zweite zu Wangen, wohin er als Oberamtmann versetzt wurde; Käsereien waren ihm Herzenssache. Dies geschah im Anfange der zwanziger Jahre. Wie üblich im Bernbiet, wo man ehedem nicht auf jede neue Narrheit versessen war, betrachtete man anfangs die Sache mit großem Mißtrauen, es fand sich wenig

Nachahmung. Mit gerümpften Naſen ging man um in die Käſereien gemachten Käſe herum und that, als ob man ihren Geruch kaum ertragen möge. Die Händler gaben zu, daß die Dinger ausſähen wie Käs, ſeien aber doch nicht Käs, könnten nicht in den eigentlichen Handel gebraucht werden, wolle man nicht Ruf und Kredit der Emmenthaler Käſe gefährden in alle Ewigkeit hinaus; ſie ſeien höchſtens gut für Buchiberger, deren Hälſer an ſiebenjähriger Ankenmilch erhärtet ſeien, oder für Züribieter, die ihren Wein überſtanden und ihr Leben bis in die zwanziger Jahre gebracht. Indeſſen die Käshändler ſind ſozuſagen auch Menſchen und dazu eben nicht dumm. Sie meinten nicht, daß man das, was man aushöhne, als könnte man Miſthaufen und Jauchelöcher vergiften damit, ja ſelbſt junge Zürcher unter zwanzig Jahren, ganz von der Hand weiſen müſſe, wenn irgendwie Vortheil daraus zu ziehen ſei. Sie bohrten hier und da mit ihren Inſtrumenten einen der Käſe vorſichtig an, betrachteten, ob er Löcher hätte, koſteten unter ſchrecklichen Geberden ein kleines Stücklein, ſpuckten es dann klafterweit vom Leibe, liefen eilends zum nächſten Brunnen, um das Leben zu retten, und überließen den Käsbauern die Mühe, den Zapfen ſorgfältig wieder in's Loch zu ſchieben. Um die Käſe zu probiren, bohrt man nämlich einen Zapfen heraus, an demſelben ſieht man Farbe und Löcher, die Spitze haut man ab und verſucht den Geſchmack, den Reſt ſtößt man wieder in's Loch, ſo daß der Käs wieder ganz wird. Die Käſehändler haben ihre eigenen Bohrer und bohren, wo ſie wollen, denn ſie kennen den Kniff gar zu gut, in magern Käſe Löcher zu bohren, ſie dann mit Zapfen von fettem Käſe auszufüllen, beim Verkauf dann mit kundiger Hand die fetten Zapfen aus den magern Käſen zu ziehen und ſie auf dieſe Weiſe für fett zu verkaufen, wie es von den mit Käs im Lande herumhauſirenden oft zu geſchehen pflegt. Hier und da nahmen ſie faſt wie um Gotteswillen und um ſchlechten Preis einzelne Käſe ab, etwas wurde mit

Angst und Noth Wirthen im Lande abgesetzt, den Rest konnte man selbst essen.

Die Käshändler machten nach und nach die Erfahrung, daß auch die feinsten Berliner und Petersburger Nasen den Unterschied zwischen Alpen- und Thalkäs nicht merkten, daß der Käsereikäs ohne Kreditschwächung prächtig in's Ausland zu gebrauchen sei. Sie ließen es sich nicht merken, thaten spröde, rümpften die Nase über solchen Käs wie siebenzehnjährige Mädchen über einen siebenzigjährigen hagern Hagestolz, aber sie thaten doch immer mehr d'r Gottswillen, d. h. sie kauften immer mehr solchen Käs so wohlfeil als möglich und suchten unter der Hand für die vermehrte Produktion größern, erweiterten Absatz. Ihre Reisenden besuchten nicht mehr bloß die großen Hauptstädte und in denselben die berühmtesten Gasthöfe und Restaurationen, wo nichts zu haben ist als Austern, Champagner und Emmenthaler, sondern sie hielten sich zuweilen auch in geringern Städten und Städtchen auf, in Darmstadt z. B., in Magdeburg, in Nürnberg und Leipzig, und verschmähten Wirthshäuser und Speisewirthschaften zweiten und selbst dritten Ranges nicht. Die Wirthe legten sich Emmenthaler als Luxusartikel bei, wie bei uns Wirthinnen Sopha und Spiegel, und lockten damit Gäste, wie man die Krebse zieht mit Rinderleber.

Nun sind die Bauern in ihren Lieblingsfächern, Kühen, Kälbern, Pferden, Land und Geld, eben auch nicht dumm. Sie merkten, daß die Käse mehr und mehr zogen, die Spycher der Händler immer wieder leer wurden, wie viel dieselben auch kauften. Sie schlugen nach und nach mit dem Preise auf, die Händler fuhren darob aus der Haut, aber die Bauern hatten so was schon mehr erlebt, blieben kaltblütig. Als die Händler das sahen, fuhren sie sachte wieder in die Haut, zahlten so wenig als möglich, kauften so viel sie konnten, schärften aber allerwärts ein, ja den Preis nicht zu sagen, um den sie gekauft; wenn es nicht sie und wenn es ihnen nicht um

ein ander Mal zu thun geweſen, ſie hätten nicht ſo gekauft, ſie verſpielten das eigene Geld. Nach und nach kam immer größerer Vortheil in die Käſereien; deſſelben freuten ſich die, welche ſolche hatten; das merkten aber auch die, welche keine hatten. Nun gab es in den dreißiger Jahren trockene Jahre; groß ward manchmal der Futtermangel, der Preis des Kubikklafters Heu erreichte zuweilen die Höhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Kronen oder fünfzig Schweizerfranken, ja der Centner Tannkries wurde um fünfunddreißig Batzen verkauft. (Muß ein ſtrub Freſſen ſein, ſelbſt für Kühe.) Da zwang die Noth, alle Kunſt dem Grasbau zuzuwenden. Im Emmenthal namentlich wurde da erſt recht heimiſch die Eſparſette, ja auch der Klee ward zu bauen angefangen, wo man früher gar nicht glaubte, daß er gedeihen könne. Von 1838 an war das Wetter dem Gras günſtig, Ueberfluß an Futter erzeugte auch Vermehrung des Viehſtandes. Von da an mehrten ſich die Käſereien, ſtündlich, hätten wir bald geſagt, ſie ſchoſſen aus dem Boden herauf faſt über Nacht wie die Pilze, trotz den großen Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen hatten.

Die Schwierigkeiten kamen, wie alles Uebel, mehr von innen als von außen, zeigten ſich aber äußerlich in allen möglichen Geſtalten. Bekanntlich iſt beim Käſen die Hauptſache die Milch, ohne Milch iſt's ausgekäſet, und um Milch zu bekommen, ſind Kühe die Hauptſache. Nun rechnet man für einen Centner Käs zwölf Centner oder drei Säume Milch und durchſchnittlich von einer Kuh täglich fünf Viertelpfund Käs, ſo daß man alſo von hundert Kühen täglich einen Käs machen kann, welcher hundertfünfundzwanzig Pfund ſchwer iſt. Man macht am liebſten ſchwere Käſe von hundertfünfzig bis zweihundert Pfund, ja man macht ſie bis auf zweihundertfünfzig Pfund. Sie haben zwar ihre Nachtheile; mißräth ein Käs von zwei Centner, ſo geht ein kleines Kapital verloren. Und da er anfangs täglich, ſpäter ſeltener vom Geſtell gehoben, mit Salz eingerieben und wieder hingeſtellt werden

muß, ſo iſt das eine Pflicht für einen einzelnen Mann, dieſe Käſe mit Leichtigkeit und Sorgfalt, daß ſie auch nicht im mindeſten verletzt werden, hin- und herzuheben. So für einen zarten Kaffeejunker von Mainz oder von Cöln am Rhein oder von Murten am Murtenſee hätte ſo was eine Naſe. Indeſſen, und das iſt die Hauptſache, werden ſie am theuerſten bezahlt, nicht weil man ſie für die beſten hält, ſondern weil in gewiſſer Herren Länder der Eintrittzoll nicht per Pfund, ſondern per Stück berechnet wird.

Die gehörige Anzahl Kühe in einem nicht zu großen Reviere zuſammenzubringen, ſo daß die Milch nicht zu weit getragen werden muß, im Sommer nicht von der Hitze leidet, jedenfalls höchſtens eine halbe Stunde, hält ſo ſchwer nicht, hundert und hundertundzwanzig Kühe finden ſich leicht in gehöriger Nähe. Auch der Ort zum Käſen findet ſich leicht. Sehr gern giebt ein Bauer ein altes Haus oder ein Ofenhaus dazu her und ſcheinbar wohlfeil. Je näher er die Käſerei hat, deſto lieber iſt es ihm. Er muß die Milch nicht ſo weit tragen, es heißt, die Schweine würden fett bloß vom Riechen der Käsmilch, und dumm müßte der Käſer oder Senn ſein, wenn er nicht riechen würde, wann die Bäurin Kaffee macht, und merken, ob ſie gerne Nidle dazu hätte und ein Stücklein guten Zieger oder nicht. Und findet ſich kein ſolches Haus, ſo findet ſich Platz genug, um eine Käſerei abzuſtellen, und Geld, eine zu bauen. Es iſt noch nie erhört worden, wie es ſo oft bei Schulhäuſern der Fall iſt, daß aus Mangel an Platz oder Geld die Errichtung einer Käſerei unterblieben wäre. Man ſieht ſolche Käſereigebäude, die Herrenſtöcken gleichen, deren Bau mehrere tauſend Gulden gekoſtet hat, und kein Menſch beklagte ſich über den theuren Bau und die Mühe, welche er verurſachte, an ſolchen Orten, wo man vorgab, aus Armuth kein Schulhaus bauen zu können.

Hat man Haus und Milch, bedarf man auch jemand, welcher aus der Milch den Käs macht, einen Käſer oder Senn,

wie man zu ſagen pflegt. Dies iſt die Hauptperſon, denn von dieſem hängt der Käs ab. Ein ſchlechter Senn kann eine ganze Sommernutzung von hundert Kühen vielleicht im Werth von fünf-, ſechstauſend Gulden faſt werthlos machen und was noch mehr iſt, den Kredit einer Käſerei auf Jahre hinaus zerſtören. Leute, welche ſich für Sennen ausgaben, fand man immer, denn beſſerer Verdienſt iſt ſelten im Lande. So ein Senn verdient während ungefähr ſieben Monaten hundertvierzig bis hundertſechzig, ja zwei- und dreihundert Gulden nebſt freier Station, Nidle, Butter, Zieger ꝛc. ſo viel er mag, daß die meiſten, wenn ſie Liebhaber von ſolchen Sachen ſind, gegen Herbſt ſo fett wie Dächſe werden oder wie die Bären, ehe ſie an den Tatzen zu ſaugen anfangen, wozu er die fünf übrigen Monate des Jahres befähigt und berechtigt iſt; da nimmt ihn die Käſereigeſellſchaft nicht in Anſpruch, er iſt frei, kann machen, was er will, es ſei denn daß Winterkäſe gemacht werden, was aber ſelten iſt und beſonders bezahlt wird. Es finden ſich daher Leute genug, welche ſagen, ſie könnten das Käſen: Küherssöhne, Küherknechte, nach und nach auch Hüttenknechte, d. h. Knechte der Sennen in den Käshütten. Es legt ſich nämlich ſo ein Senn zumeiſt einen Knecht zu, welcher ihm bei dem Reinigen der Geſchirre, beim Salzen und Käſen zur Hand ſein muß. Dieſe avanciren begreiflich auch gerne zur Meiſterſchaft wegen der Ehre und dem Gelde. Ob dann aber auch alle, welche es ſagen, es wirklich auch können, iſt eine andere Frage, welche bloß durch das Probiren zu löſen iſt.

Die Schwierigkeiten liegen alſo nicht in äußerlichen Dingen, nicht im Mangel des Stoffes oder des Perſonals: die Schwierigkeiten liegen im Inwendigen. Sie liegen erſtlich im gegenſeitigen Mißtrauen, jeder fürchtet vom andern betrogen zu werden, wahrſcheinlich weil ſo viele denken: was man machen könne, ohne daß es an Tag käme, dem habe niemand viel nachzufragen, ſei alſo auch mehr oder weniger erlaubt. Ich mache was ich kann, mach's auch, denken wohl

die Schlauern. Den Andern iſt's aber doch nicht recht wohl bei der Sache, ſie fühlen wohl, daß ſie bei dieſem Grundſatze den Kürzeren ziehen müſſen; denn da kann auf alle mögliche Weiſe mit der Milch betrogen werden und zwar ſo, daß entweder der Käs ganz verdorben oder aber deſto magerer, alſo deſto ſchlechter wird. Das Erſte geſchieht, wenn man ungeſunde Milch, Milch von ungeſunden Eutern, ungeſunden Kühen oder auch Käsmilch zur guten ſchüttet, das Zweite, wenn man in die friſch gemolkene Milch, welche alſobald von der Küh weg in die Käſerei zu tragen iſt, Waſſer oder ältere Milch ſchüttet, von welcher man die Nidle weggenommen hat. Das Erſtere zeigt ſich bald und läßt, wenn man ernſtlich will, ſich ausmitteln, von wem der Schaden kommt. Das Letztere iſt viel ſchwerer zu entdecken, auch jetzt, wo man Milchproben hat wie Weinproben. Da ſie bloß anzeigen, ob die Milch fetter oder magerer iſt, die Kühe aber gar verſchiedene Milch geben, beſſere und ſchlechtere, ſo zeigen ſie die Verfälſchungen doch nicht mit Sicherheit an, es kann Einer lange ſein Waſſer theuer verkaufen, wenn man ihm nicht auf andere Weiſe über ſeine Schliche zu kommen weiß.

Allen dieſen Fatalitäten ſoll nun ein Reglement vorbeugen, welches die Geſellſchaft ſich ſelbſt giebt. Jeder Antheilhaber wird zum Geſetzgeber und jeder ſucht nun das Geſetz ſo einzurichten, daß er ein Loch zum Entſchlüpfen für ſich behält, während er damit alle Andern beſchränken oder fangen, den donners Schelmen das Betrügen verleiden will. Das Ding iſt nun ein ſchweres Kunſtſtück, und wir glauben nicht, daß es irgendwo gelungen iſt, daß eine Käſerei zu finden iſt, wo es von A—Z lauter und redlich zugeht wegen Geſetz und Reglement. Und weiß auch manchmal der Bauer nicht um die Schelmerei, ſo kennt ſie doch die Frau, und treibt ſie die Frau nicht, ſo treibt ſie der Melker, der mit irgend einer Frau unter der Decke ſteckt, oder manchmal aus ganz einfachem Hochmuth, nur um von der gleichen Zahl Kühen mehr

Milch zu liefern als ein anderer Melker. Ja ſo ein Reglement zu machen, welches ein wahrer Troſt iſt für die Einfältigern und Mindern und ein Zaum für die Mächtigern und Schlauern, ſelb hat eine Naſe; auch für ein ſolches wäre der Niggel (Geſetzfabrikant) zu kurz, denn ein Geſetz ohne Loch kann der eben nicht machen.

Die zweite große Schwierigkeit bietet der Senn dar. So wie man Milch genug kriegt, aber nicht immer die beſte, ſo kriegt man wohl immer einen Senn, aber was für einen? Auch hier macht nicht die Kunſt die Hauptſache, ſondern die Ehrlichkeit. Die Kunſt iſt zwar nicht unbedeutend. Der Senn muß ſich auf die Milch verſtehen, muß in ſeinen Armen den Thermometer haben, welcher ihm unmittelbar die rechten Wärmepunkte angiebt für die verſchiedenen Verrichtungen, alles muß er mit der größten Pünktlichkeit, nichts obenhin verrichten, muß im Geſchirr die größte Reinlichkeit bewahren, muß der Beſorgung der gemachten Käſe mit großem Fleiße obliegen, darf der Mühe des Salzens und Kehrens der Käſe ſich nicht leichtfertig überheben. Aber da kann man Vorſicht anwenden bei der Auswahl, Aufſicht üben im Verlauf des Sommers, aber bei der Ehrlichkeit? Nach dem ſchönen Grundſatze: Dem Ochſen, der da driſchet, ſollt du das Maul nicht verbinden, darf der Senn und auch ſein Knecht vom gelieferten Stoffe für ihre Perſon brauchen, was ſie mögen, aber mehr nicht. Verſchleipfen ſollen ſie nicht, weder aus Liebe noch um's Geld, weder kaufs- noch tauſchsweiſe. Nun hat der Senn nicht bloß alle gelieferte Milch in ſeinem Verſchluß, ſondern es iſt auch ein bedeutender täglicher Handel in einer Käſehütte. Da jeder Antheilhaber ſich verpflichtet, alle Milch über ſeinen Hausbedarf in die Käſerei zu geben, ſo würden die, welche keine Kühe haben, beſonders die Armen, um alle Milch kommen. Dieſe können nun ihre Milch in den Käſereien holen. Freilich geht es da nicht bloß ſpitzer zu mit meſſen als ehedem, wo ſo eine Bäurin, welche in der Milch flotſchete wie Enten

in einem Weiher, keinen Unterſchied machte zwiſchen einer Maaß und einem Keſſel, ſondern das gegenwärtige Milchmaaß enthält bloß vier Pfund Milch, ſtatt wie ehedem fünfe. Man verkauft an einigen Orten auch Käsmilch, d. h. die Flüſſigkeit, welche übrig bleibt, wenn der Käs gemacht iſt, wenn die Antheilhaber nicht alle heimnehmen oder die Geſellſchaft nicht eigene Schweine hat, welche ſie mit der übrigbleibenden Käsmilch mäſtet. Es wird an einigen Orten auch Nidle verkauft. An allen Orten wird gebuttert, die gemachte Butter heißt Vorbruchanken. Es ſchließt ſich nicht alle Fettigkeit im Keſſel dem Käſe an: erneuertes Wärmen bringt den Reſt obenauf; ſie wird abgenommen, man läßt ſie vertropfen, gießt dann gute Nidle dazu und buttert die Miſchung zuſammen, bis man ihr Butter ſagen kann, iſt's aber doch nicht recht. Sie wird akkordweiſe Händlern geliefert und geht pfundweiſe weg. Es iſt alſo in einer Hütte nicht bloß ein täglicher, ſondern faſt ein ſtündlicher Handel, welcher dem Senn durch die Hand geht und der unmöglich beaufſichtigt werden kann, man mag es anſtellen wie man will. Und wenn man alles gethan zu haben glaubt, was Menſchen möglich war, ſo erſinnet der Senn neue Kniffe und lacht ſeine Bauern, welche ſich klug dünkten und waren es doch nicht, weidlich aus. Sie ſtecken z. B. Bleikügelchen in die Stricke der Waage, welche die Schaale mit den Gewichten hält, ſchreiben weniger auf, als geliefert wird u. ſ. w. u. ſ. w. Steckt der Senn mit Kaſſier oder Sekretär unter der Decke oder gar mit dem Hüttenmeiſter, ſo iſt vollends nichts zu machen.

Es zeigte ſich endlich eine ganz eigene Schwierigkeit: eine faſt durchgängige Oppoſition der Weiber gegen die Käſereien, welche allerdings großen Einfluß auf das Haus haben und die Betreibung des ganzes Milchgeſchäftes durchaus verändern. Die Milch war bis dahin durchgängig unter der Obergewalt des Weibes geſtanden. Das Weib führte Milch- und Butterhandel, wenn nicht zufällig der Mann ſo ein Märitmannli

war, welches sein Körbchen gerne regelmäßig nach Bern oder Langenthal trug und das erlaubte Schöpplein sich selbst zu Gemüthe führte. Das Weib nahm das Geld ein und händigte dem Manne ein, was ihm gut schien. Wenn ihm hier und dort ein Kreuzer durch die Finger schlüpfte, so brauchte es denselben nicht immer dem Manne zu bekennen, und einem Weibe aufzupassen, ist noch etwas ganz Anderes als einem Senn. Es konnte einen Kaffee machen und ihn trinken mit goldgelber Nidle, wie kaum ein König sie hat; es brauchte der Mann es nicht allemal zu wissen, und wenn er auch an allen Kachelen und Schüsseln roch und griff, um zu wissen, ob in seiner Abwesenheit ein Kaffee gemacht worden sei oder nicht, so war's doch leicht, ihm schlau genug zu sein, daß weder ein Kacheli nach Kaffee roch oder noch warm war. Es konnte einer armen Frau helfen in der Noth, brauchte nicht genau zu zählen oder zu messen. Und wäre auch dies nicht gewesen, so war es doch immerhin eine Freude, im Milchkeller zu stehen, Milchkacheln ringsum, ein oder zwei Dutzend, bedeckt mit fingerdicker Nidle, geduldig auf die Bäurin harrend, bis sie käme, den weichen, appetitlichen Pelz ihnen abzustreifen.

So eine reiche Milchbäurin hatte was zu bedeuten und Grund zu bedeutendem Selbstbewußtsein. Käsereien ändern dieses ganze Verhältniß durchaus. Die Bäurin erhält nur das Nöthigste für den Haushalt, die Milch wandert geraden Wegs in die Käserei, leer bleibt der Keller und leer die Hand der Bäurin, welche nun nichts mehr zu verkaufen hat. Das Geld kommt in einem oder zwei sogenannten Stößen dem Manne zu, der erste Stoß gewöhnlich bei der Ablieferung, der letzte im März oder Mai, auch im März die ganze Summe auf ein Mal, also massenweise, was früher batzenweise einging und ebenso wieder ausging. Der Vortheil ist ersichtlich, aber bitter übel trugen es anfangs die Weiber. Abbruch an der Herrschaft geht allenthalben übel. In bitterer Milchnoth schmachtete manche Haushaltung und ebenfalls in bitterer Geld-

noth und ſchmachtete nach dem erſten Stoße wie die Iſraeliten nach dem erſten Regen, nachdem es drei Jahre nicht geregnet hatte.

Trotz allen dieſen Schwierigkeiten mehrten ſich die Käſereien raſch, und wie viele dato beſtehen, ſteht ſicherlich in den Tabellen des Direktors des Innern, aber ob es jemand weiß, das iſt deßwegen doch die Frage. Was das Merkwürdigſte iſt: je mehr Käſe man machte, deſto höher ſtiegen ſie im Preiſe, deſto raſcher gingen ſie ab. Der Centner ſtand durchſchnittlich auf fünfundzwanzig Gulden, die Maaß Milch zahlt ſich, die Käsmilch nicht gerechnet, über fünf Kreuzer, eine Käſerei, das Hüttengeld, d. h. das Geld vom täglichen Handel eingerechnet, kann bis auf achttauſend Gulden einbringen. Und ob eine oder zwei Millionen Gulden jährlich durch den Käs in's Land gebracht werden, weiß vielleicht das Handelsminiſterium. Es iſt jedenfalls der bedeutendſte Ausfuhrartikel des Cantons Bern in dieſem Augenblick und ein Beweis, daß mit geſteigerter Produktion der Fleiß im Abſatz ſich ſteigert, die Preiſe des Produkts ſich erhalten können. Einſtweilen iſt ein Käsgeſchäft eins der beſten, darum ſchießen alle Jahre neue Käſehändler auf, und wer nicht zu durſtig dabei wird, kann reich werden. Aber es iſt Geld nöthig dazu, denn auf's Geld warten die Bauern nicht gerne. Geld ſcheint dieſen Händlern aber auch nicht zu fehlen. Es ſoll welche geben, welche jeden Herbſt zehntauſend Centner kaufen, thut die Kleinigkeit von zweihundertfünfzigtauſend Gulden. Wird aber auch viel renommirt dabei; Großköpfe reden von fünftauſend Centner und verkehren nicht zweitauſend.

Ob noch jetzt ein Unterſchied beſteht zwiſchen Alpen- und Thalkäs, iſt ſo genau nicht bekannt, wenigſtens ſpricht man bloß davon: die Käſe in den ſogenannten Dörfern, d. h. im flachen, großen Aarthale, wo meiſt Kunſtgras gefüttert wird, ſeien nicht ſo gut als die aus den Käſereien mehr den Bergen zu, wo der größte Theil der Fütterung Naturgras iſt. Je-

denfalls wird kaum ein Moskowite den Unterſchied merken und prächtig an ſeinem Emmenthaler leben, komme er nun von den Siebenthaler Bergen oder aus einem Lehmloch oder gar vom Schüpfenmoos.

Drittes Kapitel.

Der Rathſchluß wird ausgeführt, die Käsgemeinde bildet ſich, die Käſehütte entſteht.

Acht Tage lang blinkten keine freundlichen Sterne über der Vehfreude. Die Männer gingen umher wie wandelnde Brummelſuppen und hatten Geſichter, als ob man ſie flüchtig mit einem Beſenwurf beſchmiſſen. Die Weiber glichen verſtopften Schlüſſelbüchſen, ſprühten Funken wie glühendes Eiſen unter dem Hammer, und die Kachelträger behaupteten, niemals ſo gute Geſchäfte gemacht zu haben in der Vehfreude als in ſelber Woche. Indeſſen ging die Sache doch nicht hinter ſich. Da die meiſten Männer betheiligt waren, ſo ſchämte ſich jeder zurückzuſtehen. Kühe fanden ſich mehr als genug, denn an ſolchen iſt Gottlob ſelten Mangel im Bernbiet. Die ſämmtlichen Antheilhaber, von denen jeder ſo viel Rechte hatte an der Käſerei als Kühe, von denen er die Milch verſprach, bildeten die Käsgemeinde, eine ganz eigenthümliche Art von Gemeinden, deren in keinem Geſetzbuche gedacht iſt. Dieſe Gemeinde entwirft ſich ihre Statuten und ein daheriges Reglement ſouverain, und eine der ſchönſten Beſtimmungen, welche faſt allenthalben gilt, iſt die, daß zwiſchen den Antheilhabern keine Prozeſſe ſtattfinden, ſondern alles durch die Geſellſchaft, bald in dieſer, bald in jener Form ohne alle Appellation zu todt und Amen entſchieden werden ſoll. Solche Beſtimmungen wären noch anderwärts kommod anzubringen.

Die Statuten enthalten die Beſtimmungen über die Bil-

dung der Gesellschaft, der Rechte und Pflichten der Gesellschaftsglieder zu einander und namentlich auch die, daß kein Glied der Gesellschaft seine Rechte willkürlich veräußern kann, an wen es will. Will oder muß eines seine Rechte verkaufen, muß es sie der Gesellschaft selbst anbieten. Das Reglement befaßt sich mit den Behörden, Angestellten und der Verwaltung überhaupt. Während die Statuten stabil bleiben, kann man das Reglement immer verändern oder mit Zusätzen vermehren, denn man lernt nie aus und Erfahrung bringt Wissenschaft. Der beste Artikel im Reglement, namentlich in Beziehung auf Milchlieferung, ist und bleibt jedoch immer ein tüchtiger Senn mit Ehre im Leibe, der weder mit einem Bauer, noch einer Bäurin, noch deren Töchtern unter einer Decke steckt. Ein guter Senn hat eine feine Nase, kennt genau die Milch, weiß ziemlich, woher gute kommt, woher schlechte. Nun ist einem guten Senn an seiner Ehre gelegen. Weit und breit werden die Käshütten bekannt, aus welchen die theuersten Mulch verkauft wurden. Eben so weit erzählt man sich von den Mulchen, welche am schlechtesten oder gar nicht verkauft werden. Je theurer das Mulch, desto besser der Senn, je besser der Senn, desto höher sein Lohn, desto größer das Verlangen, oft von weit her ihn zu erhaschen und wegzulocken.

Es ging eine große Zeit über Behstreudigen auf, als ein bedeutender Theil seiner Bürger zu Gesetzgebern gerieth und Statuten und Reglement ersinnen sollte. Nun, man half sich, wie man sich hilft, wenn man Verfassungen machen soll und selbst nichts davon versteht: man ließ sie von andern Orten herkommen. Aber nun war doch nichts gut genug; jeder wollte noch was hineinschmuggeln und erlisten, von dem es ihn düechte, es wäre kommod für ihn und ein Lätsch um den Hals für Andere. Sehr interessant und belehrend wären die daherigen Verhandlungen, aber leider wurden sie durch keinen Stenographen der Mit- und Nachwelt überliefert. Das Ding

wollte gar nicht vom Fleck. Redete man von A, sprang Einer über zu Z, und hatte man B gemacht, so ergab sich, daß der B zu A gar nicht paßte, man bei A wieder anfangen mußte. Endlich fiel jemanden ein, im Verfassungsrathe hätten sie Ausschüsse gemacht und Vorberathungen angestellt, und was sellig gethan, werde hier auch gut sein. Also geschah es, und endlich brachte man was z'weg, und zwar etwas, von dem die Behfreudiger sagten: Wes das nit heig, su heigs de nüt meh uf Gottes Erdboden. Aber es war eine schwere Zeit, diese Geburtszeit; die Weiber klagten immer bitterer, daß die Manne nie heimkämen, und kämen sie endlich, so röchen sie nichts, schmöckten sie nichts, sie wüßten nicht einmal, sei man da oder nicht, und wenn die Weiber sich hinaus in den Schweinestall betteten, sie frügen nicht einmal, wo sie wären? Darauf kamen die Wahlen: Hüttenmeister, Kassier und Sekretär.

In der Behfreude wohnte ein Kerl, der aus einem Pädagogen zu einem Schreiber gerathen und dann auch leider Gott zu einem Amt gekommen war. Er gehörte unter die Sorte von Amtsbesitzern, welche allerdings am meisten aus dem Schreibervolk gespiesen wird, welche meinen, um volksthümlich zu sein, müsse man ein Saukerl sein und als Saukerl renommiren, um als liberal zu gelten, müsse man göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprechen, um sich beliebt zu machen, müsse man vorangehen im Bruch der Gesetze, welche zu handhaben man geschworen hat, müsse, wie ein Seiltänzer auf dem Seil, auf dem Meineid tanzen, mit täglich wiederholtem Meineid sich bei Brod erhalten. Von Anstand, Ehrgefühl, Rechtlichkeit oder gar Religion war bei diesem Kerl auch nicht die blasse Spur. Er besaß leider Gott ein Amt, machte damit Geld, ward dabei ein immer ärgerer Saukerl, bis endlich der Tag kam, wo man ihn wie ein altes, stinkendes Pfeifenröhrchen auf den G'hüderhaufen warf. Wahrscheinlich wußte er nicht, wo Paris war, sonst wäre er dort

als Lumpenſammler und Schelmenfreund am beſten an ſeinem Platze geweſen. Dieſer Menſch, welchen man Eglihannes nannte, hatte ein Gut gekauft in der Bebfreude, welches der Volkswitz Saubrunnen getauft. Dieſer Menſch hatte nämlich einen Freund, Schützenbock genannt; ſie hatten lange neben einander gearbeitet und liebten die Egli ſehr. In dem Raume zwiſchen zwei Zwiſchenthüren, welche ihre Stuben ſchieden, hatten ſie ſehr oft ein Gericht Egli, beiden zu Dienſten, je nachdem ſie die Luſt ankam. Im Brunnen, eine Art von Springbrunnen bei Eglihanneſe Gut, ſollen mehrmals Hoſen ausgeſchwenkt worden ſein von Solchen, welche ſo beſoffen heimkamen, daß ſie nicht wußten, waren ſie in den Hoſen oder außerhalb denſelben. Ob's der Schützenbock that oder der Eglihannes, wußte man nicht, aber von da an ward das Gut der Saubrunnen genannt.

Dieſen Eglihannes hatte man nicht gern in die Geſellſchaft aufgenommen; es hatten eigentlich Alle einen Abſcheu vor ihm, aber Einige waren ihm Verbindlichkeiten ſchuldig, Einige fürchteten ſich vor den Worten: der Tag, wo er wieder obenauf komme, ſei nicht weit, dann wohl, dann ſollten es Alle erfahren, was der Eglihannes könne. Nun wäre derſelbe gerne Hüttenmeiſter oder Kaſſier geworden, aber obgleich ihm Alle gute Worte gegeben, brachte er es doch nur zum Sekretär, weil niemand ſtark war in der Feder, ſonſt wäre er auch dieſes nicht geworden. Wo es um den Geldſeckel, verſteht ſich um den eigenen geht, haben die Bauern Takt, beſonders bei nüchternem Leibe. Hüttenmeiſter wurde der Ammann, welcher die meiſten Kühe hatte, und Kaſſier der Krämer, welcher das Geld am beſten kennen und etwas vom Rechnen verſtehen ſollte.

Nun handelte es ſich um Hütte und Platz. In Beziehung auf die Hütte war man einig. An der Hütte ſollte nichts geſpart, ſondern gezeigt werden, daß man auf der Bebfreude ſich nicht an tauſend Gulden mehr oder weniger kehre, wenn

die Sache was abtrage und nicht bloß ſo ein Geſtürm ſei für nichts und wieder nichts, als um etwas zu zwängen, z. B. einen Schulhausbau. Es ſollte die beſte und kommodeſte Hütte werden ringsum, mit Keller, Spycher, Holzſchoppen, Wohnung, kurz, was kommod ſei und wohl anſtehe. Ganz anders war es mit dem Platze, da war die Auswahl ſchwer. Man hatte Plätze zum Ausleſen unter den günſtigſten Bedingungen. Die Nähe war jedem bequem, je näher man dem Anrichtloche iſt, deſto ſicherer iſt man, daß man ſeinen Theil bekommt und die Andern unter Augen haben kann. Eglihannes hätte für ſein Leben gerne die Käſerei auf ſeinem Boden gehabt, bot ein altes Haus an faſt ohne Zins oder zu einem neuen Hauſe den Boden unentgeltlich, nur ſolle man ihm Fuhrungen ſchenken. Aber der Ammann, der keine Verbindlichkeiten gegen ihn hatte, bemerkte ſpöttiſch, das Anerbieten wäre ſchön, aber er ſcheue das Waſſer dort, er fürchte, das Milchgeſchirr möge es nicht ertragen und die Käſe könnten eine Abchuſt erhalten. Das war ſtarker Schnupf, aber Eglihanneſe Fell war gut gegerbt; ſchon als er noch im Amte war, konnte man ihn Hurenhund, Schelm, Spitzbub heißen, er machte ſich nichts daraus, begreiflich aus guten Gründen. Eine ſolche Stellung eines Beamteten trägt gar ſehr zum Anſehen und zur Befeſtigung einer Regierung bei, welche ſolche Beamtete anſtellt. Hat es aber auch erfahren!

Die Auswahl harzete, wollte nicht vom Fleck. Es war jeder Mann eigentlich nichts als das Mundloch ſeiner Frau und hatte ſeine beſtimmten Inſtruktionen, und kam etwas Neues, ſo durfte er es nicht anders als ad referendum nehmen und ſeinem Weibe vortragen. Die Weiber waren aber ungeheuer kitzelig und mißtreu, ſie hatten gehört, was es könne, wenn eine Bäurin darnach zu nahe bei der Käſerei wohne, nur die eine fett werde, alle andern dagegen ermagern müßten. Wegen dem Fettwerden hätte keine proteſtirt, aber ermagern wollte keine. Jede wollte alſo die Käſerei bei ihrem

Hause haben oder aber so gelegen, daß keine andere den Vortheil hätte und man rundum dazu hinsehen könne, wer hineingehe und wer herauskomme.

Der passendste Platz war offenbar im Nägeliboden, und der Besitzer hätte ihn gar zu gerne und wohlfeil gegeben. Der Nägeliboden war ein mittelgroßes Heimwesen, lag zwischen dem Dürluft und dem Dorfe, ungefähr in der Mitte der Käsgemeinde. Ueber klaren Kiesgrund floß das schönste Quellwasser; der Hof sah mager aus, baufällig das Haus, doch lag es mitten in sauber gehaltenen Bäumen von üppigem Wuchse, es gehörte einem jungen Ehepaare, welches, wie man zu sagen pflegt, chum thun mußte bei vielen Schulden und verwahrlostem Besitz. Diese Eheleute hatten jedoch ihre unangenehme Lage nicht selbst verschuldet; Sepp, so hieß der Bauer, hatte sie von seinen Eltern geerbt. Nicht bloß Gut und Geld erben die Kinder von den Eltern, sondern auch Sünden und Schulden. Sepp's Eltern hatten zu den Leuten gehört, von denen die Aenderungen in der Welt nicht herkommen, zu der behaglichen Sorte, welche viel auf ihrer Sache halten, daneben nur thun, was sie müssen, das Uebrige schlitten lassen; so bauten sie den Hof, so erzogen sie die Kinder. Sepp war der älteste Knabe; er schlug aus der Art, war rasch, thätig, ward früh die Seele des Hauswesens, und die Alten ließen ihn gewähren. Da kam als Magd Bethi in's Haus. Bethi war guter Leute Kind, welche aber herabgekommen und vergeltstagt waren. Bethi war, wie alle Mädchen sein sollten, hübsch und gut, schmuck und fleißig. Sepp gewann Bethi lieb, diese hatte nichts dagegen, sondern that ebenso. Desto weniger anständig war es Sepp's Eltern und seinen Geschwistern. Sie hatten die Rechnung gemacht, Sepp solle reich heirathen und so wieder einbringen, was sie verthan. Dies ist eine Rechnung, welche sehr häufig von Eltern gemacht wird. Sepp hätte dieser Rechnung genügen können, aber er wollte nicht, die Liebe zu Bethi gab's nicht zu. Das nahmen die

Eltern übel, thaten wüst, die Geschwister noch wüster, bis Bethi den Dienst verließ und einen Platz als Stubenmagd in einem Wirthshause annahm, des größern Lohnes wegen. Darauf verließ auch Sepp das Haus, er glaubte besseren Lohn verdient zu haben als solch unbegründetes Wüstthun. Bethi und Sepp dagegen verließen einander nicht, arbeiteten und schafften, um zu einem Boden unter den Füßen zu kommen, auf den ein freundliches Dasein sich erbauen ließe. Diesen Boden unter den Füßen sucht die jetzige Jugend in ihrem Leichtsinn und ihrer Liederlichkeit gar zu selten, daher so viele Arme unter uns und so viele, die nichts sind als faul wie Mist. Mit den beiden war aber auch der Segen aus dem Hause gewichen. Die Eltern hatten keine Macht über die andern Kinder; diese machten sich berühmt durch Faulheit und Liederlichkeit, verkegelten und verhoffährteten, was noch da war, so daß, als die Eltern starben, das Bedenken groß war, ob das Erbe auszuschlagen oder anzutreten sei. Sepp hing an seiner Heimath, er war noch von dem alten Schrot und Korn und hätte auch geantwortet: Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich der Väter Erbe sollt geben.

Aber so ein verwahrlostes Wesen zu übernehmen, ist etwas Heilloses, es gleicht einem bodenlosen Sumpf, der alles verschlingt und dabei immer der gleiche Sumpf bleibt. Bethi und Sepp hatten ein recht schönes Stück Geld verdient; aber als sie anfingen auszulösen, was in Gläubigers Händen war, anzuschaffen, was fehlte, zu bezahlen, was alsbald bezahlt sein mußte, da war ihr Geldlein wie nichts, wie Wasser auf heißen Stein gegossen. Wie groß eine verdiente Summe auch scheinet, sie ist, wenn man einen Haushalt errichtet und noch dazu einen mit Kühen und Pferden, wie Schnee, auf den im März die Sonne scheinet. Beide hatten den Grundsatz, nicht vorzufressen, wie man sagt, d. h. nicht auf die Hoffnung besserer Einnahme hin Sachen zu kaufen oder machen zu lassen, sie wußten, wie man auf diese Weise immer die Rechnung ohne

den Wirth macht; sie wollten so allgemach vorweg räumen, je nachdem sie dazu die Mittel in Händen hätten, unterdessen sich leiden so gut als möglich. Sie hielten fest an diesem Grundsatze, obgleich dies unendlich schwer ist, wenn es in Haus und Ställen überall fehlt, wenn das Dach schlecht ist, der Hof zu mager, kein rechtes Eingericht irgendwo. Wenn z. B. eine reiche Flachsernte zu erwarten war, kam es sie an, daraufhin etwas Neues anzuschaffen, etwas bauen zu lassen, der Ertrag schien ihnen so sicher; indessen sie überwanden sich. Es kam ihnen eine unerwartete Ausgabe, die Rösse fehlte, der Flachs fiel beim Brechen unter die Breche; hätten sie sich verführen lassen, auf den Flachs hin vorzufressen, so wäre ihnen eine neue Schuld entstanden, um so viel wären sie in Krebs gekommen. Sie hatten mehrere Jahre so ausgehalten, aber sie vermochten es bloß, weil sie einander so treu waren und sich gegenseitig so lieb hatten. Ihre Lage kam ihnen oft accurat vor wie eine Bettlerkutte, welche mürbe ist um und um, rührt man sich, so giebt es ein Loch, flickt man links, so kracht es rechts, macht man dort zu, so platzt der Rücken, fertig wird man mit Flicken nie und vom Flicken hat man nichts als alle Tage eine ärgere Bettlerkutte. Sepp und Bethi verzagten aber nicht, sie dachten, der alte Gott lebe noch, der mit den Treuen und Fleißigen sei, und einmal werde doch der Tag kommen, wo der Sumpf Boden gewinne und über der Oberfläche sichtbar würden die Steine, welche man in denselben geworfen.

Als Sepp, der nicht beim Beschluß zur Errichtung einer Käserei war (denn er ging im Laufe des Jahres nicht sehr oft in's Wirthshaus ohne seine Frau oder ohne besondere Veranlassung), aufgefordert wurde, an der Käserei Theil zu nehmen, schüttelte er anfangs den Kopf dazu. Er hatte viel Schlechtes davon gehört, wie sie Ehestreit mache und die meisten Bauern darob verarmten. Er behielt sich Bedenkzeit vor und wollte dies auch seiner Frau vorstellen. Seine Nach-

barn lachten und ſagten: wenn ſie es ſo hätten machen wollen, ſie hatten ihr Lebtag keine Käſerei zu Stande gebracht. Er glaube es, hatte darauf der Sepp geſagt, es komme darauf an, was man daheim für Weiber habe. Du wirſt auch keinen Engel haben, hatten die Männer geſagt. Lauf das Land auf das Land ab, du findeſt keinen Kittel, wo d'r Tüfel nit Haar drinnen hat. Sie erzählten aber doch daheim, was der Sepp geſagt und wie es ſie wunder nehme, was da beſchloſſen werde. Sepp war ſeines biedern Weſens wegen und weil er trotz ſeiner beſchränkten Lage dienſtfertig war wie der reichſte Bauer, den Meiſten lieb, und auf ſeine Frau hielten die Männer große Stücke, weil ſie ſo brav ſchaffte und ſo wenig brauchte, ſo ſchmuck immer war und doch ſo durchaus nicht hoffährtig. Die Männer hatten ſie gar oft vor ihren Weibern gerühmt und ſie zum Exempel gegeben. Wer die Weiber kennt, weiß, wie ſo was angeht und wie es wirkt ärger als Teufelsdreck und Höllenſtein. Sie hatten Bethi von Anbeginn gehaßt und alle Tage war der Haß größer geworden. Bethi war eine Fremde, und wenn Sepp ſchon nicht reich war, ſo war er doch ein ſchöner Burſche, von guter Familie, beſaß ein Heimweſen, gehörte alſo zu den Bauern. Dem wäre es wohl angeſtanden, ein Mädchen aus dem Dorfe zu nehmen, und einen Kreuzer Geld dazu hätte er brauchen können; jetzt kann er ſehen, wie er mit dem Menſch fährt, das Stubejumpfere gſy iſt, und was ſo eine iſt, weiß man ja zu Stadt und Land! ſo räſonnirten die Weiber. Als es aber ging, Bethi am Angſtkarren zog und ſchwitzte unermüdet, nie über den Mann klagte, wohlgemuth ſchien, keine Schlampe ward, ſondern ein ſchmuckes, ſchönes Weib, dem alles wohl anſtand, da ward Bethi noch bitterer gehaßt. Wenn irgend einer der Männer ſich beigehen ließ, ein Wort darüber fallen zu laſſen, wie ihm dies oder jenes an Bethi gefalle, wohl, da ward er angebrüllt: wenn man den halben Tag vor dem Spiegel wäre und das Beſte vorab freſſen thäte, ſo nähmte ſie wunder,

ob ſie nicht auch fett und ſchön würden; aber wohl, da könnte man dann ſehen, wie es der Haushaltung ginge! War der Mann klug, ſo ſchwieg er, war er etwas angetrunken, ſo ſagte er wohl: o, Sepp's Haushaltung ginge es ſo übel nicht, man ſehe ihr keinen Mangel an, und ſo tief wie er drin ſei, müſſe die Frau ihre Sache machen, ſonſt wäre er längſt über Bord. Wohl, da ging dann das Donnerwetter noch ſchrecklicher los, und alle Männer im ganzen Dorfe mußten ſchuld daran ſein, daß die Nägelibäurin ſo ſchmuck und ſchön ſei und Sepp noch nicht über Bord. Aber ein ſchlechter Kerl müſſe Sepp auch ſein oder dumm, ſonſt hätte er der Sache längſt ein Ende gemacht; aber warte er nur, wenn er nichts merke, wolle man es ihm mit der Saukelle einſchütten, bis es ihm über den Hemliskragen herauslaufe. Die Weiber ſammt und ſonders, von Stüdi weg bis zur Victoria, halten ſich für makelloſe Göttinnen, welche unbedingt angebetet ſein wollen, von ihren Männern wenigſtens. Daher kommt es, daß man unter den Weibern mehr Göttinnen findet als Chriſtinnen. Das kommt eben von der Eva her, welche Gott gleich werden wollte. — So ſtand Bethi zu den andern Weibern in der Lehfreude; aber wir müſſen ſagen, es kümmerte ſich wenig darum. So eine rechte Bäurin hat keine Zeit zu Viſiten, und hat ſie einmal Zeit ordentlich abzuſitzen, ſo nimmt ſie gern ein gutes Buch zur Hand und erbaut ſich darin. Es giebt aber auch leider ſolche, welche Jahr aus Jahr ein kein Buch zur Hand nehmen, kein weltliches, geſchweige denn ein geiſtliches, welche keine andere geiſtige Nahrung haben als die, welche Klapperweiber ihnen zutragen. In ſolchen Köpfen muß es doch hölliſch ausſehen!

Sepp brachte alſo die Sache Bethi vor, äußerte ſeine Bedenken, wie er denn doch nicht möchte, daß ſo eine Käſerei ihnen den Unfrieden in's Haus brächte oder gar ſonſt noch größere Verlegenheiten. Darauf ſagte Bethi: Wie man's treibt ſo hat man's. Es wird kein Geſetz ſein, daß es allent-

halben gleich gehen, allenthalben man ſich damit plagen müſſe. Ich hülfe probiren mit Verſtand, vielleicht daß wir hierin Glück haben. Mit Butter- und Milchverkauf kommen wir nicht weit, es iſt hier der Abſatz nicht, und das Geld kommt gar verſtümpelt ein und oft gar nicht, daß man wenig damit machen kann. Beide rechneten nun, wenn ſie täglich von vier Kühen die Milch abgeben würden, ſo behielten ſie immer noch genug für ſich und dürften am Ende des Käsjahres bei den üblichen Preiſen auf wenigſtens zweihundert Gulden hoffen, ein großes Stück Geld zu den Zinſen, welche ſie jährlich zu entrichten hatten. Bloß die Bau- und Einrichtungskoſten plagten ſie. Wenn ſie den Bauplatz, der ſo ſchicklich wäre, der Geſellſchaft verkaufen könnten, ſo wäre ihnen gut geholfen, wie wohlfeil ſie ihn auch anſchlügen, dachten ſie.

So friedlich ward getaget im Nägeliboden, und wohlgemuth und unverſehrt im Geſichte unterſchrieb Sepp für vier Rechte. Das mehrte begreiflich die Zuneigung der Behfreudigerinnen zu Bethi nicht, als die Männer ihnen vorhielten, wie verſtändig Bethi ſich benommen und wie mit der doch noch ein vernünftiges Wort zu reden ſei. Das vermehrte aber auch nicht die Hoffnung, die Käſerei auf den Nägeliboden zu bekommen, viel lieber hätten die Weiber dieſelbe oben im Dürluft geſehen, wenn nicht die meiſten, um zum Dürluft zu kommen, beim Nägeliboden hätten vorbeigehen müſſen.

Als es bekannt ward, daß vom Nägeliboden die Rede ſei und Sepp den Platz dazu wohlfeil angeboten, da gab es in der Behfreude Geſchrei und Lärm, wie nie erhört worden. Ein alter Küher hat erzählt: einmal, als er auf der Alp geweſen, habe es geſchneit, daß er die Kühe zwei Tage in der Hütte habe behalten müſſen, und Futter hätte er keine Hand voll gehabt, den Kühen hätte er nichts geben können, als zwei Mal des Tages die Milch, welche er ihnen ausgezogen. Nun hätten ſeine ſiebenzig Kühe gebrüllt, daß Boden und Hütte

gezittert. Schrecklicheres habe er sein Lebtag nicht gehört, es hätte ihn fast zur Verzweiflung gebracht: er hätte den Kopf in's Bett gestoßen, er sei durch den Schnee weit weg geflohen, aber dem Gebrülle habe er nicht entrinnen mögen, er habe es noch Wochen lang nachher in den Ohren gehabt. Wäre aber der alte Küher zu selber Zeit in der Vehfreude gewesen, er hätte noch ein ganz anderes, viel schrecklicheres Getöse vernommen, welches die fünfzig oder sechzig Weiber in der Vehfreude verführt. Wenn der Teufel mit seinen schwarzen Engeln die fünfzig bis sechzig Männer dieser Weiber sichtbarlich durch die Lüfte davon geführt, es hätte sicherlich nicht so nöthlich getoset. Manche hätte das Maul gehalten und gedacht: Mira! Wenn si ne ume nit leu falle vor d'r Zyt. Daß die Männer alle das Recht haben sollten, alle Tage zur Käserei zu gehen, der Nägelibäurin vor die Augen zu stehen, das kam ihnen unendlich schrecklicher vor, als wenn sie ihre Männer sehen thäten im Fegfeuer an langen, langen Bratspießen über dem Feuer, als wären es Leipziger Lerchen. Es ging darum den Männern auch wie dem alten Küher, es war ihnen, wenn sie das Getöse nur los wären, die Weiber um Gotteswillen nur wieder schwiegen und der Nägeliboden da wäre, wo der Pfeffer wächst. Als endlich Käsgemeinde gehalten wurde, um einen Beschluß über den Platz zu fassen, da kriegten Fische Sprache, hielten Reden, die wie Stutzerkugeln durch dreizöllige Laden gegangen wären. Es lag in ihnen ein tiefes Bewußtsein, wenn es auch nicht um Leib und Leben gehe, so gehe es doch um Haut und Haar. Absonderlich der Eglihannes redete schön, denn er wäre nebenbei auch gerne Zahlmeister bei dem Bau geworden. Er hatte es wie ein Zägg, der, einmal in eine Schafhaut eingebissen, auch nicht wieder heraus will, bis er dick wie eine Kröte geworden. Eglihannes konnte nicht mehr vom Volke lassen; Eglihannes mischte Politik in seine Rede, warf hämische Blicke auf Aristokraten und Jesuiten. Mit dem wahren Grunde rückte, wie üblich, begreiflich nie-

mand in's Feld. Endlich gab der Ammann den Ausſchlag; der ſagte: mitten im Dorfe ſei ein freier Platz, welcher niemanden gehöre, wenn ihn nicht etwa die Gemeinde in Anſpruch nehme. Die werde aber kaum was ſagen, er hülfe daher dort abſtellen; der Platz ſei gut und koſte nichts. Die Gründe waren einleuchtend, und daß niemand Einwendungen machen werde im Namen der Gemeinde, da der Vorſchlag vom Ammann ſelbſt kam, das wußte der Ammann wohl am beſten.

Eglihannes ward auch nicht Zahlmeiſter; er war ſtark im Verdacht, einen Naturfehler zu haben, welcher in Zahlen ſehr irrt, nämlich zu lange Finger zu beſitzen. Ein Verwandter des Ammanns, der ganz nahe bei dem erkorenen Platze wohnte, ward erwählt. Er war eben kein Hexenmeiſter im Rechnung geben, und mit Beilagen machte er ſich keine große Plage. Im Einnehmen hieß es entweder: eingenommen oder empfangen, im Ausgeben: ausgäben oder Geld gäben, und weiter nichts. Da er des Ammanns Vetter war und die Behfreudiger den Grundſatz hatten, es ſei gut, wenn keiner dem andern, d. h. kein Behfreudiger dem andern (Eglihannes war Hinterſäß) zu genau auf die Finger ſehe, ſo ward ſeine Rechnung nach obigen Anſätzen ſanktionirt ohne Beilagen, accurat als wäre es eine Staatsrechnung, viſitirt durch eine Staatswirthſchafts-Kommiſſion. Bei Privatrechnungen nimmt man es gewöhnlich genauer.

Nach langem Werweiſen und Ausleſen ward endlich ein Käſer angeſtellt und ihr gegenſeitiges Verhältniß auf einen Akkord abgeſtellt. Dieſer war noch viel verfluchter als das Reglement, alle Behfreudiger hatten darin erſinnen und erliſten helfen, bis ſie endlich ſämmtlich erkannten, es müßte einer ſchlimmer als der Teufel ſein, wenn er noch etwas machen wollte; ſie wüßten nicht, was ſie lieber wollten, als Senn einen ſolchen Akkord unterſchreiben oder einen Strick ſich um den Hals machen laſſen. Der Senn aber unterſchrieb ganz kalt-

blütig, daß es den Bauern katzangst den Rücken auflief. Entweder sei das ein Lappi wie keiner oder der verfluchtest Spitzbub unter der Sonne, sagten sie.

Die öffentlichen Angelegenheiten wurden auf das eifrigste besorgt, die Ausschüsse aller Art stellten sich tapfer, säumten mit nichts, und als endlich auch das Käskessi anlangte, schien das Düpfli auf das I gesetzt. Es war ein gewaltiges Ding, wog mit der Handhabe über viertehalb Centner und hatte einen Bauch, daß man darin nicht bloß für die Arche Noah, sondern für die sämmtlichen Kinder und Kindeskinder von Sem, Ham und Japhet die beliebten Linsengerichte kochen konnte.

Viertes Kapitel.

Wie die Bauern für g'reiſete Kühe ſorgen.

Die öffentlichen Angelegenheiten waren beseitigt; es war aber auch gut, denn Privatsachen nahmen nun jeden sattsam in Anspruch. Jetzt mußte in den Ställen dafür gesorgt werden, daß man g'reiſete Kühe habe. Was das bedeutet, wissen sicher weise Leute nicht, und wenn einer den Weg unter die Füße nehmen würde und liefe den sieben berühmten Göttinger Professoren nach, was gilt die Wette, sie wüßten es alle sieben nicht! Daß das Wort reisen und g'reiſet sich nicht auf Reisen über Land und Meer beziehen kann, wird den meisten Lesern sicherlich in die Augen fallen. Wirklich ist es in Beziehung auf die Nutzbarkeit einer Kuh gleichgültig, ob sie im nämlichen Stalle geboren und geblieben oder die halbe Welt durchwandert habe, und in Beziehung auf Bildung möchte das Sprüchwort von der Gans auch auf die Kuh anwendbar sein: Kuh über Meer, Kuh wieder her. Ja wir haben Grund zum Glauben, je mehr eine Kuh auf der Straße sei, desto ſchlech-

ter ſtehe es bei ihr mit der Milch. — Eine g'reifete Kuh iſt eine ſolche, welche gerade zur gelegenen Zeit die meiſte Milch giebt; eine für die Käſerei g'reifete Kuh giebt während der Käszeit die meiſte Milch. Die meiſte Milch giebt aber eine Kuh gleich nach dem Kalben, beſonders wenn ſie zugleich mit grünem Futter gefüttert werden kann. Mit Beginn der grünen Fütterung beginnt man das eigentliche Käſen. Die am beſten g'reifete Kuh iſt alſo die, welche ihr Kalb beim Beginnen der Käszeit erhält. Nun hat man im Allgemeinen nicht ungern, wenn Kühe in's Grüne oder zum Grünen kalben, wie man poetiſch ſich auszudrücken pflegt. Indeſſen wo man nicht käſet und mehrere Kühe hat, hat man es am liebſten, wenn das Kalben ſich vertheilt, ſo daß man immer die gehörige Milch hat das ganze Jahr durch. — Tritt alſo ein Bauer in eine Käſerei, ſo ſcheint das die Hauptſache, daß er lauter g'reifete Kühe habe, d. h. ſolche, welche alle auf einen Tätſch als wie auf's Kommando kalben und zwar in's Grüne und wo möglich gerade fünf Tage vor Anfang des Käſens. Das mache einen Unterſchied, heißt es, ob man d's Halb mehr oder d's Halb weniger Milch täglich liefern könne.

Die Rechnung iſt richtig und d's Halb mehr Milch wäre prächtig, wenn nicht jedes Ding wenigſtens zwei Seiten hätte. Wer alſo ung'reifete Kühe hat und g'reifete will, muß kaufen oder tauſchen und ſchweres Geld zuſetzen, per Stück drei, vier und mehr Louisd'or, wenn er ſie von gleicher Schwere will; denn zur Zeit, wo man eben die Kühe zu reifen pflegt, ſind im Verhältniß die ung'reifeten viel zu wohlfeil, die g'reifeten viel zu theuer. Hat ſo ein Bauer ſeine zwanzig Dublonen zugeſetzt und meint Hans oben im Dorfe zu ſein mit ſeinem Stall voll g'reifeter Kühe, ſo fehlt es hier, fehlt es dort; die Zeit des Kalbens war falſch angegeben, die Euter finden ſich ſchlecht, das Kalben geht bös, die Kuh giebt keine Milch, er milcht nicht halb ſo viel als er gehofft, er iſt beträchtlich angeführt, denn bekanntlich giebt es keinen betrogenern Handel

als den Kuhhandel. Will er, um dem Schaden beizukommen, die erhaltenen Kälber verkaufen, ſo will ihm niemand etwas dafür geben, ſie ſind unwerth, denn bekanntlich blöken nie mehr Kälber in der Welt herum als im Frühjahr, wenn in den Städten die Vorleſungen, auf dem Lande die Käſereien ihre Arbeit beginnen. Nun kann man ſich denken, was das für Lärm und Lauf giebt, was das für Geld und Redens braucht, wenn eine ganze Dorfſchaft die Kühe reifen und jeder Bauer ſie noch verflüchter will g'reifet haben als der andere. Man kann ſich denken, daß es da wieder ſehr intereſſante Hausgeſchichten gab, welche aufzufaſſen faſt ſo viel Papier erfordern würde als die Rathsverhandlungen. Wir wollen uns daher wieder auf die zwei Haushaltungen beſchränken, welche wir bereits etwas näher in's Auge genommen, vielleicht näher, als es ihnen ſelbſt lieb iſt.

Im Dürluft war große Verlegenheit: ung'reifete Kühe und kein Geld — und g'reifet mußten ſie ſein und ſollte es Magdeburg koſten. Aber wie machen? Das war eben die Frage, deren Löſung über Peterli's und ſeines Eiſi's Verſtand ging. Eiſi ſchickte Peterli zum Kaſſier mit der Frage, ob es nicht zu machen wäre, daß man das Käsgeld vorausziehen könne oder wenigſtens etwas auf Abſchlag. Es dünke ihn's, es ſollte den Käsherren noch lieb ſein, brauchten ſie doch dann das Geld nicht zu hüten ein ganzes Jahr lang. Als aber Peterli mit der alten Antwort heimkam: das Fell laſſe ſich nicht eher verkaufen, als bis man den Bären hätte, begehrte Eiſi ſchrecklich auf. Das ſei ein verfluchter Zwang, ſagte es; es ſehe ſchon, es gehe hier auch alles nach Gunſt. Für das Sch...hüttli hätte man zahlen können, es hätte keine Art gehabt, und jetzt, wo man auch was wolle, könne man nichts kriegen. Wenn es der Ammann geweſen wäre, ja wolle, da wäre ſchon Geld dageweſen für dä donſtigs Großgring, wo die Käſerei auch ſeiner Frau unter das Gloſchli erzwängt habe. Wohl, die und der Senn werden was können. Eiſi ſchickte

Peterli aus, Geld zu leihen, tausend Gulden oder so viel er könne. Tausend Gulden mehr oder weniger gingen in einem zu; könne man tausend Güldlein mehr nicht verzinsen, könne man das wenigere auch nicht. Und wenn schon etwas vorschieße für die Nothdurft, so sei es mehr als kommod, man sei ein ganz anderer Mensch, wenn man Geld im Hause habe, als wenn man keins habe, so kalkulirte Eisi. Aber Peterli fand in der ganzen Behfreude und so weit er sonst bekannt war, kein Geld. Es sei nicht, und was man habe, brauche man selbst, hieß es allenthalben. Das sei verfluchter Verbunst, sagte Eisi; man wolle sie plagen, daß sie nicht viel Milch liefern könnten. Peterli solle mit G'schriften laufen zum Amtschreiber, der wisse immer Geld, und es müsse curios sein, wenn er nicht froh wäre, Geld auf den Dürluft zu geben, und dann noch mehr als tausend Gulden, und Peterli solle nehmen so viel der Amtschreiber geben wolle. Peterli lief ab, aber traurig kam er wieder. Der Amtschreiber habe gesagt, berichtete er, das Geld sei rar und auf dem Unterpfand seien Vorgänger und selbe liebe man nicht. Ich glaube es, schrie Eisi, der alte Hagel hat die Vorgängerinnen lieber, wenn dere wären, dann hätte der schon Geld! Aber er hat mir gesagt, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, so fände ich in Bern Geld so viel ich wolle. Es sei dort ein neues Eingericht, daß wer mit zwei guten Bürgen bezeugen könne, er sei von der neuen Meinung und habe den Glauben, die neuen Herren seien die rechten und keine andern, Geld bekomme wie Heu, und an den Zinsen gehe das Kapital ab, es sei auf das kommodeste eingerichtet, berichtete Peterli. Lauf, Peterli, lauf, der Donner, lauf, so streng du magst, du könntest sonst zu spät kommen! schrie Eisi. Nimm Hansli mit im Schorgraben und Fritzli uf d'r Blütti, sie sollen dir Bürg sein und auch nehmen, werden froh sein, und denen kannst du meinetwegen auch Bürg sein. Weniger als zehntausend Gulden nimm nicht; sag drinnen nur, die verfluchten Aristokraten und Pa-

trioten, Jeſuiten und Eidgenoſſen brächten uns ſonſt noch um den Dürluft. Peterli lief ab, kam aber traurig wieder und ohne Geld. Ein kleiner häſſiger Mann, accurat wie ein angekleideter Affe, hätte ihnen Beſcheid gegeben und ſie ſchrecklich ausgehöhnt; die Sache ſei ihnen verleidet, hätte er geſagt, die Unterpfänder ſeien nichts werth geweſen, hätten alle die Auszehrung bekommen, wenn man ſie habe faſſen wollen, er ſolle zu den Berner Herren, die hätten Geld, wenn ſie geben wollten, ſo erzählte Peterli. So! ſchrie Eiſi, ſy das ſcho mutz Beſe, chum es Jahr u ſcho nüt meh nutz. Es geht mit der Sach mit Schyn wie mit allen andern; es iſt all's nichts mehr nutz, kaum hat man es in den Fingern, ſo iſt's nichts mehr werth, u mi muß ſich z'Unnutz plage. Das kam Eiſi ſtopig vor und faſt vor den Athem.

Und jetzt, was machen? Einſtweilen predigte Eiſi ſeinem Peterli von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, er ſei der Allerleideſte unter den Männern, d'r dümmſt Hung unter der Sonne. Jeder andere Mann wüßte ſich doch zu helfen, aber er wiſſe nichts anzufangen, in aller lieben Gotts Welt nichts! Sie fragte, ob er nicht eine Baſe oder einen Vetter hätte, wo er erben könne? Nicht daß ich wüßte, antwortete Peterli. Es müßte neuere ſy, daß ich nicht wüßte. So, ſagte Eiſi, ſo, nichts zu erben, nirgends einen Vetter oder eine Baſe oder e Götti und Gotte? Sy g'ſtorbe, antwortete Peterli kleinlaut. Hätte ich gewußt, ſagte Eiſi, wie das iſt, nicht mit dem Hintern hätte ich dich angeſehen! So eine ſchlechte Familie, wo auch gar nichts zu erben iſt, nicht einmal Götti und Gotte mehr leben, iſt mir doch auf der Welt noch nie vorgekommen. Und dann deine, ſagte endlich Peterli, wenn Eiſi gar zu zornig ward, was iſt denn das für eine, was iſt da zu erben? Die geht dich nichts an, weißt du es! ſchrie Eiſi, hell nichts! Es iſt eine Zeit geweſen, wo in meiner Familie geerbt wurde wie in keiner mehr das Land auf das Land ab. Aber dieſe iſt vorbei, für die biſt du zu ſpät auf-

geſtanden, wo etwas Gutes iſt, da kommſt du in Gottes Name hintendrein, du Trappi, was du biſt, du Tſchalpi! Peterli hätte gerne geſagt: zu Eiſi wenigſtens ſei er früh genug gekommen, werde aber eben nichts Gutes geweſen ſein. Aber Peterli war gewohnt, an allem ſchuld ſein zu müſſen; er hätte es angenommen, wenn Eiſi ihm vorgeworfen, er ſei ſchuld daran, daß auf dem Dürluft der Wind gehe.

Die Zeit rann weiter, fragte nicht, ob im Dürluft die Kühe g'reiſet ſeien oder nicht. Die g'reiſeten Kühe wurden alle Tage theurer, die ung'reiſeten alle Tage unwerther. Eiſi fuhr faſt aus der Haut geradezu in Peterli's Haare. Das müßte aber wirklich zu den unangenehmſten Dingen auf der Welt gehören, ſo eine aus der Haut gefahrene Frau in den Haaren zu haben. Der Teufel weiß, wie lange man ſie da haben müßte, beſonders ſeit die Hinterſäßgelder abgeſchafft ſind und freie Niederlaſſung in der ganzen Eidgenoſſenſchaft. Da kam eines Abends der Polizeidiener mit einem Briefe. Man hat nämlich im Canton Bern das ſehr große Talent, allen Angeſtellten ein Nebenthürlein oder mehrere zu eröffnen zu Privatverdienſt oder Privatvergnügen, daß von der Hauptſache endlich gar nicht mehr die Rede iſt. Dieſes ſcheint ganz beſonders mit der Polizei der Fall zu ſein, wo man Angeſtellte hat zu allem Möglichen, aber wie viele ſich um die eigentliche Polizei bekümmern, das möchten wir gerne einmal hören, ſo wie wir gerne einmal einen ſchriftlichen oder mündlichen Rapport vernehmen würden über das Maaß der Liebe und der Achtung, welche der Polizeiminiſter im Lande genießt. Alſo einen Brief brachte die Polizei, durch deren Hände demnach die meiſten Briefe laufen; ſechs Kreuzer ſollte er koſten. Jä, ſechs Kreuzer für ein Lumpenpapier, in welchem nichts iſt, ſondern bloß etwas ſteht, was man vielleicht gar nicht zu wiſſen begehrt, die laſſen ſich bedenken, beſonders wenn man ſie nicht übrig hat, ſondern viele hundert Franken zu wenig. Gehe damit wieder hin, wo du hergekommen; es könnte ein

jeder Narr uns ſo einen Wiſch ſchicken und ſechs Kreuzer darauf machen, wenn wir einmal Narrs genug wären ſie zu bezahlen, ſchnauzte Eiſi. Ja, Frau, ſagte die Polizei, ſieh, was du machſt, mit ſolchen Briefen läßt ſich nicht narren; man hat Beiſpiele, daß es Leuten mehr als hundert Thaler geſchadet, weil ſie ſich Briefen nicht geachtet. Und wenn ich ein Bauer wäre, welcher ſechs Kühe im Stalle hat und manchmal ſieben, ſo würde ich mich doch ſchämen, wegen ſechs Kreuzern einem armen Mannli wie ich bin den Brief an der Schatzig zu laſſen. Sechs Kühe hin, ſechs Kühe her, ſagte Eiſi, deßwegen iſt noch nirgends geſchrieben, daß man dir für jedes Papier, welches du bringſt, ſechs Kreuzer geben müſſe. Das Papier würde rar, wenn man jedem Halunken daſſelbe ſo theuer abnehmen müßte. Rede du nur, ſagte die Polizei, wenn ihr ſechs Kreuzer hättet, ihr würdet den Brief nehmen, aber die habt ihr nicht, da fehlt's! Das ging Eiſi nicht bloß in's Leder, ſondern in's Fleiſch. Wirſt meinen, wir hätten es wie du! ſagte es; mit dir zähl uns nicht zuſammen. Da haſt deine ſechs Kreuzer; aber jetzt wart und lue, was in dem Papier iſt, und wenn es das iſt, für was ich es halte, ſo ſieh, wie es dir geht! Peterli machte den Brief auf, Eiſi ſtand neben ihm, ſtreckte ſeinen Kopf vor Peterli's Kopf; hinter ihnen ſtand der Briefträger und ſah zu einer Lücke hinein. Eiſi fuhr zurück und ſchrie: Das iſt ein Bezirbrief! der iſt nit g'ſchriebe, das iſt ume Kafel! Glaub nit, ſagte Peterli, aber allem an iſt es weltſch. O neue nit, ſagte der Briefträger, welcher den Brief zur Hand nahm und vor die Augen hielt. Allem an iſt es die neue G'ſchrift, welche aufkommt in den Schulen, man nennt ſie die deutſche. Ich verſtehe mich auch nicht darauf, aber ſie ſoll ſchöner ſein als die alte. Dreck! ſagte Eiſi, und jetzt, willſt ihn wieder nehmen und die ſechs Kreuzer wieder geben, wohl und gut, ſonſt mußt du verklagt ſein, und das mußt! He, ſagte der Briefträger, ehe ich das Wüſteſt alles machen würde, wollte ich doch ſehen,

ob mir ihn niemand leſen könnte. Wir wollen zum Schulmeiſter gehen, der macht es accurat auf dieſe Weiſe und wird es notti doch wohl leſen können. Selb ſei die Frage, ſagte Eiſi, kribeln und kratzen könnten alle Hühner, und noch nie habe es von einem gehört, welches habe ſagen können, was ſein Kribeln zu bedeuten hätte. Zu wem dann? fragte der Polizeimann.

Siehe, da half die Vorſehung! Eglihannes im Saubrunnen trappete daher einer Wirthſchaft zu, welche ihm beſonders anſtändig war, wo ihn oft am Morgen die Sonne fand, wo ſie ihn am Abend gelaſſen, wo man gar nicht wußte, was ihn mehr feſthielt, war es Spiel, Wein oder Wirthin. Sieh, ſagte Peterli, biſt faſt wie ein Gelehrter, kannſt das? Mit verächtlichen Mienen riß Eglihannes das Papier an ſich, und um zu zeigen, daß er es gleich vorweg könne vom Blatt, ohne es vorher zu ſtudiren, begann er alsbald zu leſen. Später ſagte er oft, in den Haaren kratzend, das Dümmſte, was man machen könne, ſei, wenn man ſo mir nichts dir nichts den Leuten ableſe, was ſie Einem zu leſen brächten. Sei man zu Hauſe, ſolle man ihnen ſagen, ſie ſollten morgen wieder kommen und den Brief dalaſſen, jetzt hätte man nicht Zeit; kämen ſie zu Einem außer dem Hauſe, ſolle man den Brief nehmen und ebenfalls ſagen, ſie ſollten morgen wieder kommen, man habe den Spiegel nicht bei ſich. Leſe man gleich von der Hand weg, leſe vorweg, ohne zu wiſſen, was nachkomme, könne man ſich zwei- bis dreihundert Gulden ſchaden, er habe es erfahren. Er las nämlich, freilich unter Stammeln und Stottern, beſonders gegen das Ende zu: Stampfimichel im Hühnerloche, an welchem Peterli's Vater dreihundert Gulden verloren, habe ſchön geerbt, und wer ſeinen Nutzen zu rechter Zeit bedenke, könne Schadens einkommen.

Wenn die Sonne um Mitternacht plötzlich am Himmel ſtände, ſie könnte nicht mehr verrichten, als dieſer Brief. Was Peterli, Eiſi und der Polizeier für Geſichter machten!

Nur Eglihannes ſah finſter aus und grännete (ſchüli, würde ein Zürcher ſagen). Es war aber auch kein Wunder, einen ſolchen Fiſch vor dem Netz und dumm ſein, ihn ſelbſt verjagen und nichts in Sinn kriegen, ihn wieder zur Hand zu bringen. Ja, ja, ſagte Peterli, dreihundert Gulden und von meiner Seite! Jetzt, Eiſi, iſt das Geld da, wir können uns helfen, und aus meiner Familie her kommt es. Haſt es noch nicht, kannſt ſehen, wie du es kriegſt, ſagte Eglihannes höhniſch und ging weiter. Das war Waſſer auf Eiſi's Mühle. Wenn du es nur ſchon hätteſt, ſagte es wieder und wieder.

Peterli war wirklich in Verlegenheit; er hatte einen Brief in der Hand, konnte ihn aber nicht leſen, wußte noch weniger, was er mit demſelben anfangen ſolle, um das Geld zu bekommen. Er trappete endlich dem Eglihannes in die Wirthſchaft nach. Die Sache war ſo plötzlich über Peterli gekommen und erfüllte ſeine Seele ſo ganz, daß er das übliche Mißtrauen und die Vorſichtigkeit ganz vergaß und, ſobald er ſeinen Schoppen vor ſich hatte, die andern Gäſte nicht ſcheuend, zu Eglihannes ſagte: Du haſt geſagt, wenn ich's nur ſchon hätte, ich ſolle ſehen, wie ich es kriege. Möchte dich fragen, ob du mir dazu verhelfen könnteſt? Es wäre mir jetzt gar anſtändig, wenn ich es bald bekäme, hätte es übel nöthig. Wohl, wie da Eglihannes ihn häſſig anſchnauzte. Er ſolle ihm vom Leibe bleiben, ſagte er; mit ſolchen Lumpenſachen gebe er ſich nicht ab, und Geſchäfte treibe er nicht im Wirthshauſe. Wer etwas von ihm wolle, könne in ſeine Schreibſtube kommen, dort ſei der Ort, wo er Beſcheid gebe. Nüt für ungut, fragen wird doch erlaubt ſein? ſagte Peter halb erſchrocken. Aber das Herz voll von der Sache, merkte er Eglihannes nicht, ſondern ſpann weiter, ſprach, wie doch ungeſinnt Einem was zur rechten Zeit kommen könne, zeigte den Brief, fragte, wer ihn leſen könne? Hannes da hätte ihn geleſen und wiſſe, was darin ſei u. ſ. w. Endlich klopfte die Wirthin Peterli auf die Achſel und ſagte: Komm, es iſt jemand da, der dir was

ſagen will. Draußen ſagte ſie ihm, Hannes laſſe ihm ſagen, er ſolle doch das Maul halten. Wenn es bekannt werde, was im Briefe ſtehe, ſo ſolle er zuſehen, ob nicht welche in der Nähe ſeien, welchen es anſtändig wäre, ausſtehende Zinſe endlich zu bekommen. Potz Türk, daran hatte Peterli gar nicht gedacht. Als er wieder in die Stube kam, war er ein ganz Anderer, es war, als wäre ihm ein Kübel kaltes Waſſer über das Haupt gegoſſen worden, denn drinnen ſaßen wirklich Solche, welche mehr als einmal zu ihm geſagt hatten: Peterli, ich nähm's, wenn's brächteſt! Er hatte die Sprache halb verloren, wußte über den Brief keine Auskunft mehr und machte, daß er fortkam ſobald als möglich.

Am folgenden Morgen war Peterli früh auf, mochte nicht warten, bis Eiſi das Morgenbrod z'weg hatte, verbrannte das Maul am heißen Kaffee und machte ſich halb hungrig dem Saubrunnen zu. Er hätte aber nicht ſo zu preſſiren gebraucht, denn Eglihannes ſtand nicht früh auf. Wenn er nach Mitternacht halb oder ganz betrunken zu Bette kam, oft daß er nicht wußte wie, ſo lag er darin wie ein fettes Schwein im Miſt, und wenn er endlich einmal aufſtehen ſollte, ſo grunzte er erſt eine lange Weile, ehe er es vollbrachte, accurat wie ein Schwein; erſchien er endlich vor den Leuten, ſo hatte er zugepichte Augen, ein verſalbtes Geſicht, geſiederte und borſtige Haare: er ſah wirklich nicht beſſer aus als ein verwahrlostes Schwein. Als derſelbe endlich ſo verſalbet und verpicht erſchien, den Tag angrännend, als hätte er in ſaure Zwetſchen gebiſſen, grollte er den armen Peterli an wie ein Bär, der Bauchweh hat, nahm den Brief zur Hand, ſtudierte aber darin herum wie Einer, der erſt mühſam ſeine fünf Sinne zuſammenholen und zur Beſinnung kommen muß. Endlich gab er verſtändliche Töne von ſich, welche ungefähr alſo lauteten: Alſo dreihundert Gulden hat dein Vater an dieſem Michel verloren, und der Michel hat jetzt geerbt, aber es heißt nicht wie viel, und in welchem Range deines Vaters Forderung iſt, ſteht auch nicht da. In einem

Nachgeltstag geht gar viel vorab, ehe was an die Gläubiger kommt, meist hat man nichts als verfluchte Mühe und vergebliche Kosten. Vor allem mußt du deine Forderung gehörig eingeben, du wirst dafür Papiere haben, dann wird die Sache untersucht, kommt es bis an dich, so kriegst du eine Anweisung, dann erst kannst du sehen, was du damit anfangen kannst und was sie werth ist. Allweg geht es ein oder zwei Jahre bis du einen Kreuzer siehst und hast ausgegebenes Geld, es weiß kein Teufel wie viel. Da stand der Peterli wie ein Oelgötze und all seine Träume zerrannen ihm wie Butter an der Sonne. So hätte er es, sagte er, wenn er glaube, es gucke ihm irgendwo was Süßes, und er greife zu, so sei es ein Sack voll Galle. Das Beste werde sein, er gehe zum Amtschreiber und sehe, wie es sei, laute es auch da nicht gut, so brauche er das Papier, wie es üblich und bräuchlich sei. Nit, das mach nicht, der Amtschreiber ist ein verfluchter Aristokrat und Jesuiter, gar nicht volksthümlich, d's Conträri, er hasset das Volk, er putzte dich entweder aus oder beschummelte dich. Es kommt nicht gut, bis man diese verfluchten Jagdhunde und Volksschinder ganz zum Lande hinaus hat. Vielleicht, wenn es in die rechten Hände kommt, trägt es doch noch was ab, eine Laus im Kraut ist doch noch besser als gar kein Fleisch, bemerkte Eglihannes. Er hätte nicht Zeit, der Sache nachzulaufen, und das Geld jetzt nöthig, sagte Peterli. Weißt was, du kannst mich dauern, mit dem Volke habe ich es immer gut gemeint, wenn man es mir schon nicht glauben will, aber schlechte Leute giebt es allenthalben. Deretwegen und weil du es bist, will ich dir den Wisch abkaufen. Giebt es was, so giebt es was, giebt es nichts, so giebt es nichts, es ist ein Spiel wie ein anderes; ich gebe dir hundert Gulden, morgen kannst sie haben. Fällt es gut aus, so thue ich dir vielleicht was nach, geht es bös, ist der Schade mein. Du siehst, wie gut ich gegen dich bin, aber es kann mich niemand mehr dauern als so arme Schulden-

bäuerlein wie du. Und es kommt doch noch die Zeit, wo die donners Schulden abgeschafft sind, was ich dran machen kann, mache ich, so sprach Eglihannes.

Peterli, als er von morgen hundert Gulden baar hörte, stand da, als seien ihm die Thore des Himmels alle aufgegangen, hundert Gulden waren doch wirklich mehr als eine Laus im Kraut, und der versalbete Eglihannes stand vor ihm als ein himmlischer Engel, ungefähr als derselbe, welcher die Hagar und ihren wilden Buben, den Ismael, in der Wüste mit einem Wasserbrunnen erquickte. Er schlug mit Freuden ein und sagte: Das müssen dann doch die Leute wissen, wie du ein Volksfreund bist und wie du mir aus der Noth geholfen. Eben das begehre er nicht, sagte Eglihannes, er verbiete es ihm. Sobald er höre, daß er einem Menschen von der Sache rede, so solle der ganze Handel nichts sein, und er könne dann hingehen und sehen, wer ihm Geld gebe auf solch Lumpenpapierli.

Das war ein gutes Mittel, dem geldsüchtigen Peterli den Mund zu stopfen. Eglihannes wußte aber gar wohl, warum er es brauchte; er kannte alle Geldverhältnisse einige Stunden in der Runde, wie eine Wahrsagerin alle Liebschaften. Er wußte gar wohl, daß Peterli's Forderung fast wie baares Geld war und vielleicht seit Jahren noch die Zinsen dazu erhältlich, begehrte also gar nicht, daß bekannt werde, welch gutes Geschäft er gemacht und wie scharf er den armen Peterli beschnitten. Es hätte ihm an andern Geschäften schaden oder den Neid von Kollegen in gleichem Fache zuziehen können, welche ebenfalls den Leuten unter die Arme griffen in der Noth, d. h. Wucher trieben, aus ihrer Noth den höchstmöglichen Vortheil zogen. Das sind heillose Geschöpfe, diese Wucherer; wir denken, der Teufel werde einen eigenen Schmelzofen haben für die wucherischen Schurken, wahrscheinlich einen aus Platina, und hat er einen solchen noch nicht, so würden wir ihm rathen, sich bei dem Kaiser von Rußland

einen zu bestellen, aber einen recht großen, denn die Wucherer mehren sich, und um so schneller, je häufiger die Regierungen wechseln. Diese Kohorte rekrutirt sich eben am häufigsten aus gefallenen Regenten. — Dieser Zug im Menschen ist aber sehr merkwürdig, der sie immer und immer zu denen treibt, von denen sie ausgezogen werden, statt zu treuen und ehrlichen Menschen. In Geldverlegenheiten werden die Wucherer gesucht und nicht die wahren Freunde. Diesem Zuge liegt gar Merkwürdiges zu Grunde, welches wir ein ander Mal erörtern wollen. Nur das wollen wir bemerken, wie das wirklich eine eigene Zulassung Gottes ist, worin aber auch eine fürchterliche Züchtigung Gottes liegt, daß Menschen wie der Eglihannes, welche ungescheut alle Gebote Gottes übertreten, ungescheut des Heiligsten spotten, immer noch Leute finden, welche ihnen trauen, welche glauben, diese könnten es mit jemanden ehrlich meinen.

Eglihannes hatte die hundert Gulden wirklich nicht vorräthig, aber er wußte, wo er sie holen konnte. Ungefähr zwei Stunden von ihm wohnte ein ebenfalls erblichener Stern, aber von höherm Range und größerem Vermögen. Schon als sie noch im Glanze waren, hatten sie zusammengehalten, Eglihannes war der Spion gewesen und hatte den Jagdhund gemacht, der andere den wohlmeinenden Freund mit Geberden, welche sagten: Eglihannes, du Jagdhund, du sollst meine Gnade haben! Hätte es jedoch das Schicksal gewollt, daß der eine sich hätte erhalten können auf Kosten des andern, so hätte einer den andern unbedenklich hingestoßen, wohin man gewollt und wär's in des Teufels Platinapfanne gewesen. Sie gehörten nämlich beide zu der nämlichen Race von Menschen, von welcher das Sprüchwort sagt: Fründ wie Hünd. Nebenbei hatte der Vornehmere vom Hunde wenig, man nannte ihn nur den Katzenmani, nach seinem Landsitze den Mani im Galgenmösli. Das Galgenmösli hatte er durch eine eigenthümliche Finanzspekulation erlangt, welche mehrere

Seiten hatte, und welche wir einstweilen nicht erörtern wollen, denn wir müssen diesem Mani einmal unsere ausschließliche Aufmerksamkeit schenken, weil dieser Mani ein gar seltsames Stück Mensch ist. Mani war die gefühlvollste Seele auf dem Erdenrund. Mani's Gesicht war eine Art von Himmel mit Sonnenblick und Regenbogen. Es war östlich, d. h. oben, in beständigen Thränen über die Welt, die Elendigkeit derselben, die Elenden allzumal und überall. Ach Gott, wie ihn das Elend drückte, besonders das Sündenelend! Mein Gott, wie weinte er über die Sünden, besonders über die eigenen, er empfand sie sehr, er wußte am besten, wie sie waren wie Sand am Meere. Aber dieser Thränen schämte er sich, er wußte, sie waren nicht im Zeitgeiste, und auf dem Zeitgeist hielt er alles. Da er sich derselben nicht erwehren konnte, darg er sie hinter einer dunklen Brille, die gerade aussah wie eine schwarze Wetterwolke, von welcher man nicht weiß, was Teufels alles drin steckt. Westlich, d. h. unten der Mund, der lächelte lieblich und süß, zog sich wie zu einem Kusse zusammen, und im Kusse lag ein ganz unbeschreiblicher Ausdruck, als ob er sagen wollte: Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt. Unter Millionen verstand er freilich Gulden, nicht Menschen, und unter Welt alles Land, welches an's Galgenmösli stieß. Mani hatte einen artigen Bauch sich angegessen und getrunken, welcher ihm wie ein Bettelsack vornen herunterhing. Mani aß und trank gern was Gutes, besonders auf Staatskosten; sein weiches Herz konnte nichts so sehr rühren, als wenn irgendwo auf Staatskosten wohl gelebt wurde und er war nicht dabei; seine Kollegen kannten seine schwache Seite, er wurde daher auch selten übergangen. Er schritt sehr stattlich einher an goldenem Knopfe, jedoch auf lützelen Füßen. Die Meinungen waren getheilt, ob er in seinen Stiefeln ein Nest voll Hühneraugen berge oder aber Stollfüßchen, ganz artige, niedliche.

Dieser Mani privatisirte also auf seinem Galgenmösli,

deſſen gelben, zähen Boden er für den beſten hielt auf dem ganzen Erdenrund. Als ſpekulativer Kopf befaßte er ſich mit Plänen für die Zukunft. Ganz beſonders ging es ihm im Kopfe herum, auf ſeinem Galgenmösli ein Spital oder beſſer eine Penſion, zugleich auch eine Löffelſchleife für abgenutzte Regenten zu bauen. Seine Frau konnte ein gutes Ordinäri wohl kochen, er glaubte ſich im Stande, durch Vorleſungen die abgeſtumpften Regenten wieder brauchbar zu machen, daß ſie wären wie neu. In der Zwiſchenzeit konnten ſie ihm zu Verbeſſerungen ihres Unterleibes ſeine zähen Furchen hacken. Was ihn von ſofortiger Ausführung ſeines Planes abhielt, war das Bedenken wegen dem Koſtgelde. Wer bei Kaſſe iſt, geht gewöhnlich mit der Kaſſe nach Amerika, wer nicht bei Kaſſe war, dem fragte Mani begreiflich nichts nach. Er hielt ſich für einen der größten Staatsmänner ſeiner Zeit und alſo zur Reſtauration von Staatsmännern ganz beſonders befähigt, und zu dieſem Glauben hatte er ſeinen guten Grund. Es war ihm nämlich gelungen, ſich über das gewöhnliche Zeitmaaß hinaus eine Popularität und ſomit auch Amt und Quartalzapfen zu erhalten. Er beſaß nämlich eine Natur, welche jeder Regierung ſehr erwünſcht ſein muß, und welche ſie immer in einem, höchſtens zwei Exemplaren ſich ſichern wird, wenn ſie klug iſt. Er hatte in hohem Grade die Gabe, ſich verhaßt zu machen und Alle, welche das Unglück in ſeine Nähe führte, auf die ſchrecklichſte Weiſe zu kujoniren. Niemand war tauglicher für den Scorpion des Rehabeam oder als moraliſcher Henkersknecht zu plagen und zu quälen die, denen man ihn auf den Hals ſetzte. Wollte daher eine Regierung eine Klaſſe von Staatsbürgern ſo recht nach Noten reiten und züchtigen, ſo nahm ſie, wie eine Schröpferin ihre Schröpfhörner, den Mani und ſetzte ihn denſelben auf. Wohl, die lernten dann nach Gott ſchreien, maaßen Weh und Noth dem Mani zu, auf Mani lud ſich der Zorn, wie Eiter und Blut auch nicht an die Schröpferin, ſondern in ihre Hörnlein

ſtießen. Der Sage nach ſoll er ſeine Mutter, welche ihn als jüngſtes Kind lange nicht entwöhnen konnte, in allzugroßer Zärtlichkeit ſo gebiſſen haben, daß ſie am Bruſtkrebs geſtorben ſei.

Um ſolcher Eigenthümlichkeit willen ward er einer der brauchbarſten Staatsdiener ſeiner Zeit, und lange behielt er ſeine Stelle, an welche er ſich hing wie eine Kleblaus an einen Bettler, ſo daß man wirklich hätte glauben ſollen, ſie würden ſich nur im Tode trennen. Indeſſen bei einem allgemeinen Säuberungsprozeß trennte man ſie doch, und Mani fand einſtweilen das Galgenmösli als den paſſendſten und angenehmſten Aufenthalt für ſich und ſeine Familie. Dieſe liebte er auf das zärtlichſte, wie er ſagte, daher kujonirte er ſie auf das fürchterlichſte, hauptſächlich auf franzöſiſch. Dieſe Familie beſtand, da er keine Kinder hatte, was er öfters auf das bitterſte beweinte und bedauerte, dieſe Gegenſtände, an denen er ſeine Zärtlichkeit auslaſſen konnte, nicht zu beſitzen, aus ſeiner Frau und einem ſchwarzen Pudel. Die Frau, früher Operntänzerin, war eine niedliche kleine Geſtalt; er hatte ſie hauptſächlich ihrer Kunſt willen, ſich zu fardiren oder zu ſchminken, geheirathet. Dieſe Kunſt mußte ſie nun alle Morgen an Mani ausüben, der, wie die Götter Griechenlands, gern ewig jung und ewig ſchön geblieben wäre. Der armen Frau war das Tanzen vergangen, ſie hinkte gewöhnlich; beim Fardiren traktirte ſie Mani mit Fußtritten, weswegen ſie an den Beinen den Regenbogen hatte, welcher Mani im Geſicht zierte, ſie hieß Adeline; der Pudi hieß Laps und beſaß das troſtloſeſte Geſicht, welches einem Chriſtenmenſchen in ſeinem Leben vorkommen konnte. Dicht an den Ferſen zottelte er ſeinem Meiſter nach, ſah jeden Menſchen ganz jämmerlich an, daß Einem unwillkürlich das Mitleid ankam und man in den Taſchen nach einem Stücke Brod ſuchte. Aber wohl, wir hätten es dem armen Laps nicht rathen wollen, wie hungrig er auch geweſen wäre, Angeſichts Mani's aus

einer andern Hand zu freſſen als aus ſeiner, er wäre ſeines Lebens nicht ſicher geweſen. Das mußte der arme Pudel auch wiſſen; wie miſerabel er, den Schwanz zwiſchen den Beinen, ſeinem Meiſter nachzottelte, wie jämmerlich er die Menſchen anſah, als wollte er ſagen: Ach, ich armer Pudel, wer wird mich erlöſen aus den Banden des Mani! ſo hätte er es doch um kein Lieb gewagt, von den Ferſen ſeines Meiſters zu weichen, zu verlaſſen Mani's Fußſtapfen oder gar Mani's Handſchuhe, welche er ihm oft nachtrug, aus dem Maule fallen zu laſſen.

Gefallene Größen lieben es, Beſuche zu erhalten, ſie ſind ihnen Zeugniß, daß ſie noch nicht ganz vergeſſen ſind, geben ihnen Gelegenheit, ſich auszuſprechen über ihre Verdienſte, der Menſchen Verkennung, der Welt Undank, erwecken Hoffnungen, der Tag werde kommen, wo man begreife, wer ſie geweſen, was ſie gewollt, wie viel man an ihnen verloren, und ſie wieder holen werde mit Geſang und Tanz und den üblichen Kanonenſchüſſen. Mani theilte dieſe Schwachheit, aber dieſe Ehre wurde ihm ſelten zu Theil. Bitterer als er klagte daher niemand über den Undank der Welt. Kam zur Seltenheit jemand ihm zufällig in die Hände, ſo führte er ihn auf ſeiner Herrſchaft, dem Galgenmösli, herum und war glücklich, wenn ihm etwas daran gerühmt wurde, und wären es nur die Schwänze ſeiner Schweine geweſen. Dieſe ſeltenen Beſuche waren von zwei Sorten: die erſte bildeten die ausgejagten Subjekte, welche beim neuen Regimente außer Kurs geſetzt wurden und Hunger bekamen. Dieſe thaten Mani anfangs immer ſehr wohl; ſie läſterten das Neue, prieſen das Alte, meinten, wenn man Mani behalten hätte noch einige Jahre, ſo hätte kein Menſch mehr an den Himmel gedacht, ſo ſauwohl wäre es Allen auf der Welt geweſen. Hatte ihn dann ſo ein Subjekt, ein ausgejagter Landjäger oder verlaufener Schreiber ſo recht eingeſalbt und breiweich gemacht, daß ihm die Thränen ſtromweiſe die Backen abſickerten, ſo machte er nicht

Schmollis mit ihm. Mani warf ſich nicht weg. Er dachte immer an die Tage, wo er höher als je zu ſtehen hoffte, aber er ſchwitzte wohl ein Stück Geld, nach den Umſtänden ſogar Silber. Schweiß ſchwächt aber, beſonders ſilberner, und wer ſchwach wird, wird gern auch häſſig. Die Beine ſeiner Adeline waren daher nie himmelblauer und ſeines Laps Geſicht nie jämmerlicher, als nach einem ſolchen ſilbernen Schweiße. Die andere Sorte beſtand aus Geſchäftsleuten von der Weiſe des Eglihannes. Mani liebte ſein Vaterland grauſam, accurat wie ſeine Frau Adeline und den Pudi Laps. Er zog daher ſein Geld nicht aus dem Lande, wie die Ariſtokraten und Spitzbuben, ſondern er behielt es in demſelben, half braven Leuten und griff ihnen unter die Arme. Aber nach dem Grundſatze: daß die Linke nicht wiſſen ſolle, was die Rechte thue, und weil er nicht den Ruhm vor den Menſchen haben wollte, ſpendete er ſeine Wohlthaten nicht ſelbſt, ſondern durch andere dienſtbare Geiſter, den Eglihannes z. B., den falbrothen Grüzler, den berechtigten Schabohr im Saukajus u. ſ. w. u. ſ. w., dem die Frömmigkeit Stoff zu neuen Streichen an die Hand giebt, wiſſentlich oder unwiſſentlich. Dieſe hatten offene Kaſſe bei ihm, und er hatte Theil an ihren Geſchäften, und eben doch daß niemand es wußte, und half den Leuten auf, d. h. auf die Beine, nämlich wenn man kein Geld hatte, ſo begnügte man ſich mit einem Roſſe, einer Kuh oder einem Stück Geld; hatte man weder Roß, Kuh noch Geld mehr, ſo war man ſo gut und begnügte ſich mit dem Unterpfand und nahm dieſes zur Hand; den Leuten that man gar nichts, man ließ ſie laufen, wohin ſie wollten, ganz frei, volksthümlich, als wären ſie Volks- und Vaterlandsfreunde. Nicht einmal barfuß mußten ſie laufen, hatten ſie Schuhe, man ließ ſie ihnen wirklich! Aber ſollten dieſe Volks- und Vaterlandsfreunde Eglihannes oder Schabohr einmal was zahlen, dann mußte Einer früh anfangen, Hiob's Geduld haben und zu Methuſalem's Alter kommen, wenn er es erleben wollte, das

Geld in ſeinen Händen zu ſehen, denn die Geſetze waren kommod für die, welche ſich darauf verſtanden und für wen ſie gemacht waren, und für die, welche betrieben ſein wollten, beſſer, als für die, welche Andere betreiben laſſen mußten.

Mani hatte am Tage vorher eben einem alten Spion, der vorgab, er ſei geleiſteter Dienſte wegen fortgejagt worden, ſilbern geſchwitzt und war ſchrecklich aufgebracht. Seine Frau war in den Keller gelaufen und hatte ihre brennenden Beine in Sauerkabiswaſſer geſteckt; Laps, der Pudel, kroch ganz auf dem Bauche, wußte gar nicht, wo er den Schwanz haben ſolle, daß es dem Herrn recht ſei, und machte ein herzbrechendes Geſicht. In ſeinem Zorne ſegelte Mani ſeinem Buchwalde zu, um den armen Laps auf arme Kinder zu dreſſiren. Mani hatte nämlich gehört, daß man aus Buchnüſſen Oel machen könne, und geſehen, daß arme Kinder ſolche in ſeinem Walde auflaſen. Nun dachte er ſchnell auf Errichtung einer großartigen Oelfabrik, da es ringsum viel Buchwälder gab, in welchen er das Recht, Buchnüſſe aufzuleſen, wohlfeil zu erhalten hoffte, dreſſirte einſtweilen ſeinen Pudel Laps auf arme Kinder, welche ohne Recht ſich an die Buchnüſſe machten. Während der Pudi auf arme Kinder jagte, zählte Mani ſeine Buchen und überſchlug ihren Ertrag in Nüſſen, verwandelte ihn dann in Oel und brachte enorme Summen heraus. So ins Kalkuliren vertieft, hörte er es plötzlich raſcheln dicht hinter ſich im Laube. Da fuhr Mani z'weg, that das Maul auf und wäre ohne Schminke total blaß geworden, faßte den Stock mit beiden Händen, ſah grauſig durch die ſchwarze Brille nach hinten. Mani fluchte oft über den donners Glauben, und wenn er ſeinen Laps hinter ſich und ſieben Mann wohl bewaffnet um ſich hatte, fürchtete er weder Gott noch Teufel. Aber des Nachts oder allein im Walde ohne Laps, da wußte Mani, daß es einen Teufel gab, und ein Glaube, pechſchwarz wie der Teufel und Höllengeiſt, fuhr ihm in der Seele auf und ab, und wenn es irgendwo einen Ton gab

meinte er, jetzt komme der Teufel und hole ihn. So war es ihm auch jetzt, als er mit aufgesperrten Nasenlöchern über die Achsel sah. Doch es war nicht der Teufel selbst, es war bloß der Eglihannes, der Mani suchte. Sonst sah Mani den Hannes gerne, denn wo derselbe ihm erschien, und war's im dichtesten Walde, eröffnete sich ihm eine angenehme Aussicht. Diesmal sagte er ihm, er sei ein Lümmel, denn dies sei keine Manier, die Leute so zu erschrecken; komme er ihm noch ein Mal so, so sei es zum letzten Mal, und er lasse ihm durch Laps, der für alles gut sei, den Weg zeigen.

Eglihannes fürchtete Mani aber nicht halb so sehr, als dieser den Teufel, und den Laps fürchtete er gar nicht, der schlechte Zähne hatte und niemanden biß, der ihm einmal was Angenehmes gegeben. Eglihannes lachte daher und sagte: Habt ihr geglaubt, die Zeit sei um und er sei da? Habt einstweilen nicht Kummer, er thut euch nichts und mir nichts, wir sind ihm zu lieb; er wird die nicht plagen wollen, welche es am besten mit ihm meinen. So dumm ist er dann doch nicht. Eglihannes spielte den Ungläubigen, manchmal machte er recht eigentlich den Lästerer. Vom Christenthume begriff er so wenig als eine Kabisstorze oder eine Blindschleiche, aber er hatte es wie die meisten dieser Menschen: er war feig, bebte im Herzen, und den Namen dessen, von dem er sprach, vermochte er hier im dunkeln Walde nicht über die Lippen zu bringen, warum, wußte er selbst nicht. Mani blieb nicht gern bei diesem Gegenstande und fragte kurz nach Eglihannes' Begehr, er dachte, der Teufel könnte ein Schelm sein. Eglihannes wollte sich kurz fassen und bloß hundert oder hundertfünfzig Gulden leihen, weil er sie haben sollte. Aber Mani verstand das nicht so, besonders jetzt nicht, wo seine Galle in Aufruhr war. Er fragte, bis er wußte, warum es sich handle. Da versprach er das Geld, aber um die Hälfte des Profits, und Eglihannes mußte es sich gefallen lassen. Wart du nur, dachte er, ein ander Mal bin ich dir schlau genug, und daß

du immer die Nidle von der Milch haben müſſeſt, ſelb ſteht nirgends geſchrieben, du Katzen-Mani.

Peterli bekam ſein Geld und wirklich baar, wie es ausgemacht war. Eglihannes pflegte ſonſt gern ſolchen Summen ein werthloſes Papier beizufügen in urſprünglichem Werthe. Hatte einmal Einer die Unvorſichtigkeit begangen, ein ſolches Schriftchen ihm abzunehmen, ſo konnte er es auch behalten; Eglihannes gab kein gutes Wort dafür und ſonſt auch niemand. Peterli und ſein Eiſi, denn das wollte dabei ſein, liefen nun g'reiſeten Kühen nach auf allen Märkten, erlebten viel, und das Meiſte merkten ſie nicht. Wie ihnen ging es noch Andern in der Vehfreude, die nach g'reiſeten Kühen liefen: ſie brauchten viel Geld, und was ſie dafür bekamen, wußten ſie nicht, mußten erſt die Erfahrung machen. Wir wollen nicht übertreiben, aber überzeugt ſind wir, dieſer Wechſel kam die Vehfreudiger näher bei drei-, als nur bei zweitauſend Gulden zu ſtehen, denn einer wollte es immer beſſer machen als der andere, und mancher ſchaffte eine oder zwei Kühe mehr an, als er ſonſt hatte.

So wurde allenthalben g'reiſet, bloß im Nägeliboden nicht. Es war faſt, als ob die guten Leutchen verhexet, von einem böſen Geiſte zur Plage auserkoren wären. Wie es auf ſtreitbaren Wegen und ganz beſonders, wenn es bergauf geht, Engpäſſe giebt und gefährliche Punkte, über die man nur mit großer Anſtrengung kommt und den Kopf nicht verlieren, nicht ſchwindlich werden darf, wenn man nicht verloren ſein will: ſo geht es auch in den Haushaltungen und namentlich in den jungen, welche mit aller Anſtrengung vorwärts zu kommen trachten. Es harzete bei Sepp und Bethi ſehr, trotz allem Fleiße. Allerdings verbeſſerte ſich ihre Lage, aber noch nicht ſichtbar und fühlbar, ſondern bloß für die Zukunft. Die Ausfüllung des Sumpfes fiel nicht in die Augen, aber er hatte doch an Tiefe abgenommen, und noch einiges Ausharren, ſo trat feſter Boden über das Gewäſſer. Der Hof hatte ſich

beträchtlich gebeſſert, die Zinſen waren ſo ziemlich nachgezahlet, vieles war angeſchafft, anderes ausgebeſſert, die Extraausgaben mußten für die Zukunft ſich mindern; aber noch war der Geldklamm da. Sepp konnte ſich nicht gehörig helfen, mußte oft verkaufen, wo er es lieber nicht gethan, oder konnte nicht kaufen, wann es gut war. Hatte er Geld, ſo war er in Verlegenheit, was damit machen, wem es geben; drei, vier Hände warteten darauf, dies und jenes ſollte nothwendig berichtigt oder angeſchafft werden. Es iſt ſo ein banges Dabeiſein, wenn man, je mehr man arbeitet, immer deſto weniger zu haben ſcheint. Doch Sepp und Bethi behielten den Kopf beiſammen, blieben beſonnen, verloren den Muth nicht. Nun aber ſchien auf einmal alles ſich gegen ſie verſchworen zu haben, um ſie wieder ſo recht in den Boden hinein zu drücken. Sie hatten alſo den Platz für die Käſerei nicht geben können, hatten bei dieſem Anlaß mit Schmerz erfahren müſſen, wie übel es Viele mit ihnen meinten, und Bethi weinte mehr als ein Mal aus Zorn über das, was die Weiber ihm andichteten. Denn es gab in der Vehfreude auch Weiber, welche von dem Vergnügen zu leben ſchienen, alles Böſe, was über einen Menſchen geſagt wird, ihm zuzutragen, eine gute Portion dazu zu lügen und dann an Zorn und Schmerz, welche entſtehen, herzlich wohl zu leben und allen Leuten mit großem Behagen zu erzählen, wie der arme Menſch ſich geberdet habe, ſie hätten faſt geglaubt, er erſticke vor Zorn.

Sepp und Bethi überwanden dies alles, brachten auch die Koſten auf, welche ihnen an Bau und Einrichtung der Käſerei zufielen und nicht unbeträchtlich waren. Während ſie noch daran herzeten und ſeufzten, wurde ihnen unerwartet ein kleines Kapital aufgekündet. Sie ſchämten ſich, Geld zu ſuchen, hätten auch nicht gewußt, wo finden bei dem allgemeinen Kühfieber in der Vehfreude, und zu Wucherern oder Geſchäftsleuten wie Eglihannes wollte Sepp ſeine Zuflucht nicht nehmen. Er hatte in den Papieren ſeines Vaters geſehen,

wie dieſe Spitzbuben es trieben und wie Einer, den ſie einmal angehalftert, zu Schanden geritten wird; ſie mußten es alſo ſelbſt machen, wenn ſie nicht auf die Gant wollten. Nun, ſie hatten längſt ſich auf die Zeit gefreut, wo ſie mit Abzahlen anfangen könnten, aber ungelegener hätte es ihnen nie kommen können, als gerade jetzt. Sie kratzten aus allen Ecken ihr Geld zuſammen, ſogar die Sparbüchſen der Kinder (ihnen ſonſt ein Heiligthum) mußten herhalten, verkauften allerlei an Flachs, Hanf, Tuch und dürrem Zeug, was ſie ſonſt wohl behalten hätten, brachten endlich die Summe auf, zahlten ab, und einen Augenblick war es ihnen, als hätte die Schuldenlaſt, welche auf ihrem Rücken lag, ſich bereits um ein Beträchtliches erleichtert.

Es iſt wirklich ein ſchöner Tag, an welchem man die erſte Schuld bezahlt, leicht kann es Einem vorkommen, als ſei man bereits an der letzten. Aber ſo wie man Schmerzen kriegt, wenn man an einer Zehe einen Nagel zu kurz abhaut, ſo giebt es Nachwehen, wenn man zu früh eine Schuld bezahlen muß. Die Erleichterung im Zins wird nicht fühlbar, dagegen überall und ſtündlich der Mangel an Geld. Es will nichts eingehen, geht was ein, iſt es wieder 'raus, der Geldſeckel ſcheint keinen Boden zu haben, und ſcheint etwas bleiben, ſich anſtauchen zu wollen, ſo fährt es drein wie ein Wirbelwind, und leer iſt er wieder. Man ſcheint offenbar viel ärmer geworden zu ſein, fühlt alle Augenblicke ſich in Verſuchung, wieder Schulden zu machen, um einigermaßen ſich flott zu erhalten. Doch nur das nicht gethan, nie rückwärts gegangen, mit Geduld überwindet man Sauerkraut, ſagt der Pariſer. Das hielten Sepp und Bethi auch feſt, ſie hatten ſich vorgenommen, keine Schulden zu machen, ſondern ſich zu leiden bis zum Aeußerſten. In dieſen Nöthen kam noch das Fieber, die Kühe zu reiſen, auf die Wehfreude, ſtrich auch, wie natürlich, durch den Nägeliboden. Nun hatte Sepp, der ſich

auf die Vehwaare ſehr wohl verſtand, einen Stall voll verſorgete Kühe, aber manche leider nicht g'reiſet.

Dieſer Unterſchied wird mancher lieben Leſerin nicht klar ſein. Wir denken, es werde weder zarter Haut noch glatten Haaren ſchaden, wenn wir ihn einigermaßen zu erläutern trachten. Verſorgete Kühe ſind ſolche, welche man erprobt hat und erfunden als geſund im Freſſen, zahm im Melken, gut beſtellt im Euter, fett und reich in der Milch, bereit, alle Jahre zu kalben, wenn die Zeit um iſt, aber je nachdem es ſich eben trifft in's Grüne oder in's Dürre. Die Kühe, mit welchen man in der Regel am beſten verſorget iſt, ſind die, welche man ſelbſt erzogen hat, welche dadurch ſo recht eigentlich zu Hausthieren werden und wodurch eine Art von Freundſchaft und Anhänglichkeit entſteht, die ſo weit geht, daß man ſo eine Kuh zur Familie rechnet, wie einſt eine gutmüthige Frau Pfarrerin ſagte. — Wirklich hatten die meiſten größeren Bauern eine eigene Race, manchmal durch mehrere Geſchlechter, ſelten war eine gekaufte Kuh im Stalle. Es war faſt ein patriarchaliſches Verhältniß zwiſchen Menſch und Thier, und es war wirklich, als ob ſo eine alte, im Hauſe geborene und erzogene Kuh ein geſetzteres Weſen hätte, ein Gefühl, ſie ſei daheim, daher ein größetes Selbſtbewußtſein, etwas Ariſtokratiſches, wenn man will. Aus einem ſolchen Stalle eine verſorgte Kuh mit ſchwerem Gelde kaufen zu können, war faſt einer Gnade gleich zu rechnen. Wo man nun aber lauter g'reiſete Kühe haben will, da ändert ſich das ganze Verhältniß, das Bleibende muß einem beſtändigen Wechſel weichen, denn der Kühe Natur, Liebe und Fruchtbarkeit laſſen ſich ſo wenig nach den Käſereien regeln als das Gras. Man kann es ſo wenig erzwingen, daß die Kühe allweil in's Grüne kalben, als man es erzwingen kann, das ganze Jahr hindurch die Kühe mit Grünem füttern zu können. Wer nun ſo recht den Kästeufel im Leibe oder das Käsfieber hat, muß alſo alle Kühe, wie verſorget ſie ſonſt auch ſein mögen, abſtoßen, wenn

sie nicht g'reiset sind. So verschwinden aus diesen Ställen die Stämme, die alte gute Zucht hört auf, Fremdes zieht aus und ein, Gutes und Schlechtes, wie der Markt es bringt, was man erst hinterher merkt, wenn die Nutzung kommen soll. Mancher brachte es vor lauter Reisen so weit, daß er Jahre lang nicht mehr in's G'reis kam.

Es ist sehr merkwürdig, wie der Zeitgeist, gleich wie ein schneidender Nordwind durch alle Fenster und Fugen, in alle Verhältnisse dringt, wie er nicht bloß die Familienbande bis auf die innigsten löset, sondern auch die Bande zwischen Menschen und Vieh, alles Freundliche, alle Anhänglichkeit frißt und herzlos nur das scheinbar Nützliche gelten und stehen läßt. Es ist aber sehr sonderbar mit diesem Nützlichen und besonders mit der daherigen Theorie; später stellt es sich nur zu oft heraus, daß letztere den größten Schaden brachte, daß das, was sie am lautesten pries, der Grundstein des Verderbens war. Wer das Praktische über das Herzliche setzt, wird vielleicht reich, vielleicht auch nicht, aber jedenfalls kennt er weder herzliche Freude noch herzliche Liebe.

Als nun also das Fieber kam, kehrte es im Nägeliboden auch ein und schüttelte beide, Mann und Frau. Sepp meinte, Milch sei das ganze Jahr durch gut, namentlich den Kindern, und dem Menschen im Winter, wo man selbst an's Dürre und an das Eingekellerte gesetzt sei, am gesündesten. Seine zwei liebsten Kühe kalbten für die Käserei durchaus zur Unzeit: die eine für die Herbstweide, worauf man ehedem auch was hielt, die andere um Weihnachten, was den Weibern sonst b'sonderbar anständig war. Diese beiden Kühe hätte er also jedenfalls abstoßen sollen, und genau genommen noch zwei andere, welche eben auch nicht in's frische Grün kalben wollten. That er es nicht, so war seine Milchlieferung im Vergleich zu Andern sicher sehr unbeträchtlich, er wurde ausgelacht und zog wenig. Reisete er auch, so schien eine Wurst an eine Speckseite geworfen, viel Milch, viel Ehre, viel Geld, und was will

man mehr in dieſer böſen Welt? Für dieſe drei Dinge hätten Eglihannes im Saubrunnen und Mani im Galgenmösli ihre Seelen von den Hunden freſſen laſſen, wenn ſie es ihren Leibern unbeſchadet hätten thun können und die Hunde Appetit dazu gehabt. Aber woher Geld nehmen zum Reiſen? Sepp und Bethi hatten keins, ſollten ſie leihen, wieder Schulden machen, und war dann das Zurückgebenkönnen im Herbſte ſo gewiß? Sepp hatte ſchon mehr als einen Ton gehört, daß der Handel nicht halb ſo ſicher ſei. Oder ſollten ſie die Einzigen ſein, die hinter Allen zurückblieben, hinter dem ganzen Zeitgeiſt, ſo ganz unzeitgeiſtlich?

Beide Leute beſtanden die Prüfung, ſie kalkulirten folgendermaßen und nicht dumm: man baue, wie man ſage, die Käſereien für den Ueberfluß, daß die Milch, welche man entbehren könne, nicht zu Schanden gehe, nicht in die B'ſchüttilöcher geworfen werden müſſe. Sie ſollen alſo ſo gleichſam einen Abflußkanal bilden für den Ueberfluß, aber auch zugleich eine Quelle ſein, aus welcher dem Bauer Geld zufließt, und vermittelſt welcher der Wohlſtand vermehrt wird, indem auf dieſe Weiſe das Geld aus der Fremde in's Land gebracht wird, was ſehr wohl zu beachten iſt, und zwar nicht armer Leute Geld, ſondern kaiſerliches und königliches. Armer Leute Geld iſt natürlich ſo gut als kaiſerliches und königliches; wir wollten nur damit ſagen, daß das Geld, welches mit trefflichem Emmenthaler Kaiſern und Königen und andern vornehmen Leckermäulern abgenommen wird, mit beſſerem Gewiſſen, mit größerer Freude und wohl auch mit mehr Segen verbraucht werden kann, als ſolches Geld, welches aus Branntwein, alſo eigentlich armer Leute Mark iſt. Die Käſereien ſollten alſo nicht der Angel ſein, um welchen die ganze Wirthſchaft ſich dreht, nach welcher ſich Alles richten und welcher ſich Alles unterordnen ſoll. Sie ſollen durchaus nicht ſein, was ſie auf den Alpen ſind; Alpenwirthſchaft iſt keine Bauernwirthſchaft. Auf den Alpen wird nichts gepflanzt, da gehen

nur Kühe, wird für den Winter nicht geſorgt, man füttert im Thale, da iſt und bleibt die Nutzung der Kühe den Sommer über die Hauptſache. Und obgleich die Küher es faſt haben wie die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels, ſie ſäen auch nicht, ſpinnen nicht und ſie nährt doch der himmliſche Vater ſo gut als ſelten Andere, danken ſie ihm dafür oder danken ſie ihm nicht — ſo hängt doch ſelbſt ein ſolcher Küher nicht alles an die Käſe, richtet ſich nach der Zeit, hängt ſich an Schweine, macht mit Butter, was er kann, mäſtet Kälber, bis ſie zwei Centner wiegen, ja pfuſcht ſogar dem Napoleon in ſeine Pläne und macht Zucker centnerweiſe. Der Küher hat auch etwas von der Weiſe der Baſeler Herren, welche gegen das Geltstagen ſich ſo tapfer wehren. Dieſe hängen auch nicht alles an einen Nagel, ſondern an mehrere; läßt ein Nagel los, ſo fällt nicht alles, ja es iſt oft der Fall, daß eben weil ein Nagel fehlt, am andern der Gewinn deſto größer wird. Das ſollte eigentlich auch der Bauer wiſſen, wächst ihm doch in feuchten Wieſen das meiſte Gras, wenn es ihm auf den trockenen Aeckern verbrennt, und das meiſte auf den trockenen Aeckern, wenn es ihm in den feuchten Wieſen erſäuft. Darum ſollte es auch der Bauer viel beſſer noch wiſſen als der Küher, am allerwenigſten im Boden wirthſchaften wollen, als wäre er auf hoher Alp. Das iſt alſo des Bauern beſtes Eingericht, wenn er ſein Gewerbe an mehrere Nägel hängt, damit er an dieſem oder jenem ſeinen Troſt findet, wenn ihm der eine oder der andere fehlt. Man hat bedenkliche Beiſpiele, wie es mit dem Käſen fehlen kann, wenn die Milch fehlt, der Senn davonläuft, die Käſe niemand will oder gar Hexenwerk ſpukt in der Käshütte. Wenn der Bauer das Korn vernachläſſigt, alles Beiwerk, wie Flachs, Hanf u. ſ. w., Viehzucht, Landbau, und er am Ende des Herbſtes nichts als unverſorgtes ſchlechtes Vieh im Stall, unverkaufte Käſe im Käskeller, nichts als einen Winter ohne Milch, einen Geldſeckel ohne Geld und eine lange Naſe im

Geſicht hat, was dann? So kalkulirten Sepp und Bethi und beide waren einig, bloß fragte Bethi noch: Und wenn wir noch eine Kuh kauften, könnten ſie vielleicht ſchuldig bleiben? Sind wir glücklich, ſo zahlt ſie mehr als den doppelten Fuhrlohn, Gras haben wir genug, der Klee ſteht bürſtendick auf dem Acker! Biſt nicht ſicher, ſagte Sepp, daß es nicht einen trockenen Sommer giebt, wo das Gras nirgends gedeiht, daß man den halben Hof ſchaben muß, wenn man nicht hinter das Heu will. Es iſt mit dem Grasen eine gar zufällige Sache: muß man zur Unzeit mähen, ſo haut man es mitten von einander und es iſt kein Segen darin. Es giebt keinen ſtrengern Winter, als wenn um Faſtnacht die Bühne leer wird und man entweder Faſten einführen muß im Stalle oder Heu kaufen nach einem trockenen Sommer, bis Einem das Liegen weh thut. Es hat mancher von unſern Bauern den Stall mit Waare gefüllt, ich würde ihn bevogten, wenn ich im Gemeinderath wäre. Wie ſo einer füttern will, begreife ich nicht, jedenfalls möchte ich nicht Kuh ſein bei ihm, wenn Michelstag vorbei iſt. Bethi begriff dieſe Gründe wohl, zog ſeine Motion zurück und ſagte: He nun, in Gottes Namen! Jeder macht es wie er kann und wie er es ververſteht, und das Andere überläßt er Gott, der wird es wohlmachen.

Fünftes Kapitel.

Wie die Vehfreudiger am Vorabend wichtiger Ereigniſſe nicht bloß ſtehen, ſondern auch laufen.

Endlich waren alle Vorbereitungen vollendet, der große Tag nahte, an welchem es Käs geben ſollte in der Vehfreude. Schmuck und ſchön ſtand die ſogenannte Käshütte da, hatte faſt ſo viel gekoſtet als ein Bauernhaus, denn da war nichts

gespart worden, das Käskessi allein hatte bei vierhundert Gulden gekostet. Küche, Käsgaden, Keller, Milchkammer waren geräumig, auch eine Wohnung für den Senn war auf dem obern Boden, eben so war für einen verschließbaren Holzraum gesorgt. Die Behfreudiger wußten nämlich aus Erfahrung, daß wenige unter ihnen ein Holzgewissen hatten: die mindesten stahlen Holz aus Privatwaldung, die mittlern aus dem Gemeindewald, die bessern aus dem obrigkeitlichen, bloß die allerbesten stahlen gar keins. Hie und da oder wo kein obrigkeitlicher Wald in der Nähe ist, fallen die beiden letztern Klassen zusammen. Die Männer hatten noch eine große Stube über dem Holzraume einrichten wollen, um die Käsgemeinde darin abhalten zu können, aber die Weiber, besonders die Frau Ammännin, hatten es für's Teufelsgewalt nicht thun wollen. An die Käsgemeinde gehörten Weiber eigentlich nicht, aber wenn dieselbe in irgend einem Privathause abgehalten wurde, so konnte das betreffende Weib wenigstens in der Nebenstube sein oder war keine da, an der Thüre horchen und alsbald einigen Freundinnen Auskunft geben über die Verhandlungen; diese konnten es weiter sagen, so daß gewöhnlich die Thaten der Männer daheim waren ehe die Männer und diese die Gutfinden der Weiber bereits abgefaßt fanden. Hie und da erschien auch ein Weib, besonders die Frau Ammännin, in den Versammlungen, gleichsam wie zufällig. Sie meinten, das Ding wäre geschmacklos, wenn sie nicht von ihrem Senf dazu thäten.

Die Frau Ammännin war überhaupt eine sehr merkwürdige Frau. Sie war nur ganz klein und so gar dünn, aber die ganze Dorfschaft fürchtete sie wie ein Schwerdt, und ihr Mann, richtig drei Centner schwer, tanzte nach ihrer Geige, angehends wie ein aufrechter Bär. War nun die Gemeinde in der Käshütte, so waren die Weiber radikal ausgeschlossen, es konnte keine mehr horchen, und so mir nichts dir nichts hin zu laufen, das hielten sie doch wirklich selbst nicht für anständig.

Wir wollen die Gründe nicht aufzählen, welche sie anbrachten, sondern bloß so viel sagen, daß sie triftig gewesen sein mußten, denn es gab wirklich kein Käsgemeindezimmer oder Saal. Die ganze Ausrüstung, Butterfaß, Gebsen, Kästücher, Käsrahmen, Kalbermagen u. s. w., war auf das beste besorgt. Dürres Holz war in bedeutendem Vorrath vorhanden; bei demselben lief nicht das Wasser hinten heraus, wenn man es vornen anbrannte, wie es bei Holz, welches für Schulen geliefert wird, so oft der Fall sein soll. Mitten in der Käshütte stand bereits ein Senn, nicht groß, aber appetitlich anzusehen, seine Wahl hatte bei den Weibern Beifall gefunden. Sie hülfen den nehmen, hatten sie gesagt, denn in erster Linie (es las hie und da eins die Großrathsverhandlungen) werde er nicht so viel fressen wie eine Freiburger Stute, da gäbe es desto bessern Käs und desto bessere Butter, in zweiter Linie nehme es sie wunder, wie so ein luftiges Bürschchen mit den Käsen fahren möge, besonders gegen Herbst zu, wo er des Tags hundertundsechzig oder achtzig zu salzen habe, das möchten sie dann doch auch sehen.

Es wurde nun eine Käsgemeinde angestellt, um den Tag des Anfangs zu bestimmen. Es ging sehr hart zu an demselben Tag, wer hätte es denken sollen? Wo man des Tages bloß einen Käs macht, da richtet man die Milch, welche am Abend kommt, in Gebsen aus, läßt sie über Nacht stehen, schüttet sie dann, so wie sie ist, bis auf die Nidle, welche man zu Butter braucht und der Senn zum Kaffee oder sonst, in's Käskessi, die, welche am Morgen kommt, gleich dazu, und wenn alles beisammen ist, dann erst fängt der Senn zu käsen an, welches immer auf das allerwenigste drei Stunden dauert. Nun rechnete man in der Vehfreude für den Anfang nur auf ungefähr vier Säume Milch, es verstand sich daher von selbst, daß man nur einen Käs machen konnte, die erste Milch am Abend vorher bringen mußte.

Die radikale Partei, welche damals auf der Vehfreude

immer noch ihre Anhänger hatte, namentlich den Eglihames, der jedoch jeden Augenblick bereit war, schwarz wie der Teufel zu werden, wenn sich ihm damit ein Loch zu einem Amte geöffnet hätte — schlug vor, am Samstag Abend die erste Milch zu bringen, am Sonntag Morgen, wo alle Zeit hätten, der Sache zuzusehen, den ersten Käs zu machen. Die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes seien auf den Sonntag verlegt: alle Wahlen, alle Abstimmungen durch das Volk, alle Schützen- und Sängerfeste, Kilbenen und Kegelten und sonst volksthümliche Freudenfeste, die Sackhüpfeten, Gänseköpfeten, Gränneten, Volks- und Gesangvereine, kurz alle Freuden eines in der Bildung und entschiedenem Fortschritte begriffenen Volkes. Dieser Tag habe eine neue, des Zeitgeistes würdige Weihe erhalten, er sei nun ein ächt volksthümlicher, vaterländischer geworden. Nun fragten sie, was volksthümlicher und vaterländischer sei, als Käsereien, welche Millionen in's Land brächten, Zeugnisse seien des Fortschrittes und der wahren Aufklärung? Was könne man also an diesem Tage Vaterländerisches und Würdigeres und gegen die Langeweile Kräftigeres thun, als durch den ersten Käs dieses Haus, ein Zeugniß ihrer Aufklärung, einweihen? Von ihnen ginge doch niemand in die Kirche, um zu hören, wie der Pfaffe stürme, der Schulmeister bäägge, der Orgeltreiber surre. Die Zeit der Dummheit habe man hinter sich, darum müsse man vorwärts, sonst käme man rückwärts, so sprachen die Erleuchteten in der Behfreude.

Potz Türk, so verstanden es Andere nicht! Mit solchem, sagten sie, solle man ihnen nicht kommen! Wohin die Sonntagbudelten führten, könne man sehen an vielen Exempeln, und seit es so gehe, sei ja nirgends mehr Geld und in keiner Sache der Segen. In der Sonntagarbeit sei keine Haltbarkeit; man sollte Exempel nehmen an der Tiefenaubrücke, an welcher am Sonntag gebaut worden. Da hätten die ungläubigen Herren erfahren, wie es heiße: Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten seine Bauleute umsonst daran, wo

der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Als der Wind einmal ein wenig blies, da brach die Brücke zusammen und that einen großen Fall. Der Baumeister habe darauf freilich gesagt, seine Frau habe ihm gesagt, eine andere Frau habe ihr gesagt, ihre Magd hätte ihr gesagt, es hätte ein wenig geerdbebnet. Und wenn es auch wahr sei, was eine Frau der andern gesagt, so mache das ja nichts an der Sache; wer noch einen Glauben habe, der wisse, woher auch die Erdbeben kämen und wer sie mache. Dann solle man doch nur die Regierungen ansehen, welche am Sonntag gewählt seien, wie lange die es hielten und wie währschaft sie seien. Ja, wenn man Käse wolle hohl wie Hutdrucken oder blästig, daß man sie den Schmieden für Blaicbälge verkaufen könne, so solle man nur am Sonntag den ersten Käs machen, aber dann wollten sie mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Da könnte man sehen, wie das Hexenwerk Macht hätte in der Hütte, und man wisse doch, wie dasselbe dem Käsen auffässig sei und an wie manchem Orte man ihm kaum Meister werde. Ihnen wäre der Freitag am anständigsten. Wer noch einen Glauben habe und begehre glücklich zu sein in der Ehe, der lasse sich am Freitag kopuliren. Das halte fest, was an diesem Tage gemacht sei. Beim Käsen sei ja das Kopuliren und daß die Käse fest würden und sich hielten die Hauptsache und daß die Käsbauern zusammenhielten und gute Milch zusammenbrächten. Schicklicher zum Anfang, als der Freitag, sei daher durchaus kein Tag.

Das sei nichts, schrien die Dritten. Daß man hier die Politik und das Vaterland und die Aufklärung außer Acht lasse, sei ihnen ganz anständig. Seitdem man derlei Zeug in alles hineinmischen wolle, habe man allenthalben ein verfluchtes G'kafel und wisse gar nicht mehr, wo drüber und dran. Aber an einem Freitag hülfen sie auch nicht anfangen. Was man am Ende der Woche beginne, damit werde man ja, wie

allbekannt, nie fertig, und die Hauptſache ſei doch, daß man mit dem Käſen einmal fertig werde. So wenig als Politik, ſolle man den Aberglauben da hineinbringen, ſondern wie üblich und bräuchlich bei jedem großen Werk, am Montag anfangen, wer auf Rücken halte, thue es nicht anders und man wiſſe ja wohl warum.

Dieſe Meinung, die einfachſte und natürlichſte, hatte auch das Mehr, den Weibern war ſie aber nicht recht, die meiſten hätten aller Gottſeligkeit zum Trotz den Sonntag vorgezogen. Die Weiber haben im Allgemeinen viel Religion, daher aber ſehr oft den Glauben, weil ſie ſo viel Religion hätten, hätten ſie auch das Recht, ſich hie und da über dieſes oder jenes keck hinwegzuſetzen, wenn es ihnen dienlich und bequem ſei. Die Weiber ſind überhaupt große Freundinnen von Ausnahmen, ſtarre Conſequenz iſt eben nicht ihre Haupteigenſchaft. Unglücklicherweiſe war die Frau Ammännin nicht bei Hauſe, als dieſe Erkenntniß in ihrem Hauſe gefaßt wurde, ſonſt wäre es wohl anders gegangen. Die Weiber hielten den Männern Predigten, daß dieſelben zu Gott ſchrien, er möchte ſie, nämlich die Predigten, in Bratwürſte verwandeln, ſie hätten dann Stoff, einen ganzen Sommer durch wohl zu leben. Wären die Männer Großräthe geweſen, ſie hätten den Beſchluß in eine neue Berathung gezogen und ihn irgend eines Formfehlers wegen aufgehoben, ſo aber kam ihnen dieſes nicht in Sinn. Die Weiber hatten nämlich am Sonntag am beſten Zeit, ihre Näschen da zu haben, wo es was Neues gab; an einem Werktag und beſonders an einem Morgen hätte ſich jede geſchämt, müßig herumzuſtehen oder gar einen halben Tag ſo z'Unnutz zu verbrauchen. Behfreude war noch ſo ein rechter Bauernort, freilich ein etwas grober, wo die Weiber ſchafften und die Töchter ebenfalls dazu hielten. Damen oder Dämchen ſah man nicht auf derſelben, als eine Umgängerin, eine Dirne, welche mit drei unehelichen Kindern von Bern kam, für jede Arbeit ſich zu vornehm dünkte und nichts that,

als wie ein Faulthier von einem Hauſe zum andern rutſchen, dem Eſſen nach.

Am zweiten Montag im April war der große Tag, an welchem der Tanz angehen ſollte mit Käſen in der Vehfreude. Noch ſaßen die Kühe nicht im Grünen, aber man hält es für gut, einige Wochen, ehe es recht angeht, halbfett zu käſen, ſo gleichſam zu präludiren wie die Organiſten, ehe ſie das eigentliche Spiel beginnen. Die Milch vom Morgen wird dann ganz genommen, von der Abendmilch nimmt man die Nidle ab und macht Anken daraus. So giebt es halbfetten Käs, welcher aber nicht in den Handel kommt, ſondern unter den Antheilhabern vertheilt wird, welche ihn entweder ſelbſt eſſen oder ſo von der Hand weg verkaufen, wie ſie können und mögen.

Die Ställe waren beſetzt und noch für zwei andere Dinge wohl geſorgt. Was das für Dinge ſeien, könnten wir ganz füglich alten und neuen Diplomaten, Republikanern und Abſolutiſten, dem Guizot und dem armen Dahlmann, dem Vogt und dem Windiſchgrätz zu errathen geben, ſie wären in dieſem Punkte alleweil gleich geſcheidt. Es war geſorgt für die nöthigen Transportmittel der Milch bis zur Käſerei, d. h. für ein Gefäß und für einen Träger deſſelben. Wo es hoch hergeht und die Milch in die Schwere kommt, da muß ein Drittes noch ſein, und wo es gar hoch hergeht, z. B. bei den Rumedingern, den Rutzwylern und andern großartigen Käsbauern, da kommt noch ein Viertes dazu.

Das Erſte iſt alſo das Gefäß, Bränte genannt. Da ſcheint die Sache einfach zu ſein, aber ſie iſt es nicht. Es iſt bis dato eine Lebensfrage, welche mit der Politik auf das Innigſte zuſammenhängt, überhaupt eine Exiſtenzfrage für die moderne Weltanſchauung: ob nämlich die Bränte von Holz ſein ſolle oder von hellem Blech mit meſſingenen Reifen. Holz iſt bekanntlich ein Naturprodukt, eine Bränte von Holz ein Naturkunſtprodukt. Meſſing und Blech kommen wohl auch

von der Natur her, doch nicht so direkt wie das Holz, und vollends eine derlei Bränte ist ein vollständiges Kunstprodukt (vide Anschauungslehre von Blattner u. a. Gelehrten mehr). Ein altes Instrument war die hölzerne Bränte, und die alten Küher dachten an nichts Anderes. Das wußten sie, daß sie reinlich gehalten werden mußte mit allem Fleiße, und ihre Weiber und Töchter wußten es ebenfalls und thaten also, sie glaubten, sie seien zum Reinhalten derselben da. — Aber mit der neuen Ordnung, d. h. mit den neuen Käsereien, kamen die blechernen, mit Messing beschlagenen Bränten auf. Die seien viel schöner, viel dauerhafter, ach Gott! wie glänzend und schön, und kosteten viel weniger Mühe und seien viel reinlicher von Natur, und die Milch bliebe viel süßer und der liebe Gott sehe sie viel lieber. Ach! und eine Menge anderer Gründe wurden noch zu ihren Gunsten angeführt, und sie gewannen allerdings die öffentliche Meinung für sich, man fand sie der Zeit viel angemessener, und wer nicht ein solch glänzendes Kunstprodukt auf dem Buckel hatte, sondern bloß ein altes hölzernes, schämte sich und schrie Zeter über Beeinträchtigung und Blamirung.

Der Streit wogte heftig in der Vehfreude. Alt-Vehfreude und Jung-Vehfreude schieden sich häßig. Doch müssen wir, wenn wir aufrichtig sein wollen, bekennen, daß auch in der Vehfreude mancher alte Narr sich fand, der sich zu den Jungen schlug, glaubte den alten Narren unter den Jungen am besten bergen zu können. Ach Gott! und dachte eben nicht, daß man, um so was zu meinen, eben ein alter Narr sein müsse. — Die glänzenden, weiß und gelben Bränten trugen offenbar den Sieg davon; prächtig glitzerten in der Morgen- und Abendsonne die schönen, weiß und gelben Dinger, und düster drückte sich den Zäunen nach, wer noch ein altmodisches Gefäß schleppen mußte. Aber es ist kurios, seit einiger Zeit scheinen die blechernen Bränten seltener zu werden, man sieht viel seltener ihren hellen Glanz auf den

Straßen, keck und kühn werden die hölzernen Geschirre wieder getragen, es ist da offenbar unter der Hand eine Reaktion eingetreten, das Alte erhebt sich wieder über das Neue, und um so gefährlicher ist dieses, da es so ziemlich stillschweigend, so gleichsam nur unter der Hand geschieht, fast wie bei einem geheimen Einverständniß. Personen, welche wohl unterrichtet sein können, geben in der Stille zu verstehen, es sei mit dem neuen Zeug nichts gewesen, außen fix und innen nix. Meist seien sie schlecht gelöthet gewesen oder die Löthe hätte sonst nicht gehalten, die Milch sei darin säuerlich und ungesund geworden und daher an vielen schlechten Käsen schuld. Man rede aber nicht gern davon, da Sachkundige das Ende vorausgesagt, aber von der Hoffahrt und dem jungen Gerede überwältigt worden, sondern beseitige die schlechten Bränten so unvermerkt als möglich. Das Fatalste sei, daß die Spengler, welche im Anfang sie so hoch angepriesen und so theuer verkauft, jetzt keine zurückkaufen wollten, unter dem Vorwande, sie könnten das Blech nicht mehr brauchen, die Milch hätte es ganz verdorben. Schlechteres muß aber doch wirklich nichts gewesen sein als solche Bränten, wo das Blech die Milch verdorben und die Milch das Blech. Man kann zwar nicht sagen, ob es wirklich so ist, es scheint jedoch viel Wahres an der Sache zu sein.

Das Zweite, für welches man gesorgt hatte, war der Jemand, der die Bränte trug. Da war die Frage, wer am besten dazu tauge, verwickelter; man hatte zwischen den verschiedenen Altern und den verschiedenen Geschlechtern zu wählen, und dabei kam noch der Wille des Individuums, Zu- oder Abneigung in Rechnung. Hier zeigte sich später so recht, was Gewohnheit über die animalische Natur für eine Kraft übt. Anfangs sträubte sich gar mancher gegen das Milchtragen, welchem es später zum eigentlichen Bedürfniß wurde, und welcher recht elend ward, als im Herbst dasselbe aufhörte. Und wie eine rechte Bergkuh die Bergfahrt kaum erwarten

kann, ſich nach ihrem Berge die Seele faſt aus dem Leibe brüllt, ſo mochte im Frühjahr mancher nicht warten, bis das Milchtragen wieder ſeinen Anfang nahm. Das aufſichtloſe Hin- und Herſchlendern, das Stück freien Lebens, welches auf den Straßen geführt wird, hat wirklich etwas unausſprechlich Anziehendes. Zumeiſt fiel die Wahl auf junge Leute, und zwar auf die, welche man zu Hauſe am leichteſten entbehren konnte; ſie fiel auf Mädchen und Knaben, doch in der Mehrzahl auf letztere, da ſie weniger im Hauſe verwendbar ſind. Wo man ſehr viel Milch zu liefern hatte, z. B. per Mal einen Centner und mehr, und keinen verwendbaren Rücken, welcher die Laſt zu tragen vermochte, da mußte ein Karren angeſchafft werden, wenn es nämlich der Weg erlaubte. Auf dieſen wird dann die Bränte befeſtigt, es zieht dann leicht Einer doppelt ſo viel, als er zu tragen vermag. Wo es in's Große geht, da muß für das Vierte geſorgt werden: für ein gutmüthiges Roß, und der Knabe avancirt vom Karrenzieher zum Wagenlenker. Hier und da wird zu dieſem Behufe Witz mit Hunden getrieben, iſt aber als ſchlechter Witz nicht beliebt und hält ſich nirgends. Für die nöthigen Transportmittel war alſo in der Vehfreude beſtens geſorgt, die Bränten, blecherne und hölzerne, ſo blank als möglich; die meiſten Milchträger hatten wirkliche Schuhe und zwar lederne, nicht bloß Holzſchuhe, zur Verfügung, und die meiſten waren eingeübt im Tragen der Bränte, was noch eine eigene Kunſt ſein ſoll.

Der Abend vor dem erſten Lieferungstag war nicht bloß der Vorabend wichtiger Ereigniſſe, ſondern auch der wirkliche Abend wichtiger Berathungen, nämlich über die Frage: auf welche Weiſe man es einbringen könne, wenn Andere Gefährden trieben. Es wollte nämlich niemand eigentlich betrügen, ſondern es wollte jeder bloß zu rechter Zeit Vorſichtsmaßregeln treffen, daß, wenn Andere betrögen, er dabei nicht zu kurz komme. Sehen Andere auch zu, ſagte man; mira, es ſieht jeder zu ſich! Alſo um Vorſichtsmaßregeln handelte es

sich. Es fragte sich, was man machen und wann man damit anfangen wolle? Abgenommene Milch, Käsmilch und Wasser, das sind drei vortreffliche Hülfsmittel, seine Milchproduktion zu vermehren, ohne daß die Nachhülfe beweisbar wird. Es fragte sich bei denen, welche eben Vorsicht brauchen wollten, hauptsächlich darum, ob man gleich anfangen wolle, wie man fortzufahren gedenke, oder ob man die Verbesserungen nach und nach wolle eintreten lassen. Die Berathung entschied sich nach den Temperamenten: die Heißen fügen gleich an, die Kalten entschieden sich für das Nachundnach. Die Lieferungszeit war auf sechs Uhr Morgens und sechs Uhr Abends gestellt und im Reglement die Pünktlichkeit auf eindringliche Weise eingeschärft. Die erste Milch sollte also geliefert werden Sonntag den 11. April Abends um sechs Uhr. Als Dreiviertel-Stunde vorher der Mond in Wedel gekommen, war die große Stunde, wo für die Vehfreude eine neue Zeit anbrechen, die Bewohner in eine neue Periode ihres entschiedenen Fortschrittes treten sollten. Diesmal muß sich in der Vehfreude das liebe Vieh, wenn es sich auf den Kalender verstand und wußte, daß es Sonntag war, unendlich gewundert haben; denn sonst bekam es an einem Sonntag Abend selten zu fressen, bevor es nicht das Wüsteste alles mit Schlagen, Brüllen, Poltern u. s. w. gemacht, da war niemand zu Hause, der sich des Viehes erbarmt hätte, bis endlich zu später Stunde Einer daher schnaufte, unter die Brüllenden fuhr wie die besessenen Gergesener unter die Schweine, daß sie nach allen Winden gefahren wären, wenn sie nicht angebunden gewesen, und so das Futter oberflächlich in den Barren wurfte, die Milch zornig ausrupfte, die Kühe zum Brunnen stüpfte und endlich unter Blitz und Donner zornig wieder davonfuhr. Diesmal bekam das Vieh früh zu fressen und ohne Donner und Blitz, gemolken wurde regelrecht, das Euter wurde nicht halb abgerissen, kurz es ging ganz sanft und schön zu, fast als ob [illegible]e Damen wären und wenigstens halb zur Familie ge[illegible]n. Lange vor sechs

Uhr kamen die Träger dahergelaufen, die Karren gefahren, die Männer getrappet, ſo gleichſam wie von ungefähr, und die Weiber ſtanden wenigſtens vor dem Hauſe und ſandten den Abgehenden Befehle nach, muſterten mit verſchränkten Armen die an ihnen Vorübereilenden, theilten ſich gegenſeitig ihre Bemerkungen mit und mochten nicht erwarten, bis die Ausgeſandten heimkamen und Bericht brachten, wie alles gegangen: wie man aufmache, wer am meiſten gebracht, wer am wenigſten, und ob niemand auf Betrug ertappt? Doch glaube man ja nicht, daß es in der Behfreude nicht auch Haushaltungen gegeben habe, welche zu ſpät fertig waren und denen es fort und fort ſo ging, giebt es ja doch derſelben allenthalben ein oder zwei Exemplare. Wenn der liebe Gott bekannt machen ließe an allen Ecken der Welt, vor allen Bären im ganzen Canton, auf dem Klapperläubli in Bern, im Frankfurter Parlament, auf dem Fiſchmarkt in Paris, ja an der Ländti in London, den 1. Januar von Zwölf bis Eins laſſe er läuten und wer z'weg ſei, laſſe er gen Himmel führen, mit Schlag ein Uhr ſchließe er die Thüre und zwar für alle Ewigkeit, alsdann heiße es: vor der Thüre iſt draußen! es fänden ſich trotz dem ernſtlichſten Aufgebote eine Menge Weiber, welche zu ſpät kämen, und manche wäre am Abend noch nicht z'weg. Sie wären nicht fertig geworden mit Niſten und Z'weglegen, Hin- und Herrennen ohne zu wiſſen warum. Bereits angekleidet, fiele ihnen ein, ſie hätten den unrechten Unterrock an, entweder einen zu dünnen oder einen zu dicken, einen zu kurzen oder einen zu langen; ſieben Mal verließen ſie das Haus und ſieben Mal fiele es ihnen ein, ſie hätten was vergeſſen, ſieben Mal kehrten ſie wieder heim, fingen das Niſten wieder von vornen an, ließen läuten in Gottes Namen und heulten dann vor den Thüren. Käme endlich nach der Ewigkeit noch ein Tag und Gott ließe aus Gnade wieder läuten für alle die, welche noch hinein möchten, es wären die gleichen Weiber, welche doch wieder zu ſpät

kämen. Der liebe Gott kennt wohl dieſe Eigenſchaft der Weiber. Im Talmud, einem jüdiſchen, merkwürdigen Buche, ſoll folgende Erzählung ſtehen: als Moſes ſeine Israeliten nicht aus Egypten bringen konnte, weil Pharao es wohl erlaubte, aber dann immer Zeit hatte, reuig zu werden und den Befehl zurückzunehmen, erleidete Moſes die Sache. Er klagte Gott, wie es ihm erginge, er bringe die Israeliten nicht vom Fleck und Pharao werde alleweil wieder reuig. Da habe Gott dem Moſes geſagt: Ach Moſes, ſchon ſo alt und noch ſo dumm, aus dir wird dein Lebtag nichts, denn du kennſt die Weiber nicht; unter ihnen ſind viele Schleifträge und werden es bleiben. Die können nicht zum Lande hinaus, die eine wird nie fertig, die andere kann nie anfangen, der einen will der Brei nicht kochen, der andern das Brod nicht haben, die dritte ſucht Grünes auf die Fleiſchſuppe, der vierten iſt die Pfanne nie rein genug, die fünfte ſieht nicht Vorräthe genug, die ſechste hat vergeſſen dem Manne die Schuhe zu ſalben, die ſiebente hat dem Manne den Stock verbraucht, wie, weiß ſie nicht, die achte thut noch einen Blick in den Spiegel und ſteht davor wie Loth's Weib vor Sodom und Gomerrha, die neunte putzt den Erſtgebornen, die zehnte packt die Reſte zuſammen, das eine Tuch iſt zu klein, ein anderes reuet ſie, ein drittes hat Löcher, ein viertes könnte verloren gehen; die eilfte wird nicht fertig zuſammen zu treiben, was ſie egyptiſchen Weibern gelichen gegen artige Prozente, die zwölfte nicht mit Zuſammenleihen zu einer Badekur in dem rothen Meere gegen charmante Verſprechen. Derweilen macht das Ding dem Pharao Langeweile, begreiflich, und er ſagt: Alleweil ihr nicht fortkönnt, müßt ihr bleiben! Begreif's und mache es anders. Laſſe nichts backen und nichts packen, jage einen Schrecken unter die Weiber, dann ſich wie ſie laufen, accurat wie auch die Hühner fliegen können, wenn plötzliche Angſt über ſie kommt. Das begriff Moſes, befahl das ungeſäuerte Brod, die Schuhe an den Füßen, die Stäbe

in den Händen, befahl das Aufessen, damit es keine Reste gebe, und Gott schreckte mit dem Erzengel. Nun, das half, die meisten Weiber bekamen Beine, aber nach dem Talmud sollen doch bei siebentausend in Egypten zurückgeblieben sein und bloß wegen Nisten und Zögern.

Wer Gelegenheit gehabt hat, Beobachtungen anzustellen, weiß, daß die weibliche Natur allem Fortschritt zum Trotz sich auch nicht um einen Buß geändert hat. Sie ist dato noch wie sie ehedem war und wird also bleiben in der Wehfreude und anderswo, bis Gott läuten läßt zur Ewigkeit. Freilich hat an den meisten Orten die Frau mit dem Melken eigentlich nichts zu thun, als das Milchgeschirr in Ordnung zu halten und zu sorgen, daß der Träger zu essen kriegt, ehe er abmarschirt, oder daß ihm bei Seite gedeckt wird, bis er wieder kommt. Aber schon damit kann sie mächtig säumen, und wenn sie ihm dann allemal, wenn er einige hundert Schritt weg ist, noch nachruft: Los neuis, bring mir doch ein Viertel-Pfund Kuchipulver und für einen Kreuzer Schnupf! so ist dies eben auch nicht förderlich. Ueberhaupt sind die Weiber eigentlich das innerste Rädli oder vielmehr der Geist im Haushalt: je nachdem der ist, marschirt es rasch oder langsam. So eine langsame schlepperliche Frau, welcher das Nöthige immer erst eine halbe Stunde später einfällt, als es gemacht sein sollte, ist in einer Haushaltung, was Harz in einer Uhr ist: es geht halt nichts ringsum, es steckt sich alles, man mag spatten und aufziehen wie man will. Und umgekehrt ist eine lebendige und rasche Frau, was leichtes und flüssiges Oel: da müssen die schwerfälligsten Räder gehen, wieder gängig werden, sie mögen wollen oder nicht. Es ist aber auf Erden keine ärgere Höllenpein denkbar, als wenn ein rasches, arbeitsames Weib so in eine verrostete, ungängige Haushaltung kommt, in welcher alternde Brüder und Schwestern die Räder vorstellen, alte Gewohnheit die Meisterschaft führt und angebetet wird als die allein wahre und allein seligmachende Le-

beusweiſe. Alte Leute z. B., welche des Morgens nie auf mögen, des Abends nie nieder wollen, welche jeden Tag um eine ganze Tageszeit im Hinterlig ſind und jedes Jahr um eine Jahreszeit, am Mittag Mergen haben und mitten im Sommer an das gehen, was im Frühling geſchafft ſein ſollte. Anfangs ſieht es in einer ſo lange verharzeten Haushaltung aus, wenn eine junge Frau hineinkommt, als ob ein Kobold durch's Kamin mitten durch gefahren wäre: das rumort, poltert, byſtet, puſtet gräßlich, daß niemand bei dem Hauſe ſtille ſtehen darf, aus Furcht, es ſprenge das Dach oben ab, wie an einem Dampfkeſſel, unter welchem man feuert wie verrückt, an welchem man zugleich dem Dampf jedes Loch vermacht hat. Während das Weib faſt die Seele aus dem Leibe ſpritzt vor Ungeduld, knarret und gyret gräulich das alte Volk. Verſprengt es das Weib wirklich nicht und hält daſſelbe es ſonſt aus, kommt das alte Räderwerk allmählig doch wieder in Gang, ſetzt ſich unter Seufzen und Stöhnen in Bewegung, ſo bleibt den Betheiligten doch der Glaube, mit dieſem Treiben oder Haſten, wie ſie es nennen, verſündige man ſich. Doch wie man aus alten Uhren Räder herausnehmen muß, wenn es gehen ſoll, müſſen zumeiſt auch aus ſolchen Haushaltungen die Schweſtern heraus, wenn es gehen ſoll. Schweſtern ſind zehn Mal harziger als Brüder, laſſen ſich gar nicht erputzen. Weiber laſſen ſich überhaupt nicht oder doch nur ſelten durch Weiber ändern, am allerwenigſten bekehren, glaubt ſich ja doch immer eine beſſer als die andere. Männer haben viel zartere, weichere, bezgſamere Naturen als die Weiber, verſteht ſich an der Seele.

Der Senn waltete in der Hütte faſt wie ein Prieſter in ſeinem Tempel, mit Würde und Majeſtät. Er zeigte, daß er in ſeinem Reiche ſei und Geheimniſſe verwalte, über welche niemand ihm kommen werde. Wir hätten niemanden, nicht einmal dem Ammann, es rathen wollen, ihm eine Bemerkung zu machen oder einen Rath zu geben, ihm wäre unfehlbar die

Antwort geworden: Wenn du es beſſer weißt, ſo komm und mach es ſelber. Das ward aber auch gefühlt. Die Behfreudiger waren ſonſt eben nicht berühmt wegen ihren Manieren und Rückſichten, ihre Jugend dagegen war berühmt, die ungezogenſte zu ſein ſo weit der Himmel blau wäre, aber vor dem Senn hatte man doch augenſcheinlich Reſpekt und behandelte ihn mit Rückſicht. Freilich konnten ſich einige Jungens nicht enthalten, ihm hinter dem Rücken Streiche ſpielen zu wollen, aber wohl, denen vertrieb er die Späße ſo vaterländiſch, daß ſie den ganzen Sommer äußerſt demüthig blieben und allemal ihres Lebens erſt froh wurden, wenn ſie dem Senn aus den Augen waren. Mit großer Grandezza nahm der Senn die Milch ab, wog ſie, zeichnete das Ergebniß auf eine große ſchwarze Tafel, um es dann in das eigentliche Milchbuch mit ordentlicher Tinte überzutragen, wo jedem der Antheilhaber ſeine beſondere Rechnung eröffnet war. Mit offenen Mäulern ſah Jung und Alt dem geheimnißvollen Treiben zu. Endlich ſchrie ein Junge, welcher, wie es in der Behfreude hieß, einen Gring hatte, in welchen ein halbes Dutzend Profeſſoren möchten, und der ſeit Jahren der Oberſte in der Schule war: Du machſt nicht recht auf, du b'ſchyßeſt! Langſam ſah der Senn ſich um, faſt wie der Löwe in Schiller's Handſchuh. Aber mein Junge fühlte ſich auf gutem Boden und ſagte: Ja, ſieh mich nur an, wirſt mich nicht freſſen. Du machſt nur ganze Pfund auf, und die halben und dreiviertel und manchmal, auf meine arme Seele! faſt ein ganzes Pfund, es het kei Schyßdreck vo er e Fleh g'fehlt, die machſt ja nicht auf. Wohl, das kommt ſauber hinaus, das macht nur in einem Tage viele viele Pfunde. Meinſt etwa, ich wüßte nicht, was mägen ſei, und ſei das erſte Mal dabei! räſonnirte der Kleine ſelbſtgefällig und ſteckte dazu die Hände in die Hoſen. Man ſieht, er hatte viel Anlagen zu einer modernen Capacität, zu einem Schulmeiſter oder Gemeindeſchreiber an einem abgelegenen Ort, wo Einer nicht bloß thun muß als höre er Gras wach-

ſen und ſehe die Flöhe huſten, ſondern als ſei er zehn Mal geſcheideter als der liebe Gott und demſelben ſchon über viele Schliche und Ränke gekommen, wenn er ſich in Reſpekt ſetzen und zum Glauben bringen will: ſie hätten einen, mit dem wollten ſie ausbieten, es könne einer kommen, woher er wolle. Der Senn nun gab ſich lange keine Mühe mit einer Antwort; als aber der Junge nicht aufhörte zu räſonniren, ſagte er kurz: Halt's Maul und pack dich, du haſt nichts mehr da zu thun! Er hätte das Recht da zu ſein, beſſer als er, ſein Vater hätte an der Hütte mit gebaut, und er, der Senn, ſei nur Knecht da, räſonnirte der Junge. Da drehte ſich der Senn um und ſagte: wenn er gewußt hätte, daß die Buben hier regierten, ſie hätten ihn hier nicht geſehen. Er wollte, das hörte auf; ſonſt ſchaffe er Ordnung. Da ſchämte ſich denn doch einer der Männer der Züchtigung und ſagte: Göht, packit ech, d'Bube hei hie nüt meh z'thüe, machit, daß d'r heichömit! d's Ungrade ſchrybt me hie nit uf, numme die ganze Pfung! Mit Gewalt trieb man endlich die Schaar hinaus, trotz den Proteſtationen, man hätte das Recht hier zu ſein ſo gut als ein Anderer. Man könne gleich anfangs ſehen, wie es gehen ſolle; entweder ſeien Alle Schelme oder verſtänden e Dreck viel davon. Das Ungerade mache ja des Tags viel Maaß, es nehme ihn wunder, in weſſen Hoſenſack dies käme, ſo räſonnirte der Junge vor der Käſehütte und daheim, wo ſeine Mutter ſeine eifrigſte und gläubigſte Zuhörerin war und blieb. Der Junge richtete zwar nichts aus geradezu, aber er blieb der Blaſejunge, welcher das Mißtrauen unterhielt, bei dem geringſten Anlaß triumphirend ausrief: Hab' ich's nicht geſagt, und wer hat zuerſt in die Lumpenordnung hineingeſehen, he? wer? he! Alle Mal kriegte er ein höheres Selbſtbewußtſein, glaubte ſich zu höheren Dingen berufen, bildete ſich zum Volksfreund, Demagogen, Großrath oder Weingart ganz vortrefflich aus.

Natürlich kann man bei ſolchen Maſſen Milch nicht in's

Kleine gehen, mit Loth oder gar halben und Viertel-Loth ſich nicht befaſſen. Man würde erſtlich mit dem Wägen und dann mit dem Rechnen nicht fertig. Uebrigens kommt es am Ende gar nicht darauf an, da es ſich Alle gefallen laſſen müſſen und ja doch der ganze Ertrag in jeglicher Form den Theilnehmern und nicht dem Senn gehört. Aber glaubt ein Mal ſo eine kleine Ratte etwas ernäſelet zu haben, habe es nun Grund oder nicht, womit ſie ſich wichtig machen kann, ſo ſchlüge ſie Lärm bis drei Tage nach dem Ende der Welt, wenn Gott ihr nicht vorher das Handwerk legte.

Es war überhaupt ein ſehr bewegter Abend in der Behfreude; zum erſten Male vernahmen nun die Weiber, wie viel eigentlich in den andern Ställen gemolken ward, wie viel die geliefert, wie viel jene. Hie und da gab es freilich Unglückliche, welche nichts vernahmen, wenn nämlich Mann und Bub ſchlecht beſtellt waren mit dem Gedächtniß oder der Mann die Milch ſelbſt hingetragen für das erſte Mal und nun nicht wiederkam. An ſolchen Orten war begreiflich große Trübſal. Anderwärts freilich keine kleinere, wenn nämlich vernommen worden war, daß man in der Milchlieferung Anderen bedeutend zurückſtand, denen man ſich weit vor glaubte. Der einzige Troſt war dann wohl eine oder zwei Kühe, welche noch zu kalben hatten. Wenn es mit dieſen gut gehe, dann wolle man ſehen, ob nicht etwas zu zwingen ſei, ſagten dieſe; doch die Ketzern, die Kühe nämlich, thäten, als ginge es ſie nichts an, und thäten ihnen nicht den Gefallen, mit dem Kalben ein wenig zu preſſiren. Mancher Mann wurde ausgeſcholten und ſollte ſeine Kühe noch beſſer reiſen; aber auch mancher nahm ſich vor, ſeiner Frau abzuziehen an der Portion, welche im Hauſe bleiben ſolle, ſpäter könne man dann immer nachbeſſern, wenn die Kühe alle im G'reis ſeien. Wo man aber gegen die Andern im Vorſprung war, da gab es kühne Geſichter; dieſe und jene hätten immer gethan, als hätten ſie das Bauern erfunnet, jetzt könnten ſie ſchmöcken, ſagte man, ſetzte ſich breit

vor das Haus, ſah mit Stolz auf die Mindern nieder und labte ſich an dem Neid auf den Geſichtern der Vorübergehenden. Große Schadenfreude war allgemein, weil der Bauer im Nägeliboden faſt die wenigſte Milch gebracht, und Bethi that wohl, ſich dieſen Abend nicht im Dorfe zu zeigen, Anzüglichkeiten wären ihm nicht erſpart worden.

Im Dürluft war heilloſer Lärm. Die Dürluftbäurin hatte ihren älteſten Buben zum Milchritter geſchlagen, einen wilden, ungereimten Buben, der von keinem Meiſter wußte und Alles neckte und plagte, was ihm zu Geſichte kam. Er kam begreiflich zu ſpät. Eilen war ihm ſehr anbefohlen. Als er aber am Nägeliboden vorbeikam, ſaß dort nicht weit vom Wege in der Hofſtatt Bethi's ſchwarze Katze und lauerte auf eine Maus. Der Junge, welcher nicht wußte, was eine Bränte auf dem Rücken in Beziehung auf das Gleichgewicht für eine Bedeutung hat, bückte ſich raſch nach einem Steine, um nach der Katze zu werfen. Patſch, da lag er auf dem Geſichte, die Milch ſprengte den Deckel der Bränte auf und ſuchte das Freie. Der Bube war bald wieder auf den Beinen, ſah verblüfft die Milch im Staube, ſah aber auch wunderlich aus, die Milch war ihm über den Kopf gefloſſen, im Geſichte war Blut und Staub, ſtand da, wußte nicht wie ihm geſchehen und was er anfangen ſolle. Milch läßt ſich im Staube nicht aufleſen wie Erbſen oder Bohnen.

Unglücklicherweiſe hatte Bethi den Unfall geſehen und kam vom Hauſe gegen den Weg her, um dem Knaben zu helfen oder ihn zu tröſten, beim Hauſe ſaß die ſchwarze Katze in bewußter Sicherheit. Auf einmal hatte die Verlegenheit des Jungen ein Ende, Verſchlagenheit und Bosheit gaben ihm plötzlich, was er bedurfte: eine Urſache ſeines Unglücks, in welcher die triftigſte Entſchuldigung lag. Plötzlich fing er an zu heulen und zu ſchreien: Wart, du verfluchte Hexe du, was brauchſt du mich zu verhexen, du Hexe du, was du biſt! Hex, Hex, Hex! wart du, ich will es der Mutter ſagen die wird

dir ſchon den Marſch machen, Hex, Hex, Hex! ſo ſchrie der Bube in einem fort, warf noch Steine nach Bethi und marſchirte dann in vielen Pauſen unter fortwährendem Geſchrei dem Dürluft zu. Dort erregte das anrückende Geſchrei die Aufmerkſamkeit. Als man den Jungen ſchon wieder ſah, ſein Geſchrei hörte, ſein verſalbet Geſicht wahrnahm, welches faſt dem des Eglihannes glich, wenn dieſer am Morgen nach einer durchſoffenen Nacht aus den Federn kroch: da ſtand, was daheim war, zuſammen, und Eiſi lief voraus, um zu vernehmen, was es gegeben. Aber der Bube gab lange keine Antwort, fuhr mit ſeinem Geſchrei fort, bis er am Hauſe war und ſeiner leeren Bränte ſich entledigt hatte. Da endlich gab er Bericht, wie die Hexe da unten es ihm gemacht, die Katze ihm an den Weg geſtellt und als er nun dieſe habe wegjagen wollen, weil er wohl geſehen, warum die da ſei, ihn bei dem Kopfe oben übergezogen, und wie er aufgeſtanden, ſei die Katze vor ihm geſtanden mit feurigen Augen und hinter ihr die Nägelibodenhexe und habe gelacht und geſagt: Haſt ſüße Milch, kann deine Alte die Stabellenbeine auch melken? Hätte er ſich nicht mit Steinen gewehrt, ſo hatte ſie ihn auch verhexet und er hätte dort ſtehen müſſen bis um Mitternacht. So polterte der Bube und that, als wolle er aus der Haut fahren. Männiglich entſetzte ſich über dieſen Frevel, keiner Seele kam in den Sinn, in des Buben Wahrhaftigkeit Zweifel zu ſetzen, noch viel weniger in die Sache ſelbſt. Eiſi griff nach einem Scheit Holz und wollte hinunter, um die verfluchte More abzuſchlagen, bis ſie kein Bein mehr rühren könnte. Was willſt mit einer Hexe, ſagte Eiſi's Mutter, willſt, daß dir die Hand verdorret, oder daß ſie dir unter den Händen zu einer Kröte wird und dich anſpritzt, daß dein Geſicht wird wie eine Brombeerſtaude, wenn die Beeren reif ſind? Was wollte dä Gugag machen! ſchrie Eiſi im Zorne, wartete indeſſen doch, denn es war in dieſer Beziehung eine ſehr gläubige Perſon. Doch hatte es in ſeinem Zorne nicht Platz in ſeinem Hauſe, lief

darin herum wie ſturm, dann vor daſſelbe hinaus an den Weg und rief gegen den Nägeliboden hinab: Hex, Hex, verfluchte! Komm herauf, wenn du darfſt!

Dieſe Aufforderung in das Abendroth hin hatte etwas Eigenthümliches, Schauderhaftes. Hätte ſo ein fremder Reiſender, der nach Futter für ein Buch die Welt durchſchnüffelt, dieſelbe gehört, weiß der Himmel, was er daraus gemacht und daraus gefolgert hätte. Wahrſcheinlich würde er Eiſi's Thun zu einer herrſchenden Sitte ſtempeln und daraus folgern, wie die Bewohner in ihrem Hexen- und ſonſtigen Aberglauben noch auf der allerunterſten Culturſtufe ſtünden. Wir bewundern oft die unbeſchreibliche Flachheit vieler Schriftſteller, mit welcher ſie über Glauben und Aberglauben der Völker ſprechen, wie ſie den Aberglauben vornehm abſchätzen, von ſeinem Sein und Nichtſein bei einem Volke ſprechen. Sie bezeugen damit, daß ſie nie im Herzen des Volkes geleſen und daß ſie nie einem Manne aus dem Volke oder gar einem Weibe ſo nahe gekommen ſind, daß dieſe ihnen ihr Herz geöffnet und in voller Traulichkeit geſtanden, was ſie glauben und nicht glauben, und wie ſeltſam es zugehe in ihren Herzen, indem ſie in einer Stunde gläubiger ſeien als in einer andern, und wie ſie vor einem Jahre etwas entſchieden verneint hätten, was ſich jetzt eben ſo entſchieden bei ihnen feſtgeſtellt. Es iſt ein entſchiedener Unſinn, die Culturſtufe nach ſogenanntem Aberglauben beſtimmen zu wollen. Entſchieden iſt, daß hochbegabte Menſchen dafür viel empfänglicher ſind, als flache Hohlköpfe, und edle Menſchen, welche in innigem Zuſammenhange mit der Natur leben, weit abergläubiſcher ſind, als ſchmutzige und faſhionable Schlingel, welche ihr Leben bloß in Kneipen, Theatern und Kaffeehäuſern zubringen und es wirklich ſo weit gebracht haben mögen, daß ſie zwiſchen Glauben und Aberglauben keinen Unterſchied mehr machen, und wirklich in einer gewiſſen naiven Aufrichtigkeit nicht glauben können, daß Dreck-

seelen, wie sie sie besitzen, zu einem ewigen Leben bestimmt seien.

Wenn wir hier vom Aberglauben reden, unterscheiden wir zwei Sorten desselben: den höhern und den krassen. Unter dem höhern verstehen wir das Glauben an ein wunderbares Hineinragen einer unsichtbaren Welt in unsere Welt, die Annahme von geistigen Verhältnissen, von einem Zusammenhange der sichtbaren und unsichtbaren Dinge, über welche uns weder etwas geoffenbaret, noch wir uns dieses nach bekannten Gesetzen zu erklären oder mit unsern Kräften zu begreifen vermögen. Unter dem krassen Aberglauben dagegen verstehen wir den Glauben an Zauberer und Zeichendeuter oder den gesammten Hexenglauben, sammt Todtbeten und abergläubischem Segen ꝛc.

Wer uns einwenden möchte, unser Unterschied sei ein willkürlicher, den verweisen wir auf's Alte und Neue Testament, wo eben dieser Aberglaube, welchen wir den krassen nennen, verboten ist, und zwar eben weil er Abgötterei ist und auf der Annahme beruht, daß neben Gott noch jemand anders sei, der mit übernatürlichen Kräften den Menschen ausstatten könne, ja daß etwas Anderes sei, Zauberei und Gebetsformeln z. B., welche selbst über Gott Macht hätten und ihn zu zwingen vermöchten, sündigem Begehren sündiger Menschen sich zu unterwerfen. Wo der rechte christliche Glaube ist, kann der letztere nicht weilen, er muß schwinden gleich der Nacht, wenn die Sonne kommt. Wie aber die Nacht kommt, wenn die Sonne untergeht, so kommt dieser alte abgöttische Aberglaube wieder in dem Maaße, als der rechte christliche Glaube an den lieben Vater im Himmel, von dem jede gute Gabe kommt, schwindet. Nun haben wir freilich aus dem zunehmenden abgöttischen Aberglauben im Canton Bern, der alle Tage sich mehr zu Tage legt, Ursache zu dem Schlusse, der Tag neige sich, es schwinde das wahre Licht. Wir glauben übrigens nicht, daß diese Erscheinung im Canton Bern allein sich zeige,

ſondern allenthalben, wo die gleichen Urſachen ſind, werden auch die gleichen Wirkungen ſich zeigen. Wer mir die Behauptung widerlegen ſollte und ſagen, er habe nichts davon geſehen und Andere eben ſo wenig, dann wegen den aufgeklärten Schulen müſſe er gerade das Gegentheil glauben, dem würde ich antworten, die Wahrnehmungen ſeien eben ſo ſehr verſchieden, ſo wie die Sehkraft ebenfalls verſchieden ſei. Ein guter Pfarrer ſprach eben auch einmal von der zunehmenden Aufklärung und Bildung des Volkes und dem ſchwindenden Aberglauben; der gute Mann wußte aber nicht, daß er zwei Wahrſager hatte in ſeiner Gemeinde, einen dicht hinter der Kirche und beide mit bedeutendem Zulauf. Wer verbreitet dieſen Aberglauben? Dumme Frage! Dieſen verbreitet niemand. Man frage, wer zerſtört den wahren chriſtlichen Glauben, wer raubt ihn dem Volke, vergiftet ihn, trübt die Quellen? Der iſt's, wer er auch ſei, der am Aberglauben ſchafft, denn etwas muß der Menſch haben, auf das er ſein Vertrauen ſetzt.

Wir ſind, ernſtlich betrachtet, allzumal arme Teufel, dumme Tröpfe, niemand ausgenommen, ſelbſt Schulmeiſter und Profeſſoren nicht. — —

Peterli war nicht in der Käſehütte geweſen, ſondern hatte einen Zins fortgetragen, war aber ſchon, bevor er heimkam, gefragt worden, was es bei ihm gegeben habe, daß vom Dürluft keine Milch gekommen, ob er etwa ausgetreten ſei. Das machte Peterli Angſt, er ſtellte verwärts. Im Nägelibeden ſah er die Leute vor dem Hauſe ſtehen und horchend die Ohren nach oben ſtrecken; als er grüßte, dankte ihm niemand. Er ſtreckte nun ſeine Ohren auch aus und vernahm Töne, die accurat klangen, als kämen ſie von Eiſi, ſeiner Frau. Aber er konnte nichts daraus machen. Da ward ihm noch banger, er zog gewaltig aus, ſah alsbald Eiſi oben auf dem Hügel ſtehen, in's Thal hinunter brüllend, vernahm nun eine Verwünſchung nach der anderen, eine ſchrecklicher als die andere.

Mein Gott, dachte Peterli, iſt es jetzt zum Ausbruch gekommen; ſchon lange wollte es mir ſcheinen, es fange Eiſi an zu fehlen und längs Stück ſei es nicht richtig im Kopfe. An einem Sonntag ſo Brüllen auszulaſſen über die ganze Welt hin! Wenn es ſo iſt, was fang ich mit ihm an, war es ja bei geſundem Verſtand ſo ungattlich, daß man faſt nicht dabei ſein konnte? Und laſſen es droben ſo machen und niemand wehrt ihm ab. Unſereiner ſollte nie von Hauſe, man hat nichts als Verdruß und Schande, wenn man heimkommt. Als Eiſi Peterli ſah, richtete es alsbald ſeine Kanone anders und zwar direkt auf Peterli, gab ihm Ladung auf Ladung, noch ein Mal ſo raſch als gewöhnlich. Es gab ihm die großartigſten Titel unter den kühnſten Verwünſchungen und Ausrufungen: wie man geſtraft ſei mit einem ſolchen Manne, der nie daheim ſei, der nie heimkomme, von dem man keine Hülfe habe, der keinen Tritt geſchwinder ginge, wenn ihm das Haus vor der Naſe brennen thäte und Weib und Kinder damit. Peterli ſtand vor Eiſi wie ein Blaſebalg, der am Zerſpringen iſt, hatte kaum Athem zu der Frage, was los ſei; aber Eiſi nahm keine Notiz davon und ließ dem Strom des Zorns vollen freien Lauf. Wahrſcheinlich ſtünden ſie noch jetzt vor einander, wenn nicht die Mutter dazugekommen wäre, ſammt dem Jungen. Dieſe brachten endlich nach vielen mißlungenen Verſuchen ein Verſtändniß zu Wege, nach welchem man ſich in eine Berathung einließ über die zu treffenden Vorkehrungen. Das Reſultat war der Beſchluß, die Nägelibodenbäurin todtbeten zu laſſen, wenn man nämlich eine Hexe todtbeten könne, wogegen ſich bedenkliche Zweifel erhoben. So eine merke es gleich und wiſſe zu wehren, daß man nichts an ihr machen könne, fürchtete man. — Dieſer Aberglaube, daß man jemanden todtbeten könne, gehört wohl zu den unſinnigſten, gräßlichſten, aber zugleich auch zu den am hartnäckigſten eingewurzelten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes. Es iſt der Glaube, daß man durch das zu beſtimmten Tageszeiten fort-

geſetzte Beten irgend eines Gebetes, vorzugsweiſe des Unſer Vaters, mit dem beſtimmten Willen, daß eine Perſon ſterben müſſe, den lieben Gott zwingen könne, daß er dieſe Perſon tödten müſſe, er möge wollen oder nicht. Unſinnigeres kann es doch wohl kaum geben, und feſter als dieſes wird von ſehr Vielen kaum etwas geglaubt.

Sechſtes Kapitel.

Der Tag bricht an, die Sach geht los und wie?

Am folgenden Morgen, am Montag, ward die zweite Milch gebracht, und es ſollte gekäſet werden. Die zweite Milch wird, nachdem ſie gewogen iſt, gleich in's Keſſi gegoſſen, die Abendmilch wird (wie bereits berührt worden) bis auf die Nidle, welche man zum Vorbruch-Anken braucht, dazugegoſſen, wenn man ganz fett käſen will. Der Vorfall von geſtern Abend im Nägeliboden war begreiflich ſchon allgemein bekannt und bereits mit den ſeltſamſten Zuſätzen verbrämt. Es war kein Weib in der ganzen Behfreude, welches nicht feſt glaubte, die Nägelibodenbäurin ſei eine Hexe, und nicht frohlockt hätte, daß es endlich an Tag gekommen. Gedacht hätte ſie dieſes ſchon lange, aber wenn ſie es auch geſagt hätte, ſo hätte es doch niemand geglaubt, ſo ſprach jedes Weib. Es war aber auch kein Mann in der ganzen Behfreude, welcher zu widerſprechen, die Nägelibodenbäurin zu entſchuldigen wagte, er mochte von ihrer Unſchuld noch ſo überzeugt ſein. Der Herr Ammann ſchüttelte vor Allen ſehr bedenklich das Haupt. Man hielt dafür, er beſtätige damit ſeiner Frau Redensarten, und hoffte von ihm, entweder werde er die Sache dem Regierungsſtatthalter anzeigen und die Nägelibodenbäurin abfaſſen laſſen oder doch wenigſtens Käsgemeinde anſtellen und beantragen, ſie auszuſtoßen, bevor das Unheil größer würde. Er

that aber keins von beiden und konnte ſich ſpäter vor dem Zorn ſeiner Frau und von ſchwerem Verdacht bloß dadurch retten, daß er zu bedenken gab, wie dumm es wäre, die Nägelibodenbäurin auszuſchließen; ſo lange ſie Milch liefere, werde ſie das Käſen nicht verhexen, ſtoße man ſie aus, ſo könne man ſehen, was man mache. Dieſer Grund befriedigte.

Ein Schmiedegeſelle hatte den verhängnißvollen Vorgang ebenfalls geſehen, erzählte ihn, wollte die arme Bäurin in Schutz nehmen; aber er machte nicht bloß keinen Eindruck auf die öffentliche Meinung, ſondern er mußte endlich ſogar noch ganz ſchweigen. Es glaubte ihm niemand, als alle Mägde, welche ihre Meiſterfrauen haßten, aber dieſe durften ihren Glauben nur unter der Hand offenbar werden laſſen.

Dieſe Stimmung nun legte ſich am nächſten Morgen gar mächtig zu Tage in der Hütte und namentlich gegen die Milchträgerin aus dem Nägeliboden. Das war der Bäurin Schweſter, ein hübſches, ſchlankes Mädchen von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, ſtillen, weichen Gemüthes, aber trefflich in jeglicher Arbeit. Sie mußte für ihre Schweſter abthun, und bei jedem Schritt, den ſie that, mußte ſie von Hexen hören oder eine Hexe ſein. Es war ein Glück für Aenneli, ſo hieß das Mädchen, daß der Dürluftbub nicht eines Weges mit ihm ging, ſondern einen weiten Umweg machte, um nicht verhext zu werden. Der Schlingel glaubte nämlich durchaus feſt an das, was er im Zorne ſelbſt erlogen. Der Senn, mit Wägen und Aufſchreiben ſtark beſchäftigt, auch von der Wichtigkeit der Sache ſehr ergriffen und dem erſten Tage eine eigene Bedeutſamkeit beilegend, merkte endlich, wie alles Reden ſich um's Hexen drehe. Von dieſem hörte er ſo wenig gern in der Hütte reden, als Schiffer von Aehnlichem auf dem Schiffe. Er begehrte daher mächtig auf und verbot derlei Reden in der Hütte unter der Androhung, daß er dem, der hier von Hexen rede, etwas an die Beine machen wolle, daß er zum

letzten Male dagewesen sei. Mit solchen Dingen lasse sich nicht scherzen, mit einem Worte könne man etwas ziehen und dann weit und lange laufen, ehe man den finde, der es Einem wieder vertreibe. Die Drehung half, das Geschwätz verstummte, der Senn hätte sein wichtiges Werk nun bequem verrichten können, wenn nicht immer noch Nachzügler gekommen wären, in der Meinung, auf eine Stunde ab oder zu käme doch wohl so viel nicht an. Wenn der Ammann bieten lasse an die Gemeinde für um sechs Uhr und man komme um acht, so sei man noch lange früh genug da, und exakter werde es doch in einer Käsehütte nicht zugehen, ein Senn sei doch lange noch kein Ammann. Aber wohl, der Senn gab Unterricht in der Pünktlichkeit und legte an Tag, daß er denn doch was sei und zwar eine Respektsperson, wenigstens so sehr als der Ammann.

Das Feuer brannte, die Milch erwarmete; als sie den gehörigen Grad erreicht hatte, stellte der Senn die Erhitzung ein, schüttete in drei Löffel aus drei verschiedenen Gefäßen eine wunderliche, wüste Flüssigkeit, eine Art Hexentrank, guckte scharf in dieselben, als ob er aus diesen wahrsagen wollte. Nachdem er geguckt und betrachtet, nahm er aus einem der Gefäße drei Maaß heraus, goß sie in den Kessel; in demselben entstand ein wunderliches, seltsames Leben: es schied sich das Ungleiche vom Ungleichen, es suchte das Gleiche das Gleiche, das Beste sammelte sich oben, das Schlechte ward bedeckt und unsichtbar, ungefähr wie die gelbe Nidle über die blaue Milch sich legt. Das gefiel dem Senn, aber er wollte es doch nicht dulden. Er nahm einen hölzernen Säbel und hieb in die dicke Decke hinein die Kreuz und die Quer, schnitt unbarmherzig darin herum, bis das Ganze in lauter kleine Stücke zerhauen war. Und als das geschehen, fuhr er mit dem nackten Arme in die zerbröckelte Masse hinein, als wolle er es auf immer hindern, daß das Gleiche mit dem Gleichen sich binde, wärmte auf's neue ein, doch sich hütend,

auf das Aeußerste es zu treiben, er fühlte genau am Arme den höchsten Wärmepunkt, welchen das Käsen ertragen mag, wenn der Käs nicht zähe und hart und zu viel Milch für ein Pfund Käs verwendet werden soll. Soll der Käs zart und schleißig werden, ein Centner Käs aus weniger als drei Säumen oder zwölf Centner Milch hervorgehen, so darf der Wärmegrad kaum zweiundvierzig Grad Reaumur erreichen. Stunden lang rührt der Senn die Masse in ungefähr gleicher Wärme, bis er glaubt, sie sei sattsam verarbeitet, dann läßt er das Rühren sein, und alsbald tritt das Scheiden wieder ein. In's Ungleiche kann man das Ungleiche rühren, aber wenn die Gewalt ein Ende hat, scheidet doch wieder das Ungleiche sich vom Ungleichen. Diesmal sinkt das Bessere, die Käsmasse, zu Boden und obenauf schwimmt die dünne Flüssigkeit, Käsmilch genannt. Hat die Masse sich gelagert, wird unter ihr durch das Kästuch, eine Art von Beuteltuch, gezogen, aus dem Kessi gehoben, dann gepreßt, gewendet, neue trockene Tücher darum geschlagen, bis man ihn trocken und von aller Käsmilch befreit glaubt und dem armen Schelm endlich Ruhe gönnt, den Järb darum legt, enger oder weiter, je nach der Größe der Masse, welche zugleich dem Käs die Form giebt.

Mit dem Kessel beginnt von neuem das Hexenwerk. Es wird gefeuert und in zweiter Linie etwas hervorgefeuert, nämlich der letzte Rest der fetten Theile, welche dem Käs sich nicht anschließen wollten, so gleichsam die Unzufriedenen, welche, dieweil sie nicht die Ersten sein konnten, nicht die Letzten sein wollten, sich zurückzogen. Diese müssen jetzt auch 'raus, kommen in die Höhe, wo sie die große Kelle faßt und bei Seite wirft, um die Käsmilch herauslaufen zu lassen, denn die taugt zu etwas Ordentlichem nicht. (Sie löscht den Schweinen den Durst gut und verstopften Menschen macht sie leichten Athem). Versetzt man nun das Abgenommene mit guter Nidle, so giebt es leidlichen Anken. Die Käsmilch wird an den meisten Or-

ten nach dem Maaße der Milchlieferung von den Antheilhabern zurückgenommen und nach Verstand und Umständen verbraucht: die Einen geben sie den Schweinen, die Andern den Leuten. Die Einen versündigen sich, brauchen sie als gute Milch, kochen sogen. Milchspeisen damit, Brei, z. B. Mehl-, Reis-, Griesbrei u. s. w., noch Andere verkaufen sie per Kreuzer die Maaß armen Leuten. Käsmilch ist ein Ding, an welchem man interessante Erfahrungen machen kann. Es giebt Leute, welche behaupten, sie wirke äußerst schädlich auf den Besuch des Gottesdienstes, indem keiner, dem sie beigebracht werde, eine Stunde in der Kirche auszuhalten vermöge.

Man sieht, die Käsbereitung gleicht in vielen Stücken dem Brodmachen. Bei beiden ist große Reinlichkeit nothwendig, bei beiden eine Säure, welche scheidet. Bei dem Brod ist der Hebel der Sauerteig, bei dem Käsen der Kaselt, bereitet aus Kälbermagen, in Schotte eingelegt. Ist ein Kälbermagen im Geringsten ungesund, so scheidet er nicht, wie schlechter Sauerteig auch das Heben des Brodes hindert, daher das Probiren und im Vorrath haben von mehreren Portionen. Es giebt Orte, wo man zweihundert Kälbermagen zerschneidet und untereinandermischt, damit das Ungesunde durch das Gesunde neutralisirt und unschädlich gemacht werde. Wärme ist an beiden Orten nöthig, kneten ebenfalls, nur dauert die Arbeit beim Käsen viel länger, ist schwerer, die Kunst größer, das Gelingen zufälliger. Und wie es Weiber giebt, welchen es nicht haben will, so giebt es Sennen, welche den Käs nicht zusammenbringen, und wie schlechtes Mehl verläuft und kein Brod geben will, so geht es auch mit schlechter Milch, sie bricht vor, macht was sie will und nicht was der Senn will.

Doch in der Behfreude ging es nicht so, der Käs gerieth, die Bauern hatten noch keine Käsmilch, um damit die gute Milch zu verderben und dem Käsen zu schaden, und Wasser

ſchadet bloß dem Käs, nicht dem Käſen. Auch nichts Ungeſundes war an den Kühen, ſo daß männiglich Freude hatte am erſten Käs. D'Sach ſei gewonnen, hieß es, ein ſchöneres Mulch als das ihre werde im Herbſt kaum zu finden ſein, es müßte den Teufel thun, wenn ſie nicht dreißig Gulden aus dem Centner löſten. Mehr als ein Mal wollten ſie ſich beſinnen, ehe ſie um fünfundzwanzig Gulden es geben würden. Es iſt curios, aber Gedanken ſolcher Art machen ganz ungeheure Fortſchritte, kommen der Bildung, ſelbſt wenn ſie in entſchiedenem Fortſchritte begriffen iſt, unendlich voraus, formuliren Rechnungen, die bis in den dritten Himmel wachſen. — Selben Abend war großes Glück in der Behfreude, und gar manches Weib machte ihrem Manne wieder freundliche Mienen, welches ſeit Wochen nichts für ihn zu haben ſchien, als zehn Nägel an zehn Fingern und im Nothfalle auch die Zähne, welche ſie noch im Maule hatte. Dem Manne ging die Sonne auf, er wagte ſich wieder in ſeines Weibes Nähe, ward traulich, eröffnete ihm ſeine Hoffnung auf die vielen Hundert Gulden und ſeine Pläne über ihre Anwendung. Sie rechneten und rechneten und fanden, daß ſie in zehn Jahren noch ein Mal ſo reich ſein würden, und in zwanzig Jahren, wenn Gott ihnen das Leben ſchenke, hätten ſie für jedes Kind einen Hof und Gülten, es wiſſe kein Menſch wie viel. Wer ſollte nach ſolchen Rechnungen nicht glücklich und wohl ſchlafen, ja vielleicht im Traume nicht noch zehn Mal mehr in Ausſicht ſehen, als man auf der Tafel ausgerechnet hatte.

Siebentes Kapitel.

Von einem Engel, vom Teufel und andern Nebenpersonen.

Eine einzige Person schlief nicht, vielleicht die einzige in der Behfreude: das war Aenneli im Nägeliboden. Dem armen Mädchen war die Behandlung, welche es ertragen mußte, tief in's Herz gegangen. Schwester und Schwager hatten den Spectakel vom Dürluft herab wohl gehört, ihm jedoch keine große Bedeutung beigelegt. Sepp hatte gesagt, als Bethi ihm erzählt hatte, was dem Buben begegnet und wie er sich betragen: Macht der es noch einmal, so strecke ich ihm die Haare, daß er weiß, wie lang sie sind; daneben ist sich der Leute wenig zu achten, es weiß jedermann, wer sie sind und was die Frau kann, wenn sie abkommt. So sprach Sepp, und im Allgemeinen hatte er Recht gehabt, aber in diesem besondern Falle war es anders. So eine Hexengeschichte ist ein Herrenfressen für so eine Dorfschaft wie die Behfreude, welches man nicht von der Hand weist, und dieser Fall war gar zu glaubwürdig und zu schön. Aenneli hatte diese Erfahrung gemacht, aber es daheim nicht gesagt. Es besaß eine von den Naturen, welche das wunderbare Gefühl im Herzen haben, welches weiß, was Andern wohl oder weh thut, daher alles zu meiden weiß in Wort und Werk, womit es Andere verletzen könnte. Aenneli verehrte seine Schwester mehr als eine Mutter.

Es war das jüngste Kind seiner Eltern; als diese starben und nichts hinterließen, wurde es verdingt, kam aber zu bösen, harten Leuten, wo es sein weniges Brod unter Thränen und Schlägen aß. Es hätte nichts brauchen sollen, den Lohn hätten sie ohne Abzug haben mögen. Die Härte that ihm unaussprechlich weh, es betete oft, der liebe Gott möchte

ihm doch einmal ein freundliches Wort geben laſſen, an dem wollte es dann wohlleben lange, lange. Da erſchien eines Tages ein ſchönes, junges Weib und ſagte, es wolle das Mädchen mit ſich nehmen. Es war Bethi, die Schweſter, aber Aenneli erſchien ſie wie ein Engel vom Himmel, als das lebendige, freundliche Wort, welches Gott ihm in ſein Elend geſendet. Und als der Engel es aus der Verbannung, aus der Wüſte führte, war es dem armen Aenneli wirklich, als komme es in ein Paradies und beſſer könne man es im Himmel nicht haben. Es mußte ſtreng arbeiten. Eſſen und Kleider waren nicht köſtlich, aber man hatte ihn's lieb, gab ihm freundliche Worte, es ſah, man war mit ihm zufrieden, es konnte es ihnen treffen, ſie gönnten ihm mehr, als es brauchte, ſein kleines Herz konnte wirklich ſein großes Glück kaum faſſen. Nur dann hatte es böſe Stunden, wenn es glaubte, ſeiner Schweſter etwas nicht recht gemacht zu haben, oder wenn trübe Wolken auf Bethi's Stirn lagen. Das gute Mädchen wußte nicht, wie viel Kummer ſo ein junges Weib ausſtehen muß, wenn ſie ſo faſt nur d'r Gottswillen auf einem Hofe ſind und jeder Wind ſie davonwehen kann. Da meinte es, es ſei an den Wolken ſchuld und Bethi böſe über ihn's; dann ward ſein Herz voll Thränen und Elend, daß es hätte ſterben mögen. Kurz, Aenneli hatte von den Herzen eins, die ſelten ſind, aber wunderlieblich, die ſchnell verwelken in rauhen Winden, aber wunderherrlich blühen in der Liebe Licht und Wärme. Solche Herzen macht weder die Schneiderin noch die Gouvernante, weder Papa noch Mama, die giebt Gott allein und wem er will.

Aenneli ward zur Milchträgerin erwählt, weil man es um dieſe Tageszeit am beſten entbehren konnte, und es that es gern, weil es ſah, daß es ſeinen Leuten ein großer Gefallen war. Sepp hatte natürlich ſo wenig Leute als möglich. Wo viel Schulden ſind, ſucht man Dienſtenlöhne zu erſparen wie man kann und mag, um das Geld an Zinſe zu wenden.

Ihre Kinder waren noch nicht groß genug dazu, Knecht und Magd sonst nothwendig, Aenneli, die eigentliche Kindermagd, entbehrlich, da die ältern Kinder doch schon so groß waren, daß sie die kleinern so bösdings eine Zeit lang überwachen konnten. Man kann sich nun denken, wie es Aenneli war, als es am Morgen des ersten Tages mit Beschimpfungen zu Handen seiner Schwester überschüttet wurde, eine Hexe sein mußte, von Allen es hören mußte, ohne daß jemand ihn's in Schutz nahm, niemand Mitleid mit ihm hatte. Plär nur, hast Recht, ich plärete auch, wenn ich eine Hexe zur Schwester hätte und vielleicht selbst eine wäre, sagte man ihm, als es bitterlich weinte, wahrscheinlich um ihn's zu trösten.

Das alles wollte das arme Kind der Schwester nicht sagen, um sie nicht zu betrüben. Es glaubte, es müßte sie fast tödten, wenn sie höre, was das ganze Dorf sage. Es durfte aber auch das Milchtragen nicht verweigern, es hätte den Grund angeben müssen, und wer sollte sie dann tragen. Darum weinte das arme Kind und schlief nicht. Am Morgen mußte es, wenn es bald Sechse war, wieder dran, Spießruthen zu laufen hin und her, vom Nägeliboden in die Käserei und wieder zurück, und am Abend wieder und am nächsten Morgen wieder. Das war ein hartes Leiden und noch dazu stillschweigend es zu tragen! Am folgenden Morgen ging es allerdings wieder in ähnlicher Weise. Die wilde Jugend kennt nicht Tugend, und was die Alten sungen, das zwitschern die Jungen. Wer nicht dabei war, macht sich eigentlich keinen Begriff, was so eine unbeaufsichtigte Jugend für Mäuler hat und noch dazu, wenn sie sich berechtigt glaubt. In der Hütte selbst mußte man schweigen, desto lauter ging es auf dem Hin- und Herweg. Der wüste Dürluftbub begnügte sich nicht mit bloßen Worten, sondern trieb auch sein Lieblingswerk: warf mit Steinen nach Aenneli, und ein wildes Gelächter ertönte, wenn einer traf oder gar laut prätschte an der Bränte.

Vom Felde her, wohin er Jauche gebracht, kam des Ammanns Sohn mit der Bütte gefahren. Es war ein großer, derber Bengel, ſo recht des Ammanns Sohn, der in des Vaters Fußſtapfen einherwandelte und alle Eigenſchaften hatte, wenn der Vater Platz machte, ein eben ſo guter Dorfmagnat oder Monarch zu werden, als der Vater es geweſen war. Er machte, was ihm ankam, fragte nicht, ging es wohl oder übel. War eigentlich ſparſam, aber wenn es darauf ankam, zu zeigen, daß er des Ammanns Sohn ſei, ſo verklopfte er Geld ſo viel man wollte. Er liebte die Prügeleien, hatte dabei förmliche Vaſallen, welche mit zuſchlagen mußten, ſie mochten wollen oder nicht, und wenn ſie ſagten, dies oder jenes könne Geld koſten, ſo erwiderte er, wo er ſei, da ſei immer jemand, der zahle. Und obſchon des Ammanns leibhaftiger Sohn, hatte er doch die größte Freude daran, Gebote und Geſetze nicht bloß zu übertreten, ſondern auch zu verhöhnen, ſo recht zu zeigen: ſo Einer wie er ſchere ſich um nichts, und was für Andere verboten ſei, das ſei ihm erlaubt. Er war ein Vorrechtler von der allerlauterſten Sorte. Der Ammann ward manchmal böſe, wenn wieder ein neues Stücklein ausbrach und er mit ſeinen ergraueten Silberſtücken an die Sonne mußte, um ſeines Söhnchens Streiche gut zu machen. Aber die Frau Ammännin nahm ſich immer ſeiner an; er hatte ſeines Vaters Zorn nicht zu fürchten, er war, genau genommen, die ſouveränſte Perſon in der Behfreude, denn er regierte ſeine Mutter, dieſe den Vater und dieſer das ganze Dorf.

Aber Felix war denn doch kein böſer Burſche, wie Meiſterlös gerne werden, er hatte ein gutes Herz, wie man zu ſagen pflegt. Er war bei ſeinem Vater der Fürſprecher armer Leute. Wenn ſie ihn baten, ihnen Holz zu fahren oder zu ackern, ſo machte er es möglich, that es gern ſelbſt, nahm kein Trinkgeld, wie mancher reiche Bauernſohn und je mehr je lieber, und wenn ſie ein Abendbrod oder ein z'Imis aufſtellten, fraß

und ſoff er nicht auf den Geiz hin noch ein Mal mehr als ſonſt, das alles that er nicht. Er war daher wirklich auch vielen Leuten lieb. Wohl wild ſei er, daneben aber ein Guter, hieß es. Wenn der 'mal an die Regierung komme, gehe es vielen Leuten wohl, der meine nicht, er müſſe vorabfreſſen, und erſt das, was er nicht mehr möge, könnten die Andern nehmen. Kenntniſſe, Bildungstrieb u. ſ. w. hatte Felix durchaus nicht. Der Schulmeiſter ſagte immer, dem komme es wohl, daß er des Ammanns Sohn ſei, denn wäre er es nicht, es wäre keinem Menſchen eingefallen, ihm das Schreiben und Rechnen zu zeigen.

Dieſer alſo war es, der mit Roſſen vom Felde kam und dem Spectakel von weitem mit Lachen entgegenfuhr. Er hatte von der Hexengeſchichte gehört, ſie hatte ihn beluſtigt. Ob er daran glaube oder nicht, das wußte er ſelbſt nicht, er hatte noch nicht darüber nachgedacht, ſie hatte ihn nicht perſönlich berührt. Uebrigens lag ein großer Haufen Aberglauben in ihm aufgeſchichtet, er wußte ſelbſt nicht wie groß; je nachdem dieſes oder jenes Stück berührt wurde, ward es lebendig, trat ihm in's Bewußtſein, er urtheilte oder handelte darnach. Als er dem Mädchen näher kam, ſah er, daß es weinte, ſah, wie ein Stein über die Bränte weg ihn's an den Kopf traf. Da ward das gute Herz in ihm wach, er rief den Buben zu: Jetzt iſt's gut, und daß mir keiner mehr werfe! Die Buben hatten aber bereits wieder Steine in Händen und waren es ihr Lebtag nie gewohnt, auf's erſte Wort zu gehorchen, warfen wieder, und einer von ihnen traf eins der Roſſe. Dieſes ward wild, das andere ſympathiſirte und Felix mußte ſie aus allen Kräften halten, während er fluchte in einer Zeile, man wußte nicht, galt es den Buben oder den Roſſen. Laut hinter ihm her ſcholl der Jubel der Buben über den Zorn des wüthenden Felix, der von ſeinen Roſſen fortgeriſſen wurde und die Jungen nicht peitſchen konnte, wie guten Willen dazu er auch zeigte. Solche Buben denken an keine Folgen, ſie haben Freude am

augenblicklichen Kitzel. Was aus einem Bubenstück entstehen kann und wen sie damit beleidigen, daran denken sie gar nicht, wenn sie nur ihr Müthchen kühlen und lachen können. Hintendrein heulen sie dann wohl, aber nicht wegen dem Verstand, sondern wegen der Ruthe. Ammanns Felix war nicht derjenige, welcher sich ungestraft auslachen ließ; zudem war der Spaß gefährlich und hätte mit seinen wilden Rossen ihm leicht den Hals kosten können, aber an so was denken eben Buben nicht.

Aenneli hatte Angst um den Felix, der den Buben abgewehrt. Er war der erste vernünftige Mensch, welcher sich seiner angenommen, und dankbar, wie es war, freute ihn das mehr, als das angethane Leid ihn's geschmerzt hatte. Wenn es dem doch ein Mal etwas zu Gefallen thun könne, dachte es. Aber was sollte so ein armes Mädchen Ammanns Felix thun? Pantoffeln brodiren oder einen Tabaksbeutel häkeln, war noch nicht Mode in der Vehfreude. Das Lämplein der Dankbarkeit brannte in Aenneli's Herzen. Und wo so ein Lichtlein angegangen ist, meint man, dem, dem es brennt, sollte man es auch zeigen können alsbald, und kann es so oft nicht; es ist auch besser so. Gar oft würde der, dem es brennt, es wieder ausblasen, würde vielleicht die Cigarre daran anzünden wollen, würde seine Eitelkeit daran wärmen, sein bestes Thun mit Sünden bestecken. Wenn ein Großer gestorben ist in erhelltem Zimmer, schmückt man ihn, setzt ihn aus in weitem Saale, helle Kerzen brennen ringsum, und zum Tage wird die Nacht. Ach wie schön muß es sein, wenn aus dunkelm Leibe der Herr eine gute Seele löset und sie trägt in seinen weiten hellen Himmelssaal und rings um sie die hellen Lichtlein der Dankbarkeit stellet, welche für sie gebrannt in den Herzen ihrer Nächsten, in den Herzen Aller, die sie kannten, Lichtlein, die sie nicht gesehen, von deren Sein sie nichts wußte. Wenn sie hell und freudig brennen rings um und mit leisem Hauche dann der Herr den Schläfer wecket, und dieser sieht sich im himmlischen Saale und rings um die

freundlichen Lichtlein brennen, die ihn verklären mit himmlischem Glanze — ach, was muß das für ein seliges Erwachen sein, welche Wonne, wenn so herrlich offenbar wird, was Gott mit gütiger, weiser Hand verhüllt hatte!

Manchmal geht es so, manchmal ganz anders, und allemal wie Gott es will. Aenneli hatte keine verweinten Augen mehr, als es heimkam, und am Abend ging es mit weniger Bangen. Als im Heimgehen das Spiel sich wiederholte, dachte es bei sich, vielleicht kommt wieder jemand und nimmt mir sie ab, oder wenn ich mich ihrer nicht achte, werden sie wohl von selbst müde werden. Da fuhr hinter einem Ofenhaus, welches an der Straße stand, Ammanns Felix hervor, hieb mit einer gewaltigen Peitsche auf die Buben ein, griff dann zwei verdutzten Buben nach den Köpfen, haarete sie, daß ganze Wolken davonfuhren, schlug ihnen die Köpfe zusammen, daß sie krachten, nahm dann wieder die Peitsche und geißelte ihnen hinter her um die Beine, daß sie heulend und schreiend davonstoben. Einer der von Felix Geliebkoseten war Dürluft Eisi's Benzli, der also zum zweiten Male heulend und schreiend heimkam. Das war für Eisi's Mutterbrust zu viel. Daß sie dem Felix die Pferde geworfen, sagte Benzli begreiflich nicht. Felix mußte auch von der Nägelibodenbäurin verhexet sein. Sie habe es ihm angethan, sagte Eisi; das verfluchte Luder schicke nicht umsonst einen solchen Lockvogel in die Käserei, man könne sehen, was es gebe. Wenn eine Andere es so triebe, man würde sie mit dem Hurentrommler zum Lande ausführen. Aber der More wolle es das Handwerk legen, es sei gut dafür. An Ammanns Felix konnte Eisi nichts machen; der könne ihn's dauern, sagte es. Es meinte, es wäre das Kürzeste, wenn es gleich diese Nacht hinunterginge und das Haus an allen vier Ecken zugleich anstecke. Sie hätten stark gearbeitet, schliefen demnach wohl hart, möglich wär's, die Donnere blieben alle drin, dann wär's gut. Das Kürzeste wär's, aber es gruse ihm doch. Kämen sie etwa wieder, so hätte es d's Tüfels

Plag, und es könne sich damit versündigen. Das Richtigste sei das Erste: es lasse sie todtbeten. Damit versündige es sich nicht, rühre keine Hand an, und wenn es um so länger gehe, so müsse die Hexe doch auch um so länger rasen und leiden und müsse am Ende doch noch erfahren, wer ihm das Teufelswerk eingetrieben.

So kalkulirte Eisi und machte sich am folgenden Morgen mitten aus der strengsten Arbeit auf, um sein Vorhaben auszuführen. Wir wollen Eisi nicht begleiten, es ist genug, wenn wir sagen, daß es ganz befriedigt heimkam und sagte, es werde bald was Neues geben, die Leute würden zu reden haben und die Läulen aufsperren bis an die Ohren, und dann würden Viele kommen, ihm die Hand reichen und sagen: Eisi, du bist immer das Kuraschirst, was keinem in Sinn kommt, thust du. Wenn man dich nicht hätte, weiß Gott, wie es noch gegangen wäre. Weiter sage es nichts. Aber wer vor dem Rägeliboden vorbeigehe, solle sich achten, was die Bäurin für ein Gesicht mache, und wer im Herbst dort vorbeigehe, solle dort der Bäurin nachfragen, und wenn sie komme und ihm Bescheid gebe, so wolle Eisi rittlings auf seiner Katze dem Teufel zu. Mehr sage es nicht und risse man ihm den Kopf ab. Wenn es nur nicht vergesse, an jedem Morgen und jedem Abend sieben Wochen lang exakt um die gleiche Zeit drei dürre Bohnen über die Achsel auf den Mist zu werfen in den drei heiligen Namen. In der Behfreude gab es indessen auch noch so zu sagen Menschen, und zwar auch solche, welche sich auf verblümte Redensarten verstanden.

Bald darauf kam Sepp einmal vom Felde zurück; es gesellte sich einer seiner alten Kameraden zu ihm und sagte: Sepp, wenn du es nicht ungern haben willst, so will ich dir was sagen, denn es wäre doch gut, wenn du dich in Acht nehmen würdest. Nun erzählte dieser ihm, was für einen Lärm die Dürluftbäurin ihnen gemacht, und wie man gewisse Nachricht hätte, dieselbe ließe Sepp's Frau todtbeten. Das

war Sepp wohl ſtark. Er erzählte, was dem Buben begegnet ſei, was ſie am Abend für ein Gebrüll gehört, aber weiter hätten ſie nichts daraus gemacht. Das Mädchen hätte ihnen nichts geſagt, ſie hätten wohl geſehen, daß ihm etwas fehle, aber da es nichts geſagt, ſo habe man ihn's auch nicht gefragt, ſondern gedacht, entweder beſſere es ſich, oder wenn es böſer komme, werde es ſchon reden. Nicht daß er ſich fürchte, aber wegen den Leuten müſſe dem Spiel doch ein Ende gemacht werden, auf die eine oder auf die andere Weiſe. Als Sepp heimging, dachte er, ſeiner Frau dürfe er davon nichts ſagen, müſſe überhaupt ſorgen, daß ſie es nicht vernehme, ſie könnte es doch zu Herzen faſſen, und beſonders in den Umſtänden, in welchen ſie ſei, ſei das weit gefährlicher, als was Eiſi und ſein Beten an ihr machen könnten. Das Geſinde im Dürluft war immer falſch an ſeiner Meiſterſchaft, wer wollte, konnte vernehmen, was dort ging. Solches Ausfragen war nun Sepp's Sitte nicht, aber diesmal, dachte er, ſei es erlaubt. Wenn ſie ſo um ſein Haus ſich kümmerten, dürfe er ihnen die Aufmerkſamkeit wohl erwidern. Schon am folgenden Tag hatte er Gelegenheit, ein Knechtlein zu fragen, wie es ihm oben im Dürluft gefalle. Wenn ich ſagte gut, ſo lög ich, antwortete der Burſche. Wird nicht ſein, ſagte Sepp, die Meiſterfrau iſt eine gar kurzweilige. Was macht ſie Neues?

Da ſah das Bürſchlein Sepp mit einem ſchiefen Blick an, um zu erforſchen, wie er es meine. Als er Sepp's Geſicht ganz unſchuldig ſah, ſagte er: Weiß aparti nichts; kaum viel Guts. Sepp ſchwieg. Bald darauf ſagte der Burſche: Was giebſt mir, wenn ich dir was ſage? Aber ihr müßt mich nicht verrathen! Es kommt darauf an, ſagte Sepp. Iſt's was werth, ſo ſoll es dein Schade nicht ſein, iſt's aber nur G'ſtürm, ſo nimmt es mich nicht wunder. Daneben habe nicht Kummer, was ich vernehme, kann ich behalten. Was meinſt, iſt das was werth? fragte das Knechtlein und erzählte nun von den drei Bohnen und wie das bedeute, daß, ſo wie

die Bohnen verfaulen, auch Sepp's Frau verfaulen solle. Wird nicht sein, meinte Sepp. Wohl ist's, könnt es selbst sehen, kommt am Morgen, wenn es heitern will oder am Abend, wenn es dunkelt. Es liegt ein Haufen Holz neben dem Mist, dort könnt ihr euch verbergen. Gut, sagte Sepp, sollst für ein Mal Dank haben und ist die Sache wie du sagst, ein schönes Trinkgeld dazu. Am folgenden Morgen, als es dunkelgrau war draußen, ging Eisi, noch in Nachthaube und Gloschli, hinaus, kehrte dem Mist den Rücken, nahm eine Bohne und warf sie in Anrufung des Vaters auf den Mist. Da stand plötzlich eine schwarze Gestalt vor ihm, um den Kopf war sie dunkelroth, als ob Flammen durch die Haare züngelten, rief, indem sie eine Ohrfeige flädern ließ: und im Namen des Teufels und des Donnerguegs! und damit klatschte die zweite Ohrfeige, daß Eisi rücklings in die Mistgrube fiel, das braune Wasser über ihm zusammenspritzte und nichts sichtbar war als die Beine, die am Himmel Hülfe zu suchen schienen. Als Eisi den Kopf wieder fand, ihn aus dem dunkeln Bade hob, schnopfete es lange und gurgelte und schnopfete, und lange fiel es ihm nicht ein, aufzustehen aus dem kalten Bade, bis endlich Peterli dazu kam und rief: Bist näbe für trappet? Chum doch use!' Das war Lebensgeist für Eisi, es fuhr auf im Unterrock, die Nachtkappe war verloren gegangen, und sah eben wirklich nicht anmuthig aus. Tüfel, wie siehst du aus! rief Peterli. Komm zum Brunnen, ich will dich abwaschen, dann schlüf noh ungere i d'r Jumpfere Bett, bis wieder erwarmet bist. Der gute Peterli gönnte, wie es schien, der Jungfer währschafte Gerüche besser als sich selbst. Aber Eisi schoß neben Peterli hinein in's Haus, und nicht in der Jungfer Bett, sondern zu Peterli's großem Schrecken in's Ehebett und unter die Decke, daß nichts von ihm sichtbar blieb. Da fand Peterli nichts zu machen und das Melken pressirte; er machte sich dem Stalle zu, allerlei brummend, was offenbar auf Unzufriedenheit deutete, doch bloß auf eine

zerdrückte. Als er ausgemolken hatte und zum Frühstück in's Haus kam, fand er noch kein Feuer in der Küche, Alles wie sturm, im Stübli die Mutter weinend und unter der Decke hervor sah man bloß noch Eisi's Nase, verstand endlich die Frage: Wo ist er, wo ist er? Meinst mich? sagte Peterli. Da fuhr Eisi's ganzer Kopf unter der Decke hervor, accurat wie eine Kugel aus der Kanone, nur nicht so geschwind, und schrie den Peterli an: So, bist du da?! Wenn man dich am nöthigsten hätte, so bist nirgends, du bist nichts, gar nichts, und ich eine arme verlassene Frau! Wo ist er, ist er nicht mehr da? Endlich brachte man Eisi zu zusammenhängender Rede und vernahm, wie der Teufel ihm erschienen sei ganz schwarz, aber mit feurigem Kopfe, und als es die erste Bohne geworfen, habe er ihm zwei Ohrfeigen gegeben im Namen des Teufels und des Donnerwegs, daß es ganz sturm in's Güllenloch gefallen sei und fast ersoffen wäre. Kein Mensch hätte ihm zu helfen begehrt, und wenn er ihn's genommen, kein Hund hätte es ihm abgejagt, und doch hätte es das für Alle gethan und nicht für sich allein. Es müsse sich irgendwo verfehlt haben, es wisse nicht wo. Jetzt könne es aber jemand anders auch probiren, es begehre nichts mehr davon, es hätte an einem Male genug. O Herr Jesus, o mein Gott! Was hab' ich ausgestanden. Wollte nur, ihr hättet ihn auch gesehen und alle die, welche glauben, es gebe keinen. Wenn er nur fort ist und nicht wieder kommt! Aber wenn er einmal den Weg weiß, so hat's gefehlt, man kommt ihm nicht los, ach Gott! So jammerte Eisi und fuhr über Peterli aus, als wenn der eigentlich an allem Schuld wäre. Er hätte sollen witziger sein und abwehren, oder er hätte wissen sollen, daß der Teufel komme und ihm dänne helfen mit der Mistgabel. Aber es sei nichts mit ihm und gebe nichts aus ihm. — Weiter schadete das Erlebniß Eisi nicht, nur warf es keine Bohnen mehr auf den Mist, und Nachts ging im Dürluft niemand allein und ohne Licht zum Hause hinaus, und wenn

auch zwei beiſammen waren und eine Laterne hatten, ſo wurden ſie doch des Grauſens nicht los, bis ſie wieder drinnen waren.

Deswegen aber war die Nägelibodenbäurin Eſi nicht lieber, es fürchtete ſie jetzt und ſagte, mit der wolle es lieber nichts zu thun haben, aber zu erleben hoffe es, daß er mit ihr abfahre, oder man ſie einmal im Bett finde, das Geſicht im Nacken und die Zunge einen Schuh lang zum Maul heraus. Merken möge, wer ſchmöcken könne, mit wem ſich die Hexe abgebe, Gott b'hüt uns davor. Es kam der Nägelibodenbäurin wohl, daß wir zwei- bis dreihundert Jahre älter geworden, ſonſt hätte ſie erfahren müſſen, wie heiß das Feuer iſt oder wie kalt das Waſſer. Als Sepp das Knechtlein wieder anſichtig wurde, fragte er wieder, was es Neues gebe im Dürluft? Einſtweilen hätten ſie am Alten genug, antwortete das Knechtlein. Da haſt etwas zu einem Schoppen, ſagte Sepp, drückte ihm ein Halbguldenſtück in die Hand und ging weiter. Verwundert ſah der Knecht ihm nach und begriff nichts an der Sache. Er glaubte feſt an des Teufels ſelbſteigene Erſcheinung, dachte nicht von ferne daran, daß Sepp ihn in ſeiner alten ſchwarzen, aber roth ausgeſchlagenen Metzgerkutte ſelbſt vorgeſtellt hatte. Was ſollte jetzt das Trinkgeld? Wahrſcheinlich richtete es Sepp im Namen des Teufels aus oder doch, weil er der erhaltenen Nachricht wegen den Teufel berufen konnte. Es ward ihm plötzlich himmelangſt, das Geld ward heiß wie eine feurige Kohle, er warf es von ſich ſo weit er vermochte, betrachtete Wochen lang ſeine Hand, ob ſie nicht ſchwarz werden wolle, ſchüttelt bis dato bedenklich das Haupt und ſagt, er könne auch etwas erzählen, wenn er wolle.

Achtes Kapitel.

Von Milchnöthen und von: Zu wenig und zu viel verdirbt alle Spiel.

Unterdessen hatte das Käsen keinen bösen Verlauf. Der Senn war fleißig, kundig und sehr vorsichtig, er unterließ auch nicht das Geringste, womit er den günstigen Erfolg sichern konnte. So z. B. sahen die Leute, daß er, als er den ersten Käs in den Spycher oder das Käsgaden trug, rückwärts ging. Das fiel den Leuten auf, denn dieses ist eben nicht die bequemste Art zu marschiren. Sie fragten, ob das der Sennenmarsch sei, wenn er Käs in den Spycher trüge. Nur beim ersten gehe man so, sagte der Senn, dann kämen keine Mäuse in den Spycher und die Käse seien vor ihnen sicher. Das wunderte die Leute, aber es kam ihnen sehr glaublich vor, und ihr Zutrauen zum Senn ward durch diese Vorsichtsmaßregel merklich befestigt.

Die Milch mehrte sich auffallend, neue Kühe kalbten in's Grüne, es hieß allenthalben, das Gras sei in diesem Jahre b'sunderbar melchig, die Kühe hätten mehr Milch als je. Dazu schüttelte der Senn den Kopf. Er hatte schon anderswo gekäset, daher Erfahrung. Allerdings mehrte sich die Milch, aber nicht in dem Maaße, als man den Lieferungen nach hätte schließen sollen. Es wirkten noch andere Gründe zu diesem wunderbaren Milchsegen. Die Sucht, der Größte und ja nicht der Kleinste unter den Milchherren zu sein, ward alle Tage mächtiger und überwand immer mehr alle Rücksichten. Gar viele der sogenannten g'reiseten Kühe hatten sich als sehr ung'reiset herausgestellt: kalbten nicht, kalbten spät, kalbten schlimm, wurden krank, bekamen böse Euter, gaben schlechte oder wenig Milch, kurz, eine Menge Gebrechen kamen an Tag, von denen man sonst wenig gewußt. Nie hatte der

Vieharzt einen ſo guten Sommer gehabt, er ſagte, er wollte, es ginge immer ſo. Nun wollte aber jeder beſtmöglichſt ſein Ungeſchick verbergen, nicht derjenige ſein, welcher ſo wenig melke, um ſich nicht auslachen zu laſſen, wollte auch keine Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, ſondern das erzwingen, woran er gedacht. Jeder half ſich daher nach Verſtand und Gewiſſen wie er konnte und mochte. Die Einen thaten es auf Koſten der Haushaltung, ſo daß ſie der Frau nur die allernothdürftigſte Milch verabfolgen ließen, ſo daß von Anken gar keine Rede war und wenn ſie nicht bedeutende Vorräthe hatte, die Suppen und das Kraut wenig mehr zu ſehen bekamen, an ein Extra-Kaffee nicht mehr gedacht wurde, wenn man es nicht ſchwarz trinken wollte, was denn doch nicht zu allen Tageszeiten angenehm iſt. Wo es ſo ging, war der Jammer groß und der Friede fort im Hauſe, das Herz der Weiber voll zum Zerſpringen von Gift und Galle.

Wir können ein Müſterlein davon erzählen. An einem heißen Tage keuchte ein altes Mütterlein einen Hohlweg auf, der Hohlenbäurin zu, welche oben auf dem Hügel wohnte. Ein Brünnlein lockte die Alte zum Trinken. Nein, ſagte ſie laut zu ſich, das will ich nicht machen, kaltes Waſſer thut mir nicht wohl, und dort wohnt ja die Hohlenbäurin, eine brave Frau, wenn eine, die wärmt mir ſchon ein Tröpfli Milch. So eine Bäurin, redete ſie keuchend und ſtillеſtehend fort, habe doch ein Herrenleben, ganz anders als ſo eine halbbatzige Herrenfrau, wo mit einem halben Vierteli vierbatziger Nidle hauſen müſſe per Tag und faſt das fallend Weh bekomme, wenn ſie von weitem jemand gegen das Haus kommen ſehe, von dem ſie denken müſſe, ſie müſſe ihm einen Kaffee machen. Da ſei doch eine Bäurin, welche den Keller voll Milch habe, die Häfen voll Anken, das Kamin voll Speck und eine geſtoßene Nidle parat, wenn ihr der Sinn daran komme, ganz anders z'weg. Als ſie oben war, ſtand ſie ſtill, ſchwieg und ließ den Athem vollſtändig ſich erholen, denn

weder alte noch junge Weiber kommen gern vor ein Haus, wenn ſie ihr Mühlrädlein nicht gleich können angehen laſſen. Dann ging ſie einem ſchönen Hauſe zu, das ſchön an der Sonne ſtand, groß und ſauber anzuſehen war, döppelete an die Thüre. Dieſe ging bald auf, freundlich hieß die Bäurin die Alte in die Stube kommen, zog die Tiſchdrucke hervor, legte ein Brod vor ſie, hieß ſie nehmen, wenn ſie möge, und ſetzte ſich wieder an die Wiege, in welcher ein munteres Bübchen ſelig ſchlief. Die Alte rühmte billig das Brod; ſie müſſe, ſo oft ſie Brod eſſe, denken, es könne doch keine backen wie die Hohlenbäurin. Aber wenn du mir, ſetzte ſie hinzu, ein Tröpflein Milch dazu hätteſt, auch nur abgenommene, ſo wäre es mir gar anſtändig, es macht ſo grauſam heiß. Da ward die Bäurin ganz bleich im Geſicht und ſagte: Nein, wahrlich, Trini, nicht ein Tröpflein kann ich dir geben, nicht einmal abgenommene, ja keinen Löffel voll habe ich, um ihn dem Kinde zu geben, wenn es erwacht, und von den Wangen ſchoß der Bäurin das Waſſer. Aber mein Gott, ſagte Trini, war der Bräſten im Stall, habe doch nichts davon gehört? Nein, Bräſten regiert keiner, die Kühe geben Milch wie Bach, aber ärger als die Bräſten ſind die verfluchten Käſereien, ſagte die Bäurin, welche den Stall voll Kühe hatte und keinen Tropfen Milch im Keller, und brach in volles Weinen aus. Mit meinem Manne, fuhr ſie ſchluchzend fort, habe ich im Frieden gelebt, und er iſt mir lieb geweſen. Es hat wohl auch zuweilen etwas gegeben, wie an allen andern Orten auch, aber keinem Menſchen habe ich geglaubt, wenn man mir ſagte, was auf mich warte. Da ſind die verfluchten Käſereien aufgekommen, und endlich hat auch hier eine ſein müſſen. Man hat mir das Maul ſüß gemacht, ich habe meine Einwilligung dazu gegeben, aber ungern; ich hatte ſchon gar manches gehört, aber daß es ſo gehen könne, daran habe ich doch nicht gedacht. Anfangs machte es wenig, aber die Hitze nahm alle Tage zu, jeder wollte der Höchſte ſein, jeder zwackte daheim

mehr ab, bis man endlich gar nichts mehr brauchen ſoll, man Einem nicht einmal ausrichtet für die Kinder oder für einen Kaffee. Keinem armen Menſchen kann ich ein Tröpflein Milch mehr geben. Kommen Gevatterslcute oder Verwandte, ſo können wir trocken beiſammenſitzen, oder ich muß den Hafen den Häuſern nach ſchicken wie eine Bettlerfrau, daß ich in den Boden kriechen möchte vor Scham und mich muß verbrüllen laſſen im ganzen Land, wie es mir böſet hätte und ich eine wüſte Frau geworden ſei trotz einer. Unterdeſſen ſitzen die Großköpfe beiſammen im Wirthshauſe oder haben Käsgemeide, es weiß der Teufel, wo, heben die Grinde auf wie dreijährige Hengſte, rühmen, wie ſie g'reiſete Kühe haben, wie viel Milch ſie lieferten, wie ſie der Frau den Ringgen eingethan, wie ſie Augen mache, aber ſich ſchon daran gewöhnen werde, wie kein Menſch denken könne, wie viel Milch die Weiber vergeudet, und wie man ſie jetzt z'Nutzen bringen könne, und rechnen dann an den Fingern beim Kreuzer aus, wie viel ſie löſen und um wie viel reicher als jetzt ſie in hundert Jahren ſein würden. Es dünkt mich, wenn ich denen nur einmal auf die Köpfe geben könnte, daß ſie breit würden wie Kuchenbretter! Und wie geht's am Ende? Je weniger Milch ſie haben, deſto mehr Brönz ſaufen ſie oder hocken im Wirthshauſe und leben wohl auf das Käsgeld hin. Wie groß da der Gewinn ſein wird, kann man auch an den Fingern ausrechnen. So jammerte die Hohlenbäurin. Trini ging es wie vielen Leuten, welche, wenn kein beſonderes Intereſſe dabei iſt, lieber etwas Anderes hören als Jammern. Es packte ſeine Siebenſachen: Seife, Schmöckwaſſer, Hofmannstropfen und Anderes der Art aus und bat die Bäurin, auszuwählen, was ſie nöthig hätte. Das nächſte Mal bringe es dann noch ſeidene Halstücher. Das war ein neuer Stich in's volle Herz, und mit erneuerter Gewalt brach der Jammer aus. Ich habe kein Geld mehr für nöthige Sachen, ſagte die Bäurin. Ehedem hatte ich Geld, als ich noch, wie überall bräuchlich, für eine Maaß

Milch oder ein Pfündlein Anken das Geld behalten konnte. Für mich brauchte ich es nicht; aber es giebt gar manches in einer Haushaltung, wo der Mann den Verstand dazu nicht hat, wo man froh ist, wenn man einen Kreuzer hat, von dem man nicht Rechnung geben muß; jetzt ist das aus. Ich kann nicht einmal mehr einer Magd ein Trinkgeld geben, wenn ich mit ihr zufrieden bin, keinem Gevatterkind mehr einen Batzen. Mit den Eiern kann ich auch nichts machen. Er duldet mir nicht mehr als drei Hühner wegen dem Grasverschleifen, und von denen hätte er noch Muth, die Eier den Kühen zu geben, daß sie mehreten an der Milch. Ich könnte mir auch helfen wie andere Weiber: Korn und Garn stehlen und es verkaufen um's halbe Geld, unsere Krämerin handelt stark auf diese Weise, aber ich mag nicht. Der Täsche mag ich nicht Fische in die Bähre jagen, mag nicht an meiner eigenen Sache den Schelm machen und Kindern und Gesinde das Beispiel geben, was auch sie machen können. Wo so etwas in einem Hause getrieben wird, da hat's gefehlt, da hat die Sache keinen Boden mehr, lieber wollte ich sterben, wenn nur die Kinder nicht wären. Trini machte, daß es fortkam, und dachte bei sich: Ja, wenn es so ist, wenn der Mann ein wüster Hund ist, so kommt es auf eins heraus: sei man eine Herrenfrau oder eine Bauernfrau.

An einem andern Orte ging es anders, denn da hatte die Frau Haare auf den Zähnen. An einem Montag Morgen erhielten sie Handwerksleute, den Sattler glauben wir: Meister, Geselle und Lehrbub. Die hatten sich gefreut auf diese Stör, denn das Essen war da sonst gut und ein Schnäpschen zwischein fehlte nicht. Als man zum Frühstück rief, leckten sie die Mäuler rundum vor angenehmer Erwartung. Als sie zu Tische saßen, zogen sie die Kappen ab zum Gebet, und des Lehrbubs Augen musterten, was auf dem Tische stand. Sie hatten aber nicht lange damit zu thun, denn auf dem Tische standen bloß zwei Schüsseln mit Suppe, es war

eine ſogenannte blinde, denn es waren keine Fettaugen ſichtbar auf derſelben, es fehlte nicht viel, man hätte den Boden der Schüſſeln ſehen können. Sie machten bedenkliche Geſichter, dachten jedoch, eine Suppe mache die Sache nicht aus, leicht vergreife ſich ja eine Köchin, beſonders am Morgen, nehme zu viel Salz oder zu wenig Mehl. Sie machten raſch mit der Suppe, denn ſie brauchten ſich nicht zu fürchten, daß ſie ihnen zu ſchwer im Magen liege. Der Suppe folgten zwei Schüſſeln mit in Waſſer gekochten Rübli oder Möhren, und nichts weiter als Brod. Da ſahen ſie ſich alle ſeltſam an, beſonders der Hausvater machte ein Geſicht, von dem man nicht wußte, war es hebräiſch oder griechiſch, einſtweilen gab er keinen Laut von ſich. Die Leute gäbeleten in den Rüblenen herum, als ob ſie nicht wüßten, wollten ſie oder wollten ſie nicht. Da ſagte die Frau: Nehmt in Gottes Namen, wenn ihr nicht hungrig vom Tiſche wollt, denn weiter kommt nichts nach, und beſſer konnte ich es nicht geben. Ihr wißt, wie wir es ſonſt gehabt: wir hatten's und wir gönnten's. Wer ein Mal bei uns war, kam gerne wieder. Wir brauchten nicht ein Paar Schuhe zu verlaufen, ehe wir den Schuhmacher in's Haus brachten. So lange ging es ſo, bis die verfluchten Käſereien ihren Anfang nahmen, da änderte es ſich. Der da (auf den Mann zeigend) giebt alle Milch in die Käſerei und fragt nicht, kannſt es machen und womit kocheſt? Ich kann nicht anken, ich habe nicht Milch, ich habe nicht ſo viel Schmutziges im Hauſe, daß es einer Laus im Auge weh thäte; was ich auch ſagen mochte, antwortete er mir: Die Andern können es auch machen, mach' es auch wie die Andern, brauchſt nichts Apartes haben zu wollen. Könnt denken, wie mir das war, könnt denken, wie es mir iſt, wenn ich ſo zu eſſen geben muß, aber ich habe es weiß Gott nicht beſſer. Das war eine Interpellation, wie ſie ſelten noch erlebt wurde, ſie wirkte aber auch. Von Stund an hatte die Frau wieder Milch, konnte den Tiſch wieder beſtellen, wie es üblich und

bräuchlich war. Ein festes und offenes Wort am rechten Ort wird selten gehört, hat aber Kraft und guten Klang, wo es gehört wird. Es ist aber wirklich auch fürchterlich für eine Hausfrau, welche von Jugend auf gewohnt war, die Milch als den Angel zu betrachten, um welchen der ganze Haushalt sich drehte, der wahre Chum-mr-z'Hülf, zu welchem man seine Zuflucht nahm in jeder Noth, nun plötzlich diesen entbehren, ohne diesen und mit nichts Neuem, keinem Ersatzmittel, es machen zu sollen. Denn deßwegen schaffte der Mann weder Fleisch, Wein noch etwas Anderes an, und wenn mehr Brod gebacken werden sollte, so machte er ein Gesicht, mit welchem man ganz Lappland hätte vergiften können. Und dieses nicht etwa wegen einem Unglück, weil es so sein mußte, sondern bloß weil es der Mann so im Kopf hatte, um den Großen zu machen, so bloß aus Zwang und Muthwillen. Da ward wirklich mehr Zorn verwerchet in der Vehfreude, als in die Haut mochte, und die Zärtlichkeit nahm hier ab wie das Wasser in Israel damals, als es drei Jahre nicht regnete.

Es gab aber auch eine andere Sorte von Menschen, welche sich anders half, und zwar mit Zugießen. Sie gossen Wasser zu, gossen Käsmilch zu, und wenn eine Kuh ein böses Euter hatte und ungesunde Milch gab, so thaten sie, als merkten sie es nicht. Sie hatten es dabei wie ungezogene Jungen, welche, wenn man ihren Muthwillen ein oder zwei Mal nicht merkt, das Ding immer ärger treiben, immer frecher werden, bis man endlich aufreden muß, wenn man am Leben bleiben will. Da machte der Bauer, was er glaubte, daß gut sei, dann besserte der Melker noch nach, dann kam die Bäurin, daß es niemand merken sollte, und tauschte Käsmilch an rechte Milch, dann stolperte der Junge auf dem Wege zur Käserei, ein Blatsch fuhr ihm zur Bränte heraus über den Kopf, am nächsten Brunnen füllte er zu. Dem sah der Senn in der Stille zu, er war erfahren, er rief nicht Fürio! bis er wußte, wo es brannte. Er stellte unvermerkt in Gläsern

Milch bei Seite aus den Bränten, welche ihm verdächtig vorkamen, und ſuchte Boden, und immer eifriger, weil ihm das Käſen immer weniger gerieth. Die Milch ſchied im Keſſi, ehe er den Kaſelt hineingegoſſen, ſo daß er nicht wußte, woran er war, ſollte er viel oder wenig oder gar keine Säure zugießen, die Käſe blähten ſich, er verlor die gewohnte Sicherheit, den ſogenannten Halt, die Aſſurance, wie der Welſche ſagt, alle Tage mehr. Er klagte dem Hüttenmeiſter oder Präſidenten, forderte ihn auf, mit ihm Obacht zu halten, um die Miſſethäter zu entdecken. Aber der Hüttenmeiſter war einer von denen, welche meinen, darin beſtehe die Klugheit, daß man niemanden traue und daß hinter allem etwas ſtecke. Er war auch vom Mißtrauen gegen den Senn angeſteckt, der Einfluß der naſeweiſen Jungen hatte ſich auch auf ihn ausgedehnt. Der Küherbub müſſe nicht meinen, daß er ſie über den Kübel lüpfen wolle, dem wollten ſie doch wohl ſchlau genug ſein, ſagte er. Er glaubte ſich dazu berufen, nicht ſowohl den Bauern, als dem Senn aufzupaſſen. Er wiſſe wohl, wie das gehé, ſagte er; wenn der Senn nichts tauge oder die Nidle für ſich brauche, ſollten die Bauern ſchuld ſein. Er ſah ihm auf die Finger, wenn er etwas verkaufte. Der Senn konnte den Armen oder überhaupt Allen, welche da etwas kauften, nicht knapp genug meſſen, nicht ſchlecht genug wägen, und wenn der Senn hier einen Fehler ſah, ſo ſah ihn der Hüttenmeiſter an einem ganz andern Orte. Er war einmal drei Tage auf einem Berg geweſen und meinte, er verſtehe das Käſen aus dem Grunde. Es wäre doch bös, ſagte er, wenn man ſich von Einem, dem man den Lohn gebe, ſolle den Marſch machen und befehlen laſſen, es wäre aſe bös, wenn ſo Einer witziger ſein wolle, als eine ganze Dorfſchaft.

So konnte es der Senn aber doch nicht gehen laſſen, er lief Gefahr, um ſeinen Ruf zu kommen und das ganze Mulch zu verderben. Es mußte ihm Käsgemeinde angeſtellt werden, nachdem er vorher ſeine Vorſichtsmaßregeln getroffen zu haben

glaubte. Er hatte nämlich unter der Hand gesagt, wem er das Schlechteste traue, und strafe man diese gehörig nach dem Reglement, so werde es mit den Andern schon bessern, meinte er. Er hatte sogar dem Eglihannes, welchen er als einen vortrefflichen Redner kennen gelernt hatte, freilich auch mit groben Milchsünden behaftet, nicht bloß einige Maaß Nidle, welche er ihm geliefert, aufzuschreiben vergessen, sondern seine Sündhaftigkeit gründlich übersehen und gesagt, wenn jeder Milch lieferte wie er, so wäre es eine Freude zu käsen. Himmeldonner! (er war ein Liebhaber vom Fluchen, wie die Meisten aus dem Regiment, welches mehr vorstellen will, als es ist) dachte der, was ich mache, weiß ich; was müssen dann die andern Donnern treiben! und er erschrak sehr. Dem müßte abgeholfen sein, sagte er, und sollte man Einige hängen, auf ein Dutzend Bauern mehr oder weniger komme es nicht an, wenn es Mädchen wären, wäre es anders. So an halbleinenen Kutten sei wenig gelegen, meinte er mit Mathyß dem Lätzen, seien ja nur Mistkratten-Buben. Eglihannes war von allem Liebhaber, was er nicht sollte, und seit er 'mal etwas gewesen, glaubte er sich alles erlaubt, was sonst verboten war.

Es ist curios, seit einige Zeit nehmen Männer von Kindern Gewohnheiten an, was eigentlich ganz natürlich ist, da die Jungen alles in allem sind, des Vaterlands einziger Trost und Hoffnung, die Alten gar nichts. Giebt man nun so einem Buben die Erlaubniß zum heil. Abendmahl, so meint dieser nicht, er habe damit die Erlaubniß empfangen, als ein im Geiste geborner Christ zu leben und Theil zu nehmen an den dazu nothwendigen Stärkungen des Geistes, sondern er meint, er habe nicht bloß die Erlaubniß erhalten an allen Ausschweifungen der Erwachsenen Theil zu nehmen, sondern die Berechtigung, in allem es am ärgsten zu treiben über alles Maaß hinaus. Gerade so geht es gewissen Leuten, wenn sie an die Regierung kommen, d. h. Beamte werden. Sie scheinen im Wahne zu sein, in ihrer Wahl liege die Berech-

tigung, um keine Gesetze mehr sich zu kümmern, ja die Pflicht, zu zeigen, wie man Gesetze mit Füßen trete, die Pflicht, dem Volke vorzuhudeln, vorzusaufen ꝛc. Curiose Ansicht! Wird wegen der Bildung, der Freisinnigkeit, dem entschiedenen Fortschritt so sein müssen. — So ward also Eglihannes grimmigen Gemüthes gegen die, welche es mit der Milch noch viel ärger treiben sollten. So viel begriff er von der Sache, daß, wenn es dem also sei, an ihrem Käs nicht viel Gutes sein könne, und er begehrte eine Käsgemeinde.

Es war große Spannung in der Behfreude an diesem Abend. Begreiflich nahm es Alle Wunder, welches die verfluchtesten B'schyßhüng seien, und jeder dachte: Mich sollen sie wenigstens nicht erwischen, denen will ich schlau genug sein. Am ruhigsten waren die mit saubern Gewissen, und solche gab es doch auch.

Ein Fremder hätte jedoch von dieser Aufregung nichts gemerkt. Die Mannen schienen noch ein Mal so langsam zu trappen, standen alle Augenblicke still, stopften mit allem Behagen die Pfeifen, schlugen Feuer und wieder Feuer, brachen Zweige von den Weiden und putzten die Röhrlein, dieweil sie zugeharzet waren, und sehr spät war es, als die Versammlung eröffnet werden konnte. Der Senn sei auf's neue klaghaft, sagte der Hüttenmeister, wegen schlechter Milch, und es sollte, denke er, darum zu thun sein, die Sache zu untersuchen. Vielleicht sei etwas daran, vielleicht auch nicht, man könne es nicht wissen, d'Sach könne an manchem Orte fehlen. Nun saßen sie alle da, zogen an den Pfeifen, Viele hatten die Ellbogen auf die Knien gelegt und streckten den Kopf darüber weg wie Enten, wenn sie Futter schnabeln, und großes Schweigen herrschte. Es war aber auch eine eigene Sache mit dieser Versammlung. Man denke sich einmal einen Rath, oder so etwas, versammelt, um zu Gerichte zu sitzen über sich selbst und die Klage zu untersuchen, er habe Schelme in seiner Mitte. Und die Klage ist keine politische Parteiklage, es

ſtehen nicht Parteien gegeneinander, ſondern die Klage iſt von einem Angeſtellten erhoben, und mehr oder weniger ſind Alle damit beſchlagen, und zwar doppelt, ſowohl von der Anklage als vom Schaden. Viele in der Lage, daß einer zum andern ſagen kann: Nit, nit! es iſt genug, wenn ich's mache; machſt du es auch noch, ſo könnte die Sache fehlen! Alſo noch viel ſchlimmer als im engliſchen Parlament, wenn es über Wahlbeſtechungen richten ſoll, ging es hier zu.

Man denke ſich die Geſichter, welche die ſämmtlichen Rathsherren machen, jeder auf das Scheltwort paßt, keiner anfangen will, jeder mehr auf das Loch denkt, durch welches er ſchlüpfen will, als darauf, wie er die Andern fange, bis vielleicht auf einige Rechtskundige, welche es ſchon mehr als ein Mal erlebt, daß den Unverſchämteſten es am beſten ging und wer am frechſten lügen, Unſchuldigen ſeine eigene Schuld in die Schuhe ſchieben konnte. Wer das ſich ſo lebhaft vorſtellt, der hat auch die Käsgemeinde in der Behfreude vor Augen. Seh, ſagte der Präſident, was iſt da zu machen, gebt nun eure Meinung! He, du biſt Präſident und wirſt wiſſen, was im Reglement iſt. Wirſt es nicht haben wie die, wo nach dem Geſetze verfahren ſollen und das Geſetz nie angeſehen haben. Sag' du, was iſt geſchrieben, bemerkte Einer. He, da iſt das Reglement, könnt es ſelber leſe, antwortete der Präſident. Oder du, Eglihannes, lies du es ab. Aber es fragt ſich nicht, was im Reglement iſt, ſondern ob die Sache ſo iſt, wie der Senn ſagt, und der Fehler nicht an einem ganz andern Orte iſt, ſelb iſt die Frage. Da erhob ſich Eglihannes, der Sekretär, welcher den Hüttenmeiſter immer auf dem Striche hatte, und ſagte, er glaube nicht, daß dieſes die Frage ſei. Der Senn werde wiſſen, was er ſage, wenn er's nicht wiſſe, wer es dann wiſſen ſollte? Wer ſich darauf verſtehe, das möchte er wiſſen? Er hüſe den Senn rufen, den ſolle man b'ſtuhlen, und zwar recht, der ſolle ſagen, wem er die Sache traue, mit denen ſolle man dann nach dem Reglement verfah-

ren. Da ſtand der Vater der jungen Naſeweisheit auf und ſagte: das helfe er auch, er ſei kein Lumpenhund, er ſage nicht: Reglement hin, Reglement her, die Sache müſſe ihm ſauber gehen, wenn er mit Freuden dabei ſein ſolle. Aber vor allem hülfe er unterſuchen, ob man dem Senn trauen könne, ehe man ihn die Leute verdächtigen laſſe, der Senn müſſe auch ſauber ſein. Er hätte einen Ton von Nidle gehört, er wiſſe nicht, ob ſie bezahlt worden oder nicht, und wenn man alle Bräntli und alle Fauſterli unterſuchen würde, welche man aus der Käſerei trage, er glaube, man fände noch etwas Anderes darin als Käsmilch oder Ankenmilch. Daneben wolle er nichts geſagt haben, er unterziehe ſich dem Mehr, aber es düeche ihn, der Hüttenmeiſter, der Kaſſier und ſeinethalb auch der Sekretär ſollten etwas beſſer aufpaſſen, wofür habe man ſie ſonſt? Eglihannes fuhr auf, als hätte ihn eine Weſpe geſtochen, und war im Begriff zu ſagen: wenn einer ſage, er habe Nidle wegtragen laſſen insgeheim, ſo lüge er wie ein Schelm und Spitzbub. Worauf natürlich große Heiterkeit entſtanden wäre und der Präopinant geantwortet hätte: er hätte einmal einen Ton gehört, wenn man einen Benggel unter die Schweine werfe, ſo ſchreie nur dasjenige, welches getroffen worden. Daneben wiſſe er nicht, ob es ſo ſei, aber er hätte es einmal erzählen hören. Aber Eglihannes hatte an ſelbem Tage noch nichts getrunken, er war noch ſchlau genug, ſich zu mäßigen, er ſagte daher: es ſtehe im Reglement nichts davon, daß der Sekretär mit der Aufſicht etwas zu thun habe, und es ſei auch nicht nöthig, es ſchienen deren genug zu ſein, welche aufpaßten, ſie würden Urſache haben, es zu thun, daneben ſei es ihm ganz recht; das zeige eben daß eine Unterſuchung ſein müſſe. Wenn von allen Seiten gefehlt zu werden ſcheine, ſo werde man es doch nicht ſo gehen laſſen, ſondern wiſſen wollen, wo der Fehler ſei. Er trage daher darauf an, eine Kommiſſion zu ernennen, welche die Unterſuchung machen ſolle, unparteiiſch, gehe es an, wen es wolle.

So eine Kommiſſion (oder Ausſchuß, wie man es auf dem Lande zu nennen pflegt) iſt ein allerwelts Chum-mr-z'Hülf und zumeiſt das Punktum hinter der Sache. Gewöhnlich geſchieht von drei Dingen eins: entweder kommt der Ausſchuß nie zuſammen, oder er kommt zuſammen, aber rapportirt nie, oder er rapportirt, aber es wird ſonſt nichts daraus. Zuweilen wohl geſchieht auch ein Viertes: es wird dem Bericht Folge gegeben, aber welche?

Er hätte nichts wider einen Ausſchuß, ſagte ein Dritter, er hülfe auch einen machen. Aber dann ſolle der ſehen, was er mache, nicht die Einen dareinſtoßen und vielleicht ſelbſt nicht ſauber ſein. Es komme alles darauf an, daß man die Rechten wähle, da könne man ſich in Acht nehmen, was man mache. Daß dann hierbei etwa Partei getrieben werde, daß man auf die Einen drücke und den Andern durch die Finger ſehe, ſelb wäre ihm lieber nicht. Allweg hätten es die am beſten, welche in der Kommiſſion ſeien, die müßten dumm ſein, wenn es ſie treffen ſollte. Er wolle ihn gleich in die Wahl thun, ſagte Eglihannes, er könne dann erfahren, wie angenehm eine ſolche Unterſuchung ſei, wo man ſich in alle Wege unwerth mache. Finde man etwas, ſolle man parteiiſch ſein, finde man nichts, ſo ſei man beſtochen, habe nichts finden wollen. Man möge es machen, wie man wolle, ſo ſei es nicht recht. Das gehe nicht ſo, ein geheimes Mehr müſſe gemacht ſein, hieß es. Es ſei ja noch nicht abgeſtimmt, ob man eine Kommiſſion wolle oder nicht, und was für eine, ſagte man von anderer Seite her. Ob denn eine Unterſuchung erkannt ſei, ſagte der Ammann, ſelb möchte er wiſſen. Sie führen da in der Sache herum wie der Metzger in der Kuh, bis er den Schwanz bei den Hörnern ſuche.

Da fuhr ein Kopf zur Thüre herein und rief: Los neuis! Es war der Kopf der Frau Ammännin, deren Rufe der Ammann alsbald folgte. Machit nume, ſagte er, es iſt mir gut! Aber begreiflich ward nichts gemacht, ſondern bloß ge-

redet, und wie still es anfangs auch gewesen wär, so war jetzt Muckeln und Brummeln allgemein. Offenbar war die öffentliche Stimmung die: so hätte man es mit den donners Schelmen, wenn die Sache nicht laufen wolle, sollten die Bauern schuld sein, der Senn mache sich hinter sich draus. Es sei doch begreiflich, daß es nicht ihre Schuld sei, wenn es bös gehe, so dumm seien sie doch wirklich nicht, wenn sie schon die dummen Bauern heißen müßten. Der Schluß hatte etwas von Logik an sich, aber nur den Schein. Es meinte nämlich nicht einer, daß das, was er mache, dem Ganzen schade, und zudem hatte eigentlich auch nicht einer einen Begriff von der Sorge für das Ganze. Die Bauern sind in der Regel alle Sonderbündler, jeder hat nur zunächst das eigene Interesse im Auge, gehe es dem Ganzen wie es wolle. Er ist ein Mensch des Augenblicks, einen kleinen augenblicklichen Vortheil nimmt er, fragt nicht, wie groß der Schaden am folgenden Tage sei, wie viel Batzen um des gewonnenen Kreuzers willen am folgenden Tage zu Grunde gehen werden.

Bald kam der Ammann wieder und sagte: He, habt ihr gewählt, wer ist im Ausschuß? Sie hätten noch nichts gemacht, erhielt er zur Antwort, man hätte ja noch nicht abgemehret, was man wolle. Da werde man nicht die Wahl haben, sagte der Ammann und Hüttenmeister. Untersuche man nicht, so stütze sich der Senn darauf, mache, was er wolle, und sage am Ende, er hätte die Anzeige zu rechter Zeit gemacht, warum man nicht untersucht habe? Diese Einsicht hatte die Frau Ammännin ihrem Ehegemahl in aller Eile beigebracht. Sie hatte im Stübli die Verhandlung angehört und war fast aus der Haut gefahren über die Dummheit der Männer, welche nicht mit beiden Händen nach einer Untersuchung griffen. Wenn mir Einer sagt, immer den Dümmsten, das größte Babi, mache man zum Ammann, so sage ich ihm: Du hast Recht! hatte sie ihrem Manne gesagt. Sie hatte, im Ganzen genommen, eine Untersuchung nicht zu fürchten, sie war eine

ehrliche Frau, und wenn es nirgends ſchlimmer gegangen, wäre eine Unterſuchung kaum beantragt worden. Sie wehrte dem Melker, doch nicht allzu ſtrenge, daß er zuweilen mit Waſſer nachhalf, um der Höchſte zu bleiben, aber Käsmilch oder kranke Milch hätte ſie doch wirklich nicht unter die gute miſchen laſſen. Aber ſie war eine Frau, das heißt g'wunderig, und als Ammännin, die berechtigt war, alles zu wiſſen, noch g'wunderiger als andere Weiber. So eine Unterſuchung, wo man alles vernahm, was allenthalben in den Häuſern ging, und wo ihr Mann, verſteht ſich, auch dabei war, das hatte ſie noch nie erlebt, das war was Göttliches. Ueberdies haßte die Ammännin den Eglihannes und ſeine Frau bitterlich. Seit Jahren hatten d's Ammanns den erſten Rang im Dorfe behauptet, ſo einen Eglihannes und ſein Weib im Saubrunnen hätten ſie nicht mit dem Rücken angeſehen. Nun aber bildete ſich Eglihannes ein, weil er in der Reihe der Beamteten über dem Ammann geſtanden, ſei und bleibe er über ihm in alle Ewigkeit, und ſeine Frau war ganz gleicher Meinung. Beide machten Anſpruch auf den erſten Rang in der Vehfreude. Eglihannes widerſprach dem Ammann, machte Partei gegen ihn; Frau Eglihanneſe plagte die Ammännin, legte zu gleicher Zeit die Wäſche ein, ſtach ihr die Waſchweiber ab, verköſtigte und bezahlte ſie beſſer, trieb in allem großen Prunk, redete beſtändig von ihres Mannes großem Einfluß und Anſehen. Wem er z'beſt rede, dem ſei geholfen, und nur an ihm ſtehe es, wieder an's Brett zu kommen und ſo hoch er begehre. Aber er begehre nicht, es ſei ihm wohl ſo, er habe zu leben, mehr als man glaube, wenigſtens tauſchten ſie mit niemanden hier in dieſem Lumpenloch.

Dieſes alles kaltblütig zu ertragen, wäre einer Frau Ammännin zu viel zugemuthet geweſen. Nun that die Frau Ammännin wirklich auch ihr Möglichſtes, dem Streben der Frau Eglihanneſe vorzubeugen. Alle Lumpenſtücklein von Eglihannes hatte ſie an einen Faden gezogen, und dieſen hatte ſie

beſtändig bei der Hand, bei jeder Gelegenheit brachte ſie die paſſendſten an, und über jedes neue, welches ſie vernahm, hatte ſie eine Freude wie über das größte Geſchenk, und über alles Dumme, was die Frau Eglihanneſe ſagte (Schlechtes machte die Frau eigentlich nicht), hatte ſie eine doppelt ſo große Freude. Selten kam ein Bettelweib vor das Haus, welches nicht eine Anſpielung auf Eglihanneſe vernahm. Nun hatte die Frau Ammännin ſchon früher einen Ton von der Nidle gehört, und zwar durch Frau Eglihanneſe eigene Magd. Die Frau Ammännin, welche ſich als die erſte Staatsperſon im Orte betrachtete, hielt es nicht allein für keinen Fehler, ſondern für eine Pflicht, zu vernehmen, was in der Behfreude vorgehe, natürlich um allfällig Böſem vorbeugen zu können. Sie hatte daher ein offenes Ohr, eine offene Hand und einen ſüßen Mund für jede Dienſtmagd, welche in ihren Bereich kam und ihr etwas Neues erzählen wollte. Ein ganz beſonders trauliches Verhältniß fand zwiſchen ihr und Eglihanneſe Magd ſtatt, ſie wußte ſicher beſtimmter, wann und wie Eglihannes heimkam, als die Frau Eglihanneſe ſelbſt. Dieſe Magd hatte der Frau Ammännin geſagt, ſie brauchten bei ihr ſeit einiger Zeit viel Nidle, und ſie hätte einmal einen Ton gehört durch die Thüre, wie ſie gelacht über die Weiber, welche über Mangel an Milch klagten. Sie hätten auch nicht viel Milch, aber wenn man Nidle genug habe, frage man der Milch ſo viel nicht nach, habe Eglihaknes geſagt. Darum hing die Frau Ammännin ſo an einer Unterſuchung. Die gute Frau kannte den Lauf ſolcher Unterſuchungen noch nicht. Eglihannes ſtüpfte den Peterli im Dürluft und gab ihm an, er ſolle ſagen, es brauche ja eigentlich keine beſondere Kommiſſion, man ſolle den drei Beamteten, Hüttenmeiſter, Kaſſier Sekretär, den Auftrag geben. Das war dem Ammann nicht recht, denn auf den Eglihannes wäre er gern z'Dorf gegangen, das konnte er nicht wohl, wenn derſelbe auch in der Kommiſſion war. Er ſagte daher, man ſolle eine ganz neue Kom-

miſſion wählen, welche ganz unparteiiſch ſei. Vielleicht daß ja einer oder der andere von den Beamteten ſich auch verfehlt hätte. So ſprach der Ammann, und weil es der Ammann ſagte, ſo that man ſo und wählte zu des Ammanns großem Aerger ihn auch nicht in den Ausſchuß. Es war das erſte Mal, daß er zornig war, weil man machte, was er rieth. Man wählte aber auch den Kaſſier und Sekretär nicht. Starke Urſache hatte man zum Glauben, es habe jeder ſich ſelbſt die Stimme gegeben und neben ſich Solchen, von denen man beſtimmte Nachricht hatte, daß ſie das Pulver nicht erfunden. Solche wurden auch in den Ausſchuß gewählt.

Neuntes Kapitel.

Wie in der Vehfreude eine Kommiſſion arbeitet und wie ſie wirkt.

Mit dieſer Wahl waren Viele nicht zufrieden, Andern fiel ein Stein vom Herzen. Die Frau Ammännin war ſehr böſe, alle ihre Erwartungen waren in die Brüche gegangen. Am ärgerlichſten war der Senn. Er wußte wohl, daß mit einer Unterſuchung gegen ihn nichts anzufangen ſei, und wenn noch ganz andere Spitznaſen ausgeſchoſſen würden. Sein Milchbuch war in der Ordnung, das Hüttengeld lieferte er ab, wer wollte ihm nachweiſen, ob etwas an ſeinen Fingern kleben blieb oder nicht? Das Käſen und ihre Beſorgung verſtand er ſichtbar; ſie ſeien gut gemacht, hieß es allgemein. Wo war nun der, welcher erkunden wollte, ob alle Nidle, welche in den Käſen ſein ſollte, auch wirklich in denſelben war? Aber den Bauern kam er bei einer ſolchen Kommiſſion nicht auf das Leder, was doch ſo leicht zu machen geweſen wäre. Je ärger die es trieben, deſto weniger konnte er machen und lief Gefahr dazu, daß alles fehle. Er bot ſich unter der

Hand [illegible]n, die Ausgeschossenen zu begleiten, aber er stand nicht in dem Ansehen, in welchem an manchem Orte der Senn steht, wo er der Angel ist, um welchen das ganze Dorf sich dreht, so gleichsam der Schutzpatron. Der kleine Junge hatte ihn gleich anfangs schief gestellt, zudem waren die Vehfreudiger viel zu selbstherrlich, um sich von einem Knechte viel sagen zu lassen. Die Ausgeschossenen wiesen daher das verblümte Anerbieten trocken von der Hand. Sie waren stolz auf den Ausschuß, er war wahrscheinlich der erste, in den sie gerufen wurden, und noch glücklicher waren ihre Weiber, als sie es vernahmen. Einmal sei es recht gegangen, sagten sie, es komme doch endlich, daß es sich zeige, wer das Vertrauen habe und wer nicht; zu diesem hätte man nicht jeden brauchen können. Sie waren nun die Glücklichen am Anrichtloch, sie hatten die ersten Nachrichten und konnten Instruktionen geben, wem die Ausgeschossenen auffitzen und wem sie durch die Finger sehen sollten. Derselben Aufgabe bestand hauptsächlich darin, daß sie den Ställen nachgehen, die Euter prüfen, die Milch untersuchen und messen sollten. Da kam es natürlich darauf an, daß sie zu unerwarteter Stunde kamen, damit man nicht etwa eine Kuh ungemolken lasse am Morgen, damit sie am Abend die doppelte Milch gebe, womit man es verbergen konnte, wenn man gewöhnlich mehr Milch in die Käserei geliefert hatte, als aus den Eutern der Kühe gekommen war.

Bekanntlich wußten die Weiber der Ausgeschossenen um die abgeredeten Manöver, um Tag und Stunde ihrer Ausführung, und was Weiber wissen, geht auch auf Andere über. Weiber sind bekanntlich in ihren Wissenschaften wie in ihren Sünden wahre Kommunistinnen. Sie haben das von der Urmutter her, welche erst mit der Schlange klapperte, dann mit Adam den Apfel theilte. Freilich sagten sie es nur der liebsten Freundin, aber diese hatten wieder eine liebste u. s. w., so daß ziemlich alles offenbar wurde, was im Geheimen verabredet war. Im Nägeliboden wußte man nichts, denn Bethi

war keinem Weibe die Liebste, da hätte es fehlen können, wenn Ursache dazu vorhanden gewesen. Aber weder Sepp noch Bethi mochten so etwas; sie hatten genug zu thun, wie man zu sagen pflegt, aber sie hatten den Grundsatz, es möge ihnen gehen wie es wolle, so müsse man ihnen nicht nachreden, entweder sie hätten es mit schlechter Sache verschuldet oder mit Betrug erworben. Gehe es in Gottes Namen wie es wolle, so hätten sie sich weder des Unglücks noch des Glücks zu schämen. Dieser Grundsatz ist schön, aber nicht modern, da heißt es: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott; mache was du kannst, Andere machen es auch! Sie zogen das Letztere freilich in Betracht. Sepp, sagte Bethi, es muß doch unverschämt zugehen mit der Milchlieferung: so und so viel geben die, und diese noch mehr, und jene haben kranke Kühe und mehren mit der Milch, statt zu mindern. Aenneli berichtet Wunder, der Senn kann fast nicht mehr käsen, und viele Käse sollen gefehlt sein; so sind wir die Narren im Spiel, haben am Ende die geringste Losung und das Auslachen obendrein. Betrügen mag ich nicht, auszutreten wäre am besten. Da fehlte das Auslachen uns auch nicht, und den Schaden ersetzte uns niemand, sagte Sepp. Aber habe Geduld, so geht es nicht immer, das bessert. Es ist der erste Sommer, da will jeder anbringen, was er gehört oder selbst ersinnet hat. Geht es recht strub, so kommt es nachher desto besser, man lernt, sich nicht selbst das Bein vorzuhalten und was in's Maaß mag. Ließen wir uns verleiten, das Geringste uns zu erlauben, was Andere treiben, zähle darauf, es käme an Tag, dann könnten wir zusehen, wie es uns erginge, mit Schonen würde man sich nicht versündigen unseretwegen.

Sepp hatte vollkommen Recht, so wäre es gegangen. Die Ausgeschossenen mußten die Untersuchung zur Melkzeit vornehmen, sie hätten nämlich sonst kein richtiges Resultat erhalten. Zudem milcht man nur in Nothfällen zur Unzeit, wenn es auch nicht so gefährlich ist, wie jener Wirth vorgab. Vor

seinem Hause hielt nämlich eine gräfliche Reisekutsche um Mittagszeit, und die Frau Gräfin verlangte einen Becher kuhwarme Milch. Der Wirth war gefällig, brachte bald einen Becher voll Milch, forderte dann aber auch dafür einen Großen Thaler. Die Frau Gräfin fragte verblüfft, ob denn hier die Milch so theuer sei? Nein, sagte der Wirth, aber da er die Kuh zur Unzeit gemolken, laufe er Gefahr, daß sie ihm ganz von der Milch komme. — Es geht zwar die Rede, auch in der Behfreude seien Kühe heimlich gemolken worden zur Unzeit und zwar von Solchen, welche selbst gern in der Kommission gewesen wären und derselben nicht trauten. Wie Schakals, Wölfe und möglicherweise auch Hyänen hinter kämpfenden Heeren herschleichen sollen, so schlichen auch welche hinter der Kommission her und visitirten, wenn niemand bei der Hand war, die Kühe, molken sie gar. War ein Kalb im Stall, so lösten sie nachher seine Bande, damit, wenn die Leute heimkämen, sie meinten, das Kalb hätte den Schaden angerichtet, und an ihm, dem Unschuldigen, dann ihren Zorn ausließen. (Halt ein Schicksal, dem die Kälber nicht entrinnen werden, so lange es Kälber giebt.) Diese Kommission mußte zu einer Melkzeit an mehreren Orten inspiciren, wenn sie fertig werden wollte in einer Zeit, wo das Rapportiren etwas abtrug. Sie erschien daher an einem Orte früh, an andern später; die letztern waren begreiflich im Vortheil. Im Nägeliboden erschienen sie sehr früh, früher als irgendwo, Sepp hatte kaum zu füttern angefangen, pressirten sehr mit dem Melken, hatten Lust, es selbst zu machen. Das Letztere ließ indeß Sepp nicht zu, meinte, wenn sie das Melchterli untersuchten, in welches er melke, ob er darin nicht Wasser mit unter die Kuh nehme, hintenher die Milch untersuchten, ob sie gesund sei und wie viel sie wiege, so wüßten sie alles, was sie zu wissen nöthig hätten. Sie betrachteten mit Neid die Kühe, welche wohl am Leibe waren und von denen zwei noch nicht gekalbt hatten, sahen endlich mit Verwunderung, wie viel

Milch Sepp über ſeine Lieferungen in die Käſerei erhielt, und fragten ärgerlich: Brauchſt die alle ſelbſt oder verkaufſt? Brauche ſie ſelbſt, ſagte Sepp; ſteht ja im Reglement, daß man keine nebenaus verkaufe. Mit Schein biſt Liebhaber von der Milch, ſagte einer der Fecker, den es verdammt ärgerte, daß ſie nichts gefunden und Sepp mehr Milch daheim behielt als er. Allweg! ſagte Sepp. Was hat der Bauer Beſſeres? Wer hart arbeiten muß, muß gut zu eſſen haben, und muthet man ſeinen Leuten viel zu, muß man es ihnen auch recht gönnen!

Sie gingen geärgert dem Dürluft zu, wo Eiſi ihrer harrte und nicht warten mochte, bis es vernahm, wie das Hexenpack da unten es treibe. Als es hörte, wie gut es bei Sepp ſtehe, die Kühe ſo brav ſeien, die Milch gut und gegen Herbſt zu noch mehren werde, weil nicht alle Kühe gekalbt, da ward Eiſi bös und ſagte: Da hat man's wieder! Wenn die nicht eine Donnershexe wäre, d'Sach wäre auch anders. So eine Hexe kann es zwingen, hat man ja Beiſpiele von Exempeln, daß ſo einer der Holzſchlägel auf dem Eſtrich kalbte und es Nidle gab auf dem Waſſer im Brunnentrog, daß ſie fübelweiſe abnehmen konnte. Aber daß ſo eine auf geſunden Beinen herumläuft, iſt nicht recht, nei, my Seel, iſch's nit! Aber es iſt, wie's iſt! Es nimmt mich nur wunder, wie lang der Akkord währt, und ob ich es erlebe, daß er mit ihr lebendigen Leibes abfährt. Wenn es nur am Sonntag wäre, gerade wenn die Predigt aus iſt und ſo recht viel Leute ihre Freude daran haben könnten! Wie es auf dem Dürluft ausſah im Stall, vernahm man nicht, es wurde darüber nichts berichtet, wie über die meiſten andern Orte nicht. Dennoch muß die Unterſuchung gründlich geweſen ſein, wenigſtens war es Mitternacht, als die Kommiſſion vom Dürluft weg nach Hauſe ſtolperte.

Die ganze Unterſuchung lieferte zwei Reſultate, von denen alles Uebel herkommen ſolle, das Andere ſei alles fau-

ber, hieß es, durch und durch. Bei Sep's Hanneſe Durs ſei eine große blecherne Bränte, die ſchlecht gelöthet ſei, darin ſaure die Milch und ſtinke, man möge waſchen und reiben ſo viel man wolle. Dem Bauer könne man aber nicht Schuld geben und ihn verantwortlich machen, er hätte ſein Möglichſtes gethan. Zwei Mal hätte er ſie nach Bern zum großen Spengler Löther getragen, ſie entweder neu z'binde oder neu z'löthe, auf welchem beſonders die Guggisberger ſo viel hätten, aber beide Mal ſei es nachher böſer geweſen als vorher. Der Bauer hätte erſt ſeither vernommen, wie dem Spengler Löther das Geſicht böſet heig, er löthe manchmal viel Wochen hintereinander achtzehn Stunden im Tag am gleichen Loch, und allemal am Morgen ſei das Loch wieder da und noch weiter als am Tage vorher. Sie hätten ihm daher die Bränte abgeſchätzt, er habe auch bereits eine neue angeſchafft. Dann ſei ein zweiter Fall und der ſei anders. Die Lismer Liſe im Bohnenloch kennten Alle, wenn eine dem Teufel vom Karren gefallen, ſo ſei es die. Sie könnten nicht begreifen, warum man die aufgenommen, aber es ſei ihr ſtark z'beſt geredet worden, warum? wüßte man eigentlich wohl. Die habe meiſt nur eine Kuh, und wenn ſie auch zwei habe, ſo machten die zwei kaum anderthalb Geiß aus. Was ſolche Kühe für Milch geben, könne man ſich abklavieren. Schon ehe ſie beim Hauſe geweſen, habe die Liſe ihnen wüſt geſagt, vorgehalten, ſie thäten kleine Schelme ſuchen, um die großen laufen zu laſſen, ſie brauchten nicht weit zu laufen, um das zu finden, was ſie in den eigenen Hoſen hätten. So ſei es fortgegangen während der ganzen Zeit Stich um Stich und einer verfluchter als der andere, daß es ſie manchmal gedünkt, ſie möchten ſie unter die Kuh in den Miſt ſchlagen. Indeſſen hätten ſie ihre Sache fortgemacht und wenig geantwortet. Es hätte ſich jeder in Acht genommen, denn wie einer das Maul aufgethan, habe er eine Hand voll drin gehabt, daß er faſt daran erworget und es die andern gelächert, ſie hätten mögen wollen

oder nicht. Da hätten sie aber alles ganz unter allem Begriff gefunden: unsauber das Geschirr, nicht halb so viel Milch als sie geliefert und noch dazu ziegerige, daß es für gewiß anzunehmen sei, daß da ein offenbarer Betrug zu Tage liege und man die ausschließen müsse. Das gebe ein Exempel für Andere, die kehrten sich dann doch vielleicht daran in Zukunft. Was dann in der Käshütte vorgehe, hätten sie auch untersucht, aber da nichts finden können, daß man sagen könne, es sei nicht recht. Der Senn halte die Geschirre sauber, salze fleißig, sei bei der Sache, liefere das Hüttengeld nach Vorschrift ab, aber ob alles, das wüßten sie nicht. Es sei da bös nachzusehen: man könne nicht jemanden haben, der da verkaufe und das Geld fasse. Darüber werde an allen Orten geklagt, aber abhelfen könne man kaum, man müsse da Fünfe gerade sein lassen. Ob sonst etwas abhanden komme, könne man nicht wissen, man könne keine Wache haben, welche aufpasse, was des Nachts aus- und eingehe, und dann könne man am Tage in Bränten und Fausterli Nidle statt Käsmilch oder Ankenmilch forttragen, und visitiren könne man nicht allemal. So ein Senn sei schlimmer als der Teufel. Hüttengeld sei ziemlich vorhanden, und Gefahr sei keine, daß der Hüttenmeister damit betrüge, wie man Beispiele von Exempeln selbst an Rathsherren habe.

So ungefähr lautete der Bericht. Derselbe befriedigte nur Wenige, bloß die, welche allzu grob in dem Ding waren und erwarten mußten, daß sie voran müßten, wenn mit dem mindesten Ernst verfahren würde. Die Frau Ammännin in der Nebenstube fuhr fast aus der Haut: bloß die Sticheleien wegen dem Fauster und der Nidle besänftigten sie so weit, daß sie nicht herauskam. Eine Menge Anderer wurden böse, weil man diesen oder jenen nicht an einem Stricke dahergebracht, um ihn zu hängen. Der Ammann oder Hüttenmeister hatte ein wohlthuendes Bewußtsein: erstlich, weil sie gesehen, daß er, der Hüttenmeister, sich in nichts verfehlt;

zweitens, weil man jetzt sehen könne, daß, wenn man andere Leute ausgeschossen hätte, ihn z. B., die Sache doch anders abgelaufen wäre. Eglihannes im Saubrunnen ward ebenfalls sehr böse, noch böser als die Frau Ammännin in der Nebenstube. Die Sticheleien mit der Nidle behagten ihm nicht und noch weniger die Geschichte mit der Lismer Lise im Bohnenloch. Mit der Lismer Lise stand er in Verbindung, hatte allerlei Verkehr mit ihr, machte ihr ihre Sachen, fühlte sich verpflichtet, den Fürsprecher zu machen, und that es doch verdammt ungern, denn seine Frau haßte die Lismer Lise wie ein Schwerdt, hatte vielleicht auch Ursache dazu. Darum gab es eine tiefe und lange Stille. Die Manne stützten die Ellbogen auf die Kniee, zogen an ihren Pfeifen, wie die Rosse eines Kachelifuhrmanns am Kachelikarren, und harrten auf das Weitere. Seh, was meinet ihr, gebt eure Meinung, es soll doch jeder sagen, was ihn düecht, es hat sich ja niemand z'schiniren. Es ist besser, ihr redet jetzt, als hintendrein dieses und jenes zu muckeln! so hatte der Hüttenmeister schon zum zweiten Male gesprochen und Alles war still geblieben. Da sagte der Hüttenmeister zum dritten Male: He, wenn niemand reden will, so will ich mehren, d'Finger werdet ihr dann schon aufheben. Seh, wer d'r Meinig ist —. Da erhob sich Eglihannes und sagte: Noch ein Wort, wenn es erlaubt ist! Ich wollte nichts zur Sache sagen; ich will mir nicht immer vorhalten lassen, ich rede in alles, meine immer das große Wort führen zu müssen, und sei doch Hintersäß hier und erst so und so lange da. Es ist das zwar eine Sache, welche mich angeht, so gut als einen von euch. Meine Milch ist so gut als die eurige, und ein Recht auf den Erlös nach Verhältniß habe ich so gut als der beste Bürger und wäre er tausend Jahre vor Adam hier gesessen und hätte sein Nest am Bürgerholz und Bürgerspälten gewärmt von Ewigkeit her! Indessen Recht hin Recht her, meinetwegen rede ich nicht, ich vermag zu schweigen so gut als einer von euch. Ich kann Gottlob sein und

habe zu leben. Ja nüntusig g'ſch— Pfüngli het er vo d'r Frau und d'Lüt b'ſchiſſe, um wie viel, ſelb weiß ih nit, brummte Einer in einer Ecke. Eglihannes aber fuhr fort: Wenn ich ſchon nicht drei Mal Erdäpfel eſſe des Tags und d'r Miſt ausdrehe und Suppenbrühe daraus mache für Knechte und Mägde; aber wegen euch will ich reden, es iſt mir um euch und nicht um mich. Denkt nur, was das für einen Eindruck machen würde auf das Volk und alle Volksfreunde, wenn es hieße, die Vehfreudiger haben betrogen in der Käſerei, und für ſie alle mußte eine arme Wittwe ausfreſſen, die ward dargegeben und der Sündenbock für alle, ein armes Wittfraueli, welches keinen Schutz hat, welchem ſein rechtmäßiger Vertreter geſtorben iſt! Was müßte das für einen Eindruck machen auf das Volk, bedenkt! Nicht um tauſend Pfund wollte ich das erkennen helfen, wo ich ging und ſtünde, müßte ich ja hören: das iſt auch ein Vaterlandsfreund aus der Vehfreude, wo die Wittwen die Sünden der Bauern ausfreſſen müſſen! Bedenkt, wenn das die liberalen Blätter vernehmen, wenn es vor die Ohren des Guckkaſtens käme, der mein lieber Freund iſt, wie zwei Finger an einer Hand ſind wir, bedenkt, was wir da leiden müßten! Zeigen dürften wir uns in keinem Wirthshauſe mehr, bei keiner Volksverſammlung, an keinem rechten Ort. Nein, beim Donner dürften wir nicht, nirgends als etwa in der Kirche und — (Geſcharr und der Ruf nume hübſchli, ſelligs begehren wir nicht zu hören!) Nichts für ungut, ſagte Eglihannes, es wird etwa jedem erlaubt ſein zu reden, wie es ihm beliebt, es iſt in der ganzen Republik ſo, ihr werdet hier in dieſem Neſte nicht etwas Apartes wollen! Nein, ſagte ihm Einer, rede du nur was du willſt, das kannſt, und wenn es uns ankommt, ſchmeißen wir dich hinaus, das können wir auch, ſind ſo frei als du. Biſt du frei zum Reden, ſind wir frei zu hören, was uns beliebt, weißt's? Ich laſſe mich durch den Teufel nicht einſchüchtern, ſagte Eglihannes; ihr ſeid am Unrechten. Aber

das will ich sagen, daß man diesen Antrag wegen der Wittwe fallen lasse, sonst trage ich auf eine zweite Kommission an, welche der ersten nachgehen und die Sache noch besser untersuchen soll. Dagegen trage ich darauf an, daß man in der Käshütte gar nichts mehr verkaufe, dann hört das Mißtrauen auf, und dann haben die, welche ihre Hälse im Geheimen salbeten, keine Ursache mehr, Andere zu verdächtigen. Ich kenne einen Milchsecker, welcher auch niemals Böses fand, weil er selbst der gröbste Betrüger war.

Diese Rede ging durch die Haut bis in's Fleisch hinein, doch schlug sie nicht ein wie ein Blitz, sondern bohrte sich langsam ein wie ein Wurm. Darin liegt eben der Unterschied der Naturen: was die Einen alsbald juckt, wurmt erst die Andern. Kommt einmal das Blut in Fluß, was bei den Behfreudigern wie bei vielen Andern eine gute Weile ging, dann lodert es auch auf mächtiglich und setzt sich nicht alsbald wieder. Ein alter Mann mit grauen Haaren und vieler Erfahrung kannte den Ausgang, wenn er nicht den Funken, der glimmte und zu rauchen begann, alsbald wieder austrat. Ich für meinen Theil danke der Kommission für ihre Mühe und Arbeit und wie sie die Sache gemacht hat, begann er. Wenn sie uns da alle Pünktlein vorgesagt und der Reihe nach aufgezählt hätte, wo es allenthalben fehle und was sie hier dünke und dort dünke, so hätte sie uns die Haare zusammengeknüpft, und wer hätte sie wieder lösen wollen? Wir selbst? Wäre es anständig gewesen, wenn ein Esel dem andern Langohr gesagt hätte? So sprach dieser Mann und er konnte es, denn er war einer der Saubersten über das Nierenstück. Und was hätten die Leute ringsum für eine Freude gehabt, wenn wir die Sache so gerührt, daß sie recht gestunken hätte, fuhr der Mann fort. Ich habe Ursache zu glauben, sie werden jedem, der es nöthig hatte, eine Vermahnung gegeben haben unter vier Augen, und da wird es wohl bessern. Die Leute nehmen sich doch in Acht, sie wußten im Anfange nur nicht, womit

sie sich verfehlten. Manches geschieht, der Meister weiß es nicht: die Kinder lieben die Milch, die Weiber den Kaffee, ein Knechtlein will Hochmuth treiben, da bessern sie nach mit Wasser. Nun, jetzt lehrt es den Meister besser aufpassen. Darum möchte ich der Meinung beipflichten, daß man die Lismer Lise für dies Mal nicht strafe. Nit, sie wird sich verfehlt haben, bin nicht darwider, und eine Böse ist's, selb ist wahr, und was die Blätter betrifft, von denen der vor mir gesprochen hat, wird es sein, sie hätten Freude daran, eine solche Person in Schutz zu nehmen und brave Leute im Koth herumzuziehen, der Saubrunnenbauer kann das wohl am besten wissen. Aber wegen selbem kehre ich nicht die Hand um, ein braver Mann muß sich bald schämen, wenn er nicht darin gewesen. Daneben sollen die Mindern, wenn sie fehlen, gestraft werden wie die Größern, vor dem Gesetz soll ja kein Unterschied sein. Gesetz ist Gesetz und Schelm ist Schelm. Weiß nicht, woher es kommt, aber es ist mir manchmal, als ob das sämmtliche schlechte Volk jetzt zu Vorrechten gekommen und von besonderm Gewichte sei auf der Wage der Gerechtigkeit. Aber weil sie allein schuldig sein soll und Wittfrau ist, helfe ich ihr verzeihen. Meidet allen bösen Schein! heißt es, und der wäre wirklich da. Es hat's oft gegeben, daß Wittweiber Unrecht leiden mußten, oft aber schreien sie über Unrecht, weil sie den Verstand nicht haben, die Sache zu begreifen. Das wissen dann die Leute nicht, und wenn wir Unglück haben sollten, so hieße es, Gott hätte uns gestraft, wir hätten das ob Wittwen und Waisen verdient. Es ist seltsam und doch so. Da oben, wo die Berge näher zusammengehen, ging es ungefähr wie bei uns: es kam Unguts in die Milch, und eine Wittwe, eine sonst brave Frau, ward schuldig befunden und ausgestoßen. Darauf besserte aber das Käsen nicht, sondern bösete von Tag zu Tag, und noch auf den heutigen Tag, obschon seither mehrere Jahre verflossen sind, gerathen die Käse nicht, es geht nicht gut. Sie versuchten alles Mögliche: sie

wechselten Senn, erneuerten die Geschirre, die Käsbank, sie liefen zu Wahrsagern und Zeichendeutern, ja sie holten im Geheimen bei Kapuzinern Rath, ja wer weiß, ob nicht Kapuziner da waren, und half alles nichts, das Käsen ist ihnen verhalten. Und geht nicht durch's ganze Land die Rede, das sei der ausgestoßenen Wittwe wegen? Die sei unschuldig gewesen, hätte nur der großen Bauern Sünden tragen sollen, das habe sie schwer auf's Herz genommen. Sie habe Gott gebeten, er möge ein Zeichen thun, daß ihre Unschuld an Tage käme, und das Gebet der Wittwe habe Gott erhört, und vom Tage an sei sein Segen nicht mehr in jener Käshütte gewesen. Nun ist unsere Wittwe keine gute, sondern eine böse Frau, aber das wissen die Leute in andern Dörfern nicht, und wenn sie sagen, ein so merklicher Betrug möchte doch eher von denen ausgehen, welche viel Kühe haben, als von jemanden, der nur eine Kuh habe, so möchte ihre Rede Grund haben. Was aber die zweite Sache betrifft: den Verkauf einzustellen, so möchte ich nicht dabei sein, ich würde austreten, wenn das durchginge. Wer kauft? Es sind die Armen, welche sonst nirgends oder schwer Milch bekommen. Was sollen die machen ohne Milch? Den Kindern den Brei mit Wasser kochen, den Kaffee schwarz und ohne Zucker trinken und bei jedem Schluck uns verfluchen, daß es Steine gen Himmel sprengt, [illegible]n, dabei will ich nicht sein. Es ist ihnen schon übel genug gegangen, daß das Maaß verkleinert, daß man überhaupt mit der Milch exakter geworden und sie wie baares Geld hält. Wißt ihr, dort wo die Pinten stehen wie Hanf in der Bäunde, dort waren sie auch hart gegen die Armen, ließen ihnen nichts verabfolgen als harte, gottlose Worte. Ihr wißt, was geschah und was es für einen Lärm gab Land auf Land ab. Das Käsen ward ihnen verhalten, sie brachten keinen Käs mehr zusammen und meinten doch den besten Senn zu haben im Lande. Sie machten auch, was sie konnten, Natürliches und Unnatürliches, und nichts half. Fast die Sennen im ganzen Lande verfluchten da

ihre Künſte; achtzehn Sennen, welche ſich allem gewachſen glaubten, Menſchen- und Hexenwerk, käſeten hintereinander, jeder bot allem auf, und keiner machte einen Käs, der ein Käs genannt werden konnte, und es beſſerte nicht. Mehr als zwei Jahre trugen ſie ſchweren Schaden, bis ihnen der Daumen in die Hand fiel, der Verſtand kam und ſie anders gegen die Armen wurden; von da an konnten ſie wieder käſen und können es noch. Es geht vielleicht auf eine andere Weiſe, wo es die Armen nicht ſchlägt, mehr nebenaus, aber vor allem kann man nicht ſein. Da geht es wie beim Fuchsfang: meint man alle Löcher vermacht zu haben, ſo hat der rechte Fuchs doch noch eins, wo es niemand ſuchte. Das beſte iſt, es denke jeder, er wenigſtens wolle nicht den Schelmen machen, daß er wohl beſtehen möge, es komme was da wolle. Daneben würde ich mich erſättigen am Bericht und ihn der Kommiſſion beſtens verdanken. Hüttenmeiſter, wenn niemand mehr etwas zu ſagen hat, ſo mache du das Mehr, es wird ſich dann zeigen, was die Meinung iſt. Es iſt Zeit zum Füttern, ich ſollte heim! So ſprach der Alte, der, früher Großrath geweſen, die Formen in etwas kannte und doch nicht verhunzt und verdorben war in ſeinem ſchlichten wackern Sinn. Eglihannes hätte gern noch geſprochen, indeſſen überwand er ſich, er war eben noch nicht beſoffen, merkte daher noch, woher der Wind kam, und ſchwieg ebenfalls, ſtimmte jedoch nicht, damit er ſpäter ſich darauf berufen konnte, wenn es allfällig wieder ſchief ging. So komme es, wenn man immer auf ſo alte Tröpfe hören wolle, ſtatt auf die, welche den Verſtand hätten, wüßten, was die Glocke geſchlagen und Trumpf ſei. Unglücklicherweiſe war die Ammännin durch einen Beſuch abgerufen worden, ſonſt, denken wir, wäre die Sache doch nicht ſo glatt abgelaufen. Denn ſo mir nichts dir nicht g'wundrig ſein und am Ende niemanden hängen, niemanden köpfen ſehen, das iſt eine Sache, welche Weiber ſich nicht freiwillig gefallen laſſen.

Darum war selben Abend böses Wetter in der Behfreude, fast noch böser als damals, als die Weiber die angenehme Nachricht erhielten, es solle eine Käserei errichtet werden. Jede war überzeugt, ihr hätte es nichts gethan; aber daß diese und jene ungebrandmarkt davonkam, das kam ihr über's Herz, das konnte keine verwinden. Natürlich hatten die Kommissionsmitglieder ihren Weibern alle Sünden, welche sie gefunden, gebeichtet. Jedes dieser Weiber hatte Freundinnen und jedes andere. Einer Busenfreundin muß man sagen, was man im Busen hat, das ist nicht bloß schön, es ist Pflicht. Es war daher unter den Weibern alles bekannt, aber gruppenweise, wenige waren von der Mitwissenschaft ausgeschlossen, selbst die Lismer Lise nicht. Die war aber gar nicht erschrocken, sie sagte ganz ruhig: Machen sie meinethalb, was sie gut finden, aber haben sie Sorge, daß ich nicht einen Kübel ausleere, der stinkt, so weit ein Behfreudiger seine Nase streckt. Ja wolle, denen wollte ich! Quos ego! So war es aber den andern nicht, und als die Sache so plötzlich niedergeschlagen wurde, war es, als hätte man einen Stein in einen Teich voll Frösche fallen lassen, solch Geschnatter und Gekakel entstand. Ob es erlaubt und erhört sei, zwischen Himmel und Erde solche Gräuelthaten ungestraft hingehen zu lassen? Ueberall ward laut, was geschehen sein sollte, und unendlich mehr, das Geschnatter der einzelnen Gruppen ward auch von den andern gehört, nach und nach vernahm jede, was man bei ihr gefunden und was sie gethan haben sollte. Das wollte sie nicht leiden, wollte wissen, wer es gesagt, fuhr über die Kommission her, diese wollte nichts gesagt haben, sie fuhr weiter, tappte nach dem Schuldigen wie ein Blinder nach dem Wege, fuhr am Ende jeden an, der ihr in den Weg kam.

Es ward ein Zorn, ein Zank, ein Verdruß und Hader verwerchet in der Behfreude, wie wohl nie seit die erste Kuh dort Gras gefressen. Wären damals zwei Rechtsagenten dort gesessen, sie hätten für ihr Lebtag Geschäfte gemacht, unend-

liche Händel auf Lebenszeit ausspinnen können, was eben die große Kunst der Agenten ist. Da sie aber eben nicht da waren, niemand blies, niemand seine Sache anhängig machen konnte ohne Geläufe, so erstickte das Feuer allmählig wieder, wenn es auch noch lange rauchte und viel Kyb in den Herzen absetzte.

Noch böser ward der Senn. Es sei ein Schelm wie der andere, sagte er; darum decke Einer dem Andern die Sünden zu. Er sehe wohl, es sei darauf gemünzt, daß er die Suppe ausesse, aber davor wolle er sein. So sei es ihm doch nirgends gegangen. Wenn er hätte wissen sollen, was für Leute hier wohnten, mit vier Rossen hätte man ihn nicht hergebracht.

Der gute Senn hatte halt die Handhabe verfehlt, gemeint, sie sei bei jeder Thür an der gleichen Stelle. Wenn auch im tiefen Grunde die Menschen sich sämmtlich sehr ähnlich sind, so sind doch die Zugänge zu diesen Gründen an andern Stellen, so ist doch die Oberfläche und ihre Empfänglichkeit eine andere. Der Senn hatte den Griff verfehlt; er war von einem andern Orte hergekommen, wo er als ein demüthiger Knecht eingezogen, aber zu einem Faktotum, einer Majestätsperson erwachsen war. Er hatte sogar eine Art politischer Rolle gespielt, dem radikalen Halbherrenthum, den Halbschoppenmajestäten sich angeschlossen und Propaganda gepredigt in der Käshütte. Wenn er da jemanden drücken wollte, so war der gedrückt, aber wohlverstanden, er drückte keinen radikalen Halbschoppenmajestätsbruder. Beide hatte er indessen dort nicht gesponnen, er hatte zu wohl gelebt, der weit größere Lohn, den er nöthig hatte, hatte ihn weggelockt auf die Behfreude. Nun kam er hierher nicht wie ein Knecht, sondern wie ein Herr, schloß sich auch hier dem Halbherrenthum, welches er als den Hebel der Welt betrachtete, an, nämlich dem Eglihannes und dem Schulmeister, den alleinigen Repräsentanten desselben in der Behfreude. Alle Andern sah

er als dummes Bauernvolk an und behandelte ſie unter dem Bein durch, ſelbſt mehr oder weniger den Hüttenmeiſter, den Ammann. Er hielt denſelben für gar kreuzdumm und ungebildet, dieweil derſelbe dem Senn mehr oder weniger konſervativ ſchien, jedenfalls gern bei ſeiner Sache blieb. Daß dagegen er, der Senn, zehnmal abergläubiſcher war als der Ammann, brachte er durchaus nicht in Anſchlag, ja Eglihannes und der Schulmeiſter hielten dafür, an des Senns Aberglauben möchte viel Wahres ſein. Wie ſollte der, der ſo weiſe war und ihren politiſchen Glauben ergriffen hatte, etwas Dummes daneben glauben können? wir fragen! O, man glaubt gar nicht, wie zehn Mal mehr als katholiſch-dumm und beſchränkt ſolche radikale Eglihanneſe und Schulmeiſter ſind, wenn man dieſe halbbatzigen Weisheitsbüchſen und Wirthshausdrucken in der Nähe beſieht. Wer Fünfe zählen kann, begreift, daß der Senn falſch gegriffen, denn die Macht lag in der Behfreude offenbar nicht in den Halbſchoppenmajeſtäten, nicht beim Eglihannes, nicht beim Schulmeiſter, aber das merkte eben der dumme Senn nicht und meinte, die Herrſchaft der ganzen Welt ſei allenthalben in den gleichen ſchmutzigen Fingern. Darum hatte er keinen Kredit in der Behfreude, der naſeweiſe Junge fand mehr Glauben als er, und das Mißtrauen verfolgte ihn allenthalben, traute doch auch niemand ſeinen Freunden. Die Sache war einfach, indeſſen doch, wie wir ſehen, für einen tiefen Politiker, wie er war, zu verwickelt.

Die ganze Geſchichte hatte aber doch gute Folgen. Es war ſo viel an den Tag gekommen als nöthig war, d. h. jeder begriff, daß er ſich in Acht nehmen müſſe, indem eine Käſerei doch nicht alles erleiden möge, und ſehr Viele merkten dabei, daß man gemerkt, was ſie gemeint durchaus ungemerkt zu treiben. Sie mußten alſo fürchten, wenn ſie ſich nicht beſſerten, beim nächſten Anlaß doch auf die Finger geklopft zu werden. So ging es auch dem Senn, dem Eglihannes

die Sticheleien natürlich mitgetheilt hatte. Das kam allweg den Käsen zu gut.

Zehntes Kapitel.

Es ereignet sich etwas, woran die Kommission gar nichts wirkt.

Der Senn hatte nun auch noch einen Aufseher erhalten, welcher ihm viel mehr im Wege war als der Hüttenmeister. Es war Felix, des Hüttenmeisters Sohn; der schien ihm wie an die Ferse gewachsen. Ehe die erste Bränte kam, war Felix da; bald ging er früher, bald später weg, und den Tag über schoß er manchmal herbei und war da, man wußte nicht warum. Der Senn meinte, es sei alles des Aufpassens wegen. Nebenbei leistete ihm Felix aber auch gute Dienste, hielt die Buben in Zucht, und gar mancher trug rothe Ohren heim, über des Ammanns Unstath heulend; der meine, er sei König und habe allein zu regieren auf der Welt. Doch kneipte er nicht allen Leuten die Ohren roth: der Nägelibäurin Aenneli z. B. war sicher davor. Es war curios, er war immer da, wo es seine Bränte abstellte, sagte ihm sogar Artigkeiten: Meitschi, kommst aber zu spät; wirst versucht haben und mit Wasser zugefüllt? Hast Käsmilch darin? Es ist ja nichts, was du bringst, wirst zu faul sein, mehr zu tragen? Thust doch so dumm und kannst die Bränte noch nicht abstellen, wart, ich will dir helfen! Das ungefähr waren die Redensarten, welche Felix brauchte, waren nicht besonders geziemend, ja anzüglich. Aber Aenneli nahm sie nie übel, seine blauen Augen färbten sich allemal dunkler, wenn es dieselben gegen Felix aufschlug, und für die kleinste Handbietung hatte es den freundlichsten Dank. Man sah, es hatte seine Errettung aus den Händen der Philister, die ihn's auch seitdem in Ruhe

ließen, nicht vergessen. Gewöhnlich sah es unter der Thüre noch zurück, wenn es fortging, wahrscheinlich ob es nichts vergessen, aber meist sah es nichts als Felix's Augen, welche ihm nachsahen. Und wenn es Käsmilch oder Ankenmilch mit heim zu nehmen hatte, so griff Felix manchmal dem Senn in's Amt, maß ihm seine Portion zu und nicht schlecht, sagte ihm aber dann wohl dazu, bis heim werde es wohl um den halben Theil gekommen sein; zu tragen, daß es sich still hätte in der Bränte, dazu hätte es die Gaben nicht, wie der Schulmeister sage, er habe ihm oft schon zugesehen. Das Letztere mochte wohl wahr sein, das Erstere aber nicht, denn niemand trug seine Bränte sittiger als Aenneli. Es ärgerte den Senn, daß Felix immer da war, die Hände in allem hatte und Schritt und Tritt ihm aufzupassen schien, aber er fing an zu begreifen, was ein Ammann und sein Sohn in der Behfreude zu bedeuten hätten. Einmal fluchte Felix mit Buben, sie seien Einem allenthalben unter den Füßen, und musterte sie weg, da sagte Benz im Dürluft: Wenn wir der Nägelibodeher ihr Aenni wären, so könnten wir stehen, wo wir wollten, wir wären dir nicht im Wege! Potz Himmel, wie roth war da Felix, verbarg aber seine Verlegenheit prächtig hinter einer ungeheuern Ohrfeige, daß der Junge sammt Bränte und Käsmilch über und über purzelte. Der Junge ward dazu noch tapfer ausgelacht, sintemal er von der Race war, mit welcher man wenig Mitleid hat, es mag ihr begegnen, was da will, aber seine Rede hatte eben auch Widerhaken. So ein erstes Vorhalten ist ein gar wunderliches Ding, bald gleicht es einem Wespenstich, bald einem Stich in eine Eiterbeule, manchmal einem Schnitt in einen Umhang, kurz noch gar mancherlei Dingen. Diesmal achtete das Publikum auf solche Rede gar nicht; Ammanns Felix und d's Nägeliboden-Aenneli standen so weit auseinander, daß das Publikum sie in keiner Beziehung zu einander denken konnte. Bloß das Dürluft-Eisi brüllte wie eine angeschossene Büffelkuh, als Benzli ihm vor-

heulte, was er wieder wegen dem Menſch ertragen, wollte auf irgend eine Weiſe ſeinen Zorn auslaſſen. Indeſſen als es an den Teufel dachte und wie das ein verfluchtes Hexenpack ſei, wo man ſich nicht genug in Acht nehmen könne, wenn man nicht eine Fläre erwiſchen wolle, an der man ſein Lebtag genug hätte, ſagte es: warten werde am beſten ſein, je ärger ſie es trieben, deſto eher habe es die Freude, daß ſie der Teufel hole. Wenn es das erlebe, wolle es acht Tage hintereinander kücheln und ſollte es den Anken dazu auf den Knien zuſammenbetteln müſſen. Aber vorher werde man noch etwas Anderes erleben, es werde nicht lange mehr gehen. Wie die Nägelibodenbäurin eine ſei, wüßten alle Leute. Sie werde merken, daß ſie nicht ewig jung bleibe, da ziehe ſie etwas Junges nach und locke die Buben, da es mit den Männern nicht mehr recht gehe. Es ſei himmelſchreiend, daß man ſo etwas dulde, aber der Pfarrer ſei auch nichts werth, und was die Regierung ſei, davon redeten die Kinder in der Schule. Solches ſagte Eiſi jedem Menſchen in die Ohren, der auf hundert Schritte in ſeine Nähe kam.

Felix achtete deſſen, was der Bube geſagt, ſich durchaus nicht, für ſolches Geſchwätz war ſeine Haut nicht empfänglich. Er war des Ammanns Sohn und that, was er wollte. Aenneli aber fühlte dieſe Worte und zwar tief. Ein Herz der rechten Art, welches viel Weh erduldet, fühlt den Werth der Liebe am innigſten. Jedermann hat auf Erden etwas, auf welches er, unbeſchadet dem Vertrauen auf Gott, ſich ſtützt, an welches er ſo gleichſam den Rücken lehnt, Schirm und Schutz davon erwartet. Der Eine baut ſein Daſein auf Geld, auf Erb oder Erwerb iſt ſein Sinn gerichtet, kommt er dazu, glaubt er ſich ſicher vor Sturm und Wind. Andere lieben ſogenannte geſicherte Exiſtenzen mit viel Ehre, viel Einkommen, Anſtellungen auf Lebenszeit, und haben ſie dieſelben, laſſen ſie den Kamm wachſen und klirren mit den Sporen oder was ſie ſonſt an den Füßen haben. Andere ſetzen ihr Vertrauen auf das

Fleisch, und haben sie einmal eine Schüssel voll Blut- und Leberwürste vor sich, wie ein dicker Bärenwirth sie aufstellt, wenn er glänzen will, meinen sie, der Himmel hänge voll Geigen in alle Ewigkeit, strecken die Füße von sich, pflanzen die Ellbogen auf den Tisch, als ob sie da Wurzel schlagen, grünen und blühen und dem Besitzer Schatten geben sollten für ewige Zeiten. Es giebt aber Herzen, welchen die Liebe ihr Hort und Fels und starker Schirm ist, das sind die Herzen zunächst bei Gott. Die meisten Herzen haben Stunden, aber nur flüchtige, wo dieser Trost in der Liebe bei ihnen anklingt, aber wir reden von Herzen, bei denen dieser Trost ein bleibender und starker ist. Sehen sie irgendwo ein Zeichen der Liebe, so ist ihr Herz voll Freude; haben sie das Bewußtsein, es sei ihnen ein Mensch gewogen, meine es gut mit ihnen, dann ist ihr Herz voll Seligkeit. Es ist aber dieses Gefühl durchaus nicht zu verwechseln mit dem selbstsüchtigen, berechnenden, Fleisch für seinen Arm haltenden, wie der Prophet sich ausdrückt, wo die Gewogenheit der Menschen entweder unsern Haferkasten vorstellt oder die Himmelsleiter von Stern zu Stern, d. h. von Pöstlein zu Pöstlein bis in's Allerheiligste, nämlich bis dahin, wo man den Halunken machen kann, ohne daß man dem Halunken mehr Halunk sagen darf. Es ist das reine freudige Gefühl, daß jemand es gut mit Einem meine, daß man jemanden lieb sei. Dieses Gefühl ist nicht ein Bewußtsein, es ist eine unmittelbare Zuversicht, man sei nicht ganz Nichts, man sei noch Etwas, weil jemand der Liebe und Theilnahme Einen werth finde, man sei nicht Nichts in der Welt, sei nicht verlassen, habe ein offenes Herz, eine hülfreiche Hand, habe jemanden in der Welt, durch den uns Gott seine Liebe offenbare. Wir wollen nicht untersuchen, wie bald in einem jungen weiblichen Herzen männliche Theilnahme sich anders gestaltet und Zusätze erhält, sondern bloß darauf aufmerksam machen, daß alle wahre Freundschaft auf diesem Gefühl beruht, und am besten das Gesagte begreifen wird, wer der Wonne sich erinnert,

als er den ersten Freund sich gewonnen wußte, die um so größer war, je länger man keinen hatte.

Bei Aenneli war nun wirklich diese Wonne rein und schön wie selten. Wir wollen nicht verhehlen, daß, seit Felix die Buben so ritterlich zusammengehauen, Aenneli nicht aufhören konnte, daran zu denken, was Felix gethan an ihm, wie mächtig er dreingefahren und wie sicher es seither vor der Buben Spott und Plage gewesen. Die einfache Begebenheit war Aenneli mehr als einer einsamen Tochter ein sechsbändiger Ritterroman (die Löwenritter z. B.), deren einziges Buch er ist. Es fing ihn alle Tage von vornen an, las ihn nie aus und fand alle Tage größere Erbauung daran, innigern Stoff zur Rührung. Aenneli dachte nicht von weitem daran, daß es verliebt sei. Der Abstand zwischen ihm, dem armen Kinde, welches auf der Gemeinde gewesen, und Ammanns Felix war so groß, die Kluft wenigstens so weit, als von der Sonne bis zu einer ganz gemeinen Kegelkugel, so daß ihm durchaus nicht einfiel, Ammanns Felix und es seien Kreaturen gleicher Art, geschweige denn, daß sie näher zusammenkommen könnten. Aenneli hatte nie von einem gedruckten Roman gehört, geschweige einen gelesen, es wußte daher nichts von den vielen tausend Brücken, die in den Romanen beschrieben sind, welche die Liebe von einem Menschen zum andern zu schlagen weiß, wie viel tausend und abermal tausend Meilen weit die Welt sie geschieden zu haben scheint. Das ist indessen wahr, daß Aenneli nie auf sich warten ließ, um die Milch in Empfang zu nehmen, sondern immer auf die Milch wartete. Daß es sich immer wusch und ein reines Fürtuch umband, fiel nicht auf, es war Sitte im Nägeliboden, daß niemand wie eine halbe Sau vom Hause ging. Daß es alle Tage hübscher und lieblicher ward, dessen achtete man sich eben auch nicht. Ging es, so guckten seine Augen aus, es wußte aber kaum selbst, nach was oder nach wem. Sah es von weitem etwas von Ammanns Felix, so kam es ihm warm in's Herz und roth in's Gesicht, es war ihm, als hätte es et-

was Schönes gefunden. Fand es ihn unerwartet in der Käshütte, bekam es das Herz plötzlich voll Freude, den ganzen Tag behielt es daſſelbe voll Freude, es war ihm, als müßte es immer tanzen und ſpringen, und wenn es regnete als wie mit Zübern, ſah es doch die Sonne, und wunderherrlich kam die Welt ihm vor. War Felix aber einmal nicht in der Käshütte, ſo ward es traurig, es glaubte, es werde krank. Trübe kam ihm alles vor, es kam ihn's an wie Heimweh, wo man auch ein namenloſes Weh in allen Gliedern fühlt und im Herzen, in der Seele und im Gemüthe und doch nicht weiß, wo es Einem eigentlich fehlt. Als nun der wüſte Benz ſo roh und grob es ausſprach, daß Felix Aenneli bevorzuge und Felix ſo ſcharfes Gericht hielt, da ſiedete und brauste es in Aenneli's Herzen gar wunderlich. Es ſchickt ſich nicht wohl, ſo ein liebes, ſanftes Meitſchiherz dem ſchauerlichen Bauche eines feuerſpeienden Berges zu vergleichen, in welchem es zu kochen beginnt und gebraut wird die ſchwarzgraue Lava, um als todbringender Glutſtrom gegoſſen zu werden über fruchtbares Gelände; eben ſo wenig dürfen wir es vergleichen einem Pulverfaß, in welches ein Funken fällt, oder einer geſtopften Tabakspfeife, auf welche man brennenden Schwamm thut, oder gar einem geſchwollenen Finger, in welchem das ſogenannte Ungenannte zuckt und brennt. Wir wollen es aber auch nicht einer Roſenknospe vergleichen, nicht dem Morgenrothe, nicht dem vom himmliſchen Thau getränkten Frühlingsmorgen, das alles hat man ſchon zu oft verglichen und paßte hier auch nicht Da wir alſo keine ſchickliche und keine paſſende Vergleichung finden, was eben zeigt, daß dies kein Dichter, welche nie um Vergleichungen verlegen ſind, ſondern ſolche Zuſtände immer ſehr mühſam bildlich, auch handgreiflich darzuſtellen wiſſen — ſchreibt, ſo wollen wir die Sache ganz einfach und natürlich darzuſtellen ſuchen. Aenneli freute ſich und ſchämte ſich, dachte: Er iſt doch immer der beſte, aber, o Gott! was werden die Leute ſagen! wie wird Dürluft-Eiſi aber thun?!

Dieſe Freude und dieſes Bangen wechſelten in Aenneli's Herzen wie Wind und Wetter im April, bis es zuletzt ganz düſter und finſter wurde, denn über alles kam die Angſt: Wie ungern wird er es haben, daß man mich ihm vorgehalten hat vor der ganzen Welt. Ich werde es entgelten müſſen, ich muß ſchuld daran ſein, kein gutes Wort wird er mir mehr geben, die Leute werden mich auslachen, die Buben mich verfolgen, und vermag ich mich ja doch deſſen allem nichts! Dieſes Bangen blieb ſtehend, es gab ein ſteifes Wetter, wie die Schiffsleute ſagen; trübſelig und düſter und lang, ach, wie lang! war der Tag, wie langſam kam der Abend her, gleich einem ſchläfrigen Stallknecht, der noch drei Viertel Schlaf in den Augen und drei Viertel Rauſch in den Beinen hat. Und als derſelbe endlich daher geſchlichen kam, kam er Aenneli doch zu früh, das Herz ſchlug ihm wie eine Oelſtampfe, die Beine wurden ihm ſo ſchwer, als wären ſie von Buchenholz, der Athem kam ihm ſo mühſelig, als müſſe es ihn durch die Tabakpfeife eines Schweinehändlers ziehen, welcher ſieben Jahre lang kein Athem gemacht wurde. Es hätte ſo gern geſagt: es ſolle diesmal doch wer anders gehen, es ſei nicht wohl, und doch durfte es dies nicht ſagen. Was würden ſie doch denken? dachte es. Dann nahm es ihn's doch wunder, ob er da ſei, ob er ihn's ſauer anſehe, ihn's ſonſt entgelten laſſe? Das mußte es doch wiſſen, darum hatte es ja den Abend ſo ſehnlichſt herbeigewünſcht. Seiner Schweſter durfte es davon nichts ſagen, es wußte nicht, warum. Es hatte himmelangſt, ſie vernähmen etwas. Allen Leuten, dünkte es Aenneli, dürfte es eher davon reden als Bethi, was würde das doch ſagen?

Jetzt zum erſten Male mußte man es rufen, ſuchen, muſtern, und als es endlich kam, mußte ihm Bethi ſagen: So wirſt du doch nicht gehen wollen? Als es endlich ging, war es ihm faſt kraus vor den Augen und ſo eng um's Herz, Einem der zu Spießruthen geht, konnte es nicht viel anders ſein. Wie werden mich die Leute anſehen, werden die Buben ſticheln, und

Felix? dachte es. Aber die Menschen sahen Aenneli accurat an wie an andern Abenden, die Buben waren die gleichen Schlingel, doch gegen Aenneli nicht anders als sonst, und in der Käshütte stand accurat der gleiche Felix und sagte zu Aenneli: Gieb dein Tröpflein, wenn es sich der Mühe lohnt, es auszuleeren! Ach Gott! wie voll Glück ward das Herz, wie dunkel färbten sich die Augen, wie hell leuchteten die Backen, wie selig schwebte Aenneli heim mit der Bränte auf dem Rücken, es war ihm, als thäte es Schlitten reiten im Himmel und alle Engelein thäten geigen dazu und posaunen. Es braucht oft doch wenig, um glückliche Leute zu machen!

Die ganze Nacht träumte es Seligkeiten: bald hörte es eine himmlische Stimme zu sich sagen: Gieb dein Tröpflein, wenn es sich der Mühe lohnt, es auszuleeren! Bald war es ihm, als gygampfe es mit einem schönen Engel und der sagte zu ihm: Thust doch so dumm, muß dir helfen! Es war ganz die Stimme von Ammanns Felix, und als es genauer hinsah, hatte der Engel Ammanns Felix Gesicht, war wirklich er selbst, der mit ihm gygampfete im Himmel. Und wieder war es ihm, als gehe es zur Käshütte, vor ihm liege ein ganz kleines Ei wie von einer Taube, und es trappe darauf, und da krieche eine schwarze Schlange heraus und noch eine und noch eine und noch eine und noch eine und noch eine, und immer und immer eine um die andere, und jede sei groß und dick, mit doppelter Zunge und großem Rachen, und sie alle stünden bolzgerade auf, tanzten um ihn's und streckten ihre Köpfe, züngelnd und lällend, immer näher nach seinem Kopf, fingen an so kalt und graufig und doch so heiß und glühend sich anzuschmiegen näher und näher. Wollte es nach hinten fliehen, so legten sich ihm von hinten Schlangenköpfe über die Achseln, einer, noch einer und noch einer und immer zu und ohne Aufhören, und als sei es dicht von Schlangenköpfen umwunden wie der kleine Papierwisch, der, von Garn umschlungen, zu einer großen Balle schwellt. Es wollte schreien und konnte nicht; da kam Am-

manns Felix daher mit einer Sense auf der Achsel, und als er die tanzenden und fällenden Schlangen sah, nahm er die Sense von der Achsel und mähte in dieselben hinein, als wären sie Klee auf dem Acker. Er mähte tapfer zu bis die letzte nieder war, dann lud er sie auf den Kleewagen, sagte, das werde ein Herrenfressen für seine Kühe, und fuhr damit heim und rief noch Aenneli nach: Meitschi, wenn du auch gern davon hättest, so komm mit, d'Mutter muß d'r d'r größt Gring brägle! Pfi Tüfel! sagte darauf Aenneli. Aber kaum hatte es das gesagt, so hatte es es ungern. Was werde doch der Felix denken, was es für ein Grobs und Unmanierlichs sei, so ein rechter Holzbock. Darauf wollte es ihm nach und ihm etwas Manierlicheres sagen, nicht merci bien oder s'il vous plait, solche Termen waren noch nicht in die Vehfreude gekommen, aber sonst etwas Höfliches, wie es in der Vehfreude üblich war. Es lief ihm nach, verlor aber den Schuh, und als es ihn anzog, hatte es an beiden Füßen keinen mehr, und als es die Schuhe wieder hatte, lag es in einem Graben, und aus dem Graben konnte es nicht heraus, sank immer tiefer, die Ränder an beiden Seiten wurden immer höher, es war, als wäre es das Grab und über ihm herein käme die Erde, und lebendig müßte es begraben sein. Es konnte sich nicht rühren, nicht schreien, und vom Himmel sah es nur noch durch eine kleine Oeffnung ein Loch wie ein ziemliches Aepfelküchlein. Fast meinte es, es sei fertig, aber wenn es Ammanns Felix wüßte, der ließe ihn's nicht im Stiche, dachte es dann. Und siehe da, statt dem Stücklein Himmel wie ein Aepfelküchlein groß, stand in der Oeffnung Ammanns Felix mit einer großen Schaufel auf der Achsel, der machte das Loch weit, weit, daß es frei ward. Aber als es sagen wollte: Häb's doch recht nit für ungut, daß ih es sövli Unmanierlichs bi! da gränneten ihn's Eisi im Dürluft an, streckte die Zunge klafterlang aus dem Maul, daß Aenneli zusammenfuhr und schrie: Du Uflath, lah

mih ſy! Da war's wieder Ammanns Felix! Nun fuhr es auf und ſchrie: Herr Jeſes! Herr Jeſes! Was iſt, wo bin ich?

Aenneli war daheim im Bett, Bethi ſtand davor, rüttelte ihn's und ſagte: Was haſt auch, daß du ſo ſchreiſt, was kam dir vor, oder biſt krank? Denk', es iſt ſchon heller Tag, und wie man dir rief, du hörteſt nichts, bis man dich ſchreien hörte! Es ging eine Weile, bis Aenneli ſeine Beſinnung beiſammen hatte. Es ſeien ihm gar grüsliche Sachen vorgekommen im Traume, ſagte es, aber daß Ammanns Felix auch unter den grüslichen Sachen geweſen, davon ſagte es nichts. Hör', ſagte Bethi, mach' dich geſchwind z'weg. Es iſt Beſcheid gekommen, die Großmutter (ſie hatten noch eine von der Mutter her) ſei übel krank geworden und habe niemanden zur Abwart. Du mußt gehen; leide dich und thue ihr, was du kannſt. Es iſt gut, wenn man ſich an alles gewöhnt, während man jung iſt, man weiß nie, wozu es Einem kommen kann. Mach', d'ß Eſſen iſt z'weg unten, und gerüſtet habe ich, was du mit zu nehmen haſt. Aenneli fuhr auf und z'weg, machte, preſſirte, aß, nahm, was die Schweſter gab, hörte die Verhaltungsmaaßregeln, ſo gut es vermochte, und nahm den Weg unter die Füße. Es iſt doch immer das beſte, ſagte Bethi, kennt die Großmutter ſo wenig und hat doch vom erſten Wort an, als es gehört, daß die ſterben ſollte, die Augen immer voll Waſſer gehabt.

Bethi war eine geſcheidte Frau, aber es wußte doch nicht, warum Aenneli weinte. Allweg nicht wegen der Großmutter. Es ging grauſam ungern, es war ihm, als hätte es Centnerſteine an den Beinen, ja es wäre lieber in der Vehfreude geſtorben, als jetzt weiter gegangen. Aber es ging doch, denn Bethi hatte es geheißen, und wenn Bethi es befahl, wäre es geradezu in den Tod gegangen.

Aenneli trug nun nicht mehr Milch, ein Knechtlein verrichtete dieſes Geſchäft. Daß hie und da ein oder zwei Mal bei Unpäßlichkeiten oder ſonſt jemand anderes die Milch brachte,

war üblich. Aenneli's Ausbleiben fiel daher den erſten und zweiten Tag nicht auf. Felix war bloß mürriſch und warf wieder einen der Buben, den kleinen Naſeweis, zur Thüre hinaus. Derſelbe hatte nämlich den andern dozirt, er wiſſe beſtimmt, daß der Senn und der Hüttenmeiſter das Ungrade miteinander theilten, es brächte, er habe es berechnet, bereits mehr als zehn Käſe. Kein Großer hätte es gemerkt, aber er ſei nicht dumm. Sei er 'mal erwachſen, ſo wolle er dem Ammann und den andern Großgrinde den Ringgen einthun, daß ſie nach Gott ſchrien; es ſei die Frage, ob er ſie nicht in's Schellenwerk bringe, allweg werde er ihnen nicht borgen.

Der Junge hatte viel Anlage zu moderner Bildung, bloß fehlte noch der Takt, nicht an unpaſſendem Orte, zu unpaſſender Zeit zu reden, wo es gefährlich werden konnte. Felix hatte etwas von dieſer Rede gehört und, nicht gut gelaunt, derſelben auf einfache Weiſe ein Ende gemacht. Hätte er das Ganze gehört, ſo hätte er wahrſcheinlich dem jungen, hoffnungsvollen Volksredner das Reden für lange Zeit vertrieben. — Am dritten Tage ſtellte das Knechtlein ſeine Bränte etwas ungeſchickt hin; da fuhr ihn der Senn, welcher Aenneli auch lieber hatte, als den neuen Bengel, an, es wäre ihm lieber, er käme nicht mehr und wer früher die Milch gebracht, bringe ſie wieder. Für ein Mal werde er mit ihm vorlieb nehmen müſſen, ſagte der Knecht, das Meitſchi werde ſie einſtweilen nicht mehr bringen, es ſei fort. Der Senn werde kaum zu befehlen haben, wer die Milch bringen ſolle und wer nicht. Er werde ſie wohl dem, der ſie ihm bringe, abnehmen müſſen, ſei er, wer er wolle!

Der Senn antwortete, aber Felix redete nicht darein. Daß Aenneli nicht mehr komme, fort ſei, hatte ihn betroffen, er wußte nicht warum. Als das Knechtlein fortging, folgte er ihm und fragte mürriſch: Haben ſie es fortgejagt? Was denkſt! ſagte der Burſche. Sie hätten keine Urſache gehabt, aber es kam Beſcheid, die Großmutter wolle ſterben, hätte

niemanden, der ihr abwarte, da ſchickte es die Meiſterfrau hin. Vielleicht, daß es wiederkommt, wenn ſie abgereiſet iſt, daneben weiß ich es nicht. Wo iſt die Großmutter? fragte Felix. Weiß nicht, ſagte der Knecht; glaub' ob Bern, aber wo, kann ich nicht ſagen. Das ging Felix im Leibe herum, daß man da ſo ein Mädchen, das im Dorfe wohne, ſo mir nichts dir nichts fortſchicken könne. Er war Felix, des Ammanns Sohn und der Frau Ammännin Meiſterlos, er war gewohnt, daß alles nach ſeinem Kopfe ging, daß geſchah, woran er dachte, geſchweige daß jemand ihm etwas in den Weg gelegt hätte. Er hatte Aenneli's Milchtragen hingenommen als etwas, was ſich von ſelbſt verſtand, und war ſeinetwegen in die Käshütte gegangen, ohne daß er darum wußte. So eines Ammanns Sohn iſt über die Gründe erhaben, braucht deren weder gegen ſich noch gegen Andere. Er thut, was ihm gefällt, ohne ſich zu kümmern um das Warum und das Darum, — das iſt wirklich auch die allerbequemſte Lebensweiſe. Nun that man das Aenneli weg ſo mir nichts d'r nichts, kümmerte ſich gar nicht darum, ſei es ihm anſtändig oder nicht. Das machte ihn zornig, und zwar nicht wenig. Das ſei doch eine verfluchte Unvernunft, räſonnirte er, ein ſolches Mädchen zu einer Großmutter zu ſchicken, um ihr abzuwarten. Was der Großmutter geholfen ſei mit einem Meitſchi, welches den Verſtand nicht habe und die Kraft nicht, ſie auf- und niederzuheben. Die Großmutter könne ihn erbarmen, daneben das Meitſchi auch, das nicht wiſſen werde, was anfangen, nichts verrichte und doch bös habe dabei. Er müſſe ſagen, er hätte d's Nägelibodenburen mehr Verſtand zugetraut als ſo. Indeſſen hätte er es denken können, die Leute würden wahrſcheinlich nicht umſonſt ſo viel über ſie zu reden haben. Weder wegem Hexenwerk, ſelb glaube er nicht, wenn ſie das verſtünden, ſo hätten ſie ſicher weniger Schulden und fettere Aecker. Man ſieht, Felix hat große Anlagen zu einem modernen Staatsmanne aus dem Stegreiſe, welche alles

abſchaffen, was ihnen unbequem ſcheint oder was ſie nicht begreifen. Unwirſch war er den ganzen Tag, polterte und ſchoß die Sachen herum, als ob alles eines Tags drauf müſſe.

Die Frau Ammännin, welche ſonſt um niemanden ſich viel kümmerte, ja längs Stück nicht einmal um den Herrn Ammann, war doch auch Mutter, d. h. ſie hatte Augen für ihr Söhnlein. Ihre hauptſächlichſten Betrachtungen, und zwar ſehr andächtige, galten alle ihrem Felix. Stundenlang konnte ſie ihn anſehen und ihre Andacht nahm nicht ab. Kein Wunder war alſo, daß ſie alle Falten und alle Schatten auf Felix' Geſicht kannte, keine ſeiner Stimmungen ihr entging. Was iſt, was haſt? ſagte die Mutter, ihm nachtrappend; warum biſt böſe, wer hat dir z'wider dienet? Was wollte ich haben, nichts habe ich! ſchnauzte Felix und ging trotzig weiter. Geduldig, beſorgt trappete die Mutter nach und ſagte: Nein, Felix, ſo mußt nicht thun, ſchäme dich! Wenn es jemand ſehen würde, er könnte Wunder glauben, was für ein Ungeheuer du ſeieſt! Meinethalben meine man, ich ſei der Teufel, was habe ich dem nachzufragen, blaſe man mir, wo ich am ſchönſten bin! ſagte Felix. Nein, aber thue doch nicht ſo, weißt ja, wie gut ich's mit dir meine. Sag', was haſt, kann dir was helfen, wer hat dir z'wider dienet? Hörſt, will's wiſſen! ſagte die Mutter. Nichts iſt's, Mutter, nicht der Rede werth. Aber bös macht es mich, daß ich noch immer ein Kind ſein ſoll, kann nie ein Geſicht machen, wie es mich ankommt, daß ihr nicht hinter mir drein tſchalpet und Felixli hie und Felixli da, und Felixli, was haſt, und Felixli, thut dir d's Köpfli weh! Es wundert mich nur, daß ihr nicht noch fragt: Felixli, wotſch d's Bübbi oder wotſch ufs Häfi! zürnte Felix. Du biſt doch der wüſteſt Uſtath auf der Welt! ſagte die Frau Ammännin. Iſt das der Dank dafür, daß ich nur an dich denke, dir thue, was ich dir an den Augen anſehe, und ſchon vor ſo manchem Wetter bei dem Vater geweſen bin! Wart, wenn du ein ander Mal Geld willſt, ſo kannſt es bei dem Vater holen, ich

habe keins mehr für dich, du wüſte Bub, was du biſt! Was frag' ich endlich dem nach, was du haſt, will mich künftig auch nur um das kümmern, was ich habe! Mutter, ſagte Felix, wenn ihr gleich ſo aufbegehren wollt, ſage ich euch gar nichts mehr, dann habt ihr's. Die Sache iſt an ſich ſelbſten nichts, ihr macht mich nur böſe mit euerm Kär und dem Felixli, Felixli! als ob ich noch ein Kind ſei. Selb machet mir nicht mehr! Es iſt nur, weil ich dich lieb habe, ſagte die Mutter, und es dünkt mich, du ſollteſt mir nicht alles gleich ſo übel nehmen. Wenn ich es auch ſo machen wollte? Doch wenn du es nicht gern haſt, ſo kann ich es ja bleiben laſſen, warum nicht? Aber jetzt ſag' mir, was iſt's, was haſt? Nüt an ihm ſelber, ſagte Felix, gar nüt. Es macht mich nur böſe, daß die Leute mich immer hintergehen, daß ich ihnen mehr Gutes zutraue, als hinter ihnen iſt, und wenn ich jemanden z'beſt rede bei den Leuten, die gerade thun, daß ich mich ſchämen muß. Warum? was iſt? was hat's gegeben? fragte die Frau Ammännin und nahm in ihrer Haſt bei jeder Frage eine Priſe. Nichts iſt's! ſagte Felix noch ein Mal. Da thun die Leute über die Nägelibodenbauers ſo wüſt, als ob ſie für nichts gut wären als für des Teufels Karren, und ich ſagte manchmal: apart ſehe ich nichts Böſes, er baure nicht ſchlecht und ſeine Milch ſei in der Ordnung, es wäre gut, es hätten Alle das gleiche Lob. Nun jetzt, was machen die? Sie haben ein armes Mädchen bei ſich, es ſoll der Frau Schweſter ſein; es iſt fleißig, verſäumt ſich nicht mit Klappern wie die Andern, hat immer Angſt, bis es wieder gehen kann, es gäbe eine Jumpfere, wie ihr ſie liebt. Nun haben ſie eine alte Großmutter ob Bern, im Freiburgbiet oder gar im Guggisberg. Die ſoll krank ſein und ſchrecklich in der Armuth, und ſtatt ſie herzuholen, ſchicken ſie das Mädchen hinauf, weil ſie ſich ihrer hier verſchämen. Da ſoll es ihr abwarten, wahrſcheinlich für ſie betteln und ſtehlen. Das hat mich geärgert, ich hätte es dieſen Leuten nicht zugetraut. Es dünkt mich,

wenn ihnen doch nur jemand den Hund lesen würde und ihnen sagen, wie wenig man ihnen darauf hätte, daß sie so bloß aus Hochmuth die Alte und das Meitschi verrebeln ließen. Wie soll das Meitschi sich und die Alte erhalten, noch dazu abwarten? Sie werden freilich versprochen haben zu schicken, aber man weiß, wie das geht: ein Mal, und dann schickt es sich nicht wieder.

Der hätte ein Herz, ihr Felixli, dachte die Frau Ammännin, das gebe einmal einen rechten Gemeindsvater, der Felixli! So wenig als der Felixli selbst hatte die Mutter eine Ahnung vom wahren Grunde. Eher hätte sie daran gedacht, daß die Regierung z'Bern katholisch würde und Eglihannes Kapuziner, als daß ihr Felixli so an einem Go'tswille-Meitschi Gefallen finden und es als ein Meitschi ansehen würde. Aber daß gefiel ihr, daß er begriff, was man dulden könne und was nicht, das beurkundete den angebornen Herrscherverstand. Und daß er sich gegen Nägelibodenbauers regte, gefiel ihr ebenfalls. Sie war nicht die eifrigste Feindin vom Nägeliboden, aber sie theilte die öffentliche Meinung, war auch nicht dessen Freundin und namentlich nicht der Bäuerin, sie war eine erklärte Feindin aller Heirathen unter Stand und Würde, aller Mesalliance. Sie betrachtete die niedriggebornen Weiber, welche in angesehene Familien heiratheten, allzumal als schamlose Dirnen und Verführerinnen, welche dem Schlechtesten aufgeboten, um zu reichen Männern zu gerathen. Sie war der festen Ansicht, daß nur Gleiches und Gleiches zusammengehöre, naturgemäß sei: Armes und Armes, Reiches und Reiches. Sie machte bloß die Ausnahme, daß sie nicht so viel darwider hatte, wenn ärmere Bauernsöhne sich mit reichen Mädchen auf die Beine zu helfen und währschafte Bauerntöchter auch ohne große Mitgift an reiche Bauernörter sich einzuheirathen suchten. Wider selb könne man nicht so viel sagen, meinte sie, es sei erlaubt, daß jedermann mache, was er könne,

um im gleichen Stande zu bleiben, es sei die Familie auch anzusehen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete die Ammännin die Nägelibodenbäurin als eine schlechte Frau, glaubte auch als Frau Ammännin das Recht zu haben, derselben den Verstand zu machen, was hier üblich, bräuchlich sei und anständig. Es seien gar viel Orte noch in der Welt, wo man das nicht wisse, und von einem solchen Orte werde sie herstammen und könne noch froh sein, wenn man ihr es sage, dachte die Frau Ammännin. Dem Sohne sagte sie ihr schnell gereiftes Vorhaben nicht, sie sagte bloß: Deretwegen wollte ich mich nicht kümmern und Zorn haben. Solche Leute können gar manches, woran wir nicht denken. Kann das Meitschi es droben nicht mehr machen oder nicht aushalten, so macht es es, wie solche Leute pflegen: es läuft fort, läßt Großmutter Großmutter sein und denkt, es werde schon jemand anders sich herbeilassen, wenn es nicht mehr da sei.

Eine Frau, wenn sie was will, ist selten um die Mittel verlegen. Die Nägelibodenbäurin zu sich bescheiden lassen, wie es einem Landvogt wohl angestanden wäre, durfte die Frau Ammännin doch nicht, ihr ein Schreiben schicken, wäre ihr eine Kunst gewesen; Weibel hatte sie auch keinen zur Verfügung. Aber sie hatten einen Acker auf dieser Seite des Dorfes und auf diesen waren Rüben gesäet, die sie noch nicht gesehen; sie war überhaupt vielleicht seit zwei Jahren nicht bei diesem Acker gewesen. Die Frau Ammännin gehörte zu den Weibern, welche die meiste Zeit zu Hause sind, nie mehr bei der Feldarbeit erscheinen, deswegen aber nicht müßig sind, zu den Weibern, welche, wenn sie 'mal durch's Dorf gehen, das größte Aufsehen erregen, daß alle Köpfe an die Fenster schießen, die Hühner verwundert die Hälse strecken, der Hahn auf dem Miste verstummt, Alles sich fragt: Was ist wohl los, wo will die aus? Das sind gewöhnlich Hauptweiber, so wie Bauern sie nöthig haben, welche aber wirklich rarer zu werden scheinen

von wegen der Bildung und Aufklärung. Aber wohlverstanden, wir meinen gar nicht, daß solchen Hauptweibern die wahre Bildung abgehe. Sie sagen freilich nicht: Merci bien, brodiren nicht Pantöffelchen, höckeln nicht zimperlich um's Haus herum und kämmen die Haare herunter bis unter's Kinn, daß man glauben sollte, diese Mädchen stammten von Jagdhunden mit Lampichren, aber redet man mit ihnen, so wird man eine Bildung finden, welche nicht blos in merci bien und Lampichren besteht, sondern in Ansichten und Grundsätzen, in Erfahrungen, welche sich zu Weisheit abgeklärt. Wir wellen aber nicht diese Frau Ammännin zum Exempel geben, indessen so viel ist wahr, daß sie eine der besten Hausfrauen in der Behfreude war, daß einstweilen kein Mädchen mit ihr verglichen werden konnte, daß sie dem Herrn Ammann nicht bloß vollständig genügte, sondern ihn auch an Bildung, Aufklärung und selbst an parlamentarischem Takte bedeutend überragte. Ja wir sind überzeugt, sie wäre im deutschen Parlamente nicht die Letzte gewesen und hätte sicher manchmal und mit Grund ausgerufen: Nei, aber auch, kann man so ein Löhl sein, will ein Professor sein oder sonst etwas Narrs, und wäre mir doch unser Schulmeister noch lieber am kleinen Finger als der an der ganzen Hand, und geht doch nicht mancher Dümmere, als er, bei uns zur Kirchthüre aus und ein!

So wanderte die Frau Ammännin durch's Dorf unter großem Aufsehen und mannichfachem Aufenthalt. Ei du meine Güte, was kommt dich an, willst z'Hochzeit? scholl es aus gar mancher Küchenthüre hervor, aus gar mancher Krautstaude herauf, und darauf setzte es ein kleines Gesprächlein ab, worin auf den Busch geschlagen wurde, um die Tendenzen der Frau Ammännin herauszuklopfen. Das war aber eine feine Frau, man konnte klopfen so lange man wollte, man klopfte nichts heraus. Als sie gegen den Nägeliboden kam, sagte sie zu sich selbst: Ordnung haben sie, seid muß man sagen, es ist aufgeräumt um's Haus herum, als ob sie Sonntag hätten.

Haben ſchöne Sachen, er muß viel auf B'ſchütten halten, es wäre mancher froh, er hätte zu graſen wie der. Als die Ammännin über die Gartenwand gucken wollte, was ſie etwas Mühe koſtete, denn wie bekannt war ſie eine kleine Frau, hob ſich jenſeits plötzlich aus dem Kraute herauf ein Kopf empor; das war die Nägelibodenbäurin. Sie erſchraken gegenſeitig über einander. Die Frau Ammännin faßte ſich begreiflich zuerſt. Hätteſt mich faſt erſchreckt, ſagte ſie. Wollte ſehen, wie ſchöne Sachen du im Garten habeſt! Es hat ſich nichts zu rühmen, ſagte die Nägelibodenbäurin; es iſt zu trocken für alles, was wachſen ſollte. So gab ein Wort das andere, und wie um heißen Brei die Katze, ſchlich die Frau Ammännin um ihren Zweck herum, bis ſie endlich fragen konnte: Wo haſt deine Schweſter, daß die nicht mehr Milch trägt, iſt ſie krank? Warum ich frage? Wir ſehen zur Käſerei hinunter und da habe ich deiner Schweſter oft zugeſehen und Freude an ihr gehabt; ſie iſt ein flinkes Mädchen, ſäumt ſich nie mit Klappern und iſt immer auf den Schlag der Stunde da. Aenneli hat zur Großmutter müſſen, ſagte die Nägelibodenbäurin unbefangen. Die iſt krank geworden, hat niemanden, der zu ihr ſieht. Ich muß es ſelbſt ſagen, ich hätte nicht gemerkt, was das Meitſchi alles verrichtet, es fehlt mir in allen Ecken. — Das Meitſchi wird auch nicht gern gegangen ſein, es ſoll gruſam geweint haben, als es fortging. Es iſt aber auch kein Wunder, es iſt wohl ſchwachs um eine alte Frau z'g'ferggen hin und her, und dann vielleicht die Sache nicht haben, welche dazu gehört, und an einem fremden Orte nicht wiſſen, wie dazukommen! meinte die Frau Ammännin. Wegen dem, ſagte die Nägelibodenbäurin, brauche ich nicht Kummer zu haben. Die Großmutter hat ihre Sache. Als ihr erſter Mann ſtarb, von welchem unſere Mutter ſtammt, war an Vermögen nichts da, aber ſie heirathete anders und hat jetzt einen ſchönen Abnutzen, ſo lange ſie lebt, ſie hat ihn kaum ganz gebraucht. Aber es iſt wegen der Abwart; es ſieht niemand, ob ſie auch

alles bekommt, was ihr gehört, der mit Verstand sorget, daß ihr gemacht werde, was sie noch mag und was sie gelüstet. So alte Leute sind manchmal wunderlich, es ist schwer, es ihnen zu treffen. Eben, sagte die Ammännin, und es ist die Frage, ob so ein junges Mädchen den Verstand dazu hat, und es hätte mich gedauert, es ihm zuzumuthen. Selb wohl, so ging es mir auch, antwortete die Nägelibodenbäurin; aber es mußte sein. Von meinen Kindern weg und aus aller Sache konnte ich nicht. Großmutter wünschte jemanden, und es war niemand sonst da als Aenneli. Daneben schadet es nicht, wenn junge Leute an allerlei sich gewöhnen, sie wissen nicht, was ihnen zu Handen kommt im Leben, und lange dauern wird es nicht. Man kann nicht wissen, sagte die Ammännin, wenn man die Leute am liebsten sterben sieht, so währt es am längsten. Aber zürne nicht, die Sache geht mich eigentlich nichts an, nur das Mädchen hat mich erbarmet, wenn es zu böse hätte haben sollen zum Dank. Die Leute wollten von allerlei sagen, daneben weiß man, wie sie sind. So wie ich es sage, ist's, sagte die Nägelibodenbäurin. Dabei habe ich nichts zu zürnen. Wie die Leute sind und wie sie es meinen mit uns, haben wir zur Genüge erfahren. Es freut mich an euch, daß ihr es mir gesagt, und daß euch das Meitschi auch gefällt. Wenn ihr es angesehen habt, so habt ihr sehen müssen; wie werth das Meitschi uns ist. Wenn es unser eigenes Kind wäre, besser könnten wir es nicht halten, es verdient es aber auch, das ist wahr. Ja, ja, wenn man wollte, man könnte vieles sehen, man sieht es nicht, sagte die Frau Ammännin, welche Redensarten liebte, die auf beiden Seiten was bedeuteten. Aber muß pressiren, wenn ich noch Tags meine Rüben sehen will. Gute Nacht geb' dir Gott, und zürn nüt, daß ich dich versäumt habe, es wird kaum sobald wieder geschehen! Danke Gott und gute Nacht auch! sagte die Nägelibodenbäurin etwas kurz. Es ärgerte sie, wie billig, daß die Leute bei jedem Anlasse an ihnen herumzerrten, und

hätten doch übrig genug mit sich selbst zu thun. Daß die Ammännin sich in ihre Haushaltung mischte, dünkte Bethi eben nichts Anderes, man war es an ihr gewohnt und sie hatte es noch recht manierlich gethan.

Auch die Ammännin war mit der Nägelibodenbäurin nicht so übel zufrieden. Es sei eine hübsche Frau, dachte sie, d'Sach hielte sie in Ordnung, und ein vernünftiges Wort führe sie im Munde. Schade sei es um sie, wenn alles Andere wahr sei; daneben wisse man nicht, es werde heutzutage gar viel geredet in der Welt. Die Schwester hielten sie brav, das sei wahr, besser nützte nichts, so werde die Sache mit der Großmutter wohl kaum so bös sein, wie die Leute sie machen möchten. Droben wurde die Ammännin von Dürluft-Eisi angefallen, fast mit Gewalt herum in's Haus gezerrt und mit Worten traktirt als wie mit Knitteln, und alles aus Liebe und Respekt. Es kostete der Ammännin all ihre Würde, welche sie annehmen konnte, um loszukommen und nicht bei Eisi dorfen zu müssen die ganze Nacht bis am folgenden Morgen. — Aber das Eisi wurde sie damit noch nicht los, dasselbe begleitete sie bis auf den Acker, um dann im Heimgehen die Gewaltthat mit Erfolg auszuführen. Aber als Eisi am besten dran war, seinen Zornsack über die Nägelibodenbäurin auszuleeren, und vor Zorn weder sah noch sonst was merkte, schlug die Ammännin in aller Stille einen andern Weg ein, und als Eisi zu sich selbst kam und den Schaden gewahrte, war es zu spät, ihn gut zu machen, sie waren schon näher bei des Ammanns Haus als beim Dürluft. Nein, dachte die Ammännin, wenn sie mit dem einen oder dem andern der Weiber wohnen müßte, so wäre es ihr doch ein untheilts. Möge es die Nägelibodenbäurin mit dem Mannevolk haben wie sie wolle, so habe sie daneben Verstand und Manier — und wegem Hexen hatte sie schlechten Glauben. Mit dem Teufel gäben sich ja nur die alten Weiber ab,

welche kein anderer Uſiath mehr anſehen möge. So eine Hübſche könnte andere Gattig Uſiäthe ja die G'nüge haben.

Eilftes Kapitel.

Von Verlegenheiten wegem Grünen.

Im Wagenſchopf ſchnefelte Felix, als die Mutter heimkam. Mußt den Leuten nicht alles glauben, ſagte die Frau Ammännin. Wegen der Nägelibodenbäurin Schweſter haben die Leute viel zu nöthlich gethan, es geht dem Meitſchi nicht halb ſo bös. Meinetwegen, ſchnauzte Felix, was frag' ich doch dem Meitſchi nach! Biſt doch ein Wunderlicher, es iſt bald nicht mehr dabei zu ſein. Kannſt jetzt lange warten, bis ich deinetwegen ein ſauber Fürtuch umbinde, ſeufzte die Ammännin. Drinnen hatte ſie aber noch viel mehr zu klagen, denn in ihrer Abweſenheit war alles ſchief gegangen: die Katze war in den Milchkeller gekommen, niemand wollte daran ſchuld ſein, die Magd hatte Kohl ſtatt Kabis abgehauen, die Knechte B'ſchütti genommen, welche ſie für den Garten geſpart, und der Ammann gar, man denke, hatte ohne Befehl und Rath der Frau vier kleine Schweine gekauft von einem fahrenden Händler. So gehe es, jammerte die Frau Ammännin, wenn man den Rücken kehre, nichts als Verdruß in allen Ecken und noch dazu ſolchen Dank. Es müßte curios gehen, ſagte ſie, wenn ſie wieder von Hauſe komme, bis man ſie wegtrage. Du aber, ſagte ſie zum Manne, du machſt mich am böſten. Die Leute ſagen dir Ammann, Löhl ſollten ſie dir ſagen. Haſt ja kein Gras mehr für die Kühe, wo ein grünes Blättli iſt, müſſen es die Kühe haben, ja es wird kommen, wo du und der Schnürfli, dein Bub, die Kühe den Zäunen nach weiden werdet wie die Bettler die Geißen, Milch iſt ja keine mehr und jetzt noch vier junge Schweine! Für ſo was muß

man ein Narr ſein oder b'ſoffe. Ein Ammannsſtücklein iſt das nicht.. Kannſt ſie ſelbſt füttern., ich rühre keine Hand an. Kannſt ihnen meinethalb deine Winterſtrümpfe ſchnäzeln und Waſſer darüber ſchütten, dann hock' dabei und ſieh wie ſie es nehmen. Du — —

Die Frau Ammännin hatte wirklich etwas Recht. Aber die ſchwarzen Schweinchen mit den weißen Köpfen und geringelten Schwänzchen waren dem Ammann ſo allerliebſt und wohlfeil vorgekommen, daß er nicht widerſtehen konnte. Die Frau werde wüſt thun, ſei aber das überſtanden, ſo werde ſie wieder zufrieden, und wenn ein halbes Jahr um ſei, ſo könne man ſehen, was ſie dazu ſage. Deppe z'viel müſſe man ihr in den erſten Tagen nicht unter die Augen kommen, aber die Welt ſei ja groß, man könne ſich auf die Seite machen, ſo waren des Ammanns Gedanken beſchaffen.

Warum die Frau Ammännin Recht hatte, war der herrſchende Futtermangel. So hatten die Vehfreudiger noch in keinem Sommer geſchwitzt, wenn auch der Thermometer eine viel größere Hitze angezeigt hatte. Es war ein trockener Sommer, wo das zweite und dritte Gras gar nicht oder nur ſehr langſam nachwuchs. Die Vehfreudiger hatten zudem nicht beſonders für Grasung geſorgt, fingen ohnehin das Grasen immer ſehr ſpät an, und zwar aus Hochmuth, daß man nicht etwa meine, ſie hätten es ſo nöthig und kein Heu mehr auf der Bühne. Diesmal hatten ſie noch apart gewartet, damit ſie ſo recht Gras hätten, wenn einmal das Käſen anfange. Sie dachten nicht daran, daß, wenn das Gras zu lange ſteht, es ein ungut Freſſen iſt, wenig Milch giebt und dem Nachwuchs ſehr ſchadet. Wenn es faul wird über dem Boden, geht es lange, bis neues nachſchießt, während wenn es friſch und geſund iſt über dem Boden, in der erſten Nacht ſchon viel wächst. Da ging es dann wirklich bös im Nachſommer. Mancher Bauer mußte den halben Hof übergrasen und fütterte doch die Kühe ſchlecht, daß ſie abfielen und von der Milch

kamen. Der Senn jammerte und ſagte, einen ſo großen Abbruch an der Milch habe er noch nirgends erlebt und dazu ſei es noch ſo ſchlechte Milch, daß er nicht wiſſe, wie es gehen werde.

Am meiſten hatten ſich ſicherlich an vielen Orten die Kühe zu beklagen, über welche zuerſt die Folgen des Unverſtandes kamen, daß ſie es faſt hatten wie der verlorne Sohn, froh geweſen wären, wenn ſie Träber gehabt hätten, aber niemand gab ſie ihnen, wenigſtens nicht zum Sattwerden, denn die Bauern konnten auch ſagen: M'r hei's nit, m'r hei's nit! Man kann ſich daher den Zorn der Frau Ammännin denken, als ihr Mann noch vier Schweinchen kramte und ihr Garten und Pflanzungen plünderte, um für ſeine Kühe etwas Grünes zu haben. Es erſchien damals in einem Volkskalender ein Brief der Frau Kleb, welcher die Nothſtände der Kühe in ſolchen Zeiten ziemlich deutlich macht; wir wollen ihn, ſo weit er dient, mittheilen:

Die ehrſame Frau Kleb an den Kalendermacher.

Du wirſt dich ſehr wundern, einen Brief von Meinesgleichen zu erhalten, ſo was iſt im Bernbiet unerhört. Da kann unter zehn Köchinnen kaum eine einen Brief ſchreiben. Fortſchritt iſt keiner, begreiflich ſind daher auch die Kühe in ihrer alten Bildungstiefe geblieben. Im Bernbiet iſt das Licht erſt am Dämmern, beſcheint kaum die höchſten Spitzen. Ich aber bin im Waadtland geboren, wo das Licht in Perſonen wie Druey, Eytel und Andern bereits verkörpert iſt; in ihren Fußſtapfen würdiglich zu wandeln, war unſer Leben und Streben, wird auch hoffentlich Lebenszweck jeder waadtländiſchen Vache bleiben! Obgleich mit vier Beinen behaftet, ſteht doch mein Geſchlecht im Waadtlande bereits weit über den Taunern, Hinterſäßen, Kammermeitlene und Halbherren im Bernbiet. Ein unglücklicher Zufall warf mich in dieſes ſchauerliche Land mittelalterlicher Rohheit, und meine Leiden begannen. Von meinen geiſtigen Leiden, abgeſchnitten von

allen Bildungsmitteln, getrennt von Weſen, welche mich faſſen, will ich ſchweigen. Niemand begriffe ſie hier, nicht einmal der Kalendermacher. Ja ich will nicht einmal reden von dem Unrecht, welches ich täglich ertragen muß, Geſchöpfe wie Stadtköchinnen, Stallknechte, Staatsweibel, ohne allen Schatten von Bildung, mit Rückſichten behandelt zu ſehen, während man gegen mich auch nicht die geringſten Egards hat, mit mir umgeht ganz wie mit einem einfachen Veh. Aber wie man mich als Veh behandelt oder vielmehr mißhandelt, das muß vor das Publikum, das muß die Nachwelt wiſſen. Als mein erſter Meiſter wegen Mangel an Platz ſeine Penſion (ſo nannten wir im geſegneten Waadtlande unſern Aufenthaltsort, den man im Canton Bern ſo grob Stall nennt) aufgeben mußte, verſchlug mich mein böſer Stern zu einem großen Bauer und eilf andern, Kühen nämlich. Als ich das Haus ſah, meinte ich, wie gut es mir gegangen, ich Arme ſollte das Gegentheil erfahren! Ehemals hatte der Mann acht Kühe gehabt, jetzt hatte er mit mir zwölfe im Stall, denn ſie hatten eine Käſerei errichtet. So viel Verſtand beſaß er, zu rechnen, daß zwölf Kühe mehr ſeien und mehr freſſen als achte. Damit er nicht vor das Gras hinauskomme, meinte er mit dem Grasen ſo ſpät als möglich anfangen zu müſſen. Er hielt uns daher ſo lange als möglich am Dürren, er ſchabte ordentlich die Bühne, wenigſtens ſiebenzig Mal mußte der Melcher mit dem Beſen hinten für. Wir wurden ſo dürr, daß das Corſet einer Modiſte uns ganz perfekt gepaßt hätte. Endlich ging das Grasen an, acht Tage ſchwammen wir in Wolluſt, ſchlenggeten das Gras uns gegenſeitig über Rücken und Köpfe, während hinter uns der Meiſter ſchimpflich fluchte: für vierundzwanzig thäten wir freſſen, aber Milch geben nicht für achte. Wir ſeien trügeriſche Waare, ſo ſchönes Gras und nicht mehr Milch! So viel Bildung hatte er nicht, zu begreifen, daß Kühe erſt wegem Hunger freſſen, ermagerte Kühe an Milch gar nicht denken. Der Bauer hatte einen neuen Melcher, auf den ſchob er anfangs die Schuld,

der könne nicht melken, ſagte er. Er fing nun an heimlich an unſern Eutern zu rupfen; da erhielt er noch weniger Milch und fluchte nun über uns. Die Moren zögen ihm die Milch auf, ſagte er, wollte mit Fluchen und Schlägen ſie herunterermachen, aber das Melchterli blieb leer. Nach acht Tagen ſchon fing es an dem Gras zu böſen, es wurde geſchmack- und ſaftloſer, es begann überſtellig zu werden. Wir ſuchten das beſte daraus, riſſen das andere in Miſt, g'ſchändeten tapfer und minderten an der Milch. Dem Bauer wurde himmelangſt. Sövli Kuh und ſövli weni Milch, ſagte er mehr als hundert Mal im Tag; meh Küh u minger Milch, wie iſt das möglich?! Statt nun in den Spycher zu gehen, in die Mühle zu ſchicken und zum Salzauswäger, um mit Gleck nachzuhelfen, gab er alle Tage weniger Milch in die Haushaltung und rühmte deſto mehr die Käsmilch. Er wenigſtens begehre gar keine Milch mehr, ſagte er, er möge ſie nicht ertragen, ſie hänke ihm zu viel an. Er liebe deſto mehr die Käsmilch, die ziehe immer ſo ſachte durch, er ſei nie wohler geweſen und möge brav eſſen dabei. Nachdem wir das erſte Gras halb gefreſſen, halb geſchändet, kam die Reihe an das zweite, und da ging erſt das Elend an. War das erſte Gras zu alt, ſo war das zweite zu jung, man mußte es mitten entzwei hauen, wie man zu ſagen pflegt, und einen halben Acker übergraſen, ehe halb genug war für zwölf Kühe. Hinter dem Melcher, welcher graſete, ſtand der Bauer mit trübſeligem Angeſichte, trotz ſeinem leichten Athem, und mahnte: Mach' ſüferli, Hans, ume hübſchli, mach', daß de morn o no heſcht. Die große, in der größten Hitze abgemähte Fläche war am folgenden Tage roth, ſie war verbrannt und von Nachwuchs einſtweilen keine Rede mehr, und alle Tage gaben wir weniger Milch. Sövli Küh und ſövli weni Milch, ward des Bauern ordinäri Seufzer, den er nicht bloß des Tags, ſondern auch des Nachts bewußtlos ausſtieß, wie die Bäurin in großem Zorne klagte, indem die verfluchten Käſereien ſie nicht bloß um die Milch, ſondern

auch um den Schlaf brächten, indem keine Nacht vorübergehe, daß nicht der Mann davon stürme. Er rühmte alle Tage die Käsmilch strenger. Er hätte nie geglaubt, was die könne, sagte er, er hätte so leichte Beine wie ein Zwanzigjähriger, seit er sie brauche, und was Athem sei wisse er nicht mehr. Nur brav gebraucht von dieser, so würden die Leute wieder gesünder und möchten besser arbeiten als jetzt, wo man nichts mehr könne, als den Faulhund machen. Was er gut fand, sollten Alle gut finden, und weil er die Milch schädlich fand, so gab er derselben aus klarer Wohlmeinenheit alle Tage weniger in die Haushaltung: mit Käsmilch wurde der Brei gekocht; Käsmilch brauchte man zum Kaffee, am Sonntag nur that man ein wenig Milch darein. Ach, was die durchzog! Gemäß meiner waadtländischen Bildung hätte ich den sämmtlichen Hausbewohnern diesen Durchzug auch von ganzem Herzen gegönnt, wenn nicht hinwiederum auch wir darunter gelitten hätten. Aber den Melcher drangsalirte die Käsmilch so, daß er immer die Hosen in den Händen hatte und wenigstens drei Mal beiseits und allemal frisch anziehen mußte, ehe er eine einzige Kuh ausgemelken hatte. Gar nichts hängte die Käsmilch bei ihm an, er wurde ganz durchscheinicht. Schien die Sonne nicht sehr stark, so warf er gar keinen Schatten mehr, schien sie aber stark, so konnte man alle Brosamen sehen, welche er im Magen hatte, und alle Röhren, welche draus- und dreingingen. Er ward ganz miserabel schwach, marterte uns mit dem Melchen unaussprechlich. Die Katze erhielt keinen Milchschaum mehr, und Käsmilch wollte die einmal nicht, man mochte ihr darstellen so viel man wollte. Der Bauer behauptete steif und fest, nicht bloß erspare er am Katzenschaum wenigstens fünfzig Maß Milch jährlich, sondern seit die Katzen keinen Schaum mehr erhielten, wüßten sie wieder, was mausen sei. Nun aber brüllten sie unter der Stallthüre gar wehlich und manchmal halbe Nächte durch, daß wir uns nicht bloß bitterlich schämen mußten, weil die Kühe

in andern Ställen hätten glauben können, unſere Milch gebe nicht Schaum, ſondern auch in den Ohren ſchrecklich leiden mußten. Im Waadtland war ich an Muſik und Vaterlandslieder gewöhnt, ach Gott, wie herrlich! hier im Bernbiet nun Katzengeſchrei, und ganz ohne allen Takt und Melodie, wie es halt im Bernbiet bräuchlich ſein wird!

Hatten wir Nachts keine Ruhe, ward uns vollends am Tage keine mehr. Hatte der Melcher eine Ewigkeit gemolken oder vielmehr geſtrupft, wir uns endlich davon erholt und zur Ruhe gelegt, und zwiſchen Traum und Wachen die Grasſtengelchen gezählt und wieder gezählt, welche wir erſt gefreſſen und jetzt wiederkauten, kam etwas in den Stall gehuſcht, ſtüpfte mich am Derrière, und ſtand ich nicht ſchnell auf, ſo guſelte man mich in aller Stille mit der Miſtgabel. Kaum ſtand ich auf den Beinen, ſaß die Bäurin unter mir, ſagte nicht einmal excusez! oder pardon! ſtrupfte mir am ganzen Euter herum, bis ſie ein Häfeli voll Milch hatte, und ſchob ſich wieder in aller Stille. Im Futtergang hatte die Tochter gelauſcht, war jene fort, huſch war dieſe da, ehe ich mich legen konnte, und ſtrupfte wieder. Zuweilen kam auch noch die Jungfrau und ſtrupfte ebenfalls. Gewöhnlich geſchah dieſes Strupfen an mir, weil ich die beſten Manieren hatte und ſelbſt im Bernbiet, wo man ſo gar keine hat, ſie noch nicht ganz vergeſſen hatte. Ja, manchmal gegen Abend kam ganz verſtohlen ein fremder Bauer herein mit großer Vorſicht, ſtrupfte an allen und ſchob ſich dann wieder, als wäre er ein Dieb, nahm jedoch nichts mit, ſo viel ich bemerken konnte. Kam dann der Melcher am Abend, ſollte ich ſelbſt daran ſchuld ſein, aus Bosheit die Milch mit den hinteren Beinen ausgedrückt haben, und erhielt manchmal ſogar Schläge. Ich verdeutete ihm wohl, wer ſchuld ſei, aber der Kerl begriff mich nicht, er war halt kein Waadtländer, ja nicht einmal ein Seeländer. Hätte er mir Dinte und Papier gebracht (Federn brauche ich keine, ich ſchreibe mit den Hörnern, und zwar links

und rechts gleich ſchön), ich hätte mich ihm faßlich machen können. Als der Bauer uns durch ſeine Wirthſchaft um Kraft und Saft und Milch gebracht, ſollten wir an allem ſchuld ſein. Wir ſeien daß ſchlechteſte Beh, welches er noch im Stalle gehabt, wenn er uns noch einen Sommer haben müßte, wir brächten ihn um Hab und Gut, ſagte er. Er müſſe ändern, er möge wollen oder nicht wollen. Ich war die erſte, welche er ſchaubete. Ich freute mich, als ich es hörte. Ach Gott, wie dumm war ich ſchon geworden, dieweil ich ein Jahr im Bernbiet war! Es wollte mir gleich anfangs nicht gefallen, daß mein neuer Meiſter ſo ein Strubigel war und zum alten Meiſter ſagte: er könne darauf zählen, z'Jakobstag bringe er den Reſt. Als er mich einem Häuschen zuführte, welches noch ſtrüber war als er, mich dort in einen Geißenſtall brachte, hier zwiſchen fünf andere Marterbilder preßte und mit einem zuſammengeknüpften Seil an eine abgenagte Krippe band, ach Gott! da wußte ich, was die Glocke geſchlagen, ich weinte, der Berner Lümmel merkte es nicht, und von Mitgefühl war er ſo fern, als vom Morgen der Abend iſt.

Kaum war der Strubigel, welcher jetzt mein Meiſter ſein ſollte, zum Stall hinaus, ſo begann ein kleines, graues, ſogenanntes Unterſeenkuhli von der hintern Wand her, wo es faſt erdrückt wurde, an zu bersen und zu keuchen und ſprach: Der verfluchte Lümmel, hat der im letzten Sommer nicht für drei kleine Kuhli meines Schlages zu freſſen gehabt, wo will er es jetzt für ſechſe nehmen, und noch dazu für ſolche Unthiere, wie er da eins hereingeſtellt, in deren Bauch ein ganzer Heuſtock auf einmal Weite hat. Das wird einen ſaubern Sommer abſetzen. Das Kalb (ſo titulirte das Kuhli den Meiſter) wird meinen, er wolle auch aus den Käſereien die Schulden zahlen. Der wird die Naſe aufthun im Herbſt, wenn wir nur nicht dabei ſein müßten, ſo lange der Sommer dauert. Das Kuhli hatte mehr als Recht, es war aber auch eine ſchlaue

Oberländerin, begehrte immer am meiſten auf und hatte doch immer den erſten und den letzten Grashalm.

Wir befanden uns auf einem abſchyßigen, abgeſchleipften Heimweſen, welches wenig Sonne hatte und ſeit hundert Jahren ſchlechte Bauern, unter deren Händen es ganz ermagert war. Die Kabisſtorzen wurden auf demſelben nicht dicker als ein Geiſelſtecken, die Bohnen krochen nur über's dritte Jahr Finger lang die Stangen auf, die beiden andern Jahre blieben ſie traurig und ſaßen am Boden. Wenn einmal drei Erdäpfel unter einer Staude gefunden wurden, ſo rief die Mutter dem Vater, er ſolle doch kommen und ſchauen, wie ſchrecklich viel es gebe. Als einmal das Gras über einen Maulwurfshügel heraufwuchs, wurde es der Großmutter ganz übel, daß ſie in's Bett mußte. Sie möge ſich gar nicht erinnern, jammerte ſie, daß man vor Gras die Schärhüſe nicht geſehen, als im Jahr, ehe die Franzoſen gekommen. Und wenn das wieder dieſe bedeuten ſollte, ſo wollte ſie lieber heute noch ſterben. Dieſes Mannli wollte nun auch in eine neu errichtete Käſerei geben, glaubte, mit vielen Kühen ſei alles gemacht, im Herbſt die Schulden alle bezahlt. Es traf mich alſo zum zweiten Male das ſchreckliche Unglück, einem Käsbauer ſeinen Lehrplätz mitmachen zu helfen. Wie der Menſch ſich eigentlich dieſe Sache vorſtelle, begriff kein Menſch, und er ſagte es eben ſo wenig jemanden. Wahrſcheinlich ſtellte er ſich rein nichts Anderes vor, als daß ſechs Kühe noch einmal ſo viel Milch geben als drei und ſechs Maaß Milch doppelt ſo viel gelten als drei. Dieſe Vorſtellungen ſind, wie man ſieht, ſehr einfach, tiefere und andere lagen dem Bernbieter ſicher fern. Ganz ſicher dachte er nicht daran, daß ſechs Kühe mehr freſſen als drei und um mehr Futter zu machen, man das Land verbeſſern müſſe. Einen Miſthaufen hatte er, ein währſchaft Weibsbild hätte ihn in der Schürze weggetragen, dagegen aber im Jauchekoch kein Fußbad mit Behagen nehmen können, ſo klein war es. Wenn er was dachte, ſo war es bloß das, daß, wenn er

keine Schulden mehr hätte, er nicht mehr zinſen müſſe. Das Zinſen, das war ſein Teufel auf der Welt. Hier nun litten wir Hunger, ich kann nicht ſagen wie. Und was giebt das für Miſt, wenn man Hunger hat, denn vor dem Miſt kommt doch erſt das Freſſen. Ich rede unmanierlich, ich weiß es wohl, aber das macht der Zorn! Zudem blieb im ganzen Stall kein Strohhalm ſicher; er mochte ſtreuen ſo weit hinten er wollte, wir ſtüpften mit den Hinterbeinen jedes Strohhälmchen, bis wir es mit dem Maul erreichen konnten. Beim Melchen hätten wir ihm ſicher die Haare vom Kopfe gefreſſen, wenn er deren noch gehabt hätte. Und doch konnte der arme Teufel uns zuweilen erbarmen. Den lieben langen Tag brauchte dieſer bloß zu zwei Geſchäften: zum Graſen und zum Melken. Am Abend bis ſpät in die Nacht und am Morgen vor Tag dängelte er ſeine zwei Senſen, und ſobald er ſehen konnte, ging er dem Graſe nach mit zwei Steinfäſſern und vier Wetzſteinen darin und das Herz voll ſchwerer Seufzer. Sein Gras war wie verheret, er konnte bloß ſchaben. Wie Einer, der ein ſchlechtes Scheermeſſer hat, immer zwei Mal über das Kinn fährt, ſo fuhr Hansli immer zwei Mal über den gleichen Zug, und wenn er hinter ſich noch kein Gras ſah, ging er zurück und ſchabte zum dritten Male, hielt nieder, als ob er das Gras ſammt den Wurzeln nehmen wollte, kehrte den Boden um, daß Gras und Erde ſich miſchten. Hatte er endlich eine Bähre ſolchen Gemengſels, eine neue Art kurzes Futter, zuſammengekratzt, uns davon in den Bahren geworfen, wobei es manchmal einen Staub gab, daß wir böſe Augen bekamen, begann er zu melken, daß Gott erbarm! Er mußte ſich zwiſchen die Kühe hineinpreſſen wie einen eiſernen Keil in einen buchenen Stock. Zog uns dann faſt das Blut aus dem Leibe, ſich den Athem aus der Bruſt, daß er hinaus in die Hofſtatt mußte an die friſche Luft, um wieder lebendig zu werden. Hatte er ſich halbtodt gemolken, mußte er wieder an's Graſen hin, um uns etwas in den Bahren zu werfen, mehr für Langeweile, als

für's Freſſen. Ein Spaßvogel rieth ihm einmal, daß wir es hörten, er ſolle uns grüne Brillen machen laſſen, damit wir im Bahren doch etwas Grünes zu ſehen bekämen. Gleich nach dem Mittageſſen mußte er wieder an's Grasen hin, nachdem er ſich ſchachmatt gedängelt hatte, um die Löcher in den Senſen zu verebnen, welche er durch ſein zu tiefes Niederhalten in Steine geſchlagen hatte. Wenn die Leute ihn ſo grasen ſahen mitten in Rauch und Staub, faſt wie Jehova auf Sinai, erbarmte er ſie und ſie riefen ihm zu: Fahrſt z'Acher, Hansli! Wetts nit z'gut mache! Am Abend zog er dann in faſt drei Stunden mit Noth und Schweiß ein Melchterli Milch heraus. Meinte endlich noch, weil wir ſo wenig Milch gaben, wir ſeien ung'recht, kaufte Tränker und laxirte uns obendrein. Es war, als wolle er uns das Reſtchen Leben vollſtändig aus dem Leibe treiben.

So verfloß der Sommer uns am Hungertuch. Im Herbſt kam es Hansli in Sinn, er habe faſt kein Heu auf der Bühne, ging in den Wald und ſchaffte einen großen Haufen Tannäſte herbei. Fragten die Leute: Sorgſt für den Winter, Hansli? ſo antwortete er, er hätte wohl wenig Heu bekommen, darum mache er Kries herbei, es ſei wohlfeiler als Heu und doch b'ſunderbar geſund, es ziehe immer ſüferli durch. (Es iſt merkwürdig, wie auf einmal die Menſchen ſo viel auf dem Durchzug halten.) Er müſſe zwei Kühe mäſten, mager wollten ſie ihm nichts gelten, ſie hätten gar keinen Preis mehr. Du mein Gott! was waren das für Ausſichten auf den langen Winter, und wie trieb Hansli das Mäſten? Den Kühen, welche er nicht mäſten wollte, gab er um ſo weniger, uns Auserwählten aber miſchte er zum Mäſten Heu, Kries und Erdäpfel und gab es uns wohlgerüttelt ein. Dünkte ihn, ſein Häufchen Erdäpfel nehme zu ſtark ab, ſagte er: z'ſtark z'trybe nütze nüt u y'rſtopfe gerne, er wolle ein paar Tage nachlaſſen und durchziehen, dann kriegten wir pures Kries. Hörte er, daß irgendwo ein alter Jude geſehen worden, welcher etwas Altes

für die Straßburger ſuche, ſagte er, die Waar' werde b'ſüchig werden, ſie fange an zu ziehen, er müſſe preſſiren mit mäſten; dann giebt es wieder Erdäpfel, bis der alte Jude verſchollen iſt und die Mutter ſagt: Ume hübſchli, wenn du mit den Erdäpfeln ſo wüſt thuſt, ſo ſind z'Weihnacht keine mehr!

So hange ich zwiſchen Tod und Leben. Wie es nach Weihnachten gehen ſoll, darf ich nicht erwarten. Darum ſuche ich Platz eiligſt, bitte den Kalendermacher, mir behülflich zu ſein. Bin eine Perſon in den beſten Jahren. Mein erſtes Kalb gebar ich zur ſelben Stunde, als auf dem Montbenon zu Lauſanne die berühmte Leiter beſtiegen wurde. Ich bin angenehm, bei gehörigem Freſſen milchreich, entſchieden liberal von Geſinnung und, wieder gehörig bei Kräften, vollkommen fähig, deutſchen ungebildeten Mädchen Privatunterricht in welſchen Manieren zu geben. Ich erwarte ihren Beiſtand, wie es ihre Pflicht iſt, und wenn nicht umgehend, ſo doch in wenig Tagen entſprechende Antwort. Meine Adreſſe iſt: Frau Kleb beim Krieshauſen, Gemeinde Küdlige, Canton Bern.

So ungefähr lautete dieſer Brief. Man ſieht, daß die Klagen von einer betheiligten Perſon kommen, alſo ſicher übertrieben ſind, und aus einem ganz liberal zerriſſenen Gemüthe, welches Anſprüche für ſeine Perſon macht, welche weder die Welt noch Gott erfüllen wird. Aber etwas Wahres iſt an der Sache. Wer zu viel Kühe hat oder zu wenig Gras im Sommer, der iſt in einer ſehr bedenklichen Verlegenheit; wenn ſie ihm den Schweiß austreibt, ſo nimmt es uns nicht wunder. Nun, wer an den Winter nicht denkt, kann im Sommer ſich immer helfen, aber dafür muß er dann im Winter deſto heißer ſchwitzen, und dieſer Schweiß iſt ſchmerzlich und koſtet viel Geld. Das hat ſchon mancher erfahren.

Zwölftes Kapitel.

Von Käsherren und Käsfieber.

Wenn ein Mensch ein Buch schreibt, kommt er, wenn das Ende naht, in eine gelinde Wallung, die immer und immer steigt, bis endlich der letzte Punkt gesetzt ist. Diese Wallung wird durch zwei Gedanken hervorgebracht. Erstlich denkt man an die Welt, was die sagen werde, daß man ein Buch geschrieben, und zwar so eins, wie keines auf der Welt sei und nie wieder eins so kommen werde, wo man von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast laufen werde mit der Frage: Habt ihr es gelesen, habt ihr es gelesen? Wo in Zukunft der Hansli beim Misten, das Stüdi beim Rüblijäten, der Rathsherr auf dem Rathhause und der eidgenössische Oberst auf seinem Schimmel mit diesem Buche in der Hand gesehen würden, und Alle schreiend: Das ist ein Buch, daß ist eins! Das muß Einer sein, der es geschrieben hat, e ganze Kerli, e v'rfluchte Pickel!

Das ist der erste Gedanke, der Fieber macht. Der zweite Gedanke ist der: Welchem Buchhändler will ich die Gnade erweisen und es zum Drucken geben? Ach, wie wird der die Ellbogen schlecken bis hinter das Achselbein, und was wird er mir wohl dafür geben? Verflucht viel, das weiß ich, aber wie viel wohl? Das ist der zweite Gedanke, der am Fieber mithilft, und zwar ziemlich stark, so daß, wenn beide Gedanken so recht flüssig werden, das ein starkes Fieber giebt, daß Einem das Schlafen vergeht und fast das Essen, daß man zuweilen selbst Kamillenthee brauchen muß.

Nun, wenn 'mal der letzte Punkt gemacht ist, vergeht das Fieber bald, zuerst der letzte Theil und dann der erste. Wenn erstlich kein Buchhändler es drucken will, keiner etwas dafür geben, endlich einer aus Erbarmen es druckt, aber nicht auf eigene Kosten, sondern auf Kosten dessen, der es geschrieben,

wenn dann niemand es lesen will, in keiner Hand es gesehen, in keinem Hause es geduldet wird, wenn bei den täglichen Nachfragen beim Verleger der arme Schelm keine Bestellung sieht, sondern täglich neue Krebse, kein Geld sieht, sondern höhnische Gesichter, wohl, da vergeht das heiße Fieber, da kommt das kalte, daß ihm die Zähne klappern, daß er schnadert am ganzen Leibe ganz miserabel. Es ist die kalte Angst vor dem Conto, welchen der Verleger ihm machen wird, und zwar nicht mit Erbarmen, sondern mit Salz und Pfeffer.

Etwas Aehnliches stellte sich in der Vehfreude ein. Nicht daß etwa ein Vehfreudiger ein Buch geschrieben oder die ganze Gemeinde eins componirt hätte. Bewahre, so was kam einem Vehfreudiger nicht in Sinn! Oeppis Dummes e so! hätte jeder gesagt,' dem es angemuthet werden wäre. Es ist mir ja z'wider, wenn ich in eines sehen muß; wenn ich eines schreiben sollte, so wollte ich lieber die Erdäpfel im ganzen Bernbiet ungekocht fressen, ich würd' ob der ersten Zeile ein Narr! Und wenn es Einem auch in Sinn gekommen wäre, er hätte es nicht riskirt, er wäre sein Lebtag für einen Narren gehalten worden gleich dem guten Doktor Gux zu Unghoblete. Der Eglihannes war der Einzige, welcher Autorgelüsten an Tag legte, doch bloß wenn er besoffen war. Nicht daß er an ein Buch dachte, so wenig als daß er eines las. Mit dem Hagelszüg möge er nichts zu thun haben, sagte er, es mache ihm alles Langeweile. Aber wenn er besoffen war, so drohte er der ganzen Welt, er wolle sie in die Zeitung thun oder gar in den Guckkasten, denn der verstehe es, Gott u Mönsch im Dreck ume z'zieh, daß sie ihr Lebtig stinken thäten, es sei noch ärger, als wenn Einer wär' in's Sch...hus g'falle. Indessen brachte er es doch nie zu einem eigenhändigen Zeitungsartikel, dazu war er zu dumm, selbst zu der Zeit, in welcher er hochgestellter Beamteter war. Stach ihn der Teufel zu hart und konnte er sein Gift nicht versaufen, so ging er, wenn er was über den Pfaffen hatte, zum Schulmeister, der war

Schmutzköchin weit und breit und verstand eine Brühe z'wegzurühren, daß man damit eine halbe Stadt hätte vergiften können. Ging es über einen Weltlichen, einen Kollegen, so marschirte Eglihannes zum Katzenmani im Galgenmösli, der hatte eben so große Freude daran, jemanden etwas anzuhängen, als er früher Zorn gehabt, wenn ihm jemand den Buckel ausgeklopft. Er gab sich für besonders befähigt dazu aus, denn er hielt sich für einen Logiker und hatte sich auf die Philosophie gelegt, d. h. er lief Pfarrern nach, welche alberne Dinge schwatzten, die den Bauern zu gemein waren, und schöpfte aus solchen Albernheiten seine Weisheit. Unser Mani eben, obgleich im Galgenmösli, stand doch auf der Culturhöhe, von welcher ihm alles, was unchristlich oder antichristlich war, als Philosophie erschien; denn Mani war in solchen Sachen so kreuzdumm, daß selbst seine nächsten Verwandten sich seiner schämten, wenn sie ihn lafern hörten. Indessen dem Eglihannes waren diese Artikel eben nur zu philosophisch, sie bissen nicht recht. Wollte er so was Rechtes, welches durch jedes Fell ging, so ging er zum alten, grauen Sünder, welcher nicht gern gehängt sein will, der schrieb ihm für eine vierbatzige Flasche Sachen, daß selbst der Teufel den Pfnüsel bekam darob.

Nein, wegen einem Buche kriegte man in der Vehfreude kein Fieber, aber mit dem Käs hatten sie es accurat wie Schriftsteller mit einem Buche. In der Regel schließt sich die eigentliche Käsjaison mit Michelstag, einige Tage auf oder nieder, darauf kommt es nicht an, wenn es nicht ausdrücklich eingedungen ist. Aber lange vor diesem Zeitpunkte, schon gegen Ende des Augusts fängt so allgemach das Fiebern an. Man läßt in der Stille aus, man hätte das schönste Mulch, wo es in diesem Jahre geben werde, den höchsten Preis nehme man. Man geht, mit den Händen in den Säcken, den schön geordneten Käsen nach, betrachtet sie, ob sie eben recht gerundet seien, nicht zu fast eingefallen oder zu sehr aufgelaufen oder gar gespalten, giebt dem Senn Weisung, er solle diesen

oder jenen Käs beſſer ſo oder anders drehen. Wenn Einer käme, ſie zu g'ſchauen, ſehe er den Fehler weniger. Der Senn ſagt nicht viel darauf, denkt aber bei ſich: Ja, glaub', du dummer Bauer, du könneſt einen Käshändler hinter das Licht führen. Einer, der mit dem Ding weniger bekannt iſt, meint gar, dieſen ſolle man in jene Ecke ſtoßen und einen andern zu oberſt hinſtellen. Er denkt nicht daran, wie die Käſe in ganz anderer Ordnung ſtehen als Bücher in einer Bibliothek, wie jeder Käs das Datum des Tages, an welchem er gemacht worden, an ſich trägt, jeder in dieſer Ordnung in Reih und Glied ſteht und ſtehen muß, in dieſer Reihe heruntergenommen und geſalzen werden muß, damit richtig das Maß des Salzes getroffen werde, welches er bedarf*). In dieſem allem iſt eine Pünktlichkeit, von welcher nicht bloß mancher Hans Uli, ſondern ſelbſt mancher Profeſſor oder gar der Hornborſtel in Wien, der Miniſter, und der Spitzhütel, der General ebendaſelbſt, ſich nichts träumen laſſen.

Zugleich aber ſucht man zu vernehmen, wie in andern Käshütten die Mulche ausfallen, die Käſe ſich machen. Das iſt aber nicht ganz leicht. Jede Geſellſchaft hat das höchſte Intereſſe, den ſchlechten Zuſtand ihrer Käſe geheim zu halten, jedes Mitglied derſelben begreift dieſes auch, wenn es ſonſt gar nichts begreift, und verſchweigt ihrer Käſe Mängel ſicher weit treuer als ſeine eigenen und namentlich ſeines Weibes Fehler, Laſter und Sünden. Und dennoch, trotz aller Vorſicht, wird, man weiß nicht wie, bekannt, wo es fehlt. Wie das Licht durch jede Ritze dringt, kommt durch Spalten, Aſtlöcher,

*) Die Geſchichte wegem Käsbürſten, welche Kohl erzählt, iſt ein dem berühmten Manne angehängter Witz, der allen Leuten läſtig wird durch ſein Fragen und ſolche Antworten ſich hageldick zuzieht. Man fährt wohl mit einer Bürſte über die Käſe, aber bloß um die Salztropfen zu verwiſchen, was zwei Sekunden für jeden Käs braucht.

vielleicht gar Wurmlöcher, alles an Tag, was in einem Käsgaden vorgeht. Da heißt es ganz mit Recht: es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Das wird dann weiter gesagt unter der Hand mit halblauter Stimme. Die in A sollen böse Käse haben, sie werden sie kaum verkaufen, in B sei auch nichts zu rühmen, der Senn könne nichts, in C hätten sie ganz gefehlt, die Bauern hätten es zu arg gemacht mit dem Vortheil treiben, z'gut könne man es auch machen. Sie hätten es jetzt ungern und grusam geheim, aber man wisse es doch. Wir aber, heißt es dann weiter, wir haben prächtige Käse, daß schöner nichts nützte, den höchsten Preis zu nehmen, sind wir gesinnet diesmal. Was gelten sie, habt ihr nichts gehört, laufen sie afe? So ungefähr lauten die Vorreden mit wenig Veränderungen allenthalben.

Das „Laufen sie afe" bezieht sich auf die Käshändler. Wie die Weinhändler das Weinland besuchen, wenn die Trauben reifen, so gehen die Käshändler vor dem Schlusse der Saison über Berg und Thal, besuchen die Kässpycher, besehen die Käse mit kundigen Augen. Jedes Haus hat seine eigenen Wege und seinen besonderen Operationsplan. Die Hauptfrage bleibt immer die gleiche: was besser sei, ob Zögern oder Eilen im Kaufen? Basis ist eigentlich immer das Zögern, das Thun, als sei Einem an der Sache gar nichts gelegen, als kaufte man ehemals eigentlich bloß um Gottes-, jetzt um des Vaterlandswillen, als gehe man den Verkäufern aus dem Wege, um so gleichsam nicht in Versuchung geführt zu werden. Da hat man noch alten mehr als Einem lieb ist, es ist nicht Nachfrage, nicht Geld, man zweifelt, daß man kaufen werde, ausgenommen ganz Weniges, nur damit man was hätte, es nicht heiße, man wolle aufhören. Wenn man ihnen dann von andern Häusern sagt, welche Lust zum Kaufen zeigten, so heißt es mit Achselzucken: Ein jeder macht für sich, wenn sie es gutfinden, in Gottes Namen, wir wollen es ihnen nicht wehren. Sie werden es aber auch noch erfahren, was es heißt, da siehe

du zu. Wenn jemand so lange dabeigewesen und so manchmal die Finger verbrannt hat, ist man nicht halb so hitzig mehr. Man hat es erfahren müssen, daß, was gekauft wird, bezahlt werden muß, und wenn man nicht verkaufen kann, wo Geld nehmen dazu? Da haben Bauern so wenig Geduld als die Küher, ist der Verfalltag da, so wollen sie das Geld, fragen nicht, habe man es oder habe man es nicht. Und geht der Tag ohne Geld vorüber, so ziehen sie Lederschuhe an, laufen Einem nach Tag und Nacht, bis sie das Geld haben, und verbrüllen Einen dazu im ganzen Lande, als ob man noch vor Sonnenuntergang geltstagen müsse.

Es geschieht aber auch, daß das Eilen gutgefunden wird. Wenn z. B. das Fleisch fehlt, d. h. nach trocknen Jahren, in denen viel Vieh geschlachtet werden mußte, oder irgend eine Zoll- oder Mauthveränderung Hoffnung zu größerem Absatz giebt, dann heißt es: Jakobli, salb d'Schuh; Christen, lauf'; Hansli, mach' dih z'weg; Andresli, strych dih so g'schwind de chast; Peterli, uf u nache so streng de mast, chauf, was de chast, dräy grüsli, aber chauf nüsti! Dann geschieht es auch zuweilen, daß ein einziges Haus den ganzen Schwarm auf die Beine und in Eile bringt. Das Haus hat seine besondern Ursachen, viel zu kaufen, oder will probiren, das Beste auszuwählen in aller Stille und den Andern die Nachlese überlassen u. s. w. Es schickt seine Vögel aus, die streichen so geheim als möglich herum, versuchen, fast wie die Füchse mit den Schwänzen, die Fährten zu verwischen, aber das ist all' umsonst. Am Samstag in Thun, am Dienstag in Bern, am Freitag in Langnau kommt so ein dicker Küher zu Hans Uli und sagt: Ja, dies Jahr geht es anders mit den Käsen, da wellen wir euch den Marsch machen; vorgestern war der Großrath vom Hochmuthsknubel bei mir, der mit dem schönen Gring, wo ist wie die Zeittafel zu Luthern. Für d's Tüfels G'walt hat er meine wollen. Er that mir ein schönes Bot, aber eine halbe Krone blieben wir stößig. So, der, lauft der

ſchon, der thut immer, als wenn er Feuer im —— hätte, und wenn er am Ende zwei oder drei Mulche kauft, ſo iſt's aller Handel! ſpricht Hans Uli. Was wollte er geben? Vierzehne? (vierzehn Kronen). Er hätte mir ſechszehne gegeben, aber ich wollte nicht, antwortet der Küher. Dies Jahr haben wir das Heft in der Hand. So halt's, wenn d' chanſt, antwortet Hans Uli zornig und läuft ab. Läuft aber nur zum Bären, ſchreit: Stallknecht, ſpann an, auf der Stelle, hörſt! Das hört die Wirthin, ſagt: Ei aber, Herr Zwiebelnkuchen, doch nicht vor dem Mittageſſen, das Stubenmeitli trägt eben die Suppe an's Ordinäri, und es ſind noch mehr Herren drin, Käshändler oder Großräth, eins von beiden! Meinethalben ſei der Teufel drin! ſagt Herr Zwiebelnkuchen; ich muß fort! Bringt einen halben Schoppen! Stallknecht, was koſte ich? Ein Imi, befahl ich, es hat es doch bekommen? Und heim ſprengt Hans Uli, daß Roß und' Reiter ſchnoben und Kies und Funken ſtoben, und lange ehe er beim Hauſe iſt, ſchreit er: David, Daniel, Gabriel, Michael, uf, uf! ſalbit, lauſit! g'ſchwing, g'ſchwing! hüt noh! Die Bärengringe uf d'm Hochmuthsknubel ſchnauſeten ſchon alles aus, möchten die Nidle von d'r Milch. Daß doch ſellige unſer Herrgott die Beine nicht verſchlägt, wenn ſie ſo herumfahren, uns Andern alles z'v'rblitzge ü z'v'rhagle!

Manchmal geht es anders. In ziemlich engem Stübchen und unter vielen Fliegen ſitzt ein Alter; man bringt ihm die Poſt. Er muſtert ſie durch, ſieht die Adreſſen an mit weit vorgeſtrecktem Arm, ſagt: Da iſt einer für Köbi! Wer ſchreibt dem wohl, es iſt eine curioſe G'ſchrift. Köbi kommt. Sieh, da iſt einer für dich, wird was Neues darin ſein! Köbi will mit gehen. Seh, thue ihn auf, ſagte der Alte, vielleicht iſt's preſſirlich. Köbi gehorcht, hält ihn lange mit beiden Händen vor dem Geſichte, bis der Alte fragt: Es wird viel darin ſein, daß du nicht fertig wirſt? Seh, gieb, vielleicht komme ich beſſer daraus! Köbi giebt ihn zögernd und ſagt, er komme

nicht daraus, es sei kein Datum darin und kein Ort. Der Alte streckt den Brief vor sich und liest:

Geliebter Fründ!

Hurti, hurti, chum u chauf d'r Käs. Es ist scho en Angere da gsy u het ne welle, u d'r Att hätt ne fast gäh, mi het se fast nit use angere brunge. Aber du weißt, was du m'r v'rsprochen hesch u was ih dir versproche ha z'nächst Mal, we du d'r Käs chaufist. U wes nüt drus gäb, su düecht es mi, ih möcht über d'Fluh us. Aber hurti chum, si säge, im Nästbode syg o scho Ene gsy, es gang hür grusam starch mit dem Käs. Leb' wohl, my herztusige Schatz. Hurti, hurti!

Deine geliebte Freundin

Ane Marei Gibel.

Nun, man kann sich denken, was der Köbi für ein Gesicht machte und wie es im Stübchen ein Gelächter gab, daß keine Fliege an der Wand mehr sich sicher glaubte. Endlich sagte der Alte: Das ist die große Küherstochter im schmutzigen Kessi. Was hast mit der für einen Handel? Natürlich wollte Köbi immer weniger wissen, je mehr die Andern spöttelten und lachten. Sei das jetzt wie es welle, wir hatten von dort her eins von den besten Mulchen, und überhaupt, es ist Zeit, auf die Beine, Buben. Ich hasse das Pressiren, aber wenn man etwas haben will, wird man dran hin müssen. Thut best nöthlicher, Buben, sagt, nicht der Halbe werde verkauft, man pressire mit dem Luegen, um den besten daraus zu nehmen. Das Meer sei eingefallen, man könne nicht mehr nach Amerika, und d'r Kaiser von Rußland habe bei Hängen den Käs verboten, es sei nichts mehr zu machen. Thut, als ob alles morgen abkratzen müßte, und kaufet ünter der Hand süferli oder bindet sie wenigstens an. Du aber, Köbi, machst diesmal eine andere Tour, es ist mir lieber, du kommest einstweilen nicht mehr in das schmutzige Kessi, könntest mir z'letzt schmutzig wegkommen oder gar darin hängen bleiben, und selb wäre mir doch nicht anständig, so instruirte der Alte.

So entsteht Allarm unter den Käshändlern und das Fieber kommt auch an sie. Wie es aber falschen Feuerlärm giebt, so ist auch schon falscher Käslärm erlebt worden; durch diesen falschen Lärm wurden zumeist die Verkäufer angeführt. Es giebt Leute, welche in allen ihren Handlungen durchaus das Prinzip der Unredlichkeit haben, den Nächsten mit List oder Gewalt an seinem Eigenthum verkürzen, in allen Stellungen, mit denen sie Gott versuchen läßt, sei es als Beamtete, Hunds- oder Schweinehändler, Metzger, Wirthe, Käshändler, Meister, von welcher Sorte es sei, Kühhändler, Heuhändler, Agenten, kurz sei es was es wolle, wär's Kachelträger, Wasenmeister oder Lumpensammler. Das Merkwürdigste dabei ist, daß, wenn sie diese ihre Schelmerei mit einer großartigen Frechheit und Nachhaltigkeit treiben, eine bestimmte, freche Consequenz in ihren Betrügereien und Lügen ist, sie damit dem Publikum imponiren, sie eine gewisse Geltung erhalten, eine Art von Zutrauen, trotz dem, daß man an den Fingern abklaviren kann, daß man angeschmiert wird. Sie renommiren noch mit ihrer Schlechtigkeit und lachen den Hals voll über die Betrogenen vor denen, welche sie eben auch betrügen wollen. In ihrem ganzen Wesen legen sie eine naive Unverschämtheit an den Tag, welche in's Aschgraue geht, und finden doch immer Anhang und Glauben, und zwar nicht etwa als herumziehende Vagabunden, wie zu alten Zeiten die Marktschreier, sondern am gleichen Orte und bei den gleichen Leuten, welche sie bereits beschummelt, angelogen, angeschmiert ꝛc. Das ist die Frucht der Energie, die Errungenschaft der Kraft, um es modern auszudrücken; wo Kraft ist, sei es auch eine freche, verderbliche, da ist auch Unterwerfung, ein Ergeben aller Schwächern, auch wenn sie den Schaden baar vor Augen haben. Diese Wahrnehmungen einzig erklären so manches sonst Unbegreifliche, z. B. die Erfolge eines fremdländischen Radikalismus auf Berner Boden, die Erhebung von Leuten ohne Wissenschaft und Tugend, ohne körperliche oder geistige Vorzüge,

im Gegentheil, mit ekelhafter innerer und äußerer Widerwärtigkeit behaftet, erklären einzig und allein ihr beständig wiederkehrendes Erheben, sogar wenn sie sich selbst am Boden glauben. Ihr Geheimniß liegt in ihrer Frechheit, im Glauben an die Dummheit der Menschen, in der Verachtung aller gesetzlichen Schranken, in der gewissenlosesten Benutzung aller Mittel, besonders eben der schrankenlosesten Lügenhaftigkeit in Betreff von Personen und Ereignissen.

Geräth nun ein solcher Mensch also zufälligerweise zum Käshändler, so treibt der mit Eilen auch einen eigenen Kniff, mit welchem er jedoch seine Kollegen nicht täuscht, sondern bloß die Verkäufer. Einer von dieser Sorte macht sich früh auf die Beine, läßt hie und da ein hohes Angebot fallen, damit bindet er, wie man zu sagen pflegt, die Mulchen, auf welche er geboten hat, an und spannet überhaupt die Preise. Wie ein Lauffeuer geht es durch das Land: Sie (die Käshändler) haben bereits geboten, der und der hat dort und dort so viel geboten, und jenen soll man gesagt haben, sie sollen den und den Preis fordern, dann gebe es einen gemachten Handel. Mit solchen Angeboten sind aber die Betreffenden schmählich geprellt. Sie sind berechnet auf die Eigenthümlichkeit der Bauern und können daher zumeist ohne alle Gefahr gemacht werden, sie mögen fast so hoch sein als sie wollen. Ein Bauer ist an das Markten gewöhnt. Bietet ihm Einer einen schönen Preis, so ist gewöhnlich sein erster Gedanke: Dem ist's drum, der giebt dir noch mehr; du mußt dich nur recht wehren, der wird dir schon mürbe werden. Will mir der gleich im ersten Anputsch schon so viel geben, so giebt es Andere, die geben mir gern noch mehr. Sie schlagen also nicht ein und der Käufer drängt sie nicht dazu, er sagt höchstens: Wartet nur, ihr seid dann doch froh, mir sie zu geben! Es ist möglich, aber es preſſirt uns nicht, es ist dann immer noch Zeit, antwortet man und geht auseinander. Der Käshändler lacht im Herzen, die Bauern tragen glückliche Ge-

ſichter heim und erzählen den Weibern: es gehe gut dieſes Jahr, es ſei ihnen ſchon ſo und ſo viel geboten, aber es müſſe noch ganz anders kommen, ſetzen ſich dann hinter den Tiſch, nehmen den Kalender, Kreide oder Bleiſtift und verſuchen zu rechnen, wie viel es ihnen ziehen möge, wenn der Käs ſo und ſo viel gelte.

Wie man in Amerika mit Spannung auf die Taubenzüge harrt, in Friesland auf die Enten, in Lappland auf die Häringe und in Grönland auf die Wallfiſche, harrt man im Bernbiet auf die Käsvögel, d. h. auf die Käshändler, welche den ſchönen Mulchen nachſtreichen über Berg und Thal. Iſt no niemere cho, het ſih no kene zeigt? fragt mit Bangen Einer den Andern. Wott de ächt kene cho, ſött me ächt B'ſcheid mache eim, vielleicht wüſſe ſie nit, daß hie o e Käſerei iſch, u ſinne nit dra, wettig Käſe hie z'finge wäre. Das geht ſtark, ſagt wohl Einer an einem Samſtag in Thun; einer jagt den andern, noch viel ſtärker als die Weinhengſten einander jagen, wenn der Wein gerathen will. Es waren geſtern ſieben in meinem Spycher, wußte beim Hagel nit, wo wehren. Wohl, die gelten was, man muß ſich hart machen! Zu uns kam noch keiner, ſagt dann ein großer, bärtiger Mann mit ganz dünner, weinerlicher Stimme, gerade wie ein dreißigjähriges Mädchen, welches ſeit fünfzehn Jahren vergeblich wartet, daß ein Liebhaber an ſein Fenſterchen pocht, zu uns kam keiner noch, aber ſie werden es nicht wiſſen. Das hat man davon, wenn man ſo nebenaus wohnt, da haben die ſo z'mitts drin immer den Vortheil. Das iſt auch nicht recht; wenn doch die Welt ringsum geht, ſo ſollte doch auch eingerichtet ſein, daß man wenigſtens über das andere Jahr z'mitts drin wäre.

Dann geht der halb weinend heim, ſtellt Käsgemeinde an und ſagt, wie es gehe mit dem Käsg'ſchaue, die Berge und andere Orte ſeien ganz ſchwarz deren Käsvögel, daß ſie einander fry Plätze abmachten, ſie hätten den Wirth im Brot-

hüſi ganz usg'ſoffe, und hätte doch von Spiez drei Fuder verndrige vieredrygger Lacote lah nache reiche, aber es heig alles nüt b'ſchoſſe, es ſyge z'vieli gſy u bim Käsverſuche werd' me durſtig. Ihr glaubt nicht, wie es geht, und wenn alle verkauft ſind und wir unſere noch haben, dann was machen? fragt er endlich. Man glaubt gar nicht, wie ähnlich der junge weiche Käs und die Herzen an einer Käsgemeinde ſind, beſonders auf einen ſolchen Bericht hin, man könnte ſie nicht bloß auf das Brod ſtreichen gleich dem beſten Grasanken, ſondern wie der Anken voll Ankenmilch iſt, ſo ſind die Herzen der Käsmänner voll Augenwaſſer, und wären ſie auch mit einer Haut überzogen, welche ganz gleich iſt wie die Rinde einer ſiebenhundertjährigen Eiche. Wenn die Sache vor ſiebenhundert Jahren vorgekommen wäre, ſo hätte es ſich ſehr einfach gemacht. Man hätte einen bewaffneten Ausſchuß gemacht, denſelben in drei Theile getheilt, zwei an die Hauptſtraßen des Cantons gelegt, einen in's Brothüſi geſandt, wo Frutigthal und Siebenthal ſich münden und die Reiſenden nach den ausgeſtandenen Strapazen zu finden ſind wie die Fliegen an der Wand in kalten Herbſtmorgen. Durch dieſe Ausſchüſſe hätte man die Reiſenden abfangen laſſen, ſie wären geweſen, was bei den Holländern die Schiffe ſind, mit welchen ſie die Häringe holen und die Grönlandsfahrer die Wallfiſche. Eingepöckelt oder gar zu Thran geſotten hätte man ſie nicht, Salz und Holz hätte man nicht verſchwendet für nichts und wieder nichts, aber man hätte ſie mit Käs traktirt, bis es einen Handel gegeben hätte.

Nun, die Zeiten ändern, die Energie und der kurze Prozeß ſind nicht mehr bräuchlich, alles muß auf die lange Bank geſchoben und durch mancherlei Formen gewunden werden, ſo iſt's jetzt bräuchlich. So etwas kommt alſo gar nicht in Frage, beſonders nicht bei den eichenen Herzen voll Augenwaſſer, ſondern drei andere Anſichten machen ſich gewöhnlich geltend. He, wie wär's, ſagt Einer, wenn wir den Senn

in's Emmenthal ſchickten, woher doch die meiſten Händler kommen, er iſt dort daheim und gut bekannt. Da kann er mit dieſem oder jenem reden und ihm ſagen, daß dann hier auch Käs ſei, u wettige, de bim — beſſere, als der auf dene magere Knüble obe! Fettes Gras giebt fette Milch und mageres Gras magere Milch, das begreift ja ein Kind. Er braucht nicht zu ſagen, man habe ihn expreß geſchickt, er kann ja ſagen, er ſei dort daheim und habe die Frau da oben oder ſonſt Verwandte. Er wird das ſchon machen, er iſt e Schlaue, öppe vo dene Schlimmſte eine, wo man antreffen will. Dann iſt es ja ſein Intereſſe auch, wenn der Käs wohl giltet, es ſind ihm ja zehn Gulden eingeſtellt, wenn das Mulch von den höchſten Preiſen nehme. Einem Senn ſei nie zu trauen, ſagt ein Anderer. Er wiſſe, man habe einen Senn ſo geſandt zu einem Käsherrn. Der Senn habe nun nicht um die Käſe, ſondern um Schmausgeld gemarktet und richtig es dahin gebracht, daß der Käsherr ihm nicht zehn Gulden, ſondern zehn Fünflivrethaler verſprochen, wenn er die Bauern überrede, ihm den Käs ſo und ſo theuer zu verkaufen, und die Bauern habe er dahin gebracht, daß ſie den Käs ſo verkauft und ihm noch ein ſchönes Trinkgeld gegeben, weil er ihnen geſagt, wenn er nicht ſo verflucht angewendet hätte, ſo hätten ſie ihn ſelbſt freſſen müſſen oder den Mäuſen laſſen. Er trage darauf an, fuhr der Mann fort, das ſelbſt zu machen. Es gehe ja jeder von ihnen zu Markte, die einen am Donnerſtag auf Burgdorf, die andern am Dienſtag nach Langenthal, und wenn einer einmal an einem Sonntag auf Sumiswald gehe, könne es vielleicht auch nicht ſchaden, da treffe man ſchon Leute an, mit denen man reden könne, dazu brauche man den Senn nicht. Es gehe den gar nichts an, und je weniger er davon wiſſe, deſto beſſer ſei es, ſo könne er nicht unter dem Hütli ſpielen, wie es die Hagle im Brauch hätten. Er möchte auch nicht einmal dazu ſtimmen, ſagte der Dritte, der zu der kühnſten Sorte gehörte und nicht Ankenmilch im Herzen hatte.

Das ſei ihm viel zu nöthlich gethan, wenn keiner käme, ſo vermöchten ſie den Käs zu behalten und wenn es ſein müßte, ſelbſt zu eſſen. Er müſſe ſagen, er nehme nichts lieber, als am Morgen ein Möckli Käs zum Kaffee, und wenn es ſein müſſe, ſo könne er auch Nachmittags eins nehmen, warum nicht? Aber das werde nicht der Fall ſein. Sie hätten ja gehört, wie die Berge ganz ſchwarz ſeien von Händlern, wie junger Flachs voll Erdflöh, es werde ihnen angſt ſein darum. Da machten es die am beſten, welche ihren noch hätten, wenn kein anderer mehr ſei, da würden wirklich die Letzten die Erſten ſein. Dann ſei der Preis in ihrer Hand; wer den Käs wolle, müſſe zahlen, was man begehre. Das ſei accurat wie an einem Markte mit dem Korn, wenn das Korn geſucht werde und zu wenig da ſei, die Letzten verkauften auch am beſten. Dieſe Meinung hatte natürlich das Mehr, ſie war die letzte und ſcheint für den Augenblick die beſte. Aber gilt's eine Maaß Wein, die, welche die erſte Meinung vorgebracht, ſchicken dennoch den Senn hinter dem Rücken der Andern, und die Zweiten trappen ſo unvermerkt den Käshändlern nach und haben nicht Ruhe, bis ſie einen am Zipfel ſeiner Kutte erwiſcht haben.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Käsg'ſchauen und den Manövern dabei.

In der Behfreude ging es ungefähr ſo: War noch keiner da? Ach nein! war die ſtehende Redensart, wenn zwei Behfreudiger ſich begegneten. Wie die Jäger im Frühling und Herbſt auf den Anſtand gehen und mit geſpitzten Ohren auf den Flügelſchlag der Schnepfen lauſchen, ſo ſtanden die Behfreudiger auf der Lauer den ganzen Tag, und wenn ſie von weitem ein Rad rollen hörten, ſo raunte man ſich zu: Ih

g'höre neuis, es chunt eine, es chunt eine! Und wenn das Rädchen weiter rollte und keiner kam oder wenn es nur ein Kachelfuhrmann war, der vor dem leeren Wagen seinen Esel zu einem matten Trabe gebracht, so scholl es von Haus zu Haus: Aber nüt! aber nüt! Indessen immer bleibt nicht ewig aus, endlich kam einer dahergefahren. Es kommt einer, es ist einer da! hieß es plötzlich. Warum nicht gar! meinten die Thomasse; das wird aber so ein Kacheler sein! Nein, gewiß nicht! lautete die Antwort; das ist gewiß einer, der hat Käsfinger, ih ha's g'schmöckt vo wytem! Es war aber diesmal wirklich einer, und zwar ein gar großer und gewaltiger, daß es alsbald hieß, das sei einer von den ersten, wenn nicht der erste, ein gar grausam reicher und vornehmer, es sei kein Ort im ganzen Bernbiet, wo er nicht fragen könnte: Wie theuer das ganze Gemeindli?

Und mit dem Zahlen, wie wäre es denn mit dem? fragte die Frau Ammännin, zu der man geschickt hatte nach dem Ammann, daß er den Käs zeigen solle. Das würde dem nichts machen, hieß es, er würde sonst nicht fragen. Man brauche dem nur eine halbe Stunde zuzuhören, so müsse man glauben, der halbe Canton sei sein und Itali fast halb. Hast du ihn denn gehört? fragte die Frau Ammännin. Ja, sagte der Bote; er und Eglihannes tranken zusammen eine Halbe, sie müssen b'sunderbar gute Fründe sy. So, sagte die Frau Ammännin, das wird ein Sauberer sein; auch so Einer, wo Hab und Gut im Maul hat und sonst nirgends, so ein großer Brasti, wo alles ausgugget und ausführt, der Gröβt' ist im G'schaue und hintendrein nichts kauft. Von solchen habe ich schon gehört. Es lohnt sich wohl kaum der Mühe, meinen Mann heimzuholen. Der bekommt sie allweg nicht; Eglihännes muß nicht die Finger darin haben und auf unsere Kosten sich den Hals schwenken lassen, der Lumpenhund der, was er ist!

Die Frau Ammännin ward ganz feurig vor Zorn, daß

ſo Einer die Naſe immer zuvorderſt haben müſſe und d'Finger in allem. Aber ſo Einer, wo nichts thue, als dem lieben Gott die Zeit abſtehlen, den Leuten das Geld und die Zähne an der Sonne trocknen, der ſtehe den ganzen Tag z'weg und hätte das Maul offen, damit die gebratenen Tauben hineinflögen. — Indeſſen ließ ſie doch den Mann holen. Der kam in aller Hitze daher, und viele Klafter lang hing ihm die Frage vor's Geſicht hinaus: Wo iſt er? wo iſt er? Wo wollte er ſein? Wo ſind Solche? Es dünkt Einen, ein Schelm rieche den andern eine Stunde weit! ſchnauzte die Frau Ammännin. Im Wirthshaus iſt er und Eglihannes bei ihm. Du gehſt mir aber nicht dorthin, g'hörſt? du gehſt zur Hütte und machſt Beſcheid, ſie ſollten herkommen, wenn ſie was wollten, aber gleich, du ſeieſt preſſirt!

Natürlich machte der Ammann es ſo; er mußte aber dort eine Weile warten, bis die Herren kamen, und das ganze Dorf war in Erwartung, was der zu ihren neugebackenen Herrlichkeiten ſagen würde. Wenn ſie dem ſie geben könnten, ſie wären g'fellig, urtheilte die öffentliche Meinung. Eglihannes ſtrahlte vor Glück, daß das ganze Dorf jetzt einmal ſehen könnte, wie die Vornehmſten mit ihm umgingen als wie Dutzkameraden. Es iſt ſehr curios, wie die Allerradikalſten bei uns ſo gern vornehm thun, ſo gern vornehm wären und weil ihnen das verbunden und verhalten iſt, ſo gern wenigſtens vornehm ſcheinen. Als der Käsherr in die Käshütte trat, ungefähr wie die Frutiger von einem ihrer Pfarrer ſagten: ſie hätten doch den ſchönſten Herr, wenn er in die Kirche komme, ſo ſei er völlig als wie ein aufrecht ſtehender Bär, — warf er einen kundigen Blick durch das Gebäude, rühmte daſſelbe, es ſei gut gebaut, nicht geſpart daran, erzählte dann beiläufig von einem Dutzend Käshütten, wo ſo ſchlecht ſeien, daß den Bauern nichts nützlicher wäre, als dieſelben vom Boden wegzureißen und vom Fundament weg anders zu bauen. Die Gründe, warum, ſetzte er haarſcharf aus-

einander. Man mußte geſtehen, der Herr hatte ein Mundſtück, das, auch wenn es ſich nicht gewaſchen hatte, doch eine Geläufigkeit beſaß ungefähr wie das Räderwerk einer Thurmuhr, wenn man dieſelbe abſchädern läßt. Im Käsbehälter überſah er die ganze Schlachtordnung der Käſe, die Wölbung der Ränder, die Höhe oder Tiefe der Decke, bohrte einen an, that einen Blick auf den Zapfen, koſtete ein ganz kleines Stücklein von der Spitze mit vielem Schmatzen, ſah die letzte Nummer, zeichnete ein paar Worte in ſein Carnet, wie ſie das Ding heißen, in welches ſie ihre Notizen machen, und welches bei jungen Handels-Novizen Gegenſtand großer Eleganz iſt, mit vieler Prätenſion gezeigt wird, bald zur Ehre des Hauſes, welches ſie repräſentiren, bald zur Ehre der Geliebten, mit welchen die ſtellvertretenden Käufer gern renommiren. Dann drehte er ſich noch einmal um, ſteckte das Carnet in die Rocktaſche, die Hände dazu, öffnete den Mund, alle Ohren gingen auf, und ſagte: Kommt auf Langnau, wir wollen dann ſehen, ob wir es machen können mit einander, derweilen kann man ſehen, wie Kauf und Lauf gehen.

Da ſtanden ſie wie die Kinder Iſrael am Berge Sinai, nur mit dem Unterſchiede, daß die Einen nicht zu hören wagten, die Andern gar zu gern gehört hätten, wenn auch aus Rauch, Blitz und Donner mitten heraus. Eglihannes, welcher die Hände auch in den Taſchen hat, weil er ſieht, daß dies noch immer Sitte iſt und wirklich eine bequeme, zeitgemäße, — denn iſt die Angewöhnung einmal da, ſo fahren die Hände, wie von ſelbſt, Taſchen zu und fragen nicht darnach, wem ſie gehören, wenn es nur Taſchen ſind, eigene oder fremde, und nehmen darin etwas zwiſchen die Finger, Eigenes oder Fremdes, — Eglihannes alſo, etwas kleinlaut, fragte: Nach Langnau an den Markt, wann iſt er, im Herbſtmonat, glaube ich? Immer am Mittwoch nach dem Bettag, antwortete der Herr; da machen ſich die Preiſe und wird das Meiſte verkauft. Aber, ſagte der Ammann, es iſt doch ſchon verkauft worden. Ich

habe schon von mehreren Mulchen gehört, und auf manches soll geboten sein. Es ist möglich, sagte der Herr, es wird ein besonderer Grund da sein; wir kaufen selten früher. Man kann doch erst wissen, wenn man alles gesehen hat, was Einem anständig ist, und wie viel es erleiden mag. Wir sind unserer sechse auf der Reise (bloß drei; der Herr log, wenn er ehrlich sein wollte, bloß die Hälfte, ordinäri zwei Drittel); wenn nun jeder von uns kaufen wollte, so könnte das am Ende eine Abrechnung geben, wo uns das Liegen weh thäte, denn Käse laufen in's Geld. Schon für sechstausend Centner (diesmal log der Herr zwei Drittel), welche wir gewöhnlich kaufen, braucht es ein artiges Sümmchen, aber es macht sich. Nun, wenn es ung'sinnet auf zwölf- oder achtzehntausend Centner käme, so würde es sich am Ende doch fragen: Wo nehmen und nicht stehlen? Trinken wir noch eine Flasche zusammen? fragte Eglihannes etwas kleinlaut, fand aber nicht Anklang. Der Amman mußte heim, der Herr weiter. Er hätte schon gestern daheim sein sollen, sagte er, aber an allen Straßen stünden Leute, fingen ihn auf und wollten ihm ihre Käse zeigen. Wenn das so gehe, so dürfe er künftig nur des Nachts reisen. Heute sollte er noch fünf Stunden weiter und auf das wenigste an zehn Orten halten.

Als der Herr von dannen gefahren war, brach die verhaltene Neugierde los. Männiglich wollte wissen, was er gesagt, was er geboten, was er für Augen gemacht, als er ihre Käse gesehen, ob ihm auch schon solche vor Augen gekommen. Und auf alle diese Fragen nichts als die Antwort: Kommet auf Langnau, hat er gesagt, und sonst hat er nichts gesagt, hat nichts geboten, aparti keine andern Augen gemacht als Stierenaugen, wie er sie den ganzen Tag hat, besonders am Abend! Wer begreift nicht das Ungenügen der Behfreudiger und daß daraus billigerweise Mißtrauen entstehen mußte? Kein vernünftiger Mensch, sagten sie, werde das glauben, daß sie nicht mehr mit einander gesprochen und seien doch so lange

beiſammen geweſen, ſie würden nicht immer nur geſagt haben: Kommt nach Langnau! Nur konnten ſie nicht begreifen, warum diesmal Eglihannes und der Ammann unter einem Hute ſeien. Da könne man wieder ſehen, was das Geld mache, ſagten ſie, doch nur unter der Hand. Aber vor dem könnte man ſein, denen wollten ſie doch noch ſchlau genug ſein. Es ſei gut, daß nicht bloß ein Käshändler ſei in der Welt. Beſonders hetzte der Junge auf. Es werde doch wohl erlaubt ſein, zu hören, was in der Käshütte geredet werde, und wenn niemand dürfe, ſo dürfe er. Sehr böſe war die Frau Ammännin. Er ſei der Dümmſte, den es gebe, ſagte ſie zu ihrem Manne. Wenn er daheim ſein ſollte, ſei er fort, und wenn er fort ſein ſollte, ſei er daheim. Da hätten ſie Zeit gehabt, der Eglihannes und das Käsbratis, d'Sach mit einander abzureden, und der verfluchte Schelm hätte dem andern angegeben, wie er es machen ſolle, um die Käſe wohlfeil zu erhalten. Aber dem wolle ſie es ſchon verhalten, lieber als daß ſie die Käſe dem verkaufen laſſe, eſſe ſie dieſelben alle ſelbſt. Das wäre ein ſtarkes Stücklein, ſelbſt für eine Frau Ammännin. Zweihundert Centner Käſe wollen was ſagen, und was das noch an Brod gebraucht hätte und wie manchen Schluck?

Nun wurden erſt alle Künſte angewandt, um die Käsherren auf die G'ſchaui zu locken, und mit ziemlichem Erfolg. Zwei oder gar drei kamen noch daher und g'wunderten in den Käſen herum, bohrten ſie an mit ihrem Inſtrumente, ſahen nach den Nummern und zeichneten was in ihre Carnets, und wenn Alles in geſpannter Erwartung die Ohren aufthat, am meiſten der Junge, der ſich hineingeſchlichen, ſo hieß es immer und immer: Kommt nach Langnau, wir wollen dann ſehen, jetzt können wir nichts ſagen! Höchſtens kam dann noch nach: Die Käſe ziehen nicht, die Spycher ſind noch voll alter! Mehr ward nicht geſprochen über die Sache, wie der Kleine verſicherte. Der Kerl beſaß eine eigene Unverſchämtheit und Hartnäckigkeit; er war das leibhaftige Conterfei in verjüngtem

Maßſtabe eines gewiſſen, auch nicht großen Rathsherrn, der ſeinerſeits die leibhaftige Unverſchämtheit iſt im Lügen, Behaupten, Horchen und Verleumden, ein rareres, ausgeprägteres Exemplar dieſer Sorte iſt uns noch nie vorgekommen. Wo Zwei oder Drei zuſammen reden, ſteht er hinter ihnen, dreht ſich nicht etwa weg, wenn er bemerkt wird, ſondern miſcht ſich keck und unverſchämt ein und ſpricht mit einer Impertinenz ab, bricht Leute und Dinge über's Knie, daß einem ehrbaren Menſchen Hören und Sehen vergehen, grimaſſirt dabei und ſchnellt den Kopf ſeitwärts in die Höhe und zeigt die Naſe, ganz wie ein Kaninchen. Der Kleine konnte mit Sicherheit reden; wenn auch ausgejagt, dieweil Buben nicht dahin gehörten, war er doch immer wieder da und immer wieder.

Die Beredſamkeit der Käsherren erhielt nicht großes Lob in der Vehfreude. Kommt auf Langnau! könne jeder Löhi ſagen, er brauche nicht einmal in einer Sekundarſchule geſchulet zu ſein. Die werden aber auch nicht viel zu bedeuten haben daheim, nur ſo die Vorroſſe oder Vorgumper ſein; man hätte es ihnen eigentlich auch angeſehen, daß ſie nichts davon verſtänden, ſie hätten nichts recht angeſehen, ſondern nur im Keller herumgeſchnürfelt, um nur ſagen zu können, ſie ſeien dageweſen. Die Deichſelroſſe, ſo die rechten Käskönige, werden daheim ſitzen hinter den Schubladen und Batzen z'weg knüble und dann erleſen, was die Buben kaſtet hätten in ihren Lumpenbüchli. Es nehme ſie wunder, wie ſie daraus kämen, jeder Schulbub mach's ſchöner, und Säuhändler würden ſich ſchämen, wenn ſie's nicht beſſer könnten. Da hätte man lange hineingucken können, kein Hund hätte was daraus zu machen wiſſen, ſo ſprach man. Noch böſer wurden ſie, als ſie von Käufen hörten, welche hie und da geſchloſſen worden, und zwar durch die Gleichen, welche bei ihnen nur zu ſagen gewußt: Kommt auf Langnau! Es ſcheine, die könnten das Maul auch noch aufthun, wenn ſie wollten; werde es ihnen

aber erſt brav ſalben müſſen, ehe es gängig werde. Was ſie Einem in Langnau ſagen wollten, könnten ſie ja Einem hier ſchon ſagen, es ſei nur ein verfluchter Zwang mit dem Langnau, meinten die Einen.

Eglihannes nahm dagegen heftig Partei und fragte: ob ſie denn ſchon vergeſſen, was ſein Freund geſagt: wie Viele auf der Reiſe wären und wie es käme, wenn jeder kaufen wollte, was ihm gefalle? Man könne auch nicht dem Einen ſagen: Du kaufſt ſo viele, und zu einem Andern: Und du ſo viele. Jeder habe ſeinen Strich und in jedem Jahre ändere es mit den Käſen: wo man in einem Jahre die beſten Mulchen gefunden, könnten im nächſten die ſchlechteſten ſein, es ſei da faſt wie mit dem Wein, den man im gleichen Jahre auch ſo verſchieden antreffe; das könne ja doch jedes Kind begreifen, wenn es nicht in der Vehfreude daheim ſei. Das tönte wohl hart, blieb darum auch nicht ohne Gegenrede. Warum ſie denn an einigen Orten kaufen, an andern bieten könnten und an andern nicht? Er werde wohl wiſſen, warum er den Käshändlern immer z'beſt rede und immer dabei ſei, wenn einer die Naſe noch nicht im Dorfe hätte. Wenn man es ihnen machte wie im Fuſtergraben, die thäten das Maul ganz anders auf. Die hätten erſt auch die Antwort bekommen: Kommt auf Langnau! Darauf hätten die geſagt: Und auf Langnau kommen wir nicht, das iſt ein verfluchter Zwang, da dreht dann jeder, und wer es am beſten kann, der iſt der Größt'. Wollt ihr ſie, ſo bietet, wollt ihr ſie nicht, ſo geht in Gottes Namen. Es giebt noch andere auf der Welt, und noch mancher hat verſprochen zu kommen. Und kommt einer mit einem Gebot, bei welchem wir ſein können, ſo geben wir ſie je eher je lieber, ſei er wer er wolle. Und kommt keiner und giebt, woran wir ſinnen, ſo vermögen wir ſie zu behalten, können dann fleißiger Kindstaufe halten. Wohl, da ging das Maul auf, die Käſe wurden verkauft, und um einen Preis, wie er kaum höher gehen wird. So ſollte man es machen, die Käſe

wären längſt verkauft, hieß es. Probir's! ſagte Eglihannes, probir's, wenn du doch meinſt, du könneſt es am beſten. Mir ganz recht, weiß das Geld vielleicht beſſer zu gebrauchen als irgend einer von euch. Glauben's, hieß es, Dürluft-Peterli hat es erfahren und Andere mehr. Schinden kannſt, ſelb iſt wahr, und nimmt dich nicht bald der Teufel lebendig am heitern hellen Tag, ſo iſt er nichts mehr nutz wie die Regierung, wo du drin geweſen, er muß abgeſetzt ſein und ein anderer gemacht. Gerade du wäreſt gut dazu, haſt keinen Poſten, brauchteſt den Teufel nicht zu fürchten, ſtellteſt wieder was vor und könnteſt dann die Leute von Rechtswegen kujoniren vom Tüfel! Natürlich ſchwieg Eglihannes zu ſolchen Komplimenten nicht, er trank ſehr böſen Wein, daher hatte er allenthalben Anfechtungen und trug manche Maalzeichen am Leibe, welche ihm hätten Verſtand predigen ſollen. Aber hatte er Wein im Kopfe, ſo war es ausgepredigt, und Eglihannes ließ ſeiner Frechheit vollen Lauf, bis er die Rechten an die Hand bekam, welche ihm handgreiflich demonſtrirten, bis er gehörig gefaßt hatte, was ſie ihm wohlthätig glaubten.

Der Trotz, welcher vorgeſchlagen worden, gefiel, denn er kam am Sonntage beim Wein zur Sprache, und je eher man ihn anwende, deſto beſſer ſei es, ward erkannt. Wie es ſich doch zuweilen ſo vortrefflich trifft in der Welt, denn gleich am folgenden Morgen kam einer daher; wenn ſie es alſo nicht erkannt gehabt, hätten ſie das Glück nicht gleich beim Schopfe faſſen und ihren Beſchluß ausführen können. Das Männchen beſah ſich die Käſe, diesmal ohne Eglihannes, ſprach mehr von der Hütte und dieſem und jenem, als von den Käſen, und ſagte endlich: He nun, wir werden einander in Langnau ſehen. Darauf ſchien der frühere Antragſteller gewartet zu haben, wie ein Kanonier bei ſeiner Kanone mit brennender Lunte, um alsbald loszubrennen, wenn der Feind unter einem in's Auge genommenen Loche erſcheint; denn ſobald das Wort Langnau heraus war, donnerte er los: man hätte jetzt bald

genug Langnau. Es nehme sie wunder, ob man hier nicht eben so gut das Maul aufmachen könne, als in Langnau. Sie hätten nicht Lust, sich auftagen und endlich so recht am Narrenseil herumführen zu lassen. Wer bieten wolle, könne bieten, sie liefen der Sache nicht nach Langnau nach. Sie hätten Käs, welchen sie nicht d'r Gottswillen absetzen wollten, sondern um's Geld. Es hätten noch andere verheißen zu kommen, mit denen werde wohl ein Handel zu machen sein, es seien rechte Leute, begehrten, wie sie das Lob hätten, niemanden zum Besten zu halten. Ihr habt Recht, sagte das Männchen, würde es accurat auch so machen. Ich würde ohne weiteres bieten, wenn ich den Käs begehrte, aber ich begehre ihn gar nicht. Warum? das will ich euch aufrichtig sagen: Ich bin keiner von den größten, habe bereits, was ich haben muß, und jedenfalls sind mir die Käse zu groß und würden mir wohl zu theuer sein. Ich handle nicht nach Rußland, nicht nach Amerika, und da dienen mir kleinere Käse, höchstens von einem Centner, viel besser. Aber, fuhr er fort, fordert nur keck den höchsten Preis, wer das Mulch begehrt, der wird es auch zahlen. Es ist wohl etwas darunter, was nicht am besten ist, das werdet ihr ausschießen müssen, dafür ist das Uebrige desto besser. Eben um dieses Ausschießen dreht sich oft der ganze Handel. In jedem Mulch giebt es sogenannte gefehlte Käse, d. h. solche, welche nicht vollkommen sind, sondern irgend einen Makel in Gestalt und Form an sich tragen, gespalten, gebläht u. s. w. sind. Deswegen sind sie oft nicht weniger schmackhaft, aber sie lassen sich entweder nicht versenden oder sehen wenigstens nicht so schön und appetitlich aus wie die andern. Diese gefehlten Käse begehren dann die Käshändler nicht, wollen das Recht sich vorbehalten, sie auszumerzen, während die Verkäufer sie gern mit in den Kauf geben. Es handelt sich also darum, ob ein Ausschuß zu gestatten sei oder nicht, und wird einer zugelassen, ob ein unbestimmter, in das Gutdünken des Käufers gestellter, oder ein

auf eine genannte Zahl beſchränkter. Das macht einen bedeutenden Unterſchied, der zuweilen von angehenden Käsmännern nicht ſo recht begriffen wird. Erfahrung erſt bringt Wiſſenſchaft. Erfahrung brachte man ehedem nicht mit auf die Welt, jetzt iſt's aber drauf und dran, die Hebammen bilden bereits im Wichtigſten, noch ein Fortſchritt, und das Kind ſpringt als ausgemachter Mann auf die Welt, bereits verſehen mit Bocksbart und Schnauz.

Die Behfreudiger vernahmen des Mannes Rede mit Wohlbehagen. Dem hätte man doch endlich die Zunge gelöst und wüßte jetzt, woran man ſei, ſagte einer zum andern und luden den Mann zu einer Flaſche ein. Der hatte ja nichts zu preſſiren, dieweil er bereits verſehen war, wie er ſagte, und nahm es gern an, wenn er ſchon ſagte, nöthig hätte er gar nichts, erſt vor zwei Stunden hätte er Kaffee gehabt. Er gehörte aber zu den Leuten, welche das Kameelartige an ſich haben, daß ſie, ohne es nöthig zu haben, in Vorrath eſſen und trinken können. Man glaubt nicht, was das für eine kommode Eigenſchaft iſt für den, welcher ſie beſitzt, kommod im Krieg und Rath, abſonderlich in Berlin, Lüneburg, Peterwardein und andern großen und ſchönen Städten, wo man aber höchſtens alle drei Wochen zu einem ordentlichen Biſſen kommt, zum Trinken, abſonderlich in Lüneburg außer ſalzichtem Waſſer, gar nicht. Das Männchen ließ es ſich gar ſehr behagen, und weil es es nicht nöthig hatte, ließ es ſich auch nicht nöthigen, machte dafür ſeinen Gaſtgebern gar kurze Weile und ließ im Intereſſe derſelben ſo ſcharfe und boshafte Winke gegen die Käshändler fallen, daß die Behfreudiger es für eine eigene Schickung hielten, welche dieſen Mann ihnen zugeführt, und einen ihrer glücklichſten Abende verlebten. Denen Großgrinde wollten ſie es jetzt zeigen, ſagten ſie. Die ſollten erfahren, wer in der Behfreude daheim ſei, denen wollten ſie den Marſch machen, wie ihn ihnen noch niemand gemacht.

D'Sach war ſchön, der Muth groß, und was will man

mehr? Aber es verrinnen auch die Tage, was fern ſtand, rückt näher und näher; wenn das, was heranrückt, nicht bringt, was es bringen ſoll, ſo ſcheint die Sache anders, der Muth wird kleiner, lodert aber bei der leiſeſten Hoffnung, daß endlich komme, was kommen ſoll, ſchrecklich wieder auf, ſinkt dann aber um ſo tiefer wieder nieder, wenn das Erwartete abermals nicht kommt. Es kann's geben, daß Einem ganz miſerabel wird um's Herz.

Nun, in der Behfreude erwartete man gerade nicht Ungarn oder Croaten, ſo gleichſam des Teufels Halbbrüder, mit Sporen an den Stiefeln, auf Roſſen ohne Schwänze, mit großen und kleinen Kanonen wie Heuſchrecken, daß ſie daher kämen, accurat wie wenn das Meer daher käme in himmelhohen Wellen, wenn es aufgerüttelt würde zu neuer Sündfluth. So eine Wolke wäre in der Behfreude gar nicht angenehm geweſen, aber einen Käſehändler, und wäre es nur ein ganz kleines Kerlchen geweſen, ohne Roß und Geſchütz, wenn nur mit Geld verſehen, verſteht ſich, hätte man verdammt gern geſehen. Und ſchon nahte der Laugnauer Markt, der Mittwoch nach dem Bettag!

Sonſt hatte der Bettag die Behfreudiger intereſſirt, jetzt war es, als ob er gar nicht da wäre. Was ſeit ihs ächt Ueſe, hieß es ſonſt, der wird wieder ein Fuder abladen, alles, was er das ganze Jahr durch aufgeladen hat. Er macht's wohl gut, aber es iſt ihm auch zu gönnen, daß er einmal im Jahre den Kropf leeren kann, er bekäme ja ſonſt einen wie ein obrigkeitlicher Zehntſpycher. Man nimmt's, legt's hin, wo man will, dann hält's wieder für ein Jahr und er läßt Einen ſo ziemlich ruhig, wenn man ihm ſeine Birnen nicht ſtiehlt oder ſeine Zwetſchen. Ein kräftiges Wort hat er, ſelb iſt wahr, es tſchuret über Einen ab, bald wie ein Kübel heißes Waſſer bald wie ein Kübel kaltes, es düecht Einen, man mög's nit erlyde. Iſt's einmal überſtanden, ſo düecht es Einen, es ſei Einem viel wohler! So redeten die Behfreudiger vom Bet-

tag. Man sieht, sie hatten eine moderne Richtung und hielten nicht viel auf Buße. Sie kannten eine einzige Art von Buße und die legten sie sich selbsten auf. Wenn sie ein Kalb oder sonst was zu wohlfeil verkauft hatten, so tranken sie einen Schoppen weniger, verkauften mehr faule Eier als gute u. s. w., bis sie den Verlust eingebracht glaubten. Ungewöhnlich dicke Haut schützte sie vor der Plage der Selbsterkenntniß, und hinter dieser Haut hatten sie ein glücklicheres Selbstbewußtsein als die meisten Päpste, namentlich als der jetzige, und Päpste haben doch bekanntlich das Recht, sich für unfehlbar zu halten. Diesmal nun war der Bettag für die meisten wie gar nicht da, sondern bloß der Langnauer Markt. Denn wenn sie vorher nicht verkauften, mußten sie doch nach Langnau, und wer dann da nicht verkauft habe, der sei bös z'weg, hatte ihr Gastfreund ihnen gesagt. Dann erst fingen die Käsherren das rechte Drehen an, während bei den Weibern daheim erst das Aufbegehren losbreche, wenn das Geld, auf welches sie den ganzen Sommer vertröstet worden, nicht erscheinen wolle.

Schon war der Samstag da und kein Käsherr mehr erschienen, denn das ist eben wie bei den Zugvögeln: eine Woche, höchstens zwei, dann ist's vorbei. Doch als seltener Trost giebt es bei den meisten Zügen Spätlinge; wie bei großen Armeen Nachzügler, so kam am Samstag endlich noch so ein Käsvögelchen dahergeflogen und machte mehr Freude als der erste Storch an Petri Stuhlfeier. Nachzügler giebt es aus Schwachheit, Trägheit oder Bosheit, wahrscheinlich der letztern Art war der erwähnte. Als er nach üblicher Umschau auf dem Platze stand, wo die Herren gewöhnlich zum letzten Male das Maul aufthaten, sagte er: Kommt nächsten Mittwoch nach Langnau! Pang, Puff, Paff ging die Kanone wieder los und zwar grob. Sie hätten bald genug des Langnau's, wenn sie nichts Anderes sagen könnten, so wäre es ihnen lieb, es käme keiner mehr. Sie hätten bald Zeit genug versäumt für nüt

und aber nüt, es sei schrecklich. Bietet, thut ein Bot, wenn ihr Käs wollt! Nachlaufen thut man euch nicht, selb müßt ihr nicht meinen! sagten sie. Ist mir auch lieber, sagte das Käsvögelchen spöttisch, da würde es mir geschehen, wie es an einem Orte heißt: Stiege ich gen Himmel, so wäret ihr hinter mir, bettete ich mich im Grabe, so wäret ihr auch da. Nähme ich Flügel und bliebe am äußersten Ende des Meeres, so kämet ihr mir nach, und ich käme nicht zur Ruhe, denn eure Käse mag ich nicht und will ich nicht; ich will mir meine Kundsame mit euern Blasebälgen und Käsmutschen nicht verderben. Z'bruchen müßt' ih se nit u esse mag se nit! So hätte ihnen noch niemand geredet, hieß es. Alle hätten die Käse gerühmt, aber es werde im Hosensack fehlen und nicht an den Käsen, daß er sie nicht möge. Er werde einer von denen sein, welche groß seien mit G'schaue, aber nicht mit Kaufen, darum die Sache vernütigten, um wohlfeil dazu zu kommen. Aber er müsse nicht meinen, daß sie erst heute auf die Welt gekommen, sie seien dagewesen, ehe er das erste Mal in Windeln gemacht. Das glaube er, antwortete das Bürschchen, aber sägen wolle er das nicht, ihren Käsen sehe man ihre Weisheit nicht an. Und wenn sie jemand rühme, so sei es bloß, um sie zum Besten zu halten, denn seit er in der Welt sei, habe er noch nie so über jemanden lachen hören, als über sie, und das Gespött mit etwas treiben, wie man es mit ihrem Hochmuth auf ihre Käse treibe, wo kein einziger sei, dem man nicht was vorhalten könnte, daß es ihn wunder nehme, warum der Senn sich nicht mit dem Hüttengeld gestrichen, der werde aber was wissen und an der Sache nicht allein schuld sein wollen, so duplizirte das Vögelchen. Er solle nur reden, sagte man ihm; damit erleide er ihnen die Käse nicht und mache sie wohlfeil feil. Das begehre er nicht, sagte das Bürschchen, er möchte sie weder theuer noch wohlfeil; Hunde habe er keine und Schweine begehre er nicht zu vergiften, und sonst wüßte er sie nicht zu gebrauchen, nicht einmal Käs-

ziger für die Länder könnte man daraus machen. Sie sollten den Käs behalten und bei längem ihn ihren alten Weibern füttern; wenn eine ein Stücklein im Munde habe, bringe sie ihn wenigstens acht Tage lang nicht auseinander, und wegem Reden habe man Ruhe vor ihr. Und lebet wohl und zürnet nüt! setzte er noch hinzu. Blase du — —, quoll es hinter ihm her wie aus Donnerwolken, und den Bauch voll Lachens, streckte das Bürschchen seine Beine, daß es weiter kam.

Dieser Tubak war für die Vehfreudiger wohl scharf. Der Käsbub, wie sie ihm sagten, hatte so scharf geschossen, daß seine Kugel, an jedem Hause anspringend, durch's ganze Dorf tanzte. Man mißbilligte die, welche den Käs gezeigt, gar sehr, daß sie ihn nicht abgeschlagen, bis er wie ein Krauttätsch geworden. Wenn noch einer komme, so solle man diesem gleich für zwei geben, es sei nur für das schade, was nebenbei falle. Aber es kam keiner mehr, selbst am Bettag kam keiner. Da ward es Einigen doch etwas schmal zu Muthe. Sie dachten, es könnte doch vielleicht fehlen, und wenn sie den Käs selbst essen müßten, würden ihnen die Weiber so räs und scharf, daß der Teufel es bei ihnen nicht aushalten könne, seien sie doch jetzt schon, was es ertragen möge.

Am ärgerlichsten war die Geschichte dem Bauer im Nägeliboden. Er und seine Frau hatten's die ganze Zeit über bös gehabt, nicht wegen der Milch, die hatten sie sich gegönnt, sondern wegem Gelde, das hatte ihnen gefehlt in allen Ecken. Sie hatten viel mehr Milch geben können, als sie daran gedacht. Während sie bei den Andern gegen das Ende immer mehr und mehr abtropfte, hatte sie bei ihm bedeutend gemehrt, er hatte die angenehme Aussicht auf Milch im Winter und versorgete Kühe im Stalle. Er hatte Gras genug gehabt, konnte seine Kühe füttern, daß sie bei der Milch blieben. Aber daß es versilbert werde, daran war ihm alles gelegen, denn verfallene Zinsen warteten und sonst allerlei, wozu Geld nöthig war und welches er nicht hatte. Er allein wahrscheinlich

hatte ein sicheres Urtheil über den Stand der Dinge und wußte, daß sie auf den höchsten Preis nicht Anspruch hätten, ihr Mulch nicht das schlechteste sei, aber sehr gewöhnliches Mittelgut, welches sich billig absetzen ließ und so einen Ertrag gewährte, mit welchem Sepp sehr wohl zufrieden war. Löste er auch nicht dreizehn Rappen aus der Maaß Milch, so nahm er auch mit eilfthalb oder eilf vorlieb und erhielt immer noch eine schöne Hand voll Geld, denn er hatte bei vierzig Säumen oder sechszehnhundert Centner Milch abgegeben. Er war eben nicht sein Lebtag in der Vehfreude gewesen, hatte sich ein unbefangenes Urtheil erworben, übrigens hatte ihm auch ein Freund mitgetheilt, wie die Käshändler über sie spotteten, wo sie hinkämen, und was sie über die Beschaffenheit ihres Mulchs urtheilten. In die Leitung hatte er sich nicht gemischt, wie er überhaupt ziemlich für sich selbst lebte, ganz nach der Meinung der Reichen, daß so Einer, der mit sich selbst genug zu thun hätte, sich nicht in Sachen mische, welche ihn wenig angingen. Nun ward es ihm doch etwas angst, als er die Wendung der Dinge sah. Er schlug beim Hüttenmeister und andern Großen auf den Busch, um ihre Stimmung zu erfahren. Er fand sie alle auf hohen Rossen, schrecklich kühn gesinnet, absonderlich auch Eglihannes. Je weniger Geld ist, desto mehr Aussichten giebt es auf kühne Händel für solch Gezüchte, Vaterlands- und Volksfreunde. Drehen lasse man sich nicht, man vermöge die Käse zu behalten, keinen Schritt versetze man deßwegen, drückte man ritterlich sich aus. Jä, das war Sepp nicht recht und Andern sei es eben so, dachte er. Er klopfte auch bei den Kleineren an und fand es, wie er gedacht. Man muckelte hier, man muckelte dort, bis endlich am Bettag auf den Abend noch Käsgemeinde angestellt wurde.

Selben Abend wurde des Ammanns Stube voller als manche Kirche Vor- und Nachmittags, da fehlte keiner. Wäre einer krank gewesen, sein Weib wäre für ihn eingestanden, ob-

gleich das Reglement in keinem einzigen Paragraph was von Weibern hatte. Jetzt was machen? fragte der Hüttenmeister. Viele haben die Käse besehen, man hatte nichts Anderes zu thun gehabt, als mit den Schlüsseln zu laufen und dene Hagle vorzuspringen und nachzutrappen. Aber keiner war käufig, keiner that ein Gebot, die Herren wußten nichts Anderes zu sagen, als: Kommt nach Langnau! Und weiters brachte man aus den Maulaffen nichts heraus, als böse Worte, wo man ihnen den Marsch machte und sagte, was sie für Maulaffen seien. Jetzt was machen, will man sich zwingen lassen oder will man zeigen, daß hier auch noch jemand daheim sei? Der Gegenstand war etwas seltsam in Frage gestellt, aber doch nicht auf eine bei Ammännern und andern Majestäten seltene Weise. Doch die Diskussion brachte die Versammlung alsbald auf den richtigen Standpunkt. Es wurden aber diesmal nicht lange Reden gewechselt, so wie sie die Fürsprecher halten, sondern es waren kurze Lanzenstöße und rasche Pistolenschüsse in Form von Stoßseufzern. Es zeigte sich bald, daß die Großen und Kühnen, welche Trotz bieten wollten, in der Minderheit waren. Freilich sprachen sich Viele scheinbar ganz in ihrem Sinne aus; man müsse es ihnen zeigen, hier seien keine Hungerleider ꝛc. Indessen, sagten sie, könne man doch einen Ausschuß machen nach Langnau, zu sehen, wie es gehe; das werde keine Schande sein, es sei noch lange nicht ane kneuet. Ja freilich, das hülfen sie auch nicht. Dazu könne er auch stimmen, meinte Eglihannes, und hülfe die schicken, welche zuletzt den Käs gezeigt, sie könnten erfahren, wie weit man komme mit Wüstthun. Aber wohlverstanden, ihm sei es recht, die Käse zu behalten, es sei nicht, daß er das Geld so übel nöthig hätte. Möglich, sagte Einer, und wenn du nicht hast, hat der Mani im Galgenmösli. Aber ehe ich mit dem was haben möchte, hülfe ich die Käse geben um's halbe Geld! Warum, was ist denn das für Einer? fragte Eglihannes rasch, in der Hoffnung, an einem Schelthändelchen sich zu wärmen.

Brauche es dir nicht zu sagen, weißt selbst am besten, was er ist! war die ungenügende Antwort.

Kurz, es trat sichtlich eine gewisse Längizyti oder Sehnsucht nach Geld heraus, auch bei Solchen, welche es so nöthig nicht hatten. Wir haben es gar curios mit ausstehenden Geldern, sie beschäftigen unsere Gedanken mehr als zu erwerbende, sie erregen ein gewisses Bangen, gleich abwesenden Kindern oder solchen, welche Nachts nicht heimkommen wollen. Es dünkt uns immer, wenn wir sie nur schon hätten, ja sie nur sehen könnten, wenn auch von weitem, nur der Angst enthoben wären, sie könnten unglücklich werden oder gar verloren gehen; wenn wir daher schon etwas opfern müßten, um sie endlich zu haben, dem Bangen los zu sein, wir thäten es von Herzen gern. Nun hatten die Vehfreudiger schon lange und besonders den Sommer über so oft sagen hören: Käs sei wie baares Geld, ja noch besser, Geld könne gestohlen werden, so ein ganzer Kässpycher sammt dem Käs könne Einem doch nicht in einer Nacht unbemerkt fortkommen. Jetzt wollte man aber doch den Glauben in der Erfahrung bewähren, wollte ihn als baares Geld sehen, wollte zu seiner Frau sagen: Lue, was für ne donnstigs Büntel, lüpf, u hesch geng balget! Das lag im Grunde, Keckheit schwamm obenauf, Klugheit lavirte in der Mitte, und schließlich ward demnach beschlossen, doch dem Rufe: Kommt nach Langnau! zu folgen und Ausgeschossene zu machen. Wie viel? Sieben, ward endlich erkannt, von wegen dem Glauben zu einander. Je mehr seien, desto weniger lohne es sich der Mühe, zu betrügen, oder desto eher brächte es Einer dem Andern aus, muckelte man. Diesmal kam begreiflich der Ammann voran, Eglihannes wurde ausgelassen, weil er es zu gut mit den Herren zu können schien und selbst gern einen Herrn vorgestellt hätte. Der, welcher aufbegehrt und allenthalben es geheißen hatte: Gut gebrüllt, so recht! wurde ebenfalls ausgelassen, denn man habe Exempel an andern Orten, daß gerade Solche jeden Handel verdürben, zu gut könne man es

auch machen. Und so Einer, der zu aufbegehrisch sei oder zu vortheilhaft, schade einer Käsegesellschaft oft mehr als ein schlechter Senn und das schlechteste Mulch. So wankelmüthig ist des Volkes Gunst und Meinung.

Dagegen ward der Nägelibodenbauer in den Ausschuß erwählt. Alle, denen es in den Fingern nach dem Gelde juckte, gaben ihm ihre Stimmen. Er war ganz verstaunt darüber, und Eglihannes brummte: wenn man solchen die Stimmen gebe, werde die Sache schon gut kommen! Allweg so gut, als wenn man sie dir gegeben hätte. So viel bekannt, hat der Nägelibodenbauer noch niemanden beschummelt oder betrogen! tönte es wieder. Was, habe ich jemanden beschummelt und betrogen? fuhr Eglihannes auf. Von dem habe ich nichts gesagt, antwortete der Mann kaltblütig. Du hast gesagt, der Nägelibodenbauer habe noch niemanden beschummelt und betrogen! schrie Eglihannes. Hat er etwa? antwortete der Bauer. Habe ich jemanden betrogen? fragte Eglihannes. Das habe ich nicht gesagt, erwiderte der Mann, aber wenn jemand es sagte, ich glaubte es, und dagegen wirst nicht viel machen können, denn es hat ja heutzutage jeder das Recht, zu glauben, was er will.

Der Präsident machte dem Scharmützel ein Ende, indem er sagte, man solle sich aussprechen, was man den Ausgeschossenen befehlen wolle. Das so bekannte Wort Instruktionen war in der Behstreude noch nicht mundgerecht. Nach vielem Hin- und Herreden lauteten die Instruktionen endlich so: man solle den höchsten Preis nehmen. Solle sich nach Kauf und Lauf richten. Gut sei es, wenn man verkaufe. Wer nach dem Langnauer Markt seine Käse noch habe, der werde erst recht gekleimut. Könne man sie aber nicht verkaufen, so solle man sie behalten, bis die Kuh einen Batzen gelte. Man sieht, die Instruktionen waren fast so fein, als wären sie diplomatisch, d. h. man konnte sie nehmen wie man wollte, alles nach Verstand und Umständen. Voll Gedanken, aber nicht Buß-, son-

dern Käsgedanken, ging am selben Bettag-Abend jeder nach Hause. Es war überhaupt eine gedankenvolle Zeit, und im ganzen Käslande wurde sicherlich das ganze Jahr über nicht so viel gedacht und gesinnet, als in den Tagen zwischen dem Bettag und dem Langnauer Markte.

In ihren Stübchen hielten die Käshändler großen, aber geheimen Rath. Sie stehen aber, beiläufig gesagt, noch nicht auf einer hohen Stufe der Entwickelung und politischer Mündigkeit, ihre Sitzung war nicht nur nicht öffentlich, sondern sie haben noch gar nicht daran gedacht, sie öffentlich zu machen. Auf seinem Stühlchen sitzt der Herr und Meister und citirt seine Geister, die Thalgeister und die Berggeister, die Geister, die in den Tiefen krochen, und die, welche über die Höhen strichen. Sie kamen sämmtlich mit ihren Carneten, buchstabirten ihre Notizen und gaben sonst noch Bericht dem Herrn und Meister. In denselben stund aber gar nichts von Küherstöchtern, sondern blos von Käsen und welche Konkurrenten hier oder dort im Wege sein möchten.

Da ward ernstlich getagt von den Käsfreunden, und zwar fast im Finstern; man zeichnete die Mulchen, welche man vor allen haben wollte, berechnete ungefähr ihr Gewicht, bestimmte die Zahl der Centner, welche man ungefähr kaufen wollte. Begreiflich, auf einige Hundert Centner mehr oder weniger konnte man diese nicht feststellen, das hing davon ab, ob die Preise sich drücken ließen oder in die Höhe gingen. Und dieses hing wieder nicht ganz von den Käshändlern ab, auch wenn sie sich mehr oder weniger verständigt hatten, wie sie es zu großem Aerger der Käsbauern pflegen sollen. Indessen giebt es unter den Käshändlern Judasse so gut als unter den Weinhändlern. Bekannt ist der Witz eines der letztern, der erst ein sehr großes Quantum Wein schon vor der Weinlese zusammenkaufte, dann plötzlich den Wein eines kleinen Rebgutes einen Kreuzer theurer, und zwar mit Vorsorge für die größtmögliche Oeffentlichkeit und Verbreitung dieses kleinen Kaufes oder viel-

mehr deſſen hohen Preiſes. Plötzlich hieß es allenthalben: Der und der hat ſo theuer gekauft, der iſt ein Schlaukopf, weiß, was er macht. Augenblicklich kam Hitze in die Leute, die Preiſe gingen raſch in die Höhe, jeder wollte noch etwas haben, denn der Wein werde theuer. Warum? wußte niemand zu ſagen. Als er genug geſtiegen war, verkaufte der Schlaukopf alles, was er eingekauft, ſteckte einen ſehr ſchönen Profit, wahrſcheinlich die Ausſteuer einer Tochter, in die Taſche; ſatt und ſanft gingen die Preiſe wieder herunter, und ein freundliches Lächeln ſchwebte über ein Vierteljahr lang auf des Schlaukopfs Geſicht, als ob er wirklich nicht bloß alle Morgen und alle Abend im himmliſchen Vergnügen leſen thäte, ſondern es wirklich ſchon im Herzen empfinde. Nun, ſo arg treiben es die Käshändler nicht, ſchlagen jedenfalls nicht auf dieſe Weiſe los, d. h. ſo viel man weiß. Sie verkaufen das Meiſte außer Landes, und was ſie dort treiben, wer Gugger weiß das? Ganz ſicher des Preiſes ſind ſie alſo nicht, mußten daher auch auf Zufälligkeiten gefaßt ſein. Nachdem ſie die erſte Sorte erwogen, gehen ſie hinter die zweite, die dritte überlaſſen ſie mehr oder weniger dem Zufall, d. h. ſie ſagen, deren ſind genug, man nimmt daraus, was man am billigſten haben, die Gedinge nach Gutfinden beſtimmen kann. Seitdem der Käshandel die große Ausdehnung gewonnen hat, giebt es Käufer, welche wegen geringerem Abſatz nicht ſo große Käſe begehren, oder deren gröbere Gäſte auch mit gröberem Käſe vorlieb nehmen und ihn doch vortrefflich finden, daher für ſolche auch geſorgt werden muß, und zwar nicht ſo aus bloßer Gutmeinenheit und weil auch der liebe Gott ſeine milde Hand aufthut über alles Vieh, was da lebt, und jedem Speiſe giebt nach ſeiner Sorte, ſondern vielleicht iſt gerade hier der meiſte Profit.

Vierzehntes Kapitel.

Die große Käsbörse zu Langnau.

Sind alle Berichte abgelegt, die vereinzelten Notizen zusammengezogen, ist der ganze Schlachtplan entworfen und eingeprägt, dann stärkt man sich und ruhet, accurat wie vor einem großen Schlachttage der kundige Feldherr ruhet sammt seiner ganzen Armee, bis die Trompeten blasen, d. h. bis die Weiber den Männern mit den Ellbogen in die Seite fahren und sagen: Auf, Alter, auf! oder willst heute der Letzte in Langnau sein? Langnau und immer Langnau, was ist denn das Lahgnau? werden viele meiner Leser fragen. Ach, das Langnau, das ist ein gar allerliebstes Ding, kein Dorf, kein Flecken, keine Stadt, accurat wie Mädchen auch am allerliebsten sind, wenn man von ihnen nicht zu sagen weiß, sind sie noch Kinder oder Jungfrauen oder gar schon Weiber: Langnau ist ein Schooskind der Berge, auf denen die Emmenthaler Käse wachsen, ist daher der natürliche Käsehafen, in welchen die Produkte der Berge landen, daher billig auch die große Käsbörse oder Käsauktion hier abgehalten wird, wie Kaffee, Zucker u. s. w. aus Java und Batavia in Amsterdam oder Antwerpen verauktionirt oder verholländert werden. Thun, Erlenbach, Frutigen werden vielleicht gegen Langnau's Bedeutung Einsprache erheben und behaupten, es werde an ihren Märkten so viel Käs verkauft als in Langnau. Wir wollen nicht disputiren, daß Thun, Erlenbach und Frutigen nicht sehr berühmte Orte seien, aber das behaupten wir, daß keins derselben einen solchen Käsklang hat wie Langnau. Es ist auch natürlich: die Oberländer Käshändler sind rare Vögel im Emmenthal, die Emmenthaler dagegen sehr gekannt im Oberland.

Langnau, an der Mündung mehrerer Thäler, ist gleich-

sam das Schloß am größten Buche, am Entlibuch, ist der Hauptmarkt nicht bloß des Emmenthals, sondern auch des Länderbietes. Langnau ist eine bedeutende Pulsader, wo Blut zuströmt und nicht alles wieder wegströmt. Was ich des Tags mit der Leier verdien', das geht des Nachts wieder alles dahin, paßt nicht ganz auf Langnau. Erstlich ist nicht bekannt, daß die Langnauer viel mit der Leier verdienen, zweitens aber ist bekannt, daß sie nicht meinen, was sie des Tags verdienen, müsse des Nachts wieder alles dahin. Es heißt sogar von Langnau: in Langnau existire bis auf den heutigen Tag noch eine Polizei. Die Langnauer vom rechten Schlage sind ehrbare, anständige Leute, von ächtem Emmenthaler Blute, mit gutmüthigen Gesichtern und schlauen Köpfen, arbeitsam, einfach, ausdauernd, hassen den Schein und lieben das Wesen. Freilich ist's auch wie anderwärts, es artet zuweilen ein Sprosse aus und wird ein aufgeblasener Lümmel, und zwischen das ächte Holz drängt sich Gestrüppe. Die Langnauer sind nicht sogenannte Sommerherren, wie man sie anderwärts findet, überhaupt nicht sogenannte Herren, sondern Männer, welche Sommer und Winter zu leben haben, und nicht bloß für sich, sondern so Gott will auch für Kinder und Kindes-Kinder; leben auch nicht von einer Ersparnißkasse, sind kleine Leute und stellen große Herren vor, groß wie Türken und Heiducken oder Haidschnucken. Sie selbst treiben den Käshandel stark, und wirklich meistens mit eigenem Gelde.

Hier nun strömt es zusammen von den Bergen, aus den Thälern, accurat wie die Wasser in einen Bergsee, den Brienzersee z. B., wenn über den Bergen die Wolken brechen. Wie das am Tage vorher schon sich rührt und tummelt! Da merkt man, wie man steht am Vorabend wichtiger Ereignisse. Am Morgen brüllt das Vieh durcheinander wie in der Arche, wenn Noah sich verschlief und das Füttern vergaß: Kühe, Schafe, Schweine, Geflügel, welchen das Messer an der Gurgel sitzt; nur die armen Tauben werden schweigend abgethan. Im Blute

ſchwimmen Wirthe und Metzger, hacken und wurſten, daß ſie am Ende ſelbſt ausſehen als wie ungeheure zweicentnerige Blutwürſte. Die Bäcker handthieren im Mehl und heizen ihre Oefen, daß die Frau Loth abermal zu Salz geworden wäre, wenn ſie Langnau vom Berge herab geſehen hätte. Bäcker iſt ein uralter ariſtokratiſcher Beruf. Der erſte, welchen wir kennen, war Pharao's Hofbäcker und wurde gehängt. Wird ein Schalk geweſen ſein, und curios, etwas von Schalkhaftigkeit muß den Bäckern geblieben ſein. So ein Markttag iſt ein wahrer Erntetag für ſie, da brauchen ſie wenig Mehl und viel Brod. Aber nicht nur die Bäcker wiſſen das Glück beim Zipfel zu faſſen, die Wirthe ſind auch nicht dumm, ja ſie ſind noch feiner als die Bäcker: was die einen in heller Backſtube treiben, ſo bloß in einer weißen Mehlwolke, das treiben die Wirthe im Keller in purer lauterer Finſterniß. Darum kam es dem Mundſchenken Pharao's auch nicht aus, was er getrieben hatte, ſondern Pharao ließ ihn nicht nur geſund wieder laufen, ſondern nahm ihn wieder zu Gnaden an, ſetzte ihn wieder an's Faß. Wird ihm doch heimelig geweſen ſein, dem Mundſchenken, als er wieder am Faſſe ſaß. Die Wirthe ſitzen ebenfalls im Keller und machen Wein. Wer nicht aufgeklärt iſt und nicht im Fortſchritt, meint, unſer Herrgott mache eigentlich ſelbſt den Wein und derſelbe wachſe in den Weinbergen; aber jeder Seminariſt weiß jetzt, daß dies anders iſt. Was Gott macht, laſſen die Beſcheidenen dahingeſtellt. Darin aber ſind Beſcheidene und Unbeſcheidene einig, daß in den Weinbergen, ſprachlich genommen, nicht Wein wächst, ſondern bloß Trauben, und daß bis auf Wurſt den Sprachkünſtler die Welt in Finſterniß gelegen, accurat als wie in einem Kerker. Aus den Trauben wird Moſt gekeltert, Moſt kommt in Keller, im Keller macht ſich erſt der Wein ſelbſt, und aus dem einfachen Weine macht erſt der Wirth den zuſammengeſetzten Wein, den ſechs-, acht-, zehn-, zwölfbatzigen. Ja es ſoll Wirthe geben, welche, um zehn-

batzigen zu machen, gar keinen Wein brauchen, sondern ganz was Anderes.

Am Vorabend wichtiger Ereignisse sitzen also auch in Langnau die Wirthe im Keller und machen Wein, sechs-, acht-, zehnbatzigen, der zwölfbatzige ist gewöhnlich bereits gemacht und liegt behaglich in wohl und schlecht vermachten Flaschen. Es reuet die guggers Wirthe nur gar zu oft, mit neuen Zapfen die Flaschen zu vermachen, nehmen alte, graue, rothe, zerbröckelte, angebohrte dazu, wie sie ihnen in die Finger kommen. Werden glauben, der Wein sei an die Zapfen zu wagen, und sei in einer Flasche der Wein nicht gut, sei es bequem, dem Zapfen die Schuld zu geben. Nun, wenn sie auch nicht immer nach Witzens Rechenbuch fahren, namentlich beim acht- und zehnbatzigen, sondern sich verschießen, so ist Irren menschlich, und im Keller ist es finster. Zudem erfordert es eigentlich sowohl Staatsklugheit als Menschenliebe, daß man die Köpfe an Markttagen nicht zu sehr erhitze, denn man hat Beispiele von Exempeln, daß an solchen Tagen gern hitzige Fieber ausbrechen, was großes Blutvergießen zur Folge hat. Die neuhausische Staatsmoral oder Staatsraison scheint daher noch mehr dumm als verwerflich, eine wahre commis voyageur-Moral, die will bloß heiße Köpfe, aber kein Blut. Wenn sie recht tapfer eingeheizt, soll es kalt wieder ablaufen, ungefähr wie das Wasser in einer Flachsspinnerei. Da sind wirklich die Wirthe praktischer und selbst die dümmsten. Sie nehmen für eine Maaß Wein lieber zehn als nur sechs Batzen. Das ist begreiflich, aber sie haben doch nicht gern zerbrochene Gläser, Flaschen, Mobilien und andere Molesten, darum heizen sie so schwach als möglich ein, und ist das nicht vernünftig? Hat man einen vernünftigen Zweck, muß man doch auch die passendsten Mittel wählen, und warum Wasser sparen, was gar nichts kostet?

Während so der Wirth am Faße sitzt und Zehnbatzigen macht in aller Behaglichkeit, thut oben die Wirthin wild und

ſchlägt Paſteten mürbe, die Köchin rupft zornig Tauben und andere wilde Thiere, Mehl und Federn verfinſtern die Luft und Küchlidust ſchlingt ſich mitten durch, zart und weich, mild und fein; man weiß gar nicht, woher er kommt und wohin er geht.

Mit großem Gepolter werden die Krämerſtände aufgeſchlagen und in aller Stille unterſuchen Mädchen ihr Takelwerk, verſuchen die beſte Manier, ſich aufzudonnern ganz wie nagelneu, die Segel in den beſten Wind zu ſtellen. Wer nur zwei Hemden beſitzt, bat eins am Zaune hängen und ſieht fleißig nach dem Trocknen, es preſſirt ihm wegem Plätten. Schneider und Näherinnen ſtechen ſich die Augen wund und legen es abermal an den Tag, wie ſie gerade das Gegentheil vom lieben Gott ſind und nie halten, was ſie verſprechen. Vergeblich ſchlägt die Thurmuhr Stunde um Stunde, ſie erſchreckt die verhärteten Gewiſſen nicht, kühn ignoriren Schneider und Näherinnen die Zeit. Ueberhaupt iſt heute die Thurmuhr oder das Zeit, wie man ſagt, die fatalſte Perſon und ſpielt eine gar traurige Rolle. Viele hören gar nicht ſchlagen, wiſſen den ganzen Tag nicht, was es an der Zeit iſt, und die, welche es hören, ſeufzen: Schlägt es ſchon wieder, das donners Zeit ſchlägt ja den ganzen Tag!

Gegen Abend rückt es an, aber nicht wie die Emme, plötzlich, auf einmal, mit allgewaltigem Donnergetoſe, ſondern unmerklich, vereinzelt. Am Stock kommt ein Schwammfraueli daher, ein Krämer zieht mit Kiſten ein, Schweine trippeln heran mit Hund und Händler, raſch ſprengt neben dem Schweinehändler vorbei der Käſehändler, daß es den Schweinen wird, wären ſie doch nur Gänſe mit Fecken, daß ſie fliegen könnten weit von den Wegen weg, durch welche die großen Herren ſprengen. Es iſt nicht unbequem, die erſten der Heranrückenden zu ſein, es iſt ganz umgekehrt wie bei einer Armee, wo die Erſten ſehr oft nicht lebendig davonkommen. Die erſten Schweinehändler, Käs- und andere Händler empfangen die Erſtlinge der für dieſe Tage zubereiteten Höflichkeiten. Der

Stallknecht macht sein Kompliment, die Kellnerin nicht weniger, ja oft erscheint selbst noch die Wirthin, streicht sich eine halbe Pastete von den Händen und bewillkommt den ersten Gast, als wäre er der erste Storch im Frühling. Die Kellnerin trägt dem Herrn das Gepäck in's Zimmer, der Stallknecht thut noch ganz sanft mit dem Roß, führt es an den besten Platz, öffnet dem Schweinehändler ganz traulich als wie einem Dutzbruder einen Stall für seine Thiere. Hast aber schöne, Toni, sagt er, es mag dich beim Hagel aber keiner!

Nach und nach wird es lebendiger, die Chaisen rasseln häufiger, die Sorten der Händler werden mannigfaltiger, die Komplimente von Stallknecht und Kellnerin kürzer, schon hört man hie und da den Stallknecht sagen: Wirst beim — — wohl warten, bis ich komme! Und Stüdi, die Kellnerin, der man von allen Seiten zuschreit: Geschwind, mach' doch, es ist aber Einer da! schnellt: Meinethalb zehne, die werden nicht v'rgitzeln, ehe ich komme! Durch Alle hindurch und in Allem herum drängen sich die Juden, nicht bloß kenntlich an Kinn und Nase, Knie und Ferse, sondern besonders durch ihre freche Zudringlichkeit und unverschämte Unabtreiblichkeit. Es erscheinen auch Gestalten, die man nicht recht einzutheilen weiß in die verschiedenen Klassen. Sie erscheinen langsam unter den Thüren der Gaststuben, sehen sich erst bedächtig um, ehe sie sich einen Platz wählen, gehen auch wieder weiter, ohne sich zu setzen. Das sind die Glücksritter, welche auf einen guten Schick ausgehen, nach dummen Leuten fischen, welche sie im Karten- oder Kegelspiel oder sonst auf irgend eine Weise übertölpeln und ausziehen könnten. Solche Leute finden sich auf jedem Markte und machen immer Beute, denn es giebt immer dumme Leute. Begreiflich sind daran die Pfaffen schuld, selbst an den dummen Leuten, welche haufenweise an jedem Markte Maulaffen feil halten und kenntlich sind so gut als die Juden, aber nicht an Kinn und Knie, sondern an Stock, Regenschirm und Säcklein. So ein recht besuchtes Wirthshaus gleicht

einem Bienenstock, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht bloß die ganze Nacht furrt und brummt, sondern daß es fast die ganze Nacht durch, wenn auch nicht aus-, so doch eingeht. Da ist immer etwas, das kommt, das sich entweder verspätet hat oder früh da sein wollte und in seiner Angst noch viel zu früh da ist.

Wie vor einem eigentlichen Schlachttage das Schlachtfeld und die Stellung der Armeen vielfach rekognoscirt wird, so wird auch an diesem Vorabende viel gekundschaftet, das Terrain sondirt, um denen, welche am Morgen nachkommen, sichern Bericht geben zu können über unvorhergesehene Stellungen. Begreiflich geschieht das Kundschaften in aller Stille, unter der Hand, so daß darüber sich nichts weiter berichten läßt, als daß man in der That zu solchem Kundschaften nicht die Dümmsten nimmt, denn es kostet an solchen Tagen das über den Löffel-barbirt-werden schwees Geld.

Je näher der Morgen rückt, desto lauter schwellt der Lärm: da wird das Hornvieh übermächtig; in Schaaren und vereinzelt rückt es an, je ein Kühlein von einem Bauern am Stricke gezogen auf Leib und Leben. Da hüpfen höpperlend die Ziegen an, traben die Schafe sanftmüthig nach, kommen die Ankenweiber gezogen, Weiber, Mädchen mit Körben, alles feilhaltend, was sie haben, klappernd und Gott und Nächsten verhandelnd, bis junge wilde Rosse wiehernd und schlagend sie auseinanderjagen, aber nicht entrinnend den Wirkungen muthwilliger Hufen, welche erbarmenslos den Koth jagen in alte und junge Gesichter, auf ganz und halbweiße Hemden. Mitten durch Alles, durch Dick und durch Dünn, kommen die Küher mit langen Stecken und kurzen Pfeifchen trotzig und gewaltig, jeden Augenblick zu einem Schwunge z'weg, und spritzen unten ein unbarmherzig, wie die Pferde nach oben. Aber hinter Allen her da kommt es schwer und mächtig und in gewaltigen Zügen. Es ist die schwere Cavallerie, die Cüraſſiere und Dragoner: es sind die dicken alten Käsehändler und die noch dicke-

ren Bauern, in ſchweren Händen die Leitſeile ſchüttelnd über die breiten Rücken ihrer ſchweren Pferde. Viele haben bedeckte Fuhrwerke, viele fahren auf Berner Wägelchen. Zur Noth hatten zwei Platz auf einem Sitze, man konnte ſicher ſein, daß weder Sonne noch Mond zwiſchen durch ſchien. Aber oft ſtanden noch ein oder zwei Dünnere hintenauf und ließen ihre Beinchen ſchütteln, daß ſie gar nicht mehr bei ſich ſelbſten waren, wenn ſie einmal auf den Boden wollten. Schwerfällig rückte dieſe Cavallerie vor und immer ſchwerfälliger, je näher ſie Langnau kam. Immer voller von Menſchen und Vieh wurden die Straßen, Alles hing aneinander wie Froſchlaich, und je dichter es ward, deſto dünner ſchien der Verſtand zu werden bei Menſchen und Vieh. Rinder ſtanden quer über den Weg und wichen kaum, wenn ſie eine Deichſel traf; Menſchen marſchirten in Mitte der Straße mit einem langen Stock unter dem Arme und wichen nicht aus, wenn Pferde mit der Naſe ihnen den Stock zwiſchen den Armen durch ſtießen, wichen nicht, bis ſie fürchteten, ſie möchten ihnen die Naſen in die weiten Rocktaſchen ſtoßen und dieſe erleſen. Je näher, deſto unmöglicher ſcheint es, daß Menſchen und Vieh an ihr Ziel kommen. Es ſtaucht ſich immer mehr, das Einzelne ſcheint in ein Ganzes ſich zu verwerchen, das Ganze zu einem Knäuel ſich zu ballen. Ja es kommt Einem faſt vor, als wäre der ganze Langnauer Boden ſelbſt ein ungeheures Käskeſſi, das ſich fülle von den zuſtrömenden Maſſen wie ein Keſſi aus den von allen Seiten herbeigetragenen Bränten; und ſeien dann alle ausgeleert und das Einzelne mit dem Ganzen zuſammengefloſſen und darin aufgegangen, ſo komme der große Senn, drehe den Keſſel über's Feuer, ſchütte den Sauerteig aus und zerhacke die Maſſe, rühre ſie wieder um und um, zerdrücke die Knollen, erleichtere das Binden des Gleichartigen, das Scheiden des Andern, rühre mit gewaltigem Arme bis die Maſſe weich ſei und matt nach Setzen ſich ſehne. Dann nehme der große Senn ſein großes Netz und mit ge-

waltigen Armen faſſe er den guten Teig, ziehe ihn heraus, lege ihn unter die Preſſe und den Reſt gieße er aus, da niemand mehr zum Faſſen übrig iſt, kaum jemand wäre, der dieſe Käsmilch trinken möchte. Und was müßte das für ein Käs ſein, und welche Kuſt müßte er haben, gemacht aus allem, was am Langnauer Markt der ganze Langnauer Boden trägt und in ſich faßt, alles wohl gerührt und gerüttelt, gewärmt und gegohren! Einſtweilen nun hat unſer Herrgott den Langnauer Boden nicht zu einem Käskeſſi gemacht, ſeinen großen Senn nicht geſandt, daß er einen Käs mache aus dem Langnauer Markte, wird kein Gelüſten haben nach dem Käs, noch viel weniger nach der Käsmilch, welche es geben würde.

Bekanntlich überwindet man mit Geduld am Ende Sauerkraut, ſo kommt mit Sanftmuth ſelbſt an einem Langnauer Markte Mann und Vieh an ſeinen Ort. Was die Käshändler ſind, die werden zumeiſt alsbald unſichtbar. Es iſt, als ob ſie in Geiſter verwandelt worden für einſtweilen, in luftige Weſen, dem Auge der Sterblichen, vor allen dem der dicken Bauern, entrückt. Nach der Sage ſollen Kellnerinnen, wahrſcheinlich auch Kellner (wenn nämlich deren in Langnau wären), die Gabe des Geiſterſehens beſitzen an ſolchen Tagen. Wie es draußen auf dem Viehmarkt geht, was in den Küchelſtüblene vorgeht, wie es handelt mit den Ziegen und wie die Schweine ziehen, das kümmert uns nicht, wir wollen diesmal bei der Hauptſache bleiben. Wirklich, wie die Maſſe im Käskeſſi, ſondern ſich größere Knollen und einzelne Fetzen, ſtehen hier und dort, machen bedenkliche Geſichter und werweiſen, wollen ſie rechts oder links oder ſonſt wohin. Die einzelnen Fetzen ſtellen die Küher vor, wo jeder für ſich ſelbſten ſteht, ein bedauernswürdiges Geſchlecht, ſie ſtellen ſo gleichſam den herabgekommenen Adel vor, an welchem männiglich die Schuhe abwiſcht. Ja, wenn ſo ein alter Küher fünfundzwanzig bis dreißig Jahre zurückdenkt und ſeine damalige Lage mit der gegenwärtigen vergleicht, laufen ihm die Augen über, daß er die

Schuhe voll bekommt. Damals hatten ſie die Welt, d. h. die Käſe in ihrer Hand, ſie hatten dieſelben, und wer kaufen wollte, mußte ſie von ihnen kaufen. Ja, wenn ſo ein Küher von einer ſchönen Alp an den Langnauer Markt kam, dann ſteckte er ſeinen Stecken unter ſein Sitzleder quer durch die Straße, und ſaß darauf als wie ein König auf ſeinem Throne, und wehe dem, der an den Stock geſtoßen, er hätte vielleicht mit weniger Gefahr an einem Throne gerüttelt. Ein ſolcher Küherfürſt wollte nicht bloß ſeinen Käs verkaufen, ſondern auch Heu für den Winter kaufen. Da ließ er gern von den Bauern ſich ſuchen, als wäre es eine Gnade, wenn er ſie würdigte, ihnen um faſt nichts das Heu zu füttern und Stroh zu ſtehlen. Da hieß es wohl: Nicht wahr, wenn wir kommen, dein Heu zu Miſt machen und dir etwas ſingen dazu, ſo biſt du zufrieden, was willſt du mehr? Jetzt aber iſt's anders. Da drücken ſie erſt die Händler, denn ſie wiſſen, ein Küher kann den Käs ſchwerlich den Winter über behalten. Die meiſten müſſen im November zinſen, vorräthiges Geld iſt bei den wenigſten und noch weniger Platz für den Käs. Und kein Bauer läuft ihnen nach wegen dem Heu, ſie können den Bauer ſuchen, müſſen hören, wie einer nach dem andern ihnen abſagt, ſie nicht mehr mag, müſſen an eine Zeit denken, wo ſie den Winter über gar niemand mehr will, wo ſie ihr ganzes Sennthum, um es zu überwintern, entweder in den Rauch hängen oder es einſalzen müſſen. Dieſelben Bauern, bei welchen ſie ſonſt als wie von Gottes Gnaden eingezogen, ſahen ſie jetzt breit und dick und wie ſie mit ſouveräner Verachtung an ihnen vorübergehen, ſchwer und ſtattlich, gleichſam ſo wie Fabrikherren und Banquiers neben herabgekommenen Edelleuten. Fabrikherren waren allerdings die Bauern ähnlich, führten gemeinſame Geſchäfte, hatten Geld, hatten Stolz, verachteten was nicht Geld hatte wie ſie und ließen dieſe Verachtung auch fühlen ohne Hehl, ſie brauchten die Küher nicht

mehr, um ihr Heu zu Miſt machen zu laſſen, das konnten ſie jetzt ſelbſt.

Leben war noch nicht in dieſen Knollen und Flocken, ſondern ein ſichtliches Harren, Warten, theils mit Ungeduld, theils mit Ergebung. Wenn man näher hinzutrat, ſo hörte man wohl: Es kann noch niemand vor, ſie laſſen niemanden ein, nämlich die Käsfürſten. Was reden die wohl ab, was treiben ſie, es iſt ein verfluchter Zwang, daß man nicht Zeit zum Märten hat. Sie meinen, ſie könnten es uns machen wie den Kühen: milcht man die nicht zu rechter Zeit, ſo läuft ihnen die Milch von ſelbſt aus und man braucht ſie nicht anzuziehen. Die Käſeherren waren noch unſichtbar, man mochte hier fragen, dort fragen, allenthalben hieß es: ſie ſeien da, aber allein im Zimmer und ließen niemanden ein. Fremde Handelshäuſer hatten nämlich in den verſchiedenen Wirthshäuſern ihre eigenen Zimmer, darin ſaßen die Glieder des Hauſes, und was ſie da trieben, war geheim, der Gugger kam nicht darüber: ob ſie bloß die Verkäufer reifen laſſen wollten, ob ſie ihre Bilanzen zogen und Notizen ordneten, oder ob ſie hexeten oder ſich wahrſagen ließen, ob ſie Glück hätten, darüber ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung. Es ließen ſich welche gar nicht ausreden, es ginge da was Sonderbares vor, alles gehe nicht mit rechten Dingen zu, und wenn man ſich auch nicht die Karten ſchlagen laſſe, ſo ſuche man doch im Glaſe nach dem rechten Grunde, habe einen eigenen Geiſt in einer Flaſche, den man zu Rathe ziehe. Andere meinen, ſie ließen ſich wirklich wahrſagen, aber nicht erſt in Langnau, ſondern früher.

Mitten durch das **hauende Gedränge drängten ſich ſieben** dickere und dünnere Männer, ähnlich dem Siebengeſtirne am hohen Himmel, mit dem Unterſchiede nur, daß das Siebengeſtirn anſtändiger und gemeſſener ſich bewegt. Dagegen wie im Siebengeſtirne der größte Stern die Centralſonne iſt, um welche das ganze Weltall ſich drehen ſoll, ſo war in der

Männergruppe auch einer der größte und dickſte, das war der Ammann von der Vehfreude, und um ihn bewegte ſich, wenn auch nicht das ganze Weltall, ſo doch die ganze Vehfreude. Sie waren zum erſten Male auf der großen Käsauktion, ſie wußten noch nicht, daß man mit Eilen nichts zwinge. Von weitem ſah man ihnen die Unkunde mit den herrſchenden Sitten an; ſie meinten, wer zuerſt ſei, der käme ſeiner Waare am beſten ab, und das Zuerſtſein hänge von ihnen ab. Sie hatten ſich natürlich die Namen der Händler, welche ihre Käſe beſehen, gemerkt, fragten nun im Wirthshauſe, in welchem ſie abſtiegen, nach denſelben. Zwei ſeien hier, hieß es, dieſe dort, jene an einem andern Orte, vernahmen ſie. Das treffe ſich gut, meinten ſie, denn grade die, welche ihnen am beſten gefallen, daher auf ſie die meiſte Hoffnung ſetzten, ſeien hier. Zeig', wo ſi ſy, m'r wei grad zu ne, ſagte der Ammann zu der Kellnerin. Sie laſſen noch niemanden vor, gab das Mädchen zur Antwort, welches ſeine Pflicht ſo gut kannte wie ein Hofmarſchall beim Lever von Königen und Königinnen. Sag' du nur, die Ausgeſchoſſenen aus der Vehfreude ſeien da und der Ammann dabei, ſie preſſirten, ſagte der Ammann zum ſchnippiſchen Stubenmädchen. Das Ding kam endlich wieder und ſagte: Sie haben noch nicht Zeit, wäre ihnen leid, daß ſie nicht warten könnten, wollten ſie aber nicht verſäumen. So, das ſind Hochmüthige, wo iſt dieſer? hieß es. Oben, ſagte die Kellnerin. Zeig' das Zimmer, hieß es, wollen gleich ſelbſt gehen und ſehen, was hier Trumpf geſpielt wird, werden doch nicht Landvögte ſein, bei denen man ſich anmelden laſſen muß? Die Kellnerin ſagte, ſie wolle ihnen das Zimmer ſchon zeigen, werde ihnen aber nicht viel helfen, und hüpfte voran, ſie hintenher, tapfer die ſchweren Schuhe und handlichen Stöcke durch's ganze Haus zu Boden ſtellend, daß männiglich hätte glauben ſollen, es rücke der Landſturm aus Ungarn an, mit dem Koſſuth an der Spitze. Dort ſind ſie im Drü, ſagte das Mädchen und machte ſich weiter. Sie rückten mit ſchwerem

Schritte gegen die Thüre zu und war ihnen etwas bang; denn das Geheimnißvolle macht immer Eindruck, am meisten aber auf die, welche voll Aberglaubens sind. Die Schritte wurden immer kürzer und leiser, je näher sie dem verhängnißvollen Drü kamen. Denk', z'erst doppeln, sagte der Ammann und klopfte mit dem Mittelfinger an die Thüre, zog ihn rasch zurück und spannte die Ohren auf die Antwort drinnen. Aber drinnen blieb es stille. Es solle Einer noch einmal doppeln, sagte der Ammann, aber niemand hatte recht Lust. He, das wird doch wohl nicht zum Tödten gehen, sagte endlich Einer und klopfte mit dem Stocke. Aber still wie zuvor blieb es drinnen, wie lange sie auch lauschten mit verhaltenem Athem. Sy m'r lätz, es soll doch Einer probire, ob es b'schlossen ist oder nicht? fragte Einer. Seh du, Ammann, du bist der Präsident! muthete man diesem zu. He, sagte derselbe endlich, das wird doch wohl nicht Magdeburg kosten, und drückte an der Thürfalle, aber die Thüre wollte nicht aufgehen, sie war gut verschlossen. Wir werden lätz sy, hieß es, und sie rückten vor zu einer andern Thüre. Nun waren aber an diesem Tage nicht bloß Käshändler, Schweine- und Schafhändler in Langnau, sondern die Reisenden von andern Häusern, welche in Leinwand, Baumwolle, in Kaffee und in Zucker machten. Diese hatten da Krämern und Krämerinnen Stelldichein gegeben und machten da Geschäfte in den beliebtesten Artikeln. Man kann sich denken, was das für Aerger gab, wenn mitten im besten Geschäfte das Siebengestirn aus der Vehfreude vor ihrem Zimmer aufmarschirte mit Schritten trotz der alten Garde, und was es dann für Worte gab, wenn sie in's unverschlossene Zimmer unversehens brachen.

Das sei ihm ein Donnerwerk, sagte endlich der Ammann, er hülfe fort, sie schaffeten da doch nichts. Da stürmten sie denn hinaus in's Weite, voll Angst und Ahnung sonder Rast, es schien sie was zu plagen, als hätten sie jemanden erschlagen, wie es dem Ritter Karl von Eichenhorst erging, als er

zu seinem Knappen sagte: Sattle mir mein Dänenroß, daß ich mir Ruh' erreite, es wird mir hier zu eng im Schloß, ich will und muß in's Weite. — Sie stürmten so unwirsch durch die erstarrten Wogen, klopften so ungestüm mit ihren langen Stecken bald hier, bald dort, und half ihnen alles nichts. Nirgends wurden sie empfangen, nirgends vorgelassen, es kam ihnen vor, als seien sie verhexet, verkauft, verrathen, in einem verfluchten Narrenwerk, wie ein Eichhörnchen in der Trülle. Aus einem Wirthshause wieder abgewiesen, trappeten sie fort und wußten nicht, wohin, geriethen in eine Menge Küherstöcke, auf denen die einen saßen, andern zwischen den Armen staken, accurat wie ein Regiment Ulanen oder Lanciers, und standen endlich gezwungen still, um nicht eine dieser Küherlanzen in's Gesicht zu kriegen.

Da kam aus einem Hause, und eben nicht aus dem schönsten, ein Kleeblatt, stolperte fast über die hohe, altväterische Schwelle, welche sie vor Freude kaum sahen. Einer in selbem war kein Bauer; man sah ihm an, daß er ein Herr war, kein halber wie Eglihannes, ein Aristokrat also. Vor dem Hause saßen Zwei. Einer hatte offenbar etwas Küherhaftes in Kutte, Hut und Pfeife, der andere etwas Patrizisches sowohl im Gesicht als an den Handschuhen, obgleich an seinen Hosen nicht überflüssiges Tuch war; sie waren wohl kurz und ziemlich eng, um's Knie gab es daher einen Buckel. Der eine Herr und der andere kannten sich offenbar. Der mit den kurzen Hosen fuhr auf und fragte: Habt ihr verkauft? Ja, sagte der erstere. Wie theuer? fragte der mit den engen Hosen. Darf's nicht sagen, es ist verboten, antwortete der andere und zog mit dem übrigen Kleeblatt hellauf weiter, wahrscheinlich an's Ordinäri oder vorläufig hinter eine gute Flasche. Das waren den Vehfreudigern Worte wie Kanonenschüsse, welche das Zeichen zum Wettrennen zu geben pflegen. Also es ist los, dachten sie, die Herren ließen vor und so brachen sie mit Macht durch die Stecken. Aber auch diese waren in Bewegung

gekommen, drängten ſich den verſchiedenen Häuſern zu, in welchen die Händler ſaßen, während andere herauskamen, bald mit hellen Geſichtern, bald mit verlegenen, bedenklichen, hier oder dort neben aus trappeten, Rath hielten, verweiſeten, zurückkehrten, weiter gingen, ſtill ſtanden und doch wieder gingen. Einige redeten leiſe, Andere ſchimpften laut und weiblich über alle die Käshändler: Ariſtokraten und Jeſuiten kauften ſie die Käſe ab und noch dazu zu den beſten Preiſen, während ſie die Freiſinnigſten und Vaterlandsfreunde z'leerem abfertigten. Daraus könnte man am beſten abnehmen, was ſie ſelbſten ſeien, ſie möchten dann daneben brüllen wie ſie wollten. Unſerm Siebengeſtirn ging nun der Stern der Hoffnung auch auf, ſie ſuchten vorzukommen; wenn ſie einmal drinn wären, ſo fehlt's nicht, dachten ſie. Aber das Vorkommen, das war ſchwer. Es waren immer Andere vor ihnen, ſie wußten nicht, wie es kam. Sie dachten manchmal daran, es wäre doch vielleicht gut, wenn ſie den Eglihannes bei ſich hätten, der kenne den Vichlupf wie keiner. Wenn ſie ſich auch dicht vor's Loch ſtellten, um, wenn ſo eine der geheimnißvollen Thüren aufging, gleich bei der Hand zu ſein, ſo ſtand ein Anderer hinter ihnen, ſein Name wurde gerufen, er raſch durch ſie durch, und ehe ſie nur ſagen konnten, ſie und der Ammann in der Vehfreude ſeien auch da, war die Thüre wieder zu. Sie waren wie verrathen und verkauft und wußten nichts mehr zu ſagen, als ſie ſeien verrathen und verkauft, böſe Leute hätten es ihnen verbunden. Er hätte es doch gedacht, ſagte der Ammann. Am Morgen, als er vom Hauſe gekommen, ſei ihm lauter Weibervolk begegnet, und das ſei vom Tüfel nüt nutz.

Endlich einmal hieß es: So kommt herein! Da war's ihnen, als ginge der Himmel auf durch Petri's Gnade. Mit bedächtigem Schritte, faſt wie der Löwe in den Zwinger, traten ſie ein, ſahen ſich um nach Stühlen oder Bänken, um abzuſitzen, und mit den Händen griffen ſie nach den Pfeifen, um ſie in Behaglichkeit zu ſtoſen und dann das Märten anzufan-

gen. Sie glaubten, das gehe ungefähr wie an einer Käsgemeinde, wo man gemüthlich von einem zum andern rutscht, zuweilen von der Sache spricht und am Ende glücklich ist, wenn man den Abend kurzweilig verbraucht hat und den Weibern was Neues heimkramen kann. So eine tapfere Verleumdung ist vielen Weibern viel lieber als der größte Lebkuchen, ja selbst als ein hoffährtiges Fürtuch. Aber da ging's anders zu: Stühle waren nicht da in gehöriger Anzahl, und die Herren hatten gar kurze Manieren, schnitten allem Getätsche unbarmherzig den Faden ab. Als der Ammann auf die Frage: an welchen Preis sie dächten, antwortete: sie dächten an den höchsten und hätten von siebenzehn Kronen gehört, bemerkte Einer, sie hielten ihnen das nicht für ungut, aber sie hätten andere Gedanken. Um mehr als zwölf Kronen freute sie ihr Mulch nicht. Da fingen die Sieben alle an zu brummen, aber der Amman faßte zuerst das Wort und sagte: Das wird verirt sein, wo fehlt es denn unsern Käsen? Wir wollen die Käse nicht ausführen und schlecht machen, antwortete der Händler, sie sind uns ganz recht, aber wir begehren sie nicht, wir haben schon so viel gekauft, das sie uns des Nachts über das Deckbett hinaufkommen. Es sind mehr überflüssige Mulche als an einer Aetigen-Kilbi Meitschi. Die Sieben wollten zu märten anfangen. Einer stellte den Stock unter, ein Anderer lehnte sich an die Wand, kurz, jeder faßte Posto, wie er glaubte, daß er es am behaglichsten aushalten könne. Da sagte der Händler: Ihr habt gehört, zwölf Kronen und lieber nit; z'märten ist da nichts. Geht und redet mit einander! Wellt ihr sie geben, so kommt wieder, wo nicht, so habt nicht Mühe. Jakob, mach' auf und rufe z'Simeliberger!

Damit war die Audienz beschlossen, die Herren hatten gar keine Ohren mehr, die Sieben mußten wieder 'raus, machten dabei sicher noch viel flämischere Gesichter als die Tante Dorothee, von der es heißt: Unsere Täute Dorothee mit ihren langen Füßen, ist sieben Jahr im Himmel gsy, het wieder abe

müſſen. Da ſtanden ſie wieder draußen, und nun, wo wieder hinein? Schon war die Sonne über die Mittagslinie; ſie hatten keinen Witz, hätten ſie Witz gehabt, ſie hätten es gemacht wie die Ausgeſchoſſenen einer andern Käsgeſellſchaft, welchen es ähnlich ging. Die dachten, es müßte doch den Teufel thun, wenn die da drinnen in den Heiligthümern nicht auch Menſchen wären, mit menſchlichen Schwachheiten und Bedürfniſſen behaftet! Sie poſtirten ſich dem alſo auf einer Laube, welche zu dem heimlichen Gemache, wohin Papſt und Kaiſer zu Fuße gehen, führte, und harrten dort. Das fiel nicht auf, denn in allen Ecken ſah man am ſelben Tage ſolche lebendige Geſtändniſſe. Ungehindert ließen ſie die bloßen Käsjunker paſſiren, ihr Fang ſollte beſſer ſein. Sie mußten lange warten, denn ſo ein alter Held bringt viel in ſich und viel über ſich. Indeſſen Noth bricht am Ende doch Eiſen, altes und junges, und endlich erſchien auch einer der wahrhaftigen Käsfürſten, haſtig wandelnd in den Fußſtapfen von Kaiſer und Papſt. Aber wie er auf die Laube kam, umringte ihn der harrende Clubb, klaubte ihn ein von hinten, von vornen, von beiden Seiten, ſtellten ihn wie die Hunde einen Eber und ſprachen: Und jetzt, was willſt, und wie willſt? Da kam auch ein Fürſt in Nöthen und in welche! Da war freier Boden, er konnte ihnen nicht das Loch zeigen, welches der Zimmermann gemacht, konnte ſie nicht heißen zum Teufel gehen, er mußte pariren, Stand halten und endlich in den höchſten Nöthen ein Mulch kaufen, nur um aus dem Clubb zu kommen — es war aber auch die höchſte Zeit. Solchen Witz hatten unſere Freunde aus der Vehfreude nicht. Uebrigens hätte er ihnen auch nichts geholfen, denn ſeit jener Zeit ſollen die Herren vorſichtiger geworden ſein, es erſtlich nicht mehr ſo auf den Nothknopf ankommen und zweitens ſorgfältig unterſuchen laſſen, ob die Bahn frei oder verſtellt ſei.

Die Vehfreudiger hielten in einer Ecke Rath. Von zwölf

Kronen könne nicht die Rede sein, darüber waren sie einmüthig; sie dürften ja nicht heim und müßten sich schämen ihr Lebtag, daß sie den niedrigsten Preis genommen. Die einen aber meinten, sie wollten absetzen, heimfahren, vorbringen und das Weitere gewärtigen; andere aber sagten, nicht nachlassen gewinne, sie hülfen noch einmal hintenfür, es sei noch alle Zeit dazu. Die Leute seien etwas verlaufen, viele säßen am Essen und die Herren wüßten jetzt am besten, ob sie noch kaufen wollten oder nicht. Diese Meinung erhielt das Mehr, sie gingen weiter, der Ammann aber sehr ungern. Auf dem Wege trafen sie auf einen doppelten Menschenschlag. Die einen, fröhlich und hellauf, mit stolzem, kühnen Nacken, drangen gegen ein Wirthshaus vor, das waren die, welche ihre Käse verkauft hatten, und wie sie meinten, gut. Zwischen ihnen gingen oder standen andere mit ernsten, bedenklichen Geberden, redeten hin, redeten her oder standen schweigend da, wie Krähen am Morgen auf einem Acker, wenn es Abends donnern will. Wenn sie sich in Bewegung setzten, geschah es langsam, als wenn sie Blei in den Beinen hätten, und mit gesenkten Kopfen, eben auch wie jene Krähen auf dem Acker, das waren die, welche die Käse noch nicht verkauft hatten. Am auffallendsten geberdeten sich die Küher, die altadeligen. Die glücklichen standen mitten in der Straße, den langen Stock in's Sitzleder gestellt, und ließen die Leute schön um sich herumlaufen, oder hatten ihn unter dem Arme und fuhren mit der schmutzigen Spitze den Leuten in den Gesichtern herum. Die unglücklichen standen bei Seite gegen die Zäune hin, hatten den Stecken vor sich gestellt, das Kinn darauf gelegt und dachten betrübt über die betrübten Zeiten nach, über den betrübten Unterschied zwischen ehemals und jetzt. Auf dem Wege vernahmen die Sieben von Bekannten, die Preise gingen nicht so hoch als man gedacht, die Käsherren drückten, wer fünfzehn Kronen löse, könne so ziemlich zufrieden sein. Es seien freilich einige auf sechszehn Kronen gegangen, aber nur die rarsten, und viele

ſeien nicht verkauft. Das war tröſtlich und nicht tröſtlich. Nicht tröſtlich in Beziehung auf den Verkauf, tröſtlich, weil ſie nicht allein im Pech waren, ſondern es andern auch ſo erging, und ſie zu Hauſe eine beſtimmte Rechtfertigung hatten, daß ihr Schickſal nicht durch ihre Ungeſchicklichkeit herbeigeführt worden. Sie trappeten hin, ſie trappeten her, aber nicht glücklicher, entweder wurden ſie nicht vorgelaſſen oder hörten, ſie ſollten von zwölf Kronen reden, ſo wolle man ſich bedenken. Es war, als ob alle ſich verabredet und gegen ſie verſchworen. Auch war es augenſcheinlich, daß ſie den Kauf für beendet betrachteten für heute. Jeder hatte das Beſte, was er wollte, das Uebrige dachte man um ſo wohlfeiler zu kaufen, je länger man die Leute in der Beize ließ. Sie wußten, daß, wie zäh ein Bauer auch ſcheint, er doch in dieſer Käsbeize ſehr bald mürbe wird, um den Käs los zu werden. Als ſie wiederum abgefertigt auf der Gaſſe ſtanden und ernſtlich an's Abſetzen dachten, rieth ihnen Einer, ſie ſollten noch probiren bei einem Hauſe, welches heute zum erſten Male Geſchäfte mache; dieſes ſei vielleicht noch froh, zu kaufen. Aus Furcht, zu hoch zu kaufen, ſei es anfangs zu knauſerig geweſen, jetzt wäre es vielleicht froh, hinterher noch etwas zu erhalten, ſchienen übrigens nicht allzu viel von der Sache zu verſtehen, drehten die Käſe gar lange herum und wüßten am Ende doch nicht recht, wo es fehle. Probiren werde erlaubt ſein, erkannten ſie und gingen. Da war kein Geſtänd vor der Thüre, ſie wurden auf das erſte Klopfen vorgelaſſen. Die Herren waren freundlich, faſt wie verlegen, bedauerten ſehr, den Käs nicht geſehen zu haben, ſonſt würde es ſie freuen, mit ihnen zu handeln; ſie hätten zwar ſchon ſehr viel gekauft, indeſſen auf ein Mulch mehr oder weniger käme es ihnen nicht an. Es ſei ihnen hauptſächlich darum, in die Geſchäfte zu kommen, mit den Leuten anzubinden. Sie wüßten wohl, wer einmal mit ihnen handle, begehre mit den Andern nichts mehr zu thun zu habe. Sie ſein loyal, preßten den Leuten nicht das Blutunter denn

Nägeln hervor, ein Wort sei ein Wort und das Geld auf der Hand. Die Herren waren recht gesprächig und nicht halb so kurz angebunden wie die andern, redeten sogar von Sitzen, was nun aber ihrerseits die Behfreudiger nicht begehrten, sie redeten von Pressiren. Es ward abgeredet, daß die Herren die nächsten Tage kommen sollten, den Käs zu besehen. Wenn es leicht zu machen sei, so gäbe es einen Handel, sagten sie, denn es sei ihnen wegen der Zukunft. Bei ihren großen Verbindungen seien ihnen große Mulchen die anständigsten. Es sei eigentlich bisher nur gestümpelt worden; kämen Leute hinter die Sache, welche es verstünden, bekannt in der Welt seien, könnten sie einen ganz andern Schwung in diesen Handel bringen. Bei den heutigen Transportmitteln lägen ja das große Rußland und das noch größere Amerika so gleichsam vor der Hausthüre, und wenn es einmal mit China recht angehe, so sei es möglich, daß man Käs an Thee tauschen könne, Pfund um Pfund, oder an Seide. Man solle denken, was das mache! Sobald sie die Sache recht im G'reis hätten, gedächten sie die Verbindungen zu eröffnen, sie seien überzeugt, so wie sie die Chinesen kennten, daß sie, wenn sie 'mal wüßten, was Schweizerkäs sei, sie nichts Anderes mehr würden essen wollen. Da könne man zusehen, wie man denen genug Käse z'wegbringe.

Die Behfreudiger vergaßen fast das Pressiren ob diesen Aussichten, rissen sich mit Gewalt los, nachdem sie gesagt, in welchem Wirthshause sie eingestellt; angeglüht von Weltgedanken schritten sie demselben zu. Das seien noch rechte Herren, sagte sie, andere als die Hochbeinigen, die daherkämen wie die Giraffen, thäten weiter sehen, als der Nase lang, und möchten sich doch noch g'mühen, ein vernünftiges Wort mit ihrer Gattig Leuten zu reden. So sprachen sie und achteten sich nicht darauf, daß die Straße ziemlich leer war, von ferne her aber ein gewaltiges Getümmel brauste. Als sie näher kamen, sahen sie ihr Wirthshaus und andere eingeknäuelt von einer Menge

Menſchen, ſo dick, daß man ihnen auf den Köpfen hätte gehen können. Hin und her wogte die Maſſe wie ein Kornfeld im Sturmwinde; Fäuſte, Prügel ſah man über den Köpfen, manchmal ein blutiges Haupt emporgeſchoben, als ob es eine Fahne wäre, aus der Mitte kam ein Gebrülle, hundertfältig ſtärker als an einer Pferdezeichnung aus einem Stalle, wo ſich die Hengſte ſchlagen. Was hat's gegeben? ſagte der Ammann; das iſt eine vaterländiſche Prügelten, ſo eine ſah ich doch lange nicht, und halb zog es ihn, halb ſtieß es ihn näher und immer näher, und hinter ihm her die übrigen Behfreudiger. Es wäre doch der Donner, wenn wir nicht zu unſern Fuhrwerken dürften, grollte der Ammann dumpf, als ihm Einer rief, er ſolle das Drücken laſſen, ſonſt vertreibe er es ihm ohne Aarwangen-Balſam. Du wenigſtens wirſt es nicht wehren wollen, rief der Ammann. Patſch, hatte der letztere eins, und wie es dann ſo geht, die Behfreudiger waren mitten im Streit, kriegten und gaben, ehe ſie daran dachten. Es iſt curios, die Alten fangen nicht gern an zu ſchlagen, aber kommen ſie einmal ung'ſinnet dazu, ſo thun ſie es mit wahrer Bürgerluſt und können faſt nicht aufhören. Sie hatten weder Freunde noch Feinde da, ſchlugen, als ſie einmal dabei waren, um ſo unparteiiſcher los auf jeden Buckel, jeden Kopf, der in ihren Bereich kam, und da ſie eben ihrer Sieben waren, welche ohne Sonderzwecke zuſammenhielten und gerade vor ſich hin Weg ſchlugen, wie die Amerikaner in einem Urwald, ſo kriegten ſie freilich manch tüchtigen Schlag, ſo daß das Blut nachkam, aber ſie kamen doch an's Ziel, an die Treppe des Wirthshauſes, kamen nach hartem Kampfe die Treppe hinauf, denn aus dem Hauſe ſtürzte ſich immer noch kampffertige Mannſchaft in die wogende Schlacht. Als ſie oben waren, ergriff es ſie wie mit Himmelsgewalt, und wäre der Ammann nicht geweſen, ihrer Sechſe hätten ſich wieder in's Getümmel geſtürzt, ſo wonniglich und heimelig kam es ihnen vor. Aber der Ammann hielt ſie. Nit, nit, ſagte er. Es dünkte mich auch luſtig, aber wir müſſen heim, und

wenn einem ein Unglück widerführe, was hätten die andern davon und was würden die Leute ſagen?

Das half; ſie ſuchten einen ſichern Platz und wollten eſſen, denn es war beinahe Abend, und es dünkte ſie, ſie ſeien ganz hohl inwendig und die ganze künftige deutſche Flotte hätte Platz in ihrem Bauche. Im Hauſe war großer Wirrwarr. In demſelben hatte die Schlacht angefangen und erſt ſpäter aus Mangel an Raum ſich in's Freie gewälzt. Da war denn alles durcheinander geworfen: zerſchlagene Gläſer und Fleiſch, Flaſchen und Suppe, Bänke und ſonſtiges Eſſen. Aber man ſah es den Wirthsleuten an, daß ſie nicht das erſte Mal dabei waren. Mit kundigen Händen räumten ſie weg, ordneten friſch für neue Gäſte, und ehe es lange ging, ſaßen unſere Sieben ſchon hinter einer ſchönen gelben Fleiſchſuppe, in welcher das weiße Brod und der dunkelrothe Saffran nicht geſpart waren. Sie aßen mit Freuden, theils wegen dem Hunger, theil wegen der Luſt an den Kläpfen, welche ſie ausgetheilt, und welche ſie eigentlich als das glücklichſte Begegniß des heutigen Tages anſahen. Ein langer Mann mit großem Kopfe und großer Naſe kam, ſtreckte die Beine unter den Tiſch, die Hände auf denſelben und knurrte vor ſich hin, als wenn er jemanden beißen wollte. Da fragte der Ammann, der zunächſt bei ihm ſaß, ob das an allen Märkten in Langnau ſo gehe. Sie hätten auch noch ein Bröcklein von der Suppe gehabt, wenn ſie dieſelbe ſchon nicht hätten anrichten helfen. Es nehme ihn wunder, worob es angegangen, ob man es wiſſe? Worob? ſagte der Mann. Wegen etwas Nagelneuem, etwas Dummen, wie man noch nie davon gehört. Ja, da ſieht man, ob die Welt geſcheidter werde oder nicht! Zu meinen Zeiten hat man ſich auch geprügelt, ganz anders als jetzt, daß das Blut an die Decke ſpritzte oder auf den Straßen durch die Geleiſe rann. Aber wegen was that man das? wegen einem ſchönen oder reichen Meitſchi, oder weil man eine andere Dorfſchaft haßte, weil deren Burſche Einem in's Gehege kamen. Da lohnte es

ſich doch der Mühe, das war für etwas! Um was Anderes jetzt? fragte der Ammann, der wirklich nicht begriff, daß man ſich an einem Markte ſo gemeinſam um etwas Anderes prügeln könne. Das erräthſt du auch nicht, ſagte der erſtere. Wegen zwei Rathsherren prügeln ſie ſich, daß vom Oberdorf bis in's Unterdorf Alles aneinanderhängt. Da ſind zwei Gemeinden und will jede den beſten Rathsherren haben. Die Behfreudiger lachten. Der Ammann meinte, es würden wahrſcheinlich zwei Ausbünde ſein und jede Gemeinde werde den beſſern Verſtand gehabt haben wollen. Ja wolle, Ausbund und Verſtand, die Kälber! ſagte jener. Wär's wegem Dorfmuni, ſelb wohl, da wüßten ſie, wie die am beſten ſind und am nützlichſten, und da meinen ſie, wenn ſie den Verſtand, wo ſie zum Dorfmuni brauchen, auch für den Rathsherren anwendeten, ſe ſei d'Sach recht. Der größte Brülli, der mit dem ſtrübſten Haar, den ſpitzigſten Hörnern, den Kühen am auffäßigſten, daneben auch allen Leuten, welche ihm in die Nähe kommen, das gebe den beſten, meinen ſie. So, und jetzt machen ſie alſo aus, welche Gemeinde den beſten habe? fragte der Ammann. Das ſchickt ſich doch ſo übel nicht, ſetzte er hinzu. Nun begann der andere gar gröblich zu ſchimpfen über die Zeit und die Rathsherren und über die Wähler, welche wählten, als ſollte es Dorfmunine geben oder die handlichſten Böcklein, daß es eine grauliche Sache war. Der Ammann war etwas in Verlegenheit. In Beziehung auf den Wahlverſtand war er vollkommen mit dem andern einverſtanden. Er hatte ſich ſchon lange zum Rathsherren vollkommen tüchtig gefunden und war doch noch nie ordentlich in die Wahl gekommen, ſchimpfte daher ſchrecklich über Schreiber und Schulmeiſter, welche die Wahlen machten, bloß Ihresgleichen: Fötzeln und Brüllene, von den wüſteſten, wo es gebe, nichts vor ihnen ſicher, was im zehnten Gebote vernamſet ſei. Daneben war eine gewiſſe Freiſinnigkeit über ihn gekommen. Er hatte an geſchenkten Bodenzinſen und Zehnten ein Erkleckliches gewonnen und hoffte durch die

Verfaſſung von den Armen ganz frei zu werden, denn was ſeine Freiwilligkeit ihn koſten könnte, wußte er ziemlich genau. Ja, ſagte er daher, für die rechten Leute hätte man den Verſtand noch nicht, das erfahre man ſeit bald zwanzig Jahren. So komme nichts heraus als eine Mäſtung; man wähle ſie mager, und wenn ſie fett ſeien, ſo ſtoße man ſie ab, accurat wie man es bei den Schweinen pflege. Daneben ſei ihm die Verfaſſung recht, der gute Verſtand werde ſchon kommen, wenn man trachte, daß die Sache Beſtand habe, die rechten Leute kämen ſchon noch an's Brett, wenn einmal das Lumpenpack ſich ſatt gefreſſen.

Der gute Ammann dachte nicht daran, wie tief er in den Aſt ſäge, denn er hatte einen alten Großrath vor ſich, der bloß mit der Gegenwart unzufrieden war. Vom Mäſten, ſagte der Mann, hätte er nichts gemerkt, denn ſie wären mit dem Staatsvermögen nicht umgegangen wie der verlaufene Bub mit ſeinem Erbtheil, ſie hätten Rechnung geben dürfen und nicht das Vermögen verhudelt und den Leuten dazu noch mit Staatszwang den letzten Kreuzer abgetrieben. Wider die Zeit habe er nichts, die habe Gott gemacht, die Verfaſſung ſei unſchuldig, ſie habe ſich nicht ſelbſt gemacht; aber leben möchte er, bis er die gegenwärtigen Rathsherren ſchnopfen höre im Trocknen, wie Fiſche außerhalb dem Waſſer, dann ſei vielleicht die Zeit gekommen, wo man ſich ohne Prügel verſtändige, daß einer ſo viel oder wenig werth ſei als der andere, und ein Dorfmuni und ein Rathsherr zwei verſchiedene Dinge ſeien. Darwider hätte er nichts, ſagte der Ammann, er ſei nie Rathsherr geweſen und begehre es nicht zu werden, lieber wollte er Schneider werden. Ein Schneider könne doch von einer Stör zur andern oder zu Hauſe für ſich arbeiten, ein Rathsherr aber ſei immer auf der gleichen Stör, auf der Bärenſtör, daheim und in Bern, müſſe dienſtbar ſein mit Leib und Seele, mit Maul und Beinen, müſſe zugleich noch Wäſcherin ſein, den Herren in Bern den Dreck aus Krägen und Mänteln waſchen

und als reine Wäsche sie spienzeln im ganzen Lande herum. So sprach der Ammann zu großem Erstaunen der Behfreudiger, die denselben nie so von der Leber weg sprechen gehört und an die Wirkung einiger Gläser Wein in einem ausgehungerten Magen nicht dachten.

Durch die sich mehrenden Gäste wurde das Gespräch unterbrochen. Die Schlacht draußen hatte aufgehört ohne bestimmten Entscheid, obgleich Einige bis auf den Tod geschlagen waren, Andere sonst bluteten wie die Schweine, das Schlachtfeld wirklich kriegerisch aussah und von den Gassenjungen vielfach bewundert und als von angehenden Marodeurs durchstöbert wurde.

Aber noch ein anderes Schlachtfeld ward durchstöbert: das war das der Käse. Es nahm natürlich die Herren doch wunder, wie das Ganze abgelaufen, wie viel annähernd dieser oder jener Konkurrent gekauft. Sie hatten auf Mulchen, welche sie in ihrem Plane hatten, geboten, hatten die Leute entlassen, sie sollten sich bedenken und wiederkommen, aber sie waren ausgeblieben. Waren diese Mulchen verkauft? wer hatte sie? und um welchen Preis? wo war allfällig Nachlese zu halten? und wem konnte man in's Gehege kommen? Das waren alles Fragen, welche die Herren interessiren mußten. Jedes Haus hatte auch je nach seiner Eigenthümlichkeit Mittel und Wege, aus dem G'wunder zu kommen. Allenthalben hat man seine Leute, allenthalben seine Bekannten; verfolgen Einige den gleichen Zweck, so ist bald viel vernommen. Die Empfindungen eines Käshauses sind selten ganz rein, sondern zumeist sehr gemischt. Bedeutende Häuser werden sich selten darüber ärgern, daß sie zu theuer gekauft. Ausnahmsweise mag es wohl geschehen, daß sie hintenher verweisen, ob sie nicht durchschnittlich eine halbe oder eine ganze Krone den Käs hätten wohlfeiler kaufen können. Hingegen machen sie sich wohl gegenseitig Vorwürfe, daß sie dieses oder jenes Mulch wegen allzu großer Herzenshärtigkeit hätten fahren lassen und

einem Konkurrenten in die Hände gespielt. Sie hatten vielleicht auf eine gewisse Anhänglichkeit der Verkäufer gezählt, denen sie schon mehrere Jahre abgekauft, und diese einen halben Kreuzer per Pfund einmal verwerthen wollen. Die Verkäufer dagegen rechneten auf die gleiche Anhänglichkeit der Herren, weil diese das Mulch schon mehrere Jahre gehabt und damit versorgt gewesen, so würden sie es nicht fahren lassen. Wenn nun Käufer und Verkäufer die gleichen Faktoren in Anschlag bringen, nur umgekehrt, so giebt es auch umgekehrte Rechnungen, entgegengesetzte Resultate. Das Ende davon ist, daß man ein gutes Mulch nicht hat, daß man böse Leute gemacht, und was das Fatalste ist, daß man ausgelacht wird. Dagegen hat man vielleicht bereits Rache genommen oder sonst einem Konkurrenten einen Stein in den Garten geworfen, ihm eine Falle gelegt, die er erst im künftigen Jahre abzutrappen hat, kurz, gegen die Leiden hat man auch seine Freuden, hat vielleicht wieder Steine aufgelesen, welche man morgen oder übermorgen in einen Garten zu werfen gedenkt. Zu unsern Behfreudigern kam einer der neuen Herren, that sehr freundlich mit ihnen. Der, welcher ihre Käse zuerst besehen, der Freund Eglihanneſe, stand ganz nahe bei ihrem Tische, kehrte ihnen aber den Rücken, that, als wenn er sich ihrer nicht achte.

Es war ziemlich spät, als sie sich an's Aufbrechen machten, und lange ging's, bis ihre drei Wägelchen aufgefahren standen. An solchen Tagen müssen die Stallknechte gute Köpfe haben und sie beisammen behalten, um wieder alles gehörig zusammenzuspannen, was sie ausgespannt. Fatal ist's, wenn man ein anderes Roß heimbringt, als man fortgenommen, und äußerst unbequem, wenn man fortfahren will, und das Fuhrwerk ist nicht mehr da, ein Anderer damit fortgefahren und weiß Gott wohin. Das Herauswickeln aus dem großen Knäuel ist schwerer noch als das Verschmelzen mit demselben, denn am Morgen beim Verschlingen in denselben sind die Rosse müde und öde ist's den Menschen um's Herz. Am Abend aber haben

die Roſſe Hafer im Leibe und die Menſchen Wein, das iſt was ganz Anderes. Und doch geſchieht wunderſelten ein Unglück, es wiſſen Roſſe und Menſchen ſich zuſammenzunehmen, wenn es ſein muß. Seltſam aber wird man bewegt, wenn man ein großes, an einen engen Ort zuſammengedrängtes Marktgetümmel überſieht, erſt wie es zuſammenfließt, dann wie es wieder allmählig ſich auflöst und auseinandergeht. Was ſchleppen die Leute hin in Händen und Herzen, was kramen ſie wieder heim innen und außen, erfüllte Hoffnungen oder bittere Täuſchungen? Welche Gedanken ſteigen auf und nieder in den Werkſtätten ihrer Seelen, und was findet jeder, welcher heimkommt, und wann kommt jeder heim und wie? Es iſt wunderbar, wie es heimwärts wimmelt durch die Straßen, und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren, als wollte der Markt noch einen Markt gebären. Man begreift gar nicht, wie im engen Orte Alle Platz gehabt, und wenn man in den engen Ort ſieht, ſo iſt da noch eine Menge, es wallet hin und her und luſtig geht es zu mit Geigen und Schreien, es iſt, als wolle man dem lieben Gott die Welt abverdienen mit Tanzen. Und Stunden in der Runde geht es luſtig zu, ſchlägt das Echo der Marktfreude Einem in die Ohren. Es iſt, als ob die Erde ein unermeßlicher Lebkuchen wäre und die Luft über derſelben ein unergründliches Weinfaß, und alles für Alle frei und unentgeltlich und jedem ſo viel er mag. Und morgen oder übermorgen hat der Lebkuchen ſich verwandelt in ein ungeheures Jaucheſaß voll Klagen, das Weinfaß in einen unendlichen Sack voll ſchwarzer Galle.

So veränderlich iſt's in der Welt, ſo ganz anders iſt's dem Menſchen heute und morgen, der in der Veränderlichkeit nach einem Glücke fiſchet von vergänglicher Natur. Wir müſſen ſagen, unſere Vehfreudiger waren nicht bis über die Ohren untergetaucht in's Weinfaß, ſie fuhren mit Bedächtigkeit durch's Gewühle, ſchweigſam. Wahrſcheinlich ordnete jeder ſeine Rede, welche er daheim ſeinem Weibe halten wollte, um ihm ihre

heutigen Verrichtungen, wenn nicht in glänzendem Lichte, so doch von der bessern Seite darzustellen.

Der Nägelibodenbauer, welcher dieses nicht nöthig hatte, mochte rechnen, wie es ihm gehen möge, wenn er umsonst auf's Käsgeld gerechnet. Es liegt im Geldklamm eine große Pein, fast wie wenn man ein Bein gebrochen hat, eingeschienelt liegen muß, sich nicht kehren und rühren darf. Da freut man sich wie ein Kind auf den Tag, an welchem der Arzt uns zu lösen und frei zu machen versprochen, das ist der einzige Trost in der großen Pein. Kommt nun dieser Tag, aber der Arzt hält sein Versprechen nicht, giebt die Freiheit nicht, die alten Bande bleiben, da wird der alte Zwang um so gräulicher, die alte Pein verdoppelt sich, noch viel enger wird es uns im engen Gehäuse. So wird es auch dem zu Muthe, der im Geldklamm seufzte, auf Erlösung hoffte und sie kommt ihm nicht, sie flieht vor ihm, wie vor dem müden Wanderer das im Sumpfe tanzende Irrlicht. Ach, und wie Vielen geht es so, geht es beim ehrlichsten Willen ihr Lebtag so: schaffen, strecken die Hand aus nach dem mit allem Fleiß Erstrebten, mit Recht Erwarteten, und husch ist es entflohen oder in die Ferne gerückt, und die alte Fuge ist noch enger geworden. Es ist, als ob der Athem abgenommen hätte, man ihn mit Noth herauskriege aus dem zusammengezogenen Brustkasten. Erlangt man endlich, was man längst erwartet, so ist es wieder gar nicht das, was es früher gewesen wäre, es zaunet gar nicht mehr, es ist wie Wasser auf heißes Eisen alsbald verdunstet, man merkt gar nichts davon. So sein Lebtag in diesem Ding zu sein, so zu schaukeln zwischen Haben und Verlangen, zwischen Tod und Leben, ist ein greuliches Ding. Und manchmal sind Menschen schuld daran, Menschen, die das Geld hätten, aber es nicht geben wollen oder am Recken die teuflische Freude haben oder gar keine Fähigkeit zu denken, wie es andern Menschen zu Muthe werden kann, z. B. einem armen Handwerker, dem ein reicher Mann schuldig ist und nicht zahlen will. Wir glau-

ben nicht an's Wiederkommen und eben ſo wenig an's Fegfeuer, aber wenn ſo eine hundshäärige Seele ſiebenhundert Jahre auf ihrem Schatze ſitzen müßte, der im Sommer eine feurige Kugel wäre, im Winter ein Eiszapfen wegen der Abwechſelung, wir glauben faſt, wir gönnten es ihr.

Nachdem das größte Gewühl überſtanden war, thaute doch die Rede wieder auf, und kurze Bemerkungen wurden gewechſelt über Menſchen und Vieh, an denen man vorüberfuhr, und über die heutigen Erlebniſſe. Darin waren ſie ſo ziemlich einig, daß ſie das nächſte Jahr nicht nach Langnau begehrten, ſondern ihrethalben Andere gehen könnten. Habe man erſt alles ausgeſtanden, ſei es nachher niemanden recht, und jeder denke, wäre er dabei geweſen, wäre es auch anders gegangen. Dann lachte Einer laut auf und ſagte: Dem mit dem weißen Filzhüti hätte er doch einen verflucht Braven ausgewiſcht, er wäre ungeſpitzt durch den Boden abgefahren, wäre er nicht auf der B'ſetzi geſtanden. Dann juckte wohl Einer und ſagte, es hätte ihm da Einer eins geben können in den Nacken, das Drehen werde ihm acht Tage lang unkommod ſein. Dem habe er dann aber auch eine fliegen laſſen, daß der die Augen zugethan und nicht werde gewußt haben, als er ſie wieder aufgemacht, ſei er im Länderbiet oder im Buchiberg. So kamen ſie eine gute Stunde weit, ſahen viele Fuhrwerke vor einem Wirthshauſe ſtehen, an- und abgeſpannte. Das geht ſo: wilde Roſſe ſpannt man ab und läßt ſie füttern; zahme aber läßt man ſtehen und hungern. Die Konſervativen könnten ſich daran ein Beiſpiel von Exempel nehmen. Werde abſpannen ſollen, ein Viertelchen Hafer thäte ihm wohl, ſagt der Stallknecht. Der hat heute Hafer genug gehabt, heißt es. So will ich ihn doch anbinden, ſagt der erſtere. Habe heute nicht Zeit, bei ihm zu ſein. Laßt den nur ſtehen, dem kommt nicht in Sinn zu gehen! Wenn niemand hü! ſagt, ſteht der, bis es verläutet hat am jüngſten Tage, erwiedert man. Solch konſervatives Vieh ſahen ſie vor dem Wirthshauſe ſtehen und Einer ſagte:

Uha, halt ein wenig, das iſt dem Metzger ſein Fuhrwerk, wo mir noch für eine Kuh ſchuldig iſt, will doch geſchwind ſehen, ob er mich etwa zahlen will? Sag', ſie ſollen eine Maaß bringen! Stentibus! rief man ihm nach. Bald erſchien dieſelbe, nachdem die Einladung, abzuſteigen, von der Hand gewieſen worden. Die Maaß war aber noch nicht getrunken, als der Abgeſtiegene auch ſchon wieder erſchien, abgefertigt vom Metzger. Man müſſe wohl ein Bauer ſein, um einem Metzger, welcher vom Markte komme, Geld abzufordern! Ob er denn glaube, er trage das Geld centnerweiſe bei ſich? hatte der Metzger geſagt.

In ungefähr einer Stunde ſahen ſie von weitem wieder ruhende Fuhrwerke, konſervative und radikale, und der Ammann ſagte: es ſei curios mit dem Wein. Man ſollte es nicht meinen, gäb wie man ein Faß zufülle, ſo handkehrum habe der Wein ſich geſetzt, und man müſſe wieder zufüllen, ſonſt thue es dem Wein nicht gut, es gebe eine graue Decke und theile dem Wein einen böſen Geſchmack mit. So gehe es heute auch ihm. Der Wein ſetze ſich bei ihm auch und er denke, es werde dem Menſchen auch nicht gut thun, er hülfe wieder zufüllen, aber nur ſtentibus. Wenn ein Ammann was ſagt und noch dazu ſo was Geſcheidtes und im Geiſte des Tages, wer will was dawider haben? Es war aber ein etwas unhirtiges Trinken, ein böſer Geiſt ſpukte in den Roſſen, es war, als ob ſie ihren Meiſtern den Wein nicht gönnten: bald ſtieß eine Mähre den Wagen rückwärts, bald ſchwenkte eine, kurz ſie ſtörten alles Behagen. Dafür mußten ſie aber auch die Peitſche fühlen als es weiter ging, daß ſie aufſchlugen und man die Eiſen an den Füßen ſah.

Beim nächſten Wirthshauſe nun des Ammanns Mähre voran, hotteweg, faſt in einem Satze, ehe der Ammann etwas daran machen konnte, vor den Stall, die andern Roſſe nach, und mit keinem Lieb wollten ſie weg, es hätte beinahe Unglück gegeben. Denn Einige meinten, die Donnſtige müſſen es nicht

zwingen, ſonſt meinten ſie ein ander Mal auch, ſie ſeien Meiſter. Aber der Nägelibodenbauer wehrte. Die Roſſe hätten Verſtand, ſagte er; ſie würden gedacht haben, wenn die, welche reiten, alle Augenblicke etwas nöthig hätten, ſo ſei doch denen, welche zögen, auch etwas zu gönnen, und wenn man nicht ſelbſt den Verſtand hätte, ſo müßten ſie ihn machen, und wenn die, welche zögen, nur ein Mal etwas begehrten, während die, welche ritten, drei Mal nähmen, ſo hätte man nicht viel zu klagen, dünke ihn. Wenn man immer alles wüßte, ſo hätte man am vordern Orte füttern können, ſo komme man jetzt doppelt drein, bemerkte Einer. Ja, ſagte der Nägelibodenbauer, ſo iſt's mir ſchon oft gegangen, wenn ich zu ſpät an eine Sache ſinnete. Daneben muß man ſich tröſten, wenn man an alles zum voraus dächte, man wäre nur zu ſchnell reich. Das muß man ſagen, die Mannen wußten gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und weil es auf den Conto ihrer Roſſe kam, ſo nahmen ſie es nicht ſo genau, ſondern ließen ſich wohl ſein. Sie hatten viel ausgeſtanden und wirklich etwas verdient. So ein Tag, mit Behagen verbracht, iſt ſchon etwas werth; wenn dazu noch Erlebniſſe kommen wie heute, Käsnöthen und vaterländiſche Kläpfe in alten Tagen, dann iſt ſo ein Tag wirklich nicht mit Gold aufzuwiegen. Nun, es waren deren in dem Siebengeſtirn, welchen es an ſo einem Tage nie wohl war, bis ſie die Sonne wieder an ihrem Hauſe ſahen, welche den ganzen Tag ſchwitzten aus Angſt, ſie möchten nach Sonnenuntergang heim kommen, und ſinneten und ſtudirten, daß ihnen das Haar den Hut lüpfte, was ſie wohl ihren Weibern vormalen könnten, Räuber-, Mörder- oder gar Geſpenſtergeſchichten, warum ſie eine Viertel- oder gar eine halbe Stunde zu ſpät heim kämen. Ach Gott! wer doch ſo ein Ohr hätte, daß er alle Geſchichten hören könnte, welche die Männer den Weibern erzählen, warum ſie ſo ſpät heim kämen, der könnte nicht bloß das intereſſanteſte Album anlegen, ſondern ein Buch voll vermiſchter Erzählungen ſchreiben, welches ſiebenmal ſiebenzig Mal

größer wäre als das größte Konversationslexikon. Da käme es an Tag, was für Kabinetsköpfe die Männer sind, und wie manches verborgene Talent fände endlich seine Geltung. Wer ledig ist, erreicht nie einen solchen Grad der Entwickelung. Wenn so ein lediger, vielleicht selbst ein hochgestellter Hundshub alle Gesetze verhöhnt und erst heimkommt, wenn man einander guten Tag sagt, so hat der Stroh im Kopf und keine andern Gedanken, als wie lange jetzt noch die Sau im Neste liegen dürfe. An irgend eine schöne Erzählung für die Gemahlin hat er nicht zu denken, eben dieweil er keine hat. Nun, unsere Vehfreudiger brauchten diesmal weder Angst zu haben, noch zu sinnen, auch wenn sie spät heimkamen, und doch hatten alle Weiber und einige, wie gesagt, noch kutzelige und g'wunderige. Aber die waren noch nie in Langnau gewesen, wußten weder, wie weit es war dahin, noch wie das ging dort mit dem Käsverhandeln.

Die Männer konnten fast ganz bei aller Wahrheit bleiben und doch eine Erzählung darthun, daß den Weibern der Schweiß kam und sie sich nicht sattsam wundern konnten, nicht bloß daß sie schon daheim, sondern daß sie mit dem Leben davongekommen. Ja, wenn Einer in Langnau gewesen, kann er was erzählen, er müßte denn ein geborner Großrath sein, der am Grundsatze festhält: d's Maul zu, d'Hand auf. Es ist kein Wunder, daß viele Groß- und andere Räthe so verflucht hochmüthig sind und auf andere Menschenkinder kaum mehr herabsehen mögen. Mußte doch selbst der liebe Gott den Mund aufthun und sagen: Es werde! und dann erst ward die Welt. Und die Großräthe brauchen eben nicht einmal das Maul aufzumachen und etwas zu sagen, sie machen es bloß mit Drücken. Sie heben die Hand auf und d'Sach ist düre drückt. Das hätten sie wieder düre drückt, sagen sie selbst. Muß eine interessante, geistreiche Arbeit sein, dieses Drücken! Dazu braucht's Männer, potz Türk! Mit großem Behagen saßen die Sieben hinter ihrer Maaß, befahlen neuis

uf e nes Teller und halfen weidlich über den verfluchten Käszwang ſchimpfen und ſagten, ſie hätten's wohl gemerkt, wo die Katze den Schwanz hätte! Wenn die Bauern einig wären wie die Käshändler, ſo könnten ſie den Händlern den Marſch machen. Die hörten wohl auf zu handeln, wenn man ihnen keinen Käs mehr verkaufen würde. Wenn ſie handeln wollten, müßten ſie zahlen, wie man ihnen den Preis mache.

Es waren viel Käsbauern da, die meiſten in Nöthen und Aerger, alle einig, man müſſe zuſammenhalten, den D — — den Marſch machen, denen Hagle d'Schwänz abmache. Das andere Jahr wolle man ſehen! Und das andere Jahr wird kommen, und man wird allerdings ſehen, aber was? Nichts Neues, ſondern das Alte, wie jeder das meiſte Waſſer auf ſeine Mühle möchte und wenn man es ihm verſpricht, alle Andern verräth und verkauft. Ja, wenn man einig wäre, man zwänge etwas, das iſt eine alte Wahrheit. Aber das Einigſein iſt eine große Kunſt, und man kann manches Dorf auslaufen, man findet keinen, der ſich darauf verſteht. Partei machen und drücken, düre drücken, daß es kracht, wohl, das kann man, aber das heißt noch lange nicht einig ſein. Jetzt war die ganze Gaſtſtube einig, und wären Käshändler da geweſen, ſie hätten dieſelben dutzendweiſe durch ein Aſtloch gedrückt, und am andern Morgen hätte jeder dem erſten beſten Händler geneigtes Gehör geſchenkt, hätte geſagt: I muß zu mir ſelbſten luegen, luegen die Andern auch zu ſich, es luegt auch niemand zu mir! So hat man es! Ja, wenn man einig wäre! ſagt jeder; aber an den Sinn, der nöthig iſt zum Einigſein, denkt keiner. Ja, wenn man einig wäre, wär's in vielen Dingen gut, dem Teufel würde großer Abbruch gethan, und mancher müßte dem Teufel zu, der von demſelben nichts mehr wiſſen will. Der Teufel hat es ganz curios, ganz wie ein herabgekommener oder im Zuchthauſe geweſener Vater: ſeine leibhaftigen Kinder wollen ihn am wenigſten kennen, verläugnen ihn am meiſten, daher wahrſcheinlich der Ausdruck: Armer Teufel!

Es war unſerm Siebengeſtirn ſo wohl da, es fühlte ſich von der tüchtigen Geſinnung, welche herrſchte, ſo angeſprochen, daß es ganz vergaß, daß es noch faſt drei Stunden von der Heimath ſaß. Da kam der Stallknecht und ſagte: es düeche ihn, man ſollte den Roſſen noch etwas Heu geben, doch habe er erſt fragen wollen, wenn man ſo was aus ſich ſelbſt mache, ſei es oft nicht recht. Während der Rede hatte der Ammann eingeſchenkt und ſagte: Es gilt d'r! So will ih ſo u'verſchamt ſy, ſagte der Stallknecht, nahm das Glas, ſtieß an, ſagte: Es gilt ume, ſetzte an und machte aus. Da brachte es ihm ein Anderer. Ja, weiß nit wie es kommt, ſagte er, ſetzte nach vorhergegangenen Ceremonien an und machte aus. Es gilt d'r, Stallknecht! ſagte ein Dritter. Ja, könnte doch denn zu viel bekommen, antwortete der Stallknecht. He nu, ſo will ich das noch nehmen, es geht zum andern und wird nit alles zwängen! Da rief ein Behfreudiger: Hei ſi d'r Haber uf? Längſt, ſagte der Stallknecht. So ſpann auf der Stelle an, ſagte der Bauer. Auf der Stelle, ſagte der Stallknecht, nahm noch das vierte dargebotene Glas und meinte: Weiß nit wie das macht, es nimmt mich wunder, will's einmal probiren! Nein, jetzt nicht, ſagte er endlich zum fünften Glaſe; muß doch machen und anſpannen, wenn wir beide nachher noch leben, ſo nehme ich gerne noch eins. Wer weiß, ſagte der Anbieter. Drum nimm's, wirſt ja keine Stunde dran haben. He nu ſo de, ſagte der Stallknecht, wes ſy muß, wird's ſy müſſe. Aber wen ih de d'Roß z'hinger für a'ſpanne, mußt du mih de v'rſpreche. Es gilt d'r ume, und rutſch war der Wein unten, und mit einer raſchen Schwenkung entraun der Stallknecht fernern Verſuchungen. Man ſah, das Mansver machte er nicht zum erſten Mal. Das ſind die ſchönen Augenblicke eines Stallknechts, die Augenblicke der Befriedigung, der Anerkennung, der Befeſtigung ſeines edlen, großen Selbſtbewußtſeins. Es ſind Augenblicke, wie Meyerbeer und Devrient ſie hatten, wenn das Parterre ſie vorrief, die Damen

mit Kränzen ſie bewarfen, wie die Sprecher im Parlamente ſie haben, wenn die Gallerie aus der Haut fährt vor Freude über ihre brüllhaften Anzüglichkeiten, wie der Miniſter ſie hat, wenn der Fürſt ihm etwas um den Hals hängt und zu ihm ſagt: Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht! Wir hoffen nicht, daß man dieſe Zuſammenſtellungen unpaſſend finden werde. Wir können mit aller Beſtimmtheit behaupten, daß kaum eine der gedachten Perſonen ein ſo ausgeprägtes Bewußtſein ihrer Würde und Bedeutſamkeit hat, als ſo ein Stallknecht, und zwar mit Recht, denn er iſt zumeiſt nicht bloß ſehr geachtet, ſondern faſt immer auch ſehr beliebt, und das ſind zwei Dinge, die nicht immer beiſammen ſind. Ein Stallknecht iſt g'äſtimirt von Menſchen und Vieh; er weiß, weit herum erzählt man von ihm, vertraut ihm viel, trägt ihm viel auf und behält ihn mit aller Sorgfalt in Huld, und mit Reſpekt ſagt das Publikum hinter ſeinem Rücken her: Das iſt der Stallknecht von dort und dort, das iſt ein Guter, ein Rechter! Er iſt aber auch geliebt; wir meinen nicht etwa bloß ſo von der Stubenmagd oder gar der Köchin, ſondern von vielen Fuhrleuten und rechtſchaffenen Bauern, die ihm ihr Glas nicht bloß ſo wegen dem allgemeinen Gebrauch darſtrecken, ſondern aus Anhänglichkeit, und wenn er es ausgetrunken hat und weitergeht, von ihm ſagen: Der iſt b'ſunderbar wohl für mich, ſeinetwegen kehre ich hier ein, er hat Sorge zu den Roſſen und iſt gar ein Gutmeiniger und Holdſeliger, nit bald bi einem kin ih lieber! Daß nun ſolch ein Mann die Zeichen der Achtung und Liebe gern einſammelt, die Grade derſelben nach den Gläſern zählt und mit Behagen ſie genießt, wer wird das nicht natürlich finden?

Die Vehfreudiger ließen diesmal ihre Roſſe nicht ſtehen, denn es war wirklich ſpät, ſondern ſtießen, ſobald es angeſpannt war, vom Land. Es war ein friedlicher, ſchöner Mondſcheinabend, an welchem Mann und Roß wohllebten: die Männer rauchten, ſchwatzten mit Behagen, die Roſſe liefen

nach Luſt und Bequemlichkeit, ohne Hüſten und Hotten, bald im Schritt und bald im Trab, und Mitternacht war's, ehe in der Behfreude die Hunde anſchlugen und den Weibern die Ankunft ihrer Männer verkündeten. Wie lange nun noch die Männer den Weibern Bericht erſtatten mußten, das zeigten die Hunde mit Bellen nicht an, was noch kommod ſein mag an manchem Orte. Denn wenn immer der Hund bellen müßte, wenn das Weib den Mann im Verhör hat, die Nachbarn wären bös z'weg.

Fünfzehntes Kapitel.

Endlich! Die Käſe werden verkauft und abgewogen.

Somit war der große Langnauer Tag beendigt. Er hatte viele Erfahrungen gebracht, aber keine Befriedigung; die Spannung dauerte fort, ſie war beſonders auf den Geſichtern der Weiber ſichtbar. Eglihannes allein war äußerſt befriedigt, ſtolzirte hochbeinig herum, fragte allenthalben: ob man wiſſe, was ſie ausgerichtet? ob man begreife, wie es gehe, wenn man ſolche Möſſe ausſchieße und die Rechten daheim laſſe? Hätte man ihm gehorcht, es wäre anders gegangen! So hätte man es haben wollen, habe man es jetzt, er könne warten ſo gut wie ein Anderer u. ſ. w. Es dünkte Viele, ſo ſind die Leute, Eglihannes hätte Recht, ein anderMal ſollte man beſſer auf ihn hören. Die Ausgeſchoſſenen ſelbſt waren wirklich etwas kleinlaut, ſagten bloß, ein anderMal ſollten Andere gehen und ſehen, was ſie zwingen könnten. Uebrigens ſei die Sache nicht verſpielt, man ſollte nur warten, bis die kämen, welche es ihnen verheißen. Das ſeien rechte Herren, könne man mit dieſen handeln, ſei man glücklich. Dieſe Tröſtungen ſpiegelten ſich auf ungläubigen Geſichtern, doch mit Unrecht. Die Herren kamen wirklich, und

am abgeredeten Tage, thaten gar freundlich, betrachteten die Käſe mit großer Genauigkeit, ſuchten mit aller Sorgfalt ihre große Sachgelehrſamkeit, d. h. Käskenntniß, an den Tag zu legen, und verriethen eben dadurch, daß ſie Neulinge waren. Je beſſer Einer was kennt, deſto mehr faßt er in einen Blick zuſammen und deſto weniger ſpricht er von dem, was er geſehen, wenn es nicht gerade ſein muß. Als die Herren die Käſe wohl beſehen hinten und vornen, ihre Ausſtellungen mit vieler Weitläufigkeit gemacht hatten, thaten ſie ihr Gebot, vierzehnthalb Krone, alſo doch immer anderthalb Krone mehr, als man in Langnau ihnen angeboten, das alte Pfund und zwei Pfund per Centner für's Eintrocknen vorbehalten, wie üblich. Das Ding ließ ſich hören, Geld guckte wieder unterm Loche, das zieht; man konnte zu Eglihannes ſagen: Jetzt mach's beſſer, wenn du kannſt! Indeſſen märtete man doch nach der von den Vätern angeerbten Weiſe und ermärtete noch zehn Kreuzer per Centner, und ſchloß den Kauf, jedoch unter Vorbehalt der Ratifikation. Die Inſtruktion nach Langnau lautete etwas wunderlich, ſo daß man es für gerathen hielt, bei gegenwärtigen Umſtänden und herrſchender Stimmung den Handel vor die Käsgemeinde zu bringen zur Genehmigung. Man trennte ſich wie Freunde, verſprach in den nächſten Tagen den Beſcheid zu geben und die Herren fuhren nach Hauſe in voller Befriedigung, und mit klarem Bewußtſein, wie klug ſie ſich benommen, wie ſie den Bauern imponirt und ſie zugleich gewonnen, kurz wie ſie die allerälteſten Käsherren an Takt und Manier weit hinter ſich gelaſſen, dem Handel einen ganz andern und ganz neuen Schwung gegeben.

Nicht weniger befriedigt waren die Ausgeſchoſſenen. Nun kam es doch an den Tag, daß ſie in Langnau geweſen und nicht umſonſt. Jetzt hatte man den Fiſch beim Kopf, und wenn man ihn 'mal da hat, muß man dumm thun, wenn er wieder entrinnen ſoll. Die beiden nächſtfolgenden Tage konnte

die Käsgemeinde nicht abgehalten werden, da man bei Tag wegen der Saatzeit nicht Muße und an dem einen Abend eine große Steigerung, am andern Gericht war. Bekanntlich machten an solchen Gerichtstagen die Gerichtssäßen ihrem Namen Ehre und saßen sehr oft so lange, daß es wirklich zweifelhaft wurde, ob sie auch stehen könnten und nicht eigentlich zum Sitzen geschaffen seien. Es wurde also zu der wichtigen Gemeinde, wie üblich, auf den Sonntag geboten. Gäht ane! hieß es allgemein im Publikum, so ist man dem Geläuf' und dem Gerede ab und weiß, was man hat! Die Sache war ausgemacht, die Weiber mit den Männern einig. Am Sonntag berichtete die Kommission und jeder der Sieben sprach, eine besondere Gabe schien in jeden gefahren. Es könne ein Anderer auch erfahren, wie es da oben gehe, obgleich sie es keinem Hunde gönnten, was sie ausgestanden, das war der Refrain von jeder Rede. Wenn ein Grönlandsfahrer wiederkehrt, der auf Spitzbergen überwintert hat, oder eine Nordpolexpedition, welche einige Jahre bis an die Nase im Eise eingefroren stak, so wissen die Leute etwas zu erzählen, aber kaum mehr als unsere Siebenbürger von ihrer Langnauer Fahrt. Der Lichtpunkt fehlte jedoch in keinem Bericht, es war das Turnier um den Werth der beiden Großräthe, an welchem sie Theil genommen ohne zu wissen warum, accurat wie jener unabtreibliche, nothwendig gewordene Laffe in einer seiner Reden einmal vom Volke sagte: Volk, du wirst aufstehen, wirst aber nicht wissen für was! Es lächerte jeden, wenn einer erzählte, wie seine Kläpfe getätscht. Dann ward Bericht erstattet, wie man gehandelt auf Genehmigung hin. Allgemein war man einverstanden, sie hätten ihre Sache recht gemacht, jetzt hülfe man ane gäh. He nun, sagte der Ammann, wenn es Allen so recht ist, will ich das Mehr machen, u wie's de het, su het's!

Da stand Eglihannes auf und sagte: er möchte auch ein Wort dazu sagen, wenn es erlaubt wäre, wo nicht, so könne

er auch schweigen, ja freilich! Er wüßte nicht, sagte der Ammann gereizt, daß er Einem das Wort verhalten, mit solchem solle man ihm nicht kommen. Es sei Gemeinde dafür, daß jeder seine Meinung sage, dumm oder gescheidt, je nach seinem Verstand. Die Andern seien eben nicht daran gebunden, sondern hätten die Wahl, sie anzunehmen oder nicht. Das meine er auch, sagte Eglihannes. Es sei hier nicht wie in einer Kirche, wo Einer das Recht habe vorzusingen und jeder dem nachgaggen müsse. Jeder könne dem nach, wer das Beste vorbringe, sei er, wer er wolle, Ammann oder nicht Ammann. Er hätte da einen Brief bekommen von seinem Freund, den sie wohl kennten, es sei der schöne Herr, wo sei wie ein Bär, welcher die Käse zuerst besehen. Der trage ihm darin auf, ihnen auf ihr Mulch vierzehn Kronen per Centner zu bieten, also einen ganzen Franken mehr als da vorgebracht worden. Das sei ein Preis, wenn nicht der höchste, doch der, wo mehr darunter als darüber verkauft worden. Er behalte sich bloß vor, die schlechtesten, welche er nicht fortschicken könne, auszuschießen. Hier könne man sie immer wohl anbringen für den Kleinverkauf, mit welchem er sich nicht abgebe.

Jä, das lautete wie Harfenklang und Vogelsang! Die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, daß Eglihannes je so angenehm gesprochen. Es fand auch Anklang. Da könne man sehen, mit wem man es zu thun habe, hieß es. Da meinte man, sie verstünden nichts und jeder begehre sich an ihnen zu mästen. Da sei wehren gut, die Türks-Türken ließen sich am Ende doch nach. Aber jetzt werd's Zeit sein, jetzt hülf man abfahren; zehn Batzen mehr sei ein schönes Gebot und möge schon was bringen, und das hätte man dem Eglihannes zu verdanken. Wenn der Herr nicht mit Eglihannes bekannt wäre, so hätte derselbe nicht an sie gesinnet. Er hätte lange nicht gewußt, sagte Eglihannes, halb bescheiden, halb gekränkt, ob er eigentlich etwas daran sagen wolle oder nicht. Er hätte gedacht, sie schätzten es doch nicht. Endlich habe er

gedacht, es liege in ſeiner Pflicht, ihnen dieſe Mittheilung zu machen, ſie könnten immer daraus machen, was ſie wollten. Ei, warum ſollte ein Franke nicht d'r Werth ſein, potz ſchieß! Auf ſo viel Käs macht dies fry viel, einen ganzen Haufen. Es wäre nicht ſehr recht von dir geweſen, wenn du geſchwiegen, es iſt ja dein Nutzen auch! So ſprach der große Haufe, ſo ſind die Leute! Die Ausgeſchoſſenen waren verblüfft und hatten es ungern, daß am Ende doch noch der Eglihannes der rechte Käsvater ſein ſollte, aber ſie wußten nicht, was ſagen.

Endlich ſagte der Alte, der früher wegen der Unterſuchung der Sache den Tätſch gegeben: er müſſe doch fragen, wie das ſei wegem Ausſchauben, ob die, welche das geringere Bot hätten, auch etwas vom Ausſchauben geſagt? Davon ſei keine Rede geweſen, hieß es, das alte Pfund ſei vorbehalten und zwei Pfund Zugewicht, wie der auch wolle, ſonſt aber nichts. In dieſem Falle, ſagte der Alte, hülfe er auf das geringere Bot abſtellen. In jedem Käs liege ein kleines Kapital, zehn Käſe, wie ſie ſie hätten, machten ja faſt zweihundert Kronen, allerwenigſtens ſo viel werde ausgeſchoſſen werden, auf die Käſe verſtehe er ſich auch etwas. Nun freilich hätten die ausgeſchoſſenenen Käſe auch einen Werth, aber einen geringern, und mit dem Abſetzen habe man Mühe und Verdruß. Verkauft müßten ſie ja jedenfalls werden; an den Frühlings- und Herbſtkäſen hätten ſie für den Hausbrauch mehr als genug. Da müßten ſie mit hauſiren gehen, den Leuten d'r Gottswillen anhalten, daß ſie einen kauften, dann hintendrein das Geld d'r Gottswillen zuſammenbetteln und endlich froh ſein, wenn ſie mit Wüſtjagen nach zehn Jahren die Hälfte zuſammenbringen. Betrachte man es recht, ſo ſei der ſcheinbar niederere Preis der vortheilhaftere, darum ſtimme er zu dieſem. Dabei wiſſe man, woran man ſei, und ſei mit einem Male fertig.

Dagegen erhob ſich Eglihannes und ſagte: er hätte noch nie gehört, daß man dreizehn Kronen und fünfzehn Batzen nehme, wenn man vierzehn ganze Kronen haben könne! Das

mache achtzig bis hundert Kronen Unterſchied am ganzen Mulch. Werde dabei etwas ausgeſchoſſen, ſo ſei das ganz recht; zum Eſſen ſeien das gerade die allerbeſten Käſe, nur nicht zum Fortſchicken, weil ſie leicht entzwei gingen oder ſonſt nicht in die Augen fielen. Nun ſollten ſie rechnen, vierzehn Kronen machten vierthalb Batzen das Pfund, und in Bern wäge man ſolchen Käs nicht unter ſechs Batzen das Pfund aus. Wenn ſie den Ausſchuß um vierthalb Batzen, ja um vier per Pfund geben wollten, in acht Tagen hätten ſie keinen mehr. Und dafür brauchten ſie nicht an die ſchlechten Hudelwirthe zu kommen, welche bereits Haut und Haar doppelt ſchuldig ſeien, ſondern an die rechten, an die Könige, welche das Bureau voll Geld hätten und baar zahlten. Er wolle den Verkauf ſchon übernehmen, wenn Andere die Mühe ſcheuten, und garantire eine ſchöne Loſung. Dann ſollte man doch denken, es ſei am Namen auch etwas gelegen; wenn es heiße, ſie hätten ſchon im erſten Jahre von den höchſten Preiſen gelöst, ſo gebe das Kredit für die Zukunft. Es töne doch ganz anders, wenn man ſagen könne vierzehn Kronen, als nur dreizehn und fünfzehn Batzen.

Da hatte er den richtigſten Punkt getroffen. Viel löſen iſt das Allernächſte und viele Augen ſehen immer nur das Allernächſte. Zahlen iſt dann ſchon das zweite, woran man erſt denkt, wenn das erſte vorbei iſt. Es verkaufte einmal eine Frau auf einem Markte eine Kuh an zwei Spitzbuben theuer und rühmte ſich, wie viel ſie aus der Kuh gelöst. Die Spitzbuben gaben ihr drei Thaler, verkauften die Kuh weiter und machten ſich mit dem Gelde davon — die Frau hatte das Nachſehen. Begreiflich jammerte die Frau ſehr. Da trat ein Kuhhändler zu ihr, welcher die Kuh auch gern gehabt hätte, aber wohlfeiler, und ſagte: Aber Frau, thue nicht ſo, tröſte dich, du haſt ja viel gelöst! Es iſt ſehr merkwürdig, wie das Vielöſen ein Köder iſt, an welchem nicht bloß Weiber ſich fangen, ſondern ſonſt ganz geſcheite Leute. Viel löſen iſt ein

gar prächtiges Ding, und bezahlt wird es ſchon werden, wenn er Geld hat, denkt man. So kann man Jahre lang jemanden zu theuer verkaufen, und theurer als Kauf und Lauf überall gehen und ganz getroſt auf Borg. Man denkt nicht an den unausbleiblichen Ausgang, und wenn jemand darauf aufmerkſam macht, ſo heißt es: Er würde nicht ſo kaufen, wenn er nicht ſeinen Gewinn dabei hätte, ſo dumm iſt der nicht, öppe einen Schlaueren, Fermeren im Handel als ihn giebt es nicht! Aber er kann auch theurer verkaufen als ein Anderer, er hat Leute darnach an der Hand. Man denkt nicht daran, daß die Leute, welche theurer kaufen als alle Andern, als ſie es anderwärts haben könnten, ebenfalls ihre Gründe dazu haben mögen, die nicht ſauber ſind, ſondern auf einen ſchlimmen Ausgang deuten. Man freut ſich kindlich, daß man viel gelöst, daß kein Menſch Einem ſo viel dafür gegeben, freut ſich Jahre lang und ſagt: Er wird mich ſchon bezahlen, wenn er's hat, das macht mir keinen Kummer. Und wenn endlich kommt, was kommen mußte, wenn die Schuldenmaſſe losbricht wie eine Schneelawine über's Dach, die das Haus verſchüttet, he nun, was macht's, hat man doch den Troſt wie jenes Weib, daß man viel gelöst.

Darin liegt nicht bloß Gewinnſucht, ſondern Eitelkeit oder Ruhmſucht. Kann man rühmen, daß man mehr gelöst, ſo rühmt man damit ſowohl ſeine Sache, ſeine Waare, als ſeine Klugheit, ſeinen Handelsgeiſt, es liegt im Hintergrunde der Gedanke, wer am meiſten löſe, ſei ſelbſt auch am meiſten werth. Es iſt wirklich recht luſtig, durch welche Künſte man zu dieſen hohen Preiſen zu kommen ſucht, ja wie viel man ſich dieſelben koſten läßt. Als der Verkauf von Heu an Kühe noch eine der Haupteinnahmen der Bauern war, da wollte auch einer mehr aus demſelben löſen als der andere, ſagen können: Meines giltet eine Krone mehr als deines per Klafter! Und wie machte man dies? Man erzielte dies durch Zugaben! Der Käufer verſprach einen hohen Preis für das Klafter Heu,

der Bauer dagegen verſprach zu jedem Klafter eine beſtimmte Zugabe an Korn und Kartoffeln, an Holz und manchmal ſogar an Spinnſtoff, Hanf oder Flachs, Herbſtweide u. ſ. w. Dieſe Zugaben rechnete der Bauer nicht, nannte er nicht, und ſo iſt es denn wirklich nicht ſo ſchwer, zu dem Erlös eines hohen Preiſes zu kommen. Dieſe Sucht verging mit den Käſereien nicht, ſie ging bloß vom Heu auf die Käſe über. Da ließ man ſich auch manches gefallen, von dem man dann gar nichts ſagte, nur um eines hohen Preiſes willen, und ſehr liſtig ſind die Käsherren bei dieſem Einmärten, ſie kommen nie zu kurz dabei. So ſah einer zufällig einmal große ſchwere Ankenballen im Käskeller, und weil es nach dem Langnauer Markte war und das Mulch ſehr feil, wie er merkte, märtete er dieſe raſch ein und erhielt ſie. Es ward bekannt, daß dieſer Herr Liebhaber von Anken ſei, man brachte ihm vor dem Kaufe halbcentnerige Ankenballen, um ihn gängig zu machen, nach dem Sprüchwort: Wer gut ſchmiert, fährt gut auf dieſer Lebensreiſe. Das war aber dumm, der Herr nahm den Anken, den Käs aber ließ er ſein, ſelb war nicht dumm.

Als nun Eglihannes dieſe ſchwache Seite berührte, war ihm der Erfolg geſichert. Vergebens ward erinnert, daß man nicht vergeſſen müſſe, wie man, wenn man ſolchen Preis löſe, dem Senn auch den Theil ſeines Lohnes werde geben müſſen, welchen man, auf den Erfolg ſeiner Kunſt hin, eingeſtellt, und das mache doch auch ein Namhaftes. Wenn man einen Fr. per Centner mehr löſen könne, ſo möge das es wohl ertragen, und dann möchte man ſich doch nicht dafür halten, ſo einem armen Untergebenen den Lohn muthwillig zu verringern, lieber wollte man ſelbſt Schaden leiden. Es ſei nichts Schlechteres, als armen Leuten ihre Sache nicht zu gönnen. So ſprach Eglihannes, welcher im Stande geweſen wäre, der ärmſten Frau im Dorfe ihre einzige Geiß zu ſtehlen, wenn er gewußt hätte, es käme ihm nicht aus. Salomon ſagt, es geſchehe

nichts Neues unter der Sonne. Uralte Fabeln erzählen uns vom Fuchs, welcher der Henne die Jungen gefressen, mit ihr weinte und klagte und unterdessen die Gelegenheit erspähte, ihr selbst an's Leben und zu ihrem Fleische zu kommen. Diese Füchse haben sich erstaunlich vermehrt, besonders seit eine gewisse Schule sie künstlich ausbrütete, sie laufen rudeldick in der Welt herum, und die Hennen sind hell nicht klüger geworden, sondern trotz Fortschritt und Aufklärung accurat gleich dumm als wie vor ein-, zwei-, dreitausend Jahren. Wo so ein Füchslein hergeschlichen kommt, ein Pfötlein hinreicht, mit dem andern sich Augen und Nase wischt, von Mitleid zerspritzt, klagt, daß das Wasser von Steinen geht, Welt und Gott anklagt und alle Geister anruft, wie ihm das Herz breche, und wie da geholfen werden müsse, sollte er Schwanz und Haut darob verlieren, ach Gott! wie da die Hühner andachtsvoll herumstehen, die Hände falten thäten, wenn sie deren hätten, und denken: Ach, der hat Recht, der meint's gut, uf my Seel'l. Und wie sie dastehen und hören und flennen und nachbeten wie in einer A-B-C-Schule und nicht merken, wie der Fuchs einem Huhn nach dem andern den Hals abbeißt, und es nicht glauben, wenn schon das Huhn da liegt und sie es selbst gesehen, daß es der Fuchs gethan, bis er selbst sie in den Hals beißt, da käme ihnen der Verstand, wenn ihnen der Kopf nicht abgebissen wäre. Unter diesen Hühnern, wenn so ein Füchslein kommt, sind die allerdümmsten die Bauern und die Handwerker. (excusez!)

Fast hätte Eglihannes die Behfreudiger gerührt, jedenfalls fanden sie seine Gesinnung schön, begreiflich, weil sie in ihren Kram diente, umgekehrt hätten sie dieselbe auch umgekehrt gefunden, nahmen seinen Vorschlag mit großem Mehr an; Ammann hin, Ammann her, der das sehr ungern hatte, denn er hatte wie Pontius Pilatus Winke erhalten von seiner Gemahlin, nur etwas schärfere. Der Sekretär mußte also den ersteren Herren absagen, und Eglihannes erhielt den Auftrag,

ſeinem Freunde zuzuſagen. Das war ein Fall, welchen die Frau Ammännin noch nicht erlebt hatte, eine Ohrfeige, gegen welche die, die der Ammann in Langnau ausgetheilt, nur ein zärtliches Tätſcheln war. Solch eine Erkanntniß aus dem Himmelblauen, d. h. unerwartet, gegen ſeinen Antrag, hatte er noch nicht erlebt. Was fragte er einer Franke nach, er hätte viere gegeben, wenn ſeine Meinung durchgegangen wäre. Das war eine moraliſche Niederlage, welche ein Ammann ſo gut fühlt als Palmerſton, der engliſche Fuchs, der zuweilen ein halber Böff und ein halber Jude ſcheint, eine Sorte von Geſchöpf, die in der Naturgeſchichte ihren Platz noch nicht gefunden. Wenn nur um Gotteswillen ein Schlämperlig an der ſaubern Erkanntniß hinge, die Vehfreudiger es erkennen möchten, wer es beſſer mit ihnen meine, er, der Ammann, oder der Lumpenhund im Saubrunnen.

Beſonders böſe darüber war Felix, des Ammanns Sohn, der überhaupt ſeit einiger Zeit ſehr unwirſch war und eine Schlägerei nach der andern hatte, ſo daß ſein Vater ſich genöthigt fand, ihm zuzuſprechen: Los Bub, zuweilen eine Ausmacheten ſteht einem Bauernſohn wohl an, und um ein paar hundert Kronen mehr oder weniger iſt's nicht gefochten. Zu meiner Zeit war es auch ſo: die Kläpfe gab ich, und je bräver ich ſie gab, deſto lieber zahlte ſie mein Vater, aber zu gut machte ich es doch nicht, ich weiß, es ging von einem Schnitterſonntag zum andern, daß weder Manne noch Weibel zum Hauſe kamen. Du aber treibſt es ſeit einigen Wochen gar zu arg. Alle Montage ſtehen Anſchicksmänner vor dem Hauſe; alle drei Tage haſt du eine Freundlichkeit, alle Wochen mußt du vor den Richter! Das iſt nichts gemacht, das koſtet ein Sündengeld und macht dich verachtet. Alle halbe Jahre eine vaterländiſche Schlägerei, daß einem Dutzend Gringe d'Fetze über d'Achſel hange, es koſtet Geld, aber das macht nüt, es git z'rede u macht äſtimirt. Aber ſo all' Tag eine Strupfete, Einen hier überſchlagen, einen Andern dort über Bord ge-

worfen, einen Dritten in einem Brunnen herumgezogen, das koſtet ebenfalls ein Sündengeld, doch das machte ſich noch, aber es macht nicht äſtimirt, es macht verachtet, ſo z'ſtrupfe wie d'Wyber, ſo all' Tag es Täubbele ſo um nüt und wieder nüt. Das laſſe mir gelten oder kannſt ſelbſt zahlen, und zähle darauf, ich will es dir verleiden, ich will Einigen den Tagelohn geben, daß ſie dich zur Tränke führen, biſt du genug haſt von der tauben Kuh. So hatte der Vater geſprochen und Felix zugehört, und am nächſten Montag ſtanden wieder zwei Männer in einer Ecke und fragten dem Felix nach, und der Vater fluchte mit Zorn im Geſichte und doch mit Wohlgefallen im Herzen.

Als nun dieſer Felix vernahm, wie der Eglihannes es dem Vater gemacht, dieſer die Mühe gehabt und Eglihannes die Freude, da ſcheß es ihm durch's Blut, wie ein electriſcher Strom durch die Gelenke, und Eglihannes wäre kaum auf ſeinen zwei Beinen heimgegangen, wenn er ihn alsbald in den Bereich ſeiner Finger bekommen. Aber Eglihannes ging nicht, wie man hätte erwarten ſollen nach ſeiner bekannten Uebung, in ſeine bekannte Pinte. Bis ſpät ſaß Felix dort, doch umſonſt. Ein Nachtbub iſt aber ungefähr wie ein Gemsjäger: er ſetzt nicht ab, fehlt ihm die Lauer, ſo verſucht es das Beſchleichen, und geräth auch dieſes nicht, ſo ſetzt er heimlich Schlingen und Fallen. Nicht weit von Eglihanneſe Haus floß ein tiefer Bach, ein hölzerner Steg führte darüber. Es war lange über Mitternacht, als von dort her ein ſchreckliches Gebrüll erſcholl, welches alle Nachbarn weckte. Anfangs wußte man nicht, ſchrie das Käſithier oder das Schaalthier, und traute ſich nicht recht, bis man endlich eine bekannte menſchliche Stimme vernahm. Mit und ohne Nachtmütze, aber insgeſammt mit Laternen, machte man ſich auf zur Hülfe und fand Eglihannes bis an's Kinn im Bach und mit Noth an einem Bruchſtücke des Steges ſich haltend, ohne daß er ſich weiter helfen konnte, dazu fehlten ihm der Stand und der

Verſtand. Als man ihn endlich auf feſtem Lande hatte und den Schaden unterſuchte, fand es ſich, daß der Steg durchgeſägt war und zuſammenbrechen mußte, ſobald eine ſchwere Perſon ihn betrat. Gräßlich fluchte Eglihannes und ſchwur hoch und theuer, der Frevler müſſe ihm in den nächſten vierzehn Tagen gehängt ſein, es geſchah aber nicht. Er ſchrieb keine Gratifikation für den Anzeiger aus, er liebte die Oeffentlichkeit gar nicht. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß, wenn Einer in den Wald ruft, es gern Echo giebt, die unheimlich werden. Am Morgen hätte er gern etwas gegeben, hatte er ſich ſtillſchweigend aus dem Bache zu helfen geſucht, aber wenn man den üblichen Stand nicht hat, ſo fehlt die nöthige Faſſungskraft. Er ſtellte ſich nun als Märtyrer dar für die gute Sache. Die Leute gaben ihm Recht und bedauerten ihn ſehr, hinter ſeinem Rücken aber lachten ſie und ſagten: der Itis hätte einmal die Falle abgetrappet, es hätte längſt ſo ſein ſollen. Jedermann wußte, daß Felix die Falle geſtellt, aber es geht zuweilen ſo, daß, je bekannter eine Sache iſt, um ſo weniger man ſie richterlich macht. Der Ammann that, als wüßte er nichts darum, die Ammännin dagegen ſagte zu Felix am folgenden Abend im Vorbeigehen, es ſei dann was für ihn im Stübli, und als er hinging, ſtand dort ein prächtiger Eiertätſch z'weg und ein Glas von der Ammännin altem Magenwein. — —

Nun wird ſo ein Käslaie glauben, mit dem Verkauf ſei alle Herrlichkeit zu Ende und das Käsjahr geſchloſſen; er täuſcht ſich gar ſehr, denn erſt jetzt kommt das Wichtigſte, und namentlich folgen vier Haupttage nahe aufeinander, ungefähr wie Pancraz, Servaz und Peregrin, das iſt der Käswäget, das Käsführen, die Abtheiltig und die Abrechnung. Bis Michelstag oder Altmichelstag dauert das eigentliche Käſen, welches das ſogenannte Mulch ausmacht. Je eher man ſie dann dem Käufer einwägen und zuführen kann, deſto lieber iſt es natürlich den Verkäufern; die Arbeit mit dem Salzen, ſomit auch

der Salzverbrauch hören auf, und endlich kommt gewöhnlich Geld unter's Loch, ein Drittheil oder die Hälfte der ganzen Summe. Um beim Wägen sich nicht zu verschießen, wird zumeist ein Vorwägen vorgenommen, es ist nicht unnöthig. Es ist schon begegnet, daß man drei Mal wog und bei vielen Centnern nie das gleiche Gewicht finden konnte.

Die Gewohnheit stumpft alles ab, und wo lange schon eine Käserei besteht, da weiß man fast gar nicht, wann Käswäget ist, oder stellt sich wenigstens in vornehmer Gleichgültigkeit, als ob man es nicht wüßte. Es nimmt mich nicht wunder, sagt wohl Einer, werde es früh genug vernehmen, es lohnt sich ja nicht mehr der vielen Mühe und Noth für so wenig Geld, und während er das sagt, rechnet er im Kopf, wie viel es ihm ziehen möge, und zählt im Hosensack mit den Fingern nach. Wo aber zum ersten Male die Operation vor sich geht, da ist die Spannung groß und der G'wunder noch größer. Mutter, sagte am Morgen die kleine Gärnase und schnellte seitwärts das Maul in die Höhe, Mutter, gieb mir brav z'Morge und e tolle Bitz Brod! Sacker, hüt git's z'luege, un es nimmt mih wunger, ob ih nit ernäseli, wer d'r größt Schelm isch u wo d'r meist B'schiß! Der Kleine bildete sich prächtig aus zu einer der radikalen Naturen, welche in jedem Mitchristen, welcher nicht ihrer Meinung ist oder mehr ist als sie, einen Schelm und Spitzbub sehen und a priori verleumden; er hat die besten Aussichten, sobald er seine Nase nur halb verständig zu behandeln weiß, Großrath, Kommandant, Amtsrichter und der Schinder weiß was zu werden.

Eglihannes hatte sich wieder getrocknet und stolzirte schon lange herum mit seinem glücklichsten Gesichte, ehe der Käsfürst dahergerasselt kam. Der Hauptwitz bei seiner Erscheinung war eine große Geldkatze, welche er aus der Chaise nahm und sehr sichtbarlich und mit auffallender Anstrengung in's Haus trug und dem Wirthe übergab. Die liebe Jugend

draußen ſah das mit Erſtaunen, einen ſolchen Bündel Geld hatte ſie noch nie geſehen, ſie verweiſete den ganzen Morgen, wie viel hunderttauſend Pfund darin ſein möchten. Drinnen bei einer raſch getrunkenen Flaſche Rothen winkten Eglihannes und der Herr einander lachend zu. Gäll, ſagte der Letztere, denen war ich ſchlau genug. Die dachten nicht daran, als ſie mit den jungen Lümmeln ſich verabredeten, daß ich meine Ohren z'mitts am Kopfe habe, ſo muß man es denen Batzenklemmern machen. Die kenne ich, die haben es wie die Birnen: heute ſcheinen ſie ſteinhart, morgen ſind ſie dreckteig. — Ja, d'Sach iſt gange, aber d's Bad habe ich ausfreſſen können, wie man zu ſagen pflegt. Den Steg hat man mir gerichtet, daß ich bald erſoffen wäre wie Pharao im rothen Meere. Du vergiſſeſt mich doch dann nicht? ſagte Eglihannes. Habe nicht Kummer, es iſt mir für ein ander Mal, antwortete der Herr. Mit dem Ausſchauben mach' es nicht zu grob, ich habe es ihnen ſo ſüß als möglich gemacht, meinte Eglihannes. — Allweg wird es deren geben, und was nicht ganz gut iſt, nehme ich nicht, ich gebe nicht umſonſt einen Franken mehr als die Anderen. Da muß ich zu mir ſelber ſehen, antwortete der Händler; auf ein Dutzend auf oder nieder kommt es denen Knubeln weniger an als mir. — Wenn es zu grob geht, ſo wollte ich lieber mit der Sache nichts zu thun gehabt haben. Der Zorn geht über mich aus, ich muß es abthun, meinte Eglihannes kleinlaut und mit einem Gefühl, als wäre er ſchon wieder im Bache. Freſſen werden ſie dich nicht, ſagte ſein Freund, und weißt was? Sage mir recht wüſt, ſo aus dem ff, ſo merkt niemand etwas und trägt dir's nach. Doch komm, ich muß preſſiren, ſo viel Käſe ſind nicht raſch gewogen. Wirth, daß du mir mit dem Geld nicht nach Amerika läufſt, den andern Schelmen nach! Habe nicht Kummer, ſagte der Wirth; wäre nicht ruhig dorten vor dir, weiß wohl, du kämeſt bald auch dem Kameraden nach!

Ein Käsgaden gleicht keinem Grümpelgemache, keiner

Wohnstube in einer Pintenwirthschaft, keiner Gemeindeschreiberei und keiner Studirstube eines gelehrten Huhnes; in einem solchen Käsgaden ist eine Ordnung, wie man sie selten in königlichen Bibliotheken findet, und nicht blos Ordnung, sondern auch Reinlichkeit. Von Staub ist da keine Rede, da ist alles blank, und selbst in den Ecken findet man keinen zusammengewischten oder vergessenen Kehricht. Ihrem Alter nach liegen die Käse da, groß und gewaltig, und doch in gefälliger Form und appetitlich anzusehen. Wer zum ersten Male in so einen Käsgaden oder Kässpycher tritt, wird überrascht durch eine Art von Eleganz, welche so einen Käsgaden vor manchem trübselig verschossenen Salen auszeichnet. Der Senn nimmt Käs für Käs mit starkem Arme herunter, der Händler wirft einen Blick darauf, einen längern oder kürzern, und je nach seinem Gefallen zeichnet er ihn mit seinem Zeichen oder schiebt ihn bei Seite, wenn er das Ausschießen sich vorbehalten. Je nachdem er es beschränkt auf eine gewisse Zahl oder unbeschränkt gethan, geschieht dieses Ausschießen mit größerer oder geringerer Bedächtigkeit. Die rechten Käshändler haben aber einen so geübten Blick, ungefähr wie ein Instruktions-Major, der in einer langen Fronte mit einem Blicke jeden Soldaten sieht, der einen angelaufenen Knopf hat oder nicht das Gehörige im Habersack.

Die ersten Käse ließ der Händler sich zuwägen. Mit denen nehme man es nicht so genau, sagte er, das seien die sogenannten Probirerli, wie es sie in jeder Käserei gebe. Diese könne man so zwischen hinein brauchen; man habe immer Abnehmer, denen man noch geben müsse und doch lieber nicht geben wollte, für die seien diese Käse noch lange gut genug. Solche Rede gefiel den Bauern. Das sei ein rechter Herr, dachten sie, sie seien glücklich, daß sie an diesen da gekommen und nicht an so einen B'schyßhung, wie die Andern seien; und Eglihannes blies die Backen auf, daß jeder ward wie ein großer Luftballon. He, nit sövli spitz! sagte Einer zum Senn, der Bruchgewicht

austhun wollte; wenn man da auf's Loth hinaus wollte, ſo würden wir nicht fertig mit Wägen bis am kalten Burgdorf-Märit! Da fehlt noch mehr als es Pfung! ſchrie eine kleine Stimme den Mannen zwiſchen den Beinen durch. Das iſt b'ſchiſſe! Als die Mannen ſich umſahen, ſtand der kleine Großrath in spe hinter ihnen und ſchrie unerſchrocken: Ja, luegit ume, es fehlt meh als es Pfung! Was haſt du da zu thun, du Lumpebub! ſchnauzte ihn einer der Männer an; pack dih uſe, da hei d'Bube nüt z'thüe! Der Bub blieb ganz einfach ſtehen, und bei einem der nächſten Käſe ſchrie er wieder: Das iſch nit recht g'woge, un uf my Seel' nit! Wohl, das ſoll ſchön gah mit Schyn! Werft doch den Buben hinaus, ſagte der Herr. Oder iſt's hier der Brauch, daß Buben d'r Käs z'rkaufen und dry rede? Willſt uſe oder nit! ſagte einer der Männer zum Jungen. Jh ha d's Recht ſo gut als du, antwortete der Junge unerſchrocken. My Aetti hat ſo viel Milch i d'Käſerei gäh als du, daß du's ume weißt, u we b'ſchiſſe wird, ſo geit's ihm übler als dir, vo wege er het nüt d'rvo. Fahret doch mit dem Bub 'raus, wohl, mit dem wollte ich auch ſo Federleſens machen! ſagte der Käufer. Die Manne ſcheuten ſich, Hand an ein fremdes Kind zu legen, ſagten bloß: Geh', packe dich, willſt oder willſt nicht! Da fuhr Eglihannes z'weg, gab dem Buben eine Ohrfeige und faßte ihn zum Hinauswerfen. Der Junge biß, ſchlug mit den Füßen, ſchrie ihm alle Schimpfwörter, welche er ſein Lebtag je gehört, in's Geſicht, zerrte ſich mit ihm herum, daß wirklich noch einer Hand anlegen mußte, um dem Spectakel ein Ende zu machen. Draußen ſpectakelte der Junge aber fort und ſchrie durch's ganze Dorf, was man ihm angethan, dieweil er dieſen und jenen in die Karte geſehen. Er wiſſe jetzt, wie es gehe, aber warten die nur, bis er groß ſei, denen wolle er dann eine Suppe anrichten, welche ſie zu Bern im Schellenwerk ausfreſſen müßten.

Als eine artige Reihe gewogen war, ſagte der Käshändler mit dem Bleiſtifte in der Hand: Jetzt die von dem bis zu

dieſem (es waren deren ungefähr zwei Dutzend an einer Reihe) will ich nicht, wüßte ſie nicht zu brauchen. Potz Türk! was machten da die Manne für Geſichter! Oeppe nit, wird nit ſy! ſagten ſie. Sövli mänge, ſo war's notti nit g'meint, und ſövli ſchöne Käſe! Wem ſie gefallen, dem habe ich nichts dagegen, aber ich will ſie nicht, wie ich d's Recht habe. Wüßte nicht, wie ſie brauchen, bemerkte der Händler. So ſagt doch, wo es ihnen fehlt, wir haben einen rechten Senn gehabt, von den vornehmſten einen; der Lohn, welchen wir ihm geben, iſt auch darnach, ſagte der Ammann. Habe wider den Senn nichts, der Senn iſt recht. Aber wenn es ſchlechte Käſe giebt, ſo ſind die Bauern mehr daran ſchuld als der Senn. So eine Käswägete iſt faſt wie das jüngſte Gericht, da kommen die Sünden an die Sonne, da ſieht man's an den Käſen, wie die Bauern mit ſchlechter Milch betrogen, und haben geglaubt, es merke es niemand. Von da bis dort habt ihr ſchlecht gekäſet, ſeht das Datum nach und denkt, ob's in der Zeit alles richtig zugegangen iſt! ſo ſprach der Käsherr. Die Bauern ſahen einander an und der Ammann ſagte endlich: Ho, etwas iſt gegangen, wie es an allen Orten etwas giebt, aber nicht mehr als an einem andern Orte, und als man die Unterſuchung machte, hat man nicht einmal was gefunden, das etwas ſchaden konnte. Da bei einem Wittfraueli war etwas, aber es hat nur eine Kuh, viel geſchadet hat das allweg nicht. Ja, ich kenne die Unterſuchung, da ſieht man durch die Finger und blinzet noch dazu! erwiederte der Händler. Etwas kann gefehlt ſein, ſagten die Männer, aber doch nicht ſo viel, ſelb wäre doch wohl viel g'ſchaubet. Seht ſelbſt, ob die Käſe recht ſind! ſagte jener und demonſtrirte dieſen in aller Bündigkeit das Käſe-Sündenregiſter innen und außen. Er erklärte, wenn er dieſe hätte nehmen müſſen, ſo hätte er vom Ganzen nichts wollen. Hier (er zeigte den Punkt) fangen ſie an zu beſſern, doch iſt noch nicht alles gut, ich ſehe noch mehrere, welche zu dieſen gehören. Als die Männer ſich auf die Käshändler be-

riefen, keiner hätte ihnen ihre Käſe ausgeführt, fragte er ſie: Was haben ſie euch denn geboten? Apart nichts, man hieß uns nach Langnau kommen! antworteten ſie. Da ſeht ihr, daß die andern die Käſe geſehen ſo gut als ich. Aber bietet man nicht und märtet man nicht, ſo läßt man die Käſe ſein wie ſie ſind, man führt keine Waare aus, welche man nicht begehrt. Und als ſie ſich auf die neuen Herren beriefen, welche alle genommen hätten, antwortete er kurz: Hättet ſie gegeben. Ich habe anders gehandelt, und dabei bleibt's! Die Männer muckelten diverſe Redensarten und warteten dem Eglihannes mit gewürzten Blicken auf.

Am Ende waren dreißig Käſe ausgeſchaubet. Eglihannes war verlegen, und der Käufer ſagte doch, er ſei noch gnädig geweſen, aber er begehre ſie nicht zu plagen, es ſei ihm um ein ander Mal. Und wirklich that er ſich bei den Männern um, wußte ihnen Honig in den Mund zu ſtreichen löffelweiſe, guten Rath zu geben auf die Zukunft, daß die anfängliche Bitterkeit ſich verlor und ſie bei ſich dachten: ſie könnten es ihm ſo viel nicht verargen, wer einmal das Heft in den Händen habe, mache, was er könne. Das ſei gut für ein ander Mal, das Lehrgeld müſſe man einmal zahlen, und doch lerne man nie aus. Aber jetzt waren ſie genau im Wägen, der geprügelte Junge wäre nun auch nicht mehr geprügelt worden. So geht es in der Welt: man wird gar oft heute für eine Sache geprügelt und morgen kriegt man großen Lohn, heute kommt man für etwas in's Zuchthaus, ſchon über acht Tage würde man deßwegen Rathsherr.

Nachdem der Käs gewogen war, kam das Beſte: der Käufer ſeckelte das Geld aus, den Drittheil der ganzen Kaufſumme, welche einen artigen Haufen ausmachte. Zählt es wohl, ſagte er, und kehret meinethalben jeden Batzen; hintendrein aber kommt mir dann nicht, es ſei zu wenig geweſen oder dieſes und jenes ſonſt nicht gut. Iſt's unter meinen Augen weg, bin ich für nichts mehr gut. Das iſt ein ſchlechtes Zutrauen,

ſagte Einer. Wenn man es nicht ſo machen würde, würde man nie fertig mit nachedopple, denn die Mäuſe kommen manchmal dahinter, und wenn die Mäuſe nichts machen, ſo kommt manchmal die Weiber der Gwunder an, ſagte der Käufer. Der Anblick des Geldes machte einen recht erquicklichen Eindruck auf die Männer, ganz ſo wie ein guter Regen auf eine vertrocknete Matte. Endlich fragte Einer: Aber wie ſoll das jetzt gehen mit dem Käs, welcher geſchaubet worden? Die Leute wären froh, Geld zu nehmen, den ganzen Sommer ſind ſie im Trocknen g'hocket, haben nichts löſen können, und ſo lange dieſe Käſe nicht verkauft ſind, kann man keine Rechnung machen, weil man nicht weiß, was man hat und was jedem gehört, und das iſt eine lätze Sache.

Ja, ſagte da der Käufer, das kann man machen wie man will, darüber iſt kein Geſetz. An der Abtheiltig könnt ihr berathen, was mit den Käſen machen, ob vertheilen oder in's Gemein verkaufen? Da theilt ihr das Geld, was da iſt, dieſes und das Hüttengeld, wenn ihr welches habt, im Frühjahr iſt die Ausrechnung, wenn alles fertig iſt. Wegem Hüttengeld braucht man keinen Kummer zu haben, antwortete der Ammann und Hüttenmeiſter; ſelb iſt da, was einging, es kam keinem Rathsherrn unter die Finger. Potz, da kriegte der Käshändler einen rothen Kopf, denn er betrachtete jedes männliche Glied ſeiner Familie als einen gebornen Rathsherrn. Ob er Urſache hatte, des Ammanns Rede als eine perſönliche Anzüglichkeit zu betrachten, wiſſen wir nicht, jedenfalls wäre er ihretwegen nicht roth geworden, denn in dieſem Punkte hatte er Sohlleder am Gewiſſen, mit Mäuſeköpfen feſtgenagelt, Aber ſein Rathsherrenthum dagegen war noch ganz brütig, mit blutjunger Haut überzogen, daher um ſo empfindlicher. Wegem dem Hüttengeld wiſſe er nicht, wie das ſich verhalte, gehe ihn auch weiters nichts an, ſagte der Käſehändler. Aber das könne er ſagen, einem Rathsherrn bleibe nicht viel übrig für ſeinen Sack, wenn d'Sach erſt durch Bauernfinger müſſe, was die

könnten, ſelb habe er erfahren. He ja, ſagte Einer, ſie machten auch was ſie könnten, und ſelb werde wohl erlaubt ſein. Daneben machten ſie die Sache unter ſich und nicht zu grob, daß ein jeder zufrieden ſein könnte. In fremder Sache wärmten ſie die Hände nicht, Staatsgelder liefen ihnen nicht durch die Finger, und mit andern Kaſſen hätten ſie nichts zu thun, das überließen ſie eben den Rathsherren und Andern, welche es nöthig hätten. He nun, ſtaggelte der Käshändler, ſo habt ihr die Finger im Gemeindeſeckel, wenn euch das Andere verhalten iſt. He, ſagte der Ammann, was das betrifft, ſo hat die Gemeinde keine Schulden, die Rechnungen ſind gelegt, und keinen von uns g'ſchauete noch der obrigkeitliche Schneider, um zu wiſſen, wie weite Hoſen und Kutte er mangle, wenn er ihn einmal kleiden müſſe von Obrigkeitswegen. Soll das gehauen oder geſtochen ſein?! fuhr der große Herr zornig auf. O, ſagte der Ammann, was dem Einen recht, ſei dem Andern billig; er habe zuerſt angefangen, und zu antworten werde erlaubt ſein. Möge er nichts ertragen, ſolle er ein ander Mal auch ſchweigen. Daneben wegen dem Rathsherrn wüßten Alle wohl, wen es anginge. Er möge nichts davon hören, ſagte der Herr; das ſei eine konſervative Lüge, die D — — hätten es im Brauch, alle Gutdenkenden zu verläumden. Das erfahre er genugſam, jammerte Eglihannes. Er ſei auch nicht ſicher, die Hagle dreſſirten noch die Kinder, daß ſie Einem auf der Gaſſe nachriefen und böſe Nachreden anhingen, aber dem werde wohl ein Ende zu machen ſein. Hab' nur Geduld, ſagte der Herr. Es geht nicht lange, ſo kommt die große Abmachete, dann beſſert's, was gilt's! Glaub's auch, ſagte der Ammann. Dann wird es ſich zeigen, was aus Herren-Händen wieder in Bauern-Hände kommt, was für Finger ſauber ſind! — Apropos! wißt ihr auch, daß man im Oberland eine Frau wieder ausgrub, weil ſie einen Gurt mit zweihundert Dublonen um den Leib hatte, an den man erſt dachte, als ſie ſechs Wochen unter der Erde war, das mag ein ſauberes Dabeiſein geweſen ſein.

So sprang der Herr vom kitzeligen Thema auf neutralen Boden und mied das Zanken, worin er sonst ein Meister war, besonders wenn er die nöthige Unterstützung im Rücken hatte.

Die Behfreudiger, denen die dreißig Käse, sicher mehr als vierzig Centner schwer, fast tausend Gulden werth, schwer im Magen lagen, wurden immer wieder anzüglich, daher sich der Herr bald fort machte, nachdem der Tag, an welchem die Käse gebracht werden sollten, festgestellt war. Die Behfreudiger hatten sämmtlich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Da war keiner, der nicht sein Budget ändern und auf eine ganz andere Bilanz sich gefaßt machen mußte. Indessen sie zeigten große Anlagen zu philosophischer Bildung; da waren wenige, welche die Sache nicht am besten Orte nahmen. Das thaten sie um der Weiber willen, welche bedenklich die Nase rümpfen wollten. Es sei gut, hätten sie die Türken von dem Hals und Geld dafür, allweg einen schönen Schübel, den sie gar nicht hätten, wenn keine Käserei gewesen. Andere hätten ihre Käse noch, denen gehe es übel. Da sei aber keine Käsegesellschaft, welche es nicht Lehrgeld gekostet, ihnen sei es noch heilig ergangen. Das andere Jahr werde es ganz anders gehen, da könne man was zwängen, da man so schöne Zeit habe, sich zu rangiren; diesmal habe es gar zu stoßig gehen müssen. Die Weiber hatten es aber wie Rahel zu Rama, sie wollten sich nicht trösten lassen. Man konnte ihnen lange predigen: bereits ein Haufen Geld wie ein Ofenhäuschen sei da und ein noch größerer werde nachkommen; sie hatten es wie Thomas, so lange sie es nicht mit den Augen sehen, ihre Hände darauf legen konnten, glaubten sie nicht an dessen Dasein. Die besten unter ihnen sagten: was es ihnen nütze, wenn es auch da sei, so lange sie es nicht hätten? Es sei die höchste Frage, ob sie es noch bekämen, man wisse, wie bös die Welt sei und wie betrügerisch die Leute. Da sei doch keine Gefahr, sagten die Männer, das Geld liege hinter dem Ammann. Ammann hin, Ammann her, es sei heutzutage niemanden zu trauen, und je

höher deſto ſchlimmer, denn es könne ja jeder machen, was er wolle, und je mehr Einer vorſtelle, deſto weniger dürfe man ihm thun, ſo demonſtrirten die Weiber. Es war böſes Wetter im Lande. Es war den Männern, wenn ſie die Sonne nur einen Sprung von vierzehn Tagen könnten machen laſſen. Sie wußten wohl, anderes Wetter gab es nicht, bis die Abtheiltig vorbei war, ſie Geld im Hauſe hatten, dafür mußten aber zuerſt die Käſe geführt werden.

Sechszehntes Kapitel.

Die Käsfuhr und ihre Folgen.

Das Käsführen iſt ein Hauptjux bei einer Käſerei. Der Käshändler bedingt ſich nämlich aus, daß ihm die Käſe zum Hauſe gebracht werden unentgeltlich, er verſpricht bloß Roß und Mann zu ſpeiſen und zu tränken, daß ſie es machen könnten. Die Theilnahme an einer ſolchen Käsfuhr iſt mehr werth als die Einladung zu einer Hochzeit; es iſt nicht bloß wegem Eſſen und Trinken, ſondern es läßt ſich an derſelben ein großer Theil des Bauernſtolzes zu Tage legen. Dieſer Stolz beruht nämlich auf ſtolzen Roſſen mit ſchönem Geſchirre angethan. So mit vier, ſechs und mehr Wagen vierſpännig aus einem Dorfe zu fahren, jedes Roß ſeine zwanzig bis fünfundzwanzig Louisd'or und mehr werth, weit durch's Land, vier, ſechs Stunden weit, durch ein Dutzend Dörfer, was will man mehr? Was giebt das für ein Hochgefühl, wenn allenthalben die Leute ſtillſtehen, die Köpfe zu den Fenſtern ausſtrecken, es allenthalben heißt: Das ſind doch ſchöne Roſſe, und ſeht 'mal die Geſchirre, und vier, fünf, ja ſechs Wagen, einer ſchöner als der andere, nein aber, wo kommen die her, und was da für reiche Bauern ſein müſſen! Manchmal kennt man ihr Dorf und wer es nennen hört, dem fährt das Hoch-

gefühl in die Arme, er läßt ſeine Peitſche knallen, daß die Vorderroſſe die Köpfe aufwerfen und zu tanzen beginnen, als wären ſie ſechszehnjährige Mädchen. Begreiflich ſind die Wagen nicht zu ſchwer beladen, man macht, daß es den Pferden vom Ziehen nicht übel wird. Warum ſollte man es auch, hat man doch Pferde und Wagen ſelbſt und mehr als genug, und den Käſehändler, der Alles ſpeiſen und tränken muß, zu ſchonen wäre ja dumm. So einer vermag's, und wenn man Hausleute, Hunde und Katzen mitbringen könnte, man thäte es.

Nie werden die Roſſe fleißiger geſtriegelt, nie wird den Alten mehr Korn und Hafer zu Handen der Roſſe geſtohlen, als wenn die Käſfuhr naht und jeder das ſchönſte Geſpann haben möchte. Auch dem Sattler wirft es Verdienſt zu, der Geſchirre zu ſalben und zu putzen kriegt, die man wohl ungeſalbet hätte hängen laſſen. Bei ſolcher Herrlichkeit möchte begreiflich jeder ſein, dieſer Wunſch iſt naturgemäß. Es iſt wiederum ein freier Tag außerhalb den häuslichen Schranken, es iſt ein Wandern und dazu nicht durch dürre Haiden oder afrikaniſchen Sand, ſondern von Wirthshaus zu Wirthshaus, von einer Mahlzeit zur andern. An Orten, wo der Dorfſtolz noch ſo recht im Glanze iſt, wie z. B. in der Vehfreude, da gehen in demſelben Privatgelüſte auf. Wer keinen ſchönen Zug hat, nicht blankes Geſchirr, iſt willig daheim zu bleiben, er will das Ganze nicht verunſtalten, will auch nicht unter den Andern ſo gleichſam den Kachelifuhrmann vorſtellen. Es iſt da noch ein Gefühl, daß man weiß, was zuſammengehört, was nicht, und das Zuſammengehörende zuſammen läßt, ohne ſich in ſeinen Rechten beeinträchtigt zu glauben. — So war es in der Vehfreude: wer nicht ſtaatsgemäß aufziehen konnte, verzichtete gern auf die Theilnahme an der Käſfuhr. Man wolle die fahren laſſen, welche rechten Zug hätten, man begehre nicht ausgelacht zu werden und die Andern zu Schanden zu machen, hieß es. Bloß Eglihannes hatte dafür kein Gefühl, er war in höhern Regionen zum Schulmeiſter gebildet worden,

ſeine Bildung reichte nicht mehr in ſo tiefe Regionen, er war über den Gemeinſinn hinaus und hatte bloß Privatſinn. Eglihannes beſaß auch zwei Pferde, einen großen ſchwarzen G'ſtabi und einen kleinen rothen Bigger. Der Schwarze war ſteinalt, der Bigger nicht viel jünger, und beide führten einen Anſtand in's Feld, ungefähr wie ihr Herr und Meiſter Manieren hatte.

Eglihannes war in keinem eigentlichen Hauſe daheim, ſondern ſo viel als, wie man zu ſagen pflegt, auf der Gaſſe auferzogen. Sein Vermögen hatte er erweibet und ſonſt erworben, und was er hatte an Schiff und Geſchirr, hatte er hier und dort an Steigerungen zuſammengekauft. Für ſeinen kleinen Bigger hatte er einen Kummet mit großen langen Kummetſcheiten, faſt wie ſie die Burgunder in's Feld führen, die dem kleinen Thier gar ſeltſam um's Haupt wackelten. Der große Schwarze dagegen hatte einen Kummet mit ganz kurzen, faſt ſchon im Leder umgebogenen Scheiten, daß er ausſah wie ein vornehmes Weibervolk in einer ſogenannten Stündelikappe. Einen alten, ſchlecht gemachten Wagen hatte er mit Oelfarbe anſtreichen laſſen, weil er geſehen, daß vornehme und reiche Herren, welche die Landwirthſchaft trieben, ſolche angeſtrichene Wagen hatten und die Mode aus England kam. Auf England hielt er grauſam viel, ſeit er gehört, der engliſche Miniſter haſſe alle Könige und ſie müßten alle abe, und ſei daneben verflucht liberal, er habe ſeinen Geſandten befohlen, den Leuten es vorzumachen, wie man ohne Religion und ohne Zopfthum, d. h. ohne Sitte und Anſtand, verflucht luſtig leben könne, nämlich wie ein Sauniggel, der eben auch keine höhern Tendenzen hat als ein Schwein, d. h. den beſten Platz am Trog zu haben und das beſte Stroh zum Liegen. Eglihannes machte alle Leute aufmerkſam auf ſeinen engliſchen Wagen und ſagte, die Engländer ſeien Leute! Die hätten Geld und thäten damit, was ihnen wohlgefiele. Da gefiele ihm keiner beſſer als der engliſche Geſandte, der ſoutire ſich um die ganze Welt und ſonſt nichts. An dem ſolle man ein Beiſpiel nehmen, wie

man es machen müsse, um lustig zu leben. Der werde auch an keinen Teufel glauben und wissen, daß alles aus sei, wenn man einmal verlochet sei. So englisirte sich Eglihannes, aber für die Lächerlichkeit seines Gespanns hatte er kein Gefühl und merkte nicht, wie er das Gespött des ganzen Dorfes war. Wenn sein Zweigespann daherzettelte, lachte Klein und Groß, und sogar Witzfunken sprangen über die Gasse, und das will was sagen in der Vehfreude, wo Lehm so zu sagen das herrschende Mineral war.

Eglihannes sagte daher an der Käsgemeinde, wo die Fuhr abgeredet wurde, es sei ihm gleich, mit jemanden zusammenzuspannen oder allein zu fahren, wie es sich besser schicke. Häb nit Müh, sagte der Ammann, es sind Rosse genug, und wenn du deine sonst zu gebrauchen hast, wollen wir dich nicht plagen. Es ist am billigsten, daß die fahren, welche am höchsten in der Milch sind und den größten Nutzen haben von der Sache. Was das anbelange, so werde er auch nicht der Mindest sein, antwortete Eglihannes. Wegen der Kontrolle, daß die Sache richtig abgegeben werde und nicht später Reklamationen kämen, wecke er als Sekretär dabei sein müssen. So wolle er doch lieber seine Rosse dabei haben, als d'r Gottswille hintendrein laufen. Hintenher solle ihm dann niemand vorhalten, er hätte nur gezogen und nichts gethan. Er wisse wohl, wie man es ihm mache, aber er werde auch alle Tage witziger, er wolle es ihnen gesagt haben. Nun, wenn du's zwängen willst, so zwäng's in Gottes Namen, darwider wird dir niemand viel haben können, hieß es. So sprachen an der Gemeinde die Alten, aber als die Kunde: Eglihannes wolle mit seinem Kachelifuhrwerk auch dabei sein, in die Häuser kam, da hieß es ganz anders, wohl, da hatte jedermann was darwider. Es sei eine Schande für's ganze Dorf, hieß es, wenn der mit seinem Esel und seinem G'stabi dabei sei. Am lautesten begehrten die Jungen auf, die Geiselherren, an die das Fahren kam. Den wollten sie nicht bei sich haben, vor der Schande wollten sie

ſchon ſein. Den Alten hätten ſie mehr Verſtand zugetraut, vor dreißig Jahren wären ſie witziger geweſen, ſchrien dieſe. Am lauteſten war Ammanns Felix. Der vermaß ſich hoch und theuer, mit dem fahre er nicht, eher ſchlage er Mann und Roß die Beine entzwei, ſagte er. Selb ſolle er ihm bleiben laſſen, ſagte der Ammann; mit dem Schelm begehre er nicht auszumachen, und ſechs Jahre oder mehr zu leiſten werde Felix nicht begehren. Der würde es auf das Höchſte treiben, darauf könne man zählen, und wenn er auch nicht mehr am Brett ſei, ſo ſei er doch denen, die jetzt dran ſeien, gut genug, um ihnen fette Fiſche in die Bähre zu jagen; die hätten das Mäſten nöthig. Das Leiſten war Felix nicht anſtändig, aber was er einmal im Kopfe hatte, da mußte was raus, war es ſo oder anders.

Eglihannes merkte von dem allem natürlich nichts. Es war ihm im Gemüthe, als ob er die Sonne des ganzen Zuges ſei. Er ſtach in der Pinte dieſen und jenen an, um mit ihm zuſammenzuſpannen. Er wollte ſeinen Wagen dazu geben, ſagte er. Sie würden doch Augen machen im Emmenthal, ſo einen hätten die Knuble noch nie geſehen, ſie würden meinen, es ſei eine beſondere Holzart. Aber trotz dieſer Ausſicht wollte niemand einſchlagen. Die Alten ſagten, der Wagen ſei wohl klein für vier Roſſe. Er ſolle ihn herſtellen, wenn man den Käs lade, da werde es ſich zeigen, wie man ihn brauchen könne. Dieſer Beſcheid war Eglihannes nicht der rechte. Er ließ ſich herab, ſtieg in den Ställen den Jungen nach, um eine Allianz zu ſchließen; war aber da nicht glücklicher. Er ſolle mit dem Alten reden, erhielt er zur Antwort; der hätte zu befehlen, was der befehle, ſei ihnen gut. Zu Ammanns Felix ging er nicht, dort hätte er wahrſcheinlich einen runderen, beſtimmteren Beſcheid erhalten. — Da man eine ziemliche Strecke zu fahren hatte, mußte der Aufbruch früh ſein, daher wurden die Käſe am Abend vorher geladen. Die beſtimmten Wagen wurden daher gebracht und vor die Käshütte zur Verfügung geſtellt.

Eglihannes kam mit dem ſeinen ebenfalls und ſtellte denſelben an die Spitze, ſo gleichſam als den vornehmſten. Da ließ man ihn ſtehen, bis ein Wagen geladen war, dann ſchob man ihn bei Seite und fuhr mit einem andern Wagen vor. Das ſtach Eglihannes. Es wäre jetzt an ſeinem, ſagte er. An den werde es ſchon noch kommen, hieß es, man müſſe doch zuerſt die größern laden. Es hatte faſt den Anſchein, als ſei es abgekartet, auf die andern Wagen ſo zu laden, daß für den angeſtrichenen auch kein Käs übrig blieb. Das unterblieb. Einige Aeltere wehrten und Eglihannes führte ſcharf Aufſicht und brachte es dahin, daß für ſein Geſpann noch fünf Käſe übrig blieben. Vom Zuſammenſpannen war alſo keine Rede mehr, und in den fünf Käſen lag ein Spott, an dem er doch etwas begriff. Wartet nur, dachte er, das treibe ich euch ein, ihr Säububen. Werdet es ſchon erfahren, wie die Erſten die Letzten ſein werden und die Letzten die Erſten. Der gute Eglihannes wußte nicht mehr, was es heißt, mit dem jungen Volk, den ſogenannten Nachtbuben, zu thun zu haben. Denen iſt der Teufel nicht ſchlau genug, ſie lüpfen ihn zehn Mal über den Kübel, ehe er ſie ein einziges Mal.

Um drei Uhr früh ſollte aufgebrochen werden. Solche Tage werden gern ſo lang als möglich gemacht, damit man gute Weile habe zu allem Guten, und da Hütten zu bauen, wo es Einem wohlgefällt. In den Nächten vor ſolchen Zügen wird in den Häuſern, welche daran Theil nehmen, das Licht nicht ausgelöſcht, beſonders da, wo ledige Vettern ſind, wie es in der Behfreude auch der Fall war. Im Canton Bern, der trotz aller äußern Form in ſeinem Weſen durch und durch ariſtokratiſch iſt, heirathen oft Bauernſöhne nicht, damit der Hof beiſammen, die Familie reich bleibe. Es giebt einzelne Höfe, wo vielleicht ſeit zweihundert Jahren immer nur ein Sohn heirathete, die ledigen Brüder, die Vettern, als Reſpektsperſonen behandelt, im Stöcklein wohnten, arbeiteten nach Belieben und regierten oft mehr als der regierende Bauer. Dieſe Vettern

haben nun zumeiſt ein Lieblingsfach in der Landwirthſchaft, was ihnen unbeſtritten überlaſſen wird: Füttern, Wäſſern, Fahren u. ſ. w. Der Vetter, der füttert, iſt an's Haus gebunden, hat wenig Begriff von Welt und Zeitgeiſt und was ſonſt noch geht. Einem ſolchen Vetter kommt eine ſechsſtündige Fahrt hin und ſechsſtündige her vor wie eine Weltfahrt, wie ein Zug in's Innere von Afrika. Wie man auf ſolche Züge Proviant mitnimmt und die Kameele füttert und tränkt, daß ſie es eine gute Weile und noch darüber aushalten mögen, ſo füttert auch der Vetter auf Leib und Leben mit kurzem und langem Futter von früh Abends bis zur Wegfahrt, bis die Pferde Bäuche kriegen, an denen ſie ſo viel zu tragen haben, daß ſie lieber wollten, man verſchone ſie einſtweilen mit Ziehen, geſchweige denn mit Springen. Wenn ſie ſich kugelrund gefreſſen und ein halbes Meer ausgeſoffen haben, wird der Vetter glücklich. Sieh, ſagt er, der Bauch geht ihm faſt über dem Rücken zuſammen; g'freſſe hat er brav und g'ſoffe noch bräver, fahr ume i Gotts Name, es Wyltſchi, e Stung zwo oder drei mag er's jetzt wohl erleiden. Da ſich indeſſen darauf nicht zu verlaſſen iſt, der Hunger das Roß ung'ſinnet wieder ankommen könnte, hat er brav Hafer in einen Sack gethan und einen Bogen oder zwei mit Heu vollgeſtopft, und ſchärft extra noch ein, ja die Roſſe nicht hungern zu laſſen, und ſei nicht genug, was er mitgebe, ſo komme es auf einige Batzen nicht an, man könne ihnen ja auch in einem Wirthshauſe etwas geben laſſen.

Eglihannes hatte einen ſolchen Vetter nicht, wäre aber froh darüber geweſen; er hatte bloß ein halbbatziges Knechtlein und ſolche füttern nicht die ganze Nacht, ſolche muß man aus dem Bette jagen oft auf die gleiche Weiſe, wie ein faules Kalb aus ſeinem Stroh, und hätten doch der Bigger und der G'ſtabi ein langes Füttern ſo nöthig gehabt, dieweil ihre Zähne weder diesjährig, noch vorjährig waren, ſondern längſt über die Wiſſenſchaft der größten Kenner lang, lang hinaus gewachſen. Es hatte zwölf Uhr geſchlagen am Kirchthurme

und das Knechtlein rührte sich noch nicht; die alte Schwiegermutter des Eglihannes klopfte ihm lange umsonst, sie mußte ihn endlich aus dem Bette stüpfen. Er hatte den Befehl zu schirren, daß, wie es zwei Uhr schlage, abmarschirt werden könne. Sövli exakt werde es nicht zugehen, hatte Eglihannes gesagt.

Derselbe hatte selben Abend noch große Freude erlebt. Ammanns Felix hatte am Abend seine Rosse noch extra gewaschen, geseift, gestriegelt. Dabei war ihm ihr schönstes Roß, ein dreijähriger Brauner, losgeworden, hatte über Gräben und und Zäune gesetzt, war dabei gestürzt, hatte die Knie geschunden und ging lahm. Dem sei der Hochmuth eingetrieben worden, wie es sich gehört, er möge es ihm verflucht wohl gönnen, hatte Eglihannes gesagt. Es nehme ihn nur wunder, ob Felix dreispännig fahren wolle, er könnte seine Mutter vorannehmen, das wäre ein gutes Vorroß. Der Verfall hatte in der That Felix fast aus der Haut gesagt. Einen solchen Strich durch die Rechnung hatte er noch nicht erlebt. Den ganzen Sommer hatte er sich auf diese Fahrt gefreut und oft geträumt, was man im Emmenthal sagen werde, wenn der Zug des Ammanns aus der Vehfreude durch daselbe fahre und wie Kinder und Kindes Kinder noch davon reden würden. Und jetzt am Vorabend dieser wichtigen Begebenheit dieses Ereigniß! Als Felix so recht tobte, daß man fast fürchten mußte, es könnte fehlen, kam seine Mutter und sagte: Thue nicht so, mach' nicht, daß die Leute Freude an dir haben. Wenn du nicht dreispännig fahren willst, so spann' ein anderes ein, es sind ja Rosse genug! Mutter, das verstehst nicht, sagte Felix; mit einem zusammengeplätzeten Zug fahre ich nicht! Wenn sich nicht alles zusammenschickt, bleibe ich lieber daheim! Wem ist der Braune, der unserm so wohl gleicht, daß ich schon oft meinte, es sei der unsrige? fragte die Mutter, Der ist dem Bauer im Nägeliboden, sagte ein Knecht, er gleicht unserm wohl, daneben ist doch keine Gleichheit, es

fehlen ihm noch hundert Mäß Haſer dazu. So fragt den um's Roß, er fährt ja nicht mit, und hätte er es ſonſt zu brauchen, kann man ihm ja ein anderes geben, ſo warf die Frau Ammännin ihre Gedanken hin und ging dann weiter. Das iſt keine üble Manier; die Leute können mit einem ſolchen Gedanken dann machen, was ſie wollen, führen ſie ihn aus oder nicht, ſo iſt's ihre Sache. Dem Knecht gefiel das und er ſagte: Soll ich gehen und fragen? Dann kann ich ihn gleich mitbringen und es iſt noch Zeit, ihn z'wegzuputzen, daß man keinen großen Unterſchied merkt. So geh', ſagte Zeir; aber daß du mir nicht nöthlich thuſt und gruſam anhältſt. Gicht er ihn nicht gern, kann er mir Federn blaſen. Es ging nicht lange, brachte der Knecht den Braunen daher mit ganz gutem Beſcheid.

Das wußte natürlich Eglihannes nun nicht. Seine Frau war auch aufgeſtanden, machte das Frühſtück z'weg, und als es ſie dünkte, es ſei Zeit, ging ſie an's Wecken des Mannes. Aber ſie hatte faſt noch größere Nöthen mit ihm als die Großmutter mit dem Knecht. Bekanntlich iſt's viel ſchwerer, ein Mondkalb vor der Zeit aus dem Bette zu bringen, als ein Kind vor der Zeit aus dem Mutterleibe. Aber als ſie ihn endlich im Schweiße ihres Angeſichts aus dem Bette hatte, war das nur ein geringer Anfang der Beſchwerden der guten Frau; bis ſie ihn aufgezäumt hatte zur Abfahrt, koſtete das noch ganz andern Schweiß. Er grunzte wie eine alte Schweinemutter, wußte von nichts, wo es war, brüllte als ob das Haus brenne nach ſeinen Strümpfen und hatte ſie in der einen Hand, während er ſie mit der andern ſuchte; ſo ging's mit den Hoſen, und mit jedem Stücke ärger, daß ſeine Frau erklärte: wenn ſie nicht wüßte, daß er bald zum Loche aus käme, ſie würde noch in ſelber Nacht katholiſch. Es iſt aber wirklich auch nichts verfluchter, als ſo ein ſturmer, halberwachter Mann, der in einem fort ſchreit, als ob man ihn am Meſſer hätte, der immer ſucht und nie findet, dem man die Hoſen zur Hand giebt, der

darauf absitzt und doch nach denselben schreit wie eine Kuh nach ihrem Kalbe, dem man das Halstuch um den Hals legt und der nun nach der Frau schreit, welche ihm das Halstuch vertragen habe. Endlich brachte die Frau den Eglihannes zum Tisch an's Frühstück. Da nahm er seine Uhr zur Hand, die zeigte auf Eilf. Nun fing er an zu fluchen, was seine Frau für eine sei, daß sie nicht wisse, was für Zeit es sei. Die Großmutter behauptete, vor Langem habe es Zwölfe geschlagen, es werde weit über ein Uhr sein. Das bestätigte der Knecht, konnte es aber mit keiner Uhr beweisen; er war einer von denen, welche sich noch keine zu schaffen vermochten. Endlich fand es sich, daß Eglihannese Uhr stand, weil er sie aufzuziehen vergessen hatte, was öfters der Fall war. So g'schirr und pass' auf; wie es Zwei schlägt, wollen wir abkratzen. Wirst sie wohl hören klepfen und hustern, sagte Eglihannes. Der Knecht that also. Unterdessen schoß Eglihannes noch im Hause herum, suchte seine Pfeife zusammen, putzte sie aus, da sie keinen Athem hatte, stärkte sich mit einigen Gläschen Kirschgeist. Endlich kam der Knecht herein und sagte, er könne sich nicht auf die Sache verstehen. Es düechte ihn, es solle längst zwei Uhr geschlagen haben, und doch habe er noch keinen Ton gehört, und im ganzen Dorfe sei es so still als wie in einer Kirche, man höre nicht einmal einen Hund bellen. Er wisse nicht, was das bedeuten solle. Lauf' zur Hütte und sieh, ob die Wagen noch da sind! rief Eglihannes, der wohl wußte, daß wenn die Jugend ihm einen Streich spielen konnte, sie es nicht sparte. Der Knecht kam voll Zorn und mit dem Bericht heimgerannt, bei der Käshütte sei kein Wagen mehr als der ihrige, und Speusepp, den er herausgeklopft, habe ihm gesagt, sie seien schon länger als eine Stunde fort. Man kann denken, wie lieblich das dem Eglihannes tönte. Das Wetter tobte zuerst über das Haupt des Knechtes, der sich verschlafen, nicht schlagen gehört, ein Löhl, ein Kalb, ein Faulhund sei, wie keiner mehr zu finden, so weit der Himmel blau sei; wäre er

einen Kreuzer werth, ſo hätte er die Andern hören müſſen, als ſie fortgefahren. Es hätte ihm in Sinn kommen ſollen, er müſſe aufpaſſen und keiner von den Hagels Bauerknubeln werde kommen und ſehen, wo ſie blieben. Jetzt könne er die Roſſe abſprengen, und es ſei die Frage, ob er ihnen nachkomme! Der arme Knecht mußte unſchuldig leiden, wie es ſo oft geht in der Welt und was keine Verfaſſung abſtellen wird. Eglihannes, obgleich faſt ein Herr und gebildet, war doch nichts weniger als merkig. Die Burſche, welche das Geſpann nicht im Gefolge haben wollten, hatten ihm das abſichtlich gebeizt, hatten vor Mitternacht die Wagen vor das Dorf gezogen, hatten dem Sigriſt befohlen, die Thurmuhr zu ſtellen, waren eine Stunde früher ohne Sang und Klang, ſo geräuſchlos als möglich mit ihren Roſſen abgezogen und konnten nun anſpannen und fortfahren, ohne daß man im Dorfe viel davon hörte.

Es war ein recht ſtattlicher Zug, welcher das Land auffuhr, und zu einigem Hochgefühl hatte man ſo guten Grund als viele Andere, welche ihr Haupt tragen, als ſei ſein Wandel unter den Sternen, weil ſie einmal in Wurſt's ſeliger Sprachlehre geleſen und in einer Conferenz ein Stück von einer Rede fallen laſſen. Die Leute preſſirten nicht mit Fahren: Nachts ſah niemand ihre ſchönen Roſſe, und daß Eglihannes ſie nicht einhole, deß waren ſie ſicher; der Bigger und der G'ſtabi kamen am Tage langſam vom Platz, geſchweige des Nachts. Mit Tagesanbruch kamen ſie in das Dorf, wo ſie füttern wollten, denn das hatten ihnen die Vettern auf's Gewiſſen gebunden, daß ſie ihnen nicht d's Herrgotts ſeien, ohne zu füttern hinzufahren, wie es die Kacheli- und Salzfuhrmanne machten. Dieſer Ermahnung hatte es nicht bedurft. Es dünkte ſie ſelbſt, ſie möchten etwas, es werde ihnen ſo leer, als ob ſie ganz hohl ſeien inwendig. Und wie es ihnen ward, dachten ſie, ſei es auch ihren Roſſen. Das waren Leute, welche noch naturgemäß dachten, dachten, wie es ihnen ſei, ſei es auch

andern Kreaturen, welche noch Anlagen zum Sinne der Gerechten haben, der ſich ſeines Viehes erbarmet. Sie hatten es noch nicht wie Rechtsagenten und andere Schriftgelehrte, welche bei jedem Wirthshauſe ihren Durſt löſchen, derweilen ihre Roſſe in Staub und Sonne braten, ſelbſt Braten freſſen und ihre Roſſe einen ganzen Tag lang hungern laſſen; ſolchen iſt in ihrer Gelehrſamkeit das Gefühl verloren gegangen.

Da das Wetter gut war, ließen ſie nicht abſpannen, fuhren bei einem Wirthshauſe auf, riſſen die leeren Krippen herbei, ſchütteten Futter auf, riſſen Melchtern z'weg, nahmen den ganzen Platz ein, ließen die Zuvorkommenheit des Stallknechtes ſich wohlgefallen, ſagten ihm, als ſie an ihr Morgenbrod ſich ſetzten: Du luegſt auf ſie! Trotz dieſem Wunſche ging doch bald der eine, bald der andere hinaus, nach den Thieren zu ſehen, Futter aufzuſchütten, Waſſer vorzuhalten oder ein übermüthiges Bein, das über die Stricke geſchlagen, zu löſen, und hauptſächlich auch, um ſich an der Verwunderung der Leute über die ſchönen Roſſe zu ergötzen. Wer vorbeiging, ſtand ſtill, und wer ſie von weitem ſah, kam näher, betrachtete die Thiere und half hin und her reden über Werth und Schönheit derſelben. Es gab auch Majoritäten und Minoritäten, doch ſagte keine der andern wüſt, noch verdächtigten ſich dieſelben; man war zwar nur auf der Gaſſe, indeſſen ging es doch ſehr anſtändig zu, viel anſtändiger als in der Nationalverſammlung zu Paris, während man doch hätte erwarten ſollen, daß dort die beſten Manieren zu lernen ſeien; reiſen zu dieſem Zwecke ja ſo viele Rentiers, Gelehrte und Schneidergeſellen hin.

Der Aufenthalt dauerte nicht allzulange, man hatte nicht Luſt von Eglihannes ſich einholen zu laſſen. Sorgfältig wurden die Bogen mit dem Heu wieder zugebunden, nachdem man jeden verzettelten Halm zuſammengeleſen und verſorgt hatte; die Krippen wurden eben nicht ſanft bei Seite geſtellt, dann noch einmal getränkt, aufgezäumt und abgefahren. Der

Stallknecht war recht artig geblieben, hatte allenthalben Hand geboten, konnte die übliche Anerkennung billigermaßen gewärtigen. Hü, i Gotts Name, ſagte der vorderſte Fuhrmann und hob die Geißel; die Roſſe zogen an, und muntere Sätze thaten die jungen Vorroſſe. Hü, i Gotts Name, ſagte der zweite und ſeine Roſſe tanzten den erſten nach. Muß ich denn nichts haben, über chume ih nüt, ſagte endlich halb zornig, halb weinerlich der Stallknecht. Sörli Müh g'ha und zu Allem g'luegt u jetz nüt hah, ſelb het doch bim — — ke Gattig! Git m'r de Kene nüt? Felix griff in Sack und gab dem Klagenden ein Sechskreuzerſtück und ſagte: Da haſt etwas für das Luegen, abgeſpannt haben wir ja nicht und ſelbſt gefüttert. Nei, bim — — ſagte der Stallknecht, vierundzwanzig Roſſe und ſechs Kreuzer! wenn ih ume das ha ſoll, ſu will ih lieber nüt! Mach's wie d' witt, ſagte Felix, aber mehr kriegſt nit! He nu, ſagte der Stallknecht, ſu will ih's ekha zum Andenken u will's no mengem zeige u will ihnen b'richte, ih heig das überho, daß ih zu vierundzwanzig Roſſe g'luegt heig, u no ze ſellige, wo heige welle Bure vorſtelle! Su b'richt, ſagte Felix kaltblütig und fuhr ab. Das zornige Gebrummel des Stallknechtes wurde durch das Raſſeln der Wagen, das Knallen der Peitſchen verſchlungen. So was war dem Stallknecht, welcher der Liebling Vieler war, nicht bald vorgekommen. Dafür müſſe Einer aus den Dörfern ſein, ſagte er. Es nehme ihn nur wunder, daß man ihm nicht einen rothen (falſchen) Batzen gegeben. Es gebe Orte, wo die Stallknechte keine andere als rothe Batzen kriegten. So ſeien die Leute und ſo bös die Welt. Die Sache war indeſſen ganz einfach. Die Fuhrleute brauchten dieſen Stallknecht weder zu äſtimiren, noch hatten ſie Urſache ihn zu lieben, es war ſehr zweifelhaft, ob ſie je wieder bei dieſem Wirthshauſe vorbeikamen, und geſchah es, ſo konnten ſie es auch ohne Hülfe des Stallknechts machen, wie jetzt. Warum alſo unnöthig freigebig ſein, unnütz einen Kreuzer brauchen? Zweitens waren

ſie noch ſämmtlich nüchtern, die Anlage zum Großthun, Geld um ſich werfen, als ſei es Spreu und ihnen durchaus ohne Werth, dieweil ſie daheim deren Zeug Kiſten und Kaſten voll hatten, war noch nicht erwacht bei ihnen, die muß erſt gut getränkt werden, ehe ſie lebendig wird.

Der Stallknecht ſtand noch immer auf der Straße, das Sechskreuzerſtück in der Hand, und hielt dem verſammelten Volke Vorleſungen über den Geiſt und die Pflichten gegen einen Stallknecht, der das Wüſteſte austrappen müſſe, Tag und Nacht keine Ruhe und Weib und Kinder zu erhalten habe, als Eglihannes anrückte ſammt Bigger, G'ſtabi und dem angeſtrichenen Wagen mit den fünf Käſen auf demſelben. Die Roſſe ſahen ganz miſerabel aus und Eglihannes ſehr zornig. Er fuhr den Stallknecht an, wie ein Tiger einen Ochſen, und fragte, ob nicht Käszüge da geweſen. Wohl, die ſind da geweſen. Gehört ihr zu ihnen? Allweg! ſagte Eglihannes; ſind ſie ſchon lange fort? Ho! antwortete der Stallknecht, wenn ihr brav ſprengt mit denen Engländern, da kommt ihr ihnen nach, ehe es Nacht iſt. Da kam auch Zorn in das Herz von Eglihannes, aber nicht gegen den Stallknecht, ſondern gegen die fahrenden Vehſtrudiger. Wartet nur, euch will es reiſen! dachte er, und rief: Stallknecht, ſpann ab! So, jetzt dem noch abſpannen, dachte derſelbe, wenn die mit den dreißigdublönigen Roſſen nichts gegeben, was wird der mit dieſen Keiben geben. Chume g'rad, bengelte er über die Achſel zurück. Was ließen ſie den Roſſen geben? fragte Eglihannes, der unterdeſſen ſeine Roſſe losgeknebelt hatte, was bei ſeinem zuſammengeplätzeten Geſchirre eine Art von Kunſtſtück war. Hatten es bei ſich, ſagte der Stallknecht, füllten da den Platz eine Stunde lang, hatte nur mit ihnen zu thun und gaben mir zuletzt für vierundzwanzig Roſſe ſechs Kreuzer, und hätten mir nichts gegeben, wenn ich ſie nicht gemahnt. Der Teufel möchte Stallknecht ſein, wenn alle ſolche Kunden wären. Gieb ein halb Mäß Haſer, ſagte Eglihannes, und reib ſie ab, ſie

ſchwitzen, denn ſie ſind hitzig, es iſt faſt nicht mit ihnen zu fahren. B'richt mich, du Kuh, brummte der Stallknecht, that indeſſen ſeine Pflicht, jedoch eben nicht mit großer Freudigkeit. Als der Haſer aufgeſchüttet war, ſagte Eglihannes: Komm' herein und thue Beſcheid, muß den Roſſen Zeit laſſen, bin kein Hund, weder gegen Menſchen noch Vieh. So, das tönt beſſer, dachte der Stallknecht. Es iſt curios, aber es giebt ſelten an einem Orte gleiche Leute, es iſt immer noch ein Unterſchied. Wirklich ging er bald hinein, unter dem Vorwand, zu fragen, wie Eglihannes es lieber hätte, weil die Pferde ſchwitzten, ob er mit dem Tränken warten ſolle, bis die Pferde den Haſer ganz gefreſſen, oder ob er ihnen ſchon vorher Waſſer geben ſolle. Eglihannes brachte es dem Stallknecht, brachte die Rede wieder auf die fortgefahrenen Vehfreudiger, freute ſich der erneuerten Ausbrüche des ſtallknechtlichen Zornes, half mit, erzählte, wie ſie es ihm gemacht und wie er es ihnen jetzt machen wolle. Die könnten ihm jetzt auch warten und das Abladen laſſen, bis er nachkomme, denn er ſei der Sekretär und habe das Verzeichniß. Der Stallknecht fand dies der Sache vollkommen angemeſſen und fügte bei: Was ihr aber müſſet z'lyde ha unter ſolchen Lüten, alle Tag müſſe d'rby z'ſy, ih wett lieber Kämifeger werde oder Muſer. Dem Eglihannes kamen ob ſolcher Theilnahme faſt die Thränen in die Augen von wegen der Rührung, und wie Pilatus und Herodes wurden die beiden Freunde. Eglihannes zeigte ihm ſeinen Wagen und erklärte die großen Vortheile des Anſtreichens, das komme aus England und d'Engiländer wüßten, was vortheilhaft ſei und zu gleicher Zeit der Sache wohl anſtehe. Der Stallknecht ſagte, es ſei e b'ſunderbarer und er müſſe ſagen, es hätte ihm nicht bald eine Sache ſo gefallen wie die. Es nehme ihn nur wunder, daß nicht mehr Leute es auch ſo machten. Aber das koſte, dafür müſſe man wohl bei Gelde ſein und ſelb ſei rar in dieſer böſen Zeit. Ihr werdet zwar nit viel davon merken, ſelb ſieht man allem an; ihr hättet ſonſt

nicht ſolchen Wagen, ſetzte der Stallknecht hinzu. Wie das unſerm guten Hannes wohlthat! Er trappete dem Stalle zu, trat zwiſchen Bigger und G'ſtabi mitten hinein, ſah, ob ſie den Haſer gefreſſen, tätſchelte ſie, fing mit ihnen zärtliche Geſpräche an: Biggerli, my's Vögeli, du Nöggeli, und Kohli, du Leu, du Staatskerl, ſagte er und knüpfte an dieſe Worte eine Auseinanderſetzung von ihren herrlichen Eigenſchaften. Man hätte glauben ſollen, ſie ſeien ihm aus dem Stalle der Herzogin von Orleans ſo eben aus Paris zugekommen. Der Stallknecht ſagte, er glaub's, man ſehe es ihnen aber auch an, daß es etwas B'ſunderbares ſei, nur ſei ſchade, daß ſie ſo ungleich in der Größe ſeien, es ſtände ihnen gar wohl an, wenn ſie gleichlich wären. Das ſei hier ſo der Brauch, ſagte Eglihannes, aber nicht an allen Orten. In Rußland ſpanne man immer ungleich zuſammen, je größer das eine Roß ſei, deſto kleiner müſſe das andere ſein. Wenn man einmal daran gewöhnt ſei, ſo gefalle das Einem b'ſunderbar wohl. Glaub's, ſagte der Stallknecht, glaub's, es chunnt alles auf's G'wohne a, und nun hielt er eine ſchöne Rede über die Macht der Gewohnheit. Denn gar zu ſehr Bigger und G'ſtabi zu rühmen, war ihm doch in etwas wider die Hand. Er hatte ſo zu ſagen ſo gleichſam auch noch eine Art Gewiſſen, halbbatzige Roſſe rühmte er nicht gern als dreißig-dublönige, es wäre denn in einem Handel geweſen, wo ihm ein Freund gegen einen Fremden den gehörigen Schmaus verſprochen. Als endlich eingeſpannt war, ward Eglihanneſen's Natur auf die Folter geſpannt. Er liebte die Großmuth nicht, das Schmarotzen war ihm lieber, jetzt war's am Platz, eine großartige Freigebigkeit ſeinem neuen Freund zu beurkunden, ihm ein Trinkgeld zu geben, daß er ſagte: Danke z'hunderttauſend Malen, fogar an die Kappe griff und hinzuſetzte, kommt recht bald wieder; das iſt ihr Superlativ von dem Punkte weg, wo ſie das erhaltene Stück in der Hand beſchauen und ſchweigend dem Geber den Rücken kehren. Auf dem zweiten Punkte ziehen ſie das Maul weit

auseinander und ſagen: Obliſchee (zum Merci oder gar Merci bien haben ſie es noch nicht gebracht); dann kommt: Dankheiget, dankheiget zum ſchönſten, und endlich: Dankheiget zum allerhöchſten, chömit gly meh. Eglihannes wußte das wohl und kramte lange in ſeinem Beutel. Er ſuchte einen falſchen Solothurner Fünfbätzler, mit dem er gern großartig gethan hätte. Er merkt's nicht, dachte er, und wenn er's ſchon merkt, ſo kann ihn niemand beſſer wieder abſetzen als ein Stallknecht. Zu ſeinem großen Leide fand er ihn nicht. Hat mir die verfluchte Täſche wieder die Säcke erleſen, ſagte er für ſich; wart, der will ich. Die verfluchte Täſche war ſeine Frau, welche kein Geld brauchen ſollte, aber nicht dumm dem Mann die Hoſenſäcke zehndete, wenn er im Bette betrunken ſchnarchte. Das iſt eine Art von Zehnten, welche keine Regierung, und wäre ſie noch ſo freiſinnig und volksthümlich, liquidiren wird. Und doch herrſcht in dieſem Zehnten die meiſte Willkür. Der Zehntherr nimmt nach Belieben und ſo oft es ſich ihm wohl ſchickt, er fragt nicht, iſt's Jahr um oder nicht, und iſt's der dritte oder der zehnte Batzen, den er nimmt. Endlich verſtieg ſich Eglihannes zu drei Batzen, unter denen jedoch ein helvetiſcher war, anders brachte er es nicht über's Herz. Er iſt um öppis beſſer, als die Andern, dachte der Stallknecht, aber wo er her iſt, ſchmöckt man ihm doch auch an. Es ſind wüſte, hundshäärige Leute dort, das iſt fertig. Das wird noch der beſte unter ihnen ſein, darum werden ſie ihn auch ſo verfolgen. Daneben iſt er ein Mann, der gruſam viel auf ſeine Sache hält, gäb wie ſie iſt.

Unterdeſſen waren die Andern am Orte ihrer Beſtimmung längſt angekommen und hatten mit dem Abladen nicht auf den Sekretär und ſeinen Katalog zu warten gebraucht. Man nahm es in dieſem Handelshauſe nicht halb ſo genau, man nahm die Käſe ab, ohne ſie zu zählen und zu kontrolliren, es herrſchte großes Zutrauen da, wenigſtens an ſelbem Tage, aber, wie es ſchien, nicht die beſte Ordnung. Sie waren ſchon halb fertig,

als endlich Eglihannes nachgezottelt kam mit seinen fünf Stücken und G'stabi und Bigger davor. Sie hatten das Gespött mit ihm, doch tröstete ihn die Bevorzugung, welche ihm der Käsherr angedeihen ließ.

Für ihr Frühfahren mußten sie aber auch Buße thun, und zwar eine lange, sie hatten den Tag viel zu lang gemacht, das ist eine große Dummheit, welche viele andere nach sich zieht, die daher mit großer Sorgfalt von klugen Leuten vermieden wird. In der Beziehung sind Leute selten klüger als die Insassen in obrigkeitlichen Büreaus, ihr öffentlicher Tag dauert Sommer und Winter in der besten Jahreszeit sechs Stunden, oft aber auch nur viere, und oft geht, wie im Lappland herum, die Sonne gar nicht auf. Die Frau Käsherrin hatte keine Ahnung, daß die Einquartierung so früh einrücken werde, hatte daher auf so früh sich gar nicht eingerichtet. Man kennt den Appetit aller derer, welche bei solchen Anlässen beim Fuhrwerk sind. Um billig zu sein, werden doch kaum je Käsfuhrleute die Versorgungskraft derjenigen erreichen, welche an den Holzfuhren Theil nehmen. Diese übertreffen die Römer noch bei weitem. Bekanntlich schluckten die Römer, um den Appetit zu reizen, statt wie unsere Herren ein Extre, ein Brechmittel, welches zugleich auch Platz im Magen machte. Es giebt Leute, welche an solchen Fuhrungen sieben Mal gerben und immer wieder mit Appetit und neuem Platz im Magen sich an Essen und Trinken setzen.

Wenn man das weiß, kann man sich danach einrichten. Man beobachtet drei Dinge: in Beziehung auf den Stoff giebt man solchen, der Platz im Magen verschlägt, und giebt ihn so, daß man daran kauen muß, und nicht zu räs, zu salzig; gar zu durstig begehrt man die Leute nicht in Privathäusern, denn man weiß wohl, daß sie bei solchen Anlässen gegen den Durst kein Wasser brauchen. Ausgewaschenes Sauerkraut und Fleisch von einer ehrwürdigen Kuh, welche siebzehn Jahre zu Berg gegangen, drei Jahre im Rauch gehangen, jetzt drei Tage im

Waſſer gelegen, das ſind währſchafte Stoffe, ungeheuer dienlich, daran die Zeit zu verbrauchen, den Magen zu füllen, und zwar wohlfeil. Von den Beigaben wollen wir nicht reden, ſie werden bald ſo bald anders, aber allewil mit Vorſicht und zweckdienlich ausgewählt. Das Ding braucht aber gute Weile zum Kochen, und wär's auch gekocht, was ſoll, um der Liebe willen, man mit ſolchen Leuten bis gen Abend, denn früher gehen ſie doch nicht fort, anfangen, wenn man ſie ſchon um Zehne zum Eſſen riefe oder gar ſchon um Neune?

Die Behſtreudiger mußten alſo warten, herumſitzen, tubaken, gähnen, ſchlafen, an die Uhr ſehen, ſeufzen: Das geht doch verflucht lang, das iſt der langweiligſte Ort, wo es giebt auf der Welt! Eglihannes entrann Leiden und Buße, er war der Bevorzugte. Er hätte hier etwas zu verrichten, hatte er geſagt und fragte nach einem Hauſe. Er wolle es ihm zeigen, hatte der Käsherr geſagt und war mit ihm gegangen. Eine Ewigkeit ging's, ehe ſie wieder kamen, ihren Geſichtern nach hatten ſie jedoch dieſe Ewigkeit ſicherlich kurzweilig zugebracht. Ach, was ſo ein Morgen ſich hinziehen kann, wenn man nicht weiß, was damit anfangen, und etwas erwartet, welches nicht kommen will! Ach, was wird das für ein Warten geben einmal in der Ewigkeit, auf die Gnade Gottes, die man hier hätte haben können, und ſie ſo gering geſchätzt und von der Hand geſtoßen.

Endlich kam der willkommene Ruf: Ihr ſöllit cho eſſe! Wiederholt brauchte er diesmal nicht zu werden; auch das Händewaſchen ſäumte nicht, die waren alle längſt gewaſchen, ſo gleichſam in Vorrath. Wir wollen das Mittageſſen nicht beſchreiben, ſondern bloß ſagen, daß es die Erwartungen unſerer Mannſchaft durchaus nicht befriedigte. Die hatte ſich, der Kukuk weiß, was für Vorſtellungen davon gemacht, daß ein Hochzeitmahl nur ein Bettlerfreſſen dagegen ſei, Paſteten erwartet und Datern, Schinken und Braten, weißen und rothen Wein, ſüßen Thee und angemachten Wein mit geröſtetem Brod,

ganze Lagerfäſſer voll, und als Deſſert, um zu verdauen, eine tapfere Käſsuppe und ſchwarzen Kaffee. Nun aber war von Deſſert keine Rede, ebenſowenig von Braten und Datern, der Wein ſauer und das Einſchenken eben nicht fleißig, ſie kamen auf den Punkt, wo es ſie dünkte, ſie nähmten noch mehr und beſſern. Der kam aber nicht, und der Tag war noch lange nicht verbraucht, da machten ſie ſich hinaus, unter dem Vorwande, nach den Roſſen zu ſehen, einer nach dem andern, und lieferten den Beweis, daß in vielen Köpfen doch zuweilen auch nur ein Sinn wohnen kann, ſie fanden ſich nach und nach alle im Wirthshauſe ein und ohne Abrede. Darob hatten ſie große Freude. Wenn wieder ein Neuer eintrat und verwundert die Kameraden mit Nachbeſſern beſchäftigt ſah, erſcholl ein laut Gelächter, man brachte es ihm, rührte immer wieder auf Grund und Urſache ihres Hierſeins. Es waren ſouveräne Leute, fragten hier niemanden viel nach, am allerwenigſten dem Käsherrn, kümmerten ſich daher nicht darum, vernehme derſelbe ihre Reden oder vernehme er ſie nicht. Sie zerrten das Mittageſſen z'weg, noch viel ärger, als ein Bleicher ſein Tuch, von der Suppe weg bis hintenaus pfefferten ſie alles mit Behendiger Witz, daß den Teufel ſelbſt ein tödtlich Nieſen angekommen wäre, wenn er hätte an dieſer gewürzten Mahlzeit ſitzen ſollen. Sie zählten her, was alles in der Suppe gekochet worden, kannten die Lebensgeſchichte der Thiere, deren Fleiſch ſie gegeſſen, und alles, was nach deren Tode das Fleiſch erlebt, wußten von welchen Bäumen die Apfelſchnitze gekommen, wie ſie gedörrt, und mit welchem Fett das Sauerkraut gekocht worden. Und waren ſie mit dem Eſſen fertig, zogen ſie den Wein z'weg, daß es Einem graulicht ward, man den Mund voll Eſſig und Galle zu haben glaubte. Und war man mit dieſem fertig, kamen die Leute, welche man geſehen, an Tanz, der Herr und die Frau, Kinder und Dienſten, und ein guter Fetzen blieb an keinem. Sie trieben das Ausführen mit wahrer Bürgerluſt in's Aſchgraue, machten G'ſundheit bei jedem neuen

Witze, geriethen in ausgelaſſene Fröhlichkeit, konnten mit Nachbeſſern gar nicht fertig werden.

Da erſchien der Eglihannes unter der Thüre, der beim Herrn geblieben und mit ihm Ideen getauſcht, d. h. politiſirt hatte, d. h. wenn einer geſagt hatte, das ſind donners Schelme, Ariſtokraten und Jeſuiten, ſo hatte der andere geſagt, die donners Schelmen muß man henken. Sagte dann der andere, daß iſt ein Rechter, ein Volksfreund und meint's gut, ſo antwortete der erſte, warum gheit man nicht die jetzige Donnere abe u thut ſellig a Plazg? Dann erzählte jeder von ihnen, was er am Vaterland gethan und für daſſelbe ausgeſtanden habe, und wie man es ihm mache. Das Wüſteſte könne man austrappen, dafür ſei man gut genug, den Deſſert fräßen Leute, welche um's Vaterland willen keinen Schuh naß gemacht. Ach Gott! wenn ſie ſo politiſirten, in welche Begeiſterung kamen und wie tief in tiefe Gedanken geriethen ſie! So kam's, daß Eglihannes ſeine Kameraden lange ganz vergaß und lange keinen finden konnte, denn daß ſie auf die Mahlzeit hin in's Wirthshaus gegangen, fiel ihm lange nicht bei. Eglihannes hatte das ſehr ungern um ſeines Freundes willen; und als er die anzüglichen Reden hörte, ward ihm katzangſt, denn er kannte die nahe Verwandtſchaft des Wirthes mit ſeinem Freunde und wußte, daß ſicher kein Wort verloren ging. Er weigerte ſich erſt lange, in die Stube hinein zu treten, hieß ſie kommen und anſpannen, es ſei ſchon ſpät, ſie kämen längſt nicht mehr Tags heim. Indeſſen mußte er doch hinein. Man brachte es ihm, ſagte, er werde nicht zu vornehm ſein, Beſcheid zu thun, er hätte doch auch ſchon mit Mindern getrunken, als ſie ſeien, er ſolle hier nur nicht den Vornehmen ſpielen und ſich ihrer ſchämen, ſonſt könnte man d'Sach umkehren, ſo daß er hinein mußte, wenn er im Frieden wegkommen, nicht das ganze Wetter auf ſich ziehen wollte. Er wurde gefragt, ob dieſer Wein nicht beſſer ſei, als der, welchen ſie über Mittag gehabt, der habe geſchmeckt, als hätte man Güllewaſſer über Bocksbart an-

gerichtet und Käsſchabete darein gerührt u. ſ. w. Eglihannes wollte abbrechen, ablenken, aber ſo wie er es verſuchte, kam Alles gegen ihn zu, und ſo lieb hatte er ſeinen Freund doch nicht, daß er hier für ihn auf die Schandbank ſich geſetzt hätte. Er wußte ſich nicht anders zu helfen, als wieder mit der Uhr in der Hand vom Anſpannen zu reden und vorzuſchlagen, er wolle gehen, ſehen, was die Roſſe machten, ſie ſchirren laſſen, in einer Viertelſtunde ſollten ſie nachkommen zum Anſpannen. So kam er los und ging. Als geſchirrt war, ließ er G'ſtabi und Bigger anſpannen, und als die Viertelſtunde um war, dachte er, das Beſte ſei, er mache es, wie die Andern es ihm auch gemacht, und warte ihnen nicht. Es möge noch gehen, was wolle, ſo ſei er nicht dabei, käme ungeſchlagen d'raus und könne fahren wie er wolle.

Als die Andern endlich nachkamen, hieß es, der Herr ſei ſchon lange fort. Dem wollten ſie ſchon noch nachkommen, ſagten ſie, der könne wieder hintendrein wie dieſen Morgen. Sie waren brav angetrunken, in dem Grade, wo man wild wird, zu allen Streichen recht, und mit dem Teufel tanzen möchte, wenn man ihn nur kriegen könnte. Die Roſſe waren auch wild, und unter denſelben einige Mähren, welche ihr Lebtag nie ſo weit von Hauſe geweſen, die zog mit Macht das Heimweh heim. Das war ein ſchöner, wilder Zug: ſechs vierſpännige Wagen hintereinander, die Fuhrleute in denſelben, die wilden Roſſe meiſt nur an einem einfachen Leitſeil lenkend und alles in ſcharfem Trabe fahrend. Wer mit einem Fuhrwerk ihnen entgegenkam, der hatte Urſache zu beten, denn es war gute Ausſicht vorhanden, man werde das nächſte Mal in der Ewigkeit erwachen. Und war das wilde Heer vorüber und man lebte noch mit ganzen Gliedern und aufrechtſtehendem Fuhrwerk, ſo konnte man billig Gott danken für ſeine Gnade und Güte, die Einem Leben und Glieder bewahrt, beſchützt mit der gleichen Hand, mit welcher er die Männer im feurigen Ofen gerettet. Ammanns Felix fuhr voran und zwar

munter, aber den Eglihannes holte er nicht ein, ehe ſie durſtig wurden. Wenn der Wein bei den Vätern ſich ſetzt, warum ſollte er ſich nicht auch bei den Jungen ſetzen und des Zufüllens bedürfen? Sie hielten alſo ſämmtlich bei einem Wirthshauſe an, banden ihre Roſſe z'weg, daß ſie nicht davonlaufen konnten, machten ſich geſchwind hinter einige Maaß, ſäumten aber wirklich nicht lange, denn ſie vernahmen, daß Bigger und G'ſtabi dieſen Augenblick erſt abgefahren. Eglihannes hatte hier ebenfalls zugefüllt und nachgebeſſert. Als ſie wieder z'weg machten zur Abreiſe, waren nur fünf Wagen da, der ſechste und hinterſte fehlte. Sie fluchten erſt mörderlich, derſelbe ſei geſtohlen worden, man ſolle ihn zur Stelle ſchaffen oder das ganze Dorf müſſe erleſen ſein. Da gab jemand Auskunft, daß ein Wagen mit vier Roſſen ſpäter als die fünf andern durch das Dorf gefahren ſei ohne anzuhalten. Nun fluchten ſie über den Fuhrmann, der begreiflich auch fehlte, der werde zu geizig geweſen ſein, um anzuhalten, der ſolle es aber erfahren, was das heiße, die Andern im Stiche laſſen. Felix war noch nicht lange gefahren, ſo prallten ſeine Vorroſſe ſeitwärts, der Wagen ſtand, trotz Brüllen und Schlagen brachte er die Roſſe nicht vorwärts, riskirte ein Unglück. Fluchend über den Gaul vom Nägelibodenbauer, der an dieſer Stettigkeit ſchuld ſein ſollte, ſprang Felix ab, auf die Roſſe ein; da fand er quer über den Weg vier Roſſe ſtehen und einen umgeſtürzten Wagen, den er in der eingebrochenen Dunkelheit nicht geachtet, obgleich er ihn wohl noch hätte ſehen können. Natürlich gab es einen allgemeinen Halt, und ſämmtliche Mannſchaft eilte zur Stelle. Es war der ſechste Wagen und unter demſelben im Stroh ſchlief ſelig der Fuhrmann. Derſelbe hatte nämlich ſchon vor dem Einkehren geſchlafen, eine mit dem Heimweh behaftete Mähre hatte nicht halten wollen, ſondern war ſtillſchweigend und unbeachtet vorbeigefahren. Einige hundert Schritte weiter war den andern Roſſen die Stille doch unheimlich vorgekommen, es kam ihnen in's Ge-

wiſſen, die übrigen Züge ſo ſchnöde zu verlaſſen. Vielleicht fühlten ſie auch den Mangel an Leitung und die Gefährlichkeit einer ſolchen Fuhre, hatten in dieſem Falle mehr Verſtand gehabt, als eine Menge von Menſchen, als Maſſen und Völker. Kurz, ſie wollten umkehren, verſtanden es aber nicht wohl und leerten den Wagen um, denn für's Umkehren mangelt es apart viel Verſtand. Der Fuhrmann aber ſchlief ſo ſelig, daß er nicht erwachte, vom Umkehren des Wagens nichts merkte, ſondern ruhig fortſchlief. Das Aufſtellen des Wagens wurde den luſtigen Geſellen drei Mal ſo ſchwer, als es ihnen am Morgen geweſen wäre, denn die Kräfte wollten ſich nicht einigen: ſchob einer rechts, ſchob der andere links, hob einer, drückte der andere nieder. Indeſſen unter Fluchen und Lachen gelang es endlich doch, den Wagen auf ſeine vier Beine zu ſtellen und den glücklichen Fuhrmann zu wecken, der den ganzen Vorgang erſt ſpäter zu begreifen im Stande war, jetzt immer behaupten wollte, die Andern hätten ihn überfahren. Das hatte aufgehalten; den Verzug einzubringen, fuhr Felix um ſo ſchärfer, merkte endlich, daß etwas vor ihm fahre, erkannte bei ſcharfem Hinſehen den Eglihannes, der ſein Geſpann in die möglichſte Schnelligkeit verſetzt hatte, die Mitte des Weges hielt, keine Miene zum Ausweichen machte. Dem wolle er es zeigen, dachte Felix, mache er nicht Platz, ſo könne er es erfahren, wie ein ſchwerer Wagen mit ſeinem alten Karren fahre.

Der Weg lief zwiſchen Zäunen durch, welche die Dunkelheit auf der Straße vermehrten. Felix ſtand im Wagen, regierte ſein wildes Geſpann mit dem einfachen Leitſeil, jagte mit zornigen Peitſchenſchlägen die Roſſe in den engen Raum zwiſchen Zaun und Eglihanneſe Wagen. Derſelbe jagte ebenfalls aus Leibeskräften ſeine Thiere, hielt ſtarrköpfig die Mitte der Straße, wollte nicht der ſein, der ſich vorfahren ließ. Man mußte ein Schreiber ſein, um mit Bigger und G'ſtabi Ammanns Felix trotzen und mit ſeinen wilden Roſſen in Kampf

und Wettrennen ſich einlaſſen zu wollen. Wie ein Keil in's Holz ſprengten die Roſſe in die enge Gaſſe, riſſen den ſchweren Wagen nach. Deſſen vordere Räder faßten die hintern Räder von Eglihanneſe Fuhrwerk. Felix peitſchte, Eglihannes fluchte, die Wagen krachten, gar wehlich ſchrie es von den Roſſen her. Die hintern Fuhrleute erſchraken, ſchrien: Nit, Donner nit, ſprangen ab, aber was wollten ſie machen, ehe ſie dabei waren, lag die ganze Eglihanneſiſche Paſtete auf einem Haufen in der Straße. Felix hatte ſich in den Zaun verfahren, ſeine Roſſe wütheten und er nicht weniger. Den andern war es angſt geworden, die Angſt hatte ſie nüchtern gemacht, ſie überſahen raſch den Schaden, legten Hand an, wo ſie ihn am beſten zu heben glaubten. Die einen tappten nach Eglihannes, einer ſuchte den G'ſtabi zu löſen, der vom Anprall überſchoſſen worden war und erbärmlich zappelte im Geſchirr, zwei ſprangen zu Felix's Vorderroſſen, ſuchten ſich ihrer zu bemächtigen und abſeits zur Ruhe zu bringen. Das war ein ſchwer Stück Arbeit, denn ſchlagende Roſſe zu löſen, braucht Muth und Vorſicht, wenn man nicht Eins ausgewiſcht kriegen will. Endlich ging's, ſie wurden abgeſpannt, einzeln angebunden; nun ſollte mit den Deichſelroſſen das Gleiche geſchehen; da ſtolperte einer, er wußte nicht über was. Er bückte ſich, kriegte ein Menſchengeſicht in die Hand, kalt und naß, daß er ſehr erſchrak und ſchrie: Da liegt Einer und iſt todt! Aber nicht Eglihannes. Nein! der liegt da wie ein Kalb und gerbt, rief ein anderer. Dem hat es nichts gethan, wenn er fertig iſt, iſt's ihm wohler als vorher. Zünde doch Einer! rief es wieder. Werft den Menſchen bei Seite über den Haag, könnten ſonſt mit ihm in Ungelegenheit kommen. Lebt er, ſo ſind wir weit, wenn er wieder zu ſich ſelbſten kommt; iſt er todt, ſo braucht niemand zu wiſſen, wie es gegangen iſt. Narr, meinſt, das käme niemanden in Sinn, woher das wäre? Dann könnten wir ſehen, wie es uns ginge und was die Leute dazu ſagten, und auf dem Gewiſſen möchte ich es auch nicht

haben, ward geantwortet. Ein zorniger Fluch nach Licht ſchnitt fernerem Gerede den Faden ab, und als das Licht kam, ſchrie Einer: Iſt das nit Nägelibodenbures Aenneli?

Und es war Nägelibodenbauers Aenneli, welches da blutend auf der Straße lag. Felix ſtand auch dabei, fragte bloß wiederholt: Iſt's todt oder lebt's noch? Todt ſei es noch nicht, hieß es, aber nicht bei ſich ſelbſten, wenn man Waſſer hätte, könnte man es vielleicht zu ſich ſelbſten bringen. Während man nach dieſem lief, fragte Felix, wo dä D—ſchelm ſei, ob lebendig oder todt, ſei der nicht todt, ſchlage er ihn todt, der Hund ſei an allem ſchuld. Hätte er gethan wie üblich und bräuchlich, ſo wäre alles nicht begegnet. Den Unglückmacher wolle er nicht länger vor Augen haben, der müſſe ihm einmal abweg, der Zorn tödte ihn ſonſt noch. Ehe man ihm einläßlich antwortete, kam Waſſer, es wurde damit gefochten, wie man ſagt, ſo gut man es verſtand, und ſtarr und ſteif vor Angſt und Bangen ſah Felix zu, keinen Finger hätte er rühren können, darum merkten die Andern auch nicht, wie ihm zu Muthe war.

Es ging lange, bis Aenneli einen tiefen Athemzug that, bis es endlich die Augen aufſchlug. Aber in die Augen war das Bewußtſein noch nicht eingekehrt, verweint ſah es um ſich, wußte nicht, was das bedeuten ſolle. Da fiel ſein Auge auf ein Geſicht, welches durch den Schein der Laterne vollſtändig erleuchtet war. Auf dieſem Geſichte blieb ſein Auge. Plötzlich trat Leben in's Auge, Sprache auf die Zunge. Was iſt, wo bin ich? fragte Aenneli. Es ſei etwas paſſirt, es wäre beſſer, es wäre nicht, hieß es, und die Fragen drängten ſich, wie es ihm ſei und ob es etwas gebrochen. Denn Allen war das Herz voll Angſt, und jeder hätte ein Schönes gegeben, wenn das nicht paſſirt wäre. Man hob es auf, ſtellte es auf die Beine, da fand ſich, daß kein Bein gebrochen ſei, kein Arm, aber übel gequetſcht war es von den Hufen der Roſſe, ob Rippen gebrochen ſeien, ſah man nicht, daneben war die eine

Wange zerriſſen und einige Löcher im Kopfe bluteten ſtark. Es war übel genug gegangen, doch hätte es noch übler gehen können, die Schäden wären heilbar, daran hielt man ſich als Troſt. Es ſei keine Sache ſo bös, es ſei noch etwas Gutes dabei, ſagte eine Weisheitsbüchſe. Hätten die Räder ſich nicht ineinander gehängt und ſich geſtellt, wäre Aenneli noch unter die Wagen gekommen, hätte das Leben verlieren können, und was dann?

Man wuſch das Mädchen, verband es ſo gut man konnte, machte ihm aus Stroh und dem übriggebliebenen Heu ein leidliches Lager z'weg und ward räthig, beim nächſten Arzt es gehörig verbinden zu laſſen. Da Felix's Wagen der nächſte war, ſo ward dort ohne weiteres Rathen das Lager gemacht, ohne daß es Felix wußte. Als das Mädchen zu ſich ſelbſten kam, freute er ſich innerlich, er athmete auf, es war ihm wie einer Champagnerflaſche, aus welcher der Zapfen ſpringt, die inwohnenden Geiſter entbunden werden. Aber das Blut, die Wunden, das Seufzen Aenneli's ſchürten auf's neue Felix's Zorn, er ſuchte ſeine Geiſel, verſchwand in der Dunkelheit. Da erſcholl plötzlich auf der andern Seite der Straße ein wehliches Gebrülle, tönte immer wehlicher und ſchauderhafter. Natürlich glaubte man, Eglihannes werde vom Bigger oder G'ſtabi unſanft behandelt und mit etwelchen Tritten traktirt. Man ſprang ihm zu Hülfe, fand aber Bigger und G'ſtabi ganz ruhig, dagegen den Felix da, der den Eglihannes mit der Geiſel gar erbärmlich gerbte und eben mit dem Geiſelſtecken nachzubeſſern begann, was ihm die Geiſel zu wenig verrichtet. Sie hatten Mühe, dem Traktement ein Ende zu machen. Felix ſagte, er hätte es längſt verdient, und laſſe man ihn jetzt nicht machen, ſo fahre er ein ander Mal fort, darauf ſollten ſie zählen. Der Hund müſſe einmal vollſtändig ausfreſſen, was er ſeit Langem angerichtet. Je eher man einen ſolchen Hund dem Schinder in die Hand liefere, deſto beſſer gehe es allen Leuten. Während dieſen Verhandlungen

ſetzte er das Hauen fort, bis man ihm endlich die Geiſel hielt. He, meinethalben, ſagte er und ließ die Geiſel fahren; wirſt jetzt wohl durſtig ſein, ergriff ihn und ſchmiß ihn in den Bach, der auf dieſer Seite dem Zaune nach floß.

Nun ging Felix befriedigt zu ſeinem Wagen und die Andern konnten zuſehen, wie ſie den ſeltſamen Hecht aus dem Waſſer brachten, den Zorn und Waſſer in neue Wehen brachten, es ihm unmöglich machten, ſeine Wuth anders als mit einzelnen Flüchen zu bezeigen. Ob Felix mit der getroffenen Einrichtung zufrieden war, wiſſen wir nicht. Er ſagte nichts, als: es ſolle Einer zum Meitſchi auf den Wagen, er traue den Roſſen nicht, wolle nebenbei gehen, es ſei ihm lieber, es gebe nicht noch einmal etwas. Auch ſollten ſie dafür ſorgen, daß Eglihannes nicht etwa vorfahren wolle, der habe Unglück genug angerichtet. Komme er ihm aber nach, ſo könnten ſie ſehen, was es gebe, und daran wolle er wiederum nicht ſchuld ſein. So fuhr Felix voraus dem Arzte zu und wartete nicht, bis dem Eglihannes ſein zerriſſener, umgeſtürzter Wagen wieder zuſammengeplätzet und aufgeſtellt war.

Wie es Aenneli war auf Felix's Wagen, wiſſen wir nicht, ſo viel können wir bloß ſagen, es wimmerte und weherte nicht, auf alle Fragen antwortete es, es wolle nicht klagen, ſondern Gott danken, daß es nicht ſchlimmer gegangen, ſie ſollten ſich nicht kümmern ſeinetwegen, es werde ſchon wieder beſſern. Es ſagte, die Großmutter ſei geſtorben, man habe ihn's geſchickt, anzuſagen und zur Leiche zu bitten. Müde vom Wachen und langſamen Laufen, ſei es faſt während dem Gehen eingeſchlafen. So habe es die Wagen hinter ſich kaum gehört, und als der Lärm ihm am Rücken geweſen, habe es ſehen wollen, was es ſei, und ſich umgekehrt ſtatt zu fliehen; wenn es das gethan hätte, wäre es nicht unter die Roſſe gekommen. So könne es niemanden ſeinen Unfall zur Laſt legen, ſondern ſei ſelbſt ſchuld daran. Wenn man erſchrocken ſei und halb im Schlafe, ſo komme Einem das Rechte nicht in Sinn. So

ſprach das verwundete und ſicher ſehr leidende Aenneli und machte damit Felix, der horchend nebenbeiging, erſt recht zornig. Um ſo zu reden, müſſe man ein dummes Weibervolk ſein, dachte er; nicht zu wiſſen, wer ſchuld ſei, und d'Sach ſelber uf e Buggel welle z'näh. Aber das ſolle dem Hund nichts nützen, es ſeien noch Andere dabei geweſen, die wüßten, wie es gegangen und an wen man ſich zu halten. Und wie dieſe Gedanken in die Seele, ſchoß ihm der Zorn in die Arme, daß, wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel, ein gewaltiger Peitſchenſchlag auf die Roſſe niederfuhr. Dieſe ſprangen hoch auf, der Wagen erhielt einen gewaltigen Ruck, laut ſchrie Aenneli. Wegen ihrem verfluchten Wüſtthun erhielten die Roſſe gewaltige Schläge. Aenneli ſchrie wieder und Felix polterte laut, ob dem Hund ſeien ſeine Roſſe erwildet, er könne nichts mit ihnen machen; aber wenn er es dem Hund nicht eintreibe, daß er ſieben Jahre hintereinander Tag und Nacht nach Gott ſchreie, ſo wolle er ſeinen ehrlichen Namen an eine räudige Sau tauſchen.

Endlich kamen ſie in's Dorf zum Doktor, fanden ihn auch zu Hauſe, ſintemalen er nicht zu denen gehörte, welche meinen, ſie ſeien Abends nur im Wirthshauſe ſchön. Als man Aenneli vom Wagen hob, machte es wieder Entſchuldigungen, daß man ſeinetwegen ſo Mühe habe, und wie leid es ihm ſei, daß ſie ſeinetwegen ſo verſäumt würden. Schweig doch, ſchnauzte Felix, mit dem dummen Gedampe, ich mag's nicht hören, man weiß ja, wie es gegangen! Aenneli ſchnitt dieſe rauhe Rede tief in's Herz, ihre Bedeutung begriff es natürlich nicht, mußte ſie als ein Zeugniß des Unmuths von Felix nehmen, es wußte nichts Anderes zu ſagen, als: Zürn' doch recht nüt, es wäre mir gruſam leid, wenn ich dich ſollte böſe gemacht haben. Das iſt g'ſtürmt, ſagte Felix, aber wart' der nur, dem Donner 'treib' ich es ein! Wem? fragte der Doktor. He, wem, als dem Herrenhund, dem Eglihannes! ſagte Felix und erzählte, während der Arzt unterſuchte und

verband, eine schreckliche Geschichte von Eglihannes und seiner sündhaften Schuld, daß Einem die Haare zu Berge ständen, Eglihannes schwärzer als der Teufel, die Andern schöner als die Engel wurden — von Aenneli kam nichts darin vor. Diese Erzählung von Felix wurde von allen Andern ihren Erzählungen zu Grunde gelegt, wurde von allen Andern als mit der Wahrheit zusammenfallend, wie zwei Dreiecke mit zwei gleichen Seiten, bezeugt und bestätigt.

Begreiflich ließ Eglihannes dieses sich nicht stillschweigend gefallen, er begehrte schrecklich auf und protestirte dagegen, und zwar noch selben Abend in dem Wirthshause, wo Aenneli verbunden wurde und die Andern auch anhielten, um gleich zu hören, was der Arzt sage. Aber das war alles umsonst, kein Mensch glaubte ihm, sondern dem Felix und allen Andern. Die würden es wohl wissen, hieß es allgemein, und was so Einem zu glauben sei wie dem Eglihannes, der als Volksfreund an die Regierung gekommen, und doch keiner das Volk mehr geschunden und versauet habe, als gerade er, und noch jetzt alle Tage den Hals voll lüge und alle Leute anschmiere.

Das mußte Eglihannes sich gefallen lassen, mochte er aus der Haut fahren, so oft er wollte, und alle Wände auf, so hoch er konnte, es half ihm alles nichts. Es war halt eine natürliche Folge seines Lebens, es gehörte dieser Unglaube an ihn so gut zu ihm, wie zum Fuchs der Schwanz. So etwas begreifen jedoch die Kinder dieser Zeit und namentlich gewesene Schulmeister nicht. Was aber dabei das Merkwürdigste ist, Felix und seine Kameraden waren so von der Wahrhaftigkeit ihrer Darstellung überzeugt, daß sie mit einem Eide dazu gestanden wären. So kann es gehen in der Welt, besonders wenn die Menschen bei einem Erlebniß halb betrunken waren. Zwischen Felix und dem Eglihannes wäre es beinahe zu einer neuen Paukerei gekommen, wenn nicht der Arzt vermittelnd eingeschritten wäre mit der Bemerkung: wenn Felix nicht alsbald mit dem Mädchen heimfahre, so könnte es mit

demſelben ung'ſinnet übel gehen; wenn man ſchon jetzt nichts Lebensgefährliches ſehe, ſo könnte es ſich ſpäter erzeigen, beſonders wenn es nicht bald an die Ruhe komme. Das wirkte, obgleich Felix für ſein Leben gern Eglihannes noch vaterländiſcher geprügelt hätte als vorher, und zwar, wie er glaubte, auf die alte Rechnung. Eglihannes hatte ihm nämlich gedroht, er habe ihn jetzt endlich einmal; was ihm ſchon längſt gedroht worden, das müſſe jetzt einmal ſein, er müſſe ihm zum Lande hinaus. Gleich morgens gehe er zum Richter, zeige ſeine Wunden (er hatte beim Zuſammenfahren und Umſchlagen einige Quetſchungen und von Felix's Geiſel einige Striemen) und mache ihm den Marſch, wie es ſich gehöre. Er ſei jetzt einmal an den Rechten gekommen, wo Felix mit dem Gelde nichts zwingen ſolle. Felix dachte, etwas könnte an der Sache ſein, denn wenn Eglihannes an's Prozediren komme, ſo ſei er ein Utüfel und habe ſchon manchen Menſchen unglücklich gemacht. Nun ſei es doch nicht recht, wegen ſo Wenigem unglücklich werden zu müſſen, am beſten ſei es, er ſchlage ihn gleich ab, daß es eine Art habe und derſelbe morgen wenigſtens das Maul aufzuthun vergeſſe. Nun ließ man ihn nicht machen, und das reuet ihn bis auf den heutigen Tag, obgleich Eglihannes mit ihm nicht richterlich wurde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er ſich betrank, daß er bewußtlos nach Hauſe getragen wurde und am folgenden Tag ihm erklärt war, wenn er eine Klage ausſpiele, führe man den Beweis, er ſei katzvoll geweſen, daß er nicht einmal mehr hätte Babi ſagen können, geſchweige denn gewußt habe, was mit ihm vorgehe. So mußte der arme Mann unſchuldig leiden!

Als Felix im Nägeliboden vorfuhr, war es ſchon ſehr ſpät, die Leute im Bette. Hörſt? ſagte Bethi zu Sepp und ſtieß ihn mit dem Ellbogen. Ammanns Felix wird den Braunen abſpannen wollen; wenn er Verſtand hätte, ſo hätte er ihn mit ſeinen Roſſen nach Hauſe genommen und dort gefüttert, es wäre in einem zugegangen, vom Hofe hätte der

Braune den Ammann in einer Nacht nicht gefreſſen. Jetzt kannſt auf und füttern — das iſt ein Verſtand! Da klopfte es hart am Fenſter. Komme, will erſt Licht machen und Hoſen anziehen! rief Sepp häſſig. Die Bäurin ſoll auch kommen! rief es draußen ängſtlich. Ich! rief Bethi erſchrocken; mein Gott, was iſt's? ſprang auf, machte Licht und ſchickte damit den Sepp voran, während ſie das G'leſchli anzog, ein Halstuch über die Nachtkappe band und nach den Schuhen tappte, denn auf alle Fragen: Was iſt's? Was hat's gegeben? erhielt man keine Antwort. Der Rufende hatte ſich alsbald entfernt. Mein Gott! mein Gott! ſagte Bethi und wußte nicht warum, trieb ſich mit den Schuhen herum und konnte ſie doch nicht an die Füße bringen. Als es endlich unter die Hausthüre kam, trug ihm Sepp eine Perſon entgegen; er hatte ſie auf den Armen, ſie ließ alle Glieder hängen, accurat als ob ſie todt ſei. Herr Jeſes, du mein Gott! ſagte Bethi, und um zu wiſſen, wer es ſei, zündete es alsbald nach dem Angeſicht. Aenneli! mein Gott, Aenneli! ſchrie Bethi auf, leichenblaß. Iſt's todt? Nein, hieß es; es iſt alles z'weg, ume es bitzli g'ſchmuecht iſt's ihm worde, d'rnebe het's no e Plätz ab oder zwe. Bethi hielt ſich nicht mit Fragen auf, es ging raſch voran, denn vor ihm ſtand alsbald das Nothwendige. Es werde ſchon zu ſich ſelbſten kommen, ſagte der begleitende Mann, wenn es einmal an der Ruhe ſei. Verbunden ſei es, und morgen werde der Doktor kommen und nachſehen. Der Eglihannes habe es überfahren und wolle es jetzt nicht einmal glauben, ſo ſchlecht ſei der Lumpenhund. Als Sepp hinausging, um Felix den Braunen abzunehmen, war Felix ſammt dem Braunen ſchon davongefahren — ſo kann man dem Menſchen Unrecht thun!

Voll Angſt und doch beſonnen und mit allem Geſchicke waltete Bethi um die Schweſter, die ihm wie vom Himmel her in's Haus fiel. Es konnte nicht begreifen, warum ſie kam, wenn nicht die Großmutter geſtorben; aber wie das jetzt

vernehmen zu rechter Zeit, wenn Aenneli nicht bald erwachte? Und wenn es nicht wieder erwachen ſollte, wenn es ſich etwa innerlich verblutet? Bethi fühlte, daß ihm ein Stück ſeines Herzens mit Tod abginge. Lange blieb ihm dieſe Angſt, bald war all ſeine Kunſt, all ſeine Hausmittel erſchöpft, und Aenneli gab noch kein Lebenszeichen. Endlich kehrte die Empfindung zurück, endlich ſchlug es die Augen auf, aber lange noch ging es, bis es zum Bewußtſein kam, bis es wußte, wo es war. Bethi's Freude war unendlich, doch brach ſie ſo wenig aus als früher die Angſt, ſie loderte bloß in den Augen, ſie ward bloß laut in den ſüßen Tönen, in welchen es die gewöhnlichſten Sachen fragte oder ſagte. Aenneli war ganz erſtaunt, als es endlich ſeine Schweſter erkannte, wollte aber lange nicht glauben, daß es in der Behfrende ſei, und noch viel länger ging's, ehe es ſich entſann, wie es hierher gekommen und warum. Endlich konnte es berichten, erzählen, wie es unter die Roſſe gekommen, und zwar weil es nicht ſchnell genug ausgewichen, ſondern erſtaunt, vor Angſt im Wege ſtehen geblieben, wo man es in der Dunkelheit nicht geſehen. Schuld habe dabei ſicher niemand anders, noch weniger hätte es jemand mit Fleiß gethan. Als man ihn's erkannt, habe man ihm alle Liebe erwieſen, es könne es nicht genug rühmen. Nur ſei ihm leid, daß Ammanns Felix ſeinetwegen den Eglihannes grauſam ergeißelt; er möge wohl daneben ein Wüſter ſein, aber diesmal habe er keine Schuld. Das ſchien dem Kinde am meiſten weh zu thun, daß jemand um ſeinetwillen unſchuldig leiden ſolle. Vergeblich tröſtete Sepp, es ſolle ſich deshalb nicht kümmern, es ſei nur ſchade um daß, was daneben gehe, und habe er es diesmal nicht verdient, ſo könne er es nehmen als Abſchlag für andere Male, wo ihm zehnmal mehr gehört hätte. Sepp mußte am Ende noch verſprechen, daß er es morgen den Andern ſage. Es habe es auch gethan, aber man habe ihm abgeputzt. Wer? ſagte Aenneli nicht.

Felix hatte eine wilde, unruhige Nacht. Trinker war er

nicht, aber bei Anläſſen hielt er es für ſeine Pflicht, mit den Andern zu ſaufen, und hätte es für eine Schande gehalten, wenn er nüchterner geblieben wäre als die Anderen. So hatte er auch tapfer getrunken gehabt, und zum Wein kam nun der Zorn. Hätte er ſich ſo recht vaterländiſch ausprügeln können und wäre mit ſieben Löchern im Kopf ſo groß wie Hühnereier zu Bette gegangen, er hätte ſüß geſchlafen, als läge er auf Roſen und Schwanenfedern. Jetzt aber ſteckten ihm alle Prügel, welche er dem Eglihannes hatte geben wollen, noch im Leibe, ſtachen ihn wie Dornen, brannten ihn wie feurige Scheiter, ließen ihm keine Ruhe. Er mußte immer denken, d's Meitſchi hätte ſterben können, und einem ſolchen Schelmen ſollte man nichts thun dürfen, und doch verdiente der einen Gottslohn, der ihm von der Welt hülfe! Mehr als ein Mal fuhr er auf und war drauf und dran, wenigſtens noch ein Zeichen zu thun, daß der Hund nicht meine, d'Sach ſei aus; dann dachte er wieder, morgen ſei auch noch ein Tag. So brachte Felix die Nacht zu wie in Feuer und Flammen und war am Morgen ſchon früh im Stall, daß die Knechte ſich wunderten, daß er ſchon füre ſei. Der Nägelibodenbauer werde ſein Roß wohl brauchen heute, darum ſollten ſie preſſiren mit Füttern und es recht putzen, er wolle es wieder hinbringen, er hätte ohnehin mit ihm zu reden, ſagte Felix. Begreiflich hielt er vor den Knechten nicht hinter dem Berge, ſondern erzählte ihnen die geſtrige Tagesgeſchichte und alle Laſter und Sünden von Eglihannes, daß derſelbe ſchwärzer wurde als der Teufel und die Knechte ſagten: Ume Geduld, der muß erfahren, wie lieb man ein ſolches Kalb hat! Felix hatte ſchon geſtern Freude gehabt an Nägelibodenbauers Braunen, heute ſchien er ihm noch ſchöner. Den mußt du kaufen, ſagten die Knechte, der und der Lahme geben das ſchönſte Paar Roſſe, die man ſehen wird, jeder Roßhändler zahlt dir dafür ſechszig Dublone und noch mehr. Wenn der in unſern Stall kommt, ſieh dann,

wie ſchön der wird, er mag zuletzt den unſern noch, er iſt noch aufgeſetzter und ſchöner in den Ohren.

Als Felix mit dem Roß in den Nägeliboden kam, traf er den Bauer in dem Stall. Dachte, ſagte er, ich wolle ihn dir bringen, vielleicht daß du ihn brauchen willſt und anſpannen kannſt, wann du willſt, er iſt gefüttert. Und zwar beſſer als er es bei mir gehabt hätte, ſagte der Bauer, er iſt ja rund wie ein Aal! Es iſt ein ſchönes Thier, ſagte Felix, und Paaret exakt zu unſerem; wenn wir ſie zuſammen verkauften, wir löſten manche Dublone mehr, als ſie einzeln gelten, das gäbte das ſtolzeſte Paar im Canton, kein Landvogt hätte ein ſolches! Mir wäre es anſtändig, ſagte Sepp, denn das Geld kann niemand beſſer brauchen als ich, und ein minder Roß thut es mir auch. Ja, was ich ſagen wollte, haſt dem Eglihannes ſchon Manne geſchickt? fragte Felix. Was? warum ſoll ich dem Manne ſchicken? ſagte der Bauer. He, warum? weil er deiner Frau Schweſter überfahren hat! Wie geht es ihr? fragte Felix. Nicht am beſten, ſie hat grauſames Fieber und war die halbe Nacht verirret, wenn nur der Arzt bald käme! Aber als ſie geſtern zu ſich ſelbſten kam, ſagte ſie ſelbſt, der Eglihannes vermöge ſich bei der ganzen Sache nichts, ſie ſelbſt ſei ſchuld und nicht zu rechter Zeit geflohen, bemerkte Sepp. Warum nicht gar! ſagte Felix. Was iſt ſich doch einem ſolchen Meitſchi zu achten, was es ſagt, und dazu war es ja noch von Sinnen! Ich war dabei und weiß, wie's ging! Der Schelm muß für alles gut ſein, und wenn der Doktor kommt, ſo ſoll er dir ein Zeugniß machen und von uns ſollſt eins haben, wenn du willſt. Der Lumpenhund muß einmal wiſſen, was recht und unrecht iſt, mit was für Leuten er es zu thun hat! Der Halunke muß lernen, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen ehrbarer Burſame und verfluchtem Schreiberpack! Lue, ſagte Sepp, das Prozedire iſt mir z'wider, hab' weder Geld noch Sinn dafür, und wie ſoll ich fahren, wenn d's Meitſchi ſagt, es ſei ſelbſt ſchuld und ſonſt nie-

mand! Was ist sich doch einem solchen Meitschi z'achte, und noch dazu einem, welches von Sinnen gewesen? fragte Felix. Ja, sagte Sepp, das wäre wohl gut, aber die Sache ist seine und nicht meine, wenn es zu einem Eid käme, müßte es ihn thun, nicht ich, und Eglihannes ist nicht der, der d'Sach nicht bis zum Letzten treibt. — So wart', bis d's Meitschi wieder bei sich selbsten ist, dann wird es ganz anders reden, zähl' darauf, drum fahr' zu, oder ich habe mein Lebtag nichts mehr auf dir, sondern denke, es sei ein Lumpenhund wie der andere, darum beiße der eine den andern nicht! so deutsch sprach Felix.

Ehe Sepp eine zornige Antwort etwas modificirt hatte, trat der Arzt zwischen beide und fragte nach dem Meitschi. Sepp führte den Arzt in's Haus; Felix ging hintendrein, er wußte nicht warum. Aenneli war nicht in der Kammer oben, sondern im Stübli, wohin sie es gestern getragen; der Weg dazu führte durch die Wohnstube. Sepp schritt voran, ihm nach der Arzt, Felix folgte ihm auf den Fersen. In sauberm Bette lag Aenneli, blaß, mit geschlossenen Augen. Felix meinte, es sei todt, ballte die Fäuste und gnad' Gott dem Arzte, wenn er sie gebrauchte. Der fühlte Aenneli den Puls, hielt die Hand auf dessen Stirne, schüttelte den Kopf, fühlte wieder am Pulse, schüttelte wieder den Kopf. Ist's todt? schnaubte Felix ihm über die Achsel.

Da war's, als wenn der Ton ein Leben wäre und hinein in Aenneli führe. Wie Morgenröthe an den Bergen glüht, fuhr es über sein Gesicht, rasch hob es sich, schlug die großen schönen Augen auf, der erste Strahl derselben fiel auf Felix. Da lächelte Aenneli freundlich, die Augen schlossen sich wieder, es sank zurück und blaß wie todt lag es da. Ist's gestorben? hauchte Felix. Einmal jetzt noch nicht, sagte der Arzt; aber was werden will, kann ich noch nicht sagen. Es wäre mir lieber, es hätte ein halbes Dutzend Brüche, als wie es jetzt ist. Im Kopfe ist es nicht richtig, und wie es sonst innerlich aussieht, weiß ich eben auch nicht. Man muß in

Gottes Namen der Sach' abwarten und Fieber und Entzündung wehren ſo gut möglich. Laßt das Meitſchi ruhen und ſtört es nicht, gebt mir jemanden mit, will alsbald heim und Zeug rüſten. Könnt's ſterben? fragte Felix. Warum nicht? ſagte der Arzt und ging raſch ab. Felix konnte faſt nicht fort, doch ging er endlich. Weinen und Wüthen lagen in ihm nebeneinander.

Da begegnete ihm der im Dorfe ſtationirte Landjäger. Felix war ein Menſch, der ſogenannte Blitzgedanken hatte, ſchoß ihm einer derſelben durch den Kopf, ward er auch ohne Beſinnen zur That. Du mußt den Eglihannes faſſen und in's Schloß führen, ſagte er zum Landjäger. Der hat geſtern ein Mädchen überfahren, das ſterben wird, wenn es nicht ſchon geſtorben iſt; nimmt man den nicht gleich, macht er ſich mit dem Schelmen draus. Das geht nicht ſo leicht, ſagte der Landjäger. Erſt muß eine Anzeige gemacht werden, dann ein Befehl gegeben zur Citation, von Verhaftung wird da kaum die Rede ſein einſtweilen, beſonders wenn Eglihannes für den Schaden gut iſt. Das geht nicht mehr ſo wie unter den Landvögten, wo man den Erſten den Beſten mir nichts dir nichts einſteckt, wenn es dem Landvogt gefällt oder irgend einem Dorfmagnaten; jetzt iſt eine andere Ordnung! Und was für eine! fuhr Felix zornig auf; eine wo Schelmen und Spitzbuben obenauf ſind und ein Schelm dem andern durch die Finger ſieht, Mordbrenner Tagegeld bekommen und b'lohnt werden, wenn ſie ihre Baracken verbrennen, wo es iſt, wie wenn d'r Tüfel Junge g'ha hätt' und us ſyne Junge Landjäger g'macht für d'Schelme z'hüte und die rechte Lüt z'quäle! Das ſtieg nun dem Landjäger zu Haupt, der ſchön geſchnäuzt war auf die neue Mode, eine ſouveräne Verachtung hatte gegen alle ehrbaren, hablichen Leute und in ſeiner Uniform einen Freibrief zu haben glaubte zu Betreibung jeglichen Laſters und in dieſer Beziehung ſo verbrüdert war mit ſeinen Obern, daß er ſich auf das Sprüchwort: eine Krähe hackt der

andern die Augen nicht aus, feſt verlaſſen konnte. So was nehme er nicht an, ſagte der Landjäger und drehte den Schnauz, am allerwenigſten von einem Ariſtokraten und Jeſuiten, und wenn er es ihm noch einmal ſage, ſo führe er ihn an einen Ort, wo er vergeſſe, ob der Mond rund oder viereckig ſei. — So, du verfluchtes Aas, biſt alſo mehr als ein Landvogt, den Eglihannes willſt nicht faſſen, mich aber wohl, dazu meinſt das Recht zu haben, du Jagdhund, was du biſt! Du Halunk und Schelmenfreund, probir's, da nimm mich, wenn du darfſt, möcht 'mal auch dabei ſein! ſagte Felix. Nun, der Landjäger nahm ihn nicht, ſondern ſagte: Es preſſirt mir nicht, aber warte nur, du entrinnſt mir nicht! — Brauchſt deswegen keinen Kummer zu haben, deinetwegen verſetze ich keinen Schritt. Ich fürchte mich vor dir und jedem andern Lumpenhund nicht und ſei er, wer er wolle. Man kennt die Brüllhunde und weiß, wie viel mit ihnen iſt; zähl' darauf, ehe der Gugger noch ein Mal ſchreit, wird auf einem anderen Leche gepfiffen, dann giebt's wieder Löcher für dich und Deinesgleichen, und ehrliche Leute werden nicht zu todt gefahren, beſtohlen und abgefaßt, wenn ſie es nicht leiden wollen. Und jetzt nimm mich, wenn du darfſt! ſagte Felix wieder. Der Landjäger hatte aber auch jetzt noch keine Luſt dazu, ſondern ging und brummelte: Preſſirt mir nicht, entrinnſt mir doch nicht! Er gehörte auch zu der großen Familie, deren Glieder alle äußerſt gefährlich ſind, ſo lange man ſie fürchtet, die aber nichts ſind, ſobald man ihrer Frechheit einen feſten Muth entgegenſtellt.

Sobald der Landjäger von Felix nicht mehr geſehen ward, ſchwenkte er um gegen Eglihanneſe Haus und ſtattete ihm Bericht ab über den Vorfall. Obſchon Eglihannes nicht mehr zum Regiment gehörte, ſo herrſchte doch noch eine innige Wahlverwandtſchaft zwiſchen ihm und einigen Gliedern deſſelben, namentlich mit dieſem Landjäger, mit dem er im Vertrauen lebte, faſt als wie mit einem Bruder. Eglihannes war eben erſt ſo recht ſtrub, ſturm und verquollen aus dem Bette ge-

krochen, als ihm ſein Freund dieſen Bericht brachte. Schwernoth, was der aufbegehrte! Angreifen wollte er auf der Stelle, und zwar auf zwei Seiten: der Landjäger ſollte anzeigen, er aber wollte Mannen ſchicken und zur Abrede auffordern. Der Landjäger war ganz anderer Meinung, der fand die Offenſive gefährlich, ſtimmte durchaus zur Defenſive. Denn erſtlich, ſagte er, was ſoll ich mit dem Anzeigen? Erſtlich haben die Herren abwechſelnd Schiß oder Sympathie, aber immerdar eins von beiden. Entweder heißt es: Aber Landjäger, habt doch Verſtand, habt ihr kein Herz im Leibe, ſeid ihr ſo zu ſagen kein Menſch?! Donnerwetter! Der Mann hat aus Noth gefehlt, der iſt die beſte Seele von der Welt. Donnerwetter! Landjäger, wenn ihr ſechs Kinder hättet und nichts zu eſſen, Donnerwetter, Landjäger! entweder betteln oder ſtehlen, oder was wollt ihr Anderes? Himmelſakerment! Hört, Mann, das macht nicht mehr, ſonſt muß ich euch ſtrafen, denn das Geſetz wär' da, das Herz mag ſagen, was es will, denn ich hab' ein Herz, Himmeldonnerwetter! Ich bin auch arm geweſen, ich weiß, wie es Einem iſt! Ich hab' einmal ſiebenundſiebenzig Tage und ſieben Stunden nichts zu eſſen gehabt und nicht einen Tropfen zu trinken; das war das Verfluchteſt, und doch habe ich nichts geſtohlen, nicht daß es mir im Auge wehgethan wäre, lieber crepirt! Aber das kann nicht jeder! Und wohlverſtanden, ich hatte keine Familie, ja, das iſt ganz was Anderes. Hätte ich Familie gehabt, ja, weiß Gott, was ich gemacht; die armen Kindlein hätte ich nicht hungern laſſen, ich hätte gebettelt, und wenn man mir nicht gegeben, nun ſo dann, ſo hätte ich geſagt: Gare à vous! Himmeldonnerwetter! Mann, ihr könnt jetzt gehen, aber machet, daß ihr mir nicht wieder unter die Finger kommt, dann muß ich, denn das Geſetz iſt da! Und wenn der Mann abgetreten und mir einen Schnips unter die Naſe gemacht, fährt man mich an: Landjäger, heißt es, wenn ihr mir noch einmal einen ſolchen Mann bringt, ſo marſchirt ihr drei Mal vierundzwanzig Stunden hinter, ver-

ſtanden! Wohl, ihr ſollt mir noch lernen, was Gefühl iſt! So heißt es bei den einen Anzeigen. Bei andern tönt es ganz anders. Hört, Landjäger, heißt es, das kann nicht ſein, den Mann kenne ich, ich will mit dem Manne reden, das iſt einer, mit dem Manne muß man anders umgehen als mit andern. Der hat eine Geſinnung, wollte Gott, es hätten ſie alle ſo. Aber da fehlt's leider! und bei euch auch, wie es ſcheint, ſonſt wüßtet ihr den Unterſchied beſſer zu machen! Oder es heißt: Braucht doch Verſtand, der Mann hat Geld und großen Einfluß, den muß man ſchonen und nicht cujoniren. Wohl, der könnte eine Suppe anrichten, wolltet ihr ſie ausfreſſen, Landjäger? Dieſer Mann hatte zu Geld und Einfluß noch zwei ſchöne Töchter, begreift! Oder man zieht ein ſehr ernſtes Geſicht und ſagt: D'Sach iſt wichtig, zählt darauf, das muß unterſucht ſein, und zwar gründlich. Es muß einmal denen Donnere gezeigt ſein, wer Meiſter iſt! Und gehe ich zur vordern Thüre aus, läßt man die Andern zur hintern weg, vor mir ſind ſie daheim und lachen mich tapfer aus. Darum macht nichts aus der Sache, der Ammann iſt ein Mann von Einfluß und von hartem Holz, an einen ſolchen beißt nicht, wer ſchwache Zähne hat. Viel beſſer ſeid ihr zweitens z'weg, wenn ihr den Angriff erwartet, dann iſt das Beweiſen an ihnen. Angriff, was Angriff, wenn man erſt überfahren, dann geprügelt wurde und endlich noch geſcholten! Ja wolle, die werden das Angreifen wohl laſſen und würden froh ſein, wenn ich nichts ſagte! fuhr Eglihannes auf. Das iſt curios, ſagte der Landjäger, aber d'Sach wurde mir von verſchiedenen Seiten anders berichtet, ehe d's Ammanns Löhl den Lärm mit mir anfing. Da begehrte Eglihannes gar mörderiſch auf: er wolle dem Schelmenpack 'mal zeigen, wer er ſei, und müßte das ganze Dorf d'Finger uſha; die wolle er einthun, wie ein Säutreiber d'Färli in einen Färech. Hannes, b'ſinn di, was d' machſt, ſagte ſeine Frau, die dazukam. Du biſt geſtern wieder katzvoll heimgekommen, konnteſt nicht Babi ſagen; hätt'

ich dir nicht geholfen, ſo wäreſt wie ein Hund vor der Thüre liegen geblieben. Du weißt nicht, was gegangen iſt. Das kam dem Landjäger ganz wahrſcheinlich vor, und noch mehr wahrſcheinlich, als Frau Eglihannes ihm noch ein zweites Glas Kirſchenwaſſer einſchenkte und mit den Augen dazu blinzelte.

Eglihannes begehrte ſchrecklich auf, vermaß ſich hoch und theuer, daß er ſo nüchtern geweſen als wie ihre Katze und Punktum wiſſe, was gegangen, da ſolle ihn niemand b'richten! Es wiſſe niemand beſſer als er, was voll ſei und nicht voll. Aber er mochte fluchen wie er wollte, ſeine Frau ſtand nicht ab, und der Frau glaubte der Landjäger, und beide dachten, es ſei am beſten, man rede ſo wenig als möglich von der Sache. Dreck ſei allweg am Stecken und Eglihannes daneben wohl bekannt, und was ſie dachten, blinkten ſie einander zu. Man kann denken, wie fuchswild Eglihannes wurde, beſonders als er das dritte Glas Kirſchenwaſſer im Leibe hatte. Er ſagte beiden wüſt, ſagte, wenn er ſchon keinen Poſten habe, ſo habe er doch noch den Fuß im Hafen und Freunde bis obenaus. Er dürf's wohl probiren und keiner beſſer, und wären es ſieben Ammann und ſiebenzehn Statthalter. Es nehme ihn wunder, wie d'Sach lieg', und fort lief er. Der Landjäger ließ ihn gehen, und als er fort war, ſagte er zur Frau: Brecht ihm ab, er richtet nichts aus, die Leute geigen alle auf einer Note und auf niemanden ſoll er ſich verlaſſen. Für mit ihnen zu ſaufen u. ſ. w. iſt er ihnen wohl gut genug, aber da er ihnen nichts mehr helfen kann, werden ſie auch keinen Finger mehr rühren für ihn. Dumm ſind ſie nicht, nur zu den Aeſten tragen ſie Sorge, von denen ſie glauben, ſie könnten ſich an ihnen noch halten. An allen anderen iſt ihnen teufelwenig gelegen. Man ſieht, ganz dumm war der Landjäger nicht, und bei Vertrauten noch ziemlich offen.

Eglihannes lief in's Dorf als wie eine Rakete, die am Platzen iſt. Wahrſcheinlich merkten dies die Leute, denn es

wich ihm jedermann aus von ferne, er konnte niemanden zum Stehen bringen. Eine Frau ſtand am Bach, klopfte auf einem Waſchbrett ein altes Hemd wenigſtens mürbe, wenn auch nicht rein, und hörte Eglihannes nicht kommen, bis er neben ihr abtrappete. Als ſie plötzlich ſich umwandte und Eglihannes neben ſich ſah, erſchrak ſie, denn er machte ein zornig Geſicht. Nur ſachte, rief ſie, und überrenne mich nicht! oder meinſt, es müſſe jetzt alle Tage Eine überſchoſſen und gemordet werden? Das war neues Feuer in's Pulver, und viel fehlte nicht, beide wären handgemein geworden, denn mit dem Maul mochte Eglihannes von ferne nicht nach. Die Frau war eine alte Wäſcherin aus der Stadt, und die haben bekanntlich Mäuler, welche, wenn es ihnen Ernſt iſt, den Rheinfall zum Schweigen bringen würden. Da er des Prügelns ſich doch ſchämte, während die Frau ihn feſten Fußes mit dem Hemd in der Hand erwartete, lief er mit einer Drohung, einer ſchrecklichen Anweiſung auf die Zukunft weiter. Hinter ihm her ſcholl der Hohn der Frau, die ihn und ſeinen Namen auf das entſetzlichſte zerfetzte, ſo daß ein räudiger Hund ein Amor und eine Ehrenperſon neben ihm geweſen wäre.

So abgefahren, lief er in brennendem Zorne zum Nägelibodenbauer, fuhr den gar grimmig an, was er für eine Ausſtreuung mache wegen dem Menſch, welches geſtorben ſein ſolle, und begehrte, daſſelbe mit eigenen Augen zu ſehen und zwar auf der Stelle. Man hätte diesmal nicht mit einem dummen Bauernlümmel zu thun, ſagte er. Selb ſei noch die Frage, antwortete der Nägelibodenbauer ziemlich gelaſſen. Allweg könne er jetzt nicht zu ſeiner Frauen Schweſter, der Arzt hätte es verboten. Selb wär' curios, ſagte Eglihannes. Er ſehe wohl, es ſei ein Schelm wie der andere, aber diesmal ſeien ſie am Unrechten, und hinein wolle er. Setz ab, ſagte der Nägelibodenbauer, hinein kommſt du nicht, und einſtweilen geht das dich gar nichts an, wie es mit dem Mädchen ſteht, ob es

lebt oder todt ist. Du bist einstweilen für nichts angesucht worden. Wirst du angegriffen, dann kannst du sehen, wie du dich wehrst. Das wär' curios, wenn das nicht angegriffen wäre, wenn man Einen durch den Landjäger will nehmen lassen, und jetzt will ich wissen, wie die Sache ist! brüllte Eglihannes. Der Nägelibodenbauer konnte sich weder versprechen, noch erläutern, konnte in den ganzen Handel keine Vernunft bringen, konnte nichts Anderes als, um Aenneli die nöthige Ruhe zu bewahren, dem zornigen Mann mit Gewalt und dem Hausrecht drohen, worauf er es nicht ankommen lassen durfte, sondern sich endlich mit der Drohung entfernte, er wolle ihm jemanden senden, der ihn lehre fünfe zählen. Ein solch Schuldenbäuerlein müsse erfahren, mit wem er es zu thun habe, das wolle er bald vor den Haag hinausgestellt haben.

Er lief weiter, aber wie weit er lief, er fand niemanden, der ihm Gehör, geschweige denn Recht gab. Er fing allenthalben die gestrige Geschichte an, erhielt allenthalben die Antwort, es könne sein und könne nicht sein, man könne allweg nicht wissen; am liebsten sei es ihnen, gar nichts davon zu hören, was sie nicht beiße, begehrten sie nicht zu kratzen. Eglihannes wollte dem Nägelibodenbauer sogenannte Anschicksmänner schicken, aber niemand wollte ihm gehen. Was hat er gesagt oder gemacht, worüber soll er zur Rede gestellt werden? fragten die Angesprochenen. Ja, da wußte der zornige Mann nichts, denn was ihm der Landjäger gesagt, ging ja den Nägelibodenbauer nichts an, und jemanden in's Haus oder nicht in's Haus zu lassen, steht dem Hausvater frei, und giebt kein Recht zu gerichtlicher Ansprache. Ausgelacht und abgewiesen fuhr er endlich in seine Pinte wie ein Stier in einen Krieshaufen und tobte da, daß es seiner Freundin ganz angst wurde, es fange an, ihm im Kopfe zu fehlen.

Indessen, trotz dem allem war Eglihannes doch noch besser dran als Felix. Der erstere konnte seiner Stimmung freien Lauf lassen, der letztere nicht. Angst und ein anderes

Gefühl wechselten ab in Felix wie das Fieber, wo es Einem bald heiß wird und bald kalt. Bald wallte die zornige Angst ihm über alle Gedanken auf, er sah Aenneli sterben, Eglihannes lachen, er ballte die Fäuste und dachte: Wart du nur, mit Lachen kommst du mir nicht weg, einen Denkzettel sollst du kriegen für dein Lebtag. Dann sah er Aenneli's Augen, wie sie auf ihm hafteten und wie es ihm lächelte, und wie es so seltsam erwacht war, gerade als er geredet, als ob es seine Stimme kennte. Dann ward es ihm so weich und warm im Gemüthe, er hätte weinen mögen, und doch war ihm so wohl dabei wie einem Kranken an der Frühlingssonne. Er konnte verstaunen, daß es war, als hätte er weder Augen noch Ohren, daß er am hellen Tage auf breiter Straße an die Leute anlief, fast unter die Pferde kam, weil er hinter sich das Geraffel der Fuhrwerke nicht hörte. Die Mutter kriegte große Angst, als sie den Zustand ihres Sohnes sah. Sie ließ ihn nicht aus den Augen, lief ihm allenthalben mit den Fragen nach: Felix, bist krank? Felix, es fehlt dir, sag' mir nur wo? denke, ich bin deine Mutter, mir kannst's doch wohl sagen, was dir fehlt? Aber Felix sagte: Es fehlt mir nichts, was sollte mir fehlen? und wenn er die Mutter hinter sich merkte, drückte er sich bei Seite, sie spielten ordentlich Jagis.

Der Ammann war nicht zu Hause, kam erst Abends wieder. Felix starb fast vor Ungeduld, hätte seine Haut sattsam Loch gehabt, er wäre draus gefahren. Sobald der Vater kam, brachte Felix noch vor der Thür seine Klage an gegen Eglihannes und Landjäger und meinte, der Vater sollte noch heute in's Schloß und Anzeige machen, es nehme ihn doch bei Diesem und Jenem wunder, ob bei dieser Hagels-Regierung die Lumpenordnung so groß sei, daß man ungestraft Leute tödten könne. Der Ammann nahm den Handel kaltblütiger. Es geht, wie es kann und mag, selb ist; drum die Finger weg, wo man sie nicht haben muß. Ist d'Sach, wie du sagst, wird

der Nägelibodenbauer ſich ſchon zu wehren wiſſen. Ja, Vater, wie wollte er, er war ja nicht dabei? Dumm! ſagte der Ammann, was braucht's das? deſto beſſer kann er euch zu Zeugen brauchen, und jetzt ſchweige mir von der Sache, zähl darauf, ich verſetze deretwegen keinen Schritt, deinetwegen kann ich genug Läuf' und Gänge haben und Koſten dazu, brauche nicht für die Kurzweil fremde Händel! Aber erzähl mir, wie das zu- und hergegangen. Geſtern ſtürmteſt, ich konnte mich wenig darauf verſtehen. Nun ſollte Felix erzählen bei nüchternem Leibe und erzählte, und je mehr er erzählte und ſich dabei in Zorn werchete, deſto kälter wurde es ihm drunten im Herzen. Er fühlte da drunten, daß nicht alles richtig ſei und Eglihannes nicht allein ſchuld. Aber je mehr er das fühlte, deſto zornmüthiger zu erzählen zwang er ſich und hob ganz ſchauerlich hervor, wie Eglihannes mit Bigger und G'ſtabi davon gefahren und immer mitten im Wege geblieben, wie ihm auch zugerufen worden. Aber wenn er doch ſo unvernünftig gefahren, warum ihm noch vorfahren? fragte der Vater. Meinſt, den hätten wir voran laſſen ſollen? fragte Felix. Und wo fand man das Meitſchi? fragte der Ammann, ſtatt zu antworten. Ich habe es nicht aufgehoben, antwortete Felix, aber ich glaube, beim Haag. Alſo unter deinen Roſſen? ſagte der Ammann. Was weiß ich? ſagte mürriſch Felix, ich hob es ja nicht auf! War es drunter, ſo war es von Eglihanneſen's Leiben darunter geſtoßen worden. So! ſagte der Ammann, iſt das ſo, ſtand auf und ging. Das Verhör ward nicht niedergeſchrieben; ward nicht veröffentlicht, hatte auf die Welt und ihr Urtheil keinen Einfluß, denn bis auf den heutigen Tag wird in der Vehfreude erzählt, wie Eglihannes beinahe ein Mörder geworden und wahrſcheinlich einer mit Bewußtſein, doch nicht vorbedacht, wie die ſuperklugen Juriſten ſich auszudrücken pflegen, gegen welche der Richter im Himmel allgemach ſehr ungebildet hinter der Zeit und dem entſchiedenen Fortſchritt zurück erſcheint.

Felix wußte, wie er mit dem Vater dran war, und zudem begann das Gewiſſen ihn zu plagen und zwar arg. Die Frau Ammännin hatte es wie üblich, d. h. wie die meiſten Weiber. Dieſe haben nämlich um ſo größeres Mitleid mit den Söhnen, je verſtändiger der Vater mit ihnen umgehet, und ſtehen ihnen um ſo ängſtlicher bei, je weniger ſich die Väter bei ihren Dummheiten oder Verkehrtheiten betheiligen wollen. Die Frau Ammännin billigte das Benehmen ihres Mannes durchaus nicht, ſie war durchaus gegen eine ſolche Neutralität, ſie hätte nicht geglaubt, daß er ein ſolcher Höſeler und Föſel ſei, ſagte ſie. Was willſt machen, fragte der Ammann, ſag's! Allweg preſſirt's heute nicht, es iſt morgen auch noch ein Tag, derweilen kann man ſehen, was es giebt.

Unwillig wandte ſich die Frau Ammännin ab, brummte etwas von altem Tſchalpi, wunderlichem Trappi, band ſich eine ſaubere Schürze um und wanderte dem Nägeliboden zu. Sie mußte wiſſen, wie es dort ſtand, und ob nichts gegen den gehaßten Eglihannes zu machen ſei. Diesmal hielt's aber ſchwer für die Frau Ammännin, bis in den Nägeliboden zu kommen, hätte es ihr nicht ſo ſehr preſſirt, vor vierundzwanzig Stunden wäre es nicht geſchehen. Aus jedem Hauſe ſchoß ein, aus manchem Hauſe zwei Weiber, ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, und riefen: Güllet doch, Ammännin, was man erleben muß. Daß er ein Wüſter iſt, wußte man längſt, aber einen ſolchen Uflath und Utüfel ſuchte man doch nicht in ihm, ſo muthwillig das arme Kind zu verkarren, und ein ſolcher iſt noch nicht gehängt, nicht einmal in der Kefi! Aber was will man bei dieſer Lumpenordnung, es iſt ja niemand mehr ſeines Lebens ſicher. Was ſagt der Ammann dazu? Will er ſo etwas gelten laſſen? Aber die Frau Ammännin verſtand das Kurzabfertigen, ſchlug ſich tapfer durch und trat ohne langes Klopfen im Nägeliboden in's Haus. Sie fand keine Todte, auch nicht einmal eine Sterbende. Der Arzt, der zwei Mal dageweſen, hatte geſagt, er glaube nicht, daß Ge-

fahr um's Leben ſei, wenn ſich nicht noch ein innerer Schaden zeige, was man freilich nicht wiſſen könne. Das Mädchen ſei angegriffen geweſen, grauſam erſchrocken, aber Tödtliches ſehe er nichts, und vor einem Nervenfieber hoffe er ſein zu können bei guter Ruhe und Abwart. Selb ſolle nicht fehlen, hatte die Bäurin geſagt. Wenn es mit dieſem zu machen ſei, ſei d'Sach gewonnen. Von dem Lärm im Dorfe hatten ſie nichts vernommen, da wie bekannt die Freundſchaft mit den andern Weibern nicht groß war.

Die Frau Ammännin war freundlich, trat zum Bett und ſah mit Wohlgefallen und Mitleiden das ſchöne Mädchen, welches bei ſich ſelbſten war und reden konnte, wenn auch mit matter Stimme. Die Frau Ammännin ſprach ihm freundlich zu, es ſolle guten Muth faſſen, und wenn es nach etwas Verlangen habe, ſo ſolle es es ihr ſagen, es müſſe es haben, wenn es irgend zu haben wäre. Aenneli freuten dieſe Worte und die Frau Ammännin ſelbſt gar, es lächelte und dankte freundlich. Es mangle ihm nichts, ſagte es. Die Schweſter iſt mein Engel, ehe ich an etwas denke, ſteht es da. He nun! ſagte die Frau, es wäre gut, es wäre allenthalben ſo. Haſt du etwas nöthig, ſagte ſie zur Bäurin, wo ich dir helfen kann, ſo ſag's ohne Umſtänd', es freut mich, wenn ich was thun kann. Als verſtändige Frau ſäumte ſie ſich nicht lange. Sie wußte, daß in ſolchen Fällen mit breitem Gerede niemanden viel gedient iſt. Draußen vor dem Hauſe ſtellte ſie ſich noch einmal und ſagte zum Bauer: Und jetzt, was häſt im Sinn mit Eglihannes? Denk, nicht viel, ſagte der Bauer. Mit dem Meitſchi ſteht es hoffentlich nicht ſo bös. Letzi trägt es nicht davon, und wegen einer Entſchädniß fange ich keine Händel an. Ich vermag viel beſſer das Meitſchi umſonſt krank zu haben, als einen Prozeß. Der würde doch kurz ſein, ſagte die Frau Ammännin, und euch nicht viel koſten. Man kann nicht wiſſen, ſagte Sepp. Was den Advokaten in die Hände kommt, wird alles ungewiß. Dabei iſt die Sache nicht ſo ausgemacht,

wie sie scheint. Nehmt es nicht für ungut, aber ich glaube, es würde schwer auszumachen sein, wer an allem schuld ist, vielleicht Alle zusammen. Mir scheint, sie hatten Alle wohl viel getrunken, wie Alle Eglihannes hassen, wißt ihr. Sie werden ihm haben vorfahren wollen, da wird alles drüber und drunter gegangen sein, daß eigentlich niemand den Hergang weiß, besonders weil es noch Nacht war dazu. War auch schon dabei, weiß wie es geht. Daher würde es ein schwer Erlesen sein, und wie viel Verdruß und Unmuße dabei, wüßte man nicht. Gewinnt man, wird Eglihannes nicht schlechter, als er schon ist, und ob man dadurch reicher würde, ist die Frage, man kann heutzutage nie wissen, wie Einer steht oder wie ein Schelm dem andern aus der Dinte helfen kann. Mach, wie du willst, sagte die Frau Ammännin, ich will nichts dazu gesagt haben, verstehe mich auf solche Sachen nichts. Gut Nacht, und wenn ich was helfen kann, so sprecht zu ohne Umstände.

Als sie langsam um's Dorf herumging, um nicht von g'wunderigen Weibern angefallen zu werden, wie Pferde in einem Blutsaugerteiche von dessen hungerigen Bewohnern, dachte sie zwei Dinge: das sei ein gut Meitschi, es wäre schade, wenn es nicht am Leben bliebe. Wenn sie es nur erlebte, daß sie einmal eine solche Jumpfere bekäme, so eine fleißige und dazu so manierliche; sie stünde ihrem Hause fry wohl an. Der Bauer ging ihr länger im Kopf herum. Erst überschlug sie, ob wohl ihr Mann bereits mit dem Bauer geredet haben könnte, da ja ihre Reden fast auf eins hinausliefen. Sie fand, daß es nicht sein könne. Ihr Mann war ganz von anderer Seite hergekommen, und überdies müßte einer des andern Erwähnung gethan haben, jeder hätte sich sicherlich gern hinter den andern versteckt oder ihn wenigstens als Autorität angerufen. Oder hat er sich hinter Aller Rücken mit dem Eglihannes abgefunden? dachte sie. Kaum, urtheilte sie. Eglihannes zahlt ja niemanden einen Kreuzer freiwillig,

jeder Tagelöhner und jede Magd muß mit ihm um den Lohn prozediren, und da es noch dazu dem Meitschi gebessert, so thäte er von sich aus keinen Kreuzer. Uebrigens hätten es die Weiber gewußt und es mir gesagt, wenn der Nägelibodenbauer und Eglihannes zu einander gekommen und mit einander verhandelt hätten, beiden brächten sie aus, was sie wüßten. Mich dünkt, es sei b'sunderbar g'scheidt vom Nägelibodenbauer, daß er so sprach, hätte es nicht von ihm erwartet. Felix hatte zu viel Wein, das ist wahr, konnte ja kaum die Thür finden, und besser wird es den Andern nicht gewesen sein, und käme es zu Eiden, so graute mir und ich ließe Felix keinen thun, lieber zahlen, so lange etwas da wäre, denn was kann der Mensch geben zum Werthe seiner Seele? Es wird viel dran machen, daß es ist, wie mein Mann und Sepp sagen, sagte doch auch Felix, das Mädchen sei unter seinen eigenen Rossen gefunden worden. Das ist brav vom Bauer, daß er an sich selbsten haben will, wofür er eigentlich Alle nachnehmen könnte, wenn ich schon dem Eglihannes hätte gönnen mögen, wenn er einmal nach Verdienen hätte herhalten müssen. Aber vergessen muß man nie, daß wer Andern eine Grube gräbt, gern selbst hineinfällt. Hätte nicht geglaubt, daß die im Nägeliboden so wären, es wär' gut, es wären alle Leute so, aber es soll ihr Schaden nicht sein. Wenn einmal ihre Kinder nachgewachsen sind und sie brauchen das Mädchen nicht mehr, so nehme ich es als Magd, auf den Lohn kommt es mir nicht an.

So kalkulirte die Frau Ammännin auf dem Heimweg. Dem Manne aber theilte sie ihre Gedanken nicht mit, und sie berührte diesen Gegenstand nicht mehr. Das ist aber auch alles, was man einem Weibe zumuthen darf. Den Felix suchte sie auf, um ihn zu trösten. Hör, sagte sie, nimm die Sache nicht zu tief! Dem Meitschi geht es besser, ich war im Nägeliboden. Wegen Eglihannes redete ich mit Sepp, er ist ein vernünftiger Mann. Er sei nicht dabei gewesen, sagte er, und wisse nicht wie es gegangen. Aber er glaube, das Beste sei,

er trage den Schaden. Prozediren gebe nur Ungelegenheit und Koſten, und wenn es Eide geben ſollte, könnten Seelen verloren gehen, das möchte er nicht auf dem Gewiſſen haben. Felix wollte aufbegehren. Es nehme ihn wunder, ob dem Nägelibauer nicht Beine zu machen ſeien. Thue es nicht, ſagte die Mutter. B'ſinn dih, wenn du ſchwören ſollteſt, wie es dir wäre? Dazu warſt trunken. Rede es nicht aus. Ich bin zu alt geworden, um nicht zu wiſſen, ob Einer mehr als genug hat oder nicht. Daneben möchte ich auch nicht ſagen, Eglihannes habe keine Schuld. Reden iſt erlaubt, und was er denkt, kann ja jeder um ſo unſchinirter ſagen, wenn d'Sache nicht erleſen wird.

Felix mußte ſich ergeben, die letzten Worte befriedigten ihn in etwas, ward ſich ſeiner Schuld aber durchaus nicht bewußt, wenn ihm auch die feſte Zuverſicht wackelte. Schließlich machte er den Vorbehalt, die nächſte Gelegenheit zu einem Denkzettel zu benutzen, den Eglihannes ſein Lebtag nie vergeſſen ſolle. Das war die endliche Reſolution. Es war aber auch die allerärgſte für Eglihannes. Alle im ganzen Dorfe redeten von ſeinen ſchaudervollen Thaten, aber niemand griff ihn an; wo er durch ging, ſah er verdächtige Geberden, hörte anzügliche Worte und konnte doch mit nichts was machen, erhielt keinen Griff. Er war wie in einem Schwarm von Horniſſen, von denen er aber keine faſſen konnte. Er brüllte wie ein Pferd von Horniſſen geſtochen, aber all ſein Gebrüll änderte an der Sache nichts, er blieb der Beſoffene, das Kalb, der Unflath aller Unfläthe, der abſichtlich ein armes Mädchen überfuhr, und ſein Name wird ſich nicht ändern, ſo lange er in der Volksfreunde genannt wird, und es wäre möglich, daß man nach hundert Jahren den Kindern, welche ſchreien oder nicht in's Bett wollen, zurufe: Wart, der Eglihannes nimmt dich! Es würde uns überhaupt nicht wundern, wenn auch unſere Zeit der Nachwelt Kobolde und Spuknamen, mit

denen man die Kinder zu Bette jagt, überlieferte. Haben wir doch Leute genug, vor denen uns am hellen Tage graut, wie muß ihr Schatten nach dem Tode den Menſchen erſcheinen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Abtheilig.

Einige Tage nach dieſem Vorfall kam ein ſehr wichtiger Tag, die ſogenannte Abtheiltig. Das iſt ein dreifach wichtiger Tag, wir möchten es faſt das Feſt der Erſtlinge nennen. Da wird der eingegangene Drittel oder die Hälfte des Kaufpreiſes vertheilt, ungefähr nach der Lieferung von Milch der Antheilhaber, es wird der vorräthige Käs vertheilt oder verloost, und endlich iſt von der Wiederanſtellung des Senns wenigſtens die Rede, wenn ſie auch nicht erfolgt. Man kann ſich denken, was dieſes für ein wichtiger Tag iſt, für manche Haushaltung was ein ſchöner Regen für einen Kabis- oder Bohnenplätz nach ſechs Wochen Tröckene. Von Mai bis in den Oktober hat man weder Anken noch Milch verkauft, wenig Eier, dieweil im Sommer die Hühner entweder brütig ſind oder ſich mauſern; Anderes hat der Bauer im Sommer wenig zu verkaufen, es ſei denn, er habe Mehrjähriges im Vorrath, und doch braucht er im Sommer viel Geld, hat fremde Leute und Handwerker, braucht viel Kaffee und Eſſig zu Speckſalat und grünes Fleiſch, beſonders an der Sichelten. Ach! wie oft hat die Bäurin Noth gelittten und Angſt ausgeſtanden, wenn ſie um Geld fragen mußte zu nöthigen Dingen, wenn ſie gar einmal ſchröpfen oder zu Ader laſſen wollte oder ſogar baden gehen. Jetzt kam's wieder, jetzt ging der Mann, Geld zu faſſen, am Abend kam welches in's Haus, ein ganzer Bündel, man denke, wie das ein B'langen ſein, wie ſtarke Gemüthsbewegungen es geben

mußte. Wie oft wohl ward an ſelbigem Tag überſchlagen und berechnet, wie groß der Sack ſein müßte, in welchem man das Geld nach Hauſe tragen könnte.

Die Anſtellung des Senns iſt ſehr oft von großer Bedeutung, erregt faſt noch mehr Bewegung und Spannung als die Geldfrage, und zwar nicht einmal wegem Käſen oder wegen der Ehrlichkeit, ſondern wegen etwas ganz Anderm. Iſt der Senn verheirathet, ſo haſſen gewöhnlich alle Weiber ſeine Frau; wenn er ſie bei ſich hat, muß er ſie entweder wegthun oder es wird ihm der Dienſt aufgeſagt. Die guten Weiber, welche ſo mager mit der Milch abgeſpieſen werden, Nidle gar keine mehr brauchen ſollen, können es gar nicht ertragen, eine Einzige im Dorfe in Milch und Nidle ſitzen zu ſehen wie eine Wachtel im Hirſe, und Morgens und Abends, und wenn ſie ſonſt noch mag, den ſchönſten Nidlekaffee machen zu können ganz nach Belieben. Nun giebt es wirklich Senninnen, beſonders wenn ſie vorher magere Bauerntöchter geweſen, welche ſich dieſe Lebweiſe ganz abſonderlich behagen laſſen. Es gab zu N. N. eine, die keinen andern Kaffee kaufte als Mocca, das Pfund für zehn Batzen, während vornehme Weiber meinen, wie ſie ſich angreifen, wenn ſie für das Pfund fünfthalb Batzen geben. Dazu brauchte ſie dicke Nidle, welche kaum laufen konnte. Das ſchmeckte ihr. Die Weiber im ganzen Bezirk berſteten aber vor Neid, und im Herbſt konnte der Mann wandern. Gar vielen Senninnen dagegen wird eine ſolche Lebweiſe ſehr läſtig, und ſie beneiden die Bäurinnen um ihre Speiſen ſo ſehr, wie dieſe ſie um Butter und Nidle, und von Herzen gern würden ſie mit ihnen tauſchen. Da hilft aber alles nichts, ob gern oder ungern, darein treten die Weiber nicht ein, es ſoll einmal keine im Dorfe ſein, welche im Ueberfluſſe hat, an was die andern Mangel leiden und den Mangel bitter fühlen.

Ganz anders geſtaltet ſich die Frage, wenn der Senn keine Frau hat, ſondern noch zu haben iſt. Hier wird die

Sache verwickelt, weil deſſen Gunſt zu verſchiedenartigen Zwecken geſucht wird, von den einen Weibern, um zu einem Tropfen Nidle zu kommen ohne viel Geld, von den andern um ihrer Töchter willen, wobei natürlich die Töchter ſelbſt eine bedeutende Rolle ſpielen. Frau Sennin zu werden iſt lockend, iſt beſſer als manches Staatsamt, der Poſten iſt lebenslänglich, der Lohn iſt groß, und ſo den ganzen Sommer Milch und Nidle genug und Butter im Ueberfluß, wem ſollte bei ſolcher Ausſicht der Mund nicht ſüß werden?

Je nachdem nun der Senn ſich zu geberden weiß, Hoffnungen erregt oder Täuſchungen ſich hat zu Schulden kommen laſſen, geſtalten ſich die Stimmungen, gruppiren ſich die Parteien. Dieſe werden begreiflich durch die Männer vertreten, da die Weiber einſtweilen noch ſchweigen müſſen in der Gemeinde. Dieſe Männer wiſſen aber zumeiſt gar nicht, warum es ſich eigentlich handelt; ſie vertreten eine Meinung, deren Ziel ihnen durchaus unbekannt iſt, deren eigentliche Motive ſie nicht ahnen. Die Weiber ſind darin aus Inſtinkt durchaus wie die Radikalen, ſie laſſen es ſich nicht von ferne merken, was ſie eigentlich möchten und wohin ſie ſteuern, ſie wiſſen, was ſie für handgreifliche Liebkoſungen zu erwarten hätten, wenn die Männer die Tendenzen merkten. Mit dieſen halten ſie wohlweislich hinter'm Berge und ſpielen mit den Männern Blindekuh, bis dieſelben auf die Falle trappen, welche ihnen gelegt iſt. Man ſieht, wie die Erde rund iſt, daher eigentlich nirgends oben oder unten iſt, ſo iſt's im Grunde auch mit der Menſchheit, da iſt nichts oben, nichts unten, nichts hinten, nichts vornen, ſondern ſie iſt überall die gleiche, drehe man ſie, wie man will, kriegt man immer die gleichen Menſchen in die Finger.

Dieſe Abtheilig wird entweder im Wirthshauſe abgehalten oder in der Käshütte. Wo das Letztere der Fall iſt, da geſtaltet ſie ſich am naturgemäßeſten. Nach abgethanen Geſchäften wird da der Verſammlung durch den Senn aufge-

wartet mit eigenen Produkten. Ein Käs wird in große Stücke zerhauen, dieſe auf den Tiſchen vertheilt. Dazwiſchen ſtehen Näpfe mit Nidle und Ankenbällchen, ſchwarze Brode liegen herum, vor jedem Platze iſt ein Kaffeekacheli und ein Löffel. Da laſſen ſich nun die Männer ſo recht wohl ſein, und jeweilen einer packt ein, als ob er reiſen wollte bis nach Californien, ohne weitern Mundvorrath einnehmen zu müſſen.

Diesmal kam die Verſammlung nicht ſo vertrümpelet zuſammen wie ſonſt. Ziemlich zu rechter Zeit waren Alle beiſammen und zwar in der Käshütte. Vorerſt wurde das Geld ſo ungefähr vertheilt, die eigentliche Rechnung wird im Frühling geſchloſſen. Was das für vergnügte Augen gab, als man wieder einmal ſo recht ordentlich Geld beiſammen ſah, und wie behaglich es denen wurde, die ihre Portion in der Taſche hatten, ſie brachten die Hand gar nicht davon weg und mochten faſt nicht warten, bis ſie daheim es wieder ausleeren, g'ſchauen und zählen konnten. Einige hatten hundert Thaler empfangen, Andere freilich viel weniger, als ſie gedacht, ſie hatten ſich zu ihren Gunſten verrechnet, wie es ja größern Rechenmeiſtern, als die meiſten Behfreudiger waren, nur zu gern zu geſchehen pflegt, ſie hatten an die dreißig nichtverkauften Käſe nicht gedacht, an dieſes und jenes nicht, daher das Behagen nicht ein vollſtändiges war. Mit beſonderm Nachdruck hatte der Ammann das Hüttengeld in einem großen Sacke wohlgezählt auf den Tiſch geſtellt, daß es weit herum erklang. Da ſei es, hatte er geſagt, er habe ſaubere Finger, es könne es jeder zählen, wenn er wolle, aber hinterdrein ſolle ihm niemand etwas nachreden, und thue es Einer, ſolle er ſich in Acht nehmen, gnädig gehe es dem nicht ab. In ſeinen Nutzen hätte er den ganzen Sommer keinen Kreuzer verwandt, wie er einen empfangen, ihn zum andern gelegt. Er habe es auch nicht nöthig gehabt, er ſei Gottlob! nicht auf der Tröckene daheim, den Herrn zu machen begehre er nicht, und begehre er es, ſo vermöchte er es mit eigenem Gelde und brauchte es

nicht dem Lande abzustehlen oder sonst jemanden. Eglihannes, dem diese Worte galten, kriegte den Schnupf in die Nase. Es sei kommod so, sagte er; wer's hätte, brauche es nicht mehr zu stehlen, und noch kommoder sei es, daß nicht jeder Kreuzer, den man hätte, das Zeichen trüge, wie man ihn erhalten. Es thäte mancher weniger groß, wenn die Kreuzer gezeichnet wären: gerecht oder ungerecht. Am kommodsten kam es dem Eglihannes, daß der Ammann jemanden Bescheid geben mußte, und die letzten Worte nicht hörte. Darauf wurden die halbfetten Käse vertheilt, welche vor und nach dem eigentlichen Mulch gemacht und zumeist in's Haus gebraucht werden. Sie sind recht gut, wer nicht bei ganz guten verwöhnt ist, würde sie vortrefflich finden. Sie sind sehr kommod, ziehen manche Hausfrau aus der Verlegenheit, wenn sie etwas aufstellen soll und nichts in Bereitschaft hat. Fleisch muß man bekanntlich erst kochen, ehe man es brauchen kann, und die Butter muß süß sein in der Schweiz, wenn man jemanden damit aufwarten will. So ein Käs ist nicht unbequem. Eine verständige Hausfrau kann hier oder dort aus ein Pfündlein fliegen lassen und zu einem Kreuzer Geld kommen, der Mann ärgert sich nicht darob, dieweil er es nicht merkt.

Nun kam man an die ausgeschossenen fetten Käse, was nun mit denen? Da war guter Rath theuer. Sollte man sie auch zerhauen oder vertheilen, und dann jeden mit seinem Stück marketenden lassen nach Belieben? Sollte man sie alsbald versteigern Stück um Stück? hatte ja doch jedermann Geld bei sich, um das Ersteigerte alsbald zu bezahlen. Oder sollte man alles auf Rechnung der Gesellschaft samuthaft oder stückweise an Mann zu bringen suchen und dann im Frühjahr den Erlös mit dem Uebrigen verrechnen? Das waren Fragen. Da war's, wo dem Eglihannes sein Einmischen und sein Käsherr stark in die Nase gerieben wurden. Hätte man den Männern geglaubt, wäre man jetzt draus und dänne und wüßte, was man hätte. So kriege man vielleicht

gar nichts oder ein G'ſtümpel, hier einen Batzen und dort einen Batzen, daß man nichts damit machen könne, daß es ſei wie nichts. Er werde aber wohl gewußt haben, warum er ſo geredet, ſein Schade werde es nicht geweſen ſein. Es ſei aber gut für ein ander Mal, Erfahrung bringe Wiſſenſchaft. Eglihannes blieb die Antworten auch nicht ſchuldig, ließ ſie in den letzten Vorfall hinüberſtreifen, erhielt ſcharfe Rückfuhren, doch ſo geſtellte, daß er nichts damit machen konnte. Die Verhandlung hätte ſich in's Unendliche gezogen, und wer weiß zu was noch, wenn nicht weiſere Männer zum Abſchluß getrieben hätten. Käs nehmen noch einmal und ihn im Kleinen verſchachern, war den Meiſten zuwider, das Verſteigern ebenfalls. Die Meiſten brauchten das Geld nöthig, brachten es wenigſtens erſt gern vollſtändig nach Hauſe, zeigten es den Weibern, von denen ſie wohl wußten, daß ſie ungläubig waren wie Thomas und an des Geldes Exiſtenz nicht glaubten, bis ſie die Hände darauf legen konnten. Der Ammann und Einige hatten wohl Geld, aber Anderes zu thun, als um Käs zu handeln. Einige zeigten Luſt zum Kaufen, aber ſie wollten ihn weit unter dem Preis und nicht um baares Geld, mit dem wollten ſie warten, bis es ſich ihnen wohl ſchicke. Das Blut ward heiß, die Worte giftig. Da ſagte Eglihannes: Ume bübſchli und nicht ſo oben herab. Bis im Frühjahr zur Käsrechnung will ich die Käſe verkauft haben und das Geld ſchön darlegen, es nähme mich dann wunder, was da aufzubegehren ſei. Wenn es ſo wäre, wenn man darauf gehen könnte! hieß es hier und dort. Selb wär' curios, wenn man nicht darauf gehen könnte, ſchrie Eglihannes, mit dem Gelde laufe ich nicht fort, nicht nach Amerika, das wäre mir noch zu wenig! Und wer den Vorſchlag vert Eglihannes ermehrete und ihm den Verkauf der ganzen Partie übergab, das waren unſere Vehfreudiger — ſo conſequent waren ſie! Offen redete kein Menſch dagegen, und das Gemuckel von Einigen: das gefalle ihnen nicht, wenn man das Geld nur ſchon hätte,

Verſprechen und Halten ſeien zwei, ward nicht gehört. Möglich, daß aus einer gewiſſen Schwäche, um nicht in der Minderheit geſehen zu werden, ſelbſt dieſe noch die Hände aufhoben.

Nun ging's an's dritte Geſchäft. Und mit dem Senn, wie wollt ihr es da? gebt eure Meinung! ſagte der Ammann, welcher dachte, das ſei eine abgemachte Sache, den gegenwärtigen dinge man nicht mehr. Es war den ganzen Sommer über ein Gemuckel über ihn geweſen wegen dieſem und jenem, und den Meiſten war er nicht anſtändig, weil er der radikalen, kleinen Partei ſich angeſchloſſen hatte, dem Eglihannes und dem Schulmeiſter, und mit dieſen im Wirthshauſe das große Wort führte. Darüber zürnte ihm beſonders der Ammann, der nicht gewohnt war, daß ihm ein Untergebener widerſprach, beſonders im offenen Wirthshauſe, daß Einer, der Lohn bezog und nicht da daheim war, ſein Maul in alles hing und noch dazu Partei machte, das ſogenannte untergebene Volk bearbeitete und auf Wahlen einen Einfluß zu üben verſuchte, Leute läſterte und heruntерſetzte, welche er, der Senn, nie geſehen, der Ammann aber liebte und ſchätzte. Das konnte der Ammann nicht verwerfen, er dachte, es hätten es Alle wie er, betrachtete die Sache als ausgemacht, verſtändigte ſich daher nicht weiter mit jemanden darüber.

Aber der Senn war ein hübſcher Burſche, ledig, mit anfechtigem Maul begabt, von dem die Sage ging, er habe ſchönes Vermögen, geſpartes und ererbtes, wer ihn zum Manne kriege, mache einen guten Schick; zudem mochte er auch etwas von dem klugen Haushalter gehört haben, der mit dem ungerechten Mammon ſich Freude machte. Nur ſtatt ungerechtem Mammon mag er ganz unſchuldige Nidle gebraucht haben, hier ein Tröpflein, dort ein Tröpflein. Was ſchadete das der Bauerſame? ſie hatte nicht deſto weniger Käs, und wenn der Kaiſer von Rußland den Käs etwas minder fett aß, ſo ſchadete das ſicher ſeiner Geſundheit nichts, und lebte die Bäurin oder wen er beſchenkte ſo wohl am Tröpflein Nidle, warum

ihr das nicht gönnen! Diesem Tröpflein spürten sie durchaus keine Politik an, es war fett und süß wie Nidle ist, was sollten sie sich daher um des Senn's Politik kümmern? Und kümmerten sie sich darum, so waren sie seiner Meinung. Einer, der es so gut mit ihnen meine, während ihre Männer Ufäthe seien, sei ein rechter Bursche, meine es mit Allen gut, habe am kleinen Finger mehr Verstand, als die Andern alle zusammengenommen an Händen und Füßen. Die Andern seien nur neidisch auf ihn, könnten ihm auch nicht vorhalten, er sei ein Fötzel, der sei von gutem Haus und sitze im Trocknen. Das Meitschi, welches den bekomme, sei zehnmal glücklicher als das, welches so einen hundshäärigen Gnägibauer bekäme, wo ein Hund gegen ihn's ein Herrenleben hätte, sein Gutleben in Kindbettliegen sei und es nie Sonntag habe Jahr aus Jahr ein, als wenn der Mann ein Zinslein zu vertragen hätte. So stand der Senn im Glanz hinter des Ammanns Rücken bei der weiblichen Bevölkerung, und wenn sie politische Rechte gehabt hätte, wie es vor Gott und Menschen eigentlich billig wäre und kürzlich in einem Clubb in Bern der Antrag gestellt worden sein soll, so wäre sie ihm nachgefolgt durch Dick und Dünn wie die Kinder zu Hameln dem Rattenfänger, und er wäre ihr Präsident geworden, wie Louis Napoleon der Präsident der Franzosen.

Der Senn war aber auch ein Pfiffikus, stand auf hohem, allgemeinem Standpunkte; bis zur Stunde wußte man nicht, wer seine Auserkorene sei, aber jede lebte in sicherer Hoffnung, daß, wenn einmal diese Stunde komme, es keine andere sei als sie. Das ist eine Kunst, welche die wenigsten Sennen verstehen; sehr viele verplämpern sich, sobald sie Herr in einer Käshütte werden, ungefähr wie Kronprinzen auch alsbald heirathen, sobald sie auf den Thron kommen, manchmal sogar schon früher.

Die meisten Männer kamen zur Versammlung mit dem Gedanken, sie wüßten nichts Anderes, als es verstehe sich von

ſelbſt, daß man den Senn wieder anſtelle. Es wäre wohl was zu ſagen, aber was die Hauptſache ſei, das Käſen verſtehe er, und wenn die Sache recht gehe, mache er rechte Käſe, gegen die letzten habe ja niemand etwas gehabt. Was man an ihm habe, wiſſe man jetzt, was man mit einem andern bekäme, das müßte man erſt erwarten. Wie den Männern allen dieſe Gedanken gekommen, das wußten ſie wahrſcheinlich nicht, wohl ungefähr ſo, wie die Nastücher in die Taſchen und die Halstücher um den Hals: ſie brachten ſie einmal mit. Unter den wenigen Weibern, welche eine Ausnahme machten, war die Frau Ammännin und Eiſi im Dürluft: die Frau Ammännin aus bereits bekannten Gründen, Eiſi im Dürluft dagegen aus ſehr begreiflichen andern Gründen. Wie bekannt, haßte es den Schulmeiſter ganz kannibaliſch; ſobald es hörte, der Senn ſei deſſen Kamerad, haßte Eiſi auch den Senn und glaubte, jeden Tag mit mehr Grund. Der Senn machte ihm niemals ſo viel Pfund Milch auf, als es geſandt zu haben meinte, fluchte noch oft darüber, ließ ihm die ſchnödeſten Sachen ſagen, die faſt klangen wie Sau, Kötze, Dreckloch und ſolche angenehme Titel mehr. Eiſi's Bub war grober Art, wie wir wiſſen, und je mehr die Mutter den Senn haßte, deſto ungattlicher that der Bub, deſto unverſchämter war derſelbe. Der Senn verſtand nicht Spaß und ſtreckte ihm einige Male die Haare, als ob er ſie zu Beſenſtielen verbrauchen wolle. Das vermehrte begreiflich Eiſi's Zärtlichkeit nicht und machte ſeine Zunge nicht ſüßer, ſondern ſpitzer. Es redete dem Senn die gräulichſten Dinge nach: wenn man Eiſi geglaubt hätte, der Senn wäre nicht nur in keinen Schuh gut geweſen, ſondern überreif für das Schellenwerk, dem Teufel viel zu ſchlecht, er hätte ihn ſonſt längſt genommen. Eiſi machte aber keinen Eindruck bei Andern, man hatte ſeinen Spaß damit, und je beſſer man es mit dem Senn zu können glaubte, deſto größere Freude hatte man an der Ungunſt, in welcher Eiſi ſtand, und deſto fleißiger

trug man dem Senn zu, was Eisi über ihn sagte. Das arme Eisi war verrathen und verkauft.

Eisi wollte grausam viel in die Käserei geben wegem Hochmuth, aber daheim doch auch etwas haben wegem Gutdünken; sein Bube mußte ihm daher fast allemal etwas zurückbringen aus der Käserei: Butter, Zieger, Nidle u. s. w. Das wurde aufgeschrieben in's Soll, um es bei der Rechnung gegen das Haben zu verrechnen. Man kann sich denken, wie der Senn das gab, besonders wenn er Ausstreuungen von Eisi vernommen hatte. Wie Eisi das Nehmen aus der Käserei sich vorstellte, ob etwa nach dem Grundsatze: wer u'v'rschant ist, lebt dest' bas, wissen wir nicht. Allweg kann man sich denken, daß der Senn da den klugen Haushalter mit der Nidle nicht spielte, sondern den ganz getreuen, der lieber eine Halbe zu viel aufmachte, als einen Schoppen zu wenig. Eisi im Dürluft hatte noch keine heirathsfähige Tochter, nach Liebe zu trachten, kam ihm nicht in Sinn, mit seinem Peterli war es vollständig zufrieden bis auf einen Punkt. Es war der Punkt, worüber man sich zuweilen bei einem Haushund beklagt: er belle nicht gehörig und beiße niemanden, selbst in Nothfällen nicht. Eisi mochte ihn, d. h. den guten Peterli, hetzen wie es wollte, weiter als bis zum Knurren brachte es ihn nicht. Diesmal nun hatte es sich zusammengenommen, als es Peterli zur Versammlung sandte, hatte ihm bündig zusammengefaßt, was er sagen solle und durchdrücken. Eisi war keine so einfältige Person, wie es sie in der Eidgenossenschaft giebt, die ihre Peterli ohne Instruktionen senden und es dem Winde überlassen, ob sie heute dies und morgen jenes erkennen, je nachdem der Wind weht, hierher und dorther. Wir haben bereits gesehen, wie Eisi an seinen Instruktionen festhielt und ihnen Nachdruck zu geben wußte. Diesmal hatte, wie gesagt, Eisi Peterli mit besonderem Ernst seinen Willen, den er zu vertreten hatte, kund gethan. Laß dich nicht betrügen, hatte es gesagt, das Geld bringe mir heim Kreuzer heim und einen Käs dazu, aber

einen guten, und mach', daß der Senn fortkommt und, wenn's möglich iſt, mit einem Schlämperlig. Es müßt d'r Tüfel thue, wenn man dem nicht eine Karrete anrichten könnte, wo ihm den Appetit ſtellte ſein Leben lang! Sag' nur, wie er es uns gemacht habe, b'ſchiſſen und betrogen auf alle Art, daß es gar keine Gattig hat. Thu's Maul auf und bring's recht füre, es geht wie g'ſch — — we d' awengſt, und wengſt nit a, ſo lue, wie es dir geht!

So war Peterli abmarſchirt und hatte bei dem erſten Theil der Inſtruktion getreulich ſich geſtellt. Das Geld hatte er beim Batzen eingeſacket, aber viel weniger, als er und ſein Eiſi es ſich ausgerechnet. Den Käs hatte er bekommen, aber einen viel größern, als ihm eigentlich lieb war. Er dachte bei ſich, ſie hätten es bisher ohne viel Käs machen können, er wüßte eigentlich nicht, warum es jetzt anders gehen ſolle. Es hatten ihm aber Alle zugeredet, er ſolle den nehmen, das ſei e b'ſunderbar guter, ſo einen bekomme er nie wieder. Mit dem Dritten nahm er es leicht. Er dachte, wenn ein Bauer was ſage gegen den Senn, ſo ſei es richtig, ſo ſchlecht ſeien die Leute doch noch nicht, daß ein Bauer gegen einen Knecht hintenab nehmen ſollte. Es werde nicht einmal an ihn kommen, daß er etwas ſagen müſſe, es werden Andere auch noch ſein, die ſich zu beklagen hätten. Als nun der Amman fragte: He nun, und der Senn? Gebt eure Meinung! da blieb es ſtill, da blieb es lange ſtill, man hätte eine Fliege ſurren hören. Endlich ſagte Peterli: He nun, wenn niemand was ſagen will, ſo will ich meine Meinung abgeben, daß man den gehen laſſe und einen andern dinge, von wegen deſſen, er iſt mir erleidet u Eiſin, d'r Frau, o. Darauf ſagte niemand ein Wort; der Ammann mahnte wiederholt zum Reden, kein Wort. He nun, ſagte er endlich, es iſt eine einzige Meinung da, wo d'r Bauer im Dürluft abgegeben. Mit Schein, ſeid ihr alle ſeiner Meinung, daß niemand dagegen redet. Oder wer es anders will und meint, man ſolle den jetzigen Senn behalten, der hebe die

Hand auf! Potz! kamen da nicht nach und nach alle Hände in die Höhe bis an die vom Ammann und von Peterli! Verſteht mich recht! ſagte der Ammann, ich habe nicht gemehret, wer Peters Meinung ſei, ſondern wer dagegen ſei und den Senn behalten wolle! Ich will das Mehr noch ein Mal machen, den andern Weg, umgekehrt. Alſo, verſteht's recht: wer Peters Meinung iſt und den Senn nicht mehr will, ſondern einen andern, der bezeuge es mit dem Handmehr! und hoch hob der Ammann ſeine Hand auf und hoch hob ſie Peterli auf, ſonſt keiner mehr. Als lange allein hoch oben die beiden Hände geſchwebt, rief der Ammann ungeduldig: Z'Donner, kann ich denn heute nicht abmehren, daß ihr's verſteht! Wer ihn nicht mehr will, hebe d'Finger auf! Hier und da zuckte es aus alter Gewohnheit in einigen Fingern, aber es ging keine Hand in die Höhe, die beiden blieben allein. So, ſagte der Ammann, iſt's ſo gemeint! He nun ſo dann, ſo behalte ihn, wer ihn behalten mag! Ihr werdet ihn gefragt haben, ob er auch bleiben wolle? Apart nicht, ſagte endlich einer, geredet iſt worden davon, aber nie z'g'rechtem!

He nun, ſagte der Ammann, der auch ſo eine Ahnung hatte, wie man hintenher einen Beſchluß am Schwanz faſſen und mit ihm noch günſtig manövriren könne, ſo fragt es ſich doch noch, wie ihr ihn anſtellen wollt, ob im gleichen Akkord oder ob etwas daran geändert werden ſoll? Was iſt deine Meinung, Ammann? ſagte endlich Einer; du warſt Hüttenmeiſter, du weißt am beſten, ob da etwas zu ändern wäre. Ich habe nichts mehr zur Sache zu ſagen, ſagte der Ammann; die, welche ihn parforce wieder wollten, mögen jetzt zuſehen, was ſie machen. Aber das kann ich ſagen, ihr Manne, alles iſt nicht im Gleiſe gegangen, dem Senn iſt der Ringge nicht genug eingethan, es geht dem viel zu viel Geld durch die Finger, und was ſonſt noch ging, davon reden ja die Kinder auf der Gaſſe. Daneben kann ich mir alles gefallen laſſen, kann ich ja austreten oder nicht, wie es mir gefällt. Einmal

mehr Lohn würde ich nicht geben! Schießet meinethalben zwei aus, die ſollen mit ihm reden, die können ihm ſagen, es ſei da am Akkord oder am Reglement etwas zu ändern, wenn er es ſich gefallen laſſen wolle, ſo ſei man Sinns, ihn zu behalten, ſonſt werde man müſſen um einen andern ſehen. Das iſt meine Meinung, daneben macht, was ihr wollt, ich kann mir alles gefallen laſſen.

So ſprach die beleidigte Majeſtät. Das Volk war ſich der Beleidigung bewußt, wollte ſie gut machen, wollte ihn ausſchießen, er aber nahm es nicht an, ließ Andere wählen, die mit dem Senn zu reden hatten, aber nicht heute, ſonſt gebe es eine Verſammlung bis Mitternacht, er aber ſei lieber früher im Bette. Das wurde auch erkannt, kurz, es würde jetzt alles erkannt worden ſein, was der Ammann vorgebracht hätte. Man ſieht, die Behfreudiger waren für dieſe Zeit noch beſcheidene Leute, ſie begnügten ſich mit dem Finger, begehrten nicht die ganze Hand, ſie hielten Maaß mit ihren Errungenſchaften, ſie ſtürmten nicht von Conceſſionen zu Conceſſionen, bis ſie das ganze Haus auf den Kopf geſtellt. Der Ammann wollte ſich das ländliche Mahl, zu welchem man jetzt ging, nicht noch mehr verbittern laſſen, fehlte ihm doch bereits der Appetit. Sage man nichts, es geht wohl kaum ein Biſſen ſchwerer den Hals ab, als ein ſolches Abgemehret werden, wenn man ſonſt gewohnt iſt, auf's Kommando die Hände ſich in die Höhe heben zu ſehen, wie bei den Soldaten auf den Ruf: Bajonett auf! Das iſt eine bittere Pille und um ſo bitterer, je ungeſinnter ſie kommt. Und arg iſt's erſt, wenn man ſie vielleicht hätte vermeiden können und daheim eine Frau hat, welcher das Ding auch nicht gleichgültig iſt und dieſe Pille dem Manne wohlgekaut wieder und wieder zu ſchlucken geben wird.

Wenn ein Schwinger, der lange der Stärkſte geweſen, zum erſten Male überwunden auf dem Rücken liegt, nun ein Stärkerer über ihm iſt, er kann es auch nicht verdauen, er findet lange ſein gemüthliches Gleichgewicht nicht wieder, und

doch ist ein Schwinger noch lange kein Ammann! Noch dazu zwei Mal an einem Abend es erfahren müssen, daß man nicht allein Meister sei, ist wohl stark für einen Ammann. Denn daß man just jetzt noch dem Eglihannes den Verkauf der Käse übertrug aus kurzsichtiger Politik und selbstsüchtiger Bequemlichkeit, war ihm nichts weniger als recht, und doch litt er an der letzteren so gut als die Andern, denn niemand besser als er hätte billig die Käse kaufen können. Aber da er nicht schuld war, daß sie noch da waren, wollte er sich nicht damit befassen, den Andern nicht aus der Verlegenheit helfen. Das wäre ja dumm von ihm, meinte er. Aber man werde sehen, was das für ein Kasel gebe, sagte er: wo der Eglihannes seine Finger hineinstecke, da gehe es unsauber zu. Nun, ihm sei es insofern gleich, wenn es zu verlieren gebe, vermöge er es so gut als ein Anderer.

Indessen wie tief es dem Ammann auch ging, ging es ihm doch nicht so tief, wie dem Karl Albert von Sardinien, als ihn der Radetzky zum zweiten Mal geschlagen hatte: er dankte als Ammann nicht ab, er lief nicht, bis daß er nicht weiter konnte, bis an die Spitze von Europa an's Meer, er lief nicht einmal heim. Dahin komme er noch lange früh genug, wird er gedacht haben. Er lief nicht weiter, als mit den Andern zu Tische, wo er neben den Nägelibodenbauer zu sitzen kam. Der Ammann hatte sonst auf diesem viel und manchmal gesagt: wenn der z'weg kommen möge, so gebe es einen rechten Gemeindevater; aber jetzt war er unzufrieden mit ihm und konnte sich nicht enthalten, es ihn merken zu lassen. Haltet es nicht für ungut, Ammann, sagte der junge Bauer, daß ich diesmal nicht eurer Meinung war. Aparte Ursach', für den Senn zu stimme, wie vielleicht Andere, hatte ich nicht, er that mir weder was zu leid, noch was zu Gunsten, er ließ uns ruhig und wir ihn. Daneben will ich nicht sagen, daß nicht manches gegangen sein mag, was nicht hätte sein sollen, und wo man zusehen muß, wenn man kann, aber vor allem wird

man niemals ſein können. Daneben können wir für das erſte Mal noch ſo ziemlich zufrieden ſein, ich habe es nicht einmal ſo erwartet. Mir war angſt, wir erhielten eine ſtarke Ohrfeige, und ich muß ſagen, ſie hätte mir wehgethan, denn der Gattig Ohrfeigen mag ich nicht wohl erleiden. Ich weiß, wie man an andern Orten mit Sennen z'weg kam, der ganze Sommer-Nutzen verloren ging, weil ſie nicht zu käſen verſtanden oder in's Ung'ſell kamen, daß ſie nichts mehr machen konten, oder die Halunken machten, daß es mit Pelzhandſchuhen zu greifen war. So ging es bei uns nicht, wir wiſſen, was wir haben, aber was wir bekämen, das wiſſen wir nicht. Das wäre wohl gut, ſagte der Ammann, aber mir iſt's wider d'r Hand, einen ſolchen Lümmel im Dorfe zu haben, den wir bezahlen und der den Meiſter machen will. Wenn der recht z'Platz käme hier, der würde uns den Marſch machen, daß von uns keiner mehr Weite hätte im Dorfe: er und das Schulmeiſterli jagten uns zum Dorfe hinaus! Selb iſt nicht ſo gefährlich, ſagte der Nägelibodenbauer, die muß man brüllen laſſen und ſich ihrer nicht achten, bis ſie ausgebrüllt, dann ſchweigen ſie von ſelbſt; die Hauptſache iſt, daß er gut käſe, und das thut er, und wenn es ſein Vortheil iſt, wird er's auch das andere Jahr. Es wäre gut, man könnte vom Schulmeiſterli das Gleiche ſagen; aber da ſieht es bös aus, da ſollte man ändern. Es iſt himmelſchreiend, wie es in der Schule geht und was der Schulmeiſter für Reden führt.

Die beiden waren auf dem Punkte, in die Pädagogik hineinzugerathen, als Peterli ihr Zwiegeſpräch unterbrach und zum Ammann trat. Hör', Ammann, ſagte er, ſind ich und du die Einzigen mit Verſtang hier im Dörfli, wo auch in d'Sach hineinſehen und begehren, daß die Kirche mitten im Dörfli bleibe! Ich muß ſagen, d'Sach iſt mir z'wider, und ich darf beim Schieß nicht heim — was wird Eiſi ſagen?! Viel zu wenig Geld und d'r Senn obendrein, den es haſſet wie den Teufel: es ſchießt mir beim Schieß in die Haare!

Du, was fang ich an? Es mußte Peterli wirklich eng um's Herz ſein, daß er ein ſolches Bekenntniß ablegte, zwar, wie er meinte, bloß dem Ammann; denn auch dem beſten Freund bekennt man ſonſt die Angſt vor der Frau nicht gern. Aber Peterli konnte, wenn er ſchon meinte und zwiſchen den Ammann und deſſen Nachbar ſich hineingedrängt, daß ſie einander faſt Plätzen abmachten, nicht flüſtern, daß Andere es nicht auch verſtanden. Flüſtern und blicken, daß es niemand merkt oder verſteht, ſind Künſte, welche ſelten ein Peterli verſteht. Das war Waſſer auf die Mühle, war wie ein Haſe, auf deſſen Fährte ausgerührte Jagdhunde ung'ſinnet kommen. Peterli, rief Einer, was ſagſt, was macht Eiſi, wenn du heimkommſt? Peterli, weißt noch, wie es dir es gemacht hat, als du heimkameſt und es meinte, es ſei eine Schule erkannt worden und nicht eine Käſerei? Weißt nicht, ſagte ein Anderer, wie es ihm eine Wolke Haare ausgerauft hat, daß, wenn die Sonne am Himmel geſtanden und die Wolke vor dieſelbe gekommen wäre, die Leute geglaubt hätten, es ſei eine Sonnenfinſterniß vorhanden?

Peterli hatte nicht daran gedacht, daß um dieſes Ehereigniß noch jemand wüßte außer Eiſi und ſein eigener Backenbart. Er hatte es wie die meiſten andern Leute: er meinte, die Welt wiſſe nichts von ihm, als was er gut finde, ihr ſelbſt zu ſagen. Er erſchrak anfangs über dieſen unerwarteten Angriff, wollte mit Verneinen und Läugnen ſich helfen. Er ſah aber bald, daß er nicht auslangte, und nahm die gleichen Waffen zur Hand, mit denen er angegriffen ward: er fuhr retour, wie man ſagt. Du wirſt meinen, meine Frau thue jetzt, wie deine gethan hätte, wenn man den Senn nicht mehr gewollt? Das hätte Längizyti gegeben! Einem Andern hielt er vor, ſeine Tochter wäre in's Waſſer geſprungen, wenn ſie ihn nicht mehr in der Nähe gewußt. Einem Dritten, es wäre ihm wohl gegangen, wenn der Senn fortgekommen, das Kirſchenwaſſer wäre ihm dann ſicher geblieben im Keller. Wä-

ren ſie witzig geweſen, ſie hätten Peterli ſein Eiſi nicht vorgehalten, ſondern jeder vor ſeiner Thüre gewiſcht, denn es hatte mancher nicht bloß ein Eiſi, ſondern ein Babi daheim oder gar ein Näſ. So ſtichelte Peterli und, wie man ſieht, nicht bloß mit der Nadel, ſondern mit der Schaufel und bekam dazu noch Hülfe am Ammann, der gleichſam ſeinen Schild vorſtellte. Dem Ammann ſeine Frau Ammännin vorzuhalten und über das Knie zu nehmen, wagte denn doch niemand ſo recht herzhaft. Dem Ammann ging dabei ein Licht auf, in welchem Troſt für ihn war. Er hatte bis dahin nicht gewußt, welche Anzüglichkeit in einem Senn war, ſo lange er ledig blieb. Hatte es halt nie erfahren und ſtand als Ammann ein wenig, aber nur ein wenig, über den Wahrnehmungen am Brunnen und über den Gadenfenſtern. Er begriff allgemach, woher der erhaltene Schlag kam, und zürnte es an ſeiner Frau Ammännin, daß ſie ihn darauf nicht vorbereitet, denn ſie kannte die Dorfgeſchichte in ihrer ganzen Tiefe und Fülle und alles, was am Brunnen ging und vor den Gadenfenſtern. Sie dachte, er hätte doch wiſſen ſollen, was da unter dem Hütli geſpielt ward. Hätte er nur einen Deut drum gewußt, wohl, er hätte der Sache einen ganz andern Tätſch geben wollen. Aber wohl, jetzt wolle er ſeiner Frau auch 'mal ein Kapitel leſen, daß ſich gewaſchen habe!

Es ging recht kurzweilig zu bei Nidle und Kaffee; bei Wein oder Schnaps hätte es giftiger werden können. Eglihannes hätte gern Rumor gemacht und Händel angefangen, denn er hatte es accurat wie der Teufel: wo es im Frieden zuging, war ihm nicht wohl, er rührte Dreck drein, wenn möglich. Abſonderlich ſchien er es auf den Ammann abgeſehen zu haben, aber für den ſtand der Nägelibodenbauer ein, der ſich ſonſt ziemlich neutral hielt. Letzterer nahm den Eglihannes über's Knie und gerbte ihm das Fell, als ſei es eine alte Ochſenhaut. Der Nägelibodenbauer hatte eine große Kaltblütigkeit und wußte viel, eben auch viel mehr, als der Eglihan-

net dachte. Er gab ſich nicht viel mit Pariren ab, ſondern hieb immer aus, ganz kurze Hiebe, welche Eglihannes in's Leben zwickten, ob denen er doch weder vermahnen konnte, noch großen Zorn merken laſſen durfte. Es giebt eine eigene Weiſe im Wortkampf, und das iſt die verfluchteſte, wenn ſich nämlich Einer aller Ausfälle des Gegners nicht achtet, gar nicht darauf antwortet, ausgenommen ſie ſeien ihm ganz beſonders bequem und dienlich, ſondern immer zu auf ihn einreitet, kaltblütig Hieb um Hieb verſetzt, ungefähr als wäre er ein öſterreichiſcher Korporal, der vor ſich auf der Bank einen armen Teufel hat, ihn mit dem Haſelſtock ganz kaltblütig abflachſet, ohne an deſſen Geſchrei ſich irgendwie zu kehren. So ungefähr nahm der Nägelibodenbauer den Eglihannes z'weg und züchtigte ihn ganz jämmerlich zur allgemeinen Freude. Er, der den Ammann reiten wollte, ward nun der allgemeine Sündenbock, dem Ammann ward die glänzendſte Genugthuung, und der Abend ward ſo kurzweilig, daß die Männer den Lauf der Zeit vergaßen. Es war niemand, der dem Eglihannes zur Seite ſtand. Der Senn verſuchte es einmal, aber Hui wurde die Luſt dazu bald vertrieben. Der Senn meinte durch das erhaltene glänzende Zutrauensvotum ein großer Mann geworden zu ſein, ſo viel als alle die Bauern da, welche es ihm gegeben, zuſammengenommen, und noch ein Mal mehr. Ja, ſagte der Senn, als er einmal mit der Kaffeekanne hereinkam, denn er machte heute den Koch, ſolche Männer ſollten wir haben (wie Eglihannes nämlich), wenn es mehr deren geben würde, es ginge beſſer in der Welt! Da würden die Spießen gleich lang, z'plage begehrten die niemanden, und denen Großgründe und Batzenklemmern würde der Marſch gemacht werden, da könnten die mindern Leute den Athem wiederfinden. Aber es kommt noch die Zeit, wo lauter ſolche am Brett ſind! Da gab's warmes Blut; da ſaß man nicht im Wirthshauſe, ſondern im eigenen Gebäude in der Käsgemeinde. Das glaube er, ſagte Einer, das käme noch manchem kommod,

nicht bloß dir, denn da könnte dann ein Schelm dem andern durch die Finger ſehen. Ich aber begehrte nicht dabei zu ſein, da müßte ich ein Doppelſchloß an den Hoſenſack machen laſſen, wenn ich bei Geld bleiben wollte, und die Frau an einem zweibatzigen Strick an mich anbinden, wenn die mir ſollte ſicher bleiben. Mach's, ſagte der Senn, aber wenn die rechte Zeit da iſt, ſo werden weder Schloß noch Strick viel helfen, da iſt der Stärkere Meiſter. Nun, da geht's dir übel, Senn, ſagte jener, da wird nicht viel an dich kommen und an Eglihannes auch nicht, der weiß, wie es Einem iſt, wenn man unter der Treppe am Boden liegt! Das wäre zu probiren! rief der Senn und ſteckte ſeine mächtigen Fäuſte in die Hüften, daß die Arme ſo recht ſichtbar wurden. Ich mache mit jedem von euch! Welcher darf kommen und hat mit mir einen Hoſenlupf?!

Wir ſind hier keine Schulkommiſſion, wo d'Sach mit Schwingen ausgemacht wird! Geh', hol' Kaffee, die Kanne iſt leer, und ſieh zum Feuer, daß es nicht erlöſcht, ſagte der Nägelibodenbauer und ſtreckte dem Senn die Kanne über die Köpfe weg. Gern oder ungern, der Senn mußte abmarſchiren, was er brummte, verſtand man nicht.

Was haſt gemeint mit der Schulkommiſſion und mit dem Schwingen? fragte der Ammann. Wo ſchwingt die Schulkommiſſion? Erzähle! Es iſt ein vornehmer Ort, wo das geſchehen iſt, ſein Name ſoll verſchwiegen bleiben. In dieſem vornehmen Ort leben noch viel vornehmere, nicht mehr Schulmeiſter, ſondern Schullehrer, Sekundar- und andere Lehrer, ja ſogar zwei Schulkommiſſäre, man denke! Dieſe hatten einmal das Examen und nach demſelben eine Mahlzeit, wobei auch die Schulkommiſſion ſich einfand, den Lehrern kurze Zyt zu machen. Appetit brauchte nicht gemacht zu werden, den brachten ſie mit. Nun, das ging luſtig zu, die Aufwart war gut, an Wein fehlte es nicht, und hinter dem Rücken lag der langwierige Winter mit ſeiner langen Schule, da iſt's natür-

lich, daß jeder, der wie ein Mensch fühlt, an einer langen Lustbarkeit großes Behagen findet. Endlich wurden die Einen satt oder kriegten sonst genug, wie man zu sagen pflegt, und kehrten heim zu ihren Weibern, ob geschmückt mit grünen Reisern, selb weiß man nicht. Von den Lehrern blieb der eine Schulkommissär, von den Mitgliedern der Schulkommission ein Schneider. Die junge Welt liebt Abwechselung und den Lehrern ist nichts gescheidt und gebildet genug. Sie ließen einen Zuber voll Wasser kommen, warfen ein Stück von einer Kerze hinein; dieses Stück sollte nun mit dem Maul angefaßt und herausgezogen werden — es sollte eine Probe über den entschiedenen Fortschritt sein. Das Spiel ging schön, und es soll ein lustiges Luegen gewesen sein. Die Schulmeister zeigten großen Eifer und viel Geschick, sie kriegten fast alle den Stumpen in's Maul, dabei aber auch nasse Gesichter. Nur einem wollte es nicht gelingen, die Kerze ging ihm immer in Krebs, und je eifriger er wurde, desto weniger kriegte er sie. Wahrscheinlich war sein langer Bart schuld daran, zu welchem er das Muster an einem alten Roßjuden genommen hatte. Endlich, als er so recht hitzig im Wasser herumschnappte, juckte es einen Kollegen; er fuhr ihm sanft mit der Hand über's Haupt, daß es tief unter's Wasser und endlich triefend wie ein Neufundländer wieder zum Vorschein kam, Wasser speiend, gurgelnd, pustend, als wollte das Meer noch ein Meer gebären. Als das Wasser heraus war, kam das Feuer, kam der Zorn nach, und wenn er nicht eben erst beträchtlich gegessen, er hätte die Andern alle gefressen. Mit Einem allein vorlieb zu nehmen, schickte sich ihm nicht, da er nicht wußte, wer der Thäter war. Gerochen mußte die That sein, er forderte zum Schwingen auf, und absonderlich das Mitglied der Schulkommission, den Schneider. Der war ein tapferer Mann, und begann den Hosenlupf, war handfester als der Schulmeister, warf diesen auf den Rücken und das zweite Mal sehr unsanft. Da lag er nun, der Schulmeister von einem Schneider besiegt, das

that ihm weh, das mußte wiederum gerochen und eingetrieben sein. Er erklärte nun, auf dem Rücken liegen zu bleiben, bis der Schulkommissär mit dem Schneider gerungen und an ihm seine und des Standes Ehre gerettet hätte. Der Schulkommissär mußte sich dazu verstehen, wie billig, griff mit dem Schneider zusammen, trieb sich mit ihm in der Stube weidlich herum, aber der Schulkommissär gewann dem Schneider nicht ab, der Schneider dem Schulkommissär nicht, drob ging beiden der Athem aus, der Sieg blieb unentschieden, es erklärten sich beide Theile für befriedigt und der arme auf dem Rücken Liegende ließ sich erbitten, wieder auf die Beine zu stehen. Wahrscheinlich war er derweilen wieder durstig geworden, was ihn zum Frieden um so geneigter machte. Seither, wenn es dort etwas Zweispältiges giebt, heißt es: Machet es aus wie Schneider und Schulkommissär. So möchte es mit Schein auch der Senn, es wird aber kaum jemand Lust haben, auf diese Weise es auszumachen. Also, der Senn wäre der Schulmeister, der Ammann müßte den Schulkommissär vorstellen, und wer will Schneider sein? so demonstrirte der Nägelibodenbauer. Zu dem Vorschlag hatte niemand Lust, am allerwenigsten der Ammann, aber seinen Nutzen hatte er dennoch, er leitete das Wetter ab und brachte den Senn zur Ruhe und den Witz wieder in Gang.

Es war Zeit geworden aufzubrechen; nun ging es wieder hart über Peter im Dürluft her. Man bot ihm eine Schutzwache an, man rieth ihm, den Senn mitzunehmen, es mit ihm zu machen wie Benz im Krautgraben einem seiner Freunde: Benz hatte sich auch wieder einmal verspätet bei lustigen Brüdern und jammerte sehr über das Gericht, welches nun seiner warte. Da erboten sich Einige, ihn zu begleiten und zu schützen, was ihm das Rechte war. Beim Hause angekommen, ging der Kühnste allein hinein, um dem Weibe zu sagen, was Trumpf sei. Aber wie er die Stubenthür aufmachte, noch ehe er ein Wort sagen konnte, empfing ihn das Weib mit einem

Hagel von Ohrfeigen, daß er anfangs ganz betäubt daſtand wie Loth's Weib, nicht einmal an's Retiriren dachte, geſchweige an's Wehren. Da kam's ihm endlich, er hätte genug, mehr nützte nichts, machte ſich hinaus und ſagte: Jetzt, Benz, kannſt ung'ſorget hinein, ich hab' ſie abgethan. Das iſt gut für ein Mal, das nächſte Mal kannſt wieder ſelbſten voran. Gäll, Peterli, das käme dir kommod, wenn dir immer Einer voranginge, dazu ſchickte ſich der Senn am beſten. Wohl, den würde dein Eiſi noch ein Mal ſo lieb haben, wenn es ihn einmal zwiſchen den Fingern hätte, ſagte man.

Peterli hatte es wie es ſehr oft geht: den Vorſchlag hätte er verdammt gern angenommen, während er ihn ehrenhalber mit Entrüſtung von der Hand wies. Es war ihm wirklich gar nicht geheim und die Beine ſehr ſchwer, als er zu ſeinem Hauſe hinaufſtieg. Es gelüſtete den Nägelibodenbauer, dem Peterli nachzuſchleichen und deſſen Empfang zu belauſchen, that es aber doch nicht. Diesmal wurde alſo Peterli's Empfang nicht bekannt. Aufmerkſame Beobachter behaupteten, ſein Backenbart ſei in jener Nacht beträchtlich dünner, die eine Backe aber auffallend dicker geworden als die andere, welcher Uebelſtand ſich ſpäter jedoch wieder ausglich. Die Frau Ammännin ſoll ebenfalls nicht roſenfarbener Laune geweſen ſein. Sie behauptete, ihr Mann werde ihr Lebtag das gleiche Tüpfi bleiben, und ſei ſie nicht dabei, mache er lauter dummes Zeug, ſchmecke nichts und rieche nichts, ließe ſich in einer Stunde mit offenen Augen ſieben Mal verkaufen. Sie hätte es gleich gedacht, als man die Verſammlung in der Käshütte angeſtellt, es werde da etwas gehen müſſen, was niemand merken ſolle. Aber daß ſo was nicht mehr begegne, dafür ſei ſie gut, ſie wolle ſchlau genug ſein und den Nagel zu rechter Zeit ſtecken. Der Ammann brachte ſeine Vorwürfe auch vor, erhielt aber darauf zur Antwort: Du haſt Recht! Die Naſe hätte ich dir darauf ſtoßen ſollen, ich hätte wiſſen ſollen, wie du biſt,

nichts riechſt und nichts ſchmöckſt! Darum iſt mir recht geſchehen. Es iſt eine Lehr' für die Zukunft, das ſoll mir nie mehr paſſiren, zähl' darauf! Aber gönnen mag ich euch, wenn Eglihannes, der Schelm, euch ſo recht vaterländiſch betrügt, und das thut er, denk' nur daran, daß ich es vorausgeſagt!

Achtzehntes Kapitel.

Von allerlei Plagen und Mißverſtändniß.

Sonſt ſah es die Tage darauf in der Behfreude aus wie auf dem Lande in trocknen Jahren nach einem ſchönen Regen. Wie es grünet allenthalben und verjüngt die Pflanzenwelt erſcheint, ſo grüneten die meiſten Weiber, ſchienen um viele Jahre jünger geworden zu ſein, munterer bewegten ſich ihre Beine, beſonders wenn ſie auf den Wegen zum Krämer wanderten. Dieſer hatte alle Hände voll zu thun, ordentlich Fluth in ſeine Kaſſe, und ſein Geſchäft, welches faſt abgeſtanden war, ward wieder flott. Indeſſen iſt bekannt, daß in trocknen Jahren ein ſchöner Regen nicht lange merkbar bleibt, daß alsbald Seufzer zum Himmel ſteigen: Ach wenn es doch nur bald wieder käme, aber recht, daß man es auch ordentlich fühlte! Wo es gar trocken geworden, da verſchluckt die Erde unglaublich viel, und es bedarf einer ziemlichen Quantität Regen, bis die Feuchtigkeit etwas nachhaltig geworden iſt, ſo daß ſie nicht vom erſten Sonnenſtrahle verzehrt wird: ſo war es auch in vielen Häuſern in der Behfreude. Als die Rückſtände getilgt waren, allfällige Zinslein ausgerichtet, des Weibes Gelüſten mehr oder weniger befriedigt, ach, da war die Tröckene wieder fühlbar an den meiſten Orten, und wiederum wurde geſeufzt, nicht: Ach wenn es doch immer ſo bliebe, ſondern: Ach wenn es doch bald wieder käme!

Im Nägeliboden war es den Sommer über ebenfalls nicht wenig trocken geweſen, und Sepp und Bethi hatten manchmal geſeufzt, wenn Unabweisbares z. B. Salz gekauft werden mußte, und alle Schubläbli, die man auszog, tönten ſo hohl und ſchauerlich. Nun hatten ſie ein ziemliches Stück Geld erhalten, mehr als hundert Gulden, ſie hatten von der Großmutter unerwartet geerbt, zwar nicht flüſſig Geld, aber ſichere Ausſicht dazu, und da alle guten Dinge, welche ſich gezweit, ſich auch dritten, ſtand eine prächtige Loſung für den Braunen in Ausſicht, den Felix mit großem Eifer zu vermitteln ſuchte, und deßwegen faſt alle Tage im Nägeliboden war, um mit Sepp etwas zu verhandeln. Aenneli ging es beſſer, doch langſam. Die Ammännin nahm großen Theil an dem Mädchen, wanderte zu großem Erſtaunen des ganzen Dorfes mehr als ein Mal in den Nägeliboden in eigener Perſon, kramte der Kranken und zeigte große Freude an der fortſchreitenden Geneſung. Wenn ſie heim kam, ſo war großes Lob in ihrem Munde, ein ſo appetitlich und verſtändig Meitſchi habe ſie nicht bald geſehen, ſagte ſie. Es habe ihr ſchon manchmal faſt das Waſſer in die Augen getrieben, wie das die Schweſter liebe und für alles ſo aufrichtig danke. Das ſehe man nicht oft mehr, ein b'ſunderbar gut Gemüth müſſe das Meitſchi haben, wenn ſie 'mal das in's Haus bekommen könne als Meiſterjumpfere, fünfundzwanzig Thaler Lohn reueten ſie nicht, und die Hemden ſollten es nicht viel koſten.

Wenn die Mutter ſo redete, war es Felix, als höre er einen Engel ſingen. Wenn ſie aufhören wollte, redete er ihr etwas ein, daß ſie wieder von vorne anfangen mußte und noch lebhafter als vorher. In's Lob ſtimmte Felix nie ein, er wußte nicht warum. Die Mutter kam nach und nach in den Glauben, Felix haſſe das Meitſchi und werde es nicht in's Haus wollen, wenn es einmal darum zu thun ſei. Sie kanzelte ihm bitterlich ab, was er doch für ein wüſter Bube ſei, immer etwas gegen das Meitſchi zu haben, ſie wüßte kein

beſſeres, und daß es arm ſei, deſſen vermöge es ſich nichts, und viele Beiſpiele hätte man, daß arme Leute auch brav ſein könnten. Hochmuth ſei ſchön, er ſehe Ammanns Bub wohl an, ſie möchte nicht, daß er ihn nicht hätte, aber zu weit treiben könne man es auch, Mönſch ſei doch immer Mönſch! Darauf ſagte denn Felix gewöhnlich: A bah! du redſt immer vom Hochmuth, wer ſagt, ich ſei hochmüthig! Aber warum iſt das Meitſchi ſo dumm und will nicht glauben, daß Eglihannes es überfahren hat, und will nicht, daß ſein Schwager den Hund angreife? Ich habe ihm ſchon manchmal geſagt, wir wollten alle Zeugniß reden, es möge kommen, wozu es wolle, und das will der Tropf nicht. Es ſagt, Streit begehre es nicht, es hätte Urſache, dem lieben Gott zu danken, daß es ſo gut davon komme, und ſeine Leute wehrten ihm auch mehr ab, als ſie es anſtrengten, darum begehre es nicht, daß man ſeinetwegen noch mehr ſich plage, es hätte bereits Unmuße genug gemacht. He nun! ſagte die Frau Ammännin, iſt das nicht ſchön vom Meitſchi? Es wäre wohl gut, es hätten alle Leute ein ſo gut Gemüth, es ginge beſſer in der Welt und das Prozediren koſtete nicht ſo viel Geld. Mutter, ſagte dann Felix, das verſtehſt du nicht, das thut es nur mir z'wider und z'leid, ich weiß nicht, warum es mich ſo haſſet. Es weiß wohl, daß Eglihannes ſagt, ich ſei an allem ſchuld, ich hätte ihn überfahren und unter meine Roſſe ſei das Meitſchi gekommen, und d'r Tüfel weiß, was er noch alles ſagt. Das Meitſchi weiß das wohl, weiß, was der Eglihannes für ein Hund und Spitzbube iſt und wie ich ihn deretwegen haſſe, und daß er mich hineinſtoßen will und ich an allem ſchuld ſein ſoll. Und das glauben Leute, und d's Meitſchi brauchte bloß ein Wort zu ſagen und den Eglihannes anzugreifen, ſo glaubten die Leute dem Eglihannes nicht mehr und wüßten, wer d'Sach angerichtet und daß ich mich nichts vermag. Aber nein, das will der Tropf nicht thun! will d'Sach an ihm ſelber haben, und das nur mir z'Trutz und z'Leid, daß alle Leute meinen, was für

ein Kalb und Unflath ich ſei. Was ich ihm zuwider gethan, weiß ich nicht, aber ſchlecht iſt's von ihm, mich ſo im Unglanz zu laſſen, und weiß doch, was der Eglihannes iſt und wie ihn Alles haſſet im Himmel und auf Erden. Es weiß der Teufel, was da gegangen, d'Sach iſt allweg nicht ſauber. Man weiß, was für Einer der Eglihannes iſt, aber glaubt hätt' ih nit, daß d's Nägelibodenbauren mit dem unter einem Hütli ſpielten.

Im Grunde des Herzens war Felix ſehr froh, daß kein Prozeß entſtand, ſein Gewiſſen war doch ſo ganz verſtockt nicht, aber er geſtand es ſich ſelbſten nicht ein, geſchweige Andern, ſondern begehrte immer mörderiſcher auf, daß der Hund, der Eglihannes, ungehängt davon komme. So geht es oft in der Welt, daß man heillos aufbegehrt über das, was Einem eigentlich am anſtändigſten iſt, und daß man ein ſchwach Gewiſſen hinter wüthige Kühnheit verbirgt. Die Mutter ſagte oft, ſie hätte nicht geglaubt, daß Felix ſo rachſüchtig und köpfig ſein könnte, wenn das mit dem Alter noch zunehmen ſollte, ſo komme das wahrhaftig nicht gut. Das Meitſchi chön ſe fry rechtſchaffe dure, daß er's ſo uf d'r Mugge heig, u ſi müß ſäge, we ſi ſcho d'r Eglihannes haſſ' vom Tüfel, ſu heig doch d's Meitſchi Recht und d'ſunderbar, daß es ſo feſt ſyg bi ſyr Sach, und ſyg doch no ſo jung.

Hatte Felix ſo mit der Mutter ſich herumgeſtritten, ſo hatte er Grunds genug an Aenneli zu denken. Erſt zankte er mit ihm ebenfalls in Gedanken. Dann kam es ihm vor, wie das gehen müſſe, wenn es einmal hier Meiſterjumpfere werden ſollte, dann könne er es ihm eintreiben, es könne lange warten, bis er ihm einen Gefallen thue, aber plagen wolle er es, daß es nach Gott ſchreien lerne. Wenn er das ſo recht ingrimmig dachte, ſo ſtellte ſich ihm Aenneli vor die Augen, wie es roth wurde, als es ſeine Stimme hörte, wie es die Augen aufſchlug, einen Blick ihm zuwarf. Dieſen Blick konnte er nicht vergeſſen. Dieſer Blick hatte eine wunderbare Kraft. So

wie er zu leuchten begann, verzehrte er die böſen Dünſte, all den Zorn, die Bitterkeit, die Rachgierigkeit, es war ihm ſo ſtill und wohl im Herzen, er wußte nicht wie, ein ſüßes Träumen kam über ſeine Seele, und wenn er draus erwachte, wußte er nicht, wo er war und wie viel Zeit verronnen während dieſen ſüßen, ihm ſo ſeltſamen Träumen. Dann ward es ihm, als hätte er mit Sepp was zu reden wegen dem Braunen oder wegen der Erziehung eines Kalbes oder einem Schafhandel, manchmal wußte er nicht, warum er in den Nägeliboden gekommen. Von weitem ſchon ſpionirte er, ob Aenneli irgendwo zu ſehen ſei; war das nicht der Fall, ſo bot er alle Künſte auf, es vor die Augen zu bringen. Als es ihm die erſten Tage nicht möglich war, da war es ihm öd' in der Welt und gar nichts recht, Kühe und Pferde hatte er ſein Lebtag nicht ſo häufig geprügelt als in dieſen Tagen. Allgemach ging es Aenneli beſſer, es ſtand auf, ſaß am Fenſter. Felix ſah es und meinte, es werde vor's Haus kommen. Das fehle nicht, dachte er, als es, wie er näher kam, am Fenſter verſchwand. Aber wer nicht vor's Haus kam, war Aenneli, und wer ſchrecklich zornig ward, war Felix. Es nehme ihn nur wunder, dachte er, was er dem D — Meitſchi zu leid gethan, daß müßte gefragt ſein, ſobald es ihm unter die Augen komme, dümmeres Vieh als das Weibervolk gebe es auf Gottes Erdboden nicht. Es iſt ſeltſam, aber es iſt doch ſo, daß es Naturen giebt, welche in dem Maaße, als ihre Gefühle zarter werden, gröberer Worte ſich bedienen.

Einmal an einem trüben Oktobertag war es, daß Felix Schafe ſcheeren wollte, weil er draußen nichts zu thun hatte. Er trieb ziemlichen Schafhandel auf des Vaters Koſten. Derſelbe lieferte ihm den größten Theil ſeiner erbprinzlichen Einnahmen. Dem kleinen Jungen hatte der Vater ein Schaf zu halten erlaubt. Im Maaße als der Junge wuchs, wuchs auch die Zahl der Schafe, trotz dem Gebrummel des Vaters, zuweilen bis auf ein Dutzend. Wenn die Schafe endlich faſt ſo

viel fraßen, als zwei Kühe, dann gab es anhaltendes Donnerwetter, bis die Schafe reduzirt wurden, ungefähr wie die Armee reduzirt wird, wenn bei Berathung des Budgets die Kammern recht aufbegehren, jedoch nur für einstweilen, d. h. bis es besser Wetter giebt und das Donnern aufhört, ungefähr wie die klugen Schweizer die Werbungen für Neapel einstellen wollten für einstweilen, bis besser Wetter sich zeigt. Nun, Felix gehorchte, wenn der Vater donnerte, doch immer nur ein kleinwenig, dann gab sich der Vater zufrieden, besonders weil die Frau Ammännin z'best redete. Bah, sagte sie, laß ihm die Freude, er lernt handeln dabei, und was fragst du einer Kuh oder zwei mehr nach? D'Sach ist doch einmal alle sein, und wie gut ist's, wenn er zu rechter Zeit Freude an der Sache bekommt. Der Schade ist am Ende auch nicht groß, es giebt Wolle in die Haushaltung, und deren hat man ja immer so nöthig für Halblein und Strümpfe. Und ich muß ihn rühmen, er ist darin gut und vernünftig. Wenn er schon die Wolle abgeben muß und nichts davon hat, so richtet er sich doch mit seinen Schafen darnach, wie man die Wolle haben will für den Hausbrauch, wie sie für uns am schönsten und nützlichsten ist. Dere tüfelsdumme wyße Schwabeschaf mit dene lange Lampiohren und der groben Wolle, wo nichts nütz sind, als den Stall voll zu brüllen und die andern zu plagen, hat er noch keines angestellt, gäb wie ihm's der Metzger angeben wollte, dieweil keine am Schweizerfutter fester und schwerer würden als dies Schwabenveh, b'sunderbar d'Urste.

Der Ammann, welcher es eigentlich so böse nicht meinte, antwortete gewöhnlich auf solche Schutzreden: Uebertrieben ist übertrieben. Zwei Kühe mehr ständen dem Hause besser an als eine solche Heerde Schafe, aber so viel darwider wollte ich nicht einmal haben, wenn er fütterte wie ein anderer Christ. Aber was der für Korn und Hafer braucht, es hat keine Art. Alle Augenblicke hat er eins fett wie einen Dachs,

und wenn ich nach dem Schaden ſehe, ſo hat er mir den halben Spycher geleert, ſo iſt Schafemäſten keine Kunſt.

So polterte wohl der Ammann, hatte aber doch ſeine Freude daran, wenn Felix aus einem Schafe ein Dutzend Thaler löſte und es allenthalben hieß: Schafe, wie Ammanns Felix ſie hätte, ſehe man nirgends. Zwei ſolche Schafe, welche er bei den Roſſen gehabt, mit breitem Rücken und dickem ſilbergrauem Fließ, hatte er verkauft, die Wolle aber vorbehalten, ſieben Pfund wenigſtens hoffte er der Mutter einhändigen zu können. Aber keine Scheere wollte ihm hauen; er ſchwor mörderlich, er behauptete verheret zu ſein. Ihm fiel ein, er habe kürzlich den Nägelibodenbauer Schafe ſcheeren ſehen, und deſſen Scheere habe gehauen wie ein Raſirmeſſer. Da helfe nichts, ſagte Felix, geſchoren müßten die Schafe ſein, und darum müſſe des Nägelibodenbauers Schafſcheere herbei. Er mir nichts dir nichts auf und davon mitten im halben Tag. Um's Haus war's ſtill, die Thüre zu. Das Hagelsmeitſchi werde ſich wieder verſteckt haben, dachte Felix, die Uebrigen hinter dem Hauſe ſein. Da er niemanden dort fand, klopfte er ein Mal manierlich, das zweite Mal handlich. Endlich ging die Thüre auf und Aenneli ſtand darunter. Man hätte nicht glauben ſollen, daß das Mädchen kürzlich ſo ernſtlich krank geweſen: roth war es über und über, wer hinter ihm geſtanden, hätte geſehen, wie die Röthe im Nacken ihm zuſammenfloß. Felix machte große Augen, ſagte endlich: So lebſt du noch, habe geglaubt, du ſeieſt längſt todt! Gottlob, noch nicht! ſagte Aenneli; ich bin bald wieder z'weg. Gott und gute Leute haben mich davongebracht, und wäre der Schreck nicht geweſen, hätte das Andere ſo viel nicht gemacht. Mich hat es wüſt genug gedünkt, ſagte Felix, aber weil es der Eglihannes gemacht hat, wird es dir nicht wehgethan haben. Wo iſt Sepp? Aenneli war wieder ganz roth geworden, wußte nicht, wie es ſich entſchuldigen ſollte. Die Frage half ihm für den Augenblick. Sepp, antwortete es, führt Hanf und Flachs zur

Reibe, wir haben in letzter Woche gebrochen. Heute ſoll nun gerieben werden; mir haben ſie das Hüten anvertraut, zu den Kindern ſehen kann ich, Gottlob! ſchon wieder. Das iſt lätz, ſagte Felix; ich hatte ihn fragen wollen um ſeine Schafſcheere, mit meiner kann ich nichts machen. Ich glaube, ich weiß, wo er ſie hat; wenn du warten willſt, will ich ſie dir ſuchen, antwortete Aenneli. Das wäre mir ein Gefallen, antwortete Felix. Ich will kommen und dir ſuchen helfen. Bleib nur, ſagte Aenneli, oder geh in die Stube, ich bringe ſie gleich. Aenneli hatte Takt und kannte die Welt in der Behſtrede, die ungefähr iſt wie die Welt anderwärts. Aenneli wußte, daß ringsum lauernde Augen waren, dieſe hatten erkundet, wie es allein im Hauſe ſei, ſie hatten Felix kommen ſehen, wußten ihn's jetzt allein mit ihm, das machte ihm angſt, und Felix ſelbſt machte ihm noch himmelangſter. Es wußte nicht warum, es hatte ſich ſeiner nur zu rühmen gehabt, und doch klopfte ihm das Herz, als ſtünde ein Räuberhauptmann draußen vor der Thüre und dreißig Spießgeſellen hinter ihm. So geh! ſagte Felix unwillig; aber gefreſſen hätte ich dich nicht! Aenneli hörte etwas von dieſen Worten, ſie thaten ihm weh bis in's Mark hinein, aber was ſollte es darauf ſagen? Es ging nicht lange, ſo kam es mit zwei Scheeren wieder. Es werden wohl die rechten ſein, ſagte es; Sepp hat das letzte Mal dieſe gebraucht! Wenn du aber meinſt, ſie ſeien nicht gut, will ich die andern auch holen! Will dir nicht Mühe machen, ſagte Felix. Magſt doch nicht warten, bis du mir wieder den Rücken ſiehſt! Aber fragen möchte ich dich doch, was Tüfels ich dir zu leid gethan, daß du dem Eglihannes ſo borgeſt und mich verdächtigen möchteſt, als ſei ich ſchuld geweſen an der ganzen Geſchichte. Ich muß ſagen, braus dünkt's mich nicht von dir!

Die Worte ſchnürten Aenneli das Herz ganz zuſammen, in den Hals ſtieg ihm der Krampf, es konnte kaum ſchnaufen, viel ſchwerer noch reden. Du mein Gott! ſagte es, was

ſinneſt doch auch, und was denkſt? Was ſollte ich dich haſſen, ich wäre ja die ſchlechteſte Perſon unter der Sonne, denn du haſt mir ja lauter Lieb's und Gut's erwieſe, wo ich mein Lebtag dir nicht vergeſſen werde und dir nur nie ſo recht dafür gedankt habe. Was kann ein armes Trëpſtein, wie ich bin, vergelten? Aber wenn ich es könnte, nur ein Zeichen thun könnte, es freute mich mein Leben lang! Aber warum greifſt du dann den Eglihannes nicht an für Entſchädigung? Oder hat er im Stillen mit dir abgemacht, ſo iſt es noch ſchlechter von dir. Du weißt ja wohl, daß er mir alles zuſchieben will hinter dem Rücken, in's Geſicht darf er es mir nicht ſagen, er weiß warum; wohl, den wollte ich flachſen! Zürn es doch recht nicht, ſagte Aenneli; aber ich war von Sinnen und für mein Leben hätte ich keinen Eid thun können, und dazu hätte der Mann mich getrieben, denn es ſoll ein b'ſunderbar Wüſter ſein. Er wird dir nicht halb ſo wüſt vorkommen, als du dergleichen thuſt, ſagte Felix, ſonſt hätteſt du ja denken können, daß dir niemand einen Eid abfordern könne. Dazu waren wir ja da, wir waren nicht von Sinnen und wußten, wie es zu- und hergegangen. Selb wohl, ſagte Aenneli. Aber gruſet hätte es mir gleich, wenn Andere meinetwegen hätten eidigen ſollen, es iſt allweg eine ſchreckliche Sache und war ja nicht der Mühe werth. Schwager und Schweſter meinten es auch; ihretwegen ſollte ich nicht etwa etwas machen. Sie trügen die Koſten gern, ſagten ſie, ſei ich doch ihretwegen in dieſes Unglück gekommen. Selb iſt aber auch nicht, wenn man die Sache recht anſieht, ſo bin ich eigentlich ſchuld, wäre ich achtſam geweſen, ſo hätte ich zu rechter Zeit fliehen können und d'Sach wäre nicht begegnet. Dummheit, ſagte Felix, wenn dra g'ſinnet hätteſt, ſo wäreſt ſelb Tag nicht auf die Straße, ſondern im Bette geblieben. Es gingen ſchon viele Eide wegen geringeren Sachen, und wenn's nicht Eglihannes geweſen, du hätteſt wohl auf einem andern Loche gepfiffen. Man kennt den Vogel. Aber ich ſag' es dir noch

ein Mal: darauf hab' dir nicht viel. D'Scheetene bring' ih dann wieder, sobald ich sie gebraucht. Adieu unterdessen! Aber um Gotteswillen! sagte Aenneli, aber Felix hörte nicht, drehte sich nicht um, hatte Galgenfreude im Herzen; dem habe er es einmal gesagt, dachte er, seit er den Kropf geleert, sei es ihm d's Halb leichter. Das hätte 'mal schmöcken können und eine Nase voll nehmen. Der Uflath dachte gar nicht daran, wie schmerzlich verwundet er das Herz des armen Meitschi zurückließ. Er stieg ganz kühn nach Hause, schor seine Schafe, freute sich, daß er's dem Meitschi gesagt, freute sich aber noch mehr, daß er es gesehen. Der Mensch ist nämlich ein ganz curioses Kameel. Wir sind überzeugt, wenn Felix gesehen, wie voll Aenneli die Nase nahm, er wäre der Erste gewesen, der Mitleiden mit ihm gehabt hätte. Das arme Meitschi war so glücklich gewesen in aller Stille! Nicht um alles in der Welt hätte es sich sein sogenanntes Unglück, welches ihn's so glücklich machte, abkaufen lassen. Für eine rechte Sünde hätte es es gehalten, wenn es dabei nur von ferne eine Entschädigung begehrt hätte. Es sei, als ob der Felix sein Engel sei, dachte es, wenn es ihm ein Unglück gebe, sei er da und nehme sich seiner an. Es hätte nie gedacht, daß ein Mensch so sein könne und so ein gutes Herz haben, geschweige eines Ammanns Sohn. Wenn es ihn von weitem sah oder nur hörte, ach! wie klopfte ihm dann sein Herz, wie glücklich ward es in seiner Nähe. Und doch floh es ihn, und wenn es ihn kommen sah, wich es vom Fenster, um ihn ungestörter betrachten zu können. Es war halt keine Kokette, es dachte nicht daran, daß jemand an ihm Gefallen finden könnte, gedachte gar nicht daran, durch äußerliche Geberden Gefallen zu suchen, es wollte nichts, als ungestört den Felix sehen und glücklich sein dabei. Ach! und wenn es ihn gesehen hatte, wie wohl lebte es daran manchen Tag! Der Felix verklärte sich vor seinem innern Auge immer himmlischer, er wurde schöner als ein Engel, es wuchsen ihm Flecken, immer größere bis an den Himmel hinauf, ja endlich

weit darüber hinaus. Ach! was ſo ein gutes liebes Meitſchi für eine ſtille Seligkeit hat an ſolch ſtiller Liebe ohne Schwefel, ohne ſonſtiges Begehren.

Und in dieſes ſtille Glück warf der Felix mit vollen Händen Pfeffer und Salz, war ein ſauberer Engel, einer eher mit Hörnern als mit Zecken. Es ward Aenneli, als ob eine wilde Macht Sonne, Mond und Sterne verſchlungen hätte, unausſprechlich weh und kalt ward es ihm um's Herz. Es mußte abſitzen, es wollte ihm der Athem ſtocken, kalt ſchwitzte es auf der Stirne; endlich brach ihm im Herzen die heiße Quelle auf, ſeine dunkeln, blauen Augen wurden zu zwei Springbrunnen, immer heißer ſprudelten ſie, dieweil immer heißer das Weh aus der Quelle quoll. So fanden es ſeine Leute, als ſie vom Reiben heimkehrten, mit glühend heißem Kopfe und roth geweinten Augen. Sie fragten lange, was es gegeben; ſie hätten nichts vernommen, wenn nicht ein Kind geſagt, Ammanns Felix ſei dageweſen, dä wüſt Bub, der habe Aenneli ſo z'plären gemacht. Sie wollten wiſſen, was er da gemacht. Er habe die Schafſcheeren geholt, ſagte Aenneli, und mehreres brachten ſie lange nicht heraus. Endlich ſagte Bethi: Hör', jetzt werde ich böſe; daß er die Schafſcheeren geholt, deßwegen thuſt nicht ſo! Was hat er geſagt? das will ich wiſſen, das ſage, ſonſt biſt mir nicht mehr lieb, ſondern verdächtig! Da gab es neues Weinen, bis Aenneli herausbrachte, Felix habe ihm Vorwürfe gemacht, daß man den Eglihannes nicht angegriffen, und — und — und merken laſſen, er glaube, es thue das dem Eglihannes zu lieb, und er ſollte doch denken, der ſei ihm nicht lieb. Bethi wollte tröſten, wollte der Schweſter abputzen, daß es wegen ſo wenigem ſo nöthlich thue, aber da half alles nichts. Bethi mußte Aenneli zu Bette ſchicken und ſtand großen Kummer aus, es könnte einen Rückfall geben und das Nervenfieber jetzt im Ernſte kommen.

Spät am Abend kam Felix wieder mit den Schafſcheeren,

es nahm ihn wunder, was seine Worte für Wirkung gethan, ob sie dem Meitschi so recht hineingegangen, wie sie gesollt. Er fand Sepp noch draußen im Stall; Felix war plauderhaft, Sepp sehr einsilbig. Felix berichtete, für was er die Scheeren gebraucht, strich seine Schafe heraus; Sepp sagte nichts dazu. Felix fing vom Roßhandel an; Sepp sagte nichts dazu. Felix fing vom Käshandel an und wie der Eglihannes jetzt wirthschafte mit den geschaubeten Käsen; Sepp sagte wieder nichts.

Felix kam ob dieser Einsilbigkeit so gleichsam in Verlegenheit und sagte endlich: So gut' Nacht, und solleſt Dank haben! Gut' Nacht wohl! antwortete Sepp, und als Felix einige Schritte gegangen war, setzte Sepp hinzu: Mit dem Eglihannes komme mir nicht wieder, ich hätte geglaubt, du seieſt verständiger als so! Das Meitschi ist noch nicht so z'weg, daß es solches erleiden mag; komm mir überhaupt nicht mehr mit dem Eglihannes, sonst hast es mit mir zu thun! Daneben wär's mir leid, wenn wir zweispältig würden. Felix hatte sich rasch umgedreht und fragte: Was ist mit dem Meitschi, hat es mich verklagt? D's Meitschi hat dich nicht verklagt, sagte Sepp; aber wir fanden es ganz verpläret, da mußte es sagen, was ihn's so zugerichtet; jetzt liegt's im Bett, hat Fieber wie ein Roß, man mußte zum Doktor schicken, es könnte eine böse Sache geben! Da war's, als ob es gedonnert hätte über Felix und der Blitz ihn auf's Haupt getroffen. Das wird nicht sein! sagte er endlich. Sagte ihm ja nichts Böses, meinte bloß, es hätte mit dem Eglihannes anders fahren sollen, dem Hund ging's viel zu gnädig ab! Aber was soll sich dessen das Meitschi entgelten, und Grobs mußt du ihm gesagt haben, sonst hätte es nicht so gethan! sagte Sepp. Mo Thüri nit! sagte Felix; bloß ein Wort oder zwei habe ich gesagt und es nicht böse gemeint! Los, ich mag nichts hören, sagte Sepp; du weißt nicht, was du machst! Wenn du jemanden einen Klapf giebst, daß er dahinfällt wie

ein Kegel, ſo haſt du eine große Galgenfreude und rühmſt, dem habeſt du doch einen verflucht Braven abgeſtreckt, er ſei dagelegen wie todt; aber wie weh du ihm gethan und wie lange die Folgen währten, daran dachteſt du nicht, darum kümmerteſt du dich nicht, ſo einer biſt! So haſt du es auch mit dem Meitſchi gemacht. Haſt ihm verflucht brave Worte zugemeſſen, wie ſie dir in's Maul kamen, vielleicht noch Freude dran gehabt, wie du es dem jetzt geſagt, und wie weh du ihm thateſt und wie man ein armes, halbkrankes Meitſchi mit Worten abknütteln kann, ärger als einen Küherknecht mit einem Zaunſtecken, davon haſt du keinen Begriff. Du meinſt, weil du des Ammanns Bub ſeieſt, ſtehe dir alles wohl an, und jedermann müſſe annehmen, was du ihm zumiſſeſt, und begreifſt wieder nicht, wie andere Leute anderer Meinung ſein können. So iſt d'Sach!

Felix fühlte ſich ſchwer getroffen, hätte indeſſen doch wahrſcheinlich aufbegehrt und die Haare geſträubt wie eine Katze vor der Naſe eines Hundes, wenn eben nicht der Nägeliboden-bauer vor ihm geſtanden wäre, vor dem er doch eine Art Reſpekt hatte, und wenn die Angſt nicht geweſen wäre, welche nun auch ihm das Herz zuſammenklemmte. So arg hatte er es doch nicht machen wollen, ſo wenig als der, welcher jemanden einen verflucht Braven verſetzen wollte und wenn er zum Schaden ſieht, den Schädel eingeſchlagen, jemanden todtgeſchlagen hat. Endlich ſagte er: Es iſt mir leid, aber es wird öppe nüt ſy; es wird morn wieder z'weg ſy. Ich habe nichts Böſes geſagt und noch weniger es bös gemeint. Es iſt mir wegem Meitſchi ſelber gſy, es het mih taub gemacht, daß es nüt übercho het, daß ihm dä Hung nüt bet müſſe gä. Ha nih g'ſehlt, fu will ih ja gut mache, u was d'r Dokter koſte ſött, will ih gern über mih näh. Davon habe ich dir nichts geſagt, antwortete Sepp, und darum iſt's mir nicht. Aber d's Meitſchi duret mich, vor dem Wyberg'ſchwätz und dem Verleumden möchte ich doch endlich ſicher ſein. Du weißt,

wie das Lumpenpack uns haſſet ohne Grund, und wie ſie es meiner Frau machen hinterrücks, und daß nun auch du in's gleiche Horn blaſeſt und zwar unter meiner Hausthüre, ſelb kam mir in die Naſe, und ich will es dir gerade heraus ſagen: von dir erwartete ich es nicht! Felix verſprach ſich ſehr, behauptete mißverſtanden worden zu ſein. Das Mißverſtandenwordenzuſein iſt eine der herrlichſten Entdeckungen der neueſten Zeit, es iſt die eigentlich neu entdeckte Nebelkappe des gehörnten Siegfrieds, ſie paßt männiglich und deswegen braucht ſie männiglich, daher iſt ſie allgemein wie die Kartoffeln. Sie iſt dem Profeſſor, was dem Ruſſen ein warmer Pelz, die Lebenseſſenz des Staatsmanns, das Steckenpferd der Schulmeiſter, der Schirm, Schutz und ſtarker Schild der politiſchen Halbhelden und endlich der juridiſche Entlaſtungsgrund jeglichen Mörders, dem derſelbe einfällt. Hat nämlich ein Mörder die Geiſtesgegenwart, zu ſagen, es ſei ihm wahrhaft leid, aber der Gemordete habe ihn mißverſtanden, er lebte ſonſt ſicherlich noch, ſo ſprechen die juridiſchen Götter ihn frei, bezeigen ihm ihr Beileid, daß er unſchuldig Meleſten erlitten, ſprechen ihm ein ſchönes Tagegeld und verurtheilen den Staat zu den Koſten. Das Wort durchdringt alle Schichten der Geſellſchaft, iſt alſo mächtiger und feiner als das Sonnenlicht, welches nur auf der Oberfläche bleibt oder nur geſchwächt und gebrochen tiefer dringt.

Alſo Felix kannte das Wort auch und gebrauchte es, doch nicht mit großem Erfolg. Hintendrein könne dies jedes Babi ſagen, ſagte der Nägelibodenbauer. Aber geſchehen ſei geſchehen, ſeinethalben verſtanden oder nicht verſtanden! Es wäre Zeit, daß man reden lerne, daß man einander verſtehen könne, aber je mehr man lerne, deſto weniger könne man das; zuletzt werde das Verſtehen ganz verlernt, und es gehe wie beim Thurmbau zu Babel. Sei nicht ſo bös, ſagte Felix, und trage es mir nicht nach. My Seel', meinte ich nichts Böſes, und leid iſt's mir, daß es ſo gegangen. Ich wußte nicht, wie wenig das Meitſchi ertragen möge, hätte ich das gewußt, ich

hätte mich wohl gehütet. Nun, ſo denk' ein ander Mal daran, daß nicht Alle ertragen mögen, was dir in Maul oder Fauſt kommt und verflucht brav klepſt. Daneben zürne dir nicht, ich glaube dir, du habeſt es nicht böſe gemeint und werdeſt in Zukunft dich hüten, mit Worten z'fechten wie ein altes Klatſchweib. Häb's nicht für ungut, und jetzt gut' Nacht! ſagte Sepp und ließ Felix vor dem Hauſe ſtehen.

Dieſer ſtand da faſt wie der Lällenkönig auf der Rheinbrücke zu Baſel oder Frau Loth gegenüber von Sodom, hatte das Maul offen, machte große Augen, konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts und kriegte doch keine Wurzeln an den Füßen. Erſt war er böſe, dann ward ihm angſt. Er umging leiſe das Haus; wo er Licht ſah, ſtand er horchend ſtill, hätte für ſein Leben gern gewußt, wie es drinnen gehe, aber er vernahm nichts, es kam niemand heraus, er durfte ſich nicht melden und fragen: er mußte heim mit ſeinem Bangen, mit dem Grollen mit ſich ſelbſt, weil er wieder etwas angerichtet, was er eigentlich doch nicht ſo gewollt. Es war vielleicht die erſte Nacht ſeines Lebens, wo Bangen und Sorgen den Schlaf ihm nahmen. Wie er ſich auch einreden wollte, es ſei doch dumm, ſo eines Wortes und eines Meitſchi's wegen, welches Kopfweh haben werde und mehr nicht, ſich zu kümmern, es half ihm nichts, die Angſt um's Meitſchi konnte er nicht vertreiben, die Vorwürfe ſeines Gewiſſens nicht erſticken, er mochte ſich auf die rechte Seite wälzen oder auf die linke, er hörte auf beiden Seiten gleich laut die Worte: Felix, du biſt doch der größt' Uſlath!

In etwas hatte Felix Recht: viel mehr als Kopfweh hatte Aenneli nicht am Leibe, dagegen ein unausſprechliches Herzweh. Es dünkte ihn's, wenn es nur ſterben könnte; es ſei keine Freude mehr für ihn's auf Erden, und wenn es hundertjährig würde. So gut hätte es es gemeint und ſo bös lege man es ihm aus, und noch dazu Felix, der es ſonſt ſo gut mit ihm gemeint! Wenn der ſo gegen ihn's ſei, was müßten

erſt Andere denken! Zu dieſen Gedanken weinte es dann ſo bitterlich. Ach, und bitterere Thränen giebt es nicht, als wenn man ein Herz voll Liebe hat und in keinem Herzen Liebe findet, nichts als Rohheit und Selbſtſucht, da iſt noch viel größere Pein, als wenn man voll Durſt iſt und nirgends ein Tröpflein Waſſer findet, alles ausgetrocknet iſt rund um. Aenneli wollte ſein Weh verbergen vor ſeiner Schweſter, aber rothe Augen und blaſſe Backen laſſen dies nicht leicht zu; Bethi errieth Aenneli's Weh ſo halb und halb und doch nicht ganz, die Liebe zu Felix vermochte es nicht zu ermeſſen, ſo wenig als eigentlich Aenneli ſelbſt. Bethi meinte, es thue Aenneli ſo weh, daß man ihn's verdächtige wegen Eglihannes das Gerede ein allgemeines ſei und Glauben finde. Wenn man Einem ſolches in's Geſicht ſagen dürfe, dann ſei es wohl ſchon weit gekommen. Bethi ſuchte Aenneli durch Predigten aufzurichten. Es iſt wüſt, ſagte es, und ſtrengs, ſolche Sachen nur zu denken, geſchweige zu ſagen, aber je wüſter etwas iſt, deſto mehr Freude haben die Leute daran. Du armes Tröpflein biſt daran noch nicht gewöhnt, wirſt es aber ſchon werden! Es war auch eine Zeit, wo ich mich wegen ſelchem faſt z'todt plärete, jetzt ſehe ich mich nicht mehr nebe ume und bin wohl dabei. Ich lebte längſt nicht mehr, wenn ich mich deſſen viel hätte achten wollen! Mußt dich auch daran gewöhnen; den Leuten kannſt die Gedanken nicht machen und die Mäuler nicht verbinden, aber wenn ſie dich genug auf der Gabel gehabt, werden ſie deiner ſatt und nehmen jemanden anders drauf. Es hat mit mir auch ſchon viel gebeſſert, und wenn ich Andere wollte helfen 'runtermachen, ließen ſie mich ganz ſein. Ammanns Felix iſt ein wüſter Uflath, er hätte dir das ſonſt nicht geſagt, er meint, weil er des Ammanns Sohn ſei, könne er jedem ſagen, was ihm in's Maul komme. Das iſt immer ſo bei vornehmen Söhnen: was die Alten bloß noch denken, das praſſen ſie hinaus. Er haſſet den Eglihannes und meint nun, es ſollen alle Leute Rache an ihm

ausüben, weil Ammanns Felix ihn haſſet. Aber warte der nur, wenn der mir wieder vor's Maul kommt, will ich dem ein Kapitel leſen, daß er es in Zukunft weiß, ob er mehr hierher kommen ſoll, wenn er Leute ſucht, die tanzen, wie er aufſpielt!

Das that aber Aenneli wieder weh; es fing an den Felix zu verſprechen: er hätte es ſicherlich nicht ſo bös gemeint, vielleicht daß es ihn unrecht verſtanden; er hätte ihm eine Entſchädniß gönnen mögen und ihm dazu verhelfen wollen. Er habe gewiß ein gutes Herz, und wenn er jemanden beiſtehen könne, ſo thue er es ung'heiße und ung'ſinnet. Und nun erzählte Aenneli, um der Schweſter Meinung über Felix zu berichtigen, wie derſelbe ihm gegen die Buben geholfen und namentlich gegen den Türluft-Bub und wie er ſonſt behülflich und manierlich geweſen, gar nicht ſo, wie ihn die Leute verbrüllen thäten. Bethi kannte die Art von Aenneli, welches nie jemanden verklagte, ſondern immer z'beſt redete. Es fiel ihm daher durchaus nicht auf, weder daß Aenneli vom Frühern nichts geſagt, wo es ſich über die Buben hätte beſchweren müſſen, noch daß es den Felix in Schutz nahm, der ihm ja früher Gutes erwieſen. Es glaub's, ſagte Bethi, daß er kein böſes Herz habe, aber ein grober Bengel ſei er, der meine, es ſtehe ihm alles wohl an und er dürfe jedem ſagen, was ihn gut dünke, gehe es wohl oder übel. Das wolle es ihm aber doch auch ſagen, das müſſe er wiſſen, ſobald er ihm unter die Augen komme.

Curios, Bethi's Vorſatz machte Aenneli neue Angſt und vergoldete ihm den Felix. Auf dem ganzen Erdenrund und weit drüber weg ſuchte es Felix' Rechtfertigung zuſammen, und während dieſem Zuſammenleſen redete es ſich ſelbſten die Rechtfertigung ein, und Felix ward ihm darob wieder mehr als ein Engel, er ward ihm, wenn nicht ein doppelter, ſo doch ein anderthalber Engel; um ſo mehr machte es ihm Angſt

um den Felix. So große Freude und große Angst! es war wie das Wirken der Seligkeit mit Furcht und Zittern.

Felix war weder zu sehen, noch zu hören, er machte es wie ein Junge, der irgendwo Dummes angestellt: er mied den Fleck, wo es geschehen, er suchte es zu ignoriren. Er stachelte sich auf, als hätte er Ursache böse zu sein. Aus einer Laus habe man einen Elephanten gemacht, vielleicht gar um ihn zu brandschatzen, sagte er sich vor, und doch glaubte er es nie. Es waren zwei Mächte in ihm, welche hartnäckig und trotzig, nichts von einander annahmen. Er vermied auf jegliche Weise, etwas von Nägelibodenbauren zu hören, geschweige daß er nach Aenneli fragte, und wiederum will behauptet werden, man habe ihn dort in dunkler Nacht um's Haus schleichen sehen, erst habe man ihn für einen Dieb genommen und hinterher, als man ihn erkannt, nicht begreifen können, was er dort gewollt, denn er habe sich nirgends gekündet und im Hause niemand sich gerührt. Wir wissen, wie man immer das Böse glaubt und wie lieb die meisten Weiber die Nägelibodenbäurin hatten, man kann sich denken, was gemunkelt wurde. Eisi im Dürluft berstete fast vor Freude, als es davon hörte; schnurstracks wäre es hinuntergerannt und hätte Redensarten gleich Brandraketen fliegen lassen, aber es fürchtete das Verhexen. Es sei doch verstümert, sagte es, der Hex dürfe man nichts sagen, wenn man nicht ein Näggis für sein Lebtag davontragen wolle. Es vergesse den Teufel nicht, es wisse, was das verfluchte Weib im Stande sei. Wäre es nicht so fromm gewesen und hätte sich sein Lebtag mit Beten abgegeben und daneben sich nicht versündigt, es wüßte kei Tüfel, wie es ihm ergangen wäre, er wäre lebig mit ihm davongefahren und vielleicht daß es jetzt müßt Kestene brate dem Tüfel u syr Großmutter.

Neunzehntes Kapitel.

Von Roſſen und von Herzen, von Zorn und von Liebe.

Da kam ung'ſinnet ein Roßhändler, ſuchte ein Paar Kutſchenpferde und zeigte Gefallen an Felix' Braunen, fragte, ob man allfällig eine Geſpanen wüßte; wenn man ein Paar machen könnte, es lohnte ſich der Mühe, das wäre was für nach Mailand. Felix hatte niemanden bei der Hand, den er in den Nägeliboden hätte ſenden können; der Vater war nicht zu Hauſe, er mußte ſelbſt mit dem Roßhändler gehen, und es ward ihm wirklich nicht ſchwer; ſo einem Bauernſohn von rechtem Schlage verſchlingt die Ausſicht auf einen guten Handel alle andere Rückſichten.

Der Braune im Nägeliboden machte einen ſo guten Eindruck auf den Roßhändler, daß er ihn im erſten Augenblick gar nicht verbergen konnte. Felix mußte den ſeinen holen zu näherer Vergleichung. Da fand ſich eine wunderbare Aehnlichkeit, faſt zum Verwechſeln, nur ſtellte der eine ſeine Ohren etwas anders, und der andere hatte ein nur ein wenig größeres, weißes Zeichen auf der Stirne. Jetzt hatte der Roßhändler ſich wieder gefaßt, machte ſeine Ausſtellungen, gab Bedenken von ſich, ließ trablen, trotten, Füße aufheben und wie die verſchiedenen Proben alle heißen, welche von Kundigen angewendet werden. Endlich kam er zum Schluß: wenn ſchon nicht alles ſei, wie es ſein ſollte, ſo könnte man doch die beiden Pferde zu einem Paare machen, wenn man des Preiſes einig werde. Felix hatte während dem ganzen Handel, ſo ſehr derſelbe ihn in Anſpruch nahm, ſich immer verſtohlen nach Aenneli umgeſehen, doch umſonſt, von demſelben war keine Spur. Die Bäurin war einige Male unter die Thüre getreten, der Handel intereſſirte ſie, einige Dublonen mehr oder weniger waren ihr nicht gleichgültig. — Und jetzt, was ſollen ſie koſten,

macht mir den Preis! ſagte der Roßhändler. Da kam Aenneli daher, und gar bleich und mager, wie es Felix vorkam. Aenneli hatte Salz geholt und dabei einen kleinen Umweg gemacht. Es war, es wußte ſelbſt nicht warum, gleichſam aus innerer Nöthigung, bei des Ammanns Haus vorbeigegangen. Gar wunderlich war es ihm dabei im Gemüth; das Haus gefiel ihm ſo ausnehmend, alles ſchien ihm ſchöner als an andern Orten, es durfte faſt nicht hinſehen, und doch ſchielte es nach allen Ecken, als ob es irgend eine Entdeckung machen möchte. Die Frau Ammännin ſah es, ſie trat unter die Küchenthüre und ſprach mit ihm gar freundlich, wollte es heißen etwas abſitzen bei ihr, was aber Aenneli abwies. Es hätte gern entſprochen, aber es wußte wohl, was man in der Behfreude auf einem Mädchen hielt, welches auf einem Gange, und namentlich vor dem Feierabend, bei jemanden abſitzt, um zu klappern. Stehend klappern und ſich ſäumen, geht noch an, kann verzichen werden, aber für's Abſitzen am lieben Tage, dafür giebt es keine Gnade. So komm ein ander Mal, ſagte die Frau Ammännin freundlich, wenn du beſſer Zeit haſt, hörſt? Aenneli thaten die Worte gar wohl, und wenn es ſchon keine Entdeckung machte in irgend einer Ecke, ſo ging es doch ganz vergnüglich heim. Da ſtand nun Felix dick und breit ung'ſinnet vor ihm; es erſchrak ſehr, und das machte ihn's bleicher, als es ſonſt noch war. Es grüßte und ging raſch vorüber; ob Felix ihm dankte, hörte es nicht einmal recht, es pochte gar zu ſtark in ihm. Auch Felix war verblüfft, und wenn er ihm auch nicht gedankt, ſo ſinnete er ihm doch nach, er ward ganz zerſtreut im Handel.

Felix mußte ſeinen Braunen in den Stall ſtellen; dann führte der Bauer ihn und den Roßhändler in die Stube, die Bäurin ſtellte Brod und Kirſchenwaſſer auf und der Handel begann. Sie hatten hoch angeſchlagen: zweiundſechszig Dublonen heuſche, für ſechszig lah, lautete die Abrede. Felix war aber nur mit halbem Ohr beim Märten, das andere lauſchte

nach der Küche oder dem Stübli hin, je nachdem er hier oder dort weibliche Stimmen zu vernehmen glaubte. Endlich ſtand er auf. Wo willſt? fragte der Bauer. Pfeife anzünden! war die Antwort. Dort auf dem Buffert ſind Zündhölzli, ſagte Sepp. Aber Felix hörte es nicht, ſondern ging in die Küche, dort war für ihn das rechte Feuer. Das Pfeifeanzünden iſt gar kein ſo unbedeutendes Ding, als man meinen ſollte, es hat ſchon zu gar großen und wichtigen Sachen geführt. Felix hatte ſich nicht getäuſcht. Bethi und Aenneli ſtanden beiſammen und rüſteten das Abendeſſen. Iſt es erlaubt? ſagte er, griff nach einem Span, grübelte eine Kohle aus dem Feuer und prakticirte ſie auf die Pfeife. Was hülf's jetzt, wenn ich es nicht erlauben wollte? Du haſt's im Brauch zuzufahren, und fragſt nicht viel darnach, iſt es Einem anſtändig oder nicht! antwortete Bethi. Das wird ſollen gehauen oder geſtochen ſein, ſagte Felix. Meinetwegen, ich werde es ſo annehmen müſſen. Daneben iſt mir leid, wenn ihr mir die Worte aufgeleſen und übelgenommen. Ich meinte es nicht bös und wollte das Meitſchi nicht beleidigen oder gar verdächtigen, wie es mir geſchienen, daß man die Sache nehmen wolle. Habe dazu ja gar keine Urſache! Es machte mich bloß böſe, daß Eglihannes ſo ungeſchlagen davonkommen ſollte! polterte Felix. Aber dem wird es doch noch eingetrieben, denkt nur, ich habe es geſagt! Nit, nit ſo, ſagte Bethi; fang' nicht Unheil an, es dünkt mich, d'Ueberſünigi ſollte dir aſe vergangen ſein, es wäre Zeit. Und nimm nit für ungut, aber du biſt da dem Eglihannes aufſätzig ungerecht, da ſoll er allein ſchuld ſein an einer Sache, woran ihr alle ſchuld ſeid, Einer wie der Andere, ich mag nichts hören. So, biſt du dabei geweſen, daß du es beſſer wiſſen willſt als wir?! fragte Felix. Ume nit ſo prüßiſch, ſagte Bethi. Ich war nicht dabei, aber ich weiß doch beſſer als ihr alle, wie es zugegangen. Ihr waret alle beſoffen! Eglihannes wollte nicht ausweichen, du aber vorfahren im hellen Sprung, da kam das Meitſchi ung'ſinnet dazwiſchen,

konnte wegem Haag nicht fliehen, wurde von den Roſſen überſchoſſen, und jetzt ſag', wer hat die eigentliche Schuld? Ich ſehe wohl, ihr habt gute Luſt, mir den ganzen Handel aufzubürden, und zuletzt werde ich noch gutmachen ſollen, brummte Felix. Schäm' dich und geh', wenn du ſo kommen willſt! ſagte Bethi, es hat dir ja noch niemand etwas abgefordert, wenn wir ſo was im Sinn hätten, wir würden es wohl ſchon geſagt haben! Es war halt ein Unglück, ſo nehmen wir es, ſind froh, daß die Schweſter gut davonkam, begehren deßwegen niemanden zu brandſchatzen, nur daß man ſie jetzt ruhig läßt und nicht noch obendrein zum Dank plagt und quält. Schweſter, ſagte Aenneli, Felix hat ja geſagt, er habe es nicht böſe gemeint, wir ſollten ihm die Worte nicht aufleſen, und wirklich hat er keine Schuld, es war ja Nacht, er konnte mich nicht ſehen, und es iſt ja möglich, daß ich umgefallen, als ich fliehen wollte, ohne daß die Roſſe mich angerührt. Man ſollte jetzt die ganze Sache vergeſſen, und ich habe Urſache, dem lieben Gott zu danken, daß ich ſo gut davongekommen, und der Schweſter und dem Schwager, daß ſie ſo gut zu mir geſehen. Und du auch, Felix, ſetzte Aenneli noch hinzu, zürn' mir nicht. Ich habe ja alle Urſache, dir zu danken, und es dir noch nicht vergeſſen, wie gut du gegen mich warſt. Ich glaube, die Buben hätten mich zu Tode geplagt, wenn du nicht geweſen wäreſt. Das waren für Aenneli ſehr gewagte Worte und es hätte dieſelben ſicher nicht hervorgebracht, wenn nicht die Angſt, Bethi mache Felix böſe, ihm Kraft gegeben. Da ging die Thüre auf und der Nägelibodenbauer rief: Du zündeſt mir wohl lange die Pfeife an! So, biſt aber hinter dem Weibervolk; komm, ehe ihr einander wieder in den Haaren ſeid. Er will für alle Gewalt nicht mehr geben als ſechszig Dublonen und für jedes Roß ein Trinkgeld, wenn wir ſie ihm nach Solothurn bringen. Was meinſt? Oder willſt noch gehen, den Vater fragen? Nit nöthig, ſagte Felix. Aber wenn wir die Roſſe nach Solothurn bringen müſſen, ſo müßt ihr uns das

Mittageſſen zahlen und zu trinken genug, ſagte Felix jetzt zu dem Händler, denn er hatte den Märttüfel ebenfalls im Leibe, und es hätte ihn nicht leben laſſen, wenn er nicht auch noch etwas erzwungen und erpreßt hätte. Meinethalb, ſagte der Roßhändler, das ſoll den Handel nicht brechen, obgleich es mich dünkt, wenn man dreißig Dublonen für ein Roß löſet, vermöchte man ſelbſt das Mittageſſen zu zahlen. Und wenn wir nur dreißig Batzen löſten oder gar keinen, ſo vermöchten wir es, wenn wir wollten, aber das wollen wir eben nicht, ſagte Felix, der in ſolchen Punkten eine kitzelige Haut hatte. Es war ein prächtiger Handel; Felix mochte nicht warten, bis er ihn dem Vater unter die Naſe gehalten. Derſelbe hatte geſagt: Thut nicht dumm und vermärtet, wenn ihr achtundzwanzig Dublonen habt, ſo iſt's aller Handel, zählt darauf! Und jetzt zwei Dublonen mehr! das war ein Ereigniß, welches Felix ſein Lebtag nicht vergeſſen, ſondern es zum Beſten geben wird, ſo lange er lebt und beim dritten Schoppen ſitzt.

Indeſſen noch viel mehr als dieſer prächtige Handel erquickte es Felix innerlich, daß er mit dem Weibervolk im Nägeliboden Frieden gemacht, daß Aenneli ihm z'beſt geredet, daß es nicht vergeſſen, wie er ihn's in Schutz genommen. Unter Tauſenden, dachte er, dächte keines ſo lange an etwas, und daß Eines die Andern liberire und die Schuld auf ſich nehme, ſelb habe er noch gar nicht erlebt. Zum Ueberfluß rühmte noch ſelben Abend die Frau Ammännin das Meitſchi über Tiſch. Es wäre gut, es nähmten Alle ein Exempel an ihm, ſagte ſie; immer ſo reinlich und ſauber wie aus einem Druckli, und doch nichts Narrochtiges und Nützwerthiges, und immer preſſirt und doch freundlich und manierlich. Das habe es nicht wie viele Andere, die, wenn ſie 'mal vor's Dachtrauf kämen, es hätten wie eingeſperrte Schwalben, die, wenn man ſie im Herbſt losließe, nicht wiederkämen bis im andern Frühling, wenn ſie über Meer geweſen, und die, wenn man ein Wörtlein zu ihnen ſage, die Füße verſtellten, als wollten ſie da an-

wurzeln und ſtehen bleiben bis drei Tage nach dem jüngſten, daß man nicht von ihnen kommen könne, als ſei man in einen Korb voll Harz geſeſſen. Das war mit dem groben Spieß geſtichelt, die Betreffenden fühlten den Stich und gaben Laut. Ich kann mich auf das Meitſchi nicht verſtehen, ſagte die Meiſterjungfere, es darf niemanden recht anſehen; ich habe nie gehört, daß das ein gar gutes Zeichen ſei! Selb iſt wahr, aufgeputzerlet kommt es immer daher, es wird daheim öppe nit viel anrühren und niemanden haben, der ihn's in's Wüſteſte hineinſtößt. Daneben laufen in Bern Sonn- und Werktags viele aufgeputzte Mädchen herum, aber ich habe noch nie gehört, daß dies die bräuſten ſeien. Preſſiren thut's, das iſt wahr, es wird wahrſcheinlich immer meinen, es warte ihm jemand daheim. Es wiſſen öppe alle Leute, wie es im Nägeliboden zugeht und warum e Theil Lüt dort hingehen. Dazu warf die Meiſterjungfere anzügliche Blicke über den Tiſch, und die Untermagd lachte laut und ſagte: Liſi hat Recht, mir iſt's auch ſo, es haſſen es nicht umſonſt alle Leute, und die Buben ſteinigten es, wenn es Milch in die Käſerei brachte, und wie es im Lied heißt, wird das auch ſeinen guten Grund haben. Dem Felix ſchwoll der Kopf, als ſei er ein Stück von einem welſchen Hahn, aber zum Kollern kam er nicht, die Frau Ammännin ſagte: ſie habe immer gehört, daß, je ſchlechter der Menſch ſei, er deſto mehr böſes den Andern nachrede. Sie ſei auch ſchon im Nägeliboden geweſen und habe nichts Böſes dort geſehen, wohl aber eine beſſere Ordnung, als an den meiſten Orten, und ſie wollte auch, wenn ſie jemanden fortſchicke, derſelbe nicht vergeſſen thäte, daß ihm jemand daheim warte. Aber ſie kenne Leute, man könne ihnen lange ſagen: Komm auf der Stelle wieder, ich habe dich nöthig, ich warte auf dich! ſie kämen nicht wieder, bis ſie der Hunger wieder herbeitreibe. Die Priſe war ſtark, die Jungfere ſchwiegen, denn mit der Frau Ammännin händelte nicht bald eine, ſobald ſie ſah, daß es der Frau ernſt ſei. Die Knechte miſchten ſich

nicht in die Sache, aber zäpfelten sehr, sie mochten die Prise den Mägden wohl gönnen und nahmen dabei nichts für sich. Sie mochten vielleicht auch merken, auf welcher Seite Felix war, und mit diesem verdarb es kein Knecht.

Es ist wohl nichts gefährlicher als das Zanken, welches aus der Liebe stammt. Bei älterer Liebe erzeugt es gern Brüche, welche sich am Ende gar nicht mehr leimen lassen, bei junger Liebe, welche noch im Wachsen und Entfalten begriffen ist, führt es zu Friedensschlüssen. Diese Friedensschlüsse sind der Liebe ungeheuer förderlich, sie verleiten dieselbe zu großen Sprüngen, sie sind ihr, was heiße Gewitternächte den Pflanzen. Bei Friedensschlüssen werden Zugeständnisse gemacht, und wenn nicht, so meint doch jedes, es erzeigen zu müssen, wie leid ihm der frühere Streit gewesen und wie glücklich ihn's jetzt der Friede mache, und wenn auch die Füße sich noch nicht so recht öffentlich entgegenhüpfen, so thun es doch die Herzen, sie kommen sich so nahe, man weiß nicht wie, so nahe, daß sie ganz unvermuthet und unerwartet auf einander platzen, wie man gegenwärtig nach einem neu erfundenen, schönklingenden Kunstausdrucke sich auszudrücken pflegt.

Felix hatte jetzt noch mehr als sonst im Nägeliboden zu thun, natürlich ward er mit dem Abreden wegen dem Roßliefern nie fertig, zudem schien ihm der nächste Weg zu jedem ihrer Aecker über den Nägeliboden zu führen. Mit dem Roßliefern that Felix recht kindlich, er wurde auch von den Seinigen tapfer ausgelacht, wenn sie auch ihre große Freude daran hatten. Es war seine erste Heldenthat in diesem Fache, er glaubte Ansprüche zu haben auf einen rechten Triumphzug. Aber er war wankelmüthig, heute meinte er, es sei schöner, wenn sie nach Solothurn ritten, morgen hielt er es für viel passender, wenn sie hin führen, zweispännig, mit schönem Geschirr und Fuhrwerk, man könnte andere Pferde vorausjenden, welche zurückführen würden, was die andern hergebracht. Was ihm durch den Kopf fuhr, das mußte er dem Nägelibodenbauer

mittheilen; der lachte dann dazu und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath. Am Vorabend des wichtigen Ereignisses stand Felix wieder beim Fahren, er ging zum Vater und fragte: Aetti, was meinst, welches Geschirr sollen wir nehmen, und wär's nicht am besten, wir fragten den Schmied um seine neue Chaise? Man kann sie immer wieder gehörig putzen, daß man ihr nichts ansieht, der Weg ist gut und nicht staubig. Bub, ih wett nit d'r Narr mache, sondern thun wie andere Leute, sonst, zähl' darauf, thut dich das andere Jahr d'r Eglihannes i d'Brattig, sagte der Ammann. Das wirkte, machte aber in Felix' Augen Eglihannes um nichts liebenswürdiger.

Felix war kein Gardeoffizier, welche es bekanntlich lieben, ihre Pferde vor den Fenstern ihrer Liebsten zu trablen, aber er wendete nicht weniger an, schön zu sein, als er auf seinem Braunen nach dem Nägeliboden ritt, als so ein Lieutenant, guckte nicht weniger nach Aenneli aus, welches diesmal alsbald sichtbar war, neben der Schwester stand und dem Bauer zusah, den sein Brauner nicht wollte aufsitzen lassen, sondern im Ring herumtanzte. Aenneli hatte Angst für den Schwager, während Bethi Spaß am Braunen hatte. Denn es wird selten eine Frau sein, welche nicht Spaß am Manne hat, wenn er in etwelche Verlegenheit kommt, die es nicht wunder nimmt, wie er sich daraus zieht, und die es ihm nicht ein klein wenig gönnen mag, wenn er ein klein wenig darin hängen bleibt. Endlich gelang es dem Nägelibodenbauer, hinaufzukommen, und ein stattliches Reiterpaar trabte vom Hause weg, dem Aenneli mit Angst und Wenne nachsah, so weit es konnte. Sieh, sagte es zur Schwester, wie die Rosse wüstthun, wenn nur keiner herunterfällt. Häb nit Kummer, sagte Bethi, so ein klein wenig schadete nichts, es geht nicht gleich z'tödten, sie stünden nur etwas weniger hochmüthig vom Boden auf, als sie auf das Roß gekommen. Aber Bethi, wie kannst so reden, denkst nicht, du könntest dich versündigen? Es macht mir jetzt den ganzen Tag angst, bis

er wieder da iſt! ſagte Aenneli. Wer, Felix oder Sepp? fragte Bethi. Da ward Aenneli ſehr roth, drehte ſich ab und ſagte: Du biſt doch es recht es Wüſt's, ſchäm' dich! und ging in's Haus.

Als die Reiter an Eglihanneſe Haus vorbeikamen, ſtand dieſer vor demſelben. So wie Felix ihn erblickte, drehte er den Braunen, ritt auf ihn zu und rief: Seh, komm mit, es iſt Lieferung in Solothurn, du kannſt deine zwei Engländer, Bigger und G'ſtabi, brauchen, das wären Roſſe für König und Königin von Mailand! Hier kommſt du ihnen nicht ab, müßteſt ſelbſt mit ihnen z'Himmel fahren und wüßteſt nicht, ob du hineinkämeſt! Mach' du dich vom Hauſe, ſonſt gebe ich dich unſauber weg, ſagte Eglihannes; du brauchſt mir nicht zum Hauſe zu kommen, um mich zu plagen! Ja, ſagte Felix, ich wußte nicht, daß du böſe würdeſt, wenn ich dir vom z'Himmelfahren rede, hätte geglaubt, du höreſt dies noch gern! Das Höllenfahren hätte ich dir nicht anmuthen dürfen; mangelſt nicht zu fahren, brauchſt ja nur zu warten, ſo holt er dich ſelbſt! Als Felix das geſagt hatte, drehte er den Braunen und ſprengte dem Nägelibodenbauer nach. Eglihannes lief voll Zorn auf die Straße, ſuchte Steine, warf ſie den Reitern nach, und immer zorniger, je kürzer ſeine Würfe wurden. Das laute Gelächter hie und da rund um ihn mahnte ihn endlich, abzuſetzen und nicht länger dem Spott der Leute ſich preiszugeben. Begreiflich vermehrte dies die gegenſeitige Liebe nicht.

Die beiden Reiter feierten einen recht glücklichen Tag; wo ſie durchritten, ſah man bewundernd ihren Roſſen nach. Der Roßhändler zahlte mit ſchönem Gelde, hatte ſichtbarlich große Freude an den Thieren, denn er ging alle Augenblicke in den Stall, ſie zu beſehen, ließ es daher an gehöriger Zehrung nicht fehlen, ermahnte ſie, ſich auf's Nachziehen ſolcher Pferde zu legen, und machte ihnen den Mund ſo ſüß, daß es Felix war, wenn er nur Flügel hätte, um heute nach Einſiedeln oder

nach Schwyz zu fliegen, wo die ſchönen Roſſe wachſen mit dem ſtolzen Halſe und der zierlichen Geſtalt.

Dieſer Tag brachte den Nägelibodenbauer und Felix recht nahe zuſammen, ſie leerten ſich ſo ihre Herzen und theilten ſich ihre Gedanken mit. Namentlich ward Sepp gegen ſeine Gewohnheit offenherzig, redete viel von ſeinen vergangenen Bedrängniſſen, wie er manchmal nicht gewußt, wie ſich kehren, beſonders im vergangenen Sommer, wo er ein Kapital habe abzahlen müſſen und ihm kein Geld eingegangen ſei. Wie es ihm jetzt gebeſſert, ſo daß er hoffe, bald auf feſtem Fuße zu ſtehen. Das Schwerſte ſei, den Wagen vom Platz zu bringen und in Gang, vorwärts nämlich; ſei das einmal erſtritten, ſo ſei das Schwerſte erlebt. Felix verſicherte, wie leid ihm ſei, daß ſie darum nicht gewußt, von Herzen hätten ſie ihm geholfen, ſo ganz aus mit Geld ließen ſie ſich nie, einem Freunde könnten ſie immer unter die Arme greifen, und wenn ſein Alter nichts hätte, ſo ſei er auch noch da! Apart dem Zins frage er nicht viel nach, er liebe ſchönes Geld und habe großes Plaſir daran, es von Zeit zu Zeit zu zählen, indeſſen wenn er jemanden dienen könne, ſo thue er es; es gebe immer wieder anderes. Sepp dankte. Das ſei guter Beſcheid, ſagte er, er werde ihn nicht vergeſſen, aber je weniger er davon Gebrauch machen müſſe, deſto lieber ſei es ihm. Von Aenneli war keine Rede.

Es kam die Zeit, wo die Schneegänſe wandern und die Meitſcheni z'Märit laufen, dieſe angeblich nach warmen Strümpfen, jene nach einem wärmeren Lande, jedenfalls beide nach etwas Warmem. Zwiſchen beiden iſt bloß der Unterſchied, daß die Schneegänſe an einem warmen Lande volles Genügen haben, die Mädchen aber eigentlich lieber noch als zu warmen Strümpfen zu einem warmen Herzen kämen, ganz glücklich bloß dann ſind, wenn ſie beides zugleich kriegen: warmes Herz und warme Strümpfe. Was will man auch mehr in der Welt, beſonders im Winter?

Dicke Käsbauern mit dünnen Heuſtöcken ſtoßen gern ungʼreiſete Kühe in die Welt hinaus. Wir fragen, ob das eine Zeit zum Reiſen ſei? Es wird ihnen der Unverſtand gewöhnlich auch praktiſch zu Gemüthe geführt, indem niemand mit dieſen Kühen heimreiſen will, man ſie zumeiſt wieder zurückführen muß in den Stall, woher ſie gekommen ſind. Da heißtʼs gewöhnlich: Schrecklich viel Waare und grauſam wenig Kauf! Was gekauft wird, iſt etwas Fettes von Metzgern und ſo große Geſtüdel, himmelhohe Krämerſtände von Kühen mit ellenlangen Hörnern. Dieſe letzteren kaufen Bauern, welche viel Kartoffeln gemacht und ein großes Hausgeſinde mit ſcharfen Zähnen und geſundem Magen haben. Wollte man denen junges, zartes Fleiſch aufſtellen, das verſchwände wie junger Klee bei junger Waare. Solche Bauern lauern daher auf die ehrwürdigſten Häupter, welche den Louis Philipp nicht bloß, ſondern auch den Charles dix erlebt. Ja, am fetirteſten wären die, wenn ſie noch zu haben wären, welche den Napoleon gekannt und unter Ludwig XVI. geboren waren, Kühe mit Zähnen wie Heugabeln und Haaren wie eine gepuderte Perrücke. Das ſind Kühe, welche ſo recht vortheilhaft ſind, ſtarke Häute haben und naſeweiſen Bürſchchen etwas zu kauen geben, die man an einem Sonntag ſo recht ordentlich an einem Stück geſalzenen oder geräucherten Fleiſch von einer ſolchen Kuh verſäumen kann den ganzen Tag, von einer Tagheitere zur andern, daß ſie am Abend das Laufen vergeſſen und am Montag ihre Kieſel noch ſo müde ſind, daß ſie Gott danken, je weniger ſie dieſelben brauchen müſſen. Dieſes Fleiſch hat noch einen unausſprechlichen Vortheil, welchen aber nur Eingeweihte kennen: ſolches Fleiſch iſt vor den Würmern ſicher. Würmer freſſen bekanntlich weder Kieſel- noch andere Steine, ihre Zähne ſind nicht dafür eingerichtet. Giebt es Würmer oben im Rauchfang, ſo laſſen die alsbald ſolches Fleiſch und freſſen bloß die Weidenzweige durch, an welchen das Fleiſch aufgehängt. Dann fällt

daſſelbe begreiflich 'runter; wenn es nun die Bäurin unten merkt, weiß ſie, daß es reif zum Brauchen iſt.

Auch commis voyageurs ſind vorhanden, lauernd auf die Krämer, wie Kreuzſpinnen auf Fliegen. Sie ſind da mit mannigfachen Muſtern von Finkenſchuhen und Flanell von allen Sorten, hätten am liebſten Geld, beſonders von zweifelhaften Kunden. Dieſen armen Teufeln ergeht es oft an ſolchen Märkten wie den Citronen zu S. im B.: dort werden ſie nämlich zu drei verſchiedenen Malen zu Punſch gepreßt, das erſte Mal mit dem Daumen, das zweite Mal mit der Fauſt, das dritte Mal mit dem Erdäpfeldrücker. Aus dem Hausgang von irgend einem der Wirthshäuſer ſchießt ſo eine Kreuzſpinne vor mit vorgeſtreckter Zärtlichkeit, wickelt den armen Teufel ein, zieht ihn an und preßt, bis er weiter läuft. Kaum zieht er friſchen Athem und preiſet Gott für ſeine Rettung, ſo ſchießt aus einem andern Gange eine andere, und huſch iſt er abgefaßt, wird gepreßt, daß er breit wird wie ein Oelkuchen und mühſam mit ſeinem Leben davonkommt. Jetzt will er vorſichtig ſein, ſchleicht langſam weiter, die Hände ſorgfältig auf allen Säcken, ſorgfältigſt die Reſte hütend: da ſchießt es von hinten her, er wird am Arm gefaßt, geliebkoſ't und geſchüttelt, er begreift nicht, warum ſo zärtlich? Ach, er erfährt's! Wehe dem armen Teufel, wenn noch etwas klingelt an ihm, ein Kreuzer an den andern kommt nur von weitem, dann iſt er verloren, er muß beiten, wird geſchüttelt und gerüttelt bis der letzte Kreuzer von ihm gegangen. Kurz, es iſt eine ſehr intereſſante Marktzeit, von den Ziegenhändlern wollen wir nicht einmal reden, welche mit Heerden dieſer Thiere dahergezogen kommen aus dem Guggisberg. Magere Ziegen ſind der Guggisberger Ausfuhrartikel; wohlfeile Rathsherren, die man anderwärts nicht auf dem Miſt aufleſen würde, waren dagegen dort ein willkommener Einfuhrartikel, iſt aber jetzt anders geworden.

An dieſen Markt wollte Felix auch, er hatte mit Schafen zu verkehren und wollte auch um ein Roßpaar ſehen, er merkte

daß das Finden nicht halb ſo leicht war, als er es gedacht. Bis Größe, Farbe, Alter, Beine, Kopf ſich treffen, hat's eine Naſe. Sepp hatte ihm verſprechen müſſen, ſich ebenfalls einzufinden. Ach, was ſo ein Markttag für ein wichtiger Tag iſt! Ein Tag voll Geſchicke, ein geheimnißvolle Urne voll Glück und Unglück, ein Tag, an welchem eine große Lotterie gezogen wird, wo der Eine einen halben Schoppen Wein gewinnt oder drei Batzen an einer Geiß, mancher Tag und Geld verliert, mancher ein Leben voll Elend gewinnt und ein Gewiſſen voll Reue. An dieſem Tage thut es wohl ganz beſonders Noth, Gott zu bitten, daß er den Ausgang aus dem Hauſe ſegne und das arme Menſchenkind ſo bewahre den Tag über, daß daſſelbe nach einem geſegneten Tage am Abend mit Gott wieder heimkehre, in gutem Bewußtſein einen ruhigen Schlummer finde. So ernſthaft nimmt es ſelten jemand, die Menſchen haben immer mehr Glück als Verſtand, d. h. Gott iſt gütiger gegen ſie, als ſie es verdienen. Felix gehörte auch unter dieſe. Die Mutter ſagte ihm wie immer, ſo auch diesmal: Häb Sorg' zu d'r ſelber. Häb nit Kummer, war die gewöhnliche Antwort.

Der Weg war grundſchlecht, ein Teig von Koth lag über der Straße, dennoch ging Felix zu Fuß. Er hätte ſich geſchämt, wenn für ſo etwas ſeinetwegen ein Roß aus dem Stalle genommen worden wäre, er gehörte nicht unter das luſtige Geſindel des Halbherrenthums. Nebenbei hat man ohne Fuhrwerk Steg und Weg freier und kann den Heimweg nach dem Herzen richten und nicht nach dem Roß. Felix hatte ungefähr zwei Stunden nach dem Markte zu gehen, marſchirte wohlgemuth durch Dick und Dünn, hatte ſeinen Spaß an Weibern und Mädchen, welche, mit ihren Ankenkörblein am Arm, Schuh und Strümpfe ſauber behalten wollten und daher auf der Straße herumſtiegen, Steinen und trockenen Plätzlein nach, wie Störche auf dem Mooſe, wenn ſie Fröſche fangen. Schafheerden wallten vor ihm her, und hie und da zot-

telte ein mageres Krämerweib vor einem mit Kisten und Kasten bepackten Wagen, auf dessen oberster Spitze halsbrechend Krämer und Krämerin thronten, vermuthlich als die leichteste Waare auf dem ganzen Wagen. Das Herrenthum schien noch nicht erwacht, es raffelte noch nicht in seinem verwegenen Muthe durch die zwei- und vierbeinige Masse.

Plötzlich sprengte etwas hinter Felix drein, platsch, platsch, wie vom Himmel herab, und ehe er sich umsehen und gehörig salviren konnte, war er mit Koth überspritzt von oben bis unten, und ein helles Gelächter scholl aus einem vorüberrumpelnden Wägelchen. Es war der G'stabi, der Füße hatte wie eine große Kuchenschüssel, welchen Eglihannes neben Felix verheißagte und ihm die Bescherung anrichtete muthwillig. Man kann sich Felix's Zorn denken: es fehlte nicht viel, er wäre ihm nachgesprungen und hätte ihn gleich fußwarm geprügelt. Aber die ruhige Berner Natur, die nicht gern springt, hielt ihn ab. Wart' du nur, sagte Felix, du entrinnst mir nicht, dann will ich's dir eintreiben, daß du weißt, was Felix kann! Führt er nicht die Täsche, die Pintenwirthin, bei sich, und der z'Lieb und z'Ehr hat er das gemacht, wohl, die muß nicht umsonst Freude daran gehabt haben! Felix schien zum Unglück auserkoren: überall, all überall, auf Wegen und auf Stegen traf er auf Eglihannes. Er fand ihn in der Pinte, wo er sich säubern wollte. Dort handelte derselbe um Käs, that groß mit seinem Zutrauen, welches ihm die Käsgesellschaft geschenkt, mit seiner unumschränkten Vollmacht, that, als ob er die eigentliche „Glückshenne aller Bebrendiger sei, ohne ihn nichts gemacht würde. Felix erwürgete fast, doch hielt er an sich und erwartete eine gröbere, persönliche Reizung. Diesmal war Eglihannes klug, er mied eine solche, er hatte nicht genug getrunken, daher Erfahrung genug, zu wissen, worauf Felix wartete. Felix traf ihn auf dem Schafmarkte, doch kamen sie nicht in feindselige Berührung. Eglihannes war nicht in der Lage, Schafe zu kaufen, er ärgerte Felix bloß im

Allgemeinen. Er traf ihn auf dem Roßmarkt an, wo er auch Sepp fand.

Der hatte ein anderthalbjähriges Rößlein aufgestöbert, das ihm in die Augen schien, und zu welchem er so halb und halb einen Gespann zu wissen glaubte. Felix nahm das Thier ebenfalls in's Auge um und um, und siehe, alsbald war Eglihannes da, auf Sepp's Schutz vertrauend, und strich seinen Senf an alles. Was sie tadelten, rühmte er, was sie passiren ließen, darüber zuckte er die Achsel. Felix schwoll der Zorn, er kannte die üblichen Sitten auf dem Markte gut: in jemandes Handel sich zu mischen oder nur einzureden, gilt für unbescheiden, es erlaubt sich's selten jemand anders unberufen als ein Jude. Endlich ging Felix die Geduld aus. Geh mir weg, sagte er, sonst kommst unsauber davon! Das Roß kaufst du nicht, du hast ja nicht zu fressen für eins, geschweige für drei, zum Einreden brauchen wir dich nicht, zum Rathen noch viel weniger! Darum streich' dich und laß uns ruhig, wie es üblich und bräuchlich ist! Eglihannes wollte von Recht reden und wie er da sein und reden könne so gut als ein Anderer, sei er ein Dorfmagnat oder nicht. Wahrscheinlich rechnete er auf Sympathie bei Sepp. Doch der gab ihm einen sehr verständlichen Wink, so daß er sich von dannen hob.

Felix meinte, das Roß gefiele ihm, allein er traue ihm nicht recht, er müsse glauben, er habe heute einen unglücklichen Tag, er habe nichts als Zorn. Wo er gehe und stehe, sei ihm der verfluchte Hund vor den Füßen, er wollte lieber, er wäre sieben Hexen begegnet, als dem Scheim. Doch Sepp strengte an, das Rößlein ward gekauft, Weinkauf eingemärtet; man ging, ihn zu trinken, in die nächste Pinte, und dort war Eglihannes und erzählte einem großen Haufen, wie er seinen Knaben, den bekannten Vehfreudigern, aus der Dinte geholfen und wie er ihnen jetzt den übrigen Käs verschäggiren müsse, er bliebe ihnen sonst am Halse. Denn Leute wie die, die sich weniger zu helfen wüßten, habe er auf der Welt noch nirgends

angetroffen: wenn der Urgroßätti die Kuh beim Stiel gezäumt, so werde so fort gezäumt in der Familie, so lange sie eine Kuh zu zäumen hätten.

Sepp und Felix waren hinter Eglihannese Rücken eingetreten, er wußte nicht um ihr Dasein; auch sie kannten ihn erst am Reden, Felix wäre umgekehrt, wenn er ihn früher gesehen hätte. Man kann sich denken, wie es Felix in Kopf kam, als er diese Reden hörte, hörte, wie derselbe seinen Auftrag ausbeutete, von Pinte zu Pinte lief, Käs feil hatte und obendrein die Behfreudiger verhandelte und verkaufte. Wenn das den ganzen Winter durch so gehen müsse, dachte er, so kämen sie zu einem ärgern Rufe als die Merliger. Felix rief daher: Es ist gut, sagst nur du solches und bist du den Leuten bekannt wie der Schwarze Peter und Schinderhannes, sonst könnte man so etwas für ungut nehmen! So aber rede du nur, die Leute wissen wohl, wer du bist: e halbe Herr, e halbe Fötzel, vielleicht bald ein ganzer Bettler, und wenn mir Einer sagte, du seiest der ärgste Schelm zwischen Thun und Emmenthal, ich müßte es ihm glauben. Diesmal erschrak Eglihannes; als Felix zu reden anfing, schnellte er seinen Kopf bei Seite, als ob er seinen Ohren nicht traue. Da er wirklich Felix sah, zog er die Nase auf, als wäre eine brave Prise Schnupf drein gefahren, winkte dem Wirth und sagte: Los neuis! verschwand mit ihm in's Stübli und kehrte nicht wieder. Lue, wie der geht, sagte Felix; der weiß, warum er nicht wartet, ein Lumpenhund wie der ist heute nicht hier! Und nun gab er ein Stücklein nach dem andern zum Besten von Eglihannes, daß die Leute sich sehr erbauten und kurze Zeit hatten dabei.

Endlich sagte Sepp, er müsse gehen, habe noch viel zu verrichten. Wo bist über Mittag, wirst doch auch etwas essen wollen? fragte Felix. Ich denke, sagte Sepp, ich gehe zum Bären an's Ordinäri, die Frau ist bei mir. Felix versprach, sich ebenfalls einzufinden. Er hatte mit Bethi Frieden ge-

ſchloſſen und liebte deſſen reſolutes Weſen, das kein Blatt vor's Maul nahm und doch manierlich blieb. Er verſchwatzte ſich, wie es ſo geht an einem Markttage, wenn man viele Bekannte hat, und zwar auch weibliche, und dazu noch ledig iſt. So wie er einen Schritt weiter gethan, grüßte ihn eine holde Stimme: Biſt auch da? fragte ſie; der Weg war dir mit Schein auch nicht zu wüſt? Es war ordentlich, als ob die Mädchen ſich ihm um die Füße wickelten, wie Schlingpflanzen dem Badenden. Es war bereits weit über die abgeredete Zeit, als er beim Bären unter die Thüre trat, wo das Ordinäri ſervirt wurde. Die erſte Perſon, welche ihm in die Augen fiel, war Eglihannes, und neben ihm ſaß die Pintenwirthin. Mit einem Fluche wollte er umkehren, aber Sepp hatte ihn geſehen und rief ihm. Will gehen, dachte Felix, der Hagel könnte ſonſt meinen, ich fürchte ihn und fliehe deßwegen. Er drängte ſich durch in die Ecke, wo Sepp war und neben Bethi Aenneli ſaß. Felix ward wirklich roth und machte ein recht lächerliches Geſicht; Verlegenheit war ſonſt ſeine Schwachheit nicht, aber jetzt kam ihn doch ſo was an, das derſelben glich. Aenneli war gar tauſends hübſch; ſo einfach und doch ſo nett war auf dem ganzen Markte vielleicht kein anderes Meitſchi, ſo hatte er es noch nie geſehen. Es machte ein gar glückliches und verlegenes Geſicht und ſtotterte ſehr, als Felix fragte: So biſt auch z'Märit? und es antwortete: Ein wenig wohl! Der Geiger wird dich gezogen haben, ſagte Felix. Nein, wäger nicht, antwortete Aenneli, die Schweſter wollte es haben. Es war mir z'wider, aber ſie meinte, ich ſollte einmal ſelbſt kommen und kaufen, was mir anſtändig ſei. Das wär' nicht nöthig geweſen, denn beſſer trifft es mir doch niemand, als gerade ſie. So gab ein Wort das andere, in den Augen mehrte das Glück, minderte die Verlegenheit. Felix ſchenkte munter ein, da half alles Wehren nichts, und fluchte nebenbei über ſein Unglück, daß er den Halunken den ganzen Tag vor Augen haben müſſe, es ſei, als ob er verhext worden; dann ſagte er:

Frag' ihn doch,' Sepp, wie viel Käs er heute verkauft und wie theuer! Aber Sepp wollte nicht fragen. Es ist gut, ist er am andern Tisch, sagte er. Man soll nicht Oel in's Feuer tragen, es ist besser, das bleibe von einander; hoffentlich ist er weise genug und schweigt, thut, als ob wir nicht da wären. Da kannst du ja nicht einmal Gesundheit mit ihm machen, sagte Felix zu Aenneli. Aenneli wurde roth bis über die Ohren und Bethi sagte: Nit, mach' dere G'späß nicht wieder, es war an einem Mal zu viel. Flausen, sagte Felix, das thäte ja einem ungeschälten Ei nichts! Du weißt wenig, was ein ungeschältes Ei ertragen mag. Bursche wie du wissen keinen Unterschied zu machen zwischen einer alten wohlgegerbten Kuhhaut und einem ungeschälten Ei, thun wie junge Bären, welche im Spaß und Gutmeinen mit centnerigen Steinen die Fliegen wehren wollen. So kapitelte Bethi und Felix nahm's mit Lachen auf, und Aenneli lenkte ab und fragte nach guten Verrichtungen; Alle waren lustig und guter Dinge, ließen sich's wohl sein in behaglicher Ruhe. Sepp redete sogar von schwarzem Kaffee sammt einem Gläsli, und Bethi fragte: Bist recht im Kopf oder aus dem Häusli, oder trägt euer Roßhandel so viel ab, daß es alles ertragen mag? Für den wollte ich nicht viel geben! ertönte es hinter Felix. Den Profit, den ihr an dem Thier macht, welches ihr heute gekauft, möchte ich nicht um drei Kreuzer! Diese Stimme hob Felix hoch auf, denn sie war die von Eglihannes, der in seiner unabtreiblichen Frechheit zu Aenneli sagte: Hörst, wie droben die Geigen gehen, wollte dich fragen, ob du einen mit mir haben wollest? Es giebt Leute mit einer Unverschämtheit, von welcher honette Leute sich gar keinen Begriff machen, die es haben wie die Flöhe: abschütteln hilft gar nichts, so oft man sie abschüttelt, sind sie wieder da und beißen wieder zu; gegen Flöhe hilft bloß zerdrücken. Diese Menschen sind unabtreiblich, hängen sich an wie Kletten, stechen wie Wespen, brennen wie Nesseln, schreien wie Säuhuben, wenn man sie anrührt,

ſchelten und ſchimpfen wie Rohrſpatzen, wenn ſie außer Gehörweite ſind, thun es aber auch, wenn ſie beſoffen ſind, in's Angeſicht. Dieſes Ungeziefer gehört zumeiſt zum radikalen Halbherrenthum und iſt doppelt giftig und bösartig, wenn es an einem Zipfel des Regimentes hängt, irgend was vorſtellt, unter irgend einem Titel.

Mach' dich weg, wenn du nicht Schläge haben willſt! ſagte Felix zu Eglihannes. Tanze du mit deinen H..., aber ein ehrliches Meitſchi rühre mir nicht an! Verkarret haſt's, verſauen ſollſt es nicht noch; von ſelbem iſt's kurirt, das wüſche ihm der Rhein nicht ab! Wer ſagt, ich habe es verkarret, lügt wie ein Schelm! ſagte Eglihannes; ich will dir ſagen, wer es gethan hat, wenn du ſchon des Ammanns Löhl biſt: du haſt's gethan und kein Anderer! Jetzt war's Zeit, daß Sepp ſich hinter dem Tiſche hervorgemacht und plötzlich zwiſchen beiden ſtand. Du biſt ein Händelmacher, ſagte er zu Eglihannes; geh' und laß uns ruhig bei unſerer Uerti, ſonſt bin ich dir für nichts gut. Wir ließen dich drüben auch ruhig!

Eglihannes ſah, daß es Ernſt war, und zog kläffend ab. Er fürchte ſich nicht, ſagte er; man ſolle ihm nur was thun, wenn man dürfe. Er hätte das Recht da zu ſein ſo gut als Andere, und es werde nicht verboten ſein, mit ihnen zu reden, er habe ſchon mit Vornehmeren geſprochen und ſie hätten nichts darwider gehabt u. ſ. w. Felix vermaß ſich hoch und theuer, wenn der Hund ihm heute noch einmal vor die Füße liefe, ſchlage er ihn ab, daß ihm Laufen und Maulen vergehe für eine gute Weile. Auch Sepp war böſe und meinte, das ſei Händel geſucht. Es müſſe Einer Pfeffer gefreſſen haben, um ſo unverſchämt anzubinden, wo er doch eine tüchtige Tracht Schläge baar habe. Probire Eglihannes es noch einmal, wehre er nicht mehr ab, ſondern ſtrenge noch an und gebe ſelbſt. — Aber an Geiger ſoll der uns nicht umſonſt gemahnt

haben, ſagte Felix; jetzt komm, mußt einen mit mir haben, Meitſchi!

So was hatte Aenneli noch nicht erlebt. An der Hand eines Ammanns-Sohn in die Welt treten, man denke! Dazu ein armes Mädchen, man denke doppelt! Bethi wußte nicht recht, was dazu ſagen, es war ihm recht und nicht recht: es war ihm recht, daß Aenneli zur Freude kam, aber was werden die Leute ſagen, daß es Ammanns Felix iſt, der ihn's zum Tanze führt? dachte es. Wenn Bethi die Leute auch nicht fürchtete, liebte es doch nicht, in ihren Mäulern zu ſein, es iſt zumeiſt ein ſehr unappetitlicher Aufenthalt. Diesmal ward Felix Meiſter und ſtürzte ſich in's Weltgetümmel gleichwie die Homeriſchen Helden in die Schlacht. Aenneli wußte nicht recht, lebte es noch oder war es ſchon todt und ſchwebe auf Engelsflügeln dem Himmel zu. Wohl, das gab große Augen, als der wohlbekannte Felix mit einem Mädchen an der Hand daherkam, das niemand kannte, das nicht des Bauern Tochter in der Hohle, nicht des Bauern Tochter auf dem Hubel, kurz keines Bauern Tochter zu Berg oder Thal war, ein Menſchenkind, von dem man nicht wußte, woher es kam, und wenn auch nett, ſo doch ſo gering angezogen, daß die ganze Kleidung nicht ſo viel werth war, als eine einzige Kappe auf dem Haupte einer der reichern Töchter. Mit gerümpften Naſen ſtanden ſie bei Seite, wiſchten das Fürtuch ab, wenn Aenneli darangekommen, muckelten von G'hausmanns-Töchtern und Kindermägden, von Zeug, das auf der Gaſſe aufgeleſen worden und das man mit keinem Finger berühren möchte. Es waren Töchter darunter, welche dieſen Morgen bei Felix ſich geſtellt, ihn angeredet, ihm die Hand gereicht, die er hatte ſtehen laſſen, ihre Erwartungen bitterlich getäuſcht hatte, und warum? Wegen einem ſolchen Ding da, von dem man nicht wußte, woher es kam, und das deßwegen nicht viel werth ſein mußte, denn wenn es was werth wäre, wüßte man auch wie es heiße und wo es daheim ſei. Dieſe alle machten Felix

ſtolze Augen, thaten kurz, ſpielten beleidigte Majeſtäten. Felix gehörte nicht zu dem Schlage, welcher leicht verdutzt wird, er hatte ſelbſt ein majeſtätiſches Bewußtſein und gegenüber den beleidigten Schönen ſultaniſche Regungen. Er trieb ſich mit Aenneli noch kühner durch das Getümmel. Konnte er einer der ſtolzen Schönen einen vaterländiſchen Mupf appliciren, ſparte er ihn nicht. Aenneli dagegen wuchs ihm immer beſſer in Arm, es dünkte ihn, mit dem Meitſchi ſei es ein ganz anderes Tanzen, als mit allen andern, er habe bis heute noch nicht gewußt, was Tanzen ſei.

Aenneli dünkte es auch ſo ſchön und doch ward ihm ſo angſt. Als Sepp und Bethi fortgegangen, hatten ſie die Zeit beſtimmt, wann Aenneli da ſich einzufinden habe, wo Sepp das Fuhrwerk eingeſtellt. Dieſe Zeit war verfloſſen, und Felix kümmerte ſich nicht drum, und gäb wie Aenneli jammerte, lachte Felix und ſagte, es ſolle nicht Kummer haben, er wolle alles verſprechen, aber jetzt laſſe er es nicht und ſolle ihm jetzt aufhören mit Kären ein für alle Mal. Aenneli weinte faſt, aber was ſollte es machen? Die Kraft, die ohne Rückſicht ihren Willen durchſetzt, fehlte ihm, die Furcht, den Felix zu erzürnen, war bei ihm eingezogen. Es iſt dieſe Furcht ein gar eigenes Merkmal für Alle, welche ſich darauf verſtehen. Da erſchienen Sepp und Bethi im Tanzſaal. Sepp hatte abreiſen und den Beſcheid hinterlaſſen wollen, Aenneli ſolle nachkommen, wie es könne und möge. Das iſt übliche Sitte, daß Mädchen bei ihren Tänzern zurückbleiben und mit dieſen heimkehren, während die Eltern ganz unbeſorgt vorausfahren. Aber Bethi erklärte, ohne Aenneli gehe es nicht heim, das ſei ihm noch zu jung, um es allein zu laſſen, und allweg mit Felix nicht. Das ſei ein Zwänggring, was ihm in Kopf ſchieße, da durch müſſe es, und auf das wolle es es nicht abkommen laſſen. Sepp mußte mit Bethi zurück, wo ſie die beiden gelaſſen. Was Teufels thut ihr noch da? ſagte Felix; dachte, ihr ſeiet ſchon halb heim! Zürnt doch recht nicht, jammerte

Aenneli; aber er wollte mich nicht gehen laſſen, gäb wie ich ihm angehalten. Heim mußt, ſagte Felix, aber jetzt nicht. Nun erhob ſich eine große Märteten, welche endlich mit einer Kapitulation endete. Bethi blieb feſt dabei, ohne Schweſter gehe es nicht heim, dagegen ließ es ſich bewegen, aber mit Mühe, noch eine Stunde warten zu wollen. Es war Bethi ſehr ärgerlich, daß Felix Aenneli ſo auffallend zu Tanz und Gaſt hielt. Es war noch mehr Volk aus der Bahfreude in den Saal gekommen, man kannte ſie alſo, und Bethi ſah wohl, wie die Mädchen die Naſen immer mehr rümpften; denn es iſt accurat die gleiche Welt und accurat gleiches Naſerümpfen wird an Hof- und Dorfbällen geſehen. Das Ding, ſagte Bethi, ſei ihm in Tod zuwider, nicht wegem Aenneli, das ſei, ſo Gott wolle, witzig genug, zu wiſſen, wie es dies zu nehmen hätte, aber wegem Gerede. Jetzt werde der Teufel aber los ſein und das ganze Dorf und das Räſonniren von vornen angehen.

Bethi ſetzte ſeinen Willen durch, nach einer Stunde mußte aufgebrochen ſein. Bethi gab nicht einmal zu, daß Felix Aenneli zum Tiſche nahm und mit Speiſe und Trank erquickte. Felix begehrte auf und meinte, es ſollte doch wiſſen, was Brauch und Recht ſei. Eine Böſere habe er noch nicht angetroffen, aber zwängen ſolle ihm die beim — — nicht alles. Geh' du und tanze, es ſind Bauerntöchter da, wie ſie ſich für dich ſchicken. Sie luegten ſchon lange auf dich! ſagte Bethi. Wott nit, können mir blaſen, will expreß, weil du mich abſchüſſeln willſt, mit euch heim! ſagte Felix. Kannſt nicht, ſagte Bethi, haben nur einen Sitz auf dem Wägeli, der iſt für uns zu enge. Stehe hintenauf, ſagte Felix, magſt wollen oder nicht! Denke, du werdeſt nicht zu vornehm ſein, dich darein zu ſchicken! Biſt ein wüſter Burſche, ſagte Bethi, meinſt, weil du Ammanns Felix ſeieſt, dürfeſt du alles zwängen, ſtehe dir alles wohl an; geht es dabei Andern wohl oder übel, ſo iſt's dir gleich! Was, übel gehen? fragte Felix. Freſſen will ich dich

nicht, wäreſt mir viel zu räs, und euer Roß wird mich wohl ziehen mögen, nicht weiter als es iſt, und Koſten machen will ich euch nicht, darauf kannſt dich verlaſſen. Bethi kehrte ihm zornig den Rücken, mehr zu ſagen ſchickte ſich ihm nicht, und Felix fuhr mit.

Es war ſchon gegen Abend, als ſie abfuhren, und Bethi war um ſo häſſiger, es ſprach kein Wort. Aenneli drückte ſich zwiſchen Sepp und Bethi mitten hinein, hinter ihm ſtand Felix. Was es dachte, wußte es nicht, es ſchwoll in ihm ab und zu wie Ebbe und Fluth gar mächtiglich. Wir wiſſen, daß es Sitte iſt, einzukehren, ehe man heimkommt, ſo gleichſam um zuzufüllen, dieweil der Wein ſich ſetzt beim Fahren, oder auch um den Tag gehörig zu brauchen mit Stumpf und Stiel und weil man zu Hauſe ſich nicht langweilen mag.

Es giebt auch Leute, welche an ſolchen Tagen nie heimkönnen, wenn ſie nicht gehörig gezankt, geſcholten oder geſchlagen haben. Ob bloße Streitſucht dabei zu Grunde liegt, oder ob ſie trinken, bis ſie ſtreiten müſſen, oder ob Streitſucht und Trinkſucht vereint wirken, iſt noch nicht ausgemacht. Wir hoffen, Naturforſcher werden ſich mit daherigen Unterſuchungen befaſſen und uns darüber in's Klare bringen. Man glaube nicht etwa, dieſe Sorte von Menſchen exiſtire im roheſten Pöbel, der in den hinterſten Gräben, wo Haſen und Füchſe einander gute Nacht ſagen, zu ſuchen, und hauſe in Klüften und Höhlen, komme daher in ungegerbten Ochſenhäuten mit nackten Beinen, man würde ſich ſehr irren. Dieſe Leute findet man in ſchönen Häuſern, haben vornehme Kleider an, geberden ſich gebildet. Zum Gebildetreden bringen ſie es begreiflich nicht, haben manchmal ſogar Titel am Leibe, machen Anſprüche, zu den Honoratioren zu gehören, ſingen zuweilen: Freiheit, die ich meine! Das iſt zumeiſt Freiheit für die Sau, welche in ihrem Leibe wohnt, und Freiheit, alle andern Leute kujoniren und tyranniſiren zu können nach Belieben. Manchmal führen dieſe Leute ihren Spectakel ſelbſt auf, machmal

führen sie Andere mit sich als Kläffer oder Bullenbeißer, welche sie dann anhetzen dem ersten Besten, der ihnen mißfällt. Diese Sorte Menschen ist wohl gekannt, kann aber an Markttagen so wenig vermieden werden, als lästige Kuhschwänze, mißbeliebige Finger, schlechter Wein und zähes Fleisch, sie ist in den meisten Wirthshäusern zu riskiren, welche an Wegen zu reißendem Fortschritt liegen.

Als unsere Leute gegen ein Wirthshaus zufuhren, befahl Felix: Sepp, häb zueche! Warum nicht gar! sagte Bethi, und das waren die ersten Worte, welche es sprach; jetzt noch zueche, und sollten wir schon vor mancher Stunde heim sein! Das het kei Gattig! Und jetzt bin ich Meister! sagte Felix, und thue es nicht anders! sprang ab, nahm das Roß beim Kopf und führte es dem Stallknecht in die Hände. Sepp ergab sich darein; zur Selteni einmal, werde nicht alles zwängen, dachte er. Aber Bethi war so zornig, daß man es bei einem Beine hätte gerade ausstrecken können wie ein Scheit Holz; es hatte gute Lust, auf dem Wägeli sitzen zu bleiben, aber es dachte an's Aufsehen, und je weniger desselben, deste besser sei es. Aber was das abtrage, jetzt noch in's Wirthshaus und keine Stunde weit heim, und mit Ammanns Felix, wo noch in dieser Nacht in jedem Hause werde Gericht gehalten werden über dieses Geschleipf, wie man noch keines gesehen. Bethi machte ein Gesicht, daß man das Weltmeer damit hätte vergiften können, aber es ging. Als sie in die Stube kamen, wer saß drinnen? Eglihannes! — bei ihm einige jener Zankhähne, sonst noch ein zahlreiches gemischtes Publikum.

Gäbe einen Neuthaler, wäre ich wieder draußen, sagte Sepp. Geschieht dir recht, sagte Bethi, wärest witzig, so brauchtest keinen Neuthaler zu geben. Kannst jetzt ausfressen helfen, was eingebrockt ist. Sepp trachtete nach einer entfernten Ecke; da rief Eglihannes in seinem aufgestachelten Uebermuth: B'stecke hilft nüt, me het ech ja scho g'seh, ih wett dahere cho! Sepp kam das Blut in's Gesicht, aber Felix kam ihm zuvor und

ſagte: Warum nicht? Wir haben nicht nöthig, uns zu verſtecken, geſtohlen haben wir nicht, und was wir brauchen, zahlen wir! Aber heutzutage nimmt man ſich in Acht, wo man abſitzt, wenn man Krätze und Wanzen nicht liebt und nicht gern neben Huren und Hurenbuben ſitzt! So war der Feldzug eröffnet und von Felix mit förmlicher Begeiſterung. Die bekannten Händelmacher von Eglihannese Schlage unterſtützten und hetzten dieſen mächtiglich. Bauern im Allgemeinen, die Wehrfreudiger insbeſondere wurden auf's Korn genommen, verhöhnt und verſpottet ſchmählichſt. Felix blieb nichts ſchuldig, er räſonnirte die andern gräulich zuſammen und gebrauchte dabei eine eigene Kampfesweiſe, welche noch unwiderſtehlicher iſt, als die der Ruſſen in Ungarn war. Auf alles, was die andern ſagten, achtete er bloß, wenn es ihm dienlich war; ſo recht in guter Laune ſagte er den andern ſo wüſt er konnte. Er hatte das Publikum auf ſeiner Seite, was begreiflich die andern reizte und ärgerte; er war eben recht angetrunken, daher war ihm ſo recht wohl im Streit. Felix beſtellte zwiſchen durch an Eſſen und Trinken, als ob er ſein Lebtag da bleiben wolle, und Bethi ſagte: Biſt ein Narr, was meinſt auch? Schweig', wer beſtellt, der zahlt! ſagte er. Und eſſen kann, wer mag! antwortete Bethi und befahl Sepp, nachzuſehen, ob das Roß den Hafer gefreſſen. Haſt nicht zu preſſiren, ſagte Eglihannes, er entrinnt dir nicht. Die Pintenwirthin lachte, daß es ſie ſchüttelte, und Bethi ſprühte das Feuer aus den Augen. Aenneli hatte Luſt zum Weinen, aber Felix ſagte: Habe nicht Kummer für alte Schuh, unſer Gattig Leute gehen nicht mit dem Schelmen durch, aber euer Gattig Leute, ja ganze Kuppele. Wenn ihr zentum alles ausgeſogen habt und das Volk betrogen, die obrigkeitlichen Kaſſen beſtohlen und verſoffen und verhuret habt, geht ihr mit dem Schelmen draus nach Amerika oder ſonſt dem Teufel zu. Wie ſagt man dem Orte, wo die Herren an Wittwen und Waiſen ſaugen, die Vogtsgelder verbraucht ſind, das ganze Dorf, ſammt Kirche

und Schulhaus, auf die Gant muß, wo man um drei Schoppen Bier einen ganzen Karren voll Weiber haben könnte mit ſammt neuſilberigen Göllerketteli?

Das ſtach auch und ein Wort kam hitziger als das andere, bis Eglihannes nach Felix eine Flaſche warf. Der parirte, ward dabei in die Hand geſchnitten, ſprang in einem Satz über den Tiſch, und ehe ſich jemand deſſen verſah, hatte er den Eglihannes unter den Füßen. Deſſen Freunde vergaßen die gebräuchten Geberden, thaten wie halbe Thiere, wollten Felix ungekocht freſſen. Aber dem Felix ſtand alsbald der Nägelibodenbauer zur Seite, der hielt mit mächtigen Armen zwei bei der Gurgel, daß ihre ohnehin aufgeblaſenen Geſichter wurden wie Euter von alten Bergkühen, die zum Kalben ſtehen. Felix, wie bekannt glücklich, wenn er prügeln konnte, rührte ſeine Fäuſte noch munterer, als früher ſeine Beine zum Tanzen. Anneli weinte, Bethi räumte Gläſer und Flaſchen weg und ſchrie nach dem Wirthe; das übrige Publikum ſah zu, das weibliche mit Furcht und Zittern, das männliche kaltblütiger, neugierig. Seh, thut ſie doch auseinander, hieß es, aber niemand hatte gern die Hand dazwiſchen. Zwei, drei ſtanden auf, zu helfen, wenn Seyp und Felix den Kürzern ziehen ſollten, denn jene Händelmacher liebte niemand, es hatten ſchon zu Viele unter ihren Manieren gelitten. Der Wirth preſſirte nicht; Bethi, voll Angſt für ihren Mann, hatte einen ſeiner Gegner hinten bei den Haaren genommen und herumgeriſſen, worüber ein großes Gelächter entſtand, der Lümmel ganz verdutzt daſtand, als er als Gegner ein Weib erblickte.

Endlich kam der Wirth und that ſeine Pflicht, die Schläge hörten auf, aber das Brüllen dauerte fort, und eine Partei bedrohte die andere mit den Folgen, ſchleuderte Drohung um Drohung auf ihre Häupter. Viel zu klagen hatte keine Partei; die Anfänger hatten, wie billig, mehr abgekriegt. Eglihannes ſah aus wie ein gemauſert Huhn, und braun und blau dazu; die Halbherren und Streitmacher hatten verklebte Augen und

Naſen wie Schuhleiſten, Halstücher und Vorhemdchen waren in traurigem Zuſtande. Sepp war am beſten daraus gekommen, dagegen blutete Felix doppelt an Kopf und Hand, machte ſich aber nichts daraus, dieweil er es gewohnt war, aß und trank nun, nachdem er gewaſchen war, erſt mit rechtem Appetit und fühlte volle Befriedigung, als wie nach wohl vollbrachtem Tagewerk. Aenneli ſah ihn gar bedauerlich an, deſſen freute er ſich ſehr, machte tapfer Geſundheit mit ihm, höhnte nebenbei immer den Eglihannes aus, bis der endlich, ſattſam betrunken und neue Schläge fürchtend, das Feld räumte und durch ſeinen G'ſtabi ſich heimziehen ließ. Bethi ſaß wie auf Dornen und mußte doch warten, bis Eglihannes nicht mehr einzuholen war. Es weiß niemand, was es gegeben hätte, wenn es dieſen Tag hätte ausſtreichen können aus ſeinem Leben. Gäb wie man ſich in Acht nehme, es helfe alles nichts, dachte es. Dem, was Einem einmal geordnet ſei, entrinne man nicht, man möge machen, was man wolle. Gehe es von Hauſe, habe es Verdruß und komme in's Gerede, und Aenneli ſei die friedlichſte Kreatur, und wo es ſich zeige, ſei Blut und Streit, nicht einmal wegem Meitſchi, ſondern aus bloßer Tüfelſüchtigi, das Meitſchi habe nichts davon, als Spott und Schmach. Es wollte, es hätte alles an ſeinem Orte, jedes in ſeinem Bette, dann wollte es gern für geraume Zeit das Zu-Markte-gehen abſchwören.

Bethi's Sinnen benutzte Felix und flüſterte mit Aenneli. Aenneli antwortete nicht mit Worten, wurde aber ganz roth und ſchüttelte den Kopf. Felix flüſterte lauter, da ſah Bethi ſich um, ſagte, es werde angeſpannt ſein, ſagte Aenneli vor ſich her, ſaß halb verdreht auf ſeinem Sitze, redete mit Felix, ſo daß der durchaus zu keinem heimlichen Worte mehr kam, auch nicht beim Abſteigen, denn da ſagte Bethi Aenneli alsbald voran in's Haus, angeblich nach Licht. Felix mußte abziehen, nahm aber eben nicht zärtlichen Abſchied von Bethi, was dieſes auch eben nicht beſonders anfocht.

Das Licht ward alsbald gelöſcht, zwei Perſonen ſchliefen jedoch nicht, und dies waren Aenneli und Bethi. Der Nägelibodenbauer dagegen ſchnarchte alsbald, daß die Fenſter klirrten wie bei einem gelinden Erdbeben. Aenneli hatte das Herz ganz voll; es kam ihm wohl, daß, nach Ausſage der Gelehrten, das Herz dehnbar iſt, es wäre ſonſt zerſprungen. Ach, es war voll Glück und Freude, ſo ganz voll Freude an Felix und ſeinem Thun, und weiter als an dieſe Freude dachte es nicht; hell und klar und tief war dieſe Freude, wie wohl ſelten eine auf Erden iſt.

Bethi's Herz war faſt eben ſo voll Verdruß und Sorgen. Bethi war ein Weib, hatte daher von Natur ein Auge für angehende Liebe und daherige Händel, überdies war es Stubenmagd geweſen, Erfahrung und Beobachtungen hatten es vor Andern ſcharfſichtig gemacht. Aenneli's Liebe und Felix's zutäppiſches Weſen um Aenneli war ihm offenbar; daß der Anfang ein Ende habe, d. h. alles gleich anfangs von ſelbſt erlöſche, glaubte es. Aber was für ein Ende konnte es ſein? Ein glückliches in keinem Falle, allerwenigſtens eins mit Weh und Thränen, wenn nicht noch ein viel ärgeres! Allweg war eine ſchwarze Wolke über ſeinem lieben Aenneli, die ſich entladen mußte, aber wie? das war eben die Frage. Aenneli weg thun zu rechter Zeit, das war das Kürzeſte und Beſte; das löſcht das Feuer am beſten, wenn man es austritt, ehe daſſelbe im Dache iſt. Es that ihm aber weh, das liebe Meitſchi, deſſen Unentbehrlichkeit es gefühlt, weg zu thun, damit war es ſelbſt geſtraft. Und was ihn's noch mehr dauerte, war die Gewaltthat an Aenneli's Liebe. War es nicht in ähnlichem Falle geweſen: Magd, und der Geliebte der Sohn des Hauſes? Wie wäre ihm nun geweſen, wenn eine eigene Schweſter mit Gewalt es von Sepp geriſſen, ſeine Verbindung unmöglich gemacht hätte? Es ging auch fort, aber aus fremdem Hauſe, und Sepp kam ihm nach. Es heirathete Sepp und war jetzt eine Bäurin, aber Sepp war nicht reich

und nicht des Ammanns einziger Sohn und wartete doch, bis die Eltern geſtorben waren, die aber einige Dutzend Jahre älter geweſen, als der Ammann und die Frau Ammännin, die bei ihrem Leben nie ein armes Mädchen als Sohnesfrau dulden würden, denn bekanntlich will man um ſo mehr Geld erheirathen, je mehr man bereits hat. Es iſt ſo ein Quaſi-Ehrenpunkt, recht viel Geld zu kriegen, je mehr man kriegt, deſto mehr werth glaubt man ſelbſt zu ſein. Es iſt ein ganzer Burſche, wenigſtens hunderttauſend Gulden hat er erheirathet! O, es iſt doch der leidiſch Kerli, e rechte Möff, het es ſelligs V'rmöge und war nicht im Stande, etwas zu erheirathen, keinen Batzen hat er von ſeiner Frau! So lautet die öffentliche Meinung und nicht bloß die Anſicht eines Ammanns und einer Ammännin.

Das war's, was Bethi den Schlaf verſcheuchte. Es ſuchte Rath und fand ihn nicht. Da kam ihm ein Laut an's Ohr, er fuhr auf und horchte; es war ihm, als höre es Töne, plötzlich wußte es, was es war, fuhr in die nöthigſten Kleider, beſtieg den Ofen, über welchem eine große viereckige Oeffnung war, durch welche man in die Kammer ſteigen konnte, in welcher Aenneli ſchlafen ſollte und nicht ſchlief, ſchob leiſe den Laden weg, welcher das Loch deckte, und rekognoscirte. Da ſah Bethi eine Geſtalt vor dem Fenſter, von der kamen die Töne, und vor ſeinem Bette ſtand Aenneli und zitterte. Bethi, entſchloſſen, hinauf zum Fenſter, ſchob ein Schiebfenſterchen zurück und ſagte: Hör' du, Felix, es wäre Zeit, daß du uns in Ruhe ließeſt, ich habe heute ſchon genug Verdruß gehabt deinetwegen, vor weiterem will ich ſein, zähl' darauf!, Geh' heim, hier haſt du nichts zu ſuchen, und wenn du was ſuchen ſollteſt, du wirſt da doch nichts finden, zähl' darauf! Habe nichts mit dir, ſagte Felix zornig. Geh' du in dein Bett und ſtecke deine Naſe nicht in anderer Leute Sachen, hör'! will zu Aenneli und nicht zu dir! Du wirſt zu einem ſo wenig kommen als zum andern, und daß du mir nie mehr

vor ein Fenſter kommſt des Nachts! Geh' zu Deinesgleichen, und mache nicht arme Mädchen unglücklich, ſo ſchlecht wirſt nicht ſein wollen! Felix wollte aufbegehren, aber Bethi ſagte: Biſt beſoffen und weißt nicht, was machſt! Geh' heim, oder ich wecke Sepp! So ſprach Bethi, ſchob das Fenſterchen zu und trat zurück. Felix hielt eine Weile ſtill und bückte ſich. Als er glaubte, Bethi ſei zu Bette, erhob er ſich und klopfte wieder leiſe. Da war Bethi wieder da und ſagte: Jetzt gehe, wenn ich dir gut zum Rathe bin, oder meinſt, wir ſeien nur da, um uns von dir kujoniren zu laſſen?! D——Her, was du biſt! ſagte Felix und verſchwand. Meitſchi, geh' in's Bett, ſagte Bethi ärgerlich zu Aenneli; biſt mir d's Herrgotts und thuſt ihm auf, d's erſte Mal, wo du es thuſt, mußt aus dem Hauſe!

Aenneli brachte eine troſtloſe Nacht zu, ein doppelter Kummer zerſchnitt ihm das Herz: Bethi war böſe, Felix war böſe. Aenneli hatte ein liebes Herz, welches kein Thierchen böſe machen konnte, und jetzt waren die beiden Menſchen, welche unter dem weiten Himmel ihm die liebſten waren, zornig über ihn's, man denke ſich des armen Kindes Schmerz!

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie man Gutes mit Böſem vergilt.

Der Winter brach ein, hart und ſtreng, Weihnachten nahte. Es iſt eine eigene Ordnung in der Natur, daß, je ſtarrer der Erdboden durch Froſt gebunden wird, deſto hungeriger Menſchen und Vieh werden. Alle Ordnung kommt von Gott, darum ſicherlich auch dieſe. Alle Ordnung macht Gott beſonders darum, daß der Menſch Weisheit lerne und in der Demuth bleibe. Es ſieht der Menſch in dieſer Ordnung alle Winter, daß es Zeiten giebt, wo man mehr braucht als ſonſt

und nichts erhält, daß man mit allen Mühen nichts hervorbringen, ſondern bloß und allein vom Vorrath leben muß, vom Vorrath, den Gottes Güte gegeben und den man mit fleißigen Händen eingeſammelt. Er ſieht daraus, daß die Zeiten immer wieder kommen, wo man bloß von Gottes Güte lebt und nicht von ſeiner Weisheit und Kraft, wo man zehrt von den Früchten der Sparſamkeit, welche die Vergangenheit gegeben, und Zeiten, welche nichts hervorbringen trotz allem Fortſchritt und allem Uebermuth der Menſchen, als geſteigerten Hunger und ein Verzehren der Schätze der Vergangenheit und eine alle Tage mehr zu Tage tretende Ohnmacht, die Schätze der Vergangenheit zu bewahren und neue zu ſchaffen, die Bedürfniſſe der Gegenwart zu befriedigen. Das ſind auch Zeiten, welche die Ehre Gottes erzählen und herausquellen mit ihrer Rede, Gottes Weisheit zu verkünden. Sie haben zwar keine Rede und keine Worte, und doch wird ihre Stimme gehört. Ihre Schrift geht aus in alle Lande und ihre Rede an das Ende des Erdkreiſes. König David ſchrieb dies vor faſt dreitauſend Jahren für Iſraeliten, müſſen damals die Leute geſcheidter geweſen ſein als gegenwärtig, die Väter weiſer als die Kinder. Denn ſolche Schrift verſtehen nicht bloß die jungen Juden nicht mehr, ſondern nicht einmal unſere zeitgeiſtlichen Schulmeiſter. Und wenn es ſo ſteht mit dem jungen Holz, was ſoll man vom alten erwarten, und namentlich von Behfreudigern?

Dieſe konnten ſich in die ſtrenge Kälte gar nicht ſchicken, ihre ſo köſtlich g'reiſeten Kühe wollten gar nicht ſatt werden, und ihre Heuſtöcklein waren gegen Weihnachten ungefähr wie ehedem an der Faſtnacht. Jetzt erfuhren ſie, wie es geht, wenn man im Sommer noch einmal ſo viel graſet als ſonſt und doch gleich viel Kühe wintern will. Kühe ſind begreiflich nicht Töchter, da iſt ein himmelweiter Unterſchied. Töchter laſſen ſich ſchnüren bis ihr Magen nicht größer wird als ein braver Fingerhut. Töchter haben Verſtand: wenn ſie ein geſundes

Aussehen kriegen und sich Fleisch ansetzen will, essen sie nur noch halb genug und trinken dünnen Thee und starken Essig ohne Zucker, das kostet den Papa wenig und hilft den Töchtern von den rothen Backen und dem guten Aussehen. Kühe nun sind bekanntlich ganz anders, haben keinen Verstand, fragen der Taille hell nichts nach und scheren sich um niemanden, am allerwenigsten um einen Bauer, dessen Heustock die Schwindsucht hat. Im Gegentheil, je dünner derselbe wird, desto mehr Appetit kriegen sie, und wenn ihnen derselbe nicht vollständig befriedigt wird, so sind sie indiskret, haben keine Manieren und brüllen, bis sie zu fressen kriegen, und zwar hartnäckig ganze Nächte durch, noch viel ärger als gewisse Reisende, wenn sie 'mal das Glück haben, auf fremdem Boden einquartiert zu werden. Indessen um gerecht zu sein, wären gewissen Bade- und andern Wirthen Gäste, welche so natürlich und stätig ihre Bedürfnisse verständlich machen, auf den Hals zu wünschen. Es wären für den Wirth wahrhafte Kurgäste. Gar oft ist's der Fall, daß der Wirth sein eigenes Wasser am allerwenigsten braucht und doch das Kuriren am allermeisten nöthig hätte. Auch den respektiven Kellnern thäte es wohl an den Manieren, wenn sie Gäste kriegten mit solchen Stimmen und ohne Blatt vor dem Maul.

Noch empfindlicher als das Brüllen wird was Anderes. Bosheit ist weit ärger als Unverschämtheit, und Rachgier liegt in jedem Thiere. Jede Kuh ist rachgierig, je weniger man ihr zu fressen giebt, desto weniger Milch giebt sie aus Rachgier und Bosheit. Diese Bosheit ist so verstockt, daß man weder mit Schlägen noch Zusprechen etwas dagegen ausrichtet, sie wird im Gegentheil noch alle Tage größer. Namentlich die sogenannten g'reisteten Kühe führten sich am wüstesten auf. Das waren Fremdlinge im Hause, hatten weder Anhänglichkeit an Personen noch an's Haus; wenn sie den Heustock in einem Tage hätten fressen können, sie hätten es gethan, unbekümmert, was der Bauer dazu für ein Gesicht gemacht. Und

je mehr sie fraßen, je unverschämter sie thaten, desto weniger Milch sie gaben. Die frühern, versorgeten, eingebornen Kühe hatten regelmäßig ihre Milch gegeben bis zwei Monate oder sechs Wochen an's Kalben, ja einige waren so treu, daß man sie fast nicht gust lassen konnte, dazu thaten sie bescheiden im Fressen, es war nicht alles Bauch an ihnen. Die neuen, g'reiseten hatten es ganz anders. Nachdem sie viel gekostet, gaben die besten einen Monat oder zwei ziemlich Milch, manche noch schlechter und dünne, aber alsbald nahmen sie ab und ab, und nach vier oder fünf Monaten thaten die meisten nichts mehr als fressen und brüllen und stoßen nach allen andern, die noch etwas zu fressen hatten. Die Weiber hatten darauf gezählt, den Winter über Milch genug zu haben für den Hausbrauch, für Anken in Vorrath, für gestoßene Nidle am Weihnachtstage und noch etwas zum Verkauf, um ihre erschöpften Privatkassen wieder einigermaßen zu trösten. Sie waren von ihren Männern den ganzen Sommer über darauf angewiesen worden, als wie die Heiden auf das verloren gegangene goldene Zeitalter, die Juden auf das tausendjährige Reich, und war ihnen gegangen wie Heiden und Juden: statt aller Erfüllung nichts als lange Nasen. Schon in der Herbstweide, wo im Bernbiet sonst Milch wie Bach fließt, die Bäurinnen sich wenigstens so sehr darauf freuen, als die Zürcherinnen auf eine Fahrt nach Baden und die Baslerinnen auf eine Hochzeit zu Pratteln oder Sißach oder sonst wo in ihrer wunderlieben Landschaft — ging es miserabel zu, ganz apothekermäßig, d. h. statt maaß-, blos tropfenweise, und um diese Tropfen zu erhalten aus den g'reiseten Kühen, mußte man sich fast den Athem aus dem Leibe ziehen. Und als sie an's Dürre kamen, vertrockneten sie ganz und gar. Die Ankenhäfen blieben leer, die Privatkassen blieben leer, ja die Milchkacheln wurden immer rarer auf den Tischen, dazu die Heubühnen immer durchsichtiger, es war ein wahres Elend. Um Lichtmeß soll sonst, wenn der Bauer mit gutem Gewissen das Frühjahr erwarten soll, nicht

mehr als das halbe Heu und das halbe Emd gefüttert ſein. Ja, du meine Güte, es waren um Weihnachten ſolche, welche froh geweſen wären, wenn ſie noch die Hälfte vom Halben gehabt hätten.

Die Katholiken haben die ſchöne Sitte, im Frühjahr ihre Felder einſegnen zu laſſen, im ſüdlichen Frankreich laſſen ſie die Ochſen weihen, die in die Berge gehen, und wenn Dürre oder Näſſe Mißwachs drohen, giebt es große Prozeſſionen, außerordentliche Feierlichkeiten. Schön nennen wir es, wenn man dieſe Sitte von allem Aberglauben entkleidet und darin die demüthige Anerkennung ſieht, daß mit aller Weisheit und Macht der Menſch nichts machen könne an Regen und Fruchtbarkeit, an guten und böſen Jahren, daß jede gute Gabe von Oben komme, vom Vater der Lichter. Dieſes Bewußtſein erhält ſich am längſten bei dem Landmann, der alle Tage Gottes Macht vor Augen hat und die eigene Ohnmacht, wie Gott unerwartet nehmen kann, aber eben ſo unerwartet geben. Der Landmann bedarf aber auch dieſes Bewußtſein bei ſeiner ſchweren Arbeit, damit er geduldig auszuharren vermöge in harter Arbeit, bei ſo zweifelhaftem Erfolge, im Vertrauen auf den, der da ſeine milde Hand öffnet zu ſeiner Zeit und mit Wohlgefallen ſättiget Alles, was da lebet. Wo dieſes Bewußtſein erliſcht, wo der Zeitgeiſt wie ein ſchwarzes Geſpenſt daſſelbe erſetzt, da kommt das Ungenügen, die Unzufriedenheit, das Unbehagen über den Bauer; ſein Stand, der ſchönſte ſonſt, ſcheint ihm der läſtigſte, ſeine Verhältniſſe erleiden ihm, er fällt auch der Zerriſſenheit anheim, welche als eine neue Art von Auszehrung die Kinder dieſer Welt verzehrt und die nichts Anderes iſt, als eine Emancipation von Gott, ohne etwas zu haben, worauf man ſein Vertrauen ſetzen kann, nichts zu haben, als ein alle Tage deutlicher werdendes Gefühl des Unvermögens, ſich das mit eigenen Kräften zu verſchaffen, wornach das Fleiſch gelüſtet.

Der nicht emancipirte Landmann hat auch noch Augen

für den Unterſchied zwiſchen geſegneten und ungeſegneten Menſchen oder Sachen. Schon David ſagt: Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten ſeine Bauleute umſonſt daran; wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umſonſt. Es iſt euch umſonſt, daß ihr früh aufſtehet und lange ſitzet und eſſet euer Brod mit Sorgen, da der Herr Schlaf und Brod den Seinen ohne Sorgen giebt. Es iſt wirklich wunderbar mit dieſem Segen Gottes, von ihm kann man nicht ſagen: ſiehe, er iſt dies oder er iſt jenes; aber ſagen kann man von ihm: ſiehe, hier iſt er, und ſiehe, dort iſt er! und eben ſo deutlich tritt der Unſegen heraus aus dieſem und aus jenem Hauſe.

Lachen wir daher durchaus nicht darüber, wenn die Katholiken ſichtbarlich die Aecker ſich ſegnen laſſen, ſobald der Sinn dabei iſt, der im äußern Zeichen das innere Weſen erkennt und weiß, daß nicht im Waſſer der Segen iſt, ſondern im Geiſte, der das Waſſer ſpritzt. Ja, auch wenn ſie ihre Ochſen weihen und ſegnen laſſen, haben wir nichts dawider, wenn darin das Bekenntniß liegt, daß auch das Unvernünftige Gottes Schirm und Güte nöthig habe, und das Gelübde, daß der Beſitzer ebenfalls ſeines Viehes ſich erbarmen wolle. Wir laſſen gar nichts mehr weihen und ſegnen; ich will nicht von Ochſen reden, aber nicht einmal unſere Rathsherren werden eingeſegnet, darum auch werden ſie ſelbſt ſo unerquicklich ſein und ſo unfruchtbar ihre Rathſchläge. Ja, wir ſind überzeugt, das Parlament in Frankfurt wäre ein ganz anderes geworden, der Unſegen wäre nicht ſo ſchwarz und ſchauerlich über ihm gelegen, die Perſonen nicht ſo lächerlich oder verächtlich geworden, die Rathſchläge nicht ſo verkehrt, wenn die chriſtliche Weihe nicht mit ſolchem Hohne von der Hand gewieſen worden wäre. Gewiß kommen die Ochſen in der Provence geſegneter von ihren Bergen, als ſo viele Parlamentsmitglieder von Frankfurt, und allweg auch als ſo

viele ſchweizeriſche Räthe, Brunnen ohne Waſſer, Wolken ohne Regen, Räthe ohne Rath, wenigſtens ohne geſegneten.

Wir ſind überzeugt, wenn jemand den Einfall gehabt hätte, Kapuziner kommen zu laſſen, um die Heuſtöcke zu weihen, dieweil ſie dann noch ein Mal ſo lang darhielten, am Glauben hätte es in der Behfreude nicht gefehlt; Glauben iſt dort viel, doch die Einfälle ſind rar. Eiſi im Dürluft wäre das Erſte geweſen, welches den Verſuch gemacht hätte, hatte es auch b'ſunderbar nöthig, denn alle Tage gewannen Mondſchein und Sonnenlicht mehr Raum auf ſeiner Bühne und nicht lange ging es mehr, konnte es dieſelbe zu einem Tanzſaal einrichten, den Tänzern ſtand gar nichts mehr im Wege. Das käme manchem Bauer fürwahr kommod, wenn mit Tanzen die Kühe gefüttert wären, dann wüßte er doch, wofür ſeine Töchter zu gebrauchen ſeien und womit er ſie nützlich beſchäftigen könnte. Eiſi im Dürluft hätte ſicher den ganzen Tag ſelbſt getanzt mit Peterli oder wer es geweſen, wenn es geholfen hätte. Es war bitter übel dran, es hatte weder Milch, noch Anken, noch Geld. Der erſte Stoß Käsgeld war längſt verbraucht, hatte gar nicht dargehalten, es war, als ob der Wind dahinter ſei. Ihre g'reiſeten Kühe hatten es gemacht wie die andern: ſtanden jetzt dürr und mager im Stall, brüllten jetzt den Bahren voll, ſobald er nicht voll Heu war; die einen waren nicht trächtig, die andern taugten ſonſt nichts, es ſollte wieder auf's neue g'reiſet ſein. Aber wo Geld nehmen und nicht ſtehlen? Ein heilloſes Geld ſollte Peterli an den Kühen verſpielen, und dann, wo nehmen für andere Kühe? Eiſi ſtand allemal weit vor das Haus hinaus, wenn es von weitem den Polizeidiener ſah, und hoffte, es komme wieder ein Brief und bringe Hülfe. Aber es kam keiner, der Hülfe brachte, all ſein Ausgucken war vergeblich. Der arme Peterli mußte es wiederum entgelten. Er ſei doch der leidiſt Hung von der Welt, ſagte Eiſi, kei lebendigi Seel äſtimir ne u ſchryb ihm öppe es Briefli u ſäg, wo Geld

ſyg u wo me chön ga näh. Wenn es gewußt hätte, daß er ſo ein Leider ſei, es hätte ihn ſy Seel nit gno, er hätte ſeinethalb ihm chönne pfyffe oder blaſe! U de du, ſagte Peterli, wenn er endlich ungeduldig ward; was biſt de du, u was ha-n-ih vo dir? Gäll, für mih ſy doch ſcho Briefe cho u hei neuis g'ſeit, aber nit vo dir her, vo mir, da biſt froh giy drüber, Eiſi, gäll! Ja, wenn mein Vater auch ſo geweſen wäre wie der deine, ſo ein Löhl und Lappi, daß er ſein Vermögen andern ſchlechten Leuten angehängt und es in Geltstagen verloren hätte, wo er hätte voraus ſinnen können, wie es ihm ergehen könne, es weiß kein Teufel, wie viel Briefe wir jetzt erhielten und nicht nur einen, und was alles darin wäre, und nicht bloß ſo eine Lumperei, die gerade iſt wie: wer gebt da durch?! ſo polterte Eiſi. Es wäre deinem Vater eine Kunſt geweſen, ſagte endlich Peterli, Andern viel Geld anzuhängen und es verlieren zu müſſen, dafür hätte er erſt ſolches haben müſſen, und ſein Lebtag hat der nicht viel Anderes gehabt, als eine böſe Frau und ſtrube Kinder, und die hat niemand ſtark begehrt. Wohl, da hatte Peterli Zeit zu gehen, wenn er Haare auf dem Kopfe und Zähne im Mund behalten wollte, weithin trieb dem Flüchtling das ertaubete Eiſi einen Beſenſtiel nach.

Nun, der Eheſtreit hat ſeine vortreffliche Seite, er giebt Gelegenheit, Frieden zu machen und dann die Süßigkeit desſelben zu empfinden. Wir müſſen ſagen, ſo ein Eheſturm dauerte auf dem Dürluft nicht lange; gewöhnlich gab es Byſluft darauf und nach dieſem ſpannte Peterli ſeine Segel auf. — Ja, ſagte Eiſi Tags darauf, ſieh wie du es machſt, aber Geld muß ſeln. Geh' zu Eglihannes, der kann dir helfen, der hat Geld vom Käshandel, den ihr Löffle ihm überlaſſen; hättet es doch auch brauchen können; ſag' ihm, er ſolle dir geben, es gehört nicht einem allein, es gehört dir auch, oder ſag', du wolleſt mit ihm g'meinen. Lue, kein kommoderer

Handel iſt auf Gottes Welt, als der, wo man nichts zu kaufen braucht, ſondern bloß verkaufen kann.

Peterli trappete zu Eglihannes, aber er kam übel an. Der begehrte auf wie ein Rohrſpatz; er wollte, er hätte mit dem ganzen Handel nichts zu thun. Die Käſe ſeien ſo unwerth wie Steine auf den Straßen, er könne zu hundert Wirthen laufen, ehe ihm einer einen abnehme, und nicht etwa für baares Geld, ſondern erſt in einem oder einem halben Jahre zahlbar, wo ja kein Menſch wiſſe, ob er noch lebe oder einen Kreuzer habe, um zu zahlen, wo nichts gewiß ſei, als daß dann wohl der Käs werde gefreſſen ſein. Wenn er nicht den Befehl hätte, ſie zu verkaufen, wie er könne und möge, er beſönne ſich zwei Mal, ehe er es ſo machen thäte. Er habe ſchon manchmal im Sinn gehabt, die ganze Sache ihnen darzuwerfen, denn er möge es machen, wie er wolle, bleibe ihm doch der Schmutz auf dem Aermel, und was für Schaden er auch habe, müſſe er am Ende doch noch geſtohlen und betrogen haben. Er kenne die — — Schelmen durch und durch, was ſie an ſich ſelbſten wüßten, daß trauten ſie Andern, und wenn er den ganzen Tag in ihrem Nutzen ſich die Beine abliefe, ſchlage ihm am Abend ſo ein verfluchtes Kalb zum Dank faſt den Kopf ab. Aber habe der nur Geduld, dem wolle er es eintreiben, daß der ſein Lebtag an Eglihannes denke. Dem wolle er ſein G'ſchleipf im Nägeliboden vertreiben ein für alle Mal, es ſei Spott und Schande für's ganze Dorf, daß man ſo etwas dulde. Er hätte geglaubt, der Pfarrer ſage etwas dazu, aber der ſei ſo nichtsnutz als Andere, ein Tagedieb, ſtehle dem lieben Gott die Sonne ab und der Regierung das Geld. Aber wenn niemand was ſage, ſo ſei, Gottlob! Eglihannes noch da, der ſchweige nicht, er wüßte nicht warum!

Man ſieht, Eglihannes gehörte vollſtändig zu den erleuchteten Kindern dieſer Welt, welche den Splitter in Anderer Augen ſehen, den Balken im eigenen aber nicht, oder welche

an Andern ſtrafbar finden, wozu ſie ſich ſelbſt berechtigt glauben.

Es dünkte Peterli, der Mann rede ſchön, das ſei einer von denen, welche es ſicher gut mit dem Vaterlande meinten, und was die Leute über ihn geſagt, z. B. daß er ihn mit dem Briefe betrogen und ihm bloß ein Bettlergeld ausgezahlt, glaubte er nicht. Es iſt merkwürdig, man weiß nicht, ſoll man darüber weinen oder lachen, aber man muß immer wieder darauf zurückkommen, wie leichtgläubig und wie mißtrauiſch, wie wankelmüthig und wie feſtgläubig die meiſten Leute ſind, und zwar immer verkehrt, halten feſt am Glauben von Lug und Trug, ſtehen wetterwendiſch von jeder Wahrheit ab, trauen den Schlechteſten und ſind unzugänglich für den Rath der beſten Freunde. Sollte uns eigentlich nicht wundern, ſtammen wir Geſindel ja ſämmtlich von Eva her, die dieſe ſeltſamen Eigenſchaften, welche entſchieden fortgeſchritten ſind, bereits im Paradieſe entwickelte.

Quackſalbern, Wahrſagern, Schweinehändlern, Aufweiſern, politiſchen und häuslichen, Aufweiſern von allen Sorten, kurz den böſen Geiſtern und kleinen Teufelchen, welche der große Teufel in die Welt treibt wie die Gergeſener ihre Schweine in's Acherum, wird geglaubt, und man bleibt beim Glauben und werde man hundert Mal angeſchmiert und tauſend Mal angelogen. Die, welche die Wahrheit reden und zum wahren Wohl, ſieht man an wie die Kuh ein neues Tennthor, brummelt in Bart: Schmöckt! dreht ſich und geht ab. Peterli war von Eglihannes betrogen worden, man hatte es ihm geſagt, er hatte gedacht, möglich wär's, und jetzt ging er von ihm in der Ueberzeugung, er ſei doch ein braver Mann, der rede von der Leber weg. Es nehme ihn nur wunder, was die Leute gegen dieſen braven Mann hätten, daß ſie ihn nicht könnten ruhig laſſen? — Woher dieſe Verkehrtheit, Verrücktheit, möchten wir ſagen? Ach, ſie hat leider einen nur zu richtigen (guten wollen wir nicht ſagen) Grund. Dieſe Ha-

tunken und Halunkinnen (denn darin laſſen die Weiber den Männern den Vorrang nicht), gemeine und vornehme Staatskünſtler und Haarkünſtler laſſen halt gewiſſenlos die Künſte ſpielen, welche ihr Urvater, der Teufel, im Paradies in Kurs gebracht. Gott der Vater hat dem Menſchen den Trieb nach dem Höheren, nach dem Himmel, als eine Himmelsgabe beigegeben. Dieſer Trieb ward eben vom Teufel mißbraucht, er gab der Eva ein, ſie ſolle nicht warten, was Gott wolle; ein Satz, und ſie ſei ihm gleich!

Den gleichen modus procedendi gehen ſeine Nachkommen, ſchmieren die Augen ſanft ein, ſtacheln dagegen alle Lüſte auf, reizen ſie durch die reizendſten Verſprechungen, verſprechen die reizendſten Befriedigungen, und während ſie dem Einen den Balg ſtreichen, die Augen verſchmieren, den Mund mit Honig ſalben, das Haupt bis an den Himmel ſtrecken, Dampfwagen an die Füße binden und ſrben Himmel vor die Seele ſtellen, verlügen ſie Gott, verläſtern die Vergangenheit, verleumden alle Nächſten und die brävſten am ſtärkſten. Sich ſelbſt ſtreichen ſie mit Leim an, kleben ſich Fecken hinten auf, malen ſich Pfausbacken auf, glänzend in Huld und Liebe, und geberden ſich als himmliſche Schutzengel voll Gnade und Güte, und um ſich als ſolche zu bezeigen, ſeufzen ſie bei den Einen andächtiglichſt und bei den Andern fluchen ſie mörderlichſt, je nach der Empfänglichkeit. Und nun, das zieht, und zieht um ſo mehr, je mehr Einer des Lobes, Streichelns, Anſtreichens, Balſamirens nöthig hat, je mehr er überhaupt nöthig hat, je deutlicher ihm ſein Gewiſſen vom Gegentheil ſagt, je unheimlicher es Einem in der Nähe der Wahrheit wird, je weniger Kraft Einer zum Ringen hat, je kommoder ihm ſo dieſe Art von Teufelsſprung wäre, je behaglicher es ihm iſt in ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit, je verfluchter ihm jede Verbeſſerung ſeiner Perſon iſt, denn es iſt curios, je wilder Einer ſchreit nach Verbeſſerung ſeiner Lage, deſto

wüthender haßt er und ſchlägt nach dem, der ihm Verbeſſerung ſeiner Perſon anräth.

'S iſt alſo klar, und mit Pelzhandſchuhen kann man es greifen, warum Peterli dem Eglihannes immer wieder hold ward und ihm glaubte. Und eben ſo klar wird es jedem ſein, wie Eiſi voll Freude ward, als Peterli ohne Geld heimkehrte, aber mit ſolchem Gerede, denn wer weiß nicht, wie einem rechten Weibe von Eiſi's Schlage eine währſchafte Klatſcherei und eine tapfere Verleumdeten über Geld und Kaffee gehen, ja über alles im Himmel und auf Erden. Eiſi fuhr faſt aus der Haut vor Glück und alsbald bei ſeinen beſten Freundinnen herum und theilte ihnen Aergerniſſe mit, welche zwiſchen Himmel und Erde noch nicht erlebt worden, ſchloß eine Art Tugendbund, um dem Donnerwerk ein Ende zu machen, welches über das ganze Dorf nur Schande brächte, welche noch Kinder und Kindes Kinder entgelten müßten. Aufpaſſen müſſe man zu jeder Zeit: es ſtünde ſelbſt Schildwache Tag und Nacht, wenn nur Eines nicht wäre. Es hätte Dinge erfahren, für kein Geld ließe es ſie vor's Maul, wenn die Leute ſie wüßten, der Nägeliboden würde verbrannt mit allem, was darin wäre. Nur das wolle es ſagen, daß, wenn es je Hexen gegeben, woran ja kein vernünftiger Chriſtenmenſch zweifle, ſo wüßte es eine, und zwar eine von der verfluchteſten, und wenn die Nägelibodenbäurin verbrannt wäre, ſo wäre der Hexe auch geſchehen, was ihr von Gott und Rechts wegen gehört. Einmal geſchehe es doch, der Kruz gehe zu Waſſer, bis er breche, dann werde es ihnen im Dürluft ung'ſinnet beſſern, und nicht alles verhexet und verhagelt und Unglück und Unſegen in allem ſein.

Einſtweilen mußte Eiſi ſich leiden, und ſtatt aus der Klemme, kam es immer enger drein. Es wurde mit Peterli räthig, die ſo gut g'reiſet geweſenen und ung'reiſet gewordenen Kühe vorweg abzuſtoßen. Kühe, die vor acht Monaten mit Ehrerbietung in den Stall geführt worden, wurden jetzt mit

Hohn und Schimpf hinausgezerrt und gestüpft. Die armen Thiere erfuhren die Wandelbarkeit der Menschengunst, wären sie Rathsherren oder Deputirte gewesen, es hätte ihnen nicht ärger ergehen können. Gewöhnlich brachte sie Peterli von den Märkten wieder heim und hatte nichts gewonnen, als daß der Spaziergang den Thieren nur größern Appetit gemacht hatte. Endlich gelang es ihm, eine Kuh zu verkaufen. Als er ausbezahlt werden sollte, gab man ihm für den größten Theil der Kaufsumme eine Obligation, welche so gut als baares Geld sein sollte oder noch besser, sie plage ihn nicht auf dem Heimweg, wie das Geld durch sein Gewicht thun würde. Peterli hatte ein Gefühl, die Sache könnte nicht recht sein, und biß nicht gern an. Aber das Glück, eine Kuh los zu sein, war so groß, daß er sich bereden ließ und das Papier nahm. Auf dem Heimweg schon traf er Eglihannes und wollte es bei ihm gegen Baar umsetzen. Der lachte aber, daß er Peterli vorkam wie der Leibhaftige, und erklärte ihm, das G'schriftli sei keinen faulen Kreuzer werth. Das Beste sei, er suche die Kuh wieder zu kaufen und gebe dann das G'schriftli ebenfalls daran.

Peterli gehorchte, und damit es recht gehe, ging Eisi mit an den Markt, wo sie die Kuh vermutheten. Da war sie wirklich. Peterli kaufte sie richtig um einige Thaler theurer wieder, aber als er das Papier an Zahlungsstatt geben wollte, nahm man es ihm nicht ab, jetzt sollte er baar zahlen. Man denke sich, was Eisi dazu sagte. Das ging fürchterlich hin und her, und Peterli lief Gefahr, eine ganze Kuh und noch Geld dazu verhandelt zu haben. Die Gesetze und die Handhaber derselben hätten ihn durchaus nicht geschützt. Der ganze Gesetzboden scheint ein Lätschenbrett, eingerichtet zum Fang des dummen Publikums und zur Mästung einer Klasse von Leuten, von denen die einen das Publikum zum Lätschenbrette treiben, die andern, am Lätschenbrette angestellt, dort des Publikums harren und das herbeigetriebene abfängt Stück für

Stück, als wären es Leipziger Lerchen. Wahrscheinlich lauerte bereits in einer Ecke die Spinne, welche am Netz geholfen und das Aussaugen gesetzlich vermitteln sollte, wir wollen nicht sagen von Staatswegen, denn wir halten denn doch gewisse Leute, wie sie sich auch geberden mögen, noch lange nicht für den Staat, aber für kreuzdumm halten wir das Berner Volk, das dürfen wir bekennen. Zehnten und Bodenzins hat es abgeschafft und ergiebt sich mit Haut und Haar, mit Leib und Seele einer fremden Familie zur Leibeigenschaft und läßt sich von Burschen hudeln und beuteln, wie selten noch der erbärmlichste Lappi gehudelt und gebeutelt ward. (Ist anders geworden, der Bär ist erwacht.)

Nun aber diesmal gelang es nicht. Der Wirth stand für Peterli männlich ein. Es nehme ihn wunder, ob so etwas gehen dürfe, er wolle es probiren; das sei bewiesen, daß Peterli die G'schrift nicht selbst gemacht, sondern vom gegenwärtigen Verkäufer erhalten habe, daß dieser sich nicht Baarzahlung vorbehalten, oder wenn auch, es doch nicht beweisen könne. Er müsse das Papier da nehmen, sonst müsse er ihm vor den Richter, er wisse Sachen mehr als genug zum Hängen von ihm, es nehme ihn wunder, ob er ihn nicht wenigstens in's Zuchthaus bringe. Der Wirth sprach so bündig und fluchte so derb, daß dem Burschen doch angst ward. Der Teufel sei ein Schelm, dachte er, und die Wirthe nicht schlecht an bei ihm, ihnen habe er gar zu viel Kundsame zu verdanken. Wenn der Wirth den Handel übernehme, könnte er fehlen oder ihn in andere verwickeln, daß endlich der Richter müßte, wenn er auch nicht wollte. Er brüllte nun auch schrecklich, aber der Wirth kannte diese Tonart und erschrak nicht, er wußte, daß dieselbe gewöhnlich dicht vor dem Rückzug geblasen wird. Er hielt männlich aus, und Peterli kam seiner G'schrift wieder los, aber er kriegte seine hungrige Kuh wieder, und manchen Thaler hatte er doch verloren.

Ja und wenn es Peterli noch bei dem Küh-Elend allein

geblieben wäre! Aber nun kam eben mehr und mehr die Heunoth, die Nothwendigkeit des Heukaufens. Man denke sich nun, wie es der Peterli hatte auf seinem magern Hofe und dünnen Geldseckel. Er vermochte nicht Stroh zu füttern, nicht Heu zu kaufen, nicht die Kühe todtschlagen zu lassen und selbst zu essen, der war in der Klemme! Da sein Haus auf der Höhe stand, hörte man seiner Kühe Gebrüll über das ganze Dorf, er konnte mit keinem Lieb' sie zu bescheidenem Schweigen bringen, sie hatten keinen Sinn für Liebe, sondern nur für Heu, doch hätten sie vielleicht auch Korn gefressen, aber solches erhielten sie so wenig, als der verlorne Sohn die Treber, nach denen sein Herz, d. h. sein Hunger ihn zog. Er wäre längst gern im Dunkeln um Heu ausgefahren, der Muth dazu fehlte ihm nicht, aber das Geld. Er suchte welches und fand es nicht, sein Kredit stand auf gar miserabeln Füßen. Das machte ihn böse, aber noch böser das Stillschweigen der Kühe im Nägeliboden. Das waren merkwürdige Kühe: Sonderbündler. Wie auch andere Kühe brüllten, sie halfen nicht mit, sie schwiegen; sie unterschieden sich dadurch ganz von den Hunden, welche alle bellen, wenn einer bellt, so daß es Einem fast scheinen möchte, als hätten Zeitungsredakteure, und namentlich radikale, an ihnen ein Exempel genommen.

So kam Peterli auch einmal voll Groll neben dem Nägeliboden vorbei, er hatte Geld gesucht und niemand ihm geben wollen; er hörte seine Kühe von weitem und kein Mäuschen im Nägeliboden und brach in Donner und Blitz laut aus, denn Peterli war ehrlich, konnte seine Gedanken nicht verbergen, was in ihm sich regte, gab er unwillkührlich laut und ohne Vorsicht von sich. Da kam es ihm plötzlich in die Ohren: Was willst? was kommt dich an? Wie unser Peterli erschrak! Er meinte, es sei der Teufel, den er beschworen, der jetzt nach seinem Begehren frage. Vor dem graute ihm, er segnete sich mit den drei höchsten Namen. Nit nöthig, sagte die Stimme, vor denen weiche ich nicht! Aber was fluchst

ſo mörderlich and meinſt jetzt, der Teufel ſtehe vor dir, haſt ein böſes Gewiſſen, Nachbar? Da erſchrak Peterli ſehr, denn jetzt wußte er, es war der Nägelibodenbauer; aber ob nun eben erſt der Teufel nicht weit ſei, das wußte er nicht, es kam ihm ſehr verdächtig vor allweg. Indeſſen, der Nägelibodenbauer fragte treuherzig: That ich dir was zu leid, oder was haſt? Peterli war nicht böſe, und eigentlicher Haß fußete nicht in ſeiner Seele. Er gehörte zu den vielen Menſchen, die in guten Stunden einer treuherzigen Anſprache ihr Herz alsbald öffnen, einem guten Wort nicht widerſtehen und handkehrum vernagelt ſind gegen die beſtgemeinten Worte und für die beſten Freunde nichts haben, als mit Aufweiſungen verſtopfte Ohren.

Hab' nichts wider dich, ſagte Peterli, aber verflucht taub machen mich deine Kühe, kein Ketzer thut's Maul auf! So, lachte der Nägelibodenbauer, wünſchteſt ihnen etwa gute Nacht und dankten dir nicht? Dumm, ſagte Peterli; hörſt nicht, wie meine brüllen, und wollen nicht ſchweigen, mag machen, was ich will; prügeln hilft auch nicht, Eiſi hat's ſchon probirt! Probir und gieb ihnen zu freſſen! Wenn eine von meinen anfängt zu muckeln, füll' ich den Bahren mit Heu, dann brauchen ſie das Maul für's Freſſen, haben zum Brüllen keine Zeit, antwortete der Nägelibodenbauer. Gieb du zu freſſen, wenn du kein Heu haſt und ſonſt nichts. Meinſt nicht, das wäre mir nicht auch in Sinn gekommen? ſagte Peterli. So kauf' Heu, erwiederte der Nägelibodenbauer. Du haſt dich deſſen ja nicht zu ſchämen, es iſt ja mancher im Dorfe, der es ſchon gethan hat! Kauf' Heu, wenn du kein Geld haſt! ſagte Peterli. Meinſt, du ſeieſt allein geſcheidt, und das wäre mir nicht auch in Sinn gekommen? So dumm, als du meinſt, bin ich nicht! Aber, fragte Sepp verwundert, was willſt dann? Eins von beiden wirſt du denn doch thun müſſen. Ja müſſe, wo könne e Kunſt iſt!' Ich war um Geld aus, aber da war niemand daheim, und da bin ich nun,

und wenn du Rath weißt, ſo gieb ihn, aber nit ſo dummen wie vorhin, den jedes Kind mit fünf Fingern greifen kann! ſagte Peterli.

Ja, Peter, da iſt guter Rath theuer, ſagte Sepp; ich wüßte vielleicht einen, aber du wirſt ihn kaum viel ſchätzen. Das iſt die Frage, ſagte Peterli, probire! He, antwortete Sepp, wenn ich dir vierzig bis fünfzig Thaler auf dein Käsgeld hin vorſtrecken würde? Vexir nicht, ſagte Peterli. Ich laſſe mir nicht gern den Speck durch's Maul ziehen. Spaß apart, du dauerſt mich, ſagte Sepp, und, um aufrichtig zu ſein, deine Kühe auch; ihr Brüllen iſt mir erleidet, ich kann es nicht mehr hören. Du weißt vielleicht nicht, daß ich etwas geerbt habe und daher etwas bei Gelde bin, das ich in dieſem Augenblick nicht brauche? Es iſt dies das erſte Mal in meinem Leben, daß ich ſo z'weg bin. Heu brauche ich, Gottlob! nicht zu kaufen, ja wenn ich wüßte, wie lange der Winter dauert, wie mein Kleeacker den Winter aushält, ſo könnte ich vielleicht noch etwas entbehren. Ich habe nicht nöthig, im Stall zu ändern, meine Kühe ſind ſo ziemlich g'reiſet und verſorget dazu. Vielleicht daß etwas Weniges ſein muß, aber allweg kann ich es machen ohne zuzuſetzen. Wenn dir damit geholfen iſt, ſo ſoll es dir angeboten ſein. Ich weiß, wie weh es Einem iſt, wenn man nicht weiß, wo aus, wo ein, und wie wohl es thut, wenn man Hülfe findet. Daran hätte ich nicht gedacht, ſagte Peterli, das wäre mir nicht in Sinn gekommen, daß du mir helfen könnteſt! Wareſt ſonſt noch tiefer darin als ich, ich glaubte oft, es überſchlage dich. Und hätteſt Freude daran gehabt? fragte Sepp. Nit apart, ſagte Peterli; aber allweg wäre es mir lieber geweſen, es überſchlage dich als mich! Danke, ſagte Sepp. Allweg will ich es dir nicht aufzwingen, es wird ſich ſchon brauchen, dachte bloß, es möchte dir ein Gefallen ſein. Allweg iſt's einer, ſagte Peterli, und ich hätte es von dir nicht erwartet. Aber was willſt für das Geld und was iſt's für Geld, es iſt doch Geld wie an-

deres, es werde Päckli oder Fünfunddreißiger ſein! Es iſt nit Heregeld, ſagte Sepp, und nit vom Tüfel, und wenn du mir daſſelbe wiedergiebſt, wenn das Käsgeld kommt, ſo begehre ich weiter nichts. Im Schaft trüge es mir auch nichts ab. Selb wär' brav, ſagte Peterli. Will noch mit Eiſi rede; wenn es ihm recht iſt, ſo nehme ich es gern, wann ſoll ich es holen? wann iſt es dir anſtändig? oder ſoll ich etwa warten, bis deine Frau nicht daheim iſt? Warum ſoll die nicht daheim ſein, fürchteſt du ſie etwa? Nit deßwegen, ſagte Peterli, aber ich glaubte, du hätteſt es vielleicht nicht gern, wenn deine Frau wüßte, daß du mir Geld gebeſt, und weil du ſie nicht gefragt haſt. Es heißt nicht jede Eiſi, ſagte Sepp lachend. Komm du nur, wenn es dir anſtändig iſt; meine Frau haſt du nicht zu fürchten, was ich mache, iſt ihr recht, und was ſie macht, iſt mir recht. Daneben will ich dir das Geld nicht aufdringen, hörſt? ich gebe es dir zu Gefallen und den Kühen zu Lieb', die mich erbarmen, mag ſie nicht mehr hören. Dankeigiſt emel einiſt, gute Nacht, ſchlaf' wohl! ſagte Peterli und ging den Weg hinauf.

Als er von Sepp weg war, huſchte eine Geſtalt an ihm vorüber, welche er in der Dunkelheit nicht recht erkannte. Iſt's ihn oder iſt's ihn nicht? brummte er vor ſich hin. Einen ſolchen Gang hat ſonſt niemand im Dorfe, aber was thäte Ammanns Felix hier um dieſe Zeit?

Als Sepp in's Haus kam, erzählte er ſeiner Frau, was es draußen gegeben. Diesmal hatte Peterli doch ein wenig Recht, als er fragte, was die Frau dazu ſagen werde. Als Bethi hörte, was Sepp gemacht, wurde es recht von Herzen böſe. Du biſt doch der ärgſte Lappi von der Welt, einen dümmern hat unſer Herrgott ſicher nicht gemacht! Zum erſten Male, ſeit wir Mann und Frau ſind, haben wir einen Kreuzer Geld im Hauſe, der nicht längſt verheißen iſt, der bei uns ein wenig erwarmen könnte! Und was machſt mit ihm? Es wird dir wind und angſt, ihm abzukommen; gehſt da an

den Weg Nachts und warteſt, bis jemand kommt, der ihn dir d'r Gottswille abnehmen will, und das iſt endlich der Peterli, von dem du wohl weißt, wie er z'weg iſt und wie er es meint oder vielmehr ſein Eiſi: wenn die uns noch heute auf die Gaſſe bringen und dem Teufel zuſagen könnte, ſie ſparte es nicht bis morgen. Da haſt du gute Augen, wenn du das Geld wieder ſiehſt, und wie bald könnten wir es nöthig haben oder etwas damit abzahlen, wenn wir es ſonſt machen könnten! Ja, es iſt doch nichts dümmer auf der Welt als ſo ein Mann, d'ſunderbar wenn einer Sepp heißt. Was wird die Eiſi für eine Freude haben, wenn die unſer Geld in die Finger kriegt!

Nun, ſagte Sepp, ich kann ihm ja wieder abſagen, wenn du es ſo ungern haſt. Er dachte daran, du möchteſt es nicht gern haben, und fragte, wann er kommen ſolle, daß du es nicht merkeſt. So, antwortete Bethi, ſo, ſagte er das? Nein, jetzt expreß mußt du das Geld geben! Er wird an ſein Eiſi gedacht haben und wie das thut, wenn er einen Tritt verſetzt, den es nicht befohlen. Er muß nicht meinen, daß ich ſei wie ſein Drache, jetzt giebſt du es ihm und ſollten wir nicht einen Batzen davon wiederſehen. Mit der möchte ich mich um kein Geld zuſammenzählen laſſen. Ich mag ihr am Ende die Freude gönnen, iſt es doch beſſer, wir können ihnen helfen, als wir müßten an ſie kommen, da kämen wir an ſaure, magere Koſt. Es beſſerte uns ſo ung'ſinnet, ein Zehnten zu geben wollen wir uns nicht weigern, es iſt eigentlich nur recht und billig! Das Geld iſt nicht verloren, ſagte Sepp, beim Käsgeld kann ich es wieder nehmen. Selb wär' gut, ſagte Bethi, aber zähle nicht darauf, du weißt nicht, wie das noch geht und was es ihnen zieht. Ho, ſagte Sepp, das kann man am erſten Stoß abnehmen, ſo viel wie damals zieht es ihnen allweg wieder. Selb weißt eben nicht, ſagte Bethi, aber weiter wollte es nicht eintreten, ſondern begann zu ſchnarchen.

Es ſei ein g'ſpäßig Volk, das Weibervolk, dachte Sepp und ſchnarchte dann ebenfalls. Was hätte er erſt geſagt, wenn er droben im Dürluft das Geſpräch zwiſchen Peterli und Eiſi gehört! Los neuis! ſagte Peterli zu ſeinem Eiſi. Haſt Geld? fragte dieſes haſtig. Es iſt mir verheißen, ſagte Peterli; weißt von wem? Eiſi rieth und rieth, und immer falſch, verlor endlich die Geduld und ſagte: D'r Tüfel möcht' das errathen, gieb Bericht, von wem haſt's? Vom Nägelibodenbauer, der hat es mir verheißen, ſagte Peterli. Da ſchrie Eiſi laut auf, als ob's der Teufel wirklich auf der Gabel hätte. Was? von dem und ſeiner Hexe?! Daß du mir nicht d's Herrgotts biſt, von dem einen Kreuzer anzunehmen, das iſt Hexengeld, und d'Quittanz wirſt ſolle mit Blut oder rother Dinte ſchreiben! Was ſinneſt aber, zu denen zu gehen, um nach Geld zu fragen? Für ſo etwas muß man ein Kalb ſein wie du biſt! Ich ging nicht apart zu ihnen, entſchuldigte ſich Peterli und erzählte den Hergang, nur mit dem Unterſchied, daß er dem Erſcheinen Sepps einen etwas dunklern, geheimnißvollen Anſtrich gab. Natürlich that Eiſi nun noch wüſter, betitelte Peterli noch tapferer, wollte noch weniger vom Gelde wiſſen, wegen acht Keibenkühen verkaufe es dem Teufel ſeine Seele noch lange nicht, dafür ſei ſie ihm noch lange nicht feil, ſagte es. He, das werde doch nicht ſo gefährlich ſein, ſagte Peterli; allweg könne man dafür thun. Es ſolle doch nur an die Kühe denken, die könne es mit ſeiner Seele nicht füttern, die wollten Heu. D'r wüſteſt Uflath biſt, ſelb iſt wahr, ſagte Eiſi. Meinſt, ich habe es wie du, an meiner Seligkeit ſei mir nichts gelegen! O nein, ich habe bös genug auf der Welt, e ſellige Mann u ſövli King, my Seligkeit wott ih nit no v'rſpiele, dert wott ih de einiſt gut ha: Sundi all' Tag u ſuſt was mih gut düecht! So geh, ſagte Peterli ungeduldig, und füttere du die Kühe, ich will mit allem nichts mehr zu thun haben. Ich ſoll alles ausſtehen und auslaufen, und wenn ich alles ausgeſtanden, ſo iſt am Ende nichts gut. Jetzt

habe ich einmal genug, jetzt lue du! Da fing Eisi an zu heulen und sagte: Du bist doch der Wüsteſt auf dem Erdboden, sage ich einmal ein Wörtlein zur Sache, die doch so gut mein als dein ist, so thust wie ein Unthier; es ist ein Elend, kein vernünftiges Wort kann man mit dir reden! Du hast gehört, daß ich mit dem Gelde nichts zu thun haben will, aber ich habe nicht gesagt, daß du es nicht nehmen sollest. Willst du es probiren, meinetwegen! So, sagte Peterli, dem der Tubak doch wohl stark war, an meiner Seele Heil und Seligkeit ist dir also nichts gelegen? Du hast doch heute apart den Zankteufel im Leibe, begehrte Eisi auf, und kannst nichts als die Worte verdrehen! Dir ist das Geld verheißen worden und nicht mir, ich will nichts damit zu thun haben, weil es mir schaden soll! Dir thut es nichts, wenn du dich in Acht nimmst; rühre es nur nicht an und gieb nichts Schriftliches, so thut es dir nichts. So was sollte doch Einem, der G'richtsläs werden möchte, in Sinn kommen! Aber wie machen und es nicht anrühren? sagte Peterli. Löhl, was du bist, weißt dir doch auch gar nicht zu helfen! Er soll dir das Geld vorzählen, dann fordere ein Säckli und sage, er solle es hineinthun und mit drei Knöpfen verbinden, dazu sage die drei heiligen Namen für dich, so gieb es wieder ab, und der soll sie aufthun, von dem du das Heu kaufst. Machst es so, was sollte es dir schaden? demonstrirte Eisi. Warum sagst das nicht gleich? sagte Peterli; thust erst so wüst und brülleſt d'r Gring voll! Warum soll ich nicht das Recht haben zu brüllen so gut als du? entgegnete Eisi. Und hast du mir gesagt, wie du das Geld nehmen wolleſt, und daß ich nichts damit zu thun haben soll? Du Sturm, was du bist! Lieber lebendig brägeln ließ ich mich, als mit dem kleinen Finger das Geld anrühren. Das muß sauberes Geld sein: halb vom Tüfel und halb vom Mannevolk und Ammanns Felix! Wenn ich den Lumpenbub nur einmal erblicken könnte, dem wollte ich die Nägelibodenbäurin und ihr Mensch eintreiben, daß er an

mich denken ſollte ſein Lebtag! Wäreſt bei mir geweſen, ſagte Peterli, vielleicht hätteſt etwas von Ammanns Felix gemerkt.

Als nun Eiſi hörte, was Peterli geſehen, da ſagte es Peterli erſt wüſt, daß er ihm dieſes nicht alsbald geſagt. E ſelligi Sach! ſagte es, vielleicht hätteſt mir gar nichts geſagt, wenn ich dir nicht den Verſtand gemacht! Doch diesmal machte es Eiſi kurz mit dem Wüſtſagen, die Freude über dieſe Entdeckung war zu groß. So hätten wir den, und Eglihannes hatte doch Recht! Sagte ich nicht immer, das ſei ein rechter Mann, und wenn ſie alle ſo wären, ſo wäre d'Sach gut! Jetzt warte du nur, jetzt muß die Sache an die Sonne und unter die Leute, wie es heißt in der G'ſchrift: es iſt nichts ſo fein geſponnen, es muß doch an die Sonnen. Da ſieht man, der alte Gott lebt noch! Wart' nur, Felix, und dir, du Täſche, will ih d'r Plätz mache, daß du dein Lebtag daran denken ſollſt! — Vor Freude konnte Eiſi ſelbe Nacht nicht ſchlafen, es konnte die Füße gar nicht ſtille halten unter der Decke. Schon vor Sonnenaufgang wäre Eiſi in's Dorf gelaufen mit ſeiner Entdeckung, wenn Peterli nicht geſagt hätte: Nimm dich in Acht, was du machſt! Vernehmen ſie es unten, was du für einen Lärm machſt, ehe ich das Geld habe, ſo bekomme ich es nicht. Du haſt Recht, ſagte Eiſi, man kann warten, man bringt die Sache nur noch beſſer an Tag. Mit dem Vernehmen wäre es nicht gefährlich, wer wollte es ihnen ſagen, es meint es niemand gut mit ihnen, denn ſie iſt eine Wüſte. Es hat mir ſchon manche arme Frau geklagt, dort ſei nichts zu machen, man möchte dort zutragen, was man wolle, und Sachen, wo wohl der Werth wären, man bekomme nie etwas, als das gewöhnliche Bettlerbrod und man könne nicht einmal wiſſen, ob es die Blättere freue oder nicht, ſo wenig erzeige ſie ein Gutmeinen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie man etwas fein anſpinnt.

Das war die Unterhaltung im Dürluft, von der begreiflich Bethi keine Ahnung hatte, ſonſt hätte Peterli wahrſcheinlich kein Geld bekommen und eben ſo wenig, wenn Bethi gewußt, was am folgenden Morgen Eiſi mit ſeiner Mutter berathen. Eiſi eröffnete nämlich dieſer, was Peterli geſtern heimgebracht und wie es jetzt ſy Seel nicht wiſſe, was machen. Es ſei ihm verflucht z'wider, von dem Lumpenpack da unten Geld nehmen zu müſſen; aber was machen, wenn man welches haben müſſe und ſonſt keines bekommen könne? Die Hex werd jetzt d'r Gring ufha und meine, wie viel mehr ſie ſei als ſie, und ihnen das zu merken geben auf jedem Suppenbröckli. Da habe es gedacht, es wölle d'r Gring noch mehr ufha, als die da niede u ſe nit emal meh mit dem Rücke aluege, daß d'Lüt meine ſötte, mir hätte ihne Geld gäh und nit ſi ûs, und daß die Täſche merke cha, daß ih d'r Sach nit viel nachfrage u ſi wege dene par Dreckkrüzern nit meine ſöll, ſi chön jetzt mit ih's mache was ſie well, hüt mit ih's d'Naſe wiſche um orn d's F..... De aber ha-n-ih wieder denkt, ih chön's ganz d'r anger Weg mache u mih zueche lah u gruſam nöthli thue, wie ſi ih's es G'ſalle tha heige u wie m'r das nit v'rgeſſe welle u gute Fründe ſy üſer Lebelang. Da hät ih G'legeheit ufz'paſſe u chönt merke, was geit im Hus u was ſi trybe. Denk' ume o, d'Ammes Felix iſt all' Nächt im Hus, Peter, dä Schlabi, het ne geſter o g'ſeh. Wo er mit d'm Bur g'redt het, iſt Ammes Bub im Hus g'ſy, u wo d'r Bur is Hus gange iſch, iſch d's Ammes Bub furtg'ſprunge, was er het möge i d'Bei bringe. Dä iſch, es fehlt ſi nit, bi'r Büri gſy, un es fehlt ſi nit, er geit o zur Schweſter, u darüber muß ih cho, choſt's was well, u wen ih mih zueche

ließ, ſu chäm ih am erſte über d'Sach, vo wege ih ha ne fyni Naſe, u mi brucht m'r nit mit d'm Holzſchlägel uf d'Naſe z'dopple, wen ih neuis ſchmöcke ſöll. Was meinſt, Mutter, was ſöll ih?

Mach's nit, lah dih nit zueche; du biſch viel z'ufrichtig u ſi e dolders Täſche, du chaſt mit dere nüt mache. U we neuis unger d'Lüt chunt un es bekannt wird, was ſi für es Saulebe führe, ſo mußt du's usbracht ha, u de lue, wie's d'r geit, du weißt neue aſe, was ſie cheu u wie wyt die länge cha. Thue, wie we du nüt drum wüßteſt und biß geng wie geng, dräy d'r Gring hüſt, we ſi hott eweg nebe d'r iſch. Es iſch nit g'ſeit, daß dy Schlabi d'r neuis g'ſeit het wegem Geld; es etlehnt mänge Ma Geld, d'Frau weiß nüt drum. Es würd' mängi Frau d'Glare ufthue, we ſi wüßt, was d'r Ma ſchuldig iſch u für was? U ſeit ſi öppis zu d'r, ſu gränn je a, fry v'rflucht, ſi weiß de, daß ſi nüt z'häumele het. Das war der Mutter umſichtiger Rath. Du heſch Recht, grad ſo will ih's mache. Aber wen ih de ume v'rnäh chönt, was ging, u je eh je lieber, ſagte Eiſi. Häb nit Chummer, häb Geduld, ſellig Sache chöme geng us, u meiſt ganz ung'ſinnet, u je minger d'Lüt merke, daß me ne ufpaſſet, deſt' minger näh ſi ſih i Acht. D'rnebe muß me geng es guts Aug uf ſe hah, aber ume, daß ſi's nit merke; zähl' druf, eh wieder helig iſch, no vor Oſtere, iſt d'Sach unger de Lüte.

Von dieſem Rathe der Mutter Eiſi's hatte Bethi ebenfalls keine Ahnung, ſonſt hätten es die armen Kühe im Dürluft entgelten müſſen, denn Weib bleibt doch immer Weib. Zu großen Opfern iſt ein Weib fähig, ja ſeine Opferfähigkeit iſt größer als die des Mannes, aber für die, die es liebt, für die, welche es nicht liebt, vielleicht haßt, ſind nicht viele gute Haare an ihm.

Aber wenn Aenneli gewußt hätte, was für Augen ſich nach dem Nägeliboden richteten, und was böſe Weiber abgekartet, es wäre ihm geweſen wie einem Wanderer, der unver-

ſehens Klapperſchlangen vor ſich ſieht, züngelnd und ſprungfertig. Das arme Meitſchi, was das ausſtehen mußte, und durfte es niemanden klagen, daher ſein Herz oft ſo voll war, daß es in Thränenbächen überfloß, und dieſe mußte es wiederum verbergen. Als Bethi den Felix ſo barſch abfertigte und ihm ſo ſcharf ſeinen Willen ausdrückte, da weinte Aenneli aus Kummer, daß die zwei, welche es am liebſten hatte auf der Welt, böſe über ihn's ſeien, nie mehr zufrieden werden würden, und doch vermöchte es ſich gar nichts deretwegen. Es konnte ja nichts dafür, daß Felix an's Fenſter gekommen, und eben ſo wenig, daß Bethi ihm ſolche Abferggete ertheilt hatte. Zwiſchen dieſes Weh hinein glänzten aber auch Sonnenſtrahlen, wie Regen und Sonnenſchein ja oft bei einander ſind. Wie freundlich war nicht Felix geweſen, hatte ſich ſeiner gar nicht geſchämt, ſogar Stolz getrieben mit ihm, wie gut hatte er nicht getanzt, und war er nicht der ſchönſte Burſche geweſen auf dem Tanzplatz? und mit welchen Augen hatten die andern Mädchen ihm nachgeſehen! Auf der ganzen Welt iſt wohl kein ſo reines Mädchenherz zu finden, welches nicht in gewiſſen Umſtänden eine Art von Galgenfreude empfindet, welches ſich nicht bloß freut, daß es einen Liebhaber hat, ſondern noch mehr darüber, daß die Andern ihn nicht haben und doch gern hätten — das war die Sonne im Regen.

Aber als am Himmel die Sonne aufging und es Tag ward auf Erden, da ging ſie in Aenneli's Herzen unter, es ward ganz Nacht darin. Bethi war häſſig und böſe wie ſonſt nie; es war an ſo quaſi Hudeltage, an's Wirthshausſitzen und Spätheimkommen nicht gewöhnt. Seit Jahren waren ihm die Tage, die Kindbetten abgerechnet, ziemlich gleichförmig verlaufen. Es hatte daher, ohne eben zu viel gegeſſen oder getrunken zu haben, eine Art von Katzenjammer, der zeichnet ſich eben nicht durch gute Laune aus. Dazu kam bei Aenneli die Angſt, Felix könnte ihm zu Geſichte kommen, es ſollte ihm ſagen, es ſei nicht ſchuld an Bethi's Betragen, das könne

es aber nicht; es ſollte ihm ſagen, er ſolle es d'r tuſig Gotts-wille in Zukunft in Ruhe laſſen, und das könne es wieder nicht. Es glaubte natürlich, er werde zu Sepp kommen und mit ihm abrathen, was ſie mit dem Eglihannes anfangen wölten, aber Felix kam nicht. Er und Sepp hatten ſich anderwärts geſehen, aber das wußte Aenneli nicht. Es meinte nun, Felix ſei recht böſe und werde es haſſen in Ewigkeit, und war ſonſt ſo gut gegen ihn's. Man denke, wie ſchrecklich! Aenneli dachte von fern nicht an Weiteres, das ſüße Gefühl wogte in ſeinem Herzen formlos, dem Weltſtoff gleich, ehe er ſich zu feſten Sternen abgerundet. Seine Liebe hatte kein Ziel, ſie hatte nur den Gedanken, der gute Felix ſollte nicht böſe ſein.

Das war ein unglücklicher Tag in Aenneli's Leben, und dazwiſchen dann noch Bethi's unfreundliches Weſen, welches ihm ſonſt ſo gar nicht eigen war, daher es Aenneli auf ſich bezog und meinte, die Schweſter ſei böſe, weil ſie meine, Aenneli habe um Felix' Kommen gewußt, und hatte Bethi keinen Gedanken daran, daß Aenneli ſo dumm ſein könne, an Felix zu denken und ſich mit ihm einzulaſſen. Aber daß es heute auch nur ſo herumſchlich und bei jedem Worte ihm gleich die Thränen in die Augen ſchoſſen, das mehrte Bethi's gute Laune auch nicht. Das Märitgehen ſchlage ihnen nicht gut zu, ſie wollten dies wieder abſtellen, meinte Bethi. Ihm ſei alles zuwider, was es machen müſſe, und Aenneli ſei wie ein ungeſchältes Ei: wenn man es nur anſehe, fange es an zu rinnen. Solche Geſichter ſeien ihm nicht anſtändig; Sauer-ſehen werde ihm zur Selteni wohl einmal erlaubt ſein, mach-ten doch Andere Jahr aus Jahr ein Geſichter, daß man damit den Thuner See zu Eſſig machen könnte. Je rauher Bethi ſprach, deſto weniger konnte Aenneli ein vernünftiges Wort reden, es ſchnürte ihm den Hals zuſammen, als hätte es die herbſte Kannenbirne gegeſſen, dagegen machte es ein deſto

weinerlicheres Geſicht, was bei Bethi begreiflich nicht gut anſchlug.

Es war ein rechtes Elend. Es iſt gut, ſind die Tage Planeten und wandeln, nicht Fixſterne, die bleiben! Wohl möchte man zuweilen ein Joſua ſein, der Sonne, Mond und Sterne ſtellen konnte, wenn die Freude wie eine Sonne über unſerm Haupte ſteht und uns Glück umfließt, wie der Sonne Licht. Der Menſch kann ein ungetrübtes Glück nicht ertragen — was würde das für ein nichtsnutziges Menſchengeſchlecht geben! Er kann es ſo wenig ertragen, als Pflanzen ein ewiges Sonnenlicht, die wollen ja auch Regen, wollen namentlich Nächte voll Thau und Finſterniß, um zu gedeihen, zu wachſen, zu blühen und Früchte zu tragen. Freilich, in immerwährendem Regen und Nebel gedeihen weder edle Pflanzen, noch ſchöne Menſchen, da giebt es auch nur verkümmerte, verwäſſerte Gebilde. Es muß die Sonne wechſeln mit dem Regen, der Tag mit der Nacht, wo ein rechtes Gedeihen ſein ſoll: die Abwechſelung iſt das wahre erzieheriſche Lebenselement. Wie froh iſt man, wenn ein ſo recht trüber Tag zu Ende geht! Wie ein heller Mond geht dann die Hoffnung auf, er ſei zu Grabe gegangen, und der morndrige Tag ſei ein anderer Tag, jung, ſchön und klar. Oder wie froh iſt man über die Nacht, wo man abliegen, im Schlaf den Schmerz bergen kann, wie ein Wanderer im Sturme ſich birgt in warmer, feſter Herberge.

So ging es Aenneli; es mochte des Tages Ende nicht erwarten. Als es zu Bette ging, betete es die Worte ſeines Gebetes, aber ſeine Seele betete in unausſprechlichen Seufzern ganz anders: ſie betete um die alten Tage wieder, wo Alle es lieb gehabt, wo auch recht geweſen ſei, was es geſagt und gemacht. O, wie oft mag das doch geſchehen, daß Mund und Seele beten und beide anders, und der Menſch weiß es nicht einmal! So betete Aenneli, neigte dann ſein müdes Köpflein zum Schlafen und that die Aeugelein zu. Plötzlich

fuhr das Kind wieder auf, als ob eine Schlange ſich unter ihm geregt oder ſonſt was Greuliches. Aber Aenneli ſprang nicht aus dem Bette, es horchte hoch auf mit gefaltenen Händen. Da klang vom Fenſter her ein leiſes Döppelen, und nach einer Pauſe döppelete es wieder ſtärker. Da verließ Aenneli leiſe, haſtig das Bett, warf das Nöthigſte über, ging zum Fenſterchen. Vor demſelben ſtand jemand und ſagte, als Aenneli das kleine Schiebfenſter etwas öffnete: Meitſchi, thu mir uf! D'r tuſig Gottswille, Felix, bät Aenneli, geh' weg! Merkt die Schweſter etwas, ſo muß ich fort, ſie hat es mir geſagt und hat mir geſtern den ganzen Tag den Ernſt gezeigt. Was hat dir die zu befehlen, ſie wird Sepp auch aufgethan haben, und was fragſt du darnach, wenn ſie dich ſchon fort thut, kannſt an einem andern Orte auch ſein, kannſt zu uns kommen, d'Mutter giebt dir Lohn ſo viel du willſt! ſagte Felix. D'r tuſig Gottswille, geh' weg, mach' mich nicht unglücklich! Die Schweſter war mehr als eine Mutter an mir, wenn ſie über mich böſe würde, ich weinte mich todt, ſagte Aenneli. Es wär' ſih d'r Werth. Thu uf! meinte Felix. Darf nit, ſagte Aenneli faſt weinend; zürn doch recht nit, ſei nit böſe, aber geh' d'r tuſig Gottswille! Es würde einer meinen, du wäreſt eine Landvogts-Tochter, daß Aumanns Bub dir zu ſchlecht iſt! entgegnete Felix. Thu auf, oder ich thu auf, du wirſt mich doch nicht verachten! Los, ſie rühren ſich unten, d'r tuſig Gottswille, geh'! Morgen Abend muß ich zum Schuhmacher uſem hohe Roß, ich will dir dann ſagen, was die Schweſter meint! D'r tuſig Gottswille, geh', ſi chunt! Damit ſchob Aenneli das Fenſterchen zu, und huſch war's wieder im Bette. Die Schweſter kam aber nicht, ob die Angſt zu fein gehört oder ob Aenneli den Felix bloß erſchrecken wollte, wir wiſſen es nicht. Aber das wiſſen wir, daß das gleiche Aenneli, welches vorher ſchlafen wollte, ja gern geſtorben wäre, jetzt gar keinen Schlaf mehr hatte, ja wir glauben, wenn jemand gepfiffen hätte, es hätte getanzt.

Da aber niemand pfiff, ſo lag es ſtill in ſeinem Bettchen, bloß ſeine Gedanken tanzten, und zwar nach himmliſcher Muſik.

In Felix aber gährten die Gedanken ſtürmiſch. Des Ammanns Bub reckte hoch auf ſein Haupt. Ob ſo ein Bettelmeitli ihn ſo abziehen laſſen ſolle von ſeinem Fenſter, dem die Fenſter der reichſten Töchter ſich geöffnet? fragte des Ammanns Bub. Es könne ſeinethalb zum Schuhmacher auf dem hohen Roß laufen, bis es die Füße unten abgelaufen, aber gute Augen müſſe es haben, wenn es auf dieſem Wege ſeiner anſichtig werden ſolle. Aber in Felix war noch ein Anderer, als des ſtolzen Ammanns ſtolzer Bub. In Felix war Einer, der ſchwieg anfänglich und rührte ſich nicht; allgemach aber begann dieſer Aenneli's Worte zu wiederholen, von ſeiner Angſt zu reden, und wie ſchön und lieblich es ausgeſehen trotz der Nacht. So ſei doch keine, ſagte der, und des Meitſchi's ſei ſich zu erbarmen, daß es ſo in einem verfluchten Zwang ſein müſſe. Ein anderes würde ihnen pfeifen, ehe es ſich ſolches gefallen ließe; aber das ſcheine nichts Anderes zu wiſſen, als zu plären und ſich zu unterziehen. Sellige Lüte ſei ſich z'dure, die müßten immer hinten ab nehmen im Leben und uv'rſchanter Lüte Laſtеſel ſein. Einer, der heirathen könne wie er wolle und Eine mangle, die arbeite und zufrieden ſei mit allem, könnte glücklich ſein mit dieſer, eine beſſere bekäme er nicht. So ſprach nach und nach der Eine, während des Ammanns Bub nicht ſo viel mehr ſagte, bloß hie und da einen Fluch that und ein Werkholz dahinſchmiß, daß es zerſplitterte.

Die Mutter trappete ihm nach und fragte allerlei, was ſie den Tag vorher, wo Felix eben auch nicht zu Hauſe war, nicht vernehmen konnte. Mütter ſind neugierig, es iſt aber auch verzeihlich. Sie können nicht immer hinter Söhnen und Töchtern her ſein und ſollten doch vernehmen, was ſie treiben und mit wem ſie ſich abgeben. Gefällt es nicht, was ſie machen, ſo läßt man hier etwas fallen und dort etwas, und

wird es nicht gemerkt, ſo wird man entſchieden und thut eine ernſte Willensmeinung. Iſt den Müttern das Treiben der Söhne aber recht, ſteuern ſie auf ihren Liebesfahrten einem den Müttern anſtändigen Liebeshafen zu, ſo halten die klügern ſich mäuschenſtill und ſcheinen um ihrer Söhne Abenteuer ſich durchaus nicht zu kümmern. Mit unberufenem Helfenwollen kann man eben ſo viel verderben, als mit rückſichtsloſem Hindern. Die Frau Ammännin hatte auch ihre Leute, welche ihr Berichte brachten, Weiber mit leeren Säcklein und einer vollen Plaudertaſche fanden bei ihr immer eine gute Stätte. Die hatten ihr vom Markt berichtet, wie Felix mit Nägeliboden-bauern am Ordinäri geweſen, mit ihnen heimgefahren und mit Eglihannes ſich geſchlagen. Das wunderte die Frau Ammännin nicht, ſie wußte, daß Felix mit Sepp einen gemeinſamen Handel gemacht. Doch hätte ſie noch wiſſen mögen, ob dieſe oder jene Tochter auch auf dem Markte geweſen, ob Felix mit ihr geredet, mit wem ſie getanzt, wer ſie beim Weine gehabt, kurz, wie der Liebesmarkt ſich gemacht. Felix gab kurzen Beſcheid, er hatte ſeinen böſen Kopf. Man weiß aber, daß Mütter nicht gern abgeben, wenn die Söhne einen böſen Kopf haben, ſondern mit Zärtlichkeit, Flattiren und Fragen nicht nachlaſſen, bis ſie dieſelben mit der Menſchheit wieder verſöhnt, bis ſie den Splitter herausbaben, der den Kopf böſe gemacht. So that auch die Frau Ammännin, redete und fragte ſich faſt den Hals ab, fragte endlich auch, was Aenneli auf dem Markte gemacht und ob es mit ihnen heim ſei. Mit wem ſonſt? fragte Felix widerhaarig. Was weiß ich? ſagte die Frau Ammännin; ich habe geglaubt, es habe es gemacht wie andere Meitſchi auch, ſei vielleicht ſpäter heim in anderem Begleit. Das ſollte es probiren, ſagte Felix, die hätten es anders im Zwang, es nehme ihn wunder, wenn es dort noch länge bliebe. So, ſagte die Mutter, wenn du was merkſt, daß es fort will, ſo ſag' mir's, du biſt zuweilen dort; wenn mir das entrönne, es ärgerte mich verſtümert. Unſere Meiſter-

jumpfere muß ich gehen laſſen, ich kann nichts mehr mit ihr machen; die hat nichts in der Naſe, in Augen und Ohren, als den Melcher: wie die Katze einer Maus vor dem Loche, kann ſie Stunden lang an irgend einem Orte, wo ſie glaubt, er komme vorbei, auf dieſen paſſen und hört derweilen weder ſchlagen noch rufen. Da könnte unſer Herrgott ſelbſt kommen und ſtatt Adam rufen: Mädi, wo biſt du? Mädi hörte nichts, und wenn es endlich was hörte, würde es meinen, es ſei der Melcher, und ſagen: Hie, Benzli, hie, chum, los g'ſchwing neuis!

Darauf ſagte Felix nicht viel, aber am Abend ſtrich er auf dem Wege herum, der zum Schuhmacher auf dem hohen Roß führte. Der eine Felix hatte über den andern den Sieg davongetragen, doch ſo, daß er zwar gehen, aber kurz ſein wolle mit dem Meitſchi, daß es wiſſe, wer er ſei und wer es ſei. Der Abend war eben nicht für Liebesabenteuer eingerichtet, wie man ſie ſonſt zu beſchreiben pflegt. Es flöteten keine Nachtigallen im Buſche, es murmelten die Bächlein nicht, es zirpten die Grillen nicht, der Mond goß ſein ſilbernes Licht nicht auf die Erde, die himmliſche Sichel ſchiffte nicht im Blau der Lüfte, es ſäuſelten keine lauen Abendwinde. Es ging eine handfeſte Byſe und trieb das abgefallene Laub herum; grau war der Himmel, die Erde hatte ihr Hochzeitkleid, das Blumengewand, abgelegt und machte ein Geſicht wie ein neunundneunzigjähriges, runzelhaftes Mütterchen. Einzelne melancholiſche Krähen hüpften bedächtig von Furche zu Furche oder ſteckten trübſelig den Kopf zwiſchen die Schultern, als ob ſie an den kommenden Schnee dächten und eine Predigt darüber ſtudirten. Struppichte Spatzen bewegten ſich im Buſche und hungrige Gilbrichte flatterten über den Weg, ſahen ſich nach etwas Eßbarem um, welches Roß oder Kuh fallen gelaſſen.

Durch die Zäune ſtrich ein Weſen, man hätte faſt glauben ſollen, es ſei ein Reh, welches ein warmes Plätzlein ſuche

in dichterm Walde, oder ſonſt ein ſchlankes, leichtfüßiges Geſchöpf, welches nicht Hütten bauen wolle da wo es war, ſondern etwas Beſſeres ſuche. Es war Aenneli, welches ſo flüchtig durch die Zäune glitt, welches hätte fliegen mögen und doch ein ſo ſchweres Herz hatte. Ach, es war ſo reuig, dem Felix von dieſem Gang was geſagt zu haben; ſeine Habe hätte es gegeben, es wäre nicht geſchehen, und doch wäre es um alle Schätze der Welt, um ſein Leben, nicht ausgeblieben, hätte ja doch Felix glauben müſſen, es wolle ihn zum Beſten halten, es treibe Flauſen mit ihm, es ſei die wüſteſte, undankbarſte Täſche auf Gottes Erdboden. Es zitterte vor dem Augenblicke, wo er ihm begegne, es hatte den ganzen Tag darauf geſonnen, was es ſagen wolle, und hatte nichts gefunden, das es ſagen durfte, und doch zog ihm die Angſt, Felix zürne, komme nicht, das Herz zuſammen. Ja, Aenneli hatte noch ſo ein rechtes Mädchenherz, aus Eis und Glut, aus Angſt und Liebe, aus Jauchzen und Weinen, aus Sehnen und Barzen, aus Suchen und Fliehen gewoben. Sie iſt ſelten auf Erden, dieſe ächte Sorte, man findet die einfache Sorte am häufigſten, welche gern recht bald Einen hätte und je reicher deſto lieber ihn haben würde. Je reifer dieſe Sorte wird, deſto beſonnener und kaltblütiger wird ſie auch, wie bekanntlich alte Katzen auch mehr Mäuſe fangen als junge, welche zu früh meinen, ſie hätten das Mäuschen ſchon, daher zu raſch zuſpringen. Die Sorten ſind aber ziemlich ſchwer zu unterſcheiden, denn je älter die letztere Sorte wird, deſto mehr nimmt ſie Manieren und Farbe der erſten ächten, guten Sorte an.

Das Mädchen kam zu dem Schuhmacher auf dem hohen Roß, ohne daß es den Felix geſehen. Zum hohen Roß oder auf dem hohen Roß, hieß das Häuschen, in welchem der Schuhmacher wohnte. Es war ſein Eigenthum, aber die Schulden, welche darauf hafteten, waren es ebenfalls. Sehr merkwürdig paßte der Schuhmacher zu dem Namen ſeines

Häuschens. Er gab ſich große Mühe, einen gnädigen Herrn vorzuſtellen. Der Mann gehörte unter die, welche mit dem Schickſal grollen, daß es ſie nicht als gnädige Herren geboren werden ließ, ſondern ſie zu Handwerkern erniedrigte. Er fand ſich berechtigt, das Unrecht gut zu machen, er erhöhte ſich ſelbſt, geberdete ſich gnädig, ließ jeden geflickten Schuh verabfolgen als wie eine erwieſene Gnade und forderte mörderlich. Es war wirklich ſchön, das großartige Benehmen dieſes Mannes ſeinen Kunden gegenüber zu beobachten, wenn dieſe zu ihm kamen oder er ihnen auf der Straße begegnete. Im erſtern Falle glich er einem Fürſten, der Unterthanen zum Handkuß zuließ, im letztern Falle einem Braminen, dem ein Paria in die Nähe kommt, von deſſen Hauch er berührt zu werden fürchtet. Man hätte glauben ſollen, der Mann hätte keinen einzigen Kunden gehabt, man würde ſich aber getäuſcht haben. Die Menge läßt ſich gern imponiren, ja ſie will imponirt ſein und hat großen Glauben zu Allen, welche zu imponiren wiſſen, d. h. den Glauben beizubringen, man ſei mehr als Alle Seinesgleichen, ein Himmelsſappermenter, man höre das Gras wachſen, ſehe die Flöhe huſten, rieche den Braten in der Hölle, den die Großmutter ihrem Großſöhnchen ſpickt und ſalbet. Nun giebt es ein gemachtes Imponiren und ein natürliches; das letztere hält Farbe, das erſtere verliert ſie früher oder ſpäter, iſt bloß ein vorübergehendes, ein Feuer aus Stroh, das raſch zuſammenbrennt und nicht mehr geſehen wird. Für wandernde Helden, Schauſpieler, Quackſalber, Bauch- und Volksredner, reiſende Künſtler und Literaten, hauſirende Juden mit Univerſalmitteln oder Tuchwaaren genügt das erſtere vollkommen: ſie kommen und ſchwinden, und glänzen ſie nur auf Augenblicke, wie Sternſchnuppen ungefähr, ſo machen ſie derweilen doch ihren Schnitt und gute Geſchäfte. Aber anders iſt's mit denen, welche bleiben: Profeſſoren, Rathsherren, Vaterlandsfreunden, Kameeltreibern, Bärenführern und eben Schuhmachern, dieſen geht es fatal,

wenn ihr Imponiren nur ein gemachtes iſt, ein vorübergehendes, erſt ein Staatslicht und handkehrum nichts als ein ſchmutziges Ampeli oder gar bloß ein hölzerner Ampeliſtock, der zwar immer noch glänzen möchte und doch nichts mehr kann als ſtinken. So ein Schneider oder Schuhmacher, der aus der Fremde kommt und Himmelſakerment ſagte und merci bien, grad aufſteht wie ein Storch, wenn er ſtudirt, und davon ſpricht, wie man in Scheneff die Schuhe fürfüßet, imponirt mächtiglich, kriegt großen Zulauf, verdient viel Geld, wird Modeſchuhmacher oder Modeſchneider, und wenn er ledig iſt, laſſen alle Mägde bei ihm ſchneidern und ſchuſtern, ſetzen ihren Lohn, ja faſt Leib und Seele an das Wohlwollen des göttlichen Jünglings. Nun kommt es darauf an, was für ein Meiſter im göttlichen Jüngling ſteckt. In den meiſten gar keiner, daher vergeht ihr Glanz alsbald, mit dem Imponiren iſt's fertig, er wird nicht mehr äſtimirt als eine hohle Rübe, mit dem Verdienſt iſt es aus; je g'ſtabeliger er ſich macht, deſto mehr wird er ausgelacht, denn vom Imponiren zum Lächerlichwerden iſt nur ein ganz kleiner Schritt. Iſt aber etwas Tüchtiges in ihm, ſind ſeine Schuhe währſchaft und bleibt er im Fortſchritt, macht er die Schuhe im Jahre 1850 nicht accurat gleich wie er ſie im Jahr 1830 in Scheneff gemacht, ſondern wie es im Jahr 1850 für elegant gilt, ſo kann er g'ſtabelig ſein und imponiren wollen, es ſchadet ihm gar nichts, er bleibt geachtet, geſucht und verdient ſchweres Geld.

So iſt's mit dieſer Sache. Nun war unſer Schuhmacher auf dem hohen Roß noch nicht ganz im finſtern Mond, aber im abnehmenden, das merkte er, gehörte daher unter die Zerriſſenen, war voll Weltzorn, betrachtete die von ihm Abgefallenen nicht bloß als Atheiſten, ſondern als Reaktionäre und ſprach viel von Amerika. Aenneli, welches auch etwas von der Eva an ſich trug, ließ, ſeit es geerbt hatte, auch bei ihm ſchuſtern und hatte die Gnade, daß er ihm ſchuſterte.

Nun, wenn es dir ein Gefallen iſt, hatte er geſagt, ſo will ich dir wohl ein Paar Schuhe machen, daneben frage ich nicht viel darnach, und wenn es nur iſt, um ſie einem Andern zeigen zu können, damit er mir den Schnitt ablerne, ſo wäre mir lieber, du wäreſt gar nicht gekommen! Wahrſcheinlich bleibe ich auch nicht lange mehr hier, die Leute hier haben gar keinen Verſtand, ich traf es noch nirgends ſo, ſie wiſſen gar nicht, was ſchuſtern heißt, es giebt kein dümmeres Beh auf Gottes Erdboden, als ſo einen Bauer u. ſ. w.

Aenneli hatte ſchon lange bei dieſem Schuhmacher Schuhe beſtellt gehabt, dieſe wollte es holen. Je weniger er zu thun hatte, deſto länger ließ er die Leute warten, damit man glauben möchte, wie viel er zu thun hätte, wodurch er die Kunden vollends verſprengte. Es giebt halt immer Leute, welche verſteckt werden wie Pharao, und wenn ſie ſchon nicht alle im rothen Meere ertrinken, ſo bereiten ſie auf andere Weiſe ihren Untergang. Die Schuhe waren wieder nicht gemacht. Ob es meine, es ſei die einzige Perſon, welcher er arbeite? hatte er geſagt. Wenn ſie ihn Alle ſo plagen würden mit Kären, ſo wollte er das Schuſtern heute noch aufgeben. Ein ander Mal ſolle es zu rechter Zeit anmeſſen laſſen und nicht warten, bis es keinen ganzen Schuh mehr habe! Man ſolle doch nicht meinen, er ſtehe unter der Hausthüre und warte da müßig, bis es einem Narren gefalle, herzulaufen und ſich auf der Stelle bedienen zu laſſen.

So ward Aenneli abgefertigt und nahm es an, es konnte daher auch ſicher ſein, daß das nächſte Mal der Herr Schuhmacher auf gleiche Weiſe mit ihm verfuhr. Es hatte aber das Herz ſonſt ſo voll und fühlte wenig, was der Schuhmacher ſagte. Es war dunkler geworden, weit konnte man nicht mehr ſehen; es war die Zeit der Fledermäuſe, wenn ſie noch geflogen wären, nun aber lagen ſie längſt an ihrer langen Ruh. Aenneli hatte ſich ergeben. Er iſt höhn, dachte es. In Gottes Namen, ſo wird es am beſten ſein; ſehen kann

ich ihn von weitem ja immer noch, und was will ich mehr? Und wie es das dachte, ſtand Felix plötzlich vor ihm. Wie das Meitſchi erſchrak! Der böſe Burſche lachte laut. Das geſchieht dir recht, ſagte er, wollteſt es ſo haben! Hätteſt geſtern nicht ſo gethan, wärſt heute nicht ſo erſchrocken. Wirſt einen Andern in Gnaden gehabt haben? Solches halte mir nicht vor, ſagte Aenneli; du weißt ja, daß es nicht iſt, und was Bethi geſagt hat! Aber was habe ich dir zu Leide gethan, daß du mich alſo plageſt? Ich weiß wahrhaftig nichts, und ſonſt meinteſt du es ſo gut mit mir, ſo viel habe ich dir zu danken, und jetzt, warum ſo auf einmal? Dumm; wer ſagt, daß ich es bös meine, dich plagen wolle? ſagte Felix. Es darf doch ein Bub zu einem Meitſchi reden, und vor ſein Fenſter zu kommen iſt nirgends verboten! Ach, wegem Reden ſagt ja niemand was, entgegnete Aenneli, und im Herzen thät's mir weh, wenn du es nicht thäteſt, wenn du bei mir vorbeigingeſt, aber Nachts laß mich ruhig, vergiß nicht, was Bethi geſagt, es hält Wort, zähl' darauf, und unten hört es alles, das Ofenloch iſt immer offen, Verdruß möchte ich ihm nicht machen, um alles in der Welt nicht!

Es gab ein langes Geſpräch, in welchem aber gar nichts von Liebe vorkam. Felix beſtand auf ſeinem Recht als Kiltbub: er könne vor welches Fenſter er wolle, und Bethi habe nichts darein zu reden, es werde mit Sepp auch nicht halb ſo exakt geweſen ſein. Nebenbei gab er zu verſtehen, er ſei es nicht gewohnt, auf dieſe Weiſe abgefertigt zu werden, es ſei nicht mancher Riegel, welcher nicht weggeſchoben werde, wenn er klopfe. Aenneli bat und flehte und gab zu verſtehen, warum er doch abſolut zu ihm wolle und hier ſo anſetze, wo er doch allenthalben ſo willkommen wäre. Felix ſagte nicht, er komme wegen der Liebe zu ihm, ſtatt anders wohin, ſondern er ſagte, es nehme ihn wunder, warum er nicht zu ihm ſollte kommen dürfen, ſo gut als zu einer Andern, wer das Recht hätte, es ihm zu verbieten? Es ſei denn, Aenneli habe einen

Andern, dem wolle er nicht im Wege ſein! Nur wolle er wiſſen, wer es ſei, ob in der That ſo einer, dem er Platz zu machen ſchuldig ſei? Begreiflich verwahrte ſich Aenneli gegen dieſe Zumuthung, ſtellte ihm nochmals Bethi's Gebot vor, deutete leiſe an, was doch die Leute ſagen würden, wenn es auskäme, daß er ihn's beſuche, es dürfte ſich nirgends mehr zeigen. Felix ſagte, Bethi ſolle ihn's nur fortſchicken, er wiſſe ihm einen Platz, wo es nicht Hund ſein müſſe. Dabei möchte er doch wiſſen, ob er ſo einer ſei, der einem Mädchen einen ſchlechten Namen anhänge, ſelb nehme ihn doch wunder. Aenneli fand die Worte zur Antwort nicht, welche ſo lautete: Denk', was ſie ſagen würden, weßwegen du kämeſt?

Da gab es einen Ton in ihrer Nähe, ſie wußten nicht, was für einen und ob von rechts oder links her. Es war dunkel geworden, und rechts und links waren Zäune und gleich vor ihnen ein Wäldchen. Aenneli erſchrak wie ein junges Reh beim Anſchlagen eines Hundes, wäre wie ein Reh in weiten Sprüngen davongeſetzt, wenn Felix es nicht gehalten. D'r tuſig Gottswille, laß mich gehen, denke, wenn uns jemand gehört, ich müßte mich ja ſchämen mein Leben lang! ſagte Aenneli. Aber Felix war unerbittlich und wollte erſt das Verſprechen, daß Aenneli unter's Fenſter kommen müſſe, wenn er daran döppele, er hätte noch viel mit ihm zu reden, und wiſſen wolle er, warum er einem Meitſchi einen ſchlechten Namen anhängen ſollte. Bisher hätte er doch gemeint, es habe ſich keines ſeiner zu ſchämen. In ſeiner Seelenangſt gab Aenneli dieſes Verſprechen, um loszukommen, und flog davon. Darauf unterſuchte Felix beide Zäune, das daranſtoßende Wäldchen, aber er fand nichts.

Einige Tage nachher, als der Ammännin Mägde allein ſpannen in der Stube, ſagte eine derſelben: Es nimmt mich doch wunder, was die Dürluftbäurin hat. Seit einigen Tagen läuft ſie immer da herum und ſieht das Haus an, als ſei es erſt vom Himmel gefallen. Ich will nichts nutz ſein, wenn

ſie geſtern nicht zum Kuchifenſter hereingeguckt hat. Ein Geſicht war am Fenſter und gerade eins wie ihres, und deren, die dem gleichen, giebt es nicht viele. Es nimmt mich nur wunder, was die hat, nichts Gutes allweg. Die will zur Frau und es ſoll es niemand merken. Sie will gegen jemanden aufreiſen, ihr etwas zutragen. Unſere Frau iſt daneben nicht dumm, aber in denen Stücken doch das ärgſte Babi, ſie würde ſonſt nicht der ärgſten Klapperfrau Glauben geben und wir es dann zu entgelten haben. Es nimmt mich nur wunder, wen es trifft! Nun werweiſeten die Damen, wem es gelten möchte. Begreiflich hatte keine ein reines Gewiſſen, je böſer eine eins hatte, deſto eifriger war ſie bemüht, einer andern Angſt zu machen, es gelte ihr. Als ſie ſich ſo recht in Angſt gebracht gegenſeitig, da rächten ſie ſich an der Urheberin ihrer Angſt und ſetzten ſich zu Gericht. Himmeltürk, wie das nun losging über Eiſi! Einen Batzen werth wäre es geweſen, wenn Eiſi hätte hören können, wie die Menſcher es auszüpften, bis kein guter Faden mehr an ihm war. Die Teufelsgeſchichte blieb auch nicht vergeſſen. Sie meinten, der Teufel habe ihm nur derhalben das Leben geſchenkt, damit es alle Leute, abſonderlich ſeine Hausgenoſſen, ſo kujonire, daß ſie ihre Seufzer in den Wunſch zuſammenpreßten: Ach, ih wett d'r Tüfel nähm mih! Wenn einer das eine gewiſſe Zahl von Malen ſage, könne ihn der Teufel nehmen ung'ſinnet u lebig. Es ſyg ume läz, daß me d'Zahl nit wüßt, aber man wolle davon ſage, ſcho vo es paar Knechtli u vore Magd wüß me nit, wo ſi hi cho ſyge. Das Eiſi werd's aber o einiſt erfahre, was es v'rdient heig, un öppis müſſe uſſtah. Das möchte ſi g'ſeh, aber ume vo wytem, dem wette ſi Gäbeli mache! Schließlich wurden ſie räthig, ſämmtlich aufzupaſſen, und wenn Eiſi zur Frau kommen könne, wo möglich zu horchen.

Von dieſem Rathſchluſſe wußte Eiſi nichts, aber was die Mägde gerathen, war richtig, es wollte zur Frau Ammännin und zwar wegen etwas ſehr Wichtigem. Eiſi war noch gern

hoffährtig trotz seinen alten Tagen, es wandte sich immer zum jedesmaligen Modemeister und befahl bei jedem Kleidungsstück, fry hoffährtig, fry recht na d'r Mode, dä alt Narr! So war auch der Schuhmacher auf dem hohen Roß der seinige. Der Teufel hatte nun selben Abend Eisi ebenfalls zum Schuhmacher gesandt, er gedachte etwas recht Schlaues und Böses zu machen. Eisi sah den Felix vor sich hergehen am Ende des Wäldchens, an einen Baum stehen und dort warten. Ketzer, was will der dort? sagte es zu sich. Eisi hatte in solchen Dingen eine feine Nase. Warte, dir will ich schlau genug sein, dachte es. Auf der entgegengesetzten Seite machte es sich hinter den Zaun und schlich ihm näher und als es jemanden von der andern Seite kommen hörte, noch näher und immer näher. Wie groß sein Jubel war, als es Aenneli erkannte, kann man sich denken; es war sich nur zu wundern, daß Eisi nicht laut aufschrie. Es verstand zu Weniges, drängte sich näher und näher; da kam es unversehens mit dem Gesichte in einen Dornstrauch und unwillkührlich entfuhr ihm ein Laut, der, obgleich es ihn alsbald beim Stiel faßte, doch theilweise entrann, denn 'raus ist 'raus. Somit war auch das Horchen aus. Das war Eisi darum leid, weil noch gar viel hätte nachkommen können, was jetzt nicht nachkam. Indessen wußte es mehr als genug, jetzt hatte es den Griff in der Hand. Seine Beine waren so lustig, daß sie immer tanzen wollten, und durfte es nicht tanzen, so kam ihn's d's Jauchzen an, hätte es zehntausend Thaler gefunden, es wäre nicht so glücklich gewesen.

Sein kindliches Herz trieb es heim, der Mutter sein Glück zu verkünden, und es zeigte Lust, alsbald zur Ammännin zu galoppiren. Nit, nit, sagte die kluge Mutter, da nimm dich in Acht! Es ist nicht eine Magd, sondern der Sohn, von dem du zu berichten hast, es ist Ammanns Felix, den du verrätschest, und merkt der einen Deut, daß du es gethan, so gnade dir Gott, deines Lebens bist du nicht mehr sicher! Und gesetzt, sagte Eisi, todt ist todt und kein Glied thut Einem

mehr weh, wiſſen muß es die Alte, es plagte mich im Grabe noch, wenn ich es ihr nicht geſagt! Das iſt recht, ſagte die Mutter, aber häb' Sorg', es iſt allweg nit g'g'ſpaße, denn er iſt e Grüſel. Eiſi wußte es und begehrte ihn nicht zu erfahren, es wollte ſich in Acht nehmen.

Aber im Drang ſeines Herzes machte es den Unterſchied zwiſchen dem Suchen einer Gelegenheit und dem Abpaſſen derſelben nicht. Um eine zu ſuchen, lief es alle Tage bei Ammanns Haus vorbei, guckte nach allen vier Ecken des Hauſes, beſonders nach den Schweineſtällen, ob es nirgends die Ammännin in trauter Einſamkeit erblicke, ja ſpionirte ſogar zum Küchenfenſter hinein. Da es aber kaltes Wetter war und die Ammännin eine Liebhaberin von der Wärme, überhaupt nicht geneigt zu träumeriſchen oder aſtronomiſchen Betrachtungen in den Hausecken, kam es gar nicht zu der Gelegenheit, und Eiſi's Herz ward immer drangvoller. Nach jedem vergeblichen Gange hielt es mit der Mutter Rath; ihre Antwort war immer: Er iſt e Grüſel, nimm dich in Acht. Und immer lauter ſagte Eiſi: Su ſyg er, was frag' ich dem nach, es iſt e Gott im Himmel und ein Richter auf Erden, ganz wird er mich nicht ſchlucken, und nur ſonſt tödten darf er nicht, ſonſt wird er gehängt. Man hängt ja niemanden mehr! ſagte die Mutter. Selb wollte ich dann luegen, ob der nicht gehängt ſein müßte, wenn der mich getödtet! meinte Eiſi. Würdeſt dannzumalen nicht mehr viel dran machen, ſagte die beſonnene Mutter. Das wär' d'r Tüfel, ſagte Eiſi im Zorn.

Endlich bleibt nicht ewig aus. Endlich ſah Eiſi die Ammännin unter der Thüre ſtehen und einem Bettler ein Almoſen geben. Es geht mit Schein auch ſtark bei euch, ſagte Eiſi. Es iſt nicht mehr dabei zu ſein ſo in rechten Häuſern, wo man weiß, daß etwas darin iſt. Ich muß bald jemanden expreß anſtellen, um den Bettlern Beſcheid zu geben. Einer löst den andern ab, kaum iſt man abgeſeſſen, hoſchet es wieder, ſo verdirbt man mit der Arbeit mehr als man verrichtet. Der

Bysluft zog, mit einem Gespräch im Freien war der Ammännin nicht gedient. Sie hieß Eisi hineinkommen, sich zu wärmen. Es müsse heim, sagte Eisi, welches der Stube nicht traute; aber wenn es erlaubt wäre, so möchte es ihre Schweine sehen. Es hätte von denen schon so viel b'richten hören, daß es sie für sein Leben gern sehen möchte, nur für ein Exempel daran zu nehmen. Wird nicht sein, sagte die Ammännin, ist nichts Apartes, hatte manchmal viel schwerere. Aber man macht was man kann und giebt wie man's hat. He ja, sagte Eisi, man kann nicht immer machen wie man will; aber ich wollte sie doch gerne sehen, und dazu machte es ein schlaues Gesicht und blinzte mit den Augen. Die Ammännin war in solchen Dingen nicht dumm, und so wenig ein Schnupfer eine gute Prise ausschlägt oder ein Raucher eine feine Cigarre, eben so wenig verschmähte die Frau Ammännin einen vertraulichen Bericht, auch wenn der Bysluft und ihre Gliedersucht sich grundschlecht vertrugen. He, so komm, aber Rares wirst du nichts sehen, du hast sie sicher besser. Wer der Ammännin in's Gesicht gesehen hätte, der hätte den Verspruch, den Eisi hinter des Ammanns Rücken darthat, nicht nöthig gefunden.

Die Ammännin machte auf; da lagen sie die Prachtthiere, Rücken an Rücken, in behaglicher Ruhe. Tüfel, sagte Eisi. Husch, auf! sagte die Ammännin und stieß sachte mit dem Fuß. Grunzend und schnaufend erhoben sich die Thiere, erst bloß auf die vordern, endlich mit Mühe auch auf die hintern Füße. Tüfel, nein, solche habe ich noch nicht gesehen in diesem Jahre, werdet die Milch nicht haben sparen und sie alle in die Käserei haben geben müssen? Das sind ja nicht Säu, das sind ja Elephanten! Aber was ich eigentlich sagen wollte, es drückte mir fast das Herz ab euretwegen, und wenn ihr es nicht wäret, ich ließ es nicht vor meinen Mund, ich weiß, wie übel man oft ankommt, aber ich kann euch vor einem großen Unglück sein, und das will ich auch, mag es mir gehen wie es will. Aber zürnit mir doch recht nicht, ich thue es aus Liebe,

wär' das nicht, ich für mich könnte drüber lachen hinten im Halſe. Was iſt, Frau? ſagte die Ammännin, halb erſchrocken und halb mißtrauiſch, was iſt? rede! Aber wollt ihr mir verſprechen, es nicht aus eurem Mund zu laſſen, mich nicht zu verrathen, bei Leib und Sterben nicht, mag es gehen wie es will? ſagte Eiſi. Perſe, ſagte die Ammännin; aber jetzt uſe mit d'r Sach, es macht kalt und du machſt mir Angſt. Ja, aber zürnt recht nicht, ſagte Eiſi; ich darf faſt nicht, und wenn es nicht wegen eurem Sohne wäre, dem einzigen Kind, ich thäte es nicht, mit vier Roſſen brächte man es nicht aus mir, was ich weiß, weiß Gott nicht! Aber mys Herz! und dazu machte es ein Geſicht und legte die Hand auf die Bruſt, als ob dieſes Herz obſig kommen wollte. D'r Gottswille, Frau, jetzt uſe mit d'r Sach, oder ich fange was Anderes an! ſagte die Ammännin, ſchlotternd halb vor Kälte, halb vor Angſt.

Felix, eurer Sohn, hat ein Geſchleipf mit Nägeliboden-bauern Frauen Schweſter, dem jungen Täſchli, und vielleicht mit der Bäurin ſelbſt. Letzthin ſah ihn dort mein Mann Nachts aus dem Hauſe kommen, als der Bauer nicht drin war, und vorgeſtern vor acht Tagen traf ich die junge More und Felix, ach Gott! ich ſchlottere noch an allen Gliedern, wenn ich daran denke, draußen am Wäldchen nebem Weg zum hohen Roß. Ich darf gar nicht daran denken. Aber Felix iſt nicht ſchuld daran, ſie lockten ihn, es weiß kein Menſch wie, und jetzt ſind die beiden Täſchen wahrſcheinlich ſelbſt ſchalus über einander. Ja, das iſt ein Haus, es denkt kein Menſch, was da alles geht, und wenn man es ſchon ſagen wollte, es glaubte es niemand. Aber es iſt Einer im Himmel und der weiß es, das iſt gut, dem wird man doch einmal glauben!

Der Ammännin ging die Sache durch Mark und Bein. Aber ſo eine Ammännin von der rechten Sorte hat Faſſung ſo gut, als eine rechte Gräfin, und einen eben ſo feinen Sinn für den gehörigen Anſtand. Es iſt eine grüsliche Sache, aber du ſollſt Dank haben eineweg, ſagte dieſe. Erzählte ſie mir

jemand anders, ich glaubte sie nicht. Du hast sie doch noch niemanden erzählt? Was denkt ihr auch, mit vier Aeffen hätte man es mir nicht 'raus gerissen! Nun, sagte die Ammännin, so wissen es also nur du und ich? Ich lasse es auch nicht aus dem Munde, so kommt es also nicht unter die Leute. Der Sache will ich ein Ende machen, zähl' darauf. Ich hoffe, es sei noch die rechte Zeit; wenn es geschehen, will ich dir noch einmal danken, und zwar dann recht! Aber ihr verrathet mich doch nicht? sagte Eisi. Hab' nicht Kummer, sagte die Ammännin, zähl' auf mich, wie ich auf dich zähle, wir wollen beide einander halten.

Den Kopf voll Triumph wandelte Eisi heim. Wer es recht angesehen, hätte es wenigstens einen Fuß gewachsen gefunden, es war anzusehen wie ein magyarischer Grenadier. Die Mutter sah ihm schon von weitem die gute Verrichtung an, ehe es ihr noch zurufen konnte: Mutter, jetzt geht's los, jetzt pass' auf!

Und in der That, sie paßten auf, akkurat wie Ingenieure, die unter eine große Festung eine Mine gegraben, gefüllt und die dahin leitenden Schwefelfäden angezündet. Die beiden schienen zu glauben, alsbald fliege der ganze Nägeliboden in die Luft, oder wenigstens lasse die Ammännin ein Dutzend Batterien Vierundsechszigpfünder auffahren und denselben mit Mann und Maus in Grund und Boden schießen. Sie habe gezittert vor Zorn und gar nicht mehr reden können, aber jetzt solle man nur aufpassen, man werde bald etwas vernehmen, sagte Eisi. Bis dahin müsse man sich in Acht nehmen, sie wollten den Augenblick niemanden was sagen, hätten sie verabredet, und es möchte nicht, daß die Ammännin meinte, es hätte geplaudert, da nur sie zwei darum wüßten. Da irrte sich aber die Bäurin im Dürluft gröblich. Erstlich hatte sie bereits mehr als einer Freundin im höchsten Vertrauen gesagt, sie wisse was, öppis Verfluchts, vo Ammes Felix u d'r junge Gränne da im Bode. D'Lüt werde d'Glare ufthue, we si's

v'rnähmte. Wyter dörf's emel einiſt nit rede, aber es ganz nit mänge Tag, ſo ſygs uf der Trumme, öppis wora me nit g'ſinnet hät, aber öppis, das gut ſyg für e Hochmuth.

Es wußten es aber noch drei andere Perſonen in Ammanns Haus. Eiſi war nicht ungeſehen zum Hauſe gekommen. Sechs Augen und Ohren paßten auf, als es mit der Frau ſprach, und als es mit ihr hinter's Haus ging, flogen alle drei Mägde nach: eine auf die Bühne, eine vom Tenn weg in den kleinen Gang zwiſchen den Schweineſtällen, in welchen die Tröge mündeten, die dritte in die hintere Hausecke. Die paßten auf, man denke! Was eine nicht hörte, ſchnappte die andere auf. Sie brachten ſo ziemlich den rechten Sinn in's Ganze, und was ſie für eine Freude dran hatten, kann man ebenfalls denken. Das Jauchzen war ihnen auch gerade zunächſt unter dem Loche, aber ſie hielten es beſſer am Stiel, als Eiſi ſeine Stimme beim Wäldchen. Unglücklicherweiſe ſaß ſelben Nachmittag die Frau Ammännin ununterbrochen bei ihren Mägden und haspelte, ſie hatten kaum Zeit gefunden, beim Abwaſchen das Geſpräch zuſammenzuflicken. Man kann denken, wie es den drei Jungfrauen erging. Es verſprengte ſie faſt; ihr Lebtag hatten ſie nie ſo viel Gedanken auf einmal gehabt, die mußten ſie bis Abends nach Zehn bei ſich behalten, und plagte ſie ſonſt der kleinſte Einfall ſchrecklich, bis er von ihnen ging. Was doch die Frau Ammännin für Augen gemacht hätte, wenn es plötzlich einen Knall gegeben und die drei Jungfrauen ihr ſtückweiſe um den Kopf und an den Wänden herumgefahren wären! Aber auch Ohren hätte ſie gemacht, wenn ſie Nachts im Gaden den Rath derſelben gehört, wie ſie es der Dürluftbäurin und der Frau Ammännin ſo recht verſtümert machen könnten, wie ſie am allertäubſten würden. Sie hatten beide ungefähr gleich auf dem Strich und hatten ihre Galgenfreude daran, daß Eiſi's Mittheilungen nicht ihre Perſonen, ſondern der Frau Meiſterin Herz trafen, und gerade da, wo es am verwundbarſten war.

Felix war ihnen nicht unwerth: erſtlich ſchon als hübſcher Burſche, zweitens war er wirklich nicht bös gegen das Geſinde und warf zuweilen den Mädchen einen derben Spaß hin, an dem ſie wohllebten und daran ſchmatzten, behaglicher als hungrige Jagdhunde an der beſten Fleiſchſuppe, nicht zuſammengezählt, verſteht ſich. Ihm wurde am unbedingteſten gehorcht, und gar oft brauchte er nicht zu befehlen, was er wollte, wurde ihm an den Augen abgeſehen, beſonders vom weiblichen Perſonal. Bekanntlich ſind überall die Kronprinzen beſſer daran als die Könige. Mancher, der als Kronprinz Furore gemacht, macht als König Fiasco. Dem Felix wollten die Mägde alſo nicht ſchaden, ſondern ihn verbeiſtänden, und zwar ſo, wie es die Meiſterin und Eiſi am täubſten machen müſſe. Sie wollten aber warten, bis ſie merkten, daß das Spiel angehe und die Ammännin hinter dem Felix ſei, dann, wenn er ſo recht heiß und zornig ſei, wollten ſie mit ihrem Fund ausrücken und Felix in's Klare ſetzen, wer die Suppe ihm eingebrockt, und vielleicht ihm auch etwelchen weiteren Rath geben.

So ſahen Aller Augen auf die Frau Ammännin, und was ſahen ſie da? Nichts, gar nichts! Weiber ſind in der Regel gegen die Sünden ihrer Söhne viel nachſichtiger, als gegen die Sünden ihrer Männer. Was ſie bei den letztern erſt zu feuerſpeienden Bergen, ſpäter ihr Lebtag zu immer rauchenden Kratern macht, das fertigen ſie bei den erſtern mit mitleidigem Achſelzucken, einem freundlichen Zuſpruch ab. Der Perſon, welche dem Sohne es angethan, meſſen ſie die größte Schuld bei und haſſen ſie ſchauerlich; manchmal werden ſie auch bloß neugierig, das Ketzerſtäſchli kennen zu lernen.

Im erſten Augenblick war die Frau Ammännin durch die Nachricht ſehr erſchüttert worden, indeſſen faßte ſie ſich bald. Es ſei die Frage, was an der Sache wahr ſei, dachte ſie, man kenne das Dürluft-Eiſi. Freilich habe Felix vom Meitſchi geredet und mehr als ein Mal, aber er habe ein gutes Herz, das wiſſe man. Dem Meitſchi könne ſie nichts Schlechtes zu-

trauen, es mache ja ein Geſicht wie der heilige Feierabend; freilich ſeien oft ſtille Waſſer am tiefſten, und denen, wo am Tage den Mund nicht aufmachen könnten, ſei oft des Nachts am wenigſten zu trauen. Daneben könne ſie das doch nicht glauben, und mit der Bäurin am allerwenigſten; wenn die ſchon ſo ſchlecht wäre, was ihr noch nicht bewieſen ſei, ſo wäre doch Felix zu brav. Am beſten ſei es, ſtille zu ſein und nichts auf die Trommel zu bringen, damit die Leute nicht Freude daran hätten. So könnte ſie am beſten aufpaſſen und Felix würde ihr nicht hinterſtellig. Sie wiſſe ja, wie es der tufigs Bub von je gehabt: gerade das, was er nicht ſolle, das wolle er. Freilich ſei es nun aus mit dem In's-Haus-nehmen;. ſie wolle doch lieber, die Meiſterjumpfere paſſe dem Melcher als dem Sohne, den Verdruß möchte ſie nicht im Hauſe haben. Zudem ſei es am beſten, Felix heirathe, ſo habe das Flauderleben von ſelbſt ein Ende. Sie habe zwar einen Schrecken vor einem Söhnisweib, aber einmal müſſe es doch ſein, und dann ſei es nirgends geſchrieben, daß es bös gehen müſſe, es komme immer darauf an, wie man thue und was für eine Perſon man auslеſe. Eine mit nichts begehre ſie nicht; nicht daß ſie es ohne Geld von ihr nicht könnten, aber der Leute wegen, die würden doch lachen, wenn Felix nicht was Rechtes zu erweiben im Stande wäre. Daneben am allerhöchſten brauche er es nicht zu treiben, wenn nur das Mönſch recht ſei. Sie müſſe anfangen ſich umzuſehen und ihm dann auf die Rechte die Naſe ſtoßen, aber daß er's nicht merke, ſonſt habe die Sache gefehlt; dä tufigs Bub laſſe ſich nicht zwängen. So hielt die Frau Ammännin Rath bei ſich, und von allem vernahm der Herr Ammann gar nichts.

Alſo geſchah eine große Stille; die Ohren waren geſpitzt, harrten auf's Donnerwetter, und große Augen ſchauten aus, wie der Nägeliboden in die Luft fahre, Felix Feuer und Flammen ſpeie, aber ſtill blieb der Nägeliboden, fuhr nicht in die Luft, Felix ſpeite nicht Feuer. Da gab es verblüffte Geſichter;

ſie wußten nicht, ſollten ſie ferner die Ohren ſpitzen oder ſtatt dem Nägeliboden in die Lüfte fahren und ſtatt Felix Feuer ſpeien. Solcher Zuſtand macht gern Bauchweh.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Käsrechnung.

Wer weiß wie bald das Ding losgefahren, wenn nicht etwas Anderes dazwiſchen gekommen wäre, der verhängnißvolle Tag nämlich, an welchem die Bilanz gezogen, die Reſultate der Käſerei vorgelegt, die Rechnung abgelegt, der Reſt des Geldes eingehen und getheilt werden ſollte. Das iſt ein wichtiger Tag, man kann es ſich denken, beſonders wenn die meiſten Geldſeckel eine Poſitur machen wie die Magen von Dreſchern, welche vierundzwanzig Stunden hintereinander gedroſchen und nicht gegeſſen haben.

Die Hauptſache an dieſem Tage iſt alſo, daß die Rechnung gemacht, ſowohl die allgemeine, als die Auszüge für jeden Antheilhaber, und daß das Geld da ſei. Eglihannes ſollte die Rechnung machen. Der hatte entweder gute Luſt, ſie zu verdrehen, oder konnte ſie ſonſt nicht machen, oder er gehörte der Art von Menſchen an, welche mit der Familienkrankheit behaftet ſind, nie eine Rechnung ablegen zu können, beſonders eine ſolche, wo ſie noch herauszahlen ſollen, es ſei denn, ſie kriegten Hausarreſt (verſteht ſich ernſtlichen, und nicht wie im Canton Bern, wo es hinreichend iſt, daß man ihn gegeben hat, ihn aber niemand zu halten braucht) oder würden in's Gefängniß geſetzt. Es ſoll Ortſchaften geben, wo die meiſten Familien mit dieſer Krankheit behaftet ſind. Eglihannes wollte lange nicht daran, bis endlich die Käsgemeinde erkannte, wenn er die Rechnung nicht bis dann und dann einem Ausſchuß vorlege,

so müsse sie jemand anders machen. Das war ihm auch nicht recht, er wußte, daß eine Käsgemeinde, wenn es sich um Geld handelt, nicht ist wie eine Behörde, welche die Sache persönlich nichts angeht und die daher getrost schlitten läßt, was nicht anders laufen will. Er machte sich endlich daran, aber kafelte, daß sich niemand darauf verstand, brachte vor allem die Käse, welche ihm zum Verkauf übergeben waren, nicht in Rechnung, kurz, der Ausschuß wollte sie nicht und ordnete ihm jemanden bei, aber nicht den Schulmeister, den Eglihannes für alle Gewalt haben wollte. Wenn dann Einer sein müsse, so sollten sie ihm Einen geben, der rechnen könne; auf der Behfrende sei ja keiner, der Fünfe zählen könne, hatte er gesagt. Das wollten sie mit ihm probiren, bekam er zur Antwort; sie wollten noch lange Fünfe zählen, wenn er längst nicht mehr Babi sagen könne. Und was das Schulmeisterli im Rechnen könne, wisse man nicht, den Kindern sehe man nichts an. So viel wisse man bloß, daß er nicht abtheilen könne, er würde sonst nicht immer den Lohn lange voraus hinziehen. Einer schlug Ammanns Felix vor, der sei in der Schule der beste Rechner gewesen und werde wohl gut aufpassen. Nur zu gut, meinte jemand, der thäte dem Eglihannes die Augen auf, daß er sie nicht mehr zubrächte, bis sie ihm jemand zudrückte. Der werde bald für sich selbst genug zu sehen und gern haben, wenn die Leute die Augen ihm zudrückten, sagte Eglihannes. Wie ist das gemeint? fragte der Ammann. Werdet es früh genug erfahren, erwiderte Eglihannes. Man schlug den kleinen Burschen vor, der die Nase in alles stecke, der werde schon den Weg zeigen, wo es im Geraden durch müsse. Nun, sagte Eglihannes, wenn sie einen Schulbub für den Gescheidtesten erachten unter ihnen, so sei ihm der der Rechte. Wen man auch vorschlug, keiner wollte es annehmen; diese Ehrenstelle war in den Statuten nicht benamset, konnte also ausgeschlagen werden. Endlich kam es an Peterli im Dürluft; der wollte sich mit Unkenntniß entschuldigen. Man sagte ihm, es sei ihm

erlaubt, die Frau beizuziehen, das sei ja die beste Rechnerin weit und breit, könne jedem auf's Haar sagen, was er verdient habe im Himmel und auf Erden. Peterli machte ein böses Gesicht, nahm indessen den Posten an; als Grund gab er an: am Ende werde sich Einer brauchen lassen müssen, und da komme es nicht darauf an, wer es sei, nur hoffe er, für die versäumte Zeit werde man ihm Rechnung tragen. Mach' d's Sach recht, m'r cheu de geng noch luege, gab man ihm zur Antwort.

Die Rechnung wurde endlich gemacht, aber der Ausschuß schüttelte den Kopf; Hüttenmeister und Kassier wollten ihren Beifall durchaus nicht geben. Eglihannes hatte für seinen Käs wohl Ausstände, aber kein Geld angesetzt, und die Ausstände gefielen ihnen auch nicht, und etwas Wunderliches erzeigte sich wegen Peterli, dem sah auf einmal eine Summe zu seinen Gunsten heraus, woran man vorher nicht gedacht hatte. Man soll nicht glauben, daß es mit Käsrechnungen sich gleich verhält wie mit Vogtsrechnungen, da läßt sich nicht so leicht ein X für ein U machen, und zwar aus guten Gründen nicht. Indessen giebt bei jeder Art von Rechnung niemand die Finger gerne her, um mit denselben die Fehler an den Tag zu ziehen, und je länger je weniger, von wegen der Menschenfurcht. Denn je weniger man Gott fürchtet, desto mehr fürchtet man sich vor den Menschen. Man hat darüber merkwürdige Beispiele von Exempeln.

Die Rechnung zu machen und das Material dazu wurden also einem Unparteiischen außerhalb der Gemeinde übergeben, trotz dem Geschrei von Eglihannes, jetzt werde es erst ein großes Geschrei in der Welt geben über der Behfreudiger Dummheit, die nicht einmal die Käsrechnung selbst machen könnten. Diese meinten aber, das gehe sie nichts an, sondern am meisten ihn selber, der sie machen sollte und sie nicht machen könnte oder wollte. Einstweilen riethen sie ihm zu schweigen; wenn

seine Rechnung durch die des Beauftragten sich als richtig erwiesen, dann möge er reden.

Unterdessen machten sie unter der Hand etwas Anderes. Eglihannes hatte in der Rechnung über seinen Käshandel die Namen derer ausgesetzt, welche den Käs nicht bezahlt hatten, die, welche gezahlt, waren nicht genannt; die Zahl der verkauften Käse und derer, welche noch da waren, stimmte nicht überein mit der Zahl derer, welche im Herbst übrig geblieben. Kein Mensch wollte wissen, wohin die fehlenden Käse gekommen; vielleicht daß die Mäuse sie gefressen. Da sehe man jetzt, was es helfe, wenn man schon den ersten Käs rückwärts in den Sprocher trage, hieß es. Nun ward auf einmal offenbar, wie viel Augen dem Eglihannes aufgepaßt. Man wußte fast alle Wirthe, denen er verkauft, wußte, wer Käs geholt und wie manchen; man wußte viel mehr, als Eglihannes ahnte.

Nun ging man unter der Hand den Käufern nach und suchte zu vernehmen, wie gehandelt worden, wie viel verkauft worden, was ausstehe u. s. w. Nun fand es sich, daß gar mancher Käs bezahlt war, dessen Erlös als „ausstehend" in der Rechnung stand. Ueber Preis und Gewicht wollten Wirthe, welche baar bezahlt, nicht mehr Auskunft geben. Sie sagten, was sie baar bezahlten, schrieben sie nicht auf, was Tüfels das nützen wollte! Andere sagten, sie erinnerten sich nicht mehr recht im Kopfe, aber vielleicht hätten sie es daheim auf dem Papiere, sie wollten gelegentlich luegen. Hie und da rückte einer mit den Karten aus und sagte, sie sollten nur zufahren, und wenn es dann Ernst sei, so wolle er mit seinem Hausbuche auch noch ein Wörtlein dazu reden. Es werde sich aber wohl am besten erzeigen, wenn sie das Verzeichniß der Käse, wo Nummern und Gewicht angegeben stünden, mit Eglihannese Rechnung verglichen, da sei es bald ausdisputirt. Solche Berichte brachte man dem Rechnungsverordneten. Das sei böser Bescheid, sagte dieser; in Eglihannese Rechnung seien die Nummern oder das Geburtsdatum der Käse nicht verzeichnet. Das

ganze Verzeichniß über die ſämmtlichen Käſe ſei wohl da, aber keins von den Käſen, welche der Käsherr genommen, ſondern bloß ſummariſch ihr Gewicht. Das Geſammtgewicht der Käſe aber, welche Eglihannes übernommen, war wieder nirgends verzeichnet. Sie hätten das zu wenig exakt genommen, es werde Mühe koſten, bis der Sachverhalt am Tag ſei. Ein Schelm ſei dieſer, aber es werde es kein Richter glauben wollen, das ſeien die ungläubigſten Tüfle auf der Welt, jetzt freilich nur noch g'ſchnäuzt, aber g'ſchwänzt würden ſie mit dem Alter wohl auch noch werden.

Die Männer redeten von dieſer Geſchichte eben nicht viel. Man ſolle ſie vor den Weibern geheim halten, meinten die meiſten; wenn dieſe es wüßten, ſei der Teufel los. Ja, aber ſeit wann blieb den Weibern verborgen, was die Männer wußten? Soll ſogar dem Windiſchgrätz manches entronnen ſein, man kann ſich daher denken, wie es den Behfreudigern erging, welche noch lange keine Windiſchgrätze waren. Das nahm die Gedanken gefangen, das beſchlug alle Worte, welche aus eines Jeden Munde gingen; die Winke, welche Eiſi über Felix und Aenneli fallen gelaſſen, ſchwollen nicht auf, kamen nicht in Fluß, das Wetter war nicht günſtig. Die Mitwiſſer, die Geſpannten, fuhren wohl faſt aus der Haut, aber wären ſie auch 'raus gefahren, es hätte es kaum jemand gemerkt. Der verhängnißvolle 15. März kam, aber mit ihm kein Geld, nicht einmal ein Brief. Die Behfreudiger waren Nervenübeln ſonſt eben nicht unterworfen. Man ſagte ſonſt von ihnen, ſie hätten Nerven ſo dick wie dreibatzige Stricke; aber ſelbe Nacht ging doch mancher Mann mit Kopfweh zu Bette, welches ſeine Frau ihm angepaukt. Und mancher, der lange nicht gebetet, betete an ſelbem Abend lange, lange und laut, und am Morgen noch viel länger, bis man Hoſen und Schuhe anhatte, weil man, wie billig, erwartete, die Frau werde doch ſchweigen, ſo lange man mit Gott rede. Es geht zwar die Rede, es ſei manche mitten in's Gebet gefahren, und zwar gröblich.

Es ſind zwei Dinge ſehr fatal und unangenehm: erſtlich wenn man einen Biſſen in den Mund zu kriegen glaubt und hat ihn jemand weggezogen, man klappt den Mund zu und ſiehe da, er iſt leer; zweitens wenn man eine leere Taſche hat und beim Hineinſtoßen mit der Hand mit gar nichts klimpern kann, weder mit Silber, noch mit Münze. Es entſtand eine ſehr bedenkliche Stimmung im Dorfe. Was die, welche nicht in die Käſerei gegeben, für Schalksgeſichter machten! Darob ſollen Viele am Bauchweh gelitten haben in denſelben Tagen. Man ließ unter der Hand ſich erkundigen, wann man das Geld haben könnte; man habe doch geglaubt, darauf zählen zu können und ſich darnach eingerichtet. Zahlet, wenn ihr kein Geld habt! ſchrie dieſe der Käsherr an. Ihr werdet warten müſſen wie Andere auch; es ſind noch viele, die möchten, wenn man es geben könnte (das iſt ein ſchöner Troſt für Gläubiger), aber ich kann ſo wenig Geld ſch — — als ein Anderer. Ihr hängt noch immer am Alten; ihr müßt jetzt zu den verfluchten Ariſtokraten und Städtern gehen und ihnen ihre Geldkiſten aufmachen, die haben das Geld und geben es nicht, die ſind ſchuld an der Noth, hätten die größte Freude daran, wenn das Volk eis Tags verrecken würde! Das ſei wahr, ſagte ein Vehfreudiger, die hätten mehr Geld als die jetzigen Fötzeln, wo man zehn auf den Kopf ſtellen müſſe, ehe ein Thaler aus einer Taſche falle. Aber wer es habe, habe Recht, nichts zu geben, wenn er nichts verſprochen. Er wiſſe ja nicht, ob er es wieder bekomme. Es ſei ja jetzt ein Eingericht, wo man ſieben Jahre prozediren müſſe, ehe man zu einer Forderung komme, wenn nämlich unterdeſſen der Advokat nicht verſchuldet oder mit dem Schelmen davongegangen, wo man dann nichts kriegte und Koſten bezahlen könnte. Aber verſprechen und nicht halten, ſelb ſei nicht brav. Halte du, wenn du nicht kannſt! brüllte der Herr, und dagegen ließ ſich freilich nicht viel ſagen. Es muß bei euch nicht viel Geld ſein, daß ihr ſo nöthlich thut, fuhr er dann fort. Allweg!

ſagte der Mann. Ihr müßt mir wenig trauen, daß ihr nicht warten wollt! bemerkte jener. Allweg! ſagte der Mann. Was? mir nicht trauen?! fuhr der Herr auf. Traut ihr denn niemanden mehr? Allweg! lautete die Antwort. Nun ging ein ſchreckliches Donnerwetter los, welches mit der Erklärung ſchloß: Ihr müßt euer Geld haben, nur damit ihr mir nicht mehr unter die Augen kommt, ein ſolches Volk habe ich noch nicht getroffen, will nichts mehr damit zu thun haben! Es iſt gut, daß nicht Alle ſo ſind, da möcht' d'r Tüfel d'rby ſy! Zwyfle, antwortete der Mann. Warum? ſagte der Herr. Er fände dich da nicht! antwortete der Bauer kaltblütig. D — — Schelm, jetzt mach', daß fortkommſt! Allweg! ſagte der Bauer. Aber daß das Geld kommt, ſonſt komm ich wieder! Häb nit Kummer, will dir nicht Müh' machen, begehre dich nicht zu ſehen, du alter Schelm, was du biſt! Darauf gab der Mann keine Antwort, ſondern marſchirte vergnüglich ſchmunzelnd am langen Stecken langſam ab. Das Geld kam wirklich alsbald, aber in den ſchlechteſten Sorten, welche man auftreiben konnte, abſonderlich in Coburgiſchen Sechskreuzern, welche faßweiſe in die Schweiz verſchleppt worden waren. Das war ein Erleſen und Zählen! Wenn alle Flüche dabei den Coburgern in die Beine gefahren, ſo ſoll es niemanden wundern, wenn ſie das Podagra ſchrecklich kriegen.

Man hatte die Rechnung auf den Frauentag verlegt, d. h. auf Maria-Verkündigung. Es iſt ſonderbar, daß im Namen Frauentag die Mehrzahl liegt. Wir denken, unſere Vorfahren haben dabei an die Eva gedacht, durch welche die Sünde in die Welt kam, die böſe Luſt, und an Maria, durch welche der Heiland kam, die Liebe. So hat der Tag ſeine doppelte Bedeutung, namentlich in Beziehung auf das Weib, und zwar noch bis auf den heutigen Tag. Denn noch bis auf den heutigen Tag kommt vom Weibe vornehmlich das Böſe und das Heil, die böſe Luſt und die Liebe, Satanas oder Gott! Des Weibes Bedeutung ſcheint geſetzlich nicht

beträchtlich, und es ist recht so, das Weib ist nicht gesetzlicher Natur, kehrt sich wenig an Gesetze, wie Eva den Beweis geliefert hat. Des Weibes Macht und Herrschaft liegt im Gemüthe, und dieses Gemüth ist unter kein Gesetz zu thun, es ist kein äußerliches, und seine Macht ist eben deßwegen so groß, weil kein Gesetz sie begränzen kann. Sie streitet nicht mit den Waffen des Mannes, mit Wort und Schwerdt um Land und Gut: mit dem Säuseln, in welchem der Prophet Gott erkannt, gewinnt sie Gemüther, über diese herrscht sie, diese kämpfen für sie. Man spricht viel und verächtlich von Weiberregiment, da weiß man nicht, was man spricht: wo rechte Weiber sind, ist dies Regiment überall. Das kennen freilich nicht Alle, und wenn sie verächtlich von einem solchen Regimente sprechen, so werden sie bloß das meinen, welches äußerlich wird, die Stelle des Mannes einnimmt und sich in Dinge mischt, die nicht des Weibes Amt sind. Dieses Regiment ist allerdings bald lächerlich, bald verächtlich, wenn es nicht durch die Noth oder des Mannes Untüchtigkeit geboten ist. Es ist dies das Regiment, welches die ausgearteten Weiber dieser Zeit in Berlin und Paris und sonst noch wo ansprechen, und welches sie Emancipation nennen und Cigarren dazu rauchen. Die armen Geschöpfe! Für die soll man wirklich beten: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! Ja, wenn wirklich die Weiber alle so wären, so begriffen wir die Angriffe auf die christliche Ehe ganz gut; denn wer zum Kukuk möchte sich auf Lebenszeit an ein solches Geschöpf binden, dessen Liebe nur Begehren ist, das nichts ist, als der Affe des Mannes, nur um einen guten Theil böser und naschhafter. Diese sogenannten Weiber haben nie einen rechten Frauentag gefeiert, und wir bedauern das Land, wo dieser Tag nicht alljährlich gefeiert, die wahre Weihe des Weibes nicht ausgestellt wird vor den Augen des Volkes, wie die Katholiken ihre wunderthätigen Reliquien ausstellen: männiglich zu Nutz und Frommen, zur Erbauung und zur Nachahmung.

Wahrſcheinlich damit in der Vehfreude dieſes Feſt in ungemiſchtem Glanze begangen werden könne, konnte man die Schlußverſammlung doch nicht halten. Die Coburger waren nicht recht gezählt, man konnte das Ketzerwerk nicht einrichten, daß es ſich gehörig traf, und mit der Rechnung ſah es gar wunderlich aus, als der Sachkundige ſie zurechtgebracht. Man ging drüber und wieder drüber, konnte es nicht anders finden und durfte dieſelbe doch faſt nicht vorlegen. — Nun wollen wir nicht behaupten, daß an ſelbigem Tage, wo alſo der Abſchluß wieder verſchoben wurde, ſehr viel von des Weibes Weihe auf den Geſichtern der Vehfreudigerinnen ſichtbar wurde. Wir glauben auch behaupten zu dürfen, daß, wenn ſelbigen Tags der Pfarrer auch herrlich gepredigt hätte von des Weibes hoher Beſtimmung in Liebe und Langmuth, im Stimmen der höhern Saiten, er wenig Anklang gefunden hätte. Ja, vielleicht hätte die eine oder die andere Frau, ja vielleicht mehrere geſagt: Er iſch geng d'r glych Stürmi! Beſſer hätte er es vielleicht getroffen, wenn er über die Männer gedonnert hätte, welche den Engel Gabriel zum Muſter nehmen ſollten und es nicht thäten. Der hätte der Maria nur Liebs und Guts verkündet, ſei auch nicht betrunken wie ein Schwein zu ihr gekommen, ſondern ganz nüchtern. Hier ſeien die Männer ganz das Gegentheil, hätten von dem Engel auch nicht einen Schatten. Sehe man ſie von weitem, müſſe man ſchon vor ihnen erſchrecken, kämen ſie heim, thäten ſie wüſt, begehrten ſie auf mit Frau und Katze. Am Ende müſſe man Gott danken, wenn ſie noch mit Schnauben und Toben im Hauſe herumfahren könnten, wie der Teufel im Buche Hiob, und nicht alle Viere von ſich ſtreckten wie Kälber. Söffen Wein wie Nilpferde Waſſer, während die Weiber kein Tröpflein Milch hätten und verſchmachten müßten wie die Hagar in der Wüſte, die ein Unflath von Mann, der alte Abraham, fortgejagt, thäten dick in den Wirthshäuſern, während die Weiber daheim keinen Kreuzer hätten, Kaffee zu kaufen. Aber die ſollten nur warten, es werde alles vergolten

auf der Welt. Wenn die Weiber recht wüst thäten und die Männer recht vaterländisch kujonirten, so hätten sie Recht, mehr als Recht, und die Männer sollten ihnen noch Dank wissen, denn wenn sie einmal der Teufel nehme und sie so recht liebe auf seine Art, so komme es ihnen nicht so ungewohnt. Wenn der Pfarrer so gepredigt hätte, wohl, das hätte Anklang gefunden. Die Weiber wären noch eine ganze Stunde dagesessen mit offenem Maul, des Nachtrags gewärtig, z. B. wie dieser und jener sichtlich und lebig geholt worden. Als die Weiber endlich den Mund zugebracht, wäre das erste gewesen, was sie gesagt: der könnte, wenn er wollte, machte er es alle Sonntage so, sie fehlten keine Predigt. Das wär' jetzt einmal evangelisch und himmlischer Trost, wie man ihn nöthig hätte in diesem schrecklichen Leben, in dieser niederträchtigen Welt.

Am Ende kam doch das Ende, die Coburger Sechskreuzerle waren gezählt und die Rechnung so, daß sie nicht mehr anders gemacht werden konnte. Die Käsrechnung wurde zuerst vorgelegt. Rechnungen werden bekanntlich von den wenigsten Menschen begriffen, und sehr viele von denen, welche von Amtswegen sie passiren sollen, begreifen ebenfalls keine. Es ist also unsern Vehfreudigern nicht zu verargen, wenn es ihnen nicht viel besser erging. Sie zogen an ihren Pfeifen, und hier und da fragte Einer: Ist sie noch lang? Am Ende kam das Ende und ward alles gutgeheißen unter Vorbehalt von Irr- und Mißrechnung.

Nun kam die Hauptsache. Jedem ward ein Zettel gegeben mit dem Resultat seiner Lieferungen, der Angabe seiner Forderung und der Rest derselben in (etwas miserabel) klingenden Coburgern. Zudem verkündete der Hüttenmeister, wegen den Käsen, welche der Sekretär zum Verkaufen gehabt, sei die Sache noch nicht ausgemacht. Es seien da allerlei Anstände, wo man es besser gefunden, die Sachen von einander zu scheiden. Er wolle aber anfragen, ob man die Sache

so genehmigen wolle oder ob man es anders meine, sie sollten reden, jetzt sei Zeit dazu. Hätte man warten wollen, bis alles im Reinen sei, so hätte das noch lange gehen können. Daher habe man es so gemacht, und jetzt habe ja jeder Geld. Das sei recht, hieß es, man habe schon lange genug gewartet. Aber wegen dem Andern, wegen den Käsen, welche man Eglihannes zum Verkaufen übergeben, wolle man wissen, woran man sei. Es wolle sie fast dünken, es stinke in der Fechtschule.

Da erhob sich Eglihannes wie eine angeschossene Majestät — das will bei uns so viel sagen, als wie ein angeschossener Eber. Er lärmte schrecklich, wie man ihn verdächtige, verlästere, er am Ende Aller Sündenbock sein solle, das sei der Dank für alles, was er mit Rath und That der Gesellschaft gethan. Habe er etwas gemacht, was nicht recht sei, solle man es ihm beweisen, er wolle es darauf ankommen lassen. Wenn Käse gestohlen worden, so könne er nichts dafür, er habe den Schlüssel nicht immer in seinen Händen gehabt, und wenn er heute nicht Geld habe, so sei er nicht schuld. Wenn er die Käse habe verkaufen wollen, so habe er in dieser bösen Zeit Termine machen müssen, und zum Betreiben habe er keinen Auftrag erhalten. Wenn auch hin und wieder etwas eingegangen, so habe er auch zu fordern, das Käsfalzen einen ganzen Winter durch mache sich nicht umsonst, und ob er alle Läuf' und Gäng' und Mühe umsonst gehabt haben solle? Und wenn ihm Einer da stürmen wolle wegem Gewicht, so sage er ihm gerade in's Gesicht, er sei ein Esel. Es wisse ja jedes Kind auf der Gasse, wie viel ein Käs leichte in einem langen Winter, ja, jedes Kind wisse es, aber Kälber und Kühe freilich nicht, und dazu schlug er auf den Tisch, daß alles weit umher krachte. Er war groß in seinem Zorn, der Eglihannes; es wirkte aber auch. Die Versammlung war verblüfft; scheinbar hatte er etwas Recht. Die Sache mit ihm ordentlich auszufegen, zeigte niemand Lust. Es ist sehr merkwürdig, wie sehr ein solches Wüstthun imponirt, besonders in öffentlichen

Angelegenheiten, da ist der Schletter alsbald da, ja so weit, daß öffentliche Beamtete mit der Gewalt in der Hand in die Hosen gehen ließen, wenn Einer, der in das Zuchthaus gehörte, vor ihnen so recht auf den Tisch schlug, daß der Schreiber sieben Tage lang an Händen und Füßen zitterte. So was ist aber nicht neu, vide Exempel an Pontius Pilatus; das war auch so ein Richter, den man mit Aufbegehren in's Bockshorn jagte, dieweil er Menschen mehr fürchtete als Gott, und dieweil er nicht sauber über das Nierenstück war, und dieweil man ihm manches ausbringen konnte.

Ja, und jetzt, wie viele Richter in der Welt fürchten Gott nicht, und, Herrgott! wie sehen erst die Nierenstücke aus! Ist sich daher zu wundern, daß man mit Aufbegehren so ungeheuer viel ausrichtet, daß Richter auf den Gassen von Verbrechen sprechen, von denen sie in ihrem Gerichtszimmer nichts wissen wollen, im Allgemeinen sich wie Bullenbeißer geberden, in bestimmten Fällen wie Hosenscheißer, daß bekannte Betrüger, Wittwen- und Waisenschinder, Meineidige, Staats- und Gemeindsdiebe um so sicherer sind, je gröber sie es treiben, je unverschämter sie sich geberden? In ihrer Person ist der Betrug geheiligt, und der Betrogene kann mit langer Nase nachsehen, für ihn ist weder Gesetz noch Richter da. Begehrt er auf, so soll er an allem schuld sein, die Sache verkehrt gemacht haben. Daher kommt es Einem öfter vor, als seien die Richter von Staatswegen nicht dafür da, die Gesetze zu handhaben, sondern den Verbrechern die Löcher zu zeigen, durch welche sie entschlüpfen können. Ein sauberes Richteramt! Was wohl einst der Teufel mit diesen Verwaltern anfangen wird. Gerade unter diese gehörte jetzt Eglihannes, sowie er in seinen schönen Tagen unter die gehört hatte, welche die Macht in Händen haben, aber die Menschen fürchten statt Gott und nicht sauber über's Nierenstück sind. Er wußte, was Aufbegehren für einen Eindruck macht, darum sparte er es nicht und hatte ihm bereits viel zu verdanken. Einem

Andern, der nicht Kniffe verstanden und kein grobes Maul gehabt, wäre es in der Lage von Eglihannes längst an die Beine gegangen.

Die Männer zogen auf Eglihanneſe Donnerwetter beträchtlich die Pfeifen ein, bloßes dumpfes Grollen ward noch hörbar, das werde eine ewige Rechnung geben ſollen; eine Unterſuchung wäre doch gut, eine Kommiſſion wäre am beſten. Die größte Erfindung der Neuzeit ſind wohl die Kommiſſionen, und deren Erfinder liegt in Dunkelheit begraben, ſein Name iſt der Nachwelt unbekannt, ſie kann nicht dankbar ſein, wenn ſie ſchon wollte — es iſt ſchrecklich! Den Namen des Erfinders der Schießbaumwolle kennt man dankbar, und mit der Schießbaumwolle ſprengt man Sachen in die Luft, mit den Kommiſſionen ſorgt man dafür, daß alles ordentlich bleibe, wo es iſt, ſie ſind die großen Dämpfer auf der gährenden Welt. Schießbaumwolle und Kommiſſionen ſind entgegengeſetzte Mächte, und den Erfinder der Kommiſſionen kennt man nicht!

Ehe ein Mehr gemacht, einer Meinung zur Oberhand zu verhelfen, unterbrach Peterli im Dürluft die Verhandlung. Er kam mit ſeinem Zettel, auf dem ſeine Bilanz verzeichnet war, und ſagte: Ammann, du, was ſoll das machen auf dem Papier? ich kann mich auf die Sache nicht verſtehen. Der Ammann nahm das Papier, machte ein Schelmengeſicht und ſagte endlich: He, das ſoll machen, daß du noch zehn Kreuzer herauszahlen mußt! Da bebte die Käshütte, als thäte Simſon am Pfeiler rütteln, aber es war kein Simſon da, ſondern ein allgewaltiges Gelächter, wie es unerhört war auf der Vehfreude, fuhr an den Wänden herum und donnerte unterm Dache. Peterli zehn Kreuzer herauszahlen! Peterli machte ein wunderliches Geſicht und ſagte: er laſſe ſich nicht vexiren, nicht einmal von einem Ammann. Das werde nicht in der Rechnung ſtehen, ſonſt ſei es eine Schelmenrechnung und ein Spitzbub der, welcher ſie gemacht!

Aber er hatte bös reden, es hörte lange kein Mensch auf ihn. Es hatten natürlich Alle Eisi sehr lieb und freuten sich nun sehr über diese konstatirte Thatsache, von der man bereits allerlei gemuckelt hatte, und um die Peterli als Rechnungsrevisor etwas geahnet haben mußte, sie jedoch in ihrem Umfange nicht begriffen. Als man endlich nach dem Lachen wieder ein vernünftiges Wort reden konnte, sagte der Ammann: Thäte nicht so wüst an deinem Platze, Peter, nützt doch nichts. D'Sach ist wie sie ist, wirst sie nicht ändern; anfangs wollte ich es auch nicht glauben, aber als ich den Schaden ansah, mußte ich es glauben. Es ist mir leid für dich, ein ander Mal pass' deiner Frau etwas besser auf. Sie wird das Recht haben, wie die Andern auch, holen zu lassen, was ihr beliebt! sagte Peterli. Allweg, sagte der Ammann, und muß sich gefallen lassen, daß aufgeschrieben wird wie allen Andern auch. Ja, wenn alles aufgeschrieben worden wäre wie bei Eisi, es hätte bei Andern noch ganz andere Rechnungen gegeben, meine Frau wird nicht allein sein, sagte Peterli. Allweg nicht, aber so gut hat es doch keine gemacht, sagte der Ammann. Peterli fuhr fort wüst zu thun und ergrimmte im Herzen über Eisi, daß es ihm das gemacht, sein Lebtag werde das nicht vergessen, sondern alleweil vorgehalten werden, dachte er und mit Recht. Du kannst jetzt zueche, rief er dem Nägelibodenbauer zu, d'Sach ist ja dein! Bedank' mich, sagte dieser, so ist's nicht gemeint; daneben bist mir noch lange gut genug. Glaub's, sagte Peterli, so einer wie du vermag zu warten, wirst aber auch müssen, wenn das Schelmenwerk nicht aufgedeckt wird. Nit, nit, sagte der Ammann, d'Sach ist lauter, gebt doch das Buch! Ach, Peter hätte noch zehn Kreuzer gegeben, wenn er geschwiegen, denn nun kam's aus, was sein Eisi für eine Schlecke war, wie viel an Anken, Nidle, Zieger es verbraucht, von dem weder Peter noch die Kinder, bis auf den Buben, der es gebracht, je etwas gesehen.

Erst glaubte Eisi, der Senn mache nicht auf, später hatte

es keinen Begriff mehr von der Sündenlaſt, welche es ſich zuzog. Das iſt das Heilloſe mit dem Dingsnehmen und Aufſchreibenlaſſen, man hat keinen Maßſtab mehr, vergißt die Hälfte deſſen, was man genommen. Fragt man endlich nach der Summe, ſo kommt ſie ſo entſetzlich und man glaubt ſich betrogen. Es macht nichts leichtſinniger, als auf Borg nehmen können, das erfährt niemand beſſer als Beamtete vom Lande, wo man baar zu zahlen gewohnt iſt, wenn ſie in die Stadt ziehen, wo man aufſchreiben läßt und nach dem Neujahr das Conto gewärtigt.

Für ſo etwas beweiſen die Weiber eine ungeheure Faſſungskraft. Sobald eine neue Dame in die Stadt zieht, fallen die andern über ſie her, unterrichten ſie in der Kunſt, aufſchreiben zu laſſen. Aber wie manchem guten Ehezüttel, der am Staatskarren den Staatsgaul ſpielt, wird es himmelblau vor Augen, wenn nach dem Neujahr die Conto's geſchneit kommen hageldick, und immer neu die Glocke geht und immer neu die Stimme eines Würgengels die Treppe auftönt und ruft: He, Herr oder Madam laſſen ihren Reſpekt vermelden, und da ſei das Conto! Wenn's gelegen iſt, kann ich gleich darauf warten! Ja, da giebt's Katzenjammer, welcher gewöhnlich ſo lange dauert, bis er chroniſch wird.

Alſo Peterli, ſtatt etwa hundert oder mehr Gulden, die er hätte haben können, ſollte noch zehn Kreuzer herauszahlen. Es waren die Meiſten mehr oder weniger getäuſcht, und namentlich durch den Rückſtand von Eglihannes. Man rechne, zwiſchen vierzig bis fünfzig Centner Käs, der Centner, wenn nicht à dreizehn, ſo doch an zwölf Thaler, und manches Pfund Butter und manche Maaß Nidle verbraucht, was mancher Mann nicht wußte, aber herausgeben mußte doch keiner; das Unglück des Einen machte alles Andere gut, die Uebrigen mit ihrem Loos ganz zufrieden. So geht es in der wüſten Welt, das Unglück der Einen iſt der beſte Troſt der Andern. Einer machte den Antrag, Peterli die zehn Kreuzer zu ſchenken;

Einer wollte ihm eine Leibwache mitſchicken, den Senn und den Eglihannes, oder Eiſi herunterkommen laſſen, damit es die Rechnung prüfe und gutheiße, wollte ihm den bekannten Jungen als Boten ſchicken, kurz man trieb es arg, und darob ward der Handel mit Eglihannes vergeſſen. Als ihn der Ammann wieder aufnehmen wollte, waren ſchon Viele weg; dieſe hatten nicht erwarten können, die Geſchichte mit Eiſi heimzubringen, ſie wußten, die war noch willkommener als das Geld. Der Handel mußte auf eine andere Käsgemeinde aufgeſchoben werden. Sie ſollten nur machen, was ſie könnten, drohte Eglihannes; er ſei auch noch da und fürchte die Bauern von zehn Dörfern nicht. Es ſei keiner, der nicht Dreck am Stecken und ſich in Acht zu nehmen habe, daß man ihn nicht ſtinkend mache.

So hat man's mit dieſem Volk, ſagte der Ammann, es macht, was ihm gefällt, und am Ende ſollte man es noch fürchten! Warum hört man doch auf ſolche Leute und giebt ihnen dazu noch d'Sach i d'Händ? fragte man. Einmal, ich ſtimmte ihm nicht und werde ihm nie ſtimmen, ſo dumm bin ich nicht, und ich nicht, und ich nicht! ſchrie man, und am Ende hatten Alle nicht dazu geſtimmt und Alle voraus gewußt, wie es gehen werde, und der Teufel wußte, woher Eglihannes die Stimmen gekommen waren. Aber nach einigen Tagen oder Monaten, je nachdem, hätten Alle ihm wieder geſtimmt und nach einigen Tagen oder Wochen behauptet, ſie hätten es nie über das Gewiſſen gebracht, einem ſolchen Menſchen zu ſtimmen, wo man ja beſſer innen und außen kenne, als des Vaters Werktagskutte. So iſt der Menſch und namentlich ſeit die Welt und die Schulmeiſter radikal geworden.

Als nun keine Verſammlung mehr erhältlich war, ſo meinte Einer: He nu ſo de, ſu gange ih is Wirthshus u ha e Schoppe, für zehn Kreuzer bekomme ich einen. Man lachte, und wie dem Rattenfänger von Hameln die Kinder, liefen

diesem Schoppenfreund die Männer nach, und mit diesen in beständigem Gezänke wie an einer Kette gezogen auch Peterli. Dem war es nicht wohl, der war in engen Hosen, der durfte nicht heim, der wollte was bessern und wußte nicht wie. So ein armer Fösel ist doch wahrlich übel daran: ein Gespött der Männer, ein Plumpsack der Weiber. Es war ein lustiger Abend im Wirthshause, die Meisten ließen die gute Laune los über allerlei und namentlich über Peterli und sein Eist, aber so, wie es am verflümertsten ist, nach und nach, immer mehr unter der Maske der innigsten Freundschaft. Anfangs gab es Stichelreden, ob er heim dürfe, ob er mit dem Nägelibodenbauer g'meinet, wie manchmal er habe Kindbetti halten müssen u. s. w. Er gab bösen Bescheid; der Nägelibodenbauer, der diesmal auch da war, hatte Erbarmen mit ihm, wollte einlenken, und zwar im Ernste. Er sagte, das erste Mal fehle man leicht, aber das zweite Mal werde es schon besser gehen, Erfahrung bringe Wissenschaft; alle Dinge müßten gelernt werden, anfangs wisse man mit keiner Sache recht umzugehen. Allweg seien die Käsereien ein großer Vortheil, sie brächten sehr viel Geld in's Land, und viel, viel tausend Säume Milch würden zu Geld gemacht, die sonst zu Schanden gegangen. Aber man müsse Verstand brauchen, nichts übertreiben, aller Sache eine Rechnung machen und nicht die Natur ändern und zwingen wollen von Land und Vieh. Du hast gut reden, sagte Peterli, der noch böse war, wenn mir so viel Geld nebenbei einginge wie dir, ich wollte auch nicht klagen.

Sepp verstund den Stich nicht, wie es oft geht, sondern sagte: Das hat zu dieser Sache nichts zu sagen, das kam ung'sinnet, ich vermag mich dessen nichts, und mit einem Male ist's vorbei. Aber mit dem Käsen ist es nicht so, das kommt alle Jahre wieder, das muß man recht nutzen lernen, dann kommt es gut. Du bist gerade der rechte Mann dazu, einen fleißigern giebt es nicht, ich habe schon manchmal zu meiner Frau gesagt: Lue doch, Peterli arbeitet noch, und schon seit

einer halben Stunde hocke ich auf der Bank und habe Feierabend. Sepp ſagte dies gutmüthig, um Peterli guten Muth zu machen, ihm den Stachel aus dem Herzen zu ziehen. Peterli nahm es auch gut auf, denn das Rühmen iſt ein Angel, an welchem man nicht bloß Fröſche, ſondern, zu rechter Zeit ausgeworfen, die ſchönſten Krebſe und Fiſche fängt. — Alsbald merkten einige Schälke, daß Peterli gebiſſen, und zogen fachte an der Schnur den mächtigen Fiſch. Sie rühmten Peterli nicht nur, wie er fleißig ſei, ſondern auch wie er den Handel verſtehe, wie er keinen Kreuzer z'Unnutz ausgebe, wie gar weiſe ſei, was er ſage, wie man ſchon oft zuſammen geredet, er ſollte in's Sittengericht, wie ihn da der Pfarrer nicht wolle, oder in den Gemeinderath, aber da halte ihm der Ammann den Fuß vor. Er wüßte nicht, was er dieſem z'wider dienet hätte, meinte Peterli. He, ſagte Einer, ich weiß, was es iſt! Ich glaube, Peter wäre ihnen recht, aber ſie ſcheuen ſeine Frau. Der ſagt er in Gottes Namen alles, was er weiß, und was das für eine iſt und wie ſie alles ausbrieſt, weiß man. Ho, ſagte Peterli, ſie weiß doch noch Sachen, ihr würdet die Augen aufthun, wenn ſie damit ausrückte. Bin nicht dawider, ſagte Einer; ſie wird vielleicht den Teufel fürchten. Habe einen Ton davon gehört, der ſolle ihr ſtark auffätzig ſein. Wird nit höhn, ſetzte dieſer hinzu, es iſt nur zum Lachen, und wir ſind da unter Freunden. Aber Spaß apart, wir haben ſchon oft zuſammen geſagt, wir Manne untereinander: Peter im Dürluft wär' einer von den Erſten, wenn ſeine Frau wäre wie er. Nit, wir wollen ſie nicht geſcholten haben, ſie iſt wie manche Andere, ja es giebt noch viel böſere; aber ſie iſt einmal nicht wie er, ſie weiß ſich nicht zu rangiren und macht zu viel mit dem Maul. So eine rechte Bäurin ſollte mit den Händen das Meiſte machen. Nit, daß ſie nichts macht, hat viel Kinder; aber, Peterli, du biſt ihr doch Meiſter, und wenn du eine Frau hätteſt, die dir ſo recht beiſtünde, ſo eine von deinem Schlage, du wäreſt ein

anderer Mann, es iſt ſo an einer Frau gruſam viel gelegen, man glaubt es nicht!

Das waren alles Worte, welche ein Herz breiweich machen mußten, beſonders wenn noch Wein dazu gegoſſen wurde. Es wurde Peterli nach und nach ſeltſam im Gemüthe, wohl und weh, und dazu ward es ganz weich wie eine abgeſtandene Birne. Er begann zu ſeufzen und ſagte: man könne nicht alles zwingen, ſehe nicht alles voraus, wer alles wüßte, würde bald reich; ung'ſinnet trappe man manchmal hinein und nehme einen Schuh voll heraus. Ueber Eiſi wolle er nicht klagen, es ſchaffe eben nach ſeinem Verſtand, komme in Gottes Namen nirgends hin, nehme jede Sache ſieben Mal in die Finger, ſtatt nur ein Mal, und trage ſie ſieben Mal von einem Orte zum andern, ſtatt gleich an's rechte. Er habe es manchmal b'richten wollen, aber es ſei ihm verleidet, es habe Zehn auf Eins gewußt, und er habe gefunden, er ſei am wöhlſten, wenn er ſich drein ſchicke und es nehme wie es komme. Je mehr Peterli von ſeinen Kameraden bedauert wurde, deſto weicher wurde ſein Herz, deſto weiter ging es auf, er ſchüttete den ganzen Braten aus. Die Andern berſteten faſt vor Lachen, während ſie ſich ganz treuherzig geberdeten.

Sie begannen nun den zweiten Theil ihres Spaßes: ſie fingen an zu b'richten, wie ſie es ihren Weibern machten, wenn ſie nicht nach ihrem Sinn thäten, und wie ſie dieſelben dreſſirten, bis ſie wüßten, was Trumpf ſei und wo es durch gehen müſſe. Worauf dann Peterli gewöhnlich antwortete: Geh' und probire das bei meiner, die würde dich ſchön rangiren, daß du wüßteſt, daß Eiſi nicht Babi wär'. Und iſt Eiſi nicht Babi, ſo mußt du der Mann ſein, welcher Eiſi kuranzen kann, ſo gut als ich Babi, antwortete ein Anderer. Und das mußt, wenn du in den Gemeinderath oder in's Sittengericht kommen willſt, und ſchade wär's, wenn du nicht darein kämeſt, du ſtündeſt dem einen wie dem andern wohl an, und die ganze Gemeinde könnte ſich fry meinen mit einem ſolchen Vorgeſetz-

ten. Wir fragen, wo iſt wohl ein Peterli, welcher ſolchen Zauberſprüchen widerſtanden wäre? Ach, es dünkte ihn ſo ſchön, Sittenrichter zu ſein, und Eiſi machte ihm ſo angſt, und bald fühlte er großen Muth, that Gelübde, wie es fortan gehen müſſe; dann fing er an zu weinen und kriegte das trunkene Elend jämmerlich. Das war eine Freude! Der Nägelibodenbauer hatte endlich doch Erbarmen, mahnte an's Heimgehen und ſprach Peterli Troſt ein. Es werde noch gut kommen, ſagte er ihm. Seine Kinder wüchſen nach, könnten ihm alle Jahre mehr helfen, das Land beſſer bearbeiten, Dienſtboten überflüſſig machen, und dann gebe er einen rechten Mann ab. Aber ſie folgen nicht, ſie folgen in Gottes Namen nicht! Gäb, was ich ſie heiße, machen ſie was ſie wollen, ſie äſtimiren mich nicht, es iſt, als ob ich nichts ſei, gar nichts! und ſomit heulte Peterli wiederum erbärmlichſt.

Die Neckenden wußten nicht mehr, ſollten ſie lachen oder mit weinen. Dem Nägelibodenbauer ward angſt, er redete ernſtlichſt vom Heimgehen. Bekanntlich iſt mit dem trunkenen Elend zumeiſt eine große Zärtlichkeit verbunden. Ach, Herzensfreund, o Sepp, o mein Sepp, verlaß mich nicht, du biſt mein Bruder! Ach, wenn ich dich nicht hätte, ach! Ja, heim will ich auch, fuhr Peterli auf, heim, will Eiſi d'r Gring abhaue, Eiſi muß e angere Gring ha! D'r Dräyyer macht ihm ſcho e angere us er e alte Keigelkugle. Abhaue, ja abhaue! Ja, du liebe Seel, du Herzensbruder, chum, mußt m'r helfe! Häb de Eiſi d'Häng, ſuſt kräbbelt's mih, byßt m'r z'erſt d' Finger ab u de d'r Gring! Das wär' es ſtrubs Byſſe, er möchte ſeine Zähne nicht dazu geben, aber von weitem zuſehen, wie das ginge, ſelb wäre ihm ſchon recht, meinte Einer. Ja, Zeit wär's, ſagte Sepp, daß wir gingen, er kann mich doch erbarmen. Aber eine Maaß zahlte ich, wenn er heim wäre, das Heimführen kommt doch an mich. Wir laſſen dich nicht im Stich, ſagten die Andern. Geh' mit ihm voran, wir ſind dir immer bei der Hand, am Ende giebt's doch noch was zum

Lachen. Nun hatten sie aber ihre liebe Noth mit Peterli, der bald nicht fort wollte, bald ein Messer oder einen Säbel verlangte, dann dem Nägelibodenbauer um den Hals fiel und ihn fast zu Boden riß. O Sepp, o Sepp! o Freund! rief er, denk' an mich, bin ich 'mal Sittenrichter, so will ich dich schonen und helfen, zähl' auf mich! Deine Frau soll mir beim D—— nie vor's Sittengericht, aber Ammanns Felix wohl, der D——Schelm, und deiner Frau Schwester auch nicht, das D——Täschli, ich will ihm auch schonen, aber es soll mannen u wär's d'r Tüfel! Aber Eisi muß mir vor's Sittengericht, aber z'erst muß ihm der Gring ab! Denk', wenn's d'r Gring no hät, so wär's nicht richtig, es sagte Allen wüst, mir und d'm Pfarrer am meisten, und wenn ich heimkomme, so prügelt es mich, prügelt mich, prügelt, prügelt — und Peterli heulte wieder jämmerlich. So kamen sie auf den Dürluft, es war wohl weit über Mitternacht. Was derweilen Eisi für einen Zorn verwerchet hatte, kann jede Frau sich denken, deren Mann zuweilen nach Mitternacht heimkommt, und zwar dann gewöhnlich, wenn man ihn am liebsten früh wollte, wenn er etwas heimbringen sollte, Geld oder sonst was Rares. Eisi hörte, daß der Mann nicht allein sei und wollte nicht öffnen. Als es aber Peterli erst heulen, dann fluchen hörte, wie dem Donner d'r Gring ab müsse, als er sagte: Sepp, o Sepp! häb's de fry v'rflucht, daß es mih nit byße cha! und dann das Lachen der Andern hörte, kam der Zorn über ihn's, es riß die Thüre auf und kam heraus. Die Begleiter versteckten sich bestmöglichst in dem Dunkel, Sepp hätte es auch gerne gethan, aber er konnte nicht. Peterli hielt sich an ihm; ihn also erkannte Eisi. Nun ging es aber los, daß Sepp gewollt hätte, er wäre sieben Meilen hinter Danzig. Eisi legte los, wie es noch niemand gehört hatte. Peterli fluchte und heulte.

Es war da oben ein Sabbath, wie er sicher schöner und bezeichnender auf dem Blocksberg nicht erlebt wurde. Sepp

war am übelsten dabei. Peterli klammerte sich zitternd an ihn an, bat, er solle Eisi halten, er wolle den Kopf abmachen. Eisi überschüttete ihn mit den ärgsten Schimpfreden, sagte, er werde wieder daheim Ammanns Bub Platz gemacht haben, indeß er da herumlaufe. Der Bub habe es gut, der finde die Eine daheim, wann er wolle, die Andere hinter jedem Zaune. Häb nit Kummer, tröstete Peterli, wenn ich Sittenrichter bin, so mußt du nicht vor's Sittengericht und deine Frau auch nicht, es soll dir niemand was thun! Sepp begriff das Ganze nicht, wurde aber zornig und verlegen, denn was sollte er machen, jetzt war er zum Hund im Kegelspiel geworden, über den das Publikum am meisten lachte. Weglaufen durfte er nicht, mit Eisi sich in Kampf einlassen, handgreiflich oder mündlich, mochte er nicht; da kam ihm das Rechte. Plötzlich trat er auf Eisi zu und sagte langsam mit tiefer Stimme: Schweige! Redest du noch ein Wort; ehe am Morgen der Hahn gekräht hat, so holt dich der Teufel lebig, und wer am Morgen aufsteht und will luegen, was für Zeit es ist, sieht dich dort oben auf dem Kirchthurme auf dem Hahne reiten! Denk' daran, du weißt, was der Teufel kann! Das stellte Eisi alsbald das Redewerk, es war ein radikales Pflaster auf seinen Mund. Es nahm den Peterli und riß ihn gegen die Thüre, trotz seinem Protestiren, er sei Sittenrichter, es solle sich in Acht nehmen vor ihm, sonst müsse es ihm vor. Unterdessen verschwand Sepp, die Andern auch, und wie das Ehepaar die Nacht, bis der Hahn krähte, verbrachte, wissen wir nicht, was die Andern machten, daheim ihren Weibern sagten, eben so wenig. Der ganze Spuk verstob eben auch wie der Spuk auf dem Blocksberg — in alle Winde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Katzenjammer von Liebe und Käs.

Von allem, was ging, wußten Felix und Kenneli wenig. Die Frau Ammännin hatte Felix Eine aufgestöbert, welche sie ihrem Sohne ebenbürtig glaubte, daneben für ein anständiges Mensch hielt. Es war ebenfalls eines Ammanns Tochter zu Rächlige. Der war auch ein reicher Blütterlüpf und hatte nur zwei Kinder. Leibs halb war sie brav genug, und wenn sie an einem Markte erschien, kam sie daher wie ein Pfauenmännchen, wenn es das Rad schlägt. Sie schillerte in allen Farben, daß es eine Pracht war, doch wer genauer hinsah, sah bald kuderige Strümpfe, bald plätzete Schuhe, manchmal war sogar hie und da eine unparteiische Oeffnung in irgend einem Kleidungsstück, wahrscheinlich so eine Art von Zugloch, wie man sie gegenwärtig in den meisten Kuhställen hat, von wegen dem Dunst. Sie hatte einen männlichen Schritt; in den neuen, halbbatzigen Wirthshäusern ließen die neuen, halbbatzigen Wirthe sie nicht gern tanzen, denn unter ihrem Tritt schlotterte das ganze Häuschen wie ein Gallerichkopf. Sie war eine ausgemachte Aristokratin, selbst unter der Nase durch hatte sie einen starken, schwarzen Anflug. Wahrscheinlich sagte diese Richtung der Frau Ammännin eigens zu, denn auch sie gehörte derselben entschieden an. Sonst begriff man eigentlich nicht recht, warum sie diese auserwählte, denn das war gerade Eine, mit welcher sie kaum unter einem Dache Platz gehabt hätte. Aber Mütter sind sehr oft in der Auswahl ihrer Schwiegertöchter einer eigenen Verblendung unterworfen, sie sind sehr oft nicht bloß einseitig, sondern sie scheinen einäugig, sie sehen nur nach einer Seite und nach der andern sehen sie nicht, was ihnen im Tod zuwider sein müßte — die Menschen sind halt curios.

Als die Mutter nach vielen Vorreden dem Felix mit diesem Mädchen kam, schüttelte er sich, lachte und sagte, es pressire ihm nicht. Mit einem scharfen Blicke fragte die Mutter: Oder hast schon eine Andere? In Felix stak der geborne Ammann, d. h. so ein quasi Diplomat, er sagte: Oeppis Dummse so, was denkst? Aber wenn du meinst, das sei Eine für mich, so kann ich ja probiren, es kommt ja nicht darauf an. Aber e Käs wird das kaum geben, hat mir bisher wenig gefallen. Sie trappete mir einmal auf den Fuß, ich glaubte längs Stück, er sei ab und suchte ihn am Boden. Als ich ihn nicht fand, glaubte ich schon, ein Hund habe ihn gefressen, und kriegte Kummer; zum Glück merkte ich, daß ich ihn noch habe, aber halb ab war er. Die Mutter lachte und meinte: Nun, das soll dich nicht abhalten, es ist ein Zeichen, daß sie kein böses Gewissen hat, sondern dem Boden trauen darf.

Die Mutter hatte das volle Vertrauen zu Felix wieder, fand daher weitere Erörterungen überflüssig. Felix lebte in einer Art von Fieber, aber glücklich. Natürlich hatte er das Versprechen von Aenneli nicht vergessen, sondern benutzte es fleißig; Aenneli mußte es halten. Daß Felix kam, machte ihn's glücklich, aber so recht unter Furcht und Zittern. Das Haus war, wie alle andern, ringhörig, jedes Räuspern und jedes Drehen war weither innen hörbar, und ein rechter Bauer schläft mit offenen Augen wie ein Hase, und jede Bäurin hört mitten im Schlafe, was in Stall und Gaden sich rührt. Da braucht's Vorsicht und Bewegungen, welche sich bedeutend von einer Surrfliege unterscheiden. Wenn Felix döppelete und wenn er ging, das waren Aenneli's glückliche Augenblicke, und was zwischen diesen Augenblicken lag, füllte es mit glücklichem Sinnen aus. Es waren nicht Gedanken mit einem faßbaren Griffe und einem festgestellten Ziele, es war eben nur so ein glückliches Sinnen oder Träumen, ein lieblicher, ahnungsreicher Morgennebel, der auf seiner Seele lag.

Aber ſo lange Felix vor dem Fenſter war, ſtand das arme Mädchen ſchreckliche Angſt aus; der ganze Leib war Ohr: hinten lauſchte es nach Bethi, vornen nach Felix. Felix war gewöhnlich zuerſt ſehr unwillig, daß Aenneli ihm nur das Schiebfenſterchen öffnete, dann ward er wohl milder, ſagte wohl, es ſei ein gutes Meitſchi, aber ein dummes, daß es ſich ſo ſehr vor der Schweſter fürchte; ſagte, wie leiſe er machen wollte und wie ordentlich thun, wenn es ihn in's Kämmerlein ließe u. ſ. w. Aber Aenneli war unerbittlich, und Gewalt durfte Felix doch nicht brauchen. Aber was willſt mich doch plagen? ſagte es. Bethi will's nicht und hat Recht, was würden die Leute von mir denken, wenn ich dir aufmachte, und was willſt es zwängen, kannſt ja hin unter Deinesgleichen, wo du willſt? Was gehen dich und mich die Leute an? ſagte Felix. Ich habe das Recht wie ein Anderer, hin zu gehen, wohin ich will, und wenn ich lieber zu dir gehe, als zu einer Andern, wer will's mir wehren? Oder haſt was dawider, wenn du mir gefällſt? He? Aber Felix, antwortete dann Aenneli, wie ſollt' ich dir gefallen, ſo ein armes Meitſchi wie ich bin? Allweg nit wegem Geld, vielleicht wegem Ordelithu und ſonſt noch wegen etwas, was du aber nicht zu wiſſen brauchſt, wenn du nur weißt, daß du mir gefällſt und ich expreß komme, weil du es nicht haben willſt! ſagte Felix. Doch wir wollen das Zanken der Liebe nicht weitläufig beſchreiben, es iſt ſattſam bekannt zu Stadt und Land. Dann begann Aenneli zu drängen, bitten, flehen, daß er gehen möchte, aber Felix marterte jetzt Aenneli auch, wie es ihn mit dem Oeffnen. Aenneli verſuchte Liſten, hörte bald Bethi, bald Sepp. Meinethalben, ſagte Felix gleichgültig. Es bat d'r tuſig Gottswille. So gieb es Müntſchi, dann gehe ich, ſagte er. Ach Gott! jetzt war das Meitſchi wieder in der Klemme, was ſollte es thun? Ach Felix, du biſt e wüſte, ſchäm' dich, hätte nicht geglaubt, daß du ſo einer wäreſt! jammerte Aenneli. Nu, mach' was d'witt, aber ich geh' dir my Seel nit!

Noth bricht Eisen, Felix fühlte was auf seinem Gesichte, das am Fensterchen war, dann aber schob sich dieses zu, Aenneli verschwand und Felix ging mit großer Befriedigung ab. Er fühlte den Fleck im Gesicht, den Aenneli berührt, den ganzen Tag. Es werde ihm doch nicht etwa eine Knupe wachsen? Wenn es Knupe gäbte von jedem Müntschi, es kriegten viele Meitschi g'ipäffige Gesichter, dachte Felix. Aenneli aber barg sich unter seine Decke, als wenn es nie mehr darunter hervor wollte. Es wollte nicht mehr an die Sonne, es schämte sich schrecklich, es hätte weinen mögen, aber das ging nicht; es mußte immer wieder an's Müntschi denken, und wenn es daran dachte, that es einen neuen Ruck unter die Decke, schämte sich auf's neue schrecklich, und wenn es sich genug geschämt, fing es wieder von vornen an, repetirte, was Felix gesagt, und dachte an's Müntschi — das tufigs Müntschi konnte es gar nicht mehr aus dem Sinn bringen.

Am folgenden Morgen durfte Aenneli fast nicht aufstehen aus Angst, es möchten es ihm alle Leute ansehen, daß es dem Felix ein Müntschi gegeben. Den ganzen Tag hatte es rothe Backen, daß Bethi fragte: Was hast doch, Meitschi, daß du so roth bist im Gesicht, hast Fieber oder fehlt dir sonst was? Daß auf diese Frage hin Röthe und Verlegenheit nicht abnahmen, kann man sich denken.

Für beide wurden die Zeiten immer rosenrother. Felix sagte nicht nur, wenn er gehen mußte: Aenneli, gimm m'r es Müntschi! er sagte es auch mitten im Gespräch. Er erzählte Aenneli lachend von der Mutter Auswahl und was er für Schabernack anstellen wolle. Aenneli zog es das Herz zusammen, es sagte, er werde der Mutter gehorchen müssen, das sei brav und recht, zeigte großes Mitleid mit ihm, daß er einen solchen Holzbock nehmen müsse. Felix lachte aber und meinte, so ernst sei es nicht, von Müssen sei da keine Rede, die Mutter zwänge nichts, und der Vater frage der Sache

einſtweilen nichts nach. Unterdeſſen, Aenneli, gimm m'r es Müntſchi!

So friedlich wie da unter dem Gadenfenſterchen ging's im übrigen Dorfe ſeit der Käsrechnung nirgends zu. Allenthalben war man mit dem Ergebniß nicht zufrieden, was im Allgemeinen durch die dem Eglihannes anvertrauten Käſe verurſacht ward; im Beſonderen waren hie und da Weiberſünden unerwartet zum Vorſchein gekommen, bedeutenden Abzug mußte man ſich gefallen laſſen, daher manches ungute Wort in den Haushaltungen. Es wäre aber noch übler gegangen, wenn nicht Eiſi ſich zum Generalſündenbock gemacht hätte, über welches man lachen, hinter welches die andern Weiber ſich verbergen konnten. Du mußteſt doch nicht herausgeben! hieß es allenthalben. Das war wohl gut, machte aber Eiſi nicht gut.

Als Peterli am Morgen den Wein verſchlafen hatte und Eiſi ihm nun ſo recht wüſt ſagen wollte, da kam es ihm, was er ſein könnte, wenn Eiſi nicht wäre, und wie es kein Recht hätte, nach einer ſolchen Nidlerechnung wegen einigen Schoppen Wein ſo mit ihm zu brüllen. Wo haſt das Geld, wo du geſtern bekommen, haſt alles verſoffen, du Uflath? u. ſ. w. u. ſ. w., ſchrie es. Wäre ich du, ich ſchwieg, ſagte Peterli. Da ſieh, wer das Geld verſoffen und verſchlecket hat! Da aber Eiſi im Geſchriebenen nicht ſtark war, dolmetſchte Peterli. Himmel, was es da für einen Spectakel gab! Das ſei eine Lumpen- und Bezir-Rechnung, behauptete Eiſi, ſie hielten ihn zum Narren, ſie wüßten, welch dummer Löhl er ſei, und daß ein jeder Lausbub mit ihm machen könne, was er wolle. Mir macht man das ſchon nicht ſo, mich nimmt wunder, ob ſie eine andere Rechnung machen wollen, ſonſt kann man es mit ihnen probiren! ſetzte es hinzu. Peterli war boshaft genug und ließ Eiſi ablaufen.

Das gab natürlich Spectakel im Dorfe und machte in manchem Hauſe wieder gutes Wetter. Daß ſein Zorn es ſo

dumm machte, seine eigene Schmach zu vertragen, das belustigte die Leute am meisten. Man bedauerte ihn's, wo es auspackte, rieth ihm, es solle machen, was es könne, so mir nichts dir nichts würde man dies auch nicht annehmen. Der Ammann, als Hüttenmeister, fertigte Eisi kurz ab. D'Sach sei mehr als ein Mal angesehen worden, sagte er, es hätte sie selbst verwundert, aber wie es sei, so sei es, da werde nichts mehr geändert. Es solle ein ander Mal weniger Nidle und Anken brauchen und es nicht besser haben wollen als die andern Weiber. Es meine mancher, sagte Eisi, er könne luegen, und sei doch an einem Auge blind und am andern sehe er sonst nichts. Vielleicht, daß es der Ammann auch so hätte; wenn seine Augen was nutz wären, so würde er sehen, wie es bei ihm ginge, und was seine Leute machten. Es werde aber wohl noch zu machen sein, daß er Augen bekäme und zwar große. Der Ammann ward böse und jagte Eisi weg. Es sei bös, schrie Eisi durch die Straße, wenn man die Wahrheit sage, gehe es übel. Aber wenn der Ammann nicht sehen wolle, müsse er schmöcken; es rühre ihm sy Seel was an, das ihm in die Nase komme, er möge wollen oder nicht. Es lief zum Kassier, dort riskirte es Schläge oder einen Schelthandel. Es lief zu Eglihannes; der sagte ihm: Da siehst, wie es geht. In der Rechnung, welche ich machte, stand es ganz anders, aber die war nicht recht, es mußte eine andere sein, und jetzt ist es so. Aber das wird man doch nicht so annehmen müssen, die muß z'ungerobe! sagte Eisi. Was willst? sagte Eglihannes, es ist abgemehret worden, sie ist für gut erkannt und d'Schelmerei ist bestätigt, jetzt kannst lange! Ich laufe in's Schloß, sagte Eisi, und zeige sie an, die tusigs D — — müssen mir in's Zuchthaus, es sind schon Vornehmere dort gewesen! Kannst lange, sagte Eglihannes, nützt dir doch nicht! Es steht ja in den Statuten, daß nicht prozedirt werden solle, und das haben Alle angenommen! Jetzt ist die Sache aus, todt und Amen! Peterli hat die Rechnung anerkannt und die zehn Kreuzer ge-

zahlt! Er iſt ein Löhl, wie die Andern Schelmen ſind, keinen ausgenommen! ſchrie Eiſi. Du wirſt mich doch mit den Andern zuſammenzählen wollen? ſagte Eglihannes gereizt. Keinen ausgenommen, hörſt! ſchrie Eiſi; wenn du beſſer wäreſt, du würdeſt die Sache nicht ſo kaltblütig annehmen und ihnen noch z'beſt reden wollen! Schweig' mir jetzt, Frau, ſagte Eglihannes, oder ich fahre mit dir unſauber z'weg! Was ſollte ich da gemacht haben, Geld bekomme ich keins in die Hände, die Rechnung machte ein Anderer, ich hatte nichts dazu zu ſagen, die, welche ich machte, war anders, frag' nur Peter! Ich merke, ſagte Eiſi; wenn ich dreißig Käſe für mich hätte, ich begehrte nichts weiter an der Sache zu machen und könnte mir es auch gefallen laſſen! Ich ſehe wohl, es iſt ein Schelm wie der andere, und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus! Jä, jetzt war es auch aus mit der Freundſchaft von Eiſi und Eglihannes. Dieſer wollte Hand an Eiſi legen, aber vor dieſem erſchrak Eiſi nicht. Komm nur! rief es, ich darf dir warten, und deine Frau muß auch dabei ſein, die muß wiſſen, wie du die Pintenwirthin letzthin zu Gaſt gehabt, und wie du am Auslumpen biſt und Schulden haſt wie ein Hund Flöh'. Du wirſt nicht lange mehr herumlaufen, und wenn du die Käſe nicht hätteſt ſtehlen können, du lägeſt ſchon am Rücken! Eglihannes begehrte darüber nicht viel zu hören, noch weniger begehrte er, daß ſeine Frau Zuhörerin ward; er fand da einen Gegner im Aufbegehren, der ihm mehr als gewachſen war. Jetzt geh' mir aus dem Hauſe, haſt es gehört, ſonſt mußt auch nicht wiſſen, was unter der Hand geht! Thuſt ordlich, mußt auch deinen Theil d'ran haben! ſagte Eglihannes einlenkend. Was iſt, was? fragte Eiſi eifrig. Du mußt es wiſſen, aber jetzt laß mich machen! Ja, ſagte Eiſi zögernd, ja, warte! Aber ſieh wie es dir geht, wenn du mich nur ſo abſchüſſeln willſt! Geh', ſagte Eglihannes, ſonſt könnte meine Frau glauben, was wir mit einander hätten und wie du mir nachlieſeſt! Das war neues Pulver auf Eiſi's Pfanne. Ja,

wenn keine mehr nachgelaufen wäre als ich, so gäbte es nicht so viel schlechte Männer! Ja wolle! Ich einem nachlaufen und dann noch einem solchen, öppis Tüfels e so, pfy Tüfel, pfy! wer möcht'?! Unter derlei Ausrufungen ging Eisi ab.

Eglihannes hörte nicht gern von seinen Finanzen reden, absonderlich nicht, wie Eisi es gethan. Er gehörte unter die, welche merkwürdigerweise gerade in dieser ungläubigen Zeit die merkwürdigsten Zeugnisse zu tausenden ablegen müssen, daß der Mensch mit allen Kniffen, allen Schurkereien, trotz Wucher und Fälschungen es nicht weiter bringt, als auf die Gasse, und daß Ehrlichsein währt, und daß Gottes Segen mehr ist als ein veraltetes Wort. Eglihannes hatte Geld verdient wie Heu, hatte eine Zeit lang beide Gilettäschli voll Thaler gehabt; es hatte den Anschein, als müsse er steinreich werden, und war er es geworden? Voll Schulden war er geworden, daß er nicht mehr wußte, wo wehren; schoppete er ein Loch, so gab es wo anders zwei; bloß durch Unverschämtheit, durch schlauen Mißbrauch der Gesetze und durch das Durch-die-Finger-sehen der Behörden hielt er sich oben; ließ nebenbei seinen Zustand so wenig als möglich unter die Leute kommen, am allerwenigsten vor seine Frau, die um ihr Weibergut Zetermordio geschrien hätte. Sie hatte Geld, so viel sie wollte, meinte daher, weil er sie so im Salb hielt, stünde er selbst im allerschönsten Flor, half daher auch großthun und brav brauchen.

Was ein Mensch wie Eglihannes bei solchen Umständen denkt, ist schwer zu ermitteln. Gewöhnlich sind die Geschäfte dieser Menschen in solcher Unordnung, daß sie nicht wissen, wie sie stehen, oft sind ihre Köpfe in einem andauernden Nebel, daß sie nicht zur klaren Besinnung kommen; sie hoffen auf glückliche Zufälle, Fische, die in's Garn laufen, neue Betrügereien, gute Schicke, wie sie sagen, und wenn alles fehle, sagen sie, so wollten sie brauchen, so lange es halte; wenn dann nichts mehr da sei, sei immer noch Zeit, z'luege, was man machen wolle. Gäb ein klein wenig früher, ein klein wenig

ſpäter, ein klein wenig mehr, oder ein klein wenig minder, es werde doch ſein müſſen. Was es da nütze, ſich vor der Zeit zu plagen.

Voll Zorn lief Eiſi weiter, brütete über Rache, am liebſten hätte es die Welt in die Luft geſprengt, wenn es gewußt wie machen. Da traf es auf den kleinen Ketzer, welcher wie eine Kleblaus der Käsgeſellſchaft auffaß. Der ſah Eiſi grinſend und gränend an, wie es ſonſt niemand konnte. Was ſiehſt mich ſo an, du Lausbub! ranzte Eiſi dieſen an. Es wird nicht verboten ſein, dich anzuſehen, antwortete der Bub, oder koſtet es was, zehn Kreuzer? Doch ehe Eiſi lospaukte, ſetzte er hinzu: Haſt es jetzt erfahren, was wir für Schelmen im Dorfe haben? Ich merkte es am erſten Tage, wie das gehen ſolle, aber man wollte mir nicht glauben! So einem Bub glaubt man nichts, und hat doch oft ſo ein Bub eine merkigere Naſe, als ein Dutzend dere Kudergraue! Ja, gäll doch auch, wie ſie es uns machen, und kein Menſch will helfen, es iſt alles unter einer Decke! ſagte Eiſi; und nicht einmal klagen ſoll man, heißt es, es ſei von vornen herein vermacht; die wußten, was ſie wollten, die dicken Schelmen, was ſie ſind! Und daß die jetzt ſich den Buckel voll lachen und zwei Mal Kästheiltig haben, denn Eglihannes wird nicht alles allein behalten können, ſelb will mich faſt verſprengen! Du mußt ihnen recht wüſt ſagen, meinte der Junge, ſo recht aus dem ff, und ſie verbrüllen auf Kirch- und Märit-Wegen und auspacken, was man von ihnen weiß, es erleidet ihnen für ein ander Mal! Ich bin nur ein Kleiner, aber ich ſage, was mich dünkt, ich fürchte niemanden! Wenn es Alle ſo machten, es ginge anders in der Welt! Warten die aber nur, bis ich groß bin (wird es, ſo Gott will, nie werden!), denen will ich es noch ganz anders machen! Ja, du haſt gut reden, ſo eines Buben achtet man ſich nicht viel, ſagte Eiſi; ſtellt ihn vor die Thüre oder giebt ihm eine Waſche und damit iſt's gut! Aber Unſereins muß beweiſen oder abmachen, kann Koſten zahlen und hat ſonſt

noch Plag', und doch verſprengt es mich, wenn ich das ſo annehmen ſoll und ſie muß lachen laſſen! Ich weiß zwar noch etwas, wenn ich das unter die Leute laſſe, ſo ſtinkt's und giebt großen Lärm, aber es trifft nur Wenige und geht die Käſerei nichts an! Was iſt's? fragte der Bub, und Eiſi gab Bericht, es war ganz offen gegen ſeinen neuen Bundesgenoſſen.

Weißt du was? ſagte der. Der Schulmeiſter hat uns einmal erzählt, wie ſie es einmal gemacht, als er noch in die Lehre geweſen. Da hätten ſie für ihre Freude Briefe geſchrieben und darin den Leuten alles geſagt, was ſie luſtig dünkte und gut, ihnen die Haare zuſammenzuknüpfen. Unter die Briefe hätten ſie keinen Namen gemacht und die Hand verſtellt, ſo ſei es ihnen nicht ausgekommen. Aber eine große Freude hätten ſie gehabt, wie die Leute hinter einander gekommen, und was ſie für einen Zorn verwerchet. Wenn Benz mir helfen wollte, ich könnte ſie ſchreiben und er vertragen, ſo könnte man eine Suppe anrichten, welche mehr als zehn Kreuzer werth wäre! Täfel, ſagte Eiſi, das gefiel' mir! Da könnte man den Eglihannes von der Pintenwirthin drein machen und von ſeinen Schulden und dem geſtohlenen Käs, und dem Nägelibodenbauer von Ammanns Felix, und dem Ammann von den Menſchern ſeines Sohnes und daß er bald Großvater werde u. ſ. w. Ja ſo, ſagte der Junge, aber per Exempel, was man über den Eglihannes in den Brief macht, muß man an ſeine Frau ſchicken, die brüllt dann das Land voll. Thäte man es an ihn ſtellen, ſo wäre er nicht ſo dumm, jemanden etwas davon zu ſagen. Das gefiel Eiſi ausnehmend; ſo konnte es alles an Mann bringen, was es ſeit Langem auf dem Herzen hatte. Die gehörige Abrede ward getroffen, das Werk noch ſelben Abend begonnen.

Dem Nägelibodenbauer ging die ganze Geſchichte am folgenden Tag doch etwas fatal im Kopfe herum. Er mußte gute Augen haben, wenn er das aus Gutmüthigkeit an Peterli geliehene Geld einſtweilen wieder ſehen wollte. Nun, er brauchte

es gerade nicht; er hatte ein schönes Stück Geld heimgetragen ohne Abzug. Sie hatten sich eingerichtet, daß sie das Schmeer nicht von der Katze kaufen mußten; für den Hausbrauch hatten sie das Nöthige immer bei Hause behalten. Trotz dem fatalen Küshandel war ihnen die Käserei von bedeutendem Nutzen gewesen, hatte den Hausfrieden nicht gestört, die Hauswirthschaft nicht verhunzt; Sepp hatte in allem Maaß gehalten. Indessen ist doch unangenehm, Geld draußen in der Schwebe zu haben, und zwar durch eigene Schuld, welches man daheim sicher verwahrt haben könnte. Nebenbei wurmten ihn Eisi's Worte. Man kannte zwar Eisi wohl, und er hatte Eisi den Mund verschlossen, aber es ärgerte ihn doch. Nicht daß er irgendwie Verdacht gegen Bethi faßte, aber es hatten auch Andere diese Worte gehört, und was die daraus machen würden, wußte er nicht. Vielleicht war es möglich, daß Einer meinte, Eisi wüßte mehr, als man glaube, es hätte es ihm sonst nicht so in's Gesicht sagen dürfen. Wenn man so nahe bei einander wohne, so sehe man oft Sachen, wovon andere Leute sich nichts träumen ließen.

Sepp machte daher am Morgen ein sehr saures Gesicht, daß Bethi fragte: Hast Kopfweh, soll dir Thee machen? Sepp erzählte, doch verschwieg er Eisi's Worte. Bethi hatte große Freude an den zehn Kreuzern; das werde es wohl wieder müssen verhext haben, sagte es. Wegen dem Gelde solle er nicht Verdruß haben, verloren sei es ja nicht, und wenn sie schon ein wenig darauf warten müßten, so hätten sie ja Spaß dafür. Das sei wahr, Eisi möge es den Spott gönnen; es verfolge alle Leute, einstweilen werde es doch jetzt genug vor der eigenen Thüre haben.

Bethi irrte sich, Eisi gehörte unter die Leute, welche an dem, was vor ihrer Thüre liegt, auch wenn sie es sehen, doch nicht schuld sein wollen, sondern die Schuld daran Andern zuschreiben.

Es ging nicht lange, so war eines Morgens große Be-

wegung im Dorfe. Man ſah mehr Weiber auf den Gaſſen als gewöhnlich; es mußte etwas Beſonderes gegeben haben, wie z. B. auch die Ameiſen in vielen Häuſern ſich nur dann zeigen, wenn beſonderes Wetter vorhanden iſt. Sie, d. h. die Weiber, ſchoſſen aus ihren Häuſern, ſchoſſen zuſammen, ſtanden bei einander, ſtoben dann wieder auseinander, hier hin, dort hin, ſelten Eine ſchnurſtracks wieder nach Hauſe, ſie wimmelten durcheinander, ungefähr wie Bienen, wenn es bei ihnen etwas Beſonderes gegeben hat.

So war es auch in der Behfreude. Was ſich geſtern Abend zugetragen, war nicht erlebt worden in der Behfreude. Am Abend ſpät war Frau Eglihanneſe in die Gaſtſtube der Pinte gebrochen, war der Wirthin in's Geſicht gefahren, ihrem Mann in die Haare, hatte gerauft, gekratzt, gethan wie ein Ungeheuer, war geſchlagen, gekratzt worden, war endlich heimgegangen, hinterher ihr Mann. Im Hauſe erneuerte ſich der Spectakel, dauerte faſt die ganze Nacht, jetzt war es noch ſtille dort, ob eins das andere umgebracht, wußte man nicht. Warum die Frau ſo gethan, wußte man eigentlich nicht, es ließ ſich bloß aus den Titeln ſchließen, welche ſie gebrauchte: Hurenbub, Schuldenhund, Käſeſchelm u. ſ. w. Sie lebten beide noch, waren aber nicht ſchön von Angeſicht, und wenn ſie ſich zeigten, thaten ſie wie Eulen, welche um Mittag an's Licht müſſen.

Indeſſen feſſelten ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit nicht ſo lange, denn es ſpectakelte bald hier, bald dort, wo man ſonſt gar nichts darum gewußt hatte. Es hieß ſogar, der Ammann hätte ſeiner Frau und ſeinem Sohne wüſt geſagt, es ſei dort bedenklich zugegangen. Man hörte nach und nach etwas von Briefen reden, welche kämen, man wüßte nicht von wem und woher; man finde ſie bald hier, bald dort, ſie ſeien fremdländiſch geſchrieben, mancher könne ſie nicht einmal recht leſen. Die zeigten an, wo was Böſes ſei, und zögen das Verborgene an die Sonne, das ſeien nicht Briefe, welche Menſchen geſchrieben haben könnten, aber wer es gethan, wiſſe man nicht,

aber denken könne es jeder! Es gehe aber arg auf der Welt, und es werde Einer sein, den es düeche, es sei bald Zeit, dem ein Ende zu machen.

Es entstand ein großer Schrecken unter den Leuten. Wer noch keinen Brief erhalten, durfte am Morgen nicht vor das Haus, aus Furcht, die Nacht habe auch ihm einen gebracht, und wer schon deren erhalten, fürchtete sich um so mehr vor neuen. Wohl redeten Viele von Aufpassen, und das seien ganz natürliche Briefe, wenn man nur den Schreiber hätte; aber die Meisten, die so redeten, dachten nicht so, waren vom Zauber des Unheimlichen gefangen genommen. Je mehr man an ihren geheimnißvollen, überirdischen Ursprung glaubte, desto mehr galt ihr Inhalt als Wahrheit, desto mehr wirkte derselbe, brachte um so größern Aufruhr unter die Menschen.

Es ist wirklich seltsam, daß ein solcher Glaube noch in unsern Tagen keimen und reifen kann; aber der Verfasser hat mehrere solche Beispiele erlebt, es erlebt, daß mit Verdüsterung des wahren Glaubens der Aberglaube alle Tage zunimmt. Sind ihm doch mehrere Ungläubige, und zwar Herren, bekannt, welche, als sie in den Sonderbundskrieg ziehen sollten, sich wahrsagen ließen. Kamen doch Soldaten sechs Stunden weit, um sich den „Schild des Glaubens" zu kaufen, welches Büchlein fest machen sollte. Man glaubte an das Hexenwerk in der Käserei, warum sollte man nicht an das Wunder mit diesen Briefen glauben? Man nahm sie mehr und mehr auf als eine Strafe Gottes wegen den Betrügereien mit der Käserei. Daß Eglihannes den ersten bekommen, bestätigte diese Ansicht, weil man ihn für den größten Betrüger hielt. Der Senn stand Todesangst aus und lief zu den Kapuzinern, denn auch er war in Briefen vernamset worden und hatte selbst einen erhalten. Die Armen frohlockten, hielten es für eine Strafe des Himmels wegen verkleinertem Milchmaaß und mancherlei kleinern Knausereien, welche mit den Käsereien entstanden waren. Da sehe man doch noch, sagten sie, daß ein gerechter

Gott im Himmel ſei, die Reichen könnten es jetzt erfahren. Man rathſchlagte ernſtlich, ob man mit Käſen wieder anfangen oder es unterbleiben laſſen wolle. Es gab Weiber, welche förmlich dagegen eiferten, ihr Anhang mehrte ſich täglich. Es war eine größere Beſtürzung im Dorfe, als wenn die Cholera mitten drin geweſen wäre.

Eines Samſtags Abends ſpät wartete bei Ammanns die Meiſterjumpfere umſonſt auf ihren Melcher. Derſelbe war nach dem Nachteſſen fortgegangen und nicht wiedergekehrt. Wo war wohl der, war der zu einer Andern gegangen? Dieſe Angſt rumpelte ſchrecklich im Herzen der Meiſterjumpfere. Es litt ſie nicht mehr im Gaden, ſie machte ſich auf und ging um's Haus, als wäre ſie ein Geiſt, der keine Ruhe im Grabe habe, dieweil er ſeinen Schatz nicht im Himmel geſucht, ſondern auf Erden gelaſſen, derowegen ihn immer wieder beſuchen müßte.

Es war ſchwarze Nacht unter dem tief herabhängenden Dache. Der Jungfer Auge war an die Nacht gewöhnt, ſah daher ein wenig ſcharf nach der hellern Straße hin. Da kam etwas daher; es war nicht der Melcher, der trappete herzhafter ab, es war auch kein Geiſt, denn Mädi ſah ihn über einen Stein ſtolpern, und daß Geiſter ſtolperten, davon hatte es noch nichts gehört. Indeſſen ſchlotterte es doch ſehr, als das kleine Weſen gegen das Haus kam, und drückte ſich bebend in die dunkelſte Ecke. Das Weſen that ſehr vorſichtig, ſchlich leiſe der Thüre zu, legte etwas auf die Schwelle, machte ſich dann mit Windeseile davon. Donner, ſagte das Mädchen für ſich, iſt das nicht der Milchbub vom Dürluft? der Hundsbube, der Alles plagt, Kinder, Hunde, Hühner. Was Teufels iſt das? was that er da? Kommen die Briefe etwa daher? Ich darf nicht nachſehen; wenn doch nur der Lumpenbub, der Melcher, da wäre. Wohl, dem will ich, nicht auf drei Schritte laſſe ich den mehr zum Leibe! Ich will Stüdi rufen. (Stüdi war die zweite Magd.) Wenn wir unſer zwei ſind, dürfen wir ſchon. Geſagt, gethan; Stüdi kam, und mit Furcht und

Zittern nahten ſie ſich der Schwelle. Hier lag wirklich etwas Weißes. Mit einem Stecklein warfen ſie es herab, und da es keinen Laut von ſich gab, weder donnerte noch blitzte, ſo muthete eine der andern zu, es aufzuheben, aber lange wollte keine. Endlich wagte es die Meiſterjumpfere in den drei heiligen Namen. Es war ein großer Brief. Tüfel, ſagte ſie, iſt das die Sache! Käme die ganze Geſchichte von der Dürluftmore! Wohl, der wollten wir etwas einbrocken, daß die daran ſinnen ſollte. Aber wer wollte ihr ſchreiben? ſie kann's ja nicht und der Mann auch nicht. Beide wurden räthig, den Brief zu nehmen, zu ſehen, an wen er geſtellt ſei, und dann abzurathen, was ſie damit machen wollten. Die Meiſterjumpfere hatte an dem Fund und der Entdeckung faſt ſo große Freude, als wenn ihr Melcher gekommen wäre. Aber was ſoll ich denn ſagen, fragte ſie ihre Vertraute, wenn der Meiſter oder die Frau fragt: Aber Mädi, wie kam's, daß du nicht im Bette wareſt, ſondern vor dem Hauſe? Sage, du ſeieſt auf dem Abtritt geweſen, hätteſt geglaubt, du höreſt die Hühner flattern im Stall, als ob ein Marder hinter ihnen wäre. Da ſei der Bub gerade gekommen, und du hätteſt ihm abgegucket, lautete der Rath. Aber glauben ſie es mir wohl! fragte die Meiſterjungfer. Warum nicht? Erſt die vorige Woche hatte ja die Meiſterfrau auch den Dürlauf, und es ſteht nirgends geſchrieben, daß Unſereins immer ſollte verſtopft ſein!

Am Sonntag iſt man bekanntlich in einem Bauernhauſe ſelten früh auf, man genießt Schlaf und Ruhe, iſt's ja doch der Tag dafür, und hat das geringſte Knechtlein das Recht dazu. Gewöhnlich nehmen es ſich auch die Mägde, preſſiren nicht mit dem Feuern und Frühſtückrüſten; daher in ſo vielen Häuſern, wo die Meiſterfrau nicht gehörig Hand obhält, keine Zeit mehr iſt, den Gottesdienſt zu beſuchen — Tauſende verſchlafen die Kirche, wie Tauſende den Himmel!

Unter die Säumigſten gehörte ſonſt Mädi, hatte ſich deßwegen ſchon oft den bitterſten Unwillen der Meiſterfrau

zugezogen. Diesmal war Mädi früh zu großer Bewunderung Aller. Es sollten nun aber Alle ebenfalls früh sein: es fuhr fast aus der Haut, daß es nicht Alle gleich begriffen, seinen Fortschritt nachmachten, sondern thaten wie an andern Sonntagen auch. Es zankte mit Allen, die nicht kamen, wann es meinte, daß sie kommen sollten; nur dem Melcher sagte es nichts, dem machte es ein verächtliches Gesicht. Mädi und Stüdi hatten den Plan gemacht, sobald das Feld rein sei, das Gesinde abgegessen habe, der Meisterfrau Brief und Entdeckung mitzutheilen; die konnte es dann noch dem Ammann sagen, ehe dieser zur Kirche ging, was gewöhnlich ziemlich lange vor dem Läuten geschah. Der Ammann ging nicht so früh wegen innerem Drange, sondern um daheim wegzukommen und nicht durch unbeliebige Audienzen versäumt zu werden, hauptsächlich aber, um noch mit den sich sammelnden Kirchenleuten allerlei zu besprechen, Gemeinde- und Privatsachen. Wenn es der Ammann vor der Kirche vernehme, so könne er es gleich bekannt machen, woher alles komme, und wenn sie dann später in die Kirche nachkämen, so würden alle Leute auf sie sehen und sagen: Siehe, die dort, die haben die Sache ausgebracht, es wäre ihnen zu danken dafür. Das war der Schlachtplan der beiden Mädchen. Den kannte aber niemand, fügte sich also niemand drein; Alles schien ihm schnurstracks entgegen zu manövriren. Der Ammann stand später auf als sonst, die Knechte waren nicht herbeizubringen, Felix erschien erst ganz zuletzt; gegessen wurde so langsam wie nie sonst. Es hatte niemand zu pressiren, darum pressirte auch niemand; dagegen hatte man viel Neues zusammengetragen, dieses gab man zum Besten: Briefe und was darinnen gestanden, Vermuthungen, woher alles komme, schreckliche Geschichten zur Belegung der Vermuthungen, wie Gelehrte auch historische Belege haben zu unhistorischen Hypothesen. Beide Mädchen wußten das Rechte, hatten ein Dokument in Händen, hatten auch historische Belege, wenigstens vier Wochen

alte (was heutzutage eine Seltenheit ist), durften damit einstweilen nicht ausrücken, mußten es bei klugen Gesichtern bewenden lassen. Die Lage war gräßlich, es begreift sie nur, wer auch 'mal einen Schuß unter dem Loche hatte, ihn nicht loslassen durfte, bei einem pfiffigen Gesichte es bewenden lassen mußte. So ging es, und Mädi ward fast übel. Da endlich räumte sich der Tisch, der Ammann ging und kartete, Felix marschirte ab, die Ammännin schien frei zu werden und unbeaufsichtigt zu einem vertraulichen Worte in passendem Zustande.

Eben als Mädi die Meisterfrau beim Aermel ziehen und sagen wollte: Losit neuis! klopfte es und über die Thüre kam eine Stimme: Guten Tag gehe euch Gott! Mangelt ihr Sommerstrümpfe? schöne, sie wäre für e Sundi! Es war eine bekannte Hausirfrau, von den Mägden auf den Tod gehaßt, von der Ammännin gar sehr geliebt, ein Verhältniß, wie es sich öfters findet. Die Mägde haßten sie, dreierlei Ursachen wegen: erstlich hatten sie die Frau im Verdacht, sie hinterbringe der Meisterfrau allerlei, welches die Mägde für überflüssig und unbequem hielten, wenn es die Meisterfrau wisse, und wenn die Frau nicht sattsam mit Wahrheit ausgerüstet sei, lüge sie dazu, bis sie glaube, es gereiche zu gehöriger Befriedigung. Zweitens kaufte die Ammännin dieser Frau zuweilen Strümpfe ab und kramete sie dann den Mägden bei besondern Anlässen, wenn sie ihre Zufriedenheit apart an Tag legen wollte. Die Mägde waren mit der Zufriedenheit wohl zufrieden, aber mit den Zeichen derselben um so schlechter. Sie behaupteten, das seien die schlechtesten Strümpfe von der Welt, eitel Spinnhubbele; wenn die Lumpenfrau nicht wäre, so kaufte die Ammännin die Strümpfe an einem andern Orte, da lohnte es sich doch der Mühe zu danken, mit solchem Zeug habe man nur Verdruß: ziehe man sie an einem Sonntage neu an, könne man Gott danken, wenn man sie ganz aus der Kirche bringe. Habe aber jemand die Vermes-

ſenheit, ſie anzubehalten und damit zu Tanze zu gehen, den erwarte die ſichere Schande, daß ihm die Fetzen um die Füße hingen, ehe die Sonne unter ſei. Drittens, wenn die Meiſterfrau eben nicht zum Kramen aufgelegt war oder keinen Anlaß dazu zu haben glaubte, kam ſie mit den Strümpfen dieſer Frau zu den Mägden, pries die Strümpfe an, ſagte: Mädi, Stüdi, Trini u. ſ. w., es dünkt mich, du hätteſt übel Strümpfe nöthig, und brävere kriegſt du nicht und wohlfeile dazu! Sieh, ſo dick, ſo zügig u rein u guts Garn dra, ich wollte dir gerathen haben, nimm ein Paar. Daneben kannſt ja machen was du willſt, du mußt ſie zahlen, nicht ich! Es war faſt eine moraliſche Nothzucht: kauften die Mägde nicht, nun ſo hieß es: Ja, laßt ſie nur ſein, Gott bewahre, daß ich euch zwängen möchte, aber komme mir dann eine und ſage, es könne nicht z'Predig, es habe keine Strümpfe oder bei der Zeit, wo alles ſo theuer ſei, könne es es mit dem Drecklohn nicht machen! Da ſind Strümpfe und dazu wohlfeile, zu meiner Zeit hat ein ſolches Paar wenigſtens noch ein Mal ſo viel gekoſtet!

Dieſe Hauſirfrau nun hatte die Bosheit, gerade als Mädi die Meiſterfrau bei Seite nehmen wollte, zu klopfen und zu rufen: Mangelt ihr Sommerſtrümpfe? b'ſunderbar ſchöne, für e Sunde! Mangelu keine! rief Mädi häſſig; haben mehr als genug an denen vom letzten Sommer! Die Meiſterfrau wird doch daheim ſein, möchte ein Wort mit ihr reden, fuhr die Frau fort. Weiß nicht, wo ſie iſt, ſagte Mädi; wird ſich anziehen für die Kirche! He nun, ſo kann ich warten bis ſie fertig iſt, ſagte die Frau kaltblütig und wollte ſich auf die Bank vor dem Hauſe ſetzen. Du biſt doch das wüſteſt Menſch, welches es auf der Erde giebt! kam eine Stimme von hinten her. Wie oft habe ich dir ſchon geſagt, du ſolleſt mir die Leute nicht ſo anſchnauzen und abfertigen! Ein manierliches Wort koſtet dich nichts, und es zu geben, dafür haſt du den Lohn, und fragt man nach mir, ſo kannſt du mich ſuchen, bis

du mich haſt, dazu haſt du die Füße, und ſie zu brauchen, haſt du wiederum den Lohn, und brauchſt du ſie für dieſes oder für jenes, ſo ſoll es dir gleich ſein; mehr als du wohl magſt, wirſt du weder laufen noch ſonſt machen! Komm herein, Frau, wenn du 'was mit mir willſt, gehe heute nicht z'Predig, war vor acht Tagen drin! Unſer Wagner ſagte einmal, nur die, welche ſchlechte Gedächtniſſe hätten und alles vergeſſen thäten von einem Sonntage zum andern, müßten alle Sonntage gehen; die, welche beſſere Gedächtniſſe hätten, könnten es mit Minderem machen, er brauche nicht mehr als höchſtens alle zwei Jahre ein Mal zu gehen. Spaß apart, kann heute nicht gehen, darum komme nur herein, du ſäumſt mich nicht. Und dieſe ging hinein und Mädi konnte nicht mit ſeiner Frau reden, konnte die Sache nicht anbringen, ſie kam nicht vor die Leute — was nützte es ihm, früh aufſtehen und zur Kirche gehen, machte ihm die Hagelsfrau alles zu Schanden!

Es iſt wahr, hat man nicht das Recht böſe zu ſein, wenn ſo ein ketzers Klappertäſche Einem ſolche Striche durch Freuden macht, welche ſein Lebtag nicht wiederkommen! Es war drauf und dran, zum Ammann in's Stübli zu laufen und die Sache direkt vor ihn zu bringen, aber es that es doch nicht. Die Weiber wiſſen meiſt mit vielem Takt und ohne viele Worte die Mägde zu dreſſiren, daß ſie keine Sache, die ihnen nicht von der Frau befohlen iſt oder zugegeben, vor die Männer bringen. Die Frauen ſind die ſtrengſten Douaniers und hängen die ſchwerſten Strafen über die Schmuggler. Warum kannſt es mir nicht ſagen? Ein ander Mal weißt, was du zu thun haſt! das iſt einer der am meiſten gebrauchten Sprüche. Dem Felix hätte Mädi zu eigener Erleichterung gern ein Wörtchen im Vertrauen geſagt, aber der ging mit dem Melcher zur Kirche und wegen dieſem mochte es ihn nicht rufen. Bald darauf ging der Ammann ebenfalls, jetzt war es aus mit aller Freude, denn wenn es ſpäter den Schuß auch losließ, wer ſah

es in die Kirche kommen, wer ſagte: Siehe, dort iſt Ammanns Meiſterjumpfere, die hat es entdeckt, das iſt gruſam e bravi und e guti, und eini, man könnte ihr Hoſen anziehen, wenn man wollte, u het e fyni Naſe. Sie nahm ſich feſt vor, gar nichts zu ſagen, alles bei ſich zu behalten, und zwar nicht bloß heute, ſondern in alle Ewigkeit.

Dies Mal blieb die Strumpffrau nicht lange, als es anfing zu läuten, ging ſie. Die Ammännin hieß ſie bleiben zum Eſſen, aber ſie hatte noch weitere Geſchäfte. Das machte Mädi gerade am allerböſeſten, daß ſie nur ſo lange blieb, um ihm die Freude zu verderben. Wenn es der einmal etwas anrichten könne, daß ſie ihr Lebtag daran zu morgen hätte, ſo ſolle es ihr nicht geſpart ſein! verſchwur es ſich.

Kaum war das Läuten vorbei, ſo verweiſete Mädi, ob es nicht am beſten ſei, es ſage es der Frau, und nicht fünf Minuten waren vergangen, ſo rief es: Frau, loſit neuis! (Denn ſo ein Schuß unterm Loche iſt eben eine ſtrenge Sache.) Ich kam geſtern über etwas, ſagte dann Mädi, ich nehmte nicht hundert Kronen dafür! Ich dachte, ich wollte es euch ſagen, ihr könnt dann damit machen was ihr wollt! Seht, da iſt wieder ein Brief! Da ward die Ammännin blaß und ſagte: Wenn du mir nichts Beſſeres haſt als einen von den teufliſchen Briefen, ſo hätteſt ſchweigen können, ich habe einſtweilen am erſten noch genug! Ja, ſagte Mädi, wenn es nur das wäre, aber ich weiß, wer ihn gebracht hat! Das wäre! fuhr die Ammännin auf; biſt ein Frohnfaſtenkind? Braucht ſich nicht, ſagte Mädi, es war ein Menſch wie ein anderer. Du lügſt, ſagte die Frau; oder kannteſt ihn? Loſit, Frau, wie es ging: hatte geſtern den Dürlauf, gerade wie ihr ihn auch gehabt, werde ihn von euch geerbt haben, etwas Anderes wär' mir lieber, mußte hinaus in den Schopf. Da ſchien mir Lärm unter den Hühnern, glaubte, es ſei ein Marder hinter ihnen, ſah da nach, und wie ich da war — es war finſter wie in einem Sack — kam etwas daher und ſchlich zum Hauſe, ganz

an mir vorbei, und legte den Brief auf die Schwelle, und das war, ich kannte ihn wohl, denn vom Schopf weg war es heiterer, das war der Milchbub vom Dürluft, der Lumpenfrau ihr Bub, und kein Anderer, ich kannte ihn gut am Haar und an der Kutte! Du lügst! iſt's möglich?! rief die Frau; das wäre tauſend Pfund werth! Wenn ich ſie nur ſchon hätte, meinte Mädi. Ja, ja, fuhr die Frau fort, es iſt möglich, daß das Tüfelswerk von dort kommt, die iſt tüfelſüchtig genug und wird ihre Kästechnung eintreiben wollen. Aber warte die nur, wenn die nicht muß gehängt ſein, ſo will ich mein Lebtag Erbſtroh freſſen. Muß doch ſehen, was in dem Papier iſt.

Sie öffnete den Brief, der an ihren Mann geſtellt war, ohne Komplimente, denn ſo wie die Frau den Schlüſſel zum Geld haben will, ſo will ſie überhaupt den Schlüſſel zu allem, alſo auch das Recht, jeden Brief zu öffnen. Zwiſchen Mann und Weib ſoll kein Geheimniß ſein! — in der Theorie ganz richtig, in der Praxis nicht ſo übel, als man glauben ſollte; es kommt halt darauf an, wie jedes iſt und wie jedes thut. Je beſſer jedes iſt, deſto zweckmäßiger iſt dieſe Oeffentlichkeit. Warum die Oeffentlichkeit im Staate und die Verhüllung und das Geheimniß in den Familien?

In dieſem Briefe nun ſtanden unfläthige Sachen, aber nicht ſowohl über den Ammann ſelbſt, als über Andere, hauptſächlich ſeine Leute. Denn das war eben das Teufliſche in allen den Briefen, daß darin nicht denen, an die ſie geſtellt waren, der Hund geleſen ward, ſondern daß ihnen andere Leute verdächtigt oder, wie man zu ſagen pflegt, denuncirt wurden. Dem Ammann wurde darin bloß geſagt, wenn er mit dem Erzſchelm, dem Eglihannes, nicht ausfahre, ſo müſſe er ein noch ärgerer Schelm ſein als derſelbe. Dagegen waren der Ammännin alle Laſter angedichtet, vom Felix geſagt, wie er bald Kindbett halten müſſe und die Mutter ihm zu allem Schlechten behülflich ſei, z. B. zur Nägelibodenbäurin, wie die

ihn um Geld brächte und damit eben der Nägelibodenbauer ſich bereichere, der Gülten mache u. ſ. w. Kurz, der Brief war ſo, daß die Frau Ammännin abſitzen und Athem ſuchen mußte. Was Eiſi ihr vor einigen Wochen geſagt, war direkt nicht berührt, doch das Ganze ſo, daß beides im gleichen Hafen gekocht ſein mußte, wie die Frau Ammännin alsbald überzeugt war. Ei du verfluchte More, wer hätte gedacht, daß dir dieſes in Sinn käme; auf dieſe Art die Leute zu verfolgen und faſt d's Teufels zu machen, iſt doch wohl nicht erhört worden! Schon der erſte Brief ging übel genug, kein Menſch weiß, was mein Mann auf dieſen hin angeſtellt hätte. Gottlob und Dank, daß ich ihn habe! Dir, Mädi, vergeſſe ich es nicht, zähl' darauf; wenn du nur nicht das Geſchleipf mit dem Hudelbub hätteſt, wo ja zum Brunnkreß-Stüdi geht. Aber der verfluchten Frau im Dürluft, der muß der Marſch gemacht ſein, daß ſie aufhört, andere Leute zu plagen! So möchte ja der Teufel dabei ſein, und erlaubt wird das doch wohl nicht ſein. Man verſteht ſich zwar nicht auf die heutige Welt, es iſt eine Ordnung, daß Gott erbarme! Sie werden meinen, es gehe auf ſie, wenn es heißt: mit welchem Maaß ihr richtet, werdet ihr wieder gerichtet werden; wenn ſie alles laufen ließen, kämen ſie zuletzt mit Schelmen und Mördern und mit Allen, welche ſie nicht gerichtet, auch nicht in's Gericht Gottes, ſondern in Himmel. O hä! Da pfyft dann ein Anderer! ſo polterte die Ammännin.

Mit dem Melcher wird es nicht wahr ſein, antwortete Mädi. Nit, daß mir an ihm etwas gelegen wäre, ghei der doch zu wem er wolle; ſellig giebt's ja mehr als rothe Hunde! Selb meinte ich längſt, ſagte die Frau; ſellige Uſtath und ſo taubſüchtig, daß er, wenn er die Kühe nicht ſchlagen darf, weil der Mann oder Felix in der Nähe ſind, ſie beißt, bis ſie bluten und er am Kuhhaar faſt erſtickt! Aber daß er Andere hat, iſt gewiß, erſt am letzten Solothurner Markt zahlte er dem Salbinegret zu eſſen und zu trinken bis genug! He nu

so de, wenn er mit Sellige sich abgeben mag, so gehe er, der Uflath, wenn ich ihn nur nicht mehr sehen müßte, der Uhung, was er ist! E gottloseré Mönsch lauft mit unterm Himmel, als der ist, nei, my armi Thüri nit! Und Mädi thränte und die alte Liebe quoll ihm aus den Augen in Tropfen fast so groß wie kleine Baumnüsse. Wenn nur die Predigt schon aus wäre, sagte die Frau Ammännin, ich mag fast nicht warten! Der Pfarrer macht aber lange, wen hat er wohl auf der Gabel, den er nicht wieder loslassen mag? Ich würde einen Neuthaler geben, wenn er die Briefe auf's Tapet gebracht hätte und von Gottes Zorn geredet und wie schlecht die Leute hier sein müßten, daß Gott solche Zeichen thue, und mein Mann käme krebsroth heimgelaufen und begehrte auf, wie das anders gehen müsse! Dann wollte ich ihm den Brief geben, abwarten, bis er ihn gelesen, und wenn er dann so recht aus dem Hüsli wett und Alle fressen, wollte ich ihm sagen: Friß wen d'magst, aber z'erst mußt doch wissen, von wem die Briefe kommen, und was sie zu bedeuten haben! Der wird Maul und Nase aufthun; dann, Mädi, sei fest, wenn du nicht g'wiß bist, so sag's lieber, denn du weißt nicht, wie weit solche Sachen kommen können! Habt nicht Kummer, Frau, sagte Mädi, und wenn man mich zollweise zerrisse, ich bliebe fest, ich kenne den Lausbub nur zu gut, der hat mir zu oft das böse Maul angehängt, wenn er da vorbeiging. Es kann sein, aber wer schrieb es? Das düecht mich wunderlich, sagte die Ammännin. Wenn doch nur die Predigt bald aus wäre, aber was hilft mir das? Es weiß doch kein Mensch, wann er heimkommt; da stellt er sich bei jedem Löhl und klappert mit ihm wie die erste Klapperfrau am Brunnen. Er meint, er habe am Sonntage das Recht dazu, und ein Ammann müsse mit Allen reden, damit man ihm nicht den Hochmuth vorhalte. Dummheit! Hält man ihm den nicht vor, so rupft man ihm etwas noch Aergeres auf! Etwas müssen die Menschen haben, um sich daran zu ärgern, wer wollte es Allen treffen, absonderlich ein

Ammann! Mädi, geh' doch, höre, ob ſie noch nicht ſingen; es iſt, als ob man es mir heute expreß mache! Siehſt du jemanden, ſo laß ihm doch ſagen, er ſolle alsbald heimkommen, es warte ihm jemand, und das iſt auch allweg wahr! Mädi kam alsbald mit dem tröſtlichen Beſcheid, es werde bald aus ſein, ſie hätten aufgehört zu ſingen, und dem Meiſter habe es es ſagen laſſen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Was noch ſo rein geſponnen, kommt unter Donner und Blitz an die Sonnen.

Es ging wirklich nicht lange, ſo zeigte die Glocke an, die Gläubigen ſeien entlaſſen, und gab ihnen die Mahnung mit, daß Gottes Wort die Glocke ihres Herzens ſein ſolle, bis auf's neue der Glocken heller Ton die Gläubigen zuſammenrufe an den Brunnen des Lebens, den Trank zu empfangen, der den rechten Durſt löſcht in Ewigkeit. Faſt noch vor den Tönen her kam der Ammann dahergerannt mit Schritten, welche die Ammännin ſeit dreißig Jahren nicht mehr geſehen. Mädi, haſt ſo nöthlich gethan, ſagte die Frau, ſiehe, er kommt daher wie aus einer Büchſe! Gar nicht, Frau, ſagte Mädi; ich habe dem Sigriſt, der ja nicht meint, er müſſe alle Predigten hören, bloß geſagt, der Ammann ſolle gleich heimkommen, es warte jemand auf ihn, dem es preſſire. Nun, ſagte die Ammännin, es iſt gut, daß wir etwas Wichtiges haben, ſonſt kriegten wir ein Donnerwetter nicht für die Kurzweil! Der Ammann kam wirklich daher wie aus einer Donnerbüchſe; hinter ihm war noch kein Menſch ſichtbar, aber vor ihm her windete es ſtark, und als er zur Küche einbrach, fragte er nicht, wer auf ihn warte, ſondern ſagte zu ſeiner Frau: Los neuis! war ſchon im Stübli, ehe ſie noch ein Bein gehoben,

rief zornig über die Achſel: Kommſt oder kommſt nicht? He, ſagte die Frau Ammännin mit ihrem Tröſter im Sacke kaltblütig, mußte doch warten, um zu kommen, bis du es mir ſagteſt! Mach' die Thüre zu! ſchnauzte der Mann, und als die zu war, brach aus ſeinem Munde ein Gewitter, wie es die Ammännin noch nicht erlebt hatte. Wie in einem gewaltigen Gewitter es bloß ein Donner iſt, man ſelten einzelne Schläge unterſcheidet, ſo auch in des Ammanns Gebrülle bloß einzelne Worte: Schande, Scheiden, erleben, todtſchlagen, und wüſte, häßliche Worte mehr. Kaltblütig ſtand die Ammännin vor ihm und dachte: Brülle du nur, einmal wirſt doch aufhören müſſen, dann will ich dir aufwarten! Sie glaubte, der Mann habe in der Kirche vielleicht gar vom Pfarrer, der darüber gepredigt, neue Verleumdungen gehört und ſie geglaubt. Wenn der heimkommt, ſchrie der Ammann, ſchlage ich ihn erſt halb todt, dann jage ich ihn fort; ſo lange ich lebe, ſoll der mir nicht mehr unter's Dach, nicht mehr vor die Augen, eine ſolche Schande mir anzumachen! Und zum Zeithäusli ſchritt er, wo die Stöcke verwahrt ſtehen, und den dickſten Dornſtock riß er zur Hand und ſtellte ſich an's Fenſter.

Hätte doch nicht geglaubt, daß du ſo dumm wäreſt, ſagte die Frau, ſo alt und Ammann dazu, und nicht geſcheidter! Glaubſt alles, wie ungereimt es iſt, und fragſt nicht, wer es erſinnet hat! Was erſinnet? niemand hat es erſinnet, wenn du es gehört hätteſt, du redeteſt anders; du hätteſt es hören ſollen, du biſt doch ſchuld an allem, du und niemand anders, dir ſollte ich zuerſt geben! ſagte der Ammann. Gieb, wenn du willſt! Vielleicht habe ich unterdeſſen auch etwas vernommen, und vielleicht noch ſchrecklichere Sachen! Da lue und lies! ſagte die Frau. Der Ammann riß den Brief an ſich und ſagte: Was frag' ich dem Wiſch nach, es wird nichts Anderes drin ſtehen, als ich ſchon weiß! Eine ſolche Schande erleben zu müſſen! Es düecht mih, wenn ich nur hundert Klafter unter dem Boden wär'! Aber z'erſt will ich dem noch

eins auflegen, daß er ſein Lebtag dran denkt! Brauch doch Verſtand, ſagte die Frau, und thu' nit ſo! Ich weiß jetzt, von wem das ganze Tüfelswerk kommt und was ſich deſſelben zu achten iſt. Was? von wem? Von ihm ſelbſt kommt es und von niemanden anders; da wird ſich deſſen wohl zu achten ſein! ſagte der Ammann. Oeppis Dumms e ſo, bemerkte die Frau. Mädi hat den Brief aufgeleſen und geſehen, wer ihn hingelegt! Somit that ſie die Thüre auf und ſagte: So komm und red', wen haſt geſehen? und wie iſt's gegangen? ſcheue dich nicht! Geſtern hatte ich den Dürlauf, ich erbte ihn von der Frau — begann Mädi. Willſt ſchweigen mit deinem Dürlauf und mit dem andern G'ſtürm! rief der Ammann. Ja, freilich hat er es ſelber geſagt, und zwar mitten in der Kirche vor allen Leuten hat er es geſagt. O, wenn ſich doch nur der Boden aufgethan und Alle verſchlungen hätte! Was? wer? was geſagt? fragte die Ammännin ganz verwundert. Ueſe, ja üſe Felix hat mitten in der Predigt laut, daß es alle Leute hörten, geſagt: Aenneli, gimm m'r es Müntſchi! Der Pfarrer iſt ganz verſtummt, alle Leute lachten und ſahen die Dirne, der Nägelibode Täſche ihre Schweſter, an, die war auch da, und der Bauer auch, und das habe ich hören müſſen und habe ſehen müſſen, wie die Leute g'wunderten, was ich für ein Geſicht mache, und wenn du mich beim vorigen Brief hätteſt machen laſſen, hätte ich das nicht erlebt! Ich habe Luſt, dir mit ihm deinen Theil zu geben!

Die Ammännin ſtand faſt da wie Loths Weib: ſie bewegte bloß die Arme langſam auf und ab. Sie ſetzte ſich endlich und ſagte: Nein, jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, iſt das erhört worden: Aenneli, gimm m'r es Müntſchi! Aber das hat Felix nicht geſagt, das ſagte ein Anderer, ſo einer iſt er nicht! Hab' es ſelbſt gehört, ſag' es niemanden nach. Was weiß Einer, was er ſagt, wenn er ſchläft?! zürnte der Ammann. Und warum durfte das Meitſchi nicht mehr aufſtehen und plärete die ganze Predigt? Das konnte man

ja' ſchon im erſten Briefe merken, warum ließeſt mich nicht machen?

Mädi war hinausgeſchoſſen, um bei Stüdi, welches in der Kirche geweſen, das Nähere zu vernehmen. Es war zu lange im Hauſe, um nicht zu begreifen, daß es im Stübli überflüſſig ſei. Da vernahm es das Schreckliche, wie, als der Pfarrer eine Pauſe gemacht, plötzlich von der Vorlaube her eine Stimme gekommen ſei: Aenneli, gimm m'r es Müntſchi! Wie das niemand anders geweſen ſei als Felix, den man ſchon früher habe ſchnarchen hören. Stüdi hätte ſich auch geſchämt für Felix, denn die Leute hätten gruſam gelacht und gleich gewußt, wen es angehe; das Meitſchi hätte es auch gemerkt und ſei faſt geſtorben. Kein Menſch würde dem anſehen, wie das ein Täſchli ſei. Es hätte es ihm gönnen mögen, das werde ihm, ſo Gott wolle, ſein Lebtag nachgehen. Wenn es einen guten Blutstropfen im Leibe habe, mache es ſich noch heute hier fort, daß es kein Menſch mehr erblicke. Das war die allgemeine Meinung unter dem Geſinde, und Felix erbarmte ſie, daß ihm das entronnen, der Alte werde ihm das lange nicht vergeſſen.

Endlich kam Felix auch daher. Er hatte natürlich nicht gewußt, was er geſagt, und warum ihn die Leute mit ihrem Lachen aufgeweckt. Nach der Kirche ſagte man ihm, was er gemacht und wie ihm daheim ein Wetter warten werde. Man hatte vor ihm hinter dem Meitſchi her gelacht, das vor allen Andern heimlief, ungefähr wie der Ammann. Das gute Meitſchi hatte die Kaltblütigkeit nicht gehabt, ſich unbefangen zu ſtellen, als gehe ihn's alles nichts an. Es kannte Felix' Stimme und den Zauberſpruch und meinte, alle Leute müßten wiſſen, was er zu bedeuten hätte und wen er anginge.

Felix lachte über die Geſchichte nicht, ſeinen Alten fürchtete er nicht ſo ſehr, aber das Meitſchi erbarmte ihn; es war ihm lieber, als er wußte. Was machen? dachte er bei ſich; Leugnen hilft nichts. Was will ich mehr und Beſſeres, und

iſt das nicht der beſte Anlaß, zu ſagen, was ich will, und wobei es ſein Verbleiben haben muß! Die Mutter iſt nicht zu fürchten, und der Vater, wenn es einmal verſurret hat, nicht viel. Eine Brävere und Hübſchere bekomm ich nicht, was habe ich dem Gelde viel nachzufragen? Die wird ſich der Mutter unterziehen und bringt den Streit nicht in's Haus, und Friede iſt ja nöthiger als Geld. Das überſchlug Felix auf ſeinem kurzen Weg, raſch im Entſchluß war er immer, und für gute Gedanken war auch der Boden in ihm.

Die Mutter erſchrak ſehr, als ſie Felix kommen ſah. O'r tufig Gottswille, thue ihm nichts! ſagte die zum Ammann. Er iſt zu alt zum Prügeln, du weißt, wie er iſt, es könnte ein Unglück geben, und mach' du jetzt das Gerede nicht noch größer, es wird ſchon groß genug ſein! Denk', wie werden die Leute lachen und eine Freude haben! Eiſi im Dürluft und Eglihannes, wenn es hier bei uns Lärm geben thäte und wir mit dem Sohne Unglück hätten! Sinn doch daran, was wir für einen Griff in Händen haben gegen die Dürluft-Eiſi und wer weiß wen noch! Du biſt immer die Gleiche, red'ſt dem Kerli immer z'beſt; wenn er dir den Kopf abriß, du grännteſt ihm noch z'beſt! ſagte der Ammann mit zorniger Stimme. Wohl, der muß ſeine Heiligen haben! Tauſend Pfund auf der Stelle hätte die Ammännin dem Mädi gegeben oder verſprochen, wenn es dem Felix hätte abwinken können, daß er für heute ſich ſchiebe und dem Vater nicht unter die Augen komme. Wenn der Vater nicht ſo ſchrecklich gethan, ſo wäre ſie böſe geworden, jetzt aber war die Angſt über den Zorn gekommen, darum merkte ſie auch die bedeutende Aenderung in des Ammanns Stimme nicht. Draußen warteten ohne der Ammännin Winken ſchon dienſtbare Geiſter, welche Felix zuflüſterten: Mach' dich fort, verbirg' dich, der Vater thut, es iſt ſchrecklich, es weiß kein Menſch, was er mit dir anfängt! u. ſ. w. Wo iſt er? fragte Felix. Im Stübli, hieß es. Da-

hin ging Felix alsbald, gäb wie die Mägde schrien: Nit, nit, es giebt ein Unglück! Felix, denk', Felix, bis witzig! Als solch Bitten nichts half, da waren sie drauf und dran zu weinen, schlugen die Hände zusammen, zwei mußten absitzen vor Angst, die dritte hielt das Ohr an die Stüblisthüre. Im Anfang hörte man des Ammanns zornigen Donner und Felix's festes Wort." Die dritte verstand etwas von Lumpenbub, Schande, Mensch, Dirne, von Fortgehen, Karrer sein, allem nichts nachfragen, bräver als keine, dann immer weniger und am Ende gar nichts mehr, obschon zuletzt alle drei an der Thüre horchten. Endlich hörten sie sagen: Das Essen wird z'weg sein, nicht dergleichen thun; Nachmittags ist noch alle Zeit! Husch, wie wenn ein Stein unter Tauben fährt, fuhren die Mägde auseinander, zwei zu zwei Thüren aus, Mädi an den Heerd, aber geschehen war geschehen, das Sauerkraut brüntete lästerlich wie nie. Aber Mädi, was machst, was sinnest? rief die Frau, als sie in die Küche trat, das stinkt ja, es wird Einem fast g'schmuecht, das darf man nicht aufstellen! Warum nicht? sagte Mädi; es stinkt ein wenig, aber es ist daneben doch gut, man ißt es ja nicht mit der Nase, und füttert gleich gut, gäb brüntet oder nit brüntet. Aber ich habe emel pläre müssen für den Felix, ich glaube, er schlage ihn z'todt! Du red'st nichts davon, sagte die Frau, hörst, sonst giebt's Verdruß! E Frau, was denkt ihr auch? Ich kann schweigen ohne centnerigen Stein auf dem Maul! Aber sagt mir, was hat er gesagt wegem Brief? und wegen dem Wort wird er Felix nichts thun? Wenn der schon ein Kind haben muß, was macht ihm das? Das Mannevolk ist gar wüst hürmehi, und wenn Kinder müssen sein, so ist's doch allweg besser ledig, als wenn sie Weiber haben! Richt' du an, sagte die Frau, so kriegt man den Sauerkabis bald aus der Nase, das Andere wirst bald vernehmen!

Mädi mußte sich fügen, obgleich es zehnmal lieber den Dürlauf als Geduld gehabt hätte. Aber das ist eben das

ſchreckliche Verhängniß, welches über der dienenden Klaſſe ſchwebt, daß ſie nicht immer das haben kann, was ſie am liebſten hätte, ſondern manchmal ganz was Anderes. — Man aß zu Mittag, das ganze Haus, wie immer, an einem Tiſche. Da merkte man nichts Beſonderes, als hie und da eine gerümpfte Naſe über den Sauerkabis. Bemerkungen über das Eſſen ſind nicht zuläſſig, wenn Meiſter und Meiſterfrau ſelbſt am Tiſche ſitzen; auch dieſe ſagen ſelten etwas vor allen Andern. In der Anwendung der Kritik wird in Bauernhäuſern mehr Maaß gehalten, als unter den Gebildeten. Der Meiſter ſagte bloß, er liebe den Sauerkabis, aber unbräntet, ein ander Mal ſolle man nicht Mühe haben mit Bränten, wenigſtens ſeinetwegen nicht, und den Andern werde es wahrſcheinlich auch ſo ſein. Darauf ſagte die Meiſterfrau, ſie hätte auch ſchon beſſern gehabt, doch ſei er zu eſſen, wenn man ihn nicht zu lange ſchmöcke. Für heute müſſe man ſich drein ſchicken, es werde hoffentlich nicht alle Sonntage gleich gehen.

Als nach dem Eſſen beſtmöglichſt reines Feld gemacht, das Eine hie aus, das Andere dort aus verſandt war, fanden ſich die drei Hauptperſonen wieder im Stübli zuſammen. Am Morgen hatte, wie angedeutet, die Mutter den Vater bereits entwaffnet gehabt, als ſie ihn an die Freude erinnerte, welche die Leute über einen Spectakel in ihrem Hauſe haben würden. Doch war noch großer Zorn da, und Felix ward nicht ſchlecht angedonnert. Der war feſt, daher ruhig. Was geſchehen, ſei ihm leid, aber er vermöge ſich deſſen nichts, ſchon manchem ſei im Schlafe etwas entfahren. Das Meitſchi ſei ihm halt lieb und er möchte es heirathen; beſſer zu machen wiſſe er's nicht, und die Mutter habe ſelbſt großes Wohlgefallen an demſelben und geſagt, es ſei ihr nicht bald ein anſtändigeres Meitſchi vor die Augen gekommen. Du wüſter Bub du! hatte darauf die Mutter geſagt, jetzt ſoll ich dran ſchuld ſein! Wenn mir ſchon eine für Jungfrau gefällt, ſo

iſt es dann noch lange nicht geſagt, daß ich ſie zum Söhnis-wyb möchte. — Der Ammann ſagte: Warum nicht gar des Polizeiers Tochter oder das erſt beſt Tſchaggeli von der Gaſſe, als das ſchlechte Menſch, wo du mit Schein ſchon lange ein Zaagg mit ihm gehabt! Schäm' dich in dein blütig Herz hinein! Darauf hatte Felix erklärt, das Meitſchi ſei nicht ſchlecht, Geſchleipf hätte er keins mit ihm gehabt, das Meitſchi ſei bräver als alle, welche er kenne, und wenn es nicht ſo brav wäre, ſo würde er heute kaum das geſagt haben. Eben darum wolle er es heirathen, er möchte nicht, daß es dem Meitſchi ſein Lebtag vorgehalten werde. Und als der Vater gedroht, er müſſe ihm lieber aus dem Hauſe, als daß er das zugebe, hatte der Sohn geſagt, das ſolle er machen, wie er wolle. Er könne an einem andern Orte auch ſein, als Karrer wolle er ſchönen Lohn verdienen, und es ſeien Andere mehr, die aus Knechten doch Bauern geworden, und zwar rechte. Ja ſaubere, andern Leuten die Buben zu locken und verführen, denen will ich den Marſch machen, daß ſie an mich denken ſollen! begehrte der Ammann auf. Da, kannſt es ja leſen! Als Felix jetzt in Zorn gerieth, brach die Mutter ab und ſchützte das Eſſen vor und daß man die Dienſten nicht müſſe warten laſſen, daß ſie die Sache kalt bekämen. Es war ihr darum, daß die Gemüther erkalteten.

Als ſie wieder zuſammentraten, war dies wirklich geſchehen. Der Vater redete von Verdruß, den der Junge ihm gemacht, denn an dem, was in den Briefen ſtehe, müſſe doch etwas Wahres ſein. Indeſſen ſei es vielleicht mit Geld zu machen, auf ein paar hundert Thaler komme es ihm endlich nicht an, und das Kind könne man ja erziehen und ſpäter ein Handwerk lernen laſſen. Was für ein Kind? fuhr Felix auf. He, lies da im Brief! ſagte der Vater. Als nun Felix ſein Verhältniß zu Aenneli erzählte und wie weit er es mit ihm gebracht, da wollte es der Vater lange nicht glauben und meinte, etwas ſo Dummes habe er noch nie gehört, er ſei

doch alt geworden, zu alt, um sich so was aufschwatzen zu lassen. Der Mutter liefen die Thränen die Backen ab, und doch mußte sie lachen über ihres Sohnes Liebesleiden und Thaten. Aber was war's denn mit dem Wäldchen auf dem Wege zum Schuhmacher? selb ist doch verdächtig! fragte letztere. Da b'richtete Felix, wie das Mädchen ihm das nur in der Angst gesagt; wie alles andere erlogen sei, und wenn sie wüßten, was in andern Briefen noch über sie gelogen worden, würden sie ihm schon glauben. Kurz, er brachte die Eltern so weit, daß sie ihm glaubten, das Meitschi sei durchaus brav und Nägelibodenbauern nichts vorzuwerfen, da sie nichts gewußt und im Weg gewesen seien, besonders Bethi.

Mütter haben, wie schon gesagt, immer bedeutenden Glauben an ihre Söhne. Der Zorn wandte sich dann aber um so heftiger gegen das heillose Eisi, nur konnte man nicht begreifen, wer ihm die Briefe mache. Das müsse untersucht sein und zwar noch heute, meinte der Ammann. Felix meinte aber, Eins ginge noch voran: das Meitschi sollte getröstet werden; er wisse, das hintersinne sich, und wie Bethi sei, sei die Frage, ob es nicht schon heute aus dem Hause müsse, Bethi lasse nichts an der Haue kleben. Aber womit willst trösten? fragte der Ammann. He, wenn ich ihm sage, ich wolle es z'Chilche führe, so wird das ein Trost sein, der anschlägt, sagte Felix. Wer hat dir das erlaubt? meinte der Ammann; wenn man schon nichts gegen das Meitschi hat, ist's noch lange nicht gesagt, daß man es zum Söhnisweib möchte. Die Leute würden doch lachen, wenn es hieße, du hättest nur so zu einem Meitschi von der Gasse kommen können! Lachen sie meinethalb, sagte Felix. Ich denke aber, es sei auch etwas, wenn Einer vermag, ein armes Meitschi zu heirathen und es zu einer reichen Frau zu machen, das kann nicht jeder!

Der Vater war hartnäckig. Das kam so plötzlich, es that ihm weh, auf einmal alle seine Spekulationen fallen zu

laſſen. Die Mutter gab früher nach und wandte ſich allgemach dem Sohne zu. Der Gedanke, das Mädchen, welches ihr ſo wohl gefiel, als Söhnisweib in's Haus zu bekommen, ſtatt als Magd, dann mit keiner vornehmen, hochmüthigen Bauerntochter um die Meiſterſchaft ſtreiten, mit neuen Gebräuchen ſich nicht plagen laſſen zu müſſen, that ihr wohl. Es düechte ſie, das mache ſich nicht ſo bös, und wenn man für Felix keine Händel mehr gut zu machen habe, das Geld zuſammenlege, gebe dies bald eine große Summe, die könnte man für Weibergut rechnen. Endlich meinte der Ammann, das werde nicht ſo preſſiren, gut Ding wolle Weile haben, me chön de geng noh luege, es werd niene g'ſchriebe ſy, daß das noh hüt müß ſy. Das meinte eben der ungeduldige Felix nicht; auf das, was heute gegangen und weſſen er und das Meitſchi ſich nichts vermöchten, müſſe das noch heute ſein, wenn man die Leute g'ſchweigen und das Meitſchi vor ihren Mäulern retten wolle. Und wenn man Eiſi den Marſch machen wolle, müſſe man erſt einig unter ſich ſein und wiſſen, was man wolle. Die Mutter half, und endlich mußte der Vater ſagen, er habe in ſo weit nichts dawider, aber erſt möchte er doch mit dem Meitſchi reden und wiſſen, ob Felix die Wahrheit rede. Es ſei bald viel geſagt, aber ehe man alles glaube, müſſe man erſt unterſuchen; man meine manchmal, es ſei ſo, und ſei doch nicht! Felix erbot ſich, das Mädchen zu holen, aber der Ammann wollte nicht, wollte ſelbſt in den Nägeliboden gehen, Abends, wenn es dunkelte und Alle daheim ſeien. Unterdeſſen ſollte aber auch Felix daheim bleiben, worein derſelbe ſich ungern ſchickte. Die Leute würden glauben, er ſchäme ſich, dürfe ſich nicht zeigen, ſeiner lachen, ſagte er, und das könne er ſchier nicht leiden; wolle nur in's Wirthshaus, einen Schoppen trinken, aber er drang nicht durch. Da blieben Vater und Mutter einig, ſie kannten ſein heißes Blut, meinten auch, er könne ihnen auf alles hin wohl einen Gefallen thun. Felix fügte ſich, aber es gramſelte ihm doch den ganzen Nachmittag

in den Fingern, ſchlafen konnte er nicht, ein langer, langer, unendlicher Nachmittag war ſeine ſchwere Buße. Wenn er auch an ſein Glück denken wollte, ſeine Ungeduld verſchlang alle Gedanken.

So langweilig ging es im Dorfe nicht zu, man kann ſich's denken. So was war noch nicht erlebt worden; an keiner Sichelten, an keiner Hochzeit hatten die Vehfreudiger ſo wohl gelebt, als an den Worten: Aenneli, gimm m'r es Müntſchi! So z'leerem hatte der Pfarrer ſicher noch nie gepredigt, als an jenem Sonntage. Aus der Kirche brachte kein Menſch etwas Anderes heim, als: Aenneli, gimm m'r es Müntſchi! Höchſtens wurde darauf noch erzählt, wie aus einer Thüre der Ammann gefahren gleich einer Bombe, aus der andern Aenneli verſchwunden, daß es nur ſo einen Schein gegeben. Felix aber habe gethan, als ſei nichts geſchehen, das ſei ein verfluchter Burſche, dem mache alles nichts, der nähmte, wenn es ſein müßte, mit einer Hand den Teufel bei den Hörnern und zöge ihm mit der andern die Zähne aus. An dem würden die Alten noch etwas erleben, geſchehe ihnen aber ganz recht, der Hochmuth verginge ihnen vielleicht dann ein wenig. Wie es aber über das arme Meitſchi und den Nägeliboden herging, hatte keine Art. Das war's, was die Freude ſo groß machte, daß es gerade dieſe getroffen, und kein Mädchen im Dorfe war, das, ſtatt nur einen, nicht ſieben mal ſiebenzig Steine auf das arme Aenneli geworfen hätte. Da ſehe man jetzt die Scheinheiligkeit und daß der noch lebe, der das Verborgene an die Sonne bringe! Man habe oft lange Urſache zu glauben, er ſei auch zu alt geworden, aber am Ende komme er doch noch. Ja, wenn man gewollt, es hätten viele Mädchen dem lieben Gott förmlich gedankt, daß er das Verborgene offenbar mache, und zwar Mädchen, die nicht mehr an die Sonne dürften, wenn man wüßte, was ſie im Verborgenen getrieben und auf dem Gewiſſen hätten.

Das Wort vom Splitter und vom Balken, die Worte

des Phariſäers: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie jener Zöllner! das ſind auch Worte, an denen kein Düpflein vergeht, wenn auch Berge zuſammenfallen, es ſind ewige Worte.

Die größte aller Freuden hatte aber Eiſi. Eiſi ging bekanntlich nicht in die Kirche, von wegen dem Stichein, wovon es nicht Liebhaber war. Als Peter und die Mutter die Nachricht heimbrachten, ſprang es hoch auf. Das ſei doch auch verflucht, daß man ſo wegen einem Lus-Pfarrer nicht in die Kirche möge! Aber wenn das ſo komme, gehe es beim Schieß doch, Pfarrer hin Pfarrer her! Da ſehe man doch noch, daß ein Gott im Himmel ſei, ſagte auch Eiſi, daß es gerade die habe treffen müſſen. Man konnte ihm nicht genug erzählen, wie der Ammann geſchoſſen und Aenneli geſprungen ſeien, und was ſie für Geſichter gemacht. Und jetzt war auch vom geſtrigen Brief die Rede, und wie das geordnet ſein müſſe, daß es ſich gerade ſo getroffen. Jetzt werde das Wetter doch wohl losbrechen, daß man es höre bis in's Oberland; es hätte es gut mit ihnen gemeint, aber ſie hätten es ſo haben wollen, nun könnten ſie es auch haben. Jetzt gehe es hinter den Eglihannes, es nehme ihn's wunder, was es dieſem am nächſten Sonntag gebe; den werde Gott doch nicht ruhig laſſen wollen, ſonſt hätte es ihm nichts darauf. Was doch die Leute für Augen machen und was ſie ſagen würden? Der G'wunder ließ Eiſi kaum eſſen, abwaſchen konnte wer wollte, es mußte in's Dorf, mußte zum Krämer, und wer im Hauſe noch einen Kreuzer hatte, mußte ihn Eiſi leihen.

Das Dorf war wie lebendig, es war, als ob lauter Franzoſen drin wohnten, ſo wurde geſchnattert und geſchwatzt. Allenthalben war ein Geſtänd, bei den Krämern ein Gedränge, im Wirthshaus ein Gedrücke; es war für die Weiber ein Nachmittag wie im Himmelreiche, ja es war Eiſi faſt, als wäre es der liebe Gott ſelbſt oder wenigſtens ſein rechter Arm. Es ſprach viel von den Briefen und mit großer Salbung. Schon dieſen an, ſagte es, hätte man merken können,

woher ſie kämen und daß man ſich ihrer achten ſollte. Da man das aber nicht gethan, habe das Zeichen, von wem ſie kämen, in der Kirche geſchehen müſſen. Es habe gerade die Rechten getroffen, daraus könne man abnehmen, daß Gott der Herr ſie kenne und nicht ſo parteiiſch ſei, wie es jetzt auf der Welt zugehe. Wenn ſie einen rechten Pfarrer hätten, ſo wäre das nicht nöthig geweſen, der hätte ihnen die Sache auch auslegen können. Gewußt hätte er es, aber er halte es immer mit den ſchlechten Leuten und könne nichts als die Leute ausführen, welche ihm nicht eben genug träten und nicht genug brächten. Nun, der könne ſich jetzt ſchämen, er werde ſich öppe heute nicht viel zeigen vor den Leuten.

Eiſi kam gar nicht vom Fleck, es war bald Abend, ehe es ſeine Beine bis zum Wirthshaus brachten, da ging es nicht vorüber. Beine und Zunge waren müde und hatten etwas nöthig. Als es einmal ſaß und einen Schoppen vor ſich hatte, hui, wie ihm da die Zunge wieder ging, wie ihm ſo wohl ward, es merkte nicht, wie die Zeit verrann, es war als wäre es in der Ewigkeit, im Weiberhimmel, wo ein Schwatzen iſt ohne Anfang und ohne Ende.

So ging es im Dorfe, ganz anders im Nägeliboden, dort war großes Weh und Leid eingezogen. Als Aenneli daher kam ſo eilig und ſo bleich, erſchrak das mit Kochen beſchäftigte Bethi ſehr, und gäb wie es fragte, konnte ihm Aenneli nicht antworten, es konnte nichts als weinen und ſchluchzen, barg ſein Geſicht in den Bettumhang. Alles Zureden half nichts, Bethi mußte ſich in Geduld ergeben, wenn es das Eſſen nicht verbrennen wollte wie Mädi. Endlich kam Sepp nach, halb zornig, halb neugierig. Er erzählte Bethi in der Küche, was in der Kirche ſich zugetragen, und wie er nicht gewußt, wen es angehe, bis er geſehen, wie Alle auf Aenneli deuteten, dieſes bald blaß, bald roth geworden, verſtohlen geweint und endlich davongelaufen ſei, wie wenn man es jage. An der Sache habe er nichts begriffen, bis er aus der Kirche gekom-

men; da hätte ihn einer gefragt, ob er seinen Schwager auch gehört, und ob derselbe ihm anständig sei. Nun habe er zu seinem Zorn und Schrecken hören müssen, wie Aenneli mit Felix unter den Leuten sei, wie die Düriuftbäurin sie angetroffen, wie das wohl weit gegangen u. s. w. Kurz, ich mußte mich schämen wie ein Pudel, sagte er, und kein Mensch wollte mir glauben, daß wir nichts darum gewußt. Selb solle man sie nicht b'richten, sagte man; daneben sei da nicht viel zu versprechen, jeder mache was er könne, und ein reicher Schwager sei kommod, so haben die Reden gelautet. Dem Meitschi hätte ich das nicht zugetraut, und wenn ich nicht selbst in der Kirche gewesen und gesehen hätte, wie es ein Gesicht machte, ich glaubte es noch jetzt nicht. Wo ist's und was sagt's? mit dem möchte ich doch ein Wort reden! schloß Sepp. Drinnen ist's und weint, sagte Bethi; kein Wort brachte ich aus ihm. Es ist doch bim Ketzer keinem nüt z'trauen, nei u das isch es nit! Da macht's es G'sicht wie d'r heilig Fürabe, daß man glauben sollte, es wisse nicht, daß es zweierlei Gattig Leute auf Erden gebe. Nein, jetzt sage man mir nichts mehr, jetzt traue ich keinem Menschen mehr! Das kommt von selbem Markte, hätten wir es doch selbst fortgethan, so hätten wir jetzt den Verdruß nicht! Aber jetzt muß es fort, gleich morgen; wenn es nicht wegen den Leuten wäre und es die Schwester ist, es müßte mir noch heute aus dem Hause — eine solche Schande uns zu machen! Nein, es hat keine Gattig, was der Ustath da oben für eine Freude haben wird! Ruf es in's Stübli, sagte Sepp, es muß doch Bericht geben, wir müssen wissen, wie die Sache ist!

Aenneli kam bleich, brach von neuem in Thränen aus. Bethi redete harte Worte, daß Sepp Erbarmen bekam und milder redete. Endlich konnte Aenneli sagen, sie sollten ihm doch verzeihen, es habe grusam gefehlt, aber es stehe die Schande nicht aus und wolle gern sterben. Sepp und Bethi erschraken sehr, und Bethi ward sehr zornig, daß Sepp wiederum

mitteln mußte. Endlich konnte Aenneli erzählen, aber ganz verwirrt, daß man nicht daraus kam. Bethi mußte fragen, Sepp mußte fragen, und als ſie endlich die ganze Geſchichte beiſammen hatten, wie Felix untern Schiebfenſterchen Aenneli geküßt und nicht habe fortgehen wollen, bis es ihm ein Müntſchi gegeben, und es ihm dieſes gegeben, damit er gehe, Bethi ihn nicht höre, da ſahen beide einander an, wußten nicht, ſollten ſie lachen oder weinen. Sie fragten wieder und wieder, aber Aenneli betheuerte ſo ehrlich bei ſeiner Seele Seligkeit, es wiſſe um nichts, als was es bekannt habe, und man ſolle ihm doch d'r tuſig Gottswille verzeihn, es wolle dann gern ſterben, daß ſie ihm glauben mußten, und Sepp ſagte: Nu, wenn es nur das iſt, ſo thue nit ſo nöthlich, es iſt deßwegen noch nicht um's Sterben zu thun.

Bethi war aber lange nicht ſo barmherzig; es hatte ja die Schweſter gewarnt, hatte es gut mit ihr gemeint, hatte ſie immerdar für ein Kind angeſehen, welches noch halb in den Windeln war. Bethi war ziemlich über dreißig Jahre alt, fand eine Liebſchaft im achtzehnten Jahre unverzeihlich. Bethi war eine Bäurin, konnte ſich daher nicht enthalten, einſtweilen das Gericht der Menſchen mehr zu fürchten als Gottes Gericht, was ſein Gutes und Böſes hat. Sein Gutes, weil doch Menſchen, welche vor Gott ſich wenig fürchten, vor Böſem ſich in Acht nehmen der Menſchen wegen; ſein Böſes, dieweil Menſchen, welche in wichtigen Dingen Gott fürchten, in kleinen, wie ſie meinen, ſich nach den Menſchen richten. Hier iſt einer der Läufe der Welt, in welchen der Teufel viele Seelen angelt; denn bekanntlich kriegt man die feinen Fiſche am beſten in den ſogenannten Läufen, wo das Waſſer einen gewiſſen Zug hat. — Bethi begehrte ſehr auf, ſo in abgebrochenen Stößen. Aber wie mochteſt auch mit dem Kich einlaſſen? ſagte es; gäb wie leicht! Kounteſt doch denken, daß er dich zum Beſten halte! Wer weiß, ob er es in der Kirche nicht abſichtlich that, um dich zu Schanden zu machen! Warum

riefeſt du mir nicht, ich hätte den Schläberi ſchon weg geben wollen. Aber wer weiß, was du dachteſt, hatteſt auch deine Freude dran, mag nichts hören, es iſt bald keinem mehr zu trauen, kaum aus dem Ei, ſind ſie bubig, und wenn es kann g'liebelet ſein, dem Andern fragen ſie wenig nach, und ich mag nicht hören, es iſt Eins wie das Andere! Aber Bethi, ſagte endlich Sepp, der Erbarmen bekam, wenn ich dir einmal ein Müntſchi geben wollte, hielteſt du allemal weg? Habe doch Verſtand! Das war drum ganz anders, ſagte Bethi. Aber wenn du z'beſt reden willſt, ſo muß ich ſchweigen. Ich habe geglaubt, ich wäre dem Meitſchi lieber als Ammanns Möff; es wußte, wie ungern ich es hatte; wir müſſen doch an allem ſchuld ſein! Es iſt mir grüslich leid, ſagte Aenneli, ich habe es wohl gewußt, aber ich konnte gewiß nicht anders, er war immer ſo gut gegen mich, und wenn er mir was thun konnte, ſo that er es, ich konnte doch nicht das Wüſteſte alles gegen ihn machen, und ich wollte dich auch nicht böſe machen und dir z'wider dienen; da wußte ich mir nicht z'helfen, es drückte mir oft faſt das Herz ab, ich hatte eine böſe Lebtig! Biſt ſelber ſchuld, ſagte Bethi, warum ſagſt mir nichts? Hätteſt das Maul aufgethan, ich hätte dem ſchon den Stand weiter geben wollen! Aber ich durfte ja nicht, ſagte Aenneli. Er ſagte mir, ich ſolle d's Herrgotts ſein und dir ein Wort davon ſagen. Thue ich es, ſo mache er das Wüſteſt, was er könne, bringe alle Abend einen Trupp Nachtbuben, um uns zu plagen, ſchlage die Fenſter ein, wolle ung'ſinnet im Gaden ſein, und thueſt du den Mund auf, lege er dir den Kübel auf den Kopf als Nachtkappe. Wie hätte ich was ſagen dürfen?! Mag nichts hören, ſagte Bethi, ſchweig' mit deinen Ausreden, du hatteſt den Narren an ihm gefreſſen, und damit Punktum! Das hätte ich nicht von dir erwartet! Los, ſagte Sepp, das iſt bald geſagt, aber Meitſchi ſind Meitſchi! Ich wär' hungerig, hülf jetzt an was Anderes hin, Gottlob, der Schaden wird noch zu heilen ſein. Am Ende vermag ſich das

Meitschi der ganzen Sache nicht so viel, als es anfangs den Schein hatte. Ihr seid alle gleich, zürnte Bethi, redet allem z'best, treibt mit aller Sach Muthwillen, ich halte bald auf Allen gleich viel! Sepp kannte Bethi; es wurde selten zornig, aber wenn es einmal es war, so richtete man mit Reden und Gründen nicht viel aus, am allerwenigsten mit Spaß; man mußte Bethi die Sache selbst verwerchen lassen, Verstand und Billigkeit wanden sich am Ende immer wieder oben auf.

Es war ein schöner Sonntag, wie sie Gott erschaffen hat zu seiner Ehre und den Menschen zur Freude. Es ist wahr, Freude hatten viele Menschen an diesem Sonntage, aber keine über das, was Gott schön gemacht, und keine, die ihnen Ehre brachte vor Gott.

Im Nägeliboden war keine Freude, und die Schönheit des Tages genoß man nicht; um's Haus war niemand sichtbar, es schien verödet. Sepp hatte seine Hausbücher vorgenommen und brachte Rückstehendes in Ordnung. Bethi wollte ein Kapitel in der Bibel lesen, aber mit allem Lieb brachte es die Geschichte nicht aus dem Kopfe. Alle Augenblick unterbrach es sein Lesen mit einer Bemerkung, welche bewies, wo seine Gedanken waren. Bald mußte Sepp den Auftritt in der Kirche wiederholen, bald sagen, ob die und jene auch dagewesen, und was sie für Gesichter gemacht. Bald waren es Ausrufungen über Aenneli's Versteckheit, über Felix' Bosheit. Wenn es den 'mal vor Augen kriege, dem wolle es den Kopf waschen, wie er es noch nie erlebt, ein armes Meitschi so zum Besten zu haben, wenn er nicht noch Schlimmeres im Schilde geführt! Dann seufzte es über die Zukunft: wie ohne Aenneli es machen, und wohin mit ihm so plötzlich, und was werden dann die Leute sagen, warum man es fortgethan? Es wäre Bethi sicher schwer gewesen, am Abend zu sagen, ob es in den Büchern Mosis gelesen oder in der Offenbarung St. Johannis. Droben im Gaden war Aenneli; freundliche Sonnenblicke zuckten durch das sonst dunkle Gemach — so war es

auch in ſeiner Seele. Trübe und dunkel war es drin. Wen es liebte, war ihm böſe, die Andern ſpotteten über ihn's, was wartete ihm jetzt, wohin ſollte es, des Lebens Sonne ſchien ihm erloſchen. Es kannte natürlich Schiller nicht, ſonſt hätte es auch geſungen: des Lebens Mai blüht nur ein Mal und nicht wieder, mir hat er abgeblüht! Dann zuckte es hell durch ſeine Seele: Felix hatte es doch geliebt, und er war ihm ſo lieb, ſeine Geſtalt ſtand verklärt vor ſeiner Seele, und ſeine guten Worte klangen ſo lieblich darin wieder. Es kannte ſie alle noch und repetirte ſie, und wenn es jetzt ſchon grauſamen Gram und Verdruß im Herzen trug, es konnte es doch nicht zum Wunſche bringen, daß es den Felix nie geſehen, daß es ihm nie freundlich geweſen. Er hatte es ſo gut gemeint und das habe ihm ſo wohl gethan, und wenn er es jetzt nur nicht entgelten müſſe und ſeine Eltern hart mit ihm umgingen. So ſinnete und weinte das Mädchen, es wäre gern geſtorben, obgleich es auch den Spruch nicht kannte, es habe gelebt und geliebt.

Der Abend mit ſeinen Geſchäften rief ſie zuſammen; das Gewohnte ward abgethan, als es dunkelte, die Kinder in's Bett gebracht. Früh auf, früh nieder, galt im Nägeliboden. Man ließ die Kinder Abends nicht bis neun oder zehn Uhr auf der Gaſſe und am Morgen ſo lange ſie wollten im Bette. Es ward Regel gehalten, damit die Kinder von Jugend auf nicht an Willkür und Gutdünken, ſondern an Geſetz und Ordnung ſich gewöhnten. Im Kleinen liegt oft Großes, in ſcheinbar Unbedeutendem eine ganze Lebensrichtung. Als ſie darauf allein in der Stube ſaßen, brachte Bethi auf's Tapet, was jetzt gehen müſſe. Sie verweiſeten viel hin und her, waren in ſich ſelbſt nicht einig, am wenigſten unter einander. Aenneli zerriß es das Herz, von allem ſcheiden zu müſſen, was ihm lieb war. Aber es ſagte: Darf ich mich vor den Leuten zeigen, bin ich vor ihm ſicher? Damit deutete es mehr ſeine Schwäche, als Felix' böſen Willen an. Sepp meinte, es ſolle bleiben,

aber Bethi ſagte, es wollte lieber ein Mäß Flöhe hüten, als zwei ſolche; daneben wiſſe es wohl, wie die Leute das aufnehmen und ſie verdächtigen würden. Bleibe es, ſo ſeien ſie vor der Leute Mäuler nicht ſicher und die verfluchten Briefe würden auch zu ihnen kommen. Eiſi hatte aus Furcht vor ihren Hexenkünſten ſie damit verſchont, ſie deſto mehr in Briefen an Andere liegen laſſen.

Guter Rath war theuer — da klopfte es an die Stubenthüre, man ſchrak zuſammen; ehe man antworten konnte, ging die Thüre auf und herein trat der Ammann mit dem Spruch: Guten Abend gebe euch Gott! Sepp war der Einzige, welcher antworten konnte. Danke Gott! ſagte er. Aber ſo verblüfft waren alle, daß im erſten Augenblicke den Ammann niemand ſitzen hieß. Nun er wartete nicht darauf, ſetzte ſich und ſagte: Ich komme ung'finnet, ihr werdet aber wiſſen wegen was. Es ging heute etwas, es iſt m'r nicht am rechten Orte; es nähmte mich wunder, wie der Sachverhalt wäre, ich glaube, ich habe das Recht, darnach zu fragen. Du, wandte er ſich zu Aenneli, wirſt es am beſten wiſſen, willſt es mir erzählen? Aber ich möchte, daß du mir die Wahrheit angebeſt, es kommt mir viel darauf an! Das war für Aenneli eine ſtarke Zumuthung. Zehnmal leichter hätte eine Andere zehnmal ärgere Bekenntniſſe abgelegt, als jetzt Aenneli zum Beſten geben ſollte. Nun, es weigerte ſich nicht, aber ſein Herz blutete, es war ihm bei jedem Wort, als ſei es ihm mit Daumenſchrauben abgepreßt.

Die Erzählung war zum Glück nicht lang. Als ſie zu Ende war, ſagte der Ammann: Es wird ſo ſein. Zu ſeinem Verwundern hatte Aenneli bekräftigt, was Felix geſagt. Und jetzt? fragte der Ammann. He, und jetzt? ſagte Sepp. Daran verweiſeten wir eben. Das Meitſchi vermag ſich der ganzen Sache nichts und muß doch alles ausbaden, das iſt eigentlich nicht billig! Es möchte fort, und was ſagen dann die Leute, warum man es fortgethan. Ueber dem kommt es uns ſehr

unkommod, wenn wir es fortlaſſen müſſen. Daneben was ſoll es hier, beſonders wenn es euer Sohn nicht ruhig laſſen kann? Da wäre Heirathen das beſte, ſagte der Ammann. Es wäre ihm lieber, er vexirte nicht und fötzelte ſie aus, ſagte Sepp, ſie hätten es nicht verdient. Sie wüßten wohl, wer er ſei und wer ſie ſeien, und daß Felix gekommen, vermöchten ſie ſich nichts, es ſei ihnen z'wider genug. Hätten ſie drum gewußt, ſie hätten es ihm erleiden wollen. He, ſagte der Ammann, öppe ganz vexirt ſei das nicht, es ſei Ernſt dabei; Felix habe den Kopf gemacht, das wolle was ſagen. Sie möchten nicht daran ſchuld ſein, wenn er was Ungeſchicktes anſtelle. Oeppe ganz recht ſei es ihnen anfangs nicht geweſen, wolle er aufrichtig ſagen; ſie hätten es anders gemacht, wenn es an ihnen geweſen. Daneben könnte Felix leicht was Dümmeres machen, und wenn das Meitſchi auch arm ſei, ſo ſei es brav und ſei ſeiner Frau ſo unanſtändig nicht, ſie hätte es ſchon lange im Auge gehabt, freilich nicht für Söhnisweib. Sie hätte den Gedanken, es werde manierlich ſein, ſich unterziehen und nicht gleich befehlen wollen. Es heigs ere troffe und ſo ſei Heirathe wirklich das Beſte, was ſie machen könnten, und nicht vexirt.

Aenneli und Bethi waren ganz verſtummet, ſahen den Ammann an, ob er es wirklich ſei oder ein Anderer; ſie hatten das Wort gehört, konnten es aber nicht faſſen. Sepp ſagte endlich: Hört, Ammann, ich denke wohl, ihr vexirt nicht mit uns, das wäre nicht viel gemacht. Aber hört, das Meitſchi iſt uns lieb und werth, und wir haben Urſache dazu. Wenn es nun nur der Schuhwiſch ſein ſollte und alle Tage hören müßte, wie es nur ein Gottswille-Menſch ſei, nichts gebracht, alſo auch nichts zu ſagen hätte, ſo wär' es mir lieber, es bliebe bei uns, erleidet iſt es uns nicht. Anfangs thät's ihm weh, aber ſolches verſurret am Ende auch, wie d's Klemme und d's Haue, es geht nicht ſo leicht zum Tödten, wie das Verſchüpfe n Schuhwüſch ſy.

Noch ehe der Ammann, den dieſe Rede geſtochen (er hatte

wahrscheinlich geglaubt, die ganze Familie werde vor Freuden sich am Boden herumwälzen), antworten konnte, erschollen vor den Fenstern einzelne Töne und endlich ein jämmerliches Geschrei. Man fuhr erschrocken auf. Offenbar hatte jemand am Fenster geguckt, etwas Züchtigendes war über ihn gekommen, aber man wußte nicht was. Bethi schob das Schiebfenster zurück. Sepp sprang hinaus, die Schreier fanden sich alsbald.

Endlich war Eisi doch aufgebrochen im Dorfe, schlug den Weg ein, der neben Ammanns Haus vorbeiführte. Es nahm ihn's wunder, ob dort Lärm sei oder sonst etwas zu merken. Lange ehe es dabei war, sah es jemand zur Thüre von Ammanns Haus herauskommen, am breiten Rücken wußte es alsbald, daß es der Ammann war. Er kam nicht gegen Dorf und Wirthshaus, sondern ging in der gleichen Richtung wie Eisi. Der hat eine feine Nase, daß der heute nicht in's Wirthshaus geht, dachte es. Der könnte dort was erschmöcken, aber wo will der aus so spät? Meinst, es sehe dich niemand, aber wart', das ernäsele ich doch. In gehöriger Entfernung ging es leise nach und sah den Ammann im Nägeliboden in's Haus treten. Jetzt war ihm nicht mehr zu helfen. So, geht er da hin, er wird es mit Geld machen wollen, der dicke Schelm! Das muß ich wissen, aber um kein Lieb darf ich zum Hause, die Hagelshex hat gewiß Fallen gestellt oder was gebeizt, der Teufel weiß was; die hätte zu große Freude, wenn sie mich acht Tage lang unter ihr Fenster bannen könnte, meinte Eisi. Es lief heim und fand dort den koboldischen Jungen, der an einem Briefe laborirte. Kaum sagte es davon, der Ammann sei im Nägeliboden, so war der Junge z'weg dort zum Horchen und je nach den Umständen zu einem Streiche. Benzli bot sich zum Begleiter an, und ehe Eisi was dran machen konnte, waren sie verschwunden. Wegen dem andern Jungen war es Eisi nicht angst: wenn demselben schon was begegnete, so ging es ihn's ja nichts an, hingegen um sein Kraut jammerte es sehr — es hatte wahrscheinlich eine Ahnung.

Die Burſche hatten einen günſtigen Standpunkt aufgefunden, von welchem aus ſie die ganze Stube überſehen konnten. Einſtweilen hörten ſie nichts, aber ſie dachten, das Wetter werde ſchon noch losgehen. Plötzlich fuhr beiden eine Hand in Nacken und faßte ſie. Da ſchrieen ſie ſo jämmerlich auf, meinten, es ſei der Teufel. Aber es war Felix. Sobald ſie den erkannten, wollten ſie mit Beißen, Stüpfen, Kratzen ſich losmachen; aber was der hielt, hielt er einſtweilen, zudem ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er kannte den, welcher die Briefe vertragen, er hatte nun auch den, welcher ſie geſchrieben. Ihr Lausbuben, wollt ihr bekennen oder nicht! ſagte Felix und brachte ihre Geſichter in ſtarke Berührung. Sie aber kratzten und ſtüpften aus Leibeskräften und ſchrien: Willſt uns gehen laſſen, du großes Kalb, du Beh, was du biſt! Aber Felix war in ſolchen Dingen wohl erfahren; er fuhr mit den Buben dem Brunnen zu, ſetzte dort beide mit einem Ruck in den Trog, als wäre er ein Badkaſten. Hoch auf ſpritzte das Waſſer und platſchte über die Ränder, ſchrecklich ſchrien die Jungen, ärger als Schweine am Meſſer. Felix tauchte ſie unter, dann gurgelten ſie, aber alsbald fing das Schreien wieder an, bekennen wollte keiner. Sepp kam dazu, endlich auch der Ammann; ſie vernahmen, wie Felix die Jungen getroffen und was er jetzt wolle. Die Buben wimmerten und ſchrien ſchrecklich; das Untertauchen abgerechnet, war ihr kalter Sitz in die Länge ihnen ſicherlich peinlich, aber mit dem Bekennen wollte keiner anfangen.

Plötzlich kam eine Stimme über ſie: Es düecht mih, es ſött aſe g'nue ſy, ih wett höre, wenn ih gut zum Rath bi! Es war Peterli's Stimme, der hinter ihnen ſtand. Droben im Dürluft hatte Eiſi das Schreien gehört und nun auch geſchrien: Si würde ſe, ſi würde ſe! Peter, uf u ache, ſi tödte ne, ſi tödte ne! Peterli hatte Vaterliebe, lief und redete nun ſehr auf, unerſchrecken vor dem Ammann: was das für eine Manier ſei, mit armen Kindern ſo umzugehen, und ob er ſie

loslaſſen wolle oder nicht, ſonſt wolle er ſich auch drein legen. Da ſprach der Ammann: Warum machen die Buben ſolche Streiche, Peter! fechten mit ſolchen Briefen und plagen Nachts die Leute bei den Häuſern! O, ſagte Peter, es ſind ja nur Kinder, ſie wußten nicht, was ſie machten, die Leute brauchten ſich ja des Kafels nicht zu achten! Deiner hat ſie alſo vertragen und der andere geſchrieben? fragte der Ammann. Es wird ſein, antwortete Peterli. Und deine Frau gab ſie an? fuhr der Ammann fort. Nicht apart, ſagte Peterli, öppe dry g'lueget het ſi u allbeeiniſt öppis d'rzu g'ſeit, aber öppe viel nit. Daneben war es nicht bös gemeint, ume ſo für d'Kurzwyl hei ſi's g'macht. U d'r Schulmeiſter het g'ſeit, je meh me ſchryb, deſt' beſſer ler me's. Felix, laß ſie laufen! ſagte der Ammann; der Dürluftbauer hat alles geſagt, was nöthig iſt.

Felix tauchte ſie noch ein Mal brav unter, ließ ſie dann los. Benzli kroch alsbald heraus, der kleine Rathskandidat aber blieb ſitzen. Er gehe da nicht heraus, wer ihn hineingethan, könne ihn wieder herausthun, wo nicht, ſo müſſe er ihm gut ſein für allen Schaden, ſagte er. Erſt als Alle lachten, kroch er heraus, jedoch nicht ohne Verwahrung ſeiner Rechte, eine Drohung, ihn zu finden, was ihm von Felix noch eine tüchtige Ohrfeige zuzog.

Der Zorn des künftigen Volksmannes kehrte ſich, als Felix außerhalb dem Bereiche ſeines Zornes war, gegen Peterli. Dieſen kapitelte er 'runter, wie nur ein Dorfmagnat einem Schuldenbäuerli hätte abkapiteln können, er beurkundete ſich ſo recht als eine zukünftige Größe, als eine Stütze der Freiheit und des Vaterlandes. Warum dampeſt du alles aus und trappeſt hinein, jetzt kannſt es auch ausfreſſen! Warum leugneſt nicht? Leugnen iſt die Hauptſache; man muß alles leugnen, bis etwas g'ſetzmäßig bewieſen iſt. Der Schulmeiſter hat geſagt, es ſei Einer ein dummer Hund, aus dem gar nichts werde, wenn Einer glaube, was man ihm nicht beweiſen könne;

es ſei ſchon mancher unglücklich geworden, weil er ſo leicht geglaubt, was man ihm angemuthet. Und z'beweiſen habe heutzutage eine Naſe, man könne niemanden mehr däumeln und niemanden mehr ſchlagen, das ſei gegen die Menſchenrechte. Und wegem bloßen Glauben könne man niemanden mehr ſtrafen; überhaupt ſei kein verachteteres Wort als das Wort Glauben, das ſei eins, man ſollte es nicht einmal mehr brauchen, geſchweige denn, daß Einer dummer Hung genug ſei, wirklich etwas zu glauben, das nicht handgreiflich gemacht ſei. Und du dampeſt nach, was dir vorgeſagt iſt, und das wird der Dank ſein, daß ich das deiner Frau zu Gefallen gethan! Aber wart' du nur, ich will dir es ſchon zeigen, wo es durchjagt! Ich glaube nichts und aber nichts, bis du es rechtmäßig bewieſen haſt, daß ich die Briefe geſchrieben, du kannſt der Lügner ſein und den Dreck an deinem Stecken haben!

So zankend ſtießen ſie auf Eiſi, welches Zorn und Angſt ihnen entgegengetrieben. Als Eiſi hörte, wie Peterli geplaudert, geglaubt, eingeſtanden, was es auf ewig geborgen glaubte, da war Peterli kaum zu helfen und Eiſi auch nicht. Es kriegte Krämpfe, und Peterli wußte nicht, was gut dafür ſei; er fing an ſich zu fürchten, es ſei um's Sterben zu thun. Es ging m'r notti übel, dachte er, wo hätte ich gleich eine Andere? Der Bube lief draus, ſagend: Habt ihr's gehört, ich will mit allem nichts zu thun haben, ich glaube nichts und aber nichts, und beweiſe man mir etwas! Mit ſolchen dummen Leuten iſt man immer angeſchmiert, dummes Volk, verflucht dummes! Glücklicherweiſe kam auch Eiſi's Mutter daher, die verſtand ſich beſſer auf dieſe Umſtände. Eiſi ward in den Dürluft gebracht und blieb am Leben. Peterli war einſtweilen des Kummers los: wo eine Andere nehmen? Er war auch des Kiſels los und des Lebens ſicher, denn ſelben Abend war es Eiſi nicht mehr um's Reden. Am folgenden Morgen aber ging's wieder los. Eiſi ſagte Peterli, was er für einer ſei, daß er wie ein Maulaffe gleich alles glaube, was man ſage, dümmer als das

kleinſte Kind ſei er, jedem Schulbub wäre es in Sinn gekommen, zu leugnen, jetzt könne er aber auch ausſtreffen, mit allem wolle es nichts zu thun haben. Wohl, die würden ihn ſchön ringgeln, der Nägeliboden bauer werde ihn in die Finger nehmen, daß ihm das Liegen weh thue, und der Ammann nicht weniger und andere Leute auch noch; der Dümmſte ſei er, den die Welt trage, mit einem ſolchen Manne ſei eine Frau doch geſchlagen, daß es keine Gattig habe. Natürlich wollte ſich Peterli wehren und ſagen, er vermöge ſich deſſen nichts, Eiſi habe die Briefe ſchreiben laſſen, die Buben geſchickt, ihn den Buben nach, ihm wäre das alles nicht eingefallen, und jetzt ſolle er gar noch ſchuld an allem ſein! Hättiſch g'leugnet, hättiſch g'leugnet, warum haſt's geglaubt? das macht d'Sach aus! ſchrie Eiſi, und immer zorniger, und was ihn's am zornigſten machte, war, daß es gar nicht wußte, was der Ammann im Nägeliboden gemacht, und was der Handel für einen Ausgang genommen.

Eiſi heizte Peterli durch beſtändiges Zanken ſo ein, daß er zuletzt in große Angſt gerieth und weiß Gott was dachte, was ihm geſchehen könnte. Heimlich machte er ſich Nachmittags fort und ging zu Sepp. Der Wüſteſt ſei der nicht, dachte er, und Vorbauen ſei am beſten. Sepp war verwundert über den Beſuch, aber nicht unfreundlich, er hatte mit dem armen Mannli immer Erbarmen. Peterli entſchuldigte ſich, wie er ſich aller Sache nichts vermöge und doch jetzt an allem ſchuld ſein ſolle, weil er nicht geleugnet, aber er habe gar nicht daran gedacht. Was helf' Leugnen, wenn man die Sache wiſſe, habe er gedacht. Dann klagte er bitterlich, wie er z'weg ſei; Sepp ſolle ihn doch in alle Wege nicht plagen wegem Vorſchuß, verlieren ſolle er nichts an ihm, aber dieſen Augenblick wiſſe er gar nicht, wie ſich kehren. Er habe an der Käſerei einen Schaden gehabt, es hätte keine Art, zweihundert Thaler machten es nicht. Zwei Mal habe er die Kühe reiſen müſſen, Heu kaufen für ein Sündengeld, in welchem kein See-

gen, ſondern der Fluch geweſen, und am Ende noch zehn Kreuzer herausgeben. Der, wo die Hagle erſinnet hätte, habe den Teufel im Leibe gehabt, er werde es wohl büßen müſſen. Wie man's treibt, ſo hat man's, ſagte Sepp. Ich habe einen ſchönen Nutzen, ſo viel als du Schaden haben willſt. Aber ich habe nichts zwängen wollen, keinen Hochmuth getrieben mit vielen Käſen und vieler Milch, keine Kühe beſonders g'reiſet, kein Heu gekauft, d'r dür' wille keinen Streit gehabt, immer Milch genug im Hauſe, daher keine Abrechnung, und ſo bin ich recht froh über die Käſerei, ſie macht mir den Zins, den ich haben muß. Wir machten voriges Jahr den Lehrplätz, und alles will gelernt ſein; es wird dieſes Jahr ſchon beſſer gehen, und wir werden kaum ſo viel verhandeln wie das letzte Mal. Ja, ſagte Peterli weinerlich, du haſt eine Frau darnach, aber wenn d' myni hätteſt, du könnteſt auch nicht machen, was du wollteſt, und Verſtand brauchen in allem. Wo iſt deine? Sie iſt mit ihrer Schweſter in's Dorf zu Ammanns gegangen, antwortete Sepp boshaft. Peterli vergaß den Mund offen und brauchte lange, lange Zeit, bis er endlich hervorgeſtottert hatte: Zu Ammanns? ſo! Ja, ſagte Sepp, es giebt was Neues, kannſt es deiner Frau b'richten: Felix heirathet unſer Meitſchi, d's Aenneli! Wird nicht ſein! rief Peterli ordentlich erſchrocken aus.

Es war wirklich ſo. Die Unterbrechung am vorigen Abend durch die Sündentaufe der Buben hatte die Sache raſch zum Abſchluß gebracht und alle Empfindlichkeit verwiſcht. Aenneli wußte nicht, ging es auf dem Kopfe oder auf den Füßen, es war ihm, als ſei es von einem Traume wie von einem dichten Nebel umfloſſen, aus welchem es trotz aller Anſtrengung nicht hinauskönne. Es war ihm ähnlich, wie man es eben im Traume oft hat: man will etwas leſen oder ſollte ſonſt etwas anſehen und ſieht nichts, kann die Augen nicht aufthun, es iſt und bleibt ſchwarz davor. Es war mit Aenneli nichts anzufangen, und endlich begnügte ſich der Ammann mit dem Ver-

ſprechen, daß es am folgenden Nachmittage mit Bethi ſie beſuchen wolle, wo man die Sache beſſer beſprechen könne.

Bethi war es dabei auch etwas wunderlich. Es hatte große Freude an Aenneli's ſeltenem Glücke, als armes Meitſchi einen reichen Mann zu bekommen, und zwar einen Felix. Wenn arme Mädchen reich heirathen, ſo taugen gewöhnlich die Männer nicht viel: ſind alt, häßlich, kränklich, wunderlich, bös, kurz ſo beſchaffen, daß ſie kein Mädchen mit einem Stecken anrühren möchte, wenn ſie eben nicht reich wären. Felix dagegen war ein Burſche von den Mehbeſſern, wohl wild zur Zeit noch, aber waren wilde Burſche den Mädchen nicht von je am liebſten? Und wir müßten unwahr ſein, wenn wir nicht hinzuſetzen wollten, daß in Bethi ſich noch zwei andere Empfindungen neben der Freude regten: die erſte war der Stolz, Ammanns ſollten nicht meinen, daß ſie Aenneli eine gar zu große Ehre anthäten, und daß ſie das Recht hätten, Aenneli ſein Lebtag vorzuhalten, daß es eigentlich nur d'r Gottswille da ſei. Lieber geradezu einen Bettler, als einen reichen Mann, und doch ſein Lebtag Bettlerbrod eſſen müſſen, ſagte es. Es ſei genug, wenn Eine nie vergeſſe, was ſie geweſen, man brauche es ihr nicht noch alle Tage vorzuhalten, und wenn Eine mache, was ſie könne, und nicht mehr begehre als brüchlich und anſtändig, ſo ſolle man mit ihr zufrieden ſein, b'ſunderbar wenn ſie ihm nicht nachgelaufen, ſondern er ihr. Das Zweite war nicht Neid, aber doch des Neides Schatten. Jetzt biſt du die Vornehmere und Reichere, ſchämſt dich wohl meiner, wirſt mit der Frau eines Schuldenbürleins nichts mehr zu thun haben wollen! ſo etwas ſagte Bethi an ſelbem Morgen manchmal, bis Aenneli zu weinen anfing und ſagte: Was denkſt doch auch von mir? und kannſt glauben, ich ſei ſo ſchlecht, dich nicht mehr für meine Mutter zu halten? Was wäre ich ohne dich? Und wer weiß, wie es mir geht, und ob ich nicht einmal wieder froh bin, zu dir zu kommen und deine Magd zu werden.

Das war Nachmittags ein ſchwerer Gang für Aenneli,

es dünkte ihn's, wenn nur ein Weg unter der Erde durch führen würde oder es durch die Lüfte fliegen könnte, daß ihnen doch niemand begegne. Für die großen Aecker und Wiesen, das ſtattliche Haus, den ſchönen Stock, die einmal ſein werden ſollten, hatte es weder Augen noch Gedanken. — Sie wurden von der Ammännin freundlich empfangen. Du kommſt mir ung'finnet, ſagte ſie, aber nicht unwerth. Gefallen haſt mir ſchon lange, wenn ich auch nicht dran dachte, daß du Söhnisweyb werden würdeſt. He nun, es wird ſo haben ſein ſollen, und es hätte leicht böſer gehen können. Man muß immer froh ſein, wenn die Buben 'mal ländten, haben ſie einmal eine manierliche Frau, ſind ſie dem Teufel ſchon halb entronnen. Oeppe bös wird das nicht gehen, wenn du mich nicht in etwa die Ecke ſtellen willſt, daß ich nichts zu befehlen hätte, ſelb hätte ich ungern, ich muß es ſagen. Daneben habe nicht Kummer, daß ich dich für eine Magd halten will, das wäre ja uns ſelbſt eine Schande; die Leute müſſen nicht glauben, Felix habe geheirathet, um einen Jungfernlohn zu erſparen. Wir vermögen ein Söhnisweib zu erhalten, auch wenn es keinen Streich werchete.

Nun, darauf ſagte Bethi ſein G'ſätzli auch. Das freue ihn's, ſagte es, denn ſeine Schweſter könnte ihn's dauern, wenn es ſeine Armuth entgelten müßte ſein Lebtag, es vermöge ſich derſelben nicht, und dem Felix ſei es nicht nachgelaufen. Nicht daß es ganz nichts hätte, etwas ſei auch da, aber für ſie ſei es bei ſolchem Reichthum nichts zu rechnen. Aenneli werde gewiß machen, was ihm möglich ſei, und dem Hauſe wohl anſtehen. Und wenn es gegen die Ammännin ſei, wie es gegen ihn's geweſen, ſo werde ſie dem lieben Gott dafür danken, daß ſie ihn's habe. Ihm ſelbſt gehe es am übelſten: die Kinder ſeien noch nicht nachgewachſen, ihm hätten ſie alles anvertrauen können; wie es gehen ſolle, wiſſe es nicht. Daneben werde es ſehen müſſen, wie machen, deßwegen möchte es vor ſeinem Glücke nicht ſein.

Zu allem ſagte Aenneli wenig, es kam noch nicht aus ſeinem Traume zu beſtimmtem Bewußtſein. Dann begann die Ammännin zu erzählen, wie ſie eigentlich hätte merken können, daß das Meitſchi Felix gefalle. Der Tüfelsbub habe ſie ja auch einmal zu Bethi geſprengt, da, wo ſie wie von ungefähr an den Gartenzaun gekommen. Aber er ſei von je ein Barmherziger geweſen, gegen arme Leute und Kinder, daß ſie dabei nichts Anderes gedacht; ſo ſei es ihr auch gegangen, als Aenneli überfahren worden und Felix über Eglihannes ſo wüſt gethan. Erſt die Dürluftbäurin habe ihr eine Laus hinter das Ohr ſetzen wollen, ſie habe ſich deſſen nicht viel geachtet, bis die Briefe gekommen, welche aber Bethi faſt mehr angingen als die Schweſter.

Bethi bat um Einſicht in dieſe Briefe. Die Ammännin meinte, es ſei nichts Schönes darin, Bethi werde nur böſe, und kein Menſch habe ihnen Glauben geſchenkt. Allein man begreift, daß kein Weib vom Begehren abgeſtanden, und kein Weib ſo unerbittlich geweſen wäre, die Einſicht abzuſchlagen. Hinterher hätte die Ammännin gern einen Batzen gegeben, wenn ſie nichts von den Briefen geſagt, denn es war, als hätte man ein angezündetes Schwefelhölzchen in ein Pulverfaß geſteckt. Bethi brannte ſchrecklich auf, denn es war kein Waſchlumpen, ſondern ein kräftiges Weib, welchem man mit böſen Anmuthungen, ſei es mit handgreiflichen, mündlichen oder ſchriftlichen, nicht nahe kommen ſoll. Das laſſe es nicht gelten, ſagte Bethi endlich, gut ſei es, daß man wiſſe, woher es komme. Die Dürlufttäſche habe ihn's ſchon lange bitter gehaßt, ſie könnten es beſſer machen als die droben, welche das Roß immer beim Schwanze zäumten, den ganzen Tag umherführen und erſt am Abend in Sinn bekämen, was ſie eigentlich machen ſollten. Das laſſe es nun nicht gelten, die müſſe ihm einmal ane kneue, damit ſie ihrem Maul eine Rechnung machen lerne und ehrliche Leute vor ihr ſicher ſeien. Die Ammännin konnte Bethi bloß beſchwichtigen durch die Hin-

weiſung auf ihren Mann, der werde bald heimkommen, der könne am beſten ſagen, was da zu machen ſei. Um Bethi die Mücken aus dem Kopf zu treiben, gutes Blut zu machen, probirte ſie einen Teufel mit dem andern auszutreiben. Willſt ein wenig im Hauſe herumkommen? ſagte ſie zu Aenneli; ſehen, wo du künftig daheim biſt und wo du die Sachen ſuchen mußt, wenn du ſie finden willſt?

Alſo die Schätze der Welt wollte die Frau Ammännin aufſchließen und zeigen, und ſagen: Das alles ſoll dein ſein, wenn du mein ſein willſt! Glücklicherweiſe war die Frau Ammännin nicht der Teufel, ſondern nur ein Weib, ein ſtolzes, herrſchſüchtiges, aber mit Verſtand und gutem Herzen, welche leider eben bei Stolz und Herrſchſucht ſo oft fehlen.

Wir wollen ſie auf dieſem Zuge nicht begleiten, ſondern bloß bemerken, daß über Bethi's Seele zuweilen der genannte Schatten fuhr. Das waren Schatzkammern und Schätze darin, wie Bethi ſie noch nie geſehen, denn das war ein altes Haus, in welchem ſeit mehreren Geſchlechtern der Geldmangel nie eingekehrt war, daher die Vorräthe aller Arten ſich maſſenhaft angehäuft hatten. Für wenigſtens zweitauſend Thaler hätte man allerlei verkaufen können, man hätte noch wenig gemerkt, keine Lücke geſehen. Dieſe Schätze werden ſelten gezeigt, kann man ſie aber einmal einer vertrauten Seele zeigen, ſo lebt man um ſo ſeliger daran. Auch litten die Weiber in dieſem Hauſe nie Noth, hatten nicht nöthig, zu Friſtung ihres Leibes die Hausdiebe zu machen. Uſtäthe waren die Männer nicht, wie es deren giebt, z. B. ein Harzer Hans im Harzer Loch oder ein Ammes Jöggi in der Gnägi. Wo die Weiber für ihre Nothdurft ſtehlen müſſen, ja ſtehlen müſſen für die Haushaltung: Speiſen für Knechte, Mägde und Tagelöhner, da ſpeichern ſich die Vorräthe nicht in dem Maaße auf. Bethi dachte mit Seufzen an die Lage einer Bäurin, welche aus allen Winkeln alles Verkaufbare zuſammentragen muß, um mit den Zinſen nicht rückſtändig zu bleiben. Ja, ja, ſagte

es, ſo wäre es ſchön, ſo wär's luſtig, we mes chönnt u v'rmöcht', aber Uefereine lehrt's angers. Und Aenneli ward die glückliche Beſitzerin von dieſem allem, konnte täglich durch dieſe Schatzkammern wandern und ſich ergötzen im Schauen all dieſer Herrlichkeiten. Meitſchi, ſagte Bethi, jetzt wirſt wohl hochmüthig werden? mich nichts mehr ſchätzen, und wenn du heimkommſt, dir nichts mehr gut ſein? Glaubſt's? fragte Aenneli, legte ſeine Hand auf Bethi's Achſel und ſah ihm in die Augen. Nein, ſagte Bethi, ich glaub's nicht; daneben wäreſt du nicht das erſte, welches es ſo hätte, und wie ein Menſch ausfällt, wenn er ſo z'weg kommt, weiß man nicht. Es ſchießt manchem wunderlich in Kopf, er weiß ſelbſt nicht wie. Nein, Bethi, nein, ſagte Aenneli, mir nicht, davor wird mich der liebe Gott bewahren!

Unterdeſſen war von Mädi das Gehörige zur Aufwart beſorgt worden. Mädi, Stüdi und auch die Andern machten gar ſonderbare Geſichter zu dieſer Geſchichte. Sie konnten die ganze Sache nicht begreifen. Es ſei doch dumm, daß ſie meinten, wegen es paar Worte müſſe Felix ſo eine heirathen, es habe mancher noch was ganz Anderes gemacht, habe aber an's Heirathen nicht gedacht, und ſie habe es doch annehmen müſſen. Wenn er doch nur eine Magd habe nehmen wollen, ſo eine von der Gaſſe, ſo hätte er nicht bis in den Nägeliboden zu laufen gebraucht, ſondern noch Bravere näher gefunden. Das werde aber ſo eine ſein, wie ſie am verfluchteſten ſeien, ſo eine, die vornen ſchlecke, aber hinten kratze. Die ſolle ſich aber in Acht nehmen, was ſie mache, von der nehmten ſie nichts an, lieber wollten ſie weiters, ſo eine, die nicht einmal ſo viel ſei als ſie, ſolle nicht kommen und ihnen befehlen und ſie noch kujoniren dazu, ſagten ſie. Sie wüßten nicht, wegen weſſen Felix die genommen. Wegen der Hübſchi ſei doch wahrhaftig wenig zu rühmen, mit ſammt den Kleidern gewogen, werde es ein Kleines ſein, was ſie über hundert Pfund mache, und wegen der Farbe ſei es doch nicht d'r Werth, Eine zu neh-

men. Wenn die einmal recht an die Sonne müſſe, werde die bald eine Haut haben wie eine Andere. Daneben thäten ſie nichts ſehen, was nicht alle Andern auch hätten, und Maul und Naſe habe ſie auch nicht an einem apartigen Ort. So räſonnirte abſonderlich Mädi, das wahrſcheinlich fand, Felix wäre kein unpaſſender Erſatz für den verlornen Melcher, und wenn Felix nur eine Magd gewollt, ſo wäre es unendlich währſchafter geweſen als das Kind, welches nicht viel mehr als einen Centner wäge. Daneben kalkulirte Mädi wiederum nicht dumm: alles, was es machen ſollte, machte es ſo gut als möglich. Schmöcket, wird es gedacht haben, ich hätte es können, ob es die Andere kann, fragt ſich!

Der Ammann fand ſich ein und Felix ebenfalls. Ein Liebespaar auf dem Lande führt ſich gewöhnlich in Beiſein Anderer anſtändig auf, es iſt nichts von dem Täubeln zu ſehen, wie es ſich oft ſogenannte Gebildete zu Schulden kommen laſſen, und manchmal noch, wenn ſie ſchon Kinder die Fülle haben oder gehabt haben. Sie thun ſehr oft ziemlich hölzern, ſo daß eben nicht viel von ihnen zu erzählen iſt. Bethi hatte viel auf dem Herzen, und der Ammann gab ihm vollkommen Recht. So etwas dürfe man nicht auf ſich ſitzen laſſen, wenn man ſchon gern wollte; ſage man nichts, ſo heiße es: Da ſieht man's, die hätten anders würden aufbegehren, wenn nichts an der Sache geweſen; die haben gut gefunden, zu ſchweigen! Am beſten ſei, man ſchicke zwei Männer und laſſe den Dürluftbauer und ſeine Frau zu einer Freundlichkeit einladen, mit der Androhung, wenn das Anerbieten nicht angenommen werde, zeige man es dem Richter an, dann könnten ſie mit dem halben Dorfe, welches Briefe erhalten, ausmachen. Bethi ſprach darauf mit dem Ammann noch über viele Dinge, manche Dorfgeſchichte ward zerlegt.

Aenneli thaute nach und nach auch auf oder erwachte aus dem Traume und gab hie und da ein Wort preis, was ihm große Gunſt zuzog. Es ſei b'ſunderbar es witzigs, ſagte der

Ammann; er hätte es gar nicht hinter ihm geſucht. Es legte viel mehr Ehre ein mit den wenigen Worten, als wenn es hinter einander geſchnattert, die Converſation gemacht hätte. Das red't wohl viel, wenn es mit Reden gemacht wäre, hört man oft ſagen.

Bethi war mehr reden ſchon viel paſſender, und ſeine Worte hatten Mark. Das ſei eine rechte Bäurin, ſagte der Ammann, wenn die Schweſter eben ſo werde, ſo mache es Felix ſo übel nicht. Auf eine gute Frau komme viel an, und man habe Exempel, daß reiche Frauen ihre Männer alſo verteufelt, daß ſie um ihre Sache gekommen und Fötzel geworden. Er glaube, er habe zuletzt noch ſelbſt Freude am Meitſchi, und die Verwandtſchaft ſei ihm recht. Am Nägelibodenbauer habe er eine Stütze, und vor der Thüre werde der ihm nicht zu viel ſein. Die Ammännin ſagte Felix, er ſolle Sorge tragen, daß das Söhniswyb ihr nicht lieber werde als der Sohn, es düeche ſie, das Meitſchi wiſſe es beſſer zu ſchätzen als er. Kurz, bei der ganzen Verhandlung ward niemand reuig, Alle fanden es beſſer, als ſie gedacht: ein vollſtändiges Genügen. Es ward ausgemacht: warten trage nichts ab, am folgenden Sonntage müſſe verkündet werden.

Die Vehfreudizer erlebten große Tage, ſo war es noch nie geweſen: alle Tage etwas Neues und dazu ſo Wichtiges! ſie konnten ſingen: Ach', wenn es doch immer ſo wär'! Man kann ſich denken, was das für ein Aufſehen gab, als es hieß, Felix heirathe der Nägelibodenbäurin Schweſter und zwar ganz freiwillig, es ſei kein Muß da, ſondern große Liebe. Man konnte den Ammann nicht begreifen, der es zugab, den Felix nicht. Wenn er nur ſo eine hätte haben wollen, hätte er nicht ſo lange zu warten brauchen, ſolche Einheimiſche hätte er viele gefunden und keine Fremde in's Dorf zu bringen brauchen. Es wäre nichts als billig, wenn ein Bürger doch zuerſt an Bürgerstöchter dächte, die kennten den Brauch und thäten doch immer am beſten, man möge ſagen, was man

wolle. So reuete der Felix Viele in'sgeheim, über Aenneli urtheilte man faſt wie Mädi. Noch vor einem Jahr ſei es nur ſo ein ſtrubs Kuderbütji geweſen, jetzt habe es ſich freilich ein wenig z'weg gelaſſen, aber viel mehr als ein Erbſenſtecken ſei es nicht, nicht einmal eine Bohnenſtange. Die ganze Geſchichte gewann noch an Reiz und Wunderbarlichkeit durch die Briefgeſchichte. Das wurde auf das Abenteuerlichſte ineinander verwoben, die Käsgeſchichte noch dazu genommen, ſammt den zehn Kreuzern, daraus ließ ſich was machen, das eine Art hatte, und zwar etwas, das Aehnlichkeit hatte mit einem Kaleidoſkop: es flammte alle Augenblicke in andern Farben und Formen, blieb ſich von keinem Hauſe zum andern, von keinem Augenblicke zum andern gleich.

Als Peterli die Kunde von der Heirath in den Dürluft brachte, wäre Eiſi faſt in eine Ohnmacht gefallen oder hätte einen Schlagfluß bekommen. Es konnte kein Glied mehr rühren, ſelbſt das Maul nicht, ſperrangelweit ſtand es ihm offen. Das war alſo das Ende von aller Mühe und Anſtrengung, ein Triumph ſeiner Feinde, wie keiner noch erlebt worden. Der Kuderknopf des Ammanns Söhniswyb! die Nägelibodenbäurin Schwägerin von des Ammanns Sohn! des reichſten Burſchen weit und breit! — es wollte Eiſi faſt tödten. Als es ſich ſo weit erholte, daß es das Maul wieder brauchen konnte, ſo mußten der liebe Gott und der arme Peterli herhalten. Wenn ein gerechter Gott im Himmel wäre, er ließe ſolche Dinge nicht geſchehen, das ſei doch unerhört, daß eine Hexe ein ſolches Glück hätte! Vor alten Zeiten, wo es noch recht gegangen in der Welt, wäre ſo eine verbrannt worden, jetzt mache man ſie vielleicht zur Sittenrichterin oder gar zur Gemeinderäthin. Und wenn Peterli ein Mann wäre, gäb wie leicht einer, ſo thäte er das alles nicht, es ginge ganz anders. Er hätte ihnen den Marſch gemacht, und ſie müßten nicht ſo hinten ab nehmen, wie es vor Gott und

Menſchen nicht recht ſei; die würden doch lachen, das ſtehe es nicht aus, es wolle ſterben.

Als nun aber Einer kam mit der Aufforderung, Eiſi ſolle Abends um ſechs Uhr im Wirthshauſe in der Gerichtsſtube ſein, wenn es nicht Verdruß und Koſten haben wolle, da ſah man noch nichts von Sterben an ihm, da ging ſein Mundwerk wie eine Mühle bei großem Waſſer, was bekanntlich den Müller in Verlegenheit ſetzt, daß er lieber nicht mahlt als ſo. Eiſi tſchäderte alles durch einander: bald, es werde kommen und den Hagle d'Gringe wäſche, daß es ein ganzes Jahr hielte, bald, es hätte mit keinem Hund und Spitzbub was zu thun! Wer etwas mit ihm habe, wiſſe, wo es wohne, oder ſolle ſeinethalb in's Schloß laufen, es fürchte keinen Statthalter und keinen Teufel nüt! Dann ging es wieder über Gott und Peterli los. Mach' was du willſt, ſagte endlich der Mann, welcher die Aufforderung gebracht, aber lue, was du machſt! Ach, Peterli hätte gern den ganzen Dürluft darum gegeben, wenn er Müller geweſen und die losgegangene Mühle hätte ſtellen können, aber es war nicht möglich, das lief um in ſauſendem Gebrauſe, wie er es noch nie erlebt und das will viel ſagen! Bald Zorn, bald Angſt trieben die Räder und trieben endlich Eiſi doch an den Ort der Zuſammenkunft. Die Mutter hatte gemeint, es ſolle einen Mittelweg einſchlagen und den Mann ſenden, aber das wollte es nicht. Dä Löhl verkaſte alles, wiſſe nicht, was Leugnen ſei, ſage zuletzt noch viel mehr als man begehre, dampe alles aus.

Es war bei der Zuſammenkunft ein wahrer Spectakel, halb Ernſt, halb Spaß. Eiſi wurde gehetzt, wie man Kaninchen mit jungen Hunden, welche man dreſſiren will, jagt. Bald ward ihm die Hölle heiß gemacht, daß ihm der Athem verging, dann ließ man es wieder los und auf die Beine, dann hetzte man es auf's neue, brachte ihn's in Zorn und dann in Angſt, brachte es zu neuen Scheltungen, dann zu neuen Abbitten, und endlich mußte es eine Schrift unter-

schreiben, wo es Ehrenrettungen gab bis in's siebente Glied und Bußseufzer und Sündenbekenntnisse eines zu Brei zermalmten, schrecklichen Sünders. Dagegen ward ihm versprochen, es solle einstweilen weder geköpft noch gehängt, sondern bis auf weiteren Bescheid am Leben gelassen werden. In seinen Kreuz- und Querzügen hatte Eisi seinen jungen Helfershelfer nicht geschont, sondern alle Schuld auf ihn geworfen, und die Schuld war groß, denn die Briefe, welche von mehreren Seiten zusammengetragen wurden, enthielten schauderhafte Dinge, sie mußten von einer so recht giftigen Kröte herkommen.

Eglihannes fand sich nicht ein und schickte seine erhaltenen Briefe nicht, wahrscheinlich fand er in der Dichtung zu viel Wahrheit und kannte die Leute, welche eine Galgenfreude haben über alles Schlechte, welches sie von Andern hören, und eine um so größere, je greulicher die Dinge sind. — Es wunderten sich Alle darüber, daß der Nägelibodenbauer keinen Brief bekommen, da er und seine Leute in andern Briefen so stark vernamset waren. Gäll, Eisi, das ist vo wegem Tüfel, vor dem grusет es dir doch? hieß es. Warum nit? sagte Eisi; we me ne so nah zueche het, wem wett's nit gruse! Recht, sagte der Nägelibodenbauer, aber was sagst du dazu, wenn er sogar hier am Tische sitzt? Da fuhr Eisi auf mit grüslichem Gesicht, und manches Stuhlbein ward vom Tische geschoben. Da erzählte Sepp so gleichsam als zum Schlusse, wie Eisi mit dem Todtbeten gefochten, und wie er den Teufel vorgestellt und sich damit bei Eisi in Respekt gesetzt. Es gab großes Lachen, obgleich es mancher nicht von Herzen that, denn man war mit Eisi keineswegs in entschiedenem Gegensatz der Ansichten. Eisi selbst aber sagte dem Nägelibodenbauer gerade in's Gesicht, er lüge, es habe ihn zu gut erkannt; aber wer ihn gesandt, wisse es, und die seien nicht besser als er selbst, selb sei wahr. Und so redet Eisi noch bis auf den heutigen Tag, denn es hat einen starken und festen Glauben.

Es war noch eine ſtrenge Exekution gegen den jungen Dichter erkannt worden. Der Schulmeiſter ſollte ihn nach alter Sitte in der Schule abſtrafen, d. h. nach Noten mit der Ruthe ſitzen. Der Befehl wurde ertheilt, aber der Schulmeiſter erklärte, man habe ihm nichts zu befehlen. Nun, ſagte man, ſo ſoll es dir der Regierungsſtatthalter befehlen, aber wenn damit die ganze Sache neu aufgewärmt wird, ſo biſt du an den Folgen ſchuld! Der Regierungsſtatthalter habe ihm auch nichts zu befehlen, es ſtehe nirgends im Geſetz, daß er den Büttel machen müſſe, es ſei nicht bewieſen, daß der Junge die Briefe gemacht, derſelbe ſtelle es in Abrede und werde es mit Recht thun, und drittens ſei es gegen alle Menſchenrechte, man ſolle keinen Menſchen ſchlagen, am allerwenigſten ein Kind, welches nicht zurechnungsfähig ſei, ſagte der Schulmeiſter.

Der Schulmeiſter ſtand auf der neueſten Stufe der Cultur, auf derjenigen, wo man der Jugend alles erlaubt, zu allem ſie berufen glaubt, während ſie eben wegen der Jugend nicht zu ſtrafen ſei, wo man den Mord an Weib und Kindern zuläſſig findet, aber die Strafe am Mörder nicht, wo man den Brandſtifter, den Aufrührer, durch den Hunderte das Leben verlieren, in ſeinem Rechte glaubt, aber Zetermordio ſchreit, wenn die Gerechtigkeit dieſen ergreift und Recht an ihm übt. Die Behfreudiger kannten bereits etwas von dieſer juridiſchen und ſchulmeiſterlichen Auffaſſung der Gerechtigkeit, ſie ſtellten ſich daher auf den gleichen Boden und erklärten: lange ſtürmen mit dem Schulmeiſterli wollten ſie nicht, es mache halt ebenfalls jeder, was ihn gut dünke und was er könne. Nun ſchlug jeder von ihnen den Buben ab, wo er ihn handfeſt machen konnte und ſo oft er konnte und ſo ſtark er mochte. Der Junge ward wenigſtens dreißig Mal abgeprügelt, ſtatt nur ein Mal, und jedesmal nach eines Jeglichen Willkür ſo lange und ſo ſtark es jedem beliebte. Er wäre wahrſcheinlich ſechzig Mal abgeſchlagen worden und vielleicht bis er kein Glied

mehr gerührt, wenn ihm der Schulmeiſter nicht für einſtweilen aus dem Fauſtrecht geholfen. Das iſt nämlich das prächtige Ende der prächtigen Theorien, denn die Enden berühren ſich. Der Junge ward ſalvirt vom Schulmeiſter, d. h. er ward vom Regen der Traufe zugeführt. Er kam zu einem Specialfreund des Schulmeiſters, dem es im Obergaden rappelt, der Gemeindeſchreiber und der Hund weiß was alles iſt, der die merkwürdige Natur hat, daß er nicht bloß wie das Chamäleon in allen Farben ſchillert, ſondern in einem Augenblicke ein kriechendes Thier ſein kann und im andern eine Giraffe (bekanntlich das Thier unter den Thieren, welches ſeinen Kopf am höchſten trägt und gewöhnlich etwas ſchief); der in einer Minute eine Haut hat wie eine Schlange und in der andern Borſten wie ein Stachelſchwein, der in einer Minute ein ungeſchältes Ei iſt und in der andern ein Nashorn oder ein Flußpferd, kurz, ein naturhiſtoriſches Wunderthier, was derſelbe auch wirklich meint, doch vielleicht etwas anders, als es hier gemeint iſt.

Was nun aus dem Buben für ein pädagogiſches Naturkunſtprodukt werden wird, kann nicht mit Beſtimmtheit vorausgeſagt werden, es wäre aber ſehr möglich, daß derſelbe großartig ausfallen, auch Schulmeiſter, Gemeindeſchreiber, Amtsrichter, Großrath werden und zum Allerhöchſten Muth und Appetit kriegen könnte, begreiflich ſammt den Fähigkeiten dazu auf die neue Mode.

Einſprache gegen die Hochzeit that niemand, und es ward kein Treffel geführt, ſondern am Abend vor der Hochzeit und am Abend des Hochzeitstages gewaltig geſchoſſen, ſo gleichſam ſchuldigermaßen, denn Felix war der Herzog der Nachtbuben geweſen, und durch mehrere Jahre hatten ſie ſich ehrenvoll durchgepaukt und waren weit umher gefürchtet. Felix ließ ſich auch den Wein nicht reuen, und wir denken, der Käſerlös ſei dabei redlich aufgegangen. Es reute ihn auch nicht, er meint noch jetzt: dieſes Geld ſei am beſten ausgegeben geweſen, von

allem, was er bisher durch die Hände gelassen. So etwas Gutes habe er noch nie so wohlfeil bekommen. Er ist der größte Lobredner der Käsereien, das sei der beste Gedanke gewesen, so lange die Behfreudiger Kühe gemelken, eine Käserei zu errichten. Ohne eine solche hätte er seine Frau nicht, und nebenbei, wenn Einer Verstand brauche und nicht alles an diesen Nagel hänge, trügen sie schönes Geld ein, seien der Dorfschaft ein großer Nutzen. So lange er etwas dazu zu sagen habe, werde er fürfahren. Indessen wenn sie aufhören würden, könnte er sich auch darein schicken, wenn er nur sein Fraueli behalte, so lange er lebe, denn wenn er einstens sterben müsse, möchte er noch gerne sagen: Aenneli, gimm m'r es Müntschi! und wenn ih g'storbe bi, so drück m'r d'Auge zu! Felix' Lieblingsg'sätzchen, wenn ihn das Singen ankam, blieb:

U wen ih einist g'storbe bi,
U d's Blümeli e v'rdirbt,
So thue m'r de mys Blümeli
Zu mir ie Grab, ih bitte dih!
O Blümeli my, o Blümeli my,
Ih möcht' geng by d'r sy!

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßstr. 8.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Einundzwanzigster Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

REGIA
MONACENSIS.

Wie

Anne Bäbi Jowäger haushaltet

und

wie es ihm mit dem Doktern geht.

Erſter Theil.

Inhalt.

		Seite
Kapitel 1.	Anne Bäbi marschirt auf sammt seiner ganzen Haushaltung	1
— 2.	Wie Jakobli unterwiesen wird und die Mutter mit ihm spazieren geht	15
3.	Wie Jakobli eine Krankheit kriegt und eine Jungfere ein Doktor wird	26
— 4.	Wie Jakobli aus der Krankheit kömmt und die Eltern zu Trost	40
— 5.	Anne Bäbi vernimmt was Neu's, und ein Professor muß sich verwundern	54
— 6.	Mädi geht auf Reisen und bekömmt Gedanken	71
— 7.	Die Gedanken machen dem Mädi übel, und das Elixir dem Jakobli	90
— 8.	Anne Bäbi bekömmt Einfälle und fährt z'Märit	99
— 9.	Wie man grusam suchen kann und ung'sinnet finden	109
— 10.	Anne Bäbi fährt auf die G'schau und hat große Freude; aber Jakobli läuft durch eine Mistgülle und das Herz thut ihm weh	133
— 11.	Wie das Weibervolk es erfahren muß, daß das Mannevolk es nicht fassen thut	148
— 12.	Anne Bäbi erfährt es, was kaltschmieden ist	165
— 13.	Wie Jakobli auf die G'schau reiset	178
— 14.	Auf der Heimreise erlebt Jakobli Geschichten	204
— 15.	Als Jakobli heim kömmt, kriegt er Räthe	225

		Seite
Kapitel 16.	Wie Jakobli ob dem Rathen krank wird und Anne Bäbi für die Krankheit keinen Doktor findet	242
— 17.	Wie endlich Anne Bäbi Gesandte ausschickt und was für Bericht sie bringen	266
— 18.	Jetzt geht der Katze das Haar aus	284
— 19.	Wie dem Mädi die Augen aufgesprengt werden und Hansli auf die Mähre hocket und um Rath ausreitet	299
— 20.	Wie Jakobli selbst auf die Beine muß, und zu einer Braut kömmt	330
— 21.	Wie dem Jakobli ein Meitschi vom Wirthshaus in's Pfarrhaus hilft	345
— 22.	Der Verfasser macht Betrachtungen; Ypperlithogerbauern möchten z'Dorf, und Anne Bäbi thut wüst	365
— 23.	Hansli faßt einen Entschluß und redet wie ein Buch, tröstet ein Meitschi und kauft eine Kuh	387
— 24.	Es wird dargethan, wie Hochzeithalten kein Narrenwerk ist	411

Erstes Kapitel.

Anne Bäbi marſchirt auf ſammt ſeiner ganzen Haushaltung.

Hansli Jowäger war ein braver Mann, und Anne Bäbi, ſein Weib, meinte es auch gut, aber uf ſy Gattig. Hansli Jowäger hatte noch Speckſeitenkutten, Gilet, wo die Säcke Deckel hatten, und wenn er nicht Spitzhoſen trug, ſo waren ſeine Hoſen doch aufgeſchlitzt bis zum Knie, und ſelten war der lange Schlitz zugeknöpft. Sein Hut hatte keinen hohen Gupf, deſto breiter war der Schirm, und wenn er an einem Stock z'Märit ging, ſo ſtellte er gerne das Kinn auf ſelbigen ab, während er um eine Kuh märtete. Sein Weib Anne Bäbi plagte ihn auch nicht mit der Hoffahrt. Ihrer Großmutter Hochzeitkittel trug ſie an den heiligen Sonntagen, und ihren eigenen Hochzeitkittel ſparte ſie der Nachkommenſchaft auf. Sie hatte noch Schuhe mit währſchaften Böden, aber weit ausgeſchnitten, daß ſie mit den Zehen kaum anhängen konnte, und für ärgäuer Fürtücher hatte ſie noch keinen Kreuzer ausgegeben. Sie ſchämte ſich, ſagte ſie, ein ſolches Hüdeli umzuhängen, in welches man nicht einmal herzhaft ſchneuzen könne, wenn man nicht wolle, daß die Naſe am andern Ort zum Vorſchein komme. Halbryftigs, das ſei das Fundament in einer Haushaltung, ſagte ſie. Hansli Jowäger hatte ſein Anne Bäbi erſt geheirathet, als ſeine Mutter geſtorben und

beide weit über die Dreißig hinaus waren. Er wolle seinem Müetti keinen Verdruß mit einem Söhniwyb machen, sagte er, man wisse wohl, wie es öppe gehe, wenn zwei an einer Feuerplatte zusammenkämen. Die Frucht dieser Ehe war ein Söhnlein, welches man Jakobli nannte, gar werth hielt, als das einzige späte Sprößlein, und das ein Ausbund von Tugend und Frömmigkeit werden sollte vor Gott und Menschen.

Einmal, als Jakobeli zwei Jahre alt war, saß er auf der Mutter Schoos am Tische, und die Andern saßen auch darum und beteten und falteten die Hände wie üblich. Und weil Jakobeli schon mehr als ein Jahr lang auf der Mutter Schoos gesessen war während dem Essen, und gesehen hatte, wie man die Hände faltete, so kam es ihm endlich auch in Sinn, und er legte seine Händchen auch zusammen. Da entstand in den Eltern ein großes Erstaunen, daß dem Jakobeli etwas in Sinn gekommen, und noch dazu so etwas geistliches. Er sei ein b'sunderbar Kind, hieß es, seine größte Freude häte er am Beten, so ein geistlich Kind hätten sie noch nie gesehen; und wenn ein fremder Mensch in's Haus kam, so mußte Jakobeli zeigen, wie man bete, und allemal wurden dabei dem Hansli Jewäger und seinem Anne Bäbeli die Augen naß, und alle Abende dankten sie Gott von ganzem Herzen, daß er sie mit einem so frommen Kinde gesegnet, und von da an nahmen sie an als eine heilige Wahrheit, ihr Jakobeli sei ein b'sunderbar frommes Kind, und bereits geistlicher als mancher Schulmeister. So hatten sie eine göttliche Freude an ihm, und was er machte, schien ihnen geistlich; und wenn etwas auch so weltlich war, daß sie es nicht abläugnen konnten, so sagte Hansli Jewäger: das sei freilich nicht ganz recht, aber man solle nur warten, Jakobeli hätte den Geist und der werde der Welt schon Meister werden, man solle ihn nur machen lassen.

Hansli Jewäger wohnte zu Gutmüthigen, und Gutmüthigen lag in einer fruchtbaren Gegend im Bernerlande.

Hansli's Haus lag nicht mitten im Dorfe, sondern etwas bei Seite in einem schönen Baumgarten, an welchem ein lustiger Bach vorüber hüpfte. Vor dem Hause war ein anmuthiges Gärtchen mit kleinen Weglein und hohem Kraut, zwischen welchem einige Pfingstnägeli und halbdünne andere Nägeli sichtbar waren; darüber weg sah man die Schneeberge gucken über die Vorberge her in's weite Land hinein. Hinter dem Hause lag der schöne appetitliche Misthaufen, das eigentliche Herz des Bernerbauernhofes, ihn umfloß die braune Jauche, gleichsam ein Pudding an brauner Sauce (Chocolade crème), und darüber weg sah man den blauen Berg, das himmelblaue Börtchen, mit welchem der liebe Gott selbst den lützelesten Theil der Schweiz eingefaßt hat.

Das Haus war ein braves Bauernhaus von altem Schlage. Tief herab hing sein Dach, aber reinlich war es drin und drum. Hansli war kein lützeler Bauer, er hatte ein Roß im Stall und drei bis vier Kühe, und hätte noch mehr Waare haben können, wenn er nicht gemeint hätte, weil er gerne selbst esse bis genug, so müsse auch sein Vieh fressen bis genug, und es sei im Frühling viel kommoder, wenn Heukäufer Einem zum Hause kämen, als wenn man um Heu den Häusern nachlaufen müsse, wie die Länder den Erdäpfeln.

Schulden plagten ihn nicht, sein Gut war bezahlt, und er war einer von denen, deren es nicht so viele mehr giebt, die heimlich fett waren, die ein Säcklein Geld hier hatten und ein Hämpfeli dort, im Spycher, im Keller, im Trog und sonst noch wo. Zuweilen, wenn Hansli ein neues Säcklein füllte und irgendwo verstoßen wollte, so sagte Anne Bäbi: „Aber Hansli, es gruset mir, so viel Geld hier und dort, denk auch, wenn es ein Unglück geben sollte, wer könnte an alles sinnen, und zu allem kommen im Keller, im Trog, im Spycher. Wär's nicht gut, wir machten es wie andere Leute, thäten es an Zins, wir könnten andern helfen, und es würde uns doch nicht verbrennen." „Ja, ja, Anne Bäbi, ja freilich,

du hast Recht, aber an Zins thue ich doch nicht mehr, als die Leute mich dazu zwingen. Können uns die Schriften nicht auch verbrennen, und müssen wir die Leute nicht auch plagen, wenn wir unser Geld wieder wollen oder gar noch Zins?" sagte dann Hansli. „Ich habe es wie David, der lieber in Gottes Hand sein wollte, als in der Menschen Hand; so vertraue ich mein Geld lieber Gott an, als den Menschen. Und denn, Anne Bäbi, wenn Krieg kommen sollte, oder Hungersnoth, oder eine Feuersbrunst, Gott behüt uns davor, wären wir nicht froh, wenn wir Geld hätten, niemand plagen müßten, und der Zeit erwarten dürften. Anne Bäbi, wenn ich einmal den Leuten nach müßte, und um Geld aus, Anne Bäbi, ich stünde es nicht aus, ich hätte keine gesunde Stunde mehr." „Jo wäger Hansli, jo wäger, sagte Anne Bäbi, du hast Recht, das wäre schrecklich; und wer weiß, wie es unser Jakobeli entgelten müßte, das arme Bubeli, er müßte es sein Lebtag hören." Dann ging Hansli mit Anne Bäbi zu Rath, wo man das neue Säcklein verstoßen könnte, sicher und doch kommod, damit es niemand fände und man es doch bei der Hand hätte in der Stunde der Noth.

So lebten sie in gutem Frieden, und Jahre lang fast, als wären sie nicht in der Welt, das heißt fast ohne alle Veränderung, ohne daß ihr Schicksal einen Stoß erlitten, ohne daß Gottes Hand an ihrem Zustande gerüttelt hätte.

Freilich kam in dem einen Jahr der Rost in den Flachs, ein andermal die Erdflöh dahinter, in einem Jahr waren die Käfer im Gras, in einem andern die Graswürmer im Kabis, und bald galt der Anken nur drei Batzen statt vier, und Eier mußte man gar dreizehn um zwei Bz. geben, und gaben doch die Kühe in diesem Jahre weniger Milch als sonst. Aber solche kleinen Abwechslungen machen selbst einen Theil der Unveränderlichkeit aus, weil sie in einer gewissen Art von Regelmäßigkeit wiederkehren. Hingegen hatte Hansli Jowäger seit Jahren den gleichen Knecht und Anne Bäbi die gleiche

Magd. Der Schneider hatte ſchon Hansli's Vater geſchneidert, und als ihr Schuhmacher ſtarb, nahmen ſie deſſen Jungen, der ſchon lange Jahre mit ſeinem Vater gekommen war. Beide waren kerngeſund, und wenn Hansli ſich wirſete, ſo ſtrich er Wagenſalbe darauf, und wenn es Anne Bäbi fehlte, wenn es mucht ward, oder ſchwere Glieder kriegte oder Kopfweh, ſo aß es entweder ein Stück guten Käs oder es trank Meliſſenthee, und alſobald ward es wieder geſund. Lange entſtund die größte Veränderung, welche die meiſte Unruhe ſchaffte, wenn eine neue Kuh in den Stall mußte. Bis Hansli eine hatte, bis er wußte, ob ſie ſchlug und ob ſie trug, bis Anne Bäbi wußte, wie viel Milch ſie gab, und ob blaue oder gelbe, ging wohl nicht manche Nacht vorüber, in der Hansli ſein Anne Bäbi oder Anne Bäbi ſeinen Hansli mit ſchweren Seufzern nicht geweckt, Rath gepflogen, Troſt geſucht hätte. Als aber einmal Jakobli da war, verloren die Kühe an Gewicht, und je größer er ward, um ſo mehr; er war es nun, der die größte Aufregung, das meiſte Neue in ihr Leben brachte.

Nicht nur war er geiſtlich, ſondern er ward auch d'ſunderbar liſtig, und d'ſunderbar groß für ſein Alter, und d'ſunderbar hübſch und alle Tage hübſcher und alle Tage liſtiger, und kein Kind war noch ſo geweſen, und kein Kind wird es mehr ſo geben; und dieſer Meinung waren nicht nur Hansli und Anne Bäbi, ſondern auch Knecht und Magd, nicht nur Schneider und Schuhmacher, ſondern auch alle Weiber, welche abgenommene Milch holten d'r Gottswillen, und auch das Maurer Vreni, welches Seife und Kaffee herumtrug alle Freitage, und weit umher kam, und alſo wiſſen mußte, wie an andern Orten die Kinder waren, und doch nirgend eins kannte, welches dem Jakobeli die Schuhriemen auflöste.

Als er drei Jahre alt war, konnte er ſchon ſagen: das Walt Gott, im vierten Jahre betete er Speiſ' Gott, im fünften konnte er bereits das halbe Unſer Vater und im ſechsten das ganze ABC.

Wenn der Vater die Sonntagskutte anzog, brachte ihm Jakobeli den Stecken. Als er einmal den Pfarrer sah, sagte er: „Lue dert dö schwarz Ma.“ Wenn er eine Kuh sah, so rief er muh, und wenn ein Schaf vorüber lief, so machte er bä. Und als einmal Mädi, die Magd, einen ganzen Tag b'schüttet hatte und am Abend den Jakobeli auf die Arme nehmen wollte, wehrte er sich und rief: „Müetti, Müetti, hilf, hilf, Mädi stinkt.“ Selbe Nacht schliefen Hansli und Bäbeli wenig, und redeten viel von Jakobeli und was das für ein Kind sei. Und von dem Tage an mußte Jakobeli jedem, der ins Haus trat, wiederholen: „Müetti, Müetti hilf, Mädi stinkt,“ und wenn das vorüber war, mußte er sagen, was der Pfarrer für ein Mann sei, und wie das Schaf mache. Dann liefen Hansli und Anne Bäbi die Freudenthränen d'Backen ab, sie tröhlten sich in seligen Hoffnungen, und wie ihre Augen glänzten in elterlicher Wonne, glänzt kein Stern am Himmel.

Jeweilen hatten sie auch Tagelöhner, und einer derselben mochte Veränderung lieben. Der gab Jakobeli an, wenn Mädi ihn nehmen wolle, so solle er nicht mehr schreien: „hilf Müetti, hilf, d's Mädi stinkt,“ sondern er solle rufen: „laß mich sein und hänge mir nicht deine Flöhe an; lue doch, wie sie auf dir une gumpen.“ Jakobeli sagte das richtig; als Abends nach dem Feierabend die Leute sich einen Genuß verschaffen wollten und der Jakobeli an den Tanz mußte. Da gafften die Leute, Maul und Nase offen. „Wie sagst du, wie sagst du?“ tönte es hier, tönte es da. „Aber Jakobeli, was sagst du,“ sagte Anne Bäbi; „nein, aber loset mir doch,“ sagte Hansli. „Wer giebt dir solches an?“ fragte Mädi. „Der Rees hat es mir gesagt,“ sagte Jakobeli. Aber das glaubte ihm niemand, man wußte, was dem Kleinen schon in Sinn kam, mehr als manchem Großen, und von dem an galt er als Genie, und man erwartete Wunder.

Um so ärgerlicher war es den beiden Eltern, daß Jako-

beli in der Schule nicht der Oberste war, ja sich nicht einmal auszeichnete. Anne Bäbi hatte ihn selbst in die Schule gebracht, als er zum erstenmal sie besuchte, und nachdem sie und Hansli schon mehr als ein halbes Dutzendmal den Schulmeister auf die Erscheinung ihres Sohnes vorbereitet, ihn zweimal eingeladen hatten, damit sie sich an einander gewöhnten. Anne Bäbi hatte ihm die Haare schön glatt gestrählt, den Hemdekragen schön grad aufgezogen, das Halstuch herzhaft zugebunden, ihm das schöne Namenbuch in den einen Hosensack, ein Nastuch in den andern gethan, ihn darauf an der Hand genommen und Hansli hatte gesagt: „geht in Gott's Namen!"

Jakobeli war ganz still an der Mutter Hand in die Schule gepfoselt, hatte folgsam dem Schulmeister die Hand gegeben, und als die Mutter ihm sagte, säg: „Gott grüßech Schulmeister, und Gott grüßech mit enangere," hatte er gesagt: „Gott grüß ech Schulmeister, Gott grüßech mit enangere." Darauf gab der Schulmeister dem Jakobeli einen schönen Batzen, damit er ihn lieb gewinne, und die Mutter sagte: „Halte dich schön stille und folg dem Schulmeister, er ist gar ein Lieber. Behüt dich Gott und komme gleich heim, wenn die Schule aus ist." Darauf übersah sie die Kinder, dachte: Gottlob, so ein schönes und ein witziges wie unser Jakobeli ist keines da, drehte sich um, sagte dem Schulmeister: „Kömit und losit neuis." Draußen steckte sie ihm noch Nüsse und Aepfel zu, damit, wenn Jakobeli Langeweile kriege, der Schulmeister ihn b'sänftigen könne, ihm die Schule nicht verleide. Und richtig, als der Schulmeister wieder hinein kam, weinte Jakobeli dem Mücetti nach, mit Aepfel und Nüssen jedoch ließ er sich besänftigen, und verbrachte die Zeit mit Betrachtungen und Schließen von Bekanntschaften.

Daheim harrten Hansli und seine Anne Bäbi in großen Erwartungen ihres Söhnleins; es nahm sie sehr wunder, wie viel er gelernt hatte im halben Tag, und was der Schul-

meiſter über ſeine Talente ſagen werde. Als man ihn von ferne her kommen ſah, ging Anne Bäbi ihm entgegen, trug ihn heim, ſetzte ihn auf den Ofen, zog das Buch ihm aus der Taſche, und ſagen ſollte er, wie weit er gekommen, wenigſtens zwei, drei Seiten weit, meinten ſie. Allein er war am gleichen Orte geblieben, hatte gar nicht auffagen müſſen, da ſchüttelten beide den Kopf über die Verſchlimmerung der Welt. Zu ihren Zeiten hätten die Schulmeiſter ſich anders g'mühen mögen, ſagten beide, allein heutzutage ſeien alle gleich, und niemand mache mehr als er müſſe. Der Schulmeiſter hatte gemeint, das Kind zu ſchonen, gemeint, wenn es auffagen müßte, ſo könnte ihm die Schule erleiden, und dem Kinde hatte er es getroffen, aber leider gegen die Eltern ſich übel verfehlet; er erfuhr es, wie ſchwer es iſt, Allen es zu treffen. Anne Bäbi hatte ein ſchönes Hammli z'weg, welches Jakobeli nach ſeinen erſten Heldenthaten dem Schulmeiſter bringen ſollte; allein es that daſſelbe wieder in den Spycher. Sie erwartete alle Tage den Schulmeiſter, um von ihm zu hören, warum Jakobeli nicht beſſer würde, und jeden Tag, an welchem der Schulmeiſter nicht kam, ſcharrte ſie einen größern Haufen Spreuer über das Hammli und ſagte dazu: „Nei wäger, dich bekommt unſer Schulmeiſter nicht;" und doch kriegte er es, als er nach dem ſiebenten Tag kam, dem Jakobeli ein Buchzeichen brachte und ihn rühmte, wie er ſchön ſtille ſitzen könne, und ſie tröſtete, daß ſie mit dem Lernen nur nicht Kummer haben ſollten, er müſſe ihn erſt auf dem Bank erwarmen laſſen, dann aber wolle er mit ihm fahren wie g'hexet.

So kam der Schulmeiſter für den Augenblick wieder in Sattel, nicht ſo aber der Vikari. Jakobli ſagte eines Tages, der Vikari ſei in der Schule geweſen und er hätte ihm auffagen müſſen, und derſelbe hätte ein ganz b'ſunderbar Geſicht gemacht und etwas geſagt, aber er habe es nicht verſtanden. Hansli und Anne Bäbi waren überzeugt, daß er ob ihrem

Jakobli in Erſtaunen gerathen, und die nächſten Tage kommen werde, ihnen das Wunderbubli zu rühmen und es noch näher zu beſehen. Aber der Vikari kam nicht, kam Tag um Tag nicht; ja als einmal Hansli den Vikari antraf und ihm die Zeit wünſchte, that der nicht einmal als ob er ihn kennte, als ob er wüßte, daß er Hansli Jowäger und Jakoblis Vater wäre. Von da an hatte es der Vikari verſpielt in dieſem Hauſe, ſie ſagten eben nicht viel über ihn, aber wenn man von ihm redete, ſo ſchüttelten ſie die Köpfe und thaten bedenkliche Seufzer. Hier und da entrann Anne Bäbi bloß das Wort: der alte Herr hätte am kleinen Finger mehr Verſtand, als der Junge an der ganzen Hand.

Jakobeli war ein gutes Bubeli, allein Anlagen zu einem Hexenmeiſter hatte er nicht, mit dem Lernen rückte es daher nicht beſonders, wie ſehr ſie ſich daheim auch g'müht hätten und Fleiß hatten. Sie klagten oft: es ſei gar nicht mehr wie albez, und auf die heutige Lehr könnten ſie ſich nicht verſtehen. Wenn zu ihrer Zeit Einer ſich nur halb g'müht hätte und angewendet wie ihr Jakobeli, er hätte längſt alle Bücher hinten aus gelernt. Jakobeli war ein hübſches Bubli, er hatte ſchöne blaue Augen, ſchön weißes Haar, und es Gringli, man konnte nicht genug daran luegen, wenn ihn die Mutter friſch gewaſchen hatte, ſo ſchön roth und weiß iſt es geweſen, gerade wie Milch und Blut. Nur ſchade iſt es geweſen, daß er zuweilen etwas Böſes daran hatte; bald böſe Augen, bald eine böſe Naſe, bald böſe Ohren; kurz mit etwas Böſem kam er ſelten aus. Anne Bäbi ſagte, Jakobli ſei ein b'ſonderbar geſundes Kind, und die ſeien alle wohl flüſſig, und es hätte immer gehört, das gebe die ächſten Leute, wo in der Jugend viel ausgebrochen geweſen ſeien, das Ungſunge hätte ſich vor uſe gelaſſen und was drinne bleibe, das ſei dann lauter geſunde Rustig. Anne Bäbi brauchte die Milch nicht zu ſparen, und die beſte kriegte Jakobeli, und ſelten fand ſie Anne Bäbi für das Bübchen noch gut genug, wie ſie von der Kuh

kam, sondern meist mußte in sein Kacheli noch Nidle geschüttet sein, und so halb Nidle, halb gute Milch ist ein Trank, mit welchem man einen Zaunstecken flüssig machen könnte. Und wenn Anne Bäbi ein Schnefeli Fleisch im Kuchischäftli hatte, grünes oder gesalzenes, von einer Kuh oder von einer Sau, so hatte seine Seele keine Ruhe, bis Jakobli es im Leibe hatte. Ein Schnefeli Fleisch thäte einem Kinde b'sonderbar wohl, sagte Anne Bäbi, es mache nichts so cheches Fleisch als Fleisch, b'sonderbar wenn es es Wyltschi im Kemi gewesen sei. So meinte Anne Bäbi, und wenn ein Engel vom Himmel gekommen wäre und gesagt hätte: „Hör Anne Bäbi, der liebe Gott läßt dich grüßen und dir sagen, die Nidle für dein Bübli sei zu mastig, das Fleisch für dein Bübli zu scharf, daher kämen seine bösen Ohren und Augen, Milch sei lange gut genug, und wenn du auch noch Wasser darein thätest, so würde es nichts schaden, und ein Schnefeli grünes Fleisch könnte er wohl brauchen, aber kein anderes," so hätte Anne Bäbi mit Nidle und Speck fortgefahren und bei sich selbst gedacht: auf das verstehe sich der liebe Gott nicht, was Nidle und Speck könnten, wüßte man ja im Himmel nicht, und was me nit verstang, dary söll me sih in Gottes Namen nit mischle. Zudem sah Anne Bäbi nicht, daß wegen einer bösen Nase Jakobeli weniger hübsch sei, es dünkte ihn gleich schön, und wenn es mit ihm z'Kilche gehen konnte, Vormittag oder Nachmittag, so war dies seine größte Seligkeit, und wenn ihm die Leute sein Bübli rühmten, wie es afe ein hübsches und ein großes sei, sie hätten fry noch keins so gesehen, so konnte es dabei die schönste Predigt überhören. Ja es dünkte Anne Bäbi manchmal, es thäte es dem Vikari sauft, den Jakobli einmal anzuziehen in der Predigt, aber wenn man den Verstand nicht hätte, so sei es halt bös, zu kaufen fände man keinen.

Anne Bäbi wendete aber auch an, wenn es mit dem Jakobeli z'Kilche ging. Seine Schuhe waren schön gesalbet,

schön glatt war das Haar gestrählt, das Halstuch scharf gebunden und ein großer Lätsch stand bolzgrad use. Der Hemdekragen war schön hoch über den Kopf hinausgezogen, und in einer mächtigen Tellerkappe stach der Kopf, die Ohren darunter wohl geborgen und an der Kappe stach ein Meyen. Diese Tellerkappe hatte fast Hausstreit entzündet, und Hansli Jowäger hatte seinem Anne Bäbi das härteste Wort gesagt, welches während ihrer Ehe ihm zum Munde heraus kam; er hatte ihm gesagt: „He nu so de, wennd's zwänge witt, so zwänge.“ Dieses Wort konnte ihm Anne Bäbi lange nicht vergessen, und es dünkte ihn's, wenn er es ihm noch einmal sagte, so hätte es Muth fortzulaufen. Die Sache war nämlich die:

Sie waren einmal z'Märit gegangen alle drei, und Jakobli hatte eine schöne weiße Kappe an, tief über die Ohren gezogen, und das Zötteli bolzgrad auf. Aber auf dem Märit hatten alle Buben Tellerkappen, und es dünkte Anne Bäbi, wenn Jakobli auch eine hätte, so würde ihm kein anderer Bub nur an die Zechen recken, und wohin es sah, sah es einen Kappenmann, und es dünkte ihn's, einer hätte eine schönere als der andere, und unwillkürlich blieb Anne Bäbi vor einem Kappenstande stehen und Hansli auch, aber daß sein Anne Bäbi an eine Kappe dachte, kam ihm nicht von ferne in den Sinn. Da rief Jakobli aus: „E Müetti, lue doch, lue, e wettigi Kappe!“ Es war eine grüne mit einem goldenen Troddel und einem rothen Bord und das Bord war noch gelb eingefasset. Da dünkte es Anne Bäbi, man schreiße es an allen Haaren, es mußte die Kappe in die Finger nehmen, und noch immer merkte Hansli nichts, von wegen er sah zu, wie ein Metzger Kälber auf einen Wagen lud, und bei jedem dachte er, ob das wohl überhauptsyche verkauft worden sei, oder bei der Gewicht. Da hörte er plötzlich Anne Bäbi fragen: Was sollte so eine kosten? Das düchte ihn von Anne Bäbi b'sunderbar gwunderig und unverschant, so nach etwas zu

fragen, das ihn's nichts anginge, und es düechte ihn, er müßte sich schämen und es wäre nützer, sie gingen. Als er, um dies ins Werk zu setzen, sich von den Kälbern losriß und zu Weib und Kindern drehte, sah er, wie Anne Bäbi die Kappe auf Jakoblis Kopf drückte; das, düechte ihn nun, hätte afe kei Gattig. Daher sagte er: es düeche ihn, sie wollten gehen. Aber Anne Bäbi hörte nicht auf ihn, sondern sagte: sie sei wohl groß und falle dem Bub über die Augen herab, aber d'r Gring wachse alle Tag und wenn man sie hingerache stoße, so bessere es vorfer, und wenn er es billig mache, so könnte es einen Handel geben. „Oder was meinst, Hansli?" sagte Anne Bäbi, da es sah, wie Hansli ein Gesicht machte gegen ihn's. „He, man kann öppe luegen, es ist von heute über neun Wochen wieder Märit." „He man wäre jetzt gleich hier, sagte Anne Bäbi, und der Jakobli hanget grusam daran." „Komm du afe, sagte Hansli, man kann dann noch immer sehen, es düecht mih, so eine Tellerkappe trage nicht viel ab." „He, es giebt alleweil was neues, sagte Anne Bäbi, und d's Bubi daurete mich, wenn es nicht auch haben sollte, was die andern. Willst du sie zahlen, oder soll ich es machen?" Da sprach Hansli das verhängnißvolle Wort: „He nu so de, wenn du's zwänge witt, so zwängs!" und das sagte er noch dazu vor andern Leuten. Es hat Anne Bäbi düecht, man gebe ihm nicht nur einen Klapf, sondern eine ganze Hutte voll Kläpfe. Es hat sich natürlich nicht dafür gehalten, daß es die Kappe nicht gekauft hätte, aber selben Tages düechte ihn's kein Wein gut und kein Fleisch; es hat immer daran denken müssen: wenn du es zwängen willst, so zwängs, und es hets düecht, wenn Hansli so werden wolle, so möchte es lieber nicht lange mehr dabei sein.

Aehnliche Streitigkeiten wegen der Kleidung des Söhnchens wiederholten sich noch hier und da. Doch nicht mehr so arg, daß es Anne Bäbi düechte, es möchte nicht mehr dabei sein. Am meisten Stoff zur Rede gaben die Hosen.

Hansli meinte, sein Bübchen müsse entweder Spitzhosen tragen oder doch Hosen mit Schlitzen bis an die Knie und Knöpfe dran zum Zumachen. Die seien b'sunderbar kommod, sagte er, wenn Einen eine Floh plage oder das Strumpfband losgehe, wie man es doch machen wollte, wenn man nicht Schlitze in den Hosen hätte. „He, es düechs, sagte Anne Bäbi, das sollte öppe sonst auch zu machen sein." „He, sagte Hansli, e Kittel und Hose sind zwei." Da legte sich der Schneider drein und half Anne Bäbi, und sagte, von wegen den Flöhen und den Strumpfbändern solle er nicht im Kummer sein; es hätten freilich alle Leute beider Gattig: aber man mache die Hosen nicht so eng, daß man sie nicht über das Bein hinaufstoßen könnte, so daß man die Flöhe wehren könne, wie man nur wollte. Er sehe wohl, d's Weibervolk und d'Schneider seien immer unter einer Decke und zögen am gleichen Seil, sagte Hansli. Es düech ne, so ne Schneider müsse einen arige Kopf haben, daß er immer so neuen Moden nachfahren möge, einmal er möchte das nicht.

Jakobli war bei diesen Streitigkeiten natürlich auf der Mutter Seite, doch hatte er auch den Vater recht lieb; er war überhaupt gar kein böses Bübchen, wie er eins hätte werden können, bei all der Meisterlosigkeit, welche man ihm nachließ. Er aß freilich kein Kraut und von der Mehlsuppe sagte er: er möge neue nit, daran war er aber nicht schuld, er hörte von Jugend auf immer: Jakobli, wenn nicht magst, so laß es nur sein, es ist nicht gesagt, daß du von dem essen mußt, brauch du, was dich gut dünkt. In diesem Stück waren Hansli Jowäger und seine Frau vollkommen einig, sie sagten beide: Einmal sie würden kein Kind zwingen, dieses oder jenes zu essen, wenn es sterben sollte, so müßten sie sich ja ein Gewissen machen und denken, es sei an der Sache gestorben, denn wenn Gott hätte wollen, daß es dieses oder jenes brauche, so hätte er auch gemacht, daß es ihn's gut dünke, und es stehe nirgends in der Bibel, daß ein Mensch

von allem brauchen ſolle, und wenn ein Kind zum Verſtand komme, ſo werde es dann ſchon von dem brauchen, von dem es glaube, es mache ihm wohl.

Nur in Beziehung auf die Arbeit waren ſie nicht immer von vornen herein gleicher Meinung. Es düechte Hansli, Jakobli ſollte nach und nach zur Arbeit genommen werden, wo er ſo alt geweſen ſei, wie er, ſo hätte er ſchon vieles machen müſſen, er lerne es nie ringer, hätte albez ſein Vater geſagt, ſagte Hansli. Wenn aber Anne Bäbi ſagte, er ſolle doch nicht ein Hung ſein an ſeinem eigenen Kinde; ein ſövli witziges Kind, wie Jakobli ſei, werde ſelbſt am beſten wiſſen, wenn es Zeit ſei, daß es mit dem Arbeiten anfange, und es ſehe ja, Jakobli ſei nie müſſig und wenn er nicht lerne, ſo grüble er im Herd, oder ſchnefle er an einem Stecken, und alles, was er vornehme, ſtehe ihm b'ſonderbar wohl an, ſie hätte noch kein Kind ſo geſehen; ſo ſtimmte Hansli völlig bei und plagte Jakobli mit der Arbeit nicht mehr.

So wuchs Jakobli auf. Er war vierzehn Jahre alt geworden und konnte den Flegel noch nicht ſtellen, hatte noch nie eine Bähreten Gras gemäht, zu dem konnte er nicht zydern und vor dem Stöcklen hatte er einen eigentlichen Grauſen, denn die Mutter hatte ihm geſagt, hinter dem Stock ſtehe der Teufel und gränne Einen an. Da begannen die anderen Buben ihn auszulachen, hielten ihm vor, er müſſe daheim Kuder ſpinnen, und dem Müetti ſtrählen und Zürfüße plätzen und Jakobli mußte darüber gar bitterlich weinen, denn er hatte ihnen nichts zu leid gethan und Anne Bäbi ſagte: „Schweig nur, ſchweig, das ſind böſe Buben, du mußt dich ihrer nicht achten.“ Aber Jakobli achtete ſich ihrer doch, lernte dreſchen und mähen und Hansli ſagte: er hätte doch gedacht, es ſei am beſten, man laſſe die Kinder machen, wenn dann der Verſtand komme, ſo ginge es von ſelbſt.

Zweites Kapitel.

Wie Jakobli unterwieſen wird und die Mutter mit ihm ſpazieren geht.

Jakobli wuchs in die Unterweiſung hinein, die Eltern wußten nicht wie. Als einmal Hansli die Bibel aufſchlug, wo die Geburts- und Sterbefälle der Familie verzeichnet waren, und dort Jakobli's Taufzeit fand, ſo wollte Anne Bäbi zuerſt behaupten, Hansli ſei beim Aufzeichnen verſchoſſen. Als aber die Taufzettel der Gevatterleute die gleiche Jahreszahl auswieſen, ſo wollte Anne Bäbi noch lange nicht glauben, daß deswegen Jakobli fünfzehn Jahre alt ſei, ſondern behauptete lange, es möge rechnen wie es wolle, ſo mache es nur vierzehn. Als es ſich endlich ergeben mußte, da weinte es gar bitterlich, daß es Hansli faſt nicht tröſten konnte. Ach wenn ein Kind einmal unterwieſen ſei, ſo ſei man nicht mehr Meiſter, ſo ein Müetti werde nur verachtet, und gäb wie gut Einer ſei, ſo werde er verführt, und der Teufel gehe umher wie ein brüllender Löwe und ſuche wen er verſchlinge, und Herr Jeſes, Herr Jeſes, wer weiß, was er aus unſerem Jakobli macht, ſo klagte Anne Bäbi. Indeſſen wie über jedes Grab das Gras wächst, wächst über jedes Leid ein Troſt, und als Jakobli einmal in der Unterweiſung war, hatte Anne Bäbi große Freude daran und mochte faſt nicht warten, bis die Erlaubniß nahte und es wußte, was Jakobli für einen Spruch erhielt. Sobald er aus der Unterweiſung heim kam, ſo wurde er gefragt: „Was habt ihr heute gehabt, was hat der Herr geſagt, haſt du auch antworten müſſen?“ Sie waren mit dem Herrn nie recht zufrieden. Hatte er antworten müſſen, ſo ſagten ſie: es düeche ſie, er ſei immer nur hinter ihrem Jakobli; hatte er nicht antworten müſſen, ſo ſagten ſie: ſie wüßten doch nicht, was ſie dem Herrn zu leid gethan

hätten, aber es düeche sie, er möge sich mit ihrem Buben nicht recht g'mühen, es düechte sie, es wäre ihm das Rechte, wenn er ihn schauben könnte. Hatte er antworten können, so freute es sie sehr und sie sagten, das sei so eine Frage gewesen, mancher Erwachsene hätte nicht darauf antworten können, und wenn der Herr solches frage, so düeche es sie nichts anders, wenn die Meisten nicht antworten könnten. Hatte aber Jakobli nicht antworten können, so sagten sie, er solle ihm das andere Mal, wenn er solche Dinge frage, nur herzhaft sogen, das wüßte er nicht, das gehöre nicht zur Lehre. Keinem vernünftigen Menschen wäre zu ihrer Zeit solches in Sinn gekommen und in einer Unterweisung dann erst nicht.

Indessen sagte das Jakobli nie, und wer am meisten erschrocken wäre, wenn er es gesagt hätte, wären Hansli und sein Anne Bäbi gewesen. Jakobli war nicht von den Aufbegehrischen, nicht von den Naturen, welche die Revolutionen machen, er war froh, wenn ihn der Herr ruhig ließ, und wenn der Herr ihn geplaget hätte, so hätte er geweint, aber unverschämt wäre er nie geworden; die Familienanlage fehlte ihm. Aber der Pfarrer plagete ihn nicht, das freundliche roth und weiße Gesicht gefiel ihm so übel nicht, höchstens sagte er ihm: „Jakobli, fürchte dich nicht, aber gieb Achtung und sage, was du weißt, mit Hocke und Ufstah ist d'Sach nit g'macht."

Und Jakobli gab Achtung und es setzte sich manches in ihm an, und gute Gedanken lagerten sich ab in seiner Seele, und wenn die Angst um das Antworten nicht gewesen wäre, es hätte sich noch mehr da abgelagert. Es wurde ihm manchmal, wenn der Pfarrer sich aus den Fragen und Antworten heraustedete und in die Herrlichkeit Gottes und die höhere Bestimmung der Menschen hinein, ganz heiß um das Herz und das Wasser kam ihm in die Augen und er wußte nicht, wo er war, und es dünkte ihn, als höre er mit Engelszungen reden in einer Sprache, wie man sie im Himmel rede; daß er sie schon zu verstehen vermöge, das verwunderte ihn sehr,

ſo daß es ihm manchmal war, als ſei er geſtorben und ab der Welt. Je mehr Oſtern nahte, wo er die Erlaubniß erhalten ſollte, deſto mehr machte ihm dieſelbe Gedanken, denn da ſollte er Gott ſelbſt etwas verſprechen, wie der Pfarrer ſagte, und ob er es dann auch halten könnte, das machte ihm bange. Anne Bäbi ſah bald, daß Jakobli ernſthafter ward und ſagte ihm faſt allemal, wenn er aus der Unterweiſung kam: „Jakobli, du mußt das nicht zu ſchwer nehmen, das macht nit halb ſövli und es iſt grad für. Der Pfarrer iſt e Göhl, daß er euch ſo in die Aengſten jagt, er ſollte doch wiſſen, daß das nichts abträgt, und daß deswegen niemand ein anderer Menſch wird. Wenn ich zu ihm käme, ich ſagte es ihm.“ Dann ſagte Jakobli, daß ſie das ihm nicht d's Herrgotts wäre, der Pfarrer ſei ihm lieb und er mache es gerade recht, und es ſei ihm nie wöhler, als wenn er ſo alles vergeſſe, nicht wiſſe, ſei er in der Kirche oder im Schulhauſe, im Grabe oder im Himmel, und Leib und Seele nur ein Ohr zu ſein ſcheinen, in welches des Pfarrers Reden fielen. Er ſei ihm gar d'ſunderbar lieb, und er wiſſe einmal nicht, wie es gehe, wenn er nicht mehr in die Unterweiſung könne. D's Augenwaſſer komme ihm allemal, wenn er daran ſinne.

Solche Reden erbauten die Eltern ſehr, machten aber Hansli beſonders Angſt. Jakobli ſei viel zu gut für dieſe Welt und er hätte immer gehört, ſolche Kinder ſterben frühe, aber man ſehe jetzt, daß er nicht umſonſt ſo frühe ſchon die Hände zum Gebete gefaltet hätte, ſagte der bekümmerte Vater. Als Jakobli nach der Voradmiſſion heim kam, ſo bat er Vater und Mutter um Verzeihung, wenn er ſie etwa beleidiget hätte, dankte für alles Gute, das ſie ihm erwieſen, und verſprach ihnen, daß er ihr Lebenlang ihr gehorſamer, getreuer Sohn ſein wolle.

Da ward die Rührung groß bei Hansli und Anne Bäbi und ſie ſagten, das ſei öppe noch nie erhört worden, daß ſo

etwas einem Kinde in den Sinn gekommen wäre. Und Sami und Mädi mußten auch in die Stube kommen und Jakobli mußte wiederholen, was er gesagt hatte, und da sagten beide auch, sie hätten das nie erlebt und nie davon gehört, daß ein Unterweisiger solches zu seinen Eltern geredet hätte. Jakobli sagte endlich, es wäre ihm auch nicht in Sinn gekommen, allein der Pfarrer hätte sie dazu ermahnt. Das glaubten aber weder Hansli noch Sami, weder Mädi noch Anne Bäbi. Anne Bäbi sagte, wenn es der Pfarrer gesagt hätte, so würden es die andern Kinder auch machen und nun hätte es von keinem gehört, welches so daheim geredet hätte. Selliges käme auch einem Pfarrer nicht in Sinn, die hätten ganz andere Sachen z'sinne. Und bei diesem Glauben blieben Alle, gäb wie Jakobli widerredete. Das sei eben schön an ihm, daß er nicht einmal den Namen haben wolle, sagten die Anderen.

Am Tage der öffentlichen Admission gingen Alle im Hause in die Kirche; ein jedes wollte sehen, ob Jakobli nicht der brävst und töllst unter Allen wäre, und Mädi wollte auch gleich Musterung halten, welches Meitli sich wohl für ihn am besten schicken würde. Aber zur Steuer der Wahrheit muß man es sagen, daß in der Kirche die meisten weltlichen Gedanken untergingen, und daß Alle recht andächtigen Theil an der feierlichen Handlung nahmen, und daß selbst Anne Bäbi von Herzen betete, es möchten doch alle Kinder treu und fromm bleiben und nicht bloß ihr Jakobli.

Am folgenden Tage war Allen seltsam zu Muth. Es war keine Schule, keine Unterweisung mehr; Jakobli war daheim, war unterwiesen, konnte mit ihnen das Nachtmahl nehmen, es war ihnen fast als sei eine Thüre aufgegangen und durch diese Thüre mußten sie jetzt hinaus in eine neue Welt; oder als müßten sie jemand erwarten, müßten Vorbereitungen machen, müßte etwas Ausserordentliches sich ereignen, der Bräutigam komme in selbst eigener Person, zu

sehen ob sie Oel hätten in ihren Lampen. Wenn die Eltern ihren Jakobli ansahen, so schoß ihnen das Wasser in die Augen und Jakobli strich um Vater und Mutter herum, wie treue Hündchen thun; es war ihm, als seien sie ihm noch nie so lieb gewesen und wenn er sie unvermerket anrühren konnte, so hüpfte ihm das Herz vor Freude. Diese feierliche Stimmung schwand nach und nach, aber seltsam blieb ihnen der Gedanke, daß sie einen erwachsenen Sohn haben sollten, und bei Anne Bäbi knüpften sich an den einen Gedanken unwillkürlich andere Gedanken, und weil Anne Bäbi diese Gedanken hatte, so meinte es, Jakobli hätte sie auch und daher ward es mißtrauisch gegen ihn und bewachte ihn Schritt für Schritt, und weil es ihm nichts sagen wollte, und so eine gleichgültige Miene machte, so meinte Anne Bäbi, er wolle ihm alles verheimlichen, er hätte ihns nicht mehr lieb und das kostete ihns manche bittere Thräne.

Die Sonntage wurden Anne Bäbi schwere Tage, die Tanzsonntage und die anderen. Jakobli war gewohnt, des Sonntags den Gottesdienst zu besuchen Vormittag und Nachmittag, und auch unterwiesen setzte er die Gewohnheit fort. Nun kam er aber nicht immer gleich nach dessen Ende heim, sondern stund hier und dort mit den jungen Burschen zusammen, stund bei den Keglern oder lief Kugelwerfern nach, ja er hatte sogar hier und da einen Schoppen, und kam erst zum Nachtessen heim. Das ließ nun Anne Bäbi fast nicht leben, es wußte nicht warum, und der Angst, welche ihn's alle Sonntage Nachmittags ergriff, wenn Jakobli fort war, konnte es keinen Namen geben. Es suchte daher ihn vom Nachmittagsgottesdienst abzuhalten, that ihm, wie aus Vergeß, den Hut oder die Sonntag-Kappe in den Schaft, sobald er aus der Predigt kam, und Jakobli durfte sie entweder nicht fordern, oder wenn er sie suchte und darnach fragte, so sagte Anne Bäbi: „E! ich habe sie im Vergeß weg gethan, aber bleib du heute daheim, ich glaube es gehe ander Wet-

ter.“ Andere Male redete es mit ihm eine Parthie nach dem Bohnenplätz oder der Flachsern ab, welche Jakobli nicht wohl ausſchlagen konnte. Ging er aber einmal alleine fort, ſo hatte Anne Bäbi keine Ruhe daheim, es lief ihm nach ins Dorf, hatte hier etwas zu verrichten oder dort, ſpionirte dabei um Kirchhof und Wirthshaus herum, wo ſein Jakobli ſei und bei wem, und wenn er zur Seltenheit einmal im Wirthshauſe ſelbſt war, ſo lief Anne Bäbi darum herum, wie eine Gluggere um eine Kräze, in welche eins ihrer Hühnchen verlaufen. Kaum war dann Jakobli daheim und endlich im Bett, ſo kam Anne Bäbi, nahm die Sonntagshoſen, löste die Hoſenträger ab, und ſagte, es wolle ſie putzen und wegthun, morgen hätte es nicht Zeit dazu, und ſie eine ganze Woche da herum liegen zu laſſen, ſei ihm nicht anſtändig. Hatte Anne Bäbi dieſelben einmal in Händen, ſo war es ihm, als falle ihm ein Stein ab dem Herzen, als ſei es einem rechten Unglück entronnen. Nun lag Jakobli im Bett und lief ihm ſelbe Nacht nicht mehr fort, ſeine Sonntagshoſen waren hinter Schloß und Riegel, die Werktagshoſen gab es ihm erſt am Morgen zum Bette, und ohne Hoſen lief er nicht herum, das wußte es wohl. Dann leerte es die Hoſenſäcke und zählte leiſe das Geld nach, wie viel wohl fehle. Jakobli hatte viel Geld, aber Anne Bäbi hatte es gut in der Rechnung, und jeden mangelnden Kreuzer merkte es. Es war Jakobli auch nicht verboten, Geld zu brauchen, aber wenn an ſeinem Gelde ein Kreuzer fehlte, ſo hatte Anne Bäbi's Seele keine Ruhe, bis es wußte, wo derſelbe hingekommen und Jakobli mußte genau b'richten. Wenn es nun zu machen war, ſo ſuchte es dem Jakobli alle Münze abzulocken, bis er nur grobe Silberſtücke im Sack hatte; es wußte, ſo ein Silberſtück reute ihn, er ging manchmal lieber nicht ins Wirthshaus, als daß er wechſeln ließ und wenn er es that, ſo ſagte am Abend Anne Bäbi: „E Jakobli, warum giebſt du doch das ſchöne Silber weg, e Ja-

kobli, das kömmt nicht gut. Warum ſagſt du's nicht, daß du Geld brauchen wolleſt, ich hätte dir auch wechſeln können. E Jakobli, das thue mir nicht mehr." Und Jakobli nahm es zu Herzen, er that der Mutter nicht gerne etwas zu leid.

Schweigend ſah Hansli dieſem Spiel zu, obgleich es ihm nicht ganz recht war. Er wußte von Jugend auf nichts anders, als daß ein junger Burſch mit den jungen Burſchen laufe, daß er mit mache, ſo weit der Grundſatz, daß jeder zu ſich ſelbſt ſehen müſſe, es erlaube. Ohne den geringſten Kummer hätte er Jakobli ganze Nächte ausbleiben ſehen, denn warum ſollte ihm etwas Kummer machen, was Großvater, Vater und er gethan, was der Brauch war. Er hätte auch gar nicht ungern gehört, Jakobli ſei bei einer Schlägerei geweſen und hätte ſich brav geſtellt, und wenn eine ſolche Schlägerei zwanzig, vierzig und mehr Kronen gekoſtet, er hätte nicht Mux gemacht, ſondern während er das Geld aufgezählt, vielleicht geſagt: „Es iſt viel Geld, aber wenn man es hat, ſo macht es deſto minder und wer weiß, ob da, wo dies geweſen iſt, nicht noch mehr iſt."

Dieſes war Hansli's Anſicht. Aber er war nicht der Mann, der viel von ſeinen Anſichten redete, und auch nicht der, welche ſeine Anſicht Andern aufdrang, er war nicht der Meinung, daß er anderer Menſchen Naturen meiſtern und modeln müſſe. Es mußte ſtark kommen, ehe er ſich gegen Frau oder Knecht die leiſeſte Bemerkung über ihr Betragen erlaubte, und wenn es in drei Jahren zwei Mal geſchah, ſo meinte Anne Bäbi, wie übel es gegangen, und der Knecht ſagte zur Magd, wenn er nichts mehr recht machen könne, ſo ſei es denn nicht, daß er ſein Lebtag da bleiben müſſe.

So hatte Hansli Jowäger ein einziges Mal zu ſeinem Anne Bäbi geſagt, als Anne Bäbi den Jakobli von dem Nachmittagsgottesdienſt abhalten, und für einen Spaziergang in den Kabisplätz gewinnen wollte: es düech ne, ſie ſeien erſt den letzten Sonntag im Kabisplätz geweſen.

Aber Hansli ſagte ſo etwas lange nicht wieder, denn Anne Bäbi ſagte, ſo erleide ihm das Leben, wenn es es ſo gut meine, und er reiſe ihm den Buben ſo auf. In der heutigen Welt könne man nicht Sorge und Kummer genug haben, und wenn der Vater ſelbſt noch helfe die Kinder verführen, wo das dann hin ſolle? Hansli ſchwieg, obgleich es ihn düechte, Anne Bäbi thue nur zu nöthlich und der alte Gott lebe auch noch. So floß ihnen ein Sommer und ein Winter dahin und Anne Bäbi lebte übel dabei, beſonders im Winter, wo nirgends ein Bohnenplätz war, nach welchem es das Söhnchen führen konnte.

Es konnte Gott nicht genug danken, als endlich der Winter dahin ging, der Frühling ſich regte, das Pflanzen anfing und man hingehen konnte zu ſehen, ob der Flachs errinnen wolle, und ob die Erdflöhe ihm was thäten, und ob die Bäume blühen wollten und kein Ungeziefer daran ſei?

So hatte den Sonntag nach Oſtern Anne Bäbi ihren Sohn auch daheim zu behalten gewußt; diesmal hatte er es grauſam ungern gethan. Man las hinter dem Wirthshauſe Eier auf, und wenn er ſchon in keine Parthie getreten war, ſo hätte er doch für ſein Leben gerne zugeſehen. Auch ſchämte er ſich dieſer Privatvergnügen mit ſeiner Mutter im Bohnen- und Kabisplätz immer mehr.

Seine Kameraden hatten ihn ſchon manchmal damit aufgezogen, ihn ausgelacht, ihn gefragt, ob er ſein Lebtag an der Mutter Scheube hangen wolle, oder ob er vielleicht noch nicht entwöhnt ſei oder noch am Lulli ſauge? Jakobli war das zu Herzen gegangen; er ließ ſich nicht gerne auslachen. Aber ſeiner Mutter ſagte er ſolche Reden nicht wieder, ließ ſie dieſelben auch nicht entgelten, liebte ſie nicht weniger, aber lieber wäre er nicht mehr ſo oft mit ihr ſpazieren gegangen den Bäumen oder dem Flachs nach.

Als daher an jenem Sonntage die Mutter ſeine Kappe, wie im Vergeß, ergriff, ſie abbürſtete und weg thun wollte,

ſagte er recht freundlich: „Habe nicht Mühe, Mutter, ich brauche ſie dieſen Nachmittag noch.“ „Wo wotſch?“ fragte Anne Bäbi ärgerlich. „He Mutter, ſagte Jakobli, es ſind friſche Unterweiſungskinder heute in der Kinderlehre, und da nimmt es mich wunder, wie viel ſeien und was ſie können?“ „He das kannſt du an einem andern Sonntag noch immer erfahren.“ „Ja, Mutter, und dann möchte ich ſehen, wie man Eier aufliest; ich habe ſchon manchmal davon gehört und es noch nie geſehen.“ „Selligs Lumpewerch ſieht man immer noch früh genug, ſagte Anne Bäbi. Heute iſt der erſte Sonntag, wo man ſo recht hinaus mag und ſo dünkt mich, es wäre anſtändiger, du kämeſt mit mir und ſäheſt wie unſere Sachen ſind; du mußt dich der Sachen auch etwas annehmen und nicht immer ſo ſein, als gehe dich alles nichts an.“ Da ſchoß Jakobli das Waſſer in die Augen, aber er ſagte nichts mehr. Das kam nun Hansli übers Herz und er nahm es in beide Hände und ſagte, es düeche ihn, am andern Sonntag leſe man keine Eier auf, aber auf dem Lande könne man viel mehr ſehen als an dieſem; es werde jetzt kaum noch etwas hervor ſein. Da ſagte Anne Bäbi, es wolle nichts geſagt haben, wenn das ſo gemeint ſei; es könne ſchweigen, ja freilich, und ihm die Sache auch laſſen gleich ſein. Aber es düechs, man ſollte aſe wiſſen, wie es in der Welt gehe, und ihm nicht immer darein reden, wenn es es gut meine.

Da ſchwiegen allerdings Alle, und während die Mutter abwuſch, ſaß Jakobli ganz traurig vor dem Hauſe, ſah wie das junge Volk dem Dorfe zuſtrömte und konnte manchen Ruf, mit zu kommen, faſt nicht beantworten, ſo würgte es ihn im Halſe, er wußte nicht, war es Halsweh oder ſonſt was. Hansli ſtund vor dem Stall, wollte tubaken, aber das Feuer ging ihm immer wieder aus, allemal wenn er nach Jakobli ſah. Der Burſche dauerte ihn, es ſchien ihm nicht recht, daß man ihm ſo vor allem ſei und ihm keine Freude laſſe, ihn

eingenterle, wie einen gefangenen Vogel. Er hätte gerne etwas zu ſeinen Gunſten gethan, er werweiſete, ob er den Vorſchlag machen wolle, daß ſie ſammt und ſonders hingehen und dem Eierleſen zuſehen wollten, oder ob er noch einmal es wagen wolle, ihm z'beſt z'reden? Heute ſei es nun einmal ſo, dachte er endlich, aber ſo könne es nicht gehen, ein andermal müſſe er doch noch ein Wort reden, ſo habe ja der Bube keine Freude, und doch war es ihm wieder nicht recht, daß er ihn ſo im Stich ließ; er trätſchete ihm näher und näher und fing ihm an zu reden von ſeinen Schafen und Tauben, und es düechte ihn, es wäre Zeit fort mit ſeinen zwei Widderlämmern, er löſe jetzt am meiſten. Am andern Dienſtag ſei Markt in Solothurn, er ſollte hinab wegen einer Kuh und wenn Jakobli Luſt hätte, ſo könnte er mit ſeinen zwei Lämmern ihn begleiten, er wollte ſie ihm treiben helfen.

Anne Bäbi hörte das beim Abwaſchen, und es düechte ihn's, einem ſolchen Alten, der ſeinen Sohn ſelbſt aufweiſe und zur Liederlichkeit verführe, ſollte man die Ruthe geben. Aber wenn es ſein müſſe, ſo wolle es es ihnen ſchon reiſen. Der Weg werde wohl breit genug ſein für alle drei, und im Keller oder im Gaden werde wohl auch etwas ſein, das verkauft ſein müſſe. Anne Bäbi preſſirte mit dem Abwaſchen nicht, die Hauptſache war ihm die, den Nachmittag zu verbrauchen. Längſt hatte es verläutet, als es hinauskam, noch die Kappe bindend. „Du wirſt wohl nicht mitkommen, ſagte es, die Thüre hinter ſich zuziehend, zu Hansli, und ich werde nicht beſchließen ſollen?“ „Es wird wohl jemand hüten müſſen,“ ſagte Hansli. „He nu ſo de, ſagte Anne Bäbi, und häb nit längi Zyti, wir kommen bald wieder.“

Anne Bäbi ging voraus, Jakobli hinter drein mit den Händen in den Hoſenſäcken. Anne Bäbi hatte viel zu ſehen, Jakobli viel zu ſinnen. Es nahm Anne Bäbi faſt mehr wunder, was für Sachen andere Leute hätten, als wie ihre eigenen ſtünden, und was es ſah und was es fand, das bemerkte

es laut zu Jakobli's Handen, und Jakobli hörte es ſchweigend und Anne Bäbi begehrte es nicht anders, es machte ſich ſelbſt die kürziſte Zyti.

An die Bemerkungen über Aecker und Bäume knüpfte es Bemerkungen über ihre Eigenthümer, über Mann und Weib, Kinder und Kindeskinder und hatte ſo faſt für ſich ſelbſt das halbe Dorf verhandelt, als ſie endlich zum eigenen Flachſe kamen. An demſelben hatte Anne Bäbi große Freude und meinte: „es nehme es nur wunder, was die Schnitzigebüri, wo immer witziger ſein wolle als alle andern Leute, ſagen werde, wenn ſie dieſen Flachs ſehe und dann ihren dagegen halte. Es nehme ſie nur wunder, was ſie z'Wort haben werde, daß ſie den ſchlechteſten hätte weit und breit, wer daran ſchuld ſein müſſe, ob der Mann, oder der Acker oder der lieb Gott."

Als Anne Bäbi ſich ſattſam am Flachs erlabet hatte, manchmal z'ringsum gegangen war, daß man hätte meinen ſollen, es zähle die Stüdeli, ſagte es: „es düeche ihn's, es möchte noch zu den Bäumen auf dem Längacker, es hätte ihm noch niemand ſagen können, ob die blühen wollten oder nicht."

Da ſagte Jakobli: „es düech ihn, er möchte heim, es wolle ihn anfangen, ſo wunderlich zu frieren."

„Warum nicht gar frieren, ſagte Anne Bäbi, die Sonne ſcheint ja ſo ſchön warm, das ſy m'r afe Flauſe." Anne Bäbi hatte ſchwer von einer Gedankenreihe zur andern zu kommen, und wenn es etwas im Kopfe hatte, ſo war es, als hätte es keine Augen mehr darin. Es hatte nun im Kopf, Jakobli möchte heim, um noch zum Eieraufleſen zu können, und weil von der Flachſere der Weg beim Wirthshaus vorbei ging, ſo fürchtete es, er möchte ihm beim Wirthshauſe dahinten bleiben, und ganz d's wüſteſte dürfte es nicht machen ſo vor allen Leuten.

So wanderte es ohne weitere Komplimente dem Läng-

acker zu, und Jakobli ſtillſchweigend der Mutter nach. Unterwegs dachte die Mutter, ſo einen wie ſie hätte doch niemand; unter hunderten käme kein einziger ſo ſtyf der Mutter nach und gäbte ihr's Gleit, während die jungen Burſchen wüſt thun. Aber es käme bei allen Sachen darauf an, wie man es vornehme. Billig ſei es doch, daß er auch was hätte, und wenn ſie heim kämen, ſo müßte er ein Kaffee haben und einen Eiertätſch, wie es längs Stück keinen gemacht hätte. Als es dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ſetzte es ſeine Verhandlungen fort und auf dem Heimwege, auf welchem das Wirthshaus weit bei Seite liegen blieb, wurde der andere halbe Theil der Dorfſchaft über das Knie genommen.

Drittes Kapitel.

Wie Jakobli eine Krankheit kriegt und eine Jungfere ein Doktor wird.

Als ſie heim kamen, ſtund Hansli noch an demſelben Flecke, wo er geſtanden, als ſie ihn verließen; es war zweifelhaft, ob er ihn je verlaſſen oder zufällig wieder auf denſelben zu ſtehen gekommen.

„Guten Abend, Aetti, ſagte Anne Bäbi ganz vergnügt; gäll wir ſind früh wieder da.“ Und ſomit ſtellte ſich Anne Bäbi, und wollte anfangen Bericht zu geben über ihren Flachs und ihre Bäume und über anderer Leute Flachs und Bäume. Da ſagte Hansli: „E aber Jakobli, was fehlt dir, du biſt ganz wyß und es ſchüttlet dich wie ein Espenlaub?“ „Es friert mich, Aetti, ſagte Jakobli, und iſt mir gruſam übel; wenn ich nur ſchon im Bette wär.“ Da ſah auch Anne Bäbi ihn an und erſchrak gruſam und ſagte: „Aber Herr Jeſes, Bub, wie ſiehſt du aus! warum ſagſt du es nicht, und läſſeſt

mich in den Längacker gehen?" „Mutter, ich habe es dir ja gesagt, es ist mir schon ein paar Tage so wunderlich gewesen." „Nein, freilich hast du mir nichts gesagt; nur so etwas gemürmt hast du, und ich habe nicht gemeint, daß es dir Ernst sei. Warum sagtest, du nicht, daß es dir Ernst sei? Gehe ins Bett auf der Stelle, ich will feuern und dir Warms machen." „Aber Mutter, sagte Hansli, wenn dir der Bub sagt, es fehl ihm, warum kömmst du nicht mit ihm heim; das düecht mich doch strengs von dir." „Ich werde jetzt noch sollen schuld daran sein, sagte Anne Bäbi? Warum kömmst du nicht mit? du hättest gemerkt, daß es ihm fehlt. Ja wolle, so komm mir nicht! aber ich weiß wohl, daß ich immer an allem schuld sein soll; das ist mir nichts mehr anders. Aber wer ist da bei ihm gestanden im Schopf und hat gemacht, daß er da am Luft bleibt hocken? wer ist das gewesen, wer?" Hansli versäumte mit Reden sein Anne Bäbi nicht länger, sondern ging, gab den Kühen eine neue Bahreten und sah dann nach dem Jakobli; der lag schon im Bette und schlotterte, daß es ihm die Zähne zusammenschlug und die Bettstatt sich bewegte. Wie ein weiß gewaschenes Tuch lag er da und konnte dem Vater nicht einmal sagen, wie es ihm gehe, so sagte es ihm den Mund auf und zu.

Es ging nicht lange, so erschien Anne Bäbi mit einem Kacheli Kaffee und nicht lange darauf Mädi mit einem Eiertätsch. Nachdem Anne Bäbi ins Blättli geschüttet, geblasen, versucht hatte, trat es zum Bett und Jakobli sollte nehmen, das werde ihn schon wärmen, sagte es. Aber Jakobli konnte sich nicht fest aufrecht erhalten; mit seinen fliegenden Händen konnte er das Blättlein nicht zum Munde bringen. Hansli sollte helfen, konnte das Schlottern und Schütteln auch nicht verwehren, noch weniger Mädi, und Anne Bäbi zankte bitterlich Alle aus, es dünkte ihn's, sie machten expreß alles verkehrt, und die ganze Welt sei wider ihn's und thue ihm alles zu leid. So häßig hatte man es noch nie gesehen; es gab

ſogar der Katze einen Stupf mit dem Fuße, da ſie zu ſehen kam, warum die ganze Haushaltung im Stübli ſich verſammle und wo der Eiertätſch bleibe. Endlich ging die erſte Stör vorbei und es kamen Hitze und Glut, und Jakobli's Geſicht ward wie ein heißer Ziegelſtein, und er ſagte: er liege wie im Feuer. Da ward Anne Bäbi noch häſſiger; es ſchnauzte Mädi an, wo es den Meliſſenthee habe, den es ihm längſt befohlen hätte, von welchem Befehl aber kein Menſch ein Wort gehört. Es ſchnauzte Hansli an, warum er da herumſtopfe und Einem allenthalben im Wege ſei: es dücche ihn's, es wäre Zeit, daß er ſehen würde, wie es im Stalle ginge, es wäre genug, wenn es da wäre. Als endlich Alle draußen waren, da ließ es Tropf um Tropf aus den Augen rinnen, und je mehr ſie rannen, deſto mehr deckte es den Jakobli zu. Die Nacht durch duldete es niemand bei Jakobli, jagte mit Schnauzen und Häßelen Alle ins Bett, es ſollte niemand ſehen, wie ihm war.

Es war eine üble Nacht. Schauer wechſelten mit des Feuers Glut; ein heftiges Kreuzweh ſtellte ſich ein; Kopfweh ſchien Jakobli des Kopfes Deckel oben abſprengen zu wollen, und dann ward ihm wieder, als ob ſein Geſicht in einem Ameiſenhaufen ſtecken thäte und der übrige Leib in Neſſeln. Und Anne Bäbi hatte Seelenangſt, es betete und weinte, wenn Jakobli es nicht ſah, und gegen Morgen duldete es es nicht mehr länger alleine, es weckte Mädi und fragte ihn's, was es meine und ob Jakobli's Haut nicht ſo wunderlich g'flecket wäre? Aber Mädi fand, es hätte viel beſſert, es ſchlottere ihn ja gar nicht mehr, und an der Haut ſehe es nichts apartes. Als Hansli oben reden hörte, dachte er, es werde wieder erlaubt ſein, und kam auch und war Mädi's Meinung; und wenn Jakobli auch klagte, es ſei ihm grufam übel, ſo meinten ſie, es werde ihm jetzt ſchon wieder beſſern, wenn er nur brav trinke; das Fieber, düchte ſie, werde nicht mehr alles zwängen.

Aber die Glut ließ nicht nach, die Ameiſen ſtachen immer ſchmerzlicher, die Neſſeln brannten immer glühender; es ſaß doch etwas Seltſames auf oder unter der Haut. Dieſe wurde g'rübelet," es traten kleine Erhöhungen deutlicher auf, dieſelben geſtalteten ſich zu Bläschen, und die Bläschen wurden riegeldick und wuchſen immer deutlicher und größer, und Anne Bäbi ſagte immer Herr Jeſes, Herr Jeſes, und Hansli ſagte, er wiſſe nicht, was das geben ſolle, und wenn man Mädi fragte, ſo ſagte es, es wiſſe nicht, was es ſagen ſolle, bald düeche es ihn's, es ſygs, und bald, es ſygs wieder nicht, und da wolle es lieber nichts ſagen. Und während ſo niemand was ſagen wollte, einen lieben langen Tag lang und eine lange Nacht hindurch, kam eine Nachbäurin und ſagte, ſie müſſe einmal kommen und ſehen was es gebe. Sie habe von ihrer Hausfrau gehört, Jakobli ſei ſo übel, er werde kaum davon kommen. Sobald ſie ihn ſah, ſchrie ſie: „Herr Jeſes, Herr Jeſes, das ſind ja die rechten Blattern oder d'Kindsblattern, wie man ihnen albeg geſagt hat. Habt ihr ihm die Kuhblattern, oder wie man ihnen ſagt, nicht geben laſſen, wo er noch jung geweſen iſt?"

„He, was du nicht ſagſt, Mareili, antwortete Anne Bäbi, das kann nicht ſein, das kann wäger nicht ſein. Mein Jakobeli kann die Blattern nicht haben, er hat ſie wäger nicht, ich wüßte gar nicht, wo er ſie aufgeleſen haben ſollte; es hat ſie ja niemere zentum, und ſo von ſelbſt wüßte ich nicht, wie ſie kommen könnten." „He, es muß ſie wäger immer jemand zuerſt haben, aber es iſt möglich, daß ich mich irre; und wenn er geimpft iſt, ſo wird es wohl ſein," ſagte Marei, die Nachbäurin. „Ja, eben nicht, ſagte Hansli, d'Blattern haben wir ihm vom Doktor nicht geben laſſen, es iſt nicht der Bruch geweſen in unſerem Haus, der Aetti hat es nicht gethan und der Großätti nicht und niemere, ſo wyt me ſich hingere b'ſinne cha. Und da hei mer g'meint, d's Anne Bäbi un ich, es werd öppe nit nöthig ſy, und wenn

niemere vo üs dra g'ſtorbe ſyg, ſo wüßten wir gar nicht, warum es unſerem Kind etwas thun ſollte, und es wäre doch auch ſchrecklich, wenn wir das arme Kind ſo unnöthig plagen würden, und ſo muthwillig wären und es krank machten für nüt und wieder nüt, und de het es ſich nie welle ſchicke, und ſo iſt die Sache unterwege bliebe." „Jo, ſo iſt es gegangen, ſagte Anne Bäbi, aber ich habe doch kein einziges Wort dagegen geſagt, und ich bin gar nicht darwider geweſen, und ich hätte nicht gewüßt warum? Hat doch meiner Schweſter Schwähers Bruders Sohn allen ſeinen Kindern die Blattern geben laſſen, und ſo hätte ich nicht gewußt, warum ich apartli dawider ſein ſollte." „Aber zwängt heſchs o nit," ſagte Hansli. „Ich weiß wohl, ſagte Anne Bäbi, ich ſoll immer an allem ſchuld ſein. Ja, wenn ich ihn in den Wirthshäuſern hätte laſſen herumtrohlen, ja, oder wenn ich ihn gar auf den Märten herumgeſchickt hätte, wo allerlei Zeug daher kömmt, man weiß nicht, was für welches und woher, ja da wäre es etwas anders, da müßte ich mir ein Gewiſſen machen. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß, wenn ihn jemand daheim behalten hat, ſo war ich es. Ja, wenn Andere Meiſter geweſen wären, ja dann glaube ich wohl, dann wäre es anders gegangen. Aber Herr Jeſes, die rechten Blattere werden es nicht ſein, ich wüßte nicht, womit wir das verdient hätten. Ja, wir ſind auch arme Sünder, aber öppe öppis ſchlechts, gäb wie liecht, haben wir doch nicht gemacht, oder es ſoll öpper füre ſtah, und ſagen was? Aber Herr Jeſes, my Jakobli, my Jakobli, wie geht's, und wennd' numme d'rvo chunſt, ſygs de was es well. Aber die rechte Blattere werden es nicht ſein. Nein es ſind ſie nicht, ich wüßte nicht, warum uns Gott die ſchicken ſollte, uns vor allen andern Leuten. Nein nadiſch, ſövli ſchlecht ſind wir doch nicht, und die rechten Blattern ſind es nicht, u ſövli ungrecht wird doch nadiſch üſe Herrgott nit worde ſy." „He, ſagte Mädi, es wär ſih deſſe nüt z'verwungere, we's o üſem Herrgott böſeti, we doch d'Welt all Tag ſchlimmer wird."

Aber es waren doch die rechten Blattern, und zwar brachen sie hervor mit gar fürchterlicher Macht. Glücklicherweise schlugen sie nicht innerlich, da wäre Jakobli alsobald des Todes gewesen; aber Jakoblis gut genährte mastige Natur bot der Krankheit gewaltige Nahrung, und bald war der ganze Leib nur eine Blatter, und das ganze Gesicht nur eine Eiterbeule, selbst in den Augen drangen sie hervor, und die Augen verwuchsen und kein Licht drang in dieselben, kein Blick drang mehr aus den Augen zu Vater oder Mutter, ja, man wußte kaum, wo die Augen gewesen waren.

Da ward der Jammer groß im Hause, man wußte nicht, bei wem am größten. Aber Hansli sagte nicht viel, als etwa, da müsse etwas gehen, so könne man die Sache nicht lassen. Wagensalb sei b'sunderbar heilsam, und wenn er glaubte, es hülfe etwas, so wollte er gerne etwas darmachen, oder wenn er wüßte, daß d's Beten mehr hülfe, so wollte er fürfahre bis es b'schossen hätte, der liebe Gott werde doch nit sövli wyt von ne sy, daß er es nicht hören sollte, bis es zu spät sei. Bei Anne Bäbi war der Jammer viel lauter und brach allemal neu hervor, wenn es die Leidensgestalt sah, die da vor ihm lag. Das war der schöne Jakobli, der schönste Bub weit und breit, und jetzt eine einzige Blattere, aus der Seufzer um Seufzer stiegen und zuweilen ein anhaltendes Wimmern. Und dazu sagten alle Leute, welche kamen: „Aber Herr Jeses, davor hättet ihr sein können; warum ließet ihr ihn nicht impfen? aber jetzt ist nichts anders zu machen, da muß gestorben sein, und wenn Einer selig sterben kann, so geht es ihm nicht übel, und es ist immer jemand da, wo die Sache nimmt, wo er geerbt hätte. B'hütis, dafür braucht man keinen Kummer zu haben!" Das waren Trostsprüche, welche sich Anne Bäbi in die Seele bohrten, ein jeglicher wie ein apartiger Bohrer, und es jammerte und haderte mit Gott und Menschen und endlich am meisten mit sich selbst. Es fiel in die Zer-

knirschung, die jeden Athemzug für Sünde hält, und wußte von Kindesbeinen an zu erzählen, mit was allem es sich versündigt hätte, und absonderlich mit Jakobli, und warum es Gott so expreß mit ihm strafe, wo doch kein Mensch die Blattern habe, und sah immer Sünden da, wo keine waren, die eigentlichen aber sah es nicht. Da liegt eben der größte Fehler, daß die Meisten ihre eigentlichen Sünden nicht erkennen, auch wenn die größte Bußfertigkeit über sie gekommen ist.

Zu helfen hatte es ganz den Sinn verloren und nur noch Sinn zum Jammern und Klagen. Als die Leute immer zahlreicher kamen und jeder ein neu Mittel angab, und doch jeder fragte: was für einen Doktor sie hätten? so sagte endlich Mädi zu Hansli: „es werde eine zueche müsse. Wenn es schon nichts helfe, so brauche man sich doch dann, es möge gehen wie es wolle, kein Gewissen zu machen.“ Da sagte Hansli zu Mädi: „Jo wäger, du hast recht, so braucht man sich doch kein Gewissen zu machen. Wir haben es zwar nicht im Brauch gehabt, ich nicht, der Aetti nicht und der Großätti nicht, aber fövli hart hat es auch keinen z'weg genommen.“ „Zu welchem soll ich?“ fragte Mädi. „Das ist mir gleich, sagte Hansli, es wird öppe ein jeder gleich viel können, aber es ist nur von wegen den Leuten. Es ist ein Anderer, und der befiehlt, und was geschehen soll, das geschieht.“ Mädi schickte Sami und der Doktor kam.

Sobald er Jakobli sah, sagte er: „vor dem hätten sie sein können, und er begreife nicht, wie Eltern ihren Kindern solches Leiden anthun mögen, wenn sie es ihnen doch ersparen könnten. Jetzt sei nicht viel mehr zu machen. Mittel gebe er keine, zu trinken sollten sie ihm geben nach seinem Bedürfniß Haberkernenbrühe und Eibischthee mit Süßholz. So viel Leute sollten sie nicht in der Stube haben, das mache dem Armen nur Angst, und finster sollten sie machen, und machen, daß keine Fliegen in die Stube kämen.“ „Aber

Doktor, ſtirbt er, ſtirbt er?" jammerte Anne Bäbi. „Lueg Frau, das kann ich dir nicht ſagen, aber wenn ihr ihm gut lueget, und nicht da um ihn brüllet und pläret, ſo iſt's möglich, daß er davon kömmt. Die Blattern ſind hinaus, und wenn man ihn jetzt gut warm hält, daß ſie nicht zurückſchlagen und gut abdorren, ſo kommt er davon." „Aber lueg, Doktor, die Augen ſind ganz verſchwollen; ſchon zwei Tage ſieht er nichts mehr, nicht einmal mich. Sollte man da nichts machen, und kömmt er nicht um die Augen?" „Sieh Frau, da kann ich dir nichts ſagen, und machen auch nichts, mit Netzen und Salben würde man da nur verderben. Man muß warten, bis die größte Geſchwulſt der Augendeckel etwas vermindert iſt, wo man dann erſt ſehen kann, wie es um das Innere ſteht. Dann könnt ihr es mir ſagen laſſen, wenn ihr wollt; man kann dann ſehen, wie die Sachen ſteh'n. Bhüt ech Gott, lebet wohl und ſchicket mir die Leute fort, macht kühl im Stübli und jagt die Fliegen aus," ſagte der Doktor und ging.

Da verſank Anne Bäbi wieder in unausſprechlichen Jammer: „O Jakobli, mein Jakobli," mehr wußte es nicht zu ſagen. Hansli ſagte gar nichts, ſondern ging in den hintern Ecken des Hauſes, wo der Miſt ſtund, und was er da machte, ſah Gott. Aber Mädi räſonnirte und ſagte: „der wiſſe doch aller Himmelswelt nichts, nicht einmal ein Tätzli wüßte er zu geben, ſo könnte es auch doktern. Wenn es nichts ſei, ſo hätten ſie ein Brüll vom Tüfel, daß man meinen ſollte, was ſie wären, und wenn dann Nöth an Mann wäre, ſo wären ſie grad wie Oelgötzen, und ob man deren hätte oder Dokter, es kommt gerade ins Gleiche. Aber da müßte etwas gemacht ſein, ſo könnte man die Sache nicht gehen laſſen." Nun machte aber Mädi von dem nichts, was der Doktor ſagte, als daß es dem Kranken brav zu trinken gab. Aber nicht Habermuß, ſondern Meliſſen- oder Holderthee. Hingegen je mehr Leute kamen, um ſo lieber war es

ihm, und je heißer es in der Stube ward, um so mehr deckte es den Jakobli zu. Nachdem diese gesagt: „Herr Jeses, wie sieht der aus, der kömmt nicht davon, und wenn er schon davon kömmt, so kömmt er nie mehr z'weg, e Letzi, es Näggis trägt er sein Lebtag davon. Und mit der Hübschi ist es allweg vorbei, es mag gehen wie es will; ein Gesicht bekömmt er, wie eine versprengte Pulverstampfi," — so fragten sie: „Aber machet ihr nichts? habt ihr keinen Doktor? geht ihr zu niemanden?" Dann war es Mädi angeholfen; es konnte erzählen, wie sie so einen Oelgötz in der Stube gehabt, aber ob man ein Ofenbein oder ihn gefragt, es wäre auf eins gekommen, es hätten beide gleich viel gewußt. Es wolle jetzt sehen, ob es nicht noch mehr wisse, als so ein hochmüthiger G'stabi, dem man noch Doktor sagen sollte. Und wenn es dann die Leute frugen, was es mache, so gab es Bericht, wie es Jakobli salbe, und alle halbe Stunde mit etwas anderem, und es düeche ihn's, es thue ihm b'sonderbar wohl. Das fanden die Leute recht gut, und jeder wußte noch etwas; die einen meinten, süßer Anken wäre gut; andere gaben dem Schmeer den Vorzug; einer hatte eine b'sonderbar gute Augensalbe, welche er bringen, und einer ein berühmtes Augenwasser, das er schicken wolle; und zuletzt frug dann Hansli wohl noch, was sie meinten, wie Wagensalb wäre, das sei sonst b'sunderbar heilsam. Und wenn dann so Rath gehalten worden war, so betete dies und betete jenes, und Anne Bäbi jammerte, und alle Augenblicke machte jemand die Thüre auf, und Fliegen furrten hinein, und alle Augenblicke machte man den Umhang weg, um den Jakobli zu zeigen, und das scharfe Licht fiel auf das unkenntliche Gesicht. Und jeder der wegging, gab noch seine Meinung ab, wie lange er es wohl noch machen könnte; in der Nacht könnte es wohl eine Aenderung geben, meinten die Meisten. Was auch komme, sie sollten es in Gottes Namen annehmen, sagten Andere, und die, welche am meisten Hoffnung hatten,

ſagten, wenn er den neunten Tag erlebe, ſo könnte man wieder hoffen, daß er mit dem Leben davon komme, aber ein Räggis behalte er allweg.

Unterdeſſen hatte Mädi gruſam Fleiß und ſalbete Tag und Nacht, bald mit Nidlenhaut, bald mit ſüßem Anken, bald mit Schmeer, bald mit Augenwaſſer oder Augenſalbe, je nachdem es das eine oder das andere bei der Hand hatte. Es wolle doch ſehen, ob dann alles nichts helfe, und wenn das eine nichts nütze, ſo nütze doch etwas anderes; es wäre bös, wenn unter ſo viel Sachen nicht eine die rechte ſein ſollte.

Jakobli lebte immer noch, lebte über den neunten Tag hinaus. Die Blattern am Leibe fingen an zu dorren, wobei der arme Bube erſt in rechte Leiden kam; aber im Geſicht wollte es nicht dorren; es ward wüſter und wüſter, und keinen Stich ſah Jakobli. Anne Bäbi hatte ſich etwas erholt, hoffte wieder auf Jakoblis Leben, und dankte Gott dafür. Aber da es dieſes hatte, ſo fing es ſich erſt recht an um Jakoblis Schönheit zu kümmern. So ſchöne glatte Haut hatte er gehabt, und jetzt ſollte er ſchwarz und blatterdüpfliet ſein ſein Lebenlang. Wohl tröſtete es ſich lange damit, daß viele Leute die Blattern gehabt hätten, und die hätten keine Zeichen mehr, aber ob es Jakobli ſo ſein werde, das wußte es nicht. Zudem fing es ihm an immer mehr Angſt zu machen von wegen den Augen. „Wenn er blind würde, my Jakobli blind, ich ſprung ins Waſſer," ſagte es des Tages ſo manchmal. Dann tröſtete Mädi, Anne Bäbi ſollte doch nicht ſo Kummer haben, es ſehe ja, es komme gut, es hätte ihn mit dem Leben davon gebracht, es wüßte nicht, warum es ihm die Augen nicht auch davon bringen ſollte; es heiße ja in der Bibel, das Leben ſei mehr als die Augen. Es wolle Fleiß haben Tag und Nacht mit Salben und Wäſchen, und es müßte alles nichts b'ſchüßen, wenn es nicht gut kommen ſollte. Es wolle aber Freude haben, wenn alles gut komme, man könne dann ſehen, was ſo ein Doktor ab-

trage, ob er für etwas anders da sei, als den Leuten das Geld abz'stehle, und den lieben Gott taub z'machen mit seinem Hochmuth.

Aber das Ding kam nicht gut. Das Gesicht sah immer wüster aus trotz Mädi's Fleiß; und Anne Bäbi's Kummer und Angst wurden immer größer, während Hansli ergeben war und meinte, der Herr, der bis hieher geholfen, werde auch weiter helfen, und wenn Mädi von seinem Wagensalb hätte brauchen wollen, so wäre es vielleicht schon gut.

Da kam einmal unter den vielen Besuchenden eine vernünftige Base von Anne Bäbi. Als man dieser den Umhang weg machte und sie Jakoblis Gesicht sah, erschrak sie und sagte: „Mein Gott, wie sieht der arme Bub aus! das kömmt nicht gut, der wird blind." „O nein, sagte Mädi, der wird nicht blind, es hat ihm schon viel gebessert, und wenn er mit dem Leben davon gekommen ist, so wüßte ich gar nicht, warum er sollte um die Augen kommen." „Aber lueg doch, sagte die Base, am Leib sind die Blattern trocken, aber das Gesicht ist ja fast wie ein Brei, und wenn ich nicht irre, so eitert das, und wenn ihr nicht dazu thut, so eitern dem armen Buben die Augen aus dem Kopf." Da schwoll Anne Bäbis Jammer von neuem auf, aber auch Mädis Zorn. „Das wäre g'späßig, sagte es, wenn es nicht wissen sollte, ob es bessere oder nicht, es sei jetzt bald vierzehn Tage dabei gewesen und nie aus den Kleidern gekommen, und da wisse man doch, ob es bessere oder nicht; numme so vom ersten Anluegen könne man nichts sagen. Wenn man meine, es mache die Sache nicht gut, so solle man seinethalb jemand anders anstellen, der mehr Fleiß habe als es. Man könne dann sehen, wie es komme, aber es wolle nicht schuld sein." „Wird nit höhn, Mädi, sagte Hansli, fahr du nur fort, wir sind ja mehr als zufrieden." Aber Anne Bäbi war nicht der Meinung, daß man so fortfahren sollte. Die Base hatte ihm eine Angst in der Seele entzündet, die nicht mit Hanslis

Ergebung Mädis Kur abwarten konnte. „Da müsse ein Doktor herbei, sagte es, es möge kosten was es wolle; es möchte doch wissen, was der sage, und die Base sei d'sunderbar eine witzige, und hätte ihr Lebtag mehr als eine Sache gesehen. Wenn es nicht gut käme, so müßte man sich sein Lebtag ein Gewissen machen." Seinethalb, sagte Mädi, könnten sie machen was sie wollten, es wolle nicht wehren, und wenn sie das Zutrauen nicht hätten, so wolle es gar nichts mehr machen. So hätte man es in der Welt, je besser man es meine, und je mehr man Fleiß hätte, um so weniger hätte man Einem darauf. Es sei ihm nur um den Jakobli und nicht um ihn's; wenn der jetzt noch sollte um seine Augen kommen, so begehrte es keine Stunde mehr zu leben." Sein Jammer tönte in Anne Bäbis Jammer, aber Anne Bäbi blieb doch Meister und Sami mußte nach dem Doktor aus, und Mädi sagte: „sie könnten machen was sie wollten, allein es wolle an nichts schuld sein; es sehe wohl, es thäte am besten, es luegti mit Gelegenheit nach einem andern Platz."

Der Doktor kam, und so bald er den Armen sah, erschrak er und sagte: „Was D . . . ist da gegangen, habe ich nicht gesagt, man solle nichts machen und warten bis die Blattern am Abtrocknen seien? der kömmt um die Augen, und es ist die Frage, ob nicht beide schon ausgelaufen. Wer hat da gekaaret, was ist gegangen?" „He, sagte Mädi, wenn es ihn so gebrannt hat, so habe ich ihn gesalbet; etwas hat gehen müssen, es ist unser Lebtag nicht erhört worden, daß man Einen so da liegen läßt, wie ein Unvernünftiges und nichts an ihm macht." „Du bist ein dummes Mönsch, und wenn er blind wird, so bist du schuld. Ich habe ja gesagt, man solle einstweilen nichts machen, als ihm zu trinken geben, und wenn etwas nöthig scheine, so solle man es sagen. Du sollst mir ihn nicht mehr anrühren, hörst du, sonst will ich mit der Sache nichts zu thun haben." „Ich habe doch

gedacht, ſagte Mädi, das komme ſo, und am Ende werde ich an allem ſchuld ſein müſſen. Wo dä Löhl nicht gewußt hat was machen, habe ich ihm das Leben gerettet; und jetzt will der kommen und befehlen und ſagt mir noch wüſt. Aber d's beſten iſt, ich gehe; ich will fort auf der Stelle. Es duret mich nur der Jakobli, dä Hung bringt ne g'wüß noh um.

Aber der Doktor kümmerte ſich um Mädi nichts, ſondern balgete mit Hansli und Anne Bäbi. „Warum laßt ihr doch das Babi machen? Es iſt dein Kind, Frau, und du mußt, weiß Gott, ſelber luegen, wenn noch etwas gemacht werden ſoll. Ich will probiren, was möglich iſt, aber ihr müßt mir gehorchen und nicht jeder alten Frau, ſonſt will ich lieber mit allem nichts zu thun haben. Hinten drein ſollte man doch an allem ſchuld ſein, auch an dem, wo man nicht gemacht hat, wo andere Leute gerathen und befohlen haben.“ Anne Bäbi verſprach das Beſte und hielt dem Doktor d'r tuſig Gottswillen an, er ſolle doch machen was er könne, und ſollte es hundert Kronen koſten, es reute ſie kein Geld.

Kaum war der Doktor fort und Anne Bäbi mit dem beſchäftigt, was der Doktor befohlen, ſo kam Mädi daher g'ſuntiget und ſagte: „es wolle denk jetzt gehen, es wolle aus dem Weg, es wolle nur den Jakobli noch einmal anſehen, es ſehe ihn ſo ſein Lebtag nie mehr.“ „Ach ſtürm mir jetzt nicht, ſagte Anne Bäbi, und laß mich ruhig; mein Gott, es ſagt dir ja niemand nichts und gehe und thue Erdäpfel über für die Schweine. Ach Jakobli, Jakobli, mys Bübli, wirſt ächt blind?“

„O Jakobli, my Jakobli, jammerte Mädi, das hätte ich nie geglaubt, daß wir ſo auseinander kämen und daß, wenn du ſterben mußt, ich ſollte ſchuld ſein, und habe ich doch an dir gethan, was keine Mutter an ihrem Kind. Myn Gott, myn Gott! es zerreißt mir das Herz, wenn ich dich nicht mehr ſehe, leb wohl!“ Da aber eben Anne Bäbi mit ihm zu thun

hatte, ſo daß es nicht zum Bett konnte, ſo ſagte es: „Jakobli, wenn ich den Säuen über habe, ſo komme ich noch einmal wieder, es wird dann wohl noch einen Augenblick Platz für mich an deinem Bette ſein.“ Darauf ging Hansli hinunter, zündete ſein Pfeifchen unter Mädi's Sauhafen an und ſagte: „Mädi, bis nit höhns; denk, Anne Bäbi iſt d'Mutter, und was d'r Dokter g'ſeit het, hei mir nit g'ſeit.“ „He ja, ſagte Mädi, aber es dauret Einen, wenn man gethan hat, was ich, und man kommt Einem ſo, und Anne Bäbi hat auch kein Wörtchen geſagt, daß ich die Sache recht gemacht habe, und hatte ſich doch längs Stück keiner Sache angenommen; jetzt wenn es nicht gut kömmt, ſoll ich doch an allem ſchuld ſein.“ Hansli gab keine Antwort auf dieſe Rede, aber Mädi zog die Sonntags-Kleider wieder aus, und kochete nicht bloß für die Schweine, ſondern auch für die Haushaltung. Als es aber Abends alleine mit Sami an dem Effen ſaß, ſagte es: „es erleide ihm dabei zu ſein, da könne man ſein Lebtag bös haben für andere Leute, und am Ende ſage Einem niemand Dank heigiſt, und wenn man ſollte krank werden, ſo wäre man der ärmſte Hung auf der Welt. Es ſei Einer ein Narr, wenn er nicht zu ihm ſelbſten ſehe. Meiſterleute ſeien immer Meiſterleute, die brävſten ſeien nicht einen halben Birenſtiel werth und wenn der Bub nicht wäre, es blieb keine Stunde länger im Hauſe, und wenn es etwas ſchickigs anzuſtellen wüßte, es b'ſinnte ſich nicht lange.“

Von wegen den Meiſterleuten half Sami dem Mädi und klagte auch, man wiſſe längs Stück nicht, was man thun ſolle und ob man die Sache recht mache. Es ginge manchmal ein Monat vorbei und Hansli ſage nie, daß er zufrieden ſei, und Anne Bäbi ſei je länger je wunderlicher, und wenn eine Gable oder ein Sohn nicht immer am gleichen Orte ſei, ſo hätte es Muth zu balgen. Aber wegen dem, was Mädi vom Anſtellen zu verſtehen gab, ſagte er nichts, bei ſich ſelbſt dachte er: leg du mit den Lätſch ſo oft du willſt, ich trappe

dir doch nicht hinein, du bist mir denn nadisch zu wüst und zu bös. Wenn es mir hier erleidet ist, so kann ich gehen, wenn ich aber an dir b'hanget wäre, so müßte ich hangen, bis der Tod mich ablöste, und das könnte mir noch längs werden.

Viertes Kapitel.

Wie Jakobli aus der Krankheit kömmt und die Eltern zu Trost.

Anne Bäbi besorgte nun mit Fleiß und Weinen den lieben Sohn und lange wußte man nicht, wo es aus wollte; aber noch gar manchmal hatte es zu thun mit Mädi, das sein alt Gestürm immer von neuem anfing, und wie die Katz auf die Maus, auf Augenblicke paßte, wo es zu Jakobli konnte, um sein altes Salben wieder anzufangen. Wenn man ihn's hätte machen lassen, es wäre längst alles gut, sagte es nicht nur, sondern es war auch davon überzeugt.

Lange ging es, bis man wußte, wie es mit Jakobli's Augen stünde, und mehr als einmal schwankte Anne Bäbi zwischen Mädi und dem Doktor, und wer weiß, wenn nicht das weibliche Kraut, die Eifersucht, gewesen wäre, ob sie nicht Mädi vorgezogen hätte? Aber Anne Bäbi empfand etwas von dem, wie ihm wäre, wenn es sein Lebtag hören müßte: „Jä gäll, wenn ich nicht gewesen, kein Mensch wüßte, wie es gegangen wäre, und wenn Mädi nicht d's wüstesten alles tha hätt, so hättet ihr lang können machen und plären und ech vom Doktor lah füre Narre hah!" Darum zog der Doktor vor, und der brachte es so weit, daß er endlich sagen konnte, ein Auge sei gerettet, wenn man noch alle Sorge trage, das andere aber für immer dahin.

Wenn Hansli und Anne Bäbi auch „Gottlob und Dank" sagen mußten, so war doch ihr Herzenleid groß und Mädi sparte weder Winke noch Worte, daß es anders hätte gehen können, und daß es nicht schuld sein wolle, aber wenn man keinen Glauben habe, so gehe es Einem so.

Lange mußte Jakobli noch in verfinsterter Stube sich aufhalten; das Licht der Sonne war ihm wie eine Nadel im Auge, und grausam Langeweile hatte er da, wenn auch bald der Hansli, bald der Sami ihm eine Taube oder ein Lämmchen brachten, damit er sehen könne, was es neues gegeben in seiner Krankheit. In stillem Sinnen verbrachte er meist seine Tage, aber was er sann, sagte er nicht. Geduldig war er dabei und wenn Andere um ihn jammerten, so wußte man nicht, hörte er, worüber man jammerte. Er klagte über nichts als über Langeweile, und wünschte nichts als bald hinaus zu dürfen vors Haus an die freie Luft.

Schon weit hinaus im Sommer war es, als der Doktor ihm erlaubte, mit einem grünen Schirm vor den Augen an Licht und Luft zu gehen. Anfangs mochte er es kaum ertragen, und dabei ward er so schwach und matt, daß er immer froh war, wenn er wieder in sein Stübchen kam. Allmählig aber erstarkete er wieder, daß er wieder vor dem Hause sitzen konnte, und Anne Bäbi stellte ein Körbchen mit Erdäpfeln, ein Kacheli mit Haber neben ihm, und da vertrieb er sich die Zeit, daß es Hühner und Tauben lockte und fütterte. Diese kannten ihn noch von alten Zeiten her und flogen neben ihn und pickten ihm aus der Hand, was er drinnen hatte. Und wenn er einen Gang in den Stall wagte und da seine Schafe rief, so hatten auch diese seine Stimme nicht vergessen, und sie sprangen an ihn hin, und die Widder rieben ihre Köpfe an seinen schwachen Beinchen, daß er sich halten mußte, und blöckten ihm nach, wenn er wieder ging. Aber wenn er vor dem Hause saß, und Menschen kamen, die kannten ihn nicht und erschraken ab ihm. Viele gingen

am Hauſe vorbei auf das Feld; wenn ſie ihn vor demſelben ſitzen ſahen, ſo kamen ſie herbei, ſtellten ſich vor ihn und ſagten: „Herr Jemer, wie ſiehſt du doch aus, keinem Menſch käme der Sinn daran, daß du der alte Jakobli wäreſt, man fürchtet ſich faſt ab dir. Und iſt's wahr, du ſeieſt halb blind und ſeheſt an einem Auge nichts mehr und am andern nicht viel? Zeig doch. E Herr Jemer, Herr Jemer, ich wollte nicht, daß ich ein ſolches Kind hätte, e Leide bleibſt du dein Lebenlang; es wäre dir faſt nützer, du wäreſt geſtorben." Solches hörte Jakobli des Tages manchmal, und er hörte es mit ſtiller Ruhe; man ſah ihm nicht an, daß ſolche Reden ihm weh thäten; nur ſchien es ihn manchmal zu beißen im Geſichte, aber man meinte, das ſei noch ein alter Reſt und frug ihn: „Beißt es dich denn noch immer?" Dann ſagte Jakobli: „Nein, apartі ſuſt nit."

Deſto tiefer gingen ſolche Reden dem Anne Bäbi; Zorn und Leid riſſen gewaltig an ſeinem Herzen. Es war nicht Zorn über Jakobli, daß er nicht mehr ſo ſchön ſei. Man hat Beiſpiele von Müttern, welche ihre Töchter haßten, weil ſie nicht hübſch waren; Beiſpiele von Müttern, welche Jahre lang ihren Töchtern kein gutes Wort gaben, weil dieſelben nicht ſo hübſch aus dem Welſchland kamen, als ſie es ſich vorgeſtellt hatten. Es war bei Anne Bäbi Zorn über die Leute, welche ſolches ſagten; es ſchien ihm, als ob ſie noch ihre Freude daran hätten; es war ihm, als ſei Jakobli nicht halb ſo wüſt, als hätten auch Viele Kinder daheim, die noch zehnmal wüſter als Jakobli wären, wo es dann noch lange nicht tauſchete mit ihnen. Wenn auch Jakobli nicht ſo wüſt war wie manch ander Kind, ſo war er doch nicht mehr der alte Jakobli, man kannte ihn allerdings faſt nicht mehr, und wer war ſchuld daran? Wenn Anne Bäbi dieſes dachte, ſo kam ihm ein Leid, welches ihm faſt das Herz zerreißen wollte. Warum hatten ſie ihn nicht impfen laſſen? warum hatte es ihm ſeine letzte Freude genommen, es erzwängt, daß er mit

ihm dem Kabis und Flachs nachging, warum nicht auf ſeine Klagen gehört, es erzwängt, daß er noch zu den Bäumen mußte? warum den Doktor nicht zu rechter Zeit geholt, ihm nicht geglaubt? warum Mädi machen laſſen, warum nur gejammert und nicht ſelbſt Hand angelegt? Wenn ſo dieſe Warum eins nach dem andern vor Anne Bäbi aufſtiegen, ſo hinterſinnete es ſich faſt, und wußte nirgends Troſt; es gab ein Gehaspel in ſeinem Kopf, daß es ihn's dünkte, ſeine Gedanken ſeien wie eine verhurſchete Strange, und hätten keinen Anfang und kein Ende. Bald dünkte es ihn's, die Andern ſeien noch mehr ſchuld daran als es ſelbſt, und es müßte es ihnen vorhalten und es könnte keine Stunde mehr mit ihnen im Frieden ſein. Dann kam es ihm wieder vor, als ſei es der einzige Sünder und als müßte Jakobli ihn's haſſen und verfluchen, als die böſe Mutter, welche ihn gequält und um alle Lebensfreude gebracht. Dann wurde ihm ſo gruſam Angſt, daß es nirgends ein Bleiben hatte, bis es bei Jakobli war, und manchmal ſtund es mitten in der Nacht auf und glüg zu ihm und bat ihn, er ſolle es doch d'r tuſig Gottswillen nicht haſſen, es nicht verfluchen, ſondern es noch lieb haben nur es klys Brösmeli. Es wolle alles für ihn thun, was es ihm an den Augen abſehe, werchen ſolle er keinen Streich mehr, und wenn ihn etwas gelüſte, ſo müſſe er es haben und ſollte es tauſend Pfund koſten.

Hansli war nicht ſo angegriffen; die Hauptſache war ihm das Leben und das hatte Gott ja erhalten. Schön oder wüſt ſei ein Thun, ſagte er, ſterben müſſe man beid Weg und ſelig werden könne man auch beid Weg. Jakobli ſehe noch an einem Auge, und er wiſſe manchen Halbbling, der ſo glücklich ſei als die Andern. Die Hauptſache ſei, daß man geſund ſein könne und werchen möge, und wenn Jakobli nicht geſund ſein könnte, ſo wäre es ſchier beſſer für ihn, er hätte ſterben können. Es hätte wohl längi Zyti gegeben, aber man müſſe es nehmen, wie es komme und zuletzt gewöhne man

ſich an alles. Und wenn Anne Bäbi ſo jammerte über ihre Verſäumniß und verweiſete, woran allem es ſchuld ſei, ſo ſagte Hansli: „He, ich wollte die Sache nicht ſo ſchwer nehmen, öppe viel an der Sach machen wir nicht, wir können es dä Weg oder dieſe Weg machen, es kömmt öppe aufs gleiche heraus, es iſt ein Anderer, und der befiehlt, und wenn der nicht will, ſo kann man lang.“

So ſaß Jakobli auch einmal auf einer Bank, es war an einem ſchönen Sonntag Abend. Der Wind wiegte ſanft die Pappelbäume hinterm Hauſe; Feierabend läutete es im Dorfe; in der Küche ſpretzelte das Feuer; Tauben und Hühner ſpazierten vor der Küchenthüre; unterm Küchenfenſter ſaß die große ſchwarze Katze und putzte ſich. Zwiſchen den Vorbergen und den weißen Häuptern blitzte es aus einem ſchwarzen Wolkenſtreifen, aber majeſtätiſch ſtieg die Sonne nieder am wolkenloſen goldenen Abendhimmel. Unter die Küchenthüre trat Anne Bäbi und ſagte: „Es will nicht Regen kommen und Regen wäre doch ſo gut für den Lewat und andere Sachen mehr.“ Und wie Anne Bäbi das ſagte, kam der Pfarrer auf die Vietzi vor dem Hauſe, faſt wie vom Himmel herab, denn kein Bröſmeli hatte man von ihm gemerkt. Anne Bäbi erſchrak gar gewaltig, doch fliehen konnte es nicht mehr. Es wiſchte geſchwind die Hände am Fürtuch ab, und ſagte: „Herr Jemer, jetzt kömmt noch gar der Pfarrer,“ reichte ihm die Hand und hieß ihn herein kommen. Derſelbe aber wollte nicht, ſondern ſetzte ſich auf die Bank neben Jakobli und ſagte: „Es hätte ihn ſchon lange wunder genommen, wie es gehe dem armen Knaben. Da er jetzt vorbei ſpaziert ſei und ihn vor dem Hauſe geſehen, ſo hätte er gedacht, er wolle ihn grüßen und ſehen, was er mache, er ſei ihm immer ein lieber Bub geweſen, und gar herzlich leid, als er vernommen, daß Jakobli ſo übel krank ſei. Früher ſei er nicht gekommen, er wiſſe wohl, die Leute hätten es ungern manchmal, wenn der Pfarrer plötzlich und ungerufen zu einem Kranken käme,

weil die Leute gleich ein Gerede davon machen und der Kranke leicht erſchrecke und meine, jetzt müſſe er ſterben, es fehle nicht." „Ja, ja, ihr habt Recht, Herr Pfarrer, es iſt ſo, ſagte Anne Bäbi, aber es hätte uns doch gefreut, wenn ihr gekommen wäret, man hätte dem Jakobli nichts davon zu ſagen gebraucht, damit er nicht erſchrocken wäre von wegen dem Sterben. Aber güllet, Herr Pfarrer, wie er doch ausſieht, man darf ihn kaum mehr anſehen und kein Menſch, wer ihn früher nicht gekannt hat, würde glauben, wie ſchön er geweſen wäre. Und luegit, g'ſchauit, Herr Pfarrer, nur ein Auge hat er noch, nur ein Auge! Güllet, ihr hättet ihn nicht wieder gekannt, wenn er euch ſo ungefähr begegnet wäre auf dem Wege?" „Ja freilich, Frau, er hat geändert, aber ſo wie die Leute geredet, habe ich mir die Sache viel ärger vorgeſtellt, antwortete der Pfarrer. Das Auge, welches noch da iſt, ſcheint geſund, und das Geſicht ändert noch gar viel; wer weiß, ob er nicht das Meiſte noch auswächst, ſo daß man ihm in ein paar Jahren wenig oder gar nichts mehr anſieht." „O Herr Jemer, wie wär das gut, Herr Pfarrer, wir brauchten uns dann nicht mehr ſo ein Gewiſſen zu machen. Ich muß ſagen, ich weiß manchmal nicht, wo ich ſein will, und es iſt mir ſchon manchmal Angſt geworden, ich mache noch etwas Sätzes."

„E Frau, ihr müßt nicht ſo reden, mit ſolchen Reden läßt ſich nicht ſpaßen, und wenn man ſchon etwas auf dem Gewiſſen hat, mit ſolchen Reden kömmt man ihm nicht ab," antwortete der Pfarrer. „Guten Abend, Herr Pfarrer," kam's vom Ecken her und Hansli ſteckte ſein Pfeifchen in die Buſentaſche und ſetzte noch hinzu: „ihr ſeid ſeltſam, Herr Pfarrer, bei uns." „Ich bin afange alt, ſagte der Pfarrer, komme nicht viel mehr vom Hauſe weg, ich laſſe den Vikari machen. Aber der Jakobli iſt mir immer lieb geweſen, und als ich ihn da ſitzen ſah, wollte ich ſehen, wie es ihm gehe, und wie es mir ſcheint, Gottlob, recht ordentlich." „He nit

bös, es könnte böser gehen, man muß es annehmen, wie es unser Herrgott schickt, und sich drein schicken. Wenn man sich schon wehren wollte, es würde, denk ich, nicht viel helfen. Es macht frein Wetter." Nun antwortete der Pfarrer darauf, ein Wort gab das andere, und sie verweilten sich eine Zeit lang. Als der Pfarrer eben gehen wollte, noch gegen die Küche ging, um Anne Bäbi gute Nacht zu sagen, kam dasselbe heraus und sagte: „Herr Pfarrer, jetzt geht mir nicht, ihr müßt noch mit uns ein Kaffee trinken, wenn ihr uns nicht scheuet. Aber die Sache ist sauber und es freute uns alle grausam wohl, d'sonderbar Jakobli." Er hätte es nicht nöthig, sagte der Pfarrer, und er sollte eigentlich heim, seine Frau werde nicht wissen, wo er sei und was es ihm gegeben, aber wenn es doch z'weg sei, so wolle er sich nicht eigentlich machen.

Als sie endlich in der Stube saßen und Anne Bäbi Allen eingeschenkt hatte, sieben Mal hinausgelaufen war, und zuletzt auch saß und trank, so ging ob dem Kaffee das Herz ihm noch weiter auf und es sagte: „Ja Herr Pfarrer, es weiß kein Mensch, was es ihm geben kann, und ich hätte keinem Menschen es geglaubt, wenn er mir gesagt hätte, daß ich mir einst vorkommen sollte nicht viel besser als ein Mörder und längs Stück nicht wüßte, was besser Feierabend mache, eine schöne Glungge oder ein batziger Hälfig."

„E Anne Bäbi, sagte Hansli, denk auch was du redest und daß der Pfarrer da ist, und meinen könnte, es wäre dir Ernst." „Schon vorhin, sagte der Pfarrer, habt ihr mir so etwas gesagt, ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte, aber es muß doch etwas in eurem Herzen sein, das nicht recht ist." „Herr Jemer, Herr Pfarrer, die Leute werden euch schon davon geredet haben, ihr werdet wohl wissen, was mich drückt." „O nein Frau, was die Leute reden, weiß ich nicht, und wenn mir schon etwas zugetragen wird, so lasse ich es liegen, wo man es ablegt. So geschieht es mir oft, daß

ich Dinge, welche die Kinder auf der Gaſſe verhandeln, entweder gar nicht vernehme oder oft Jahre lang nachher."

„Herr Pfarrer, ich kann es euch faſt nicht ſagen, aber allemal, wenn ich unſern Bub anſehe, ſo kommt es mir neu über das Herz und ich muß immer denken, wenn wir ihm hätten die Blattern geben laſſen, ſo wäre es nicht ſo gegangen, und er wäre noch wie die Andern und hätte noch beide Augen, und es G'ſicht wie ne Mönſch."

„Aber warum habt ihr ihn eigentlich nicht impfen laſſen, es iſt doch jetzt faſt allgemeiner Brauch?" Da ſeufzte Anne Bäbi tief auf, und Hansli ſagte: „Apart haben wir nicht viel darüber geredet. D'ä Anne Bäbi hat geſagt, es grus ihm ſchier, ſo dem armen unſchuldigen Kind expreß Schmerzen zu machen, und wüßte man doch nicht, ob es eigentlich nöthig wäre oder nicht, und ich habe bei mir ſelbſt gedacht, das ſei ſo eine neue Mode, und wenn der liebe Gott nicht gewollt hätte, daß die Kinder die Blattern bekommen ſollten, ſo hätte er ſie nicht kommen laſſen, und dem lieben Gott ſo ſeinen Willen z'hingerhah, das het mir ſih neue nit welle ſchicke."

„Aber Hansli, ſagte der Pfarrer, wenn ihr die Sache ſo nehmt, ſo hättet ihr auch denken können, der liebe Gott hätte das Impfen nicht erfinden laſſen, wenn er nicht gewollt hätte, daß man damit gegen die Blattern ſich wehren könne." „Ja, Herr Pfarrer, ihr habt Recht. Aber von dem Impfen, oder wie man ihm ſagt, weiß man, von wem es kommt, man kann ihm den Namen geben; aber von den rechten Blattern, da weiß man nicht, woher die kommen, drum kommen die gerade von Gott, wie die andern Krankheiten auch, und was von Gott kommt, ſoll man in Geduld annehmen."

„Alles mit Unterſchied, Hansli, ſagte der Pfarrer. Wenn das Haus über eurem Kopfe angeht, in volle Flammen kommt, ſagt ihr auch, daß es des Herrn Wille ſei, daß ihr darin bleibet? Braucht ihr nicht eure Beine, um aus den Flammen euch zu flüchten?" „Ja, Herr Pfarrer, es iſt ſo, aber die

Beine hat mir Gott ſelbſt gegeben, ich habe ſie nur gebraucht.“ „Aber ſo hat der liebe Gott auch den Impfſtoff gegeben, das iſt eine Krankheit am Kuheuter; und wenn der liebe Gott nicht gewollt hätte, daß man ihn brauche, ſo hätte er ihn nicht geſchaffen.“ „Ja wäger, Herr Pfarrer, aber wenn der liebe Gott das mit ihm gewollt hat, ſo düecht mich, er hätte ihn ſchon zu Aetti's und Großätti's Zeiten ſollen brauchen laſſen. Jetzt kömmt mir das Impfen doch ſo vor, wie eine neue Mode.“ „Ja Hansli, heißt es nicht, die Rathſchläge Gottes ſind unerforſchlich, und das Früher und Später ſteht in Gottes Hand. Oder warum iſt der Heiland nicht zu Moſis Zeiten gekommen ſtatt dem Geſetz, und iſt auch er nicht zu ſeiner Zeit eine neue Mode geweſen? Ja, kann man nicht auch ſagen, was brauchen wir überhaupt einen Heiland? wenn Gott uns will ſelig machen, ſo braucht es nichts der Gattig. Oder die Erdäpfel, zwar nicht mit dem Heiland zuſammengezählt, ſind die nicht auch eine neue Mode? und unſer Herrgott hat viel tauſend Jahr gewartet, ehe er uns damit aufwartete, und braucht ihr die nicht auch, und je länger je lieber, und je länger je dankbarer?“ „Ja, Herr Pfarrer, jetzt habt ihr mich beſchlagen, und ich muß euch glauben.“ „Seht, ſagte der Pfarrer, es hat alles auf Erden ſein Maaß, auch die Geduld und die Ergebung in Gottes Willen. Wenn der Bauer ſagen würde, wenn es Gottes Wille iſt, daß Korn wächst auf meinem Acker, ſo wird es wachſen, ich mag ſäen oder nicht, ich will daher Müh und Same ſparen, ſo wird männiglich dieſen Bauer auslachen und ſagen, er ſei verrückt. Oder wenn ein Roß einen Nagel in den Fuß getreten hat, und der Fuhrmann ſagt: es war des Herrn Wille, daß der Nagel in den Fuß kam, und wenn es des Herrn Wille iſt, ſo wird er wieder hinauskommen, darum wäre es Sünde, wenn ich ihn anrühren thäte; ſo wird man ſolchen Fuhrmann vogten. Und wenn ein Menſch einen Fehler in ſeiner Natur hat, und er ſagt, den Fehler lege ich nicht ab, den hat mir

Gott geordnet, und er wird wiſſen wofür; wenn ich ihn nicht hätte haben ſollen, ſo hätte er ihn mir nicht gegeben. Wenn er mit dieſem Fehler ſündiget, und er ſagt, ich vermag mich deſſen nicht, und wenn Einem ein Dreck auf die Naſe fallen ſoll, ſo fällt er Einem nicht auf die Schuhe, würdet ihr den nicht für einen ſchlechten Chriſten halten und ihm ſagen: es ſtehet geſchrieben, das Auge, das dich ärgert, reiße aus; und je nachdem Einer gehandelt hat bei Leibesleben, wird er Lohn empfangen, das ewige Leben die Einen, das Gericht die Andern? So iſt es mit aller Krankheit, leiblicher und geiſtiger; da hat uns Gott Heilmittel zur Hand geſtellt, leibliche und geiſtliche, und die ſollen wir brauchen, dabei aber nicht vergeſſen, Gott um Segen und Gnade anzuflehen, denn das Gedeihen ſteht im Leiblichen und Geiſtlichen in ſeiner Hand.“ „Ja ja, Herr Pfarrer, ſagte Hansli, jetzt begreife ich es, der liebe Gott hat ſo immer d'Wehli, zu machen was er will, und die Sache lah z'grathen dä Weg oder dieſe Weg, und mi gryft ihm nit vor, ſelb wär mir z'wider geweſen. Und wenn wir mehr das Unglück haben ſollten, daß jemand krank würde, ſo muß g'macht werden, was z'machen iſt, g'hörſt Anne Bäbi.“

Aber Anne Bäbi hörte ſchon lange nicht mehr, ſondern weinte und brach in Jammer aus: „O, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, erſt jetzt habe ich keine Ruhe mehr, ſo wie ihr die Sache ausgelegt habt; erſt jetzt weiß ich es für gewiß, daß wir dem Jakobli hätten vor ſeinem Unglück ſein ſollen, und thaten es nicht, und müſſen ihn jetzt unſer Lebtag ſo ſehen, und immer dabei denken, es könnte anders ſein, und er müſſe uns haſſen und verfluchen deretwegen.“ „Aber Müetti, wie redſt, ſagte Jakobli, wie manchmal habe ich dir geſagt, du ſollſt doch nicht ſo denken, und ich wüßte ja, daß ihr es gut gemeint hättet und nicht bös.“ „Meine gute Frau, ſagte der Pfarrer, es iſt mir leid, wenn ich euch wehe gethan habe, aber ich konnte nicht helfen, ich mußte die Wahrheit ſagen, und es iſt

eine Ordnung Gottes, daß wir allen Irrthum mehr oder weniger büßen müſſen, und daß es allemal, wenn wir ſo einen Irrthum in uns entdecken, Herzenleid verurſachet. Das iſt ſo, und dieſer Ordnung ſollen wir nicht wehren und nicht ſagen: das macht nichts, und das iſt ſchon manchmal geſchehen, ich wollte nicht mehr daran denken, die Sache mir aus dem Kopfe ſchlagen; das ſind alles falſche Troſtgründe. Wir müſſen den Fehler aufrichtig erkennen, und wenn es gut kommen ſoll, auch aufrichtig ſagen: „Vater, ich habe gefehlt. Und gefehlt habt ihr; aber jetzt fehlt nicht wieder, und vergeßt im Jammer nie Gott und ſeine Liebe. Seht, ihr habt ſchon viel gewonnen, daß Jakobli euch die Sache nicht nachträgt, daß er es erkennt, wie ihr es gut gemeint.“ „Ja, eben das macht mich immer z'plärre, daß er ein ſo guter iſt, wo wir uns doch ſo an ihm verſündigt haben,“ ſchluchzte Anne Bäbi. „Das iſt leider ſo, ſagte der Pfarrer, daß, wenn das Gemüth verſtimmt iſt, es alles unrecht auslegt und jede Berührung falſche Töne giebt. Was meint ihr, Frau, wenn Jakobli das Gegentheil thun, und euch ſeinen Zuſtand alle Tage vorhalten würde, wie wäre euch?“ „O da hätte ich mich ſchon lange hinterſinnet und wäre kaum mehr da,“ antwortete Anne Bäbi. „Alſo ſeht ihr, liebe Frau, wie ihr Urſache habt, Gott zu danken, daß Jakobli die Sache von der rechten Seite faſſet, und ſich darein zu ſchicken weiß. Darum danket Gott auch, damit ihr Jakobli's Beiſpiel nachfolget und euch in das Unabänderliche ſchicket. Denket, es iſt Jakobli gewiß auch viel wohler dabei, wenn ihr nicht ſo jammert und klaget; damit ändert ihr nichts, und g'müet ihn nur, und vergeſſet es nie, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müſſen. Denket daran, ob die Krankheit euch nicht vielleicht in ein beſſeres Verhältniß zu Jakobli gebracht hat, ob ihr ihn jetzt vielleicht nicht viel beſſer liebet, und ob ſie euch nicht ein Fingerzeig iſt, ihn nicht zu plagen; denn man plagt die Leute vielleicht eben ſo oft aus Liebe als

aus Haß; und wenn man aus einem Irrthume heraus iſt, ſo iſt es dann nicht, daß man gar keinen mehr habe. Nein, meine liebe Frau, wenn ihr einander recht lieb habt, und mit der Liebe euch nicht plaget, ſo könnt ihr jetzt viel glücklicher werden, als ihr geworden wäret, und ihr und Jakobli ſeid vielleicht ſpäter im Stande, Gott zu danken, daß er es ſo gefüget hat und nicht anders; und wenn ihr ſchon mehr oder weniger ſchuld an der ganzen Krankheit wäret, ſo zeigt euch doch Gott ſeine Vergebung darin, daß er ſie euch zum Heile werden läßt; und das iſt die friedſame Frucht der Gerechtigkeit, welche aus der Zucht des Vaters in den Herzen ſeiner Kinder emporwachſen ſoll."

Draußen an der Thüre hatte Mädi gehorcht und ſagte halb laut für ſich: „d'r Predikant kann lang vom lieben Gott reden, und wenn Mädi nicht geweſen wäre, ſo lebte Jakobli lange nicht mehr, und denn nähmte mich wunder, wie das zu unſerer Seligkeit beitragen ſollte. Predigen kann er ſchön, ſonſt aber verſteht er e Tüfel viel."

Er hätte ſich viel zu lange geſäumt, ſeine Leute werden ſich kümmern um ihn, ſagte endlich der Pfarrer, und ſtund auf oben am Tiſche und nahm Abſchied, und alle dankten ihm, daß er gekommen, beſonders Jakobli, hießen ihn wieder kommen, und Jakobli ſagte: „Es düeche ihn, es wohle ihm, wenn er ihn nur von weitem ſehe." „Es hätte ihm viel geleichtet, ſagte Anne Bäbi, und es düechs, es könnte jetzt anfangen, ſich darein zu ſchicken, aber ihrer Gattig Lüt ſeien gar dumm und d's Rechte komme ihnen immer zuletzt in Sinn oder gar nicht." Hansli ſagte nicht viel, aber als der Pfarrer fort war, ſagte er: „Ja ja, d's Rede iſt e chumliche Sach, und man kann immer daraus nehmen, was Einem am anſtändigſten iſt."

Der Pfarrer war ein ältlicher Mann, und zeitweiſe Unpäßlichkeit machte ihm zu Zeiten einen Vikar nöthig, und

wenn er einen nöthig hatte, ſo gab man ihm einen, wie man ihn hatte, und die hat man auch auf all Weg.

Langſam ging der Pfarrer den Fußweg runter. In den Weiden am Bach rauſchte der Wind, und unter den Weiden rauſchte der Bach, und der Pfarrer ſann über die Thorheit der Menſchen, wie viel Plagen die Menſchen ſich ſelbſten machten, und über die gütige Weisheit Gottes, welche in jede Plage ein Heilmittel für die Thorheit lege, und wie das eine ſeltene Kunſt ſei, dieſe Heilmittel zu erkennen, und wie man ſie am ſchwerſten in den Plagen erkenne, welche durch eigene Thorheit herbeigezogen, über dem eigenen Haupte ſchwebten. Der Pfarrer könne wohl mit dem Finger zeigen und deuten, dachte er, aber die Gemüther bereiten, daß das Gezeigte fruchtbar werde und die rechte Wirkung thue, das ſei eine Kunſt, die noch ſeltener gegeben ſei.

So kam er den Bach herunter und ſann, bis er von weitem ſein Häuschen ſah. Dort ſah er ſein Weibchen, welche unter die Klaſſe der freundlichen Mueble gehörte, und ſeine Tochter, ein herzhaft Meitſchi von neunzehn Jahren, nach allen Windgegenden ausſchauen; denn daß er die Suppe auf dem Tiſche warten ließ, war ſchon ſeit Jahren nicht geſchehen, und darum ein Ereigniß, welches Mutter und Tochter bang bewegte.

„Wo bleibſt auch ſo lange, Mannli?“ rief die Frau ihm entgegen, als er am Arm der Tochter, die ihm entgegen gelaufen war, daher kam, und den Schweiß ſich von der Stirne wiſchte. „Der Blumköhli verſodert ganz, und wenn die Suppe bräntet, ſo wird die Köchin nicht ſchuld ſein wollen.“ Da wollte der Pfarrer ſtille ſtehen und Bericht geben, aber die Frau Pfarrerin ſagte: „Komm du jetzt, du kannſt uns es drinnen ſagen. Sophie, läute doch dem Vikari, aber ſcharf, hörſt du, ſonſt thut er aber d'r glyche, er hätte nichts gehört.“

Nun erzählte der Pfarrer ſeine Begebniſſe, ſeine Reden und Gedanken, und wie ſo viel Unglück ſei in der Welt, an

das man gar nicht denke, und die Heilung wiederum ſo nahe, und man ſehe ſie wieder nicht, und wenn man ſie ſehe, ſo ſcheine ſie ſo leicht und ſei doch unmöglich dem betreffenden Gemüthe, und die Welt ſo ſchön, und Gott ſo gut und der Menſchen Gemüth ſo ſeltſam und ſo verkehrt.

Noch lange redeten ſie zuſammen freundlich und erbaulich, aber längſt war der Vikari gegangen und ſchrieb droben ungefähr folgenden Brief:

„Lieber Freund!

Sie haben mich aber vom Tiſche getrieben mit ihrem weltlichen frivolen Geſchwätz; es iſt ſchrecklich, daß man ſolche Geiſtliche hat. In der ganzen Familie iſt keine Ahnung von der ſeligmachenden Gnade und der Freude in Jeſu. Da iſt lauter Selbſtgerechtigkeit und Weltſinn, und es gehen Tage vorüber, daß man den Namen Jeſus nicht hört. Wäre die Gnade nicht ſo mächtig in mir, meine Seele ſchwebte in der größten Gefahr, beſonders da die Leute etwas Freundliches, Anziehendes haben, was um ſo gefährlicher iſt. Der Alte gehört unter die Klaſſe der Geiſtlichen, welche dem Reiche Gottes am meiſten Abbruch gethan haben. Er predigt von der Liebe Gottes, trägt ein mild verſöhnlich Weſen zur Schau und eine gewiſſe Dienſtfertigkeit; das gefällt den Leuten, darum meinen ſie, es ſei das rechte Weſen und wollen von Buße und Zerknirſchung nichts wiſſen. Vom rechten Fundament des Chriſten hat dieſer Pfarrer keinen Begriff; es iſt ſchrecklich, und ich danke Gott alle Tage, daß dieſe Race immer ſeltener wird, andere Männer das Ruder ergreifen, eine andere Generation aufwächst. Heute hätte er die herrlichſte Gelegenheit gehabt, eine Seele zu zerknirſchen und ſie Jeſu zu gewinnen. Und was macht er? Er geht und tröſtet ſie. Dem Reiche Gottes widerfährt aber Gnade, andere Arbeiter rufet der Herr in ſeinen Weinberg. Lebe wohl, theurer Bruder in Chriſto.

P. S. In meiner Bewerbung um .... iſt die Gnade Gottes auch bei mir. Ihr Vater ſoll noch viel reicher ſein, als ich anfänglich glaubte."

Fünftes Kapitel.

Anne Bäbi vernimmt was Neu's, und ein Profeſſor muß ſich verwundern.

Anne Bäbi waren die Reden des Pfarrers zu Herzen gegangen, und es konnte ſich recht tröſten damit. Es dachte, wenn es Jakobli recht lieb hätte und ihm die Hände unter die Füße lege, ſo werde ihm Gott ſeine Sünd ſchon vergeben; und wenn Jakobli ſchon nicht mehr ſo hübſch ſei, ſo mache das nicht ſo viel, wenn er nur ſo ſicherer ſelig werde. Und wenn er ſchon nicht mehr ſo hübſch ſei, ſo ſolle ihm deswegen auf der Welt nichts abgehen, mit Geld laſſe ſich viel zwängen. Einem armen Burſch käme die Hübſchi kommod, wenn er weiben wolle, ein Reicher mangle ſie nicht; ein bezahlter Hof gefalle den Meitſchene beſſer, als der ſchönſte Gring, und wenn Jakobli eine ſchöne Frau erhalte, ſo hätte er noch mehr davon, als wenn er ſelbſt noch ſo hübſch wäre. Wenn er nur recht geſund könnte werden, aber nicht wegem Werchen, das mangle er nicht, ſondern wegem Dr'bysy, es ſei gar gruſam längwylig, wenn man nicht geſund ſein könnte; und es ſolle ſie kein Geld reuen, und ſollte es e Duble koſten oder zwo, wenn er nur recht z'weg würde.

Jakobli war eben nicht krank, aber matt, ward müde im Augenblick, und eine gewiſſe Gleichgültigkeit in ſeinem ganzen Weſen machte Anne Bäbi am meiſten Angſt. Er wollte an nichts recht Freude haben, und alles war ihm recht. Anne Bäbi mochte ihm kramen, was es wollte, Jakobli ſagte

Dankeigiſt z'tuſig male, legte aber das Geſchenk auf die Seite und ſah es nicht mehr an. So oft rief es Jakobli mit heimlichem Geſichte ins Stübli, und auf dem Tiſch ſtand ein Eiertätſch, und manchmal noch eine Halbe Rothen darneben, und Jakobli ſollte eſſen und trinken, und Anne Bäbi ſagte: „Seh nimm, nimm o einiſt recht und ſäg m'r, es düech dih gut. Es düecht mih, wenn ih numme das noh einiſt erlebe chönnt.“ Dann ſaß Jakobli zum Tiſch, und die Mutter ſtand und ſah zu, und beim erſten Biſſen frug ſie: „Düechts dih gut? g'ſpart hah nih nüt, Eier nit, Mehl nit und Nidle nit.“ Dann ſagte Jakobli: „Ja, es düecht mih gut,“ legte aber beim dritten Biſſen die Gabel weg und ſagte, er möge nicht mehr. „E noh nes Mümpfeli, ſagte Anne Bäbi, noch eins, nur mir zu Gefallen.“ Wenn Jakobli nicht mochte, den eingeſchenkten Wein ſtehen ließ und ſagte: „ih mag nit, nimm du,“ dann ward es zuerſt böſe, ward traurig, rief den Hansli hinein und ſagte: „Nimm du, d'r Jakobli het aber nit mögen, öppis muß doch da gah, ſo kann man die Sache nit lah.“ Hansli ſetzte ſich dann zum Tiſch und aß vom Eiertätſch und gab Anne Bäbi auch davon und ſagte: „er möge ihn nicht alleine, und d'r Jakobli werd de ſcho wieder näh, wenn er mög. Es düech ne, es hätte ihm ſchon toll beſſeret, geſtern hätte er ihm nache gerechet beim Graſen und d'Sach recht ſtyf g'macht.“ „Aber Hansli, du biſt doch d'r Grüslichſt, dä arm Bub ſcho mache z'werche, nei das thu mir nicht mehr, wenn du nicht Streit willſt. Aber zum Doktor will ich, der muß mir ein braves Trank geben, das ihn ſo recht ausputzt, vielleicht mag er dann wieder eſſen und Freud hah. Es düecht mich, ich wäre im Himmel, wenn er nur afange brav eſſen möchte und Freud hätte an öppis.“

Anne Bäbi ging zum Doktor, klagte ihm Jakobli's Umſtände und ſagte: „Es möchte ein rechtes Trank zum Purgiren oder zum Laxiren, es ſei ihm gleich, aber es meine, wenn er recht ausgeputzt wäre, ſo beſſerete es ihm.“

„Du biſt eine dumme Frau, ſagte der Doktor, willſt du deinen Buben z'todt doktern? Der mangelt nicht Ausputzens, der iſt ausgeputzt genug; wenn ein Licht am Erlöſchen iſt, ſo muß man nicht daran herum blaſen, und wenn Einer ſchwach iſt, ſo muß man ihm das Bischen Kraft, welches er noch hat, nicht noch auspreſſen. Hättet ihr ihn impfen laſſen, ſo wäre alles das nicht. Aber ſo ſeid ihr, zur rechten Zeit könnt ihr nichts thun, und wenn dann alles verpfuſcht iſt durch eure Schuld, ſo ſoll der Doktor alles wieder gut machen. Es haben euch nur die fünf Bz. gereut, wo das Impfen koſtet, und jetzt hat es euch manchmal fünf Bz. gekoſtet und das geſchieht euch recht. Wenn die Bauren nicht um Dublonen kämen, weil ſie Kreuzer erraxen wollen, ſie würden viel zu reich.“

„Ach Doktor, ſagte Anne Bäbi, ſchweiget mir von dem. Nein, freilich die fünf Bz. haben uns nicht gereut, es iſt doch nicht, daß wir wegen fünf Batzen ume luegen müßten. Aber ich und Hansli haben auch von dem neumodiſchen Zeug nichts gewußt und leben doch noch, und wir meinen nicht, daß wir alles neue zuerſt machen müßten und noch dazu an einem einzigen Kind. Jo jo, wenn wir alles gewußt hätten, ſagte Anne Bäbi und ſchnüpfte und wiſchte die Augen, aber wenn man alles wüßte, ſo wäre man bald reich. Jetzt iſt die Sache, wie ſie iſt und öppis ſollte gehen, ſo kann man den armen Bub nicht laſſen, nicht einmal den halben Theil von einem Eiertätſchli mag er mehr, und doch hatte ich nicht mehr als zehn Eier genommen. Aber es iſt curios, will man etwas von euch, ſo wollt ihr nichts geben, und braucht man nichts, ſo iſt's aber nicht recht.“

„Das iſt gar nicht curios, ſagte der Doktor, das kömmt daher, daß ihr immer tromſigs darin ſeid, daß ihr hüſt wollt, wenn ihr hott ſollt, daß ihr Mittel wollt, wenn ihr keine braucht, und keine wollt, wenn ihr haben ſolltet. Aber die donſtigs Bauren haben mich doch ſchon manchmal taub gemacht, ich kann es nicht ſagen. Ich will lieber mit dem ver-

nehmſten Herrn verkehren als mit ſo einem Schnürſti. Je dümmer Einer iſt, um ſo witziger meint er zu ſein, und es iſt z'ringsum in der ganzen Gemeinde keiner, der nicht meint, er höre die Flöh huſten und ſehe das Gras wachſen; kein einziger, der nicht meint, er könnte, wenn er wollte, beſſer doktern als ich und beſſer predigen als der Pfarrer, und der nicht alle Augenblicke ſagt: Der Pfarrer iſt e Göhl und d'r Doktor iſt e Lappi. Ich kenne die Knüdere afange und weiß, was die ſich einbilden und weiß doch mancher nicht, was er lieber wollte, ſeinen Gring oder was das niede iſt, und kann nicht rechnen, was er werth wäre, wenn fünf Bauren einen Batzen gölten. Los Frau, wenn ich dir etwas rathen kann, ſo doktere an deinem Jungen nichts. Koche ihm gute Brühen, Reisbrühe und andere. Aber ſchwenk das Reis nicht ſo bloß im Waſſer, daß es am Boden hocket und die Brühe ganz lauter bleibt. Koch ſo eine Brühe einen ganzen Morgen recht aus, g'hei ein Huhn darein, gäb es auch ein Dutzend mehr oder weniger im Gras herum laufen und alles verkratzen, was ihr ſäet. Gieb ihm Fleiſch zu eſſen, aber nichts geſalzenes von wegen ſeinen Augen, wo möglich Kalbfleiſch und albeeiniſt es Tröpfli guten Wein, aber nicht viel, und wenn er etwas werchen mag, ſo laßt ihn machen, und wenn er öppe aus will, ſo laßt ihn laufen, dann wird er ſchon beſſern. Aber auf einmal kömmt es nicht, habt nun auch Geduld und ſchickt euch darein, hättet ihr doch vor allem ſein können."

„Ihr wollt mir alſo nichts geben?" fragte Anne Bäbi. „Nein, ſagte der Doktor, es iſt ja nicht nöthig, man muß die Natur machen laſſen, wir ſind nur Diener der Natur. „He nu ſo lebit wohl, ſagte Anne Bäbi, z'danke hah nih nüt."

„He nu, ja ſo de, du dumms Babi," ſagte der Doktor, während Anne Bäbi die Thüre zumachte. „So hat man es, hätte ich ihm für zehn Bz. Tränke gegeben und neun daran gewonnen, und hätte der Bube die Seele aus dem Leib hoſiren müſſen, ſo hätte es gemeint, was es hätte, und mir

nicht genug danken können, auch wenn ich ihm seinen Bub in Grund und Boden hinein verketzert hätte. Nun sage ich der Kuh die Wahrheit, mache keinen Profit, so wird sie taub, danket mir nicht nur nicht, sondern verbrüllet mich noch dazu das Land auf und ab. Und doch habe ich den gleichen Leuten erst kürzlich das gleiche gesagt, und wenn sie mir gehorcht hätten, so hätte ihr Sohn beide Augen noch. Aber bei solchen Kabisstieren ist kein Glaube, da kann man ihnen hundertmal helfen, und wenn man ihnen zum hundert und ersten Mal nicht in ihren Kram redet, so fluchen sie über Einen und laufen zu einem andern. Ich wollte, der Tüfel müßt cho dektere, es nähmte mich wunder, ob ihm die Bauren nicht auch erleideten, daß sie seinetwegen sein könnten, wo sie wollten, nur nicht in der Hölle, und er sie künftig ruhig ließe. Es käme den Bauren wohl."

„Was käme den Bauern wohl?" sagte ein eleganter Herr mit goldener Kette und Manschetten, der so eben die Thüre aufmachte und mit zierlicher Beugung des Oberleibes herein trat. „He, wenn d'r Tüfel e Doktor wurd, er nähme keinen Bauren mehr, er bekäme genug an ihnen schon beim Doktern. Aber Gott grüß euch, was lebet ihr, Herr Professer und was bringt euch schon des Morgens früh von Bern her?"

„Nichts besonders, es ist mir in Bern bei den Herren erleidet und da fahr ich mit meiner Frau ein wenig im Lande herum."

„O Herrgott! wie kann es Einem in der Stadt erleiden? Da hat man vernünftige Patienten, eine bequeme Praxis und muß nicht Berge auf, wo man den Athem mit dem Finger wieder füre guseln muß, wenn man nicht ersticken will; kann zehn Visiten machen, während wir eine; und dann Kümi! Kümi! und hier müssen wir froh sein, wenn wir das Leben davon bringen wollen bei denen Gytzgnäpperen, wo man einem für drei Kreuzer fünf Schlitze ins Blutte machen muß."

„O Doktor, ihr wißt nicht, was ihr saget, sagte der Professor. Wenn meine Kinder nicht wären, ich wäre schon lange auf dem Lande. Da muß das Praktiziren eine ganze Freude sein, wo nicht jedes Weib meint, es sei ein halber Doktor, und wenn es Einem nicht mit einem Tannbuschli durch die Nase fahre, so schmecke man nichts; die einen keine Diät halten wollen, die andern vor lauter Aengstlichkeit Einen des Teufels machen, Kollegen Einem das Leben versalzen, und man am Ende nichts davon bringt als Undank und einen Haufen Kinder, die Einen ein Geld kosten, daß Einem das Liegen weh thut."

„Ihr wißt nicht, Herr Professor, was ihr sagt, und wie es auf dem Lande ist. Ich will euch nur das sagen, daß es eine ganze andere Sache ist, mit Herrenleuten umzugehen als mit Bauersleuten," antwortete der Doktor.

„Ach geht mir mit den Herrenleuten, sagte der Professor, das ist mir das ärgste Pack von der Welt, und eben das macht Einen am täubsten, weil man das Recht hat, von ihnen zu fordern, daß sie vernünftig seien. Die einen verketzern muthwillig die Gesundheit, gäb was man ihnen sagt, und wenn alles ruinirt ist, soll man helfen, und während man ein Loch stickt, giebt's ein anderes, solche verstüpfte Naturen haben sie. Wenn man nicht auf der Stelle helfen kann, so reibt man es Einem um die Nase, ob das Konsultiren nicht gut wäre? Wenn Einer stirbt, so gräbt man ihn wieder aus, um zu sehen, ob man ihn nicht verpfuscht hätte, und die Stadt auf, die Stadt ab redet man davon, daß wenn die und jene zu rechter Zeit einen andern Doktor genommen hätten, der arme Gestorbene noch lebte. Wenn sie die Meitschene am Tag mit denen verfluchten Schulen, wo man ihnen kaum Zeit zum Essen gönnt, mit Soireen, Societäten, Repetitionen z'Nacht krumm und dumm, leberfüchtig oder bleichfüchtig gemacht, Leib und Seele verstopft haben, daß nichts Vernünftiges von ihnen geht, dann sollen wir sie z'weg doktern, daß sie

geſunde währſchafte Weiber geben, und während wir doktern, ſchnüren ſie ſich, daß alle Rippen gixen, und freſſen Täfeli wie junge Kälber Klee. Den Frauen können wir nicht ſeiden genug thun. Wenn ſie ihre quäſtionirlichen Anfälle haben, ſo laſſen ſie uns rufen und wir ſollen auf der Stelle helfen; verordnen wir etwas, iſt der Anfall vorüber, ſo ſtellt man die Mittel ins Ofenloch, thut wieder was Einem beliebt, und wenn der Anfall wieder kömmt, ſo heißt es, wir könnten nichts. Wenn wir unter ſo bewandten Umſtänden nicht alle Tage die Aufwart machen, ſo heißt es, wir bekümmerten uns nichts um ſie, möchten uns keine Mühe geben. Und kommen wir alle Tage, ſo erleiden wir den Leuten, und verblümt, daß ein Ochſe es faſſen thäte, giebt man uns zu verſtehen, man wolle jetzt ſehen, wie es von ſelbſt gehe, und wenn man Einen ferner nöthig hätte, ſo wollte man Einen rufen laſſen. Solche Weibchen machen Einen oft faſt des Teufels und wenn nicht alle Jahre einmal der Sommer käme, daß man ſie vor's Loch hinaus reiſen könnte, man hielt es nicht aus. Und hat man ſie endlich draußen, ſo iſt man nicht einmal ſicher; es giebt deren, die Einem ſchreiben wenigſtens über den andern Tag, manchmal alle Tag, manchmal drei Seiten lang und noch an allen Börtern und noch dazu weltſch! Doktor, Doktor! weltſch! und was für Weltſch? daß man nicht weiß, iſt es Pfauenlatein oder Kappelenweltſch, und darauf muß man antworten, wenn man in Gnaden bleiben will. Wenn man es den Frauen trifft, ſo breicht man es den Herren nicht; die möchten immer freſſen, was ſie gut dünkt, und machen, was ihnen ſonſt wohl gefällt, und während ſie die Geſundheit zum Fenſter hinauswerfen, ſollte der Doktor ſie ihnen wieder hinten hineinſchoppen, und während ſie einen Riß nach dem andern machen in ihre Lebenskraft, ſollte der Doktor für die Löcher ihnen plätzen, ſollte ihnen die Kraft zu ihren Gelüſten erhalten, machen, daß die Kniee wieder halten, die Augen nicht blöde werden, der Unterleib keine Falten mache. Und kaum hat er

einen ſolchen Ketzer wieder auf die Beine geſtellt, ſo geht derſelbe hin und macht es zehnmal ärger als vorher. Und iſt man endlich mit der Herrſchaft fertig, ſo möchte man erſt noch ob der Dienerſchaft aus der Haut fahren. Fragt man die, wo es ihnen fehle, ſo hätte man es ihnen anſehen ſollen, und frägt man ſie nicht, ſo iſt man ein Möff und Grobian, zu vornehm, mit ihrer Gattig Leuten zu reden. Redet man leiſe, ſo ſagen ſie, ſie hörten übel, redet man laut, ſo klagen ſie, man hätte ſie angeſchnauzt. Verbietet man ihnen den Kaffee, ſo ſchreien ſie gen Himmel, verſchreibt man ihnen was Bitteres, ſo wünſchen ſie Einen in die Hölle. Stellt man ſie auf die Beine, ſo iſt man ein Dienſtenteufel, der ihnen das Bett und die Ruhe nicht gönnt, läßt man ſie liegen, ſo ſoll es Einem nichts an ihnen gelegen ſein, und wenn es der Herr oder die Frau wäre, die liefen längſt wieder herum. Will man einem Kammermeitli den Puls greifen, ſo thut es verſchämt und fährt mit beiden Händen unter die Decke, wo man nicht nach mag; und will man einer Köchin die Zunge ſehen, ſo verbeißt ſie das Maul, und ſagt, da hinein ließe ſie nicht guggen, aber's Waſſer könne man haben, es ſtehe dort in der Ecke neben dem Nidelhäfeli. So haben wir es, Doktor, und wenn wir an einem Ort fertig ſind, ſo iſt der Teufel an einem andern los, und wenn er an einem Ort ſchwarz iſt, ſo iſt er am andern noch einmal ſo ſchwarz. Nein, geht mir, ihr habt's auf dem Lande wie die Vögel im Hirſe, wie die Meuſi in einem Wurmneſt."

„Ich wollte nur, Herr Profeſſor, ihr müßtet ein halbes Jahr meine Praxis übernehmen, ihr würdet auf einem andern Löchli pfeifen, ſagte der Doktor. Was ihr in der Stadt habt, haben wir faſt alles auf dem Lande auch und dann noch viel mehr dazu. Meint ihr, es gebe nicht auch Bauretöchter, welche ſich ſchnüren? Sie tragen immer mehr Corſet und wiſſen dieſelben zuſammenzuziehen, als ob ihnen der Melcher oder der Karrer dabei geholfen hätte, daß ſie Schnat-

ten kriegen, in die man ein großes Glätteisen verbergen kann, und der Bauch wie ein großer Kirschenkratten ihnen am Leibe herumhängt, daß man von weitem nichts anders meint, als sie hätten die Wassersucht. Dann werden wir nie zu rechter Zeit gerufen, gewöhnlich erst, wenn man auf dem letzten Löchlein pfeift oder die D-... wetters Pfuscher und Wasserg'schauer schon alles verblitzget haben; von diesen wisset ihr in der Stadt nichts."

„Was Doktor, meint ihr, man kenne in Bern die Wunderdoktoren nicht? gerade da ist das ärgste Nest dafür." „Es wird öppe nit sy, sagte der Dokter, für witzig Herreleut sind solche Sachen z'dumm." „Geht mir, Doktor, sagte der Professor, Menschen sind Menschen, und im Herzen sind sie in der Stadt so abergläubisch als man es auf dem Lande ist, sie können es nur etwas besser verbergen. Es ist kein Pfuscher im ganzen Lande, der nicht von Bern aus besucht wird. Freilich stellen sie dann keine Zeugnisse aus wie die Th.. stetter und D... wyler und M. und andere, worin sie ihren Glauben zu den Gütterleren bekennen. Aber wenn der Dokter im Emmenthal noch lebte, der könnte sagen, wie manches fünfbatzige Bünteli er nach Bern geliefert, und auf wie manches Berner Brüstli er seine Hände gelegt hat. Es ist ja lange Zeit ein eigener Bote alle Wochen von Bern aus zum Tschampel Hansli gegangen mit einem großen Räf voll Brunzgläser. Sehr oft leerte der aber die Gläser aus, weil er fand, leer seien sie leichter als voll, und sehr selten ging er zum Hansli, sondern im Buchiberg blieb er bei einem stecken, mit welchem er einen guten Akkord hatte. Dort ruhete er wohl aus, ließ die Brunzgläser mit allerlei Mitteln füllen und brachte sie sammt Grüßen und Aussprüchen vom Tschampel Hansli zurück. Und die armen Patienten lebten herrlich wohl an den küstigen Mitteln und dem Glauben, der Tschampel Hansli doktere an ihnen herum. O nein, sie sind in Bern nicht um ein Haar witziger als an andern Orten."

„Aber Dokter, wir verklappern uns und meine Frau wartet im Wirthshaus, ihr müßt mitkommen, in Fischigen wollen wir zu Mittag essen und eins lustig sein zusammen: dort findet man es guts Fischli und e gute Neuenburger und wenn der nicht wäre, wer möchte mehr leben? aber so lange es noch Neuenburger und Fisch giebt, wollen wir den Rest ertragen und albeeinist Einen nehmen.“

Unterdessen war Anne Bäbi fortgegangen voll Erbitterung gegen den Dokter, welcher dem Jakobli nicht helfen wollte. Es glaube es, sagte es, der könne ihm nicht helfen, wenn er nur ein Diener vo dem Natur sei. Es kenne den nicht, und wisse nicht, wer der sei, man höre erst seit kurzem von ihm; aber g'seh hätte es ihn noch nicht und wenn es öppis mit ihm wär, so dörft er sich auch zeigen. Aber zu einem Diener wolle es nicht mehr, es wolle zu einem, der die Sache selber verstehe und nicht bloß einem andern der Knecht sei, und noch dazu so ein unerkannter. Es käme ihm wohl, daß Hansli ihn nicht gehört hätte, das wäre Wasser auf seine Mühle gewesen, wenn er gehört hätte, daß Jakobli werchen sollte. Es düechs doch, laxiren oder purgiren gingen minder hart, als werchen und noch dazu eines Tages für, das Werchen aber komme alle Tage wieder. Aber es sehe wohl, entweder wüßte der nichts, oder wenn er ihm seinen Bub eines Tages tödten könnte, so würde er nicht zwei daran machen. Es wüßte doch nicht, was sie dem zu leid gethan hätten? Sie hätten ihm bezahlt, was er gefordert hätte, und wenn er gekommen sei, und sie ein Kaffee z'weg gehabt, so hätten sie ihn allezeit geheißen mithalten, und wenn er nicht genommen, so könnten sie nichts dafür.

So rollten dem Anne Bäbi aus betrübtem Herzen finstere Gedanken durch den Kopf; für seinen lieben Buben wußte es keinen Rath und das lautere Wasser lief ihm die Backen ab, als es ins Wirthshaus zu Fischigen trat, wo die Wirthin ihm wohl bekannt war. Noch ehe sie fragte: womit sie ihm

aufwarten könnte, sah sie seine rothen Augen und das Wasser die Backen ab. „E aber Frau, was hast du, was ist dir doch auch begegnet?“ frug sie. Anne Bäbi sagte: „e bring mir einen halben Scheppen und ein Schnefeli Fleisch numme gäb wie liecht, und wenn du dann Zeit hast, so will ich dir Bericht geben.“ We hat eine Wirthin nicht einen Augenblick Zeit, wenn ein Anne Bäbi, das rothe Augen hat, Bericht geben will, was ihm die Augen roth gemacht? So saßen sie bald zusammen; und als Anne Bäbi über alles styf Bericht gegeben hatte, was es gesagt, und was der Dokter gesagt, und was es wieder geantwortet und dann wiederum der Dokter, sagte die Wirthin, „das sei nicht halb so bös, es solle sich nur trösten. So hätten es die schießigen Dokter alle, wenn man sie am nöthigsten hätte, so wüßten sie alle nichts. Es sei aber gut, daß es andere Leute gebe, die mehr wüßten als sie, und wo man nie umsonst hingehe. Es sei jetzt bald vier Jahre, so habe sie es gerade gehabt, wie Anne Bäbi's Jakobli use Tupf e se. Ich bin schwanger gewesen zu meinem letzten Mädchen, und da hat mich auch düecht, die ganze Welt sei mir erleidet und wenn ich nur den ganzen Tag plären dürfte oder sterben könnte, und es ist mir in allen Gliedern gewesen, die Beine so schwer wie Kilchthürme und am Abend bin ich manchmal auf dem Sessel geblieben, weil ich zu müde war, ins Bett zu gehen und da hat mir ein ringes Mittel geholfen. Du hast auch schon von dem Elixir gehört, wo da einer zu Wirthligen macht der halbe Schoppe für fünf Bz., von dem habe ich genommen alle Morgen und Abend einen Löffel voll, und von Stund an hat es mir gebessert und alle Tage hat es styf durchgezogen und es hat mich düecht, ich möchte wieder laufen wie ein Hirz. Wenn nicht die Krämpfe dazu gekommen wären, daß es mich manchmal düecht hat, ich müß ersticken, so hätte ich keine bessere Schwangerschaft gehabt als die.“

„Von diesem Elixir könne er auch etwas sagen, sagte

ein alter Mann, es sei berühmt nicht nur hier, sondern man hätte ihm gesagt, der König in Frankreich nehme alle Morgen davon. Er hätte accurat auch die gleiche Krankheit gehabt und er wäre längst nicht mehr da, wenn das Elixir nicht gewesen wäre. Er hätte einmal das Bein gebrochen und sechs Wochen lang am gleichen Ort liegen müssen; endlich habe man ihn aufgestellt und da sei er so schwach gewesen, er hätte geglaubt, jeder Schritt welle ihn tödten und die Dokter hätten ihm auch keine innerlichen Mittel geben wollen und gesagt, es werde schon besseren, da habe er das Elixir kommen lassen und ehe er eine Halbe getrunken, sei er kurirt gewesen, zur Kraft gekommen und hätte von Tag zu Tag mehr machen mögen."

„Das sei es denstigs Wasser, sagte Einer hinter einem Brönzgläsli hervor. Es sei ihm vor Jahren schon angekommen, daß wenn er am Morgen aufgestanden sei, er gezittert habe wie ein Espenlauf, und wenn er hätte ein Kaffeekacheli in die Hand genommen, so hätte er die Hälfte verschüttet. Das sei ihm z'wider gewesen und er sei auch zu einem Doktor gegangen und hätte es ihm geklagt. Der hätte ihn nur ausgelacht, ihm kaltes Wasser angerathen und gesagt, das kömmt von deinem verfluchten Saufen und wenn du mit dem nicht hörst, so kömmt es alle Tage ärger. Das hätte ihn taub gemacht und er hätte gedacht, zu einem solchen Denstig gehe er nicht mehr. Aber da hätte man ihm vom Xaveri gesagt und er sei zu ihm gegangen, und der habe gleich gewußt, was es sei und wie zu helfen. Von den Nerven komme das, habe er gesagt, er habe schwache Nerven, und das sei wahr, seine Mutter sage immer, wie er als Bube schon am ganzen Leib gezittert habe und Schaum vor's Maul bekommen, wenn er zornig geworden sei, und dafür hätte er ihm das Elixir gegeben und alle Morgen zwei Löffel voll befohlen und manchmal nehme er drei. Und das müsse er sagen, sobald er die im Leibe habe, so höre das Zittern auf, er könne

mit seinen Händen machen, was er wolle, und es düech ne, er möchte über alle Zäune aus springen."

„Wo letzten Herbst der rothe Schaden regiert, da habe er es auch gebraucht, sagte ein anderer, und er müsse sagen, wenn er es nicht gebraucht, so wäre er längst im Boden; noch jetzt fühle er die Schwäche. Aber die Krankheit sei auch gekommen, man hätte es nie erhört. Xaveri hatte gesagt, wenn das nit helf, so sell me ume höre; vier King heigs ihm tödt, gäb wie er ne ygschüttet heig, und es heig se albez fast z'ringsetum drähyt, so heigs agrührt, aber es heig alles nüt ghulfe, er allein hätte möge dure g'schlah, aber es heig hert g'ha, er selbst habe manchmal geglaubt, es müß greiset sy."

Schon lange hatte es Anne Bäbi gewohlet und zum ersten halben Scheppen einen zweiten kommen lassen, kaum gemerkt, daß die Wirthin abgerufen wurde und gar nicht, daß sie draußen blieb. Es sah seinen Jakobli schon ganz gesund und freute sich, dem Dokter diesen Trotz anzuthun und wunder nahm es ihn's, was der dazu sagen werde. Aber noch eins nahm ihn's wunder und es zweifelte nicht daran, daß eine so erfahrne Mannschaft, wie da war, ihm darüber Anlêßig geben könnte. Es erzählte noch einmal, wie es bei dem Dokter gewesen und wie der ein Hochmüthiger, Unerschante und Ung'schleckete sei. Für seinen Buben hätte er ihm nichts gewußt, über die Bauren hätte er gestucht, daß es eine löthige Schande sei, denn von wem sonst hätte er z'fressen? Z'letzt als er nichts mehr gewußt, hätte er gesagt: „Lue du dummi Frau, üserein ist numme e Diener der Natur." Jetzt nehme ihn's nichts mehr wunder, als was das für es Züg-syg d'Natur, ob e Mönsch oder süst newer. Aber das düechs, eine, daß numme Knecht syg, sött nit so ufbegehrisch sy, aber es sei heutzutag so: je minder einer sei, desto wüster thue er. Aber was d'r Natur für einer sei, das nehme ihn's wunder.

„Ich habe von dem auch schon gehört, sagte einer, aber

geſehen habe ich ihn noch nicht; es wird öppe eine z'Bern ſy, wo ihm d'Ruſtig git; es iſt da einer, dä handelt um Laxirige und ſellige Züg, wie d'r Tüfel, ſuſt wüßte ich niemere, der ſo heißt."

„Ich traue, er meine ſeine Frau damit, ſagte ein anderer, ſie hat ſo e arige Name und er muß ihr folge vom Tüfel; über e jedere Schoppe muß er ihr Rechnung geben, und wenn er mehr als zwei gehabt hat des Tages, ſo hängt ſie ihm den Brodkorb höher und er darf am andern Tage gar nicht aus dem Bett und ſie ſchließt ihn ein."

„Warum nicht gar, ſagte ein Dritter, Natur und Welt und Tüfel iſt eis, numme iſt Natur höflicher als Tüfel. Dem Tüfel ſein Knecht iſt er, aber gerade heraus ſagte er es doch nicht gerne. Alle die Pfaffe und Dokter, wo von Gott abfallen, ziehen alles auf die Natur hin, d. h. ſie übergeben ſich dem Teufel und beten den an, und machen, was der will. So iſt's, ich weiß es, mein Vetter, und der kann mehr als Brod eſſen, hat mir das bündig ausgelegt; er iſt drei Jahre Schulmeiſter geweſen und lernt jetzt Kämifeger."

„Das gefall ihm, ſagte Anne Bäbi, und ſo werde es wohl ſein, aber ſchrecklich ſei es, und man wiſſe heutzutage gar nicht mehr, mit wem man es eigentlich zu thun habe, und es ſollte Einen nicht wunder nehmen, wenn man den Teufel am heiter hellen Tag herumlaufen ſehen würde. Aber wenn die Wirthin da wäre, ſo wollte ich abſchaffen, ſie werden daheim nicht wiſſen, wo ich bin." — Mit dem ſtand Anne Bäbi auf, ging dem Nebenzimmer zu und ſagte: es düechs, es hätte ihre Stimme daneben gehört. Leiſe öffnete es die Thüre und ſteckte den Kopf hinein, fuhr aber plötzlich zurück mit hellem Schrei: „Herr Jeſes, er iſt da, helfit, helfit!" Drinnen aber ertönte ein ſchallend Gelächter und der Doktor trat heraus und ſagte: „Ja ſieh mich nur an, ob ich der Teufel ſei oder nicht. Aber von dir hätte ich es nicht geglaubt, daß du ſo redeteſt über mich und mich ſo verdäch-

tigteſt; das hab ich um dich nicht verdient. Aber ſo hat man es, wenn man es gut meint und aufrichtig iſt, ſo glaubt ihr es Einem am allerwenigſten; dem ärgſten Lumpenhund, der euch die Haut über die Ohren abzieht, könnt ihr glauben." „Verzieht Herr Dokter, ich habe nicht gewußt, daß ihr da ſeid, ich hätte ſonſt ſo etwas nicht geſagt." „Das glaube ich wohl, ſagte der Doktor, aber deſto ſchlechter iſt das von dir." „He, es hat mich nur wunder genommen, wer einer ſei, wenn er Diener vom Natur ſei und jetzt weiß ich es. Bhütech Gott und lebit wohl." Und Anne Bäbi verſchwand.

„Aber Herr Gott, ſagte der Profeſſor, iſt es noch ſo auf dem Lande, nicht einmal wiſſen, was Natur iſt! Aber was thut man in den Schulen? iſt da nicht von Naturkunde die Rede? und wird da nichts gelernt von der Einrichtung, welche den Werken Gottes zu Grunde liegt und den Kräften, welche in denſelben liegen und wirken? und ſagt der Pfarrer nichts darüber?" „Was weiß ich, ſagte der Doktor, in einer Schule bin ich noch nicht geweſen, und wenn ich z'Predig gehe, ſo prediget der Herr immer nur von der Religion. Es hat mir ſchon manchmal geſchienen, er könnte von etwas reden, das mehr abtrage, es wäre da noch manches. Gerade von der Natur und daß die Natur die Natur ſei und wir alle von ihr leben müſſen und wie die Doktoren nichts anders ſeien als Diener der Natur, d. h. daß ſie nur von der Natur abhingen und nichts anders könnten als ihr nachhelfen, und daß, wenn die Natur nicht wäre, auch die Doktoren nicht wären. Aber ſo etwas Vernünftiges habe ich noch nie von ihm gehört. Aber gället, Herr Profeſſor, ſolches habt ihr nicht geglaubt, wie es Einem hier geht, und wie die Leute noch dumm ſind?" Sinnend war lange der Profeſſor geſeſſen, endlich ſagte er: „Ja, das hätte ich wirklich nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Ohren gehört hätte. Aber wenn ich es in Bern wieder erzählen wollte, es glaubte es mir niemand; aber gräßlich iſt es doch, daß in unſerem

aufgeklärten Staate die Verdummung des Volkes ſo frech und unverſchämt getrieben wird, denn an dem, was die Leute nicht wiſſen, ſind nicht ſie ſchuld, ſondern die, welche es ihnen hätten ſagen ſollen und es nicht gethan."

„Unſer Volk iſt doch ſo wißbegierig und hat den Narren gefreſſen an der Bildung. Man braucht die Leute nur von weitem anzuſehen, um zu erfaſſen, wie wißbegierig ſie ſind und wie offen jeglicher Bildung; haben wir nicht dieſem Hunger und Durſt nach Aufklärung die neue Ordnung der Dinge zu verdanken und ſchwitzt ſich das Erziehungsdepartement nicht faſt die Seel aus dem Leibe ob Erziehung und Bildung des Volkes? Es nimmt mich wunder, daß es ſolches duldet! Aber ihr, Doktor, ihr könntet viel machen. Ihr kommt ſo viel zu den Leuten, und ſie würden ſich ſicher von niemand beſſer b'richten laſſen als von euch, und euch ſo dankbar dafür ſein. Wir haben ein ſo herrliches Volk, man könnte mit ihm machen, was man wollte, man könnte es um einen Finger lyren, wenn man ſich ſeiner nur annehmen wollte. Doktor, thut das." „Da wollte ich ein Narr ſein, ſagte der Doktor, ich habe andere Sachen zu thun. Es iſt mit den Bauren nichts zu machen, die glauben jedem alten Weibe mehr als mir, und wenn ihnen Einer mit dem Hexen kömmt, ſo dünkt ſie der der Geſcheuteſt. Nein, Herr Profeſſor, der Bildung fragen unſere Bauren nichts nach, und wenn einer einen zahlten Hof hat, ſo luegt der den König Salomo nur für einen Schnuderbub an neben ſich. Und wenn ſchon hier und da einer ſein Meitſchi ins Weltſchland thut, ſo iſt es ihm nicht darum, daß es dort etwas lerne, ſondern nur um zu zeigen, daß er's vermöge ſo gut als ein anderer. Und wenn ſie heute alle Schulmeiſter fortjagen könnten, ſie thäten's, und warteten nicht bis morgen; und was das Erziehungsdepartement dazu ſagt, weiß ich nicht, ich habe längs Stück nüt von ihm g'hört. Nein Profeſſor, mit den Bauren geht mir, das iſt mir e bodeböſi Nation, und wer mit ihnen zu thun haben muß, thäte

ringer Stöck ſpalten, wenn es auch buchigi wären.“ „E aber Doktor, ſagte der Profeſſor, ſo kommt mir nicht; es dauert mich an euch, wenn ihr kein Herz für's liebe Volk habt, ſondern nur Vorurtheile gegen daſſelbe. O wir haben ein herrliches Volk, wenn man es nur recht verſtehen wollte, aber man verſteht es nicht, weil man das Herz nicht zu ihm hat. Wenn die rechten Leute hinter daſſelbe kämen, ich bin überzeugt, ſie könnten mit dem Volk machen, was ſie wollten, in ſechs Jahren kennte man es nicht mehr. Warum können Pfuſcher und Sektirer einen ſo großen Einfluß üben? weil ſie Volksliebe heucheln; wenn vernünftige Leute Volksliebe hätten, vermöchten ſie nicht unendlich mehr? Aber da fehlt's, Doktor, es denkt jeder nur an ſich.“ „Herr Profeſſor, ich wollte nur, ihr würdet es ſelbſt mit dem Volke probiren; ihr würdet auf einem ganz andern Loch pfeifen, wenn ihr ſechs Jahre unter ihm geweſen wäret. Wißt was, kommt auf's Land und probirt es einmal.“ „Von Herzen gerne thäte ich es, ſagte der Profeſſor, wie ich ſchon geſagt, es wäre mein innigſter Wunſch, auf dem Lande zu leben, es dünkt mich allemal, ich ſei im Himmel, und an allen Haaren zieht es mich zu den ſchlichten wackern Leuten. Aber wie geſagt, Doktor, wegen meinen Kindern kann ich nicht, ein Vater hat zuerſt für dieſe zu ſehen, und ich fürchte auch noch, bei einer Landpraxis würde ich für die Wiſſenſchaft verloren gehen. Aber kommt, Doktor, wir wollen Geſundheit trinken auf unſer herrliches liebes Volk!“ „O Geſundheit machen will ich wohl, ſagte der Doktor, aber nicht wegem Volk, das iſt mir e verfluchti Nation, ihr habt es ja ſelbſt gehört zum D . . ., ſondern vo wegem Neuenburger, der iſt verflucht gut.“

Sechstes Kapitel.

Mädi geht auf Reisen und bekömmt Gedanken.

Unterdessen war Anne Bäbi auch heim gekommen, voller Gift und voller Freude im Herzen. Voller Gift gegen den Doktor, der ihm nicht helfen wollte; und voller Freude, daß es nun sagen könnte, was für einer der eigentlich sei, und es wäre ihm schon lange im Sinn gewesen, mit dem sei es nicht richtig, aber erst jetzt, wo es wisse, daß Natur und Tüfel das Nämliche seien, wisse es recht, woran es sei. Freude hatte es aber auch, weil es wußte, wie dem Jakobli zu helfen. Es nähme nicht einen Neuenthaler, sagte es, für das, was es vernommen, aber es hätte es niemere geglaubt, wenn es es nicht selbst erfahren, daß man in einem Wirthshaus bessern Bericht vernehme, wie man einen Kranken doktern könne, als bei einem Dokter. Aber so komme es, wenn einer in selligem Dienst sei, wenn er schon etwas wüßte, so wolle er es nicht sagen aus Tüfelsüchtigi.

Am folgenden Morgen mußte sich Mädi z'weg machen, um beim Xaveri das Elixir zu holen. Mädi hatte allerlei Einwendungen, meinte, man sollte doch erst noch bessern Bericht einziehen, es traue der Sache nur halb. Es wäre doch vielleicht besser d's Wasser zum Sameli z'schicke, der könne aus dem Wasser Allen sagen, wo es ihnen fehle, er breiche es allemal punktum. Es könnte allweg heute nicht gehen, es sollte den Hühnern misten und Zwiebeln umdrehen. Aber alles half nichts. Anne Bäbi zeigte, daß es Meister sei. Expreß putzte sich nun Mädi nicht; für zu einem sellige zu gehen, wo man nicht mehr zu ästimiren brauche als der erst best Vehdoktor, sei öppe grad alles gut genug, und es begehre nicht seine Kleidlene, wo es selbst gekauft und bezahlt hätte, bei einem sellige zu verdrecken. Anne Bäbi hatte es recht

ungern, als Mädi kein ſauberes Hemd anzog und nur ein halb reiſtenes Fürtuch umlegte; aber Mädi hatte auch einen Kopf und zwar einen harten, und was einmal drinnen war, brachte ihm niemand raus und wäre es auch ein Diener der Natur.

Mädi ging brummenden Herzens. So gehe das ſy Seel nicht länger, und wenn Anne Bäbi ſo fuhrwerchen wolle, ſo wolle es lieber nicht länger dabei ſein, und wenn Jakobli nicht wäre, ſo wäre es ſchon lange an einem andern Platz und z'letzt vermöchte es auch für ihn's ſelbſt zu ſein, wenn es ſein müßte; das war ungefähr das Thema, das ſeinen Phantaſien zu Grunde lag. Während Mädi ſolche Gedanken wälzte in ſeinem hitzigen Herzen, kam einer hinter ihm drein mit ganz g'ſtabeligen Beinen, die er gar ſeltſam drehte und ſetzte, und wünſchte Mädi freundlich die Zeit. Mädi dankte und freute ſich darüber, daß es Geſellſchaft erhielt und auf die Frage wohin? fand es Anlaß, Jakobli's ganze Krankheit zu erzählen und wie es ihn gerettet, und wie man es ihm jetzt wüſt mache und es in der Welt herum ſprenge für nichts und wieder nichts, während es doch ſelbſt am beſten wüßte, wie dem Jakobli zu helfen wäre und es den Hühnern hätte miſten ſollen. In dieſes flocht es mancherlei Andeutungen über ſeiner Meiſterleute Reichthum und ſeine eigene Häbigkeit und Husligkeit und rühmte ſich, daß mit Pflanzen es niemand möge, und wenn es nicht wäre, Hansli ſehen könnte, ob er ſo viel Anken verkaufen könnte und ſo ſchwere Schweine, und wenn es ſein müßte, ſo könnte es noch melken und mähen. Sein Begleiter hörte ſehr aufmerkſam zu und meinte endlich: es düech ne, wenn er Mädi wäre, ſo wollte er nicht mehr dienen, und ſo ſich des ume hudeln laſſen. Er heirathete, wenn er es gut machen könnte, und ein felliz Menſch, wie Mädi ſei, könne ausleſen nit ume ſo unter ſchittern Wittwern, ſondern unter den töllſten Burſchen.

Vo d'r Tölli heig me nit g'freſſe, ſagte Mädi. Es wolle

nicht ſagen, daß es einen jeden Schnürſti möchte oder ſo einen alten Zatteri, aber d'Hauptſach ſei doch immer, daß man z'freſſe hätte; einen, daß nichts hätte, möchte es nicht. Es möchte nicht ſeine Sache dargeben, und wenn es manne wolle, ſo wolle es manne, daß es öppe ſein könne, ſonſt wolle es lieber nicht. Dem Mannevolk an ihm ſelber frage es öppe nit viel nach, mi heig ume Plag mit ihm, und z'letſch müß me de noh King haß, und ſelb wär ihm z'wider.

Der Mann mit den g'ſtabeligen Beinen gab Mädi vollkommen recht. Wenn e niederi ſo finneti, ſo gäbe es minder arme Leute, aber es habe nit e jederi dä Vrſtang; die Mehrſten bildeten ſich ein, wenn ſie einen Mann hätten, ſo ſei allem g'hulfe, und dann alle Tage ſuſen, Suntig und links Brod. Die arme Tröpf bekämen bald Manns genug, und finneten dann an's Liedli: „Ledig ſy iſt gar e frein Ding.“ „Es ſellig rechtdenkets und witzigs Möntſch, wie du eins biſt, trifft man nicht alle Tage an, unter Hunderten nicht, my armi Thüri. Aber hör, ich wüßte dir Einen, einen tollen Mann; die Frau iſt ihm erſt vor vierzehn Tagen geſtorben, aber er nähme wieder eine. Er hat es gleich den Tag nach der Leiche zu mir geſagt. Er hat ein braves Heimeth für drei Kühe, und die Schulden plagen ihn nicht, d's Gunträri, er hat noch Ausgeliehenes, und noch frp ordeli viel. Der wäre für dich wie g'küchelt und du für ihn ebenfalls.“

O das ſei nicht, daß es ihm ſöoli preſſire, ſagte Mädi; hätte es ſo lange gewartet, ſo wolle es jetzt nicht z'ſämefüßlige, i d'Lätſche, gut Ding well Wyl hah. He, ſagte der Mann, es ſei nicht, daß es heute ſein müſſe, aber man müſſe den Kuchen backen, während der Ofen warm ſei. Es ſei mit ſellige Sachen ſo, ſie kämen einmal, und griffe man nicht zu, ſo könne man ihnen dann lange nachplären, ſie kämen nicht wieder. „He, ja ja, ſagte Mädi, es iſt ſo, wenn man nur immer wüßte, wie man es machte. Es hätte mancher d'Sach, aber ſie reute ihn, und er ſei der wüſteſt Hung gegen ſeine

Frau." „Der wäre es nicht, ſagte der Mann, darauf kannſt du zählen; er gönnt es ihm und andern, und wenn du einmal ins Wirthshaus willſt, ſo brauchſt du es nur zu ſagen. Er hat manchmal geklagt, die Frau, welche ihm geſtorben, wolle nicht mit ihm gehen, gäb wie er anſetze, und wenn er ihr eine Halbe krame, ſo ſei es ihr nie recht." „O, ſagte Mädi, ſelb begehre es auch nicht, daß der Mann ſeinetwegen ſich ſo verköſtige, wenn man neben aus gewurſtet hätte, ſo wolle es nicht daran ſchuldig ſein. So ein huslicher Mann ſei ihm doch noch lieber als einer, dem alles gleich ſei und der das Geld nicht äſtimire."

„O für d's ſelb brauchſt du nicht zu kummern, ſagte der Mann, der weiß was Geld iſt, und ſchlägt alle Jahre ein Schönes vor. Aber er hat manchmal geſagt, daß ich es gehört, und unſere Häuſer ſind neben einander: Er wollte ein Narr ſein, hat er geſagt, und ſich es nicht gönnen, mitnehmen könne er doch nichts, und je mehr er erſpare, deſto mehr werde an ſeiner Gräbd verſeffen, und deſto luſtiger ſeien die Leute, und das wolle er ihnen nicht zu Gefallen thun. Ja, wenn er einze guten Frau die Sache könnte laſſen verſchreiben, ſo wäre es noch etwas, aber für ſeines Vaters Bruders Kinder welle er es nicht bös haben." „Wie alt wär er?" fragte Mädi. „O im beſten Alter, ſagte der Andere, er iſt noch lange nicht ſiebenzig, und läuft dir noch grad auf wie ein Stecken, und mäht einen ganzen Morgen wie ein Junger, und hat noch alle Zähne im Maul, wenigſtens vorſer. Ich will ihm davon ſagen, ſo bald ich heim komme, und dir Bſcheid machen, oder vielleicht kömmt er ſelbſt." „He, ſagte Mädi, ich will noch d'Wehli hah und mich beſinnen; wer weiß, wie es mir noch kömmt." „He du Göhl, wer wellte dich zwängen? du kannſt es ja immer machen wie du willſt, ſagte der Mann. Aber hör, kannſt du mir nicht zwanzig Batzen geben, ich ſollte da etwas kaufen, und ſehe erſt, daß ich nicht Geld genug bei mir habe. Entweder will ich dir

das Geld zurück geben, wenn ich dir Bescheid bringe, oder wenn er selbst kommt, so will ich es ihm mitgeben. Du kannst darauf zählen.“ Mädi hielt sich nicht dafür, daß es nicht zwanzig Batzen zum Entlehnen hätte und dachte, die gute Bekanntschaft dürfe es nicht verderben, sie sei auch etwas werth. Es las die Batzen aus seinen Brodbrosmen heraus, welche seit langem in seinen Säcken sich aufgehäuft hatten. Erst als es sie gegeben, und alleine Xaveri's Haus zuging, fielen sie ihm so schwer aufs Herz, daß es kaum das Geheul der Hunde hörte, welches an den Felsen grausig wiederhallte. Vor dem Hause spaltete Einer Holz, und auf die Frage nach dem Xaveri, sagte der, er sei für sein Kind, das gar krank sei, zum Doktor gegangen. „Aber mangelt denn der den Doktor auch, fragte Mädi, ich habe geglaubt, er habe ein Elixir, welches Alles gesund mache?“ „Ja, aber er macht es nur für andere Leute, er selber braucht nichts davon, sagte der Knecht; aber wart nur ein wenig, er wird gleich wieder kommen.“ „Das ist wunderlich, sagte Mädi, b'sunderbar wunderlich, darauf v'rstah ih mih nit,“ und wer weiß, was Mädi gemacht hätte, wenn Xaveri nicht gleich gekommen wäre. So faßete es seinen Scheppen für zehn Bz. und machte sich auf den Heimweg; und gar etwas wunderliches ereignete sich in seinem Kopfe, so war es ihm noch nie ergangen.

Da stritten in seinem Kopf seine Gedanken eine seltsame Schlacht. Sonst sinnete Mädi nur eine Sache, und manchmal wußte es längs Stück nicht, welche, und wenn man ihm den Kopf hätte abhauen wollen, es hätte es nicht sagen können; wenn es zur Selteni sagen konnte, was es gesinnet, so war es selbst verwundert darüber. Jetzt wollten sich zwei Dinge in seine Gedanken nisten, und jedes alleine, und darum stritten sie mit einander, und bald war das eine oben und dann gleich darauf wieder unten und umgekehrt, und Mädi war sich beider Sachen recht gut bewußt, und wenn nur jemand bei ihm gewesen wäre, es hätte gerne von beiden ge-

ſprochen, wenn auch nicht nacheinander, ſo doch durcheinander, gerade wie ſie in ſeinem Kopfe auf und nieder gingen. Die Freude, daß Xaveri beim Doktor geweſen, und ſich nicht ſelbſt zu helfen wußte weder mit ſeinem Elixir, noch mit etwas Anderem, und wie es das Anne Bäbi vorhalten und dem Hansli ſagen wolle, bewegte es mächtig, und eine ganze Menge Trümpfe gegen Anne Bäbi ſtellten ſich ihm zu Gebote. Aber mitten in denſelben erſchien ein Mann im beſten Alter, holzgrad auf und mit allen Zähnen vorſer. Und Mädi beäugelte ihn hinten und vornen, und ſah dann noch ein Haus, und im Hauſe Schäfte und Gaden, und viel Tuch und Garn darin, und eine Küche mit ſchönen Kachelbänken, und oben im Rauch acht Hammen und vier Speckſeiten, und unterm Hauſe einen Keller, und darin einen ſchönen Ankenhafen, einen angehauenen Käſe und Erdäpfelkrummen, und Sauerkabisſtanden, und einen großen Milchbank, und in alles das ſchlugen die Trümpfe, welche es Anne Bäbi ſagen wollte, und Mann und Haus verſchwand, und die zwanzig Batzen kamen ihm wieder in Sinn, die es einmal gehabt hatte und gerne wieder gehabt hätte.

Als es daheim fortging, hatte ihm Anne Bäbi geſagt: „Häb de e Schoppe.“ Es hatte daſſelbe eigentlich nicht im Sinn, denn es meinte nicht, daß der Menſch auf der Welt ſei um z'Unnutz Geld zu brauchen, und es wußte wohl, daß es daheim etwas im Ofenguggeli an der Wärme finden würde.

Als aber ſeine Gedanken ſo aufrühreriſch wurden, ihm keine Ruhe ließen, ſo ward ihm faſt angſt dabei, es flüchtete ſich gleichſam vor ihnen ins Wirthshaus und ſetzte ſich auf den gleichen Platz, wo geſtern zur gleichen Stunde ſeine Meiſterfrau geſeſſen war, gleich wenn man zur Thür einkam linker Hand in der Ecke am Tiſch. Die Weiber ſaßen gewöhnlich dort ab, um nicht lange in der Gaſtſtube herumgehen zu müſſen, was ſelten eins ohne Verlegenheit thut. Gottlob ſieht man es den meiſten an, daß ſie in den Gaſtſtuben nicht

daheim ſind. Zugleich hatte man auf jenem Platze den Vortheil, daß man alles ſah, was in der Stube vorging, und alſobald verſchwinden konnte, ſobald jemand hineinkam, den man ſcheute.

Als die Wirthin Mädi bedient hatte, ſetzte ſie ſich auf die vordere Bank und fragte: „Es düecht mich, ich ſollte dich ſchon geſehen haben. Wo kömmſt du her?“ „He, von Gutmüthigen,“ antwortete Mädi. „Du wirſt öppe gſy ſy?“ fragte die Wirthin. „Ich habe zum Laveri müſſe, von ſeinem Dreck habe ich müſſen holen, und das kleine Gütterli hat zehn Bz. gekoſtet, lueg auch.“ „Biſt du etwa Hansli Jowägers Jungfrau?“ „Ich ſollte ſie ſein, d'Lüt ſäge's,“ antwortete Mädi. „Ihr einziger Sohn ſoll noch immer krank ſein, ſagte die Wirthin. Die Frau iſt geſtern da geweſen und hat neue berichtet.“ „He ja, ſagte Mädi, und wenn ich nicht geweſen wäre, und ihm ſo gruſam g'luegt hätte, wo er krank gſy iſt, er wäre längſte todt. Aber jetzt, wo er faſt wieder z'weg iſt, ſchätzt man mich nichts mehr, und wenn ich ſchon lange was ſage, es giltet nichts mehr. Man iſt gut genug, wenn man Einen nöthig hat, und nachher ſollte man nirgends mehr ſein und zu keiner Sache was ſagen. Aber es ſei ihm gleich, es könne auch ſchweigen; es daure ihn's nur der Jakobli.“

„He, ſagte die Wirthin, die Leute können ſonſt das Elixir nicht genug rühmen.“ „Einmal es, ſagte Mädi, hätte keinen Muth dazu. Wenn es etwas nutz wäre, ſo gäbte er ſeinem eigenen Kinde auch davon, und wenn er etwas könnte, ſo liefe er nicht zu einem andern Doktor.“ Die Wirthin fand nicht nöthig, zu ſagen, daß ſie das Elixir angegeben, ſondern lenkte ab und fragte: „Das ſind reiche Leute, d's Jowägers, nicht wahr?“ „He, ſagte Mädi, ſie könnten es einmal machen, aber deſto beſſer hätten ſie's nicht dabei, es und der Knecht müßten faſt alles alleine werchen, b'ſunders ſeit Jakoblis Krankheit lege Anne Bäbi faſt keine Hand mehr an, und Hansli möge auch nicht mehr recht.“ „Ihr habt

viel Land?" fragte die Wirthin. „He, es hat mancher mehr, aber doch haben wir Jahr aus Jahr ein ein Roß und vier Kühe, und manchmal sechs Schweine. Ehe ich dort war, hatten sie nur zwei, aber jetzt haben wir gewöhnlich sechse, und wenn ich alleine Meister wäre, ich wüßte für acht Sachen genug, und Kuh hätte ich auch eine mehr. Aber unser einer sollte nichts zu befehlen haben, und d'Meisterfrau hat ihren apartigen Gring, und wenn Hansli eine andere hätte, er könnte mängs hundert Kronen reicher sein." „Haben sie noch Schulden und husen sie hingerzi?" frug die Wirthin. „Selb nicht, antwortete Mädi. D's Höfli ist zahlt, und es ist manches vornehme Haus, es ist nicht halb so viel Geld als in unserem; und wenn alles an einem Haufen wäre, was Hansli hier und da verstoßen hat, nur was ich weiß, es würde mancher Herr sein Lebtag noch nie so viel bei einander gehabt haben. Man könnte wohl noch ein Höfchen daraus kaufen."

„Die sind also von den heimlich Feißen. Es giebt deren nicht mehr so viel als sonst. Heut zu Tage wollen die Leute immer reicher scheinen als sie sind; so b'schyßt eis d'ä andere, und so kommen manchmal zwei zusammen, und ein jedes glaubt, das andere sei reich, und am Ende haben beide nichts; beide haben einander angelogen, und doch hält es eins dem andern vor so lang es lebt, und Streit ist das einzige, was sie Sonntag und Werktag haben ohne Aufhören. Man kann sich heut zu Tag nicht genug in Acht nehmen, wenn man schon glaubt, man habe alles ausgefrägelt, so kriegt man doch eine Täsche, und nimmt nicht nur einen, sondern beide Schuhe voll heraus." „Nein, sagte Mädi, das brauche hier niemand zu fürchten; Hansli wisse selbst nicht, wie reich er sei, und wenn er alle seine Säckli zusammenlesen würde, er würde sich selbst verwundern, wie viel er hätte." „He, sagte die Wirthin, da hätte dann ein Söhnisweib gut einzusitzen, und sie glaubte, das Weiben thäte dem Jakobli gut. Sie

wüßte viele Beispiele, daß die Leute gekränkelt hätten, so lange sie ledig gewesen seien, man hätte nicht gewußt, wo es ihnen fehle, und so bald sie geheirathet hätten, seien sie gesund gewesen, wie Fische im Bach, und ihrer Lebtag hätte ihnen nichts mehr gefehlt. Es sei gar curios mit dem."

„Es hätte auch schon davon gehört, sagte Mädi. Es fehle ihm auch zuweilen; manchmal kriege es so schwere Beine, daß es sie nicht lüpfen möge, und anderemal einen so sturmen Kopf, daß es ihn's düeche, es müsse desaus fallen; aber am meisten habe es ein Drücken auf dem Herzen, daß es ihm sei, als ob eine dreicentnerige Sau darauf hocke, und es meine, es müsse ersticken. Da habe es auch manchmal gedacht, ob das Heirathen nicht gut dafür wäre, und ob es ihm nicht besserte um's Herz, wenn es einen Mann hätte. Es hätte schon manchmal ab Körblikraut getrunken, aber es glaubte, ein Mann b'schöße doch bas. Und es sei dann nicht, daß es nichts hätte; Kleider hätte es mehr als manche Bäurin, dreizehn gute Hemden, und böse, es wisse nicht wie viel, und noch Tuch für drei im Schast, wo auch noch manches Krönli Geld sei, es könnte nicht einmal sagen wie manches." „Es hätte es dann gerade wie sein Meister, sagte die Wirthin. Es solle sich aber in Acht nehmen, daß es nicht Einer erwütsche. Gerade sellige Meitli, wo man wisse, daß sie einige Kronen hätten, würden am leichtesten hineingesprengt. Aber für den Jakobli wäre es schade, wenn der ledig bliebe, und sie glaubte, sie wüßte ihm eine, die für ihn wäre."

„Ho, sagte Mädi, es wolle sich schon in Acht nehmen, so' blinzlige springe es nicht hinein. Es wolle seine Sache gewiß haben, und mit dem Jakobli werde es nicht sövli pressire; sie wollten einmal jetzt das Elixir probiren, und wenn das nicht helfe, so wisse es dann noch einen, der sich b'sunderbar auf's Wasser verstünde; und wenn der auch nichts könnte, dann könnte man mit dem Weiben probiren. Aber jetzt müsse es heim, sie wüßten sonst nicht, wo es wäre, und

könnten meinen, wo es herumreutere.“ „He, preſſire nicht, ſagte die Wirthin, ſie werden wohl wiſſen, daß du nichts ſchlechtes machſt.“ „He ja, ſagte Mädi, ſie könnten es wiſſen, aber ſie trauen doch niemand etwas. Es iſt eine harte Sache, bei ſo mißtrauiſchen Leuten ſein zu müſſen. Es iſt z'Weihnacht fünfzehn Jahr, daß ich bei ihnen bin, und ſie ſollten es wiſſen, daß mir ihre Sache iſt wie die meine, und doch ſollte ich zu nichts etwas ſagen, und wenn ich d'Meiſterfrau nicht alles will zwängen laſſen, wo ſie im Gring hat, ſo geht es übel. Adie, lebit wohl.“ „Adie wohl, ſagte die Wirthin, und komm bald mehr.“ „Es wird's ſchon geben,“ ſagte Mädi, und wanderte in andächtigem Sinnen ſeiner Wege.

„Das iſt eine g'wundrige Frau, ſagte Mädi zu ſich ſelbſten, die hätte mir gerne die Würmer aus der Naſe gezogen, der bin ich ſchlimm genug geweſen. Aber dumm iſt die nicht, die weiß wie es geht in der Welt. Es iſt gerade, als ob ſie gewußt hätte, daß mich einer wollte, aber der hat mich noch nicht. Alſo für Jakobli müßte ſie eine; aber der habe ich es gereiſet, und gethan, als hörte ich ſie nicht. Wunder hätte es mich doch genommen, an wen ſie geſinnet hätte.“ Hier ſtockte Mädis klarer Gedankenfluß, und ein ſeltſam dunkel Wirbeln und Strudeln hunter Vorſtellungen begann.

Es fuhr ihm kalt den Rücken auf, wenn es dachte, wie leicht es einen Schuh voll herausnehmen, um ſeine Krönlein kommen könnte, ja auch um die Hemden, um gute und böſe. Aber die Beine, wie thaten ihm die weh, noch nie ſo, und auf dem Herzen dünkte es ihn's, daß es byſten und berzen müße, als ob ein ganzer Schweinſtall darauf wäre; und alſo dem Jakobli würde es auch beſſern, wenn er wybete, ſo meinte die Wirthin, und die Frau iſt nicht dumm. Aber in Acht zu nehmen hätte der ſich auch, meinte Mädi, daß er nicht hineintrappe; wenn ein Meitli mit ein paar Kronen einen Schuh voll herausnehme, ſo riskire ein Baurenſohn

nicht nur den Schuh, ſondern Maul und Naſe voll. Aber beſſern thäte es dem Jakobli, es glaube es auch, und ihm ſelbſt auch, es düechs, bloß vom daran denken leichte es ihm in den Beinen. Es ſei doch curios, dachte es, daß die gleiche Sache für ſie beide gut wäre, und daß beide ſich ſo ſehr in Acht nehmen müßten vor dem Hineintrappen, da hätten ſie es accurat ja gleich.

Zuäußerſt an dieſer Gedankenreihe entſtand in Mädis Seele ein klein glänzend Fünklein, und das Fünklein flackerte luſtig hin und her, verſteckte ſich, und ſchoß dann wieder empor hoch auf, und Mädis Beine wurden immer leichter, ſein Herz immer freier; wer hinter ihm drein gegangen wäre, hätte geglaubt, es wolle anfangen zu tanzen, und es hätte von dem bekannten Luſtgas eingeſogen, einer eigends bereiteten Luftart, welche den, welcher ſie einſaugt, in einen luſtigen Rauſch verſetzt, wo der Himmel voller Geigen iſt, und tanzen muß, wer ſein Lebtag nichts davon wußte. Die Rede geht, es ſei zur ſelben Zeit, in welcher Mädi auf der Heimreiſe begriffen war, in einem Wäldchen, durch welches Mädis Weg führte, gejauchzt und geſungen worden, als ob ein Dutzend Kiltbuben zuſammen machten, welcher lauter.

In Mädis Seele hatte der Blitz eingeſchlagen, der Blitz der Liebe, die ſo oft das Aufgehen eines plötzlichen Verſtändniſſes iſt. Aber dieſer Blitz, obgleich von gleicher Wirkung, iſt doch von gar verſchiedener Materie, und dieſe Materie wird ſeltſamer Weiſe von denen am wenigſten erkannt, in welche er eingeſchlagen.

„Wenn ich Jakobli nähmte?“ Dieſe Frage ſtund gleichſam mit der Phosphorſchrift, mit welcher Guggenbühler ſeine Cretins lehrt, vor Mädis Seele. „Jakobli nähmte, und Jakobli mich nähmte, und es ihm beſſerte, und es mir beſſerte, und jedes wüßte was es hätte, und keines Kummer zu haben brauchte, es nähmte einen Schuh voll heraus. Wir hätten uns ja an einander gewöhnt, und was er mehr hätte, würde ich mehr

werchen, und er brauchte mit dem Hochzeitmachen nicht viel Umstände zu haben, und nicht viel Kosten. Deppe es Krämli, gäb wie liecht, ih wär z'friede. Und zu ihm luege wollte ich anders als dä Sturm, wo sys Müetti sy will; die wollte ich dann rangieren, die müßt wisse, daß ih de Sühniswyb wär und nit ume d'Jumpfere. Deppis jünger ist er, zechni oder zwänzig, was weiß ich, aber das macht nüt, es ist ihm auch z'gönne, daß er es g'setzts Mönsch überchunt, und eis, das ne i allne Stücke brichte cha. Nei, uf my armi Thüri, syt d'Welt steit, hei sih nie zween besser z'sämme g'schickt als ih u er. De nadisch, wenn ich nicht gewesen wäre, so wäre er längst unter dem Boden, und da ist doch nichts als billig, wenn er eine nehmen will, er nehme mich, und nicht so ein meisterlosiges Schyßnäsi, wo d'Gosche i allem het, d'Nase über alles rümpft, und nüt arühre darf, und noh am Sundig so g'löchert Strümpf a het, und nit ume a d'r Fersere, sondern gelöchert um und um, und z'mitts ufem Grisp, wie sich jetz ase die reichsten Baurentöchtern nicht schämen. Da bin ich doch ein anderes Mensch, und darf meine Finger in allem haben, und wenn mir auch am Werchtag manchmal die blutti Fersere fürechunt, so frylich, su wenn d'r Sundi chunt, hah nih doch de ganzi Strümpf a'zlege, und de nit ume öppe wullig, neh zween Paar bauelig hah nih de o noh. Auf my armi Thüri, es wäre schlechts von ihm, wenn er mich so anführte und hecken ließe, und habe ich doch so viel für ihn gethan. Das thut er nicht, er ist ein bräverer Bursche als sie heut zu Tage sind, und so ein armes Meitli, wie ich bin, führt er doch, so Gott will, nicht an, er könnte es ja am jüngsten Tag nicht verantworten, und müßte fürchten, er hätte gar keine gesunde Stunde mehr. Nein, söttl e wüste Hung ist er nicht, aber Anne Bäbi wird luege und sih wehre, aber das cha lang säge, öppe gang muß das de sy Gring nit hah. Hansli, der ist freine, und wenn nur niemand viel sagt, so ist ihm alles recht. Aber d'r Sami, der wird luege und fluche,

wenn er ſih numme nit geit ga häiche, ih hätts notti mgern. Aber es geſchieht ihm recht, warum het er d'rglyche tha, er ſchätzi mi nüt, und het tha als ob ich räudig wär oder gar vergiftig. Dem geſchicht es recht, er weiß dann ein ander Mal, wie er thun ſoll, dä Schnürfli."

So gingen Gedankenwogen auf und nieder in Mädi's Seele, und ſchwellten ſein Herz. Doch war daſſelbe nicht ſo ganz Gefühlsſeele, daß nicht auch die Klugheit darein geredet und zu einem eigentlichen Operationsplan gerathen hätte. Aber die Freude und das Sinnen ließen denſelben nicht zur vollen Klarheit kommen, und Zeit dazu nahm es ſich nicht. Seine Füße liefen wie auf Federn; in Gutmüthigen ſchauten ihm die Leute aus allen Häuſern nach und ſagten: D's Hansli's Mädi iſt ſturm oder hat einen Stüber, es wünſcht ja allen Leuten guten Tag und hat's doch ſchon Feierabend geläutet.

Es ſtieß an ihr Haus, ehe es daran dachte, und erſchrak in allen Gliedern, als Hansli's Stimme aus dem Schopf erſcholl: „Es iſt gut, daß du kömmſt, wir haben geglaubt, es habe dir etwas gegeben." Anne Bäbi ſchoß mit den Säumelchtern vorüber und that, als ſehe es Mädi nicht; aber vor ſich hin brummte es, daß Mädi es hören ſollte: Es wiſſe jetzt, wen es nach dem Tod ſenden ſolle, wenn ihm das Leben erleidet ſei. Aber Mädi hörte es nicht, ſeine Gedanken hatten ſein Ohr betäubt, ſeine Augen ſuchten Jakobli; aber der war nicht draußen. „Gehe nur hinein, ſagte Hansli, d'r Bub iſt drinnen, du kannſt ihm das Trank gleich geben, und die Frau wird dir wohl etwas dänne deckt hah."

Drinnen fand es Jakobli, packte ſein Elixir aus, ſagte, es hätte nicht viel darauf; wenn es etwas nutz wäre, ſo brauchte es der Doktor auch für ſich und ſeine Leute.

Anne Bäbi ſchoß wie ein taubes Wespi durch die Stube und wollte mit Mädi gar nichts reden, ſondern kupen, und doch verſprengte es die Neugierde faſt, wo Mädi geweſen,

und was es geſehen und vernommen. Und als Mädi das ſah, dachte es, der thäte es nicht die Ehre an und packte aus; die müſſe ihm anders kommen, wenn ſie etwas vernehmen wolle. Solches nehme es aber nicht mehr an, wenn es einmal Söhniswyb ſei, die wollte es anders b'richten. So währte das eine gute Stunde, und immer mehr drückte Anne Bäbi der G'wunder, und Mädi der Drang der Mittheilung. Sie ſchoſſen nicht mehr ſo raſch an einander vorüber. Mädi fragte: ob es noch Kraut abhauen ſolle für morgen? Und Anne Bäbi ſagte, es düechs, die Schweine ſeien b'ſonderbar fräßig, ſie hätten dieſen Abend ihm die Melchtern faſt gefreſſen. Darauf ſagte Mädi, es ſei ihm leid, es hätte einmal nicht früher heim kommen können; es hätte gar lange auf den Xaveri warten müſſen, der für ſein eigen Kind, dem er mit Schein nicht helfen könne, beim Doktor geweſen. Dann hätte ihn's die Wirthin zu Fiſchigen noch aufgehalten, welche eine g'wunderige Frau ſei, und nicht hätte aufhören b'richten; die hätte auf dem Xaveri und ſeinem Elixir auch nicht viel. „Das wäre curics, ſagte Anne Bäbi, gerade die hat es mir angegeben und es b'ſunderbar gerühmt. Was hat die dann geſagt?"

„O, ſagte Mädi, apartig hat ſie nichts gewußt; aber einmal viel hat ſie nicht darauf gehalten, ſondern geſagt, ſie wiſſe etwas viel beſſeres." „Was dann?" fragte Anne Bäbi haſtig.

„Ich ſage es nicht," ſagte Mädi, und kicherte ſo ſeltſam, drehte das Geſicht in eine Ecke, und wetzte und ripfete in den Kleidern herum, als ob es es biſſe am ganzen Leibe.

„Das iſt doch dumm, ſagte Anne Bäbi, wotſch's ſäge oder nit?" „Nei, ih ſäges nit, du kannſt meinethalb gehen und ſie ſelbſt fragen. Hi hi hi!" „Das wäre mir, ſagte Anne Bäbi, wenn ich jetzt noch dahinunter laufen ſollte; ſie würden ja zuletzt meinen, es fehlte uns im Kopfe. Willſt es ſagen oder nicht?" „Und ih ſäges nit, hi hi hi," wisperte

Mädi. „Warum nicht?“ „Ich darf uf my Thüri nit, und du könnteſt glauben, ich hätte das ſelbſt erſinnet; drum frag die Wirthin ſelbſt.“

„Das ſind Stämpeneien, ſagte Anne Bäbi, ſäg mer's.“ „Ich darf wäger faſt nicht, ſagte Mädi, öppis arigs het ſie g'ſeit.“

„Wotſch jetzt e nandere nah, ſagte Anne Bäbi, ich habe nicht Zeit, den ganzen Abend deinem G'ſtürm abz'loſe.“ „He, we's ſy muß, ich will's ſäge; aber ſägs numme em Jakobli nit. D'Wirthi het g'ſeit, für ſellig Krankheite ſyg d's beſte, hi hi hi, denk ume o, d's beſte ſei d's Manne.“ „Du Göhl du, ſagte Anne Bäbi, ſie wird dir öppe das angegeben haben.“ „Ih hahs ume lätz g'ſeit, kicherte Mädi; von mir hat ſie aparti nichts geſagt; aber vom Jakobli hat ſie geſagt, denk ume o, er ſöll wybe, hat ſie geſagt, dann werde ihm ſchon alles beſſern, und das ſei viel beſſer, als ſo nes G'ſchlüder vo Elixir.“ „Sie iſt e Göhl, ſagte Anne Bäbi, my Jakobli iſt ja numme noh nes Ching.“

„Gerade eben recht wäre er mir,“ dachte Mädi, aber ſagte es nicht und dachte auch, das werde Anne Bäbi wenig angehen, wenn Jakobli wyben wolle. „So hat's die Wirthin geſagt, ſagte Mädi, erſinnet habe ich es nicht.“ „Das geht ſie gar nichts an, ſagte Anne Bäbi, was Jakobeli gut iſt oder nit; wenn ſie nur wollte zu ihr ſelbſt ſehen. Man hat öppe den Verſtand ſelbſt, für z'wiſſe, was eim ſih ſchickt und nit ſchickt.“

Somit brach Anne Bäbi das Geſpräch ab, und machte ſich an's Elixir, roch daran, verſuchte es, ſchüttelte ſich darob; dann mußte Hansli verſuchen, gäb wie er ſagte, es gelüſte ihn nicht; endlich kam es an Jakobli, und als der ſich noch weit mehr darob ſchüttelte, ſagte Anne Bäbi, grad ſo müß eim d'r Züg mache, wenn er b'ſchüßen ſolle; das ſei ein Zeichen, daß er anrühr, und wenn der Züg nit anrühre, daß me mein, er well dur eim durre ſchieße wie ne Pfyl, oder wie ne Muni dur e Krishufe, ſo trag er nüt ab.

Aber merkwürdig iſt es, wie es Worte giebt, die ſich wie mit Widerhaken einhängen in unſere Seele, und oft gehen die Worte hinein, wir wiſſen es kaum, und wie ſie ſich einhängen, fühlen wir gar nicht, gerade ſo wenig, wie feine Splitter, welche in die Finger gehen. Aber gerade wie die Splitter ſich nach und nach bemerkbar machen, den Finger entzünden, ſeine Empfindlichkeit ſteigern können ins Unendliche, gerade ſo iſt's auch mit dieſen Worten. Sie tauchen allmählig auf, ſtellen ſich immer häufiger vor die Seele, machen ſich zum wunderbaren Heerde, auf welchem bereitet werden die Gedankenreihen der Menſchen. Und wo er einſam geht der Menſch, da treten die Worte vor ihn, reden zu ihm, füllen ihn an mit Bildern, Zweifeln, Vorſätzen, mit allem bunt durcheinander. Und wo er unter Menſchen weilet, da treten ſie plötzlich vor ihn, unterbrechen ſeine Reden, führen ſeinen Geiſt aus der Geſellſchaft fort, in welcher ſein Leib öde und todt ſitzen bleibt. Ja ſie heben den Umhang und treten in der Menſchen Schlaf hinein, zaubern die Träume herauf, und bewegen die Seele auf den Fluthen der durch ſie erzeugten Empfindungen.

Wer kennt die Gränzen, welche das Gebiet ſolcher Gedanken ſcheiden von dem fürchterlichen Lande, wo, wie in öder afrikaniſcher Wüſte der Samum waltet, alles Leben verſengend, die fixe Idee, der Wahnſinn waltet, wo ein Wahn mit fürchterlicher Gewalt alle Kräfte der Menſchen überragt, alle Beſinnung tödtet und den Menſchen in ſchreckliche Irre treibt, halt-, maſt- und ſegelloſes, ein gebrechlich Schifflein in des wüthenden Meeres Wirbeln? Wir kennen die Gränzen nicht; vor ihnen wahrt uns unſere Weisheit nicht. Die Hand, welche des ſtolzen Meeres ſtolze Wellen niederſchlägt, den Sonnen ihre Bahnen zieht, hält auch der Gedanken Macht, ſetzet ihnen ihr Ziel. Und eine gütige Hand iſt's, denn wie ſelten läßt ſie dieſelben ſchweifen hinüber in die ſchreckliche Nacht des Wahns. Aber wer hat nicht die Macht eines Gedankens

erfahren, und wie er ihm unterthan wurde Tag und Nacht, vielleicht Jahre lang? Und wer war's, der den Widerhaken löste, die Seele wieder frei ließ, das Auge öffnete einem neuen Gedankenkreis? Hier kann Demuth lernen, wer hinuntersteigen will in die geheimen Schachte der Menschennatur, da unten wird uns offenbar unsere Schwäche und des Herrn Macht und Güte.

Wie hoch Einer auch begabet sei und hervorragend in der Reihe der Geister, er bleibet dennoch unterthan eines Gedankens Macht, und diese Macht begränzet der Herr und nicht der Mensch. Doch wahr ist's, je mehr ein Mensch denkt, je öfter er sich beweget im Meere der Gedanken, desto mehr gelangt er zu einer gewissen Freiheit, zu einer gewissen Macht über die Gedanken. Er kann in vielen Fällen sie kommen und gehen heißen, kann einen austreiben durch den andern, bald sie wägen und prüfen, wählen und verwerfen; doch nur so lange der Herr es will, sobald der Herr will, wird eine Idee übermächtig, verschlingt, einem weiten Grabe gleich, alle andern; verschlingt Verstand, Bewußtsein, verschlingt alles, was zum Menschen den Menschen macht.

Je tiefer ein Mensch steht in der Reihe der denkenden Wesen, je enger sein Gesichtskreis, je einförmiger sein Leben, je spärlicher sein Verkehr, desto tiefer haften einzelne Worte, desto größer wird die Macht der an dieselben sich knüpfenden Gedanken. Es hat wirklich etwas Schauerliches, Grauenvolles, wenn wir in den Gründen so vieler Seelen nach den Ursachen des äußern sichtbar werdenden Lebens forschen, und finden da wohl einem flammenden sprühenden Heerde, die Seele einer Hölle ähnlich; aber unter diesem Heerde steckt ein einzig Wörtlein, und aus demselben flammt die dämonische Glut, welche die Seele füllt, das äußere Leben bedingt. Und solche Worte, absichtslos gesprochen, wie ohne Zweck das Kind seine Pfeile vom Bogen schnellt, fliegen, giftigen Pfeilen gleich, zu Tausenden durch die Welt, suchen sich Herzen, die

kein Schild deckt; dringen in Seelen, wo es dunkel ist, keine Macht zu überwinden ist. Mitten in dieser Wolke von Pfeilen stehet jeder, sieht sie nicht, weiß nicht, ist der Pfeil vom Bogen schon geflogen, der seine Seele tödtlich verletzen soll; ja fühlt es nicht einmal, wenn er fliegt in selbige, sich einhakt für immer. Wer mit Menschen mit Bewußtsein umgeht, und nicht bloß die Erscheinung betrachtet, sondern auch ihre Wurzeln, der fühlt sich so oft von unheimlichem Grauen geschüttelt, und möchte beben für die eigene Seele, wenn er nicht wüßte, daß Beben nichts hilft, daß da nur das Vertrauen hilft, daß hier der feste Schild der Herr ist, und nur das Herz am besten gesichert, von welchem bereits der Herr Besitz genommen, für unheimliche Geister kein Raum mehr ist.

Wie manche Ehe ist zerstört, und glühend brennen die Fesseln, mit welchen zwei zusammen gebunden, und verzweifelnd zerren beide sich hie hin und dort hin, in die selbst bereitete Hölle.

Man soll Frieden stiften, muß nach den Ursachen spüren, findet lange nichts als entzündete Gemüther; endlich, endlich, wenn man auf Augenblicke die Entzündung niederzuschlagen vermag, so entdeckt man, einem Splitter in aufgeschwollenen Gliedern gleich, ein in der Seele seit Jahren eiterndes Wort. Und dieses Wort vermag selten ein Mensch loszumachen und auszuziehen; wenn man schon meint, man habe es ausgezogen, die Aufregung sei gestillet, die Wunde werde heilen; nach wenig Tagen ist der alte Zustand wieder da, der Splitter war nur abgebrochen, dessen Spitze erfasset Menschenhand nimmer.

Man sieht eine Menge Leben auf das traurigste zerstört, sieht in verkehrter Eigenthümlichkeit Menschen sich bewegen, eine besondere Richtung verfolgen, sich und Andern zur größten Pein. Umsonst ist alle Pein, umsonst alle Mühe, die Menschen aus dieser Richtung zu bringen, sie auf einen Weg zurückzuführen, wo es ihnen und Andern wieder wohl wird; sie

haben Augen und ſehen nicht, Ohren und hören nicht; ſie ſind nicht wahnſinnig, aber ſie ſtreifen an den Gränzen, und ſind vielleicht eben ſo bedaurungswürdig als die, welche bereits jenſeits ſind. Man begreift nicht, wie es möglich iſt, daß ein Menſch alſo werden, daß mitten unter andern Menſchen eine ſolche Seltſamkeit in ihm ſich ausbilden kann, welche ihn zum Gegenſtand des Spottes oder des Fluches macht — es war ein Wort, das ſich in ſeine Seele hakte.

Je einförmiger ein Leben iſt, je gedankenleerer eine Seele, um ſo mehr haben, wie geſagt, ſolche Worte Gewalt. Man hört Leute Jahre lang die einfachſten Worte wiederholen, welche dieſer oder jener zu ihnen geſagt, und Kind und Kindeskinder ſprechen ſie noch nach; es pflanzen ſich in einſamern Gegenden Witzworte oder Erfahrungsſprüche Jahrhunderte lang fort, das liegt zu Tage; wie manches Leben von einem einzigen Worte ausgeht, das liegt verborgen.

Als die Wirthin zu Fiſchigen ſagte: Wyhen wär gut, da wußte ſie nicht, wie gewaltig dieſes Wort werden ſollte; und als ſie bald darauf ſtarb, da wußte ſie noch weniger, wie dieſes Wort noch lebe, und welche Macht es übe in zweien Seelen. Es liegt wiederum ein Schauer im Gedanken, welche Macht in einem Worte liegen kann, welches uns aus dem Munde geht, und wie dieſes Wort zurückbleiben kann, als unſerer Seele Kind, während längſt unſer eigner Leib und unſerer Kinder und Kindeskinder Leiber zu Aſche geworden ſind im kühlen dunkeln Grabe.

Siebentes Kapitel.

Die Gedanken machen dem Mädi übel, und das Elixir dem Jakobli.

Bei Anne Bäbi wirkte das Wort lange nicht; es ſtak in der Seele, wie oft einige Tage ein Splitter, ehe er fühlbar zu werden beginnt.

Bei Mädi aber war es anders. In der Seele brannte es lichterloh, und als einmal das erſte Wort den Ausgang gefunden hatte gegen Anne Bäbi, da kicherte es im Hauſe herum, daß männiglich ſehen mußte, Mädi wiſſe was apartiges und möchte es gerne jedem ſagen, der ihn's darum frage. Aber Hansli that ihm nicht den Gefallen, Sami auch nicht; da kicherte es und ripſete und ranggete es um Jakobli herum, bis der endlich frug: „Mädi, was lächert dich auch ſo?" Das Wort ging Mädi durch Leib und Seele; es biß ihn's noch ärger, und lange konnte es vor lauter Lächern nicht antworten. Endlich ſagte es: „Du mußt es nicht wiſſen, gerade dir ſage ich es z'letzt." Da ſchwieg Jakobli und lockte ſeine Tauben, und die Hühner kamen auch daher, und ſie ſtritten ſich um den Platz zu ſeinen Füßen, und die Hühner pickten nach den Tauben, und die Tauben retteten ſich auf die Bank und auf Jakobli's Achſel. Jakobli ſtreichelte ſie, und die Hühner ſandten zornige Blicke hinauf, und ein geſprägelt Huhn ſträubte die Federn und rüſtete ſich zum Sprunge auf die Bank. Da fuhr Mädi dazwiſchen mit geſchwungenen Armen und zornigen Worten: „Tſchu, tſchu, ihr letzters Hühner, g'heiet eh furt, ih hab nit d'r Wyl, eh geng nache z'putze, und wenn numme die v'rfluchte Tube nit wäre, die v'richpitze m'r erſt alles!"

„Aber Mädi, ſagte Jakobli, was haben dir doch die armen Thierchen zu Leid gethan, daß du ſie nicht ruhig laſſen

kannst?" „He, die Ketzere haben afange mehr Recht als unser eim; dann soll man ihnen noch nachepuße, dene v'rstümerte Ustäthe. Tschu, tschu, weit er ech stroche, oder soll ich euch nache benggle, ihr Keybe!" Da sagte Jakobli: „Laß mir doch die Thierchen sein, die haben dir ja nichts zu Leid gethan, und während du ihnen nachputzest, thust du nichts anders, und ich wüßte nicht, warum sie nicht das Recht hätten, zu mir zu kommen, wenn ich ihnen rufe." „Tschu, tschu, schrie Mädi noch lauter, weiter oder weiter nit? Es nimmt mich doch wunder, wer mehr Recht hätte, ob so ein Huhn oder ich. Wenn meh öpper krank wird, so kann dann meinethalt auch ein Huhn abwarten oder e Tube. Ih wett e Narr sy, meh ne Finger z'rühre. Ich habe immer gedacht, es gehe mir so, und z'letscht werde man mich noch verfolgen, und ich werde nirgends sein sollen, und das werde mein Dank sein." Und damit schoß Mädi ins Haus, heulte, daß Staub und Spinnhuppelen in Bewegung kamen, dunkle graue Wolken das ganze Haus erfüllten, und schoß das Kachelgeschirr in der Küche herum, daß niemand seines Lebens mehr sicher war.

Am folgenden Morgen machte Mädi ein Gesicht, gerade wie der Hund eins macht nach einem starken Gewitter, wo man nicht weiß, will es Regenwetter geben oder ein neu Gewitter, oder hat das Wetter im Sinne, so nach und nach sich aufzuheitern.

Mädi gab Allen kurzen Bescheid, und zankte sich mit Katze oder Knecht, beide waren ihm jeden Augenblick im Wege. Um Jakobli aber strich es herum, wie ein Habicht um den Taubenschlag, wenn er den günstigen Augenblick abpaßt. Als aber Jakobli sich dessen nicht achtete, seiner Wege ging, so kam Mädi, als er Nachmittags auf der Bank saß, mit einem Blättli, und auf demselben war ein schöner Rest Erdäpfelrösti, und sagte: „Jakobli, sieh, da hast du etwas für deine Hühner und Tauben, wenn du es ihnen geben willst, so gieb ne's meinetwegen." „Dankeigist, sagte Jakobli, aber ich weiß

nicht, ob sie kommen; sie sind heute den ganzen Tag v'rschücht, und wei sih niene zuechelah." „Das wäre sich doch auch d'r werth, sagte Mädi; warum sind sie aber auch auf allem oben? Wenn sie auch ein bischen reinlicher wären, ich möchte sie wohl leiden, d's Gunträri, sie wären mir nur noch recht anständig. Wenn man etwas mit einander reden will, so kommen Einem die Türks Hühner immer zwische yche, mi cha nüt säge vor'ne." „He, sagte Jakobli, wenn du etwas zu sagen hast, so kannst du es ja immer sagen; die Hühner sind ja nicht im Weg und können ja kein Wort zwischenein reden. Was hast du zu sagen?" „O aparti gar nichts," sagte Mädi und ripfete wieder und licherte. „Was lächert dich?" fragte Jakobli. „O aparti gar nichts, sagte Mädi. Aber wenn du wüßtest, was ich weiß!" „Was weißt du denn?" fragte Jakobli. „O aparti nichts, sagte Mädi; aber die Wirthin von Fischigen hat mir etwas gesagt." „Was hat sie dir dann gesagt?" „O, meinst du, ich sage es dir? dir gerade z'letsch; es lächerete dich viel zu fast, wenn du es wüßtest. Nein, dir sage ich nichts." „Aber Mädi, warum nicht, warum mir nicht?" „O darum nicht," sagte Mädi. „He nu so de, sagte Jakobli, so brauchst du mir ja gar nichts zu sagen. Aber du weißt nichts als mich zu plagen, bald so, bald so; ich weiß gar nicht, was ich dir zu leid gethan habe." „Bist höhn, Jakobli? sagte Mädi. Nein wäger, bis mir nicht höhn; ich wüßte ja nicht, was ich dir zwider dienet hätte, und wenn dich die Leute schon aufreisen wollen, so gieb ihnen nicht Gehör; es giebt je länger je böjere Leute in der Welt. Ih hah ja numme Spaß, und wenn du gerne willst, so sage ich es dir, was die Wirthin mir gesagt, aber du mußt es keinem Menschen sagen. Versprich es mir." „He, nun ja, sagte Jakobli, meinethalb." „Ich darf auf my armi Thüri fast nit, licherte Mädi; du könntest meinen, was ich damit meinte." „Nu, su sägs doch," sagte Jakobli. „Die Wirthin

hat gemeint, für deine Krankheit wär, hi hi hi, ih darf uf my Thüri nit! Du ſolleſt —"

„Guten Abend geb euch Gott!" erſcholl eine Stimme; „bin ich wohl am rechten Orte?" Um die Ecke des Hauſes war eine Geſtalt gekommen, mittelgroß, aber verwittert, mit triefenden Augen, verſchabten Kleidern, aber den breiten Hut keck auf dem Kopf und trotzig im Maul die kurze Tabakspfeife. Einen langen Stock hatte ſie in der Hand und ungeſalbete Schuhe an den Füßen. Das Geſicht gehörte einem Manne an, der über ſechzig ſein mochte, und eine braune Halbleinkutte an hatte, und überall ſtarke Zeichen von ſich gab, daß er heute nicht bloß von Kaffee und Röſti gelebt hätte. „Danke Gott, ſagte Jakobli, und zu wem willſt du?" „He, ſagte er, wohnt hier nicht es Mönſch, man ſagt ihm nur Mädi, aber eigetlich heißt es Magdalene Wetgern?" „Pack du dich fort," ſchrie Mädi, welches ſchon von Anfang mit Vollaugen ihn angeſtarrt, und die ſchreckliche Unterbrechung gerne mit allen zehn Nägeln gerächt hätte. „Sei ein ſolches hier oder nicht hier, ſo geht es dich nichts an, und mach, daß du fortkömmſt, ſonſt könnte es dich gereuen." „Biſt du's öppe?" frug das Mannli unerſchrocken. „Du wirſt es wohl ſein, wo mir geſtern auf dem Weg nach Müthligen hat Beſcheid machen laſſen, du möchteſt gerne mannen, und wo dem Weiberhändler zwanzig Batzen darauf gegeben hat, er ſolle dir einen ſuchen?"

„Das lügſt du wie ein — Schelm, du Uſlath! Wenn ich mannen will, ſo brauche ich keinen ſuchen zu laſſen. Streich dich, wo du her gekommen biſt, ſonſt ſieh wie du wegkömmſt. Es brav Mönſch ſo gah z'verlümde." „He, es wird doch wohl dih ſy, oder ſagt man dir nicht Mädi? und heißeſt du nicht Magdalene Wetgern? und wohnt hier nicht der Hansli Jowäger?" „Und heiße ich wie ich wolle, und wohne hier wer wolle, ſo geht es dich nichts an, und ih will nichts von dir und habe nichts mit dir, und ſtreich dich! haſt es gehört?"

„Das preßirt mir nicht halb so, sagte das Mannli, und so vergebens sprengen lasse ich mich nicht. Du bist doch das Mönsch, wo gestern beim Xaveri Elixir geholt und mit dem Gaggelberger gegangen ist. Los ume, laugne nit. Und ich möchte jetzt wissen, ob wir des Handels könnten einig werden. Besser machst du's nicht mehr, los ume."

Da begann Mädi zu heulen und zu schreien, welcher Unflath ihm doch wohl einen solchen Lärm mache; wenn es manne wolle, so brauche es den Gaggelberger nicht, aber vo dene Schnürstene hätte es sein Lebtag keinen mögen, und es leide das nicht. „Los ume, so gehe ich nicht da dänne; entweder wollen wir die Sache richtig machen, oder du mußt mich entschädnen; so mir nichts dir nichts will ich den Tag nicht verlaufen haben." Da fuhr Mädi wie eine Gluckhenne auf ihn ein und wollte mit ihren Zehen ihn überweisen. Das Mannli aber erschrak nicht, floh nicht, und einen Spectakel hätte es gegeben, an dem das ganze Dorf seine Freude gehabt, wenn nicht Hansli dazwischen getreten wäre. „Nit, sagte er, ich wollte nicht so wüst thun, das trägt ja hell nichts ab, und die Leute könnten es hören. Komm da neben das Haus, und sage, was du mit unserer Junpfere willst." Da sagte das Mannli: „Er sei der und der, und hätte alles was er nöthig hätte, und mehr als genug, bis an eine Frau, welche ihm sehe zur Sache. Gestern kömmt nun der Gaggelberger und bringt mir Bescheid, es sei hier eine, welcher das Dienen erleidet wäre, und einen Mann möchte, und ordlich Sachen hätte, und Geld auch noch. Und weil sie ihm gleich zwanzig Batzen gegeben hat, so habe ich gedacht, es werde wohl etwas an der Sache sein, und ich habe wollen sehen, ob wir des Handels einig werden könnten." „Du lügst, schrie Mädi um die Ecke herum; es ist alles erheit und erloge, und ich will mein Lebtag mit keinem Mannevolk zu thun haben, und ich will nüt und hab nüt mit d'r, du Fötzel, du Hudelhund, du G'stabi. Gäb ih de e sellige Landstrycher wett, wo

ne niedere Landjäger nimmt, wenn er ihm begegnet und öppis nutz ist, wett ih lieber de —"

„E, sagte Hansli, wie redst. Du wirst wohl öppis brichtet-hah; ungefähr lief dir der nicht nach." „Was, schrie Mädi, soll das jetzt mein Dank sein und mein Lohn, daß du es mit so einem Strolch und Landstreicher hältscht. O Herr Jemer, o Herr Jemer, u u u — das der Dank u u u;" und somit nahm es das Fürtuch über den Kopf, sah Sami nicht, der ihn's spöttisch fragte: „Seh Mädi, jetzt wär endlich einer da; warum thust so wüst?" stolperte hinauf ins Gaden, legte sich auf's Bett, und laut und weit hörte man es droben heulen, schluchzen, stöhnen, es war als ob es aufgeisten wollte. Und als Jakobli hinauf ging, um es zu trösten, war es, als ob ein neues Elend es ergriffen; es schrie so schrecklich auf und zappelte mit Händ und Füßen, daß Jakobli erschrak und die Mutter hinauf schickte, um Mädi zu helfen. „Es thue, als ob es das Herz aus dem Leibe sprengen wolle," sagte er.

Drunten war Hansli auch erschrocken und sagte zu dem Mannli: „Du hörst, es wird nichts sein; du wirst es nicht recht verstanden haben, oder es hat dich jemand gesprengt." „O hä, sagte das Mannli, das Mönsch ist e Lugihung, wo's d'Hut arührt, und was es g'seit het, hets g'seit, und für d'Käste will ihs finde, wenn ih e sellige Brüllus scho nit möcht. Ich kriege hunderten für eine. Wenn ich die Nase zur Thür aus strecke, so schnäckts, wie wenn d'Welt e Spycher, und der Spycher voll Wyber wär, und d'Wyber drin manne möchte. Adie wohl." „He, sagte Hansli, chum u iß mit is." „B'häb ume dys Freese, sagte das Mannli, ih überchumes besser ame andere Ort, und es soll mich auch nichts kosten." „E, sagte Hansli, ih weit nit d's wüsteſt alles mache, und d'r Weibel ist mir mein Lebtag noch nie zum Haus gekommen." „D's erst Mäl ist einist," sagte das Mannli, und schritt immer trotziger fürbas, je ängstlicher

Hansli ihm nachkam. Als endlich Hansli zurückblieb, weil er nicht gewohnt war, so geschwind zu gehen, so stund auch das Mannli still, ließ die Unterhandlung nicht ausgehen, machte endlich den Handel für einen Thaler aus. Er begehrte natürlich nicht vor den Richter; er war nicht der Mann, für den er sich ausgab, er besaß weder Haus noch Geld; er war nichts als ein alter verlumpter Zimmermann, der jede Frau genommen, wenn er mit ihr zehn Kreuzer für einen Schoppen erwybet hätte.

Hansli gab den Thaler gerne und sprach nie wieder davon; aber wenn vom Weibervolk die Rede war, und ob diese oder jene noch heirathen werde, so schüttelte er den Kopf und sagte: „me chönn nüt wüsse."

Sami hatte an der Sache seine Schindersfreude; er wollte wissen, daß das Güegi d's Mädi nicht erst jetzt angekommen. Doch so dumm hätte er es nicht geglaubt, daß es dem ersten besten Halunken davon erzähle; aber wessen das Herz voll sei, dessen laufe das Maul über. Und es sei curios, sagte er, sie sagten manchmal den fremdesten Leuten Sachen, die sie den Nächsten nie sagen würden; sie meinten nur, es käme ihnen nicht aus, und einmal möchten sie es doch sagen; sie meinten, es wohle ihnen, wenn sie es aus dem Herzen an die Luft lassen könnten. Die Weiber hätten es mit ihren Herzen gerade wie mit ihren Schäften. Wenigstens einmal im Jahr müßte gelüftet werden, was darin sei, sonst graue es ihnen und fange an zu nüchten. Es lächerte ihn eine ganze Woche lang, und in jedem Maulecken saß ein ganzer Kratten voll Spott, und wo er Mädi ansichtig wurde, stichelte er. Am Ende brauchte er nicht mehr zu sticheln, sobald Mädi nur seine Maulecken ansichtig wurde, so fing es an zu plären oder aufzubegehren oder davon zu laufen.

Anne Bäbi mochte zum Theil dem Mädi die Sache gönnen; warum wollte es so oft witziger sein als Anne Bäbi, und wenn Mädi künftig sich übermüthig machen wolle, so

wäre da etwas, womit man es dämpfen könnte, meinte Anne Bäbi. Aber ungern hatte es die Sache doch. Es dürfe den alten Narr nicht mehr vom Hause lassen, sonst stelle es etwas an, das man ungern haben müsse von wegen den Leuten. Vom Thaler wußte Anne Bäbi nichts, sonst hätte es noch mehr Feuer gegeben.

Jakobli war der Einzige, der mit Mädi Mitleid hatte, und mehr oder weniger an dessen Unschuld glaubte; denn es würde sich die Sache nicht so zu Herzen nehmen und nicht so läugnen, sagte er, wenn etwas daran wäre. Man sollte dem Mädi doch mehr glauben, als so einem alten Hudel, von dem man nicht wisse, wer er sei und woher er komme. Dem Sami sagte er, er solle ihm Mädi ruhig lassen, es hintersinne sich sonst noch.

Dieses war allerdings zu fürchten; denn je einförmiger sein Leben dahin geflossen, um so heftiger erschütterte die einfache Begebenheit sein Gemüth. Wie der Teufel kam ihm der Alte zwischen sein Bekenntniß, brachte ihm seine Herzensergießung aus, und ihn's in Verdacht, es hätte einen Mann suchen lassen, und wollte es doch eigentlich keinen, als nur Jakobli, weil sie sich so gut zusammen schickten. Allerdings hintersinnete es sich fast, daß seine frühern Worte seinen spätern Wünschen sich so grusam in den Weg gestellt. O wenn es nur das nicht gesagt hätte, nur das nicht, tönte es fort und fort in seiner Seele, e unglücklichere Hung sei doch keiner in der Welt, und so sei es nie einem Menschen gegangen. Mädi wußte nicht, daß so vieler Menschen Vergangenheit nichts anders ist als die Scheidewand zwischen ihnen und ihrem Glücke; daß, was sie thun und sagen, immer vorfür kömmt, und sich zwischen sie und ihre Wünsche stellt; daß ihre Worte und ihre Thaten die Gespenster sind, welche sie verfolgen, ihre ärgsten Feinde, der Hemmschuh bei all ihrem Beginnen. Es sagte wenig und plärete viel, so daß selbst Anne Bäbi es tröstete und ihm sagte: es solle doch nicht sövli

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

dumm thun, man sage manchmal etwas, es sei Einem nicht recht Ernst, und das Mannli könnte auch gelogen haben. Es solle nichts mehr wahrnehmen lassen, dann würden es die Andern auch vergessen.

Unterdessen gab Anne Bäbi dem Jakobli brav Elixir, gäb wie er sich dagegen wehrte und es ihn allemal schüttelte, wenn er es einnehmen sollte; und als der eine Schoppen aus war, ward ein anderer geholt und noch einer, aber nicht durch Mädi. Warum man um so mehr absetzte, war, weil Hansli hier und da etwas davon nahm und sagte: es mache ihm b'sunderbar wohl, es ziehe styf durch. Und was dem Einen wohl thue, das müsse auch dem Andern wohl machen, meinte man in Gutmüthigen, und der Xaveri b'richtete die Leute nicht anders. Er kümmerte sich nur darum, sein Elixir zu verkaufen, und nicht darum, wer es trank. Gerade wie es Apotheker giebt, welchen an nichts mehr gelegen ist, als so viel Purganzen und Laxirkräuter zu verkaufen als möglich, einzeln und Dutzendweise; habe sie ein Doktor verschrieben, oder theile sie ein Krämer aus, oder werde es ihrem Gutdünken überlassen, das kümmert sie e Tüfel viel. Lüschi ist die Hauptingredienz, und wenn sie nur deren brav kriegen, so mögen an andern Ingredienzen Menschen krepiren, was geht das sie an? warum haben sie die Sachen gefordert, genommen ꝛc. Es könne ein jeder zu sich selbst sehen, sie müßten auch zu sich sehen, von wegen es sehe sonst niemand zu ihnen. Und wenn ein jeder machen könne was er wolle, so wollten sie Narren sein und nicht auch profitiren, man müsse sich wehren wie man könne; ein Dutzend Menschen auf oder nieder, darauf komme es nicht an. Wenn es kein Krieg sei, so möge es schon etwas erleiden, man würde ja sonst einander Plätzen ab machen. Und wenn gelehrte Chemiker so reden, welche Macht und Kraft der verschiedenen Ingredienzen in den verschiedenen Körpern und auf die verschiedenen Zustände der Menschen kennen sollten, so ist Viehärzten

und Nachrichtern erlaubt, zu glauben, auch sie hätten das Recht, um Lüschi die Menschen zu vieharznen und zu nachrichtern. Aber wer sollte ob Nachrichtern und Chemikern sein und mehr Verstand haben — wer? he?

Aber dem Jakobli that es nicht gut. Abends machte es ihm Fieber und schreckliche Träume, Morgens einen sturmen Kopf, Kopfweh; es brannte ihn in den Augen, und es war ihm manchmal, als ob da ein Feuer angehen wollte, wo das Auge ihm fehlte. Es brannte ihn auch im Magen, und nie war er wöhler, als wenn die Mutter das Elixir vergaß, oder er sich dessen erwehren konnte. Aber man glaubte ihm das lange nicht, weil es dem Hansli so wohl machte, und weil Anne Bäbi im Kopf hatte, Jakobli müsse gesund werden, und dazu kein Mittel wußte, als eben das Elixir. Wäre Mädi nicht gelähmt gewesen und in eine stille Traurigkeit versunken, fast wie ein Baum, der in Blüthe aufgehen wollte, und über den in der Nacht der Reif kam, so hätte es Anne Bäbi vom Elixir abgesprengt und den Wasserdoktor oder das Wyben in Anregung gebracht. Jetzt that es das aber nicht, sondern muckelte höchstens unverständliche Worte gegen das Elixir, und brachte dem Jakobli alles mögliche für seine Hühner und Tauben, und wenn er selbst nicht da war, fütterte es sie auf das treulichste, so daß sie ihn's umflatterten und liebten dem Jakobli z'Trotz.

Achtes Kapitel.

Anne Bäbi bekömmt Einfälle und fährt z'Märit.

Als aber Jakobli sich immer mehr klagte und wehrte, so machte es Anne Bäbi doch Angst; es setzte vom Elixir ab, und dachte erst an's Doktern auf andere Weise. Aber

wie? Zum Doktor, der ihn's so abgetrumpft, mochte es nicht gehen, andern kannte es keinen und meinte, es werde öppe einer sein wie der andere und keiner viel mehr wissen, und um nichts zu bekommen als schnöde Worte, brauche man zu keinem Doktor zu gehen, man könne die haben, wo man wolle. Endlich tauchte ihm das Wort der Wirthin wieder auf, welches ganz vergessen in seiner Seele lag. Mädi's Weiberhändlergeschichte war wie ein Deckel über demselben gewesen.

Aber nur langsam tauchte er auf, und immer wieder legte sich ein Bedenken darüber als wie ein Deckel. Es sei doch noch die Frage, ob es helfe, dachte Anne Bäbi. Das Elixir sei auch nicht für alle Leute gut, wie es scheine, aber mit dem könne man hören, wenn es Einem bös mache. Wenn man aber einmal g'wybet hätte, und es komme nicht gut, so syg g'wybet g'wybet, und dann sei nichts mehr zu machen. Doch die Bedenklichkeit überwand Anne Bäbi, indem es sagte, es hätte noch nie gehört, daß Einer am Wyben gestorben wäre, wenn er öppe e Freini bekommen, aber sellige syge rar heutzutage. Anne Bäbi war überzeugt, es selbst sei eine Freine, aber der Art, wie es sei, deren gebe es nicht mehr viele. Wenn es so eine wüßte, es besinnte sich nicht lange, dachte es. Einmal, als sie alleine waren, sagte es zu Hansli: „Jakobli macht mir doch Angst, was meinst, wär wybe nit gut?" Daran hätte er nicht gesinnet, sagte Hansli, es düche ihn, zehn Jahre könnte man noch warten, und wenn man zwanzig warten würde, so wäre Jakobli gerade so alt als er, wo er gewybet, und das düche ihn, sei nit uschickig gewesen. Mi heig de afe e rechte Vrstang vo d'r Sach. „Es ist aber o nit e niedere so ne Tröchni wie du," sagte Anne Bäbi. Und sobald Anne Bäbi dem Hansli einmal widersprochen hatte, so war es fertig, es mußte nach seinem Kopfe gehen. Es war, als ob der eigene Widerspruch, wie ein Hammer, die Sache einem Nagel gleich ihm in den Kopf getrieben hätte.

Erſt jetzt begann Anne Bäbi ſo recht an's Weiben für Jakobli zu ſinnen, und in vertrauten Stunden mußte Hansli noch oft davon hören. Er ſagte aber wenig mehr dazu. Denn als er noch einmal ſagte, es düech ihn, es wäre emel einiſt Wybervolch gnue im Haus, und eine mehr chönt nur z'viel ſy; da frug ihn Anne Bäbi: „Haſt du dich zu klagen, bin ich dir erleidet, ſoll ich öppe gehen?" Was ſollte da Hansli ſagen? Er ſagte: „Ni, ni, aber mi g'hört öppe mängs." „Aber ein witziger Mann ſagt nicht alles nach," antwortete Anne Bäbi, und ſeitdem ſchwieg Hansli.

Aber Anne Bäbi ſagte oft: „Eini mehr chönt ume z'viel ſy, het er g'ſeit. Das wott m'r faſt d's Herz z'rſchryße, es wott mih töde! Mir ſelligs z'ſäge! Es düecht mih, ih mög nimme d'rby ſy. U wenn ih umme f'r g'wüß wüß, wie er's g'meint het, ih lüff furt, oder ih häichti mih, Gott v'rzieh m'r my Süng. Aber ih däich, der würd de wohl die d'r für nache näh, wo d'Schuld dra wäre." Indeſſen lagen ihm dieſe Worte mehr im Munde als im Herzen, ſtörten ſeinen Frieden eigentlich nicht, und hinderten ihn's nicht, immer tiefer dem Wyben von Jakobli nachzuſinnen.

Es ging viel mehr zur Kirche als ſonſt, und machte, daß es allemal zuerſt darin war; ſo ſah es ſie aufmarſchiren die Dorfſchönen, eine nach der andern, und paßte wohl auf, wie eine jede that, wie die einen die Hände rieben, andere ſo ſtyf ränggeleten und noch andere handlich den Kopf herumwarfen, wie das vornehmſte Kutſchenroß. Aber Anne Bäbi gefielen alle nicht, wie ſie auch thaten, ringgeleten und ränggeleten, und doch machte es ſo wenig Anſprüche. Auf Geld ſah es aparti nicht, aber von der Gaſſe wollte es doch auch keine. Einer ſolchen könne man es am wenigſten treffen, ſagte es, und kaum hätte man ſie z'wegg'fuhret, ſo'ſei ihr nichts mehr gut genug. Eine hübſche wollte es, e v'rflucht e bravi, aber doch nit ſo ne Geuggel mit Lätſche hinger für und Lätſche vorfer, und em e ne Büſchelimüli und z'wegknüblets Kruſel-

haar uf d'r Stirne. So ne ſchießige Giraf begehre es nicht, ſagte es, ſie ſeien ſich an ſelligs Züg nit g'wohnt. Oeppe e fürnehmi bigehr es nit, es begehre nicht verachtet zu ſein von einem Söhniswyb; und dann würde alles nicht ſchön genug ſein, da müßten Umhäng zueche und Kachelg'ſchirr vom Tüfel, und vielleicht gar noh es Ruhbettli, und wenn man das hätte, ſo dächte d'r Narr vielleicht gar noch an ein Reitwägeli, es ag'ſtrichnigs gelb oder blau. Aber doch ſo vo ganz g'meine Lüte und öppe, wo ne große Kuppele King ſeien, begehre es keine. Mit ſellige ſei man verſtümeret plaget; da ſei alle Tage eins vor d'r Thüre und mangelte öppis, und wenn ſie einiſt alle wybete und mannete, ſo könnte all Sonntag jemand zu Gevatter ſtehen, und ſelb ſei z'letſch doch noch köſtlich und hätte man doch hell nichts davon. Wohl ſagte es zuweilen von der einen oder der andern: „Die gefiele mir, wenn d'Mutter nicht mehr lebte, aber das iſt e Zächi, und macht's noh lang, und mit einem Söhniswyb will ich gut nachkommen, und es ſoll's öppe nit bös haben bei uns, und was wir haben, ſoll es öppe auch haben, aber ſo mit einer alten Gränne vo Gegeſchwiegere mag ich nichts zu thun haben. Von ſo einer, wo die Sache hell nichts angeht, könnte ich nichts annehmen, und wenn afe Eine eine Tochter in einem Hauſe hat, ſo meint ſie ſchon, ſie hätte den Fuß im Hafen, und hängt d's Maul in eine jedere Pfanne. Nein, wenn Jakobli eine nehmen ſoll, ſo muß ihre Alte unterem Boden ſein oder weit da dännen, daß ſie nit all Tag cha cho ſchmöcke, was es neues gebe und wie manches Huhn Eier lege."

So geſchah es doch, obgleich Anne Bäbi ſo oft ſagte, es ſei ihm öppe faſt eine jedere recht, daß es fand, es ſei heutzutag bös, ſo ſei es doch ehemal nicht geweſen, aber im ganzen Dorf ſei kein einziges Meitſchi, wo es öppe könnte ſagen, es freute ihn's, und zu ſeinen Zeiten ſeien ganze Kuppelen geweſen, wo man nicht gewußt habe, welche man lieber wollte, und d's Waſſer ſei Einem im Maul zuſammen ge-

laufen, wenn man sie nur von weitem gesehen. Es hätte afange e Bravi sein müssen und e Guti, wenn sie hätte einen Mann bekommen wollen, von wege z'selbist hätte man doch noch können auslesen. So begann Anne Bäbi von der Kirche abzusetzen, und seine Augen weiter in der Runde gehen zu lassen, aber da es wenig Bekanntschaften hatte, so fand es sich auch nicht zurecht. Es hatte dem Jakobli eine schöne B'kleidig machen lassen, und ging mit ihm zuweilen hier und dort in ein Bad; das thue ihm b'sunderbar wohl, sagte es.

In diesen Bädern fanden sich wohl auch Mädchen, aber war es Tanzsonntag, so wirbelten die Leute unter einander, und Anne Bäbi fand kein Mädchen, das mit einer alten Frau und einem halbkranken Burschen sich abgab. Waren es aber einsamere Tage, so stunden badende Mädchen Anne Bäbi schon Rede und berichteten, sie müßten heimpressiren, sie wüßten nicht, ob der Vater mit dem Wägeli ihnen entgegen käme, von wegen sie hätten heute mehr als tausend Habergarben einzumachen. Aber die Mutter hätte gesagt, sie sollte nur gehen, die Jungfrauen möchten wohl kommen; wenn sie nur daheim sei für die Schweine zu füttern, vo wege zwölf Säu zu füttern, wolle etwas sagen. Das gefiel Anne Bäbi gar wohl, nämlich die tausend Habergarben und die zwölf Säue, wenn alles nur so gewesen wäre. Aber dann war niemand da, bei dem es gründlichen Bericht hätte einziehen können, und den Wirthsleuten traute es nicht; wußte es doch nicht, waren sie dem Mädchen verwandt, oder dessen Vater schuldig, oder schalkhafte Leute, welche Freude an falschen Berichten hatten. So war Anne Bäbi bös daran, aber die Noth lehrt die Menschen sich helfen. Eine Frau kam alle Wochen ins Haus mit Kaffee, Seife und Zucker, und die war weit umher bekannt, und kannte in vielen Dörfern jede Katze, also noch vielmehr jedes Mädchen. Wenn nun diese Frau im Hause ihre Geschäfte abgemacht hatte, und vom Hause weg war, so ging Anne Bäbi ihr nach und hielt bald in freiem Felde, wo

niemand hinter einer Wand ſie behorchen konnte, oder im Bohnenplätz, wo ſie niemand ſah, lange Konferenzen mit ihr, deren Inhalt und Ergebniſſe geheimer blieben, als die mancher geheimen Räthe.

Da geſchah es, daß Anne Bäbi einmal ſagte, es düechs, es möchte einmal z'Solothurn z'Märit, aber laufen möchte es nicht, die Beine thäten ihm gleich weh, es möchte reiten. „Machs," ſagte Hansli; „für ne Schoppe läßt dich der Bote ſchon aufhocken." „Das iſt mir ume halb anſtändig, ſagte Anne Bäbi. Er läßt Alles reiten, wer ihn darum frägt; bei allen Wirthshäuſern kehrt er ein, und man weiß nie, wenn man heim kömmt. Es düecht mich, d'Mähre hätte wohl der Zeit, und dann könnte auch Jakobli mitkommen, er wäre ſchon lange gerne einmal in Solothurn geweſen." „He ſu nimm ſe," ſagte Hansli. „Du mußt auch mitkommen, ſagte Anne Bäbi, mit dem Jakobli darf ich nicht fahren, d'Mähre het d'r Gring gar meineidig uf, wenn ſie d's G'ſchirr a het." „D'r Sami kömmt gerne mit," ſagte Hansli. „Ich begehre den Sami nicht, ſagte Anne Bäbi, er fahrt gar unerchant und wenn er dazu kömmt, ſo iſt er e unerchante Hung, und mi cha ihm nit z'trinke gnue gäh."

Darauf hatte Hansli nichts zu antworten und ſein Mitgehen war eine ausgemachte Sache, aber er ging ungerne. Ebenſo ungern ging Jakobli; es war ihm allemal zuwider, wenn er unter viele Leute mußte, weil ſie ihn dann ſo anſahen und allerlei von ihm ſagten. Mädi ward überhaupt allemal wirbelſinnig, wenn Anne Bäbi mit Jakobli fortging, und nun gar an einen Märit, das wollte es faſt zerreißen, und es ſchoß herum wie eine gejagte Surrſliege. Und während Mädi in der Küche polterte, rumorte Sami im Stall. Er ſollte die Mähre z'weg machen, und hatte nichts davon, und weil ſie aufs Geſtellwägeli keinen Sitzbank hatten, ſo mußte er noch einen entlehnen gehen, und unter dem unangeſtrichenen Ungeheuer, welches er daher brachte, und das in

beiden Ecken zwei ungeheure Ohren hatte, erlag er faſt. Das machte ihn noch unwirſcher, und er verfluchte ſich, er wollte ein Narr ſein, die Mähre zu ſtriegeln; das thue es dem Stallknecht wohl; er wüßte nicht, warum der ſein Trinkgeld nicht verdienen ſollte, er müßte ſein Löhnchen auch verdienen; und das Wägeli ſalbe er nicht; wenn d'Frau ihres Reſt uf eme Wägeli obe hah well, ſo könne ſie es ſeinethalben ſelbſt ſalben. Da könne man das ganze Jahr genug werchen, und wenn es einmal ausgeritten ſein müſſe, ſo könne man daheim hocke und d'Sach alleine machen. Aber er ſei kein Narr und wolle nicht immer ſo dabei ſein.

Anne Bäbi ließ ſich durch alle dieſe Geſichter und verblümten Reden nicht anfechten; wenn es eine Sache recht im Kopfe hatte, ſo hatte es für keine andere mehr Sinn und bekümmerte ſich um keinen Menſchen mehr.

Am Dienſtag Morgen, als der Märittag angebrochen, erfuhr Anne Bäbi doch, was es heiße, gegen die vereinten Kräfte einer ganzen Haushaltung anzukämpfen. Niemand verrührte willig und ungeheißen die Finger. Es mußte ſämmtliche Sonntagskleider z'weglegen, mußte Hansli und Jakobli die Strümpfe kehren, die Halstücher umbinden, jedem ein Nastuch in die Taſche ſtoßen, ſich ſelber z'weg machen, Garn rüſten, denn ſo ganz z'leerem wollte es doch nicht z'Märit reiten. So ſchwitzte es von Tages Anbruch an, und als es endlich z'Morge eſſen wollte, ſo war nichts z'weg, und als es den Schaden umſah, waren noch keine Schuhe geſalbet, die Mähre nicht geſchirrt, der Wägeliſitz nicht aufgebunden; an Salben und Striegeln dachte nur niemand. Wohl da fuhr Anne Bäbi z'weg, allein es half nicht viel, und wenn nicht Jakobli aus Erbarmen wegen der Mutter zu den Schuhen, und Hansli aus Furcht vor der Frau zur Mähre geſehen hätte, ſie hätten wahrſcheinlich barfuß nach Solothurn wandern müſſen. Sami ließ die Mähre alleine ſtehen, als eingeſchirrt war, und die marſchirte alles ſatt ſammt dem Wägeli

mitten in einen Kleeacker, und Mädi brachte Anne Bäbi das Kërbli mit Garn nicht nach, ſo daß es noch einmal abſteigen und daſſelbe eigenhändig holen mußte.

Endlich war alles richtig, man konnte vom Lande ſtoßen, d. h. aus dem Klee heraus. Anne Bäbi und Jakobli ſaßen auf dem Sitz, Hansli aber ſtund hinter demſelben; er könnte däweg die Mähre beſſer halten, wenn ſie etwa entrinnen wollte, meinte Anne Bäbi. Langſam bewegte ſich das ungeſalbte Wägeli auf der Straße, ringsum voll Koth und Klee, alten und neuen, und wenn die Mähre, reichlich mit Stroh und Heublümt verſehen in Kammhaar und Stiel, zuweilen in einen ſchwerfälligen Trott verfiel, daß der weite Kommet auf ihrem Halſe grimmig hin und her zottelte, ſchrie Anne Bäbi alſobald auf: „Herr Jemer, Herr Jemer, häb, häb, lue doch, ſie wott gah!“

Hatte dann Anne Bäbi ſich von ſeinem Schreck erholt, ſo begann es aufzubegehren über Mädi und Sami. So könne man es nicht länger gehen laſſen, z'letzt ſei man gar nicht mehr Meiſter, und ſie jagten Einen noch zum Hauſe hinaus. Wenn man afange nicht mehr z'Märit dürfte, das wär ihm afe. Aber je beſſer man gegen die Dienſten ſei, deſto wüſter würden ſie. Dieſe Klagen wurden unterbrochen durch manch freundlichen Zuruf Vorübereilender: „Weit d'r o z'Märit, d'r ſyt ſpät!“ Die Mähre hatte einen etwas gemächlichen Schritt, wenn aber ein Märitgänger raſch an ihr vorübereilte, ſo ſchämte ſie ſich und wollte trottend ihm nach zetteln, dann aber ertönte wieder: „Herr Jemer, häb, häb doch, häb!“

Nach und nach näherte ſich der blaue Berg. Es glaube einmal, er ſei ſeit geſtern Abend emel ums Halbe gewachſen, ſagte Anne Bäbi. Es hätte ihn nächti noch gutdings g'ſchauet, und g'luegt, wo der Weißenſtein ſei, und denkt, gerade unten her ſei Solothurn, und da ſei er ume klyne gſy, ſo wie nes bravs Hus, aber de es längs, und jetzt gang er faſt bis a Himmel uche, und ſeien ſo viel Wälder darauf und Weide,

und es glaube Land auch noch, es würde niemand es sinnen, wenn man es nicht selbst sehen könnte. „Sieh dort die neue Kirche, rief es bald darauf, und dä guldig Knopf. Man könne ganz dazu hinauf, sagen die Leute, und da sehe man die ganze Stadt darin, und de sich selber noch, es grus eim fast." „Es muß doch de nit sy, sagte Hansli, daß d'Solothurner kei Geld hei, wenn sie so guldig Knöpf auf den Kirchthürmen haben, einmal bei uns vermöchte man das nicht." „Du Göhl, sagte Anne Bäbi, ebe deswege haben sie keines mehr in den Säcken, weil sie es auf den Thürmen z'oberst obe hei." „Lue, was ist dort für es großes Wasser? sagte Jakobli; wir müssen doch nicht d'r dür düre, ich dürfte wäger nicht." „Du Trèpfli, sagte Anne Bäbi, das ist ume d'Aare, und ist ume Wasser drinne, wie i me angere Bach o, ume öppis meh, und de ist e großi und e breiti Brügg drüber. Häb ume nit Kummer, d'r dür düre möchti selber o nit. Aber m'r cha druber ubere, mi merkts ume fast nit, daß me ufem Wasser ist. Aber Herr Jemer, wie chunt eine dert nache z'sprenge. Hansli gang ab, und häb d'Mähre, sust wott sie o nache." Hans ging ab, und hielt sie, und als er wieder aufsteigen wollte, sagte Anne Bäbi: „Es wäre besser, du führtest d'Mähre, wenn es dir nichts macht. D'Mähre het noh kes Thor g'seh, u mi weiß nit wie sie thut, we sie d'r dur soll, und de steit grad äne nache g'wöhnlich e Soldat mit eme G'wehr u het Schwebelhölzli feil u Vogelkräzi, und da chönt d'Mähre erschüche ob dem, will sie noh kene g'seh het." Hansli gehorchte willig, nahm die Mähre beim Zaum, hatte die Geisel in der andern Hand, und arbeitete sich glücklich durch das Gedränge und durch das Thor, ohne daß die Mähre den Soldat jenseits auch nur eines Blickes gewürdigt hätte, was der fast ungern hatte.

Als sie drinnen waren, frug Hansli, wo er einstellen solle. Es wisse das wäger nit, sagte Anne Bäbi. Es hätte neue von einer Pinte auf dem Säumärit gehört, aber es wisse

nicht, ob man dorthin d'Roß auch mitnehmen könne. Es däich faſt nit. Aber es hätte gehört, beim Adler ſeien die Wirthsleute Berner, es däich faſt, ſie wollten dort einſtellen. Es ſchüche neue die Kartholiſche, und man wiſſe nie, was die ſo mit einem armen Roß anfangen könnten. So eis Menſch könne öppe zu ihm ſelber luege, aber ſo nes arms Thierli könne es niemand ſagen, was man mit ihm angefangen habe. Und doch, es müſſe es aufrichtig ſagen, es müſſe ſich allemal zwängen, wenn es etwas kartholiſches eſſen ſolle, es düechs, es hätte neue nit e Chuſt wie angeres, ſondern ganz e apartigi, nit e räukeligi, nit e bränteligi, nit e gräueligi, aber ganz e kartholiſchi. Es ſei doch curios, daß ſo nahe bei einander es alles ſo anders ſei, ſogar d'Chuſt, es muß neue e curioſes Weſe ſy mit dem Kartholiſche, es chön ſih neue nüt druf v'rſtah.

Dieſes Geſpräch führte Anne Bäbi, während man nur langſam über den Roßmarkt durchs zweite Thor bis zum Adler fahren konnte. Dort hielten ſie, und ſtellten ein, und Hansli trug der Mähre einen großen Sack nach, worin er Futter für ſie hatte, mehr als ein Kameel durch die große Wüſte Sahara nöthig gehabt hätte. Aber Hansli war der Meinung, daß wenn die Mähre ſo manche Stunde laufen, ſogar manchmal ſpringen müſſe, ſo müßte ſie auch verhältnißmäßig mehr freſſen als ſonſt. Ob aber die gute Mähre alles bekommen, iſt unbekannt geblieben; aber Hansli traute nicht recht, denn der Stallknecht ſchien ihm der Sprache an ein kartholiſcher. Der gute Hansli wußte nicht, daß reformirte und kartholiſche Stallknechte von wegen dem Haber accurat die gleiche Religion haben. Jenſeits der Brücke, wo ſie ſorgfältig in der Mitte gingen, theilten ſie ſich. Hansli mußte mit dem Garn auf den Garnmärit gehen. Anne Bäbi ſagte, es müſſe allerlei einkaufen in Betängs Laden. Wann ſie beide fertig ſeien, ſo wollten ſie in der Pinte auf dem Säumärit zuſammentreffen; Hansli brauche nicht zu preſſiren,

ſagte Anne Bäbi, und wenn er ſein Garn bald verkauft habe, ſo ſolle er erſt nach der Mähre ſehen.

Neuntes Kapitel.

Wie man gruſam ſuchen kann und ung'ſinnet finden.

Es iſt eng von der Brücke weg bis zu Betängs Laden, und Anne Bäbi hatte viel zu betrachten unwillkürlich, obgleich ſein Herz ihn's vorwärts drängte. Jakobli hatte viel zu leiden von den müßigen Leuten, welche um's Gaffen willen gekommen waren. „Lue dert dä," ſagte einer, „d'r lieb Gott wird ne für es Chrutblatt ag'ſeh hah, und ne hah lah v'r-hagle." „Lue dert dä," ſagte ein anderer, „wenn wüſt ſein weh thäte, der brüllete den ganzen Tag grad uſe." Und Jakobli war doch eigentlich ſo wüſt nicht, aber Blatternarben fallen jetzt weit unangenehmer in die Augen als früher; ſein fehlend Auge fiel um ſo mehr auf, weil das andere recht ſchön und blau ihm im Geſichte ſtand. Daneben war Jakobli recht brav gewachſen, und hätte für einen tollen Burſchen gelten können, wenn er etwas breiter in Bruſt und Schultern geweſen wäre.

Anne Bäbi achtete ſich wenig darauf, aber mehr als einmal ſagte es: „Wenn Sami und Mädi nicht ſo wüſt gethan hätten, da könnte man ihnen jetzt einen Kram ausleſen." Und endlich konnte es dem Gelüſten des Kramens nicht widerſtehen, kaufte dem Sami ein Halstuch, dem Mädi einen Corſetplätz. Mi chön nes ſpare, ſagte es, bis ſie öppe wieder watlig thäten.

In Betängs Laden machte es große Einkäufe; ein halb Pfund Kaffee, einen Vierling Zucker und für einen Batzen

Kuchipulver, und als es bezahlt hatte, fragte es, ob nicht eine Frau da gewesen sei mit einem Schienenkörbchen, und nach ihnen gefragt hätte? Die sei den Augenblick hier fort und die Bielstraße auf gegangen, aber gefraget hätte sie nach niemanden. Anne Bäbi packte rasch seine Herrlichkeiten in seine weiten Kittelsäcke, wo nöthigenfalls in jedem eine Maaß Wein und eine fünfbatzige Züpfe Platz gehabt hätte, und schoß um die Ecke der Bielerstraße zu; aber keine Frau mit einem Schienenkörbchen, kein Maurer Vreni war zu sehen.

He nu, es werde in die Pinte auf dem Säumärit gegangen sein, sie seien wohl spät, dachte Anne Bäbi, und bog links ein. Schwer arbeitete es sich durch die Schweine. Von einem Färech, in welchem zehn schwarzgefleckte, langgestreckte, schwarzgeringelte Ferkel von einer Burde waren, konnte es sich nur losreißen wie eine Hochzeiterin aus einem Dornhaag, wie eine Schneidersmutter von ihrem einzigen Jungen, der auf Reisen geht. In der Pinte war ein bedenkliches Gedränge. Wer auf dem Schweinemarkt ein trockenes Maul bekommen hatte, und das begegnete vielen, denn erstlich ist es dort heiß, und zweitens wird auf demselben mehr geredet, als auf einem andern Markte, (wenn ein Weib und ein Säuhändler recht aneinander wachsen, so hätte ein Jude oder ein Welsch noch viel dabei zu lernen) war froh um einen kühlen Schluck aus gutem Keller. Anne Bäbi rückte langsam und vorsichtig hinein, Jakobli an der Hand, wie ein Feldherr in einen Thalgrund, in den er sich lagern will. Das Maurer Vreni sah es nirgends, aber an einem Tische eine muntere Bernerfrau mit einer noch munterern Tochter, und gegenüber einen leeren Platz. Da fuhr es mit dem Jakobli an der Hand durch die Leute, wie ein Widder durch einen Bohnenplätz, und pflanzte sich jenen gegenüber auf. Dann nahm es seinen Lumpen, wischte sich die triefende Stirne ab, reichte ihn Jakobli dar und sagte: „wotsch o," und sagte einer gleitigen Solothurner Kellnerin, die fragen kam, womit sie aufwarten könne: „Eh

bring afe e halbe Schoppe, mi cha de geng noh meh befehle, we me noh meh mangelt. Es macht heiß," ſagte Anne Bäbi über den Tiſch hinüber. „Ho ja, ſagte die Frau hinter dem Tiſch, wer ume het müße laufen, wird gnug übercho hah, mir ſy g'ritte, u do hets nit ſövli g'macht." „Ho was ſelb iſt, mir ſy o g'ritte," ſagte Anne Bäbi, nahm einen Schluck aus dem halben Schoppen, reichte ihn dann Jakobli, und fragte die Kellnerin, ob d's Murer Vreni nicht da geweſen ſei. Die Kellnerin wußte nichts von ihm.

„Das iſt m'r doch es Züg, ſagte Anne Bäbi, lue doch a dyr Sackuhr, was hei me für Zyt, Jakobli." „Es iſt halb zwölf, Mutter," ſagte derſelbe. „Nein, in zehn Minuten zwölf," ſagte jenſeits die Tochter, und hielt lange die Uhr in der Hand, damit man ſehen könne, daß ſie recht habe. „Ho, ſagte Anne Bäbi, du wirſt e alti Uhr hah, und die laufe geng vor, aber es iſt allweg ſpät, und ih weiß nit, wo das Vreni bleibt, es iſt ſonſt ſo exact. Aber du wirſt d'Zyberli Büri ſy," frug es die Frau. „Nit, daß ich wüßte," ſagte die andere. Ob denn keine ſo da geweſen wäre? frug Anne Bäbi. Sie wüßte es nicht, ſagte die Andere, ſie kenn ke felligi und ſo g'wunderig ſei ſie nicht, daß ſie alle nach dem Namen frage. Das ſei ihm ein ſchießigs Zeug, klagte Anne Bäbi, es wiſſe nicht, was machen, oder ob es ächt am lätzen Orte ſei, ob etwa noch eine Pinte auf dem Säumärit ſei, oder noch e angere Wirt da ume. Ho ſi wiſſe es aparti nicht, ſagte die Andere, aber es ſeien ſo viel Stübli und Pinte z'ringſetum, faſt ime jedere Hus, und ſi wüß nit, wie me ere jedere ſäg, und de nebe zueche iſt noh d'r Hirze." „Biſt du de nit d'Zyberli Büri, und das dys Meitſchi?" „Nei wäger nit," ſagte die Andere, „mein Mann iſt Rathsherr, und wer weiß, was er noch wird; G'meinſchryber iſt er ſcho, und z'Bern iſt er gruſam äſtimirt, und wenn er albez yche chunt, es luegt Alles ufne. Sie hei ſcho mängiſt g'ſeit, wenn einiſt die abgange, wo jez a d'r Regierig ſyge, ſo müß er zueche,

es ſchickte ſich für kene bas als für ihn, er könn alls, und v'rſtang alls, us de Zytige chön er längs Stück b'richte; und im großе Rath ſtang kene uf, dem er z'Obe bim Storche oder bim Sterne nit chön d'r Plätz mache.“ „Was frage ih dem nah, ſagte Anne Bäbi, wenn ih ume wüßt, wo d'ö Murer Vreni wär; ſyg de dy Ma Rathsherr oder nit. Wenn my Hansli wett, er chönts o werde; aber öppis Narrs e ſo fragt er nüt nah, er het Witzigers z'thun. B'hütech Gott und lebit wohl,“ ſagte Anne Bäbi, und zog dem Jakobli voran zur Thüre aus, die Treppe ab und achtete ſich der Reden nicht, die hinter ihm drein kamen, zog von Stübli zu Stübli, von Pinte zu Pinte, vom Hirzen zur Lilien, und nirgends fand es das Murer Vreni, und nirgends die Zyberli Büri, und den Hansli vergaß es ganz und gar. Anne Bäbi begann zu glauben, es ſei verhexet, und als es nach langem Kreislauf in die Pinte auf dem Säumärit wiederkam und vernahm, daß Alle da geweſen, das Murer Vreni, und die Zyberli Bäurin, und Hansli ſein Mann, da glaubte es es ganz und gar, und ſagte, z'Solothurn ſehe man es nicht ſobald wieder. Die D. Kapuzinec hätten ihm das angerichtet, die Ketzere ſeien ſchalus, daß es ihnen noch nichts zu verdienen gegeben. Aber zu denen hätte es keinen Glauben; wenn ſie mehr könnten als andere Leute, ſo wüßte es nicht, warum ſie nicht auch etwas gegen die Flöhe könnten, ſie thäten ſie ja faſt freſſen, b'ſunderbar im Augſten. Aergerlich und bekümmert ging es zum Adler zurück z'mitts über die Brücke, und ſagte dem Jakobli: er ſolle ſich nur nicht fürchten, und gut z'mitts gehen und nicht links nicht rechts ſehen, ſo mache es am mingſten; man hätte kein Beiſpiel, daß wenn einer z'mitts geblieben, er drüber ausgefallen ſei. Beim Adler fanden ſie keinen Hansli, und niemand wußte etwas von ihm, nicht einmal der Stallknecht. Es wartete lange vor dem Hauſe in großen Aengſten. Wenn er ſchon alt genug wäre, um zu n'ihm ſelber z'luege, ſo wüß me doch nie, was es öppe gäh chön,

b'jungerbar ame ne Märit. Zum Kummer kam der Hunger, „öppis Warms nähms doch afe," ſagte es. Aber es hätte gemeint, es wolle dem Hansli warten, es gehe mit einander und koſt öppis minger, als wenn es jedes öppis apartigs hätte. Für zwei Batzen Suppe wäre für ihrer drei hinreichend, und wenn ſie hineingingen, ſo finde Hansli ſie aber nicht, und es wiſſe kein Menſch, wenn ſie wieder zuſammen kämen. Indeſſen, die Sonne brannte, der Hunger ſtach, und beide trieben Anne Bäbi doch hinein, nachdem es dem Stallknecht gruſam befohlen hatte, auf den Hansli zu luegen, er hätte eine weißlochtige Kutten an, eine weiße Kappe auf, und Ringge uf de Schuhne, und Knöpf unten an de Hoſen. Sie aßen und tranken langſam und Anne Bäbi balgete halblaut in einem fort bald über die Suppe, die zu dünn war, bald über das Fleiſch, das zu hart war, bald über die kartholiſchi Chuſt, wo alles heiz, we's ſcho Bernerlüt ſyge hier, bald über Hansli, der nicht kam, oder über Maurer Vreni, das ſich nicht ſehen ließ; und Jakobli's Uhr zeigte bereits gegen vier, und noch ſaßen ſie alleine. Da ſagte d's Anne Bäbi, es halte es ſy Seel nicht mehr aus, etwas müſſe gehen. Sie wollten Hansli ſuchen, aber Jakobli ſollte doch erſt ſehen, was d'Mähre mache, es wollte aſange da füre auf die Brücke und luege, gäb Hansli nicht komme.

Jakobli mußte in den dunkeln Ställen lange nach der Mähre ſuchen, endlich fand er ſie in einer hinterſten Ecke, und ſie hatte auch Freude, als ſie ihn ſah, und rüchelete gar zärtlich. Da ging Jakobli zu ihr, um ſie zu tätſchlen und zu ſehen, ob ſie noch etwas in der Krippe hätte. Aber ehe er dort war, ſtolperte er über etwas, und als er darnach griff, kam ihm ein Bein in die Hand; als er noch näher unterſuchte, fand er ein zweites, und endlich tauchte von einer Strohburde neben der Wand empor eine ganze Geſtalt, und die Geſtalt war Hansli, und Jakobli mußte fry einen Gux auslaſſen vor Freuden, als er den Vater wieder ſah, um den

er wirklich eine viel größere Angſt ausgeſtanden, als er es ſich hatte merken laſſen. Sie wollten gerne fort, ſagte Jakobli, und heim, ehe die Straße voll voller Leute wäre. He, ſagte Hansli, d'Mähre werde gefreſſen haben, er wolle ſie tränken und anſpannen. Jakobli lief, der Mutter des Vaters Wiederfinden zu verkünden, aber auf der ganzen Brücke war kein Anne Bäbi. Der Jakobli ſah rechts, ſah links, aber kein Anne Bäbi war rechts, war links; ihm ward ſeelenangſt; er wußte nicht, was er denken ſollte; war die Mutter ins Waſſer gefallen, geſtohlen worden, ſelbſt fortgelaufen? Er frug hin und her, ob niemand ſein Müetti geſehen; aber die Leute lachten ihn aus, die einen frugen ihn, ob er ſaugen wolle, und andere, ob ſein Müetti aparti zeichnet ſei, ob es Hörner hätte. Er wußte nicht, ſollte er zum Vater laufen oder in die Pinte auf dem Säumärit; er hätte faſt zu weinen angefangen. Endlich ſah er ſein Müetti beim Hirzen um die Ecke kommen, und da war's ihm, als komme ein Engel vom Himmel, und mehr wohlete es der Hagar ſicher nicht, als ein Engel ihr zu Waſſer half, als es Jakobli wohlete, da er ſein Mütterli wieder ſah. Wer etwas ängſtlichen Gemüthes iſt, der weiß es, wie es Einem ſo wohlthätig durch die Seele fährt, wenn, nachdem man lange gewartet, innig ſich geſehnt, die Hoffnung aufgegeben und wieder aufgenommen, hundert Möglichkeiten erwogen und wieder verworfen, die erſeufzte Geſtalt vor den Augen auftaucht, wie alles Bangen auf einmal untergeht, ein Genügen ſich Platz macht, das Glück des Beiſammenſeins ſonder Kluft und Hemmung aufgeht. Ein Vorwurf, der im Herzen verklingt, ehe er im Munde iſt, ein vergnüglich Horchen auf die Antwort, die Begebniſſe des zu ſpät Kommenden leiten über das Wiederfinden in das erwartete Glück hinein. „Aber Müetti, Müetti, wo läufſt du doch herum, und wollteſt ja auf der Brücke warten?“ ſagte Jakobli. „He du kamſt ſo lange nicht, da dachte ich, der Säumärit ſei nur da eben, und vielleicht ſei Hansli dort.

Er iſt ſo ne g'ſtabelige; wenn er einmal an einem Orte iſt, ſo kann er nicht mehr fort. Aber er war nicht dort, wenn ich nur ums Himmelswillen wüßte, wo dä G'ſtabi iſt." „Mutter, ich habe ihn gefunden," ſagte Jakobli, „im Stall neben d'r Mähre het er g'ſchlafe. Er het eine Burde Stroh in die Ecke gelegt, und weil er uns nicht gefunden, iſt er dort hin g'hocket und entſchlafen, und faſt gar bin ich über ihn geſtürchelt, und als ich den Schaden umſah, iſt d'r Aetti da." „Dä donſtigs Schnürſti, was brucht dä ga z'ſchlafe am e ne Märit, es dücht mih doch, dä chönt daheim gnue ſchlafe." „Er hat nicht ſchlafen wollen," ſagte Jakobli, „nur ein wenig abhocke und jetzt ſpannet er an, und wir können fort." „He nu ſo de," ſagte Anne Bäbi, „es iſt mir anſtändig, daß wir fortkommen; aber nadiſch e gnietige iſt er, d'r Aetti, mi ſött geng uf ihn luege, wie uf enes Kind." Innerlich wohlete es doch Anne Bäbi unendlich, aber ſein Mund räſonirte fort, bis ſie beim Adler waren. Es haben's halt viele Weiber ſo, je wöhler ihnen etwas thut, deſto mehr kifeln ſie dabei, nur um nicht den Namen zu haben, als hätten ſie früheres vergeſſen, vergeben, als ſeien ſie ſo recht zufrieden. Sie ſind halt an's Verläugnen ſo gewöhnt, daß manche am häßigſten thun, wenn es ihnen im Herzen vor Freude am luſtigſten gramſelt.

So kifelte Anne Bäbi fort bis zum Adler, und immer heißer ward die Suppe, welche es dem Hansli anrichten wollte; aber vor dem Adler war kein Hansli mehr, war ihr Wägeli nicht mehr, und keine Mähre war mehr im Stalle.

Da vergaß Anne Bäbi das Kifeln und große Angſt um alle drei, um das Wägeli, um Hansli, um die Mähre faßte ſein Herz, und hier hin und dort hin lief es, und alle Leute fragte es, ob ſie keine Mähre geſehen hätten an einem Wägeli und auf demſelben ihren Mann. Es ſei mancher Mann auf einem Wägeli da durch gefahren, hieß es, aber ob das

Roß eine Mähre geweſen, hätten ſie ſich nicht geachtet, und die Mehrſten hätten Weiberwolk bei ſich gehabt.

Da faßte erſt rechte Angſt Anne Bäbi's Herz. Es ſei doch keinem Donſtig z'trauen, gäb wie er ein G'ſtabi ſei, brummte es und ſtürmte um ſo ängſtlicher auf dem Platz herum, riskirte von Menſchen oder Vieh zertreten zu werden, bis ihm endlich ein Stallknecht ſagte, es ſolle doch machen, daß es Einem unter den Füßen wegkäme, es ſehe ja, daß keine Mähre und kein Hansli mehr da ſei. Das fand endlich Anne Bäbi ſelbſt am beſten, aber ſie kämen ihm nicht mehr nach, ſagte Anne Bäbi. Wenn er einmal angefangen hätte wüſt zu thun, ſo ſei er ein Utüfel gſy. Er werde einen genommen haben, und ſich nicht mehr beſinnen, daß noch jemand bei ihm ſei. Aber wohl, dem wolle es, wenn es wieder zu ihm komme.

So ſchoß es durchs Thor und Jakobli hinten drein, durch die Vorſtadt, und kein Hansli war zu ſehen, durchs zweite Thor über die Brücke und weithin kein Hansli mehr. Aber dort war ein Wägeli und an demſelben auch eine Mähre, und beide waren accurat wie ihre Mähre und ihr Wägeli, aber kein Hansli war dabei. Sie g'ſchaueten beide wohl, und die Mähre kannte den Jakobli wieder und rieb ihm ihren Kopf am Leibe herum. „Es iſt uf my Armi üſi Ruſtig, ſagte Anne Bäbi, aber Herr Jemer, Herr Jemer, wo iſt er? So nes Roß alleini g'lah, u noh d'rzu wo alles kartholiſch iſt, wo es e niedere ſtehle könnte, er muß ſturme a de Lebere ſy und o gar nit meh wüße, was er macht. Der iſt beim Schieß vorausgelaufen, weil er gedacht hat, der Sami füttere ihm die Kühe nicht recht, und wird gedacht haben, er wolle uns das Wägeli da laſſen, wir würden es ſchon finden. Wir wollen geſchwind nach, weit kann er noch nicht ſein.“ Geſagt, gethan, Jakobli mußte mit, gäb wie er einwendete, er glaub nicht, daß d'r Aetti voraus ſei. Anne Bäbi nahm ſelbſt das Leitſeil und ſagte: „Hü du!“ Langſam ging der Zug vor-

wärts, erſtlich preſſirte Anne Bäbi nicht, zweitens preſſirte die Mähre nicht und drittens ging es Berg auf, und alle Augenblicke ſtund Jakobli auf und ſagte: „ih g'ſeh ne noh nüt und ih glaube nit, daß er voraus wäre ohne uns.“ Sie waren bald oben; da ſtand die Mähre ſtill, ſtellte die Beine auseinander und machte es ſich behaglich, und Anne Bäbi ſagte: „Hätteſt nit chönne warte bis daheim, du Uflath, und machſt noch d'rzu e ganze Steinkratte voll.“ Unterdeſſen ſtand Jakobli wieder auf und ſah ſich um, und rief plötzlich: „d'r Aetti, d'r Aetti,“ und richtig, weit hinten her kam der Aetti, und weit um ihn her flatterten ihm die Hoſen, und ganze Wolken Staub ſprengte er auf mit ſeinen Schuhen; ſo hatte den Hansli noch niemand laufen ſehen. Man glaubt nicht, wie es Anne Bäbi wohlete, als es ihn endlich wieder ſah nach ſo manchen Stunden und ſo bangem Suchen, aber es griff ihn doch an mit ſcharfer Rede: „Wo zum Tüfel g'heiſt du des ume?“ „Oeppe viel g'macht iſt es nicht, ſagte Hansli, z'fahre und mih dahinger lah.“ „He, ſagte Anne Bäbi, es iſt niemere z'Sinn cho, daß du noch hinger nache ſeieſt, wir glaubten, du ſeieſt voraus.“ „Oeppis dumms e ſo,“ ſagte Hansli. „He ſövli dumm iſt das nit, als d's Wägeli im Stich zu laſſen, und wieder i d'Stadt z'laufe, wo d'erſt uſe g'fahre biſt, es weiß ke blütige Menſch warum und mit wem?“ „He, ſagte Hansli, warum? Sie wollten mich vor dem Adler nicht dulden, ich ſei Allen im Weg, ſagten ſie, und hier fuhr mir einer an's Wägeli und dort einer, ich war nirgends ſicher. Da fuhr ich in die Vorſtadt, und dort ging es mir auch ſo, und da fuhr ich bis hie her und da ſah ich, daß ich keine Geiſel hatte, und da lief ich zurück, ſie zu ſuchen und dachte, ich könnte zugleich euch ſagen, daß ich da außen ſei. Und habe lange euch auf der Brücke geſucht, aber ſo geht's, wenn man geng ame ne angere Ort iſt als me g'ſeit het.“

„He, ſagte Anne Bäbi, wo ſind wir anders geweſen, als

daß wir dich gesucht, und warum bist du immer gewesen, wo wir nicht waren?" He, sagte Hansli, er sei nirgends anders gewesen, als wo man ihm gesagt habe, daß er sein solle; aber wenn er gekommen sei, so sei niemand mehr da gewesen. „Wer hätte immer den ganzen Tag auf dich warten können, sagte Anne Bäbi; mehr als eine Stunde haben wir in der Pinte auf dem Säumärit gewartet, und du kameſt nicht." „Was kann ich dafür?" sagte Hansli. Lange wollte mir niemand auf mein Garn bieten, es sei verdreht, sagten Alle." „Das ist eine v'rfluchte Lugi, rief Anne Bäbi, das habe ich ja selbst gesponnen." „He nu, sagte Hansli, so hei si emel g'seit." „Ke Strange thue ih meh z'Solothurn uf e Märit, rief Anne Bäbi, ich will nes reise dene Kartholische, ja wolle! mys Garn v'rdreht! Si wäre froh, wenn im ganze Biet eini spinne könnte wie ich, die Ketzere." „He nu, sagte Hansli, sie sagten es mir einmal so. Wo ich es endlich verkauft hatte, konnte ich längs Stück den Säumärit nicht finden; ih hah möge gah, wo ih welle hah, su sy Säu gsy, es het mih düecht, die ganze Stadt syg voll Säu. Du hah nih endlich e Frau g'seh, und es het mih düecht, die mein's gut, und die hah nih du g'fraget und die het mih du g'reiset, aber da ist niemere meh da gsy, und als ich nach dir gefraget, sagte man mir, es sei eine da gewesen mit einem halbblinden Bub, die immer nach dem Maurer Vreni und nach der Zyberli Büri gefragt heig, aber die sei längstens fort. Da bin ich zur Mähre gegangen; umelaufe, dachte ich, trage nichts ab, und auf der Gasse stehn habe ich auch nicht mögen." „Aber schlafen hättest du nicht sollen; das ist schuld daran, daß wir uns so versäumt haben. Meiner Lebtag gehe ich nicht mehr nach Solothurn. Nichts als Verdruß habe ich gehabt, und die Beine wollen mir abfallen vom Umherlaufen, und dann Steine haben sie in den Straßen, sie sollten sich schämen ins blütige Herz hinein, und dann sind wiederum Löcher, wenn man in eins fiele, mi hätt fast e ganze Tag, bis me wieder

füre chäm. Und daß wir die Zyberli Büri nicht angetroffen, das macht mich ganz lätz. Was wird die denken?" Nun hielt Anne Bäbi inne, und erwartete die Frage, was die Zyberli Büri ihn's angehe, denn nicht einmal ihr Name war bis dahin in ihrem Hause bekannt gewesen. Da Hansli kein Wort antwortete, so sah Anne Bäbi hinter sich und erschrak ganz schrecklich, als Hansli ganz weiß war und sagte, es werde ihm neue wunderlich, wenn er ume ein wenig Wasser hätte. Im Solothurnerbiet ist man um solches selten lange verlegen, und Hansli erholte sich bald wieder. Er werde neuis v'rflümerts gegessen haben, sagte Anne Bäbi, er nehme doch dann alles, was zum Maul einmöge, und an fremden Orten könne man sich nicht genug in Acht nehmen, b'sunderbar z'Solothurn. Er hätte seit heute Morgen noch gar nichts gehabt, sagte Hansli. „Aber Herr Jemer, du einfalte Tropf, warum gehst du nicht und nimmst etwas? sagte Anne Bäbi, es ist nichts so ungsüngs, als so ne leere Mage." „He, sagte Hansli, ih hah neue nit eleini möge, und z'letzt hah nih du neue nit dra g'sinnet, es ist m'r du gsy, we m'r ume hei wäre." „Du bist geng der dümmst Hung, wo's git, sagte Anne Bäbi; öppis e so ga z'v'rgesse. Aber jag d'Mähre e wenig, we si scho e wenig springt uf hei zu, es macht nüt. Mir wei im nächsten Wirthshaus einkehren; daß du vom Solothurner Märit ungesse und untrunken heimkehrest, selb nit. Es chönt dih ja töde, und wenn's d'Lüt v'rnähmte, so chönte si ja meine, ich gönnte dir's nicht. Hü Mähre! Hü! spring e weneli, du chast de morn lene."

Die Mähre humpelte recht schön auf ihre Art, und schon sah man das Thürmchen, wo nahe dabei das Haus stand, in welchem Anne Bäbi ihren Hansli erquicken wollte. Es war noch heiß, viel Staub auf der Straße und vor ihnen gingen zwei, ein kleiner Bube und ein größeres Mädchen; der Bube heulte laut auf, das Mädchen aber weinte leise, tröstete dazu, so gut es vermochte, wollte den Jungen tragen und vermochte

es kaum, wollte ihm Schuhe und Strümpfe abziehen und er wollte kein Bein machen. Da ſtand das Mädchen in der bitterſten Verlegenheit am Wege, und als die Mähre daher zottelte und der Kommet auf ihrem Halſe ſo rührend herumhumpelte, ſah es gar bittend nach dem Wägelein, aber kein Wörtchen vermochte es zu ſagen, der Bube hingegen ſchrie: „reiten will ich, reiten!“ Anne Bäbi hatte das Leitſeil wieder, weil es Hansli übel war, und den Kopf voll Sachen, daß es ſich des Brülls nicht achtete, ſondern zufuhr. „Mutter los, wie der brüllet, was haben ſie wohl?“ ſagte Jakobli. „Meinethalb was ſie wollen, ſagte Anne Bäbi, was geht's mich an?“ „Mutter, halt doch ſtill, das iſt was unguts, hör doch, wie der Bub brüllet.“ „So brüll er mira, mi hätt wohl viel zu thun, wenn man allemal ſtille halten wollte, wenn ein Bub brüllet. Und de iſt's mir vo wegem Aetti, der hat heute noch nichts gehabt,“ antwortete Anne Bäbi. He e Stung uf oder nieder, darauf komme es ihm nicht an, ſagte Hansli, und Jakobli machte Anſtalt ab dem Wägeli zu ſpringen. Das ſtellte Anne Bäbi. „O hä, du Uflath, wart doch Bub, wotſch warte oder nit, wotſch ſtill hah oder nit, du Mere,“ ſchrie ſie und zerrte an der Mähre aus Leibeskräften und brachte doch nichts an ihr ab, bis Hansli zu Hilfe kam.

Als das Mädchen ſah, daß man ſeinetwegen hielt, kam es herbei und trug demüthig ſeine Sache vor. Es hätte auf Solothurn müſſen zu den Kapuzinern; ſie hätten ſchon lange nicht mehr anken können und die hätten etwas, das b'ſunderbar gut wäre dafür. Da hätte der Bube auch mit wollen, weil er noch nie in Solothurn geweſen; ſie hätten ihm geſagt, er möge nicht laufen, aber er hätte es zwängt. Schon hinein ſei es bös gegangen und jetzt erſt wolle er nicht mehr laufen. Es hätte ihn getragen, aber es hätte ſelbſt die Füße voll Blattern, es ſei an die Lederſchuhe nicht gewöhnt, und es wüßte weiß Gott nicht wie heimkommen, es mache ihm grauſam Angſt.

So erzählte das Mädchen und unterdessen sah Jakobli, wie es so freundliche blaue Augen hatte, und einen Mund wie eine Kirsche, und Backen, daß es ihn dünkte, er möchte darein beißen und Züpfen! es het ne dücht, syn Lebtag hätte er keine solche gesehen; sie sind lang gewesen und dick und wie die schönste gelbe Seide. Kleidlein hat es schlechte angehabt, ein dünnes Kitteli, ein grobes Hemmeli, ein schlechtes Schaubhütli, aber alles ist ihm wohl angestanden, daß man hätte glauben sollen, wie köstlich es sei. Und Jakobli hätte noch lange zugehört, wenn das Meitschi noch lange geredet hätte, und an des Aetti's Hunger hätte er nicht gesinnet. Aber das Meitschi schwieg und Hansli sagte: „so gieb ne," und setzte den Buben hinter sich ins Wägeligestell, und Anne Bäbi sagte ung'heißen „hü! mir wei doch nadisch nit auf der Straße übernachten, wenn d' e chly springst, su mahst ihs sauft nah." Die Mähre setzte zum Lauf an ungefähr wie ein Storch zum Fliegen, und Jakobli stach es wie mit Gufen auf seinem Sitz. Das Meitschi hätte Blattern an den Füßen und möge nicht nach. Er wolle eher selbst ab, er möge wohl laufen bis da, wo sie einkehren wollten; es thue ihm nur wohl, und dann könne das Meitschi reiten. „Warum nicht gar, das wär m'r afe lustig, we me es Fuhrwerch het, daß me de laufe wett und angeri ließ ryten; da käme man ja i d'Brattig," meinte Anne Bäbi. „He, sagte Hansli, es kann ja da neben mir stehen, es hat Platz und d'Mähre mag uns sauft." „Warum nit gar, sagte Anne Bäbi. Hü! du schießige Stopfe, wotsch nit fürers?" Aber Hansli hatte das nicht gehört, sich umgedreht und dem Mädchen einen Wink gegeben, es solle kommen und hinten aufsteigen. Es sei unrschant, sagte das Mädchen, aber die Freude leuchtete ihm doch aus den Augen wie junges Morgenroth, und es begann das Klettern hinten auf, und Jakobli sagte: „häb doch still Mutter, das Meitschi könnte fallen." „So fall es, wenn ich doch nichts mehr zu sagen haben soll," sagte Anne Bäbi, und eher hätte man ihr

den Kopf abgeriſſen, als daß man es zum Stellen der Mähre bewogen hätte.

„Wo chunſt her?“ fragte Hansli das Mädchen. Es komme von Rarigen, gab das Mädchen Bericht, ſonſt ſei es zu Hudelbank daheim. Aber es ſei ein armes Waisli, Aetti und Müetti ſeien ihm geſtorben, und da hätte ſein Götti zu Rarigen es zu ſich genommen d'r Gottswille. „So kann man es machen, und z'letſch hat man des Tüfels Dank davon und des Tüfels B'rdruß zu allem Schaden, wo man hat,“ ſagte Anne Bäbi. Es hätte es nicht im Sinn, ſagte das Mädchen, und werchen thue es, daß es meinte, großen Schaden hätten ſie nicht an ihm. „Du wirſt auch nicht beſſer ſein, als die Andern,“ ſagte Anne Bäbi. Darauf antwortete das Mädchen nichts, aber das Waſſer ſtund ihm hoch in den Augen, und die andern ſagten auch nichts. Jakobli hätte gerne etwas geſagt, aber er wußte nicht was, denn es war ihm, als hätte das Mädchen ein Fenſter vor der Bruſt, und als ſehe er durch daſſelbe, wie die Rede der Mutter das Mädchen daure, und wie es jetzt denke, wie bös es es hätte und wie fleißig es ſei, und doch hätte man ihm das d'r Gottswillen immer für, und jetzt reite es auch d'r Gottswille, und dafür gebe man ihm ſchnöde Worte und trümpfe es ab. Es ſei doch auch nicht recht, daß man von Gottswillen ſage und plage Einen dafür vom Tüfel, und es nehme ihn's doch wunder, wie das der liebe Gott anſehe. So müßte das Meitſchi denken, dachte Jakobli, und es dünkte ihn, als rege es ſich in ſeinem eigenen Herzen wie Haß gegen die Mutter, und als müßte er ihr auch etwas ſagen. Aber er ſagte es ihr doch nicht. Denn während dem Schweigen ſpürte er erſt recht, daß das Mädchen hinter ihm ſtand, daß es die Hände hinter ſeinem Rücken auf der Sitzlehne hatte. Das machte ihm gar wunderlich; er drückte mit dem Rücken an die Lehne, um die Hände zu fühlen, und doch nur leiſe. Denn einmal hatte das Meitſchi bei dem Druck geglaubt, es ſei ihm im Weg, und hatte die

Hand weg gethan. Aber gäb wie leiſe er die Hände auch drückte, ſo gramſelte es ihm doch den Rücken auf, den Rücken ab, und im Geſicht ward es ihm ſo warm und im Herzen ſo wohl, und es dünkte ihn, als müßte er dem Mädchen etwas ſagen; allein weil er nicht wußte was, ſo blieb er ſtille ſitzen, und die Hände an ſeinem Rücken ſtrömten durch ſeine halbleinene Kutte einen ſanften ſtillen Strom durch ſein ganzes Weſen, daß er alles vergaß und ſelig lebte, und als Anne Bäbi vor dem Wirthshaus an der Mähre riß und Ohä ſagte, da war es Jakobli, als erwache er aus ſeligem Schlafe, als falle er vom Himmel auf die Welt. So wunderlich und doch ſo wohl ſei ihm ſein Lebtag nie geweſen; wenn es ihm nur immer ſo wäre, dachte er.

Sie ſtiegen vom Wägelein; das Mädchen auch, und Jakobli konnte am Meitſchi ſich nicht ſatt ſehen; es war ihm, als ſei vorhin noch ein Umhang vor dem Meitſchi geweſen, und ſehe er jetzt etwas, was er ſein Lebtag noch nie geſehen. Von wegen Jakobli hatte gar ſtill gelebt, und ſeine Gedanken waren nicht über Schafe und Tauben und Hühner hinausgegangen, und mit Meitſchene hatte er nie das Geringſte gehabt, weder mit Gedanken noch mit Worten. Darum erfuhr er auch, was eine Meitſchihand für eine Gewalt hat, ſelbſt durch eine Halbleinkutte hindurch, ſo wie ein elektriſcher Strahl auch durch Waſſer fährt und Feuer und Flammen zeuget, wo er aufs rechte Metall ſchlägt. Er ſah das Meitſchi an mit ſeinem einen Auge, und ſtand da wie ein Oelgötz, der nicht reden kann, und dem kein vernünftiger Menſch einen Gedanken zutraut. Und einen ſolchen hatte er wirklich nicht, bis daß das Mädchen ſagte, es danke ihnen zum allerhöchſten, und den Buben vom Wägelein heben wollte; da dünkte es ihn, er müſſe reden, aber eine unſichtbare Gewalt hielt ihm die Stimme zurück in ihrer dunkeln Kammer; auch nicht eines Lautes war er mächtig. Da brüllte der Bube und ſchlug mit Händen und Füßen drein, er wolle nicht laufen, er wolle

reiten, und das Mädchen verſuchte umſonſt die zärtlichſten Worte an ihm. Hansli war mit der Mähre und ihrem Sacke in den Stall gegangen. Anne Bäbi ſtund auf der Bſetzi, und es dünkte Jakobli, es wolle ihm das Herz zerreißen, und er wußte nicht warum, und reden konnte er nicht.

Da kam Hansli aus dem Stalle, und als er das Brüllen und Ringen am Wägeli ſah, ſagte er: „He, lah du ne ſy und wart e wenig, und de chaſt noh e Stung ryte u de ſyt d'r grad daheime, de ma ner de ſauft laufe.“ Das Meitſchi, welches das Weinen wieder zuverderſt hatte, ſagte, es wiſſe nicht wie machen; es ſehe wohl, es bringe ihn nicht fort, und doch, wenn es ſo ſpät heim komme, ſo werde es gruſam balget, und man glaube ihm nicht, wenn es ſage, was gegangen ſei. „Das ſumt dih nüt, ſagte Hansli, wir machen nit lang, und wenn ihs wartiſt, ſo biſt ſo früh, als wenn d' laufiſt.“ „Dankeigiſt du, ſagte das Meitſchi, aber es iſt ur'rſchant, und wenn ih hei chume, ſo weiß ih wohl, daß ih doch de a allem ſoll d'Schuld ſy.“

Da rief Anne Bäbi von der Bſetzi, ob ſie nicht kommen wollten; dä Weg kämen ſie nie heim. Unterwegs brummelte es halblaut zu ihnen, ſie ſollten doch das Möntſchli und dä Brülli lah g'heie, ſi gange ſe ja nüt a, und d'r Mähre gang es um ſo gnüger.

Drinnen waren viele Leute, von denen es wohl keiner hatte wie Hansli, der noch nichts gehabt hatte; die Meiſten waren des Zufüllens halber da. Es geht nämlich vielen Menſchen ſo, wie es allen Fäſſern geht. Wenn man Fäſſer füllt und dann mit dem Hammer auf die Reifen mächtig ſchlägt, ſo ſetzt ſich der Wein, und man kann nachgießen, und ſchlägt man noch einmal tüchtig, ſo kann man noch einmal nachgießen, aber nur ganz wenig; meiſt gießt man zu viel, und es läuft über. Hat nun Einer an einem Markt genug getrunken und ſetzt ſich auf ſein Wägelein, ſo rüttelt das ihm den Wein runter, und wo es leer geworden iſt, da wird es

auch trocken; es entſteht Durſt, es muß wieder zugefüllt werden, einmal, zweimal, je nachdem weit die Reiſe geht und die Reiſe zuſammengerüttelt werden; aber verdammt in Acht muß man ſich dabei nehmen. Denn wie geſagt, es läuft gerne über.

Kybig ſaß Anne Bäbi da, aber beſonders wohl war es Hansli. Wer niemals einen Tag lang nichts Warmes gehabt, der wiſſe nicht, wie wohl es Einen düechte, wenn er einmal dazu komme; er hätte es niemere glaubt, ſagte er. Suppe packte er ein, Anne Bäbi ſagte, es hätte es nie ſo geſehen, und das Fleiſch hieb er in der Mitte durch, nahm die eine Hälfte, und ſagte dann: „näht wenn d'r meut.“ Jakobli aber war es unwohl; es fehlte ihm etwas, er wußte nicht was. Alle Augenblicke mußte er hinaus, um nach der Mähre zu ſehen, und wenn er dann das Mädchen noch da ſitzen ſah, ſo düechte es ihn, es gehe der Mähre nit übel; aber kaum war er wieder drin, ſo ward ihm wieder angſt um die Mähre. Anne Bäbi ſagte, das ſei ihm doch afe es G'läuf, er ſöll doch einiſt blybe hocke, und eſſen, bis ſie fert wollten. Der Stallknecht gefalle ihm neue nüt, ſagte Jakobli, und es wäre doch läß, wenn d'Mähre ihri Sach nit überchäm. „U wenn, ſagte Anne Bäbi, ſie het d'r ganz Tag chönne freſſe, warum het ſi nit g'no. Iß auch und trink, wir wollen nicht umſonſt da ſein.“ Er möge neue nit, ſagte Jakobli. Es war ihm wirklich, als wäre ihm der Wein faſt z'wider, und es düechte ihn, wenn er ihn nicht trinken müßte, er wollte fry einen Batzen geben. Zu Schanden wollte er ihn nicht gehen laſſen, er könnte ihn ja dem Mädchen draußen bringen, das ſo fleißig Waſſer ab der Brunnenröhre trinke, und ſicher Wein nähmte, wenn es ihn hätte. Aber wie ihn bringen? das war über Jakobli's Kräfte. Er hatte es noch niemand gebracht, am wenigſten einem Meitſchi. Er gehörte nicht zu denen, die meinen, wenn man ſie in einem Wirthshauſe nicht allein höre, ſo ſei es eine Schande für ſie. Je

ſtrenger ihn Anne Bäbi nöthete, um ſo übler ſchien ihm der Wein zu machen. Da ſagte Anne Bäbi, he nu ſo de, g'ſchände wollen wir ihn nicht, ich will ihn nehmen. Kaum aber war das Glas leer, ſo düechte es Jakobli, er möchte wieder.

Jakobli aß ein Stücklein Fleiſch und ſagte, das hätte ihm wohl gemacht aber durſtig, es düche ihn, er möchte wieder trinken. „Es hat mich doch düecht," ſagte Anne Bäbi, und ſchenkte voller Freude Jakobli ein Glas voll ein. Aber kaum hatte derſelbe angeſetzt, ſo ſetzte er wieder ab und ſagte, der Wein hätte eine ſo arigi Chuſt, es düche ihn, wenn ſie eine Halbe beſſern hätten, er möchte. „Es düecht mich, dä thät's," ſagte Anne Bäbi. „He, we er ne nit trinke mag," ſagte Hansli. „He nun, ſagte Anne Bäbi, mir iſt's recht; mi cha de dyne dem Stallknecht gä, dä nimmt ne ſcho." Und wenn man vom Wolfe redet, ſo iſt er nicht weit. Der Stallknecht aber kam gerade herein, und Anne Bäbi griff raſch auf Jakobli's Glas und rief: „Chum, es gilt d'r!" Der machte nicht lange Umſtände, umklafterte das Glas mit weiter Hand: „G'ſundheit, es gilt d'r ume." „Mach us, mach es früſches!" Und vor Jakobli hin ſtellte der Stallknecht das leere Glas, als ſo eben die Stubenmagd eine friſche Halbe brachte. Der Stallknecht hatte Jakobli's Wein getrunken, alle ſeine Ränke hatte Anne Bäbi's Raſchheit mit dem Schwerdte zerſchnitten, und hülflos ſaß er da; muthlos antwortete er, als Anne Bäbi ihn fragte: ob der gut ſei? „Er düecht mih emel beſſer, aber ich hülfe austrinken und gehen." Das preſſire nicht ſövli, ſagte Anne Bäbi, es wiſſe niemand, wenn ſie wieder ſo beiſammen wären, und wenn man einmal dabei ſei, ſo komme es nicht darauf an, ob eine Stunde mehr oder weniger. Da dünkte es Jakobli, die Mutter thue ihm doch expreß alles z'Leid, was ſie nur könne. Er hätte es nie geglaubt, wenn er es nicht erfahren, wie ſie es eigentlich mit ihm meine, und wenn er nur wüßte wie machen, ſo wollte er ihr zeigen, daß ſie doch nicht alles zwängen ſolle.

Während es ſo innerlich in Jakobli kämpfte, ſtand Hansli auf, und als er wieder kam, kam das Meitſchi hinter ihm drein und hatte die eine Hand im Geſichte und mit der andern wußte es nicht wohin, und Hansli ſagte: „Seh, thue B'ſcheid.“ Da war es Jakobli, er wußte nicht wie; es flimmerte ihm vor den Augen, und als das Mädchen mit ihm G'ſundheit machen wollte, da konnte er faſt nicht vor innerer Angſt und Freude, und es war accurat, als ob er es ungerne thäte. Als Hansli das Mädchen austrinken hieß, fragte es, ob es den Reſt nicht dem kleinen Buben bringen dürfte? Er thäte ihm auch wohl, ſagte es, und es haſte dann um ſo beſſer bei ihm. „Wie d'witt, ſagte Hansli. D'Mähre hat us, d'r Stallknecht tränkt, ih hah däicht, er chönni gleich anſpannen,“ ſagte Hansli. „Du haſt doch ein Preſſier, ſagte Anne Bäbi, ich weiß gar nicht, was das bedeuten ſoll.“ Aber Jakobli dünkte es, er hätte den Vater noch einmal ſo lieb, und er hätte ihm gern ein Müntſchi gegeben, wenn er nur gewußt hätte, wie machen, denn er hatte ihm bei ſeinem Wiſſen noch nie eins gegeben. Als das Mädchen wieder herein kam und das Glas brachte, wollte Anne Bäbi nicht das Mindere ſein, und zeigen, daß es ſo gut über den Wein zu regieren hatte, wie der Hansli, und nöthete das Meitſchi noch zu einem Glaſe und ſagte: „Nimm umme, nimm, du magſt's ſauſt; es hätt nit es nieders a dä Gränne duße däicht.“ Da dünkte es Jakobli, er möchte der Mutter auch ein Müntſchi geben, das ſei brav von ihr, und ſie ſei doch eigentlich nicht halb ſo wüſt, als er gedacht, und meine es mit ihm nicht ſo bös. Aber was Jakobli alles dachte, das ſah ihm kein Menſch an. Das Meitſchi that ſo ſteif und manierlich, daß es ſelbſt Anne Bäbi nicht übel gefiel, und es frug: „Wie ſagt man dir eigentlich?“ „Man ſagt mir nur Meyeli, ſagte es, aber eigentlich heiße ich Maria Lieblig.“ Das iſt e arige Name, ſagte Anne Bäbi, den habe ich noch nie gehört.“

Draußen hatte Jakobli wieder den Aetti ſo lieb; es

düechte ihn, er ſollte doch müde ſein und ſollte hocken auf den Sitz, er ſelbſt könnte hinten auf ſtehen. Zwar war er ſo wohl gefahren, als das Meitſchi hinter ihm ſtund, und noch einmal ſo zu fahren, das düechte ihn, wäre faſt wie der Himmel. Aber er überwand ſich, ſtieg zuerſt über's Rad hinten auf's Wägeli, und als das Hansli ſah, ſagte er, es ſei ihm gragglych, es ſei ihm ſo wunderlich in den Beinen, faſt wie wenn ſie g'ſtabelig werden wollten. Als Alle oben waren, war Meyeli noch unten, und der etwas munter gewordene Hansli ſagte: „Seh Meitſchi, mach daß du hinauf kömmſt.“ Es möchte jetzt wohl laufen, ſagte es. Das dünkte Jakobli gruſam, er meinte, es ſchäme ſich neben ihm zu ſtehen. „Seh chum,“ ſagte Hansli. Da ſetzte Meyeli zwei, dreimal an, und that ſehr unwatlich, ehe es oben war. Jakobli that gar nicht, als ſehe er es, und doch wäre dem Meitſchi mit einer einzigen raſchen Handbietung geholfen geweſen. Das ſei e hochmüthige Kerli, dachte das Meyeli, es thät dem doch wohl, ihm es Brösmeli z'helfe, es würde ſeiner Hübſche dabei nicht viel abgehen.

Indeſſen hatte das gute Herz dieſe Regung vergeſſen, ſobald es oben war, und glaubte, für ſein Unverſchantſein ſei eine Entſchuldigung nöthig, damit der Kerli nicht höhn ſei, daß es da neben ihm ſtehe. Es ſei öppe nit g'wohnt z'ryte, aber d'r Fuß thue ihm gruſam weh; nit, daß es nicht gewohnet ſei z'laufe, aber d'Strümpf und d'Schuh maches, er ſolle luegen. Somit zog es einen Schuh aus, des Strumpfes hatte es ſich ſchon vor dem Wirthshauſe entledigt, ſtreckte ſeitwärts, gegen ihn hin, unter dem Kittel herfür einen kleinen braunen Fuß, und auf jedem der fünf niedlichen Zehen quell eine zornige weiße Blaſe auf, weil der verknorzete Schuh eines Dorfkünſtlers ſchlecht paßte zu dem Füßchen, wie es ſein ſollte, und welches Gott ſelbſt geformt hatte. Jakobli war ganz verlegen, vergaß ſich faſt ob dem Füßchen, welches er anſah, und antwortete, als das Mädchen ihn fragte:

„G'ſehſt ſe?" „Ja, ih hah o ſcho g'hah, und noh größere." Da meinte Meyeli, der Kerli meine, es ſei nicht d'r werth, ſo nöthli z'thue, und nit möge z'laufe, zog raſch ſein Füßchen zurück und dachte bei ſich: „das iſt m'r doch d'r Wüſtiſt. Es iſt gut, daß es nicht auf den ankömmt, ſonſt müßte ich vom Wägeli herab, und könnte ſehen, wie ich nachkäme; der lacht mich nur aus, und thun die Füße mir doch ſo weh. Aber wer glaubt nur auch, wie es mir iſt, und wem darf ich's ſagen?" Und die Wehmuth kam wie eine düſtere Wolke und verhüllte ſeine Seele, daß es faſt vergaß, wo es war.

Unterdeſſen hatte vornen auf dem Sitz ſich ebenfalls ein Geſpräch angeſponnen. Der durch den ſo ſelten ihm werdenden Wein geſprächiger gewordene Hansli hatte gefragt: „Was heſt mit d'r Zyherli Büri? ich chenne die nüt?" „He du wirſt es wohl wiſſen," ſagte Anne Bäbi, ebenfalls nicht zur Heimlichkeit geſtimmt, ſondern froh, eines Geheimniſſes ſich zu entladen. „Es hat mir niemere nüt g'ſeit," antwortete Hansli. „He nu, ſagte Anne Bäbi, es iſt müglich; aber du weißt, daß b'rühmt Lüt g'rathe hei, wenn Jakobli wybi, ſu werd's ihm beſſere." „Oeppis Narrs e ſo," ſagte Hansli. „He wohl freilich, ſagte Anne Bäbi, aber du achteſt dich ſelligem nicht und biſt gruſam vergeßlich; wenn ich nicht an alles ſinnete, es weiß kei Mönſch, wie es ging. Da kein Zeug helfen will, ſo habe ich gedacht, es müſſe doch ſein. Da iſt mir d's Zyherli Bure's älteſte Tochter auf dem Zyherlihoger gruſam gerühmt worde, und die hat kommen ſollen heute zum Hirt auf den Säumärit, und da hätte man luegen wollen, ob da öppis z'mache ſei. Es ſolle eine gruſam brave ſein und eine werchbare, und Mittel ſolle ſie auch haben; gerade ſo eine wäre am ſchickigſte für e Jakobli. Er ſei gruſam e wüſte, und da könnte er doch Freude haben an einer hübſchen Frau." Wider s'Wybe hätte er nichts, ſagte Hansli, das ſei ihm öppe gragglych, ob eine mehr oder eine minder, aber es düeche ihn, es ſollte öppe eini d'r Nächtſame z'hah ſy, er

hätte immer gehört, nüt z'ſäme zellt, mit Kühne, die man auf dem Märit kaufe, ſei man immer b'ſchiſſe.

Diesmal wäre es ihm nicht ſo gegangen, ſagte Anne Bäbi, es hätte zu guten Bericht, aber d's Ungfell hätte wollen, daß ſie nie zuſammen kämen; es glaube noch jetzt, ſie ſeien verhexet geweſen. Es hätte wahrſcheinlich ſo ſein ſollen, ſagte Hansli. „Oeppis dumms e ſo," antwortete Anne Bäbi.

Natürlich ging von dieſem Geſpräch für die hinten Aufſtehenden kein Wort verloren, machte aber auf beide einen ganz verſchiedenen Eindruck. Jakobli wußte von dem Projekt ſo wenig als Hansli. Mädi war abgeſchreckt worden, und Anne Bäbi in ſeiner Geſchäftigkeit, in ſeiner Befangenheit in ſeinen Gedanken, hatte gar nicht daran gedacht, ihm etwas davon zu ſagen. Wem das Wyben ſo auf einmal vor den Füßen liegt, wie ein ſchöner See an heißem Sommertage, ein luſtig ſprudelnder Quell in grüner Waldesnacht, wem geht da nicht die Luſt auf, wer ſtürzt ſich nicht in die tanzenden Wellen zu plätſcherndem Gekoſe? So rieſelte es auch freundlich und wunderlich durch Jakobli, der zum erſtenmal hörte, daß er wyben ſolle. Seitwärts ſah er die gelb ſeidenen Züpfen, die runden braunen Arme, die lieblichen Backen ſeiner Gefährtin. „Ja ſo eins, dachte er, ſo eins möchte ich wohl, aber ſelliges nimmt mich nicht. Es giebt mir ja kein freundlich Wort und ſchämt ſich neben mir zu reiten; es luegt ja nicht einmal nebe umme."

Allerdings achtete ſich Meyeli des Weges und ſeiner Umgebung wenig; das vor ihm geführte Geſpräch hatte ihn's noch wehmüthiger geſtimmt. „Ach ich bin ein armes Waisli, mußte es immer denken, mich ſchätzt niemand." Kaum merkte es, wo der Weg nach ſeinem Rarigen abging, und wenn Hansli nicht gefragt hätte: „Wotſch da abe?" es hätte ihn verpaßt. Meyeli dankte gar herzlich für's Reiten, und dem Jakobli gab es noch die Hand, ſagte: „Zürn doch recht nüt,"

und ging mit dem hinkenden Buben ſeiner Wege. „Aber warum bin ich gegangen und habe dem Muggi die Hand gegeben, was iſt mich auch angekommen?“ dachte es. „Und was hat er mir geſagt? Nichts hat er geſagt, als, ich wüßte nicht warum, und vorher nichts und nachher nichts. Ich bin gleich reuig geweſen, aber es iſt mir ſo angekommen, ich weiß nicht wie, aber ein ander Mal kann er lange warten. Aber was werden ſie ſagen daheim? die werden afe wüſt thun.“ Nnn nahm die Angſt ſeine Gedanken gefangen und jagte ſeine wunden Füßchen.

„Zürn doch recht nüt, hat es geſagt, dachte Jakobli, was hat es damit gemeint, was habe ich zürnen ſollen? Spöttiſch waren die Worte nicht gemeint; es hat mich ſo lieblich angeſehen, und ſo nes freundlich Mineli g'macht, ich habe noch nie ſo es liebligs g'ſeh. Warum hat es gemeint, ich könnte zürnen, ich habe ihm doch nichts Leides geſagt? Nichts habe ich ihm geſagt, und darum wird es gemeint haben, ich ſei höhn, und Alle haben es ihm gebracht, nur ich nicht, und wo es mir geſagt, zürn doch recht nüt, ſo habe ich nur ſo g'murmt, ich wüßt nicht warum, und d'vor nüt und d'rnah nüt. Was wird es auch von mir ſinnen und denken, was wird es auch meinen, was ich für einer bin, was wird es von mir ſagen?“ Schwerer und ſchwerer fiel das dem Jakobli auf's Herz; er wäre abgeſprungen, wäre dem Mädchen nachgeeilt, hätte ihm geſagt, es ſolle doch recht nicht zürnen, er ſei kein Redi, und Sauerſehn ſei ſeine Freundlichkeit, er meine es aber daneben nicht bös. Aber wo hätte er das Herz dazu nehmen ſollen, und was hätten die Leute dazu geſagt? Wie ein helles Bild ſtund das Mädchen mit dem gelben Haar vor ſeiner Seele, er fühlte deſſen Hände hinten an ſeiner halbleinenen Kutte, ſah deſſen zutraulich Füßchen, hörte ſein lieblich „zürn doch recht nüt“, und die Hand gab es ihm noch dazu, und jetzt war das Mädchen fort und ſein Lebtag ſah er es kaum wieder, konnte ihm nie ſagen, daß er es nicht

bös meine, und das Mädchen hatte es bös, und er konnte ihm nicht helfen, und es ward vielleicht unglücklich und er vernahm es nicht, sah es sein Lebtag nie wieder. Da ward ihm bitter weh im Herzen, so weh that es ihm nicht, als er die Blattern hatte, als er das Auge verlor, als die Leute sagten, so einen Wüsten hätten sie nie gesehen; es wollte ihm das Herz zerreißen, bald hätte er laut aufschreien, bald sich im Stillen so recht satt weinen mögen. Es war ihm, als sei in der Welt Alles untergegangen, die Menschen, die Sonne, der Mond und die Sterne, und als sei er einzig noch übrig auf einem großen, großen Berge, und um ihn sei Nacht und unter ihm rausche ein schwarzes Meer, und es stehe weder die Sonne mehr auf noch der Mond, sondern er sei da in ewiger Nacht, und keine Stimme sage ihm mehr, zürn doch recht nüt, und keine warme Hand lege sich mehr in seine, und keine Augen blickten ihn mehr an, sondern er sei da verbannt, fern von Menschen und fern von Gott in eine schwarze dunkle Hölle für sich alleine und für immerdar.

In sein Elend versunken, merkte er nicht, wie sie heimkamen, wie man dem Sami und dem Mädi rufen mußte, wie die schnöde Gesichter machten und schnöde Worte brauchten. Er sagte, er sei grusam schläfrig und neue nit am besten, und suchte alsobald sein einsames Lager. Da ward er erst so recht elend, je schöner das Meyeli vor seinen Augen stand; er weinte bitterlich und in Thränen schlief er ein. Und die Thränen wurden ihm zu Sternen, und heller ward es wieder vor seiner Seele, und nach den Sternen ging die Sonne auf, und am jungen schönen Morgen sah er, wie ihre braune Mähre schön gestriegelt ihn und Meyeli in die Welt führte. Beide saßen auf dem Sitze, schöne Kränzchen hatten sie auf, schöne Meyen an der Brust, und Meyelis Gesicht war schöner als der schöne Morgenstern, und seine Haare waren schöner als Silber und Gold, und in seinem Herzen war der Himmel, und es war ihm, als wäre er mitten in der Herr-

lichkeit Gottes, für die der ſterbliche Menſch ſonſt weder Augen noch Ohren hat, nur in ſeligen Träumen ihren Vorgeſchmack.

Zehntes Kapitel.

Anne Bäbi fährt auf die G'ſchau und hat große Freude; aber Jakobli läuft durch eine Miſtgülle und das Herz thut ihm weh.

Windſtille war nun manchen Tag im Hauſe; was jedes bei ſich ſelbſten erwog, ward nicht laut, daß Mädi ſo freundlich mit Jakobli ward, achtete niemand; daß Jakobli noch ſtiller war als ſonſt, fiel nicht auf; und daß Anne Bäbi eine lange Konferenz im Bohnenplätz hatte mit dem Maurer Vreni, merkte niemand. Aber gar hell auf ward Anne Bäbi auf die Konferenz hin, und ſchlug auf den nächſten Sonntag eine Badefahrt vor. Baden ſei immer gut, ſagte es, und öppis müſſe doch gehen. Es düechs, es möchte einiſt auf Kriegſtetten, es hätte ſchon viel davon gehört. Dem Jakobli ging es auf wie ein Licht, denn der Weg führte durch Rarigen. Wie er dahin kommen könnte, daß es niemand merke, daran hatte er ſchon lange geſinnet, aber nichts war ihm in Sinn gekommen; jetzt ſchlug das Müetti ihm es ſelbſten vor. Das Müetti hätte ihn doch lieb, er hätte es nicht geglaubt, dachte er, und er flattirte ihm und war hell auf, daß es Allen auffiel, und d's Mädi ſagte, ſeit man mit dem Ketzer-Elixir aufgehört, ſei Jakobli viel wöhler. Um die Stauden herum ſchlug Mädi, um mit auf Kriegſtetten zu gehen. Es hätte ſchon manches Jahr nicht mehr gebadet, und es düechs, es wäre neue afe wieder Zeit einmal zu baden; es beiß es

neue albeeiniſt, und es wiſſe noch von albez,. daß man viele Kämmerlein habe, wo drei Kaſten ſeien, und da koſte es gleich viel, ob zwei oder drei Perſonen darin badeten, und z'letzt hätte es ſelbſt noch Geld.

Das war aber eine Begleitung, welche Anne Bäbi nicht wollte.

Es ſchüßelete Mädi ab, ſo gut es konnte, aber es ging übel an, und Mädi polterte im Hauſe herum, als wären ſieben Roſſe abgekommen im Stalle, und wer eine Antwort von ihm bekam, der fand einen Schlämperlig darin.

Es war ein ſchöner Sonntagsmorgen, als Anne Bäbi mit ſeinem Sohne auszog und ſich ſeiner Führung anvertraute, da es erfahren hatte, daß die Mähre kein unbändiges Thier ſei. Beide waren ſchweigſam. Jakobli dachte mit banger Freude, ob er wohl ſein Meyeli erblicken werde; Anne Bäbi aber ſann an ſeine Konferenz mit dem Maurer Breni. Das Breni hatte nämlich erzählt, daß das Meitſchi, welches in der Pinte auf dem Säumärit ihnen gegenüber geſeſſen, wirklich des Zyberli Bauren Tochter, die Auserwählte, geweſen ſei, die Frau neben ihr aber nicht die Bäurin ſelbſt, ſondern ihre Schweſter. Das Mädchen hätte erſt ſehen wollen, wie Jakobli ihm gefalle, und ſo bald es ihn geſehen, hätte es nichts von ihm wollen, und geſagt, es dürfte ja mit dem weder z'Kilche noch z'Märit; was die Leute auch ſagen würden, wenn es einen ſolchen nähme. Es habe verflümeret reden müſſen, bis es ſie äne umme gebracht, und ſie verſprachen, nach Kriegſtetten ins Bad zu kommen, und noch einmal mit ihnen zu reden. Aber es habe ihren Reichthum ausgeſtrichen, daß es keine Gattig gehabt, und den Jakobli auch; das ſei d'r freinſt Löhl, wo's gebe auf dem Erdboden, und da werde es nie Nein ſein, wenn d'Frau auch das Ungattlichſte wolle. Das habe dem Meitſchi doch gefallen, und wenn Anne Bäbi noch nachbeſſere, ſo werde die Sache ſich ſchon machen. Dieſem Nachbeſſern ſann Anne Bäbi eben nach.

Es iſt gar ein luſtiges Fahren an einem ſchönen Sonntagsmorgen, wenn die Menſchen ſo froh und luſtig zur Kirche wallen, und um die Häuſer ſtehn und ſitzen, als wäre kein Elend in den Häuſern, keine Sünde in den Herzen, die Tage des tauſendjährigen Reiches heraufgequollen aus dem Meere der Zeit, der ewige Sabbath niedergeſtiegen vom blauen Himmel herab.

Jakobli war es gar weit und frei ums Herz; aber je näher ſie Raxigen kamen, um ſo mehr zog es ſich zuſammen, daß er faſt nicht Athem kriegen konnte, und wenn er von weitem ein Meitſchi ſah, ein Schaubhütchen auftauchte hinter einem Zaun hervor, ſo ſchlug ihm das Herz wie ein Hammer, und er mochte nicht warten, bis er wußte, ob das ſein Meyeli ſei oder nicht. Die Häuſer von Raxigen hoben ihre braunen Dächer über die grünen Bäume und die mit Miſthaufen beſäeten Aecker; ſchon ſah man Storchenneſter auf den bemooſten Dächern, und unter welchem war wohl Meyeli? Er wußte es nicht. Niemand hatte gefragt; daß man ſo dumm ſein könne, begriff er nicht. Als die Mähre ſie über das Brücklein zog, gleichſam durch's umgekehrte Thor, da war es ihm faſt, als ging's in eine Kirche, und andächtig ſah er nach dieſem Hauſe und jenem Hauſe, ſah in alle Gärten, ſah nach allen Brunnen.

Es war heiß, es dünkte die Mähre, am Schatten wäre es gut, und mit Macht ſteuerte ſie einem Hauſe mit breitem Dache zu, wo viel Schatten war und im Schopf ein kühler Brunnen lief. Jakobli merkte es nicht, bis Anne Bäbi rief: „Herr Jemer, Herr Jemer, wo fährſt?" Da fuhr er z'weg, riß am Leitſeil als ob es ein Ankertau wäre, und die Mähre that wüſt, ging bald trumſigs, bald hinter ſich, und Anne Bäbi brüllte wie um Spieß: „heit, heit!" und trotz dem Brüll ging's einer Miſtgülle zu, und Anne Bäbi meinte, es gehe ihm wie dem Pharao im rothen Meer, und brüllte grad uſe. Da ſprang Jakobli ab, wie gleitig ſah Anne Bäbi

nicht einmal, hielt die Mähre hott und brachte sie auf graden Weg; aber er selbst mußte durch die Mistgülle, seine weißen Strümpfe wurden braun, und an allen Häusern gingen alle Läusterchen auf, und aus jedem fuhr ein Kopf, und hinter jedem Kopf war noch einer, und aus den Ställen schossen Leute, und unter den Bäumen hervor kamen sie von wegen dem Brüll, und manch Spott- und Hohnwort drang unter den Häusern hervor, und Mähre, Anne Bäbi, Wägeli und Jakobli erhielten ein jedes seinen Theil, daß keines dem andern etwas vorzuhalten hatte.

Jakobli schämte sich unbeschreiblich, verlor ganz den Kopf, fuhr fast kreuz und quer von einem Hause zum andern, und je stürmer Jakobli war, desto dümmer that die Mähre, und lange ging's, ehe er zum Dörfchen hinaus war, und keinen Menschen sah er mehr an, und unter jedem Dache meinte er Meyelis Stimme zu hören, spottend und lachend. Die Mähre am Zügel ziehend, zwei Schritte voraus, zog er sturm die Straße entlang, bis die Mutter rief, ob er nicht aufhocken wolle. Kaum saß er aber oben, so ging über ihn ein Wetter los, wie er noch nie eins erlebt. Und wie es oft geschieht, daß Wetter, wenn man meint, sie seien vorbei, wiederkehren mit neuer Gewalt, und ärger sind als zuvor, so ging es auch mit Anne Bäbi's Wetter, das allemal mit erfrischter Kraft losbrach, so oft seine Blicke auf Jakobli's schwarzbraune Strümpfe fielen. Schon stand Kriegstettens weithin gesehener Thurm vor ihren Augen, als Jakobli sich auch aufraffte und sagte, des Brülls v'rmöge er sich nichts; er hätte nicht brüllet und d'rmit d'Mähre erschreckt, aber er wett, er wäre daheim, da wäre ihm bas. „Brüll, Brüll, sagte Anne Bäbi, was kann ich dafür? es ist ja d'r allgemein Bruch z'brülle, wenn me ersufe will. Aber so kannst du nicht bleiben, es hätten ja alle Leute ein Abschüchen ab dir, und würden meinen, du vermöchtest nicht einmal an einem Sonntage weiße Strümpfe." „Meinten sie meinethalb," sagte

Jakobli ergebungsvoll. „O nein, ſagte Anne Bäbi, ſo ganz gleich iſt das nicht, mi weiß nit, wie felligs eim vor ſym Glück ſy cha.“ „Was frage ich dem Glück nach,“ ſagte Jakobli. „Du biſt e dumme Bub, antwortete Anne Bäbi. Aber grad i d's Bad mußt du, unter der Zeit kann ich dir die Kleider putzen und d'Strümpf wäſche. Ih hätt nit glaubt, wo du zweijährig g'ſy biſt, daß ich dir das noch thun müſſe, wenn d' bald zwänzig biſt.“ „Aber Mutter, ih hab nit brüllet.“ „Heig brüllet wer well, ſo ſys doch dyni Kleider, wo nih wäſche muß, und wo ſtinke wie d'r Tüfel, ſagte Anne Bäbi. Aber lueg, dert ſy m'r ſcho; wer hocket dert vor em Hus? Häb umme, häb umme, fahr dert zur Scheuer; hott Brun, hott!“ ſchrie Anne Bäbi. Es war ihm himmelangſt, noch viel mehr als zu Rapigen, denn dort vor dem Hauſe ſaſſen zwei hoffährtige Weibervölker, und wenn es ſich nicht gröblich irrte, ſo war es die Zyberli Herrſchaft, Mutter und Tochter. Vor die ſollte es nun in ſolchem Aufzug, Jakobli mit Füßen wie eine Krähe. Es muſterte ihn der Mähre nach in den Stall, dann hintenaus, weit hinterm Haus herum, bis es die Badmagd fand, und den Jakobli in ein Kämmerlein verſtohen konnte. Es hatte etwas gemein mit dem Vogel Strauß, der meinte, wenn er ſeinen Kopf unter die Federn nehme, ſo ſehe ihn niemand.

So bald möglich bettete es den Jakobli in ein heißes Bad, nahm Hoſen, Strümpfe und Schuhe und machte ſich damit zum Brunnen. Die Badjungfrau bot ihre Dienſte an, aber Anne Bäbi ſagte, es mache ſolches lieber ſelbſt; es war ihm halt ums Trinkgeld. Anne Bäbi war noch kein ausgemachter Diplomat und wußte nicht, daß ein verſchmähter Freund zum Feinde wird. Die Badjumpfere hatte nun nichts angelegentlicheres zu thun, als vor dem Hauſe zu erzählen, es ſei hinter dem Hauſe ein altes Anne Bäbi, das ſeinem Jungen Hoſen und Strümpfe waſche, welche gar peſtialiſch ſtinken. Der Bube müſſe unter der Zeit im Bade ſchwitzen,

und werde zum Vorſchein kommen wie ein geſottener Krebs. „Iſt's nit e Halbbling und e Blatterdüpflete?" frug die Zyberli Tochter. „Grad ſo eine iſt's, und ſo e wenig e Lädi hets mih dücht, antwortete die Jumpfere; kennet ihr die Leut?" „Es ſind von weitem Vetterleut, antwortete die Bäurin, b'ſungerbar Lüt, aber gruſam rych, neh ſo uf die alti Mode." Die Jumpfere fürchtete zu viel geſagt zu haben, ſagte: „Es hat mih dücht, d'r Jung heig b'ſungerbar e ſchöni Sackuhr," und verſchwand. „Wei m'r luege, was dä alt Kratte macht hinger em Hus?" fragte die Mutter. „Es iſt m'r glych, ſagte die Tochter, die laht de d'Milch öppe bas nache."

„Muß das noh Sundi und Werchtig ſy?" frug plötzlich eine Stimme, von welcher der halbe Theil aus der Naſe kam, das eifrig waſchende Anne Bäbi. Das ſah erſchrocken auf und ließ die Hoſen in den Brunnen fahren; denn hinter ſich ſah es eine ſtattliche Bäurin ſtehn, und bei ihr ein Meitſchi, groß, vierſchrötig, mit Backen wie ein alter Dragonermantel, einem Fürgſtütz wie ein Säuſchürli, und Armen wie eine Büntelwurſt, währſchafte Füße wie Schleifträge zu einem breitſchienigen Wagen, reich mit Silber beſchlagen wie eine Sonntagstubakpfeife, mit einem ſchönen Oberländer Kittel behangen, und vor dran ein halbſeidenes Fürtuch, von dem man nicht recht wußte, war es grün oder gelb — kurz es war ein Prachtſtück von einem Meitſchi. Wenn ich ein Wirth wäre und mein Tanzſal wäre nicht auf der ſoliden Erde, ſondern bas oben, vielleicht gar unterm Dach, ſo ließ ich eine ſolche gar nicht hinein, und hätte eine Waage unter der Thüre, und wenn eine mehr als hundertfünfundſiebenzig Pfund wiegen würde, ſo müßte die ihre Luſt anderswo ſuchen, oder ich ſendete einen Gyger aparti für die auf die Straße, wenn die nämlich hablich wäre, was ſie bekanntlich heutzutage nicht immer ſind. Anne Bäbi wußte dem Meitſchi wohl an wer es war, und brachte vor Klupf das Maul nicht zu, bis das

Mädchen sagte, selliger Arbeit frage es nichts nach. „He, wenn du dein Lebtag nichts wüsters machen mußt als dies, so wäreſt du es g'felligs, sagte Anne Bäbi. Das ist de netti nüt angers. Wir haben gar ein wildes Roß, e Ustüfel, und da oben im letzten Dorf ist das erschücht und im Dörfli ume letzeret, ih hah glaubt, es blyb kes Rad ganz. Aber my Bub hets g'hah wie Tüfel, und wo alles Hah nüt g'hulfe het, ist er abg'sprunge, hets bim Gring g'no; es ist mit ihm dur e Mistgülle, aber er het's nit lah gah, bis er's uf d'r Straß g'hah und g'stellt g'hah het, daß es überall geschlotteret hat." „Du wirst doch von Gutmüthigen kommen?" frug die Bäurin. „He, wo wollte ich sonst her sein?" antwortete Anne Bäbi. „He nu so de," antwortete die Zyherli Büri. Es sei plötzlich fertig mit Wäschen, antwortete Anne Bäbi, und dann wolle es das Zeug noch an die Sonne hängen; sie sollten nur ase gehn und öppe e Halbi b'schicke, aber öppe e wenig nebe us, so unter allen Leuten begehre es nicht zu sein. Innerlich war es recht froh, daß es die Veröffnungen machen konnte, während Jakobli, der von allem nichts wußte, im Bade war. Es hatte zwar keinen Gedanken, daß er nicht mit beiden Händen zugreifen werde; denn so ne v'rflucht e Braui sei in ihrem ganzen Dorfe nicht, sagte es, aber es handelte gerne für sich selbst und that Andere gerne überraschen.

„He ja so de," sagte es, als es endlich ins aparti Stübli kam, „so wären wir jetzt einmal bei einander und könnten über die Sache reden." Reden könne man allweg, sagte die Bäurin, aber ob es aus der Sache etwas gebe, sei noch nicht gesagt, ihre Tochter sei ihnen nicht fürig, und dann frage es sich noch immer, ob das Meitschi wolle, und was der Vetter Rathsherr dazu sage; dem sei es neue o nimme gnegglich, in was für Verwandtschaft man öppe käme.

Ho, ihrer hätte sich niemand zu verschämen, und wenn sie auch keinen Vetter Rathsherr hätten, so hätten sie auch kei-

nen Vetter Hudilumper und keine Base Schwebelhölzlere, und was sie hätten, sei ihres, sie brauchten damit keinen Anhang zu erhalten, und wenn es öppe Gottswille sei, so könnte es ihr Söhniswyb so gut haben als von den Vornehmsten eine. Sie seien niemand was schuldig, und was sie für hätten, wisse auch niemand, und es wäre vielleicht noch mancher Rathsherr froh, er hätte etwas mehr von dem wo sie hätten, und öppis minger Schulde.

Das könne wohl so sein, sagte die Tochter, aber was sie mit einem Manne machen solle, wo nüt sei, und noh sellig e wüste, wo me sih schäme müsse, mit ihm z'Kilche z'gah, v'rschwyge z'Märit, und wo me o hell kei Freud mit ihm hah chönn. Man solle auch an ihn's denken, es müsse dabei sein, und kein Mensch wisse wie lange. Oeppe d'r Chechst scheine er gerade nicht; aber solche seien manchmal die Zächsten, und wenn nit, so öppe mit leere Hänge möchte es nicht davon, und seine beste Zeit vergebens zugebracht haben mit einem sellige. Wenn es sein müsse, so wolle es doch auch wissen warum. „Oeppe bös sollte es dir nicht gehen," sagte Anne Bäbi. „Es ist möglich, aber darauf mag ich es nicht ankommen lassen; ich möchte z'erst wissen, woran ich wäre. Es ist nicht, daß ich den nehmen müßte, wenn ich einen haben will. Bhütis, wenn es mir nicht um Vater und Mutter wär, ein Dutzend macht es nicht, welche mich schon gewollt, und de nit öppe so Taunergumper oder Pintekünge, wo de vornehmste und schönste Bursche so's gsy, wo we se nit gnue het chönne aluege. Aber ih hah denkt, ih well my Lyb nit v'rgebe hah, und mi syg umme einist ledig, und wie me's mach, su heig me's. Ih bi de öppe nit das, für das me mih aluegt, ih weiß öppe, was ih mache, und e so für nüt und wieder nüt nimme ih e keine." „Und das wär auch nicht unser Wille, sagte Anne Bäbi, es muß es eine haben so gut als wir selbst; aber öppe d'r Löffel us d'r Hang gäh, eh wir selber g'essen hei, das schickt sih neue nüt."

Von dem sei nicht die Rede, sagte das Meitschi, aber wenn der, wo sein Mann gehen sollte, sterben würde, ehe er geerbt, und sie hätten keine Kinder, so könnte es mit leeren Händen gehen, und es fragte ihm e Tüfel niemand nichts mehr nach. Und wenn sie Kinder hätten, und der Mann stürbe vor den Eltern, so könnten die Kinder erben und es könnte wieder mit einem blutten — laufen und luegen, wie es wieder zu einem Mann käme. So begehre es nicht zu mannen, jetzt sei es ledig, jetzt müsse es luegen.

So stellte das Meitschi z'Boden, daß Anne Bäbi großen Respekt kriegte und bei sich selbst dachte, so eine hätte es nicht bald gesehen, und wenn Jakobli die erhielte, so sei er der G'felligste von der Welt. Es trat ein und versprach, es müsse da etwas geschrieben sein, es wolle mit seinem Hansli reden, und sie wollten zusammen zu einem Schreiber, der könnte ihnen die Sache machen, daß sie öppe g'förmt sei. Ja, aber öppis möchte es noch wissen, sagte das Meitschi, ob sie einen Stock hätten. „Nein, sagte Anne Bäbi, öppe e rechte Stock nit, aber es Ofehus, mi cha n' ihm aber o Stock säge, we me will.“ Ja, da sei dann der ganze Tschuep schon aus, sagte das Meitschi. Es wolle apart in einem Hause wohnen; von einer bösen Schwiegere begehre es sich nicht kujoniren zu lassen; für das sei es nicht auf die Welt gekommen, und alten Leuten frage es überhaupt nichts nach, es hätte die jungen lieber, man hätte nur Verdruß von ihnen, und wenn sie endlich stürben, so sollte man noch schuld daran sein, und sie unter die Erde gebracht haben. Von dem wolle es nichts, es wolle, wenn es manne, seine Sache aparti haben, es wolle Meister sein.

So ein v'rständig Mönsch sei ihm noch nicht bald vorgekommen, dachte Anne Bäbi; das hätte mehr als Recht, gerade so sei es ihm auch gewesen. Drum gab es wiederum guten Bescheid und sagte, der Stock solle nicht im Wege sein. Aufs Ofenhaus sei bald eine Wohnung gemacht, oder wenn's

ſein müſſe, ſo könne man auch eine neue Aufrichti machen; Hausplatz brauchten ſie keinen zu kaufen, und das Geld d'rzu werde wohl o öppe ame ne Ort ſy.

Endlich kam Jakobli herein, allerdings wie ein geſottener Krebs, und Anne Bäbi ſah nach, ob ſeine Hoſen trocken ſeien, ſchenkte ihm ein, ſagte ihm: „Seh, mach G'ſundheit, du wirſt das Meitſchi wohl noh chenne, und das iſt d'Mutter, ſi glychet d'r angere wohl, wo z'ſelbiſt bi n'ihm gſy iſt.“ Jakobli that wie geheißen, aß und trank, und aufgeſtellt wurde, was das Zeug hielt, und die Weiber wurden d's Gäggels und b'richteten ſich alle Lumpengeſchichten, die ſie in ihrem Gedächtniß hatten, und das Meitſchi fing Händel an mit Jakobli, frug, ob ſie gleich gehen wollten, das Hochzeit anzugeben; es ſchickte ſich gar wohl jetzt gleich, ſo daß Jakobli nicht wußte wohin ſehen. Es erzählte, wie es den und dieſen einer andern abgeſtochen, dann ihn zum Narren gehalten, als er geglaubt, es ſei alles im beſten Greis. Es ſei ihm noch keiner liſtig genug geweſen, es wolle hundert übers Kübli lüpfen ehe einer ihn's. Es ſei nichts dümmers auf der Welt, als ſo ne Schnürſti vo Bub.

Endlich kam der Abend und die Sonne verſchwand aus dem Stübli, und die Weiber fanden, es wäre Zeit heim. Und Anne Bäbi frug nach der Uerti, und Jakobli konnte ſich nicht genug wundern, warum ſeine Mutter ſagte, ſie ſollten doch ihn's machen laſſen, gäb wie die andere ſagte, ſie hätte auch noch Geld für das, und ſie ſei nicht deswegen hieher gekommen. Als bezahlt war, redete man von einem Tag, wo man in Burgdorf zuſammen kommen könnte. Hansli müſſe dann auch mitkommen, man könnte dann gleich alles verſchreiben laſſen. Und die Bäurin langte ihm die Hand und ſagte ihm, er ſolle einmal zu ihnen kommen und ſehen, wie ſie es hätten. Zwar aparti ſchöns werde er nichts ſehen, aber ſie ſeien zufrieden und könnten dabei ſein. Darauf langte ihm auch die Tochter die Hand und ſagte: „Aber wenn du kömmſt,

ſo komm Tags. Es kennt dich niemand bei uns, wenn du Nachts kämeſt, ſo weiß niemand, wie es dir gehen könnte. Es iſt längs Stück nicht richtig um unſer Haus, we me ſcho niemere yche laht.“ Was das alles bedeuten ſolle, begriff Jakobli nicht, und er ſaß bei der Mutter auf dem Wägeli, und nichts war ihm noch eingefallen, und doch war Jakobli nicht dumm, aber er dachte halt nicht an das, ſondern an ganz andere Sachen.

Anne Bäbi ſaß auf dem holperigten Wägeli, wo ein altes dünnes g'hüsletes Hauptkiſſen als Linderungsmittel Prunk machte, wie im Himmel; die Mähre, welche Jakobli heimlich mit einem halben Imi Haber beglückt hatte, war muthwillig wie ein junges Böcklein, und hätte gerne hinten aufgeſchlagen, wenn ſie nur gewußt hätte wie machen, daß es eine Gattig hätte. Jakobli aber ſchlug das Herz ſo wunderbar; es war ihm, als nahe er ſich einem großen großen dunkeln Umhang, und hinter dem Umhang ſei die Seligkeit; aber wenn er an den Umhang kam, kam dann wohl aus dem Dunkel eine Hand, zog den Umhang weg und ließ Jakobli ein in die Seligkeit? Der Umhang war aber nicht die goldene Abendröthe, der Wiederſchein der Freude im Himmel, als die Sonne wieder kam und dem Vater erzählte, was ſie von ſeinen Kindern geſehen. Es war der dunkle Punkt vor ihm, ein Knäuel, geballt aus grünen Bäumen und braunen Häuſern, aus langen Zäunen und hohen Wänden, um den weiße Tauben flogen, auf dem lange Störche klapperten, und mitten drin, der ſüße Kern in uchäftiger Schale, weilte das Meyeli mit den blauen Augen und den gelben Zöpfen, mit den freundlichen Blicken in den blauen Augen, dem hellen Schein im gelben Haar. Und wenn er in das dunkle Gehäuſe fuhr, das näher und näher kam, that ſich da der Umhang von einander? ward ihm ſichtbar das liebliche Kind, das ſo freundlich geſagt hatte: „zürn doch recht nüt.“ Darum pochte Jakobli das Herz ſo ſehr, daß er nicht hörte, was Anne Bäbi ſagte;

und je näher er kam, um ſo lauter klopfte ihm das Herz, und in allen Plätzen, Kabis, Klee, Bohnenplätzen, ſpähte ſein Auge nach den ſeidenen Zöpfen, die blinken konnten durch ſieben Zäune hindurch.

Von dieſem Bangen und Klopfen merkte Anne Bäbi nicht das Mindeſte; es dachte an nichts als wie g'ſellig es ſei, daß es ein ſolches Söhnisweib bekäme, ſo-nes tolls und kuraſchirts, und wie man es jetzt machen müſſe, daß es nicht fehlen könne. Je nachdem ſeine Gedanken heftig wurden, ſprach es ſie laut aus, nahmen ſie an Lebhaftigkeit ab, ſo gab es keine Töne. Daher ſprach es bald vom Notari, bald vom Stock, bald vom neuen Bettzeug, und bald von Zyherli Bure Tochter, vom Murer Breni und vom Hochzeit angeben, daß der Gugger klug geworden wäre aus ſeinen Reden. Ebenſo wenig, wie es auf ſeine eigenen Reden merkte, achtete es ſich Jakobli's Antworten, unterhielt ſich deſſenungeachtet prächtig, und merkte ſogar nicht, wie Jakobli oder vielmehr die Mähre Raxigen zuſprengte, daß fry der jährige und vorjährige, und wer weiß wie vieljähriger Koth ringsum an den Rädern aufzubegehren, in der Luft herum zu fahren anfing, faſt als ob er der Kranz der Sternſchnuppen wäre, der um die Sonne geht, und Feuer ſpeit, wenn die Erde in ſeine Nähe kömmt, daß es ein grauſig Luegen war.

Jakobli ließ das Ding tſchäderen, hatte genug zu thun links zu ſehen in die Kabis-, rechts in die Bohnenplätze; aber wie er auch ſah, nirgends glitzerten gelbe Zöpfen, nirgends funkelten die blauen Augen. Kabisköpfe, Bohnenſtecken ſah er zur Genüge, aber die glichen ſeinem Meyeli ſo wenig als ein Raxiger Bauer einem Engel. Die Zäune kamen, die Wände kamen, die Störche klapperten verwundert die Mähre an, und die Raxiger Bauern tubakten hinter ihren Miſthaufen hervor; Mägde gingen zum Brunnen, Bäurinnen rüſteten Salat vor den Thüren, die Miſtgüllen glänzten in ſchalkhafter Ruhe, während die Hunde treulich ihr Amt verrichteten

mit Bellen und Knurren; aber um das alles kümmerten ſich weder die Mähre noch Anne Bäbi. Wie eine Hex humpelte die erſtere durch alle dieſe Herrlichkeiten, ſah nicht rechts, ſah nicht links, faſt als ob ſie ſich ſchämte der Ungezogenheiten, welche ſie ſich dieſen Morgen erlaubt. Jakobli ward ganz wehmüthig; nirgends wollte ihm ſein Meyeli erſcheinen. Hier ein Bauer, dort eine Bäurin, hier ein Hund, dort eine Magd, war alles was er ſah; aber was frug er dieſen allen nach? Der letzte Hund hatte ſeine Pflicht gethan; der letzte Raziger lag im Rücken; die Mähre war andächtig über's Brücklein geſtiegen, ſchon wackelten ſo ſeltſam die Kommetſcheiter, ein ſicher Zeichen, daß nächſtens die Mähre trottend weiter zotteln wollte, und Jakobli hatte kein Meyeli geſehen, keine gute Hand hatte das liebe Bild ihm hingeſtellt ins düſtere Dorf. Das that ihm ſo recht weh um's Herz, es dünkte ihn, er möchte ſterben, oder z'Krieg dingen, nur nicht heim, nicht heim ins alte Längizyti-Hus, wo ein Tag wie den andern Mädi Mädi war und Anne Bäbi d's Anne Bäbi.

Da ſtand plötzlich gerade vor der Mähre das ſchöne Meyeli; es war als käme es vom Himmel ſo plötzlich; eigentlich aber kam es aus dem Bohnenplätz, der neben der Straße war. Es kannte ſie alſobald, ſeine Augen leuchteten vor Freude, gar herzlich klang ſein „Guten Abend geb ech Gott," welches es ihnen entgegen ſandte. „He, danke Gott, ſagte Anne Bäbi, g'winnſt Bohne, biſt da daheim?" „Dort in jenem Hauſe," ſagte Meyeli, und zeigte mit dem braunen Finger nach einem langen ſchwarzen Dach, auf welchem drei junge Störche lange Hälſe machten. „Adie wohl," nickte Anne Bäbi. „Läbit wohl," klang es ihnen nach, langſam, faſt wie ein Wehelaut und doch nicht; und lange ſtand das Mädchen am Wege und ſah ihnen nach, es wußte nicht warum, und als es endlich mit ſeinem Bohnenkörbchen heim ging, that ihm der Kopf ſo weh, es wußte auch nicht warum.

Jakobli that es nicht minder weh, und war ihm doch

plötzlich ſo wohl geworden. Als das Meyeli vor ihm ſtund, ſo unerwartet und unverhofft, da war es ihm, als ginge der Himmel auf, ſeine Seele war auf einmal voll Licht und Freude, und verſunken in dieſe Freude war ſein ganzes Bewußtſein. Nur die Mähre nahm keine Notiz von der lieblichen Erſcheinung, humpelte gleichgültig fort, dachte wahrſcheinlich daran, was Sami ſagen würde, wenn er wüßte, daß ſie ein Halbimmi Haber im Leibe hätte. So geſchah es, daß Jakobli, als der Glanz der erſten Erſcheinung vorüber war, er das Mädchen grüßen, die Mähre halten wollte, kein Mädchen mehr vor ſich ſah; weit, weit hinter ihnen ſtund es ſchon und ſah ihnen nach, und ging mit ſeinen Bohnen heim — und Jakobli hatte ihm nicht guten Abend geſagt, auch nicht ein Zeichen gethan, daß er es noch kenne.

Das war ein Wurm, der fraß ihm das holdſelige Bild nicht, der war nicht von der gleichen Sorte wie der war, der des Jonas Kürbisſtaude anfraß; aber während er vor ſeinem innern Auge das Mädchen immer holdſeliger ſah, mit Minelene ſo lieblich, er konnte nicht ſagen wie, pickte der Wurm in ſeinem Herzen, accurat wie der Pendel einer Uhr, aber ſtatt Tik Tak tönte es: „Kein Wort haſt ihm geſagt, kein Zeichen gethan; was wird es meinen, was wird es ſagen?“ Dieſer Wurm wollte nicht ſchweigen, er pickte immer lauter, und das Picken that ihm ſo weh, als ob es Meißelſchläge in ſeine Seele wären. „Was wird es denken, was wird es ſagen,“ tönte es immer ſchmerzlicher. Sein halbes Leben, ſein ganzes Gut, ſein einzig Auge hätte er gegeben, wenn er eine Viertelſtunde hätte zurücknehmen können, noch einmal Meyeli vor der Mähre geſtanden wäre. Dann wollte er die Mähre halten, wollte Meyeli die Hand längen und ſagen: „Guten Abend geb dir Gott, was lebſt gang? wie geits d'r geng?“ „Ho es geit emel geng,“ hätte es geſagt, und ihn freundlich angeſehen aus ſeinen lautern blauen Augen. Und wenn er das Geſichtchen, das es ihm dazu machen würde, vor ſeiner Seele behal-

ten und ſchauen könnte jeden Augenblick, was hatte er ein ander Auge noch nöthig? Aber nichts hatte er ihm geſagt, was wird das Meitſchi denken, was wird es ſagen? So wurde das Picken immer ſtärker, drang aus dem Herzen in den Kopf hinauf, daß es ihn dünkte, es wolle den Kopf ihm oben abſprengen.

Anne Bäbi merkte davon natürlich nichts; denn wenn man auch das noch ſehen könnte, was hinter den Augen der Menſchen vorgeht, wir bekämen ſicherlich zu viel; ja die g'wunderigſte Frau würde Gott bitten, er ſolle den Schieber wieder ſtoßen. Es redete fort und fort vom Stock und vom Zyberli Bure Tochter; aber endlich dünkte es ihn's doch, Jakobli ſollte auch etwas dazu ſagen, damit es ihn widerlegen könnte. Darum ſagte es: „Was düecht de diß, warum ſeiſt nüt?“ Er hätte grufam Kopfweh, ſagte Jakobli, wenn er daheim wäre, ſo düech ne, er möchte i's Bett. „Das wird vom Wy ſy, ſagte Anne Bäbi, und doch iſt dä nit öppe bös gſy, mir macht er b'ſunderbar wohl; es düecht miß faſt, ih möcht flüge. Aber du biſt gar e Leide und maſt nüt erlyde, aber wenn du einmal g'wybet heſt, ſo wird dir das ſchon beſſern.“

Das Wort Wyben ſetzte ſich an in Jakoblis Herz, gleich neben den Wurm, der darin pickte. Wie der Wurm ſeine Seele immer trüber machte, ſo machte das Wort Wyben Meyelis Bild immer ſchöner und ſtrahlender. Wenn er das Meitſchi bekäme zur Frau, dünkte ihn, ſo wäre er im Himmel, und er wüßte nicht wie glücklich. Aber kein Wort hatte er ihm geſagt, nicht einmal ein Zeichen gethan. Dann wurde ſein Kopfweh noch heftiger, und als ſie endlich heimkamen, da wollte er nicht einmal Kaffee, welcher g'weg ſtand, ſondern ſuchte gleich ſein Bett, und als Mädi kam und ihm Thee anbot, und daß es ihm wachen wollte, ſagte er, es ſolle ihn ruhig laſſen, es könne ſchlafen. Das wollte Mädi faſt g'mühen, es düchte ihn's, wenn es Jakobli wachen wollte, ſo könnte der ſeinetwegen doch wohl das Schlafen ſein laſſen.

Eilftes Kapitel.

Wie das Weibervolk es erfahren muß, daß das Mannevolk es nicht faſſen thut.

Anne Bäbi dagegen war hellauf, und mochte nicht warten, bis es den Hansli hinter dem Umhang hatte, und ihm erzählen konnte, wie ſie afe g'fellig ſeien, ein ſo hübſches und kuraſchirtes Söhniswyb zu bekommen, die werde Mädi angers rangiren und den Jakobli aufklepfen, daß es fry keine Art hätte, im ganzen Dorf ſei keine, welche ihr die Schuhriemen auflöſe, und gruſam vornehm ſei ſie, ſie hätte einen Vetter, der ſei ſchier d'r Oberſt z'Bern, und daher ſei das Möuſch gekommen, es hätt eim dücht, es hange ein ganzer Krämerladen an ihm, ſo heig es glitzeret und g'ſchinne. Jetzt müſſe man aber auf der Stelle i d'Häng ſpeue. Morgen müſſe man den Zimmermann holen laſſen, um von wegen der B'hufig auf dem Ofenhaus mit ihm zu reden, und die Näherin, es müßten Hemder gemacht ſein für Jakobli und Bettzeug, und am Donſtag müßte Hansli auf Burgdorf, um zu fragen, wo öppe e Schryber ſei, der d'Sach mache könne, daß es es heig, und doch netti nit e B'ſchyßne; es ſyg hütztag neue niemere mehr recht z'traue, b'ſungerbar de Schrybere. Es wolle mit ihm gehen, und gleich noch allerlei einkaufen, was es öppe mangle, ſie müß de öppe g'ſeh, daß ſie in ein Haus komme, wo nit öppe nüt ſei.

„Aber preſſirt das ſözli?" fragte endlich Hansli. „Du Göhl, warum wollte das nicht preſſiren? Weißt nit, wie es an ein Aufweiſen geht, wenn Zwei zuſammen wollen, und wenn man ein anſtändiges Möntſch an der Hand hat, ſo muß man es den Teufel nicht wiſſen laſſen, ſondern abfahren mit ihm, ſonſt hat's gefehlt." „Aber ſeid ihr denn ſözli richtig?" „Sözli richtig! Meinſt, wenn wir nicht richtig wären, ih

und Zyberli Büri, es wär mir ſo daran gelegen?“ „Was ſagt der Bub dazu, iſt's ihm anſtändig?“ fragte Hansli. „E dummi Rede, was ſagt der Bub dazu? Was wollte der dazu ſagen, und was ſollte ihm nicht anſtändig ſein? Der kann beim Schieß froh ſein, daß man ſo zu ihm luegt, und ſövli für ihn thut. Nit e niederi Mutter würde einem Söhniswyb Platz machen und d'Sach us de Fingere gäh. Und de gah z'frage, was ſeit d'r Bub, iſt's ihm anſtändig? Es ſelligs brave Mönſch noch dazu; lueg, man könnte es am ſchwerſten Güterwagen an der Deichſel brauchen.“

„G'fallt's ihm?“ fragte Hansli. „G'fallt's ihm! G'fallts ihm! Ih hah jetzt de afe bald gnue, du willſt mich nur bös machen und ausſpielen, wie ſollte ihm eine nicht gefallen, wo iſt wie ein angeſtrichenes Landfaß mit eme Gring z'oberiſt, oder faſt wie es g'mahlets Fürſprützehüsli.“ „Was het er g'ſit?“ fragte Hansli. „Was het er g'ſit! was het er g'ſit! Los jetz ſchwyg mir, jetz hah nih gnue, und wenn d' e Narr hah witt, ſu häb de mynethalb e yſige. Was het er g'ſit? Nüt het er g'ſit, was hät er welle ſage? Aber ag'lueget het er's, als wenn es e warme Miſthufe wär, und er e Rebelkräye.“ „Si werde o g'redt hah mit enangere?“ fragte Hansli ganz leiſe. „O g'redt hah mit enangere, was hätte ſi mit enangere ſölle rede? G'redt hah mit enangere. Jetzt wei m'r ſchwyge, jetz hah nih gnue für hinecht, gnue hah nih! Los ume, wennd' noh einiſt ſo gege mir biſt, ſu chaſt de für es angers Anne Bäbi aus, mich ſiehſt du nicht wieder!“

Nachdem Anne Bäbi dieſe Kriegserklärung abgegeben hatte, drehte es ſich gegen die Wand und ließ keinen Gux mehr aus, und Hansli ebenfalls nicht; ſo ward es ſtille im Stübchen, es ſchlich der Schlaf herbei und deckte das Ehepaar mit ſeinen weiten Flügeln.

Am folgenden Morgen b'ſchütteten Hansli und Jakobli mit einander, der erſtere ſtieß das Bäckli, der letztere trug den Gohn nach. Als ſie draußen im Baumgarten waren, wo der

friſchgemähte Fleck erlabet werden ſollte, ſtellte Hansli ſein Bücki ab, nahm's Pfeifchen hervor, und während er darin grübelte, fragte er Jakobli: „Was fiest d'rzu?“ „Was meinſt Aetti?“ fragte Jakobli. „He, was du zu dem Mönſch ſägeſt, wo geſtern mit euch getrunken hat in Kriegſtetten?“ „Aparti nüt, Aetti,“ antwortete Jakobli. „Hets d'r g'falle?“ fragte Hansli. „Es iſt es tolls,“ antwortete Jakobli. „He nu ſo de,“ ſagte Hansli, nahm den Sohn und begann zu b'ſchütten, ſo ſchön er konnte, lang geſtreckt einen Sohnwurf dicht am andern. Es düechte Jakobli, er möchte den Vater fragen, warum er nach dem Mönſch gefragt hätte, was das bedeuten ſolle. Aber ob dem Denken daran kamen ihm die gelben Züpfen wieder vor Augen; er mußte nur wieder denken, kein Wörtli g'ſeit, kein Zeiche tha, und vergaß ob dieſem des Vaters Fragen.

Anne Bäbi aber, das fuhr ganz herriſch im Hauſe herum, wie der Kaiſer Napoleon zu ſeiner Zeit in Deutſchland, ließ bedeutſame Worte fallen beſonders gegen Mädi, z. B. es ſei gut, daß bald öpper anger hier befehle, es könne afe nichts mehr befehlen, das recht ſei; aber man werde noch manchmal an ihn's denken; es ſei gut, daß d'Sach albeeiniſch ſchangſchire; es gebe Leute, die es jouſt nie erführen, wie gut ſie es einmal gehabt hätten, und ſolchen geſchehe volles Recht, wenn es ihnen einmal ung'ſinnet Matthäi am letzten läute.

Mädi war nicht der Art, ſich lange ſtillſchweigend mit verblümten Redensarten traktiren zu laſſen; es ſagte, Anne Bäbi ſolle es doch gerade heraus ſagen, wenn es nicht mehr recht ſei hier; es gehe noch heute, es ſei nicht, daß es es hätte zwängen wollen, ſo lange hier zu bleiben; heißen bleiben hätte man es manchmal, aber heißen gehen brauche man nur einmal. O Jere, es wüßte noch, wo ſein, es ſeien hundert Plätz für eine, wo man ſchon lange an ihn's geſetzt habe, und wenn es nit e Göhl wär, ſo wüßt ke Hung, was es jetzt für e Herreköchi wär oder noh öppis meh. Es hätte

aſe e Ton g'höre lüte, wenn es den noh einiſt hörti, ſu wüß niemere, was es noh chönnti acho.

„He nu ſo de, ſagte Anne Bäbi, ſo chöm dih a was well; ih v'rwungere mih nüt meh, mira chöm e alti Kuh d's Gumpe a, oder e alte Narr d's Tanze.“ „He ja, ſagte Mädi, es iſt ſih hütztutag gar nüt meh z'v'rwungere; wo ke Dank meh iſt, iſt o ke Sege meh, und wo die alte Wyber alle Märite nachfahre und ſo in alle Lumpe-Bädlene umehocke, da cha me denke, wie's e Ustrag näh muß, und was die für e Regelion hei. Da chunts eim wohl, wenn man ſelbſt etwas z'beißen und z'brechen hat.“

„Beiß und brich du meinethalb, was und wo du willſt, ſagte Anne Bäbi, aber wenn ich z'Märit will oder ins Bad, ſo geht's dich nichts an; ja wenn ich dich mitnehmen wollte, ſo wäre ſchon alles recht, und wenn es alle Tage z'Märit ginge. Aber wenn du ſchon nicht an allen Orten deine Naſe haſt, ſo iſt es gleich.“

„Ja das ſehe ich, ſagte Mädi. Wenns ums Lebe geit, u ke Mönſch meh V'rſtang het, de wohl, de iſch my Naſe gut gnue. Aber wenn de d's böſte für iſch, u es niders Laſchi d'r Reſte mache cha, de wohl, de iſt Mädi nüt meh, de müſſe angeri zueche. O ih merke wohl, was Trumpf ſy ſött, aber d' Sau iſch noh nit g'ſtoche.“ So ſagte Mädi und ſchlug die Thüre hinter ſich zu, daß die Fenſter das Fieber kriegten und ſchnaderten wie die Schulkinder zu Kümligen, wo d' Schulmeiſterin viel auf Holzſparen hat, und allweg d'Wärmi ihren Kindern beſſer gönnt als den Schulkindern.

„Was Tüfel ſoll das ſein? ſagte Anne Bäbi, was hat das Mönſch? Weil es dem Bub ein paar Nächte abgewartet hat, meint das jetzt, es müſſe ſein Kingemeitſchi ſy ſys Lebelang, und wenn er ausreite, ſo müſſe es mit. Es iſt aſe nimme d'rby z'ſy, wie uverſchant e niedere Tätſch wird.“ So redete Anne Bäbi, dachte nicht weiter, dachte überhaupt der Sache gar nicht nach, denn es hatte Wicht geres im K.spi-

Am Donſtag ſollte es nach Burgdorf ſein, Hanſli und Jakobli ſollten mit; wenn man e rechte Schryber fing und wenn Zyberli Büri ung'fähr auch da wäre, ſo könnte man die Sache gleich abweg machen, ſie wäre dann fertig, und mi chönnt wieder a die angeri Sach hi, meinte Anne Bäbi. Jakobli wollte nicht gehen, der Weg ging nicht durch Rarigen, und dem Austreiten mit der Mutter frug er nicht viel nach. Er ſagte viel von Kopfweh, und er glaub, er möge d's Ryten nicht erleiden, und als die Mutter mit ihm laufen wollte, ſo glaubte er auch das Laufen nicht erleiden zu mögen, ſeit den Blattern hätte er plötzlich Plätzen ab.

Er ſei der leidiſcht Hung, ſagte die Mutter, das erleid ihr afe, es ſei gut, wenn es bald angers chöm. Das dünkte Jakobli gruſam, er meinte, er ſei der Mutter erleidet, und ſie wünſchte, daß es eine Aenderung geben möchte mit ihm; und vermochte er ſich deſſen etwas, daß er kränklich war?

Hanſli wollte auch nicht mit. Er begehre nicht all Woche z'Märit; des G'läufs mög er nüt. Anne Bäbi chönns ja mache, dafür brauch es nicht ihrer zwei; es müß, wie es es wolle, und was es mache, ſei ihm recht. G'werchet müß d'Sach ſy, wenn man wolle z'eſſen haben; der Winter komme und frage nicht, ob man g'werchet heig oder d'Zyt v'rlüffe. So mußte Anne Bäbi alleine gehen, und es ging. Wer es geſehen hätte wandeln das Feld hinab, hätte ihm anſehen müſſen, wie das gewaltige Bewußtſein in ihm throne, das Heil des Hauſes in ſeiner Hand zu tragen, ſammt der Macht, der Familie Geſchick zu beſtimmen auf Kind und Kindeskinder hinaus. Es iſt curios, wie oft man den Leuten es am Rücken anſieht, was ſie im Herzen tragen, und je mehr man ihnen am Rücken anſieht, deſto weniger ſinnen ſie, was hinter ihrem Rücken vorgeht.

Mädis Naſe war nicht verſtopft; ſchon lange hatte es Lunte gerochen; es merkte, daß etwas im Spiel war, aber was, das hatte es nicht erfunden können. Um Jakobli ſtrich

es immer, wie eine Katze um die Beine des Melkers, von dem ſie Milchſchaum möchte, und wollte auf ſeine Weiſe ihm erſtlich die Würmer aus der Naſe ziehen, und zweitens ihm den Verſtand machen. Aber wegen dem erſten richtete es nichts aus, denn da Jakobli nichts errathen hatte, ſo konnte er nichts verrathen, und wegen dem zweiten noch weniger, denn deutſch durfte Mädi nicht reden wegen der verfluxten Heirathsgeſchichte, und auf das Verblümte verſtund Jakobli ſich nicht. Und wenn man ein liebes Meitſchi im Kopf hat, ſo kann ſo ein Mädi eim mit dem Holzſchlägel winken, man merkt es nicht. Meine Feder iſt zu ſchwach, die Freude auszudrücken, mit welcher Mädi Anne Bäbis Rücken ſah, und dasſelbe ſo ſelbſtbewußt das Feld niederwandelte; ſie brodelte und rumpelte in ſeinem Herzen noch viel ärger als das niede eine Laxirig zu brodeln und zu rumpeln pflegt. Nun hatte es einen ganzen lieben langen Tag freies Feld bei Jakobli und konnte ihn ſo recht nach Herzensluſt ausfrägeln über den Solothurner Märit und den vergangenen Sonntag, und was es da vernahm, konnte es zuſammenſtellen mit einzelnen Worten, welche es hier und dort aufgeſchnappt; denn Mädi hatte nicht nur keine verſtopfte Naſe, ſondern auch ſeine Ohren waren in gutem Stande und hielten ſich nicht ungerne in der Nähe von Thüren auf. Hansli und Sami fuhren z'Acker, während Mädi daheim die Hausfrau vorſtellte und thun konnte, was ihm anſtändig war.

Jakobli ſaß vor dem Hauſe und reytete alten Hanf. Anne Bäbi hatte geſagt, es wäre anſtändig, wenn ſie noch ein Waſchſeil hätten oder zwei; wenn das Zeug mehren ſollte, ſo brächte man es [nicht mehr auf die alten Seile. Bald ſetzte ſich Mädi auf ein kleines Stühlchen neben ihn und ſchälte Aepfel zu einem Brei; ſetzte ſich ſo recht zweg und hatte einen großen Korb voll halbfauler Aepfel, daß man wohl ſah, es hatte im Sinn, nicht ſo bald aufzuſtehen, ſondern den Morgen da zu verbringen.

Mit diplomatiſcher Gewandtheit leitete alſobald Mädi die Rede auf den Solothurner Märit. Da es hier von dem unbefangenen Jakobli nichts herausquetſchen konnte, ſo ſprang es auf den vergangenen Sonntag über. Hier kriegte es eine Fiſcheten.

Jakobli erzählte ohne Arg, daß ſie in Kriegſtetten die Zyberli Bäurin angetroffen hätten ſammt ihrer Tochter; daß ſie zuſammen in einem Stübchen gegeſſen und getrunken, und die Mutter die Uerti bezahlt hätte. „So ſo, ſagte Mädi, alſo die ſollſt du heirathen?“ „Heirathen! ſagte Jakobli, warum nicht gar, öppis dumm's e ſo, von Heirathen hat kein Menſch etwas geſagt.“ „Du biſt es guts Tröpfli, ſagte Mädi, und es iſt in d'Ewigkeit nicht recht, wie die Mutter mit dir umgeht; gerade die, e felligs Ofehus, ſollſt du heirathen, und gerade deretwegen iſt die Alte heute wieder auf Burgdorf.“ „Das müßte ich doch auch wiſſen, ſagte Jakobli. Glaub mir, von Heirathen hat kein Menſch mit mir geſprochen. Die Junge hat mich geheißen, ſie einmal zu beſuchen, aber ſelb kann ich machen oder nicht machen, habe ich gedacht. Und weiter hat kein Menſch etwas geſagt, und allweg möchte ich die nicht; ſie hat da geredet und gethan ganz ung'ſchämt, u faſt wie wenn ſie ſturm wär.“ „Du magſt ſagen was du willſt, antwortete Mädi, d'Sach iſt richtig, und deſto ſchlechter iſts vo d'r Alte, daß ſie es dir ſo macht, wenn du nichts davon weißt; aber b'richt mih nit, du willſt es nur nicht ſagen.“ „Wäger nit, antwortete Jakobli. Vom Heirathen hat d'Mutter ſcho lange öppe g'ſtürmt, aber z'grechtem nie d'rvo g'redt, und von wegen einer aparti hat mir niemere kes Wort g'ſeit, und die mag ich wäger nit, lieber wollte ich ſterben,“ ſagte Jakobli und hatte die Augen voll Waſſer.

„Du haſt recht, ſagte Mädi, e felligi!“ „Heſt vo re g'hört? chennſt ſe?“ fragte Jakobli. „Jo wäger, ſagte Mädi, wer wett die nit chenne; vo Zyberlihogers Tochter redt me öppe, mi ma cho wo me will, d'e Lang uf, d's Lang ab.“

„Was ſeit me?“ fragte Jakobli. „Was ſeit me! Was wett me ſäge! Daß das d'r wüſtiſch Uſtath ſyg, wo uf ene Tanzbode chöm und z'Bern über Brügg gang. Was wett me vo e re ſellige ſäge, wo aſe drü Unehliche hätt ſölle hah, wenn es z'grechtem gange wär; dere ke Schryber z'nütgrechts iſch und ke Schwarzwälder z'ungrathe.“ Nun begann Mädi, welches von Züberlibauren Tochter kaum je mehr als den Namen gehört hatte, eine Lebensgeſchichte derſelben zu erzählen, vor welcher jedem ehrlichen Menſchen die Haare zu Berge geſtanden, und jeglicher, dem die Wahl gelaſſen worden, zehnmal lieber Schinderhannes geweſen wäre als Zyberli Bure Tochter. Kurz, Mädi bewährte ſich als eine eigentliche Künſtlerin, und machte eine Geſchichte, daß es ihn's ſelbſt und Jakobli zu ſchlottern begann am heiter hellen Tage und im warmen Sonnenſchein. „Hör' doch, ſagte endlich Jakobli, es wird hützutag gar viel g'loge, we me d's halbe glaubt, es iſt geng noh z'viel.“ Er könne es machen wie er wolle, ſagte Mädi, aber es lüge nicht, und was es geſagt habe, habe es mängs hundertmal g'hört. Wenn aber d'Lüt ſo ſchlecht ſeien und ſolche Sachen erſinneten, ſo vermöge es ſich deſſen nicht. Es ſolle ihm niemand nachreden, daß es ſein Lebtag ein einzig Wörtlein gelogen; es wollte ſich ſchämen; es hätte an der Wahrheit immer mehr als genug gehabt. „Und wennd' es ſelligs Mönſch maſt, ſu nimms mira, ih will kes Wort g'ſeit hah. Aber lue de, wie's d'r geit.“ „B'hütis, ſagte Jakobli, er wiſſe wohl, daß es kein Lugimönſch ſei, und d'Lüt lay ſy, wie ſi ſyge. Es ſolle nur nicht Kummer haben, e ſelligi möcht er nicht, und wenn nur der zehnte Theil wahr wäre, und wenn ſie noch ſo ſchön wär und Geld hätte wie Heu. Es grus ihm fry ab ere, und er wett lieber ſys Lebe lang ledig blybe als eine nehme, die dere nur vo wytem glychti.“ „Su finneſt doch de dra z'wyhe?“ fragte Mädi, und mißhandelte ſeine halbfaulen Aepfel, daß es eine ſchreckliche Sache war. Jakobli wurde roth im Geſicht, und Meyeli tanzte ſo luſtig in

ſeinem alten Hanf herum, daß er lange nicht antworten konnte. „O ich merke ſchon, ſagte Mädi, was Trumpf iſch, du hältſt mich nur zum Narrn; du wirſt ein Göhl ſein wie die andern, und die v'rfluchti Buregränne welle i d's Hus bringe. Aber ke Stung blybe ih mit ere ſellige unger eim Dach, zell druf; du chaſt de luege, wie's d'r geit, du arme Hung was de biſch.“ „E, aber Mädi, thue doch nit ſo wüſt, ſagte Jakobli, das iſch ke Red d'rvo, daß ih das Zyberli Meitſchi hürathe well, ſelb nit. Aber wegem Hürathe hab nih nit grad g'wüßt, was ih d'r ſäge will; das iſch ſo ne Sach wie ſi iſch; mi cha glücklich ſy d'rby, und dieſe Weg; es chunt geng druf a, ob me g'fellig iſt, und ih ſäge nit, daß ih d's wüſtiſt alles mache wett, wenn d'Sach öppe d'rgege g'ſächt. Aber preſſire thut's nüt, das iſt noh allweg früh gnue.“ „Du haſt recht, Jakobli, ſagte Mädi, du biſt geng gar e Witzige gſy, gäb was d'Lüt g'ſeit hei. Ja, wennd' ſo nes bravs werchbars Mönſch fingſt, das Sorg zu d'r het, wenn's de ſcho nit es rychs iſch, oder ſo ne junge Geuggel, ſu nimm's mit beede Hänge, u lieber hüt als morn. Das iſt d's beſt, wo d'mache chaſt, aber nit e ſellige Surchrutkübel, ſo nes Buretrüch, wo numme Hochmuth het und ke Tuget.“ „Ih weiß aparti kes, ſagte Jakobli, und wie g'ſeit, es preſſirt m'r nüt.“ „Was, du weißt kes Meitſchi, das d'r g'fiel, es werchbars Mönſch? Jakobli, Jakobli, du Schalk, häb nit Flauſe. Du bruchſt dih ja nüt z'ſchüche, mir ſi ja eleini, es g'hörts niemere,“ ſagte Mädi. Jakobli ward wieder blutroth; in ſolchen Anmuthungen war er noch nicht erhärtet. „He, wen wett ih wüſſe?“ ſagte er endlich. „Du tuſigs Bueb, ſagte Mädi, ja wolle, niemere wüſſe; du wotſch's ume nit ſäge. Aber du haſt dich ja nüt z'ſchüche; b'ſinn dih recht; ſo recht es freins, werchbars Mönſch, und noh nit wyt da dänne; chunt d'r kes z'Sinn?“ So fragte Mädi ſchalkhaft und guggete mit ſüßen Aeugelein an ihm herauf. „Nein, wäger nit, ſagte Jakobli, ih weiß vo kem ſellige.“

„He nu ſo de, ſagte Mädi, meinetwegen, wenn d' nit witt, ſo la's hocke;" ſtand auf, nahm ſeine Körbchen unter den Arm, ſchoß in die Küche und brummte halb laut: „Ih hab's doch däicht, es gang m'r ſo, aber es iſch ſih nüt z'verwungere; e Halbbling g'ſeht umme ebe halb, und iſch im Ganze umme ſo ne halbe Mönſch."

Taub war Mädi erſtlich, daß Jakobli nicht an ihn's dachte, aber hauptſächlich deswegen, daß Jakobli ihm die Sache verläugnen wollte mit der Zyberli Tochter, und daß es Anne Bäbi nach ſeinem Sinn gehen ſollte. Es nähme doch beim Schinder wunder, ob es denn dem alles gehen ſollte wie es wollte, und ob man da nicht auf einen Weg zwiſchen ein kommen könnte. Wenn es noch zwanzig Jahre jünger wäre, dachte es, ſo machte es ihm keinen Kummer; aber jetzt, und noch dazu bei einem Halbbling, hätt d'Sach e Naſe. Und wenn es ihn zuletzt ſchon nicht bekomme, wenn nur dä alt Sturm es auch nicht zwängen könnte, ſo ſei es ihm zuletzt gleich. Wüſt mache man es ihm allweg, das ſei wahr, aber das mache nichts, wenn ein gerechter Gott im Himmel ſei, ſo werde der es ihnen ſchon eintreiben, ſie ſollen nur Geduld haben.

So lief das Gedankenräderwerk in Mädis engem Kopf, und daß dabei der Apfelbrei und die Erdäpfelſchnitze nicht am beſten fuhren, kann man ſich denken. An die Erdäpfelbitzli that es nichts als Waſſer. Den Brei brännte es, und in der Suppe war auch kein Brösmeli Salz. Sami ſtellte ſeinen Brei der Katze dar, die grännete drob gar jämmerlich, und fing an zu rauen, als ob ihr jemand auf den Schwanz getreten wäre. Hansli räusperte ſich und ſagte, es mache ihm ſo arig im Hals, wenn er Waſſer hätt, er trunk. Jakobli ſagte, er möge neue nit recht, er ſei aparti nicht hungrig. Mädi machte dazu immer zornigere Augen und ſagte endlich, wenn ſie es nicht wollten, wie es ſich g'wohnet hätte, ſo könnten ſie ſeinethalb ein andermal ſelbſt kochen, oder auch

z'Märit g'heie. Es ſehe wohl, es könne es afe niemand breiche. „Mach ume, daß es d'Katz es angermal mah, mir möge dann auch," ſagte Sami. Da wäre es luſtig gegangen, wenn Hansli nicht geſagt hätte, er hülfe ſchweigen, wüſt ſagen trage nichts ab, und d's Eſſe werd d'rmit nit angers.

Selben Nachmittag war es nicht gut in Mädis Nähe zu ſein. Jakobli begehrte daher nicht Hanf zu reyten, ſondern ging mit dem Vater auf das Feld. Das machte nun Mädi noch böſer; es fuhr ums Haus wie ein Wespi, und da es an keinem Hausgenoſſen ſein Gift abſetzen konnte, ſo mußten es Bettler, Tauben und Hühner entgelten, die ihm in Wurf kamen. Gegen Abend kam Anne Bäbi das Feld auf, ganz ſtolz wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht; es trat ſo g'ſatzlich ab und wiegelte den Rücken ſo majeſtätiſch wie eine Frau, die in guter Hoffnung geht, Frau Rathsherrin zu werden.

Mädi ſah ſeine Frau Meiſterin von weitem. „Potz Schieß, dachte es, die hat den Gring hoch obe; aber es müßt d'r Tüfel thue, ſu mache ih ne dere ache wart die ume."

Anne Bäbi kam herein, wünſchte trocken guten Abend, aber Mädi antwortete nicht trocken, ſondern mit Schimpfen und Aufbegehren, daß es des G'läufe bald genug hätte, und wenn Anne Bäbi immer auf der Straße ſein wolle, ſo könne es jemand anders anſtellen, um zu kochen, es könne es niemand mehr breiche. Jetzt könne es ſeinethalben ſelbſten feuren, es wüßte nicht, was machen, daß es recht wäre, und wenn es nicht heimgekommen, ſo hätten ſie ſeinethalben ungeeſſen ins Bett gekonnt.

Anne Bäbi war nicht das, welches nicht alles glaubte, wenn man über das Mannevolk ſchimpfte; es ſagte oft, es ſeien alles wüſt Hünd; Hansli ſei von den beſſern, aber öppe e großer Unterſchied ſei nicht. Darum half es Mädi noch und ſagte, es ſei afe nit mehr d'rby z'ſy, und we me ume d'r Rücke cher, ſo ſyg d'r Tüfel los, und Sami müß afe nit

meh, wie er thue well, aber dä ſoll ume warte, es werde ihm bald e Angere pfyffe. Selb iſt noh d'Frag, dachte Mädi, that aber nichts d'r glyche, ſondern feuerte auf Anne Bäbis Befehl, welches das Kuttli abzog, ein ander Fürtuch umlegte und ein Kaffee z'weg machte, über das ſich niemand klagte.

Nun erwartete Anne Bäbi, Hansli werde g'wunderig ſein über den Erfolg ſeiner Verrichtung, werde ihm nachtrappen und in einer ſichern Ecke zu fragen anfangen — aber o hä. Hansli frug nach dem Nachteſſen, ob nichts zu rüſten ſei, ſtopfte nach dem Rüſten ſein Pfeifchen, trappete draußen dem Sami nach, werweiſete mit ihm allerlei auf dem Bänklein vor dem Stall, achtete ſich Anne Bäbis durchaus nicht, wenn es vorüberſchoß wie ein gejagter Hirſch oder ein brünſtiger Schnepf und ſeine Trümpfe fallen ließ wie ein Schnepf ſonſt etwas. So werweiſeten die beiden ganz behaglich, bis es Zehne ſchlug, über Kleb und Bläſch, über roth und blaues Korn, über Miſt und Knochenmehl, dachten von ferne nicht an Anne Bäbis und Mädis Seelen, und was in denſelben vorging, wie es da wogte und ſtürmte; kurz ſie waren wüſt Hüng und hatten kein Gefühl für die Regungen weiblicher Seelen.

Aber Hansli, der arme, erfuhr es, als er endlich hinein kam, das Pfeifchen auf das Buffert legte, und ſachte ans Schlafen gehen wollte. Anne Bäbi war ſchon im Bette, gab ſich alle Mühe, ſich ſchlafend zu ſtellen, ſelbſt zu ſchnarchen, im Glauben, Hansli werde doch wiſſen wollen, was es ausgerichtet, werde fragen, werde es vielleicht mit dem Ellbogen ſtüpfen. Potz Kreuz, wie wollte es im letztern Fall (im erſtern wollte es nämlich gar nicht erwachen) auffahren, ihm alle Schande, aber kein Wort von der ganzen Sache ſagen bis am Morgen; dä muß es einiſt wüſſe, dachte es. Aber Hansli that ganz ſachte, legte ſich mit einem ſanften Verz zum Schlafen z'weg, und fragte auch nicht ein einzig Wörtchen. Und jetzt ſollte Anne Bäbi ſeinen Zorn in der Stille

verwerchen, ſollte warten mit demſelben im Leibe bis am Morgen, oder gar riskiren ihn zu verſchlafen. O nein, dazu war Anne Bäbi nicht auf der Welt.

Es wußte nicht recht, wollte es zu heulen anfangen über die Ungerechtigkeit der Welt, und wie es alles machen müſſe und keinen Dank davon habe, oder wollte es ſich drehen, im Drehen mit dem Ellbogen Hansli e Ketzer verſetzen, darob erwachen und dann anfangen: „biſt endlich da, du ewige Stopfi, du Schnürfli, aber wart du ume, gäb ih meh e Tritt für dih thue, will ich lieber hingerzi z'Chilche, wie albez d'Hexe.“ Anne Bäbi entſchied ſich für die letztere Manier, und fuhr, gedacht gethan, herum wie auf dem Reibebett der Reibiſtein, und traf Hansli ſo gut, daß der zuſammenfuhr und frug: „Sacker! was heſt?“ „Herr Jemer, was geiſt mih ga wecke, antwortete Anne Bäbi, haſt mih nit rühpig lah, wo nih doch d'r ganz Tag für Alli hah müſſe laufe, u ke Mönſch ſeit m'r Dankeigift.“ „Wohl fryli, ſagte Hansli, ih hah mih ja ſtill.“

„Ja ſtill heſt du dih, u laſt m'r die ganzi Sache uf em Buckel, und wo nih hei chume, bietet mir nit e Mönſch es Chacheli Kaffee a; ja wenn ih ſterbe wett, es längti mir niemere es Tröpfli Waſſer,“ ſagte Anne Bäbi. „Ih bi ja uf em Feld g'ſy, u wo nih hei cho bi, biſt d'r hinger g'hocket, wie hah nih welle abiete?“ antwortete Hansli. „Ebe das iſt d's wüſtiſt a d'r; heſt dih nit chönne hei mache, wo d'glaubſt, ih chöm hei? Und de nit e mal d'r glyche z'thue, d'Sach gang dih öppis a, o nit mit eme Wörtli?“ „He, ſagte Hansli, dara hah nih nüt g'ſinnet; du ſeiſt m'r d'Sach albez ung'fragt.“ „So, ung'fragt ſäge ih d'r Sach, ung'fragt? So, es angers Mal chaſt frage u de luege, ob de ſe de v'rnähmiſt. U ſo bigegnet me mir, wo für alles ſorge muß, u hüt d'r ganz Tag ſih faſt d'Bei het müſſe ablaufe, und kei Mönſch m'r d's Ryte anerbote het, und z'letzt nit e mal es Tröpfli Kaffee. Und wo nih nit g'ſy wär, ſu hätts z'letſcht

us d'r ganze Sache nüt gäh." „So," ſagte Hansli. „Ja ſo, ſäg ume ſo, ſo mängiſt de witt, nüt gäh hätts us d'r Sach, wo du u Jakobli ſo dra hange, wenn Anne Bäbi nit gſy wär! Jy hay d' Sach i d's Reine bracht und zwängt, daß me d'Schrift machi, es wirds jetzt wohl hay." „So heſt e G'ſchrift," fragte Hansli. „Ja ne G'ſchrift hay nih, und e wettigi? ſi hei ſih lang g'wehrt, aber es het alles nüt g'hulfe, ſi hei müſſe. Wo nih, begann Anne Bäbi zu erzählen, wo nih zum Rößli gekommen bin, da ſind ſie ſchon da geweſen, d'Büri und d'Tochter, und aßen da und tranken, wie wenn es ſchon Mittag wäre, und haben ſich meiner faſt gar nicht geachtet. Endlich frugen ſie mich, ob ich alleine wäre. Ja, ſagte ich. Da ſahen ſie einander an und ſagten, es werde nichts ſein mit der Sache, ſie wollten gehen ihre Sache zu verrichten. Das wäre g'ſpäßig, ſagte ich, grade jetzt wollten wir zu einem Schreiber, der Wirth werde wohl einen wiſſen. Was wir bei einem Schreiber wollten alleine, ume d'Wyber; das gebe nichts hebliches, ſagte die Bäurin. Das wär g'ſpäßig, ſagte ich. Ein rechter Schreiber werde es ſchon machen, daß es hätte.

Sie ließen ſich überreden; der Wirthsbub zeigte uns den beſten z'Burdlef, und den hat's gelächeret, als er uns ſah und hörte, was wir wollten. Schreiben wolle er's ſchon, ſagte er, aber wer es unterſchreiben ſolle? He, ſagte ich, das werde er wohl auch könne. Aber es muß doch nicht einer von den rechten geweſen ſein, denn das hat er nicht können. Ich habe ihm doch geſagt, auf zehn Kr. oder fünf Bz. mehr oder minder komme es nicht an. Aber er iſt e Baſchi gſy, hat zuletzt geſagt, es ſei nicht, daß es heute unterſchrieben ſein müſſe, er könne heute d'Sach aufſetzen, und über acht Tage könnten wir ſie unterſchreiben und den Aufſatz heim nehmen. Ich habe wohl gemerkt, es iſt ihm nur um den doppelten Lohn geweſen; ich habe ihm deinen Namen geſagt, und wenn er d'ö andere alles hat ſchreiben können, warum dann die paar

Buchſtaben nicht auch. Da dachte ich, auf ein paar Batzen komme es nicht an, und ſo ein Schryber werde auch machen, was er könne. He nu ſo de, hah nih du g'ſeit.

Da hat er zu ſchreiben angefangen wie g'heret, hat dann um alle Namen gefragt, und wo er die gehabt hat, ſagt er z'letzt und jetzt? Da hätteſt du ſollen dabei ſein; da hat das Meitſchi angefangen aufſagen alles was er ſchreiben ſolle, wie wenn es es im Fragenbuch gelernt hätte, ſtyf eins nach dem andern, nichts hat es vergeſſen. Es hat den Schreiber ſelber verwundert; fry manchs Mal hat er ſagen müſſen, umme hübſchli, und zuletzt hat's ihn immer gelächert; er wird gedacht haben, ſo nes b'ſinnts Möntſch möchte er auch. Es hat auch nichts vergeſſen. Als ich meinte, jetzt werde es nichts mehr wiſſen, ſagte es noch, und das hätte mich faſt welle g'mühen, aber ih hah du denkt, i Gotts Name! Hühner ſollten wir keine haben im Stock; Eier wollte es uns ſchon geben, ſo viel wir nöthig hätten. Wegen den Hühnern habe ich nichts geſagt, aber wegen den Eiern habe ich gemeint, es ſollte ein G'naumts ſein; aber da hat es geſagt, das brauche ſich öppe nicht, und da hah nih's m'r lah g'falle. Etwas hat es geſagt, der Schreiber hat mich zweimal gefragt, ob er es ſchreiben ſolle, aber ich habe herzhaft geſagt, er ſolle nur; ich habe gedacht, das mache einmal nüt, denn wenn Jakobli heirathe, ſo ſei ja von Sterben keine Rede mehr, und dann gelte alles zuſammen nichts. Wenn er ſterbe und wir lebten noch, ſo wolle es doch den Hof erben, und wenn wir auch ſtürben, alles was wir noch hätten. Das hat den Schreiber ſtrengs dünken wollen, aber das von wegen den Hühnern hat mich viel ſtrenger düecht; aber ich habe gedacht, von wegen dem Sterben wolle ich nicht Kummer haben, wenn in einem Hauſe jemand ſterben ſolle, ſo nehme es doch weit eher öppe e Kindbettere als es Mannevolk. Als alles fertig war, iſt es ſchon ſpät geweſen, und doch ſind wir noch zuſammen gegangen und haben etwas zu Mittag gegeſſen und abg'redt, du ſolleſt die

G'ſchrift leſen und Jakobli ſolle ſie dann zu ihnen tragen; er muß ſich dort auch einmal zeigen, ſie thun es nicht anders, und in vierzehn Tagen ſollen wir dann alle auf Burgdorf, die Sach richtig machen und d's Hochzyt abrede, und d'rby ſölls ſys B'rblybe hah." „He nu ſo de, ſagte Hansli, wie d' meinſt." „Wie d' meinſt! Ich meine gar nichts, aber es dünkt mich, es ſollte euch Allen daran gelegen ſein ſo gut als mir, es iſt dein Kind ſo gut als meins." „He jo, ſagte Hansli, öppe wegen dem iſt nüt z'ſäge." „Du kommſt aber über vierzehn Tage?" fragte Anne Bäbi. „Ho we's nüt angers git," ſagte Hansli. „Nüt angers git! nüt angers! he jo!" ſagte Anne Bäbi — ſagte es noch einmal immer langſamer, gähnte auf einmal fürchterlich, drehte ſich, und bald kam ein Getön aus ſeiner Ecke, daß man nicht wußte, kam eine Spinnmaſchine in Gang oder ſonſt etwas. Hansli aber hörte man noch lange halblaute Worte brummen, und manchmal war es faſt, als hätte er geſeufzt. Doch kam endlich auch ihm der Schlaf über alles, deckte den weltlichen Grümpel ihm zu.

Aber wenn halt der weltliche Grümpel eine Pflanze iſt, und das Herz der Acker iſt, auf dem ſie wächst, ſo iſt der Schlaf kein See, in den man verſenken kann des Tages Kummer und Aengſten, daß heiter, frei und hell der folgende Tag heraufzieht über das froh gewordene Herz. Es iſt der Schlaf nur die Nacht, welche kürzer oder länger der Herzen Noth verhüllt, und wenn der junge Tag kömmt, ſo ſtreckt die alte Noth ihr troſtloſes Haupt wieder auf, und iſt über Nacht vielleicht noch gewachſen. Es iſt der Schlaf nur die Decke, welche des Herzens Zuſtände decket, der Schieber, welchen man ſtoßet vor der Seele Jammer. Aber wie manche Decke zu kurz iſt, daß an allen Enden das Bedeckte hoch empor ſeine Spitzen ſtreckt, wie mancher Schieber die Töne nicht zu verſchließen vermag, dumpf und grauſig ſie hinter ihm hervortönen, wie oft der Sturm kömmt, die Decke hoch emporreißt

und immer weiter weht, solch ein unzuverläßiger Mantel ist der Schlaf für den irdischen Grümpel. Je schwerer er auf der Seele lastet, um so kürzer wird der Mantel; wie Berge ragen die Sorgen in die Träume herein, wie Stöhnen aus dunkelm Bergesschoos hallen die Seufzer der Angst durch die Nacht, ja wie der Sturm die Decke, stäubt die Sorge vom Lager weg den Schlaf, und je sehnlicher der Geplagte ihn wünschet, um so weiter stäubt ihn die Sorge, entblößt immer mehr und immer schmerzlicher nicht nur Gipfel und Stamm, sondern die Wurzel der giftigen Pflanze dringt bis tief in die Erde hinunter.

So kam wohl auch dem aufgeregten Anne Bäbi der Schlaf über den ermatteten Leib, aber die Wellen der Seele zu legen vermochte er nicht, wie das wüthende Meer in vorübergehenden Mondesblicken oder in des Blitzes zuckendem Scheine fürchterlicher, phantastischer wird, so gestaltet sich auch die Aufregung der Seele auf des Traumes dunkelm Grunde.

Anne Bäbi sah den Jakobli von einer großen Schlange fressen, sah ihn mit Ivberli Bure Tochter z'Hochzeit fahren, sah wie sie keine Kirche finden konnten, und als sie endlich eine Kirche fanden, war kein Pfarrer da, und als der Pfarrer kam, hatte er kein Buch, und als er endlich ein Buch hatte, so nahm das Roß Reißaus und sprengte mit ihnen der Aare zu, und Anne Bäbi wollte nachlaufen, es hatte ihm aber jemand die Füße mit Stricken zusammengebunden, es konnte keinen Schritt machen, und als ihm endlich jemand die Beine löste, sah es längst weder Roß noch Wagen mehr, sah aber Rauch und Feuer, sah wie ihr Haus brannte, aber weit weg, und hatte wieder Stricke an den Beinen, konnte nicht springen, und wenn es sprang, so fiel es um und konnte nicht mehr aufstehen. Dann kam Ivberli Bure Tochter als Jakobis Frau mit der Mistgabel und sagte, endlich sei die Alte todt, und sie wolle sie auf den Mist werfen. Da wollte Anne Bäbi um Hülfe rufen, aber es hatte keine Stimme, und jetzt

kam noch Mädi und hatte auch eine Miſtgabel, und wollte der andern helfen. Gar jämmerlich ſtachen die an ihm herum, und es konnte nicht ſchreien. Da ſah es Jakobli vorübergehen, aber es war ein ganz anderer Jakobli, und der kannte ihn's nicht und half ihm nicht, und eine andere Frau war bei ihm, und die ſpazierten weiter und weiter. Es ſah ihnen nach, bis es Mädi und Zyberli Bauren Tochter vergaß, aber auch die andern verlor es aus den Augen. Da wollte es ſich erheben, wollte bäumelen, arbeitete und werchete daran grauſam, bis ihm endlich die Augen aufgingen. Da lag es im Bette und es war Tag. Hansli war auf, und draußen in der Küche handthierte Mädi. Anne Bäbi war ganz ſchachmatt, die Glieder ihm wie zerſchlagen, und unheimlich ihm zu Muthe. Es nähmte es wunder, was das zu bedeuten hätte, ſagte es, ſo hätte es doch noch nie geträumt. Was hülfs eim, wenn man ſchon d'r Tag hätte, daß man ſein könnte, wenn es einem z'Nacht ſo ginge, daß man faſt ringer gerade an einem andern Ort wäre, Gott b'hüt Einem d'vor. Es wiſſe nicht, womit es ſich verſündigt hätte, aber es düeche ihn's, wenn man d'r Tag öppe ſeine Sache gemacht hätte, wie me chönne und möge, ſo könnte der Herr Einen z'Nacht rühyig laſſen. Anne Bäbi wußte auch noch nicht, was der Herr macht und was ſo ein Anne Bäbi ſelbſt macht.

Zwölftes Kapitel.

Anne Bäbi erfährt es, was kältſchmieden iſt.

Häſſig über Gott und Menſchen ſtund Anne Bäbi auf, und da es mit Gott nicht anbinden konnte, ſo mußten es die Menſchen entgelten, und wenn kein Menſch bei der Hand war,

ſonſt alles was es in der Hand hatte: Schaufel oder Schüſſel, Thüre oder Teller. Man lacht darüber, wenn eine alte Kindermagd, um ein weinend Kind zu tröſten, den Stein oder ſonſt was ſchlägt, worüber das Kind gefallen zu ſein glaubt, und ſchlägt doch ſo manches weiſe Haupt alles, was es zur Hand kriegt, weil es daſſelbe ſchuld glaubt, daß ſeine Seele trübſelig iſt oder aufbegehriſch ſein Herz.

Als ſie z'Morgen gegeſſen und Mädi die Ueberreſte hinaustrug, winkte Anne Bäbi dem Jakobli ins Stübli, und las ihm zuerſt tüchtig den Text, daß, wenn es alles für ihn thue, und ſich faſt die Seele aus dem Leibe laufe, er mache, als gehe ihn alles nichts an, da herumhöckele wie ein Lädi, und wenn es heimkomme halb todt vor Müde, nicht einmal daheim ſei, und zuletzt es nicht einmal fragen möge: „Müetti, was hesch g'ſchaffet, iſch's richtig?" Lange konnte Jakobli nicht zur Entſchuldigung kommen, daß, wenn er gefehlt hätte, es ihm leid ſei, expreß hätte er es nicht gethan. Es ſolle ihm verzeihen, daß er nicht gefragt, aber es hätte ihm nicht geſagt, was es in Burgdorf machen wolle, und da hätte er auch nicht darnach fragen dürfen. Das war erſt recht Oel ins Feuer. „Was nit g'wüßt, wotſch jetzt noh d'rzlyche thue? Ume daß de m'r nit z'danke bruchſt, und me d'r vielleicht gar noh ahah ſött, daß de glücklich ſolleſt werde, du dummer Bub du. So mußt du mir aber nicht kommen, nit g'wüßt, was ih well, ja wolle! Ih hätt guti Luſt, d'r nüt meh d'rvo z'ſäge, und alles laß hocke; aber ih bin ume e Narr, daß ih mih für anger Lüt ſo mah g'mühye. Nit g'wüßt! Seh da lies, u ſäg m'r de noh einiſt, ih hah's nit g'wüßt."

Somit ſtieß Anne Bäbi dem Jakobli die Schrift unter die Naſe, welche es von Burgdorf mitgebracht hatte, die ſo eine Art Abtretung und Verkommniß war, laut welcher dem jungen Ehepaar das ganze liegende Vermögen der Alten übergeben, der jungen Frau nach Jakoblis Tode zugeſichert

wurde, ſammt dem Reſt des Vermögens nach der Alten Tod, während von dem, was ſie zubringen ſollte, keine Rede war, und auch nicht, wie es mit dem allfällig Ererbten gehalten werden ſollte, wenn ſie vor Jakobli kinderlos ſterben ſollte.

D's Zyberli Bure waren nicht gewohnt, bei ihren Rechnungen Gottes Gewalt in Anſchlag zu bringen, und wenn ſie Jakoblis Tod in Rechnung ſtellten, ſo meinten ſie, was geſchrieben ſtehe, ſtehe geſchrieben, u ke Tüfel zwäng nüt meh dra. Daß e ſellige Grieggel es ſelligs Mönſch, e Zyberli Tochter, angends wie ne Fluh, überleben könne, dachten ſie ſich nicht in der Möglichkeit.

Jakobli hatte das Papier lange in Händen, drehte es um und um, und wußte nicht was damit machen. In der Schule hatte er viel G'ſchriebnigs geleſen, aber ſo wenig gewußt vom Inhalt des Geleſenen, als er das in der Kinderbibel Geleſene wieder zu erzählen wußte.

Jakobli drehte alſo die Schrift um und um, und wußte nicht, was ſie bedeuten ſolle. Anne Bäbi meinte, das ſei Bosheit, ſchalt, bis Jakobli ſagte: „Mäetti, ih weiß g'wüß nüt, was das z'bidüte het." „Ehtage ſys, Ehtage, du Lädi, weiſchs jetzt!" „Was ſy das, Ehtage, Mutter?" fragte Jakobli. Jetzt war Anne Bäbi nicht mehr zu helfen, daß ihr Jakobli neunzehnjährig geworden und nicht wußte, was Ehetage ſeien. „E aber Bueb! e aber Bueb! du biſt doch d'r dümmſt Hung, wo Brod frißt. Das iſt e G'ſchrift, wo me macht, we zwen, die öppis hei, enangere hürathe wei, damit me wüß, wies mit de Mittle gah ſöll. Weiſch jetzt." „Aber Mutter, wer wott de hüräthe?" fragte Jakobli. Da ſtand Anne Bäbi mit offenem Munde, als ob es den Kieſelkrampf bekomme, und ſah Jakobli an, wie wenn er vom Mond gefallen wäre. „Hürathe? wer hürathe welle? jetzt iſt m'r nimme z'helfe. Wed' de e Narr hah witt, ſu lah d'r e yſige mache, du donſtigs Bueb du. Da laufe ich mir die Beine ab, um ihm eine Frau zu bekommen, ſtehe das Wüſteſt alles

aus, und wenn ich endlich alles in der Richti habe, fragt mich dä Lumpe Bueb, wer wott hürathe? grad als ob die Sache ihn nichts angehe. E aber Jakobli, Jakobli, geist du so mit deiner Mutter um? o Herr Jemer, was werde ich noch erleben müssen. Aber ich habe es manchmal gehört, je mehr man für die Kinder thue, desto wüster würden sie gegen Einen." Anne Bäbi nahm's Fürtuch vor die Augen, und die Thränen kamen ihm wirklich.

Jakobli war ganz verblüfft über beides, daß er heirathen, und daß er gegen die Mutter so grob gefehlt haben sollte. „Aber Mutter, was kann ich dafür? du hast mir ja gar nichts davon gesagt, und z'Sinn cho ist's m'r g'wüß nit." „Nüt d'rvo g'seit? chum mir jetzt, sagte Anne Bäbi, längs Stück hat man ja von nichts anderem b'richtet." Anne Bäbi war von den Menschen, die nie recht wissen, was sie sagen und was sie denken, bald denken sie laut, bald denken sie nur und meinen zu reden. Wenn es so recht mit etwas in sich beschäftigt war, so ward das ihm so tief, laut und deutlich, das es meinte, alle Leute müßten es wissen, wüßten, was da in ihm vorgehe. Darum kam es mit den Seinigen oft in Zank, daß es etwas befohlen haben wollte, das niemand gehört hatte. Jakobli kannte der Mutter Art, darum disputirte er nicht länger, sondern fragte: „Aber wen soll ich heirathen?" Vor seinen Augen stand hell und freundlich, wie ein Stern am blauen Himmel, ein Mädchen mit blauen Augen und seidenem Haar, und recht warm ward ihm ums Herz, gerade als ob ihm die Sonne hineinschiene. „Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen! kommt mit mir auf Kriegstetten, läßt sich selbst mit dem Mönsch an, verspricht ihm, ihn's zu besuchen, und weiß nicht, wen er heirathen solle! Daß du so ein Wüster gegen deine leibhafte Mutter werden könntest, hätte ich nicht geglaubt."

Jakobli stund da, als wäre er aus dem Himmel gefallen, und ums Herz ward es ihm, als wie es einem schönen Baum voll Blueſt wird, wenn der Reif kömmt über Nacht,

und längs Stück konnte er nichts ſagen. Endlich ſagte er, das wird öppe nüt ſy, Mutter. „Ja wohl, das iſt öppis, ſagte Anne Bäbi, und d'Sach muß abtriebe ſy ſo g'ſchwing als möglich. Der Aetti muß ungerſchrybe und du auch, und denn mußt du die Schrift nehmen und ſie zu ihnen tragen, daß der Zyberli Bur und d'Tochter auch unterſchreiben. Da kannſt du einen Tag bleiben und z'morderiſt wieder kommen; es iſt anſtändig, daß du einmal auf G'ſchaui geheſt. Am andern Dienſtag müſſen wir dann alle wieder auf Burgdorf mit ſammt der G'ſchrift und müſſe d'rzu g'lobe. Du ſiehſt, wie das verflümeret Umtriebe giebt, und das alles deinetwegen, und dann ſtellſt du dich noch, als gehe dich alles nichts an. Jakobli, Jakobli, wird m'r nit e ſellige!"

Dem Jakobli ward es ſchwer zu Muth, ganz kalt ward ihm im Geſicht, und im Halſe würgte es ihn, als ſteckte eine ganze Kannebirne darin; wie ein Berg auf Drachenfüßen kam die Zyberli Tochter gegen ihm zu, und es dünkte ihn, er müſſe fliehen, und konnte doch nicht; er wollte ſagen, öppe doch das nicht, und konnte auch dieſes nicht; da ſtreckte Mädi den Kopf hinein und ſchrie: „chum g'ſchwing, g'ſchwing, d'Säu ſy uſe und ſpringe gege 'm Kabis."

Ja, Kabis und Säu gingen dem Anne Bäbi doch noch über Heirathen und Zyberli Bure Tochter, und mit dem Mädi ſchoß es den Säuen nach, fragend in der Hitze: „wer Tüfel laht ſe uſe?" „Was weiß ich, ſagte Mädi boshaft, du wirſt vielleicht heute Morgen nicht gut ag'häicht hah." „Dreck!" ſagte Anne Bäbi.

Da ſtand nun Jakobli, mit der Schrift in der Hand, mitten im Stübchen, und die Gedanken ſchwammen um ihn her wie Haifiſche um ein Schiff, und Weh und Leid bedeckten wie ſchwarzer Nebel ſeine Seele; er wußte längs Stück nicht, wo er war, wußte nicht, daß er weinte, daß die Thränen ſtromweis ihm über's Geſicht liefen.

Da ſtreckte plötzlich Mädi den Kopf wieder zur Thüre

hinein und ſagte: „e du arme Bueb, was heſch?" Mädi war nicht dumm, hatte die Privataudienz wohl bemerkt, und wollte ihren Inhalt wiſſen. Daher mußten die Säue ſpringen, und als ſie glücklich wieder im Stalle waren, hatte es im Vertrauen Anne Bäbi geſagt, es düche ihns, Hansli und Sami möchten ihnen je länger je weniger die Freude am Pflanzen gönnen, ſie führen Land um zum Säen wie d'Narre, und für d's Pflanzen und Flachs und Hanf bliebe keines mehr. Das war Anne Bäbi in's Haupt geſtiegen, und weil es ſich für eine Frau nicht ſchickte, ſo mitts im halben Tag z'leerem aufs Feld zu gehen, packte es Brod und Brönz in ein Körbchen, marſchirte ſtracks dem Acker zu, und ſagte auf dem Wege allen Leuten: ſo hätte mans, wenn man zwe ſellig Schnürfleni hätte wie es, wenn man ihnen nicht alles in die Finger ſtoße, ſo vergäßen ſie alles. Es hätte ihnen das Nüni z'weg geſtellt gehabt, und es ihnen noch gezeigt, da ließen ſie es doch ſtehen, und jetzt könnte es einen halben Tag verſäumen und es ihnen nachtragen.

So hatte Mädi ſich freies Feld gemacht, und als es Jakobli in Thränen fand, machte es es gerade wie vor ſechszehn Jahren, wenn Jakobli weinte. Es wiſchte ihm die Thränen ab, fragte: „Du arms Bübli, was brieggiſt, wer hat dih höhn g'macht? ſägs ume, dene will ihs reiſe."

Mädis freundliche Worte waren Balſam in Jakoblis Jammer. Mädis Geſicht kam ihm vor, wie einem in der Nacht Verirrten der Morgenſtern, ob ſie ſonſt keine Gleichheit hatten. „Denk ume o, ſagte er, jetzt ſoll ich noch heirathen." „He ich habe gemeint, ſagte Mädi, das ſei dir aparti nicht z'wider." „Aber denk ume o, Mädi, da ſoll ich eine heirathen, welche ich nicht mag, d's Zyberli Bure Tochter, zu welcher du geſagt haſt, daß ſie ſo eine Wüſte ſei." „Gäll, ich habe es dir geſagt, ſagte Mädi, aber ſo geht es, wenn man Einem nicht glauben will, und wenn me nit öppe zur rechte Zeit ſelber für eine luegt." „Wie hätte ich wollen,

ſagte Jakobli, ich bin ja immer daheim, und die Mutter begehrt nicht, daß ich allein fortgehe.“ „Ho, ſagte Mädi, man braucht d's beſte nicht immer weit uß ume z'ſuche, es läuft Einem manchmal an der Naſe herum; aber die ſind rar, wo es da ſuchen. Lue, ih will d'r öppis ſäge, aber ſägs keim Mönſche. Du erbarmiſt mih, ſo e ſelligi müſſe z'näh, u we's d'r gruſam dra g'läge wär u du mih frugiſt, was ih ſeiti, we du mih begehrteſt, ſo lue de, was ih ſeiti. Mir wär's lang wohl e ſo; aber ih hab's nit wie anger Lüt, we nih em Nebetmönſch diene cha, u b'ſungerbar dir, ſo iſt es nie Nei. U was d'Brävi u d's Werche iſch, ſo lue, wo's beſſer miechiſt.“

Wie es bewegten Gemüthern oft geht, ſo faßte Jakobli nur die eine Seite der Antwort auf und ſagte: „Nein, die will ich nicht, lieber will ich ſterben.“ „He, ſagte Mädi, häb mih d'r für, u lue de, was ih im Stang bi, für dih z'thue.“ Das hörte endlich Jakobli und ſagte: „Das iſt dir nicht Ernſt; aber hundertmal lieber wollte ich dich, als das große Thier; aber du und d'Mutter ginge nit z'ſäme, und d'r Vater hätt's ungern wegem G'red.“ „Ho, ſagte Mädi, es hat ſchon manches G'red gegeben, das wüſter war als das wäre, und wegen Anne Bäbi fürchtete ich mich nicht, dem wollte ich ſchon den Meiſter zeigen, wenn ich einmal Söhniswyb wär. Aber es iſt geng ſo gange, und wird geng ſo gah, wers am beſten meint, den ſchätzt man nichts. Meinethalb, wenn d' nit witt, ſu lahs hocke, aber de lue, wer d'r hilft.“ So ſagte Mädi und ſchoß zur Thüre hinaus wie d'r Byswind.

Am Abend ſelben Tages frug Hansli Anne Bäbi: „Was fehlt dem Jakobli, er hat neue ke Muth?“ „Er ſchücht ſih neue am Suntig zu Zyberli Bure z'gah; es macht ihm Kummer, aber einiſt muß es doch ſein. Wenn er einmal g'wybet het, ſu wird's ihm ſchon beſſere,“ antwortete Anne Bäbi.

Aber es beſſerete Jakobli nicht. Die bevorſtehende

G'ſchauete und ihre Folgen ſtunden Tag und Nacht vor ſeinen Augen, und immer grauenhafter. Wer einen feurigen Ofen vor ſich ſieht, und weiß, er muß in einer halben Stunde hinein ſpazieren, dem muß es arg ums Herz ſein, aber noch ärger war es Jakobli. Wer kecken Muth im Leibe hat, oder einen zähen Widerſtandsgeiſt, oder eine zur Wehr geſchliffene Zunge, der kennt die Noth eines armen Menſchen nicht, der ein lebendiges Gefühl hat, ein bereits erwärmtes Herz, den aber eine äußere rückſichtsloſe Macht gegen einen Abgrund drängt, einem Zuſtande zu, vor dem ihm ſchaudert, ſeine Seele ſich windet und ſträubt, und er iſt kraft- und machtlos, ſieht in einer Art geiſtiger Unbehülflichkeit kein einzig Mittel zur Wehr, keine Waffe zur Hand, nicht einmal die verneinende Rede weiß er zu gebrauchen, ja nicht einmal das ſtumme Weigern fällt ihm ein. Wie es einem Lamm, das man zur Schlachtbank führt, zu Muthe iſt, wie das Herz längſt verblutet iſt, ehe das Meſſer ſeinen Hals berührt, das fühlt eben keiner, dem kecker Muth im Leibe ſteckt.

Freitag wars, und am Sonntag ſollte er auf die Fahrt, zum erſtenmale allein in die Welt hinaus, und noch dazu wohin? Und Stunde um Stunde rann vorüber, und Jakobli konnte ſie nicht halten. Die Sonne ging unter, ging auf, brachte den Tag, nahm die Nacht, hatte kein Erbarmen mit dem armen Buben, dem das Herz im Leibe zerrann, und auch kein Menſch hatte Erbarmen mit ihm. Anne Bäbi hätte nicht begriffen, was es ſich erbarmen ſolle, wo ja das Glück ins Fenſter gucke. Mädi kupete und fand, es geſchehe ihm recht, wenn er einen Schuh voll herausnehme, da er es ihm ſo wüſt mache. Sami miſchte ſich wenig in die innern Angelegenheiten; bloß Hansli düechte es, der Bub ſchleiche ſo ums Haus, wie ein Schatten an der Wand. Er fragte ihn: „Fehlt dir nenis?“ Da hätte Jakobli faſt geweint, aber er ſagte bloß, es ſei ihm ſo ſchwer in den Gliedern, b'ſunderbar in den Beinen, worauf Hansli meinte, es ſei ihm auch

manchmal ſo, aber es beſſere ihm de neue grad von ihm ſelber.

So ging der Samſtag vorbei und die Nacht kam, aber kein Schlaf kam Jakobli, und doch war's ihm ſchrecklich in dieſer Nacht, wie eine Stunde die andere jagte, wie eine Stunde die andere verſchlang, wie die wilde Jagd der Zeit herauftoste aus der Zukunft, wie ein ſcheues Wild die laufende Stunde vor ſich hertrieb, die Nacht mit ſich riß, den Morgen brachte. Anne Bäbi weckte, es vor Jakoblis Bett trat mit dem Sonntagsſtaat. „Seh Ching, ſtang uf, ſagte es, bätt z'erſt, de mach dih z'weg, ih will go z'Morge mache, es iſt Zyt, daß de dih uf de Weg machiſt."

Anne Bäbi kochete z'Morge, machte einen tüchtigen Eiertätſch für e Bueb z'weg, mußte ihn aber dreimal rufen, ehe er kam, mußte dreimal mahnen, ehe er einen Biſſen hinunter brachte, und ſagte endlich, er ſolle doch nicht ſo dumm thun, wenn er's auf dem Zyberlihoger ſo mache, ſo lachten ſie ihn aus, und es früge ſich, ob es aus der ganzen Sache etwas gebe. Jakobli ſagte nicht einmal, das wäre ihm gleich. Das Wort blieb bei einem Stück Eiertätſch im Halſe ſtecken.

Als er nicht mehr mochte, nahm ihn Anne Bäbi unter ſelbſt eigene Hände, ſtrählte ihn ſchön glatt, und die Haare ſo weit in die Augen hinein als möglich, ſchob ihm ein Nastuch in die Taſche, befahl dem Hansli, er ſolle ihm einen Stecken bringen, der ſich öppe ſchicke, brachte ihm aus dem Genterli einen Schübel Neuthaler, füllte ſein Geldſeckeli damit, ermahnte ihn, er ſolle ſich ein paar Batzen nicht reuen laſſen, unterwegs kramen, am Abend ſie heißen ins Wirthshaus kommen, und dort zeigen, daß er Geld habe; er ſolle die Schrift nicht verlieren, ſolle am Montag nicht ſpät heimkommen, und jetzt gehen in Gottesnamèn und de d'r Gruß verrichte ufem Zyberlihoger.

Da ſagte endlich Jakobli jammervoll: „Aber Mutter, wo düre muß ih, ih weiß ja d'r Weg nit?" „Eh aber Bueb,

weißt d'r Weg nit! Du biſt doch e dumme. D'r Sami muß e Plätz mit d'r, und de mußt frage, es git überall bütſch Lüt. Biſt bald zwänzig, und weißt d'r Weg nit emal uf e Zyberlihoger." Anne Bäbi war auch von den Müttern eine, welche die Kinder wohlverwahrt unterm Flügel halten, und dann doch, wenn ſie dieſelben darunter hervor in die Welt laſſen müſſen, ſich einbilden, ſie ſollten die Welt kennen und alle Stege und Wege darin.

Sami mußte ſich erſt z'weg machen. Hansli ſchnitt draußen den zu langen Stecken ab, und Anne Bäbi war in den Keller gegangen, um für den Reiſenden noch einige gute Birnen auszuleſen, konnte aber lange keine finden, da die meiſten ſchon taig waren. Dieſen Augenblick benutzte Mädi, ſchoß zu Jakobli, der in ſtiller Troſtloſigkeit alleine in der Stube war, und ſagte ihm: es wolle nicht mehr höhns ſein und ihm verzeihen, wenn er nur nicht dä Zyberlichratte heim brächte; das ſolle er ihm nicht zu leid thun, ſelligs hätte es nicht um ihn verdient. Wenn es g'wybet ſein müſſe, ſo wolle es zuletzt nichts darwider haben; er könne ihm bringen wen er wolle, und es wolle ihm darzu verhelfen, was es könne, aber ume die nicht; und wenn d'Mutter e gute Blutstropf gege ihm hätt, ſo wett ſie ne nit ame ne ſellige Ort yche ſprenge. Er ſolle ſich nur wehre; wenn er nicht wolle, ſo könne ihn kein Menſch zwingen. Und dann zuletzt — Da kam Anne Bäbi, und machte ſaure Augen und fragte Mädi, warum es das Geſchirr und das Waſſer zuſammen in der Gepſe kalten laſſe, und Mädi wich, ſagte aber unter der Thüre, gleichſam eine Batterie, die noch im Weichen feuert, es hätte nicht gewußt, daß es ihm nicht erlaubt ſei, in der Stube zu ſein, und wenn Anne Bäbi das Geſchirr nicht ſehen möge in der Gepſe, ſo hätte es daſſelbe ſelber chönne uſe wäſche.

Anne Bäbi packte nun dem Bueb die Säcke voll Birnen, und gab ihm die Weiſung, wenn er öppe durſtig werd, ſo

ſöll er a eire chätſche, das ſei hundertmal beſſer als Waſſer zu trinken bei jedem Brunnen, man wiſſe nie, wie das Waſſer ſei, es gebe Waſſer, das gruſam Bauchweh mache. Und wenn es doch Waſſer getrunken ſein müſſe, ſo ſolle er die Röhre allemal mit dem Daumen gut auswiſchen, man könne nie wiſſen, wer vorher d'Goſche dra g'häicht g'ha heig, und es ſei nicht gut, e ne re jedere Goſche nache treyche.

Endlich war Sami in den Lederſchuhen, was allemal eine Staatsarbeit für ihn war, d. h. eine Arbeit, die eigentlich alle Tage gemacht ſein ſollte, aus Faulheit aber unterlaſſen wird, und wenn ſie einmal zur Seltenheit gemacht werden muß, unter Krachen und Schnauben, unter Donner und Blitz, unter Toben und Tubeln gemacht wird, ungefähr wie die Hagelſteine in der Luft, oder die Lavaſteine in des Berges Bauch; gewöhnlich herrſcht auch in den Wirkungen ſolcher Himmelsſteine und der Staatsarbeiten wenig Unterſchied, 's iſt halt Hagel, und Hagel iſt Hagel.

Jakobli hatte kaum Stimme genug zu ſagen: „Adie Mutter, Adie mit enangere.“ „Adie wohl,“ ſagte Hanſli. Dem Anne Bäbi ſchoß das Waſſer in die Augen, Mädi ſtund unter der Küchenthüre und drückte ein Kaffeekacheli abeinander, und als Anne Bäbi an ihm vorbeiſchoß, ließ es die Stücke fallen und ſchrie: „Tüfel! häb doch Sorg!“ Aber Anne Bäbi achtete ſich deſſen nicht, lief bis unters Dachtrauf, ſah den Dahinwandelnden nach, ſah dann zum Himmel auf, rief nach: „Wartit! Wartit!“ brachte aus dem Hauſe einen alten Pariſol, vo wege es könnte heute cho regne. „U thue ne de uf, we's regnet, g'hörſt?“ ſagte Anne Bäbi. „Aber lue, d'r Bängel wott d'r uf gah,“ ſetzte es hinzu, zog dann den Schuhbändel ſchön z'weg, den Zipfel des Halstuches ebenfalls noch, den Hemdekragen zuletzt, und ſagte endlich: „ſu göht i Gotts heilige Name.“

Es war dem Anne Bäbi doch warm im Herzen, und Liebe zum Bub darin; aber die Liebe wird manchmal gar

wunderlich, wie die ſüßeſte Milch räſchelig wird in einem unſaubern Geſchirr. So wanderten ſie neben einander fort. Jakobli ſtellte langſam ſeinen langen Stecken vorwärts, und Sami ſuchte ſich noch einen im Haag. Als er endlich einen hatte, fragte er Jakobli: „Aber was ſollſt du eigentlich auf dem Zyberlihoger machen?“

„Ih ſoll gah wybe,“ ſagte Jakobli, und brach in ein Weinen aus, als ob ihm das Herz brechen wollte, daß er abſitzen mußte und längs Stück kein Wort hervorbringen konnte. „E thue nit ſo, ſagte Sami, Wybe geit nit z'töde.“ „Es iſt nicht wegen dem Wybe, ſagte endlich Jakobli, aber das Meitli gefällt mir nicht, das verachtet mich, und ich habe es wohl gemerkt, es iſt ihm nur wegen dem Geld, und es meint, es hätte mich bald getödtet, und dann ſei es eine reiche Wittwe und könne nehmen, wer ihm gefalle. An mir iſt's ihm nichts gelegen, es ſpottet mich nur aus, und es iſt es Mönſch wie ne Fluh, wenn es niedertrappet, ſo zittern all Wäng, und wenn es taubs würd, ſo v'rchroſeti das mih eis Gurts.“ „Warum nimmſt es de, wed' nit mußt?“ ſagte Sami. „D'Mutter wotts, was ſoll ich?“ antwortete Jakobli. „Es hat ſchon manche Mutter etwas wollen und hat es nicht zwängen können, ſagte Sami. Wenn's ume das iſt, ſo häb du nit Kummer, d'Sach wird wohl z'chere ſy. Es wär bös, we alles düre müßt, was d'Wyber zwänge wette. Stang uf u chum, und bricht m'r Punktum alles wie's iſch. Es müßt wunderlig ſy, wenn du nit uſem Lätſch chönntiſch; wo es Loch iſch für drv, iſch o nes Loch für drus.“

Jakobli erholte ſich ob dieſen Zuſprüchen, erhob ſich und erzählte dem Sami im Weitergehen den ganzen Handel, und wie er der ganzen Sache ſich nicht geachtet, bis die Mutter mit dem Ehetag heim gekommen und ihn geheißen habe, nach dem Zyberlihoger auf Beſuch zu gehen. Sami ſagte: „Zeig die G'ſchrift.“ Jakobli gab ſie, und Sami ſah lange hinein, und ſtudirte an derſelben recht handlich, gab ſie endlich zurück

und ſagte: „D'Sach iſt g'wunne, es iſch noh nüt ungerſchriebe, ke einzige Name iſch drunger, und da giltet alles nüt, we du nit wotſch, und ſo zwänge ließ ich mich auch nicht.“ „Aber Herr Jemer, Sami, was ſoll ich machen? heſt nit g'hört, d'Mutter wotts abſolut.“ „Wehr dih,“ ſagte Sami. „Ja wie ſoll ich mich wehre, wenn ſie es will abſolut?“ fragte Jakobli kleinlaut. „He thu's nit; ſäg du wolleſt nit; zwänge wird dich niemand, und wenn d' dih wehrſt, ſu hilft d'r Hansli, und d's wüſteſt alles wird Anne Bäbi nit mache,“ ſagte Sami. „Aber was ſoll ich machen, und was ſoll ich ſagen? d'Mutter ſeit, ih müß wybe, und eine wie die bekomme ich nicht mehr, und het gar ruch mit mir g'redt, wo nih erſchrocke gſy bi,“ antwortete Jakobli. „He weißt du was, ſagte Sami, gehe du herzhaft auf den Zyberlihoger und lah dih nüt y, aber lue wohl und b'ſinn dih a alles. Es müßt wunderlich gah, wenn de nit öppis g'ſächteſt, wo de Grund hätteſt z'ſäge, du mögeſt ſie nicht. Und dann ſage nur herzhaft, wybe wolleſt, nur die nicht, eher dingeſt du z'Krieg, und ſollte es unter die Stuckroß ſein. Am beſte wär's, du könnteſt gerade ſagen, du wolleſt die und die, und keine andere, es ginge in einer Strubelten zu. Weißt keine?“ „Keine, ſagte Jakobli. Mädi het g'ſeit, es wett mih, aber das ma nih neue o nit.“ „Ich glaube es wohl, lachte Sami, das hat mich auch ſchon manchmal wollen, aber ich biß auch nicht an. Dä alt Narr, ja wolle, het dih welle? Es wär nit dumm von ihm, aber das wurd de luſtig gah, Anne Bäbi und Mädi z'ſäme.“ „Es hat mich g'müht für ihn's, ſagte Jakobli, aber es het mih dücht, es wär doch neue nit recht ſchickig.“ „Dä Narr das, ſagte Sami, aber häb nit Kummer, das hinterſinnet ſich deswegen nicht; es hat ſchon manchen wollen und ihn's noch keiner, und deswegen hat es noch nie ein Kacheli Kaffee weniger getrunken.“

So unterrichtete und ſteifte Sami den Jakobli ſo lange ſie beiſammen waren, daß Jakobli ganz kuraſchirt wurde;

hatte er doch jetzt einen, der ihm die Mittel zum Widerstand angab, aber ob er dann auch die Kraft hätte, sie anzuwenden, das wußte er nicht, er meinte es.

Als sie endlich von einander schieden, war Jakobli recht ordentlich z'weg, und schritt, den Parisol unter dem Arm, den Stecken in der Hand, kuraschirter in die unbekannte Welt hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Jakobli auf die H'schaui reiset.

Es war einer von den Sonntagen, von denen man nicht weiß, wie sie ein Ende nehmen. Drohende Wolken hingen am Himmel, warm war die Luft und still der Wind; die Weiber wünschten Regen, den Männern wäre schönes Wetter lieber gewesen. Sie sind nicht immer gleicher Meinung, die Männer und die Weiber; die Weiber lieben das Beständige selten, das beständige Wetter nicht, den beständigen Frieden nicht; und wie sie es mit dem Himmel haben, wo Beständigkeit ersetzen soll den diesseitigen Wechsel, darüber haben sie sich noch nicht ausgesprochen.

So in halb trübem Wetter marschirte Jakobli fort, achtete sich der Landschaft nicht viel, wie der Lewat errann, und was für Aepfel die Bäume hätten, und die Hühner accurat gleiche Schnäbel wie bei ihnen, das sah er alles nicht. Aber hier und da versuchte er, ob einer deutsch könne, und fragte nach dem Zybertliheger. Wenn ihn darauf die Leute wunderlich ansahen, so ward er roth, und wenn sie ihn fragten: „was wetsch dert?" so sagte er, aparti nit viel; ih soll neuis dert verrichte. „He nu, su schaff de wohl," antworteten sie und zogen fürbas. Endlich hatte er vernommen, daß er nicht

mehr eine Stunde von ſeinem Ziele ſei, kam ſo eben an einem Pintenſchenk vorbei, fühlte Hunger und Durſt, nahm ſein Herz in beide Hände und trat zum erſten Mal in ſeinem Leben alleine in ein Wirthshaus. Dere Burſche, denen das im neunzehnten Jahr begegnet, werden d's Land auf und d's Land ab nicht viele ſein, nicht einmal manches Meitſchi. Aber am Morgen hatte er wenig gegeſſen, und ſo hungerig an ein fremdes Ort zu kommen, das wußte er, ſchicke ſich nicht, und Sami hatte ihm auch geſagt, wenn Einer gegeſſen und getrunken hätte, ſo hätte er viel mehr Kuraſchi.

Es war auch eine der Pinten, die mit Tüfels Gewalt erzwängt war, ſo eine Spinnhubbele des Teufels, in der er ſeine Fliegen fängt. Des Morgens hängen darin einige verſoffene Hudeln, Handwerker auf der Gnepfi, Landſtreicher, ausgejagte Bauernſöhne, trinken für einen Halbbatzen nach dem andern Erdäpfelbrauntewein, und ramſen mit verfudelten Karten. Des Nachmittags ſieht man in verwahrloſten Ortſchaften verwahrloſte Bauern darin, die ſich dem Arbeiten daheim entzogen, und nun da anſitzen, ſich rühmen, andere ſchelten, das Mark ihres Hofes verzehren, ſpielen, disputiren und Zeugniß ablegen, daß da ein Ort ſei, der dem Verhudeln entgegengeht. Des Abends ſieht man ſolche Neſter oft leer, oft aber mit Kreti und Pleti unter einander, ſogar Landjäger, und wenn nicht rothe Umhänge vor den Fenſtern wären, ſo ſähe man darhinter vielleicht noch ganz andere Leute. Wurde doch jüngſt einem Landjäger vorgeworfen, er dürfe in keinen Haufen von Hudeln mehr hineingreifen, aus Furcht, er ziehe den — hervor. In einem ſolchen Neſt iſt auch ein Wirth und eine Wirthin, der Wirth oft ein Stroloch, der bei anderer Arbeit nicht fortkam, die Wirthin oft ein verſchlärpeletes Stubenmeitli oder eine erfaulete unbehülfliche Bauerntochter. Solche Leute, wie man ſie aber nicht nur in Pintenſchenken, ſondern auch in neuen Wirthshäuſern ſieht, von denen man vorausſieht, daß die Mehrzahl von ihnen oder wenig-

ſtens ihre heillos erzogenen Kinder auf die Gemeinde kommen, ſehen nie verwahrloster, heilloſer aus, als am Sonntag Morgens, und manchmal bis in den Nachmittag hinein. Je mehr ein Handwerker am Verhudeln iſt, je weniger er durch die Woche arbeitet, deſto mehr ſchaffet er am Sonntag oft bis gegen den Abend hinein; es giebt ſolche, denen man nachredet, daß ſie gar nicht mehr arbeiten, ausgenommen des Sonntags, ein ſehr merkwürdiges Zeichen des verkehrten Zuſtandes ihrer Seele. Daher bleiben ſolche Neſter des Sonntags Morgen oft leer, aber nicht wegen dem geiſtlichen Sinn, ſondern dem umgekehrten. Am Samstag bis in den Sonntag hinein iſt gehudelt, alles mögliche getrieben worden; wenn nun der Sonntag hell wird über der Erde, ſo weckt die abgejagten Wirthsleute weder Gott noch die Welt. So wenig als der Maulwurf in ſeiner dunkeln Kammer die Sonne ſieht, eben ſo wenig ſcheinet Gott in ihre verfinſterten Seelen hinein; ſeine Stimme hören ſie nicht, denn zu ſeiner Heerde gehören ſie nicht; es mag ſeine Stimme ſchallen im Donner des Sturmes, im Säuſeln des Windes, im feierlichen Glockenruf, für ſie haben ſie ihre Ohren nicht; ſie haben für nichts ihre Ohren mehr als für: „Wirth, noh e Schoppe! für e Halbbatze Branntewein! gieb d's Spiel füre!“ An dieſe Hauptleute hängt ſich dann das zotenhafte Geleite von Redensarten, welche Wirth und Wirthin nebenbei einnehmen, mit Andacht und Erbauung. Was wird einſt aus ſolchen Ohren werden, wenn die Donner des Gerichtes ertönen? was werden die Seelen ausſtehen, die mit lauter Gerede gefüttert wurden, wie die Schweine mit Eicheln?.

Solche Seelen weckt alſo der Herr des Sonntags nicht; es weckt ſie auch die Welt nicht; Wirthſchaft, Wirthshus, ertönet nicht von der Gaſtſtube her in ihr Schlafkabinet, das ſo oft einem Schweineſtall nicht unähnlich ſieht. Sie liegen alſo, bis der erſte Gaſt kömmt; dem wird dann als erſte Labung der ungewaſchene und ungeſtrählte Anblick der ab-

gesagten, daher schlarpenden Wirthsleute mit den todten halbverpichten Augen, mit den Gliedern von Blei und G'stabeligi.

In so eine Pinte kam Jakobli. Der erste Gast war er freilich nicht, aber der Genuß jenes Anblickes ward ihm noch; in einem Gang, als ob ihre Beine achtundvierzigpfünder Kanonen wären, brachte ihm die Wirthin seinen Schoppen und ein verraxetes Stücklein kaltes Rindfleisch, und gäb wie der Wirth seine Augen auswischte mit seinen versalbeten Aermeln, so vertrugen sie doch des Tages Heitere nicht. Da suchte er in allen Taschen und rief endlich: „Frau, wo ist doch o my Lumpe, erst hab nih drei kauft, u weiß scho kene meh, das ist m'r afe e Ornig, es b'schießt kes Geld nüt." „He warum last se a alle Orte ligge, sagte die Wirthin, de näh se d'King u schleipfe se, es weiß ke Mönsch wohi, und de bruchts me se mängist für de Lüte öppis drin mit hei z'gäh, u de bringe die eim se nit ume. Da y'rmah ih mih desse nüt, lue du d'rzu mira." Da strich sich der Wirth brummend um einen andern Lumpen aus, die Wirthin aber begann zu strählen und den Jakobli auszufrägeln. Sie hatte es bald les, wohin er wollte, und fragte ihn spöttisch, ob er öppe der seie, wo sie seit einiger Zeit auf dem Zyberlihoger so viel Redens hätten seinetwegen.

Jakobli sagte, er wisse es nicht, denk chum. „Ih denk doch wohl, sagte die Wirthin; es soll e Halbbling sy, u du bist ja o eine. He nu, ih mah nes gönne, we si dä chönne fische, si hei ne nöthig." „Warum?" fragte Jakobli, und büpfte mit Brod die Brodbrosmen auf dem unsaubern Tische auf. „O, sagte die Wirthin, man sollte eigentlich nichts Schlechtes über die Leute sagen, und ich thue es auch auf my armi Thüri nit. Aber das sind auch Leute, nicht wie andere Leute, und uns haben sie es gemacht, sie können es vor Gott nicht verantworten." Für andere Leute hatte nämlich diese Wirthin Gott beibehalten, und es wäre ihr grusam leid gewesen, wenn sie nicht hätte hoffen können, es wäre ein Gott,

und der würfe wenigſtens in die Hölle, nur für ſich und ihre Familie brauchte ſie ihn nicht. We me afe wißiger ſyg, ſagte ſie, ſu chönn me zu nihm ſelber luege, mi bruch de niemere angers. So redete die Wirthin, und konnte doch nicht einmal zu ihres Mannes Lumpen luegen.

„Das ſind die wüſteſten Leute zentum, und ih gönne niemere nüt Böſes, aber wenn die jetzt ſo glücklich wären, wie ſie rühmen, es düechte mich, ich könnte nicht ruhig ſterben. De wohl, de wäre ſi wieder luſtig, we d'r Weibel ne nimme all Tag zum Hus chäm, und ſi wieder mit Fünfunddreißiger klingeln könnten auf allen Tanzplätzen und vor den Krämerladen. Da ſind ſie uns ſchuldig geweſen, bald hat die Alte etwas holen laſſen, bald ſind die Meitſcheni gekommen, und haben Brönz und rothen Wein heimgekräzt für ihre Kilter. He nu, mi het ne gäh, mi het denkt, mi chönn ne de öppis abkaufe d'rgege. Da haben ſie nun zwei ſo ſchöne Schweine gehabt, die haben ſie uns manchmal verſprochen; wenn ſie zuſammen ſieben Centner machen, ſo müßten wir ſie haben, ſagten ſie, und wir haben uns deren tröſtet und denkt, an denen ſei allfällig etwas zu machen. Wo du mein Mann geglaubt hat, jetzt wär's Zeit, ging er hinauf, und wer keine Säu mehr findet, war er; ſie hätten ſie letzten Dienſtag auf Bern geführt ung'ſinnet. Ihr Vetter, d'r Rathsherr, ſyg grad i d'r Sitzig, u dä heig ne ſe v'rkauft ung'ſinnet, ſi hätte du nit angers dörfe. Da hei mir du chönne hingernache luege. Was macht du my Ma, dä Göhl, er chauft ne es Kalbeli ab; wo ner d'r Schade umſeht, iſt es du voll Lüs giy, und wo ner mit ne het welle rechne, ſu hei ſie ihm alli Schang g'ſeit und d's halbe noh welle ablaugne, und prozedire hei m'r nit möge; was will üſer eim mache gegen ſellig, wo d'r Fuß im Hafe hei, e Vetter, der G'meindſchryber iſt und all Schitz läng z'Bern i d'r Sitzig. Mir heis ſtyf chönne a üs ſelber hah, aber dene v'rgiße nihs nit, und we nih hundertjährig wurd, und wenn ih nes einiſt cha ytrybe,

ſo ſoll es nit g'ſpart ſy. Es wäre ſchade um dich, wenn du ſollteſt ihre Hungſtock ſy; wenn d' ſcho ne Halbbling biſt, ſu biſt doch e Mönſch und wed' ſo rych biſt, wie ſi ſäge, ſu überchunſt du Wyber ſo viel du willſt, und ganz angere als e ſelligi Blättere, wo ne Gring het wie e Buchbütti, und e Lyb wie ne Spittel, und nit ſellige, wo d' mußt ga d'Schulde zahle; noh mängi Rychi nähm diy. Aber wenn ich dich wäre, ſo nähmte ich ein armes Meitſchi und machte es glücklich, das kann dir nichts vorhalten, und b'ſinnt ſih öppe ſyr Lebtig, vo wem d'Sach chunt. Das iſt m'r e v'rfluchti Sach, daß ih juſt heute mein Meitſchi habe fortſchicken müſſen, das wär grad eins für dich wie g'wünſcht. Es wird grad am Faſnacht-Solothurn-Märit ſiebenzehn Jahr alt, iſt wie ne Blume, und iſt es manierligs wie de z'Bern kes fungiſt; es cha rede wie g'ſalbet, und mit eme niedere, grad wies ihm g'fallt. Und doch iſt's de nit, daß öppe e niedere mit ihm mache könnt was er wil[illegible]otz Türk, du ſollteſt ſehen, wie es ſie abfüferet, wenn ihm eine z'nach chunt, b'ſungerbar vor de Lüte. Es gleitigers Meitſchi i alli Spiel gits nit; es iſt wie nes Wieſeli hie u dert, mi weiß nit wie, und de iſt's nit, daß es einiſt nit o öppis überchöm, o Jere. Wenn es uns gut geht, wie wir öppe denke, ſo haben wir im Sinn, ſo in zehn oder fünfzehn Jahren grad nebe e Stadt zueche, oder mynethalb dry, es iſt m'r z'letſch glych, lah nes Hotäll z'baue vo de ſchönſte eis, wo me g'ſeh will, wo de nüt angers dry chunt als fürnehm Herre, Gumeni, vo de öberſte Schrybere und was öppe a d'r Regierig iſt; da werde m'r de rych vom Tüfel, wer de da einiſt uſe näh cha, wird d'Naſe uſthue."

Somit hatte die Wirthin ausgeſtrählt und Jakobli ausgetrunken, und die Erſtere wollte dem Letztern ungeheißen noch einen Schoppen holen. Als er das nicht wollte, ſo meinte die Wirthin, er könnte zahlen auf dem Heimweg, ſie nehme ihm jetzt nichts ab. Das wollte Jakobli doch auch nicht, und löste ſich endlich mit dem Verſprechen, nicht vorbei

zu woller ohne einzukehren. Morgen treffe er das Meitschi an, sagte die Wirthin, und da könne er sehen, ob es ihm nicht gefalle; sie wolle nichts nutz sein, wenn im ganzen Canton sich eins besser zu ihm schicke als ihr Bäbeli, grade so eins hätte er nöthig, sie sehe es ihm an. „Leb wohl, u chum de, g'hörst! fust lue de, wie's d'r geit, u nimm dih i Acht d'obe, u am beste wär's, du gingest gar nit u blibist grad da. U g'hörst, säg de bi Lyb u Sterbe nit, daß de hie y'kehrt sygist; es käme ihnen gleich in Sinn, es könnte ihnen öppis ausgekommen sein. Adie leb wohl, u chum de, g'hörst!" sagte die Wirthin, und gab ihm die Hand mit einer Zärtlichkeit, als ob sie bereits seine süße Schwiegermutter wäre.

Es gebe doch an allen Orten gute Leute, dachte Jakobli, er hätte es nicht geglaubt, wenn es nur seine Mutter auch gehört hätte; aber wenn er es ihr schon sage, so glaube sie es ihm nicht. So dachte er, und brach sich eine starke Schmahle aus dem Zaun, und als er noch mit dem starken Rindfleisch schlug, welches einen festen Bund mit seinen Zähnen geschlossen und vielleicht von dem Kalbeli mit Läusen stammte, welches sein zukünftiger Schwäher dem Wirth angehängt hatte, sah er rechts den Karrweg, an dessen Mündung nur noch ein Thürlistock stund, und der von der Hauptstraße abbog und zu dem Zyberliheger führen sollte. Auf diesem Wege mußte er auf seine Füße sehen, denn seit der Sündfluth waren die Steine in diesem Wege nie aufgelesen, die Geleise nie zugemacht worden, darum sah er auch lange nicht, daß nicht weit vor ihm ein großes Bauernhaus stand, ein Stock und andere Gebäude darum. Endlich hörte er den wilden falben Hund mit dem stachlichten Halsband, der auf ihn zusprang und Ernst zu machen drohte. Es war von den Hunden einer, welche man ehedem liebte, theils weil sie Einem die armen Leute vom Leibe hielten, theils weil junge Burschе, die sich gefürchtet machen wollten oder auch viel zu fürchten hatten, gerne solche Hunde mit sich führten. Jakobli

erſchrak grauſam, als das gelbe Thier ſo ihm entgegenſprang wie ein Löwe; er wollte fliehen, fiel nieder, und wußte nicht, ob Steine, Hund oder Geleiſe ihn zu Falle gebracht. Wie er fiel, hörte er lachen oben, dann pfeifen, und knurrend Schritt für Schritt ließ der Hund von ihm ab; ungefährdet konnte er aufſtehen, und wußte lange nicht, wollte er aufwärts oder abwärts. Ein Funke eigenen Willens glimmte. Jetzt wär es genug, ſchien ihm, und wenn er der Mutter ſage, wie man ihn empfangen, ſo wäre es eine vollſtändige Rechtfertigung ſeiner Rückkehr. Aber der Funke ward nicht zur Flamme. Die Mutter hatte ihn geſchickt, Sami hatte geſagt, er ſolle gehen und ſehen, und Jakobli war gewohnt zu machen, was man ihm geſagt, wenn es ihn auch düchte, man ziehe ihn an allen Haaren zurück, und als trappe er in lauter Nägel.

Er trappete alſo vorwärts, ſah den Pflug im Felde ſtehen, ſah Wagen in der Hofſtatt, einen eingefallenen Gartenzaun, und einzelne Strohbüſchel am Dache entriſſen ſich dem Familienbande und ſtrebten ins Freie; Hühner liefen im Graſe herum; ein Wagen mit Haber war im Schopf, auf dem Tauben Sonntag hielten, aber Menſch war keiner ſichtbar. Jakobli näherte ſich der Küchenthüre, klopfte, aber lauter klopfte ſein Herz; drinnen heulte der Hund, endlich öffnete ſich ein Schieber im Fenſter, und eine Stimme fragte: „iſt neuer da, was wotſch?“ Jakobli hatte gemeint, die Bäurin oder die Tochter werde ihn empfangen, welche er kannte, und jetzt kam da ein ganz anderes Geſicht zum Vorſchein, welches unbekannt that, und nun wußte er längs Stück nichts zu ſagen. „Was wotſch?“ Was ſollte er ſagen — er wollte ja nichts; da war ja eben der Haken. Endlich fiel ihm ein zu ſagen, ob die Bäurin daheim ſei, er ſollte ihr neuis ſagen. „Du kannſt es mir auch ſagen,“ antwortete das Geſicht unterm Schieber, und zog den Mund ſo höhniſch, daß Jakobli innerlich böſe wurde, und Muth hatte zu ſagen, er well zur

Büri, wo die sei? „Oeppe nit wyt," erhielt er zur Antwort, und endlich ging die Küchenthüre auf; das dicke Gesicht der Bäurin sah hinaus und rief scheinbar verwundert: „Ho! bist du's, chum yche."

Durch die weite Küche mit bösem Boden wurde er in eine große finstere Stube geführt, wo hinter braunem Tisch ein dicker Bauer saß mit rothem Gesicht, einige Fünfunddreißigerhäufchen vor sich, und schrieb mit einem Bleistift in einem Kalender, wie ihn die Säuhändler haben. „Lue Joggi, sagte die Frau, da isch jetzt dä, wo Lisi wott." „So, bist du das Bürschli? sagte der Bauer, hock ab, du wirst müd sein," gab ihm nicht einmal die Hand, und fuhr fort, seine paar Geldstücke aus einer Hand in die andere zu thun. Die Frau aber sagte, er komme spät und müsse vorlieb nehmen, sie hätten längst gegessen, und übrig geblieben werde nicht viel sein. Indessen stellte sie ihm doch auf einem schmutzigen Teller etwas Fleisch vor und hieß ihn nehmen, was er möge. Lisi sei nicht daheim; vielleicht komme es heim, vielleicht nicht. Es hätte gesagt, es müsse jetzt die Zeit z'Ehre ziehen, und sich noch lustig machen, während es ledig sei, nachher wisse man nicht, wie es gehe. Allweg hätte es noch d'Wehli, und könne machen was es welle. Es sei taubs gewesen, daß am Donstag niemand gekommen als seine Alte, daß man die Sache nicht hätte richtig machen können, und sie wisse nicht, was Lisi noch ankomme; wenn es abkomme, so sei es ein handliches und lasse sich nicht so zum Narre halten, und vergeben sprengen, er solle sich in Acht nehmen.

Endlich packte der Mann sein Geld ins Genterli und mischte sich auch ins Gespräch, so von oben herab, wie ein Dorfküng gegen einen Hintersäß. Er machte Jakobli erzählen, was sie hätten, führte ihm alles aus, vernütigte alles, und rühmte dagegen was er hatte, wie viel Land und Lebigs; wie viel Korn er verkaufe, und wie mancher Müller ihm noch schuldig sei, aber die donders Mehlgringe wüßten, daß er

eigentlich das Geld nicht mangelte, und gerade deswegen geſchehe es ihm manchmal, daß er in die Klemme komme. Jeder, der ihm etwas ſchuldig ſei, ſage, du haſts nicht nöthig, du haſt Geld genug; wenn aber einer Geld mangle, ſo komme er gegen ihm zu, und Joggi ſött für all hah. Wenn er alles zuſammentreiben wollte, die Stümplete hier und dort, es gäbe e ſtyfs Höfli. Darum gebe er ſeine Meitleni nicht ſo einem jeden Halunk, und wenn ſie es nicht b'ſungerbar gut machen könnten und g'jächte etwas davon zu bringen, ſo laſſe er ſie nicht fort; einſt hätten ſie zu leben, und jetzt hätte er ſie zu brauchen, und ſo wüßte er nicht, was ſie dem Mannevolk nachzufragen hätten, wenn's nicht eben wäre für noch beſſer zu haben. Und dazu hätte er Meitleni, er wolle ausbieten das Land uf, das Land ab, obs noch ſellige gäb. Vo d'r Hübſchi wolle er nicht reden, aber wenn er ſeine vier Meitſcheni an einen Pflug ſpannen wollte, ſy Seel, ſie zögen ihn vier Stieren z'Trotz.

Sein Weibervolk hätte ihm berichtet von einer G'ſchrift, die ſie hätten auffetzen laſſen, die möchte er ſehn; ſo für nichts und wieder nichts gebe er ſeine Meitſcheni nicht weg; ſo zu äußerſt an den Aeſten als d'r Gottswille Söhniswyber wolle er ſie nicht hangen ſehen. Er werde ſie doch bei ſich haben? Jakobli zog ſie hervor mit ſchwerem Herzen, und Joggi buchſtabirte daran in großer Noth, zwiſchen ein immer fluchend, er wüßte nicht, warum man den Stabellenkünigen Schreiber ſage; Krähleni ſollte man ihnen ſagen, Krähleni, und wenn man ihnen eine G'ſchrift zahle, ſo ſollten ſie Einem allemal einen obendrein geben, der Einem ſie ableſe, ſo oft mans nöthig hätte. Er wüßte aber wohl, warum ſie ſo ſchrieben, daß ſie es Einem immer ableſen müßten, wenn man es verſtehen ſolle; ſchreiben und ableſen ſeien zwei, und wenn es einander auch nicht breiche, ſo gehe das niemand etwas an, wenns einmal unterſchrieben ſei. Nach langer Arbeit legte er das Papier wieder zuſammen und ſagte, er wolle

ſich noch darüber beſinnen; ſo übel ſei es nicht, aber vielleicht komme ihm doch noch etwas in Sinn; einer alleine wiſſe nie alles. Die Hauptſache hätte er geſehen, und daß nichts von d's Meitſchis Eheſteuer darin ſei, das ſei recht, d's Meitſchi ſei eigentlich Eheſteuer genug, aber er ſei dann doch nicht der, der ein Meitſchi ſo blutt laufen laſſe; es ſölls ihm bim Sacker e angere nachemache.

Unterdeſſen war es Abend geworden; die Alte hatte ein Kaffee z'weg gemacht, legte graues Brod auf den Tiſch, ſchimpfte auf die Kinder, daß keins ſich herbei laſſen wolle Es ſei ſich zwar nicht zu verwundern, wenn ſie einmal an an einem Orte ſeien, ſo ließe man ſie nicht mehr fort, wenn ſie nicht das wüſteſt alles machten, und das möge man doch auch nicht immer. Liſi werde denken, ſie könnten noch genug bei einander ſein, und wegen einem könne man doch nicht die ganze Welt haſſen.

Sie nöthete Jakobli von ihrem blauen Kaffee ein, drang ihm Brod auf. Er ſolle nicht ſo ſchmäderfräßig thun; er werde ſein Lebtag auch nicht immer weißes gehabt haben, und wenn es auch ein wenig grau ſei, ſo ſolle er es nicht ſchüchen; das beſt Brod werde im Sommer grau, aber das ſchade ihm nicht, es ſei nur deſt chüſtiger. Wenn es ihm recht ſei, ſagte der Bauer, ſo wollten ſie zuſammen ins Wirthshaus; vielleicht treffe er dort Liſi an und dann könnten ſie mit einander heim. Als ſie gingen und Jakobli der Bäurin Adie ſagte, ſchnauzte ſie ihn an, ſie wäre auch mitgekommen, wenn er ſie geheißen hätte, aber wenn einer keinen Verſtang habe, ſo habe er keinen. Nun wollte Jakobli gut machen, aber umſonſt. Es ſei nicht, daß ſie mit müßte, ſagte ſie; wenn ſie daheim bliebe, ſo lachete ſie niemand aus mit e me ſellige Tochterma.

Im Vorbeigehen führte der Bauer Jakobli noch in den Stall: es war aber ſchon halb finſter, und gäb wie der

Bauer rühmte, daß weit und breit kein ſolcher Stall ſei, ſo berühmt bei allen Metzgern, und daß wenn er ein Haupt darein ſtellte, in acht Wochen es fett wäre: ſo dünkte es Jakobli doch, trotz dem Halbdunkel, die Kühe ſeien wohl ſtrub; hinten ſtünden die Rollen zu dick übereinander und liefen auf dem Rücken zuſammen, brüllten zu wehlich durch den leeren Bahren und ſchlecketen einander zu ſentimental die gehörnten Häupter. Eine zarte Dame hätte eine rührende Freude gehabt an dieſer kühhaften Zärtlichkeit, während ein Kundiger wohl wußte, daß dieſes Schlecken nicht geſchah um der Liebe willen, ſondern von wegen der Grashälmchen, welche ihnen gegenſeitig zwiſchen den Hörnern ſtachen.

Als ſie beim Miſt vorbeigingen und Jakobli das jammerwürdige Häufchen betrachtete, das ein Kapuziner faſt unter ſeine Kutte gebracht hätte, ſagte der Bauer, er frage dem Miſt nicht viel nach, b'ſungerbar dem Herbſtmiſt nicht. Er hätte Land, welches das Miſten nicht erleiden möge; thue er leicht Miſt hineiu, ſo falle ihm alles in den Boden, b'ſunderbar d's Korn. Darum hätte er auch am liebſten das Nahkorn, und wenn die Erdäpfel nur wenig gemäſtet ſeien, ſo gebe es ihm ohne neuen Miſt Korn auf dem Platz ganz Hüfen, mehr als er nehmen dürfe. Nun fiel er wieder in ſein Rühmen, was er für Matten hätte, und wie viel Ackerland, und wettigs, und Rechtſameni, daß es dem Tüfel drob gruſeli, und noh eigenen Wald, er wiſſe ſelbſt nicht wie viel, und noch eine Weid, es hätten alle Gusteni der ganzen Gemeinde darin Platz.

Noch war er mit Rühmen nicht fertig, als ihnen von weitem Tanz und Johlen entgegen ſcholl und die Nähe des Wirthshauſes verkündete, das eine gute halbe Stunde entlegen war. Es ging luſtig her dort, alles war erleuchtet, in dem obern Stock die Fenſter offen, unter denen unglückliche Mädchen ſaßen, die noch niemand zum Tanz geſchriſſen, weit her ums Haus war alles leer. Wie Mücken ums Licht ſich

drängen, ſo war die Menge zuſammengeſtrömt um die Quellen der Luſt, welche im erleuchteten Hauſe ſo reichlich ſprudelten. Nur hie und da unter dichten Nußbäumen ſah man einen Schatten, hörte von Zeit zu Zeit einen Ton, der einem menſchlichen glich. Das waren Schatten armer Mädchen, welche die Eiferſucht hinausgetrieben, und die nun einſam verlaſſen hinter den Bäumen ſchluchzten, einen Weltenjammer in ihren kleinen Herzen. Im Hauſe tanzte eine Glückliche mit ihrem Schlingel, hatte vielleicht ſchon Wein von ſeinem Wein getrunken, ſie hatte er nicht geachtet, ſie ſtehen laſſen an der Wand, hatte ſein Glas ihnen nicht gebracht, hatte gethan, als ob er ſie nicht ſehe, und ſie hatten ihm doch ſchon ſo viel gegeben, hätten ihm noch mehr gegeben, wenn ſie noch mehr gehabt, und er hatte alles vergeſſen, ſie mit allem, was ſie ihm gegeben. Das wollte ihnen das Herz abdrücken. Alles eingeſetzt und nichts gewonnen, da muß Einen wohl der Jammer ſchütteln, wie er einſt auch Viele ſchütteln wird, wenn die Looſe gezogen werden, und an Tag kömmt, was ſo mancher mit ſeinem Leben gewonnen hat, welches Gott ihm zum Einſatz gegeben, das ewige Leben zu gewinnen, und er hat es vergeudet an ein Linſengericht oder ſonſt etwas, das dem ewigen Leben noch weniger gleicht als ein Linſengericht. Und ſolche arme Mädchen ſieht man an jedem Tanzſonntage hinter Zäunen und Bäumen und hört ihr Schluchzen wohl, und doch bringt das eine dem andern nicht Weisheit, ſo wie die andern Mücken um nichts deſtoweniger zum Lichte flattern, wenn ſchon vor ihnen Mücke um Mücke die Flügel verbrennt. Aber rührſam iſts, wie da unter den Bäumen die Liebe noch mit der Rache ſtreitet, und unter zehn werden neune ſchluchzen: „ihm kann ichs ſo übel nicht nehmen, die dolders More iſt ſchuld; die hat ihn verführt. Er meinte es gut, aber die hat ihn aufgewieſen; wenn ich nur einmal zu ihm kommen könnte, ich wollte ihn wohl b'richten; aber z'ſterben freut es mich nicht, bis ich der Täſche einmal geſagt, was

ſie iſt, und ſie ſoll mir nur d's Maul aufthun, dere wett ih d'Züpfe ſchüttle."

Einer dieſer Schatten nahte ſich ihnen groß und mächtig. Jakobli erſchrak und meinte, er werde ſich zu Liſi verkörpern, ſo ähnlich waren dieſem die Umriſſe. Aber Joggi ſagte: „wo ſtürmſt du ume Stüdi?" „Ho aparti niene, aber ih hah nimme möge dobe ſy, es iſt m'r hieß gſy," ſagte Stüdi, kam mit ihnen herein und ſetzte ſich mit ihnen an die Halbe, welche der Vater kommen hieß; es machte keine Umſtände. Ach, wenn ſo einem Stüdi ſein Schatz untreu wird, oder es keinen findet, wenn es nur ein Stück Kalbfleiſch findet und ſtatt Liebe einen Schluck Wein, ſo kömmt ihm Troſt, und es meint, es ſei beſſer öppis als gar nüt, und wenn einmal unverhofft Wein und Fleiſch auf dem Tiſche ſtehn, kann nicht auch unter dem Tiſche oder hinter dem Tiſche ein Schatz ſein unverhofft? Es ſaßen um den Tiſch allerlei Mannen, unter andern auch einer mit gelbem Geſicht und einer wohl ſtarchen Naſe; man wußte nicht recht, war es ein Schuhmacher oder ein Häftlimacher. Aber er war beides nicht, ſondern man ſagte ihm Gemeindſchreiber, und andere ließen hie und da einen Rathsherrn flädern. Der führte das große Wort, als ſie kamen, redete armsdick, daß den Andern die Köpfe wackelten. Der ſagte ihnen, wer es gut mit dem Lande meine; was die aber in Bern auszuſtehen hätten, und wie ſie verfolget würden, man ſei manchmal längs Stück ſeines Lebens nicht ſicher. Da komme kein Geſetz heraus, das gut für das Land ſei, und wenn man ſchon meine, man habe es recht abgerathen; wenn es gedruckt ſei, ſo ſei es ganz es angers. Er hätte ihnen aber bim — letzthin die Sache geſagt vor großem Rath, es hätte dem Landammann Angſt gemacht, d's hell Waſſer ſei ihm über die Stirne abgelaufen; ſie hätten ſich aber wohl gehütet, das in die B'rhandlige z'thue; kes Wörtli d'rvo ſyg drinne g'ſtange. Aber das ſei noch nichts, wie er ihnen manchmal am Abend bald hier bald

dort d'Kuttle wäſche, daß es den andern übel gruſe, aber es d'ſchieß alles nüt. Man hätte ihn ſchon lange in die Regierig welle, und gut Fründe hätten es abgeredt gehabt, aber wohl, da hätte es Lärm gegeben als man es gemerket, und mi heigs chönne usenangere ſprenge, daß es nüt druus gäh heig, den einen hätte man von einer Straß-geſagt, den andern vom Brachzehnten, den dritten von einem Spittel, den vierten von einem Pföſtli, angere vo de Ehrſchätze, und wo es zum Mehre cho ſyg, hätt er bim Dolder nicht e einzige Stimm g'macht. Aber alle rechte Vaterlandsfründe mache man es ſo, er müſſe ſagen, es erleide ihm ſo dabei zu ſein. Er hätte einen Kamerad, accurat ſo einen wie er ſei, dem hätten ſie es in Bern gemacht, es ſei eine himmelſchreiende Schande. Er wolle nicht davon reden, wie man ihm immer den Fuß vorgehalten, wenn er einen guten Pfoſten begehrt hätte, und ſie immer denen gegeben, welche ihm nicht die Schuhriemen aufgelöst, ſondern noch von etwas angerem. Derſelbe ſei auch ein berühmter Doktor; ſchon ſein Vater ſei weit und breit d'r fürnehmſt gſy, er ſei aber noch weit geſchickter; dä heig ſcho mänge äne ume g'reicht, wo d'Naſe ſcho änefert g'ha heig. „Aber us Nyd und Kyb hei ſi ne nit welle lah mache, und hei d'Usred g'ha, er ſyg nit G'ſtudirte, und es nimmt mih doch bim Dolder wunger, obs druf a chöm, ob eine G'ſtudirte ſyg oder ob eine d'Lüt g'ſung mache chönn, ſe ume wehre chönn, we ſi d'Naſe ſcho änefert hei. Aber darauf iſt es nicht angekommen, ja ſie haben ihn verklagt und ſogar gebüßt, gebüßt und nicht gefragt wer er ſei, und andere haben ſie unter ihrer Naſe machen laſſen und laſſen ſie noch jetzt machen, und kein Menſch giebt ihnen ein böſes Wort, aber es muß ſein, daß wenn einer Fritzli heißt, er mehr Recht hat, als wenn er ein Uli iſt. Endlich iſt ihm die Sach erleidet, er dachte, z'heilen ſei d'Hauptſach, und darin förcht er niemand, und ſo ſtellt er ſich zum Examen. Und jetzt, was macht du üſi neui Regierig, wo me doch glaube ſött, ſi meinti's mit em Land gut,

öppe wenigſtes was die alti, von welcher man immer ſagt, ſie habe für ſich g'lueget und nichts fürs Land. Und was hat die alte gemacht? Es hat ſich unter ihr einmal einer von denen, welche geſchickter ſind als die andern, und deretwegen verfolget werden, zum Examen geſtellt. Da hat die erkennt, ja freilich, er ſolle nur kommen und das Examen machen, aber kujoniren wollen ſie ihn nicht laſſen von ſeinen Neidern und Anklägern, den G'ſtudirten; das könnte doch jedes Kind begreifen, daß ſie ihm den Fuß vorhaben würden, und es müßte doch öppe g'ſpäßig ſein, wenn ſie, die das ganze Land regieren ſollten, nicht öppe den Verſtand hätten, einen zu examiniren, der Doktor werden wolle, wer d's Ganze regiere well, müß ja alles chönne, v'rſchwyge de, was ang'fährt e Dokter wüſſe müß. Do ſchießen ſie zwei Rathsherren aus, brave Manne, wenn's ſcho fürnehm gſy ſy, und die hei ne do g'examinirt, die zwei Rathsherre, er het ſih ſelber drüber v'rwungeret, und do hei ſi ihm erlaubt, er chönn noh es Jahr furtfahre, mi chönn de geng noh luege. Die G'ſtudirte hei darüber g'räſonirt vom Tüfel und hei ufbegehrt gruſam, aber was g'ſeit gſy iſt, iſt z'ſelbiſch g'ſeit gſy, und die Dolders Gütterlimanne het me lah gumpe, und het ſih ihrere nüt g'achtet. Wenn Eine am ene Kranke nüt abbringt, was wett er de bi de G'ſunge zwänge? Da hat man geglaubt, es gehe jetzt auch ſo, und wenn ſie nicht Regierungsräthe gehabt hätten, die den Verſtand dazu gehabt, ſo hätten ſie zwei Großräthe ausſchießen können oder meinethalb drei, daß ſie dä Kolleg examinirte; es wäre dere gnue gſy, die es chönne hätte, und noh d'rzu gern tha hätte. So ein Dokterli zu examiniren braucht es doch nötti nit viel, und wo dene, wo im Große Rath ſitze, weiß doch öppe e jedere, was e Dokter iſt, und was d's Doktere z'bedüte het. Ja wolle, me wär übel dra, we me nit meh wüßt als das, wo ja ganz anger und wichtiger Sache vorchöme.

Aber nein, ſo geht es diesmal nicht, anſtatt öppe v'r-

nünftig Manne, Kollege, Großräth, wer muß dä examinire, wer, ih frage? Grad Dokter, ſyner Find, die wo ne v'r-chlagt g'ha hei und geng uf ihm gſy ſy, die het me uf ihn g'reiſet, gemeint, was das gemacht ſei, und wie man ihn untern thun wolle. Aber wohl, der iſt ihnen ſchlimm genug geweſen, aber was hat es ihm genützt? Dumms Züg haben ſie ihn gefragt, aber auf alles hat er antworten können, und beſchlagen hat er ſie aus dem ff. Als ſie nichts mehr mit ihm anzufangen wußten, und nichts mehr zu fragen, nehmen ſie zuletzt e große Doggel füre, und ſagen ihm, er ſolle ſich vorſtellen, das ſei eine Kindbetterin, und jetzt ſolle er probiren, ob er das Kind von ihr nehmen könne. Zuerſt that er d'rglyche, er hätte nichts gemerkt und baggelte an der Sache, und da haben ſie gezäpfelt und einander gemüpft, und gruſam große Freude daran gehabt, denn ſie haben wohl gewußt, daß er auf dieſem Weg das Kind nit füre bringe. Aber er hat wohl gemerkt, daß der Doggel am Bauch es großes Thürli het, und daß ſie das Kind da yche tha hei, und het ſo lang by ihm ſelber denkt, lachit dir ume, wo dir das Kind yche tha heit, da wird es wohl wieder uſe möge. Und wo ſie am beſten am Lachen ſind, thut er plötzlich d's Thürli uf, nimmt das Kind u ſeit: da ihr Herre! Du hei ſi do gnue g'ha u ne rühig g'lah, ſi hei du g'ſeh, daß ſi dem z'weni ſchlimm ſy; aber d's Patent hei ſi ihm du notti nit gäh, will er ke G'ſtudirte iſt, und doch het er chönne was ſi, und wenn ne Unpartheiiſch hätte könne examinire, ſo wäre es anders gegangen, aber ſo geits z'Bern."

Während der quaſi Häftlimacher ſo redete, unterbrochen von manchem Donner, manchem Fauſtſchlag, manchem Ausruf, wei m'r ne gah d's Mayi finge, und Jakobli mit offenem Munde zuhörte, — denn vom Gebiete der auswärtigen Angelegenheit wurde daheim kein Wörtchen geſprochen, und von politiſchem Leben wußte man in Hansli Jowägers Hauſe ſo wenig als von Prag, das nicht bloß ein böhmiſches Dorf iſt,

ſondern die Hauptſtadt ſelbſt, — war unterdeſſen Bedeutendes vorgegangen hinter dem Rücken dieſer Staatsvorleſung.

Hinauf in den Tanzſaal war die Kunde gelangt, er ſei unten bei Aetti und Stüdi. Im Tanzſaal tanzten noch vier Söhne und drei Töchter vom Zyberlihoger, daß der Boden ſeufzte und ſtöhnte. Eins nach dem andern kam herunter, ihn zu g'ſchauen, und Stüdi brachte es jedem, und ſo wurde eine Halbe nach der andern leer, und während ſie tranken, zäpfelten ſie hinter Jakoblis Rücken und machten ſich wieder an's Tanzen. Zuletzt kam auch Liſi und brachte ſelbſt ſeinen Tänzer mit, den trotzigen Metzger mit dem rothen Gilet und dem gewaltigen Schlagring, und während Liſi dem Jakobli abtrank, tränkte Stüdi den Metzger. Liſi helkte den Jakobli, ob er nicht kommen wolle und einen mit ihm haben; es nehme ihn's wunder, wie er tanzen könnte. Jakobli mußte ablehnen; ſein Lebtag hatte er nie den Fuß zum Tanz gehoben. Zur Zeit, wenn andere Burſche anfangen, mußte er mit der Mutter den Bohnen und dem Kabis nach; damals hätte er noch Luſt dazu gehabt, ſeit ſeiner Krankheit war dieſelbe ihm vergangen. So werde er es nicht ungern haben, wenn es mit einem Andern tanze, ſagte Liſi; ſo lange eine Geige gehe, könne es ſy Seel die Beine nicht ſtille halten, und wenn man ſie mit einem Wellenfeil zuſammen reiggelte.

Jakobli hatte nichts darwider, ja es war ihm recht, obgleich es ihn dünkte, wenn Liſi ſeine Braut ſein wolle, ſo wäre es anſtändig, daß ſie neben ihn hocke und mit ihm brichte. Aber er ſah aus allem, daß man glaube, man habe ihn im Krägli, und daß man ihn darum gar nicht mehr äſtimire, ſondern ihm gleich zeigen wolle, wie es gehen müſſe, und daß er gut ſei von wegem Geld, und als Gatter vor der Thüre, aber weiter für nichts. Das war ihm nicht unlieb, und eine Art innerer Kaltblütigkeit wuchs ihm mit jedem Glas Wein und nahm die Angſt ihm weg. Davon ſah man ihm freilich äußerlich nichts an, und als der Vetter ſich an

ihn machte, ihn ins Gebet nahm, da antwortete er ganz blöde; denn söoli e G'studirte und b'redte Ma hatte er sein Lebtag nicht gehört. Nachdem dieses Examen zu Ende gegangen, schritt er zu allgemeinen Fragen über Schul- und Gemeindeangelegenheiten, wie das zu Gutmüthigen wäre? Jakobli berichtete, was er wußte, und der Vetter lächelte spöttisch zu allem. Man sehe wohl, daß sie zu Gutmüthigen in allem weit hinger nache seien gegen ihnen auf dem Zyberlihoger, sie wüßten nicht einmal, was d'W'rfassig z'bidüte heig, g'schwyge daß sie se de yg'führt heige. Daß sie den Gemeindrath nur alle sechs Jahre ergänzten, wo das Gesetz ihn doch nur auf zwei Jahre stelle, beweise, daß sie den rechten Geist noch nicht hätten. Nit v'rgebe heig die neui W'rfassig so viel uf em Aendern, und je strenger man ändere, desto weniger Aristokrate gebe es wieder, je strenger man ein Rad umtreibe, je weniger springe Einem ein Hund zwischen durch. Wenn Einer vier Jahr am G'meindrath sei, so mein' er schon was er kenne, und wolle in alles reden, gäb wie dumm es herauskomme; und sei Einer sechs Jahre darin, so welle er schon alles besser wissen als der Schreiber, und gebe ein neuer Dorfmagnat, ein Aristokrat, und gerade solche wolle man nicht mehr in Bern. Er wolle doch fragen, ob man mit ein Paar Hundert Gemeindschreibern nicht besser fahren könne als mit ein paar Tausend Aristokraten, von denen doch keiner nichts verstehe. Er hätte schon lange gemerkt, was Trumpf sei, und es werde die Zeit kommen, wo man wisse, wer eigentlich Rad am Wagen sei, und die Schreiber nicht mehr so verachten wie jetzt, und sie am Hungertuch nagen lassen, daß sie längs Stück verrebeln müßten, wenn man sich nicht öppe wüßte z'helfe. Hier auf dem Zyberlihoger habe man ein gutes Eing'richt; da lauf d'Sach, und wer's v'rstang, den lasse man machen, aber so sei es nicht an allen Orten.

Er hätte noch lange gepredigt, aber oben hatte endlich das Tanzen aufgehört; es war circa zehn Uhr, denn der Zy-

berlihoger lag in einem Oberamt, wo um zehn Uhr Feierabend wird mit dem Tanzen; in andern geschieht es um acht Uhr, in andern um neun Uhr, in andern um eilf Uhr, und wer weiß ob im Suppenloch, wo man ganze Nächte spielt und am Morgen um drei schon wieder kegelt, nicht erst um zwölf Uhr. Von wegen der Canton Bern ist gar ungeheuer groß, so daß zwar die Uhren alle gleich gehen, aber die einen Dörfer liegen viel näher dem Aufgang der Sonne als die andern; es ist aber natürlich, daß da, wo die Sonne viel früher aufsteht, sie auch viel früher niedergeht, also viel früher Feierabend wird; es kann also von Rechtswegen nicht an allen Orten, in allen Wirthshäusern des Cantons zu gleicher Zeit Feierabend gemacht werden. Wer aber das von wegen der Sonne nicht weiß, und nur an die Uhr sieht, der schreit über Ungleichheit, und zeigt wie dumm er ist. Freilich mögen hier und da Irrthümer stattfinden; es heißt daher, es werde nächstens für alle Regierungsstatthalter und Landjäger ein Kurs in der populären Astronomie gelesen werden, wo, weiß man noch nicht, allweg doch in Bern, vielleicht dort beim Sternen.

In der Gaststube ward es dick; es gab Stöße und Müpfe; da kam der Wirth und sagte, er hätte in der Nebenstube z'weg gemacht, er hätte gedacht, dort sei man rühiger. Dort war ein großer Tisch z'weg, und an denselben setzte sich die Zyberlihoger Familie. Die Söhne schrissen ihre Meitscheni; mit den Töchtern folgten ihre Tänzer, auch Stüdi hatte wieder einen, und sah glücklich aus. Obenan saß der Vetter mit der langen Nase, hinten drein kam Jakobli, und kriegte, als er von einer Stube in die andere ging, einen Tätsch auf den Hut, daß der ihm bis zum Kinn hinunterfuhr, und ringsum donnerte ein Gelächter an den Wänden, und immer lauter, je länger Jakobli am Hute riß und schrib, bis er ihn wieder in ebenrechter Höhe hatte. Kein Mensch kam ihm dabei zu Hülfe, nicht einmal Lisi, gerade das lachte

am lauteſten, und Berichte ſagen, der Metzger hätte auf Liſi's Wink den Tätſch gethan.

Am Tiſch ging es nun luſtig her; der Vetter docirte, Joggi fluchte mit dem Wirth über den Pintenwirth, bei dem Jakobli dieſen Morgen geweſen; ſie brachen ihm die Eiſen ab, rechneten aus, wie bald er gelttagen müſſe, und zählten auf, was Mutter und Tochter für Trüecher ſeien; unten um war ein beſtändiges Kichern und Lachen, meiſt über Jakobli, zuweilen lächerete es die Mädchen Privatunterhaltungen wegen, die ſie mit ihren Nachbaren pflogen. Es ging flott her; dann verſchwand ein Päärchen nach dem andern, bis nur das Kleeblatt oben am Tiſche ſaß; eben ſchlug's Mitternacht. Da redete der Vetter von Aufbruch, und Joggi ſagte, jetzt werde es um die Uerti zu thun ſein, und es dünke ihn, Jakobli ſollte ein Tochtermannsſtücklein machen und ſie zahlen; es wäre nichts darneben, es Mönſch, wie Liſi, ſei noch manche ſolche Uerti werth. Da Jakobli nichts darwider hatte, ſo ſagte Joggi dem Wirth, er ſolle noch eine Maaß Rothen rüſten, es gehe mit dem Andern, ſeine Alte müſſe doch auch was haben, ſonſt gebe es trüb Wetter daheim.

Vornehm nahm der Vetter Abſchied, d. h. er dankte nicht, ſondern ſagte, vielleicht komme er nächſten Donſtag auch nach Burgdorf; die G'ſchrift ſei nicht bös, doch ſei noch manches daran zu ändern; wie geſchickt Einer auch ſei in den Büchern, was das Land angehe, bleibe er doch e Löhl, und ſo nes v'rachtets G'meinſchryberli wiſſe es hundertmal beſſer, wo es düre jage. So ſagte er und ſegelte von dannen, einem Schiffe gleich, das durch die See fährt, wenn Weſt und Oſt mit einander kämpfen.

Ungefähr in ähnlichem Schritt marſchirte Joggi dem Jakobli voran, und fluchte über den Text, daß, wenn Gerechtigkeit bei Gott ſei, er alle ſeine und meine Feinde in die ewige Verdammniß werfen werde. Bang bewegt, und in einem Säcklein die Maaß Rothen tragend, folgte Jakobli.

Der Wurm krümmt ſich, wenn des Menſchen Fuß in den Sand ihn tritt; wo wäre der Menſch, deſſen Gemüth ſich nicht empört, wenn Dutzende von Füßen, und noch dazu ſo große wie Liſi's auf ihm herumtrampeln, wie dreſchende Ochſen in ihrer Tenne? Er hatte in der ganzen Tiſchete den Hohn wohl bemerkt, geſehen, wie er nichts war als das Huhn, welches man rupfen will; die Unverſchämtheit Liſi's mit ſeinem Metzger war ihm nicht entgangen, und daß er für alle die noch die Zeche zahlen mußte, welche mehr betrug, als er ſein Lebtag ausgegeben, das war ihm ins Herz gegangen. Es war ein Glück für ihn, daß Anne Bäbi tief ins Säcklein gegriffen, und den Hochmuth gehabt hatte, dem Sohn Neuthaler mitzugeben, die er ſpienzeln, mit denen er ſich groß machen ſollte; ſo über einen gewöhnlichen Geldſeckel wäre die Uerti weit hinausgegangen; dann wäre das Geſpött noch größer geweſen. Nun war zwar dieſes glücklich überſtanden, und Geld hatte er noch mehr in der Taſche, aber was wartete ſeiner noch in dieſer Nacht?

Scheiter flogen zuweilen an ihm vorbei; einzelne Nachtbuben rannten an ihnen vorüber, ſtießen ihn an, aber es waren nur Schreckſchüſſe, zum Ernſte ließ Joggi es nicht kommen; wenn der ſeine gewaltige Stimme erhob, ſo flohen die Schatten und die Scheiter kamen nicht wieder.

Aber das war wiederum nicht, was ſo ſchwer ihm machte und ſo Angſt. Nach Berner Sitte mußte er erwarten, daß er auf dem Zyberlihoger in Liſi's Gaden gewieſen werde, dort bei ihm den Reſt der Nacht zuzubringen. Noch nie war er zu Kilt geweſen, noch kein Mädchen hatte er bei der Hand gehabt; daß er zuweilen mit Mädi an einem Seil gezogen, war nicht in Anſchlag zu bringen. Was wartete ihm nun in Liſi's Kammer? Er hatte wohl geſehen, daß es zu gleicher Zeit mit dem Metzger verſchwunden war; jetzt ſollte er ihn ablöſen, und weſſen mußte er ſich gewärtigen, entweder vom Liſi oder vom Metzger, was ruhte für ihn in der nächſten

Stunde Schoose? Mehr als je war er entschlossen, Lisi nicht zu nehmen, aber was konnte man mit ihm vornehmen? wie sollte er sich wehren? wie entgehen? Je unbestimmter die Gefahr ist, welcher man entgegengehet, desto größer ist das Grauen, mit welchem man sich plagt, wie der Abergläubige einen festen Körper hundertmal weniger fürchtet als die schwankenden Umrisse eines Gespenstes, welches er zu sehen meint. Recht inbrünstig betete er zu Gott, daß er ihn doch diese Nacht führen möchte an seiner Hand, gesund, gerecht, ungefangen den nächsten Morgen möchte erleben, glücklich dem Hause, wohin er ging, möchte entrinnen lassen. Thäte er das, so wollte er sein Lebtag fromm sein, keinen armen Menschen unerquickt vom Hause lassen, keinen ungerechten Kreuzer in seine Tasche lassen, ein rechter Christ sein sein Leben lang. Es war ihm, als leichte es ihm auf dem Herzen, und doch erschrak er, daß ihm die Kniee zitterten, als er unerwartet vor dem Hause stand und die Zyberli Bäurin mit dem Licht in der Hand die Thüre öffnete.

Sie sah nicht holdselig aus, und als Joggi die Maaß Rothen geltend machte, welche Jakobli auf den Tisch stellte, schnauzte sie und sagte, diesen Abend hätte sie ihn brauchen können, jetzt sei ihr schlafen lieber als trinken; sie sollten jetzt machen, daß sie ins Nest kämen, es sei ja bald Morgen. „Su gang und zeig ihm, wo Lisi lyt," sagte Joggi. „Die werde öppe noh früh gnue z'säme cho, schnauzte die Frau, wär er mit ihm heim, wie es öppe anständig gewesen wäre, so könnte er jetzt bei ihm ligge. Het er sih aber nit möge g'mühye, su cha er jetzt i Hanse Bett, dä wird öppe nit hei cho. Lisi mah nit erlyde, daß me's weckt, we's einist schlaft, b'sungers we's Wy g'ha het. Chast da d's Ofeloch uf, su manglist kes Licht, und de hott im Egge, da ist d's Nest."

Es war Jakobli, als ob ein Engel zu ihm redete, und das Ofenloch des Himmels Thüre sei; und als ob er einer der Engel wäre, welche Jakob auf seiner Leiter gesehen,

ſchwebte er durchs dunkle Loch hinauf, und verlor ſich in die ſchwarze Nacht, welche das enge Gaden zum unendlichen Raume machte, der, wenn ſchon dunkel, Jakobli doch vorkam, als ſchwimme er in des Himmels Glanz, und als ſei das Neſt hott im Ecken die erſte Stufe an Gottes Throne.

Es iſt doch curios, wie die gleichen Worte ungleiche Produkte erzeugen in den Herzen der Menſchen, ſo daß man faſt ſagen möchte, daß Worte nichts bedeuten, die Stimmung des Herzens aber alles. Was Jakobli in himmliſche Freude verſetzte, das hätte einen Andern zur höchſten Wuth aufgeregt. Aber noch curioſer iſt es, daß, ſo hell das auch am Tage liegt, die Menſchen in gegebnen Fällen an dieſe Wahrheit nie gedenken, ſondern als einzig bewegende Urſache immer das betrachten, was von außen kömmt, dieſem alle Schuld aufbürden. So prügelt ein Branntenweinfötzel, wenn er heim kömmt, ſein Weib, wenn es redet, und er prügelt es, wenn es ſchweigt, und flucht über die ganze Welt, wenn ſie frägt, warum das Weib braun und blau im Geſichte ſei, und prügelte jeden, wenn er könnte, der ein braun und blaues Weibergeſicht wüſt findet, und noch wüſter den, der es geſchlagen; ſo droht man mit Munizehn und dingt Branntenweinfötzel aus lauter Vaterlandsliebe, wie man ſagt, gegen jeden, von dem man glaubt, er habe ein wahres Wort zu des Vaterlandes Heil geſprochen. So wird geprügelt und gekramet, ſich gefreut und geflucht, nicht nach den Noten, ſondern nach den Saiten, welche übers Herz geſpannt ſind. So iſt's, und doch glauben wir's nicht, aber froh ſind wir, wenn wir die Worte der Menſchen oder die Augen der Menſchen zu Sündenböcken machen können, denen wir aufladen können unſere Schuld, die wir ſchlachten und martern können zu unſerer Sühnung. Sündenböcke ſind eine alte Mode, aber aus der Mode werden ſie nie kommen; denn was wären wir ohne ſolche Böcke? Und wenn wir alles finden würden, was im eigenen Herzen wäre, wer hätte noch Freude am eigenen

Herzen? Und wenn man nicht einmal an dieſem Freude haben kann, über was ſoll man ſich dann noch freuen? ich frage.

Doch das paßt nicht auf Jakobli, der ſich gruſam freute in ſeinem finſtern Gaden, und nicht über ſein Herz, ſondern über Hanſes leeres Neſt. Drunten war ihnen ſein ſchnelles Verſchwinden doch ſeltſam vorgekommen, aber ſie meinten, er ſei taub, und der Bauer fragte die Frau: „warum haſt du ihn da hinauf gereiſet, und nicht zu den Meitlene?“ „Warum? darum! die haben die Neſter ſonſt voll, und gäb der alleine ſei oder nicht, das iſt doch gragglych, das wird öppe nüt zwänge; es iſt d'Frag, ob dä Löhi ume öppis merkt.“ Sie fanden bei Jakobli Vorſicht nicht nöthig, nicht nöthig, ihn zu binden auf irgend eine Weiſe; ſie meinten, der laufe ihnen nicht davon, der ſei zu zahm, wie man zahme Roſſe auch nicht halftert und zäumt, ſondern ſie frei zotteln läßt, weil man weiß, wenn man ſie will, ſo kann man ſie haben. Aber der Teufel iſt ein Schelm, ſagt man, und wie das zahmſte Roß noch zu Zeiten ſeine Stunden hat und Sprünge thut, der Fiſch aus der Hand Einem ſchlüpft, ſo entgeht oft der zahmſte Menſch dem, der ihn bei beiden Ohren zu haben meint, und im Garn für immer.

In Hanſe's Neſt legte ſich Jakobli, und ſah nicht lange, wars ſauber oder ſo, wie ein Hans manchmal ein Bett hat. Die Müdigkeit und die Seligkeit ſchmolzen alſobald in einander; ein ſüßer Schlaf deckte Jakobli zu, und ein Engelein mit gelben Zöpfen und klaren Augen tanzte an ſein Lager, nahm ihn bei der Hand, führte ihn aus dem finſtern Gaden, und ſie wandelten mit einander an ſilbernen Bächen in ſüßem Schatten, und ſie wandelten noch zuſammen Hand in Hand, und ihre Seelen tauſchten zuſammen ſelige Geheimniſſe, und Jakobli verſtund ſie ſelber nicht, als der Himmel finſter ward, die Bäche aufbrausten, aus den ſchäumenden Bächen ein ſchwarzes Ungeheuer ſich hob mit blutigem Rachen, und mit gewaltiger Tatze nach dem Engelein ſchlug, das an ſeiner

Seite ging. Schnell ſprang er vor zur Wehr, da war das Engelein verſchwunden, das Ungeheuer ebenfalls, eine Heerde Waldteufel purzelte aus den Bäumen hervor mit wieherndem Gelächter, wälzte ſich an ſeine Beine, daß er ſie zuſammenzog, davonſpringen wollte und — erwachte.

Grauer Tag dämmerte im dunkeln Gaden, einzelne verſprengte Sonnenfunken flimmerten an den ſchwarzen Wänden, ums Bett herum ſtand die ganze Familie, Liſi voran mit dem Deckbett in den Händen; aufrecht ſaß er im Bett, zwei zukünftige Schwäger hatten ihn an den Beinen gefaßt, und Alles brüllte laut auf vor Luſt und Freude, und je mehr ſie brüllten, um ſo mehr riß er die Augen auf, und um ſo weniger wußte er, wo er war, und je mehr er die Augen aufriß, um ſo mehr brüllten ſie. Endlich kam er zu ſich und erfuhr nun, daß man ihn nicht habe wecken können; daß Liſi ihn mehrfach gerüttelt habe; daß er gar wunderlich gethan, daß man nicht recht gewußt, fehle es ihm im Kopfe oder ſonſt wo; daher man ihn aufheben und auf die Laube an die friſche Luft habe tragen wollen. Er ſolle jetzt auf, ſie hätten längſtens z'Morgen gegeſſen. Jakobli hatte die frühere Nacht nicht geſchlafen, war weit gelaufen, hatte Wein getrunken, ſo daß, als er endlich ſo freudig ins Bett kam, er in einen Schlaf verfiel, aus welchem man ihn mit Poſaunen nicht erweckt hätte. Von allen den Neckereien an ſeiner Thüre und vor den Fenſtern, mit welchen man ihn zu fürchten machen wollte, hörte er nicht das mindeſte, ſondern hatte feſt geſchlafen bis in den hellen Morgen hinein.

Trotz des rohen Auftrittes war er ziemlich munter; noch einige Schlücke Kaffee und er war flott, und konnte dem Hauſe den Rücken kehren, das er nicht mehr zu ſehen Willens war, und ungeſchlagen, ungefangen kam er davon. Er machte ſo ſchnell er konnte, und widerredete nichts, forderte die G'ſchrift nicht zurück, ſagte nicht Nein, als man den Donſtag über acht Tag beſtimmte zum Richtigmachen der

Sach, ließ ſich helfen und ausſpotten über ſeinen Schlaf, und ſeine Einſamkeit in Hanſe's Neſt, und als Stüdi ihn fragte: ob es ihn nicht wunder genommen, wo Liſi ſei, ſo gab er keine Antwort; kurz er zog ſich aus der Sache wie ein Diplomat, trotz dem daß er nur ein Jakobli war.

Beim Abſchiednehmen ſagte man ihm aber, daß ſie dann aber kämen und ſie nicht ſprengten; ſie verſtünden keinen Spaß, es könnte theure Taglöhne geben, und d'G'ſchrift ſei richtig, daran zu ändern ſei nichts mehr; d'G'ſchrift hätten ſie in Händen. „Meinethalben, dachte Jakobli, wenn ich nur da weg wäre, gehe es dann wie es wolle," und ſchon hatte er zum letzten Mal Adie geſagt, als die Mutter zu Liſi ſagte: „Seh du, gang du noh e Plätz mit ihm, und zeig ihm d'r Weg dur d'Bürzlige Hohle; er iſt näher, und wenn er einmal bei Gräulige vorbei iſt, ſo kann es ihm nicht mehr fehlen." „Es iſt mir glych, ſagte Liſi, ih chumme mit e Plätz; Stüdi gieb mir deine Kappe, und du Mädi dein Fürtuch, jetzt chum und lauf ſchön, ſuſt nimme ih dih ungere Arm u chräze dih."

Vierzehntes Kapitel.

Auf der Heimreiſe erlebt Jakobli Geſchichten.

Alſo noch nicht entronnen, dachte Jakobli, was wird es jetzt noch geben müſſen? und zottelte traurig hinter Liſi drein, das die Kappe bindend voranſchritt, und als es mit der Kappe fertig war, das Mänteli z'weg zupfte. Dann begann es den Jakobli auszuforſchen, was er geſtern Abend geſehen und nicht geſehen, gemerkt und nicht gemerkt. Als es ihn kaltblütig fand, und keine verdächtigen Sticheleien vernahm, da ward es wohlgemuth, und rühmte, wie es immer Schreiß gehabt, und wie es ihm ungewohnt ſein werde, wenn es einen Mann habe.

Aber eingenterlen laſſe es ſich notti nicht, und z'Märit und z'Muſterig denke es, werde es gehen können wie vorher. Lieber wollte es ſterben, als ſo yg'ſchranket z'ſy, wie die meiſten Weiber, die nirgends hin dürfen oder der Mann nehme ſie mit, was die Uſläth unter zehn Malen nicht einiſt thäten. „Du kannſt machen wie du willſt, kannſt gehn oder daheim bleiben, was frag ich dem nach, aber wenn es mich ankömmt, ſo gehe ich, ſei es Heuet oder Säet, was frag ich dem nach. Vergangenen Sommer hatte ich einſt ſchon die Hebi gemacht, wir wollten backen; da kömmt einer und ladet mich z'Hochzeit, und ih hab uf der Stell mit ihm furt müſſe. In drei Tagen wolle er mich wiederbringen, hat er geſagt. Da beſinn ich mich nicht lang, ſtoße die Mulde unters Bett, und erſt nach vier Tagen hat er mich wieder gebracht, und es hat auch noch Brod gegeben. Frylich iſt's öppis gnüger gange. Böſer will ich's als Frau nicht haben, als ich's als Meitſchi gehabt,' ſonſt wüßte ich nicht, warum ich mannen ſollte. Aber Bürſchli, gekramet haſt du mir noch nichts, ſo wollen wir doch nadiſch nicht auseinander, ſo gieb füre was d'heſch." Jakobli hatte nichts, hatte das Kramen vergeſſen, und es dünkte ihn, eine ſolche Uerti wie geſtern, wo über zehn Fünfunddreißiger draufgegangen, ſollte einſtweilen genug ſein. Doch ſagte er, wenn ſie zu der Pinte kämen, wo er geſtern eingekehrt, ſo wolle er ihm eine Halbe zahlen, und gegenüber ſei ein Krämer. „Jä Bürſchli meinſt! Nein, zu der Pinte kömmſt du heute nicht; gäll, in einem ſolchen Lumpenneſt gefiele es dir, das wäre ein Loch für ſolche Duckenmäusler. Aber wir haben ſchon vernommen, wie lang du geſtern dort g'hocket biſt, und da ſchien es uns, ein anderer Weg ſei beſſer für dich. Ueſer Gattig Lüt gange nit i nes ſelligs Neſt, und du brauchſt auch nicht hinein; ſelligi Bürſchli wären der Wirthin gerade eben recht. Aber ohne Kram gehe ich nicht von dir, wenn du nichts haſt, ſo gieb mir ein paar Neuthaler, es iſt mir auch recht."

Jakobli hatte vor Zeiten einmal zufällig gehört, daß ein

einem Mädchen gegebenes Silberſtück, ja auch nur ein Rappen, ein Ehepfand ſei, auf welches hin daſſelbe auf die Ehe klagen könne; alſo das wollte jetzt Liſi, und eben, als er meinte frei zu ſein, ſollte er ſich binden. Er ſtotterte Entſchuldigungen, brauchte noch, hätte nichts mehr ꝛc., aber Liſi ſetzte nicht ab, ſagte ihm, er ſolle füre mache, ſonſt nehme es ſelbſt; ſo ein Reicher, wie er ſein wolle, ſollte ſich ſchämen zu ſagen, er hätte keine Neuthaler mehr im Sack, und wenn Einer ein Meitſchi wolle, ſo krame er, das ſei öppe unſer Lebtag der Brauch geweſen, und ſo Einer wie er ſei, werde keinen neuen anfangen wollen.

Jakobli ſagte, ſobald ſie zu einem Krämer kämen, wolle er ihm kramen, was ihm öppe anſtändig ſei, aber Geld ſei ja kein Kram. Das wäre ihm g'ſpäßig, ſagte Liſi, gerade der Gattig hätte es am liebſten, man könne damit mehr machen als mit einem Kittel oder Kuttli, und das ſeien Sachen, ſie verſtünden ſich von ſelbſt. Und kurz und gut, er ſolle füre machen oder es nehme ſelbſt. Als Jakobli noch immer zögerte, fuhr es ihm mir nichts dir nichts in den Hoſenſack, fand dort nichts als Münze, fuhr dann mit der Hand zur Kutte. „Du haſt my armi Thüri noh angeri Rustig," ſagte es. Und als es in der Buſentaſche des Rocks nichts fand, riß es ihm das Gilet auf, dort war auf der innern Seite auch noch eine Taſche, und dort kaperte es triumphirend ein Blätterlein, und in dem Blätterlein war noch manch ſchöner Neuenthaler. „Gäll Bürſchli, ich finge d'Sach? rief es triumphirend. Es kömmt dir wohl, hab ich's gefunden, ſonſt hätte ich dir auf my Arme d'Sackuhr gno! Die b'häbe nih emel einiſt, du kannſt luege, daß du anger überchunſt." „Gieb mir ſe umme, ſagte Jakobli, denk ich muß noch heim, und was würde die Mutter ſagen?" „Mira was ſie will, die alti Gränne; nei die b'häbe nih jetzt, die kann ich brauchen, und je weniger du einkehrſt, deſt bas biſt du morndriſt. Geh du nur grad, bis du links uſe mußt, und wenn du e Stung links g'ha heſt, ſo

häb de rechts, und wenn du dann zu einem Haag kömmst, so gehe nicht darüber, und weiter oben nimm dich in Acht, daß du nicht den lätzen Weg nimmst, häb geng am übligste nach, u de cha's d'r nit fehle. Adie wohl, und am Denstig über acht Tag fehl.de nit, süst chast m'r de küderle." Und somit eilte Lisi voller Freude heim, und mochte nicht warten, bis es seine Eroberung zeigen konnte; so viel Geld hatte noch keine von Zyberli Bure Töchtern in Händen gehabt.

Jakobli stand da, ärger ist Loths Weib nicht gestanden; so verschaut hatte er doch keinen Menschen geglaubt, und was sollte er der Mutter sagen? Und wenn er ihr es sagte, glaubte sie ihm auch? Aber mehr als das plagte ihn der Gedanke, ob das wohl jetzt ein Ehepfand sei, das Blätterli mit dem Silber, hatte er es doch nicht selbst gegeben, sondern Lisi hatte es genommen. So könnte ja eine jede zu einem Ehepfand kommen, dachte er, und das wäre mängere kommod, aber recht wär's doch nicht. Aber den Gedanken kam er doch nicht los, und es dünkte ihn, als hätte er wirklich einen Fuß im Lätsch und könne nicht recht vorwärts. Und ob den Gedanken hatte er alle Links und Rechts von Lisi rein vergessen, und er wanderte lange lange und kam zu niemand, und sah kein Haus; es war fast, als ob er in einer ganz andern Welt wäre, eine so einförmige Gegend hatte er noch nie gesehen. Hääge und Hügel, Wäldchen und Feldchen, und alles nur klein, unbedeutend, wechselten mit einander, von einem kam man schnell zum andern, und alle sahen sich durchaus ähnlich, so daß es schien, als käme er nicht weiter, oder als ginge er rund um und käme immer wieder an die gleichen Stellen. Er ward müde, hungerig, es war warm, und doch schien die Sonne nicht; er bekam eine längi Zyti, die immer größer ward; es kam ihm vor, als käme er nicht mehr heim, als käme er zu keinen Leuten mehr, als müßte er da rastlos wandern zwischen diesen Hügeln und diesen Hääge, bis er sterben könnte in einem der Wäldchen.

Die Angſt ward immer bitterer, und wer viel auf den Straßen geweſen iſt, ermißt ſie nicht, der weiß nicht, wie es Einem wird, der zum erſten Male von Hauſe iſt, und dieſes Haus nicht mehr findet, nicht mehr weiß, wo es iſt, und keine Menſchenſeele rundum, die ihn hört, keine, die Beſcheid weiß. Da ward ihm noch viel ängſter als geſtern, da er gegen das Zyberlihaus kam, und es dünkte ihn, wäre er nur wieder dort, und er hätte ſich vielleicht verſündigt, weil er ſo gern von dieſen Menſchen fortgegangen, daß er jetzt keinen Menſchen finden könne. Es dünkte ihn, wenn er wieder einen Menſchen ſähe, den müßte er lieben ſein Leben lang, und wenn es ein Armer wäre, ſo wollte er ihm helfen, ſo lange er ſelbſt etwas hätte.

„Guten Abend geb dir Gott!“ ſo tönte es neben ihm leiſe und freundlich. Aber hätte plötzlich ſeine Klapperſchlange ſich vor ihm aufgebögelt, oder wären Kanonen neben ihm losgegangen, Jakobli hätte nicht ärger zuſammenfahren können; die Stimme ſchlug ihn faſt um, und als er ſich umſah, ſtand neben ihm, als wie von Gott geſandt, das Engelein, mit dem er in dieſer Nacht gewandelt war in einem Garten ohne Ende, in ſo ſüßer Seligkeit, das Engelein mit den freundlichen blauen Augen und dem ſeidenen Haar, das ſein Abendſtern geworden war, der ſo freundlich noch vor ſeiner Seele flimmerte, ehe ſie in den Schlaf ſich ſenkte. Bleich war er geworden, jetzt ward er roth, aber kein Wort fand er, bis das Mädchen freundlich fragte: „Hab dih erſchreckt, wo wotſch?“ Da konnte Jakobli ſagen: „ih bi v'rirrt, und ke Mönſch hab nih atroffe, und hab Angſt überchо, und wo de du ſo plötzlich g'redt heſt, bi nih doch ſo erſchrocke, ih hab dih nüt g'hört chо. Weißt, wo ich düre muß für hei?“ „O b'hütis ja, ſagte das Mädchen, ich will mit dir kommen bis ins nächſte Dorf, viel um habe ich nicht, und du fändeſt es nicht, es iſt gar verirrlich. Komm, da wollen wir rechts, oder ſchüchſt dih, mit m'r z'laufe?“ „Was denkſt, ſagte Jakobli,

aber ich möchte dich nicht verſäumen." „O b'hütis, ſagte das Mädchen, ich komme gerne und laufe dann deſto gleitiger. Aber wenn dih mynere v'rſchämſt, ſu ſägs ume." „Ich wüßte nicht warum, ſagte Jakobli, es iſt öppe ei Mönſch wie d'r anger, und wenn ich nur wieder auf den rechten Weg komme, ſo iſt es mir gruſam dienet; ſi werde daheim nicht wiſſen wo ich bin, und gruſam in der Angſt ſein. Hah niẖ noh wyt hei?" „Einmal noch zwei Stunden, ſagte Meyeli, aber wo chunſt her?"

Da ward Jakobli wieder roth. Er wußte nicht warum, aber dem Meitſchi konnte er nicht ſagen, daß er auf dem Zyberlihoger geweſen ſei; er ſtotterte, er hätte da in Dörfern unten dem Vater neuis müſſe v'richte. „Wo kömmſt du her?" fragte er ablenkend. „Ich komme vom Doktor, ſagte Meyeli. D'Baſe iſt geng fehlberi und muß immer doktern d's Jahr aus und d's Jahr ein, und keiner kann ihr helfen; d's Gunträri, wenn ſie e Rung bei Einem dokteret, ſo dünkt es ſie, es böſe von Tag zu Tag, wenn es ſchon im Anfang beſſeret het. Aber das kömmt daher, es mag ihr keiner die Geſundheit gönnen, und wenn Einer merkt, daß es nache wär, daß ſi ke Züg mehr bruchti, ſo thut er ihr öppis dry, das ere wieder übel macht, vo wege d'Baſe v'rmahs z'doktere, u we ſi g'ſung wär, ſu wär nüt meh ab ere z'v'rdiene. Aber es iſt doch o ſchröcklig, we me eim d'Sach e ſo v'rhett. Ich habe es einmal unſerm Doktor geſagt; ſie hat den auch einen Rung brucht, und im Anfang hets ſchön beſſeret g'ha, und wo's bald nache gſy iſt, da het es ſi wieder g'ſtreckt und iſt all Tag eher hingerzi gange als fürſi. Ich habe ihm geſagt, es ſei doch ſchröcklich, wie ſie all ſeien, wie ſie eim da ſo a d'G'ſundheit zueche a führe, und ſe eim de wieder v'rheige, daß me nit chönn d'rzu cho, ume für eim uſz'nutze. Es ſei kei Wunger, daß ſie all rych werde u chönne Chaiſe fahre, aber notti möchte ich nicht Doktor ſein, wenn es dann einmal an das Erleſen gehe, ſo werde es öppis heiße. Aber wohl,

der hat mich schön abg'süferet. Du bist ein armes Tröpfli, hat er gesagt, und redst nicht g'schyder als d' es d'rsteisst. Dy Base ist e Narr vo dene eine, wo nit z'helfe ist. Wenn die essen würde, was andere Leute, sich an die Sonne ließe, garnuete, hackete, Erdäpfel grabte, sich brav rührte, daß das Blut unter einander kämte, die wäre schon lange gesund, aber da lyt sie bis am Nüni, suft Kaffee wie ne Kuh und frißt Giertätisch d'rzu e Hands dick, berzet es paar Mal ums Hus ume u lyt wieder, u nimmt Tröpf, und frißt de z'Mittag es Bratwürstli oder es Rübstücki, nimmt e Tropf z'viel d'rzu, u de lyt si wieder, u de berzet si wieder, und nimmt wieder Tröpf, und suft wieder Kaffee, und so geht das den ganzen Tag, und z'Nacht hat sie dann Krämpfe und will ersticken, oder Bauchweh und will v'rspringe, oder Gringweh und wott e Narr werde. Und an dem allem soll der Doktor schuld sein. Aber ich will doch einen vernünftigen Menschen gefragt haben, ob d'r Tüfel g'sung sy chönt dä weg? So uf e un'rschanti Wys het er mih abg'süferet, sagte Meyeli, und ich will doch einen vernünftigen Menschen gefragt haben, ob man arbeiten kann, wenn man krank ist? Und wenn man Schmerzen hat, so sucht man sie z'g'stellen, und d'Base sagt, so lang si eß oder öppis trink, so g'spür sie minger vo de Schmerze. Was mich dabei am strengsten dücht het, ist das, daß er myr Base z'esse und treyche fürg'ha het, und darin ist grad kei wüstere als er. Wenn me chunt cho springe, und sagt ihm, es hätte Einen der Schlag getroffen, Gott b'hüts d'rvor, er solle springen, es müsse Blut use g'lah sy, und er sitzt gerade hinter einer Platte Säufüß oder Säuohre, so längt er i d'Platte u nimmt noh d'e größt Ohr oder d'r größt Fuß u seit, sie sölle ume hei, er werd de öppe nache cho, u wer nit ussteit, so lang noh es Möckli vo me ne Ohr i d'r Platte ist, das ist üse Dokter. U we me chunt cho springe, u seit, es heig e Ma es Bei broche, und er ist im Bett oder hinger sym Schoppe, su cha me luege, wie me ne vo sym Schoppe

oder uſem Bett bring. Uſe ne Stung uf oder nieder chöu es nicht an, und er vermöge ſich deſſen nicht, daß der Löhl nicht ſörger gehabt und die Kuh das Bein gebrochen habe, deswegen wolle er ſeine Sache nichts deſto weniger haben, ſagte er. Und ſo einer geht dann, und hält andern Leuten das Effen vor!

„Jetzt hat letzthin die Baſe, wo ſie bald nicht mehr gewußt hat, wo aus und an, da von einem gehört, der gar gruſam g'ſchickt ſy ſöll und alle Lüte helfe chönn. Sie hat keine Ruhe gehabt, bis ich mit ihrem Waſſer gelaufen bin, und es iſt wyts, mi brucht geng e Tag, aber, und wenn's zwe wär, vo wege d'r G'ſundheit es wär nit z'wyt. Wo ich gekommen, da ſind viele Leute geweſen; man hat gleich geſehen, daß man da zu einem b'rühmten Doktor kömmt; manche Stunde weit waren Leute da, und alle haben b'richtet, wie er weit und breit Leute geheilt habe, und von welchen Krankheiten, und der eine war zum zweiten Mal, andere zum dritten Mal da, und allen ging es weit beſſer, faſt ganz z'weg wären ſie, ſagten ſie, es brauche nur noch ein wenig, um nache z'beſſere. Vom Doktor hat man lange nichts g'merkt; es hat immer geheißen, man wiſſe nicht, wo er wäre, er ſei dieſen Morgen da geweſen, aber jetzt wiſſe man ihn nirgends, und doch hätte ihn niemand fortgehen ſehen. Wo me bald niene meh Platz g'ha het ums Hus ume, da iſt er plötzlig da gſy, es het niemere g'wüßt, wo er her cho iſt, und niemere het me dörfe frage. Jetzt het er ſe g'fergget eins nach dem andern, und wo die Reihe an mich gekommen, hat er mich kaum gefraget, wo ich her komme, und wo er das Waſſer g'ſeh het, het er unb'ſinnt g'ſeit, wo's d'r Baſe fehl. An alle Orte, het er g'ſeit, es ſei eine böſe Sach, bald chlag ſi hie, bald chlag ſi dert, aber d'Hauptſach ſyg hingefer im Mage, u de i de klyne Därme, we die nit geng voll ſyge, ſu v'rlyre ſi ſih. We ſi well Geduld hah, und dar hah, ſu well er ſe kurire, es ſöll nit fehle; aber ſi müß d'r Glaube hah, e Sach,

wo mehr als zeche Jahr g'währt heig, puh me nit i acht Tage weg, und o nit i vierzeche. Er welle ere öppis gäh, und de ſöll ſi ihm im Aſang all drei Tag d's Waſſer ſchicke, und ſpäter all ſiebe, aber exakt, und an keinem anderen Tag, ſonſt habe es gefehlt. Eſſen könne ſie, was ſie gut düeche, aber nie zu viel auf einmal, lieber alle Stunden öppis. Du magſt mir glauben oder nicht, vom erſten Mal hat's der Baſe gebeſſert, und alle Tage mehr, und ſie mag allemal faſt nicht warten, bis ich heim komme und neues Zeug bringe, wenn ſie ume einiſt e Stung lang recht g'ſung ſy chönnt, ſo well ſi gern ſterbe, düech es ſe, het ſi ſcho mängiſt g'ſeit."

So plauderte das Mädchen, von Jakobli nicht viel unterbrochen. Dem war's gar wunderlich. Ging das Mädchen voran, ſo ſah er deſſen ſchlanken Leib, über den, wie zwei goldene Ströme, die ſeidenen Zöpfen nieder floſſen; er konnte ſich nicht ſatt ſehen, wie das ſo leicht ging, daß nicht einmal ein Stäubchen am Boden ſich bewegte, während Liſi niedergetreten war, daß es in die härteſte Straße Dümpfeni machte, und zwar barfuß. Wenn es ihm in den Sinn gekommen wäre, von einem Felſen zum andern zu ſpringen, was ihm aber nie in Sinn kam, ſo hätte man noch nach Jahrhunderten Liſi's zehn Zehen im Stein geſehen und neben dem Teufelsſprung noch einen Liſisſprung gehabt. Ging das Mädchen aber neben ihm, ſo mußte er immer ſein liebliches Geſichtchen betrachten, das er mit nichts zu vergleichen wußte, als mit einem Röschen, in welchem noch der Thau ſchimmert, ſo eines hatte er nie geſehen, und wie ſtach es ab gegen Anne Bäbis und Mädis handliche Geſichter, die voll Ecken und Höger waren und Thäler und Schluchten, und dem Kämifeger kaum entronnen ſchienen, während Meyelis Geſicht ſo ſchön und voll und zart war, als ob es der liebe Gott ſelbſt gemalt hätte und geförmt. Liſi hätte vielleicht Vielen beſſer gefallen, aber Jakobli kam Liſi immer vor, wie eine Donnerwolke im Abendroth, während Meyeli ein goldenes Wölkchen war im Morgen-

roth. Lisi war noch viel ärger als eine gemästete Klapperrose, während Meyeli ein Blümchen war, wie er keines noch gesehen. Lisi kam ihm immer vor wie eine Kanone, die losgehen wollte, während Meyeli ihm vorkam wie ein freundlicher Blick aus dem Himmel, in welchem lauter Seligkeit ist. Wenn es so plaudernd neben ihm ging, die Lippen sich schlossen und öffneten, die kleinen Zähnchen so weiß aus den beiden Rosenblättchen blickten, die so hold sich schlossen und öffneten, so hatte er keine Ohren mehr, es dünkte ihn, alles an ihm sei Auge, und nach und nach werde das Auge an ihm zum Wirbel, und dieser Wirbel möchte das Mädchen fassen, ziehen bis auf seinen tiefsten Grund.

„Lue, sagte es, da mußt du jetzt gerade aus und kannst nicht fehlen, es sind jetzt an allen Orten Wegweiser, da hast lesen, wo du dure mußt." Sie standen an einem Dorfe, vor ihnen ein Wirthshaus, in der Nähe ein Krämerhaus, aber alles das hatte Jakobli nicht gesehen, bis das Meitschi sagte: „Lue jetz mußt g'rad use." Es ist aber auch begreiflich, wenn so ein liebes Blümchen Wunderhold Einem im Auge sitzt, so nimmt man ein altes Wirthshaus und ein krummes Krämerhaus nicht neben ihn's ins Auge, so wie einer, der liebe Visiten hat in seinem Stübchen, nicht jede alte Vettel, die vor seiner Thüre steht, ins Stübchen führt.

Scheiden und meiden thut weh, heißt's im Liede, das fühlte Jakobli; so ein Losreißen, wo man nicht weiß, ist's fürs Leben oder nicht, ist wirklich wie ein Riß in die Seele. Noch hatte er dem Meitschi nichts gesagt, nichts vom Solothurner Märit, nichts von der Kriegstetter Badefahrt, nicht gesagt, wie es ihm beide Male ergangen, oder wenigstens verblümt angedeutet, daß es nicht Hochmuth gewesen sei, warum er nicht geredet, aber d's Rede sei ihm nie z'vorderst. Das alles konnte er jetzt nicht sagen, aber es düechte ihn, er möchte noch; da fiel ihm was ein; ein wunderbares Etwas gab ihm Einfälle und den Muth, sie auszusprechen: Er hulf e Halbi

hah, ſagte er, er zahle gerne eine. Es danke, ſagte das Mädchen, aber es müſſe preſſiren, die Baſe blange immer gruſam, und es hätte ſich ſchon verſäumt. „E ume e Halbi ſumt nüt," ſagte Jakobli, und da er gehört hatte, die Mädchen müßten ſich erſt reißen laſſen, ehe ſie zum Wein dürften, wie man z. B. auch Schweine an den Ohren zieht oder an den hintern Beinen, wenn man ſie aus dem Stall oder in den Stall haben will, ſo nahm er Meyeli bei der Hand und ſagte: „Chum!" Die Hand war ſo lebendig, ſo etwas hatte er ſein Lebtag nie in der Hand gehabt; Leben, ganz ſchwallsweiſe, ſtrömte aus derſelben über ihn; er vergaß das Schreißen, hielt die lebendige Hand in ſeiner Hand und bat noch einmal: „Chum doch recht." Und das Meyeli ließ ihm die Hand, und es dünkte Jakobli, als ſprühe die Hand immer lebendigere Funken aus, wie aus der Elektrißmaſchine die Funken auch immer lebendiger ſtrömen, je inniger die Berührung wird. Des Meitſchis Backen wurden röther, ſeine Augen blauer; es zuckte in ſeinem Munde; aber es ſagte: „Wäger nit, Dankeigiſt, ih muß gah; zürn doch recht nüt, aber was wurde d'Lüt ſäge, wenn ih mit eme frömde Burſch wurd gah e Halbi trinke, u was wurd d'Baſe ſäge, wenn ſi's v'rnähmti." „Si v'rnimmt's nit," ſagte Jakobli. „Ih weiß's nit," ſagte Meyeli, „aber ih chumme notti nit, ih mangles nit, und was nit recht iſt, iſt's nit, v'rnehm ſi's oder v'rnehm ſi's nit. Aber zürn nüt, dynetwege chäm ih gern. Jetzt muß ich gehen, adie wohl!" Und ſomit wollte Meyeli ſeine Hand nehmen und gehen. Aber Jakobli hielt ſie noch, und Meyeli that das wüſteſte nicht, und Jakobli ſagte: „So komm zum Krämer, etwas kramen möchte ich dir." „Dankeigiſt," ſagte Meyeli, „aber ich dürfte es nicht heim bringen; was ſollte ich ſagen, von wem ich es hätte? und z'lügen bin ich nit g'wohnet." „So nimm das," ſagte Jakobli, und wollte ein Hämpfeli Münz dem Meyeli in die Hand drücken. „Das erſt nicht", ſagte das Mädchen, „ſpar das, bis wir wieder zuſam-

men kommen, wenn's Gottes Wille iſt, und zahl mir dann eine Halbi, vielleicht ſchickt es ſich dann beſſer. Adie, leb wohl, jetzt muß ich," und ſomit riß es ſich los; aber man ſah es, es koſtete ihm Mühe, und ein inneres Etwas redete Jakobli z'beſt; aber es blieb bei dem, was es für Recht hielt, koſte es ihn's, was es wolle.

Flüchtig eilte es ſeines Weges, aber mehr als einmal drehte es ſein Köpfchen, allemal ſah es Jakobli noch an der gleichen Stelle ſtehen und es kam ihm vor, als hätte es ihn nicht recht b'richtet, als wüßte er nicht, wo aus, als ſollte es zurück und noch einmal den Weg recht ihm zeigen, und doch that es es nicht, gäb was ſein Herzchen einredete und ſagte: „Was hilft's ihm, daß du ihn bis dahin geführt, und er weiß jetzt nicht weiter?" Aber ein anderes Etwas ſagte ihm, daß wenn er noch einmal anſetze für ins Wirthshaus, ſo ſei keine Kraft mehr da zum Widerſtand, es thue, was nicht recht ſei, darum ſolle es nicht umkehren und Gott und guten Leuten den Burſchen überlaſſen. Und dieſes Etwas ſiegte, und flüchtig eilte es der Baſe zu, dachte aber dabei wenig an die Baſe.

So glücklich geht es aber vielen Mädchen nicht; in raſcher Kraft haben ſie einer Verſuchung ſich entriſſen, aber das ſchwache Herz treibt ſie wieder in dieſelbe zurück und ſie ſind verloren. Es iſt ſehr ſeltſam, dieſes Zurückkehren der Mädchen zu ſehen, und wer ſich auf die Herzen nicht verſteht, nimmt Losreißen und Zurückkehren für abſichtliches, vorbedachtes Locken. Ach nein, er thut meiſt Unrecht. Es iſt der gute Geiſt, der mit dem ſchwachen Herzen kämpft, mit dem guten Herzen, das nicht gerne weh thun, nicht gerne böſe machen will, das von jedem nur verſöhnt und in Liebe ſcheiden möchte, und nicht weiß, wohin dieſes Verſöhnen führt, nicht weiß, daß ſein Herz ſchwächer iſt, als ſein Geiſt gut iſt. Aus dieſer Weichheit wird das härteſte Unglück geboren. Verſteht ſich, daß ich da nicht von alten Coquetten rede, die dieſen

Weg alle Tage machen, und vielleicht jeden Tag manchmal, ſondern von weichen, guten Mädchen, welche noch das Herz regiert und nicht die Abſicht. Aber waren alte Coquetten nicht vielleicht einſt eben ſolche gute, weiche Mädchen, und iſt ihr Treiben vielleicht nichts anderes, als ein vergebliches Streben, das natürlich zu wiederholen, was ſie einſt aus Natur gethan?

Solches aber dachte Jakobli nicht, als er am Kreuzwege ſtand und dem Meyeli nachſah, bis es verſchwunden war. Aber es war ihm, als ſchwebe etwas aus ihm ſelbſten weg, und müſſe er da warten, bis daſſelbe wiederkehre. Aber es kam nicht wieder; er blieb einſam, es ward ihm recht elend zu Muth und er wußte wirklich nicht, welchen Weg er nehmen ſollte.

Er kehrte alleine ein, ganz mucht und öde an Leib und Seele; es dünkte ihn, wenn er nur daheim wäre, er wollte darum geben, was er hätte. Es iſt gar curios, wie in gewiſſen Zuſtänden oder Stimmungen man das Köſtlichſte geben thäte für nichts und wieder nichts, nur weil ein augenblickliches, meiſt vorübergehendes Bedürfniß, oder aber eins, das nach wenig Warten auf üblichem Wege geſtillt würde, es zu fordern ſcheint. So verkaufte Eſau ſein Erbrecht, ſo erſchlug Kain den Abel, ſo üben noch Zorn und Sinnlichkeit, aber auch Mattigkeit und Liebe, mächtige Gewalt über den Menſchen aus.

Als er aß und trank, beſſerte es Jakobli wieder; er hätte ſchon nicht mehr halb ſo viel darum gegeben, daheim zu ſein, und die Zukunft ſchien ihm auch nicht ſo öde und troſtlos; er ſah muthiger hinein; er dachte, es ſei doch curios, daß er das Meitſchi immer antreffen müſſe, das werde nicht ſo für nichts und wieder nichts geordnet ſein, es heiße ja, es geſchehe nichts umſonſt und nichts ungefähr, und mit Liſi ſei es noch nicht ausgemacht, und wenn es ſchon ſeine Neuthaler habe, ſo werde das, ſo Gott wolle, nicht viel zu bedeuten haben.

Ganz ungeſtört ſaß er bei ſeinem Schoppen; die Gaſtſtube war leer, der Wirth miſtete, die Wirthin aber rüſtete Bohnen vor dem Hauſe, und wer drinnen etwas wollte, der mußte ſich künden auf beliebige Weiſe; die einen riefen: „iſt niemand daheim!“ die andern: „hoſche ho!“ die dritten ſchlugen auf die Tiſche; da aber Jakobli vor der Wirthin Naſe hineinging, ſo brauchte er von dieſem allem nichts zu machen; ſie kam, gab und ging; ſpäter ein klein Mannli, der mit Zunder handthierte, mußte alle drei Manövers machen, ehe die Wirthin ſich zeigte. Sie ſoll zur ſelben Zeit nicht Bohnen gerüſtet, ſondern eine Privatunterredung mit dem Wirth gehabt haben hinterm Miſt, wobei beide ſich ſehr undiplomatiſch benommen und offener Krieg ausgebrochen wäre, wenn das Zundermannli diesmal nicht ein Löſchmannli geweſen, und der Wirthin zum Abſetzen geblaſen hätte. Der geſtrige Abend ſoll der Zankapfel, und ein jedes dem andern zu zärtlich geweſen ſein.

Als die Wirthin das Mannli mit Brönz verſorgt hatte und derſelbe mit Jakobli alleine war, frug er: „Manglist ke Frau? du biſt doch noch ledig; ih wüßt d'r v'rflucht e brave, und werchbare u ryche, du chauſt usläſe. Wem biſt?“ Jakobli ſagte, er käme da obe ache und es ſei ihm noch wohl ſo, wie er ſei. „Los, ſagte das Mannli, wed de eine für e Narr hah witt, ſu häb de e angere d'rfür und nit üſereim. Allem an biſt du ein Bauernſohn, und geſtern war Tanzſonntag, da biſt du auf d'Wybig geweſen, ſonſt liefeſt du nicht ſo g'ſuntiget im Land herum; aber du wareſt nicht g'fellig, ſonſt machteſt du nicht ein Geſicht wie eine Kuh, wenn man ihr ein Trank einſchütten will. Lue, üſerein chunt z'viel ume angere, und es Bürſchli wie du iſt z'mutzes für ſo ne Alte wie ich und der ſo viel herumkömmt. Aber erhäich dih deswege nit und erſchieß dih nit; we dih eini nit will, ſu hange d'r d'rfür zechne a, wie d'Blutſuger de Roſſe, und je eher einer eine Frau nimmt, deſto eher wird er den Meitſchene los, und die ſind hürmehi eine Plage, man glaubts nicht, ärger als

d'Brämen im Sommer. Seh, ich wüßte dir, da fehlts dir nicht, Ryche und Schöne vom Tüfel, und g'Aeſtimirte, vo rechte Lüte nache. Kennſt d'r Zyberli Bur?" „Nein," ſagte Jakobli, und zog die Kappe noch mehr in die Augen, denn d's Lügen war ſeine Sache nicht. „Der hat viere, ſagte das Mannli, eine töller als die andere, ſellige find't man nicht d's Land auf, d's Land ab; mi chönnt uf die viere e Chile abſtelle, ſie hättens. Dort iſt noch ein rechtes Bauernweſen, wie ſie albez gſy ſy, wo man die Milch nicht wiegt, und d'Flachsſtengel nicht zählt, und den Hühnern nicht abgugget, bis alle gelegt. Da ſind Sache gnue, u Land, d'r Bur weiß ſelbſt nicht wie viel, und Geld gnue u Heu gnue, u Korn meh als d's halbe z'viel. Da wär e Schleck für dich. Die Aelteſt die bekommſt nicht, die hat ſchon einen, gruſam rych ſoll er ſein, aber e Halbbling und vo de Blattere v'rſchnürpft, grad wie du. Es nimmt mich wunder, daß ſie ihn nimmt. Aber es iſt nit die eigeligiſti, und hat ſich ſchon mit gar manchem abgegeben, und hat grad jetzt es G'ſchleipf mit eme frömde Metzger. Sie wird denken, es ſei beſſer einen Spatzen in der Hand als zehn andere Vögel in der Luft. Die möchte ich dir nicht gerathen haben, aber die andere ſind ganz angers, brav bis äne uſe, und werchbar wie Ketzer. Vo dene eini nimm, wed mer zwo Duble vorusgiſt, ſo mache ih, daß de chauſt usleſe, weli d'r am beſte g'fallt, und wed einiſt eini heſt, ſu weiß ih wohl, ih überchume de noh zwo angere nache. Oder wenn dir dann die nicht gefallen, aber da müßteſt du ein apartige ſein, ſo wüßte ich dir noch eine andere; eine einzige Tochter wärs, o es meineidig es ſtyfs Meitſchi und es luſtigs, u cha weltſch, das chönnteſt bruche i alle Spiel. Es kann tänzerle und ſingerle, daß me nüt ſo g'ſeht und g'hört, und cha ſuſt thue, daß me z'luege gnue het, ſo ſtyf und manierlich, daß me nit weiß, wo me d'r Gring het. Und rych wär die auch, wenigſtens zwen tuſig Pfund Eheſteuer würde es da geben, und wenn einer bei ihnen wohnen

wollte, ſo könnte er da umſonſt ſein, Zeyſe fürſchlah und werche, was er gerne wett. Die nimm, wed m'r drei Neuthaler uf d'Hang giſt, ih führe dih noh hüt hi, es iſt nit ſo wyt. He was meinſt, was ſeiſt d'rzu? Sind die nicht anſtändig, ſo weiß ich noch mehr, aber ſo alles bi ne angere, wie an dieſen zwei Orten, wüßte ich es nirgends."

So redete das Maynli auf Jakobli ein, und der war in der größten Verlegenheit. Er zog Haar und Kappe noch mehr über die Augen, damit man nicht merke, daß er Liſis Halbbling ſei, und dachte, wenn er nur da weg wäre, für einmal wüßte er genug. Aber die Wirthin kam nicht, und das Mannli ſaß gerade bei der Thüre, wo er an ihm vorbei mußte, wenn er fort wollte, und konnte ihm unter die Kappe gucken, dann hätte alles Verläugnen nicht geholfen. So ſaß er da, viel länger als er wollte, und als endlich das Mannli in die Küche ging, Tubak anzuzünden, ſo ging es ſchon ſtreng gegen Abend. Er fand die Wirthin beim Brunnen, wo ſie etwas zu waſchen ſchien, eigentlich aber da ſtund, um dem Manne, der mit dem Miſt am Brunnen vorbei mußte, beim hin und herfahren eine Ladig mitzugeben. Sie war da ſo gleichſam ein Poſten an einem Hohlweg, der allemal feuerte, wenn jemand vorüberfuhr. Ich will wetten, die Weiber wiſſen aus bloßer Natur ſich beſſer zu poſtiren zum Feuern, als mancher ſtudirte Scharfſchützenhauptmann.

Endlich zog Jakobli ſeines Weges, auf dem er nicht mehr irren konnte; das kam ihm aber wohl. So viel Vernommenes, ſo viel Erfahrenes, ſo viele Gedanken hatte er ſein Lebtag nicht zu verwerchen gehabt. Ueber Liſi hatte er alſo von allen Seiten ſchlechten Bericht, und was er ſelbſt geſehen, war nicht beſſer. Aber glaubte es ihm die Mutter? Er hatte es noch niemand geſagt, aber wiſſen that er es, daß nicht mehr als eine Sache Platz hatte in ihrem Kopfe, und wenn die einmal drinnen war, ſo ſaß ſie noch feſter darin, als vielen Leuten die Zähne im Munde, denen man alle Mal

ein Stück vom Kifel mitreißt, wenn einer raus ſoll, und manchmal ihn nicht einmal rausbringt, eher den Kopf ab. Wie ſollte er mit der Mutter z'weg? und wenns mit der gelang, konnte man ſich überhaupt losmachen? Der Alte hatte die G'ſchrift, Liſi die Neuthaler, und was jedes für ſich und beide zuſammen zogen auf der Wage des Rechts, das wußte er nicht. Er dachte, wegen den Neuthalern könnte es zum Eid kommen, ob er ſie gegeben oder Liſi ſie genommen, und ein Eid ſei in allweg eine ſchreckliche Sache, dachte er. Keiner ſei noch in ihrer Familie gethan worden, ſo weit hingere man wiſſe. Wenn es dahin kommen ſollte, dachte er, da hätte die Sache gefehlt, einen Eid ließen ſeine Eltern deretwegen nicht gehen, und er könnte das ihnen nicht für ungut halten. Aber ſchrecklich wärs!

Man kann ſich eigentlich kaum denken, wie hülf- und troſtlos es einem Menſchen wird, der auch nicht die bloße Idee vom Recht hat, und durch Umſtände in das Gebiet des Rechts verſchlagen wird. Wenn Einer in ein fremd Land kömmt, wo alle Leute eine fremde Sprache reden, anders gekleidet ſind, das einfältigſte Kraut anders gekocht wird, ſo daß keine vernünftige Seele mehr weiß, was für ein Kraut das iſt, da wird ihm ſo unendlich unheimlich; es wird ihm weh ums Herz, er kriegt das Heimweh. Wenn Einer Schiffbruch leidet, die Wellen ihn ſpülen an wirthloſes Ufer, Sand ringsum, da wird ihm noch mehr angſt; mit all dem Sande kann er nichts machen, ihn weder eſſen noch kochen; aber was Andere aus dem Sande machen könnten, das weiß er nicht, und die, welche im Sande oder hinter dem Sande wohnen, kennt er auch nicht, weiß nicht, was ſie mit dem Sande machen, und ob ſie ihm helfen oder im Sande verſcharren werden. Ob Löwen oder Hyänen, Salamander oder Rhinozeros in dieſem Sandmeer wohnen, oder hinter demſelben, das weiß er ja alles nicht.

Und wenn einer auf einem Felſen erwachen würde, wo-

hin er gekommen, er weiß nicht wie, und der Fels wäre in Kalabrien oder in Korſika, und er ſchrie erbärmlich um Hülfe, und da erſchienen Männer mit Schnäuzen und Bärten, Flinten und Dolchen, Karabinern und Hunden, immer einer ein ärgerer Räuberhauptmann als der andere: muß der nicht bleich werden wie der Tod, glauben, es ſei Matthäi am letzten, wollen, er hätte geſchwiegen, und in der ſchauderhaften Verlegenheit ſein, welchem der Räuberhauptleute er ſich anvertrauen wolle, welcher der manierlichſte ſei und am ſanfteſten ihn plündere, martere, ſchinde, kreuzige, und was grüsliches er ſich alles denkt. Verſteht ſich, ſie kommen ihm nur als Räuberhauptleute vor, weil er die Race noch nicht kennt; es ſind alles die bravſten Leute von der Welt, die Edelſten des Landes, die Väter des Volkes; aber er kennt halt die Tracht nicht, und weiß nicht, daß in jenem Lande die Bravſten Bärte haben und Piſtolen, und daß gerade dem, welcher den ärgſten Bart hat und die längſten Piſtolen, am meiſten zu trauen iſt. Und eben weil er dieſes alles nicht weiß, ſo fürchtet er ſich ſo gruſum, glaubt ſich verrathen und verkauft, und möchte ſich lieber ſelber ſchinden, als von Andern ſchinden laſſen, wenn's doch geſchunden ſein müſſe, und weiß doch nicht wie es anfangen. Was da Einer für Aengſten ausſtehen muß, kann man ſich denken.

So ging es Jakobli, als er ſich auf einmal an der Schwelle des ſchrecklichen Landes ſah, in dem die Prozeſſe liegen, Eide, lange Schriften und noch längere Reden, ſchreckliche Namen, auf die er ſich ſo wenig verſtund als ein Berner aufs Kraut im Zürcherbiet. Es wird aber nicht nur Jakobli ſo gehen, ſondern noch gar manchem, und je länger je mehreren, wenn ſie an's Ufer verſchlagen, wo der geſunde Menſchenverſtand in die Brüche geht, Kauderwelſch geredet wird, auf das kein ehrlicher Menſch ſich verſteht, Recht und Unrecht durch einander liegt, wie Kraut und Rüben; begnadigt wird, wer zu Olim's Zeiten gehängt worden wäre, und

auf Maul und Haupt geſchlagen wird, wer zu Ollm's Zeiten als eine ehrliche Seele gegolten hätte und ein Vaterlandsfreund genannt worden wäre.

Katzangſt und brühwarm lief es ihm den Rücken auf; aber wie am ſchwatzen Gewitterhimmel die Sternlein doch noch ſtehn, und kehr um kehr, wo ein jedes kann, freundlich dem Menſchen blicken, und ihm ſagen, er ſolle nicht verzagen, wo ſie ſeien, ſei der Vater auch noch, ſo blickten durch ſeine Angſt freundliche blaue Augen, und aus dem einen Auge funkelte Glaube, und aus dem andern Hoffnung, ſtrahlten ihm Muth ins Herz, Licht auf den Weg, und in aller Dunkelheit fand er einen Rath. Offen wollte er ſagen, wie es ihm ergangen, und wie er nicht möge; müſſe es dann erzwängt ſein, nun ſo dann in Gottes Namen, ſo könnten ſie zuſehen, wie es gehe, er vermöge ſich dann deſſen nicht.

Wie er ſo ſtudirte und die Worte probirte, die er der Mutter ſagen wollte, und die rechten wieder repetirte, damit er ſie gegenwärtig hätte, wenn's an's Reden ginge, ſah er auf einmal vor ſich ein Lichtchen. Das Lichtchen ſchien hin und her zu ſchwanken, ſtund bald ſtille, bald bewegte es ſich vorwärts, ſchien bald hoch, bald niedrig, bald verſchwand es; dann war es urplötzlich mitten in der Matte, durch die Jakobli eben gehen mußte. Viel von feurigen Männern hatte Jakobli ſchon gehört, aber keinen noch geſehen. Er wußte, daß das Männer waren, die Markſteine verſetzt hatten, Land geſtohlen, oder ungerecht Gut vergraben und es hüten mußten als hölliſche Hunde mit feurigen Augen. Er hatte gehört, wie einſt einer einem Fuhrmann nachgeſprungen ſei und ihm die Hand geboten habe. Der Fuhrmann aber, nicht dumm, ſtreckte den Geißelſtecken dar ſtatt der Hand, und an ſelbigem ſeien alle fünf Finger eingebrannt geweſen. Andere hätten Leute gelockt in tiefe Löcher und Glunggen und dort ſie erſäuft elendiglich. Das alles wußte Jakobli, und jetzt ſah er vor ſich ſolch einen feurigen Mann, und bald ſah er ihn nicht.

und allemal, wenn er ihn wieder ſah, war er näher, ſchien größer und feuriger. Jetzt erſt begann der arme Burſche zu fühlen, was eigentliche Angſt ſei. Das Herz zog ſich ihm zuſammen, wie ein Geldſeckel zuſammen geht, wenn man am Schnürchen zieht; die Beine ſchlotterten ihm, Schweiß bedeckte ihn, und der feurige Mann kam immer näher, doch nur langſam. Er wollte fliehen; da that der feurige Mann einen Satz, es war ſchrecklich, er glaubte ſchon, ſeine feurige Fauſt faſſe ihn im Nacken — dann ſah er ihn plötzlich nicht mehr. Wohl, da tauchte er wieder auf, kroch näher ganz niedrig, flammte feuriger als nie, und fing jetzt ſogar an zu reden, aber nur ganz leiſe und in fremder Sprache, er konnte nichts verſtehn, aber es war, als ob zwei redeten; ja jetzt ſah er hinter dem feurigen Mann einen Schwarzen, einen dicken langen Schwarzen, und der kam mit und hielt den andern, aber an was ſah er nicht; das war alſo der Teufel, der den andern langſam ſpazieren führte auf dem Anger ſeiner Schande. Jetzt aber war es Jakobli nicht mehr zu helfen; fliehen konnte er nicht, neben aus konnte er nicht, verſtecken auch nicht, er begann zu beten leiſe, lauter, immer lauter, je näher der Schwarze kam mit dem Feurigen vor ſich her. Da kam ihm in Sinn, daß, wenn gebetet werde, die feurigen Männer näher und näher kämen, wie die Schmachtenden zur Quelle; und richtig, plötzlich ſchoß der Feurige auf ihn zu wie ein Habicht auf eine Taube, und verſtändlich deutſch rief er: „Herr Jemer, Herr Jemer!“ und hinter ihm drein rief der Schwarze: „du donſtigs Stürchli du, gieb doch Acht, wofür heſt d's Liecht!“

Und zu ſeinen Füßen hob der Feurige ſich auf, und das war Mädi, und hinter ihm der Schwarze war Anne Bäbi. Die beiden Weiber hatten, als es dunkelte, Jakobli's Abweſenheit nicht länger zu ertragen vermocht; ſo lange war er ſein Lebtag noch nicht ausgeblieben, und noch dazu ohne Laternli. Beide dachten das gleiche, und keins wollte den Na-

men haben. Mädi wollte dem Sami angeben, er müſſe Oel holen. „Hättſch es früher g'ſeit, jetzt gah nih nimme," ſagte Sami. Anne Bäbi wollte Hansli ſchicken, und ſagte, er könnte dem Bub entgegen, ſo hätte der kürzere Zyti. „D'Lederſchuh heig d'r Schuhmacher, ſagte Hansli, und d'r Weg ſyg ihm kündſ," und ſetzte ſich hinter das Haus aufs Bänkchen. „Und wenn er z'mitts am Erſufe wär, er züg ne nit uſe, dä Uſlath," ſagte Anne Bäbi in der Küche.

„He, we's d'r dienet iſt, ſo will ich das Laternli nehmen, und dann gehen wir mit einander, ſagte Mädi, aber alleine geh ich auch nicht, ih förchte m'r düre Pſchlag, und b'ſungerbar dur d'Matte. Es iſt ung'hürig a bede Orte. Im Pſchlag ſoll e Ma und e Frau umecho, die dert es unzytigs Ghing vergrabe hei us Gyt, will ſi ihm kes Bäumli hei mögе lah mache, und i d'r Matte, da ſy de die fürige Manne, mängiſt ganz Kuppele, und die ſolle auf dem Wybervolk ſy wie Ketzer. Aber wenn üſere zwen gange und noh mit eme ne Laternli, ſu werde ſi eim wohl rühzig lah. G'ſpenſter ſchüche d's Liecht, ſeit me." Das war Anne Bäbi anſtändig, indeſſen zeigte es es doch Mädi nicht und branzete auf dem ganzen Wege mit ihm; bald hielt es das Licht zu hoch, bald zu niedrig, bald ſollte es voran gehen, bald hinter her, weil das Licht blende. Wenn Mädi ſtolperte über die vielen Wäſſergräben und dahin ſchoß über den Boden weg, und mit Noth das Laternli davon kam, ſo kriegte richtig Mädi allerlei Titel, doch nur leiſe, denn auf einer ung'hürigen Matte ſchickt ſich das Zanken nicht wohl, ſelbſt zweien Weibern nicht, b'ſunderbar z'Nacht.

Aber Jakobli hatte auch hell aufgeſchrien, als der feurige Mann zu ſeinen Füßen kugelte, ſo daß auch die Weiber kreiſchten vor dem unerwarteten Schrei, und meinten, Mädi ſei auf ein Ung'hür trappet und das ſchreie ſo. Es ging lange, bis Jakobli begriff, daß Mädi und Mutter vor ihm ſeien, und noch länger begriff Mädi nicht, daß Jakobli nicht

das Ungeheuer ſei, welches einen Gux' ausgelaſſen. Anne Bäbi balgete den Jakobli, daß er ſie ſo erſchreckt, und Jakobli ſagte, er hätte ſich faſt g'förchtet und gezlaubt, es käme die Matte herab ein feuriger Mann und noh eine by nihm, er dörf nicht ſagen wer. Das nahm Anne Bäbi ſehr übel, daß er ſie, ſeine leibhaftige Mutter, für ein Geſpenſt genommen, oder für noch was ärgers. Es hätte doch denken ſollen, ſagte es, daß ſie es ſeien und niemere angere; d'Mutter gar füre Tüfel z'näh, het me je vo ſo öppis g'hört! Anne Bäbi war nicht von dieſem Gedanken abzubringen, zu ſehr großem Verdruß von Mädi, welches gerne den Reiſebericht gehört hätte. Von dem war aber dieſen Abend nicht die Rede. Anne Bäbi hatte dieſes im Kopf, Hansli war nicht g'wunderig, und gäb was Mädi probirte, es mußte mit ungeſättigtem G'wunder ins Bett.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Jakobli heim kömmt, kriegt er Räthe.

Am folgenden Morgen kam die Mutter und nahm die Sonntagskleider in Empfang, während Jakobli noch im Bette lag, brachte die Werktagskleider und erlas, wie üblich, die Säcke. Das Büſcheli Münz legte es auf den Tiſch, fuhr zwei, drei Mal in allen Säcken herum, und frug endlich: „Aber Bueb, wo heſt d'Blattere mit de Neuthalere?" „Es het m'r ſe g'no," ſagte Jakobli faſt weinerlich. „All ſame? ſagte Anne Bäbi, das iſt wohl viel ungereiniſt, aber wo die waren, ſind noch mehr. Aber all hätt ich ihm doch nicht gelaſſen, es waren mehr als fünfundzwanzig; die angere wäre ſuſt o noh g'bruche gſy." „Es hat ſie nicht alle bekommen, faſt zehn mußte ich für eine Uerti bezahlen, und ich habe ihm

gesagt, es solle sie mir wiedergeben, aber es hat nicht wollen," sagte Jakobli. „Du bist doch d'r Leidest, aber grad so eine Frau mangleſt du, es könnte sonst jedes Kind mit dir machen was es wollte; aber wohl, die wird dich schön rangiren; d'Sach ist also richtig, wenn seu m'r uf Burdlef?"

Nun schlug Jakoblis Herz, nun mußte er den gestern geladenen Schuß thun; aber als ob es ein alter verrosteter wäre, wollte er lange nicht losgehen, bis Anne Bäbi sagte: „was hast du so zu lurggen, red doch use." „Es hat mir nicht gefallen, sagte endlich Jakobli, und ich wollte grüslich gern, es würde nichts aus der Sache, und wie ich vernommen, haben sie böses Lob allenthalben." Nun erzählte er, wie er die Sache angetroffen, wie man ihm es gemacht, was ihm die Wirthin und das Schwummmannli gesagt, und daß man ihn nur möchte für e Hunghafe, und für e Narre z'hah, und d's selb wär ihm doch neue grüselig, so müsse d'rby z'sy so lang er lebe.

Aber aus allem dem ließ Anne Bäbi 'ihm nichts gehen. Er hätte darnach gethan, sagte es, darum sei es ihm auch so gegangen; mi muß de so thue, wenn man einem Meitschi gefallen wolle, nit tanze und nit mit ihm hei. Es hätte es gerade auch so gemacht wie Lisi, es wüßte nicht, warum ein junges Meitschi nicht tanzen sollte, und mit wem man tanze, mit dem gehe man heim. Und er hätte ja daheim nicht einmal nach Lisi gefragt, oder hätte etwa die Mutter gehen sollen und ihm noch die Thüre aufthun? Ja wolle! Daß die Uerti groß gewesen sei, dessen vermögen sich ja d's Zyberliburen nichts, der Wirth hätte sie gemacht und nicht sie, und wenn man eingeladen werde, so wüßte es nicht, warum man der Sach borgen solle, wenn man alles umsonst habe. Und es mache ja nichts, sondern sei eine gute Gelegenheit gewesen zu zeigen, daß er Geld hätte. Wie brav sei es nicht von Lisi gewesen, daß es ihm noch das Geleit gegeben; es hätte es chum gethan, wo es junge gly syg. Daß es ihm das

Geld genommen, geſchehe ihm recht, und Liſi hätte gar recht gehabt. Warum hätte er ihm nichts gekramet, wie es öppe d'r Bruch ſei; wenn es öppis het welle übercho, ſu het es ſelber müſſe näh. Du heſt's grad wie d'r Aetti, dem wär auch ſyr Lebtag nie z'Sinn cho m'r öppis a z'biete, weder Spys noh Trank, noh Chleider, und we nih nit hah welle blutt laufe oder Hunger ſterbe, ſo hah nih o ſelber müſſe näh, wohl, das lert me de bi fyllige Knüdere, wie du und d'r Aetti ſy beidſame."

Aus den erhaltenen Nachrichten wollte es ihm durchaus nichts gehen laſſen. Es ſehe, die Leute ſeien allenthalben gleich, könnten niemand ruhig laſſen, und gönnten niemand ſein Glück, und wenn ſie jemand aufweiſen könnten, ſo ginge ihnen das über Metzgete und Sichelten. Man müſſe ſich den Leuten gar nicht achten, ſonſt komme man heutzutage gar nicht durch die Welt. Und was Jakobli ſagen wollte vom Hausweſen und der Landwirthſchaft, das fertigte Anne Bäbi mit den kurzen Worten ab, „was wollte ſich e ſellige, wie du biſt, darauf verſtehen, ſo komm mir nicht; da ſieht man, wie du aufgewieſen biſt." So hatte Jakobli all ſein Pulver verſchoſſen, und rein umſonſt. Wie man Schuß um Schuß auf ein Rhinozeros ſchießen kann, und noch mit groben Kugeln, und es giebt nicht einmal ein Dümpfi in der Haut, ſo hatte Jakobli alle ſeine Schüſſe abgefeuert und kein einzig Dümpfi gemacht in Anne Bäbis Entſchluß. „Seh, ſtang uf, ſagte es, d'r Kaffee kaltet ſonſt, und de im Stübli fingſt noh es Plättli Eierröſti."

Müde und trübſelig ſtand er auf, aber eſſen mochte er nicht. Er trappete in den Stall zu den Tauben, ſah, was es neues gegeben. Da fragte ihn der Vater: „Fehlt d'r?" „Aparti nicht," ſagte Jakobli. „Wie iſch gange?" fragte der Vater. „O öppe nit am beſten," ſagte Jakobli. „Hets d'r nit g'falle?" fragte Hansli. „Nein, wäger nicht, ſagte Jakobli, und wenn ih ume nüt meh vo dene Lüte wüßt." „Ho,

ſagte Hansli, da wird me noh geng d'Wehli hah. „Es düecht mich auch," ſagte Jakobli, und war wieder heiterer und konnte dem Sami ſagen, er hoffe, es gebe nichts davon, der Vater wolle es auch nicht. „Und d'Mutter?" fragte Sami. „Die meint, es müſſe ſein," antwortete Jakobli. „Ja, ſo gieb Acht und wehr dih brav, rieth Sami, we die öppis im Gring het, ſo blast's weder d'r Byſluft drus noh d'r Wetterluft."

Das arme Mädi war am böſten dran, der G'wunder verſprengte es faſt, und niemand gab ihm Bericht; und Anne Bäbi hütete den Jakobli vor Mädi ſo viel es konnte, weil es wohl dachte, wenn Mädi dazu reden könne, ſo mache es dem Bueb den Gring auch noch groß.

Als am Abend Hansli mit Anne Bäbi alleine war, ſagte Hansli: „Es g'fallt dem Bueb nüt, ih däich, mir ließ es ſy, es git öppe noh angere." „Was, ſagte Anne Bäbi, mir ließen es ſein! Du haſt gut reden du, du Knüder du, du haſt ja keinen Tritt v'rſetzt darfür. Die Müh und Läuf und Gäng habe ich alleine gehabt, und d'Schang ſött ich auch alleine haben, wenn es aus der Sache nichts gäbe. Iſt d'Sach ſo nach zueche g'werchet, ſu däich ih, es gebe etwas daraus, ich will de nadiſch luege, ob ich zu keiner Sache mehr etwas ſagen ſolle." So begehrte Anne Bäbi erſt mit dem Mann auf, dann über Jakobli, das ſei ein dummer Bueb u ſynere müß me ſih gar nit achte, er ſei aufgewieſen worden von böſen Leuten. Es ſei nur einmal reuig, daß es ihn ſo alleine habe gehen laſſen. Aber das werd er ſchon vergeſſen, und wenn es einmal geſchehen ſei, ſo werde niemand fröher ſein als er. Es hätte viel gehört, man ſolle die Kinder nicht alles Meiſter laſſen, ſonſt komme es nicht gut. Hingerdry danke ſi eim de, we me ſe recht g'rangſchirt heig, und es glaub's, und ſo well es ſih nit v'rſünge a ſym einzige King, wo me ja ſys Glück well u nüt angers, und d'Sach müß zwängt ſy. „Meinſt?" fragte Hansli. „Ja ih meine, ja!" ſagte Anne Bäbi.

Am folgenden Tag befahl Anne Bäbi dem Sami, er müß zum Sattler und ne heiße ḥo; am Wägelikommet müß d's Hingerg'ſchirr plätzet ſy und d'r ganz Kommet g'ſalbet, und es preſſir, ſie mangletes, ſie wette neue bald ausreiten. „Ausreiten, dachte Sami. Ausreiten wollt ihr?" fragte er Jakobli. „Weiß nüt," ſagte dieſer. Da erzählte Sami ſeinen Auftrag. „Nimm dich in Acht, ſetzte er hinzu, d'Sach iſt nicht richtig, es wird ſölle zwängt ſy, aber thu's nit, wehr dih; wenn's ſo iſt, wie d' ſeiſt, mih zwängti me mit viere Roſſe nit."

Während Anne Bäbi Mädi hütete und nicht an Sami dachte, rührte der ihm Wuſt in die Milch; ach, Anne Bäbi dachte nicht daran, wie ſchwer es iſt, etwas durchzuſetzen, das man in ſeinem Kopf hat und ſonſt in keinem andern iſt, und wie noch viel ſchwerer es iſt, zu verhüten, daß die andern ſich gegenſeitig etwas in die Köpfe ſetzen, was dem, welches man in dem eigenen hat, ſchnurſtraks entgegen iſt. Die Diplomatik iſt ein Punkt, mit dem ein Anne Bäbi nicht recht fortkömmt, und doch giebt es kein Anne Bäbi, von dem Diplomaten nicht noch was lernen könnten.

Jakobli fragte den Vater: „Wo muß es hi g'ritte ſy?" „Weiß nit," ſagte Hansli. „Uf Burdlef denk, wäge dyr Sach." „Gah abſäge?" fragte Jakobli. „D'Mutter iſt nit Sinns," ſagte Hansli, „du ſeieſt nur aufgewieſen, und we me's einiſt richtig macht, ſo iſt's de für." „Aber Vater," ſagte Jakobli, „doch recht nit; ih mag ſe nit; wed' g'ſeh hättiſt, wie ſie mit mir umgegangen ſind. Für e Hung hei ſi mih g'hah, und we ſi mir's jetz ſo mache, wie wurd's erſt gah, we de d'Sach richtig wär?" „Es beſſereti viellicht, u mi g'wahnet ſih. Ih wett emel probire, d'Lüt ſäge gar mängs," antwortete Hansli. „Ach mein Vater," ſagte Jakobli, „wäger, wäger mag ih nit; es gruſet mir ab dem Weibervolk; lieber wett ih noh Mädi." „Oeppis Narrs e ſo," ſagte Hansli, und lachte zur Seltſami einmal. „Es iſt

m'r Ernſt, Vater," ſagte Jakobli, „numme die nit; es düecht mih, lieber wett ih ſterbe." „Nit, zwänge wott dih nit; es iſt notti kes Muß, aber es wär m'r afe, daß das Kär aufhörti und das G'ſpreng; es iſt m'r afe erlidet," ſagte Hansli. „He nu ſo de," ſagte Jakobli, „ſo ſägs em Müetti, es ſoll mih nimme plage, ih wett lieber ſterbe." „Aber," ſagte Hansli, „es muß doch öppis a d'r Ufwyſig ſy; heſt m'r nit g'ſyt, es gefall d'r?" „Wenn? Aetti, nit daß ih wüßt," ſagte Jakobli. „He b'ſinn dih, i d'r Hofſtatt, wo m'r B'ſchütti us tha hei," ſagte Hansli. „Du heſt neuis g'ſeit, aber ih hab's nit recht chönne v'rſtah," ſagte Jakobli, „aber vo Hürathe het m'r ke Mönſch nüt g'ſeit." „He nu ſo de," ſagte Hansli.

„D'r Bub wott nit, u es iſt ihm Ernſt," ſagte Hansli ſeinem Anne Bäbi, ſobald ſie zufällig unter vier Augen kamen. „Su wehr er ſih, mynethalb," ſchnauzte Anne Bäbi, „d'Sach muß doch ſy, u we du e rechte Vater an ihm wäreſt, ſo ſeitiſt du ihm d'Sach o; aber ih merke wohl, du wyſiſt ihn auch auf. Du wirſt meinen, an zwei Weibervölkern hätteſt du genug. Aber wart ume, es nimmt mih de z'letzt wunger, wer Meiſter iſt, und ob ih mih de ſo ſöll lah z'Schange mache. Da cha me nümme hingerzi, g'ſchribe iſt g'ſchribe, u frag d'r Bub, wie mänge Neuthaler d's Meitſchi vo nihm het. Wenn d'prozedire witt, ſu prozedir mynetwege, d'Sach geit mih de o nüt a, du chaſt de luege." Als Hansli von Neuthalern und Prozediren hörte, erſchrak er gewaltig und d'Sach gab er verloren. „Nein, beim Schieß," ſagte er, „prozediren will ich nicht; bin mein Lebtag vor keim Richter gſy, und d'r Aetti o nit und d'r Großätti nit. Es wird müſſe ſy."

„Säg du," ſagte Hansli dem Jakobli, auf dem Bänkli beim Stall, „es muß doch ſy, mit d'm Prozidire wott ih nüt z'thue hah. Oeppe nit ſchwer näh mußt es, mi het ſih grad a alles g'wahnet. „O, Aetti ih ſtirbe!" „Häb nit Kummer,

ſagte Hansli, ih hah noh nie g'hört, daß neuer am Wybe g'ſtorbe ſyg. Es het mir afangs o ungwahns tha, aber ih hah mih neue grad hëume dry ſchicke. Mi muß ume denn nit mine, daß me meh alles ſäge well, wo ein z'Sinn chunt." „Und ih ma nit und ih wott nit," ſagte Jakobli, an die Warnung Samis denkend, daß er ſich wehren ſolle. „He nu ſo de," ſagte Hansli, „da cha nih de nit helfe, ſu mach, was chaſt," und ſomit ging er ins Futtertenn und ſorgte für die Kühe.

„Su mach, was chaſt!" Die Worte tönten wieder und immer wieder in Jakoblis Ohren, und hatten einen grufam troſtloſen Klang. Das hätte er doch vom Aetti nicht geglaubt, ſagte er, er hätte es ſonſt ſo gut mit ihm gemeint und jetzt: „Su mach, was d'chaſt!" So möge er nicht mehr leben, denn was ſolle er machen? Wie prozediren, wie gegen Liſi ſich wehren, wie der Mutter widerſtehen? Und während er ſo in ſeinen finſtern Gedanken troſtlos ſchwamm, wie ein Schiffbrüchiger im wilden Meer in ſchwarzer Nacht, nirgend Licht, nirgend Land, kam noch die Mutter hinter ihn und begehrte auf: Was er doch für ein undankbarer Löhl ſei und ſein Glück mit Händen und Füßen von ſich ſtoße, ſo e Bravi bekomme er ſein Lebtag nicht mehr. Aber ſie thue es ſy Seel nicht, ſie ſei bis dahin eine Mutter an ihm geweſen und wolle es ferner ſein; man müſſe ihn noch haben wie ein Kind, und ſein Glück müſſe man ihm mit dem Löffel einſtoßen, wie einem Kind den Brei, wenn das ſih ſcho wehri u brülli, mi gäb ihm nüſti Brei, bis d's Pfännli leer ſyg. Es wolle nicht ſolche Schande erlebe und d's wüſteſte alles gah uſſtah ſynetwege, es heig afe gnue uſgſtange, und es möchte jetz de afe a d'Ruh. Drum helf jetz alles G'ſtürm nüt, und er ſoll ſich nur niederlaſſen. Von Prozeſſiren wollen ſie nichts, und vo Eidigen wollten ſie nichts wiſſen. Wenn es ihm nicht recht geweſen wäre, ſo hätte er es von Anfang ſagen ſollen, und ſie nicht ſollen machen laſſen, bis d'Sach richtig

gſy ſyg. Aber daraus ſehe man, daß er nur aufgewieſen ſei, ſonſt hätte er anfangs g'redt, und es ſei ſchlecht von ihm, daß er auf andere Leute mehr höre, als auf ſeine leibhaftige Mutter. Aber Undank ſei der Welt Lohn, aber einer Mutter thue es weh! —

Was Jakobli auch einwenden wollte, die Mutter hörte nicht, ward immer böſer, lief hinaus. Aber das Herz war ihr ſo voll, daß, als ſie zu Mädi kam, kein Zapfen halten wollte auf ihrem Herzloch, ſo wenig als auf einem Krug ſchäumenden Märzbiers, nachdem einmal Luft dazu gekommen iſt; ſie packte vor Mädi aus, das eigentlich von allem nichts wiſſen ſollte. Jetzt hätte ſie bald genug, klagte ſie, bis zueche a laſſe man ſie machen, zuletzt ſolle es nicht gut ſein, und ſie alleine den Schmutz auf dem Aermel haben. Aber es nehme ſie wunder, ob ſie nicht mehr Meiſter ſei. Sie wiſſe wohl, woher Jakobli Uſwyſig habe, aber das ſoll denen nichts helfen und auch ihm nicht. Es chöm de e Zyt, wo ner froh ſy werd, daß me ne nit heig lah mache. Das wär ere aſe, wenn's am andere Donſtig wieder z'leerem abgehen ſollte. Sie dörft ſih ja nimme zeige vor de Lüte, und es wüßt ke Mönſch, was dieſe anfingen. Aber ſo chöm's, we me e ſellige Ma heig, der in Gottes heilige Name nichts ſei, hingeſer nit und vorfer nit, und dä me b'richte chönn bald dä Weg bald dieſe Weg; aber dä well ſie noh b'richte, daß er d's Loſe v'rgeß und daß er wüß, daß er b'richtet ſyg.

Mädi hörte dieſem allem ſtyf zu, hatte ſeine Galgenfreude daran, und hütete ſich wohl durch Gegenreden die Finger zueche z'hah und ſo zum Blitzableiter zu werden. Es ſagte bloß, es nehme es wunger, das Mönſch einiſt zu ſehen, fragte wie es eine ſei, und warum Jakobli, wenn es ſo nes bravs ſei, doch nicht wolle. So ward Mädi durch Liebe liſtig und Anne Bäbi durch Zorn zutraulich und klagte ſich faſt d'Finger ab, wie man es ihm wüſt mache, aber wie es

ſy armi Thüri nit lugg ſetz. Jakobli werde es denn einiſt g'ſeh, was er ihm zu verdanken hätte.

So ſind die Anne Bäbi, was ſie gut dünkt, ſoll andere auch gut dünken, und was ſie meinen, das gut ſei, ſoll jeder für ſein Glück halten. So ein Anne Bäbi weiß gar nicht, was Glück iſt, meint das ſei Glück und jenes ſei Glück, eine Frau wie ein angeſtrichenes Fürſprützehüsli ſei ein Glück, oder eine mit hunderttauſend Pfund ſei ein Glück, oder eine mit einem ſchönen Namen ſei ein Glück, und nun ſoll jeder wohl leben am Fürſprützehüsli, oder an den Pfunden oder am Namen. Und wenn Einer nicht wohl daran leben will, ſo ſchreien ſie Zetermordio und meinen, man müſſe ihn zwängen, hintendrein werde er dann danken.

Ja, ſo ein Anne Bäbi, das den Kaffee heiß trinkt, kann gar nicht begreifen, daß jemand ihn lieber kühler trinkt, und ſagt, ich begreife my Armi nit, wie du ne dä Weg maſt, we nih Meiſter wär, wohl, dih wett ih ne lehre trinke, wie me ne trinke ſöll. So ein Anne Bäbi weiß umme ei Weg, und was nit uf dem Weg iſt, iſt uſem Holzweg. Es liegt aber das Glück nicht in den Dingen, ſondern in der Art und Weiſe, wie ſie zu unſern Augen, zu unſern Herzen ſtimmen, und ein Ding iſt einem viel werth, was ein anderer mit keinem Finger anrühren möchte, und mancher wird unglücklich, wo ein anderer ſein Glück gefunden hätte, ja einer kann heute etwas für das Höchſte halten, und morgen würfe er ihm nicht nur noch die Kappe nach, wenn jemand es ihm abnehmen würde, er gäbte noch die Zähne aus dem Munde dazu, die Haare vom Kopf. Gar verſchieden iſt der Geſchmack der Menſchen, gar wandelbar iſt der Geſchmack eines jeden Menſchen; voll Irrthümer iſt die Welt, voll Täuſchungen ſind die Augen.

Es iſt daher etwas gruſames, wie es nicht bald etwas gruſameres auf Erden giebt, wenn man jemand etwas aufdringen will, und oft für ſein ganzes Leben, das ihn widert,

das er behalten muß, auch wenn täglich sein Ekel an demselben steiget. Weiß man das ja nicht, und weiß man ebenfalls nicht, ob man sich nicht selbst getäuscht hat, ob man nach einem Monat, oder nach einem Jahr, oder nach einer Reihe von Jahren die eigene Täuschung sammt dem unseligen Zwang mit blutigen Thränen beweinen muß. Es ist fürchterlich ein solcher Zwang. Wohl mag es zuweilen einem weisen Menschen, der Welt und Herzen kennt, und nicht nur den Wandel der Dinge, sondern auch den Wandel der Herzen, erlaubt sein, einen von Gott ihm Anvertrauten abzuhalten oder wenigstens hinzuhalten, sein Leben an Nichtiges zu setzen, sein Glück an eine Thorheit; er weiß, daß jeder Rausch verflattert, und im Rausche sieht er den, der den Wurf wagen will. Aber es ist auch hier die größte Vorsicht nöthig, eine Weisheit, in den Stürmen der Welt erprobt, eine Liebe, die sich nicht verbittern läßt, nicht das Ihre sucht; wer mit Räuschigen zu thun gehabt, weiß, wie schwer sie zu behandeln sind, wie leicht der, den man vor leichtem Fall behüten wollte, den ganzen Leib aus dem Fenster oder ins Wasser wirft.

Aber von so etwas hat ein Anne Bäbi gar keinen Verstang, auf selligs G'stürm verstehe es sich nichts, sagt es, u was gut syg, syg gut, u wenn es es gut meine, su well es de bim Dolder luegen, ob man ihm nicht folgen sollte.

Es ist aber curios, solche Anne Bäbi findet man in gar mancher Haut, welcher man nicht Anne Bäbi sagt, die keinen Kittel an hat, keine Kappe mit Roßhaarspitzen auf dem Kopfe, und im Sommer Stumphosen an den Schychi, sondern Madam heißt und gnädige Frau, und Seide am Leib hat und Federn auf dem Kopf und glöcherte Strümpfe an ihren Schychi. Ja manchem dieser Anne Bäbi sagt man Hansli oder Jean, Hochgeachteter, ja Gnädiger (was beiläufig gesagt, das gleiche bedeuten soll), ja Ihre Hoheit oder gar Majestät, wo keinem Menschen in Sinn käme, daß in

dieſer hochgebornen Haut nur ein Anne Bäbi wäre und ſonſt nichts. Man muß auch nicht glauben, ſolche Anne Bäbi in hohen Häuten ſeien Raritäten, die alle Jahrhundert ein, höchſtens zehn Mal vorkämen, wie man z. B. Mammuthsknochen oder andere vorweltliche Ungeheuer auch nur ſelten ausgräbt und nur hier und da. Nein, von ſolchen Anne Bäbi wimmelt die Welt. Es iſt kein Dörflein ſo klein, es hat wenigſtens ein ſolches Anne Bäbi, das die Seinigen auf ſeine Weiſe glücklich machen will, und ſie ſchinden oder braten würde, wenn es damit ſie in ihr Glück einſalzen, oder vielmehr das Glück ihnen auffalzen könnte. In den Städten ſieht faſt zu jedem Fenſter eins heraus, und an den Höfen ſoll man in Verlegenheit ſein, jemand zu finden, der nicht eins iſt. Nach oben nimmt alſo die Zahl der Anne Bäbi zu, was man dem Namen nach nicht glauben ſollte. Leſe man nur Romane, ſo findet man in jedem wenigſtens ein Anne Bäbi, wenn nicht zwei; ſie heißen aber dort nicht ſo, ſondern Prinzen, Präſidenten, Miniſter, Grafen, Freiherren, Patrizier und Patrizierinnen; Bürgermeiſter, Schulzen und Statthalter, das ſind die mindeſten. Man meint, eine ſolche eigenſinnige Weiſe, Kinder glücklich zu machen, ſei eine Eigenthümlichkeit der höheren Stände, gleichſam ein nöthiges Vorrecht der Nobleſſe, denn was weiß die Canaille oder Racaille von Glück. Hoffentlich wird man ſich höchlich verwundern, daß dieſe Eigenthümlichkeit bei einem Anne Bäbi ſo gut ſein kann, als bei einem Prinzen; und höchlich ärgern wird man ſich, wenn man hört, daß dieſe Eigenthümlichkeit kein nothwendiges Vorrecht der höhern Stände iſt, ſondern nichts als eine Eigenthümlichkeit beſchränkter, einſeitiger, eigenſinniger, oder wie man die Menſchen nennt, welche mit Gewalt und allen zu Gebote ſtehenden Mitteln jemand ein Glück aufzwingen wollen, was derſelbe für ein Unglück hält und mit Händen und Füßen dagegen ſich ſträubt. O wie manches Blümlein iſt verwelket, weil die Eltern ſein Glück im Schatten eines

giftigen Baumes gesucht! O wie manche Kraft ist verpufft, weil die Eltern sie mit eisernen Ketten einem Drachen um den Hals gelegt oder in spanische Stiefel sie gesteckt! Aber was will man, irren ist menschlich, heißt ein gemein Sprüchwort. Wollen doch die meisten Menschen glücklich werden und werden es nicht, nicht nur weil sie die Wege zu ihrem eigenen Glück nicht kennen, sondern weil sie nicht wissen, was Glück eigentlich ist, und wo es zu suchen und zu finden ist; um wie viel mehr müssen sie sich im fremden Glücke irren. Aber eben so geht's, je weniger Einer Rath hat für sich, um so mehr rathet er Andern, und je dümmer ein Mensch ist, um so mehr glaubt er sich berufen, das Herrgöttlein zu spielen unter Blitz und Donner; thut als ob er den Schlüssel zu Himmel und Hölle in der Tasche hätte, und mit Händen und Füßen zerrt und sperrt er, will mit diesem zum Himmel, mit jenem zur Hölle, und wohin die eigene Seele fährt, daran denkt er nicht, und in welcher Himmelsgegend sein eigen Glück liegt, das weiß er eben so wenig.

So geht es aber, während man über seinen Nebenmenschen leszieht, vergißt man seinen Nebenmenschen, vergißt den armen Jakobli, dem gar elend war im Gemüthe. Der Vater hatte ihn verlassen, die Mutter setzte an mit aller Macht. Die Angst vor dem Eid, und die Angst vor Lisi peinigten ihn auf gleiche Weise, und was halfen ihm Samis Zusprüche: „Wehr dih, thu's nit.“ Er schlich umher wie ein Schatten an der Wand, stand bald hier bald dort und sah ins Blaue, und essen mochte er nicht, gäb wie ihn Anne Bäbi anfuhr, er thue es ihm nur zu leid, aber esse er oder esse er nicht, deswegen entrinne er Lisi nicht.

Anne Bäbi hütete Mädi nicht mehr, seit es angefangen hatte, mit ihm über die Sache zu reden und Mädi nicht widerredet hatte; es war froh, jemand zu haben, gegen den es recht auspacken konnte. Mädi aber war nicht Willens, gegen Anne Bäbi aufrichtig zu sein; das müsse nicht meinen, daß

es alles zwängen könne, ſagte es oft zu ſich, und wenn es den Jakobli nicht haben könne, ſo ſolle ihn Liſi auch nicht haben. E niederi angeri wär ihm recht, ume nit eini, wo d's Anne Bäbi well; we die de z'ſäme ſpiele wette, de erſt ſött es de nüt meh z'bidüte u zu ker Sach meh öppis z'ſäge hah. Ueber Jakobli war es allerdings böſe, daß er es nicht ſchätzte, und es hätte geglaubt, es hätte etwas beſſeres um ihn verdient; aber die Eiferſucht gegen Anne Bäbi war doch noch größer als die Liebe zum Bueb, und wenn er öppe eine vernünftige und manierliche Frau bekäme, wo ihm helf dem Anne Bäbi d'r Riegel z'ſtoße vor em Zwänge u d'r Ringge yz'thun, ſo ſei es ihm z'letzt gragglych.

Als es Jakobli ſo betrübt, hülf- und rathlos ſah, ſo machte es erſt die Spröde, und als Jakobli deſſen ſich nicht achtete, ſo ſagte es: „Ja gränn ume da i Himmel ueche, as wed' z'Himmel fahre wettiſt u d's Loch ſuchteſt. Es geſchieht dir i Bode yche recht. Gäll, hättiſt mir welle loſe u nit d'r wüſt Hung g'machet gege m'r, du wäriſt nit ſo z'weg wie ne Kuh, we d's Thürli zu iſch u d'r Metzger hingere. Jetzt chäſt ſelber luege, wie de z'weg chunſt; das Trüech, die Blättere, dä Mutthufe chaſt ga näh, u chaſt de luege, wie lang de's noh machiſt, ſo ne leide Hung wie d' biſt u e ſchittere. Aber notti chaſt mih dure; myr Lebtag bi ih e dumme Hung gſy u hah es guts Herz g'ha, u wed' mir es einzig guts Wörteli gäbiſt u m'r verſpruchiſt, du welliſt nit meh ſo wüſt gege m'r ſy, ih chönnt d'r drus helfe, u wed' mih nit wotſch, ſu chaſt de e angeri näh, we de minſt, es luege e angeri beſſer zu d'r; aber ume die ſotſch nit hah, mit dem blieb ih ke Stung im Hus." Da ſagte Jakobli, Mädi wiſſe ja, wie werth es ihm ſei, und wie er ihm immer daran ſinne wolle, was es für ihn gethan, und wenn es ihm jetzt daraus helfe, ſo wolle er ihm's auch nie vergeſſen, und Sorge tragen zu ihm in ſeinen alten Tagen. Aber wegen heirathen wüßte es ſelbſt, wie das nicht gegangen wäre wegen den Leuten, wie

gerne er auch wollte. „Was frage ich den Leuten nach, ſagte Mädi, we me ſih dene achten wollte, ſo wüßt ja ke Mönſch, wie me thue ſött, was die eine wollen, gefällt den andern nicht. Aber notti erbarmiſt mih u weißt was? morn e Merge ſtang nit uf u ſäg, du ſygiſt krank gruſam, u ſtang nit uf, g'hörſt, bis d'r Douſte v'rby iſt, es wird de v'rtublet, u z'letſch ſeit niemere nüt meh, u d'Sach erlöſcht vo ſelber." Ehe noch Jakobli antworten konnte, ſtrich Mädi ſich um die Ecke, man hörte Anne Bäbi kommen und räſoniren, wo doch die Leute ſeien, und wenn es meine, es ſei etwas gemacht, ſo hätte es noch ke Mönſch mit ere Hang ag'rührt. So möchte es nicht mehr dabei ſein, und es ſei gut, daß bald hier e angeri predige.

So blieb Jakobli die Antwort, welche er geben wollte, im Halſe ſtecken. Nein, hatte er ſagen wollen, krank ſtellen, das thue er nicht; eine Krankheit z'Wort haben das ſei eine b'ſungerbare Sünde. Als er in der Unterweiſung geweſen, da hätten auch Einige eine Unterweiſung um die andere gefehlt und dann z'Wort gehabt, bald ſie hätten Kopfweh gehabt, bald Bauchweh, bald ſonſt was. Da hätte der Pfarrer geſagt, daß hie und da eins krank ſei, das glaube er gerne, und wenn eines krank ſei, ſo wolle er nicht, daß es in die Unterweiſung komme; aber es dünke ihn, das Kopfweh und Bauchweh hätten ſie wohl viel, daß es ſo ſtark regiert, hätte er noch nicht erlebt, und doch ſei er ein alter Mann; er müſſe daher glauben, ſie hätten es nur z'Wort, und da müſſe er ihnen etwas ſagen, Geſundheit ſei eine gar große Wohlthat, und wenn man ſie habe, wiſſe man nicht einmal wie groß ſie ſei, ſollte aber doch Gott alle Tage dafür danken und ihm anhalten, daß er ſie fürder dauern laſſe. Sage man aber, man ſei krank, während man die Wohlthat noch genieße, ſo verläugne man nicht bloß eine Wohlthat Gottes, ſondern dichte ſich ein Uebel an, das man nicht wolle, nicht begehre, klage über eine Heimſuchung Gottes, die man nicht

erfahren; das nun ſei nicht bloß eine Sünde der Undankbarkeit, ſondern ſei ein Frevel, eine Verhöhnung von Gottes Macht und Güte. Man ſolle Gott danken, von einem Uebel frei zu ſein; dichte man ſich daſſelbe an, ſo müſſe man erwarten, daß Einen Gott damit ſtrafe, und wenn es über kurz oder lang komme, ſo müſſe man denken, man habe es verdient, ja habe es freventlich herbeigerufen. So hatte der Pfarrer geredet und damit gar manches Kopfweh und Bauchweh vertrieben; denn was ſo klar und faßlich zu Tage liegt, das verſteht ein einfach Kind oft beſſer und behält es länger als eine gebildete Perſon, die ihre Launen hat und nach ihren Launen redet, ſo und anders.

Jakobli wollte nichts von Mädis Mittel, aber was er ſonſt wollte, das wußte er nicht. Er ſtand herum, traurig, niedergeſchlagen, aß nicht, redete nicht, und war froh als der Tag um war, daß er ſich ins Bett legen konnte, und doch that's ihm weh, daß wieder ein Tag um, und um einen Tag der Donſtag näher war. Von dem vielen Staunen dünkte es ihn, thue ihm der Kopf weh, und wenn er nur ſchlafen könnte, daß er vom Kopfweh käme und an Liſi nicht denken müßte, ſo wäre ihm am baaſten. Aber der Schlaf, ſonſt ſein guter Freund, wollte nicht kommen, ſondern wie eine Pflanze in der Erde Schoos wächst, und zuweilen hoch auf wächst in einer Nacht, wenn die Nacht fruchtbar iſt, ſo ſchien ihm auch ſein Elend zu wachſen in ſeiner Seele Grund, hoch und immer höher, daß er nicht mehr darüber aufſehen konnte, und die Angſt davor legte ſich ihm auf die Bruſt, ſchwer wie ein Leichenſtein, daß er ſchwer den Athem fand, jeder Athemzug ein Seufzer ward, bis das Seufzen zum Weinen ward, ſo wie wenn die Luft ſchwer wird, daß ſie hohl durch die Bäume fährt, der Regen kömmt. Aber wenn's regnet, wird die Luft leichter, hingegen auf's Weinen der Kopf gerne noch ſchwerer. Nach dem Weinen kam wohl der Schlaf, aber der Schlaf war kein Engel, der in ein ſüßes Vergeſſen den Menſchen

wiegt und mit holden Bildern dem Schlummernden den trüben Tag erſetzt, den fröhlichen Tag einrahmt in wunderbares goldenes Schauen; er geſtaltete ſich zu einem finſtern Ungethüm, das mit harten Streichen ihm das Bewußtſein nahm, und dumpf und ſchwer das Blut ihm durch die Adern trieb, und wie hie und da durch die dunkle Nacht der graſſe Blitz fährt, in die Nacht der Bewußtloſigkeit grauſe Geſtalten ſenkte, die ſeine innere Angſt an einen äußern Gegenſtand feſſelten, den Schweiß ihm auf die Stirne trieben.

Erſt als man ihn zum zweiten Male rief, erwachte er am Morgen. Da lag es ihm wie Blei über den Augen und in allen Gliedern, wie zerbrochen kamen ihm die Gelenke vor, er mochte nicht aufſtehen, immer wieder fielen ihm die Augen zu, aber Schlaf hatte er nicht; ſturm, matt war ſein Kopf. Endlich kam die Mutter und wollte ihn aufmuſtern. Wenn's graggiych wär, ſo ſollte man ihn doch liegen laſſen, es ſei ihm gruſam übel, ſagte er. Vielleicht beſſere es ihm bis gegen Mittag. „Wenn d'äſeſt und thäteſt wie ein anderer Menſch, ſo wäre es dir nicht übel, ſagte die Mutter, und wenn ſie ihm das z'Morge ins Bett bringe, wie ame ne Herr, ſo werd es ihm ſchon beſſern.“ Als Jakobli nichts eſſen wollte, ſo mußte Meliſſethee angerichtet ſein, und Jakobli mußte trinken, er mochte wollen oder nicht. Mädi hatte aufgepaßt hinter der Thüre, und große Freude, daß Jakobli ſeinen Rath befolge, wie es meinte, und ſchüttelte den Kopf, als Anne Bäbi mit dem Thee focht, und meinte, ob's nicht beſſer wär, wenn man gleich zum Doktor ginge; es hätte immer gehört, die böſten Krankheiten fingen mit Gringweh an, u we's d'rzu eim noh i de Gliedere ſyg, ſu heig me Zyt, d'rzu z'thue. „Was wollteſt du darauf dich verſtehen, ſagte Anne Bäbi, du haſt dyr Lebtig umme-ei Krankheit g'ha, u die het ganz ame angere Ort ag'fange.“ „Was für eine dann?“ fragte Mädi. „He, ſagte Anne Bäbi, d's Maune, und de het diy nie kene welle.“ Der Stich ging Mädi durch und

durch, indeſſen ſagte es bloß: „He nu, ſu het doch de kene z'viel a m'r überche.“ Aber bei ſich dachte es: „Wart ume, du alte Her, dir will ich es eintreiben; du mußt noh lehre, was Mädi cha.“

Als der Mittag da war, ſagte Jakobli, wenn es gleich wäre, ſo möchte er im Bett bleiben, er hätte ſo heiß am Kopf, und im Bett ſei ihm am wöhlſten. Anne Bäbi waren vorhin Mädis Worte doch hineingegangen, wenn es ſchon nichts darauf zu achten geſchienen. Krankheit machte ihm bang, und wenn Jakobli krank ward, ſo konnte am Donſtag die Sache in Burgdorf nicht richtig gemacht werden. Zudem raunte Mädi dem Hansli ins Ohr: „Jakobli ſei gruſam übel, und es ſei doch grüslig, Anne Bäbi wells nit glaube.“

Hansli hielt nicht viel auf dem Doktern, wie bekannt, aber mit dem Sohn hatte er doppeltes Mitleid; erſtlich wegen der Krankheit ſelbſt, zweitens, weil er heirathen ſollte und nicht mochte. Es muß allweg ſy, dachte Hansli, aber d'r Bub dur ne doch gnue, weil er nit mög. Jetzt ging er in die Küche, zündete ſein Pfeifchen an und fragte Anne Bäbi: „Steit er uf?“ „Neiu,“ ſagte Anne Bäbi. „Wenn's ihm ſövli fehlt, ſött me nit luege?“ fragte Hansli. „He, das preſſirt emel einiſt nüt, we's de ſy muß, ih wills de ſcho ſäge. Ih weiß nit, was das für es G'angſt iſch.“ Aber Anne Bäbi wurde es ſelbſt angſt, und es düechte ihn's, Jakobli hätte mehr und mehr Fieber. Als er Nachmittags ein wenig ſchlief und im Traume redete, was er ſonſt nie that, redete vom Sterben, vom Himmel, von ſchönen Engeln, da meinte Anne Bäbi, er ſei verirrt, und vielen Leuten kömmt das Verirren vor wie ein Vorbote des Todes. Wenn Einer andeuten will, wie nahe er dem Tode geweſen, ſo ſagt er, ich bin ſchon verirrt geweſen, niemand hat geglaubt, daß ich davon komme. Da wurde es Anne Bäbi himmelangſt, und es ſagte, es müſſe auf der Stelle dazu gethan ſein, es wolle ſelbſt zum Doktor, es wiſſe doch dann, das es recht verrichtet

werde; auf die Stürme, das Mädi, könne man sich nie verlaſſen, und wann es heim käme, wiſſe man auch nicht; wenn es ein Mannebein antreffe, ſo wiſſe es nicht mehr, was für Zeit es ſei, und wäre im Stande, ſich einen ganzen Tag zu verganggeln.

Mädi ſah Anne Bäbi gerne gehen. Es könne dann ſagen was es wolle, und es möge heimbringen was es wolle, ſo ſei es nicht ſchuld daran, aber öppe uf es Trank uf oder nieder komme es nicht an; und wenn Jakobli ein Jahr lang hinter einander Trank trinken müßte, und damit von Liſi loskäme, ſo könnte er noch immer ſagen, es ſei ihm g'fellig gange.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Jakobli ob dem Rathen krank wird und Anne Bäbi für die Krankheit keinen Doktor findet.

Anne Bäbi ging nicht zu dem Doktor, bei welchem es früher geweſen, ſondern zu einem andern, der ungefähr eine Stunde weit war, und von dem es gehört hatte, der ziehe die Leute nicht ſo lange ume angere, der fahr recht us, daß man grad wiſſe, woran man ſei.

Als Anne Bäbi hin kam, war der Doktor nicht daheim, aber es hieß, er werde nicht weit ſein und bald wieder kommen, es ſolle nur warten. Da der Doktor nicht kam, und Anne Bäbi preſſirte, ſo wurde ein Kind geſandt, ga luege wo d'r Vater iyg. Das Kind kannte die Spur wohl, wo der Vater Nachmittags war, wenn er nicht ausgeritten. Es kam ſchnell zurück mit dem Beſcheid, er werde bald kommen. Es ging aber noch immer eine Weile, ehe er kam und Anne Bäbi barſch mit der Frage anfuhr, was es preſſirlichs habe? Anne

Bäbi berichtete, ſein Bueb ſei krank, und ſtellte das Waſſergütterli auf den Tiſch. Der Doktor warf einen Blick darauf und fragte: „wo fehlt's?" Da Anne Bäbi daran gelegen war, Jakobli ſo bald als möglich auf den Beinen zu haben, ſo that es ſehr nöthlich, und machte die Sache recht groß; je nöther es thue, deſto ſtärchere Züg gebe der Doktor, und je ſtärchere Züg er gebe, deſto eher ſei der Bub wieder z'weg; ſo kalkulirte Anne Bäbi. Es redete daher von grufamem Fieber, von ganz verirret, und als der Doktor nach dem Durſt fragte, ſo ſagte es, emel e halbi Melchtere Thee hätte er getrunken, allemal wenn es ihm brunge heig, ſu heig er g'no. Als der Doktor nach der Zunge fragte, ſagte es, die hätte es nit g'luegt, aber ſie werde wohl wüſti ſein, ſchon manchen Tag hätte er nichts gegeſſen. „Kötzeret es ne?" fragte der Doktor. „Aparti het er nicht geklagt, ſagte Anne Bäbi, aber es wird wohl ſy, we me ne het g'heiße eſſe, ſu het er g'ſeit, er mög nit, er heig dieſes (das frühere) noh z'oberiſt obe."

Während dieſem Examen hatte der Doktor das Waſſer ausgeleert, das Gütterli flüchtig geſchwenkt, zwei oder dreier Gattig Ruſtig zuſammengegoſſen, zuſammengerüttelt, und ſagte dann: „Lue Frau, da haſt eine Purgaz, die gieb ihm unter zwei Malen und brav z'trinke d'rzu; de morn oder übermorn chum de wieder, cho b'richte, vielleicht muß er de noh eini näh, oder de abführe, es chunt de druf a."

„Wed' öppe da düre chunſt, Doktor, ſo könnteſt doch zueche cho, ih bruchti de nit da ueche; es iſt m'r z'wider; aber expreß chum nit, es iſt ſih nit z'thüe. Wed' nit ang'fähr chunſt, ſu cha de geng öpper anger cho, we ih nit maß."

Somit marſchirte Anne Bäbi ab und langete zu Jakeblis größtem Schrecken mit der Purgaz an. Er wehrte ſich nach ſeiner Art dagegen, ſo gut er konnte; da aber alles in ihn drang, Mädi hauptſächlich, und Anne Bäbi ihm b'richtete, wie er ganz verirret geweſen ſei, daß man nicht gewußt habe, wele Weg das uſe well, ſo begann er zu glauben, es fehle

ihm wirklich und der Dokter meinte es ja auch, ſonſt hätte er ihm nichts gegeben, und ließ ſich endlich die Purgaz einſchütten.

Die Purgaz wirkte erſt, als das Gütterli verſchluckt war, dann aber auch ſo grüslich, daß Alles in Allarm war, es Mädi recht angſt wurde und Jakobli meinte, es müſſe geſtorben ſein. Nur Anne Bäbi war guten Muths dabei und ſagte: So ſei es eben recht, das ſei gute Züg, je ſtärcher er arühre, deſto eher beſſere es, ſo's Gottes Wille ſei, und es ſei ſchad, ſyg d's Gütterli us, we noh meh drin wär, er müßte es auch nehmen. We me ſo recht z'Bode purgirt heig, ſo heig es de e Rung; we me es Loch ſufer leer, ſu gangs o deſch länger, bis es wieder voll ſyg.

Jakobli war gar jämmerlich übel, mochte die Augen nicht aufthun, und die Schwäche oder Abſpannung, in der es Einem zu ſterben gleichgültig iſt, war über ihm, und in dieſer Schwäche kam ihm Liſi und der Donſtag und das Heirathen immer ſchrecklicher vor, immer mehr wich ihm aller Muth aus Leib und Seele, und aufſtehen mochte er nicht. Mädi ſagte, als der Schreck der Purgaz vorbei war, es ſei gut, er ſolle ſich nur ſtille halten im Bette, ſo werde es gut kommen. Jakobli ſagte, er denke es auch, und es ſei jetzt nicht viel zu verſäumen. Mädi meinte, Jakobli verſtehe ihn's, und Jakobli hatte vergeſſen, was Mädi ihm angegeben, darum widerredete keins dem andern, und keines verſtund das andere.

Das Verſtehen wäre eigentlich die Hauptſache; aber das Verſtehen verſtehen noch ganz andere Leute nicht, als ſo ein Mädi. Wie nun Mädi und Jakobli eins waren, weil ſie ſich nicht verſtunden, ſo geſchieht doch das Umgekehrte viel häufiger, daß man ſich nicht verſteht, eigentlich einig iſt, und doch ſich zankt. Was das Andere will, meint, hofft, das meint man zu verſtehen und verſteht es nicht.

Da der Dokter am nächſten Tag nicht ang'fahrt kam, ſo rüſtete ſich Anne Bäbi zu einer neuen Fahrt, gäb wie Mädi, von

Hansli unterſtützt, widerredete und meinte, man ſolle warten und ſüferli luege, wie es komme, alles ungereiniſt zwänge me nit, und z'viel auf einmal trage nüt ab. Aber Anne Bäbi ließ ſich nicht abſprengen; es war ihm angſt, daß Jakobli wieder auf die Beine kam. Wenn d'Sach erhocket ſyg, ſo hätts deſt härter, u we me einiſt ag'fange heig, ſu hulf es jetzt usfahre bis hingerus, das werde ſcho gut cho. U ſyr Lebtig heig es g'hört, e Purgaz ſyg e fürnehmi Sach, u we's vo dene rechte eini ſyg, ſu müß me längs Stück nit, hang noh öppis anenangere oder nit, und heig me noh e Gring oder heig es ne obeabgeſprengt.

Anne Bäbi ſtattete dem Doktor nun ſeinen Bericht ab; es ſei toll von ihm gange, aber ganz beſſeret heigs ihm noh nit, im Gring nit u i de Gliedere nit; eſſe mög er noch nicht, und auf auch nicht, und wenn es noch mehr gehabt hätte, ſo hätte es ihm auch noch eingegeben, es werde wohl noch e Satz da ſein. „Und 's Fieber?" fragte der Doktor. Von dem hätte es neue nüt meh chönne merke. Wenn er ſih heig müſſe übergäh, ſu heig es ne toll g'hudlet, ſuſt aber heig er ſih ordeli ſtill g'ha. „Verwirrt iſt er nüt meh?" fragte der Doktor. „Gar nüt, ſagte die Mutter; er iſt bi ſym gute V'rſtang." „He nun, ſo wollen wir jetzt mit einer Laxirig probiren, vielleicht beſſert es ganz. Beſſert es nicht, ſo kann man immer noch einmal purgiren und druf de wieder laxire; G'fährligs g'ſeh ih da nüt." „Deſt beſſer, ſagte Anne Bäbi. Ih hah däicht, du zieheſt die Leute nit ſo lange des ume, deswege bi nih o zu d'r cho. We me recht dra hi geit, ſo iſt d'Sach ſcho halbi g'wunne."

Jakobli ſträubte ſich, als Anne Bäbi mit dem neuen Trank an ihn kam und wollte lange nicht daran; aber er mußte, der Vater ſelbſt redete ein und ſagte: „Nimm du ne, u wenn es jetz nüt nützt, ſo iſt's für es angers Mal gut." Mädi hielt ſich neutral. Wenn er umme im Bett blyb, nähm er de das Trank oder nit, darauf komme es nicht an,

dachte es. Jakobli ſchluckte endlich und ſchluckte zwei Tage hinter einander, denn es war eine zweitägige Laxirig, und ſtarb faſt daran, und meinte alle Augenblicke, die Laxirig werde noch der Seele Meiſter und jage ſie ebenfalls aus, und am Montag Abend war er matter als nie und lag im Bett faſt wie todt.

Drei Tage nach dem Montag war der Donſtag und dem Bub war es nicht beſſer, ſondern ſchlimmer geworden; da ward es Anne Bäbi grufam angſt, nicht ſowohl wegen dem Bub, ſondern wegen dem Donſtag. Das müß zwängt ſein, ſagte es, und ſollte es koſten was es wolle, am Donſtag müſſe Jakobli mit auf Burgdorf. Es werde aber noch eine Purgaz ſein müſſen, der Doktor habe ſchon davon geſagt, und ſollten es zwei ſein, das Geld reute ihn's nicht dafür. Morgens in aller Frühe wolle es eine holen. Es hätts dem Schyßdoktor aber ſauft gethan, zueche z'cho; er ſei heut vorbeigefahren, wie es gehört, aber ſie werden ihm z'gring ſein, daß er ſich nicht möge g'mühen.

Aber Anne Bäbi erfuhr Widerſpruch. Jakobli wehrte ſich. Es düech ne, er ſött afe gnue glaxirt und purgirt ſy, und meh g'ſtang er nit us, er g'ſpürs. Hansli ſagte: „He wenn ers nit usg'ſteit, was witt de? Ih hulf Gedult hah, es chunt öppe vo nihm ſelber beſſer.“ Und Mädi ſagte: „Emel zu dem wett ih nimme, wenn er ihm hätt chönne helfe, ſu hätts müſſe beſſere. Ih hulf zu mene angere; du chaſt bi dem noh es ganzes Jahr doktere, d'Sach iſt geng am glyche Ort; du g'ſehſt ja wohl, daß Purgire- und Laxire da nüt abträgt, es wird ihm am e angere Ort fehle, viellicht am Chrütz oder am Herz.“ Die Bemerkung fiel Anne Bäbi ſchwer aufs Herz. „Meinſt?“ ſagte es. „Du ſiehſt, wie der dich des umme zieht, und er begehrt nicht zu helfen; er könnts, aber er will nicht, darum gehe weiters.“

Anne Bäbi fand den Rath richtig. Am folgenden Morgen machte es ſich früh auf die Beine und fand den Doktor.

Nachdem dieſer den Bericht über Jakoblis gruſame Krankheit vernommen, fragte er: „Habt ihr noch nichts gemacht, bei wem ſeid ihr geweſen?“ „He wohl, ſagte Anne Bäbi, d'r Dokter im Sack het ne afe purgirt und laxirt, und er het g'ſeit, wenn das d'rwo nit befferi, ſu müß es noh meh ſy; aber mir hei du denkt, es chönnt gut ſy, we m'r o öppis angers probirte.“ Der Doktor examinirte lange, fragte nach Puls, Zunge, Schlaf, Schweiß. Bald wußte Anne Bäbi etwas, bald nicht, und was es wußte, machte es immer d'ſ Halbe größer, damit der Doktor deſto mehr Fleiß habe und beſſeren Zeug gebe. Endlich ſagte der Doktor: „Lue Frau, ich weiß noch nicht, wo es hat, ich ſollte ihn ſehen, wenn's iſt, wie du ſagſt, ſo könnte es eine Auszehrung geben; aber man weiß es nicht. Da wollen wir mit dem probiren; gieb ihm alle Tage Morgens und Abends zwei Löffeli voll, und wenn keinen Zeug mehr haſt, ſo komm und gieb Bericht. Aber das wird nicht bald beſſern; wenn ein Menſch verpfuſcht worden, iſt's bös; verpfuſcht iſt bald viel, aber gut z'mache het e Naſe.“ Kaum hatte Anne Bäbi den Rücken gewandt, ſo packte der Doktor den Anweſenden ſeinen Zorn aus. Da könne man wieder plätzen, was ein anderer verpfuſcht habe; mit ſolchem Purgiren und Laxiren könne man ja einen geſunden Menſchen krank machen; wenn er ſo doktern wollte, es ſtürben ihm alle Leute und längſt hätte er d's Doktere an den Nagel hängen müſſen. Da ſolle er jetzt doktere und dä alt Sturm hätte keinen Bericht geben können, und daß er käme, begehrten ſie nicht, ſie hätten ſchon Kummer, es koſte etwas; aber wenn er ungefähr dort durch gehe, ſo gehe er doch, ſie mögen ihm Geſichter machen wie ſie wollen, ehe er ihnen mehr Mittel gebe. Aber die käme nicht wieder, er wiſſe nicht, was die im Kopf habe; aber wohl gemerkt hätte er, daß er ihr nicht in den Kram geredet.

Der Doktor hatte ganz recht. Es kochete in Anne Bäbi und es mochte nicht warten, bis es heim kam, um anzurich-

ten. Da hätte es wieder einen vergebenen Gang gethan, und vor das lätze Loch sei es gekommen. Der wisse nichts, begehre Einem nur das Geld abzunehmen. Das Wasser hätte er nicht angesehen; er machte lieber Visitleni, Visitleni, und ließe die theuer zahlen; für das Wasserg'schaue gebe ihm niemand etwas. Er hätte ihm auch um die Stauden herum geschlagen und hätte gerne angefangen zu visitlen, aber es hätte gethan, als hätte es keine Ohren. Man solle doch nur sehen; schon das Gütterli, wo man ja kaum einer Laus die Ohren salben könne, koste vier und einen halben Batzen, und für eine Visite hätte er gewiß zehn Kreuzer gefordert oder gar fünf Batzen, so für nüt und aber nüt. „Und was soll das helfen, ume zweu Brylöffeli voll es Tags? Und erst wed's Gütterli us ist, söll ih B'richt gäh, er well de luege. Und jetz ist Zyste, und übermorn ist Donste, und vor em Samste ist me mit dem Lumpezüg nit fertig. Es het mih düecht, ih möcht em ne a Gring schieße, wo er m'r ne gäh het; aber ih hah mih überhah, u hah däicht, wart ume, d's Lulli hest noh nit im Mul.

Sobald der Aerger obenab war, kam der Jammer nach, wie die blaue Milch kömmt, wenn die Nidel abgenommen. Uebermorgen war Donstag und Jakobli nicht gesund. Das werde nicht alles zwängen, meinte Anne Bäbi zuerst, man reite ja und es sei styf Wetter, nur der Bysluft gehe etwas räs. Aber Jakobli widerredete doch und sagte, er möge es wäger nicht erleiden; er möge das Hocken kaum erleiden, v'rschwyge de d's Fahre, und wenn er usem Bett sei, so düechs ne geng, es well ne afa früre. Jakobli konnte nicht anders, als wie die Andern, an eine Krankheit glauben, und allerdings hatten Purgaz und Laxirig ihn z'weggenommen und matt gemacht. Und wer will es ihm verargen, wenn er diese Schwäche nicht kleiner machte, als sie war, und er sie als Schild brauchte, hinter dem er sich gegen die Reise verbarg? Hatte er sich doch nicht krank gemacht; und war diese

Krankheit etwa von ungefähr? Auch Hansli ſagte, das werde öppe nit müſſe zwängt ſy; es ſei öppe ei Donſte wie d'r anger. Anne Bäbi zappelte wie eine Katz am Draht; was die auf dem Zyberlihoger denke werde, wenn man ſie noch einmal ſprenge, und was man mit dem Jakobli anfange; aus dem Sch . . . Gütterli gebe es ihm keinen Tropfen, und doch könne man die Sache nicht ſo gehen laſſen; er ſehe ja aus wie eine Kilchemaus, und wenn es die Auszehrig ſei, ſo müß me d'r hinger, und zwar z'Aerſtem. So jammerte Anne Bäbi erbärmlich, daß es den Hansli erbarmte. „Schick d'r Sami, ſagte er, zu Zyberlers, und laß abſäge bis uf wytere B'ſcheid; d'r Bub ſyg krankne, und mi müß warte, bis er z'weg ſyg." Das war das Vernünftigſte, und Anne Bäbi, wie ſehr es ihm z'wider war, mußte ſich drein ſchicken und Sami marſchirte am Mittwochen früh ab, mit einem guten Stecken in der Hand und den Schalk im Herzen.

In viel größerer Verlegenheit war Anne Bäbi mit dem Doktern. Mädi redete zu ſo ſtark es mochte, man ſolle doch warten, und der Sache Zeit laſſen. Es habe oft gehört, die Sache komme manchmal am beſten, wenn man gar nichts mache, ſondern der Zeit abwarte. Davon wollte aber Anne Bäbi nichts hören; die Mutterangſt ſaß ihm jetzt im Herzen und die Heirathsangſt im Kopf, und wo zwei ſolche Aengſten zuſammen ſpielen, da iſt Zureden vergeblich, Warten unmöglich, da muß g'angſtet ſein. Endlich wurde man räthig, man wolle zu einem b'ſungerbare G'ſchichte, e G'ſtudirte ſei's nicht, aber er habe es im Geiſt, und das ſei ganz was angers. I de Büchere hönn jede Löhl luege, was drinne ſyg, d'rfür bruch me gar ke Dokter; aber im Geiſt, da heigs nit e niedere; unger Tuſige geb's chum eine.

Mädi bot ſich an zu gehen; es ſei weit, ſagte es, und es hätte es ungern, wenn es hieße, Jakobli ſei ſo krank, und Mädi gehe ihm nicht ein einzig Mal zum Dokter, d'Frau müß geng ſelber gah. Ob ſie es ihm nicht anvertrauen dürf-

ten, oder was wohl da ſein möge? Aber Anne Bäbi ſagte, d's erſt Mal wolle es ſelbſten gehen vo wegem B'richte, das könne es niemand anvertrauen; nachher ſei es ihm recht, das Laufe erleide ihm; es düechs, man ſehe es ſchon allem an, den Säuen und dem Garten, daß es ein paar Morgen nicht daheim geweſen. Es hätte noch nichts gemerkt, ſagte Mädi geſtochen, und immer gemacht, was es im Stande geweſen, es düechs, man könnte zufrieden ſein; aber es ſehe wohl, je mehr man mache, deſto weniger ſei recht. „Fängſt ſchon wieder an zu kifeln, fragte Anne Bäbi. Man kann nichts mehr ſagen, das recht iſt; zweu ſi emel meh als eis, und we me noh, we me daheim iſt, zu me ne Krankne z'luege het, ſo muß es öpperem etgelte, ſyg's de d'Säu oder der Garte, oder bediſame. Deswegen brauchſt es nicht ungern zu haben." Aber Mädi ſtachen die Worte doch, und wenn es ſchon nicht mehr aufbegehrte, ſo dachte es doch bei ſich ſelbſt: „So recht! ume geng ſo cho; du mußt doch g'wüß noh erfahre, wer ih bi!"

Anne Bäbi machte ſich alſo ſelbſt auf den Weg des Morgens früh, obgleich Jakobli ihm anhielt, ſie ſolle das doch unterwege laſſen, es düech ne, es wolle abziehen von ihm ſelber. „Ih merke wohl, ſagte Anne Bäbi, du willſt d'Sach nur verdrehen und meinſt, ſie erkalte dann von ſelbſt. Aber ohä! es muß jetz e Weg gah und es muß abſriebe ſy; ih wott mih nit lah uslache und noh des ume ſchleipfe, ohä!"

Der Mann, zu welchem Anne Bäbi wollte, hatte einen großen Ruf weit und breit, und je weiter er von ihm war, deſto größer war ſein Ruf; wie es oft geht, daß etwas von weitem das Gegentheil ſcheint von dem was es iſt, wenn man es in der Nähe ſieht. So geſchieht es oft, daß von einem Menſchen ein Ruf daher kömmt aus einem Graben oder einem Städtchen, zwiſchen welchen oft kein großer Unterſchied iſt, daß man glaubt, der liebe Gott habe den König David und den König Salomo, und gar noch den Erzvater

Abraham zuſammen ſchweizen und wieder ſichtbarlich erſcheinen laſſen in jenem Graben oder Städtchen, und Reſpekt kriegt, ganze Hutten voll; alles Krumme werde der grad machen, alles Saure ſüß, alle Löcher ganz, alle Dummheit gut, kurz, das werde der Mann ſein, der alles wiſſe, alles könne, alles heile, ſo meint man.

Und hat man endlich dieſes Wunderthier an der Sonne, ſo iſt es ſchon kein Wunderthier mehr, ſondern eine ganz gemeine Perſon, und ſtellt man es an die Deichſel, ſo iſt es nicht einmal ein Mann mehr, ſondern manchmal ein ſimples Füchslein, manchmal bloß ein Windbeutel, ja manchmal eigentlich gar nichts, als ein Tropf. Wie oft iſt's ſchon geſchehen, daß man in b'ſonderbaren Nächten, wenn in ungewiſſem Licht die Welt ſchwimmt, einen Geiſt zu ſehen glaubte in der Ferne, einen wunderbaren Geiſt, ob gut oder bös, wußte man nicht, aber daß er etwas beſonderes zu bedeuten hätte, das glaubte man. Man bebte und zitterte, nahete mit klopfendem Herzen ſich. Aber der Geiſt ſchwieg, und je mehr er ſchwieg, deſto mehr klopfte das Herz, deſto bedeutſamer, wichtiger erſchien er. Endlich redete man ihn an im Namen aller guten Geiſter, fragte nach ſeiner Sendung. Aber er ſchwieg, man mochte Geiſter nennen, welche man wollte, er ſchien keinen zu kennen; kein Geiſt bewegte im Geringſten ihn, zog ihn nicht näher, ſtieß ihn nicht weiter. Und wie der Menſch ein ſeltſames Geſchöpf iſt, der zuweilen, je mehr er Angſt kriegt, um ſo neugieriger wird und unwiderſtehlich näher und näher gezogen wird, ſo geht auch der eine oder der andere dem ſchweigſamen Geiſt, der keinem Geiſte antworten wollte, näher und näher auf den Leib, und immer bedenklicher erſcheint der Geiſt, und am Ende was iſt's für ein Geiſt? Ein ganz ſimpler Thürliſtock iſt's, und Thürliſtöcke antworten aus bekannten Gründen keinem Geiſte.

Vielleicht will Einer disputiren und ſagen: Es muß aber doch ein ganz aparter Thürliſtock geweſen ſein, daß man ihn

für einen Geiſt nehmen konnte. Mein Gott nein, es war ein ganz ſimpler Thürliſtock, aber es waren apartige Augen, die ihn in einem apartigen Licht für einen Geiſt angeſehen hatten, und eben ein apartig Licht ſchien in der Welt.

Der Wundermann, von dem ich reden will, war aber aber doch nicht ganz ſo ein Thürliſtock, der keine Antwort giebt; der hatte ein Maul, und eben mit dem Maul war's, mit welchem er das Licht ſelbſt machte, in welchem er als ein Wundermann erſchien, während der Thürliſtock auf den Mond warten muß, um in apartigen Augen zum Geiſt zu werden.

Die apartigen Augen, die machte der Mann nicht ſelbſt, die ſind auch da im finſtern Mond, die wachſen allenthalben von Natur, wie Warzen an den Händen und Hühneraugen an den Füßen. Und wie die Hühneraugen in den engſten Schuhen am liebſten wachſen, ſo wachſen dieſe Augen auch in den engſten Köpfen am liebſten, und je weniger Einer Platz für Geiſt in ſeinem Kopf hat, deſto mehr Geiſter placirt oder ſieht er außerhalb, aber nicht am Himmel, nicht in weiten Köpfen, ſondern in Thürli- und andern Stöcken. Und da, wie enge Schuhe, enge Köpfe immer mehr Mode werden, ſo braucht Einer, der das rechte Licht zu machen weiß, nicht Kummer zu haben für Augen, die ihn anſehen für einen wunderbaren Geiſt, der alles könne, und d's Hexen am beſten, und je länger je weniger braucht er Kummer zu haben für dieſe Augen, denn je länger je mehr giebt es deren wieder, wie es auch manchmal beim ſchönſten Wetter Schwämme giebt, wenn es wieder regnen will. He wie kömmt das? frägt vielleicht Einer, der meint, das Aufklären gehe wie das Geigen, je länger je ſchöner, und der ſich auf beide gleich viel verſteht, d. h. nichts. Denn wenn man es mit dem Geigen übertreibt, ſo giebt's zuerſt ein Kratzen, und wenn man nicht lugg läßt, ſo ſpringt zuletzt eine Saite und dann eine nach der andern, bis es aus iſt nicht nur mit dem Geigen, ſondern auch mit dem Kratzen.

He, das geht gerade gleich, muß man ihm antworten, wie aus einer Hure eine Betschwester wird, aus einem Radikalen ein Despot, aus einem Gotteslängner ein Schatzgräber und Teufelsbanner, aus einem Ungläubigen ein Abergläubiger. Wer das Christenthum über Bord wirft, wird ein Heide, und wer ist wohl blinder und mehr der Außenwelt Knecht und macht sich Götter aus Thürlistöcken, als eben ein Heide? Wo haben die Wahrsagerinnen mehr Verdienst, als im aufgeklärten Paris? und wo wird mehr gehexet, als im aufgeklärten Frankreich? Je weiter Einer von Christus, desto näher dem heidnischen Aberglauben. Auch bei uns wird an den sogenannt aufgeklärtesten Orten am meisten gehexet, und von dort aus haben die Wahrsagerinnen den meisten Zulauf. Und je neumodischer man die Kinder erzieht, desto abergläubischer werden sie mit der Zeit werden.

Man sagt, die Zeit des blinden Glaubens sei vorbei! Tröpfe sind's, die es sagen. Ja Hans Joggi glaubt nicht mehr, was in der Bibel steht, und Sämi spöttelt über alles, was der Pfarrer sagt — die sind doch über den blinden Glauben aus! Ohä, der blinde Glaube ist noch da; nur schenkt man ihn jetzt nicht mehr der Bibel oder dem Pfarrer. Hans Joggi hat ihn einer Zeitung geschenkt, bald der einen, bald der andern, und was die sagt, und wenn sie redet wie ein Hornvieh und lügt wie der Teufel selbst, so ist dieses wahr, und ewig wahr; er flucht darauf bei allen Zeichen, und wenn einer dagegen redet, so heißts: „Das ist auch von denen Lumpenhunden eine, wo man z'todt schlah sött wie d'Fleuge." Und wie einen Ketzer haßt und verfolgt er ihn. Sämi hat seinen Glauben einem Häftlimacher geschenkt, oder einem Fürsprecher oder einem Vehdokter, und was dieser ihm sagt, das glaubt er wie das Evangelium, und was dieser ihn heißt, das vollbringt er in unbedingtem Gehorsam, und wenn er ihn heißt, in der kältesten Winternacht nackt auf sein Haus zu steigen und dort einen Schuß loszulassen, er thut's sonder

Fragen und Verweiſen in blindem Vertrauen. Und wenn Zeitungen und Häftlimacher ihnen erleidet ſind, ſo hängen ſie ihren Glauben an Wahrſager und Zeichendeuter, und je weiter ſie von Chriſtus ſind, um ſo feſter, und je neumodiſcher ſie erzogen ſind, deſto größern Verdienſt haben Zeichendeuter und Wahrſager wieder. Der Glaube iſt dem Menſchen angeboren; ſcheint aber Gottes Sonne nicht hinein, ſo ſpuckt der Teufel darein.

Darum fehlte es dem Wundermann an Kunden nicht, trotz der aufgeklärten Zeit, und aus allen Ständen waren dieſe Kunden; denn die Stände ſind inwendig nicht halb ſo ſehr unterſchieden, wie in ihren Kleidern. Kopfhänger kamen und die freveligſten Menſchen, Maulhuren und Gotteslästerer; denn oft ſind Kopfhänger und Läſterer inwendig Geſchwiſterkinder und gleich weit von Chriſtus, und wenn's wackelt um ihre Beine, gleich zagende, zitternde Sünder, die laut heulend Stunden lang vor einem Thürliſtock an der Straße beten würden, wenn es hülfe. O man glaubt nicht, was ſo ein Herr, der alle Tage einen halben Centner Biffſteak frißt oder hundert Dutzend Auſtern, ſo ein Bauer, der in der Woche ſeine Speckſeite verſorgt, ſo ein Wirth, der beim letzten Glas nicht mehr weiß, wann er das erſte getrunken, ein Geſchäftsmann, der von wegen Geſchäften von Schoppen zu Schoppen, von Eſſen zu Eſſen kömmt, was denen in die Glieder fährt, wie ſchauerlich und miſerabel es ihnen wird, wenn eine Woche lang Biffſteak, Speck, Gläſer, Wein außen bleiben: man glaubt es nicht. Oede wird es ihnen und leer, wie die Welt war, ehe der Geiſt über die Weſen kam, von wegen mit Biffſteak und Speck und Wein iſt Muth, iſt Kraft, iſt der Geiſt dahin, der ſie aufrecht erhielt und ſo aufbegehriſch machte; ſie fallen zuſammen ärger als Pferde, denen der Haber fehlt; es geht ihnen ärger als Schweinsblattern, aus denen man die Luft gedrückt und die zu einem erbärmlichen Hämpfeli zuſammen gefallen ſind! Da iſt die Zeit, wo ſie zum Doktor ins

Emmenthal ſchicken und faſt weinend bitten, man ſolle ſie doch verſichern, ſie hätten Glauben und ſeien fromm; ſie, die keinen andern Glauben mehr hatten, als den an ihren Viviſer Weinlieferanten, und von fromm ſein nichts mehr wußten, als daß Mägde und Pferde es ſein ſollten. So iſt noch ein großes Feld für ſolche Wundermänner, und das Feld wird eher weiter als enger, und 's iſt wachſig Wetter; gut gedeiht auf dieſem Felde die Frucht und reich iſt die Ernte der klugen Schnitter, die auch ernten, was nicht ſie, ſondern andere ausgeſäet. Zu einem ſolchen kam Anne Bäbi und viele Leute waren da und warteten; die Leute mehrten ſich immer mehr und der Doktor erſchien nicht.

Wäre das bei einem G'ſtudirten, einem patentirten Arzte geſchehen, ſo würden die Leute ſich mit Balgen und Fluchen über den Doktor unterhalten haben. Die einen hätten geſagt, er wäre e g'ſchickte, aber e fule, er mög nie uf; andere hätten geſagt, er ſei zu hochmüthig und möge ſich nicht g'mühen, wären räthig geworden, ſo zu warten erleide Einem, das andere Mal gehe man zu einem, wo man auch g'fergget werde. So ne Muffi ſött doch auch Verſtand haben und wiſſen, daß ihrer Gattig Lüt nicht Zeit hätten, einen ganzen Tag des umme z'hocke; aber ſo einer, wenn er nur das Geld habe, ſo frage er dem Reſt nichts nach. So ungefähr wäre geredet und aufbegehrt worden; denn den patentirten Arzt betrachtet man als den Diener des Volkes, der geben muß, ſobald man etwas will, und der geben kann, was er weiß, ſobald er will.

Hier, wo Anne Bäbi war, hörte man von dieſem allem nichts. Die Leute ſaßen und ſtunden ums Haus herum; b'richteten halb laut ihre Uebel oder die Uebel derer, für die ſie kamen; berichteten wie weit her ſie ſeien und wie manchem der Mann ſchon geholfen; berichteten, es nehme ſie wunder, wann er käme; geſtern hätte man ihn erſt Nachmittags um drei Uhr geſehen, und es gebe Tage, wo man ihn nie erblicke, da müſſe man in Gottes Namen wiederkommen, oder ſehen,

wo man über Nacht sei. Und es gebe es oft, daß er Leute fortsende und ihnen gar nichts geben wolle, gäb wie sie anhielten d'r tusig Gottswille.

In allen diesen Reden herrschte eine Art Ehrfurcht, ein gewisses Bangen; man sah den Menschen allen das Bewußtsein an, daß sie hier nichts zu fordern hätten, sondern eine Gnade suchten; daß der Mann niemand etwas zu geben schuldig sei, sondern geben könne, wem er wolle, abweisen könne, wen er abweisen wolle; es war also nicht der Diener der Menschen da, oder gar der Diener der Natur, sondern der Gnadenspender, der Wohlthäter, um dessen Haus sie sich versammelt hatten. Weit entfernt, das Warten übel zu nehmen, vermehrte dasselbe die Ehrfurcht und die geheimnißvollen Schauer. Das war nicht der Mann, dem jede Stunde die gleiche ist, wie sie der Spinnerin die gleiche ist und dem Holzhauer; der zu jeder Stunde seine Bücher bei der Hand hat, wie der Holzhauer sein Beil, die Spinnerin ihr Rad, oder im Gedächtniß hat, was er auswendig gelernt; das war der Mann, der den Geist hatte und den Geist erhielt. Aber bekanntlich ist dem Geiste nicht jede Stunde recht; oft schweigt er ganz, oft zeigt er sich lange nicht; da ziemt sich keine Ungeduld, sondern ein gelassenes Warten, bis der Herr des Geistes ihn seinem Diener giebt, das Auge ihm öffnet, die Rede ihm frei macht. Das alles war freilich nicht mit klaren Worten ausgesprochen, aber doch alles so eingerichtet, daß diese Gefühle sich bilden mußten bei den Wartenden.

Und wer weiß, wie leicht diese geheimnißvollen Schauer sich bilden, wie leicht es ist, die Menschen zum Ahnen der Nähe einer überirdischen Macht zu bringen, der begreift, wie fast von selbst diese Gefühle die um das Haus eines Wunderdoktors harrende Menge ergreifen müssen. Wie leicht kommen diese Schauer nicht unwillkürlich über Alle, welche bei düsterm Lampenscheine eine Gespenstergeschichte erzählen hören, oder geheimnißvolle Vorbereitungen sehen zum natürlichsten Spiele.

Als vor etlichen Jahren ein Pfarrer über das Verderben der Welt predigte, erſcholl eine Stimme: „Ja, Herr Pfarrer, dir heit recht!“ Da hieß es, die Stimme habe nicht geklungen wie eine Menſchenſtimme, ſei nicht aus dieſer Ecke, nicht aus jener gekommen, ſondern aus allen zugleich. Es war in der Kirche niemand, der nicht von Schauer ergriffen ward und vielleicht nicht Viele, welche die Stimme nicht für die des Allerhöchſten hielten, und doch war dieſer Ort kein pietiſtiſcher, ſondern eher das Gegentheil davon. In der ganzen Umgegend erſcholl die wunderbare Kunde und wurde geglaubt, und als man endlich den Thäter ergriff, als er geſtändig als Thäter ausgeſtellt ward, der zum Schlüſſelloch die Worte hinein gebrüllt, wie viele waren da, die dieſes nicht glaubten, ſondern den Glauben feſthielten, daß die Stimme eine höhere geweſen?

Seither war es, daß ebenfalls an einem ſogenannten aufgeklärten Orte ein Mädchen einen Spuk anſtellen konnte, der das größte Aufſehen machte, Glauben fand weit und breit, ein Haus in ſolchen Verruf brachte, daß man die Fenſter mit Laden verſchlug.

Dieſes nur als Beweis der Leichtigkeit, ſolche geheimnißvolle Schauer zu erzeugen, ja wie ohne Worte dieſelben bei der leiſeſten Anregung von ſelbſt ſich bilden, wie leicht etwas Ungewöhnliches als Uebernatürliches aufgefaßt wird.

Anne Bäbi machte unter der Menge vielleicht die einzige Ausnahme. Das Warten ſtund ihm nicht an; ſeine Ungeduld vertrieb die Ehrfurcht und ließ die Schauer des Uebernatürlichen nicht in ihm aufkommen; der Aerger vertrieb den Glauben. Wenn es gewußt hätte, daß es da einen Tag verhocken müßte, ſo hätte es dem Buben aus dem Gütterli gegeben; das hätte doch allweg noch mehr b'ſchoſſen, als da z'hocke. Aber es ſehe wohl, es ſei einer wie der andere, der eine verſäume Einen mit dem Zug, der andere mit Warte, es

sei allen nur ums Geld, und wenn sie das hätten, so frügen sie Einem fry hell nüt nah.

Endlich zeigte sich der Dokter, und diesmal früher als sonst, sei es, weil allerdings der Leute viel geworden, sei es, weil Anne Bäbis Brummen ihm Beine machte. Denn neben dem Mystischen, welches das Warten hatte, war es auch ein Kniff, zu zeigen, wie groß der Zulauf sei; denn der Zulauf ist ein bedeutendes Stärkungsmittel des Glaubens. Der Zulauf macht oder erhält den Ruf, wenigstens durch einige Jahre.

„Es ist g'stacket voll gsy innefert, u noh viel sy ußefert gsy u hei g'wartet," das ist ein Zauberspruch für Krämerhaus und Wirthshaus, für Doktorhaus und Gotteshaus; Einer hält sich am Glauben der Andern, und nur allmählig schleicht die Prüfung sich ein, und es beginnt der Abfall; Einer folgt wieder dem Andern nach, und vielleicht gerade dann ist der Abfall vollendet, wenn der Zulauf am verdientesten wäre; aber ist der Glaube einmal hin, kömmt er nimmer wieder, so wenig als die Unschuld, welche verloren gegangen. Das ist eine Wahrheit, welche die Jungen nicht vergessen sollten, und doch so oft vergessen. Ihre Neuheit gewinnt die Gunst der Menschen; aber das neue wird alt, und gerne vergessen wird die Wahrheit, daß es ist mit der Gunst wie mit dem Gelde; beide sind noch schwerer zu erhalten als zu erwerben. Zählt die Geltstager, die Meisten waren zu etwas gekommen, aber da kam der Hochmuth, und nach dem Hochmuth kam der Fall. Diese Wahrheit sollten namentlich junge Aerzte nicht vergessen; was die Neuheit erwarb unverdient, muß Treue erhalten, und aus der Treue erst und nicht aus dem ersten Zulauf kömmt das eigentliche Verdienst, das Verdienst, das bleibt.

Den künstlichen Zulauf durchs lange Warten, so wie der Müller das Wasser schwellt, um besser mahlen zu können, den versuchen auch einzelne G'studirte, Patentirte, aber selten mit

Glück. Erſtlich nimmt man von ihnen nicht an, was von andern, zweitens verſtehen ſie ſelten, ſich den geheimnißvollen Anſtrich zu geben, der dabei ſein muß. Vom einen ſagt man dann eben, er liege noch im Neſt, und vom andern, er führe Miſt, oder ſtriegle ſeine Kälber, die Läuſe hätten. Ja in tölpiſcher unmenſchlicher Taktloſigkeit meinte zuweilen ein unmenſchlicher Patentirter, er könnte das Warten auch ausdehnen auf die, welche in Nothfällen ihn rufen laſſen, oder welche er in Nothfällen zu beſorgen habe, läßt halbe und ganze Tage zum Einrichten von gebrochenen Gliedern auf ſich warten, läßt Wochen lang Verbundene unbeſorgt und unbeſehen, und nicht etwa aus Furcht, ſie mit vermehrten Koſten zu erſchrecken, ſondern läßt ſie unbeſorgt und unbeſehen auf wiederholten Ruf und den Beſcheid unerträglicher Schmerzen. Dies geſchieht mit der größten Gefühlloſigkeit und Sorgloſigkeit, weil man weiß, daß ſolche Dinge von Amtswegen nie geſtraft werden, weil vor dem Recht, was nicht ein Prozeß iſt oder ein Kriminalfall, für nutzloſe Geäke gehalten und nicht gewürdigt wird, weil man die Erfahrung hat, daß eine ſolche infame Grauſamkeit eine Art Furcht erzeuget, welche ihrem Träger vielfach Nutzen ſchafft. Auf dem Lande, wo die Aerzte dünner, die Nothfälle häufiger ſind als in der Stadt, da, wenn ein ſolcher Arzt, deſſen rohe, boshafte, gewiſſenloſe Gefühlloſigkeit bekannt iſt, etwas will, ſo wird es ihm von denen, welche in ſeiner Nähe wohnen, ſelten abgeſchlagen. „Mi weiß nit, was es eim gäh cha, u wie er eim de martereti, we me unger ſyni Häng chäm," ſo heißt es; man gewährt ihm Dinge, welche man jedem andern abgeſchlagen, und ſieht ihm durch die Finger, wo man jedem andern auf die Finger getroffen hätte. Wo der Staat ſeine Pflicht nicht thut, den Schwachen nicht ſchützt, da wird der Stärkere Meiſter, und je unvernünftiger er iſt, deſto größer wird ſeine Macht, deſto mächtiger die Furcht vor ihm. Solche Aerzte ſind aber wirklich ſelten, und wenn auch der Landarzt eine der

ſchwerſten undankbarſten Stellungen im Leben hat, ſo giebt es doch gerade in dieſem Berufe Perſönlichkeiten, die zum Muſter und Vorbild von Treue und Hingebung aufgeſtellt zu werden verdienen, wie ſie in andern Ständen ſelten gefunden werden.

So wie der Ruf zum Erſten erſcholl: „du ſölliſt yche cho," kam Bewegung unter die Wartenden; die Spannung wurde mächtiger; jedes drängte näher zur Thüre ſich, und ſo oft ein Abgefertigtes aus der Thüre trat, ward die Bewegung neu und das Gedränge größer. War dann wieder Einer abgerufen, ſo ward es ſtiller, und man ſah den Abgehenden nach, wie jedes dahinſchoß ſeines Weges, dem Pfeil vom Bogen gleich, und wie es die Erzählung bereitete, warum ſo ſpät es heimkomme, wie früh es dort geweſen, und wie viele ſchon da, und wie viele noch gekommen, und wenn nicht von beiden d's halbe mehr geworden, ehe es heim kam, das war ſicher ein ganz Einfältiges, das gar nichts ſinnete ob dem Heimgehen.

Anne Bäbi mußte mit einer alten Frau bis zuletzt warten; das hatte es vollends taub gemacht, ſo daß es allen Glauben verloren hatte und recht puft war, als ſie endlich alle beide hineingerufen wurden.

Der Mann, vor dem ſie erſchien, war wohl am Leibe, und ein lebendig Zeugniß, daß er nicht von dem Geiſte lebte, der weder nach Erdäpfel riecht, noch nach Bätzene, noch nach dem Schweinſtall. Er g'ſchauete Jakoblis Waſſer lange und ſagte endlich: „Dem wird wohl noch z'helfe ſy, aber er iſt v'rdokteret vo dene G'lehrte, u jetzt mangelts meh, as we'd grad zu mir cho wäriſt, un es wär m'r lieber, du gingeſt wyters; wenn er ſterbe ſött, ſu ſoll ih ne tödt hah, u de v'rchlage ſi mih wieder, die, wo nihm d's Grab grabt hei. So mache es mir die Herre Doktere, un ih ſött ihre Sündebock ſy, aber ih wott nimme. Bringe ih ne d'rvo, was hah nih d'rvo? da ſeiſt du de, du heigiſt ihm gruſam gut g'luegt;

we das nit gſy wär, we dy Bub a me angere Ort gſy wär, d'r Doktor hätt lang chönne." „Selb nit, Dokter, ſagte Anne Bäbi, ih weiß wohl, daß üſer eim nüt zwänge cha, u ums Sterbe iſts doch nottі nit." „Das weißt du nicht Frau, ſagte der Mann, es bös Galleſieber het dy Bub g'ha, und d'Galle iſt ihm jetzt usg'runne, und vielliht ſchlaht ſi ihm i nes Bei, oder es cha d'Waſſerſucht gäh, mi weiß noh nit, weles vo beide, we me nihm nit cha vorfür cho. Das iſt allweg e längi Sach, und mit ſtarchem Züg iſt da nüt z'zwänge; das muß bi längem gah. Aber wie geſagt, ich wollte lieber mit der Sache nichts zu thun haben. Aber ich weiß wohl, wenn ich nicht helfe, ſo kanns niemand, und verſündigen thut man ſich auch nicht gerne."

Während er ſo redete, hatte er hier eine Hand voll Kräuter genommen, dort eine, einen großen Papierſack damit gefüllt, mit alten Schnüren ihn zuſammengebunden und Anne Bäbi für ſieben Batzen mit der Weiſung gegeben, daß es alle Morgen über eine große Hand voll eine Maaß Waſſer ſchütten, es einkochen ſolle auf die Hälfte, und dieſe dem Bub den Tag über zu trinken geben, öppe wie nes ſih ſchicki. Die andere Frau ward auch abgefertigt, wie Anne Bäbi, pukt und trocken.

Diesmal machte der Mann nicht den gewünſchten Eindruck auf die beiden Weiber; ſie waren beide häſſig über ihn, und ſagten, daß der mehr könne als andere, glaubten ſie nicht, er nehme es nur angers für. Abſonderlich war Anne Bäbi böſe. Es hatte immer die ſchnelle Heilung im Kopfe. Länger als acht Tage könne das ſy Seel nicht gehen, ſagte es, bis dorthin müſſe er geſund ſein, es möge koſten was es wolle. Was es mit der Kuſtig anfangen ſolle? es ſei ein Haufen, es würde eine Kuh blähen. Es hätte gute Luſt ihn fortzuſchießen, wenn er nicht ſieben Batzen gekoſtet hätte. Jetzt müß er brucht ſy, es chönn de öppe eis oder d's anger vo ihne drab trezche, wenns ihm öppe fehli. Ueſer Läbtig

het dä Bub kes Gallefieber g'ha, da wird me ja tönigelb, und er iſt nie gelbe worden. Eine ſagt das, en andere öppis angers, und z'letſch wüſſe ſie allſamme nüt. Es nehme es aber doch wunder, was es eigentlich für eine Krankheit wäre: es düechs, we me das ume afe wüßt, es wohlete ihm ſchon d's halbe. Es heig ihm ſo wunderlig ag'fange; mi heig eigetlig gar nit g'wüßt wo u wie. Mi chönn nit ſäge, es heig ihm da ag'fange u nit dert, weder neue Kopfweh heig er g'klagt. Es heig noh vo ker Krankhit g'hört, die ſo afange heig; es werd chum noh eini ſo gäh hah.

Die andere Frau, welche ein langes Stück Weg mit ihm zu gehen hatte, ſagte, von ſolchen Krankheiten hätte ſie auch ſchon gehört, aber es gebe ſie nicht alle Tage und man dürfe heutzutage es kaum mehr ſagen, was es ſei, man werde nur ausgelachet. Aber dem und dem hätte es auch ſo angefangen, und alles hat er ausgedoktert gehabt, und keiner hat ihm helfen können, und zuletzt, was meinſt, was iſt es geweſen? Z'letzt hat ihn eine alte Frau, deren Katze ſein Hund todt gebiſſen, verheret gehabt, und Zeit iſt geweſen, daß man darüber gekommen iſt, ſonſt hätte er ſterben müſſen. Wo man einmal es gewußt hat, da iſt ihm leicht zu helfen geweſen. Wer weiß, ob bi dym Bueb o öppis e ſo iſt? „He ſagte Anne Bäbi, das wüßti doch nit, ſyr Lebtig het dä kem Mönſche öppis z'Leid tha; aber mügli wärs, es git ſchlecht Lüt, die Früd dra hei, eim z'Leid z'thue, was ſi chönne, we me ne o nüt tha het; d's Gunträri; u de ſo nes arms Tröpfli gah z'v'rhere, wo ſuſt ume eis Aug het, u ſih nüt z'wehre weiß; es iſt himmelſchreiet! dä Weg iſt ja nimme z'lebe uf d'r Welt. Ke Wunger cha ke Dokter nüt. Herr Jemer, Herr Jemer, wenn ne eini z'todt bete ließ oder ſonſt v'rheret hätt, wie ſött me druber cho? wer wär, der eim drus hulf? u ſo ſött uys einzig Bübli ſterbe?"

Der Gedanke kam Anne Bäbi ſchrecklich übers Herz, laut auf weinte es, aber an ſeiner Begleiterin hatte es eine

gute Trösterin. „Schweig nur, weine nicht, sagte diese. Wenn's öppis ist, so ist nüt liechters als drüber cho; die wo jenem geholfen hat, lebt noch, und wird dir auch helfen. Es ist eine auf der Luzernere; man sagt ihr nur das Schnupfsäckeli, ein wüst alt Fraueli, die kann Einem alles sagen, was man verloren hat, was Einem gestohlen worden, wie es mit Einem sein, wie es Einem gehen werde. Die hat auch einen Zulauf grusam, und nicht nur von gemeinen Leuten, sondern von solchen, man glaubte es nicht; ja man läßt sie in Chaisen und Trotschlene holen; und zwar noh sellig, wo d' Tubakpfyffe bolzgrad use hei u sust vo de G'lehrte sy wei vor de Lüte, und uf der Religion nüt hei allem a und ume z'Chile gange für d's G'spött z'trybe oder em Pfarrer öppis ufz'rupfe. Daraus kannst du sehen, daß auf dem Schnupfsäckeli etwas zu halten ist, wenn sellig Leute mit ihm desume fahre, und daß es nit nüt mit ihm ist. (Gerade hierin liegt wieder ein merkwürdiger Beweis, wohin die sogenannte Aufklärerei führt, und wie gerade die Leute, welche am meisten über die sogenannten Pfaffen schimpfen, und sie anklagen, daß sie es dem Volk verhätten, es in der Dummheit behalten wollen, zu Zeichendeutern und Wahrsagern ihre Zuflucht nehmen.) Das wird dir schon sagen, was mit ihm ist; das hat denen und denen es auch gesagt, und es ist punktum so gsy und so cho. Erst letzthin ist ein junger Bursch zu ihm gekommen, und hat ihn's gefragt von wegen einer Frau, ob er sie bekomme oder nicht. Da hat es ihm gesagt, du hast sie ja gerade bei dir. Und wo er sich umgesehen, ist ein Mädchen hinter ihm gestanden, das sich auch hat wollen wahrsagen lassen, das er gar nicht gekannt hat. Und wer die erste fahren läßt, und das Meitschi zur Frau macht, das sich auch grusam wohl zufrieden gewesen ist, das war er. Jä das weiß etwas, ich kann es dir sagen."

Wer kann ermessen, wie es Anne Bäbi wohlete, als es das hörte? Gleich morgen, sagte es, müsse es zu ihm sein,

und wenn es ſich die Beine ablaufen müßte. Es ſei doch curios, daß das Wahrſagen ſo eine rare Sache ſei, und käme Einem doch ſo kommod. Es fang bald an zu glauben, das wäre nur Verbauſt von Gott.

Als Jakobli die Mutter mit dem großen Pack daherkommen ſah, ſchlotterte es ihn über und über, und doch ſagte er, es düech ihn, es wolle ſüferli abzieh, ume ſei es ihm ſo ſchwer in den Gliedern, und er möge d's Laufe nit erlyde; aber das werd ſcho beſſere, we me Geduld heig und d'r Sache abwarte mög. „Ja ſchön beſſern, ſagte Anne Bäbi, ich weiß jetzt, wo es dir beſſern würde, im Kilchhof, wenn man d'r Sach abwarten wollte.“ „E Mutter, ſagte Jakobli, ſo g'fährlich iſt es nit; es düecht mich wäger, es hätte mir ſchon viel beſſeret.“ „Du kömmſt mir gerade recht, ſagte Anne Bäbi, jetzt iſt das grad der recht Bewyſthum, wo's dir fehlt. Die dolders Hex merkt, daß me re druf iſt, drum ſetzt ſie ab. Aber die kömmt mir grad recht, und ſie muß füre, es mag koſten was es will. Wenn man lugg ließ, ſie fing d's Spiel gleich wieder an. Verhexet biſt, verhexet, Bueb, ih bi jetzt drüber cho; drum cha ke Dokter nüt a d'r mache. Und o d'r hüttig het es G'ſtürm g'ha, er ſött ſih ſchäme; dä verſteit ſih nüt uf d's Waſſer u ſuſt nüt. Aber die dolders More muß z'weg g'no ſy, koſte es was es wolle; ich will wiſſen, wer ſövli tüflisch iſt, ihs das az'thue, u wer ihs ſövli mißgönnt, was m'r öppe mit rechte Dinge hei.“

Anne Bäbis Fund war bald Allen bekannt. Jakobli ſagte nicht viel, Mädi gab ihm Glauben, hingegen Hansli meinte, das trage nicht viel ab. Sie hätten, wo noch der Großätti gelebt, auch einmal geglaubt, der Stall ſei ihnen verhexet, und hätten mit Hexen viel Geld verbraucht, und doch hätte es nicht gebeſſert, bis ſie den Stall ausgegraben. Einmal ſei ihnen in den Spycher gebrochen worden, und ſie ſeien auch zu einer Wahrſagerin; die habe ihnen den Weg geſagt, durch den die Sache getragen worden, und das Haus

angedeutet, in welchem es ſein ſolle. Sie hätten es erleſen laſſen, nichts gefunden, und meiſterlich Verdruß gehabt. Und erſt nach Jahren ſei man bei einem andern Diebſtahl darüber gekommen, daß ganz andere Leute die Sachen genommen und ſie auch einen ganz andern Weg getragen hätten.

Aber wenn ein Anne Bäbi und ein Mädi in der Sache einig ſind, ſo kann ein Hansli lang. Anne Bäbi erklärte, daß morgen es müſſe gegangen ſein ohne Fehler. D'Scheyche thäten ihm zwar weh von dem verflümereten G'läuf, und wenn es ihm am Morgen noch ſo ſei, ſo nehme es die Mähre. „Jä, ſagte Hansli, die kannſt du nicht brauchen. Heute, weil der Sami nicht daheim iſt, hat ſie der Thürliuli, und morgen giebt er uns dann ſein Roß zum Fahren; für ſpäter hat er es weiters verſprochen.“ Da bot ſich Mädi gar drungelich an zu gehen. Es hätte es fry ungern, wenn man es nicht auch einmal gehen ließe. Die Leute könnten was Wunder meinen, was es für eines ſei, oder was grüsligs es gemacht hätte, daß man ihm nicht ſöoli anvertraue und d'Meiſterfrau ſelbſt laufen müſſe. Was es verrichten müſſe, das ſei dann auch verrichtet, und man müſſe nicht wieder hingerfür, ſie ſollten ſich nur darauf verlaſſen. Anne Bäbi ſtellte den Beſcheid hinaus bis am folgenden Morgen, und da das Laufen ihm in der That z'wider war, ſo fand es auch, daß Mädi dahin wohl zu ſchicken ſei. Auf ſein B'richten komme es nicht an bei einer Wahrſagerin, die werd ſuſt öppe wüſſe, woran ſie ſei.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie endlich Anne Bäbi Gesandte ausschickt und was für Bericht sie bringen.

Spät am Abend kam Sami heim, nachdem Anne Bäbi schon lange aufbegehrt hatte, der wäre gut nach dem Tod zu schicken, man wüßte doch dann, daß man noch einen Rung zu leben hätte; keifend empfing es ihn auch. Sami war nicht der, welcher viel in die Sachen redete, aber auch nicht der, der schweigend sich ungere recken ließ. Wenn er nicht früh genug sei, sagte er, so wär es ihm dann lieber, an selligi Ort schicke man ein andermal jemand anders; er hätte genug an einmal, und hintendrein dann noch kalget zu werden, das sei ihm notti nicht anständig. „A selligi Ort? fragte Anne Bäbi, a wettigi sött me dih schicke? öppe i nes Schloß zu me ne Landvogt?" Selb begehre er nicht, sagte Sami, aber doch öppe zu Leuten, wo wüsse, was d'r Bruch ist, und öppe o B'stanz hei.

Anne Bäbi war in Verlegenheit, schweigen heißen könnte es ihn nicht; zum Theil war es selbst neugierig, zum Theil war es zu ungeduldig und ärgerlich zum Schweigen, und hoffte mit Trümpfen dem Sami seine Sache zu vernütigen und ihn endlich zu g'schweigen. Auf der andern Seite aber war Hansli da; Mädi kam immer wieder wie g'heret, gäb wie Anne Bäbi ihm Aufträge gab, und verflümeret ungern hatte es, daß sie hörten, was Sami erzählte, der sich durch Anne Bäbis Trümpfe im mindesten nicht irren ließ. Nur den Trost hatte es, daß Jakobli im Bett war. Daß er verheret sein sollte, war ihm doch in den Kopf gestiegen, hatte ihm ganz wunderlich gemacht, und er war froh, sein unwillkürlich Bangen zu vergessen in den Armen des Schlafes.

Sami erzählte, gegen neun Uhr sei er auf dem Zyberli-

hoger geweſen, und hätte wohl geſehen, wie man erſt zwei Furen gefahren gehabt, und zwei Töchter ſeien erſt dem Acker zugegangen; grad wie we me ſe dert häiche wett, ſy ſi knieret u hei ſi ſih dräyt. In der Küche iſt die Bäurin geweſen, that als ob ſie abwiſche; ich habe aber das Kaffeekänuli wohl geſehen, wo ſi drin Kaffee gekochet hat für ſeie. Dieſer hab ich meinen Auftrag ausgerichtet, und die hat ein Geſicht gemacht grad wie eine Kuh, wenn man ihr Blut herauslaſſen will; ich habe mich faſt g'förchtet. Darauf hat ſie mich ausgeputzt, als ob ich in keinen Schuh gut wäre, iſt mit dem Kaffeekännli ins Stübli g'ſchoſſe, und e Längi drinne bliebe. es het mih düecht, ih wett ungerdeſſe es Wyfaß uſſufe; wenn ih nit B'ſcheid hätt müſſe hah, ih wär gange. Darauf iſt ſie herausgekommen und iſt an mir vorbeigeſchoſſen wie eine Ferlimore, we die Junge duße ſy, und iſt uſe Acher uſe. Nun beſchrieb Sami in die Länge, wie dort der Pflug ſtill geſtanden, als die Bäurin daher geſchoſſen gekommen, wie eine entronnene Waſſerbütte, wie Alles um den Pflug herumgeſtanden und die Hände verworfen, daß man hätte meinen ſollen, ſie wollten Alle predigen auf einmal. Endlich hätte es eine Lücke gegeben, und der Bauer und ſeine Alte und Liſi ſeien auf ihn zugekommen, wie drei Bauernhüng uf ene Bummer, er hätte geglaubt, ſie wollten ihn freſſen eis Gurts. Mit dem Leben ſei er zwar davon gekommen, aber angerebelt hätten ſie ihn, ſo hätte er noch nichts gehört, eins wüſter als das andere. Sie hätten gemeint, man wolle ſie zum Narren haben, ſie auftagen und zuletzt z'Leerem abſpeiſen, und hätten darüber wüſt gethan vom Tüfel. Er hätte ſie machen laſſen, und nicht viel dazu geſagt, bis das Wüſtthun ihnen zuletzt ſelbſt erleidet wäre; da habe er geſagt, er wiſſe nichts angers, und er ſolle ſie beſtellen über vierzehn Tage, bis dahin werde es, ſo Gott will, gebeſſert haben; man könne aber nichts Beſtimmtes ſagen; d'Dokter wüßten ſelber nicht, was es ſei, und bis einer darüber gekommen ſei, wiſſe man nicht, welchen Weg

und wie lange es noch gehen werde. Darauf hätten sie sich anfangen zu setzen, und er hätte wohl gesehen, daß ihnen etwas i Gring schieß, aber er hätte nichts d'rglyche gethan, u sellig Hansobe im Dorf sinne nicht, daß einem Knecht auch etwas in Sinn komme, und daß er etwas merke. Sie hätten ihn endlich geheißen in die Stube kommen, und ihm ein paar blaue Schnitz vorgestellt und e Platte voll Erdäpfelbitzli, denen man den Schmutz von weitem gezeigt und für d's anger Mal ihn versprochen, und beides hätte die Bäurin nur angehaucht, statt es zu wärmen, aber sie werde gemeint haben, so für ne Hung vo Knecht sei alles gut genug. Während sie geglaubt, er nehme, hätten sie d'Gringe z'sämeg'steckt und abgerathen, was zu machen sei. Und er hätte wohl gesehen, wie jemand abgelaufen, er hätte nicht gewußt für was. Es sei keine Stunde gegangen, so sei einer daher gekommen, der hätte Beine gehabt wie ein Heustüffel, und e Gring, wo ner noh Tambour gewesen, so hätte er gerne gewollt, er hätte e selligi Trumme g'ha, und eine Kutte hätte er angehabt, er hätte gar nicht gewußt was daraus machen, sie sei nit herrschelig gsy u nit e Länderkutte, und o nit eini wie d'Schulmeister afe heige; du heig er däicht, es werd eini sy uf d' äärgäuer Mode, das sei öppe die werklichsti, wo er g'hört heig. Wo sie den Mann gesehen, da wären sie ihm entgegen geschossen und hätten ein B'richten gehabt dem Tüfel ebe, und es hätte ihn düecht, wenn er nume es Zöpfli erwütsche chönnt vo ihrem B'richt, er wett de scho öppis wüsse drus z'mache. Es hätte ihn neue düecht, es sei nit d'r Werth, e sellige Lärme z'hah vo wege vierzeche Tage, we nit nenis angers d'rhinger wär.

Da hätte er sich leise hinaus gemacht aus der Stube und sei vor's Haus gegangen, während sie auf der andern Seite im Schopf gewesen. Glücklicherweise sei der Roßstall auf seiner Seite offen gewesen, e ganz dürgänte. In den hätte er sich hinein gemacht ganz süferli bis z'hingerist, wo

er afe etwas hätte merken können von ihrem Berichte; aber alles hätte er nicht mögen verſtehen, gäb wie er aufgepaßt. Der mit der apartigen Kutte hätte am deutlichſten geredet, und der hätte geſagt, man ſolle preſſire was man möge, es komme ſonſt etwas dazwiſchen, und wenn er nicht nach Burgdorf könne, ſo könne man das Nöthige im Hauſe machen. Und je kränkner er ſei, deſto mehr thät d's Preſſire noth; wenn einmal der Knopf gemacht ſei, ſo hätte Liſi nichts mehr darnach zu fragen, und wenn's ſche müß g'ſtorbe ſy, ſu werd es ſich nicht todt plāre. Er glaube nicht, daß G'ſpäß d'rhinter ſeien, ſonſt hätte man ſellig Leut bald im Bahre obe, man brauche ihnen nur ein paarmal Anſchicksmänner zu ſenden und einige Kundmachungen, ſo gruppen ſie gleich ein, und wenn man gar mit einem Eid komme, ſo ſei es Feierabend mit ihrem Kuraſchi. Wenn man's verſtehe, ſo ſei zu allem Grund da, und einmal ein Jahr oder zwei wellte er mit der Sach prozediren, prozediren bis ſie ane kneueten. Am beſten wär es daher, wenn Liſi ginge und g'ſchaucte, wie alles ſei; es ſehe gleich, ob Fantaſt darhinter ſei oder der Kerli wirklich ſo übel krank, und je nachdem könne man dann luegen. Wenn man einmal ſellig Schlitzhöſeler im Garn hätte, ſo entwiſchten ſie Einem nicht mehr, wenn man es nur ein wenig verſtehe.

Wo ich das ſo vernommen eins ums ander, hier ein Wort und dort ein Wort, ſo habe ich mich ſüferli wieder hinausgemacht und bin unter einen Baum gelegen; dort haben ſie mich auch gefunden, als ſie mich zum Eſſen gerufen, wo es bald zwei Uhr geweſen iſt. Ich glaube, ſie haben dort auch nur einen halben Tag, wie auch noch an andern Orten, wo man dem Betteln näher iſt als dem Bauern. (Sami wußte natürlich nicht, daß das eigentliche Pariſer Mode iſt.) Ein Eſſen haben wir gehabt, ich begehrte nicht, daß die, welche es gekochet hat, alle Tage meine Köchin wäre. Eine Suppe war da, wenn Einem ein Hoſenknopf abgeſprengt wäre und in die Kacheln geſprungen, man hätte ihn auf dem Bo-

den von weitem gesehen, doch war's wohl eine zweimäßige Kachle. Brod habe ich nur ein klein Stückli gesehen darin, und das war noch auf der andern Seite, ich konnte es nicht erlängen. Die Erdäpfel waren nur halb gekocht, aber die Milch die war schön himmelblau, es hat mich nur düecht, d'Sterne sötte füre cho, aber si hei nit welle, es ist ne doch noh z'früh gsy. Da konnte ich essen, wenn ich mochte, aber viel aß ich ihnen nicht ab. Es war bald drei, als ich gehen konnte mit dem Bescheid: Lisi werde die nächsten Tage kommen und sehen, was es geben müsse; aber sagen solle ich, ausnarren lasse man sich nicht. Froh sei er gewesen, sagte Sami, als er endlich das Haus im Rücken gehabt; er sage es frank, dort möchte er nicht sein, und wenn man ihm des Jahrs hundert Kronen geben wollte.

Anne Bäbi machte alles mögliche, um ihn z'g'schweigen; aber es mußte es erfahren, wie es Einem geht, wenn man einen Sami einmal angestochen hat. Gäb wie es sagte: „selb wird nicht wahr sein, das sind rechte Leute, aber sie haben dir nur nicht genug Ehre angethan, nicht wahr? sie hätten dir kücheln sollen, und verstanden hast auch nicht, was sie hinter dem Hause zusammen geredet; das ist nur es G'stürm e se." Sami blieb bei seiner Sache und hielt fest den Satz, das seien die wüstesten Leute, die er noch angetroffen; mit denen wollte er nichts zu thun haben, und wenn sie noch einen Zyberlihoger hätten und einen noch einmal so großen.

Wie üblich zündete Hansli noch im Stall, ehe er zu Bette ging, ob alles in der Ordnung sei; und als Sami ihm nachtrappete, sagte Hansli: „Wenn's so wär, es wär m'r doch neue z'wider." „Zell darauf, sagte Sami, so ist's, u so g'wüß als dir das Mönsch i's Hus überchömit, heit d'r ke rühigi Stung meh." „Es wird doch müsse sy, sagte Hansli, mit dem Prozedire mah ih nüt z'thue hah; lieber noh meh Wyberwolch." „He, sagte Sami, förcht du dih ume nit. Ih hah hüt e Ton g'hört, dä het m'r g'falle. Die Milch het nit

welle darhah; u noh nit wyt bi nih gsy, so bi nih leere worde, es het mih dücht, ih syg ganz hohle und es well alles z'ungerobis i m'r. Ih hah müsse ychere, u eis Wort het d's anger gäh, u da het d'r Wirth g'seit, es gelt jetzt alles nüt meh, u we nit es g'schriftligs Ehes'rspreche vo me ne Notari syg, u noh d'rzu gut ungerschriebe, su chönn me nüt meh mit eim mache. U so bist drus u dänne, wed' ume recht pukte B'scheid gist, su löh si dih, mi Armi, rühig." „We's wär, es wär wohl gut, u nützti doch nüt. Anne Bäbi het g'seit, es müz sy. Gut Nacht," antwortete Hansli kleinmüthig. „Und es muß nit sy, sagte Sami halb für sich selbst, und wenn's Anne Bäbi hundertmal seiti, e sellige Elephant soll de nadisch nit i das Hus, es nähm mih de wunger."

Am folgenden Morgen war Anne Bäbi noch müde, war unwirsch dazu und meinte, es müsse den Jakobli hüten, damit dä Tüfels Sami ihm nicht d'r Gring groß mache. Mädi mußte ablaufen zum Schnupftäckeli mit scharfen Instruktionen, daß es ja die Karte nit füre gäb, sondern luege, was es sagen wolle.

Als Talleyrand noch lebte und als Großbotschafter sechsspännig in einer großen Kutsche zusammengekauert wie ein halbtodter Affe von Hof zu Hof rollte in den wichtigsten Staatssachen, und alle Welt Augen machte ihn zu sehen, und alle Federvieher die Federn spitzten, um zu schreiben, was er sagte, da mag er wohl kaltblütig gewesen, und auf den Stockzähnen lachend an den Fingern abgezählt haben, wie manchen er abermals über den Löffel barbiren wolle. Aber wenn ein junger Diplomat zum ersten Mal mit bedeutendem Auftrag Kurier fährt, um irgend einen guten Freund seines Herrn vaterländisch zu schwänzen, wie pocht ihm da nicht sein Herz, und Hoffnungen arfelsweise schwellen seine Seele. Hundertmal durchläuft er die Reden, die er halten will, stellt sich den Eindruck vor, den er macht, und sieht Orden hageldicht auf

ſeiner Bruſt, ſieht ſich als Faktotum, als Staatsminiſter, als Alles in Allem. Und wenn er ſo hinten aus iſt, ſo fängt er von vornen an, bis er wieder hinten aus iſt, und ſo fort bis er an Ort und Stelle iſt. Oder ſo ein junger Tagſatzungsheld, der zum erſten Mal mit der Standesfarbe im Rücken in der Eidgenoſſenſchaft herum ſich kutſchiren läßt in der üblichen Kutſche an die Tagſatzung, was keimt da nicht alles in ſeiner jungen Bruſt! Wer an die Tagſatzung fährt, dem hat das Vaterland einen Talpen auf die Achſel gelegt; ach und wie lange geht's noch, bis es mit beiden Talpen auf ſeinen beiden Achſeln ruht, bis der erſte Seſſel ihm wird, bis er Präſident einer Kommiſſion wird, bis er der Oberiſt daheim iſt, bis keiner mehr ob ihm iſt, bis ſeine Frau mit ihm zufrieden iſt, eben weil er jetzt der Oberiſt iſt und ſie die Frau Oberiſtin im Lande oder Ländchen? Ach wie ſo ſüß und mild hat's nicht ſchon in ſo mancher jungen Bruſt gewackelt, wenn ſie zum erſten Male an die Tagſatzung gefahren iſt.

Aber ſüßer und erhabener hat ſicher nie eine Bruſt gewackelt als jetzt Mädis ſeine, als es den wichtigſten Gang ſeines Lebens that in ſo hochwichtiger Angelegenheit, wegen Jakoblis Verheretſein, zum Schnupfſäckeli. Daß Jakobli nicht krank war, das wußte es gar wohl; aber ob er nicht verhexet ſein könnte, das war ihm zweifelhaft geworden; das wäre doch noch möglich, hatte es bei ſich ausgemacht. Er war ung'ſellig von Jugend auf, und jetzt ſollte er eine Frau nehmen, die er nicht mochte. War das ihm nicht angethan, daß er die haben müſſe? Und konnte es Jakobli nicht insgeheim wirklich fehlen, und immer mehr fehlen, ſo lange er ſich wehre, die Täſche, wie Mädi Liſi titulirte, zu heirathen. Und wie ſollte es das vornehmen, daß es punktum das Rechte vernehme, ohne ſich zu verrathen. Ja, das alles waren Dinge, die einem Mädi zu ſinnen gaben. Und wenn das Schnupfſäckeli ihm ſagte, Jakobli müſſe die Täſche nehmen, das

waſche ihm der Rhein nicht ab, die ſeien einander geordnet: wollte es das ſagen, oder etwas anderes und es mit Jakobli auf das Aeußerſte kommen laſſen? Das war ein Knopf, den es noch nicht aufgelöst hatte, als es nach vielem Fragen das Haus des bekannten Säckeli gefunden hatte.

Es fand eine kleine alte Frau alleine, die handlich fluchend es bewillkommte und nach ſeinem Begehren fragte. Mädi erzählte, ſie hätten einen Bub, e manirliche und e ordlige, wie me ſe jetz ſelte atreff. Albez ſyge ſi noh gſy. Und dä hätt ſölle hürathe, die Alti hätt ihm ſe g'ſucht, und jetzt werd er krank und ke Dokter chönn ihm helfe, und all Tag werd er ſchlechter, und da ſyg ne g'ſeit worde, er ſyg v'rhexet u es chönni ſäge, wer d'Hex ſyg u wie me ſe chönn mache uſz'höre. Das ſei ſo eine Sache, ſagte das Säckeli, wo manchmal uchumlig uſe chöm, und dann ſei noch die Frage, ob das von einer Hex chöm; ſo jung Burſchte hätten manchmal etwas im Gring, es ſei gerad wie wenn ſie verhexet wären, und es ſei doch nicht. Es nahm ſein altes Kartenſpiel, und während es die ſchmutzigen Blätter miſchte, ſagte es ſo im Vorbeigehen: „Es wird ihn blangen, bis er kann Hochzeit halten.“ Mädi ſah in ſchauerlicher Andacht dem Miſchen zu, denn es hatte gehört, ein grau Männchen ſetze ſich zum Säckeli, ſobald es zu wahrſagen anfange und ſage ihm die Geheimniſſe; die meiſten Leute könnten es aber nicht ſehen, nur einige, die auch von den rechten Augen hätten, thäten es deutlich wahrnehmen. Es nahm Mädi gar wunder, ob es rechte Augen hätte, und mit Herzklopfen ſah es bald links, bald rechts, wo das graue Männchen ſitze und ob es etwas von ihm merke. Als die unerwartete Frage kam, ſchrak es zuſammen und antwortete: „O ſelb nit; es wäre ihm am liebſten, wenn er von der ganzen Sache nichts wüßte; aber die Alti wotts g'hebt hah, u was die wott, das ſött de ſy.“ Kaum hatte das Schnupfſäckeli die Karten vor ſich, ſo rief es aus: „Ich habs doch gedacht, bim Delder,

was das für eine Hex ſei; eine andere hat er im Kopf, und möchte ſie gerne und darf nichts ſagen, und bis er die hat, wird er nicht geſund, und wenn er die andere nehmen muß, ſo ſtirbt er, gäbs Jahr umme iſt, zell druf.“ Dem Mädi klopfte das Herz, ja es ſprang hoch auf und mit wackeliger Stimme frug es: „Kannſt mir nicht ſagen, was für eine es iſt, die er im Gring het?“ „Es iſt ein armes Meitſchi, aber ſuſt iſt nichts wider ihn's zu ſagen, es werchbars, und es husligs und es hübſches, und wenn er das überchunt, ſo iſt er glücklich, ſäg ume, d's Schnupfſäckeli heigs g'ſeit.“ „Es husligs un es hübſches, gäll, heſt g'ſeit? fragte Mädi, un er ſchüch d'Eltere, gäll?“ „Ja, ſagte die Alte, und ſie ſollten nur machen, daß es bald ab Brett gang. Die andere werde ſich wohl wehren, aber ſie ſollen ſich nicht fürchten; wenn d's Hochzyt einmal vorüber iſt, ſo werde ſie ſich ſchon ſetzen.“ Mädi konnte kein Bein mehr ſtill halten und frug: „Was bin ich ſchuldig?“ „Kannſt geben, was d'witt!“

Anne Bäbi hatte ihm ſechs Kreuzer gegeben zu dieſem Zwecke; es legte aber Mädi extra noch einen halben Batzen zu und machte ſich fort, als ob es Fecken hätte. „Eini im Gring, e armi, und e werchbari un e husligi; das kann uf my armi Thüri niemere ſy, als grad mih; er chennt ja ſuſt keni, und wo iſt eine werchbarer und husliger, wo, da will ih doch usbiete! U wege d'r Hübſchi het m'r keni nüt für z'hah; wo nih jungs gſy bi, hah nih e Hut g'ha, wie g'ſalbet, u ne Gring, ſo ne rothe, mi het nüt ſchöners chönne g'ſeh; und jetz möcht ih wüſſe, wo ne bräveri und e hübſcheri iſt, wo d'Jahr het, wo ih. Zäng hah nih noh meh as die halbe, und öppe e g'ſtiſcheteri als ih, für ſo hert wie ih werche, giebts d's Lang uf d's Lang ab nit; u wenn ih einiſt Sühniswyb bi u de übers Fleiſch cha, wenn ih ma, u hingere ſtah bim Werche, ſo fölls bim Schieß nit lang gah, ſo gibe ih die bräviſti und töllſti Büri, wo me g'ſeh will; emel d's Halbe hübſche nih noh u ſchwere. Ih hah's doch geng denkt,

es gang z'letſt noh ſo; es müßt ja ſonſt gar keine Gerechtigkeit ſy im Himmel und auf Erde." Anne Bäbi werd's ungern hah, aber jetz ſyge d'Häng ihm bunge u d's Mul v'rmacht, und es geſchehe ihm i Bode yche recht, un es ſött Allne, wo ſellige Hochmuth heige, ſo gah; ſi wüßte de, was d'r Hochmuth chönn. Es daure ihn's nur der arme Bub, daß dä ſövli heig müſſe lyde ſynetwege und e ſellige Angſt uſſtah, dachte Mädi, und nahm ſich vor, es well ihms de öppe luege z'v'rgelte. Aber er ſyg ſelber d'Schuld ei Weg, warum heig er ihm nüt d'r glyche tha, u wo nes ihms uf d'Zunge gleit u faſt grad uſe g'ſeit heig, es wett ne, warum heig er tha, wie nes Meitſchi, wo z'ſchüchs ſyg, ja z'ſäge u d'Eltere z'Wort heig. E Bueb ſyg doch nadisch kes Meitſchi. Wohl, wenn es es fry e ſo recht g'wüßt hätt, der alte Käsgepſe hätt es welle d'r Marſch mache u d'Sach wär längſt am Ort. Es freus wegem Sami, dem Schnürſti well es de d'r Gring i Bahre ueche binge, daß er de wüß, daß er e Meiſter heig. Wer Mädi zugeſehen hatte, wie es heim zog, hätte meinen können, es tanze ein Irrwiſch des Wegs entlang, ein etwas maſſiver freilich.

So glücklich iſt ſicher kein ſechsſpänniger Diplomat von ſeiner Miſſion heimgefahren und kein zwei- oder dreiſpänniger Tagſatzungsherr, und wäre er auch in zwei oder drei Kommiſſionen gewählt worden, ſtatt nur in eine, als Mädi tanzend ſeines Weges trampelte. Daß ihm erſt kunterbunt alles durcheinander im Kopfe brauste, wer will ſich deſſen wundern? Wie viel Flachs es pflanzen wolle, und wie im Kabisplätz eine andere Ordnung ſein müſſe, und daß es wenigſtens eine Sau mehr erleiden möge, und gäb es Ching bigehre oder nicht, und noch eine ganze Menge anderer Dinge. Nach und nach legte ſich der Sturm und Mädi bekam diplomatiſche Gedanken. So gerade mit der Thüre ins Haus, dachte es, wolle es nicht. Jakobli müß es ſelber bikenne, wen er im Kopf habe; er müſſe ſelber füre mit d'r Sprach;

mi müß ihm nachher nit fürhalten, es hätt öppis g'loge oder dem Säckeli es paar Batze gäh, daß es ihm i Kram red, o jere de! Sie müßte ihm denn cho ahah und's d'r tuſig Gottswille bete, daß es ſi d'rzu lay v'rſtah, u de nähm es viellicht noh Bidenkzyt; es wüß noh nit, aber es heig g'hört, das ſyg unger de Fürnehme d'r Bruch. Es wolle nur ſagen, d's Schnupfſäckeli hätte geſagt, die wo ner ſött hah, tödt ne kurzum, wenn er ſe näh müß; hingege heig er e angeri im Kopf, wenn me ihm die löy, ſu chöm er z'weg u werd glücklig. Meh hätt es nit welle ſäge, gäb wie es g'fraget heig und ihm ag'ha. So wolle es reden, ganz kaltblütig, wie wenn ihn's die Sache nichts anginge; die werde de aber loſe, wenn es endlich d'Karte füre gäb! Gar königlich freute es ſich auf die Geſchichte, faſt ſo viel als auf den Bub, und was Anne Bäbi mit für einer Rede komme, das mochte es faſt nicht erwarten.

Zeitlich kam Mädi heim mit einem recht gelaſſenen Geſicht, wie es die zu machen verſtehn, die etwas hinter den Ohren haben. Anne Bäbi empfing es ſehr freundlich und ſagte, ſo ſei es doch noch öppere usz'ſchicke, we me de o heim chöm, u's nit mach, wie Sami, dä Muffi; es hätt faſt nit möge erwarte, bis es chöm, u was heſt für B'richt? „He, gute oder böſe, wie d'witt, ſagte Mädi, v'rhexet iſt er nit.“ „Nit? ſagte Anne Bäbi, Herr Jemer! was föh m'r de a; iſt de nüt meh z'helfe?“ „Wohl, het d's Schnupfſäckeli g'ſeit, mi chönn, wenn me well, enangerenah.“ „Su ſäg's, ſagte Anne Bäbi, u ſchleipf eim nit ſo im Gwunger des ume!“ „Ich will es dir ſchon ſagen, aber zürne denn nicht an mir und häbs ungern; ich vermag mich deſſen nicht und habe es nicht erſinnet. D's Schnupfſäckeli hat geſagt, es ſteck dem Jakobli eine andere im Kopf; wenn er die bekomme, ſo komme er z'weg und und werde glücklich; wo aber nicht, und ſolle er die haben, wo du ihm geben wolleſt, ſo ſterbe er, darauf könneſt du zählen; denn die Krankheit komme nur daher, daß eine in ihm

ſtecke und er es nicht ſagen dürfe.“ „Das haſt du erheit und erloge, graduſe, ſchrie Anne Bäbi, und das chunt alles ume vo dir, u füſt vo kem angere Mönſch. Oeppis dumms e ſo bet d's Schnupfſäckeli nit g'ſeit, un im Gring het Jakobli keni; ſövli ſchlecht iſt er doch noh nit, daß er ſyr liblige Mutter, wo ne ungerem Herz treit het, ſelligs z'Leid thät.“ „Mira, glaub's oder glaub's nit, mach was d'witt. We d'dy Bueb ungere Herd witt, ſu zwängs; du heſt es de, u chaſt luege, ob ih gloge hah. De chaſt d'r d'Auge us em Gring plüre; aber de iſt es z'ſpat. Mach jetz was d'witt; ih hah d'r g'ſeit, was ih v'rnoh hah, u d'r Reſte geit mih nüt meh a.“ „Ih merke dih wohl, ſagte Anne Bäbi, un ih merke die, wo dir das agäh hei; aber es ſöll euch nüt nütze.“ „Mach was d'witt, heſt g'hört, antwortete Mädi, ih will ke g'ſungni Stung meh hah, wenn mir öpper öppis agäh het, oder wenn ih es Wort gloge hah; aber we du's witt uf em Gwüſſe hah, ſu häbs, was frage ih dem d'rnah.“ „Bigehr ume nit grad e ſo uf, ſagte Anne Bäbi, es wird doch öppe erlaubt ſy z'frage, u we geng alles gege eim iſt, ſu het me Urſach z'zwyfle; u de het Jakobli niemere im Gring, das müßt ih ja wüſſe.“ „Su frag ihn, ſagte Mädi, das chaſt grad erfahre, wenn er d'r 's offenire darf; aber du biſt geng e Uſlath gſy gege dym einzige Ching, und heſt ne kuſinirt, es iſt ume d'Frag, ob er d'r darf d'Wahrheit ſäge, oder ob er nit lieber geit ga ſterbe.“ „Das ſoll mir niemand nachreden, ſagte Anne Bäbi, und ſo komm mir nadiſch nit; ſuſt ſy m'r de bald lang gnue bi nenangere gſy; u uf d'r Stell will ih jetz hingere Bueb; er muß mit d'r Wahrheit füre; es wird ſih de ſcho zeige, wer Recht het.“ „Gang ume, ſagte Mädi, u wenn ih de z'lang da gſy bi, ſu bruchſt ume z'ſäge; ih will niemere im Weg ſy, o Jere!“ Anne Bäbi hörte die letzten Worte nicht mehr; es war hinausgeſchoſſen nach Jakobli. Mädi ſah ſchmunzelnd ihm nach und ſagte: „Das wird afe loſe, aber ih mah n'ihms gönne; un erſt jetz will ih mih

recht g'ſtabelig mache, u ſi müſſe m'r ahah, fry uf de Chneue, eh niḫ ſäge, mira!"

Anne Bäbi ſchoß hinaus, und Angſt und Grimm ſtritten ſich in ſeinem Herzen, und bald war das eine oben, bald das andere; taubs war es über die ganze Welt. Bleich und träumend ſaß Jakobli noch an der Abendſonne, die eben über dem ſchwarzen Tannwald ſtand ſo ſchön golden und groß, und den Menſchen zeigte, was die Sonne ſelbſt aus ſchwarzen Tannen zu machen vermöge, damit ſie denken möchten, was aus dunkeln Gemüthern zu werden vermöchte, wenn groß und golden die Sonne über ihnen ſtände, die in die Welt kam, zu der Welt Erleuchtung. Aber Anne Bäbi achtete ſich der Sonne nicht, wie ſchön ſie auch war; es hätte ihr wüſt geſagt, wenn ſie ihm auf irgend eine Weiſe bemerkbar in den Weg gekommen wäre.

„Fehlt's d'r noh?" ranzte es barſch den träumenden Buben an. „Ganz wohl iſt es mir nicht, ſagte Jakobli weichmüthig, aber es wird ſchon beſſern, wenn's Gottes Wille iſt." „Weiſt, daß Mädi zruck iſt u was es für B'ſcheid het?" fragte Anne Bäbi. „Iḫ hocke ſcho lang da, u hah niemere g'ſeh," gab Jakobli gleichmüthig zur Antwort. „Du ſölleſt nit v'rheret ſy," ſagte Anne Bäbi. „Es het miḫ doch o düecht, antwortete Jakobli, iḫ hah ja myr Lebti niemere nüt z'Leid tha u bi niemere i Weg cho." „Weiſt wo's d'r fehle ſöll?" „Wie wett iḫ's wüſſe, we's ke Dokter weiß?" antwortete Jakobli. „Im Gring ſöll's d'r fehle," antwortete Anne Bäbi. „Mit Kopfweh het's agfange, ſagte Jakobli, aber es düecht miḫ, es ziehe ab." „Thue doch nit d'r glyche, du merkiſt nüt; das iſt ſchlecht vo d'r, d'Mutter ſo gah az'führe u da e ſo d'r Narr z'mache." „Wäger, Mutter, weiß iḫ nit was d' meinſt, u agloge hah diḫ myr Lebtig nit." „Heſt de nüt im Gring?" fragte Anne Bäbi. „Nei wäger nit, Mutter, ſagte Jakobli, iḫ wüßt nit, was iḫ wett drin hah." „Nu ſo g'ſeht me doch de, was ſo ne dolders Wahrſägere cha; jetz weiß

ih's, was uf ne z'hah iſt. Geit die nit ga ſäge; du heigiſt Eini im Gring und mögiſt Liſi nit, u das mach dih krank u z'ſterbe, we d' ihn's hah müſſiſt. Ih will's Mädi grad ga ſäge; es cha de g'ſeh, was es für B'richt bracht het; aber ih hah's doch g'wüßt, daß du keni heſt u m'r das Herzeleid nit ane machiſt!" Während die Mutter ſo redete, dünkte es Jakobli, man fahre mit zweiſchneidenden Meſſern im Herz herum, und unterdeſſen ſchwebte ihm von den goldenen Tannenſpitzen her ein wunderholdes Bild mit ſüßen Augen und goldenem Haar und ſtellte ſich vor ſeine Seele, und es war ihm, als frage ihn das ſchöne Bild: „Willſt du mich verläugnen vor den Menſchen?" Und es fiel ihm ein, daß er der Mutter verſichert, er habe ihr noch nie gelogen, und hatte er nicht etwas vor in ſeiner Seele, und dieſes Etwas zehrte an ſeiner Seele, und je mehr und mehr, je näher er Liſi kam? Und war das nicht nun denkbar, daß die Wahrſagerin ſah, was in ſeiner Seele war, und kein Menſch wußte? und war dieſes nicht eine Fügung, daß er reden müßte, wenn er nicht ſterben wolle?

Wie bei dem Ertrinkenden die Gedanken nicht kommen, einer ehrbar nach dem andern, ſondern in Maſſen ins Bewußtſein treten; wie in entſcheidenden Lebensmomenten überhaupt die Thätigkeit des Geiſtes eine ganz andere iſt, als wenn in gewöhnlichem Gange die Dinge kommen und gehen, ſo drängten in dieſem Augenblick Bilder und Gedanken in des armen Knaben Seele in nie empfundener Fülle; aber ſie fanden nicht Kräfte zum Handeln, nicht Worte zum Reden; ſie fanden nichts, als den geheimnißvollen heiligen See, der im Heiligthume jeder Seele ſeine heiligen Wellen ſchlägt, in jeder Seele nämlich, die noch ein Heiligthum hat, bei der nicht alle Mauern niedergeriſſen, der Grund durch unheilige Füße hart getreten, mit Frechheit und Laſtern gepflaſtert worden. In ſolchem Heiligthume ſchlägt der klare See ſeine kühlen Wellen; ſie werden nicht ſichtbar in gewöhnlichen Tagen, aber

wehen dem getreuen Arbeiter Kühlung zu in heißer Arbeit, ſtärken ihn, wenn er ermatten will, geben höhere Weihe jedem Tagewerk, höheres Ziel jedem Streben, läutern das Unreine und brechen die Kraft der Pfeile, welche der Teufel auf getreue Herzen ſchießt, und waſchen rein die Wunden, welche Mißkennung getreuen Herzen ſchlägt. Nur wo Schmerz, wie glühend Eiſen, in die Wellen zuckt, da brauſen ſie auf und ihre Spitzen dringen ans Licht, rollen groß und ſchwer zu Tage und zur Erde nieder, oder wo Kummer das Herz zuſammenpreßt, oder die innigſte Angſt den Grund der Seele aufwühlt und zu Tage wirft, oder die Freude nach langem Bangen, wie ein kühner Windſtoß nach langer Windſtille, die Wellen aufreget und mit ſilbernem Schaume ihre Häuptlein krönet. In den Kindern wohl, bei denen noch keine verhärtete Bruſt iſt, deren ganzes Weſen ſonder Mauern zu Tage liegt, da ſchäumt und ſchlägt ſeine Wellen ſichtbarlich alle Tage dieſer See; aber ſelten Einer ſchaut ſie mit kundigem Auge und lernt ihre Bedeutung. Allmählig zieht er ſeine Ufer zurück, allmählig verhärtet ſich, was täglich vom Täglichen berichtet wird, zu den Mauern um den heiligen See. Wohl mag hie und da dieſe Verhärtung geſtört werden, die Bildung der Mauern unvollkommen ſein; es mag ein Loch bleiben, das alle Tage rinnt; es mag dieſer See vertrocknen von giftigem Winde verzehrt, die Mauern mögen fallen vom Roſte der Laſter zerfreſſen. Wo aber der Menſch aufwärts ſchreitet in ſeiner göttlichen Vervollkommnung, da werden die Mauern um den See höher, dichter, alle Tage tiefer und klarer der See; ſeine Wellen ſchlagen weniger hoch, ſchlagen ſeltener über die Mauern; Steine erzeugen keine Gewitter mehr; die bewegenden Kräfte verlieren ihre Macht, wenn ſie ſeine Wellen berühren; aus dem Schmerz wird der Brand gezogen; der Kummer ſaugt das Vertrauen ein, die Angſt löst ſich auf wie Morgennebel in der Sonne, die Freude verklärt zum klaren Spiegel ſich. Nur die Sehnſucht noch zieht des See's Wellen

höher und höher, und wenn das alternde Auge gen Himmel blickt, dort oben die verheißene Wohnung ſucht, nach dem Winken der Lieben forſchet; da glänzen die Häupter der Wellen des heiligen See's im alternden Auge, und funkeln in ihren ſtrahlenden Waſſern. Dann kömmt die Stunde einmal, wo dieſe Wellen ſich legen zum klaren Spiegel; über die Mauern wehen keine Winde mehr, ewige Ruhe weilet auf den Waſſern; da taucht aus denſelben auf Jehova; voll ſeiner Herrlichkeit erglüht der See. Dann fallen die Mauern, der See rauſcht auf, er wird zum heiligen Strome, auf dem Jehova dahin fährt, dahin, wo die Räthſel wohnen, die kein ſterbliches Auge enthüllt.

Aus dieſem See herauf rauſchten die Wellen, erregt durch des Knaben unendliches Bangen, und groß und ſchwer drängten ſich die kryſtallenen Tropfen aus Jakoblis Auge, und goldener ſpiegelten ſich in ſelben die letzten Blicke der ſcheidenden Sonne. Wie im Lichte Diamanten leuchten und Strahlen werfen ringsum, ſo trafen die funkelnden Strahlen aus Jakoblis ſtrömendem Auge des zornigen Anne Bäbis Augen, als es ſich eben wendete dem Hauſe zu: „Was plärift? was heſt?“ ſchnauzte es ſeinen Knaben an, doch hatte die mütterliche Angſt den Zorn ſchon gelöſcht aus den Tönen des letzten Wortes.

„Ach Mutter, ſagte Jakobli, wenn ich dir etwas ſagen dürfte, aber du biſt ſo bös mit mir, und längi Zeit ſchon haſt du mir kein freundlich Wort gegeben. Was ich dir zu leid gethan, das weiß ich nicht, aber expreß g'wüß nüt.“ „Jetzt ſoll ih noh bös gege d'r ſy. Herr Jemer, ſagte Anne Bäbi, u ſinne ih Tag u Nacht nüt angers, as für dih, u hah m'r die letzte Zyt noh faſt d'Bei unger abg'lüffe, u ſoll jetzt noh bös gege d'r ſy. So iſt das d'r Dank d'rfür, für das wo nih für dih thue u ſinne? He nu ſo de! ebeſo mähr das o noh! ſu ſäg grad noh, was te z'ſäge heſt u z'klage, ih wills i Gotts Name ertrage.“ „O Mutter, wed' grad höhn

wirſt, ſu cha ih d'r nüt ſäge, ih will lieber ſterbe, wie d'Wahrſägere g'ſeit het, u ſi wird recht hah." „Was, was recht? ſagte Anne Bäbi, heſt de Eini im Gring? du Uſtath du was de biſch!" „Weſt ſo chunſt, Mutter, ſagte Jakobli, ſe kann ich dir nichts ſagen; du haſt gehört, ich will lieber ſterben, und je eher je lieber, u lang gehts nicht, ich g'ſpüres am beſte." „Ja wolle, ſterbe, du Löhl! wer redt vo ſterbe? Aber ſu red doch, heſt de eini im Gring oder nit?"

„O Mutter, ſagte Jakobli, aparti nit; aber es Meitſchi hah nih g'ſeh u chas nit v'rgeſſe; wo nih gange u ſtange, ſteits m'r vor de Auge, und we nih ſchlafe, ſe chunts m'r vor, und hocket by m'r ab; d'Nacht iſt ume, ih weiß nit wie. Ich cha wäger nüt d'rfür, Mutter; nahg'loffe bin ihm nüt, und mängiſt hah nih welle a öppis angers ſinne, aber gang u mach Nacht, we's Tag iſt, u v'rhäb d'Sunne, we ſi ſchyne will. Ih v'rmah mih deſſe nüt, es wird ſo hah ſölle ſy; allemal we ni's g'ſeh hah, hah nih nit uſe Weg welle, u nit vo Hus bigehrt, u du heſt mih nacheg'führt oder mih g'ſchickt; ih hah müſſe gah, u de hah nih das Meitſchi g'ſeh, und es iſt m'r allimal gſy, als we nih e Engel g'ſächt, und wenn es wieder furt iſt, ſo het es mih dücht, mys Herz gang mit und wenn ih umme o mit chönnt, wärs, wohi es well, i nes wyts Land oder i Chilchhof, oder wo's wär, es wär m'r alles glych. So iſt's m'r, Mutter, aber ſäge hah nih nüt welle; hah kem Mönſche d'rvo g'redt, hah welle d'rby ſterbe; u wie das d'Wahrſägere het chönne wüſſe, weiß ih nit; aber vermah thue ih mih deſſe nüt, u zürn m'r wäger nüt."

Unterdeſſen war Anne Bäbi da geſtanden wie verſchmeiet; von ſelligen Dingen, von Engeln und Tag und Nacht und Sterben hatte es ſein Lebtag nie gehört, und alles das war in Jakoblis Gring, und es wußte es nicht; und an allem ſollte es noch ſchuld ſein, weil es den Bub von Haus genommen, und Punktum wußte dies das Schnupfſäckeli; das alles ſtürmte auf ihn's ein, daß ihm längs Stück Maul und Naſe

offen blieb. Endlich ſchnappte es Luft und frug: „Aber Mädi het drum g'wüßt, gäll, u das iſt es abgeredts Spiel, für mih lings z'mache u für e Narre z'hah?“ „Nein wäger nicht, ſagte Jakobli, kein Menſch hat darum gewüßt, auch kein einziger, der Aetti nit, d'r Samit nit, u d's Mädi de gar nit.“ „Aber wem iſt de das Mönſch, wo ſi da ſo ygniſtet het bi d'r? es wird e ſuferi More ſy, daß niemere d'rvo ſäge darfſt; es wird d'rs verbote hah, damit ere niemere z'böſt redt, wie ſi's mache, die wo die nützgetzigiſte Trüecher ſy.“ „O Mutter! red nit ſo, ſagte Jakobli, d's Meitſchi weiß ſo weni as du u d's Mädi d'rvo, u du heſt faſt meh mit ihm g'redt, as ih.“ „Seh, red, wem iſt's? es laufe dere Schlärpli ſo viel des ume, daß ih nit weiß, welles es iſt; es wird es luſtigs Bettlermönſch ſy, daß es bis jetz nit heich dörfe ſäge, e ſufere Engel, ja, we d'Engel vo Dreck u Lüſe, anſtatt Fecke, g'macht wäre, u Fotzle hätte z'ringsum.“ „Nei, Mutter, es Bettlermönſch iſt es nit, u dreckigs hah nih nüt a nihm g'ſeh. B'ſinn dih numme, es iſt das Meitſchi, wo by nihs g'ritte iſt vo Solothurn, u wo m'r du wieder g'ſeh hei, da by mene Bohneplätz by Nazige, u du hah nihs wieder atroffe, wo nih vom Zyherlihoger cho bi, u v'rirret gſy bi u niene meh uſe g'wüßt hah.“

In Anne Bäbi kämpfte es auf und nieder, und es wußte lange nicht, was ſagen. Es ſah, Jakobli war aufrichtig; aber daß es jetzt mit Liſi nichts ſein ſollte, das war ihm ſchrecklich, das konnte es nicht verwerchen, und das Schnupftäckeli hatte den ganzen Handel gewußt und vom Sterben geredet, wenn er Liſi nehme! Es war zwar ſehr geneigt, zu glauben, es habe das Ganze nur errathen, und das vom Sterben ſei es G'ſtürm; aber trauen durfte es doch nicht recht, h'ſungerbar da Jakobli geweint, als von Liſi die Rede war. Es ſagte daher nur: „So, ſelb Schlärpli iſt's, mit dem Ditti-G'fräß, wo ihm e niederi Fleuge, wo dra flügt, e Plätz ab macht, u wo me nit aluege darf, us Furcht, es überchöm Brämi im

ganze G'ſicht ume? Das iſt mir e ſuferi G'ſchicht, un ih wott mit allem nüt meh z'thue haß, mira, lueg du zu, un ih wett, ih wär ungerem Herd!"

Achtzehntes Kapitel.

Jetzt geht der Katze das Haar aus.

Mädi verzappelte faſt vor Neugierde drinnen im Hauſe, was für einen Austrag draußen die Unterhandlungen nehmen möchten. Allem an ſah es deutlich, daß von der Sache die Rede war, und als endlich Anne Bäbi ins Haus ſchoß, ſo zitterte es faſt vor Freude und dachte: „Gäll Anne Bäbi, gäll, jetzt mußt einiſt cho ane chneue; aber wart, dir will ih es reiſen." Mädi machte das bedenklichſte Geſicht, welches es hatte, ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Thüre und ribſete an der Kaffeekanne, als ob es ſie waſchen thäte. Anne Bäbi ſchoß in die Küche wie ein entronnener Komet, und die Kachelbänke zitterten und bebten, als ob rings der Kometenſchweif ſie ſtreife und fege, aber ſagen that es nichts. Mädi ſchaute endlich um, aber Anne Bäbi nahm keine Notiz davon, ſondern ſchoß eben das Erdäpfelkörbchen in eine Ecke, daß der Inhalt herum ſtob, als ob Erdäpfel Flaum und Federn wären. Mädi hatte ſeine Freude an dieſem Zorn und dachte: „Gäll, jetz het's dih; ſchieß du ume, es hilft d'r alles nüt; z'letſcht mußt doch abſetze, u füre mit d'r Sach." Da hoſchete es draußen an der Thür; aber Anne Bäbi hörte es in ſeiner Täubi nicht, und Mädi wollte es nicht hören. Die Entwicklung nahte; Mädi wollte ſich nicht hemmen laſſen durch irgend einen, der da nichts zu thun hätte, wie es meinte. Da ſprang die Thüre auf, und eine Stimme: „Ih muß däich

ſelber ufthue, we mih niemere heißt yche cho." Da ſahen die Beiden ſich um, und unter der Thüre ſtand Liſi groß und breit, und ſein Kopf leuchtete, wie der geldene Knopf am Kirchthurm der großen Kirche in Solothurn, wenn die Sonne ſo recht herzhaft darauf ſcheint.

Jakobli hatte von weitem die gewaltige Poſtur daher wandern ſehen mit einem Wartſäckli in der Hand, und gleich fiel ihm ein, das möchte Liſi ſein, welches den verſprochenen Krankenbeſuch abzuſtatten käme; und mit einer Raſchheit, die ihm ſonſt nicht eigen war, drückte er ſich ab ſeinem Bank der Wand nach in den Stall, drückte die Thür wieder zu nach Leibeskräften und lehnte mit dem Rücken ſich daran. „Aber Bub, was machſt? thue Thür uf! wie wett ih g'ſeh?" ſo rief Sami, der eben unter einer Kuh ſaß und melk. „Es chunt, es chunt, Herr Jemer, es chunt, rief Jakobli, wo ſöll ih hi, wo cha nih mih v'rſtecke?" „Wer chunt? fragte Sami, und thue doch uf und mach nit ſövli dumm." „He du weißt ja wohl; du heſt's ja g'ſeit, es chöm." „Potz Tüfel! dem preſſirts! iſt das ſcho da? ſagte Sami, was wetſch jetz mache?" „Furt laufe, mih v'rſtecke, ſterbe," ſagte Jakobli. „He um ſelb iſt's noh nit z'thue, da wird wohl noch etwas angers z'mache ſy. Aber was heſt vori ſo ſtarch mit d'r Mutter g'redt, wo ſi du yche g'ſchoſſe iſt, wie we me ſe jagti?"

Da erzählte Jakobli, was Mädi vom Schnupfſäckeli für B'richt gebracht, und wie die Mutter hinter ihn gerathen, daß er hätte ſagen ſollen, es ſei nichts an der Sache und er hätte nichts im Kopf. Da ſei es ihm geweſen, als müſſe er ihr etwas ſagen, was er noch keinem Menſchen geſagt, weder jetz wolle er es auch ihm ſagen. Sami hörte mit großer Andacht zu, was Jakobli von ſeinem Meitſchi erzählte und wie das ihm nicht aus dem Sinn wolle Tag und Nacht, und fragte endlich: „Und die Alte, was hat ſie dazu geſagt?" „Sie wollte, ſie wäre unterm Herd," antwortete Jakobli.

„Ho für ſelb hets ke G'fahr. Du aber biſt ein dummer Bub, daß du das nicht ſchon längſt geſagt haſt, und dich da haſt herumſchleppen laſſen, wie ein dreijähriq Kind. Ich habe dir ſchon lang geſagt, wehr dich, ſie zwängen dich nicht, d'r ſchweige, daß ſie dich ſterben ließen. Das iſt ume es Kär, u we du uf die Hingere ſteiſt, ſu chauſt mache, was d'witt, u dys Meitſchi näh we d'witt; aber du mußt d's Mul ufthue. Hätt ihs g'wüßt, daß du eis im Gring hätteſt, ih hätt ſcho lang angers d'rhinger welle. Aber wed' keim Mönſch nüt ſeiſt, ſu cha d'r ke Mönſch helfe. Zell druf, das Meitſchi mußt hah; d'r Vater hilft d'r, u we d'Mutter vo Sterbe g'hört, u e Wahrſägere 's g'ſeit het, ſu zell druf, die gruppet y, u laht dih mache, was d'witt." „Aber Herr Jemer! was ſoll ich jetzt machen? fragte Jakobli, jetz iſt Liſi da, und wir haben noch nichts mit einander geredet, und es wird d's wüſtiſt alles machen; u we Ueſer vo Prozeſſe u Eidige g'höre, ſu iſt ne nit meh z'helfe, u mir gruſet es ſelber d'r vor, ih muß es ſäge." „Häb nit Chummer, ſagte Sami. Ih hah ne Ton g'hört lüte, es werd ech nit viel thue, un es wird wohl e ſo ſy. Drum bis ume ruhig u ſäg nit viel, u lah die angere mache u lue, was ſi ſäge welle. We d'witt, ſu gruchs e chlei, nimm d'r Gring i d'Häng u herz, wie es Roß, we's Buchweh het, ſu g'ſehſt geng, was gah ſoll. Ih will d'm Alte es Wort d'rvo rune; er wird de ſcho ane ſtah, we's nöthig iſt u ne neuer ſtüpft. Los, ſie brülle d'r; du mußt dih doch füre lah; aber förcht dih nit u ſäg nit viel, ſu iſt d'Sach g'wunne, zell druf."

Allerdings brüllte Anne Bäbi zur Thüre aus: „Jakobli, Jakobli," als ob man es am Meſſer hätte. Als Liſi ſo unter der Küchethüre ſtund, faſt ſo ungeſinnet, als wie der Teufel erſcheinen ſoll, wenn man ihm zur unrechten Stunde ruft: da machten Mädi und Anne Bäbi ihm Augen, dem Teufel hätten ſie nicht ärgere machen können. „Was wotſch?" fragte Mädi ſpitz, dem es wohl in Sinn kam, wer das Mönſch ſei.

„He, chennſt du miḧ nimme," ſagte Liſi zu Anne Bäbi, als ob es Mädi einer Antwort nicht würdig hielte, „das wär m'r afe e ſuferi Sach, we du nimme wüßtiſch, wer iḧ wär!" „He, ſagte Anne Bäbi, es chunt es Tags gar mänge Gring vor d'Thür, daß me nit geng grad weiß, wem er iſt, u b'ſungerbar, we me nüt a niḧu ſinnet." Darauf wiſchte es langſam ſeine Hand am Fürtuch ab und ſagte: „He nu ſo de, ſo bis Gottwillche, u was bringt diḧ ſo ung'ſinnet? Gang yche." „He ug'ſinnet ſött iḧ öppe nit ḧo, we dä chranke iſt, wo my Ma gäḧ ſött, u de haḧ niḧs loḧ ſäge; hets dä Stopfi, wo ḧo iſt, nit usg'richtet?" „Er het neuis g'ſtürmt, ſagte Anne Bäbi, aber mi het gar mängs z'ſinne. Gang yche; iḧ will d'r öppis Warms mache, wed' maſt, ſuſt geits nit lang, ſu eſſe m'r." „Ho, iḧ maḧ wohl warte, ſagte Liſi; wo iſt er? iḧ will zu n'iḧm." „Gang ume afe yche, iḧ will luege, wo er iſt," ſagte Anne Bäbi. „He das wirſt wohl wüſſe, ſagte Liſi, oder iſt er nicht im Neſt?" „Er iſt hüt afe e wenig uf, ſüſt iſt er geng g'lege." „Das iſt wunderlig, ſagte Liſi, daß er uf iſt, u haḧ niḧ g'meint, em B'richt a, es müß ufgeiſtet ſy uf d'r Stell." „Das iſt nüt wunderligs, ſagte Anne Bäbi, we's nit g'ſtorbe ſy muß, ſo beſſerts g'wönlig. Wo iſt d'r Bub?" ſchnauzte es Mädi an. „Das wirſt du wohl wiſſen, ſagte Mädi; du heſt ja z'letſch mit iḧm g'redt." Während Anne Bäbi iḧu ſuchen ging und nicht fand, und faſt die Seele aus dem Leibe rief und kunterbunte Gedanken wälzte, wie das jetzt gehen ſolle, u wie es d'r ärinſt Hung ſei auf der Welt, frug Liſi: „Du wirſt d'Jumpfere ſy?" „Iḧ ſött," antwortete Mädi. „Was het er für e Chrankhit? oder iſt's de z'letſch ume Fantaſt?" fragte Liſi vertraulich. „He lue de," antwortete Mädi ſchnippiſch. „Das haḧ niḧ im Sinn, ſagte Liſi, dafür bi niḧ da. Iḧ wott wüſſe, woran iḧ bi." „He, das wird öppe z'v'rnäḧ ſy," ſagte Mädi ſpöttiſch. „Das denke iḧ o, ſagte Liſi; we ſi de e Narr wei, ſu chaufe ſi de lieber e yſige. Was Dolders iſt gange?"

„He, frag se selber, sagte Mädi, ih weiß nüt; für sellige Sache muß me nit d'Jumpfere frage, die sy hütigstags nit viel angers weder d'Hüng."

Da kam Anne Bäbi wieder und sagte: „Er chunt; er ist im Stall gsy, er het grusami Freud a d'r Waar, u da het er mih nit g'hört. Chum yche." Bald darauf kam Jakobli durch die Küche, trotz Samis Zuspruch, ängstlich und langsam. Mädi stund ihm z'weg, machte ihm süße Augen, und als er ohne aufzusehen bei ihm vorbei ging, sagte es: „Bis ume nit erschrockne, u säg grad, wie's d'r ums Herz ist." Als er drin war, sagte Mädi für sich: „Dä ist doch grusam schüche; nit e mal aluege het er mih meh dörfe, sit er's vor's Mul use g'lah het, wie lieb er mih het. Aber angers b'richte muß ih dä doch noh, es wär just gar es längwyligs D'rbysy."

Drinnen ging es sehr diplomatisch zu. Anne Bäbi legte das Brod auf den Tisch und sagte: „Nimm ase, we d'mast." Söyli hungrig sei es nicht, sagte Lisi, daß es nicht warte mög, u de hätts noh öppis angers by n'ihm. Als Jakobli herein kam, brachte er kaum: „Gott grüß dih!" heraus und setzte sich auf den Ofentritt, während Lisi bei den Fenstern saß. „G'leidet hest, das ist wahr, sagte es, chranke bist doch gsy, ih g'sehs, u bist noh geng nit z'weg. Aber ih will dih grad nache g'fuhret hah. D'r Aetti chauft bim Dolder mängist die leidiste Säuli, wo se d'r Säutryber dem Schindter gäb, we se d'r Aetti nit nähm, u uf my armi Thüri i acht Tage chennt sie niemere, u le Mönsch wurd meine, daß das die glyche Säuleni wäre. Un es wär d's beste, ih blieb grad da, für zu d'r z'luege, das wird de alles bessere. Wo fehlt's d'r?" „Ho, aparti niene, sagte Jakobli, es frürt mih geng u ist m'r süst nit am baasten." „He du wirst wohl öppe noh z'rwärme sy," sagte Lisi, und war wieder z'weg. Der Verdacht war vergangen, daß die Krankheit nur vorgespiegelt. Es packte den Kram aus, den es mitgebracht, einige halbverdrückte Lebkuchen und ein halb Pfund Kaffee und etwas

Zucker. Es that, als ob es daheim und bereits Bäurin wäre, und kommandirte wie ein General, und partirte wie ein Weltſch.

Das ſetzte die Meiſten in Verlegenheit. Jakobli weinte faſt. Anne Bäbi ſchoß wie üblich herum und balgete mit Allen. Hansli dachte, das ſei eine arige Sache un er wett, er wär drus u dänne. Sami dachte, die thue afe; aber es müß d'r Tüfel thue, we die's zwänge ſött. Nur Mädi lächerte es auf den Stockzähnen; es dachte: „Die wird afe d'Goſche ufthue, we die v'rnimmt, was Trumpf iſt.“

Nach dem Abendeſſen nahm Liſi allenthalben Augenſchein; man ſollte nicht im Zweifel ſein, daß es zum Theil auf der G'ſchaui ſei, aber allenthalben rümpfte es die Naſe und hatte etwas auszuſetzen. Es ſei es ſtyfs Taunerg'ſchickli, ſagte es zuletzt, aber vom ene Bureweſe ſyg ke Red; es hätte ſich die Sache anders vorgeſtellt, und wenn es gewußt hätte, wie es wäre, es würd ſih b'ſinnt hah. „He weißt was? ſagte Sami, der es hörte, ſu ſah wieder vorſer a dih b'ſinne.“ „He das wird dich denk wenig agah,“ antwortete Liſi, und nahm fürder nicht Notiz von Sami, aber den Vorſatz faßte es, dem wolle es bald zeigen, was Liſi könne. Als es Zeit ward zum Niedergehn, frug es, wo er ligg, es wolle ihm jetzt abwarten. Es mußte zweimal fragen. Anne Bäbi ſagte gar nichts; endlich ſagte Jakobli, d'Mutter ſei bei ihm, und er bigehre niemer angers. „So, ſagte Liſi, ſu bigehrſt mih de nit? He nu ſo de, ſu lah's hocke; es wird ſuſt wohl öppe e Ecke für mih ſy; aber d'r hëſtigiſt biſt de nadiſch nit.“ Anne Bäbi ſagte: „Häbs nit für ungut, du chaſt by Mädi ligge; es wär noh eis Bett im Gade, aber ſelb iſt nit azoge, ih hah nüt dra g'ſinnet.“ Es hätte noh nie g'hört, daß me d's Sühnis-wyb, we nes z'Dorf chöm, zur Jungfrau thüy; ſelligs ſyg es ſih de nit g'wohnet. Für hinecht ſygs ihm glych, aber für die angere Nächt well es de es aſtändigers G'lieger, wenn es

nit by ihm ſöll ſy. „Mi cha de öppe luege,“ antwortete Anne Bäbi.

Mädi lächerte Liſi's Zuverſichtlichkeit immer mehr; das werd d'Lueglöcher ufthue, dachte es, wenn man es gehen und einer andern Platz machen heiße. Als aber der ganze Abend verfloß und kein Menſch ein Wort ſagte, daß nicht alles gut ſei, und Liſi that, als hätte es das Heft ſchon in der Hand, da ward es Mädi doch zuletzt bang, das Mönſch möchte noch kureſtiere, und kein Menſch ihm herzhaft die Spitze bieten. So mit angeborner Unverſchämtheit zwängt man gar viel in der Welt, und wenn man thut als verſtehe eine Sache ſich von ſelbſt, ſo ſcheint der Zweifel daran ſchon eine Art Unverſchämtheit und das Erheben dagegen gar wie ein Aufruhr, und das kannte Mädi ſo ungefähr, obgleich es weder an einem Hofe gelebt, noch ariſtokratiſche Studien gemacht hatte, aber es iſt halt alles tout comme chez nous, und alle Katzen haben Schwänze, wenn gleich die einen ſimpel grau ſind und die andern ſchwarz oder weiß, die dritten aber ſchön brocardirt, d. h. dreifarbig, und ſo gleichſam den Katzenadel bilden; aber Schwänze haben ſie doch, und z'Nacht ſind ſie alle grau. Als nun Mädi vernahm, daß Liſi bei ihm liegen ſolle, da freute es ſich und dachte: „Wart ume, dir will ich die Augen aufthun; wohl dir darf ich's ſagen. Wenn man ſie machen ließe, die dolders Blättere wurd ne Meiſter. Myr Lebtig hah nih ke ſövli us'rſchants Mönſch g'ſeh. Aber ih hah's ſcho mängiſt g'ſeit, u es iſt doch e ſo, ſo öppe was Maniere ſy u Bruch, das weiß me niene wie hie ume, da mönſchelets noh. A angere Orte, u b'ſungerbar da im Aergäu niede, da iſt es grobs Volk, u ſie thüe, es het e ke Gattig.“

Allerdings war ſelben Abend große Verlegenheit im Hauſe, und kein Menſch hatte das Herz, dem Liſi zu ſagen, woran es ſei. Anne Bäbi ſagte, es nehme ſich der Sache nichts mehr an; es hätte es gut gemeint, und jetzt ſolle alles nichts ſein. Seinetwegen. Es möge ſich nicht ſagen laſſen,

wenn es nicht gut gehen ſollte, es ſei ſchuld daran. Aber daß es jetzt alles alleine auseſſen ſolle, ſelb nit; die wo d'Gringe mache, die ſölle ſe jetzt o zueche hah. Jakobli jammerte und ſagte: „Mutter, was ſoll ih? es lost nüt uf mih, u du heſt d'Sach g'macht u du heſt z'bifehle, u d'r Tufig Gottswille hilf und ſäg ab; es tſchuderet mih, wenn ihs ume g'ſeh.“ „D'r Alt cha nihms ſäge, ſchnauzte Anne Bäbi, we's ſy muß, es thut ihm's ſauſt, o einiſt d's Mul ufz'thue. Aber ih ſäges noh einiſt, we d'rs zwänge weit, ſo zwängits, aber ih wott nüt d'rvo.“ „Aber Mutter, ſagte Jakobli, es wott ja niemere nüt zwänge, u ih hätt ja nüt g'ſeit u g'folget; aber het nit o d'Wahrſägere g'ſeit, ih müß ſterbe, we die myni würde.“ „Dreck, ſterbe!“ ſagte Anne Bäbi. Es wollte nicht den Namen haben, als glaube es an dieſes Wort; aber es glaubte doch, und innerlich ſchauderte es ihn's immer, wenn es daran dachte; aber das ſollte niemand merken; es wollte nur der Gewalt weichen. Es glich dem, der eine Feſtung übergeben will, aber doch immer zuſchießt in die Kreuz und in die Quer, daß man meinen ſollte, wie er Haar auf den Zähnen hätte, und entſchloſſen ſei, unter den Trümmern zu ſterben. Solche Kämpfe giebt es alle Tage in der Welt, und viele Leute giebt es, die es zur Gewohnheit haben, das, was ſie am liebſten thun, ſich abzwingen zu laſſen. Darin liegt dann ein allerliebſter Stoff zu Zänkereien, der nie ausgeht. Ein ſolcher Stoff aber iſt denen, welchen Zank die Würze des Lebens iſt, was Salz in einer Küche iſt. Es iſt aber auch prächtig, wenn man zanken kann um das, was man gerne thut, und dann wieder um das, was man nicht gerne thut; das iſt die Figge und Mühle, und Fiſcheli z'Morge und Krebſeli z'Nacht.

Hansli war nicht ſehr erbaut über die Zumuthung ſeiner Frau, daß er die Sache austrappen ſolle, um die er nie gefragt worden war; es war aber nicht das erſte Mal, daß ihm das begegnete. Das Disputiren aber mit Anne Bäbi hatte

er ſich gänz abgeſtellt; er ſagte daher bloß, er wett, er hätt nie nüt d'rvo g'hört, u was es noh gäh chönn, wüß me nit; aber ſo amene Wyberwölchli neuis z'ſäge, werd öppe nit z'tödte gah.

Während in der untern Region ſchwere Unterhandlungen mühſam gepflogen wurden und ihre Schwere dem Schlafe den Zugang wehrte, ging es in der obern raſcher zu, aber nicht, daß der Schlaf leichter kam.

Droben im Gaden hatten die beiden Nebenbuhlerinnen, Liſi mit Aerger, Mädi mit Schadenfreude im Herzen, ihre Lagerſtätte geſucht. Liſi war voll Schimpfens über das kleine Haus und ſchlechte Gaden. Ihr Rußgaden ſei eine Herrenſtube gegen dieſes, und ihre Gaden, wo es und die Schweſter lägen, das ſeien G'mächer vo de ſchönſte, wo me g'ſeh well, u Sache hätten ſie drin, mi ſuchti ſe nit dert; alles hertholzige Bettſtatten heige ſi, u zwen Tiſchli, mi g'ſäch ſe nit ſchöner, u zwei nußbaumig Stabellen un e kirſchbaumigi, u ne Schaft, mi heig hie kener ſellig, u ne Spiegel, er ſyg größer als e Brattig. Aber d'r Aetti heig g'ſeit, wo n'er ne kauft heig, ſyner Meitleni manglete angeri Spiegel, we ſi o öppis g'ſeh welle drinne, as ſo die ordinäri Grieggle; ſo i ne g'wöhnlige Spiegel mög nit emal d'r halb Gring, d'r-ſchwyge de öppis vo d'r Poſtur. Von da weg ließ ſich Liſi auf ſeine Projekte. Alles mußte anders werden, das Haus neu, das Höfchen größer, und ſtatt zwei oder drei Kühe ſollten wenigſtens ſechs oder acht gehalten werden, und zwei, wo nicht vier Roſſe, und junge, ſtatt ſo einem alten Kaib, den bei ihnen nicht einmal der Schinder nähmte, wenn es ihm nicht wegem Schmutz wäre. Es welle ihnen die alten Vergraueten ſennen, und da müſſe es ein ander Leben geben; es welle ihnen den Marſch ſchon machen. Und wie man es ihm heute gemacht, das vergeſſe es nicht, ein anderes wäre wieder fortgelaufen, aber es welle es ihnen eintreiben. Trocknes Brod hätte man ihm anerboten, und G'ſichter hätte man ihm

dazu gemacht, als ob es d'r Tüfel ſelber wär, und z'letſcht heig mes da i nes Hundsgaden gleit, wo es ſich ſein Lebtag ſchämen müſſe, daß es in einem ſolchen gelegen ſei.

Mädi hatte dieſe Herzensergießungen mit wahrer Wolluſt eingeſogen, und mäuschenſtill dazu ſich gehalten; endlich ſtach es doch der Gugger. „Es wär m'r o ſo, b'ſungerbar we n'ih noh v'rgebe ſövli Müh u Chöſte hätt müſſe hah, u z'letſcht nüt d'rvo, as e längi Naſe," ſagte es. Liſi fuhr auf, daß die Bettſtatt krachte, es einen Blaſt gab durch das ganze Gade und fragte: „Was ſeiſt, was meinſt, iſt das g'haue oder g'ſtoche?" „Kes vo bede, ſagte Mädi, ih hah das ume ſo däicht. U de ſöll neue eini g'ſeit hah us de Charte, d'r Jung heig e angeri im Gring, u we n'er dih näh müß, ſu ſterb er. U das iſt neue yche gange." „Su ſterb er, dä Möff, es iſt m'r glich; aber z'erſt muß er mih z'Ehre bringe! E angeri heig er? Selb iſt nit, dä iſt z'dumm. Wohl dä wett ih! dä iſt bunge; dä muß warte, oder es müßt dann keine Grechtigkeit mehr im Lande ſein. E angeri? Du lügſt; dä weiß ja gar nit, was es Wybervolch iſt, u dä weiß mit eire nüt az'fah, was wett dä Lädi mit zwo mache? Du lügſt, u wotſt mih ume für e Narr hah!" „He glaub, was du willſt, ſagte Mädi, d'Sach geht mich ja nichts an; aber frag morgen ſelber, und mach, daß ſie mit der Sprach füre müſſe, de ſäg de, wer recht g'ha het, oder wer g'loge het. Ih bi ume e arme Tropf, u wott nüt g'ſeit hah, aber lue de." So redete Mädi demüthig, aber innerlich war es voll Hochmuths und dachte: „Du dolders Bureblättere, gäll dä arm Hung, wo d' nit ſchätziſt, u nebe d'r z'ligge heſt u de ſchüchſt, wie we n'er rüdig wär, gäll, dä het dä Cher d's Pre. Es iſt doch de am Eng noh neuer, dä uf's rechte luegt, u o weiß, wer öppe e Mönſch iſt oder kene. Als Liſi pülverte wie eine lebendige Schlüſſelbüchſe, ſo machte Mädi links um, verbarg ſeinen Mund im Hauptkiſſen, damit Liſi das Kichern nicht höre; denn es wollte es faſt tödten vor Freude, daß es

dem Lisi die Floh so gut hinter das Ohr gesetzt, und schlief bald selig ein. Lisis Bomben und Granaten verhallten daher im Blauen und ungehört; und wie am Ende auch die ärgsten achtundvierziger Batterien verstummen, wenn sie keine Antwort erhalten, so setzte endlich auch Lisi lugg und ergab sich dem, der alle Nächte über den Menschen kömmt, wenn nicht bereits ein Stärkerer dessen Leib oder dessen Seele in Besitz genommen.

Als Lisi am folgenden Morgen erwachte, war kein Mädi mehr an seiner Seite, aber der Tag im Gaden lang und hell. Das war ihm nicht ungewohnt, denn sie hatten daheim den Brauch, daß ein jedes aufstehen konnte, wenn es wollte, und z'Morgen essen, wenn es mochte. Es bildete sich daher bei ihnen das eigenthümliche Schlafgewissen, das die Menschen zur bestimmten Stunde weckt, nicht aus. Dieses Gewissen entsteht nur da, wo eine bestimmte Ordnung ist, deren sich die Menschen unterziehen müssen, oder wo ein lebendes Bewußtsein einer Pflicht ist, welche zu bestimmten Zeiten erfüllt werden muß. Dieses Gewissen läßt sich bei jedem Menschen bilden; und so wenig man es achtet, so viel werth ist es doch; denn wie viel schöner ist es, wenn das eigene Gewissen Einen weckt zur Erfüllung seiner Pflicht, als wenn man von fremden Händen dazu sich muß schütteln und rütteln lassen. Darum pressirte Lisi auch nicht mit dem Aufstehen, mit dem Anziehen, so daß, als es hinunter kam, Mädi bereits das Morgenessen hinaus trug, Sami und Hansli eben in den Stall gingen, nur Anne Bäbi und Jakobli noch in der Stube waren. Mädi brachte wieder hinein, was für Lisi nöthig war, und ließ im Vergeß beim Herausgehen die Thüre offen.

Mädis Mittheilungen waren Lisi gleich nach dem Erwachen in Sinn gekommen, und wie allmählig das Wasser im Theekessel wärmer und wärmer wird, bis es endlich siedend übersprudelt, sobald nämlich Feuer unter dem Kessel ist: so waren diese Mittheilungen einigen buchigen Scheitern gleich,

die heizten Liſi, und heißer und heißer ward es in ſeinem Kopf; und kaum hatte Anne Bäbi ihm Kaffee eingeſchenkt, ſo ſprudelte es mit der Frage hervor: „Iſts de wahr, du heigiſt e angeri im Gring u welliſt mih lah hocke?“

Die Frage glich einem Blitz, der plötzlich niederfährt, während man glaubt, das Wetter ſei noch lange nicht da. Weder Jakobli noch Anne Bäbi konnten antworten im erſten Klupf, und jedes hätte gegeben, was man gewollt, wenn es aus der Stube geweſen wäre.

„Wohl, das möchte ich ſehen, fuhr Liſi fort; das wär mir eine ſufere Sache; da wollten wir doch auch dabei ſein, ih u d'r Aetti u d'r Vetter; ſo des ume führe lah mir ihs de noh nit, d'rfür ſy de ſellig Stepfeni z'ſpät aufgeſtanden, poh Dolder. Nachgelaufen bin ich dir nicht, und es hat noch hart gehalten, bis ich unſerer Mutter es zu Gefallen gethan u mih aglah hah; ſo eine wie du biſt, iſt nadiſch ke Schleck, u we me nit d'rby öppe chönnt gut hah, u ſih tröſte, es währ nit geng, ſu hätt ih nüt vo d'r möge; ih will d'rs grad uſe ſäge. Aber jetz iſt zugeſagt, iſts richtig, jetz wott ih nimme zurück, u d'Sach muß vorwärts gah uf d'r Stell. Mit d'r Krankheit wirds nit halb ſo bös ſy, daß du nit mit m'r chaſt d's Hochzyt agäh; gang legg dih a.“

Wäger möge er heute nicht, ſagte Jakobli, es ſei ihm wieder gar nicht wohl und es ſolle mit dem Aetti rede, er werd hinter dem Hauſe ſein. Dem laufe es nicht nach, ſagte es, und probire wolle es, ob er heute kommen wolle oder nicht; wenns de einiſt z'vrkünde iſt, ſo cha me de G'ſchrift geng noh uſefertige. „Seh du, wandte es ſich zu Anne Bäbi, thue du Goſche o uf; du biſt m'r nahg'fahre u heſt m'r lah B'ſcheid mache, wie wenn es eis Gurts gah ſött; befiehl du jetz o, u mach, daß es ab Brett geit. Für e Narr meinſt doch öppe nit, daß ih mih lay hah.“ Seinetwegen könne es gehen, wie es wolle, ſagte Anne Bäbi; es wolle mit der Sache nichts mehr zu thun haben; machen ſie es mit einander

aus. Und ſo laſſe es ſich nicht kommen; es wiſſe Leute, ſie ſeien ſtürmer als es, und gäb es ihm mehr nahfahre, könne es lange warten. „Das bruchſt nüt meh, ſagte Liſi, es iſch jetz wie's iſch, u rede thue nih wie's m'r chunt. U jetz, potz Dolder, wott ih grade B'ſcheid; wotſch zum Herre cho, u dih gah alegge enangere nah, oder iſts de wahr, heſt e angeri?" Und damit ſtund Liſi auf und trat vor Jakobli mit einer Heftigkeit, als ob es ihn zerreißen wollte. „Wäger mag ih hüt nit, ſagte Jakobli, un es wär m'r lieber, es wär gar nüt a d'r Sach." „Su heſt de e angeri, rief Liſi, das wird m'r e ſufers Mönſch, öppe es Gurli ſy, es Luder; wohl das möcht ich ſehen, das Täſchli!" „He das iſt ſo nes bravs as du biſt, und de viellicht noh öppis bräver, du Blättere du," ſagte Mädi unter der Thüre, das nicht übers Herz bringen konnte, zu den ſchönen Titeln zu ſchweigen, die es ganz treuherzig auf ſich bezog.

Liſi wandte ſich der unerwarteten Gegnerin zu und ſagte: „Pack dich! du haſt nichts in der Stube zu reden, und d's Ganze geit dih nüt a, du Chuchifösel!" „So viel as dih, u viellicht meh, du Moosgueg, du Zyberligränne du, was du biſt!" ſchrie Mädi, und machte Zähne dazu, ſo lang, daß man ſie zu Miſtgabelzinken hätte brauchen können. „Biſt du öppe das Liebeli, wo er im Gring het u wo n'er wird ſölle hah? du biſt e Schöni du! e v'rgatterete Zunſtecke biſt, e abgnagte Säutreg, u grad es ſelligs Fürblatthuhn möcht ih ihm gönne, we d'Sach mih nit aging. Aber pack dih jetz, du Strupf, ſuſt gibe ih dih uſufer uſe!" „Un ih gange nit," ſchrie Mädi, und machte Augen, als ob es ſchon halb aus der Haut wäre, u g'hei du dih uſe, du aufgeblaſener Blasbalg, du Krüpfedrücker, was d'biſt, du Kropfloch! ih bi z'erſt i dem Hus gſy u wirde ſo Gottel o z'letſt drin ſy, du Metzgermore du!"

Ja, Mädi hatte noch nicht ausgeredet, ſo hatte es eine im Geſicht, daß es das Feuer brennen ſah im Elſaß; und ehe

es ſich gefaßt, fuhr Liſi mit ihm in die Küche, und dort ging es z'Boden, beide brüllten, als ob man ſie am Spieß hätte, daß Sami herbeiſprang und Hansli kam im Geſchwindſchritt und Jakobli half, die beiden, die ſich feſt verbiſſen hatten, wie es zuweilen Jagdhunde thun, daß man ihnen den Mund mit einem Knebel aufbrechen muß, auseinander reißen. Als man ſie aufſtellte, bluteten beide wie zwei geſtochene Guſi, Mädi zu Mund und Naſe aus, und ſeine, früher ſchon baufälligen, Zähne wackelten durcheinander, wie Korn auf dem Felde durcheinander geht, wenn der Wind weht. Liſis Geſicht dagegen war, als ob man es durch eine Hechel gezogen hätte, und ſeine Haare ſträußten ſich um ſeinen Kopf, wie die Mähne um den Kopf eines Hengſtes, wenn er die Ehre ſeiner Heerde vertheidigt. Es brauchte gute Kraft und viel Anſtrengung, die beiden zu verhindern, daß ſie nicht von neuem auf einander ſchoſſen; jede dünkte es, ſie möchte noch mehr und die andere hätte noch nicht genug.

Indeſſen mit Gewalt hebt man eine Geiß hinten ume. Mädi mußte zum Brunnen, Liſi zog man in die Stube. Am Brunnen lächerete es Mädi trotz ſeinen wackelnden Zähnen, daß es der dolders Stute 's greiſet hätte und geſagt, was niemand hätte ſagen dörfen, und wie die Leute lachen werden die Dörfer hinunter, wenn ſie das verkrauet G'fräß g'ſeye daher cho, wo ſyg, wie der ſtrübſt Fureplätz. Und wenn ſchon im ganzen Haus niemand geweſen, der es dem Elephant habe ſagen dürfen, daß man ſynere nüt meh well, es hätts dörfe, wohl, dem habe es es geſagt. Während ſo Mädi beim Brunnen Hoſianna ſang, tobte Liſi in der Stube, wie ein angeſchoſſener Tiger, und kein Menſch glaubte ſich ſeines Lebens ſicher. Anne Bäbi war unter der Stüblisthür; Jakobli wußte nicht wo ſein; nur Sami zeigte den verblümten Wunſch, Liſi möchte ihm Gelegenheit geben, es in die Finger zu nehmen. „So wie ich bin, kömmſt jetzt mit mir zum Pfarrer, das Hochzeit anzugeben, oder ich gehe auf der

Stelle heim, und dann ſeht, wie es euch ergeht! kein Kreuzer ſoll euch bleiben! Aber das Dolders Möuſch muß mir noch erwürgt ſein; eher gehe ich nicht zum Haus hinaus."

Jetzt ſchien es doch Anne Bäbi, für den Jakobli wär das eine wohl Grüsligi, und es ſei fry beſſer, wenn man ihr abkomme; aber prozedire und d's wüſteſte alles ausſtehen, das war ihm auch ſchrecklich, und ſägen, es hätte ſich geirrt in der Perſon, es ſehe es jetzt ein, das war ihm noch grüslicher.

Als Jakobli verlegen mit der Antwort zögerte, ſagte Sami: Es dünke ihn, es könnte afange wiſſen, was man wolle, und es brauchte da nicht lange mehr zu fragen. Je eher es das Haus räume, deſto beſſer wäre es für ihn's; und wegem Prozedire förchte man ſich nicht; öppe ſo lang wie ſie auf dem Zyberlihoger vermöge man es auszuhalten. Unterdeſſen ſei er froh, wenn es einen Andern fände, wenns nämlich noch einer wolle; aber es müß preſſire, ſuſt chönnts ne z'Sinn cho, wie's Noth a Ma ſyg.

Samis Rede war wie die Lunte auf eine geladene Kanone; das Pulver brannte, aber als ob vornen im Loch ein Zapfen wäre, ging er nicht gerade aus, ſondern blähte ſich auf in ihrem Bauche; ſie platzte und nach allen Seiten flogen die Splitter. Nun ſprengte es nicht buchſtäblich Liſi in Stücke, aber es fuhr auch nicht geradezu auf Sami los, wie der erſte Antrieb wohl war, ſondern ſein Zorn wühlte ſein Innerſtes auf, und Schandworte, Flüche, Drohungen flogen nach allen Seiten, den Splittern einer zerſprengten Kanone gleich. Dann griff es nach ſeinem Wartſäckli, ſchoß zur Thüre aus, mit der Drohung, daß ſie bald froh ſein werden, es wieder kommen zu heißen; ſie ſollten es erfahren, was Liſi könne; und dä alt Muheim wolle es b'richten, was Hochzeit machen ſei. Als es zur Thür aus ſchoß, war Mädi noch beim Brunnen, gränneten Liſi nach und ſchabte ihm Rübchen. Liſi nicht faul, ſchwenkte um auf Mädi los; dieſes ſtreckte

kampfdurſtig ſeine zehn Finger wie Enterhaken vor, hätte aber wohl eine tüchtige Knautſchete im kalten Brunnen, dem es den Rücken kehrte, erlebt, wenn Hansli in ſeiner kaltblütigen Weiſe nicht dazwiſchen getreten und Liſi geſagt hätte, es ſolle ſich nicht ſäumen, es hätte weit heim, und hier nichts Apartiges mehr zu verrichten. „Das ſollſt du erfahren du, was du biſt, du alte Speckſytechüng du! Wart ume, dir wei m'r dy Mutech füre mache! wart umme, dir wei m'rs zeige!" So ungefähr ſchoß Liſi ſeine Rückzugſchüſſe ab, untermiſcht mit einigen Flüchen und Schimpfwörtern an Mädi, das über den Brunnen hinüber immerfort grännete und Rübli ſchabte, und wär ihm ein hämpfeliger Stein im Wege gelegen, Mädi hätte ſich in Acht nehmen können.

Neunzehntes Kapitel.

Wie dem Mädi die Augen aufgeſprengt werden und Hansli auf die Mähre hocket und um Rath ausreitet.

Als Liſi aus den Augen war, war es, als ſei ein böſer Geiſt ausgefahren, als ſei das Haus öde geworden und doch voll Bangens, daß der Eine mit ſieben andern noch ſchlimmern wiederkehren werde. In Anne Bäbis Kopf beſonders ſah es ſonderbar aus. Es war innerlichſt gar wohl zufrieden, daß das Ding ſich ſo gemacht; aber es geſtand das ſich ſelbſten nicht einmal, geſchweige denn Andern.

Hätte es ihm der Doktor geſagt oder der Pfarrer, Jakobli könnte an dieſer Heirath ſterben, es hätte es nicht geglaubt, hätte geſagt: „Was wette die vo ſelligem v'rſtah?" und wäre zugefahren. Weil es aber das Schnupftäckeli geſagt hatte, ſo kam ihn's ein geheimer Schauer an, und es dachte, es könnte doch neue

ſein, und ſchuld möchte es nicht ſein. Daneben konnte es es nicht verwerchen, daß es hintenab nehmen müſſe, nach der Andern Gring es gehen ſolle. Das hätte doch nadiſch afe kei Gattig, dachte es, daß alle Andern Meiſter ſein ſollten und es alleine nicht. Daß es ſelbſt lugg gelaſſen, brachte es nicht in Anſchlag, ſondern es ſollten es die Andern erzwängt haben, und das wollte es ihnen eintreiben, um die Naſe reiben, die ſollten es z'ſchmöcken bekommen; und was es geben möge, daran wolle es keine Schuld haben, und keinen Finger mehr rühren. Kurz, Anne Bäbis Gemüth war mit recht trüben Wolken bezogen, und dafür, daß es ſeine eigene Dummheit nicht ausgeführt zu ſeinem eigenen Herzenleid, wollte es die Andern mit Kupen und Grollen ſtrafen. Ein König hätte durch den Aufruhr ſeiner Unterthanen an ſeiner Majeſtät ſich nicht ſchwerer beleidigt fühlen können, als Anne Bäbi ſich verletzt fühlte an der ſeinigen.

Das iſt aber eigentlich nichts neues. Es ſpukt in gar allerlei Häuptern, gerade wie es ſpukte in Anne Bäbis Haupt, und gar mancher arme Teufel, der ſeine Herren und Obern vor mächtigen Dummheiten bewahrt, oder dieſelben gut gemacht hat, muß es hinten drein ſchwer entgelten, wenn ſie z'Platz kommen können, und um ſo ſchwerer, je größer die Dummheiten waren, und je mehr die Herren dem Anne Bäbi verwandt ſind.

Mädi allein war nicht nur d's Gäggels, ſondern es fühlte ſich ganz von dem Gefühl durchſtrömt und übergoſſen, welches einen Helden ergreift, wenn er eine Schlacht gewonnen, welches z. B. Friedrich der Große empfunden haben muß, als er die Schlacht bei Leuthen gewonnen, oder Napoleon nach der Schlacht bei Jena, ganz das Gefühl, welches jeder hat, der ein Menſchenleben gerettet, oder durch kühnes Wagen ein halbes oder ganzes Dorf vor dem Verbrennen. Es war die Heldin des Tages; was niemand anders gerne ausgeſprochen, das hatte es geſagt; es hatte Liſi ausgetrieben

und ihm den Marſch gemacht. Gleiche Gefühle äußern ſich aber oft ungleich; ſo, denke ich, werde Friedrich der Große nach der Schlacht bei Leuthen ſeine Freude und ſein Siegesbewußtſein nicht ganz auf gleiche Weiſe geäußert haben, wie Mädi nach dem ſo glücklich beendigten Kampfe.

Mädi verhehlte ſeine Freude nicht. „Ih hah n'ihms dörfe ſäge; ih hah n'ihm d'r Marſch g'macht; wenn ih nit gſy wär, es wär noh da, u wer weiß, wie's gange wär. Aber ih förchte m'r de nadiſch nit grad, u jetz het me chönne g'ſeh, we me het welle luege, wer ih bi u was ih cha. So viel as e ſellige Bureblättere bi nih de nadiſch o noh. Gäll du arme Höck, we nih nit gſy wär, es weiß ke Mönſch, wie's dir noh gange wär." So ſprach es zu Jakobli, mit dem es alleine in der Stube geblieben war, weil die Andern ſeines Rühmens ſatt waren. „Haſt es der Alten geſagt?" fragte endlich Mädi, das ſeine Neugierde und Zärtlichkeit nicht länger bewältigen konnte. Jakobli wurde ganz roth und ſagte endlich: „Ja." „Heſt's g'ſeit?" frug Mädi ganz zärtlich und voll Glut, „du heſt doch recht g'ha, du biſt geng d'r brävſt du, we ſcho all Lüt ſäge, wie d' e Leide feieſt; das macht nüt. Was het aber die Alti g'ſeit d'rzu?" „Sie wett, ſi wär ungerem Herd," ſagte Jakobli. „Die het ihrer Lebtig geng wüſt tha, ſagte Mädi, und wird nie lehre gattlig thue. Red du mit dem Aetti; der iſt ſchon anders; oder haſt ihms ſchon geſagt?" „Nei wäger nit, ſagte Jakobli, ih darf nit; wenn ih ume vo Liſi los wär; a d's angere darf ih gar nit däiche." „Das wär! ſagte Mädi, du biſt geng e dumme Bueb; das muß mit enangere gah; mi muß d's Iſe ſchmiede währet es warm iſt; kalt's bringt me's nimme z'ſäme. Das macht mir doch afe nüt, mit em Aetti z'rede, wenn niemere darf, ſo darf ih. Das iſt hüt noh öppis angers gſy, mit der Poſaune Feierabend z'mache, als mit d'm Aetti z'rede, wo die beſte Seele unter der Sonne iſt." „Wart ume, ſagte Jakobli, es düecht mih, es preſſirti nit ſöli." „Nit preſſire!

mi g'ſeht wohl, daß du vo ſellige Sache ke B'rſtang heſt, aber es wird d'r ſcho noh cho; aber nüſti chunts d'r wohl, we ſih öppere dynere anäh und dyr Lebtig d'Sach für dih mache wott."

Und ſomit ſchoß Mädi hinaus und ſuchte, bis es Hansli fand, der Weiden drehte, um Bäume aufzubinden. „Hets d'r g'wohlet, Aetti?" fragte Mädi, hellleuchtend wie der Morgenſtern, wenn er nämlich einige Zeit Köchin geweſen wäre und ſich nie gewaſchen hätte. „Jä gäll, we nih nit gſy wär, es wär nit ſo gleitig gange. Es chunt bi allem ufs Guraſchi a; u wo im ene Hus ke Mönſch Guraſchi het, da hets g'fehlt, aber gäll, ih hah, Aetti! Aber was ih frage wott: Het d'r Anne Bäbi g'ſeit, was ih für B'richt brunge hah?" „Ih hah neuis g'hört," ſagte Hansli. „Und Anne Bäbi het mit em Bueb gredt?" fragte Mädi. „Es wird," ſagte Hansli. Da wurde Mädi verſchämt und frug ganz züchtig: „Was ſeiſt du d'rzu?" „Was wett ih ſäge?" ſagte Hansli. „Du wirſt doch nit öppe vor ſym Glück welle ſy, vor em Glück vo dym einzige Ching?" fragte Mädi. „He nei, ſagte Hansli, me muß öppe luege." „He nu, ſu dankeigiſt, ſagte Mädi; das wär afe gute B'ſcheid; ih hah doch denkt, du ſygiſt nie d'r wüſtiſch. Aber wegem Luege, düechts mih, ſyg das unnöthig; ih will mih öppe ſtelle wie's üblig u brüchlig iſt am ene Sühniswyb, und de düecht mih wärs d's beſte, mi wurd d'Sach grad abtrybe, gäb es es longs Gred gäb. Es iſt hüt Fryte; m'r chönnte grad gah d's Hochzyt agäh dä Abe." „Wie meinſt?" fragte Hansli. „He we's d'r recht wär, ſu wette m'r hüt ſcho gah d's Hochzyt agäh, ih u Jakobli." Hansli wußte gar nicht, was er hörte; ſinnete der Sache nach, bis Mädi ungeduldig wurde und frug: „Was meinſt?" „Mädi, ſagte Hansli endlich, du wirſt im Irrthum ſy, oder wetſch mih für e Narr hah; es het niemere nüt vo dir g'ſeit, Jakobli ſeit vo ganz ere angere."

Als Hansli das geſagt hatte, kam eben der Müller zum

Haus und rief ihn an um ein z'Mühli, und alleine blieb Mädi hinterem Haus.

„Es het niemere nüt vo dir g'seit, Jakobli seit vo ganz ere angere?" das waren Worte, die ihm in den Ohren surreten, wie noch nie eine Ohrfeige jemand in den Ohren gesuret hat, und da stund es, als ob es einwurzeln wollte im Boden. Es wogte auf und ab in ihm; dann fing es an zu schimpfen, und endlich brach ein unendlicher Jammer in ihm aus; es saß auf dem Düngelstuhl und wußte längs Stück nicht, wo es war; wenn es auf einem Sopha gesessen wäre, so hätte man seinen Zustand Ohnmacht genannt.

Man kann sich aber doch wirklich nichts Schrecklicheres denken, als was Mädi widerfuhr; das Erwachen eines Schiffers, dem es geträumt hat, sein Schiff fahre in lustigstem Sonnenschein in einen sichern Hafen und es zerschellt bei seinem Erwachen im wildesten Wetter am wüsten Felsenriff, ist sicher nicht halb so schrecklich, als Mädis Erwachen aus süßem Irrthum. Weit über vierzig Jahre, und noch einen Mann, und zwar einen jungen, eine Jumpfere und ein Bauernsohn, und ein reicher; man denke sich, was in diesen Worten alles liegt, und ob unter tausend vierzigjährigen Jumpfern eine Hoffnung hat zu einem reichen, einzigen und jungen Bauernsohn. Und Mädi hatte nicht bloß Hoffnung, es hatte ihn bereits in der Hand, im Sack, hatte zwar schon lange daran gedacht, das wäre d's Witzigist für dä arm Tropf, aber ihn wieder aufgegeben, und plötzlich ung'sinnet fiel er ihm wieder zu; denn wenn er eine im Gring hätte, wen konnte er im Gring haben, als ihn's; er kannte ja keine, hatte mit keiner Umgang, mit keiner nur geredet. Und kein Mensch hat was anderes gesagt; es schien Mädi, als bestätige alles seine Vermuthung, Anne Bäbis Benehmen, Jakoblis Reden, und darum hatte es sich so tapfer gestellt, wie eine Gluggere vor ihren Hühnchen, hatte den Knoten zerhauen, Lisi aus dem Felde getrieben und jetzt seit er noh vo nere angere, u vo ihm

seit niemere! Man denke sich doch so recht in des armen Mädis Herzenleid hinein, und meine nicht etwa, so ein Mädi, ein vierzigjähriger Kuchimutz, sei nicht ebenso empfänglich für Liebesschmerz und Liebeswonne, als des Pfarrers Tochter zu Taubenheim, oder eine gegenwärtige Mondscheinprinzessin oder ein sonstiges Stadthäpeli.

Das ist eben, und ich habe es schon manchmal gesagt, das große Unglück, daß man meint, unter anderm Tuche seien auch andere Herzen, und unter verschiedenem Zuschnitt verschiedene Empfindungen. Um dieses Vorurtheiles willen mißverstehen die verschiedenen Stände sich so sehr; um desselben willen beleidigen die obern Stände die untern so oft, und müssen so oft schwer es büßen. Denn die obern Stände sind es zumeist, welche meinen, während sie zart wie Meerschaum seien, an welchem bekanntlich die leichteste Berührung einen Kritz giebt, so seien die unter ihnen angfähr so wie ein Hausgang, auf dem man hin und her wandeln kann mit allerlei Schuhen, ohne daß es ihm viel macht, und weil sie andere Namen hätten, so sei auch anderer Teig an ihnen, und während man den Weggliteig mit Zartheit behandle, könne man den von rauhem Mehl mit Füßen kneten, ohne daß man es ihm viel anmerke. — Wenn ich von den obern Ständen rede, so meine ich (Mißverständnissen beuge ich gerne vor) darunter nicht etwa bloß die, welche von Karl dem Großen her ihren Adel haben, sondern auch die, welche von der jüngsten Regierung eine Stelle haben. Zwischen beiden ist hauptsächlich der Unterschied, daß man in einer neuen Kutte viel dümmer thut, als in einer angewohnten, und daß man in einer neuen Kutte jedem mit Donner und Blitz auf den Hals fährt, der Einen nur von weitem berührt, während man in einer alten Kutte gelassen durch das Getümmel geht, weil man aus Erfahrung weiß, daß die Kutte etwas erleiden mag. Ich rede hier nicht nur von den Ständen in der Stadt, sondern von den Ständen auf dem Lande. Man ist sonst gewohnt, das ganze Land

zu betrachten wie eine Krautsuppe, wo alles durcheinander ist, und keiner viel mehr als der andere ist, und die Stadt als den Ort der Civilisation, wo alles gehörig geschieden ist, wie in einer ordentlichen Speisekammer Gesalzenes, Gebratenes, Gebackenes, Gezuckertes, oder in einem Kassenamte die verschiedenen Geldsorten. Daher kömmt es, daß jeder Stadtmuffi ein halbes Klafter über jedem vernünftigen Mann auf dem Lande zu stehen glaubt, jedes Stadttschaggeli jede ehrbare Landfrau über die Achsel ansieht, und jedes Schreiber-Anne Bäbi sich für das Faß hält, aus welchem die Weisheit für das Land gezapft werde. Auf dem Lande sind die Stände so gut wie in der Stadt geschieden, eben so gut alter und neuer Adel, eben so gut alte und neue Schwachheiten, eben so gut die Vorurtheile, daß unter andern Kutten andere Herzen und unter anderm Zuschnitt andere Empfindungen seien. Und während man über die Welt raisonirt und Andern den Splitter zeigt, hat man selbst den Balken im Auge und sieht ihn nicht.

Einem Stadthäpeli, einer zarten Dame, wäre man zu Hülfe geflogen mit Wasser von allen Sorten; das arme Mädi läßt man verlassen sitzen auf seinem Dängelstock und hält unterdessen eine Predigt, die im Grund niemand erbauen wird, am wenigsten die Stadtmuffeni und die Schreiber-Anne Bäbi. Und doch ist Mädi immer so respektabel, als viele Stadtjumpfere (z. B. die Herzogin von Beaufort), und weint gewiß so schmerzlich, als irgend eine weinen kann; aber es sitzt auf einem Dängelstock und braucht das Fürtuch als Nastuch, als Handzwechele und noch viel Anderes. Alles mögliche ging ihm durch den Kopf: erhängen, ertränken, ins Wasser springen oder ab einem Baumast, fortlaufen, wüstthun, ansetzen und durchsetzen. Aber da fiel ihm ein, daß wenn Jakobli eine angere im Gring habe, so helfe Wüstthun nichts und das Ansetzen nichts, weil das Schnupftüchli gesagt, die müsse er haben, und Sami, dä Hung, wurd öppe lachen;

dem thue es es beim Schieß nit z'Gfalle, und Anne Bäbi hätte auch seine Freude daran. Nein, die wolle es ihm doch nicht machen; auslachen wolle es sich doch nicht noch lassen obendrein. Die müßten denn nadisch nichts merken, und wenn man Hansli nichts mehr sage, so vergesse er es bis morn-derist. Das freue es jedenfalls, daß es Lisi abgesprengt habe und noch dazu verkrauet, daß man es vier Wochen sehe, und daß Anne Bäbi seinen Gring nicht haben könne und nichts erzwängt habe. Aber wunger nehme es ihn's, wen Jakobli im Gring habe; das Mönsch möchte es wissen; auf das komme es an, ob es bleibe. Wenn es öppe chönnt denke, daß es nicht meine, es müsse dem Anne Bäbi folgen und machen, was das sage, so bleibe es, sonst aber nicht; wenn's zweu Anne Bäbi geben sollte, statt nur einem, so laufe es, so weit es seine Füße tragen mögen. An diesen Gedanken, da man ihm kein Schmöckwasser brachte und ihn's eine ziemliche Zeit vergessen liegen ließ, erholte es sich, wischte die Thränen mit dem Fürtuch ab, nahm neutrale Mienen an und ging ab. Wir wetten, Mädi übertraf in seiner Fassung viele gebildeten Frauenzimmer, und zwar um so mehr, je mondscheiniger diese sind; ihr Schmerz ist kein edlerer, aber ein viel krankhafterer. Jedoch sei damit nicht gesagt, daß manches Mädchens Schmerz nicht edler und seine Fassung nicht eine höhere sei. Ach, der Liebesschmerz ist der einzige Liebhaber so mancher stillen Mädchenseele, und treu bleibet er ihr, wie selten ein anderer Liebhaber, bis in den Tod. Niemanden ist er sichtbar, auf des stillen Mädchens Gesicht erscheint er nicht; der Arbeit-samen Hände lähmt er nicht; der Umsichtigen Augen verlockt er nicht, so lange der Tag am Himmel steht, und fremde Augen umgehen. Wenn aber in sein stilles Kämmerlein das Mädchen tritt, zur Ruhe es sich legt, des Tages Getümmel verrauschet ist, so taucht leise aus dunkeln Gründen das liebe Weh herauf, klopft ans bange Herz. Das Mädchen vernimmt des Getreuen Nahen, schließt mit weinender Wonne ihm auf,

kest mit ihm die liebe lange Nacht, entreißt ſich ihm, wenn der Tag die Schatten verjagt, mit Weh und Schmerz, und tritt gefaßt und gelaſſen in des Tages Räderwerk, immer ſich ſehnend nach den wiederkehrenden Schatten, hinter welchen näher rauſchet des getreuen Mädchens getreuer Geliebte, ſein Glück, ſeine Wonne, der ſtille verborgene Liebesſchmerz.

Mit Bangen erwartete drinnen auf dem Ofentritt Jakobli den verunglückten Botſchafter, der aber fand nicht für gut zu melden, wie ſchrecklich es ihm ergangen. Anfangs hatte es Mädi wohl gelüſtet, einen Sturm auf ihn zu wagen; allein es bedachte, daß wenn er Eine hätte, der Sturm nichts abtrage, und daß es eigentlich ſelbſt ſchuld ſei. Hätte es nicht das Unglück gehabt mit dem Gaggelberger, ſo hätte es ſelb Zeit reden können; da wär es die rechte Zeit geweſen, u vo Merkige ſei Jakobli nicht; dem müſſe man mit dem Holzſchlägel winken, wenn er etwas ſchmöcken ſolle. Es nehme es nur wunder, wie es die Täſche angefangen hätte, ihm i Gring z'cho. Das eben iſt eine Kunſt, i ne Gring z'cho, aber wenn ſie auch Eine kann, ſo lehrt ſie dieſelbe Andere nicht. Aber e Narr wolle es jetzt nicht ſein, ihm noch zu ſagen, wie's ihm ergange ſei.

Jakobli ſaß alſo alleine da. Es war ihm zu Muthe wie einem, der mitten durch Meeres-Ungeheuer wohlbehalten auf den Sand geworfen iſt. Der Schrecken vor den Ungeheuern iſt ihm noch im Leibe; alle Augenblicke muß er hinterwärts ſchauen, ob ſie nicht auch kommen aus den Wellen hervor durch den Sand von neuem ihm zu Leibe. Sein Auge geht nicht nach vornen über die Dünen hinweg ins blühende Land, wo weder Wogen ſind noch Ungeheuer, ſondern freundlicher Schatten und lieblicher Sonnenſchein, Blumen und rieſelnde Quellen, und überall in den Blumen und an den Quellen Friede und Freude. Jakobli ſchlotterte noch immer vor Liſi und dem was es gedroht, und dachte nicht an Meyeli, wie ſchön es ſei und wie lieblich, wie ſelig er ſein könnte,

wenn es sein wäre, wenn er zu ihm sagen könnte: „O Meyeli, myn Meyeli!“ Aber es geht dem Menschen oft wie dem Wanderer, je näher derselbe seiner Herberge kömmt, die er lange von ferne geschaut, desto mehr weicht sie aus seinen Augen, verbirgt sie sich, bis er plötzlich vor ihr steht; so verbirgt dem Menschen sich oft am dichtesten die Erfüllung seines herzinnigsten Wunsches, wenn der nächste Augenblick sie bringt.

Als Jakobli so sann und saß, kam Hansli herein, nahm den Spycherschlüssel von seinem Orte und winkte seinem Sohn nachzukommen. Der Spycher, besonders der obere Boden, ist gar herrlich für Heimlichkeiten, die niemand hören soll; da kann niemand in Gehörweite kommen, den man nicht merkt. Wer also ein vertrautes Wort reden will, geht gerne in den obern Spycher oder auch ins weite Feld, wo ringsum weder ein Baum noch ein Bohnenplätz ist. So in einem Hause ist man nirgends sicher, bald ist ein guter Freund an der Thüre oder an der Wand; ja man hat Beispiele, daß man vor dem Hafner im Ofen, vor dem Kaminfeger im Kamin nicht sicher ist.

Da der Müller eben da gewesen, so fiel das Gehen in den Spycher niemand auf. Jakobli mußte den Sack offen halten, und als Hansli das erste Mäß hineingeschüttet, frug er: „Ist's de wahr, du heigist eini?“ „O Vater, balg doch recht nicht, sagte Jakobli; ich hätte nichts gesagt, wenn die Mutter mich nicht genöthet hätte.“ „Wie bist zu re cho?“ fragte Hansli. „Wäger Vater, nicht erpreß, sagte Jakobli; aber d'Mutter het geng vom Hürathe b'richtet, und wie das für mich sei und bald sein müsse, und da düechte es mich, wenn es doch müsse geheirathet sein, so möchte ich die und keine andere, nur Lisi nicht. So habe ich immer an sie sinnen müssen, und immer fester ist sie mir in Kopf gewachsen; allemal wenn die Mutter vo d'r Lise b'richtet het, hab nih a die angeri müsse denke; ih hab wäger nit angers chönne, es

iſt mir gſy wie atha.“ „Es ſyg das Meitſchi mit dem wyße Haar, wo mit ihs g'ritte iſt?“ fragte Hansli. „Grad das iſt's, ſagte Jakobli, und ich habe immer daran denken müſſen, wie freins es gegen den böſen Bub geweſen iſt; das iſt der Anfang geweſen.“

„Warum ſeiſts nit?“ fragte Hansli. „Es hat mich niemand gefragt, antwortete Jakobli. Die Mutter iſt da mit ihrem cho und het nüt angers welle g'höre, und gäb wie ih g'ſeit hab, ih mög die nit, het ſi ſih nüt deſſe g'achtet u iſt für g'fahre.“ „Heit d'rs richtig z'ſäme?“ fragte Hansli. „Wie meinſt?“ fragte Jakobli. „Enangere verheiße?“ ſagte Hansli. „Nein, wäger nicht, ſagte Jakobli, wir haben gar nichts geredet deretwegen. We es mir d'r recht Weg zeigt het, u wo mir vo nangere ſy, hah nih ihm welle e Halbi zahle, aber es het preſſirt u het nit welle.“ „Ja, ſagte Hansli, da mußt du doch zuerſt vernehmen, ob es dich will; das iſt ſo d'r Bruch.“ „Ich wußte ja nicht, ob es euch recht ſei, ſagte Jakobli, und z'wider thue möchte ich euch nichts; es iſt nicht rychs, ume es arms.“ „Was ſelb iſt, ſagte Hansli, ſu hei mers chönne mache bis jetzt, und es Sühniswyb meh oder minger, es wird notti gah, u by äyre hätts o nit viel gäh mit Schyn. We me re ume les wäre, u we das Meitſchi noh einiſt nüt hätt, es wär m'r recht; aber bis me ſelb weiß, iſt's m'r nit wohl byr Sach. Sami het m'r agäh, ih ſöll mit d'r Mähre i d'Schmidte. Nebe zueche wohn jetzt eine, e gruſam e G'ſchichte, da ſöll ich frage, vo wege mi ſyg ke Stung ſicher, daß nit Aſchicksmanne kämen, oder gar e Kundmachung. Es iſt m'r z'wider, aber es wird doch müſſe ſy. Aſtändig wärs m'r g'ſy, we's doch ſo wot afe gange gſy iſch, d'Sach wär ebe ſo mähr für gange; es macht ſih z'letſch geng öppe alles.“ „Es iſt mir leid, Vater, wäger, ſagte Jakobli; aber ih v'rmah mih deſſe nüt.“ „He nu ſo de,“ ſagte Hansli, verband den Sack und ſtellte ihn auf die Spycherlaube.

Der Vater hatte alſo nichts darwider, wollte ſogar mit jemand über die Sache reden, das war mehr als Jakobli je gedacht; das machte ihm den Vater gruſam lieb, und er trappete ihm den ganzen Reſt des Morgens nach wie ein Hündchen.

Nachmittags trabte Hansli mit der Mähre ins Dorf, band auf der Schmidtenbrücke ſie in einen ledigen Ring, da noch andere Roſſe da waren, und ging bedenklichen Schrittes zu dem G'ſchichten. Dieſer hörte ihn mit der Feder hinterm Ohr bedenklich an; denn Hansli erzählte etwas wunderlich, und für den, der nichts von der ganzen Sache wußte, war es ſchwer, die Bruchſtücke ſeiner Rede zu ergänzen und an einander zu reihen. Endlich begriff er den Handel und gab den beſten Beſcheid. Er ſolle nicht Kummer haben; das ſei ein gewonnener Handel; auch gar nichts ſei gut für ſie. „Sie wollen die nur kommen laſſen und e Rung mit ne d'r Narr trybe, ſe des ume ſchleipfe, und ne de, wenn es ſih am baaſte ſchicki, d'r Tätſch gäh, daß ne längs Stück d's Ligge weh thue. Er ſolle nur nicht Kummer haben, und ihn machen laſſen.

„Oeppe lang wird das nit gah und eis Gurts vorby ſy?" fragte Hansli. „Jä das kann ich dir nicht ſagen, ſagte der G'ſchicht, das kömmt darauf an, wie ſie ausſpielen, ob ſie den Trumpf grad uſpiele, oder ume ſüferli wei ahoſche. Wir müſſe das erwarte. Aber allweg länger als öppe es halb Jahr oder dreiviertel geit das nit." Hansli ging noch viel bedenklicher fort als er gekommen war, ſo daß ſein Geſicht dem Schmid, einem guten Bekannten, alſobald auffiel und er ihn fragte: „Was heſt Ungrads?" Da die Knechte draußen waren, ſo berichtete ihm der Hansli ſeine Sache, und wie nun der drüben geſagt habe, länger als ein halbes Jahr oder auf das Längſte dreiviertel daure das nicht. Er merke wohl, der wolle brav Koſten machen; aber faſt ein ganzes Jahr prozedire er nicht. Lieber mache er aus, gangs

wie es mög, und ſollte es tauſend Pfund koſten. Er hätte ja keine ruhige Stunde, ſo lange das Tröhlen währte, und zuletzt verbürſcheten ſie es ſo, daß niemand mehr wiſſe, wo der Anfang ſei, niemere mehr recht drüber wiſſe, u de werde die rechte Zeit ſein, für ſo eine wie er ſei z'ſchroten, daß nichts mehr an ihm bleibe. „Warum ſagſt du mir das nicht, ehe du gegangen biſt? ſagte der Schmid. Er macht dir's auch wie Andern; je mehr dere Doldere ſy, deß länger mache ſi d'Händel; grad wie man o z'halbe e längeri Wurſt mangelt, we vier dra freſſe wei ſtatt nume zwe. Heſt ihm d'Sach übergäh?" „Nein, ſagte Hansli, ih hah nüt i de Fingere, und er het g'ſeit, mi müß ſeie abwarte, u we ſi de agryfe, de ſoll ih de cho."

„He nun ſo weiß ich was, ſagte der Schmid; geh du zum Pfarrer. Das iſt ein Heirathshandel, und einer, der ſo viel Hundert aſe v'rkündet het, wird wohl wiſſe, was da Trumpf iſt, und ob die auf dem Hoger obe öppis mit d'r mache chönne oder nit. So eim chunt gar viel z'Hange, und er weiß öppe d'Läuf."

Hansli ging verſtuxt ungern, und wenn nicht die Furcht vor dem jährigen Prozeß noch größer geweſen wäre als die vor dem Herrnhaus, er wäre nicht gegangen; aber bedenklich ging er, alle fünf Minuten machte er einen Schritt, und allemal wackelte ſeine Speckſeitenkutte dazu, als ob ſie den Kopf ſchütteln wollte und ſagen: o Hans, o Hans, bedenk! So für einen Mann, der weder Kindbetti noch Hochzeit halten will oder muß, iſt es ein Ereigniß, ins Herrnhaus zu gehen, theils aus Schüchternheit oder vielmehr aus dem Gefühl trotziger Unbehülflichkeit, die mit Höhern nicht reden kann, nicht reden mag, theils aber auch von wegen den Leuten. Es giebt nämlich allenthalben Leute, welche mehr aus dem Fenſter ſehen als in ihrer Stube herum, geſchweige denn in ihre Herzen hinein, und allenthalben iſt das Herrnhaus ein bedeutſames Haus, und wer zu demſelben aus und eingeht,

die ſind das küſtigſte Futter für die G'wundernaſe derer, welche eben gerne ihre Augen unter ihre Fenſter hängen, ſtatt ſie inwärts zu kehren. Sobald dieſe einen Menſchen gegen das Pfarrhaus gehen ſehen, ſo entſteht die Frage: „Was wott dä bym Pfarrer? taufen laſſen oder verkünden?“ Die Liſte ſeiner Hausgenoſſen wird gemuſtert, wer taufen oder verkünden laſſen könne. Wird niemand dafür z'weg gefunden, ſo fängt man an, Verdacht zu ſchöpfen, gäbs ächt öppis nüt guts ſyg mit der Tochter oder mit der Jumpfere, oder gäbs ächt Streit gegeben mit ſeiner Frau, man mukle neue ſchon lange, es gehe dort nicht am beſten. So werweiſet man, ſo lange der Mann beim Pfarrer iſt, und kann man nichts errathen, ſo ſteht man ihm z'weg beim Weggehen, ſucht ihm die Würmer aus der Naſe zu ziehen, oder fragt ihn wohl geradewegs, was heſt bym Pfarrer welle? Bringt man auf dieſe Weiſe nichts heraus, ſo ſucht man das Geheimniß aus des Pfarrers Jumpfere zu erpreſſen, und will da nichts laufen, ſo ſteigt man die Leiter aufwärts bis zum Pfarrer ſelbſt und frägt: „iſt nit dä u dä by nech gſy, was het er welle?“ Kann man nun nichts vernehmen, keinen erheblichen Grund herausklauben, und ſieht man zufällig jemand zwei Mal des Jahres am Pfarrhauſe klopfen, ſo heißt's: „es nimmt mih ume d's Tüfels wunger, was dä geng bym Pfarrer will, er iſt geng ume by nihm. Er wird ihm gah kläffele, was öppe geit, u gah dädere; ſellig Lüt cha nih aſe haſſe. Wenn es mir ſih ſchickt, ſu frage ih ne einiſt, was ihm das Pföſtli ytrag.“ So wird geſchwatzt und räſonirt, natürlich von den Leuten, die am meiſten kläffele und dädere.

Das ſcheuen nun die Leute nicht wenig, meiden das Pfarrhaus, und wenn ſie ohne handgreifliche zu Tage liegende Urſache hingehen müſſen, ſo iſt es ihnen grauſam z'wider, und wenn ſie zufällig Speckſeitenkutten anhaben, ſo iſt's ihnen, als machten dieſe bum bam, bum baum, läuteten ſo gleichſam zuſammen und alle G'wundernaſen rechts und links, links

und rechts würden ſichtbar hinterm Glas oder unter den Läufterlen und begönnen ihre Bedenken; denn zwiſchen den G'wundernaſen iſt accurat die gleiche Sympathie, die oft in ſtiller Nacht bemerkbar wird, wenn es einem Hündchen in Sinn fällt, dem Mond oder einem andern Stern ſeine Empfindungen vorzudeklamiren; kaum hat er angefangen, ſo beginnen ja alle Hündchen ringsum ähnliche Deklamationen.

Das Pfarrhaus lag freundlich im Grünen; ein Bächlein, Garten, Hofſtatt machten es zu einem der heimeligſten Plätzchen für ein ſogenanntes Stillleben, zu welchem aber hauptſächlich mehr noch als ein heimeliges Plätzchen ein ſtilles genügſames Herz gehört. Dieſe Herzen waren nun wirklich da. Das Pfarrfrauchen war ein gutes Mutterchen, ihr Töchterchen ein liebes Meitſchi, und beide fühlten ſich glücklich, und darum waren ſie auch ſo heiter und froh. Gräßlich, ſchrecklich wäre Vielen ihr Loos vorgekommen, ſo einſam, ſo verlaſſen, ohne Komödie und Viſiten, ohne Promenaden und Bälle, und wie ein vernünftiger Menſch vierzehn Tage geſund ſo leben könne, begriffen ſie nicht. Wenn ich acht Tage da ſein müßte, ich kehrte mich läz! nein ſage man mir nichts, das Pfarrerlebe auf dem Lande iſt e ſchröckliche Sach, d'Tochter kann mih ſchröcklich dure; heit d'r nit g'ſeh, was ſi für e Hut a g'ha het? Sit e me Jahr treyt kei Möntſch meh e ſettige, ih ſchämti mih, mit ere e hindere Gaß uf z'gah, v'rſchwyge de e vorderi oder gar übere Chilchhof! Jeder Menſch hat ſeine eigene Wage, und auf dieſer wieget er, was Gott ihm zutheilt, und nach dieſer Wage werthet er es. So giebt es allerdings Lebenswagen, wo nichts zieht als Hüte und Promenaden, Cavaliers und Boſton, lebige Spiel und neue Röcke, Kopfweh und Bälle, Sackgeld und Mariage, und allfällig ein Roman von Balzac oder die Modezeitung. Solche Wagen giebt es allerdings zu Tauſenden, und die Mutter vererbt ſie auf die Töchter, und wo die Mutter ſie ſelbſt noch braucht, da läßt der Vater den Töchtern neue machen. Und

auf dieſen Wagen kann man nicht wägen ſtillen Frieden und Freude an der Arbeit, nicht das Ringen nach Gott und die Theilnahme an den Menſchen, nicht das offene Auge für Gottes Werke, nicht das offene Herz für Gottes Worte, nicht das Glücklichſein in gegenſeitiger Liebe, nicht das ſüße Bewußtſein des Treuſeins über Wenigem; das alles kann man auf jenen Stadtwagen (ſie werden in der Stadt fabrizirt, aber auch auf dem Lande gebraucht) nicht wägen, ſondern wie geſagt, nur neue Hüte und grüne Schleier dran u. ſ. w. Nun aber giebt es noch andere Wagen, auf welchen man das Leben anders wiegt, auf welchen andere Dinge ziehen, wo das häusliche Glück und des Herzens Friede alles gelten, wo geregelte Thätigkeit und geiſtiges Wachsthum ſchwer ſich machen, wo ein ſtilles Genügen keinen leeren Tag duldet, ſondern jeden ausfüllt mit Freude und Treue.

Wir wollen kein Urtheil ſprechen über die Stadtwagen; aber wie gewöhnlich alle Moden von den Städten ausgehen, ſo wird mit Naſerümpfen und ſonſtigen mitleidigen Geberden für die Stadtwagen die Herrſchaft gefordert, wie auch befohlen worden iſt, nur nach neuem Maaß das Holz zu meſſen. Das iſt nun unvernünftig. Oder wäre das wohl eine vernünftige Frau, welche für d's Tüfels Gewalt ihren Mann zwingen wollte, daß er mit ihrer Fleiſchwäge ſein Gold wägen ſolle, erzwingen wollte, daß nur eine Wage im Hauſe ſei, und zwar die Fleiſchwage. Frau, das verſteiſt nit, und weißt mit Schyn nicht was Gold iſt, lah mih rühyig u bruch du i Gotts Name dy Fleiſchwag, würde der Mann ſagen; Fleiſch iſt Fleiſch und Gold iſt Gold.

Mutter und Tochter hatten nicht die Stadtwage angenommen als Lebenswage, und was ganz beſonders ihr ſtilles Glück täglich neu erhielt, das war die innigſte Theilnahme an allem Lebendigen rund um ſie. Es war nicht die Neugierde, von welcher ich früher geſprochen, es war der recht chriſtliche Trieb, allenthalben zu helfen, Leiden zu mildern,

Freuden zu ſpenden, ohne ſich jedoch aufzudringen; und wo man nicht helfen konnte, da nahm man in aller Stille Theil und freute ſich über Glück, und klagte und trauerte über erfahrenes Unglück. Dieſe innige Theilnahme ging über auch auf die Thiere, und ein geworfenes Huhn oder eine verletzte Taube wurde auf das innigſte bedauert, auf das zärtlichſte gepfleget. Es iſt nichts auf Erden, welches des Menſchen Leben ſo bedeutſam macht, des Weibes Lebenstag ſo zierlich und köſtlich ſchmückt als dieſe Theilnahme; das geht hundertmal über neue Hüte und wären auch grüne Wadel dran.

Das Pfarrfrauchen ſaß auf dem grünen Bank vor dem Hauſe, und hatte ihre Garnwinde vor ſich. Warum ſie eigentlich da ſaß alle Nachmittage, wenn das Wetter nicht gar zu ſtrub war, das hätte niemand ſo leicht errathen. Man hat wohl von Rieſen gehört, welche an den Pforten wachen, hinter welchen ſchöne Prinzeſſinnen ſchlafen; hat von Löwen gehört, welche den Pallaſt eines Tyrannen hüten; ja vom Teufel ſogar, wie er Schätze wahre und hüte; aber was das gute Pfarrfrauchen hütete, das hüteten weder der Teufel, noch Löwen, noch Rieſen. Daſſelbe hütete nämlich das Mittagsſchläfchen ihres Papas (ſo ſagte ſie ihrem Manne, und hatte es ſich angewöhnt, weil ſie ihrem Töchterchen fünfzehn Monate lang verſprach: „lue d'r Papa, kennſt d'r Papa?"). So bald er in ſein Stübchen ging nach dem Mittageſſen, ſetzte ſie ſich vor das Haus und wachte, daß niemand am Hauſe klopfe und d'r Papa wecke. Sobald jemand kam, den ſie nicht ſpediren konnte, ſo hieß ſie ihn neben ſich ſetzen und ſagt: „d'r Papa (wenn die Leute fremder waren, ſo ſagte ſie d'r Herr) wird grad cho. Chömet ſitzet e wenig nebe mih, dir werdet hüt ſcho gnue g'ſtande ſy." Dann knüpfte ſie mit ihnen ein Geſpräch an, um das ſie nie verlegen war, da ſie mit den Leuten lebte, Lieb und Leid, ſowohl im Menſchenleben, als im Wechſel der Natur, mit ihnen theilte.

Als Hansli kam, ſaß eben auch das Frauchen vor der

Thür, und wachte für des Papas Schläfchen, während es Garn wand und mit dem eigenen Schlafe kämpfte. Hansli wollte ſein Pfeifchen in den Buſen ſtoßen, als er ſich d's Herre Frau nahte, aber die ſagte: „Rauchet nur, ih ma ne gar wohl erlyde; d'r Papa raucht ja o mengiſt meh als ihm gut iſt.“ Hansli machte nicht viel Komplimente, von wegen die gaben ihm zu viel Redens, und ſetzte ſich, aber wohl wars ihm nicht dabei. Mit ſelligem Wybervolch wüß er nüt aj'fah; er wüß längs Stück nit z'rede, daß es ſym daheim recht ſyg, v'rſchwyge de ſelligen. Aber das Frauchen begann ſo lieblig, daß kein Steck hätte widerſtehen können, v'rſchwyge de Hansli. Es frug nicht nach dem Hochzeitlärm, der natürlich im ganzen Dorf verbreitet war, ohne daß jemand hätte ſagen können wie, denn die Gerüchte haben es wie der Wein, der rinnt auch manchmal aus einem Faß, und längs Stück weiß man nicht, wo's Loch iſt. Die Frau Pfarrer frug, wie es dem Jakobli gehe; es hätte geheißen er ſei krank, und er ſei immer gar ein erdlige giy, und d's Papali hätte manchmal geſagt, es wäre eine rechte Freude, Unterweiſung zu halten, wenn ſie alle wären wie d's Jewägers Jakobli; die ganze Zyt heig er ihm o nit es Brösmeli V'drueß g'macht.

Mit Speck fängt man die Mäuſe, mit Lebern die Krebſe, und mit ſolchen Worten, wen hätte man alles gefangen, was meinkt ihr? Es giebt allerlei Schlüſſel, es giebt aber auch passe-par-tout; man hat ſie nicht in allen Häuſern; wo man ſie aber hat, da ſind ſie ſehr bequem, in den rechten Händen nämlich. Das that das Schloß an Hanslis Herzen auf, als ob man es mit Baumöl geſalbet hätte; er fühlte es kaum, aber es ward ihm bas als bei ſeinem Weibervolk, und er dachte, we ſi i alle Hüſere e ſo wäre, es wär d'rby z'ſy, u mi hätt ere nit grad z'viel.

Ehe er ſich es verſah, hatte er ihr die ganze Krankheitsgeſchichte erzählt und noch die Hochzeitgeſchichte eben drein, und eben als er fertig war, hörte man droben des Herrn

Thüre gehen. „D's Papali chunt jetzt, ſagte das Mammali; aber wenns ech lieb iſt, ſu ſäget ihm doch nüt vom Schnupfſäckeli; er wird gar bedenklich höhn, wenn er von ihm g'hört, und daß me noh an ihn's glaubt; die Wahrſager und Zeichendeuter ſeien von Gott verflucht, ſagt er, und da mag er nichts von ihnen hören."

„E ſeid ihr da, Hansli? ſagte der Pfarrer; es het doch nit öppe böſet by nech?" „Nei, Gott Lob nit! ſagte Hansli, es wär neue alles wieder z'weg." „Aber Jakobli ſyg übel g'ſy?" fragte der Pfarrer; fragte ferner, welchen Dokter ſie gebraucht hätten, und eb er bei ihnen geweſen ſei? Hansli gab ſchön Bericht, ſie ſeien fry bei manchem geweſen, aber es hätte ihn dücht, ſie könnten alle gleichviel, und aparti zu ihnen kommen hätten ſie keinen geheißen; das trage nicht viel ab; wenn einer etwas könne, ſo brauche er nicht zu viſiteln, er wiſſe öppe ſuſt, wos fehl. „Woher ſollte er es wiſſen?" fragte der Pfarrer. „He, mi b'richtet öppis d'rvo, u de bringt me d's Waſſer, u wenn eine öppis cha, ſu ſoll er öppe wiſſe, wos fehlt; e niedere Gütterler weiß's ja u chas ſäge wos fehlt, we me ihm d's Waſſer bringt, warum ſötts de eine, d'r g'ſtudirt wott ſy, nit chönne; d's Heile iſt d'Kunſt."

Da hatte der gute Hansli den Pfarrer, ohne es zu wiſſen, auf ein Steckenpferd geſetzt, und wenn er gewußt hätte, was für ein Kapitel er ſich zuzog, er hätte ſich wohl gehütet, den Doktoren eins anzuhängen.

„Nein, mein lieber Nachbar, da ſeid ihr übel b'richtet, wenn ihr meint, d's Heile ſei d'Kunſt. Ehe man heilen kann, muß man zuerſt wiſſen, was man heilen ſoll und wos fehlt, und gerade das iſt das Schwerſte. Ihr meint, wenn ihr kommt und ſagt: es thut mir im Magen weh, oder in den Augen, oder ich habe den Huſten, oder gruſam Fieber, ſo wiſſe der Doktor ſchon, wos fehle; Fieber ſei Fieber, Huſten Huſten, und Weh ſei Weh, bald in den Augen, bald im Magen; aber eben da ſeid ihr in gar grobem Irrthum. Fieber kömmt

von Entzündung her, nun kann aber gar manche Sache entzündet sein, Gehirn, Lunge, Leber, Unterleib und noch viele andere Dinge, und das ist manchmal gar schwer zu erkennen, und doch muß das unterschieden werden; denn anderes braucht man für die Leber und anderes für den Unterleib, und anderes für den Magen, und anderes für die Augen. So ist auch der Husten gar mannigfach, es kann ein Magenhusten sein, ein Krampfhusten, ein Husten aus Lunge oder Leber; es kann auch nur in der Luftröhre stecken, von zu viel Blut oder zu viel Schleim herkommen; weiß ich das nun, wenn man mir so obenweg sagt: ih hah d'r Huste. Dann liegt nicht nur das scheinbar gleiche Uebel an gar verschiedenen Orten, und oft an ganz andern als man meint, sondern es hat auch seine besondern Grade; es ist im Entstehen; es ist im Zunehmen; es will in etwas anderes übergehen, z. B. ein Husten in eine Lungenentzündung, ein Gallenfieber in ein Nervenfieber; das alles kann mir niemand sagen; das alles muß man erkennen und zwar zu rechter Zeit. Es giebt Krankheiten, wo eine Stunde früher oder später über Leben und Tod entscheidet."

„He, sagte Hansli, mi seit ihm öppe alles was me weiß, obs besseret oder böset het, u de schickt me d's Wasser d'rfür, daß er selber luege cha."

„Aber wenn es einer nit versteht, sagte der Pfarrer, so meint er vielleicht, es habe gebessert, wenn es gerade am bößten ist. Das ist manchmal gerade so wie bei einem Hagelwetter. Zuerst kommen einige Steine, man hat Angst, aber es hört auf; jetzt meint man, es sei vorbei, und wie man das meint, so kömmt der Hagel daher, daß man alle Augenblicke meint, jetzt, jetzt kommen die Katzen. Und mit eurem Wasser geht mir; aus dem kann man wohl allerlei sehen, Fieber oder Galle z. B. Aber da kömmt unendlich viel auf das an, was man gegessen oder getrunken, ob man geschwitzt oder gefroren, und welcher Leibesbeschaffenheit man überhaupt ist, und noch auf gar viele andere Dinge. Das Wasser ist

ein sehr unzuverläßiges Kennzeichen, das in gar vielen Fällen durchaus nichts anzeigt; wenigstens eben so wichtig als das Wasser ist der Auswurf; aber an den denkt man selten. Der Puls, die Zunge, sind weit wichtigere Merkzeichen; aber sie reichen auch nicht hin; die Haut, feucht oder trocken, die Farbe, namentlich aber das Auge, sind höchst bedeutende Zeichen, und jedes derselben ein Spiegel irgend eines innern Zustandes, und im Spiegel muß man ihn erkennen; man kann nicht einen Schlitz machen und die Nase dahin stoßen, wo es Einen wunder nimmt wie es aussieht. Darum müßt ihr den Dokter kommen lassen ins Haus, damit er mit eigenem kundigem Auge die Zeichen alle vergleiche, sie zusammenstelle und das Urtheil fälle, wo es eigentlich fehle; erst dann, wenn dieses gründlich untersucht ist, kann verständig gedokteret werden." „Das ist längs, Herr Pfarrer, sagte Hansli; so mit em Wasser ist es kürzer, un die Rede-us-doktere chens." „Wer sagt das?" fragte der Pfarrer. „Sie selbst, sagte Hansli, u so viel ih g'hört hab, het noh nie kene bigehre id's Hus z'cho, und hei doch unb'sinnt chönne säge wo's fehle, u hei nit emal viel fraget." „Aber haben sie es auch getroffen, und ist es so gewesen, wie sie gesagt haben? Wenn einer lügen will, ist bald viel gesagt." „Si hei vo mengem g'seit, der vo ne g'heilet worde ist, u wo ke Patentirte ihm heig chönne helfe." „Hat der's troffen, wo von eurem Jakobli gesagt hat, er bekomme die Wassersucht?" Hansli schaute verblüfft auf, denn von dem hatte er dem Pfarrer so wenig gesagt als von dem Schnupftäckeli. „G'schauet Hansli, das ist so: wenn einer so von einem Quacksalber prellet wird, so rühmt er es nicht und will nicht der dumme Löhl sein, der zum Besten gehalten worden ist. Das ist gerade so wie es vor Jahren auf einem Jahrmarkt in B., wo man den sametigen Aermel zum Fenster ausstreckte, geschehen ist. An einem solchen Tage setzte sich dort ein Marktschreier fest, und ließ bekannt machen, daß er ein Pulver verkaufe für drei

Batzen, mit welchem man auf die sicherste Weise die Flöhe vertreiben könne. Die Flöh waren nicht rar in selber Gegend, und manch Weibchen, das lieber schlief als jagte, und mancher Mann, der dieses Hauskreuz haßte, hielt das für ein gefunden Fressen, und niemand reuten die drei Batzen. Eine große Menge sammelte sich beim Bären, daß dem Wirth der Gedanke kam, es wäre nicht bös, wenn er alle Märit einen solchen Flöhfresser hätte; der wäre nicht nur für die Flöhe gut, sondern er ließe auch den Lengnauer, den Dotziger und Büeteberger vergessen. In einer einsamen Stube war der Wundermann postirt, und vor der Thür war sein Gehülfe, nahm die drei Batzen ab, und ließ sorgfältig nur eins nach dem andern ein in das geheimnißvolle Gemach. Drinnen stund der Mann in langem Talar, wie die polnischen Juden sie haben, und wenn bangen Herzens das Eine vor ihn trat, nahm er mit geheimnißvollem Gesicht eins der Pulver, welche auf dem Tische lagen, spreizte den Daumen und den Zeigefinger, und sagte feierlich: „Seht, so bald ihr eine Floh gefangen habt, so drückt ihr das Maul auf, nehmt von diesem Pulver so wenig als ihr könnt, legt ihr dasselbe auf die Zunge, so ist sie fertig, plaget niemand mehr.“ Eins nach dem andern hörte ihm in andachtsvoller Ehrfurcht zu, wußte lange nicht, war es zum Besten gehalten, oder hatte es ein wunderbar Geheimniß empfangen; aber Alle zogen mit geheimnißvollen Mienen ab; keiner sagte den andern was er gehört, keiner wollte zum Narren gehalten sein, und gar mancher munterte die andern noch auf und sagte: „Göht ume, göht, dä weiß öppis.“ Und die andern gingen, und jeder gönnte es dem andern, und keiner wollte der Narr im Spiel sein, und jeder fürchtete, die andern möchten ihm sagen: „du Löhl, gäll, hätteſt du deine drei Batzen wieder? aber denken hätteſt du können, wenn du witzig gewesen wäreſt, es gehe dir so.“ So war großer Spectakel an selbem Märit, und einer hatte am andern die größte Freude, wie er geprellet

ward. Etwas ganz ähnliches geht mit der Quackſalberei. Es rühmt keiner, wie es ihm bei einem Quackſalber ergangen, was er habe zahlen müſſen, und wie die Krankheit einen Austrag genommen; wie er ihm alles viel böſer gemacht, und wie er ihm offenen Schaden zu unheilbaren Krankheiten gemacht, und Warzen oder Amääler zu Krebsſchäden; er fürchtet, man ſage ihm: „du Narr, warum biſt gange? du hätteſt doch witziger ſein, und hätteſt denken können, es gehe dir ſo.“ So wird das meiſte Böſe, was Quackſalber machen, verheimt aus Scham; man will zum Schaden nicht noch Spott und Hohn.

Zu dieſem kömmt noch ein Zweites. Es giebt nämlich Leute, die meinen, der liebe Gott habe ſie expreß deswegen erſchaffen, daß ſie andern Leuten den Verſtand machen, und ihnen den Weg zeigen, ſo gleichſam zu Leithammeln ſeiner dummen Heerde. Kant, das iſt einer von dem ihr nicht werdet gehört haben, Hansli, Kant hat geſagt, der Menſch ſolle immer ſo handeln, daß das, was er thue, andern Leuten zur Richtſchnur dienen ſolle. Das eben, meinen die Leute, thäten ſie; und wenn einer ſeine Läuſe mit dem Schuh vertrappet, ſo ſagt er, das ſei exellent, und alle die, welche es mit dem Nagel thäten, ſeien Hundsfötter; und kömmt es ihm in Sinn, die abgenommene Milch ſelbſt zu eſſen, die Nidle den Schweinen zu geben, ſo ſagt er, man glaube nicht, wie vortrefflich die blaue Milch ſei, und wie ungeſund die Nidle; „thues doch, probirs doch, du wirſt de erfahre!“ klingts in allen Ecken; und wenn man es nicht thut, ſo giebt es Gift hinter den Ohren und unter der Zunge. Wenn die gleichen Leute aber nach vierzehn Tagen das Gegentheil von dem finden, was ſie vor vierzehn Tagen gefunden, ſo ſagen ſie es niemanden, und wenn ſie ihre Läuſe wieder mit dem Daumen tödten wie andere ehrliche Leute, ſo ſoll es niemand merken. Wie es dieſe Leute mit allen Dingen haben, ſo haben ſie es namentlich mit Arzneimitteln und mit Aerzten. Iſt ihnen

ſelbſt ein Mittel eingefallen, ſo ſtellen ſie die erſten acht Tage alle Menſchen auf der Gaſſe, drehen ihnen die Knöpfe, daß ſie aus dem Leibe gingen, wenn man ſie unglücklicherweiſe an der Haut ſtatt am Kleide hätte, und wären ſie auch innefert vernietet, und rühmen wie ſie ſich jetzt vortrefflich befänden, man glaube es gar nicht; ſie brauchten das und das, man ſolle es doch auch probiren; ſie brauchten es zwar für das, aber es ſei für dieſes und jenes ſicher auch gut. (Ungefähr wie vor einigen Jahren von bekannter Seite her eine ſehr fromme Seele mit homöopathiſchen Schachteln hauſiren ging, welche einige Dutzend Schächtelchen oder Gütterli, es kömmt auf eins, enthielten, möglicherweiſe einige ſechzig. Er pries ſie hoch an, und ſtrich als ihren größten Vorzug heraus, wenn man ſich ſchon verſchieße, ſo ſchade es jedenfalls nicht viel.) Kommt man nach einigen Wochen zu ſelbem Menſchen, ſo klagt er über ſeine alten Uebel ärger als nie; aber von jenem geprieſenen Univerſalmittel iſt keine Rede mehr. Braucht ein ſolcher Menſch aber einen Quackſalber, ſo iſt gar niemand mehr vor ihm ſicher; er iſt noch viel ärger als der Fuchs, der mit dem Herzſtoß herumlief; alle Leute ſollen ihn brauchen; man glaube gar nicht, was das für ein Wundermann ſei; Hunderten, Tauſenden habe er ſchon geholfen, und erſt drei Tage brauche man ihn, und man fühle die auffallendſte Wirkung, und man ſei überzeugt, man ſei in wenig Tagen radikal kurirt. Die frappanteſte Wirkung habe man empfunden, man habe kaum am Mittel gerochen gehabt. (So hatte ſich vor circa einundzwanzig Jahren ein gewiſſer Ludi in die Ohren beten laſſen, und war überzeugt, er ſei radikal kurirt. Nicht wenige aus ſeiner nächſten Umgebung kriegten darauf die Lungenſucht, weil ſie nun im Verhältniß, als jener gut hören wollte, deſto lauter brüllen mußten.) Dieſe alle haben ihren neuen Quackſalber austrompetet; wie es ihnen hintendrein ergangen, rühmen ſie ebenfalls nicht. Iſt man unverſchämt genug, nach dem Warum zu fragen, ſo zucken ſie die

Achſel; es kam ihnen etwas zwiſchen die Kur, oder die Entfernung war zu groß, oder es traten ſonſtige Umſtände ein. Sie irrten ſich nie. So bleibt das Trompeten, aber der ſchlechte Erfolg bleibt vertüſcht.

„Und drittens, mein lieber Hansli, aber zürnet nüt, giebt es ſturme Leute, die laufen von einem Quackſalber zum andern, oder zwiſchen zwei Quackſalbern hin und her, wie der Kalle in der Glocke zwiſchen ihren beiden Wänden, die eine Woche zu dem, die andere zu dieſem, und zu beiden haben ſie unumſchränktes Zutrauen; der eine hat ſie vom Bauchweh radikal kurirt, und doch klagen ſie Einem alle ander Tage darüber, und der andere hat ihnen eine Hautkrankheit wie weggeblaſen, und Angeſichts Einem kratzen ſie ſich die Haut vom Leibe.

„So haben es die Leute mit allem was nicht recht iſt und was ſie nicht thun ſollen; erſtlich verheimen ſie anfangs den Gebrauch, dann ſoll es viel beſſer ſein als man meint, und nur Verbunſt Einem davor ſein, und drittens ſoll es an nichts ſchuld ſein. Und ſo hat man es mit allem Verbotenen, mit Saufen, Huren und Quackſalbern, nit z'ſäme zellt, wie me ſeit."

„B'rzieht, Herr Pfarrer, ihr möget etwas Recht haben, was ich verſtanden habe; aber die wiſſe doch etwas aus dem Waſſer, und die angere wei ume des ume ryte un ſih laß zahle zweumal; vo dieſen ſeit kene, daß er z'cho bigehre; die ſy mit mingerem z'friede, vo wege ſie heis minger nöthig; ſi hei kes Geld v'rlabirirt mit ihrem G'ſtudir, vo wege das choſtet öppis, u ſelb wei ſi de ume, u üſereim p'rmah nit mit doppeltem Fade z'nähye, mi het a einiſt gnue."

„O Hansli, ſagte der Pfarrer, das iſt eben das Verdächtigen, wo ich ſo haſſe. Die Quackſalber wiſſen gar nicht, was eine Krankheit iſt; ſonſt würden ſie nicht ſo ins Blaue hinaus Mittel geben, und noch von den gefährlichſten, wo man antreffen kann, und wenn ſie etwas mit den andern

Krankheitszeichen zu machen wüßten, so würden sie Kranke auch besuchen. Darum was sie nicht können, verdächtigen sie. Es wundert mich nur, daß ein einziger Doktor euch ein einzig Mittel giebt, ohne mit dem Kranken gesprochen und ihn gesehen zu haben. Einmal ich thäte es nicht; ich weiß wohl, dann könnte ich gehen Band hauen. Aber von wegen dem Wasser muß ich doch noch fragen: „wenns einem Roß, oder einer Kuh, oder einer Sau fehlt, schickt man dem Viehdoktor auch das Wasser vom Roß, oder von der Kuh, oder der Sau?" Er mache es nicht, sagte Hansli, und hätte neue nüt d'roo g'hört, daß es Andere thäten. „Was macht ihr dann?" fragte der Pfarrer. „He, wenn man bestimmt weiß, wo es fehlt, so sagt man es ihm, nimmt afe öppis und seit, er söll selber cho luege, je eher je lieber; we mes aber nit bestimmt weiß, we si öppe ume so muggle, u me doch glaubt, es chönnt nit gut cho, su schickt me öppere u laht ihm säge, er soll e nangere nah u uf d'r Stell cho."

„Warum könnet ihr das bei einer Sau machen und bei einem Menschen nicht?" „Ja das ist darum ganz etwas anderes," sagte Hansli. „Ja wohl ist das etwas anderes; aber wer hat das feinere Eingricht und aller Gattig Lebensweis und allerlei Anstrengung, der Mensch oder eine Sau?"

„Aber Papali, sagte die Frau Pfarrerin, welcher schon lange katzangst geworden war, aber doch nicht gerne dazwischen redete, denn es gab Kapitel, wo das Einreden nicht gut war, und Gelegenheiten, wo er es auch nicht duldete, namentlich wenn er einmal mit einem Gemeindsgenossen kinderlehren wollte; aber Papali du vergiffest ganz, daß der Nachbar Jowäger dich um Rath fragen möchte, und sein Pferd auf der Schmidtenbrücke hat." „Warum sagst mir das nicht?" sagte der Pfarrer etwas unwillig. „Von dem allem habe ich ja kein Wort gewußt." „Wohl freilich, Papali, sagte die Frau, du hast es im Eifer über die usläthige Quacksalber ume v'rgesse. (Beiläufig gesagt, das ist ein Kunstgriff der Frauen,

der ſich nie abnutzen wird, daß der Mann längſt über Dinge unterrichtet ſein ſoll, von denen er nie ein Wort gehört). Sein Sohn will heirathen, und da möchte er dich um Rath fragen wegen öppis.“ Dieſes war ein Kapitel, auf welches der Pfarrer nicht ſchwer abzulenken war; er lenkte darum nicht wieder um, ſondern trat ein, und frug nach dem, was er rathen ſollte.

Hansli, welcher das Ding heute bereits dreimal erzählt hatte, kam zum viertenmal ordentlich fort, und der Pfarrer begriff alſo bald, um was es ſich handelte. Er ſetzte auseinander, daß als Eheanſprache nichts gültig ſei, als Verkündigung oder ein notarialiſch Eheverſprechen; daß die aufgeſetzte ununterſchriebene Schrift nicht mehr ſei als ein Weibergeſchwätz, und die geſtohlenen Neuthaler jedenfalls nicht als Ehepfand gelten könnten, eher ein Gegenſtand der Klage von ſeiner Seite ſein könnten. Grund zu Prozeß oder Eid ſei durchaus keiner vorhanden, es müßte denn der Richter ein Erzlümmel ſein, was man zwar nie wiſſen könne, was er aber nicht glaube. Das Beſte bei ſo bewandten Umſtänden wäre, wenn Jakobli alſobald verkünden ließe; jegliche gültige Heirathsanſprache müßte in dieſem Falle als Einſprache geltend gemacht werden, und zu ſolcher hätten ſie ſo wenig Grund, daß der Richter unmöglich eine bewilligen könnte; wenn er ſchon gerne wollte, ſo hätten ſie nicht einmal die Möglichkeit, ihn anzugreifen. Wenn ſie aber auf anderm Wege an ihn zu gelangen ſuchten, ſo ſei es nur, um ihn zu erſchrecken oder etwas von ihm zu erpreſſen; da ſolle er nur auf keine Weiſe ſich einlaſſen, trotzigen Beſcheid geben und ſie fortſenden ſo oft ſie kämen, ja drohen mit Klage über Diebſtahl, und ſich ja nicht merken laſſen, daß er etwas fürchte; er habe auch nichts zu fürchten. Gebe er ein Stümplein von einem Finger, ſo würden ſie die ganze Hand wollen. Und würde er im Kleinſten nachgeben, ſo könnte das vor dem Recht als eine Einläßlichkeit erſcheinen, und es ihm gehen wie einem Meitſchi,

welchem ein Reibſtein das Aeußerſte der Haarſchnur ergreife, und nache ziehe und nache ziehe, bis der ganze Kopf zerrieben ſei. Das Recht ſei gar ein curioſes Ding, und weit vom G'ſchütz gebe es alte Kriegsleut.

Hansli ſagte, das ſei anderer Beſcheid als er erhalten, der gefalle ihm; gruſet hätte es ihm, wenn er ſich hätte müſſen laſſen des ume ſchleipfe, es wüß kei Mönſch wie. Aber eins ſei läz. Am nächſten Sonntag werde kaum verkündet werden können; das Meitli wiſſe noch nichts davon, und Jakobli wiſſe nicht einmal, ob es ihn wolle, oder ob es ſchon einen andern hätte. „Du mein Gott! ſagte die Frau Pfarrerin, hat der gute Bueb ſo eine ſtille Liebe gehabt? das iſt doch ſchön von ihm, das trifft man ſelten. Es wäre in der That ſchrecklich geweſen, wenn er die grobe Perſon hätte nehmen müſſen. Ich glaube wirklich, es hätte ihm können am Leben ſchaden. Dä gut Knab, es cha mih fry vo Herze für ihn freue, wenn er glücklich wird."

„Ih cha mih nüt druf v'rſtah, ſagte Hansli, zu myr Zyt iſt das nit ſo gange; mi het öppe g'luegt, welli eim aſtändig ſyg, u het afa mit ere rede, u het's es nit möge gäh, he nu ſu het me nah ere angere g'lueget, bis me eini g'ha het. Daß deretwege neuer g'ſtorbe ſyg, hah nih nie g'hört. Wos d'r Aetti düecht het, es wär afe Zyt, daß ih eini nähmt, het's mih düecht, my Alti ſchickti ſih nit übel i üſers Hus; ſi iſt werchbar gſy, öppe nit vo de Hoffährtigſte u nit ab d'r Gaß; aber we ſi mih nit welle hätt, hinterſinnet hätti ih mih nit; ih hätt däicht, es gäb noh angeri, wo öppe o werchber ſyge u nit die hoffährtigſte. Es git ere geng d'Gnügi, wo gern eine hätte u notti doch nit ſchlechti Mönſcher ſy. Die, wo nihm d's Anne Bäbi g'ordnet g'ha het, iſt öppe nit alles gſy; aber es het mih düecht, ſyg d'Sach e ſo wyt gange, er ſött ſe näh, es hätt minger Umtriebe gäh u Läuf. Es iſt mängi, ſi iſt als Meitli nit alles gſy, u iſt noh e rechti Frau worde, u de g'wohnet me ſih a alles; e niederi Spys cha me z'letſch

eſſe, we me nüt angers het, warum ſött me ſih de ane Frau nit g'wahne, we's eim ſcho längs Stück düecht, mi ſött dra erworge. Ih hah nie Hung, wo nih ne z'erſt übercho hah, hets mih düecht, we nih ne numme nit hätt; die ganzi Nacht het er bulle, ih hah ke Stung chönne ſchlafe; jetzt cha ner belle ſo viel er will, ih ſchlafe notti. Aber was will me! es iſt jetz e ſo, u mi muß ſih dry ſchicke; u mira cha er jetz mache, daß er zu dem Möntſchli chunt; es iſt mir i ſo wyt recht, wenn nme das Geſpreng bald uſhörti, das iſt mir afe übel erleidet."

So lange hatte Hansli lange nicht hinter einander geredet; aber auch dem Tröckeneſten wird zuweilen das Herz voll, und dann läuft es ihm über. So viele Jahre waren Hansli die Tage gleichförmig abgelaufen, und apartige Bewegung hatte es in ſeinem Hauſe keine gegeben; daher war ihm das gegenwärtige Treiben und Jagen, wo alle Tage etwas neues aufs Tapet kam, in der Seele zuwider. Er ſchwebte in beſtändiger Angſt, was Anne Bäbi oder Jakobli ihm noch zumuthen werden, wo hinaus ſie ihn ſenden möchten; daher war ihm alles recht, wenns nur vorbei ging, und der ganze Haushalt in den alten Trapp kam.

Als er wieder zum Schmied kam, fragte ihn dieſer: „Gäll, er wird dih angers b'richtet hüh?" „Es iſt noh curios, ſagte Hansli, wie ne Mönſch cha Verſtang hah vo nere Sach, u i d'r angere iſt er, ſo z'ſäge, ume e Lappi. Vo wege myr Sach het er m'r g'rathe ume mit kurze Worte, aber hauptſächiſch, es hätts ke Affikat beſſer chönne, wenn er ſcho bigehrt hätt, öppe z'ſäge, wies wär, u mit d'r Wahrhit umz'gah. Aber z'erſt het er m'r üb'rs Doktere g'ſtürmt, emel e halb Stung lang, ih hah nit d'r zechniſt Theil d'rvo v'rſtange. Ih bi ume e dumme, aber g'merkt hah nih doch, daß er ke Bigriff d'rvo het, minger noh as üſereim. Es het mih noh v'rwungeret; de Affikate gönnt er d'r V'rdienſt nit, aber de Doktere möcht er d'Fiſch i d'Bähre ſprenge, u meint,

mi ſött ſe da lah is Hus cho, wo nüt abtreit, wenn eine öppis cha, u wo me doch d'rfür aparti zahle ſött, es weiß ke Hung wie viel. Aber ih hahs ſcho g'merket, es mah e Herr ſo gut ſy als er will, ſu meint er doch, d'r Bur ſyg ume da für z'zahle u d'Hang im Sack z'hah, u we er ne es Tags zwure cha ſchräpfe, ſu laht ers nit by einiſt gut ſy."

Schöne Seelen müſſen über Hansli nicht böſe werden, ihn undankbar ſchelten; er redete vollkommen naturgemäß. Wenn einer einen Plätz ab hat an der Hand, und der thut ihm weh, und ich komme ihm an dieſen Plätz, ſo ſchreit er: „Ui, Ui! du biſt doch d'r wüſtiſt Hung wos git!" und ſo oft ich ihm daran komme, ſo oft ſchreit er immer ärger. An die Hand aber, an der er keinen Plätz ab hat, kann ich ihm kommen ſo oft ich will; er ſieht nicht nebe ume, läßt keinen Gux aus. Weſſen Geldſeckel nun den Plätz ab hat, der empfindlichſte Theil ſeines Weſens iſt, der ſchreit allemal, ſo oft ihm jemand daran kömmt, gerad aus, und wer es auch iſt, der ihm daran kömmt, der muß e verſchaute, e unerchante Hung ſein, d'r wüſtiſt wos gäh cha; und wenn er nicht muß, ſo längt er ſelbſt ſo wenig als möglich daran, wie auch er ſelbſt die verletzte Hand ebenfalls ſchont, ſo wenig als möglich ſie braucht. Je niedriger der geiſtige Standpunkt eines Menſchen iſt, deſto höher ſteht ihm die Materie, und den Solideſten ſteht unter den materiellen Dingen das Geld am höchſten; je höher einer ſteht, um ſo mehr verliert das Geld ſeinen Selbſtzweck, und wird nur Mittel zur Hebung des Lebens, zur Wahrung des Leibes, zur Ausbildung der Seele.

Nun will ich gar nicht ſagen, daß der Bauer immer auf niedrigem Standpunkte ſtehe, Herren und Pfarrer aber auf dem höhern. Du mein Gott, es giebt ſie dick genug, die an ihrem Geldſeckel nichts ertragen mögen, und die Geſichter machen wie erlaubete Löwen, wenn man nur von weitem Miene macht, ſie um einen Batzen zu bringen; ja die,

wie man Bündeng'schücher auf frisch angesäeten Plätzen aufstecket, um die Vögel zu vertreiben, solche Bündeng'schüchgesichter Tag um Tag machen, damit kein Vogel nicht einmal Miene mache, nach ihrem Geldseckel zu recken. Indessen ist das natürliche Verhältniß jedenfalls so, daß wenigstens der Pfarrer geistig höher stehen, der Vertreter eines edlern Lebens sein sollte. Ist dieses Verhältniß so, so muß er öfters in den Fall kommen, ringsum an Geldseckel zu hoschen, und sollte es eben nur sein, daß er mahnt, zu Wahrung ihres eigenen Leibes einige Batzen nicht zu scheuen. Da muß er allemal der wüsteſt Hung sein, u d'r us'rständigſt, muß hören, ja we m'r d's Geld so ring chäm wie dem, ih wett o. Uesereim muß gar gnue thue, bis me's het; drum we me's einist het, su het me de o Sorg d'rzu. Dies muß niemand verwundern, es ist naturgemäß; dies muß niemand übel nehmen, denn es muß so sein. Drum schöne Seelen, laßt mir meinen Hansli in Ruh, er ist besser als tausend andere, er urtheilte von seinem Standpunkte aus, und wenn er jemand eine Hülfe leisten konnte, welche in seinem Gesichtskreis lag, so war mein Hansli in seinen Gutthaten nicht der letzte, d. h. wenn einer gekommen wäre und hätte gesagt, er möchte studiren, und Hansli solle ihm etwas daran geben, so hätte Hansli gesagt: „Oeppis dumms e so! gang m'r vom Hus e weg; gang ga werche! was manglist du z'studire? es git dere Schlingle gnue.“ Und wäre neben dem einer gestanden, und hätte ihn um eine Tanne gebeten, weil er ein neues Haus wolle bauen lassen, so hätte Hansli gesagt: „warum nit? du mußt eini hah, öppe nit die größt, mi het se nimme; es geit ase gar starch mit heusche.“

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Jakobli ſelbſt auf die Beine muß, und zu einer Braut kömmt.

Mit großem Verlangen hatten alle daheim auf Hansli gewartet, und konnten nicht begreifen, warum er ſo lange nicht käme; ja Jakobli fürchtete in ſeinem kindlichen Herzen, es ſeien vielleicht ſchon Landjäger gekommen und hätten ihn genommen, von wegen der Kreklete, welche Liſi widerfahren ſei. Als man ihn daher das Feld aufkommen ſah auf der Mähre, da wohlete es Allen, aber nicht Alle gaben es kund. Mädi und Anne Bäbi thaten, als ob die Sache ſie nichts angehe, wußten es aber doch zu machen, daß ſie den Bericht hören konnten, welchen Hansli heim brachte, und wie der Pfarrer geſagt, wenn man am Sonntag noch verkünden laſſen könnte, ſo wäre der ganze Handel aus, ſo wie ers begreife.

Man wundert ſich oft, wie die Menſchen hin und her gehen, wie Hanfſtengel im Hanffelde. Heute lehnen ſich dieſe Stengel an einander, morgen ſind ſie von einander feindſelig abgekehrt, und übermorgen drückt einer den andern noch feindſeliger dem Boden zu. So begegnen ſich heute die feindſchaftlich, die morgen verbrüdert ſcheinen bis in den Tod, und handkehrum kniet wieder einer auf dem andern, und ſetzt an die Kehle ihm den Dolch. Das geht gerade ſo wie im wogenden See, im wirbelnden Fluſſe; da tanzen die Wellen auch mit einander, als obs lauter Herrlichkeit wäre, und iſt es ausgetanzt, ſo verſchlingt eine die andere. Und wenn man meint, jetzt ſei's aus, ſo ſpuckt die eine die andere wieder aus, und tanzt wieder mit ihr, als ob gar nichts geſchehen wäre. So tanzen die Menſchen Kehraus und andere Tänze, ſchlenggen einander ins Grab, halten einander die Beine vor,

küſſen einander, daß der Schinder d's Teufels werden möchte, und alles kehrum. Das alles geſchieht denen, die als Wellen auf dem Strome treiben und kein Steuerruder haben, die als Spänchen auf den Wellen wirbeln und keine Wurzeln mehr haben. Nun giebt es doch noch Menſchen, die weder Wellen ſind noch Spänchen ohne Wurzeln; die wiſſen warum ſie zuſammenſtehen, und warum ſie ſich ſcheiden; die wirbeln nicht herum, die bleiben dann auch ſo geſtellt, wie ſie ſich mit Wiſſen geſtellt; ſie haben Wurzeln, die tanzen nicht auf Wellen, die wachſen nach oben.

Das ſind aber nicht Anne Bäbi und Mädi, die jetzt bei Hanslis Bericht ungefähr das gleiche empfanden, nämlich einen hölliſchen Aerger, daß alles ſo glatt und ſonder Beſchwerde abgehen ſollte. Keines von beiden wollte Liſi; aber Anne Bäbi meinte doch, der liebe Gott ſollte die züchtigen bis auf einen gewiſſen Punkt, welche ſeinen Plan vereitelt, und Mädi meinte accurat das gleiche, aber aus dem Grunde, weil nicht es die Auserkorne war; zu gleicher Zeit verband ſie das merkwürdige Standesintereſſe, daß es nicht nach ihren Gringe gehe, welche zwar beide etwas ganz anderes wollten, ſondern nach dem Willen des Mannevolkes. Das mochten ſie ihnen nicht gönnen, und wenn ſchon beide nichts ſagten, ſo hätten doch beide gleich gerne Wuſt in die Milch geführt. Und nun war allerdings, aber ohne daß ſie es wußten, ihr Schweigen der beſte Wuſt, den ſie in die Milch rühren konnten. Mädi und Anne Bäbi waren bis dahin die Sprecherinnen im Hauſe geweſen, und hatten das große Wort geführt, und jetzt bei der großen Berathung, welche vor ſich gehen ſollte, gaben ſie keinen Gux von ſich, als ob ſie Kanonen wären, die ein vorſchütziger Fähndrich bei Einnahme der Feſtung vernagelt hätte; und wenn man fragte, bat, anhielt, ſo hörte man höchſtens: „machit ume, machit, ihr chönnet d'Sach ohni mih; ihr ſyt ſelber witzig; heit d'rs ſo wyt brunge, ſo fahrit jetz us."

Man denke ſich, wenn es manchem Gemeindrath, dem Präſidenten und dem Gemeindſchreiber gehen würde, wie dem Zacharias, als er die Verheißung Gottes nicht glauben wollte, (und wie manches Redmaul könnte aus dem gleichen Grunde zugehen, aber nicht mehr auf), und ſie auf einmal ſtumm würden, in welcher Verlegenheit die ehrſame Verſammlung wäre, wenn keiner mehr ſagen könnte: „He jo jo, es iſt m'r o ſo!“ wenn nun Wort und Rath gefunden und füre gäh werden ſollte ohne ſie. Man denke, wenn es nicht mehr heißen würde: „Hansli, was meinſt, was düecht dih? mih het es ſo düecht.“

Ja, es kann wirklich übel gehen, wenn einem Anne Bäbi der Mund zugeht und dem Mädi auch. Es handelte ſich darum, wie man an das Meyeli gelangen ſollte; ſollte man es b'ſchicken, ſollte man ſelbſt gehen, und wer ſollte gehen? Hansli wollte nicht gehen, dem Zeug laufe er nicht länger nach; Jakobli ſchlotterte überall, wenn von ihm die Rede war, und Sami ſagte, er chenn d'ſ Meitſchi nüt, u wenn er de d'ſ lätze brächt, ſu wär me de erſt recht drin. Da war im eigentlichen Sinne guter Rath theuer. Endlich ſagte Jakobli, er ſehe wohl, es hätte ihn niemere lieb, und ſo ſei es ihm gleich zu ſterben, u ſo chönn d'Mutter ſeinethalb Liſi lah B'ſcheid mache, es ſöll cho, je eher je lieber, deß eher ſei es für. Da ging Anne Bäbi der Mund auf und es ſagte: „Du biſt e wüſte Bueb; u wem iſt's meh a d'r glege, as grad mir, aber was me gut fingt, wotſt nit; du wotſch dy Gring ſelber hah; he nu ſo häb ne. U we du es Apartigs im Gring heſt, ſu mußt du's ſelber frage; mi chönnt da lang öpper angere ſchicke; u wer wett morn d'ſ Hochzyt agäh? Heſt uf e Zyberliheger dörfe, ſu wüßt ih nit, warum du uf Rarige nit o chönntiſt, u chrankne biſt nimme, emel allem Eſſe a nit.“

Das war ein Ausſpruch, der ſich gewaſchen hatte und Allen recht war, nur Einem nicht; er nahm Allen etwas ab und legte es dem Einen auf; da aber dieſer Eine nie gegen

Alle ſich aufgelehnt und ſeinen Willen durchgeſetzt hatte, ſo blieb der Orakelſpruch; er mußte ſich fügen, und morgen ſelber gehen.

Wer hat nicht ſchon geſehen, wie mit der Sonne der Nebel ringt; bald iſt's hell und lauter; das Herz möchte zum Leibe raus und tanzen mit den Mücken (würden doch luegen die Mücken, wenn auf einmal ein Herz tanzte mitten unter ihnen), die ſo luſtig ſpielen mit der Sonne heitern Strahlen, und handkehrum iſt's ſo finſter und feucht, und Nebelwolken marſchiren ſo dicht und feindſelig an, daß es Einen dünkt, wenn man nur im Bette wäre, ein dichter Umhang davor wäre und man da ſchlafen könnte, bis jemand käme mit der Nachricht, die Sonne ſei wieder da und die Mücken auf. So ging es ſelbe Nacht in Jakoblis Seele; wenn er an Meyeli dachte, und daß er es haben könnte, ſo kam's ihn an zu jauchzen und zu pfeifen, und es ſchien ihm, als rüſteten die Engel im Himmel ſchon Geigen und Poſaunen, um ihm zu helfen. Kroch ihm dann wieder unterm Deckbett hervor, wie ein ſchleichend Ungeheuer, der mordrige Tag vor die Seele, dann zitterte und bebte er, und ſeine Seele war bitter betrübt. Fand er es wohl noch? wollte es ihn wohl? und wie ſollte er es anfangen, um zu ihm zu kommen? Die drei Fragen waren dreien Wolken gleich und hüllten in Nacht ſeine Seele.

Am folgenden Tag weckte Jakobli niemand; es war aber auch nicht nöthig; es war vielmehr wunderlich, wie etwas ihn zur Eile antrieb, und dieſem etwas, das er ſelbſt nicht kannte, widerſtrebte er und vermochte es doch nicht, preſſirte überall verblümt und wollte doch nicht den Schein haben. Das Halstuch wollte ihm längs Stück niemand umbinden. Anne Bäbi ſagte, e ſellige G'ſtabi, der well gah wyße, ſöll das ſelber chönne. Mädi meinte, es könne ihm's doch nicht breichen, aber e Klapperroſe u e Straublume well es ihm uf e Hut ſtecke, wenn er well. Endlich war ihm doch Anne Bäbi zu

Dienſten, wiſchte die Finger dürftig ab am naſſen Wäſchlumpe und rief: „So gieb!“ und zog ihm das Halstuch z'weg, daß Jakobli kaum noch ſchreien konnte mit hohler Stimme: „Nit, nit, Mutter, du erwörgſt mih!“ „So cha n'ihs d'r ſcho nimme breiche, ſagte Anne Bäbi; es iſt de gut, daß de für e angeri luegſt; lue de ume, daß es die beſſer macht.“

Als er endlich fertig war, ſagte er, er ſollte e khſeli Geld haben; ſeines reue ihn ſchier, es ſei gar ſchöns. „Ih hah kes, ſagte Anne Bäbi; hättiſt förger g'ha, ſu hättiſt noh. Oeppe ſo für eini gah az'ſtelle, wo ume ei Chittel het, un ume es halbs Gloſchli, düechts mih, du bruchtiſt keni Neuthaler, du chönntiſch's mit Münz e.“ „Ih hah o keini, Mutter,“ ſagte Jakobli. „Ih o nit, ſchnauzte Anne Bäbi, heuſch dem Alte.“ Anne Bäbi hatte ſo gut Geld, als der Alte, aber es wollte kupen und nicht den Namen haben, daß es zu dieſer Heirath mit einem Finger behülflich wäre. Der Alte miſtete mit Sami, als Jakobli mit ſeinem Anliegen kam. „He ja, ſagte Hansli, öppe es Schübeli Geld iſt aſtändig, we me wott uf d'Wybig; ih will gah luege, ob ih noh fing.“ „Aber Sami, wie ſell ich das auch anſtellen, daß ich zu ihm komme?“ frug Jakobli. „He, das iſt e liechti Sach, ſagte Sami, gang i's Wirthshus oder i d'Pinte, es wird wohl neuis der Gattig dert ſy, u gieb eme Bueb e Halbbatze oder e Chrüzer, er ſöll dem Meitli, du weißt ja i wellem Hus es wohnt, gah ſäge, es wart ihm e Vetter u wett neuis mit ihm rede. U we nes de chunt, ſu mach nit lang Federleſis u verwörge im Hals, fahr grad uſe mit d'r Sach, ſu weißt, wora du biſt; aber mach, daß de alleini mit ihm biſt u d'r niemere dry mögget. U wenn es de ſo werweiſet, wie's öppe d'r Bruch iſt, ſu ſetz nit lugg, bis es füre iſt mit d'r Red. Es iſt da nicht lang B'ſinnes. U wenn es de ja ſeit, ſu gang mit ihm zu ſyne Lüte; die werde Hansli Jowäger wohl chenne u öppe nüt d'rwider hah. U de, was ſie ſäge möge, gang de grad mit ihm's gah agäh; we d' ſcho nit ko maſt a alle

Orte, wes ume aſe verchündet iſt, das iſt 'sFundament. Da cha me de die Zyberliblodere lah gumpe, wie e Elephant uf eme Seili, es macht de nüt meh." — „Ghaſts ächt mache?" frug Hansli, und zeigte ein anderes Blätterli, in welchem wieder ein artiges Schübeli Neuthaler waren. „O b'hütis, Aetti, ih hah ume z'viel, ſagte Jakobli. „He nimm ſe, ſagte Hansli, we d' ſe nit bruchſt, ſu ſy ſi es anger Mal o noh gut."

Es war ein kühler Herbſtmorgen, als Jakobli auf den Weg ſich machte. Tief in die Bäume hinein hing der Nebel, tropfte faſt wie Regen von den Blättern, und naß wurden die Haare der Wanderer. Der Schlagtaube ſchweren Flug hörte man klatſchen durch den Nebel, wenn ein vorwitziger Weidbube ſie ſtörte auf dem Acker, wo ſie vergeſſene Körner zuſammen las. Der Rauch einiger Weidfeuerchen zeichnete im Nebel ſich aus, und ſaumſelige Erdäpfelgraber ſah man zeilenweiſe zu Felde ziehen gegen die Schätze, welche die Erde noch verborgen hielt in fruchtbarem Schooſe, und hin und wieder knallte ein Schuß in der Ferne aus dem Kriege her, den noch bis dato der Menſch mit dem Thiere führt. Auf und nieder ging der Nebel; bald ſah man über den Boden viele hundert Schritte weit, bald zehn Schritte vor Einem ein Stübi nicht, das ſich die Strümpfe band, die es heute zum erſten Mal wieder an, aber während dem Laufe des Sommers das Binden wieder verlernt hatte, ſo daß es ſchwer ging damit.

Auf dieſes alles achtete aber Jakobli nicht. Die Schlagtauben konnten um ihn herum flattern ſo dicht ſie wollten, er ſah ſie nicht. Gar ſeltſam ging es in ihm zu; es war, als werde etwas, als bilde ſich aus Flüchtigem, Zerſtreutem etwas Feſtes; es ging faſt, als wie es nach den Gelehrten zugehen ſoll, wenn Kometen ſich bilden, nur nicht ganz ſo, ſondern mit dem Unterſchied, daß an dem, was ſich bildete, man keinen langen Schweif ſah, ſondern etwas, das faſt ausſah, wie ein

Mannsgeſicht, in welchem der Bart keimt. Faſt zwanzig Jahre war er da abgeſeſſen, wo man ihm gezeigt hatte, daß er abſitzen ſolle, und war da geſtanden, wohin ihn die Mutter geſtellt, und war gegangen, wohin ſie ihn geheißen, ſogar auf den Zyberlihoger, obgleich ihm das Herz dabei blutete. Jetzt war es das erſte Mal, daß er etwas erzwängt hatte, er wußte eigentlich nicht wie, und etwas ausführte, das in ſeinem eigenen Kopf entſprungen war und mit eigenen Kräften, aber mit erſchrocknem Herzen. Ein Weib wollte er ſich holen; das klang ihm ſo ernſt und feierlich, als läute man zuſammen in ſeinem Herzen, als ſei ſeine Seele eine Orgel, und hohe Klänge führen darüber hin. Wenn er bloß an ſein liebes Meyeli dachte, ſo war's als ginge die Sonne auf, und alle Blümlein nickten, und als ſchwömme er im Himmelreich, und ſchüchtern ſchloß er die Augen und zagend hob er dazu ſeine Füße. Dann dachte er wieder: „ein Weib holſt du dir!" und anders ward es ihm, Sonne, Vögelein, Blumen ſchwanden; es war ihm, wie es dem Beter wird, der ſich dem Throne des Höchſten naht, aber nicht zitternd und bebend, ſondern feierlich und ernſt, aber auch muthig und wagend. Wer ein Weib holt, ſoll ein Mann ſein, das dachte er nicht, aber der Mann ſproßte in ihm, freilich nicht zum Rieſen, aber er ſproßte doch. Er fühlte, Kind könne er nicht mehr bleiben, er fühlte, was er jetzt machen wolle, das müſſe er nicht kindiſch thun, ſondern ihm eine Gattig geben. Er fühlte ſich auf ſeinem Wege zur Jungfrau mit der Frage: „Willſt du mein ſein? ich will dein Mann ſein." Das hat etwas Großes und Erhebendes, ſo frei und frank gehen zu können mit dieſer Frage am hellen Tage, und ſonder Vetter und Tanten. Man denke ſich den Jakobli dazu, der nie ſeinen eigenen Gang gegangen; und jetzt der erſte, den er geht zu eigenem, ſelbſt gewähltem Zwecke, iſt gleich des Lebens wichtigſter Gang. Schon ſchritt er männlicher daher und der Nebel rauſchte hoch auf weit über die Wipfel der Bäume. Da kam in die auf-

gegangene Herrlichkeit plötzlich das Bangen; zugleich trieb ein kühler Wind die Nebel wieder über den Boden. Hatte es vielleicht nicht ſchon einen Schatz? ein ſo ſchönes Meitſchi, ſollte das nicht ſchon einen haben? es ſchien ihm nicht anders möglich. Vielleicht kein Reicher, mit dem Gelde wird mancher abgeherdet; aber ſollte er das Meyeli mit Geld erzwingen? Er wußte was es heißt, jemand ungern nehmen. Man weiß vielleicht nicht warum; aber es zieht ſich unwillkürlich die Bruſt zuſammen, der Athem wird ſchwer, das Blut ſtockt, kalt läuft es Einem den Rücken auf, es ſchüttelt Einen, es preßt Einem die Worte aus: „Ih mah nit, ih mah i Gotts Name nit!“ Es treibt Einem den Schlaf vom Bette, den Hunger aus dem Leibe, den Muth aus der Seele, und je näher der verhängnißvolle Tag kömmt, deſto tiefer im Boden ſcheint man zu gehen, alle Tage tiefer; das Grab ſcheint empor zu wachſen, dem Herzen zu.

Das hatte er erfahren; das Leid hätte er Meyeli um keinen Erdenpreis anthun mögen. Und was hülf es ihm, wenn es neben ihm weinte und jammerte; das thäte ihm ja um ſo weher, je lieber das Meitſchi ihm ſei. Und wenn es ihn nicht lieben könnte ſo von Herzensgrund, ſo wollte er es viel lieber nicht; denn das thäte ihm erſt recht weh, und er könnte ſich gar nicht tröſten, wenn er Meyeli alle Tage hätte, aber es liebte ihn nicht, haßte ihn vielleicht noch. Weher könnte ihm ja nichts thun, als in den Himmel ſchauen können und doch ferne von ihm bleiben müſſen. Das wolle er nicht, dachte er; und wenn er merken könnte, daß es einen hätte, und es fehlte ihm an Geld für den Einzug, oder wenn der Burſche der Gemeinde ſchuldig wäre, er wollte geben, was er bei ſich hätte, damit ſein Meyeli glücklich würde, und daß es ſehen könnte, wie lieb er es hätte. Wie dieſe Gedanken durch ſeine Seele flogen, trat er recht männlich auf und ſchien fry gewachſen; die Nebel hoben ſich wieder, riſſen auseinander, blau ward der Himmel und grau lagen vor ihm

im gelblichten Laube Rapigens nach dem Boden ſtrebende Strohdächer.

Da klopfte ihm doch wieder ſein Herz und er kleinete wieder faſt um einen halben Kopf. Er wußte, wo das Wirthshaus war, aber es düchte ihn, er möchte das Meitſchi nicht ſo b'ſchicken; es ſei die Frage, ob es käme, und vielleicht könnten ſie nirgends ein vertrautes Wort mit einander reden, daß es nicht alle Leute hörten. Zu deſſen Haus zu gehen ſcheute er ſich. Wenn das Meitſchi ihn nicht wollte, und er ſo z'leerem wieder fort müßte, ſo müßte er ſich ja ſchämen, es hätt kei Gattig, lieber wollte er es doch aparti vom Meitſchi hören, daß es niemand merkte. Da könnte er ja wieder gehen unbemerkt; und wenn er ſchon die Augen voll bekäme, und d's lauter Waſſer weinen müßte, ſo würde es doch niemand ſehen und niemand könnte ihn auslachen. Es dünkte ihn, wenn der liebe Gott es recht gut mit ihm meinte und ihn auch ein wenig lieb hätte, ſo ließ er ihn dem Mädchen begegnen, gerade hier auf dem Felde, wo faſt keine Leute waren, da die meiſten Pflanzeten aller Art auf der andern Seite des Dorfes lagen, oder er ließ ihn ihns finden dort hinter jenem Haag, wo noch verborgener ein trautes Wort zu reden wäre. Der Gedanke ſetzte ſich recht feſt in ihm, es dünkte ihn, Gott könne faſt nicht anders, er müſſe das Meitſchi ihm in den Weg führen, wie er einſt Rebekka an den Brunnen geführt, wo Elieſer wartete. Rundum ſah er, woher das Meitſchi komme, er galaffete ſich faſt den Nacken krumm, es dünkte ihn, es müſſe aus irgend einem Einſchlag hinter ihm drein kommen.

Da plötſchte er mit etwas Hartem zuſammen, ein heller Schrei gellte ihm in die Ohren; er fuhr zuſammen, daß auch er bald geſchrien hätte, und als er den Schaden um ſah, ſtand vor ihm das Meitſchi mit den gelben Zöpfen; einen Kerb hatte er ihm beim Zuſammenplötſchen vom Kopfe geſtoßen, weit umher lagen die Rübli zerſtreut. Er hatte ſich

nicht geachtet im Galaffen, wie der Fußweg durch den Haag in einen kleinen Einſchlag ſich bog, von der andern Seite kam juſt Meyeli, welches Rübli gegraben; gerade in der Beugung begegneten ſie ſich, und da er nicht Acht gab, ſo ſtieß er ihm den Korb vom Kopfe. Ganz roth hatte der Schreck das Meitſchi übergoſſen, und ſchon hatte es den Mund offen zum Aufbegehren, da erkannte es Jakobli und ward röther noch als vorher. „Biſt du's, der da um die Ecke kömmt, wie ne Schutz? bis Gottwilche, u wo wotſch us?" Und Freude leuchtete aus Meyelis Augen unverſtellt, als wie wenn es einen unerwarteten Fund gethan.

Jakobli war abermals ſehr verblüfft; was er ſo innig gewünſcht, das hatte Gott vor ihn geſtellt, und jetzt fand er lange keine Antwort, ſondern reckte bloß die Hand dar zum Willkomm. „Ih hah gar e wüſti, ſagte Meyeli, ih muß ſe z'erſt abwüſche, aber ſäg m'r, wo wotſch us?" Jakobli hatte endlich die Sprache wieder gefunden und als er die Hand faßte, behielt er ſie und bekam großen Muth. „Nit wyt wott ih, ume bis zu dir!" „Deppe wegem Dokter, wo d'Baſe dokteret het? Nei, zu dem gang nit, denk, dä het geng a d'r Baſe dokteret, und angeriſt und angeriſt ſe abg'führt, ih glaub emel es Dotze Mal, u het geng g'ſeit, es beſſeri, es beſſeri, u d'Baſe hets geng glaubt u g'ſeit, es ziehy ab, aber ſi werd neue gar ſchwach d'rby, bis ſie nihs ungſinnet unger de Hänge v'rſchiede iſt. Es iſt grad hüt acht Tag, daß m'r ſe v'rgrabe hei." „Nein, ſagte Jakobli, wege dyne chumme nih." „Wege myne?" frug das Meitſchi in ſeiner raſchen Lebendigkeit. D'r werdet e Jumpfere mangle, aber ih cha wäger nit cho, we nih ſcho gern wett. D'r Vetter iſt jetz elleini, u het niemere, dä d'Hushaltig macht u öppe zu de Chinge luegt, u da darf ih nit vo nihm. Si hei mih zu ne g'no, wo ih niemere g'ha hah, un wenn ih ſcho nit geng gut g'ha hah, ſu wärs doch ſchlecht, we nih jetz furt ging, wo ſi mih am übelſte

mangle.“ „E Jumpfere hei m'r, ſagte Jakobli, u die blybt emel einiſt; aber ih mangelte e Frau, u hah dih welle ho frage, ob du ſe ſy wettiſch?“ „Dy Frau? fragte Meyeli lachend, e warum das nit, gar gern! wenn wei m'r d's Hochzyt gah agäh?“ „Hüt noh, ſagte Jakobli mit feuchten Augen und bewegter Stimme, hüt noh, wenn's d'r recht iſt.“ Da ward es Meyeli bang ums Herz, es wußte nicht warum; es zog ſeine Hand weg und ſagte: „Ih muß hei, es wird Zyt z'Mittag z'choche, u was wird d'r Vetter ſäge, we nih my Zyt mit d'r Narre trybe v'rbruchti? Adie wohl.“ „Meyeli, es iſt m'r Ernſt, ſagte Jakobli, u nih trybe nit d'r Narre, ih möcht dih g'fragt hah, ob de mih wettiſch zum Ma, und ob ih d'r nit z'wüſte bi?“ „J'wüſte? nei wäger nit, es het m'r noh nit grad eine bas g'falle, weder du, und ja fryli, ih wett dih ſcho nähy, ſagte das Meitſchi, aber es iſt d'r nit Ernſt, was wettiſt du afah mit eme ſellige arme Meitſchi, wie ih bi?“ „He ih mangle ke Rychthum, ſagte Jakobli, m'r hei üſi Sach öppe, daß m'rs chönne mache, we nih ſcho nüt erwybe. U du biſt m'r im Sinn giy vom erſte Mal a, wo dih g'ſeh hah, un expreß chumme nih dih cho frage, ob de mih liebe chönniſt u mih mögiſt, we d' nit öppe e Angere heſt?“ „Nei, vo ſelbem ſchwyg m'r, ſagte Meyeli, es het mih noh kene bigehrt, un ih hätt kene möge.“ „U mih?“ fragte Jakobli. „Dih vo Herze gern, b'hütis ja,“ ſagte Meyeli mit unverſtellter Freudigkeit, „a ſo öppis hätt ih doch nie dörfe ſinne; aber was werde dyner Lüt ſäge?“ „Die ſy ih z'friede, u wüſſe, wohin ih bi,“ ſagte Jakobli. „Aber ih wirde doch z'arm ſy, u we ſi ſcho nit d'rwider ſy, ſo werde ſi mih doch v'rachte u nüt ſchätze.“ „Häb nit Chummer, ſagte Jakobli, uf e Rychthum hei ſi nit z'luege, u hei mängiſt g'ſeit, druf chöms nit a, m'r heige öppe, daß m'rs mache chönne, u die wo nache chöme öppe o.“ „Nei, aber was wird d'r Vetter ſäge, wenn ers v'rnimmt? dä wird leſe. U het m'r ſo mängiſt g'ſeit, ih überchöm e ke Ma, ih ſyg z'brings d'rfür u z'bös

u z'bleichs, u jetz hab nih eine, u noh e ſzllige." Und wenig fehlte es, es hätte einen Freudenſprung gethan und zu jauchzen angefangen. Raſch las es ſeine Räbli auf, Jakobli half ihm und fragte ihn's, es werde ihm alſo recht ſein, heute noch mit ihm das Hochzeit anzugeben; wenn es wolle, ſo komme er gleich mit ihm zum Vetter. Da begann bei dem armen Mädchen das Bangen. Gewohnt ſich zu geben, wie es war, war der Strahl der Freude unverholen hervorgebrochen, und welches Mädchen, das keinen andern, ſondern gerade den Jakobli im Sinn hatte, aber ohne alle Hoffnung, und das arm und bedrängt war, hätte nicht Freude empfunden, wenn er gekommen wäre mit der Frage: „Wotſch mih?" Nun kam aber auch heraufgezogen, was in jedem unverderbenen Mädchenherzen iſt, das Bangen und das Schämen wunderbar verwoben mit dem ſich Meinen, das Aufſchieben und Hinhalten, das Angſthaben mitten in der Freude, die ſeltſame Wehmuth mitten in der Fröhlichkeit, und alles um ſo bunter durch einander, je natürlicher ſein Herz war. „Was finneſt auch, ſagte es, heute noch! Herr Jemer! ſelb iſt ja nit mügli, denk o!"

Jakobli hatte ſein Glück gehört, aber noch nicht ganz empfunden; denn man muß nicht vergeſſen, daß bei langſamen Naturen nicht bloß das Begreifen ſchwer geht, ſondern auch das Empfinden. Der empfangene Eindruck verbreitet ſich langſam, und langſam entwickelt ſich aus dem ſich nur nach und nach erhellenden Bewußtſein das Leid oder die Freude. Lange muß man das Ding anſehen, ehe man es ſo recht faßt, was das Ding an ſich iſt, und was es für Einen insbeſondere iſt. Jakobli kannte auch die Mädchenherzen nicht, wußte nicht, wie da Weinen und Lachen, Wehren und Wollen, Meinen und Schämen, Bangen und Sehnen, alles bei einander iſt, wie in einem Druckli, und alles durch einander, wie in einer weltſchen Suppe. Es ward ihm daher angſt, als die Dinge alle zum Vorſchein kamen, Mezeli ſei rewig geworden

und möchte die Sache wieder verdrehen, und weil man ihm ſo oft geſagt hatte, er ſei ſo ne Leide u ſo ne Wüſte, ſo war er mißtrauiſch und glaubte, er gefalle niemanden. Das kam ihm jetzt wieder, als Meyeli bangte und ſich ſchämte und Stündigung wollte. „Wirſt diß reuig?“ ſagte er traurig, „ih weiß wohl, daß ih e Leide u e Wüſte bi, u mih niemere liebe cha; ſäg m'rs doch recht grad uſe, u häb mih nit für e Narr; we du reuig biſt, ſo ſäg's doch recht.“ „Aber meinſt, ſagte Meyeli, ih ſyg ſövli es ſchlechts, u bigehri öppere für e Narre z'hah i ſellige Sache, u chönnt da d'rglyche thue, es ſyg m'r eine aſtändig, wes nit iſt? Nei wäger, es ſövli es ſchlechts bi n'ih nit, u wed m'r ſelligs traue witt, ſu biſt am Läze; es iſt grad noch die rechte Zyt.“ „Zürn doch recht nüt, ſagte Jakobli; bös g'meint iſt's nit, aber ih hah nie chönne glaube, daß mih Eis liebi, es het m'r geng Alles g'ſeit, wie ih e Wüſte u e Leide ſyg, u wo d' da heſt afa dih g'ha, hah n'ih g'meint, du heigiſt ume d's G'ſpött mit m'r g'hah.“ „Nei wäger nit, ſagte Meyeli, du heſt m'r grad vo Afang g'falle, ih weiß nit warum; aber wo nih dih gſeh hah z'erſtmal, het's mih grad dücht, es geb m'r neuer e Streich, u doch het es m'r nit weh tha; es iſt m'r ſo wunderlig wohl und angſt nebe angere gſy, ih hah nit g'wüßt warum. Aber z'letſch hets mih gruſam duret, wo d' nüt zu m'r g'ſeit heſt, u da ſo nebe m'r g'ſtange biſt, wie we's d'r nicht recht wär, und de's ungern hättiſt, daß ih nebe d'r ryti. Das het mih geng duret, u we nih dra däicht hah, hah nih mih d's Augewaſſers faſt nit chönne erwehre. D'Baſe ſelig het mängiſt g'fraget, was mit m'r ſyg, aber ih hah ſelber nit g'wüßt, was ih ſäge ſött. Du biſt du noh a äim Sunde by m'r z'rby g'fahre u heſt mih nit grüßt, u nüt d'rglyche tha, daß de mih g'ſehyiſt; ſelb het mih duret, ih cha's faſt nit ſäge wie. Ih hah doch nüt g'wüßt, das ih d'r z'Leid tha hätt; ih hah däicht, es ſyg d'r Hochmuth. Und wo nih us em Plätz uſe cho bi ungſinnet, ech hah daher g'ſeh ryte, hets m'r

e Chlupf is Herz gäh, ih cha nit ſäge wie; es het mih dücht, er chönnt nit größer ſy, we Vater und Mutter us em Grab füre chäme — u du kes Wörtli zu m'r z'ſäge! ſelb iſt m'r grüslig gſy, u faſt hah n'ihs nit chönne y'rwerche. Wo dih du da i de Rüttene atroffe hah, da hah dih vo wytem kennt, hah aber lang nit g'wüßt, ob ih mih chünte will oder nit; bald bi n'ih g'ſchwing gange, bald ſüferli, bald hets mih dücht, es fehl d'r neuis, du biſt alliwyl ſtillg'ſtange, bald het's mih dücht, gang doch dä Muſſi, ih ſäge d'rs, wie ih's g'ſinnet hah, wo er well, es ſyg m'r doch gragglych. U doch hah nih d'r müſſe nah cho, ih hah möge welle oder nit. U wo de du ſo fründlig gege m'r gſy biſt, u m'r noh gar heſt welle Wy zahle, da iſt's m'r gſy, ih cha nit ſäge wie, aber es het mih dücht, we nih ellei wär, ih möcht über all Häag us, ſyge ſi ſo höch wie ſi wette. U wo nih du vo d'r gange bi, hets m'r faſt d's Herz welle z'rſchryſſe; ih hah nit g'wüßt, g'ſeh nih dih noh einiſt oder nüt meh. Es het mih mängiſt dücht, es ſchryß mih öpper a de Züpfe zruck, u nih ſött d'r noh neuis ſäge, u wo nih du us em Dorf uſe gſy bi, hah nih müſſe pläre, ih hah nit g'wüßt warum, u hah faſt nit chönne höre, es iſt geng ufs Früſche wieder cho, we nih ſcho glaubt hah, es ſyg jetz g'ſtellt. Lue, ih ſäge d'r das alles ufrichtig, wie's iſt, du g'ſehſt de, ob dih füre Narre möcht hah, aber häb du mih o nit d'rfür, oder wird reuig!" ſagte Meyeli. „Nei wäger nit, ſagte Jakobli; aber ſäg m'r doch, wie chunts, daß ih dir g'falle, u ſuſt niemere, was het d'r g'falle a m'r?" „Das cha nih d'r uf my Treu nit ſäge, ſagte Meyeli. Es iſt m'r gſy, as we me m'rs awurf, oder as we nih i ne böſe Luft cho oder i öppis trappet wär," ſetzte es mit wunderlieblichem Mieneli hinzu. „Heſt g'wüßt, wem m'r ſy?" fragte Jakobli. „Nei, ſagte Meyeli, erſt du, wo de am Sunde düre g'fahre biſt gege Kriegſtette u dur d'Miſtgülle, u d'Lüt du ſo gruſam g'lachet hei, hah n'ihs y'rno." „Heſt du ihs de g'ſeh?" fragte Jakobli; „wo biſt

du de g'ſyh? ih hah dih nüt chönne g'ſeh." „Ih bi i d'r Kuchi gſy," ſagte Meyeli, und wurde roth; es fürchtete, Jakobli möchte fragen, ob es gedacht hätte, ſie kämen den gleichen Weg zurück und ihretwegen in den Bohnenplätz gegangen ſei?

Um abzulenken frug es, ob Jakobli nach ihm geſehen, und gar herzinnigliche Freude hatte es an dem Bekenntniß, daß eben dieſes nach ihm Sehen ſchuld geweſen ſei an der Fahrt durch die Miſtgüllen. Natürlich waren unter dieſen Mittheilungen die Rübli längſt aufgeleſen worden, aber ſie merkten es nicht, und Jakobli erzählte eifrig, was es in Kriegſtetten gegeben, wie er da habe eine heirathen ſollen, welche er abſelut nicht hätte mögen, wie aber die Mutter dran geſetzt, und wie er eben vom Zyberlihoger gekommen, als ſie in den Rüstenen zuſammen gekommen, und wie — da begann Mittag zu läuten im Dorfe, und den fleißigen Weibern ward verkündet, daß ſie ſich zu ſputen hätten, wenn ſie den Männern was Warmes z'weg haben wollten zu rechter Zeit. „Herr Jemer, Herr Jemer! ſcho eilfi! e b'hüt mih Gott, was wird d'r Vetter ſäge! wie werde d'King brülle! rief Meyeli; hilf m'r uf, g'ſchwing, g'ſchwing!" „Soll ih grad mit?" fragte Jakobli. „Bi Lyb u Sterbe nit, es gange all Lüt jetz hei, ih müßt mih z'tod ſchäme; wart e wenig da hinterm Haag, u de chaſt is Wirthshus, u i nere Stung oder zwene chumm de, wes d'r de noh Ernſt iſt."

Und dahin zog Meyeli, wie wenn es d'r Byluft trüge, aber ehe es am andern Ende des Einſchlags durch den Haag ſchlüpfte, nahm es ſich doch Zeit zum Umſehen, ob Jakobli noch da ſei oder vielleicht davon gelaufen.

Der aber ſtand noch da und ſann allem nach, wie es ſo wunderbar gegangen, wie er gedacht, wenn Gott ihn lieb hätte, ſo fände er das Mädchen, und wie es faſt in ſelbem Augenblick vor ihm geſtanden, und zwar da, wo es nicht ſchicklicher hätte ſein können, in einem kleinen Einſchlag, ringsum mit Haag eingefaßt, faſt wie hinter einem Umhang, wo

ſie ungeſehen und ungeſtört mit einander reden konnten, bis ſie wußten, ſie hatten einander verſtanden, und nichts wäre mehr zwiſchen ihnen, aber jedes im Herzen des andern. Dem ſann er lange nach, und es freute ihn, wußte er doch, daß er nicht bloß dem Meyeli, ſondern auch Gott lieb war, und ſchöpfte er daraus das Vertrauen, daß alles noch einen guten Austrag nehmen werde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie dem Jakobli ein Meitſchi vom Wirthshaus ins Pfarrhaus hilft.

Langſam, er wußte ſelbſt nicht wie, trappte Jakobli dem Wirthshaus zu, und es iſt curios, je langſamer oft die Beine gehn, deſto raſcher laufen die Gedanken. Dies Verhältniß iſt in mehr als einer Sache, z. B. je ſchneller Einem die Worte kommen, deſto mehr ſtammelt die Zunge, je ſpärlicher die Ideen kommen, deſto raſcher geht die Feder, und je weniger es liebt, deſto mehr küßt manches Weib. Es geht halt curios zu in der Welt.

Im Wirthshaus war niemand, die Hudeln verdienen am Samstag für den Sonntag und die blauen Tage, die fleißigen Leute ſchaffen für einen arbeitsfreien Sonntag. Die Wirthstochter war alleine in der Gaſtſtube und lismete. Es war aber nicht die, welche, als ſie endlich einen Strumpf ausgelismet hatte und ihn aufrollte, das Börtlein oben abgefaulet fand. Sie hatte nämlich zwei und ein halb Jahre daran gelismet, in der Zeit ihn nie aufgelöst, er mochte in Wein gelegen ſein oder in andern Dingen. Freundlich war ſie, brachte den verlangten Schoppen, und zwar nicht Siebenunddreißiger Erlacher mit Picardent verblümt als zehnbatzigen,

ſondern recht guten und puren Lacoten, und fragte manierlich: „Bigehrſt noh neuis meh?“ „Oeppis z'eſſe,“ ſagte Jakobli. „Wotſch bifehle, oder wotſch was u'r hei?“ fragte das Meitſchi, man wußte nicht, wars Ernſt oder Spott, ſo daß es Jakobli faſt lächerete als er antwortete: „was d'öppe heſt, aber viel bigehri ih nit.“ „Häb nit Kuumer,“ ſagte das Meitſchi und lüpfte die Füße als es hinausſchoß; es wußte nichts von dem ſchmachtenden Schlärplen vieler zarten Gaſtſtubenſeelen. Jakobli ſtund unterdeſſen am Fenſter und guckte in die leeren Storchenneſter hinauf und an die grauen Strohdächer, von denen die einen Naturfarbe trugen, die andern aber ſtattliche Perücken von grünbraunem Moos, und er dachte viel darüber nach, wie es doch in der Welt gehe, daß ſogar die Strohdächer es bis zur Hoffahrt trieben und Perücken trügen, und zwar ſo ſchöne grüne, als ob ſie erſt jetzt ans Blühen und Schönwerden dächten.

Während er ſo gründlich philoſophirte über die Eitelkeit der Welt, hatte hinter ihm das Meitſchi aufgetragen und ſagte eben: „Du chaſt cho!“ da ſah er ſein Meyeli vorüber gehn, einen Blick nach den Fenſtern thun, roth werden, und dann davon gehen wie auf Rädlene. Da ſtach ihn etwas, er hatte es noch nie gefühlt, er wußte nicht was es war, aber er mußte fragen, er mochte wollen oder nicht: „Chaſt du mir ſägen, wem äys Meitſchi iſt?“ Wenn man ein Mädchen frägt, was dort für ein Mädchen gehe, kriegen alle geläufige Beine, manchmal iſt aber die Antwort deſto langſamer.

Raſch war das Meitſchi am Fenſter. „Meinſt das mit de wyße Züpfe?“ frug es. „Ja, ſagte Jakobli, wo dert ume Egge geit.“ „Das iſt Jungfräuli dert i äym Hus, es iſt d'r Götti, u es ſött d'r Gottswille by nihm ſy, aber es het bös gnue d'rfür. Alle Tag muß es g'höre, er heigs d'r Gottswille gno, git ihm ke Lohn, u Kleidleni, daß er ſih ſchäme ſött, u muß mache, was ke Jumpfere im ganzen Dorf macht, u gäb wie nes ſpringt, ſu macht es doch noh nie gnue.“ „Es wird

niene angers hi wüſſe," ſagte Jakobli, und wußte ſelbſt nicht was er ſagte. Es kam ihm vor, als ſei er eine Orgelpfeife und als blaſe jemand die Worte aus ihm heraus. „Das ſung Plätz gnue," ſagte das Meitſchi eifrig. „Ih bi mit ihm zum Herre gange, u mir hätte's gern as Stubemeitli g'ha; es iſt es gleitigs u doch es manierligs. Aber es het nit welle cho, gäb was me nihm g'ſeit het. Si zürnte es a nihm, hets g'ſeit, u es ſyg doch geng d'r Götti. We me nihm ſcho g'ſeit het, es ſyg e Narr, ſu hets g'lachet u g'ſeit, es well lieber, mi ſäg es ſyg e Narr, as mi ſäg, es ſyg e wüſte Hung, ſelb bigehrs nüt. Es iſt de gar ſo nes lächerligs d'rby, u doch notti es guts. Es iſt ihs allesame werth gſy, währet m'r z'Ungerwyſig gange ſy, wos de o wieder dere gäh het, wo me gern v'rlochet hät, vo eir Oſtere zur angere."

„Wo wotſch?" ſo frug das Mädchen, als Jakobli hinter dem Tiſche ſaß. Da fühlte Jakobli wieder ſeine Backen heiß werden. „Ho, niene hi," hatte er auf der Zunge, aber er ſagte es doch nicht, er fühlte wohl, daß dieſe Antwort ihm bei einem ſolchen Meitſchi nur zu einer tüchtigen Auslacheten verhülfe; er hätte einen Batzen gegeben, er hätte nicht gefragt, und doch hatte er die Antwort gruſam gern gehört und ſie nicht um einen Neuthaler gegeben. Aber er fühlte, daß alles ein Küſtchen kriegt, was nicht in ganz lauterer Pfanne gekocht wird. „Dert i äys Hus," ſagte er endlich, und zeigte auf die etwas entlegene Firſt, wo Meyelis Götti wohnte. „So, was haſt du dort zu thun? zu wem wotſch? wotſch ihm's grad gah ume ſäge, was ih g'ſeit hah, wie er e Götti ſyg?" So ſagte das Mädchen, und trat mit reſoluten Augen, die Arme auf den Hüften vor ihn, als ob es einen Hoſenlupf mit ihm wagen wollte.

Da fühlte Jakobli, daß er die Wahrheit ſagen müſſe, z'v'rheimen ſei da nichts. Zudem ſei es ja eine gute Freundin, und wer weiß zudem auch nicht, daß wenn das Eis ein-

mal gebrochen iſt, Verliebte gerne von den Geliebten ſchwatzen, gerne jemand ins Vertrauen ziehen, um von Zeit zu Zeit das Herz leeren zu können, das ja ſonſt zerſpringen müßte. Zudem iſt der Menſch, wie keck er ſcheint, ein unſicher Weſen; was er ſich erwirbt, theuer oder wohlfeil, das hört er gerne rühmen, erſt dieſer Ruhm macht ihn ſicher, daß er gut gekauft, keinen Fehlgriff gethan." Es giebt wenige Menſchen, denen man durch nachhaltiges Ausführen von mehreren Seiten eine Sache nicht erleiden kann, daß ſie noch die Kappe nachwerfen, wenn ſie ihr lokommen können um jeglichen Preis. Es giebt wenige Menſchen, die man nicht am Ende kann glauben machen, ſie ſeien in keinen Schuh gut, ſie ſeien dumm, ja ſie ſeien verrückt. Freilich koſtet dieſes längeres Nachhalten und größere Mühe. Einen Menſchen glauben zu machen, er ſei die Weisheit ſelbſt, das iſt leicht gemacht, ja man kann einen Stock zur Ueberzeugung bringen, und zwar noch geſchwind genug, er ſei kein Stock, ſondern das Fundament, auf das Gott die Welt abgeſtellt. Kurz, der Menſch hat ſehr ſelten ein ſelbſtſtändiges Urtheil, weder über ſich ſelbſt noch über die Kühe, die er auf dem Markte kauft, er hört daher beides gerne rühmen, ſo wie ein Burſche das Meitſchi gerne rühmen hört, mit dem er's probiren will.

„Häb nit Kummer, ſagte Jakobli endlich, eigetlich d's Meitſchis d'wege wott ih hi, m'r möchte hüt noh gah d's Hochzyt agäh, u da muß ih gah luege, was d'r Götti d'rzu ſeit."

„Wie meinſt?" fragte das Meitſchi, und trat mit eingeſtützten Armen noch näher. Jakobli wiederholte ganz treuherzig die frühere Rede. „Oeppis dumms e ſo! Gah d's Hochzyt agäh, ſagte das Meitſchi, wed de e Narr hah witt, ſu bis ne ſelber. Gah d's Hochzyt agäh, u het noh nie kene yche g'lah. We de das geit, gah d's Hochzyt agäh, ſu weiß ih de o öppis d'rvo." „Wird nit höhn, wäger, ſagte Jakobli, ih gibe d'r d'Wahrheit a, aber ſäge hätte d'r nüt

chönne, erſt vor e halb Stung hei m'r d'Sach richtig g'macht, dert i de Bſchläge uße." „Nei, jetz iſt mir nüt meh z'helfe, ſagte das Meitſchi, nun iſt doch de o keim meh z'traue, nei, jetz ſäg me m'r nüt meh! Das het chönne thue, wie wenn's ſyr Lebelang mit kem Mannevolch nüt wett, u niemere chennti, erſt noh am vorige Sunde het es ſo g'häßelet gege d'r junge Burſch, u laht acht Tag druf v'rkünte. Daß das ſih ſo v'rſtelle chönnt u ſövli e Kalfakter wär, hät ih nit glaubt, jetz hah nih myr Lebtig nüt meh uf ihm."

„Nit, ſagte Jakobli, verred dich nicht, es vermag ſich deſſen nichts, und hatte dir nichts ſagen können," und erzählte ihm nun, wie alles zu und hergegangen ſei, Punktum von Anfang bis ans Ende.

Das Mädchen ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und ſagte, von einer ſolchen Geſchichte hätte es ſein Lebtag nicht gehört, das ſei ja ärger als man les in den Büchern. „Alſo du biſt d's Jowägers Bub, wo ſie ufem Zyherlihoger ſo ne Freud und es G'lärm g'ha hei, u noh meh Schulde g'macht hei uf ihn hi. Nu dene mah nih's gönne, daß es ne ſo geit, das ſy Meitli, wo ſih d's ganz Wybervolk muß ſchäme ihretwege. Uſläth ſys, un es iſt d'Frag, ob du nit für en angere hätteſt zueche müſſe. Das geſchieht dene uſe i d'Schuh yche recht. U d's Meyeli wotſch un es dih, das dolders Täſchli het m'r nie e Ton d'rglyche tha, daß es einiſt ume mit eme Bub g'redt heig. Wart das ume, dem will ihs ſäge. Aber gönne mag ih ihm's, u bös hah wirds nit müſſe, wird nit ſölle Hung ſy. U du heſt recht g'ha, heſt nit ufs Geld g'luegt, es luſtigers u g'ranſchirters Meitſchi hätt ih d'r nit g'wüßt, du biſt e g'fellige Mönſch gſy, los, u ſövli dumm, wie me dih d'rfür het, mußt nit ſy, los, ſuſt wärs d'r nit z'Sinn cho, dih hinger das Meitſchi z'mache. Aber ſeh, iß u gang, u chömit de hie dure, we d'r zum Pfarrer geht, g'hörſt? dem Täſchli muß ih doch o noh öppis ſäge. Der Alt wird welle wüſt thue, aber acht

dih ſpuere nüt; er iſt e wüſte Ma. Da chönnte es ihm zehn Jahre d'Finger vor abwerche, u g'letſch, wes e Stung krank würd, jagti ers ohne Lohn u ohni Kleider zum Hus us. Es iſt aber noh Narrs g'nue u laht ſih erſchrecke, u wird meine, es müſſe ihm folge, wenn er nit wott. Aber gieb nit lugg, ſtell z'Bode, u thue (wed chaſt) wie wenn ſe Alli freſſe wettiſch; nache chaſt de ſcho wieder freine ſy."

Das Mädchen hatte nicht Ruhe, nicht Raſt, bis es ihn ſpedirt hatte, nahm keini Uerti ab, um ihn zu zwingen, mit Meyeli herzukommen.

Schlecht war das Dach, worunter Meyeli wohnte; aber ſauber war es ums Haus, vor dem ein grämlicher Mann Weidenzweige ſchälte, und ſo wie man zuweilen ein Licht oder den Schein des Lichts in einem Hauſe herumfahren ſieht, bald hier zwitzert es auf, bald dort, und wenn man recht hinſehen will, ſo iſt es verſchwunden, ſo ſchien ihm Meyeli oder ſein Wiederſchein durchs Haus zu fahren, aber eigentlich zu Geſichte kriegte er es nicht.

„Biſt flyßig?" fragte Jakobli. „Es wär ſih nöthig, we geng ume alles v'rheyt iſt," antwortete das Mannli. „Ih hätt neuis möge frage, wes erlaubt wär." „Das wird aber öppis ſy! iſt d'r öppe e Geis lahmi worde, oder d'Katz übelg'hörig u wotſch Stür?" fragte das Mannli. „Selb nit," ſagte Jakobli, und daß ihn der Mann dafür anſah, machte ihn taub, ſo daß er ganz herzhaft ſein Anliegen verbrachte.

So wie er anfing, hob das Männchen die Hand vor die Augen und grännete lange ihn an, und als Jakobli ausgeredet hatte, ſo ſagte das Männchen, er ſolle ſich auf der Stelle vom Hauſe wegpacken oder er nehme einen Stecken und jage ihn fort. Das ſei ihm eine unerhörte Sache, und e uverſchantere Kerli hätte er nicht geſehen; er ſolle machen, daß er fortkomme, ſonſt wolle er ihn ufufer dänne gäh. Er

hätte e Jumpfere nöthig, aber sy Jumpfere ke Ma; er hätts g'hört u söll sih packe.

Jakobli stand da, als ob er das Oel verschüttet hätte, und wußte nicht was machen, aber das Mannli nahm einen alten Besen und sagte: „Wotsch oder wotsch nit!" Da schoß Meyeli, das Gott weiß wo, der ganzen Verhandlung zugesehen, zum Männchen hin und sagte: „Nit, nit Götti! rief es, das ist ja dere Sohn, wo mih u d'r Fritzli hei lah ryte, wo ner nimme het möge laufe vo Solothurn hei, u hüt e Morge ist er m'r nah cho, wo nih hei cho bi, u het mih g'fraget wie nihs heig, ob ih ne nähmti oder nit, u du hah nih g'seit, er söll euch cho frage, es syg ung'schicht jetz. Un es sy brav Lüt, wie me seit." „U syg er wem er well, su soll er m'r furt; es ist kei Manier, eim d'Jungfraue am heiter helle Tag cho z'verfume; für was git me ne z'fresse u d'r Lohn, u gang m'r jetz, hest g'hört u daß ih dih nimme g'seh."

„Aber Götti, sagte das Meitschi, er wott m'r nüt z'Leid thue; und wenn er mih z'Ehre führe will, so muß ih ja Gott danke, so nes arms Meitli wie nih o bi." „Ja, we du für nüt besters Gott z'danke weißt, weder für e sellige Schlingel, su nimmts mih nüt wunger, daß d'sellig Gedanke hest: es düecht mih, du hättest zu danke gnue emel einist, daß de Lüt funge hest, die sih dynere ag'no hei, daß d' nit uf G'mein müsse hest, u die sövli zu d'r g'luegt hei, u sövli a d'r tha hei, du undankbare Täsche du; we d' das sinne wettist, du hättist noh lang nit d'r Wyl a d's Manne z'denke, e sellige Grieggel, wie du o bist."

„Ih bi d's Dankes nüt ab Götti, u hätt a mängem Ort chönne böser hah; daß ih nit feiße bi, cha nih nüt d'rfür, u g'werchet hah nih geng was m'r müglich gsy ist; u d'Base ist gut gege m'r gsy; ih bi's nüt ab, u d'r lieb Gott wells fürgelte, was ih nit abv'rdienet hah. Aber es Täschli bi nih doch de nit, Götti; nahg'lüfe de öppe wie mängs, bi nih niemere."

Jetzt ward der Götti noch böser über solches Pochen. Es werde meinen, er wäre ihm noch heraus schuldig, und werde ihm wahrscheinlich noch d'Hochzeitkleider machen lassen sollen z'Trinkgeld, sagte er.

Gäb wie Jakobli sagte, für das solle er sich nicht kümmern, und wenn Meyeli noch etwas schuldig sein sollte, so wolle er schaffen bis es gut sei: „er schüttete nur Oel ins Feuer, und mußte vom Hause weg, wenn er nicht mit dem Alten ins Handgemeng kommen und einen öffentlichen Spectakel geben wollte. Schon stunden Weiber in den umliegenden Häusern vor den Küchenthüren, und über die Misthaufen sah man den Kopf von manchem Köbi.

Als Jakobli alleine und traurig im Wirthshause erschien und erzählte, wie es ihm ergangen, da sagte das Meitschi: „Dä donstigs Uflath, das ist seine Geistlichkeit! läuft in alli Versammlige, und rühmt alle Leute, wie er d'r Gottswille es arms Kind uf u a g'ne heig. Und das Kind ist eine Jumpfere, erspart ihm eine Haushältere, er braucht ihm keinen Lohn zu geben, und kann dazu e gute Ma schiene, und wer weiß was dä alt Bock noch im Sinn hat. Gerade sellig sy die Schlimmste. Aber häb du nume Geduld, es soll keine Viertelstund gehen, so soll dein Meitschi da sein; dä alt Gränni soll de nadisch nit meine, daß er öppis zwänge und ame ne arme Kind vor sym Glück sy chönnt, obschon ich ihm den himmlischen Lohn für sellig Streiche wohl gönne möcht."

Es ging allerdings keine Viertelstunde, so war Meyeli da, aber weinend und muthlos. Während der Alte vor dem Hause Wydli schälte, um das Erdäpfelkörbli zu plätzen, dem vor Alter und Schwachheit der Boden ausgegangen war, und meinte, er hüte so das Haus so gut als weiland der Höllenhund Cerberus die Unterwelt, weinte Meyeli hinter dem Hause, sah aber doch, wie seine Freundin winkte und deutete. Anfangs schüttelte es wohl den Kopf, es wolle nicht kommen; aber es kam doch; denn welches Mädchen, das in solchem

Jammer ſitzet, würde dem Winken der beſten Freundin widerſtehen, ſei es um ihr zu jammern, ſei es um zu vernehmen, was hinter dem Winken ſteckt. Uebrigens kann ſo ein alter Höllenhund, und wäre es ſelbſt der ehemalige mit ſeinen drei Köpfen, lange vor einem Hauſe ſitzen und es hüten, zwei Mädchen erhütet er nicht, am allerwenigſten wenn er ſie taub gemacht.

Doch koſtete es, um die Wahrheit zu ſagen, noch einige Mühe, ehe Meyeli im Wirthshauſe war. Es ſagte, wenns ſo gemeint ſei, ſo wolle es lieber von allem nichts mehr, es wolle ſich nicht verſündigen; ſterben wolle es (es iſt curios, wie Mädchen unter gewiſſen Umſtänden gleich ſterben wollen); der Alte könne es dann ſeinethalben verantworten. Aber die Freundin ſagte, von Sterben ſei einſtweilen keine Rede; aber hier könne es nicht mit ihm reden, und gleich ſolle es kommen, ehe der Alte ſeine Schnupfnaſe um die Ecke ſtrecke. Und ſo kam es zögernd, ſtand hinter jedem Baume, jedem Hauſe ſtill, und ſagte: „Sag es mir hier, was du zu ſagen haſt; hier ſieht uns der Alte nicht, und weiter darf ich nicht.“ Aber wenn eine Freundin einen Schatz und eine Schätzin z'ſäme bringen will, ſo hilft keis Säge nüt, und wenn ſolche Freundinnen nicht wären, nicht die Halbe wüßten ſich zu helfen, kämen ohne ihren Rath nie zuſammen.

Jakobli und Meyeli waren da; das letztere weinte, und der erſtere war trübſelig und ſtarch am Sinnen, was zu machen ſei, aber es kam ihm nichts in Sinn, und Meyeli ſagte eben: „Adie wohl u zürn nüt; du g'ſehſt wie es m'r geht; i Gotts Name, ih lebe öppe nit meh lang,“ und dazu ſchluchzte es, daß man meinte, d's Herz well obſi. Und als es eben am herzbrechendſten zuging, kam das Wirthshausmeitſchi mit einer Halbi, ſchenkte ein und ſich auch und ſagte: „Chömit, machit G'ſundheit; ja ih wett o pläre; es iſt ſih wohl d'r werth, du biſt ja da, u d'Sach iſt g'wunne.“ „Ih mah nit trinke, ſagte Meyeli, ih muß gah. Adie wohl! u, u!“ „Was

wotſch? ja ih wett d'r; chum nimm u los u lah das Plär ſy." Meyeli nahm das Glas, aber ſchnüpfte immer zu. „Seh, trinkit, ſagte das Meitſchi, und geht dann e nandere nah zum Pfarrer u gäht d's Hochzyt a, wenns denn einmal angegeben iſt, ſo wirds de wohl hah; dä alt Chieri wird de wohl müſſe ſchwyge u ſih d'Sach lah g'falle."

„Warum nit gar! ſagte Meyeli, nei, das thu ih nit; v'rſünge wett mih nit; u was würde d'Lüt ſäge, u was d'r Pfarrer?" „Was iſt das für nes V'rſünge, we d' dä ufrichtig u ehrlich nimmſt, wo dih will u wo d'r g'fallt? oder heſt öppe em Alte v'rſproche, du welliſt kene, oder du welliſt ihn?" „Gang m'r mit ſelligem, ſagte Meyeli, lieber ſterbe; aber d'Lüt werde ſäge u d'r Pfarrer, we me amene arme Ching ſih erbarm, ſu lay's eim im Stich, we mes am nöthigiſte hätti." „Das iſt mir es ſchöns Erbarme gſy! ſi hei dih as Kingemeitſchi brucht, u amene angere hätte ſi müſſe d'r Lohn gäh, u dir hei ſi kene gäh; du biſt ne e große Nutze gſy, u das hei d'Lüt wohl gſeh, u wenn ſi wei ſinne, ſu werde ſi ſäge, du heigiſt gar recht g'ha. U d'r Pfarrer weiß wohl wie's iſt, er het mängiſt Erbarme mit d'r g'ha, wenn de dih faſt heſt müſſe z'tödt ſpringe, für nit geng hingernache z'cho, und de längs Stück faſt nit Schuh u Strümpf g'ha heſt, u heſt müſſe daher cho, daß de faſt nit vor d'Lüt heſt dörfe. Das alles het er g'ſeh; du biſt ja d's einzige gſy, wo n'r nie balget het, we nes hingernache cho iſt. U göht m'r jetz, d'r Pfarrer wird juſt jetz öppe vom Eſſe ſy." „Aber wie wett ih? ſagte Meyeli, lue wie nih daher chumme, u hei, mih gah angers alegge darf ih nit." „Dem iſt gleich abgeholfen, ſagte das Meitſchi, wenns nur das iſt, was mangelt. E Scheube u nes Mänteli chönnt nüt ſchade, u de darfſt vor wem d'witt." Gäb was Meyeli ſagte, das andere ſchoß davon, kam mit den Gegenſtänden, zog Meyeli ins Schenkſtübchen, lachend ſagend zu Jakobli: „Du bruchſt nit z'wüſſe, für was me das brucht." Nach wenig Augenblicken zog es

Meyeli wieder hervor, und das ſchien mit dem Wenigen aufgeputzt, und in einem Staate, daß manche Andere, wenn ſie Gold und Silber angehängt hätte d's Pfünderweis, und an ihrem Balg geſtriegelt und gewaſchen, geſeift und geſegt hätte einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang, nur ein Südeltrögli oder ein Südeltrog geſchienen hätte. „Jetzt göht m'r, ſagte es, gäb öppe noh d'r Alt chunt un es Spectakel git."

„Ih darf nit, ih darf nit," ſagte Meyeli. „Das wär m'r afe, ſagte das Meitſchi, du mußt zu dir luege, es luegt ſuſt niemere zu d'r. Il woȟl du darfſt; ih chumme mit d'r hingerdüre, u gah nit vo d'r, bis ih g'ſeh, daß de unger d'r Thüre biſt. Du geiſt ume da d'r recht Weg, u wartiſt am Gatter bis m'r nache ſy, ſagte es zu Jakobli, u we d'r Alt d'r eb'chunt, u dih aſucht, ſu triff e ume mit em Stecke, bis er ſchwygt; es wär ihm ſcho lang gut gſy, es hätt dem öpper d'r Marſch recht g'macht, wott geng beſſer ſy als anger Lüt, un iſt, we mes ſäge dörft, viellicht d'r ſchlechtiſt Ma im Dorf."

Während dieſen Reden hatte es beide zur Thüre ausgemuſtert, jedes ſeinen Weg, und geleitete Meyeli, das wegen den Leuten nicht Spectakel machen durfte, bis zur Ecke der Pfarrſcheuer, von wo ſie Jakobli bereits am Gatter ſtehen ſahen. Dort gab es Meyeli, das zagend ſtand, einen tüchtigen Rupf über die Gaſſe. Jakobli that den Gatter auf, ſchritt auf die Hausthüre zu, Meyeli aus Furcht vor Spectakel nach. Das Meitſchi wartete in der Ecke, bis geklopft war und beide in der Thüre verſchwanden und nicht wieder kamen. Hätte es eine Stockung gegeben, oder Jakobli nicht klopfen dürfen, es hätte es ſelbſt gethan, und wäre mit ihnen, wenn es hätte ſein müſſen, bis vor den Pfarrer. Das war eine von den Naturen, die nie etwas halb thun, ſondern was ſie angefangen, durchführen bis ans Ende, und wenig darnach fragen, was ſagen die Leute, und iſts bräuchlich oder nicht.

Was ihnen als recht fällt in ihr kräftiges Gemüth, das wird alsobald lebendig und mit Macht zur That. Diese weiblichen Naturen sind selten, selbst im freien Schweizerlande, und sonderbar, je weiter die politischen Zügel sind, desto ängstlicher sind die konventionellen Bande, desto fester der Gehorsam an das, was der Bruch ist; aber auch umgekehrt ists. Das ist halt so eine Art Gleichgewicht, das Wenige achten, das aber geordnet sein wird. Aber merkwürdig ist zu beachten, wie eine Regierung sittlich schlaffer wird, je ängstlicher sie wird in politischer Beziehung. Doch was geht die Politik solche Meitschi an, die kräftig durchführen, was recht sie dünkt, die sind gewiß nicht sittlich schlaff, und wenns zehnmal der Brauch würde, die sind mit Ohrfeigen zu rechter Zeit noch zur Hand, und nehmens Blatt nicht vors Maul, wo die Wahrheit vertreten sein soll. Sie sind aber auch nicht dick, diese Mädchen im Bernerland; da hat auch der Brauch sein allzu großes Recht, und was der Brauch ist, sei es christlich oder unchristlich, recht oder lätz, das regelt ihren Lebenslauf. Diese Brauchreligion, die namentlich von Müttern und Tanten gepflanzt wird, die tödtet das Rechtsgefühl, pflanzt ein falsches Gewissen auf, und dieses Gewissen ist der niederträchtigste Feigling, den es auf Gottes Erdboden giebt. Es wäre eine Merkwürdigkeit, wenn jemand eine Musterkarte solcher Feiglingsarten verfertigen würde.

Centnerschwer waren Meyeli seine Beine, als es die Treppe aufging, und der Athem ging ihm aus, als es oben war; die ganze Mädchenbangigkeit drängte sich da fast in einen Augenblick zusammen, und wenn alle Wetter im ganzen Sommer in eines sich vereinigen würden, oder aller Schnee eines Winters auf einmal herabwellte, es würde Einem auch angst werden, meine ich. Als der Pfarrer, ohne näher von der Arbeit aufzusehen, fragte: „Was wär ech lieb?“ und Jakobli antwortete: „m'r wei cho d's Hochzyt agäh,“ fing es gar jämmerlich an zu weinen. Da sah der Pfarrer, als er

dieſe beim Hochzeitangeben ſo ſeltenen Töne (die meiſten möchten Hoſianna ſingen, wenn es eben der Brauch wäre) hörte, erſt genauer hin, ſah einen unbekannten blatterdüpfelten, halbblinden Burſchen und Meyeli, das ihm als Unterweiſungskind allerdings ſehr lieb geweſen und als ein heiteres fröhliches Kind bekannt war. Als es nun ſo weinte, wo andere, wenigſtens heimlich, voll Jubels ſind, da meinte er etwas Verdächtiges zu wittern, glaubte, Meyeli habe die Heirath nicht gerne, ſei nur gezwungen da, vielleicht auf eine Art verkauft, daß nämlich jemand dem Alten Geld verſprochen, wenn das Meitſchi ihn nehme, wie Fälle nicht ſelten ſind. Wenn nun ein Rechtsgelehrter ein Reglement über das Benehmen eines Pfarrers zu verfertigen hätte, ſo würde es wahrſcheinlich darin heißen: „Wenn zwei erſcheinen, ihre Verkündigung zu begehren, ſo hat er lediglich nach ihren Namen und den geſetzlichen Scheinen zu fragen, anderer Fragen aber bei ſchwerer Ahndung ſich zu enthalten.“ Nun iſt man glücklicher Weiſe mit der Geſetzgebung noch nicht ſo ins Spezielle gerathen, ſondern noch viel weiter oben b'ſtoche; es frug daher der Pfarrer: „E biſt du's Meyeli? was heſt du? was brieggiſt ſo?“ Meyeli ſchluchzte und ſchnüpfte, daß es ihns faſt von dem Boden hob, und wenn es ſchon reden wollte, es konnte nicht. „Los Bürſchli, gang e wenig da übere,“ ſagte der Pfarrer, und öffnete Jakobli ein Nebenzimmer, „ih möcht es Wort mit dem Meitſchi reden.“

„Säg los, chum ſitz, ſagte der Pfarrer, und b'richt m'r, was brieggiſt. Biſt unglücklich worde oder zwängt?“ „Kes vo bede, Herr Pfarrer, ſchluchzte endlich Meyeli, aber es duret mih gar, d'r Götti thut gar wüſt, und er weiß nit, daß ih da bi, u wenn ers v'rnimmt, ſo thut ers nit, u ih hah niene ke Triſtig meh. Un ih hah nit welle, aber d's Wirths Röſeli hets zwängt, u g'ſeit, ih heig mih d'm Götti nüt z'achte, u müß für mih luege.“ „So, ſagte der Pfarrer, het dä Rieſel d'Finger drinn? Ih hah öppis ganz anders glaubt. Nimmſt

ne gern?" „Ja, ja, Herr Pfarrer," ſchnüpfte Meyeli, aber man verſtund es faſt nicht. „Aber warum will d'r Götti nit? es wird wohl o ſy Grund hah, und wer iſt d'r Burſch? gieb v'rnünftig B'richt; ih hah o keis Wörtli d'rvo g'hört, daß de öppis unter Händs heigiſt."

Da gab Meyeli ordentlich Bericht, der immer vollſtändiger ward bis ans Ende, einen kleinen Sprung im Einſchlag ausgenommen, und über den Vetter berichtete es nicht pragmatiſch, d. h. ohne allen innern Zuſammenhang, ſondern bloß, wie er nicht wolle und wüſt thue, und wie ihm das gruſam Kummer mache, und es nicht gekommen, wenn Wirths Röſeli nicht geweſen wäre.

„Aber ſag mir, Meyeli, ſagte der Pfarrer, hangiſt a dem Burſch?" „Er iſt m'r lieb, ſagte Meyeli, er iſt ſo ne ſtille, u luegt eim ſo fründlig a; mänge, wenn er hundert Auge hätt, er hönnts nit e ſo. Z'erſt bi nih höhns über ihn gſy, ih hah nit g'wüßt warum. Es ſy hundert Burſche nit fründliger gſy, es het m'r nüt g'macht; ih hah denkt, es ſyg ei Möff wie d'r anger."

„Dä Burſch iſt rych?" fragte der Pfarrer. „Mi ſeits, ſi ſyge wohl g'weg, u allem a muß es ſy." „D's Geld wird d'r g'falle, u d'r Vetter wird öppe wüſſe, daß es wüſt Lüt ſy?" „Selb nit, ſagte Meyeli, allem B'richt a ſyn es ſtill altväteriſch Lüt, die mit niemere viel hei." „Aber Geld hei," ergänzte der Herr. „Mi ſeyts, ſagte Meyeli, aber deretwege hange ih nit a nihm. Nit, daß es m'r ganz gragglych iſt. O Herr Pfarrer, we me ſyr Lebtig ke Krüzer Geld g'ha het, oder mi heig ne bettlet, u nie het chönne lah d'Schuh plätze, oder mi heig drü Mal müſſe pläre, u nüt vor ihm g'ſeh het als böſe Wort u bös hah, u we me chrank werde ſött, kes Eggeli u ke Mönſch uf em ganzen Erdbode, dä ſi eim animmt u dem me ag'hört, ſu düecht es eim mängiſt, we me doch öppis hätt, e Mönſch, es Eggeli, es Brösmeli Geld, es wär eim ſo wohl, ſo wohl, ih chas nit ſäge, u mi wett ſyr Leb-

tig z'friede sy, mög cho was wett, u wett nie meh chlage, möge d'Lüt o sy wie sie wette."

„O Meyeli, sagte der Pfarrer, weißt nit, daß geng die Bürde Einen drückt, welche man auf den Achseln hat, und kann man die auch abwerfen, so kömmt eine andere; einer Bürde wird man nicht los, so lange wir im Leibe wallen, und gar oft gäbte man sein halbes Leben darum, wenn man die neue Bürde abwerfen könnte und die alte wieder nehmen. Du hast vorhin gesagt, es seien stille altväterische Leute; passest du auch zu ihnen, du jung und lüstig Ding? Freilich hast du ein gutes Herz, aber es frägt sich, ob das Meister wird; bist demüthig und gehorsam gewesen bis jetzt, aber wird das bleiben, wenn du reich wirst? ist ja doch keine Scheere, die schärfer schiert als wenn aus einem Bettler ein Bauer wird. Wenn die alten Leute dir wunderlich vorkommen in ihren alten Sitten, dein Mann langweilig in seiner stillen Gutmüthigkeit, wird da deine Lüstigi nicht das gute Herz überwinden, und nicht das gute Herz die Lüstigi? Denn wirst du hässig und bös, oder leichtsinnig und hoffährtig, und jedenfalls wirds dir vorkommen, wenn du noch das arme ledige Meitschi wärest, vielleicht hättest du es noch weit besser machen können, oder mit einem lüstigen Burschen hättest du doch viel mehr Freude gehabt, und was helfe das Geld, wenn man damit nicht machen könnte was Einen gelüstet, es dem Geiger oder für Kleider geben könnte, je nachdem es Einen ankäme?"

Als Meyeli von neuem zu weinen anfing, theils weil es aus der unabsichtlich strenger gewordenen Stimme des Pfarrers schloß, derselbe werde ihnen nicht helfen, theils weil es beschwerten Gemüthern nur ganz wenig braucht, um von neuem unter Wasser zu gehen, so lenkte der Pfarrer tröstend ein dadurch, daß er Jakobli wieder die Thüre öffnete.

„Also das Hochzeit angeben wollt ihr?" fuhr er fort, „und beiden ists Ernst, wie ich höre. Nun es freut mich;

das Meitschi ist mir lieb, und halts in Ehren, so bekömmst eine gute Frau. Rechne ihm aber nie nach, daß es arm sei, sonst rechnet es dir andere Sachen vor, und wenn einst das Rechnen anfängt, so meint jedes, es käme zu kurz, und Liebe ist keine mehr da, die ausgleicht. Mit Gott soll der Mensch nicht rechnen. Daß man unter einander nicht rechnen soll, das scheint man gar nicht zu wissen, und thut es um so mehr; und wie das Rechnen mit Gott Einen um die Seligkeit bringt, so bringt das Rechnen mit den Menschen Einen um den Frieden; und wenn der Mann mit dem Weibe rechnet, und das Weib mit dem Manne, so lockt das den Teufel herbei, und er wird Rechenmeister, bis er beide mit Leib und Seele sich in seine Klauen gerechnet hat. Sieh Bürschli, das Mädchen bringt dir auch Reichthum zu, nicht Geld; aber eben das ist die Thorheit der Welt, daß sie nur das Geld für einen Schatz hält, und die andern großen Reichthümer, die Gott den Menschen gegeben hat, für nichts, für lauter G'hüder ansieht, das gar nicht zu achten ist. Das Mädchen bringt dir Liebe, heitern Sinn, guten Muth und Arbeitsamkeit; zu diesem reichen Weibergut trage Sorge und verhause ihm das nicht; mache daß das die Kinder erben, und daß es dem ganzen Hause zu Nutz und Frommen gereicht. Wenn du aber damit nicht ordentlich umgehst, die Gemeinde wird dich deswegen nicht bevogten, deinen Kindern kann sie es nicht versichern lassen, weder ganz noch halb; aber gedenke, daß du einst Gott davon Rechnung thun mußt. Es kömmt mancher auf der Welt unbevogtet davon, aber vor Gott wird er als ein ungetreuer Haushalter büßen müssen, und seinen Kindern geht es viel übler als wenn ihr Vater keinen Kreuzer hinterlassen hätte. Die Menschen werden sagen, Meyeli sei doch glücklich gewesen, unerhört, so redet man immer, wenn ein armer Mensch zu einem reichen Gatten kömmt; es geht mir dabei allemal ein Stich ins Herz, denn im Gelde liegt eben das Glück nicht, und eben weil die Menschen das

meinen, ſo werden ſo viele unglücklich, und ſo viele haſchen nach Glück, finden es nicht, und geberden ſich, als ob ſie mit verbundenen Augen eine Nadel ſuchten auf dem großen Weltenacker. Es freut mich von Herzen, wenn Meyeli glücklich wird; es iſt mir lieb, aber es wird es nicht, weil du reich biſt, ſondern erſt dann, wenn du mit rechter Treue das Weibergut, das es dir zubringt, wahreſt und hüteſt, und alle Tage es an den Tag legſt, daß es dich freut, und daß du es zu ſchätzen weißt.

„Es iſt alſo euch beiden Ernſt, ich ſoll euch einſchreiben und morgen verkünden? Du wirſt deine Papiere bei dir haben?“ Nun fand es ſich, daß Jakobli an das nicht gedacht, und von allem nichts hatte. Der Pfarrer mußte lachen, und ſagte, das gehe alles her bei ihnen wie bei rechten Liebesleuten, die an nichts Irdiſches dächten und meinten, ſie ſeien noch im Paradies; indeſſen, wenn ſie das Rechte bedacht hätten, ſo ſeien die weltlichen Erforderniſſe noch alle nachzuholen und nichts verſäumt.

Nachdem er das Seine beſchafft und die nöthigen Anweiſungen gegeben, fragte Meyeli, das ſich unterdeſſen erholt hatte: „aber und der Vetter, wenn der nicht will, ſo wird alles nüt ſy?“ Und das Waſſer trat ihm von neuem in die Augen. „Vor dem Vetter fürchte dich nicht, ſagte der Pfarrer; rechtliche Gewalt hat er keine über dich, und muß der Sache ihren Fortgang laſſen. Es thut mir herzlich leid um ſeine Kinder, wenn du fortkömmſt; und es wird immer Leute geben, welche finden werden, du habeſt es ihm wüſt gemacht. Aber der Vetter hat nie etwas für dich gethan, ſondern dich nur zu ſeinem Nutzen gehabt, und den erſten Augenblick, wo er ſeinen Nutzen dabei geſehen, hätte er dich aus ſeinem Hauſe geſtoßen. Ich würde es freilich nicht billigen, wenn du jetzt um beſſern Lohn dich als Magd in ein ander Haus locken ließeſt; Plätze giebt es für rechte Menſchen immer; aber jetzt, wo es ſich um eine Ehe handelt, in die du mit

Ehre und Freude trittſt, iſt es ein anderes, das kann ich vor Gott und Menſchen verantworten. Rechtſchaffene Eltern werden mit Freuden ihre Kinder in überdachte Ehen treten ſehen, wie ſchwer ihnen auch deren Entbehren wird, iſt ja doch die Ehe des Menſchen höchſter irdiſcher Stand. Nur eigennützige, ſelbſtſüchtige Eltern laſſen ſich durch Rückſichten auf ſich zum Verweigern beſtimmen, ſie tragen aber meiſt ſchwere Buße. Geht aber der Vetter in ſich, und thut wieder wie es ſich ziemt, wie er wohl wird, denn er iſt ein Duckmäuſer und weiß ſich ſehr ſcheinbar in das zu ſchicken, wo er nicht wehren kann, ſo thue auch Einſehen, und bleibe bei ihm, bis er jemand anſtändiges gefunden hat, der ihm die Haushaltung macht. Im Uebrigen fürchte dich nicht, und will dir jemand Angſt machen, ſo weißt du wo ich bin."

Als alles nun niedergeſchrieben, fertig war, der Pfarrer mit einem frommen Wunſch ſie entlaſſen hatte, da war es ihnen, als käme ihnen erſt der freie Athem wieder, als tauchten ſie aus der Meerestiefe, und ſähen den Himmel wieder, und hätten feſten ſichern Boden unter den Füßen, und viel hundert Centner leichter gingen ſie die Treppe ab und dem Gatter zu. Als ſie jenſeits in der Ecke Rösli ſtehen ſahen, lächerete es beide, und heitern Geſichtes hörten ſie ſein Schelten, daß ſie ſo lange gemacht, und wie es derweilen mit dem Götti Händel gehabt.

Als derſelbe nämlich bei ſeinem Wydliſchaben das Meitſchi lange nicht merkte, fiel ihm doch endlich ein, das Ding könnte nicht richtig ſein. Als er es vergeblich geſucht hatte hinterm Haus und vor dem Haus, da kam ihm in Sinn, wenn man einem Mädchen ſeinen Liebhaber wegjagt, ſo müſſe man nicht ruhig Wydli ſchaben, als ob nichts geſchehen wäre. Zwei Aeſte, wenn man ſie aus einander gebogen, ſtreben wieder zuſammen, ſobald die trennenden Hände weg ſind, geſchweige zwei Menſchen. Er machte ſich auf die Beine, das Pärchen zu ſuchen, guckte hinter alle Bäume, hinter jeden Wedelen-

hauſen. Rösli hatte das erwartet, dem Spiel lange mit lachendem Herzen zugeſehen, und ſtund ihm endlich expreß z'weg vors Haus. „Suchſt neuis?“ frug es. „Du wirſt mir wohl ſagen können, wo mein Jungfräuli iſt!“ antwortete er ſpitz. „Warum nicht, ſagte es. Sie haben hier eine Halbe getrunken und ſind jetzt beim Pfarrer und geben das Hochzeit an.“ „Das wird öppe nit ſy; ſösli nützнutz wird das Möri öppe nit ſy,“ antwortete er. Da ſagte ihm das Rösli, wer ſchlechter ſei, er oder das Meyeli. Er ſei ein ſauberer Götti an ihm, und die Leute hätten ſich ſchon lange über ſeine Geiſtlichkeit verwundert, die das arme Meitli halb nackt laufen laſſe. Wenn er dürfe, ſo ſolle er nur zum Pfarrer gehen; dort finde er ſie, und könne gleich ſagen, was er zu ſagen habe. Aber er dürfe nicht; er wiſſe wohl, der Pfarrer kenne ihn, und der noch nicht ſo gut als andere Leute. Das Mädchen ſolle er nicht plagen, wenn es heim komme. „Seppli, ih weiß de noh öppis, u hah's niemere g'ſeit; aber we d' am Meyeli es bös Wort gift, ſu müſſes Kilcher u d'Märitlüt wüſſe.“ „He Rösli, ſagte darauf Seppli, ich meine es ja nicht bös; häb nüt für ungut, u we Meyeli da düre chunt, ſu ſäg ihm doch, es ſöll preſſire, es ſött neue hi.“ Den hätte es g'ſchweiget, ſagte es fröhlich, und wäre faſt vor ihnen her geſprungen mit Tanzen und Singen, wie der König David vor dem Volke Iſrael her.

Sie mußten mit ihm nach Hauſe, gäb wie Meyeli, dem das Herz wieder ſchwer geworden war, ſagte, es müſſe preſſiren. Rösi rief das ganze Haus zuſammen, erzählte jubelnd ſeine Heldenthat, und wie es einmal dem alten Chieri den Marſch gemacht. Hier müßten ſie Hochzeit halten, und ein Niederſitzet müſſe ſein wie lang nie; Meyeli hätte es hier ſo lange müſſen haben müſſen, und die Leute hätten es ſo armüthig gehalten, es müſſe drum hier auch einen Ehrentag haben. Wenn nur dä Gytgnäpper ihm Kleider machen laſſe, daß es ſich dürfe zeigen dürfe. Dafür wolle er ſorgen, ſagte Jakobli,

und zog ſein Blätterli hervor, und wollte Meyeli ein Hämpfeli geründelte, die damals noch Mode waren, geben. Das machte aber die Sprödе und ſagte, es könnte noch von ihm etwas z'weg machen und etwas von der Mutter ſelig, das thäte es wohl; ſövli i d'Chöſte bringe wolle es ihn nicht.

Das ſeien Schneckentänze, ſagte Rösli, wenn Jakobli eine hübſche Frau wolle, ſo müſſe er ihr hübſche Kleider anſchaffen, die liefen nicht davon, und einmal müſſe es ſie haben, wenn es eine Bäurin vorſtellen ſolle. „Von Kopf bis zu den Füßen mußt du neu ſein, ſagte Rösli, anders thue ichs nicht. Von deinen Sonntagsſchuhen hat ja einer vornen ein Loch und der andere kein Hinterſtück, und deine beſte Kappe hat nur auf der einen Seite Spitzen, und der Platz iſt, als wenn man ihn von einem alten Dragonermantel genommen hätte, u de was zwiſch inn iſt, von dem iſt gar nicht zu reden, ich wollte alles a ne Hampfele näh." „Weißt du was, ſagte Jakobli, nimm du hier das Geld, und laß ihm machen, was aſtändig und recht iſt, und wenns mehr koſtet, ſu ſorg nit, es ſoll mih nit reue." „Du heſt noh V'rſtang, ſagte Rösli, es iſt meh mit d'r, as ih glaubt hah. Seh, wie viel heſt? Potz! faſt vierzig Kronen. Nu für das laht ſih öppis mache, u nih will d'r gut Rechnig gäh, häb nit Chummer, u d's Meitſchi ſell d'r g'falle, noh nie e ſo. Aber eis, d'Göllerketteli, die mußt du ſelber kaufe; Meyeli het ume ro Krälli, u die ſchicke ſih nüt für e Hochzytere. Aber bring rechti, nit öppe die ro dyr Mutter, wo ke Faſſon hei u grauet ſy im Genterli; es iſt ſih wohl d'r werth, we me es guldigs Meitſchi überchunt, ſu ſoll eim d's Silber nit reue, we mes het nämlig."

Meyeli ſchlug die Hände ob dem Kopf zuſammen ob dieſen Inſtruktionen, und auch der Wirthin fing es an zu ſcheinen, ihr Meitſchi mache es wohl ſtark. „Du biſt geng d's Uverſchantiſch, u nes chönnt ihm doch de nit recht ſy, oder ſyne Lüte nit." „Mutter, g'redt iſt g'redt, ſagte Rösli, er

hets ſo welle, u jetz blybts d'rby. Wenn ih nit gly wär, ſi hätte lang chönne fürme, aber zum Pfarrer wären ſie nie che, drum will ih jetz o öppis d'rzu ſäge u my Freud hah. Oder biſt du reniz?"

Jakobli war es nicht, ſondern ſehr dankbar, er ſelbſt hätte ſich nicht darauf verſtanden, und ſeine Mutter kaum etwas damit zu thun haben wollen. Aber jetzt mußte er fort, wenn er noch zum Pfarrer von Gutmüthigen wollte. Das Scheiden war ſchwer; erſt jetzt hätten ſie gerne mit einander geredet. Als ſie einander die Hände gaben, rief Rösli: „es Müntſchi! o es Müntſchi! o das wär m'r afe, d'ſ Hochzyt agäh u enangere noh kes Müntſchi gäh!"

Da fiel Meyeli in der ganzen Innigkeit ſeines Herzens Jakobli um den Hals, und Jakobli wars als läge der Himmel an ſeinem Herzen, und weit auf dem Wege war er ſchon, er meinte noch immer ſeinen Himmel in den Armen zu halten; er irrte ſich, bald ſtieß er an einen Baum, bald an einen Wandelnden. Aber das Gefühl glühte fort im Herzen, und in mächtigen klaren Wogen ſprudelte dort eine Quelle Wonne und Freude empor, von denen er keine Ahnung gehabt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Verfaſſer macht Betrachtungen; Zyberlihogerbauern möchten z'Dorf, und Anne Käbi thut wüſt.

Man ſpottet zuweilen über das Dummthun von Liebenden, lacht über ihr ſtetes Beiſammenſein, ihren Zug zu einander, das Vergeſſen der Menſchen, welche um ſie ſind. Man thut ſehr Unrecht daran, denn nur wo das Herz ganz flach

getreten, tieferer Empfindung unfähig geworden iſt, da fehlt dieſer Zug, nur da, wo man dem menſchlichen Urtheil ſich ganz unterworfen, den Brauch zu ſeinem Gott gemacht, und den Anſtand zu ſeiner Religion, da verbirgt man ihn, da wird er nicht ſichtbar. Aber in allen liebefähigen Herzen regt es ſich, und allenthalben, wo die Empfindungen nicht unter dem Anſtand begraben ſind, wie unter dem ſchönen weißen, aber kalten und einförmigen Schnee blühende Gärten, Wieſen und nährende Aecker, da wird es ſichtbar. Sage man mir doch, was iſt, ich will nicht ſagen menſchlicher, nein ich will ſagen ſüßer, ja göttlicher als das Bewußtſein, einen Schatz gefunden zu haben, ihn ſein nennen, ihn behalten zu dürfen ſein Leben lang, ja übers Grab hinaus. Und dieſer Schatz iſt nicht gelbes Gold, iſt nicht ein todter Diamantenſchmuck, nein, es iſt eine lebendige Seele, geſtaltet nach Gottes Ebenbilde; ein lebendiger Schatz iſt es, ein unendliches herrliches Gebiet, in welchem gewaltig und Welten tragend die gewaltigen Ströme der Liebe und Treue fluthen, wo in himmliſchen Gärten die Blumen ſtehn, die Demuth und Beſcheidenheit, Heiterkeit und Fröhlichkeit wir nennen, wo in üppigen reichen Gefilden die Kräfte ſproſſen, welche das Leben ordnen, die Welt geſtalten, der Sinn für Ordnung, die Thätigkeit, die nie ermattet, die Beſonnenheit, welche das Rechte immer weiß, die Ergebung, welche ſchaffet, nie entmuthigt, ausharret in der Pflicht, wenn auch immer das Gedeihen fehlt, wo in heiligem Haine die Winde von oben rauſchen, in ſeinem innerſten Heiligthum ein klarer See ſich birgt, in dem das Bild des himmliſchen Vaters ſich ſpiegelt. Wer, dem ſolcher Schatz geworden iſt, ſollte ſich nicht gezogen fühlen zu ihm hin für und für? Menſch, wenn du zu einem Schatze gelben Goldes kömmſt, und haſt keines je gehabt, ſehnlichſt es gewünſcht: wie oft des Tages zieht es dich hin zu dem Schubfache, worin es liegt? du öffneſt es dir faſt unbewußt, läſſeſt das Gold durch deine Finger gleiten wieder

und immer wieder, und zählſt es immer neu, und weißt doch, daß niemand davon genommen hat, und du biſt doch kein Geizhals, kein Geldwurm, ſondern daneben ein recht vernünftiger chriſtlicher Menſch. Und wenn man dieſes mit dem Gelde thut, wie vielmehr ſollte dieſes Hingezogenwerden zum höchſten irdiſchen Schatz, zu einer gefundenen menſchlichen Seele, nicht erlaubt ſein? Einen Schatz nenne ich ſie nicht umſonſt. Ein Wort, das gemein geworden, über das man die vornehme Naſe rümpft, und das doch ſo wahr und tief bezeichnend und allumfaſſend iſt, möchte ich wieder zu Ehren bringen — das Wort Schatz. Ja, es iſt gemein geworden, und man nennt es einen Handwerksburſchen-Ausdruck, und manches Dämchen würde gewaltige Augen machen, wenn ihr mon cher ihr Schatz ſagen würde ſtatt ma chère.

Aber ich möchte doch fragen, klingt es nicht bedeutſam mächtig, ja gewaltig wie mit Orgelton, faſt wie die Stimme Gottes im Gewitter, wenn ein Mann, auf eine Jungfrau oder ſein Weib deutend, ſpricht: „das iſt mein Schatz!“ und wenn er den Arm um ihren Leib ihr legt, und aus Herzensgrund ihr ſagt: „du biſt my Schatz!“ bebt das Wort ihr nicht durch alle Glieder? wallt die Liebe ihr nicht über? klingt wohl einſt Gottes Ruf ins ewige Leben viel ſüßer? My Schatz! in welchem Worte wohl kann höhere Anerkennung liegen, eine tiefere Bedeutſamkeit, eine mächtigere Kraft, die zu allem Herrlichen ſpornt? Wo ſoll des Mannes Schatz anders ſein als eben in des Weibes Seele, und wer anders des Weibes Schatz als der Mann? Und wo der Schatz anderswo iſt, da iſt auch das Herz anderswo, da iſt das Glück dahin und der Friede. Wo aber noch eines des andern Schatz iſt, da fehlt der Ehe das Glück nicht, dem Leben das Genügen nicht, der Liebe das Ziel nicht, der Treue die Krone nicht. Arm iſt nur, wer keinen Schatz mehr hat; ach es giebt ſo viele Arme in der Welt. Man glaube aber ja nicht, dieſer Zug ſei nur in jungen Herzen, und nur Mädchen könnten

Schätze ſein, nur junge Weiber; iſt eben das nicht die Probe, ob ein Schatz ein ächter und ein wirklicher, oder nur ein vorübergehender, eine Täuſchung ſei, daß er Einem alle Tage lieber wird, und je älter, um ſo inniger lieb?

Habt ihr nie ein altes Mütterchen geſehen, wie das ſeinen alten Herrn liebt? Vom Morgen bis zum Abend füllt die Sorge für ihren Herrn ihr Leben. Beim Frühſtück ſtellt ſie ihm alles z'weg wie ers will, und den Kaffee wie er ihn liebt, und faſt wie für ein Kind wird für ihn gedacht und geſorget, daß alles bei der Hand ſei, er mit Suchen und Holen, ja nicht einmal mit Fordern oder Wollen eine Mühe habe. Und wenn er ausgeht, ſieht ſie ihm nach, und wenn er eine Minute länger ausbleibt, ſo hat ſie Angſt und keine Raſt, und ſieht ſie ihn endlich von ferne, ſo klopft ihr das Herz, und hört ſie ihn unten, ſo thut ſie die Thüre auf, damit es heiter ſei draußen im Gang, und drinnen wartet Alles auf ihn, und mit mütterlicher Aengſtlichkeit hängt ſie an ſeinem Geſichte, ob es heiter ſei, ob ihn alles gut dünke, und ißt er weniger, ſo hat ſie Angſt, es ſei ihm nicht wohl, und ißt er mehr als ſonſt, ſo hat ſie Angſt, es könnte ihm ſchaden, und hat er einen Spaß, ſo klärt es ihr Gemüth eine ganze Woche lang auf, und entfällt ihm ein hartes Wort, ſo kann es ſie plagen, ſie weiß nicht wie, und ruhen thut ſie nicht, bis auf irgend eine Weiſe daſſelbe erklärt und zurückgenommen iſt. Sie bittet ab und um Verzeihung, bis alles gut wieder iſt. Kennt ihr ſolche Mütterchen nicht? und meint ihr nicht, ein ſolches Mütterchen ſei ein Schatz, und zwar einer, den man mit gelbem Golde nicht kauft? und meint ihr nicht, dem Mütterchen ſei ſein Herr ſein Schatz, und zwar einer, den es unverändert liebt, von ganzer Seele und ganzem Gemüth und aus allen Kräften? Und wenn Gott dieſes Mütterchen zu ſich rufet, empfindet der Mann es nicht alle Tage inniger, daß der Herr ihm ſeinen Schatz genommen? daß ſein Schatz bei Gott iſt? iſt er nicht im eigent-

lichen Sinne verwaist? Am rechten Orte ſteht ihm nun nichts mehr den ganzen Tag über, und wenn er heimkömmt, ſo öffnet ihm Mütterchen die Thüre nicht mehr; und wenn er zu Bette will, ſo iſt alles anders geſtellt oder gelegt, und niemand hat das Hauptkiſſen ihm zurecht gerückt, und niemand die Federn im Oberbett auf die rechte Seite gerüttelt. Und weiß er des Nachts ſein Nastuch nicht, ſo ſucht es ihm niemand mehr; und wenn er huſtet, ſo frägt ihn niemand, ob er nicht ſchlafen könne; und wenn er aufſtehen will, ſo hat niemand zum Aufſtehen die Kleider ihm geordnet; und wenn er klagen will, ſo tröſtet ihn Mütterli nicht mehr; und wenn er ſeine verglimmende Kraft noch anſtrengt zu ſeinen Arbeiten, ſo hat kein Mütterli Freud an ſeiner Arbeit, keins rühmt mehr, wie kräftig ihr Herr noch ſei und ganz anders als andere. Alle Tage wird ſein Sehnen nach ſeinem Schatz heißer und inniger, inniger als es vor fünfzig Jahren war, inniger als er es als Bräutigam empfand. Heimweh nach ihm ſchwillt ſein Herz und macht es krank, er legt zu Bette ſich, legt auf die Seite ſich, auf welcher ſein Mütterchen geſtorben, und wartet da ſehnſüchtig, bis der Herr es ihm verjüngt als Engel ſendet, der die Erlöſung ihm bringt aus des Leibes dunkel gewordener Hülle, der ihn mit neuen Banden umſchlingt, die nie mehr ſich löſen, die ein Einſein bringen in alle Ewigkeit. Und ſelten läßt Gott das getreue Herz lange vergeblich ſeines Schatzes harren; bald holt Mütterchen ihren Herrn ab in des höchſten Herrn Freude, wo nichts mehr, kein Schatz mehr verloren geht.

Ein ſolcher Zug, der, wenn er ein ächter iſt, und einen ächten Schatz gefunden hat, dauert durch die Stürme des Lebens bis übers Grab hinaus, der den achtzigjährigen Greis noch weit mächtiger nach ſeinem Mütterchen im Himmel zieht, als den fünfundzwanzigjährigen Jüngling nach ſeiner blühenden Braut, — ein ſolcher Zug, ſollte der wohl zu verſpotten ſein? ſollte er zu verbergen ſein? ſollte er nicht eine Kette

ſein, mit welcher Gott zwei Herzen verbinden und verbunden zum Himmel ziehen will?

Dieſer wunderbare Zug erwachte bei Jakobli in ſeiner ganzen Macht, welche in dem Maaße größer wird, je einſamer, wenn nicht ein Menſch, ſo doch ein Herz geweſen war.

Er war am Samſtag ſpät und müde heim gekommen, hatte etwas Warms gefunden und hatte geſagt, die Sache ſei richtig und an zweien Orten werde er morgen ſchon verkündet; aber mehreres war ihm nicht abgefragt worden. Anne Bäbi hatte bloß geſagt, dara hätte es öppe nit zwyflet; dä Weg z'wybe ſyg öppe ke Kunſt. Wes g'wüßt hätt, daß es dä Weg gah müß, ſu hätts kener Läuf u Gäng gäh; der Gattig wäre all Tag zum Hus cho. Hansli fragte nicht, weil er dachte, es ſei morgen auch noch ein Tag, und weil er ſchlafen konnte, er mochte etwas wiſſen oder nicht. Je minger er z'ſinne heig, u je minger ihm d'Lüt ſäge, deſto bas ſchlafe er, ſagte er oft. Mädi und Sami hielten ſich natürlich in beſcheidner Entfernung, ſo g'wunderig ſie waren, und ſo viel ſie gefragt hätten, jedes auf ſeine Art, in der Küche, im Stall, ums Haus herum, in der Stube thaten ſie es nicht, das hatte ſie niemand gelehrt, das war eine angenommene Sache, die, ſo wie vieles, ſich von ſelbſt verſtund. Sami war im Stall daheim, Mädi in der Küche, in der Stube waren ſie z'Viſite, und in der Viſite muß man höflich ſein.

Als Jakobli am folgenden Morgen erwachte, da war es ihm gleich, o wenn er doch bei ſeinem Meyeli wär, aber viel nachzuſinnen hatte er keine Zeit.

Es blieben natürlich alle Hausgenoſſen daheim, da er verkündet wurde, und er mußte Bericht geben über den geſtrigen Tag.

Anne Bäbi, froh, daß alles im Reinen war, ließ jetzt Kupen und Manggere erſt recht hervor, und ſötzelte das neue Sühniswyb aus. Mädi ſchwieg, es wollte es mit Jakobli

nicht ganz verderben, und länger als zwei Tage konnte es mit Anne Bäbi nicht gleicher Meinung ſein. Hansli hörte mit Behagen zu, bis Jakobli an den Auftritt mit Seppli kam; da wurde doch ſein kaltes Blut in Lauf gebracht.

„Hättiſch ihm gäh, ſagte er, hättiſch! we's öppis keſt hätt, ih hätts gern welle zahle, bym Schieß! My Bub ungerem Dach welle dänne z'gäh, wenn er um es Bettliermeitli fragt, ja welle! Hättiſch ihm gäh, u's Meitſchi grad mitbrunge, dert hättiſch's nit ſölle lah; das wird's jetz z'entgelte hah, das hättiſch ſölle mache, das hätte d'r ſölle z'Sinn cho. Aber d's Hürathe git doch hütztag Umtriebe; ih hätts nit glaubt, we m'rs öpper anger g'ſeit hätt. Aber drus cha me g'ſeh, daß d'Welt geng v'rhürſcheter wird, u me enangere je länger je minger v'rſtah cha. Es geit aſe faſt wie wo ſie dä Thurm bauet hei, wo du e niedere witziger het welle ſy als d'r anger, u ſi du hei afa weltſche, u kene meh d'r anger het chönne bigryfe. Wo mih hah welle wybe, hah nih g'fragt: Wotſch? u du hets g'ſeit: mira, u d'Sach iſt richtig gſy, u de Alte iſts recht gſy, u du hei ſi mit enangere g'redt, was ſi thu welle, aber ih hah däicht, das gang mih nüt a. U jetz git das es G'ſtämpf, es het aſe ke Gattig, u z'letſch muß me doch noh Chummer hah, es gang lätz. Gäh hättiſch ihm ſölle u d's Meitſchi mitbringe, de wär d'Sach recht." Beſſer gefiel ihm Rösli. „Das ſött Hoſe ahah, ſagte er; ſelb g'ſiel m'r, hättiſt das nit o übercho?" „Ja, ebe ſo mähr d'r Tüfel, ſagte Anne Bäbi, die wüſtiſte Uſtäth g'falle d'r geng am baaſten (daß Sami lachte, achtete niemand). We e ſelligi i's Hus chäm, ih dräyti ihm d'r Gring um d'r erſt Tag. We's eini ſy muß, noh lieber e G'ſötzleti as e ſelligi Ung'ſchämti."

„Aber u jetzt, wie muß de das gah?" frug Hansli, dem der Chummer ums Meitſchi ſich tiefer grub, „wenn chunts?" und als er vernahm, daß es drunten bleiben ſolle bis zur Hochzeit, ſo frug er: „Und d'Kleider? dä Hung wird ihm

öppe lah mache, daß Gott erbarm." Mit klopfendem Herzen gab Jakobli Bericht über die Abrede; und sein Herz hatte Recht, daß es klopfete, denn Anne Bäbi begehrte gar jämmerlich auf, nicht sowohl übers viele Geld, als daß jemand anders die Sache mache. Das sehe es schon, wie es gehen solle, nüt meh z'säge werde es sölle häh zu ker Sach. Daß es List nicht nur die Herrschaft abtreten, sondern auch den Löffel übergeben wollte, daran dachte es nicht mehr. Und was die Leute doch sagen werden, was er für eine Alte habe, daß sie nicht einmal mehr Hochzeitkleider kaufen könne, nit emal für es selligs Bettelmönsch. Das hätte es nicht um ihn verdient, und es wollte, es wäre gestorben, ehe es ihn auf die Welt gesetzt, so hätte es sich d'r Verdruß un ihm d'Süng erspart, sy Mutter sövli z'v'rachte.

„Du mußt wieder hin, sagte Hansli; das thut nit gut, und d's Meitschi bringe, u gah ga luege wies mit ihm geit." „Das wär lustig, we dä jetz all Tag da abe laufe wett, o jere nei! d'rby möcht ih o sy, jetz wo m'r noh sövli z'thue hei," räsonirte Anne Bäbi. „He nu so geit öpper anger," sagte Hansli, und schritt in den Stall hinaus, und dachte der Sache nach je länger je mehr. Anne Bäbi wurde je länger je böser, je näher die Zeit kam, wo es dachte, daß die Verkündigung vor sich gehe, und wie da die Leute d's G'lächter und d's G'spött haben würden, und namentlich mit ihm, daß es nicht nach seinem Gring gegangen. Jakobli einzig dachte nicht daran, wie es sonst auch bräuchlich ist bei einem Bräutigam, sondern all sein Sinnen und Trachten war zu Rayigen bei Meyeli. Mit Sinnen und Denken ward er nicht fertig, und wer ihm zugesehen, hätte sich üben können im Errathen der Gedanken, was noch dazu keine unkommode Kunst ist. Bald lächerete es ihn still, bald sann er tiefsinnig nach, bald machte er ein finster Gesicht, als wolle er sich selbst eine Ohrfeige geben, und bald hob er sich, als ob er einen Anlauf, einen langen langen Satz bis nach Rayigen

nehmen wollte. In dieſen Manövern ward er aber beſtändig geſtört, bald durch einen Menſchen, bald durch ein Huhn oder eine Taube. Darum ſchlich er ſich, um ruhig zu ſein, vom Hauſe weg, und legte ſich hinter einen Haag ins Grüne. Die Kirchleute waren heimgezogen, und ſonſt waren die ein Zeichen, daß man eſſen konnte. Wenn aber Anne Bäbi taub war oder kupete, ſo ließ es ſeine Leute eine Stunde oder zwei aufs Eſſen warten, und ſorgte redlich dafür, daß das, was ſie bekamen, nicht von der beſten Sorte war.

Während man ſo in Geduld wartete, ſah Sami zwei Männer das Feld auf kommen, und erkannte ſie als Zyberlihogerbauer und deſſen Vetter. Hansli, als er hörte wer komme, ſagte, er däich, er gang e wenig nebe us; die werden wohl einiſt wieder furt welle, und machte ſich auf die Reyti, wie Sami ſein Lebtag noch nie ſo ſchnell ihn eine Leiter hatte hinaufgehen ſehen. Dort poſtirte er ſich hinter einen Strohhaufen und lag bald im allerſchönſten Schlaf.

Sami ſah noch eine Weile in großer Burgerluſt zu, wie ſie daher ſegelten in zornigem Lauf, drückte ſich dann in den Kuhſtall, und dachte, es ſei am natürlichſten, daß das Weibervolk ausfechte, was es angeſponnen habe.

Man kann ſich denken, was Liſi daheim für einen Rapport abgeſtattet hatte aus ſeinem verkratzeten Geſicht heraus; und wenn es ſeinem Willen nach gegangen wäre, ſo wäre man ſchon am folgenden Morgen aufgebrochen mit Schwerdtern und Stangen zu blutiger Rache. Mutter und Vater wollten gleich zu Anſchicksmännern und Prozeſſen greifen; der Vetter aber rieth zur Minne. Man wiſſe nicht, wer hinger d'Sach käme. Wenns etwa einen treffen ſollte, der auf dem Gewinnen mehr hätte als auf dem Spicken, ſo ſei der Tſchuep bald aus, von wegen we me nit mit Flattire oder z'Förchtemache d'Sach g'winne chönn, ſo ſei ſie verloren; geſetzlichen Griff hätte man keinen. Das Beſte ſei, man gehe am Sonntag z'Dorf, da könne man mit der einen Hand flattiren,

daß es fry ſtink, und mit der andern Kläpfe drohen vom Tüfel. So wie er ſich darauf verſtehe, ſeien das Leute, die man damit ſo ling mache wie eine teigge Birne.

Geſagt, gethan. Am Sonntag kam man z'Dorf gefahren mit einem ſchönen grünen Wägeli, auf welchem zwei Sitze waren, und auf dieſen Sitzen ſaßen der Bauer und die Bäurin, der Vetter und eine andere Tochter Namens Gret. Liſi hatte noch an Mädis Liebeszeichen zu ſalben, und die Verſöhnung wird am beſten eingeleitet, wenn die beleidigte Perſon bei den Verhandlungen nicht zugegen iſt, von wegen die beſitzt zu wenig diplomatiſchen Takt. Wenn dann zu der Verſöhnung ein unumſtößlich Fundament gelegt iſt, dann giebt man ihr die Bekanntniſſe des Beleidigers als Temperirpulver oder als beſänftigendes Zuckerwaſſer ein und läßt ſie zum Friedensſchluß.

Sie hielten vor dem Wirthshauſe zu Gutmüthigen und wollten fragen, ob ſie hier das Roß einſtellen müßten, oder ob Jowägers Platz hätten; zugleich übernahm ſie der G'luſt nach etwas Rothem. Natürlich war heute die allgemeine Verhandlig Jakoblis unerwartet Verkünden mit einer gänzlich unbekannten Perſon; natürlich glaubte man, die Leute, welche zu ihnen z'Dorf wollten, müßten Braut und ihre Verwandtſchaft ſein, und die angefragte Wirthstochter ſagte: „Ja, göht ume; Platzg hei ſi, u werde wohl daheim ſy, emel z'Chilche iſt niemere gſy; we me laht v'rchünde, ſu iſt nit d'r Bruch, daß me geit gah loſe wie me ache g'heit."

Das Wort Verkünde fuhr wie eine Bombe unter die Leute und ſtöberte ſie alle von ihren Sitzen auf. „Was? verchündet? wo? mit wem?" ſolche Fragen tönten aus allen Häuptern. Da merkte das Meitſchi, daß es einen Stein unter Krähen geworfen, und ſagte, es hätte es nicht recht verſtanden, weder neuis von Maria und Hudelbank, dato zu Rarigen wohnhaft. Jetzt ſtieg den Leuten das Blut in den Kopf, wie Waſſer im Hafen, wenn es kochen will; ſie ſtie-

gen ab, hielten eine geheime Berathung, und darauf setzten sich die Weiber auf eine Bank, die Männer aber machten sich mit handlichen Geberden auf den Weg.

Still wars ums Haus, als sie es endlich erreichten, und als sie an die Küchenthüre klopften, pressirte es niemand, ihnen Bescheid zu geben. Endlich erschien Anne Bäbi mit seinem ärgsten Kuchigesicht, welches selbst die Katze so gut kannte, daß sie ihm zehn Schritte vom Leibe blieb, wenn es diese Flagge aufgezogen hatte. Es kam ihm wohl in Sinn, wer sie seien, und eben deswegen wurde es je länger je täuber, gab pukte Antwort und sandte Mädi, den Alten zu suchen. Mädi fand ihn begreiflich nicht, und als die Männer ein Wort mit dem Jungen reden wollten, so fand man den eben so wenig. Trotz seiner himmlischen Träume hatte Jakobli die Männer vom Haag aus wohl gesehen, erkannt, und meinte, es werde ihm wohl am wöhlsten sein, wenn er hier bleibe. Mädi stattete Bericht ab; die Männer schüttelten die Köpfe, und wollten wissen, wo sie seien; das wollte niemand wissen. Sie werden nicht weit sein, meinten sie, und wenn man es sagen wollte, so könnte man es, sagten sie. „He, so sucht sie, sagte Anne Bäbi, das nicht wußte, über wen es täuber sein sollte, über sein Mannevolk oder über das fremde. „Du wirst d'Frau sy?" fragte der Zyberlihogerbauer Anne Bäbi. „Das geht dich nichts an," antwortete Anne Bäbi, und schlug die Küchenthüre zu. Der Vetter meinte, die wollten sie einstweilen machen lassen, d's Mannevolk werde nicht weit sein. Sie gingen ums Haus, ums Ofenhaus, in die Tenne, sahen auf die Bühne, untersuchten den Futtergang, endlich den Stall und fanden Sami da. Sami ließ sich wohlweislich nicht aus dem Dunkel des Stalles, in dem die Männer, ans helle Sonnenlicht gewöhnt, schlecht genug sahen. „Hei m'r dih endlig! sagte der Vetter, seh chum füre." Sie lasen ihm nun ein fürchterliches Kapitel, und wie sie es ihm machen wollten, er solle nur darauf

zählen, er hätte die Lätzen an der Hang. Und sie möchten doch wissen, was jetzt gehen solle. Ja, das wisse er nicht, sagte Sami. Aber sie wollten es wissen, ob er auf der Stelle die Verkündigung aufheben und mit Lisi fürfahren wolle oder nicht. „Ja, sagte Sami, da müßt ihr öppere anger frage; das geit mih nüt a.“ „He, das wär z'späßig, sagten sie; we dih das nüt aging, wen wotts de agah?“ „Emal mih nit,“ sagte Sami. „Wem bist du de?“ „He ih bi d'r Knecht, u Sami seit me m'r.“ „Du —“ und die Schimpfwörter rollten über Sami her wie Hagelsteine; aber sie prätschten auch an ihm ab wie an einer Fluh, und mit Hohn und zweideutigen Redensarten wartete er ihnen so reichlich auf, daß sie erbitterter als nie wieder zur Küche sich wandten, ohne Komplimente die Küchenthüre aufmachten, und Anne Bäbi von neuem anrebelten. Längs Stück gab das ihnen keinen Bescheid; endlich sagte es ihnen, sie sollten ihn's ruhig lassen, es wisse nicht wo sie seien, und wenn sie ihm nicht glaubten, so sollten sie noch besser suchen; sie hätten schon lange zu den Fenstern eingegucket, sie sollten eben so mähr grad yche. Als das noch nicht half, da fuhr es endlich los, hieß sie sich packen, und sagte ihnen so wüst als es nur konnte, aber auf alles was sie sagten oder frugen, gab es ihnen keine Antwort.

So ein ertaubet Weib, das man nicht prügeln darf, und das auf nichts mehr hört, ist im Stande, eine ganze Armee Männer in Verlegenheit zu setzen, geschweige denn einen Isberlihoger Bauer und seinen Vetter, selbst wenn der Rathsherr wäre. Sie mochten thun was sie wollten, mochten grobes Geschütz auffahren oder die Friedensfahne flattern lassen, sie mußten am Ende doch zur Küche aus, und hinter ihnen flog die Thüre zu, daß des Vetters Kuttenfecken in der größten Gefahr war.

Draußen stunden die Männer lange und hielten Rath, und fanden endlich keinen andern als wegzugehen. Wenn sie

ſchon warten wollten, ſo lange ſie da wären, käme doch niemand zum Vorſchein, und das Haus mit Gewalt aufzubrechen und zu erleſen könnte nicht gut heraus kommen, rathſchlagten ſie. Sie gingen alſo fort, und wie ſie die Hände verwarfen, und ſtehen blieben, und ſich umdrehten, war ſehr ſchön zu ſehen, und große Freude hatte Sami und noch andere Leute daran.

Es giebt nicht wohl eine ſtrengere Sache, als wenn man z'Dorf will, und man muß im Wirthshaus eſſen für ſein eigen Geld, und noch dazu mit Gift zum Voreſſen und Galle zum Deſſert, und am Ende eine Uerti fürs Böslieben, daß Einem das Liegen weh thut.

Die zwei Weiber, welche zurückgeblieben waren, hatten viel zu vernehmen geſucht, waren aber nicht ſchlau genug geweſen, ſich ſelbſt zu verbergen. Wenn die Täubi und der ungeduldige G'wunder recht lebendig ſind, ſo wird ſelten ein Weib das Brett vors Herzloch recht ſtellen können. Menſchen, welche gewohnt ſind, aus halben Worten alles zu errathen, und aus Geberden einen ganzen Handel zuſammen zu ſetzen, merken auf der Stelle was Trumpf iſt, und beginnen aufzupaſſen.

Nun giebt es Gottlob noch unendlich viele Orte in der Welt, wo Jahre lang keine Komödiantenbande hinkömmt, und die Leute leben doch; die ſpielen ſich alle Tage ſelbſt allerlei vor, Luſt- und Trauerſpiele, und ſogar Spectakelſtücke in vielen Aufzügen, und was das Luſtigſte dabei iſt, d's Zuſehen koſtet nichts, und es kann mitſpielen wer will. Aber am luſtigſten geht es doch, wenn eine fremde Familie ins Dorf kömmt, ſpectakelt vor den Leuten, ſich nicht in Acht nimmt, und d's Maul nicht zuhält, bis ſie wieder aus dem Dorfe iſt. Und Luſtigers kann es doch wohl nichts geben, als wenn eine Familie, beſtehend aus vier Stück, einer dicken Mutter, einer maſtigen roth angeblaſenen Tochter, einem vierſchrötigen Vater und einem langen Vetter z'Dorf will und im Wirthshaus

bleiben muß, Vater und Vetter wie taub herumlaufen, während Mutter und Tochter fragen, und in ihrer Täubi noch mehr verrathen, und dann alle wieder zusammenkommen, keines seinen Kyb verbergen kann, und eines jeden Kyb an des andern Kyb wächst, und sie abrathen, und je länger je weniger Rath dazu haben; Lustigers kanns nicht wohl geben. Wie ein Lauffeuer geht so etwas herum, und wers vernimmt, will die auch sehen, will luegen, wie ihnen die Nasen lang werden und länger, und was sie für Gesichter machen, daß der gehoffte Bräutigam ihnen entrennen. Wer kann, guckt in die Stube, wo sie essen; und wer drinnen war, bringt neue Nachricht hinaus, was sie gesagt, und was für Gesichter sie gemacht; die unerschöpfliche Quelle des Spottes ist aufgebrochen, umrauscht das Haus, und immer dicker fallen die Witze, und die drinnen merken nichts, aber kauen immer zorniger ihr zähes Kuhfleisch.

Mutter und Tochter glühten in Kampflust; die Erstere wollte hinauf und dem dunstigs Kässchaber d's Mul y'rmache für geng, daß es ufhöri, d'Lüt des ume sprenge. Die Tochter wär gerne an Mädi gerathen, und hätte für ihr Leben gerne ihm das Zyberliheger Wappen, fünf grobe Finger mit langen Nägeln, ins Gesicht gemalt oder gravirt. Sie erkannten aber, das trage nichts ab; ebenso ward verworfen, daß Vater und Vetter noch einmal hinaufgingen, wovon erst die Rede war. Man könne nirgends zum Hause, ohne daß man gesehen werde, hieß es, und sobald man sie merke, gehe es ihnen wie früher. Anschicksmänner könnte man nicht senden, weil es Sonntag sei, und etwas sollte doch gehen. Der Wirth ward endlich so hinten um ausgefragt, wie der Pfarrer einer sei, und ob sie keinen Fürsprech hätten. Der Wirth, ein Schalk, dessen Nutzen es war, die Leute spielen und spectakeln zu lassen so lang als möglich, gab ihnen Bescheid, der ihnen wohl gefiel. Sie beschlossen, erst dem Pfarrer einen Besuch abzustatten, um ihn zu bewegen, auf ihr Ansehen hin

die Verkündigung einſtweilen einzuſtellen, bis die Sache ausgemacht ſei. Der Vetter, der alle Augenblicke in eine diplomatiſche Laufbahn berufen werden konnte, verſuchte nicht ungerne, wie weit er es in diplomatiſchen Geberden, in welchen er ſich Tag und Nacht übte, gebracht, und hoffte, durch ſeinen Anſtand und ſein bedenkliches Geſicht, welches er in Bern einem alten Herrn abgeguckt, ſo einem alten Pfarrer leicht zu imponiren. Und wenn es ſein müſſe, ſagte der Zyberlihegerküng, ſu ſchlöy er dazu uf e Tiſch, daß er abenangere fahr wie D....

Wir wollen von der Unterhandlung im Pfarrhauſe nur anführen, daß ſie mißlang. Vergeblich ſagte der Vetter, wer er ſei, und ſtreckte ſich lang und ſtellte einen Fuß ſchräg; vergeblich bemerkte er, es ſei nur um Koſten zu ſparen einſtweilen, und die Sache werde ſich machen, und ſein Wort werde genug ſein; er nehme alles auf ſich. Der Pfarrer war ſehr höflich, blieb aber feſt auf dem förmlichen Einſpruch durch den Richter bewilligt, indem kein Menſch, und wäre er ſogar Schultheiß, ihn von einer geſetzlichen Beſtimmung und geſetzlicher Verantwortlichkeit entbinden könne. Vergeblich ſtellte man ihm vor, er ſolle die Familie anſehen, die dadurch in Schanden käme, und er werde doch öppe wiſſen einen Unterſchied zu machen; vergeblich ward man ſpitzig und halb grob, und ganz grob zu werden verhinderte nur des Pfarrers gelaſſene Ruhe. Das Geſetz ſei für alle da, ſagte er, und die Woche habe ſieben Tage, und in ſo langer Zeit könne es füglich entſchieden werden, ob die Sache richterlich werden müſſe. Sobald der förmliche Einſpruch komme, werde er ihm alles Genüge leiſten. Vergeblich nahm der Vetter ein Geſicht nach dem andern zur Hand; ſie waren alle fruchtlos, und ſchimpfend und grollend wandten ſie ſich zum Fürſprecher.

Was dort verhandelt wurde, iſt nicht bekannt geworden; viel Tröſtliches muß es nicht geweſen ſein, denn Prozeß wurde keiner angehoben, bloß noch ein Verſuch gemacht, Hanſli zu

einläßlichem Bescheid und zu einer Ausmacheten zu bewegen. Da derselbe aber rund erklärte, mit denen hätte er nichts und wolle er nichts, und wenn sie etwas von ihm wollten, so müßten sie richterlich kommen, und bei dieser Rede blieb (denn Hansli verredete sich nicht, und wenn er einmal etwas gesagt, so sagte er über die gleiche Sache nichts anderes): so erlosch die ganze Sache, und was aus Lisi geworden, dem fragte man in Gutmüthigen nichts nach.

Aber wie die Familie endlich von Gutmüthigen fortfuhr, dem sah fast das halbe Dorf zu und sandte ihnen Witze nach, und lange blieb die Geschichte ein stehender Artikel in den gutmüthiger Abendunterhaltungen, und gar mancher Tochter, die man z'Dorf gehen sah, rief man nach, sie solle nicht machen, daß es ihr gehe wie d's Zyberlihogerbure Tochter, die hätte ins Wirthshaus z'Dorf müsse. Als das schöne grüne Wägeli längst aus dem Gesichte war, verwandelte sich der Spott in Neugierde, was für eine d's Jowägers Jakobli hätte. Niemand kannte sie; niemand hatte gehört, daß er zu einer gehe, und so vom Himmel herab, daß kein Mensch darum wußte, war in Gutmüthigen noch niemand verkündet worden; noch lange hieß es daher, wenn eine Liebschaft unerwartet hervortrat, der hats machen wollen wie d's Jowägers Bub; aber bis zum Verkünden es heimlich halten, das konnte bis dato keiner mehr.

Unterdessen war es anders zugegangen in Hanslis Haus, ja fast wie in einer Stadt, wenn ein Sturm abgeschlagen ist und man alle Augenblicke einen neuen erwartet, ja fast wie bei der Belagerung von Jerusalem, wo die Juden, sobald die Römer einen Augenblick inne hielten, einander selbst bei den Haaren nahmen. Als die Feinde das Feld ab gefahren waren, trieb die Neugierde den Jakobli herbei. Hansli ward durch Sami geweckt, und der Letztere machte die Küchenthüre auf und frug: „Was hei si g'seit?" „Wäriſt da gſy, we's dih wunger nimmt." Diese Worte waren so gleichsam der

Zapfen in einem Bierkrug oder einer Champagnerflasche, wo, wenn er gesprungen ist, der ganze Inhalt nachströmt, daß dem Oeffnenden fast Hören und Sehen vergeht. Das Mannevolk erfuhr jetzt in mannigfachen Bildern und vergleichenden Wörtern, was es war, und was Anne Bäbi war, und wie es nicht dafür da sei, um auszuessen was sie eingebrocket; es wolle auch fort, schloß es endlich, und dann möchten sie selbst anehah, es komme ihnen dann vielleicht in Sinn, wie kommod ihnen Anne Bäbi wäre. Und richtig, durch den ganzen Nachmittag war Anne Bäbi verschwunden, kein Mensch wußte wohin, und mit bangem Herzen mußte das Mannevolk des Angriffes harren, und stärkte sich mit dem Troste: je minger me säg, desto minger v'rfehl me sih, und z'letsch werde si doch absetze, übernachte werde si nit welle. Sami war als Vorposten postirt; Hansli stellte mit gleichgültigen Mienen die Mittelmacht vor, und Jakobli schlotterte als Nachhut. Wie bekanntlich bei dem Hintertreffen die Marketenderinnen sich aufhalten, so flankirte Mädi um den Jakobli herum mit dem betrübtesten Gesicht, das es auftreiben konnte, und aus welchem hintergangene Liebe greulich hervorleuchten sollte. Der und auch die andern, sagte es bei sich selbst, sollten sich ein Gewissen machen, wie man mit ihm umgegangen, niemals auf dem Sterbebett vergessen können, und keinem von den Schnürstiene sehe man das mindest an. Und was das Aergste war, es fand gar keine Gelegenheit, Jakobli privatim vorzustellen, wie sie wüst Hüng gegen ihn's gewesen, eis un's angere; denn wie es bei verschiedenen, der Schlacht gewärtigen, Heerhaufen Sitte ist, es fand eine beständige Verbindung statt, und kaum hatte Mädi zu einem vertraulichen Wort das Maul offen, so erschien Sami in einer Ecke, und dem Kerli hätte Mädi für alles in der Welt den Gefallen nicht gethan, sein betrübtes Herz zu enthüllen.

So ward es Abend und Zeit mit den Hühnern z'Sädel; da kam Anne Bäbi heim, ganze Haufen Triumphs im Ge-

sichte. Jetzt, dachte es, jetzt hätten sie erfahren, was Bescheid geben sei, und wenn es dachte, wie sie es werden gesucht haben im Keller und im Säustall, so mußte es hell auf lachen; aber verflümeret wunder nahm es es doch, was gegangen, was sie angefangen ohne ihn's. Eigentlich hatte es im Sinn gehabt, erst lange nach eingebrochener Nacht-heim zu kommen. Man sollte es erst suchen; es dachte, und wenn sie schon einmal Kummer hätten, daß es etwas Läßes gemacht, so geschehe es ihnen nur recht; sie wüßten dann ein andermal, daß sie anders mit ihm umgehen sollten, u nit wie d'Ufläth. Aber man weiß wohl, wie es mit dem Kupen geht. Wie manche Frau hatte sich nicht vorgenommen zu kupen und zu tubeln in alle Ewigkeit, hatte sich des Redens so verredet, sie würde nicht einmal dem lieben Gott Bescheid geben, selbst wenn er sie fragen würde, ob sie nichts zu klagen hätte, und so und so wollte sie sein, und dieses so machen, und jenes gar nicht, und machte dazu den Arm ganz g'stabelig und schlug auf den Kuchitisch, daß man glaubte, er fahre entzwei, und machte ein Gesicht dazu, daß keine Fliege mehr darauf absaß, sondern daß es sie weit absprengte, wenn sie es in der Nähe sahen, und es Einen accurat mahnte an die Gesichter, welche im siebenjährigen Krieg die schwarzen Husaren machten sieben Jahre lang, daß die Kinder im Mutterleib zu weinen begannen, und jedermann glaubte, wenn auch nicht in alle Ewigkeit, doch wenigstens sieben Jahre lang werde ein solches Gesicht dauern.

Aber wie laue Lüfte den Schnee schmelzen, und freundliche Sonnenblicke das Eis brechen, der Rost das Eisen frißt, und die Zeit alles was sie vor ihren Rachen kriegt, so hält das Kupen auch nicht dar, widersteht der Zeit nicht, freundlichen Worten in die Länge nicht, dem Widerspruchsgeiste im eigenen Leibe nicht, aber auch nicht einer vaterländischen Abputzeten, wo alle Schwarten krachen. Es ist sehr merkwürdig, aber es ist ein gewisses juste milieu in uns, und dieses Ding

bricht bei den meisten Menschen allen Radikalitäten die Spitze ab; es macht, daß wir nicht so schlecht sein können als wir gerne möchten, aber auch nicht so gut als wir uns vornehmen. Es ist dieses ein curios Ding, wir nehmen uns das Gräßlichste vor, z. B. zu kupen sieben Jahre lang ununterbrochen, aber wir können nicht; wers auf sieben Tage bringt, meint schon viel gemacht zu haben, und jene Frau, die es auf drei Wochen brachte, hat mehr verrichtet als die meisten. Aber als ihr Mann mit einem Stecken unter dem Ofen guselte und guselte, und gar nicht aufhören wollte, so konnte sie doch dem Aerger und der Neugierde nicht widerstehen, und schnauzte ihn an und frug: „Was suchst, du Stopfi?“ „E Gottlob! antwortete das Mannli, dys Mul hab nih g'sucht, u jetz Gottlob g'funge.“ Aber eben so gut bricht diese Kraft den guten Vorsätzen die Spitzen ab, daß sie nicht zu Thaten werden, und oft, wenn man Menschen von sich reden hört, wie sie es gut meinen, und so schönes wollen, und man sieht dann ihr Thun und ihr Lassen, so kömmt es Einem vor, als sehe man im Herbste eine Landschaft verhagelt und verwildert, die man im Frühling in Blumenduft und Blüthenpracht gesehen. Dann meint man, diese Menschen hätten uns getäuscht, seien Heuchler und aller Falschheit voll; aber es ist nicht, sie meinten es aufrichtig, sie kannten aber den Feind im Innern nicht, der unsern besten Vorsätzen ist, was die Schnecken dem Roggen und Graswürmer dem Kabis. Darauf sollte daher der Mensch achten, sollte, wo diese Macht böse Kräfte lähmt, sündigem Willen entgegen tritt, helfend ihr zur Seite treten, sollte aber mächtig gegen sie sich auflehnen, sie auf die Seite stellen, sie bannen ins dunkelste Kämmerlein, wo sie wie ein Stein oder wie eine Schlange seiner Seele im Wege liegt, wenn zum Guten sie sich einmal aufrafft.

So kam Anne Bäbi heim, das Herz voll Lachens, aber mit einem Gesichte, womit man Muheime hätte vergiften können, und erwartete, eins nach dem andern werde kommen

und ihn's fragen: „Aber Herr Jemer, wo bist doch gsy? u warum geist doch furt? o wäriſt du doch da gsy, es wär angers gange.“ Aber niemand that ſo; man achtete gar nicht, daß es wieder da war, und niemand zappelte oder weinte. Alle, bis an Mädi, machten faſt lächerliche Geſichter; es wußte nicht was das bedeuten ſolle. Endlich ſchnauzte Anne Bäbi Mädi an: „Was hets gäh?“ „Nüt, daß ih weiß,“ antwortete dieſes. „Iſt de niemere da gſy?“ fragte Anne Bäbi noch einmal. „Ke Hung, v'rſchwyge de e Mönſch,“ antwortete Mädi.

Alſo man hatte es nicht vermißt, nicht geſucht, es machen können ohne ihn's; da war ihm nicht mehr zu helfen. Es hätte das Kupen gerne wieder angefangen, aber die Täubi ward Meiſter, und die Trümpfe flogen herum wie die Nüſſe, wenn das Neujahrkindli kömmt. Niemand war ſicher, und wie man ſonſt ſagt, weit vom Geſchütz giebt alte Kriegsleut, ſo hätte ſich dieſes Sprichwort nicht erwahret, wenn Anne Bäbis Worte Kugeln geweſen wären; es ſchlenggete ſie mit ſicherem Maul gerade denen am härteſten an den Kopf, die ſich am weiteſten von ihm hielten, weil ſie am beſten merkten, was für Wetter am Himmel war. Sogar die Schweine, welche ſonſt ſicher blieben, wenn alle andern Hausgenoſſen darhalten mußten, kamen diesmal nicht ungeſchlagen davon, ſondern kriegten, als ſie ſich etwas ungeberdig einſtellten, und zwar mit Recht, denn ſie erhielten ihr Freſſen eine Viertelſtunde ſpäter als ſonſt, mit dem mutzen Beſen gar wüthig auf die Naſen.

Man redete ehemals viel von Poltergeiſtern, und heutzutage wollen die Halbwitzigſten nicht mehr daran glauben, und reden viel von Aberglauben. Ihr dummen Burſchen ihr, habt ihr es nie in einer Küche rumoren hören, als ob man das ſämmtliche Kachelgeſchirr an allen Wänden herumſchlage, und am Morgen war alles noch ganz oder doch das meiſte, und Thüren krachten und Fenſter zitterten, und Beſenſtiele

flogen ums Haus, und vergatterte Gabeln hintendrein; wer war dies anders als der Poltergeist? Es ist eben ein Geist, der, wenn es ihn ankömmt, in einen Leib fährt; und genau nimmt ers nicht mit dem Leibe, in den er fährt, sei er gewaschen oder ungewaschen, schön oder häßlich; bald fährt er einem Stüdi in den Leib und bald einem Mädi; bald einer Klementine und bald einer Seraphine; auf die Namen kömmt ihm hell nichts an; bald einem Hansli, bald einem Charles; aber in allen thut er wüst vom Tüfel, und nichts ist am rechten Ort, und nichts will sich schicken, und nichts aus der Hand wie üblich, sondern alles mit Gepolter. Das ist der Poltergeist, der hat Macht über menschliche Leiber wie die Besessenen über die Gergesener Schweine, und wie er will, treibt er die menschlichen Leiber. Man hüte sich vor diesem Geiste, er macht ein Haus ung'hürig; man kann ihn mit Beten vertreiben, aber nicht mit Spotten und Verläugnen; wer ihn am meisten verspottet und verläugnet, dem fährt er am liebsten in den eigenen Leib. Darum wahret euch, ihr ungläubigen Bürschchen; wer weiß? vielleicht sitzt er euch bereits im Leibe.

Allweg war er Anne Bäbi drin, und nichts war sicher, Menschen nicht, Kachelgeschirr nicht, Schweine nicht, ja es hätte den eigenen Kopf im Hause herumgeschossen, wenn er nicht so zäch auf dem Halse gesessen wäre. Unglücklicherweise nun erwahret sich in Jakobli ein ander Sprüchwort, daß, wessen das Herz voll ist, der Mund überläuft. Er werde, denk wohl, morgen oder einen andern Tag auf Rarigen müssen, sagte er, gleichsam laut denkend vor sich hin. Nun hatte endlich Anne Bäbi das Ding gefunden, an dem es seinen Zorn entladen konnte; das Wort entlud seine scharf geladene Zornesbüchse. Von neuem los ging eine Sturmfluth über Jakobli, die Heirath, die Braut, die ganze Hausgenossenschaft. Das Resultat war, daß er ihm nicht d's Herrgotts sein solle, vom Hause weg zu gehen, bis er die dolders

Papier z'ſäme ramiſiren müſſe. Dere Bünteli Neuthaler hätte er aſe gnue v'rkrägt; es ſei Zyt, daß me afay, Sorg hay.

Das dünkte Jakobli gruſam; je ſtrenger ſein Bleiben geboten war, deſto ſtärker zog ihn die Längizyti nach ſeinem Meyeli hin. Er konnte es faſt nicht mehr ausſtehen. Wenn jemand immer in gleicher Stellung verharren muß, entſteht eine Pein, die unausſtehlich ſcheint. Doch größer noch muß die Pein des reichen Mannes geweſen ſein, der in Höllenangſt und Qual nichts wünſchte, als daß die Spitze des kleinſten Fingers der arme Mann ins Waſſer düpfen, damit ihm die Zunge netzen möchte. Ob Jakoblis Pein kleiner war, wer ermißt es wohl? Er wußte, daß er nicht gehen durfte, und die Gewalt, welche das Flattiren einen oder zwei Tage nach einem harten Ausſpruch, und manchmal ſchon eine oder zwei Stunden nachher über eine Mutter übt, die kannte er nicht. Er war nicht eine der flattirigen Naturen, die mit Streicheln und Däfelen die härteſten Streiche in weiche zu verwandeln vermögen. Es dünkte ihn, wenn nur ein Vögelein daher käme, und zwitſcherte ihm zu, es hätte Meyeli geſehen, und es ihn's auch, oder wenn nur ein ganz klein Stäubchen daher käme, welches der Wind aus Meyelis Roßhaarſpitzen geweht, und dieſes Stäubchen gebe kein Deutniß, keinen Wink, aber er könnte ihm nur anſehen, daß es aus Meyelis Kappe wäre, ſo würde es ihm wohlen auf unausſprechliche Weiſe. Aber kein Vögelein kam, kein Stäubchen zog vorüber; alles gruſame kam ihm in Sinn, das hätte begegnen können, und was Meyeli gedacht und geſagt, und ob es etwa reuig ſei; das alles hätte er ſo unendlich gerne gewußt. Er erfuhr es, was das für Schmerzen giebt, wenn man an einen Felſen geſchmiedet iſt, und aus dem Leibe wird Einem das Herz gezogen mit einem allgewaltigen Magnet. Anne Bäbi ſah das, aber wenn man ihm den Kopf abgeſchriſſen hätte, es hätte nicht zu ihm geſagt: „ſu g'hei

dih meinetwegen.“ Hansli ſah es auch, und noch beſſer als Anne Bäbi; denn Jakobli nahm ſich vor ihm weniger in Acht, und verwerchete ſein Weh und ſeine Trauer zumeiſt um die Ställe herum, wo Hansli auch am meiſten war. Und mehr als einmal hatte Jakobli zum Vater geſagt, er wollte ſich wohl noch leiden, wenn er nur öppis v'rnähmte oder öppere g'ſächti, der Meyeli o g'ſeh hätt. Auf ſolche Reden antwortete Hansli nichts als höchſtens: „lyd dih, es iſt grad für;“ aber ſo im Herzen düechte es ihn, d's Anne Bäbi ſei doch das wüſteſt wo es geben könne; ſo uwatlig hätte es nie gethan, und wenn das ſo kommen ſollte, ſo wollte er, ſie wären niemals z'ſäme cho.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Hansli faßt einen Entſchluß und redet wie ein Buch, tröſtet ein Meitſchi und kauft eine Kuh.

Sie waren eben im Ungreis mit den Kühen, und eines Morgens war Hansli fort; und als Anne Bäbi ſchnauzte, warum er nicht zum Eſſen käme, ſagte Sami, Hansli ſei in aller Frühe um eine Kuh aus, er hätte geſagt, vielleicht ſei er z'Mittag wieder heim, es komme darauf an, ob er etwas finde.

Hansli wanderte allerdings ſtattlich über Berg und Thal faſt wie ein Metzger. Den Stock, der ihm faſt unters Kinn reichte, ſtellte er weit vorwärts; ſeine Speckſeitekutte ließ er wadeln hinter ſich, daß es fry einen Luft gab, und das Zötteli an ſeiner weißen Kappe ließ er auf und nieder gehn, ſo ſtreng es konnte. Er hatte ſich einen Entſchluß abgerungen, und das brachte ihn in eine ſeltſame Haſt, die ihm ſonſt nicht

eigen war; es ging ihm fast wie einem Knaben, der Bohnen rüsten soll, und weithin sieht er Buben im Haselhaag. Es harzet bei ihm, bis der Entschluß gefaßt ist; langsam setzt er seine Beine in Bewegung; aber dann schießt er auch davon wie ein Pfeil vom Bogen, damit das Müetti ihn nicht mehr erreichen möge, weder mit den Händen noch mit der Stimme. So schritt er lange durchs Land, fast wie ein Gesandter des vergangenen Geschlechtes, der Augenschein nehmen und Bericht bringen solle, wie die Jungen wirthschaften mit der Väter Erbe. Er hatte vieles zu sehen, und viel nahm ihn wunder, und wo er mehr oder weniger Haagringe sah im Haag, als er hinein zu thun zum Brauch hatte, so konnte das ihm lange zu sinnen geben, welchen Weg es besser sei. Indessen düechte es ihn doch, wenn er einen G'spanen bekäme, so hätte er kürzere Zyti; denn so schweigsam Hansli war, so hörte er doch nicht ungerne b'richten; und wenn er einmal einen Platz unter seinem Dachtrauf weg war, so war er im Stande, selbst zu b'richten; aber daheim ging es ihm wie es noch manchen andern geht, der denkt, d's Wybervolk machs für ihn, u wenn er noh rede wett, su wär z'letsch niemere, dä losti. Als er weit von sich etwas Lebendiges sah auf der Straße, so stellte er den Stecken noch weiter vorwärts, und mit Doppelirschritt zog das Mannli einem Mädchen nach, daß man hätte meinen sollen, was das für ein Käufi sei. Das Meitschi, welches er einholte, weinte bitterlich, hatte die Zipfen eingebunden, und ein schwarzes Fürtuch an. Hansli wünschte geziemend die Zeit, das Mädchen dankte aus dem Schluchzen heraus. „Es macht styf Wetter," sagte Hansli. „He jo," sagte das Mädchen. „Wo chunst her?" fragte Hansli. Das Mädchen, dem es auch nicht wenig wohlete, daß es sein Elend jemand mittheilen konnte, antwortete: „Vom Dokter." „Hest neuer kranks?" fragte Hansli.

Nun war die rechte Schleuse aufgezogen; das Mädchen

gab vollſtändigen Beircht. Es kam von Büzloch und wollte nach Wallisau. Dort, ſagte es, regiere ein gruſam Fieber, wo kei Dokter öppis dra mache chönn; ume d'r Vehhansli im Büzloch bring ſe d'rwo, die wo d'r Züg möge erlyde; aber die wo nit chech ſyge, die nähmē wie d'Fleuge. Der Vater, der hätte es nit möge erlyde; nit mänge Tag ſygs gange, ſu heigs ne g'no. Vo Stung a, wo er vo dem Züg g'no heig, heig me g'ſeh, daß es ne gruſam agryf, u mit ihm mache wele Weg, u du heigs emel du mit ihm fertig g'macht. Jetz ſei es zum Vehhansli der Mutter wegen; die ſei auch gruſam krank an der gleichen Krankheit, und jetz ſei ihm ſo angſt. Vehhansli habe geſagt, das ſei nichts anders geweſen, daß der Vater geſtorben, das hätte ſo kommen müſſen; der ſei fule gly un ag'ſteckt a d'r Lungi, u die nähms, die möge d'r Züg nit erlyde; u yche luege vor und eh, wie's innefert ſyg, chönn me nit, es wär chumlig. Und bei der Mutter ſei eben jetzt die Frag, wie's innefert ſyg. Syg's gut dert, ſu chēm ſi d'rwo wie Schnupf; d'r Züg fehl de nit, dä heigs de. Es ſöll darum nit Chummer hah. Syg ſi g'ſung uf em Herz u a Lebere u Lungi, ſo ſei ſie in es paar Tage uf de Beine; ſyg ſi nit g'ſung, he nu, ſo chlepf es ſe, aber ſie wär de allweg g'ſtorbe früher oder ſpäter, de wenn es eim uf em Herz fehl, ſu fehls nit, mi müß ſterbe. Aber es könne nicht helfen, ſagte das Mädchen, es mache ihm notti gruſam Kummer; we's die Mutter v'rlüre ſött, es wüßt nit was afah, ke Mönſch hätts de meh uf d'r Welt.

Ja, ſagte Hansli, es ſei mit dem Dokteren bös; fehlts innefert, ſu ſäge ſi, mi chönn nit yche luege, mi müß probire, u de chöms ebe druf a, u fehlts ußefert, ſu ſäge ſi, ußefert chönn me nit helfe, mi müß innefert fechte, u we's nit gut chunt, ſu hei ſi geng e Usred, u we eine ſtirbt, ſu ſött er geng ſelber d'Schuld ſy innefert oder ußefert, u we me nit änefert wär, chumliger Wys, ſi chämte eim noh cho wüſt ſäge, daß me g'ſtorbe wär, u we ſi ſcho ſiebe Mal ſelber d'Schuld dran wäre.

Nein, sagte das Mädchen, Vehhansli sei nicht so, u b'sungerbar b'rühmt, u grusam gute Züg hätte er, es schütt eim fry we me ne numme alueg, u we me ne brucht heig, su stinke d'Wäng im ganze Hus noh lang geng, u er heig grad g'seit, für die Krankheit gäbs ke angere Züg, aber es chöm druf a, wie me innefert syg. „He nu, sagte Hansli, das wird de noh eine vo de meh bessere sy; dä seit eims doch noh, wo's het, u wie d'Sach ist, aber die by üs umenangere sy ganz Kunde, die eine wüsse nüt, u die wo's wüßte, die wei eims nit säge." Nun erzählte Hansli Jakoblis Geschichte in abgebrochenen Sätzen und auf seine Weise, und wie zuletzt noh e Frau heig zueche müsse, die hätte du d'Sach füre g'macht, u chönne säge, wo's hätte. Und Hansli hatte darob die kürzeste Zyti, daß er nicht merkte, wie nahe er schon bei Raxigen sei, bis das Mädchen links bog, dem kranken Müetti zu, mit kummervollem Herzen das Züg g'probire, wo d'Wäng noh acht Tag d'rmah steiche.

Hansli war so ung'sinnet vor Raxigen, daß er keinen Operationsplan hatte entwerfen können; er fand es am besten, ins Wirthshaus zu gehen. Es war ihm zwar z'wider; am Morge mache ihm der Wein nicht am baasten, sagte er immer. Indessen wußte er sich nicht anders zu helfen, da er den Schnaps noch weniger liebte, und als Röseli ihn fragte: „Was söll ih bringe?" sagte er: „ däich e Schoppe," und auf die Frage: „was fürige?" antwortete er: „ume liechte, wo me nit söoli g'spürt; ih mah ne nit erlyde ame Morge."

Er brauchte aber nicht lange zu sinnen, Röseli half ihm bald zur Rede mit seinem gewohnten: „Woher? wo aus?" und hatte auf der Stelle los, daß das der alte Jowäger sei.

„Willst du zu deinem Sühnisweib?" frug es resolut und schalkhaft, wart, ih wills gah reiche." „Häb nit Mühy, sagte Hansli, ih will de selber zum Hus; mi chönnt süst meine, mi dörft sih nit zeige, oder es syg üs nit recht. U d'r Bub het Chummer, es gang d'm Meitschi bös." „Warum chunt dä

ſchießig Schlabi nüt?" fragte Röſeli." „Das iſt öppe nie erlebt worde, daß eine laht v'rkündte, chunt wie vom Himmel obe abe, u geit wie ne Schelm, wo, wenn er het was er will, ſih o nimme zeigt. D's Meyeli weiß nit, was es denke ſoll, u het ſih d'Auge faſt uſem Kopf pläret, u dä alt Schlychi het ſy Galgefreud dra, u plagts wo ner cha; we nes ſih nit g'ſchämt hätt, es wär dym Bub nahg'lüffe, dem Schluſi." „He, mi cha nit geng mache wie me will, b'ſungerbar we Wybervolch imme ne Hus iſch, ſagte Hansli. D'r Bub v'rmah ſih deſſe nüt; er wär längſte cho, aber es iſt, wo Wybervolch iſt, mängiſt trüb Wetter, we's ſcho nit regnet. Du, was ih frage will, heſt em Meitſchi e B'kleidig lah mache wie's öppe d'r Bruch iſt? oder manglist noh Geld, ſu ſägs. U de vo wege de Köttelene hah nih welle ſäge, du ſöllist ſe o chaufe. Neſi Alti het g'meint, Jakobli ſöll üſer Jumpfere ihri ume etlehne. So eini, die me uſem Bettel nehm, müß me nit gah uſputze wie ne Faſnachtkuh, ſuſt werd die ume g'ſtolzi. We ſi de einiſt wüß, wo d's Geld her chöm, u öppe thüy wie ne Mönſch, ſo chönn me de geng noh luege. U es het darwidere neue niemere viel g'ha, vo wege we üſi Alti öppis im Gring het, ſu het ſis nit i de Füße, u we me ere widerredt, ſu dopplet me ere d'Sach ume deſt feſter yche. Aber es het mih doch neue düecht, es wär ſtrengs, we me für d's Sühniswyb by d'r Jumpfere ging gah d'Göllerkötteli etlehne; es hätt neue aſe ke Gattig. U lue, da heſt Geld u chauf ſe, we e Sach einiſt g'ſcheh iſt, ſu iſt ſi g'ſcheh, u de cha me geng noh ſäge was me will, u cha o nüt ſäge, wie me lieber will." „Du mußt e Böſi daheim hah, du, ſagte Röſeli, das chunt nit gut, die tödt es Sühniswyb, u darfür iſt Meyeli doch z'gut." „S'macht nüt, ſagte Hansli, ſi lyge neue alle glych, ſeit me, we me ne d'r Gring laht, ſu cha me noh ſauft d'rby ſy, u we me ſih ihrere nit alles achtet, ſu iſt ſi d'rnebe noh e Guti u gönnt de Lüte d'Sach. Sie nähm emel nie öppe e Tropf Gaſſe oder öppis angers, wie's öppe

d'Wyber im Bruch hei, daß nit o öppe angers d'rvo näh müßt. Wenn es Sühniswyb öppe nit köpfig iſt, ſu wird das ſcho gah; nit daß es nüt gäh wird; je meh Wybervolch, deſt meh Kiefel." „Los Aetti, ſagte Rösli, d's Mannevolch wird by euch öppe o ſy wie a angere Orte, es Mul zum Eſſe hah, u eis zum Balge, aber kes für es fründligs Wort, und wer Zyberli ißt muß gränne. Wenn me aber ſyr Lebtig by Zyberligrännene ume ſy muß, wer wett da z'letzt nit häſſig werden. Doch nüt für ungut, ih wott nit mit dir zanke, und d's Meyeli wird gruſam froh ſy, we's dih g'ſeht. Drum gang, aber chum de ume, u brings mit; lue dert äpe Hus iſts u dur das Gäßli mußt."

Hanseli zog langſam ab und ſchritt gravitätiſch bis vor die Küchethüre, doppelte an ſelbiger und frug: „Iſt niemer daheim?" Da bewegte ſich ein Läufterli am Fenſter, und ein Köpfchen ſchob ſich heraus, das ausſah wie eine aufgegangene Roſe, aus welcher zwei Sternlein funkeln, und purpurroth ward dieſe Roſe, als die Sternlein den Mann vor der Küchenthüre erkannten und hörten wie er ſagte: „Du ſöllſt e chlei uſe cho." Zagend, zaudernd kam purpurroth das ſchlanke Meyeli durch die Küche, wie vor den Richter die Sünderin tritt, vor den Sultan der arme Sklave, der nichts verbrochen, aber weiß, ein Wink von des Sultans Hand, und zertrümmert iſt ſein Daſein.

Ach das arme Meitſchi, was hatte das gelitten, wie gebetet, wie geweint ſeit dem Sonntage, an welchem es verkündet worden war! Was Jakobli litt, das haben wir geſehen, aber was Meyeli litt, war unendlich mehr. Denkt euch ein liebendes armes Mädchen, dem Dornen ſein Bett ſind, und ein hartes Herz ſein Hauptkiſſen, und das Mädchen träumt, und die Liebe kommt ihm entgegen und öffnet mit goldenem Schlüſſel ein goldenes Thal, ein herrlich Paradies, und Liebesworte ſind des Thales Säuſeln, und Liebesblicke ſind die Lichtſtrahlen, die das Thal erleuchten, und eine Herrlichkeit,

die keine Worte faßt, schwebt über ihm, senkt sich in sein Herz, schwellt es auf in unendlicher Wonne, wie sie die Rose füllt, wenn sie dem Lichte sich erschließt, und Ewigkeit scheint diese Herrlichkeit zu umranden, und auf den Wellen reiner Lust wiegt das arme Mädchen sich in unendlicher Wonne, und die Wellen tragen es von Seligkeit zu Seligkeit, und immer näher gleitet der Kahn dem Borne, aus dem die Ströme der Seligkeit sich ergießen, die durch des Herrn Welten fließen. Da stößt an ein verborgen Riff der Kahn, er bebt in hartem Stoße; erschüttert fährt das arme Mädchen auf, schlägt in schwarzer Kammer die Augen auf; die harte Hand, die den Kahn an das Riff gestoßen, liegt noch auf seinem Arme; zu der rauhen Hand gesellt sich die nicht weichere Stimme und ruft die Seele des Mädchens aus dem seligen goldenen Traume ins öde wüste Leben, das kaum den großen Wüsten Arabiens gleicht. Dort sind noch herrliche Stellen, duftige Schatten, süße Quellen, kleine Paradiese; in des armen Mädchens Leben sind diese süßen weichen Plätzchen nicht; da ist nichts als harte Sonne, harte Menschen, harte Arbeit, ein Sehnen sonder Ziel, und dieses Leben dehnt sich schattenlos und endlos vor des erwachenden Mädchens Auge wieder aus; und welches Mädchen weint nicht, härmt sich über keinen Verlust, und hat es doch nichts verloren, ist es doch um einen Traum reicher geworden, und dieser Traum wird es noch manchmal erquicken in harter Arbeit, an harter Sonne wird noch manchmal sein Plätzchen sein, wo es ruht fliehend vor den harten Herzen. O unglücklich wird nie, wem so selige Träume in sein Leben hineinreichen. Träume sind Boten Gottes, und wem sie Freudiges künden, dem sind sie das köstliche Labsal in des Lebens Drangsal, ja dem sind sie die Felsen, an welche die Seele sich klammert, wenn die Stürme sie ergreifen, wenn die Brandung sie umdonnert. So sendet der Vater über den Sternen, wenn des Abends die Sonne untergegangen ist, die Nebel aus den Gründen steigen, und die Gebete aus den Herzen

der Menſchen zu ſeinem Throne, viele, viele tauſend ſüße Träume aus, Boten der Liebe, Zeugen der Erhörung der betenden Herzen. Und viele tauſend dieſer Träume verklären ſich zu holden Liebesgärten und ſenken ſich nieder in die Herzen der Mädchen, die fromm und froh dem Leben dienen, des Herrn warten, denen unzeitiger Froſt oder eine wilde Hand den Liebesgarten im Leben zerſtört, oder denen des Herrn Wille im Leben keinen zugewieſen, ſondern ihnen das Harren zugetheilt, das gläubige Harren, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen. Dieſe Träume alle ſind dem Thaue gleich, den der Herr fallen läßt auf die durſtenden Pflanzen, die welken Blümlein, daß ſie in neuer Kraft und Schöne den folgenden Tag begrüßen. Nach ſolchen Träumen weinten wohl die Mädchen, aber die Thränen ſind nicht bitter; manchem Mädchen ſind ſie ſein Stab auf der Lebenspilgerreiſe, ſein Schlauch ſüßen Waſſers in der Wüſte ſeines Wanderns.

Ein ganz anderes wäre, wenn unſer Geiſt wirklich geſchieden wäre aus dem Leibe, und ein holdes Weſen in lichtem Liebesglanze würde ſein Führer, ſeine Hand zerſtreute die Nebel, die herrlichſten Räume entrollten ſich, in ſeligem Entzücken fühlte unſer Geiſt vom ſüßeſten Weſen ſich erfaßt, aber plötzlich würde ſchwarz das Lichtweſen an ſeiner Hand, verſunken wären in ſchwarze Nacht die herrlichen Räume; zu giftigen Schlangen wäre das Weſen geworden, und die Schlangen hätten ſich um ſein Innerſtes gewunden, und in giftigem Hohne ſtieße die Hand, die ihn gehalten, von Abgrund zu Abgrund, und in jedem wäre ſchwärzer die Nacht, und in jedem grauenvoller die Pein. Das wäre kein Traum, das wäre ein Erlebniß, und an der Herrlichkeit des Erwartens würden die Schreckniſſe des Erlebten wachſen je einen Tag um den andern, und die täuſchende Hand würde der Dolch ſein, der ſonder Aufhören die Seele peinigte, da wo ihr Empfinden das innigſte iſt, da wo die Liebe weilt.

Jetzt denke man ſich das arme Meyeli, ſeit Jahren gefeſſelt ans Dornenbrett, auf dem das Gnadenbrod gebacken wird, und auf einmal erſcheint ihm — nur ein Jakobli, und dieſer beſaß nur ein Auge, aber der Jakobli ſchien ihm doch ſein Engel; in ſeinem Herzen leuchtete er wie die Morgenſonne; er löste es ab von dem Dornenbrett, er öffnete ihm ein freies Leben voll Liebe und eigenem Brod, und dieſes Leben ward ihm zu einem großen Tannenbäumchen, wie die Kinder am Neujahr kleine kriegen, und dieſer Tannenbaum gebar der goldenen Nüſſe in die Tauſende, und geſchmückt ward er alle Stunden herrlicher, und ſüßes Wehen ſäuſelte um ſein junges Herz. Wer zählt wohl die Gedanken alle? wer hat ſie erglühen ſehen in ihrer Farbenpracht? wer ſie gekoſtet in ihrer Süßigkeit, die Meyelis Herz durchflutheten in ſelber Nacht, die dem Tage folgte, an welchem er das Hochzeit angegeben hatte? Ein Bräutigam war ihm wie vom Himmel gefallen; um den grünen Haſelhaag herum war er ihm in die Arme gefallen, und noch dazu gerade der, den es im Herzen trug, deſſen vermeintliche Unfreundlichkeit ihn's ſo lange geplagt hatte, der aber ſeit jenem Begegnen ſo freundlich in ſeinem Herzen wohnte, und doch ſo wehmüthig. Wäreſt du doch gegangen, hätteſt mit ihm eine Halbe getrunken, wer weiß was es gegeben hätte; jetzt haſt du ihn dein Lebtag vielleicht zum letzten Male geſehen; ſo klang es in mancher ſtillen Stunde in ſeinem Herzen, und dann ward dieſes ſo ſchwer und weich, daß es ihn's dünkte, es ſollte der Boden ſich öffnen unter ihm, und es möchte ſo gerne an die Ruhe. Aber immer kam doch wieder eine Kraft oben auf, die ihm ſagte, du hatteſt recht gethan, und wo man recht gethan, ſoll man nie reuig werden; wenns Gottes Wille ſei, ſo werde er ſie ſchon noch mehr zuſammenführen. Und als er ſie zuſammenführte, als die Anfänge des Knotens geſchlungen waren, den nur der Tod löſen ſoll, da nun faßte ſein Herz die Freude kaum, und es dünkte ihn's manchmal, es

wolle zerſpringen vor Freude; dann ward ihm doch wieder ſo bange; es konnte nicht glauben, daß alles möglich ſei, und wenn es wirklich ſei, ſo malte ihm doch die innere Angſt das Widerſtreben der Eltern vor ſammt den andern Hinderniſſen, und es ſagte ſich hundertmal, es werde ſicherlich nichts daraus geben, darauf könne es zählen; es ſei ja nie erhört worden, daß ſo ein armes Meitſchi ſo ung'ſinnet glücklich werde. Als am Sonntag, nach der ung'ſinneten Verkündigung, alle Leute ihren Spaß mit ihm hatten und ihre Freude zeigten, nur hier und da einige Schmutzgüggeli die Naſe rümpften und ſagten, wenn ſie ſellig wollten, wie da geſtern einer im Dorf herum gelaufen wie e Sturm, ſo hätten ſie ſchon mehr als hundert ſellig haben können, aber ſellig möchten ſie mit keinem Stecklein anrühren; da vergaß es ſeine Angſt, und nahm einige Stunden die Sache als ausgemacht, als fertig, als erlebt. Als der Abend kam, da freute es ſich unſäglich auf Jakobli, und tauſend Sachen hatte es ihm zu ſagen, und tauſend zu fragen, und ſein einziger Kummer war, daß es mehr als d's Halbe vergeſſen werde.

Aber Stunde um Stunde verrann, kein Jakobli kam; der Montag kam und kein Jakobli war gekommen; ſo ging Tag um Tag um, und keiner brachte dem armen Meyeli ſeinen Bräutigam. Es wußte nicht was es denken ſollte; es ängſtigte ſich mit tauſenderlei Dingen. Vielleicht war er erſchlagen oder daheim an tödtlichem Fieber im Bette, oder es hatte ihm jemand z'böſt geredet, er war reuig geworden, oder hatte von Anfang es nur zum Beſten gehalten, nirgends verkünden laſſen als hier, und lachte jetzt ſeiner, und ſeine Eltern nahmen ihn mir nichts dir nichts unter den Jahren weg. Und wie das menſchliche Gemüth in ſolchen Aengſten immer am ärgſten haftet, ſo glaubte es ſich je länger je mehr verrathen, verlaſſen. Alle ſeine Hoffnungen that es durch, eine nach der andern, und ganz dunkel ward ſein Leben wieder, und auf das Dornenbrett, auf dem das Gnaden-

brod gebacken wird, ſank es wieder nieder, und doch war das nicht ſein größter Schmerz. Aber das that ihm weh bis ins innerſte Mark hinein, das wollte ſeine Seele faſt zerreißen, daß Jakobli ſo an ihm handeln konnte. Es hatte ihn ſo lieb gehabt; er war der einzige und erſte Menſch, ſeit ſeine Eltern geſtorben, den ſeine Seele mit Liebe umfaßte, dem es aufſchloß ſeines Herzens Thüre, den es umfaßte mit aller Innigkeit eines jungen verlaſſenen Herzens; und dieſer wars der ihn's betrog, täuſchte, ſeiner vielleicht lachte. Es hatte geglaubt, jetzt ſei es doch wieder öpperem, hätte doch jemand in der weiten Welt, an den es ſeine Seele ketten, den es lieb haben könnte und dürfte ſo recht von Herzens Grund und vor Gott und Menſchen, und jetzt hatte der ihn's verrathen, jetzt war es noch ärmer als zuvor. Es war um ſeinen Glauben, ſein Vertrauen gebracht, daß jemand mit einem armen Meitſchi es gut meine, daß es je eine aufrichtige Seele finden werde. Wenn man Mädchen weinen hört gebrochenen Herzens, und ſie können es Einem ſagen, was ihnen eigentlich den tödtlichen Stich gegeben, ſo iſt es nicht der Stich, der von zertrümmerten Hoffnungen auf äußeres Lebensglück kömmt, nicht der, welcher auf die Scham kömmt, ein Spott der Menſchen zu ſein; die Mädchen, welche nur dieſes ſticht, ſterben nicht an gebrochenem Herzen, ſondern es iſt die Wunde der verratheuen Liebe; es iſt der Schmerz, daß von dem Geliebten der Schlag gekommen; es iſt der Verluſt des Glaubens, des Vertrauens zum Menſchen; es iſt der Schmerz der Verzweiflung an der höheren Natur der Menſchen. Das iſt, was ſo unheilbar manches arme Herz verletzt hat, ja was ihm faſt den Glauben an die Seligkeit genommen hat; denn wie ſollte ein ſolches Geſchlecht, das Liebe lohnet mit Verrath, zu einem himmliſchen Daſein beſtimmt ſein?

Das wars, was ſo mit unſäglichem Schmerz des armen Meitſchis Herz zerriß durch ſo manchen Tag über. Es konnte

ihm keinen Namen geben; es mochte nicht einmal Röseli klagen, denn auch diesem traute es nicht mehr, aber gestorben wäre es gerne. O wenn doch so eine alte Frau wüßte, wie weh sie thut mit solchen Wunderlichkeiten einem armen Herzen, wie wirser als die grausamsten Schläge thun, sie wäre sicher weniger wunderlich. Ich glaube es nicht einmal, wenigstens alle nicht. Es giebt solche herbe versäuerte Naturen, die eine eigentliche Feindschaft in sich tragen gegen junge Herzen, und zu meinen scheinen, solche Herzen zu plagen, zu quälen gehöre zur Erziehung, sei eine von Gott dem Alter aufgetragene Pflicht. Und nun thun sie allerdings alles was in ihren Kräften steht, diesen Herzen jede Freude zu vergiften, jede Hoffnung zu verkümmern, jeden Genuß zu hindern, und je lauter sie darüber weinen, desto stolzer ist so eine widerhaarige Alte oder Alter auf die erfüllte Pflicht. Es ist wirklich nichts traurigeres auf Erden als so ein altes zusammengeschrumpftes runzlichtes Herz. Aber glaube man, ein solches Herz plagt am meisten seinen Träger; derselbe würde tausendmal wohler leben am scheußlichsten schmerzlichsten Geschwür in seinem Leibe, als an solch einem Herzen.

Meyeli war allein in der Stube, als draußen geklopft wurde, hatte den Kopf auf den Ofen gelegt, und trüb und schwer lag es auf seiner Seele; wie finstere Regenwolken an den Bergwänden, so hingen dunkle Gedanken über ihr. Nun stund draußen Jakoblis Vater; es erkannte seine auffallende Gestalt auf den ersten Blick. Darum ward es so roth, darum kam es hervor mit einem Schritt, so schwer wie ihn der Verbrecher geht, wenn ihn der Richter ruft, der Richter, der den schwarzen Stab in den Händen hält, der gebrochen wird über dem sündigen Haupte, das dem Tode verfallen ist. Es war überzeugt, der kam um anzusagen, daß mit allem nichts sei, und daß es sich schämen sollte, an solche Sachen nur zu denken.

„Grüß Gott! und wie gohts?" sagte Hansli, und

ſtreckte dem Meitſchi ſeine Hand dar, die faſt ausſah wie ein Stück Eichenrinde. Meyeli nahm die Hand, aber brachte kein Wort hervor; es ſchnürte ihn's im Halſe und alles Blut war aus ſeinem Geſichtchen gewichen, wie jeder blaß wird, der das Schwerdt zum tödtenden Streich auf ſich niederfahren ſieht. „D'r Bub wär ſelber cho, fuhr Hansli fort, aber es het ſih neue nit welle ſchicke, un ih hah du däicht, ih well fry ſelber cho, un es ſyg öppe nit unanſtändig, wenn ih mit dym Götti o öppe es Wort redi. Wo iſt er? er ſöll füre cho."

Seppli hatte das Klopfen wohl gehört, und in der Ecke des Hauſes dem Ding abgewartet. Jetzt ſchlich er daher wie von ungefähr. „Das wird ne ſy mit Schyn, frug Hansli, d'r Götti?" „Ih ſött ne ſy, ſagte Seppli, aber ob me mih geng d'rfür heig, iſt ebe d'Frag." „Es wird o gah, wie's cha u ma, ſagte Hansli. Aber warum ih chume, my Bub het da neue es Händeli mit dem Meitli ag'fange." „He ja, fiel Seppli ein, es iſt m'r öppe z'wider gnue gſy; ih v'rmah mih deſſe nüt, u wott mihs o nit etgelte, lueg es jetzt. Vom Hus eweg han ne g'jagt, aber hinger mym Rücke hei ſi das du g'macht." „He, ſyg das jetzt wie's well, ſagte Hansli, ih hah ume welle ſäge, we d'r d's Meitli übel erleidet ſyg u de's nimme vor Auge hah mögiſt, ſu welle m'rs grad zu nihs näh; uf e nes paar Tag uf oder nieder chunts de notti nit a, u b'ſungerbar em Bub wärs d's Rechte, we's chäm."

Seppli vergaß das Maul offen; aber wer den Glanz hätte faſſen können, der in Meyelis Augen trat, hätte den köſtlichſten der Diamanten gehabt, wie er in keiner Krone der Erde gefunden wird.

Seppli ſagte endlich: „es wird dir öppe nit Aerſt ſy; aber wie g'ſeit, ih v'rmah mih d'r ganze Sache nüt; für z'helfe iſt me gut gnue, aber für öppe z'rathe mangelt man eim nüt, u jetz wott ih o nüt d'rmit; we's uſhah witt, ſu

häb; es iſt m'r d's rechte, ume daß es de weiß, wie's Meitlene geit, wo's ihrem Gring nah zwänge wei. Es g'ſcheht ihm recht, dem Dreckloch, was mangelt es ſelligs Meitſchi z'hürathe." „He, ſagte Hansli, es wird ihm öppe ſy wie angere o. Aber vo Uſhah iſt ke Red. Mir hei ihms nit agäh, mir wei ihms o nit wehre. Es iſt üs recht, we ner es brave Wybervölchli überchunt, un uf ene Chrüzer Geld chunts ihs nit a. U ſo hah nih ume welle luege, wie's gang hie, und öpps fry grad wett mit m'r cho; mir hätte ihm netti Platz u z'eſſe."

Man kann ſich nicht denken, wie es Meyeli war bei dieſen Reden. Nicht wie einem Verbrecher, dem man am Hochgericht Gnade rufet, denn Liebesangſt iſt nicht ganz wie Galgenangſt. Aber noch viel weniger iſt des Mädchens Freude, das aus Liebesleid und Noth geriſſen wird, des Verbrechers Freude, welchem das Leben geſchenkt wird. Des Verbrechers Freude kann man beſchreiben, aber wer malt des Mädchens Freude? wer malt Sternenglanz und Morgenroth? wer den wunderbaren Duft, der an thaureichen Morgen über den Wieſen liegt?

Wie aber Seppli da ſtand dumm und verblüfft, das hat jedermann ſchon geſehen; des Menſchen Jämmerlichkeit ſteht uns ja alle Tage vor Augen; die Liebesfülle eines jungen Herzens, wenn ſie hervorbricht aus der Noth dunkler Kammer, wie ſelten ſchaut Einer die, und wer ſie geſehen hat, findet die Farben nie, ſie darzuſtellen. Denn dieſer Farben Quelle ſprudelt nur in liebesvollen Herzen; hingegen einen jämmerlichen Seppli darzuſtellen findet man die Materie in jeder Pfütze. Der Seppli ſtund alſo da, als ob ihn ſeine Hoſen in Verlegenheit ſetzten und frug endlich: „Ja ſo, iſt's de Aerſt? Jä ſo, we's ſo iſt, ſo muß ih doch de nadiſch frage, was ihr für Lüt ſyt, vo wege ih bi d'r Götti, un es cha m'r nit gragglrich ſy, wie's d's Meitſchi het, u zu wem es chunt, vo wege es handlet ſih da nit nume um e Lyk, ſondere o

um d'Seel, u ſo mir nüt dir nüt lah nihs nit ſo zu me ne jedere. Es chönnt dä Weg e niedere cho, es welle, u nih hah's de Eltere abg'ne, u muß es einiſt v'rſpreche." „He jo, jo, ſagte Hansli, es wird ſy, aber du bruchſt nit Chummer z'hah vo wegem Lyb; g'eſſe hei m'r, es zahlts Höſti u öppe Geld o ne chly, u vo wege der Seel chcu m'r bete, göh g'Chile, hei ne Bible u d'r Byl drin z'luege, u was will me meh?" „Es iſt mügli, ſagte Seppli, aber es iſt ſcho mängiſt öppis g'ſeit worde, es iſt nit gſy." „Hah nüt d'rwider, ſagte Hansli, o noh in mänger V'rſammlig. Aber üſeretwille bruchſt nit Chummer z'hah. Ih hah noh ke Mönſch e re Kuh twege ag'loge, u ſo eme ne Wyberwölchli wege möcht ih nit Mühy hah." „Ih g'höre, ſagte Seppli, du wirſt o vo dene eine ſy, wo's mit der Welt hei, vo dene Selbſtgerechte eine, wo es G'ſicht hei wie du, u meine mi ſött ne alles z'laube. Aber du heſts g'hört, ih muß das Meitſchi vor [illegible] antworte, u es iſt hützutag niemere z'traue, es iſt [illegible] e böſi Welt. U ih will d'rs grad uſe ſäge, dyne Rede a biſt du o nit vo de Rechte eine, u mi wird müſſe luege, was me macht." „He nu ſo de, ſu mach du ſry was du witt, ſagte Hansli. Es iſt emel jetz z'verchündte, u das wirds wohl hah; u am Fryte, wo's am Sunde iſt usz'v'rchünte gſy, wei ſi Hochzyt hah, u das wirſt ſe emel müſſe lah, u we d' nit witt, ſu mach was d'chaſt. U we ſi Hochzyt g'ha hei, ſu chunt äs zu nihs, das wird de müſſe ſy. M'r wei jetz nit z'längem chäre; d'Sach lauft nüſti, du wirſt notti müſſe, was es vo de unnütze Werte heißt, we du ſo ne Geiſtlige biſt. Adie wohl! Du chumm mit, ih hah noh neuis mit d'r," ſagte er zu Meyeli, und achtete ſich Sepplis, der aufbegehrte und ſagte, er mangle denn des V'rſumens nüt all Fingerslänz, und er hätte ſeine Zumpfere anders z'brauchen als des ume z'laufe. So böſe war aber Hansli auch lange nie geweſen, denn ſo weit er gewöhnlich kam, war er bekannt, und ſo weit er bekannt war, fiel es niemand ein, ſeine Rechtlich-

keit, ſein Vermögen, ſeine Frömmigkeit in Zweifel zu ziehen. Er wanderte in zorniger Haſtigkeit dem Wirthshauſe zu, ſah ſich nie um, ob Meyeli ihm nachkäme, und griff mit ſeinem Stecken noch einmal ſo weit aus als ſonſt.

Im Wirthshaus hatte Hanſli lange, bis er ſich gefaßt hatte. Er begehrte aber nicht laut auf; er war gewohnt, ſo etwas in ſich ſelbſt in aller Stille zu verwerchen. Endlich ſagte er, dä Käpper hätte ihn bald taube g'macht, u wes nit der Götti wär, es müßt per Forſcht mit ihm cho. Unterdeſſen hatte Röſeli das Meyeli angefallen, warum es die ganze Woche nicht zu ihm gekommen, und nach einigen Austreden hatte es daſſelbe endlich zum aufrichtigen Bekenntniß ſeiner Seelenangſt gebracht. In aufrichtiger Treue erzählte es, wie es ihm geweſen, aber wie es daſſelbe vor niemand hätte verlauten laſſen, und dazu floſſen die Thränen ihm ſtromsweiſe über das Geſicht wie Regen, aber wie Regen, durch den bereits die Sonne ſcheinet. Und es kam ſelbſt dem Hanſli warm die Backen ab, und als er mit der Hand über die Backen fuhr, gabs faſt einen Ton, wie wenn man mit einer Holzfeile über einen Laden fährt, und er ſagte: „Das iſt eifalts vo d'r gſy, Meitſchi; meinſt doch de by üs obe ſyg me ſo ſchlecht, ſo nes Tröpfli dä Weg gah für e Narre z'hah? Nei, d's ſelb doch de nit. Es müſſe hie ume ſchlecht Lüt ſy, daß d'r ſövli ſchlechts z'Sinn cho iſt. Aber wäriſt cho luege u cho frage, gäb de ſövli usg'ſtange heſt; ſövli wyt iſts doch nit." Es hätte nicht dürfen, ſagte Meyeli; wenn me's de öppe vom Hus g'ſagt hätt, es wüß ke Mönſch was es ag'fange hätt, u wie es ſih hätt chönne v'rjünge. Aber wie es ihm gſy ſyg, chönn es niemere ſäge; es ſyg ihm noh jetz in alle Gliedere, es düechs, mi hätt ihm d'Gleich uſ'räit oder abe nangere g'ſagt.

Indeſſen ward es doch wieder fröhlich und heiter, konnte mit Röſeli ſcherzen, konnte erzählen wie der Götti geweſen. Viel geſagt hätte er nicht; je länger Jakobli nicht gekommen,

deſto mehr hätte es ihn gelächeret; es hätte wohl geſehen, wie er es ihm hätte gönnen mögen, wenn aus allem nichts geworden. Aber es nehme es auch kein wunder; er werde nicht wiſſen, wer die Haushaltung machen ſolle, wenn es fort ſei. Es müſſe ſagen, das g'mühe ihn's; es ſei doch geng d'r Götti, un es düechs, wenn es bi nihm blieb noh e Rung, bis er öppe wieder e angeri heig, u das gang nit lang, ſu wär das nit d's unaſtändigiſte. „Selb wei m'r nit mache, ſagte Hansli, er cha luege wie ers macht, u für Geld gits Lüt gnue. D'Mutter laht d'r Bub nit furt wenn er will, u ſövli Längizyti hab miech ne noh ung'ſünger as er iſt. U d's Sühniswyb lah Jumpfere ſy, wo's d's wüſtiſte alles abthue muß, ſchickt ſih neue e nüt, we me ſelber z'werche u z'eſſe het, u noh viel u dick frömd Lüt muß hah. Wes Hochzyt für iſt, ſu chunſt; es ſchickt ſih am baaſte, wes d'r ewel recht iſt."

„B'hütis, ſagte Meyeli, ih mache ja wie mes bifihlt; aber grufam Angſt macht es mir z'che, ſo ohni nüt u nih förchte, ih chönns nit breiche u Jakobli werd reuig, u mi ſyg nit z'friede mit m'r." „Häb nit Chummer, ſagte Hansli, es iſt a alle Orte öppis, u my Alti brummlet albe einiſt; aber mi muß ſih deſſe nüt achte. Mach geng u ſäg nüt, ſu fehlts d'r nit."

„Da möchte ich nicht dein Söhniswyb ſein, lachte Röſeli; wer Tüfel möcht geng mache u nüt ſäge? Wenn ih mache, ſu wott ih rede, d'r Blaſt muß allweg uſe. Nei Aetti, g'redt muß ſy, u we Meyeli nüt ſäge ſoll, ſu gange nih noh hüt zum Pfarrer u ſäge, er ſoll höre v'rchündte. Denk doch o, we d' amene Morge dys Sühniswyb v'rſprengt im Bett ſungiſt wie ne v'rſprengti Büchſe; du hättiſts doch o ungern." „Sövli g'fährlig iſts nit, ſagte Hansli; vo nüt ſäge iſt o nit d'Red. Aber du weißt wohl wie nih's meine. Aber es meint e niederi, ſi müß rede, we ſi ſchwyge ſött, u we ſi rede ſöll, ſu weiß me mängiſt längs Stück nit, iſts e Stock oder e

Mönſch, u gäb was me macht, es wott e ke Gux cho.“ „Du weißt aber o nit was d'witt, Aetti; bal ſoll me rede, u bal nit; dir iſt bös z'breiche, u wes noh böſer iſt, dyr Alte z'breiche, ſu gnad Gott eme ne Sühniswyb.“ „We nih nit ſcho eis hätt, ſu ſieg ih: chum probir! ſagte Hansli. Es iſt ime Hus grad wie ime Lied; da muß eis uſs anger loſe, wes ſchön gah ſoll, u mängiſt muß eis ſüferli ſinge, we die angere am lutiſte mache, u mängiſt eleini ſinge, u mängiſt die angere eleini lah mache. U wie e niders Lied e eigeni Wys het, ſo hets o es nieders Hus, u wie me geng muß luege, a was für eme Lied me iſt, we me afaht ſinge, ſu muß me o luege, us was für eme Ton es ime Hus gang. U darum geits ſövli bös, wil ſo mängs ime niedere Hus uſem glyche Ton blybe will. Es ging o nit ſchön, we me es nieders Lied uf e glyche Weg ſinge wett. Aber das cha me eim nit b'richte, mi muß ſelber d's G'hör hah d'rfür, u merke, wele Weg es am beſte geit.“

„Aetti, ſagte Röſeli, heſt de das ſelber erſinnet? We das iſt, ag'ſeh thät me d'rs nit.“

„Du biſt e Täſche, ſagte Hansli. Aber my Großmutter het albeg g'ſeit, we eine nit v'rgeß, was Aetti u Großätti g'ſeit heige, u nihm ſelber ume alli Wuche einiſt öppis z'Sinn chöm, ſu ſyg er doch noh lang witziger as mänge, wo meini, er g'ſey d's Gras wachſe u g'hör d'Flöh huſte, u ſih faſt lätz ſinn, u d'Därm uſem Lyb drück für d'r G'ſchydſt z'werde. U ſi het g'ſeit, es ſyg de nit g'ſeit, daß me all Tag alles ſäge müß, wo me wüß; we me ume alli Fraufaſten Speck heig, es düech eim am beſte.“ „Ja Aetti, aber Speck u Rede iſt doch nit d's glyche. Speck hah nih grad gnue, aber je meh nih rede, deſto läſtiger düechts mih.“ „Du heſts de mit em rede o wie mit em tanze, we d'Obrigkeit nit Fürabe miech, d'Meitſcheni hörte nit uf, bis ſi d'Bei bis a ne Stumpe zueche abg'wetzt u abtanzet hätte. Aber ih u du heis nit glych. Tanze cha me d's ganz Jahr, we d'Gyge geit, aber

für z'ſäye gits nit ſo mänge Tag, wo's gut iſt, u i d'r Münz nuſchet me all Tag, aber über d'Duble u übere Sparhafe geit me d's Jahrs nit mängiſt, we me emel witzig iſt."

„Aber was chunt dih de a, daß de hüt ſo über d'Drucke geiſt, u da uſchrameſt, als ob du uf d'r Wysheit Salomonis hocketeſt?" ſagte Röſeli.

„He los, du Schnädergätzi, das will ih d'r ſäge. Myr Lebtig überchume ih ume eis Sühniswyb, wil ih ume ei Bueb hah, u das iſts, u das g'fallt m'r, u nih däich, es chönn nit ſo übel gah, we's ſih öppe ſchicke wett. Aber d'Großmutter hets mängiſt g'ſeit, es chöm alles druf a, wie eini über d'Schwelle trapp; we ne rc d'r erſt Schritt fehl, ſu heigs g'fehlt; das ſyg grad, wenn d'r erſt Nagel, wo me i d'Schwelle vo me neue Hus ſchlach, rauchni, es nit fehl, daß d's Hus z'rbrönn. U da iſt m'r dra g'lege, daß d'r erſt Tritt nit fehl, u dem erſte Tritt die angere nah ginge; vo wege d's Wybervolch iſt es wunderlichs Volch, ih hah noh vo kem ſellige g'hört. We me Wy inume Faß het, ſu cha me öppe mit jungem zufülle, es macht nüt; aber we me alts Wybervolch im e Hus het, u es chunt jungs d'rzu, ſu faht's geng a jäſe, u mi muß gut d'rzu luege, daß es dem Faß nit d'r Bode uſe ſpreng. U deſſetwege hah nih e weni drüber g'luegt übers Schatzkäſtli u haß füre g'no, was m'r unger d'Finger cho iſt, wo nih g'meint hah, es ſchick ſih öppe."

Hansli täuſchte ſich aber doch. Wenn man anfängt zu reden, kennt man ſelten die Triebfeder; hinten drein hat auch der Dümmſte den beſten Grund. Aber wer hat nicht ſchon geſehen, wie eine alte Schwarte weich wird an der Sonne, und wer nicht, wie ein alter Käuſi in Gegenwart junger oder nur eines jungen Mädchens aufthaute, zwanzig, dreißigjährige Rinde ſchmolz, und aus der alten Hülle recht Junges und Reges zum Vorſchein kam, daß man auf den Kopf hätte ſtehen mögen? Wer will ſich daher wundern, das es dem

Hansli Jowäger auch so ging in Gegenwart zweier Mädchen, von denen das eine ihn aufguſelte wie man mit einem Stock am Ende auch das trägſte Thier auf die Beine bringt, das andere aber wie ſanfte Wärme aufthauend auf ihn wirkte. Schon der ritterliche Zug unter dem Vorwande eines Kuhkaufes zu ſeines Sohnes Braut hatte ihn aufgeregt, und eine längſt vergrabene Entſchloſſenheit hatte er hervorgeſucht, wie auch oft vor alten Zeiten Ritter zu ihren kühnſten Thaten Schwerdter aus den Gräbern genommen.

Der Kampf mit dem alten Seppli hatte ihn noch mehr aufgeregt, und ich möchte fragen, ob, wenn vor Zeiten nach ruhmvoll beſtandenem Turnier die Ritter unter ihren Schönen ſaßen, ihre Herzen nicht ganz ſtüſſig geworden ſein werden? Mehr als zwanzig Jahre hatte Hansli nie ſo etwas erlebt, nie ſich ſo geſtellt, nie alleine zwiſchen zwei ſo holden Mädchen geſeſſen; da muß man ſich doch wirklich nicht wundern, wenn die alte Schwarte ſchmolz und ihm ganz wohlig ward ums Herz, und ihn düechte, wenn er Jakobli wär, ſo hätte er auch die genommen und keine andere, und wenn er dem Meitſchi etwas erſparen könnte, ſo möchte ers, und wenn er ihm ein Lieb anthun könnte, ſo reute ihn's Geld nicht. So plauderte er mehr als er ſeit Jahren gethan, verſäumte ſich länger als er wollte, ließ aufwarten, als ob er der Bräutigam wäre, begleitete Meyeli wieder zum Haus, und ſagte dem Seppli noch nachträglich, er well ſys Sühniswyb noh da lah bis es Hochzyt g'ha heig, de aber ke Tag länger, u er ſöll ume nache frage, ſo ſtreng er mög, aber ihm Sorg zum Meitſchi hah; wenn es ihn für e Götti hah ſöll, ſu ſöll er o wie ne Götti thue, u nit ume, wo's ihm chumlig ſyg ſondern o wo's Recht u Bruch ſyg.

Seppli war nicht der, der ſich nicht duckte, wenn er Hand ob ſich ſah; er konnte dann thun wie eine Katze, wenn ſie zärtlich wird. Er hieß Hansli in die Stube kommen; es ſollte ihm ein Kaffee gemacht werden, und mit allen Herr-

lichkeiten des Hauſes aufgewartet; er hätte unrechten Bericht vernommen; man hätte ihn für den lätzen angeſehen, kurz deren Entſchuldigungen hätte ein Hofſcharwanz nicht beſſer gemacht, wenn er den König für einen Küchenjungen angeſehen hätte. Aber Hanſli war nicht beweglich; an alte Katzen war er gewohnt, die machten keinen Eindruck auf ſein Herz. Er hätte gegeſſen und getrunken, ſagte er, u müß hüt noh e Plätz wyters, und er ſöll öppe nit Chummer hah fürs Meitſchi; es chöm notti o zu Lüte. „Heſt g'hört, u b'hüt dih Gott," ſagte Hanſli. „Du zürnſt doch öppe nit? ſagte Seppli; es wär m'r leid, ih hahs gut gemeint u mein es noh ſo." „Was wett ih zürne, ſagte Hanſli; es machts e niedere wie ers im Bruch het un ihms d'r Geiſt y git. Adie."

Nach zehn Schritten ſtund er ſtille, winkte Meyeli und ſagte: „Los neuis!" und als es willig und fröhlich herbeiſprang, ſagte er: „Chum e chlyſeli mit m'r." Als ein Ofenhaus, Bäume und ein dicker Dornhaag vor neugierigen Augen ſie deckte, zog er ein Hämpfeli Geld aus dem Buſen und ſagte: „Es iſt aſtändig, wenn es Meitſchi, we's Hochzyt het, o nes Schübeli Geld het, daß es o öpperem chrame cha wo's aſtändig iſt, u wo nes gern möcht, u daß es nit ſo ganz blutts y zügle muß; da heſt neuis u bruchs wie d' witt, u ſchüch dih nüt, wo das gſy iſch, iſch noh meh." Das Meitſchi weigerte ſich erſt, aber Hanſli ſagte: „Thu nit dumm u nimm, du biſt ja jetz o mys King." Da fiel Meyeli dem Alten um den Hals und ſagte: „O Aetti, o Aetti, hah nih wiederum e Aetti." „Du biſt e Göhl!" ſagte Hanſli, raſpelte mit der Hand im Geſichte herum und preſſirte weiter.

Aber noch lange biß es ihn im Geſichte, und er führte Selbſtgeſpräche, bis er zum Schluß kam: „Aparti es brave iſts nit; die angeri wär de viel die bräver gſy, aber es ſtyfs iſt's u nes manierligs Wybervölchli; es dücht eim, by dem ſött es kurzwyligs Sy ſy, d'rnebe weiß me's nit. Was es

uſe me Meitſchi für e Frau git, weiß ke Mönſch; es düecht eim mängiſt, us de ſchönſte Himmelsgüeglene ſötts die wüſteſte Donnergnege gäh."

Darauf richtete er ſeine Gedanken auf eine Kuh, denn ohne eine ſolche wäre er nicht gerne heimgekommen, Anne Bäbi hätte ſonſt merken können, wo er geweſen, und wenn es gefragt, ſo hätte er nicht gelogen, das war nicht ſein Brauch. Aber er wollte lieber, es frage nicht, denn er fürchtete Anne Bäbi, wie eigentlich ſo viele andere Männer ihre Weiber. Es iſt nicht eine eigentliche Furcht, aber durch ein nachhaltiges Nichtnachgeben und immer von vornen Anfangen, haben ſie eine Gewalt gewonnen, die nicht immer ſichtbar iſt, aber die der Mann doch fühlt wie das Roß den Zügel, und gar mancher preſſirt heim, läßt nicht wechſeln, hat einen Schoppen weniger, alles ſeines Weibes wegen, das ihn nicht prügelt, aber das ihm es zu erleiden wußte. Anne Bäbi hatte Hansli nicht verboten hin zu gehen, er wußte nicht, was es dazu ſagen thäte, wenn es es vernähme, aber er wollte es lieber nicht erfahren. Sein Lebtag hatte er nie ſo ſchnell eine Kuh gekauft wie diesmal, und doch nie eine ſo gute und dazu wohlfeile; es war als ob das Glück ihn expreß in das Nebenshüsli geführt, wo wegen Mangel an Platz eine feil ſtand.

Noch war es nicht Nacht, als er heim kam, und die ganze Haushaltig ſtund um den Kleb und bewunderte Hanslis Schick; ſelbſt Anne Bäbi kam, aber als ob es die Andern ſuchen und wegjagen wollte. Wo doch die Stogline all ſeien, es ſei wohl d'r werth, wege me ſellige Eheibechuehli ſo z'ſäme z'ſtah u z'luege, wie we ſi ihrer Lebtig noh nüt mit Hörnere g'ſeh hätte. Und als die Andern auf das viergeggetig Uter wieſen und rühmten wie es eine g'modelte ſei, ſo brummte Anne Bäbi, es ſei wohl d'r werth, ſo nes Weſe z'mache; wenn es hätt e ganze g'ſchlagene Tag nache ſtopfe welle, ſo hätt es eini welle chaufe, noh einiſt ſo groß u noh einiſt ſo wohlfel. Dann jagte es Mädi in die Küche; es ſolle gah

yſchnyde, ſu chönn me o einiſt eſſe, u we me rüf, ſu ſölle ſi enangere nah cho, u nit mit dem Chuehli die ganz Nacht d'Göhle mache, daß ſie noh i d'Brattig chöme; es ſyg ſih doch notti nit d'r werth mit eme ſellige Grieggel.

Im Stall, als es ſauber war vom Weibervolk und Sami melch, ſagte Hansli: „Es laht dih de grüße.“ „Wem? we biſt gſy?“ fragte Jakobli. „He wem! ſagte Hansli. Es iſt dih geng erwarte gſy, u wott de cho, we d'r Hochzyt g'ha heit.“ Die Worte fielen wie ein großes Labſal in Jakoblis Längizyti, und wie auf einen Hammerſchlag tauſend Funken aus glühendem Eiſen ſprühen, ſo flammten auf das eine Wort Fragen die Unzahl auf in Jakoblis Gemüthe, aber nur eine kam zu Tage: „Iſts noh bym Götti? oder iſchs öppe im Wirthshus?“ „Bym Götti, ſagte Hansli; dä het mih taube g'macht, aber dem hah nihs du g'ſeit; er weiß es öppe jetz, daß m'r kener Hudellüt ſy, ja wolle!“

„Still!“ ſagte Sami unter der Kuh, „es chunt neuer.“ Sie ſchwiegen; draußen ging der Wind; da wollte eben Jakobli eine neue Frage thun, als von der Küche her Anne Bäbis Stimme erſcholl. „Wo biſt? was Tüfels ſoll das gäh? warum rüefſt ne nit?“ „He! dir ſöllit cho eſſe,“ rief Mädi unter der Stallthüre; ih hah ne g'rüft, aber es het ke Mäuſch welle g'höre.“ „Ja wolle, g'rüft, ſagte Anne Bäbi, ſäg ſelligs de ame ne Stock.“ „Jo wäger hah nih g'rüft, betheuerte Mädi, aber mi g'hört, we d'r Luft d'r nah geit, mängiſt nit wegem Bruunen.“

Und allerdings hatte Mädi nicht gerufen, aber horchen hatte es wollen. Es wußte wohl, daß der Stall das Gemeinrathzimmer war des Mannervolks, wie die Küche die des Weibervolks, und eine innere Stimme, ein unerklärliches Etwas, ein Etwas, das nicht bloß auf die Begabteſten des Jahrhunderts kömmt, ſondern noch auf gar manches Mädi im weiten Lande, ſagte ihm, Hansli habe nicht nur eine Kuh heimgebracht, ſondern ſonſt noch etwas, und dieſes Etwas

wäre gerade jetzt im Stalle zu vernehmen. Statt zu rufen machte es ſich leiſe dem Stalle zu. Aber wenn Mädi leiſe gehen wollte, ſo war es bloß, daß es nicht ſchlarpete, das Abſtellen hatte es nicht in ſeiner Gewalt. Sami hörte es immer in der Küche abtrappen, wenn er hinter dem Stall auf dem Bänkli ſaß. So kam es auch jetzt um ſeine Ohrenweide, und noch dazu zu ſauren Augen von Anne Bäbi, und wie es auch den ganzen Abend ums Haus herumtrappete, um etwas zu vernehmen und damit Anne Bäbi zu verſöhnen, ſo konnte es doch hell nichts mehr erhaſchen. Es ging ihm accurat wie einem Knaben, der Spatzen fangen, Salz auf den Stiel ihnen ſtreuen will, aber allemal, wenn er zehn Schritte von ihnen iſt, nieſen muß; wenn er wieder auffieht, huſch, iſt kein Spatz mehr da.

Nun war im Hauſe vieles zu beſchicken, und niemand ſchien daran hin zu wollen. Niemals fing Anne Bäbi gerne davon an, daß Jakobli eine neue B'kleidig haben, noch dies und jenes gekauft, verſchiedene Arbeiter her geheißen werden ſollten. Anne Bäbi war es ſelbſt angſt darum; denn wenn es ſchon im Kopf hatte, Meyeli brauche nicht hoffährtig zu ſein, ſondern alles ſei gut genug für ihn's, ſo wollte es doch, daß Jakobli daher komme, wie es ſich öppe ſchicke für einen, der ein zahltes Heimeth hätte, und noch ein Schübeli Geld; man ſollte ſehen, von wem das Geld ſei. Und wenn Jakobli doch ein armes Meitſchi wolle, ſo brauche er ſich auch nicht zu ſchämen, wenn es alle Leute wüßten, aber ihn's, Anne Bäbi, ſollte er dafür halten und ums Nöthige bitten, damit es erſt rechts und links ſchnauzen könne, ehe es Gnade gewähre und Erhörung.

Es ward jeden Tag wilder, und als die Andern ſich ſchon darein ergeben hatten, daß Jakobli ſeine letzte Sonntagsb'kleidig auch noch brauchen könnte, hielt es ſich nicht länger, ſondern frug ihn einmal haſtig: „Du wirſt nichts mehr mangeln, du wirſt dich ſchon verſehen haben?“ „Nein, wä-

ger nicht, ſagte Jakobli, ich mangelte noch manches.“ „He nu ſu lueg, daß d's überchunſt,“ antwortete Anne Bäbi, und ſchnurrete davon. Eine Stunde ſpäter ließ es ſich wieder zu ihm, und fing von neuem an davon zu reden, und ſagte, ehemals ſeis d'r Bruch geweſen, daß me öpper d'r Mutter d'Ehr atha hätti u ſie um ſelligs g'fragt, aber hürnehi mach es nieders was es well. Aber es ſei ihm gleich, es hätte nur weniger zu thun. Und ehe Jakobli antworten konnte, hatte es wieder den Weiten genommen in ſeinen Holzboden. Und doch ließ es es nicht leben, und ehe noch am ſelben Tag der Abend kam, war alles abgeredet, und ehe der Hochzeittag kam, alles fertig; aber wunderliche Leute ſchaffen ſich viele Plage.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es wird dargethan, wie Hochzeithalten kein Narrenwerk iſt.

Anne Bäbi hatte einen ſchönen Traum gehabt. Wenn Jakobli Liſi genommen hätte, ſo hatte Anne Bäbi ſich bereits das Hochzeit ausgedacht. Das ſollte in dieſem Falle zu Gutmüthigen ſelbſt gefeiert werden in ſeiner alterthümlichen Pracht, daß die Leute ſich darob verwundern müßten und ſagen, ſo ein Staatsmönſch hätten ſie lange nicht zur Kirchthüre eingehen ſehen, und e ſelligi vornehmi V'rwandtſchaft ſyg o noh nit bal z'ſäme cho. Wenn die Leute das alles mit Staunen betrachtet hätten, ſo würden ſie endlich fragen: „aber ſäget doch ume o, wie iſt d's Jowägers Bueb zu ere ſellige Frau cho?“ de werd es heiße, ſy Mutter het ihm d'rzu v'rhulfe, daß iſt vo de Abg'richtetiſte eine, mi g'ſäch er es nit emal a. B'hütis, er ſelber hät üſer Lebtig nie ke ſelligi übercho; ſi ſteit fry dem ganze Dorf wohl a. So hatte Anne Bäbi geträumt, denn es iſt in der ganzen Welt kein Anne Bäbi,

das nicht auch ſeine Träume hat, ſo gut als die holdſeligſte Jungfrau, nur ganz andere.

Dieſe Träume waren zu Schanden gegangen, das that weh, und jemand ſollte es doch entgelten. Anne Bäbi begehrte natürlich nicht, daß ſein Bub mit ſo einer ab der Gaß in Gutmüthigen Hochzeit halte, ſondern je weiter weg deſto lieber. Und ſo eine müſſe nicht meinen, daß da Staat müſſe gemacht werden; es ſöll in der Welt gehen, wie es ſich für e jederi ſchick. So eini ſei gewohnt zu laufe, u für ihri Sache z'führe, werde man keinen Zug brauchen; die ſeien wohl zu tragen. Hätte er Eine genommen, wo o d'r werth gſy wär az'ſpanne, un ſie öppis z'führe g'ha hätt, es hätts kes Geld g'reut; aber für es Huhn oder es Gitzi z'Märit z'führe, un öppe es paar Kuderbützi ſpann ke Mönſch en Eſel a, v'rſchwyge de es Reß. So ſtrafte nun Anne Bäbi ſeinen Sohn und deſſen Braut dafür, daß es ſchöne Träume gehabt, die jetzt nicht in Erfüllung gingen; dafür, daß die Leute ſagen werden, Jowägers Frau iſt d'rwider gſy aber es iſt ere recht g'ſcheh, die weiß doch de jetz, daß ſi nit alles zwänge cha. Sie mußten ihm zu Fuß gehen und den Bündel tragen. Es frier je nume minger, ſagte es; d's Laufe erwärm, b'ſungerbar we me öppe nit Kleider heig für ſih recht az'lege.

So mußte alſo Jakobli zu Fuße gehen; er ſchämte ſich faſt; es durete ihn für Meyeli; je minger eis afe g'ritte ſyg, deſt wöhler thühy es ihm, b'ſungerbar uf eme eigete Wägeli, ſo dachte er. Und wenn einer ſo recht Liebe hat, ſo möchte er ſeinem Liebchen geben was nur zu geben iſt, und wenn er mit Gott unzufrieden iſt, ſo iſt es nur deswegen, weil er dem Verliebten nicht die ganze Welt in die Hände giebt, daß er ſie ſeinem Liebchen ſchenke.

Wie das gehen werde im Hauſe, machte ihm bange. Ob wohl ſein Meitſchi alles von der Mutter annehmen könnte, wie ſie es könnten und gewohnt ſeien, dachte er. Sie ſeien

daran gewöhnt und könnten ſich darein ſchicken, ihm aber werde es fremd vorkommen, und es werde es nicht ſo annehmen können. Darauf komme es an, und wenn es d'r Tufig Gottswille nur könnte, ſonſt wäre er bös z'weg; d'r Mutter etgege hab chönn me nit, wes gut gah ſöll, u de d'Frau nume g'ſeh pläre u ere nit helfe, das brächt er doch ſchier nit üb'rs Herz, u da wüßt er wäger, wäger nit wie mache.

Es iſt aber auch kein Wunder, daß dieſes Jakobli ſo Kummer machte, denn weiß man doch nie voraus, wie zwei Gemüther zuſammen paſſen, wie ſie ſich annehmen, vertragen können. Es iſt mit den Gemüthern der Menſchen wie mit den Stoffen der Erde, die einen ziehen ſich an, die andern ſtoßen ſich ab, ſo iſt es von Natur. Nun aber iſt doch der Unterſchied, daß der Menſch nicht durch Nothwendigkeit gebunden iſt, ſondern daß vor ihm das Gebiet der Freiheit iſt, daß ſein Geiſt über ſeine Natur geſtellt iſt, daß ſein Geiſt die Natur zwingen kann, zu ertragen, was ihr anfangs zuwider iſt, daß er andere Naturen in der Sanftmuth, der Liebe zu überwinden im Stande iſt.

Dieſe Gewalt des Geiſtes erkennt man im Allgemeinen an; aber wenn zwei Naturen feindſelig zuſammenſtoßen, ſo muthet eine der andern zu, ſie ſolle ſich umgeſtalten, modeln laſſen, und jede will bleiben wie ſie iſt, will des Geiſtes Macht ſich nicht fügen, den Balken nicht aus dem Auge ſägen laſſen. Wo ſo die Naturen übermächtig ſind, da iſt ein ungeheures Ungefähr, ob wohl zwei zuſammenpaſſen, und kein Menſch kann das vorauswiſſen, denn in jeder neuen Umgebung kommen neue Seiten der Menſchen zum Vorſchein, und in neuen Verhältniſſen offenbaren ſich immer neue Eigenthümlichkeiten.

Da muß es Einem allerdings ſchwer und bange machen, wenn man ein Weibchen nimmt, und noch dazu mit einer wunderlichen Mutter es zuſammenbringt. Und wenn auch das Weibchen noch ſo ſanft und weich und lieb ſcheint, wer

weiß, ob nicht beim Zuſammentreffen mit der Mutter eine Salz- oder Bitterquelle zu Tage ſpringt, und das ganze Haus in eine Fluth von Bitterkeit ſetzt, wie z. B. der arteſiſche Brunnen zu Grenelle halb Paris unter Schlamm. Und wenn auch nicht, ſo iſt des Weibes Gemüth vielleicht zu weich und zart für die Manöver der Schwiegermutter, und wird nach und nach zerrieben, daß es ein Elend iſt. Fragt einen Müller, wie viel es darauf ankömmt, ob gut gemahlen werde, daß zwei Steine, die auf einander laufen, in Härte und Weiche genau zuſammen paſſen, und daß das noch ſchwer zu treffen ſei. Und iſt das bei Mühlſteinen ſchwer, die man doch mit Eiſen und Stahl probiren kann, wie viel ſchwerer iſt das bei Herzen, wo man mit keinem Finger daran längen kann. Es giebt Steine, die das Wetter nicht ertragen mögen, andern iſt die Kälte zuwider, und obs nicht welche giebt, denen die Sonne nicht recht iſt, weiß ich nicht; es giebt Zeuge, die man nicht waſchen darf im heißen Waſſer, andere nicht im kalten, andere ſoll man nicht bauchen, andere wollen keine Seife, und wäre ich eine Wäſcherin, ich könnte ſicher noch hundert Dinge ſagen, was die einen wollen, die andern nicht wollen. Aber von den Zeugen weiß man, ob ſie von Wolle oder Leinen, bauelig oder halb und halb ſind, oder ſeiden oder ſonſt etwas; von den Herzen weiß man das wieder nicht, kein Wäſcherweib, die beſte Baucherin nicht einmal, kann es Einem ſagen. So ſchwer und eigentlich unmöglich iſt es von vornen herein, a priori würden die Gelehrten ſagen, zu beſtimmen, wie ein Meitſchi in neuen Verhältniſſen ſich machen werde. Hintenher iſt gut predigen, und a posteriori ſind die Gelehrten b'ſunderbar b'ſchlagen, und können Einem Punktum ſagen, wenns gedonnert hat, daß das gedonnert ſei, und daß man das hätte voraus ſehen können, denn wenn es heiß ſei, ſo gebe es Wolken, und wenn die Wolken zuſammenführen, ſo gebe es ein Donnerwetter, und wenn es ein Donnerwetter gebe, ſo klepfe es,

und wenn es in den Wolken klepfe, ſo ſage man dem Donnern.

Und wenn man eines Herzens Beſchaffenheit auch ordentlich ergründet hat, ſo kommen beim Weibe namentlich, das empfänglicher und fruchtbarer Natur iſt, lebendig iſt in ſeiner Einbildungskraft, in Betracht, was für Samen in der nächſten Zeit ausgeſäet wird in deſſen Seele, und auch das liegt außer aller Berechnung. Wo ein Aas iſt, da verſammeln ſich die Adler; aber wo ein jung Mädchen Hochzeit machen will, da laufen alle Weiber zuſammen, junge und alte, und die Freundinnen werden noch einmal ſo zärtlich, und alle reden, und alle ſo ſtreng ſie mögen, und alle dieſe Worte ſind Samenkörner, und fallen hinein aufs Herz, und nie iſt eines Mädchens Herz empfänglicher, fruchtbarer, als in ſeiner Brautzeit. Und hat man auch wie ein Drache dieſes Herz gehütet, gelingts vielleicht noch am Polterabend einer frevelnden Hand, die böſe Saat zu ſtreuen, ja mitten in der Nacht kömmt der Feind Unkraut zu werfen in den durch den Tag behüteten Acker.

Und der arme Jakobli hatte dieſes Herz nicht behütet. Lange drei Wochen war er ihm nicht genaht, und wenn kein anderer Wächter in ſelbem wachte, was mochte wohl da alles für die Zukunft bereit liegen? Hauptſächlich und vor allem gehen die meiſten Reden der Freundinnen und Nachbarinnen da hinaus, daß das Mädchen ſich tapfer halte; ſie ſind ähnlich denen, welche man einem Jüngling giebt, wenn er in die Schlacht zieht.

E dumme Hung ſolle es nicht ſein, ſich nicht laſſen ungere thue; gleich zeigen wie's gah ſöll; wie me bett ſu lieg me; nüt nahlah g'winn; mit ſüferli thue afah, u wes nüt nützi, mit Wüſtthue es durezwänge. Un e Narr ſölls nit ſy u bös hah; es ſöll ſih's jetz gönne. Möglich daß die Stadtweiber und Meitſcheni ſich etwas feiner ausdrücken, und vielleicht ſogar weltſch oder halbweltſch, aber am Ende iſt doch nur der

Unterſchied, daß man auf dem Lande ſolche Räthe unverblümter und handgreiflicher giebt, in der Stadt mit mehr Rückhalt, verzückert und eben vielleicht halbweltſch.

Wer wollte ſich daher verwundern, wenn das Mädchen, das vor drei Wochen zufrieden war, ein Herz erobert zu haben und ſelig war, neuere z'hab uf d'r Welt, auf einmal eine ganz neue Welt vor Augen hat. Wer will ſich wundern, wenn es den meiſten Meitſcheni am Hochzeitmorgen wird, wie es Alexander war, als er ſeine Macedonier ſammelte, um Perſien und Indien zu erobern, wie es dem Cäſar war, als er ein Heer über den Rubikon führte, um Herr der Welt zu werden. Sie ſind kühne Eroberinnen, eine jede eine Semiramis, ausziehend mit Hellebarten und Granaten, ein Reich, eine Welt ſich zu erobern.

Aber muß es ſolchergeſtalten einem Bräutigam nicht faſt werden, wie es einem königlichen Sohne zu Muthe ſein muß, wenn er den Feind ins Reich ſeines Vaters führt, oder wie einem römiſchen Senator, wenn er ihn führt ins Gebiet ſeiner Mutter? muß er nicht zagen und bangen über das Schickſal des Vaters, der Mutter, den Ausgang des Kampfes, das Schickſal ſeines neuen Führers und ſein eigenes endliches Schickſal? Und wenn des Kampfes Trompeten ſchmettern, wird da nicht ſeine Seele von den Tönen in zwei Theile geriſſen, und einer ſtrebt hiehin und einer dorthin, und ein Theil bindet den andern Theil, und von beiden Seiten ſchimpfen ihn die ſtreitenden Parteien Verräther, und beider Streiche fallen auf ihn? Wer iſt ſolchen Bangens Zeuge nicht ſchon geweſen, und wie Viele haben es nicht empfunden?

Aber ſeltſam iſt, daß das Umgekehrte nicht das gleiche Bangen zeuget, aber meiſt einen noch unglücklichern Ausgang hat. Ich meine, es geſchehe nämlich oft, daß Einer auf dem Throne eine auswärtige Macht zu Hülfe gerufen, um inländiſche Feinde zu beg'wältigen, um deſto mächtiger den eigenen

Sinn geltend zu machen. Herodes, welcher die Römer zu Hülfe rief, die Römer, welche auf die Barbaren ſich ſtützen wollten, und tauſend andere Beiſpiele predigen laut die Lehre, wie ſo zu Hülfe gerufene Freunde zu Meiſtern und zu Tyrannen werden, wenn nicht noch geſunde Kraft genug da iſt, ſie zu überwältigen. Und doch helfen alle Warnungen der Geſchichte nichts, und alles Hinweiſen auf ſie hilft nichts. Wem es in den eigenen Beinen fehlt, will halt Krücken, und wer z. B. in der Schweiz mit ſeiner ſchlotternden Zunge und wackelnden Beinen das Männchen machen möchte, greift nach Krücken, der eine kriegt ang'fähr Radikale, der andere Rothſtrümpfler; dem einen giebts Propagandiſten daraus, dem andern Jeſuiten, und gäb wie man warnt, es hilft alles nichts; wie er fühlt, wie eng es im eigenen Hauſe wird, und wenn man es ihm einmal vereitelt hat, ſo verſucht ers zum zweitenmal, und wenn es nicht gelingt, ſo kupet und tubelt und taubelet er zur Abwechslung, daß es grüslich iſt. Gerade wie's Anne Bäbi haben ſie es, das eigentlich Meiſter war, aber noch Meiſterer ſein wollte, und derethalb Liſi ins Haus wollte, und nicht begreifen wollte, daß es ihm noch tauſendmal ärger gegangen wäre als dem Herodes mit den Römern; dem ließen die Römer doch noch etwas von der Sach, gleichſam die Hinterſtube, Anne Bäbi aber hätte ins Ofenhaus ſollen, und nicht einmal ein Huhn haben können, und gegen ein manierliches Söhnisweib, das den beſten Willen hatte, waffnete es ſich mit Hellebarten und Granaten, und das, welches Kräuel machte an allen Gliedern, und ſo lange als es konnte, hatte es für alle Gewalt ins Haus wollen.

So muß es Einen bei ſolchen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen nicht wunder nehmen, wenn es Jakobli Angſt machte, ein Weibchen zu holen; wußte er doch nicht, was daraus werde, und dachte er, wie übel er z'weg kommen würde zwiſchen Frau und Mutter, wenn die Sache z'ungutem g'rathen ſollte, noch viel ſchlimmer, als es einem Finger geht, wenn er

zwiſchen Thüre und Angel kömmt. Wenn die Achtung vor der Mutter den Mund verbindet, die Leiden der Frau das Herz zerreißen, die Mutter ſchreit: „du mußt er es ſäge, mußt ere d'r V'rſtang mache, we ſi ne nit ſelber het, du Föſel;" die Frau klagt: „lieb heſt mih nüt, du wurdiſt ſuſt nit ſo lah mit m'r umgah, wurdiſt d'r Mutter d'r Marſch mache; aber du wotſch es mit niemere v'rderbe, du Höſeler, was de biſt;" da iſt wirklich ein ſchlimm Dabeiſein, und es gehört ein anderer Kerli dazu als ſo ein Jakobli, um in ſolcher Bedrängniß zwiſchen zwei Weibern das rechte Loch zu finden.

So wanderte tiefſinnig Jakobli Raxigen zu. Aber wie in dunkler Nacht Raketen prächtige Streifen ziehen und ein ſchön Lueget iſt, wenn ihre ſprühenden Funken Sternen gleich den Himmel zu bevölkern ſcheinen, ſo warf auch die Liebe, und das Sehnen, und das Bewußtſein eine Seele gefunden zu haben, helle Lichter in ſein dunkles Sinnen, und hinter dieſen Lichtern, wie die Sterne hinter den ſprühenden Funken, ſtand ihm das Vertrauen zu ſeinem lieben Herrn und Vater im Himmel, der bisher alles ſo wohl gemacht und ferner alles wohl machen werde.

Und wie er ſo wanderte und ſann, knallte plötzlich ein Schuß durch des Abends Dunkel, und noch einer und noch einer, und die Schüſſe wiederholten ſich von Zeit zu Zeit und immer erſchütternder, daß Jakobli dachte, das müſſe ein groß und vornehm Hochzeit ſein, welchem man ſchieße, bei ihm gehe es mit Mingerem zu. Hätte er daheim Hochzeit gehalten, ſo wäre dieſe Ehre ihm auch geworden.

Aber Jakobli irrte ſich, gerade zu ſeinen Ehren geſchah es, von Röſeli veranſtaltet. Es hatte ihm gar prächtig geſchienen, wenn dem armen Meitſchi zu Lieb und dem Götti zum Aerger geſchoſſen würde nach alter Sitte, als ob die reichſte Bauerntochter Hochzeit hielte. Dieſes Schießen iſt eine militairiſche Ehre, und ſtammt aus den Zeiten her, wo jeder Berner wußte, daß er ein geborner Soldat ſei, und je-

der Berner durch ein Geſetz gebunden war, in kriegeriſchem Schmuck Hochzeit zu halten, bewaffnet in der Kirche ſich einſegnen zu laſſen. Dieſes Schießen, das noch immer gehört wird, iſt Urſache von vielem Unglück; von ſolchem Schießen verſtümmelte Menſchen ſieht man mehr im Bernerlande als im Kriege wund gewordene. Deswegen aber möchte doch ſolches Schießen nicht zu verbieten ſein; wegen jedem einzelnen Unglücksfall ſoll man nicht ein Geſetz machen. Den Schießenden aber ſollten die hundert Beiſpiele, die ſie vor Augen haben, Vorſicht und Mäßigkeit predigen, und die Lehre, daß wenn Brönz zum Pulver kömmt, der Täfel nicht mehr ſicher iſt, und kein Katzenkopf hart genug.

Es wäre hier eine ſchöne Gelegenheit, ein halbes Dutzend Arme und Beine in die Luft zu ſprengen, und etwelche Aerzte damit in Verlegenheit zu ſetzen. Indeſſen um der Aufrichtigkeit willen, da von allem dem nichts geſchah, ſoll bei der Wahrheit geblieben und gemeldet werden, daß Röſeli von ſeinem Einfall keinen ſolchen Verdruß bekam. Es hatte denſelben dem Hansli mitgetheilt. Dieſer beſaß noch nicht die neue Sparſamkeit, die alles überflüſſig findet, was man nicht ſelber ißt; denn die Summa der neuen Weisheit liegt ausgedrückt in dem Sprichwort: ſelber eſſe macht feiß; ſondern er hatte noch ganz den alt adelichen Sinn, der bei Gelegenheit zur Ehre des Hauſes und zum Ergötzen der Andern ein Erkleckliches aufgehen zu laſſen wagt. Er gab daher Röſeli Beifall und Vollmacht, dafür zu brauchen, was hier üblich ſei; es ſöll ne nüt rene. Röſeli hatte alle junge Burſche am Bändel, Meyeli war auch beliebt, dem alten Seppli machte jeder gerne eine Täubi, es war ihm daher leicht, das Schießen anzuſtellen. Reichlich Geld zu Pulver gab es, aber zu Trinken keinen Tropfen auf den Schießplatz. Wenn ſie kein Pulver mehr hätten, ſo ſollten ſie ins Wirthshaus kommen, ſagte es, da müßten ſie haben bis genug, und der Wein dünke ſie nur um ſo beſſer, ſagte es, wenn ſie nicht

ſchon mit einem vollen Kopf herkämen oder gar mit einem zerſchoſſenen.

Jakobli kam ins Wirthshaus, und in ſein Sinnen war nun auch der G'wunder gekommen, wem man ſo ſchieße, und ob die, denen man es thue, morgen mit ihm Hochzeit hätten. Er fragte daher Röſeli, das ſchon lange ſeiner geharrt hatte, noch eher nach dem Schießen als nach ſeiner Braut, und Röſeli, das noch nicht in die ziemliche Reihenfolge der Fragen ſich einſtudirt hatte, und aus der Verletzung dieſer Reihenfolge der Fragen kein Hauptverbrechen machte, wie es manch zimpfer Meitſchi in der Stadt gethan hätte, wollte ihn rathen laſſen.

Jakobli aber errieth es nicht, und hörte mit Staunen, daß er ins Dorf gezogen war wie ein König in ſeine Hauptſtadt unter Kanonendonner, mit dem Unterſchiede nur, daß er nicht wußte, wem das Donnern galt, und daß er zweibeinig einzog, während ein König achtſpännig einfährt. Aber Gedanken hatte er auch gehabt, ungefähr auch wie ein König ſie haben ſoll, nämlich ſchwere und bange, wie er zu thun habe, daß es gut komme in Zukunft, und wie er ſich einſtellen müſſe, damit man mit ihm zufrieden ſei, und er nicht zwiſchen Thüre und Angel gerathe. Solche Einſtandsgedanken ſind ſehr wichtig; es kömmt aber alles darauf an, ob ſie demüthig oder hochmüthig ſeien. Sind ſolche Einſtandsgedanken, die jeder hegt, der in ein neu Verhältniß tritt, jedes Kindermeitſchi und jeder König, jeder Mauſer und jeder Miniſter, jeder Standesweibel und jedes Standeshaupt, hochmüthig und gehen da hinaus, daß die Welt noch nie ſo etwas erlebt, nie einen ſolchen Mauſer oder einen ſolchen König, nie ein ſolches Kindermeitſchi, ein ſolches Standeshaupt, ſo kann man faſt darauf zählen, am Ausgang hängt Spott und Schande, und der Hochmuth nimmt einen böſen Austrag. Da wären Beiſpiele zu erzählen, könnte aber ſtinken in der Fechtſchule! Sind die Gedanken aber demüthig,

ſieht man die Größe ſeiner Aufgabe, wiegt man mit Angſt ſeine Kräfte, ſieht mit Bangen und Verlangen zu dem empor, in dem Hülfe die Fülle wohnt, in deſſen Hand Segen und Gelingen ruhen, dann wird ſo gerne der Ausgang ein geſegneter, und ein neu Beiſpiel wird gegeben, wie mächtig der Herr im Schwachen ſein kann, wenn er demüthig ſeine Hülfe ſucht.

Wie drinnen in der Stadt den König eine Illumination erwartet, Vivats ertönen, ein Mordſpectakel losgeht, ſo ging auch vor Jakobli ein heller Abend auf.

Sein holdes Mädchen kam, nach drei unendlichen Wochen ſah er es wieder. Was meint man, wenn einmal drei Wochen lang die Sonne ausbliebe, aber am zwei und zwanzigſten Morgens glühten Lichtſtreifen durch die Nacht, und ſie höbe wieder ihr ſtrahlend Haupt über die Berge, wie würde da dem Menſchen ſein Herz ſo voll Dank! Freude, Entzücken ſchlügen über ihm zuſammen, in jedes Auge würde die wunderbare Schrift treten, die keine Worte hat, keine Schriftzeichen, die unausſprechlich iſt, und die doch jeder verſteht, und die das herrlichſte Gebet vor Gott iſt. So war es ſelben Abend Jakobli, als er ſein Meyeli wieder hatte, als es ihm ſo lieb und gut in die Augen ſah, mit ſeinen wunderbaren tiefblauen Augenſternen. Der Kanoniere luſtige Fröhlichkeit war gleichſam der ſtrahlende Kranz um die ſtille ſinnige Freude der Brautleute, und zwiſchen beiden hin und her der bewegliche Diamantenſtrauß, bewegte ſich Röſeli, in muthwilliger Luſt ſtrudelnd aus dem Bewußtſein, ein gut Ziel glücklich erreicht zu haben.

Ein ſolch fröhlicher Abend wirft Wellen, den Meereswellen vergleichbar, und wie dieſe an heitere Ufer ſchlagen, und an dieſe Ufer Schiffende tragen, ſo tragen ſanft und leiſe glücklicher Abende tanzende Wellen manch Menſchenkind an glückliche Geſtade, an traumreiche Inſeln, in des Paradieſes verlornen Garten, den wachend kein Sterblicher findet.

Aber wie die Fluth ans Ufer rauſchet, ſo rollt die Ebbe Welle um Welle zurück auf des Meeres bewegte Höhe; aus der Ruhe ſteiget die Bewegung, aus der Nacht kommt wieder der Tag, und einen neuen Anlauf nimmt das Leben, zur Höhe den Menſchen zu führen, und manchen bewegt es nicht, und mancher, wie hoch ihn auch das Leben hebt, rollt über Nacht immer wieder tiefer als der Tag ihn gehoben.

Die helle Morgenſonne ſah freundlich durch ein kleines Fenſter, ſah in kleinem Stübchen zweien roſigen Mädchen und ihrem Treiben zu. Auf einer Stabelle ſaß das eine, das wunderholde Geſichtchen dem Fenſter zugekehrt, goldene Locken lang und ſeiden umfloſſen aufgelöst das liebliche Bild. Hinter ihm ſtand ſchalkhaft und muthwillig, ſchlank und kräftig ein anderes Mädchen, und führte emſig und geſchickt den engen Kamm durchs reiche Haar der andern, das wie goldene Wellen ihm durch die Hände floß, ſcheitelte dann die Haare in zwei Hälften aus einander, daß kein Häärchen mehr auf der einen Seite war als auf der andern, und ſchlank und grade wie eine March zwiſchen zwei Landestheilen, des Hauptes Marche von der Stirne zum Scheitel lief. Dann ward die eine Hälfte wieder getheilt, und beide Theile, zwei ſchlanke Flechten, zwei glatten Schlangen gleich, in die breite geblümte ſchwarzſeidene Schnur geflochten, die bis auf den Boden reichte, und als die eine Hälfte fertig war, kam die Reihe an die andere Hälfte, und kein Häärchen durfte ſeine Spitze ſtrecken, wohin es wollte, jede mußte eingebogen, die ganze Züpfe mußte glatt und jede Flechte mußte makellos ſein. Das ganze Werk ward mit einer Sorgfalt vollbracht, daß man wohl ſah, daß es das Hauptſtück der Arbeit ſei, und mit einem Geſchick, von dem manche Kammerfrau hätte lernen können, und dazu alles ohne Pomade, nur hier und da ward der Kamm in Waſſer getaucht.

Als alles gethan war, ſagte Röſeli: „Stang uf u lue, ih hah ag'wengt was ih möge hah." Meyeli trat vor den

Spiegel, und wie ein Thautropfen in weißer Rose, in dem die Sonne ſich ſpiegelt, ſtrahlte ihm ſein Geſichtchen entgegen und färbte ſich immer höher, je röther auch ſein Ebenbild im Spiegel ward. Es war als ob ſie eine Zwieſprache führten, die niemand hörte, Dinge ſich erzählten, die niemand wußte, und ob dieſem ging eine helle Morgenröthe, einen neuen Tag verkündend, in beiden Geſichtchen auf.

Dann ward um den ſchlanken Hals das ſchwarze Göller gethan, an dem ſchwer und blank die ſilbernen Kettlein hingen. Zum erſten Mal ſah Meyeli dieſen Schmuck, und durfte ihn faſt nicht anthun, und hatte doch ſeine kindliche Freude daran; denn wo iſt das Mädchen, deſſen Augen nicht um ſo dunkler funkeln, je heller ſein Schmuck ſtrahlt? Dann ward das ſeidene Halstuch über das weiße Hemd geheftet; dann d's Chuttli von feinem ſchwarzem Guttuch angezogen, die Arme in den Aermeln z'weg geſtreckt, endlich die ſchöne Kappe mit den reichen Blonden und den mächtigen Schnüren aufgeſetzt, und fix und fertig bis ans Kränzlein war ein holdſ.lig Bräutchen, und Röslein freute ſich nicht wenig ſeines W.rkes, ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: „Myr Lebtig hätt ih nit glaubt, daß d'Kleider ſövli machte, u daß ſi dir ſo wohl aſtienge. Du biſt ganz es angers, u nih bi froh, daß du fort chunſt, nebe dir ſchin niemere nüt meh. Un we me öppe o nit d's leidifte iſt, u d'Naſe o z'mitts im G'ſicht het, gege dir iſt me ume e Kuchimutz." „Du biſt geng d's glyche u weißt all Lüt usz'ſpotte," ſagte Meyeli, aber nicht böſe. Die ſchöne Tracht, das rauſchende Zeug, das ſeidene Fürtuch, die unter dem Kuttli hervorglänzenden Häfte, alles das kam ihm ſo ſeltſam vor, es dünkte ihn's, es ſei eine andere Perſon, und vor dieſer andern Perſon empfand es ordentlichen Reſpekt, und war ſo demüthig in ſeinem Herzen, und machte ſich ſo klein, daß es ſich gerne verborgen hätte in des Stübchens finſterſten Winkel.

Aber Röſeli muſterte es hinaus in die Gaſtſtube, wo

Jakobli wartete und seinen Augen nicht traute, als das schmucke zierliche Kind unter die Thüre trat; eine fremde Hochzeiterin, meinte er, stehe da, die ihm aber doch so bekannt vorkam, als ob er sie erst gesehen. „Dunstig, sagte er endlich, bist du es? ich kannte dich nicht.“ Da ward Meyeli roth, und Röseli meinte sich, pries seine Einkäufe, strich um Meyeli herum, und strich es heraus von allen Seiten, daß dieses immer verlegener ward, immer demüthiger, und fast zu weinen angefangen hätte. Solche Kleider, sagte es, schickten sich gar nicht für ihn's; was doch die Leute sagen würden, gestern noch so verhüdelet, kein gerechter Faden am ganzen Leibe, heute nun in solchem Staate, und morgen wieder in den alten Kleidern, das schick sich nicht, und es schäme sich, daß es fast nicht aufsehen dürfe. Minders hätte es besser gethan, und wäre anständiger gewesen. „Was werden doch die Leute sagen? ich darf wahrhaftig nicht vor das Haus hinaus.“ „He, was werden sie sagen? sagte Röseli, es stehe dir wohl an; wer das bezahlt hätte, müsse Geld haben, aber sie hätten es auch genommen, wenn es einer ihnen hätte anschaffen wollen; aber so g'fellig Hüng seien sie nie gewesen; wenn ihnen Einer hätte eine Halbe zahlen sollen, so hätten sie erst ihre liebe Noth gehabt, z'rschwyge we si öppis angers welle hätte. E Theil wird d'rs gönne u e Theil nit, wie's geit i d'r Welt. Aber jetz heichs, u es ist zahlt, u das ist d'Hauptsach, u jetz bis z'fride.“

Solche Zusprüche warfen allerdings sennige Streifen über Meyelis Gemüth, und es konnte sich freuen seines Staates, und daß so etwas sein eigen sei; es strich mit der Hand über das seidene Fürtuch, fuhr mit der Hand an den Kopf, sich zu verg'wissern, ob die schöne Blendenkappe noch oben sei; streckte bald ein Füßchen, bald das andere unter dem Kittel hervor, und freute sich der schönen weißwollenen Strümpfe, der gattlichen Schuhe, und doch hatte es die Zehen nicht über einander gedrückt, als der Schuhmacher ihm

das Maaß nahm, wie viele hoffährtige Mädchen thun, die kleine Schuhe haben möchten, und damit der Schuhmacher kleine mache, ihn betrügen auf alle mögliche Weise; was ihr armer ehrlicher, breitlochtiger, starkknochigter, zerbeulter Fuß dazu sage, das fragen sie nicht. Der aber ist nicht dumm; wer Sonntags Mädchen sieht, die wie auf glühendem Eisen gehn, denen allemal, wenn sie den Fuß absetzen, und noch so leise, das Wasser in die Augen schießt; ja wer das Glück hat, solche süße Kinder mit breiten Füßen, die klein sein sollten, mit den Schuhen in den Händen anzutreffen, wandelnd in den Strümpfen, der denke nur, das ist auch eine, die den Schuhmacher hat b'scheißen wollen, und jetzt treibt der Fuß ihr ihre Schalkheit ein, von wegen mit den Füßen ist nicht spaßen, das sind lybigi Bursch.

Wenn des Meitschis Natur sich geltend gemacht, und vom Weinwarm gegessen, das Röseli ihnen aufgestellt, so tauchte doch wieder übers Meitschi ein ander Wesen auf, das dachte an die Zukunft, was ihm warte, wie es bestehen möge, an die Vergangenheit, an seine seligen Eltern, was die sagen würden, wenn sie das erlebt. Es sah vor seinen Augen, wie die Mutter gestorben, und gerne gestorben, aber doch über ihre Kinder geweint, daß sie keine Mutter mehr hätten, und hörte noch alle Worte, wie drungelich sie dem Vater die Kinder anempfohlen, und daß er bete mit ihnen, vor bösen Händen sie wahre. Es sah den Vater sterben, wie es ihn so hart hielt von seinen Kindern weg, und wie er innerlich so viel betete, daß der himmlische Vater ihr Vater sein möge; es sah noch seine Augen, wie er sie ansah eins nach dem andern, fast als ob er sie zähle, und wie er dann seine Hände zusammenlegte und aufwärts sah, und wie dabei sein Auge dunkler und dunkler wurde, wie er zwei schnelle Athemzüge that, die Hände aus einander fielen, das Herz stille stand. Es war ihm wie damals, als sie im engen Stübchen ohne Mutter, ohne Vater waren, eine unendliche Trostlosigkeit über sie

kam, und in so recht innigem Elend ihre Herzen zerspringen wollten.

Ohne daß es es wußte, rannen die Thränen ihm die Backen ab, daß Jakobli es recht ungern hatte, nicht bloß von wegen den Leuten, die ab und zu gingen, denn alle die im Wirthshause waren, wollten sehen, wie schön Meyeli sei und wie wohl ihm die Kleider stünden, sondern es fing ihn an der Gedanke zu plagen, ob wohl das Meitschi rouig geworden sei, gerne zurück möchte, ein anderer im Herz ihm sei. Er war so innig, so still in sich selbst glücklich gewesen ohne Worte, da kam es wie eine schwarze Wolke über seine innerliche Freude, er mußte fragen: „Bist rouig?“ „Nei, wäger nit,“ sagte Meyeli, und legte seine Hand in Jakoblis Hand, und sah ihn an, daß es war, als käme seine Seele herauf aus ihrer geheimen Wohnung, träte sichtbarlich in die Augen, und wölbe mit den Strahlen des reinsten Lichtes eine Brücke sich hinüber in der andern Augen, schwebe hinüber zur andern Seele, gätte sich mit ihr zum ewigen Bunde.

„Nei, wäger nit, sagte Meyeli. Ih hah a Vater u Mutter g'sinnet, wie si hei müsse sterbe, u wie si so ungern ze nihs weg sy, un du hah nih g'sinnet, eb si ächt jetzt e wüsse, wie's ihs geit, u daß ih so glücklig worde syg.“ Da schwand die Wolke wieder von Jakoblis Seele, und Meyelis innige Seele trat zu seiner Seele, und zwischen ihnen war weder ein Dunkel mehr, noch eine Kluft, und Jakobli sagte: „Es düecht mih geng, es chönn nit sy, u we nih m'r doch de säge, es syg, su düechts mih de, ih heig das nit v'rdient, u de wirds m'r wieder angst, es chönnt noh nät drus werde, eder es chönnt noh angers cho.“

Da fing es an zu läuten. Die Glocken haben einen wunderbaren Klang. Wer, der mit einer Leiche gegangen ist oder mit einer Taufe, hat die Klänge nicht im Herzen empfunden, wenn diese mahnend zu ihm herüber klangen? Aber noch viel anders läuten sie im Herzen der Braut, wenn sie

rufen zum heißen Steine, zum Prüf- und Magnetſteine der menſchlichen Natur, wo es ſich bewährt, was ächt iſt und was Flitter iſt, wo das Gold zu Tage kömmt, Stroh und Steppeln verwecht, verbrannt werden. Selten eine iſt ſo roh, daß ſie nichts empfindet, daß nicht eine Welle aus dem Meere bräutlicher Empfindungen, gemiſcht aus Weh und Wonne, über den Rand ihres Gemüthes ſchlägt.

In Meyeli rauſchten ſie mächtig auf und auch Jakobli ergriffen ſie und bewegten ſein Gemüth. Es waren nicht beſondere Gedanken, die ſich gleichſam Bild um Bild vor ihre Seele ſtellten; es war ein gedankenloſes aber tiefes Empfinden; wie im heiligen Haine der Wind durch die Eichen zieht, ſo war es ein Wehen des Geiſtes in ihren Herzen; er machte keine Worte, und doch erklang ſeine Rede hinein in die innerſten Falten des Herzens. Und des Pfarrers Wort, als er den Segen ſprach, war nicht die Macht, welche die Fluth aufregte, ſie waren nur der Wind, der hinter der Fluth herrauſchet, die Wellen höher hebt, eine beſtimmte Richtung ihnen giebt. Sie ſind ſelten, die Augenblicke im Menſchenleben, wo in Weh und Wonne die heiligen Fluthen weit über alles Denken gehn, und den Menſchen verſenken in den tiefen Brunnen heiliger Andacht, ſüßen Bangens, heißen Sehnens.

Schon lange hatten ſie wieder die Kirche verlaſſen, und noch war Meyeli ſo ſeltſam zu Muth; es wußte nicht wo es war; es hatte Augen und ſah nicht, Ohren und hörte nicht. Es war als ob ſein ganzer Menſch inwärts gezogen wäre in die innerſten Kammern der Seele, und von der Welt nichts merkte, von den Menſchen rings nichts vernähme.

Aber die Welt duldet ein Weilen in dieſen wunderbaren Kammern nicht lange; des Tages Brandung erhebt feindſelig gegen des Geiſtes Rauſchen ſich; der Menſch muß wieder hervor, hinaus, muß Beſcheid geben des Tages Pochen, und Rede ſtehen den fragenden Menſchen, wie auch ſo oft der Klopfer an der Thüre den Menſchen aus Beten und Sinnen hinaus

vor die Thüre ruft, nicht ſchweigt, bis er draußen iſt. Und gar oft iſt das, was ihn hinaus geklopft, im grellſten Gegenſatze mit dem, bei dem er drinnen war, und die Zuſtände, in welche des Tages Brandung ihn wirft, ſind himmelweit verſchieden von den Empfindungen, in denen er ſich im Grunde ſeiner Seele gewiegt hatte.

Meyeli mußte in ſeines Göttis Haus, mußte dort zuſammenpacken, Abſchied nehmen von ihm, von den Kindern, mußte durch das Dorf gehen, von allen ſich beſehen, anſprechen laſſen. Vielen Bräuten oder jungen Weibchen iſt das ſo unlieb nicht; andern aber iſt es peinlich, ſie kröchen lieber zur Katze unter den Ofen, als daß ſie mit dem neuen Ehemann über die Gaſſe gingen.

Jakobli begleitete ſein junges Weibchen; er wollte den Götti ſammt ſeinen Kindern zum Eſſen einladen; zudem hätte er ſich nicht gerne von ſeinem Weibchen getrennt. Wenn es fortgeblieben wäre eine Viertel-, eine halbe Stunde, er hätte geglaubt, es ſei fortgelaufen, jemand hätte es geſtohlen, es ſei ihm ſonſt ein Unglück begegnet. Was ſo junge Eheleute voll Aengſten ſind, man glaubt es nicht, ſpäter werden ſie kaltblütiger.

Wo ſie durchgingen, ſah man ihnen freundlich nach, und wem ſie begegneten, der ſprach ſie freundlich an: „E tufig Meyeli, wie hoffährtig!“ ſagte das Eine; „dolder abe nangere, du g'ſielſt m'r o!“ ein Anderer: „So„ das iſt dä, wo d'Meitleni nimmt wie d'Schwalbeli d'Mugge, u ſo ne uſtähige Grüſel, wie me g'ſeit het, iſt er nötti nit,“ ſagte ein Dritter. Nur hier und da hinter einer Thüre oder einem Brunnenſtock ſtanden einige, die fürchteten im Reſt zu bleiben, Töchter und Mägde, und die eine ſagte: „Pfi Tüfel, we nih de e ſellige welle hätt, mängs Hundert hätt ih de ſcho chönne hah;“ und die andere ſagte: „Eueget, was dä Grieggel für Kleider anne het; es iſt ſih doch d'r werth, e ſellige Beſeſtiel dä Weg z'b'kleide; es muß e dumme Hung ſy, er

hätt ſuſt uf eini g'luegt, wo's o d'r werth gſy wär." Und eine dritte: „Es iſt ume läz, daß iß nit zu nihm hah chönne cho, gäb er b'hanget iſch, iß hätt ihm welle Sache ſäge, es wär ihm erleidet, u das frömd Dreckloch ſpazierte nit wie ne Pfau des ume. Aber ſo iſts i d'r Welt, de nütnutzigſte Täſche kalberet d's Glück Eine zueche, wo nes brav Mönſch ſiß d'Auge usluege cha, un es chunt doch e kene."

Bei Seppli's Haus zeigte ſich niemand. Von weitem hatten ſie Kinder geſehen, aber als ob ſie auf der Lauer geſtanden, ſchoſſen dieſelben, als ſie die Kommenden erblickten, ins Haus, nur die Katze war draußen geblieben, und ſtrich mit hoch gehobenem Stiele an Meyelis Füßen herum.

Meyeli ſchloß die Thüre auf, in der Küche handthierte Seppli's neue Gehülfin, und gab auf Meyelis freundlichen Gruß keine Antwort. Drinnen in der Stube waren die Kinder, und thaten, als kennten ſie Meyeli nicht mehr, und doch ſah man ihnen an, daß das Fremdethun ihnen nicht aus dem Herzen kam, und etwas wie alte Anhänglichkeit lag auf ihren Geſichtern. Das junge Weibchen hatte ihnen allen etwas gekramet, aber ſie wollten nichts nehmen, legten die Hände auf den Rücken, und erſt als das Jüngſte begierig in den erhaltenen Lebkuchen biß, konnten ſich die andern nicht enthalten, auch nach ihren Gaben zu langen.

Da kam Seppli, erwiederte die Grüße kaum, ſah ſcheel die Kinder an und ſagte, es dücche ihn, ſie hätten das können bleiben laſſen; er hätte gute Luſt, allen die Ruthe zu geben. — Meyeli ſagte, wenn es ihm recht wäre, ſo wollte es ſeine Sachen einpacken und mitnehmen, ſie wollten gleich nach dem Eſſen d'r dür hei, d's Mas Eltern verlangten es, und weil er jemand anders habe, ſo werde es ihm nichts machen. Jakebli aber lud ihn gar dringend ein ins Wirthshaus, mit ihnen zu Mittag zu eſſen, und die Kinder auch mit zu bringen, er hätte beſtellt, und ungern, wenn er nicht käme. Aber Seppli ſagte, er hätte ſelber zu eſſen daheim, und nicht im

Brauch, i d'Wirthshüser z'hocke, brav Lüt thäten das nicht. Aber recht sei es ihm, wenn Meyeli mache, daß es weg käme, es und seine Sachen; er hoffe aber, es werde seine und ander Leute Sache wohl von einander kennen. „O Götti, sagte Meyeli, hab'n d'r je öppis v'runtreuet? u chum cho luege, was ih nihme.“ „Da chönnt ih lang, sagte Seppli, we me selligs im Sinn het, su wartet me nit bis z'letsch. Aber mach u gang, es blanget mih jetz o, bis de furt bist.“

Dem mit Thränen in den Augen nach seinem Kämmerlein gehenden Meyeli wollte Jakobli folgen, aber es hieß ihn bleiben; es werde gleich wieder da sein. Es schämte sich vor ihm, seine Hüdeli einzupacken, seine zwei guten und drei bösen Hemdchen, seine drei Mänteli, wo es bei zweien die größte Mühe kostete, die Löcher zu verbergen, seine zwei Kitteli, von denen einer bös war und der andere noch böser, sein Gleschli, das einmal roth verbändelt gewesen war, jetzt aber ringsum Fransen hatte. Alles das und noch einige andere Stücke, die einmal neu gewesen waren, packte es in eine alte Ziehe, und dachte bei jedem Stück, wenns doch Gottes Wille wäre, daß niemand beim Auspacken sei. Und erst jetzt war es so recht renig, daß es nicht Röseli mit aller Macht von den schönen Kleidern abgehalten, und auch alles Geld, das Hansli ihm gegeben, für währschafte Kleider angewendet. Aber erstlich lieg der Götti es nicht aus den Augen, und zweitens hatte es gar große Freude am Gelde selbst gehabt. Wenn es so große schöne Silberstücke gesehen, so hatte es manchmal gedacht, ob es wohl auch einmal so glücklich würde, solche im Besitz zu haben, und wenn es sie hätte, wie wollte es sich ihrer freuen, wie Sorge tragen zu ihnen. Jetzt hatte es deren mehrere, und hatte richtig Freude an ihnen und ans Ausgeben nie gedacht. Erst jetzt, wo seine Armüthigkeit ihm Stück vor Stück in die Hände kam und vor Augen trat, erst jetzt fiel es ihm ein, was es hätte thun sollen.

Wenn es ſchon von allem wenig hatte, ſo gab doch alles zuſammen noch einen ordentlichen Bündel, und noch einiges blieb übrig, mit welchem es ein alt Wurſtſäcklein füllte, ſo daß es ganz gebündelt in die Stube kam. Dort hatte Jakobli auch etwas auszuſtehen gehabt, und nicht weniger als ſein junges Weib droben in der Kammer. Seppli hatte Schuß um Schuß, und immer ſcharf geladen abgefeuert auf ihn. Es giebt deren Leute, ſie tragen ſich etwas vorwärts, ihre Augen haben einen unheimlichen Schein, ſehen niemand an, ſondern bald links bald rechts in eine Ecke. Aus ihrem Munde aber entladet ſich, wie aus einer Windbüchſe, Giftkügelchen um Giftkügelchen, alle wohl gezielt und ſcharf gebrannt. Sie gleichen Wegelagerern, die mit geſpannter Büchſe lauern hinterm Buſche, und auf alles Lebendige, das in ihren Bereich kömmt, feuern ſonder Erbarmen und Schonung. All ihr Reden iſt ein beſtändiges Giftlen, daher man Weiber dieſer Art Giftlöffeli nennt. Die Männer aus dieſer Race ſind aber noch viel ärger und nicht ſelten; die ſollten Giftzähn oder Giftkellen heißen.

Gerade ſo einer war Seppli trotz ſeiner Frömmigkeit; denn gar viele Frömmigkeit iſt nichts als ein Sprühregen bei vielem Staub; in den Boden dringt er nicht, ſondern dämpft eben nur den Staub, und wenn es ſo feucht iſt über dem Boden, ſo ſchleicht eben das wüſte Gewürme um ſo lieber hervor. Lauter Trümpfe ſpielte Seppli aus, bald über liederliche Meitli, bald über liederliche Burſche, wo enandere ag'heie, es wüß ke Mönſch wo, u mit em erſte beſte hingere Haag ſchlüfe. Bald über die Undankbarkeit, wie me King uſem Elend zieh chönn, u we me meini, mi hätt o öppis an ne, ſu laufe ſi d'rvo u trage eim noh zum Hus us, meh as ne g'hör, und über Bauernſöhne, die thäten als hätten ſie Geld z'freſſen, un we me recht lueg, ſu ſyge ſi noh die verdrige Schuh ſchuldi un em Kämifeger noh vo mängem Jahr nache. Und während er ſo was ſagte, ſo ſah er in die

Ecken, erſt wenns Wort raus war, ſo ſchoß er einen Blick auf Jakobli, ſo wie der Schütze auch nach der Scheibe ſieht, nach welcher er geſchoſſen.

Und zu allem dem hatte er bloß den Grund, daß dieſe Heirath ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, und jetzt glaubte er volles Recht zu haben zu Haß, Feindſchaft, Verfolgung und weiß der Teufel was noch. Es macht nämlich jeder Menſch eine Art Lebensrechnung, aber ſelbſtſüchtige Menſchen hauptſächlich haben den Gebrauch, Menſchen wie Zahlen, mit denen man umſpringen kann nach Belieben, ſie addiren und dividiren, ſubtrahiren und multipliciren, in dieſe Rechnungen zu bringen, und ganz beſonders bringt man auf dieſe Weiſe Untergebene in Rechnung, ein Götti ſeine Pathin, manchmal reiche Leute ein arm verwandt Kind. Macht das nun eine eigene Rechnung, läßt ſich nicht trahiren und pliciren wie eine lebloſe Zahl, wird zum ſelbſtſtändigen Weſen mit eigenem Lebenszweck, ſo ſchimpfen ſie auf die läſterlichſte Weiſe, als ob es Teufel und Hölle an ihnen verdient, als ob ſie völlig das Recht hätten zu tödten und zu ſchinden, wenn nicht das Tödten überhaupt verboten, das Schinden aber dem Schinder überwieſen wäre.

Gerade ſo that der grämliche Seppli auch, bis endlich in Jakobli der Mann erwachte, und er anfing zu fragen, was dann eigentlich das zu bedeuten hätte; habe Meyeli etwas Schlechtes gemacht, ſo ſolle er es ſagen, habe er Schaden an ihm gehabt, ſo ſolle er die Rechnung ſtellen; aber wenn ein Mädchen aus der Unterweiſung ſei, ſo dünke es ihn, ſollte es Lohn verdienen, d'r Gottswillen ſeien ſolche doch nicht mehr da, wo ſie vom Morgen früh bis Abends ſpät d's wüſteſt alles machen müßten und dafür nicht einmal Kleider hätten. Oder wenn er Schaden gehabt habe, ſo ſolle ers nur ſagen, er ſei da für gut zu machen, bis er zufrieden ſei.

Aber Seppli hatte es auch wie alle Leute ſeines Gleichen,

wenn man ſie vor die Klinge nimmt oder gut deutſch mit ihnen reden will, ſo halten ſie Einem nicht Stand und ſagen: „b'hütis, ich habe ja nichts geſagt, oder wer ſagt dir, daß ich dich gemeint?“ Oder aber ſie ſpringen auf ein ander Feld.

So machte es auch Seppli. Er ſei ſcheint's auch von denen einer, ſagte er, wo nur von einer Gattig Spys wüſſe, u nie a d'Seel ſinne. Er rede nicht von den leiblichen Guthaten, die er erwieſen; da wiſſe er wohl, daß die Linke nicht wiſſen ſolle was die Rechte thue, und ob es verdient was es bekommen, da könne er ſeinethalben rechnen wann er wolle, er habe es nicht im Brauch; rücket es niemand auf, heiße es. Aber wenn es an einem andern Orte geweſen wäre als bei ihm, wo es in der Zucht und Frömmigkeit gehalten worden ſei, ſo hätte man ſehen können, was es aus ihm gegeben. Als es zu ihnen gekommen, ſei es eins geweſen, er wolle nicht ſagen wie eines; aber für ſelligs trag man Einem keine Rechnig, und was man mit ſo einem hätte, wüßte niemand. Und we me ſe de z'weg heig, daß me hoffe dörft, es gäb Mönſche us ne, u üſe Herrgott hätte einmal ein Wohlgefallen an ihnen, ſo liefen ſie Einem daraus u dem zu, wo me nit ſäge dörf, aber noh um enandere gang wie e brüllede Leu, u ſuch, wen er v'rſchling. Aber er well ſchwyge, es heiß, wer ſchwyg, dä werd ſy Lohn im Himmel hah, aber er werde ſih wohl hüte, meh es Kind z'näh d'r Gottswille, we me de e ſellige Dank d'rvo heig.

Meyeli unterbrach ihn kommend mit den zwei Bündeln. Es werde doch nichts vergeſſen haben, frug er ſpöttiſch. Es meine es nicht, antwortete es ehrlich und bewegt. Er glaubs, ſagte er, und was er ihm hätte machen laſſen, werde es alles haben. Es meins, ſagte es, aber wenn er es etwa zurückbegehre, ſo welle es wieder auspacken.

„Hah nih d'rs une g'heuſche? ſagte Seppli. Los, ſo chum w'r nit; ſoll das jetz my Dank ſy, uv'rſchanti Rede u

Schmüzwort? Wenn nit e Gott im Himmel wär, es erleidete eim uf d'r Welt z'ſy. Machit jetz, daß d'r furt chömit; ih bigehre nit d'r ganz Morge z'v'rſume, u z'letſch für alles m'r noh lah wüſt z'ſäge.“ „Aber Götti, ſagte Meyeli, ih hab's ja nit bös g'meint; chömit mit ihs i d's Wirthshus!“ „Los, chär nit, ſagte Seppli, gäll, ume daß de m'r noh mängs fürhah chönniſt, u mih trümpfe, du u die Täſche im Wirthshus. Ich merke d's Spiel wohl; aber g'hörſt, gang m'r jetz; we d' alles heſch, was de dynigeſt, ſu heſt jetz nüt meh da z'thüe.“ Und gäb was Meyeli ſagte, und wie es dankte, und als es die Kinder b'hütete, er hatte auf alles ein giftig Wort, das ſchmerzlich in Meyelis Seele fuhr, und zu allem hatte er keine andere Urſache, als daß Meyeli einen Strich durch ſeine eigenmächtige Rechnung machte. Hätte er billig rechnen wollen, ſo würde er gefunden haben, daß er dem armen Meitſchi ein nicht unbedeutend Stück Geld heraus ſchuldig wäre.

Es beelendete Meyeli im Tiefſten ſeiner Seele, auf ſolche Weiſe ein Haus zu verlaſſen, in welchem es den bedeutendſten Theil ſeiner Jugend, die Jahre verlebt hatte, in welchen das Bewußtſein ſich entwickelt. Es hatte viel ausgeſtanden, aber ſeine Harmloſigkeit hatte allem den Stachel genommen, und wenn der Götti auch keinen Lohn, ſo hatte doch Gott ihm viele Freuden gegeben. Wo kein Gift im Herzen iſt, ſondern harmloſe Liebe, da blühen ſonder Kunſt und Geld, wie auf freier Wieſe tauſend Blumen, tauſend Freuden auf dem Lebensacker; ſie pflanzet kein Gärtner, kein Reicher kann ſie kaufen; ſie pflanzet alle Gott, und ſchenkt ſie den einfach treuen Gemüthern. Und Meyeli war nicht bloß dankbar dem Gärtner da eben, ſondern auch Seppli, unter deſſen Dache es ſie genoſſen, und gerne hatte es ihm gedankt, und er vergällte ihm den Dank, und die Kinder, die es liebte trotz ihren Unarten, wollte es küſſen, und er jagte ſie von ihm weg, und ſo mußte es vom Hauſe weg, nicht bloß wie ein

unverſchämter Bettler, deſſen Dank man verſchmäht, ſondern wie eine eigentlich Schuldige, die man ausjagt. Das that ihm grauſam weh; der Thränen konnte es ſich nicht enthalten; die Baſe, wenn ſie auch wunderlich geweſen, hätte doch das nicht gethan, dachte es. Aber ſie war geſtorben; es waren ja Alle geſtorben, die ihm ſein Glück gegönnt hätten; es ward ihm recht finſter in der Welt, und es weinte recht inniglich, ſo daß es ihm ganz dunkel vor den Augen ward. Jakobli trug den größern Bündel ihm nach, und dachte wirklich nicht daran, daß in ſelbigem ſein ſämmtlich Weibergut verpacket ſei, ſondern fühlte nur des Göttis Grauſamkeit und einen ihm ungewohnten Zorn. Wäre er in ſolchen Dingen gewandter geweſen, er hätte den Götti an die Wand gedrückt, das Gelüſten dazu fühlte er in ſich; aber die meiſten Menſchen bedürfen zu den meiſten Dingen eine gewiſſe Vorbereitung.

Die aber, welche vorhin geſpottet, die hatten ihre Burgerluſt an Meyelis Thränen und am Troſſel, ja an der ganzen Zügelten, die unter Jakoblis Arm Platz hatte. Es ſei einer ein ganzer Kerli, wenn er ſövli erweiben könne; aber der Witzigiſt müſſe er nicht ſein, daß er den Bettelſack am heiter hellen Tag durchs Dorf trage. Sie wollten ſich aber ſchämen, ſövli lang unter fremden Leuten geweſen zu ſein und nicht mehr erdienet zu haben; aber für zu etwas zu kommen müſſe man ein ſo dummes Lalimeitſchi nicht ſein wie das, wo's geng g'lächered heig, we's ume e Thürliſtock ag'ſeh heig. So hielt der Neid Gericht, während doch der Meiſten Urtheil Seppli traf. Keines wohl ſchärfer als das Urtheil Röſelis, das unter der Thüre ſtehend ihrem Wandern zuſah. Meyelis Thränen verkündeten ihm, was geſchehen war. Nur das reue ihn's, ſagte es, daß man einem ſolchen Kopfchieri den Hals nicht mit einem hatzigen Hälſig ſtrecken dürfe.

Meyeli war ſonſt ein ſehr heiteres Weſen, und wie es Höhen giebt im Lande, die heiter zum Himmel ſehen, wenn

das ganze Land mit Nebel bedeckt ist, ja die Nebel und Wolken, welche von allen Seiten der Wind her weht, zu verzehren scheinen, daß heiter über ihnen der Himmel bleibt, so besaß es ebenfalls ein Gemüth, das Trübe zu verwerfen, daß es heiter blieb und lachen konnte, wo andere Gemüther gehüllt gewesen wären in des Weinens Wolken, wie viele Niederungen in Nebel und Regen.

Denn doch war sein Herz keine Sandwüste, wo nur Sonne oder Sandsturm ist; es gab auch Wetter, in denen die Brunnen der Tiefe aufbrachen und nicht alsobald versiegten, wie in glühendem Sande ein mager Wässerlein. Einen Lebensabschnitt hatte es vollendet, und was trug es weg aus demselben? Einen kleinen Bündel, an Kleidern leicht, an schnöden Worten schwer, das schien seines bisherigen Lebens Gewinn. Ein leichtfertiger Sinn hätte mit der Zukunft sich getröstet; ein tiefes Gemüth mußte Schmerz empfinden, und bange Ahnungen mußten aufsteigen. Es giebt überhaupt Tage im Menschenleben, an welchen auch die hellsten Gemüther für Ahnungen und Vorbedeutungen empfänglich sind. Es giebt eine Tiefe im menschlichen Gemüthe, welche tiefer ist als der Eimer reicht, mit welchem die Philosophie ihre Weisheit schöpft. Umsonst bot Röseli allem auf, die neuen Ehegatte lustig zu machen; der Nachmittag kam, seine Anstrengungen hatten keinen Erfolg gebracht.

Jakobli begann vom Aufbrechen zu reden. Röseli sagte, es müsse doch fragen, wo er sein Fuhrwerk habe? Jakobli ward roth, und sagte mit Mühe, er hätte keins. Die Mutter habe gesagt, die Mähre hätte mehr zu thun als im Lande ume z'springe, u junge Lüte thue es besser zu laufen, sie frieren nur minder.

Jakobli wollte beschönigen, und wußte nicht, wie tief hinein diese Worte gingen in seines Weibchens Herz, das kein Wort darauf sagte, wohl aber begehrte Röschen auf. „Hör, eine böse Mutter mußt du haben, sagte es; wohl, dieser

wollte ich den Marſch machen; aber daß ihr zu Fuß gehn ſollt, das thue ich nicht. Da erſt würde Seppli ſeine Freude haben, und böſe Leute ihr Geſpött. Hat doch ſchon mancher muckeln wollen, es müß nicht weit her ſein mit dir, daß du ſo ein arm Meitſchi nehmeſt, u daß niemere ſih zeigi. Einem, dem man ſchießt, der geht nicht zu Fuß heim mit einem Bündel unterm Arm, als eb er huſirt oder Lumpen z'ſäme treyt hätte; da käme ich ja ſelbſt in Spott und Schande. Wir wollen euch führen laſſen bis heim, oder einmal bis es nachtet, damit euch niemand kennt oder anſieht, daß ihr Hochzeitleute ſeid. Aber ſag du mir auch, warum thuſt du ſo etwas? nimmſt nicht die Mähre aus dem Stalle und fährſt, und läßt die Alti hinter d'r i's Blutte donnern? Jä los, we du ſo ne Röſel ſy wotſch, ſu gnad Gott dyr Frau, u z'letſch muß ih m'r d'Finger abbyße, daß ih d'Finger i d'r Sach g'ha hab."

Jakobli verſprach ſich ſo gut er konnte, ſagte, ſeine Mutter ſei nit bös, aber wunderlig, u we me Geduld heig, ſu machs nüt. „Aber wie viel Geduld muß öppere hah, we's nüt meh mache ſöll? u we me Geduld gnue hätt, was würde dann noch etwas machen?" Meyeli meinte, das Fahren ſei nicht nöthig; es wolle ſeine alten Kleider anziehen, dann achte man ſich ſeiner und des Bündels nicht mehr. „Das wäre mir luſtig, ſagte Röſeli, ſo wie ne Aeſchegrüdel uf d'r Straß z'ſy am Hochzyttag; das hätt m'r e ſchöni Bibütig."

Bald ſtand ein Wägeli z'weg, und bewegt nahm Röſeli Abſchied von ſeiner Freundin; und daß ſie bald etwas well lah z'wüſſe thue, das mußte ſie verſprechen. Jakobli dankte, aber mit wenig Worten, und als ſie auf dem Sitz waren, da plötſchte noch der Knecht neben ſie, und preßte ſie zuſammen, daß von Jakobli, der in der Mitte ſaß, kaum der Hut und beide Arme ſichtbar waren.

So fuhren ſie gepreßt der Zukunft entgegen; aber heiter war der Himmel, ſchön ging die Sonne unter, und als ſie unter war, leuchtete noch lang und klar der Stern der Lie-

benden, der Abendſtern ihnen in die Augen. Ohne viel Redens fuhren ſie des Weges bis es dunkler ward, Meyeli den Knecht umkehren hieß, ſeinen Bündel unter den Arm nahm und zu Fuße der neuen Heimath zuwanderte.

Jakobli trug diesmal das kleinere Wartſäckli und ging ſchweigend neben Meyeli her, denn es war ihm, wenn doch recht nur die Mutter freundlich wäre mit ſeinem Weibchen, und ein ordentlich Nachteſſen z'weg hätte ihm zu Lieb und Ehr, wie allenthalben der Brauch. Und ſo war das ſeine Art, daß wenn er ſo etwas ſann, er nicht leicht davon ſeine Gedanken losbrachte, und ſparſam ſeine Rede war. Was Meyeli ihn fragte, beantwortete er; dann ſaß ſeine Seele wieder in Gedanken feſt, und ſchweigend wanderten ſie zuſammen.

Da ſchnürte dem armen Weibchen das Herz ſich immer enger zuſammen; ſein Bündelchen ſchien ihm immer ſchwerer; ſeine Angſt vor der Zukunft ward immer größer, und Jakobli tröſtete es nicht, und warum er nicht redete, wußte es auch nicht. Es begann zu glauben, er ſei ſich reuig, es ſei ihm, als wäre nur alles nicht; es konnte ihm nicht ins Geſicht ſehen, und bei dunkelm Abend wird gleich jeder Gedanke ſo dunkel und ſchwer, und immer ſchwerer drückt die Bürde, die man auf ſich hat. Es kämpfte lange mit ſich; es rollten ihm die Thränen über die Wangen leiſe, wie die Sterne leiſe am Himmel gehn. Aber endlich begann ein leiſes Weinen, und das Weinen wuchs, bis Jakobli erſchrecken es hörte. Da frug er: „was heſch?"

Da drückte es Meyeli übers Herz, es konnte vor Schluchzen nicht weiter; es legte ſein Bündelchen ab, ſetzte auf einen Stein am Wege ſich und weinte bitterlich. Jakobli wollte tröſten, zeigte auf ein Lichtchen in der Ferne; dort ſei ihr Haus, alſe nicht mehr weit, es ſolle es noch zwängen.

Jetzt ward ſeine Angſt noch größer, und ſein Weinen noch bitterer; ſo arm und ſo nah das fremde Haus, und ſo

recht ſchwarz ſchien das Elend über ihm zuſammen zu ſchlagen, und Jakobli ſtund vor ihm und wußte nicht zu helfen, und fand immer weniger Worte. Aber hell blieb über dem armen Päärchen der Himmel, freundlich zwitzerten die Sterne, Sternſchnuppen glitten über ihre Häupter hin, als ob ſie Muth bringen wollten von oben, und ſo lange heiter der Himmel bleibt über dem Menſchen, und freundliche Sterne leuchten ins Leben hinein, ſo lange verſinken wir ins Elend nicht, und was Elend ſcheint, iſt eine ſchwarze Wolke, die vorüber geht, und wenn ſie ſchwindet, kömmt der Himmel mit ſeinen freundlichen Sternen wieder.

Gedruckt bei C. G. Herdeß in Eßlin.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

geſammelte Schriften.

Zweiundzwanzigſter Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Mit Bangen entläßt der Verfaſſer dieſen zweiten Theil ſeines Anne Bäbi; an ſchwere Fragen hat er ſich gewagt, und fürchtet jetzt, die Art, wie er ſie zu löſen verſucht, möchte mißverſtanden werden. Der Verfaſſer will niemanden ſeinen Glauben aufzwingen, aber jeden Leſer möchte er um den Glauben freundlich bitten, daß es ihm Ernſt ums Herz, und um Treue und Wahrheit zu thun geweſen. Wer an geiſtlichen Dingen in einem ſogenannten weltlichen Buche ſich ärgert, der lege es weg, oder er bedenke, daß auch Gott Irdiſches und Geiſtliches miſcht im großen Weltenbuche und im Menſchen ſelbſt, und daß jedes weltliche Buch Geiſtiges enthalten muß, wenn es kein ſchlechtes ſein ſoll.

An der Vertheilung der Rollen möchten Andere ſich ärgern; und daß einem Mitglied des geiſtlichen Standes eine zugetheilt iſt, welche eben keine glänzende Seite darbietet. Die Vertheilung der Rollen iſt ein Vorrecht des Schriftſtellers, über deſſen Gebrauch er ſich bloß vor dem Throne der Wahrheit zu verantworten hat. Zudem glaubte

der Verfasser diese Rolle, gegenüber dem eigentlichen Arzte einem eigentlichen Geistlichen, und nicht einem geistlichen Herumzügler, zutheilen zu sollen, auch hielt er es für nicht unehrenwerth, die Schwächen seines Standes, welchem anzugehören er sich zur höchsten Ehre rechnet, nicht zu verschweigen.

Sollte aber jemand meinen, die ganze Rolle und die Fragen, welche sie berührt, hätten füglich ausbleiben, weil sie leicht Aergerniß geben können, im Canton Bern übrigens gar nicht nöthig gewesen wären zu berühren, der würde vielleicht von einem Arzte die Bedeutung dieser Fragen am besten vernehmen können; in Beziehung auf den Canton Bern möchte die Bemerkung erlaubt sein, daß dieses Buch nicht bloß für die lieben Mitburger bestimmt ist.

Doch, statt allen Antworten auf alle Bedenken wiederholt der Verfasser noch einmal die freundliche Bitte: in guter Meinung zu nehmen, was in ehrlicher Treue gegeben worden.

J. G.

Inhalt.

			Seite
Kapitel	1.	Meyeli kömmt ab dem Steine und hinter einen Tisch	1
—	2.	Wie Meyeli erwarmet	20
—	3.	Ein Vikari thut einen Fehlschuß	50
—	4.	Meyeli tritt in der Welt auf	65
—	5.	Wie eine Hebamme zu Ader läßt, um ein schweres Herz leichter zu machen	79
—	6.	Wie nur ein klein Kind ins Haus kömmt und dasselbe doch ganz voll Gebrüll wird	106
—	7.	Wie Jakobli aufthaut und die B'schüttlöcher größer gemacht werden	125
—	8.	Großmütterliche Pädagogik	142
—	9.	Was das Leben sei, was der Frevel an diesem Leben sei und wie es einem solchen Frevler ergehen werde	149
—	10.	Und wie die Herzen bluten, wenn ein liebes Leben erlischt	166
—	11.	Wie ein Vikar in Harnisch kömmt, ein Pfarrer auf die Beine und eine Frau um den Verstand	173
—	12.	Wie ein Doktor aus der Haut fahren will und ein Pfarrer ihn wieder hineinstößt	227
—	13.	Wie ein alter Herr ins Reden kommt und nicht mehr hören kann	243
—	14.	Wie ein Pfarrer und ein Doktor zusammen consultiren, d. h. über einander die Köpfe schütteln	279

Seite

Kapitel 15. Wie eine alte Frau einen jungen Herrn übers Knie nimmt 299
— 16. Wie Jakobli zum Durchbruch kömmt und Meyeli matt wird 315
— 17. Von der Hübschi und vom Interesse 335
— 18. Was ein Doktor ausstehen muß und wie es ihm ergehen kann 350
— 19. Wie Jakobli wichtig wird und Meyeli gerührt . . 376
— 20. Vom Rumer in einem Pfarrhause und wie ein Mädchen einem Vikar predigt 385
— 21. Wie Sophie werchet in ihrer Seele und wie es beim Doktor innerlich spukt 404
— 22. Was ein alter Pfarrer thut und was ein Vikari meint 423
— 23. Der Tod erscheint 437

Wie

Anne Bäbi Jowäger haushaltet

und

wie es ihm mit dem Doktern geht.

—20—

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Meyeli kömmt ab dem Steine und hinter einen Tiſch.

An Jakoblis Hochzeittage hatte über ſeinem väterlichen Hauſe die Sonne nicht geſchienen. Anne Bäbi rumorte übel im Hauſe herum, wußte aber ſelbſt nicht warum. War es Zorn, daß die Heirath doch nun erzwängt ſei, war es das unheimliche Gefühl der Schwiegermutter, der eine Schwiegertochter ins Haus zieht, die Nachfolgerin, vielleicht auch die Nebenbuhlerin in des Hauſes Meiſterſchaft, oder war es gar das merkwürdige Mißbehagen, welches oft den Menſchen ergreift, wenn er etwas erzwängt hat, das ihm hintendrein nicht recht iſt, deſſen Schuld er lange auf keine fremden Achſeln zu ſchieben weiß. Anderthalb Tage hatte es Jakobli nicht geſehen, und wie viel Liebesangſt oder ängſtliche Liebe kann nicht in anderthalb Tagen in einem Mutterherzen erwachen, und beſonders wenn während dieſen anderthalb Tagen das Kind Hochzeit hält? Was konnte Jakobli in dieſer Zeit alles erfahren, alles aufgeleſen haben, wie konnte er heimkommen, zu Fuß und ohne Mähre?

Es iſt möglich, daß von allen drei Dingen in Anne Bäbis Herzen war, aber wer will es entſcheiden, da unſere Augen ſo ſelten ins eigene Herz hinunter ſchauen, geſchweige denn in ein fremdes. Das kam an Tag, daß die innere Pein immer

mehr dem armen Meyeli zur Last geschrieben ward, denn immer häufiger entfuhren Anne Bäbi Worte, die wie Täschli, Lumpenmönsch u. s. w. lauteten.

Mädi ermangelte nicht, ins Feuer zu blasen; es mochte Anne Bäbi seinen Aerger gar herzlich gönnen, und immer herzlicher, je größer er ward. So wie für sich selbst sagte es, für eine Lustreise sei heute schön Wetter, es wäre heute gut einen Trossel zu führen, der Regen verderbte ihn nicht. Es nehme ihn's nur wunder, ob sie mit zwei Wagen kämen oder nur mit einem, und ob es nicht Platz machen sollte, für die Sachen abzustellen. Anne Bäbi sollte ihm rathen, ob es die junge Meisterfrau ehren müsse; „säg Marei" werde wohl zu unhöflich sein für so ne Zimpferlige. Hansli, der im Vorbeigehen so was hörte, kam es übers Herz und er sagte: es düech ihn, er wollte nicht in Sachen reden, die ihn nichts angingen, und niemanden den Plätz machen, ehe man ihn gesehen.

Diese von Hansli unerhörte Zurechtweisung nahm Mädi bedenklich übel. „So, kömmt das schon so, ehe das Täschli noch im Hause ist, wohl, das wird schön gehen. Aber es ist gut, daß man mit solchen Leuten nicht verheirathet ist, und daß man öppe sy cha wo's ist. O jere, wenn ih de uslah, ih well wyter, de wirds de es schöns Gschryß gäh um mih, u mängi längi Nase wirds gäh, aber i Gotts Name, meh as a eis Ort cha e Mönsch nit."

Auch Hansli war es bang ums Herz, und je näher der Abend kam, um so banger, doch sagte er es niemanden. Aber er stand fast wie genagelt neben dem Brunnenstock, von wo man den Weg nach Rapigen übersah, rauchte aus Leibeskräften und doch wollte das Pfeifchen nie brennen, und so streng er anzündete, eben so streng mußte er von neuem Feuer schlagen, was nie mit einem Streiche abging und manchmal nicht mit einem Dutzend. Hansli hatte den Grundsatz, nichts zu g'schänden, daher warf er keinen Feuerstein

fort, ſo lange er ihn noch in den Händen behalten konnte und wenn er auch rund war und nirgends eine Ecke hatte wie ein Marmorkügelchen. Anne Bäbi ſchnauzte ihn oft deswegen ab, wenn er eine ewige Zeit dängelete, ehe er Feuer hatte, ja, es kramte ihm einmal ein Druckli Streichhölzchen. Das ſei eine b'ſungerbare Sache, ſagte Anne Bäbi, und chumligers hätte es nichts geſehen noch. Aber Hansli ſagte, von ſolchem hätte ſein Vater und ſein Großvater nichts gewußt, und wenn nicht der Teufel die Finger darin hätte, ſo käme es nicht erſt jetzt auf. Er kam damit ab Weg, man wußte nicht wohin, und erklärte rundweg, daß, ſo lange er öppis zu ſagen hätte, ſelligs Züg nicht mehr in ſein Haus kommen ſolle. „He, ſagte Anne Bäbi taubs, was frag ich dem nach, wenn du Freud am Dängele haſt, ſo dängele, aber myr Lebtig krame ich dir nichts mehr, und wenn ich Feuer mangle, ſo kann ich öppe machen, daß ich von einem Mal zum andern auf der Feuerplatte finde.“ Seither hat Hansli oft geſagt, wie er es den Hölzlene gemacht, und wenn d'Regierige ſo witzig wäre wie ér, ſo verböte ſie dieſelben ganz, denn die halbe Brünſte kämen von dene ſchießige Hölzlene, u de ſöll afe alles azündet worde ſy, we's d'Lüt doch ume v'rliechtſinniget heige. So tubakete und dängelete Hansli am Brunnenſtock, während Sami tränkte und im Stall handthierte.

Lang ſchnürfelte die Mähre im Brunnen, und als endlich Sami, der unterdeſſen geſtreut hatte, kam um ſie hineinzujagen, hatte ſie faſt Muth zu einigen ungattlichen Sprüngen. „Wenn ich Meiſter geweſen wäre, ſagte Sami, ſo wäre mir die auch nicht zwei Tage z'leerem im Stall geſtanden, während der Bub z'Hochzeit hat laufen können.“

„He ja, ſagte Hansli, es iſt bald viel zwängt, aber je mehr ſie zwängen, deſto mehr ſoll man d'Schuld ſein, und ſagt man ihnen etwas ab, ſo hat man Hungs bös bei ihnen.“ Er ſehe keinen Unterſchied, ſagte Sami, zwängt oder nit zwängt, es düech ihn faſt, ſie ſeien alle Tage häſſig. „Und

wenn ich es gezwängt hätte, sagte Hansli, so hätte es doch nichts abgetragen, laufen oder ryten, man kömmt am Ende doch an einen Ort." Allweg, sagte Sami, aber es wäre mir doch wegem allgemeinen Gebrauch, und daß ich auch wüßte, wer Meister wär. „Selb wundert mich nicht, sagte Hansli, u wegem Bruch kömmts immer darauf an, ob man es hat oder nicht hat; hat mans (vermag mans), so hat man dem Brauch nichts nachzufragen."

„So, das ist mir e sufere Sach, keifte es hinter ihnen. Während ich mich halb tödten muß, machst du, als ob dich die ganze Sache nichts anginge, und wer hets zwängt, ich frage, wer hets zwängt, daß e sellige Schnuderbub scho hochzytet?" „Es hat mich wunder genommen, ob sie bald kommen," sagte Hansli. „Und wenn es mich schon wunder nähmte, sagte Anne Bäbi, so zöge es mir sich doch nicht, da zu stehen wie ein Stock und z'öhlgötzen. Da will e jedere Schnürfli zwänge, was ihm i Gring schießt, aber daß dann zuletzt alles in der Ordnung sei, dafür zu sehen, ist dann Anne Bäbi gut genug. Aber wenn du Fleisch willst z'Nacht, wie es öppe der Bruch ist, an einem Hochzeit z'Nacht, so komm und hau ab, und wenn du Wein willst, so gieb Geld oder schick neuere." „Wie d'meinst," sagte Hansli. „Wie d'meinst, wie d'meinst, sagte Anne Bäbi, man sollte meinen, was ich zu befehlen hätte, wie d'meinst, u macht es nieders nach seinem Gring und z'letsch muß ich doch zu allem luegen, wes gut gehen soll, und was für einen Dank hab ich dafür: es Söhniswyb, wie es einem jeden Bettler ab dem Karren fallen könnte."

„Das dünkt mich wunderlich, sagte Sami, als Hansli ihm Geld gab für Wein, daß die in der Küche jetzt ein Mahl machen wollen, und thun doch den ganzen Tag nichts als branzen und balgen, daß es Einen düecht, Säuerdäpfel sollten ihnen zu viel scheinen." „He, sagte Hansli, das chunt vo wegem zwänge, wenn ih vo Fleisch und Wein gesagt

hätte, so hätten wir es mit saurer Milch und halbg'schwellten Erdäpfeln machen können."

Schon lange war der Wein z'weg und das Fleisch eßbar, aber kein junges Ehepaar ließ sich merken. Die Sterne glitzerten immer schöner am Himmel, aber immer dunkler wurden Anne Bäbis Stimmungen, immer deutlicher der Jammer über den Sohn und immer lauter der Aerger über das Söhniswyb. Ja, es kamen ihm sogar Beispiele in Sinn, wo eine Dirne Hochzeiterin geworden, auf dem Heimweg den jungen Mann gemordet und mit Geld und Uhr sich davon gemacht, daß man nie ein Wort von ihr gehört, gäb wie man nachgefragt. Es hielt sich nicht dafür, sonst wäre es ihnen längst entgegen gegangen mit Mädi und der Laterne. Das Mannevolk schicken mochte es nicht, die sollten nicht wissen, wie es ihm war. Aber mehr als hundertmal sagte es, und Mädi wiederholte es mehr als zweihundertmal, es sei ihm nichts so z'wider als das verflucht Mannevolk. Hätte man es nicht nöthig, so stehe es Einem allenthalben im Weg, und könnte man es brauchen, so zeige sich kein Schnürfli, und wenn man sie am wenigsten begehre, so hängten sie das Maul in alles, und dann wiederum thät längs Stück kein Stock das Maul auf, und wenn sie etwas sinnen sollten, so sei's, helf ihm Gott, als ob sie gar kein Hirni hätten. Die Türks Donstige, wenns ume keine hätt' müsse schmöcke syr Lebtig.

Wenn Anne Bäbi gewußt hätte, wer ungefähr eine Viertelstunde von ihm auf einem Abweisſteine saß und weinte und sich gar nicht trösten konnte, es weiß kein Mensch, was es angefangen hätte.

Dort saß Meyeli mehr als eine halbe Stunde, und immer neuer Jammer entströmte seinen Augen, wie bei hartem Regen ein Bach nach dem andern anläuft und dem Hauptstrome sich zustürzt. Vom Stolze, eine reiche Frau geworden zu sein, fühlte es auch nicht die geringste Regung, sondern

die Gefühle seiner Niedrigkeit, seiner Armüthigkeit, und wie es im neuen Hause sich bewegen solle, daß es recht sei, und wie es Jakobli vergelten könne, daß er ihn's erwählet; aber wie es sich diesen Abend schämen müsse in seinem Staate und morgen in seinen Hüdelenen, das tauchte eins nach dem andern auf und wenn Meyeli einen Jammersturm beg'wältiget hatte, die Thränen abwischen, sich aufrichten wollte, so gährte es neu in den Kammern seines Herzens, neues Schluchzen zuckte in seinem Halse, neue Thränen strömten ihm nach.

Jakobli war es himmelangst bei der Sache und darum fand er das rechte Trostwort nicht, gäb wie er es suchte, und das machte Meyeli wieder elend und es dünkte ihn's, Jakobli sei schon reuig und er schäme sich mit ihm ins väterliche Haus zu ziehen, er sagte ja nichts als „schwyg ume, schwyg," und sagte nicht: „chum doch recht, u stang uf, si werde daheime b'lange u längi Zyti hah nah ihs." Es pressirte Jakobli also selbst nicht, meinte es; so gehe es, wenn ein arm Meitschi einen reichen Burschen heirathe, und wenn doch nur alle ein Exempel nähmten an ihm, dachte es. Es dünkte ihn's, wenn der liebe Gott ihm nur über die erste Stunde, die ersten Tage helfen wollte, so wollte es sein Lebtag zufrieden sein, mit allem, was ihm zustoße und nie mehr klagen und sich unterziehen Gott und Menschen.

Und wie es dieses dachte mit unaussprechlichem Seufzer, zog durch den klaren blauen Himmel ein heller Stern zwischen ihm und Jakobli durch, dem elterlichen Hause zu; rascher und rascher glitt er, daß es fast einen Schein gab, und über dem Hause schwand er. Da war es Meyeli, als dringe des Sternes heller Schein in sein dunkles Herz und verscheuche dort des Jammers Gestalten und eine Verheißung sei ihm gegeben, daß es getrost sein, sich aufmachen solle, Gott werde mit ihm sein. Als seine Mutter noch lebte, hatte sie ihnen einmal erzählt, wenn man schnell einen schönen Wunsch thue, während ein Stern durch den Himmel fahre,

ſo werde derſelbe erfüllt. Seither hatte es gar manchmal in den blauen Himmel geſehen, hatte in ſeinem Herzen einen ſchönen Wunſch gerüſtet, und in frohem Bangen auf den Stern gewartet, der ihn vor Gott tragen ſollte. Und wenn er kam, vertraute es ſchnell ihm an, was es ausgeſonnen, und allemal war es ihm leicht geworden ums Herz und in kindlicher Zuverſicht legte es ſich ſchlafen, daß ſein Wunſch jetzt ſchon vor Gottes Thron, und einem Engel die Erfüllung aufgetragen ſei. Jetzt hatte es an keinen Stern gedacht, und doch einen frommen ſchönen Wunſch im Herzen gerüſtet, da ſandte ihm Gott ſelbſt einen Stern, der den Wunſch mitnahm und die Zuverſicht der Erfüllung, einem hellen Scheine gleich, durch ſeinen finſtern Jammer hindurch ihm ins Herz warf. Das iſt der Segen frommer Gemüther, daß ſie ſolch wunderbaren Tröſtungen, von denen die Unfrommen keine Ahnung haben, offen ſind, ſie empfangen mitten in des Lebens wildeſtem Sturm, ſich an ihnen aufrichten, wenn Laſt und Druck der Welt am größten ſind. Wie Oel, aufs Meer gegoſſen, deſſelben ſturmbewegte Wellen ſänftigen ſoll, ſo klärte der helle Stern Meyelis Gemüth, die Fluthen erhoben ſich nicht mehr, kein Schluchzen brach mehr hervor aus des Herzens Klüften, es faßte ſich zum Gehen. Doch vorher hängte es noch die ſchweren Göllerkettelein aus, von denen es fürchtete, daß die Mutter an ihnen das erſte Aergerniß nehmen möchte, die breiten Haften, welche unter dem Tſchöpli hervorſahen, hätte es gerne verborgen, das ließ ſich aber nicht thun, dann ſagte es zu Jakobli: „ich denke, wir gingen in Gottes Namen."

Mit jedem Schritt leichtete es Meyeli; heiteres Gottvertrauen breitete ſich über ſeine Seele aus, und es war ihm, als rege ſich eine Kraft in ihm, die ſich nicht verbittern läßt, die alles duldet, nie das Ihre ſucht.

Das Licht im dunkeln Hauſe wurde glänzender und Jakobli ſchien es, als rutſche der Weg ihm unter den Füßen

weg und das Haus auf den Hals, daß es eine grüsliche Sach sei, und endlich sagte er dem Meyeli, er hülf nicht so laufen. Ihm war es noch bitter angst; er war von denen einer, die merken, was kommen kann, aber in sich keinen Rath finden, auf das Kommende einzuwirken, abzuwenden und herbeizuführen, was in der Menschen Kräfte liegt. Kaum wird es diesen übler gehen als denen, die in selbstbewußter Kraft dem Ereigniſſe entgegen gehen; jedenfalls geht es ihnen beſſer als denen, welche in vorwitziger Ueppigkeit in das Rad des Schickſals greifen; aber das ſchwere Bangen vor den entſcheidenden Stunden iſt ihr eigenthümlich Theil, dem ſie nicht los werden, während der, welcher ſeiner Kräfte ſich bewußt iſt, beſonnen ſie braucht, gefaßten Muthes in die Gefahren geht.

Schon hörte er den Brunnen rauſchen, ſah aber keinen Menſchen, keinen Schatten ſich bewegen; das war ihm ein bös Zeichen. Er hatte erwartet, daß ihnen wenigſtens Sami entgegen kommen werde, wenn nicht der Vater ſelbſt, und daß die andern ums Haus herumſtehen würden zu einem freundlichen Empfang. Man glaubt gar nicht, wie ſchwere Laſten man durch ein Entgegenkommen abnehmen, und wie leicht ein freundlicher Empfang vor dem Hauſe den Eintritt in ein Haus machen kann.

Endlich regte ſich etwas, aber Jakobli erſchrak, er meinte der Brunnenſtock ſpalte ſich in zwei Theile und der eine Theil ſchwanke hin und her. Aber es war Hansli, der ausguckte, von wannen ſie kämen, und dem, als er endlich ſie erkannt hatte, es ſich zweyete, ſollte er ſie begrüßen, oder den erſten Gruß Anne Bäbi gönnen, da, wie bekanntlich, Anne Bäbi in ſonderbarem Grade die Kunſt beſaß, bei übler Laune an jeder Rede und jeder Handlung Anſtoß zu nehmen; daher Hansli ſich ſehr ausgebildet hatte in der Kunſt, weder zu reden noch zu handeln, ſobald bei Anne Bäbi die böſe Laune im Anzug war. So bildet ein Menſch den andern Menſchen.

Indessen gewann diesmal doch das Bewußtsein des Vaters die Oberhand und er trat aus dem Dachtrauf hervor und hieß sie willkommen in Gottes Namen.

Meyeli konnte nicht satt werden, des neuen Vaters rauhe Hand zu schütteln und zu drücken, aber Hansli sagte, sie sollten machen und hineinkommen, sie hätten afe längi Zyti nach ihnen gehabt, und je weniger lang das Weibervolk warten müsse, desto besser sei es. Dem Meyeli nahm er trotz dessen Sträuben den Bündel weg und sagte, er sei ihm ja nur im Weg und er wolle ihn gleich dahin thun, wo er hingehöre. „He nu, so nimm den auch gleich," sagte Jakobli, und reichte dem Vater den andern Bündel; es ward ihm so leicht, als ob das Säcklein sieben Centner schwer gewesen wäre.

„Si chöme, si chöme," rief Mädi, das, wenn es wollte, seine Ohren offen haben konnte, wenn schon sein Maul ging. „Meinethalb, schnauzte Anne Bäbi, wären sie doch nur geblieben, wo sie gewesen sind; ist das afe e Manier, hei z'cho ame ne Hochzyt? schon vor mehr als einer Stunde hats Sieben geschlagen." Indessen gewann doch auch bei Anne Bäbi die Mutter die Oberhand über den Kyb, und als eine freundliche Stimme unter der Thüre sagte: „Guten Abend geb euch Gott, segn' ihs Gott Usgang und Ygang und b'hüti vor allem Bösen in alle Ewigkeit," so sagte Anne Bäbi: „He nu so de, su sygs e so, bis Gottwilche, du wirst doch das neu Sühniswyb fölle sy?" „Jy sött, sagte Meyeli, u wes Gottes Wille ist, so will ich öppe thue, daß sih niemere über mih z'erchlage het, u Jakobli sih nit reuig wird, so nes arms Meitschi g'no z'hah." „He nu so de, sagte Anne Bäbi, mi cha de luege; öppe zu dene wüstiste Hünge bist o nit cho, u mußt dy Sache öppe hah, wed' scho nüt ykehrt hest, u wär's ume Jakoblis d'wege. D'rnebe v'rspricht mänge alles Guts u git notti d'r wüstist Hung ab. Aber chömit yche, mir wei eße, es kaltet sonst alles." Bei der Wendung nach der Thüre

ſah Meveli Mädi beim Schüttſtein ſtehen, ging auf ihn's zu, bot ihm die Hand und ſagte: „Bis mir auch Gottwilche, du wirſt d's Mädi ſy; Jakobli hat mir viel b'richtet, wie du ihm abgewartet und g'luegt heigiſt.“ Mädi wußte, während es ſich die Hand am Fürtuch abſtrich, nicht, ſollte es rauen wie eine Katze, oder ſchnauzen wie ein Hund, von wegen es konnte beides, und ſagte daher nur: „Ih darf d'r d'Hang faſt nit gäh, ih hah gar e wüeſti, vo wege die het gar wenig Sundig g'ha, die junge Meitſcheni hei ſe jetz ſcho zimpferer. He nu ja ſo de, ſu bis m'r mynetwege o Gottwilche.“

Mädi hätte gerne etwas angehängt, aber Anne Bäbi ſagte: „Rüf, m'r welle eße.“

„Rüf m'r welle eße!“ wiederholte Mädi im Hinausgehen, da meint der alte Sturm, als mangle es nichts als z'bifehle, aber bym Wetter, gäb ih m'r de myr Lebtig geng ſo will lah bifehle, geh nih lieber u häiche mih. Ihr föllit yche!“ brüllte es Hansli und Sami an, auf die es draußen im Schopfe ſtieß. Während Sami am Handtuch in der Küche ſeine Hände abtrocknete, fragte er Mädi beshaft: „U wie g'fallt ſi d'r, iſt ſi ſo hübich wie du?“ „Gang yche n lue ſelber, du Möff, ſagte Mädi. Um mängs tuſig Pfung möcht ih ke ſelligs G'fräß hah, wo me d's ganz Jahr i re Drucke hah muß wie d'Sundekappe, we's nit abſchieße ſöll, und wo brämt wird, we's e Mönich aluegt n b'ſungerbar de ſo ne Dreckſami.“

„Du haſt recht, ſagte Sami, wenn ich es hätte wie du, es wäre mir auch ſo. Es mag deinem Geſicht geben was es will, wüſte kann es nicht, ume hübſche. Und da weiß ke Tüfel, wenn recht viel darüber geht, und wenn du hundertjährig wirſt, wie hübich du zuletzt noch wirſt, vielleicht wie eine Königstochter.“

„Emel hübicher als du, weiſt's, du Karrenſalbküng du, was du biſt, u du wäriſt froh, wenn du o hundertjährig würdiſt. Aber die Lüs werde dih lang vorher g'freſſe hah, wenn d' ne nit öppe z'faſt ſteichſt.“ „Du wirſt dich meinen,“ ſagte

Sami und wollte das Gefecht fortſetzen, aber Hansli ſagte, er hülf ſi wett yche, ſelligi Wort ame ſellige Tag trage nüt ab. Man ſollte immer Acht geben was man rede, aber b'ſungerbar a ſellige Tage, da bedeutete alles etwas, un öppis Wüſts werd chum öppis Gutes bidüte, darum düechte es ihn witziger, ſie ſchwiegen.

Mädi deckte ſeine Zähne ab und wußte nicht was machen, denn ſo war Hansli ihm noch nie gekommen, aber ehe es ſich beſonnen hatte, war derſelbe in der Stube.

Drinnen ſtand die Lampe auf dem Tiſch, die Kaffeekanne auf dem Ofen und Jakobli und Meyeli ſaßen oben am Tiſch und hatten Eiertätſch auf einem Teller und Brod daneben. Meyeli hatte ſich untenan ſetzen wollen, wo ſonſt d'Zumpfere hocket; das hatte Anne Bäbi b'ſunderbar gefallen, und bei ſich ſelbſt hatte es gedacht: „He nu ſo de, ſo iſt's doch noh es manierligs Mönſch, we's ſcho nüt het. Seh hockit da obe a Tiſch nebe angere, ſo iſt's der Bruch, we me Hochzit g'ha het, morn prediget de ſcho en Angere.“ Und Meyeli war ohne Zimpferigi da oben hin geſeſſen, hatte ſich gehorſam unterzogen, ſaß auch ſtill da oben, ließ Anne Bäbi machen und einſchenken und vorlegen, kein Zeichen that Meyeli, Anne Bäbi etwas abnehmen, vorlegen oder einſchenken zu wollen. Von wegen auf dem Lande beſteht die Meiſterſchaft im Selbermachen und nicht im Zuſehen und Befehlen, und ein Söhnieweib, das mit ſtädtiſcher Zuvorkommenheit der Schwiegermutter ihre Geſchäfte abnehmen wollte, würde ſich nicht nur bei einem Anne Bäbi, ſondern noch bei ganz andern ſchlecht empfehlen. Das chöm nicht gut, würde es heißen, ſchon den erſten Abend hätte ſie die Finger in allem haben, alles regieren wollen.

Als Hansli und Sami hineinkamen, ſtand Meyeli auf, und als Hansli ſagte es, es wolle jetzt in der Stube innen ihm noch die Hand geben und ihm nicht nur wünſchen, daß Gott ihm einen guten Abend gebe, ſondern ein langes Leben

und G'ſundheit bis äne us. Dann ging es zu Sami, gab auch ihm die Hand, und ſagte, das werd Sami ſein allem an. Es denk, ſie wollen im Frieden bei einandern ſein, an ihm ſolle es nicht fehlen, und wie Jakobli ſäg, werd ſich das mit Sami ſchon machen. Den beiden Schnürflene, wie Anne Bäbi ſie gewöhnlich nannte, wurde es ganz wunderlich; es war ihnen faſt, als ob man ihnen mit rohen Zwiebeln im Geſicht herum gefahren wäre, aber Anne Bäbi ſagte ſchnell: z'rühmen mangle ſich da nichts und ſie ſölle niederhocke u näh, es kalte ſuſt. „Aber wo bleibt Mädi, die ſchießigi Kniepe," ſagte Anne Bäbi, und rief zur Thür hinaus: „Warum chunſt nit?" „He, es het mih niemere heiße yche cho," antwortete Mädi. „So, das wär m'r afe, we me noh d'Jumpfere aparti ſött heiße cho eße, wo me gnue z'thüe het, dene Stopfeni nah z'laufe, u wed' nie hättiſt welle cho, oder mih hätt diß g'heiße, du liefeſt längſt nit meh da ume, dä Sturm," ſagte Anne Bäbi zur Stube hinein. Endlich kam Mädi wie eine Wolke voll Blitz und Donner, die nur aufs Anrühren wartet, um zu platzen und das gewaltigſte Wetter loszulaſſen aus ihrem Bauche.

So ſaßen endlich in düſterm Lampenſchein die Sechſe beiſammen, die unter einem Dach fürder leben ſollten, ſie aßen und tranken, wer aber die Blicke ſah, die verſtohlen herumfuhren von einem Geſicht zum andern Geſicht, der merkte wohl, daß bei Eſſen und Trinken die Seelen der Sechſe nicht waren. Gar hell glänzte oben am Tiſche Meyeli, ſeine blauen Augenſterne ſtrahlten freundlich über den Tiſch weg, aber auch ſeine großen ſilbernen Haften glänzten und wollten ſich nicht verdecken laſſen, gäb was Meyeli auch verſuchte; denn Mädis Augen hefteten ſich darauf, wie Katzenaugen auf das Mäuſeloch. Je ſchneller die Blicke ſich kreuzten, deſto langſamer bewegte ſich die Rede um den Tiſch herum, wie die Tritte eines Furchtſamen an einem dunkeln Orte, der oft ſtille ſteht, lange tappet, ehe er einen Fuß weiter ſetzt.

Was iſt unſere Rede anders, als eine unſichtbare Hand, wunderbar und vielfach gefingert, mit welcher wir fahren über unſerer Mitmenſchen Gemüther. Und dieſe Gemüther ſind die Inſtrumente, aus denen Töne quellen bei jeder Berührung, himmliſche und himmelſchreiende, eben je nach der Berührung. Jedes Inſtrument giebt einen andern Ton, eine andere Antwort dem Finger, der darüber hinfährt, und wie die Harfe Wind und Wetter fühlen und je nach Regen oder Sonnenſchein andere Töne geben ſoll, ſo giebt des Menſchen Gemüth andere Töne des Morgens, andere des Abends, andere vor dem Eſſen, andere nach dem Eſſen, andere nach einem Glas Waſſer, andere nach einem Glas Wein, andere nach jedem andern Geſicht, das man geſehen, andere nach jedem andern Blick, den eine Hausfrau in Küche und Keller gethan, oder gar auf eine Staubdecke, die nicht ſein ſollte und doch iſt. Das iſt nun die unendliche nie auszulernende Kunſt, und Takt wird ſie genannt, die Taſten der Gemüther immer ſo zu berühren, daß ſie nicht gen Himmel ſchreien, nicht donnern, nicht toben, nicht züngeln, ſpitzig und giftig, ſondern fein manierlich aufquellen, wohllautend und ſchön tönend, in mannigfachen harmoniſchen Weiſen ſich ergehen und rührſam und wohlthuend verklingen, ſo daß ein ſüßer Ton in der Seele nachklingt, wie wenn Götter verſchwinden, ein himmliſcher Duft die Luft erfüllt, nach des Teufels Abgang aber ein beſtialiſcher Geſtank. Dieſer Takt wird, wie anderer Takt, mehr angeboren als angelernt, aber wie alles auf Erden unvollkommen iſt, ſo iſt auch der noch nicht gefunden worden, der taktfeſt war auf jedem Inſtrument, dem es nicht entgegen gixete und garte, wenn er zur zarteſten Melodie angeſetzt zu haben glaubte.

Es giebt muſikaliſche Tölpel, die fahren mit ihren Fingern überall und zu jeder Stunde herum, und wie gräßlich es ihnen entgegen klingt, ſie haben ihre Freude d'ran, wenn es nur klingt. Kunſtverſtändige ſetzen mit großer Vorſicht

ſich hinter ein fremdes Inſtrument und eines, von dem ſie wiſſen, daß es verſtimmt iſt, laſſen ſie ſtehen, bis es anders geſtimmt iſt. Aber das iſt der Gugger mit dem Inſtrument in des Menſchen Bruſt, daß dieſes, gerade wenn es am verſtimmteſten iſt, am meiſten nach Fingern verlangt, welche auf ihm herumfahren. Aber nicht immer um Laut zu geben und ſo recht vaterländiſch wüſten, ſondern um gar keinen zu geben, denn gerade wer kupen will, der wird am täubſten, wenn niemand zu ihm reden will, von wegen, wenn niemand Einen anredet, ſo hat man auch niemanden zu antworten, und wer merkt es da, daß man eigentlich kupe, und warum kupet man, als daß man es merke? ich frage. — Ach, wie mancher arme Teufel hat es erfahren, was es heißt nicht reden zu jemand, der kupen will, oder auch nichts reden zu jemand der verſtimmt iſt. Der wußte fürder, wie man aus dem Regen in die Traufe kommen kann. Das iſt übrigens ein Kapitel, über welches junge Ehemänner ſich eigene Vorleſungen ſollten halten laſſen und ſie ſchön honoriren. Doch bewahre, daß ich damit ſagen will, daß nur junge Weiberherzen verſtimmt ſein können, bewahre! es giebt der alten Weiberherzen in die Tauſende, die ruggen und razen, wenn man ſie anrührt nur von weitem mit einem Stecklein, wie die Thüren unſerer leeren Kornhäuſer ruggen und razen würden, wenn man ſie wieder einmal öffnen thäte. Aber alte Ehemänner haben ſich etwas angelernt, wie dumm ſie daneben ſein mögen, ſie wiſſen ungefähr, was ſie zu ſagen haben, daß es am wenigſten macht, wenn die Frau die Verſtimmig hat, und gar mancher findet ſich am beſten dabei, wenn er gerade zu mit dem Finger tüpft, als ob ſeine Frau eine geladene Elektriſirguttere wäre, ein Schlag oder zwei und der Teufel iſt raus, das Wetter vorbei; aber eben was gut iſt, lernt man nur durch Erfahrung und bei gutem Willen.

Offenbar ſchwebte Bangigkeit über dem Tiſche, wo die Sechſe aßen und tranken, und band die Rede der Mehrzahl.

Mädi ſaß da wie ein geladener Katzenkopf, um den oft das Pulver weit herum liegt und ſich entzündet, ehe man noch dabei iſt, und Anne Bäbi glich einem Bienenſtock, von dem man glaubt, er wolle ſtoßen, und der es oft gerade nicht thut, wenn man es am meiſten glaubt.

Meyeli kannte die Gemüther zu wenig, und war daher in großer Verlegenheit, was es reden ſollte ohne Anſtoß zu geben oder vorlaut zu ſcheinen, und ſchweigen ſchicke ſich auch nicht, das fühlte es wohl. Es rühmte den Eiertätſch, ſein Lebtag hätte es keinen ſellige gegeſſen, ſagte es. Ho öppe g'ſpart hätte es nichts daran, ſagte Anne Bäbi, u wenn es dich gut düecht, ſo nimm, und ſomit ſchlenggete es ein gewaltiges Stück auf Meyelis Teller. Es möge wäger nicht mehr, gäb wie gut es ſei, ſagte Meyeli. „So? ſagte Anne Bäbi, warum rühmſt de? Aber du wirſt auch eins von dene junge Täſchlene ſy, wo meine, mi chönn e alti Frau für e Narre hah wie me well.“ Da ſagte Jakobli, ſie wollten theilen, wenn es den einen Theil nehmen wolle, ſo wolle er ſehen, ob er den andern möge, er ſei wirklich b'ſungerbar gut, aber d'Mutter v'rſtangs. „Ho, ſagte Anne Bäbi, du wirſt das jetzt g'rad nimme glaube, wo du jetzt e jungi heſt, u die wei hüt zu Tag alles beſſer wüße als öppe e Mönſch, der afe e Pläz d'rby gſy iſch.“ Meyeli hätte gerne noch den Kaffee gerühmt, aber es merkte, daß heute nicht Wetter für's Rühmen ſei und ein drittes Kacheli Kaffee begehrte es auch nicht. Hansli frug, um dem verlegenen Kinde zu Hülfe zu kommen, ob noch mehr Hochzeit, oder ob ſie alleine geweſen? „Mi muß doch e Göhl ſy ſelligs z'frage, ſagte Anne Bäbi, fahren ſie an einem Freitag nicht ſchwallsweis herum, wie Käfer im Maien? es düecht mih, es ſötte i ere jedere Chilche es halb Dotze ſy, dere Göhle. Aber es meint es jeders Schlärpli, wes chum cha über e Milchhafe us luege, ſu müß e Ma zueche.“

Während Anne Bäbi jede Rede auf dieſe Weiſe auffing

und wiedergab, war Kaffee und Eiertätsch, der erste Gang, vollbracht, und der zweite, Fleisch und Schnitz und Wein marschirte auf. Sami wischte Mund und Löffel ab und wollte sich zurückziehen, aber bei aller Häßigi gönnte Anne Bäbi das Essen den Seinigen und meinte nicht, daß sie zu keinen Zeiten am Bessern Theil nehmen sollten, bestund das Bessere aus was es wollte. Es war einmal eine Mutter, die hatte eine Tochter, und diese hatte einen Bräutigam, und dieser aß gerne Haferbrei. Wenn nun der Bräutigam kam, so ward ein Haferbrei gekocht, und als Dessert damit aufgewartet, aber wohlverstanden nur dem Bräutigam und der Braut, und wenn es wohl ging, auch derselben Papa, die andern konnten gehen oder zusehen. So aber war Anne Bäbi nicht, und Sami mußte sich setzen und Mädi, nachdem es aufgetragen, auch. Essen und Trinken ging von neuem an und Anne Bäbi streute sonder Unterlaß Salz und Pfeffer dazu, und wenn Meyeli nicht alles versorgen konnte, was es essen sollte, so sagte Anne Bäbi, sie könnten ihm nicht helfen, sie gäbten, wie sie es hätten, und wenn es das nicht schätze, so sei es bös z'weg bei ihnen. Mädi, durch Anne Bäbis Reden und den Wein kuraschirt gemacht, begann in abgebrochenen Worten seinen Senf beizugeben, und da ihm niemand darauf antwortete, so ward es immer kuraschirter und sah die Wetter nicht, die in manchem Auge aufstockten, es sah nur das schöne Fraueli oben am Tisch neben Jakobli, fühlte nur die Bosheit, ihm seinen Platz zu verbittern und meinte unter Anne Bäbis Schutz sich sicher und durch dessen Beispiel dazu sich berechtigt.

Meyeli hatte eine Ecke seines Fürtuchs aufgenommen und über den Schoos zurückgelegt, hatte auch noch das Nastuch ausgebreitet, überhaupt die größtmögliche Sorgfalt an den Tag gelegt. Als aber dennoch ein Stücklein Fleisch entwischte, hinunterfiel, und Meyeli eben nicht wußte wohin, daher aufsprang als ob es auf eine Biene gesessen und sich

nicht beruhigen konnte, bis es bestimmt wußte, daß es keinen Flecken gegeben, so sagte Anne Bäbi, albeg hätten sie es kommeder gehabt und nicht solche Angst ausstehen müssen; da hätten sie Kleider gehabt, die solches hätten erleiden mögen, und die gewiß weniger gekostet hätten als selligi Fetzlein.

O hürmehi heig Alles Geld genug, sagte Mädi, und mi müß d'Sach öppe hah, daß si z'säme akkidire. Sellig Haften hätte es auch noch nie gesehen und es nähmte ihn's wunder, was es Paar sellige kosteten.

„Aber mih düecht, das sött dih gar nüt agah, sagte Anne Bäbi, es wird dir für die, wo es hat, niemere d's Geld heusche, u we du sellig witt, su frag de d'r Gürtler." „D's Frage wird doch erlaubt sy." sagte Mädi. „He ja, antwortete Anne Bäbi, was dich angeht, kannst du fragen so viel du willst." „So, ist das so gemeint, antwortete Mädi, so, es soll mich nichts mehr angehen, und ich soll nichts mehr fragen! O, ich verstehe das wohl, den Verstand braucht man mir nicht mit dem Holzschlägel yche z'dopple. Schon morgen kann ich gehen, schon heute, wenn man will. O Jere, Mädi findet Platz genug! Aber daß es mir so gehen werde, hätte ich keinem Menschen geglaubt, gäb wie er sich verflucht hätte. Aber unser Heiland sagt nicht vergebens, das sei der Welt Lohn. Fünfzehn Jahre treu dienet und am einzige King d's Lebe g'rettet u jetz geit me dä Weg mit m'r um. Aber es ist gragglych, es ist gut, daß e g'rechte Gott im Himmel ist, u daß der alles g'seht un o wie me mit arme Mönsche umgeit; und es wird öppe nit v'rgebe heiße, daß de am jüngste Tag alles werd a d'Sunne cho."

Somit stund Mädi auf, nahm seinen Teller mit und schoß in die Küche hinaus, wie eine Bombe in eine Festung, rumorte draußen eben auch accurat wie eine geplatzte Bombe in einem Gemach von irdischen und gebrechlichen Dingen. Drinnen sagte Anne Bäbi zu Meyeli, dessen Augen voll Was-

ſer ſtanden: „häb's nit ungern, das iſt öppe nit viel d'ra g'lege, was das ſagt. So uv'rſchant iſt es öppe nit geng, u de währts o öppe nit lang, mi cha das de öppe angers mache we me will. Es iſt hüt zu Tag mit frömde Lüte nüt meh z'ſchaffe, u we d' Lüt öppe wäre, wie ſie ſy ſötte u werchete, wie me albez g'werchet het, mi manglete a mängem Ort weder Jumpfere noch Knecht, mi chönnt d'Sach ſelber mache. Du bruchſt's nüt ungern z'hah, Sami, aber ih ſäge d'Sach wie's mih düecht." „Ih hah das nit ungern, ſagte Sami, ih hah das ſcho mängiſt g'hört, un ih denke, we me mih nimme will, ſo werd me mih ſcho heiße gah, u we nes mir nimme g'fallt, ſu cha nih o mache wie ih will. Gut' Nacht mitenangere," ſagte er, und ging.

Da ſagte Meyeli, es begehre niemand zu vertreiben, aber arbeiten wolle es, was man ihm vorgebe, es ſei daran gewohnt und thue es gern. Es werde nie vergeſſen, daß es arms ſei, und daß es mit Werchen ſeine Sache machen müſſe. Man ſolle ihm nur befehlen, und wenn es etwas nicht recht mache, es ihm ſagen, es werde alles gerne annehmen und alles auszurichten ſuchen, wie man es begehre, und zufrieden wolle es ſein mit allem, nur ein wenig lieb haben ſolle man es. Vater und Mutter ſeien ihm geſtorben, und fremd' ſei es in der Welt geweſen, und es düechis, wenn es e Vater und e Mutter wieder fänd, es wär im Himmel, und ſyr Lebtig wett's nit es Brösmeli meh klage.

So redete Meyeli, bot beiden Alten die Hand, und dicht liefen ihm die Thränen d'Backen ab. „Bis nit e Göhl, ſagte Anne Bäbi, und wiſchte ſich auch die Backen ab, öppe freſſe wird dih niemere. Ih hah dih nit gern g'ſeh cho, ih will's grad uſe ſäge, und es het mih es ſtrengs düecht, daß ih d'Mutter ſy ſött u nüt d'rzue ſäge ſöll. Aber we d' öppe thuſt, wie's d'r Bruch iſt u aſtändig, ſu bi nih de notti ke Täfel nit, u das bi nih nit, ſi möge mih de z'rbrülle, wie ſie wei. Nüt heſt, das iſt wahr, aber ſövli hei m'rs o nit nö-

thig, ſtoß m'r aber nit öppe d'r Gring mit dene Schnürſtene z'ſäme oder gar mit Mädi, dem Uſlath, de wirds ſcho gah, u vielliht daß m'rs öppe mache chen, ohne daß frömd Lüt d's Mul bruche i üſi Sach z'häiche. Aber trinkit, ſeb, mach us, d'r Wy ſött dir ſeltſam ſy, du wirſt öppe nit all Tag d'rzu cho ſy. Mir hei ne o nit all Tag, we mers ſche z'mööchte, aber ih hah däicht, we d' ſche nit werth chömiſt, ih well notti thue, was öppe d'r Bruch ſyg. Ke Mönſch hätt dra däicht, weder ih, u we's nit g'ſcheh wär, u's unger d'Lüt cho wär, ſo hätt ih doch a allem ſölle d'Schuld ſy, n's Mädi, die Täſche, wär d's erſte giy, we's wär gah usbrülle. Aber wart das ume, dem lütet es einiſt ung'ſinnet Fürabe." Anne Bäbi, durch Mädi entladen, kam nach und nach in glücklichen Zug und ward durch den Wein immer redſeliger und fand ſein Glück im Rühmen, wie gut Meyeli geheiratbet, wie reich, wiſſe es noch lange nicht und wie reich Jakobli hätte heirathen können, wenn er nicht ſo den Narren an ihm gefreſſen, könne es ſich nicht vorſtellen. Aber das mache jetzt nichts, ſie hätten notti z'eſſe, un es werd ſcho gah, aber d's Mädi, dä Struß, dä müß me nit Meiſter lah, u erſt jetz well es ihm afah zeige, wer eigetlich z'bifehle heig.

Anne Bäbi hätte vielleicht die Nacht durch geſchwatzt, aber es begann die Lampe düſterer zu werden, kam dem Erlöſchen immer näher, und endlich merkte es Anne Bäbi, und hieß Jakobli das Oelkrüglein holen. Aber Jakobli fand es nicht. Anne Bäbi hieß ihn einen Stürmi, öppis nit z'finge, wo ja es jeders King wüß wo's ſyg. Aber Anne Bäbi fand es ſelbſten nicht, gäb wie es ſuchte; es rief Mädi, aber Mädi gab wohlweislich keinen Beſcheid; es ſchimpfte über Sami, der es vielleicht im Stalle hätte, aber dort es ſuchen, war ihm z'wider. Im Keller war noch Oel, aber Hansli wehrte und meinte, es wär am beſten, ſie gingen nieder, ſo möchten ſie am Morgen auch auf. Anne Bäbi mußte ſich darein ergeben, aber unter vielem Schimpfen über die böſe Zeit, wo

man im eigenen Hauſe nicht mehr ſo viel Meiſter ſei, aufzubleiben ſo lang man wolle, und nichts mehr ſicher ſei, wo es hundert Jahr lang geſtanden und Mutter und Großmutter es blindlings gefunden; aber warten die nur, morgen ſei auch noch ein Tag, und wer ihm das Krüglein verſtellt habe, der ſolle ſehen was er gemacht, dem wolle es es verleiden, eins für alle Male. So räſonirte Anne Bäbi, bis ihm der Schlaf die Augen zudrückte, es hörte das Kichern nicht, welches ſchadenfroh im Dunkel des Gadens hörbar ward.

Zweites Kapitel.

Wie Meyeli erwarmet.

Seltſam war es am andern Morgen Meyeli zu Muthe, als es von keinem Vetter aufgerufen, ſtatt in einem rußigen Gaden in einem freundlichen Stübchen erwachte, der Tag an die Fenſter hoſchete, durch die Umhänge zwitzerte, und an der Wand ein loſes Spiel trieb. Das Bett war ſo weich und warm, wie es keines noch geſehen, was das für ein anderes Dachbett war, als das dünne Häutchen, mit dem es ſich ſonſt decken mußte, und welch Unterbett gegen das, auf dem es ſonſt lag und durch welches hindurch man die Bettladen wenn nicht zählen, doch fühlen konnte. Da war an Federn nicht geſpart und man ſah es wohl, daß je mehr derſelben in die Ziehen gingen, deſto größere Freude die Bäurin, welche ſie füllte, gehabt haben mußte; das war ſo von den Betten eins, in dem man bei müden Gliedern den jüngſten Tag bequem verſchlafen könnte. Es war Meyeli ſchwer es zu verlaſſen. Man glaubt gar nicht, was ſo ein weiches warmes Bett für eine Wohlthat iſt, wenn man an Wind und Wetter geweſen

einen lieben langen Tag, und was es für eine Gewalt übt über die, welche in ſchlechten Betten manche liebe Nacht durch geſchlottert und von weichen warmen Betten nur haben reden hören, und ſo ein weiches warmes Bett ihnen vorkam ungefähr wie ein Vorhof zum Himmel. Wenn eine Magd von den Beſſern iſt und nicht ihr Geld alles an Fatzenetleni und Geuggelei hängt, ſo ſinnet ſie an ein Bett, und hat ſie ein gutes Bett ſich angeſchafft, ſo wohlet es ihr, es iſt ihr, als ob ſie nicht mehr verlaſſen wäre, als ob ſie für ihre alten Tage geſorgt hätte, ſie hat ja ein Hei, ſie weiß, wo ſie ihr Haupt hinlegen kann.

Aus dem Bette aber ſah Meyeli auf einem Tiſchchen ſeinen Hochzeitſtaat und nebenan in der Ecke ſeine zwei Bündelchen ſtehen; dieſer Anblick ſtörte ſein Behagen, trieb ihn's auf. Es packte aus und erſt jetzt, wo es alles neben einander auf ein Tiſchchen legen mußte, und noch dazu die Sonne darauf ſchien, ſah es, wie ſeine Hüdeli und ſein Staat gegen einander abſtachen, und da war keine Vermittlung, keine Brücke von einem zum andern, rechts lag einer Bäurin reiche Kleidung, links die baueligen Fetzleni eines Gottwillen Kindes, dort alles währſchaft und in Fülle, hier alles durchſichtig, zu eng und zu kurz.

Vor alten Zeiten ſprach man von einer Bäurin, welche ihren Mägden Hemden zum Gutjahr gegeben, von denen jedes acht Pfund gewogen habe, an dieſen waren Kuder und Knöpfe nicht geſpart, und die müſſen ein handlich Tragen geweſen ſein. So handlich waren Meyelis Hemdchen nicht, aber ſie waren durchſichtig, kurz und klein, die Hühner konnten den Hafer dadurch picken und vornen wollten ſie ihm faſt nicht übereinander. Das Kitteli war viel zu kurz, der Mond ſchien durch daſſelbe und zeigte die böſen alten Strümpfe, von denen man nicht mehr wußte, waren ſie gewoben, gelismet oder genäht. In gleichem Styl war das Tſchöpli, und wenn Meyeli einmal drinnen war, ſo machte es ihm den ganzen Tag Kum-

mer, wie am Abend wieder hinaus. Diesen Staat mußte es nun heute anziehen und damit vor dem Publikum erscheinen, vor dem es gestern in reichem Hochzeitgrust aufgezogen war, mußte das Zeugniß an sich herumtragen, daß es nur ein Gottswillen Kind gewesen und gleichsam nur d'r Gottswille da sei; denn die Leute fassen es nicht, daß wir alle, König und Schelm, eigentlich nur d'r Gottswille da sind, wo wir sind, und daß hier kein Unterschied ist zwischen den Menschen und keine Ausnahme von der Regel.

Meyeli weinte, und wer will es ihm verargen? Es konnte es ja nicht einmal in die Kirche gehen, weder das eine noch das andere schickte sich, und wenn jemand ins Haus kam, so durfte es sich weder in dem einen noch im andern zeigen; das Eine schickte sich nicht für ordinäri Tage, das Andere nicht für eine junge Bauersfrau. Sagen durfte es nichts, mußte ihnen es überlassen, Verstand zu haben, dem Mangel abzuhelfen; aber jetzt mußte es doch in seinen alten Kleidlene hinunter, im Gloschli konnte es nicht bleiben, so wenig als im Bette. Es durfte Jakobli nicht einmal sein Herzenleid klagen; Meyeli brachte nur in Anschlag, was es mit Jakobli erhielt; was er durch ihn's erhielt, dem gab es keine Schatzung; Meyeli war noch demüthig. Meyeli hatte von der Art junger Weiber keinen Begriff, die zu prostituren wissen, oder die meinen, weil sie dem Manne die Ehre angethan, ihn zu nehmen, so sei es nun seine Hundspflicht und Schuldigkeit, ihnen zu allem zu verhelfen, was ihnen einfällt, und nie satt werden mit begehren und drangsaliren und von keinen Rücksichten was wissen; die zu meinen scheinen, ein Mann sei eigentlich nichts als ein großes Lulli, an dem man sauge, bis nichts mehr darin sei, und sei nichts mehr darin, so schreie man wie ein Kind, und mache ein Lätschmaul, je größer je lieber, und wenn's so groß würde wie der lange lange Schweif des letzten Cometen.

Meyeli hatte von dem keinen Begriff, es erhielt ihn auch

nie, ſagte ſein Lebtag nie: „Es thuts ihm ſauft, dem Hung, dem Uflath, dem Muff.“ Es wiſchte endlich ſeine Thränen ab, zog ſeine Kleidleni an und ließ ſchüchtern ſich hervor.

Gut Wetter war nicht ob Handen. Anne Bäbi hatte das Oelkrüglein nicht vergeſſen, und das erſte am Morgen, was es vornahm, war ein Forſchen nach dem Krüglein, und ſiehe, es ſtund zwar nicht an ſeinem ordinäri Platz, doch dicht dabei, wo, wie Anne Bäbi behauptete, man es hätte ſehen müſſen, wenn es geſtern da geweſen wäre. Aber alles Forſchen war umſonſt, kein Menſch wollte es angerührt, weggenommen, hingeſtellt haben. Anne Bäbi hätte ſelbſt und zuletzt es in Händen gehabt, behauptete Mädi, und es düech ihn's nicht curios, brummte es vor ſich her, daß man am Abend etwas nicht geſehen habe, was am Morgen Einem blinzlige in die Augen falle, es ſei ſchon manchem Menſchen ſo gegangen. Meyeli achtete man kaum, doch glaubte es von Mädi einen ſpöttiſchen Seitenblick abgekriegt zu haben, was ihn's noch mehr in Verlegenheit ſetzte, denn zu dem Bewußtſein, was für Kleider es anhätte, kam nun noch die Angſt, wo es jetzt ſtehen, abſitzen, was es anrühren ſolle, damit es niemand an ſeinem Orte ſtehe, und niemand etwas anrühre, welches dieſer jemand nicht angerührt haben wollte.

So eine junge Dame weiß gar nicht, was es heißt, Sühniswyb ſein und als Sühniswyb in ein Haus eintreten; entweder zieht ſie in ihr eigen Menage, oder aber, wenn ſie am Morgen gefrühſtückt hat, macht ſie die Toilette, ſetzt ſich an ihren eigenen Arbeitstiſch und niggelet etwas, bis Viſite kömmt, oder ſie Viſite macht, und wenn die Köchin gekocht hat, ſo ſitzt ſie ane und wenn ſie gegeſſen hat, ſo ſtreicht ſie ſich, und wenn man nicht den eigenen Weiberteufel im Leibe hat, der nur im Zanken leben kann, wie der Fiſch nur im Waſſer, ſo kommen Schwiegermutter und Schwiegertochter parfaitement bien aus, es ſei denn, die Schwiegertochter ſei auch vom Ehrteufel geplagt, wolle die Honneurs machen und

die G'äſtimirtere ſein. Auf dem Lande aber, da iſt es anders, da giebt es weder apartigi Arbeitstiſchchen noch apartigi Menage, weder Viſite noch Appartements, da iſt ein gemeinſamer Haushalt, der beſchafft ſein will durch alle vorhandenen Hände. Kommen nun friſche Hände dazu, wo ſollen ſie angreifen und wer macht ihnen Platz? Wenn böſer Wille da iſt, ſo trifft man es nicht, man mag es machen wie man will. Greift ein Sühniswyb ungeheißen zu, ſo heißt es, ſchon am erſte Tag hätte es gemacht, wie wenn es da alleine Meiſter wäre; wartet es aber, bis man es heißt, oder frägt es, was es machen ſolle, ſo heißt es: wenn es V'rſtang hätte, ſo käme ihm ſelbſt z'Sinn, was zu machen wäre, und man ſagt ihm, wenn man höflich iſt: „he öppe was gern witt, mir hei's bis dahi chönne mache, mir hätte niemere meh g'manglet.“ Iſt man unhöflicher, ſo ſagt man: „mira, was d'witt, mir hei ihs g'wahnet z'werche, u hei nit d'r Zyt, enangere d'Naſe uf d'Sach z'ſtoße, es ſött öppe es nieders g'ſeh, was z'mache iſt.“

Iſt ein Hauptwerk da, Anpflanzen im Frühling, Heuet, Ernte, Säet, ſo macht ſich die Sache am leichteſten, da nimmt ein Sühniswyb das Werkholz und geht aufs Feld und trägt Mittag und Abends, wenn es ſich einkaufen will, der Schwiegermutter ungeheißen Holz und Waſſer zu und hilft abwaſchen und rüſten, was es ſich ergeben mag. Jetzt war aber gerade die eigenthümliche Zeit, wo man es in jedem Bauernhauſe anders hat, und ungeheißen kein Fremder viel zu machen weiß, die Zeit, wo der Herbſt in den Winter übergeht, der Säet zu Ende, die Erdäpfel aus ſind, aber Dreſchen und Spinnen noch nicht angefangen haben, die Zeit wo man draußen und drinnen fertig macht, ſich z'weg niſtet zu behaglichen Winterquartieren. Die einen haben mit Rüben zu thun, andere mit Waſchen, mit Obſt und Eingraben, mit Fahren und Dörren, mit Plätzen und Fegen, mit Brechen und Hecheln, kurz mit vielen Dingen, und faſt in je-

dem Hauſe mit etwas anderem, und faſt bei jeder Sache iſt in jedem Hauſe ein anderer Brauch und wenn nicht alles accurat dieſem Brauch nachgeht, ſo hat man nicht den mindeſten Glauben zur Sache, ſondern ſagt: „öppis dumms e ſo, üſer Lebtig chunt das nit gut.“ Jetzt denke man ſich eine Schwiegermutter und ein Söhniswyb beim Wäſcheeinlegen, beim Kabiseinmachen, beim Kücheln, und jedere denkt, wenn die andere die Hand rührt, Herr Jeſes wie dumm, das chunt üſer Lebtig nit gut! Wie das in beiden worget und kochet. Endlich ſagt die Schwieger: nit e ſo, üſer Lebtig nit, wie wett das gut cho? Mir hei das daheim geng e ſo g'macht, u niemere het g'ſeit es ſyg läz, d's Gunträri, d'Arbeitslüt hei nit gnue chönne rühme, antwortet die neue Tochter. Ho, das müſſe wunderlig gſy ſy, antwortet die Schwieger, hie fräze's d'Säu nit, we me's ſo miech. Somit iſt die Kriegserklärung gemacht. Abends ſagt die Schwieger zu ihrem Mann: mir ſy nüg'fellig gſy, es dümmers Mönſch hätt üſe Hans nit chönne überche, u we es ſih noh öppe ließ b'richte; aber e Gring hets, wie ne beiſige Eſel. Du, ih hätt myr Lebtig nit glaubt, daß es Lüt gäb, wo d'r Kabis ſo ginge gah g'ſchänge u d'Storze uſe haue, die ſy ja grad am chüſtigſte, u hei am beſte dar.

Das Söhniswyb aber pläret dem armen Mann die ganze Nacht die Ohren voll, es g'ſtangs dä Weg nimme uß, es well wieder hei und gäb es Kabisſtorze freß, well es lieber gar nüt.

Und aus iſt es mit dem Frieden, es gutet nimmer, bis eins nach dem andern die Augen zuthut und ins ſtille kalte Kämmerlein muß, wo alles Reden aus iſt und niemand mehr Kabis einmacht. Ja es iſt wirklich ein Elend, wie des Menſchen Elend ſo oft aus nichts entſteht, nur aus unſerm Kopf hervorgeht, wie die Welt aus nichts entſtanden, nur aus Gottes Willen hervorgegangen iſt.

Meyeli hatte dieſes ſich nicht ausgedacht, aber etwas

davon fühlte es, und es war ihm, als es in die Küche trat, als sollte es sein nacktes Füßchen setzen in ein aufgeregtes Wespennest. „Guten Tag geb euch Gott mit einander," sagte es, und ob ihm jemand dankte, oder ob nur das Feuer sprezzelte und die Kacheln rasselten, vermochte es nicht zu unterscheiden. „Kann ich etwas helfen, frug es, etwa Holz tragen oder Wasser holen?" „Wir haben im Brauch, das zu holen, ehe wir z'Morgen kochen," antwortete Anne Bäbi. Da Mädi grade das z'Morgen hineintrug, sagte Meyeli, „soll ich dir helfen?" und wollte die Schüssel mit Rösti fassen. „Häb nit Müh, sagte Mädi, ich habe das schon lange alleine gemacht, es braucht mir niemand zu helfen." „Soll ich zum Essen rufen?" fragte Meyeli. Niemand antwortete, aber Mädi schoß an ihm vorbei wie ein Hurnuß und brüllte, „ihr söllit cho eße," daß man unten im Dorfe bei vielen Häusern meinte, man habe bei ihnen gerufen, und das Mannevolk daherkam und mit dem Weibervolk, das nicht fertig war und nicht gerufen haben wollte, z'branzen anfing.

Drinnen wollte Meyeli zu unterst am Tische absitzen, da fuhr ihn's Mädi an, es werde ihn's doch nicht von seinem Platz vertreiben wollen, wo es bald hundert Jahr g'hocket sei, und als Meyeli mit dem Weinen zuvorderst in der Stube stand, und nicht wußte wo zum Tisch, daß es recht sei, sagte Anne Bäbi, „warum chunst nit cho hocke, soll me dih noh aparti heiße?" Es wisse nicht recht, wo es zueche söll, sagte Meyeli, daß es niemere am Weg syg. „G'sehst de nit, daß da nsem Verstuhl Platz isch," schnauzte Anne Bäbi. Meyeli hatte den Platz wohl gesehen, da er aber oberhalb Anne Bäbi war, so saß es nicht gerne ungeheißen da ab, und eben so wenig unterhalb, wo der Platz derjenigen war, die über Tisch les honneurs machte.

Ueber Tisch war die Rede vom heutigen Tagwerk, und es war beschlossen, die Rüben herbeizumachen. Es werde sie doch nicht alleine ziehen sollen, frug Mädi, es werde jetzt

wohl neuer da sein, der ihm helfe. Mädi gramselte es schon vor Freude in allen Gliedern, mit dem armselig gekleideten Süßniswyb durchs Feld auf den Acker zu gehen und hatte bereits darauf hin schon den bessern Kittel an, ein währschaft Fürtuch zurecht gelegt und eine Kappe, an welcher der Sammet noch schwarz war. Beim ordentlichen Wetter war sicher das Feld voll Leute und Alle neugierig, die neue Frau zu sehen, die noch niemand kannte. Und im ganzen Feld, dachte es, werde kein Christenmönsch sein, der nicht denke, was Jakobli für ein Löhl sei, ein solches Faaggeli un es selligs Häpeli zu nehmen, wo er es doch näher und zehnmal besser hätte haben können; d's Jowägers Jumpfere, d's Mädi, wär ihm doch de hundertmal lieber gsy. Kein römischer Held konnte sich auf seinen Triumphzug mehr gefreut haben, als Mädi auf seinen Gang durchs Feld mit dem armen Meyeli.

Da sagte Hansli, Mädi hätte die Rüben schon manchmal alleine gezogen, und wenn es sie heute nicht möge, so könne man noch morgen daran machen. Es wolle gerne mit, sagte Meyeli, es sei ja da für etwas zu machen. „Das wird's schon noch geben, sagte Hansli, u daheim wird's wohl noch etwas zu machen sein." „We's doch gern käm, sagte Mädi, und zweimal zu laufen trägt auch nichts ab." „Du hast's gehört, sagte Anne Bäbi, was Hansli gesagt hat." „He nu so de, sagte Mädi, so sygs de mira" und scheß hinaus, als wenn es ein Habicht wäre, der einer Taube nachfährt. Anne Bäbi hatte Mädis Absicht halb errathen, halb ärgerte es sich selbst über Meyelis Aufzug, und so gerne es demselben die Schande gegönnt hätte, so fühlte es doch, daß dieselbe auf ihr eigenes Haus zurückfiele, denn einmal war Meyeli jetzt Jakobli Jowägers Frau und daran war nichts zu ändern, was man gegen ihn's hatte, konnte man an ihm auslassen, doch es nicht unter die Leute lassen. So alt Anne Bäbi war, so wußte es doch nicht, wie unklug es ist, eine er-

taubte Jumpfere allein auf ein Feld zu schicken, auf dem viele Leute sind und zu dem man vom Hause weg nicht sieht.

Mädi schoß hinaus wie ein entronnener Wolf, der nicht warten mag, bis er seine Zähne ins erste beste Fleisch schlagen kann. Natürlich war Mädi eine willkommene Erscheinung im Freien: wo us, wo wotsch, warum alleini, ih hah glaubt, du sygist z'Hochzyt? so redete man ihn's allenthalben an, und jeder stellte sich bei ihm, und wo auf einem Acker Leute waren, da riefen sie, chum los neuis, und Mädi ließ umsonst sich nicht rufen. Und allenthalben packte es seinen Grimm aus und wenn man ihn's fragte, warum die junge Frau nicht mitgekommen, man hätte geglaubt, Anne Bäbi möge nicht warten, bis es sie schicken könne Rüben zu ziehen, so zog es seine Maulecken zu den Augen herauf, stellte die Fäuste in die Seiten und sagte: „es ist Anne Bäbi nit wegem borge gsy, o jere, das borget niemere, aber es het sih g'schämt, g'schämt het es sih, uf my armi Thüri, wie ne Hung. I d'r ganze G'meind ist kes Bettlermönsch schlechter b'kleidt as das neu Sühniswyb, dem g'seht mes so recht a, daß es ab d'r Gasse chunt, die leidist Jumpfere chunt besser daher;" und Stück für Stück legte es Mereli Kleider aus und dann sein ganzes Wesen, wie es nichts anders sei als ein akareter Hauenstiel u noh so de leidere eine. Hatte man es so lange auf einem Acker stehen sehn, so nahm es begreiflich die Leute auf dem andern Acker auch wunder, was Mädi zu b'richten hätte, mitten im halben Tag, es mußte auch ihnen sein Herz leeren, so daß es nicht lange nachher, als Mädi in ihren Rüben zu stehen kam, Mittag läutete.

Das arme Mädi sah das ganze Feld voll Leute für seine besten Freunde an, die den innigsten Antheil nähmten an seinem Zorn und das lebhafteste Bedauern fühlten über seine erlittene Behandlung; es ließ sich nicht träumen, daß alle den köstlichsten Spaß an seinem Zorne hätten, und alle es ganz begreiflich fänden, daß man so mit ihm umgehe und nicht anders.

Während Mädi die Posaune machte auf dem Felde herum, ging auch daheim etwas vor.

Anne Bäbi hatte Meyelis Kleidung übel vermerkt und sah ihm mit sauern Augen nach, aber lange sagte es nichts, es hätte lieber gehabt, Jakobli oder Hansli würden davon anfangen, aber die hüteten sich wohl, sie wußten, daß die Mutter am Ende den Verstand habe, sobald nur niemand ihr ihn machen wolle. Richtig brach sie endlich auch mit der Frage los: „warum leist du dich so an, leider kommt hier kein Straßenmensch?" „Verzeiht Mutter, sagte Meyeli, das sind meine besten Kleider. Ich habe sie erhalten, als ich vom Herren kam und seither ließ mir der Götti keine andern machen, und Geld habe ich keins gehabt, um selber anzuschaffen, ich habe mich müssen leiden."

„Schäme söttst dih, e sellige Götti z'hah, sagte Anne Bäbi, we's m'r nit ume Jakobli wär, u daß d'Lüt nit müsse d'Freud hah, uf my Armi, ih ließ d'r ganz Winter dih so desumelaufe. E sellige Staat gah z'hah am Hochzyt, u de morndrisch ke gute Fetze am Lyb. Aber so het's die hütigi Welt, du wirsch o es rechts Täschli sy, sust hättist meh V'rstang g'ha, as e so."

„Mutter, sagte Jakobli, d's Meyeli v'rmah sih deze nüt, es het d'Hochzytkleider nit selber ag'schaffet, u angeri Kleider, het me denkt, chönn me ihm de lah mache, we's hie syg."

„Wer het de die schöne Kleider ag'schaffet, fragte Anne Bäbi, emal du o nit, oder sy si öppe gar noh entlehni?"

„Nei Mutter, sagte Jakobli, d's Wirths Tochter z'Rarige het d'Sach g'macht."—

„Wer seist?" schnauzte Anne Bäbi. „D's Wirths Tochter z'Rarige!" antwortete Jakobli.

„Jetz noh gar, nei, jetz ist m'r nüt meh z'helfe, antwortete Anne Bäbi, jetz ist ase Zyt, daß ih da dänne chume, u lieber hüt as morn; zur Mutter, wo eim ungerm Herze treit het, het me kes Zutraue u lauft zu nere Wirthshusmore.

O, wie nih doch die Trüecher haffe! Die wird dih schön b'schisse hah, wohl, u huse mir doch sörli. He nu so de, mira, su gang jetz zu dere, u säg, ñ söll d'r o lah Kleider mache für e Werchte, ih wett mih nüt dry mischle, wett nüt säge. Es einzigs King, u macht eims e so, laht d'Mutter hecke u so ne donnerschießige Schlarp im Geld krüschte. So geits hützutag, wohl, albez hätt me's e so sölle mache. Es nähm mih ke Wunger, we scho üse Herrgott d'Welt ume ne Stud ume schlug, bis ñ i tusig Fetze fuhr, nei, v'rwungere thäts mih nit."

Jakobli hatte Mühe die Mutter zu besänftigen; je mehr er sich unterzog, desto mehr Ursache glaubte Anne Bäbi zum Aufbegehren zu haben, das ganze Wetter, welchem Meyeli gestern entronnen war, brach heute los, aber es machte schon nicht mehr halb so viel, war es doch nicht mehr der erste, sondern der zweite Tag. Da es immer wieder darauf zurück kam, wie das dunstigs Trüech ihn werde b'schisse hah, so hatte endlich Jakobli den glücklichen Gedanken, die Mutter zu bitten, sie möchte kommen und d'Sach g'schaue, sie werde dann selbst sagen müssen, daß d'Sach recht sei, n's niemere wöhlfeiler hätt chönne mache. Anne Bäbi rurete gewaltig über diese Zumuthung, sellig Hoffertschiß begehre es nicht zu sehen, sagte es. Indessen war doch in Anne Bäbi des Weibes Ferie getroffen, der immer und allewell verwundbar ist, gäb wie sonst Leib und Seele geharnischt sind. Wenn von Kleidern die Rede ist, die zu kaufen oder zu sehen sind, da wird wohl selten ein Weib sein, das nicht Ohren hat dafür, und nicht Augen, und auf Erden ist sicher keine Schwiegermutter, welche nicht zu bewegen wäre, den Hochzeitsstaat ihrer Schwiegertochter in Augenschein zu nehmen.

Es geht die Rede, wenn man einem wilden jungen Kätzlein (um es so höflich als möglich zu sagen) einen nassen Lappen übers Kreuz lege, so schlage es nicht mehr, sondern werde zahm wie ein Lamm, aber würde nicht (wohlverstanden

nicht zusammen gezählt) noch manche junge Frau zahm und zärtlich wie eine Taube, wenn ihr der Mann jeweilen, ich will nicht sagen, was Nasses, sondern was Neues, einen schönen Shawl oder einen schönen Kittel ums Kreuz legte, wenn es spuken thäte im Kopf. Ach, die Weiber haben einen sichern Takt, ein richtiges Gefühl, sie wissen wie wüst und gebrechlich der Mensch von Natur ist, wie nöthig er es hat, ein neues Wesen zu werden, wenn er Wohlgefallen finden will vor höhern als Menschen Augen. Und wenn sie nun in den Irrthum fallen, daß dieses Neue der Krämer verkaufe und der Schneider mache, wer ist schuld daran, als die wüsten Männer, welche die armen Weiber nicht besser b'richten und es oft selbst nicht besser wissen.

Immer protestirend gelangte Anne Bäbi vor des Stüblis Thüre, es wußte nicht wie, und als die einmal offen war, da war ihm natürlich nicht mehr zu helfen, und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, trat es zum Tischchen vnd rief: „O Jocheli, o Jocheli, Herr Jemer, was soll das bidüte, für kes Lieb möcht ih e Zopfe arühre, das wär ja z'schön für e Rathsherretochter, v'rschwyge de für —. Wo ich Hochzeit gehabt, und tausend Pfund hat mein Vater Chesteuer gegeben, habe ich auch Hochzeitkleider bekommen, und ich habe geglaubt, wie hoffährtig ich sei; aber was? es sind Hüdeli gewesen gegen die, der Kittel hat sieben Kronen gekostet, d's Gloschli fünf'g Batzen und d'Hafte dryßig und sonst habe ich neue nichts gehabt das neuis kostet het, als neue Schuhe und die haben achtzehn Batzen gekostet und jetz selligs und wer hets lah mache u wo ist d'Eh'stür?" Während dem Reden ließ Anne Bäbi Stück für Stück durch die Finger laufen, hielt sie gegen das Licht, seufzte bei jedem Stück, Herr Jemer, Herr Jemer, o Jocheli, o Jocheli! Hundert Thaler machen es nicht, rief es endlich, und wer hat das zahlen müssen! Wohl, das fängt gut an, und haben wir doch so g'huset, u kes Freudeli uns gönnt. „Aber wo sind die Göller-

ketteli, frug es plötzlich, bei einer solchen Pracht wirst du doch nicht geliehene anne gehabt haben?"

Meyeli hatte schon lange geschlottert und Anne Bäbis Worte waren ihm durchs Herz gegangen wie die alten Schweizerspieße ehedem den Landsknechten und andern Oestreichern. Da rührte sich auch der Satan in seinem Herzen und legte ihm die Worte auf die Zunge: d's Wirths Tochter het m'r ihri gäh g'ha, und schon waren sie auf der Zungenspitze, als es Meyeli war, es gebe ihm jemand eine tüchtige Ohrfeige und nehme die Worte ihm ab der Zunge. Es wandte sich um, nahm mit schwerem Herzen die Ketteli aus seinem Bündelchen und legte schweigend der Mutter sie dar. „Aber nei, aber nei, u wettigi, u wettigi, rief Anne Bäbi, selligi sy im ganze Dorf nit, emel füfzehe Krone hei si kostet, u myni werde nit meh als sechse kostet hah, u bi nih doch e Buretochter gsy, u wie wird ech noh das dolder Mönsch, wo alles het müße kaufe, b'schisse u zwüsche use g'no hah, daß me möcht Plätze ab pläre. U d'r Mutter v'rtrauet me selligs nit a, aber ihr werdet zum vorus g'wüßt hah, daß si ech selligs Tüfelwerch nit is Hus ließ, e sellige Kittel u e selligs Gloschli, u e selligi Scheube u de gar noh selligi Ketteli, wo me ja e Stier d'ran könnt z'Märit führe. U de selligi Hüdeli d'rzu, fuhr Anne Bäbi fort, welches sich während seiner Rede zu Meyelis Bündeli gewandt hatte, g'schauit, luegit doch, wettigi Hemmeli u was für Strümpf! He nu so de, mira, es cha jetz kehr um mache; ei Tag chas probire, wie's i de Hudle isch, u ei Tag wie's a nes Rathsherre Tochter isch, so öppis het me doch üser Lebtig nit erhört. Sy das dyner Sache all?" „Jo wäger, Mutter, sagte Meyeli, d'r Götti het m'r nüt lah mache, sit ih vom Herre cho bi." „Säg doch eme sellige Ustath nit Götti, antwortete Anne Bäbi, ih wett's nit hah, g'hörst? Er wird o über dih z'chlage g'ha hah, junge Meitscheni sy hürmehi nüt meh werth, aber we d' scho d's wüstist Trüech gsy wärist, so hätt er dih doch nit

ſölle lah gah ſövli v'rhudlet u nütwerthig. E ſellige Uſlath hei m'r doch notti keine i üſer B'rwandtſchaft, Gottlob." „Ja, Mutter, u we d' wüßtiſch, was er mir fürg'ha het und wie ner mih mit dem Beſe vom Hus furt g'jagt het? Hudellüt, het er g'ſeit, ſyge m'r." „Es iſt d'r recht g'ſcheh, ſagte Anne Bäbi, u we n'r dih ume noh wyter g'jagt hätt, warum g'heiſt unger es ſellig's Dach. Aber Hudellüt ſy m'r doch de Gottlob nit, u vo me ſellige ſöll me ſih de nit ſo lah ſäge, Bub, g'hörſt?" „Ebe, ſagte Jakobli, hah nih du denkt, dä ſöll g'ſeh ob m'r de Hudellüt ſyge oder nit, un hah d's Wirths Tochter g'ſeit, uf es paar Neuthaler uf oder nieder kömm's de nit a, und Meyeli het nit welle, für e Tuſig nit; aber es het du emel müße ſy, u Zyt iſch z'kurz gſy, für noh angeri Kleider lah z'mache, mi hätt ſüſt dra g'ſinnet g'ha." „Dra g'ſinnet g'ha, ſagte Anne Bäbi, bedeutend beſänftigt, dra g'ſinnet g'ha, ja wolle, wer hätt ſelligs welle ſinne, ſelligs chunt öppe geng a mih. Aber mi wirds de öppe einiſt erfahre, wo d'r V'rſtang hercho iſt, wenn er nit meh da iſch, un ih o nit. U was ſoll me jetz mache, mi darf's vor ke frömde Mönſch lah u Arbeitslüt, Schnyder u Nähyere u dere Züg darf me nit emal b'ſchicke, ſi v'rbrüllete ihs d's Land uf u d's Land ab, wie m'r es Sühniswyb heige, keis Bettlermeitli chöm ſchlechter daher, u g'machti Sache fingt me öppe niene z'kaufe, weder öppe a Steigerige, un ih weiß vo ker ſellige, u my Sach ſchickti ſih dir nüt, am ene ſellige Mägerlig, ame ſellige Meyerysli."

Das ſei ihm d'r größt Chummer gſy, ſagte Meyeli, es hätte ſcho vo Afang dra denkt, und es heigs dücht, wes ume mit Jakoblis Mutter g'rede cho chönnt; aber d'r Götti hätt's nit lah gah, u cho hätt's nit dörfe. „Hets dih dücht, fragte Anne Bäbi, hets dih notti dücht?" Aber we me ihm Ruſtig füregäh wett, ſo d's nöthigiſt wetts probire z'mache, daß me ſih de öppe vor de Handwerkslüte nüt z'ſchüche bruchti. Sy Mutter ſyg e Nähyere gſy, un es heig ere gar viel müße

helfe, gäb ſi g'ſterbe ſyg, un ſi heig ihm öppe alles zeigt, was nöthig gſy ſyg. „So, e Nähyere iſch ſie gſy, he nu ſo de, ekſomähr! Mir hei im Mooshüsli o Huslüt g'ha, u drei Wyber hingere nangere hei m'r g'ha, wo Nähyere gſy ſy by ihrer ledige Zyt, u das ſy die nütnutzigſte Wyber gſy, wo ufem Bode g'lüffe ſy. Wo ſi ledig gſy ſy, het öppe üſe Herrgott nit hoffährtigere g'ſeh, u wo ſi Wyber gſy ſy, ſy ſi vo dene ſtrübſte gſy wo me het welle g'ſeh, mih het längs Stück nit chönne wüße, was hingefer, was vorfer iſch, gäb wie me g'lueget het. Es ſy aber o all drei Husmanne z'Hudels gange, u G'mein cha d'King erhalte. Alſo e Nähyere iſch dy Mutter gſy, u du bſt o dere Züg?"

Meyeli verwerchete ſeine Thränen ſo gut es konnte, und erzählte, wie ſeine Mutter eine exakte Frau geweſen, früh und ſpät, wie ſie die Kinder zu allem gehalten, weil ſie nicht wüßten, wozu es ihnen gut käme, und je früher man etwas könne, deſto weniger brauche man ſpäter zu lernen; aber wie Unglück und Krankheit über ihnen geweſen und beide Eltern ins Grab gedrückt. Wie ſein Nähen ihm bei dem Götti kommed geweſen, und nicht für ihn's, ſondern für deſſen Kinder, denen er nichts hätte machen laſſen. Aber deswegen hätte es nichts deſtoweniger draußen gemacht und im Hauſe; aber zwiſchen hinein gehe viel, wenn man die Zeit zu ehren wiſſe.

„He ja ja, ſagte Anne Bäbi, was man nit g'ſeh het, muß me glaube, un ih wett nit ſäge, daß de lügiſt, aber uf dem des umehöckle u nähyerle u lismerle hah nih nüt, u noh anger Lüt hei o nüt druf, u wenn hüt zu Tag eini ful iſch, u d'Sunne nit mah erlyde, ſu g'rathet ſi zu nere Nähyere. Aber we d' öppis chaſt, u dih nit ume d'rfür ugiſt, wie's lüt zu Tag d'r Bruch iſch, wo jede Schnuderbub alles chönne will, here u d's augere e, ſu iſchs m'r graggtyh, we d' d'r d's nätigiſt machſt, daß d' öppe e eiere glychiſt, die uſe me Barchas chunt, wo me öppe d's Tuch ſelber het, u nit e

niedere Fetze hingerem Zun füre grüblet oder vo me ne Hudilumper ytuschet. Chum, ih will d'r füre gäh, aber g'hörst, es Nähyerli bigehre ih de nit d's ganz Jahr im Hus, un ufs Abhaue achte ih mih de, u z'verschleipfe isch de notti i üiem Hus nit d'r Bruch gsy; wer Geld mangelt, cha d's Mul uf thue, wenn er e Biz Brod yche lah will, su muß er o."

Anne Bäbi holte die Spycherschlüssel und sagte zu Meyeli: „chast cho!" „Wie d'r befehlit, Mutter, sagte Meyeli, sust cha ih ume hie blybe." „Cha ih ume hie blybe, sagte Anne Bäbi, we dih heiße cho! meinst de, ih well alles eleini übere schleipfe?"

Der Spycher ist die große Schatzkammer in einem Bauernhause, derowegen steht er meist abgesondert vom Hause, damit, wenn dieses in Brand aufgehe, jener noch zu retten sei, und wenn das Haus angeht, so schreit der Bauer: „rettit der Spycher, su macht d's angere nit sövli." Er enthält nicht bloß Korn, Fleisch, Schnitze, Kleider, Geld, Vorräthe an Tuch und Garn, sondern selbst Schriften und Kleinodien; er möchte fast das Herz eines Bauernwesens zu nennen sein. Darum, wenn Diebe Beute machen wollen, so brechen sie in den Spycher, nicht ins Haus, darum ist der Spycher wohl verwahret, gewöhnlich aus sogenannten Helbligen gebaut und mit starken und kunstvollen Schlössern wohl versehen.

Wie der König in seine Schatzkammer das Volk nicht läßt, sondern nur den Schatzmeister und bei guter Laune guten Freunden die Schätze zeigt, aber selten alle, so geht in den Spycher nur der Bauer und als Schatzmeisterin die Bäurin, und diese ist es dann auch, die jeweilen bei besonderer Laune einer nahen Verwandtin oder Schwester die Schätze zeigt, aber ebenfalls selten alle. Doch wird weder die Schwester noch Verwandtin je den Wunsch äußern, in den Spycher geführt zu werden; je neugieriger man ist, desto mehr verbirgt man die Neugierde. Man weiß es aus dem eigenen Herzen,

daß, ſobald man Neugierde ſichtbar werden ſieht, Mißtrauen entſteht, und ſorgfältig verborgen wird, was die Neugierde wiſſen oder ſehen möchte.

Anne Bäbi hatte wenige Menſchen noch in den Spycher geführt, aber gar ſehr ſich gefreut, die Zyberlibüri und ihre Tochter in denſelben zu führen, wenn ſie zu ihnen z'Dorf kämen. „Die werde luege, ſagte es oft zu ſich, was ſäge ſi ächt o?“ Daß dieſe Freude ihm verdorben ward durch Jakoblis eigenmächtige Liebe, war eine bedeutende Miturſache, daß es ſo hartnäckig auf ſeinem Willen beſtand, und ſo wüſt gegen Jakoblis Liebe that. Es iſt viel zu wetten, daß, wenn die Zyberlibüri in ihrem Stolze die Schätze nicht gerühmt, ſie geringſchätzig angeſehen hätte, Anne Bäbi ſelbſt böſe geworden und ihnen den Bündel vor die Thüre geworfen hätte.

Darum war Anne Bäbi ſo bereitwillig, das neue Sühniswyb mit in den Spycher zu nehmen. Eine Freude, die man ſich ausgedacht, ſteckt Einem gar lange im Kopfe, und wenn ſie Einem vereitelt worden iſt, ſo erfaßt man um ſo begieriger die erſte beſte Gelegenheit, ſich dieſelbe zu verſchaffen. Darum aber war Meyeli auch ſo beſcheiden, und gab nicht der erſten Einladung Folge, ſondern erwartete die zweite, damit die Mutter nicht meine, es ſei ſo g'wunderig, daß es nicht warten möge bis es wiſſe, was im Spycher ſei.

Stolz ſchritt Anne Bäbi voran und trat mit Majeſtät in ſeine heiligen Hallen, Meyeli aber kam demüthig nach und ſchritt faſt mit ehrfurchtsvollem Schauer, wie in ein dunkles Heiligthum, über die bedeutſame Schwelle. Es war noch nie in einem Spycher geweſen, der Götti hatte keinen gehabt und ſie noch viel weniger. Was brauchen Hausleute, die keine Schätze haben, einen Spycher! Aber viele hatte es von außen geſehen, hatte viel davon gehört und manchmal gewünſcht, wenn es doch nur einmal ſo in einen ſehen könnte, nur von weitem, und jetzt ward ſein Wunſch erfüllt, und noch dazu in einen, der einmal ihm eigen ſein ſollte.

Anfangs ſah es faſt öde aus im halbdunkeln Raume, einige Kleider hingen an Stangen und Korn lag in Käſten; aber wie die Hexe von Endor Todte aus Gräbern, ließ Anne Bäbi ſteigen Schätze aus Kiſten und Käſten. Wellen Tuch von allen Sorten, gemachte Sachen, geſponnenes Garn und G'ſpünſt, daß es Meyeli faſt g'ſchmuecht ward, und es einen Ausruf um den andern loslaſſen mußte, um nur Luft zu kriegen, — und das Beſte von allem, die Strichliſäckli mit dem Klingenden, unter Schnitzen und Spreuer verborgen, die zeigte Anne Bäbi ihm noch nicht. Die Ausrufungen thaten Anne Bäbi natürlich wohl und es dachte bei ſich ſelbſt, d's dümmſt u d's umanierligiſt Mönſch ſei das neue Sühniswyb doch nicht, und es wäre noch möglich geweſen, daß Jakobli weit übler hätte fahren können. Indeſſen ward es in Mitte ſeiner Schätze nicht weniger ſtolz und ließ manchen Seitenhieb fallen. Was ſolches zu thun gebe, wiſſe der nicht, der ſeine Sache nur vom Krämer hätte kaufen müſſen, ſagte es, und das Unglück ſei, daß ſolche Leute, wenn ſie G'ſellhüng ſeien und ung'ſinnet zu ſolchen Sachen kämen, nicht Sorge dazu tragen könnten und bald mit ihnen fertig ſeien. Das würde ihm das Herz zerreißen, wenn es das erleben und ſehen müßte, wie ein Stück hier auswandere, das andere dort aus; aber davor wolle es ſein, den Schlüſſel gebe es nicht ab, bis der Tod ihn's ſtrecke, dann könnte man ſeinethalb mit der Sache machen, was man wolle. Indeſſen legte es doch vom ſchönern Tuch z'weg für Hemder, ſchönen Halblein für ein Kuttli, währſchafts Scheubenzeug und unter ſeinen Kitteln ſuchte es nicht den ſchlechteſten aus, für d'Noth, wie es ſagte, ein neuer müſſe dann doch ſein, ſo für die g'meine Suntige.

In Meyeli ſtritten wunderbar ein gewiſſes Behagen, eine kindliche Freude, Antheil an dieſem allem zu haben, der Gedanke, einſt ſelbſt Beſitzerin von dieſen Herrlichkeiten zu werden, die es zum erſten Male mit ſeinen Augen erſchaute;

dieſe ſtritten mit der unverſtellten Demuth, ein ſolches Glück unverdient erhalten zu haben und nie abverdienen zu können. Glück und Reichthum ſcheinen dem Menſchen gar zu oft gleichbedeutend. Einem Armen, der aus beängſtigenden Nöthen in des Wohlſtandes Fülle geräth, iſt dieſer Glaube zu verzeihen, aber Menſchen, die in des Wohlſtandes Fülle dennoch unter Seufzen und Stöhnen ihren Lebtag am Angſtkarren gezogen, beſtändig ein Genügen geſucht und keines gefunden, iſt es nicht zu verzeihen, wenn ſie, um ihre Kinder glücklich zu machen, ſie an den gleichen Angſtkarren ſpannen zu müſſen glauben, außer Geld keine Seligkeit kennen für ſie.

Die Demuth gewann in Meyeli die Oberhand und ſtatt ſich zu erheben, begann es zu weinen (einem Herrn ſoll es einſt übel geworden ſein, als er hörte, wie groß ſeiner Frau Reichthum ſei, ſo hat er's geſagt), und ſagte Anne Bäbi, wenn es gewußt, wie reich ſie ſeien, und was ſie alles hätten, es hätte Jakobli nie warten dürfen, ſondern wäre geflohen, ſo weit es ſeine Füße getragen hätten. „Du Göhl du, was d' biſt, ſagte Anne Bäbi, ja wolle, laufe, ſo weit Einen d'Füß trage, wenn man zu einem reichen Manne kommen kann.“ Und wunder nehme es ihn's nicht, daß ſie es ſo ungern geſehen, fuhr Meyeli fort, ſövli es arm's Meitſchi wie es ſei, mit nicht einmal einem rechten Kleidli auf dem Leibe. Das ſei ihm jetzt ſo ſchwer, daß es es nicht ſattſam erzeigen könne, daß es ſein Glück erkenne und wie man noch gut gegen ihm ſei, und jetzt ſövli ſchöns Tuch für Hemder und e ſellige brave Kittel ihm gebe und hätte doch ſcho ſövli Koſten mit ihm gehabt, es wüß ke Mönſch wie viel. Wie es das alles vergelten ſolle, wiſſe es nicht, aber was man ihm auch zumuthe, keis Brösmeli well's d'rgege hah. „Was man dir auch zumuthet! ſagte Anne Bäbi. Zumuthet, es wird dir kein Menſch öppe viel zumuthen, ih weiß nicht, was du damit meinſt, und ob das ſoll g'haue oder g'ſtoche ſy, öppe die wüſteſten Leute ſind wir doch notti nit. Aber halt's nur nicht mit Mädi,

wenn du mir mit dem den Kopf zusammenstecksi, so lue de wie's d'r geit, ih schrybe d'r ne bym Donstig ab. Und dann mit dem Mannevolk, dene Schnürsline, häb's o nit, u mein nit öppe, daß de dene d'Häng unger d'Füß lege wellist, sust geit's nit gut, ih cha d'r's scho säge. Lue ume uf mih, wie ihs mache. Wei si hüst, so wott ih hott, wei si das, so wott ih äys, u gibe de bym Tüfel nit nah, so geit's am beste, u de weiß me doch de o, wer Meister ist u wer z'bifehle het. Wenn ih's nit so miech, es wüßt ke Christemönsch, ob mir noh e Krüzer hätte, u doch seit m'r niemere dankeigist, d's Gunträri, es wär ne recht, wenn ih ne us Weg käm, je eher je lieber. Aber ih wett e Narr sy, u ne das z'Gfalle z'thue; das würd schön gah, wenn ih nimme wär. Oeppe einist wird's wohl müsse sy, aber de chast du furtfahre we d' öppis nutz bist, u's geng schön mit mir hest. Aber chum jetz, ih muß gah füre. Uefes Mannevolch mahnt mih a nüt das, as ane alti Füllimähre, wo Zäng het wie Zunstecke; we die nit e ganze Tag d'r Bahre voll het, su überchunt sie es Tags keinst gnue. Wenn ume kene dere Züg wär uf d'r Welt. Albez isch's m'r noh gragglych gsy, aber we my Bub nit wär un ih Herrgott wär, es düechte mih, ih g'heiti si all uf em ganze Erdbode i eis Loch u de e brave Stei druf, öppe e siebecentnerige oder meh, si hätte sih de öppe still, die Uflüth, wo si sy, die Freßhüng."

Meyeli zog mit seinen Schätzen ins Haus hinüber, ging gleich handlich an die Arbeit, nahm aber nicht alles auf einmal vor, wie so ein junger Sturm manchmal es pflegt, sondern styf eins nach-dem andern. „B'sinn dih wohl, sagte Anne Bäbi, als Meyeli zuerst Halblein zum Kuttli abschnitt, b'sinn dih wohl, es Kuttli ist kes Narrewerch, u so d'r Halblyn so mir nüt dir nüt so lah v'rtüsle möcht ih doch o nit, lieber wett ih z'letzt e Schnyder." „Heit nit Chummer, Mutter," sagte Meyeli.

Aber ihm machte es doch selbst Kummer, und noch mehr Jakobli und während Meyeli mit größter Vorsicht schnitt und

maß, schlotterte Jakobli dabei und frug segar mehr als einmal, „wär's ächt nit äy Weg besser?“ und bei jedem Schnitt sagte er, „gib emel bray zu, e Hang oder zwo, es ist geng beßer, alles syg z'großes als z'chlys.“

Obschon Mädi diesen Morgen nicht fleißig gewesen war und Nachmittag ihm ein groß Stück Arbeit blieb, wenn Sami ein Füderchen Rüben heim führen sollte, so kam es doch noch früher als sonst heim und schoß zur Stube hinein wie eine Wespe zu einem Loch hinaus, wenn sie endlich eins findet. Der G'wunder hatte d's Mädi heimgetrieben, was Meyeli daheim mache und was Anne Bäbi diesen Morgen mit ihm angefangen hätte. Es hoffte auf bös Wetter, verplärete Augen und hatte schon seinen Plan sich ausgedacht, wie es Meyeli helfen und gegen Anne Bäbi aufreisen wolle. Es nähmte ihn's doch wunder, hatte es gedacht, wenn sie zwei recht zusammenspielten, ob sie dann der alten Surrmummle nicht Meister würden.

Jetzt hörte es niemand zanken in der Küche, sah niemand plären hinter dem Hause, und als es die Thüre aufriß, sah es Meyeli hinter vielem Tuche, und da drein hauen mir nichts, dir nichts, als ob's auf hundert Ellen mehr oder weniger nicht ankäme. Es schoß alsobald wieder hinaus. Zur Küche herein kam eben Anne Bäbi und machte eine fast lächerliche Miene und sagte zu Mädi: „bisch scho hei?“ „Warum sollte ich nicht heim sein, sagte Mädi, es macht mir meine Sache daheim niemand. Aber dir wärs vielleicht nützer, du wäreſt drinne, wenn du noch öppe Tuch, das nit verschneflet ist, behalten willst. Nit e Handbreit groß bleibt übrig, wenn das noch eine halbe Stunde so geht. U wo me üserein nit e halb Ell gönnt hätt, chunt's jetz uf es ganzes Stück nit a, mit Schyn.“ „G'häb dih de, sagte Anne Bäbi, we's us dym Tuch geit, es düecht mih, für mys Tuch könntest du mir den Kummer überlaſſen und einstweilen deine Sache machen, deretwegen du jöxli früh heimgekommen bist.“ Daß es nichts

recht machen, nichts recht reden könne, das hätte es schon lange gewußt, sagte Mädi, aber daß es ein Faulhung sei, den man seine Sachen müsse machen heißen, das hätte ihm noch niemand gesagt. Oeppe gnue g'werchet hätte es allen Leuten, wo es hingekommen sei, und d'Fulkeit hätte ihm noch kein Mönsch vorgehalten. Aber es sehe wohl, je reicher die Leute würden, desto wüster Hüng würden sie, und sie dächten nicht mehr daran, wo alles hergekommen und wer ihnen dazu geholfen habe. Es geschehe ihm aber recht; die Leute hätten ihm schon lange gesagt, es werde ihm so gehen, aber es hätte es niemere geglaubt, söoli e dumme Hung sei es gewesen. Aber es mache nichts, sage doch unser Heiland: „selig seid ihr, die ihr um der Gerechtigkeit willen verfolgt werdet;" für die angere werde de wohl noh öppe e Tüfel sy. Gäb wie Anne Bäbi sagte, es solle schweigen, es hätte ihm nicht gesagt, daß es faul sei; es hörte das eine nicht und das andere faßte es beim Schwanz und verdrehte es, daß jedes Wort Oel ins Feuer ward. Es sehe wohl, sagte es, warum man es ihm so mache, es sei jetzt überflüssig und man wolle ihm den Verstand machen zu gehen, jetzt, wo der Winter vor der Thüre sei, und alle guten Plätzg besetzt. Aber das mache nichts, es könne Spinnerin sein, oder vielleicht gebe es noch öppe ame angere Ort e arme Bub, der gute Abwart mangle; d'r Herrgott werde scho für ihn's sorgen, heiße es doch, er gebe auch den Lilien auf dem Felde zu essen. O Jere, dem Wertheli da inne könne es schon Platz machen, aber Anne Bäbi könne dann sehen, wer d'Sach mach.

So kiefelte Mädi, daß es Meyeli drinn ganz angst wurde, aber Jakobli sprach ihm Muth zu, bat ihn's, es sollte nichts drein reden, es werd schon guten, das gehe zuweilen so, aber wenn man sich nicht hineinmische, so sei die Sache gewöhnlich bald vorbei. Diesmal ging es aber länger. Mädi vertubelte das Essen und ging ungegessen wieder auf das Feld und am Abend redete es nichts, aß aber wieder, machte dazu

jedoch ein Geſicht, daß man nicht recht wußte, war es ein entlebucher Morgenſtern, oder ein Kübel voll B'ſchütti, und was es für fürchterliche Vorſätze und Anſchläge in ſeinem Buſen wälzte, war ein Geheimniß, aber einmal ſagte es halblaut zur Katze: „du arm's Thierchen du, es ſchätzt dich auch niemand mehr, mir hei's glych, wei m'r z'ſäme gah? U wenn ih wüßt, daß Sami m'r nicht nachliefe, oder ſich gar hinterſinnete, bym Dolder noch heute müßte es ſein."

Es iſt kein Ding auf der Welt, welches nicht zu etwas gut iſt, ſo ſagt ein altes Sprüchwort, und richtig gefaßt, hat das alte Sprüchwort recht.

Meyelis Hüdeli zwangen es zu einer Beſchäftigung, wo es durch die Sache ſelbſt weder Anne Bäbi noch Mädi ins Handwerk griff oder handlangern mußte, es nahm einen ganz neuen Platz ein, wo es niemand in den Weg kam, es mußte ſich nicht in die Haushaltung einzwängen, wie ein Keil in hartes Holz.

Das war nämlich eine von denen Haushaltungen, in denen weder ein Stich genäht noch ein Lätſch gelismet wurde. Gab's irgendwo ein Loch, ſo trug man es, bis der Schneider kam, und der kam zweimal im Jahr ordinäri und plätzete dann alles von den Strümpfen weg bis zu den Zwilchhandſchuhen, und dann mußte alles halten, bis er wieder kam. Es war wohl auch ein Fadenkörbchen auf der Bank, aber das brauchte niemand als Hansli, wenn er einen neuen Lulli an einen Pfeifenſpitz, den er mit dem zahnloſen Mund nicht mehr recht halten konnte, oder Sami, wenn er ſich gehauen hatte, und mit bloßem Faden, über den er dann Wagenſalbe ſtrich, die Wunde verband. Anne Bäbi und Mädi ſagten oft: öppis z'ſchnurpfe wär manchmal kommod, ſie hätten nichts darwider, aber das Dolders Fädmen ſei ihnen im Weg. Es gebe neue keiner Nadle meh wie albez, albez heig me ſo ne Fade düre g'ha wie g'wünſcht, u jetz well kene meh düre, bald ſyg der Fade z'grob, bald das Loch zu klein.

Gespannt sah man dem ersten Produkt der neuen Hauskunst entgegen; Jakobli zitterte und Mädi sagte, es nehme es auch wunder, das werde öppe e Luzernerkutte gäh, die me kem Posterli alege dörf. Die Kutte aber stand gut, Hansli sagte, er hätte es nicht glaubt, Jakobli lächelte, und Anne Bäbi meinte, kommod wär's doch, we me neuis v'rstand, nit nume vom Nähyen, sondern auch vom Schnitt, u b'sungerbar fädme chönn es, das gang ihm wie g'hexet und es brauch dafür nume nit aparti a d'Heiteri z'stah u d' Fenster ufz'thue.

Mädi mukelte, das sei keine Kunst; wenn es es gelernt hätte, es könnte es auch und noch viel v'rflüchter, aber wenn man ihm schon tausend Pfund geben wollte, es sollte so ein Nähyerli sy, es sieg: ih sch.. d'ruf. Damit aber, da ihm der erste Schuß hintenaus gegangen war, lud es einen zweiten. Es stichelte, wo es anzubringen war, über die Untauglichkeit der Näherinnen in einer Haushaltung, wie sie nichts könnten, nichts erleiden, und wenn nur einmal ung'sinnet der Bysluft gang, gäb wie leicht, so nehme er so einer Näherin die Haut weg, und manchmal noch das Fleisch, wenn nämlich noch da sei. Anne Bäbi war dies kein ärgerlich Kapitel, es hatte die, welche nicht werchen, d. h. mit einem groben Werkzeug d'rein schlagen konnten, selbst auf d'r Mugge, und wußte gar manche Geschichte zu erzählen, wie es dieser Näherin ergangen, oder jener. Es hatte kein Arg dabei, aber es that Meyeli doch weh. Es nähte daher Tag und Nacht darauf los, nähte, um nur das Nöthigste fertig zu machen, und zeigen zu können, daß es etwas anderes auch konnte, als Fädmen und Nähen. Anne Bäbi sagte manchmal, für so nes jungs sei es b'sungerbar es flyßigs u heig sih zur Sach. Dann sagte Mädi, das düech ihn's nichts anders für so nes arms, wie es gewesen sei, es werd's so haben machen müssen, wenn es nicht hätte wollen Hungers sterben.

Unterdessen, während Meyeli das Nöthigste für sich gemacht hatte, so daß es recht anständig daher kam, war alles

hineingewerchet worden und eines Montag Morgens ſollte das Dreſchen beginnen. Meyeli, dem Mädis Reden tief ins Herz gegangen waren, ſtellte ſich am Morgen ungeheißen im Tenn, löste die Bänder an den Garben auf und verſpreitete das Korn, als ob es ſein Lebtag nichts anderes gemacht hätte. Als Hansli dazu kam, fragte er, was das heißen ſolle? Es ſolle wieder an ſeine Arbeit, ſie hätten es bis dahin ohne ihn's machen müſſen, er wüßte nicht, warum es jetzt helfen ſollte, und wenn man ſo ſchnell mit Dreſchen fertig würde, was dann das Mannevolk machen ſollte, den ganzen Winter lang? Aber Meyeli dröſchete den ganzen Tag munter und wacker, hielt nieder und ſtellte den Flegel, daß Mädi ganz ſchalus wurde, aber Hansli ſagte, es ſei ein recht kurzweilig Dreſchen dä Weg, der Tag ſei ihm ume gange, wie g'ſunge; das war auch nicht zu verwundern.

Hansli Jowägers Haus war eins von den ſehr vielen, wo es iſt, als ob immer die gleiche trübe Wolke auf ihnen ſich lagere, die Sonne nie recht durchſcheinen möge. Sie hatten von allem mehr als genug, hatten keinen eigentlichen Streit, nicht Unfrieden, kein Laſter, und doch fehlte das rechte Lebensglück, fehlte fröhliche Heiterkeit, liebliche Freundlichkeit.

Das Weibervolk war reizbar und voll Kiefel, das Mannevolk ſchweigſam und nahm das Weibervolk kaltblütig, daher ward wenig gelacht, alles ging ſeinen Trapp, über Tiſch ward wenig geſprochen und wenn es nur nicht donnerte und blitzte, ſo war man froh und mißte nichts, denn man war es ſo gewohnt, nahm Sauerſehen für Freundlichkeit.

Nun war es, als ob in dem Maaße, als Meyeli erwarmete, die trübe Wolke über dem Hauſe dünner würde, einzelne Sonnenſtrahlen brachen ſich Bahn und verkündeten, daß die Sonne da ſei.

Das Wort erwarmen ſteht nicht umſonſt da, es iſt ein gar prächtig herrlich Wort. Wärme iſt Leben, Kälte iſt Tod.

Wenn es kalt uns umweht, wenn scharf der Wind durch dünne Höschen fährt, durch durchsichtige Kitteli, da läuft nicht nur kalt unsere Haut an, schrumpft das Fleisch zusammen, klappert das Gebein, es zieht sich auch das Herz zusammen, es sinkt der Muth zusammen, es wird trübe über unserer Seele.

Wie aber laue Winde wieder um uns spielen, warm die Sonne über uns scheinet, eine warme Stube uns umfängt, dann beginnt es zu rieseln wie neues Leben über unseres Leibes Oberfläche, wohl wird es uns, als ob nach und nach starre Bande sich lösten, als ob aufthaue über uns eine harte Eisdecke; es wird uns, wie es dem Veilchen wird, über dem der Schnee schmilzt, und das noch während dem Schmelzen freudig duftet und blühet. Und es thaut nicht nur der Leib auf, sondern auch das Herz, das gebunden; in wonniger Behaglichkeit dehnen sich unsere Glieder und in dem Maaße, als wir erwarmen, öffnen sich auch die Thüren und Riegel, hinter welchen unserer Seele Wesen und ihre Gedanken verborgen liegen, und frei und fröhlich drängen sie sich zu Tage, wie eine muntere Quelle aus duftigem Waldesdunkel. Es wird uns wohl an Leib und Seele, munter fließt das Blut in den Adern, wohlige Empfindungen füllen das Herz, heitere Gedanken strömt auf fröhliche Weise die Seele aus, oder versinkt in ein stilles süßes Behagen, wo es Einem wird als wäre das Leben eine Ankenschnitte, über und über Honig darauf fingersdick. Das heißt Erwarmen.

(Ein alter herumziehender Soldat und Schnapsbruder aus dem Luzernbiet sagte einmal, allemal wenn er in den Canton Bern komme, so sei es ihm, als käme er in eine warme Stube.)

Nun giebt es Lebenszustände wo es Einem beständig ist, als hätte man zu dünne Kleider an, als fahre Einem der Wind über die Haut, als friere man. Es ist Einem unwohl, man weiß nicht was Einem fehlt, aber in unserm Innern wird es starr, und Mißmuth lagert sich über unser Gesicht;

und Häuser giebt es, wo es ist, als wäre da nie ein warmer Ofen, in denen die ächte trauliche Behaglichkeit nie gesehen wird, keine fröhliche Freundlichkeit aufblüht, weder Sommers noch Winters.

Meyeli war in einem so fröstelnden Lebenszustande gewesen, hatte die liederlichsten Kleider getragen im strübsten Wetter und wenn es einmal auf den Ofen sich setzte, so hieß es, man hätte doch geglaubt, es hätte mehr Verstand als so, den kleinen Kindern den Platz zu verschlagen auf dem Ofen, die hätten die Wärme nöthiger als es, die könnten noch nicht werchen; wenn es etwas nutz wäre, so könnte es sich erwärmen ohne Ofen. Und zu dieser Kälte kam des Göttis unheimeliges Wesen, dem alles nicht recht war, in welchem der Teufel sein Spiel trieb, während er Gott zu Ehren die Augen verdrehte, der, im Gegensatz mit Gott, der niemand etwas vorrücket, dem Meyeli jeden Tag Wohlthaten vorrückte und das Gottswillen Brod, und dabei sich nicht einfallen ließ, wie er sich damit gegen seinen Heiland, den er immer sein nannte, verging, der da saget, daß man die Linke nicht wissen lassen solle, was die Rechte thut. Aber der hatte es auch wie mancher, der brauchte von der christlichen Religion nur die Namen, die Lehren machte er selbst, und für sich machte er sie so und für die Andern ganz anders. Meyeli hatte bei ihm keinen Lohn und keine Kleider und durfte weder das eine fordern noch das andere, noch durfte es beides an einem andern Orte suchen, wenn es nicht wollte, daß der Götti den Fluch der Undankbarkeit ihm nachsende und es verbrülle bei Gott und Menschen, so weit es kommen möge; so war das arme Kind böse d'ran, wie es vielleicht wenige erfahren.

Aber wie es Quellen giebt, welche nie gefrieren, wie streng auch die Kälte werden mag, die immer reich, offen und flüssig bleiben, wenn auch rings um zu Eis alles wird, so war auch Meyelis Gemüth nicht zu erstarren, eine innere Wärme trotzte der äußern Kälte, unter dem Gletscher hervor,

der von allen Seiten über ihm sich zusammen drängte, drängte sich fort und fort heiteres Grün, blühten duftende Blumen empor.

Die Welt redet oft von fröhlichen, leichtsinnigen, liederlichen Häuten, die immer hellauf seien, immer zu lachen machten, nennt sie Hauderidau, Lachbenze, Hurlibuse, redet recht verächtlich von ihnen. O, wie unrecht thut die Welt! Die Erde ist ein vergänglich Wesen und noch dazu ein unvernünftiges, und doch hat sie nicht nur einen Frühling, wo alles jauchzt, alles lacht, sondern ist ein Frühling vorbei, so kömmt nach wenig Tagen ein anderer, und ist er hier vertrieben, so sproßt er in einer andern Weltgegend wieder auf, und der ewige Mensch sollte hier nur einen Frühling haben, und mancher gar keinen, sollte nur wenige Tage lachen und jauchzen und viele gar nie. Sollte eben nicht in ihm, dem Ewigen, ein ewiger Frühling sein, voll Heiterkeit und Freude, und Früchte dabei und Gottes Segen allenthalben, trotz allen irdischen Stürmen, allen menschlichen Zuständen, sollte das Ewige im Menschenherzen nicht emporragen, sichtbarlich trotzend dem Wechsel der Zeit, den Wettern der Erde?

Was dem Verständigsten so oft nicht gelingt, das vermochte Meyelis kindliches Gemüthe, es hatte das göttliche Lachen und Weinen noch beisammen, und wie die Thränen ihm auch rannen, weil die Vorwürfe der Undankbarkeit sein Herz ihm zusammenquetschten, sein Fleiß Faulheit genannt wurde, im Umsehen lachte es mit einem Kinde, das freundlich ihm entgegensprang, brachte mit der herzlichsten Freundlichkeit dem Götti ein zufällig gefundenes Nest voll Eier, welche die Hühner verlegt hatten. Weinen und Lachen lagen friedlich nebeneinander in seinem Herzen, zwei Schwestern, die sich liebten, ablösten, eine der andern unentbehrlich war, aber Groll und Gram, die das Lachen verzehren und das Weinen auftrocknen, die kannte es nicht.

Aus diesen Lebenszuständen und mit diesem Herzen kam

es in das neue Haus, wo sonst die Sonne auch nicht schien, wo es aber doch ganz anders war als im frühern Hause. Gift war da keines, weder geistliches noch weltliches, war weder Knickerei noch Heuchelei, und schon anfänglich trat Meyeli wie ein heller Schein ins Haus hinein, und wenn es auch unterm Weiberwolk knurrte und brummte, es war mehr das Schnurren der Katze, der man den Balg streicht, als ihr Rauen, wenn man ihr auf den Schwanz tritt; unterm Mannevolk dagegen war ein Wohlbehagen, dessen der wüsteste Knüder sich nicht erwehren kann, wenn ein lieblich Weibsbild in seine Nähe kömmt, und gar noch sich freundlich umthut. Seit Meyeli da war, bartete Sami alle Sonntage, statt über den andern; es fange ihn neue an gar zu beißen, wenn er länger als acht Tag alt sei, sagte er; er verwunderte sich gar, warum er ihn erst jetzt zu beißen anfange, und früher ihn nicht gebissen hatte; bei allem Nachdenken ergründete er den Grund davon nicht, und als Mädi ihm sagte: „du alte Möff, wotsch o noh d'r Göhl mache, und dih öppe gar noh hinger die Jungi lah," sagte Sami, „du bist geng d's glych Laschi, emel hinger dih mache ih mih nit, häb nit Kummer."

Aber auch Meyeli blieb nicht das gleiche; es begann zu erwarmen, jeden Tag mehr. In den warmen währschaften Kleidern war ihm unglaublich wohl. O, erst jetzt begriff es den Unterschied zwischen einem halbleinenen Kuttli, selbst gefüttert und einem Kuttli von Aargauerzeug und Schneiderfütteri. Es hatte ein herrlich Bett, niemand jagte es vom Essen, auf dem Ofen konnte es sitzen Sonntag und Werktag, so oft es wollte. Es entstand das Gefühl in ihm, daß es da nicht nur entlehnt sei, sondern von Gott und Rechtswegen hier daheim. Aber es sah auch, daß es ihm unendlich besser ging, als es anfangs fürchtete, daß die Sternschnuppe seinen Wunsch zu Gott getragen und vom gütigen Vater derselbe gewährt worden sei. Es fühlte, daß es jemand lieb war, jemand angehöre, und nicht nur Jakobli, sondern auch Hansli,

es ſah, daß auch mit Anne Bäbi auszukommen ſei, und hundertmal leichter als mit dem Götti, daß es niemand abſichtlich quäle als vielleicht noch hie und da Mädi, aber Mädi hatte hier eben nicht zu bedeuten was der Götti dort. Es kam ihn's ein Wohlſein an, daß es ihn's manchmal dünkte, es möchte z'ſämefüßlige in den Himmel gumpen, und dann zuweilen eine Wehmuth, eine Angſt, es könne nicht ſo bleiben, es ſei viel zu wohl, daß es weinen mußte, man hätte die Hände waſchen können in ſeinen Thränen. Dieſes Wohlſein ſchlug bei ihm aber nicht in Hochmuth um und in Anmaßung, die immer mehr begehrt, je mehr ſie hat, und nicht genug an die Sache thun kann; ſondern Meyeli war in ſeinem Wohlſein ſo von Herzen luſtig und fröhlich und demüthig, daß es ihn's dünkte, es müſſe Allen die Hände unter die Füße legen. Es ging kein Tag vorüber, daß es ſie nicht einmal zu lachen machte, was ſonſt im Jahr kaum drei Mal ſich ereignet hatte. „Dä Göhl, ſagte dann Anne Bäbi. O, mi weiß nicht wie dumm me iſch we me jung iſch, aber es wird dir ſcho angers noh cho, wart ume," aber lachen that es doch, ja, es lächerete es ihn's manchmal, wenn es Meyeli nur anſah.

Mädi ſagte, es nehme ihn's nicht wunder, daß es ſo jungs ſcho e Ma übercho heig; wenn es ſo d'r Löhl hätt welle mache, es hätt mängs hundert welle übercho, aber es hätt ſih g'ſchämt; aber auch es lachete, und ließ ſich zu Meyeli, ſuchte es gegen Anne Bäbi zu gewinnen.

Aber Meyeli machte nicht Partei, that jedem, was es ihm an den Augen abſehen konnte, plätzete Sami die Zwilchhändſche und Mädi ſeine Fürfüße. Man ſehe wohl, ſagte dieſes zum Dank, daß das der Schneider nicht gemacht habe, der mache es anders bravs, es werde öppe nit lang hah, brachte aber dennoch trotz ſeines Zweifels böſe Hemder zum Plätzen, und Meyeli plätzete unverdroſſen daran, wenn die andern ſchon längſt Feierabend hätten, und gäb wie Anne

Bäbi ſagte, nit beſſer als Mädi es mit ihm meine, wollte es mit ſeiner-Sache ſich nicht ſövli plage.

Drittes Kapitel.

Ein Vikari thut einen Fehlſchuß.

Daß dieſe Geſtaltung der Dinge wohlthätig auf Jakobli einwirkte, kann man ſich denken. Er nahm ſichtbarlich zu, ward munterer, von lebendigerm Geiſte angeſteckt, arbeitete mehr als ſonſt, droſch neben Meyeli wie Tuſig, gäb wie Anne Bäbi abwehrte, es wollte es nicht z'gut machen. Aber da es Jakobli ſo beſſerte und er z'weg war, wie nie, ſo ward es Anne Bäbi auch wohl, trotz dem Arbeiten deſſelben. „He nu ſo de, ſagte es, ſo können ſie doch jetzt ſehen, wer das Rechte geſinnet hat, ob Anne Bäbi oder öpper angers, und wer mehr verſtanden hat, ein Dokter oder Anne Bäbi? Seit dem Jakobli g'wybet hätte, dünke es ihn's, ſei er ganz ein anderer, eße thue er wenigſtens d's halb mehr als ſonſt, und rede faſt wie ne angere Mönſch.“ Dieſer Erfolg wirkte natürlich auch mit, daß Anne Bäbi um ſo eher mit Meyeli ſich verſöhnte. D'Hauptſach ſei, daß es Jakobli beſſere, ſagte es, es ſei dann zuletzt hellgleich, was er für eine Frau habe. Es ſei gar nicht, daß es ſo an dem Zyberliblock g'hanget ſei, o Jere, gar nicht, es ſei ihm nur wegem Wybe geweſen, und weil es geglaubt habe, wenn's mit dieſer nichts gebe, ſo bringe es ihn mit keiner andern mehr zuſammen. Es glaub faſt ſelber, d'Sach ſei nicht ſo bös gegangen, und es ſei die Frage, ob die angeri ſo gut ſich hätte ſchicken können in alles. Darum ſei es froh, daß es nicht ſo wüſt gethan hätte, wie manche andere Mutter gethan hätte; e angeri, die hätt ne wurde,

bym Schieß! Aber es vergeß nie, was ſeine Großmutter albez geſagt habe: weil man nie wiſſe, wie es komme, ſo müſſe man nie meinen, man wolle etwas erzwingen, ſonſt könne man v'rſlümeret reuig werde u dörf doch notti niemere klage. Das vergeß es nie, u d'rum chönn ihm o niemere nahrede, daß es mein, es müß alles nah ſym Gring gah.

Zu ſeiner Zufriedenheit trugen aber auch die Reden der Leute viel bei. Wenn ein neues Huhn in einen Hühnerhof kömmt, ſo drehén ſich alle Hühneraugen nach ihm, alles marſchirt um ihn's herum was Beine hat, hier kriegt es einen Pick, dort wieder einen, ſie wollen halt ſehen, ob ſeine Federn gut eingemacht ſind, und es iſt glücklich, wenn ſein Heimiſchwerden nichts als Federn koſtet. Etwas ähnliches geht vor, wenn eine junge Frau in ein Dorf kömmt. „Heich ſe g'ſeh?" fragt Hans Eiſi und Stüdi Benz. „Oeppe e aparti Schöni iſch ſie de öppe nadiſch nit, ſagt Stüdi, dere hätt er de hie mängi funge, wenn er ſe nit bräver bigehrt het." „Es iſt b'ſungerbar e ſtyfi, ih wüßt ere hie ume keni z'vergliche, ſagt Benz, um Stüdi zu ärgern. Ih hätt nit glaubt, daß me meh e ſelligi fung u de ume noh mit eim Aug, er muß e G'ſellige ſy, es g'ſeht ihm's o niemer a." Aber ſo glücklich wie Benz und Stüdi waren wenige Leute, obgleich nichts unverſucht blieb, um eben ſo glücklich zu werden. Wer aufs Feld wollte, ging, wenn's ſchon weit um war, bei Jowägers Haus vorbei, und wer irgend nur was erſinnen konnte, hoſchete dort an; jemand hatte ein Hauli vergeſſen, jemand frag, ob man nicht ein Beil gefunden, das man ab dem Wagen verloren, jemand, ob Anne Bäbi nicht reiſtiges Tuch zu verkaufen hätte, jemand, ob ſeine Faſelſchweine ihm nicht feil wären.

Aber wenige waren ſo glücklich zum Zweck zu gelangen, wenige hieß Anne Bäbi in die Stube kommen, ſondern gab ſeine Erläſſe über die Küchenthüre hinüber, und Meyeli war nicht g'wunderig, ſteckte ſein Näschen nicht überflüſſigerweiſe

zum Läufterli hinaus. Nur wer das Glück hatte, Mädi in der Küche anzutreffen, kam manchmal in die Stube. Denn hoschete jemand, so sagte es: „gang ume yche, si sy dinne, du chast nes de selber säge, was d'witt.“ Und es war nicht, daß Mädi das that, weil es es nicht besser wußte, weil es übel dressirt war, sondern rein aus Boshaftigkeit. Anne Bäbi putzte ihn's allemal ab und sagte: „Warum heißist doch Alles yche cho, chast m'r nit rüfe!“ „Rüfe, was rüfe, sagte dann Mädi, das wär m'r afe lustig, wenn ih da fött gah d'r Narr mache, u d'Lüt gah amelde, wie ime ne Herrehus. Nei sellig neu Brüch wei m'r notti nit afah, wer Tüfel wett d'r Wyl hah, da geng ume un ane z'gumpe, u my Sach macht m'r niemere, u so wege ere sellige lah ih mih de nit plage. Hätt si mira Kleider mitbracht, daß si sih zeige dörft, was y'rnah ih mih desse, daß si ume Fötzeli het, nit emal öppe wie ne rechti Jumpfere.“ So that und redete Mädi in den ersten vierzehn Tagen, wo Meyeli am übelsten z'weg war, nachher, als dasselbe ihm Fürfüße und anderes geplätzet hatte, hätte es Mädi nicht mehr gethan. So haben es die Menschen, daß sie eben am wüstesten thun, wenn ordlich thun am nöthigsten wäre.

Eine große Zahl Leute, und namentlich alle Mädchen in Gutmüthigen, denen Jakobli entronnen war, blieb also auf den Anblick der jungen Frau gespannt und bildete sich ein, sie werde sicherlich am zweiten Sonntag in der Kirche erscheinen, wie öppe üblich und bräuchlich. Denn auf dem Lande, wo man kein Theater hat, stellt sich das Weibervolk nicht ungern in der Kirche dem Publikum vor; es vergißt halt, daß die Kirche nur dazu da ist, sich Gott vorzustellen. Aber warum sollte man das dem Weibervolk, dem schwächern Theil, nicht verzeihen, da das Mannevolk nicht nur in der Kirche (wo es noch selten genug erscheinet), sondern im ganzen Leben Menschengunst nachstellt, und an Gottes Gnade nicht denkt, Menschen fürchtet und Gott nicht, seinen Mantel

nach den Winden hängt, welche von Menſchen, dem Säuſeln aber und den Stürmen, die von Gott kommen, Herzen und Ohren verſchließt? Hui, da wäre ein Kapitel, wo was zu ſagen wäre, aber da würde man nicht nur in einen Aſt ſägen, ſondern kein Menſch wüßte, in wie manchen, muß aber doch einmal ſein.

Was üblich ſei, das werde auch die junge Frau thun, dachten die Gutmüthiger, und wer leicht eine G'wundernaſe hatte in ſelbigem Dorfe, der machte ſich an ſelbigem Sonntag z'Chilche; man kann denken, daß da viele Leute ſich einfanden, denn in Gutmüthigen ſind die G'wundernaſen nicht rarer als an andern Orten. Aber ſelben Sonntag gab es manchen ſtyfen Aecken in den Weiberſtühlen; denn ſo oft man jemand zur hintern Thüre hereinkommen hörte, drehten ſich alle Köpfe wie aufs Kommando, drehten ſich und drehten ſich, bis kein Tritt mehr zur Kirche hineinkam, und immer umſonſt, denn kein Meyeli erſchien. Und ſeit Gutmüthigen ſtand, wurde nie ſo viel über Halsweh und daß man den Gring nicht mehr drehen könne, geklagt, als ſelbigen Sonntagabend.

Es hatte niemand etwas zu rühmen als der — Vikari.

Die Frau Pfarrerin war bekanntlich ein gutes Mutterli. Ueber Mittag, wenn ſie den Suppenteller dem Vikari reichte, ſagte ſie gewöhnlich: „Herr Vikari, ihr habt heute wieder eine recht ſchöne Predigt gehabt;" ausnahmsweiſe ſagte ſie: „o ne prächtigi, es dünkt mich, ſie ſollte allen Leuten zu Herzen gegangen ſein; es dünkt mich, die Leute ſollten auch mehr darnach thun." Zuweilen ſagte ihr dann wohl ihr Herr ſpäter: „Aber wie haſt du doch ſo was ſagen können! Albez haſt du dich recht gut auf jede Predigt verſtanden, und jetzt verſtehe ich mich nicht mehr auf dich. Du rühmſt dem Vikari Predigten, wo doch ume junges Zeug ſind, alles durcheinander, ein Krauſimauſi, wo, was z'vorderiſt iſt, z'hinderiſt g'hörti, und Einleitungen, wo man gar nicht

weiß, wo es hinaus soll, und so lange, daß man meint, die Predigt sei aus, wenns doch nur die Einleitung ist, und Eintheilungen, es weiß kein Mensch *nach welcher Logik*, es sind nicht Homilien, sie sind nicht analytisch, nicht synthetisch, kein Mensch weiß was sie sein sollen. Und die rühmst du, als wenn du nie bessere gehört hättest." „O Papali, sagte dann das Mamali, zürn mir doch recht nicht. Denk, es ist e junge Herr, dem muß man Muth mache. B'sinn dich, ihr habt ehmals auch nicht ungern gehabt, wenn man euch rühmte; jung Lüt sy emel so, und warum sollte man es ihnen nicht zu Gefallen thun? Doch seid ihr in einem Stück ganz anders gewesen, so wie ich mich dran b'sinne, das muß ich bekennen. Es ist noch etwas an euch gewesen, und es hat etwas sein müssen, ehe ihr den Muth verloren. Die hütige junge Herrleni sy numme so Blütterlüpfe, es ist nüt mit ne. Sie machen wohl anfangs G'sichter, als ob sie wollten ohne Fecken z'Himmel fahren, aber Handkehrum, wenn ne nume e Mus über e Weg lauft, so mache si G'sichter, als ob sie jedem Muheim nachschlüpfen wollten in sein Loch, oder ob sie gar d's Loch suchten, wo me zur Welt us chunt, Gott b'hüetis d'rvor. Da, Papali, muß me wäger so einem jungen Herrn albeinist Muth machen, denk doch, wenns ein Unglück gäbte, was man sich für ein Gewissen machen müßte."

„O, häb doch nicht unnöthigen Kummer, sagte dann der Pfarrer, die heutigen Herren bekümmern sich gar nicht darum, was alle Leute loben oder tadeln, sie wissen alles viel besser als wir, und was wir auch sagen, das ist ihnen ganz gleichgültig."

„Aber Papali, antwortete die Frau Pfarrerin, zürn mir nicht, aber ich muß dir doch widersprechen. Du bist ein berühmter Pfarrer, keine so, aber so wie's e hütige Vikari, ja, ih möcht sage, all Mönsche hei, hest doch v'rgessen. Sieh, wenn ich Visitaz habe und recht angewendet mit Kochen und Braten, so macht mich nichts so böse, als wenn mich niemand

rühmt. Wenn ihr da so alles in euch hineinesset, als ob es Krüsch wäre, so denke ich, he nu so de, so will ich das andere Mal euch geradezu Krüsch anbrühen, wie den, ich darfs nicht sagen, wem. Verzieht einer gar den Mund ob dem Essen, nimmt Salz nach, oder läßt etwas über, und wenn er auch kein Wort sagt, so macht das mich so böse, ich kann dir nicht sagen wie, und ich muß immer denken, o wie froh wäre der, wenn er es alle Tage so hätte, aber es ist immer wahr gewesen, daß die am meisterlosigsten sind, die daheim es am schlechtesten haben. Rühmt mich aber einer und sagt: lange oder gar sein Lebtag, hätte er nichts so gutes gegessen, so thut mir das so wohl, du glaubst nicht wie, Papali, und ich nehme mir vor, es müsse nicht zu machen sein, sonst müsse der, so oft er zu uns komme, etwas Gutes haben, und anwenden wolle ich allemal, so viel mir möglich. Und doch weiß ich wohl, daß ihr alle vom Kochen nichts versteht, und daß mir einer vielleicht nur ein Kompliment macht und es ihm ganz anders ist als er denkt; aber ich kann nicht helfen, d's Rühmen thut mir wohl und d's Tadeln kann ich nicht leiden und so, denke ich, hat's so ein Vikari auch, Papa, emel die hütige. Wenn du ihn albeeinist rühmtist, und nicht allemal ungeduldig würdest, wenn ich es thue, es wäre möglich, er nähmte noch manchmal etwas von dir an, und du könntest ein Vater an ihm sein, während er jetzt thut, als ob er ein ungeschaaltes Ei wäre. Es hat mich schon dünkt, allemal, wenn ich ihm gesagt habe, er hätte eine herrliche Predigt gehabt, so hätte er den nächsten Sonntag erst recht angewendet. Aber ich darf es gar selten thun, du machst mir dann ein so saures Gesicht, und ich möchte mein Papali für alles in der Welt nicht höhn machen." Darauf hielt ihr dann das Papali gewöhnlich ein Kapitel über Werth und Folgen des Rühmens, das einen eigenen Platz haben muß.

Als die Frau Pfarrerin diesmal dem Vikari sein Lob abgestattet hatte, that er bescheiden und sagte, er hätte nur ge-

than, was in seinen Kräften gewesen, den besondern Eindruck hätte er dem Herrn zu verdanken und er hätte Ursache, ihm zu danken, wenn der Eindruck größer gewesen sei, als seine Zufriedenheit mit sich selbst. Darauf schwieg er und ließ den andern Platz zum Reden, da aber niemand es that, räusperte er sich endlich und sagte: er sei seit einiger Zeit recht muthlos gewesen, und er hätte beinahe geglaubt, der Herr hätte ihn geprüft und in einen unfruchtbaren Acker gestellt, um zu sehen, wie lange er da aushalte und er hätte des Geistes geharrt, der ihn aus der Wüste treibe. Wie er sich auch angestrengt, die Leute seien in ihrer Gleichgültigkeit verharret, und wie er auch gepredigt, die Kirche hätte sich nicht gefüllt, während an den Tanzsonntagen die Leute immer weniger Platz in den Pintenschenken hätten. Jetzt scheine die Sache sich wenden, das Höhere zum Durchbruch kommen zu wollen, und er erfahre es, daß das Ausharren noch immer vom Herrn gesegnet sei. Schon am vorigen Sonntag hätte es ihm geschienen, als sei die Kirche angefüllter als sonst, und da sei es ihm gewesen, als fühle er klar ein eigenes Geisteswehen und mit besonderer Kraft und Klarheit habe er gepredigt, wie der natürliche Mensch der Hölle verfallen sei, wie die Gerichte Gottes vor der Thüre seien, und ohne schleunige Zerknirschung und Umkehr ein greulich Ende. Es sei ihm fast zu Muthe geworden, als sei er der Prophet Jonas und als liege zu seinen Füßen die Stadt Ninive, und hinter ihr Gottes schauderhafte Zorneswolke, und da habe er so recht feurig den Zorn Gottes in die Herzen hineingeredet, aber nicht wie Jonas in der Freude am Tode des Sünders, sondern in der Freude an seiner Bekehrung. Und heut habe er die Erquickung gehabt, daß endlich sein Wort durchgebrochen, das Volk wie das zu Ninive der Bekehrung sich zugewandt; die Kirche sei fast ganz angefüllt gewesen, und was ihn am meisten gefreut, er habe so manches Unterweisungskind wiedergesehen, das er lange nie in der Kirche gesehen, endlich scheine der Same, der unter dem Schnee gelegen, zum Leben

gekommen zu sein. Das, er müsse es sagen, habe in ihm eine solche Freudigkeit erweckt, wie er sie noch nie empfunden.

„Verzeiht, Herr Vikari, sagte Sophie, in deren Mundwinkeln es schon lange geblitzt hatte, die vielen Leute sind da gewesen, um Jakobli Jowägers Frau zu sehen, man redet viel von ihr, und die wenigsten haben sie noch gesehen."

Die Mama stieß mit dem Ellbogen, konnte aber das Töchterlein nicht erreichen, welches sich in die nöthige Ferne gesetzt hatte, der Papa machte ein streng Gesicht, aber das Töchterlein sah es nicht an. Der Vikari hatte noch ein schönes Stücklein Wurst auf dem Teller gehabt, das aß er kaltblütig, dann stand er auf voll heiligen Zornes, warf einen vernichtenden Blick auf die arme Sophie und schmiß sich schmetternd aus der Thüre.

Als die Thüre verfurret hatte, sagte die Mama: „aber Sophie, bist du doch immer das gleiche, und welch Verdruß machst du uns? Kannst du nichts als necken und die Leute plagen, willst du nie lernen, was Friede ist, und wie man ihn suchen muß." „Aber Mamali, schmälet nicht, sagte Sophie, ich wollte den Vikari nicht beleidigen, und trieb auch nicht Spott; aber er sagt immer, man müsse die Wahrheit sagen unter allen Umständen, und da habe ich auch nichts als die Wahrheit gesagt. D's Peterlis Meyi hat mir gestern gesagt, als es Tier brachte, heute werde es viele Leute in der Kirche geben, es wolle alles d's Jowägers junge Frau sehen, es heiße, es sei gar eine hübsche, und sie hielten sie wie versteckt. Da habe ich denn gedacht, er müsse doch den wahren Grund wissen, ich sei es der Wahrheit schuldig, und er hat mehr als einmal gesagt, wenn man unumwunden die Wahrheit sage, so könne man nicht wissen, ob man nicht eine Seele aus dem Rachen des Teufels reiße." „Sophie, sagte der Pfarrer streng, mit solchen Dingen spottet man nicht. Wenn man dich um die Wahrheit fragt, so sage sie, jetzt hat dich niemand um sie gefragt. Wenn du allen Menschen die Wahr-

heit sagen wolltest, diesem: „ihr habt rothe Haare," und jenem: „ihr habt schwarze Zähne, wüste Augen, einen unfläthigen Mund," oder dir z. B. ein jeder: „Mamsell Sophie, ihr habt einen Fuß, daß ihr barfuß übers Meer laufen könntet, wo käme man hin und was würdest du sagen?" „O Jere, Papa, so einen großen Fuß habe ich doch wahrhaftig nicht, wenn ich Sackgeld genug hätte, meine Schuhe beim Trechsel machen zu lassen, ich hätte einen Fuß, so schön als irgend eine. Aber so muß ich hier beim ersten besten Holzbodenbaggler schustern lassen, und kriege darüber allerdings Tatzen, als ob der alte Bär im Graben mein Götti wäre, dem ich nachschlage." „Sophie, Sophie, sagte der Papa, das ist wieder Spott, aber ich möchte dich mahnen an den Spruch zu denken vom Splitter und vom Balken und wenn du deinen Balken haben willst, so brauchst du nur deine Hand nach deinem Gesichtchen zu strecken, so kriegst du ihn zu fassen."

„Das ist eben, sagte Mamali, was mir Kummer macht. Du bist so schnippisch gegen den Vikari, und hängst ihm etwas an, wo du nur kannst, und wie oft habe ich dir schon gesagt, er werde dir das so auslegen, als sei es lauter Kyb, weil er nichts von dir wolle, weil er auf jedem Suppenbröcklein zu verstehen giebt, er verplämpere sich nicht, sondern er habe sehr gute Aussichten, mache Ansprüche an hohe Bildung, an eine religiöse Richtung, und habe Hoffnungen, alle seine Erwartungen erfüllt zu sehen, mehr als er sich je hätte dürfen träumen lassen. Das sei der Grund, warum er hier nicht wohl sei, warum du namentlich ihn verfolgest, und wenn er dir Hoffnungen machen, mit dir, wenn auch nicht im Ernst, sich abgeben möchte, so würde man ihn auf den Händen tragen, aber so etwas verböten ihm seine Grundsätze."

Da stand Sophie glühroth auf, und zornige Thränen rollten ihm die Backen ab, und ohne das Stücklein Fastenbrod auf ihrem Teller anzurühren, sagte es zornig: wenn die Eltern so seine Worte auslegten, so wüßte es allerdings, was

es von fremden Menschen und namentlich von einer eiteln Seele zu erwarten hätte, aber es sei ihm gleich, es wisse am besten, wie unrecht man ihm thue, und wandte rasch sich nach der Thüre.

Das sei eben die Frage, sagte der Papa, nahm ein Stücklein Brod und trank einen Schluck Wein. Mamali kannte dieses Zeichen wohl, es war gewöhnlich die Einleitung in ein langes Kapitel, diesmal wahrscheinlich über die Schwierigkeit der Selbsterkenntniß. O, so ein Mamali ist Goldes werth, sie kennt ihr Papali durch und durch, um und um, nicht nur jede Falte des Gesichts und jeden Ton der Stimme, sondern jegliche Geberde, weiß woher sie kömmt, wohin sie führt. Und diese Kenntniß hat sie sich erworben, nicht aus Schlauheit und um das Papachen zu betrügen, wie listige Liebchen pflegen, sondern getrieben aus Ehrfurcht und Liebe, um Schmerz ihm zu ersparen und Aergerniß, um Liebes ihm anzuthun und sein Wohl zu pflegen; er war ihr der Stellvertreter Gottes auf Erden, sie seine Priesterin, die ihrem Herren opferte Dichten und Trachten, für ihn lebte, für ihn starb.

Da, während der Pfarrer noch seinen Wein dem Brod nachsandte, sagte sie: „Hör Sophie, wie machst du aber, und fährst auf bei dem geringsten Wort; so wirst du nie witzig, von wegen, man kann dir nie erklären, wie man es meint, und meint man es doch so gut mit dir. D's Papali hat ganz recht, wenn der Vikari artiger gegen dich wäre, und nicht so vom Himmel oben aben, so würdest du nicht so jedes Stäubli an ihm sehen, und mit Gelegenheit daran sticheln. Wenn ein Herr nicht höflich gegen uns ist, es macht uns allemal bös, und b'sunderbar, wenn er uns von weitem schon den Verstand machen will, er sei für uns was für eine Katze eine Speckseite im Kemi ist. Das ist so unsere Art, auch wenn wir im mindesten nicht meinen oder wünschen, daß er uns nehmen solle; aber es macht uns böse, wenn man uns

so unter dem Arm durch behandelt. Aber eben da müssen wir nicht dergleichen thun, am allerwenigsten, daß wir böse seien, müssen die jungen Herren mit ihren Einbildungen manövriren lassen, als ob das alles uns nichts anginge und höflich sein und bleiben, das ist's, was wir müssen. Ich bin auch eine Pfarrerstochter gewesen, und wir haben auch Vikarine gehabt, gäll Papali. Aber geh und sieh doch, sind nicht Hühner im Garten? Das ist mir doch e tusigs Sach, hei mir selber keine und jetzt plagen uns alle Tage fremde, und dürfen nichts sagen, sie kaum sagen.

Ueber ihnen schritt mit starken Schritten der Vikari auf und ab, studirte nicht seine Kinderlehre, sondern was er gegen solche Bosheit vorzukehren, wer solches wohl der Tochter eingegeben hätte, ob Papa oder Mama, oder ob sie es verschmähter Liebe wegen selbst ersonnen?

Der arme Vikari. Er war stark in der Exegese und seine Professoren hatten ihn im Hebräischen und Griechischen stark gefuchset und wenn er auf eine dunkle Stelle kam im Hieb oder in den Sprichwörtern, so kriegte er Angst, zog Stiefel an und lief auf Bern, denn es war ihm heiliger Ernst um die Sache. Wenn ihm dann dort Einer sagte, es sei ein Punkt versetzt, oder das Ding beziehe sich aufs Nachfolgende und nicht aufs Vorhergehende, ihm den Schlüssel zum verschlossenen Heiligthum in die Hände gab, so ward er wieder glücklich, lief heim, den Kopf voll Licht, lief herum daheim mit langen Beinen und es dünkte ihn, es sollte ihm jedermann ansehen, was er neues heimgebracht, welch tiefen Grund er gefunden.

Aber ach, über die Exegese des Lebens hatte kein Professor ihm was gesagt, für die war an der Hochschule kein Lehrstuhl, und Vater und Mutter, die sonst sehr oft in solchen Dingen gelehrter sind, die größten Utüfle von Professoren, hatten ihn in diesem Punkte auch nicht gehörig gefuchset. Es ist prächtig, wenn man in Platos Gesprächen grübeln kann

nach dem, was Plato eigentlich meine, und wenn man im Cicero lesen kann, wie er dem Verres den Marsch macht, und wenn man weiß, wie viele Codices man für das Neue Testament hat, und welche die besten sind, und was nach Altgriechischem schmeckt, oder was chaldäische Anklänge hat, und ob und wie die Mythen von Vorderindien und Hinterindien zusammenhängen.

Das ist alles prächtig, ja nothwendig, will ich sogar sagen. So ist der Mensch glücklich zu preisen, welcher ein Auge hat, denn was ist der Mensch, wenn er kein Auge hätte. Aber schöner und besser als ein Auge sind zwei, und zwei hat Gott dem Menschen gegeben, und halbblind ist und bleibt der immer, der nur eines hat.

Und wie Gott dem Menschen zwei Augen gegeben hat, so hat er ihm auch zwei Bücher gegeben, das heilige alte Buch, das nicht bloß ein Vikari soll exegesiren können, sondern jeder Christ verstehen; aber auch das wunderbare Buch, das alt ist, und doch jeden Tag neu wird, das wunderbare Buch, das aus göttlichem Quell entsprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom genährt wird, durch Quellen aus jedes Menschen Brust, das Gott mit lebendigem Athem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen. Und wie die beiden Augen einander helfen auf unerklärliche Weise, und eins ohne das andere verwaiset sich fühlt, und einsam und nur noch halb so gut als früher, so hat es auch ein Buch mit dem andern Buch, ein Buch wirft Licht auf das andere Buch, beide strömen Leben sich zu, und halbdunkel wenigstens bleibt ein Buch ohne das andere Buch. Ein Mensch, der nur in einem der Bücher lesen kann, ist gleichsam nur ein halber Mensch, nur halbwitzig, oder ist, als ob er nur ein Auge hätte. Kann er nur lesen in der alten lieben Bibel, so kömmt er wohl zur Erkenntniß dessen, was gewesen ist, aber nicht dessen, was ist, er erkennt wohl, was Gott ist, wie er aber waltet, das bleibt

ihm verborgen; zur Rechtgläubigkeit kömmt er, aber im Leben findet er sich nicht zurecht. Wer aber nur im Leben lesen kann, liest und liest, und kömmt nie zum Verständniß, findet Satz um Satz, aber nie deren Sinn, zieht Perlen um Perlen an einen unendlichen Faden, aber zu einer Kette kömmt er nicht, läuft und läuft, aber an den Ausweg gelangt er nicht, sucht, und das Rechte findet er nicht, im Leibe findet er den Geist nicht, in der Welt Gott nicht, und darum findet er das Heil nicht, denn das ist allein bei dem Heiligen, der unser Vater im Himmel ist. Wo nun das erste Buch vor Augen liegt, da wird dem Menschen begreiflich der Fall und Ungehorsam der ersten Eltern im Paradiese, und wie nothwendig zur Auferstehung dem Menschen ein Heiland geworden; aber den eigenen Fall und wie er selbst sich aufzurichten, begreift er nicht; und wo er nur siehet ins andere Buch, da wird ihm sein Fall nur zu begreiflich, aber ein Heiland scheint ihm nicht nöthig, die Auferstehung, welche das Leben fordert, scheint ihm zu liegen im Bereiche der eigenen Kraft.

Aber wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, ist der Himmel offen, Engel Gottes steigen auf und nieder, strömende Offenbarungen Gottes verklären das Leben, heiligen die Zustände, die Bibel giebt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig. Gott wird ihm lebendig, und klar der Mensch in der eigenen Brust. Er sieht, wie Gott den Menschen ziehen will nach oben, der Mensch dagegen Gott niederkämpfen will in den Staub, er fühlt den Kampf in der eigenen Seele, in tiefer Demuth erkennet er sein sündig Wesen in jeglicher Verzweigung, in froher Zuversicht aber auch seine hohe Berufung und die Macht Gottes über die Sünde. Gott ist sein Leben, und sein Leben ist Gott, und was trennt ihn nun noch von Gott, wenn er so mit Andacht und Heilsbegierde mit beiden Augen in beiden Büchern liefet?

Aber eben das ist das Unglück, daß die Meisten nur in

einem lesen, die einen in diesem, die andern in jenem, und meinen doch sie lesen alles, was zu lesen sei, und dann hat der eine dies gelesen, und der andere etwas anderes, und dann zanken sie sich fürchterlich, wie Halbblinde, von denen der eine nur die Blumen links gesehen, der andere die rechts, die einen waren rosenroth, die andern himmelblau, und der eine will, alle Blumen seien himmelblau gewesen, der andere rosenroth, und einer schiltet den andern, einer legt Hand an den andern, beide wähnen sich im heiligen Recht, und keiner denkt, daß er nur links gesehen oder nur rechts. Freilich geschieht es wohl auch, daß die Augen gehalten sind, sie mögen lesen, in welchem Buch sie wollen, sie finden die Wahrheit nicht, finden nichts in ihm als den Irrthum, in welchem ihre Seele befangen ist. So fand z. B. der Antoni Unternährer in der Bibel die Schweinereien, welche in seiner begehrlichen Seele gewachsen waren, so finden andere im Leben nichts, als was ihr eigen Herz in ihre Seele wirft, buchstabiren aus demselben nichts heraus, als ihre Lust, ihre Liebe, ihr Wünschen und Hassen, ihr Neiden und Trachten, und was sie zu finden meinen, soll absolute objektive Wahrheit sein, darum zanken sie sich wie eingefleischte Philologelein und mögen sie mit Worten nicht kommen, so werden sie handgreiflich. Da ist Heini wie Hans, und Hans wie Heini, und Anne Mey, das nichts als spinnen kann, und zwar nur Kuder, ist nicht schlechter, als ein Pädagögelein, das nur Wurst's Ding im Leibe hat, und d's Buße Rechenbüchlein an den Fingern.

Aber, und das ist eben vom Uebel, daß die G'studirten mehr und mehr das Leben verachten, und dagegen als natürliche Wirkung das Volk das heilige Buch, daß die einen meinen, das Buch sei veraltet, die andern, das Leben bedeute nichts, und dessen Verständniß lerne man von selbst, wie die Buben das Pfeifen; daß die einen meinen, wenn Einer im Urtext herumfahren könne wie eine Hex, so sei er ein Hexenmeister und wenn er blindlings die Klassen der Engel aufzäh-

len könne, so sei er selbst ein Engel, die andern aber, daß, wer das Leben am besten auszukeuten wisse, zu seinem Nutzen und zu Stillung seiner Tücke, so sei er selbst Gott geworden, des Lebens Herr. So entsteht eine fürchterliche Einseitigkeit, welche in die klarsten Dinge Verwirrung bringt, eine Kluft, welche unwiederbringlich die Menschen scheidet, eine babylonische Sprachverwirrung, wo keiner den andern mehr versteht, keiner dem andern mehr ein Bruder zu sein vermag.

Ach, unser arme Vikari, wie der die Stube auf und nieder rannte, an Rache dachte, und wie immer und immer wahr bleibe, daß dem Guten der Neid auf der Ferse folge, und wie hier seines Bleibens nicht sei, wo man seines Thuns nur spotte, seine Erfolge ihm nicht gönnen möge, der Feind so sichtbarlich umhergehe, und am heiterhellen Tag Unkraut in seinen Acker streue. Es reute ihn nur eins, daß er die Gärnase nicht zurecht gewiesen, ihr so recht vaterländisch den Text gelesen, und ihr gesagt, sie solle doch nicht an sich selbst abnehmen, warum andere Leute in die Kirche gingen, das ungebildetste Mädchen in Gutmüthigen hätte höhern und christlichern Sinn als sie. Das hätte er ihr sagen sollen, das hätte sie geschlagen, aber sie müsse es doch noch einmal hören, gelobte er sich.

So ging es der armen Sophie mit ihrer Erklärung einer Thatsache, mit ihrer Exegese, es ging ihr immer so arg, wie manchem Professor mit der Erklärung einer Stelle, ja, es hätte ihr gehen können, wie vor alten Zeiten den Ketzern, mit denen man kurzweg ins Feuer fuhr, wenn nämlich der Vikari Papst gewesen wäre. Und doch, wer hatte recht? Das hätte der Vikari bei jedem Stüdi vernehmen können, aber er frug nicht; warum fragen, wenn man eine Sache bestimmt weiß?

Der G'wunder lag so unverhehlt und arglos zu Tage, daß, bei der geringsten Berührung des Predigtfleißes, jedermann ihm gesagt hätte, es werde den andern Sonntag viel-

leicht noch mehr Leute geben, denn da werde doch, so Gott wolle, des Jowägers Sühniswyb sich ase dörfe zeige.

Das wäre aber noch die Frage gewesen, wenn nicht der Hechler kühn die Sache ins G'leis gebracht hätte. Der ging nämlich hin und nahm Meyeli zur Gotte.

Viertes Kapitel.

Meyeli tritt in der Welt auf.

Das war ein Ereigniß in Jowägers Hause, aber noch ein größeres für Meyeli. Als der Hechler seine Bitte in wohlgesetzter Rede anbrachte, war es Meyeli, als schnagge ihm ein Doggeli aufs Herz, oder als gieße jemand einen Kessel voll heißen Wassers über ihn's aus. Sein Lebtag war es nie Gotte gewesen, sein Lebtag noch nie in Gutmüthigen zur Kirche, sein Lebtag noch nie als junge Frau in irgend einer Kirche, und alle diese Dinge sollte es auf einmal bestehen, und zwar schon nächsten Sonntag! Mit Mühe brachte es die Antwort heraus, es müsse erst mit seinen Leuten reden, denn wie üblich hatte der Hechler geheimnißvoll in apartiger Audienz sein Anliegen angebracht.

„Herr Jeses Mutter, Herr Jeses, es wott mih eine zur Gotte, was soll ih o mache," rief es Anne Bäbi zu, das eben Brod einschnitt in der Küche. „He, du Göhl, sagte Anne Bäbi, du hätteſt mich bald erschreckt, was wottiſch mache?" „O Mutter, chönnt me nit öppis z'Wort hah, un ihm öppis gäh, er nähmte es sicher gern?" „Wohl, das wär mir e suferi Sache, sagte Anne Bäbi. Was wurde d'Lüt säge, wenn du giengiſt gah absäge, it scho d's erſt Mal; es wurd grad heiße, mir dörfte dih nit zeige." „Aber Mutter,

ih bi noh nie Gotte gſy, ih darf wäger nit." „Das wär m'r afe, ſagte Anne Bäbi. E niederi Sach muß einiſt d's erſt Mal ſy, du Göhl." „Aber Mutter, das koſtet viel, u git groß Köſte, bis alles usg'richtet iſt." „Su gäbs, ſagte Anne Bäbi, wenn's anger Lüt y'rmöge, ſu y'rmöge mir's auch, das wär m'r afe, wenn me deretwege nicht wett eim gah zuecheftah, wo's mangelt." „Aber Mutter, ih chenne d'r Ma nüt." „Aber ih, ſagte Anne Bäbi, es iſt äſe Hechler. U gang m'r jetz, u ſäg ihm zu, u heiß ne mit ihs cho z'nachteße. Er chunt ihs de d's anger Mal öppe zur rechte Zyt, we me ne heißt cho, u führt ihs nit ſo des ume, wie's ſuſt d'Hechler im Bruch hei. G'hörſt', gang m'r jetz, was wird er o ſinne!" Mit ſchwerem Herzen mußte Meyeli gehen, mußte ſagen, wenn es nichts anderes gebe, ſo werde es kommen, er ſolle auf ihn's zählen.

Als ob man Waſſer auf eine Mühle gelaſſen hätte, wirkte dieſe Gevatterſchaft im ſtillen Hausweſen.

Hansli und Jakobli freuten ſich, aber ſtill, ſie mochten den Sonntag faſt nicht erwarten, um Meyeli in ſeinem ſtattlichen Putz aufziehen zu ſehen; denn das war eben eine Gelegenheit, zu welcher die Hochzeitkleider wohl paßten, und zu ſchönen Kleidern und einem ſo ſchönen Weibchen drinnen, was mußten dazu die Leute nicht alles ſagen?

Mädi war rumpelrurrig. Die ſchießige Löhle, ſagte es, meinten, für eine Gotte mangle es eine Bäurin oder eine Bauerntochter, aber es hätt ſcho mänge gäh, und es wär ihm nüßer gſy, er hätt d'Jumpfere g'no as d'Tochter. Es gäbte de dere Bure, wo nes faſt lieber d'r Tüfel zum Götti wett; Ybung gäbte ſi doch e kene, aber am Mahl fräße ſie für fiebe, u de ſöll me ne noh danke, daß ſi cho ſyge. Oeppe e rechti Jumpfere wüßt, was ſi zu thun hätte, und ſchämte ſich, nit öppe o z'thue, wie's d'r Bruch ſyg, und öppe o eini, die wüß wie me thue ſöll i d'r Chile, wo ſcho meh d'rby gſy ſyg. Was doch eine d'rvo hätti, wenn er ſcho lang e heffährtigi

Gotte heig, u de die nit wüß, wie ſie thue ſöll, un er Schang an ere erleben müß für ſyr Lebtig. Von dem Zeitpunkt an konnte Mädi den Hechler wegen ſeinem Unverſtande nicht mehr leiden. Verſtümeret gern hätte es gehabt, wenn das Kind ein Mädchen geweſen wäre. Es hätte nichts zu machen ſein müſſen, oder Mädi wäre die andere Gotte geworden, damit doch die Leute ſehen könnten, was d's Jowägers Bub für e Löhl ſei. So ausgebildet war Mädis Takt nicht, zu denken, wie das für den Hechler ein unüberſchreitbarer Stein des Anſtoßes ſei, Jumpfere und Meiſterfrau zuſammen zu Gevatter zu nehmen. Es giebt halt auch Etikette auf dem Lande.

Anne Bäbi war das Ding recht, da ſollten die Leute jetzt recht ſehen, wie witzig es ſei, und wie eine gute Schwiegermutter, daß es ke beſſere gäbt uf d'r Welt. Mit den Geſchenken hatte es weit mehr zu thun, als es je gehabt, wenn es ſelbſt zu Gevatter geſtanden. Das Korn für die Züpfe faßte es ſelbſt und mehr als je und vom beſten, Eier rechnete es mehr als ſonſt, und befahl Sami, der die Sache zum Beck führen mußte, dem Beck, dem B'ſchyßhung, zu befehle, daß er ganz guten Anken nehme, es hätte keinen beigelegt, weil ſie die Nidel gar zuſammenſparen müßten, ehe ſie anken könnten, und ſo werde er nie ſüß, gäb wie friſch er ſei. Hanſli mußte all ſein Geld erleſen, um den ſchönſten Neuthaler zum Einbund zu finden, und Jakobli den ſchönſten Spruch abſchreiben, um ihn darein zu wickeln. Einen langen Rath gab es, ob man die Näherin wolle kommen heißen, um die B'kleidig für das Kind zu machen, oder ob man gleich alles beim Krämer nehmen wolle, da man ohnehin wegen einigem zu ihm müſſe. Endlich gab Anne Bäbi den Ausſchlag für das letztere, öppe gar wöhlfeler mache man es nicht, ſagte es, wenn man die Näherin kommen ließe, die verſchnefelten eim d'Sach mängiſt vom Tüfel, daß me zwo B'kleidige hätt könne chaufe, b'ſungerbar we ſi öppe e Bub im Gring heige, oder e Tanzſundi vorſtands, u de wüß me nie, wo d'r Fade hichöm, ob

d'Käfer d'rhinger ſyge, oder öpper anger. „Du kannſt dieſen Abend ins Dorf gehen und d'Sach kaufen, ſagte es zu Meyeli, d'r Aetti ſöll d'r Geld gäh."

„Aber Mutter, wie wollte ich gehen, ſagte Meyeli, ich weiß ja nicht, wo der Krämer wohnt, und der Krämer weiß nicht, wer ih bi." „He, ſagte Anne Bäbi, was brucht er dih z'chenne, we d' d'Sach nit dings nimmſt? Was wurde d'Lüt ſäge, wenn ih für dih gieng gah pchaufe. M'r dörfte dih nit zeige, oder dörfte dir d's Geld nit an'rtraue!" Nach langem Streit ward man endlich einig, daß beide zuſammen gehen ſollten, und Hansli ſagte zu Anne Bäbi: „du weißt ja, wo d's Geld iſch, nimm." „Ih wott d's Geld nit, ſagte Anne Bäbi, du chaſt's Meyeli gäh, ſuſt chönnte d'Lüt glaube, ih ſyg ume deretwege mit cho, damit ih wüß, wie viel d'Sach choſt, u ſövli e mißtreue Hung bi nih de notti nit." Hansli nahm aus dem Geuterli ein Päckli, that es auf, zählte es, 's ſei recht, ſagte er, u noh bravi Münz, er hätt's nit glaubt, er heigs vo me ne Wirth. Dazu that er noch einige Fünfunddreißiger, und als Meyeli ſagte, ſoviel brauchte es nicht, er ſolle ſie wieder wegthun, entgegnete er: „Nimm ſe, es ſchickt ſih neue nit, wenn e jungi Frau d'Batze ſo muß z'ſäme leſe i de Säcke, u ſo d'Brodbrosme füre chere muß." „He nu, Vater, ſagte Meyeli, ſu will d'r de Rechnig gäh." „Mangket ſih nüt, ſagte Hansli, b'häbs ume, ſu bruchſt m'r nit geng z'heuſche, we d' öppis manglisſt." „Was wett ih o mangle, ſagte Meyeli, und denn habe ich auch noch Geld." „'s wird öppe nit viel ſy," ſagte Hansli, der ſeine Freigebigkeit doch nicht gerne vor Anne Bäbi verhandeln hörte, von wegen dem Eindruck.

Draußen polterte Mädi mit der Waſchgepſe und ſchnauzte dem vorbeigehenden Sami nach, wenn das ſo gehen ſolle, ſo werd öppe niemere mehr lang hier ſein können; was ſie z'Unnutz bruche, das werd me de a ihne welle erſpare. Es wüß wohl, wie es gehe, deſt hoffährtiger d's Burevolch werd,

deſt minger heige d'Dienſte z'freße. Wer zu ihm ſelber luege un öppis für ihn ſelber aſtelle well, werd Zyt hab. Sami ſah ſpöttiſch zurück, und ſagte: „am G'luſt hätts d'r ſcho lang nit g'fehlt, mir iſchs noh lang wohl e ſo.“ „Du dolders Möff, ſchrie Mädi, laſt m'r d'Thür geng off,“ und ſchmetterte dieſelbe hinter ihm zu, daß Sami mit Noth ſeinen letzten Fuß in Sicherheit brachte.

Es war ein wichtiger Gang, den Anne Bäbi und Meyeli jetzt mit einander thaten. Es iſt allemal ein wichtiger Gang, wenn eine Schwiegertochter und eine Schwiegermutter zum erſten Male mit einander ausgehen, und abſonderlich in einen Krämerladen. Sind ihre Herzen leicht mißſtimmt, ſo entzweien ſie ſich ſicherlich und der erſte Gang legt das Fundament zu allen andern Gängen und eine nimmt immer größeres Aergerniß an der andern, und das Aergerniß durchſäuert das ganze Verhältniß, und wird immer ſichtbarer, jedoch nach Stand und Gemüth. Wie manche Schwiegermutter und wie manche Schwiegertochter ſind vom erſten Gang zurückgekommen und die Schwiegertochter ſagte zu ihrer Seele: „o wetſch! was iſt das für es alt's Räf!“ und die Schwiegermutter zeigt in allen Zügen die Ueberzeugung: „die macht meinen Sohn unglücklich, was iſt ſi? e Gans iſt ſi und leider Gott dazu noh e hoffährtigi Gans, e löthige Tätſch, es Beel, e Muzge!“

Böſes hatten aber unſere beiden Weiber nicht im Herzen. Anne Bäbi fühlte einen gewiſſen Stolz, denn ein gattlich ſtyf's Fraueli war Meyeli jedenfalls. Zudem wollte es den Leuten zeigen, daß ſie einig miteinander ſeien, und daß daſſelbe nicht wider ſeinen Willen im Hauſe ſei. Und wenn eine Schwiegermutter eine neue Sohnsfrau ausführt, und ſich nicht ein gewiſſer Stolz in ihrem Herzen regt, ſo iſt es ſelten recht gut. Meyeli dagegen ging mit einem eigenen Gefühl den erſten Gang aus dem Hauſe, welches es mit ſo ſchwerem Herzen betreten hatte. Es hatte ihm gewohlet, es

war erwarmet, nicht nur im Hauſe, ſondern, wie es ihm ſchien, in der Welt; es dünkte ihn's, es dürfe viel beſſer niedertrappen, es begriff, was man damit ſagen will, der geht einher, als ob die ganze Welt ſein wäre, es hatte jetzt auch Theil an der Welt, d. h. ein Stücklein davon war ſein.

Es iſt ein eigenes Gefühl, nicht nur einfache Hüdeli zu haben, ſondern zweifache Sonntagskleider, mindere und beſſere, Geld im Sack zu haben und einen Mann daheim, und das Gefühl im Herzen, daß man jemand lieb ſei, und eine Schwiegermutter an der Seite, hundertmal gutmeiniger als man gefürchtet. Der Gang war Meyeli viel leichter als es gefürchtet, und es durfte die Leute anſehen, und wenn ſie gegen ein Haus kamen, wo Leute davor ſaßen, ſo ſagte es nicht: „Mutter, chen m'r nit hingedüre?“ ſondern es wünſchte ihnen freundlich Zeit, und fragte, ob ſie Feierabend hätten. Die Krämerin empfing ſie recht freundlich, hieß ſie innefür cho und ſagte: „G'ſeht me doch einiſt die junge Frau? Mi het afe g'meint, dir heiget ſe ime ne Schaft inne, u doch dörfet ihr die wohl füre lah, die ſtieng jedem Haus wohl a, d'r Jung het wohl usg'leſe. Er y'rſteyt ſih ſchynt's noh d'ruf, mi g'ſäch ihm's nit emal ſövli a.“

Im Laden zeigte ſich Meyeli ſehr verſtändig, wußte was Farbe hielt und Stich und ſah die Schabenlöcher im Wollenen, trotz der herrſchenden Finſterniß, denn in gar vielen Läden iſt immer Sonnenfinſterniß, wenn ſchon keine im Kalender ſteht. Die Krämerin ermangelte auch nicht, zu ſagen, ſie verſtehe ſich darauf mehr als manche, man ſehe wohl, daß ſie nicht das erſte Mal einkaufe. Nit, bei ihr hätte man es nicht nöthig; wenn eine Sache einen Fehler habe, ſo ſage ſie es ſelbſt, ſie begehre niemand anzuführen. Aber ſie wiße Orte, wo ſo junge Weibchen oder Meitleni, die nichts verſtünden, erbärmlich angeführt würden. Selligi ſollten doch immer ſehen, zu wem ſie gingen, Meyeli aber hätte das öppe nit nöthig, es könne ſelber luege u chenn öppe d'Sach.

Das that Anne Bäbi grusam wohl, denn es betrachtete alles, was zu ihrem Hause gehörte, als seine Sache, Mann, Sohn, Schweine und Kühe, und daß alles so war, wie es war, das hatte man ihm zu verdanken. Darum, wenn man etwas rühmte, so rühmte man ihn's, es war hoch erhaben derowegen über alle Eifersucht. Einzig mit Mädi machte es eine Ausnahme, das wußten aber auch alle Leute und richteten sich darnach. Als Meyeli fertig war mit Einkaufen, so begann auch Anne Bäbi sich vorlegen zu lassen, und kaufte eine Kappe, ein Gloschli, kurz, kramete aus dem ff. Es geht gar manchen Weibern in einem Krämerladen, wie es den Männern mit dem Wirthshaus geht. Es giebt Männer, die Monate lang nie ins Wirthshaus kommen, und Ragger sind, fürchterlich, sind sie aber einmal drinn, so sitzen sie fest, trinken Halbe um Halbe, können nicht fertig werden, bis es ihnen oben aus läuft. So giebt es Weiber, von den huslichsten, die im Märten um einen halben Vierer sich fast die Zunge schinden, und daheim auf jeden Kreuzer sitzen, wie eine Henne auf den Eiern; sind sie aber einmal in einem Krämerladen erwarmet, so kömmt der Gugger los und die Eva rührt sich. Das dünkt sie schön und jenes noch schöner, dies haben sie nöthig und jenes noch nöthiger, dies kaufen sie, jenes kaufen sie, kaufen eine Burde z'weg, bis es sie dünkt, es sei Zeit aufzuhören, wenn sie ihnen nicht zu schwer zum Heimtragen werden solle. Freilich überschlägt dabei manche fortwährend Milch-, Anken- und Eiergeld, aber je mehr sie kauft, desto mehr wird sie überzeugt, daß fortan ihre Kühe mehr Milch geben, ihre Hühner besser legen würden.

Das Erkennen und Benutzen dieser Schwachheit macht eben den Unterschied zwischen den Krämerinnen aus, und eine, die sich darauf wohl versteht, ist fünfundzwanzigtausend Fr. werth wie Schnupf, wenn sie schon keinen Kreuzer erbt.

Anne Bäbi hatte auch etwas von dieser Schwachheit an sich, diesmal jedoch regierte sie es nicht alleine. Es schien

der Krämerin schon lange, Anne Bäbi kaufe so wunderlich ein, daß, als dasselbe noch Scheubetuch verlangte, sie sagte: „du wirst es für dich wollen? Siehe, hier ist b'sunderbar schön's, u doch aständigs, g'rad so für ne älteri Person, wie du bist." „Ich will es aber nicht für mich," sagte Anne Bäbi. „Du wirst es für dy Jumpfere welle?" fragte die Krämerin. „Du bist mir heute e G'wunderigi, sagte Anne Bäbi, nei, für mys Sühniswyb wott ih neuis. Ih hah ihm noh nüt kramet, u wyl ih doch d'e erst Mal mit ihm bym Krämer bi, es wird öppe nit viel g'scheh, su hah nih däicht, es syg o öppe aständig, daß ih ihm öppis kraue, ume so, daß es o wüß, daß es m'r nit unaständig syg u daß ih mit ihm z'friede bi."

Natürlich war der Krämerin jetzt aufgeholfen, da sie merkte, wo Barthleme Most holt, und wenn sie mit dem Maul nicht eine Her gewesen wäre, so wäre sie in Verlegenheit gewesen, wie sie ihr Rühmen zwischen Meyeli und ihrer Waare vertheilen sollte; aber dieser machte so was nicht einen Buß, sie rühmte links und rechts, daß die Schwarten krachten, und Anne Bäbi nicht fertig geworden wäre mit Kramen, gäb was Meyeli wehrte, wenn sie nicht die Nacht abgetrieben hätte.

Der nächste Sonntag war einer von den schönen Wintertagen, welche oft so klar und lauter aufgehen über der Erde, daß der Mensch wähnt, der Sommer wolle zurückkehren, oder der Frühling wolle schon kommen. Aber wenn er sich recht umsieht, so ist es nicht der Sommer, nicht der Frühling, der am Himmel steht, so hell, weich und lieblich ist kein Frühlings-, kein Sommerstag, es ist ein Tag, dem Auge des Greisen gleich, das, von der Erde Dunst und Nebel gereinigt, um so heller in den Himmel sieht, je näher es dem Brechen ist. Früh war Meyeli auf, früh Alles im Hause, und doch mußten sie mit dem z'Morgenessen warten über Gebühr, denn Mädi hatte zum Feuern das grünste Holz genommen, welches

ums Haus herum zu finden war. Anne Bäbi machte das Kammermeitli mit Strählen und Zöpfen und als endlich Meyeli fix und fertig da ſtand in vollem Putze, den nur Jakobli noch am Tage geſehen, ſo konnten alle nicht genug luegen und als es dem Dorfe zuging, ſagte Anne Bäbi, es ſtang fry am Hus wohl a, und es mahne ihn's accurat an ihn's, wo es jungs gſy ſyg, ume ſei es e wenig d's töllere gſy. Wenn e angeri die Kleider anhätte, ſagte Mädi, mi chönnt de luege wie die wär, u de ſo nes G'ſicht für e Sunde möchte es nit hah, wo d'r Bruch nit erlyde mög. Mi chönn de luege äys Jahr, wie das d'ry g'ſeh werd, öppe nit viel beſſer as e gibleti Geiß. Emel es tuſchete noch lange nicht.

Bangen Herzens ging Meyeli ſeiner Wege. Es hatte Kummer, es könnte ſich verfehlen bei der Taufe, gäb wie es gefragt hatte um hieſigen Brauch, ob der Pfarrer die Kinder im Deckeli nehme oder nicht, ob er allen zuſammen den Segen gebe oder jedem beſonders u. ſ. w.; es hatte Angſt vor den Leuten, die es g'ſchauen und zerlegen würden, und wie es beſtehen möchte in ihrem Urtheile.

Allerdings waren der Leute viele, die auf Meyeli ſchauten, und als der Vikari in die Kirche kam, überflog ein eigener Schein ſein Geſicht: Mamſell Sophie, Gäxnaſe, was ſäget ihr zu dieſen Leuten?

Als Meyeli einmal in der Kirche war, ſchwand ihm die Angſt, und gar ſeltſam ward ihm zu Muthe. Es wiegte ſanft das Kindlein in ſeinen Armen, damit es nicht erwachen, nicht ſchreien möchte, und wie es wiegte, ward es ihm, als ſchmiege das Kindlein an ſeine Bruſt ſich an, als fühle es deſſen warmen Hauch in ſeinem Herzen, und in unausſprechlicher Liebe ſchwoll ſein Herz, und ein innig Sehnen trieb es an, das Tauftuch zu heben, des Kindes Geſichtlein zu ſchauen, es zu küſſen, es feſt an ſeine Bruſt zu drücken. Als es endlich das Tauftuch heben konnte, das friedliche Geſichtchen in ſüßem Schlummer ſah, da brannten ſeine Augen in heißer

Liebe, ſeine ganze Seele ſenkte ſich in den Segen hinein, den der Herr über das Kindlein gab, und als es daſſelbe draußen der Frau abgeben mußte, um es heimzutragen, dünkte es ihn's, es gebe etwas vom eigenen Herzen weg; es konnte ſich nicht trennen vom Kindlein, der Thränen konnte es ſich kaum erwehren, als die Frau mit dem Kinde dahinging. Träumeriſch kam es in die Kirche zurück, das Guggen und Schauen der Leute achtete es nicht, ſeltſame Ahnungen wogten in ihm auf und ab, bald ward ihm ſo ſüß zu Muthe wie noch nie, dann wieder ſo weh, daß es den Kopf zum Sterben hätte legen mögen, und Thränen rannen über ſeine Wange, es fühlte ſie nicht.

Als die Predigt aus war, war es ihm, als erwache es aus tiefem Traume, und was es geträumt, wußte es doch nicht, und anſtrengen mußte es ſich, ordentliche Sehkraft wieder in ſeine Augen zu bringen, und Worte zu finden, die freundlichen Grüße zu erwiedern, welche ihm außerhalb der Kirche von mancher Seite her gebracht wurden. Freundlich und lieblich begegnete es jedem, und Alles ging ſeines Lobes voll nach Hauſe, was mit gerechter Wage die liebliche Erſcheinung wog. Natürlich, daß allenthalben Leute ſind, die Pfeffer in den Zucker ſtreuen, denn wo findet ſich der Neid nicht, das tauſendzüngige Ungeheuer, das alle Freuden trübt, das Wohlwollen ſaugt aus jeder Bruſt, in die es ſich den Eingang bohrt?

Auch im Wirthshauſe war es wie ein Licht am dunkeln Orte. Sehr oft iſt eine Taufmahlzeit das, was man eine langwierige Fröhlichkeit nennt. Man ſitzt hinter Eſſen und Trinken, alles iſt voll auf da, aber die rechte Würze, die Heiterkeit und das kurzweilige Geſpräch, fehlen. Da ſitzt man hinter dem Tiſche und ißt, und das Eſſen gleicht faſt dem Mahlen der lieben Kuh, wenn ſie in friſchem Stroh liegt, die Augen behaglich halb ſchließt, und langſam die Kinnlade hin und her bewegt, wiederkaut. So ſieht man oft

Geſtalten halbe Tage hinter dem Tiſche ſitzen, und die Kinnlade geht immer zu, aber langſam, es iſt, als ob ſie wiederkauten und iſt es doch nicht, denn mächtige Stücke ſchieben ſie von Zeit zu Zeit ins weite Maul hinein, aber lange machen ſie dann daran, das iſt wahr. Wer nun die Würze bringt zu ſolchen Mählern, der iſt gar ſehr willkommen, und ein kurzweiliger halber Tag iſt dem Menſchen eine halbe Seligkeit. Meyeli mit ſeinem freundlichen geſprächen Weſen, kommend aus fremdem Dorfe, wo manches zu erzählen, manches zu fragen war, brachte dieſe Würze mit, und der Abend war da, ehe man es ſich verſah.

Anne Bäbi nahm es morndriſt verſümeret wunder, was man eigentlich zu ſeinem Sühniswyb ſage im Dorfe, und wie es ſich aufgeführt im Wirthshauſe. Und das iſt ſich an einem Anne Bäbi nicht zu verwundern; giebt es doch Leute, die, wenn ſie einmal ein Wort von ſich gelaſſen, wie wild rum laufen in allen Kneipen und in allen Ecken fragen, wie es gerochen?

Wie abgeredet ſtund die Wirthin vor der Thüre, und frug: „wo aus, Anne Bäbi?“ „Nit wyt, antwortete daſſelbe, iſt d'r Wirth daheim?“ „Nein, aber er wird gleich kommen, komm unterdeſſen hinein.“ „Ich habe ihn nur fragen wollen, ob er auf den nächſten Markt eine Sau mangle, es wär m'r aſtändig, eine vorab z'gäh. Aber du chaſt m'r das o ſäge,“ antwortete Anne Bäbi. „Chum du yche, ſagte die Wirthin, er chunt uf d'r Stell u du chaſt de ſelber mit ihm rede. Ih glaub nit, daß er eini het, aber du weißt's wohl, wie's d'Manne hei, ſi ſäge de Wybere nit alles. Es Schöppli ſoll ih bringe?“ ſagte die Wirthin. „Es halbs,“ antwortete Anne Bäbi. „He, ih wett es ganzes näh, es halbs iſt gar bös z'breiche, u het nüt dar, entgegnete die Wirthin. Und als ſie mit einem ganzen wiederkam, hub ſie an, ehe Anne Bäbi zum Proteſtiren kommen konnte: „Aber nein, was du doch auch für ein Sühniswyb haſt! Unſer eim ſieht öppe viele Leute, b'ſungerbar öppe an Märkten und Tanzſonntagen;

aber ein styfer und manierlicher Weibervolk iſt mir ſeit langem nicht vor die Augen gekommen, u de gar es lächerligs iſch. Der halbe Tag iſt herum gegangen, ich wußte nicht wie, und gar manchmal hab ich vergeſſen, Wein zu holen, daß ich ihm hab müſſe ablöſe, ih hab möge welle oder nit. Es het chönne thue, mi het nit gnue chönne luege, nit öppe ſo wüſt u uſchafelig u ugattlig, wie ſo ung'wahnet Gotte mängiſch im Bruch hei, wo nit chömme rede, bis ſi voll ſy, u de grad uſe brülle wie hungerig Säu. Es het's chönne ſo aſtändig wie die vornehmſte Buretöchter, wo öppe viel unter den Leuten ſind, u het wüſſe z'brichte vo dieſem und äym, mi het nit gnue chönne löſe. Da hat man geſehen, wie doch die Leute lügen können. Haben die nicht geſagt, Jakobli hätte ein Bettelmönſch nehmen müſſen ab d'r Gaß, zu dem er gekommen, er wiſſe ſelbſt nicht wie, und in Fötzeln hätte er es daher gebracht, daß man es keinem Menſchen hätte zeigen dürfen. Und jetzt iſt das eine, bekleidet de fry fürnehm, un im ganze Dorf wüßt ih de fry keni, die dere z'v'rglyche wär, da g'ſeht me aber, wie d'Lüt lüge chönne."

Oeppe eine reiche ſei ſie nicht, ſagte Anne Bäbi, aber ſie ſei ihm netti aſtändig, ſie könnten es machen, wenn Jakobli ſchon nichts erheirathe. Vo rechte Lüte nache ſei ſie, das ſei wahr, und das ſehe man ihr von weitem an. Aber ihre Leute hätten Unglück gehabt, und ſeien viel zu gut geweſen, und böſe Leute hätten ſie um ihre Sache gebracht, ſie ſeien früh geſtorben aus Verdruß, der Hof hätte müſſen verkauft werden, und Verwandte und G'vatterleute hätten die Kinder zu ſich genommen. Zwiſchen jedem Satze nahm Anne Bäbi ein Schlücklein, und es war wunderbar, wie mit jedem Schlücklein ſeine Phantaſie wuchs, und ſeine Erzählung ſchöner wurde, und als dieſe nicht mehr ſchöner werden konnte, that ſich auch das Herz immer mehr auf, und es erzählte, wie Meyeli zu einem wüſten Hung von Götti gekommen, und wie der es gehalten, nicht wie ein Mönſch, ſondern wie ein Türk,

nicht halb genug zu essen ihm gegeben, und keine Kleider, daß es kaum mehr vor die Leute konnte, und hätte doch alles machen müssen. „Aber warum ist's nit furtg'loffe, fragte die Wirthin, wohl ame sellige wett ih?" Anne Bäbi nahm einen Schluck, und fuhr dann herzhaft fort: „das hab ich auch gesagt, aber es hat d's Göttis Frau, die wohl gewußt hat, wie wüst ihr Mann ist, auf dem Todbett versprechen müssen, in keinen andern Platz zu gehen, und Jakobli hat fry grusam anwenden müssen, bis es begriffen hat, daß e Platzg un e Ma nit d's glyche syg. U dä Ustath ve Götti het's i Kleidleni lah lause, daß kes Bettelmönsch se leider het, was es noch gut gehabt, das hat er ihm nicht mitgelassen, und will doch de noh besser sy as anger Lüt." „Aber wie sind die zusammen gekommen? fragte die Wirthin; daß er sie hätt nehmen müssen, selb ist de nit, darauf verstehe ich mich de zu gut."

„Ja, sagte Anne Bäbi, glaube thäte ich selligs nicht, wann es mir öpper anger erzählte," und führte dann eine Geschichte z'weg, wo die Wirthin ein über das andere Mal die Hände über dem Kopf zusammenschlug, und ausrief: „Herr Jemer, ist's möglich, nei, so öppis hah nih noh nie erlebt." „Ih o nit, sagte Anne Bäbi, und ih wills gerade heraus sagen, afangs ist mir die Sache gar nicht anständig gewesen. Ich hatte eine andere für meinen Buben im Biel, die mir grusam gerühmt worden ist, und d'Sach war soviel als richtig, und daß er eine andere im Kopf hat, seit mir dä Tropf nit, bis er fast gar g'storbe gsy isch. Er ist de ne gute, das muß ih säge, u we m'r nit uf apartigi Wys drüber cho wäre, ih glaub er wär g'storbe, ehe er m'r's bikennt hätt, ume wyl er g'seh het, daß ih öppis angers im Biel hah, ume wyl er glaubt het, es mach m'r V'rdruß, wenn er jetzt mit ere angere chäm, u noh d'rzu mit so nere arme. Aber als ich einmal darüber kam, da sah ich gleich, was das beste sei, und daß der lieb Gott das well, und wenn der einmal was will, so ist mit dem nichts mehr zu machen, my Hansli

chan ih öppe noh äne ume dräye. Und dazu habe ich noch Sachen vernommen, es hat mir übel gruſet, da bin ich froh geweſen, iſt es ſo gegangen, mir hätten können unglücklich werden, alle zuſammen mit dem Trampelthier, vo wege, ih bi e gutmüthige Göhl giy u hätt d'r Löffel us d'r Hand gäh, eh m'r geſſe g'ha hätte, u hätt d'r Täſche alles lah v'rſchryße." „Mi ſött das nie mache," ſagte die Wirthin. „Was witt, ſagte Anne Bäbi, we me d'King lieb het, u meint ſie heige eim glych lieb. Nu, vom Jakobli hätten wir nichts zu fürchten gehabt, aber er wäre nichts mehr Meiſter geweſen. Aber wo ich einmal gemerkt habe, wie d'Sach liegt, wohl, da habe ich ihr du d'r Tätſch gäh, u du iſch's richtig giy. Aber glaub's m'r oder glaub's m'r nit, dä Hung vo Götti hat's noch ſchier nicht thun wollen, hat geſagt, wir ſeien Hudelleute. Aber wohl, da haben wir ihm gezeigt, wer wir ſeien; iſch es geſter nit öppe a'gleit giy, daß me's het dörfe lah luege?" „B'ſunderbar ſchön, ſagte die Wirthin, es hat mir nicht bald eine Bchleidig ſo g'falle wie die, aber Geld het die koſt, alles i allem hätt ih ſe nit für hundert Krone welle lah mache." „Oeppe wyt biſt nit d'rwo, ſagte Anne Bäbi, aber meh hätt mih nit g'reut, ume daß ſie wüſſe, ob mir Hudellüt ſeien oder nicht; deſſetwege chöme m'r netti doch nit über nüt." „Wer weiß, ſagte die Wirthin, aber wenn ihr nichts mehr habt, ſo kommt zu uns, wir wollen euch dann entlehnen." „Gut, daß me ſelligs weiß, ſagte Anne Bäbi, mi weiß nie, was es eim gäh cha. Aber wenn ume d'r Wirth chäm, ih muß wäger hei, ſi wüße nit wo ih bi." „Was wotſch mit ihm?" frug eine Stimme aus dem Dunkel herwor, in welches die zwei Weiber gerathen waren, ſie wußten nicht wie.

„He d'r Sacker, ſagte Anne Bäbi, jetz wär ih bald erſchrocke, u hah faſt g'meint, es ſyg e Geiſt." „Nei wäger, ſagte die Wirthin, das iſt ke Geiſt, dä iſt de z'handlige für ne Geiſt, u handlet z'gern um alles was es iſch, ih glaubti, er handleti um mih, we's erlaubt wär."

Fünftes Kapitel.

Wie eine Hebamme zu Ader läßt, um ein ſchweres Herz leichter zu machen.

Anne Bäbi meinte ſich alſo je länger je mehr mit ſeinem Söhnisweib, nur eins wünſchte es, da Mädi ſo oft v'rblümts darauf rede, wie rahn es ſei, daß daſſelbe zunehmen möchte, und zu dem Ende ſollte es toll eſſen. Aber Meyeli nahm eher ab als zu, ſah leid aus, mochte immer weniger eſſen, klagte fortwährend über Zahnweh und wußte, wenn man von Ausreißen ſagte, doch nicht recht, in welchem es ſei, indem es ihm von einem in den andern ſchoß.

Das ganze Haus nahm Antheil an dieſem Leiden, und ärgerte ſich ob Meyelis Abnehmen, nur Mädi machte eine Ausnahme, mit dem Munde wenigſtens. Wenn es ſchon Zahnweh hätte, daß es ihm den Gring obe abſprengte, und es grad uſe brülle müßt, daß mes im Weltſche hinge g'hörti, es luegti niemere nebe ume, u doch ſyg es o e Mönſch ſo gut as e angers. U z'letſcht ſyg's de ume nit e Mal Zangweh, ſondern öppis ganz angers, u die Göhle finne nit emal d'ra. So redete Mädi in ſeiner eigenthümlichen Widerhaarigkeit; es konnte mit Recht ſagen, wüſt thun ſei ſein Gutmeinen, denn was es an Linderungsmitteln kannte, gab es an und ſuchte es auf, und was es Meyeli zuvorthun konnte, unterließ es nicht, denn es hatte Meyeli lieb, aber es wußte es nicht, und ſein Maul war ſo gewöhnt ans Widerbelfern und Aufbegehren, daß ſeine innigſte Liebe keine Ausnahme machte. Anne Bäbi wollte nicht glauben, daß bei Meyeli öppis angers ſei, und es wiſſe das doch beſſer als Mädi, wo's nie ſelber erfahren habe, ſo viel emel es wüß, ſagte Anne Bäbi.

„Was erfahre, ſagte dann Mädi, ſoll das g'haue oder g'ſteche ſy? Aber wenn ih's bigehrt hätt z'erfahre, wer weiß, ob ih nit ſo gut e Büri wär as mängi angeri, o Jere! U de wär's bös, we me d'Sach geng ſelber müßt erfahre für z'wüſſe, wie's ſyg. Wenn ih ſcho nie i d'r Höll gſy bi, ſu weiß ih doch wie's öppe d'rinn iſch.“ „Das glaube ich wohl, aber das iſt drum ganz öppis angers, ſagte Anne Bäbi, u Zangweh hah nih nie kes g'ha, d's Konträri, es het m'r beſſeret d'rmit, aber übergäh hah nih mih müſſe, e ganze Tag, es het mih dücht, es well nüt meh by m'r blybe.“ „Drum het's du o ne leide Bub gäh,“ ſagte Mädi. „E leide Bub, was, e leide, ſo chum m'r de netti nit, du — was du biſt. D'r Jakobli iſt d's ſchönſt Kind gſy, wo me het welle g'ſeh wyt u breit.“ „Ja, ſagte Mädi, wo nih ne du z'weg g'futteret g'ha hah, aber afangs iſt er nit größer gſy as e große Dumefinger, es het eim dücht, emel dä ſött nit fürcho, es het's o ke Mönſch glaubt.“ „Jetz ſchwyg m'r de, jetz iſch Zyt, juſt frage ih de, wer ne ſörli y'rcharet heig, daß er ume eis Aug het, ih weiß, was d'r Dokter mängiſch g'ſeit het.“ „Was het er g'ſeit? was? was y'rchare? ſött ih öppe das ſy? ſäg ume, ſäg, ih wett's wüſſe!“ „Frag ne ſelber, ſagte Anne Bäbi, er wird d'r's ſcho ſäge.“ „U, U, jetzt ſoll ich noch gar das ſein, das Jakobli y'rcharet het, ſoll d'Schuld ſy, daß er halb bling iſch; jetz b'het mih niemere länger hier, e ke Stung.“

So heulte Mädi, ging indeſſen doch nicht fort, ſondern ließ ſich beſänftigen, bald von Meyeli, bald von Jakobli. Indeſſen war man durch dieſe Disputazen doch nicht klar über Meyelis Zuſtand, und derſelbe ſchien ſich noch zu verſchlimmern. Zu den Zähnen kamen noch ſchwere Beine, Müdigkeit in den Gliedern überhaupt, eine gewiſſe Weichheit oder Wehmuth, es düchte ihn's, es müßte weinen ob jedem Wort, und wenn es ſich nur einmal ausweinen dürfte, ſo recht von Herzen, ſo wäre es ihm faſt gleich, wenn es ſchon

nachher ſterben müßte, und doch mußte es wieder weinen, wenn es nur von weitem ans Sterben dachte.

Anne Bäbi focht mit Meliſſenthee, ſo ſtreng es mochte, aber es half nichts. Hansli mahnte, da Wagenfalk hier nicht anzubringen war, an das Elixier. Es war noch ein Reſt vorhanden, der ward Meyeli aufgenöthigt; aber erſt jetzt ward es ihm ſo recht ums Sterben. Es war ihm, als fahre man ihm mit einem Garbenknebel im Leibe herum, als wollte endlich auch die Seele aus dem Leibe. Darauf ward es gruſam ſchwach, und manchmal bloß ab dem Spinnen faſt g'ſchmuecht. Das könne nicht ſo gehen, erkannte man im Familienrath, und wollte Meyeli zum Doktor ſchicken; aber es wollte nicht. Doktor kenne es hier keinen, ſagte es, und ſo einem ſtockfremden dürfe es nicht ſagen, wie ihm ſei, und zu einem Gütterler habe es kein Zutrauen mehr, ſeit jener ſeiner Baſe immer Beſſerung verſprochen hätte, bis ſie todt geweſen ſei. Es ſei alles ng'richt auf d'r Welt für e B'ſchiß, ſeufzte es, je eher man hinauskomme, deſto wöhler gehe es Einem, und begann zu weinen, daß man die Hände unter ihm hätte waſchen können.

Anne Bäbi ward nicht wohl bei der Sache, es ging einmal wieder ſelbſt ins Wirthshaus und forderte ein ſchönes Stück Fleiſch. Bratis wär ihm recht, wenn ſie hätten, ſagte es, und eine Maaß Wein vom beſten. Ob ſie Dorf hätten oder neuer kranks, fragte die Wirthin. Da leerte Anne Bäbi ſein Herz und jammerte, wie ſie doch die ung'felligſte Leute ſeien; kaum hätten ſie angefangen, ſich an einander zu gewöhnen, ſo wolle es ſchon gäh ſterbe. „Du biſt doch e Göhl, ſagte die Wirthin, gah ſterbe, ja wolle! es wird öppis angers ſy." „Ja, we's das wär, ſagte Anne Bäbi, es wär m'r recht; aber es iſt das nit, kes einzigs Mal het es ſih müße übergäh, ih hah gut ufpaßet, u wo ih mit em Jakobli gange bi, het kes Brösmeli welle by m'r blybe. Es het mih mängiſt düecht, d'r letzt Darm well obſig." „Das cha wohl ſy, ſagte die

Wirthin, aber geng iſch's nit ſo. Glaub m'r, ih hah ſiebe King g'ha, u de wäger by mängem hah nih mih kes einzigs Mal müße übergäh, und d's Eſſe het mih nie beſſer düecht, als grad z'ſelbiſch, und we me m'r es Stoßbocki voll Kaffee g'macht hätt, ih hätt ne ustrauche." Und nun erzählte die Wirthin die Geſchichte aller ihrer ſieben Schwangerſchaften und überzeugte Anne Bäbi zuletzt, daß es etwas angers ſein könnte. Wenn es daſſelbe nur für g'wüß wüßt, ſagte es, ſu hätt ſy Seel doch o wieder e weneli Ruh, dä Weg köun's bald nimme ſchlafe. „Weißt du was, gang du zur Hebamme, es iſt b'ſungerbar e witzigi Frau, die wird d'r ſcho chönne drus helfe, und ſäge, was es iſch." „He ja, du haſt recht, ſagte Anne Bäbi, das wird d's witzigiſt ſy, daß eim doch das nit ſelber cha z'Sinn cho."

Wenn die Noth über das Weib einbricht, welches Eva ihren Töchtern zugezogen, wenn das Weh kömmt, das man nicht näher zu bezeichnen braucht, um verſtändlich zu werden, da es das Weh aller Wehe iſt, ſo bedarf das Weib einen Beiſtand, der ſeiner ſich annimmt, und zu glücklichem Ende das Weh bringt. Darum nennt der Deutſche das Weib, welches hilfreiche Hand bietet der Armen in ihren Nöthen, Wehmutter, nicht weil ſie des Wehes Urſache iſt, ſondern weil ſie die Leidende in ihrem Weh pflegt mit mütterlichem Sinne, wie eine Mutter ihr Kind pflegt.

Hebamme nennen wir ſie, ein herrlich bedeutſam Wort.

Unſer Kind iſt unſer Schatz; für ſeine Kinder warf Winkelried ſich in die Speere, für ſein Kind that Tell ſeinen Schuß, ſein Kind iſt's, für das der Schweizer ſein Vaterland wahret; aber auch ſein Kind iſt's, dem er das Vaterland übergiebt zur heiligen Hut. Wer das Kind ihm entbindet aus ſeiner dunkeln Kammer, es ihm darbringt zum erſten Kuſſe, der hat einen Schatz ihm gehoben, iſt ihm hoch und werth, ſie iſt eine heilige Prieſterin im Hauſe und ein rauhes Wort wird ihr nie.

Sagefemme nennt ſie der Weltſch. Wer ſtellt ſich bei dieſem Worte nicht vor eine wunderbare luftige Geſtalt, weiß, ſchwebend, geiſterhaft, die erſcheint und verſchwindet, im Himmel und auf Erden wohnt, den Sterblichen Himmliſches bringt, und Kunde von ihrem Treiben nimmt, Rath giebt, Hülfe leiſtet, die jenſeits menſchlicher Kräfte und Einſicht liegt. Weiſe Frauen waren die Prieſterinnen der Alten, welche den Göttern dienten, den Menſchen riethen, des heiligen Feuers warteten auf den Altären, das Leben des Menſchen pflegten, wenn es verglimmen wollte in ſeinem ſchadhaft gewordenen Gehäuſe. Und wer ſollte wohl würdiger an ihre Stelle treten als die Sagefemmes, welche himmliſche Gaben bringen den ſterblichen Menſchen, Kinder aus Gottes Schooß, ohne welche das Leben nichts, die Erde bald ein großer Kirchhof wäre, welche das glimmende Leben pflegen mit kundiger Hand, daß es aufflammt und zu ſtätiger Flamme kömmt. Und ſtehn ſie nicht an den Pforten, welche das Sichtbare trennen vom Unſichtbaren, auf der Schwelle, welche zwiſchen Gottes unendlichem Schooſe und unſrer endlichen kleinen Wohnung liegt, über die er ſeine Kindlein ſendet, welche er für dieſe Wohnung beſtimmt hat. An dieſen Schwellen ſtehen ſie, die Sagefemmes, und empfangen in kundige Hände Gottes heilige Gaben, heben über die Schwelle ſie, geleiten ſie ins Leben ein. Wer wollte dieſen Dienſt nicht einen heiligen nennen, und wen, der ihm ſich weiht, ſollte er nicht heiligen?

In alten Zeiten verrichtete dieſen Dienſt, wen Gott dazu berief, wer der Noth am nächſten war, wer das meiſte Vertrauen der geſegneten Schweſtern ſich erworben hatte. Fürſtinnen leiſteten ihn ihren Dienerinnen, königliche Hände glaubten ſich dazu nicht zu königlich, und lange ward er bei uns kein Gewerbe, kein Beruf, er blieb ein Freundesdienſt, und noch jetzt wird bei uns manche Dorfſchaft ſein, wo der Dienſt ein freiwilliger Dienſt, wo die vornehmſte Frau der

Berufung ſich nicht weigert, im allgemeinen Vertrauen eine Ehre findet und hohen Stolz darein ſetzt. Und allerdings iſt es des Stolzes werth, wenn einmal, wenn der Vater ſie heimrufet, alle Weiber weinen, alle Weiber fragen: wer wird jetzt unſere Mutter ſein in unſern Wehen?

Indeſſen fehlt an manchem Orte die weiſe Frau und die kundige Hand, die über die Schwelle dem Kinde half und die kluge Sorgfalt, welche das glimmende Leben zu wahren und anzufachen, der Mutter das ihre zu erhalten verſtand. O, es iſt eine ſchwere Stunde, wenn im Tode ein Leben vom andern ſcheidet, und manche Mutter möchte dem ſterbenden Kinde nach in den dunkeln Schoos der Erde; aber die Stunde iſt noch viel ſchwerer, wo Leben vom Leben ſich ſcheidet, aber nicht zum Tode, ſondern zum Leben, und wie des Kindes Leben aufjodert, glimmt der Mutter Lebensflamme ſchwächer und ſchwächer, kömmt ſo gerne dem Erlöſchen nahe, es iſt, als wenn ſie ihr Leben hingegeben, damit ein Kind lebe und Gottes Wunderwelt ſich freue. Daher bedarf ihr Leben kundige Sorge ſo gut als des Kindes Leben, dieſe aber fehlt ſo oft, und rauhe Windzüge, die durchs Leben fahren und durch ſo viele Häuſer, löſchen ſo manches Leben aus.

Kinder ſind des Staates größte Schätze, wie ſie des Hauſes reichſte Gaben ſind, aus den Kindern blühen die Kräfte auf, welche beſſere Zeiten ſchaffen ſollten, ſie ſind jedes Gemeindeweſens höchſter Zweck, und in welcher Kinderſeele die größte reinigendſte Kraft verborgen ſei, weiß der klügſte Staatsmann nicht. Darum iſt ein jedes Kinderleben von heiliger Bedeutſamkeit, und eines jeden Kindes Tod ein ſchmerzlicher Verluſt, deſſen Größe niemand zu ermeſſen vermag. Sind dem Staate die Kinder ſo bedeutſam, ſo ſind es ihm auch in eben dem Grade die geheimnißreichen Schatzkammern, in welche Gott ſeine Gaben niederlegt, der Mutter Leben ihm koſtbarer als funkelndes Geſteine, als gelbes Gold. Darum begann er für kundige Hände zu ſorgen, die Schätze

zu heben, die Leben zu wahren, damit aus Mangel an menſchlicher Hülfe oder durch unverſtändigen Beiſtand nicht Leben verloren gingen; er ſorgte dafür, daß, was Menſchen dabei thun können, gelehrt werde verſtändigen Weibern und Mädchen, er ſorgte, daß Hebammen ſo wenig als möglich irgendwo fehlen möchten im Lande, Wehmütter, weiſe Frauen allenthalben ſeien. So ward dieſer Dienſt mehr und mehr zum eigentlichen Beruf, und zwar zu einem der höchſten und bedeutſamſten, der, wenn er auch nicht hoch emporragend im Staatsdienſte, deſto tiefer ſeine Wurzeln ins häusliche Leben ſchlägt, der, wenn er auch mit fremden Mächten nicht im Verkehr ſteht, weder Frieden ſchließt noch Krieg ankündet, deſto mächtiger wirket in des Hauſes innigſten Verhältniſſen.

Wie in Waldesdunkel, wenn Blitze leuchten, Bäume brechen, der Pfad verloren iſt, einem bebenden Wanderer wird, wenn eine Fee erſcheinet, ihn ſchirmet, und aus dem Dunkel führt, wie geheimnißvolle Schauer ihn durchrieſeln, und doch wieder Sicherheit und Ruhe ihm ins Herz zurückkehren, die Fee eine freudige Erſcheinung ihm iſt, an deren Hand er getroſt durch das Dunkel geht: ſo etwas ähnliches geht auch im Weibe vor, wenn die Hebamme ihm erſcheinet. Wie manches Gottlob! hat ſie empfangen, wenn ſie eintrat zu einer Thüre, und es war faſt in der angſtvollen Stube, als wie es war auf dem See Genezareth, als im Sturme der Herr ſich erhob und auf ſeinen Wink Wind und Wellen ſich legten. Wenn die rettende Fee ſpäter erſcheinet, und nicht in Stunden der Angſt, ſo bringt ſie Freude, es iſt als ob ein heller Schein über des Menſchen Weſen fahre, als ob deſſen Herz ihr entgegen ſpringen wolle, ſo haben es ſo viele Weiber mit ihren Hebammen, und ſelbſt ſehr vornehme Weiber.

Iſt eigentlich ein Weib vom andern unterſchieden in den Stunden ihrer Angſt, und iſt die Hebamme dem reichſten oder dem ärmſten von mehr oder minderem Werthe? Die Königin iſt ſo hülflos, ſo hülfbedürftig, ſo zagend, ſo unendlich

froh über eine Mutter in der Noth als das ärmſte Taunerweib.

Aber je einſamer ein Weibchen iſt in ſeinen Lebensnöthen, je ärmer in ſeinen Umſtänden, deſto weiter wird der Kreis, in welchem die Hebamme hülfreich wirket. Sie ſorget für ſeinen Bedarf, für Hüllen, das Kind zu empfangen, ſie läßt es erwarmen im Leben, ſie ſorget für eine Suppe, daß die Mutter wieder erwarme zum Leben, ſie giebt ihm ihre Räthe, ſie gewährt ihm Troſt, zeigt ihm, wie an andern Orten noch viel größer das Elend ſei, ſie iſt ſeine Fürſprecherin und mit dem Schlüſſel zu ſo viel Herzen in der Hand, öffnet ſie ihm die, welche ſie milde erfunden hat für fremde Noth.

Aber auch wo keine Leibesnoth vorhanden iſt, iſt ſie Freundin als weiſe Frau, und wenn ſie erſcheint, glänzen der Bäurin Augen, als wenn Gabriel der Erzengel erſchienen wäre in eigener Perſon; der beſte Kaffee wird gemacht, und dazu was das Haus vermag, und dann im Hinterſtübchen ein vertrautes Wort geſprochen. Was es niemand ſagt, was der Mann, die Schweſter nicht vernehmen, die geheimſten Dinge der Ehe oder des Herzens, vernimmt die Hebamme, auf ihren Rath kömmt das Wichtigſte an. Es kömmt der Bäurin hinter dem trauten Kaffee vor, als ſei die Hebamme für ſie allein in der Welt, und als liege ſie, die Bäurin, ihr alleine am Herzen, und als könne ſie ihr deretwegen alles ſagen, was in ihrem Herzen ſei, noch viel beſſer als dem lieben Gott. Und je mehr zum Troſt und zum Vergeſſen ihr die Hebamme von hieher und von dorther zu ſagen weiß, und wie es in dieſer Haushaltung und wie in jener zugehe, deſto weniger denkt ſie daran, daß die Hebamme auch noch eine andere Freundin haben, und auch in einem anderen Hinterſtübli ſitzen und ihre gegenwärtigen Mittheilungen dort zum Troſt und Vergeſſen auftiſchen könnte, ſie vertraut ihr unbeſchränkt. Und wenn etwas zwiſchen ihr und ihrem Manne

iſt, ſo iſt's die Hebamme, welche es vernimmt; ſie iſt die natürliche Mittlerin in gar vielen Dingen zwiſchen Mann und Weib. Wie manchen Mann hat nicht ſchon die Hebamme nebenaus genommen und ihm geſagt: „Los, bis doch nit ſo ne Uflath, du mußt doch o B'ſtang hah, finniſt dann gar nichts, denk o a dyni arme King, u we d' ſcho e hübſcheri un e rychi wieder überchämiſt, was hättiſch d'roo, we de d'r dyr Lebtig es G'wüſſe mache müßtiſt? U de iſt de ſcho mänge gſy, die zweuti het ihm die erſti wieder gut g'macht, u ſcho mänge het by m'r pläret, u' het g'ſeit, wenn er die er wieder lebig mache chönnt, es düech ne, es reuti ne kes Geld nüt, er wett alles gäh, was er hätt. Aber ſo gang's am Mönſch, we me nie z'friede ſyg, ſu werd's eim ytriebe, mi wüß, was me heig, aber nit was me überchöm." So leſen die Hebammen den Männern die Kapitel, wie ſie ihnen niemand lieſt, und ſie alleine können es, denn ſelten hat je eine ein rauhes Wort von einem Manne erhalten; eine Art von Zauberſchild ſchützt ſie, und wenn je ein Wort, ſo wird das ihre reſpektirt. Darum empfangen ſie aber auch Opfer, Prieſterinnen gleich, leer gehen ſie nicht oft aus einem Hauſe, es müßte denn wirklich nichts in ſelbigem vorhanden ſein, ſonſt wandert etwas unter das Fürtuch oder ins Körbchen, und manches fliegt noch ins Haus, ſie wiſſen kaum woher.

So iſt ihre Stelle, ſobald ſie nur wollen, ſobald ſie Wehmütter, Hebammen bleiben, als weiſe Frauen ſich beſcheiden wollen mit dem, was ihnen zugewieſen iſt, mit dem was ſie verſtehen, mit dem was an ſich ſo hoch und herrlich iſt. Aber, wie geſagt, wo etwas Herrliches iſt, da legt der Teufel ſeine Eier hinein und die Zeit brütet ſie aus, und was ſo vielen ein Stein des Anſtoßes iſt, warum ſollten die Hebammen, die am Ende doch wieder nur Menſchen ſind, ſich nicht daran ſtoßen, und das iſt der Mißbrauch ihrer Stellung und das iſt der Hochmuth.

Davon will ich nicht reden, daß es welche giebt, die dem

Tode die Hand bieten, nicht dem Leben, welche aus dem Dienſte Gottes in des Teufels Sold hinüber treten, Sünde und Frevel ſündiger Menſchen decken oder fördern. Dunkler Macht ſind die verfallen, ihre Hände verdienen zu verdorren und ihre Seelen den ewigen Brand, ihre Nächte ſollten füllen ſterbender Kinder Todesſeufzer, und des Tages ſie verfolgen die Angſt vor dem eigenen Schatten, dem ſie nicht zu entrinnen vermögen, ſo lange es Tag iſt, ſo wenig als ihre Seele dem Teufel, ſo lange eine Hölle iſt. Es iſt aber auch nichts grauenvoller als ſo ein Unthier von Weib, das ſchon von Natur von Gott zum Schutz hülfloſer Weſen beſtimmt iſt, das nun noch vom Staat dazu privilegirt iſt, und ſeine läſterliche Hand an Kinderleben legt, Kunſt und Vertrauen dem Morde weiht; für ein ſolches Unthier iſt keine Strafe zu hart, kein Fluch zu fürchterlich, und keine Verdammniß zu ſchauerlich.

Ich will hier auch nicht reden von denen, welche das Vertrauen mißbrauchen, Weiblein verrathen oder verführen, den Frieden zwiſchen Männern und Weibern, zwiſchen Nachbaren und Nachbaren ſtören, die böſen Geiſter ſpielen in ihrem Bereiche, und Gift ausſpritzen auf den Wegen, die ſie wandeln. Es geſchieht natürlich hier auch, wie in allen andern Berufen, daß um des Vortheils willen, oder weil ihr Verſtand dieſe Richtung hat, Menſchen einen Beruf wählen, zu dem ſie gemüthlich durchaus unfähig ſind; Kenntniſſe halber muß ihnen das Recht, ihn auszuüben, ertheilt werden, ja, in mannigfacher Kunde und Fertigkeit mögen ſie hervorragen unter ihren Berufsgenoſſen, und dennoch wird das Recht, das ſie erhalten, der Beruf, der zum Schutz oder Heil der Menſchheit geordnet und geſchützt wird, zum zweiſchneidenden Dolch, mit welchem ſie in den Herzen der Menſchen wühlen.

Dies geſchieht im Hebammenſtand nicht mehr als in allen andern Berufen, aber eines iſt, das bei ihnen mehr geſchieht als anderswo, allfällig die Apotheker ausgenommen,

welche in dieſem Punkt auch Vögel ſind. Apropos, von Vögeln, wie doch die Apotheker ſchreien, wie Elſtern, wenn ſie neſten, ſobald in ihrer Nähe eine Apotheke errichtet, in ihre Rechte ſoll gegriffen werden! und wenn einer aus ihnen dem Dokter ins Handwerk pfuſchet, und die Herrn Proviſors unter der Hand mit Salben und Tränkern fechten, wie Ketzer, was ſagen ſie da?

Gar viele Hebammen bleiben nicht mehr Sageſemmes, ſondern überſchreiten die Schranken, welche ihnen gezogen ſind, wagen ſich in Gebiete, die ihnen durchaus unbekannt ſind, wo ſie nichts ſehen und nichts als tappen, ungefähr wie die Kühe werden getappet haben während der egyptiſchen Finſterniß.

Der Hebamme iſt ihr Gebiet und die Zeit ihres Wirkens durch Geſetz und Natur ziemlich ſcharf begrenzt; wenn ſie will, und beſcheiden bleibt, ſie kann nicht irren.

Ehe die ſchwere Stunde kömmt, iſt die Hebamme nichts als eine weiſe Frau, mit guten Räthen kann ſie beiſtehen, unerfahrnen Weibern ſagen, was andere von Mutter und Großmutter vernommen, vor Unbeſonnenheiten warnen, zur Vorſicht mahnen, und zum Arzte ſchicken. Kömmt ihre Zeit des Wirkens, ſo ſchreibt die Kunſt ihr Thun ihr vor, und bezeichnet genau wieder die Umſtände, wo ſie nicht mehr genügt, ein Kundigerer zur Stelle muß. Iſt das Kind geboren, ſind die Umſtände wie ſie ſein ſollen, ſo hat ſie mit Sorgfalt und Treue beide Leben zu wahren, und beſonders darauf zu achten, ob keine Störungen eintreten, Gefahr verkündigende Zeichen ſichtbar werden. Und wo ſie ſolche Zeichen ſieht, da hat ſie dem Arzt ſie zu zeigen, denn ſie ſelbſt iſt weder unterrichtet in der Heilkraft der Mittel, noch vermag ſie zu beurtheilen die Bedeutſamkeit der Gefahr ſelbſt, noch ihre eigenthümliche Geſtaltung in der Natur der Kranken, deren Kraft und Schwäche, deren Eigenthümlichkeit überhaupt. Es hat keine Hebamme zu mitteln und zu doktern,

ſonſt wird ſie zur unweiſen Frau, und weiß nicht, wie ſchwer ſie ſich verſündigen kann.

Nun giebt es aber eben viele Hebammen, ſie bannen ſich in dieſe Gränzen nicht, halten ſich nicht in ihrem Gebiete, überheben ſich, fallen in Dünkel und Sünde, ja es giebt deren, ſie heben ſich über den Arzt, urtheilen über ihn, als wenn ſie ſein Profeſſor, und er ihr Zögling geweſen wäre, ſuchen das Zutrauen zu ihm zu ſchwächen und daſſelbe ſich ſelbſt zuzuwenden, und auch die beſten können ſich ſelten enthalten, wenigſtens Ader zu laſſen, oder zu ſchräpfen nach Luſt und Belieben, und wann und wo es ſie ankömmt. Es mag zuweilen ſein, daß eine ältere Hebamme in einzelnen Hand- und Kunſtgriffen erfahrner iſt als ein junger Arzt, das macht ſie aber nicht zum Doktor, ſo wenig einer ein Gelehrter iſt, wenn er Bücher binden oder abſtäuben kann.

Es ſoll in der Medicin gehen wie in der Theologie. Was eine Zeitlang die Gelehrteſten trieben, das ſoll ihnen erleiden, und dann nach und nach runter kommen von den Gelehrteſten zu den Gelehrten, von den Gelehrten zu den Halbgelehrten und endlich von den Halbgelehrten unter das Volk, unter den Pöbel, zu den Quackſalbern und Hebammen, und da hängen bleiben. So geht es ja auch mit den Moden; von der Hofdame gehen ſie zur Edeldame, von der Edeldame zur Madam, von der Madam zur Mamſell, und von der Mamſell zur Jumpfer, an der Jumpfer bleiben ſie theilweiſe hängen, theilweiſe ſchleppen ſie ſich noch bis aufs Gaſſengeſindel herab und zu den Kellermägden. So ſoll z. B. unter den größern Medicinern einſt das Blutlaſſen Mode geweſen ſein, und für alles gut, und das Blut herumgeſprützt haben, als ob in jedem Hauſe ein halbes Dutzend Sprützbrunnen wären, und ein andermal ſoll es Mode geweſen ſein, die Leute alle Fingerlang zu purgiren und zu laxiren, daß ein Krachen und ein Bühren geweſen ſei, daß man auf der Welt ſein eigenes Wort nicht mehr verſtanden hätte.

Beides erleidete den Gelehrten bald, nach und nach auch den Halbgelehrten, aber beides ſpukt dato noch unter dem Volke, den Krämern und Hebammen, beides ſcheint ſo natürlich, daß männiglich damit handthiert nach eigner Luſt und auf eigene Fauſt. Was raus laxirt und purgirt wird, iſt das nicht der unfläthigſte Uſtath, wo es geben kann? und je mehr der Gattig aus dem Leibe iſt, deſt beſſer muß es ſein, beſt reiner und appetitlicher wird der Leib. Laxiren und purgiren kann alſo nicht nur allweg nicht ſchaden, ſondern muß nützen, und je ſtärker deſt mehr: ſo raiſonnirt man. Im Blut aber ſtecken deren Teufelchen in Menge, die einen beißen, die andern machen ſturm, die dritten kurzen Athem, und die vierten ſchlotternde Glieder. Dieſe Teufelchen muß man bändigen, austreiben, je mehr böſes Blut raus iſt, deſt beſſer, und da bekanntlich ein Theil der Speiſen in Blut ſich verwandelt, ſo muß doch natürlicher Weiſe von Zeit zu Zeit das alte raus gelaſſen werden, wie Tüfel ſollte ſonſt zuletzt alles Platz in unſerm Körper haben! Man denkt auch hier nicht daran, daß Gott fürs rechte Maaß geſorget habe, bei dem Menſchen wie bei dem Thiere, und man weiß nicht, daß einige Stunden nachdem man zu Ader gelaſſen, man ſchon wieder gleich viel Blut hat, nur ſchlechteres, es iſt, als ob man Waſſer in Wein gethan. So laxirt und purgirt, ſchröpft man, läßt zu Ader nach Herzensluſt, läuft zum Krämer und holt eine Laxirig, welche Apotheker dort im Verlag haben, ſo gleichſam ſelbſt geſtiftete Filiale ihrer privilegirten Apotheken, oder läuft zur Hebamme, läßt ſchröpfen oder Blut raus. Wenn die erſte Elſter im Sommer ſich wieder zeigt, ſo geht das Blutlaſſen, daß es ein Graus iſt. Die Elſtern mauſen ſich nämlich im Sommer, wie die andern Vögel, verſchwinden aber während dieſer Zeit, man weiß nicht wohin; eine Zeitlang ſieht man keine einzige mehr. So bald ſie ſich wieder zeigen, was gewöhnlich einige Tage vor, oder mit dem Eingang der Hundstage geſchieht, da ſoll man zu Ader laſſen.

Wenn daher die erste Elster sich zeigt, potz Blitz, wie da die Weiber laufen, wer zuerst! Und wohin sie laufen, da läßt man ihnen zu Ader für ein Batzen oder zwei, und keiner denkt, wie er damit sich versündigen könne, und was er für eine Verantwortung auf sich lade. „He, e wenig mehr oder e wenig minger Blut, was wett das mache?" sagt er.

Jüngst wurden beide Methoden des Abführens und Abzapfens auf geniale Weise in Verbindung gebracht, wie es kaum dem Doktor Eisenbart in Sinn gekommen wäre. Es schnitt sich nämlich Einer mit einem scharfen Instrument in den Schenkel, traf eine Ader und das Blut sprützte heraus wie aus einer kleinen Röhre, fast fingersdick. Die Blutung verstund man nicht zu hemmen, und statt den Tourniquet anzulegen, oder auf andere Weise zuzuringeln um des Blutes Umlauf zu hemmen, was machte man? Man machte ihm noch ein Loch, d. h. man ließ ihm zu Ader. Man wird entweder gedacht haben, je mehr Löcher man mache, desto eher höre die Blutung auf, oder aber man hat sich das so gedacht, wie bei einer Wässerung, wo man das Wasser auch durch einen andern Graben reiset, wenn man den einen Graben flicken will. So wird das Blut zum neuen Loch haben heraus laufen sollen, im ersten Loch aber aufhören zu fließen. Zu gleicher Zeit gab man dem blutenden Patienten noch ein Abführungsmittel, wahrscheinlich um einen Gegenreiz zu verursachen, oder die Bewegung noch gegen ein ander Loch zu ziehen, oder aber zu verhindern, daß die noch im Leibe sich befindenden Speisen sich ebenfalls in Blut verwandelten, kurz, wegen etwas muß es gewesen sein. Die Kur gelang auch prächtig, die Blutung hörte total auf, kein Tropfen Blut floß mehr, weder aus dem einen noch aus dem andern Loche; fataler Weise stund bald darauf, man weiß nicht warum, der Puls still und das Herz hörte auf zu schlagen, der Patient hatte wahrscheinlich innerlich einen Fehler am Herzen gehabt. Wenn das nicht zufälligerweise dazu gekommen wäre, der

arme Burſche lebte date noch und die Wiſſenſchaft und die Combination hätten einen ihrer ſchönſten Triumphe gefeiert.

Das hat keine Hebamme gethan, aber ähnliche Grundſätze ſtecken doch den meiſten im Leibe, und veranlaſſen ſie nur zu oft, bei Weibern, die guter Hoffnung ſind, zu einer Vorkur. Eine Hebamme beſucht je zuweilen ihre Kundſame, wie ſchon geſagt, hört ſie klagen, und welches Weib in ſolchen Umſtänden hätte nicht ſeine Beſchwerden. „Du mußt dich leiden, heißt es dann, ganz helfen kann ich dir nicht, aber öppe daß es mingeret, uñ de chast d'rby ſy, will d'r Blut uſe lah, un de öppe bald noh einiſt, wes dih nüt nützt, ſu ſchadt's emel nüt, d's Blut uſe lah iſch geng gut, u ſchadt nüt. Un all Weg heſt emel de e liechteri Kindbetti, un es iſch minger g'fährlig wegem blute." Es herrſcht nämlich eben dieſes Vorurtheil, daß, je mehr man Blut herauslaſſe, deſto leichter ſei das Gebähren, und je weniger Blut eine habe, deſto weniger riskire ſie Blutſtürze, deſt minger Druck beig d's Blut. So wird dann geaderlaſſet in die Kreuz und in die Quer, bald am Fuß und bald am Arm, und allerdings iſt noch ein artiger Nebenverdienſt dabei. Nun iſt aber die Sache ganz einfach, daß ein Menſch deſto ſchwächer iſt, je weniger Blut er hat, und wer hat größere Kraft wohl nöthig in ſeinen Nöthen als das Weib, und welche Weiber erliegen dem Kampf in dieſer Stunde am meiſten, die ſtarken oder die ſchwachen? Und hinwiederum, wer iſt den Blutungen mehr ausgeſetzt, ſchwache oder ſtarke Perſonen? Blut auslaſſen iſt eine gefährliche Sache, und wann ſie vorzunehmen, verſteht weder ein Babi noch eine Hebamme. Meinen es aber, ſind halt auch im Seminar geweſen, und 's iſt halt eine böſe Zeit, von wegem Hochmuth. Es mag einzelne Fälle geben, wo das Blutlaſſen bei einem Weibe in dieſen Umſtänden gut iſt, es mag Naturen geben, welchen es wohl thut, aber darüber zu entſcheiden, iſt nicht Sache der Hebamme; denn die Hebamme weiß weiter nichts vom Menſchen, nichts

vom Mittel, ſie weiß nur: einmal war das und das gut, und alſo wird es allemal gut ſein, ſchließt ſie, und dieſer Schluß iſt gerade ſo dumm, als wenn einer ſagen wollte: „einmal brach einer ein Bein, da nahm man es ihm ab, alſo muß man alle Beine, welche gebrochen werden, abnehmen.“ Würden ſich ſchön bedanken, die Menſchen, über eine ſolche Logik.

„Allah iſt groß,“ ſagt der Türk, „groß iſt die Kunſt,“ ſagt der Arzt, und allerdings iſt ſie es und die weiß, wann gegen beſondere Gefäße ein zu mächtiger Blutandrang iſt, ſie weiß, iſt er abzuleiten oder nicht, und wohin er abzuleiten, und bei welchen Naturen dies möglich iſt. Darauf hin iſt die Hebamme nicht b'richtet, und ihr Verſtand geht nicht weiter; geht ſie aber eben zum Schluß, einmal hat man einem, der aus der Naſe blutete, zu Ader gelaſſen, alſo muß man einem aus der Naſe blutenden zu Ader laſſen, und was in zwei Fällen gut ſein mag, thut ſie in allen hunderten, ſo iſt ſie eben ein Babi. Und wenn ein Arzt nicht thut, was ſie im Gring hat, wird ſie ſagen, er ſei ein Eſel, und wenn er einmal ſchräpfen läßt, wo ſie einmal gehört, daß Blutigel angewendet worden, ſo begehrt ſie auf wie ein Nachtwächter, und wenn ſie einmal für eine Sache am Fuße zu Ader gelaſſen, ſo bringt ſie kein Gugger dazu, das oben Blutigel anzuſetzen — ſie kennts.

Sind einmal die Gränzen eines Berufs überſchritten, ſo ſind keine Schranken mehr, es giebt nicht nur Vorkuren, ſondern auch Nachkuren, nicht nur Blutlaſſen, ſondern auch Tränker und ſonſtige Mittel, und zuletzt baggelt die Hebamme nicht nur am Weibervolk herum, auch am Mannevolk, an allen Kindern, laxirt und purgirt ſie, wie es ſie eben ankömmt; ſie, die des Arztes treuſte Dienerin ſein ſollte, wird deſſen giftigſte Feindin. Wohlwollende Schonung des Weibes hat dafür geſorget, daß weibliche Hände kunſtfertig bereit ſeien zu ſeiner Hülfe. Der Staat hat für ſeine Mütter geſorget,

aber jetzt mißbrauche man seine Güte nicht, ehre seinen Willen, und erkenne die in der Natur der Sache und der Hebamme liegende Begränzung. Es ist ein sehr schönes Verhältniß, und für Mutter und Kinder ein sehr heilsames, wenn die Hebamme die in jeglicher Beziehung höhere Stellung des Arztes anerkennt, ihn benachrichtigt, sobald Zeichen der Gefahr sich zeigen, über deren Verlauf wachet, wachet, daß der Wille des Arztes herrsche über Bett und Wiege; wenn sie des Arztes Auge ist, das am Bette sitzet, und treuen Bericht zu geben weiß über alle Vorgänge. Aber mehr und mehr scheint auch das leidige Emancipationsfieber über sie zu kommen, das Haschen nach der heutigen Selbstständigkeit, das Trachten des Knechtes, der sich über seinen Herrn setzen will, der Hochmuth, der weil er den großen A kennt, sich einbildet, er habe nicht nur das Pulver erfinnet, sondern sogar das ganze A B C von A bis Z.

Man sollte glauben, der Staat könnte hier ein kurzes Ende machen und Anneliſi oder Marei sagen: „bis hieher und nicht weiter! und gehst du weiter, so setze ich dich ab, und stelle dich wieder ans Spinnrad oder an den Mistkratten, denn ich bin es, der dich hat lernen lassen, und zwar unentgeltlich, und damit Punktum.“ Wenn der Staat so ganz kurz Recht und Pflicht übte und überall gleich, es wäre bald wieder Ordnung und jedes wieder an seinem Platz.

Aber für was wären dann Rücksichten und Ansichten? ich frage. Und wenn der Staat der Tschalpi der Pintenwirthe wird, warum sollte er nicht eben so gut der Trappi der Hebammen sein? Aber wohlverstanden, verstehe ich unter Tschalpi und Trappi weder den Großen noch gar den Regierungs-Rath, Gott behüte mich vor solchen Greueln.

Wenn meine Frau oder meine Sohnsfrau eine Hebamme hat, oder wenn die Hebamme meine eigene Freundin wäre, und ich wäre hoch oben am Brett, sollte ich da nicht Rücksichten für sie haben können? Ich möchte doch fragen, was mehr

ſei, Regieren können oder Rückſichten haben, und wenn mir das Recht zum Regieren gegeben iſt, ſo iſt's eben deswegen mir erlaubt, zu machen was ich will und alſo Rückſichten zu haben, für wen ich will.

Und wenn ich Gerichtspräſident oder Regierungsſtatthalter wäre, und ich hätte die Anſicht, daß man die Leute nicht plagen ſollte, daß jedem erlaubt ſei, zu machen was er wolle, heute zu predigen und morgen zu doktern, und übermorgen Geſchäftli zu machen, ſobald er mir immer den Hut abziehe, „Hochgeachteter Herr" ſage, und nicht in meinen grünen Seſſel begehre, ſo möchte ich doch fragen, ob mir, dem Hochgeachteten Herrn, nicht erlaubt wäre, dieſe Anſicht zu haben? Den möchte ich doch ſehen, der zu mir käme und mir ſagte, Herr Regierungsding, ihr ſeid ein Tropf und dumm dazu, wenn das regieren heißt, ſo heißt f..... muſiziren. Oder gar den möchte ich ſehen, der mir zumuthen wollte, ich ſollte ein ſchlechter Kerl ſein und gegen meine Ueberzeugung, gegen meine Anſicht ſtimmen, der müßte mir in den Bärengraben auf der Stelle oder gar in eins der Löcher, in die man Menſchen ſteckt und ihnen deswegen „Käſicht" ſagt, wo aber nicht einmal die Wentele gerne bleiben. So würde ich reden, wenn ich Regierungsding wäre, potz Hagel! Es ginge alſo den Hebammen gut, wenn ich ans Brett käme, es wäre alſo ihr Vortheil, wenn ſie ihren Kredit aufböten, mir mit einem ſchönen Amt, wo man das Recht zu Rückſichten und Anſichten hat, als wie mit einer währſchaften Wurſt das Maul zu verſchoppen.

Zu einer ſolchen Hebamme ſandte die Wirthin Anne Bäbi und Anne Bäbi glaubte der Wirthin und machte ſich mit Freuden zu ihr auf den Weg. Wenn's nur das war, ſo war ſein Kummer weg und es hatte die Anſicht Großmutter zu werden, und das iſt halt Weiberſchwachheit, wenn eine nicht mehr die junge Frau machen darf ſo recht herzhaft, ſo wird ſie nichts lieber als Großmutter. Da iſt ſie dann wie-

der was Neues, und iſt im Stande, wenn ſie es recht anſtellt mit Flattiren, Lebkuchen und Täfelene, einen neuen Hof um ſich zu verſammeln, ihre Großkinder alle, und aus jedem Großſohn einen treuen zärtlichen Liebhaber zu machen. Weiber geben nämlich das Liebhabern erſt mit dem letzten Athemzuge auf.

Die Hebamme, zu welcher Anne Bäbi ging, war gar berühmt und nicht von den böſen eine. Sie war eine Friedensſtifterin, dokterte eben apartli nicht, und namentlich das Mannevolk nicht, aber wenn ſie mit Aderlaſſen oder Schräpfhörnlene z'weg kommen konnte, ſo hätte d'r Tüfel ſe nit ebha.

Als ſie Anne Bäbi gegen das Haus kommen ſah, fuhr ihr ein Freudenſtrahl durchs Herz. Sie errieth den Handel gleich, und ein gutes Haus und eine junge ſchöne Frau darin, das iſt für eine Hebamme ungefähr, was ein kleines Kapital, welches ſie am Zins hat. Indeſſen hielt ſie ſich, wie üblich, nicht dafür, ſondern ſagte das Gegentheil von dem was ſie dachte. „Geh, ſieh, ſagte ſie zu ihrer Tochter, was die will. Oeppe hoffetlig ke Kindbetti, ſuſt erleideti es m'r de afe bald d'rby z'ſy. Ke Ruh meh hah, d'r Tag nit u z'Nacht nit. Jh wett lieber Kundſami abgäh, as dere neue az'näh. Das iſt m'r doch es ſchießigs Züg, daß geng alles ume zu mir wett; es ſy angere o noch, gange ſie zu dene, u wie wäre die gruſam froh, wenn neuer chämti."

Das ſagte ſie nun Anne Bäbi nicht, ſondern empfing es mit dem Spaß, daß wenn ſellige Weiber die Hebamme noch nöthig hätten, ſo möchten ſie nicht mehr alles g'ferggen, und wenn d's halb mehr wären, ſo wären noch immer d's halbe z'wenig.

„Häb nit Kummer, ſagte Anne Bäbi, ih wott dih nimme plage für mih, ih überlah das jetz angere; aber ih chume für mys Sühniswyb, du wirſt o ſcho von ihm g'hört hah."

Nun erzählte Anne Bäbi Punktum alle Umſtände, wie vorhin der Wirthin, und dann was dieſe ihm geſagt, und

was es ihr wieder gesagt, u du was si g'seit het, u was es wieder g'seit heig, u jetz nehm's wunger, was d'Hebamme säg.

Die machte ein sehr weises Gesicht und sagte endlich: „Los, b'stimmt's cha ih d'r da nüt säge, bis ih's selber g'seh hah; es cha das sy, es cha äys sy, by junge Wybere isch das gar wunderlig, es isch scho mänge g'schichte Doktor b'schisse worde. Mir, ih muß es säge, hets öppe nit grad g'fehlt. Ih glaub, es syg neuis angers, du weißt, was wett me by junge Wybere angers erwarte sy as grad das. Aber de cha's e Uezehrig o sy, mi weiß es nit. Albez het me neue vo selige wenig gewüßt, d'Lüt sy n'ech neue erst g'sterbe, we's het müsse sy; un Lüt hets gäh noh by mym B'sinne, die, es weiß ke Mönsch, wie alt worde sy. Aber mit de hütige Lüte isch neue nüt meh, es git ume noh so Blütterlüpfe, u b'jungerbar d'Meitli düeche mih, syge afe ume so Spinnhubbele, ume so füre Sunde oder hinger d's Glas; aber d'r Werchte u d'Sunne mah neue bald afe keis meh erlyde, u wenn eini es King hah soll, so meint si, si müß zweumal sterbe, u we si d'roo chunt, so mahnt si eim grad a ne lebige Schneeflocke, dere me Bei nngere g'macht het u so des ume lauft. Albez isch das nit so gsy, da hei d'Wyber d'King neue übercho, si hei sih dessе ume nit viel g'achtet. Mängi het chum nebe umeg'luegt, un ihri Suppe selber g'macht u het d'r Tag durch g'anket wie Ketzer un e Kopf g'ha wie es junges Meitschi, we's d'r erst Kilter g'ha het. Nei, es ist neue nüt meh, jetz wott alles sterbe u g'het sih, wie wenn me se läz g'macht hätt; un wenn eini d'roo chunt, su sött me ere siebe Jahr lang d'r Wy wärme u d's Brod bäye. Drum los, Anne Bäbi, cha ih d'r nüt säge, ume so vom g'höre; ih muß die Jungi selber i d'Kur näh u de öppe noh selber luege. Die nächste Tage chume ih by nech verby u will de zueche cho; ih leu se afe grüße, u si soll sih nume afe dry schicke, das gang e so, we me g'hürathet syg."

Mit bangem Herzen wurde die Hebamme erwartet, und als sie kam, fand sie es, wie sie geglaubt hatte, und verkündete ihnen, daß sie nicht Kummer haben sollten, öppe nach Pfingsten werde es schon bessern. Aber Blut use lah chönnt nüt schade, das mache Meyeli leicht auf dem Herz, wenn der Sommer komme, so könne man noch einmal.

So geschah es, und Freude war im ganzen Haus, sogar Mädi sagte halblaut, daß es hören konnte wer wollte, wenn das nicht wäre, es behielte es kein Mensch länger da, aber wer de zu dem armen Würmli z'luege d'r Verstang hätt, wenn es nicht da wäre? Auch Meyeli freute sich und eine Fröhlichkeit sprudelte aus seinem Herzen, an dem die ganze Haushaltung Theil nahm. Jakobli verlor sein träumerisch Wesen mehr und mehr; Anne Bäbi brummte weniger, denn es hatte für das Großkind zu sorgen, und niemand widersprach ihm dabei, ja, es mußte manchmal selbst herzlich lachen und sagte dann Meyeli: „du bist doch e Lachgöhl, aber wart, es wird d'r o noh angers cho, we de de einist pläre mußt, was de jetz lachist, du hesch es de, es zahlt sih alles uf d'r Welt." Anne Bäbi kannte die Fröhlichkeit nicht, die eine andere Quelle hat als Leichtsinn und junges Blut, und wie hier Sonne und Regen einander aufwägen, so meinte es, Lachen und Weinen gleiche sich eben so aus. Das ist eine Meinung, aber keine Regel. Giebt es nicht an andern Orten einen Himmel, der selten sich trübt, sollte es nicht ebenso Gemüther geben, über denen ein heitrer Himmel immer beständiger wird, sich immer klarer wölbet? An den Wolken am Himmel kann der Mensch nichts machen, aber den Wolken über seinem Gemüthe zu gebieten, fände da nicht jeder Mensch in sich die Macht, wenn er sie suchte?

Indessen weinte Meyeli doch auch, aber es verbarg es, so gut es konnte, es kam ihm manchmal so bang übers Herz, daß es weinen mußte, es mochte wollen oder nicht. Das geschah ihm besonders des Sonntags, wenn die Andern in der

Predigt waren, oder wenn es Nachmittags alleine war, und je mehr der Frühling grünte, die Bäume blühten, desto mehr nahm sein Bangen zu. So schön ward alles um ihn's, und wer weiß, sehe ich das noch einmal, wer weiß, ob ich übers Jahr nicht schon gestorben bin, vielleicht weiß man dann so wenig mehr von mir, als man von den jetzigen Blüthen weiß? Und doch, wie lebte ich so gerne, und warum jetzt sterben, wo es mir so wohl geworden, wo ich so glücklich bin? so dachte es bei sich. Es stieg vor Meyeli auf sein Glück in vollem Glanze, die Liebe, die es genoß, das gute Leben, das ihm geworden, stieg ihm aus Haus und Hof, und die Anwartschaft, alles sein nennen, alles regieren zu können, es, das vor kurzem noch so ein armes Mädchen war ohne Liebe, ohne Kleider, ja, ohne Plätze, seine Hädeli zu flicken. Das alles stellte sich vor sein Auge und glänzte immer schöner, und immer sicherer meinte es zu fühlen, daß es sterben, daß es die schwere Stunde nicht überleben werde. Das seien Ahnungen, meinte es, und die täuschten nicht; vielen Leuten kämen sie als sichere Todesboten, und darauf zählen könne man, daß sie in Erfüllung gingen. Es ward ihm dann fast eben so elend und weh zu Muthe, wie damals, als es auf dem Steine saß, das Bündelchen neben sich, und nicht zum Hause durfte, und schwerer ward ihm das Aufrichten und keine Sternschnuppe fuhr an heiter hellem Tage an ihm vorüber. Wenn dann seine Leute heimkamen, Jakobli zu ihm trat, so war es ihm, als müßte es sich fest an ihn klammern, so fest, daß Gott es nicht wegreißen könne von dessen Herzen; es ward so weich und innig, als ob es die nächste Stunde Abschied nehmen müßte, daß es Hansli oft die Augen übertrieb.

Man borgete ihm immer mehr mit Speis und Arbeit. Erdäpfel wollte man es keine mehr essen lassen, ung'sung, meinte man, seien die, öppe gut für die, denen nichts fehle. Die guten Erdäpfel müssen sich böse Nachreden gefallen lassen.

Wenn mich Mädchen und Weiber nicht dauerten, welche Jahr aus Jahr ein nichts als Erdäpfel kriegten, wenn sie den Männern nicht den Glauben beibringen könnten, die Erdäpfel seien ungesund, besonders zu gewissen Zeiten, so hätte ich Lust, die armen Erdäpfel in Schutz zu nehmen.

Im Garten ließ man es mit dem Meyenzeug fechten und zur Noth Kraut säen; aber aufs Feld wollte man es nicht nehmen, man hätte es angeri Jahr auch gemacht ohne ihn's, es werde dieses Jahr auch gehen, b'sungerbar da auch Jakobli helfe, noch nie so, und ganz halb Tage schaffe, mi g'seh fry ke Ungerscheid meh zwischen ihm u ame ne angere Mönsch. Sy Schwiegere, sagte Anne Bäbi, chönnt's de öppe nit i alle Stücke rühme, e Zwänggring heig die g'ha, es heig frw noh kene so atroffe, es syg o besser mi schwog d'rwo; aber das müß es säge, wo es so z'weg gsy syg, si heig ihm o borget, u syg minger wüst gege ihm gsy, es wüßt nit, warum es nit noh meh öppe zum Sühnischwyb luege sollte, d'rglych es sich doch noch lange nicht mit seiner Schwieger.

Als Pfingsten kam, ging Meyeli zum Nachtmahl. Gar manches Weib, das Gott ein ganzes Jahr, vielleicht zwei, drei Jahre lang vergessen hat, geschaltet und gewaltet hat über Kinder und Haus nach eigenem Belieben, die Welt im Herzen getragen, und keinen Platz darin hatte für Gottes Wort und Willen, den Sinn gestellt hatte auf irdische Dinge, und verstocket gewesen war für alle bessern Regungen wie Pharao, dem kömmt es doch endlich wieder, daß Gottes Hand alleine es sei, die das Leben bewahre, den Tod sende, die es wohlbehalten führen könne durch der schweren Stunde große Noth; es fällt ihm doch wiederum ein, daß das Recht am Himmel, das Erbe des ewigen Lebens, das größte Recht, der beste Schatz sei, und daß es Noth sei, sich selbigen jedenfalls zu sichern, sich und dem Kinde, das geboren werden solle.

So erscheinen sie dann, die bangen Weiber, an des Herrn Tische, wie ehedem den Kriegern auch des Herrn Mahl aus-

getheilt wurde, ehe die Schlacht begann. Manche kömmt und denkt nicht weiter, als daß des Herrn Wein und Brod zu leichter Geburt ihr helfe, das Leben ihr sichere. Manche will mit ihrem Erscheinen das Recht zum Himmel bewahren, es möge gehen wie es wolle, will Christus sich zum Fürsprech gewinnen, weil sie wohl fühlt, daß nichts sonst für sie redet. Und dieses will sie sich sichern mit dem bloßen Erscheinen am Tische des Herrn, wie man sich auch oft durch Visiten den Platz im Testament eines reichen Vetters sichert, oder durch einige Kratzfüße die Fürsprache eines Menschen bei einem andern Meister.

Doch so sind nicht alle. Manche kömmt und fühlt in tiefer Demuth ihr sündig Wesen, und bittet brünstig um Gottes Gnade, und bringt heiße Gelübde, daß es anders werden müsse in ihrer Seele, in ihrer Familie, wenn sie überstehen werde die dunkle Stunde. Manche kömmt schwer beladenen Gemüthes, der Last ihres Hauses ist sie fast erlegen, die Noth nahm für sie kein Ende, und wenn sie Brod ihren Kindern gab, blieb keines für sie, und wie es in Zukunft gehen solle, weiß sie nicht. Sie kömmt und wirft ihr Anliegen auf den Herrn, bittet ihn, er, der die jungen Raben am Bache speise, den Sperling bewahre, daß er ohne seinen Willen nicht vom Dache fällt, daß er doch ansehen möchte ihre Noth, milde Hände ihnen öffnen, bessere Zeiten geben, ihre eigene Kraft und Zuversicht sich vermehren möchte. Sie bittet zu Gott in brünstigem Flehen und mit gläubigem Herzen, zweifelt nicht, daß der, der die unaussprechlichen Seufzer höret, auch das Flehn aus treuer Mutter Brust vernommen.

Und Manche kömmt her, matt und schwach, nicht bloße Ahnungen, trübe Nebel, bange Herzen, haben ihre Seele verdüstert, nein, sie hat das Picken des Todtenwurmes vernommen, nicht neben dem Bett in der Wand, nein, dicht neben dem Herzen in ihrer Brust, schon schlägt matt und langsam dieses Herz, und als ob sie des Todes kühlen Hauch wehen

fühle aus der Nähe her, scheint es ihr. Nicht nur für sich will sie bitten, sie sehnt nach Ruhe sich, Leib und Seele sind zum Tode ermattet auf schweren Wegen. Ach, sie möchte eines bitten, sie möchte ihr Kindlein mit sich nehmen, möchte im Tode eins mit ihm bleiben, möchte es auf eigenen Armen tragen über des irdischen Lebens Schwelle, möchte sehen, wie es da zum Leben erwacht, wie seine Augen sich erschließen zu des Himmels Freuden, möchte es segnen lassen von dem, der die Kindlein zu sich kommen hieß, möchte es tragen mit selbsteigenen Armen an des Vaters Thron, möchte bei ihm bleiben in alle Ewigkeit. Und dennoch bittet sie es nicht, um des Kindes Tod kann sie nicht bitten, auch wenn das ewige Leben auf ihn folget, um Leben und Freuden der Erde kann sie ihr Kindlein nicht bringen, aber sie bittet, schwer bewegt, daß der da oben selbst sein Vater sein, es führen wolle mit eigener Hand, ihm gute Menschen erwecken, es wolle finden lassen den rechten Weg, ein seliges Ende, daß er ihre Seele nehmen wolle in sein Reich und was er jetzt trenne, er einst droben wieder einigen möchte. So bittet sie wehmüthig, aber ergeben, und mit tiefem Beben genießt sie des Herrn Mahl, es ist das letzte Mahl auf Erden, das nächste Mahl wartet ihr in des Vaters Reich. So ist es ihr, und immer feierlicher wird es ihr im Gemüthe. Es kömmt ihr vor, als wäre sie angekleidet in feierlichem Gewande am heiligen Sonntag und warte, bis die Glocken läuteten um in die Kirche zu gehen, als wäre sie der Brautjungfrauen eine, voll wäre ihre Lampe, und des Bräutigams harrete sie. Und so harret sie, still ergeben, bis der Herr kömmt, sie weiß es, in seine Hände kömmt ihr Geist, und ihres Kindleins Vater wird er sein.

O, es ist ein eigenes Gefühl, Weib um Weib treten zu sehen an des Herrn Tisch, und auf jedem Gesichte zu lesen der Seele Sinn, des Herzens Bitten.

Schwer und matt wandelte auch Meyeli diesen Gang, aber weder lebensmüde noch lebenssatt, es hatte auch des

Todtenwurmes Picken nicht vernommen, aber einer bangen Herzenstrübe Gedanken hatte es für sichere Vorzeichen, untrügbare Ahnungen genommen, und schied doch so ungerne vom Leben, noch war ihm alles so lieb und theuer, womit Gott es bescheert hatte. Das Herz war ihm so voll, es dachte nichts, es konnte nicht beten, nicht dieses, nicht jenes, nicht um längeres Leben, nicht um ein seliges Ende, nur bange Seufzer rangen sich los, aber die Seufzer verstand der Vater.

Aber Meyeli wußte nicht, daß der Vater ihn's verstanden hatte, und fast noch schwerer als es gekommen war, ging es heim, es war ihm immer, als sei es zum letzten Mal in der Kirche gewesen, gäb wie man es ihm ausreden wollte, man redete es ihm nur hinein. Die Glocken hätten noch hintendrein angeschlagen, gerade als es auf den Kirchhof gekommen, und das bedeute, daß es ihm bald aparti läuten werde zum Grabe, sagte es.

Am Nachmittag kam die Hebamme. Als sie es so schwer im Gemüthe fand, sagte sie, das sei nichts anders, es hätten es viele Weiber so, das komme vom schweren Geblüt, man müsse daher noch einmal zu Ader lassen, dann werde es schon bessern. Oeppe nicht unerhant, sagte sie, aber doch auch, daß es etwas abtrage, wenn man einmal das Loch gemacht habe, so gehe es in einem zu, gäb ein wenig mehr oder ein wenig minder. Da machten sie doch so jung Doktere taub und es hätte sich schon mancher übel verderbt damit; die wollten nie zu Ader lassen, und wenn sie es thäten, nur so einen Fingerhut voll. Was doch das helfen wolle? Und d'r Bur säg, für en Halbbatzen lasse ihm der Vehhansli noch einmal so viel heraus als der Doktor für einen ganzen Batzen, und da wollte er doch ein Narr sein, zum Doktor zu gehen. Nebenbei tröstete die Hebamme, Meyeli solle nur nicht Kummer haben, es stehe bis dahin alles gut, und wie sie sich darauf verstehe, werde es gut gehen, es sei kein einzig böses Zeichen da.

Zudem sei ein gutes Jahr, es gebe fast alles leichte Geburten, und übel sei es noch an keinem einzigen Orte gegangen, sie hätte es noch nie so erlebt, sie wüßte doch nicht, warum es gerade hier übel gehen sollte, und noch dazu bei einer so jungen gleitigen Frau, denen es am wenigsten thue. Dagegen habe sie schon Jahrgänge erlebt, wo Einem das Leben erleide, und alles trumsig gehe; die einen Kinder kämen zu früh, andere wollten gar nicht kommen, und wenn man meine, alles überstanden zu haben und es sei alles gut, so komme ein Fieber und nähm se wie d'Fleuge.

So tröstete die Hebamme, und ließ dann zu Ader. Und es ist wahr, es leichtete Meyeli, freilich nicht in den Gliedern, die wurden noch matter und schwerer, aber ums Herz. Es hatte nicht mehr so schwere Gedanken, glaubte mehr ans Leben als an den Tod, konnte sich der Zukunft freuen, und mochte wieder lachen, erlaubte sich sogar hin und wieder eine kleine Neckerei.

„Da siehst du, sagte die Hebamme, was das Blut use lah hilft, u wie's gut ist. Si wei m'rs geng v'rbiete, oder säge, mi müß sih grusam d'rmit i Acht näh. Aber das ist ume B'rhaust, am Blut use lah isch m'r noh niemere g'storbe, aber Vielne het's besseret, oder dir öppe nit o, red, du hast's säge. Es het mih düecht, fast eh noh d's Blut g'laufe syg, heigist scho es ganz angers G'sicht g'macht."

Sechstes Kapitel.

Wie nur ein klein Kind ins Haus kömmt, und dasselbe doch ganz voll Gebrüll wird.

Eines Tages, als die Sonne schön warm schien, und alles auf dem Felde war bis an Meyeli und Anne Bäbi, denn das erstere ließ man nicht mehr alleine, nahm Anne-Bäbi den Spycherschlüssel und hieß das Söhnisweib mit kommen. Dort hielt Anne Bäbi erst Musterung über die vielen Dinge, ob in nichts Schaden oder Milben seien, und um die Menge sich ins Gedächtniß zu prägen, an der Schönheit und Güte derselben sich zu erquicken. Solche Musterungen sind besondere Privatvergnügungen, haushälterischen Frauen ungefähr was dem Geizhals das Geldzählen ist. Endlich machte es sich über alle Kästen, stöberte manchen aus, und brummte bei jedem ärger, wer ihm wohl gemistet, oder gar neuis verkrätzt hätte. Bis zum letzten war es gekommen, und bis auf den Boden desselben, und brummte immer ärger, da schien es endlich zu finden was es suchte, und zog eine alte Kutte hervor und als sie damit ans Licht kamen, sah Meyeli, daß es eine alte Mundur war. „Das ist meines Mannes Hochzeitkutte, sagte Bäbi. Albez hat man in der Mundur Hochzeit halten müssen, wo noch etwas mit den Leuten gewesen, jetz, wo alles ume so Schytzere sy, ist jeder Hudel gut genug für sie," und somit hing es die Mundur an eine Stange an die Sonne und klopfte sie wacker aus. „Wotsch se öppe bruche?" fragte Meyeli. „Allweg," sagte Anne Bäbi. „Was wotsch d'rmit?" fragte Meyeli. „He, das wirst de erfahre," sagte Anne Bäbi.

Es ging darauf nicht lange, so kam einmal Abends Anne Bäbi ängstlich in den Stall gelaufen und befahl Sami, er solle g'schwing g'schirren, ein Ladli aufs Graswägeli binden, und die Hebamme holen, „u g'hörst, sagte es, spreng albe-

einiſt, u we ſi nit daheim iſt ſo fahr ere nah bis ſe heſt. Aber we dih d'Lüt frage, wo d'us welliſt, ſu ſäg, du müſſeſt gah es z'Mühli reiche, d'r Mühlikarrer, dä Löhl, heigs v'rgeſſe z'bringe."

Darauf eilte Anne Bäbi über ihren Schrank, nahm die alte Mundur zur Hand und begab ſich ins Stübchen, wo Mädi der jungen Frau eben zu Bette half. „Seh, ſagte Anne Bäbi zu Meyeli, leg die g'ſchwing a." „Warum nit gar, ſagte Mädi, öppis dumms e ſo." „Sygs dumm oder nit dumm, ſagte Anne Bäbi, ſo geht es dich nichts an; g'ſchwing, g'ſchwing, leg ſe a," ſagte es zu Meyeli, und hielt ſie demſelben zum Einſchlüpfen z'weg. „Aber Mutter, antwortete daſſelbe, iſt es auch recht, gerade wo man nicht weiß, wie es Einem geht, ſo d'r Narr gah z'mache, u ſih gah z'verkleide?" „Schlüf du ume, ſagte Anne Bäbi, das iſt nit d'Red vo d'r Narr z'mache, das iſt ganz öppis angers, u wenn drinn biſch, ſo will ich es dir dann ſagen." Da gehorchte Meyeli in Gottes Namen, ſchlüpfte in Hanslis alte Mundur, die Anne Bäbi eiligſt zuknöpfte, in derſelben legte das bange arme Weibchen ſich zu Bette, und nahm ſich ſeltſam aus als Soldat in ſolchen Zuſtänden. Es mußte halb lachen über ſich, halb weinen, und frug noch einmal, „aber Mutter, was ſoll das ſein und wenn es jemand ſehen würde, was würde er ſagen?" „Ho, in den Kalender kämet ihr, ſagte Mädi, und würdet ausgelacht, nicht für Spaß, aber es g'ſchächt euch recht, nur ſchade, daß dann alle ume hah müſſen, ſtatt ume die wo's v'rdient hätte." „G'hörſt, es geit dih nüt a, ſagte Anne Bäbi, u mira lach wer well, es iſt m'r glych, ih mache, was ih will, un öppe, wer witzig iſch, u o noh öppis glaubt, u Religion het, wird nit lache, ſelb weiß ih. Los ume, ſagte es zu Meyeli, ich will dir ſäge, wie es mir gegangen iſt."

„Als ich auch ſo z'weg kam, wie du jetzt, da kömmt meine Schwiegermutter mit eben der Mundurkutte, die du jetzt anhaſt, und will ſie mir anziehen. Da thue ich wüſt und

will nicht. Ich war ein junger Gaßli, und wußte nicht, was d'r Brauch war; sie ist aber auch eine böse gewesen, wie es nicht viele giebt, und hat alles zwängen wollen im ganzen Haus, daß ich mich manchmal g'tauber Wys d'r Sach hab müsse anäh, daß nicht alles nach ihrem Gring gang. We d' e selligi Schwiegere hättisch, du wurdest de erfahre, was e Schwiegere cha, jetzt weißt du's nicht." Es würd's bald vernäh, sagte Mädi, es mangelte nur, daß es anfing z'widerrede, un ihm's z'mache, wie's öppe angeri Sühniswyber o mache. Aber Anne Bäbi achtete sich auf Mädis Reden nicht, sondern sagte: „ja, wüst tha hah nih, si isch aber o d'rnah eini gsy, u hah ne re d'Mundur hingere Ofe g'schoße, un ere g'seit, daß si m'r nimme d'rmit zum Lyb chöm, sust chönn si de luege, was ih mach. Da hat sie sich doch neue g'schoche, un isch m'r nimme cho mit d'r Kutte, aber g'seit het si: „es ist m'r nit wege dir, o Jere, aber wegem King isch's m'r, das duret mih, u we d'Mutter thut wie ne Uflath, su sinnet si nit, was si am King ane macht." Ich erschrak, als ich das hörte, aber dafür hätte ich mich nicht gehalten, daß ich gefragt hätte, was das bedeuten solle, un d'Sach isch vorbei gegangen ohne Mundur. Da erzählte ich einmal der Hebamme, als wir alleine waren, wie mich die Alte habe plagen wollen, und wie ich es ihr gemacht, und was für Worte sie dann ausgestoßen habe. Da wollte die Hebamme nicht recht mit der Sprache hervor, und erst als ich ihr zweimal sagte: „so red' doch, warum sagst du nichts?" antwortete sie: „He, d'Sach ist jetz wie si isch, aber we d' meh d'rzu chunst, su leg ume d'Mundur a, du wirst dih nit greuig sy." Und als ich fragte warum, sagte sie mir, es gehe leichter, und man möge es besser überstehen, und dann würden die Kinder b'sunderbar g'sund und stark, so rechte Kriegsmanne und alti Schwyzer, und an allen rechten Orten, wo man noch etwas auf Religion halte und auf alten Bräuchen, legten die Weiber die Mundur an, aber öppe so recht unter die Leute ließe man es

nicht. Da bin ich gleich reuig geworden, und habe gedacht, es hätte gefehlt, aber merke hab nih's notti niemere lah, d' Schwiegere het nit müsse d'Freud hah. Aber du siehst wie es gegangen ist; Jakobli ist schwach und kränklich geworden, und syr Lebtig ist er für e Soldat nüt nutz gsy, und mängisch hah nih is G'heim plüret u denkt, ih syg d'Schuld, u hätt ih d'Mundur ag'ha, su wär er e angere worde. Aber verredet habe ich mich manchmal bei mir selber, wenn Jakobli heirathe, und seine Frau käme dä Weg z'weg, so müsse sie d'Mundur anziehen, sie möge wollen oder nicht; was an Jakobli verfehlt worden, das müsse doch nicht an seinen Kindern auch geschehen. Und wenn du nicht gewollt hättest, ih hätt dih zwängt, du hättisch müsse. U jetz ist's gut, daß de g'folget hest, aber wer weiß, we de e Schwiegere g'ha hättisch wie ih, wie wüst du gethan hätteſt."

So hatte Anne Bäbi erzählt mit mancher Unterbrechung, und Meyeli schickte sich immer besser in die Mundur, und je größer seine Aengsten wurden, zu desto größerem Troste ward sie ihm, denn je größer die Noth wird, desto gläubiger fassen wir nach allem, und gebrauchen es als Anker in der Noth.

Endlich kam die Hebamme, als man schon an ihrem Kommen verzweifelte. Als sie Meyeli in der Mundur sah, sagte sie: „so ist's recht, häb ume nicht Kummer, es muß gut gehen. Es freut mich alle Mal, wenn ich in ein Haus komme, wo noch Glaube ist und Religion, aber die sind nicht dick mehr. Die Jungen wollen nichts mehr glauben, und lachen über alles, un drum git's so leid Lüt, so nütg'rechzig, aber es g'scheht ne i Bode yche recht. Ume herzhaft, Fraueli, d'Sach chunt gut."

Und richtig kam sie gut, in kurzer Zeit krähte ein munterer Bube in die Welt hinein, und brüllete die Mutter kannibalisch an, wie ein junger Krieger einen alten, den er mit Geschrei überwältigen will, weil er mit der Kraft es nicht

vermag. Es war aber, als ob sein Geschrei voll Zauberton sei, nach welchen zu tanzen sämmtliche Hausgenossen Lust hatten, also sein Hals jenem Horne gleich, dessen Töne in unwiderstehlichen Tanz Alte und Junge rissen; selbst in den Stall schienen sie zu dringen, denn die Mähre wieherte und scharrte wie wild, bis Sami endlich merkte, daß Krippe und Bahre leer seien. Und doch konnte Anne Bäbi sich nicht überwinden, als es zu Mädi, welches feuerte und für Warmes sorgte, in die Küche kam, zu sagen: „Kumlig ist's doch, we me noh e Religion hei, mi hets wieder chöune g'seh." „Deppis dumms e so, sagte Mädi, es wär sust o gange." „So, du meinst's? sagte Anne Bäbi. Aber es ist notti trurig, we me scho meint, mi heig öppe es fromm's Hus, u thüy recht, u anger Lüt chönnte es Bylpiel näh, daß alles nüt b'schießt, nit yche geit, u me muß Lüt um sih ume hah, wo me geng förchte muß, d'r lieb Gott thüy es Zeiche an ne, u zeig ne selber, was Glaube u Uglaube isch, u mi chönnt selber o es Näggis d'rvo übercho." He, sagte Mädi, es mangle des Stichelns nicht, und seinetwegen solle es nichts zu fürchten haben, es bruch's ume grad use z'säge, su gang es. Aber de öppe, daß d'r lieb Gott es de minger breiche chönn, söll es nicht glauben. D'r lieb Gott syg nit so dumm, und öppe wege ere alte Mundur fürcht es ihn nicht, aber wenn es öppe geng d's Jangge z'vorderist hätt, wie anger Lüt, u ne Zwänggring, daß nüt e so syg, de wohl, de fing es sih a z'förchte, u glaubti, es wär niene sicher.

Doch das war nur eine vorübergehende Wolke, die man, ihres Kommens und Gehens gewohnt, nicht achtete; der Freude Stern glänzte hell über dem Hause und man wußte nicht, über welchem einzelnen Haupte am hellsten, selbst über Mädi stand er, obgleich es seine Freude nicht viel anders zu erkennen gab, als eine Katze, welcher man im Balge kratzt. Das Kind war der Gegenstand der größten Bewunderung; Jakobli trug es von einem zum anderen, und jedes fand neue Wunder

an ihm, ein solch b'sunderbar Kind hatte noch Keines gesehen. Ja, Jakobli hätte es zu seinen Hühnern und Tauben hinausgetragen, zu der Mähre im Stall, wenn ihm die Hebamme nicht verdeutet hätte, ein neugebornes Kind trage man nicht spazieren.

Anne Bäbi aber mochte nicht warten, bis ihm die Hebamme erlaubte, einen Brei zu kochen, dann ging es mit großer Feierlichkeit über seinen Schrank, nahm ein schönes Testament daraus, welches es von seiner Gotte erhalten hatte, blätterte darin, sagte, wenn's nur wüßte, wo es am besten wäre, aber es werde wohl gragglych sein wo, und riß ein Blatt heraus. „Aber Mutter, was machst," sagte Jakobli, der eben wiegelte, als ob er das Kind gen Himmel sprengen wollte, denn er meinte, mit dem Wiegeln sei es gleich wie mit dem Reitiseilen, je strenger man es treibe, dest lüstiger gehe es.

„Kum, lue," sagte Anne Bäbi, und da das Kind verstummet war, so folgte Jakobli dem Ruf.

Draußen hatte Anne Bäbi das Breipfänni auf den Kohlen, verrupfte nun das Blatt aus dem neuen Testamente in lauter kleine Stücke, streute diese in den Brei, und suchte sie so gut als möglich darin zu verrühren. „Aber Mutter, was machst?" fragte Jakobli. „Was machst, antwortete Anne Bäbi, öppis mache nih, öppis, es wüsse's nit all Lüt, aber my Mutter selig hets a mir g'macht, un ih hab's a dir g'macht, un bedi Mal het's nit g'fehlt, un isch gut use cho. Wenn man einem Kinde nenis vom Neuen Testament in den ersten Brei rührt un ihm's stopf g'esse git, su wird's fromm un überchunt ke Untuget, und was ist wohl meh i d'r Welt als Frömmigkeit, und wenn me öppe sterbe sött, was chäm eim de chumliger, emel öppe nit d'Hoffert. Ih hah myner Mutter sider mängist d'rfür danket, daß si d'Mühy nit g'schoche het amer, b'sungerbar wenn ih öppe g'seh hah, wie's schlecht Lüt gäh cha. Un wenn ih öppe sterbe sött, u du noh meh King überche, z'viel bigehre ih nit, ih muß es säge, v'rgiß das nit,

rühr es Blatt usem Neue Testament i erste Brei, es ist gragglych wo d's nimmst, ob hingefert oder vorfert."

Es wird auf Erden nicht viele Eltern geben, welche ihre Kinder nicht gerne fromm hätten, auch wenn sie selbst nicht fromm sind; nun sind aber gar viele, die eigentlich nie wissen, was Frömmigkeit ist, und trotz ihrem Wunsche, die Kinder fromm zu haben, gerade alles mögliche mit ihnen vornehmen, um sie unfromm zu machen, sie mit ihrem ganzen Leben zur Sünde anführen. Vielleicht fühlen das Viele dunkel, und wie sie sich selbst Hoffnung machen, im Abendmahl das Recht zur Seligkeit gleichsam essen und trinken zu können, und dann ohne weitern Schenur leben zu dürfen, so möchten sie es sich ebenfalls kommod machen in Beziehung auf die Kinder, und diesen die Frömmigkeit gleichsam einimpfen, wie man die Blattern einimpft, möchten sie ihnen eingeben, wie man ihnen Kindlipulver eingiebt, oder Meerzwiebelnhonig oder etwas anderes. Es ist seltsam, daß noch in unsern Tagen die menschliche Natur den Meisten noch so ein unenthüllt Räthsel ist, und merkwürdig, wie die Dümmsten und die Klügsten in der gleichen Sünde befangen sind, nur daß die einen mit dem Aberglauben sich an ihr versündigen, die andern mit dem Unglauben, die einen sie heilen wollen gleichsam mit sympathetischen Mitteln, die andern aber meinen, sie mangle gar nicht Heilens, sondern sei gerade recht, so wie sie sei, und je mehr sie zugreife mit allen Fingern nach allem was sie gelüste, um so rechter sei sie.

Kurz und kommod wär's allerdings, wenn man's den Kindern mit dem Brei eingeben könnte, was sie nöthig hätten, um recht zu leben und selig zu sterben, aber doch ein Tüfels Streich für die Pädagogen; die sind ja eben am Erfinnen des Pulvers, welches den Menschen erst zum Menschen macht, und was sie erfinnet, probiren sie flugs darauf los am Menschen, ob's das rechte sei. Bisher war zwar noch nichts das rechte, aber wenn's ein Blatt vom Neuen Testament wäre,

im Kindsbrei eingenommen, dann wäre es austubaket mit dem Erſinnen, und was wären ſie, die armen Tröpfe, dann anders, als das fünfte Rad am Wagen?

Man glaubt gar nicht, was ſo ein klein Ding und Blütterlüpf in einem Hauſe, wo lange kein klein Kind geweſen iſt, für Rumor und Randal macht. Alles hat nur mit ihm zu thun, alle Ohren ſind beſtändig geſpannt, und ertönt nur der kleinſte Bägg, ja nur ein ganz gewöhnlich Gruchſen, ſo ſpringt Alles auf, faſt wie eine Räuberbande auf den Pfiff des Räuberhauptmanns, ſtäubt auseinander wie ein Haufe Gen.ſen auf den Pfiff der Wachtgeiß. Wo aber in einem Hauſe z. B. vier Haushaltungen wohnen und es giebt in jeder Haushaltung alle Jahre zwei Kinder, im Jänner eins und im Chriſtmonat das andere, da wird man ſchon kaltblütiger, und wenn ein halbes Dutzend brüllen, ſo ſieht man ſich nicht um, und wenn alles brüllt, ſo ſchläft man eben am ruhigſten, gerade wie der Müller zwiſchen Mühlrad und Rönnle, der erſt dann erwacht, wenn eins oder beide ſtocken.

So ging es bei Jowägers und Alle hatten ſo viel zu thun mit der Sache, daß es ihnen wohl kam, daß es zwiſchen Heuet und Ernte und in keinem Werch war, ſie hätten nicht Zeit gehabt dazu. Es ſoll manchmal drauf und dran geweſen ſein, daß Sami oder Hansli ans Windlewaſchen hinmußten. Was es da zu rathen und zu werweiſen, zu machen und zu laufen, zu kummern und zu denken gab, es wäre nicht zu erzählen. Auch ſoll die Hebamme zu anderweitigen Vertrauten ſich geäußert haben, ſo hätte ſie es noch nicht bald geſehen, und wenn ein Kronprinz geboren worden wäre, ſie könnten nicht ärger thun, man wiſſe nicht wer narrochtiger. Aber wenn eins nach dem andern käme, ſo werd's doch de wohl mit Mingerm abgah, ſuſt bigehrti ſi de fry nit meh d'rby Fly, we's ſuſt öppe noh brav Lüt gnue wäre. Es wird daher auch niemand etwas darwider haben, wenn wir gleich zum Taufſtag ſpringen, wie es auch ſo manche Gotte machen möchte,

die, einmal gebeten, nicht warten mag, bis sie das Kränzchen aufsetzen, das hoffährtige Büschelimüli machen, hinter den Tisch sitzen und die Füße ob Wein, Voressen, Bratis und Dateren erwarmen lassen kann.

Am auserwählten Sonntag früh fuhr ein stattliches Wägelein vor Jowägers Haus, ein munteres Mädchen sprang rasch ab und schüttelte gar herzinnig Meyeli die Hand, das unter der Küchenthüre stand und nicht vors Dachtrauf hinaus durfte, weil es den Kirchgang noch nicht gethan hatte. Es war Röseli, die Wirthstochter, welche zur Gotte auserwählt worden war. Meyeli hatte schon lange ein sehnlich Verlangen nach ihr getragen, aber seit seinem Hochzeittage sie nicht gesehen.

Es dachte daran, sie zur Gotte zu nehmen, aber Anne Bäbi hatte sich geäußert, es wäre ihm gleich Gotte zu sein, wenn man es dafür hielte; natürlich schwieg Meyeli und zerdrückte seinen Wunsch. Da sagte eines Morgens Anne Bäbi, wenn sie etwa daran gesinnet hätten, ihns für Gotte zu nehmen, so sollten sie für jemand anders sehen, es wolle damit nichts zu thun haben. „He Mutter, warum nit, sagte Jakobli, wir haben auf dich gezählt und wen sollten wir nehmen? es ist jetzt schon wohl spät, und Verwandte haben wir ja nicht, die uns dazu anständig wären."

„Da kannst du luegen, hatte Anne Bäbi gesagt, nimm, wen d'witt, aber ich will nicht; ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, der hat es mir erleidet, nicht um viel Geld wollte ich alle Nächte einen solchen ausstehen. Zuerst war es mir, als thäte ich Flöh fangen, und je mehr ich fing, desto mehr sprangen an mir herum, es war alles schwarz, und da war ich g'sundiget wie zum Nachtmahl, hatte ein Kind auf dem Arm und wollte es zur Taufe tragen, hatte aber ein Kränzlein auf dem Kopf. Ich rief allen Leuten, sie sollten es mir doch abnehmen, aber niemand achtete sich mein, und nirgends konnte ich das Kind abstellen, um mit eigenen Händen

das Kränzchen abnehmen zu können, und himmelangst ward es mir, was doch die Leute so zu einem alten Narr von Frau sagen würden, welche ihr Großkind mit einem Kränzchen auf dem Kopfe zur Kirche trage. So kam ich vor die Kirche und am Taufstein stand schon der Pfarrer und wartete und geschwind wollte ich hinein; aber plötzlich war ich wie verhexet. So wie ich vor die Kirchthüre kam, war es mir, als drehe mich jemand um und hinterfich sollte ich zur Kirche hinein. Lange wehrte ich mich, aber immer war wieder der Stärkere voran und endlich mußte ich doch so hinein und alle Leute sahen so wunderlich auf mich, und da wollte ich geschwind machen um zum Taufstein zu kommen, und sah den Tritt nicht hinter mir, stolperte und fiel mit sammt dem Kinde schrecklich um. Da erwachte ich, war bachnaß, ganz sturm und wußte lange nicht, war's oder war's nicht. Nun es war gottlob nicht, sondern bloß geträumt; aber Gotte sein will ich nicht, nehmt meinethalben wen ihr wollt, es weiß kein Mensch, was mir begegnen könnte."

Als man in Verlegenheit war und lange werweisete, wen nehmen, äußerte endlich Meyeli seinen Wunsch, und Allen war's, als ginge ihnen ein Licht auf und als könnte niemand Gotte sein als Röseli, sogar Anne Bäbi sagte, es sei ihm recht, es möchte das Tüfels Meitschi auch einmal sehen, wo die Leute so zum Pfarrer sage, gäb sie wollten oder nicht. Jetzt wolle es ihm die Sache öppe nit vorwerfen und deretwege mit ihm händle, d's Gunträri, es sei ihm recht, daß es so gegangen. Aber wenn es nicht gut gekommen wäre, so hätte es dem doch noch einmal wüst sagen wollen, und das vaterländisch, und wo es sich getroffen hätte, im Wirthshaus oder in der Kirche, auf dem Märit oder auf dem Weg.

Jakobli mußte selbst hin; es war ein schwerer Gang für ihn. Schon von weitem hatte ihn Röseli kommen sehen, stand ihm unter der Thüre z'weg und rief ihm entgegen: „du kommst daher, als ob du z'Lycht oder z'G'vatter bitten wolleſt. Nu

geschwind, komm und sag, welches von beiden, öppe so Gott will das Letzte! Und es geht gut bei euch, wie ich gehört habe, wenn ihr schon keinen Gux mir habt apart zukommen lassen; aber so lang es Kachelträger, Hudilumper und Schwummfraueli giebt, weiß man öppe geng manche Stund herum, wenn man will, was geit. Sogar deine Alte hat sich zufrieden gegeben und das Sühnisweyb nit g'fresse, wie ich anfangs gefürchtet. Es ist ihr aber wohl gekommen, ich habe gut aufpassen lassen, und auf my armi Thüri, wenn die Alti d'r Ustath g'macht hätt und du d'r Fösel und d'r Alt d'r Duggemüsler, ih wär selber cho, un hätt ech g'seit was Ornig wär un wie's gah müßt, daß ihr's dann gewußt hättet, oder hätt ech d's Meyeli wieder furt g'no, kuyinire hätt ihs de notti nit g'lah. Also zur Gotte willst du mich? Du hast noch mehr Verstand, als man dir ansieht; aber nicht wahr, du hast ihn nicht gehabt, sondern deine Frau? Mein' öppe nit, ih chöm nit, o Jere, das thät ich dir nicht zu Gefallen und auch deiner Alten nicht, die sieht mich doch Jungern; oder ist sie öppe g'wunderig g'luege, wer ihrem Bub zu einer Frau geholfen hat? Ich weiß nur nicht, ob ich unser Roß haben kann; aber kann man nicht reiten, so läuft man. Und dann wär's d'r Tüfel, wenn im ganze Dorf keiner ein Roß hätte für mich, wo ich mir doch fast die Füß ablaufe muß, d'Stäge uf und ab ihretwege, wohl, denen wollte ich."

So wäre es eine Freude, zu Gevatter zu bitten, kein Davonlaufen, Verstecken, Verweisen vom Vater zur Mutter, will man kommen oder jemand anders schicken, kein Vorbehalt von Wind und Wetter, Steg und Weg, und ganz preußisch kam Jakobli heim und herzinnig freute Meyeli auf Röseli sich, freute sich ihn's zu sehen, ihm sein Kind zu zeigen, zu zeigen Haus und Hof, Garten und Spycher, zu rühmen, wie gut man gegen ihn's sei, wie gut es es gemacht, und wie es wünsche, daß es Röseli bald noch viel besser gehen möchte.

„Aber Herr Jemer, wie siehst du aus, sagte Röseli zu seiner Freundin und hielt sie bei der Hand, nicht wieder erkannt hätte ich dich, so leid siehst du aus. Ist's so bös gange, oder geben sie dir nicht genug zu essen? Seid mir gottwilche, Mutter, und zürnit nüt, ih bi es uverschants, aber meine's doch notti nit bös; ih packe us, das hingerm Thürli gyge mah nih nit. Aber gället, ich habe euch zu einem freinen Söhniswyb verholfen, zu so einem wäret ihr euer Lebtag nicht gekommen. Ein wenig rauch habe ich es mit dem Geld gemacht; aber die da haben mich geheißen, und ich habe gemerkt, daß ihr es habt und gedacht, wenn man die Rustig einmal habe, so stehe sie dem Hause wohl an. Aber taub werdet ihr anfangs über mich gewesen sein, nicht wahr?" He, sagte Anne Bäbi, es wär sich auch nicht zu verwundern gewesen, wenn sie schon ein wenig taub geworden, d'Sach sei doch wirklich strengs gewesen; aber weil es gut gekommen, so seien sie längst z'friede.

Das resolute kuraschirte Wesen von Röseli gefiel Anne Bäbi b'sungerbar, und es sagte es ihm selbst. „Wenn ich noch einen Buben hätte, so müßte es nicht zu machen sein, oder er müßte dich haben," sagte es. „Daraus gäbte es nichts, ich will es euch fry g'rad use säge, Mutter, sagte Röseli. Ich und ihr nähmten einander beim Gring, ehe vierzehn Tage um wären. Ich lasse mir nicht gerne befehlen und was ich im Kopf habe, ist mir nicht in den Beinen, und was ich öppe mag vermerke, hat in einem Hause zum Regieren niemand Platz neben euch, und wenn der Bube noch Jakobli gliche, so gäbte es aus der Sache erst nichts. Wenn ich heirathe, so will ich einen kuraschirten Mann und eine freine Schwieger, eine kuraschirte Schwieger und ein freiner Mann, das ist das Böste wo me ermanne cha, es steinig's Höfli un es g'löcherets Hus wäre mir zehn Mal lieber." „Warum?" fragte Anne Bäbi. „He, sagte Röseli, das ist ganz natürlich. Ein freiner Mann wäre ans G'meistertwerden

durch die Mutter gewöhnt, und würde meinen, ich ſollte durch's gleiche Loch, und wenn ich auch redete, ſo würde er meinen, der Fehler ſei an mir, und würde mir zuſprechen, und wenn es nichts hülfe, ſo würde er es mit der Mutter halten, und da wäre ich verlaſſen und verrathen, und müßte eine Hex ſein, ein Reibeiſen, kurz, kein Menſch weiß was alles. Und bin ich doch das freinſt Meitli von der Welt, wenn mir niemand befiehlt und alle machen was ich will." Da lachte Anne Bäbi und ſagte: „So hätte es noch manche, aber da mußt du nicht einen kuraſchirten Mann nehmen, ſondern eben einen freinen, gerade ſo wie Jakobli iſt, ihr wäret geweſen, wie für einander gemacht."

„Ja, Mutter, ſagte Röſeli, verſtehe mich nicht unrecht, ich meine kuraſchirt gegen andere Leute, nicht gegen mich. Aber gewiß hat dich ſchon manchmal nichts ſo böſe gemacht, als wenn du deinen Hansli jemand anreiſen wollteſt, er jemand den Marſch recht machen ſollte, und er das Maul nicht aufthun, kein Bein machen wollte, gäb wie du g's g's machteſt. So einen will ich nicht. Meiner muß ausg'ſchiren können, dem Tüfel ebe, daß all Lüt ne förchte, ume ih nit."

„Du biſt e Täſche, ſagte Anne Bäbi, aber bym Schieß heſt recht. Myne het mih mängiſch ſo taube g'macht, will er niemere nüt het welle ſäge, daß es mih düecht het, ih möcht ihm d'r Gring obe abſchryße."

Während Röſeli den ganzen Tag ſo händelte mit Allen und ihnen ſo kurzi Zyti machte, daß es ſie düechte, der Abend ſei da, ehe der Morgen vergangen, und Mädi ſagte, die bigehre es dann notti d's Jahrs nit mängiſch is Hus, we das Mönſch d's Mul uf thüy, ſo los me niemere angerem meh, hatte Röſeli doch ſeine Augen allenthalben und ſah Dinge, welche niemand beachtet hatte.

Meyelis Schwäche fiel ihm auf, ſein mattes Auge, ſein langſamer Gang, und mehr als einmal fragte es, ob ihm nichts fehle. Aparti nichts, ſagte dann Meyeli, nur ſei es

noch ſchwach; aber das ſei nichts anders. Es dünke ihn's, ſagte Röſeli, nach faſt drei Wochen und der Speis die es habe, ſollte es beſſer z'weg ſein. Es ſei ein wenig hart gegangen, ſagte die Hebamme, und wenn die Kindbetti vorbei ſei, ſo müſſe es ſo ſatt abführen, es werde dann ſchon beſſern. Es werden da Unreinigkeiten ſein, die weg müßten, u wes de g'ſüferet ſyg, ſo werd es ſcho wieder nuefere. Das Kind war ein munterer Bube, aber handlich. That der das Maul auf, ſo meinte man, er wolle eſſen oder ſaugen; alle Augenblicke brachte man ihn Meyeli und ſagte: „Seh, nimm ne u gieb ihm, dä tufigs Bub iſt geng hungrig.“ Wenn er dann nicht ſaugen wollte, ſo ſagte man, er werde Brei wollen, es müſſe g'ſchwing g'wärmt ſein. War er g'wärmt, ſo nahm man den Buben übers Knie und ſtrich ihm Brei ein, deſto ſtrenger, je mehr er brüllte. Natürlich kam ihm der Brei in den lätzen Hals, daß er huſten mußte, oft költſchblau wurde; dann hob man ihn wohl auf, ſprang mit ihm in der Stube herum und ſackete ihm runter, was im Halſe ſtecken geblieben war.

Röſeli ſagte unumwunden, ſie gäbten dem Bub nur zu viel zu eſſen, es ließe ihn albeeiniſt brüllen, es wurd ihm ſcho ſelber verleide wenn er genug hätte. Dä Weg gewöhne man ihn ja, daß man Tag und Nacht keine Ruhe hätte, weil er meine, es müſſe immer etwas gehen. Wenn es einmal Kinder haben ſollte, wohl, die wollte es anders rangiren, die müßten von Anfang an wiſſen, wer Meiſter ſei, und ob ſie alles zwängen könnten.

„He nu, ſagte Anne Bäbi, ſo iſt es allweg gut, daß das nit dys iſt, mit deinem kannſt es meinethalb machen wie du willſt. Aber genug zu eſſen muß es haben, verſünge will ich mich nicht. Man weiß mit ſolchen kleinen Kindern nie, was es giebt, man ſollte zwar nicht davon reden, und wenn's ein Unglück geben ſollte, Gott b'hüetis d'wor, ſo möchte ich nicht, daß das arm King em liebe Gott ging gah chlage, es hätt

nit g'nue z'esse g'ha. We mes het, su git me ne's, emel wer öppe es Herz zu ne het."

„Meinethalben, so gebt ihm, sagte Röseli, aber es ist mir nur, daß Meyeli auch mehr Ruh hätte, und der Bub es nicht so ausnutzete, er saugt es ja durch und durch."

„Das wird öppe scho bessere, sagte die Hebamme, der wird doch öppe, so Gott will, einmal genug bekommen, und mit der Handligi wylet es sich, die einen sind anfangs bös und später gut, und andere zuerst die freinste King, und später uwatlig, daß nüt e so isch. Und wenn die jungi Frau einmal recht ausputzt ist, daß sie wieder essen mag, so schadet ihr das Säugen nichts, d's Gunträri, es ist ume gut. Und wenn's e Uly z'mache ist, so müsse m'r Alle säuge, und wenn eini nit will, su isch das ume Meisterlesigi. Mi cha wohl Milch ygüdere, aber es ist doch nit die rechte, und die armen Kinder dauern mich, si werden nie nüt gerechts, öppe wie die angere, wo o g'soge hei, wie's öppe üblig u brüchlig isch."

Röseli fand sich doch nicht beschlagen genug, um mit einer Hebamme den Kampf aufzunehmen. „Sei das jetzt wie es wolle, so hab mir Sorg zu Meyeli, es g'fallt m'r nüt, ih säges noh einist," antwortete es.

Daß Kinder nicht bloß aus Hunger schreien, sondern noch wegen ganz andern Sachen, und daß man mit Speise und Trank eben das Schreien bald erzeugt, bald vermehrt, das lag außer dem Kreise von Röselis Erfahrungen.

Aber merkwürdig ist, daß diese Erfahrung so viele Mütter, ja Großmütter, die sieben eigene Kinder und siebenundsiebenzig Großkinder haben, nie und nimmer machen. Sie füttern darauf los, wärmen Brei und säugen, eins ums andere, Tag und Nacht, daß sie einen Drescher wirbelsinnig machen könnten, geschweige denn ein klein Kind zum Brüllen bringen. Und wenn sie während dem Essen, ob Essen brüllen, husten, fast ersticken, so heißt es noch, das sei ume gut, das spenn ne d'Brust us, u mach g'sung Lüt uf d'r Lungi.

Meyeli vergaß nicht, was die Gotte gesagt hatte, aber in den Ohren einer alten Großmutter und einer alten Hebamme verhallen Reden lediger Mädchen spurlos; Meyeli fühlte wohl, daß es nicht gut komme, aber etwas daran ändern konnte es nicht.

Essen und Trinken hatte es vollauf, mit der Arbeit schonte man ihm, und doch wollte es nicht zunehmen, auch als die Hebamme es ausgeputzt hatte. Aber es hatte keine Ruhe, und über sein Kind war es durchaus nicht Meister, als in der Nacht, wo es mit Säugen und Wiegeln seine Zeit verbringen konnte. Anne Bäbi regierte, duldete keine Widerrede, und wenn nicht Alles dem Buben unterthänig war, so g'schirrete es mit Allen aus nicht für ungut. Wenn er sich rührte in der Wiege, und Meyeli schoß nicht auf ihn zu, wie ein Habicht auf eine Taube, so schoß Anne Bäbi herbei und sagte, es werde sich denk des armen Bübelis annehmen müssen, wenn niemand seiner sich achte. Den Brei gab es ihm selbst, und wenn Meyeli etwa sagte, es düech ihn's, er sollte genug haben, so antwortete Anne Bäbi, es besinne sich doch denk kaum, wie viel ein Kind möge; seit es seinen bekommen, werde es nicht viel Brei mehr gesehen, und z'selbst sich nicht geachtet haben, wie viel es möge. Und wer wüß, ob es so ne schwachi Natur hätt, wenn es zu syr Zyt o gnue Brei übercho hätt. Die Leute könne man in der Jugend so verderben, wenn man ihnen nicht recht zu essen gebe, man glaube es nicht, ja, daß sie ihr Lebtag nie mehr recht z'weg kämen.

Mit Anne Bäbi stritt sich Mädi um den Buben, und wenn Anne Bäbi den Rücken kehrte, so schoß Mädi z'weg, wollte ihm was Gutes thun, was ihm eben einfiel, und behauptete steif und fest bei allen Leuten, das arm Kind wär längst verreblet, wenn es nicht wäre. Es wüß zwar wohl, es gehe ihm wieder wie äys Mal, u ke Mönsch säg ihm dankeigist, aber es möchte dies das Kind nicht entgelten lassen, das arm Tröpfli vermöge sich dessen nichts. Wenn es dann

längs Stück Anne Bäbis wegen bei dem Kind nicht z'weg kommen konnte, so schlich es sich hinter Meyeli und raunte ihm zu, wenn das Kind sein wäre, so thäte es das sy Seel nicht, die Alte verblitzge ihm sein Kind in Grund und Boden hinein, mache, wie wenn es das ihre wäre, un ke angere Mönsch öppis d'rzu z'säge hätt.

Es wäre wirklich an manchem Orte sehr zweckmäßig, wenn gleich auf einmal sechs oder sieben Kinder zusammen auf die Welt kämen, so daß ungefähr ein jeder Hausgenosse eins davon abkriegte, jedem die Pflicht zuwüchse, des Kindes zu warten, und keinem mehr das Kind ein Spielzeug wäre. Aber da käme wohl satt nach und nach ein Kind nach dem andern der Mutter wieder zu, weil einem nach dem andern einfiele, es sei doch eigentlich die Mutter dazu da, ihre Kinder zu pflegen und zu warten, darum vermuthlich wird der liebe Gott es auch nicht so eingerichtet haben.

Hatte Jakobli den Buben bei Tauben und Hühnern, so nahm ihn Sami, setzte ihn auf die Mähre, und tränkte diese, dem Buben z'lieb, mitten im halben Tag. Aber beim Brunnen nahm ihn Hansli ab dem Roß, und trug ihn zu den Schafen, den Schweinen, bis der Bub mit dem Knie ihn müpfte, und weiter wollte. Dann ging er wohl mit ihm unter die Bäume, und wenn er einen Apfel fand, der nur klein wenig roth am Backen war, oder eine Birne, die etwas weniger hart war als Solothurnersteine, so mußte der Bub sie haben, und da derselbe natürlich nicht darein beißen konnte, so nahm er das Messer, machte kleine Schnefeli und sagte: „du mußt doch wisse, wie d'Oepfel e Kust hei; und wenn er dann des Nachts wieder schrie wie am Messer, so balgete Anne Bäbi grusam, was sie doch auch mit dem Buben machten, daß er so brülle, es glaub afe, sie machten es expreß, so hätte doch Jakobli nie gethan, es hätte es ihm auch nicht geduldet.

Daß Meyeli darunter litt, ist begreiflich. Es war durch-

aus nicht ſchalus, daß der Bub ſo gerne bei andern als bei ihm war, daß alle über ihn regierten und es am wenigſten, aber es fürchtete, es komme nicht gut ſo, und zudem war es nie recht wohl, es war ihm ſo ſchwer in den Gliedern, Kraft wollte ihm nicht wieder kommen, ſo wenig als die rothen Backen.

Es fiel ſelbſt der Hebamme auf, als ſie einmal kam, und ſie ſagte, da ſei etwas, das nicht gut ſei, und es wäre gut, wenn Meyeli etwas brauchte. Ob Meliſſenthee wohl gut wäre, fragte Anne Bäbi. Der ſei nicht bös, ſagte die Hebamme, und wenn man Bocksbart dazu thäte, öppe halb und halb, ſo wäre es noch beſſer. Dann könnte man etwas Zitronenrinde dazu machen, ſie gäbte der Sache eine gute Kuſt, und ſei gruſam gut gege Durſt.

Meyeli brauchte den Thee, aber es beſſerte nicht, die Sache war lange im Alten, dann ſchien ſie auf ein Mal ſchlimmer zu werden, Meyeli mochte nicht eſſen, und was es hinunter zwängte, wollte nicht bei ihm bleiben. Da ſchüttelte Anne Bäbi den Kopf und ſagte, es ſei lätz gange, auch die Hebamme war ſeiner Meinung, und befahl, daß man den Buben entwöhnen ſolle, es ſei zwar wohl-früh, aber Meyeli wegen könne man nicht länger warten.

Ein Kind entwöhnen, wo man gewohnt iſt, dem Kind allen ſeinen Willen zu thun, iſt ein Mordsſpectakel. Abraham hat ſicher nicht größere Angſt gehabt, als er ſeinen Sohn auf dem Steine hatte, als man an manchem Ort davor hat, ein Kind von der Mutterbruſt zu nehmen. Gar mancher Mutter, die in Abzehrung oder im Fieber, beides macht da keinen Unterſchied, bereits halb todt auf ihrem Bette liegt, wird das Kind an die Bruſt gelegt, nur damit es nicht brülle, und weil man ſich ſonſt nicht zu helfen weiß, oder weil man meint, man bringe es ſonſt nicht für. Es geſchehen da Grauſamkeiten, nicht abſichtlich, aber aus Mangel an Verſtand, die ans Mährchenhafte ſtreifen.

Anne-Bäbi war das grusam zuwider. Es King, we's öppis g'recht's werde well, sött emel geng zwen Jahr saugen, es hätte dem Jakobli noch länger gegeben, und es wüße, daß Weiber sieben Jahre und mehr gesäugt hätten, und jetzt solle das arm Tröpfli nicht einmal ein ganzes Jahr seine Sache recht haben, das daure ihn's, und dann gebe man ihm zuletzt die angeri Sach nit emal recht. Es sei viel z'lätz gange.

Indessen fügte es sich, da die Hebamme sagte, es gäbt's nit angers. „Das arm Bubli, sagte Anne Bäbi, will ich zu mir nehmen, ich weiß dann, daß es seine Sache bekömmt, und daß man es nicht verrebeln läßt. Es nimmt mich wunder, ob es z'Nacht mir auch so brüllet, es hat mich manchmal düecht, ih sött ne übere gah alli Schang säge, daß si das arm Tröpfli so laye brülle."

So geschah es, und Anne Bäbi nahm sich des Kindes treulichst an, und hätte ihm für sein Leben gern die Mutter ersetzt, aber wo nichts ist, ist halt nichts, und da verliert selbst ein Kaiser sein Recht, geschweige dann ein Kind. Aber brüllen that der Bub gleich. Nu, das sei nicht anders, sagte Anne Bäbi zuerst, es nähmte es nur wunder, daß er nicht noch viel ärger brülle, v'rspreng doch e jedes Kalb fast d'r Stall, wenn man es abbreche, und es wüß King, die Tag und Nacht grad use brüllet heige, als man sie hätte entwöhnen wollen. Als aber auch später der Bub sich nicht besserte, so sagte Anne Bäbi, es könnte das nicht begreifen, Jakobli hätte nie so gethan, überhaupt, in ihrer ganzen Familie hätte nie jemand se gebrüllet, das müß vo Meyeli her cho, nu i d'r Art iv, arm Lüt heige mängisch öppis so an ne. Aber wenn es vo Afang a ne g'ha hätt, su hätt's viellicht könne d'rvor iv.

Meyeli begann es wunderbar gut zu gehen. Es mochte nach und nach mehr essen, und es dünkte ihn's immer besser, aber vor allem faßte es eine merkwürdige Schlafsucht. Wenn der Abend kam, fielen ihm die Augen zu, es wußte manchmal

kaum, wie es zu Bette kam, die ganze Nacht ſchlief es wie ein Murmelthier, man hätte Zaunſtecken auf ihm ſpitzen können, es wäre nicht davon erwacht, und am Morgen konnte die Sonne ſcheinen ſo lang ſie wollte, ſie hätte es kaum geweckt, wenn niemand anders ihr geholfen. Das ſchlug aber auch recht gut an, es bekam wieder Farbe, die Augen Glanz, die Schritte wurden raſcher, die Worte lebendiger, die Stimmung fröhlicher, manchmal hörte man ſeine Stimme wieder ſingen durchs Haus und des Scherzes Quelle brach wieder auf. Und obgleich Anne Bäbi von Herzen mitlachte, ſo ſagte es doch, es ſei eigentlich wüſt von Meyeli, daß es ſo lachen u Gugelfug treiben möge; wenn man ihm ein Kind ſo weggenommen hätte, es glaube, es hätte ſich z'tod pläret. So jung Lüt ſeien eineweg grüslich, ſie ſinneten nur an ſich, und wenn eine verrebelte, ſo möchten ſie lachen, und ſchliefen eben am beſten, während einer ſich todt brüllete. „He ja de, ſagte wohl hie und da Mädi, ſo hei ſie's de wie mängi Alti, wo bym Dolder ärger iſch as albeg d'r Kindlifreſſer, u we ſi hüt öpper tödte chönnt, u wär's d'r einzig Bub, mit Wunderligkeit und Böſi, ſu warteti ſi nit bis morndriſt."

Siebentes Kapitel.

Wie Jakobli aufthaut und die A'ſchüttilöcher größer gemacht werden.

Item, Meyeli prosperirte, kriegte leichte Beine, und Jakobli ward ordentlich ſtolz, daß er bald ein zweites Kind bekommen ſollte. Er fing an, hie und da ein Wort zur Sache zu reden, daß die Andern ganz erſchrocken ſich umſahen, und nicht wußten, von wem es kam. Und wenn ſie dann ſahen,

daß es von Jakobli kam, weil ſonſt niemand hinter ihm oder neben ihm war, ſo dachten ſie: „das hat ihm die Frau ygäh, ihm wäre das nit z'Sinn cho.“ Weil es von der Frau kam, wie ſie glaubten, ſo fanden Hansli und Sami es b'ſunderbar geſchent und ſtimmten ohne Beſinnen bei, denn zu der Frau hatten ſie das Zutrauen. Und wenn man zu Einem das Zutrauen hat, ſo mag der gixen oder rauen, ſo meint man, wenn er ſagt, das ſei klarinetet, es ſei klarinetet, und zwar ſchön. Nun war, was Jakobli ſagte, nicht dumm, hatte Hand und Fuß, wäre weder Hansli noch Sami in Sinn gekommen, aber wenn ſie gewußt hätten, daß Meyeli nicht Urheberin ſei der vorgebrachten Meinung, daß ſie Jakoblis eigenen Gedanken entſprungen wäre, ſie hätten keinen Glauben gehabt, ſie hätten, weil beide Jakobli liebten, gelächelt und ihn gefraget, „het d's Bubi g'ſoge, u heſt de Tube gäh?“ Hätten ſie ihn gehaßt, auf der Mugge gehabt, ſo hätten ſie ihm ans Haupt gelacht, und geſagt: „ſchweig doch, du armer Tropf, von dem verſtehſt du nichts, gehe nach Jericho, bis dir der Bart gewachſen iſt, warte, bis du ſo alt biſt wie wir, dann komm, und laß hören, was du meinſt, dann wollen wir ſagen, ob du noch ein Löhl ſeieſt, oder was anderes.“

Es iſt ein ſehr merkwürdig Ding um das Selbſtvertrauen und den Glauben zu Andern. Es giebt Leute, die das ungeheuerſte Selbſtvertrauen haben, und daneben den kindiſchſten (dieſer Superlativ iſt etwas ſchwer zu ſchreiben) Glauben zu irgend einer Autorität, irgend einem Götzen, irgend einem Ding, und zu dieſen Leuten gehören Dumme und ſolche, welche das Gras wachſen ſehen, Köchinnen und Juriſten, Kammermädchen und Pädagogen, Schneiderinnen und Philoſophen, Bürſtenbinder und Staatsräthe, Sekretaire und Gaſſenwiſcher, Knöpf- und Häftlimacher, kurz, es iſt ein curios Ding. Aber ein lieblich Ding iſt's doch, wenn ein lieblich mild Fraueli ein Vertrauen rund um ſich ſtrahlet in alle Herzen, wie die Sonne Wärme in den Boden, ſo weit ſie

kömmt, wenn ſie das Selbſtvertrauen, die Selbſtſucht niederſchlägt, wie böſen Nebel die Sonne, kalte Herzen erleuchtet, entzündet, begeiſtert, daß ſelbſt ſo ein Sami auf ihren Wunſch die Holzſchuhe weglegte und barfuß ſich durch die Hölle machte. Es iſt dieſe Gabe eine wunderbare, ein eigentlicher Zauberſtab, der Eiszapfen durchs Feuer jagt, hohe Häupter in Staub ſchlägt, und Demüthige zum Himmel hebt, er übt ſeine Macht hauptſächlich aus holdem Augenpaar hervor, es liegt aber auch zuweilen in grauen Haaren, er iſt ein Scepter in eines mächtigen Helden Hand.

Wer ſich ſelbſt vergißt und ein anderer wird, merkt es oft lange nicht, und weiß nicht, wie gehorſam er fremder Fahne folgt. Doch mag es auch Geiſter geben, über welche weder holde Blicke noch graue Haare, noch ein Heldenarm Macht haben, kein Geiſt überhaupt, aber einem Stück Speck, einem Glas Bätziwaſſer, einer Maaß Wein ſind die unterthan, werden zahm, laſſen ſich fangen wie Mäuſe, oder zum Springen bringen, wie Roſſe mit Hafer.

Sami und Hansli täuſchten ſich, Meyeli ſteckte in ſolchen Dingen nicht hinter Jakobli; in ihm ſteckte Röſeli und deſſen Worte. Es war ihm doch ins Herz gegangen, wenn es ihm ſchon niemand anmerkte, daß Röſeli ihn nur für einen Schlabi anſah, ſo für ne Bub, der ſein Lebtag zu keinem vernünftigen ernſthaften Wort feſt genug werde. Er konnte Röſeli nicht Unrecht geben, aber eben ſchämte er ſich, daß es Recht hatte.

Es wäre aber die Frage, ob dieſes allein mächtig genug geweſen wäre, um ſeinem Muth aufzuhelfen und nach einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit zu ſtreben, wenigſtens ſeinen Willen frei und feſt zu äußern, aber es kam noch eine Macht hinzu, und die hat in edlen Gemüthern ſchon oft große Dinge verrichtet. Es erwachte in ihm das Gefühl, Vater zu ſein, Schirm und Schutz ſeiner Kinder werden zu ſollen. Wenn er ſein Kind betrachtete, ſo freute er ſich, deſſen Vater zu ſein,

und zugleich ſchämte er ſich. Denn minder als nie hatte er zu allem zu ſagen, nicht einmal etwas zu ſeinem eigenen Buben. Der war bei der Mutter ganz an ſeine Stelle getreten, ſo daß es ihm ſchien, als könnte er gehen, ohne daß ſie ihn beſonders miſſen würde. Es iſt dies übrigens eine ſehr oft ſich wiederholende Erſcheinung, daß Großmütter ob Großkindern ihre eigenen Kinder vergeſſen, dieſelben ihnen überflüſſig werden, ſo wie ebenfalls Weiber Kinder über die Männer ſetzen, ſie gerne hießen Band hauen gehen, wenn ſie ſonſt zu eſſen hätten.

Als er nun zum zweiten Mal Vater werden ſollte, ward er noch ſtolzer, aber um ſo dringender auch das Gefühl der Scham. Für was ſollten ihn eigentlich ſeine Kinder halten, wenn ſie zum Bewußtſein kamen? Schon jetzt that der Bub das Gegentheil von dem, was Jakobli von ihm wollte, und wenn er ihm Ernſt zeigen wollte, gäb wie leicht, ſo kamen Anne Bäbi und Mädi daher geflogen wie Gluggeren, denen der Hab'k hinter ihre Hühnchen will. Er fühlte, wie ſchwer es ſei, ſich geltend zu machen auf neue Weiſe, da ſeine frühere Geltung auf ſeinen Buben übergetragen war. Darüber war er nicht ſchalus, aber nun fühlte er, daß er gar nichts mehr war, und doch wieder was werden ſollte.

Es giebt Leute, die ſo ſpät erwachen, gleichſam erſt zu ſich ſelbſt kommen, als wären ſie bei ihrer Geburt auf den Kopf gefallen, und hätten zwanzig bis dreißig Jahre gebraucht, um die Stürme zu verwinden und das rechte Bewußtſein zu finden. Zu große Härte und zu große Weiche in der Erziehung haben auf ſchwächere gutmüthige Seelen öfters dieſen Einfluß. Erwachen ſie einmal aus dieſem Zuſtande, ſo iſt's ihnen bald wie Einem, der aus ſchwerem Schlafe in finſterm Walde erwacht; er weiß auch nicht, ſoll er hott, ſoll er büſt; oder es iſt ihm wie Einem, der zu Tiſche gerufen wird, aber er ſäumet ſich, und wenn er kömmt, iſt der ganze Tiſch beſetzt, ringsum kein Plätzchen mehr für ihn. Entweder muß

er jemand wegreißen, oder alle zuſammenſchieben, aber welches von beiden, und wie das eine oder das andere anfangen, das iſt die ſchwere Frage, ob deren Löſung die Einen wieder in Schlaf verfallen, Andere gewaltſam zur alten Ruhe gebracht werden. Die Einen ſinnen und ſinnen, wie ſie es anzuſtellen haben, um z'Platz z'cho, zu gelten, was ſie gelten ſollten, aber zum Handeln kommen ſie nicht, ſie gehen rund um den Tiſch herum, aber ſagen thun ſie nichts, ſagen höchſtens: „wettiſch nit ſo gut ſy, un mih o zueche lah?“ aber wenn niemand ihnen antwortet, ſo geht ihr Wachen allmählig wieder in den frühern Zuſtand über, und wenn ſie in dieſem Zuſtande träumen, ſo iſt es die Herrlichkeit der Selbſtſtändigkeit, und wie ihnen wäre, wenn ſie etwas zu befehlen, etwas zur Sache zu ſagen hätten.

Die Andern verſuchen eine Revolution, greifen krampfhaft hinein in den geſchloſſenen Ring, ſtoßen mit beiden Ellbogen, machen gewaltigen Rumor. Selten ſind ſie glücklich. Legitimiſten, durch die Sympathie des Beſitzes verbunden, erheben ſich gegen den Eindringling, den Unberechtigten; ſelten iſt's, daß er Meiſter wird, einen Platz erringt, er wird zurückgeſtoßen, hinaus geworfen, verſpottet, mißhandelt, als Rebell geſtempelt, als ein unwirſcher, aufbegehriſcher, anmaßlicher Menſch angeſehen fort und fort. So wie ein glücklicher Sieger Kaiſer werden und als Kaiſer gelten kann ſein Leben lang, ſo giltet der Beſiegte ſein Lebtag als Rebell, als ein Ungeheuer, mit deſſen Umgang niemand ſich beflecken mag. Und wie ein Rebell, wenn er mit dem Leben davon kommt, es ſelten bei einem Verſuche bewenden läßt, vide Exempel am Louis Napoleon, ſondern mehrfach anſetzt, ſo geht es auch dieſen armen, zurückgeſtoßenen Menſchen. Sie können ihr Recht nicht verwinden, kauen immer am erlittenen Unrecht, machen dazu mürriſche Geſichter und wenn ſie zu neuem Verſuch anſetzen, ſo machen ſie Geſichter, als ob ſie Einen freſſen wollten, aber alles umſonſt, es geht jedesmal immer

schlechter, aber doch nie ohne Zank und Streit, nie ohne länger oder kürzer andauernd bös Wetter ab; wie ein Aufruhr im Volke immer auf lange böse Nachwehen hinterläßt. Hier liegt eine immer sprudelnde Quelle von Unheil und Hausstreit. Das ist die Krankheit, an welcher so mancher Mensch verblutet, gemüthlich verkrüppelt, der zu rechter Zeit, recht gestellt, ein Wohlgefallen Gottes und der Menschen geworden wäre.

Jakobli war nicht von dem Holze, aus welchem die Rebellen geschnitten werden, wohl aber glich er gar sehr dem, das in sich selbst erstickt, in stillem Brüten untergeht, für das innere Empfinden keine Thür nach außen findet.

Manchmal trifft es sich, daß solche Männer Weiber kriegen, welche sie aufjagen, kuraschirt machen wollen; aber wie Röseli richtig sagte, nicht gegen sich, sondern nur gegen Andere, sie so gleichsam brauchen wie einen Hund, den man Andern anhetzt, den man aber gleich abschaffen thäte, wenn er Einen selbst beißen würde. Das sind unglückliche Menschen, welche von den Weibern so geguselt werden; sie mahnen mich an Unglückliche, welche beide Beine gebrochen, am Boden liegen und die man mit Nadelstichen und Fußtritten aufjagen will vom Boden.

Aber manchmal trifft es sich auch, daß solche Männer zu Weibern kommen, deren innige Liebe ihre Herzen wärmt und stärket, denen das Bewußtsein, diese Liebe gewonnen zu haben, das Vertrauen giebt, noch mehr zu gewinnen in der Welt, das Verlangen giebt, ihnen Siegeskränze zu Füßen zu legen, sich zu bewähren als ihrer würdig. Und diese Weihe kommt über Herzen, die sie dem Namen nach nicht kennen, die Hans Joggi oder Hans Uli heißen, und nur am Sonntag Lederschuhe tragen, an andern Tagen aber Holzböden. Es trifft sich, daß ihnen Kinder beschеert werden; da erwacht das Gefühl der Vaterwürde, und daß durch ihre Hand Gott

Haus und Kinder regieren will, erwacht das Verlangen, vor ihnen zu wandeln, daß ſie den Vater ehren müſſen und ſchauen mit Ehrfurcht auf ſeinen Wandel; und daß ſie das nicht können und werden, wenn er nichts iſt, wenn er ein Zöſel iſt, das fühlt er wohl; aus dieſem heiligen Heerde erhebt eine heilige Flamme ſich, die nicht zornig aufſchlägt, nicht düſter glimmt, ſondern ſtätig und allmählig Wärme durch alle Glieder gießt und ein beſtimmtes Leben in jedes Handeln bringt.

So ging es Jakobli. Meyeli ſtiefelte ihn nie auf, Meyeli hatte, wie geſagt, nicht das Gemüth, welches immer nur das rechnet, was ihm noch fehlt, und daran denket, wie es noch viel beſſer haben könnte; es vergaß keinen Tag, Gott zu danken dafür, daß es ſoviel beſſer z'weg ſei, als ehedem, als es je hätte hoffen dürfen, daß man unendlich beſſer gegen ihn's ſei und namentlich Anne Bäbi, als es ſich je vorgeſtellt. Und was ihn's drückte, was ihn's plagte, das verſenkte es ins Meer der Dankbarkeit, ward daher nie bitter, nie unzufrieden, nie giftig, ſtiefelte nie auf. Solche Gemüther ſind ſelten auf dieſer ſündigen Welt; ſie ſind deswegen köſtlicher als der herrlichſte Demant, ſie ſind ſüße Quellen im bittern Meer, kühle Brunnen in glühender Sandwüſte. Aber eben dieſes dankbare Dulden, möchte man ſagen, goß Leben in Jakoblis Willen und die Erkenntniß, daß er Vater ſei, brachte ihn zum Nachdenken, was er als Vater ſein und vorzuſtellen hätte. Wie geſagt, zum Rebellen war er nicht geſchaffen, in einem Anlauf vermochte er ſeine Stellung nicht zu erobern, er mußte es auf andere Art verſuchen und glücklicherweiſe fand er etwas in ſich, was niemand in ihm geſucht hätte. Er hatte ein ſtilles Leben gelebt und zu allem Vorkommenden wenig oder nichts geſagt, weil es niemand in Sinn kam, ihn um ſeine Meinung zu befragen; aber er hatte, wenn ſchon nur mit einem Auge, doch viel geſehen, während es Menſchen giebt, welche mit zwei offenen Augen

den ganzen Tag herumlaufen und doch nichts ſehen; denn ſie haben wohl Augen, aber den eigentlichen Sehſinn nicht, und mit dieſem iſt es ein eigen Ding. Er hatte nicht viel geredet, darum deſto mehr Zeit nachzudenken über alles was er ſah, und die Dinge, die er geſehen, zu vergleichen untereinander.

So hatte er gar manches geſehen, was Hansli und Sami durchaus entgangen war, und wenn ſie es ſchon ſahen, ſo hatten ſie nie darüber nachgedacht, ſondern ſich begnügt, darüber die Naſe zu rümpfen, weil es etwas neues war.

Hansli und Sami waren im alten Trapp zugefahren und hatten ſeit dreißig Jahren keinen Wank gethan; ſie hatten Geld gewonnen und Hansli war um vieles reicher geworden, aber nicht durch Erwerb, ſondern durch Zuſammenhalten. Niemand in der ganzen Haushaltung verthat etwas; für das Geld in Kurs zu bringen, war niemand abgerichtet. Wenn nun auf einem mittlern Bauernweſen keine Schulden ſind, ſondern noch Zuſſuß, die Haushaltungskoſten nicht groß ſind, ſo äufnet ſich deſſen Beſitzer, er weiß faſt nicht wie; er braucht ſich nicht anzuſtrengen, ſondern nur der Sache den Lauf zu laſſen.

Das Land war bearbeitet werden wie ehedem, vermehrtes Düngen hatten ſie nicht verſucht, beſſere Futterkräuter nicht gepflanzt, oder nur ſparſam, und aus dem Stall wenig mehr gezogen als die Kälber galten, welche alle Jahre ihre Kühe brachten. Das hatte Jakobli ſchon lange geſehen, und es hatte ihn gedrückt, und immer beſſer hatte er ſich geachtet, wie es Andere machten; aber geſagt hatte er nichts dazu, von wegen man hatte ihn nicht gefragt. Nun aber, als das Gefühl ſo recht lebendig war, daß er doch etwas ſein ſollte, keine Null mehr ſein dürfe im Haushalt, da ſetzte ſich zuerſt in Bewegung, was ſchon lange ſo ſchwer in ihm gelaſtet hatte.

„Sami, ich möchte dir etwas ſagen, begann er einmal eines Abends, als ſie auf dem bekannten Bänkchen ſaßen und Hanslis warteten, der mit Flachsſamen zum Oeler gegangen war, Sami, ich möchte dir etwas ſagen, es hat mich ſchon lange gedrückt, ich durfte es niemand ſagen; aber dir will ich es offiniren. Sieh, ich habe der Sache nachgedacht, jetzt haben wir ſchon bald zwei Kinder und vielleicht giebt es noch mehr, man kann nicht wiſſen, und wenn ich jetzt ſchon alleine erbe, ſo giebt es ſpäter doch mehrere Theile, man kann nicht wiſſen wie manchen, und zuletzt bekömmt einer gar nichts mehr, und wenn wir es jetzt ſchon gut machen können, ſo haben ſie vielleicht einſt um ſo böſer. Oeppe raxe und nicht genug eſſen und an allen Orten abbrechen, das wär wüſt un ih möchts nit. Aber es hat mich ſchon lange düecht, wir könnten auf unſerem Höfli mehr machen, das ſchadete niemand und käme doch den Kindern einſt chumlich, und wenn ich wieder recht mag werchen und Meyeli öppe helfe, ſo könnten wir auch noch etwas Land mehr werchen, wir fühlten es nicht, und d's Geld trüg doch etwas ab." Nun entwickelte er des Nähern, wie er es eigentlich meine in Stall und Feld, und ſchloß: „oder was meinſt, Sami, wär nit öppis z'mache? Ich habe gedacht, ich wolle dir emel d'rvo rede, du werdeſt mir dann ſchon öppe ſagen, was angehe, was nicht; aber düecht het es mih, öppis ſött z'mache ſy u noh e chly viel, oder was meinſt?"

Sami hatte in größerer Andacht zugehört als je der ſchönſten Predigt und antwortete: „Los, d'Sach wär nit ſo dumm, öppis z'mache iſch allweg noh, öppe nit alles wie d's meinſt, u Hansli, we me v'nünftig mit ihm redet, iſch öppe nit dä, wo eim nüt wott lah mache."

„U d'Mutter, was meinſt?" ſagte Jakobli. „O, ſagte Sami, dere ſeit me gar nüt, was me mache well, ſuſt iſt alles nit gut. Sagt man aber nichts, ſo merkt die gar nicht, was geht, die hat jetzt genug damit zu thun, dem Kind nach-

zuſehen, und grad uſe z'brülle, wenn's öpper anger o arühre wetti, es mahnt mih uf un ähnlich dra, wo du jung gſy biſch, da het ſih's grad ſo g'macht. Wenn me ſüferli afaht, u Mädi, die Täſche, nit aufreiſet, ſu cha me öppe viel mache, eh die's merkt." „Was wird aber der Vater ſagen?" fragte Jakobli. „Das will ich dir morgen ſagen, antwortete Sami, aber wenn alli ſo v'münftig wäre im Hus, wie er, ſo ging mäng's beſſer."

Am Morgen, als Hansli zum Füttern kam, ſagte Sami: „aus unſerm Bub git's doch noh neuis, ich hätte es gar nicht hinter ihm geſucht." „Da kann man noch nicht viel ſagen, antwortete Hansli, der iſt doch noh z'klyne." „O, ich meine nicht den Krot, wo niemere arühre darf, als wenn er gläſig wäre, nei, ih meine uſe Bub, uſe Jakobli."

„Z'klage, ſagte Hansli, iſt nie über ne gſy, ſo öppe der thätigiſt u liſtigiſt iſch er nit, er iſch z'viel bym Wybervolch ume gſy, u all die wei neue nit recht g'rathe, we ſi ſcho nit wüſt thüe, ſu wüſſe ſi doch neue nüt fürz'näh, as öppe z'wybe." „Ih hah's o g'meint, ſagte Sami, und drum ebe hets mih v'rwungeret, daß er nit ſo iſch; dä dolders Bub iſch viel en angere as ih däicht hah, e ganze Kerli iſch er, wenn er einiſt füre git, es wurd's ke Mönſch hinger ihm ſuche, ih glaube nit, daß es uſe Herrgott g'merkt heig, ſo v'rborge cha ner's hah." Und nun erzählte er Hansli, was Jakobli ihm alles geſagt, und wie es ihm von wegen den Kindern wäre, und wie man noch etwas mehr Land kaufen und aus allem faſt d's halb mehr ziehen könnte, und was mit dem Stall zu machen wäre.

Kein Menſch kann ſich vorſtellen, wie andächtig Hansli zuhörte, ſo andächtig, daß ihm zuletzt das Waſſer in die Augen kam, und als Sami ſchwieg, antwortete er lange nichts, daß es Sami gegen ſein Erwarten faſt düechen wollte, es wäre beſſer, er hätte einſtweilen geſchwiegen. Endlich

ſagte Hansli, das hätte er dem Bub nicht zugetraut, ſövli Sinn u ſövli V'rſtang, u läţ ſyg's, we me nit mit enangere o recht rede chönn, was d'r Eint ſinn u was d'r Anger ſinn. Es iſch m'r o ſcho mängiſch gſy, man könnte dieſes beſſer machen und jenes, aber ich habe gedacht, es gebe nur ein Branz, wenn ich es ſage, darum es für mich behalten, vo wege, wenn üſer Gattig öppis ſeit, ſu iſch d's Wybervolch d'rwider, u ſinnet doch ſelber nüt, nit emal a das, wo's ſött, die Jungi usg'no, das iſch ganz en angeri. Mängiſch hab nih g'ſinnet, accurat was Jakobli, aber g'ſeit hab nih nüt, u dem iſch o nit ſelber z'Sinn cho; we er nit das Fraueli hätt, d'Auge wäre dem noh nit ufgange. Aber das iſch m'r aſtändig, we's ume meh z'ſäge hätt, u g'ſünger wär, doch beſſerts jeţt. Aber aus der Sache giebt es doch nichts, ſobald man etwas anderes anfangen will, ſo widerredt Anne Bäbi, u Mädi brüllet, mi well's tödte, u de iſch d'r Tſchuep aus."

„Weißt du was, ſagte Sami, fang du an zu jammern, wie das Land neue nichts mehr abtrage, kein Gras mehr geben wolle, und mehr als zwei Kühe ſeheſt du nicht zu halten, und dazu müßten noch die Schafe abgeſchafft ſein, die Wolle, die man brauche, könne man öppe kaufen. Das mach, wenn d'Meiſterfrau ohnehin häſig iſt. Da'gieb Acht, ſie wird dir wüſt ſagen, wie wir nichts verſtünden, andere Leute d's halb mehr Waare auf d's halb mingerem Land halten könnten, und wenn wir es machen würden, wie die, ſo hätten wir doch einmal Milch genug, und d's King müßt nit halb verrebeln, und ſie wolle eine Kuh mehr, wir könnten ſehen, wie wir es machten, und bald mangelte man zwei mehr, und noch einmal ſo viel Schafe, wenn man nicht alle halbe Tag zum Krämer wolle. So wird ſie rede, zähl druf. Aber häb m'r's nit öppe für ungut, du weißt ja wohl, wie ich's meine, und mir kenne afe d'Läuf u d'Gäng."

Hansli ſchmunzelte in den Maulecken bei Samis Rede

und ſagte: „das iſt gut agäh. Ih hah g'meint, ih mach's am beſte mit ſchwyge, aber ih traue, albeeiniſt wär öppis angers o gut gſy, aber d's Probiren iſt m'r erleidet. Aber weißt was, ſäg du's öppe einiſt vo wege d'r Kuh über Tiſch, mi cha de loſe, wie's tönt, u de geng noh luege, was z'mache iſch, je nah dem es ageit. Selligi Liſte ſygi mer eigetlig z'wider, aber meine Großmutter hat manchmal geſagt, es gebe Leute, die es wollten g'hebt hah, daß me ſe füre Narre heig, wer das nit chönn, heig d's Tüfels Noth mit ne."

Wie abgeredet, ſagte Sami einmal über Tiſch, es düech ne, man könnte es dieſen Winter mit zwei Kühen auch machen, ſonſt müßte man im Haustage Futter kaufen, und ſelb könnte dann theurer ſein, es komme nur darauf an, welche Kuh man verkaufen wolle, den Kleb oder den Blaß.

Potz Himmel, wie ging das los, und was mußte das Mannevolk vernehmen! In keinen Schuh mehr war es gut, ful Hünz, Freßhünz waren ſie, die das Land ließen z'neuders gehen. Während andere Leute immer mehr Waar hätten, und Milch und Anken d'Gnügi, müßten ſie ihre vermindern, und man ſollte keine Milch mehr haben in der Haushaltung, während man doch immer mehr nöthig hätte für d'King, die müßten einmal zuerſt haben, verrebeln könnte man ſie nicht laſſen, die dolders Schnürſtine könnten dann zuſehen, wo ſie etwas z'ſaufen hernähmten.

Kurz, das Ende des Liedes war, daß Anne Bäbi rund erklärte, daß, ehe es eine Kuh weniger wolle, wolle es eine mehr oder zwei, ſie könnten luegen, wie ſie es machten, und wenn ſie es machten wie andere Leute, und nicht ſellig Stopfeni und Schnürſleni wären, ſo möchte es ſich gar gut geben. Und zuletzt hätte man noch Geld, und könne etwas Land kaufen, man hätte es doch am Ende nicht nur für Hochzeitkleider anzuſchaffen, und für's ſo vo eim G'häftli ins andere zu kräzen, das trage hell nichts ab, und man hätte nichts davon. Als Sami durch die Küche ging, ſagte ihm Mädi: „gäll, jetz

weißt, was ihr ſeid, und was mit euch iſt, es iſt es Elend. Es iſt doch eis g'ſellig, wenn es nit e ſellige Trappi hah muß, u we mih noh hüt eine wett, unbſinnet ſieg ih: blas m'r! Was lnegſt mih ſo a, du Gugag? Uf my Armi, ſieg ih ſe, iuſt probier!" „Ae, Ae, ſagte Sami, ih bi ke Narr nit, du chönntiſch dih angers b'ſinne, u es chönnt d'r z'Sinn che, es ſyg d'r g'ordnet, du ſölliſt mih glücklig mache, u ſelb Glück bigehre ih noh geng nüt, Mädi, u du mußt d'r Lätſch angers mache, wenn ih dry trappe ſöll."

„Wotſch m'r zur Kuchi us, du donſtigs Möff, ſagte Mädi, bin ih nit emal hie meh vor d'r ſicher! Wohl, wes d'Meiſterlüt wüßte, was du für e Uflath wäriſt, ſi wurde d'r." „Weißt was, ſagte Sami, trat dicht vor Mädi, daß deſſen Herz ganz erwartungsvoll zu ſchlagen begann: ſu ſäg nes." Da hatte er aber Zeit zu gehen, um der Pfanne zu entrinnen, mit welcher Mädi ihn hauen wollte, und ihm damit nachfuhr bis zum Futtergang, hinter deſſen Thüre Sami zu rechter Zeit ſich verſchanzen konnte.

So war ein Weg gebahnt zu Jakoblis Bildung und Selbſtſtändigkeit, und ein rührigeres Leben kam in den hintern Theil des Hauſes, wo das Mannevolk etwas zu ſagen hatte, und eine wichtige Verhandlung nach der andern wurde auf dem Bänkli beim Stall abgehalten. Es war in Gutmüthigen etwas ſchwer, Land zu kaufen, beſonders ſchickiges, d. h. zur Bearbeitung wohlgelegenes. Wenn bekannt wurde, daß jemand Luſt zu Land hätte, ſo ſchraubte man den Preis hinauf, faſt wie den Katzen die Speckſeiten, und wenn bekannt war, daß ein Stücklein Land feil ſei, ſo waren zehn da, die es wollten. Von wegen, Gutmüthigen war ein Ort, dem es aufging, und wo nicht ein Hudel dem andern Vogt ſein mußte, ein Ort, wo Land verkaufen mehr oder weniger ehrrührig war, wo Geld war; wo auf dem Lande Geld iſt, da wird es immer vorzugsweiſe in Land angelegt, und nicht in Gülten. So ſchwer war das Kaufen an ſich, und was zu

kaufen war, war nicht immer ſchicklich und zu fürchten war, daß Anne Bäbi alles, was man haben konnte, nicht wollte, ſondern gerade das, was um keinen Preis zu kaufen war.

Indeſſen half man ſich da nicht übel, Sami war ein Fuchs, und niemand ſah es ihm an; das ſind aber eben die ſchlimmſten Füchſe; die, welche es Einem auf jeglichem Suppenbröcklein zu verſtehen geben, wie ſchlau ſie ſeien, und wie teufelmäßig pfiffig und diplomatiſch, die haben, wenn man recht hinſiehet, gar keine Fuchsſchwänze, ſondern einfache Kalberſchwänze. Sami machte den Spion, und hatte er irgendwo was erwittert, ein Stücklein Land und einen geldnöthigen Beſitzer, ſo gab er ihm auf irgend eine Weiſe unter den Fuß, Hansli würde vielleicht etwas kaufen, das wäre ein verſorgeter Käufer und baar Geld, viel Lärm würde es nicht geben und man könnte ſagen, er hätte es dem Jowäger zu Gefallen gethan, er, Sami, wollte einreden, ſo viel er vermöchte, von wegen das Schmürzelen mit dem Heu ſei ihm afe erleidet; zu Hauſe ließ er fallen, es ſei läß, daß man kein recht Land für Flachs, Hanf, oder für ſonſt irgend einen Weiberherzplätz hätte, wenn man die Pflanze dort oder dort bauen könnte, ſy Seel, er wollte ausbieten, ob jemand ſchönere Sachen hätte. So reiſete er Anne Bäbis Herz unvermerkt gegen einen Acker, den er feil gemacht und wenn dann der Verkäufer eines Abends wie zufällig zum Haus kam, und wie zufällig die Rede auf Kauf und Verkauf kam und Hansli nicht ſchützig that, und bedächtig werweiſete, und vom Altwerden und nicht mehr vielwerchen mögen ſprach, ſo war es Anne Bäbi, das ihm den Marſch machte, und zum Kauf anſtrengte, auf ſeine Weiſe.

So ging es mehr als einmal. Ein glücklicher Verkäufer, der ſo um gut Geld und ohne Aufſehen aus einer Verlegenheit kam, machte einen andern lüſtern, den gleichen Weg zu ſuchen.

Schwerer als dieſes harzeten die dadurch nothwendig

gewordenen häuslichen Veränderungen. Anne Bäbi haßte wie Feuer alle Arbeitsleute, Schneider und Schuhmacher ausgenommen, welche ihm aus langer Gewohnheit den Laun wußten; keinen Ehrentitel gab es, mit dem es sie nicht belegte; Freßhüng, Uflâth u Koldergringe, das waren die höflichsten. So ein Maurer, ein Zimmermeister, haben gewöhnlich Feuer im Kopf und Pulver im Leibe und lassen von einem Mann sich nicht viel sagen, geschweige dann von einem Weibe, und wenn eini ihnen das Maul anhängt, so hängen sie ihm Schlämperligen an durch die Gesellen, und wenn es nicht schweigt, so brennen sie ihm selbst Bomben und Granaten auf den Kopf, bis es sturm wird. So war es Anne Bäbi mit ihnen ergangen, und darum waren sie ihm, was anderen Menschen Schwefel unter der Nase ist. Als es um Lisis willen das Ofenhaus bauen wollte, da dachte es, einem Gedanken unterthan, an diese Nebensache nicht, jetzt aber war nichts so Gewaltiges im Kopfe, daß der alte Haß nicht Platz daneben gehabt hätte.

Der Stall sollte eigentlich frisch unterzogen werden, bei dem Anlaß konnte eine Verlängerung der First gemacht, die Schweinställe zweckmäßiger angebracht werden.

Vor allem aus waren B'schüttilöcher nöthig, denn die gegenwärtigen waren so klein, daß sie einem halben Dutzend Engländer als Punschnapf zu klein gewesen wären, denn wenn die recht zum Saufen kommen, so ist die größte Oberländerkuh nur ein Kalb gegen' sie. Es war schon manchmal die Rede von ihrer Vergrößerung gewesen, aber sie waren Anne Bäbi vollkommen recht, so lange hätten sie es mit ihnen gemacht, sagte es, und immer schöne Sachen gemacht, es wüßte nicht, warum jetzt auf einmal mehr B'schütti sein, alles mehr B'schütti mangeln sollte, das sei nur eine verfluchte Mode, und es hasse nichts mehr als die verfluchten Moden, wo alles all Tag angers sein sollte. Es seien Sonne, Mond und Sterne gleich geblieben, alle vier Wochen sei Wädel, und der

Herr werd auch der gleiche geblieben ſein, es wüßte daher nicht, warum auf einmal die B'ſchütti das b'ſchüßen ſollte als ſonſt und beſſer ſein, wenn ſich nichts gebeſſert hätte, ſo werd d'r Dreck öppe o glych bliebe ſy, mit dem öppe werd d'r lieb Gott nit afah d'Welt v'rbeſſere. Dagegen wußten ſie nichts zu ſagen, ſie wußten nämlich nicht, daß in der Reformation beſonders der Dünger verbeſſert und anders geworden ſein ſoll. Es giebt nämlich Katholiken, welche ſagen, ſie wüßten wohl, woher es komme, daß das Land der Reformirten viel beſſer ſei, als das der Katholiken, es komme nämlich daher, daß die Reformirten keine Faſttage hätten, darum thäten ſie viel mehr Fleiſch eſſen, und daher ſei ihr Dünger viel b'ſchüſſiger. Weiß nicht, man ſollte dem Profeſſor Liebig in Gießen zwei Druckli ſchicken, eins mit katholiſchem D... und eins mit reformirtem D..., der hülfe Einem bald aus dem G'wunder. Da aber weder Sami noch Jakobli mit der Chemie ſich abgaben, ſo wußten ſie gegen Anne Bäbis Theorie nichts einzuwenden, theoretiſches nämlich, aber Sami half ſich praktiſch. Er wußte aus langer Erfahrung, wann die Weiber das B'ſchütten ankam, und allemal, wann es ſie ankam, fanden ſie die Löcher leer. Wohin die B'ſchütti gekommen, wußte niemand zu ſagen, und niemand ergründete es. Sami ſah man aparti nicht b'ſchütten, auch keine Engländer um die Löcher ſitzen, die Kühe nicht verſtepft, am Ende wußte man nicht anders zu helfen, als die Löcher untauglich zu erklären. Anne Bäbi ward nun verflixt bös über die Löcher, und erklärte, es böſe immer in der Welt, und nicht ſei mehr etwas werth. Albez wären doch wenigſtens noch die Löcher gut geweſen, jetzt ſei auch mit dieſen nichts mehr. Seine Schwieger ſelig, Gottlob, hätte manchmal geſagt, die ſeien juſt gemacht worden, wo ihre Schwieger ins Haus gekommen, das werd nit emal noh hundert Jahr ſy.

Indeſſen war nichts anders zu machen, die Reparatur wurde beſchloſſen, und vom Größernachen redete man nicht

viel, und als man sie größer sah, hieß es: gäb e chly größer oder e chly klyner, das gehe in einen Kösten zu, und vier Kühe machten auch mehr als drei.

Wenn aber einmal in Grundsätze und Gewohnheiten ein Loch gemacht wird, so weiß kein Mensch, wie groß es wird, und was nach neuen B'schüttilöchern noch all Neues kömmt. So trat ins alte Leben Regsamkeit, brachliegende Kräfte wurden entbunden, ergrauete Neuthaler gelüftet, aber dem neuen Leben legten sich auch neue Hemmungen in den Weg. Wer hat das nicht schon erfahren inwendig und auswendig? Wie mancher Hausvater arbeitete im Schweiße seines Angesichtes durch Noth und Kummer, überwand das Meiste, sah nur noch ein Berglein vor sich, nahm neuen Anlauf, streckte schon den Kopf darüber auf, da kam rasch heran wie eine Wolke im Berglande, eine neue Bedrängniß, und drückte ihn wieder nieder, und dann wieder eine. Das sind Prüfungen des Muthes, und wer ihn nicht verliert, überwindet. Geduld überwindet Sauerkraut, heißt es. So geht es auch mit dem inwendigen Menschen, mit Buße und Bekehrung. Da, wenn der gute Wille kömmt, kömmt der Reiz und die Versuchung mit verstärkter Macht, die Welt legt Hemmungen in den Weg, zieht durch etwas besonders den Blick der Menschen ab vom Nothwendigen aufs Auswendige, zieht durch ein Ereigniß des Menschen Kräfte vom innern Werk auf ein äußeres Werk, nimmt das Ziel plötzlich weg, stellt ein anderes dar, nach dem all Dichten und Trachten sich richtet. Kurz, der Teufel ist ein Hexenmeister, kann Täschlispielen wie keiner, und wer ihm nicht auf die Finger zu klopfen weiß, wird sein Narr.

Achtes Kapitel.

Großmütterliche Pädagogik.

Meyeli ſah dem Ding mit großer Freude zu, miſchte ſich aber nicht darein, außer daß es Jakobli noch lieber hatte als früher, und noch öfter das häusliche Dunkel mit luſtigem Weſen und heitern Worten erhellte. Seine Zeit nahte wieder und richtig hatte die Hebamme zu Ader gelaſſen und geſagt, es ſei fry nöthig, das Blut ſei ſo wild, das hätte ſich nicht ſtille gehabt, wenn man alles beiſammen gelaſſen, jetzt werde es wohl zahmen. Anne Bäbi war etwas unwirſch, das erwartete Kind war ihm nicht ganz anſtändig, es betrachtete daſſelbe als eine Art Uſurpator, der in das legitime, bereits beſeſſene Erbe ſeines Buben fiel. Großeltern haben das oft ſo, allein ſie ſollten ſich halt darein ſchicken, weil ſie nichts daran machen können; das können nun freilich nicht alle und thun wüſt, was läß iſt.

Anne Bäbi brach nicht aus, aber hatte es nur wie e'r, war häfiger als ſonſt, und wußte nicht warum. Indeſſen tiepfte es doch den Mundurreck aus, machte ihn z'weg, verſäumte überhaupt keine der großmütterlichen Pflichten, aber wenn dabei ſein Bub plärete, ſo ſagte es: „Ja, plär ume, du arms Bübli, du merkſt ſchon, wie übel es dir geht, ſövli witzig hätte ich dich doch nadiſch nit geglaubt, aber wart ume, ſo lang ih lebe, ſollſt du dich öppe nit z'erchlage hab, u de nache wird d'r öppe öpper anger luege. Mynetwege, we niy de nimme d'rby bi, u nimme g'ſeh muß, wie's geit, ſu iſch m'r de graggleich, gang's de mynetwege, wie's well."

Es wehlete Anne Bäbi erſt, als ein Mädchen geboren wurde. „He nu ſe de, ſagte es, um ſe minger macht's, als meh oder minger der Gattig käm endlig nit druf a, ſo nes Meitſchi heig nüt z'bſtüte, gege ne Bub. Mängiſch chöme ſi

:im noh chumlig, aber notti hätt's aparti kes bigehrt, es gäb de mängiſch ſo Gärnaſe, wo d'Naſe i allem hah welle, u d's Mul i alles häiche u eim d's Tüfels V'rdruß mache. Un es ſyg nüt wüſter ame Meitli, als we's i alles yche red u alles g'meiſtere well. Mi chönn de däiche, wie das gah werd, we's manni, wo d'Wyber ungedüre müße u ſchwyge, we's gut gah ſöll. Darum müſſe das chly Krötli o da düre, wo es müße heig, ſagte es, ſeine Mutter ſei eine witzige Frau geweſen und hätte es auch bei ihm gemacht und es ſei gut gekommen. Somit nahm Anne Bäbi das neugeborne Kind und legte es eine kleine Weile unter den Tiſch. So, ſagte es, als es das kleine Ding, welches mörderlich ſchrie, wieder hervornahm, ſo wird's dich jetzt lehre demüthig ſein dein ganzes Leben lang, es mag dir kommen zu was es will, mir iſt's auch wohl gekommen, daß ich es konnte. Es weiß kein Menſch, wie es mir ſonſt gegangen wäre; Hansli iſt anfangs ſo prüßiſch geweſen, man hat's faſt nicht bei ihm ausgeſtanden, all Bott hat er geſagt: „dä Weg muß es gah, oder dieſen Weg u du ſöttiſch das mache, oder äys mache.“ Aber wohl, ih hah ne du angers b'richtet. So brüll recht, fuhr es fort, das ſchadet dir nicht, d's Gunträri, je meh de jetz brüllſt, deſt beſſer derſt ſchwyge, we d' groß biſch, u wohl wird's d'r che. De luc, wenn ih d'Großmutter an d'r ſy ſöll, ſu mußt mih rühig lah mit rede. Es iſt nüt wüſter i re Hushaltig, as wenn Alles rede will; we eis oder mynethalb zwen rede, es iſch meh weder gnue. D'r Hansli hah nih afe g'went, aber es git dere, die ſy nüt z'brichte, u 's Mul geit ne i Gottsname geng, es düecht mih mängiſch, ih möcht furtlaufe u we es Mul zuging oder zween, es wär m'r d's halb bas.“ Es kam Anne Bäbi wohl, daß Mädi nicht in der Stube war, es hätte ſonſt an ſich ſelbſt erfahren können, was viel reden kann. Die Hebamme aber gab ihm vollſtändig recht und erzählte, während ſie ihre Geſchäfte verrichtete, mit geläufiger Zunge, wie hier und dort es auch gut geweſen, wenn man die Meitleni zu rechter Zeit unter

den Tiſch gelegt hätte, wie ſie hochmüthig ſeien, alles an die Hoffahrt hingen, u's all Lüt wunger nähm, wie lang das noch gang. Da ſprang ſie auf ihre Meitleni über, wie ſi es mit denen auch ſo gemacht, man hätte ihr die auch unter den Tiſch legen müſſen u noh fry lang, u jetz chönn me ſe um Finger tyre, u kes Wort heig ere noh kes widerredt, aber d'rfür ſyge ſi o b'rühmt, ſi hätte ſcho alli chönne manne, u de nit öppe ume ſo dreikrüzerig Burſte, aber ſie heigs nit wellt thue. Wofür heig me d'King, we ſi grad vo eim laufe welle, wie d'Lüs vo de Bettlere.

Mit der Taufe wurde nicht ſo viel Federleſens gemacht wie mit der erſten, doch verſäumte auch hier Anne Bäbi eine Vorſichtsmaßregel nicht, welche bei Meitlene b'ſungerbar nöthig ſei, wie es ſagte. Als man das Kind zur Taufe fäſchete, band Anne Bäbi ein dünnes Scheibchen Brod und ein dite Käſe ein, und ſagte: „he nu ſo de, ſu wirſt öppe ſo Gotteri nie Mangel leiden, ſondern geng öppe gnue z'eſſe hah. Br Bube iſt das öppe nit ſöveli nöthig, ih meine, by Lüte, wo öppe ihri Sach hei, un es Reſt für die Junge, daß ſi o öppe müſſe we ſy, aber by de Meitlene weiß me öppe nie, wie's ne geit, u wie ſi's aſtelle, die Drecklöcher. Gäb wie me meint, mi lueg öppe, hanget eis ame ne Hudel nu iſt d's Tüfels für ſyr Lebtig, u het nimme z'byße u z'breche, daß me ſih ſynere ſchäme muß, u niemere ſäge darf, daß es eim öppis ageit." So ward das Kind mit Käs und Brod zur Kirche getragen und Mareili getauft. Der Großmutter zu Ehren wollte man es Anne Bäbi taufen, ſie aber wollte nicht, und ſagte, ſie begehre nicht, es düech ſe, es ſei einſtweile genug an einem Anne Bäbi, wenn dä ky Kret o ſo hieß, ſu chönnt es de grad meine, es well o z'bifehle hah, u was eis Anne Bäbi mach, das chönn d's angere o mache.

Meyeli hatte unendliche Freude an dem Kinde, hatte es doch nun wieder ein Kind. Das erſte lebte wohl und alle Tage ſah es daſſelbe, aber es war nicht ſein Kind, es war

der Großmutter Kind. Wenn es Schmerz empfand, so ſuchte es der Großmutter Schoos, wenn es Hülfe bedurfte, der Großmutter Hand, alle Klagen brachte es bei der Großmutter an, allen Troſt wollte es nur von ihr, für alle ſeine Wünſche ſuchte es bei ihr deren Erfüllung und fand ſie auch. Und wenn Meyeli es lockte mit den lieblichſten Namen, geſchah es wohl, daß der Bube ihm den Rücken kehrte, und der Großmutter zuſtopfete. Es weiß ſicher manche Mutter, was das einem Mutterherzen zu verwerchen giebt, und mancher arme Mann weiß es, was das für Stoff zum Streiten giebt. Streit gab es in dieſem Hauſe deswegen keinen, aber was für Freude unſer Meyeli an dem kleinen eigenen Kinde empfand, das fühlt ſicher ebenfalls manche Mutter. Dazu war das Kind ſo lieblich und freundlich, war Meyeli ſo ähnlich in den Augen und machte accurat ſo freundliche Mieneli wie ſeine Mutter, und ſchmiegte ſich ſo eigen warm und innig an ſie an, daß es Meyeli ward, als möchte es das Kind nicht nur hegen an ſeiner Bruſt, ſondern es hinein nehmen ins Herz hinein, in warmen Schutz gegen Wind und Wetter dieſes Lebens, daß es es ſo recht empfand, was es ſagen will, wenn ſo recht innig und heiß eins zum andern ſpricht: „du biſt m'r lieb, ih möcht dih freße.“

Und es war gar ſeltſam, wie das ganze Haus in ſogenannte zwei Lager ſich theilte. In einem Lager ſtand die Großmutter und der Bub, im andern der übrige Haushalt, Mädi war in beiden Lagern zu ſehen, doch am meiſten in dem der Großmutter, zankte und brummte aber um nichts weniger mit ihr, und ſetzte all ſein Vermögen daran, ihr den Buben abſpänſtig zu machen, und ihn gegen ſie aufzuweiſen. Was ſie nicht gab, das gab es ihm, was ſie ihm nicht nachließ, das ließ es ihm nach, und ſo wendete er ſich allerdings auch zuweilen zu ihm hin. Aber woran es alles ſetzte, und allem aufbot, daß er bei ihm ſchlafe des Nachts, dahin brachte es es nicht, da war der Bube feſt, aus Großmüettis Stübli wollte

er nicht. Das machte Mädi manchmal faſt tromſigs im Kopf. Das kleine Mädchen war ſo freundlich und lieblich, ging zu Allen und machte ihnen Ae, doch ſah man ihm gut an, daß es ihm am wöhlſten war an der Mutter Bruſt, wie es auch dem Küchlein am wöhlſten ſein muß unter den Flügeln der Henne. Nur zur Großmutter ging es nicht gerne, und machte ein trübſelig Mieneli; dafür ſagte die aber auch, es ſei das ufründligiſte King wo ſie noch geſehen, eine ewige Gränne und dazu e leide Grieggel. Das that der Mutter weher als dem Kinde, aber ſie vergaß es allemal wieder, wenn das Meiteli auf ihrem Schoose wieder zu lächeln begann.

Es war auch kein Wunder, wenn das Meiteli gränneté auf der Großmutter Arm. Nahm ſie doch daſſelbe nur, wenn der Bube böſe und unartig gegen ſie war, nichts von ihr wellte, oder gar an Mädi hing, wie meiſterloſige Kinder es nach und nach eben denen am öfterſten machen, welche ſie am meiſten hätſcheln. Dann brauchte ſie künſtliche pädagogiſche Mittel, ſie riß das Schweſterchen auf den Arm und ſagte: „he nu, we du nüt vo mir witt, wett ih o nüt meh vo dir, ih hah jetz es angers King.“ Und wirkte dieſes Mittel nicht alſobald, ſo ſagte ſie: „he nu ſo de, ſo muß das jetz Wätſchge hah u Schnitz, u chum, ih weiß noh es Lebküchli ame Ort.“ Das wirkte richtig, der Bube ward ſchalus, ſchlug nach Großmutter und Schweſterchen, und das letztere zu ſichern, war die Erſtere ſelten ſchnell genug. „He nu ſo de, fragte die Großmutter, wetſch folge oder nicht, oder ſoll ich d's Schweſterli ebhah?“ „Wott folge, ſchrie dann der Bub trotzig, aber das muß furt, thus dänne,“ brüllte er immer ärger und riß alles an ſich, was man dem Meiteli vorgelegt, oder in die Hand gegeben hatte. „He nu ſo de, ſu wei m'r wieder z'friede ſy, ſagte die Großmutter, u du mußt lieb ſy?“ „U du mußt d's King furt thue,“ ſagte der Bube. Unterdeſſen hatte richtig das Meiteli zu weinen angefangen, und wer will es einem Kinde verargen, gegen das man ſchlägt, und dem man alles

nimmt, was man ihm gegeben? „Näht n'r die Brüllere, ſagte dann die Großmutter, die ewigi Gränne, u chum du, mys Bübeli, heſt mih wieder lieb, ſä du, ſä, aber ſo wüſt thue mußt nimme, ſuſt b'häb ih de das Schweſterli.“ „Säg du die Brüllere,“ antwortete der Bub. „Wie ſeiſt?“ fragte die Großmutter, und ſie repetirte es vor allen Leuten und alle Mal wenn ſie alleine war: „die ewigi Brüllere! Die ewigi Brüllere het er g'ſeit, was dem tuſigs King doch afe z'Sinn chunt!“

So prächtig erzog Anne Bäbi, und ſo prächtig wird noch an gar manchem Orte erzogen, und was keine Kuh thut, thut der Menſch.

Meyeli ſchlug das Säugen abermals nicht gut zu, gäb wie die Hebamme abführte. Es wurde wieder blaß und matt und dazu geſellte ſich eine immer zunehmende Muthloſigkeit. Es bildete ſich ein, es ſei kränkligs und werde nicht lange leben, es drückte ihn's, daß es nicht mehr ſo recht arbeiten mochte. Die Leute werden ſagen, ſagte es, es ſei zu faul dazu, es, das nichts zugebracht, wolle jetzt gut haben und laſſe ſich wohl ſein, als wenn es zwanzigtauſend Pfd. eingekehrt. Und manchmal kam es ihm vor, als leſe es ſolche Gedanken ſelbſt in dem Geſichte eines Hausgenoſſen, und wie der meine, alles ſei nur Fantaſt und eben wenn es zu werchen gebe, ſo liege es im Bette. Und hätte es doch ſo gerne gearbeitet und b'ſunderbar jetzt, wo Jakobli ſövli z'weg war, ſo großen Eifer hatte und das Hausweſen einen Aufſchwung nahm, welcher allerdings recht rüſtige Hände brauchen konnte. Dieſe Gedanken wechſelten in ſeinem Herzen und an ihnen erſtarkete es nicht und wenn es ſich auch zwängte, und meinte, es komme auf die Gewohnheit an, und wenn es ſich einmal wieder gewohnt hätte, ſo werde es ſchon gehen, ſo mußte es es büßen und die Arbeit einſtellen, es mochte wollen oder nicht. Die Hebamme meinte, das werde ſchon beſſern, öppe albeeinist es Tröpfli gute Wy werd nüt ſchade, un es Bitzli früſches

Fleisch, sust g'sey si nit, daß ihm aparti etwas fehle. Und das King sei einmal munter und das sei die Hauptsache und das beste Zeichen, daß Meyeli g'sung's sei ums Herz, u we's da gut sei, su heig de d's angere öppe nit sövli z'bidüte.

Jakobli meinte einmal, ob's nicht vielleicht gut wäre, wenn Meyeli mit Säugen aufhörte, er hätte neue einmal gehört, das schwäche die Wyber grusam, b'sungerbar we si's z'lang trybe u d'King z'streng hah müße.

Potz wie kam er au bei Anne Bäbi. Das gäbte ihr e suferi Musterig, sagte dasselbe, wer da wohl möchte dabei sein, es brüll eim dä Weg fast d'r Gring ab, u we das nimme z'suge hätte, es brüllete, es g'stiengs niemere us, u si könnte kener Handwerkslüt meh hah, nit emal d'Schnyder. U de heigs noh nie gehört, daß me es King etwenn, we's noh nit viel meh as es halb Jahr alt syg, das wär sih v'rsünget am King un es g'hör doch eme niedere öppis uf d'r Welt, we's scho ume es Meitschi syg. We d's Säuge schade sött, es lüsse nit sövli Wyber des ume, öppe a d'r Uözehrig syg scho mängi g'storbe, aber daß eini vom Säuge g'storbe syg, selb heig es noh nie g'hört.

So säugte Meyeli fort und ward matter und muthloser von Tag zu Tag, aber krank sei es nicht, hieß es, es fehle ihm nichts; daß es mit der Krankheit oft ist wie mit dem Reiche Gottes, daß man nicht sagen kann, siehe hie ist sie, siehe da ist sie, weil sie nicht auswendig ist, sondern inwendig, und nicht hie oder da, sondern allenthalben, das wußten d's Jewägers noch nicht. Wer weiß, welches Ende diese Krankheit, welche sich einschleicht, wie ein Dieb in der Nacht und die Gefäße leeret von den kostbaren Lebenssäften, genommen hätte, wenn nicht etwas anderes dazwischen geschlagen hätte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel?

Neuntes Kapitel.

Was das Leben ſei, was der Frevel an dieſem Leben ſei und wie es einem ſolchen Frevler ergehen werde.

Der Bub ward plötzlich krank, d. h. man ward eine Krankheit plötzlich inne, welche ſich bereits angekündigt hatte, aber nicht bemerkt worden war. Er war heiſer geweſen und kriegte dazu einen Huſten, welcher accurat dem Bellen eines jungen Hundes glich. Der Bube lief herum, wie er wollte, barfuß oder in Schuh und Strümpfen, trank Waſſer, wenn er wollte, und Kaffee, ſobald er wünſchte; aber was er nicht wollte, das that er nicht, und was ihm nicht ſchmeckte, das nahm er nicht. So wollte er nicht in der Stube bleiben zu rechter Zeit, noch viel weniger Meliſſenthee trinken, als Anne Bäbi ihm anbot, und Anne Bäbi drang nicht in ihn. Es ſei ein arm Kind, ſagte es, und es mache ihm den größten Kummer, wenn es krank werden ſollte, es chönn ke Züg näh. Das iſt ein Uebel, welches auf dem Lande manches Leben koſtet, es iſt da eine Meiſterloſigkeit, von der man ſich keinen Begriff macht, eine Meiſterloſigkeit, die nicht nur nicht iſſet, was Einen nicht eben gut dünkt, ſondern eine Menge Dinge geradezu von der Hand weiſet, ohne ſie nur zu koſten. Es giebt dere Schlärpli von Jungfräuli, die kein Gemüſe eſſen mögen, keine gewöhnliche Speiſe, keine Erdäpfel mehr, aber Tag und Nacht ihre Meiſterleute beſtehlen, um ihrer Schmäderfräßigkeit zu fröhnen, und wenn man einem ſolchen Schlärpli nur Kamillenthee beibringen will, ſo thut es, daß man es in einen Nothſtall bringen müßte, wenn man ihm einen Tropfen beibringen wollte. Dieſe Meiſterloſigkeit kömmt bei Armen rein aus Neid und Gelüſten, um Reichen oder Meiſterleuten mehr abzufreſſen. „Ih wett e Narr ſy u das freſſe, heißt es, wenn ih dere cha hah"; und wenn man auch

an fetten Speisen erworgen müßte, so ein Ding thäte eher mehr daran als minder, nur um dem Meister nicht etwas zu ersparen. Bei Reichern kömmt sie theils davon her, daß man ein Kind nicht zwängen will, zum Theil, weil es schon lernen werde, zu brauchen, was ihm gut sei, wenn es zum Verstand käme, u mi wells de nit usem G'wüsse hah, we's sterbe sött u de gang gah chlage, wie mes plaget heig u was es heig müsse fresse, wo me doch anger Sache gnue g'ha hätt.

Eine andere und Haupturſache liegt in der Unklugheit, dem Kinde einen Gedanken, eine Idee, wie man zu sagen pflegt, beizubringen, welche ihm von selbst nicht gekommen wäre. Wenn man mit Kindern wandelt, so braucht man nur zu fragen: seid ihr müde, so wird auf der Stelle das eine oder das andere Kind Müdigkeit fühlen, an die es vorher nicht gedacht hatte. Frägt eine zärtliche Mutter ihre Kinder oft: fehlt dir was? wo hets, mys Schätzli? wo thut's d'r weh? so wird sie gewiß Kinder haben, denen sehr viel fehlt, die jedenfalls immer zu gelegener Zeit über ein Uebel zu klagen haben werden. Nun hat man das große Ungeschick, meistentheils dem Kinde die Meinung beizubringen, es könne ke Züg näh. Erst erzählt man selbst, man könne kene näh, dann verhandelt man mit dem Arzt vor den Kindern, ob eins nehmen könne oder nicht, mi wüß es nit, mi zwyfli, aber mi well probire. So bringt man dem Kind zwei Gedanken auf einmal bei, erstlich d'r Züg sei bös zu nehmen, und sodann wenn man nicht welle, so zwäng man Einen nicht. Natürlich nimmt ihn das Kind nun nicht, man hat ihm das Vorurtheil selbst beigebracht und wenn einmal ein Vorurtheil da ist, warum sollte es im Kinde weniger mächtig sein als im erwachsenen Menschen?

So auf alle Weise hatte man es mit dem Bübchen getrieben, darum wollte es auch Anne Bäbis Melissenthee nicht. Aber etwas gehen mußte doch, das sah man wohl, die Anfälle wurden heftiger, das Kind bekam Aengstigungen, daß es

den Seinigen den Angſtſchweiß auf die Stirne trieb. Nun wußte man nicht recht, wo Hülfe ſuchen, Anne Bäbi hatte zu niemand Zutrauen, da wußte endlich Mädi Rath.

Mädi hielt ſich zeitenweis, gleichſam zur Abwechslung, für krank; es fehle ihm für und für, und ke g'ſungi Stung heig es meh, ſagte es; bald war das Uebel mehr oben, bald mehr unten, aber z'g'rechtem öppe weg ging es nie. Es dokterte beſtändig, in irgend einem Guggeli war faſt immer ein Hafen für ihns z'weg, bald mit derlei Trank bald mit anderlei, und des Dökterlens war kein Ende; aber nichts wollte helfen auf die Läugi. Wohl beſſerte es ihm allemal, wenn es von einem neuen Doktor ein neues Trank hatte, und dieſe wechſelte es öfterer als im Winter ſeine Strümpfe, deren es nur zwei Paar hatte, das mindere für vor dem neuen Jahre, das beſſere für nach demſelben. Es hatte in einem Winter oft von Vieren Zeug, und war allemal zuerſt voll Freude, aber bald kam's ihm vor, als ſei es wieder im Alten, und ſo z'Unnutz wolle es bei einem ſellige Möff und G'ſtabi ſein Geldli nicht verdoktern; der begehre es nur des ume z'zieh, es merk's wohl; aber ſellig ſött me by de Beine uſhäiche, die Schyßhüng. Von Doktor zu Doktor war es zu einem gerathen, der war jetzt der Rechte. Zu dem hatte es unbedingtes Zutrauen, der chönn meh, als all anger z'ſäme g'no, ſagte es, un es glaub, we nes zu rechter Zyt zu dem cho wär, es hätt ihm noh us em Fundement könne g'holfe werde, aber der könne auch mehr als Brod eſſen, u wüß meh as öppe e angere Mönſch u b'ſungerbar eine, dä's ume us de Büchere nähm u d'rzu noh müß d'r Spiegel bruche, wo ner doch ume ebe halb g'ſey. Der hatte allerdings als Hauptbuch das Vorgeben, er ſehe die verborgenen Uebel in reinem Waſſer in einer weißen Flaſche auf wunderbare Weiſe. Er brauchte eben auch wieder den Schein des Ueberirdiſchen, ſo gut wie der Doktor im Emdthal bei Frutigen, der den Weibern die Hand auf die Bruſt legte und mit ihnen betete, oder wenn man ihn um

Rath frug für einen Kranken im Emmenthal, ein Fernrohr nahm und kaltblütig nach der Himmelsgegend hinsah, wo das Emmenthal lag, um zu ergründen, ob der Patient den Glauben hätte oder nicht. Und die Leute sahen solchen Manövers auf das gläubigste zu.

Zu solchen Wunderärzten kommen die meisten Leute, und alle die, welche aus der Ferne sind, nicht in Krankheiten, die sich rasch entwickeln, schnell zu Ende gehen, sondern fast immer mit eingewurzelten oder eingebildeten Uebeln. Es kommen Leute mit verglimmendem Lebensfunken, welchen jede neue Hoffnung zu längerem Leben in ihr Lämpchen ein Tropfe Oel ist, und jeder neue Doktor wirket als wie ein solcher Tropf, sie fühlen Besserung, und alle Menschen posaunen diese Besserung aus und sagen: der komme gewiß noch z'weg, sie hätten es nicht geglaubt. Es kommen Menschen mit beschwertem Unterleibe und schweren Gedanken, denen Bewegung wohl thut und jede veränderte Richtung der Gedanken; so erleichtert jeder neue Arzt ihnen den Stuhlgang, auch wenn er ihnen noch nichts gegeben hat, sie bloß noch gekommen sind, ihn anzusehen. Es kommen zu ihnen die leberſüchtigen Mädchen, die meinen, es fehle ihnen auf dem Herz, und die Frauen mit den Nerven, und die, denen es blöd ist, sie wissen nicht recht, ob im Kopf oder im Magen, und die, denen das Alter kömmt und die doch jung bleiben möchten, und die, denen die alten Sünden Molest machen, die sich nicht verläugnen und nicht vergessen lassen, und die mit alten Schäden, bösen Beinen, verrosteten Hautkrankheiten sonder Zahl. Diesen allen ist nicht zu helfen auf die Dauer, oder höchstens durch eine lange sorgfältige Kur, welcher sich selten ein Mensch unterwirft, wenigstens auf dem Lande nicht; sie können nur erleichtert werden, und die größten Erleichterungen sind die, welche sie sich einbilden, welche in erregter Hoffnung bestehen. Vielleicht heilt hier und da ein Quacksalber einen alten Schaden scheinbar, aber zum größten Schaden der Kranken, jedoch

zu ſeinem eigenen großen Ruhm, und was will er mehr! Denn nun wird die ganze Welt voll poſaunet, wie man Jahre lang umſonſt gedoktert, und wie der und der einen nun radikal kurirt hätte. Wenn dann das Uebel an einem andern Orte ausbricht, ſo bleibt doch der Ruhm der Heilung, oder wenn der böſe Ausfluß ſich auf die innern Theile wirft, auf die Lunge z. B., oder ſonſt wohin, ſo denkt kein Menſch daran, wer das gemacht und wer ſchuld an dem dadurch erfolgten Tode iſt.

Das ſind die zahlloſen hülfeſuchenden Schaaren, welche beſonders die Wunderärzte beſuchen, und denen dieſe Ruhm und Preis zu verdanken haben.

Unter dieſe Schaaren gehörte auch Mädi, das hiehin und dorthin lief, dem aber auf länger keiner helfen konnte; was ihm fehlte, konnte keiner ihm geben. Aber noch keiner hatte es ihm ſo getroffen, wie dieſer, von dem die Rede iſt, es war aber von den ſchlimmſten einer. Derſelbe verſtund ſich auch etwas, wie man ſagt, aufs Schatzgraben, oder aufs Geldbeten. Es giebt nämlich Leute, welche glauben, das Gebet ſei gleichſam ein Zauberſchlüſſel, mit welchem man alles aufſchließen, eine Macht, mit welcher man alles bezwingen könne, was man wolle; ſo könne man mit Beten Geld aus dem Boden zwingen, Geld in einem Schaft vervielfältigen. Wäre eine kommode Sache, beſonders für faule Leute, und würde beten lernen noch mancher, welcher es verlernt hat. Der ſah die Krankheiten alſo in einer Flaſche, jedoch nur die Krankheiten derer, welche ferne wohnten, denen in der Nähe ſagte er es unverholen, was mit der Flaſche ſei, und daß er dieſes nur thue des Glaubens wegen, vo wege wege der G'ſchickti kämen die Leute nicht zu ihm.

Der kannte Leute von Mädis Schlag vortrefflich, und ſah für ſie in der Flaſche die merkwürdigſten Sachen. Dem Mädi ſagte er, ſeine Uebel kämen vom vielen Plären und Verdruß, es ſei gerade, wie wenn ihm ein rother Schneck

übers Herz schnagge, es sei ganz schlieferig d'rvo, das müß me luege z'süfere, und dann wolle ihm neuis wachse auf der rechte Seite, was es sei, könne er noch nicht recht sehen, es sei fast wie eine Krebsscheere, und wenn es eine solche gebe, so sei es bös, aber vielleicht könne er davor sein, am Fleiß solle es nicht fehlen, aber es müsse d'r Glaube recht zu ihm fassen. Mädi war ganz erstaunt über diese Kunde und sagte, accurat so sei es ihm, so ganz kalt und g'schlieferig üb'rs Herz, u rechts düech's, es chlemm's mängist so wunderlich, un es müeß so sy, e B'drueß heig es usg'stange, es angers hätt's tödt, u all Tag heig es früsche, es düech's mängist, es sött z'mitts abenangere fahre. Zu diesem nun hatte es Glauben und brauchte ihn länger als die andern, und der wußte die Krebsscheere wachsen und abnehmen zu lassen, auf eine Weise, daß der Glaube immer mehr wuchs.

Als nun der Bube so heftig krank ward, dem Ersticken so nahe kam, so brachte ihn Mädi in Vorschlag. Anne Bäbi in seiner Angst hatte nur die Einwendung: „er nimmt ja ke Züg." „Wohl, dä Züg, wo dä git, dä nimmt er, das weiß ih, sagte Mädi, das isch nit Züg, wie se öppe die angere gäh, das ist ganz angere." „He nu so de," sagte Anne Bäbi. Mädi lief, brachte Zeug, ein süßes Säftchen wars. Der Knabe nahm es allerdings und gerne, und forderte selbst davon. Da ward auch Anne Bäbis Glaube an den Doktor unumstößlich. Aber bessern wollte es nicht, das Röcheln, die Angst nahm zu.

Sonderbar war es, wie der Knabe jetzt besonders nach der Mutter verlangte, und wenn schon Anne Bäbi ihn hielt, wenigstens eine Hand mußte Meyeli ihm nehmen, und wenn es nicht da war, hafteten seine Augen sonder Unterlaß auf der Thüre, und wenn Meyeli wieder eintrat, streckte er alsobald sein Händchen aus und zog die Mutter zu sich heran. Es war, als walle in ihm die rechte Liebe wieder auf, als wolle er in voller Fülle der Mutter geben, was er so lange

ihr entzogen hatte. Es wollte auch Meyeli faſt zerreißen, dieſes weiche Weſen, dieſes Suchen des Mutterherzens, dazu die Aengſten des Kindes, die Hoffnungsloſigkeit des Zuſtandes, die Unmöglichkeit, etwas zur Linderung beizutragen. Es konnte nicht einmal bei ihm ſein, wie es wollte, Anne Bäbi war da, war faſt ſinnlos, nahm an nichts Theil; daher alle deſſen Geſchäfte Meyeli auffielen. Meyeli meinte, da der Züg nicht anſchlüge, ob's nicht gut wäre, zu einem andern Doktor zu gehen. Aber Anne Bäbi und Mädi fuhren über ihn's her, daß es ſchweigen mußte. „G'ſehſt nit, ſagten ſie, wie er dä Züg nimmt, u wenn dä ihm nit wohl thät, er nähmt ne nit ſo, er nimmt ja ſuſt ke Züg, u was hulf e angere Dokter, wenn er de d'r Züg nit wett." Aber der arme Knabe nahm das zweite Säftchen nicht zu Ende, er ſtarb Anne Bäbi in den Armen, und ſo lange ſeine Augen ſehen konnten, ſahen ſie innig zur Mutter hin, als ob ſie ſagen wollten: „o Mutterli, Mutterli, hilf u'r," und ſeine Hand blieb in Meyelis Hand, und es war, als ob ſie alleine warm wäre und lebendig.

Das arme Kind war am Croup, an der Bräune, oder meinethalb an einem entzündlichen Halsweh geſtorben, jedenfalls an einem Uebel, gegen welches ein Säftchen, und ſei es aus Roſenhonig, oder gar noch aus beſſerm, nichts hilft; da müſſen ganz andere Mittel, und zu rechter Zeit, herbei, wenn ſo ein arm Kind von einem dieſer Uebel gerettet werden ſoll.

Denn das iſt eben bei Quackſalbern der gefährlichſte Punkt, daß die Einen von ihnen wohl heftige Mittel haben, Merkurialſalben, Pulver u. ſ. w., aber dieſelben faſt ohne Unterſchied anwenden in allen Krankheiten und bei allen Menſchen, Kindern und Erwachſenen, andere dagegen, und beſonders die, welche gebüßt worden ſind, einzelner bekannt gewordener handgreiflicher Fälle wegen, ſtarker Mittel ſich enthalten, und nur laviren, wie man ſagt, d. h. Mittel geben, die wenig ſchaden und nicht viel nützen, allerlei unſchuldige

Kräuter zu einem unschuldigen Trank, oder noch unschuldigere Säftlein von Himbeeren, Honig, Eibisch. Das ist vortrefflich bei all den Personen, die selbst es fast nicht wissen, fehlt es ihnen hinten oder vornen, die das ganze Jahr doktern, und doch nie zur Gesundheit kommen. Sind es ja sehr geschickte Aerzte, die solchen Personen Pillen verschreiben von klarem Brod, aber mit etwas angestrichen, ja, selbst sie vergolden lassen, oder auch bei Uebeln, welche von selbst und ohne Mittel bessern würden, welche Uebel freilich der natürliche Mensch nicht kennt, sondern nur der Arzt. Aber wie verderblich solche unkräftige Mittel sein müssen in raschen starken Krankheitsanfällen, wo schnell dem Fortgang der Krankheit der Fuß vorgehalten, die Entzündung gehemmt, der Andrang des Blutes abgeleitet werden muß, sieht jedes Kind ein. Das ist gerade, als wenn man ein Haus, welches zu brennen anfängt, mit dem Einfüechtbeseli oder einem Weihwedel, und wäre es selbst ein Missionswedel, löschen wollte. Das ist daher ein Punkt, wo Quacksalber am gefährlichsten werden; ein gewisser Instinkt hält aber viele Leute, die sonst öfters mit ihnen verkehren, in solchen Fällen ab, sie zu suchen; „da muß doch däich e rechte Dokter zueche," sagen sie.

Indessen geschieht es doch, und namentlich bei Kinderkrankheiten, bei der Ruhr z. B. und beim Croup, der Brüni; da ließen sich traurige Exempel erzählen. Der Quacksalber giebt sein Säftlein, aber da er nicht selbst zum Kranken geht, da er überhaupt wenige Krankheiten kennt, und namentlich den Croup nicht, weder im Allgemeinen noch in seinen eigenthümlichen Entwicklungsstufen, so setzt er nicht Blutsauger an, giebt nicht Brechmittel, noch weniger Queckſilber, und wenn er es geben würde, so würde er es zur unrechten Zeit geben und nicht in gehörigem Maaße. Die Krankheit hat daher ihren ungehinderten Fortgang, und nimmt ihr üblich Ende. Ueberhaupt wird auf dem Lande auf diese Krankheit viel zu wenig Obacht genommen, Heiserkeit nicht geachtet, so wenig

als der rauhe gebellartige Huſten; man thut oft gar nicht dazu, nimmt ſie auch für ſogenannte Giechti, oder doch zumeiſt zu ſpät. Und wo man zu ſpät dazu thut, da wird auch der gewiſſenhafte Arzt mit den beſten Mitteln der Krankheit nicht Meiſter, ſo wenig als man gegen ein Haus, das in vollem Brande iſt, mit zwanzig Feuerſpritzen mehr etwas ausrichtet, während man ganz von Anfang mit einer einzigen es hätte löſchen können. So ſtirbt ſo manches liebe Kind, und ſo manches Mutterauge weinet, und ein heißes Zuckerwaſſer alſobald, und den Arzt ſo ſchnell als möglich, hätten den Tod verjagt, dem Mutterherzen den Schmerz erſpart.

Wenn es zu Grabe läutet und einer fraget: „wen begräbt man heute?“ ſo antwortet vielleicht der andere: „ume es King,“ und ein vorübergehend Bettelweib ſetzt bei: „ih bi doch der ung'felligſt Hung, hah ſcho ſiebni, un alli Jahr noh eis, u ſterbe wott i Gott's Name kes.“

„Ume es King!“ iſt bald geſagt, aber wer es ſagt, weiß nicht, was er ſagt.

„Ume es King.“ Und weiß wer, was ein Kind iſt und was ein Kind birgt? Das Kind iſt ein Neujahrstag, und der Neujahrstag trägt ein ganzes Jahr in ſeinem Schooſe, ein Kind iſt ein Räthſel, und in dieſem Räthſel liegt vielleicht der Stein der Weiſen. Ein Kind iſt unendlich mehr als ein Mann, um den Mann ſind bereits die Schranken ſeiner Beſchränktheit gezogen und ziehen alle Tage ſich enger; ums Kind liegen noch keine Schranken, der glücklichen Mutter iſt der Traum erlaubt, es werde das All umfaſſen, über alle Sterbliche ragen, über die Endlichkeit hinaus in den Himmel hinein. Was groß war auf Erden, war ume es King, ume es King war unſer Heiland, und was wären wir ohne dieſes King! Ume es King war jeder Held auf Erden, jeder Mann Gottes, jeder Wohlthäter der Menſchheit. Darum ſind alle Kinder uns geheimnißvolle Gaben Gottes; welche Kraft die Schaale birgt, wiſſen wir nicht; was aus dem Heiligthum

der Seele heraustreten kann, wenn die rechte Stunde kömmt. das kennen wir nicht. So bedeutsam ſoll jedem jedes Kind ſein, und was der Leichtfertige ume es King nannte, hatte das vielleicht nicht ſchon ſeinen beſtimmten Werth, ſeine große Bedeutung, war der Schatz einer Familie, die Ampel eines Hauſes, einer Mutter Hoffnung, zweier alten Leutchen einzige Freude. Sein Tod, iſt er vielleicht ein Spalt in ihre Herzen, der Räuber ihres Friedens, des Schmerzens ſchwarzer, nie verſiegender Quell? Es iſt auf Erden gar manches Haus, und alle darin können ſterben, ume das King nicht, der Schmerz um jedes würde vergehen, den Schmerz ums King nähmten alle mit ſich ins Grab. Und wenn jetzt ein ſchwarzer Schmerz in manchem Herzen wohnet, die Herzen Brandſtätten verzehrter Freuden ſind, Brandſtätten, auf denen keine Pflanze wächst, kein Gebäude mehr ſtehen will, bis ſie der Tod verſchlingt, und ich müßte mir vorwerfen, ich ſei Brandſtifter und Mordbrenner, ſei die Schuld, daß das Leben zerſtört ſei, und dieſen Herzen alle Freude verlodert, ich hätte den Tod herbei gezogen, des Kindes Leben ſchlecht gewahret! Ich müßte mir einbilden, in den finſtern Herzen wälzten ſich zornige Gedanken und durch die verweinten Augen hindurch blitzten Vorwürfe: „du trägſt die Schuld, du wareſt Wächter, wardſt Verräther, ließeſt den Feind ins anvertraute Heiligthum!“ Ich müßte ſolches ſehen, müßte mir vorwerfen, zu ſolcher Schuldgebung ſei ein Grund, es möge ein Recht ſein in der Anklage, und doch hätte ich das Meine gethan, hätte mit allem menſchlichen Fleiße die Kräfte und Krankheiten des Menſchen, die Kräfte und Stoffe der Natur zu ergründen verſucht, hätte Jahre dem Werke geopfert, meiner Jugend beſten Theil, und hätte dann mit Sorgſamkeit die Kunſt geübt, mit Nachdenken die Krankheit geprüft, die Heilmittel gewählt, hätte alles gethan, was mir möglich war, und doch mich geirrt, und doch falſch gegriffen, das Leben nicht gehalten, das zu retten geweſen wäre. Wenn ich Arzt wäre, —

und welchem Arzte geht es nicht so, und wer liest im Herzen der wahren Aerzte die innere Angst und den innern Jammer, die Trostlosigkeiten und die Wehmuth und den Ueberdruß? — ich würde allemal erbeben, wenn man zu einem Kranken mich rufen würde, es würde mir allemal sein, als gäbte man mir ein Räthsel aufzulösen, und an dessen Auflösung hinge Tod und Leben, und je mehr ich dächte, desto weniger fiele mir bei, und wie grinsende Räthsel würden die Kranken an meinem Bette stehen, und die Todten würden gezogen kommen, mir zeigen meine Irrthümer, meine falschen Auflösungen würden der Kranken spotten, die mir glaubten, würden das Leben von mir fodern, um das ich sie betrogen.

Ein Leben hatten sie in meine Hand gelegt, es mir anvertraut, und unter meinen Händen erlosch es, sie erhielten es nicht wieder. Ein Leben ist kein Licht, ein Licht kann ich wieder anzünden; das Leben ist eine Flamme Gottes, einmal läßt er sie auch brennen auf Erden, dann nicht wieder. Das Leben ist der Einsatz, den ich von Gott erhalten, den Himmel mit ihm zu gewinnen, es ist der Raum, in welchem ich die Schätze zu pflanzen und zu sammeln habe, welche die Diebe nicht stehlen, die Motten nicht fressen, es ist die Zeit, während welcher ich auf dieser Welt mein Zeichen aufdrücke, das ein Sandkorn werden soll zu der Stufe, auf welcher das kommende Geschlecht höher steigt. Das Leben ist das höchste Gut des Menschen, das er selbst unter all seinen vergänglichen Gütern am wenigsten verschleudern darf. Der Staat ist eine Verbrüderung zum Schutze der Güter, ist eine aufgestellte Wache, welche hemmen soll jede Beeinträchtigung dieser Güter, aber auch muthwillige Verschleuderung, ist eine väterliche Pflege, die dafür sorget, daß den Unmündigen (und es giebt zweier Gattig) kein Gut vorenthalten, kein Gut angetastet, aber auch keines von ihnen verleichtsinnigt, Betrüger Hände nicht über sie mächtig werden könnten. Dafür ist der Staat da, sonst ist er für nichts da. Regenten hat man nicht etwa

wie ein engliſcher Narr Pferde hat zum Luxus, oder eine alte Jumpfere Katzen oder Hunde ebenfalls zum Jux, die noch dazu zuweilen recht biſſig und giftig ſind, die kleine ſtrube Katzen und die halbe noch rüdig dazu. Die Narrheit heutiger Theorien, welche den Staat zu nichts machen als einem großen Kaffeehaus, der für nichts da iſt, als an einigen halbverrückten Zeitungen Bildung zu lernen und ſich im Räſoniren zu üben, ahnete man nicht, als man Staaten in Wirklichkeit und nicht en théorie ſtiftete und ordnete. Von daher geprüft und von kompetenter Behörde nicht nur fähig gefunden, ſondern verpflichtet zu gehen und zu helfen jedem, der mich begehrte, meiner bedürftig ſei, wärs mir ſo ſchwer übers Herz, wenn hintendrein mir das Verweiſen käme und das Bangen, es ſei unter meiner Hand ein Leben erloſchen, eine Aufgabe nicht erfüllt worden, ein Zweck nicht erreicht und b'ſunderbar, wenns ume ein Kind geweſen, das noch gar nichts erreicht, noch gar nichts geworden, oder ein Hausvater, der ſo bedeutungsvoll im Staate ſich geſtellt, oder eine Mutter im Staate ſo hoffnungsreich.

Und wie wäre es mir erſt dann, wenn ich keinen Beruf zum Heilen hätte, nichts wüßte von der Natur und ihren Stoffen, dem Menſchen und ſeinen Kräften, von den Krankheitsformen und Krankheitszeichen; wenn ich nichts hätte als ein Maul zum Reden und Lügen, einige Papierſäcke voll Kräuter, einige alte Töpfe voll Salben, und einige alte Bücher zum Zeigen; wenn ich ein Blinder wäre, und aus Säcken und Töpfen aufs Ungefähr austheilte, bald Salben, bald Kräuter, unbekümmert um Leben und Tod mich mit dem Spruche tröſtend, der Herr werde es ſchon machen, und wen er geſund oder todt wolle, der werde das eine oder das andere mit und ohne Salben und Kräuter, wie wäre es mir, wenn ich in dieſem Sinne handelte freventlich? Und dieſes heilloſe Handeln wäre mir verboten obrigkeitlich, weil es ein heilloſes Spielen mit Leben ſei, der koſtbaren Flamme von Gott, dem

höchſten irdiſchen Gute, und ich führe doch fort, und handthierte an dem Leben herum, lockte die Menſchen von den Verſtändigen weg, mir, dem Betrüger, zu, und Leben um Leben erlöſchte, und für jedes Leben hätte ich ein Blutgeld empfangen, ſelten dreißig Silberlinge, oft nicht dreißig Kreuzer, die ich bald an Schnaps gewendet, bald an ein neu Häuschen, oder ein gelegen Ackerſtück, und hätte ſo gelebt, verſtockt, voll Betrug und voll Luſt, müßte mir am Ende das Gewiſſen nicht aufſpringen, und eine Angſt über mich kommen, wie die eine war, welche den Kain flüchtig über die Erde jagte? Müßte es mir nicht ſein, als wäre jedes Schnapsglas weiß gewordenes Menſchenblut, Blut von denen, welche unter meinen Händen weiß wie der Tod geworden? Und wenn Nachts die Wände girren an meinem Häuschen, muß es mir nicht tönen wie Röcheln und Todesſeufzen? Und wenn ich auf dem Ackerlein Korn ſchneide, muß mir nicht jeder Kornhalm vorkommen, als wäre er ein Finger, den ein durch mich Getödteter hervorſtrecke aus dem Grabe, mir winke: „du, warte nur, wie du den Halm ſchneideſt, haſt du mich geſchnitten, haſt du viele geſchnitten, aber du, warte nur, wir harren der Auferſtehung, dann kömmt die Rechnung über die Leben, die da unten liegen!“ Und wenn ich mein Ackerlein mäſte und alle Jahr das Korn dichter ſteht, kann ich mich freuen daran, muß es mir nicht vorkommen, als haben die drohenden Finger ſich gemehret, als ſei ſo manches Leben mehr in Rechnung gekommen, als Halme mehr auf dem Acker ſtehen? Und wäre die Rinde um mein Gewiſſen auch hart wie ein Felſenſtück, vermöchte ich kaltblütig meinen Schnaps zu trinken, ruhig mein Korn zu ſchneiden, ſo iſt doch mein Leben kein Fels, und wenn das Leben bricht, ſpringt auch das Gewiſſen auf, und vor Augen ſteht, wie man gehandelt hat bei Leibesleben, ſonder alle Täuſchung. Und wenn dann die Leben vor mich treten, die ich gebrochen, Gott die Thränen mir vorrechnet, die um meinetwillen gefloſſen, was will ich da vorſchützen, was machen, dem Zorne Gottes, dem hölliſchen Feuer, zu entrinnen?

Darf ich da vor Gott auf den Geist mich berufen, der mich getrieben und erleuchtet? O, ich weiß zu gut, daß es ein Lügengeist war, ein Vorwand, ein Blendwerk für die Menschen. Soll ich dem Gott, der alles weiß, sagen, die Menschen hätten mich gezwungen? Er weiß zu gut, wie ich sie gelockt mit Lügen und Verleumden. Soll ich sagen, jeder Wurm bedürfe der Speise und müsse sehen, wie er sie gewinne, geschweige dann der Mensch, der noch Kleider bedürfe, und aller Gattig sonst, und Gott wisse am besten, wie das Leben schwer zu erhalten sei? Das wäre eine Rede, wie unvernünftige Menschen sie oft brauchen, wie sie aber wohl keiner je vor Gott wagen wird. Kann nicht ebenso der Räuber, der Mörder, der Betrüger, der Meineidige sprechen, und ist der Gewinn des Lebens auf unrechtmäßige Weise erlaubt? „Warum handeltest du nicht mit etwas Erlaubtem, würde mir zur Antwort werden, mit Schwamm oder Schwefelhölzern, warum mit Leben, die ich dir nicht anvertraute, aber jetzt aus deiner Hand sie fordere? Es war deine Faulheit, dein Stolz, warum du das thatest, es ging dir ringer, und vornehmer schien dir das Handwerk, und gottvergessen genug warest du, es zu ergreifen.“ Und wenn es mir in Sinn kommen wollte, zu sagen, das Doktern sei nicht verboten in der heiligen Schrift, und das seien nur Menschen Neid und Satzungen, welche es mir verboten hätten, so würde ich erinnert werden, daß man unterthan sein solle der Obrigkeit, die Gewalt über Einem habe, dieweil Gott durch ihre Hand uns regieren wolle, und daß, wenn diese Ordnung nicht wäre, es auf der Welt nicht auszuhalten wäre, und wer diese Ordnung breche, Gottes Gnade verscherze, und warum? Weil ihm das Linsengericht lieber ist als die Kindschaft.

Aber wie der arme Sünder an jedem Ast sich hält, und auch Kain, als Gott ihn zur Rede stellte, antwortete: „soll ich meines Bruders Hüter sein?“ wird der, welcher verstockt geblieben bis in den Tod, die Zerknirschung von sich wehren,

in neuen Ausflüchten ſeine Rettung ſuchen; wer frech geweſen in ſeinem ganzen Leben, mit Frechheit manchen Sieg gewonnen, wird auch frech vor Gott noch ſein, wird der Frechheit Macht, welche ihm die Menſchen unterthan gemacht, an unſerm Herrgott ſelbſt noch verſuchen. Er wird ſagen: „ich habe nicht alleine getödtet, Aerzte haben es auch gethan, und noch mehr als ich; bin ich ſchuldig, ſo ſind ſie in gleicher Verdammniß.“ Da iſt's mir aber, wenn ich ſolches geſprochen hätte, als fühlte ich bereits des Herrn Zornesflamme brennen auf meiner Seele, als hörte ich die gewaltige Stimme, vor welcher kein Trug beſteht, weder Selbſtbetrug noch Betrug Anderer, als donnere dieſe Stimme mir zu: „Schweige und weiche von mir! Irren iſt menſchlich, kein Sterblicher iſt frei davon. Erlöſchen Leben unter des Arztes Händen, und war er treu dabei, ſo fällt keine Schuld auf ihn, denn mehr als daß einer treu ſei, fordere ich nicht; es wäre grauſam, mehr zu fordern, als die rechte Berufung und die Treue, die vor mir beſteht. Nur wo Untreue iſt, da wartet auch ein Gericht. Du aber wareſt ein Unberufener, hatteſt weder den Ruf von mir noch meiner Obrigkeit; der Geiſt, von dem du redeteſt, war ein erlogener Geiſt; Lügner und Heuchler wareſt du. Du haſt dich an die Leben gedrängt, wie ein Verleumder an die Ehre des Nächſten, wie ein Dieb an deſſen Schätze, haſt gefrevelt gegen die Ordnung, welche von mir kömmt, wareſt auch untreu, haſt die Flamme nicht gehütet mit eigenem Auge, ſie gehalten mit eigener Hand, haſt aufs Gerathewohl hineingeblaſen und mit verſchloſſenen Augen. Du wußteſt es, aber es kümmerte dich nicht, daß blindes Blaſen ein Licht zehnmal löſcht, ehe es einmal anbrennt eine glimmende Flamme. Unberufener, Ungetreuer, ſchweig, und weiche!“

So tönte es mir mein Lebtag in den Ohren, wachend und ſchlafend, mein ganzes Leben fort und fort, wenn einmal ein Leben unter meinen Händen erloſchen wäre, an deſſen Heilung ich unberufen Hand gelegt. Und wenn hundert

Häuſer durch meine Schuld verbrannt wären, ſie quälten mich weniger als das eine Leben, denn ich wüßte, da wäre keine Entſchuldigung. Wie die falſchen Propheten verflucht waren, ſo falle noch jetzt dem Fluche anheim, der für etwas ſich ausgiebt und er iſt es nicht, das wüßte ich.

Und wie das nicht Alle wiſſen und faſſen, begreife ich nicht. Aber wie dem, der abſichtlich und muthwillig auf böſen Wegen geht, die Augen gehalten ſind, die Mahnungen an ſein Gewiſſen ausbleiben, ſo geſchieht es auch hier. Der Arzt, der in die Häuſer geht, die Kranken beſucht, der ſieht alle Tage, was ein Leben werth iſt. Er ſieht, wie Kinder um einen Vater beben, wie der Vater für die Mutter betet, wie Eltern troſtlos an ihres Kindes Wiege ſtehen. Und wenn er zur Leiche kömmt, ſo hört er den lauten Jammer, ſieht die ſtillen Thränen, wie der Gram ſich bohrt in der Wittwe Züge, der Kummer ſich legt auf des Vaters Geſicht, wie das Bewußtſein des Verlaſſenſeins herzzerreißend aus den Kindern bricht; er ſieht die Lücke, die geriſſen worden, den Wandel des Hauſes, alles, alles, was nun kömmt, weil dieſes eine Leben erloſchen, ſieht der Arzt faſt alle Tage, und Gott zeiget ihm dieſes nicht umſonſt, er will ihn bewahren vor Gleichgültigkeit und der Geringſchätzung des Lebens, deren ſo viele naturgemäß und ohne ſeine Schuld unter ſeinen Händen erlöſchen.

Es möchten wohl wenig Aerzte ſein, denen ſolche Anblicke nicht heilſam wären, auch wenn ihre Herzen weich, ihre Seelen treu ſind, ihnen immer vor Augen erhalten, wie bedeutſam ein Leben ſei, ſei es nun ein armes oder ein reiches, ein erwachſenes oder ume es King. Und wenn der Arzt noch höher ſteht, nicht nur den Leib ſieht, ſondern auch an die Seele denkt, zu welch hochheiligem Geſchäfte muß es ihm nicht werden, den armen Sündern die Gnadenzeit zu verlängern, den Reuigen die Buße, den Verſtockten die Zeit zur Erweichung!

Dieſes alles fehlt dem Quackſalber. Er ſteht nicht am Sterbebette, ſteht bei keiner Leiche, ſieht die Kranken ſelten, kennt ſie oft nicht von Angeſicht, vielleicht nicht einmal ihre Namen, er hat für die Brunzgläſer die Mittel gegeben, und wenn bei dem nächſten Sack voll, welchen eine alte Frau ihm bringt, eines fehlt, und es heißt, der ſei geſtorben, er weiß nicht mehr, wer es war, noch viel weniger, ob ſein Leben irgend eine Bedeutung hatte. In gar vielen Fällen giebt er Mittel, und vernimmt nie, iſt der Patient geſtorben, oder lebt er noch, und kümmert ſich auch nicht darum. Da iſt alſo keine Theilnahme, kein inniger Verband, er ſieht nie, wie viel werth ein Leben iſt, wie übel der Tod geht. Zuweilen wohl kömmt eine Tochter mit verweinten Augen, ein Mann mit fehlendem Athem, aber die Fälle ſind ſelten. Quackſalber gelten im Allgemeinen mehr in der Ferne als in der Nähe, und aus der Ferne her kommen ſelten die Leute der Kranken ſelbſt, ſondern Andere, die ſchon da geweſen, den Weg wiſſen, ja, es giebt immer ſolche, die zu eigentlichen Boten ſich aufwerfen, ein ordinair Pöſtlein daraus machen, eine Art Lebensverdienſt. Darum ſind dem Quackſalber die Leben auch ſo gleichgültig, ſein Gewiſſen ſpringt ihm nicht auf in ſeinem Leben, höchſtens ſcheut er die Obrigkeit, ſonſt wäre ihm recht, wenn ihm recht viele ſtürben, denn deſtomehr würde dann von ihm geredet, deſto berühmter würde er, deſto größer auch ſein Zulauf. Aber was dieſes Leben nicht aufſprengt, das ſprengt dann Gott auf mit ſelbſteigener Hand, wenn er anzünden will in ſelben der ewigen Reue Höllenfeuer.

Zehntes Kapitel.

Und wie die Herzen bluten, wenn ein liebes Leben erlischt.

Ich weiß es nicht, wenn der Gütterlidoktor an des armen Kindes Leiche gekommen, ob da nicht seine Vermessenheit erschüttert, sein Frevel ihm sichtbar geworden wäre, wenigstens innerlich? Anne Bäbi saß da in sinnlosem Jammer, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wimmerte, weberte, daß es Steine hätte aufsprengen können, und wenn es redete, so waren es furchtbare Worte, die man fast nicht hören durfte. Meyeli flossen still die Thränen, es bezwang sich um Anne Bäbis willen. Aber zu Jakobli, der auch gar weich und wehmüthig war und sagte, wenn er gewußt hätte, daß das Bubli sterben sollte, er hätte kein Land mehr begehrt; ob das wohl ächt d'Straf syg für e Hochmuth? sagte Meyeli manchmal: Wenn es vo wege d'r Großmutter ume zeige dörft, wie's ihm ums Herz wäre. Das Bübli hätte es manchmal böse gemacht und es hätte es nicht dörfe erzeige und da hätte es ihn's dücht, es sei ihm fry nüt lieb. Aber in seiner Krankheit sei er ganz ein anderer gewesen und hätte es ihm erzeiget, daß er ihn's noch für sein Müetti hielte und den Blick, mit dem er ihn's angesehen, könne es nie vergessen; so wie es in die Stube gekommen, hätte er ihm die Hand dargestreckt, und es hätte ihm nichts helfen können. Es düechs, es well ihm das Herz zerreißen und müsse es verbergen, es thue ihm das so weh, es möge es fast nicht erleiden. Hansli sagte nicht viel, aber wenn man ihn nicht wußte und suchen mußte, so fand man ihn auf dem Bänklein beim Stall, und wenn man ihn recht ansah, so sah man die Thränen durch die Furchen rinnen.

Mädi ging jammernd ab und zu und redete, wie das böse Gewissen es zu thun pflegt. Wenn das arm Kind nit

vo dem Säftli g'ha hätt u wes ihm nit zum Dokter wär, g'wüß e Tag früher hätt es ſterbe müße u emel g'wüß noh d's halb meh lyde; aber für e Tod ſyg kes Krut g'wachſe, u we öpper jung ſterbe ſöll, ju werd er nit alt; mi mög mache was me well, g'zwänge ſyg da nüt. U ſövli wüſt möcht es nit thue, mi chönnt ſih v'rjünge. Mi ſött geng froh ſo, we es King ſterbe chönn i d'r Uſchuld, u wenn es öppe ſys Sächli g'ha heig uf d'r Welt, daß me ſih nit bruch es G'wüſſe z'mache. U ſövli nöthlig thue wege me King möcht es nit, we's ung'ſinnet ja noh mängs gäh chönn.

Die erſte Nacht ſchlief wohl niemand. So groß war der Jammer nicht, ſo tief war das Weh nicht, als Jakobli an den Blattern lag; da war nur noch die Angſt groß; aber in der Angſt war noch Hoffnung, wenn aber der Tod kömmt und aus der Angſt die Hoffnung nimmt, dann zerrinnet die Angſt zu troſtloſem Jammer und Weh. So eine Nacht in tiefem heißem Schmerz zugebracht, fliegt vorüber wie eine Nacht im Rauſche der Freude. Man hört keine Stunde ſchlagen, man vergißt den Ort, wo man iſt, man iſt in einem andern Lande, und wenn der Morgen kömmt mit ſeinem blaſſen Scheine, die Erde unſern Sinnen ſich wieder aufdrängt, da iſt, als kehrten wir zurück, wir werden beſtimmter Zuſtände uns wieder bewußt, wenn der Tag ſich uns aufdrängt mit ſeiner Pflicht. In des Tages Schein betrachtet man das Entſchlafene, aufs neue rinnen die Thränen, aufs neue bricht der Jammer aus, dann wankt das eine zur Thüre hinaus dem Stalle zu, ein anderes ihm nach zur Küche, ein jedes wird durch ſeine Pflicht gerufen. Wo aber der Tag kömmt und die Pflicht ruft, und der Menſch merkt den Tag nicht, hört den Ruf der Pflicht nicht, da droht große Gefahr.

Meyeli hatte ſich aufgerafft, den belebenden Kaffee bereitet, der nicht nur den Leib erfriſcht, ſondern auch dem Geiſte einen Halt giebt, ihn gleichſam wieder auf die Füße ſtellt; allerdings auch eine Art Opium, aber eine auffriſchende, keine

Kraft und Leben verzehrende Art deſſelben. Jakobli hatte das kleine Meyeli beſorgt, es aufgenommen, das todte Brüderchen ihm gezeigt. Aber daſſelbe hatte ſich alsbald von ihm abgewendet mit einem Dureli. Die guten Eltern machten ebenfalls eines und herzten das lebendige Kind, im Glauben, es theile ihren Schmerz, es weine ums geſtorbene Brüderlein; ihre eigenen Empfindungen meinten ſie zu leſen auf des Kindes Geſicht. So lieſt gar oft der Menſch auf fremdem Geſicht nur das, was im eigenen Herzen ſich reget. Das gute Kindlein wußte ja nicht, was Tod, was Leben war, ſeines eigenen Daſeins war es ſich nicht bewußt, geſchweige denn, daß es das Schwinden eines andern begriff; aber es wußte, was das Brüderchen im Leben ihm war, es war ihm die feindſelige Macht, welche ihn's ſchlug, ihn's vertrieb von der Großmutter Schoos, ihm nahm, was ihm gefiel. So machte es jetzt ſein trübſelig Geſichtchen, aber nicht aus Schmerz über den Tod des Brüderchens, welches es noch in voller Kraft glaubte, denn daß ſo eine Kraft enden könne, wußte es nicht, ſondern aus Furcht vor ihm und deſſen Gewalt; als es von ihm ſich wegkehren konnte, lächelte es ſo freundlich die Mutter an und ſchmiegte ſich an ſie, daß auch aus ihrem dunkeln Herzen ein Strahl der Wonne blitzte.

Aber dieſem allem achtete Anne Bäbi ſich nichts. Bald war es in ſtummem Weh befangen, aus welchem plötzlich Töne brachen, bald einem wilden Geſchrei, bald den Ausbrüchen des tiefſten Schmerzes gleich; dann riß es das todte Kind an ſich, küßte es, wollte es aufwecken, und wenn es todt blieb, ſo ergoß es ſich in Läſterungen und Redensarten, welche den Andern die Haare empor trieben. Umſonſt ſprachen Alle ihm zu, umſonſt wollte Meyeli es zu Speis und Trank bereden, beides ſtieß es von ſich, geberdete ſich als ob mit dem Kinde Himmel, Heil und Seligkeit ihm verſunken ſei.

„Du mußt denk Ugah agäh u luege we mes v'rgrabe chönnt, ſagte Hansli zu Jakobli, u de wird me müße heiße

g'Lycht cho." „Muß ih gah?" fragte Jakobli. „Däich wohl, ſagte Hansli, es ſchickt ſih neue nit angers. Wer laht taufe, muß dieſes o bifehle, er muß es lah i d's heilig Waſſer trage u is heilig Grab, es lah yſchrybe für d'Welt und o für d'Ewigkeit."

Jakobli legte ein ſchwarzes Halstuch um, nahm den ſchwarzen Hut hervor; aber ehe er ging, mußte er noch einmal zum Bettchen ſtehn, mußte von Herzen ſich ausweinen, dann erſt konnte er gehen. Es war ein ſchwerer Gang. Die ganze Welt ſchien ihm ſchwarz wie ſein Halstuch, aber noch ſchwärzer ward es in ſeiner Seele. Dieſe ſchien ihm, während er das einſame Weglein den Weiden nach zum Pfarrhaus hinabging, ſich umzuwandeln in einen finſtern weiten Saal, ſchwarz behangen ringsum, und ringsum ſetzten ſich ſchwarze Richter, nur der Oberſte fehlte. Und die ſchwarzen Richter erkannte er nach und nach alle, es waren ſeine eigenen Gedanken, die körperliche Geſtalt angenommen hatten und ſetzt über ihn zu Gerichte ſaßen, und dieſe Gedanken zeugeten alle gegen ihn und klagten ihn an. Sie klagten ihn an des Neides gegen ſein eigen Kind, das ihn um die Liebe der Mutter gebracht, des heimlichen Zornes, der Schadenfreude bei wüſtem Thun deſſelben, der Hoffnung, die Mutter werde ihre Thorheit noch erfahren müſſen, des Wunſches, etwas recht Ungattliches möchte der Mutter die Augen öffnen. Dieſe und viele andere Klagen erhoben ſich gegen ihn. Alle dieſe Gedanken waren nur flüchtig geweſen, dem Scheine eines Blitzes gleich, geglitten über die Oberfläche ſeiner Seele, waren entſchwunden, wie ſie entſtanden, hatten weder den Grund berührt noch einen Eindruck hinterlaſſen, er hatte ſie kaum erkannt, ſo ſchnell verſanken ſie oder verflüchtigten ſie ſich wieder; aber jetzt ſaßen ſie alle da, ſichtbar, kenntlich geſtaltet und klagten des Frevels am Leben ſeines Kindes ihn an, daß er den Tod herbeigewünſcht, heimlich an ihm ſich verſündigt, der geheimen Sünde offene Strafe ſei der Tod geweſen. Alles war wider

ihn und noch der Undankbarkeit ward er angeklagt, daß er die Liebe, welche er auch genossen, nicht einmal dem eigenen Kinde gegönnt, und es war ihm, als stünden die schwarzen Gestalten auf, harreten des obersten Richters, öffneten den Mund zu einem dreifachen Weh über den unnatürlichen Vater. Da saß plötzlich auf dem obersten Richterstuhle in hellem Glanze sein gestorbener Knabe, lächelte mit dem süßen Lächeln, mit welchem er sterbend den Eltern gelächelt und winkte mit dem Händlein den dunkeln Richtern; da versanken sie, Gespenstern gleich, welche der Strahl der Sonne getroffen; er lächelte noch einmal freundlich winkend ihm zu, bot dann sein Händchen einem freundlichen Engel, der bei ihm stund und entschwand. Jakobli wußte lange nicht recht, hatte er geträumt oder ein Gesicht gesehen. Aber es graute ihm allemal, wenn er davon erzählte, wie seine Seele zur schwarzen Richterkammer geworden und seine flüchtigsten Gedanken verkörpert zu Richtern. Er sagte oft, es nähmte ihn wunder, ob dann eigentlich in jeder Seele eine solche Kammer sei, und was für viele und schreckliche Richtergestalten da sein müßten, wo die Menschen längs Stück nichts dächten, als wie sie einander schaden und tödten könnten, wenn bei ihnen auch jeder Gedanke zu einem leibhaftigen Richter würde.

Es war des Morgens zeitlich, als Jakobli ins Pfarrhaus kam. Der Herr war etwas unwohl, noch im Bette, daher brachte Sophie den Jakobli ins Eßstübchen, wo sie eben am Frühstück saßen. „E myn Gott, sagte die Frau Predikantin, als sie das schwarze Halstuch sah, wer ist euch gestorben? ich hörte gar nicht, daß jemand krank bei euch sei.“ „D's Bübli,“ sagte Jakobli, und d's Weinen kam ihn wieder an, daß er längs Stück kein Wort sagen konnte. „E aber, was ihr nicht saget! sagte die Frau, das lustig Bubeli mit dem schönen rothen Backen und dem Kruselhaar, e aber, was het ihm g'fehlt?“ „E, grusam Halsweh, sagte Jakobli, es isch es schröckligs Luege gsy, es het eim dücht, mi sött ihm könne

helfe, ü het notti nit könne, u das het eim faſt d's Herz welle z'rſchryße." „Heit d'r nüt g'macht, kei Dokter brucht?" „Wohl, mir hei, ſagte Jakobli. Mir hei Züg g'ha, da vo dem B'rühmte, wo d'Sach i ne re Guttere g'ſeht, u es wär recht gſy, d's King het ne b'ſunderbar gern g'ne. Aber es het nüt g'hulfe, es wird ſo hah ſölle ſy, daß er nit d'rvo chunt, u we e Sach ſy ſöll, was wett me da chönne mache? Aber notti geit es eim gruſam hert, un es düecht eim, mi chönn ſih faſt nit dry ſchicke."

Die Frau Pfarrerin dankte dem lieben Gott, daß ihr Mann noch im Bette war. Das war gerade das Kapitel, bei welchem er alle Mal ſehr heftig wurde. „E jedere Tetſch, e jedere Uſlath, wenn er öppis v'rung'ſchicktet oder öppis ſchlechts g'macht het, chunt u ſeit, es wird ſo hah ſölle ſy, u da iſt de nüt z'mache, mi wird ſih müſſe dry ſchicke, und damit ſind ſie getröſtet und fertig," pflegte er zu ſagen. Er redete über dieſes Kapitel oft in den Predigten, ſehr oft in den Unterweiſungen, aber er klagte noch öfter, es ſei, als ob man an eine Mauer rede, und die Worte dagegen prätſchten an dem ſteinhart gewordenen Vorurtheil ab wie Flintenkugeln an einer Mauer von Solothurnerſteinen. Die Frau Pfarrerin lenkte daher raſch ein, ehe ihr Herr dazu, oder der Vikar in Zug kam, der nichts dagegen gehabt hätte, daß das Unglück beſtimmt und ihm nicht zu entrinnen geweſen, der aber dann daſſelbe ausgelegt hätte als ein Gericht Gottes, einen Ruthenſtreich zur Mahnung, wie noth Buße und Bekehrung ſei. Frauen haben darin großes Geſchick, und nicht nur die Hoffährtigen, ſondern auch noch andere, es iſt, als wenn ſie es in ſich fühlten, wie in jedem der anweſenden Herzen ein Wort anklinge und als ob ſie jedesmal apartige Eingebungen hätten, was für Worte ſie den vorangegangenen nachzuſenden hätten, damit es keinen Mißton gebe, ſondern einen manierlichen Akkord. Sie ſagte: „wie könnt ihr mich dauern, ihr alle, aber b'ſunderbar die Großmutter, die hat ſo große

Freude an dem Kind gehabt, das Herz im Leibe hat ihr allemal gelacht, wenn sie nur von ihm reden konnte, das wird die hart halten.“ „O schröcklig, sagte Jakobli, und das macht uns auch noch Kummer, man kann sie gar nicht trösten, sie will nicht einmal essen, nicht einmal Kaffee hat sie genommen, und stößt Reden aus, es wird Einem ganz angst dabei, man weiß nicht einmal recht, was sie meint, und muß förchte, es könnte ihr noch lätz i Kopf cho, Gott b'hüet is d'rvor.“ „Wir wollen nicht hoffen, sagte die Frau Pfarrerin. Ihr habt so ein lustigs Meiteli, sie vergißt es öppe ob diesem, und wenn sie das gut arm Bübeli einmal nicht mehr sieht, so wird sie sich schon darein schicken.“ Er wisse es nicht, sagte Jakobli, d'Mutter faß d'Sach gar teuf u hert i Kopf, und wenn einmal eine Sache darin sei, so sei sie drin, und schwer sei es, sie vor ume z'bringe. „E, mi well öppe geng d's Bessere hoffe,“ sagte die Frau, und Jakobli verrichtete sein Geschäft und ging dann noch zum Todtengräber, ein Grab zu bestellen, zum Tischmacher für einen Sarg, zum Schulmeister für eine Leichenrede.

Da erfuhr er es, was schwere Gänge sind im Leben. Er hatte deren auch schon gethan, wie er meinte, aber gegen diesen wog keiner etwas. Es war ihm, als trage er ein Kreuz und das werde so schwer, daß er einsinken müsse darunter, und niemand sah er, der es ihm abnahm. Und wenn ihn die Leute schon frugen: „E aber Jakob, was het's gäh?“ und er b'richten mußte, und sie trösten wollten, so machte das sein Kreuz nicht leichter, sondern jeder Bericht, den er geben mußte, schien demselben einen Centner beizulegen. Und doch war auch das noch nicht der schwerste Gang, der Gang zum Grabe war noch schwerer. Es war ume es King, aber als es ihm versenkt wurde, da schien es ihm, als versenke man ihm alles, es war nicht bloß sein Kind, es war sein Stab, seine Stütze, an dem er sich aufgerichtet, und sein Leben schien ihm wieder zusammen zu sinken, wie ein Körper zusammensinkt, dem der Geist entwichen.

Eilftes Kapitel.

Wie ein Vikar in Harniſch kömmt, ein Pfarrer auf die Beine und eine alte Frau um den Verſtand.

Das Geſpräch der Frau Pfarrerin mit Jakobli hatte tiefer eingeſchlagen, als irgend wer dachte: es hatte den Vikari gefaßt und ließ ihn nicht los.

Er war hier in einer unheimeligen Stellung, dieſe drückte ihn immer mehr, ward ihm immer peinlicher. Der alte Herr und ſeine Gemeinde waren ein Hirt und eine Heerde, in freundlichem Vertrauen ſo recht innig zuſammengewachſen, Kinder, welche er getauft, ſaßen im Gemeinderath, Kinder, die er unterwieſen hatte, waren Großväter und Großmütter geworden. Sie hörten ihm mit Andacht zu, er mochte predigen oder ſonſt reden, hielten große Stücke auf ihm, und wie es dann ſo geht, neben ihm galt ihnen kein Pfarrer etwas. „Wenn üſe ſcho afe e alte iſch, ſu thut er ſe doch neh all dür, m'r tuſchete ne nit a nes Dotze dere junge Gumpine, wie me ſe jetz het.“ Das iſt ein Zug in den Gemeinden, der ſein Schönes, aber auch ſein Gefährliches hat, ſchon der Apoſtel Paulus macht darauf aufmerkſam.

Iſt ein junger Menſch nicht geiſtig todt, ſo ſchwillt ſeine Bruſt während der Studienzeit; je mehr er lernt, deſto mehr drängt es ihn zum Handeln; was ſeine Seele erſchaut, will er hinausſetzen in die Welt, will die Ideale verkörpern im Leben. Wenn der Junge aus dem Kadetenhaus kömmt, will er ein Held werden, wie die Welt ſeines Gleichen noch nicht hatte; wird aus dem Student ein Vikari, ſo träumet er ſich ſo gerne als Sigriſt beſtellt, dem tauſendjährigen Reich einzuläuten, ihm Thür und Thor zu öffnen. Aber zwiſchen einem Kadeten und einem Vikari iſt ein großer Unterſchied. Der Kadet muß dem Lieutenant, dem Hauptmann, dem Oberſt pa-

riren, muß sich selbst tüchtig einreiten, fummeln lassen, ehe er selbst Andere fummeln darf. Der Vikar aber weiß gar nicht, was er vorstellen soll, bald soll er Lieutenant, bald Hauptmann, bald Oberst sein, und weil er es nicht weiß, was ist natürlicher, als daß er am liebsten Oberst wäre, und daher auch meint, er müsse es sein? Ebenso weiß der Pfarrer nicht, für was er ihn halten soll, aber eben so natürlich ist es, daß er selbst am liebsten Oberst bliebe, und den Vikar hielte für das, wozu er sich schickt, oder was ihm, dem Pfarrer, am kommodsten wäre, entweder für Kadet oder für Hauptmann. Daraus entstehen nun die fatalsten Verhältnisse, weil die Selbsterkenntniß selten ist, welche richtig urtheilt, wozu man selbst passet und wozu der andere passet; diese Selbsterkenntniß haben Professoren nicht, wie sollte man sie einem Vikari zumuthen, oder einem alten Pastor, der sein Lebtag nie Professorenmuggen gehabt, d. h. sich nie beifallen ließ, sich einzubilden, er sei Holz für einen Professor. Nun mag es oft geschehen, daß allerdings ein Vikar zur Entfaltung aller seiner Thatkraft berufen wird, und da geht es oft strub genug zu und manchmal auch vortrefflich. Aber wiederum eben so oft steht der Pfarrer wirklich geistig an der Spitze der Gemeinde, und kräftig, der Zusammenhang ist durchaus ungestört, nur zu einzelnen Verrichtungen fehlen ihm die Kräfte, oder seine Kräfte bedürfen einiger Erleichterung, seine ganze Konstitution bedarf größerer Ruhe. Das scheint nun so einem thatenschnaubenden, heldendurstigen Jüngling, eine gräßliche Lage, statt daß sie einem kindlich frommen Gemüthe, welches gerne in der Stille sich kräftigt und Erfahrungen sich sammelt, eine herrliche ist, eine Gelegenheit, so in aller Stille hineinzuwachsen in des Volkes Herz und Sinn, eine Gelegenheit, nicht nur im Hebräisch sich zu ermannen, sondern auch unvermerkt zum Verständniß des Volksgeistes zu kommen und wo derselbe das Loch hat, durch welches man ihm beibringen kann, was man auf hebräisch gelernt und homiletisch z'weg-

legen kann. Er will wirken, handeln, seine Jugend nicht versäumen, und der tolle Wahn sticht ihn, wenn er nicht regieren könne, so könne er auch nichts lernen, als ob ein Lieutenant nicht eben einen guten Obersten mangelte, um ebenso ein Oberst zu werden.

Nun geschieht dreierlei. Es giebt deren gutmüthige Seelen, die sich an wenigem ersättigen. Sie befehlen den Schulmeistern alle drei Wochen, die Bänke in den Schulstuben anders zu stellen, lassen den Sigrist etwas länger läuten, und ändern etwas in dem Admittiren, einmal auf Pfingsten, ein andermal auf Weihnacht, und würden es kommod finden, die Unterweisungen des Abends zu halten. Indessen, da es nicht geht, hintersinnen sie sich nicht, sondern reden mit vieler Behaglichkeit von den neuen Organisationen, welche sie getroffen, und erwarten mit großer Ruhe ihre weltverbessernden Folgen.

Andere sind ungenügendern Geistes und streben tiefer, sie wollen wirken, nicht nur unter Schulbänken und Tischen, sondern auch auf die Gemüther, sie wollen fußen, wurzeln in der Gemeinde, wollen etwas für sich sein. Das gelingt ihnen aber nur dadurch, daß sie sich zwischen Pfarrer die Gemeinde drängen, den Zusammenhang zu stören, ihre Person an die Stelle seiner Person zu stellen suchen. Sie sind sich dessen sehr oft nicht bewußt, denn es ist gar zu schwer, immer klar zu wissen, ob man gründlich die Sache fördern möchte oder sich selbst, ob man Gott oder einem Götzen dienet, und zu solchen Götzen stempeln sich oft die, welche so schöne Manieren haben, oder so geistliche, daß man nicht genug lugen kann. Das giebt böses Blut, verbittert manchen alten Tag, erzeugt manche Klage. Oft geht es einem solchen, sowie einem Eisenwecken, den man da einschlagen will, wo das Holz am besten verbunden ist, er zieht nicht, er springt zurück, mit dem Unterscheide, daß dann ein Eisenwecken stumm auf dem Rücken liegt, ein Mensch sich aber grausam geberdet, davon läuft, und die Welt voll brüllet, es sei nichts zu machen, wie

ju heutzutag auch jeder Hausirer, jeder Häftlimacher ſich Plätzen abklagt, wie nichts mehr zu machen ſei. Freilich geſchieht es ebenfalls, daß ein Pfarrer erſt erwacht, wenn ein anderer in der Lücke ſteht, in welcher er eingeſchlafen, dann will er auch wieder kämpfen um ſeinen Pfoſten und leider Gottes geht es auch da nicht gut. Es handelt ſich da nicht um Perſonen, ſondern um ein Reich, und leider Gottes vergeſſen das nur zu Viele, oder meinen vielmehr, des Reiches Heil hange davon ab, ob ſie Hauptmann ſeien oder Oberſt, und das geht nicht nur Vikarien ſo, oder Pfarrern, welche Vikarien haben, ſondern noch ganz andern Prinzen.

Es giebt aber noch eine dritte Art, ſcheinbar zwiſchen beiden inne, die iſt ſteinunglücklich. Die von dieſer Species ſehen tiefer als die von der erſten, Bagatellverwaltung genügt ihnen nicht, ſie wollen mehr, ſie wollen aus dem Vorhof ins Inwendige, aber wiederum nicht in ehrwürdigem Geleite, haben aber das Herz nicht, den Wächter wegzuſtoßen, haben die Energie nicht, ſich zwiſchen ein zu ſtellen, ſie quellen über in innerlicher Bitterkeit, aber es quillt eben nur, zu Thaten wird es nicht. Sie verzehren ſich in innerem Groll, ſehen die Welt durch einen Gallenſack und kaufen ſich Kautſchukſchuhe, damit, wenn von wegen den Sünden die Sündfluth wieder komme, ſie doch nicht naß um die Füße würden.

Dieſer Art war auch unſer Vikari. Er focht den Pfarrer nicht an, aber innerlich fecht er deſto mehr in Gedanken, in der Gemeinde ſetzte er ihn nicht herab, aber ſeinen Freunden klagte er ſchüli über ſeine innerlichen Krämpfe und ſeine äußere Gebundenheit. Zum allgemeinen Verhältniß kam noch ein beſonderes, eine Verſchiedenheit in den Glaubensanſichten, die auch ſehr oft eine verſchiedene Anſicht vom Leben erzeugt, oder auch von einer verſchiedenen Anſicht des Lebens ausgeht. Denn das iſt der Gugger, daß man ſo oft nicht weiß, was das erſte, was das zweite iſt, was vorangegangen und was hintennach gekommen. Schade, daß dieſes ſo Wenige wiſſen.

Potz Tüfel, was gäbe dieſes für verblüffte Geſichter! Der Pfarrer war ein gutmüthiger heiterer Mann, um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem; wie fromm er war, wußte Gott; die Menſchen hätten es ihm nicht angeſehen. Gegen die Menſchen war er milde und je milder, um ſo niedriger ſie ſtunden, jedoch konnte er gegen Unvernunft ſehr heftig werden und um ſo heftiger, je höher herab ſie kam; auch über der Armen Trägheit und Unverſchämtheit ereiferte er ſich oft, nebenbei aber gab er ihnen reichlich und mehr als er ſelbſt billigte.

Anders war der Vikar. Er hielt nicht viel auf den Werken, von wegen man wüßte nie, wie grob ſie mit Sünden befleckt ſeien, ſagte er, aber auf der Rechtgläubigkeit hielt er viel, und wollte nie glauben, daß man über die Rechtgläubigkeit verſchiedener Meinung ſein könnte. Auf den, welcher nicht rechtgläubig wie er war, ſah er recht kalt und vornehm herab, predigte übrigens oft von der chriſtlichen Demuth und bußfertiger Zerknirſchung. Den Armen kappete er tüchtig ab wegen Mangel an Arbeitſamkeit und Frömmigkeit, und eben deswegen gebe er ihnen nichts, ſagte er, er wolle ihre Sündhaftigkeit nicht verſtocken helfen, aber wenn ſie ſich beſſerten und bekehrten, ſo würde Gott ſelbſt ihnen Mittel und Wege zeigen, wie ſie ſich helfen könnten. Er jammerte, daß die Welt ſo im Argen liege, und wußte Punktum warum, es fehlte an aufrichtigen Bekennern, und deswegen bekannte er ſich Tag für Tag vor den Menſchen und bot allem auf, daß man ihm anſehe, wer er ſei und was er glaube. Es wollte ihn faſt verſprengen, daß er nicht wirken konnte nach ſeinem Sinn für das Reich Gottes, daß durch das Verhältniß des Pfarrers zu ſeiner Gemeinde Hände und Füße ihm gebunden waren, und doch war er zu gutmüthig, etwas gewaltſames zu verſuchen und apartiges. Das Verhältniß mit Pulver zu ſprengen oder daſſelbe zu unterminiren mit Zeit und Feinheit dazu war er von Haus aus zu ehrlich, und wenn man ihn

zum letztern auch anleiten wollte, so begriff er's nicht. Er war daher steinunglücklich. Wenn die Brüder erzählten, was sie wirkten, wie weit sie es gebracht mit dem Reiche Gottes und wie manche Seele sie bereits darin hätten, und er konnte nichts erzählen, hatte nichts gemacht, nichts gestiftet, nichts, kein apartig Kirchlein aufgerichtet und mit so und so viel Seelen besetzt, so schämte er sich. Man klagte ihn der Lauigkeit an, stiefelte ihn auf, die Sache nicht länger gehen zu lassen, der Heiland sage ja, er sei gekommen, Krieg zu bringen und nicht Frieden. Es heiße ja, wer Vater und Mutter mehr liebe als ihn, sei nicht sein, und so ein alter Pfarrer sei noch lange nicht sein Vater oder seine Mutter. Dann kam er stürmisch heim, machte saure Gesichter, ging der armen Sophie aus dem Wege sieben Schritte weit, als ob sie der Schwarze selber wäre, und gab dunkle Bescheide, von denen man nicht errathen konnte, was darin stecken sollte, aber zur Thätigkeit, zum Stiften kam er nicht, zum Obrist ward er nicht; machte sich aber beständig Vorwürfe darüber, war steinunglücklich, denn er meinte es ehrlich. — „Hier hätteſt du anfangen können, da bot dir der Herr selbſt das Heft, dort wollte sich dir eine Seele aufschließen," so stuckete er beständig mit sich, quälte sich mit Vorwürfen, aber im gegebenen Momente erkannte er die Gelegenheit nicht, erst nach einigen Tagen gingen ihm die Augen gewöhnlich auf — das eben hielt er für sein Unglück.

Er hatte sich übel geärgert, wie früher der Pfarrer das Anne Bäbi getröstet, wie er die Gelegenheit versäumt hatte, dessen Seele zu zerknirschen, überhaupt hatte er so oft seinen heiligen Aerger, weil es ihm vorkam, der Pfarrer gehe nur so auf flache leichtfertige Weise mit den Menschen um. Jetzt war Anne Bäbi wieder in einem solchen Zustande, seine Seele gebeugt, die Bußzucht Gottes so augenscheinlich, daß es ihm mehr und mehr vorkam wie eine besondere Fügung, wie ein Ruf Gottes an ihn, daß er dieser Seele sich annehme, sie

rette. Wenn es ihm hier gelänge, ſo würden an das eine Werk ſich vielleicht hunderte reihen, vielleicht auch ſei der Same ſchon lange im Boden, hätte Wurzel gefaßt, harre nur der günſtigen Stunde, harre nur eines entſcheidenden Schrittes von ſeiner Seite, um aufzugehen. Solche Gedanken gingen in ihm herum und mit ihm, er kämpfte gegen ſie, ernährte ſie wieder. „Soll ich es wagen, oder iſt's nur eine Verſuchung?" ſo ging es des Tages ſo oft in ihm auf und ab. Denn er war von Natur auch in weltlichen Dingen ſehr unſchlüſſig und konnte oft Stunden lang angezogen am Fenſter ſtehen, verweilen, ob es regnen werde oder nicht, ob er gehen ſolle oder daheim bleiben, und am Ende beim ſchönſten Wetter Hut und Stock wieder in die Ecke ſtellen, um ſich Zeit zu laſſen zum b'ſinnen bis am folgenden Tage. Ueberdieß hatte er nichts Zudringliches, weder Süßliches noch Freches, ſondern er war ſchüchtern, redete ungern Leute an, machte oft einen Umweg, wenn er Leute vor einem Hauſe ſitzen ſah, nur um ihnen nicht die Zeit wünſchen zu müſſen und konnte er ſie nicht umgehen, ſo wurde er roth, wenigſtens allemal verlegen.

Man kann ſich jetzt vielleicht vorſtellen, wie es in ihm kämpfte, wie er mehrere Male ausging mit dem beſtimmten Vorſatz, zu Jowägers zu gehen, wie unwillkürlich ſeine Schritte ſich ſeitwärts lenkten, und er heim kam, ohne etwas verrichtet zu haben. Er machte ſich dann die heftigſten Vorwürfe, faßte den beſtimmteſten Vorſatz auf morgen, und morgen ging es ihm eben ſo. Das Ding erwerchete ihn immer ſtrenger, es kamen ihm, der ſonſt nie träumte, ſogar Träume. Einmal ſah er Anne Bäbi, das winkte ihm immer ängſtlicher, immer drunglicher, und als er nicht ging, dünkte es ihn, als hebe es die Hand auf wie zum Fluch. Er erwachte, in Schweiß gebadet, bebend am ganzen Körper.

Selben Tages führte er endlich ſeinen Vorſatz aus. Er war in Verlegenheit geweſen, was er gleich anfangs ſagen wolle, warum er käme, ob er einen Vorwand brauchen, oder

den rechten Grund, daß ein Traum, vom Herrn gesendet, ihn hieher gewiesen.

Er traf den Alten auf seinem Bänklein, wo er so oft absaß, wenn sein Herz schwer war, und schweigend in den Himmel schaute, bis das Herz ihm leichter ward, doch diesmal wollte es nicht leichter werden. Das Bübli dauerte ihn grusam, es wäre doch noch e gute worde, das hätt me i de letzte Stunde dütlig g'seh. Dann machte ihm Anne Bäbi grusam Angst, und sie wußten nicht, was mit ihm vornehmen. Es saß da, und nahm sich allem nichts an, und hätte nicht gegessen, nicht getrunken, wenn man es ihm nicht aufgenöthet; bald brach es in Weinen aus, bald redete es, man wußte nicht was, ob mit sich selbsten oder mit dem seligen Bübchen. Des Nachts konnte man es nicht zu Bette bringen, und war es im Bette, so hatte es weder Schlaf noch Ruhe, stand alle Augenblicke wieder auf.

Als der Vikar unerwartet vor Hansli trat, erschrak dieser, stand verlegen auf und wußte nicht, was das zu bedeuten hätte. Da erzählte ihm der Vikar, was ihm Gott gleichsam befohlen hätte und was er für einen wunderbaren Traum gehabt und fragte, wo die alte Frau sei. Darüber verwunderte sich Hansli auch und sagte: „He nu so de, ebeso mähr! Sie ist dinne, chömet yche!" Unterwegs setzte er noch hinzu: „es het das geng so g'ha, es ist ihm geng alles wohl starch i Kopf cho, mi het sih müße i Acht näh." Damit ging er voran ohne Komplimente, und überließ dem Vikari den Kummer, nachzukommen. „Lue da ist d'r Vikari," sagte er in der Stube zu Anne Bäbi, das an der Stelle saß, wo das Bettchen des entschlafenen Knaben gestanden, die Hände im Schooße, erbärmlich seufzte. Anne Bäbi nahm wenig Notiz von ihm, die fremdartige Erscheinung riß es nicht aus seinem Gedankenkreise. „Hockit ab, sagte Hansli, wenn d'r neue cheut." „Ihr habt ein schweres Unglück gehabt, sagte der Vikari, aber man weiß nie, für was eine Sache gut ist, und

ſolche Heimſuchungen findet der Herr nöthig, die Menſchen aus Schlaf und geiſtigem Tode zu erwecken. Ja, denket, Frau, der Herr ſchickt mich zu euch. Heute in der Nacht im Traum ſah ich euch, ſo wie ihr da ſitzet, aber ihr winktet mir. Habt ihr vielleicht in euerm Herzen ein Verlangen nach mir gehabt?" Anne Bäbi, das, als es vom Unglück hörte, zu weinen angefangen, ſchüttelte auf dieſe Frage den Kopf. „Daraus kann man abſehen, ſagte der Vikari, daß der Ruf um ſo beſtimmter vom Herrn kam. Ja, gute Frau, er ſelbſt ſchickt mich zu euch, eure Seele zu retten, die ſonſt ewig verloren gehen müßte. Da hat der Herr, der nicht den Tod des Sünders will, ſondern daß er ſich bekehre und lebe, noch das Letzte an euch verſucht; darum, jetzt, wo ihr ſeine Stimme höret, verſtocket eure Ohren nicht. Gället, das Knäbli habt ihr ſehr lieb gehabt, es iſt ſo euer Eis und Alles gſy?" Da brach Anne Bäbi in lauten Jammer aus: „O Bübli, myn Bübli, wo biſch, ih wott zu d'r, ih chume, ih chume." „Ja, ſeht, Frau, das iſt eben die Liebe, die ich meine, welche eine ſo große Sünde iſt, es heißt: „du ſollſt den Herrn deinen Gott lieben über alles," und jetzt habt ihr das Kind geliebt über alles und das war eine vermaledeite Abgötterei, denn das iſt Abgötterei, wenn man etwas mehr liebt als Gott, und das Kind war euer Gott. Darum, weil der Herr euch nicht verſtoßen, noch nicht ganz fallen laſſen wollte, nahm er euch das Kind, um eurer Sünde willen mußte das Kind leiden und ſterben, eure ſündliche Liebe iſt Urſache ſeines Todes. Der Herr wollte euch die Augen öffnen, wie es Einem geht, wenn man ſein Herz an etwas vergängliches hängt und wollte euch zeigen, daß er der Herr ſei, der Leben giebt und den Tod ſendet. Hättet ihr das Kind weniger geliebet, es lebte wahrſcheinlich noch, aber ihr machtet es zum Stein des Anſtoßes und des Aergerniſſes, den der Herr wegräumte. Erkennet, wohin die Sünde führet, ſie bringt Einen um das Liebſte, auch euch hat ſie um das Liebſte gebracht, erkennet es, thut

Buße und bekehret euch. Ja, ja, Frau, bekehret euch, gerade ihr habt es am nöthigsten. Ihr seid auch von den Leuten, welche meinen, sie hätten es nicht nöthig, sie seien brave Leute, aber den rechten Glauben habt ihr doch nicht, ein Herz zu Gott habt ihr auch nicht, ihr liebet alles mehr als Gott, und wollt doch um eurer guten Werke willen in den Himmel, aber eure besten Werke sind ja mit Sünden besteckt und eure Gerechtigkeit wie ein unfläthig Kleid, und wenn ihr euch nicht bekehret, so seid ihr auf ewig verloren, auf ewig, denn es heißt ja, wer nicht wiedergeboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen. Ja Frau, denket, was ihr euch selber zugezogen habt, denket, vielleicht lebte euer Kind noch, wenn ihr bekehrt gewesen und es nicht so sündlich geliebt hättet, und daß euch der liebe Gott das Kind hat nehmen müssen, um euch zu bekehren, weil ihr, so lange ihr das Kind gehabt, keine Augen und Ohren für ihn gehabt hättet. Erkennet Gottes Gericht, vergesset jetzt das Kind, und denkt an eure Sünden und öffnet der aufrichtigen Buße eure Seele, jetzt, wo es noch Zeit ist, ihr wisset nicht, wie lange der Herr euch noch Zeit giebt, denn der Mensch ist wie Gras und die Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume."

„Je eher, je lieber, heulte Anne Bäbi, hüt noh, grad jetz, o myn Bübli, myn Bübli, un ih soll jetz noh d'Schuld sy, daß g'storbe bisch, ih söll dih tödt hah, u hah nih dih doch so lieb g'ha, u d'r g'lu:gt Tag u Nacht, u jetz chunt me dä Weg." „Nit, sagte Hansli, das seit ke Mönsch, du hest g'macht, was de chönne hesch, u nüt g'fehlt, bis du ume z'friede." „Jä nein, mein guter Mann, z'friede soll eure Frau eben nicht sein, das wäre nur der Friede der Welt, und der ist der Tod. Sie soll weinen und wehklagen, aber nicht um das Kind, sondern über ihre Sünde, und daß das Gericht Gottes hat über sie auf diese Weise kommen müssen. Sie wird dem Kind gut abg'wartet haben, daran zweifle ich nicht, aber was half das? Wenn der Herr dessen Tod um ihrer

Sünde willen beſchloſſen hatte, ſo kann man die Schuld am Tode eines Menſchen werden, wenn man ihn auch mit keinem Finger anrührt und gerade Schuld am Tode derer, welche uns am liebſten ſind.“ Er hülfs nit z'ſtarch mache, ſagte Hansli, als Anne Bäbi, wie man auf dem Lande ſagt, grad nſe brüllete, als ob man es an einem Meſſer hätte.

Es ſtak allerdings an einem Meſſer, aber an einem geiſtigen. Sein dumpfer, trüber, allgemeiner Schmerz, welcher wie ein ſchwarzer Nebel die Seele umhüllte und umnachtete, hatte ſich ob dieſen Reden in Bewegung geſetzt, und begann allmählig grauſig ſich zu verdichten und niederzuſchlagen in den einen Gedanken: es ſolle ſchuld ſein am Tode des Bäbchens, und wenn es nicht geweſen wäre, es lebte noch. Noch hatte dieſer Gedanke ſich nicht zu ſeiner zweiſchneidenden tödtlichen Schärfe ausgebildet und eingebohrt, aber in formloſen Umriſſen wogte er durch die Seele und erfüllte ſie mit unausſprechlicher Troſtloſigkeit, welche in einem bald lautern, bald leiſern, wortloſen Wimmern und Webern ſich kund that. Hansli tröſtete immer ſtrenger, es ſolle nicht ſo nöthlig thun und d'Sach nit ſo ſchwer näh, es ſei dem Vikari nicht halb ſo Ernſt, wie er d'r glyche thüy.

Dieſer war in bedeutender Verlegenheit. Er wußte nicht, war Anne Bäbis Zuſtand eine geiſtige Zerknirſchung, ein Vorbote anrückender Bekehrung, oder war es nur das Weinen einer dummen beſchränkten Frau, ſollte er jetzt die Wirkung ruhig abwarten, oder ſollte er noch tiefer niederhalten. Daß er ſchon z'teuf gegriffen, davon hatte er keine Ahnung, und doch kam zu ſeiner Verlegenheit eine gewiſſe Angſt, weil er dieſen Zuſtand nicht recht heimzuweiſen wußte. Er hatte wenig Erlebniſſe, war noch niemals der ſichtbar werdenden Bekehrung eines Menſchen beigewohnt, aber er dachte ſich, das werde wohl ſo gehen, das ſei das Gähren des Sauerteiges, der Herr fange an zu wirken, das beſte werde ſein, ward er räthig, er warte das ab, und ſehe

morgen nach, was ſich heraus gebildet, und wie er noch nachhelfen könne.

Er ſehe, ſagte er endlich, daß es doch noch ein Herz hätte für Gottes Wort, und nicht ganz erhärtet ſei, er hoffe zu Gott, das werde alles gut kommen und es ſich wieder erwahren, daß der Herr die, welche er liebe, züchtige, und daß die Züchtigung des Herrn wirke eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit. Sie wollten jetzt noch ein herzlich Gebet verrichten und dann das Werk dem Herrn überlaſſen, der ſo mächtig im Schwachen ſei. Er betete, und wirklich herzlich, er meinte es gut und wollte eine Seele retten, aber eines gewiſſen Bangens mochte er ſich nicht erwehren. Morgen werde er wiederkommen, ſagte er. „He nu ſo de, ebeſo mähr," antwortete Hansli.

Er wanderte darauf den Weiden nach dem Bach entlang nach Hauſe. Vor einigen Jahren war den gleichen Weg der Pfarrer gewandelt, als er Anne Bäbi getröſtet und aufgerichtet hatte nach Jakoblis Blatterkrankheit, welche Anne Bäbi ſich zuſchreiben, ſie zu Gemüthe nehmen wollte. Heiter und freundlich war er den Weg hinuntergewandelt, hatte freundlich dem Spiel der Fiſche zugeſehen auf dem klaren Grunde und fröhlich war es in ihm. Es war aber nicht die Fröhlichkeit des Selbſtgefälligen, der ſich erſt ſelbſt lobt und preiſet, dann noch Mann um Mann ſich denkt, jedem Lob und Preis zwiſchen die Zähne legt, um das durch ſich ſelbſt dorthin gelegte Lob ſich als ein fremdes zu pflücken und ſich zu Gemüthe zu führen; es war ein wortloſes freundliches Säuſeln des Geiſtes, dem man keinen Namen geben kann, in dem Gott wohnet, das aber wie ein ſüßer Friedenskuß, wie ein Liebesblick des Himmels, unſer Herz berührt, und ein ſelig Lächeln auf die Lippen ruft.

Jetzt ſtürmt unſer Vikar denſelben Weg entlang. Auf dem klaren Grunde ſieht er das Spiel der Fiſche nicht; die Diſteln ſieht er dem Bache entlang, Kopf um Kopf derſelben

fliegt ins Waſſer, ſchreckt die Fiſchlein auf dem hellen Grunde. Er lächelt auch, aber dann kömmt der Ernſt wie eine düſtere Wolke und legt ſich über ſein Geſicht; auf demſelben ſieht es aus, wie der Himmel ausſieht im Aprilwetter. Er freute ſich ſeines Werkes, herrlich ſei es ihm gelungen, den Zunder des Lebens in einen Todten zu werfen, eine ſchlafende Seele zu wecken. Wenn er nächſtens zu den Brüdern komme, ſo hätte er doch auch was zu erzählen und es nähmte ihn wunder, was ſie dazu ſagen und ob wohl einem von ihnen was Aehnliches gelungen. Und was daran ſich knüpfen, was ſein Werk für einen Fortgang nehmen, d's Pfarrers dazu ſagen werden, nahm ihn ebenfalls wunder. Hatte er einmal dieſe Familie gewonnen, ſo hatte er den Fuß im Hafen, hatte einen Platz gewonnen zum Verſammlung halten, konnte da wie von ſelbſt an einem ſchönen Abend ſich einfinden, ang'fähr fanden ſich auch andere ein, einer erbaute den andern, es gab herrliche Stunden, den Herrn zu preiſen und zu loben, der aus kleinen Anfängen ſo großes werden läßt. An einen wunderbaren unerklärlichen Traum knüpfte ſich hier das Heil einer ganzen Gemeinde, vielleicht auf Kinder und Kindes Kinder hinaus. Dann kamen wieder Zweifel gezogen über den Ausgang. Das Betragen der Frau ſchien ihm ſeltſam und ängſtlich, und obgleich er feſt glaubte, er werde mit Kraft und Gottes Hülfe die Sache zum rechten Ziel führen, ſo glaubte er es doch nur mit Anſtrengung thun zu können. Dann ärgerte ihn Hansli mit ſeiner Kaltblütigkeit, und daß auch die andern eigentlich ſo wenig auf ſeine Worte gegeben, ſondern nur ängſtlich um die Mutter geweſen. Er dachte, wenn auch die alte Frau gewonnen ſei, ſo werde es doch noch manch harten Kampf koſten, die, welche da geſtanden wären, als gingen alle ſeine Reden ſie nichts an, auf die rechte Bahn zu bringen; aber habe er einmal die Alte beim Herrn, dann wollte er mit den andern z'weg, und wolle ihre Herzen zerreiben, daß ſie würden wie Korn unter den Mühleſteinen.

So sahen ihn die Weiden am Bache; o, so Weiden sehen viel, wenn sie alles erzählen könnten, was an ihnen vorüber geht, und was über die Herzen weht, die an ihnen vorüber gehen. Was aber erst eine Eiche sehen mag, welche seit fünf- bis sechshundert Jahren an der gleichen Stelle steht und alles sieht, was des Weges geht, welche die Berner ausziehen sah zur Schlacht bei Laupen, welche sie sah, als sie nach Neueneck zogen, welche sieht, wie sie jetzt nach Wangen ziehn, einem Fischlein nach, oder sonst was Eßbarem, welche hin und her ziehen sieht, Große und Kleine, Alte und Neue, Buben und Mädchen in wichtigen Dingen und eitelm Treiben, Aufgeblasene und solche, die aus dem letzten Löchlein blasen. Wenn so eine Eiche an der Freiburgstraße z. B. zu reden und zu erzählen begönne und die Nachricht käme auf Bern, wahrscheinlich auf die Centralpolizei zuerst, es rede eine Eiche auf der Freiburgstraße, das würde einen Klupf geben, der vom obern Thor bis zum untern ginge und auf dem Rathhause würde guter Rath theuer. Auf den Klupf würde es ein Gelauf geben, zu hören, was die alte Eiche rede, der neue Prediger in der Wüste, und Alle schlettern, es möchte jetzt an ihre Voreltern gehen, jetzt an sie selbst, ihre Weiber und Kinder. Es würde Allarm im Lande geben und was sonst noch weiß Gott, wenn nicht etwa der Centralpolizei-Direktor einen Einfall hätte, wie man die alte Eiche zum Schweigen bringen könnte.

Noch aber reden glücklicherweise die Eichen nicht; auch die Weiden am Bache blieben stumm, konnten nicht erzählen, was der Vikar gehabt, als er bei ihnen vorbei gestürmt; sie vernahmen es daher im Pfarrhause nicht. Der Vikar traute ihnen nie, und seit der Geschichte mit der Predigt vertraute er ihnen auch nichts mehr. Aber ein Zeichen thun mußte er doch; er lächelte daher zuweilen, als ob er etwas wüßte, dann zog er bedenkliche Mienen, ließ hie und da ein bedeutsam Wort fallen, von dem man gar nicht begreifen konnte, wie

er dazu kam. Er ging höher einher, in einer seltsamen Würde, schnippte seine Worte gar seltsam hinaus, und wenn er einen Rock, mit Pelz verbrämt, besessen hätte, er hätte ihn bestimmt angezogen an selbigem Tage, trotz seiner Geistlichkeit. Je länger er von Jowägers Hause weg war, je dunkler Anne Bäbis Thun ihm ward, dessen Züge verschwammen, um so mehr war er überzeugt, daß ihm sein Werk gelingen werde. Er mochte daher den Morgen kaum erwarten, bis er gehen, den Fortgang betrachten konnte.

Einen Fortgang sah er allerdings, aber welchen?

Bei Anne Bäbi hatte sich der Gedanke immer bestimmter gestaltet, immer tiefer gegraben, es sei schuld am Tode des Kindes. Die dunkeln Mächte des Wahnsinns walten geheimnißvoll, sie kommen und gehen, woher und wie, ist unbekannt, ihr Walten geht über der Menschen Rathen, und wenn es auch Menschen zu gelingen scheint, einen Geist zu lösen, den sie gebunden, so hat Gott es gethan. Auch steht es in meiner Macht nicht, einen Menschen in die Gewalt dieser Mächte zu bringen, ihn binden zu lassen mit des Wahnsinns fürchterlichen Banden; der Sterbliche kennt den Zauberspruch nicht, dem sie gehorchen, der sie ruft und fliehen heißt, diese Gewalt liegt in einer höhern Hand.

Aber es giebt Gemüther, die Jahre durch am Rande des Wahnsinns schwanken, Gemüther, über die nicht bloß Begebenheiten, sondern auch einzelne Worte eine besondere Kraft üben, welche sie nicht bewältigen können, so daß dieses eine Wort gleichsam ihre Seele auf und niederpeitscht, in fieberhafter Schwingung sie erhält, und wie leicht geschieht es alsdann, daß über die üblichen Schranken die Wellen schlagen. Und das sind nicht etwa gräßliche, gewaltige Worte, es sind oft sehr unbedeutende Worte, Worte, welche man sonst nicht beachtet, aber sie schlagen zur verhängnißvollen Stunde in die Seele. Ihr könnet einen großen Theil dieser Leute daran erkennen, daß sie nie ganze Sätze zu begreifen im

Stande ſind, ihre Gedanken bleiben immer nur an einem Worte kleben, nur einzelne Worte bringen eine Wirkung in ihnen hervor. Aus ganzen Predigten wiſſen euch dieſe Leute nur einzelne Worte, die eben beſondern Eindruck auf ſie gemacht, aus einer ganzen Unterweiſung werden gewiſſe Kinder nie mehr als einzelne Worte wiederſagen können. Kanzelt Mägde ab, ſo giebt es welche, die euch faſt d's Guggers machen, indem ihr ſie nie dahin bringen könnt, den Sinn und die Bedeutung einer Abkanzlete zu begreifen, ſie hängen ſich an einzelne Worte, ſchnappen dieſe auf, fangen an zu raiſoniren, oder zu ſchreien und zu heulen, als ob ihnen ein Stich ins Fleiſch gegangen, und dieſe Worte tragen ſie bei ſich herum, wie andere Leute was Rares, und weiſen ſie bei jedem Anlaſſe vor. Die einen geberden ſich ſo aus Bosheit und Teufelſüchtigi, aber andern iſt es wirklich ihrer Natur gemäß. Es iſt in ihnen eine Beſchränktheit, von welcher man ſich kaum einen Begriff zu machen im Stande iſt, die wirklich nur ein Wort auf einmal faſſet, unter deſſen Macht ſie kommen, wie andere unter die Macht eines gewaltigen tiefen Eindruckes, den man faſt nicht zu beg'wältigen vermag. Zu dieſen Leuten muß man ſehen, und ſie mit beſonderer Rückſicht behandeln, wie man auch Leute ſchont, welche einen ſchwachen Magen haben, der nicht alles ertragen mag. Dieſe Schonung ſchwacher Seelen empfiehlt auch Paulus und geht darin mit eigenem Beiſpiele voran, und wo ſie außer Acht gelaſſen wird, da nimmt die Zahl der Wahnſinnigen zu, vide Neutäuferei. Ich will nicht ſagen, daß man die Gewalt habe, einen Menſchen wahnſinnig zu machen, ſobald man wolle, aber man kann doch Urſache werden vom Wahnſinn eines Menſchen, deſſen Möglichkeit man recht gut hätte vorausſehen und alſo hätte meiden, unterlaſſen können, womit man ihn herbeigeführt. Das ſei nicht gefährlich, wird man vielleicht ſagen, unter hunderten begegne ſo was kaum Einem. Möglich, aber wer weiß, was Wahnſinn iſt, wird es begreiflich

finden, wenn ich meine, es lohne sich wohl der Mühe, gegen hundert menschlich zu verfahren, um den Einen vor dem Zustand zu bewahren, welcher die Hölle auf der Welt ist. Möglich, daß so ein junger Kannibal von Mediziner oder Pietist nicht dieser Meinung ist, daß der eine sagt, auf so ein g'schi— Bauernleben mehr oder weniger komme es nicht an, wo es sich um die Erweiterung der Kunst handle, und der andere, wo es sich um das Heil der Seele handle, komme es so auf einen Babiverstand mehr oder weniger nicht an, gölten keine Rücksichten, — zug'fahren, heiße es. Möglich, daß so geredet wird, aber doch sicher nur von medizinischen oder pietistischen Kannibalen.

Anne Bäbi hatte einen sehr schwachen Kopf und führte doch ein absolutes, despotisches Regiment, was öfters beisammen ist, als man glauben sollte, aber Exempla wären odiosa. Worte, Eindrücke setzten sich fest in seinen Kopf, regierten ihn's und regierten ausschließlich das ganze Haus so lange, bis neue Eindrücke oder Worte die alten verdrängten, den Gedanken, dem Willen eine andere Richtung gaben und die alten blieben um so länger, je mehr sie Widerstand und Widerspruch fanden; Widerspruch und Widerstand waren die zwei Hämmer, welche Worte und Eindrücke stärker in die Seele schlugen. Das wußte Hansli und that es nie, und doch erfuhr er es noch manchmal, wie einfache, hingeworfene Worte, Bemerkungen, wie Feuerteufel wirkten in Anne Bäbis Seele. Bloß Mädi widerstritt Anne Bäbi, gleichsam dessen böses Prinzip, siegte aber eben deswegen nie aus eigener Kraft. Hansli wußte, wie teuf bei Anne Bäbi alles griff, und wie es durchaus einseitig von einem regiert werde, und es machte ihm deswegen oft angst. Wenn was darnach käme, sagte er, es käme Anne Bäbi i Kopf, es wüßt ke Mönsch, wie, u de wurd's nit recht im Kopf, daß es ke Gattig hätt.

Davon und von der Eigenthümlichkeit des menschlichen Kopfes hatte der Vikari keine Ahnung, daneben war er gru-

sam e G'schickte. Als er zu Jowägers kam und mit dem Traum anfing, schwanete es Hansli gleich, es könnte nicht gut kommen, Anne Bäbi könnte das z'teuf nehmen, er ließ darum auch einige Worte fallen, auf welche aber der Vikari mit seiner vorgefaßten Meinung und voll von der Wichtigkeit des bevorstehenden Werkes gar nicht achtete.

Als derselbe kam mit seinen Vorwürfen, so faßte Anne Bäbi von dem Sinn seiner sämmtlichen Reden nichts auf, als daß es schuld am Tode seines Bübchens sei, daß dasselbe seinetwegen gestorben, und wenn es nicht gewesen wäre, so lebte es noch. Von Buße, Bekehrung, Wiedergeburt verstund es nichts, und ließ sich gar nicht träumen, daß es sich zu bekehren hätte, war es ja doch eine brave Frau, hatte nie mit einem andern zu thun gehabt, und gestohlen auch nicht, und in der Kesi war es auch nie gewesen, und in eine Käserei gegeben und mit der Milch b'schiffen, und mit dem Käser unter einer Decke gelegen, war es auch nicht. Also schuld am Tod des Knäbchens war es, so sagten die Leute, sogar der Vikari kam expreß, es ihm zu sagen, ihm dem sonst niemand etwas vorwarf, als zuweilen etwa Mädi, aber nur verblümt und halblaut. Das kam ihm teuf in den Kopf, und sein Wimmern ward lauter, seine Angst größer. Wenn das arm Bübli nicht eine selligi Großmutter gehabt hätte, so lebte es noch, man sollte es doch auch tödten, es verdiene nicht mehr zu leben, d'Mörder richte man, d'Landjäger würden wohl bald kommen und es holen, und es sei ihm recht, es sterb je eher je lieber, daß es wieder zu seinem Bübli komme. So begann es zu reden und immer deutlicher, je bestimmter der Gedanke in ihm sich ausbildete, und immer ängster ward es seinen Leuten, sie kamen alle, ihn's zu trösten, ihm zuzusprechen, ihm zu sagen, so was denke kein Mensch und es hätte den Vikari nur unrecht verstanden; aber es hörte sie nicht, oder wenn es sich ihrer achtete, so sagte es, sie könnten ihm lang reden, es wisse was es wisse, und sie würden es bald erfahren, wenn

die Landjäger kämen und es nähmten vor d'Herre. Vor dem Gericht fürchte es ſich nicht, je eher es ſterben könnte, deſto lieber ſollte es ihm ſein.

Sie hoffte alles von der Nacht. Wenn es ſchlafen könnte, ſo meinten ſie, es würde alles vergeſſen, aber ſie irrten ſich. Es ſchlief nicht, es ſeufzte nur, es meinte immer, die Landjäger zu hören, es ſtund oft auf, ging unter das Fenſter, wollte hinaus, und nur mit großer Mühe konnte Hansli es im Bette hüten und behalten.

Als ſie am Morgen den Vikar raſch den Fußweg hinauf kommen ſahen, dem Hauſe zu, that es jedem weh in der ganzen Haushaltung, und es zuckte ihnen durchs Herz, aber keines ſagte, was es fühlte, ſondern machte bloß, daß es abweg kam, den Vikar nicht zu ſehen brauche. Nur Mädi ſagte: „dert chunt dä Stürmi, er cha jetz cho luege, was er ag'richtet het; ih will ihm's fry grad ſäge, ſobald er dopplet, dä muß wüſſe, was er cha, dä!" „Bis m'r nit d's Herrgotts, ſagte Meyeli, und keis Wort red m'r zur Sach, g'hörſt, es iſt m'r wege d's Pfarrers, u de wird er öppe ſcho g'ſeh, wie's iſt." „Das iſt noh d'Frag, ſagte Mädi, e ſellige iſt im Stang, es Surkabisbocki für ne G'richtſäß az'luege, u wege d's Pfarrers bruchti me nit Chummer z'hah, er ſyg ne neue o z'uwitzig u z'geiſtlig, ſi ſölle neue enangere d'Sach ſcho mängiſch ung'nöthet g'ſeit hah." „Syg das wie's well, ſagte Meyeli, ſo ſchwygſt du mir, emel einiſt hei m'r Lydes gnue, mi muß nit noh ſelber neus mache." „He ja, ja, ſagte Mädi, Anne Bäbi iſt o mängiſt nit gege m'r g'ſy wie's hätt ſölle, aber es cha mih netti doch noh bure, u wenn ih wäßt, daß es öppis gege m'r hätt, ſu wärs m'r doch leid." Da hoſchete es draußen, Meyeli wiſchte die Hände nochmals ab und öffnete die Thüre, und als der Vikar fragte: „wie geht es bei euch, was macht die Mutter?" ſo ſagte es: nicht am beſten, die Mutter ſei übel z'weg, er ſolle aber ſo gut ſein und hineinkommen. Der Vikar dachte an eine immer tiefer drin-

gende geiſtige Zerknirſchung, freute ſich daher innerlich über das glücklich begonnene Werk und ſagte, das wo Einem am übelſten ſcheine, ſei oft gerade das Wahre, und wenn man es recht faſſe, ſo führe es den Menſchen zum rechten Heil. Meyeli antwortete nicht, ſondern that die Thüre auf und ließ ihn vorangehen. Drinnen war Jakobli, er hütete die Mutter.

Anne Bäbi ſaß da, in dumpfes Brüten verſunken, fuhr aber auf, als der Vikar hineintrat und ſagte: „hah nih's nit g'ſeit. He nu, je eh, deſt beſſer.“ Nun begann ein ſchmerzlich Mißverſtändniß, welches den armen Leuten faſt die Seele aus dem Leibe trieb. Der Vikar redete ſeine Sprache, redete vom Herrn und daß er Anne Bäbi zu ihm führen wolle. Anne Bäbi hatte dieſe Sprache nie gehört, verſtund unter Herr den Richter, Pfarrer oder Landvogt, kurz, den, der ihm das Leben abſpreche, ſagte, es ſei g'weg, komme je eher je lieber, forderte nur noch eine Kappe und eine friſche Scheube. Den Vikar ängſtigte das, er meinte, ſie brauchten deswegen hier nicht fort, der Herr nehme es auch hier an und auf die Kleider ſehe er nicht. Anne Bäbi ſagte, es ſei ihm auch recht, aber es hulf preſſiren, es ſei ihm daran gelegen, daß die Sache vor ſich gehe, heute noch. Der Vikar fand preſſiren auch gut, doch ward ihm unheimlich, er ſagte von beten zuſammen. Anne Bäbi ſagte, wenn er es hier machen könnte, ſo ſei es ihm auch recht, ſo könnten es ſeine Leute auch hören und ein Exempel daran nehmen, es werde aber müſſen auf d'Kneu nieder? Es war ein herzzerreißender Auftritt; wie Jewägers alle weinten, kann man ſich vorſtellen, wie es ſie ſchüttelte, als Anne Bäbi aufſtand, Abſcheid nehmen wollte, bat, ſie ſollten ihm nicht zürnen, es heig das Kingli tödt, es chönn ſelber ſchier nicht ſagen wie, aber ſelig werd's notti und chöm de zu ihm, wenn es jetzt d'Straf abthue. Dem Vikari begannen die Augen aufzugehn, er begriff, daß da ein Mißverſtändniß vorwalte; er fragte, was es gegeben, was

Anne Bäbi eigentlich meine, geſtern ſei es auf ſo guten Wegen geweſen. Er vernahm, wie Anne Bäbi ihn verſtanden, daß es müſſe gerichtet werden, weil es das Kind getödtet, wie es ihn für einen Schreiber oder verkleideten Landjäger angeſehen, den der Herr geſchickt, die Sache zu unterſuchen, und, wie es behauptet, er werde wieder kommen, ihn's holen, es müſſe gerichtet werden, aber es ſterbe gerne, deſt eh ſei es wieder bei ſeinem Bäbeli.

Der Vikar verwunderte ſich höchlichſt, wie man ſo klare Reden mißverſtehen könne, ſo etwas ſei ihm wirklich noch nie vorgekommen, er wollte erklären, ſich verſtändlich machen, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne, denn mit all ſeinem Erklären nagelte er Anne Bäbis Vorſtellung nur feſter, es preſſte nur deſt ſtärker zu gehen. Es war ein fürchterliches Zuſehen für die, welche inmitten dieſes Mißverſtändniſſes ſtanden, und es nicht heben konnten, und hören mußten, wie der Vikar es immer vergrößerte. Es iſt aber eben ſo fürchterlich, wenn man redet und redet, und man ſieht, daß man nicht verſtanden wird, und man verſucht es immer von neuem, aber findet die Sprache nicht, die verſtändlich wird, weiß nicht, wo es fehlt, begreift nicht, daß es daher kömmt, weil man Begriffe, Vorſtellung, Redweiſe des Betreffenden durchaus nicht kennt. So kann man deutſch zum Deutſchen reden und wird nicht verſtanden, es iſt, als ob beide direkt vom Bau zu Babel kämen.

Er mußte zuletzt nichts zu machen, als zu gehen. Der Herr werde das ſchon zum Guten wenden, ſagte er, man müſſe ihr nur Zeit geben zum Nachdenken, es werde das Wahre doch durchbrechen. Morgen wolle er wieder kommen, oder wenn man früher nach ihm verlange, ſo ſolle man es ihm nur ſagen laſſen.

Als nun der Vikar ging ohne ihn's, ward Anne Bäbi ſehr böſe, und die Seinen hatten ſchwere Noth mit ihm. So zum Beſten halten laſſe es ſich nicht, ſagte es, man gönne es

ihm nur nicht, aber es wolle ihnen zeigen, wer Meister sei. Was es gethan, wisse es, und jetzt wolle es auch was es verdient hätte, damit es selig werden könnte; aber grad das möchten sie ihm nicht gönnen und hätten ihre Freude daran, wenn es dem Teufel zumüßte, aber reisen wolle es es ihnen.

Dem Vikar war es schwer zu Muth und ganz dunkel im Kopf, und als er den Weiden entlang nach Hause ging, da ging er, als versinke er mit jedem Schritt bis an die Knie in die Erde. Was er glaubte, es werde ihm zum Eckstein, war zum Stein des Aergernisses geworden; während er von Freude und Ehre träumte, fand er eine zerrüttete Seele, statt fortzufahren und eine Seele zu retten, stand er an einer Mauer und hörte jenseits, wohin er keinen Weg wußte, einen herzzerreißenden Jammer. Noch stand ihm der innere Zusammenhang nicht vor Augen, aber nichts desteweniger war ihm sehr bange. Er besaß die Kaltblütigkeit der Neutäufer z. B., und ihre souveraine Verachtung gegen alle, welche nicht zu ihrer Partei gehören, nicht. Es geschah den Neutäufern nicht selten, daß in ihrer Mitte Menschen verrückt wurden. Diese ließen sie ohne Hülfe und stießen sie direkt oder indirekt unter die Kirchgänger zurück, in die Kirche zurück, aus denen sie dieselben gelockt hatten. Sie hatten keine Ahnung von einer Schuld an deren Zustand, weil solche Leute selten den Zusammenhang *zwischen Ursache und Wirkung erkennen*; sie sagten ganz ruhig, ihr Zustand sei vom Teufel und weil sie sagen, die Kirchgänger seien auf den Wegen des Teufels, so schlossen sie, solche arme Zerrüttete gehörten als vom Teufel aus ihrer Heerde geführt, wieder unter die zurück, die freiwillig dem Teufel zugingen, und überließen Sorge und Pflege denen, welche an ihrem Zustand keine Schuld trugen.

Den Vikar klagte dieser Zustand sehr. Er hatte wirklich Mitleid mit dieser armen Frau, obgleich er sich eines gewissen Aergers über sie, daß sie so sehr seine Erwartungen vereitelte, nicht erwehren konnte und gegen einen Verdacht

ſich wehren mußte, als ob das alles nur Verſtellung, ein angelegtes Spiel ſei; es plagte ihn ſehr, was die Leute dazu ſagen werden, und ob nicht der eine oder der andere ihm die Schuld geben würde aus Unverſtand und aus Haß gegen alles fromme Weſen und jedes fromme Wort. Wie aber das wohl möglich wäre, dachte er, mit einer Ermahnung einen Menſchen zu verwirren; es wäre doch wohl traurig, wenn man keinem Menſchen einen Zuſpruch ertheilen könnte, ohne Gefahr zu laufen, ihn verrückt zu machen. Das wäre Waſſer auf die Mühle derer, die allem geiſtlichen Zuſpruch feind ſeien und jeden verſchreien als dumm, oder anmaßlich, oder ſtaatsgefährlich.

Was d's Pfarrers dazu ſagen würden, plagte ihn vor allem. Ob es beſſer wäre, er finge ſelbſt davon an und erzählte ihnen die Sache, damit ſie mit der Wahrheit berichtet würden, oder aber ſich zu ſtellen, als ob er nichts wüßte, das beſchäftigte ihn ſehr. Darauf kam er immer wieder zurück, daß er an dem Unglück durchaus keine Schuld hätte, und widerlegte immer bündiger die Leute, rechtfertigte ſich immer kräftiger und wenn er fertig war, ſo war er doch nicht ruhig, ſondern fing von vornen wieder an und wenn er hinten aus war, ſo kam er wieder vor für und immer wieder. Der gute Vikari wußte nicht, daß dieſes Studiren zur Rechtfertigung, wo man immer wieder vorfür muß, meiſt nichts anders iſt, als ein Zurechtzupfen einer Decke, welche zu kurz oder zu ſchmal für den Gegenſtand iſt, welchen ſie decken ſollte. Mit einer ſolchen Decke kömmt man nie zurecht, zupft man oben, ſo fehlt es unten, zupft man unten, ſo fehlt es oben; gäb wie man vorfür geht, fertig wird man nie.

So iſt es mit allen Entſchuldigungsgründen, welche ein Unrecht decken ſollen; ganz zu decken vermögen ſie es nie, ein geheimes Gefühl ſagt es uns, denn hier können wir die leiblichen Augen nicht brauchen. Und doch ſoll es geſchehen, und wir ſind die Erſten, die meinen, es ſei geſchehen, das Ding

ſei ganz bedeckt, an dem wir doch noch immer auf und ablaufen und immer neu zudecken. Und wenn jemand durch die Decke ſieht und was unter ihr liegt, ſo können wir recht zornig werden und aufbegehren, daß er uns nicht glauben will, ſich nicht überreden laſſen will, wie wir uns ſelbſt überredet. Es wird wirklich manchmal ſeltſam komiſch, wie ſo ein Hans oder ein Trini, dem man zeigt, was unter dem Deckeli liegt, ſich geberden kann, wie eine Katz am Hälſig, als ob man ihm das himmelſchreiendſte Unrecht thue, als ob er uns verklagen wolle noch am jüngſten Tage. Man kömmt ſelten darüber, ob er wirklich an ſeine Rechtfertigung glaubt, oder ob es nur Zorn iſt, daß man nicht an ſeine Gründe, nicht an ihn glaubt, wie an das Wort des Evangeliums, oder, im Geiſte der Zeit ausgeſprochen, daß man ihn oder ihn's, Hans oder Trini, nicht für eine Autorität hält, die immer unbedingt Recht hat. Es iſt allerdings ſchön, ſo dazuſtehen in wahrer Glaubenswürdigkeit, einem Thurme gleich, feſt in jeglichem Winde, ruhend auf den beiden Eckſteinen Wahrheit und Weisheit; aber daß man jedes Tſchaggeli, und jeden Lümmel, und jeden Lügner, und jeden Büffel für einen ſolchen Thurm anſehen ſolle, das iſt eine ſtarke Sache. Seit man Gott die Autorität genommen, will nun jeder Bube eine Autorität ſein; es bleibt aber doch immer nur eine Bubenautorität. Freilich, wenn man ihm dieſes zu verſtehen giebt, verblümt oder unverblümter, ſo wird er taub, iſt aber halt auch gragglych.

So war dem Vikar ſein Unrecht nicht klar und noch eines begriff er nicht. Es iſt wunderbar, und alle Tage geſchieht dies Wunder, daß wenn ein Menſch etwas thut nicht aus Glauben und nicht zur Ehre Gottes (d. h. er kann es wohl ſagen, aber er denkt doch dabei an ſeine eigene Erhöhung, was er für ein Köbi ſei und was die Menſchen dazu ſagen werden), ſo erniedrigt ihn Gott und ſchlägt ihn in den Graben, d. h. es geht ganz umgekehrt als er glaubte, es

ſchlägt übel aus; weiſt ſich als eine verkehrte Handlung aus, oder hat ſonſt üble Folgen, die man freilich nicht berechnen konnte, welche aber doch die Menſchen Einem zurechnen. Das ſind Fingerzeige des Vaters, zeitliche Strafen, welche verhüten ſollen, daß wir nicht alles Gute, welches wir thun, hintendrein alſobald mit Sünden beſtecken, mit den Sünden des Hochmuthes und der Eitelkeit.

Das alles merkte der Vikari noch nicht, war aber nicht ruhig dabei, die Sache wollte ihm nicht aus dem Kopfe, er nahm ſich aber vor, im Pfarrhauſe zu thun, als wüßte er nichts beſonderes, und erſt wenn man ihn frage, zu ſagen, was es ſei, d. h. ſein Deckeli hervorzunehmen und es zurecht zu zupfen.

Aber man fragte ihn nicht, man redete von der Sache nicht, er mußte ſie in ſich behalten, und merkwürdig iſt wieder, wie ſo eine Sache ein eigenthümlich Leben zu haben ſcheint, wächst, aufſchwillt, und je nachdem ſie an einem Orte iſt, uns entweder das Herz zu ver-, oder den Kopf oben abzuſprengen droht. Er mußte daran ſinnen, er mochte wollen oder nicht, er mußte mit Gewalt ſich zurückhalten, nicht noch am Abend zu Jowägers zu gehen, aber eine gewiſſe Scheu widerſtand dem Drange, die Leute hatten ihn ſo ſonderbar angeſehen, waren weder freundlich noch dankbar geweſen, und was ſollte er ſagen ſelben Abend ſchon wieder? Durch die Nacht beſſerte es hoffentlich, oder veränderte Umſtände gaben ihm beſſern Rath.

Aber am folgenden Morgen, während ſie im Pfarrhauſe beim Frühſtück ſaßen, klopfete es; die Magd kam herein und ſagte: „Es iſt neuer da, d'r Herr ſöll uſe cho.“ „Wer iſt es?“ frug der Herr. „Ich weiß nicht, aber er preſſirt gar.“ „Gang, lue doch, Sophie, ſagte die Frau Pfarrerin, vielleicht kannſt du auch Beſcheid geben und d'rwyle d's Papali wätrinke.“ Sophie ging, kam plötzlich wieder und ſagte: „d's Jowägers Knecht iſt draußen, ihr ſollet geſchwind kommen,

Papa.“ „Was hats gegeben?“ fragten Papa und Mama zuſammen. Da ſtand der Vikar auf und ſagte: „er wird wahrſcheinlich mich meinen.“ „Nein, ſagte Sophie, euch meint er nicht, er hat ausdrücklich geſagt, d'r alt Herr, nit d'r jung. Er ſagte, es hätte neuis Ung'ſchicks gäh, aber was, will er nicht ſagen.“ „Du willſt doch nicht gehen, fragte das Mamali, der Weg iſt wüſt und der Morge kühl, u denk wie alt de biſt; könnt nit d'r Herr Vikari afange gah luege was es wär?“

Aber während die gute Frau ihre Rede hielt, war der Herr ſchon draußen und als ſie ihm die Schuhe und Ueberſtrümpfe anzog, mußte ſie hören, daß ſie ihm doch nicht mit ſolchen Reden kommen ſolle, aber ſie werde nie witzig, ſie hätte doch ja gehört, daß man ihn wolle und nicht den Vikari. Das hätte er ihr vor dem Vikari nicht ſagen können, ohne ihn zu beleidigen. So ſei ſie gerade mit ihrem vorſchützigen Gutmeinen ſchuld, wenn der junge Herr böſe werde, und meine, er, der Alte, greife ihm unbefugt ins Handwerk. Uebrigens müſſe es ſeinen beſtimmten Grund haben, daß man ihn ausdrücklich verlange. Der Schulmeiſter habe ihm geſtern Abend geſagt, was wohl bei Zewägers ſei, der Vikari ſei zwei Tage hintereinander dort geweſen. Er habe aber den Vikari nicht fragen mögen; wenn er den Geheimnißkrämer mache, ſo könne er, fragen thue er ihn nicht. Es komme ihm aber faſt in Sinn, was dort ſei, indeſſen wolle er erſt ſehen, ehe er etwas ſage.

„Wann kömmſt du heim?“ frug die Mama, als der Herr Hut und Stock, beides am rechten Ort hatte. „Frage mich doch nie, wann ich heim komme; wie oft habe ich dir das ſchon geſagt? weiß ich, wie der Herr mich führt, und was die Leute an mich bringen? Niemand als Gott hat eine ſo große Audienzſtube wie ſo ein alter Pfarrer; wo er geht und ſteht, wird er angeſprochen, muß Rede ſtehen, und er thut es gerne, gäb wie preſſirt er iſt, er weiß ja nie, ob das Wort,

das er jetzt sagen könnte, ihm später noch einmal zu sagen erlaubt ist." „Aber Papali, wird nit böhn, ih frage ja nit wege mir, ih frage wege dir, wenn me d'r soll d'Finke z'warme thue u d'r Nachtrock ufe Ofe, und weil du nur zu Jowägers willst, so habe ich geglaubt, so ungefähr wüßtest du, wenn du heim kämest, ine re Stund oder zweune."

So ging der alte Herr und der junge sah ihm aus seinem Fenster nach. Erst regte sich der Zorn in ihm über den alten Herrn, der ihm immer ins Handwerk pfusche, nicht die Selbsterkenntniß habe, dieser Zeit nicht gewachsen zu sein (den Zeitgeist nicht im Leibe habe), neidisch auf ihn sei und nicht leiden möge, wenn er Fuß fasse in der Gemeinde. Doch dieses war nur der erste Schatten, der flog vorüber, denn so viel Gerechtigkeitssinn hatte der Junge doch, daß da der alte Herr sich nicht zugedrängt, sondern daß man ihn ausdrücklich gerufen habe. Aber erst nun recht kamen ihm Angst und Zorn und er hatte fast kein Bleiben mehr; es schien ihm, als hätte er das Recht, selbst hin zu gehen, zu sehen, was da wäre, und zu verhüten, daß nicht eine unberufene Hand ihm zerstöre, was er so schön angefangen, und was vielleicht die andern Hausbewohner, welche so unempfänglich schienen, so Unchristen, nicht aufkommen lassen möchten, wie es ja oft geschehe, daß man die bis aufs Blut verfolge, welche sich bekehren wollten und den Heiland annehmen. Aber was war wohl begegnet? Wäre es nur ein allgemeiner Wunsch und nicht ein plötzliches Ereigniß, so hätte man den alten Herrn nicht so früh und dringlich rufen, sondern etwa sagen lassen, er solle kommen, wenn es sich ihm öppe schick, oder wenn er an'gfähr bym Hus v'rby gang.

Und was für ein Ereigniß war das? Er grübelte aus seinem Gedächtniß Wort für Wort wieder hervor, was gesprochen worden, und je mehr er zusammen zu stellen hatte, um so mehr stieg in ihm die Ahnung auf, Anne Bäbi habe den Tod gesucht. Schwermüthige und Irrsinnige suchen ihn

ja so oft, daß das jedes Kind weiß und sagt: „zu dem muß me luege, gäb wie leicht, so könnte der sich ein Leid anthun.“ So etwas mußte geschehen sein, aber warum berief man ihn nicht, der doch so treu sich ihrer angenommen, sondern den alten Herrn, der gleichgültig zu Hause geblieben und ihrem Jammer von ferne zugesehen? Undank sei der Welt Lohn, dachte er. Unverstand suche bei jedem Unglück eine unschuldige Ursache, aber seltsam sei es doch, daß das Ding bald nach seinem Weggehen angefangen: hatte er doch gar nichts bemerkt, als er fortging; war's doch unmöglich, daß so bloße Worte einen solchen plötzlichen Eindruck hervorbringen könnten?

Dem armen Vikari ging es fast so, wie Einem, der in einsamer Scheune geruhet, dort eine Pfeife eingemacht, Feuer geschlagen, die Pfeife angebrannt, den Deckel zugemacht, und seines Weges fort gegangen. Auf einem Hügel ruht er wieder aus, sieht hin, wo er hergekommen, sieht dort Rauch aufsteigen, einen Brand beginnen und es muß die Scheune sein, in der er geruht. Nun fällt ihm nach und nach ein, daß er dort Feuer geschlagen, die Pfeife angebrannt, aber schuld am Brande konnte er doch nicht sein, hatte er doch einen Deckel auf der Pfeife und nirgends Feuer verzettert. Aber wie konnte dann das Feuer entstehen, und brach es nicht bald nach seinem Weggang aus? Aber hundertmal hatte Einer in einer Scheuer Feuer gemacht, und nie hatte es gebrannt. Und machen nicht Viele mit der Pfeife im Munde Heu herunter und es brennt auch nicht. Aber wer dich dort gesehen, denkt er weiter, wird dir doch Schuld geben, dich zur Rechenschaft ziehen, denn wer als du kann es wohl gewesen sein? Und während solchem Verweilen fängt es an zu brennen in ihm, und die Füße beginnen zu laufen. Die Füße der einen Gedankenreihe laufen dem Feuer zu, die Füße der andern laufen vom Feuer weg, alles je nach Art und Weise, ich will nicht sagen, des Bewußtseins von Schuld oder Unschuld, vielmehr

nachdem Keckheit oder Verzagtheit und Unbefangenheit in ihm die Oberhand haben. So geht es Einem, deſſen Seele verweiſet, ob durch ihre Schuld ein einſam Scheuerlein verbrannt ſein möchte, und wenn auch niemand ſie anklaget, kein Richter ihr nachforſchet, die Wunde bleibt doch, das Bewußtſein möglicher Schuld verharrſchet ſo leicht nicht.

Ein Leben iſt mehr als ein Scheuerlein, und wir haben vorhin gezeigt, wie es einem rechten Arzt durch die Glieder bebt, wenn das Verweiſen ihn befällt, ob er ein Leben geopfert, zu deſſen Rettung er berufen worden, wir haben gezeigt, wie es dem Quackſalber zu Muthe werden ſollte, der gegen Geſetz und Ordnung an ein Leben ſich wagt und unter ſeinen Händen geht daſſelbe zu Grunde, wie es ihm allerdings, aber ſelten, g'ſchmucht zu Muthe werde, weil er ſelten oder nie ſieht, was er angerichtet; weil er daheim bleibt und ſich damit tröſtet, die Leute haben es zwängen wollen, und jetzt hätten ſie nichts, als was ſie erzwängt, und deſſen vermöchte er ſich nichts, er waſche ſeine Hände in Unſchuld. Der Lümmel denkt nicht, was es Pilatus half, als er ſeine blutigen Hände wuſch, daß Paulus ſagt: auch richte ich mich ſelbſten nicht, und daß ein Anderer predigt, was recht und unrecht iſt, und nach dem was er predigt oder hat predigen laſſen, das Gericht auch ſelber führt; und darum ſich nicht kümmert, worin ſich einer gewaſchen habe, ob in Dreck oder Unſchuld, ſondern wie einer geweſen ſei, und wie er gehandelt habe. Aehnlich wie leibliche Quackſalber es mit dem Leben haben, haben es geiſtliche Quackſalber mit der Seele, an den Neutäufern iſt's nachgewieſen worden. Eine Seele zerrütten iſt unendlich mehr, als ein Leben nehmen, ein Leben verwahrloſen.

Stirbt Einer, ſo iſt ſein Leben abgeſchloſſen, er ruht im Grabe, die Seinen weinen um ihn, entbehren ihn, aber ſie wiſſen ihn in Gottes Hand. Wird aber eine Seele zerrüttet, ſo gleicht der Leib einem entmaſteten Schiffe. Dieſes iſt je-

dem Winde, jeder Welle preis gegeben, das entſetzlichſte iſt jeden Augenblick zu gewärtigen, Mord, Brand, an ſich und Andern eine völlige Entmenſchlichung. Das Schrecklichſte iſt möglich, der fürchterlichſten Pein kann der Menſch verfallen, die fürchterlichſten Leiden den Seinen verurſachen, eine unermeßliche Laſt ihnen ſein, beides, denen, die ihn lieben und denen, die eigenſüchtig ſind, wenn der Wahnſinn ihn erfaßt hat. Denen, die ihn lieben, durch die Pein des Zuſehens und die Unmöglichkeit, zu helfen, den Eigenſüchtigen durch tägliche Opfer und täglich zu gewärtigende Schmach. Und ein Wahnſinniger vermag ſo wenig für das Heil ſeiner Seele zu ſorgen, als ein Todter, und des Uebelthäters Macht vermag ihn ſo wenig zu heilen, als ein Todtſchläger einen Erſchlagenen lebendig machen kann. Man ſollte alſo meinen, die Unthat, eine Seele zerrüttet zu haben, müſſe einen fürchterlichen Stachel, einen nie erlöſchenden Brand in des Thäters Seele werfen. Aber da wäre man im Irrthum. Von den Eigenthümlichkeiten der Seele, ihren Krankheiten, den verſchiedenen Folgen verſchiedener Behandlungsweiſe, verſchiedener Eindrücke, haben die wenigſten Menſchen einen Begriff. Klemme ich einen Menſchen in den Arm, ſo ſchreit er: Uy! und zeigt mir den Eindruck, aber das Dümpfi in einer Seele kann man nicht zeigen, wie ein Dümpfi im Arm. Und wenn mich Einer todt ſchießt, ſo kann man ihm das Loch zeigen, wo die Kugel hineingegangen und wieder hinaus, und er kann nicht ſagen, ich ſei an einem Leberfluß oder an einem Lungenbruch geſtorben, aber wenn Einer eine Seele zerrüttet, kann man ihm weder ein Loch zeigen, noch ſonſt was, die Einwirkung war eine geiſtige. Darum läugnen alle geiſtig Blinden jede Schuld, und gehen kaltblütig weiter, und drängen an andere Seelen ſich, unbekümmert um den Erfolg, und wenn es übel ausſchlägt, ſind ſie nicht ſchuld daran. Und doch liegen ſie in weit größerer Schuld als der leibliche Quackſalber. Nicht nur iſt, wie oben geſagt, die Sache an ſich die bedeutſamere,

fürchterlichere, ſondern der, welcher Seelen zerrüttet, bleibt nicht zu Hauſe, und läßt ſich ſuchen, wie der leibliche Quackſalber, ſondern er ſucht die Leute, er drängt ſich auf, und darum könnte er auch die Folgen ſehen, könnte den gräßlichen Zuſtand der Irrſinnigen ſehen, könnte zerrüttete Hausweſen ſehen, das Elend der Ihren, er ſieht es auch, aber kaltblütig, das geht ihn alles nichts an, das hat der Teufel gethan, der umhergehet und ſuchet, wen er verſchlinge, der Unkraut in den Acker ſäet, und Macht über die Herzen hat, wo nicht der rechte Glaube herrſcht. Solche Menſchen haben ein einförmiges, religiöſes Durcheinander, G'ſtürm, das allenthalben das gleiche iſt, ſo eine Art Aarwangerbalſam, oder eine wunderthätige Pillenart, oder ein Xaverielixir, und das wenden ſie allenthalben und bei jedem an ohne Unterſchied, als eine wunderthätige Univerſalmixtur; die Verbreitung dieſer Mixtur iſt ihr Beruf, der Herr hat ſie geſandt; ob ſie anſchlage, und wie ſie anſchlage, und für wen ſie paſſe, das zu unterſuchen, iſt nicht ihre Sache, nicht ihre Pflicht, das iſt des Herrn Sache, der Herr macht das, er hat das Wirken und das Vollbringen, und wenn Einer darob kaput geht, ſo hat das der Teufel gethan, der leider über dieſen Menſchen mehr Macht hatte als der Herr.

So war denn doch unſer Vikar nicht, bei ihm griff die Sache tiefer, er war mehr einem jungen Arzte zu vergleichen, der in ein beſtimmtes Syſtem, eine eigenthümliche Mittellehre, eingetrichtert worden iſt, die er nun allenthalben und an allen Naturen anwendbar machen will und um ſo zudringlicher damit wird, je weniger die Menſchen Zutrauen dazu haben. Er iſt berufen, er meint es gut, aber er kennt nichts als ſein Syſtem, kennt den Menſchen nicht, und die unendliche Verſchiedenheit der Naturen nicht, an welchen er dieſes Syſtem anwendbar machen will. Was würde man zu einem Tiſchmacher ſagen, der mit Tannen-, Buchen-, Ahorn-, Kirſchbaumholz u. ſ. w. accurat gleich umginge, oder zu einem Muſikanten, welcher mit den gleichen Schlägeln eine Guitarre

erpaukt, mit welchen er eine währschafte Pauke bearbeitet? Was hat man früher zu dem Arzte gesagt, der, um die Blutung einer Wunde zu stillen, geschwind noch ein Loch machte? Aehnlich ist das Manöver, eine Seele, welche bereits schon so tief im Jammer sitzet, daß derselbe fast über ihr zusammenschlägt, noch tiefer in den Jammer hinein zu stoßen, ohne irgend nur daran zu denken, ob in der Seele noch Kraft sei, sich hinaus zu arbeiten auf die Weise, wie man es meint, daß nämlich der weltliche Jammer aufhöre und ein neuer Mensch beginne. Das ist ja fast wie jene Frau sang:

My Ma ist mir i d'Emme g'falle,
Ih hab ne g'höre glumsche,
Hätt ih ne nit hym Bart erwüscht,
Hätt ih ne nit das ache drückt,
Su wär er nit ertrunke.

Steht ein junger Arzt an Todtenbetten, wo er sein System zum Sargdeckel werden sieht, so schüttelt es ihn, schwere Gedanken wälzet sein Gemüth, schwere Zeiten sind es für ihn, bis er zur Einsicht gelangt, daß Kunst und Leben sich einen müssen, daß es auf Erden kein System giebt, weder ein geistliches noch ein medizinisches, das, absolut genommen, einen Kreuzer werth ist, daß auf Erden alles relativ ist, d. h. sich modeln muß nach Natur und Lebensweise, nach Kraft und Schwäche, nach Wärme und Kälte, nach Fleisch und Erdäpfeln, nach Milch und Wein, nach hundertlei andern Dingen noch. Und diese verschiedenen Modifikationen rasch zu fassen und geschickt in Rechnung zu bringen, in jedem gegebenen Fall, das macht den Arzt aus, der, wenn Treue dazu kömmt, eine Wohlthat des Landes wird, um den Tausende weinen, wenn der Herr den getreuen Arbeiter ruft.

Freilich schüttelt es manchen, und er kömmt doch nicht zur Einsicht, er jammert, er hat Mitleid, aber daß sein System, oder wenigstens seine absolute Handhabung nichts taugen, das geht ihm gar nicht auf, aber er möchte davon laufen,

möchte aus der Haut fahren, möchte so recht gründlich unglücklich werden, das möchte er.

Aehnlich ging es unserm Vikari. Es hatte ein Unglück gegeben, aber daß er schuld daran sei, konnte er nicht glauben, und doch konnte er es nicht aus dem Sinn bringen, er repetirte alles was er gesagt, und es war durchaus biblisch und accurat wie er es gelernt, ähnliche Fälle zu benutzen, um Leute Jesu zu gewinnen, ihre Seelen zu retten; er wußte nicht, sollte er fortlaufen, weit weg, daß ihn niemand mehr zu Gesicht kriege, oder hin zu Jowägers, zu sehen, was es gegeben. Jedenfalls hatte er zu beidem bei dem schlechten Weg Stiefel nöthig, die zog er daher einstweilen an.

Unterdessen war der Pfarrer, so rasch sein Alter es ihm erlaubte, zu Jowägers Hause gekommen, wo Hansli mit verweinten Augen ihm entgegentrat. „E Hansli, sagte der Pfarrer stille stehend und verschnaufend, was hat es bei euch gegeben, ist jemand gestorben?" „Ach, sagte Hansli, meh as g'storbe u doch nit, ih darf's fast nit säge, Herr Pfarrer, u nie hah nih däicht, daß ih selligs erlebe müßt i üsem Hus, es ist viel z'schröcklig." „Aber was ist's denn?" fragte noch einmal der Pfarrer. „Ach, sagte schluchzend Hansli, denket, my Frau, myn Anne Bäbi, het sih welle häiche, u wo das nit g'rathe ist, het es sih i Hals g'hauc, mir hei g'meint, mir chönne d's Blut nit g'stelle. O Herr Jesis, Herr Jesis, was me alles erlebe muß, u was für Schang hah." „Aber mein Gott, fragte der Pfarrer, was hat es gegeben, habt ihr Streit gehabt?" „B'hüetis nei, sagte Hansli, öppe lang nie. Anne Bäbi ist geng öppe e wenig es meisterhaft's gsy, aber mi het's lah mache, u nit viel d'rzu g'seit, es un d's Sühniswyb hei e nangere noh nie ke Unantwort gäh u chönnes b'sunderbar gut z'säme."

„Aber öppis muß doch gsy sy, sagte der Pfarrer, und ich möchte gerne wissen, was, nicht aus G'wunder, aber ih sött's wüsse, damit ih wüßt, wie ih rede söll mit ihm. Wo

wege, lueget, mi cha nit mit alle Lüte glych rede, u by de eine darf me öppis gar nit ſäge, wo by angere d's erſte ſy muß."

„Ach, Herr Pfarrer, ih darf's faſt nit ſäge, was es gäh het. Daß das Bubi g'ſtorbe iſt, iſt ihm gruſam yche gange und es het tha wie lätz, es iſch ihs ſcho z'ſelbiſch alle angſt werde, aber verirrets iſt's doch nötti nit gſy. Da chunt du, aber heit's nit ungern, Herr, d'r Vikari u ſeit, d's Anne Bäbi ſyg ihm im Traum erſchiene, öppis dumms e ſo! un er müß zu ihm, un ih ſäge noh, es nehm alles wohl teuf. Aber er het ſich deſſe nüt g'achtet, es muß ne öppere gege ihs ufg'wieſe hah. Er het d'r Frau abezellt vo ſiebe Lyde nache, u nere abeg'hane, als eb ſi i ke Schuh yche gut wär. Das hätt noh nüt g'macht, aber er het z'merke gäh, ſi ſyg d'Schuld, daß das Kind g'ſtorbe ſyg, un das iſt du yche gange. Mir heis afangs ume nit fözli g'merket. Aber vo Stung zu Stung het's böſet, es het g'meint, mi werd's cho reiche u richte, un het ſih noh druf g'freut, u das het ihs übel afah gruſe. U wo du geſter d'r Vikari wieder chunt, lueget es ne du für e Landjäger a, wo's well cho reiche, u wo ner du betet het, ſu meints, jetz müß es g'richtet ſy u das ſyg d'r Lebesabſpruch gſy. Wo er du geit, ſu het's du z'meint, mi well's ume für e Narre hah, u g'ſeit, mi well's ume plage u gönn ihm d'r Tod nit, aber es well's üs ſcho reiſe. Un es het ihs es greifet, gäh wie m'r ihs i Acht g'no hei. Geſter wo m'r z'Nacht geſſe hei, iſt d's Sühniswyb by nihm gſy, das cha de b'ſunger gut mit ihm rede un ihm däſele, und het's g'hütet. Da faht d's Kind a brülle im Stübli, und es iſt ume e Augeblick nebe us, u het niemere g'rüft, es het's o nit g'ſinnet, u g'meint, es chöm grad ume. Un es iſt cho, ſobald's chönne het, aber d's Meitſchi het's es Brösmeli länger g'ſumet as es g'meint het, u wo's ume chunt, Herr Pfarrer, hanget nus Anne Bäbi ſcho am Oſeſtangli. Mi cha denke, wie das arm Fraueli, wo ſuſt ung'ſungs iſt, erſchrocke iſt, es het e

Brüll usg'lah, es düecht mih, ih g'hör ne noh jetz. Un ih g'schwing zueche u haue's ache, und du hets d'r Athe grad wieder zoge, vo wege, es ist ke Minute dobe gsy. Aber wo's zu nihm selber cho ist, b'hüt mih Gott d'vor, was die Frau g'seit het, u wie si tha het, ih möchts kem Mönsche säge, daß m'r se nit heige lah mache, u daß me ere d'r Tod nit gönn. Mir hei betet un plăret die Nacht, Herr, es stellt sih das ke Mönsch vor. Aber mängist hets mih düecht, we d'r Vikari ume wüßt, was es gäh heig, u wenn er ihs müßt helfe plăre u bete. Aber so eine cha de gah u schlafe u dăicht: „was frage ih d'rnah?" Nit, daß ih säge well, er syg d'Schuld, es wird so üses Herrgetts Wille gsy sy, vo wege, es isch ihs ume z'wohl gsy, un ih hah mängist dăicht, was es ächt gäb, es lay sih alles ume z'gut a, aber a das, wo cho isch, hah nih nit dăicht. We du Mittinacht vorüber gsy isch, da isch du Anne Bäbi rühyiger worde u het g'stillet nah di nah, u du hah nih g'seit, si sölle e chly gah schlafe, ih well jetz scho eleini by nihm sy. U z'erst hei si nit welle, aber was hätt's abtreyt, we da alli die ganze Nacht g'hocket wäre, u plăret u betet hätte? U gege Morge ane hets mih düecht, es schlaf, u du het's mih o gäh, u d's Sühniswyb isch scho uf gsy, un isch cho luege, u het g'seh, daß m'r bedi schlafe, un het d'Thür eff g'lah, un i d'r Nebestube Brod yg'schnitte. Du muß es du use, gah d'Milch abem Für näh, si het welle überlaufe, laht d's Messer nebe d'r Brodchachle liege, u Anne Bäbi uf wie d'r Blitz, schießt ufs Messer u haut i Hals. Es het ume d'r glyche tha, es schlaf, u het d'r G'legeheit g'lußet. Un mih düechts, ih g'hör öppis, u schieße uf, u du g'seh nih Anne Bäbi nimme im Bett, un wo nih ume luege, het's d's Messer im Hals. Herr Pfarrer, g'schmuecht isch's m'r noh nie worde, aber düecht het's mih, es gäb m'r eine mit eme Zunstecke i d'Kneuäcke, un ih müß uf de Kneue zu ihm rütsche, es het mih düecht, es gang e ganzi Gloggestung, bis ih by

nihm ſyg. He nu, Gottlob, es iſch noh früh gnue gſy. Aber wie's ûs gſy iſch, wo m'r's hei müße hah, faſt wie nes wild's Thier u m'r alli voll Blut gſy ſyg, das cha niemere ſinne. Mir ſy gſy im G'ſicht wie wyßbleichti Tücher, u de voll Blut d'rzu, es het eim vor em angere gruſet, un es iſch alle g'ſchwuecht worde, weder mir und Sami nit. Aber mi cha ſih o nit däiche, wie's eim iſch, we me mit ere Mutter, wo nût z'chlage het u dryß'g Jahr mit ere im Friede, wie öppe d'r Bruch iſch, g'lebt het, dä Weg z'weg muß u ſe binge muß wie nes Un'rnünftigs, ume für ſe chönne z'verbinge u daß ſi ſih nit z'todt blüti, u m'r die Schang nit müße hah, daß ſih öppere um's Lebe brunge hätt i d'r Familie, u d'r B'rdruß, daß es nit emal i Kilchhof chöm, ſo ume i Wald uſe, wie nit z'ſäme zellt es Un'rnünftigs. Du hei m'r ûſes Lebes nût meh müſſe az'fah, angere Lüte hei m'r's nit gern g'ſeit, ze wegem G'red, un de iſch d'Frag, ob ſi ihs hätte chönne rathe, d'r Vikari hei m'r nit bigehrt, u hei emel euch müſſe plage, m'r hei niemere g'wüßt, zu dem m'r beſſer d's Zutraue hätte. U wo Jakobli d'Blattere g'ha het, heit ihr ihs o chönne tröſte, ih hätt's niemere glaubt, u hah ſither noh mängiſch müſſe dra ſinne."

Dem Pfarrer war bei dieſem Bericht zuerſt das Feuer zu Haupt geſtiegen und wäre faſt in einige harte Worte ausgebrochen. Aber der Pfarrer war ein edler Mann und was er zu ſeufzen hatte, verſeufzte er nur vor ſeinem Mamali und vor Gott, er verdächtigte den Glauben ſeiner Amtsbrüder nie, und namentlich verunglimpfte er einen Jungen nie, er vergaß nie, daß wir allzumal nur ein Werdendes ſind, ſei es nun ein junges oder ein altes, und wenn er auch ein junges Werdendes nicht liebte, und es ihm nicht zu Gefallen war, ſo beſtreute er deſſen Weg nicht mit Gift, bezeichnete es nicht als ein Verdorbenes, er wußte, wie ſolche Urtheile Schlingpflanzen ſind, welche um die edelſten Naturen ſich ranken, ſie lähmen, verderben. Er gehörte nicht zu den niederträchtigen

Amtsbrüdern, die in Gleißnerei den Schlüſſel Petri ſuchen, meinen, ihre Brüder ſeien nur da, um ſie zu einer Pyramide zuſammen zu drücken, auf deren Spitze ſie ſich ſtellen können, zu den niederträchtigen gehörte er nicht, die alles um ſich und neben ſich verdächtigen, verkleinern, denen, wenn ſie dem Glauben eines Amtsbruders, oder gar ſeinem Wandel einen Schlämperlig anhängen können vor ihren oder ſeinen Gemeindsgenoſſen, die Wolluſt die Augen auftreibt, daß man ſie mit dem Zwilchhändſchen faſſen kann, ſo klein ſie im ordinäri Zuſtand ſonſt auch ſein mögen. Dieſer heilloſe kollegialiſche Sinn iſt ein Fluch, der wie eine ſchwarze Wolke über allen Berufen weilt. Der Pfarrer unterdrückte daher ſeinen Zorn, hörte mit großer Betrübniß den Bericht zu Ende, dann frug er: „und jetzt, wie iſt eure Frau, redet ſie und womit beſchäftigt ſie ſich?“ „Sie iſt ſtill, ſagte Hansli, u mi cha nüt us ere uſe bringe, aber chömit yche, u lueget ſelber.“

Drinnen traf er Meyeli und Jakobli in troſtloſem Zuſtande, die Kranke ſtill im Bette, in ſich verſunken und matt. Nachdem er den erſtern freundlich die Hand gegeben, wandte er ſich zur Kranken, ſetzte ſich zu ihr, es nahm ihn wunder, ob ſie ihn noch erkenne, oder ob ſie ihn auch für einen Landjäger halte, der ſie holen wolle. Sie ſah ihn lange ſtarr an und man ſah, daß ſie mit dem Erkennen ringe. Da ſprach der Pfarrer und ſagte, er hätte ſie lange nicht geſehen, aber er ſei alt, komme nicht mehr viel fort, nicht einmal immer in die Predigt. Das letzte Mal, daß er darin geweſen, da habe er auch Anne Bäbi dort geſehen mit ſeiner Sohnsfrau. „Ja, Frau, ſagte er, damals, als euer Sohn die Blattern gehabt hatte, erinnert ihr euch noch, es war an einem Sonntag, als ich da vorbei kam und ihn zum erſten Male ſah, da hätte kein Menſch glauben ſollen, daß der ſo bald ein jung und luſtig Fraueli haben würde, aber der liebe Gott macht oft etwas ung'ſinnet. B'ſinnet ihr euch noch, wie ihr euch damals kummertet, daß er die Blattern gehabt, und wie ihr euch ein

Gewiſſen daraus machen müßtet, und jetzt denkt kein Menſch mehr an Jakoblis Blattern, er nicht und ſeine Frau noch weniger. Im Gegentheil, ſie danken ſicher dem lieben Gott dafür, denn ohne die Blattern wären ſie nicht zuſammengekommen, und wer weiß, wo Meyeli jetzt Zümpferli ſein müßte in einem halbbatzigen Kitteli. Damals hat man es nicht ſo nehmen können, und ihr nahmet es recht ſchwer, und es machte mir damals recht Angſt um euch, aber nicht wahr, es iſt alles viel beſſer gekommen, als ich und ihr gedacht?“

Anne Bäbi ſagte nichts darauf, aber man ſah doch, daß es den Pfarrer erkenne, ihn nicht mit ſeinem Wahn in Verbindung bringe. Es war faſt, als wolle es weinen, und that es doch nicht, man wußte nicht, gedachte es der vergangenen Zeit oder bewegte ihn's ſein gegenwärtiger Zuſtand. Der Pfarrer that nicht, als ob er wüßte, warum es im Bett liege, bedauerte, daß es krank ſei, fragte, wie es mit ſeinem Söhnisweib zufrieden ſei, ſagte, daß alle Leute es rühmten, und vermied ſo ſehr möglich jede Berührung des wunden Fleckes ſeiner Seele. Und Anne Bäbi blieb ruhig, und als er ſagte, er wolle jetzt nicht mehr ſo lange warten, bis er wieder zu ihnen komme, er komme bald wieder, lächelte es faſt und nickte mit dem Kopf, aber ſtille blieb es und kein Wort kam über ſeine Lippen.

Draußen ſagte der Pfarrer, der guten Frau Zuſtand ſei allerdings bedenklich, man wiſſe nicht, ſpiele ſie den Schalk oder ſei ſie ſonſt ſo ſtill, indeſſen habe ſie ihn doch ſicher erkannt, und die Erinnerung an vergangene Zeiten hätte ſie auch noch. Das Gebiet des Wahns ſei freilich ein unermeßliches und faſt unerforſchtes, aber ſo weit er ſich darauf verſtehe, glaube er, Anne Bäbi ſei noch nicht ſo weit über deſſen Gränzen, daß es nicht noch zurückgeholt und vollſtändig geheilt werden könnte. „Was habt ihr für einen Doktor?“ „Keinen, antwortete Hanſli, wir waren bis dahin ung'ſellig zu allne, und jetzt haben wir uns geſcheut, einen zu holen,

wir möchten die Sache so wenig als möglich unter die Leute lassen, und mi weiß wohl, wie die Doktere alles plauderet hah müsse, es söll ja noh mängist i d'r Zytig dere Züg che. So grad aue verbinden können wir auch, es ist einmal ume d's Brodmesser gsy, wo i d'r letzte Zyt öppe niemere d'Zyt g'ha het z'schlypfe, we's es Federmesser oder es Rasirmesser gsy wär, es hätt scho böser chönne gah."

„Das ist möglich, sagte der Pfarrer, aber ein Doktor sollte doch herbei. Es ist auch wegem anderen. Es fehlt eurer Frau freilich an der Seele, und was ich thun kann, soll nicht fehlen, aber Körper und Seele sind gar in einem engen Zusammenhang, wenn es einem fehlet, so leidet auch das andere, und manchmal scheint es an dem Körper zu fehlen, aber man muß doch die Seele doktern, wenn der Körper gesund werden will, und manchmal kommt in der Seele die Krankheit zum Vorschein, aber man muß sie im Leibe angreifen, dort hat sie ihre Wurzeln, die Seele ist bloß das Fenster, aus dem sie das Gesicht streckt. So kann man z. B. jemand tödten, ohne daß man ihn mit einem Finger berührt, durch die Seele, durch Verdruß, Herzenleid und Kummer, und so werden wirklich auch viel mehr Leute gemordet als den andern Weg, und man kann hinwiederum jemand gesund machen durch Freude, Sanftmuth, manchmal durch eine einzige fröhliche Nachricht, und wiederum kann man die Seele verrückt machen durch Brönz oder einen einzigen Schlag auf den Kopf, und kann sie heilen durch Aderlaß und Abführungs- oder andere körperliche Mittel; das sind geheime Thüren, welche die Erfahrung aufgefunden, der Verstand aber nicht beschreiben kann. Und ich glaube, gerade hier wäre ein Doktor nöthig, oder wäre es vielleicht nicht am besten, wenn ihr eure Frau irgend wo hin unter gute Aufsicht thätet, wo sie die ärztliche Hülfe nahe hätte, oder vielleicht gar im Hause. Man hat manchmal, so wie ihr es auch habt, nicht einmal Zeit zur rechten Aufsicht."

„Man kann d'r Zeit machen, ſagte Hansli. Und Anne Bäbi hat ſo lange Jahr gut zu allem g'luegt, daß ih nit wüßt, warum me jetz nit o gut zu ihm luege ſött, u v'rmah es ſih deſſe allem ja nüt, u het's ume übercho wege ſyr Aengſtligi, für die es ja o nüt cha. Es wäre mir gruſam z'wider, es weiters zu thun, man weiß nie, wie ſie es bekommen, gäb was die Leute verſprechen, und wenn es ihm gehen ſollte wie jener Frau by dem Umönſch, dem me d'r L.... dokter ſeyt, we aber nie g'lert het, ſih ume d'rfür usgit, wo dafür ins Blaue gekommen ſein ſoll, ich hinterſinnete mich." „Was hat dann der gemacht, fragte der Pfarrer, ich habe nichts davon gehört." „Man ſagt, antwortete Hansli, der habe auch ſo eine Frau, der es g'fehlt heig im Kopf, in die Kur genommen, habe ſie vierzehn Tage lang hinter einander laxirt und purgirt und zehn Mal zu Ader gelaſſen, ſie angeſchloſſen und in dieſem Zuſtand mit ihr gemacht, was ihn gelüſtet. E ſellige wett ih doktere, daß er ſyr Lebtig usdokteret hätt." „Herr Jere, ſagte der Pfarrer, das iſt ja fürchterlich, wie darf doch ein Menſch ſo was wagen, es wird ihm aber die Luſt dazu vergehen jetzt." „Mi cha de luege, ſagte Hansli, wer uv'rſchant iſt, lebt deſt bas, u wer weiß, eb dä nit neh ſelber i d'Regierig chunt? Nei Herr, zu myr arme Frau wett ih ſelber luege."

„Das iſt ſchön von euch, ſagte der Pfarrer, aber ſo müßt ihr doch einen Dokter kommen laſſen, das iſt nöthig, glaubt es mir, wenn ihr es Brösmeli Glauben zu mir habt." „Meinet ihr, es müſſe ſein, ſagte Hansli, he nu ſo de. Aber was für eine, ih hab neue ke Glaube zu keim. We's üſem Herrgott g'fallt, ſu lebt me, u wes üſem Herrgott g'fallt, ſu ſtirbt me." „Ja, Hansli, u we's üſem Herrgott g'fallt, ſu gits Klee ame Ort, un ame angere Verſette, u ame dritte Korn, gäb mi heig g'ſäit oder nit, oder iſt's nit ſo?" „Nein, Herr Pfarrer, ſo iſt's nicht, das iſt ganz anderlei; aber wyl die's ſäget, ſu will ih i Gottsname ume Dokter us, aber ihr

müßt ſäge zu was für eim, ſi ſy mir all glych, es iſt m'r eine wie d'r angere." „In ſolche Dinge, ſagte der Pfarrer, miſche ich mich ſonſt nicht, mein lieber Hansli, da aber die Sache Noth thut und ihr mir lieb ſeid, ſo ſchicket auf der Stelle euren Knecht nach Tänbelige und laſſet dem dortigen Doktor ſagen, er ſolle ſo ſchnell als möglich kommen und zwar bei mir vorbei, es ſei ein Nothfall. Es iſt ein junger Mann und mir verwandt und an ſeinem Beruf iſt ihm gelegen, deswegen iſt's, warum ich ihn rekommandire und nicht wegen der Verwandtſchaft." „He grad deretwege iſt er m'r recht, ſagte Hansli, es iſch de öppe o ne brave Herr, der nicht ſo bigehrt, eim a d'r Naſe des ume z'führe, bis eim d's Geld alles uſem Sack g'runne iſch. Oeppe meh wüſſe, as e angere, wird er o nit."

Es war ſchon ſpät gegen Mittag, als der Pfarrer wieder zen Hauſe ging, und unterdeſſen hatte niemand im Hauſe vernommen, warum er war beſchieden worden, und alle, bis zur Magd herab, hatten viel zu verwerchen von G'wunder und Theilnahme, ſie wußten nicht welcher Gattig mehr, wie es denn auch ſchwer iſt, G'wunder und Theilnahme zu unterſcheiden. Am meiſten doch der Vikari, der, als er ſeine Stiefel anzog, noch immer nicht wußte, welchen Weg damit und eben ſich entſchloß einen Freund zu beſuchen und ihn um Rath zu fragen, als ihm an einem Bein die Knöpfe ſprangen, in welchem die Stegreife hingen, denn ohne Stegreife ging er nicht aus. Er betrachtete in großer Verlegenheit den Schaden, an einem Fuß Stegreife, am andern nicht, das ging doch nicht wohl; den andern Stegreif abmachen, wäre das kürzeſte geweſen, allein er trug doch Bedenken. Er ſah den Schaden genauer an, ein Knopf war geſprungen, war nicht wieder anzunähen, was er im Nothfall im Stande geweſen wäre, neue Knöpfe hatte er nicht im Vorrath, und welche der Jungfer Sophie abzubitten, trug er wiederum Bedenken. Er dachte an andere Hoſen, was auch möglich geweſen, da er in der

That noch welche hatte, aber ſie waren theils neuer, theils dünner, die neuen reuten ihn bei dem ſchlechten Weg, in den dünnen fürchtete er einen Pfnüſel bei der feuchten Luft, darum trug er gegen die einen und die andern Bedenken. Er wußte ſich wirklich lange nicht zu helfen, endlich fiel ihm ein, daß zunächſt ein Schneider ſei, an deſſen Haus ſein Weg vorbeiführe, dort hoffte er die nöthige Hülfe ohne Bedenken.

Er ſchoß, das Verſäumte einzuholen, wie ein Schutzgatter davon, und ſchoß unter der Hausthüre mit dem Pfarrer zuſammen. Das war ein eigen Zuſammentreffen. Man erſchrickt zumeiſt, wenn man unerwartet mit einer Perſon zuſammentrifft, ſei ſie wer ſie wolle; iſt's dann aber eine Perſon, die in uns neben der ſinnlichen Ueberraſchung eine geiſtige Empfindung erregt, ſo wird der jähe Schreck durch alle Glieder fahren, bald wird es Einem, als ob man mit Waſſer begoſſen, oder ins Feuer geſtoßen würde, oder eine Art Starrkrampf jede Bewegung feßle.

Als nun der Vikar ſo unerwartet vor ſich den Pfarrer ſah, der nun alles wiſſen mußte, was ihn ſo ſehr bewegt hatte, aber durch die fatale Stegreifgeſchichte einen Augenblick in den Hintergrund getreten war, war's ihm faſt, als ſtehe vor ihm ein Löwe, und zwar zum Sprunge fertig. Stumm griff er zum Hut, mit großem ſcharfen Blick ſah der alte Herr ihn an und frug: „Ihr weit furt?" Der Blick färbte dem Vikari die Backen roth und haſtig ſagte er: „Ja, und wahrſcheinlich chume ih nit zum Mittageſſen," und mit dem wollte er vorbeiſchießen, faſt wie ein Vögelein, das in Jägers Hand gefallen und dieſe Hand gelüftet glaubt. „So", ſagte langſam der alte Herr, und ſchon war der Vikari unten entronnen, wie er meinte, und wußte doch nicht warum er entrann, als der Herr ſich umwandte und frug: „Wißt ihr, daß d's Jewägers Anne Bäbi ſchwermüthig iſt?" „Ja, ich weiß es neue," ſagte der Vikari, ſo abgebrömet. „Und daß es ſeit geſtern zwei Verſuche zum Selbſtmorde gemacht hat,

die ihm beide faſt gelungen wären?" frug der Pfarrer weiter. „Nein, das weiß ich nicht," ſagte der Vikari, und ward faſt weiß, er wußte ebenfalls nicht warum. „So iſt's, ſagte der Pfarrer, und man hat Urſache Gott zu danken, daß beide Verſuche vereitelt wurden, wenn es ſich nur nicht drittet, die Leute gehörig wachen und niemand die Glut immer neu anbläst," ſagte er im Umwenden und Hineingehen.

So ſtichelte der Pfarrer, drinnen erſt leerte er ſein Herz dem Mamali und dem Töchterlein. Fürchterlich, ſagte er, ſei ſolche Unklugheit, zu blaſen, wo die Glut ſchon glimme, man müſſe doch vernagelt an Leib und Seele ſein für ſo was. Das ſei aber nur die junge Sucht ſich wichtig zu machen und auch etwas vorzuſtellen in der Welt; es ſei die junge Anmaßung, die meine, ſie habe das Pulver erfunden und die Weisheit gefreſſen, die meine, ſie hätte den Schlüſſel Petri in Händen und jeder aus ihnen ſei erſtlich ein Papſt und zweitens noch ein Heiliger, was bekanntlich nicht alle Päpſte geweſen. Er wolle nicht einmal glauben, daß es ſei, um ihn Alten herunterzumachen und ihm das Vertrauen der Gemeinde zu entziehen, obgleich man viele Beiſpiele von Exempeln der Art hätte. Da führen ſie nun mit ihrer Lehre von der Zerknirſchung und der Buße u. ſ. w. im Lande herum wie d'Schwarzwälder mit Bürſte. Und wenn ſie jemand zerknirſchen könnten, d. h. daß er ſage, er ſei zerknirſcht und zum Zeichen davon ſtöhne und ſeufze, wie Eine, die gebläht ſei und weine wie jener Jude, der Kabale und Liebe aufführen ſah, mit der Fingerſpitze ſo ſtark er konnte ſich die Augenecken auswiſchte und den naſſen Finger ſeinem Kameraden zeigte, ſprechend: „ich bin geriehrt, ſieh, ich bin geriehrt, bin für mehr als ſechs gute Groſchen geriehrt": ſo erklären ſie ihn für gerettet, für durchgebrochen, nennen ihn Bruder und ſprechen ihn heilig. In Rom ſpricht man Einen doch nur heilig, wenn er drei Wunder beweiſen kann, freilich gilt es auch, wenn Einer gebratene Spatzen

lebendig macht, was man bei jedem Taſchenſpieler lernen kann, aber wenn man mit der rechten Salbe den Kardinälen die Augen zu ſalben weiß, ſo ſehen ſie es für ein Wunder an, wenn einer dreimal hintereinander nieſen kann oder über ein Spänchen ſpringen.

So machten ſie Lumpenleute, die allem nachliefen, wo etwas zu finden ſei für den G'luſt, fürs Maul, oder für den G'wunder, heilig, Andere, welche es ehrlich meinten, oder mit beſchränkter Seele zu tief griffen, verrückt, oder den Schalken zur Beute. Sie verſtünden von einer Menſchenſeele und ihrer innern Entwicklungsweiſe gerade ſo viel, wie Heuſtüffel vom Geigen. Sie lernten die Menſchen anders gränneu, einige Worte plappern, wie man es auch mit Papageien und Elſtern thun könne, auf eine apartige Art ſeufzen, und wenn dann das gemacht ſei, ſo ſagten ſie, ſie ſeien bekehrt. Es gebe Leute, ſie thäten ihr Holz mit Steinfarbe anſtreichen und ſagten dann, es ſei Stein, und andere färbten ihre Haare und wollten, daß man einen alten Narren für einen jungen Narren halte; aber dieſes chriſtlich Färben und Anſtreichen ſei viel ärger, das ſei eben das Anſtreichen von Gräbern und der Betrug, ein Grab voll alten Uflath auszuſchreien für einen Tempel voll Heiligkeit.

„Aber Papali, wie redeſt du auch, ſagte die Mama, denk doch, wenn dich jemand hörte, was würde man ſagen?“ „Meinethalb was man will, antwortete er, aber es iſt doch ſo, wie ich ſage.“ „Aber denk auch, Papali, das iſt jetzt ſo der Brauch und es geht jetzt viel anders zu als ehemals, man thut viel frömmer, d'ſunderbar die Jungen, und das gefällt mir, und es dünkt mich, wenn du auch ſchon ein wenig nachgiebiger wäreſt, ih will nit ſäge, i d'Sach yne gäh, nume nit ſo d'rwider ſy, es würd dir nüt ſchade. Es iſt emel jetz e ſo d'r Bruch u d'Mode.“

Da zuckte der alte Herr zornig zuſammen, und der gleiche Blick, welcher vorhin den Vikar traf, ſchoß auch dem Mamali

ins Geſicht. Dort wurden die freundlichen Züge ängſtlich, und bittend ſah ſie mit ihren Augen ihren Herrn an. Da wurde ſein Blick milder, ein Lächeln ſchwebte durch ſeinen Ernſt.

Freundlich griff er unters rundliche Kinn, und ſagte: „Lieb Mutterli, biſt auch ein Weibchen wie alle andern ſind und meinſt, die Mode ſei der Meiſter über alles, nach ihrer Laune müſſe alles ſich regen auf Erden. Was meinſt, ſteht nichts über der Mode, ewig immer das Gleiche? Sieh doch auf zu den Sternen und ſieh, wie ſie ſo ehrenfeſt gehen im gleichen Schritt, einen Tag wie den andern Tag, in keinem Wetter wechſeln ſie den Gang, gehen nicht ſchneller, nicht langſamer, keiner läuft ſchneller, weil der andere raſcher kreiſt, keiner hemmt ſeinen Lauf, weil langſam der andere läuft, jeder geht, wie Gott ihn gehen heißen. Weißt du, vor bald fünfzig Jahren, wie es da Mode war, nichts zu glauben, wie man in Frankreich Gott abſchaffte, und wie man nicht von Gnade predigen durfte ohne verlacht zu werden, und vom Heiland kaum, wenn man nicht für einen Tropf angeſehen ſein wollte. Weißt du noch, wie man damals ſo weltlich predigte von allerlei, vom äußerlichen Gehorſam zuweilen, aber auch von allem Nützlichen, von der Stallfütterung und vom Kleebau, vom Fiſchfang und der beſten Art, Fiſche auszunehmen und zu kochen. Habe ich damals Mode und Brauch mitgemacht? haſt du mich deßhalb nicht oft gerühmt und mir geſagt, du hörteſt mich ſo gerne predigen, weil es etwas fürs Herz ſei und nicht bloß für Stall und Küche? Jetzt ſind bald fünfzig Jahre vorüber und der gleiche bin ich, Gottlob, nicht geblieben, nicht auf einer Stelle bin ich ſtille geſtanden, gegangen bin ich, wie auch die Sterne Gottes gehen, und ich fühle es, ich ſtehe näher dem Thore, hinter dem die Herrlichkeit iſt, aber ich bin gegangen auf meine Weiſe und werde den Lauf behalten; ich weiß es, es iſt mein Lauf und führt zu Gott, würde ich ihn verlaſſen, und laufen

nach heutigem Brauch und Mode, dann wäre ich einem Sterne gleich, der aus seiner Bahn gewichen ist, Zerstörung ginge vor mir her und öde Züge hinter mir drein. Wohl sehe ich Andere gehen in anderem Wesen, ernster ist dasselbe als das meine, anders sind ihre Worte, anders nennen sie die Dinge, anders, theilweise, werthen sie dieselben. Ich ehre sie hoch, denn sie gehen ihren eigenen Gang, aber ich stürze mich ihnen nicht nach, denn ihr Gang ist nicht mein Gang. Daß ihr Gang mein Gang sein solle, steht nirgends geschrieben; das sollte man sich merken.

„Wir haben nur ein Vorbild. Unser Herr hatte zwölf Jünger, jeder folgte ihm, aber in seinem eigenen Gange. Nun aber giebt es auch Cometen mit langen Schwänzen. Von den Cometen weiß man bis dato nichts, als daß sie zu gewissen Zeiten wiederkehren; aber von ihren Schwänzen sagt man, es seien Weltdünste, die gleichsam noch nicht recht wüßten, wohin sie gehören und wohin sie sollen, ungefähr wie Buben nach einer Solennität, nach welcher gewöhnlich auch eine neue Klasseneintheilung stattfindet. Dann giebt es freilich auch Dünste, die nicht einmal dazu gelangen, an eines Cometen Schweif sich zu hängen, die freilich sich erheben, so weit sie können, aber bald auf die Nase kriegen, und als Hagel oder Schnee oder Regen zur Erde niederrieseln. Wie es nun Jahrgänge giebt mit Cometen, Jahrgänge mit Hagel, und andere mit apartigem Schnee oder Regen, so giebt's accurat auch Jahrgänge mit Moden und Bräuchen aller Art im geistigen Leben. So wenig, lieb Fraueli, als du gerne hättest, wenn ich immer weinte, wenn es draußen regnen thäte, oder hagelte, wenn es draußen hagelte, so wenig fordere von mir, daß ich an eines Cometen Schweif mich hänge, oder an irgend eine Mode der Zeit. Ich gehe meine Bahn. Halte mich nicht für hochmüthig und glaube nicht, ich meine, Stern sei Stern, und ich sei auch einer. Der Sterne sind unzählbare Heere, groß sind die einen, klein die andern, so

klein sind unzählige, daß sie wie eine ungetheilte Masse erscheinen, fast dem Nebel gleich, und doch besteht dieser Nebel aus Sternen, von denen jeglicher seine eigene Bahn geht, und jeglicher nach dem Willen Gottes, jeglichem ist Gott seine Sonne, um die er sich beweget.

„Sieh, unter diese Sternenmasse zähle ich mich. Comet bin ich keiner, du siehst, Nebelschweif habe ich keinen, die Zeitungen z. B. reden von mir nicht, nicht einmal auf den Sternwarten sieht man mich. Meteor bin ich keines, ich mache kein Aufsehen, mache nicht plötzlichen Glanz, zerplatze plötzlich und werde eben so plötzlich wieder dunkel. Aber ein klein Sternlein will ich sein in Gottes unzählbaren Heeren; des Menschen Auge unterscheidet mich nicht, aber mich sieht Gott und meinen eigenen Gang. Freilich, lieb Fraueli, mußt du dieses nicht so buchstäblich nehmen, als wenn in der Ordnung der Sterne, zu welcher ich mich zähle, alles so ganz unwandelbar wäre, immer Sonnenschein, und kein Schwanken irgend einer Art. Unsere Erde ist ja auch ein Stern mit eigenem Gange, und doch wechseln schön und wüst Wetter, Wärme und Kälte, ja, es erdbebnet auf ihr, Vulkane sprühen zu Zeiten Feuer, Sündfluthen hat es gegeben, ja, eine eigene Neigung im Gange soll sichtbar sein, aber doch ist ein eigener Gang.

„Nun soll es auch Doppelsterne geben, wo beide eins scheinen, und doch ihrer zwei sind, einer um den andern herumgeht. Siehe, die stelle ich mir fast wie eine Ehe vor, was auf dem einen vorgeht, davon muß auch der andere kriegen. Brechen auf dem einen Vulkane aus, so wird der andere Asche oder Steine kriegen, und sündfluthet es auf dem einen, so wird es wenigstens südern auf dem andern, und erdbebnet es auf dem einen, so giebt's auf dem andern wenigstens Erdlauenen oder Kleck. So empfindet einer sicher den andern, aber wie accurat, das zu ersinnen waren bis dato unsere Gelehrten zu mutz. Sieh, so besteht eine rechte Ehe auch

aus zwei Doppelsternen, und wenn es auf mir was neues giebt, z. B. Berge Feuer speien, und über dich hageln Steine, so gehe ich doch meinen Weg, und du mit mir, und wenn es auf dir sündfluthet, es trüb wird, wird's deswegen auch bei mir; so gehst du doch deinen Weg, und ich mit dir, und wenn unsere Bahn sich schon neiget, hie ume oder dert ume, so ist's doch unsere Bahn, die sich neiget.

„Unser Vikar aber ist noch lange kein Stern, nicht einmal ein Comet, der durch den Himmel fährt und auf allen Sternwarten ausgeschrieben wird, er ist noch ein Dunst. Ich glaube nicht, daß er ganz gemeiner Dunst sei, der als Hagel oder Regen wieder zur Erde fährt; ich will gerne glauben, er gehöre zu den höhern Dünsten, welche die Gelehrten Weltstoff nennen, aus denen namentlich die Schweife der Cometen bestehen sollen. Möglicher Weise gestalten sich im Laufe der Zeiten solche Schweifdünste auch zu Sternen, so wie es ja aus den Cometen selbst durch die immer stärker auf sie einwirkende Anziehungskraft der Sonne manierliche Sterne geben soll, aber dato sind sie es nicht und was aus ihnen wird, weiß Gott.

„Und soll ich solchen Dünsten folgen, mein lieb Doppelsternchen? möchtest du es, daß dein alter Herr seinen Gang verließe, zu faseln anfinge, durch die Mode sich treiben ließe, wie die Dünste durch die Winde, sich anziehen und fortreißen ließe durch jeden Cometen, der vorüber fährt? Und wer weiß, ob er nicht der Schweif eines Cometen ist, der, in sich selbst zerfallen, erniedrigt wird, weil er sich selbst erhöht hat, der jetzt so ungemessen als Schnee und Regen niederschlägt, die Erde und das Wohnen auf ihr so trüb und unlustig macht?"

„Aber Papali, wotsch nit öppis, sagte sie, es Trëpfli Wy, du erysterst dih so, und du weißt doch, was d'r Rözö g'seit het, du sölliſt dih vor dem hüte, es chönnt d'r schade."

„Fraueli, wenn ich mit dir rede, das schadet mir nicht.

Weißt du, ihr seid nicht vergebens unser Doppelstern. Ihr seid an uns gebunden, und gäh wie es euch hiehin zieht und dahin zieht, bald nach diesem Cometen, bald nach jenem, ja, wie es euch zuweilen gelüstet, selbst Dünsten z'best zu reden, so müßt ihr doch mit kommen, könnt nicht von uns los. Denn wenn es euch ziehet hie hin, dort hin, so speien wir Feuer, dann gutet es bei euch wieder, ihr sündfluthet ein wenig, darob geht unser Feuer aus, und somit ist's gut. Aber das thue nie mehr, mir aus lauter Gutmüthigkeit zuzumuthen, mich an den Vikar zu hängen, er der Comet und ich in seinem Schweif. Das thue mir nicht, sonst machst du mich böse wie er. So unberufen herum zu fahren, eine alte dumme Frau im Eifer für sein Reich verrückt zu machen und dann spazieren zu gehen, um den Verwürfen zu entrinnen, das ist doch zu arg. Und ich hätte gute Lust, die ganze Sache anzuzeigen, doch hoffe ich, es komme noch alles gut, wenn er nämlich jetzt nicht noch hinausläuft, was ich jedoch nicht hoffe. Kinder, wenn sie was dummes angerichtet, laufen gewöhnlich so weit als möglich davon weg, damit ja niemand meine, das Ding komme von ihnen. Wenn ich ihn gewesen wäre, ich wäre da geblieben und hätte in Sack und Asche mich verkrochen, aber Kinder haben es eben so, aus den Augen, aus dem Sinn. Hoffentlich wird er je länger je mehr über uns zu klagen haben, und eine andere Stelle begehren. S'ist mir recht, wenn es auch auf unsere Kosten geschieht."

Ungerecht war unser Pfarrer doch; darum, Gottlob, hat auch Gott keinem Menschen seine Wage anvertraut, nicht einmal dem christlichen Volksboten von Basel. Fast einer angezündeten Rakete gleich waren des Pfarrers Worte dem Vikar in die Seele gegangen. „Zwei Versuche zum Selbstmorde gemacht, die beinahe gelungen wären," und zu diesen Worten leuchteten des Pfarrers Augen und warfen einen seltsamen und sonderbaren Schein auf sie. Und Schein und Worte begannen zusammen zu gähren, er vergaß seine Stegreife, sah des

Schneiders Haus nicht, an dem er doch nicht vorüber ging, es drängte sich ihm doch aus dem Hintergrunde dunkler harmloser Angst die Frage hervor: „Bist du eine Ursache dieses Unglücks, hat in heißen Stoff dein Eifer den Zunder geworfen?"

Für einen Vikari ist das wirklich eine schwere Frage, besonders da sie seine eigene Person betraf. Juristen behaupten immer, ihr Klient sei unschuldig, der Gegner im Fehler und wissen das Ding so gut durchzuführen, wenn sie nicht bestochen sind, daß männiglich sagen muß: „Wäger ist's so," und das geht ihnen so nach, daß, wenn sie Richter werden, ihnen die ganze Welt unschuldig vorkömmt und besonders jede Eva, und daß kein Teufel sie überreden könnte, daß irgend eine Eva und besonders wenn sie noch alle Zähne hat, in einen Apfel gebissen, oder gar einen Mann vergiftet hätte, und sollte man ein halb Pfund Arsenik in seinem Magen finden, und wenn man gar noch ein hübsches Evächen als Diebin einbringt, so ist man gar noch im Stande, die Bestohlenen auszuschelten, es sei doch d'r Werth, wegen einer solchen Bagatellsach ein solch Fraueli auszuschelten. Wie soll man nun von diesem juridischen Standpunkt aus, und dies ist in der neuen Staatstheorie das Höchste, daß nämlich jeder unschuldig sei, den man Lust habe, unschuldig zu finden, und schuldig nur, wer keinen Zahn mehr im Maul hat, oder was darin, das Einem nicht gefällt, einem Vikar zumuthen, daß er sich im Fehler bekenne, und daß es ihm angst werde ums Herz wegen einer Sache, wo man ihm juridisch gar nichts beimessen konnte.

Und doch wards ihm angst und immer mehr; es dämmerte immer mehr der Zusammenhang zwischen seinem Bekehrungsversuche und Anne Bäbis Zustande auf, und daß seine Worte die bewegende Ursache gewesen; nur konnte er nicht begreifen, wie das hätte zugehen können, und schrecklich schien es, wenn die Ausübung einer heiligen Pflicht, wenn das klare

reine Gotteswort ſolche Folgen haben könnte. Es iſt bekannt, daß einmal ein Narr in einem Fenſter geſtanden und eine unten im Garten arbeitende Frau gefragt, was ſie meine, ob Gottes Wort auch ſchaden könne. Die antwortete unb'ſinnet: „öppis dumms e ſo! wie wett das chönne ſchade?" Da führte er den praktiſchen Gegenbeweis und ſchmiß der armen Frau eine ſchwer beſchlagene Foliobibel auf den Kopf, worob ſie faſt ums Leben kam, und es erfuhr, was Gottes Wort vermag — in eines Narren Hand. Dieſes Geſchichtchen kann nicht genug wiederholt werden, damit die Wahrheit ſo recht erkannt werde, daß es bei Gottes Wort auf die Hand viel ankömmt, in welcher daſſelbe liegt, welche den heiligen Samen ausſtreut. Die Katholiken verſchließen den heiligen Samenbehälter, enthalten dem Volke die Bibel vor, die Reformirten gaben ſie frei, unterſuchten ſonſt aber die Hände derer, welche ſich anboten, den heiligen Samen auszuſtreuen. Das könne man unterlaſſen, ſcheint man in neuerer Zeit zu meinen. Ob man wohl meinte, wenn man Narrenhänden den heiligen Samen überließe, ſo werde den Menſchen der heilige Same ſelbſt erleiden?

Jedoch iſt nicht jede ungeſchickte Hand eines Narren Hand. Uebung und Anſtrengung können aus einer ungeſchickten Hand eine Meiſterhand bilden, aber da fängt man bei Leichtem an und ſchreitet zum Schwereren fort; einem Lehrling werden nicht Kunſtarbeiten zugemuthet, einem Lehrling vertraut man gefährliche Operationen nicht an; wenn Einer ſich in den kleinen Finger geſchnitten, ſo kann ihn der Lehrling verbinden, und wenn Einem die Hühneraugen wehe thun, ſo mag er die auskratzen.

Nun aber iſt es eine der kühnſten geiſtigen Operationen (das Wort wird wohl erlaubt ſein), wenn ein Seelſorger zu einem Menſchen, der in leiblichen Jammer verſunken iſt, trittet und zu ihm ſpricht: „das iſt Gottes Gericht. Um deiner Sünden willen hat ſeine Hand dich geſchlagen!" Das

mochte Hiob kaum ertragen, als er auf dem Misthaufen saß, geschweige denn ein Anne Bäbi. Der christliche Seelsorger muß aber noch weiter gehen, hat er einmal angefangen. „Aber dies Gericht, so muß er fortfahren, ist nichts gegen das, welches deine Seele erwartet, wenn du nicht Buße thust und dich bekehrest, dieser dein Jammer wird verstummen, aber Heulen und Zähneklappern einer verlornen Seele verstummen nimmer, darum laß den Jammer um den Leib, jammere, daß du um so Nichtiges gejammert, jammere um deine arme Seele, jammere, bis der Sonnenschein der Gnade den Jammer dir trocknet." So den Jammer zu wandeln in des Menschen Seele, vom Nichtigen auf das Ewige ihn zu stellen und durch diesen Wandel Leib und Seele die Gesundheit wiederzugeben, das ist des Seelsorgers kühnstes, höchstes, fast göttliches Werk. Aber unbedachtsam unternimmt er es nicht, trittet nicht plötzlich ans Lager unbekannter Wesen, schleudert nicht den glühenden Stachel in ein unbekanntes Herz, so wenig als der Arzt auf Gerathewohl mit einem Küchenmesser in das Auge fährt, auf welchem er den Staar stechen will.

Dies war die Nuß, welche der Vikar nicht aufbeißen konnte, und warum er sein Herz, das so Angst hatte, nicht begreifen, aber auch nicht beruhigen konnte; er hatte ja in seiner heiligen Pflicht gehandelt, hatte eine Seele retten wollen. Daß sie drob den Verstand verloren, daß sie sich das Leben fast genommen, konnte er etwas dafür, vermochte er sich dessen etwas? Er wollte immer sagen: „nein," und doch brannte der Boden unter seinen Füßen, und das Herz klopfte ihm, daß er's deutlich hörte, und als er endlich zu seinem Freunde kam, war er außer Athem, daß der Freund ganz erschrak über sein Aussehen, und doch lange nicht vernehmen konnte, was ihm begegnet sei.

Der Freund war einer von denen, die sich für bekehrt und in der Gnade halten, die also nach ihrem Sinn nicht

mehr fehlen können, die, wenn man ſie eines Irrthums überweiſet, ſagen: „dafür kann ich nichts, der Herr hatte es mir ſo eingegeben," die, wenn man ihnen ein Unrecht nachweiſet, entweder ſagen: „das begreift ihr nicht, ſolche Dinge wollen geiſtig geurtheilt ſein," oder: „ja der Herr hat mich fallen laſſen, aber er hat mich auch wieder aufgerichtet;" einer von denen, bei welchen man nicht klug wird, ſind ſie dumm oder ſtellen ſie ſich einfältig, ſind ſie Jeſuiten, die ſich wie Schafe geberden, oder ſind es Schafe, die aber zuweilen böckelen; einer von denen, welche nicht aus Leib und Seele zu beſtehen ſcheinen, ſondern aus zwei Schubladen, die, von einander abgeſondert, einander auch nichts angehen, in der einen Schublade haben ſie die geiſtlichen Dinge, in der andern die leiblichen Dinge; die eine geht inwärts auf, die andere auswendig, die leibliche nämlich inwendig, die geiſtliche auswendig, und müſſen ſie einmal vor andern Menſchenaugen die leibliche hervorziehen, ſo vergeſſen ſie ſelten die Vorſicht, aus der geiſtlichen das weltliche mit einer geiſtlichen Brühe zu verakomidiren, ſo daß man die Dinge darin eigentlich auch für geiſtlich anſehen ſollte. Er war ein Rüſtzeug Gottes, ein eifriger Streiter für Chriſti Reich; darum haßte er jeden, der nicht ſeiner Meinung war, weil es heiße: wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; er haßte ihn aber nicht nur, ſondern er verfolgte ihn auch, denn wenn er's nicht thäte, ſo würde ihn der Spruch gelten: wer mich verläugnet vor den Menſchen, den werde auch ich verläugnen vor meinem Vater, der im Himmel iſt.

Als dieſer, welcher den Vikar vielfach gegen den Pfarrer aufgeſtiefelt, zum Handeln getrieben hatte, deſſen Erzählung hörte, lächelte er und ſagte: „aber Bruder, **das macht dir Angſt?** Du ſchwankeſt immer noch und dein Glaube iſt nicht feſt. Du haſt ja nur das Wirken, dem Herrn iſt das Vollbringen, du haſt die Predigt, er aber iſt's, der verſtocket und lebendig macht. Weißt du nicht, daß über einen Sünder, der

Buße thut, mehr Freude iſt im Himmel als über neunundneunzig Gerechte, und was ſind Millionen und abermal Millionen Sünder gegen neunundneunzig Gerechte. Soll man Millionen ſchonen, wo man hoffen darf, eine Seele zu retten? Und wenn Tauſende und aber Tauſende zu Narren würden, was kümmert das dich, wenn du Seelen dem Reiche Gottes gewinnen willſt? ja, wer eine Seele vom Tode rettet, der wird bedecken die Menge der Sünden. Ja, es wäre recht gut, und ich würde dafür meinem Gott auf den Knieen danken, wenn alle die, welche nicht in unſern Bund, in den Bund Chriſti gehören, verrückt würden; wohl da würde die Welt endlich erkennen, wer das Eine, das Noth thut, unſern Herrn, recht ergriffen hätte."

So redete der Bruder dem Bruder recht Muth ins Herz, und es gelang ihm auch, denſelben zu ſteifen und zu ſtärken, ſo lange er bei ihm war, ihm die Bedenken zu nehmen über das, was die Leute ſagen würden, ihm den Glauben beizubringen, daß eben ſolche Dinge geſchehen müßten; das ſei das Licht auf den Scheffel ſtellen, die Menſchen würden aufmerkſam gemacht, neugierig, ließen ſich herbei, und habe man einmal einen, den müſſe man dann nicht mehr fahren laſſen. Er ſolle daher bei Leibe nicht von Jowägers weg bleiben, ſonſt meinten ſie ja, er hätte ein böſes Gewiſſen, und gerade das würde ſie im Wahn beſtätigen, daß er ſelbſt glaube, an der Sache ſchuld zu ſein. Unerſchrocken müſſe er hin gehen, müſſe feſt und ſicher ſein, dann gewönnen ſie Reſpekt und Zutrauen, und was böſe geweſen zu ſein ſcheine, gerade das werde zu einer Handhabe, an welcher er die ganze Familie faſſen könne. Wo man auf Gottes Wegen gehe, da müſſe man nichts fürchten, nicht den Teufel, nicht Menſchen, ſonſt ſei man ſeiner nicht werth, Fleiſch und Blut ererbten das Himmelreich nicht.

So ſteifte er den armen Vikari, daß der ganz g'ſtabelig ward, aber eben nur ſo lange, ſo lange die Stärke währte,

in die jener ihn getaucht hatte; und bekanntlich hilft alles Stärken nichts, wenn der Luft ſtark geht, oder wenn es gar regnet. Er hatte, ehe er heim ging, bloß etwas himmelblauen Kaffee getrunken und draußen ging der Wind, daß die Bäume ſich zur Erde bogen, naſſer Regen peitſchte über die Erde, daß er ſtob in den Wegen und in dieſem Hundewetter wanderte unſer arme Vikari nach Hauſe, ward naß und immer näſſer, und je näſſer er ward, um ſo kleinmüthiger ward er auch. Alles ſchien ihm wüſt und trübe, er ſeufzte über ſeinen Beruf, er lag ihm auf den Schultern wie ein Berg von Blei; wenn er ihn nur abſchütteln könnte, dachte er, ſterben wäre ihm recht; er ward ſo weich, ſo wehmüthig, Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er heimkam.

Zwölftes Kapitel.

Wie ein Doktor aus der Haut fahren will und ein Pfarrer ihn wieder hineinſtößt.

Drinnen in der Stube war Licht und eine mächtige Disputation in vollem Gange; drinnen war der Doktor, der bei Anne Bäbi geweſen war und jetzt mit dem alten Herrn gewaltig ſtuckete, und derſelbe mit dem Doktor.

Der Doktor war ein junger geiſtreicher und begeiſterter Mann, der durchaus ſeinem Beruf ſich hingab, in ihm und für ihn lebte. Er dokterte nicht um leben zu können, er lebte für zu doktern; er dokterte nicht um des Geldes willen, nicht um der Ehre willen, er hätte Geld machen können wie Heu, Stadtdoktor oder gar Profeſſor werden, aber das that er alles nicht, ſondern ſetzte für jeden ſeiner Patienten alles ein, was er hatte, Geld und Leben. Keine Nacht war ſo ſtrub,

die ihn abhielt zu gehen, wenn irgendwo Gefahr war, und nie kam er zu müde heim, um nicht noch die Mittel zu besorgen, welche sobald als möglich angewendet werden sollten. Wo Bedrängniß war, nahm er nicht nur kein Geld, er gab noch; daher wartete er Reiche und Arme mit gleicher Treue und der Zulauf, den er hatte, war so groß, daß er in krankhaften Zeiten Vormittag und Nachmittag ein Pferd müde ritt oder fuhr. Aber einen eigensinnigen Kopf hatte er auch, heftig war er, wunderlich ebenfalls, bei der größten Gutmüthigkeit, fromm war er auch, denn er war ein treuer Knecht seines Herrn, aber er hatte eigene Ansichten, er war kein Materialist, doch frug er allem Kirchlichen nichts nach, und die Geistlichen hatte er durchweg auf der Mugge, und wo er einen bei einem Kranken antraf, da schnitt er Gesichter eine neue Ell lang. Er behauptete immer, er wisse es allemal am Puls eines Kranken, ob ein Pfarrer bei ihm gewesen sei oder nicht; und wenn er für einen Kranken das Möglichste thue und für sein Leben verantwortlich sei, so wolle er an seinem Bette auch alleine Meister sein. Wo er auch nur von ferne die Einwirkung eines Quacksalbers merkte, da blieb er weg: er wollte nicht, daß ihre Lümmeleien ihm in die Schuhe geschoben würden, sagte er, und habe man nicht Zutrauen zu ihm, so sei er fertig. Da er so gut und treu war, und ihn niemand, der ihn einmal erfahren hatte, gerne verlor, so hatten die Quacksalber um ihn herum wenig oder nichts zu thun, sie ließen weder bauen, noch kauften sie Aecker aus ihrem Blutgelde.

Man kann sich denken, was er sagte, als er zu Anne Bäbi kam und das Vorgefallene vernahm. Freilich sagten die guten Leute nicht, der Vikar ist schuld; sie wußten nicht, war das gefehlt oder nicht vor dem Doktor, und fehlen gegen irgend jemand, das vermieden sie mit der größten Aengstlichkeit. Dem Doktor ward aber der innere Zusammenhang auf der Stelle klar, und wenn er's auch um seines Onkels willen

nicht ſagte, ſo fluchte er doch mörderlich innerlich. Er verbot auf das ſtrengſte, jemand, der nicht zum Hauſe gehöre, zu Anne Bäbi zu laſſen und wohl zu achten, was es rede, und ſo wenig als möglich ihm zu widerſprechen, wohl aber, wenn es zu reden anfange, ſeine Gedanken auf unſchädliche Dinge zu lenken zu ſuchen. Er ſagte,„ ſie ſollten nicht Kummer haben, aber getreu folgen, was er befehle, nichts dazu, nichts davon thun, gäb wie ſie das eine oder das andere gelüſte, machte den gehörigen Verband, und da der Aufregung und dem Blutverluſt eine bedeutende Abſpannung gefolgt war, ſo wollte er für das Weitere die Nacht abwarten. Das alles ſagte er nicht vor der Kranken, aber die größte Mühe hatte er, Mädi zu verhindern, in der Stube vor der Kranken alles mögliche zu ſtürmen, was ihm von der Kranken auf dem Herzen war und was es von dem Vorgefallenen wußte.

Er jagte es endlich förmlich hinaus, und ehe er fortging, nahm er ſie noch alle in eine andere Stube und hielt ihnen eine lange Kapitelten über den Unſinn, einen Kranken zu betrachten wie einen Klotz Holz, der weder etwas höre noch etwas ſchmöcke, und nun vor ihm alle ſeine Umſtände und Zuſtände zu verhandeln, ob er leben oder ſterben werde, zu- oder abnehme, geduldig oder ungeduldig ſei, oder gar ob es wohl oder übel gehen werde, wenn er ſterben könnte. Vor Geſunden thue man das nicht, warum denn vor Kranken, die unendlich empfindlicher ſeien und alles ſchwerer nähmten als die Geſunden, ſo daß er überzeugt ſei, mancher Menſch ſei an den Reden geſtorben, die man an ſeinem Krankenbett gehabt und nicht an ſeiner urſprünglichen Krankheit. Ganz beſonders aber in ſolchen Zuſtänden wie Anne Bäbi ſei, müſſe man auf die ſorgfältigſte Weiſe jedes unbeſonnene Wort vermeiden, das die noch vorhandene Glut anblaſen könnte. Sie hätten ihm es ja ſelbſt angedeutet, Worte hätten es in dieſen Zuſtand gebracht, darum ſollten ſie doch ja recht ſich in Acht nehmen und durchaus nichts vor ihm verhandeln. „D'r Dok-

ter chönnt noh recht hah, ſagte Hansli, mi het ſüſt geng nit Sorg gnue könne hah mit dem Rede, daß d's Für nit i d's Dach chöm u d'Wort hei teuf griffe, d'rnebe wär's notti e guti Frau gſy, u het g'huſet, u 's noh gut g'meint d'rnebe."

„So," ſagte der Doktor, um deſto mehr müßt ihr euch jetzt doppelt und dreifach in Acht nehmen, und euch binde ich ſie ganz beſonders auf die Seele, ſagte er zu Meyeli, das in einer Ecke ſaß und ſein klein Meyeli ſäugte. „Aber was fehlt euch?" ſagte er. „O nichts, ſagte Meyeli, ich bin nicht krank." „Die Leute meinen oft, ſie ſeien nicht krank, ſagte der Doktor, und es wäre doch die höchſte Zeit dazu zu thun, aber wenn ſie niemand aparti fragt: wo fehlts, un was heſt, ſo ſagen ſie nichts, bis es zu ſpät iſt. Wenn ich in ein Haus komme, und ſehe ſo etwas, ſo frage ich. Wenn ich in des Nachbars Haus komme und ſehe Feuer im Stroh, ich löſche auch, und es iſt mir nicht um den Lohn fürs Löſchen, ſondern um des Nachbars Haus. Thut man das an einem Hauſe, wo man doch accurat ein gleiches bauen kann, ſollte man das gleiche nicht an einem Menſchen thun, dem man das Leben, wenn es einmal dahin iſt, nicht wieder geben kann. Darum Fraueli, fehlt euch nichts? Es wäre ja ſchade um euch, ſolche giebt es nicht alle Tage." „Herr Doktor, ſagte Meyeli, es fehlt mir wäger nüt, weder ſo müd bin ich, die Glieder ſind mir ſo ſchwer und doch kann ich nicht ſchlafen, und Muth habe ich nicht mehr wie ehemals. Aber die Hebamme hat geſagt, ich ſollte bald wieder abführen, und wenn ſich die Aegerſten wieder zeigen, ſo wär z'Aderlah vielleicht nicht bös, das Blut ſei nicht gut, und es ſei gut, wenn man es herauslaſſe und neues pflanze."

Der Doktor ward ganz roth, wahrſcheinlich fluchte er wieder mörderlich innerlich, und als er innerlich fertig war, begann er erſt laut zu reden und ſagte: „Frau, wenn jemand ſchwach iſt, ſo muß man ihn nicht noch ſchwächer machen, und wenn jemand ohnehin wenig Blut hat, ihm nicht noch das

Blut nehmen, was er hat. Laxire und Blutlaſſen greift ja allemal an und ſchwächt, der ſtärkſte Menſch fühlt es ja, geſchweige denn ein ſchwacher. Wißt ihr, Frau, was ihr vor allem thun müßt? ihr müßt das Kind entwöhnen. So lange ihr ſäuget, werden die Säfte zu Milch ſtatt zu Blut, und je mehr ihr Milch habt, um ſo magerer werdet ihr. Nicht zuſammengezählt, liebe Frau, könnt ihr das an jedem Thiere abnehmen, je mehr es Milch giebt, deſto magerer wird es, und jedes Thier entwöhnt ſeine Jungen zu rechter Zeit, es läßt ſich nicht ausſaugen bis auf das Blut. Merkt euch dieſen Ausdruck, der iſt nicht von ungefähr erfunden worden."

„Herr Doktor, etwas Recht mögt ihr haben, antwortete Meyeli. Als ich den Bub ſäugte, gings mir auch faſt ſo, und ſo bald ich ihn entwöhnen mußte, wurde ich wieder z'weg und luſtig, faſt wie nes Meitſchi, aber z'ſelbiſch iſch's angers gſo. Aber jetzt durete mich das arm Kindli, ich habe noch ſövli Milch un es lebt ſo wohl dra, un de iſt d's Etwenne ſövli e handligi Sach, un wer wett Zyt näh d'rzu, jetz wo me ſövli z'ſinne u z'thue het." „Aber glaubt ihr mir, fragte der Doktor, es würde euch beſſern, wenn ihr entwöhntet?" „Es wär müglich, ſagte Meyeli, emel d's vorig Mal iſch's grad beſſer cho, aber z'ſelbiſt het die Großmutter mir zum Bubeli ſelig g'lueget, aber wer wett m'r jetzt zum Meiteli luege, wo me geng byr Mutter ſy ſött?"

„Gerade das iſt die beſte Zeit, ſagte der Doktor, aber auch die höchſte Zeit. Fahrt ihr fort zu ſäugen, bei Strapazen Tag und Nacht, ſo kann es morgen, übermorgen über Ort mit euch gehen. Denn ſeht, da weiß man nie, wo die Scheide iſt zwiſchen Leben und Tod. Darum muß man umkehren, ſobald man merkt, daß man dagegen zugeht. Iſt man einmal darüber, ſo helfen alle Künſte nichts und nicht einmal mit Hexen kömmt man wieder bergauf. Noch ſeid ihr nicht darauf, aber zur Umkehr iſt's Zeit. Denkt, wenn ihr krank würdet, nicht mehr nach möchtet, da wäre ja doppelte

Abwart nöthig, und wenn's Kind ſeine Mutter verlöre, ſo wäre das unendlich mehr, als nicht mehr ſaugen können. Es iſt nur ums Ablegen einer Gewohnheit, bei Milch und etwas Eſſen iſt das Kind immer ſo wohl und ihm geht nichts ab. Gebt das Kind der ſturmen Jungfrau da, wo ſchwatzen muß, und wenn ſie obenaus nicht mehr könnte, es untenaus probirte; ſie ſoll es einige Tage haben, und ihr, Frau, geht in die Stube zur Mutter, wohin die Magd mit dem Kinde nicht kommen kann, ſo macht ſich die Sache von ſelbſt und allen iſt geholfen."

D'Sach wär recht, ſagte Hansli, aber z'Nacht, am Tag wolle er nichts ſagen, gehe er nicht von ſeiner Alten weg. Dreißig Jahre faſt ſeien ſie in geſunden Tagen bei einander geweſen, und wenn er auch etwas zu gruchſen gehabt, ſo ſei ſie auch nie apartigi gah ligge, un öppis angers wolle er jetzt nicht machen. U mi föll nit Kummer hah, wenn es ſih rühr, ſo merk ers ſcho. Das ſei noch beſſer, ſagte der Doktor, ſo habe die junge Frau des Nachts Ruh, und am Tag, wo ſie abwarte, da ſei die Unruhe auch nicht ſo groß; denn er denke, die Mutter werde ſo unruhig und plaghaft nicht mehr ſein.

Meyeli hatte noch manche Einwendung, und namentlich die Uebergabe des Kindes an Mädi, deſſen Launen man nie trauen konnte. Aber Jakobli redete ſtark ein und verſprach ſelbſt zum Kind zu ſehen, ſo viel möglich und Mädi unter Aufſicht zu halten, und er vermochte viel über ihn's, von wegen alte Liebe roſtet nicht. Als man Mädi die Sache vortrug, ſagte es, es ſei doch curios, daß es jetzt zu etwas gut ſein ſolle, zu nere alte Frau, wo doch nimme ſövli viel a nere g'lege ſyg, well me's nit lah, aber es King, wo alli d'r Narre a nihm g'freſſe heige, das wohl, das well me nihm gäh. Aber es heigs ſcho lang g'merkt, daß me's ume kujonire well. We's de a Nothknopf chöm, wohl de ſyg Mädi wieder gut. Aber es ſei ihm gleich, es wolle das Kind nehmen, we

me doch ſövli wüſt gege ihm ſy well un ihm d's Suge nimme gönne, ſo wär doch niemere, der ſih ſynere erbarmeti. Aber we's de brüll, ſu ſöll ihm de niemere d'Naſe zueche haḫ u öppe ſäge, es heigs g'klemmt.

Erſt als alles dieſes feſt beſtimmt, ausgemacht und bereits in Kraft getreten war, verließ unſer Doktor das Haus. Er hatte nur gar zu oft erfahren, daß, wenn er etwas angerathen, die Leute ihm den beſten Beſcheid gaben, und kehrte er den Rücken, ſo hatten ſie es vergeſſen oder verlachten es, und thaten es natürlich nicht, denn von Gehorſam gegen den Arzt haben die wenigſten Leute einen Begriff, und namentlich die Berner nicht, denen überhaupt Gehorſam nicht ihre ſtarke Seite iſt; denn die folgen verſtümeret ungerne und ehe ſie es thun, ſchlagen ſie erſt hinten und vornen auf wie junge Füli. Der Arzt habe den Züg zu geben, meinen ſie, ums Weitere ſich aber nicht zu bekümmern; ſie aber geben den Züg dem Kranken, wenn es ihnen gefällt, oder wie es dem Kranken ſelbſt beliebt, manchmal auf einmal, was während zwei Tagen genommen werden ſollte, manchmal alle ander Tag einen Löffel voll, ſtatt alle Stunden einen.

Manchmal rathet der Arzt nicht bloß, er befiehlt und geht. Kömmt er wieder und frägt: „Habt ihr's gemacht?“ ſo heißt's: „Herr Doktor, m'r hei du denkt, m'r hei du glaubt, hei g'meint, g'ſinnet,“ kurz, eine Menge Dinge, um die Sache nicht zu machen, welche der Doktor befohlen hatte. Jetzt erſt macht der Doktor Beine und läßt den Befehl in ſeiner Gegenwart vollziehen oder wenigſtens deſſen Vollzug beginnen. Der Menſch iſt nämlich ein wunderlich Ding und was ihm Mühe macht, ihn aus der Gewohnheit bringt, das iſt ihm zuwider, das ſchiebt er auf, das mag er nicht. Nun giebt es viele Leute, die ihr Lebtag nichts ſinnen, denken, glauben, als warum ſie eine befohlene Sache nicht zu thun brauchten. Hört man ſie, ſo dächte man, ſie ſäßen beſtändig ob dem Sinnen, es iſt aber bloß ein Verneinen deſſen, was ſie ſollen,

was ihnen und Andern gut wäre. Es giebt Knechtlein und Mägdlein, die alles unter den Händen vergessen, und fragt ihr sie, warum dies, jenes nicht gethan sei, so haben sie entweder g'sinnet, oder denkt, oder g'meint, oder glaubt. Diese Redensarten gehen noch viel weiter hinauf. Darin fand wahrscheinlich einmal ein Oberst Grund zu dem Tagesbefehl: Ein Soldat soll nichts glauben, soll nichts denken, soll nichts sinnen, ein Soldat soll nur gehorchen. Es lag Sinn in diesem Erlaß.

Als der Doktor fortginz, sagte Hansli: „dä g'fallt m'r nit so bös, er ist e kurlige und e gurascharte, u g'fluecht het er doch nit, das cha nih afe hasse by de Krankne ume. U usem Vikari het er o nit viel, er hätt sust nit d's Rede v'rbote, er het wohl g'merket, was d'Schuld isch. He nu so de, we's ume besseret, u d'Sach nit öppe z'fast unger d'Lüt chunt."

Im Pfarrhause hatte man den Vetter schon lange mit Verlangen erwartet, denn so in einem Pfarrhause hat man so auf einem Vetter sehr viel, überhaupt die Vetterschaft noch hoch in Ehren. Wenn auf irgend jemand, der von ferne nur verwandt ist, die Rede kömmt, so wird sicher allemal hinzugesetzt: „es isch e Vetter, e Bäsi vo m'r, frylich wyt use," ja, so sagt man selbst, wenn der Vetter im Blauhaus und die Bäsi im Spital ist. Ist aber an einer Bäsi leicht etwas gutes, oder ein Vetter in irgend einem Ansehen, so wird mit wahren Freuden davon gesprochen, und wenn so ein Vetter kommen will, so weiß es das ganze Dorf vorher, besonders der Metzger, der, es weiß kein Mensch wie oft, gefragt werden ist, ob er dann und dann frisches Fleisch habe, d'r Vetter chöm. Diese verwandtschaftliche Herzlichkeit ist nicht mehr Mode, gehört nicht zum guten Ton, vielmehr unter die Dinge, um welcher willen der Städter den Landbewohner vornehm über die Achsel ansieht, auch der Vornehme den Gemeinen mitleidig belächelt. Aber eben diese warme Herzlich-

keit ſticht ſo wohlthätig ab gegen die vornehme oder ſtädtiſche Kühle, die doch am Ende nichts iſt, als glacirte Selbſtſucht. Man mag ſich nur mit ſich ſelbſt abgeben, höchſtens mit ſeinen Kindern, dem Reſt frägt man nichts nach, 's iſt nur Schennr dabei und Gott weiß welche Laſt. Es ließen ſich recht hübſch die Dinge zuſammenſtellen, um welcher willen der Städter andere Menſchen über die Achſel anſieht, es würde ein ſehr merkwürdig Ergebniß ſich erzeigen.

Wenn man aber einen ſolchen Vetter lange umſonſt erwartet, ſo brummt man nicht ſchlecht über ihn, empfängt ihn aber dann auch um ſo herzlicher, wenn er einmal erſcheint. Schnippiſch empfing ihn vor dem Hauſe Sophie, und begann einen weidlichen Zank, wie ſie es unter ſich gewohnt waren, zwiſchen welchem hindurch mancher Funke blitzte, der Zeugniß gab, daß nicht Haß des Zankes Grund war. „Rudi, du biſt immer der gleiche Zaaggi und Dreißi, und wenn du einmal an einem Orte biſt, ſo kannſt du nicht mehr fort, beſonders wenn etwas Hübſches im Hauſe iſt.“ Rudi konnte nicht antworten, ſchon mußte er die Tante grüßen, dann den Onkel, und dann dieſem Bericht geben über Anne Bäbis Zuſtand.

Dieſen fand er nicht ſchlimm, nur müſſe man wiſſen, ob ſeine gegenwärtige Ruhe Schwäche ſei oder Verſtellung und da es nichts rede, ſo wiſſe man nicht, was in ihm vorgehe, und um die Sache einigermaßen zu beurtheilen, müſſe man wiſſen, ob etwas der Art in der Familie ſei, und ob die Frau ſchon früher Anlage dazu gezeigt. Der Pfarrer ſagte, in der Familie ſei durchaus nichts, überhaupt ſei die Art Krankheit in ſeiner Gemeinde nicht heimiſch, er wiſſe ſich nicht zu erinnern, daß ein Fall dieſer Art ſich zugetragen. Von Anne Bäbi habe er nie gehört, daß daſſelbe Anfälle der Art gehabt. Der Doktor bemerkte, der Mann habe doch ſelbſt geſagt, es hätte immer die Sache teuf genommen und allem hert nah g'ſinnet und das wolle ihm doch faſt vorkommen,

wie eine langjährige Anlage, welche jetzt ſich entwickelt habe und ausgebrochen ſei. Er ſehe das nicht ſo an, ſagte der Pfarrer. Anne Bäbi gehöre unter die Klaſſe Menſchen, deren Kopf ſo eng ſei, daß ſie nur eine Sache faſſen könnten, und dieſe Sache fülle ihn ganz, etwas anderes ſinnen und denken als dieſes können ſie nicht, ſo ſcheine allerdings die eine Sache ſie tiefer zu ergreifen als andere Leute, welche von mehreren zugleich bewegt würden. Deswegen aber ſei es nicht, daß dieſe Dinge gar teuf griffen, bleibender als bei andern einwurzelten. Es möge wohl zuweilen geſchehen, aber Regel ſei es nicht. Man ſehe im Allgemeinen nirgends ſchnellern Wechſel, als bei ſo beſchränkten Menſchen. Vernünftige Gründe ſeien die tiefen Wurzeln in des Menſchen Seele, wo dieſe nicht ſeien, da bewege das ganze Leben des Menſchen ſich auf der Oberfläche der Seele und ſchlage ſeine Wellen hin und her nach dem wehenden Winde, den Zeichen und Mondesvierteln, wohl ſchnappten da die Wellen zuweilen über, kehrten aber bald wieder in ihre Ufer zurück. Je beſchränkter, einfältiger, von der Sinnenwelt abhängig, ein Menſch ſei, deſto veränderlicher ſei er in Liebe und Haß, deſto öfters wechſle er ſeine Freunde und ſeine Feinde, tauſche die einen gegen die andern aus, erhebe heute den einen gen Himmel, morgen finde er ihn in keinen Schuh mehr gut, heute heule er ſich faſt zu Tode und bald darauf jage er etwas anderem nach. Er glaube, daß bei Leuten von Anne Bäbis Art ſolche Anfälle weit weniger gefährlich ſeien, als bei Leuten, deren Seelen weicher und tieferer Eindrücke fähig ſeien. Ich glaube, die Verzeichniſſe der Irrenhäuſer würden meine Anſicht beſtätigen. Uebrigens hat eben auch Anne Bäbi allerdings immer an einer Sache mit aller Beſchränktheit gehangen, aber dieſe Sache iſt nicht die gleiche geblieben, ſondern ſie hat gewechſelt. Erſt iſt es an ſeinem Kinde gehangen, dann an deſſen Hochzeit und hat mit derſelben das Kind faſt umgebracht, und dieſe Hochzeit war ſo ungereimt als möglich und accurat ſo, als ob ſie Anne Bäbis

größter Feind erdichtet hätte. Dann ward ihm die neue Sohnsfrau lieb und bald darauf verwechselte es dieselbe mit ihrem Kinde, und hätte sie um des Kindes willen zu Tode plagen können. Jetzt stirbt das Kind, nun hat es nichts in sich und es ist kein Jammer entsetzlicher als der eines plötzlich ganz öde gewordenen Herzens. Nun kömmt unglücklicher Weise mein Vikar dazu und wirft in dieses öde Herz hinein einen Gedanken, giebt dem formlosen Jammer eine bestimmte Richtung, aber leider eine ganz andere als er will. Und das geschah um so leichter, da Anne Bäbi nicht gewohnt ist, daß man ihm abputzt, ihm so oben herab wie vom Throne die Leviten liest, also solche Worte um so greller und erschrockener auffassen muß; zu allem dem kam natürlich die körperliche Aufregung durch Weinen, Abwart, Schlaflosigkeit, Störungen vielleicht im Blutumlauf, was meist vorangeht, oder doch dabei ist. So stelle ich mir den Gang der Dinge vor, in die geheime Werkstätte unseres Wohles und Wehs, woraus die Gedanken aufsteigen, die unser Thun leitenden Kräfte, gleichsam die Dämpfe, welche die ganze Maschine in Bewegung setzen, sehe ich freilich nicht. Aus diesen Gründen halte ich die Krankheit nur für vorübergehend, die so schreckliche Folgen hätte haben können und jedenfalls immerdar eine sehr trübe Rückerinnerung für diese Familie sein wird."

„Ja Onkel, das meine ich auch, sagte der Doktor, und daran ist euer Vikar schuld, ich möchte das nicht auf dem Gewissen haben. Da hat man wieder einmal ein Beispiel, was Geistliche in der Krankenstube können, excüse Onkel! Es giebt bei allen Sachen Ausnahmen. Aber wunderselten wirken die Herren nicht nachtheilig auf die Kranken ein. Schuster bleibe bei deinem Leisten, heißt es; der Doktor gehört zu den Kranken, und nicht der Pfarrer." „Zu wem gehört denn der?" fragte Sophie. „Zu wem er will, sagte der Doktor, zu allen Leuten, die ihn nöthig haben, nur nicht zu meinen Kranken, hier will ich alleine Meister sein, wie ich

auch alleine verantwortlich bin. Denn geht es unglücklich, so wird kein Mensch sagen, der Pfarrer hat ihn getödtet, sondern der Doktor muß an allem schuld sein. Und wir haben schon so viel Hindernisse in dem Erfolge unserer Kunst, die auf keine Weise sich beseitigen lassen, daß es gewiß niemand verübeln wird, wenn wir wünschen, man möchte uns nicht noch muthwillig solche herbeiziehen, die so füglich zu vermeiden sind."

„Aber sag mir, Röbe, meinst du, es solle kein Pfarrer zu einem Kranken gehen?"

„In der Regel, ja, Onkel, es sei denn, daß der Tod entschieden und der Pfarrer ein vernünftiger Mann ist, der den Sterbenden nicht unnöthig plagt, aber auch da wäre es besser, er bliebe weg, wenn der Kranke ihn nicht ausdrücklich verlangt. Will er ihn haben, nun meinethalb, der Tod kömmt ohnehin, und wenn der Kranke ihn mit mehr Plage haben will, so habe er es, des Menschen Wille ist ja sein Himmelreich, heißt es."

„Aber meinst du, fragte der alte Herr, was der Pfarrer sage und wovon er rede, das plage nur, verursache Schmerzen?" „Das ist allerdings meine Ansicht, sagte der Doktor. Der Kranke muß liebreich behandelt werden, dafür sorge ich nach Möglichkeit, dann müssen Ruhe, geistige und körperliche, und Heilmittel das Uebrige thun. Und wenn ich sterben sollte, so möchte ich in vollkommener Ruhe sterben, ohne daß mich hier einer etwas frägt, und dort ein anderer tröstet; und was ich für mich wünsche, das möchte ich auch Andern gönnen, und wenn ich irgendwo das Unglück haben sollte, einen anzutreffen, wie euern Vikar, so spaziert derselbe zur Thüre hinaus, und wenn dieselbe zu weit abhanden ist, zum Fenster."

„Und ich, Rudi, wenn du mich antrifft, zu welchem von beiden muß ich hinaus?" fragte der Pfarrer.

„Ihr seid doch nicht böse, Onkel, und bezieht dies auf

euch? antwortete der Doktor. Ich weiß ja wohl, daß ihr ein vernünftiger Mann seid, und nicht meint, ihr müsset bei jedem Kranken assistiren, und während der Doktor den Leib plätzet, für die Seele ein Hühnerstegli z'weg machen, ihr laßt den Doktor machen, und kommt ihm nicht ins Gehege." „Nennst du des Doktors Gehege das Krankenbett?" frug der Pfarrer. „Allerdings, antwortete der Doktor, was sonst?" „Ja da bin ich schon gar oft darin gestanden, und wenn du nicht so weit von mir entfernt wärest, so hättest du mich schon oft darin angetroffen, und da hätte es mich doch wunder genommen, was du mit mir angefangen. Aber daß das Krankenbett nur euer Gehege sei, verneine ich durchaus, und halte dich auf deine Art für oben so einseitig als den Vikari; auch du wirfst den Kübel sammt dem Kinde um. Während er Platz haben will, um mit der Seele zu fechten ohne Rücksicht auf den Leib, hast du nur den Leib im Auge und willst dich eigenmächtig in den Alleinbesitz des Krankenbettes setzen. Und sehr merkwürdig ist, daß der Vikari, der nur mit Seelenheil handthieren will, materieller Art ist, und viel auf dem Leiblichen hält und für seinen Leib größere Angst hat als für seine Seele, die er für gerettet hält, während du, der seine Mitmenschen nur beim Leibe fassest und für diesen alle Rechte forderst, der du der erste Materialist scheinst, für dich sehr geistig bist, Leib und Leben in die Schanze schlägst, materiellen Genüssen wenig nachfrägst, aber der höchsten Anstrengung und Aufopferung fähig bist, eigentlich für dich doch mehr im Reiche der Ideen lebst als auf Erden. Und während deine Natur so hoch dich stellt, pflanzest du die Fahne einer Art rohen Naturalismus am Krankenbette auf, und gehörst also eigentlich auch zu den Aerzten, die eben durch diesen Naturalismus und Kunstprahlerei die Masse der Menschen zu den Quacksalbern treiben, sich selbst allen Kredit rauben. Nur wird dieses bei dir weniger sichtbar als bei vielen andern, weil deine Natur eine andere ist als dein System, weil dein her-

vorleuchtend geiſtig Weſen den Leuten eben ſo wohl thut als deine Mittel, und deine aufopfernde Treue dir eine höhere Glaubwürdigkeit verſchafft als deine Kunſtfertigkeit, während ſo viele Aerzte in Natur und Syſtem Materialiſten ſind und ohne Treue und Theilnahme nur ums Geld doktern, und wo nun dieſes ſichtbar wird, da fehlt in der Noth auch der rechte Glaube."

„Lieber Onkel, ihr ſagt mir da wunderliche Sachen durcheinander, Komplimente und Scheltungen, gute Sachen und unglaubliche. Daß wir die Quackſalber machen, daß das Volk uns geiſtlich will, das ſind ſeltſame Ausſprüche. Aus des Volkes Dummheit ſtammen die Winkelärzte, und wer ihn's am beſten heile, das frägt das Volk, und nicht, wer am ſchönſten beten könne."

„So ſcheint es, ſagte der Pfarrer, aber ſo iſt es nicht, anders ſieht es in der Tiefe aus, als man glauben ſollte, wenn man den Blick nur über die Oberfläche wirft. Die Beſſern unter euch forſchen freilich auch nach den Gründen der Erſcheinungen, aber ſie finden doch nur die im Fleiſche, in der ſinnlichen Natur liegenden, die, welche aus dem Grunde des Geiſtes ſtammen, die überſehen ſie, darum werdet ihr ſo ungerecht, ſo einſeitig und hemmt ſelbſt ſo vielſeitig euer Wirken, und den Spruch Jeſu: „ins Himmelreich geht ihr nicht, und die hinein wollen, laßt ihr nicht" gewiſſermaßen auf euch anwendend, möchte man ſagen: das Reich des Geiſtes kennt ihr nicht, und die, die es bebauen wollen, lähmet ihr, ſchließt ihr nach Kräften aus und treibet gar oft eben deswegen eure Patienten dem ärgſten Aberglauben in die Arme."

„Ich begreife euch nicht recht, lieber Onkel, ſagte der Doktor. Daß ich mit allen meinen Kollegen zufrieden wäre, könnte ich nicht ſagen, wahrſcheinlich eben ſo wenig, als ihr mit allen euern Amtsbrüdern, aber was ihr mir andeuten zu wollen ſcheint, glaube ich, ſei nicht ſo, ihr ſeht Geſpenſter, meine ich."

„Bleibſt du da über Nacht, Rudi?“ fragte der Pfarrer. „Ich hätte faſt Luſt, habe eben jetzt nicht viele Kranke und keine gefährliche. Morgen aber möchte ich frühe da ſein, um zu betrachten, ob die Frau nicht aus ihrem äußerungsloſen Zuſtand herauswolle oder nicht hinauszubringen ſei. Aber warum frägt ihr das ſo plötzlich, Onkel?“

„Darum, lieber Nöſö, weil, wenn du fort wollteſt, ich dieſes Plänkeln, bei dem nichts heraus kömmt, als Mißverſtändniſſe und Tibeni, abgebrochen hätte, denn wir ſtehen da im Halbdunkel vor einer Pforte, innerhalb welcher wir einander ſicher verſtehen werden. Aber hinein zu gehen braucht es Zeit, und drinnen müſſen wir uns ebenfalls etwas aufhalten und was ich nicht ausmachen zu können vorausſehe, das fange ich lieber nicht an. Willſt du aber da bleiben, ſo wollen wir eine Pfeife ſtopfen. Sophie, hole Wein, aber von dem unter der Hurt links, das iſt ein alter frommer, und läßt Einen nicht hitzig werden.“

Als Sophie hinausging, folgte ihr die Mutter. Der Nöſö kannte das Manöver, nahm die Tante bei Hand und ſagte: „aber für mich macht mir ja nichts Aparts, durchaus nichts, ſonſt reite ich auf der Stelle fort.“ Sophie drehte ſich auf der Schwelle um und ſagte: „Häb nit Kummer, mir wei nüt mache als d'r Rübli wärme und G'häck d'rzu, wo hüt überblibe iſt. Du wirſt wohl z'friede ſy d'rmit.“ Sie mußten lachen, denn das waren wohlbekannte, dem Nöſö von Jugend auf verhaßte Gerichte. Indeſſen erhielt Sophie einen mütterlichen Zuſpruch, ſie ſolle doch nicht immer ſagen, was ihr in den Mund komme. Es ſei ſo ordlich vom Vetter, daß er dableiben wolle und ihnen einen heimeligen Abend machen, daß man ihm nicht zur Dankbarkeit unangenehme Dinge ſagen müſſe, ſonſt komme er nicht mehr. Sophie ſagte, Rudi werde hoffentlich nicht Dokterlis machen und einen Spaß übel nehmen wollen, ſonſt könnte er bleiben wo er wolle. Wenn man nicht ſagen dürfe, was Einem durchs Gehirn laufe,

so sei es mit der Heimeligi aus. Aber Rudi sei an so was gewöhnt, und habe dem Papa selbst die unverschantesten Sachen gesagt, es hätte sie nur wunder genommen, daß der Papa nicht böse geworden, sie sei manchmal darauf und daran gewesen, ihm seinen bökterlichen Uebermuth um die Nase zu reiben. Die Gütterlisürsten thäten, als wenn niemand mehr witzig wäre auf der Welt als sie alleine. „Gehe du, und hole Wein, sagte die Mama, und versäume dich nicht mit Näsoniren, sonst wird der Papa ungeduldig."

In der Frage, was ist heimelig, hat man das freundliche Eing'richt um ein Kamin vergessen nach hartem Tagewerk, bei einer guten Pfeife, einem guten Glase und guten Freunden, namentlich ein artig Wybervölkli mit der Lismete. Da wird es Einem so behaglich warm, so traulich wohl, so mild bis ins Herz hinein, so friedlich, daß man nicht disputiren, nicht zanken kann; es ist Einem nichts als behaglich, nichts als heimelig. Die Kälte ist die rationalistische Temperatur, wo man mit Schreiben und Reden, mit Zanken und Streiten sich zu erwärmen sucht; jemehr Einem das Holz fehlt, destomehr muß man aufbegehren, um warm zu kriegen. Der Vikar war nicht dabei. Als er zwei Lichter im Zimmer sah, statt nur einem, war er in die Küche gegangen und als er dort vernommen, daß der Nösö da sei, der bei ihm schon lange in absonderlich bösem Geruche stand, war's ihm, als hätte ihn eine Natter gestochen, und er fuhr hinauf in seine Stube wie der Bysswind.

Sie aber unten sädelten sich um den Kamin, brannten die Pfeifen an, machten es sich recht behaglich. Der Nösö mußte Pantoffel anziehen, und während er's that, brachte Sophie noch die Resten von Rübli und G'häck herein und fragte: „was meinst, hest g'nue dra?" „Allweg," sagte der Dekter. Die Tante aber sagte: „Du bist geng d's gly Säumitschi!"

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein alter Herr ins Reden kommt und nicht mehr hören kann.

Der Pfarrer achtete ſich deſſen nicht, ſondern wie aus tiefem Sinnen erwachend, ſprach er: „Wie mich doch das heimelet; ſo bin ich mit deinem Vater manchmal geſeſſen und noch dazu gleichſt du ihm immer mehr und das gleiche Thema, welches jetzt zwiſchen uns liegt, lag auch ſo manchmal zwiſchen ihm und mir, und faſt auf deine Weiſe verfecht er es, nur daß jede Zeit eine ungleiche Ausdrucksweiſe hat. Sein Verſtand beherrſchte faſt unüberſehbare Weiten, darum erkannte er ſeine Schranken nicht in allen ſeinen Anſichten, aber in allen ſeinen Verhältniſſen herrſchte das Gemüth vor und beide wurden vermittelt durch einen Eifer, eine Berufstreue, die ſeine Lebenskraft früh verzehrten. Der gute Bruder! Wir waren beſtändig anderer Anſicht und doch nie uneinig, ein jeder bedauerte des andern Beſchränktheit und doch hatte einer den andern ſo lieb. Er bedauerte, daß ich außer Verſtandesweite noch etwas annehmen müſſe, das ich eben nicht mit dem Verſtande zu erreichen vermöge; ich aber bedauerte ihn, daß er neben dem von ihm beherrſchten Gebiete kein anderes anerkenne, ſo daß er mir vorkomme faſt wie der Kaiſer von China, der außer ſeinem, allerdings großen Reiche, ebenfalls keine andern Reiche anerkennen wolle. Nun aber liegt zwiſchen dir und mir noch deine Zeit und meine Zeit, deine Jugend und mein Alter. Wie die neue Zeit die alte überragt in vielen Dingen, meint der Jüngling auch den Greis zu überragen, und es vergißt der Jüngling, daß er nur unreif und meiſt auch das Unreife ſeiner Zeit in ſich trägt, daß in jedem Menſchen ſich abklären muß das, was er in ſich aufgenommen, und des Alters Weisheit es gegeben iſt, zu pflücken

der Zeiten gesunde, reife Früchte. Es vergißt der Jüngling so gerne, daß auch der Greis ein Jüngling gewesen, er selbst aber auch ein Greis werden wird. Ich sage das nicht als Vorwurf, denn selbsten ging es mir so, und deinem Vater ebenfalls. Ach, er wurde kein Greis, wär er es geworden, wie hätte wohl seine Anschauung der Dinge sich gestaltet?

„Er ward in der Zeit gebildet, wo die Erkenntniß der Menschen Riesenschritte machte, der Verstand seine Gränzen unendlich erweiterte und darum in den Wahn verfiel, er hätte alle andern Gebiete verschlungen, wo der Mensch der Kräfte der Natur sich bemeisterte, und sich einbildete, es gebe keine wirkenden Kräfte mehr, als die, welche er in Ketten und Banden geschlagen, deren Wirkungen er erforscht und sie zu regeln im Stande sei. Dem Menschen sei es gegeben, mit Zeit und Weile in seinem Wissen alles ihn Umgebende, Berührende zu umfassen, und was er noch nicht erfasset, das sei darum noch nicht erfaßt, nicht weil es nicht möglich sei, sondern weil die rechten Leute sich noch nicht damit abgegeben, die rechten Wege dazu noch nicht gefunden worden seien. Was er durch das Wissen erforscht meinte, hielt er für untrüglich, brachte es in ein System und dieses System war sein Evangelium. Und weil die Mediziner, welche sich ursprünglich hauptsächlich mit diesen Naturwissenschaften beschäftigten, dieses Evangelium, daß alles was sei, auch vom Menschen müsse erklärt werden können, erfunden, so hielt er sie für das Licht der Welt, die den Schlüssel zu allem in der Tasche trügen, und von diesem hohen Standpunkte aus lächelte er auf alle nieder, die unter ihm im Dunkel tappten, d. h. noch Dinge glaubten, welche sie weder sehen noch zergliedern konnten. Und weil er auf diesem Standpunkte die Bestimmung des Menschen, seine Vollendung, darein setzte, zu einem vollständigen Wissen zu gelangen und mit diesem Lichte des Wissens das ganze Gebiete des Glaubens und des Ahnens taghell zu machen, so haßte er recht eigentlich die Männer des Glaubens, die Dun-

kelmänner (das Wort Pfaff war damals noch nicht gebräuchlich), welche in den geheimnißvollen Schachten der Seele die höhern Kräfte hervorgruben, ein geheimnißvoll Auge entschleierten, und was dieses sah, frommen Glauben nannten. Seiner Ueberzeugung nach waren sie nicht nur überflüssig, sondern auch gefährlich, sie hemmten den Menschen auf dem Wege zu seiner Vollendung, und wenn er Meister gewesen wäre, so hätte er allen den Abschied gegeben.

„Er theilte sie der Mehrzahl nach ein in Betrüger, welche von dem Irrthum alles dessen, was sie lernten, vollkommen überzeugt seien, aber entweder es ihrer Faulheit angemessen finden, auf diese leichte Weise ihr Brod zu verdienen, oder aber es zu ihrem eigentlichen Handwerk machten, das Volk in der Verdummung zu behalten, weil es in jeglicher Beziehung im Zustande der Verdummung am leichtesten auszubeuten sei; und in Dumm- oder Schafsköpfe. Unter diesen verstund er alle die, welche noch glaubten, was sie lehrten, denn es schien ihm rein unmöglich, daß ein vernünftiger Mensch noch alle Dinge glauben konnte, die außer dem Gebiete des Begreiflichen und Erklärbaren lägen. Er mahnte mich in dieser Beziehung an einen Menschen, welchem von Jugend auf der Geruchssinn fehlt und der daher Alle auslacht, welche von guten und bösen Gerüchen, die er ja weder sieht, noch hört, noch mit Händen fassen kann, ihm sprechen. Keine fanden vor ihm Gnade, als die, welche sein System annahmen, dem Wissen Himmel und Erde einräumten, und mittelst dieses Schlüssels Himmel und Erde, Gott und Geist, ganz natürlich und einfältig zu erklären wußten, daß es Einem vorkam, sie kämen eben hinter dem Umhang hervor, hinter welchem ein Taschenspieler auf die natürlichste Weise die Künste bereitet, mit welchen er seine Zuschauer vor dem Umhang in Staunen und Verwunderung setzt. Mit denen ließe sich noch auskommen, sagte er, indessen betrachtete er sie für sich selbst doch mit geheimer Schadenfreude, als die, welche gegen ihr Gebein

wütheten, ihr eigen Reich zerstörten, und wenn sie dann dieses ihr Werk gethan hätten, selbst als überflüssig auf die Seite geworfen würden. Er verglich sie oft mit einer gewissen Wespenart, welche erst andere Wespen vertilget, um dann selbst von Raupen aufgezehrt zu werden.

„Mit mir war er in seltsamer Verlegenheit. Für einen Betrüger hielt er mich nicht, dazu dachte er zu brüderlich und hatte mich zu lieb, und für einen Schafskopf mich zu nehmen, war doch manches ihm im Wege. Nicht weil ich im Disputiren ihm nicht nachgab, er mich nie überzeugen konnte, das, sagte er, seien eigentlich nur Zeichen der Einfältigkeit, denn je dümmer ein Mensch sei, desto schwerer fasse er die Wahrheit, das Einfache, das Klare, während man ihn um so leichter überreden könnte, schwarz sei weiß, weiß sei schwarz, und der Gugger sei eigentlich der Teufel, und wer sich nicht in Acht nehme, den nehme er und fresse ihn ohne Sauce. Er erfuhr im gewöhnlichen Leben mich nicht als Schafskopf, sah, wie ich Verhältnisse durchschaute, Umstände benutzte, und, was ihm am meisten auffiel, Bemerkungen machte bei mir bekannten Kranken, welche ihm Fingerzeige waren zu ihrer Heilung. Er sagte oft, es sei schade um mich, daß ich nicht Arzt geworden, und wie ich Geistlicher bleiben könne bei meiner Ehrlichkeit, begreife er nicht. Theils, meinte er, würden es Jugendeindrücke sein, welche unsere fromme Mutter, deren Liebling ich gewesen, mir eingepreßt, theils aber eine unbegreifliche Standesbeschränktheit, ein unwillkürliches Gefangennehmen des Gedankens und des Nachsinnens.

„Natürlich ließ ich mir diesen vornehmen Vorwurf des Beschränktseins nicht gerne gefallen, sondern bin retour gefahren und habe gemeint, ich könnte ihm noch mit mehr Recht den Vorwurf des Beschränktseins machen, ihm, der nur ein Gebiet anerkenne, in welchem er mit seinen fünf Sinnen, geführt vom Verstande, herumfahre, wo er mich an einen Jäger mahne, der mit fünf Hunden jagen geht, aber sehr oft das

Gewild nicht erjage, weil daſſelbe in anderes Gebiet ſich flüchte und namentlich, wenn es Flecken hätte, fliegen könne, und vor den ſchweren, vierbeinigen Hunden in luftige Regionen ſich zurückziehe. Dann warf er mir wohl vor, wir ſeien allerdings weder Jäger, denn wir erjagten gar nichts, noch hätten wir Hunde, denn wir beſäßen kein Gebiet, auf welchem Hunde laufen könnten. Wir mahnten ihn an Stangen, die im Nebel herum führen, und in dieſem trüben, öden Nichts nichts ergufelten, als recht eigentliche Nebelſtecher. Je mehr wir predigten, deſto mehr verlören wir an Bedeutung, pflegte er zu ſagen. Wenn unſere Predigt was wäre, ſo müßten wir bereits die Welt erobert haben, nun aber hätten wir uns um die Welt gepredigt und lange gehe es nicht, ſo werde man uns allenthalben als überflüſſig erklären. Es ſei aber auch nichts natürlicher, denn all unſere Lehrſätze mahnten ihn an Rechenpfennige, ſie glänzten wohl und klängen etwas, ſeien aber ohne Werth, beim oberflächlichſten Beſchauen. Unſere Verſchreibungen aufs Himmelreich ſeien auch nicht gewichtiger, und verlören alle Tage an Kredit, und die Menſchen wandelten je länger je mehr gerade ſo, als ob ſie nicht ins Himmelreich wollten. Zeit wäre es, wir redeten verſtändig zu den Leuten, wie ſie dieſes Leben zu betrachten und zu benutzen hätten, daß es ihnen zum Vortheil ſei, dann wären wir doch zu etwas nütze, betrügten Gott nicht um die Zeit und die Obrigkeit nicht ums Geld. So redete mein Bruder, es war die Stimme der Zeit, und Pfarrer gab es, die wirklich in ſeinem Sinn predigten und von der Kanzel lehrten, was mit ſieben Brachfeldern zu machen ſei, und was beſſer ſei, Stallfütterung oder der Weidgang, und wie man Kälber wohlfeiler mit Heublümtthee als mit Milch abtränke, ſintemalen die Milch die Menſchen ſelbſt gut dünke, während Heublümtthee kein Hund riechen möge.

„Und doch war mein Bruder ſelig ein Chriſt, wollte es aber nie glauben, ein freundliches Kindeswort trieb ihm Thrä-

nen in die Augen, aber auch jede Schlechtigkeit ganze Fuder Blitze aus ſeinem Munde, die Armen waren ſeine Kinder, und ſein Leben bot er alle Tage zum Opfer; aber dabei redete er, daß man ihn für einen verſteinerten Selbſtſüchtling hätte halten ſollen. Während er ſo mit allem Beſtimmten und Gegebenen, mit allem Poſitiven in der Religion verfuhr, war er dem Beſtimmten und Feſten im Doktern zugethan, er war ein mediziniſcher Dogmatiker. Er war ein fleißiger, gelehrter Mann, was auf dem Gebiete der Medizin errungen war, das wußte er, er kannte die Krankheitsformen, ihre Urſachen, ihre Form und Entwicklung, den Gang derſelben je in den verſchiedenen Körperbildungen, den hagern, den fetten, den muskulöſen und nervöſen und von allen die äußerlichen Kennzeichen; er kannte Stoffe und Kräfte der Natur und wußte eine jegliche Wirkung derſelben auf den menſchlichen Körper in geſundem oder krankem Zuſtande, und wo verſchiedene krankhafte Zuſtände in einem Körper ſich vorfanden, wußte er accurat, mit welchen Kräften man dagegen fechten und wie viel von jedem Stoffe man für dieſen Zuſtand und wie viel von einem andern Stoffe man für einen andern Zuſtand bedürfe und wie ſie zu miſchen, mit welchem Mittel zu binden ſeien, daß ſie nicht auseinander ſtrebten oder einander widerſtrebten, ſondern vereint, aber jeder auf einen beſondern Zuſtand, auf den Körper wirkten. Und Punktum erklärte er, warum dieſer Stoff auf die Form ſo wirke, auf eine andere anders. Und was da erkannt war, das hielt er felſenfeſt, das war ſein Evangelium. Das gab er zu, daß das Gebiet zu erweitern, Neues zu entdecken, der Bau höher aufzuführen ſei, das Genie neue Agentien und Kräfte entdecken, das Talent Art und Weiſe ihres Gebrauches vervielfältigen könne. Wie oft ich ihn auch aufmerkſam machte, daß die Lehrſätze und Dogmen auf ſeinem Gebiete nicht haltbarer mir ſcheinen, als ihm meine auf meinem Gebiete, daß er da eine Menge Vorausſetzungen mache, die keinen Grund hätten, Dinge annehme,

welche noch lange nicht bewieſen ſeien, und Wirkungen vorausſage, die ſelten erfolgten, öffnete ich ihm die Augen doch nicht. Er ſagte, darüber hätte ich kein Urtheil und für ſolche Dinge keinen Verſtand, ich müßte noch gar viel lernen, ehe ich in die Tiefe der Wiſſenſchaft ſehen, den Umfang derſelben erfaſſen wollte, und blieb ein wunderbar gläubiger Mediziner, trotz dem, daß ſein Glaube ſo oft auf die Probe geſtellt ward, und ſein Syſtem ihn im Stiche ließ.

„Aber dann hatte er hundert Gründe, ſeinen Glauben zu rechtfertigen vor ſich und Andern. Es war gefehlt worden in der Anwendung der Mittel, oder im Gebrauch von Speiſen, oder aber es hatten ihm alte Frauen u ſellige Züg ins Handwerk gepfuſcht. Das haßte er furchtbarlich und hatte ein inſtinktmäßiges Mißtrauen gegen ſolche Einwirkungen. Sowie er in eine Krankenſtube kam, ſahe er in alle Winkel hinein, ob nicht ein Gütterli oder ein Papierli liege, zog auf das ſorgfältigſte die Stubenluft in die Naſe, um zu unterſcheiden, ob dieſelbe nicht mit verdächtigen Gerüchen geſchwängert ſei. Und wo er das Geringſte merkte, ſagte er ihre Schuld den Leuten auf den Kopf zu, daß ſie das und das brauchten, ſo daß die guten Menſchen oft glaubten, er könne hexen, indem ſie doch, da ſie ſeine Art kannten, alles Verdächtige auf die Seite geſchafft, ja manchmal ſogar die Stube gelüftet hatten. Wie fein die Naſe meines Bruders war, davon machte man ſich keine Vorſtellung, er iſt aber auch kommod für einen Arzt. Daß die Leute aber deswegen das Zwiſcheneindökterlen unterlaſſen hätten, davon war keine Rede, und keine Frau, welche er, ſie ertappend mit einem Gütterli oder einem Salbli unter der Scheube, alle Schande ſagte, ließ ſich abhalten, noch ſelbigen Tages an einen andern Ort hin das gleiche Mittelchen zu ſchmuggeln, ihrethalbe könne er wüſt thun, ſo viel er wolle, ſagte ſie, d'r Gring heig er doch noh niemere abg'ſchrybe. Oder aber er gab den Apothekern ſchuld, welche den Teufel im Leibe hätten, ſchlechte Droguen für gute zu

verkaufen, oder nicht Zeit hätten, die Sache gehörig zu kochen; oder sagte, es seien da noch unbekannte Agentien, welche, wenn sie entdeckt wären, das Ganze aufklären und alle bisherigen Voraussetzungen rechtfertigen würden; aber auf das Unbekannte habe man nicht Rücksicht nehmen können, was zwar unglückliche aber unverschuldete Folgen gehabt. So wußte mein Bruder immer sein System zu vertheidigen, sich in immer festeren Glauben an dasselbe hineinzureden, und doch war gerade das seine Qual im Leben, an welcher er auch starb, das Mißverhältniß zwischen Wissen und Können.

„Unbestritten war mein Bruder der wissenschaftlichste Arzt weit umher und auch ein glücklicher Arzt, seine Praxis war noch größer als die deine, mein lieber Növö, denn damals waren noch nicht so viele Aerzte als jetzt. Und die große Praxis stumpfte seine Theilnahme nicht ab, ein gefährlich Kranker lag ihm auf der Seele, und wenn ein Vater oder eine Mutter oder ein hoffnungsvolles Kind ihm starb, so sah man ihn Wochenlang nie lachen, es war, als wäre ihm selbst das Liebste gestorben und es kennte ihn quälen bis zum Tode, ob er wohl gehörig systematisch alle Kennzeichen zusammengestellt, alle nöthigen Hülfstruppen in möglichster Macht aufgeboten hätte?

„Nun geschah ihm doch zuweilen, daß ein Kranker, den er allerdings heilungsfähig glaubte, an dem er alle seine Kunst umsonst versuchte, weiter ging und von einem andern Arzte, der meinem Bruder nicht die Schuhriemen aufthat in Beziehung auf das Wissen, oder gar von einem Quacksalber geheilet wurde, oder wenigstens geheilet schien. Dann allerdings geschah manchmal, daß in Bälde etwas scheinbar Anderes am Kranken ausbrach und ihn hinraffte, aber das scheinbar Andere war doch nur der zersetzte und in anderer Form erscheinende alte Krankheitsstoff. Das wußte freilich die Menge nicht, sie pries nur die Heilung, den spätern Tod vernahm sie nicht, oder brachte ihn in keine Verbindung mit der

frühern Krankheit. Solche Fälle quälten meinen Bruder unendlich. Er hatte alle ſeine Kunſt erſchöpft, ſeine Mittel mit der größten Sorgfalt und Umſicht zuſammengeſetzt und es war alles umſonſt, es war, als ob er die Tränke einem Steine einſchütte, und nun kömmt ein anderer und heilt den Menſchen faſt blindlings. Manchmal meinte er, die erfolgte Heilung doch ſeinen frühern Mitteln zuſchreiben zu können, aber die meiſten Male konnte er dieſes nicht, er mußte den Erfolg dem Gegner zugeſtehen. Das aber wurmte ihn fürchterlich, er brachte die Sache nicht aus ſeinem Kopfe, er durchlief die ganze Geſchichte immer wieder, und immer hatte er recht, ſo wie er die Sache angeſehen, ſo war ſie auch, davon blieb er überzeugt, aber heilen konnte er ſie nicht, das Können war einem Andern gegeben. An dieſer Mauer ſtand er oft Monate lang und ſtürmte wider ſie, aber ſie fiel nicht um, er blieb im Dunkeln, das Warum konnte er nicht erklären, der Zufall mußte ihm endlich helfen, wenn der Eindruck zu erlöſchen, der Gegenſtand zu erkalten begann.

„Da geſchah es, daß ein Nervenfieber über unſere Gegend kam, man wußte nicht wie, nicht woher. Wenn der Föhn über die Berge kömmt und die Pflanzen verſengt, ſo weiß man wohl, er kömmt aus dem heißen Afrika, heißt aber dort Samum. Wenn aber ein Fieber einbricht in die Menſchheit, mit Feuerblut, mit Höllenangſt Leib und Seele füllet, wer weist es nach, ob daſſelbe als giftiger Schein vom Himmel gefahren, oder ausgebrochen ſei als verpeſtender Dunſt aus der Erde tief unterſtem Grunde, wo in ihrem verborgenen Schooſe gebraut werden die Geheimniſſe, die nie des Menſchen Auge ergründen wird, oder ob es geſchlichen kam, unhörbar und leiſe, der Schlange gleich durchs glatte Gras bis an der Hütten Rand, mit einem Sprunge den erfaſſend, der ſorglos zuerſt in ſeine Nähe tritt, von deſſen Lager dann ſich ſchleichend an jeden, der an der Unglücklichen Lager ſich wagt. Wo ſo ein Fieber eingebrochen iſt in des Menſchen

ſicher geglaubte Hütten, da geſtaltet daſſelbe ſich entweder als Schlacht, die rollend in tauſend Donnern dahinbrauſet, niedermähend auf ihrer Bahn zu Tauſenden alle, welche auf ihrem Wege ſich finden; oder zum mörderiſchen Gefechte, wo hier einer fällt, dort einer, immer mehrere, wo aus jedem Buſche die Kugel pfeift, von jedem Hügel der Stein rollt, dann lange Strecken ſicher bleiben, dann wiederum der Felsblock rollt, die Kugel ſaust; wohl viele entrinnen, aber oft die am wenigſten, die am meiſten ſich geſichert wähnen, während der unverletzt ſteht, der kühn an den gefährlichſten Oertern geſtanden.

„Aber wo eine Schlacht donnert, ein Gefecht daherprasſelt, da zaubert der Donner den Muth hervor, es rauſcht das Blut in den Adern, einer reißt den andern mit ſich, die Maſſen erhitzen ſich, das Bewußtſein geht unter, der Tod verliert ſeine Schrecken, Todes Trotz wird zur höchſten Luſt.

„Wo aber das Fieber daherſchleicht, tückiſch, lautlos ſich in den Körper wühlt, da erfaßt ein ſtilles Grauſen den Menſchen vor dem Feinde, den niemand ſieht, niemand hört, der ſo plötzlich, ſo brennend auftaucht in des Menſchen Gebein. Wo er Einen niedergeworfen auf ſein Lager, da weilet der Feind, man ſieht ihn nicht, aber man weiß es doch, weiß, daß er einem elektriſchen Funken gleich, von einem zum andern ſpringt, daß er in einen Athemzug ſich kleidet und das Inwendige findet, daß gegen ihn weder Wehr noch Waffen helfen, der Starke gleich dem Schwachen iſt, der Muthige gleich dem Feigen.

„Und doch iſt's gerade da, wo der Gottesfunken in des Menſchen Bruſt am hellſten leuchtet, wo ſtill und ungeſehen ein Heldenmuth ſich entfaltet, den man mit Orden und Titel nicht lohnet, den aber der Vater im Himmel ſieht und nicht vergißt. Ungeheißen tritt das Kind ans Lager der Eltern, ſtellt dem Feinde ſich preis, die Gattin verläßt den Gatten nicht, der Vater wacht über ſeinen Kindern, ihren Dienſt verwaltet die treue Magd, ſo lange ihre Kräfte ſie tragen, und

wenn eins nach dem andern fällt, vom tückiſchen Feinde giftig erfaßt, ſo tritt ein ander Glied des Hauſes an ſeine Stelle, ſo lange noch eines iſt, deſſen Kräfte nicht gebunden ſind in des Fiebers Schauern, im Todeskampf. Selten ſind hier die Feigen, und wenn auch in dieſer, in jener Bruſt die Angſt ihre Flügel regt, es kämpft der Menſch ſie nieder im Bewußtſein ſeiner Pflicht, im Vertrauen auf den da Oben, deſſen Hand auch über dieſen Fiebern mächtig iſt, im Glauben, daß Feigheit vor dem Tode nicht ſchütze, daß gar oft den Feigen auf der Flucht der Tod erreicht, der Muthige in Mitte von Leichen aufrecht bleibt.

„In ſolchen Schlachten iſt der Arzt dem Feldherrn gleich, doch mit dem Unterſchiede, daß er nicht von ſicherm Hügel aus den Feind obſerviren, die Geſchütze dirigiren, mit den Seinen manövriren kann. Von Anbeginn muß er zunächſt dem Feinde ſtehen, muß perſönlich ihm in die Augen ſehen, wo er ſich zeigt, muß perſönlich die Angriffe leiten von Lager zu Lager, muß an jeglichem helfend und tröſtend ſtehen, muß allgegenwärtig ſich machen, muß auf den Flügeln des Eifers ſich vervielfältigen, muß ſelbſt über Müde und Mattigkeit ſiegen, und wenn Rath und Kraft, Muth und Troſt allenthalben ausgehen wollen, muß er die Quelle ſein, die Andere mit neuer Ausdauer tränket. Wie der Held ſeine Seele Gott befiehlt und nie denkt, daß eine Kugel ſeinen Leib treffen könne, muß der Arzt Verwegen über Alle, in klarer Unerſchrockenheit, den Helden gleich, von denen die Sage geht, daß ſie hieb- und kugelfeſt geweſen durch übernatürliche Kunſt. Fällt er dennoch, und Helden ſchont der Tod nicht, ſo ſtirbt er einen Heldentod, dem größten Feldherrn gleich, und wenn ſein Name ſchon nicht glänzt auf den Blättern der Geſchichte, ſo ſteht er doch verzeichnet in dem goldenen Buche, wo alle Namen ſtehen, deren Träger für Andere in den Tod gegangen.

„Ein ſolcher Held war mein ſeliger Bruder in jenen Tagen mitten im würgenden Tode, mit einer eigentlichen Be-

geiſterung flog er von Lager zu Lager, ſeine Kraft ſchien unerſchöpflich, wenn man glaubte, hier ſei er, ſo war er ſchon Stunden weit. Was ich helfen konnte, that ich auch, und vielleicht hier zum erſtenmal erkannte mein ſeliger Bruder, daß wir nicht nur leibliche Brüder ſeien, ſondern daß wir auch als Arzt und Pfarrer in unſerem Wirken Brüder ſein könnten, ſollten, Brüder ſein müßten. Der Tod hatte keine Macht über ihn, das Fieber floh, aufrecht ſtand er auf dem Schlachtfelde, aber er hatte unglücklich gekämpft, die Beute, welche er dem Feinde entriſſen, war gering, groß aber die Zahl, welche ihm erlegen. Viele Väter waren geſtorben, ihnen nach die Mütter und elternloſe Kinder irrten klagend herum, auf den Gräbern ihrer Kinder kinderlos weinten Mütter, ſeufzten Väter, und jeder Seufzer war meinem Bruder ein Dorn ins Herz, jede Thräne ein glühender Tropfe auf ſeine Seele, jedes verwaiſte Kind ein Zeuge gegen ihn vor Gott. Denn nirgends hatte das Fieber gewüthet, wie in ſeinem Bereiche, keinem Arzte waren ſo viele geſtorben, und namentlich hatte einer, der einfältig ſchien und ſonſt nicht im beſten Rufe ſtand, ſehr viele gerettet.

„Das war's, was meinen Bruder fürchterlich ergriff. Umſonſt ſtellte ich ihm vor, wie ſolche Krankheiten nie an allen Orten gleich innerlich, gleich zerſtörend ſeien, wie oft die Lage eines Ortes oder die Zuſammenſetzung der Luft, welche durch daſſelbe ſtröme, die Gewalt einer Krankheit erhöhe oder mildere. Wie auch auf keinem Schlachtfelde die Todten gleich vertheilt lägen, ſondern in Haufen hier, einzelne zerſtreut dort, ſo ſei es auch in ſolchen Krankheiten, während oft ganze Dörfer verwüſtet würden, blieben andere faſt unberührt. Freilich wüßte man auf einem Schlachtfelde wohl, daß die Haufen niedergeworfen worden ſeien, durch die Kugeln einer Batterie oder durch die Säbel der Kavallerie, in einer Krankheit lägen die Urſachen verborgener, und hie und da möge wohl ein Böswilliger die Urſache in einem Arzte ſuchen. Aber

jedenfalls geſchehe dieſes von der Menge im Allgemeinen nie, die Menge ſage, namentlich bei ſolchen Krankheiten ſehr ſelten, der oder jener Dokter iſt geſchickt oder ungeſchickt in Behandlung der Krankheiten geweſen, ſondern: der iſt b'ſungerbar g'ſellig zu der Krankheit, jener aber b'ſungerbar ung'ſellig; ſie ſuchen alſo den Grund, daß einer mehr geheilt als der andere, weder in der größern Kunſt, noch im beſſern Fleiß oder Willen, ſondern höher, und dieſer Fingerzeig der Menge nach etwas Höherem ſollte den Aerzten ebenfalls ein Fingerzeig ſein. Namentlich bei ihm werde kein Menſch die Urſache in Mangel an Wiſſen oder Willen ſuchen, ſondern es werde bloß heißen, zu der Krankheit ſei er b'ſungerbar ung'ſellig gſy.

„Aber das war gerade der wunde Fleck, der in immer verzehrenderem Feuer brannte in ſeiner Seele. Kam es da auf das G'ſell und Ung'ſell an, gelang blindem Tappen, was vollendetes Wiſſen nicht vermochte, ſtunden ſie da als willenloſe Werkzeuge einer Macht, welcher er längſt alles Einwirken in menſchliche Verhältniſſe abgeſprochen hatte? Sein Wiſſen war gleichſam ſein Gott geweſen, ſeine Kunſt ſeine Religion, mit welcher er ſeinem Gotte diente, und zwar in ſeltener Treue. War ſein Gott ein Phantom, ſeine Kunſt eine Täuſchung? Sein Glaube war erſchüttert, und mit ſeinem Glauben erloſch ſein Lebensmuth. Nicht gekränkte Eitelkeit war es, der Aerger, daß einer mehr geheilt als er, beſonders vom Volke geprieſen ward, was den ſtarken Mann zuſammenbrechen ließ, einem dürren Zweige der Eiche gleich, es war das Gefühl, welches den erfaßt, der ſich von Gott verlaſſen glaubt für immer. Mit der ganzen Innigkeit ſeines Weſens hatte er in ſeinem Wiſſen gelebt, ihm ſein Leben geweiht, deſſen Ausübung ſeine Lebenszeit [illegible]nd dieſes Wiſſen verrieth ihn in ſeinem wichtigſten Lebensmoment, in welchem Männer zu Helden werden, und ſeine Kunſt war eine machtloſe, eitle! Er war einem Kinde gleich, das mit hölzernem Schwerdte

die Welt bezwingen will. Er verſuchte alles, ſeinen Gott zu rechtfertigen, er vermochte es nicht. Er ging unzählige Mal ſeine Heilungsweiſe durch, ſtellte eben ſo oft alle Krankheitszeichen zuſammen, er konnte keinen Irrthum finden, nach Regel und Kunſt hatte er gehandelt. Er erforſchte, was jener Arzt gegeben; das Sinnloſe in deſſen Mitteln konnte er nicht begreifen, und doch hatten ſie geheilt. Da zerrann ihm ſein Wiſſen, einem Nebelbilde gleich, und vor der Ausübung ſeiner Kunſt ſchauderte er zuſammen, wie die erſten Chriſten geſchaudert haben mögen vor den Opfermahlzeiten, an welchen ſie kurz vorher noch Theil genommen, vor einem Götzenbilde, zu deſſen Füßen ſie erſt noch gekniet.

„Troſtlos ſank er in ſich zuſammen und richtete ſich nicht mehr auf; vergebens verſuchte ich, den Arzt zu machen. Ich ſtellte ihm vor, ſein Uebel ſei ein körperliches, er wiſſe ja ſelbſt am beſten, daß der ungeheuren Anſtrengung Abſpannung folgen müſſe, und mit der Müdigkeit des Körpers ſtelle ſich ja immer eine gewiſſe Muthloſigkeit ein und aus dem müden Körper ſchaue ein trübes Auge in die Welt hinaus, und ſehe alles trübe im hellſten Sonnenſchein. Im Maaße als er ſich erhole, würde eine andere Anſchauung ſich ihm von ſelbſt bilden und wie in den Körper die Kraft wieder komme, werde auch in die Seele der Muth wiederkehren. Ich bat ihn, den Körper zu ſtärken, die Seele abzuziehen von den Trümmern ſeiner zerrütteten Welt, in die ſie immerfort ihre Blicke heftete. Ich wollte mit ihm fortreiſen, wohin er wollte; aber er wollte nicht, zu allem ſchüttelte er traurig das Haupt und wenn ihm deine Mutter die Kinder brachte und ihn innigſt bat, um ihretwillen ſich doch zu erhalten, ſo wurde ihm wohl das Auge naß, aber in wehmüthigem Lächeln ſchüttelte er das Haupt: „Ihr guten Leute, ſagte er, plagt mich nicht, mir hilft nichts mehr, ums Herz bin ich krank.“ So ſank er ſichtlich zuſammen, und war auf keine Weiſe aufzurichten. Leute von allen Seiten kamen, baten, rühmten,

weinten bei dem geliebten Doktor, aber es half alles nicht, ſie ermuthigten ihn nicht, bitter lächelte er zu Lob und Preis. Eines Morgens lag er todt im Bette, auf ſeinem Herzen lagen ſeine Hände, als ob er hätte deſſen Brechen fühlen wollen, aber auf ſeinem Geſichte weilte ein heiteres Lächeln, es war, als ob in ſeine Dunkelheit neues Licht gebrochen wäre."

Die Erinnerung überwältigte den alten Herrn, es ging eine Weile, ehe er wieder fortfuhr und niemand mahnte ihn, es war, als wenn Alle lauſchten, ob nicht ein Engel durch die Stube rauſche.

„Das war das Leben und das Ende deines Vaters, lieber Rudi, ſagte er endlich, und darum tauchte beides ſo hell wieder auf, weil du dem Todten rieſeſt, in deiner geiſtigen und körperlichen Aehnlichkeit mit dem Vater, nur daß du noch in den Zweifeln der Jugend dich herumtreibſt, daß du das Heil nicht in die bisherige Wiſſenſchaft ſetzeſt, ſondern in die, welche aus dir hervorgehen werde, die du meinſt. Du hältſt wie er, deinen Beruf für den höchſten, ſiehſt auf die andern vornehm herab, wie ihr dann wiederum von den Juriſten, den Uſurpatoren des Staates, weidlich verachtet und kujonirt werdet; in der Ausübung deiner Kunſt aber biſt du nicht Dogmatiker, wie er, du trauſt weit mehr dir ſelbſt als dem Syſtem, und näherſt dich darin auffallend den Sektirern, welche das Heil auch nicht im Buchſtaben ſuchen, ſondern in dem ihnen, wie ſie meinen, inwohnenden Geiſte."

„Aber Onkel, iſt das nicht recht, heißt es ja nicht, der Buchſtabe tödte, der Geiſt ſei es, der lebendig mache? Ich kann nichts mehr haſſen, als dieſe Syſteme aller Art, wo, was einer einmal gekannt hat, alle andern nachkauen ſollen in alle Ewigkeit, ſie mahnen mich an die Exercirreglemente, wo, wenn der geſtrenge Lieutenant befiehlt: Schultert! Alle ſchultern, und wenn er ſagt: ſetzt ab! Alle abſetzen, wenn es ſie ſchon drückt, ſchießen wäre beſſer. Und warum ſind wir gleich aus-

gerüstet wie unsere Voreltern auf die Welt gekommen, wenn wir nur brauchen sollen, was sie erfunden, nur trappen sollen, wie sie getrappet."

„So seid ihr Jungen, sagte der Alte, immer Kübel und Kind zusammen. Es ist kein Junger, der sich nicht freut wenn er was erben kann, und ich habe noch von keinem gehört, der so stolz und hoffährtig gewesen sei, das Erbe seines Vaters wegzuwerfen, weil er es für eine Schande halte, Erworbenes von Andern anzunehmen, da jeder ja Kräfte zum eigenen Erwerb hätte; Jeder erbt, und zwar je mehr je lieber, und je mehr einer erbt, desto weniger geben die meisten davon ab. Aber eine andere Erbschaft will die Jugend, und namentlich die heutige, verläugnen und kann sie doch bei keinem Schritt und Tritt entbehren. Auf den Erfahrungen und Erfindungen der frühern Geschlechter steht das gegenwärtige Geschlecht, so wie aus den Anschwemmungen vergangener Zeiten die jetzige Pflanzenwelt sich erhebt, und um so üppiger, je reicher die frühern Anschwemmungen waren.

„Jede Bequemlichkeit im Leben haben wir den Alten zu verdanken, die Gabel, mit welcher wir essen, die Erdäpfelröti, welche wir essen und gar manches Genie, welches hochmüthig alles verachtet, müßte mit Nebukadnezar Gras fressen, wenn derselbe mit langen Nägeln ausrauft, wenn er nichts essen sollte, als was er selbst erfunden. Nun giebt es durch Gottes Ordnung immer Leute, welche mit dem was ersonnen, erfunden worden, sich bekannt machen, dasselbe zusammenlesen, zusammenstellen, und andern Menschen zum Gebrauch es anbieten, und viele, welche weder Zeit noch Kräfte zum Selbstsammeln haben, sind froh, so was fix und fertig zu finden, solche Zusammenstellungen nennt man im Gebiete der Wissenschaft System.

„Wenn Genie Neues erfinden, so entstehen neue Systeme; das Neue besteht nur in einigen Geistesblitzen, und was die neu zeigen, ist meist so einfach und simpel, daß man gerade

bei dieſen Blitzen die Beſchränktheit der Menſchen nicht ſattſam anſtaunen kann, denn das Neue iſt eben ſo ſimpel, daß man ſich nicht ſattſam wundern kann, daß daſſelbe nicht vor hundert Jahren jedem Stüdi eingefallen und doch gehts wieder hundert Jahre, bis die Mehrzahl von der neuen Wahrheit was wiſſen und noch die halben Rathsherren glauben nicht daran. Um dieſes Neue bleibt aber das meiſte Alte, nur daß man es anders ordnet, was eben war, muß nun unten ſtehen. Siehe, das iſt gerade ſo, wie wenn eine junge Frau bei einem Wittwer einzieht, und ein neues Möbel mitbringt. Das neue muß in den Salon, das alte wird anders rangirt, und einiges kömmt auf den Eſtrich. Hat man aber Geduld, es hundert Jahre droben zu laſſen, ſo holt man es im Triumph wieder runter, und hält es zehnmal theurer als das ſchönſte Neue; ſo z. B. was gelten jetzt die alten Nachtſtühle, welche zu Ludwig des Fünfzehnten Zeiten ins Grümpelgemach geſtellt worden! Nun giebt es auch Frauen, die, wenn auch nichts Neues zum Alten kömmt, doch alle Jahre das Alte 'rumzügeln und immer am Rangiren ſind, ſo daß man, wenn man zu ihnen kömmt, nie weiß, wo man iſt, bei ſolchen tuſigs Fegneſteten iſt aber ein unheimlich Sein. Aber das Alte macht in den meiſten Haushaltungen und Syſtemen immer die Hauptſache aus, wenn's ſchon manchmal der Hausherr nicht meint, weil er neu firnißirte Sachen für nagelneu nimmt.

„Aus dieſen alten Schränken, den Syſtemen, ſtammt all dein Wiſſen her, deſſen täuſche dich nicht, aber keins dieſer Syſteme iſt dein Syſtem, während hingegen viele es giebt, die das Syſtem, welches ſie in ihren Heften abgefaßt haben, behalten ihr Leben lang, und nichts dazu, davon thun, und ſich nicht träumen laſſen, daß jedes Syſtem einen Viertel Spreu und einen Viertel Staub enthält, daß die Zeit aus ihrem Syſtem Spreu und Staub beträchtlich ausgeſiebt, mit dem alten Staub und Spreu doktern ſie glücklich fort bis an ihr Ende. Ueber dieſen beſchränkten Orthodoxen ſtund dein

Vater unendlich hoch, denn er baute fort an dem System, er hielt es wohl für fest begründet, aber in Weite und Höhe nicht für ausgebaut. Du haſt auch ein System, nämlich alles für gering und unbedeutend zu achten, was du erlernt haſt, und für die Hauptſache dich, deinen Blick, deinen Witz, das heißt die glückliche Zuſammenſtellung, dein Urtheil, dein Geſchick, den Geiſt, aber deinen Geiſt. Du machſt dich ſelbſt zu deinem Gotte, aber auch dein Gott iſt ein ohnmächtiger Gott, und in der höchſten Noth wirſt du ihn miſſen, und gebe Gott, daß es dir nicht wie deinem Vater geht, daß du an dir ſelbſt verzweifeln mußt, wie er an ſeinem Wiſſen, denn dein Weg iſt noch viel der gefährlichere als ſein Weg war. Dir ſelbſt traust du alles zu, deinem Geiſte, deinem Blicke, deiner Hand, ſie erkennen das Rechte, ſie wählen das Rechte, führen es aus auf die rechte Weiſe; wenn du fehlſt, ſo ſchreibſt du die Schuld nicht dem Mittel zu, ſondern dir, der du nicht das rechte gewählt, es nicht recht angewendet, du haſt gefehlt und nicht die Wiſſenſchaft, nicht das Mittel. Jung und kräftig, wie du jetzt biſt, ſcheint dir das ein Geringes, aber ſo geht es nicht immer und eben auch bei deiner Innigkeit werden Fälle kommen, wo es dir ſchwarz vor den Augen werden wird, wo du wünſchen wirſt, es öffnete ſich die Erde und verſchlänge dich. Sieh, es handelt ſich hier um Menſchenleben, iſt eines dahin, ſo iſt's nicht wieder zu geben. Sterben dir Leute, wo es ſo recht übel geht, und du hörſt, daß man ſagt, du hätteſt unrecht ſie behandelt, oder bei einem Sterbet biſt du ung'fellig, während ein anderer viele rettet, weſſen iſt die Schuld, als die deine, der du fehl gegriffen, falſch geſehen? da kannſt du mit nichts dich tröſten. Sieh, das wird dir zu Gemüthe wachſen, deine Schuld, deine Beſchränktheit wird dir ſichtbarer werden alle Tage, und was dann als Arzt, als Menſch, aus dir werden wird, weiß Gott. Denn es iſt fürchterlich, wenn man ſich einbildet, Leben und Tod habe man in der Hand und während man Leben ſpenden

will, kömmt der Tod heraus. Und was du dir selber sagst, das verschärfen dir noch die Menschen. Die Menschen ordinäri Schlages wissen natürlich nichts von Standpunkten und Systemen, aber in ihren Ausdrücken unterscheiden sie doch merkwürdig. Von dem einen sagen sie, er sei nicht g'fellig zu diesem oder jenem, daneben meinte er es gut, und wenn er Einem helfen könnte, so thäte er es und vergönnte es Einem nicht, wie es dere Schyßhüng geb. Von Andern sagen sie, er könnte es, wenn er wollte, er sage es ja selbst, aber er begehre Einen nicht gesund zu machen, sondern Einen des ume z'schleipfe, und je länger es gehe, dest astänger sei es ihm, von wegen dest mehr Züg könne er brauchen. Von dem aber, der nicht g'fellig ist, und von dem, der es nicht gönnt, wenden sie sich gerne zu denen, die höher stehen als beide, deren Heilung weder in ihrem G'fell noch in ihrem Willen liegt, sondern in einer höhern Hand, unter welche doch am Ende der Mensch am meisten Zutrauen hat, am liebsten sich beugt, wie ja auch David lieber fallen wollte in Gottes Hand, als in die Hände der Menschen, und je tiefer der Mensch in der Drangsal ist, desto dringlicher preßt sich ihm diese Ansicht auf, daß nur in einer Hand das Vollbringen liege, daß diese Hand ihre Werkzeuge wähle, und daß diese Werkzeuge allein Hingebung und vollen Glauben verdienten."

„Aber Onkel, sagte der Doktor, ihr kömmt da auf ein Feld, auf dem ich euch zu finden nie erwartet hatte; seid ihr noch im Aberglauben befangen, und wollt ihr uns zu Marktschreiern machen, sollen wir den Theophrastus Bombastus Paracelsus nachahmen?"

„Eben das meine ich nicht, sagte der Onkel, aber den rechten Namen hast du mir genannt, an welchem ich dir begreiflich machen kann, was ich meine.

„Dieser Paracelsus, möglicherweise ein Unterwaldner und geb. im Jahre 1493, machte gewaltiges Aufsehen in der

Welt und ſeinen Namen braunte er in die Geſchichte ein. Er polterte gewaltig gegen alles bisherige Wiſſen, und ſein Wiſſen beſtund doch auch nur aus dem Wiſſen der damaligen Zeit, aber durchleuchtet mit einigen eigenen Geiſtesblitzen. Er dachte ſich alle Heilmittel zuſammengeſetzt aus zweierlei, aus Stoff der Erde, und in dem Stoff eine Tugend, Kraft, Seele möchte man faſt ſagen, welche letztere nicht erſchaffen, ſondern von Gott ausgefloſſen ſei, mit der Pflanze z. B. nicht zerfalle, ſondern zu Gott zurückkehre, alſo mit den Sinnen nie wahrgenommen werden könne. Obgleich er dieſe Kräfte als von Gott ausgefloſſen annahm, ſo konnte ſich derſelben doch bemächtigen, wer es verſtund, und ſie zu ſeinen Dienern machen nach ſeinem Willen, ſo daß wiederum Leben und Tod gleichſam von ihm abhing, die Brücke zwiſchen ihm und Gott abgebrochen war. Er, gleichſam Herr dieſer Geiſter in den Elementen, möchte faſt zu zählen ſein zu den alten Zauberern, eine Art von heidniſchen Prieſtern, obgleich dieſe weniger ſchwatzten; er rühmte ſich auch eines Lebenselixirs, wahrſcheinlich zuſammengeſetzt aus Schwefel, Salz und Queckſilber, ſtarb aber eben dieſem Elixir zu Trotz, ehe denn er fünfzig Jahre alt war. Sein Leben ſtand alſo in einer andern Hand als in ſeiner Hand, ſo wie überhaupt kein Leben ſteht in eines Menſchen Hand, weder in ſeinem Wiſſen noch in ſeiner Kunſt. Der Arzt hat es mit ſeinem Walten nicht anders, als der Landmann mit ſeiner Saat, der Hausvater mit ſeinem Haushalt, der Pfarrer mit ſeinem Wort; es iſt Alles, Alles eitel, wenn Gott nicht Leben und Segen giebt.

„Der Landmann ſäet ſeinen Samen aus, denkt aber gewöhnlich nicht daran, daß er ſeinen Samen von Gott hat, daß er mit aller Kunſt und Macht, und wenn man ihm auch alle Stoffe der Erde zur Stelle ſchafft, kein einzig Samenkörnlein, und wär's auch der geringſten eins, machen kann. Und wenn er auch eines zu Stande brächte, dem natürlichen

täuſchend ähnlich, eines fehlte immer, Leben hätte es nicht, wachſen thäte es nicht. Aber zwiſchen dem verſchiedenen Samen hat er die Auswahl, und nach dem Syſteme, nach welchem er will, und nach dem eigenen Sinn, wenn er will, kann er den Acker pflügen, auf ihm handthieren, wenig oder viel ſäen, tief oder flüchtig eggen, alles nach Syſtem oder Gutdünken. Je nach ſeinem Geſchick und Fleiß geräth es zuweilen, und der Fleißige erntet nach Fleiß und Geſchick, und wenn dies einige Male geſchieht in geregeltem Gange, ſo kömmt gerne der Uebermuth, und es ſtellt der Mann in ſeine Kräfte jeglichen Erfolg, macht von ſeinem Willen abhängig den Ertrag. Aber dann kömmt's wieder anders, und was gut gerathen war, will nicht mehr gerathen, gewinnt kein Leben mehr, todt bleibt der Same, öde ſteht der Acker, die lebenſpendende Hand bleibt geſchloſſen. Da beginnt der Menſch wieder zu fühlen, wer das Gedeihen giebt, denn wie er auch nach dem Himmel ſieht, es regt keine Wolke ſich, es kömmt auf ſein Geheiß weder ein Sonnenſtrahl noch ein Regentropfen, in kein Samkorn tritt das Leben, er kann b'ſchütten, mäſten, kratzen, decken, es hilft ihm all, all nicht, — er ſteht an den Marchen ſeines Vermögens. Da beginnen die Katholiken ihre Prozeſſionen, die nichts ſind als eine öffentliche Demüthigung vor dem Allmächtigen, als ein thatſächlich Bekenntniß, daß wir nichts wären ohne ihn, als eine gemeinſame Bitte, daß er doch öffnen möchte ſeine Hand, damit die Geſchöpfe ihre Speiſe erhielten zu ihrer Zeit. Bei uns bittet der fromme Landmann in ſeinem Kämmerlein, daß der, welcher die jungen Raben am Bache ſpeiſet, ſeiner Kinder nicht vergeſſen möchte. Und wo das Gebet ein inniges iſt, da kömmt ein ſtill fromm Warten über den Beter, wo er in Geduld und Demuth des Herrn Thun gewärtigt, während der, der nicht zum Herrn ſich zu wenden weiß, in ſolcher Drangſal ſich geberdet, faſt einem Pferde gleich, welches gebunden an einem Pfahle ſteht, während hinter ihm drein das Feuer braust.

„Wie manchen Hausvater ſieht man haſten und jagen, früh und ſpät, und es gelingt ihm nichts, und was ſeine Hände berühren, iſt, als wäre es mit Fluch geſchlagen, als wäre es ein Dolch, der ſeine Spitze immer gegen ſeinen Träger kehrt; ſein Acker wird immer magerer, ſein Stall verſchlingt ſein Geld, über den Seinen laſtet Unfriede oder Krankheit, und je mehr er jammert, um ſo weniger nützt es, und je mehr er zuſpricht, um ſo verſtockter werden ſeine Leute. Kein Menſch kann erklären, deutlich machen, was da fehlt, wie da zu helfen wäre, denn es fehlet da das Unnennbare, Wunderbare, das nur Einer kennt, nur Einer giebt, es fehlet da der Segen von Oben, das Gedeihen aus Gottes Hand.

„Dem Säemann gleich, der irdiſchen Samen ſäet, iſt der Säemann auf dem großen unſichtbaren Weltenacker, der zuſammengeſetzt iſt aus den Herzen der Menſchen, auf welchen geiſtiger Same geſäet werden ſoll, und auf welchem die Schätze wachſen ſollen aus dem Samen empor, welcher hinaufreichen ſoll unverwelklich und unverweslich ins ewige Leben.

„Sieh auch wir machen den Samen nicht ſelbſt, er kömmt auch uns aus Gottes Hand, wie dem Landmann Korn oder Roggen oder der andern Körner eines. Wir haben die Aecker zu bebauen, die Körner nach der Aecker Beſchaffenheit auszuwählen, aber Leben zu geben einem derſelben in den Herzen der Menſchen, ja eines derſelben lebendig zu machen in dem eigenen Herzen, das vermögen wir wieder nicht, das muß Gott thun, der Geiſt des Herrn, der im Anfang über den Waſſern ſchwebte, der durch den Acker fährt, der iſt's, der unſere Herzen befruchtet, unſerer Schwachheit aufhilft, dem Worte Leben und Gedeihen giebt. O es giebt fürchterlich trockne Zeiten, wo kein Samkorn wachſen zu wollen ſcheint, Stürme und Regengüſſe, die alle Mühe zu zernichten, den Säemann vom Acker zu treiben ſcheinen, wo er, wenn er bloß nach menſchlichem Ermeſſen urtheilen wollte, ſein Amt für eitel halten, Muth und Glauben verlieren an Gott und an ſich irre

werden müßte. Hundert und aber hundertmal geht es ihm, wie es dem Herrn zu Chorazim und Bethſaida ergangen: von ſeinem Worte ſieht er keine Frucht. Und das fühlt er noch inniger und klarer, wenn er mit dem Worte des Heils zu kranken Seelen tritt, ſie heilen will. Wie ſorgſam man die Krankheit erforſchen, die Stunde wählen, den Samen prüfen mag, nur die Ausſaat hat man in ſeiner Hand, ob das Wort Leben gewinnen oder todt bleiben, heilen oder noch kränker machen wird, das wiſſen wir nicht, dem Vollbringen des Herrn müſſen wir uns unterziehen, ſein iſt und bleibt das Gedeihen und die Art deſſelben. Denn da innen in uns iſt es wunderbar und des aufgeblaſenen Menſchen Wiſſen reicht nicht zur Quelle ſeines innern Lebens und der Menſch, der Herr der Elemente, der das Feuer in Zügel faßt und die Gewäſſer bändigt, iſt ohne die Gnade des Herrn ohnmächtig im eigenen Herzen.

„Wie man aber von der Seele des Menſchen nicht ſagen kann: ſiehe, hier iſt ſie, oder: ſiehe, da iſt ſie, ſondern wie ſie allenthalben iſt in ihrer kleinen Welt, dem Leibe, ſo verſchwimmen geiſtliche und leibliche Zuſtände ineinander. Mit all deinem Wiſſen vermagſt du mir die Marken nicht zu ziehen zwiſchen beiden, nicht zu ſagen, hier hören die einen auf, und bis hieher gehen die andern, und du mit all deiner Kunſt haſt keine einzige Heilung in deiner Gewalt. Sieh, da drinnen iſt es wunderbar, das fühlet deine Seele wohl. Du meinſt, du glaubſt, du hoffeſt, aber wie oft war deine Meinung irrig, dein Glaube eitel, dein Hoffen thorrecht. Geſchah es dir nicht ſchon, daß du eine einfältige Wunde nicht zu heilen vermochteſt, daß aus unbedeutend ſcheinendem Geſchwür der Tod erwuchs, daß ein Menſch dir gerettet ſchien, und ſein Leben erloſch, du wußteſt nicht wie und warum, oder daß du ein Leben aufgabeſt, als unrettbar, und es glomm wieder auf, und du konnteſt wiederum nicht ſagen, warum und wie, und wenn du auch Laien Gründe angabeſt, du glaubteſt doch ſelbſt nicht daran. Da innen waltet, auch dem Arzte

gegenüber, ein Höherer, ihm gehört das Vollbringen, er gibt dem Willen des Arztes den Segen und das Vollbringen, in des Arztes Kraft und Kunst liegt es nicht. Es ist Gott und nicht der Arzt der Herr des Lebens und des Todes. Kann doch ja auch der Arzt ebensowenig als der Landmann ein Samenkörnlein machen, irgend einen Stoff schaffen, den er zur Heilung braucht. Er kann entbinden und binden, zersetzen und zusammensetzen, läutern und verdichten, schwächen oder potenziren, aber schaffen kann er nicht, schaffen kann nur Einer.

„So stehen beide, der Arzt und der Pfarrer, als Hüter und Wärter an einem Heiligthume, in dessen Allerheiligstes ihre Augen nicht schauen, sie sind Verwalter der Geheimnisse Gottes, und die Geheimnisse ergründen sie doch nicht." Sie gleichen Webern, die weben mit fleißiger, sorgsamer Hand, sie müssen achtsam sein und rührig, müssen fest Faden an Faden schlagen, aber was sie weben, wissen sie mit Bestimmtheit nicht, das Eingericht hat eine höhere Hand gemacht.

„Sieh nun, lieber Rudi, so ist's, darum hast du mir den Paracelsus unrichtig angeführt, denn so wie er es meint, meinte ich es nicht. Ich halte dafür, die Macht liege in Gottes Hand, er aber meinte, die Macht sei von Gott ausgeflossen in die Stoffe der Erde und wer es verstehe, könne dieser Mächte sich bemächtigen, sie anwenden nach seinem Willen, könne ein Lebenselixir machen, einen Stein der Weisen, und somit unabhängig von Gott, Herr des Lebens und des Wissens werden. Du aber meinst es auch nicht wie Paracelsus, du machst es noch kürzer und meinst, die Macht und die Kraft liege in dir und alles erhalte erst Bedeutung und Wirkung durch deine Kunst und Anwendung, das ist's, was ich meinte, als ich sagte, du machest dich selbst zu Gott."

„Ja lieber Onkel, sagte der Doktor, so seht ihr Herrn es an, und wenn ich auch zugebe, daß am Ende alles auf Gott hinausläuft, so sehe ich doch nicht ein, warum ich ihn

in besondere Beziehung zu meinem Beruf setzen soll und was dabei herauskäme; ich mache was mir möglich, und damit Punktum."

„Eben da ist kein Punktum, lieber Rudi, wenigstens für dich nicht. Ja, wärest du ein Lohndiener, dessen Sinn nicht übers tägliche Brod geht und die nöthige Quantität Wein dazu, so könntest du gewissermaßen, wenigstens in Beziehung auf dich, Punktum sagen. Du würdest doktern, was das Zeug hielte, der Erfolg dir so ziemlich gleichgültig sein, und bei jedem Sterbefall würdest du dich trösten, einmal müsse es doch gestorben sein, und wenn niemand mehr sterben würde, so hätte man ja zuletzt keinen Platz mehr auf der Welt. Zudem würdest du nie schuld sein wollen an eines Menschen Tod. Du aber hast, wie gesagt, es anders. Die Theilnahme am Menschen selbst und das Leben in deiner Kunst werden dir ihre Gränzen immer fühlbarer machen, immer peinlicher, deine Selbstanklagen werden immer häufiger werden, Beruf und Leben dir immer mehr erleiden. Beugst du dich aber demüthig unter die höhere Macht, erkennst ihr Wirken über deinem, fassest so recht die Gränzen des menschlichen Wissens und Könnens, so fallen die Selbstpeinigungen über Dinge, welche nicht in deiner Gewalt standen, weg. Dann begreifst du es recht und kannst auf dich anwenden, was Paulus sagt: Dafür halte uns jedermann, daß wir seien Haushalter über die Geheimnisse Gottes. Nun aber erfordert man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß einer getreu erfunden werde. Mir aber ist's ein gar Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, oder von einem menschlichen Tage. Auch richte ich mich selbsten nicht. Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber dadurch bin ich nicht gerecht gesprochen. Der Herr ist's aber, der mich richtet. Es wird dir sein, als schiene immer die Sonne über deinem Leben. Bedenke wie dunkel ein Leben wird, wenn der trübselige Mensch seine eigene Sonne sein will.

„Dann möchte ich auf eines noch dich führen, bedenke

es, du kannſt es. Du biſt ſo mitleidig mit deinen Kranken, verſtehſt ſo gut ihre Schmerzen, ja es iſt oft, als wenn du ſie theilteſt, und ſiehſt du nicht wie das deinen Kranken ſo wohl thut, wie ſie an dir hängen? Um deswillen, verſuche noch eines, ſetze deine Seele am Platze von ihren Seelen, und lauſche dann, was in dieſen Seelen vorgeht. Stelle dir vor, du wäreſt ein Vater, Kinder wollten von dir erzogen ſein, eine Mutter, deren Herz in ihren Kindern ſchlägt, ein Mädchen, dem das Leben ſo freundlich lächelte, wenn es geſund wäre, aber krank wäreſt du, deine Kräfte ſchwänden, dein Körper ſiele zuſammen und du zögeſt von Arzt zu Arzt, und einer ſagte dir dies, ein anderer ein anderes, einer wollte dir über kurzem helfen, ein anderer über langem, ein jeder zuckte die Achſel über die andern, und bei jedem wiederholte ſich die gleiche Täuſchung, und bei jedem erführeſt du es deutlicher, daß des Menſchen Wiſſen Stückwerk iſt, und ſeine Kunſt ihre engen Schranken hat, während die Angſt ums Leben wächſt, weil in keines Menſchen Hand deine Rettung liegt. Sieh, da würde es dir gehen wie dem Landmann, dem Regen ſeine Saaten fäult, oder Trockenheit ſie aufzehrt, deine Augen würden die Hand ſuchen, aus der die milden Gaben kommen, um ſie würden bebend deine Lippen beten, es würde dir alles beifallen, was zwiſchen dir und Gott wäre, dein Leben würde vor dir ſich aufrollen, ſein Menſchliches würde dich plagen, die Vergangenheit wie ein Alp dich drücken, ſühnen möchteſt du dich, verſöhnen den beleidigten Gott, damit er deine Gebete erhöre, Heilung dir gewähre. Hier iſt's, wo der Seelſorger an der Seite des Arztes ſtehen, ſorgen muß, daß die Angſt der Seele nicht in die Leiden des Leibes hineinwächſt, ſie unheilbar machen, hier iſt's, wo dafür geſorgt werden muß durch den Arzt ſelbſt, daß der Kranke die Hülfe Gottes durch Vermittlung des Arztes erwarten darf, ſie nicht bei Quackſalbern ſuchen müſſe, weil er dieſelben Gott näher glaubt.

„Im Glauben der Menschheit liegt es gegründet, daß Gott Mittler wähle zwischen sich und den Menschen, Männer Gottes, welche von Gott selbst empfingen Wissen und Kunst, den Geist zu dem, zu welchem Gott sie berufen und bestellt, die Kraft zum Vollbringen seines Willens. Zu solchen Männern wählte er die, welche unter den Menschen ihm am nächsten stunden, die Hochherzigsten, Hochgemuthesten, Hochbegabtesten, Reinsten und Besten, denn sie waren Stellvertreter der Gottheit, in ihnen ward dieselbe verehret.

„Wie aus der Quelle das Wasser sprudelt, durch eigenthümliche Kraft getrieben, so flössen aus ihnen die Gnadengaben Gottes in Worten und Werken, Heilungen des Leibes und der Seele. Wenn die Juden meinten, Jesus rede als einer, der die Kraft habe, und nicht als ein Schriftgelehrter, so meinten sie eben nur, seine Worte flössen aus göttlicher Quelle, und seien nicht mühsam mit menschlichen Kräften zusammengelesen und ohne göttliche Salbung; wenn Paulus sagt, der Buchstabe tödte, der Geist sei es, der lebendig mache, weiset er eben wieder darauf zurück, daß alles auf Erden todt sei, auch der Buchstabe, auch das Wort, wenn Gott es nicht lebendig mache durch seinen Geist.

„Auf dieser Vorstellung beruht die ganze Heiligenverehrung der Katholiken, und auf der Annahme, daß auch der Teufel ähnliche Werkzeuge wählen, mit besondern Kräften sie ausstatten könne, der Glaube an Hexen und Hexenmeister. Wunderbar haben sich diese Vorstellungen unter einander gemischt; weil man ihren Ursprung nicht mehr kennt, so findet man die Bruchstücke auf die seltsamste Art nebeneinander. Aber eine Vorstellung ist geblieben, die nämlich, daß die Austheilung der höchsten Gaben von Gott käme, freilich durch Menschen vermittelt, aber durch die reinsten und frömmsten. Darum fordert das Volk von seinem Geistlichen mit Recht zwei Dinge: erstens, einen reinen Wandel, zweitens, die Worte unmittelbar aus dem Geiste, und nicht vom Papier,

darum erklären aber mit hohem Unrecht die Neutäufer z. B. unsere Taufe, das Pfand der Versöhnung und das Zeichen der Reinigung für ganz wirkungslos, weil der Geistliche Theilnehmer der Sünden des Volkes sei, das ohne Zucht zum Nachtmahl komme, also kein Vermittler, kein Rüstzeug Gottes sein könne, darum heben sie sich so hoch, weil sie nichts wüßten auf menschliche Weise, sondern alles durch den Geist. Diese Vorstellungen beherrschen aber auch den Kranken mehr und mehr, je länger ihm um sein Leben ist, je öfter er die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens und menschlicher Kunst erfahren hat. Wenn der Arzt an seinem Bette sich selbst erhebt, leichtfertig redet, Späße treibt, so wird es dem Kranken ordentlich angst dabei, es ist ihm, als wehe der Arzt den Segen von seinem Bette weg, als stehe Gott unter solchen Reden nicht hülfreich bei. Und wenn der Arzt dazu roh ist, oder sinnlich, es bekannt ist, daß er nur an sich oder sein Wissen glaubt, ja daß er mit diesem Glauben vielleicht noch prahlet, so bildet sich im Kranken nur zu leicht der Glaube, durch ein solches Werkzeug wirke Gott nicht, die Heilung könne durch einen solchen ihm nicht kommen, die müsse durch ein anderes, Gott näher stehendes Werkzeug, verrichtet werden.

„Solche Werkzeuge stehen nun in den Quacksalbern in Menge da und harren auf die, welche von euch wegfliehen, wie Adler auf das Aas. Alle, oder wenigstens die meisten derselben, nehmen bewußter oder unbewußter eine gewisse Unmittelbarkeit in Anspruch, stellen sich dar, nicht als Schriftgelehrte, sondern als solche, welche die Kraft hätten. Die einen nehmen, freilich ohne daß sie es wissen, mehr etwas Hexenartiges an, während andere mehr mit dem Heiligenschein sich brüsten. Der Doktor im Emdthal bei Frutigen, welcher den Weibern die Hände auf die Brust legte, mit ihnen betete, und mit der Fernröhre nach dem Glauben der Leute sich umschaute, spielte den Heiligen. Er fand auch den merk-

würdigsten Glauben, selbst unter der hochgebildeten Klasse. Weiber hochgestellter Beamteten, Zweispänner aus Zürich und Basel suchten bei ihm Hülfe. Ja, wenn der Mensch hülfsbedürftig wird, wenn er den Wurm in sich fühlt, der am Leben nagt, dann wird er kleinmüthig, aller Bildung zum Trotz, dann steht er armselig da, dem Aermsten gleich, und sucht mit der größten Aengstlichkeit am gleichen Orte Hülfe, wo der Aermste. Jener aber, der den Geist in einer weißen Flasche um Rath frägt, der nähert sich mehr dem Zauberer, dem Hexenthum, findet aber auch großen Zulauf und ebenfalls von Leuten, von welchen man es nicht glauben sollte. Aber was ist der Mensch? Die Einen operiren durch Mittel, welche keinen äußern Zusammenhang mit der Krankheit zu haben scheinen, aber eine geheime, wunderbare Sympathie oder Antipathie, Andere durch wirkliche Arzneimittel, deren Zusammenhang mit der Krankheit sie aber auch nicht kennen, nicht erklären, aber sie erklären es für gut in diesem Fall, oder für jenes, sie nehmen eine besondere Kraft und Tugend in ihm an, aber sie wüßten nicht zu sagen, worin sie besteht. Daher untersuchen sie die Kranken nicht näher, sie rüsten das Mittel nicht besonders, sie individualisiren nicht, Mittel ist ihnen Mittel, sie theilen es aus aus höherem Auftrage und Gott ist die Wirkung. Und wirkt es nicht, so hat Gott es nicht gewollt, der Quacksalber meinte es gut, aber dem Herrn war das Wirken vorbehalten.

„So ist es gegangen bis dahin, und so wird es immer ärger werden, wenn ihr die Gefahr nicht zur rechten Zeit bemerket, wenn ihr Aerzte nicht achtet die Fingerzeige Gottes. Denn sieh, mit der Wissenschaft ist es ganz anders gegangen, als man es sich gedacht hat, sie gerade ist's, die ihre Spitzen den alten Aufklärern, welche wähnten, es bald so weit zu bringen, daß alles klar am Tag liege, wie ein umgekehrter Bienenstock, entgegengekehrt hat. Die Wissenschaft ist bis an den dunkeln Schlund gelangt, in welchen keine Leuchte leuchten

will, wo aber doch die Hauptſache liegt, oder mit andern Worten: ſie iſt da angelangt, wo der Weg aus der Sonnſeite der Natur ſich umbiegt und an die Schattſeite führt, aus dem Erklärbaren, durch die Sinne Wahrnehmbaren in die Tiefen des Naturgeheimniſſes. Immer lebendiger drängt ſich als Ergebniß aller Forſchung das Bewußtſein auf, daß durch das Sichtbare ein geheimes Unſichtbares ſich ziehe, ein wunderbares Band die Menſchen unter ſich verknüpfe, auf unerklärliche Weiſe mit der Natur nicht nur ſie in Verbindung bringe, ſondern auch mit einer höhern Welt, daß zwiſchen den Geſtaltungen der Materie und den Aeußerungen aller Kräfte gegenſeitige Einflüſſe und Wirkungen ſtattfinden, von denen die Sinne nichts wahrnehmen, die man weder unter das anatomiſche Meſſer bringen, noch in den Schmelztiegeln der Chemie zerſetzen kann. Und daneben hat manches, das als alter Aberglaube galt, durch neue Erfahrung ſich beſtätigt, ſo manche alte Bauernregel, ſo manches Sprüchlein über den Einfluß des Mondes, oder die Stellung der Erde zur Sonne. Der Magnetismus ragt wie ein Zauberberg in eure Wiſſenſchaft hinein, und um ihn reihen ſich aufs neue Geiſtererſcheinungen, Beſeſſene und ſolche, welche das zweite Geſicht beſitzen. Die Wahrſagerei wird wieder einträglich, und die Menge gläubig, aus dem leichtfertig gewordenen Proteſtantismus flüchten die Menſchen ſich in die dunkeln Hallen katholiſcher Münſter. Und wie ſchon geſagt, ihr Aerzte kommt immer mehr zum Bewußtſein, daß Wiſſen und Können nicht eins iſt, daß ihr oft wiſſet und doch nichts könnt, und daß ihr manchmal könnt und doch nicht wißt wie und warum, und daß ihr euch, wenn ihr es ſchon nicht eingeſteht, doch immer mehr nach ſolchen Mitteln, die man früher verachtete, umſieht, welche den krankhaften Zuſtand günſtig umſtimmen, auf beſtimmte günſtige Weiſe, deren Wirkung auf einem unmittelbaren Naturverhältniß zum kranken Körper beruht, welches aber nicht weiter erklärlich zu ſein braucht. So hat die Zeit ſich gewendet,

und zum Theil auch ihr mit derſelben, aber in der alten Stellung zum religiöſen Glauben des Volkes ſteht ihr noch, darum glaubt es nicht an euch, ſucht Heil und Heilung anderwärts. Begreifſt du mich, Rudi?"

„Aber, lieber Onkel, ſollen wir denn Kopfhänger werden, Heuchler, oder gar katholiſch werden, an den Betten der Kranken beten, ſtatt ihnen Mittel zu geben, kurzum, den Narren machen auf jegliche Weiſe?"

„Haſt mich nicht begriffen, antwortete der Pfarrer, oder haſt mich begriffen, willſt aber ausbeugen, um mir nicht Recht zu geben. Das Beten könnt ihr denen überlaſſen, die dazu beſtellt ſind, wenn ſie es gut finden. Man kann Glauben haben und zeigen, ohne Kopfhänger zu ſein oder katholiſch zu werden, bin ich ja doch weder das eine, noch will ich das andere werden. Aber das meine ich, daß man es euch anſehen ſoll am Krankenbette, daß ihr an eine höhere Macht glaubt, durch deren Willen euer Wirken bedingt iſt, deren Verwalter ihr nur ſeid. Dann ſei euer Wandel und Weſen ſo, daß der Kranke das Vertrauen faſſen kann, Gott brauche euch zu Mittlern zwiſchen ihm und den Menſchen, ſei mit ſeinem Segen bei eurem Wirken. Das iſt eine Art von Glauben, welche lange verachtet ward von den Weiſen dieſer Welt, es iſt aber doch der einzige, den der Arzt fordern darf, der nicht irrig iſt, den er aber auch ſuchen muß, wenn nach den Zeichen der Zeit die Kranken ſich nicht mehr und mehr von ihm ab und den Wunderdoktoren zuwenden ſollen, die allerdings eigentlich Läſterer und Betrüger ſind und zwar darum, weil ſie das, was Gott in der Menſchen eigene Kräfte gelegt, Wiſſen und Kunſt, welche allerdings auch nothwendig ſind, nicht nur nicht haben, ſondern auch nicht ſuchen, und nicht nur nicht ſuchen, ſondern auch verläſtern. Sie ſind accurat den Sektirern gleich, welche auch die Bibel, welche den Buchſtaben enthält, verachten, und alles in den Geiſt ſetzen, den ſie zu beſitzen vorgeben. — Begreifſt du mich jetzt beſſer?"

„Papa, ich bitte euch, rief Sophie, merket doch auf mein Winken, und kommt zum Essen, d'Rübli sind schon ganz braun und das G'häck wird räukelig und bräntelet und denket doch an den armen Vikari, der will was unter die Zähne, sonst kann er nicht schlafen und vom Geiste lebt man nicht. Geht's aber zu lang, so thut er's uns doch zu leid, macht sich ins Bett, macht uns dann aber auch sieben Wochen lang ein Gesicht, daß man Wentelen damit vertreiben könnte, wenn man es am rechten Ort hätte."

„Der Vikari liegt dir am Herzen," sagte der Doktor. „Ja Vetter, das lyt er m'r, und zwar b'sunderbar. O, du glaubst nicht, wie artig er gegen mich ist, und wie lieb ich ihm bin." „So, sagte der Doktor, das habe ich nicht gewußt, es ist mir aber lieb, es zu vernehmen." „Sophie, du bist doch auch immer die gleiche Kädere, rief die Mama, welcher es katzangst wurde; du denkst gar an nichts, als d'r Narre z'trybe, schäm dih, u denkst nit d'ra, daß es Sache git, wo man nie d'r Narren treiben soll." „Ja, los Sophie, sagte der Papa, laß dich nicht etwa gelüsten, den Vikari mit Jowägers zu necken, auch mit solchen Dingen treibt man keinen Spaß, und du, Rudi, laß deinen Zorn ebenfalls nicht an ihm aus, ihr versteht einander so wenig, als ob ihr verschiedene Sprachen redetet und ihr beide setzt euch gleich auf die hohen Rosse, daß es ein Graus ist, du, als ob du Karl der Große wärest, und er, als ob der Papst Gregor in ihm steckte, und noch ein halb Dutzend anderer Päpste. Heft ihm klopfet?" „Nei Papa, sagte Sophie, ih hah nit g'wüßt, ob ihr zum Aufhören zu bringen seid oder nicht. Aber dä ist de grad da, wenn er öppis g'esse schmöckt, es syg de, daß ne d's Kupe öppe acho syg, wyl es so lang gange ist; doch wenn's zum Esse geit, su kupet er neue selte. Aber chömet, ih schmöcke d's G'häck scho."

„Wart, du Täschli," sagte der Doktor, der mit Sophie hinter Onkel und Tante ins Eßzimmer ging, und wollte

Sophie einen Kuß appliciren, kam aber damit nicht zu Stande, denn ſobald Sophie das Manöver merkte, ſchrie es: „Herr Jeſes, e Mus, e Mus!“ Da ſchrie die Mama: „Herr Jeſes, wo? wo? wo iſt d'r Maudi, rüfet d'r Köchi. Herr Jeſes, wo iſt ſi, die uſläthigi Mus!“ „Da hinter dem Vetter düre iſt ſie, ſagte Sophie, aber wo ſie jetz hi iſt, weiß ih nit, viellicht het er ſe öppe im Sack, er het ſcho mängiſt Muſelöcher i ſym Naſelumpe g'ha.“ „Lue doch, Vetter, lue,“ ſagte die Mama in ihrer Angſt. „Heit nit Chummer, Tante, da iſt ſi uf all Fäll nit, und was d'Bäſi Sophie g'ſeh het, weiß ih nit, ih hah kei Mus g'ſeh.“ „Eim ſo z'erſchrecke, grollte die Mama, wenn's nüt gſy wär.“ „G'wüß hah nih öppis g'ſeh, ſagte Sophie, und ih hah gemeint, es ſyg e Mus, aber verſchwere wett ihs nit, viellicht iſch's o numme d'r Schatte vo d's Vetters Naſe gſy, wo ſo wüſt und grau d'r Mur na g'loffe iſt, aber für g'wüß wott ihs o nit ſäge.“ „Du biſt doch e ketzers Her, ſagte der Vetter halblaut, aber wart, das treibe ich dir doch noch ein.“ „Probir, mach was d'chaſt, es ſoll d'r erlaubt ſy, aber nimm dih de o i Acht, es chönnt de ſy, ih reiſeti dir de noh d'r Vikari a, u nit numme d'Mama.“

Droben hatte der Vikar lange des Nachteſſens geharrt, und war böſe geworden, daß es ſo lange ging; ſchon dachte er daran, wie es wäre, wenn er zu Bette ginge, um ſie recht zu ſtrafen, da klopfte es plötzlich unter ſeinen Füßen; nun erſchrak er, und hätte einen Batzen gegeben, er wäre unten geweſen und jetzt ſchon wieder oben. Er dachte wieder daran, ins Bett zu gehen, aber nun fürchtete er, ſie könnten meinen, er dürfe nicht kommen, und das ſollten ſie nicht meinen; er machte ſich alſo auf den Weg.

Aber unheimlich iſt es ſchon, in eine Verwandtſchaft hinein zu ſitzen, wo man weiß, es frägt Einem niemand viel nach, man ſtört, und Alles iſt froh, wenn man wieder geht. Wenn dann noch etwas vorgefallen iſt, von dem man weiß,

daß sie es verhandelt, und unserer dabei nicht zum besten gedacht, ja, vielleicht die Verhandlung erst bei unserem Eintritt abbrechen, und alle Augen sehen Einen so sonderbar an, und alle Augenblicke hat man eine direkte oder indirekte Fortsetzung zu gewärtigen, so ist es Einem sicher zu verzeihen, wenn es Einem unheimlich zu Muthe ist, und man nicht recht weiß, was da für ein Gesicht zu machen ist.

Die meisten Menschen versuchen es, ihre Verlegenheit zu verbergen, denn man schämt sich ihrer, aber den wenigsten gelingt es einigermaßen. Die Einen probiren eine gewisse Heiterkeit, welche aber selten gut steht. Die Meisten verbergen sie hinter einer Donnerwolke, einem martialischen Gesicht, ab welchem es dem Teufel grusen soll. Wenn man das Ding sieht, so sollte man glauben, was da für eine Kraftkochete über dem Feuer sei, und ist's doch nichts, als ein schmerzliches Gränneu des Herzens, das Bauchweh hat, und gerne das abe möchte. Der Vikari, ursprünglich eine kreuzgute Haut, und zu einem von den Ehemännern bestimmt, die expreß für den Pantoffel geschaffen, daneben aber knurrig und rumpelrurrig sind, und darum meinen, sie führten das Regiment, und zwar ein scharfes, machte auch so ein Gesicht, daß man hätte glauben sollen, er sei ein Bombenkessel, der eben anfangen wolle zu schießen, und als Sophie ihm Suppe reichte, schnellte er das Merci ihr so zu, daß man es fast für eine Ohrfeige hätte ansehen können. Kömmt man nun mit einem solchen Gesicht einher, so macht man das Uebel nur ärger, wenn man mit jungen, muthwilligen Leuten zu thun hat, während die Alten ein solches Gesicht ruhig lassen, nur hintendrein sich darüber beklagen und sagen: was het er doch aber für es G'sicht g'macht, und hätt doch Ursach zu einem ganz andern. Es gramselte Sophie in allen Fingerbeeren, mit dem Vikar anzubinden, aber anfangen durfte es nicht. Der Doktor, nachdenklich über des Onkels Reden, hatte sich anfangs des Vikaris nicht geachtet, aber durch dessen Merci war er geweckt

werden, und begann ihm Blitze zuzuſchießen, daß man wohl merkte, das Donnern werde auch wohl kommen.

Nun aber giebt es gute Weibchen, ſie ſind nie an einem Hof geweſen, nie im Weltſchland, vielleicht nicht einmal in irgend einem Leſeabend, aber ſie haben ein leiſes, ſcharfes Gefühl für alle Stimmungen, welche mit ihnen um einen Tiſch ſitzen, und ein Trieb, dieſe Stimmungen zu vermitteln, daß kein Mißton entſtehe, und ein eigenes Geſchick zumeiſt, welches dieſem Trieb zu Hülfe kömmt. Gerade ſo eins war das gute Mamali; es war ihr, als ob ſie das Kniſtern fühle in Sophiens Fingerſpitzen, in des Doktors Augen, und hinter des Vikars Geſicht voller ſtummen Donners das Grollen und Bangen der Verlegenheit.

In ſolchen Augenblicken hatte ſie zwei Manieren, entweder brachte ſie jemand auf ein Lieblingsthema, oder aber ſie erzählte ſelbſt eine alte oder neue Geſchichte, und reiſete ſo das Unwetter unſchädlich vorüber. Diesmal brachte ſie den Doktor auf die Univerſität, wohl wiſſend, daß ein alter Student, wenn er an die Univerſität gemahnt wird, an der Erinnerung hängen bleibt, wie eine Fliege in einem Spinngewebe. Aber auf der Univerſität hatte der Doktor Duckmäuſer erfahren, mit ſcheinheiligen Geſichtern, die hatten ihn um Geld geprellt, dieſe nahm er jetzt übers Knie, ſteuerte immer mehr einer allgemeinen Walketen aller Duckmäuſer zu, daß es dem Mamali katzangſt wurde und ihn mit einem Apropos abſprengte von der Univerſität auf ſeine Praxis. «

Aber wie wurde ihr, als der Nöös alſobald bei den Frömmlern war, und auseinanderſetzte, wie er da nichts machen könnte, ſo eine Betſchweſter in einer Stunde ihm verderbe, was er in einer Woche z'weg doktere. Sie verſuchte, ihn ume z'wehre, mit Fragen nach allerlei Perſönlichkeiten, aber es ging ihr, wie es Einem oft mit einer Katze geht, jagt man ſie zu einem Loch aus, ſo iſt ſie ſchon unter einem andern, oder mit Spatzen, ſie fliegen wohl von einem Aſte weg, aber

nur auf einen andern, und bleiben auf dem gleichen Baume. Sie mochte fragen nach was sie wollte, so steuerte der Doktor auf den Vikari los, und Sophie that ihm Vorschub, wie sie nur konnte.

Da nahm sie mit einem Apropos, die bequemste Springstange im Reden, einen Sprung auf die Bäume, und frug das Papali, ob er nach Aarau um Bäume geschrieben habe, es wäre Zeit. Schreibe man zu spät, so müsse man haben, was überbleibe, manchmal die elendesten Grieggeln. Der Doktor ging in den Gegenstand ein, und frug den Onkel, ob er noch immer so große Freude an der Baumzucht hätte, erzählte dann wie das sein Lieblingsgeschäft wäre, wenn er nur Zeit dazu hätte, und nicht so ein unglücklicher Menschendoktor wäre. Die Bäume wären sein, und niemand als er legte Hand an sie, und wenn er an einem doktere, so pfusche ihm niemand hinein, und glücklicher Weise hätten sie keine Beine, sonst, wer weiß, liefen sie auch von einem zum andern. Die Menschen aber machten Einen wirbelsinnig; so lange sie laufen könnten, liefen sie von einem Doktor zum andern, und könnten sie nicht mehr laufen, so liefen die Menschen ihnen zu, wie Fliegen einem Aas, und wollten an ihm doktern unentgeltlich, und dann seien manchmal noch dere drunter — Himmel, wie wurde dem Mamali angst! Jetzt war die Laute auf dem Pulversatz, jetzt ging's los, da fiel ihr die Wasserflasche, mit der sie eben einschenkte, aus der Hand, splitterte, und das Wasser floß über den Tisch weg. „E Mus, e Mus," rief Sophie, das Täschli, welches später die Unverschämtheit hatte, zu behaupten, d'Mama hätte das expreß gethan, um den Rudi nicht an den Vikari kommen zu lassen. „Aber Mama, was machst aber?" sagte der Pfarrer, als das Wasser selbst ihn bedrohte. Der Doktor mußte ebenfalls aufspringen, denn er fühlte die Strömung bereits auf seinen Beinen. Sophie eilte mit trockenen Zwechelen herbei, Mamali sagte, es sei ihr doch so leid, sie wisse gar nicht, wie es gegangen sei, der Vikari nahm sein Licht, und wünschte

allerseits eine ruhsame Nacht, und endlich sagte Sophie: „so, nun ist's gut, und d's Wasser lauft nimme abe. Aber gäll Rudi, d'Mama cha guti Punktümmer mache, aber nassi!"

Vierzehntes Kapitel.

Wie ein Pfarrer und ein Doktor zusammen consultiren, d. h. über einander die Köpfe schütteln.

Am folgenden Morgen frühstückten sie ohne den Doktor, und schon waren alle fertig, als Sophie rief: „dort kommt er." Und wie Sophie rief, stand der Vikari auf, und während er ging, warf Sophie ihm die Frage nach: „weit d'r de nit warte und lose, was er für B'richt bringt?" Es zweiete sich dem Vikari; etwas reizte ihn zum Standhalten, und doch ging er, antwortete aber trotzig: Er hätte nicht Zeit, und d'Sach werde er frühe genug vernehmen. „Das ist mir e Muffi, sagte Sophie, aber, gäb wie er thut, d's Herz ist ihm doch i de Hose, und warte darf er ihm nit." „Söphi, sagte die Mutter, du redest recht unanständig, und wenn's d'r Vetter g'hört hätt, er hätt o nüt meh uf d'r." „Su hätt er mira, sagte Söphi, was isch m'r doch dra g'lege, heig öpper öppis uf m'r oder nit. Ih hah o d'Weli, uf niemere nüt z'hah." „Schäm dih, Söphi, so z'rede, Ernst ist's d'r nit, und wenn's d'r Ernst wär, su wär's recht schlecht vo d'r." „Begehret d'r de, Mama, daß ih uf alle Lüte viel heig, und mih hintersinneti, wenn so nes Dokterbürzi nüt uf m'r het, oder soll ih gar ame ne jedere Schlabi a Hals hange?" „Sophie, los, schwyg, das ist liset, und zwar unanständig, du weißt's wohl, wie's d'Mama meint, und somit Punktum," sagte der Pfarrer. „Aber es Punktum, sagte Sophie, aber

das Mal so nes trocheS, ih muß es g'wüß e weneli afüechte,“ und somit nahm sie erst den Papa obenein und küßte ihn herzlich, dann die Mama, und während Sophie noch daran war, trat der Doktor ein. „I chume ebe recht,“ sagte er. „Ja Rudi, sagte Sophie rasch, wenn du nicht gekommen wärest, so hätte ich den Kaffee ab d'r Glut gestellt.“ „O, ih meine nit wegem Kaffee, sondern wegem Küsse, jetz wird d'r Kehr a mir sy.“ „Es ist m'r leid, sagte Sophie, wäriſt früher cho, aber d'Münscheni sy abem Für, und du weißt, die erkalte plötzlig, grad wie Blei, wo d'Scharfschütze d'Kugle drus mache. Aber häb nit Flause, zell, wie's dobe ist.“ „Chum Vetter, sitz, sagte die Mama, üses Papali ist scho lang g'wunderig.“

„Oben geht es wunderlich, aber, wie ich glaube, besser, als man hoffen durfte; das ist mir eine curiose Frau, das. Nach dem Blutverlust und erfolgter Abschwächung ist auch die geistige Aufregung verflogen, in welcher sie sich einbildete, daß sie am Tode des Knaben schuld sei, und den Tod verdient habe, sie scheint sich in den Glauben zu verwandeln, man wolle es ihr andichten, es sei aber nicht wahr. Sie ist ruhig, still, und hat nichts gesagt als, sie hätte dem Bubeli keinen andern Zug gegeben, als den, welchen Mädi gebracht, u wenn der nicht recht gewesen sei, so vermöge sie sich dessen nichts, man möge sagen, was man wolle. Dann scheint sie wieder tief nachzusinnen, denn auf alles Einreden, daß ja kein Mensch sie schuld gebe, daß sie ihm treulich abgewartet, und d'r lieb Gott d's Bübli greicht heig, gab sie keine Antwort mehr. Aber ich denke mir, die Sache ist auf der Besserung.“ „Es ist möglich, sagte der Pfarrer, wenn nur nicht der Gedanke sich in ihr ausbildet, es meinten es alle böse mit ihr, und hätten ihr expreß sagen lassen, was sie sich eingebildet, oder aber, Mädi sei schuld an des Kindes Tod, und Unwirsches gegen dieses vornimmt. Ich glaube es zwar nicht, aber man weiß es nie; was da innen ist, das ist verborgen, und was

geſchehen wird, weiß Gott. Und wenn man einen Gedanken zu bilden ſuchte in der Frau, ihren Geiſt an etwas heftete, könnte man da nicht vorbauend einwirken, und vielleicht etwas Böſem zuvorkommen?"

„Onkel, ihr habt recht, ſagte der Doktor. Man könnte der Alten Aufmerkſamkeit auf das Kind lenken, welches das arme Fraueli entwöhnen muß, wenn es an der verfluxten Hebammenpraxis nicht zu Grund gehen ſoll. Man könnte ihr das Kind wie zufällig zu halten geben, hier einmal, dort einmal, könnte ihr zufällig ſagen, Meyeli müßte entwöhnen, man brauchte nicht zu erklären, warum? Vielleicht nähme ſie ſich des Kindes an, und würde das andere ob dieſem vergeſſen." „Aber Vetter, was denkſt? ſagte die Frau Pfarrerin, einer ſturmen Frau ein Kind anvertrauen! Man iſt ja keinen Augenblick ſicher, daß ſie es nicht umbringt." „Ich glaube nicht, daß Gefahr da ſei, ſagte der Doktor, im Gegentheil würde ſie an dieſem Kinde zeigen wollen, daß man ihr wohl ein Kind anvertrauen könne, daß ſie das frühere nicht vernachläßigt. Natürlich müßte man ſie anfangs nicht aus den Augen laſſen, ſo lange, bis ſie ihr früheres Weſen wieder gewonnen, ihre ſonſtigen Ausübungen angenommen hätte."

„Nein, ſchäme dich, Rudi, ſagte Sophie. Für den Beſten habe ich dich nie angeſehen, ſo wüſt dich aber doch nicht geglaubt. Weißt du, wie du mir vorkömmſt? Als ein Prieſter des Molochs, der ſeinem Götzen, dem Moloch, Kinder opfert. Anne Bäbi, die dumme Frau, iſt das häßliche Bild und ſtellt deinen Götzen dir dar, den du, wie ich von Papa gehört, Kunſt nennſt. Deiner Kunſt willſt du das arme Kindlein opfern; nicht mit Gift, das verſteht ſich, das thuſt du nicht, auch nicht mit vermeſſenen leiblichen Mitteln, wahrſcheinlich weißt du auch, da du faſt ein Profeſſor biſt, daß die Aerzte mit ſolchen nur im äußerſten Nothfall fechten. Nothfall iſt nun keiner da, denn, ſo viel ich dir abgemerkt, iſt das nicht ein Nothfall, wo bereits die Hoffnung wächst, ſondern das iſt

ein Nothfall, wo nach menſchlicher Anſicht und zwar nach wol-erwogener Anſicht, keine Hoffnung mehr da iſt, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge die Rettung von Seite der Menſchen (unſer einer, Herr Doktor, nicht ſo gelehrt wie ihr, kennt Gott immer vor) an der Anwendung eines einzigen Mittels hängt. In einem ſolchen Fall wagt man an den halb aufgegebenen Patienten ein ſogenanntes desperates Mittel, wo es heißt: Vogel friß oder ſtirb. Der Vogel iſt der Patient, das Mittel aber iſt ſeiner Natur nach todt, fühllos, in des Menſchen Willkür geſtellt. Nun haſt du einen Patienten auf der Beſſerung, und deine Kunſt hat ſinnreich ein Mittel aufgegriffen, das möglicherweiſe ihn heilt, aber dieſes Mittel iſt ein lebendig Kind, ein Menſch, und das Mittel kann oder der Kranken verloren gehen, am Leibe vielleicht, an der Sele höchſt wahrſcheinlich. Aber das redet dir dann niemand nach, ſondern es heißt nur, du ſeieſt d'ſungerbar e G'ſchickte, du lätteſt d's Jowägers Anne Bäbi uf d'r Stell z'weg g'ha. Aber wenn du das thuſt, ſo gruſet es mir ab dir, und dein Lekag ſage ich dir Kindlifreſſer; du wirſt auch meinen, es ſyg ume es King."

Der Doktor hörte dieſem Ausfall anfangs zu, wie allen Reden Sophiens, in denen ihm gewöhnlich ein Ball zugeſchleudert wurde, welchen mit Geſchick zurück werfen zu können er ſich bewußt war. Im Verlauf der Rede ward es doch ernſt, denn eine ſolche ernſte Rede hatte er nie von Sophie vernommen. Er war wohl aus den kindiſchen Neckerien, welche zwiſchen verwandten Knaben und Mädchen meiſt ſtatt finden, heraus, aber er ſtand doch mit Sophie noch auf dem verwandtſchaftlichen Standpunkte, wo man ſich nur zuruft, was Einem eben zur Hand kömmt, und wo man noch oft die ſüße Liebe in Bitterkeiten und Salze hüllt, umgekehrt wie man es mit widerlichen Heilmitteln macht, Wurmmitteln z. B. Ein Mädchen kann die ſchönſten Geſpräche führen mit ſich ſelbſt, manchmal ſogar mit einer Schweſter, aber gegen

einen Vetter, der ihm lieb iſt, oft ohne daß ſie es weiß, iſt ſie einer Kaſtanie gleich, voll Stacheln um und um, und vom Kerne merkt er nichts, bis Liebe oder Zorn, beide ſind gleich in ihrer Wirkung, werden aber ungleich umgränzt, den Kern ſchwellen, die Schale ſprengen, den Kern zu Tage legen. Nun liebt aber ein Mädchen, in welchem, wenn auch unbewußt, die Liebe ſich reget, Kinder mit beſonderer Zärtlichkeit und wo es eines habhaft werden kann, da läßt es die ganze Zärtlichkeit, welche das Herz ihm ſchwellt, am Kinde los. Daher Sophiens Zorn.

„Du redeſt wie ein halber Doktor, ſprach der Doktor, man hört dir an, daß der Onkel auch einer iſt.“ „Ein halber, wirſt du meinen,“ warf Sophie hinein. „Aber, fuhr er fort, du nimmſt die Sache viel zu ſtreng, haſt du nicht gehört, daß man die Frau überwachen ſoll, da kann dem Kinde nichts geſchehen.“ „Das weißt du nicht, ſagte Sophie, wenn ein Mal die Alte das Kind in ihre Hände nimmt, ſo läßt ſie es nicht wieder los, ſondern macht es wie mit ihrem Sohne und mit dem geſtorbenen Knaben, ſie verderbt ſie am Leibe oder an der Seele. Es iſt ein rechtes Glück, daß der Knabe hat ſterben können, es weiß kein Menſch, was es aus ihm gegeben hätte. Und jetzt willſt du das lieblichſte Kind von der Welt, das ſo freundlich iſt, und ſeiner Mutter wie aus den Augen geſchnitten, der Großmutter in die Hände ſpielen, um es zu vermeiſterlöslen, und ein recht ungezogen, unatlig Ding aus ihm zu machen. Man ſollte gar keine Kinder in die Nähe von ſolchen Menſchen laſſen, geſchweige dann ſie brauchen wie ein Zugpflaſter oder eine Haarſchnur.“

Der Doktor hörte Sophie ſo verwundert zu, daß er gar nicht an eine Antwort dachte. Da ſprach der Pfarrer: „Sophie, dein Eifer iſt ſchön, aber ganz verſtändig iſt er nicht. Wenn du keine Kinder in Händen laſſen wollteſt, in welchen ſie verdorben werden könnten, wo wollteſt du mit all den Kindern hin, und wären vielleicht deine Hände die rechten? Das mahnt mich gerade daran, als wenn du keine

Kirſchen auf den Bäumen wollteſt reifen laſſen, weil ſie die Spatzen freſſen könnten, oder keine Erbſen ins Freie ſetzen, aus Furcht vor den Tauben. Vor allen Gefahren kann man nicht ſein, Gott muß man auch etwas anvertrauen können; alles voraus berechnen, berathen, verhüten, kann man nicht. Sieh, da leben wir wieder als ohnmächtige Weſen unter einer höhern Macht, und unglücklich oder thorrecht ſind wir nur, wenn wir dieſe Macht vergeſſen, in ihr Gebiet greifen, uns oder etwas anderes an ihre Stelle ſetzen wollen. Du haſt deine Meinung nur in Beziehung auf dieſen Fall geäußert, aber ich kenne ſie wohl, du meinſt eigentlich, man ſollte keinen Großeltern Kinder anvertrauen, indem unter ihren Händen die Kinder vermeiſterlöslet würden. Du kömmſt mir mit dieſem faſt vor, wie der Doktor mit ſeinem Doktern; glücklich erziehen, glücklich heilen, hat niemand in ſeiner Macht; wohl dem, der nur treu iſt, und wenn du den Großeltern die Kinder nehmen wollteſt, ſo wäre es etwas Aehnliches, wie wenn der Doktor den Kranken keine geiſtige Hülfe zukommen laſſen wollte. Sonnenſchein iſt wohl herrlich, und die Hauptſache, aber ohne Thau verkümmerten im Sommer die Pflanzen doch. Die Eltern der Kinder, in ihrer Wärme reifen ſie. Aber trocken ſind die Eltern oft, ergriffen von des Tages Mühen, ihre Zeit gefüllt mit Arbeit, Befehlen und Zurechtweiſen, das iſt ihre immer wiederkehrende Aufgabe, Niederdrücken das aufkeimende Böſe ihre beſtändige Mühe. Die Großeltern ſind der Thau der Kinder; ſie ſind's, die mit ihrer freien Liebe die kindliche Liebe nähren, friſch erhalten, immer ein offenes Herz haben für der Kinder Leiden und Freuden, dafür ſorgen, daß das Gemüth des Kindes nicht erſtarre im rauhen Leben, ſondern weich und offen bleibe dem Guten, dem Schönen, der Liebe. Und wiederum erquicken die Kinder das alternde Herz, das ſonſt ganz öde wäre, und ebenfalls vertrocknete. Denn die Kinder ſind dem elterlichen Herzen entwachſen, bedürfen der Hülfe weniger, ſind verſchloſſener geworden, an ihrer Statt

ziehen die Großkinder ein, und füllen es mit neuen Freuden, neuen Hoffnungen, erquicken es täglich mit dem Thau der Liebe. So hat der liebe Gott für das menſchliche Herz geſorget, daß es weich bleibe im Leben. Erſt giebt er einen Bräutigam, der ſchließt es auf, dann kommen Kinder und reinigen es, dann kommen Großkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott ſelbſten kömmt und es verklärt mit ſeiner Klarheit. So hat es Gott gewollt, es ändern wollen wäre Aberwitz und Grauſamkeit, ſo könnte man mit dem gleichen Recht den Mädchen die Liebhaber verbieten, weil manches Mädchen durch ſie verdorben, oder gar das Heirathen, weil noch mehrere dadurch an Leib und Seele unglücklich geworden ſind.

„Das Zuſammenleben der Großmutter mit den Kindern bei Jowägers kann ſpäter jedenfalls nicht verhütet werden, des einen oder des andern wird ſie, wenn ſie wieder zurecht kömmt, was wir zu Gott hoffen wollen, doch wieder insbeſondere ſich annehmen, daſſelbe mehr oder weniger zu dem ihrigen machen. Nun iſts doch wahrhaftig beſſer, ſie wähle dieſes freundliche, milde Mädchen, ſtatt einem wilden, kräftigen Burſchen. Ein ſolches Mädchen wird ſie weit aus am wenigſten verderben, weil ſie es nie von den übrigen wird losreißen können, denn ein ſolches Mädchen will Allen lieb ſein. Der vorige Bube hingegen war von Allen mehr oder weniger getrennt, konnte mit der Großmutter alles machen, gegen Alle nahm ſie ihn in Schutz, darum frug er auch allen Andern nichts nach. Möglicherweiſe wäre er verdorben worden, aber da hat Gott geholfen; möglicherweiſe hätte er durch den Zwieſpalt, in welchen er mit Allen immer mehr gerieth, den böſeſten Einfluß auf die Frau gehabt und die ganze Haushaltung geſtört. Wer weiß aber, was die alte Frau in den Händen eines lieben, kleinen Mädchens wird, und ob daſſelbe nicht recht verſöhnend und mildernd auf ihre Seele wirket? Und das ſollte nicht zu verſuchen ſein, Sophie, was meinſt du?“

„Verzeiht Papa, ſagte Sophie, ich bin ein vorſchützig Ding. Rudi, es iſt mir leid, wenn ich hart war und grob. Aber es kam mir ſchrecklich vor, ſo ein Kind als Mittel zu gebrauchen, und ſo ſtelltest du es dar; jetzt, da der Vater das Geiſtige heraus gekehrt hat, faſſe ich es, und belehren laſſe ich mich gerne. Bis nit höhn.“ „Nein, lieb Bäschen, ſagte der Doktor, wer wollte höhn ſein; auf dieſe Weiſe ſehe ich Mädchen gerne böſe. Aber ich muß wahrhaftig fort, und kann vielleicht morgen nicht wiederkommen. Onkel, ich hätte eine Bitte an euch.“ „Was?“ „Ginget ihr mir nicht heute oder morgen zu der Frau und ſähet zu, wie es ſteht und verſuchtet, ſie zu erkunden und aufzurichten? Sollte irgend etwas Bedeutendes vorfallen, ſo ſendet mir einen Expreſſen.“ „Aber Növö, ich bin ein Geiſtlicher.“ „Onkel, ſtraft mich nicht, ich bin nicht ſchlechter als Sophie, die läßt ſich ja auch belehren. Aber geht der Vikar zu ihr, ſo — ſchlage ich ihm beide Beine weg, er hört dann laufen.“

Das vom Doktor vorgeſchlagene Mittel hatte ſeine erwünſchte Wirkung, freilich nur langſam. Anne Bäbi wiederholte öfterer, es ſei nicht ſchuld, und wenn man ihm lange einen Herr ſchick, der's ſäg, ſo ſei es doch nicht wahr. Mädi hätte den Züg gebracht, was fürige es geweſen, wiſſe es nicht, Mädi werd's wiſſen, ſie ſollten das fragen. Es hätte ſchon lange gemerkt, daß es ihm das Bubeli nicht gönnen möge, aber ſein Lebtag hätte es an allem ſchuld ſein ſollen.

Der Pfarrer, vor welchem es auch ſo redete, wollte ihm ſagen, es denke kein Menſch daran, ihm die Schuld aufzubürden. Da fragte es, warum man ihm da ſo einen ſchwarzen Mann habe kommen heißen, der ihm das habe ſagen müſſen; er hätte da neuis von einem Traum geſagt, das ſei nur geweſen, damit es nichts merken ſolle, aber es hätte es doch gemerkt. Das ſei gefahren wie Feuer durch ihn's durch, es hätt's gedüecht, ke Stung möge es mehr leben, und es ſei ihm noch ſo, wenn es d'Schuld ſein ſolle. Der Pfarrer ver-

ſuchte nun, ihm zu erklären, daß das ſein Vikari geweſen, den niemand habe kommen heißen. Aber man hätte viel von ihrem Unglück geredet, und alle Leute hätten ein gruſam Bedauern mit ihr gehabt, und da ſei es gar wohl möglich, daß dem Vikari das im Traum vorgekommen ſei. „Ja wolle, ſagte Anne Bäbi, e ſellige Herr, u de noh e junge, wird vo ne re alte Frau traume. Und wenn er ſo es Bidure mit m'r g'ha het, warum chunt er de, u ſeit, ih ſyg d'Schuld?" „Ihr werdet ihn unrecht verſtanden haben, ſagte der Pfarrer, er hat wahrſcheinlich das Gegentheil geſagt, nämlich, ihr hättet das Kind nur zu lieb gehabt, und deswegen hätte es Gott zu ſich genommen." „Su iſt er e Sturm, ſagte Anne Bäbi, weiß dä de nit, daß es heißt, mi ſoll d'Kind lieb hah? Warum laht me de ſellig umeangere laufe? Aber ih cha's notti nit glaube."

Unterdeſſen war Meyeli mit dem Kinde hereingekommen, draußen war ihm gerufen, da bot es daſſelbe der Mutter dar und frug, ob ſie es nicht einen Augenblick halten wolle, es komme gleich wieder. Das Kind machte anfangs ein Dureli, lächelte aber gleich wieder, machte ein freundlich Geſichtchen, und ſtreichelte die Großmutter mit ſeinen Händchen. Unterdeſſen ſprach der Pfarrer: „ſeht meine liebe Frau, daß kein Menſch an ſolche Dinge denkt, ſie würden euch nicht ein Kind anvertrauen, wenn ſie euch nicht beſſer trauten, als ihr meint. Und das Kind könnte euch nicht ſo lieben, wenn ihr es nicht gut mit den Kindern meintet, die wiſſen es, wer es gut mit ihnen meint und wer nicht." Sein Lebtag, ſagte Anne Bäbi, hätte es die Kinder immer g'liebet, ſie ſollten das gerne afe wüſſe, un ihm de nit ſelligs zumuthe. „Aber gäll, du meinſt das nicht, ſagte Anne Bäbi zur Kleinen, du fürchteſt dich nicht vor der Großmutter? gäll, du weißt, die thut dir nichts? So nes King het mängiſt meh V'rſtang as groß Lüt. Aber we's es Unglück gäh hätt, ſi wäre d'Schuld gſy, u hätte müſſe d'Schang hah, ih hätt mih deſſe nüt v'rmöge, warum hei ſi

mih welle d'Schuld gäh." Sobald Meyeli wiederkam sagte Anne Bäbi: „seh, nimm's u gieb ihm z'suge, u de cha nihs sauft noh e weneli hah." „Mutter, antwortete Meyeli, ih säuge nimme." „Säugst nimme, warum nit?" „D'r Dokter het's bifohle," antwortete Meyeli. „Es wird öppis angers sy, sagte Anne Bäbi, aber wer het d'r de d's King g'ha z'Nacht?" „Mädi," antwortete Meyeli. „Mädi, so, Mädi, dem vertrauft du de dys King, un ih bi d'Großmutter, so, jetz g'seh nih, wie d'rs meinit. Aber Mädi, die Täsche, soll's nit hah, ih thue's nit." „Mutter, ihr seid ja krank gewesen, wer hätte euch da mit einem Kind plagen können? Sonst b'hüetis, wem hätte man es lieber geben wollen?" „Aber ih bi nimme krank, u daß es d's Mädi heig, thue ih nit, ih bi d'Großmutter; gäll du arms Kingli, du heft müsse by me ne sellige Mönsch sy."

Und Anne Bäbi wendete von selber Stund an alle Aufmerksamkeit auf das Kind, und wenn es schon zuweilen noch seine Pfeile abschoß und sagte: es düech's, es well's z'rschryße, daß me ihm selligs d'Schuld gäh heig, u si chönne selber d'Schang hah, we's unger d'Lüt chöm, un es wär ne recht g'scheh, we's ihm g'rathe wär, so waren das nur hohle Worte, und weder Salz noch Pfeffer darin. Es waren gleichsam nur so Leuchtkugeln, welche Weiber sehr oft bei der Hand haben, um Alles um sich herum im Respekt zu erhalten. Es wäre aber sehr schwer, auszumitteln, was Anne Bäbi kurirt, ob, nach der Ansicht des Doktors, die Liebe zum Kind, oder eine andere Kraft, welche gar nicht in Rechnung gebracht worden, die Eifersucht gegen Mädi.

Wer berechnet da unten die Kräfte, welche sich regen, wenn von außen her etwas an den Menschen gebracht wird, irgend etwas an ihm in Bewegung zu setzen, oder stille stehen zu lassen. Wir können rechnen ganze Bogen voll, und accurat ausrechnen, was jede Zahl in sich enthält, 2 mal 2 oder x mal x, können abtheilen den Hafer den Pferden, und wä-

gen das Waſſer, welches ein Mühlrad treiben ſoll, aber im Menſchen innen, da können wir nicht rechnen; es kann der Arzt nicht rechnen mit Beſtimmtheit, wann er den Leib heilen will, noch viel weniger, wenn er die Seele in der Kur hat. Des Menſchen Inwendiges gleicht einem Gemache, deſſen Wände aus lauter Knöpfen beſtehen, die aber ſämmtlich verborgen ſind; man mag ſich in demſelben bewegen, faſt wie man will, ſo berührt man einen, und merkt es nicht. Und dieſer Knopf bewegt eine Feder, und etwas ſpringt heraus, an das man gar nicht gedacht hat. Bald iſt's der Keim zu einem Uebel, den man hervorruft, ein verborgenes Feuer, das den Reſt der Lebenskraft verzehrt, bald eine eingeſchloſſene Kraft, die dem Leben neuen Aufſchwung giebt, die Heilung alleine übernimmt. Bricht eine verzehrende Kraft hervor, geht es bös, ſo ſagt der eine, das ſei ein alter Reſt, von dem hätte er nichts gewußt, oder da ſei etwas ung'ſinnet dazu gekommen, an das man nicht geſinnet; wenn das nicht geweſen, ſo wäre er gerettet worden ohne anders; ein anderer aber ſagt, da ſei etwas, über das man noch nicht im Reinen ſei, oder denkt es wenigſtens, denkt, welchen Knopf man wohl berührt, aber renommiren thut er nicht, macht freilich auch mit vielem Verweiſen vor dem Krankenbett dem Leidenden nicht Angſt. Bedenkliche Geſichter und unſchlüſſige Mienen gehören allerdings auch nicht vor den Kranken, ſonſt verliert er Muth und Zutrauen, ſo gut wie die Soldaten, wenn der Feldherr nicht mehr weiß, wo er iſt, oder gar den Weitern nimmt.

Geht es aber gut, ung'ſinnet, ſo ſagt der Eine: „Jä gäll, hab nih's nit g'ſeit, hab nih's nit troffe, macht das en andere o?" Der andere aber ſagt: „Das hab ich nicht geglaubt, das haben wir Gott zu danken, der hat es über Menſchen Vermögen zum Beſten gewendet." Curioſer Weiſe nun halten die Menſchen mehr auf dem Renommiren, als auf dem ſich Demüthigen, und nicht nur bei Aerzten, ſondern allerwärts und je überflüniger Einer thut, deſto ein größeres

Herrgöttli machen die Leute aus ihm, aber nur ihm zum Verderben, denn noch kein Goliath iſt erſtanden, dem nicht ſein David nachgekommen wäre. Aber es war von Anfang ſo; der Teufel war der erſte Renommiſt, Marktſchreier, Rühmi, und Eva glaubte ihm auch mehr als Gott. Wo die Lüge überzieht in einem Menſchenherzen, da zieht auch der Glaube an die Lüge vor, aber wer aus der Wahrheit iſt, der erkennet die Wahrheit. Dieſe Wahrheit wäre der Schlüſſel zu manchem Räthſel, wenn man ihn nur beachten wollte.

Den Dokter ärgerte dieſe Hülfe durch die Eiferſucht, wo er nur auf Liebe gerechnet, nicht ſchlecht. Er gehörte nicht unter die, welche ſich zuſchreiben, an was ſie nicht gedacht, dagegen, wenn eine Kraft ins Spiel kam, an die er nicht gedacht, und ihm die Heilung verdarb, ſo machte er ſich ſchwere Vorwürfe, eben daß er nicht daran gedacht. Er ärgerte ſich beſonders darüber, daß da, wo man etwas Gutes erwarte, etwas Schlechtes zum Vorſchein komme. Wir hätten eine Saunatur, ſagte er, es erleide Einem, Menſch zu ſein. Längs Stück ſehe man an einem Menſchen nichts gutes, komme einmal etwas zum Vorſchein, an dem man Freude haben könne, und ſehe man es genauer, ſo ſei es ſo ſchlecht als das andere, nur hätte es der Teufel ſchön angeſtrichen. Rechne man im Menſchen auf eine gute Kraft, ſo ſei die nicht da, laſſe Einen im Stich, und ſtatt derſelben ſpringe eine ſchlechte hervor, und verrichte den gleichen Dienſt. Das mahne ihn gerade, als wenn Teufel mit Schwänzen und Hörnern den Dienſt von Engeln verrichteten, wo Einem ob den Teufeln die ganze Sache verleidete, wie gut ſie an ſich auch wäre. So müſſe es Einem erleiden, mit dem geiſtigen Menſchen zu thun zu haben, wo lauter Trug ſei; alles täuſche, wenn man nicht auf lauter Böſes rechne. Da ſei es in Beziehung auf den Körper doch unendlich beſſer, die Rechnung weit ſicherer zu ſtellen, und weit mehr zu trauen.

Der Pfarrer war nicht gleicher Meinung. Daß der Kör-

per leichter zu behandeln ſei als die Seele, gab er gerne zu, aber daß Böſes im Menſchen Gutes wirke, das ſei eben das Troſtreiche, ohne welches man verzweifeln müßte, ohne welches die Welt längſt ſchon auf dem Kopfe ſtünde. Das ſei eben Pfand und Siegel, daß der Teufel kein Gott ſei, der mit unſerm Vater im Himmel um den Sieg ringe, ſo daß dato noch zweifelhaft ſei, welches oben auf komme, das Reich des Lichts oder der Finſterniß. Es thue wohl der Teufel wüſt und ſuche was er vermöge, aber das eben ſei ſein Fluch, und der Fluch aller derer, die ihm verfielen, daß ſie wüſt thun müßten fort und fort, aber nicht nur nichts abbrächten, ſondern das Gute fördern, Gottes thätigſte Diener ſein müßten, ſiehe Exempel an Joſeph und ſeinen Brüdern, Chriſtus und den Juden. Und wie es mit den Weſen ſei, ſo ſei es auch mit den Kräften, wie bös die auch ſeien, Gott ſpanne ſie in ſeinen Pflug und pflüge damit ſein Ackerfeld, daß es grüne und Früchte trage. Wenn man alles weg thun wollte auf Erden, was der Geiz, der Neid, die Ehrſucht u. ſ. w. gethan, es würde armſelig ausſehen auf Erden. Nun fromme das Gute, welches er wirke mit böſer Kraft, dem Thäter nichts zum Heil ſeiner Seele, im Gegentheil zur Sünde werde es ihm gerechnet, dem Chriſten gereiche dieſe Wahrheit zur größten Freudigkeit, wie es auch ſtürme um ihn, und dunkel werde zu Zeiten, er zweifle nicht, werde nicht irre im Dienſte des Vaters, dem jede Kraft zu Dienſten ſtehe, der in die Hölle führe und wieder hinaus, der mit ſeinen Feinden, trotz ihrem Winden, ſeine Zwecke wirke. .

„Ja, ja, das iſt alles recht ſchön, Onkel, ſagte der Doktor, aber eine verpfuſchte Natur haben wir doch und das iſt's, was mich eben ärgert, daß ich mir ſelbſt erleide, mich ſelbſt anſpucken möchte. Ich glaube es nicht, aber möglich wär's doch, daß der Teufel mich ritte in meinem Berufe, mich ſpornte, Andern voran zu kommen, und das könnte mich ſo ärgern, daß ich dem Teufel zum Aergerniß mein Lebtag

im Bette liegen bliebe, um ihm zu zeigen, daß ich nicht sein Narr sein möge."

„Lieber Nöso, ärgere dich nicht unnöthig, aber werde etwas demüthiger, das ist die Hauptsache, welche dir fehlt; du leidest halt auch an einer Zeitkrankheit, bist zu hochmüthig, nicht gegen die Menschen, sondern eigentlich gegen Gott, und das ist eben der Unsinn. Willst Lieb-Gottlis spielen, und fühlst mit jedem Athemzug deine und Anderer Gebrechen, das macht dich taub, wirfst alle Augenblicke dem lieben Gott den Bündel vor die Thür, und kriegst noch den Weltschmerz, die allerneuste Krankheit. Drei Jungens haben von ihrem Vater drei Höfe geerbt, mager, wild, viel Steine dabei, und Moräst auch. Der eine der Jungen meint, was er hätte an seinem Höfchen, baut sich mitten im Dreck einen Thron von Steinen, und setzt sich oben auf und brüstet sich oben, daß es ein Erbarmen ist. Dem zweiten ist der Hof zu unbedeutend, gering, er verschleudert ihn auf die muthwilligste Weise, unter beständigem Schimpfen und Klagen, und erst wenn er ihn nicht mehr hat, und nichts anderes dazu, fällt ihm ein, wie gut es wäre, wenn er doch wenigstens das noch hätte, was er gehabt. Der dritte aber kratzt sich wohl in den Haaren, aber er bauet sich keinen Thron in D..., verschleudert aber auch den Hof nicht, er räumt Steine ab, trocknet Moräste aus, säet mit fleißiger Hand, thut was möglich ist, und sieh, am Ende ist das magere wilde Höfstein doch dankbar, wird schön, ein lebend Lob seines Pflegers, und lohnet ihn reich. So ist's mit unserer Natur, sie ist auch ein mager, wild Höfstein, aber verachte es nicht, Nöso, sondern verbessere es, namentlich aus dem deinigen läßt sich so manches machen, wächst ja schon so manches Gute wild. Falle nicht in den Fehler der Meisten, die ihr Erbtheil entweder überschätzen, oder zu gering schätzen, baue es, du wirst davon reichlich ernten. Und wo Löcher und Moräste sind, da hat Gott es wohl gemeint, wenn er Steine dazu gelegt hat, mit den Steinen kann man die

Löcher vermachen, eins ſiſt wider das andere gut. Darum auch war Anne Bäbis Eiferſucht da, die war auch ſo ein Stein, welcher ein Loch vermachte, ein Reiz, welcher den Verſtand wieder aus dem Loche lockte, in welches er verſunken war."

„Ihr ſeid ein curioſer Onkel, ſagte der Doktor, ihr dreht immer alles auf die beſſere Seite, und darwider haben kann man nicht viel, aber alles ſo nehmen zu können, das iſt eine Kunſt, welche ich einſtweilen nicht lernen werde. Eines aber müßt ihr mir helfen. Euern Einfluß müßt ihr anwenden, daß ſie droben mir die alte Magd fortſenden. Das iſt mir ein verfluchtes Menſch, das. Das iſt eine von denen, die, wenn ihnen der Mann ſagt: „ſchwyg, oder ih ſchryße d'r d'r Gring ab," antworten: „un ih ſchwyge nit, u ſchryß ume, ſo ſurre ih noh mit d'r Röhre!" Die läßt mir meine Patientin nicht in Ruh, ihre Eiferſucht iſt nun ebenfalls erwacht, weil man ihr das Kind genommen und es der Alten gegeben, das kann ſie gar nicht verwerchen. Wo ſie nur kann, reißt ſie daſſelbe an ſich und kann ſie das nicht, ſo ſtichelt ſie, wenn es etwas Ungeſchicktes gebe, ſo wolle ſie nicht ſchuld ſein, aber es düechte ſie, man hätte es erfahren können, wie es ung'ſinnet etwas geben könne, an das niemand geſinnet. Natürlich belfert dann die Alte auch und das unterhält eine Aufregung, welche höchſt ſchädlich iſt. Es iſt fürchterlich mit einer gewiſſen Klaſſe von Weibern. Wenn der Teufel in ſie fährt, ſo muß es geredet ſein, es muß uſe, und wenn jedes Wort eine Feuerflamme, die Welt ein Pulverfaß wäre, und wenn der Teufel mit einer dreizinggigen Gabel vor ihr ſtünde und ſagte: „ſchwyg oder ih gable dih uf," ſie ſchwiegen nicht, uſe muß's! Es iſt mir ſchon manchmal ganz krampfhaft in die Hände gekommen, und mir geweſen, als müßte ich ſo einer die Luftröhre etwas enger machen, und weil ich nicht durfte, hudelte es mich, als ob ich das ärgſte Fieber hätte. Weiß Gott, Onkel, wenn es wirklich wahr iſt, daß von jedem un-

nützen geſchweige dann von jedem verfluchten Worte Rechnung gegeben werden müſſe, ſo habe ich es auch mit jenem Pfarrer, der einmal predigte: es ſeien keine Weiber im Himmel. Was meint ihr, Onkel?" „Weißt du, was der Papa meint, antwortete Sophie raſch, die Weiber mit den unnützen Worten würden da ſein, wo die Doktoren, welche nie was unnützes gemeint, und nichts unnützes verſchrieben hatten, und ſo würden circa gleich viel Weiber wie Doktoren im Himmel ſein. Uebrigens mein lieber Rudi, thäteſt du beſſer, die Bibel auf dich anzuwenden, ſtatt ſie ob den armen Weibern zu verdrehen, denn es heißt nicht, daß man um eines unnützen Wortes willen nicht in Himmel komme, ſondern daß man davon Rechnung ablegen müſſe. Und was wartet denn eigentlich dem, der die Bibel verdreht und nur ſpottsweiſe ſie anwendet, könnt ihr mir das ſagen, hochgeehrter Herr Doktor?" „Aber Sophie, ſagte das Mamali, du biſt doch ſo pukt und aufbegehriſch, der Vetter hat ja nur Spaß gehabt." „Ich kenne den Spaß, ſagte Sophie, und was dahinter ſteckt; hat er aber wirklich nur Spaß gehabt, ſo wird er meine Worte auch nur ſpaßweiſe aufnehmen; ſo ein gelehrter Herr wird wiſſen, daß es aus dem Walde kömmt, wie man hineinſchreit."

„Kinder, zankt nicht, ſagte der Vater, und du Sophie geh und ſieh, daß die Suppe uns nicht anbräntet; dein Aemtchen ſcheinſt du mir ganz und gar zu vergeſſen und zu vergeſſen, daß ich es recht wohl leiden mag, wenn ein Mädchen mit allerlei Dingen ſich befaßt, jedoch nie auf Koſten deſſen, was es eigentlich ſoll. Du aber, Rudi, vergreife dich nicht an der alten Dienſtmagd, dem Mädi, und muthe den Leuten ja nicht zu, daß ſie dieſelbe fortthun. Ich kann wirklich nicht begreifen, wie dir nicht gleich eingefallen iſt, daß dieſes geradezu die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen würde. Die Magd und die Frau ſind wohl an die dreißig Jahre bei einander und das Kiefeln, welches dir aufgefallen, dauert ebenfalls an

die dreißig Jahre, ſie haben ſich beſtändig gezankt und doch nie entzweit; Mädi wollte eine Art Ebenbürtigkeit behaupten, ſich nicht kujoniren laſſen, und Anne Bäbi wollte zeigen, daß es die Meiſterfrau ſei. Dieſes beidſeitige Streben war dreißig Jahre lang ihre Lebensfreude, war zum eigentlichen Lebenselement geworden, gab ihnen auch die, beiden ſo nothwendige, Gelegenheit zum Reden, welche ihnen das ſchweigſame Mannevolk ſelten gewährte. Gegenüber dem Mannevolk waren ſie einig, machten ihm gemeinſam den Marſch, hatten ihre Freude an den Schlämperligen, welche ſie ihm anhängten. Weil ſie gleichſam den gleichen Feind hatten, ſo meinte Mädi, ſie müßten auch die gleiche Liebe haben, darum was Anne Bäbi liebte, liebte Mädi nicht nur, ſondern meinte auch, der Gegenſtand dieſer Liebe müſſe ihn's noch mehr lieben als Anne Bäbi; daher die Eiferſucht. So ging es mit Jakobli, dann mit dem verſtorbenen Kind, und jetzt mit dieſem. Das iſt alſo gar nichts neues, es wird Anne Bäbi nicht aufregen, wenn Mädi trümpft, wird ihm im Gegentheil ins alte Geleiſe helfen, aus welchem ihn's nur das Unerwartete, Unbekannte brachte, ein Tod, den es ſeit ſeiner Ehe noch nicht erlebt, oder ein Vorwurf, den es noch nie gehört. Jemehr das Alte, Gewohnte ihn's wieder in Anſpruch nimmt, deſtomehr werden die neuen und ungewohnten Eindrücke ſich verwiſchen, das Gleichgewicht ſich wieder herſtellen. Entfernt aber die Magd, ſo wird Anne Bäbi neu angeregt, wird meinen, man habe das ihm zu Leid gethan, wird ſich einbilden, ſie ſeien die beſten Freundinnen geweſen und deswegen habe Mädi fortmüſſen; für die Folgen, welche dieſes hätte, ſtehe ich dir nicht."

„Aber Onkel, wenn ich bei geſundem Verſtand dabei ſein müßte, ich würde ein Narr; was muß das für eine Wirkung haben, bei einer Frau, die eben nicht geſunden Verſtandes iſt?" antwortete der Doktor.

„Ihr Doktoren ſeid auch curios, ſagte der Pfarrer. Ihr

redet ſo oft davon, daß die Heilmittel einer jeden Natur angepaßt ſein müßten, und vergeßt es doch ſo oft in der Anwendung. Davon will ich nicht reden, daß ein Fremder die Volkseigenthümlichkeiten nicht beachtet, ein Stadtarzt das Leben der Landleute nicht berechnet, viele an die Familienanlagen nicht denken, ſondern davon, daß ihr Aerzte ſo oft in den Fehler fallet, von eurer Natur und Eigenthümlichkeit aus die Zuſtände aller andern Menſchen zu beurtheilen und zu berechnen. Es giebt Aerzte, welche ſchwächlicher Art ſind und vor vielen Dingen ſich in Acht nehmen müſſen, oder ſich in Acht nehmen zu müſſen meinen; die gleiche Lebensweiſe und Sorgfalt bringen ſie nun ihren Patienten auf und verderben ſie auf dieſe Weiſe durch Verzärtelung. Andere bilden ſich ein, wenn es ſie am Kopfe beißt, es ſei eine Gehirnentzündung im Anzuge, oder wenn es ſie am Rücken jucket, es formire ſich eine Rückenmarksauszehrung, und nach dieſem Meinen und Fürchten beurtheilen ſie die Zuſtände der Patienten und kämpfen als wie mit Löwen, während nur Mücken um ſie tanzen. Handkehrum aber, wenn es ſie ſelbſt am Kopfe nicht beißt, ſo denken ſie an keine Gehirnentzündung und ſehen den bedenklichſten Zuſtand nur für ganz ordinäres Kopfweh an. Andere ſind Meiſterloſe und ſchwatzen allen Leuten ihre Meiſterloſigkeit auf, eſſen zeitweiſe keinen Salat z. B., dann ſoll niemand mehr Salat eſſen, oder trinken kein Bier, dann ſoll es auch männiglich laſſen."

„Aber Onkel, haltet ihr mich denn eigentlich für einen Tropf, daß ihr mir ſolche Beiſpiele vor Augen haltet?" fragte der Doktor.

„O nein, lieber Rudi, du biſt meines lieben Bruders lieber Sohn, aber ich wollte dich nur darauf aufmerkſam machen, daß du ein Menſch ſeieſt wie andere Menſchen. Nun hat jedes Menſchen Auge ſeine eigenthümliche Färbung, und wie die Farbe vom Sonnenlicht kömmt, das durch die Gegenſtände verſchieden gebrochen und zurückgeworfen wird, ſo brechen

und ſpiegeln auf verſchiedene Weiſe die Gegenſtände in unſerem Auge ſich ab, je nachdem das Auge beſchaffen, gefärbt iſt. Dieſe Färbung wechſelt bei manchem Menſchen ſtündlich, bei andern unmerklich in der Jahre Lauf. Dieſer Färbung unterliegt auch der Arzt trotz Wiſſen und Erfahrung, er ſieht die Dinge eigenthümlich an und nicht immer gleich, oft klarer, oft ganz nach eigenthümlicher Stimmung. Es hängt des Menſchen Heilung alſo nicht bloß von des Arztes Wiſſen, ſeinem Eifer, ab, ſondern auch von der jedesmaligen Färbung des Auges, wenn nämlich des Menſchen Heilung alleine in des Arztes Kunſt geſtellt wäre. Dieſer Schwachheit biſt du unterworfen, andern Menſchen gleich, trotz allem deinem Wiſſen. Was dir weh thäte, die beſtändige Oppoſition, das Kiefeln über nach deiner Meinung ausgemachte Dinge, das willſt du verbieten, und bedenkeſt nicht, daß es in gegebenen Naturen ein Lebensreiz nicht nur, ſondern ein Lebensbedürfniß iſt. Glaube mir, lieber Növö, die Beurtheilung des Zuſtandes eines Menſchen rein nach deſſen innerer und äußerer Eigenthümlichkeit, ohne Einmiſchung unſerer Neigung oder Abneigung, unſerer Vorurtheile oder vorgefaßten Meinung (unſerer eigenen Subjektivität), iſt eine Sache, die ins Gebiet der Unmöglichkeit gehört, wo mit der größten Anſtrengung nur eine Annäherung möglich iſt. Für Arzt und Pfarrer iſt's daher von der größten Bedeutung, dieſes nie aus den Augen zu laſſen; wer das nicht thut, macht ſich zum Papſt, und das iſt eben lätz und ſehr gefährlich."

„Aber Onkel, ſagte der Doktor, ihr nehmt mir da ein zufällig Wort wieder ſo ſchwer auf und knüpft Wahrheiten daran, himmelhohe, es iſt gar nicht mit euch auszukommen."

„Lieber Rudi, eben die ſogenannten zufälligen Worte drücken beſtimmte Anſichten aus, ſind Blätter, die von einem Stamme fallen und der Stamm hat ſeine Wurzeln tief unten in der Seele und wenn ich bei jedem Worte, das dir aus dem Munde kömmt, dir die Wurzel zeige, welche es emporgetrieben,

ſo verzeihe es mir. Ein alter Pfarrer hat auch ſeine Angewöhnung, und die meine iſt die, innerlich in all ſeiner Bedeutung nachzuweiſen, was äußerlich nur als zufällig erſcheinet. Und wenn ich dich auch aufmerkſam machen wollte, daß du von der übrigen Menſchen Beſchränkung nicht frei ſeieſt, ſo wollte ich dich damit nur billig machen gegen den Vikari, der aus gleichem Grunde fehlte, welcher dich auch faſt einen Fehler machen ließ."

„Aber Onkel, ich hoffe doch nicht, daß ihr mich mit dem Vikari zuſammenzählen werdet, ſo ein halbverrückter Sturm bin ich doch nicht," ſagte der Doktor. „Sieh mal, lieber Növö, wie du gleich böſe wirſt, wenn man dir ſagt, du ſeieſt dem Irren unterworfen wie andere Menſchen, auch wenn man dich auf der That ertappet. Du beurtheilteſt das Verhältniß von Mädi und Anne Bäbi nach deinem perſönlichen Gefühl und nicht nach ihren eigenthümlichen Naturen, und was that der Vikari anders? Er beurtheilte die Lage von Anne Bäbi und wollte ſie benutzen nach dem ihm eingebläueten Syſteme, das er für das einzig wahre hält und hauptſächlich deswegen, weil er ebenfalls die Welt als ein großes Tintenfaß anſieht, durch welches man waten muß unter Heulen und Zähneklappen, um zur himmliſchen Freude zu gelangen. Er macht ein ſo unglückliches Geſicht und weil er meint, er habe das rechte Trom ergriffen, ſo meint er ebenfalls, wen man ſelig machen wolle, den müſſe man vorerſt zum gleichen Geſichte bringen. Das iſt eben die unglückliche Syſtemkrankheit, welche aber unter den Aerzten zu Hauſe iſt wie unter den Theologen, unter den Pietiſten wie unter den Ungläubigen. In ſolchen Händen wird jedes Syſtem zu dem berüchtigten Bette, in welches man ſeine Patienten legt; ſind ſie zu lang, haut man ſie unten ab, ſind ſie zu kurz, reißt man ſie auseinander bis ſie oben und unten ankommen, ob es ihnen wohl oder übel thut, frägt man nicht, man handelt nach ſeiner Ueberzeugung, und wer von ſeinen Kollegen nicht ſo handelt, den verdammt

man, macht Ketzergerichte, wenn man kann, hält einen Arzt z. B., der Speck und Salat, oder gar Speckſalat nicht radikal verbietet, für einen Mörder von Handwerk, dem man es legen ſoll, je eher je lieber. Darum, lieber Rudi, hudle mir den Vikari nicht. Ich zähle dich allerdings nicht mit ihm zuſammen, aber an Unduldſamkeit biſt du ihm ähnlich. Ich bin auch nicht immer mit ihm zufrieden, das weiß Mamali am beſten, aber ich laſſe ihn gewähren, weil ihm das Vertrauen zu mir fehlt, welches die Jugend ſelten zum Alter hat. Mit dir habe ich offen geſprochen, weil du mir lieb biſt, ich dir hoffentlich auch, und ich dich von der Einſeitigkeit heilen möchte, welche ſo gerne den beſchäftigten Arzt beſchleicht, daß er alles um ſich verachtet, bis an ſich ſelbſt, welche Einſeitigkeit übrigens auch nicht ſelten den ehrlichſten Geiſtlichen anfliegt, der einſam lebt, der um ſo geringer das Wirken Anderer würdigt, je unverwandter er ſeinen Blick auf das eigene richtet. Beide werden ſo gerne ungenießbar für die Menſchheit, aber unerſchöpflich in Klagen über ſie. Doch, lieber Rudi, wir kommen vom Hundertſten ins Tauſendſte, wie es auch wieder leicht den Leuten geht, die denken, aber ſelten zum Reden kommen; fangen ſie jemals an, ſo will dann alles, was ſie gedacht, auf einmal raus."

Fünfzehntes Kapitel.

Wie eine alte Frau einen jungen Herrn übers Knie nimmt.

Der Vikar hatte keine Ahnung, daß der Pfarrer ihn milde beurtheilte und beim Doktor ihm z'beſt redete; er dachte ſich die Menſchen um ſich herum viel böſer und feindſeliger als ſie waren, was uns allen übrigens hundertmal begegnet

im Leben. Er war bei Jowägers geweſen, und war dort nicht zu Anne Bäbi gelaſſen worden. Hansli hatte den Auftrag, ihn abzuweiſen, übernehmen müſſen, als man ihn kommen ſah. Er hatte ihm geſagt, es bigehri neue niemere z'g'ſeh, u d's Rede mit ihm ſyg verbote. Da hatte der Vikar geſagt, er wolle wieder kommen, wenn er denke, daß es gebeſſert hätte. Hansli aber ſagte, er ſolle nicht Müh' haben, d'r alt Herr heig neue g'ſeit, er well öppe umecho, Anne Bäbi ſyg a ihn g'wahnet, u ſchüch ne minger. Aber wenn er ſuſt well yche cho, ſu ſöll er ume cho, d's Sühniswyb chönn ihm es Kaffee mache, wenn er mög.

Das wollte der Vikar nicht, denn er ward böſe und meinte, der alte Herr hätte gegen ihn aufgewieſen, er war aber zu ſchüchtern, auszupacken, und zu ſagen, man werde ihm doch Anne Bäbis Zuſtand nicht ſchuld geben wollen, der komme vom Herrn, und werde ſchon zum Guten füren, wenn man in der Arbeit an ſeiner Seele fortfahre und nicht die Hand vom Pfluge ziehe. Er verwerchete ſeinen Zorn und doch wiederum ſeine Angſt in ſich ſelbſt, ergoß ſie theilweiſe in ſeine Predigt über den Text: ich ſchäme mich des Evangeliums Chriſti nicht.

Aber bei jedem Eſſen ſog er neuen Aerger ein. Er beobachtete alle Blicke, meinte in jedem Hohn zu ſehen und ein geheimes Winken, und bezog alle Worte auf die wunderlichſte Weiſe auf ſich. Wenn z. B. Sophie ſagte, es gebe bös Wetter, Schnecken liefen über den Weg, ſo glaubte er, Sophie ſtichle auf ihn, weil er ausgegangen geweſen, und wenn ſie ſagte, die Hühner werden heute manch Ei gelegt haben, ſie hätten den ganzen Morgen gegaggelt, ſo nahm er das wieder auf ſich, denn er hatte halblaut ſeine Predigt auswendig gelernt. Und doch durfte er auf ſolche vermeintliche Sticheleien nicht antworten, er mußte ſich ſtellen, als merke er ſie nicht, konnte nichts als kupen und böſe Augen machen und ſchnauzen, und allfällig eine Thüre hart zuſchlagen.

O, ein Vikar iſt übel z'weg, wenn er ſich ſo verrathen und verkauft glaubt in einem Hauſe, beſonders wenn er verdrückter Natur iſt, und ſo Tag um Tag ſein Aergerniß in der Einſamkeit verwerchen muß. Er hat nicht nur unglückſelige Tage, ſondern es ſetzt ſich ſo gerne eine Bitterkeit an, welcher er ſein Leben lang nicht los wird; wer einmal von ſolchen Stimmungen beg'wältiget wird, ſtatt ſie zu beg'wältigen, der bleibt gerne ihr Sklave ſein Leben lang.

Da traf es ſich einmal, daß das Mamali alleine daheim war, Papa und Sophie waren zum Beſuch. Die gute Frau hatte das Verhältniß ſchon lange geplagt, denn ihr war nicht wohl, wo nicht Friede war, ſie beſaß eine Gutmüthigkeit, die nie ohne Schmerz jemand böſe ſehen konnte. Sie war jeden Augenblick bereit, dem guten Vikar die treueſte Mutter zu ſein, ohne alle Nebenabſicht, und war von Sophie ſchon manchmal hart getadelt worden über ihre an Tag gelegte Gutherzigkeit, weil der Vikar ſie deuten werde als ein abſichtlich Netz, worin allerdings hier und da Vikare gefangen werden. Und allerdings hatte der Vikar, dem man allerlei von Hüten und in Acht nehmen vorgeſchwatzt hatte, es ſo gedeutet. Er hatte keinen Begriff von der reinen Liebe, die außerhalb dem engen Kreiſe der Familie, ohne beſondere Worte, an jeglichem Mitmenſchen, ſei es wer's wolle, den reinſten Antheil nimmt, und nicht nur mit Worten, ſondern auch mit der That. Er kannte nur die Liebe, die ſeufzt und klagt, die Liebe mit ſchönen Namen: Heiland, Bruder, Schweſter, die ſich die Hände drückt, ſüß in die Augen blickt, und viele Zeichen hat aller Art. Dieſe Liebe beſaß er für ſeine Mitchriſten, d. h. für die ſogenannten Brüder und Schweſtern, gegen alle, welche er nicht ſo nennen konnte, meinte er hart ſein zu müſſen; einen dringend Nothleidenden hätte er erſt bekehrt, dann erſt bei Brüdern und Schweſtern für ihn geſammelt. Er hatte darin etwas Aehnliches mit den Katholiken, die auch aus den Armen dieſer Welt ihre Proſelyten

machen unter Verſprechen von mancherlei Hülfe, die aber zum größern Theil gewöhnlich ausbleibt. Da nun die gute Frau nicht ſeufzte, nicht klagte, ihn nicht Bruder nannte, ſo begriff er ihre Liebe nicht und Sophie hatte vollkommen Recht mit ihren Warnungen.

Als nun aber Sophie und Papa fort waren, hatte die gute Frau freie Hand zu dem, was ſie ſchon lange ſo gerne gethan hätte, aber keine Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte Butter auf dem Tiſch und Honig zum Kaffee, was bei ihnen ſelten war, weil der Herr nichts dergleichen aß. Das Mamali hatte nichts Berechnendes in ihrem Weſen, aber ſo gute Frauchen haben einen eigenen Inſtinkt, den Leuten gefällig zu ſein und ihnen das Herz zu ſalben, als wenn es eine verroſtete Thüre wäre, die ſich ſteckt. Und wirklich, als der Vikar auf das Klopfen herunter kam, und Butter und Honig ſah, flog ein Schimmer durch die finſtern Wolken, die auf ſeinem Geſichte lagen.

Es iſt ein ſeltſam Ding, das menſchliche Gemüth, und auf gar manches Gemüth, das hoch oben in den Wolken ſchwebt, hat ein Speckbröcklein oder eine Ankenſchnitte mehr Gewalt, als ein Wort, das hoch oben aus den Wolken kömmt.

„Kommt und ſitzet, Herr Vikari, ſagte die Frau Paſtorin, wir ſind alleine daheim, d'Sophie und üſe Herr ſy ga Ueſtige, werde dert öppis Guts hah, darum hah nih denkt, mir welle ihs o lah wohl ſy, es ſyg üs o öppis z'gönne. Serviret ech mit Anke, er iſt früſch, mir hei lang kei ſo ſüße g'ha. Ih hah denkt, es wär ſchad, wenn me ne nit z'Ehre zög. Ih hah Hung d'rzu gäh, aber wenn d'r Schatzieger weit, oder Münze, ſu ſägets nume, es iſt plötzlich da, ſuſt heit d'r geng Hung g'no." „Wenn zur Seltene Einem etwas Süßes vorkömmt, ſagte der Vikari, ſo muß man es nicht verſchmähen, hat man doch Bitteres alle Tage zur Genüge." „E, ſagte die Frau Pfarrerin, redet mir nicht ſo; ſo ein jun-

ger Herr, der für niemand zu ſorgen und zu kummern hat, der ſoll das Klagen Andern überlaſſen, mit Klagen könnte er ſich verſündigen.“ „Wenn ſich niemand mit mehr verſündigen würde, als mit Klagen, wie ich klage, es wäre wohl gut, und in der Welt ſtünde es beſſer.“ „Aber mein lieber Herr, was habt ihr dann zu klagen, das ſich auch d'r Werth und das noch dazu gut wäre?“

„Ja, meine liebe Frau Pfarrerin, das kann ich euch nicht ſagen, ihr verſtündet mich nicht, wie man mich überhaupt im ganzen Haus nicht verſteht. Iſt das eben nicht Grund zu Klagen genug, wenn Einen niemand verſtehen will, und hat man nicht Grund genug über die ganze Welt zu klagen, wenn die ganze Welt für nichts anders da iſt, als für Einen zu plagen und alles zu hintertreiben, oder bös auszulegen, was ich zur Förderung des Reiches Gottes thue?“

„Aber, Herr Vikar, wie könnt ihr auch ſo reden, das iſt ja recht grüslich. Z'klage hab nih o albeeiniſt z. B. über d's Sophie, aber de denke ih de, ih ſyg ſelber d'Schuld u heig ihm früher z'viel nahg'lah, und de über mih ſelber noh. Ih weiß wohl, daß ih my Herr mängiſt höhn mache, daß ih vor mängem ſy chönnt, und mängem Menſch beſſer helfe ſött, und das chlage nih am liebe Gott mängiſt, aber über die ganze Welt z'chlage, das wär ja e Sünd, het ſe doch Gott ſelber g'macht! Und Urſach dazu hätt ih o nit, ih hab em liebe Gott Urſach all Tag z'danke, daß er ſe ſo g'macht het und mir ſo gut welle het. Es iſt frylich viel Böſes i d'r Welt, aber viel Guts o, un mi muß eis mit em andere näh. Die böſe Lüt dure mih o, und ih bete geng Gott für ſe, und wenn ih eim helfe cha, ſu ſpare ihs nit. Ih denke, wenn me gut gege emene böſe Mönſch ſyg, ſu gang ihm d's Herz am erſte uf, und er denke, wie Gut ſy e ſchöni Sach ſyg.“

„Ja liebe Frau, ihr begrifet mih halt nit, u chönnet ech nit a my Platz ſtelle, ihr ſeid halt Frau Pfarrerin und ih bi

numme d'r Vikari, euch legen die Leute die Hände unter die Füße, ihr syt e guti Frau u gönnet de Lüte Esse und Trinke, und mih verfolget Alles, und doch möchte ich den Menschen mehr bringen als so grad ane zytlichi Spyß."

„Aber Herr Vikari, sagte die Frau Pfarrerin, ihr redet immer von Verfolgen, und von Ursache zu Klagen, ich muß doch fragen, was ihr eigentlich damit meint? Apartii lustig seid ihr von Anfang nicht gewesen, und habt oft ein finster Gesicht gemacht, aber ich habe dann gedacht, ihr seiet nicht wohl, und es fehle euch vielleicht im Magen, und hätte euch manchmal gerne gesagt, ihr solltet nicht so viel lindes Brod essen und nicht so viel Erdäpfelkrügeli, aber ich dachte dann, ihr könntet es mir übel deuten und meinen, ich gönne euch das Essen nicht, und weiß Gott, je mehr d'r esset, je meh freut's mih, wenn d'r ume d'r Mage nit verderbet, wo d'r de albez so sur dry lueget, und redet, als ob ihr die ganze Welt verachtetet. Aber seit einiger Zeit macht ihr nicht bloß albeeinist ein bös Gesicht, sondern fast immer, und gebt so bösen Bescheid, und so kurzen, daß mir das recht weh thut, und ich schon manchmal gedacht habe, ich wolle euch fragen, was ihr hättet, aber es wollte sich mir nie recht schicken. Daß wir etwas verschuldet, konnte ich mir nicht denken; d's Sophie ist freilich ein unbesonnenes Ding, aber bös meint es es doch nicht, und die längste Zeit habe ich nicht gehört, daß es euch etwas apartes gesagt. Aber weil ihr mir jetzt von Verfolgen redet, so muß doch etwas sein. Und seid so gut und saget es mir, es ist so unlustig dabei zu sein, wenn jemand nicht zufrieden ist; ich kann es gar nicht ausstehen; lieber wollte ich die Haut vom Leibe geben, wenn es sein müßte, und es etwas hülfe, als so im Unfrieden oder in Mißstimmung leben."

Der Vikar wollte erst nicht mit der Sprache heraus, weil, wie er sagte, die Frau Pfarrerin das so gut wüßte als er, und daß er ihr das nicht zu erzählen brauche, von dem sicher alle Leute im Dorfe redeten.

Endlich begann er zu ſagen, daß man ihn allerdings nie recht verſtanden hätte und daß ſie nicht der gleichen Anſicht wären, und wie weh es Einem thun müſſe, für das Reich Gottes nichts thun zu können, und unter Menſchen leben zu müſſen, die lebten, als wüßten ſie eigentlich gar nichts vom Reiche Gottes. „Nehmt es nicht für ungut, Frau Pfarrerin, ihr könnt es wohl gut meinen, aber wir ſind halt nicht der gleichen Anſicht. Nun kömmt die unglückliche Geſchichte mit d's Jowägers. Es iſt nicht, daß ich mich da zugedrängt; was ich that, geſchah auf höhern Ruf, und wo eine Seele zu retten iſt, da ſoll man nicht zaudern und zögern, geht ja auch der Hirt dem Schafe nach, das in der Irre ſchreit und es hat mich manchmal ſchon hoch gelüpft, wie wenig für ſolches gethan wird, wenn man doch weiß, wie groß die Freude im Himmel über ein wiedergefundenes Schaf iſt, und wie nichts auf Erden über die Rettung einer Seele geht. Ich gehe alſo hin, will die Frau aus dem irdiſchen, ſündigen Jammer, aus der Trauer dieſer Welt, welche den Fluch bringt, zu der Trauer führen, welche die Seligkeit wirket, und die Frau verſteht mich unrecht, (iſt wahrſcheinlich ſchon bereits verrückt geweſen, wenigſtens redete ſie gleich anfangs ſo wunderlich), will ſich ein Leid anthun, wird verhürſchet. Jetzt ſoll ich an allem ſchuld ſein, wenn man es mir ſchon nicht ſagt, ich ſehe es an den Augen an, wie man mich anſieht, wie man ſpöttelt, zäpfelt und des Stichelns kann man ſich auch nicht enthalten, aber was das Aergſte iſt, und worüber ich mich mit allem Recht beklagen könnte, jetzt will man mich nicht mehr zu der Frau laſſen. Das kömmt gewiß von hier aus, das hätten die Leute, und ich kenne die Menſchen ſo gut als Andere, gewiß nicht aus ſich ſelbſt gemacht, das iſt ihnen angegeben worden. Ich will nicht ſagen, daß es der Herr Pfarrer ſelbſt gethan, aber wenn nicht er, ſo doch der Doktor, und Mamſell Sophie wird ein gut Theil dazu beigetragen haben. Das nun iſt nicht recht, nicht chriſtlich, Leute gegen ihren Seelſorger aufzuwei-

sen und noch dazu vom Pfarrhaus aus, und wenn Einen das nicht böse machen sollte, so weiß ich doch wirklich nicht, was Einen böse machen könnte, ist's mir doch nicht um meine Person, sondern um mein Amt."

Die gute Frau war ganz verblüfft über diese Anklage, und wußte nicht recht was antworten; läugnen, was wahr war, das wollte sie nicht, und dem, was wahr war, die rechte Gattig geben, das vermochte sie nicht gleich. Es giebt der gutmüthigen Weibchen zuweilen, die keiner Anklage, auch der ungerechtesten, begegnen können von der Hand weg, weil sie sich gewöhnt haben, das Recht Andern zuzugestehen, und immerzu fürchten, sie seien im Unrecht, sie, gegen ihre eigenen Leute, ihre Leute gegen fremde Leute, ihre Kinder gegen fremde Kinder. Es giebt solche Weibchen, aber wie gesagt, dicht sind sie nicht. Eines davon war die gute Frau Pfarrerin. Sie sagte endlich: „nein, wahrhaftig, aufgewiesen gegen euch hat sicher niemand, aber vielleicht hat der Doktor verboten, daß man jemand zu der guten Frau lasse." „Aber geht nicht der Herr Pfarrer auch dahin?" fragte der Vikari. „Ja Herr Vikari, antwortete die Frau, aber unser Vetter wird es ihm erlaubt haben, oder hat ihn gar dafür ersucht, und da wird er es nicht anders haben machen können als hingehen."

„Aber, Frau Pfarrere, seit wann hat ein Doktor das Recht, einem Seelsorger den Zutritt zu einem Krankenbett zu versagen? ist nicht die Seele mehr als der Leib?" Da ward doch das Mamali bös, denn war ihr Herr nicht Seelsorger gewesen, ehe der Vikari noch in die Windeln gekommen? es antwortete: „aber my Herr ist o ne Seelsorger, und dä ist by nihm gsy, dem hets d'r Dokter nit verbote."

„Aber Frau Pfarrere, antwortete der Vikar, was bin ich dann? Und hat ein Doktor das Recht, solchen Zwang zu üben, dem und diesem den Zutritt zu einem Kranken zu erlauben oder zu verbieten? Der maßt sich ein Recht an,

welches kein Menſch beſitzt, geſchweige denn ein Dokter, der ſich um ſeine Seele nicht bekümmert, verſchweige dann um eine fremde." „Ihr müßt das nicht für ungut nehmen, Herr Vikari. Ich weiß nicht, was der Doktor befohlen hat, aber er iſt ein junger unbeſonnener Menſch, und wenn er öppis g'ſeit het, ſo wird er g'meint hab, er ſei für ſeine Kranken verantwortlich und was ſie nicht ertragen mögen, müſſe er verbiete, den Einen verbieten ſie ja den Wein, und Andern das Fleiſch, und Andern das Sauerkraut, und wie ſie dann ſo ſind, machen ſie keinen Unterſchied." „Das iſt eben das Elend, ſagte der Vikar, daß ſo einer zwiſchen Sauerkraut und einem Seelſorger keinen Unterſchied zu machen weiß. Das iſt ja gerade das Unglück dieſer Zeit, daß, wo eine arme Seele hinfahre, es den Menſchen ſo gleichgiltig iſt, als, welchen Weg eine Fliege fliege; und wer eine retten will, wo es ſo Noth thut, den ſtellen ſie vor die Thüre, und geben ihm Sachen ſchuld, an denen kein wahr Wort iſt." „Werdet nit höhn, Herr Vikari, ſagte die Frau Pfarrerin, aber man muß mit den Leuten gar zegelich umgehen in geſunden Tagen, geſchweige dann in kranken, ſie mögen meiſt alles beſſer ertragen als Gottes Wort." „Darnach, ſagte der Vikari, hat man gar nicht zu fragen, was ſie ertragen mögen oder nicht, Gottes Wort iſt Gottes Wort."

„Ja, aber, erhielt er zur Antwort, wenn ihr jemand bekehren wollt, ſo muß er doch leben und bei Verſtand ſein, und nimmt man ihm das eine oder das andere, ſo iſt es mit dem Bekehren aus." „Das iſt Gottes Sache, antwortete der Vikari, darnach haben wir nichts zu fragen." „Geht mir, mein lieber Herr, das Waſſer und die Milch ſind beide Gottes Gaben, aber in die Hitz getrunken ſind ſie Gift und bringen den Tod. Das weiß ich, und darum muß ich Acht geben, ob ich heiß habe oder nicht, da ſieht Gott nicht vor, ſondern ſieht nur zu, und ſo iſt's mit Gottes Wort, macht ja auch der Apoſtel Paulus einen Unterſchied, wie my Herr g'ſeit het."

„Ihr habt alſo doch über die Sache geredet?“ fragte ſpitz der Vikar. „Warum nicht, ſagte furchtſam die Frau, aber glaubt es nur, mein Herr meint es nicht böſe, er bedauert den ganzen Vorfall, und wird gewiß nichts nachtheiliges über euch ſagen, aber mit dem Bekehren, ſagte er, ſei es eine eigene Sache, und ſo wie viele es ſich dächten, ginge es nicht, man mache damit mehr Böſes als Gutes.“ „So redet man, ich weiß es wohl, ſagte der Vikar, aber wer ſich nicht bekehrt, kömmt nicht ins Reich Gottes, ſo heißt es, und an Gottes Wort vergeht kein Düpflein, was auch Ungläubige, Rationaliſten und Neologen ſagen mögen, und wie ſie Einem im Weg ſtehen mögen, wenn man das Reich Gottes mehren will.“ „Aber mein lieber Herr, glaubt ihr dann wirklich, die arme Frau wäre verdammt worden, Gott b'hüet ihs d'rvor, wenn ſie in dem Zuſtand, wo ſie war, geſtorben wäre?“ „Allerdings, ſagte der Vikari, das glaube ich, weil ſie nicht bekehrt war, den Buben mehr liebte als Gott.“ „Aber mein Gott, ſagte die Frau, ihr macht mir ganz Angſt, wenn my Herr ſturb, oder d's Sophie, ih chönnt miḧ o nit dry ſchicke, es weiß ke Mönſch, wie niḧ brieggeti; glaubet ihr dann auch, ich würde verdammt, wenn ich ſtürbe?“

Dieſe Frage ſtellte den Vikar in etwas; ſo einem guten Mutterli zu ſagen, es werde verdammt, war hart, indeſſen überwand er die Schwäche und ſagte: „ja, es iſt mir leid, daß ich's ſagen muß, aber ich kann es nicht ändern, wer ſich nicht bekehrt, wird nicht ſelig.“ Da ſah die gute Frau den Herrn Vikari lange an, das Waſſer ſchoß ihr faſt in die Augen, endlich ſagte ſie: „ihr ſeid ein junger Herr und meint es gut, aber meinem Herrn glaube ich doch mehr als euch, ſonſt könntet ihr mich faſt z'weg bringe wie d's Anne Bäbi. My Herr, wenn er ſo recht z'friede mit m'r iſt, und er g'ſeh het, daß es m'r dra g'lege iſt, Friede z'haḧ und gut z'ſy, het m'r mängiſt g'ſeit, ih ſyg ſy guti Frau, er wünſchti kei beſſeri, ih bikehr miḧ all Tag, und das ſyg, wera d'r lieb Gott

Freud heig. Das het m'r de albez d's Herz e ſo wyt g'macht, und e Freud, es het mih dunkt, ih g'hör d'Glogge im Himmel lüte, und e Muth und e Kraft gäh, es het mih dunkt, ih chönnt alles ertrage, und ih möcht für es jeders Bettlerkind dürs Für düre. Zürnet recht nüt Herr Vikari, aber mym Herr muß ih glaube. Ihr syt noh ſo e junge Herr und über das Bikehre viellicht nit recht b'richtet, und heit's ſelber noh nit erfahre, wie me ſih all Tag früſch bikehre muß, und das nit ſo iſt, wie mit e me ne Häntſche, der kehrt blybt, we me ne einiſt kehrt het, aber die ſchmutzigi Syte innenache het, und die ſuberi uſſenache."

Er glaube, ſagte der Vikari, er wiſſe doch, was Bekehrung ſei, und brauche das nicht erſt zu lernen, übrigens ſeien rechte Chriſten von den Namen-Chriſten wohl zu unterſcheiden.

„Ja Herr Vikari, ih will ech nit zumuthe, daß d'r vo ne re alte Frau öppis lehre föllet, aber öppis möcht ih doch ſäge. Ihr lueget ihs nit für rechte Chriſte a, und nit für bikehrt, das thut m'r vo Herze weh, ih meines doch ſo gut mit ech, und dir wäret m'r ſo lieb. Es iſt wahr, vo d'r Sach rede m'r nit viel, und öppe ſo öppis apartigs mache m'r o nit, aber doch g'wüß denke m'r im Herze meh a Gott as me glaube möcht, und wenn es ſo recht ſtill um ihs iſt, recht heimelig, und m'r ihs recht lieb hei, da geit d's Herz ihs doch o mängiſt uf, und mir ſäge enandere, was m'r ſchöns ſinne und denke. Aber d'rfür hei m'r keini apartige Stunde; üſi chöme, mi weiß nit woher, u gange, mi weiß nit wohi. D'r glaubet nit, Herr Vikari, aber es iſt g'wüß wahr, was d's Sophie z. B. für ſchöni Gedanke het; ih cha g'wüß mängiſt nit bigryfe, woher es ſe het, und wenn mes g'ſeht ſo da ume hürſche, und mängiſt g'hörti rede, ſu wurd's niemere chönne glaube. Ih glaube g'wüß, Herr Vikari, wenn d'r ihs beſſer kenntet, dir wurdet nit ſo ſtreng ihs aluege, und mir hätte viel d's beſſer Lebe mit enandere. Ih will nit ſäge,

daß dir nit frömmer syget, aber es dunkt mih geng, wenn me ſcho nit die glyche Maniere heig, und die glyche Redesarte, ſu ſött me doch chönne ſo wie rechti Chriſte mit enandere lebe, fründlich und ohne Kupe, und wenn me öppis gege andere hätt, ſo chönnt mes enandere bikenne, und wenn es liecht z'mache wär, ſu ſoll's g'wüß g'ſcheh, wenn ihr's numme wettet ſäge. Aber ihr möget m'r glaube oder nicht, d's Briegge iſt m'r ſcho immer z'vorderiſt, wenn ih es unfreundlichs G'ſicht am Tiſch g'ſeh, oder numme im Hus eis weiß."

Dem Vikari kam dieſe Herzensergießung ſonderbar vor, er faßte Mißtrauen, meinte, die Mama werfe Angel aus und wolle fiſchen, und doch war der trauliche Ton nicht ohne Wirkung auf ihn. Er antwortete daher auch höflicher: Es möge ſein, daß man einander nicht immer recht verſtehe, er urtheile halt und handle nach ſeiner Anſicht. Aber er müſſe es ſagen, der Herr Pfarrer ſei auch gar ſo kalt gegen ihn und der Leichtſinn und die Leichtfertigkeit der Jungfer Sophie thue ihm in der Seele weh, und bei ihren Naturanlagen thue ihr die Geſellſchaft des Doktors im höchſten Grad übel, vor dem hätte er einen eigentlichen Abſcheu.

Der guten Mama nahmen ihre Gedanken eine eigene Richtung, ſie überhörte die letzten Worte ganz, ihre Gedanken verdichteten ſich unwillkürlich zu Worten, wie Dünſte zu Regen, ſie antwortete: „Er iſt doch gar e Gute, und mir lieb wie ne Suhn, wenn's Gottswille iſt, daß er und Sophie z'ſäme chämte, und ſie hei enandere gern, wenn ſi ſcho geng z'ſäme zanke, ſu nimmt es mih numme wunder, wie das z'ſäme geit. Aber ih hah geng d'Hoffnig, d's Sophie gäb ſo es recht guts Husmutterli, wenn einiſt d'Flauſe verfurret hei, und d'r Uebermuth verrauchnet iſt."

„Alſo d'Jumpfer Sophie ſoll d'r Herr Doktor hürathe?" fragte der Vikari, und das Blut ſchoß ihm in Kopf und es dünkte ihn, er hätte Urſache, bös zu werden, aber er dachte nicht nach, was für welche.

Da ward auch die Frau Pfarrerin roth, die laut gedacht hatte, und unbedacht dem mütterlichen Gedankenzuge gefolget war, und rasch sagte sie: „b'hüetis nei, Herr Vikari, darvo isch gar kei Red, es denkt kei Mönsch dra, aber ih hah numme gedenkt, wie das ging, wenn zween so wildi Lütli enandere überchäme? Aber es ist kei Red d'rvo, so e Dokter, mit enere fellige Praxis, wo noh gar hätt chönne Professer werde, denkt nit a üses Sophie. Und wenn er scho dra denkti, su weiß ih noh nit, was d's Sophie sieg, es ist gar es curioses, mi chunt nit recht drüber, wie nes es het. Aber syg das wie's well, gället Herr Vikari, dir weit wieder z'friede sy, und es fründliche G'sicht wieder mache, sust erleidet m'r noh d's Lebe. Und wenn d'r öppe öppis heit, gället, d'r weit m'rs ufrichtig säge, und ih will ech helfe. Glaubet m'r numme, wenn d'r fründlich syt mit üs, und b'sunders gege Herr, so als Lüt hei das so gern, und es brucht so weneli, für se z'friede z'stelle, su hei m'r es Lebe, wie d'Vögel im Hirs. Mir sy g'wüß nit so bös Lüt, mir bigehre d'r Friede, und wenn m'r emene Mönsche öppis chönne z'Gfalle thue, u b'sunderbar amene Vikari, su g'scheht's g'wüß, glaubet m'rs nume."

Dem Vikari ging es bei dieser Rede wunderlich, er war innerlich bitter, daß Sophie so einem gemeinen Dokterli etwas nachfragen könnte, und doch ganz verblüfft, daß er das nicht gemerkt, und daß man das Töchterlein ihm also nicht anhängen wolle, wie er sich immer eingebildet, daß die Mutter ohne Nebenabsichten es gut mit ihm meine, und der Papa nicht deswegen ihm ein sauer Gesicht mache, weil er noch immer nicht angebissen. Er merkte unerwartet, daß er auf einem ganz andern Boden stand, als er geglaubt, und daß die Pfarrsleute eigentlich nicht ganz schlecht seien, durchriebenes Pack, sondern, wenn sie auch das Wahre nicht ergriffen wie er, doch sogenannte gute Leute seien, bei welchen zu leben wäre, und nur schade, daß Gott nichts von ihnen wolle. Es fiel in ihm eine Scheidewand zwischen ihm und ihnen, er

dachte, wenn er das früher gewußt, so wäre ihm mancher Verdruß erspart, manch trüber Tag weniger geworden, seine ursprüngliche Gutmüthigkeit, welche durch das Mißtrauen eingesperrt gewesen war, war nach Verschwinden desselben entbunden, so daß er der Frau Pfarrerin recht gute Worte gab.

Es sei ihm leid, sagte er, wenn er sie geärgert, und ihr Verdruß gemacht, aber er könne nicht helfen, er handle consequent, und müsse die Leute immer nehmen wie sie sich gäben. Der Herr Pfarrer billige seine Ansichten nicht, die er einmal nicht ändern könne und nie ändern werde, und deswegen habe er geglaubt, sei derselbe auch böse über ihn. Die Jungfer Sophie aber betrüge sich manchmal so, daß gar nicht dabei zu sein sei, und man gar nicht wisse, was sie eigentlich damit meine, und wie sie zu solchem Betragen komme. Aber (die dritte Ankenschnitte streichend) nach den gemachten Erklärungen sehe er ein, daß es vielleicht nicht so übel gemeint gewesen, als er geglaubt. Künftig allerdings wolle er, wenn etwas Unangenehmes ihm vorkomme, und er Kränkungen erleiden müsse, die Frau Pfarrerin fragen, was das zu bedeuten hätte. Daß sie es besser mit ihm meine als die Andern, das hätte er immer gemerkt, aber nicht begreifen können, warum, da sie doch nicht der gleichen Ansicht seien. Jetzt sehe er, daß sie von den natürlich guten Leuten sei, welche aus einer Art Wohlmeinen es mit jedermann gut meinten, aber ohne zu wissen, warum und wofür, es nicht wüßten, daß die Liebe Alles in Allem sei. Das sei zwar nicht das Rechte, aber wenn einmal das Vertrauen da sei, so hoffe er sie noch zum Rechten zu bringen. „Probiret's i Gotts Name, Herr Vikari, sagte die Frau, aber zürnet nüt, wenn ih dym Glaube a my Herr blybe. So mängs Jahr hei m'r z'säme g'lebt, und es ist geng gsy, als wenn er d'Wahrheit selber wäre, und wenn ih ihm hah chönne folge, su ists m'r geng wohl gsy d'rby. Aber probiret, Herr Vikari, numme werdet nit

höhn, wenn ih nech widerſpriche, u denket de, daß d'r nicht es fünfzehnjähriges Meitſchi i d'r Hechle heiget, ſondere es alts Mutterli, und wenn me d'm Sterbe zueche a iſt, ſu ſött me doch vom wahre Chriſtethum öppe öppis afange wüſſe, vo wege, es wär bös, wenn üſerein nit o öppis d'rvo lehrti, bi d'r Längi d'r Zyt, ſondere ume die, wo's aparti ſtudiere us de Büchere. Es ſei ja für die Unmündigen auch, ſagt Chriſtus, und ſo ne Unmündigi ſyg ih o, tröſte ih mih mängiſt, wenns m'r vorcho will, ih ſyg z'wenig g'lehrt, u wüß z'wenig."

Dieſe Wohlmeinenheit ging dem Vikari auch wieder zu Herzen, indeſſen ſagte er, man ſollte ſich vor nichts mehr hüten, als die Bibel lätz anzuwenden, das ſei eine große Sünde, und viel Mißbrauch werde ſo getrieben. Er wiſſe wohl, die Frau Pfarrerin treibe mit ſolchen Reden nicht das G'ſpött, wie es ſo oft geſchehe, aber ob ſie das Unmündig recht verſtehe, zweifle er, wenn ſie es auch gut meine, und da möchte er ihr doch rathen, mit ſolchen Sprüchen vorſichtiger zu ſein.

Eben als die Frau antworten wollte, klopfte es. Die Magd kam alſobald und meldete den Weber an, der ein Stück Tuch hätte. Die Unterbrechung war der guten Frau nicht recht, ſie hätte gerne gedorfet, bis Herr und Tochter heimgekommen wären, um das Herz recht zu leeren bis z'Bode. „Führ ihn in dein Stübli, wenn's nit usg'ſeht wie ne Säuſtall, wie g'wöhnlich, daß me nit e mal meh e Katz dry lah darf, v'rſchwyge de e Mönſch. Es iſt es Elend mit de Mägde, ſagte ſie, Säu ſy ſi, je länger je meh, a Lyb u Seel, u ſtatt z'bete oder ſih z'wäſche, ſchrybe ſi Liebesbriefe, uſläthig, daß me ſe dure Profos ſött lah ſchmeize. Vielliht chume ih bald ume, ganget m'r noh nit uſe, und wenn d'r noh Kaffee weit, ſu ſchenket ech doch nume y, es iſt noh viel i d'r Kanne."

In dieſer Erwartung ſtrich der Vikari unter lauter an-

genehmen Empfindungen ſich die vierte Ankenſchnitte. Es war ihm wirklich wohl, daß man es beſſer mit ihm meine, als er geglaubt, deswegen nahm er ſich auch vor, dieſes Wohlwollen zu vergelten, und alle ſammt und ſonders zu bekehren, vor allem Sophie.

Seitdem er wußte, daß man ihm Sophie nicht aufdringen wolle, ſah er daſſelbe mit ganz andern Augen an. Es ärgerte ihn, daß es Wohlgefallen an dem dummen faden Doktor finden ſollte, der nichts thun könnte als ſpötteln und disputiren, ob da wohl nichts zu machen wäre, daß es den Doktor fahren ließe, daß ihm die Augen aufgingen über den Werth und Unwerth der Menſchen. Dem guten Vikari waren ſeine Hoffnungen auf jene reiche Braut in die Brüche gegangen, ſo ein Weltkind hatte ſie ihm weggeſchnappt. Seitdem hatte er ſehr viel darüber nachgedacht, wie zu rechter Zeit den Mädchen der rechte Sinn beizubringen wäre, daß ſie das Wahre vom Falſchen unterſcheiden könnten und den Geiſt mehr lieben lernten als den Leib, einen bekehrten Vikari mehr als ein unbekehrt Weltkind, und ſein Nachdenken wurde in dem Maaße ſchärfer, je vergeblicher er nach einem reichen Mädchen ſuchte, welches ſeine Braut werden wollte. In tiefen Gedanken der Frau Pfarrerin wartend, ſtrich er ſich die fünfte Ankenſchnitte; da dieſe ſich aber mit dem Weber ſo vertieft hatte, daß ſie nicht wieder kam, ſo ging er hinauf in ſeine Stube und ſann der Sache noch tiefer nach.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Jakobli zum Durchbruch kömmt und Meyeli matt wird.

Bei Jowägers kehrte die alte Einförmigkeit allmählig zurück. Anne Bäbi sänftigte sich, nur hier und da stöhnte es ängstlich auf oder sah lang starr vor sich hin, aber wenn das kleine Meyeli ihn's anlächelte, mit den kleinen Händchen die runzlichten Backen strich, dann floh das innere Bild, der Krampf in den Augen löste sich, die Kleine drängte sich ihnen auf, fesselte Anne Bäbis Aufmerksamkeit, aber während seine Augen voll Wohlgefallens waren, kiefelte sein Mund, zankte die Kleine aus, daß man hätte meinen sollen, da wäre lauter Aergerniß; die Kleine verstund das jedoch besser. Wie es Bücher giebt, wo man zwischen den sichtbaren Zeilen unsichtbare sich denken, sie lesen muß, wenn man des Buches Geist fassen will, so giebt es Menschen, deren Worte man sich wenig achten darf, wo Blick und Ton alles sind.

Meyeli faßte dieses vollkommen und während Anne Bäbis Worte lauter Tadel waren, war doch lauter Holdseligkeit zwischen ihnen, ja manchmal schimmerte sogar etwas Freundliches durch Anne Bäbis Züge herauf, daß es Einem fast vorkam, als hätte der Morgenstern sich verirrt und käme einmal, statt vor der Sonne her am morgendlichen Himmel, herauf aus dunklem Kellerloch. Wenn dann Anne Bäbi so kiefelte, so meinte Mädi, jetzt hätte es gewonnen. „Komm du zu mir, sagte es, du klys Narrli, du arms Tröpfli, we d'Großmutter dih nit cha rühig lah u nüt recht ist was d'machst, es King so gah z'erplage u nüt recht ist, was es macht.“ Dazu machte es aus lauter Täubi gegen Anne Bäbi ein Gesicht wie eine Katze, wenn sie die Haare stellt über den Rücken, und griff wohl auch nach dem Kinde wie ein Hab'ch, wenn er auf eine Taube stößt.

Auch Mädis Worte achtete das Kind ſich nicht, hörte nur der Stimme Ton, ſah die Täubi in den Augen, flüchtete ſich zur Großmutter, oder wenn Mädi es erhaſcht hatte, ſchrie und zappelte es wie eine Taube in des Vogels Klauen, daß Mädi es laſſen mußte. „Gang du Uſſäthli, du wüſt's Täſchli du, du wirſt es rechts Sakerdieli welle abgäh, du. Mira, web's z'wänge witt, ſu gang zu d'r alte Rure, ſetzte es leiſer hinzu. Es nimmt mich nur wunder, warum ich ſo an einem Ort bleiben mag, wo eins wüſter gegen mich iſt als das andere, und wo me ſogar d'King druf hi berichtet, chum ſy ſi füre g'ſchloffe."

Hatte es dieſes Streites ſatt, ſo kehrte es ſeinen Spieß gegen das Mannevolk und knüpfte zu dem Ende die Allianz mit Anne Bäbi wieder feſt. Dieſe Allianz mahnte Einen an nichts beſſer als an den alten Strumpfbändel einer alten Kindermutter, der faſt alle Morgen zerreißt, aber immer wieder zuſammengeknüpft wird, ſo daß man vor lauter Knöpfen keinen Bändel mehr ſieht.

Früher hatten ſie alle Jahre einmal eine Milchnoth gehabt, und dann war für das Mannevolk ein bös Dabeiſein. So oft der Tiſch gedeckt wurde, wurde ihnen vorgehalten, was ſie für Möffe ſeien, daß ſie die Kühe nicht beſſer gereiſet hätten, ihretwegen könnten ſie jetzt ſelbſt kochen, wenn ſie eſſen wollten, ohne Milch könne man in einer Haushaltung in Gottes Namen nichts machen; ſo bei Herrelüte, wo alles freſſe, wo ſeie nit freß, da frag me d'r Milch nit ſövli nah, da könnten ſie es ſonſt machen; aber inere rechte Hushaltig, wos o mönſcheli, da müß Milch ſy. Das war die eigentliche Faſtenzeit, dem Mannevolk wars wirklich, als ob es in Sack und Aſche wäre und ſehnlicher kann kein Fleiſchliebhaber das Ende der Faſten erwarten, als dieſes Mannevolk auf die Wehen einer Kuh wartete, und wenn ſie einmal ein Kalb möggen hörten, ſo war es Hansli allemal, als läute man mit allen Glocken. Solche Nöthen, ſolche Haushaltungswehen,

die allenthalben einkehren, wie's Weihnacht- oder Neujahrkindlein, die sind die rechter Fecker und Prüfer, auf welchem Fundament ein Haus gebaut sei, wie es mit dem Frieden stehe, und wie das Gemüth gefärbt sei. Denn es giebt nicht nur Milchnöthen, es giebt Fleischnoth, wenn kein Mümpfeli mehr im Kemi ist, Arbeitsnoth, wenn die Hände nicht langen, oder nichts zu thun wissen; Dienstennoth, wenn niemand dienen will, sondern Alle befehlen; Wetternoth, wenn's Wetter nicht ist wie Weiberlaune, alle Tage zweimal naß und zweimal trocken, Wösch und Sonneten ausgenommen; Krankheitsnoth, wenn Alles sich legen muß, sich niemand regen mag; Geldnoth, wenn kein Kreuzer mehr zu finden ist, gäb wie man die Säcke schüttelt und wendet; Weisheitsnoth, d. h. wo jeder meint, um weise zu sein, müsse er etwas anders wollen, als die andern. Solche Nöthen kehren allenthalben ein, hier regelmäßig alle Jahre, dort zuweilen im Vorbeigehen, weh aber dem Orte, wo sie zum chronischen Uebel werden, d. h. sich festsetzen und thun, als ob sie daheim wären. Ein König versprach einmal seiner Tochter eine goldene Kette, wenn sie ihm in Kindesnöthen ein Liedchen singen würde; sie brachte es übers Herz, sang das Liedchen, kriegte die Kette und ihr Kind ward der lustigste, tapferste König, welchen Frankreich je gehabt. Nun vermag freilich nicht ein jeder seinem Weibe eine goldene Kette zu versprechen, wenn es in irgend einer Noth übers Herz bringen wolle, zu singen und heiter zu sein, statt zu weinen oder zu liefeln, aber viel würden doch gerne die Meisten geben, ja mehr als eine goldene Kette, sie würden mit Banden der Liebe und Achtung, immer inniger ihr Herz an des Weibes Herz ketten, sie würden es auf den Thron erheben ihrer Seele, würden alle Tage frei und froh es bekennen, daß es nächst Gott ihr Liebstes sei, daß sie, wenn sie es verlören, arme Tröpfe wären, wenn das Weib einen heitern, Gott vertrauenden Sinn leuchten ließe in jeder Noth. Es ist wirklich wahr, es ist traurig, wenn irgend eine Noth im

Hause ist, wenn es nicht regnen will, wenn der Kabis gesetzt ist, es regnet, wenn die Frau spazieren will, kein Geld zu finden, wenn Salz oder Brod zu kaufen wäre, aber hilft da klagen, kiefeln, kupen, kratzen?

Wird nicht jede Noth zur doppelten Noth, wenn sie auch die Gemüther mit Heulen und Zähneklappern füllt, sie aushöhlt zum graulichten Schlangenzahn, der hohl und scharf ist, aus dem nur Gift fließt in die Wunden, welche seine Schärfe aufgerissen! Oder ist's etwa durchaus nothwendig, ist's ein unumstößlich Gesetz, daß zur Leibesnoth die Gemüthsnoth sich gesellen, gleichsam Mann und Frau, daß, wenn es trüb außerhalb ist, es auch trüb innerhalb werden, daß, wenn kein Geld da ist, man weinen, wenn kein Regen kömmt, man kummern, wenn keine Milch da ist, man zanken muß? Da wäre ja jede Züchtigung eine doppelte, und in jeder läge ein unwiderstehlicher Reiz zu neuer Sünde, denn Kummern und Zanken ist nicht gleichgültig vor Gott. So wird es aber auch nicht sein im Allgemeinen, und die innere Noth wird nur da zur äußern unabtreiblich kommen, wo eine gewisse Ohnmacht ist, und der Mensch ein Sklave der Welt, der über sich kommen lassen muß nicht nur, was sie ihm bringt, sondern der sich auch sein Gemüth von ihr muß überziehen lassen mit der Farbe, mit welcher es ihr beliebt.

Nun aber giebt es eine Kraft in jedem Menschen, welche das Gemüth erheben kann über die Traurigkeit der Welt, und von sich abwehren kann Stimmungen, welche, trüben Wolken gleich, unsere Seelen überziehen wollen, und in jedem christlichen Herzen soll gepflanzt und gepflegt werden das gläubige, demüthige Vertrauen, das freudig in den Willen des Vaters sich schickt, und in kindlichem Glauben alles willig nimmt als aus seiner Hand. Und dieses Vertrauen ganz besonders ist die läuternde, klärende Macht im Herzen des Menschen, welche alles Weltliche, das darüber hinwegzieht, wie trübe es auch sein mag, läutert, zersetzt, daß, was den

Unchriſten mit des Jammers Finſterniß erfüllt, dem Chriſten zum milden Thau wird, der den innern Frieden, der über allen Verſtand geht, gebiert, ihn nährt und kräftigt. Ein ſolcher Chriſt ſteht auf der Höhe, wo die Sonne nie untergeht, wo es helle bleibt, wie ſchwarz auch die Nacht über den Thälern liegt.

Mädi freilich ſtand nicht auf dieſer Höhe, in ihrem goldenen Lichte. Mädi hatte es umgekehrt. Mädi mußte fortwährend bis über die Kniee im Kothe der Noth ſtehen und nach Herzensluſt darin plätſchern können, um wohl zu ſein, und wenn wohlthätige Geiſter ihm einen Feenpalaſt erbaut, und darin es umringt hätten mit allen Herrlichkeiten der Welt, es hätte da erſt recht zu branzen und aufzubegehren angefangen. Von wegen, und das merke man ſich, um zufrieden d. h. über der Noth zu ſtehen, kömmt es nicht darauf an, was man hat, ſondern darauf, wie man iſt.

Hatte es ſich früher übel geberdet, wenn es Milchfaſten war, ſo geberdete es ſich jetzt noch übler, wegen zu viel Milch, denn natürlich gewähren vier oder fünf Kühe zu Zeiten einen rechten Milchreichthum. Es werde nicht fertig mit Ausrichten, klagte es, es wiſſe nicht, wo ſie ſtellen, man käme zu armen Tagen wegen den Milchkacheln, hätte den ganzen Tag nichts zu thun als zu waſchen und zu brühen, und meine man fertig zu ſein, ſo gehe erſt das Anken an, und die Seele aus dem Leibe müſſe es ſich trüllen. Es ſchimpfte aber auch über das Verkaufen von Milch, da wollte es ein Narr ſein, und einem jeden Beſcheid geben, in Keller laufen, für zwei Kreuzer oder drei, dazu noch in der Rechnung haben, wie viel jedes ſchuldig ſei und zuletzt gar nichts bekommen, ſo daß es Einen nur deſt täuber mache, je beſſer man ſich an die Schuld erinnere. Es ſchimpfte über Sami, der an allem ſchuld ſei, der ſei ſo ein Milchhung, dem man nie genug deren geben könne, und jetzt meinen werde, es ſolle Morgens und Abends eine Bütte voll auf dem Tiſche ſtehen. Aber dem

wolle es es reifen, erft jetzt müffe der ihm recht Mehlfuppe freffe, und zwar fo recht fchön weiße, daß er meine, fie hätten die Auszehrig.

Nebenbei räfonirte es noch über jegliche Arbeit auf dem neuerkauften Lande, und über jegliche Frucht auf demfelben. Für kein Lieb hätte man es bewogen, Rüben zu kochen, welche auf einem der neuen Aecker gewonnen worden. Sie hätten accurat eine Kuft wie Katzendreck, behauptete es, kein Schwein wolle fie freffen, und wenn fie gebraucht fein müßten, fo könne das Mannevolk fie felber kochen und freffen, oder fie den Kühen geben, felb fei ihm glych, aber in die Küche folle ihm keine.

Diefe Reden thaten Anne Bäbi b'funderbar wohl, fie wirkten bei ihm wie bei andern Leuten ein Gläschen Schnaps oder fonft was Belebendes, fie knüpften es immer beffer ans alte Leben an, reizten feine Thätigkeit auf und brachten es wieder ins alte Geleife, zur thätigen Theilnahme am Kampfe mit dem Mannevolk, der um fo lebhafter ward, je reger das Leben deffelben fich geftaltete.

Wenn Viehftand und Land fich mehren, fo mehrt fich in einem Hauſe natürlich auch der Verkehr, es ift mehr zu kaufen und zu verkaufen, es kommen mehr Leute zum Hauſe und man muß öfterer von Hauſe, es wächst die Sorge, und die ruhige Behaglichkeit geht mehr und mehr in eine bewegliche Geſchäftigkeit über, und ſteigert ſich bisweilen bis zum fieberhaften Angſten. Je mehr Vieh man hat, deſto leichter kehren Krankheiten ein in den Ställen, und je mehr man kauft und verkauft, deſto öfter kann man übervortheilt werden. Und wenn ein Menſch aus langem Schlummer erwacht, und er meint, er habe ſich verſchlafen, ſo eilt er gerne um ſo mehr, je mehr er glaubt verſäumt zu haben.

Als Jakobli zagend und zögernd einen Lichtſtreifen aus ſeinem innern Leben blitzen ließ, da gedachte er nicht, daß dieſe einzelnen Streifen zuſammenfließen, zu einem feſten Körper

sich gestalten, zu einem äußern, seinem Innern entsprechenden Leben werden würden. Es ist ein Eigenthümliches mit diesem Durchbruche eines lange verhaltenen, oder eines neu entstandenen innern Lebens, welches das bisherige Leben verschlingt, und den Menschen als einen ganz andern darstellt, als er bis dahin erschienen und auch gewesen. Ein solches Heraustreten des innern und Verschlungenwerden des bisherigen äußern Lebens nennt der Christ, wenn nämlich das neue Leben das rechte christliche ist, Wiedergeburt, das Hervorbrechen selbst wird Durchbruch genannt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß das neu hervorbrechende Leben immer ein christliches sein müßte, der Durchbruch immer ein geistiger; es kann inwendig ein ganz neu Leben entstehen, das alte verschlingen, welches keine christlichen Lebenszeichen in sich trägt, es kann aus dem Verschwender ein Geizhals werden, ja, aus dem Geizhals, was man selten glaubt, ein Verschwender. Wenn nämlich ein alter Geizhals Wittwer wird, und auf einmal die alte erloschene Fleischeslust neue Flammen schlägt, so sehe man zu, wie die neue Lust den alten Geiz verschlingt, der alte Mann ärger thut als ein junger Narr.

Es giebt viele Menschen, bei denen irgend wie und früher oder später Neues Altes verschlingt, aber sehr irren würde man sich, wenn man meinen wollte, der Durchbruch müsse immer ein plötzlicher, Allen sichtbar, Stunde und Minute desselben genau zu bezeichnen sein. Diesen sogenannten Durchbruch sieht man oft so wenig, als man Pflanzen aus dem Boden kommen sieht, nicht einmal der Veränderte, in welchem das Neue das Alte getroffen, die jungen Kühe die alten, sieht die Veränderung, wird sich derselben bewußt. Dann geschieht freilich auch oft, daß ein innerer Leben nie zum Durchbruch kömmt, nie zur äußern Gestaltung gelangt. Es giebt Herzen, in denen wieder vergeht, was darin entsteht, nur schwaches Leben regte sich in ihnen, oder eine zu harte

Kruste hatte das Bisherige ums Herz gelegt, sie zu sprengen vermag das Neue nicht. Es giebt aber auch Verhältnisse, Umstände, Umgebungen, es giebt eine Atmosphäre um den Menschen, in welcher das durchbrechende Neue nicht reflektirt, sich nicht gestalten kann, es strahlt wohl aus, aber es erlöscht wieder, weil es keine Nahrung findet, sinkt in sich zusammen, erscheint zuweilen wie ein junger Frühlingstag; aber am folgenden Tage ist es wieder entschwunden, wie der Frühlingstag, welchem ein tödtender Reif gefolgt, wie eine Sternschnuppe, die vorüberfährt. Da ganz besonders sind dem Menschen Gottes Rathschläge unerforschlich, in tiefer Demuth muß er sich beugen, wenn Gott es ihm verwehrt, das Beste, welches er in sich trägt, zur äußern Gestaltung kommen zu lassen, da ist's, wo der Mensch das stille Genügen erlernen muß, das zufrieden ist mit dem Besitz, wenn die Welt ihn auch nicht sieht, zufrieden bleibt in dem Bewußtsein, von Gott gekannt zu sein, zufrieden zu sein, höhere Kräfte in sich zu tragen, als die Welt zu deren Entfaltung Raum giebt, Gott zu danken dafür, daß er es nicht umgekehrt, es nicht geordnet, wie an tausend andern, denen herrliche Weiten angewiesen, in welche sie sich munter vorgedrängt und jetzt darin nichts zu machen wissen, als spazieren zu führen ihre Jämmerlichkeit, die alle Tage jämmerlicher wird und alle Tage den Spectakel größer macht, sie alle Tage verachteter.

Nach diesen Betrachtungen könnte man glauben, Jakobli hätte nach großen Dingen getrachtet, hätte Kilchmeier werden wollen, Präsident an einer Wahlversammlung, oder gar Hüttenmeister bei einer Käserei, oder gar ein Auge gehabt auf den bernerischen Generalcantonalgenialstab, hätte Heldenthaten verrichtet, Rechte an einer Käshütte genommen, häufig die Faust im Sack gemacht, dazu das Maul vollgenommen, oder sonst etwas, worin die heutigen Heldenthaten bestehen mögen; aber sehr würde man sich irren, so weit verstieg sich Jakobli nicht, Jakobli sinnete nicht weiter als an mehr Land, bessern Ab-

trag, größere B'schüttilöcher und mehr Mist. Wenn er mit Sami auf dem Bänkli saß oder im Stalle war, so drehte sich ihr Gespräch um diese Dinge, und ging er wo aus, so sah er sich die Augen aus, wo etwa ein Acker feil sein könnte, was auf jedem Acker stehe, ob Versette oder Lücerne, ob schöneres oder schlechteres Korn als sie hätten.

Zudem fing ihm das Handeln an zu gefallen, und wenn er am Morgen z'Märit wollte, so tanzten ihm die Nacht davor die schönsten roth oder schwarz Blöschen auf dem Hauptkissen und auf dem Dackbett herum. Am Morgen wanderte er mit geschwollenem Herzen, wie der Held zur Schlacht, dem Markte zu und wenn er heim kam, so mußten Alle seinen Einkauf bewundern, er entdeckte immer neue tugendhafte Eigenschaften, konnte vor Freude wieder fast nicht schlafen, war am Morgen der Erste im Stalle, die Freude dauerte bis Fehler zum Vorschein kamen, bis es sich zeigte, daß nicht alles Gold sei was glänze, bis Sami die Achsel zuckte und meinte, es sei läß gegangen, daß er nicht dabei gewesen, zu dem Kauf hätte er nicht gerathen. Dann ward Jakobli kleinmüthig, es dünkte ihn, er möchte das Thier nicht mehr ansehen, wenn es nur wieder zum Stall heraus wäre, möchte es gelten, was es wolle, und Hansli mußte wehren, mußte seine ganze Zähigkeit zu Hülfe nehmen, um übereilten Verkauf zu hindern. Das sei nichts anders, sagte er. Lehrgeld müsse ein jeder zahlen, wenn er schon meine, er könne es, so müsse er es doch immer wieder erfahren, daß der schlausten Katze auch Mäuse entrönnen. Wenn man noch einmal so viel Kühe halten wolle, so müsse man noch einmal so viel handeln, und also gewärtig sein, noch einmal so viel betrogen zu werden.

Drei Sachen solle er nie vergessen, so werde es schon gut kommen. Wenn er bei der Gewicht handle, so müsse er immer daran denken, daß zwischen lebendig und todt wägen ein großer Unterschied sei, es wisse das noch mancher Rathe-

Herr nicht. Wenn er frage, ob eine Kuh trage, und der Verkäufer sage ja, und verfluche sich, daß sie trage, so müsse er sich wohl achten, ob derselbe etwa über die Kühe hereinliege oder sich mit dem Ellbogen darauf lehne. Thue derselbe dies, so müsse er sagen, er sehe wohl, daß sie trage, aber er meine nicht dä Weg, mit einem zweibeinigen Kalb wüßte er nichts zu machen. Und endlich müsse er von allem, was man ihm sage, gäb wie man sich verschwöre, immer nur das Halbe glauben, und das sei manchmal noch zu viel. Wenn dieser Räthe ungeachtet Jakobli übers Ohr gehauen wurde, und das geschah trotz dem, daß Hansli oder Sami bei ihm waren, so machte Hansli keine Vorwürfe, das sei gut für ein ander Mal, sagte er.

Jakobli hatte die Unart, welche große und kleine Kinder haben, was ihm gefiel, das fand er wohlfeil, an dem sah er keine Fehler, das, meinte er, müsse er haben, und die andern Beiden ließen sich nicht selten von ihm ihre Bedenken ausreden, und entlehnten seine Augen zum Sehen. Er het's emel welle g'hebt hah, trösteten sie sich dann, er wird's scho noh lehre, mi muß ihm emel albeeinist d'r Wille lah, um es paar Krone ist's de notti nit g'fochte, we me se het, un es ist besser, er bruch se dä Weg, als öppe mit em Wybervolch, oder mit Schlägereien. Es ist einem jeden etwas geordnet, und wenn er das Geld nicht dä Weg brucht, su chunt er e angere Weg drum. Es gebe Einen, der auch niemand was gönne, sich selbst keinen Schoppen, aussehen thue er wie die theure Zeit, und wie gehe es dem? Wenn der zu einem Spiel komme, so verführe ihn der Glaube, er sei der Schlauste uf d'r Welt, e kene so, zum Mitmachen. Da mache er einen Taglohn, denkt er, noch mängs Mal könne er laufen, gäb daß er aufmachen könne, was hier zu gewinnen sei, was gut Lüt Einem steckten, könne man nicht rechnen. Und so oft es ihn gebe, schlage es ihn in den Graben, u ke Mönsch wüß, was ne sy Aberwitz afe Fschadt heig.

Wer so sich trösten kann, hat einen großen Vorsprung vor Andern, und namentlich vor dem, welcher in allem Böses findet und Bitteres, es ist gerade, als wenn der Eine Honig aufs Brod striche, der Andere Galle; Brod ist Brod, und beide haben das gleiche Brod, und doch hat es eine ganz andere Kust. Mädi erfuhr das. An dem G'läuf und Handeln hatte es seinen fürchterlichen Aerger, es war was Neues, es mußten mehr Schuhe gesalbet werden, und dann hätte man Beispiele genug, wohin das führe, sagte es. Es kenne manchen alten Hudel, der es nie geworden wäre, wenn er immer daheim geblieben wäre. Am meisten Galle machten ihm die Metzger und ihre Hunde. Es sei nicht mehr dabei zu sein, klagte es, man möge vor das Haus kommen, wann man wolle, so stehe ein Usiath davor, und sobald man öppe einist abhocke, so brüll's i d'r Kuchi usse: heit d'r nüt feißes? Und dann sei noch vor ihre verfluchte Hünge nichts sicher, kein Huhn, keine Katze, und wenn an einem Orte was zu fressen sei, so schmöckten sie es durch sieben Zäune durch, d's Katzenkacheli sei immer leer, es möge darein thun, was es wolle. Wenn es einen mit einem rothen Gilet sehe das Feld aufschießen, so düech's mängist, es möcht d'r Tüfel sy, ume für e Viertelstung, dem und sym Hung wett's es reise, die käme nit ume.

So ward auch das einförmige Leben dieses Hauses bewegt, vom Ufer war die Kette gerissen, es begann, einem Kahne gleich, sich zu schaukeln auf den Wellen des Zeitgeistes, dem Trachten nach vermehrtem Erwerb, nach bessern Rentiren, nach mehr Prozenten.

In diesem bewegtern Leben war Meyeli dem Sonnenstrahle gleich. Worüber er schwebt, darauf wirft er einen freundlichen Schein, man stößt sich nicht an ihm, er ist niemand im Wege, aber heitrer wird es in Einem selbst, ohne daß man sich dessen bewußt wird im Herzen, unwillkürlich sucht man seine Nähe, setzt sich in seine freundliche Wärme.

Als Sohnsfrau sollte es, seit Anne Bäbi krank war, dessen Stellvertreterin sein, die Hausfrau. Nun ist das kein leicht Stücklein, neben so einem alten Hauskäs die Meisterschaft zu führen und noch dazu, wenn die alte Meisterin noch da ist, und jeden Tag mehr der Sache sich achtet. Da giebt es sonst Kompetenzfragen und Kompetenzstreitigkeiten jeden Fingerslang; was das eine thut, will das andere machen, aber zu einer andern Zeit, und ganz anders, und eins schießt hier aus, das andere dort aus, eins brüllet, das andere plärret, eines klagt in der Stube, das andere im Stalle, kurz, es ist ein Elend. Tröstet man, man müsse Geduld haben, und sich in die Sache schicken, so ist man selbst ein Uflath, und hat es mit den Andern, hilft man und g'schirret aus, so wird das Uebel noch ärger und handkehrum wird Einem vorgeworfen, man habe kehrum alle auf der Mugge, und ja erst kürzlich mit diesem oder jenem so wüst gethan, es sei kein Wunder, daß man jetzt selbst an die Reihe komme. Wie sich eins rührt, stößt es an das andere, es ist beseelte Materie, die immer da sein will, wo andere Materie sich bewegt, die jede dieser Bewegungen nicht dulden will, sie schmerzlich fühlt, es ist das Reiben krankhafter Glieder an einander. Aber eben das ist die Natur des Sonnenstrahls, daß er nichts schmerzlich reibt, daß nichts ihm feindlich im Wege steht; wo er nicht durch kann, da umfließt er das Eine mit reichem Lichte, und wo er das nicht kann, da zürnt er wieder nicht, sondern beleuchtet freundlich und erquicklich das ihm Entgegenstehende. Das ist die wahre Geistesmacht, welche nichts zwängen will, aber das eine verklärt, das andere durchdringt. Das ist die eigentliche christliche Macht, die nicht mit dem Schwerdte drein schlägt, und doch die Welt überwindet, das ist die wahre Sonnenmacht, warum Christus das Licht der Welt genannt wird, also nicht deßetwegen, weil er uns etwas neues sagt, sondern weil er Gewalt hat und diese Gewalt im Reiche der Geister wirket, unmerk-

lich, aber unwiderſtehlich wie die Sonne, in und über der Erde.

Meyeli hatte mit Mädi nie Streit, eben ſo wenig als mit Anne Bäbi, es kam ihnen nie in den Weg, jedes ſah es gerne an ſeiner Seite, denn jedem wußte es etwas freundliches oder lächerliches zu ſagen, und jedes meinte, Meyeli helfe ihm ſo bloß nach, wo es nicht kommen möge, und wolle bei ihm lernen, wie man es machen müſſe, und Mädi that dann noch einmal ſo emſig, und Anne Bäbi nahm ſich zuſammen, und ſagte: nicht die hundertſti Schwiegere hätt die Geduld gehabt mit einer Schwiegertochter u ſövli us ne g'macht wie es. Wo ſie gekommen, ſei ſie in Gottes Name ume es Schlärpli gſy, u jetz ſöll me ſe luege!

Indeſſen war es nicht, daß nicht beide über Meyeli klagten und branzten. Wenn der Engel Gabriel zu ſolchen Weibern käme, ſie müßten mit ihm gekiefelt haben und um ſo mehr, je lieber ſie ihn hätten. Mädi war mit Meyeli nicht zufrieden, weil es Anne Bäbi äſtimirte, und es viel zu Rathe zog. Man müſſe es Babi ſein, wenn man einen ſolchen Sturm ſövli achte und gar zu ihm z'Rath wolle, b'ſungerbar wenn man jemand an der Hand habe, der es Einem hundertmal beſſer ſagen könne. Anne Bäbi klagte, man ſehe wohl, daß es nur ſo von geringe Leute nache ſei, es dörf i Gott's Name nüt befehle, u niemere nüt ſäge, da laſſe es Mädi ſauen und karen, wie es nur wolle, darum gehe es auch ſo ſchön. Aber wohl, wenn es wieder nache möge, es well de, Mädi müſſe rangirt ſy, daß es wieder wüß, daß es e Meiſter heig.

Beide waren aber wiederum darin einig, daß Meyeli e junge Gali ſei, u mit em Mannevolch d'r Narr mach, daß me ſlh fry ſchäme müß. Es ſyg noh jungs, u wüß noh nit, was me ſo a me ne Schnürſli heig u wie me mit ne umgah müß. Es ſei ſchad um ihn's, aber es werd's wohl noh lehre, mi müß es ume lah mache, es werd ihm ſcho vo ſelber erleide,

aber manchmal spreng es Einen fast d'Wäng uf mit seinem narrochtigen Wesen. Wenn Mädi es zuweilen im Schopf oder im Stall mit dem Mannevolch freundlich reden sah, so pflegte es zu sagen, das sei auch noch von denen eins, wo man mit einem Mannebein locken könne wie einen Hund mit einem Hammenbein. Wenn es aber einmal erfahren habe was es, so werde es ihm wohl gehen wie ihm, ihm gruse es ab dem Mannevolk ärger als ob g'schundnige Kroten, die Möffe, was sie seien.

Das redeten sie nicht etwa im Verborgenen, daß Meyeli nichts davon merkte, oder an den Thüren oder hinter Ecken horchen mußte, wie Sühniswyber oft thun sollen, wenn sie etwas vernehmen wollen. O nein, das alles konnte Meyeli hören, wenn es wollte, man nahm sich in diesem Hause mit dem Reden gar nicht in Acht, d. h. das Weibervolk nicht, aber Meyeli ward nicht böse darüber, die Worte fanden in ihm nichts, welches sie entzünden konnten, mit einem freundlichen Worte brach es ihnen die Spitze ab, sie verloren alles Gift, und wurden harmlose Erschütterungen der Luft, heilsame Entleerungen der Lunge.

Aber eben darum waren Alle gerne um ihn's, und darum sollte es auch bei Allen sein, und hier rief man es, dort wollte man es haben, Alle forderten seine Theilnahme, legten, wie in einen großen Schrein, bei ihm alles nieder, was sie in Lieb und Leid bewegte. Alle waren mit sich beschäftigt und ihren Ideen, d. h. mit dem, was ihnen durch den Kopf ging, und was förderte, was hemmte, das bemerkten sie, darüber redeten sie, dabei war Meyeli Allen nothwendig.

Aber sie hatten es mit ihm, fast wie mit der Luft, welche man einathmet und zu allen Dingen braucht, man kann sie nicht entbehren, und doch denkt man nicht an sie; je nöthiger man sie hat, um so weniger wird man sich bewußt, daß die Luft alles in allem ist; so war es mit Meyeli. Sie bemerkten es, wenn es nicht da war, war's aber da, so war es ein

Lebenselement, deſſen man ſich erfreut, ohne ſeiner nur ſich bewußt zu werden, es war jedem nöthig, aber daß es etwas nöthig hätte, daran dachte niemand. Es klagte nie, hätte es ein Wort geſagt, ſo wäre Alles ihm dienſtbar geweſen. Da es ſelbſt nehmen, brauchen konnte, was es wollte, ſo dachte kein Menſch daran, ihm etwas anzubieten, dieſes oder jenes ihm abzuwehren oder aufzudringen. Aber wenn es einmal zur Seltenheit in ſeinem Stübchen ruhen wollte, oder des Morgens nicht füre mochte, ſo war es jedermann, als müſſe er was ſuchen, eins ums andere frug draußen: „wo iſt Meyeli?“ Dann ward es drinnen Meyeli himmelangſt, und half das Fragen nicht, ſo kam eins nach dem andern an die Thüre und ſagte: „du ſolleſt neuis cho loſe!“ oder ſchoß hinein wie im Vergeß und ſagte: „biſt du da, hab dih nume welle frage, u. ſ. w.“ „Ich komme plötzlich,“ ſagte dann Meyeli. „Nei, blyb ume, hieß es dann, häb dih ſtill, m'r cheus notti.“ War's aber dann in fünf Minuten nicht draußen, ſo ſchoß wieder jemand hinein und ſagte: „ih hab g'meint, du chömiſt nache, nit, daß dih preſſire well, aber du ſöttiſt ſäge, wie me das mache ſött, oder wo äys ſyg.“ Dann war es natürlich mit der Ruhe aus, und Meyeli mußte auf die Beine, es mochte mögen oder nicht, es erfuhr, was Unentbehrlichkeit nach ſich zieht.

Ach wie wohl kömmts dem Menſchen, daß er nicht der liebe Gott ſein muß, es ihm niemand zumuthet, ihm, dem armen Menſchen in ſeiner Gebrechlichkeit, der Ruhe ſo nöthig hat, und Geſchäftigkeit ſo viel Unruhe macht, ſo große Pein, daß ewige Ruhe zum höchſten Glück ihm wird. Dieſe ewige Ruhe iſt aber nicht des Todes Ruhe, ſondern die Ruhe, die mitten im Schaffen über dem Bewußtſein ſchwebet, daß die inwohnende Kraft allem vollkommen genügt, nie ermattet, nie zu ſpät kömmt, nie zu ſpät fertig wird. Dieſe Ruhe in der Schlacht, dieſe Ruhe in des Lebens Kampf, iſt das Zeichen des Helden, welches aber nie ein Menſch in ſeiner Vollſtän-

digkeit je erworben hat, und doch wie klein ist des größten Menschen Aufgabe gegen die Aufgabe dessen, zu dem täglich so viel tausend Bitten steigen, und der noch Augen haben muß, für so viel Milliarden, die nicht bitten können, nicht bitten mögen. Aber wie mancher Leib ist schon gebrochen, weil die Ansprachen die Kräfte überstiegen, das Gleichgewicht zwischen Sollen und Vermögen sich nicht fand, in fieberhaften Schwingungen die Bänder brachen, welche Leib und Seele zusammenbinden. Diese gebrochenen Leiber gehörten zumeist Müttern, Mutterherzen sind die Freistätten, in die die Treue sich geflüchtet hat aus der treulosen Welt, in welcher das Maul die Hauptrolle spielt, und die Selbstpflege die Hauptkunst ist, und der der Hauptkerl, der das Ungereimteste von sich zu geben im Stande ist.

Das Gefühl, Allen alles zu sein, war Meyeli hoch und werth, erhielt ihm frohen Muth, wenn auch zuweilen die Mattigkeit wie eine dunkle Wolke seine Heiterkeit überschatten wollte. Es besaß den herrlichen Sinn, der in der Gegenwart sich immer an dem erhebt und stärkt, was unerwartet gut, besser ist, als die Vergangenheit erwarten ließ und als sie darbot, so wie es einen andern umgekehrten Sinn giebt, der kein Gedächtniß hat für das Uebel in der Vergangenheit, und kein Gefühl für das Gute in der Gegenwart, sondern nur für das Drückende, welches in jedem Leben ist, welches daher in beständigem Jammer schwimmt, daß das Vergangene vergangen, das Gegenwärtige gekommen sei. Das ist ein unglücklicher Sinn, und unglückliche Jammerbüchsen sind solche Menschen. Meyeli freute sich seines sichern Daseins, der Liebe, welche Alle zu ihm trugen; wie so ganz anders war es damals, als Seppli den ganzen Tag mit ihm häßelte, ein dünnes Kitteli um seine schlanken Glieder hing, und es zweifelhaft war im Herbste, ob es neue Winterstrümpfe kriegen, oder die alten neu g'fürfüßet werden müßten? Gegen dieses Glück schien ihm, was es zu tragen hatte, nicht beachtens-

werth; darüber zu klagen hätte es für schlecht gehalten. Mit nichts könne man sich mehr versündigen, dachte es, als mit Klagen, wo man doch alle Ursache hätte, Gott zu loben und zu preisen. Da es aber nichts klagte, so nahm man an, es hätte keine Ursache zum Klagen, denn wenn neuere was weh thue, so sei's der Brauch, daß er's säge, sagte man, und wenn also Einer nichts sagt, so thut ihm nichts weh, so schloß man. Man sieht, es ist schwer, die rechte Mitte zu treffen, und wenn schon Alle das Sprüchwort kennen: zu wenig und zu viel verhöhnt alle Spiel, so giebt es doch Wenige, welche es fassen, was zu wenig, was zu viel ist, und den rechten Maßstab haben für das Ebenrecht.

Die Subjektivität zur Objektivität zu erheben, mag wohl nirgends schwerer sein als gerade hier. Dazu kam noch, daß Meyeli, seit die Haushaltung hauptsächlich ihm oblag, mit Speise und Trank sich nicht in Acht nahm, nicht an sich dachte. Meyeli war kein verzogenes Ding gewesen, sondern war von harter Gnade, d. h. von solcher, die wenig gab, aber das wenige alle Tage aufrückte, abhängig gewesen; als es nun in andern Stand kam, überhob es sich nicht, meinte nicht, es möge nun alles erleiden, und das früher zu wenige müsse jetzt auf überschwängliche Weise gut gemacht werden. Anne Bäbi war gut gegen ihn's, d. h. für passende Speise und Trank sorgte es jederzeit, es möchte de öppe nit, daß d's Sühniswyb es gang gah v'rbrülle, sagte es. Jetzt, da Anne Bäbi der Sache sich nicht annahm, sorgte niemand weiter für ihn's, es stund alles in seiner eigenen Hand, es konnte ja nehmen, brauchen, was und wie viel es wollte, kein Mensch achtete sich dessen. Aber was eine andere nach Herzenslust gethan hätte, das brachte es nicht übers Herz, für ihn's sei's nicht d'r Werth, was apartes zu machen, dachte es, es sei sich nit z'thue, es möchte nicht, daß man meine, jetzt, wo es die Sache hätte, könnte es nicht genug an die Sache thun. Es lag sehr mächtig in ihm das Gefühl vor, dem es zwar keine Worte gab, das aber mächtigen Ein-

fluß auf ſein Thun hatte, daß es nichts eingebracht, an all den Vorräthen, dem Beſitzthum nichts geſteuert hätte, daß alles was es brauche, aus Jakoblis Sache gehe. Manche andere, welche nichts eingebracht, aber ſo reich eingeſeſſen, hätte gemeint, die Kunſt ſei jetzt, ſo viel als möglich zu brauchen, ſich recht wohl ſein zu laſſen, den Andern die Luſt zu vertreiben, es Einem etwa vorzuhalten, daß man nichts eingebracht, ſelbſt zu ſagen zum Manne: „du mußt nicht etwa meinen, weil ich nicht reich geweſen, laſſe ich mich jetzt untere thun, ja wolle! Du haſt gewußt, wieviel ich habe, warum haſt du mich genommen, ich bin dir nicht nachgelaufen. Meinſt öppe, ich hätte dich wegen d'r Hübſchi g'no? Wenn ih nit hätt chönne denke, ih chönnt öppe myr Lebe lang gut hah, ih hätt dih nit mit em — agluegt, daß du's de weißt, du Lädi, was de biſt!"

So redete Meyeli aber nicht; was es brauchte, nahm es immer als von einer anvertrauten Sache, und konnte einer Art Angſt ſich nicht erwehren, es könnte zu viel nehmen, und die Leute möchten glauben, es ſei ihm nur ums Brauchen, und es hätte es auch, wie man Bettelkindern nachrede, die nichts von Hufen wüßten, ſondern meinten, es müſſe alles eines Tages gebraucht ſein, und wenn ſie es des Tags nicht möchten, die Nacht zu Hülfe nähmten.

Freilich kam es ihn's zuweilen an, Jakobli ſollte ihm ſagen: „nimm doch, brauch doch, mach etwas für dich," es wollte ihn's faſt dauern, daß ers nicht that, daß er ihm nicht mehr anſah, was ihm fehlte, was es hätte, daß er ihm hauptſächlich von dem Lande redete, von Kaufen und Verbeſſern, ſich kümmerte um eine Kuh, die nicht freſſen wollte, nicht ſattſam Milch gab, ihr abpaſſen konnte, und des Tages manchmal ſagen: es düecht mih, es well ere beſſere, ſi nehm d's Freſſe gleitiger u d'Milch well o afe cho. Es mochte auch zuweilen nicht eſſen, er ſagte ihm nie: „fehlt d'r," oder „mach d'r öppis angers," das Arbeiten ging ihm oft ſo genug,

er ſagte nie: maſt nit, lah's doch ſy, es iſt de nit, daß de dih tödte ſöllſt." Der gute Jakobli dachte nicht daran, daß er eine Frau, welche alles unter den Händen hatte, heißen müſſe etwas machen, und ſeine Mutter hatte auch oft bei Tiſche nicht viel gegeſſen, aber nach dem Grunde war nie gefragt worden. Wer wollte auch ſo unverſchämt ſein, und eine Bäurin über Tiſch fragen, warum ſie nicht ſo viel eſſe als die Magd, die kein Hinterſtübli hat, und keine Zeit, für ein Kaffee oder einen Giertätſch zu ſorgen, und keinen Kuchiſchaft hat, in welchem eine Platte mit Fleiſch ſteht, und keinen Keller, wo Käs und lindes Brod iſt. Und wenn die Mutter nicht werchen mochte, ſo hörte das ganze Haus ihre Klagen, wie d's Mannevolk je länger je wüſter werde un i Bode ache ke B'ſtang meh heig, da ſött me geng werche, bis me alli Vieri vo nihm ſtreckti, aber dene donſtig Knüdere thät's es nit zum G'falle, daß es ſih tödti, es well zu nihm ſelber Sorg hah, ſövli witzig ſei es noch, es möcht de notti nit, daß ſi d'Freud hätte, wenn es ſih z'tod wercheti. Da Mädi das getreue Echo von Anne Bäbi war, wenn es gegen das Mannevolch ging, ſo redete es in ähnlichen Fällen ähnlich. Was Wunder alſo, wenn es Jakobli nicht in Sinn kam, nachzufragen, wenn jemand nicht aß, oder nicht aufzumerken, ob jemand nicht werchete! Aß jemand nicht, ſo dachte man, er werde ſchon gehabt haben, oder auf Beſſeres warten, werchete jemand, ſo dachte man, er werde arbeiten mögen, möchte er nicht, ſo würde er es ſchon ſagen.

Wenn einmal in einem Hauſe eine beſtimmte, alt hergebrachte Weiſe iſt, ſo ändert ſich die nicht, und wenn jemand da mitten hineinfällt, ſo iſt's faſt, als ob er auf einen andern Planeten käme, wo die Menſchen ganz anders beſchaffen ſind als er, z. B. eine ganz andere Haut haben als er, und eine andere Redeweiſe, und ſehr lange geht es ihm, bis ſeine Haut und ſeine Redeweiſe auch ſo geworden ſind, wie die der Andern. Nur zu oft wird die alte Art von dem Jemand, und

die neue Art des Jemand von den Alten für Bosheit genommen, für absichtliche Kränkung, und das Reiben fängt an, das so oft Herz und Mark zerreibt. Zumeist jedoch bildete sich mit der Zeit die nöthige neue Haut, wenn nichts Scharfes und Aetzendes zwischen die Reibenden gegossen und geschmiert würde. Aber das ist eben das Böse, daß der Böse so gerne die Nase zwischen einsteckt und das Reiben immer giftiger macht, immer ätzender. Die Geriebenen rufen ihn selbst herbei, sie klagen was sie beißt, und wem sie klagen, der reibt gewöhnlich Salz und Pfeffer ein, d. h. er tröstet, d. h. er giebt dem Klagenden Recht und reizet ihn auf. Das thut ihm für den Augenblick wohl, aber es verschlimmert die Wunde, macht sie giftiger und reizt zu verstärkten Reibungen.

Nun aber klagte Meyeli niemanden, wenn's ihm schon im Herzen wehe that, es tröstete sich selbst und munterte sich auf. Alles könne man ja nicht haben auf der Welt, dachte es, und besser hätte es doch, als es je hätte erwarten können, und wenn manche arme Frau es so hätte, sie würde Gott nicht genug danken können. Jakobli mein's ja gut, aber er finn's nit, und wenn es es sagte, wie's ihm wäre, er würde schon dazu thun und ihm borgen mit Werchen und Essen. So goß es sich selbst den rechten Balsam in die Wunde, und wenn die Weiber alle, welche darüber unglücklich werden, weil die Männer nicht stark auf dem Errathen sind, und nie merken wollen, wo sie der Schuh drückt, also thäten, es wäre manche weniger übel in der Welt, und der rechte Doktor fände sich vielleicht noch, oder sie selbst fände endlich die große Kunst, nicht nur zu schweigen, sondern auch zu reden zu rechter Zeit.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Hübschi und vom Interesse.

Der Doktor hatte bedeutendes Interesse an Anne Bäbis Krankheitsfall genommen; es war ein eigener Fall in seiner Praxis, zudem war es ihm eine Standessache, zu zeigen, daß ein leiblicher Arzt zu heilen vermöge, was ein geistlicher angerichtet. Er ging daher öfter hin, den Fortgang zu beobachten, und hatte Freude daran, wie Anne Bäbi regsamer, trotziger wurde, ihm hie und da einen Schlämperlig anhing, wie die Dokter alle nichts könnten und fürs Sterbe keiner noch etwas erfunden. Für niemand hätten sie noch so viel gedoktert als für das arm Bübli selig, und kes sei ihnen noch gestorben als eben das Bübli und es fast damit, es glaube einmal, wenn sie nichts gemacht, es lebte noch.

Nach allgemeiner Sitte hatten sie den Doktor das erste Mal gefragt, was sie ihm schuldig seien und gleich mit ihm abgeschafft. Sie ließen nicht gerne aufmachen, sagte Hansli, man könnts vergessen, oder es könnte sonst e Irrtig gäh. Natürlich hießen sie ihn die ersten Male in der ersten Angst wieder kommen, und frugen jedesmal nach ihrer Schuldigkeit, und gäb wie der Doktor sagte, sie sollten doch warten, es gehe dann zusammen, es mußte bezahlt sein, was er forderte, bald fünfzehn Batzen, bald zehn, bald fünf, bald nichts, je nachdem er expreß kam, oder sonstige Besuche hatte. Nach und nach setzte Hansli ab mit der Dringlichkeit der Einladung zu wiederholten Besuchen: Es gehe gut, hieß es, wenn's böser ging, man hätte es ihm sagen lassen, aber er solle notti zueche cho, wenn er öppe einist ang'fähr da dure gang.

Der Doktor war lange genug auf dem Lande gewesen, um diese verblümten Redensarten zu begreifen, aber der Fall interessirte ihn zu sehr, um ihr gleich Folge zu geben, denn

er lebte nicht dem Gelde, sondern seiner Kunst, wie er sagte, eigentlich eben so gut seinem Herzen, aber das sagte er nicht, ja er gestund es sich selbsten nicht, er ging daher von Zeit zu Zeit immer noch hin, forderte aber nichts. Hansli dankte zwar und sagte, er solle es nur sagen, und sich nicht schüchen, er gebe gerne öppis, er glaube aber, es heig's jetz, u bruch sih wyter nüt meh, we me geng öppe styf lueg. Und doch kam der Doktor wieder, denn in dem Maaße, als es bei Anne Bäbi besser ging, schien es ihm mit Meyeli zu bösen, es fesselte immer mehr seine Aufmerksamkeit, denn trotz dem, daß es das Kind nicht mehr säugte, nahm es doch eher ab als zu, und sein Gang hatte so etwas mühseliges, welches dem geübten Auge nicht entgehen konnte. Nun ist es wirklich bös für einen Doktor auf dem Lande, etwas Vorbauendes vorzukehren, anzurathen, oder Leute welche ihm nichts klagen, zu fragen: „fehlt dir nicht etwas und solltest du nicht etwas machen?“ Eigentlich hat der Arzt die Pflicht, auf alle schädlichen Einflüsse aufmerksam zu machen, und auf jegliche Störung, welche er mit kundigem Auge heranschleichen sieht, ehe jemand anders sie wahrgenommen, und die vielleicht zu rechter Zeit leicht abzuwenden wäre. In Häusern, wo man ihn für das hält, was er sein soll, wird er diese Pflicht auch üben, sich jedoch vor großer Aengstlichkeit und dem Wahne hüten, als sei alles zu verhüten. Dieser Wahn kann dazu führen, mit sogenannten Präservativ-, Vorbauungsmitteln, die stärkste Gesundheit zu ruiniren.

Auf dem Lande ist die Ausführung dieser Pflicht sehr schwer, die Menschen sind zu mißtreu, meinen gleich, es sei dem Arzt nur um die Batzen, wenn er nichts davon hätte, es wär ihm nicht halb so angst, aber es düecht eim nüt angers a nihm, es macht e niedere was er cha, u de ist er gar grusam e arme, muß alli Brösmeli kaufe, u het nüt erwybet, u was er öppe g'ha het, het er v'rlaberiert ob em Studiere, er söll neue grübelig brucht hah, es chäm ihm jetz

mängiſt kumlich er hätt's noh, — ſo urtheilt man. Es muß daher ein Doktor mit ſeinen Räthen ſehr vorſichtig und ſparſam ſein, und je älter er wird, um ſo behutſamer wird er auch werden, manchmal nur zu gleichgültig. Einem Jungen, dem noch die Ideale das warme Herz ſchwellen, der meint, er müſſe aus aufrichtigem Herzen der ganzen Menſchheit helfen, wird Behutſamkeit ſchwer. Was er ſieht, meint er ſagen zu müſſen, und wo er Gefahr ſieht, wird er kaum der Wahrung ſich enthalten können. Unſer Doktor hatte bereits einige daherige Erfahrungen gemacht, konnte etwas an ſich halten, aber wo er Intereſſe an den Leuten nahm, da ſagte er, was er in ihrem Intereſſe glaubte; wohl war ihm mancher Wahn entflogen, aber den Sinn hatte ihm doch die Welt noch nicht verdrecket, der die Pflicht höher als den Vortheil hält. „Und Fraueli, wie geht es euch?" fragte er mehrere Male, bot Gelegenheit zu Klagen und Fragen. „O recht gut, mi muß z'friede ſy, aparti z'klage habe ich nicht, wenn's nur der Mutter wieder ganz beſſert," erhielt er zur Antwort.

Einmal traf es ſich, daß das Mannevolk im Walde, Mädi mit zwei Gänſen z'Märit war, Anne Bäbi ſchlief, und Meyeli an einem alten Tſchopen nähte, als der Doktor dem Hauſe zu kam. Meyeli, als es ihn kommen ſah, ging hinaus und ſagte: Müetti ſchlafe, es gehe ihm alle Tage beſſer, es achte ſich immer mehr, und nehme ſich der Sache an. Es freu ihn, ſagte der Doktor, er möchte es aber ſelbſt noch ſehen, und wenn es nichts dawider habe, ſo komme er hinein, und warte, bis es erwacht ſei, er hätte heute Zeit, er ſei viel gelaufen und froh, abzuſitzen. Meyeli kriegte ein gar lieblich Geſichtchen, als es ihn hineinführte und fragte, ob es ihm etwas Warms machen ſolle, oder ob er lieber es Brönz wolle, Kirſchenwaſſer, ſie hätten guts, es ſei mehr als zehnjährig. Er frage ihm ſonſt nicht viel nach, ſagte der Doktor, aber heute nehme er ein Gläschen, es ſei froſtig draußen, und ſchon lange, daß er nichts gehabt, albeeiniſt müſſe man doch wieder

Oel ins Lämpchen thun, wenn es brennen solle. Meyeli stellte die schöne weiße Flasche auf den Tisch, ein Fußgläschen dazu, zog das Brod aus der Tischdrucke, schenkte ein und machte eine Bemerkung zum Brod, daß es nicht aufgegangen, sie hätten sonst schöneres, aber der Müller werde sie aber be..... haben mit dem Mehl. Es sei nichts mehr zu machen, und je mehr Mühlen es gebe, desto mehr b'sch..... die Müller, für Schades y'cho. Der Doktor frug, wer knete und backe bei ihnen. Meyeli erzählte, daß es früher die Mutter gemacht, seit sie aber krank sei, habe es sich Mühe gegeben damit, von wegen, dem Mädi wolle es nicht haben, u 's Mannevolk begehr's ebe nicht, daß es knete. Es dunke ihn, sagte der Doktor, d'Hebi sollte niemanden eher wirken als Mädi, es sei ja selbst eine lebendige Hebi. Doch verlor der Doktor seine Zeit nicht mit müssigen, üblichen G'späßen, wie sie dem lieblichen Fraueli gegenüber manchem z'vorderist gewesen wären, er begann traulich zu erzählen von diesem und jenem, was er heute gesehen und erfahren. So bei einem ehrbar traulichen Worte erwarmen die Herzen, und thauen auf, noch besser, als bei einer Pfeife und einem Glase Wein. Meyeli, welches nach Landessitte dem Doktor das Gläschen zu oberst hinter den Tisch gestellt, selbst aber unten auf dem Vorstuhl saß, des Tisches Länge und Breite zwischen sich und dem Doktor, redete freundlich drein, gab über diese und jene Auskunft, redete dem Vikari z'best, als der Doktor fragte, ob er nicht da gewesen, frug den Arzt, was mit ihrem Mädchen zu machen, welches neue Zähne bekäme, ehe die alten aus wollten. Der Doktor rieth, was gut wäre, fragte dann, ob ihm nichts fehle. Aparti nichts, sagte Meyeli, es hätte Ursache, dem lieben Gott zu danken, daß es es so gut hätte. Er zweifle nicht daran, sagte der Doktor, sie hätten aber auch alle Ursache, ihn's gut haben zu lassen, d'Sühniswyber treffe man nicht oft so an. Meyeli meinte, er solle nicht vexiren, und wenn es schon öppe seine Sache mache, so gut wie möglich, so sei

ſich dieſes nicht zu verwundern, es ſei gar ein arm Meitſchi geweſen, an ein ſolches Glück habe es nie denken dürfen, der liebe Gott habe es viel zu gut mit ihm gemeint. D's Geld mache nicht immer glücklich, ſagte der Doktor, man habe manches Meitſchi gezwungen, einen reichen Mann zu heirathen, und gemeint, wie man für ihn's ſorge, und dem Tod hätte man es zu gejagt, mit dem Aermſten wäre es glücklicher geweſen. So möge es gehen zuweilen, antwortete Meyeli, aber ihm ſei es nicht ſo gegangen, ſondern wie es es nie hätte denken dürfen, nicht nur, weil es es gut gemacht, ſondern weil es gerade den bekommen, der ihm im Sinn gelegen, es wiſſe noch jetzt nicht wie. Nun mußte es dem Doktor erzählen, wie wunderbar ſie zuſammen gekommen, wie alles gegen ſie geweſen, und ſie beide junge dumme Leutchen, wie es aber ſo werde geordnet geweſen ſein, weil niemand etwas dagegen habe abbringen können.

Der Doktor hörte mit großer Erbauung aber ungläubiger Seele der Erzählung zu; wenn Meyeli nicht ſo ehrliche Augen gehabt hätte, und zuweilen ſo lieblich roth geworden wäre, er hätte kein Wort davon geglaubt. Daß jemand in den Jakobli verliebt werden könne, und zwar ſo plötzlich, gleichſam im Vorübergehen, das faßte ſein Verſtand nicht, das war ihm zu wunderlich. Daß man verliebt werden könne, das begriff er, doch konnte er ſich nicht enthalten, Alle, welche es ſo recht waren, wenigſtens für halb einfältig zu halten, zudem nahm er an, daß etwas beſonderes denn doch da ſein müſſe, durch welches das Herz eines Menſchen gefeſſelt werde. Er war nicht eitel, aber wenn ein Mädchen aus Bewunderung für ſeine Kunſt und Trefflichkeit in ihn verliebt geworden wäre, er hätte es begriffen, vielleicht eine Ausnahme in ſeine Anſicht gemacht und gefunden, das Mädchen zeige gute Anlagen und vielen Verſtand, aber die Liebe zu dem verſchnurpften Jakobli, und zwar nur ſo vom Anſehen, die war ihm zu curios. Er begriff eben die Myſtik der Liebe nicht, und an

unerklärliche Eindrücke und Wirkungen glaubte er nicht. Indessen äußerte er seinen Unglauben nicht, er machte es, wie es in Beziehung auf den Unglauben Viele machen, er hätte das Nichtsein ihrer Liebe gerne aus den Täuschungen derselben beweisen mögen. Er sagte bloß, solche Liebe sei schön und selten, schade nur sei, daß sie das Leben selten ertragen möge; wenn man nach wenig Zeit hingehe, und nach dieser Liebe frage, so heiße es: „O Herr Jesis, schwyget m'r dr'vo, daß me sövli e Narr sy chönnt, hätt ih niemere glaubt. O, warum cha me doch nit hingerfür näh, o, wie angers miech mes doch!" Selb, sagte Meyeli, würde keins von ihnen sagen, und wenn sie auch minger narrochtig syge, als vor vier Jahre, so sei doch noch keins reuig gsy, und wenn's heute noch frisch wählen könnte, unger allne wür ihm doch geng Jakobli eben an. Das sei schön und rar so, sagte der Doktor, er wolle es glauben, daß es so sei, aber es dünke ihn, sie sehe gar leid aus, und ganz z'weg sei sie nicht, er hätte daher geglaubt, es sei öppe e Kummer, der sie drücke, so ein Fraueli habe manchmal etwas auf dem Herzen, und das verstör ihre Gesundheit, und zuletzt auch das Leben, wenn man es ihr nicht ab dem Herzen bringen könn. Das solle er doch recht nicht glauben, sagte Meyeli, es hätte das ungern. Wenn es öppe nicht mehr sei, wie vor einigen Jahren, so sei das nichts anderes, es werde schon wieder bessern, wenn öppe Alles wieder gesund sei, und d'Sach i alte Trapp chöm, wo es öppe ein wenig mehr zu sich selbst sehen könne.

Hier blieb der Doktor stehen, ließ die Liebe fahren, nahm den Leib aufs Korn und erfuhr bald, daß Meyeli nicht Ruhe hatte und Speise sich nicht gönnte, weil es so einem armen Meitli sich nicht schicke, den Meisterles zu machen, und es sich nicht möchte nachreden lassen, es sei ihm jetzt nichts mehr gut genug, und es möchte die Herrenfrau machen. Er begann nun eine Predigt, kapitelte Meyeli ab, führte ihm zu Gemüthe, wie es sich zu rechter Zeit schonen müsse, was jetzt

verhütet werden könnte, das könne ſpäter vielleicht gar nicht mehr gut gemacht werden, zu ſterben werde es doch nicht begehren.

Das kam Meyeli faſt übers Herz. Sterben, jetzt, aus ſeinem Glücke weg, das wäre ihm doch hart zu Herzen gegangen. So gefährlich werde es notti nicht ſein, ſagte Meyeli, aber gut verſtehe er zu veriren, und Einem Angſt zu machen; „aber es düecht mih, die Mutter heig ſih g'rührt, ih muß doch gah luege.“ Der Doktor ſollte nicht ſehen, wie das Sterben ihm das Waſſer in die Augen trieb. Zugleich war es ihm unheimlich beim langen Beſuch des Doktors, es wußte, wie bös die Leute waren und wie leicht ſie alles übel deuteten, und doch freute es ihn's, daß der Doktor ihm ſeine Mattigkeit anſah, ſich um ihn's bekümmerte. Oeppe viel helfe werde es nicht, aber es düech eim mängiſt ſcho, es heig eim g'wohlet, wenn d'Lüt es ume aſe wüſſe, wie mes heig, u wie's eim ſyg. Wie viele ſchöpfen Troſt aus dieſem Gedanken! Als er weg ging, empfahl er Meyeli noch einmal größere Sorgfalt, und wenn einmal der Sommer da ſei, ſo müſſe etwas gemacht ſein, ſagte er. Schade wärs für ſo ein hübſches Fraueli, und eine Schande, wenn ſie zu Grunde ginge mitten im Ueberfluß, aus Mangel an Schonung und bald hätte er geſagt, auch aus Mangel an Verſtand und übertriebener Beſcheidenheit. Es gingen aus dieſen Gründen und dann noch aus Sucht, recht ſtark ſich zu zeigen, ſich berühmt zu machen, in den Ruf zu bringen, daß es keine beſſere, keine, die ſo viel leiſte, gebe, mehr Frauen zu Grunde, als man glaube.

Als er ins Pfarrhaus kam, ſtak Meyeli ihm noch im Kopf, und, nicht gewohnt, hinterm Berge zu halten, äußerte er ſeine Verwunderung über dieſe ſeltſame Liebesgeſchichte, wie ſie ihm noch nie vorgekommen ſei, im Leben nicht und beſonders auf dem Lande nicht. Es ſei aber auch ein Weibchen, wie man ſie ſelten antreffe, ſo etwas Feines und Zartes in Geiſt

und Geſtalt hätte er lange nicht geſehen. Es habe eine recht niedliche Hand, eine lautere, faſt durchſichtige Haut, und Augen, wie ſie rar ſeien. Man achte ſich derſelben anfangs nicht beſonders, aber wenn das Weibchen rede, etwas mehr als Ja und Nein, wenn Gefühle ſich regten, ſo begönnen die Augen dunkler ſich zu färben und immer leuchtender zu werden, das ganze Geſicht werde ſo lebendig, ſo reizend, daß man die Augen gar nicht mehr abziehen könne davon.

„Wäreſt du doch dort geblieben, Rudi, ſagte Sophie, wenn es dir ſo Mühe gegeben hat, die Augen abzuziehen. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Herr Vetter ſo empfänglich wäre.“ „Warum nicht, ſagte der Doktor, was hübſch iſt, g'fallt mir, und um ſo beſſer, je ordlicher und ſanfter es noch zu der Hübſchi iſt. Und warum das Fraueli mich ganz beſonders intereſſirt, iſt das, weil gerade ſolche Naturen von der Welt und den Umſtänden am leichteſten erdrückt werden; ſo wenig als zarte Pflanzen ein rauhes Klima, mögen dieſe Unverſtand und Rohheit ertragen, ſie bedürfen zarte Pflege.“ „Ich glaube, du habeſt gute Luſt, dieſe Pflege zu übernehmen, und dieſes Aemtchen wäre gewiß angenehmer, als deiner undankbaren Praxis, wie du ſie zu nennen beliebſt, nachzulaufen. Thue doch das, Rudi, da könnte man bei dir lernen, wie man einem Kranken abwarten und wie man ihm kochen muß, daß es euch Herrn recht iſt.“

„Aber Sophie, ſchämſt du dich nicht, ſo zu reden? Iſt das nicht ſchön vom Vetter, daß er ſo großen Antheil an ſeinen Kranken nimmt? Es wäre wohl gut, es hätten es alle ſo, klagt man nicht oft über die Dokter, daß ihnen ganz gleich ſei, ob ſie einen Eichenklotz oder einen Menſchen unter den Händen hätten?“ ſagte die Mama.

„Ja Mama, es iſt gar ſchön vom Vetter, aber wunder würde es mich doch nehmen, ob er gleich großes Mitleid mit dem armen Meyeli hätte, wenn es wüſte Hände hätte, eine verhagelte Haut, Triefaugen und einen Mund, wie ein alter

Kuchiſchaft voll rußiger Pfannenſtiele? Ich glaube, da wäre das Mitleid nicht halb ſo groß, wenn auch das Elend noch einmal ſo groß wäre."

„Du biſt es wüſt's Meitſchi, Sophie, ſo etwas dem Vetter nachzureden, ich muß mich ſchämen, ein Kind zu haben, das geng d's Böſere glaubt und füreziehet. Ih weiß auch gar nit, was du für eine Wuth haſt, immer mit dem Vetter zu zanken." „O Tante, laßt Sophie doch machen, ich bin deſſen gewohnt, bin überhaupt gewohnt, daß man mir alles bös auslegt. Gerade ſolche Auslegungen ſind ſchuld daran, daß uns das Intereſſe an den Menſchen vergeht, und wundern ſoll man ſich dann gar nicht, wenn zuletzt uns allerdings die Menſchen nicht anders vorkommen, als dem Keſſelflicker die alten Pfannen, welche er ausbeſſern ſoll." „Ja, ſo öppe mit alten Weibern iſt's einem jungen Doktor bald ſo, aber ſo gegen junge, mit feiner durchſichtiger Haut, nein Rudi, da geht es dir nicht ſo, da haſt du ein viel zu gutes Herz."

„Aber Papali, heiß doch das Meitſchi ſchweigen, es wird je länger je uv'rſchanter gege Vetter, ſagte die Mama, es verleidet ihm gewiß noch zu uns zu kommen, und gewöhnt ſich ein Zanken an, was ame ne junge Mönſch ſo übel anſteht."

„Häb nicht Kummer, Mama, ſagte der Pfarrer, ſie haben ſchon manches Jahr zuſammen gezanket, und immer wieder Friede gemacht, der Röss weiß, wie das gemeint iſt, nit halb ſo bös als es usg'ſeht." „Aber dem gute Vetter gah zumuthe, er habe nur deswegen Mitleid mit der jungen Frau, weil ſie hübſch ſei, das iſt doch wirklich uv'rſchant und recht beleidigend für dä gut Vetter," antwortete die gute Frau recht böſe. „Ja, Mamali, öppis recht het d's Sophie doch, wenn's ſcho beſſer tha hätt z'ſchwyge." „Aber Papali, was denkſt doch, d's Sophie Recht, und het dem Vetter g'ſeit, er intereſſire ſich für die junge Frau nur deswegen, weil ſie ihm gefalle, denk doch, wie abſcheulich, wenn das wahr wär?" „E

Mama, nit halb e ſo, wie du meinſt, ich habe es gerade auch ſo wie der Növö."

„O Papa, häb nit G'ſpaß mit ſellige abſcheuliche Sache, pfitufig, es könnte Einem zuletzt ab euch grauſe, wenn man nicht wüßte, daß es nur Spaß wäre." „Kein Spaß iſt's, ſagte der Pfarrer, purer, lauterer Ernſt, die Sache iſt ganz natürlich." „Ja, nur z'natürlich, ſagte die Mama. Aber Papali, red mir nicht ſo, der Herr Vikari könnte die Sache für Ernſt nehmen, und ſich darob ärgern, wie er auch recht hätte." „Das wird er nicht, ſagte der Pfarrer, er wird es ſicher auch haben, wie wir andern alle." „Herr Pfarrer, ſagte der Vikari, ich bitte, mich da nicht hinein zu ziehen, ich habe meine eigenen Grundſätze und muß bekennen, daß ich in ſolchen Dingen nicht Spaß verſtehe, es laht ſih 'nit g'ſpaſſe mit ſellige Sache, und wie me redt, denkt me o." „So habe ich es allerdings im Brauche, ſagte der Pfarrer, und was ich geſagt, meine ich auch. Aber es giebt Worte, Redensarten, über die man Zetermordio ſchreit, wenn jemand ſie ausſpricht, und zündet man dieſen Redensarten ins Geſicht, ſo enthalten ſie klare Wahrheit, die jedermann zugeben muß.

„Herr Vikari, was würdet ihr z. B. ſagen, wenn euch jemand anwerfen würde, ihr hättet die Schönen lieber als die Wüſten?" „Ich würde es für die gröbſte Beleidigung halten," antwortete der Vikari. „Aber nur, antwortete der Pfarrer, weil ihr hinter dieſen Worten einen zweideutigen, böſen Sinn ſuchen würdet, einfach für ſich ſind ſie ſicher vollſtändig richtig. Wenn z. B. zwei Kinder euch um ein Almoſen anſprechen würden, ein niedliches, hübſches, hinter deſſen Armüthigkeit hervor noch eine gewiſſe Reinlichkeit ſchimmerte, und ein wüſtes, ſtrubes, mit einer langen Sch—Naſe, was gilts, das erſte Wort, den erſten Kreuzer erhielte das Hübſchere, oder wie man richtig zu ſagen pflegt, das Anſprechendere? Und du Sophie, wenn du im Simeligraben über den böſen Steg

wollteſt, wo du nicht alleine hinüberdarfſt, und jenſeits ſtünden zwei Menſchen, ein ſchmutziger Bettler, ein ſchmucker Offizier oder Vikari meinethalben, und beide ſtreckten dir ihre Hände zur Hülfe, mich nähme doch wunder, welche du wählen würdeſt, die ſchmucken oder die ſchmutzigen? Der Menſch hat von Gott ein Gefühl erhalten, welches durch das Schöne angenehm berührt, durch das Häßliche verletzt wird, das iſt eine Wahrheit, welche nicht abgeläugnet werden kann, und wo dieſes Gefühl ſich verwiſcht, ſtumpf wird, da nimmt das Thier im Menſchen zu und das Höhere ſchwindet. Das giltet nicht nur in Beziehung auf den Menſchen, ſondern an Pflanzen, Thieren, allen Gebilden aus Menſchenhand zieht das Ebenmäßige an, Ungeſtaltetes ſtößt ab, beſtimmte Formen werden ſchön genannt, andere häßlich. Warum das läugnen, warum böſe werden, wenn man Einem ſagt, man ziehe das Schöne dem Häßlichen vor? Nun aber, und da liegt ein anderer Haken, iſt der Menſch eine Doppelnatur, er hat Leib und Seele, er kann alſo leiblich ſchön und geiſtig ſchön ſein, oder keins von beiden, oder das eine aber das andere nicht.

„Es giebt Leute, welche körperlich ſchön ſind, aber häßlich an der Seele, und dieſe Häßlichkeit iſt nicht etwa eine verſteckte, lauert nicht etwa nur in einer Ecke des blinzenden Auges, wie eine Spinne hinter ihrem Netze, ſondern ſie breitet ſich über das ganze Geſicht und alle Glieder aus, giebt in jedem Worte ſich kund, und Einer findet dieſen Menſchen doch noch ſchön, und ſchließt ſich an ihn, dann kann ihm das allerdings zum ſchweren Vorwurf gelten. Worin beſteht dieſer Vorwurf? Er wirft dem Menſchen das Aergſte vor, welches man ihm vorwerfen kann, nämlich das, daß er ein Thier ſei und kein Gefühl für ſittlichen Werth und Unwerth habe. Es giebt z. B. hübſche Meitſchi, glatt wie Bachforellen, aber ſie legen Eitelkeit, Sinnlichkeit, Hoffahrt an den Tag, nothzüchtigen ihr Geißenhaar, daß es kraus werde, reiben das Geſicht, daß es glänzend werde, laſſen zu Ader, damit es

etwas ſchmachtend werde, was, beiläufig geſagt, Köchinnen, welche ſich zu ſehr gemäſtet, zu thun beginnen, machen jedem Sauniggel verliebte Augen, daß man auf dem einen ſitzen und das andere abſägen könnte, ein Büſchelimüll, als ob ſie dem Mond ein Müntſchi geben möchten, verhunzen ihre handliche Figur, wie man eine währſchafte Kalbete verhunzen würde, wenn man ſie zu einem Weſpi zuſammenſchnüren wollte, und laufen endlich wie alte Wallfahrer auf Erbſen, weil ſie an jeder Zehe zehn Aegerſtenaugen ſich zweg erzwängt mit engen Schuhen, und reden dazu wie leibhaftige Dreckſeelen, ſo müßte man ſelbſt eine Dreckſeele ſein, wenn man an einem ſolchen Menſch Wohlgefallen haben wollte, und wäre es körperlich noch ſo ſchön geformt. Da überwältigt die Seele den Leib, gießt etwas Abſtoßendes über denſelben aus, welches alles Wohlgefallen tödtet.

„Es giebt aber wiederum Menſchen, welche körperlich häßlich ſind, im erſten Augenblick abſtoßen, aber mit jedem Male, daß man ſie ſieht, gewinnen, daß man zuletzt ihre Häßlichkeit vergißt, recht hübſch ſie findet, das innigſte Intereſſe an ihnen nimmt. Es überwältigt auch hier der Geiſt die Form, die innere ſittliche Schönheit, die Gutmüthigkeit, das Wohlwollen, die Heiterkeit, die Reinheit, die Begeiſterung, werfen Strahlen aus, feſſeln die Herzen, binden ſie, doch nur die, welche für ſittliche, religiöſe Schönheit empfänglich ſind. Es giebt allerdings Leute, welche für dieſe Art von Schönheit kein Gefühl haben, man findet ſie unter der gebildeten und ungebildeten Klaſſe, und ſehr häufig unter den quasi zarten Mädchen, die aber mit Corſets und Schnüren ihr Herz unterbunden haben, und nun nichts mehr ſind als oben dünn und unten dick.“ „E aber, Papali, ſagte die Mama, du wirſt ja recht boshaft, e, e, das hätte ich nie von dir geglaubt.“ „Was willſt, lieb Fraueli, die Welt macht mich dazu, erfahre ich es doch täglich mehr, daß da, wo man am meiſten vom Herz redet, die Herzloſigkeit am größten iſt, und wo man nur vom inwendigen Menſchen redet, die Dinge der Welt am

meiſten gelten. Doch, um auf unſere Sache zurück zu kommen, muß ich noch ſagen, daß, wo innere und äußere Wohlgeſtalt und Schönheit ſich gatten, ein unwillkürlich Wohlgefallen entſteht und ein Trieb, dieſem Menſchen wohlgefällig zu werden, und wenn er leidet, ihm zu helfen, geiſtig oder leiblich. Ein ſolcher Menſch wird, wenn er ſtirbt, am innigſten beweint, leuchtet noch lange im Widerſchein der Liebe, wie die untergegangene Sonne im freundlichen Abendroth. Was Wunder alſo, wenn unſer Doktor ein inniges Intereſſe an Jowägers Meyeli nimmt! Es iſt dem Doktor nicht bloß erlaubt, nein, ich hielte ihm nichts darauf, wenn es nicht ſo wäre, ich müßte ihn für roh oder abgeſtumpft halten, und leid wäre es mir, wenn ſein Beruf ſein Herz ſchon verhärtet hätte, da gliche er meinem Bruder ſelig wenig."

„Ja, ja, es iſt ſchön vom Rudi, daß er ein ſo weites Herz hat, daß ſeine Patientinnen alle Platz darin haben, ich wünſche einſt ſeiner Frau Glück dazu, ſie iſt doch immer in guter Geſellſchaft," ſagte Sophie.

„Ja, mein liebes Kind, einer Frau iſt Glück zu wünſchen, wenn ihr Mann ein Herz für andere hat, hat er keins für andere, ſo hat er auch keins für ſie. An ihr iſt's, zu trachten, daß ſie immer die erſte Stelle darin einnimmt, daß ſie nicht wird einem abgelebten Despoten gleich, der ein Unflath iſt und doch Himmel und Erde für ſich in Anſpruch nimmt, und zwar von Rechtswegen, den Mann d's Tüfels macht und doch will, daß er ſie für ſeine gute Göttin hält. Sieh, ich hatte es wie der Doktor, es wird Familienanlage ſein, bei was ich war, war ich nicht gleichgültig dabei, nicht kalten Herzens, ſondern in lebendiger Wärme war ich bei allem, was ich that, und namentlich bei allen Menſchen, die in den Bereich meines Amtes traten. Ja, und ich will dir ſagen, wenn ein hübſches Bübchen oder ein hübſches Mädchen z. B. in meine Unterweiſung kamen, ſo hatte ich allemal eine helle Freude dran, eine noch größere, als wenn mir prächtige

Nelken und Roſen aufgehen im Garten. Freilich geſchah mir oft, daß die erſte Freude mir häßlich verdorben wurde, wenn über die äußere Hülle der böſe Geiſt ſeinen eigenthümlichen böſen Schein warf, aber ſehr oft dagegen ward mir das Aeußere alle Tage ſchöner in dem Maaße, als es mir gelang, mit der Hülfe deſſen, ohne den nichts geſchieht, den beſſern Menſchen zu entbinden, aufzurichten die Schwachheit, und ans Ziel zu feſſeln das immer heller werdende Auge. Deswegen, Sophie, ward deine Mutter nie eiferſüchtig, und blieb mir immer die liebſte Blume, die Gott meinem Herzen geſchenkt hatte, denn ſie eroberte es durch Liebenswürdigkeit alle Tage neu, theilte meine Freuden und war mein Troſt in trüben Tagen. Ja, ſie ward mir noch mehr, ſie ward mein Vorbild. Werde nicht böſe, Mama, und wink mir ab, es ſchadet nichts, wenn die jungen Leute es hören. Sie war mein Vorbild darin, daß gerade, wo das abſtoßendſte Aeußere ihr entgegentrat, ihr Mitleid am meiſten rege ward, ſie dieſen Menſchen am meiſten bedauerte, am eifrigſten zu helfen begehrte. Gerade die Leute, ſagte ſie, ſeien am meiſten zu bedauern, welche häßlich ſeien, und an der Seele zugleich, die habe hier niemand lieb, und ob ſie dort ſelig würden, liege im Zweifel, das ſei doch ſo ſchrecklich, das Herrlichſte, die Liebe Gottes und der Menſchen, entbehren zu ſollen in der Zeit und in der Ewigkeit. Dieſer Leute ſolle man ſich annehmen mit Liebe und Mitleid, gerade wie ja Gott auch der Menſchen und namentlich der Juden ſich angenommen, die ſo verſtockten Weſens ſeien, die Liebe ſei ja die Wärme, in welcher das Eis der Herzen ſchmelze. Wenn man ſolche Leute ſo recht chriſtlich liebe, ſo wiſſe man nicht, ob man nicht ihre Seele retten könnte, daß ſie Zutrauen faßten zu Gott und Menſchen und Glauben an Möglichkeit und Nothwendigkeit der Umkehr. So hat ſie es gehalten immerdar, iſt freilich oft betrogen worden und ausgelacht, wenn ſie ſo einem unſtäthigen Menſchen aus der Dinte half, der nachher noch ſieben Mal ärger ward und auf

die Dummheit meiner Frau pochte; aber auch mehr als einmal, daß wir es erfuhren, hat ihre Liebe ein groß Werk vollbracht, iſt einer armen Seele geweſen, was die Sonne der Erde iſt. Da habe ich von ihr gelernt, wie es eine Liebe giebt, welche höher als die natürliche Liebe iſt, die aus Wohlgefälligkeit entſpringt, welche der Liebe Gottes verwandt iſt, welche eben das Verlorne, das Häßliche am meiſten liebt, weil es das Hülfsbedürftigſte iſt. Aber ſo weit in ihrer Ausübung brachte ich es nie, und mußte oft zuſehen, wie meine Frau gutmüthig lächelte, wenn der äußere Schein mich anzog, ich mich immerdar zum Hübſchern wandte, während ſie es umgekehrt hatte. Aber Streit hatten wir deshalb nie, und, Sophie, es iſt nichts Unglücklicheres für einen Mann, als wenn die Frau in der Ausübung ſeines Berufes ihn lähmt, ihn zwingen will aus Eiferſucht, daß er zum ſchnöden Lohnknecht werde, der kein Gefühl, kein lebendiges Intereſſe für die Menſchen, die ihr Heil, ſei es nun geiſtiges oder leibliches, in ſeine Hände gegeben, mehr hat."

Ja, ſagte der Vikar, der Menſch täuſche ſich gar leicht über die Art des Intereſſes, welches er habe, und wiſſen könne man nie, wie weit das führe, und da müſſe er doch der Jungfer Sophie Recht geben, daß man, ehe man durch den Geiſt geläutert ſei, ſich vor jeder allzuwarmen Theilnahme an irgend einem Menſchen, beſonders andern Geſchlechtes, zu hüten habe. Wenn nun da eine erleuchtete Frau, welche den rechten Unterſchied zu machen wiſſe, die Schritte ihres weltlich geſinnten Mannes überwache, ſo habe ſie vollkommen recht. „Herr Vikari, ſagte der Doktor, ſteht nicht an einem Orte: Wer glaubt, er ſtehe, der ſehe zu, daß er nicht falle, und wie weit die ſogenannten erleuchteten und geläuterten Menſchen ihre Theilnahme zu treiben wiſſen, das, Herr Vikari, kann man an den Muckern und Andern mehr lernen. B'hüet ech Gott und zürnet nüt!"

Achtzehntes Kapitel.

Was ein Doktor ausstehen muß und wie es ihm ergehen kann.

Es war ein struber, wilder Wintertag, Schnee wirbelte über die Erde, scharf pfiff der Wind über die Fläche, peitschte den Schnee, der Ruhe auf Erden gefunden zu haben meinte, wieder auf, jagte aufs neue in die Wirbel hinein, bis er sich bergen konnte hinter einer Hecke, in einem Hohlweg; dort häufte er sich wie Soldaten hinter den Schanzen, wenn Kartätschenhagel die Felder fegt. Oede war's im weiten, weißen Lande, nur hier und da durchschnitt in schrägem, ängstlichem Fluge eine Krähe die bewegte Luft, die Gefährtin suchend, die vielleicht strub und kupend auf einem Marchsteine sitzt. Langsam bewegt sich ein schwerer Frachtwagen durch die Ebene, die Pferde dampfen, den Kragen des Mantels schlägt der ungestüme Sturm dem Fuhrmann um den Kopf, und wie oft er Schnee von den Rädern schlägt, immer wieder drängt er sich zwischen die Speichen, preßt sich über die Schienen, immer mühsamer drehen sich die mächtigen Räder durch den wachsenden Schnee, oft weiß man nicht, bewegt er sich noch oder sind die bewegenden Kräfte aufgezehrt, sind sie am Erstarren, und doch schwindet er endlich aus dem Gesichtskreise, einem schweren Leben gleich, das unter schwerer Bürde oft stockte, und doch fort sich schleppte, lange, lange, bis es endlich schwindet aus den Augen der Menschen. Finstrer ward es, nichts sah man mehr über der Ebene, als wirbelnden Schnee und dieses Wirbeln auch nur zunächst um sich, der Gesichtskreis zog sich immer enger um den Menschen zusammen, jenem fürchterlichen Thurme ähnlich, der immer enger und enger wurde, bis er seine Bewohner zermalmte. Manchmal reichte das Auge nicht weiter als der Arm, und oft mußte es lange sich schließen,

den wunderbaren Felladen vorziehen, den Gott ſelbſt uns gegeben hat. Zuweilen heiterte es wieder, das Auge konnte ſich öffnen, weiterhin ſeine Runde machen.

In einem ſolchen Zwiſchenraume ſah man aus dem Walde hervor einen Mann treten, langſam, ſah ihn ſtille ſtehen, die Hände in die Seiten ſtemmen, ſich ſetzen auf einen Abweisſtein. Dort ſaß er lange, lange ſah man ihn, wenn der Geſichtskreis zuſammenſchrumpfte, wieder nicht; dann reichte das Auge bösdings wieder hin, aber lange wußte man nicht, ſaß auf dem Abweisſtein eine ſtrube, kupende Krähe oder noch der gleiche Menſch. Man begann zu werweiſen, ob man nicht hin ſolle, zu ſehen, was mit dem Menſchen ſei, aber der wirbelnde Schnee dämpfte bedenklich die ohnehin nicht ſehr brennende Menſchenliebe, und wenn davon die Rede war, ſprach einer zu dem andern: „Vetter, geh du voran, du haſt Stiefel an.“ Ein Mädchen, welches dem Spiel und Werweiſen zuſah, konnte ſich nicht enthalten, die verglimmende Liebesglut anzublaſen: „Die wüſtiſte Hüng ſyt d'r doch de, wo d'Welt treit, ſelb iſt wahr. Wes wär, für eine z'prügle, oder eim öppis z'v'rderbe, ihr hättet ech längſt usb'ſinnt, und hättet g'macht, wele eh. Jetz, wo's drum z'thüe iſt, öpperem z'helfe, ſött me meine, ihr hättet all papierig Scheiche, und zuckerig Gringe, ihr Stopfeni, was ihr ſeid, und wenn ihr nicht auf der Stelle geht, ſo gange mir Meitſcheni.“ „So göht, das iſt m'r emel glych,“ antwortete ein Bürſchchen, das Hochmuth hatte für drei, dabei aber nicht drei Mäß Krüſch hoch war.

Eben als die Mädchen dazu ſich anſchickten, kam aus dem Walde heraus ein Wägeli, auf demſelben ſaß ein Mann, beim Abweisſtein fuhr er faſt vorbei, dann hielt er plötzlich ſtill, ſprang ab, und trat zum Steine hin. Dort erhob ſich der andere, man ſah nun gut, daß es keine Krähe war, ging mühſam zum Wägeli, der andere half ihm hinauf, und ſo raſch als der ſich mehrende Schnee es erlaubte, fuhr das

Wägeli dahin. Wem iſt ächt das gſy? frug man ſich, aber niemand konnte es ſagen oder errathen.

Das war Rudi, der Doktor, geweſen, der dort auf dem Steine geſeſſen. Die Rötheln regierten ſtark und bösartig, das Scharlachfieber zeigte ſich hier und da, und beide Krankheiten werden auf dem Lande, wenn ſie es ſchon an und für ſich nicht ſind, aus zwei Gründen leicht gefährlich. Wenn die Vorläufer beider Krankheiten, Kopfweh, Halsweh, Huſten, Fieber, nicht ſo ſtark ſind, daß ſie die Menſchen ins Bett werfen, ſie mögen wollen oder nicht, ſo geſchieht es leicht, daß die Krankheit ſelbſt am Ausbruch gehindert wird, zurückſchlägt durch Erkältung, den Einfluß rauher Lüfte; gar manches Siechthum kommt vom Zurückſchlagen deſſen, was ausſchlagen ſollte, und manches Herz iſt ob ſolchem Schlag gebrochen. Bricht die Krankheit auch aus, ſo wird ſie ſehr oft nicht gehörig beachtet, ihr nicht abgewartet, der Kranke den Einflüſſen der Luft zu früh ausgeſetzt, und es entſtehen ebenfalls Rückfälle und Rückſchläge, böſe Augen, böſe Ohren, Waſſerſuchten u. ſ. w.; der Arzt hat mit Predigen, Kapiteln, mit böſen Folgen, weit mehr zu thun als mit der Krankheit ſelbſt. Unſer Doktor nahm dieſe Krankheit um ſo mehr zu Herzen, da es zumeiſt Kinder waren, welche davon befallen wurden, und Gefahr liefen, Zeitlebens den herrſchenden Unverſtand büßen zu müſſen, wenn ſie nämlich mit dem Leben davon kamen. Er machte es ſich alſo zur Pflicht, ſo viel möglich ſelbſt nachzuſehen, verſuchte, die Leute im Bett zu behalten, bis er nach eigenem Augenſchein das Aufſtehen ihnen erlaubte, und doch konnte er ſo vieles nicht verhüten und hatte auch mit lebensgefährlichen Folgen die Hände vollauf zu thun. Zudem war es noch einer der Jahrgänge, in welchen viele ſchwere Geburten ſtatt fanden, ärztlicher Beiſtand ſehr oft nöthig war, denn nach Behauptung vieler Aerzte herrſcht in dieſer Beziehung ein ſehr merkwürdiger Unterſchied, ſo wie es in gewiſſen Jahrgängen viele Zwillinge geben ſoll,

ſo gebe es Jahre, wo die meiſten Geburten leicht ſeien, und wieder umgekehrt.

Nach ſchwerem ermüdendem Tagewerk hatte er Abends zuvor ſchachmatt ſich niedergelegt, nach Mitternacht tönte die *Hausglocke. Sonſt hatte er es wie ein Soldat, den der erſte* Trommelſchlag aus dem Bette ſprengt; wenn die Hausglocke anſchlug, ſo war er ſchon mit den Beinen zum Bette aus. Es war eine eigene Haſt in ihm, er wußte, wenn man auf dem Lande den Doktor ruft, vollends des Nachts, ſo iſt Noth an Mann, und die Zeit koſtbar und wenn man auch am Tage läutete, und er ſaß hungrig hinter dem beſten Biſſen, es ſtellte ihm den Appetit, er mußte aufſtehen und gehen, es duldete ihn nicht ruhig. Zudem hatte er eine Magd, ſo ein alter Hauskäs, welche ihn ſchon auf den Armen getragen hatte, dieſe hatte ihn lieber als ihren Herrgott, er war ihr alles, aber über niemand ward ſie auch ſo böſe, und mit niemand zankte ſie mehr, als mit ihm. Ihr Rudeli hätte daheim im Seſſel ſitzen und ſich von ihr pflegen laſſen ſollen, da hätte ſie recht gerne, ſo lange es Tag war, Leute zu ihm geführt, ihnen gerühmt, wie keiner ſei, wie ihr Rudeli, ſchon von der erſten Stund an ſei er ganz anders geweſen, als andere Kinder, wo nichts als zu plären wüßten, und alles zu netzen, was man ihnen untere mache, von der erſten Stund an hätte er ſie gekannt und geng d'ſ Gringli dräit, wenn ſi g'recht heig, oder ume i d'Stube cho ſyg, u gäb wie füferlig. U jetzt ſei er e Dokter, wie's kene gäb, ſo wyt d'r Himmel blau ſyg, er wüß, wo's de Lüte fehl, gäb ſi ume zum Hus zueche ſyge u müß da nit d'Naſe i d'Brunzguttere ſtoße, u ſih noh längs Stück b'ſinne, wie die angere Stürmine z'ringsum, wo noh mängiſt müſſe gah d'Frau frage, was ſie ächt mein. So hätte ſie ihm recht gerne eine große Praxis gegönnt, aber eben nur vom Seſſel aus, und wenn ſie dabei ſein konnte, und wenn es nicht Eß- oder Schlafzeit war.

Sollte der Doktor aber fort in Wind und Wetter, da

ward es auch bei ihr bös Wetter. Konnte sie bei den Leuten z'Platz kommen, so g'schirrete sie mit ihnen aus und sagte ihnen, Verstang hätten sie keinen, und wenn sie zahlen sollten, kein Geld, sie kämen nur zu ihrem Herrn, weil der der dümmste Mensch sei auf Gottes Erde, u niemere nüt heusche könn. Wenn sie ihn zahlen müßten wie einen andern, sie wären nicht hieher gekommen. Noch viel mehr aber mußte der Herr hören, wie er nüt Sorg chönn hah, er werd's g'wüß noh einist erfahre, by selligem Wetter usz'gah, g'wüß chöm er ihm einist noh todt hei, es well wette. Bald verläugnete es ihm Schuhe oder Stiefel, bald den Mantel, weil sie beim Schuhmacher oder Schneider, oder noch naß und ungeputzt seien, und meinte so den Doktor hin und daheim zu behalten. Als er aber einige Male gesagt hatte: „E nu i Gotts Name, gange muß sy," und gegangen war in leichten Schuhen, ohne Mantel, versuchte es diese Künste nicht wieder. Aber das Räsoniren und Abputzen konnte es nicht lassen, der Doktor hatte seine liebe Noth mit ihm, und die Leute fürchteten es wie den bissigsten Hund, es war gleichsam der Cerberus oder Höllenhund vor des Doktors Apotheke. Und wie man es mit einem bösen Hund halten muß, ihn immer unter Augen haben und bei der Hand sein, wenn jemand naht „Gusch!" sagen muß, „gang hintere, häb dih still, Rämi!" so hatte es auch der Doktor mit der Magd. Er gab oft selbst Bescheid, winkte den Leuten durchs Fenster, nur herein zu kommen, und seine bekannten Kunden dressirte er ordentlich auf seine Magd hin, d. h. er sagte ihnen, erstlich sollten sie die Schuhe gut abputzen, ehe sie ins Haus kämen, und zweitens immer ein gewisses Bedauern mit ihm äußern, sagen, es sei ihnen leid, aber sie müßten einmal wieder den Doktor plagen, er werde sonst zu thun haben, daß er längs Stück nit werd wüsse, wo wehre. Wenn sie diese zwei Vorsichtsmaßregeln trafen, so konnten sie ziemlich sicher sein, ungebissen durchzukommen.

Gerade wie die guten Haus- oder Bleicherhunde war sie

am böſeſten des Nachts, wenn da der Doktor nicht alsbald zu Hülfe kam, hatte einen böſen Stand, ſie ſagte den Leuten wüſt, verläugnete den Doktor, verſchickte ſie, kurz, ſie that das Möglichſte, dem Doktor das Aufſtehen zu erſparen. Wenn die Leute nicht Utüfle wäre und kei Verſtand hätte, ſi käme nicht noch z'Nacht, wo ſie doch wüſſe, daß er ſich des Tags faſt z'tod g'laufe ſei; ſchnauzte ſie, das ſei nur Bosheit, öppe ſo g'ſchwing werd öppe niemere krank, daß me nit äm Tag hätt chönne cho, oder warte bis am Morge, es ſei nur, weil die Hüng z'Nacht beſſer d'r Zyt hätte z'laufe, u Tags ſe d'Zyt reu. Wollte der Doktor alſo nicht, daß die Leute verſchickt wurden, ohne daß er es am Morgen vernahm, ſo mußte er ſelbſt auf, wenn geläutet wurde, und nicht warten, bis Käthi ſeine Manöver machen konnte.

Diesmal tönten die Töne der Glocke ebenfalls in ſeinen Schlaf hinein, weckten ihn aber nicht zu hellem Bewußtſein. Bleiern lag der Schlaf auf ihm, dumpf hörte er die Töne, es dämmerte ihm ein Traum herauf, als läute es einer Leiche zu Grabe, als ſei er ein Pfarrer und ſolle gehen, das Leichengebet zu halten, aber er konnte nicht, gebunden waren ſeine Glieder, die Beine wollten ſich nicht bewegen, er wollte Kleider ſuchen und konnte nicht ſehen, wollte rufen und konnte nicht ſchreien, und lauter und lauter tönte die Glocke, immer höher ſtieg ſeine Angſt, aber bleiern, gebunden blieben ſeine Glieder, keins gehorchte ſeinem Willen, und je mehr er angſtete, deſto tückiſcher neckte ihn der Traum in ſeiner Ohnmacht. Und die Glocke verſtummte nicht, gäb wie Käthi den Läuter abſchrecken wollte. Nach ſeiner Sitte war es unters Fenſter gefahren, hatte den Mann unten angefahren, was er da zu läuten hätte um Mitternacht, ob der Tag nicht mehr lang genug ſei für ihres Kär und G'ſtürm.

Das Mannli ſagte: ſie hätten gewartet, ſo lange ſie gekonnt, und gemeint, ſie wollen den Doktor nicht plagen, aber es hätte müſſen ſein, es ſolle dem Doktor ſagen, er müſſe

zu einer Kindbetterin aufs Schneehübeli. Er ſei e uv'rſchante Ma, z'meine, d'r Dokter ſolle in einer ſolchen ſchwarzen Nacht in der Welt herumlaufen, es weck ihn nicht, am Morgen wolle es ihm's ſagen, und ſomit ſchlug Käthi das Fenſter zu. Mein Mannli aber nicht faul, läutete herzhaft wieder, daß Käthi wie ein Stiermbock wieder unters Fenſter fuhr und ſchrie: „wotſch höre oder nit, du Uflath, was de biſt, d'r Dokter iſt nit daheim, un was nützt es d'r, we d' ſcho die ganzi Nachbarſchaft weckſt mit dym v'rfluchte G'lüt?" „Der Dokter iſt daheim, und bis er füre iſt, lüte ih, zell druf, ſagte der Mann, ih weiß, was du für es Bürzi biſt," und läutete wieder, und ſtärker. „Willſt dich fortmachen, du Pflegel du, du dolders Bur, was de biſt, oder ih b'ſchütte dih!" rief Käthi. „B'ſchütt, ſu bänggle ih," antwortete das Mannli und läutete, als ob die Glocke hinunter müßte. Nun ward es Käthi angſt, nicht wegen der Glocke, ſondern wegem Doktor, der war ſonſt alsbald da, wenn die Schelle ging, jetzt läutete der Sturm, als ob das Dorf brenne und kein Doktor regte ſich. Da ward es eben Käthi angſt, der müſſe geſtorben ſein, ſonſt wäre er da, es ſtürzte in die Stube. Dort ſtöhnte der Doktor, brummte etwas von Sigriſt, Betbuch, Kirche, daß es Käthi himmelangſt wurde in der Meinung, der Doktor ſei verirret. Es faßte ihn beim Arm, rüttelte ihn und ſagte: „Herr Jeſes, was fehlt ech! Die d — Lüt chönne ech doch nie ruhig laſſen, ich habe ſchon lange geſagt, es komme ſo, jetzt heit d'r's, jetz chönnet er ſelber luege, mira! Herr Jeſes, Herr Jeſes," und draußen läutete es immer härter. „Ganget ume, Sigriſt, ſagte der Doktor, läutet noch, ich komme gleich." „Herr Jeſis, Herr, ih bi Käthi, nit d'r Sigriſt, draußen läutet es Burekalb, und wott nit höre, dä Pflegel, das Beh." Da fuhr der Doktor auf, als wären plötzlich Ketten und Banden geſprungen. „Biſt du's, Käthi? ſagte er, g'hörſt, es läutet draußen jemand. Warum läſſeſt du ihn nicht ein, du biſt doch immer das gleiche." „Das wird der Dank dafür ſein,

daß ich ſo Sorg zu euch habe, ſagte Käthi. Der kann noch lange läuten, dem Lümmel mache ich nicht auf.“ „Auf der Stelle geh, Käthi, thue auf, führe ihn in die Apotheke, ich komme gleich.“ „Steht doch nicht auf, Herr, ſagte Käthi, es nützt doch nüt, dä Kerli wott ja ke Züg, und deretwege heit doch nit Müey.“ „Was will er denn?“ fragte der Doktor. „Er het neuis vo ne re Kindbetti g'ſtürmt, aber ih glaub, er ſyg volle, er wurd ſuſt nit ſo lüte, u wär gange, wo ne b'richtet hah, u we 's wär, ſu wird die wohl warte bis am Morge, was het die Täſche dä Weg brucht z'weg z'cho.“ Unterdeſſen war der Doktor aufgeſtanden, hatte zum Fenſter aus dem Manne geſagt, er werde gleich kommen, Licht gemacht, ſich dürftig angezogen, und ging hinunter trotz allem Kiefel von Käthi, er ſoll doch nur im Bett bleiben, und ihm befehlen, was es dem Stürmi ſagen oder geben ſolle, es wolle es gewiß Punktum verrichten, aber auf ſolle er nicht, und dann vor uſe gar nicht, ſelb ſolle er ihm nicht d's Herrgotts ſy, i re ſellige Nacht, zu ſelbem wett's de o noh öppis ſäge. So beſtrend zog Käthi hinter ihm drein die Treppe ab, wie ein Spitzhündchen, dem ſeine Dame zu unrechter Zeit ausgehen will, oder eine Katze auf dem Arme trägt und liebkost.

Als der Doktor den Mann einließ und derſelbe an Käthi vorbeigiug; fehlte nicht viel, daß ſie einander in die Geſichter geſchoſſen wären; aus Reſpekt vor dem Doktor grännten ſie ſich hinter deſſen Rücken bloß an, das dann aber auch meiſterhaft. Käthi ging nicht in die Apotheke, es ſchlirpete im Gang herum und ſchmetterte einige Thüren zu, ſo gleichſam Bezeugungen ſeines Mißfallens über den Bericht des Mannes. Der Doktor läutete, rief nach Mantel und Stiefeln. „Da wollte ich doch ein Narr ſein, und die ihm bringen, brummte Käthi; ſo expreß ſich gah z'tödte! ſelb thue ih nit, m'r wei doch de luege, wer Meiſter iſt.“ Es wehrte ſich handlich, wollte erſt von den Stiefeln nichts wiſſen, den Mantel beim Schneider haben, mußte indeſſen am Ende den Doktor doch gehen

ſehen, er blieb Meiſter, aber mit Mühe und in großem Aerger. Er mußte alles gleichſam erobern, langſam, Schritt um Schritt, und preſſirte der Fall doch ſo, und war des Doktors Natur ohnehin faſt wie Feuer und Büchſenpulver. Es mußte Käthi ſein, ſeine alte Magd, um dieſes ungeprügelt wagen zu können, indeſſen ward er doch voll Galle; innerlich fluchte er mörderlich und dachte, ſo könne das doch nicht fürder gehen, ärger könnte es ihm eine Frau, und wäre ſie das böſeſte Räf unter der Sonne, nicht machen, und dann wäre ſie doch die Frau, und nicht bloß ſo eine alte Brummelſuppe von Magd.

Es war allerdings eine unluſtige Nacht, um faſt zwei Stunden weit zu gehen, denn von Fahren in ſtockfinſterer Nacht auf dem zu machenden Wege, war da keine Rede, und ehe der Knecht geweckt, das Fuhrwerk zweg geweſen, konnte der Doktor halb Wegs kommen. Es war, wie es am ſchauerlichſten iſt, wenn man aus dem warmen Bette kömmt. Ein naßkalter Nebel lag über der Erde, froſtiger Schneeluft ſtrich übers Land, Schnee und Koth durcheinander füllten den Weg, der halbvoll Löcher und halbvoll Steine war, ſo daß, wenn man die Löcher mied, man über die Steine ſtolperte, und in die Löcher gerieth, wenn man die Steine mied.

Das iſt etwas, in ſchauriger Nacht, müde und ſchläferig, durch Dick und Dünn ſtundenweit zu gehen, ſeinem Berufe, ſeiner Pflicht nach, ohne Lohn vielleicht, ohne Ruhm jedenfalls, denn ſo was iſt Schuldigkeit, kömmt in keine Zeitung, bringt in keinen grünen Seſſel, bringt keinen Ehrenbecher, und doch iſt das was anderes, als bengelhafte Artikel ſchreiben in warmer Stube, oder noch bengelhaftere Audienzen geben in glänzenden Salons, und doch iſt ſolch ein Liebesdienſt in naßkalter Nacht eine größere Heldenthat, als d's Maul aufreißen in einem Kaffeehaus oder dummes Zeug ſchwatzen in einem Rathhaus; und einer armen Frau zu helfen, die Einem nicht einmal ein warmes Kaffee zu geben vermag, weil ſie keine

Milch dazu hat, iſt verdienſtlicher, als gegenſeitig ſich zu verleumden und anzulügen, und ſich groß zu machen. Freilich, wenn man auf einem Dreckhaufen oder auf einem Galgen ſteht, ſieht man größer aus, aber ob deshalb ehrenwerther, iſt die Frage.

Und wenn nun ſo ein Doktor, ein ſogenannter Landarzt, in tiefer Mitternacht ſolche Wege geht, feuchter Nebel ſein Geſicht benetzt, ſchaurig der Wind durch den Mantel dringt, Koth und Schnee über die Stiefel ſchlagen und es kommen ihm Gedanken über den Lohn und die Ungerechtigkeit der Welt, wer will ſie ihm übelnehmen? Er ſetzt ſein Leben ein und was bringt er davon? einen frühen Tod, einen ſiechen Leib, um ſeine Bezahlung märtet man, und wenn er unter die gewixten Herren kömmt, ſo lächelt man; ſo ein wohlgeleektes Schreiberchen, das ſeine Füße im Trocknen hat, ſieht ihn über die Achſel an, und führt er eine Beſchwerde, ſo rümpft man die Naſe, ſchreibt darauf: ſelber ſchuld! legt ſie ad acta, d. h. dahin, wo alles liegt, was unbequem iſt, nicht in den Kram dient. Jetzt wandert er den beſchwerlichſten Weg auf Koſten ſeines Lebens, Andere ſitzen an glänzendem Souper auf Staatskoſten, prunken mit Epauletten und Schnäuzen, vertrinken jährlich Tauſende in Rheinwein und Champagner.(vide Rechnungen), kommen dafür in die Zeitungen, jedes Wort, das ihnen vom Leibe geht, wird in Noten geſetzt und ausposaunt, und nächſtens iſt von Gehaltserhöhung, Gratifikation, Taggeldern die Rede, und für einen armen Landarzt, der dem Staate ſeine Bürger erhält und zubringt, iſt nirgend ein Kreuzer, kein freundlich Wort, kein rechtlicher Schutz und wenn er bezahlt ſein will für gekaufte Mittel, kann er von Pontius zu Pilatus laufen, wird zu Herodes geſchickt und wer weiß, ob man nicht auch noch das Geiſeln gut findet für ihn. Wenn er ſolche Gedanken im Herzen wälzet, der arme Doktor in Nächten, wo kein Stern ihm am Himmel glänzt und ſchwarz wie die Nacht ſein Beruf ihm

ſcheint, wenn ſchwarze Quellen in ſeinem Herzen aufſpringen und bittere Ströme über ſeine Seele fluthen, wer will es ihm wehren und wird es ihm wohl der zur Sünde rechnen, der die Gedanken ſchauet im Herzen der Menſchen?

Das wiſſen wir nicht, aber wenn der da oben den armen Doktor liebt, ſo läßt er ihm freundliche Sterne aufgehen am Horizonte ſeiner Seele und freundliches Licht ſie werfen in das Dunkel hinein, welches zu herrſchen meinte in derſelben. Freundliche Kinderaugen läßt er blicken ins Dunkel hinein, Kinderaugen, denen er der Sonne Licht erſchloſſen, des Lebens Licht erhalten, des Lebens Freuden ihnen zurückgegeben und alles mit weicher Hand und freundlichem Munde, beides treue Diener der inwohnenden Liebe. Sinnige Blicke läßt er ſtrahlen ins Dunkel hinein aus flammenden Jünglingsaugen, aus tiefglühenden Mädchenaugen, ſie danken ihm ſtumm und innig für der Eltern Leben, für die eigene Pflege, für der Geſchwiſter Geſundheit, ſie graben mit glühender Schrift Zeugniſſe in ſein Herz, daß ſie ihn nie vergeſſen, daß er ihnen eine freudige Erſcheinung ſein werde, wo ſie ihn treffen werden im Leben oder nach dem Tode. Es gehen ihm als Sterne am Horizonte ſeiner Seele Gatten-Augen auf, ſtrömenden Dankes voll für die Rettung des Theuerſten, ſie haben keine Worte, in ihnen klingt keine Münze, aber ſie ſind heiliger Verheißungen voll, daß Einer ſei, der ächte Treue nie vergeſſe, der in wahren Treuen ausrichten werde, was ſeine Kinder nur mit ſtummem Danke zu vergelten vermochten. Mit freundlichem Glanze ſieht er über ſich aus weißen Haaren Augen blicken, ſie freuen ſich ſeines Thuns, daß er das Wahre ergriffen, ſie lächeln ihm die Gewißheit zu, daß, wer ausharrte bis ans Ende, ſelig werde. Und hinter dieſen freundlichen Augen ſtrahlt es hell und heiter in unergründlichem Glanze über den ganzen Himmelsbogen, der wunderbaren Milchſtraße gleich, es iſt der Segen Gottes, der wunderbar und unerforſchlich über dem Getreuen ruht, von Anfang bis zum Ende ſein Thun durch-

fließt, der wie mit Mutterarmen alles umſchließet, die der Getreue im Herzen trägt und Sein ſie nennt.

Wo es ſo hell und herrlich aufgeht in eines armen Doktors Herzen, auf ſeinen ſtruben Wegen in tiefer Mitternacht, hat er da wohl noch zu beneiden hohle Köpfe mit Schnäuzen, blonden und braunen, hohle Herzen, in die kein Schein fällt von Oben, höchſtens ein Schimmer von Epauletten, ſilbernen oder goldenen, hohle Seelen, in denen nichts wieder tönt, als Münz und gnädige Worte, in denen nichts weht, als Neid und Angſt, in denen nie ein Stern am Himmel aufgehen wird, nichts, gar nichts, als höchſtens einmal ein Titel oder ein Ehrenbecher oder eine Gratifikation.

Doch, wenn wir aufrichtig ſein wollen, ſo flammte es diesmal nicht auf ſolche Weiſe in des Doktors Inwendigem, ſondern ganz anders. Der arme Mann, der mit der Laterne vor ihm her ging, ſo raſch, daß der Doktor ihm faſt nicht folgen konnte, war vom Doktor über die Umſtände der Frau befragt worden, und das gab ihm Anlaß, über ſeine Umſtände im Allgemeinen zu reden, das Herz zu leeren, das voll war bis oben aus. Er war arm, hatte viele Kinder, war oft von Krankheiten heimgeſucht und Unfällen aller Art, bald ging eine Geiß ihm dahin, bald nur das Gitzi. Aber auch ſo ein Gitzi iſt für ein arm Mannli ein Kapital, ein Rittergut, für ein arm Mannli, deſſen ganzer Reichthum eine verfallende Hütte iſt, und zehn Kreuzer Taglohn. Doch ſei alles noch gegangen, denn ſeine Frau ſei gruſam fleißig, wiſſe alles zu Ehren zu ziehen, und hielte auch die Kinder dazu. Den Zins, den ſie nöthig hätten, hätten ſie gewöhnlich mit dem Flachs gemacht, der noch wohl gerathe auf ihrem Stückli Land, von wegen, eine Sau zu mäſten möge es nicht abtragen bei ihrer Speis, wo man für d'Kinz nicht genug Milch und Mehl habe, v'rſchwyge de für e Sau. Der Flachs ſei im vergangenen Sommer gut gerathen und d'Röſti ſei b'ſungerbar gut geweſen, ſie hätten Flachs erhalten, nie ſo, ſo ſchön und ſo

gut. Seine Frau und d'Meitscheni hätten gesponnen Tag und Nacht, es heig es Garn gäh, d's Herz im Lyb heig eim fry g'lachet und sie hätten ausgerechnet, es gebe nicht bloß den Zins, sondern noch eine Steuer für ein neu Bett für die größern Kinder, die bisher nur auf Spreuern geschlafen. Am zwanzigsten Tag Märzen sei er auf Bern gegangen mit dem Garn, habe es gut verkauft, einem ältlichen Manne, der habe ihm gesagt, er wolle das Garn in seinen Keller tragen und sein Geld holen, welches er dort gelassen, gleich komme er wieder. Er habe gewartet, gewartet, der Mann sei nicht wiedergekommen, habe ihm nachgefragt, niemand habe ihn gekannt, ihn gesucht, ihn nirgends gefunden. Es könne niemand denken, wie ihm gewesen, sagte er, und aufs neue übermannte ihn Jammer und Zorn, daß er längs Stück zu keinem ordentlichen Worte kommen konnte. Lange habe er nicht gewußt, was machen, ob heim gehen oder in die Aare springen, und noch als er über die Brücke gegangen, sei er lange stille gestanden, und heftig hätte es in ihm g'werweiset, will ich oder will ich nicht? Vor dem Heimkommen hätte es ihm gruset, er könne nicht sagen wie, Frau und Kinge, wo sich so auf sein Heimkommen gefreut, zu sagen: „ich habe nichts, alles verleichtsinniget, alles ist fort, pflanze und spinne, alles ist nüt!" das hätte er fast nicht übers Herz bracht, es heig ne düecht, wenns nur brechen thät von ihm selber. Brech doch so mängi Bähre, wenn me z'viel uftadi, warum de nit o nes Herz? Aber es heigs emel nit welle gäh und selber es abenangere mache, heig er doch o nit welle, er heig a Frau und King denkt und a d'Schang und nit welle us eim Leid zweu mache. Und i Gotts Name bi nih hei gange, aber wie, weiß ih weiß Gott nit, und wie's du gange ist, cha nih keim Mönsche säge. Aber es isch sih o nit z'verwundere, söoli Flachs, söoli Freud, söoli Flyß, u z'letzt vo allem nüt meh, nüt meh, als Klag u Jammer u Zeise, u nit wüsse, wo se näh. My Frau ist noh gut gege m'r gsy, het miß's nit lah

etgelte, het mängiſt g'ſeit, es hätt ihre ſo gut chönne g'ſcheh wie mir; daß es ſo ſchlecht Lüt gäh chönnt, hätt ſi o nit glaubt, u das iſt noh my Troſt gſy. Aber vo ſelber Stung a iſt my Frau nie recht g'ſung gſy, es het ere geng g'fehlt, ſo mängs Kinq ſi o g'ha het, ſo iſt ere nie g'ſy. Da iſt erſt d'r Kummer recht agange, und es het ihs düecht, wenn ume d'Mutter wieder zweg wär, d'r Flachs chönnt ſy, wo ner wett, u jetz chunnt das noh d'rzu, un ih förcht, ſi g'ſtangs nit us, u de erſt wär d's Unglück recht da, un ih wüßt mys Lebes nüt meh az'fah.

„E, wir wollen das Beſſere hoffen, ſagte der Doktor. Aber habt ihr nie vernehmen können, wer das geweſen ſei, der euch ſo ſchändlich betrogen, habt ihr ihn nicht der Polizei angezeigt?"

„Azeigt, nei, das nit, mit d'r Polizei redt üſereim nit oder er muß, ſo armi Mannleni werde ume desume g'ſchoße u abrüllet, u ſy geng am lätze Ort, ſötte gar niene ſy. Ander chönne mache was ſie wei, und ſo ne Kellermagd brucht ume nebe ume z'luege, ſo het ſie d'r ganz Rügge voll Hilf u Landjäger, üſereim trauet nit, wenn me im Rege gſy iſt, laht me ſih nit gern noh unter d'Traufi. U v'rnäh hah nih nüt chönne, d'r Red a hets mih düecht, es ſött e Emmethaler ſy, aber wüſſe hah nih nüt chönne. Wenn ih's v'rmöge hätt, a all Märite hätt ih welle, atreffe hätt ne müſſe, u ſys Schelmeg'ſicht hah nih noh g'gut im Sinn. Aber üſereim iſt z'ringsum geng am Haag, u cha nüt mache, wenn er ſcho d'r Sinn hätt d'rzu. U wenn ih ne ſcho atroffe hätt, was hätt es g'nützt, er hätts doch g'laugnet, u ſiebe Eide uſenandere uſe tha (er het es G'ſicht d'rnah g'ha), er ſyg's nit, u wenn me ſcho d's Garn by nihm funge hätt, ſo hätt er doch e Us-red g'wüßt, für nit e Schelm z'ſy, u daß ih d's Garn nit ume überchöm. Aber er mag' ſy wo ner will, ſo fingt nc Gott der Herr, un wes dem gut abging, ſo wett ih nüt meh g'ſeit hah, u wenn dä wüßt, was u'r usg'ſtange hätte, es düecht eim, er ſött ke rühigi Stung meh chönne

hah, un es sött ihm sy, als v'rbrönnti ihm üse Flachs uf syr Seel."

So erzählte der arme Mann, und der Doktor dachte, wie fürchterlich so ein Mensch sich versündigen könne, er wisse nicht einmal wie. Garn habe der gestohlen, für dreißig Franken vielleicht, dazu aber unendlichen unnennbaren Jammer gebracht, daß Leben einer Mutter, vielleicht mehrerer Kinder, gefährdet, das Dasein einer ganzen Familie zerstört. Und jetzt müsse er, Doktor, seine eigene Gesundheit aufs Spiel setzen, müsse halbtodt sich laufen, nicht nur das Schwerste umsonst thun, sondern vielleicht auch mit sauer erworbenem Verdienst gut machen, was jener verschuldet. Und das alles wisse jener alte Sünder nicht einmal, frage nichts darnach, sei vielleicht noch reich, vielleicht daheim im Ansehen, vielleicht gar Chorrichter oder G'richtsäß, denn es geschehe oft, daß die größten Zystigschweinigel daheim für ehrbare Männer gölten, daß er vielleicht stolze Söhne, hoffährtige Töchter habe, die breit thäten allenthalben, es hoch her gehen ließen, und von der armen, elenden Familie wüßten sie nichts, deren Noth brenne nicht auf ihren Seelen. Es dünkte den Doktor, wenn er nur des alten Diebes Namen wüßte, damit er ihm bekannt machen könnte die Folgen seiner Schelmenthat, ihm sagen könnte: „sieh her, du Hund, das ist deiner Hände Werk!" Es wußte der Doktor wohl, daß der Alte dieses einmal wohl erfahren werde, aber es ging ihm, wie es noch manchem geht, es ging ihm zu lange, noch heute, schien es ihm, sollte der es wissen und erfahren, sein Name sollte in jeder Garnlaube angeschrieben stehen, in jedem Wirthshause. Die Menschen haben keinen Begriff von der Langmuth Gottes, wohl uns! Wenn einmal ein Mensch an Gottes Stelle wäre, er hätte fort und fort beide Hände voll Hagel, und lauter Blitz und Donner im Munde. Wir sind halt Eintagsfliegen, und müssen alsobald thun was wir vermögen, vor Gott aber sind tausend Jahre wie ein Tag, er kann zuwarten, ihm entrinnet dennoch

keiner, darum aber mutzet er uns auch seine Werke nicht zu, wohl uns, wenn wir das begreifen, und derselben uns nicht vermessen! Der alte Garnschelm wird ihm nicht entronnen sein, und seine Buben werden ihm nicht entrinnen, wenn er nämlich welche hat und sie dem Alten gleichen.

In Schweiß gebadet, erschöpft, kam der Doktor droben an, fand die Noth groß, größer als er sie erwartet hatte, an allem fehlte es, und um das einsame Häuschen standen keine reichen Häuser, in denen gute Frauen wohnten, wo man das Fehlende allfällig holen könnte. So ist's bös dabei sein, wo es an allem fehlt, wo man nach nichts fragen darf, weil es immer heißt: „Herr Jesis, das hei m'r nit, u das o nit," wo um den Tisch die Kinder wimmern, und alle Augenblicke eines frägt: „o Müetti, gäll du lebst noh, u stirbst nicht?"

Indessen, als der Tag dämmerte am östlichen Himmel, war die arme Frau gerettet. Der Doktor schickte sich zum Heimweg an, und hieß ein Kind mitkommen, etwas zu holen für die Mutter. „Dankeigit Dokter, sagte die Frau, der Vater im Himmel well echs vergelte. Es wär nit e jedere cho, sövli wyt by jelligem Weg u Wetter, u b'sungerbar zu so arme Lüte, aber es heißt nit v'rgebe, es syg e kene wie ihr, so wyt me wüß. Aber Dokter, was bi nih schuldi? Es heißt, es syg süst e Dublone, un ihr hättet zwo verdient, aber weiß Gott, gä cha nih se jetz nit, aber wenn d'r Gibuld hah weit, so müßt d'r se hah, u sött ih d's Strau ab em Dach v'rkaufe un d's Hemmli ab em Lyb. Es macht jetz alles nüt meh, wenn ume d'Mutter d'rvo chunt." „Deretwege, sagte der Doktor, habt keinen Kummer, sorget jetz für die Frau, was ihr könnt, das ist die Hauptsache und was man für sie thun kann, soll geschehen." „Aber Herr Dokter, säget recht, was eui Sach ist, wenn ih's afe weiß, su will ih de luege, wie ihs mache by längem, öppe grad mit, viellicht chan ich scho us de Ybünge vo de G'vatterlüte öppis dra mache." „Habt ihr's gehört, sagte der Doktor, ich will nichts, brauchet

eure Sache für die Frau, das ist nöthiger. Das wäre lustig, einen Menschen zu retten, und ihn dann um des Lohnes willen, den man fordert, langsam verrebeln zu lassen." „Aber Herr Jesis, Herr Dokter, wenn ich das gewußt, ich hätte nicht kommen dürfen, nein wäger, das ist z'viel, emel d's halbe will ih luege z'mache, g'lebt müsset ihr o hah." „Habt nicht Kummer für mich, sagte der Doktor, ich fordere dann bei einer reichen Frau desto mehr. Macht mir wieder Bescheid, sobald irgend etwas nicht recht gehen sollte. Adie." Und somit machte der Doktor sich fort, wartete den Dank nicht ab, der in Strömen ihm nachfloß, er fühlte es aber, daß sein Schatz im Himmel über Nacht ihm gewachsen war.

Es ist ein kaltes Heimgehen, nüchtern, nach durchwachter Nacht, in pfeifendem Winde, der Schnee verkündend in den Bäumen faust und über die Felder fährt. Ein warmes Bett und ein Tag voll Schlaf wären dem armen Doktor zu gönnen gewesen, aber so gut ward es ihm nicht. Daheim warteten seiner viele Leute, mit denen Käthi sich herumschnauzte, denn sie wollten ihm nicht glauben, daß der Doktor nicht daheim sei. Sie kennten ihn's wohl, sagten sie, und wüßten, daß es niemere nüt gönne, nicht einmal fürs Geld, und deretwegen den Doktor immer verlaugne. Die Leute pressirten alle schrecklich, hatten schon so und so lange gewartet, daheim die Leute grusam übel! Der Doktor nahm sich nicht Zeit zu ändern, wollte nur die Weitesten, die Nöthlichsten ferggen und weil immer einer nöthlicher that als der andere, ein abgehender durch zwei neue ersetzt wurde, jeder sagte: „nur mich noch, Dokter, dann ist's mir gleich, geht und ändert euch," so verrann manche Viertelstunde, ehe der Dokter einen Augenblick gewann für sich. Naß und starr waren seine Füße, und mächtig fröstelte es ihn den Rücken auf. Warme Strümpfe und warmer Kaffee würden das schon vertreiben, dachte der Doktor, und allerdings besserte es ihm darauf. Dem Kinde,

das er mitgebracht, lud er manches auf für die Mutter und nicht bloß Arznei, aber bestmöglichst verbarg er es vor Käthi, immer so sorgfältig, als er es vor einer Frau hätte verbergen können. Darum gab er lieber sein bestes Hemde weg als ein minderes, welches weit besser am Platze gewesen wäre, das er aber aus Käthis Händen hätte fordern müssen.

Erst jetzt ging sein eigentlich Tagewerk, der Besuch seiner Kranken, an, so viele warteten sein, so spät war es schon. Scharf mußte sein Fuchs laufen, und in weitern Halbkreise machte er seine Runde in möglichster Eile. Bös war der Weg, und Schneegestöber machte ihn noch böser, es war ein unlustig, unheimlich Fahren.

Mittag war längst vorbei, als er heim kam, heiß dampfte der Fuchs und Leute warteten wieder auf Arznei, und Käthi fuhr wie ein Kobold im Hause herum, weil man nie mehr essen könne wenn andere Menschen und öppe auch mit Manier, d'r Herr müß es abeschlah, ke Hung thät's so. Allerdings mußte es der Doktor heute wieder so machen, die Leute hatten ihn aufgehalten und Besuche machen mußte er noch, seiner Meinung nach, und zwar über eine Stunde weit. Der Fuchs habe nicht recht fressen wollen, sagte der Knecht, kein anderes Pferd war zu haben, auch meinte der Doktor, in dem immer dichter werdender Schneesturm zu Fuß besser fortzukommen als in der Chaise und so machte er sich auf den Weg, und zwar in der gleichen Hast, in welcher er den ganzen Tag gewesen war. Er war aber noch nicht weit gegangen, so fühlte er seine Unbesonnenheit, aber Umkehren war nicht seine Sache. Er fühlte sich sehr matt, und in sich ein Nagen und Drehen, das immer heftiger war, es gab einzelne Stüpfe, welche ihm den Schweiß auf die Stirne trieben. Er kürzte Wege und Besuche ab, so sehr möglich, aber immer peinlicher ward ihm zu Muthe, immer schwerer das Gehen, eine unaussprechliche Sehnsucht hatte er nach Heim, er hätte Jahre seines Lebens, alles, alles, darum gegeben, daheim im Bette

zu ſein, aber die dazwiſchen liegende Stunde ſchien ihm eine Weltenbahn, eine Unmöglichkeit, ſie zu gehen. Er zählte ſeine Schritte, aber auch dazu ward er bald zu matt, er ſtund ſtille nach jedem Schritte, aber einen neuen zu thun ward ihm immer unmöglicher, nicht allein der Mattigkeit wegen, ſondern der Schmerz im Innern ward immer ſchneidender, er wußte, es war Kolik, und zwar ein Anfall von ſolcher Stärke, daß er deſſen Ausgang nicht berechnen konnte, namentlich hier, verlaſſen im Schneeſturm, nicht. Er konnte nicht weiter, er ſetzte ſich auf den Abweisſtein, und erwartete gefaßt, aber in fürchterlichen Schmerzen, was Gott über ihn verfüge.

Er führte ihm Jakobli herbei, der Schweine fortgeführt hatte und heim preſſirte. Der wußte lange nicht, ſollte er ſeinen Augen trauen, war der auf dem Stein halb eingeſchneite Menſch, deſſen Stöhnen ſo gut vernehmbar war, der Doktor oder nicht? War's nun der Doktor oder nicht der Doktor, da mußte geholfen werden, nicht bloß im Vorbeifahren geſagt: Gott helf d'r! Jakobli ſtieg ab und fand richtig den Doktor in ſeinen Schmerzen, lud ihn auf, packte ihn ein, gab ihm den warmen Krug, den Meveli ihm aufgedrungen, auf den Schoos, und trieb das Roß, ſo hart er mochte. Er hatte große Angſt und doch fühlte er eine große Freude in ſich: jetzt einmal hatte er was bedeutendes gethan, einem Menſchen einen hohen Dienſt erwieſen, wozu es ihm noch nie gekommen, jetzt konnte er ſagen: „wäre ich nicht geweſen, wäre ich nicht dazu gekommen, ſu — wer weiß, wie es gegangen wäre!"

So etwas iſt ein Lichtpunkt im Leben, etwas derlei wird ſich im Leben der meiſten Menſchen finden, und dieſer Punkt wird meiſt zur Achſe, um welchen des Menſchen Gedanken ſich drehen und, wenn er ſich nicht in Acht nimmt, auch ſeine Reden. Es iſt aber auch kein Wunder, denn in dieſen Augenblicken ſpielte der Menſch eine Hauptrolle; wenn er nicht geweſen wäre —! Er ward ein Rüſtzeug der Vorſehung, er

ward ein Engel Gottes, jemand zur Rettung oder zur Vollführung eines Ereigniſſes geſandt. Wenn das Selbſtbewußtſein ſich auch nicht klar geſtaltet, ſo erhebt doch immerhin ein ſolches Ereigniß den Menſchen, iſt ihm ein Zeugniß, daß er nicht ein Ungefähr ſei, ein Nichts im Zuſammenhang der Dinge. Aber ſehr merkwürdig iſt es, daß Gott zu ſolchen Dingen ſelten die wählt, welche bereit dazu ſind, welche mit der höchſten Sehnſucht den Ruf zu etwas Bedeutendem erwarten, die Tag und Nacht gegürtet ſind zum Heldenthum, ſondern die, welche nicht daran denken, nicht einmal von ſolchen Dingen geträumt haben.

Jakobli fragte, wohin er ihn führen ſolle? Das beſte wäre, er führe mit ihm nach Gutmüthigen, es würde ſeine Leute freuen, und ſie wollten gewiß das Möglichſte thun, oder er könnte, wenn er ſeie nichts ſchätze, ins Pfarrhaus. Wenn er aber wolle, ſo führe er ihn nach ſeiner Heimath, es komme ihm nicht darauf ab, er ſolle es nur ſagen. Dem Doktor hatte die Stör etwas nachgelaſſen, er athmete ein wenig freier auf, deswegen wählte er auch die Heimkehr. Wenn Jakobli ihn zum nächſten Ort führen wolle, ſo finde er dort einen Freund, der eine Chaiſe habe, in welcher er raſch nach Hauſe komme. Nach Hauſe müſſe er aber, wenn es ſchon weiter ſei, und er wohl wüßte, daß er bei ihnen wohl aufgenommen würde, und er gute Abwart hätte. Allein bei ihnen hätte er keine Mittel, die er ſicher noch brauchen werde, denn der Anfall werde ſich wiederholen, zudem werde er einige Tage an der Wärme bleiben müſſen. Daheim könnte er doch Audienz geben und Mittel verſchreiben, ſeiner Pflicht obliegen, an einem fremden Orte würde ihn die Angſt faſt verſprengen, und die Leute wüßten gar nicht, was es aus ihm gegeben hätte. Jakobli hätte ihn ſehr gerne nach ſeinem Hauſe gebracht oder ins Pfarrhaus. Was die luegen würden, wenn er mit dem Doktor daher käme, in dieſem Wetter, und was ſie erſt ſagen würden, wenn ſie vernähmen wie er ihn gefunden, ſie vergäß-

ten das ihr Lebtag nicht. Indessen ergab er sich doch dem Willen des Doktors, der allerdings seinen guten Grund hatte, und fuhr so rasch als möglich dem bezeichneten Orte zu. Das Schneien hatte aufgehört, dunkle Wolken zogen über den Himmel, im Westen zerriß die dunkle Wolkenwand, aus der Spalte blickte die Sonne noch einmal über die Erde, ehe sie zur Ruhe ging.

„Hört Jowäger, sagte der Doktor, sich zusammennehmend, etwas muß ich euch noch sagen, wenn wir etwa nicht mehr zusammenkommen sollten." „E Herr Jesis, Herr Doktor, das wei m'r öppe nit denke," antwortete Jakobli. „Diesmal glaub ich auch nicht, daß es noch so weit sei, sagte der Doktor, aber man kann nie wissen, und am wöhlsten ist man, es mag gehen, was will, wenn man alles abgethan hat. Darum loset: Eues Fraueli ist nit zweg, es manglet dazu luegen, sonst könnt's fehle." „E aber nein, Herr Doktor, was ihr nicht saget, du mein Gott, wott mys Meyeli sterbe? E aber nei", jammerte Jakobli und hörte längs Stück nicht was der Doktor sagte, er that, als ob er schon zum Tischmacher müßte von wegen dem Todtenbaum. „Schwyget und loset, sagte der Doktor, so gefährlich ist es nicht, wenn ihr dazu seht, aber es ist Zeit." „O Herr Dokter, machet was möglich, gebt was gut ist, kost's was well." „Da kann ich nicht viel machen, antwortete der Doktor, ihr müßt selbst der Doktor sein, Ruh und Speis sind die Hauptsache." „Mein Gott, sagte Jakobli, von beiden hat es so viel es will und was es will, es heißt niemand es etwas machen, alles ist unter seinen Händen, und kei Mönsch fragt, was es bruch oder was es nit brucht. Nei wäger, Herr Dokter, öppe wüst sy mir gege Meyeli nit, es hei's ja alli lieb, u ke Mönsch laht ihm's etgelte, wie me öppe schier glaube möcht, daß es es arm's Meitschi gsy ist." „Ich weiß es, sagte der Doktor, aber es vergißt es nicht, und das ist das Schönste an ihm. Eben deswegen thut es mehr als gut ist und braucht nicht, was es

sollte, und an allen Orten sollte es sein, weil man es an allen Orten gern sieht, wo man bei bösen Gränen froh ist, wenn sie ab Seits liegen, und es niemand in Sinn kommen wird, sie zu wecken oder zu rufen. Seht Jowäger, es giebt Rosse, die man hintere binden, andere, welche man jagen muß, mit den Weibern ist's fast eben so, und darum sollte der Mann immer den Verstand haben, zu sehen, wo das eine oder das andere nöthig ist." Es brauchte die ganze Kraft des Doktors, seine Rede den Schmerzen abzugewinnen, und in recht elendem Zustande lieferte Jakobli ihn bei dem Hause des Freundes ab, erbot sich aber, ihn vollends heimzuführen, er wolle gerne bei ihm bleiben, bis er wüßte, daß es gebessert, und er es daheim sagen könnte. Das wurde nun nicht angenommen, starker Kamillenthee, Hofmannstropfen darein, milderten die Schmerzen, daß er das Fahren wieder ertragen mochte, und bald befand er sich in dem so sehr ersehnten Bette, aber auch in den Händen seines Käthi.

Diese alte Hauskatze war nicht ohne Verstand, und seit Jahren in einem Doktorhaus, es hatte es daher fast wie eine Doktorsfrau auf dem Lande. So eine Frau Doktere, wenn sie nicht ganz aus der Art schlägt, wird nicht nur mit dem Manne eins, sondern auch mit dem Doktor, d. h., sie wird ebenfalls ein Doktor, wenigstens ein halber. So eine Frau ist redselig von Eva her, welche, wie bekanntlich — es ebenfalls war, ja, als der Mann nicht Zeit hatte, oder sein Mittagsschläfchen hielt, selbst mit einer Schlange zu plaudern begann, weil sonst niemand vernünftiges im Paradiese war. Kömmt der Mann heim, so muß er b'richten, wo er gewesen, wie er es angetroffen, was er von dem Zustand der Patienten halte. Der Mann, dem allerdings seine Frau die beste Gesellschafterin sein soll, giebt anfänglich schlechten Bericht und meint, so was interessire eine Frau nicht, aber es ändert sich, er tritt immer mehr ein, sagt auch, welche Mittel ihm gefehlt, und was er neues probiren wolle. Am folgenden

Abend ist dann die Frau g'wunderig, wie das neue Mittel angeschlagen, mag fast nicht warten bis er heim kömmt, und kaum hat sie ihm was vorgesetzt zu essen oder zu trinken, so fragt sie: Und, wie hest se g'funde? Am Morgen sitzt sie, wenn sie die Haushaltung gemacht hat, zuweilen in der Apotheke, sieht, mit welchen Guttern und Schachteln der Mann handthiert, hört, wie er die Leute fragt, was er für Schlüsse zieht, muß oft etwas kochen oder stoßen, oder stoßen lassen, ihm Brechpulver rüsten, wenn er es selbst nicht erleiden mag, und wenn er fortgeht, so sagt er manchmal: „Sieh Fraueli, wenn die und die kommen, so giebst ihnen aus der Guttere dreißig Tropfen, aus der fünfzig, und thust aus dem Hafen so ang'fähr vier von diesen Löffslene. Aber nicht g'hufet, g'hörst, d'rzu schüttlisch gut u heuschist de fünftehalb Batze." „Aber säg los, sagt die ersten Male die Frau, wolltest du es nicht noch selbst rüsten, es macht m'r grusam Angst, ih könnt mih v'rschieße." „Abah, sagt der Mann, das wär öppe g'spätzig, wenn du das vergessen solltest. Lue, rüste kann ich das nicht, wenn die nicht kommen, und eh weder nicht sy die dolders G'nürzine wieder zu me ne angere, u de cha nih das niemere gäh, u meh as zwe oder drei Tag blybt's nit gut, u de wäre o wieder vier Batze d'm Vaterland zu, un üsi Praxis mah das nit erlyde. Später macht die Frau natürlich keine Komplimente mehr, d's Konträri sie sagt dem Manne: du, säg m'r doch ang'fähr, was ih öppe gäh soll, wenn Lüt chöme, es ist gar es g'nietigs Dabeisein, wenn sie so lange warten müssen. Denn es ist die Frau Doktorin, die in Abwesenheit ihres Mannes Bescheid abnehmen, mit den Leuten reden muß. Nun müßte sie wirklich ein Stock oder um es höflich zu sagen, ein Stöcklein sein, was aber bekanntlich Frau Doktorinnen nie sind, wenn sie aus den traulichen, täglichen Vorlesungen ihres Mannes nicht so viel profitiren würde, um die Leute vernünftig abfragen zu können, was und wo es ihnen fehle, nicht zu wissen, was jeden Augenblick die herrschende Krankheitsrichtung

ſei und aus welchen Guttern der Mann die heilenden Stoffe nehme, und ang'fähr wie viel. Weiß ſie das einmal, ſo verſucht ſie hie und da einen ſchrecklich Preſſirenden, oder einen gar langweiligen, oder einen, der eben gekommen, wenn ſie was Apartes auf dem Feuer hat, zu ſpediren, das geräth ihr Tüfels gut, und — der Doktor in ihr iſt fertig! Ja, ſie verſucht einmal aus Tüfelſüchtigi einen Zahn auszuziehen, der geht wie Ketzer, die Frau kriegt Couragi wie ein preußiſcher Huſar, ſie nimmt ſie fortan Dutzendweiſe wie Schnupf, und alle Welt ſagt, ſie könne es hundertmal beſſer als ihr Ma, der müſſe neue ſo ſchnupe, daß es eim fry Angſt mach.

Kurz, das geht gar curios mit dieſer Sache. So anfangs, wenn ſo ein ufg'ſetzts und ufg'füferets Meitſchi einen Doktor (auf dem Lande verſteht ſich, in der Stadt hat jedes Ding eine andere Naſe) heirathet, ſo machts ein Gränimüli, und ſagt, mit dem Ding wolle es nichts zu thun haben, mit der Sache ſolle man es rühig laſſen. Nun aber iſt keine rechte Frau auf Erden, welche mit dem Ding und der Sache, welcher der Mann obliegt und von welcher her ihm Geld, Name, und, wenn ihr wollt, Seligkeit kommen ſollen, in die Länge nichts zu thun wird haben wollen, ſie muß Intereſſe daran nehmen, davon angezogen werden, ſie mag wollen oder nicht, ſei nun ihr Mann was er wolle, Doktor oder Färber, Pfarrer oder Bauer. Sie wird Intereſſe daran nehmen, und Freude haben, wenn ſie dem Mann helfen kann, und ſich geehrt fühlen, wenn er mit ihr von ſeiner Sache redet, etwas davon, ſei es viel oder wenig, ihr anvertraut. Wohlverſtanden, ich rede hier von rechten Frauen, und nicht von Schlärplene, welche für nichts Sinn haben, als für das, was zum Mund ein und aus geht und für nichts Verſtand, als für das, das ſie um den Leib legen und in die Haare thun und allfällig noch für ein Fahri, eine Schlitteten, ein Muſikfeſt oder einen Schießet. So geht es auch den Frau Doktorinnen, ſie gewinnen allmählig Intereſſe an der Sache, ſie vernehmen neben-

bei noch mancherlei, was der Doktor nicht vernimmt, und nicht bloß so Sachen für die bloße G'wundernase, sondern Sachen, die dem Doktor kommod und wichtig sind. „Säg los, hat schon manche Frau Doktorin zu ihrem Manne gesagt, nimm dich dann in Acht, und glaube denen nicht alles, es könnte ganz was anderes sein, dämpf se emel nit, es chönnt sust fehle!" Wenn sie das rechte Maaß im Einmischen halten und der Mann der rechte ist, Hand ob zu halten, so werden sie nicht nur des Mannes beste Gehülfinnen, sondern seine nothwendigen Gehülfinnen bei starker Praxis, namentlich im Bergland. Apart einen Gehülfen zu bezahlen vermag er nicht, dazu ist der Landarzt zu karg bezahlt, muß er aber alles selbst besorgen, und zwar treulich, so tödtet er sich. Thut er es nicht treulich, so tödtet er Andere, oder jagt sie den Pfuschern in die Hände, die zehnmal gefährlicher sind als eine vernünftige Doktersfrau unter des Mannes Augen und in den täglich kontrolirten Schranken. Thut der Staat etwas für diesen Stand, und nicht bloß für Schreiber und Militär, so ließe sich die Sache anders machen, sonst aber sind die rechten Doktorsfrauen nicht bloß nothwendige Uebel, sondern wirklich Dienerinnen der Menschheit, und oft noch sehr liebenswürdige, versteht sich, die nicht, welche dem Mann alles vertrinken und seine Abwesenheiten zu allen möglichen Seitensprüngen benützen.

Nun war Käthi freilich keine Doktorsfrau, hatte aber doch in seiner dreißigjährigen Praxis vieles los gekriegt, und was der Doktor wollte, konnte es ihm holen, und welche Abwart er nöthig hatte, das wußte es. Es wärmte, feuerte, kochte, daß Funken aus dem Kamin fuhren, wie in einer Schmiede. Dazu aber heulte es, wie kein Schloßhund es im Stande wäre, und zwischen das Heulen hinein, gleichsam Hagelsteine in einem Platzregen, schmiß es seine Vorwürfe. Es hätte es längst gewußt, daß es so kommen müßte, wenn man keinen Verstand brauchen wolle. Hundertmal habe es

es gesagt, aber so einer Magd glaube man nicht, so eine könne lange reden, und hätte doch manchmal mehr Verstand am kleinen Finger, als ein Doktor am ganzen Gring. Einem Kind hätte es z'Sinn müsse cho, daß es z'töde gang, we me Tag und Nacht im Dreck ume stampf, i de nasse Schuhe blyb, u nüt Warms i Lyb nähm. U de, für wen? Für Lüt, für Lümmle, für grobs Pack, wo meine, e Dokter u ne Hung syge G'schwisterti, wo nit emal dankeigist säge, wo mängist hundert nit use ne Krüzer gange. U de e sellige Herr, so ne gute u so ne g'lehrte, wie's uf d'r Welt kene meh geb, weder daß er ke V'rstang heig, wo's so gut chönnt hah, wo d'Lüt ihm z'Hus u z'Heim kämte, gang de, u tödt sih wege sellem Züg, wo ke Hahne d'rnah krähte, wo ume Alles froh wär, wenn einist e Luft über ihn's chäm, wie der Winter über d'Fleuge. So gebe es keine meh uf d'r Welt, wenn dä sterb! Siebe Jahr lang heig es ne im Wägeli zoge, u kes Brösmeli heig er welle esse, wenn es ihm's nit gäh heig, u jetz mach er ihm's so, gäb was es säg. Aber er erfahre es jetzt und jetzt wisse Er es, selber tha selber hah, un es g'schächt ihm recht, wes ihm ume nicht so weh thät, und er öppe gar d'ra sterb.

So begehrte es ununterbrochen auf, während treulicher Abwart Tag und Nacht, und wirklich unter Heulen und Zähneklappern. Doch gnädig waren alle diese Worte noch gegen die, welche diejenigen hörten, die zum Doktor wollten, oder nach seinem Befinden fragten. Wir wollen sie nicht wiederholen, es braucht kein Käthi, ein Exempel daran zu nehmen, wie man den Leuten aus dem ff wüst sagen kann. Und doch versagte es damit die Leute nicht, die Nachricht, daß der Doktor so übel erkranket sei, daß man ihn halb todt heimgebracht, erregte allgemeine Theilnahme, und je wüster Käthi that, desto ängster ward den Leuten, desto dringender fragen sie nach dessen Befinden.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Jakobli wichtig wird und Meyeli gerührt.

Aengstlich hatten sie zu Gutmüthigen Jakoblis geharrt. Schon als es zu schneien begann, munkelte eins hier, eins dort, wenn er nur dessen sich acht, bald g'fergget sei, zeitlich sich auf den Weg mache, sonst gebe das eine strube Fuhr, und es wüß kei Mönsch, wenn er hei chöm, und ob er d'r Weg fing. Wenn's so schney, su werd alles wyß u d'r Ab-g'symtist wüß nimme, wo d'r Weg dure gang. Schon früh stand Hansli hinten beim Brunnen, Sami drehte mit dem Miste, Meyeli putzte den leeren Säustall aus, und Mädi sagte, sie könnten lange luegen, der käme noch nicht, und es wisse kein Mensch, wie es ihm gehe. Es hätte gehört, wenn es so schney, so gäb's Wölf, u die fresse es ganzes Fuhrwerk, mit allem was druf u dra syg, un es gäbt ne minger z'thüe as ame King e Lebkuche. Aber es geschehe ihnen recht, a dem Jüdle u Händele u Rütere hätten sie z'große Freud g'ha, es heig's nadisch geng däicht, es g'hei ne neuis uf d'Nase, wes ume nit das uschuldig Bübli breichti, de Angere möchts es ume gönne.

Der Schnee häufte sich, die Sonne hatte nur einen Augenblick geschienen, zu zeigen, wie schwarz und wild das Gewölke sei, der Sturm begann von neuem, trieb den Schnee um's ganze Haus herum, in alle Gemächer hinein, hinter doppelten Fenstern flackerte das Licht. Es war ein ängstlich Warten, Sami versuchte, den Brunnenstock zu einer Art Leuchtthurm zu machen und hing die Laterne daran, aber erst füllte sie der Wind mit Schnee, dann warf er sie so herum, daß Sami sie retten mußte. Selbst Anne Bäbi nahm größern Theil an der Sache als bisher, und meinte, wenn der nicht wieder komme, so nehme es ihn's doch wunder, ob es ihn

auch ſolle getödtet haben. Endlich, endlich, hörte man ein Glöcklein, einen Geiſelknall, in der weißen Maſſe erſchien ein dunkler Punkt, „es iſt ne," ſagte Sami.

Es iſt ein heikles Ding um das Wort, mit welchem man einen ſpät Kommenden empfängt. Sagt man nichts, ſo iſt's gefehlt, und gäb wie leicht etwas, ſo iſt's wieder gefehlt. „Du biſt ſpät, ſcho lang hei m'r blanget, m'r hei jetz de i d's Bett welle, het's d'r öppis gäh, m'r hei afe Kummer g'ha," und noch viele andere Redensarten dieſer Art können in Stimmungen darnach empfindliche Stiche ſein, oder gar brennende Lunten in ein Pulverfaß. „E du arme Huki, chum g'ſchwing, g'ſchwing a d'Wärmi, gäll Sami, du luegſt zum Roß u de chum de, m'r wei de eſſe. Wart, gieb d'r Kaput u d'r Hut, ih will dih e wenig abſtäube, wie de doch dry g'ſehſt, es rechts Schneemannli. Aber Gottlob, daß de da biſt, m'r hei afe Kummer g'ha, by ſelligem Wetter wär's ke Kunſt ſih z'v'rirre, oder ſuſt unglücklich z'werde," ſo empfing Meyeli ſeinen Jakobli. „Es weiß auch kein Menſch wie es mir ergangen wäre, erzählte Jakobli, wenn d'Mähre nit meh V'rſtang g'ha hätt als ih. Scho lang hah nih ke Weg meh g'wüßt, u hell nit g'wüßt, wo nih bi, u ke Mönſch chönne atreffe, für z'frage. U d'Mähre iſt geng ihre Weg furtgange unb'ſinnet, und wenn's mih ſcho düecht het, ih ſött a re reiſe, hüſt oder hott, ſi het ſih deſſe weni g'achtet u het ihre Weg furtg'macht. Da, wo's du gut gange iſt, i ke Grabe un über kes Bort us, hah nih denkt, ih well ſe lah mache, a nes Ort werde m'r wohl cho, eh m'r us d'r Welt uſe ſyge un ſi het's breicht. Aber z'mitts i ûſem Dorf ſy m'r gſy, ih hah noh geng nit chönne wüſſe, wo m'r ſy, u lang nit chönne glaube, daß m'r daheim ſeye." Das düecht mih nüt angers, ſagte Mädi, es hätte ſcho lang g'wüßt, daß ſo ne Mähre meh Verſtang heig als mänge, wo mein, was er ſyg, ja, es geb mänge G'meinrath, wo me nit ſöoli V'rſtang fing als i ihrer Mähre Gring. „Wo ih noh z'bifehle g'ha hah u du mih

noh z'förchte g'ha heſt, wäriſt ſövli ſpät nit hei cho, ſagte Anne Bäbi, aber ſo nes jung's Fraueli, wo geng alles mit d'r Liebi mache will, äſtimirt me i Gotts Name nüt, es wird ihm o noh angers cho vor em letzte Burdlefmärit." „Mutter, ſagte Jakobli, balget nit, aber es wär m'r albez gange wie hüt, wenn m'r d's glyche bigegnet wär, denket auch!"

Nun erzählte er, wie er den Doktor angetroffen, wie er mit ihm gefahren, wo er ihn abgeſtellt, und in welchem Zuſtand er geweſen ſei. Das beelendete Alle ſehr, ſelbſt Anne Bäbi ſagte, um den wäre es ſchade, wenn's ſcho ne Herr ſyg, u noh e Dokter. Der hätt's g'reut, es wüßt eine, um den wäre es ihm gleich geweſen, aber ſellig breich's nie, geng die, wo's am meiſte ſchad ſyg drum. Das ſyg ihm afe e Ornig! Aber daß es ſich grad ſo het müſſe breiche, daß du dazu gekommen biſt u ke angere, das düecht mih afe! Das war doch der Grundtext jeder Rede und jedes Gedankenganges, das war etwas für das ganze Haus, etwas das auf Kind und Kindeskinder übergehen mußte, der Großätti heig einiſt im Schnee e Dokter funge, und wenn er nit gſy wär, er wär g'wüß v'rlore gange, er ſyg ſcho ganz vgſchneyt gſy, ume wenig vo me ne Schuh heig me noh g'ſeh, u d'r Großätti heig's doch g'ſeh, wenn er ſcho ume eis Aug g'ha heig.

Und es war niemand im Hauſe, der ſich nicht an dem Gedanken erlabte, wenn er das nächſte Mal z'Kilche oder z'Märit gehe, ſo würden die Leute einander müpfen und ſagen: „luegit, luegit, das iſt o eis vo dene, wo d'r Dokter uſem Schnee zoge hei, ihre Bub nämlig, und wenn dä nit gſy wär, ſo wär er nimme;" und de werde me müſſe B'richt gäh, Punktum, wie alles gange ſyg. Was der Doktor ihm wegen Meyeli geſagt, das miſchte er nicht in die allgemeine Erzählung, er hatte unterwegs gedacht, die Mutter und Mädi könnten das an Meyeli zürnen und meinen, es hätte ihnen den Lärm gemacht, ſie ſeien wüſt gegen ihn's, und wenn ſie einmal etwas in den Köpfen hätten, ſo ſei es drinn, und

alles Verſprechen helfe nichts mehr. Auch ſei es nicht nöthig, daß ſie es wüßten, wenn Meyeli beſſer zu ſich ſehe, ſo hätten ſie ja ſicher nichts darwider. „Aber denk ume auch", hatte er ſchon am Abend, als er aus Dankbarkeit der Mähre noch ein Stück Brod brachte, das ſie gruſam gern nahm, im Stall dem Sami geſagt, „denk ume o, wie d'r Dokter eine iſt! Wo er am üblifte g'ſy iſt, u ſi͡h g'ha het, das es m'r übel angſt worde iſt, un amene Angere d'Gidanke v'rgange wäre, het er noh a ûs g'finnet, und m'r öppis g'ſeit, er het faſt nit chönne rede u geng müße abſetze, aber nit tauſend Pfd. nähm i͡h, daß er's nit g'ſeit hätt, Herr Jeſes, wie übel hätts chönne gah. Denk, er het g'ſeit, Meyeli ſyg übel z'weg u ſyg d'r Uszehrig zueche a u we me nit lueg, ſu ſygs fertig." „Das wär m'r, ſagte Sami, de wäre m'r wieder ſchön z'weg, da muß g'luegt ſy enangere nah. Aber läz iſt's und blybts geng, daß, wenn doch öppere ſterbe muß uſeme Hus, me nût d'rzu z'fäge het, u nit cha dar gäh, wen eim am mingſte reuti. Aber ûſe Herrgott het d'G'walt u brucht ſe; u wer anäh cha, nimmt nie d's ſchlechtiſte, ſondern d's Cunträri. Het er o g'ſeit, was me mache ſoll?" „Nût aparti, weder Sorg hah u borge mit Spys u Schaffe, u Ruh hah, ſo viel müglı, ſo werd's ſcho gut cho." „Wes ume das iſt, ſagte Sami, ſu wei m'r ſcho luege, u Mädi, die Täſche, nache chlepfe. Das het's grad, wie die nûtnuzige fule Roß, ſu bald das merkt, daß öpper anger zieht, ſo lyt es hingere u laht ſi͡h wohl ſy, u het Freud ſi͡h z'mäſte. Es meint, je feißer es werd, deſt hübſcher ſygs u hätt Muth dy Frau uſe z'ſteche; es düderlet ſcho jetz albeeiniſch, vo wege d'r Hübſchi heig ihm de im Hus bal niemere nût meh für z'ha. Aber ſelb iſt wahr, dä muß ſy Sach gut i de Gidanke hah, un a de Lüte muß ihm o öppis g'lege ſy, nit ume am Geld und öppe amene gute Schoppe. Drum hei d'Lût o d'r Glaube a ne, u we ſi all ſo wäre, ſu chönnt me ſe o deſt meh äſtimire."

Sobald Jakobli mit Meyeli alleine war, berührte er das

gleiche Thema, aber er begann es mit einem andern Ton. Er ward wehmüthig und sagte: „ich hätte doch geglaubt, ich wäre dir lieber als so, und du hättest größeres Zutrauen zu mir?“ „E aber Mannli, was chunt dir z'Sinn, sagte Meyeli, und was hest für e Floh hinterm Ohr? Weißt du denn nicht, daß du mir alle Tage lieber bist und 's mih alli Tag meh g'lustet, dih z'fresse vor luter Liebi? Was ist, was hest, wer het d'r öppis dumms g'stürmt?“ „D'r Dokter,“ sagte Jakobli. Da ward Meyli roth. Es hatte es so ungern gehabt, daß der Doktor jüngst so lange alleine bei ihm war, es wußte wie die Leute sind, und meinte, Jakobli hätte etwas vernommen und sei eifersüchtig, und antwortete: „D'r Dokter wird öppe wenig g'ha hah über mih z'säge, u wenn er scho da gsy ist, su hei m'r öppe nüt bös mit e nungere g'redt, un öppis wird er d'r o nit g'loge hah, sövli übel z'weg als er gsy ist.“ „Ich wollte, er hätte gelogen, sagte Jakobli, es het mih öppe g'müht genug, und doch gäbte ich nicht tausend Pfund, daß ers nicht gesagt, so weiß man doch, woran man mit dir ist, du wüsti Frau.“ „Hör, sagte Meyeli, red use, u martere mih nit. Oeppis schlechts hah nih nit g'macht un öppis schlechts het d'r Dokter nit vo m'r g'seit.“ „Nein, schlechts nicht, sagte Jakobli, aber ist's nit wüst von dir, sövli lieb, daß wir dich haben, und wo du ja Meister bist über alles, daß du thust als gönne man dir nichts, daß du mehr arbeitest als du magst und nicht issest was dir gut ist, wo du doch über alles chast u ke Mönsch dir nah gugget.“ „Wer sagt das, hah nih ame Mönsche g'klagt, hah nih mit eme ne Wörtli euch v'rbrüllet? das wär ja schlechts vo mir.“ „Nein, sagte Jakobli, klagt aparti hest niemere, aber eben das ist wüst von dir. Hättisch g'seit, wie's d'r wär, ume e Düt tha, su hätt me zu d'r g'luegt, wie zu me ne klyne King, wed' m'r sturbist, ih hätt ke fröhligi Stung meh, u wie's m'r wär, weiß Gott, u d'r Aetti g'stiengs o nit us, es wär ja, wie we ke Sunne meh wurd schyne, u das chast du doch wohl

g'ſeh, u de geiſt ihs das gah mache!" „Aber wer geit dir ſelligs go ſäge, wo nih mit kem Mönſch öppis dä Weg g'redt hah?" „Heſt nit g'hört, d'r Dokter het m'r's g'ſeit." „Was het er d'r g'ſeit, b'richt m'r's recht." Jakobli ſagte: „Meyeli, wir wollen nicht höhn werden. Wenn man höhn wird, man kann einander nichts auslegen, ſo wenig als eine verhürſchete Strange abwinden." Nun erzählte Jakobli treulich, was der Doktor in ſeinen Schmerzen geſagt, und wie er ihn widerlegt, und wie der Doktor es ausgelegt, wie das komme und wie er es doch faſt nicht habe glauben können, weil es ja alles in Händen habe und es jedem anſehen könne, wie lieb man es habe und ihm alles gönne, je mehr deſt lieber. Ganz verblüfft hörte Meyeli dem Bericht zu und als am Ende Jakobli fragte: „oder iſt's nit ſo?" ſo wußte es nichts zu ſagen als: „Aber, aber, woher weiß er denn das? o kein Mönſch hah nih das g'ſeit, nit emal am liebe Gott. Ja, ih hah's nit emal ſelber recht denkt, es iſt m'r numme mängiſt e ſo gſy, mi ſött m'r das oder äys ag'ſeh, das oder äys mih heiße, es ſött neuere z'Sinn cho; aber es iſt m'r numme ſo gſy, däicht hah nihs nit emal, es iſt plötzlig v'rby gſy, aber g'ſeit hah nihs niemere, woher weiß er de das?" „Ja, ſagte Jakobli, ſo ne Dokter chunt wyt ume nangere, u gar mängs u mängi Hushaltig chunt ihm vor d'Auge und vo eire cha ner öppis vo de angere abnäh, u wenn er ja am Uswendige ſoll die inwendige Krankheite abnäh, kann er nit o grad öppis vo de Gidanke merke, wo byr Krankheit ſy, das iſt mängiſch faſt ganz d's gliche. Aber ſäg du m'r jetz, heſt du üs nit lieb, daß du ihs ſelligs witt gah ane mache? Däich doch o, das wär ja noh viel grüsliger, als was es d'r Mutter faſt gar gäh hätt." „Verzieh m'r's," ſagte Meyeli, ih hah nit däicht, daß es ſövli bös chönnt uſe cho, u ſövli g'fährlig iſt's notti doch o nit, ih müßts doch o g'ſpüre, u dir hättet m'r's doch de o müße ag'ſeh und hättet doch de wohl öppe es Wörtli g'ſeit, u de wär ja de ſcho alles gut gſy.

Nun erhob sich ein sehr bedeutsames Gespräch über das Ansehen und Selbstsagen, über das Heißen und Selbstnehmen, in wiefern man das Eine könne, das Andere thun müsse, und sie handelten dieses Kapitel gründlich ab. Es ist aber auch eins der bedeutsamsten in einer Haushaltung, in einer Ehe besonders, denn dieses Ansehen und Selbstsagen ist selten im Gleichgewicht und recht vermittelt, nur zu oft wird gerade dieser Punkt zum Barometer der Liebe oder der Macht gemacht, Peinigungen aller Art entstehen, ein Gram, ein Groll wächst auf, der so schwer zu vertilgen ist, als ein schwammicht Gefäß, das seine Wurzeln im ganzen Hautgeflecht verzweigt hat. Verstocktes Nichtsagen, übertriebene Anforderungen des Ansehens, und wiederum rohe Rücksichtlosigkeit, ein starres Blindsein gegen die Zustände Anderer zerstören Leben und Glück so oft als die gräulichsten Laster. Da das Papier uns zu fehlen anfängt, so können wir nicht die ganze Erörterung hersetzen, wir wollen bloß das Resultat zu Nutz und Frommen Vieler notiren.

Dieses Resultat war, daß keine Regel festzusetzen sei, daß da Liebe und Klugheit vermitteln müssen. Es giebt Augen, denen die Wahrnehmungsgabe fehlt, denen ist nichts zuzumuthen, es giebt Umstände im Leben, Berufs- und andere Angelegenheiten, die alle Aufmerksamkeit an sich ziehen, da kann man oft nicht sehen, was zunächst vor Augen liegt, es ist Einem auch nicht zuzumuthen. Was jedem fehlt, das fühlt er selbst zuerst und am besten, warum es nicht sagen, nur kein Mißtrauen gehabt, nur nicht alle Tage neue Liebesproben erdacht, jedenfalls soll immer der Grundsatz gelten, daß was einer für sich fordert, er auch dem andern zu leisten willig und bereit sein soll, denn da ist weder der Mann vornehmer noch die Frau, noch hat das eine oder das andere größere Pflichten in dieser Beziehung. Da mußte Jakobli im Fehler sich erkennen, daß er gewohnt sei, sich am Gesichte alles absehen zu lassen und Andern nichts ansehe, während Meyeli das Hinterste errathe.

Es sei ein Unglück, sagte Jakobli, so hätte man ihn gewöhnt von Jugend auf. Sie hätten noch beifügen können, aber eben Ursache hatten sie nicht, daß wenn Mann und Frau in diesem Punkte sich auch verständigt hätten und begriffen, gar oft Kinder, weichmüthige Töchter das Leben schwer machen, ja manchmal vierschrötige Köchinnen, denen man alles ansehen soll acht Tage vorher, wenn sie Einen nicht verbrüllen sollen, bei denen aber man denn doch immer fehlt; frägt man sie nach ihrer Gesundheit, so fehlt man, man treibt nur das Gespött mit ihnen, begreift ihre zarte Organisation nicht; frägt man nicht, so fehlt man, man meint, sie seien nur so gleichsam eichene Brunnenstöcke und ihrer Gattig Leute hätten weder Nerven noch sonst was Zartes im Leibe. Sami war eine kerngesunde Natur, die nicht wußte, was Vapeurs waren und Mädi hatte andern Stoff zu kiefeln und war so in die Hausübung eingeurbet, daß, wenn zur Seltene ihm etwas fehlte, es keine Umstände machte.

Nachdem Jakobli und Meyeli in freundlichen Gesprächen die Sache erörtert, doch in ganz andern Formeln als oben die Resultate ausgedrückt sind, kamen sie beide zur Verwunderung zurück über den Doktor, der in solchem Zustande zwischen Leben und Tod, wie Jakobli sagte, Sinn gehabt und Gedanken für andere Menschen und ihre Umstände schärfer bezeichnet, als sie ihnen selbst bewußt waren. An solchen sollte man Exempel nehmen, sagte Jakobli, da kann man sehen, wenn Einer so recht mit dem Herz bei seiner Sache ist, so ist sie ihm immer z'vorderist, un er vergißt alles andere darob, u nit ume öppe d'Flause, sondere sy eige Lyb u Lebe. Meyeli sagte nicht viel dazu, aber eigen bewegte es der Gedanke, daß der Doktor seine innersten Gedanken errathen, daß er in solchen Umständen an ihn's gesinnet, sein Fürsprech und Mittler geworden. Es möchte ihn doch noch einmal sehen, und ihm danken, sagte es, wenn es schon schier nicht dürfe. Wenn er sterben sollte, ohne daß es ihn sehe, es könnte sich

nicht trösten, er müß doch o wüſſe, daß me ſelligs epfingi, und daß me nit öppe ganz hert ums Herz ſyg, wyl me e Kittel a heig.

Die ganze Nacht träumte es ſchwer, ſah den Jakobli im Schnee und den Doktor auf dem Stein, bald ſollte es das Wägelein ziehen und vermochte es nicht, bald ſtarb der Doktor, bald Jakobli, bald lag es ſelbſt im Bette, und der Doktor kam und ſagte: „Frueli, ſchone müßt ihr euch, es wär ſchad um ech, Ruh hah u mit der Spys nachehelfe, u warum nit, es gönnt ech's ja Alles, un iſt Alle d's rechte.“ Dann ward der Doktor ſchneeweiß, er krümmte ſich zuſammen und laut auf ſchrie Meyeli, daß Jakobli frug: „Herr Jemer, was heſt?“ Am Morgen war das Erſte die Frage, wie es wohl dem Doktor gehe. Sie wurden räthig, es ſolle jemand ins Pfarrhaus gehen. Hätte es ihm böſet, ſo werde man dorthin wohl Beſcheid gemacht haben, und ſei das nicht, ſo ſeien ſie doch ſicher froh, zu vernehmen, was es gegeben, um nachfragen laſſen zu können. Darüber ward man bald einig, aber wer gehen ſollte, das ſtellte lange den Rath. Es kamen alle in Vorſchlag, und jegliches hatte gute Gründe nicht zu gehen. Am wüſteſten that Mädi. Wenn's öppe z'Märit gang oder ſüſt öppis usz'ryte ſyg, da finn niemere a Mädi, aber wenn de e Dreck usz'trappe ſyg, i d's Herrehus z'gah oder ſüſt neuis Uſlath, da ſött de Mädi vora, da wär's de gut g'nue. Es könne nicht reden, daß man es dort verſtehe, und ſih lah usz'lache, begehr es nit, u d's Pfarrers Tochter ſyg ihm de zu ne uſführiſchi. Meyeli machte die meiſten Stimmen und wehrte ſich am wenigſten hert; es mußte ſich z'weg und auf den Weg machen.

Zwanzigstes Kapitel.

Vom Rumor in einem Pfarrhause und wie ein Mädchen einem Vikar predigt.

Der Sturm war vorüber, die Sonne schien wieder, der Schnee lag hoch und fest, und mit gewaltigen weißen Perücken waren die Bäume bedeckt, die weiße Winterkappe hatten sie sich über die Ohren gezogen, und bis tief in die Augen hinein. Noch war nicht allenthalben Bahn, hier und da sah man nur einzelne Tritte, die Menschen hoben daher die Füße, wie der Storch es thut, wenn er auf dem großen Moos spaziert, oder ein Rathsherr, wenn er zum ersten Male aufs Rathhaus geht. Meyeli konnte nicht den Fußweg ab, dort war noch niemand gegangen, es mußte durchs Dorf, und als die Leute es gegen das Pfarrhaus gehen sahen, ohne Säckli, ohne Körbli, worin eine Züpfe oder Metzgete verborgen sein konnte, nahm es sie grusam wunder, was [illegible] wolle. „So zur Unzeit, für nüt und wieder nüt werd es gwüß nicht scho am Morge so zytlig da sein, und mehr als eine Frau scheute den Schnee nicht zwischen ihrem Haus und dem Nachbarhaus, tunkte kühn ihren Untertheil hinein wie eine Kastanie in gestoßene Nidel und drückte sich zur Nachbarin hin und sagte: „du, was hets ächt gäh by d's Jowägers? denk, die Jungi ist scho zum Herr, u dä ist chum uf, u d'r Vikari wird noh liege."

Die Gelehrten waren von verschiedener Meinung, die Einen meinten, es hätte wieder etwas mit Anne Bäbi gegeben, man werde den Herrn rufen wollen, die andern meinten, die Junge werde Streit gehabt haben, und jetzt dem Herrn klagen wollen. Ihre sei gestern spät heim gekommen, und vielleicht trunkne, u da werd's gegangen sein wie etwa an andern Orten auch. Aber wenn man allemal gehen und

es dem Herrn klagen wollte, ſo hätte der kaum Ohrens genug. Aber ſo gehe es, wenn man mit dem Herrn zu bekannt werde, da meine man, wenn einen eine Laus gebiſſen, ſo müſſe man hurtig ſpringe und's gah kläffele. Glücklicher Weiſe traf dicht vor dem Pfarrhauſe eine Frau auf Meyeli und fragte: „was bringt dich ſo früh daher?“ Ganz ehrlich ſagte es dieſer den Grund, und wie dieſe weiterging, ſtand hier eine, dort eine, und frug: „Du, was het's g'ſeit, warum geit's?“ Als die Leute hörten warum, da ſagten die Meiſten: Es wär läţ, wenn dä dahinger blieb, er könnt miḥ gruſam reue, er iſt wohlfel gſy u het d'Sach doch verſtange, u de iſt's ihm gruſam d'ra g'lege gſy. Und er het nit bigehrt, wie's mänge angere thut, d'Lüt des ume zieh, für ſe um's Geld z'bringe; wenn er Ruſtig g'ha het, wo n'r g'wüßt het, daß ſi hilft, ſu het er ſe ne o gönnt.

Einige, und darunter namentlich Scheerer Joggis Sohn, der einige alte Guttern mit Träpchern von ſeinem Vater geerbt hatte und daraus noch dekterte „dem Tüfel ebe,“ ſagten, es geſchehe ihm recht, warum heig er welle beſſer ſy as die angere. Aber ſie hätten ihn wohl gemerkt, das ſei der ſchlimmſt Schelm vo alle gſy. Der hätte gethan wie ein Narr, daß die Leute gemeint, er gebe ihnen nicht nur die Sache vergeben, ſondern noch Geld dazu, und ſei nache g'fahre, ärger als e hungerigi Katz a mene Schnefeli Fleiſch, oder d'r Tüfel a nere arme Seel, daß man hätte meinen ſollen, wie es ihm daran gelegen ſei, ja, als ob er ſeinem Vater oder ſeiner Mutter nachfahre, die ſich gehängt hätten im nächſten Tannenwald. Wenn er aber die Leute einmal gehabt hätte, u d'r Ruhm, er ſyg d'r beſt, ſu hätt me de chöune luege, was das für e Uflath werde wär, der wüſtiſt Hung vo alle. Es ſött allne e ſo gah, wo afangs nit gnue chönne a d'Sach thue u wo meine, ſi welle beſſer ſchyne als die angere. D'r Aetti ſelig, ſagte Scheerer Joggis Sohn, hätte albez g'ſeit, un er ſyg e g'ſtudirte Ma gſy, wie's ſe öppe nimme dick geb,

wenn d'Heuſtüffel ſcho im Heuet gumpe, ſu geb's e ſchlechte Endet un e frühe Winter, un wenn ſo ne Junge grad wott d'r Däche ſy obe a, u thut, as wenn's noh keine ſo gäh hätt, ſu zell me ume druf, dä duret nit lang, entweder geit er ab oder er wird z'letſcht e ſo uwerth, daß ne ke Hung meh a—.

Ins Pfarrhaus brachte Meyeli's Nachricht, welche es mit aller Sorgfalt vorbrachte und nicht etwa fragte: „Erſchrecket nit, aber ih hah welle cho frage, ob d'r nüt y'rno heiget, ob d'r Dokter g'ſtorbe ſyg oder nit?“ große Aufregung. Der Pfarrer ſagte: „Richtig, es geht ihm wie dem Bruder ſelig, ſein Beruf tödtet ihn, ich habe das ſchon lange geſagt, für ſo heiße Herzen iſt er nicht.“ Sophie wurde blaß, drehte ſtumm ſich ab, erſt zum Fenſter, und, als es das Weh nicht lautlos verwerchen konnte, zur Thüre hinaus. Der Mama liefen die Thränen bachweiſe übers runde Geſicht, aber ſie verlor keinen Augenblick ihre ruhige Klarheit. „Papa, ſagte ſie, wir wollen ſogleich hin, es wird wohl irgendwo ein Roß zu haben ſein, wenn ſchon viel Schnee iſt, ſo kann man den Schlitten nehmen, d'r Luft het g'hört, und mir chönne ihs gut ymache. Aber gah luege muß ih, und du kannſt ihm de o öppis ſäge, vielliht lost er d'r jetz und bigryft wie d's meinſt. Dä gut Vetter, Käthi wird ſcho zu ihm luege, es weiß, was me öppe macht, aber us d'r Hut wird es ne ſuſt ſprenge mit ſym Klage, und wie es mit de Lüte umgeit. Vielliht wär's gut, wenn ih es paar Tag dert blieb, ih chas mit em Käthi gut, und wenn es öpper by nihm laht, ſu bi nihs. Uf all Fäll will ih es Päckli mit näh, öppis Nachtzüg und öppis dürrs Züg. Mir hei gar vortrefflt b'ſchnittni dürri Birli, d'r Dokter, dä arm Rudi, het ſe geng ſo vortrefflt g'ſunde, u mängiſt g'ſeit, öppis beſſers für Krankni als die, wüßt er nit.“ „Und d's Sophie?“ fragte der Pfarrer. „Das, ſagte die Mama, laſſen wir daheim. Lue, m'r wüſſe nit, wie m'r's atreffe, und du kennſt d's Sophie, es muß geng zeige, wie's ihm iſt, es cha nit anders, und du weißt,

wie d'Lüt sy, und b'sunders i dem Nest wo er ist. Ig bigryfe gar nit, wie er geng dert sy mah. De ist noh das, d's Käthi hasset d's Sophie, und sie zanggete g'wüß um Rudis Bett, wie sih mängist e Tüfel und e Engel um e ne armi Seel zangge sölle. Nit, daß ih d'rmit säge well, d's einte oder d's andere syg e Tüfel oder syg e Engel."

So lauteten der Mama alsbaldige Gedanken, welche auch sogleich in Ausführung gebracht wurden. Es wurde nach einem Pferde geschickt, und je nachdem man eins haben konnte, wollte man alsbald verreisen oder früher zu Mittag essen, und dann gleich nachher. Papa ging, Sachen auf die Post zu rüsten. Meyeli rühmte noch den Doktor, wie gut er gegen sie gewesen sei, und wie er sich afe hätt möge g'mühye, aber von dessen letzten Reden zu Jakobli sagte es nichts. Nachdem es noch den Gruß aufgetragen, und gefragt, ob sie wohl dürften fragen lassen, wie es gehe, es nehme sie grusam wunger, nahm es sittigen Abschied. Es wolle die Frau Pfarrerin nicht aufhalten am Z'wegmachen, aber wenn sie öppe kein Roß haben könnten, so stehe ihre Mähre zu Diensten, sie sei öppe nit die gleitigist meh, aber dest frömmer. Auf dem Heimweg stand manche Frau ihm z'weg, um nähern Bericht zu vernehmen vo wegem Dokter. Es hatte sich schon mehr als eine Erzählungsweise gebildet. Die einen wollten haben, Jakobli habe ihn erfroren gefunden und auf dem Wägeli sei er ihm wieder z'weg gekommen, während die andern das Gegentheil behaupteten, er hätte ihn lebendig gefunden und erst auf dem Wägeli sei er gestorben. Daß der Doktor noch gelebt, als Jakobli ihn verließ, und wöhler als er ihn gefunden, war allen recht, aber Meyelis einfache Erzählung glaubten sie nicht recht. Daß so ein Herr Bauchweh kriege, daß er nicht mehr fürers möge, das hätten sie nie gehört, sie wüßten auch nicht, wie so einer, der Spys heig, wie er ume well, es ausfesen wollte. Das müß öppis angers gsy sy, aber er werd's nit hah welle säge, oder heigs am Jakobli verbote

z'säge, so ne Herr syg gar schlimm und wüß geng e Uöred, aber es müsse nüt z'mache sy, oder si welle ihm drüber cho.

Sobald Meyeli fort war, suchte die gute Mutter ihre Tochter und fand sie in ihrem Stübchen, den Kopf ans Bett gedrückt und bitterlich weinend. „Sophie, sagte die Mama, nimm dich zusammen, die Sache ist nicht so bös, wäre es schlimmer geworden, so hätten wir sicher schon Bericht erhalten, glaub's." „Wenns besser worde wär, so hätte er es uns sagen lassen, damit wir nicht erschrecken, denn er hat doch wohl denken können, daß wir vernehmen würden, wie der Jowäger ihn gefunden, und weil er nichts hat sagen lassen, so kann er es nicht, ist vielleicht schon todt, glaub's," so sagte Sophie. „Sieh Kind, das legt jeder aus nach seiner Angst oder seinem Glauben, und ich glaube nicht, daß so ein Kolikanfall gleich tödte, d'r Vetter hat sonst eine starke Natur, und ist dem nicht unterworfe. Aber nimm dich zusammen und los, was ich dir zu sagen habe, wenn ich vielleicht diese Nacht nicht heimkomme. Vielleicht ist's em Vetter eine Erliechterung, wenn ich bei ihm bleibe, und wenn Käthi öpper buldet, so buldet's mih." „Aber Mama, ich bleibe nicht daheim, ich will mit, ich stehe es hier nicht aus und niemand hält mich zurück, ih will gah, ih muß."

Mit großer Mühe gelang es der Mutter, die Tochter eines Bessern zu berichten, ohne ein Machtwort des Vaters nöthig zu haben, denn Sophie narnte Pflicht, wozu das Herz ihn's trieb, und wo das Herz im Trieb ist, da hat die Mutter schweren Stand, die Tochter auf die Pflichten des Anstandes und der Klugheit zurückzuführen, ihr begreiflich zu machen, daß es Umstände gebe und Krankheiten, wo eben solche Erscheinungen, wie es beabsichtige, peinlich seien und gefährlich werden könnten. Sie sprach Sophie Muth ein, sagte ihm, so solle man bei einer bloßen Gefahr nicht machen, man könne sich versündigen, wie es sich denn geberden wollte, wenn das Unglückliche wirklich eintreten sollte. Dann gab sie ihm ihre

Aufträge, d's Mittag sei rangirt, sagte sie, und für z'Nacht solle es ein Sillery Köchli rüsten, der Papa hätte ihn gar gern, den Nachtrock solle es ihm auf den Ofen legen und d'Pantoffle vor seinen Fauteuil stellen, und wenn sie nicht heimkomme, so solle es dem Papa das Nachtzeug rüsten, das Nastuch unter das Hauptkissen thun, dieses wohl hinaufziehen, ein Ohrenkissen aus dem Bette thun, das andere schön glatt auf das Hauptkissen legen und die Federn im Volet hinunterschütteln zu der Fussete. Dann solle es den Papa fragen, ob es kommen solle, ihm das Licht zu löschen, und in Acht solle es sich nehmen, ob er seine Tabatiere auf das Nachttischli gelegt, und wenn sie nicht dort sei, er vergesse sie manchmal, so solle es sie aus dem Rocke nehmen und hinlegen. Jetzt aber solle es hinaufgehen auf den Estrig, und ein Körbchen beschnittene Gelbbirli aus dem Schnitztrog nehmen, von den letztjährigen, sie seien besser, linker Hand im dritten Unterg'schlacht, es wisse wohl. B'rirre söll es sih nit,-nebezueche syge Lederbire, die wäre öppe nit am beste.

Da die Nachricht kam, daß man in einer halben Stunde das Reß haben könne, so entstand ein lange nie erlebter Auflauf und Aufruhr im ruhigen Hause. Mamali mußte dem Papali Kleider füre thue, und beorderte Sophie ans gleiche Geschäft für sich. Beim Papa ging das geschliffen zu, ob die Auswahl nicht groß war, oder der Sinn einig, bleibt dahin gestellt, item, was Mamali füre that, zog Papali an sonder Bemerkung, geschweige Widerrede. Bei der Mama ging's schon anders. „Diesen Rock willst du doch nicht anziehen, Mama, sagte Sophie, immer noch die Augen abwischend, die ganz roth waren. Ich habe ihn hervorgelegt, weil du es befohlen hast, aber es ist es rechts Uflätheli, abg'schosse u ganz us d'r Mode, leg doch dä a, wo d'r d'r Papa vorwern oder noh länger zum Neujahr gäh het." „Aber was denkst, Sophie, wenn ih es paar Tag dert blybe sött, su müßt ih de noh eine mit näh, dä reuti mih de für all Tag, denk

doch, häb o B'ſtand." „Mama, wenn d'r Papa euch einen neuen Rock ſchenkt, ſo ſollte er euch gleich einen zweiten ſchenken, damit ihr den erſten ſparen könnt, und d'Frag wär noh, ob ihr nicht noch einen dritten kauftet, um den zweiten zu ſparen." „Aber Herr Jeſes, Sophie, was bringſt du mir da für eine Haube, die ſchönſti wo nih hah, wo de m'r zum Namestag g'macht heſt! Nei, Sophie, die lege ih nit a, denk doch, untere Hut, u noh ſo nes Ding d'rüber, ih v'rgiſſe geng, wie me ne ſeit, es wurd die ſchöne Band ganz verdrücke. Nei, bring m'r die mit de gäle Lätſche, wo nih vern a d'r Viſitaz ag'ha hah, du weißt wohl, die, wo d's Papali g'ſeit het, ih g'fall ihm ſo wohl drinn. Aber gang lue g'ſchwind, g'ſchwind, ob de am Papali nit chönniſt d'Getere ythue, es dunkt mih, ih g'hör ne berze. Ih will d'rwyle die Hube ſuche." Sie waren noch nicht fertig, ſo kam ſchon der Bericht, das Pferd ſei z'weg, Sophie tribelirte, Mamali zappelte, Papali klagte, das ſei ihm doch afange es G'jaſt, und er haß nüt meh als das, und auf eine Viertelſtunde komme es jetzt nicht an, d'r Chriſte chönn ja em Roß noh e weneli Ryterkorn gäh, wenn kei Haber meh ſyg. Endlich war man fertig. Mäntel, Schlüpf, Bettflaſche, Roßhaarfinke, kurz, alles, alles, bei der Hand, Chriſte ſpannete an, da ſagte die Frau Pfarrerin: „Sophie, reich doch g'ſchwind das Hammli, wo wir letzthin gekocht haben, es iſt noch faſt ganz, und Käthi ißt für ſys Lebe gern Hamme." „Mama, worein ſoll ich es thun?" „Wickle du es in einen von den groben Kuchilümpen, dert rechter Hand im Schaft, du weißt." Sophie that wie geheißen, es war angeſpannt, da, als Sophie mit dem Hammli kam, ſagte die Mama: „es chunt m'r noh z'Sinn, d's Käthi wird nüt z'Mittag hah für ihs, und d's Papali wartet nit gern länger als bis am Zwölfi. Was meinſt Sophie, wenn m'r noh die kalte Cottelettes mit nähmte, die wäre doch bald g'wärmt, hah mir lebte viel beſſer d'ra, als ſo a mene Bitzli v'rrayetem Bratis, wo Käthi ihs vielliht ließ reiche." „Aber

Mama, und de mir, fragte Sophie, mir hei ja das sölle z'Mittag hah?" „Mach de öppis, mach was d'witt, es ist noh es Räppeli i d'r Beizi, nimm das, und Kalbfleisch im Fliegehus, du chönntist einist zur Abwechslung Kalbervögel machen." „Aber Mama, wory söll ih se thue?" fragte Sophie. „Thue se in es Druckli, da werde si am wenigste z'rdrückt, lue, dert ist Papier, und es Druckli find'st uf d'r Laube, aber nimm eis, wo's nüt schad ist, du weißt, Käthi git nüt ume." Sophie ging. „Sophie, Sophie, rief die Mutter nach, es chunt m'r z'Sinn, mih chönnt d's Hammli o g'rad d'rzu thue, und d'r Kuchilumpe hie b'halte, er ist vo me ne ganze Dotze. Nimm es größers Druckli, nimm das wo m'r im Herbst Trübel drinn übercho hei, es ist nüt schad drum, es ist ganz z'rhudlet, und thue d's Hammli unte dry, u d'Cottelettes obe druf, u deck de schön mit Papier, lue, es sy dert Zitunge, es ist nüt schad drum."

Sophie machte das alles ohne Widerrede, und schlug keine einzige Thüre deswegen deſt härter zu. Endlich hatte es sie im Schlitten eingepackt, hatte drunglich angehalten, mit Thränen in den Augen, Papa solle früh heimkommen, es verzapple sonst. Christen hatte Hü gesagt, und ein struber Mönch war mit dem ungewohnten Schlitten einige Dutzend Schritte in die Kreuz und in die Quer gelaufen, da hieß es: „Christe häb still!" Christen hielt still, dann hieß es wieder: „ih hah my Tabatiere vergesse und die sött ih doch hah." Christen sagte: „söll se gah reiche?" „Nei, sagte die Mama, häb d's Roß recht, ih will gah." Sophie, welches stehen geblieben war, und ihnen nachgesehen hatte, kam dahergesprungen. „My Tabatiere sött ih noh hah, si wird im andere Kleid bliebe sy, sagte der Pfarrer. So geit's, wenn me so jastet, deſt länger chunt me de nit ab Fleck." Sophie sprang fort. Wie üblich fuhr der alte Herr fort zu suchen, er heig doch g'meint, er hätte sie zu sich gesteckt, und wie er das sagte, fand er sie richtig im Giletsack. „Wenns ume jetz d's Sophie

wüßt, ſagte die Mama, das arm Meitſchi ſucht ſih ſuſt noh z'tod." „Soll ih's d'r Jumpfere gah ſäge?" fragte Chriſten. „Lue, lue, ruft die Frau Pfarrerin, er geit hinterzi, häh, häh." Chriſten zwickte das Roß, das Roß ſchnellte vorwärts, da riß Chriſten wieder rückwärts, und nicht mehr richtig ward das Ding. Gäb wie der Pfarrer ſagte: „gang ab Chriſten, und häb d's Roß," Chriſten blieb ſitzen, wollte zeigen, daß er fahren könne, ſo ne ketzers ſtrube Buremünch müſſe nicht meinen, daß er Meiſter ſei, zwickte, und wenn der Münch vorwärts wollte, ſo riß Chriſten deſt ſtärker am Leitſeil.

„Häb ſtill Chriſten, häb ſtill", ſchrie die Frau Pfarrerin, aber je mehr ſie ſchrie, deſt ſtärker ſchriß Chriſten und deſt ſtrenger ging es dem Dorfbach zu, und wer weiß, wie weit oder wie tief es gegangen, wenn nicht der Sigriſt zu Hülfe gekommen wäre. Der brachte das Roß zur Vernunft und ſagte zu Chriſten: „zwicke und ſchryße geit neue nit zäme, däich dra." „Es iſt aber auch ein Roß darnach, da macht e jedere was ne gut düecht," ſagte Chriſten. „Ja, ja, du heſt recht, ſagte der Sigriſt, a d'r nächſte Wahlv'rſammlig gibe ih d'r d'Stimm für Rathsherr, du heſt die rechte Grundſätz, u d'Ustrede grad d'rzu, wenn menge ſcho d's einte het, ſu fehlt ihm doch d's angere." Der Sigriſt war nämlich ein Schalk, ſo redete er vor dem Pfarrer und beſonders vor der Frau, kam er aber zum Statthalter oder gar ins Pintenſchenk, da redete er ganz anders.

Unterdeſſen hätte man Sophie und Tabatiere faſt vergeſſen, wenn nicht ſie ſelbſt gekommen wäre mit mehreren alten Tabatieren und einem großen bleiernen Hafen. „Papa, ſagte ſie, leſet ſelber aus welche ihr wollt, die rechte, welche ihr ſonſt braucht, habe ich nicht finden können, ich habe euch alte gebracht und der Hafe zum Fülle, weli ihr am liebſte heit." „Dankeigiſt, ſagte der Papa, ih hah ſe g'funde." „Erzüſt Jumpfere, ſagte der Sigriſt, iſt's erlaubt?" und längte mit g'ſtabeligen Fingern in den Hafen. „Hü, du,"

sagte Christen und verschluckte aus Respekt den Rest. „Leb wohl, Kind, sagte die Mama, häb gut Sorg, und wenn d'Kalbervögel machst, su hau se emel numme hümm."

Sophie war ein starkes, stolzes Mädchen, das nicht leicht sich bloß gab, seine Gefühle in sich zu verwerchen wußte, mit seinen Grundsätzen aber nicht hinter dem Berge hielt; wäre es ein Mann geworden, es hätte was Mannhaftes vorgestellt, jetzt war es das Licht seiner Eltern in ihren alten Tagen, und das ist das Höchste, was ein Kind sein kann. Was Sophie machte zwischen der Abreise der Eltern und dem Mittagessen, das wissen wir nicht, allweg keine Kalbervögel.

Als um zwölf Uhr aufs Läuten der Vikari hinunter kam, war Sophie gefaßt und seine Augen nicht mehr roth. Ganz verwundert sah der Vikari sich mit Sophie alleine, von der Abreise des pfarramtlichen Paares wußte er nichts. Er hatte wohl anfänglich außergewöhnlich viel Thüren gehen hören, später eine ungewöhnliche Stille, aber was das zu bedeuten hätte, hatte ihm niemand gesagt, und darnach zu fragen, hielt er unter seiner Würde. Man glaubt es gar nicht, wie g'stabelig und gemessen das in einem Pfarrhause zugehen kann, wenn Vikari und Familie sich gegenseitig aufs hohe Roß gesetzt haben, wie wenig Worte da gewechselt werden, wie wenig man von einander Notiz zu nehmen scheint, während man sich jeder Miene achtet, jedes Räusperns, jedes ungewohnten Schrittes, ihn zum Gegenstand ernsthafter Betrachtungen macht, die recht peinlich werden, weil man nie fragen darf, ob man mit seinen Schlüssen und Erklärungen das Rechte getroffen. Nun geht es im Menschen wie im Wetter, das trocken geworden ist. Es giebt eine Zeit, wo die Trockenheit steigt und, gäb wie es Wolken giebt, für's Guggers Gewalt kein Regen fallen will; und wiederum eine andere Zeit, wo es noch trocken ist unten, in höhern Luftschichten der Regen sich bereitet und husch da ist, ehe man es sich versieht, ja meint, erst jetzt wolle es recht trocken werden. Gerade so ist's in

ſogenannten geſpannten Verhältniſſen. Während der Spannungsſtoff im Herzen aufgehäuft iſt, wächst die Spannung, man wird alle Tage trockener, redet alle Tage ein Wort weniger, nimmt eine Notiz weniger, und wenn jemand ein Bein brechen ſollte, ſo beſtimmt man ſich, ob man nach dem Falle fragen oder kaltblütig abwarten wolle, ob man ihn erzähle. Aber wie der Zahn der Zeit nichts Zeitliches verſchont, ſo beißt er ſich auch in dieſen Stoff, verzehrt ihn allmählig, und bei kleinem Anlaſſe löst ſich die Spannung, es giebt einen herzhaften, nahrhaften Streit, auf den gut Wetter folgt oder einen ſanften Regen und noch beſſeres Wetter darauf. Zuweilen aber erzeugt ſich der Spannſtoff neu in ungeheurer Maſſe und hält dann lange vor.

Vor einem halben Jahre hätte der Herr Vikar an den Tiſch ſich ſetzen können, ſiebenmal mit Sophie alleine, er hätte nicht gefragt, warum? und Sophie hätte ungefragt ihm die Urſache noch ſiebenmal weniger angegeben. Nun ſtand es aber anders als vor einem halben Jahre; die Erklärung, daß Sophie und der Doktor wahrſcheinlich zuſammenkommen würden, die Gewißheit, daß man ihm Sophie nicht aufdrängen wolle, hatten ihn milder geſtimmt, an Gift und Argwohn ihm gezehrt, und ein recht aufrichtiges Bedauren mit Sophie hatte ſich in ſein Herz geſchlichen; mit dem frivolen rohen Doktor, der für nichts Höheres Sinn hatte, mußte ſie steinunglücklich werden, dachte er, mit einem Menſchen ohne Religion! Und ſchade ſei es doch um ſie, vortreffliche Anlagen hätte ſie, dachte er. Was ſie leſe, ſcheine ſie zu verſtehen, ohne Empfindung ſei ſie nicht, und manchmal komme ihr wirklich etwas in Sinn, das Einem noch zu denken gebe, es ſei recht curios. Freilich habe ſie ein böſes Maul und ſei im hohen Grade ſpöttiſch. Er glaube aber nicht, daß das aus böſem Herzen komme und von wirklich boshafter Richtung, der leidige Doktor werde daran ſchuld ſein, der habe eine ſataniſche Zunge, die ihm der Böſe ſelbſt ins Maul geſteckt zu

haben ſcheine. Es ſei aber auch kein Wunder, bei den Grundſätzen, welche der Doktor habe, wundere es ihn nur, daß es nicht ärger ſei. Wäre einmal das böſe Beiſpiel nicht mehr da, der fatale Doktor überhaupt beſeitigt, Jungfer Sophies natürliche Gutmüthigkeit würde ſich ſicher wieder Bahn brechen und mit ihrer Seele wäre wohl etwas zu machen, ſie wäre zu retten, meinte er. Schade, daß kein Vermögen da ſei, daß die Leute gelebt hätten wie im Himmel, geholfen allem Lumpenpack und ſonſt gelebt, als wären ſie reich, und nicht gedacht, daß man ſparen müſſe, weil man nie wiſſe, wie man es brauchen könne. Wäre Vermögen da, ſo wäre Sophie eine ſo üble Parthie nicht; mit der Haushaltung wiſſe ſie umzugehen, alles gehe ihr flink von der Hand, auch ſei ſie ſo übel nicht, alles geſund und friſch, das ſei nicht zu verachten, aber d's V'rmöge, d's V'rmöge, das fehle, und ſo heig eigetlich alles g'fehlt, das ſyg z'letzt doch d'Hauptſache.

So ſtund der Thermometer, als er die leeren Plätze erblickte und ſich mit Sophie alleine. Warum Herr und Frau fehlen, frug der Vikari. Wo ſie hin ſeien und warum, berichtete Sophie. Sophie war weich im Herzen, hatte Mühe an ſich zu halten, die innige Angſt zu verbergen. Das gab ihr etwas Weiches, Mildes, an welches der Vikari nicht gewohnt war; ihm war hauptſächlich die ſchnippiſche, ſpöttiſche Seite zugekehrt geweſen. Nun gab ein Wort das andere, Sophie erzählte, wie der Doktor ſich opfere, Jugend, Geſundheit der Treue in ſeinem Berufe, und wie ihm nicht zuzuſprechen ſei, wie er ſelbſt ſeinem Eifer nicht abbrechen könne, wenn er ſich es auch vorgenommen, auch das, was er opfere, in keinem Verhältniſſe ſtehe zu dem, um deswillen er es einſetze. Mache man ihm darüber Vorwürfe, ſo antworte er, an ihm ſei es nicht, zu berechnen, was er thue; den Werth von dem zu ermeſſen, um weswillen er es thue, dafür habe Gott allein die Wage. Ja, ja, ſagte der Vikari, er hätte nichts darwider, ſo was man ſage, ſei der Doktor ein vortrefflicher Mann,

deſto mehr ſei es ſchade, daß er nicht chriſtlicher ſei, ſondern ein ſo frivoles Weſen hätte und ſo verderbliche Grundſätze und Anſichten. Sophie ward roth und der Geiſt des Zorns regte ſeine Flügel. Ja, ſagte ſie, das ſei wahr; Herr, Herr, ſagen, thue er nicht viel, auch nicht an die Bruſt ſchlagen und beten vor den Leuten; aber den Willen des Vaters thue er, und dem wandle er nach, der für Andere geſtorben ſei. Die Leute möchten das Nervenfieber oder die Röthelu haben, und Weg und Wetter ſein, wie ſie wollen, er frage nie, könnte ich es auch bekommen, könnte es mir ſchaden? Da war am Vikari der Kehr roth zu werden. „Jungfer Sophie, ſagte er, ich weiß wohl was ihr meint, ihr hauet mir wieder eins nach altem Brauch, aber ihr thut mir unrecht. Es iſt wahr, ich bin zu niemand gegangen, welche die Röthle oder das Nervenfieber hatten, aber es verlangte mich niemand, und denket! wie leicht ich die Röthle hätte aufleſen können, denn ich habe ſie noch nicht gehabt, denket!“ „Und dann, ſagte Sophie, was wäre das geweſen, es hat ſchon mancher Menſch ſie gehabt, und wenn es anfangs ſchon rothe Punkte im Geſichte giebt, die vergehen bald, ſagt man, und man ſei nachher nicht weniger hübſch als vorher.“ „Um das iſt's mir nicht, Jumpfer Sophie, ſagte der Vikari, ich bin kein ſo eitles Ding wie deren ſo viele herumlaufen; aber meine Mutter hat mir geſagt: „„Ludi ſchon dih, d'Röthle heſt noh nit g'ha, d'Scharlachfieber nit. Ueberhaupt vor alle anſteckete Krankheite hüet dih, i üſer Familie möge mir ſe nit etlyde, mir hei gar es lebigs Blut.““ Ha nih mih jetz, ſo für nüt und wieder nüt, ſölle gah uſſetze, wo mih ja niemer begehrt het?“ „Herr Vikari, ſagte Sophie, was meint ihr, wenn die alti Jowäger d's Scharlachfieber gehabt hätte, wäret ihr auch gegangen, ihre Seele zu retten? dorthin ſeid ihr ja auch ungerufen gegangen.“ „Jumpfer Sophie, ſagte der Vikari, ſolche Fragen muß ich mir verbeten, ihr ſeid nicht mein Viſitator, und es iſt beſſer, wir kommen nicht wieder in dieſen

Ton. Indessen, setzte er nach einigem Besinnen hinzu, da die Milde in ihm vorherrschend war, ich schäme mich nicht es zu sagen, ich habe meine Schwächen, so gut als andere Menschen, und eine davon ist die, daß ich mich vor Krankheiten fürchte. Es ist mir schrecklich nur zu denken, wie ich krank werden könnte, geschweige denn krank zu sein. Meine Mutter selig hat mir von Jugend auf gesagt: Lubeli, Lubeli, häb Sorg, du chönntest krank werde, und krank sy ist e schröcklichi Sach, du glaubst nit. Das ist mir nachgegangen, ich kann nicht helfen, und das wird mir der Herr wohl verzeihen. Aber solche Ansichten zu haben wie der Doktor, keinen Glauben zu haben wie er, das ist schröcklich, glaubet mir das, Jumpfer Sophie. Ich meine es gewiß gut, aber wenn ich so einen Menschen ohne Glauben ansehe, es kömmt mich alle Mal ein Schauer an, und besonders, wenn ich mir dabei denke, wie ein solcher Mensch Frau und Kinder unglücklich machen muß, ja im Stand ist, sie um ihr Seelenheil zu bringen."

„Herr Vikari, sagte Sophie, ich weiß nicht, soll ich böse werden oder soll ich lachen; aber wie g'späßig ihr m'r vorchömet, cha nih ech nit säge." „Was ist denn da g'späßigs, ih möcht ech g'fragt hah," sagte der Vikari. „Werdet nit höhn, sagte Sophie. Da ihr es gut meinen möget, so will ich es auch nicht werden, obgleich ich alle Ursache dazu hätte, aber meine Meinung erlaubt mir zu sagen, ihr habt mir die eure gesagt, ich denke, an mir sei jetzt auch d'r Kehr. Wenn ich euch ansehe, so geht es mir mit euch, wie euch mit dem Doktor, ihr dauert mich; aber auch er dauert mich, ihr dauert mich alle beide. Ihr dauert mich, und warum? ihr seid ein Meisterlösli von Jugend auf, euere Person ist euch alles und die ganze Welt werthet ihr nach dem Maßstabe, welchen die Meisterlosigkeit verfertigt, und euer ganzes Thun hängt wieder von der Meisterlosigkeit ab oder mit andern Worten, reine Selbstsucht, oder mit euch zu reden, der alte Mensch regiert

euch noch vollſtändig, hat ſich aber hinter ſchöne Anſichten verkrochen, mit Dogmatik verſchanzt, und wehrt ſich gewaltig mit Bibelſprüchen, ſo daß, wenn man nicht durch die Spalten ſieht, es rund um euch wie wahres Chriſtenthum ausſieht. Aber es iſt es doch nicht, ihr wollt die Welt bekehren, aber an euch ſelbſt erprobet ihr euer Chriſtenthum nicht, ſeine Kraft habt ihr nicht erfahren. Bedenkt doch, wie empfindlich ihr ſeid, wie mißtrauiſch, wie eiferſüchtig auf meinen guten Papa, wie beſorgt um eure Perſon, wie ängſtlich, faſt als ob ihr von keiner Vorſehung etwas wüßtet, wie gebunden an ein gut Plättlein, das wir euch übrigens von Herzen gönnen, wie ſo ganz ohne alle Freudigkeit. Seht und eben deswegen bedaure ich euch, denn auf dem Wege werdet ihr nichts werden als ein grämlicher Greis, der den Himmel nie blau ſieht, werdet in düſterem Sinn verkümmern, werdet am Ende auch um alle euere ſchönen Redensarten kommen und nichts als Seufzer und Klagen haben über die Menſchen nicht nur, ſondern auch über die Führungen Gottes. Was aus euern Anſichten werden wird, weiß ich nicht, aber Anſichten, die nicht eins geworden ſind mit dem Thun, wie die Seele mit dem Leibe, ſcheinen mir nur Nebel, und die geſtalten ſich bekanntlich alle Augenblicke anders. Ob ihr mit dieſem grämlichen Sinn eine Familie glücklich machen werdet, weiß ich nicht; aber ich glaube es nicht, ihr werdet den Fehler nie an euch ſuchen wollen, und in all euern Wunderlichkeiten nicht den Ausdruck des vermeiſterlösleten Kindes erkennen wollen, ſondern nichts als euere natürlichſte Natur, die ihr ſchonen müßtet und ſomit werdet ihr euere Leute unglücklich machen oder werdet von ihnen zum Beſten gehalten, verachtet werden, und ihr werdet jedenfalls nicht die heitern Tage haben, wie unſer gute Papa ſie hat.

„Aber auch den armen Doktor bedaure ich, dem ſein Leben in ſeinem Berufe aufgeht, der nie das Seine ſucht, Geld verſchmäht, das Hemd weggiebt, ſich ſelbſt in jede Ge-

fahr stürzt, um einen Bettlerknaben zu retten. Der hat nie Zeit an sich zu denken, sein Sinnen geht auf Andere, er kennt keine Bequemlichkeiten, hat keine Rücksichten für sich und fordert keine. Er ist heftig, wild, aber nicht für sich, für Andere; wenn man ihn verfolgt in seinem Thun, so kömmt er Einem fast wie ein Engel vor, und doch bedaure ich ihn, möchte manchmal bitter weinen für ihn. Seine Treue, seine Liebe sprudeln aus seiner edeln Natur, sind aber eben ungeregelte Triebe, sie reißen ihn fort zu ungemessenem Fluge, bis er zu nahe der Sonne kommt und zurücksinken muß in tiefe Nacht. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, ich ungelehrtes Mädchen, daß ihr mich nicht unrecht versteht, nicht böse werdet. Ihr habet einen Glauben; ob er der rechte ist, weiß ich nicht, aber euer Thun entsteht nicht aus euerm Glauben, sondern aus euerer Natur; eben daher kommen auch des Doktors Werke, aber wie gut sie auch sind, seine Natur ist doch die rechte nicht, ist eine sündhafte, treibet zur Sünde, treibt ihn zur höchsten Sünde, sein eigener Gott sein zu wollen, seines Schicksals Schmied, wie man sagt. Das thut aber ein Mensch nie ungestraft, und das Gefühl seiner Ohnmacht, der eigenen Unzulänglichkeit kömmt früher oder später mit zermalmender Gewalt über ihn, wie Papa sagt, macht ihn zum Menschenhasser, oder führt ihn zu der Lasterhaftigkeit, die aus innerer Zerstörung kömmt, oder zu Schwermuth oder Wahnsinn. Denn, sagt der Papa, es bedarf der Demuth, der Anerkennung unserer Ohnmacht, der Allgewalt Gottes, es bedarf das Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit und der Erlösung und Genugthuung in Jesu, der Nothwendigkeit, daß der Geist des Herrn unserer Schwachheit aufhelfe, um weder ein Narr noch ein Vieh zu werden; so wie aber alle diese Worte, sie möchten ausgesprochen werden wie sie wollten, nichts hülfen, wenn sie nicht zur aufopfernden Liebe und Treue, zur Tödtung unserer Selbstsucht uns brächten. Und das ist, was dem Doktor fehlet, früher oder später

wird er an den Menſchen oder an ſich verzweifeln, weil er den freundlichen Vater im Himmel nicht kennt, der denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit wendet, und den Treuen lohnet, der bis ans Ende ausharret, und wohin das ihn führen wird, weiß Gott. Doch er iſt ſo gemüthlich, ſo herzinnig gut im Grunde, daß Gott ihm vielleicht ſein Thun mit ſeinem Glauben auf ſanfte Weiſe vermittelt, auf welche Weiſe, weiß ich nicht, aber er verdient es." Während Sophie ſprach, hatte ihr ganzes Weſen ſich erhoben, die Wangen waren blendender geworden, die Augen ſchwammen in eigenem Glanze. Verſtummt war der Vikari gegenüber geſeſſen, kein Auge hatte er von Sophie gewendet, und als ſie ſchwieg, fragte er endlich: „alſo ihr glaubet, der Doktor ſei beſſer als ich?" Faſt wehmüthig klang ſein Ton.

„Euern beidſeitigen Werth abzuwägen, habe ich keine Wage, und Urtheil ſprach ich noch keins aus, aber daß ihr mir beide einen Mangel zu haben ſcheint, das habe ich ausgeſprochen. Euch fehlt die Frucht des Glaubens, ihm das Fundament zu ſeinem Thun, euch die Kraft in euern Anſichten, ihm die Verklärung ſeiner Werke; wem mehr fehlt, weiß ich nicht, fraget Gott." „Aber ich bin doch ein Chriſt, und er iſt keiner," antwortete der Vikari. „Wer hat euch das Eine oder das Andere geſagt? antwortete Sophie. Vergeſſet nicht: Mit welchem Maaße ihr meſſet, mit dem wird euch wieder gemeſſen werden." „Spricht hier nicht die Bibel?" fragte der Vikari. „Die Bibel ſpricht gerade wie ein Spiegel, antwortete Sophie, wen das eigene Licht blendet, ſieht ſich immer im Licht, Andere im Schatten, und wen geiſtige Verblendung plagt, wird weder auf ſich noch Andere getreu die Bibel anzuwenden wiſſen."

Da ſagte der Vikari: „ihr kommt mir da ſehr ſtreng, Jungfer Sophie, ich will nicht hoffen, daß ihr mit mir das Geſpött treiben wollt. Aber über eins muß ich mich wundern, darüber nämlich, daß ihr ſo ziemlich gewandt über

geistliche Sachen zu reden wisset, und euch recht ordentlich ausdrücken könnet, ohne doch Uebung zu haben in solchen Gesprächen und ohne eben mit der Sache euch zu beschäftigen?" „Woher wißt ihr, daß ich keine Uebung habe in geistigen Reden und daß die wichtigste Angelegenheit der Menschen mich nicht beschäftigt?" „Ihr habt ja noch gar nie mit mir darüber geredet, und wenn ich von solchen Dingen anfangen will, so brecht ihr ab oder lauft fort, antwortete der Vikari, während ihr stundenlang mit dem Doktor euch herumstreiten könnt über Sachen, von denen mich dünkt, sie sollten eine Tochter wenig interessiren." „Vielleicht aber interessirt mich der Doktor dest mehr," antwortete Sophie mit einem Gesicht, in welchem ein ganzer Kratten Lachen sprühte. Doch, da blutroth der Vikar wurde, ward alsbald Sophie wieder ernsthaft und sagte: „Verzeiht, es ist mir weiß Gott nicht ums Lachen, aber ihr treibet Einen dazu mit euerm Katechisiren. Mit meinen Eltern, mit meinen Lieben, rede ich viel von geistlichen Dingen, ich erbaue mich gerne daran, aber ich zanke nie darüber. Ich habe es mit ihnen, wie Mädchen es mit ihrer Liebe haben sollen, mit Vertrauten rede ich gerne darüber, aber nicht mit Fremden. Wenn ich mit dem Doktor viel rede und über Unbedeutendes, so habt ihr vergessen, daß wir mit einander aufgewachsen sind, und vieles uns bedeutend scheinen mag, was Andere nicht fassen."

„Das wird eben die Liebe machen," antwortete der Vikari rasch und eifrig. „Und wenn es es wäre, Herr Vikari, so wäre ich doch darüber keine Antwort schuldig," antwortete Sophie, stund rasch auf und sagte: „es wird Zeit sein abzuräumen."

Der Vikari ward kaput, er war wieder an den Rand eines Feldes gekommen, auf dem er sich für sein Leben gerne tummelte, auch hätte er da noch manche lehrreiche Redensart anzubringen gewußt, er fragte daher: „ihr seid doch nicht böhn? ich habe es nicht bös gemeint, das ist mir so entron-

nen, ich weiß nicht wie." „Habt nicht Kummer, Herr Vikari, höhn bin ich nicht, aber wenn ich schon nur ein Landmeitschi bin, so weiß ich doch, daß es Schranken im Gespräche giebt, die man nicht überschreiten soll, es sei Einem denn erlaubt worden; zudem dachte ich, während wir hier von ihm redeten, wie von einer todten Sache, ringe der arme Doktor wirklich mit dem Tode oder sei schon todt." Die zurückgedrängten Gefühle sprudelten aufs neue auf, Sophie ging hinaus.

Einen strengen Nachmittag hatte der Vikari zu verwerchen, bald dachte, er daran, was er Sophie noch alles hätte sagen sollen, und wie er sie hätte abfertigen können, daß sie das Gärnäsi hintere gehabt, und bald sinnete er Sophie nach, wie es doch ein nettes Meitschi wäre, wenn es recht geleitet würde, und wie es ein verdienstlich Werk wäre, wenn man es auf den rechten Weg leitete, das Mädchen hätte Grütz im Kopf und aus dem wäre was zu machen. Es sei wirklich schade, daß so wenig Vermögen da sei, und die Eltern so wenig für ihre Tochter gesorget und gemeint, sie müßten gute Leute sein, und immer geben, wo man etwas von ihnen wolle; dä Weg komme man nicht durch die Welt, sondern z'arme Tage, und wenn man es selbst wohl noch machen könnte, so müßten es am Ende noch die Kinder entgelten. Sein Studiren von dem einen zum andern brachte ihn in ein rechtes Fieber, er mochte das z'Abe gar nicht erwarten, und paßte aufs Läuten wie ein Sekretär aufs Zwölfeläuten (die Ersten haben Dispensen). Es fehlte nicht viel, er hätte alles aufs Papier geworfen, was er thun und sagen wollte, eine Analyse gemacht. Endlich läutete es. Im Satz war er bei der Thüre, dort besann er sich, blätterte noch in einem Buche, brachte sich in eine kaltblütige Disposition, ungefähr wie ein Offizier, wenn er das Häftli am Kragen einmacht und Handschuhe anzieht, und stieg die Treppe hinunter. Aber gäb wie er ansetzte, um in Stimmung und Gespräch zu kommen wie am Mittag, es gelang nicht. Sophie

war kalt im Aeußern, unruhig im Innern, winkte jedem längern Gespräche kurz ab, der Vikari hatte seine zwei Tassen getrunken, er wußte nicht wie, und als Sophie ihm die dritte offerirt hatte und er sie abgeschlagen, sagte sie: „Exküse Herr Vikari, aber ih muß in den Keller, die Aepfel faulen stark, und morgen wollen wir backen.“ „Es ist doch e Bock, sage man was man wolle, man sieht ihm von weitem an, daß es nicht in Bern in der Töchternschule gewesen ist,“ dachte der Vikari, und kam lange zu keinem freundlichen Gesichte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Sophie werchet in ihrer Seele und wie es beim Doktor innerlich spukt.

Sophie hatte die Offenheit über Mittag leid gethan, „wenn er nur jetzt nicht meint, ich wolle ihn zu meinem Vertrauten machen und die Herzensergießungen fortsetzen,“ dachte es. Zudem wollte es lieber alleine sein, wenn die Eltern heimkamen, mochten sie Nachricht bringen, welche sie wollten, so brauchte es sich nicht zu geniren.

Es mußte lange darauf warten und stand, es weiß kein Mensch wie oft, unter die Hausthüre, ehe es das Schlittengeläute hörte. Der Papa kam alleine und brachte gute Nachricht. Der Doktor war noch schwach, aber die Anfälle waren nicht wiederkommen und Käthi selbst hatte die Mama gebeten, da zu bleiben, nit um ihm abzuwarten, sondern nur, damit er minder Längizyti habe und nit immer a die donstigs Zwilchkutte denke, wo öppe krank sein könnten. Er syg e Grüsel, es müß ke Mönsch, was es mit ihm heig, aber mach er ume so u fahr furt, so werde man sehen, wie es gehe,

aber ſchuld daran wolle es dann nicht ſein, ſeine Sache habe es gethan wie öppe nit mängs ſe tha hätt, wenn ihm ſcho ke Mönſch d'rfür dank, und es by allne d'r wüſt Hung ſy müß.

Sophie ließ der Doktor herzlich grüßen und ihm ſagen, es ſolle doch d's Jowägers B'richt machen, daß es ihm beſſer gehe, und ſie auch von ihm grüßen, beſonders die Jungen. D'r Jung hätte ihm einen großen Dienſt geleiſtet und er ſei verſtändiger, als man es ihm anſehe.

Dieſer Auftrag wurmte Sophie, es wußte nicht warum, es ärgerte ihn's, daß man es ihnen apart ſollte ſagen laſſen, daß er beſſer ſei, vernehmen würden ſie es ja ohnehin. Die Leute würden doch denken, was das für ein apart G'läuf und G'ſchick ſei. So in einem Meitſchiherz regt ſich gar manches, es begreift es ſelbſt nicht; wo die Herzen aber gut, ſtark und treu ſind, da wird daſſelbe über Nacht verwerchet und verwunden; wenn am Morgen die Sonne aufgeht, ſpiegelt ſie ſich in einem wieder lauter gewordenen Herzen.

Als am folgenden Morgen der Pfarrer fragte: „Haſt du es d's Jowägers ſagen laſſen?" antwortete Sophie: „Nein," aber es gedenke gleich nach dem Frühſtück ſelbſt zu gehen, mit Schrecken hätte es geſehen, daß ſie mit den Eiern faſt aus ſeien, vielleicht, daß ſie ihm geben könnten oder ſagen, wer hätte.

Es war ein kalter Morgen, wie ſchwerer Rauch ſchien des Mundes Hauch, es knarrte der Schnee unter den Füßen, glitzerte und funkelte wie ein Diamantenfeld, eng ward die Naſe und kalt, und zwiſchen einem zarten Jungfernnäschen und einer alten Branntweinnaſe war faſt kein Unterſchied mehr. Gäb wie Sophie in ſein braunes, etwas fadenſchyniges Mäntelchen ſich hüllte, gäb wie g'ſchwind es trippelte, ein erfrornes Näschen brachte es doch zu Jowägers hinauf, wo man mit Freude und Verwundern d's Herre Söphi daher kommen ſah. Es werd welle cho ſäge, wie's am Dokter gang, und

es werd nit söveli bös sy, sust chäm es nit selber, und brav sel's von ihm, daß es sich selbst g'müße mög, u syg noh so chält. Freundlich ward Sophie von Meyeli unter der Thüre schon empfangen, und brauchte nicht lange zu hoschen und zu warten. „Herr Jemer, Hömet ihr, Jumpfere, i der Kälti, nei aber, g'schwing chömit yche. Chömit i d'Hingerstube, si ist o warmi, un i d'r vordere hei m'r d'Schnyder, u da wüsset d'r wohl wie das usg'seht, wenn die a mene Ort sy.“

Wie üblich sagte Sophie, es wolle sich nicht aufhalten, es wolle nur ausrichten, was der Vetter Rudi befohlen, dem Jakobli noch zu danken und ihnen sagen zu lassen, es gehe recht ordentlich, er hoffe, bald wieder z'weg zu sein. In der freundlichen Stube, in welche die Morgensonne schien, mußte Sophie absitzen um sich zu wärmen, wie Meyeli sagte. Es wolle geschwind den Mann rufen, es werd ne freue, z'g'höre, daß es em Dokter gut gang, er heig ihm seither geng es G'wüsse drus g'macht, daß er nit mit ihm bis hei syg. Meyeli benutzte die Gelegenheit, ein Brod zu holen und eine Flasche mit süßem, angemachtem Brönz, wie in den meisten Häusern zu finden ist, und Sophie mußte, es mochte sich wehren wie es wollte, davon einige Schlückchen kosten, mußte es rühmen und fragen, wie sie es ansetzten.

Dazu kam Jakobli, erzählte die ganze Geschichte noch einmal und erzählte auch, um d'ö Herre Söphi Freud zu machen, er wollte wetten, unter Tausenden seien nicht zwei wie d'r Doktor. Während es ihn zusammengezogen, fast wie eine Weidenruthe, habe er noch an seine Frau gesinnet, er werde denkt hah, wenn er sterben sollte, so könnte niemand mehr sagen, was er gesehen. Er habe ihm gesagt, sie sei bös z'weg und ausgelegt warum, und kein Mensch habe ihm etwas davon gesagt, es hätte gar niemere daran gesinnet, und doch sei es Punktum so gewesen, wie er gesagt. Meyeli wollte immer ablenken, pressirte d's Herre Söphi mit Brönz, konnte aber doch nicht sich enthalten, zu sagen, das werde es

dem Herr Doktor nie vergeſſen, daß er noch an ihn's geſinnet, e ſellige Herr und äs es eifalts Burefraueli, es müß geng und geng dra ſinne.

Es wurde d's Herre Söphi ganz kalt wieder, trotz der warmen Stube, und an der Naſe biß es es ärger als früher draußen, im Halſe ward es geſchnürt, daß kaum der Athem herauf mochte, und das Herz that ihm ſo weh, ſo herzinniglich weh, daß es mit der Hand darnach fuhr, es hielt und drückte. Alſo Rudi hatte nicht an ihns gedacht, ſondern an die da; einer jungen, hübſchen Frau ſtrebten ſeine letzten Gedanken zu, der da, die ihm gegenüber ſaß! Sophie hielt an ſich, wie ein ſtarkes Mädchen, weder bittere Worte noch bittere Thränen entfielen ihm, wohl aber die frühere Freundlichkeit; es fühlte, lange hielt es es hier nicht aus. Es brach mutz ab, vergaß die Eier, und auf die Frage, warum es plötzlich ſo preſſire, es ſei ja nicht einmal erwarmet, ſagte es, es werde ihm faſt wunderlich, es müſſe an die Luft, und eingefallen ſei ihm plötzlich, daß es der Köchin nicht geſagt, was ſie zu Mittag kochen ſolle, ſo müſſe es heim. Mit einer Haſt machte es ſich los, und eilte fort, daß es dem Meyeli ſchwer auffiel. „Hab nih mih ächt öppis v'rfehlt, fragte Meyeli, aber ih wüßt doch ſchier nit mit was, aber ſi iſt plötzlig ſo wunderligi worde, und het es Preſſir g'ha, daß ih nit wüſſe cha, was das bidüte ſöll." „G'mühy dih nit, ſagte Jakobli, es wird ſy wie ſi g'ſeit het, ſie wird d's ag'macht Brönz nit möge erlyde, ih hah's früher o ſo g'ha, un ih hah ſcho vo meh Lüte g'hört, die's o ſo heige."

Oft ſtand Sophie ſtill das Feld ab, drückte die Hand auf die Bruſt, die auf einmal ſo enge ward, zog den Athem mühſam hinauf, wehrte den hervorquellenden Thränen, dem andringenden Schluchzen, und in der Gedanken wirbelndem Gewirre ſtand groß und ſchwarz: alſo damals dachte er nicht an dich, ſondern an eine andere. Wer es weiß was es iſt, wenn man ſieht, daß der letzte Blick eines Sterbenden Einen

ſucht, der letzte Händedruck Einem wird, das letzte Wort Einem gilt, der letzte Gedanke Einen mitnimmt in die andere Welt hinüber, und wie dem Geliebteſten das Letzte gilt, der letzte Gedanke es hinüber nimmt, ja, wie die Sage ſagt, der ſcheidenden Seele das Recht giebt, dem abweſenden Geliebten den letzten Gruß ſelbſt zu bringen und das Zeugniß, daß ſie ihn im Tode nicht vergeſſen, der mag Sophies Weh ermeſſen, als es vernahm, wo Rudis Gedanken weilten, als er an des Grabes Pforten ſich wähnte. Ein flüchtiger Kuß, ein muthwillig Augenſpiel, neckiſche Worte, wie brennen die das Feuer der Eiferſucht nicht an in liebenden, erregbaren Herzen, aber wie wenig haben ſie meiſt zu bedeuten, hinterlaſſen keinen Eindruck, und mit Strömen von Liebe löſcht der Geliebte der Geliebten Eiferſucht. Aber nach dem letzten Blick giebt es keinen Blick mehr, und nach dem letzten Gedanken kömmt kein neuer Gedanke mehr, und trägt die verlaſſene Geliebte hinüber ins ewige Gedenken; was mit dem letzten Gedanken gegangen iſt, das bleibt dem Geliebten in Ewigkeit. So iſt dieſe Untreue, die Vielen ſo unbedeutend ſcheint, die größte, die bleibendſte, ſie zeuget von des Herzens wahrer Meinung und ſie bleibet in Ewigkeit.

Und Sophie war nicht das Bild, das er mit hinüber getragen hätte, bei Sophie war ſeine Seele nicht, als er zu ſcheiden meinte! Das war's, was ſo weh dem armen Mädchen machte, das Herz ihm abdrücken wollte. Aus dem Weh erzeugt ſich zumeiſt der Zorn gegen die, von denen das Weh kömmt, auch er quoll bei d's Herre Söphi auf, warum ſollten wir es verhehlen, war es doch ein Menſchenkind, wie ein anderes. Zorn über Rudi. „So hätte ich ihn nicht geglaubt, dachte Sophie, habe ihn immer für beſſer als die Andern gehalten, aber er iſt wie alle. Ich hätte es nicht geglaubt, daß er auch ſo wüſt wäre, aber was weiß man, zu trauen iſt keinem, und ſo ne Dokter, wie viel Anlaß hat er nicht! Aber ſchlecht iſt's allweg von ihm, und noch dazu eine Frau, die

Mann und Kind hat.“ „Aber ſie wird ihm Anlaß gegeben haben, ſprach der ſich wendende Zorn, ich weiß wohl, wie viele Weiber ſind, ſie müſſen Alle löcken und die ſcheint auch der Art zu ſein, macht ſie doch immer ein ſo koketies Mieneli, und wenn ſie ſich nicht darauf verſtünde, ihr Mann wäre nicht ſo an ihr g'hanget, gleich vom erſten Mal, die Täſche was ſi iſt, und thut ſo fromm d'rzu und ſo unſchuldig. Und will dem Doktor nichts geſagt, er ſoll alles gemerkt haben, die Täſche, ja wolle!“

So brannte lichterloh die Flamme der Eiferſucht in Sophie, bis ſie in den Strahlen eines höhern Lichtes erloſchen. Es kam über Sophie das Gefühl der Ungerechtigkeit, ſeiner menſchlichen Schwäche, der überſpannten Forderung, daß es meine, es ſolle auf Erden einer Seele ihr Höchſtes, Alles in Allem ſein. Hatte es nicht dem Vikar von des Doktors Treue geredet und wie in ſeinem Beruf ſein Leben aufgehe, hatte ihn deswegen ſo hoch geſtellt, und daß er zuletzt an Meyeli dachte, war das eine Untreue an Sophie, war es nicht vielmehr die Treue bis in den Tod an ſeinem Beruf, waren es nicht vielmehr Meyelis Zuſtände, bei denen ſeine Seele war, als Meyelis Weſen und Holdſeligkeit? Meyelis Hülfsbedürftigkeit, machte ſie es nicht zu des Doktors Nächſten, dem er in dieſem Augenblick noch Hülfe konnte werden laſſen? Und über dieſe Treue, ob der er alles vergaß, ſich ſelbſt, Leib und Seele, ſollte es zürnen, ſollte ſie brechen wollen durch Forderungen, die nirgends Grund hätten, als in altem, angeſtammtem Wahn, und in der eigenen Eitelkeit und Selbſtſucht, ſollte ihn lähmen, ihn anders wollen, bloß um ſeinetwillen, ſollte ſein Götze werden wollen, am Platze eines andern Götzen?

Was Sophie vom Doktor wollte und wünſchte, war es nicht etwas viel höheres, als dieſer Wechſel eines Götzen mit einem andern, war es nicht die Demüthigung vor Gott, die Anerkennung, daß derſelbe alleine unſer Eins und Alles ſei,

wir nichts ohne ihn, und all unſer Thun nur deſſen Verherrlichung. Sollte es ihm zürnen, daß er noch immer der gleiche war wie von Anbeginn, war es eine Täuſchung, wenn er auch jetzt geweſen, wie es ihn von je gekannt, ſollte es nicht eben jetzt, wo er ſich ſo getreu geblieben, ſo weit es ein Menſch im Leben kann, um ſo inniger in Liebe zu ihm ſtehen, mit treuer Liebe, die eben nicht das Ihre will, zu verklären ſuchen ſein Weſen, zu überwinden ſeinen Wahn, zu öffnen ſuchen die Augen der Wahrheit, daß das Heil in der Anbetung liege, und nicht in der Selbſtvergötterung?

Dieſes alles ging aber nicht auf dem Heimweg bloß an Sophie vorüber, lief in einer ſchnell verlaufenen Stunde in deren Seele ab, es war ein Wogen und Kämpfen, welches Tage dauerte. Es war einer der Momente in ihr Leben getreten, und hatte einen Eindruck in ihrer Seele hinterlaſſen, welcher entſcheidend wird fürs ganze Leben. Ein ſolcher Eindruck wird den einen Seelen zum finſtern Sack, aus welchem Finſterniß um Finſterniß ſtrömt, bis es dunkle Nacht geworden iſt in der Seele, in andern geſtaltet er ſich zu einem glänzenden Punkte, welcher immer ſtrahlender wird, alles Finſtere verzehrt, die Seele läutert und Tag werden läßt in ihr, wie es auch das Licht iſt, welches die Nebel verzehrt, und es klar werden läßt zu Berg und Thal. Dieſes innere Werden ſah man äußerlich Sophie wenig an, bloß hörte ſie zuweilen nicht, was man zu ihr ſagte, vergaß etwas, welches ſie ſonſt nie vergeſſen und ſpitzige, ſpöttiſche Worte hörte man keine von ihr.

Der Pfarrer betrachtete ſie mit ſtillem Ernſte, der Vikari aber meinte, jetzt, da ſie ihm den Kropf geleert, meine ſie, fertig zu ſein, aber einmal müſſe ſie doch noch vernehmen, was er von ihr halte. Je mehr er darüber dachte, was er ihr alles ſagen wollte, deſto mehr drängte ſich ihm Sophies Bild auf, immer mehr mußte er an ſie denken, denken, wenn die eine gute Erziehung genoſſen hätte, ſo hätte etwas aus

ihr werden können, Naturanlagen hätte sie. Jetzt sei sie doch gar zu ungebildet, und von allem, was eine gute Erziehung bezeichne, sei keine Spur, keine Musik, nicht einmal öppis auf einer Guittare, kein Zeichnen, und schöne Arbeiten habe er sie auch noch keine machen sehen, keine Idee von Geographie, sie wisse ja nicht einmal, welches die größten Flüsse in China seien. Alles was sie wisse, habe sie vom Papa gelernt, darum rede sie manchmal, daß man meine, man höre einen alten Pfarrer, und Takt genug hätte sie nicht, zu begreifen, daß so etwas für ein junges Mädchen sich nicht schicke, so theologisches Zeug! Ja, wenn es wahres Christenthum wäre, dann wäre es ein anderes! Wenn es noch jetzt ein halbes Jahr das Glück der Töchterschule genießen könnte, noch jetzt könnte was aus ihm werden, die Anlagen wären da.

Als das erste Mal der Doktor wieder hinaus kam, empfing ihn Sophie mit weichmüthiger Freude. „Was hättest g'seit, fragte er, wenn ich gestorben wäre?" „Briegget hätt ih, Rudi," sagte Sophie, und ging hinaus. „So hätte doch jemand um mich briegget, sagte der Doktor, das ist mehr als ich geglaubt habe." „Aber Növö, wie redst de doch, sagte die Frau Pfarrerin, es ist eine allgemeine Angst um dich gewesen, du glaubst nicht, wie viele Leute gekommen sind, zu fragen, wie es dir gehe." „Ja, es wird ihnen angst gewesen sein, es gebe ihnen dann niemand mehr die Mittel umsonst, wenn sie denken könnten, es mache es ein anderer auch, so frügen sie mir wenig nach." „E aber Növö, so mußt du nicht reden, es ist nicht recht, es ist weit und breit niemand so beliebt wie du, es dunkt Einen fast, wenn ein Paar beieinander seien, so reden sie von dir." „Und stürbe ich heute, sagte der Doktor, so wäre ich morgen vergessen."

Diese düstere Stimmung trat immer mehr hervor bei ihm. Es war ein gewisses Sattsein des Lebens, eine eigenthümliche Muthlosigkeit, welche seiner sich bemächtigte, ein Verzweifeln an sich, an seiner Kunst, an den Menschen.

Alles ſei eitel und nichts, ſagte er, und lohne die Mühe ſich nicht; das Höhere, das dem, welches an ſich allerdings eitel und nichts iſt, Weihe und Werth giebt, das fand er nicht. Körperliche Schwäche mochte eine Urſache dieſer Mißſtimmung ſein. Früher hatte er ſeinen Körper nicht gefühlt, darum auch nicht geſchont, derſelbe war ihm gehorſam, verſagte ihm keinen Dienſt, wohin ſein Eifer ihn riß, dahin trug willfährig der Körper die Seele. Nun war es anders, leicht ward er müde, den verſtärkten Anforderungen vermochte er nicht nachzukommen, je eifriger der Geiſt ward, deſto ſchwächer ward das Fleiſch. Dieſes Gefühl riß ihn zu der größten Ungeduld hin, obgleich er als Doktor am beſten wiſſen ſollte, daß Geduld und Schonung alleine die Kräfte nach und nach wieder erſetzen können. „O, was iſt der Menſch für eine elende Kreatur, rief er oft aus, das Thier iſt beſſer daran, lieber ſterben, als ſo mühſelig da ume krebſe und ſchnagge.“

Dazu noch ein anderes. Seine Krankheit hatte ihm ſo recht fühlbar gemacht, wie nöthig ihm eine Frau wäre, und nicht nur für ſein Haus, ſondern auch für ſein Herz. Käthi zeigte ſeine Liebe in Branzen und Schelten, gleichſam unter Blitz und Donner, und das iſt nicht die Liebe, welche man auf dem Krankenbett gerne hat. Dort muß die Liebe walten, welche ſtill und freundlich iſt, mit Blicken zu reden weiß, alles zu errathen weiß, auch wann ein freundlich Wort an ſeiner Stelle iſt. Sophies immer klarer zu Tage tretende milde Innigkeit, welche alle Späße, alles Zänkeln ausſchloß, that ſeinem wunden Herzen ſo wohl, er erkannte es alle Tage deutlicher, daß er bei Sophie alles finde, um ſo recht glücklich zu ſein, und dieſes Glück glaubte er ſich verſagen zu müſſen. Wie ſollte er eine Frau ernähren, da er kaum ſich ſelbſt durchzubringen vermochte? Mehrere Jahre hatte er mit großem Erfolg gedoktert, und was erobert? Wenn er einen Rock wollte machen laſſen, ſo mußte er lange mit ſich zu Rathe gehen, ob es es erleiden möge, und wenn die Droguerie-

rechnungen einliefen, ſo waren die Mittel wohl gebraucht, aber das Geld dafür nicht da. In dieſem Augenblick war er ſo ernüchtert in ſeinen Finanzen, daß ein Paar Stiefel zu bezahlen ihn in Verlegenheit gebracht hätte, woher nun die Hochzeitkoſten nehmen, woher die Koſten eines vermehrten Haushaltes? Seine Praxis konnte er nicht ausdehnen, ſeine Kräfte genügten der gegenwärtigen nicht. Sollte er auf einmal aufſchlagen, hart werden, Geld fordern, wo er ſonſt noch welches geſchenkt, ſollte es von ihm heißen: wie doch d'r Dokter e Wüſte wird, e uv'rſchante Hung! Jetzt g'ſeht me, warum er z'erſt faſt nüt g'heuſche het, es iſt ume gſy, für ihs z'löcke, jetz, wo ner meint, er heig ihs, jetz wird er d'r uv'rſchantiſt vo alle, u het d's Meſſer zueche, daß es fry ke Art het. Aber ohä, dä iſt lätz dra, dem ſy m'r ſchlimm g'nue, dä erwütſcht ihs nit."

So, wußte der Doktor, würden die Leute reden, nicht nur wäre von Dankbarkeit, billiger Einſicht keine Rede, ſondern ſein ganzer früherer Ruhm wäre dahin,. und damit auch ein großer Theil ſeiner Praxis. Sollte er nun Sophie hineinziehen in ſeine Dürftigkeit, es ausſetzen einem kümmerlichen Daſein, aus Selbſtſucht es ſeiner freundlichen Lage entreißen, auf die Gefahr hin, daſſelbe bald zur Wittwe zu machen, denn, wenn der Anfall noch einmal kam, ſo überſtund er ihn nicht, das wußte er. Aber war das nun nicht fürchterlich, mit Wiſſen und Kunſt es nicht einmal ſo weit gebracht zu haben, wie ein munterer Bauernknecht, dem mehr als Fünfe zählen ein Hexenwerk iſt, der getroſt ein Weib nimmt und getroſt alle Jahre ein Kind zur Taufe trägt, und in den Fehljahren zwei? Muß es nicht zu maaßloſer Maßleidigkeit führen, wenn man der Welt alles opfert im edelſten Sinne, und die Welt giebt Einem nichts dafür, als höchſtens einen leeren Dank, ſo lange man kein Geld fordert? Nirgends bringt man es hin; während man Allen hilft, könnte man verhungern, und niemand würde fragen: „biſt öppe hungrig?" Weibern und Kindern kann man das Leben retten, und hat

nicht einmal Brod für ein eigenes Weib und eigene Kinder? So ein Knubel von Käufi, der von nichts weiß, als von Kühen und Stieren, vom Schweiße armer Kinder sich mäftet, sich lieber ein Stück aus dem Hintern beißen ließe, als eine wohlthätige Handlung begehen, so einen Knubelkäufi konnte er doktern in Lebensnoth, und wenn er zehn Batzen forderte, so vergränute derselbe sein Maul bis an die Ohren, und während er mit Berzen in den schlechtesten Walliserbätzlein die zehn Batzen herzählte, sagte er: „Ih hoffe jetz, es heigs, ih v'rmöcht nit, viel chrank z'sy, vo wege, doktere ist e thüri Sach.“ Und wenn er fortgeht, denkt der Knubelkäufi bei sich: „sie sind vom Hagel all Fötzle, es bringt kene nüt d'rvo, wenn ih hundert Bube hätt, Dokter müßt m'r kene lehre, d's Geld lieber a Jetz thue, hür aber viertusig Pfung!“ und somit hebt er die Beine einige Zoll höher, und wenn er das nächste Mal den Doktor sieht, so macht er ihm ein noch einmal so hochmüthiges Gesicht: „Ja, lue mih ume a, steht darauf geschrieben, ih bi notti en angere als so ne Fötzel wie du!“

Diese G'schrift kann der Doktor alle Tage lesen auf Gesichtern, wo die Hände, welche dazu gehören, nicht schreiben können, kann lesen: „hest ke Geld, u we m'r dih nit erhaltete, su v'rrebeltist,“ und dagegen hat er nichts zu setzen, er kann ja nicht heirathen, vermag die Hochzeitkleider kaum, geschweige dann eine eigene Kuh. Da soll man sich trösten mit dem innern Bewußtsein, mit dem Bewußtsein seines höhern Werthes, seiner geistigen Ueberlegenheit! Ja, das ist ganz recht, ganz schön, das geht so lange als man hat, was man will, oder was man bedarf, so lang als man nicht leiblich und peinlich den Mangel an Materie zu fühlen beginnt, so lange ist's herrlich zu reden von dem Bewußtsein, von geistigem Gefühl, von höherer Auffassung und innerem Genügen. Am warmen Kamin z. B., bei einer Pfeife Tabak und einem guten Glase kann man es ertragen, wenn man gegenüber sitzenden Gesichtern es eben ansieht: „red ume, bist doch e Lappi,

ſchwatz ume, ſ'iſt gut daß de nüt z'bifehle heſt, v'rſteiſt doch hell nüt, u öppe noh nie het me g'hört, daß de öppe Geld usg'leue, oder öppis g'kauft, oder öppis g'erbt heigiſt."

Aber in der Lage des Doktors, bei ſeiner körperlichen Schwäche und ſeinem vermeintlichen Unvermögen zu heirathen, bei dem Verhältniß der Arbeit zur Ernte (Burepraxis: es ſteinigs Acherli), dem Gefühl, daß in Zukunft das Thun ſich nicht mehren, die Ernte abnehmen müßte, in dieſer Lage mußte dieſes alles lähmend auf dem Doktor laſten, und, wie geſagt, eine Maßleidigkeit erzeugen, wo man lieber heute als morgen ſterben möchte, derjenigen gleich, die Einen überfällt, wenn man müde iſt zum Tode, man lieber ſterben möchte, als noch einen Schritt thun. Ja, es iſt ſchön, wenn man ſagt, der Menſch ſolle Gott gleich ſein, ſolle ſeine Pflicht thun, nach Lohn nicht fragen, ſolle ſich innerlich erheben über die äußere Welt, am eigenen Bewußtſein ſich ſatt freſſen, daß man alle Glückſeligkeitslehre verdammt, der Menſch müſſe nach Grundſätzen handeln, unbekümmert darum, fahre er damit Gott oder dem Teufel zu, das iſt gar ſchön, auf dem Papier nämlich.

Ganz anders iſt die menſchliche Natur, die iſt nicht ſtark an und durch ſich ſelbſt, ihrer Schwachheit muß zu Hülfe gekommen ſein, in ihrem Elende muß ſie getröſtet werden, am Stabe höherer Hoffnungen aufgerichtet. Das hat Gott in ſeiner Gnade gethan, hat uns die Erde gezeigt als eine Inſel im Weltenmeere, als ein St. Helena, wo wir in dem Fluthen der Materie anlegen, uns erholen, neue Kräfte, Speiſe und Trank ſammeln ſollen zur fernern Reiſe ins neue, ins verheißene Land, hat uns den Troſt gegeben, daß unſerm Sehnen nach reiner Seligkeit ein freudiges Ziel geſetzt ſei, daß das geiſtige Erheben kein troſtloſes ſei, ſondern ein Steigen auf der Leiter, die zum Himmel führt, daß das Entbehren der Materie keine Strafe ſei, ſondern eine Fügung Gottes, das Ertragen einer Laſt eine Uebung der Kräfte ſei, nicht

eine Ungerechtigkeit, — denn auf dem Wege unseres Heilandes gleiche alles droben, jenseits, sich aus, jedes Räthsel werde gelöst, und jeder finde, was er verdient bei Leibesleben. Diese Lehre ist freilich eine Krücke, aber so lange wir schwache Menschen theilweise Sklaven der Materie sind, bedürfen wir dieser Krücke, und die Edelsten, Höchsten bedürfen ihrer am meisten, das Thier, der Knubelkäuft, der im Bewußtsein seiner Stiere und Kühe, seiner paar tausend Pfund, lebt, bedarf ihrer am wenigsten, — denn wir sind und bleiben halt Menschen, so lange wir hier weilen, und zu etwas anderem wird uns keine Theorie machen, weder eine rousseau'sche, noch eine hegel'sche, noch irgend eine allerneuste. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Wahrheit ist eben der Kommunismus unserer Zeit, er ist ein Kind der Verwerfung der sogenannten Glückseligkeitslehre man soll nicht ans Jenseits denken, sondern seine Pflicht thun, eben weil sie Pflicht sei, man solle geistig sich emancipiren, ohne zu fragen warum, es sei an sich selbsten schön. So hat man allmählig das Jenseits wegstibitzt, die Fortdauer nach dem Tode wegdisputirt, was aber geblieben ist, das ist: erstens die menschliche Natur, welche was haben will, deren Gott die Materie ist, und zweitens, die Lehre, daß Bildung, Geist, Cultur, Aufklärung, geistige Emancipation, und wie das Zeug mehr heißt, erst den Menschen zum Menschen mache, und so ein Gebildeter, Gegeisteter, Cultureter, Aufgeklärter, Emancipirter unendlich mehr sei, als so ein dummes Menschenkind, das weder in einer Sekundarschule gewesen sei, noch in einer Töchternschule, besonders einer burgerlichen, weder im Weltschland, noch auf einem Kaffeehaus oder gar auf Reisen.

Nun sind so viele Culturete geworden und Emancipirte, geben lateinische und griechische Lezgen, oder wursten die Sprachlehre, oder können Bücher schreiben und sollten eigentlich schneidern, sind gegeistet über alle und haben nichts, haben nichts diesseits und haben kein Jenseits, sie haben es selbst

über Bord geworfen, es beſchwerte ihr Schifflein zu ſtark, ſie wollen doch etwas, denn ſie haben trotz der Cultur die menſchliche Natur, die was will, ſo gut, wie der gemeinſte Schweinsjunge. Trotz allem ihrem Bewußtſein, ihrem Innern, ihrem erhabenen Standpunkte, wollen ſie doch was haben, und zwar in der wunderbarſten Ironie, nicht etwas für den Geiſt in unſerm geiſtigen Jahrhundert, wo man angeblich um des Geiſtes willen das Chriſtenthum für veraltet erklärt hat, ſondern ſie wollen was haben für ihre Zähne, für ihren Bauch. Es iſt eine furchtbare Ironie, welche mit Allgewalt dieſe Allgegeiſtigſten zu ihren ſchweiniſchen Gelüſten zwingt, es ſoll der Welt der Werth dieſes geiſtigen Bubenthums handgreiflich gezeigt werden. Gäb was die um ſich bögeln, aufbegehren, bäumeln: „gieb her, Bauer, Ariſtokrat, verfluchter Hund!“ will ihnen den ſogenannten geiſtigen Hunger niemand ſtillen mit Mädchen, Weibern, Bratwürſten und Bauernhöfen, man läßt ſie brüllen und aufbegehren.

Und nun, was macht dieſes geiſtige Halunkenthum? Es kehrt die Bildung um, wie man einen Spieß umdreht; wie man ſonſt mit der Bildung ein wirkliches geiſtiges Wachsthum bezweckte, eine Emancipation des Geiſtes von der Materie, eine Annäherung an Gott, ein Wachsthum zur neuen Wohnung beabſichtigte, ſo ſcheint das neue Halunkenthum die Bildung als ein Mittel zu betrachten, der Materie ſich zu bemächtigen (nicht über ſie ſich zu erheben), ſie unter die Zähne und von da in den Bauch zu führen, zu betrachten als eine Art von Mäuſefalle, in welcher man aber ſtatt Mäuſe Weibervolk und Braten fängt und Rheinwein, ſammt Zeug zu währſchaften Hoſenſäcken. Sie ſtellte auch erſt ganz ſachte die Fallen auf: Staatsgüter für alle Staatsbürger, Rechtſamene für alle, die nichts hatten, Maaßguttere für durſtige Offiziere, Haberkaſten für dicke Schimmel, welche man von der Eidgenoſſenſchaft bezahlt haben wollte, Pfarreinkommen für magere Schulmeiſter, Burgergüter für ſchlechte Bur-

ger und noch ſchlechtere Hinterſäßen, große Einkommen für weite Mäuler und in dieſe Falle lockte man mit dem feinſten Gifte, das niemand merkte, das ausſah, als käme es vom Himmel her, mit Theorien, die klangen wie Sphärenmuſik, wie Schulmeiſtergeſang, wie das herrliche Klingen am Zürcherſängerfeſte, oder wie mit Speck die Mäuſe, mit Ehrenbechern, Lorbeerkronen, moraliſchen Ehrentiteln, und hyperboräiſchen Lobpreiſungen in allen Zeitungen — mit exegi monumentum aere perennius, d. h. mit einem ſchlechten Artikel auf ſchlechtem Papier, der länger nicht währt als einen Tag. Die Fallen ſtellten ſie auf, aber das Ding geht zu langſam, Schmeißfliegen vermögen nicht Erfolge länger als einen Tag zu erwarten, von wegen, morgen ſind ſie ſchabab, und haben von all dem Ding nichts. Darum mußten ſie Treiber und Hetzer anſtellen, wußten ſie zu placiren auf alle Bühnen der ganzen Welt, ja, ſie brachten es dahin, daß ehrbare Großräthe ſich ſolche Treibjäger ſelbſten vor die Naſe ſtellten und wahrlich, in unmenſchlicher Dummheit und in göttlichem Selbſtbekenntniß, in dem ſie mit ſehenden Augen die kommuniſtiſchen Projekte nicht ſehen, ſie für ariſtokratiſche Nebel halten, daß ſie nicht wüßten, warum es zu thun ſei und was die Glocke geſchlagen.

Eine ſehr eigene Wahrnehmung mag hier wohl eine nicht ungeeignete Stelle finden. Eine alte Schwachheit der Menſchheit iſt es, den Höhern ſich anzuſchließen, in ihrer Herablaſſung ſich geehrt zu fühlen, und in gieriger Haſt ihre Moden und Meinungen ſich anzueignen, dieſe Schwachheit iſt im Grunde nichts als der höchſte, aber vom Teufel zur Schwachheit verdrehte Trieb im Menſchen, — der Trieb nach Oben. Aber dieſes Oben iſt eben weit oben über den Sternen — und nicht in einem irdiſch hochgeſtellten Haupte, und wäre es auch ein gekröntes, zu ſuchen. Nun kam allgemach und langſam, wie die öſtreichiſche Landwehr, die Menſchheit an die Marchen, wo ſie die chriſtliche Lehre, wenn nicht begriff, ſo

doch zur Geltung kommen ließ, daß die Seele mehr als der Leib. Das ward nun dem Teufel gefährlich; aber, nicht immer dumm, ſtellte er ſich plötzlich ſelbſt auf die March, und rief auf weltſch: „en avant, concitoyens, en avant, mes frères!“ von wegen, ſo was verſteht man auf weltſch beſſer als auf deutſch. Aber er kommandirte nun nicht, daß jeder aus geiſtiger Niedrigkeit ſich emporarbeiten ſolle, ſondern daß man Alle, welche um leiblicher Güter willen höher als die Andern ſeien, entweder einen Kopf kürzer mache oder die Güter ihnen nehme, damit Alle gleich würden. Er reiſet alſo die Menſchen wieder ans Leibliche hin, verrückt das Ziel aus ihren Augen, und das gleiche Manöver treibt er fort und fort bis auf den heutigen Tag und immer unter des Geiſtes Feldgeſchrei, nur brüllt man es zu Zeiten wieder lauter.

Dahin nun hat man es allerdings gebracht, daß Aufklärung, Bildung, Theorie Stichwörter, Trümpfe geworden ſind, mit denen man alles ſtechen zu können meint, was dieſe Wörter alles in ſich faſſen, nicht Geiſt abſolut, ſondern wieder in merkwürdiger Ironie Zeitgeiſt, will aber für dieſen Zeitgeiſt die gleiche Stellung zum Menſchen in Anſpruch nehmen, die man ehedem dem heiligen Geiſt eingeräumt hatte. Die Apoſtel dieſes Geiſtes haben ſich ein großes Anſehen zu geben gewußt, gelten als vornehm, und die, zu welchen ſie ſich herablaſſen, die fühlen ſich hoch geehrt, und ſperren d's Maul auf wie dürre Meyenſtöcke, wenn es reguet. Sie laſſen ſich nämlich hauptſächlich zu denen herab, welche die Geiſter nicht prüfen können, welche gerne von jeglichem neuen Winde ſich hin und her wehen laſſen, und namentlich wenn er ihr Fleiſch kitzelt, die ſehr zum blinden Glauben geneigt ſind, wenn dieſer Glaube mit ihren Lüſten Brüderſchaft zu machen weiß. Sie bemächtigen ſich Kinder und Jünglingen, füllen ſie mit Eitelkeit und läſtern das Alter, ſie bemächtigen ſich der Räthe, die wenig wiſſen und viel vorſtellen möchten, der Capacitäten, die keine ſind, aber große Gelüſten

haben, der Magnaten, die dick sind, aber mager im Geldsäckel, die Alle füllen sie mit Zeitgeist, wie Luftballons mit Gas, blasen hinten was sie mögen, und zeigen vornen einen Zauberspiegel, in welchem der Zeitgeist alles niederhaut, was im Wege steht, und wären es Berge, unserer Jungfrau gleich; sie steigen aber auch nieder zu den Handwerkern, und zeigen, was für Schlösser die Geldkisten der Reichen haben, zu den Armen, und lassen merken, daß die Bauernhöfe theilbar seien, und daß es kehrum gehe in der Welt. In Schrift und Wort predigen sie Allen, daß Pfaffen und Aristokraten fort müßten und sie ans Brett, und seien sie am Brett, so könne jeder glauben und thun, was er wolle, und das sei die höchste Cultur und Aufklärung. Soll in unserer Zeit das Alte wieder neu werden, der Engel des Lichts, von Hochmuth verführt, Gott vom Throne stoßen, Gott sich gleich machen wollen, fehlspringen, in die tiefste Tiefe fallen, zum Teufel werden? Denn was ist all diese Lehre anders, als die Lehre, daß, wen es gelüste, eine Sau sein zu wollen, nur eine sein solle, besseres könne niemand thun, als das, was ihn gelüste, besseres hätte niemand zu erwarten, und wer es nicht thue, der hätte es verpaßt.

Es ist die Lehre von der Emancipation des Fleisches, jetzt in der Zeit des Geistes, die Lehre, daß das Fleisch in vollem Rechte sei, der Geist nur dafür zu sorgen hätte, daß das Fleisch habe, was ihn's gelüste, es aber auch so genieße, daß es ihm selbst, dem Fleische, nicht weh thue; es ist nichts als die Lehre, daß der Hase weiden könne im nächsten Klee, nachlaufen könne jeder Häsin, die ihm entgegenläuft, fressen oder laufen lassen seine Jungen nach Belieben, aber das alles nicht mehr aus Instinkt, sondern aus Theorie, alles nach dem Zeitgeist, so daß der Mensch und das Thier das gleiche thun, und alle Aufklärung und Bildung und Cultur den Menschen in tausendjährigem Kreislauf zu der Theorie zurückgeführt, daß er am besten thue, wenn er thue wie ein Vieh. Das

iſt die zeitgeiſtige Reaktion gegen das Chriſtenthum, und merkwürdig iſt es, daß ſie hauptſächlich von Juden ausgeht; dieſe Juden ſind Vollblutjuden, halbblütige und viertelsblütige, und weil ſie Paläſtina zu trocken und ſteinicht finden, möchten ſie aus der ganzen Chriſtenheit ein Paläſtina machen.

Und merkwürdig bleibt, wie unſere neue Welt, junge Leute und junge Anſprüchlinge durch die Herablaſſung der neuen Apoſtel ſich geehrt finden, und Rathsherren und Handwerksburſche aus Leibeskräften ihr ein Horn blaſen, welches aber bei den verſchiedenen Mäulern, die blaſen, auch verſchiedene Töne giebt. Merkwürdig iſt's, wie Rathsherren, Agenten, Gumene, Handwerksburſche, Straßenarbeiter und ſechskreuzerige Dreſcher das Herz im Buſen ſchwellen, brennen fühlen, wenn ſo ein Apoſtel unter ſie fährt, wie ein Gergeſener unter die Schweine, wie ſie horchen, wie ſie ihm lauſchen, und wie ſie dann in Rathsſälen und Kneipen wieder ausposaunen, was ſie in vertraulichen Stunden eingeſogen, und wie ſie ſich meinen damit, und brüſten, und verächtlich vom Höchſten reden, aber mit Reſpekt von ihrem eigenen Sangeiſt, und wie ſie ſich brüſten und ſtolziren von wegen ihrer Freundſchaft mit jenen Fleiſchpredigern, und dem Geiſte, den ſie im Leibe haben; wie Knaben ſehen ſie die papiernen Zöpfe nicht, die ihre eigenen Kameraden ihnen an den Rücken gehängt, und ſehen nicht, wie ſie, ſie mögen thun wie ſie wollen, nichts ſchreiben können als: Mene, Mene, thekel, upharſin.

Manche alte Sage, welche man als Mährlein verachtet hatte, hat die neue Naturforſchung zur Wahrheit gemacht, iſt es vielleicht ebenfalls der Geſchichte vorbehalten, die Wahrheit zu konſtatiren, daß, wer auf das Fleiſch ſäe, vom Fleiſch das Verderben ernte? Die Sache wäre deutlicher auszudrücken geweſen, hätte aber anzüglich ſcheinen können.

Zu dieſer Schule gehörte jedoch unſer Doktor nicht, von dieſem Umbiegen der Cultur ins Thierthum hatte er noch

keinen Begriff, er ſtand bloß auf der Höhe der Männer des Alterthums, die, wenn ſie zur Erkenntniß kamen, die Welt genüge ihnen nicht, oder ſie ſeien von der Welt überwältigt, das Schwert ſich in die Bruſt ſtießen, und nie daran gedachten, die Ordnung, an der ſie gearbeitet, in Unordnung zu verkehren, um ſich zu retten. Der Weichheit, welche im Chriſtenthum liegt, der liebenden Hingebung hatte er, in ſeinem Jahrhundert ſtehend, ſich nicht erwehren können, aber ihr fehlte das Ziel, das Warum, die Weiſe. Als die Welt ihm nun nichts gab, als ſeine Kraft ſchwankte, als ſeine Kunſt ihm nicht einmal ein liebend Weib ernährte, als ihm, der Tauſenden geholfen, niemand helfen wollte, den Stachel in ſeinem Herzen niemand zu ſehen ſchien, da ward er muthlos, die Schwäche der Menſchen kam über ihn. Wenn er ging, ſo dünkte ihn, er gehe knietief in der Erde, wenn er denken wollte, ſo war gleich eine Bitterkeit oder eine Wehmuth da, welche ihm entweder das Wort erſtickten oder demſelben eine Schärfe, eine Betonung gaben, die niemand begriff als Sophie. Sophie ging bei ſolchen Reden hinaus und weinte, Sophie fühlte, hier lag etwas zu Grunde, an das es nicht zu kommen vermochte, denn was der Stimmung zu Grunde lag, das zur Sprache zu bringen, das war nicht an Sophie, und je mehr es den Doktor drückte, deſto hartnäckiger verbarg es der Doktor.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was ein alter Pfarrer thut und was ein Vikari meint.

Der Frühling war aufgebrochen aus der Erde Schoos, der Sonne Kuß hatte ihn in ſeiner weißen Winterwiege getroffen, und zu friſchem Leben ihn entzündet. Der Hirt trieb mit neuer Sorgfalt die Heerde zur Weide, mit friſcher Kraft der Landmann den Pflug durch erhärtetes Land, ſtreute neuen Samen muthig aus mit neuer Sorgfalt und in altem Vertrauen. Weide meine Lämmer, hatte zwiſchen Oſtern und Pfingſten Jeſu zu Petrus geſagt, ihn zum Hirten geſetzet über die zu ſammelnde Heerde; zu gleicher Zeit hat er ſeine Jünger alle ausgeſandt, die Völker zu taufen, zu lehren, zu ſammeln zum Himmelreich. Es iſt dieſe Zeit der Berufung die Zeit der Prüfung des geiſtlichen Hirtenamtes. Es muß in dieſer Zeit jedem geiſtlichen Hirten ſein,. als nehme er neu den Stab zur Hand, zu weiden die Heerde des Herrn, in der Zeit der Zerſtreuung, in des Sommers arbeitsvollen, weltlichen Tagen. Da iſt's auch billig, daß die Heerde ſage, ob die vergangene Hut eine getreue geweſen, durch des Hirten Schuld kein Schaf verloren gegangen, oder ob ſie eine neue Weiſe des Weidens begehren und größere Treue.

Schon lange hatte es ſich zu Gutmüthigen geiſtig gereget, aber nicht zu des Vikars Gunſten. Ihr alter Herr war ihnen lieb und werth, ſeine Glaubensweiſe war auch die ihre, die Mehrzahl der Gemeinde hatte er getauft und unterwieſen, in alle Lebensverhältniſſe einen ſcharfen Blick, für Alle einen guten Rath, und was er ſchrieb, das war geſchrieben. Er ſtund in großer Achtung rundum. Die geiſtige Verſchiedenheit zwiſchen ihrem alten und jungen Herrn hatte die Gemeinde längſt erkannt, und vom Jungen war ſie abſichtlich nicht verhehlt worden; der Vorfall bei Jewägers war

bekannt, und in der Gemeinde mehr beredet worden, als man im Pfarrhaus ahnete. Den meiſten Menſchen war das Thun des Vikari gar fürchterlich vorgekommen, ſo einen, der die Leute dä Weg verkehr, duldeten ſie nicht, ſagten ſie, der müſſe ſie denn nottі nicht dem Teufel zu treiben mit ſeiner Geiſtlichkeit. Bald vierzig Jahre ſei der alte Herr da, und öppe by mängem gſy, aber noh keine hätte er wirbelſinnig gemacht. Dem wollten ſie es aber reiſen, es werde dem Alte o d's Rechte ſy. Sie wollten ihrem alten Vater auch einmal etwas z'Lieb und z'Ehr thun, aber etwas das nichts koſtete. Sie ratheten ab, an der Viſitaz den Vikar zu verklagen wegen allerlei Dingen, wie er z. B. zu lange predige, zu lange unterweiſe u. ſ. w., aber dann vorzüglich geſtützt auf den gedachten Fall ſeine Verſetzung zu begehren. Sie hätten ihn afe lang genug gehabt, es nehme ſie wunder, wie auch ein anderer ſei. Der Statthalter, der gewöhnliche Wortführer, ſollte das ſtyf z'Fade ſchlah, u de vorbringe, daß es öppe e Naſe heig, einſtweilen brauche man öppe nicht viel davon zu reden.

Es war nicht lange vor der Viſitaz, ſo kam der Statthalter zum Pfarrer, auch einer, den er unterwieſen hatte, eben kein Hexenmeiſter im Setzen. Schreiben könne er noch gut genug, pflegte er zu ſagen, aber mit dem Dolders Setzen könne er nichts machen; der Pfarrer war meiſt ſein Kummerz'hülf, er that es gerne und umſonſt, dazu gab ein traulich Wort das andere. Und wenn Präſident und Sekretair des Sittengerichtes ſchon zuweilen ein traulich Wort miteinander reden, ſo ſchadet es wahrlich der Gemeinde ſelten viel.

„Aberbo, ſagte der Statthalter, wüßt ers?" „Was?" fragte der Pfarrer. „E, ihr werdet's wohl v'rno hah, un es wird ech recht ſy?" „Ich habe nichts vernommen, ſagte der Pfarrer, und ſo weiß ich nicht, wie es mir iſt, was iſt's, was giebt's?" „He, daß m'r d'r Vikari wei v'rklage a d'r

Viſitaz, u daß m'r e angere wei." „Aber um Gotteswillen, fragte der Pfarrer, was kömmt euch an, was hat es gegeben?" Nu erzählte der Statthalter, wie eigentlich niemere viel uf em Junge hätte, und was ſie ihrem Alte z'Lieb und z'Ehr thun wollten. Der Pfarrer erſchrat ordentlich, als er das hörte, und hatte ſeine liebe Noth, dem Statthalter begreiflich zu machen, daß, wenn ſie ihm etwas z'Lieb und z'Ehr thun wollten, ſie den Vikar nicht verklagen dürfen. Nit, ſagte er, daß er es ihm in allen Dingen recht mache, und er immer ſei wie er ſein ſollte, aber er ſei noch jung, und wenn er einmal die rechte Erfahrung hätte, ſo werde es ſicher ſchon mit ihm gehen, guten Willen hätte er, und geſchickt ſei er auch, wie nicht leicht einer. Das möge ſein, ſagte der Statthalter, aber ſtröſli dumm zytewys. Letzten Herbſt ſei er z'Schnäſtige übers Feld gegangen und hätte die Leute gefragt: „Syt er am Korn ſetze?" Seither hielte man ihnen das allenthalben vor. Sobald man an einem Markt oder in einem Wirthshauſe vernehme, daß einer von Gutmüthigen ſei, ſo frage man ihn: „wotſch gah Korn ſetzen?" Sie hätten es afe ungern und wette, daß d'r Vikari mit ſeinem Kornſetze es weiß ke Mönſch wo wäre. Sie ſollten ihm das nicht ſo übel nehmen, antwortete der Pfarrer, das lehre man ſie halt nicht, daß man das Korn ſäe, nicht ſetze, und daß man mit ſolchen Irrthümern ſo grob fehlen könnte, das begriffe man in der Stadt nicht, dort werde man je länger je gebildeter, aber vor lauter Bäumen ſehe man den Wald nicht mehr, ſo wie man ja auch vor lauter Geſetzen bald kein Recht mehr finde, und keinem Handel ein Ende. So junge Menſchen könnten Einen recht erbarmen, und man müſſe Geduld mit ihnen haben, zuletzt gebe es doch noch was rechtes aus ihnen. Wenn ſie ihn verklagten, ſo meine er ſicher, er, Pfarrer, habé ſie dazu aufgeſtiefelt, und das wäre ihm ſehr leid und allerdings, wenn der Vikar das meinte, ſo hätte er das Recht zu klagen, er, Pfarrer, ſei nicht chriſtlich gegen ihn, am allerwenigſten amts-

brüderlich. Denn wirklich sei nichts unchristlicher, als wenn Geistliche die Gemeinde einer gegen den andern setzen, und am allerunchristlichsten wäre es an einem Alten, der ein Vorbild der Jugend sein soll, und wissen solle, was Jugend sei, denn er sei jung gewesen, der Junge aber noch nie alt; der wissen solle, wie nöthig gegenseitige Geduld sei, der freudig sie üben solle, weil er wohl fühle, wie er selbst sie alle Tage nöthiger hätte, der am besten wissen solle, wie Friede nähre, Unfriede zerstöre, und nicht nur eine Gemeinde, sondern auch das Reich Gottes auf Erden; es begreifen solle, wie eine Jugend nachwachsen, allmählig an des Alters Platz treten müsse, wenn das Alter nicht trostlos sein solle, eine Erde ohne Sonne. „Nein, lieber Statthalter, das thut mir nicht, verklagt ihn nicht. Seht, ich bin in der Sache vielleicht zuerst im Fehler, ich hätte ihn warnen, vor vielem ihm sein können, wenn ich nicht empfindlich geworden, die Geduld verloren hätte. Aber er war anfangs schon so mißtreuisch, betrachtete mich gleichsam als nicht von den Rechten einen, man hatte ihm wahrscheinlich gesagt, ich gehöre zu den Weltgläubigen oder Verstandesmenschen, oder wie man ihnen heut zu Tage sagt, ich weiß es nicht, und da war er wunderlich gegen mich, und nahm Lehren von mir mit dem gleichen Lächeln in den Maulecken auf wie Lättlochsameli. Am Lättlochsameli konnte ich sie ertragen, am Vikari nicht, ich ward empfindlich, schwieg, das war nicht recht von mir, mich könntet ihr deshalb verklagen, aber mir z'Lieb und z'Ehr verklagt den Vikari nicht."

Der Pfarrer hatte ernstlich Mühe, mit seiner Bitte durchzudringen, und auch vor dem Sittengerichte mußte er sie sehr ernstlich geltend machen: vielleicht hätte er weniger Mühe gehabt, wenn nicht die Täubi über das Kornsetzen sich sehr tief gefressen hätte. Noch am Morgen der Visitaz war der Pfarrer seiner Sache nicht sicher, mußte den Visitator nebenaus nehmen, ihn bitten, daß er allem aufbieten möchte, eine Klage

gegen den Vikar zu verhindern, er selbst habe bereits sein möglichstes gethan, allein wenn seine Leute was im Kopfe hätten, hätten sie es nicht in den Füßen. Der Visitator war ein angesehener, verständiger Mann, mittlern Alters, der klar ins Leben sah und offen in der Menschen Gesichter. Er ward ordentlich gerührt von des Pfarrers dringlichen Bitten und sagte: „an mir, Herr, soll es nicht fehlen, ach, wenn sie alle so wären! Nirgends wird schärfer und strafender das Wort des Herrn, daß jedes Reich, welches in sich selbst uneins ist, zerfalle, als an uns, und niemanden ist böser predigen, als uns selbst, da jeder meint, er könne es selbst am besten. Wie Noth thäte es uns, daß der Herr unter uns erscheinen, sich gürten, und das Fußwaschen sichtlich unter uns vernehmen möchte! Ach, manchmal kömmt man ordentlich in Versuchung, auch uns ein sichtbar geistlich Oberhaupt zu wünschen, da unser gegenwärtiges Oberhaupt zu weltlich geworden ist. Man möchte alle Tage beten: Vater, vergieb ihm, es weiß nicht was es thut, denn während es den Katholizismus zu verfolgen scheint, führt es, so viel an ihm, die Leute auf die Wege, welche direkt nach Rom führen. Da thäte dieses brüderliche Wesen so Noth, dem Feuer der Jugend die reife Weisheit des Alters, und da steht so gerne die Welt dazwischen, mit der Jugend Ueberhebung und des Alters Grämlichkeit, und was der eine baut, zerstört der andere wieder in unseliger Verblendung. Seid sicher, was ich vermag, soll geschehen, und ohne Segen soll dieser Tag nicht sein."

Es predigte der Vikar über den Text: „selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Böses wider euch, so sie daran lügen. Freuet euch, und hüpfet vor Freuden, denn es wird euer Lohn groß sein im Himmel. Denn also haben sie die Propheten verfolget, die vor euch gewesen sind." Es war eine etwas anfechtige Predigt, worin gezeigt war, wie noch heut zu Tage die verachtet seien, die sich wieder dem reinen

Evangelium zuwendeten. Nach der Predigt trat der Vikar ab, die Visitaz begann, die üblichen Fragen liefen alle mit dem üblichem Ja ab, wobei jedoch bei jedem Anlaß, den sie darboten, dem alten Herrn und seiner Familie ein warmes Lob gespendet ward. Der Visitator, das Ding nicht rührend, lobte auch die Gemeinde, daß ihr ein gutes Zeugniß von ihrem Hirten gegeben worden, und freute sich der schönen Eintracht zwischen Hirt und Heerde, welche sein müsse, wenn das Reich Gottes gedeihen solle. Der Meinung, sagte der Statthalter, sei er auch, aber eben deswegen möchte er noch ein Wort reden, wenn es erlaubt wäre, er begehre nicht, daß es aufgeschrieben würde, aber der Herr Visitator solle daraus nehmen, was er für gut finde. Nun erzählte er, was wir schon wissen, wie sie den Vikar hätten verklagen wollen, der alte Herr aber abgewehrt. Sie hätten es ihm zu Gefallen gethan, weil er es sei, einem andern hätten sie es nicht gethan, von wegen, die Sache hätte sie z'taub gemacht. Aber lieb wäre es ihnen doch, wenn er den Vikar uebe us nehme und ihm einen braven Zuspruch geben würde, daß er dere Züg müßig gang, es heig ihm neue niemere nüt druf. Er söll uf ihre alte Herr luege, u dem's styf nah mache, dä heig ne's breicht, und wenn er's mach wie dä, su geb's noh öppis us ihm, aber dä Weg heig niemere nüt uf ihm. Und säge söll er ihm's ume, daß, wenn d'r alt Herr nit gsy wär, si angers mit ihm g'redt hätte. Sie hätten es schon manchmal zusammen gesagt, man sei doch g'fellig, wenn man so einen alten Herrn habe, der fest i d'r Sach syg, als so ne Junge, wo selber nüt wüß, wo dure, u lang geng d'Fäister by d'r Thüre hinger such.

Das freue ihn einmal, sagte der Visitator, daß er das Alter rühmen höre, das sei gegenwärtig eine seltene Sache, Alles schreie nach Jungen, die nache möchten, die vorwärts wollten, die wüßten, was die Glocke geschlagen, die Zeit, die nur Galopp fahren welle, schätze das bedächtige Alter nichts,

das meine, man müsse albeeinist verschnaufen und nichts verkarren. So seien an vielen Orten alte Lehrer, alte Pfarrer, alte Leute überhaupt übel dran und unwerth, und die Lehre der Bibel, daß man vor einem grauen Haupte Ehrfurcht haben und aufstehen solle, ganz verkehrt. Ja freilich komme man mit einem jungen Knechte weiter, aber sicherer sei, Haus und Hof einem alten anzuvertrauen, und wenn schon ein alter langsamer werde, so werde er deste sorgsamer, und was er gemacht, sei gemacht, und was er geredet, sei geredet, das sei nicht heute so und morgen anders. Doch klagen solle man nicht darüber, denn diese Zeit habe Gott gemacht, wie jede andere Zeit, aufmerksam machen wolle er nur auf der Zeiten Eigenthümlichkeit. Es habe nicht bloß jedes Jahr seine Jahreszeiten, sondern diese Jahreszeiten seien auch merkbar im großen Weltenlauf. Da gebe es Zeiten, wo nichts zu wachsen, alles Leben erstarret scheine, dann komme plötzlich der Frühling, und es sei, als wenn alles, alles neu werden müßte, und da meine man, müßte man lauter junge Gärtner haben, die alle Tage was neues brächten. Aber wie schön der Frühling auch sei, mit ihm wäre den Menschen nicht geholfen, und lauter Neues alle Tage sei wohl kurzweilig, aber nicht nützlich; übel daran wäre der Mensch, wenn alle Tage neue Blumen kämen, aber nie die Frucht. Darum muß das neue auch bleiben, alt werden, wachsen, reifen, Früchte tragen, was Zeit braucht und treue, sorgsame Gärtner, die in Geduld das alt gewordene zu pflegen wissen zur Zeitigung. So eine junge Zeit haben wir, drum sind auch die jungen Leute so werth, und thorechte Knaben, junge Lehrer und Rathsherren meinen, es müsse immer so bleiben, es seien halt Kinder, würden es aber auch nicht immer bleiben, wären einmal froh, wenn man auch auf dem Alter was hielte. Und das müsse wieder kommen, und kömmt es nicht, so kann man daraus abnehmen, daß Gott im Sinne hat, die Welt zu zerstören, darum ließe er die Menschen kindisch werden, daß sie die Blumen zerrupften, statt

sie zur Reife bringen. Sie aber hier stünden nicht mehr im Frühling, in der neuen Zeit, vor vielen Jahren schon hätte der alte Herr, damals jung, ihnen einen jungen Frühling gebracht, mit vielem Guten und Schönen, das sei ihnen lieb und werth geworden und der Gärtner, der es gebracht, auch und beide, Pflanze und Gärtner, hegten und pflegten sie jetzt in Liebe und Ehr, ihr Gefühl sage ihnen, daß beide zusammen gehörten, die Frucht dest süßer werde, je mehr sie zeitige, der Gärtner dest treuer, je mehr er alte. Es wäre manchem Jungen gut, wenn er käme und hier ein Beispiel nähme, wie man im hohen Alter auch in Lieb und Ehr bleiben könne, und mancher Gemeinde würde es frommen, wenn sie hier ein Beispiel nehmen würde, wie das Neue alt werden müsse, wenn es zu Heil und Frommen dienen solle. Und eben im wahren Christenthum liege die Kraft, immer das Alte zu bleiben, und doch immer neu zu werden und jeder junge Gärtner in Gottes Reiche könne nichts Neues bringen, aber das Alte verjüngen in neue Kraft, zu neuen Früchten, die aber wiederum nur die alten seien. Jetzt aber müßte er abbrechen, sagte der Visitator, sonst könnten sie im Pfarrhause meinen, wie sie uneins seien, oder was alles geklagt werde. Aber er rede gerne ein vertraulich Wort zu seinen lieben Mitchristen, neben Lob und Klage hinein. So eine Visitation sei eine wichtige, aber christliche Verhandlung, kein oberamtliches Verhör, darum, glaube er, solle auch ein freundlich christlich Wort, zu dem man so selten unter einander komme, seine gute Stätte finden. Herzlich habe es ihn gefreut, wieder einmal eine solche Gemeinde zu finden, und wenn Gott sie gesund erhalte, so werde er sich das ganze Jahr herzlich darauf freuen, nächstes Frühjahr wieder zu ihnen zu kommen.

Im Pfarrhaus war man allerdings sehr gespannt über die lange Verhandlung. Die Pfarrersleute hatten Angst, es möchte etwas Unangenehmes geben, neue Störung in ihren Frieden kommen, und der alte Herr sagte mehr als einmal:

„ſie hätten es mir wohl zu Gefallen thun können, ich weiß nicht, was das iſt, ſonſt hätten ſie es mir gethan.“ Die gute Mama jammerte, ſo etwas hätte ſie noch nie erlebt, das werde ihr den ganzen Tag verderben, ſo mißvergnügte Geſichter könnten ſie viel unglücklicher machen, als eine angebräntete Suppe, und wie man auch anwende, es dünke Einen, niemand lebe wohl an Eſſen und Trinken, und es ſei gerade, als ob die Leute, es wiſſe kein Menſch was, im Munde hätten.

Gereizt ging dagegen der junge Herr ſein Zimmer auf und ab, das werde wohl eine Anzettlete gegen ihn ſein, aber er fürchte ſich nicht,. eine eigene Eingebung müſſe es geweſen ſein, daß er dieſen Text erwählet. Ei nun denn, er wolle gewärtigen, was komme, der Herr werde auch da ihn nicht verlaſſen, aber von wem es komme, das wiſſe er wohl. Endlich kam der Viſitator. Er ſah nicht verlegen, geſpannt aus, wie gewöhnlich die Viſitatoren, wenn ſie Klagen in der Taſche haben, ernſt, aber hell war ſein Auge, und freundlich ſein Gruß. Der alte Herr ging ungeduldig ihm entgegen und fragte: „hei ſi's doch nit könne lah blybe?“ „Wohl, wohl, antwortete der Viſitator, es iſt alles gut gange, heit kei Kummer.“ „He nu, Gottlob, antwortete der Pfarrer. Ih hätt ne welle!“ „Mag er denn nicht warten, bis er es vernimmt, dachte der junge Herr, als er den Pfarrer unter der Thüre ſah. Da ſieht man doch jetzt gleich, wie er es meint. He nu, ſo iſt man doch nicht im Irrthum, und weiß gleich, von wem es kömmt.“

Als der Viſitator droben in der Stube beim Vikar war, um die Pfarrbücher nachzuſehen, und dieſer ihm ſie vorlegte, ſagte der Erſtere: „erlaubet,. Herr Vikari, ehe ich anfange, noh nes Wörtli. Ihr habt eine fatale Geſchichte gehabt, und die Leute ſie ſehr übel genommen, hütet euch vor ſolchen Dingen, und ſeid vorſichtiger. Die beſondere Seelſorge iſt wie ein zweiſchneidend Schwerdt, und großer Erfahrung und

Besonnenheit bedarf es, wenn man damit nicht mehr schaden als nützen will, und wenn eine Seele zu Schaden kömmt, wo hat die Welt etwas, den Schaden wieder zu heilen?"

„Also geklagt haben sie über mich?" fragte der Vikar. „Geklagt nicht, aber mich ersucht, euch eine freundliche Mahnung zu geben für die Zukunft." „Es ist doch auch nicht recht, sagte der Vikar, gleichsam vor sich hin, so die Leute gegen mich aufzureisen. Ich bin immerhin ein Amtsbruder, aber ich weiß wohl, so einen Vikar sieht man nicht dafür an, und behandelt ihn ärger als einen Juden." „Was meint ihr damit, fragte der Visitator, wer soll aufgereiset haben und wer behandelt euch ärger, als ob ihr ein Jude wäret?" „Die ganze Sache hat mir der Herr Pfarrer angerichtet, den Leuten wäre das nicht in Sinn gekommen, antwortete der Vikar, er kann mich halt nicht leiden, und wirkt mir entgegen, wo er kann und mag, aber daß er mich gar verklagen ließe, hätte ich doch nicht von ihm geglaubt."

Da stand der Visitator auf, legte die Hand auf des Vikars Achsel und sagte: „Herr Vikar, ihr versündigt euch schwer. Der Herr Pfarrer ist's, der ein schwer Wetter von eurem Kopfe gewendet hat. Die Gemeinde wollte euch verklagen, ihm zu Lieb und Ehr unterließ sie es. Er ist's, der die Liebe in sich trägt, an denen Jesus seine Jünger einst erkennen will, und ohne diese Liebe ist jeder Glaube eitel, und diese Liebe ist die, welche den Samariter trieb, dem zu helfen, den der Priester um des Glaubens willen hilflos gelassen. Junger Mann, trachtet nach dieser Liebe, sie ist es, welche euch einen neuen Glauben schaffen, den Glauben, daß in euern Mitmenschen nicht bloß der Teufel wohnt, sondern auch Gott, der euch in euerm Pfarrer, den ihr für einen Feind gehalten, einen Vater verehren lassen wird."

Den Vikar schlug diese Rede mit fast betäubender Gewalt, sie kam so unerwartet, war so fest, so hoch, beugte ihn, der sich bald zum Märtyrer erhoben glaubte, hinunter zum

faſt knabenhaften Sünder. Während er das Herz voll Groll trug, und meinte, von Verfolgen und Vergeben reden zu können, trugen Andere das Herz voll Liebe, hatten im Stillen für ihn gewirket, hatten wirklich feurige Kohlen auf ſein Haupt geſammelt. Die Thränen ſtanden ihm zuvorderſt, der böſe Geiſt flüſterte ihm böſe Worte ein, von Spiegelfechterei, ſich nicht täuſchen laſſen, und wenn man jetzt ſchon zum Schweigen gemahnt, habe man doch zuerſt die Sache angebahnt. Aber dieſe Worte ſprach er nicht aus, er ſchämte ſich ihrer vor dem Viſitator, der ſo hoch und ernſt vor ihm ſtand, den er früher ſo oft geiſtlich bedauert hatte, weil er nicht von den Rechten ſei, deſſen überlegene Kraft er jetzt ſo mächtig fühlte, daß er die Augen nicht zu ihm empor zu heben vermochte. Es lag in dieſem Augenblick eine Demüthigung, die ein Leben nicht verwiſcht, eine Bußzucht, ſo gewaltig, als je eine iſt erdacht und angeordnet worden.

Die beiden alten Leute machten gerne die Viſitaz zu einem heitern Tage, und daß allen Gäſten ſo recht von Herzen wohl bei ihnen ſei, das war Beider Augenmerk, wie es ihnen war, ſollte es Allen werden. So lange war der Pfarrer im Amte geſtanden, daß man hätte glauben ſollen, eine Viſitaz ſei ihm zur Gewohnheit geworden, des Verlaufes derſelben ſei er ſicher; ſo war es aber nicht. Tief im Herzen, man ſah es ihm freilich nicht an, ſtand immer der Spruch geſchrieben: Wirket die Seligkeit mit Furcht und Zittern! Er ward ſich immer bewußt der Schwachheit, die nie vergeht, des Reizes der Welt, der nie erlöſcht, daß Greis und Jüngling wachen und beten müſſen, wenn ſie nicht in Anfechtung fallen ſollen. Wem es ſo iſt, der freut ſich immer, wenn er am Ende eines Jahres noch aufrecht ſteht in Ehren vor Gott und Menſchen; ſo viel des Weges hat er glücklich wieder hinter ſich, um ſo näher iſt ihm die Herberge, um ſo ſicherer iſt ihm der ſelige Eingang. Des Pfarrers geiſtliches Neujahr iſt ſeine Viſitaz, und wird er aufs neue in Ehre und Treue,

freilich von Menschen nur, erfunden, so muß es ihm leichter ums Herz werden, einen neuen Absatz zum Himmel hat er erstiegen, und in dem Maaße, als je höher man steigt, die Luft lebendiger, reiner, frischer, wird, in dem Maaße wird's auch dem geistigen Steiger klarer, heller, freudiger ums Herz, je näher er der Höhe kömmt, dem Berge der Verklärung. Darum war der Pfarrer alle Male so hell und froh an der Visitaz, sie war ihm wirklich ein Fest, und seine Freude theilte er gerne mit Vielen. Aber eben so glücklich war sein Mamali, die Freude ihres Herren war doppelt in ihr, seine Freude war ihre Freude, dann pries sie sich glücklich, ihn zum Gatten zu haben, ein so schönes Loos mit ihm theilen zu können. Und zu dieser Doppelfreude gesellte sich noch die Nebenfreude der Hausfrau, die auch nicht klein war, in Ehre und Freude speisen und tränken zu können an ihrem Tische frohe Gäste, die gerne kamen und ungern wieder gingen.

Auch der Doktor war da, sonst so lebendig, lustig, wenn auch immer etwas sprützig und anfechtig, diesmal aber still und grämlich. Die Pfarrer erzählten, wie die Leute um ihn gejammert, als er krank gewesen, wie man nur ein Urtheil vernommen, daß in der ganzen Gegend niemand sterben könnte, wo es so übel ginge, als wenn er sterben sollte, wie die Leute nicht genug zu rühmen wüßten von ihm. Zu dem sagte der Doktor wenig, schmerzlich, fast höhnisch zog er die Lippen in die Höhe und gab, so oft er konnte, dem Gespräch eine andere Wendung. Die gute Mama sah das bald, meinte immer, das werde bessern, da die Herren immer auf diesen Gegenstand zurückkamen, so daß man wirklich sah, diese Reden waren nicht nur Komplimente, sondern gingen von Herzen; als aber immer das gleiche Lächeln in den Mundwinkeln zuckte, sagte sie: „Növö, heute hat nicht nur mein Herr Visitaz, sondern auch du, und zwar eine schöne. Jetzt glaubst du hoffentlich doch, was ich dir alle Tage sage, wie lieb und werth du bist, wie übel es gegangen, wenn du gestorben, und

wie du dich ſchonen ſollteſt. Es iſt doch eine Freude, wenn die Leute ſo erkenntlich ſind für das, was man an ihnen thut.“ Da der Doktor nicht darauf antwortete, ſagte ſie: „Hörſt Növö, mir z'Gfalle mach ein fröhlich Geſicht, und glaub, wie lieb du Allen biſt. Sieh, wie mein alter Herr ſo ein heiteres macht. Aber ich glaube gewiß, es ſei den jungen Leuten heut zu Tage angethan, daß ſie gar nicht mehr luſtig ſein können, ich verſtehe mich nicht mehr darauf. Wir Alten machen Geſichter, wie wir ſie ehedem gemacht haben, wenn ein Ball angehen ſollte, und unſere jungen Leute ſehen drein, wie wenn man ihnen kehrum auf die Füße trappete.“ „Tante, ſagte der Doktor, der dieſe Wendung abſchneiden wollte, wenn alle Menſchen wären wie ihr, dann wäre gut Doktor, dann wäre überhaupt gut in der Welt ſein. Dann, Tante, wollte ich ein Geſicht machen, wie das Morgenroth.“

„Du biſt ein Lecker, Növö, ſagte die Tante, und willſt mich ſeppen. Aber nein, gewiß, ich weiß nicht, wie die jungen Leute heutzutage ſind, es iſt gerade, als ob ein eigenes Unglück in die Welt gekommen wäre, welches wir Alten nicht merken, nur die Jungen, ſo ein Geſpenſt, welches die wenigſten ſehen, ſondern nur die Frohnfaſtenkinder, und ſo ein apartig Frohnfaſtenkind wird wahrſcheinlich jetzt jeder junge Menſch ſein. Sie wiſſen viel mehr als unſer einer, b'hütis, ſi ſy am klyne Finger g'ſchickter als wir an der ganzen Hand, und wenn ein Meitſchi zwölf-Jahr alt iſt, ſo könnte es der Mutter ihre Lehrgotte werden, und macht ſchon ein Geſicht dazu, daß man zu unſern Zeiten Angſt bekommen und gefragt hätte: „Ach liebes Kind, g'ſchwind, g'ſchwind, was fehlt dir, haſt Kopfweh, oder wotſch öppe d'Blattere überchoo?“ Und wenn ich in meiner Einfalt ſo zu Einem laufe und frage, ſo ſagt man mir, ich verſtehe das nicht, aber man möge machen was man wolle, ſo habe man heutzutage keine Anerkennung. Du mein Gott, von dem Züg het me albez nüt g'wüßt. E jedere het

g'macht was er möge het, und ist froh gsy, wenn ne Gott g'sund g'lah het, und jetzt sy d'Zytunge, mi ma d'Nase hah, i welli me will, voll Lob, Prys und Ehr, und de chlagt me de, es syg kei Anerkennung! Und de a nere Visitaz isst m'r ume kei Mönsch vo mym Griespuddäng, u hah nih doch so ag'wendet."

„Tante, ihr seid ein Schalk, sagte der Doktor, das hätte ich nicht hinter euch gesucht." „Nein, sagte das Mamali, das bin ich auch nicht, aber höhn kin ich, daß ihr Jungen da mir nicht esset und trinket und lustig seid, das ist zu unsern Zeiten anders gewesen. So ein Doktor hätte angefangen zu singen, und d'Vikarene het me nit dörfe z'fast pressiren, es hätt sust chönne fehle, und doch het es brav Lüt gäh, gället Herr Visitator?" „Aber, Frau Pfarrere, sagte der Visitator lachend, soll das g'hane oder g'stoche sy? Ich hätte gar nicht geglaubt, daß ihr euch auf das Trümpfen so gut verstündet, kein Mensch würde es euch ansehen. Ja, damals gings lustig zu, manchmal nur zu lustig, aber die ganze Welt ist lustiger gsy als jetzt, und niemand hat Aergerniß daran genommen."

Als einmal das Gespräch auf diesem Bödeli war, kam eine lustige Geschichte nach der andern zum Vorschein, die alten Herren wurden recht jung, und konnten so herzlich lachen, wie man es ihren ernsthaften Gesichtern gar nicht angesehen hätte. Aber weder den Vikar noch den Doktor steckten sie damit an, beide verließen frühe die Gesellschaft, der eine ging Patienten nach, der andere seinen Gedanken, waren aber vielleicht auch Patienten, diese Gedanken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod erscheint.

Zum ganzen Sommer überhaupt machten die beiden jungen Herren trübe Gesichter, gäb wie die Andern sich Mühe gaben, dieselben anders zu machen, beide trugen schwer in sich, und je mehr die Bürde wuchs, desto sorgfältiger suchten sie selbige zu verbergen. Der Herbst kam, und mit ihm viele Krankheiten, Ruhr, Nervenfieber, Entzündungen. Es war, als ob der Doktor neues Leben erhielte, fast einem matten Pferde gleich, das die Trompete hört, welche zur Schlacht ruft. Die alte Kraft und Thätigkeit schien neu aufzuflammen unermüdlich, Tag und Nacht war er auf den Beinen, schien sich zu vervielfältigen, kaum war er hier gewesen, sah man ihn schon auf entgegengesetzter Seite. Je mehr der Doktor bethätigt war, desto trüber schlich der Vikar umher, es fiel Allen auf, und die gute Frau Pfarrerin sagte ihm oft: „Herr Vikari, seid ihr nicht wohl, ih bitte nech, säget's doch, mir wei ech ja gern gäh und helfe, was wir können." Aber er sagte immer, ihm fehle nichts; er konnte nicht sagen, wie innig es ihn betrübte, daß niemand ihn zu einem Kranken rief, daß er Sophie nicht zeigen konnte, er fürchte die Ansteckung so wenig mehr, als der Doktor, daß er der Gemeinde nicht zeigen konnte, er wäre jetzt auch im Stande, mit Kranken zu reden, ohne daß sie verrückt würden. Und wie hart ist's nicht, so innerlich zu etwas Besserm gerüstet zu sein, niemand giebt uns Gelegenheit, es zu zeigen, Alle trauen uns die alten Schwachheiten zu, und eine tiefe, tiefe Beschämung bindet unsere Zunge, wir dürfen nicht um Gelegenheit zur Bewährung bitten, dürfen sie nicht suchen, müssen in Geduld sie von Gott erwarten, müssen sehen, wie ein anderer sich bewährt, uns niemand ruft — es ist eine strenge Buße, es ist mehr, als

ein Kleid von Kameelhaaren auf der bloßen Haut, es ist ein Stachelgürtel ums blutende Herz.

Wechselnd ward das Wetter, heiß bald, kalt wieder, Schneegeflotsch und eisige Winde, es war ungesundes Wetter. Nie wöhler sei ihm gewesen, sagte der Doktor, wenn ihm die Tante zusprach, er solle sich doch schonen, es dünke ihn manchmal, er hätte Flecken, und möchte fliegen über Bäume und Berge. Sophie sagte nichts, aber wenn es ihn mit feuchten Augen betrachtete, und der Doktor sah es, so ward's ihm zu eng im Hause, wenn er nur konnte, ging er weiter.

Jowägers Meyeli hatte ein Kind erhalten, einen munteren Buben, der Doktor das Säugen verboten, und Meyeli blühte allmählig auf wie ein weißes Röschen, das sich wieder in ein rothes verwandeln möchte. Jakobli hatte gesagt: „wenn ih wüßt, er hätt's nit ungern, ih nähmt d'r Dokter zum Götti, söbli gut als er's mit ihs meint, meint's doch niemere." Meyeli hatte darauf der Wand sich zugekehrt, aber nichts gesagt. Am folgenden Morgen sagte es und ganz leise, aber wunderlieblich blühte das rothe Röschen auf seinen Backen auf: „du, ih hah denkt: und wenn m'r d's Herre Söphi nähmte? Oeppe süst ist's nit d'r Bruch, aber d'r Herr het o viel a nihs tha, und es wird ne doch hürathe. Ih hah hinecht d'r Sach nahg'sinnet, wo d'r Bub so handlige gsy ist und so hets mih düecht, dörfte m'r's viellicht wohl probiere, oder was meinst?"

Es wär ihm schon recht, sagte Jakobli, der seinem Meyeli immer recht gab; aber is Pfarrhus z'gah, z'G'vatter bitte, schüch er sih; hingegen d'r Doktor, hätt er däicht, miechs dem Meyeli nüt selber z'frage, er syg geng so fründlich mit ihm, daß das ihm nüt miech; er schüch sih neue geng im Pfarrhus un es syg ihm nüt uf d'r Welt so z'wider, scho an ihm selber als z'G'vatter bete. „Was, sagte Meyeli, ih hätt sölle z'G'vatter bete u noh d'r Doktor. Nit um alles i d'r Welt, g'hörst, ihät ihs, viel lieber wett ih d's Herre Söphi dörfe

frage, wenn's mih ſcho mängiſt ſc curios aluegt, daß ih nit wüßt, wie's gemeint wär, wes nit nache deſt fründliger wär. Aber du weiſt, er het m'r v'rbote noh z'Chilche z'gah, u ſo mußt du's wäger ſelber mache."

Als Jakobli unter Zittern und Zagen mit ſeiner Bitte herausrückte, hatte d's Herre Söphi wiederum ganz curioſe Augen gemacht, war ganz roth geworden, dann gleich wieder b'ſunderbar freundlich und hatte ſeither ſeinen kleinen Götti ſo lieb gehabt, daß ein eigen Kind ihm nicht lieber hätte ſein können und Meyeli manchmal ſagte, es werd faſt ſchalus. Wenn d'Gotte chöm, ſo düech es eim, er merk ſe vo wytem, dä Lecker.

Im Spätherbſt aber, als es ſo ſtrub ward und flotſchig, kam Sophie weniger hinauf, die Mama hatte es ungern, wenn es ſo durch ſtruben Weg und Wetter ging. Aber wenn es im November ſo trüb und finſter iſt, die Luft geſchwängert von naſſem Nebel, das Licht verdrängt durch ſchweres, niederhangendes Gewölke, Felder und Wieſen gelb wie ein verdorret Geſicht und ſchwarz die Wälder, ungeheuern Todtenbäumen gleich, da wird Einem ſo gerne dumpfig im Gemüthe, ſchwarz als ob man bereits im Todtenbaume läge. Wie es Einem geht am Rande von Waſſerfällen, daß es Einem wird, als zögen die Waſſer Einen nieder, als locke ſüß und wild des Stromes Nymphe, als müſſe man ſich ſtürzen an ihren ſchäumenden Buſen; ſo wird es Einem in den ſchwarzen kurzen Nebeltagen, als müſſe man ſich legen in die ſchwarzen Todtenbäume, als müſſe man das Leben wegwerfen, das eigene Geſicht gleich machen den Geſichtern der Felder und Wieſen.

Ganz ſo ward es freilich Sophie nicht, aber doch bang und düſter im Gemüthe, es war ihm, als hange ein unendlich Unglück über ihn's hinein, als ſinke daſſelbe langſam näher und immer näher, als preſſe es eng ſeine Bruſt bereits zuſammen, wenn es gleich ſeine Augen noch nicht erblickten. Es

war ihm, als müßte es im Freien ſeine Bruſt lüften und wäre es auch bei naſſem Nebel. Als eines Tages ſie vom Mittageſſen aufgeſtanden waren, ſagte Sophie der Mama: Wenn es die Stube in die Ordnung gebracht, ſo gelüſte es ihn's, zu Jowägers hinauf zu gehen, es ſei lange nicht dort geweſen. „Und Weg und Wetter, was denkſt, Sophie?" ſagte die Mama.

„Ich glaube, ſagte Sophie, der Nebel werde heute etwas aufgehen, und der Weg ſei gut, hat die Frau geſagt, welche Eier gebracht, es ſei ein wenig gefroren." „He nu, i Gottsname, ſagte die Mama, aber zum z'Abe biſt wieder da, ih denke d'r Növö könnte heute kommen, er iſt lange nicht da geweſen." „Allweg, ſagte Sophie, heit nit Kummer."

Es war Freude bei Jowägers, als Sophie kam, der Götti war gewachſen, hatte gemuntert, konnte ſchon allerlei Künſte, war ein Kind wie ſie keines noch geſehen, ſo ein liſtiges, es werde der Gotte nachſchlagen u. ſ. w.

Am beſten dran waren ſie mit Reden und Spaßen als Meyeli ſagte: „Luegit doch, wer chunt dert ſo cho z'laufe?" Sie ſahen alle durchs Fenſter hin. „Her Jeſes, das iſt üſes Grit, ſagte Sophie, was hets ächt gäh," ſomit lief es zur Thüre aus, Grit vors Haus entgegen, die Andern blieben, damit es nicht den Schein habe, als wollten ſie hören, was ſie vielleicht nichts angehe, in der Stube zurück. Aber Sophie kam nicht wieder, ſie ſahen es, Grit weit voraus, dem Dorfe zu ſpringen. Was es gegeben, wußten ſie nicht, ein großes Unglück mußte es ſein. Sami, der auf der Bühne Heu rüſtete, hatte etwas von Sterben und Herr Jeſes, Herr Jeſes gehört. Sie konnten nichts anders glauben, als der alte Herr oder die Frau hätten einen Schlagfluß bekommen, ſo alten Lenten gebe es öppis ung'finnet, aber ſei es das eine oder das andere, ſo ſei es ihnen gruſam leid, öppe beſſer alt Lüt gebe es nicht, und wenn's d'r Herr ſyg, ſo gange es viel z'übel, es gäb de e neue Pfarrer, und was für eine, wüß me

nit, ſi ſyge o by wytem nit all glych, und a dä hätte ſi ſih g'wanet g'ha, und ſövli e aſtändige werde ſi öppe nimme übercho. Nie e Mönſch heige ſi öppe für öppis plaget, und dagege ſyge ſi gut gege all Lüt gſy, und wenn ſie amene Mönſch heige chönne b'hülflich ſy, ſo ſygs nie nei gſy.

So ſprachen ſie hin und her mit betrübtem Herzen, immer peinlicher wurde ihnen die Ungewißheit, bis ſie räthig wurden: Oepper müſſe gah Salz reiche zwiſche Tag und Nacht, und de chönn de das grad d'r Jumpfere ihren Shwal mitnehmen, den ſie hier vergeſſen, de werd mes ſcho v'rnäh, was es gäh heig.

Etwas, an das ſie nicht gedacht, hatte es gegeben. Ins Pfarrhaus war der Bericht gekommen, wenn ſie den Doktor noch lebendig ſehen wollten, ſo ſollten ſie auf der Stelle kommen, er habe ſein Bauchweh wieder und Aufkommen ſei keins. Diesmal begleitete Sophie die Eltern; wenn's ans Sterben geht, hören die Rückſichten auf. Sie fanden den Doktor matt zum Tode, doch in einer ruhigen Pauſe, ſich vollkommen bewußt ſeines Zuſtandes. Sie nahmen ſich alle gewaltig zuſammen und wenn Sophie auch die Thränen ſtromweiſe die Backen abſchoſſen, ſie jammerte nicht, und wenn es ihm auch zum Erſticken war, es ſchluchzte doch nicht, die eine Hand lag auf des Doktors Stirne weich und leiſe, die andere drückte es ſtark, krampfhaft ans pochende Herz. Sie kannten einander, hatten nicht nöthig viel zu reden, um ſich zu verſtändigen, nur während Mama mit Käthi für Leinzeug ſorgte, Papa Boten fertigte nach befreundeten Aerzten, ſagte der Doktor leiſe zu Sophie: „Leb wohl, dankeigiſt daß de cho biſt, wenn ih dih g'ſeh hah, ſu iſt's m'r geng gſy, als ob ſih e fründligi ſchöni Wahrheit vor mih hiſtellti. Briegg nit, es geit d'r gut, daß ih ſtirbe, es heiters Lebe wartet d'r jetzt, wie d'eis v'rdienſt." „O Rudi, Rudi!" ſagte Sophie. „Sophie, es iſt mir Ernſt, ich hätte dich unglücklich gemacht. Wie es in mir ausſah, weißt du nicht, und wenn mir jetzt

mein Leben auch vorkömmt wie ein großer Irrthum, drum so trüb und stürmisch, wer weiß, ob dieser Irrthum nicht hineinragen würde in mein ganzes Leben, wie ein schwarzer Schatten, und jetzt ist's so hell vor mir, nur noch ein schwarzer Streif, so ist's überstanden, d'r Irrthum, d'Schmerze, d's Lebe, und was Gott ist, weiß ich jetzt." „O Rudi, sagte Sophie, meinst, ich habe es nicht gewußt? O wie ein herrlich Leben hätten wir führen wollen, wo's taget het i d'r." Leise schüttelte Rudi das Haupt, und schmerzliches Zucken riß wieder durch seine Züge, er nahm das Gespräch nicht mehr auf, aber zuweilen sah er Sophie zärtlich, innig an, fast als ob er in dessen Gesicht lesen wollte, ob sie wohl zusammen den freudigen Trost gefunden hätten, der das Leben bald erklärt, bald verklärt. Und Sophie verstund ihn wohl, aber was sollte es sagen, jetzt, wo das Leben ohne Hoffnung am Verrinnen war?

Aerztliche Kunst verlängerte des Doktors Leben, aber auch seine Leiden, zu retten vermochte sie es nicht, er wußte es, er bat, daß man von vergeblichen Versuchen ablassen, lieber seinen Tod beschleunigen, als seine Schmerzen verlängern möchte. Er wußte, daß er umsonst bat, seine Freunde wußten, daß sie umsonst dokterten, sie konnten seine Bitten nicht erhören, sie konnten ihre Kunst nicht steigern, konnten weder die Schranken ihrer Pflicht erweitern, noch die ihrer Kräfte. Sie standen an den Schranken, welche dem Menschen gesetzt sind, an den Schranken, die glühende Ketten wären, fürchterlicher als Sklavenketten, wenn es nicht die Schranken wären, welche Vaterhand dem schwachen Kinde gezogen hätte. Umfangen hielt sie ihre Ohnmacht, die ein glühender Fluch wäre, wenn die Wahrheit sie nicht verklärte, daß der Vater es also will, die Ohnmacht uns zur Demuth bringt, die Demuth zur Gnade in der Erkenntniß, daß der Vater auf dem schwersten Wege seine liebsten Kinder führt, und oft im Tode noch, wenn am Ende der Bahn sie stehen, ihnen das

Verſtändniß giebt und das Sehnen des Kindes nach dem Vater.

Er litt ſchwer, und Sophie über alle Worte. Wenn er mit bittenden Augen in den tiefſten Schmerzen das Mädchen anſah, in den Augen das Bekenntniß gränzenloſer Ohnmacht lag, das innigſte Sehnen nach Erlöſung, dann war es Sophie ſo voll und weh ums Herz, Leben, ſo viele es auch beſeſſen, hätte es weggeworfen, den Retter ſo vieler Leben zu retten, aber für dieſes eine Leben beſaß es kein Opfer, hatte nichts, als das leiſe Auflegen der weichen Hand auf die naßkalte Stirne, als einen innigen Blick des Verſtändniſſes, als ein leiſes Deuten nach Oben, wo die Kraft zu jeglicher Erlöſung iſt.

Endlich löste die Hand, in welcher jegliche Macht liegt, die Bande, und aus dem gemarterten Leibe ward die matte Seele erlöſet, todt und feucht lag die Hülle da, welcher eine edle Seele entflohen. Sophies Spannung löste ſich, ſeine Kräfte brachen, faſt bewußtlos fuhr es der Vater nach Hauſe. Der ehrwürdige Mann weinte auf dem Heimwege rückſichtslos, es war ihm, als ſei ſein Bruder erſt jetzt geſtorben, es zuckte in ihm, mit Gott zu hadern, daß er nicht ſein altes Leben genommen, das junge den Menſchen gelaſſen, oder, wenn's doch ein junges habe ſein müſſen, warum nicht das ſeines Vikars ſtatt das ſeines Neffen? Aber wie geſagt, das zuckte nur ſo in ihm, als Zeichen, daß der alte Menſch nicht geſtorben ſei, daß in ſchweren Fällen auch ein alter Pfarrer, der ſeinen Gott im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten weiß, durch frevle Fragen erſchüttert wird.

Die Kunde von des Doktors Tode lief wie ein Lauffeuer rund herum, wirkte faſt allenthalben wie ein elektriſcher Schlag, ging jedoch nicht ſo ſchnell vorüber. Nur einige Taugenichtſe, welche es allenthalben giebt, freuten ſich ſeines Todes, die einen verblümt, die andern unverblümt. Die einen ſeufzten andächtig und ſagten: ja, ja, Gott ſei immer Gott,

und wenn man am wenigſten daran denke, ſo thue er ein Zeichen. Es ſei ihnen leid, daß der Doktor geſtorben ſei ſo jung, wie geſchickt er geweſen, wüßten ſie ſo gut als irgend wer. Aber daß er keinen Glauben gehabt, ſeiſſe jedermann, nun werde er es wohl erfahren haben, ob ein Gott ſei oder nicht. Andere dagegen ſagten: Je nu, eine meh oder eine minger, darauf chöm's nit a. Wenn's eine heig ſölle zäh, ſo ſei es ihnen recht, daß es den getroffen. Nit, als Doktor reu er ſi, aber wenn einer wolle beſſer ſein als die andern, und thue faſt wie ein Engel vom Himmel, ſo geſchehe ihm recht, wenn ihm was auf die Naſe werd, er wüßte dann, daß er ſie ungere haben ſollte, und jetzt ſei ſie ihm ungere, daß er ſie nicht ſo bald mehr heben werde. Es ſollte Allen ſo gehen, die was anders wollten als andere Leute.

Doch ſo redeten Wenige, jetzt, da der Doktor todt war, regte ſich faſt allenthalben das herzlichſte Bedauern. So gebe es keinen mehr, ſagten Alt und Jung, und wenige Haushaltungen waren weit und breit, in denen nicht eins ſagen konnte: wenn dä nit gſy wär, e nangere noh vorb'halte, es wär längſt ungerem Herd. Allenthalben war die Rede davon, ob man es nicht zeigen könnte, wie werth er geweſen, und wie viele noch daran finneten. Von Denkmälern wußte man nichts, und möglich wär's geweſen, daß, wenn gleich er in ſo vielen Herzen wohnte, doch nicht viele Kreuzer dafür zuſammen gebracht worden wären. Herz und Kreuzer ſind halt nicht im gleichen Sack, und die verſchiedenen Säcke haben verſchiedene Münze, das Herz zahlt mit Thränen, der Kreuzerſack mit Kreuzern, mit Rappen noch lieber. Ihm z'Leicht zu gehen, begann man allenthalben zu wünſchen, damit von Kind zu Kindeskind noch erzählt werde, eine Leiche wie die vom Dokter Rudi hätte man nie erlebt, ſo weit man hintern ſinnen möge.

Am tiefſten vielleicht hatte die traurige Nachricht in Jowägers Hauſe eingeſchlagen. Jakobli war es geweſen, der

Salz geholt, die Nachricht im Pfarrhauſe vernommen hatte, er trug ſo ſchwer daran heim, wie er noch nie getragen hatte, und als er heimkam und ſie ablud, da fiel ſie Allen ſchwer aufs Herz, ſelbſt Anne Bäbi ſagte: das werd öppe nit ſy, dä reuti's. Nur Mädi ſagte: es ſei doch d'r Werth e ſo z'mache, es werd öppe e Mönſch ſy wie ne angere, und wegem Dokter ſei's e ſo, wie mit de Pinte, wo eine eingehe, gebe es zwei neue, da wäre es ſich doch nit d'r Werth ſo z'pläre.

Meyeli war b'ſunderbar tief ergriffen, ſagen konnte es nicht viel, aber weinen that es deſto mehr, und wie Jakobli tröſtete, es wollte nicht beſſern. Er ſolle doch recht nicht zürnen, ſagte Meyeli zu ihrem Manne, aber es könne wäger nit anders. In ſeiner Jugend hätte ſich ſeiner niemand geachtet, und es hätte möge gruchze u herze wie's welle hätt, es hätts ume ke Mönſch g'merkt, und wenn me's ſcho g'merkt hätt, ſu hätt ume niemere nebe ume g'luegt, und wenn's g'ſtorbe wär, ſu hätt ke Mönſch pläret, mi hätt öppe g'ſeit: he nu ſo de, es iſt ihm wohl gange, u ging neh mängem wohl, wenn es o ſo ſterbe chönnt. Das hätt ihm o manchmal ſo weh gethan, es könne es nicht ſagen, und manchmal ſei ihm das Waſſer in die Augen geſchoſſen, es hätte faſt ſelbſt nicht gewußt für was. Und daß jetzt ſo ein Herr ſich ſeiner geachtet und an ihn's geſinnet, wo es dä Weg z'weg gſy ſyg, das heig's düecht, es chönn nit ſäge wie, und das heig es ihm nit chönne v'rgeſſe, und wenn es ne ag'luegt heig, ſu heig's geng düecht, das ſyg nit e Mönſch wie ne angere, und heig neue ganz angeri Gedanke als anger Lüt, es hätt's mängiſt faſt düecht, es ſött's mache wie me's z'Solothurn mach, vor dene Bildere i d'r Chile, es ſött d'Häng z'ſäme hah u bete. Und mängiſch heig es däicht, dä chönn g'wüß nit lang lebe u de heig es ihm d's Herz faſt welle v'rſprenge. Und jetz, wo es gekommen, wie es es manchmal gedacht, könne es ſich doch faſt nit dry ſchicke, und es wüß nit, wie das dann gehen ſollte, es hätte ihm neue ke Krankheit meh Angſt g'macht, wenn es

ſcho dra g'ſinnet heig, es chönnt das oder äys gäh, es heig de däicht: he nu i Gotts Name, wenn's öppis z'mache iſt, ſu wird d'r Dokter ſcho helfe. Wenn es ihn nur noch einmal geſehen hätte, in der letzten Zeit, es düech ihn's, es könnte ſich viel beſſer tröſten. Wenn es ihm nur z'Leicht könnte, daß es wüßte, wo man ihn begrabe, und daß es ſein Lebtag daran ſinnen könnte, es ſei auch dabei geweſen und hätte geſehen, wie man ihn ins kühle Grab gethan. He das ſei ihm recht, ſagte Jakobli, es hätte ihn auch hart und wenn me ume wüßt, ob ſie's gern oder ungern hätte, wenn man ſo weit ihm z'Leicht komme, er hätte gehört, es gingen noch viele Leute, das werde wohl zu vernehmen ſein.

Meyeli den Gefallen zu erweiſen und ſichern Bericht einzuziehen, ob man gehen könne oder nicht, bot Jakobli allem auf. Er ging ins Dorf, dort war gleiches Gerede, aber niemand wußte Näheres. Am beſten wär's, es ginge jemand gerade ins Pfarrhaus und früge, ward man räthig, der Pfarrer ſei beſtimmt daheim und d'Jumpfere wahrſcheinlich auch. Geſehen habe ſie zwar noch niemand, aber geſtern Abend ſei Licht in ihrem Stübli geweſen. Zu gleicher Zeit könnte man vernehmen, wann die Begräbniß ſei. Der Sigriſt bot ſich an das zu erfahren, er wüßte nicht, ſagte er, warum man nicht gehen und ſelligs fragen dürfe, es ſei ja nichts ſchlechtes, und mit ne ſyge de öppe noh z'rede. Und im Gefühl ſeiner Courage ging er dem Pfarrhauſe zu und klopfte mit Doppelſchlag herzhaft an die Thüre. Grit kam alsbald und hielt wie üblich, ehe es der Anfrage Folge gab, erſt eine lange Privatunterredung mit dem Sigriſt vor der Thüre, worin Grit eröffnete: d'Jumpfere ſei nicht herunter gekommen und habe heute noch nichts gegeſſen, es heig ſe gruſam hert, es ſei aber auch nicht z'v'rwundern, er hätt ſe im Sinn g'ha z'hürathe, wie ſi heig möge g'merke, und e ſellige überchäm ſi nit grad wieder, vo wege, ſi ſyge nit dick. Si chönnt de Bikari o hah, wie ſi heig möge g'merke, aber dä möcht Grit

ſelber nit, we's ne ſcho chönnt hah, nei bym Schinder nicht, was man auch mit einem anfangen ſolle, der meine, man ſetze das Korn und nit wüſſe, daß man es ſäe. Wenn eine ſelligs nit wüß, ſo wüß ke Hung was er alles nit wüß und was me für e Müh müßt hah, bis me ne über alles recht b'richtet hätt. D'Jumpfere dörf es nit wohl gah frage, es wells bym Herr probire, es wüß zwar nit wie's dert achöm, dä ſchryb, es glaube emel, er mach e Predig. Aber es wolle doch gehen und ihn fragen, öppe ſövli werd's nit mache, öppe e Häſſige ſyg er nit. Aber am Vikari gings für kes Geld i d'Stube, wenn es merki, daß er a d'r Predig ſyg; es ſyg einiſt gange, amene Samſte am Morge, u heig neue welle Flecke ufrybe, er heigs bym Hung aglueget un ag'ſchnauzt, der böſt Burehung chönnts nit ſo. Der alte Herr ließ den Sigriſt hinaufkommen, weil er aus Grits Reden nicht recht klug werden konnte, was die Leute wollten. Als er die eigentliche Abſicht vernahm, verklärte ſich des Herrn Geſicht. „Sag nur den Leuten, antwortete er, ich wüßte nicht, wer was dagegen haben wollte, im Gegentheil, es freut mich ſehr, und würde den Geſtorbenen auch freuen, wenn er es noch ſehen könnte. Hätte er das früher gewußt, es hätte ihm manche trübe Stunde erſpart und wer weiß—." Der Pfarrer ſprach den Satz nicht aus, er entließ den Sigriſt; mit dem Strome der Gedanken, der in ihm wogte, wollte er alleine ſein.

Der Begräbnißtag war ein trüber finſterer Nebeltag, ſo recht ein Tag, wo der Nebel alles Licht verſchluckt und es Einem wird, als ſei die Sonne ſelbſt am Sterben, als gehe man ihr ſelbſt z'Gräbd und dann ſei es wieder öd und leer, wie ehedem. Der Boden war gefroren, darum wollte Meyeli ſich nicht führen laſſen, es ſei gut zu gehen, ſagte es, und dabei könne es ſich erwärmen. Viele Leute wanderten auf den in dieſer Jahreszeit ſonſt einſamen Wegen. Trotz den Vielen wäre dem, der ihnen begegnet wäre, ein Weib aufgefallen, ſchlank, faſt groß, ſchwarz angezogen, aber ohne Seide

bis ans Halstuch, welches das weiße Hemd bedeckte, mit feinen Zügen, dunkelblauen Augen im blassen Gesichte. Das schnell Kräftige fehlte seinem Gang, aber schwerfällig war es auch nicht, es wanderte unter den andern geräuschlos, man hörte den Tritt nicht, es weinte nicht, redete aber auch nichts, es wanderte unter den andern fast wie ein Wesen, das vom Schmutz der Erde noch nicht berührt worden, das eigends gekommen, die Masse der Menschen zu verklären, die einmal von reinem Gefühle getrieben die Wege wanderte, wo man sonst nur wandert, von thierischen Trieben getrieben, dem Brode nach oder der Luft. Es wanderte wie ein Engel unter den Menschen, der niedergestiegen zur Sühne der sündigen Wege, aufzuschreiben die Gespräche der Menschen, entquollen reinen, dankbaren Gefühlen, da sonst die Wege Märit- und Chilchenleuten zumeist unnütze Worte entlocken, Lasterreden und Afterreden. Das Weib hörte es, wie rundum der Verblichene gepriesen ward, nicht ein einzig Wörtlein seinen Schatten entweihte.

Sie waren verwundert, die Gutmüthiger, als ihr Zug bei jedem zusammenlaufenden Wege sich mehrte, daß nicht ihnen alleine das Ehrenbegleit des Todten in Sinn gekommen, sie hatten noch nicht erfahren, daß, wie einer Quelle die gleichen Wasser entquellen, einer Liebe die gleichen Gedanken entsteigen. Als sie an den Ort der Begräbniß kamen, war es bereits angefüllt mit Solchen, welche der gleiche Sinn gebracht, die Jüngern stunden auf der Straße, die Aeltern saßen auf den Kellergewölben, den Treppentritten, den Abweisteinen. Allüberall war vom Doktor die Rede und Allen hatte er das Theuerste gerettet, bald sie selbst, bald andere. Und was hat er mir gefordert, sagte der eine: ein Bettlergeld; mir nichts, sagte der andere; und mir hat er diese Hose gegeben, und das Hemd, das ich trage, war auch sein, und mir hat er Speise gegeben und Wein, und jeder wußte ein neues Lob und manch alten Aetti sah man auf einem Steine

ſitzen, den langen Dornſtock zwiſchen den Knieen, mit ſeinem rothen Naſtüchlein fuhr er von Zeit zu Zeit über die Augen und leiſe bewegten ſich ſeine Lippen; ob er betete, ob er leiſe ſagte, was er dem Doktor ſelbſt noch hätte ſagen mögen, errieth man nicht. Es war der ganze Ort ein lebendig Zeugniß, daß edle Hingebung noch immerdar gute Stätte findet, einen Boden, auf welchem ſie hundertfäl-tige Früchte trägt.

Endlich begannen die Glocken ihren Ruf, es gehorchten ihm die Menſchen, langſam bewegte das Leichengeleite, den Sarg voran, ſich die Straße herauf. An innerer oder äußerer Bewegung, an Thränen, an blaſſen Geſichtern, waren die Verwandten nicht zu erkennen, Alle waren dem Geſtorbenen gleich verwandt in Liebe und Trauer, eine ſo allgemeine Bewegung ward ſelten noch geſehen unter ſo Vielen. Die Menge floß ohne Geheiß zu einer Gaſſe auseinander und wie der Sarg vorüber war, floß ſie wieder zuſammen, ward zum Geleite, das der Kirchhof nicht faßte. Aber als die harte gefrorne Erde raſſelte weit hörbar auf den verſenkten Sarg, da ertönte wie aus einem Munde ein lautes Schluchzen in der Glocken Klang hinein, es war die Todtenklage um den geliebten Doktor, der innigſte Todtengeſang.

Die Menge füllte die Kirche, ein Greis mit freundlichem Geſicht, von weißen Haaren beſchattet, ſtand auf der Kanzel, ſchwer ward ihm die Rede, die innere Bewegung wollte ihm emporwachſen, wollte überſchatten ſeine Rede. Aber er ward ſeiner mächtig und ſprach mit kräftiger Stimme, wie er nicht geglaubt den heutigen Tag zu erleben, er, der alte Mann, ſeines kräftigen Neffen Todestag. Als er ſeinen Bruder begraben, da ſei in Trauer ſein Herz faſt gebrochen, er habe gezweifelt, des Bruders Auftrag, das zarte Kind zu erziehen, erfüllen zu können, er habe geglaubt, bald dem Bruder nachfolgen zu müſſen, ja, in ſündigem Weh hätte er faſt gewünſcht, ihm bald nachfolgen zu können. Nun habe Gott es anders gewendet, in vollem Mannesalter ſei der Tod des

Kindes erfolgt und er habe ihn erlebt. Ob er das Kind als Vater erzogen, den Auftrag seines Bruders treu erfüllt, das werde Gott ermessen, das werde ihm bald sein Bruder selbsten sagen. Er wolle es aufrichtig bekennen, er hoffe ein gutes Lob, so wie sein Neffe sei wohl selten ein Mensch begraben worden, so viele hätten selten in Thränen einem Menschen nachgesehen, so viele herzliche Worte seien selten jemand ins Grab gefolgt. Wenn auch er nicht den Ruhm sich beimesse, die Ehre dem gebühre, der seinen Segen zu jedem Gedeihen geben müsse, so solle man ihm die Freude des Gärtners erlauben, unter dessen Sorge eine Blume erwachsen sei, welche vor andern in voller Pracht erglänze, mit ihrem Wohlgeruche Viele erquicke. Als er seinen Bruder begraben, habe er das Wehen des Todes in eigenem Herzen zu spüren vermeint, heute fühle er es nicht, und doch werde der Tag nahe sein, wo auf seinen Sarg die schwarze kalte Erde prassle. Sein Tag werde kein solcher Ehrentag sein, wie dieser für das Andenken seines Neffen sei, er verdiene ihn auch nicht, er habe sein Gutes im Leben genossen, solche Opfer und Entbehrungen habe ihm Gott nicht auferlegt, solche Gelegenheiten zu augenscheinlichem Wirken ihm nicht gegeben, habe ihn nicht zum Opfer seines Berufes werden lassen. Daß sie dieses Opfer so innig anerkennen, das freue ihn hoch, es stärke seinen Glauben an die Menschen, aber ein freundlich, ernst Wort möchte er ihnen sagen, in wahren Treuen, sie sollten des Doktors Thun und Treue auch im Leben lohnen und anerkennen, nicht in dessen Tode erst. Tausend Aerzte seien Opfer ihres Berufes geworden, aber im Leben sei ihnen das verdiente Loos nicht geworden, Bosheit und Unverstand hätten es ihnen verkümmert, sie hätten nicht bloß den Stachel der Mißkennung, den Glauben, daß die Menschen sie nicht würdigten, ins Grab getragen, sondern dieser Stachel, und die Pein, mit Leben und Beruf so mühselig ringen zu müssen, sei schuld an ihrem Tod gewesen, und wenn sie gestorben, wer hätte

den größten Verluſt gemacht? nicht die, welche geſtorben, die werde der Herr als die Getreuen über vieles ſetzen, ſondern ſie, welche den Getreuen verloren, welche nun für immer deſſen Fleiß und Kunſt entbehren müßten. Bei Leben ſollten ſie dieſelben in Ehren erhalten, damit ſie ihnen am Leben blieben. Sie ſollten es ihm glauben, er rede ja nicht aus Eigennutz, er habe ja keinen Bruder mehr, der Doktor ſei, keinen Neffen mehr, keinen Sohn, dem dieſe Rede fruchten könnte, ſie ſeien hingegangen, wohin er bald ſelbſt hingehen werde. Darum ſollten ſie ſeiner Worte gedenken, ſie ſeien an des Grabes Rand geſprochen, und der letzten Worte eines Menſchen pflege man zu gedenken, und dieſes werde wohl auch ſein letztes Wort an eine verſammelte Gemeinde ſein. Und ſei er einmal heimgegangen, ſo wolle er den Vater bitten, daß er ihnen allen den Geiſt der Wahrheit gebe, den rechten Tröſter, der ſie in alle Wahrheit leite, ſie ſcheiden lehre Wahrheit und Trug, ſie unterſcheiden lehre wohlberedte Betrüger von treuen Wohlthätern, und daß er dieſe aufrecht erhalten möge, wenn Menſchen ſie vergeſſen, ihr Beruf ſie erdrücken wolle.

So ſprach der alte Mann und je länger er ſprach, um ſo mehr erhob er ſich über die eigenen Gefühle, um ſo klarer tönte ſeine Rede.

Als er geſchloſſen, ſtrömte die Menge zu der geöffneten Thüre fort, verlor ſich in Wirthshäuſer, oder zu wohlthätigen Menſchen, wo ein Tropf Suppe ohne Batzen zu haben war.

Am noch halb geöffneten Grabe aber ſtund ein junges Weib und weinte ſchmerzlich. Als der Sarg verſenkt ward, war es am äußerſten Rande des Ringes geſtanden, hatte das Grab nicht geſehen, bloß das Raſſeln der Erde gehört. Als es am Grabe geſtanden war in ſtillem Weinen, entfernte es ſich, hielt nirgends ſich auf, verließ den Ort. Es war Meyeli geweſen. In trübem Nebel, trübem Sinnen, wanderte es der Heimath zu. Es war ihm nicht, als ob ein Menſch ihm geſtorben, ſondern als ob ein Licht ihm untergegangen und als

ob es jetzt mit Jakobli und Kindern in dunkeln Aengſten wandern müßte ſeinen Lebensweg. So ging es lange fort, achtete ſich nicht Steg noch Weg, und niemand ſtörte es in ſeinem Sinnen, es war, als wanderte es in einer ausgeſtorbenen Welt. Da war es ihm, als hörte es etwas über ſich, raſche, ängſtliche Töne. Es ſah auf. Vor ihm ſtand das Pfarrhaus zu Gutmüthigen und noch einmal erklangen die Töne. Da ſah es am trüben Fenſter Sophie ſtehen, ſah Sophie winken mit dem Finger. Meyeli erſchrak faſt, wandte ſich aber ſogleich der Thüre zu. Sophie öffnete ſie, Meyeli bot die Hand, laut ſchluchzten beide, Meyeli trat ein, hinter ihm ſchloß ſich die Thüre. Als es Abend ward, die Lichter angezündet wurden, viele Leute heimgekehrt waren, kam Jakobli ins Dorf und fragte Meyeli nach. Heimgekehrt war es nicht und niemand wollte es geſehen haben.

BIBLIOTECA PUBLICA MONASTERIO

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Dreiundzwanzigster Band.

Berlin, 1857.

Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein

Sylveſter-Traum.

Zum Könige der Erde hat Gott den Menſchen geſetzet. Zum Sklaven des Irdiſchen wird der Menſch und weiß es nicht und träumt es nicht, bis er erliegt des ſelbſtgewählten Tyrannen erbarmungsloſer Tyrannei.

Wenn am Himmel unbedeckt die Sonne ſteht, Licht und Wärme ſtrahlend, ſo erglänzt die Erde, ihre Züge verklären ſich, fröhliches Lächeln, reiches Leben ſtrömt ſie aus. Birgt die Sonne ſich, ergießt aus ſchwarzer Wolken ſchwerem Schooſe der Regen ſich, ſo erbleicht die Erde, ihre Züge verdüſtern ſich, zur trauernden Wittwe wird ſie, unterm ſchwarzen Wittwenſchleier rinnen ihre Thränen.

Das Schickſal, ſeine Lebensverhältniſſe, nennt der thörichte Menſch ſeine Lebensſonne. Ja, wenn dieſe Sonne hell und heiter am Himmel ſteht, aus ihrem Füllhorne Liebe, Reichthum ſpendet, volles Licht wirft auf den Lebensweg, ja, da ſtrahlt in Freude und Glück der Menſch, ſprüht in feuriger Lebensglut fröhliche Funken rings um ſich, dem glühenden Eiſen gleich. Aber wie das Eiſen kalt und hart und ſchwarz wird, wenn des Ofens Glut nicht mehr über ihm iſt; wie die Erde bleich wird und finſter, wenn die Sonne nicht mehr ſtrahlet über ihr, ſo geht es auch dem Menſchen, deſſen Schickſal ſeine Sonne iſt. Verdunkelt ſich dieſes, flieht die Liebe, ſchwindet der Reichthum, verſchlingt die Erde wieder, was ſie gegeben, dann erlöſchen Glut und Freuden, düſtere Sorgen umlagern das Gemüth, bitteres Weh träufelt aus den Augen, dumpf und einförmig rauſchen durch das Leben die Klagen der nutzlos trauernden Seele.

Ein unbewölkter Himmel wölbte sich über meiner Wiege, eine heitere Sonne strahlte einen heitern Sinn mir ins Herz hinein. Freundliche Eltern erfreuten sich meiner, schmückten meine Tage, mein Frohsinn zog die muntere Jugend an und Freunde ketteten sich an mich. Die ganze Welt lächelte mich an, bestreute meine Bahn mit Blumen, und diese Blumen wurden zu süßen Mädchenaugen, und das süßeste dieser Augenpaare grub sich mir ins Herz hinein, siedelte als meine Geliebte darin sich an, und die Geliebte ward zum Weibe, und wohnete nun in meinem Hause, und das Haus ward mir zum Himmel. Kleine Engel bevölkerten ihn, und kein dunkler Schatten fiel auf das Haus, keine Schlange schlich sich ein, kein Engel mit dem Flammenschwerdte jagte Gefallene aus.

Aber plötzlich hob sich eine schwarze Wolkenwand und trat vor meine Sonne, und in dieser Wolke saß der Tod, und diese Wolke stund still über meinem Hause, wollte nicht weiter, und Haupt um Haupt schlug mir der Tod, und als keines mehr zu schlagen war als das meine, da wollte der Tod das meine nicht, er eilte weiter. Aber über meinem Hause ließ er die Wolke stehn, und keine Sonne sah ich mehr, kein freundlicher Blick gab mir Licht, gab mir Kraft.

Wenn Gewitter schwarz und drohend heraufquellen am Himmel, der Sturm sie peitscht mit mächtiger Hand, Blitze durch die Nacht zucken, der Donner durch den Sturm brüllt, der Sturm den Donner übertoset, so flammen Hütten auf, Leben gehen unter, Ströme brausen durch die Thäler und bebend betet der Mensch: Vater, schone, rechne nicht nach meiner Schuld! Und es schmettert in die Bitten der Donner, um die bebenden Lippen zucket des Blitzes Schein, und ein bebend Laub zittert der Mensch in der Elemente Sturm und fühlt es wieder, daß er ein ohnmächtig Sandkorn ist in des Schöpfers Hand. Aber weiter, über des bebenden Beters Haupt, toset der Elemente Schlacht. Die Donner verrollen, die Blitze verleuchten, im Westen hebt der Vorhang sich wieder,

hell lächelt die Sonne, und je heiterer sie lächelt, um so schwärzer wird die fürchterliche Wolkenwand im Osten; aber sie senket sich tiefer und tiefer und um ihren schwarzen Scheitel legt sich der wunderbare Kranz, aus himmlischen Farben gewoben, der uns verkünden soll, daß des Himmels Pracht und Freude der Erde Nacht und Elend umranden. Dann flieht die Angst, froh sehen Jung und Alt zum himmlischen Bogen auf, rühren neubelebt im Sonnenlicht die wackern Hände und fühlen es erst, wie beten und arbeiten so nahe beisammen liegen, so treu sich einen.

Solcher Art sind die meisten Gewitter in der Natur, solcher Art die meisten im Menschenleben, es erlebt sie jeder. Seine Sonne verdunkelt sich, der Sturm brauset über ihn, ein Gewitter entladet sich über ihm, drohet ihm, schädiget ihn, schlägt ihn nieder; aber die dunkle Nacht enteilet, die Wolken senken sich, die Sonne bricht durch, es richtet der Mensch sich auf; die Kräfte kehren wieder, die Wunden heilen. Heiter wird ihm der Himmel wieder, ein gekräftigt Leben strömt durch seine Glieder.

Doch andere Gewitter giebt es auch.

Ein Wetter saust daher, ein anderes stürmt ihm entgegen, ein drittes eilt dem ersten nach, durch einander zucken die Blitze, in einander rollen die Donner, rund um stürmt der Sturm, auf eine Stelle gebannt tobt die Gewitterschlacht, die Donner verstummen nie, die Blitze erlöschen nie, zerborsten ist die ungeheure Wolkenschaar, Hagel schlägt nieder, Wasserströme ergießen sich, die Erde zittert, erschlagen liegen die Bäume des Waldes, das Korn im Felde, im Sumpfe der Schilf und laut donnert die Fluth durch die Wiesen. Da betet wiederum der Mensch, schaut nach der Hand, welche die Wolken zerreißt, die Sonne scheinen läßt, den Bogen der Gnade baut; aber die Hand kömmt nicht, die Wolken zerreißen nicht, die Donner verstummen nicht, die Blitze erlöschen nicht, die Ströme versiegen nicht. Auf die Erde kniet das

Gewitter nieder, foltert mit Feuer, mit Waſſer, mit Sturm die Erde, die drei ſind eins geworden, wollen los werden der Erde, die ſie nähren und kleiden ſollten; und ermattet das Feuer, ſchweigt erſchöpft der Sturm, die Wolken bleiben liegen auf der Erde trüb und ſchwer und gießen ihre Fluthen über ſie aus ſonder Unterlaß. Und die Erde ſtöhnt, ihre Kräfte gehen aus, ihre Früchte ſind längſt dahin, hoch auf ſpritzen die Waſſer, und noch immer ſäumet das Gnadenzeichen, der ſchwarze Wolkenberg zerreißet nicht, will ſich nicht randen: will wohl Gott der Erde Untergang?

So hat der bange Menſch ſchon oft gefragt, noch hat ihn Gott nicht gewollt.

Aber über dem Leben manches Menſchen ſtand ein ſolches Gewitter und der Menſch ging unter. Das Gewitter ſtockte über ihm, ſchlug Schlag um Schlag auf ihn ein, ſchlug ihn nieder, legte auf ihn ſich nieder, gönnte ihm keinen Augenblick mehr, folterte ihn in grauſicher Grameznacht und brach ihm das Herz, hemmte endlich des längſt gebrochenen Herzens Schlag und warf ihn in Grabesnacht. So ging es manchem Menſchen, der gegen ſolche Gewitterwuth keine Hülfe wußte.

Ein ſolches Gewitter hatte zornig über mich ſich gelagert, und der Tod war in mein Haus gebrochen einem gierigen Wolfe gleich. Die Eltern hatte ich zu den Todten gebettet, zu ihren Häupten legte ſich mein Weib, rings um ſie, ein Kranz weißer Todtenblumen, ſchliefen meine Kinder, welche die Mutter ſich nach gezogen. Weiter hin ruhte mancher Freund, und die noch lebten, flohen mich einem Todten gleich. Meine Seele war in den Gräbern, wohin meine Sonne niedergegangen war; für das Leben war mir der Sinn ausgegangen und auch für die Lebendigen. In meinem Hauſe fand ich keine Ruhe, aber auch keinen Troſt in den Gräbern, ich lebte ein Scheinleben, in ſeiner Schauerlichkeit ähnlich dem Scheintode.

So war bald ein Jahr vergangen, ſeit die letzte Blume

mir abgeblühet war, und noch waren meine Augen dunkel, noch keinen Sonnenblick hatten sie aufgefangen und mir ins Herz getragen. Unbemerkt glitten die Tage an mir vorbei, unbewußt regierten mich frühere Angewöhnungen; dumpf lag der Schmerz über mir, kein Reiz regte mein Leben auf.

Der Winter war gekommen in ungewöhnlicher Milde, noch war das Gras grün in den Wiesen, Blumen blühten in den Baumgärten, an sonnigen Abhängen reiften Erdbeeren. Aus dem öden Hause lockte mich unwillkürlich die warme Sonne, lockte mich an den Gräbern vorbei ins Feld hinaus weiter und weiter. Fast war es, als ob die mildeweiche Wintersonne, wie leise Liebesworte, sich schmeichle bis ins Herz hinein. Der dumpfe Schmerz ward zur wohl empfundenen Wehmuth; ein gebundener Quell löste seine Bande, drang durch die kalten steinernen Wände, die ihn umschlossen hielten, rann mir wieder hinauf ins trockne Auge und volle schwere Tropfen, wie sie im Frühjahr fallen als Boten des wiedergekehrten Lichtes, rieselten zum weichen warmen Boden nieder, Liebesgrüße, Perlenschnüre, die ich den Meinen da unten sandte. Die da unten aber empfangen freudig die Boten, und es wurzeln die Perlen, blühen als köstliche Blumen empor, funkelnde Diamanten tragend in ihren Kelchen, bringen Zeugnisse, das Leben sei bei denen, um die wir weinen, bringen diamantne Proben aus dem wunderbaren Diamantenfelde, das denen aufwächst im ewigen Leben, die hier reine Thränen weinen, das als ewiger Schatz in himmlischer Blüthenpracht sie erwartet, wenn sie getreu bleiben bis ans Ende.

So wanderte ich in milder Wehmuth und stillem Sinnen, bis meine Füße keinen Weg mehr fanden, niederes Gebüsch meine Schritte hemmte.

Ich stand auf eines waldigen Hügels Rand, vor mir lag das prächtige Aarthal, durchströmt von der klaren, blauaugichten Aare, der schönen Berner Oberländerin, die, eine bald sittige, bald muthwillige Braut, ihrem berühmten Bräu-

tigam, dem mächtigen Sohn der Graubündner Berge, dem edlen Rheine entgegen zog, reichen Brautschatz mit sich führend. Dem edlen grünen Schweizer Rheine gattet sich die schweizerische Maid. Und der edle Rhein, um den Deutsch und Welsch sich streiten, will Schweizer bleiben. Wohl sprudelt er in mächtiger Thatkraft über unsere engen Gränzen, dient freundlich manchem Herrn: aber wenn die üppige Meeresfluth ihm ihre riesigen Arme entgegenstreckt, sich mit ihm gatten will, so birgt der edle Rhein lieber sein edles Haupt im Sande, ehe er Name und Eigenthümlichkeit in der zornigen Umarmung begräbt. Abschied nehmend, Segen empfangend, Segen wünschend drängen freundliche Dörfer sich an die dahinziehende Braut und grüne Matten umschlingen die Dörfer, und muntere Bäche rauschen durch die Matten und viele Kirchthürme, ernst und fest, erheben sich im Gelände, dem Menschen zur Mahnung: daß nicht alles fließen, rauschen, verblühen solle auf Erden, sondern fest und gleich, Sommer und Winter, der Sinn bleiben solle, der von oben stammt, nach oben strebt, in jedem Menschen wohnen solle, wie im Dorfe der Kirchthurm steht.

Um mich schlangen der Solothurner und der Berner Gebiete ihre Arme in einander, wie zwei Schwestern, von Einer Mutter geboren, die sich nicht lassen können, auch wenn jede zu einem eigenen Mann gekommen.

Hinter mir lag der heimelige blaue Berg, halb Berner halb Solothurner, hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigene Hand aufgemauert hat als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserem Sinn, zwischen ihrem Lande und unserem Lande. An dessen Fuße mir zur Rechten lag das uralte Solothurn, aber nicht altersgrau, sondern heiter und jungblütig. Unter mir zur Linken, an des Berges Wange hing der Pipine zerfallene Burg, wo kein Karlshof mehr gehalten wird, Lust und Minne nicht mehr in kaiserlicher Herrlichkeit emporsprudeln werden, während in der

armüthigen Hirten Gedächtniß das Andenken an des großen Kaisers Hoflager nicht erlöschen wird.

Vor mir zur Rechten, aber jenseits der Aare, lag die wollüstige Wasservogtei der Solothurner, mit ihren klaren Bächen und schmutzigen Dörfern, mit dem schweren Boden und den leichten Menschen.

Zur Linken lag der Berner kornreiches Gebiete, wo man so weite Beutel findet, wie selten sonst im Lande, und oft so enge Herzen, wie allenthalben anderwärts, und Wangens Thürmlein und Aarwangens festes Schloß ließen mich rathen, welcher Sinn der mächtigere gewesen in der Berner Gebiete, der, welcher Schlösser festigt, oder der, welcher Thürme an die Kirchen baut.

Das freundliche, üppige Gelände stieg allmählig empor und ward zu der hehren Terrasse, die Gottes selbsteigene Hand sich auferbaut im Schweizerlande; die von Stufe zu Stufe zu den riesigen Palästen führt, welche über die Wolken reichen, auf welchen der Herr thronet in feurigen Wettern, in freundlicher Abendröthe, deren wunderbare Majestät die Seele mit Staunen füllet, die dem Gemüthe zu Tempeln werden der Anbetung. Diese eigenthümlichen Gotteshäuser sind des Schweizers Himmelsleitern, auf denen auf und nieder steigen die Engel des Friedens und des Vertrauens, auf denen er selbst emporsteigen soll zu dem, der ihm nicht nur Engel sendet, sondern mit selbsteigener Hand ihn schützet und wahret.

Diese Herrlichkeit lag vor mir, verklärt in goldenem Sonnenschein.

Unten regte sich ein emsig Leben, die Häuser glichen Bienenstöcken, bei denen das Aus- und Eingehn kein Ende nimmt. Eine wilde Jugend tummelte sich auf den Straßen, um die Häuser wurde emsig gekehrt und eifrig die Bänke gereinigt. Es wollen die Berner reine Häuser, vor allem am Sonntag, damit, wenn der Herr Heerschau hält über seine Knechte, er einkehre ins reine Haus mit seinem Segen sie;

wollen diese reinen Häuser sich selbst zum beständigen Wahrzeichen, daß rein auch die Herzen seien, damit der Herr einziehe ins reine Herz mit seinem Geiste, so wie ins reine Haus mit seinem Segen.

Da klangen über das geschäftige Gewimmel die Glocken, aus allen Thürmen begegneten ihre Klänge sich, und in ihren reinen Tönen schien der Menschen Treiben sich zu läutern, zu heiligen. Feierlicher bewegten sich die Frauen, ordnend und reinigend; feierlicher schaute die Landschaft mich an. Die Töne verhallten nicht, aus immer weitern Kreisen schwoll der Glocken Geläute heran, schwoll in ernsten Weisen als gewaltiger Lobgesang zum Himmel auf. In den ernsten Lobgesang brauste der wilden Jugend Jubelruf, die sich zu den Thürmen drängte zum ständigen Glockengeläute, die die Kirchhöfe füllte, oder in verwegenen Spielen Luft machte der Luft in ihrer Brust.

Ich wußte nun, es war Sylvesterabend, das scheidende Jahr ward zu Grabe geläutet, und eine ganze Stunde lang riefen alle Glocken den Menschen mahnend zu: Zu eilen und nicht zu säumen, dem scheidenden Jahre mitzugeben in sein Grab, was Haus und Herz beschwert, was Haus und Herz verunzieret, was des Herzens, des Hauses Frieden stört; ihm mitzugeben Zeugnisse unseres Thuns, damit, wenn Gott es rufet vor seinen Thron zur Rechnung, es auch unsere Namen aufgeschrieben habe bei den Namen derer, die ihre Tage mit Weisheit gezählet und mit Fleiß bestellt das Ackerfeld, auf dem die ewigen Schätze wachsen.

Nicht ungehört verhallten die Töne. Manch Auge schaute mit Ernst in sich hinein, manch Herz wogte auf in heiliger Andacht, und ernste Männer und sinnige Frauen sah ich durch die Massen schreiten, sorgfältig Gaben suchend zu Pfändern der Versöhnung, zum Zeichen, daß im neuen Jahre die alte Liebe die gleiche bleiben solle.

Ich aber hatte niemanden etwas zu bescheeren, nichts zu

bereiten auf den folgenden Tag; öde war mein Haus, und meine Liebe ward auf Erden nicht mehr neu.

Wehmüthig ſchaute ich hinab ins Gewimmel, horchte wehmüthig den herauf quellenden Tönen, aber immer mächtiger drängten ſich aus dem Hintergrunde meiner Seele die Bilder der Vergangenheit. Leiſe ſank zwiſchen Auge und Seele der Schleier, der beide von einander ſcheidet.

Es ſieht das Auge, aber die Seele empfängt ſeine Bilder nicht; ſie zeuget eigene Bilder und ſchaut ſie an mit dem Auge, das noch niemand geſehen. So geſtaltet ſich ein ſeltſam Leben, es iſt nicht Traum, nicht Wachen, es iſt ein Weilen in ſelbſterſchaffenen Welten.

In meiner Seele gingen die vergangenen Sylveſtertage auf mit all ihren Freuden. Ich ſah den friſchen Knaben wieder, an dem freudetrunken der Eltern Augen hingen; ſah den Reichthum der Liebe, die ihm ward; ſah der Eltern Glück ſich ſpiegeln in ſeinem Glück. Die Gefühle jenes Sylveſterabends kamen über mich, wo mein Ahnen mir zur Gewißheit ward; wo mir aufging in ſüßer Liebe der heilige Tempel eines reinen Mädchenherzens, geſchmückt mit den wonnereichen Gebilden der Liebe; wo mir der Altar aufgerichtet ſtand, und darauf das Feuer brannte, das nie erlöſcht in eines treuen Weibes Seele; wo ich zum Gott auf Erden ward, weil ich vernahm, daß mein eine Seele ſei.

Aber höher auf ſchwoll mein Glück. Es kamen die Sylveſtertage, wo ich Tannenbäumchen rüſtete, ſie ſchmückte mit goldenen Nüſſen, mit Händen voll Geſchenke an die Wiegen meiner Kinder trat, das Beſcheeren vergaß, und nicht ſatt wurde, zu ſchauen, wie ſie ſo friedlich ruhten, heiteres Lächeln um ihre roſigen Geſichtchen ſchwebte; wie ſie die Aermchen ausſtreckten, weil ſie im Traume Vater und Mutter ſahen, und Vaterluſt und Vaterfreude quollen immer wärmer in mir auf. Und wenn ein Vater ſo recht ſeiner Kinder ſich freut:

bebt ihm da nicht seine Stimme? sein Auge, füllt es sich nicht aus dem Borne der Freude?

Als die Thräne, das Kind des schönen Bildes in meiner Seele, ins Auge trat, erkaltete sie schnell, ein Kind anderer Welt im kühlen Abendwinde. Ihre Kälte weckte mich, der Schleier hob sich wieder: ach! ich war alleine, verronnen waren meine goldenen Tage. Ich saß allein auf einem Hügel überm Aarethale, ein Käuzlein strich an mir vorüber, eine an warmer Quelle verspätete Schnepfe streifte an dem Waldesrand, aus dem geheimnißvollen blauen Grunde traten die Sterne, diese Räthsel Gottes, die kühnen Schiffer auf dem blauen, unendlichen Meere; sie rückten freundlich dem Schwesterchen Erde zu, als wollten sie es ermuntern, zu glauben und zu vertrauen dem gewaltigen Steuermanne, der mit leisem Ruderschlage Welten lenket und die Menschen steuert dem sichern Ufer zu, wo die Stürme schweigen, die Fluthen sich ebnen, die Irrwege nicht mehr sind.

Nichts zog mich heimwärts; aber die übliche Stunde der Gewohnheit rief, ich folgte. Dunkel war es auf Erden, voller Sterne waren die Wege, und immer zahlreicher traten an des Himmels Rand die Sterne, als ob sie den stolpernden Wanderer betrachten wollten, der so mühselig seine Glieder schleppte. Der junge Mond lag hinter einer Wolke, aus dem dunkeln Grunde hob sich eine finstere Masse: es war mein einsames Haus, und schwärzer als alles, ausgebrannten Augen gleich, starrten die Fensterhöhlen hinaus in die Nacht. Hinter keinem Fenster schimmerte Licht, kein düsteres Lämpchen flimmerte durch die Gänge, kein Leben regte sich in den Mauern, stumm, traurig stand es vor mir.

Unheimlich rasselte im Schlosse der Schlüssel, schauerlich knarrte die Thüre, meine Schritte hallten wieder, vom Dache herab kam es wie ein Echo, oder wanderte von dorther mein Doppelgänger mir entgegen? Er kam nicht, es war stille oben wie im Grabe, keine Thüre sprang auf, keine Beinchen

liefen mir entgegen, keine Aermchen ſchlangen ſich um meinen Hals, Alles war todt, hier war niemand mehr, draußen ruhten ſie. Ich öffnete Thüre um Thüre, trat von Zimmer zu Zimmer; es war, als müßte ich jemand finden. Aber es war niemand da. Ich fand die Betten, in denen ſie geſtorben; die Seſſel, in denen ſie die letzten Tage geruht: aber niemand war darin. Da ward es mir ſo recht weh im Herzen; es war mir, als wäre ich der letzte Menſch auf Erden, möchte ſterben und könnte nicht, müßte alleine bleiben im öden Hauſe, in der öden Welt. Immer inniger faßte mich das Heimweh nach den Meinen; es war, als riefen ſie mich: deutlich hörte mein Herz ihre Stimmen. Ich trat ans Fenſter, horchte hoch auf, aber keine Töne vernahm mein Ohr. Dünne Mondesſtrahlen ſchimmerten im Fenſter, ſchwammen an mich hin; im Herzen häkelten ſie ſich an und zogen mich und riefen mich aus dem öden Hauſe, dem Sarge meiner Freuden, hinaus ins Freie, wo am duftigen Himmel des Mondes ſchmale Sichel liebängelte mit der Erde, während einzelne Strahlen geheime Gänge gingen, geheime Botſchaften bringend aus einer andern Welt. Und dieſe hellen Geiſterboten riefen mich und zogen mich dem gottgeweihten Hauſe zu, welches unter den Häuſern iſt, was unter den Tagen der Sonntag, das reine und heilige, das nur zu Gott geweihtem Werke die Menſchen empfängt, außer deſſen Schwelle jeder laſſen ſoll irdiſches Sinnen und irdiſche Sorgen, über deſſen Schwelle jeder heimnehmen ſoll kindliche Liebe und göttliche Kraft. Um dieſes Haus ruhen in weitem Kreiſe alle, welche auf den ihr Vertrauen geſetzet, auf deſſen Name ſie getauft wurden in dieſem Hauſe, in welchem ſie Treue geſchworen dem, der ihr Vater zu ſein verhieß. Als ihr Leben erloſch, als die Ihren nichts mehr an ihnen thun konnten, als weinen um ſie, da betteten ſie dieſelben vertrauensvoll um dieſes Haus als in die Obhut des Herrn, deſſen Kraft und Herrlichkeit das Leben ſchafft und mit neuem Leben die Todten krönen will. In ſilbernem Glanze ſchim-

merte der Acker, auf dem in Schwachheit geſäet wird, was in Herrlichkeit auferſtehen ſoll. Ein geheimnißvolles Wehen umfloß mich; die ſüßen Schauer der Kinderzeit, wenn Mährchen und Sagen Kunde brachten aus einer andern Welt, ſtiegen in mir auf, und mit leiſem Zagen ſetzte ich mich auf meines Weibes Grab. Es war mir, als ſollte ich etwas erwarten, als nahe ſich mir eine verhängnißvolle Stunde; aber ſtille blieb es und friedlich, unbewegt ruhte auf den friedlichen Gräbern der ſtille Glanz. Es ſtiegen in mir Gedanken auf: ob nicht da unten die harten, ſchwarzen Scheidewände zwiſchen meinen Begrabenen eingefallen ſeien; ob ſie nicht da unten ſäßen in hell geſchmücktem Raume, in verklärtem Gewande, des himmliſchen Friedens ſich freuten, des Vaters harrend und ſeines Rufes zur Auferſtehung; ob ſie nicht meiner gewärtig ſeien, kein Zugang für mich in die hellen Räume? Ich ſtrengte meine Augen an, aber in der Gräber Schoos ſah ich nicht; zwiſchen mir und ihnen lag die harte, ſchwarze Thür aus kalter Erde, die alle Gräber ſchließt. In dieſer Anſtrengung ward mein Auge mir ſchwerer und immer ſchwerer, eine Laſt ſenkte ſich auf daſſelbe, ſchloß es mir unwiderſtehlich, und vor meine Sinne ſchob ſich der Riegel, welcher Welt und Menſch trennt, und in des Schlafes Bande ward mein Leib gebunden.

Da begann es gar ſeltſam in mir ſich zu regen: ein leiſer, warmer Hauch wehte über mich; wie warme Küſſe brennen, glühte es in meinem Innerſten. Wie es der Lilie werden muß, wenn der erſte Sonnenſtrahl ſie trifft, ihre Blätter ſich entfalten, ihr Kelch dem Lichte von Oben ſeinen reinen Schoos erſchließt, ſo ward es mir. Eine verſchloſſene Thür ſprang auf, eine wunderbare Kraft, keinem der fünf Sinne vergleichbar, die ich denn doch das verſchloſſene Auge des Geiſtes im Leibe nennen möchte, ward ihrer Feſſeln entbunden, von ihren Hüllen frei. Licht war es um mich, in reinem Lichtmeere ſchwamm ich, Lichtwellen wiegten mich ſanft und ein

unnennbares Wohlsein durchströmte mich. Das geöffnete Auge gewöhnte sich an des Lichtes Fluth, gewann an Schärfe und allmählig erhielten die silbernen Fluthen bestimmtere Gestaltungen. Zum wunderherrlichen Garten ward die Welle, die mich trug, und Blumen, die ich nicht beschreiben kann, sproßten um mich auf, und duftende Pflanzen beschatteten mich, und süße Töne, Gesänge aus der Himmelshöhe umquollen mich.

Und wie ich in wonnigem Entzücken mich wiege, strömt eine helle Welle heran, und aus der Welle tritt eine Gestalt, aus Sternenglanz und Blumenduft gewoben, schwebt in meine Arme. Des Wiedersehens Wonnen durchrieselten mich, mein Weib hatte mich umfangen. Wohl lag im Staube ihre irdische Hülle, aber ihrer Seele eigene Schönheit hatte sich verkörpert wunderbar, unnennbar, aber kenntlich alsobald. Andere Wellen, strahlenden Kähnen gleich, wogten herbei, brachten mir Vater und Mutter; sie hießen den theuren Sohn willkommen in ihrem Lande und freuten sich seiner auf himmlische Weise. Da beugten himmlische Rosen sich über uns und aus den Rosen lächelten süße Kinderaugen, blühten Engelsköpfchen auf, entfalteten ihre Flügel, lösten sich ab, flatterten mir zu und freuten sich des Vaters.

Da trank ich Seligkeit aus vollem Becher in vollen Zügen. Und jubelnd erzählten die Meinen, wie mein treues Sehnen sie gesehen, und wie sie den Vater gebeten, daß er dieses Sehnen nicht zum Grabe des Leibes und der Seele werden lasse. Da hätte Gott den Kindern Großes vergönnt: den Vater herauf zu holen ins Reich der seligen Geister, ihn empfinden zu lassen der Seinen Seligkeit, und im Bade der Seligkeit ihn zu heilen vom todbringenden Weh. Da seien die Kinder gekommen als lichte Mondesstrahlen, hätten mich gezogen dahin, wo Gott den Todten Leben giebt. Da hätte der Engel, der den Schlüssel hält zum Allerheiligsten im Menschen, zu dem Auge, das unter sieben Siegeln verschlossen ist, mich emporgetragen ins Reich des Lichts und das Auge

mir aufgeschlossen. Und dieses Auge öffnete sich immer weiter, und viele freundliche Augen sah ich auf uns ruhen, sich freuen unseres Glücks. Viel hehre Augen leuchteten auf mich nieder, Augen, wie sie sein müssen, wenn sie leuchten wollen durch ganze Welten hinaus in die weite Ewigkeit.

Und immer weiter drang das Auge, immer weiter verkörperten sich die silbernen Wellen des Lichts und zahllose Geister sah ich wallen. Alle in gleicher Schöne und jeden doch in eigenthümlicher Gestaltung. Die Einen schienen aus reinem Lichte gewoben. Andere schimmerten in Rosenduft, die Dritten schwammen im blauen Glanze des Aethers, die Vierten strahlten in goldenem Licht. Und wie mannigfach die Färbung war, so erglänzten jugendlich die Einen, während Andere strahlten in unaussprechlicher Würde; aber Alle waren getaucht in unverwestliche Herrlichkeit. Wenn auch die Zahl der Jahre, welche die Geister auf Erden durchlebt, in ihrer Erscheinung erkennbar war, davon hing die Schöne nicht ab, nicht von der Jugend, nicht vom Alter, sondern von den Zügen der Seele, die auf Erden sich ausgeprägt. Und wie ich schaute durch die lichten Geisterfluthen, die in unzählbaren Mengen die Räume füllten; sah ich schwarze Streifen zucken durch sie hin, sah ich dunkle Schatten einzeln, schaarenweise ängstlich irren. Aengstlicher, als die Eule das Sonnenlicht, flohen sie das Licht; aber allenthalben verfolgte sie das Licht. Sie wollten sich bergen vor den lichten Geistern; aber nirgends fanden sie eine dunkle Decke für ihr dunkles Wesen. In verzweiflungsvoller Hast stürzten sie ins Weite; mein neues Auge drang ihnen nach, die Schauer der Ewigkeit durchbebten mich. Die Schranken, welche dem irdischen Auge gesetzet sind im Raume, sah ich gefallen oder in unendliche Fernen gerückt. Um mich sah ich Welten rollen, und wie man hier von einem Hause ins andere sieht, sah ich von einer Welt in die andere, sah in tausend Welten auf einmal, nahm wahr, was rings um mich sich regte, sich bewegte. Mit einem Blicke umfaßte

ich die Erde, die gar lieblich erglänzte, wie in des Mondes Silberschein; sah die Schatten der Paläste, sah hinein in die Fensterchen der Hütten.

Während ich Welten und Hütten sah, war ich bei den Meinen, koste mit ihnen, trank ungestört aus dem Becher der Seligkeit und war mir doch bewußt alles dessen, was in mein Auge drang. Aber wie Ketten und Bande war es von mir gefallen, die Gebundenheit in die Schranken der Sinne war gelöst und während Unendliches mein Auge faßte, genoß ich in voller Innigkeit das Sein bei den Meinen. Da begann ich zu empfinden die Allgegenwart Gottes, zu begreifen, wie Gott bei Allen sein kann und doch in voller Liebe bei jedem; ich erkannte die Wahrheit, daß des ewigen Lebens Anfang die Liebe ist, welche die Schranken des Herzens, das nur Eines fassen, denken, lieben will, sprengt, daß dasselbe Gott und seine Kinder in immer größerer Innigkeit zu umfassen vermag. Der hat schon auf Erden die Schranken der Sinne gebrochen, in dessen Herzen die Liebe eingezogen ist; erkennt es, wie man mit ganzer Seele sein kann bei dem Geliebten, den unsere Augen nicht sehen, unsere Ohren nicht hören; der erkennet es, warum Jesus die selig pries, die ihren Glaubenskreis über die Gränzen der Sinne ausgedehnt.

Ich war ganz dem Kinde gleich, das mit seinen Händchen nach dem Himmel greift; was Welten weit von mir sich bewegte, schien mich zu berühren; ich hatte noch kein Maaß für die Unendlichkeit. Es schien mir, als könnte ich mit dem Finger klopfen an die Fensterchen der Hütten auf Erden, wo jetzt ein eigenthümlich Schauspiel sich entfaltete.

Es war die heilige Stunde, in welcher Gott die seligen Geister zu den Ihren ziehen läßt mit reichen Geschenken zur Bescheerung auf's neue Jahr. Seine Schatzkammer hatte Gott ihnen geöffnet, dort konnten sie Gaben wählen, die sie den Ihren heilsam wußten, und strömten dann gaben- und wonnereich den Ihren zu.

Es war aber auch die fürchterliche Stunde, in welcher Gott die unſeligen Geiſter ihrer Haft entbindet; aber keine Schatzkammer öffnet er ihnen, keine Gaben bringen ſie, ja kein Laut war ihnen gegeben, kein Zeichen konnten ſie geben, ja nicht einmal einen Schatten warf ihr Weſen.

Der Drang der Angſt trieb ſie den Ihren zu, trieb ſie ins Saatfeld, das ihre Hände gepflegt; aber hier konnten ſie ſich nicht künden, konnten nicht warnen, konnten nur ſehen, wie die Saat aufging, die ihren Händen entfallen war, konnten nur koſten, wie bittere Früchte ſie trug den Ihren, den Menſchen. Aber wie ſie auch rangen, wie ſie ſich wanden, kein Laut entfuhr ihnen, kein Schatten entfiel ihnen, über die Kluft zwiſchen Diesſeits und Jenſeits war keine Brücke für ſie, keine Verbindung war ihnen gegönnt, kein Warnungszeichen. Es ſoll der Menſch glauben, wer Moſes und den Propheten und Höhern nicht geglaubt hat, der hat keine Stimme, ja nicht einmal einen Schatten, den Glauben der Seinen zu wecken.

Ihre markdurchdringende Qual durchſchauerte mich, aber ſtörte die Seligkeit der Meinen nicht; die Rathſchlüſſe des Vaters ſind ihnen nicht mehr verborgen, und was wir nur in einzelnen Erſcheinungen ſehen, das iſt ihnen offenbar in ſeinem ganzen großen Zuſammenhange. Ich aber konnte nur ſchauen, und was ich in der Heimath ſah, hat in klaren Bildern ſich eingeprägt in meine Seele, während die Bilder aus andern Welten meiſt in Nebel verſunken ſind. Einige dieſer Bilder will ich darzuſtellen verſuchen, die Fülle der ganzen Anſchauung wäre zu viel für die Schrift. Es war ein wunderbares Schauen in das Funkeln der Geiſter, die in ſeligem Verlangen der alten Heimath zuſtrömten, ihr wogend Heer durchzuckt von ſchwarzen Schatten, und wie in der Nähe der Erde der Strom ſich löſte, die glänzenden Gebilde ſich ſönderten, leuchtend und ſtrahlend, und gabenreich jeder der Stätte zu-

eilte, wo die Seinen weilten, wo er beſcheeren wollte mit Gaben aus den Schatzkammern des Vaters.

Mein Auge war bei ihnen, ſchaute mit ihnen durch die Fenſter der Hütten, der Paläſte, ſchaute der Geiſter Beſcheerung, ja ſchaute mit den Geiſtern in die Seelen der Menſchen und ſah die Gedanken und Traumbilder auf- und niederſteigen in denſelben. Aber was ich auf einmal ſah wie mit einem Blicke, das muß ich erzählen langſam eins nach dem andern; aus dem wogenden, ſprühenden Leben wird die Bewegung ſchwinden, und kalt und ſtarr vor die Menſchen treten, was ſo lebensreich mir in die Seele drang.

Drei Roſenknoſpen gleich ſchwebten allen voran drei Engelein, und ihre Freude leuchtete durch den ganzen Himmel. Einer armüthigen Hütte eilten ſie zu und weilten ſchwebend vor den trüben runden Scheiben der kleinen Fenſter. Ein mattes Lämpchen glimmte drinnen, ein dürftig Weib ſaß dabei und weinte, ſpann und netzte zum Spinnen im Augenwaſſer ſich den Finger. Hinten im engen Stübchen keuchte es ängſtlich, auf dünnem Bette lag in Fieberglut ein blaſſer Mann. Jetzt beugte ſich das arme Weib weinend über ihn und ſtärker rannen ſeine Thränen und feuchteten des armen Mannes trockne Lippen. An der Wand lagen in weiter Wiege drei magere Kinder in tiefem Schlafe, wie der Müde ihn ſchläft nach hartem Tagewerk, wie arme Kinder ihn ſchlafen können, die im Wachen der Hunger plagt. Zu ihnen trat die Mutter, und Liebe und Weh ſtritten in ihren Augen; ſie wollte ſie beſſer zudecken, aber das ſchmale Deckelein wollte ſich nicht breiter ziehen laſſen. Da zog wehmüthig die Mutter ihr Fürtuch ab, legte es über ſie, ſetzte ſich wieder ans Rad, ſpann und betete. Sie war zu arm, die Hände zum Vater zu erheben, die Hände mußten ſpinnen; aber ſie hatte ein gläubig, inbrünſtig Herz, das ſich zum Vater hob.

Sie bat gar brünſtiglich um Kraft, zu tragen; bat für den armen kranken Mann, für die armen armen Kinder, die

alles alles entbehren mußten, denen sie auch nicht einen Schimmer von Freude konnte fallen lassen in das Dunkel der Armuth. Da schwebten die Engelein über die betende Mutter und küßten ihre matten Augen, und sie schloßen sich leise, und leise sanken die matten Hände in den Schoos, ihr Herz aber blieb bei Gott, und der Vater tröstete sie und zeigte ihr, wie er denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit dienen lasse, ließ vor ihren Augen aufgehn ihre Zukunft, den Segen des Frommen auf Erden und jenseits die verheißene Herrlichkeit. Und während der himmlische Trost im Herzen der Mutter sich anbaute, schwebten die Engelein zu ihrem Vater, verjagten ihm die Fieberglut, wehten ihm Kühlung zu, brachten ihm den sanften, ruhigen Schlaf, und im Schlafe lag die Genesung. Als sie die Eltern erquickt hatten, da legten sie sich zu ihren Brüderchen und Schwesterchen und spielten goldene Träume in ihre Seelen, ließen dort aufgehn die hellste Sylvesterlust, die reichste Freude, und legten zur Freude fröhlichen Sinn, heiteres Hoffen, festes Glauben. Da rötheten sich die blassen Gesichtchen, der Schimmer der Freude verklärte sie, höher und höher schwoll die Lust und mitten aus dem Schlafe sprühte fröhliches Jauchzen. Da erwachte die Mutter und fühlte das Schaffen Gottes in ihrem Herzen, noch nie hatte ein Schlaf sie so gekräftigt. Sie nahm das Lämpchen und zündete nach dem Manne hin, sah die Fieberglut verschwunden, das Keuchen gesänftigt, sah die Genesung dämmern in den ruhigen Zügen, sah auf den Gesichtern der Kinder den Frieden Gottes, Lust und Freude. Da ging ihr die Ahnung auf, daß Engel Gottes in ihrer Hütte gewesen. Nun hob sie Hände und Herz auf zu Gott, dankte für die reichen Gaben, und gieng erkräftigt dem neuen Leben im neuen Jahre entgegen.

Liebreich wie helle Frühlings-Morgen, wenn säuselnde Winde mit den Blumen spielen, während die Sonne sich vermählet mit den strahlenden Perlen, die bei nahender Sonne vom Himmel kamen und in blühenden duftenden Brautbettchen

der Sonne harrten, ſah ich eine freudige Geiſter-Schaar, zuſammengeſellt, treuen Schweſtern gleich; ſah hier einen Engel leiſe ſich ablöſen, als ob er es heimlich thun wollte, mit einem ſüßen Geheimniß in der Bruſt, hier, wo kein Geheimniß iſt, hier, wo alles an der Sonne liegt. Das waren die treuen Herzen, die heimliche Liebe bargen in der Bruſt, wo das Geheimniß dem Geliebten verborgen blieb, die Liebe nicht geachtet ward, und doch treu blieb, ſich nicht verbittern ließ, in Milde und Liebe ausharrte bis ans Ende. Die ſchwebten voraus, als Engel Gottes zu verkünden, daß die Liebe, die rein bleibt, die ſich nicht in Haß verſäuert, wenn ſie auch nicht geſehen wird, nicht erwiedert wird, auf Erden keinen Lohn erhält, gekrönet werde mit der Krone des ewigen Lebens und getränket aus der Liebe reinſtem Borne. Sie ſchwebten nun ſchüchtern faſt und geheimnißreich, mit Gaben reich beladen, da hin, wo der wunderreiche Zug des Herzens, der alle Wege weiß, nie ſich irret, ſie führte. So ſah ich ſie ſchweben alleine, und zwei und zwei, ans gleiche Herz gebannt, oder zwei und zwei in ſchweſterlichem Vertrauen ihre Geheimniſſe ſich erſchließend; ſah ſie ſchweben, ſah ſie erglühen im weichſten Morgenroth, wenn ſie die Schranken des Hauſes durchſtoßen. In eifriger Haſt ſuchten ſie zuerſt die Wiegen der Kinder, liebkoſten ſie und herzten ſie mit himmliſcher Innigkeit, beſchenkten ſie mit himmliſcher Freigebigkeit, mit holdem Weſen und Gottes Huld. Dann nahten ſie ſich leiſe, ſonder Neid und Eiferſucht, mit der Liebe, die nicht das Ihre ſucht, den ſchlafenden Eltern, und Liebe ſtrahlte ihr ganzes Weſen, wie die Sonne leuchtet in goldenem Lichte. Ich ſah, wie ſie aus beider Herzen nahmen, was die Welt darin angeſetzt, hingelegt zwiſchen beide; ſah, wie ſie Frieden goßen in die Herzen und beſcheidenes Genügen, und Zufriedenheit mit Gott und Menſchen und den Sinn, der ſiebenmal ſiebenzigmal vergiebt in einem Tage. Und hatten ſie ſo reich beſcheert, dann küßten ſie Mann und Weib mit dem holden Geiſterkuſſe, und

beide lächelten im Schlafe, und in ihren Herzen erwachten Träume alter Liebe voll, und in diesen Träumen keimte ein neues Jahr voll Friede und Freude, aber keines wußte, wer ihnen das fried- und freudenreiche Erwachen bescheeret hatte; sie dankten es Gott und hatten Recht; an jenem Tage erst, wo nichts Irdisches mehr zwischen den Herzen ist, werden sie den Boten erkennen, der ihnen Gottes Gaben gebracht.

In großer Freudigkeit, in ehrwürdiger Schöne sah ich andere Schaaren ziehen; mild war der Glanz, der aus ihren Augen strömte. Ich sah, sie trugen den Segen Gottes in die Häuser der Menschen; sie kehrten in kleine Häuser ein, wo man Sparsamkeit zu Hause sah; sie kehrten in stattliche Gebäude ein, wo große Fülle sichtbar war. Sie segneten das Brod im Schreine, das Oel im Krüglein, die Kinder in der Wiege; sie segneten des Weibes Sinn, des Mannes Streben; sie segneten Aller Eingang, Aller Ausgang. Ich sah, wie der Segen Gottes sich niederließ und Wohnung machte und sichtbar ward in Allem und über Alle. Die da im Schlafe ruhten, ahnten nicht, wer sie besucht, was sie gebracht. Die, die arm waren auf Erden und nie einen Reichen beneideten; die viel bedurften, und immer zufrieden waren mit dem, was sie erhielten, nie noch mehr verlangten, wenn sie viel erhielten, nie zu wenig fanden, was der Karge ihnen gab; die mit dankbarem Herzen jeden Geber liebten, die hat Gott zu Trägern seines Segens auserkoren, hat ihnen die Gnade verliehen, hundertfältig zu vergelten das Gute, welches sie hier empfangen. Sie zogen nun mit Gottes Segen hin zu denen, die in reinem Sinn, aus guten Herzen Haushalter Gottes gewesen, viel gethan und es niemand vorgerücket; deren Rechte viel gegeben und es niemanden gerühmt, und ohne daß die Linke darum gewußt. Auch diese wissen nicht, wer Gottes Segen im Schlafe ihnen gebracht, kennen ihre Wohlthäter nicht, und werden es droben erst erkennen, wie Gott die Reichen durch die Armen lohnet. Nicht nur jene Engelchen, drei Rosen

gleich, welche Allen voraus die dringliche Noth der Eltern zog, ſah ich. Zahlloſe Kinderſchaaren eilten durch die Räume mit Gaben aus des Vaters Schatzkammern, um den Eltern zu beſcheeren, von denen ſie früher Gaben empfangen nach dem Maaße der elterlichen Liebe.

Unter den eilenden Schaaren ſtrahlte ein heller Knabe, in ungewohntem Fluge eilte er einem vereinzelten Hauſe zu; er hatte den Eltern noch nie Gaben beſcheert aus des Vaters Schatzkammern, wohl aber viele Freuden auf Erden; darum war auch die Wunde tief und nicht verharſcht, die ſein Heimgang geſchlagen. Jedes Haus, jeden Baum begrüßte er mit freudigem Nicken; aber er ſäumte nicht bei ihnen, vor ein helles Fenſter zog es ihn. Drinnen waren Vater und Mutter, und beide kämpften mit dem Schmerze. Sie ordneten die Beſcheerung, die ihren Kindern morgens werden ſollte, und wenn ſie zu dem Platze kamen, auf dem in andern Jahren des Geſchiedenen Beſcheerung lag, und wenn ihre Gedanken ſonſt ſich ihm zuwandten, ſo ward der Schmerz jedesmal neu, preßte die Herzen, füllte die Augen und lange wollte jedes ihn niederkämpfen, wollte ihn dem andern verbergen, aber ſie vermochten es nicht; ſie theilten ihn wie zwei treue Eheleute. Theilen ſie jede Freude, warum ſollten ſie den Schmerz nicht auch theilen, warum den gemeinſamen Schmerz ſich verbergen? nur der verdrückte Schmerz wird zum Gram und der Gram tödtet. Sie weinten über den leeren Platz, an dem ſie ſonſt den Liebling bedacht; dann ſtellten ſie eine weiße Roſe in deſſen Mitte, und wollten die Ruhe ſuchen, aber vom entſchlafenen Sohne wichen ihre Gedanken nicht. Da drückte ihnen mit ſanften Küſſen der helle Engel die Augen zu und wiegte ſie in Schlaf; dann erſchien er ihnen im Traume, wie ſie meinten, in verklärter Lieblichkeit und kränzte ſie mit der Gnade des Vaters, die denen wird, die nicht nur thun, was der Vater will, ſondern die auch tragen, wie der Vater will; die nicht nur nichts nehmen, ſondern die auch geben können,

und nicht nur Geld und gute Worte, sondern das Liebste. Er offenbarte ihnen, wie solches Tragen des Geschiedenen Seligkeit mehre und ein Zeichen sei, daß in den Herzen der Lebenden der letzte Feind besieget sei, der Tod. Wie er so Trost von Oben Vater und Mutter ins Herz gegossen, eilte er zu den Geschwistern und lachte freundlich in ihre Herzen hinein; legte zu der Liebe darin die holde Gabe, die Liebe zu bezeugen; legte zum Glauben an die Eltern die freundliche Zutraulichkeit, die den Glauben fruchtbar macht; legte jedem unters Kissen einen Schlüssel zu der Eltern Herzen, die den Kindern so gerne sich öffnen, denen kindliche Liebe, je älter sie werden, um so mehr wird, was den Pflanzen der Thau in der Sonne Brand. Und freundlich lächelten die Geschwister im Traume, gar süß waren ihre Herzen bewegt, sie streckten ihm ihre Arme entgegen, als wollten sie ihn umfangen für seine Gaben, als wollten sie ihm verheißen treuen Gebrauch derselben nach seinem Willen.

Nicht ferne schaffte ein kindlicher Engel ein ander Werk. In großem Hause waren oben und unten die Fenster hell, aber hinter den obern Fenstern wachte ein anderer Schmerz als hinter den untern, und zwischen beiden war eine kalte, harte Scheidewand.

Oben saß der Vater wach, finster sinnend, in der Hand das düstere Haupt; drunten lehnte weinend die Mutter über Dinge, welche der Tochter werth gewesen; suchte Trost in heiligen Büchern. Aber der Anblick der Andenken ließ neu bluten die Wunde, Thränen verfinsterten die Augen, löschten die Buchstaben aus, und wie eine schwarze Wolke die Sonnenstrahlen auffängt und es dunkel läßt auf Erden, so ließen sie den Trost der heiligen Worte nicht hinunter ins kranke Herz. Beide trauerten um ihr einzig Töchterlein, aber jedes einsam für sich. Jedes hatte seinen Schmerz anders gestaltet und diese verschiedene Gestaltung hatte die Herzen getrennt, war

wie eine Scheidewand zwiſchen die Herzen getreten, war zu neuem Schmerze geworden, ein neues Unglück.

Zu weich und thränenreich war dem Vater der Mutter Weh, zu trocken und wortkarg der Mutter des Vaters Trauer, und da hatten die Herzen ſich getrennt, die doch das gleiche in ſich trugen, aber auf verſchiedene Weiſe es an den Tag legten.

Zu dieſem Vater ſah ich die Tochter ſchweben; ſah, wie ſie vor ſeine Seele trat in herrlich entfalteter Lieblichkeit, ihn umfaßte mit kindlicher Innigkeit, ihm die ſüßeſten Namen gab. Da ward weich des ſtarken Mannes Herz, die Thränenquellen brachen auf, tiefer inniger Schmerz übermannte ihn; er verlangte, ſich auszuweinen, nach einem trauten Herzen: er ſuchte die Mutter.

Aber vor ihm war die Tochter unten, legte als kindliche Gabe der Mutter das Sehnen nach dem Vater ins Herz, den Vorſatz, ſich aufzurichten zum Tragen und Dulden nach des Vaters Sinne, zu verſchließen die Trauer in das geheime heilige Kämmerlein der Seele, welches der Menſch nur in heiligen Stunden betritt. Als nun ſo weichen Herzens der Vater die Mutter ſuchte, ſo aufgerichtet die Mutter ihm entgegentrat, da ſank zwiſchen ihnen die Scheidewand, ihr Schmerz floß zuſammen, ihre Herzen verſtanden ſich, und das Andenken an die geſchiedene Tochter ward zum heiligen immer grünen Tannenbäumchen, an dem ſie ſich alle Tage beſcheerten mit der Liebe wachſendem Verſtändniß; das ſie mit den Gaben ſchmückten, welche ſie dem Vater droben brachten; das ſie alle Tage ſchmückten mit kindlicher Ergebung und gläubigem Vertrauen.

Mit Kindern ſah ich viel tauſend Mütter wallen, die mit ihnen droben beim himmliſchen Vater waren; ſah, wie ſie ihnen zeigten den irdiſchen Vater, die irdiſchen Geſchwiſter, wie ſie beiden beſcheerten; ſah, wie ſie die Brücke ſchlugen für Mann und Kinder nach oben, wie ſie dafür ſorgten, daß das

Getrennte sich wieder finde, wie sie in Liebe verbanden, was im Leibe sich nie gesehen. Es war ein wunderbares Schauen, wie die lieblichen Engelein hell leuchtenden Sternlein gleich an der Hand strahlender sinniger Geister durch die Räume schwebten, der Heimath zu, durch die Fenster floßen in freudiger Luft.

So sah ich zwei Engelein und ihre Mutter ihren Vater finden, der auf weißem Bette schlafend lag, tiefen Ernst auf seiner Stirne, manche Frage bergend im fest geschlossenen Munde. Er hatte viel gesonnen, ehe er sich schlafen legte. Die vergangenen Tage waren an ihm vorübergegangen, die Gegenwart hatte sich ihm gegenüber gestellt; er hatte den Schöpfer manches gefragt, aber keine Antwort erhalten; er hatte sich selbst geantwortet, aber jede Antwort brachte ihm zwei neue Fragen. Dann war er zu den zwei Kindern getreten, die neben ihm friedlich und lieblich schlummerten; hatte neue Fragen gelesen in ihren Gesichtern, neue aus ihrem Schlafe, und wie er auch antworten mochte, neue Warum plagten immerfort seine Seele. Er hatte sich schlafen gelegt, aber der aufgeregte Geist war nicht gesänftigt.

Da schwebte über ihm die Mutter und brachte ihm seine beiden geschiedenen Kindlein, und diese erglänzten in himmlischer Freude und lächelten gar hold und süß hinein in des Vaters unruhigen Geist. Da war's, als falle ein Lichtstrahl in dunkle Nacht; von der Stirne schwand der Ernst, ein freudig verwundert Lächeln trat auf die Lippen. Und der mütterliche Geist kannte das Lächeln wohl und schwebte zu ihren irdischen Kindern, labte sich an ihnen und legte zu den beiden die zwei Engelein, und diese Engelein drangen in die Seelen ihrer Geschwister und schloßen dort in holden Träumen einen Bund für die Ewigkeit. Noch lag auf des Vaters schönen Zügen das vorige Lächeln, als die Mutter den Vater wieder suchte. Das Freundliche, das in seine Seele getaucht war, verklärte sie ihm nach und nach zu einem festen Traume,

der, eine unverwelkliche Blume, in ſeiner Seele haften ſoll, ſie zu ſchmücken und zu laben alle Tage.

Er wandelte in einem zauberiſch ſchönen Gefilde, an jeder Hand ein Kind, und ſeltſam freudig war ihm im Gemüthe, er wußte nicht warum. Da ſah er auf einmal drei herrliche Weſen vor ſich, aber er kannte ſie nicht; aber ſeine Kinder riſſen ſich los von ſeinen Händen, riefen: ach Mutter, Mutter! und ſtürzten in die Arme des himmliſchen Weſens, das in der Mitte ging. Jetzt gingen ihm die Augen auf, er erkannte ſein Weib und wußte nun, daß die beiden andern Weſen ſeine Kinder ſeien, die der Mutter in den Himmel vorangegangen. Da ging ihm große Freude auf und lange war es ihm, als müßte er ertrinken in dieſer Freude. Endlich hörte er, wie ſein Weib ſagte: ſie ſei gekommen, ihm zu danken für ſein treues Walten an ihren Kindern, und daß im Himmel Freude ſei über ihn. Der Vater habe es gar gut mit ihnen gemeint und ihre Haushaltung getheilt in zwei gleiche Theile, und den einen und ſchwächern zu ſich in den Himmel genommen, wo er geſichert ſei vor des Lebens Stürmen; den andern Theil, den ſtärkern und mächtigern, habe er auf Erden gelaſſen, zu kämpfen gegen die Stürme der Welt. Sie aber von oben wollen ſtärken und helfen zu dieſem Kampfe, ſeien Pfand und Bürgſchaft dem Vater droben, daß die Hälfte auf Erden die andere Hälfte ſuchen, wiederfinden werde; ſeien ſie ja eins geweſen in ihrem Sinne, ſo wollen ſie auch eins ſein in ihrem Werke und die Kinder würden zuſammen kommen und für ſie ſolle die Trennung nicht immer währen. Das ſei des Vaters Wille und Rathſchluß und kein anderer, und dem Unmündigen werde geoffenbaret, was verborgen bleibe den Weiſen dieſer Welt. Und wie er das gehört hatte, ſchwanden allmählig die Geſtalten; er wollte ſie im Geſichte behalten, kämpfte mit ſeinen Sinnen und erwachte. Da war ihm, als ſchwinde etwas von ſeinem Bette, als leuchteten zunächſt vor dem Fenſter drei Sterne ins Zimmer herein, und hell und klar ward ihm

im Gemüthe. Er wußte nun, warum der Vater so getheilt, warum er die Mutter mit ihrer Liebe zu den Vorangegangenen genommen, warum er ihn mit seiner Kraft bei den Andern zurück gelassen. Er sah die Gestade, woher die Seinen winken; und er wird theilen mit rüstigen Armen des Lebens Wogen, und was getrennt ist, wird eins wieder werden.

So sah ich Selige wallen vom Himmel zur Erde; sah, wie sie Seligkeit zur Erde trugen: aber durch die Wonne dieses Schauens zogen, wie durch die seligen Geister die dunkeln Schatten, die Schauer vor dem Thun der Schatten. Das war ein fürchterlich Schauen. An ihm fühlte ich meine irdische Gebrechlichkeit und die uns so nothwendige Beschränktheit. Und was ich empfunden, spare ich Andern nicht: welchem Sterblichen gebühret reine Lust, und welches Gemüth bedarf des Schreckens nicht? Doch will ich schonen, wie auch mir geschonet ward, und in dem Maaße, als die Herrlichkeit meines Schauens größer war als ihre Darstellung, in dem Maaße sollen die Schreckniße, die ich sah, vermindert werden. Wie gerne zöge ich meine Seele ab auch von dem Wenigen: aber wer giebt dem Sterblichen das Recht, sich zu entziehen dem Nothwendigen?

In fürchterlichem Weh streiften die schwarzen Schatten. Sie suchten die Ihren, suchten die Menschen; wollten sich künden, konnten nicht, hatten keine Gaben, keinen Laut, ja nicht einmal einen Schatten. Es haben die Menschen ein sehr festes prophetisches Wort, das da leuchtet in die Finsterniß; wenn sie dem nicht glauben, wie sollten sie einem Schatten glauben, der dahin fährt? einem Laute, der vorüber geht? Wer aber dem Worte glaubt, fest und stark, dem wird der Schatten, der dahin fährt, zu einer Offenbarung, zu einem Propheten der Laut, der vorüber geht.

Ich ſah an dunkelm Fenſter einen dunkeln Schatten; lang ſtreckte er ſich empor, herzzerreißend wand er ſich, aber lautlos; von innen heraus ſeufzte es, ſtöhnte es wie aus angſtgepreßter Bruſt.

Ein Sohn, den ſeine und der Eltern Sünden getödtet in grauſem Vereine, wand an den Fenſtern der Eltern ſich, fuhr auf und nieder wie von ſchauerlichen Krämpfen gefaßt. Er war ihr Liebling geweſen, ſie hatten Freude gehabt an ſeinem Thun, aber keine Augen für ſeine Fehler; ſie hatten keine Ohren gehabt für die Klagen über ihn, und keine Gedanken an eine Rechenſchaft für ihr Thun an ihm. Er war das Spielzeug ihrer Eitelkeit geweſen, er war der Spielball der Sünde geworden; er ward ihr Peiniger, ſein eigener Todtengräber. Zu der Eltern Grabe hatte er die Steine gehauen, und ſie lagen einſtweilen in ihren Gewiſſen. Er hatte in der Sünde ſich gewälzet, hoch auf an den Eltern hatte die Schande geſpritzt; er war in der Sünde untergegangen, über der Eltern Häupter ſchlug die Schande zuſammen.

Schlaflos und friedlos weinten dieſe, zankten dieſe; dem Sünder gebiert die Sünde Jammer und der Jammer neuen Jammer und kein Ende nehmen dieſe Geburten. Vor ihnen tauchten die frühern Freuden an ihrem Kinde auf und neben dieſe ſtellte ſich die gegenwärtige Schmach; die ehemaligen Hoffnungen, das gegenwärtige Elend wirbelten durch einander, und der Vater gab die Mutter ſchuld und die Mutter bezüchtigte den Vater, und der Vater fluchte dem Sohne, der ihre Schande geworden, und die Mutter der Welt, die ihren Sohn verdorben, und auf Beider Gewiſſen lag ſchwer eine Laſt, ſie wußten ihr keinen Namen, oder gaben ihr keinen Namen.

Draußen wand ſich der Sohn in tiefſtem Weh, er ſah nur die eigene Schuld, nicht Anderer Schuld; er wußte nun, daß der Stein, den ein Sünder auf den andern wälzet, zermalmend auf ihn zurück fällt; ſo weit war er bereits gekommen. Er wollte abbitten das Weh, das er angethan; wollte

um Verzeihung bitten, wollte bitten, daß ſie um ihrer eigenen Seelen willen mit anderer Liebe ihre Kinder lieben möchten, als ſie ihn geliebt; nicht mit der Liebe der Welt, die blind iſt, die taub iſt, die ſchwach und ein ewiger Betrüger iſt und den Tod bringt allen, die ſie liebt. Er wollte bitten, daß ſie fürder lieben möchten mit der Liebe, die von Gott kömmt, rein iſt, die Wahrheit iſt, ſtark iſt und das Böſe haſſet, wo ſie es ſieht, und das Gute pfleget, wo ſie es findet, und wo es nicht iſt, es pflanzet mit Macht und Kraft, und wo das Böſe iſt, es austreibet mit Macht und Kraft. Er wollte nicht mit ſeinem Weh ihre Seelen füllen, wollte ihnen nur zeigen das neue Weh, womit Brüder und Schweſtern, in gleich ſündiger Liebe erzogen, ihre in Schande gebleichten Häupter beſchwerten. Aber was er verſuchte, wie er ſich winden mochte draußen an ihren Fenſtern, die drinnen hörten ihn nicht, ſahen am dunkeln Fenſter nicht des dunkeln Schattens Auf- und Niederfahren, merkten ſeine Angſt nicht, nicht ſein Flehen; ſie ſeufzten und jammerten immer wehlicher, erbebten in immer größerem Entſetzen, und der draußen wand ſich immer ängſtlicher; der Einen Pein ſchien des Andern Pein höher und höher zu ſchwellen.

In gleicher Angſt hingen an glänzenden Fenſtern zwei ſcheußliche Schatten, wie verirrte Käuzlein ſich klammern ans Geſimſe. Drinnen im Hauſe war es glänzend und üppig. Große Pracht war entfaltet, alterthümliche Geräthe prangten in neuem Glanze, frechſtolze Herren und eitel geſchmückte Damen bewegten ſich in eifrigem Taumel, genoßen, in die Luſt des Augenblickes verſunken, das Leben, aber ohne Gott.

Dieſe vornehmen glacirten Menſchen wandelten knieestief im Moder der Erde, trotz ihrem glänzenden Hauſe, und ſcheuten ſich vor der Berührung mit Gott viel mehr, als vor der häßlichſten Sünde; ihre Knechte und Mägde hatten es oft umgekehrt. Aber ihre Häupter ſah ich ſie hoch aufrecken, den ſchmutzigſten Dingen, in denen ſie wateten knieestief, ſchöne

Namen geben. Alle Genüſſe beuteten ſie aus, wühlten in den Hefen, aber alles mit ſogenanntem Anſtande; je tiefer ſie ſanken im Thun, um ſo höher ſtiegen ſie im Dünkel. Dieſe Lebensweiſe war ihr Himmelreich, ein Himmelreich ohne Gott, ein Himmelreich, wie es der Molch hat und die Unke. Dieſes grauſige Himmelreich hatten die beiden ſchwarzen Schatten, die an den Fenſtern klebten wie die Vögel der Nacht, Kindern und Kindeskindern bereitet.

Sie waren ein hoher Herr und eine hohe Dame geweſen, und hatten ihre Kinder für dieſe Welt erzogen, nicht für Gott; hatten für Familienglanz geſorget, nicht für das ewige Leben; hatten nach gemeiner Chriſten Sinn nicht gefragt, aber für vornehmen Anſtand alles gethan. So hatten ſie ihre Kinder fein dreſſirt, viel intriguirt, dann vornehm lirt und waren endlich ruhig und mit Anſtand geſtorben, denn nach ihrem Gewiſſen hatten ſie gelebt.

Jetzt waren ſie kein hoher Herr, keine hohe Dame mehr; jetzt klebten ſie als zwei arme Schatten draußen an den Fenſtern, in ſich tragend die unausſprechliche Pein einer ewigen Täuſchung. Dieſe Pein und die Angſt um Kinder und Familie trieb ſie durch die herrlichen Gebilde, unter denen ſie manchen Diener, manchen Tagelöhner ſehen mußten; trieb ſie aus ihrem ſchwarzen Grabe den hellen Fenſtern zu. Dort hingen ſie, dort ſahen ſie ins übertünchte Grab, wollten warnen und konnten nicht, wollten ſchreien und hatten keinen Laut, hatten ſo viel Glanz geſammelt und jetzt keinen warnenden Schatten.

In unausſprechlicher Angſt ſahen ſie hinein in ihre Ausſaat und konnten ſie nicht tilgen; ſahen Kinder und Kindeskinder taumeln in einem Himmelreich, das ſie geſtiftet, und das Himmelreich war die Hölle, und ſie wußten es, und konnten es nicht ſagen!

Die vornehmen Kinder und Kindeskinder aber nahmen endlich Abſchied mit zierlichem Beugen und Neigen, gingen

adelich ſchlafen in ſeidene Betten — einſtweilen. Sie ſahen die zwei Schatten am Fenſter nicht, ſahen den Ahnherrn und die Ahnfrau nicht, die draußen am Geſimſe klebten. Doch von den Schatten, die einzeln flogen, vereinzeltem Jammer nach, will ich mein trübes Auge wenden; aber erzählen muß ich noch, wie ich ſie ſich ſchaaren ſah, faſt wie die Krähen, die Dohlen ſich ſchaaren, wenn ſie kein Bleiben mehr haben in unſerem Lande, wenn ſie ziehen müſſen in fremde Lande.

Schwarz und dunkel, ein Berg in weiter Ebene, breitete ein ſeltſam Gebäude ſich aus. Ich konnte nicht ſehen, war es alt, war es neu, und ſeine Form war ſeltſamer Weiſe bald dieſe, bald jene, und von hinten ſah es anders aus als von vornen. Bald glich es einem königlichen Palaſte, bald einem mittelalterlichen Dome; bald ſchien es einen nordiſchen Giebel zu haben, bald ein italieniſches Dach. Dann glich es wieder einem großartigen Bürgerhaus mit Treppen und Säulen, und wiederum einem alten Kloſter mit langen Gängen und weiten Säulen; und wiederum einem Zeughaus mit eiſernen Thoren und Fenſtern und wiederum einer luftigen Halle, mit Reben umrankt. Finſter war es über dieſem ſeltſamen Gebäude, und ſtumm war es drinnen; kein Licht erleuchtete die Fenſter, keine Stimme ſcholl durch die Thüren. War aus dem Gebäude das Leben weggezogen? war nie Leben darin? man wußte es nicht.

In unzählbaren Schaaren und ſchrecklicher Angſt flogen um dieſes dunkle Gebäude die Schatten, ſchwarzen Vögeln gleich, Vögeln von allen Größen, wie Spatzen ſo klein, wie Störche ſo groß. Sie bedeckten das ganze Gebäude um und um, klebten ſich an jeden Vorſprung, ſtießen einander von den Sitzen, hackten ſich wie mit Schnäbeln, ſtoben an die Fenſter, ſtießen gegen die Mauern, flatterten übern Dache. Wie dunkles Gefieder ſträubten ſie alles, was an ihnen war, gen Himmel, bogen ſich auf und ab, bogen ſich nach vornen, bogen ſich nach hinten, die Stimme wollten ſie preſſen aus angſt-

gepreßten Brüſten. Aber wie ſie ſich beugten nach hinten, nach vornen, in grauſenhaftem Würgen das Innerſte nach außen kehrten, die Augen aus den Köpfen ſchwollen: keinen Laut, keinen Ton preßten ſie aus den ausgedörrten Brüſten.

Gott hatte mit guten Stimmen ſie geſegnet gehabt im Leben, und ſie hatten damit geſchrien ihr Leben lang — jetzt aber fand keiner einen einzigen Laut. Es waren Staatsmänner von jeder Gattung, Lehrer mit allen Titeln; ſie hatten ihr Leben lang geſchrien von des Landes Wohl, der Seele Heil, vom Werthe der Wahrheit, der Koſtbarkeit der Wiſſenſchaft und waren doch alle ihre Worte hohl, und ſie dachten nur an ſich und redeten nur für ſich; und wenn ſie ſchrien von des Volkes Glück, ſo meinten ſie die ſchöne Ordnung, es regelmäßig und geſetzlich auszubeuten; und wenn ſie ſchrien von des Landes Ehre, ſo meinten ſie ihre grünen Seſſel; und wenn ſie ſchrien von der Seele Heil, ſo meinten ſie den blinden Gehorſam einer knechtiſchen Gläubigkeit; und wenn ſie ſchrien vom Werthe der Wahrheit, ſo dachten ſie an Nahrung für ihre Eitelkeit; und wenn ſie redeten von der Koſtbarkeit der Wiſſenſchaft, ſo freuten ſie ſich über die Dummheit des gemeinen Volkes. So hatten ſie geſchrien ihr Leben lang, bis ſie fett, das Volk mager geworden; bis der Tod die Stimme ihnen ausgeblaſen.

Jetzt wollten ſie ſchreien in vollem Ernſte, was Wahrheit ſei und was verkehrte Weisheit; welche die rechte Lehre ſei und welche die wahren Redner; wollten ausſchreien ihre Qualen, wollten ſchreien ins Haus hinein denen, die drinnen ſchliefen, zur Warnung: aber ausgeblaſen hatte ihnen der Tod die Stimme. Sie bogen ſich, ſie krümmten ſich, daß die Augen aus ihren Höhlen ſtarrten, das Gehirn aus den Schädeln quoll: aber der letzte Laut war verſchwendet, keinen Ton fanden ſie mehr in der hohlen, leeren Bruſt.

Da kam ein ſchrecklicher Wirbelwind über ſie, rührte ſie unter einander, in einander zu einem ſchwarzen Knäuel, wir-

belte ſie fort, wie mit dem Staube das Windſpiel fährt; angſtzerriſſen ſtoben die einen hier aus, andere dort aus, aber der große Hauſe ward einem andern Gebäude zugewirbelt.

Dieſes Haus war eben ſo eigener Art als das erſte, nur viel größer noch, auf dem Rücken eines halben Landes ſchien es zu liegen.

Es war hoch und niedrig: hier aus Flechtwerk gebaut, eine ſchlechte Hütte, dort aus köſtlichen Steinen gehauen, eine fürſtliche Wohnung; hier hingen an den Wänden zerbrochene Treppen und Strohfetzen vom Dache, dort zierten Altane das Haus und köſtliches Malerwerk das Dach. Kleine Löcher, halb mit Lumpen gefüllt, ſtellten Fenſter vor, und wiederum ſah ich hohe Bogenfenſter wie in königlichen Schlöſſern; ſah kleine blinde runde Scheiben und Spiegelfenſter, daß es eine helle Pracht war.

Aber finſter war dieſes Haus nicht, ſondern erleuchtet um und um.

Drinnen im Hauſe brauste tauſendfaches Leben und das Leben war in ſeidene Stoffe gekleidet, die Stoffe mit Diamanten beſäet, und das Leben war in Lumpen gehüllt und die Lumpen waren in Elend getaucht. Aus weiten Rachen geſchleudert, praſſelten an die Fenſter die gräßlichſten Flüche, aus Nachtigallen-Kehlen zirpten an den Fenſtern herum die zarteſten Lieder; Meſſer blinkten, glacirte Hände geſtikulirten; Trumhfaus hallte an den Wänden und Gläſer ſplitterten; Pharos eintönige Worte ſchlichen einander nach, und hinter den Lippen knirſchten die Zähne; wilde Augen ſoffen den Branntwein in vollen Zügen, geile ſchlürften den Champagner aus Spitzgläſern; hier faßte man ſich an unumwunden, dort trieb man erſt ein ſüßlich Augenſpiel; hier ſplitterten Stuhlbeine auf den Köpfen, dort vergiftete man ſich mit den Zungen; hier ſah man das Thier nackt laufen, dort hatte es Schuhe an den Füßen, Guttuch um den Leib, vielleicht eine Krone auf dem Haupte; hier hörte man es brüllen gerade

aus, dort nach Noten, und während das erſte Thier plump war aber geſund, nagte an dem andern an den Beinen der Wurm und dem dritten ſah aus den Augen der Teufel.

Draußen aber an Fenſter und Fenſterchen hingen mit haarſträubenden Geberden arme Schatten, hakten wie mit Schnäbeln in die Fenſter, ſchlugen wie mit Flügeln an blinde Fenſter, an's Spiegelglas, ſchlugen in verzweiflungsvoller Wuth, aber unwillkürlich im Takte der drinnen tönenden Geigen, ans zerbrechliche Glas: aber keinen Ton gaben die Fenſter, keine Scheibe brach, kein grauſer Schatten fiel in die Luft hinein; aber in immer größern Wellen brauste drinnen die Luft auf, immer wildere Töne ſchlugen an die Fenſter, immer weiter ſcholl von innen heraus das Getümmel. Immer wilder ſtürmten die Schatten an die Fenſter, pechſchwarz ward es an denſelbigen, hoch auf einander preßten ſie ſich, wie an ſonnichten Fenſtern im Winter die Fliegen; ſie rangen wie im Todeskampfe, denen drinnen zu verkünden, daß ſie über Gräbern tanzten, in giftigem Pfuhle wateten, Gift tränken, von verderblichen Armen umſchlungen wären in teufliſcher Luſt. Sie wollten ihnen zeigen den Unterſchied zwiſchen ihrem Suchen und ihrem Finden, zwiſchen Luſt und Strafe, zwiſchen Sein und Werden. Aber wie ſie ſich wanden und drehten, hakten und ſchlugen: die drinnen hörten nichts, merkten nichts im Wirbel der Luſt, im Taumel der Sünde; in dieſen können die Schatten nicht ſchreien, in dieſen werfen die Schatten keinen Schatten. Die Gläſer klangen immer lauter, die Augen brannten immer brünſtiger, die Flüche ſchollen immer wilder, die Liebesworte wechſelten immer verſtändlicher und die Geigen ſpielten immer luſtiger, und die Männer geberdeten ſich immer häßlicher und die Weiber noch ſcheußlicher. Hier brüllte der Löwe, dort ziſchte die Schlange; hier wand ſich die Katze, dort ſtürmte der Stier, und draußen wanden ſich immer verzweifelnder, gräßlicher, ſcheußlicher, aber nach der Geige Takt und Weiſe, der Schatten unzählbare Heere, und in das Geigen

und Winden kamen durch die Lüfte geſchwommen Töne wie Kinder-Wimmern, und die Töne ſchwollen an zu Seufzern ſterbender Eltern, und es kam der Donner zu Tode gequälter Weiber, verzweifelnder Gatten, und die Töne brausten heran immer gewaltiger, floßen zuſammen, und ihr Donner hallte wie der Donner des Weltgerichts. Drinnen aber wogte das Meer der Luft in immer wilderer Brandung, und durch die Brandung drang kein Donner, die Geigen ſpielten immer luſtiger, und die Menſchen thaten immer greulicher und die Schatten geberdeten ſich immer verzweifelnder. Da fuhr aus Gottes Hand ein Blitz, die Lichter wurden blaß, die Menſchen erſtarrten, zuſammengedrückt zum ungeheuren Leichentuche wurden die Schatten, und über's Haus wie über einen Sarg hing das Leichentuch, ein Schrei hallte von Welten zu Welten, brach ſich an den Feſten des Himmels; verſunken war Gebäude und Leichentuch.

Die Chöre der Engel wurden nicht geſtört; aber ſtille ward's einen Augenblick in den Strömen der Geiſter, nur einzelne der Schatten, die ſich dem Schlunde entrafft, ſtrebten einen Hügel hinan, wie man den Menſchen, das Wild eilen ſieht, wenn hinter ihnen her der Tod jagt. Auf dem Hügel ſtand in unbeſchreiblicher Schöne eine Geſtalt. Licht war ihr Kleid; Lichtſtröme floßen von ihr aus; ein blaß rother Schimmer, einer Krone von Roſen gleich, wand ſich ums Haupt. Sie hob die verklärten Augen auf, hob betende Hände auf Zu ihr hin drängten die dunkeln Schatten, wie zu der Waſſerquelle der dürſtende Hirſch; ſchienen die Strahlen ihrer Gebete, die wie feurige Lichtſtreifen gen Himmel zogen, zu ſuchen, ſonnen zu wollen in ihnen ihre erſtarrten Glieder, heilen zu wollen in dieſen lautern Strömen die Verdammlichkeit ihres Weſens. Lichter ward die Geſtalt, feuriger ſtrömten die Wellen ihres Gebetes, lichter ſchienen die Schatten zu werden. Da

wuchs aus den betenden Händen ein Kreuz empor in der Farbenpracht himmliſchen Morgenroths. Dieſes Kreuz wuchs höher und höher, wuchs in Räume hinauf, wohin mein Auge ihm nicht folgen konnte; und dieſes Kreuz warf einen hellen Schein auf die ſchwarzen Schatten, es ſchimmerte um ſie wie Hoffnung und Friede, ruhiger ſchien ihr Weſen zu werden und langſam ſchwebten ſie am Kreuze empor, bis meine Augen ſie nicht mehr ſahen. Da rauſchte herrlicher auf der Welten Lobgeſang, glänzender ſtrömten die Geiſter auf und nieder, von keinen dunkeln Schatten mehr durchzogen, und wie eine Sonne leuchtete der Hügel, auf dem die Geſtalt geſtanden war. Sie war entſchwunden! Aber noch ſtand das Kreuz wie eine Säule des Himmels, leuchtete durch die unendlichen Räume, und um Kreuz und Hügel drängten ſich die ſeligſten Geiſter.

Und mein Herz vergaß die Angſt, als der Schrei durch die Welten tönte, und die Liebe und die Herrlichkeit, die ich jetzt erblickte ohne Schatten, füllten es wieder mit ungetrübter Wonne und Freude; und der Lobgeſang, der immer lauter aus allen Himmeln drang, wiegte mich immer mächtiger auf den Wellen gläubiger Andacht, verſenkte mich in ehrfurchtvolles Staunen.

Am Hügel, dem Kreuze nahe, ſah ich einen ſtrahlenden Engel, aus Glaube, Liebe und Hoffnung war ſein Kleid gewoben, und kein Engel ſchwebte an ihm vorbei ohne Gruß und freudiges Weſen.

Seine Augen, leuchtend klar und mild, hafteten an eines demüthigen Hauſes niedern Fenſtern. Hinter denſelben brannte ein beſcheidenes Licht, ein ſchlichtes Weib war wach, ſinnig war ihr Geſicht, aber ſpärlich ihr Ausſehen; viele Kinder ſchliefen im niedern Gemache friedlich und reinlich. Sie aber rüſtete beſcheidene Gaben; was der Geiſt verlangte, was der Leib bedurfte, das ordnete ſie ſinnig und freundlich. Der Mutter war es ſchwer im Gemüthe und oft blickte ſie zu

einem Bilde auf; dann floßen ihre Thränen, aber leichter schien ihr Gang zu werden. Freundlich und sorgsam blickte sie nach den Schläfern; sah mit wehmüthiger Freude, wie auf ihren Gesichtern freudige Erwartungen sich spiegelten; wischte sich die Thränen ab und blickte in strahlender Liebe wieder zum Bilde auf, und in ihrem Auge stand geschrieben mit glänzender Schrift: Bist du mit mir zufrieden? bin ich deinen Lieben eine Mutter nach deinem Sinn? Hell, wie Sterne funkeln, strahlten draußen des Engels Augen, und dem Weibe war es, als flüsterten die funkelnden Sterne ihm freundliche Antworten, als fächelten ihm leise Winde freundliche Grüße zu. Still und selig ward es ihr wunderbarer Weise im Gemüthe, sie löschte das Licht, und im Herzen ging ihr hell die Sonne des Friedens auf, und das Genügen, welches die Treue bringt, brachte ihr den süßen Schlaf. Aber hell wie Sonnenstrahlen strahlten die Augen fort, gingen von Haus zu Haus und drangen in die Herzen schlummernder Menschen, vom Greise bis zum Kinde. In diesen Herzen blühten dem leuchtenden Engel Blumen der Liebe und der Dankbarkeit, und manches Herz war ein Garten der herrlichsten Blumen, und diese Blumen hatte er alle gepflanzet und der ganze Garten war sein.

Hier durfte er Kränze und Sträuche sammeln für Weib und Kinder, denen er keine Schätze gesammelt hatte für diese Erde. Die Herzen der Menschen waren die Ackerfelder gewesen, die ihm Gott zur Arbeit angewiesen, und die hatte er bestellt mit der Treue, die er von seinem Meister gelernt, und Gott hatte seinem Fleiße das Gedeihen gegeben, sie bewässert mit seinem Segen, daß seine Saat ins ewige Leben wuchs. Hier hatten seine Augen eingesammelt, was ihm gehörte, kehrten reich beladen zu den Geliebten und wollten spenden den reichen Segen, der den Kindern Häuser baut, seinen lieben Kindern, in deren Herzen ihm auch schon ein Gärtlein blühte, von seiner eigenen Hand gepflanzet, welches nun die Mutter mit

Freude und Treue wartete. Denn ihr Herz war von Jugend auf ein Garten Gottes gewesen, und ihres Mannes Hand war nur die des kundigen Gärtners, die das Vorgefundene veredelt und höher zieht.

Als er zurückkehrte zu den Seinen, ſah er vor den kleinen Fenſterchen viele viele hell leuchtende Geiſter, kleine Engelein wunderlieblich, jugendliche Geiſter wunderſchön, hehre Geſtalten in blendender Ehrwürdigkeit. Alle hatten den Himmel gefunden und waren gekommen, an den Kindern zu vergelten, was ihnen der Vater gethan; zu bewähren, wie reich Kinder durch fromme Eltern werden, auch wenn die Welt ſie arm nennt. Sie legten dem Weibe den Kranz des Genügens auf, den Sinn, der in der Treue das wahre Leben ſucht, den feſten Glauben, daß bei der guten Mutter des Vaters Segen bleibe für und für. Um ſeine Kindlein ſchwebten dicht gedrängt die freudigen Geiſter und brachten das Beſte aus den Reichthümern, die in den Schatzkammern des Vaters waren. Sie brachten ihnen den kindlichen Sinn von Freude durchglüht, brachten Einfalt des Herzens, offene Freundlichkeit, inniges Lieben und feſtes Wollen, heiteres Hoffen und ernſtes Streben. Und als Alle gegeben hatten, da meinte der Vater das Beſte noch ihnen ſelbſt zu geben, er küßte die Kinder und hauchte ſie an mit dem Feuer der Begeiſterung, die nicht ängſtlich die Sandkörner zählet, nicht Furcht und Hoffen, Gewinnen und Verlieren mit der Goldwage wiegt, die an das Höchſte das Höchſte ſetzet! Als heller dem Engel die Augen glühten, als er das Beſte ſeinen Kindern gegeben glaubte, da ſchwebte in goldnes Licht getaucht, groß und in unausſprechlicher Schönheit ein Engel zu den Kindern in freudiger Eile. Sein ganzes Weſen duftete Freude; es war, als ob er, engem peinvollem Kerker entronnen, die freigewordenen Glieder Licht und Freiheit wollte trinken laſſen. Aus wunderholdem dunkelm Augenpaar ſtrahlte eine Fülle von Liebe, wie ſie in ſterblichen Herzen nimmer wohnet, und in unbeſchreiblicher Lieblichkeit

lächelte er jedem auf ſeinem Wege. Mit Lilien- und Roſenduft war die ſchlanke Hand umwoben und in derſelben hielt er den köſtlichſten Demant aus des Himmels köſtlichſter Krone; ſein Feuer ſtrahlte tauſend Sonnen gleich. Es war das Siegel des Auserwählten und mit dieſem Siegel bezeichnete der Engel die ſüßlächelnden Kinder, und vergalt mit dem Höchſten, was ihr Vater für des Vaters Reich gethan. Und als der Engel ſie beſiegelt hatte, ſchwebte er mit freudigem Winken am Vater vorbei, der freudig und ſtaunend dem Vater droben dankte, daß er das Höchſte gegeben.

Aber der Engel hatte ſein Werk noch nicht vollendet, er ſchwamm in der Wonne der Freiheit und des Gebens und der Ausführung himmliſcher Aufträge; an gar manches Tannenbäumchen hängte er den kindlichen Sinn und den harmloſen Frieden, der von Gott kömmt und über allen Verſtand geht. Er war der Engel Gottes einer, die Gott zu armen Stiefkindern ſendet, denen Liebe nicht beſcheert, deren ſelige Eltern im Himmel weilen, denen Gott durch der Kinder Loos ihre Seligkeit nicht trüben läßt und andere Engel ſendet, ſie zu bewahren, zu beſchenken.

So ſah ich den wunderherrlichen Engel vor hell erleuchtetem Hauſe. Die Fenſter glänzten und drinnen glänzte es noch mehr. In geſchmücktem Gemache ſtanden zwei Tiſche, auf beiden lagen Geſchenke. Der eine ſtand im Vordergrunde, helle Wachslichter brannten auf ihm. Zwei kleinere Kinder umrannten ihn. Zwei Geſtalten ſtanden dabei, eine ſeidene Dame mit rauſchendem Gefieder und ein ſchöner Herr, aber ſeelenlos in allen Gliedern. Der Dame und des Herrn Geſichter glänzten, aus Freude an den Kindern, aus Freude, daß ſie ſo reich zu beſcheeren vermocht, aus Freude an ſich ſelbſt. Der beiden Kinder Geſichter aber glänzten nicht; ſie freuten ſich nicht über das, was ſie erhalten, ſondern ärgerten ſich über das was ſie nicht erhalten; ein heilloſes Ungenügen hatte bereits ſeine Klauen in ſie geſchlagen. In roher Haſt rennen

ſie um den Tiſch, ſuchen, was ſie nicht finden; reißen an ſich, was ihnen nicht gehört, und weinen und ſchreien, ſtatt zu danken und ſich zu freuen. Papa und Mama machen verblüffte Geſichter, ſuchen zu tröſten, und verſprechen Mehreres und Beſſeres auf's nächſte Mal.

So ging es im Vordergrunde. Im Hintergrunde, wo ſchlechte Kerzen düſter brannten, ſtanden um ſpärlich gedeckten Tiſch Stiefkinder und ſollten ſich freuen über magere Geſchenke und ſollten danken mit demüthigen Geberden. Und als ſie danken wollten, ſchreit das Brüderchen drein, und als ſie noch einmal anfingen, frug die Mama mit ſpitzigem Munde: ob wieder was nicht recht ſei? Da traten die Thränen in die Augen der armen Kinder, ſie hatten einmal eine ganz andere Mutter gehabt; und Bitterkeit wollte aufkeimen in ihren Herzen, und der Sinn, den ihre erſte Mutter in ſie gepflanzet, wollte ſich verdüſtern, und dann, ach, was wäre aus den armen Kindern geworden, und hätten ſie nicht erſt jetzt ihre erſte Mutter ſo recht und für immer verloren? Als ſie ſich verdüſtert umwandten nach dem dunkeln Hintergrunde, da hatte der goldene Engel Mutterſtelle vertreten und reich beſcheert. Da fanden ſie den neidloſen Sinn, der ſich mit Wenigem begnügt und Andern Vieles gönnt; die Liebe, die ſich nicht verbittern läßt; das milde, treue Auge, das in ſich die Fehler ſucht und nicht in Andern. Am Bäumchen hing der ſeligen Mutter geiſtiges Ebenbild, und dieſes Ebenbild ſenkte ſich hinein in die Seelen der armen verlaſſenen Kinder und ſchmückte ſie reich und köſtlich, daß Mütterchen einſt noch ſeliger werden wird im Himmel, wenn ihr die Stunde des Wiederſehens ſchlägt. Und als der ſchöne Engel ſein Werk gethan, glänzten inniger noch ſeine dunkeln tiefen Augen, und auf dem glänzenden Vordergrunde ruhten ſie barmherzig und weich, und Eltern und Kinder dauerten ihn und ans glänzende Tannenbäumchen hing er die Bitte: Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun.

Als er beſcheert, ſeine Gaben ausgetheilt, ſeinen Aufträgen nachgekommen war in freudiger Haſt, geſellte er ſich zu andern, ſchaute hier einer Beſcheerung zu, dort den ſüßen Träumen in den Seelen der Schlafenden. So ſah ich ihn einem Engel ſich geſellen, der in großmütterlichem ehrwürdigem Glanze und dem Sinn, der ſich ſelbſt vergißt und für Andere ſorgt, weit hin geſehen ward im Himmel.

Als dieſer Engel auf Erden lebte, war er eine Großmutter geweſen, und die Großmutter hatte im Beſcheeren, im Streben, Andern Freude zu machen, gelebt. Die Neujahrstage waren ihre ſeligſten Tage geweſen, und viele Tage vorher hatte ſie in tiefſtem Ernſte gelebt, der Allen das Rechte treffen will; in der größten Rührigkeit, die alles beſchicken will und jedes zur rechten Zeit. Sie hatte Kinder und Enkel auf Erden, ſeine reichſten Schatzkammern hatte ihr Gott geöffnet, reichlich hatte ſie genommen, hatte keines vergeſſen. Sie fand die Ihren ſchlummernd in ruhiger Behaglichkeit, fand reiche Beſcheerungen überall, aber überall etwas vergeſſen, an das ſie gedacht hätte, wenn ſie noch auf Erden geweſen wäre. Jetzt hatte ſie andere Gaben, beſcheerte Allen: das Sorgen für Andere; die Liebe, die nicht müde wird; die Barmherzigkeit, die hilft zu jeder Zeit, und das Auge, das in allem den Vater ſieht; den Sinn, der bei allem an den Vater denkt und, was ihm gehört und was zu ihm führt, höher ſchätzt als alle Schätze der Welt. Dann hängte ſie Dieſem beſonders an ſein Tannenbäumchen den heitern Sinn, den keine Wolke trübt, einem Andern den milden Sinn, der den glimmenden Docht nicht löſcht, und einem Dritten den Ernſt, der jedes Wortes Bedeutung mißt, und einem Andern noch das Genügen, das will, was der Vater giebt, und nicht alles, was Andere haben. So beſcheerte die Großmutter reich und lange; dann ſchwebte ſie zu den Schlafenden, freute ſich ihres blühenden Gedeihens; jenen ſchien ſie beſſer zuzudecken, dieſem die Decke zu lichten und ſah auf einmal in einen blühenden Garten hinein, mit

welchem der himmliſche Vater die gute Großmutter ſelbſt beſcheert hattte. Sie ſah in ernſten und lieblichen Träumen ihr Andenken blühen in den Herzen der Söhne, Töchter und Enkel; ſah, wie jetzt Alle an die Großmutter dachten, die auch immer an Alle gedacht; ſah, wie Söhne und Töchter ſie mißten, die Enkel aber ſie ſahen im Traume, ſie lebend glaubten, jauchzten und dankten. Der großmütterliche Engel konnte ſich nicht ſatt ſehen an dieſer Beſcheerung, nicht losreißen von den Betten ihrer Lieben.

Längſt ſchon war der Engel mit dem goldenen Strahlenglanze neuen Freuden nachgezogen. Was weilet er jetzt dort vor jenen Fenſtern, wo in der Stube verwahrloſte Lichter düſter brennen und düſter, das Haupt gebeugt, die Hände in einander gebogen ein Mann auf und nieder ging und oft bei drei Wiegen ſtille ſtand, in welchen drei Knaben friedlich in den Armen des Schlafes ruhten; und wenn er von den Wiegen ging, war düſterer ſein Geſicht, und tiefer war ſein Haupt gebeugt. Er hatte den Knaben beſcheeren wollen, aber er konnte nicht. Vor einem Jahre hatte eine holde Gattin die Beſcheerung geordnet, und an ihrer kindlichen Freude hatte ſein Herz ſich erlabet, und ihre kindliche Freudigkeit war ſelbſt die ſchönſte Gabe geworden für Mann und Kinder, für's ganze Haus. Vor einem Jahre lag vor ihnen einem herrlichen Sterne gleich die Zukunft; in der nächſten Zukunft war der Tod, den hatten ſie nicht geſehen. Schwarz umhängte dieſer die leuchtenden Sterne, und die Blume verblühte, und draußen in der kühlen Erde ſchlummerte die, die ſein hellſter Stern ihm war. Er konnte nicht beſcheeren ſo alleine, und wenn er an die Wiegen trat, ſo trat zu ſeinem Weh noch das Weh um ſeine Kinder — ach! ihr habt keine Mutter mehr! —, ſo mußte er ſeufzen allemal. Dann ſtand er vor ihrem Bilde: ja, ſo war ſie, ſeufzte er — und jetzt! und neues Weh überfluthete ihn.

Dieſem armen Manne und ſeinen Kindern war noch nichts beſcheert, und der goldene Engel ſah das Weh und ſeine ſchö-

nen Augen leuchteten bereits über den Kindern, wollten einen hellen Schein werfen in des Mannes betrübtes Gemüthe. Da schwebte in der Eile des Gedankens ein Geist daher; denn schon begann lauter und lauter der Welten Lobgesang, rief die Geister zur Anbetung; und die Sonnen strömten zusammen, zu bauen des Allgewaltigen Thron. Wunderlieblich, ein göttlich Bild in dunkler Nacht, schritt er durch die Räume; aus Sternenlicht und Himmelblau war sein Kleid gewoben, überflossen mit der Lilie reinem Glanze, in den Schimmer der Rose getaucht. Liebe und Freude und Sehnen leuchteten aus seinen Augen; er hatte sich verspätet, und doch hatte er noch allenthalben zu grüßen mit freundlichen Blicken und Winken, und alle Geister freuten sich seiner und alle schauten ihm freudig nach, wie er von der Liebe gezogen die Räume durchschritt, und doch keinen freundlichen Gruß versagte. In den Schatzkammern Gottes hatte er sich verspätet, der Reichthum des Himmels hatte ihn verblendet, auf und nieder war er geflogen, sich kindlich freuend an der Herrlichkeit, dann suchte er und wählte er und fand immer Schöneres und Herrlicheres und legte das Herrliche weg und suchte noch Herrlicheres.

Da ward ihm angst über dem Wählen, denn schon waren alle Kammern von Geistern leer; er ließ das Wählen, folgte ihrem Zuge, wollte nur schauen und lieben, und daß ihm der Allgütige das Köstlichste mit gegeben, das wußte er nicht. In der Inbrunst der Liebe flog er über die Kinder in der Wiege und senkte sich in ihren Schlaf hinein und in ihre Seelen hinein und in denselben strahlte wieder seine Liebenswürdigkeit; und als er wieder hinaufstieg in himmlischer Freude, denn in Allen hatte er sein Andenken gefunden und im Innigsten das eigene Bild und das Sehnen nach ihm, blieben die Strahlen dieser Liebenswürdigkeit in den Seelen, er aber flog dem geliebten Manne zu.

Dieser betrachtete wehmüthig der Gattin Bild und sah die nicht, die ihn betrachtete mit lebendiger Liebe und der

himmlischen Freude in den freundlichen Zügen. Und doch schien das Bild, das er betrachtete, sich zu beleben, schien freundlicher und freundlicher zu lächeln. Ein unnennbares Etwas schien sich von demselben zu lösen. Er sah nichts, aber es war, als schwebe des Bildes geistiges Wesen, die ganze Freundlichkeit und Holdseligkeit desselben zu ihm heran, träufle, fließe, rinne leise, langsam, wunderseltsam durch ihn hin bis hinein in sein Innerstes, setze da sich an, mache sich Wohnung für immerdar. Es war ihm, als wehe, säusle, rege es sich so lieb und süß in ihm; und das Gefühl rann leise und langsam durch alle Glieder, alle Züge; es war ihm eigens wohl dabei, er wußte nicht wie, und es war ihm, als höre er eine Stimme, er wußte nicht woher: Willst du den Kindern Vater und Mutter sein? Und er mußte fröhlich ja sagen, er wußte nicht warum; aber er fühlte in ihm keine Trennung, keine Scheidung mehr; der Tod hatte seine Macht verloren, der Tod sein Recht; es war ihm, als sei er jetzt erst so recht eins geworden mit der Geliebten, um nimmer getrennt zu werden.

Und in seligem Staunen sah die selige Gattin dieser geistigen Vermählung zu, die der Vater da oben, der die Liebe ist, bereitet hatte, als die köstlichste Gabe, die sie dem armen Verlaßnen bringen konnte. Aufgelöst in Freudigkeit sah sie dem wunderbaren Wandel zu; hörte nicht die immer ehrfurchtgebietender daher wogenden Chöre der Welten zum Preise Gottes; sah nicht, wie die Wellen des Lichtes feuriger, gewaltiger durch die Himmel rollten, und in immer rascherer Bewegung die Geister die untern Räume verließen, die Menge schon geschieden war, und nur Einzelne, welche die Freude und die Liebe an die Ihren gefesselt hatte, von der Erde sich rißen. Es war fast, als ob sie auch äußerlich wieder gefesselt wäre in unauflöslicher Vermählung.

Da riß der goldene Engel, der in hoher Wonne dieser göttlichen Bescheerung zugesehen, das holde liebliche Wesen aus seinem Staunen; dasselbe folgte freudig seinem Führer,

da es ſein Beſtes zurückgelaſſen wußte, und die ſchweſterlichen Geiſter ſchwebten den Strömen nach der Geiſter, dem reinſten Lichte zu.

Auch unſer wunderſame Garten, die Höhe, aus Licht gebaut, mit Licht begoſſen, blühend in Licht, zog in immer mächtigerem Zuge dahin; aber wir fühlten die Bewegung nicht, ſie änderte lange meinen Geſichtskreis nicht und ſelig war ich im Schauen und bei den Meinen. Aber allmählig wehte mich ein ſchaurig Gefühl an, eng ward es mir, und doch immer ſeliger; ich fühlte immer deutlicher, wie wir in Räumen flutheten, in die mein Auge nicht gedrungen war, und vor mir erhob es ſich in unermeßlichen Weiten wie eine Burg, ein Palaſt aus Sonnen gebaut, und durch ſeine Thore aus Sonnen gebaut flutheten wir. In der Nähe ſeiner Majeſtät hatte der Allmächtige die Kammer aus Sonnen gebaut für Alle, welche in ſeinen Welten Liebe ſuchten, nicht fanden und doch die eigene bewahrten; für Alle, welche der Liebe entriſſen der Liebe bedürftig blieben; für Alle, welche Liebe ſäeten und zu harren vermochten auf der Liebe ewige Ernte; und mit der reinſten Seligkeit war dieſe Kammer gefüllt.

Da lebten ſelig die Kinder, welche Gott von den Brüſten der Mütter genommen nach ewigen Rathſchlüſſen; hier tränken ſie aus hellen Bechern Seligkeit, und tauſend ſchöner Mütter warteten ſie und nährten ſie mit ſeliger Liebe. Hier waren ſelig die Kinder alle, die auf Erden an harten Herzen verwelkt waren, deren Leben von ſtiefelterlichen Händen geknickt worden. Hier waren die Kinder, denen die Liebe ihres Lebens Element iſt, hier ſtrahlten ſie und freuten ſich und tauſend ſchöne Mütter ſonneten ſich in ihrer Liebe. Hier ſah man die Großmütter wallen, welche Kinder zu lieben wußten mit ſinnigem Ernſte; ſah die Mütter alle, die Gott von Kindern weggenommen; ſah vor allem die Mütter alle, deren Kinder auf Erden

in harten Händen waren. Hier hielt Gott in Liebe ſie gefeſſelt und tröſtete ſie durch Kinder; das Loos der Ihren iſt ihren Augen verborgen. Andere Engel ſendet Gott zu ihren Kindern und ſorget für das Heil ihrer Seelen, und daß alles zu ihrer Seligkeit dienen muß. Für Mütter würde nirgends ein Himmel ſein, ſo lange ſie in harten Händen, an harten Herzen ihre Lieblinge ſehen müßten. Hier ſah man tauſend Mütter glücklich, die auf Erden umſonſt nach Kindern ſich geſehnt, denen von Gott das Glück auf Erden verſagt worden, denen es nun Gott tauſendfältig vergiltet, wenn ſie in gläubiger Ergebung ausgeharret, mit den ſüßeſten Elternfreuden ſonder Gram und Sorgen ſie ſpeiſet und tränket. Selig über alle Worte ſah man hier, die einſam geblieben waren auf Erden, die in unverſtandenem Weh nach Seelen ſich geſehnt hatten, die keine Seele fanden, die ſie eigen nennen konnten, die ihr Weh verſchließen mußten in der einſamen Bruſt. Begriffen wird auf Erden und gewürdigt nur das Weh nach Geld und Ehre; das Weh nach Seelen lohnet Gott. Hier reicht ihnen der gütige Gott die reinſte Seligkeit in vollen Bechern; ihnen führt Gott die Kinder zu, die er von den Herzen der Mütter nimmt, ehe der giftige Hauch der Welt ſie berührt; läßt im Hauche ihrer Liebe ſie aufblühen zu den herrlichſten Blumen des Himmels, die Sonnen gleich am Throne des Allmächtigen ſtehen, wartend ſeines heiligſten Dienſtes.

Hierher ſtrömten die Geiſter zuſammen zur heiligſten Anbetung; tauchten in die Meere der ſeligſten Wonne, die in den Räumen flutheten; prieſen die, die hier wohnten; prieſen Gott den Herrlichen, der ſo herrlich lohnet. Immer majeſtätiſcher, welterſchütternder tönte der Lobgeſang; Sonnen um Sonnen ſtrömten herbei mit den ſeligſten Geiſtern, fügten ſich ein dem heiligen Bau und es wölbete ſich über uns aus unzählbaren Sonnen das Heiligthum im großen Welltentempel. Tief im fernſten Hintergrunde, wo das Licht am goldenſten ſtrömte,

war nicht Ruhe; dort war Wallen und Kreiſen; dort war aus den herrlichſten Sonnen der Vorhang gewoben, der vom Heiligen das Allerheiligſte ſcheidet. Und der Vorhang bewegte ſich, Sonnenreihen rollten auf, und immer herrlicher in purpurgoldenem Lichte waren die, welche ſichtbar wurden. Da flammte nur eine Sonne noch einzig im Hintergrunde, unausſprechlich war ihr Licht, Majeſtät und Herrlichkeit umſchwebten ſie, mächtiger, in tiefſter Ehrfurcht ſchwollen die Chöre auf, und lichter ward die Sonne, und die Fülle unnennbarer Majeſtät ſtrömte aus ihr, die Geiſter beugten betend ſich, mein Herz aber bebte im Tode, mein Auge wollte brechen, ertrug die Fülle der Herrlichkeit nicht, in welcher die Gottheit nahte; da umfaßte mich ein roſiges Engelein, es war das jüngſte Kind, das mir entriſſen worden, ein Mädchen wunderhold; und das Mädchen küßte mich mit ſeinen ſüßen Lippen und rettete vom Tode mich, denn dem Sterblichen iſts nicht vergönnt, lebendig Gott zu ſchauen. Ich fühlte, wie das wunderbare Auge leiſe ſich ſchloß, Vorhang um Vorhang, aus Sonnenreihen gewoben, fiel wieder vor das Allerheiligſte, die Geſtalten ſchwanden, formlos ward das Licht, leiſe in wonnigem Behagen wiegten mich ſeine Wellen, trugen mich wieder zurück in dieſe Welt, wo das Auge geſchloſſen bleibet, das nicht aus Erde geſchaffen iſt. Gebunden ward ich wieder in die Schranken und Feſſeln der Sinne, die Sinne aber waren gebunden im Schlafe, und Morgens war's, als die Sonne des Schlafes Vorhang hob, das Bewußtſein mir wiedergab; doch lange ging es, bis ich es geordnet hatte.

Sonderbar war es mir zu Muthe. Friſcher fühlte ich meinen Körper, die peinliche Mattigkeit, die ſchwer in allen Gliedern lag, war fort; raſcher ſchien durch die Adern das Blut zu rollen, mein Auge hatte wieder die Kraft, die nicht nur ſieht, ſondern auch wahrnimmt, und heller und beſtimmter flogen die Gedanken durch die Seele. Ich fühlte, daß heilend die Nacht über mir geweſen, daß mit reichen Gaben ich be-

ſcheert worden; noch ſtanden die Bilder klar mir vor Augen, in meinen Armen fühlte ich noch die Meinen, noch blendete mich all' die unausſprechliche Pracht. Aber hatte ich das alles wirklich erlebt, geſehen, oder nur geträumt? Noch fühlte ich, faſt wie eine friſch geſchloſſene Wunde, die ſeltſame Kraft, die ohne Augen ſieht, deren Schranken hinausgerückt ſind in's Unendliche; und doch verflüchtigte ſich immer mehr die geglaubte Anſchauung, und immer nebelhafter und formloſer ward mir alles, was ich in andern Welten geſehen, während Erlebtes beſtimmt ausgeprägt im Gedächtniß bleibt und um ſo beſtimmter, als Geſtalt und Form deſſelben ſeltſam und auffallend war.

So ſtiegen in mir die Gedanken auf und nieder, und je mehr die Wirkungen der Nacht mir fühlbar wurden, um ſo weniger wollten ſie zur Ruhe gehn und das Räthſel dahin geſtellt ſein laſſen.

Da gedachte ich Hiobs Worte: „Im Traume, im nächtlichen Geſichte, wann ein tiefer Schlaf auf den Menſchen fällt, wann ſie ſchlummern auf ihrem Lager, alsdann entdecket Gott das Ohr des Menſchen und verſiegelt ihre Züchtigung, daß er den Menſchen abwende von ſeinem Thun, die Hoffahrt vom Manne nehme; daß er ſeiner Seele wehre, damit ſie nicht in die Grube komme, und ſeinem Leben, damit es nicht ins Schwerdt falle.“ Und wenn die Böſen ſich künden ſollen oder müſſen zur Strafe für ſich, zur Warnung der Lebendigen; können nicht vielmehr die Guten wiederkommen ſich zum Lohne als Träger guter Gaben für die Ihren? Iſt das reine Licht nicht eine Fülle himmliſcher Geſtalten, deren Formen unſer grobes irdiſches Auge nicht wahrnimmt? So wogte es auf und nieder in meinen Gedanken, lange wollte das Chaos ſich nicht geſtalten: da begann endlich das Trübe ſich niederzuſchlagen, und aus dem Trüben traten folgende drei Dinge mir heraus in feſter Geſtaltung.

Hier leben wir in Räthſeln, im Glauben, nicht im Schauen, und was Gott unſerem ſterblichen Auge mit einem

Vorhange bedeckt hat, sieht kein sterbliches Auge: und welche Hand nach dem Vorhange frevlerisch greift, die wird für ihren Vorwitz von Gott geschlagen.

Wenn aber Gott sich kündet in der Morgenröthe, im Thau der Blume, in des Windes Spiel, und des Frommen Auge den Ewigen erkennet in allem Vergänglichen; warum soll dasselbe ihn nicht auch erkennen in des Traumes Spiel, diesen Offenbarungen des innersten Lebens des Menschen, diesen Weissagungen von Kraft und Schwäche, diesem wunderbaren Leben, das, wenn die Sinne ruhen, die Welt verhüllet ist, sich gestaltet als eine eigene Welt, bald verbunden mit dieser Welt, und bald abgerissen von allem Bekannten, eine nie sichtbar werdende Insel im ungeheuren Meere des unsichtbaren innern Lebens, das in der Menschheit nach unbekannten Gesetzen ebbet und fluthet.

Wenn jede gute Gabe von Gott kömmt, dem Vater der Lichter, und dem Frommen alles zur guten Gabe werden soll, und wenn wir Rechenschaft zu geben haben von jeder: sind da nicht auch Träume gute Gottesgaben, und haben wir sie nicht anzuwenden zu unserem geistigen Wachsthume? Und wenn ich nun den genossenen Traum brauchen will zum Glauben, daß man nicht suchen solle die Lebendigen bei den Todten, nicht trauern solle um die Gestorbenen, als wären sie todt und hätten wir keine Hoffnung; und wenn ich im Gemüthe Eindrücke durch die Meinen empfangen, sie verehren will, nicht mit Thränen und Weinen, sondern mit Ringen und Kämpfen, mit einem Leben nach ihrem Sinne, in Kraft und Heiterkeit, denn Gott wohnet ja im Lichte, nicht in der Finsterniß: sollte das eine Sünde wohl sein und gegen des Herrn Wort?

So stellte dieses sich fest, und das Grübeln ließ ich; ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Todten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe. Ich weiß, sie sehen mich; was ich schaffe, was ich treibe, sie sind dabei,

und wenn ich des Nachts träume, so spielen sie hinein in meine Träume und rathen und helfen mir und freuen sich über mich.

Wenn Kinder mich grüßen mit glänzenden Augen, ich lustig mit freundlichen Kindern spiele, sie an mir auf sich winden wie am Eichbaum der Epheu: dann sehe ich im Sonnenlicht und im Lichte der Sterne meiner Kinder freundliche Augen; sie lächeln mich an, sie winken mir zu, ich kenne sie, wie selig sie sich freuen, daß ihr Vater ein kindlich Herz bewahret, ihr Himmel ihm offen bleibet.

Wenn des Armen Elend mir zu Herzen geht, arme Kinder mir wie die meinen sind, arme Mütter getröstet von mir gehn, mein Wort in harte Herzen dringt, in Hütten und Herzen Friede bringt: dann sehe ich meines Weibes Sternenauge, es lächelt mir zu in des Windes Fächeln aus des Himmels blauem Grunde. Wenn ich heim kehre aus Wind und Wetter, naß und matt, so weht es mich wohlig an und freundliche Grüße wehen mir ums Herz und laben mich und stärken mich; und wenn Undankbarkeit und Unverstand anfachen des Zornes Flamme, graben nach dem Quell der Bitterkeit, die ihre Stelle hat in jedem Herzen, auf der Oberfläche bei den Einen, tief begraben bei Andern: dann fährt weich und sanft eine Hand mir über die Augen und süße Lippen küssen mich, und mir kömmt die Milde, die in Sanftmuth aushält, und nie anrechnet dem Unverstand seinen Unverstand. Wenn ich rathsame meine Sachen und treulich sorge für alles, was Vater und Mutter mir hinterlassen, für Haus und Hof, für Leib und Seele: dann sehe ich die Mutter mir freundlich nicken und stolz in die Runde schauen.

Wenn ich treu schaffe meine Pflicht, mich nicht die Furcht bewegt und nicht die Eitelkeit, nicht die Mode, nicht der Menschen Geschrei, und wenn ich den Rath bei Gott suche, und nicht von der Wage ihn nehme, auf der die Selbstsucht den eigenen Nutzen sich zuwiegt; dann sehe ich des Vaters

ernſt Geſicht und ernſt auf mir ſeine Augen ruhn, und ſchaue ſeine Gebete im Herzen, daß des Herren Hand mich ſtützen und wahren möge auf dieſen Wegen.

Wenn ich in dunkler Nacht ſchwere Gedanken wälze in beſchwertem Gemüthe, wenn ich kämpfe am lichten Tage mit den Geiſtern der Nacht, da ſehe ich oft hehre Augen leuchten über mir. Es ſind altteidgenöſſiſcher Männer Augen, Helden-Augen, die durch Jahrhunderte leuchten, und leuchtend auf die Söhne ſehen, wie ſie verwalten das ererbte Gut, das theuer erkaufte Land, den in Blut und Treue getauchten Ruhm; wie ſie verehren den Gott, der in den Schlachten ihnen den Sieg gegeben, und im eigenen Hauſe die Demuth und den biedern Sinn. Und wenn ſie den Willen ſehn, der nach Kräften ringt mit der untreuen Zeit; den Muth ſehn, der keine Sperrwand fürchtet; das Auge ſehn, das offen iſt und wachet für Gott und Land: dann leuchten heller ihre Heldenaugen, und dieſe Augen ſprühen aus dem Segen frommer Väter, den feſten Sinn, der nicht vom blähenden Winde einer herzloſen Zeit geſchwellt wird, den Sinn, der fürs Recht ſteht, nicht aufbraust, aber auch nicht matt wird, der langſam prüfet, aber dann aushält ſonder Wanken.

So erſcheinen mir die Todten im Wachen, im Traume; ſo ſind ſie mir nicht mehr todt, ſondern leben mir.

Wenn die Sonne freundlich ſcheinet und mild der Abend vom Himmel kömmt, dann zieht es mich, dann ruft es mich auf jenen Hügel, wo ich zum neuen Leben die Keime empfangen, wo die Aare fröhlich rauſchet, vom Schweizergarten reich umfangen, wo die Berge gen Himmel ſteigen, wo von den Bergen der Herr in Thäler und Herzen ſchauet und in Thäler und Herzen niederſteiget mit ſeiner Huld und Liebe, wenn der Boden nicht Wegeland iſt, nicht Felſengrund.

Wenn dann in der Sonne milden ſcheidenden Blicken alles verklärt vor mir liegt, die Thäler mit ihrem Grün, die Häuſer mit ihren Lebenden, die Kirchhöfe mit ihren Todten: dann

ſchwimme ich in milder Freude, und weit wird es mir ums Herz. Dann gewinnt meine Freude feſtere Geſtalt.

Es wird mir, als ſehe ich Bänder geſpannt von jedem Hauſe in die Kirchhöfe und von jedem Grabe hinüber in die Häuſer und dieſe Bänder glänzen wie Liebesgaben, und dieſe Bänder ſind ſchwarz wie Eiſenketten und Verbrecherbande, und an den Ketten ziehen die Lebenden die Todten zur Rechenſchaft und die Todten die Lebenden zum Genuſſe der Schuld, und an den hellen freudigen Banden ziehen die Lebenden die in den Gräbern zum Schauen ihrer Ausſaat und die Todten halten die Lebenden feſt und die glänzenden hellen Bande werden zu Wegweiſern ins ewige Leben. Und Banden und Ketten verſchlingen zu Brücken ſich, und tauſend Brücken ſehe ich hoch gewölbet ſich heben von jedem Kirchhofe zu jedem Hauſe, und auf den Brücken ſehe ich körperlich und feſt geſtaltet die Gedanken wandeln, die von den Häuſern in die Gräber gehen und von den Gräbern in die Häuſer, und die Gedanken kenne ich alle, kann allen ihre Namen geben, aber die Lebenden drunten haben keine Ahnung von den Boten, die hin und her gehen, geſandt von einer Seele zur andern, mit Fluch beladen die einen, glänzend in Liebesgrüßen die andern. Und Brücken ſehe ich, die ſind öde und leer, und kein Leben iſt mehr zwiſchen Häuſern und Gräbern. Dann ſchaudert mich, höher muß ich mein Auge heben, es glitzert in meine Augen und Sterne ſehe ich am hellen Himmel in der Sonne Schein. Stunden weit ſehe ich den Brand der Sonne in hellen Fenſtern, und der goldene Stern iſt eines ſtundenweiten Blitzableiters goldene Spitze, in der die Sonne funkelt. Dann denke ich mir, wie doch das Licht von oben die Dinge da unten zu verklären vermöge und um ſo herrlicher, je reiner die Dinge ſeien, und wie weit ſo unbedeutende Dinge zu leuchten vermöchten, vom Lichte da oben verklärt, wenn ſie rein ſeien, und je reiner, um ſo weiter, während Paläſte der Könige, ganze Länder längſt in's Dunkel verſunken ſeien. Dann ſehe ich die Sonne

zur Ruhe gehen und immer größer, immer goldener, immer herrlicher, je näher sie dem Scheiden kömmt, und ihr letzter Strahl ist ihr holdester Blick! Ach wer doch auch so sterben könnte! Und der Blick geht nicht verloren, die Berge fassen ihn, röthen sich, werden uns Pfänder und Bürgen, daß der Sonne Glanz und Liebe uns nicht erloschen sei: nur eine kurze Nacht, dann kömmt ein neuer Morgen, und wenn der Morgen kömmt, so fassen sie wieder der Sonne erste Blicke und senden sie zu Thale und künden uns, daß der Tag wieder komme, ein neuer junger Tag in der Sonne Licht und Liebe. Dann hebt sich, wie wenn die Sonne zur Ruhe ist, der Mond über die Berge kömmt und Licht spendet an der Sonne Stelle, bis die Sonne wieder kömmt, der Gedanke, daß die Häupter der Menschen verklärt seien unsern Bergen gleich, welche auffangen die letzten Liebesblicke der Scheidenden, sie leuchten lassen, bis sie selber blaß werden in des Todes Hauch. Und diese Häupter, werden sie nicht auch die ersten Liebesblicke empfangen, wenn der ewige Morgen kömmt?

Dieser Gedanke wird mir zum Monde, er leuchtet mir nach Hause, er steht mir am Himmel, so lange ich ein Pilgrim bin und die Heimath suche.

Die

Waſſernoth im Emmenthal

am 13. Auguſt 1837.

Vorwort.

Es gab eine Zeit, wo man ob den Werken Gottes Gott vergaß, wo die dem menschlichen Verstande sich erschließende Herrlichkeit der Natur die Majestät des Schöpfers verdunkelte. Diese Zeit geht vorbei. Aber noch weilt bei Vielen der Glaube: das Anschauen der Natur führe von Gott ab, Gott rede nur in seinem geschriebenen Worte zu uns; für seine Stimme, die tagtäglich durch die Welten zu uns spricht, haben diese keine Ohren, daß Gott zu seinen Kindern rede in Sonnenschein und Sturm, daß er im Sichtbaren darstelle das Unsichtbare, daß die ganze Natur uns eine Gleichnißrede sei, die der Christ zu deuten habe, thäte jedem Noth zu erkennen. Zu Förderung dieser Kenntniß ein Scherflein beizutragen, versuchte die nachstehende Darstellung der Unterschriebene. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm schickt, verliert nimmer das Vertrauen, und alle Dinge müssen zur Seligkeit ihm dienen. Fände in dieser Wahrheit Trost ein Unglücklicher, würde sie den rechten Weg einem Irrenden erleuchten, offenbar machen einem Murrenden die Liebe des Vaters, zur Anschauung des Unsichtbaren einen Menschen

führen, deſſen fünf Sinne ſeine einzigen Wahrnehmungsquellen waren, dann hätte der Verfaſſer ſeinen Zweck erreicht; andere Anſprüche macht er nicht. Zu treuer Darſtellung des Ereigniſſes waren Andere berufener als er; aber da Alle ſchwiegen, verſuchte er die Darſtellung auf ſeine Weiſe. Was er ſah und hörte, ſtellte er dar in möglichſter Treue. Wer ſolche Ereigniſſe erlebte, weiß, wie mit verſchiedenen Augen die Menſchen ſehen, wie verſchieden ſie die Farben auftragen auf das Geſehene; es wird ſpäter der Entſcheid unmöglich, wer recht geſehen und recht erzählt, und nur das läßt ſich ausſcheiden, was offenbare Merkmale der Täuſchung oder der Lüge an ſich trägt. Dies die Urſache, wenn jemand einen Irrthum zu erkennen glaubt; wiſſentlich hat der Verfaſſer keinen hineingebracht. Das Ereigniß an ſich war ſo groß, daß der Menſch umſonſt ſeine Kraft anſtrengt, es würdig darzuſtellen, daß er ein Thor ſein müßte, wenn er in ſeiner Beſchränktheit ausſchmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen in's Gedächtniß geſchrieben den Bewohnern des Emmenthals.

Jeremias Gotthelf.

Das Jahr 1837 wird vielen Menſchen unvergeßlich bleiben, die nicht ihren Träumen oder ihren Sünden allein leben, die einen offenen Sinn haben für die Stimme Gottes, welche zu uns redet in Schnee und Sonne, bei heiterem Himmel und im Dunkel der Gewitternacht.

Es war ein merkwürdiges Jahr, aber ein banges, angſtvolles für Tauſende; wohl ihnen, wenn dieſe Angſt jetzt ihre Frucht trägt — ein gläubiges Vertrauen.

Der Winter, welcher bereits im Oktober 1836 angefangen, den 1. November eilf Grad Kälte gebracht hatte, wollte nie aufhören, der Frühling nie kommen. Am Oſterſonntag den 26. März fuhren viele Herren luſtig Schlitten, luſtig gings auch von Biel nach Solothurn, wo ſonſt mancher Winter keine Bahn bringt. Während es luſtig ging auf den breiten Straßen, konnte auch manch arm Mütterchen nicht an den auferſtandenen Herren denken. Es hatte kein Holz mehr, die zitternden Glieder zu wärmen, die Kälte drang ihm durch die gebrechlichen Kleider bis an's Herz hinan. Es mußte hinaus in den ſchneeigten kalten Wald, einige Reiſer zu ſuchen, oder mußte den ſchlotternden Körper zuſammendrücken in eine Ecke, in den eigenen Gliedern noch irgendwo nach einem Reſtchen Wärme ſpürend. Wenn dieſe frierenden Mütterchen den Zehnten gehabt hätten von dem an ſelbem Tage zum Ueberfluß getrunkenen Wein, wie glücklich hätten ſie am Abend ihre erwärmten Herzen in's Bett gelegt.

Aber auch mancher Bauer drückte ſich in die engſte Ecke ſeiner Stube, um das Brüllen der hungrigen Kühe an der

leeren Krippe nicht zu hören, um nicht hinaus zu sehen in die Hofstatt, wo der Schnee so dicht in den Bäumen hing, so hoch am Boden lag, kein Gräschen sich regte. Er hätte gerne geschlafen, um nicht an seine Bühne denken zu müssen, auf der kein Heu mehr war, durch die der Wind so schaurig pfiff; doch Sorgen sind Wächter, die nicht schlafen lassen.

Am ersten Apriltage wehten Frühlingslüfte durch's Land, und frohe Hoffnungen schwellten alle Herzen; aber alle Hoffnungen wurden in den April geschickt. Schnee wehte wieder durch alle Lande, legte in Deutschland mannshoch sich, er lagerte sich ordentlich, als ob er übersömmern wollte im erstaunten Lande.

Zum eigentlichen Schneemonat ward der April, selten leuchtete die Sonne, ob sie warm sei, erfuhr man nicht; Gras sah man nicht, kein Lebenszeichen gaben die Bäume.

Die Noth ward groß im Lande. Heizen sollte man die Stuben, und hatte kein Holz; füttern sollte man das Vieh, und hatte kein Futter. Es war Jammer zu Berg und Thal; in den Stuben seufzte, in den Ställen brüllte es tief und nöthlich.

Mancher Bauer machte sich so oft und so weit er konnte in Weid und Wald hinaus, und wenn er wieder heim mußte, so wollten seine zögernden Füße nicht vorwärts, wollten gar nicht auf den Platz, wo ihm, wie er genau wußte, das hungrige Muhen seiner Kühe wieder in's Ohr dringen, im Herzen wiedertönen würde. Des Nachts wußte er nicht, auf welche Seite sich legen, damit er nicht höre, wie es seufze und stöhne draußen in den Ställen. Endlich übermannte das Elend sein Herz, er stieß seine schnarchende Frau an und sagte: Frau, du mußt morgen zeitlich auf, mußt mir z'Morge machen, ich muß in die Dörfer hinab, muß um Heu aus, ich kann's my Armi Thüri nümme usg'stah. Dann stund er auf, machte nicht einmal Licht, zählte seine Fünfunddreißiger im Genterli, und rechnete mühselig nach: ob es wohl ein oder zwei Klafter er-

leiden möge? Hatte er das ausgerechnet und ſich wieder in's Bett gelegt, ſo kam es ihm erſt vor, wie das wieder einen Strich durch ſeine Rechnung mache, daß er keinen neuen Wagen könne machen laſſen, daß ein dritter oder vierter Zins ihm auflaufe, und ſtatt des Schlafes kam eine neue Trübſeligkeit über ihn. Am Morgen zog er ſeufzend die Ueberſtrümpfe an, die Frau band ihm das Halstuch um, ermahnend: er ſolle doch zeitlich heim kommen, ſie hätte nicht Zeit zu füttern, und die Magd gebe gar unerchant yche.

Er wanderte, er zog von Dorf zu Dorf, er fragte von Haus zu Haus, nicht nach dem Preiſe des Heu's, ſondern bloß nach Heu, und glücklich pries er ſich, wenn er welches fand. Freilich that es ihm weh, zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler zahlen zu müſſen für ein Klafter, und vielleicht am Ende für was — für Cèparſettenſtorzen; aber es war doch etwas Freßbares, es war beſſer als Tannennadeln, die auch an Orten zu drei Fr. per Centner verkauft worden ſein ſollen.

Wenn er endlich ſeinen matten Pferden das Füderchen lud, wie ſprang er jedem Heuhalm nach, den der neckiſche Wind ihm entführen wollte; und wenn mit dem Füderchen die Pferde matt das Land auf ſich ſchleppten, wie ſchwermüthig und beladen zottelte er hinter dem Geſpann her!

Hat niemand wohl hinter einem der Hunderte von Fudern, die für ſo viele, viele tauſend Franken Heu in's Emmenthal führten, einen Fuhrmann in's Geſicht geſchaut? In demſelben hat er in großer Schrift leſen können ohne Brille, was in dem armen Manne vorging, wie er rechnete und rechnete: wie lange er an dieſem Heu füttern könne. War er mit der troſtloſen Rechnung fertig, ſo ſah er auf zum Himmel: ob nicht bald die Sonne kommen wolle warm über den Schnee. Und wenn dann der alte eiſige Wind ihm das Waſſer aus den Augen peitſchte, ſah niemand, wie ſchmerzlich ſeine Gedanken ſich hinwandten zu ſeinem leeren Genterli, in welchem keine Fünfunddreißiger mehr waren. Aber wie der arme Mann ſpäter, nach-

dem dieſes Heu zu Ende war, das Stroh aus den Strohſäcken, das Stroh vom Dach, wo man Strohdächer hatte, fütterte, das ſah ſelten jemand, denn das that er im Verborgenen. Wenn aber der Mann mit naſſen Augen in finſterm Stalle den letzten Strohſack leerte, ſo rieb manche Kuh den ungeſchlachten Kopf dem armen Manne am ſchmutzigen Zwilchkleide ab, und leckte erſt ſeine rauhen Hände, ehe ſie hungrig in's zerknitterte Stroh biß; es war faſt, als ob die gute Kuh den Schmerz ihres Ernährers mehr fühlte, als den eigenen Hunger.

Freilich gab es auch Leute, die nicht Heu kauften, nicht Mitleid hatten mit ihrem Vieh, und zwar nicht aus Geiz, ſondern aus — Stolz und Hochmuth. Der Aetti habe auch nie Heu gekauft, ſagten ſie, und ſie wollten lieber ihr Vieh verhungern laſſen, als daß man ihnen nachrede, daß ſie einmal auf ihrem Hofe nicht Futter genug für ihr Vieh gemacht hätten. Ja, ſie wollten nicht einmal Vieh verkaufen, damit man ihnen nicht entweder Geld- oder Futternoth vorwerfe, damit es nicht heiße; ſie hätten nur ſo und ſo viel Stück zu überwintern vermögen. Sie fürchteten, das thäte ihren Ehren Abbruch; aber wie zwanzig Kühe, die Tag und Nacht von einem Knubel herab brüllen, was ſie in die Haut zu bringen vermögen, einen Bauer verbrüllen können faſt bis in's Länderbiet hinein, faſt bis in's Aargau hinab, daran dachten ſie nicht. Es gab welche, deren Pferde des Morgens nicht mehr aufſtehen konnten, die mit Fuß und Gabel das älteſte aufjagten, es zum Stall austrieben, um es dem Hungertode preiszugeben.

Da wehten am erſten Maitage wieder Frühlingslüfte; es grünte in den Matten, laut jauchzten die Menſchen, und gierig graste das ausgetriebene Vieh das Wenige, was es fand.

Karſt und Pflug wurden eiligſt gerüſtet, die Kuttlein an die Ofenſtange gehängt, die Winterſtrümpfe in den Spycher,

aus den Dörfern ſchwärmte es aus, wie aus dem Stock die Bienen, und am heißen dritten Maitag glaubte man alles gewonnen. Aber ein Gewitter verzehrte die vorräthige Wärme und — der Winter war wieder da.

Man jammerte in allen Hütten, auf allen Höfen, ganz beſonders aber die Küher. Viele wußten kein Futter mehr zu kaufen, mußten fort aus den Ställen, und Schnee verfinſterte noch die Luft, lag weiß über den Ebenen und klaftertief auf den Bergen. Manchen Küher trieb die Angſt auf ſeine Alp, er hoffte es droben beſſer anzutreffen, als es von unten das Anſehen hätte, hoffte aufzuziehen, und anfangs mit dem Heu nachhelfen zu können, das er auf dem Berge gemacht und im Staffel gelaſſen hatte. Aber was fand er? Schnee faſt mannstief, und wenn er mit Lebensgefahr zum Staffel ſich durchgearbeitet hatte, — kein Heu mehr! So konnte er nicht auf den Berg, konnte aber auch nicht bleiben unten im Lande. Da wuchs manchem Küher der Gram über den Kopf, und das Sterben wäre ihm lieber geweſen, als das Leben.

Und wenn ſie wegfahren mußten aus ihren Winterquartieren im Schneegeſtöber, die hungrigen Kühe, wenn ſie am Wege ein mager Gräschen abraufen wollten, das Maul voll Schnee kriegten, auf den Bergen der Schnee höher und höher ſich zu Thürmen ſchien, und ſie auf dieſe Berge zu mußten in Gottesnamen: da ſah man manchen harten Kühersmann die Augen wiſchen, ja manchen hörte man ſchluchzen, und zwar weit.

Wie es anfangs auf den Bergen gegangen, wie Tannkries das Köſtlichſte war, was man den Kühen, die dazu noch faſt erfroren, bieten konnte, will ich nicht erzählen. Und wenn ich's erzählte, ſo würde ſich niemand darüber verwundern, ſchneite es doch auch unten im Lande noch den 19. Mai.

Da grub ſich tiefer und tiefer grimmig Zagen bei den Menſchen ein. Man hörte wieder rollen durch's Volk Weiſſagungen über den nahenden Untergang der Welt. Alle drei,

vier Jahre wird der Untergang der Welt ganz bestimmt vorausgesagt, und eine Menge Leute glauben daran, nehmen es aber ziemlich kaltblütig, und bereiten sich nach ihrer Weise darauf vor.

Vor sechs, sieben Jahren sollte der Merkur die Erde zerstören; da wurde man in einem gewissen Schachen räthig: mit dem Erdäpfelsetzen zu warten, bis der gefährliche Tag vorüber sei. Es wäre doch gar zu ärgerlich, meinten sie, wenn sie die Mühe umsonst haben sollten. Der Seiler-Daniel aber sagte zu seiner Frau: Lisi, wir haben noch zwei Hammli in der Heli, koche die doch, heute eins, und morgen wieder eins, es wäre gar zu schade, wenn die übrig bleiben sollten, und wir nichts davon hätten. Aber die früheren Untergänge der Welt stellte man sich plötzlich schnell vor, und auch fürchterlich, aber wie viel gräßlicher der jetzt drohende langsame peinvolle Untergang in Kälte und Hunger?

Wenn Andere auch an den Untergang der Welt nicht dachten, so begannen sie doch zu zagen: der liebe Gott möchte sie vergessen haben. Sie erkannten, daß alle Großhansen im Lande und alle Großmäuler alles machen könnten, nur die Hauptsache nicht. Sie konnten mit all' ihrem Witz keine Wärme machen, kein g'schlacht Wetter zum Erdäpfelsetzen; auf alle ihre Machtsprüche kam kein Frühlingszeichen, zeigten sich keine sömmerlichen Spuren. Sie begannen zu glauben, der liebe Gott wolle seine Sonne erkalten, wolle sie erlöschen lassen.

Mensch! wie wäre dir, wenn einst an einem Morgen keine Sonne aufstiege am Himmelsbogen, wenn es finster bliebe über der Erde? Wie wäre es dir um's Herz? Schauer um Schauer, immer todeskälter, würden es fassen, wenn deine Uhr schlüge Stunde um Stunde, Morgenstunden, Tagesstunden, Abendstunden, und die Finsterniß wollte nicht weichen, schwarze Nacht bliebe unter dem Himmel. Was hülfen da alle Lichter und Laternen? Der Mensch könnte sie nicht einmal anzünden vor Grauen und Beben. Den Jammer, das Entsetzen auf

Erden, wenn einmal an einem Morgen die Sonne ausbleibt, kann keiner ſich denken. Am fürchterlichſten wird das Entſetzen die armen Sünder ſchütteln, in deren Herzen auch keine Sonne ſcheint. O wie wird dann klein werden, was groß war, und groß, was ſo klein und armüthig ſchien! In ſo manches Herz ſcheint Gottes Sonne nicht, ſcheint das Licht der Welt nicht hinein, das kann die Menſchen zu erleuchten. Lichter und Laternen von allen Sorten zünden die armen Schächer an in ihren Herzen, laſſen Irrlichter flunkern darin herum; aber der trübe Dämmerſchein erleuchtet den Graus, den Moder, die Todtengebeine nicht, und der Geblendete, der nur in ſein Laternchen ſieht, brüſtet ſich noch mit demſelben und den flunkernden Irrlichtern, rühmt ſich, daß er ſein trüb und verblendend Laternchen nicht gegen die Sonne tauſche und ihr ſtrahlend Licht. Der Arme wird mit Entſetzen inne werden, was für ein Unterſchied es ſei zwiſchen einer Laterne und der Sonne, wenn die Sonne ſeinen Augen erlöſcht am Himmelsbogen.

Es begann der arme Menſchenwurm mit Gott zu hadern; die Ungeduld des vergebenen Wartens verwandelte ſich in Bitterkeit, faſt in Verzweiflung.

Die Menſchen dachten nicht daran, daß Gott ihnen auch einmal werde zeigen wollen, was Warten, vergebenes Warten ſei, wie bitter es ſei, jeden Hoffnungsſchimmer in eine Täuſchung ſich verflüchtigen zu ſehen. Und wie lange laſſen die Menſchen Gott warten auf das Bezahlen ihrer Gelübde, bis ſie reimen ihre That mit dem Wort, bis ſie erwiedern ſeine Liebe? Iſt nicht eben darin auch groß ſeine Liebe, daß er euch einmal ſo recht zeigte, wie angſthaft ſchon das Warten ſei auf ſeine Sonnenblicke, damit ihr fühlen möchtet zur rechten Zeit, wie gräßlich einſt ein vergeblich Warten auf ſeine Liebesblicke ſein würde. In dieſem Wartenlaſſen war alſo nicht der Zorn Gottes, ſondern die Liebe des Vaters; er wußte wohl, daß, wenn es Zeit ſei, ſeine Kraft in Tagen vermöge, wozu der Menſch Wochen nöthig glaubt. Und als

die Zeit da war, den 24. Mai, winkte er, und die Sonne brannte auf die Erde nieder, die düstere Wolkendecke fiel, der Schnee schmolz, und in den Feldern und auf den Wiesen ward ein Leben mächtig, das der Mensch nie gesehen hatte. Die Nächte schienen mit Himmelsgewalt ausgerüstet, und an's Wunderbare gränzte, um wie viel einzelne Pflanzen aufschossen in einer Nacht. Mit dem Beginn des Brachmonats kränzten sich die Bäume mit ihrem Blüthenschmuck, üppig und prächtig; aber wie die große Welt die Jugend gerne um die Früchte des Alters bringt, so blühen die Bäume wohl schön in der Sommerhitze und den majestätischen Gewittern, aber die Blüthen verwelken bald, und die Frucht bildet sich nicht oder fällt im Werden ab, weil ihr die Nahrung fehlt.

Wie die Kühe sich freuten über das duftige Gras, wie die Menschen jubelten über die Wärme, über den Schweiß, der ihnen von der Stirne rann, konnte jeder sehen und hören, der Luft schöpfte im freien Lande. Die trübe Zeit war vorüber, eine herrliche war eingekehrt, und Gottes Pracht und Macht wurden alle Morgen neu. Aber die trübe Zeit, der gräßliche Futtermangel, entstanden durch fünf trock'ne Sommer, wird hundertfältig Früchte tragen, und besonders den Emmenthalern. Am Ende ist denn doch Gott der beste Prediger, der gewaltigste Lehrer in allen Dingen; er macht in wenig Zeit den Menschen begreiflich, wozu Menschen lange lange Zeit umsonst gebraucht. Er lehrt und predigt über alle Dinge, auch über weltliche, er ist's, der den Bauern im Emmenthal gepredigt hat, wie gut der Klee sei; und wie vortheilhaft die Esparsette auf ihren Grienbüggeln in allen Jahren, besonders in den trock'nen. Was sie niemanden geglaubt, das glaubten sie endlich ihrem Gott, da er es ihnen handgreiflich zeigte an den hämpfeligen Rippen ihrer armen Kühe. Und wie das Sechszehnerjahr Erdäpfel pflanzen lehrte (dieses Jahr besonders, und nicht das Branntenwein-

brennen, wie ein unweiſer Mann behaupten will, hat den vermehrten, ſo vortheilhaften Erdäpfelbau hervorgerufen), ſo werden dieſe Jahre Futter pflanzen lehren im Emmenthal, bis die Milch bachweis fließt. Es war Wetter, wie nur Gott es machen konnte; das ſchnellgewachſene Heu wurde prächtig eingebracht, und auch das Korn kam gut in die Scheuern.

Die große Hitze bei der feuchten Erde mußte ſtarke Gewitter erzeugen; beſonders gewitterhaft ging der erſte Hundstag vorüber, der ein Vorbild ſein ſoll für alle übrigen Hundstage. In der That witterte es auch die folgenden Tage gewaltig. Den 20. Juli entlud ſich ein Gewitter über die Egg zwiſchen Heimiswyl und Rüegsau, wie ſie in dieſer Gegend ſeit Jahren ſelten waren. Nicht von mächtigen Donnerſchlägen will ich reden, in denen die Erde erbebte mit allem, was ſie trug, ſondern von den Waſſerſtrömen, die ſich über die Mannenberg-, Ramisberg-, Allmisberghöhen ergoſſen, und zu beiden Seiten in die Thäler ſtürzten. Was die Waſſer auf den Bergen fanden, brachten ſie zu Thale nieder, riſſen Erdlawinen los, verſandeten den Fuß der Berge und ſchwellten den Rüegsaubach, der ſonſt ſo beſcheiden um die Füße der Rüegsauer ſich windet, zu einer ſelten geſehenen Höhe. Er trug Holz, wälzte Felſenſtücke, grub ſich neue Läufe, ergoß ſich über Matten, ließ zappelnde Fiſche zurück auf denſelben, machte Straßen unfahrbar, und wollte mit aller Gewalt dem Wirthe zu Rüegsau in den Keller, um ihm Fuhren in's Weltſchland zu erſparen, oder vielleicht deſſen Wein dem durſtigen Schachen zuzuführen. Der Wirth ſtund alle Leibesnoth aus, den ungebetenen Gaſt, der weder Gold noch Silber, ſondern nur Sand und Kieſelſteine mit ſich führte, vom Keller abzuhalten. Während das halbe Dorf Theil nahm an dieſem Kampfe für den Wein und gegen das Waſſer, denn das ganze Dorf war dabei betheiligt, verſuchte das Waſſer heimtückiſch einen andern Streich. Vor einem Spycher ſtund ein Fäßchen mit ungelöſchtem Kalk, bis dorthin ſpülte das

Waſſer unbemerkt, ſchlich dem Fäßchen an die Füße. Da fing es an zu ziſchen und zu brauſen in demſelben, und noch eine Viertelſtunde, ſo hätten die Leute mit Feuer zu thun und das Waſſer im Keller freie Hand gehabt, aber ein kluger Mann, der ſeine Augen gerne in allen Ecken hat, ſah den Rauch und rief zur nöthigen Hülfe.

Auf der andern Seite der Egg, Heimiswyl zu, ſtrömten die Waſſer, was ſehr merkwürdig iſt, wieder feindſelig beſonders auf einen Keller los, und zwar auf den, oder vielmehr die Keller des Lochbachbades. Die Waſſer in ihrer Bosheit und ihrer fanatiſchen Wuth gegen die Keller dachten nicht daran, daß den Fundamenten des dortigen Hinterhauſes ſo unſanfte Berührungen unangenehm ſein möchten. Sie ſtürzten ſich mit fürchterlicher Gewalt dem Hauſe, den Kellern zu, nicht nur als ob kein Wein im Keller, ſondern kein Stein auf dem andern bleiben ſollte. Da war kein Wirth, der dem Waſſer unſchädliche Bahnen anwies, keine Dorfſchaft, die um den Wein beſorgt, ihm mannlich zur Seite ſtund; aber beide erſetzte eine kuraſchirte Hausfrau, die den Muth nicht verlor, dem Waſſer ſich entgegen ſtemmte, ſo gut es ſich thun ließ, und ſchuld iſt, daß der Schaden nicht größer wurde, als er ward.

Dieſes Gewitter ſchädigte Einzelne bedeutend, ängſtigte viele Leute, gab Stoff zu mancher Rede, aber daran dachte man nicht, daß es nur ein ganz kleiner Vorbote eines Rieſengewitters ſei, mit dem der Schoos der Wolken ſchwanger ging.

Es blieb heiß, und den vierten Auguſt war ein ſtark Gewitter. Da ſchien auf einmal der Sommer zu ſchwinden, der Herbſt einzukehren; und auf wunderbare Weiſe theilten ſie den Tag unter ſich. Der Morgen war herbſtlich, man glaubte der Kühe Läuten, der Hunde Jagdgebell hören zu müſſen, dann ward der Abend wieder ſömmerlich und von des Donners Stimme hallten alle Berge wieder. Ganze Nebelheere hatten der Schweiz ſich zugezogen, waren über die Berge geſtiegen, hatten in die Thäler ſich geſtürzt und lagerten ſich grau und

wüſt über den Thalgründen und an den Thalwänden. Von allen Seiten waren ſie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen ſogenannten heiligen Allianz, die rings uns umgürten, vereint in ihren Ländern alle Dünſte und alles die Luft Trübende zuſammengeblaſen und fortgeblaſen hätten über ihre Gränzen weg über unſere Berge herein, daß es ſich da ablagere und niederſchlage zu Graus und Schrecken der armen argloſen Schweizer. Wirklich berichten Aſtronomen, daß in Deutſchland, und beſonders im Norden deſſelben, wo die pfiffigen Preußen wohnen, die witzigen Berliner, die unſern Herrgott Morgens und Abends mitleidig bedauern, weil er nicht Witze zu machen verſtehe wie ſie, die Atmoſphäre nie ſo lauter und durchſichtig geweſen ſei als in jenen Tagen des Auguſts, wo am Morgen Nebelmaſſen, am Abend Wolkenmaſſen ſchwarz und ſchwer den Schweizern, mit denen jeder unverſchämte Belli ſein Bubenwerk treiben zu können meint, über die Köpfe hingen, den Geſichtskreis trübend, das Athmen erſchwerend.

Dieſe Maſſen waren nicht argloſe Wölkchen, die auf ſanfter Winde leichten Fittigen reiſen von Land zu Land und roſenroth in der Abendröthe Schein lächeln über's Land herein; dieſe Maſſen bargen Verderben in ihrem Schooſe und entluden ſich unter Blitz und Donner gewaltig und zerſtörend.

Zuerſt ſchienen ſie nur Spaß treiben zu wollen, etwas groben freilich, ſo wie man ihn um den Schwarzwald herum gewohnt iſt und an der Donau rauhem Strande und an der Oder ſuperfeinem Sande. Sie jagten die Kühe auf dem Leberberge in die Sennhütten und erſchreckten die L...nauer, ihnen ihre Herzkäfer, mächtige Schweine durchs Dorf ſchwemmend.

Dann zogen ſie, wie Anno 1798 die Franzoſen, vom blauen Berge weg das Land hinauf der Hauptſtadt zu, trüb und feucht. Sie wetterten zwei Tage über der Hauptſtadt, daß ein Theil der Hauptſtädter zu zagen begann, der andere

ſich erboſte, daß es ſo laut hergehe im Laude ohne obrigkeitliche Bewilligung. Und rathlos zwiſchen beiden Theilen ſtund verblüfft ein Direktor — oder Präſident, mit ſeinen zwei müßigen Sekretärs, und wußte nicht recht, ſollte er erſchrecken oder ſich erboſen; er drehte mühſelig und vorſichtig in ſteifer Cravatte den Kopf nach beiden Seiten, um zu erforſchen, was am räthlichſten ſei. Aber die Blitze zuckten, feurigen Schlangen gleich, der Donner ſchmetterte ſeinen Schlachtenruf, die Winde brausten ihr Loblied, ſie frugen nichts nach Landjägerkommandanten, nichts nach Polizeidirektoren, ſie zuckten, ſchmetterten und brausten als die Herren des Landes, deren Ruf und Schelten Alles unterthan.

Bäume brachen, Häuſer krachten, Thürme wankten, bleich verſtummte das Menſchenkind und barg ſeinen Schrecken in des Hauſes ſicherſten Winkel. Und als die zornigen Wolken den Herrlein und den Fräulein gezeigt hatten, wer Meiſter ſei im Lande, wälzten ſie ſich, jeden Tag von neuen Dünſten ſchwerer, durch neue Nebelmaſſen gewaltiger, noch weiter das Land hinauf. Aber zu reich geſättigt vermochten ſie ſich nicht zu ſchwingen über der hohen Berge hohe Firnen, dem trocknen Italien und dem weiten Meere zu. Schon an den Voralpen blieben ſie hängen, tobend und wild, und ſprühten mit gewaltigen Waſſergüſſen um ſich. Die Truber, die Schangnauer, Marbacher, die Eſcholzmatter wurden tüchtig eingeweicht, die Röthenbacher glaubten argen Schreck erlebt zu haben. Menſchenleben gingen verloren, Land wurde verwüſtet. Die zwei wilden Schweſtern, von ungleichen Müttern geboren, die zornmüthige Emme und die freche Ilfis ſtürzten in raſender Umarmung brüllend und aufbegehrend das Land hinab, entſetzten die Zollhausbrücke und überall ward ihnen zu enge im weiten Bette. Bebend ſtand der Menſch am allgewaltigen Strome. Er fühlte die Gränzen ſeiner Macht, fühlte, daß nicht er es ſei, der die Waſſerſtröme brauſen laſſe über die Erde, und ſie wieder zügle mit kühner mächtiger Hand. So wild und auf-

gebracht hatte man die Emme lange nie gesehen. Unzählbare Tannen und viel ander Holz schwamm auf ihrem grauen Rücken und erschütterte die Brücken; aber diesmal ward ihrer Gewalt ein baldig Ziel gesetzt und der grauende Morgen fand sie bereits ohnmächtig geworden.

Am Morgen des 13. Augusts erhob sich die Sonne bleich über ihrem lieben Ländchen. Der Mensch glaubte, der Schreck von gestern, als sie so schnell von dem wilden Heere überzogen ward, weile noch auf ihren blassen Wangen. Der arme Mensch dachte nicht, daß das Grauen vor dem auf der lieben Sonne Antlitz war, dessen Zeugin sie sein sollte an selbigem Tage. Es war der Tag des Herrn und von Thal zu Thal klangen feierlich die Glocken, sie klangen über alle Eggen, in alle Gräben hinein und stiegen dann in immer weicheren Klängen zum Himmel auf. Und von allen Eggen und aus allen Gräben strömte die andächtige Menge dem Hause des Herrn zu. Dort stimmte in feierlichen Klängen die Orgel feierlich der Menschen Seelen, es redete tief aus dem Herzen herauf der Pfarrer tief in die Herzen hinein; und aus manchem Herzen stiegen gen Himmel Wölkchen christlichen Weihrauchs — das Sehnen, daß der Herr einziehen möge in sein himmlisches Jerusalem — in des frommen Beters geheiligtes Herz. Vom hohen Himmel herab hörte das wüste Wolkenheer das feierliche Klingen, das sehnsüchtige Beten. Es ward ihm weh im frommen Lande. Es wollte dem Lande wieder zu, wo wohl die Glocken feierlich läuten, wo wohl viel die Menschen beten, wo aber in den Herzen wenig Sehnen nach dem Himmel ist, sondern das Sehnen nach Liebes-Genuß und des Leibes Behagen. Und auf des Windes Flügeln durch Windesfausen wurde allen Nebelschaaren und allen Wolkenheeren entboten, sich zu erheben aus den Thälern, sich loszureißen von allen Höhen der Hohnegg zu, um dort zu grauenvoller Masse geballt durchzubrechen in das Thuner Thal, und von diesem lüsternen Städtchen weg einen leichten Weg zu finden aus dem frömmern Land ins

ſinnlichere Land. Sie gehorchten dem Ruf. Schaar um Schaar, Heer um Heer wälzte dem Sammelplatz ſich zu. Von Minute zu Minute wurde dichter und grauenvoller der ungeheure dunkle Wolkenknäuel, der an die Wände der Hohnegg ſich legte und deren Gipfel zu beugen ſuchte zu leichterem Durchgang für die ſchwer beladene Wolkenmaſſe. Aber der alte Bernerberg wankte nicht, beugte ſich nicht, wie ungeheuer der Andrang auch war, wie klug ein kleines Beugen auch ſcheinen mochte. Als die Wolkenheere in tauſend Stimmen heulend, tauſendmal fürchterlicher als tauſend Hunnenheere heranſtürmten, lag ſchweigend der Berg da in trotziger Majeſtät und ſperrte kühn den Weg, nach alter Schweizerweiſe, die den Feind hineinließ in's Land, aber nicht wieder hinaus. Da hob höher und höher der Knäuel ſich, aber durch die eigene Schwere immer wieder niedergedrückt, ergrimmte er zu fürchterlicher Wuth und ſchleuderte aus ſeinem feurigen Schooſe zwanzig züngelnde Blitzesſtrahlen auf des Berges Gipfel nieder und mit des gewaltigſten Donners Getöſe verſuchte er zu erſchüttern des Berges Grund und Seiten.

Aber der alte Bernerberg wankte nicht, umtoſet von den grimmigſten Wettern, beugte ſein kühnes Haupt nicht vor den zornerglühten Blitzesſtrahlen. Unten im Thale ſtund lautlos die bleiche Menge rings um die Häuſer, im Hauſe hatte niemand Ruhe mehr; vor dem Hauſe ſtund neben dem blaſſen Mann das bebende Weib, und ſchauten hinauf in den gräßlichen Wolkenkampf an des Berges Firne. Schwarz und immer ſchwärzer wie ein ungeheures Leichentuch mit feurigen Blitzen durchwirkt, ſenkte ſich das Wolkenheer über die dunkel werdende Erde und auch durch das Thal hinab fing es an zu blitzen und zu donnern. Ein langer Wolkenſchweif, die Nachhut des großen Heeres, dehnte ſich das lange Thal hinab, und am trotzigen Berge zurückgeprallte Wolkenmaſſen eilten blitzend und donnernd, geſchlagenen Heeresſäulen gleich, über die Häupter der Zitternden. Schwer ſeufzte der Mann aus tiefer Bruſt; ein „das walt Gott“ nach dem andern betete in dem bebenden

Herzen das bebende Weib. Da zerriß im wüthenden Kampfe der ungeheure Wolkenschoos, losgelassen wurden die Wassermassen in ihren luftigen Kammern, Wassermeere stürzten über die trotzigen Berge her; was dem Feuer nicht gelang, sollte nun im grimmen Verein mit den Wassern versucht werden. Es brüllte in hundertfachem Wiederhall der Donner, tausend Lawinen donnerten aus den zerrissenen Seiten der Berge nieder in's Thal; aber wie kleiner Kinder Gewimmer verhallt in der mächtigen Stimme des Mannes, so kam plötzlich aus den Klüften der Hohnegg und der Schyneggschwand über der Donner und der Lawinen Schall eine andere Stimme, wie Trompetengeschmetter über Flötengelispel. Waren es Seufzer versinkender Berge? War es das Aechzen zusammengedrückter Thäler? Oder war es des Herrn selbsteigene Stimme, die dem Donner und den Lawinen gebot? Lautlos, bleich, versteinert stund die Menge, sie kannte den Mund nicht, der so donnernd wie tausend Donner sprach durchs Thal hinab.

Aber in einsamer Bergeshütte sank auf die Kniee ein uralter weißbärtiger Greis, und hob die sonst so kräftigen Hände zitternd und betend zum Himmel auf: „Herrgott, erbarme dich unser! betete er. Die Emmenschlange ist losgebrochen, gebrochen durch die steinernen Wände, wohin du sie gebannt tief in der Berge Schoos, seit Anno 64. Sie stürzt riesenhaft durch den Röthenbach ihrer alten Emme zu, vom grünen Zwerglein geleitet. Ach Herrgott, erbarme dich unser!“ Er allein da oben hatte die Sage von der Emmenschlange noch nicht vergessen, wie nämlich der zu besonderer Größe anschwellenden Emme eine ungeheure Schlange voran sich winde, auf ihrer Stirne ein grün Zwerglein tragend, welches mit mächtigem Tannenbaum ihren Lauf regiere; wie Schlange und Zwerglein nur von Unschuldigen gesehen würden, von dem sündigen erwachsenen Geschlecht aber nichts als Fluß und Tannenbaum. Diese Schlange soll von Gott gefangen gehalten werden in mächtiger Berge tiefem Bauche, bis in un-

geheuren Ungewittern gespaltene Bergwände ihren Kerker öffnen; dann bricht sie los, jauchzend wie eine ganze Hölle, und bahnt den Wassern den Weg durch die Thäler nieder. Es war die Emmenschlange, deren Stimme den Donner überwand und der Lawinen Tosen. Grau und graufig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichtuche hervor, und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertcentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut. In den freundlichen Boden, wo die Oberei liegt, stürzte sie sich graufenvoll, Wälder mit sich tragend, Matten verschlingend, und suchte sich da ihre ersten Opfer. Bei der dortigen Sägemühle spielte auf hohem Trämelhaufen ein liebliches Mädchen, als die Wasser einbrachen hinter dem Schallenberg hervor. Um Hülfe rief es den Vater, auf der Säge sich zu sichern rief ihm derselbe zu vom gegenüberstehenden Hause. Es gehorchte dem Vater, da wurde rasch die Säge entwurzelt und fortgespült wie ein klein Drucklein. Das arme Mädchen hob zum Vater die Hände auf, aber der arme Vater konnte nicht helfen, konnte es nur versinken sehen ins wilde Fluthengrab. Aber als ob die Sägeträmel dem Kinde hätten treu bleiben wollen, faßten sie es in ihre Mitte, wölbten ihm ein Todtenkämmerlein und thürmten sich unterhalb Röthenbach zu einem gewaltigen Grabmale über ihm auf. Sie wollten nicht, daß die Schlange es entführe dem heimischen Boden, sie hüteten es in ihren treuen Armen, bis nach Wochen die Eltern es fanden, und es bringen konnten an den Ort der Ruhe, wo sein arm zerschellt Leibchen ein kühles Plätzlein fand, gesichert vor den bösen Fliegen, die es im Tode nicht ruhig ließen, aber auch sein Kämmerlein den Suchenden verriethen.

Einen armen Köhler jagten die Wasser in seine Hütte, zertrümmerten ihm diese Hütte und wollten ihn weiß waschen, den schwarzen armen Mann, bis er weiß zum Tode geworden wäre; aber auf einen Trämel, der ihm durch die Hütte fuhr,

ſetzte er ſich, und ritt nun ein halsbrechend Rennen mit tauſend Tannen, bis er Boden unter ſeinen Füßen fühlte und an dem Berge hinauf ſich retten konnte. Der arme Mann weiß nichts mehr zu ſagen von ſeiner Todesangſt und Todesnoth, aber daß der Bach ihm ſeine Effekten weggenommen, aufs wenigſte einundachtzig Batzen werth und darunter zwei Paar Schuhe, von denen die einen ganz neue Abſätze gehabt, das vergißt er nicht zu erzählen und wird es auch im Tode nicht vergeſſen.

Die Kühe in der Riedmatt hatten am Morgen ihre Meiſterleute ungern gehen ſehen an die Kindstaufe in der Grabenmatt, hatten ihre Häupter bedenklich ihnen nachgeſchüttelt; als nun der Donner brüllte und die Waſſer brauſten, da retteten ſie ſich in eine Hütte und ſchauten von da wehmüthig übers Waſſer nach der Grabenmatt, ob der Meiſter nicht kommen wolle ihnen zu Rath und Hülfe. Als die Waſſer die Hütte zerſtießen, da riefen ſie gar wehlich nach dem Meiſter, und vom Waſſer fortgeriſſen, wandten ſie ihre ſtattlichen Häupter immer noch dem erwarteten Meiſter entgegen, doch umſonſt. Es wußtens die Kühe, wie tief ihr Elend dem Meiſter ins Herz ſchnitt, der eine der geretteten aber ſchwer verletzten Kühe nicht zu ſchlachten vermochte, weil ſie ihm zu lieb war. Während in der Weid die Kühe verloren gingen, ſtunden im Hauſe die zurückgebliebene Magd und ein Knabe Todesnoth aus. Auf dem Brückſtock hatten ſie ſich gerettet und der Knabe das Fragenbuch, in dem er in der Stube gelernt hatte, mitgenommen. Auf dem Brückſteck lernte derſelbe nun fort und fort in Todesangſt und Todesſchweiß, bis die Noth vorüber war, im Fragenbuch. Das war ein heißes Lernen! Der Knabe nennt es Beten — und wird daſſelbe eben ſo wenig vergeſſen als der Köhler ſeine alten Schuhe mit den neuen Abſätzen.

Die tiefe Furth wurde dem Bache zu enge immer mehr, er riß die Ufer immer weiter auseinander zur Rechten und

zur Linken, ſtieg hoch hinauf zu beiden Seiten, warf ſchwere Steine in hohe Matten, beſpülte den Fuß des höher gelegenen Dorfes Röthenbach und gewaltige Tannen bäumten, hoch ſich auf, den Menſchen, die ſie nicht erreichen konnten, wenigſtens zu drohen. Unterhalb dem Dorfe zerriß er die dortige Sägemühle und ſtürzte ſich nun das liebliche Thälchen hinab.

Um ihre Hütten ſtunden dort ſchon lange die armen Bewohner ſchauernd in dem Feuer des Himmels, welches das Thal erfüllte, die Menſchen blendete, Menſchen und Hütten zu verzehren drohte. Da drang das furchtbare Toſen zu ihnen heran, ihm nach alſobald ſtürzte ſchwarz die ungeheure Fluth, hoch auf ganze Bäume werfend, radweis ſchwere Trümel überſchlagend vor ſich her. Ein Stück des Bodens, der ſie vom Bache trennte, nach dem andern verſchwand. Die Fluth wühlte ſich um ihre Füße, untergrub des Hauſes Seiten, warf Tannen durch die Fenſter, erſchütterte mit Trümeln den ganzen Bau, alles in wenig Augenblicken. Da wards den armen Leuten, als ob die Tage der Sündfluth wiederkehrten; es floh wer fliehen konnte nach allen Seiten der hohen Bergwand oder hohen Bäumen zu. Mütter ergriffen ihre Kinder, Söhne trugen ihre Väter, arme Wittwen führten ihre Ziegen, Andere flohen in Angſt mit dem, was ihren Händen am nächſten lag, mit einem Hausgeräth oder gar mit einem Stück Holz oder Laden.

Aber wer ſteht dort unter der Thür der Hütte, die im Waſſer wankt, wankend und blaß, winkend mit den Händen, da ihr Jammergeſchrei im Rollen des Donners, im Toben der Fluth, im Krachen der fortgeriſſenen Holzmaſſe ungehört verhallt? Eine arme Kindbetterin iſt's, die vor einer Stunde ein Kind geboren, aufgeſchreckt worden iſt aus ihrer ohnmächtigen Schwäche durch das Brüllen der Wogen, und das Kind im Fürtuch tragend bis an des Hauſes Schwelle ſich ſchleppte, aber die Kraft nicht hatte, durch die ſie umringenden Waſſer ſich zu wagen mit dem wimmernden Kindlein. Schon glaubte

ſie zu fühlen, wie der Tod kalt an's Herz ihr trete, vor den Augen flimmerte es ihr, auf den Wellen getragen wähnte ſie ſich; da zeigte Gott einem wackern Manne das arme winkende Weib. Der zauderte nicht, folgte dem Winke, ſetzte das eigene Leben ein und rettete kühn die Mutter und ihr Kind. Wohl, es giebt noch getreue Schweizerherzen!

Mitten zwiſchen Röthenbach und Eggiwyl ſtunden zwei Häuſer mitten im Thale, nicht weit von des Baches flacher gewordenen Ufern, „im Tennli“ nannte man die beiden Häuschen, von denen das eine ein Schulhaus war, das andere ein Krämer bewohnte mit Weib und Kindern, von denen zwei die Gabe der Sprache entbehren. Die Waſſer hatten des Krämers Haus umringt, ehe er fliehen konnte mit ſeinen Kindern, ſeiner Kuh, durch die Fenſter der untern Stube ſchlugen gewaltige Tannenbäume, er flüchtete ſich mit den Seinen in die Kammern hinauf. Aber nun erſt ſahen ſie recht die Größe ihrer Noth, die Wuth der Fluth, die unausſprechliche Gewalt, mit welcher die größten Bäume, wie Wurfgeſchütze hoch aufgeſchleudert wurden und ihrem Häuschen zu, wie ſie an den Fenſtern vorbeifuhren und ſogar das Dach über den obern Fenſtern beſchädigten. Sie ſahen das oberhalb leerſtehende Schulhaus aufrecht daher ſchwimmen und an der weſtlichen Ecke des Daches ſich feſtſtellen; es ſchien ein Schirm von Gott geſandt, Holz ſtauchte davor ſich auf, ein immer ſicherer werdendes Bollwerk. Da betäubte die Hoffenden ein fürchterliches Krachen, eine Woge hatte das Schulhaus fortgeriſſen, mit ihm das ſchützende Holz. Auf's neue donnerten die Tannen, Sturmböcken gleich, an das ſchutzloſe Häuschen; auf's neue gruben die Wellen dem Häuschen das Grab; es ſenkte ſich mehr und mehr, und mit lebendigen Augen mußten die Armen immer näher ſchauen ins grauſe Grab hinab, das ihnen die wüthenden Fluthen tiefer und immer tiefer gruben. Sie ertrugen den Anblick nicht, er war fürchterlicher als ein ſterbliches Herz ertragen mochte. In der obern Ecke der Kammer knieten ſie nieder, die Eltern die

Kinder umschlingend, die Eltern von den Kindern umschlungen; dort weinten sie und beteten und bebten und kalter Schweiß bedeckte die Betenden. Und die Kinder jammerten den Eltern um Hülfe und die Stummen liebkosten und drängten sich an die elterlichen Herzen, als ob sie in denselben sich bergen möchten, und die Eltern hatten keinen Trost den armen Kindern als Beten und Weinen, und daß sie alle miteinander untergehen, in der gleichen Welle begraben werden möchten. Ueber drei fürchterliche Stunden harrten sie aus, betend und weinend, litten jede Minute die Todespein, litten hundertachtzig Male die Schrecken des Todes, und die Herzen schmolzen nicht, ihre Augen brachen nicht in dieser gräßlichen Noth! Der Herr hörte das Beten. Das entsetzte, untergrabene, und halbeingefallene Häuschen blieb stehen, und die armen Kinder mußten nicht trinken aus den trüben Wassern. Der Mann mit seinen Kindern wird sein Lebtag an seinen Herrn im Himmel denken, den mächtigen Retter in so großer Noth, sonst verdiente er, daß der Herr auch seiner nicht mehr gedächte in einer andern Noth.

Von da bis zur Mündung in die Emme liegt noch manches schöne fruchtbare Heimwesen, liegen Mühle und Säge und gerade oberhalb der Mündung Eggiwyl. Dieses Thälchen herunter brauste die wüthende Fluth, durch Ströme aus jeder Bergesrinne immer höher anschwellend, in ganzer Thalbreite, zerstörte die Säge, nahm im wohlbesorgten Leimegut ein Scheuerchen mit zwei Kühen weg, und stürzte nun auf Eggiwyl zu. Auch hier hatten die wilden Wetter getobt auf unerhörte Weise, und als nun von oben her das Schnauben und Brüllen der Wasser den Donner überstimmte und die Blitze immer feuriger zuckten, da ergriff alle der heilige Schrecken des jüngsten Tages. Sie glaubten der Posaune Ruf zu hören, sie gedachten ihrer Sündenschuld, ihre Kniee wankten, trugen sie kaum auf den nächsten Hügel, kaum vermochten sie zu beten, nicht um ein gnädiges Gericht, sondern um des Vaters Er-

barmen. Unten im Dorfe hatte des Sagers Familie vor dem ſtrömenden Regen ſich in die Stube geflüchtet, nur der alte Vater war noch draußen geblieben zu ſehen, was da kommen werde. Seiner alten Frau war nicht wohl in der Stube ohne Aetti, der nicht mehr flink auf den Beinen war, ſie wollte ihn holen unten im Baumgarten, wo der Alte, auf ſeinen Krückenſtock gelehnt, in die Wetter ſchaute. Da brachen plötzlich die Waſſer ein, erfaßten die beiden alten Leute und trugen ſie der brüllenden Emme zu. Der alte Mann wurde an einen Baum geſchwemmt und kaum hielt er ſich an demſelben feſt, ſah er ſein altes Fraueli bei ſich vorbei treiben, bittend die Hände aufheben, glaubte zu hören wie ſie, „ach Gott“ ſagte — und er konnte nicht helfen, konnte ſeinem alten Fraueli nicht helfen, das ſeinetwegen in den Waſſern ſchwamm, mußte es in den Fluthen begraben ſehen, während er ſelbſt gerettet wurde. Hat der Mann wohl die Löſung der Fügung gefunden: warum der liebe Gott ſein Fraueli zu ſich genommen, ihn ſelbſt noch auf Erden gelaſſen hat?

Das Dorf Eggiwyl war bis hinauf zum Pfarrhaus überfluthet, die Mühle beſchädigt, aber beſonders die untere Säge dem Fluthendrange ausgeſetzt, wo des alten Sagers Sohn mit Weib und Kind in der Stube war. Sie retteten ſich mit ſchwerer Noth hinauf auf das Futter, aber als ſie die Häupter ihrer Lieben zählten, fehlte ihnen ein theures Haupt, ein roſenrothes dreijähriges Mädchen. Sie ſuchten es ſo gut ſie konnten, glaubten es endlich in den Fluthen vergraben und jammerten laut um den Liebling. Den Jammer hörte endlich ein tüchtiger Mann, der von dem Waſſer überfallen, auf einem Baume geborgen ſaß. Der Drang zu retten ſtieg ihm zu Herzen und er vom Baume, über wankende Trämel weg durch die ſchäumende Fluth und ſprang durch ein Fenſter in die Stube, in welcher Stühle ſchwammen und Tiſche. Er ſuchte da das Kind und fand es nicht. Er rief, aber kein Stimmchen antwortete ihm. Er ſuchte endlich im Nebenſtübchen.

Da fand er das Kindlein erstarrt, bis an den Hals in Schlamm und Sand eingemauert, das Köpfchen in den Unrath gesenkt, zwischen zwei Betten, wohin es die Eltern so oft getragen hatten, wenn ihns die Schlafnoth angekommen war, und wo es jetzt Rettung gesucht haben mochte in seiner Wassernoth. Der unerschrockene Mann machte sachte das Kindlein los, trug es den gleichen Todesweg zurück, ohne daß der Fuß ihm bebte oder stärker das Herz ihm klopfte. Erst als er das Kindlein legte in der Mutter Schoos und dem Vater die stille Freude aus den Augen glühte („als der Vater ihm um den Hals fiel", pflegt man sonst in solchen Fällen zu schreiben, aber ein Eggiwyler nimmt wohl den andern bei dem Hals, aber daß ein Eggiwyler dem andern um den Hals gefallen sei aus Zärtlichkeit, weiß man sich seit Mannesdenken nicht zu erinnern), da klopfte dem mächtigen Manne doch stärker das Herz und trieb ihm die Röthe ins Gesicht. Ein inneres Etwas sagte ihm: der himmlische Vater hätte gesehen, was er gethan, und das werde ihm wohl kommen an jenem Tage, dessen Einbrechen sie heute erwartet, der jeden erreichen wird zu der Stunde, die der Vater festgesetzt hat.

Das Mädchen kam wieder zu sich, blühte noch in selber Nacht einem Röschen gleich und verlangte dringend zu Großmüetti in's Bett, — ach das arme Kindlein wußte nicht, wie naß und kalt dem Großmüetti gebettet werden war.

Der Zusammenfluß der Emme und des diesmal mächtigern Röthenbachs war fürchterlich, der ganze Thalgrund ward angefüllt mit wüthenden Wassern, bedeckt mit Holz und Häusern, zwischen denen eine Kuh oder ein Pferd seinen betäubten Kopf nach Rettung emporhob. Wie die tausend und tausend Stücke Holz, ganze Tannen mit ihren Wurzeln, äftige Bäume, hundert Fuß lange Bautannen, Trämel von drei Fuß im Durchmesser, die Schwellen- und Brückenhölzer, die Hausdächer, die Spälten alle den Weg fanden im engen Bette der Emme durch das dichte Schachengestrüpp, das meist an beiden

Seiten des Fluſſes ſich hinzieht, könnte niemand begreifen, wenn man nicht bedächte, welche ungeheure Gewalt die Holzmaſſe riß durch Dick und Dünn, eine Gewalt, entſtanden eben durch die unnennbare nachdringende Holzmenge und die furchtbare Waſſermaſſe, geſchwängert mit fetter Erde und darum doppelt ſo ſchwer und doppelt ſo gewaltig.

Keine Tentſche ſchützten das Land, hie und da brach auch kein Schachen mit ſeinem Unterholz den Zug des Stromes, darum wankte in der Holzmatt das dortige Krämerhaus im Waſſerſtrome, darum überſchüttete er das ſchöne Dippoldswyl, riß dem reichen Zimmezeier ein Scheuerchen um und zahlte ihm dafür mit Sand und Steinen aus. Untenher wendet ſich die Emme von der rechten Thalſeite auf die linke in kurzer Beugung. Wenige Schritte unterhalb der Beugung ohne Schutz, faſt in gerader Richtung mit der Emme oberm Lauf, ſtunden zwei Häuſer, von denen eins wieder ein Schulhaus war. Hier nun ſtürzte die Hälfte der Emme, krumme Wege haſſend, gerade fort, zertrümmerte das eine Haus, jagte durch das Schulhaus Trämel als ob es Kanonenkugeln ſeien, und ergoß ſich über das fruchtbare Horbengut, mehr als zwölfhundert Korngarben mit ſich ſchwemmend.

Der andere Theil der Emme fluthete unter der ſchönen Horbenbrücke durch, wo kein Joch den Waſſerſtrom hemmte, das Anhäufen des Holzes erleichterte. Und doch war es der halben Emme zu eng unter dem weiten Bogen, ſie wühlte ſich um die Brücke herum, würde in kurzer Zeit den Brückenkopf weggeriſſen, die Brücke in die Wellen geſtürzt haben, wenn nicht jede irdiſche Gewalt ihr Ende fände und alſo auch der Emme Macht und Gewalt. Sie rührte bei der Eſchau Säge das Holz untereinander und ſtrömte durch Stall und Stuben, ſie erbarmte ſich des ſchönen Ramſeigutes nicht, wurde erſt recht wild, als der noch nicht abgebrochene mittlere Satz der unglücklich angefangenen Bubeneibrücke ihren Lauf hemmte, und überſtrömte dort fürchterlich.

Wie es den armen Leuten allen durch alle die Schächen nieder in all den ſchlechten ärmlichen Häuschen ward, als der geſtrige Schreck in dreifachem Maaße wieder kam, als der Strom ſo plötzlich ſie überfluthete, Leben und Habe gefährdend, und niemand wußte, wohin ſich retten, welches Ende der Vater da oben der Noth geſetzt, das kann ich nicht beſchreiben. Ginge Einer aber von Häuschen zu Häuschen, er würde vieles vernehmen und in jedem Häuschen Neues, Rührendes und Schönes, Heldenmuth von Mann und Weib, Gottesfurcht bei Jung und Alt; er würde hören von manchem Gewiſſen, das aufſprang im Donner der Fluthen, von manchem Glauben, dem die gewaltigen Wogen nicht nur des Hauſes Thüre, ſondern auch des Herzens Pforten ſprengten zu offenem weitem Eingang. Aber das Alles ſo recht ſchön und treu zu erzählen wäre ſchwer.

Ich aber bin nicht gegangen von Häuschen zu Häuschen, ſondern nur der Emme nach, ſah wie furchtbar ſie wider Schüpbach anrannte und wieder in der dortigen Beugung die Säge theilweiſe zerſtörte, die Brücke zerriß, in immer wüthenderem Laufe den Emmenmattſchachen überſchwemmte, die dortige Straße durchbrach und die heute mattere ſchweſterliche Ilfis verächtlich bei Seite ſchiebend, der Zollbrücke zuſtürzte, um dort das geſtern angefangene Werk zu vollenden.

Sie kam gerade noch zu rechter Zeit, um den dortigen Arbeitern die Mühe des Abbrechens zu erſparen, und einer Schaar Neutäufer tückiſch den Uebergang zu wehren, boshaft ihnen Waſſer um die Füße wirbelnd zu abermaliger Taufe, trübes freilich, aber wie es zu ihrer Lehre paßt, nach welcher der O..bach-S.... bald ihr heiligſter Heiliger werden wird.

Mit gewaltigen Armen riß ſie die Brücke weg, trug ſie ſpielend fort, als ob ſie dieſelbe bei der berühmt gewordenen Wannenfluh aufführen wolle; doch zertrümmerte ſie dieſelbe obenher. Bei der Wannenfluh erbarmte ſie ſich Menſchen

und Vieh, spühlte die damals zu schmale Straße, auf der Menschen den Hals, Pferde die Beine gebrochen hätten, theilweis fort, und nahm den Rest von circa zwanzig bis dreißigtausend Franken Lehrgeld, welches der gute Stand Bern ihr zahlte, damit sie seine mit zwei-, dreitausend Franken besoldeten oder betaggeldeten Ingenieurs schwellen und straßen lehre, in Empfang.

Der theure Koth, den sie da verschluckt hatte, würgte sie, sie spie ihn zu beiden Seiten wieder aus, rechts, wo der sich alles einbildende X keine Schutzmauer nöthig gefunden hatte, über das Ramseigut, links über den Schnetzischachen, wo ihn die liebe Republik noch einmal bezahlen mußte, und wahrscheinlich wieder theuer. Dem aber frug die wüthende Emme nichts nach, wahrscheinlich eben so wenig als die, für welche der Staat das Lehrgeld bezahlt.

Wo keine Felsen ihr im Wege stunden, ging sie in nie gesehener Fülle über beide Ufer weg, trug die größten Tannen über die höchsten Tentsche und jagte sie mit rasender Gewalt durch die Schächen. Eben diese Wasserfülle hauptsächlich bewahrte die untere Gegend vor unendlichem Unglück, vor einem Durchbruch der Emme, einem Ergießen des Hauptstromes durch eingerissene Schwellen und Dämme in's freie Land hinaus. Wäre der erfolgt, dann wären Dörfer zu Grunde gegangen und viel mehr Menschenleben, indem man in Ebenen dem Wasser nicht entfliehen kann wie in Thälern, wo die zwei Seitenwände wenige hundert Schritte auseinander liegen. So ergoß die Emme nicht an einem Orte, sondern fast allenthalben und zu beiden Seiten ihren Ueberfluß, so entlud sie sich auch einer Masse Holz, die, im Strome geblieben, noch manche Brücke zerrissen hätte. Auf die armen obrigkeitlichen Schwellen und Arbeiten hatte es die Emme mit besonderer Bosheit abgesehen, wahrscheinlich weil die für den Staat Schwellenden sie frecherweise ein klein Mühlenbächlein genannt hatten.

Am Fuße von Lützelflüh lag auch eine Schwelle, die trotz allem Warnen auf neue Mode, d. h. auf Land gebaut worden war; schon lange lag sie im traurigsten Zustande, aber man sagte es nicht gerne, und zu klagen hielt der Respekt die untern Besitzern ab. Aber der verhöhnte Eggiwylfuhrmann kannte keinen Respekt, er zerstörte die letzten Reste dieser traurigen Schwelle und nahm eine Ecke Land mit sich. Zum rechten Einreißen hatte er keine Zeit, sonst hätte diese theure aber traurige Schwelle auch noch ein theures Ende genommen.

Auf der Brücke zu Lützelflüh stund eine bange Menge. Hier und obenher hatte man ein Anschwellen der bereits verlaufenen Emme nicht geahnet. Wohl sah man seit drei Uhr einen schwarzen Wolkensaum an den obern Bergen, sah Regen dort und Blitze und hörte hie und da einen dumpfen Donner; kleine Tropfen waren gefallen, ein schöner Regen strich gegen Abend über's Land und gelassen rüsteten die Männer ihre Tubakpfeifen, um einem Scheppen nachzugehen. O wenn der Mensch wüßte in jeder Stunde, wie es andern Menschen wäre zur selben Stunde, dann wäre ihm selten mehr eine glückliche Stunde vergönnt!

Auf einmal erscholl der Emme Gebrüll in dem friedlichen, sonntäglichen Gelände. Man hörte sie, ehe sie kam, lief an die Ufer, auf die Brücke. Da kam sie, aber man sah sie nicht, sah anfangs kein Wasser, sah nur Holz, daß sie vor sich her zu schieben schien, mit dem sie ihre freche Stirne gewappnet hatte zu desto wilderem Anlauf. Mit Entsetzen sah man sie wiederkommen, so schwarz und hölzern und brüllend, und immer höher stieg das Entsetzen, als man Hausgeräthe aller Art daher jagen sah: Bütten, Spinnräder, Tische, Züber, Stücke von Häusern, und diese Trümmer kein Ende nahmen und der Strom immer wilder und wilder brauste, immer höher und höher schwoll. Wo ein fühlend Herz war, das brach in Jammer aus über das entsetzliche Unglück, dessen Zeugen der Thäter selbst an ihren Augen vorbeiführte.

Dem wilden Strome war auch dieſe Brücke im Wege. Er ſtürmte mit hunderten von Tannen an deren Jöcher, ſchmetterte Trämel um Trämel nach, ſtemmte mit großen Haufen Holz ſich an, ſchleuderte in wüthendem Grimme ganze Tannen über dieſe Haufen weg an die Brücke empor wie ein Schwefelhölzchen, brachte endlich das Dach einer Brücke und verſchlug damit die Bahn zwiſchen beiden Jöchern. Da krachte die Brücke und hochauf ſtürzten die Waſſer mit jauchzendem Gebrülle. Ein jäher Klupf ergriff die auf der Brücke Weilenden, kaum trugen die zitternden Gliedern ſie auf ſichern Grund: ein angſtvoll Bangen klemmte die Herzen der Umſtehenden zuſammen, die Stimme ſtockte in des Menſchen Bruſt. Der Nachbar faßte am Arme den Nachbar und nur ein einzelnes: Jetzt, Jetzt! wurde hörbar unter der lautlaufen Menge. Die Brücke wankte, bog ſich, ſchien klaffen zu wollen faſt mitten von einander, da zerſchlug der Strom in ſeiner Wuth ſein eigen Werk, ſchmetterte einen ungeheuren Baum mitten an das ſchwellende Dach. Nun borſt ſtatt der Brücke das Dach und verſchwand unter der Brücke in den ſich bäumenden Wellen. Es war der Durchgang wieder geöffnet, es ward wieder frei die Stimme in des Menſchen Bruſt, und jede frei gewordene Bruſt brachte ein „Gottlob“ zum Opfer dar. Es wußten dieſe Menſchen, daß man das Aergſte erwarten muß, wenn blinde Wuth ſich ſelbſt den Weg verlegt. Aber wo das Aergſte droht, da hilft oft Gott; er gebeut, und die machtloſe Wuth, die ſinnloſe Leidenſchaft zerſtört durch eigenes Beginnen die eigenen Zwecke.

Tobend wüthete die Emme das Thal hinunter, viele hundert Fuß breit, faſt von einem Emmenrain zum andern, Hasle und dem Rüegsauſchachen zu. Dort hatten die Winkelwirthſchaften ſich längſt geleert, männiglich ängſtlich die dreifach gejochte Brücke verlaſſen, die mit ihren engen Zwiſchenräumen den Holzmaſſen den freien Durchgang wehrte. Hier, wie an allen obern Orten, dachte kein Menſch an Maßnahmen zu

Schirmung der Brücken, wie es doch in früheren Zeiten üblich war, und namentlich bei der Haslebrücke. Die gehemmte Emme bäumte Tanne auf Tanne, Trämel auf Trämel, bis weit oberhalb der Brücke thürmten sich die krachenden Holzhaufen. Zu beiden Seiten strömten nun die Wasser aus mit immer steigender Gewalt und suchten dem Strom eine ungehemmte Bahn. Noch einige Minuten und ihr Beginnen wäre auf der Hasle Seite gelungen. Es harrten in den Schrecken des Todes die Kalchofenbewohner der einbrechenden Wasserfluth, welche die ganze Oberburg Ebene verwüstet, ein neues Bett sich gegraben hätte. Es flohen die Rüegsauer durch das steigende Wasser, und überall war ein Beten, daß die Brücke doch von einander gehen möchte. Und die Betenden erhielten den Beweis, daß Gott oft Gnade für Recht ergehen läßt. Die Brücke brach in zwei Theile, diese kreuzten sich majestätisch mitten auf der Emme, schwammen aufrecht einige hundert Schritte weiter hinunter, pflanzten dort nicht weit von beiden Ufern sich auf, stellten das Bild zweier zerstörten Sägemühlen dar, und unglaubliche Holzmassen fingen sich an denselben. Mitten auf dem Grunde, gegenüber Hasle, oder etwas unterhalb, lagerten sich ebenfalls furchtbare Holzstöße ab, schwellten die Emme wieder, die weiter oben einen Einbruch versuchte, aber zu rechter Zeit von tapfern Männern daran verhindert wurde.

Nachdem oberhalb Burgdorf holzsüchtige Jungen den Muth gehabt hatten, von der wilden Jungfrau eigenmächtig den Holzzehnten zu erheben, schnöd diese um so empörter die Bürger Burgdorfs an. Diese vergaßen diesmal das Tändeln mit der Jungfrau, ja vergaßen fast einen Witz zu reißen und schirmten mannlich und glücklich Brücken und Häuser. Nur hielten sie es nicht der Mühe werth, für die leckere Schinderbrücke, die seit Menschengedenken eine lockere war, und wahrscheinlich in Ewigkeit eine lockere bleiben wird, damit man in

der ſoliden Zeit nie vergeſſe, was locker für ein Wert geweſen, ihr Leben zu wagen.

Verächtlich eilte ſie über die niedere Kirchbergerbrücke weg, die mit dem Bauche faſt auf dem Grunde ruht; was nicht unter ihr durch mochte, ſprang luſtig über ſie hin. Sie wußte, es wäre in Utzenſtorf viel zu löſchen und abzukühlen geweſen, auch kannte ſie ihren alten Weg, auf dem ſie in den Sechziger Jahren mitten durch's Dorf gegangen und beim Spritzenhaus einen Mann ertränkt hatte, noch gar wohl; allein eigener Wogendrang trieb ſie gerade aus, und nur ein klein Brücklein nehm ſie weg. Den Bätterkindern goß ſie eine gute Portion Waſſer über ihr Büchſenpulver. Den Wylern vertrieb ſie für einige Zeit die Luſt zum Wäſſern, aber nicht zum Prozediren; den Herren von Roll zu Gerlafingen ſchonte ſie, die waren ihr zu gute Kunden, um ihr Schwellen und Dämme verderben, dem Canton das Holz verwäſſern zu helfen. (Es nimmt Einen doch wunder, was die Solothurner für ein Gewiſſen haben. In ihrem Canton erlauben ſie keinem Berner an ihren Fyrtigen zu arbeiten, die den Berner doch nichts angehen; ungenirt ziehen ſie aber an unſerem und ihrem Sonntag mit ihren wüſten Banden Emme auf und ab durch unſern Canton und ärgern alle Leute. Kömmt euch denn euer Glaube nicht nach in unſern Canton, oder glaubt ihr, es gebe keinen Sonntag in unſerm Canton? Das könnte aber, nach der herrſchenden Erbitterung zu ſchließen, ein baldiges trauriges Ende nehmen. Leute, laßt doch die Emme am Sonntag ruhig, ſtört ſie nicht muthwillig, ſonſt zeigt ſie euch wieder was ſie am Sonntag kann, und läßt auch euch am Sonntag nicht ruhig!)

In Biberiſt hatte ſie Luſt, die Abweisſteine am dortigen Stutz, die ſeit Jahren da liegen, ohne daß ſie jemand aufgerichtet hätte, zurecht zu ſetzen. Wahrſcheinlich fiel ihr ein, das Solothurner Blatt werde vielleicht einmal ſeine Naſe nicht nur in andere Cantone ſtecken, ſondern auch in den eige-

nen Canton, und dort dahin, wo es Noth wäre, an den Biberistsitutz z. B., darum eilte sie vorbei und brünstig in die Arme ihrer älteren Schwester. Auch diese hatte durch die Zulg und Rothachen einen Theil der Wasser empfangen, die über die Gipfel der Berge eingebrochen, aber auf der West- und Südwestseite niedergestürzt waren. Vereint trugen beide Trümmer weit in's Aargau, bis in den Rhein hinunter. In Aarau wurde ein Brett der Schüpbachbrücke mit folgender Inschrift aufgefangen: Ich bendicht Dälenbach brugvogd zu der Zyt in Schüpach han im namen der zweien Uirtein dise brüg lasen bon 1652.

Nach einem unendlich langen Abend lagerte endlich die Nacht über der Erde sich. Wolken bedeckten den Himmel. Was dem Auge verhüllt ward, das kam mit dreifachem Grausen durch das Ohr zum Bewußtsein des Menschen. Da rissen die Wolken auseinander, und durch die Spalte sah der Mond nieder auf die Wasserwüste; seine blassen Strahlen erleuchteten Streifen des schauerlichen Bildes.

Man sah Wogen spritzen, Tannen im Wasser sich bäumen, riesigen Schlangen gleich, sah ganze Bäume ihre Aeste hervorrecken aus dem flimmernden Wellenschaum, man glaubte Krakken ihre ungeheuren Arme ausbreiten zu sehen in dem ungewohnten Wasser. Bald verhüllte der Mond sich wieder, ergraut darüber, was seine Strahlen enthüllten, und das ganze Bild versank in schwarze Nacht.

Da gingen die Menschen: die Einen ihren Häusern zu, Andere zur Labung und weil die angefüllte Brust noch der Rede bedürftig war, einem Schoppen nach, Wenige blieben zu wehren und zu wachen in der Nähe des Flusses, der in dem Maaße, als seine Wuth schwand, an Heimtücke zunahm.

Wo Menschen sich fanden, da war bange Nachfrage nach den Uebelthaten, die der Fluß unten und oben im Lande ausgeübt. Wie auf Windesflügeln flog die Kunde den Fluß hin-

auf, den Fluß hinab; man wußte nicht woher sie kam, wußte nicht wer sie brachte; augenblicklich war sie in aller Ohren, und jeder Mund sprach sie gläubig nach. Röthenbach, Eggiwyl, Schüpbach sollten zerstört, Eschau, Bukeneisägen weggenommen, ungezählte Menschenleben verloren gegangen sein; man nannte Viele und die Weise ihres Todes. Mit der Rüegsaubrücke seien nicht weniger als fünfzig Menschen dem Tode verfallen, mit dem Lochbachsteg ebenfalls Menschen dem Fluß zur Beute geworden, so lauteten die Nachrichten; und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg, Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau. Zu Bestätigung des Unglaublichen, was anderwärts vorgegangen sein sollte, erzählte man sich das Unglaubliche, was man mit eigenen oder befreundeten Augen gesehen haben wollte. Auf der Brücke zu Lützelflüh erzählte man sich von Kühen und ihrem Gebrüll, von einem Kinde in der Wiege, von Männern auf einer Tanne, welche alle sichtbarlich unter der Brücke durchgefahren sein sollten. Man erzählte: auf dem Klapperplatz hätte die Emme eine Bäurin sammt Roß und Bernerwägeli fortgerissen, und diese Bäurin sei mit Roß und Wagen unter der Brücke durchgefahren, das Roß noch eingespannt und lebendig vorauf, die Bäurin holzgrad, munter und fett hinten auf dem Sitz, das Leitseil in der einen Hand, aber mit der andern hätte sie mit einem rothen Nastuch sich die Augen ausgewischt. Ja man erzählte: auf einem aufrechtstehenden Kirschbaum sei Einer daher geschwommen gekommen, in seiner Angst hätte er immerfort gekirset, so stark er konnte; den eben voll gewordenen Kratten hätte er über die Brücke herein reichen wollen. Solches erzählte man an Ort und Stelle, wo es geschehen sein sollte, niemand hatte es selbst gesehen, und doch wurde das Meiste geglaubt; nur das letzte Müsterlein wollte Vielen doch gar zu ung'hürig vorkommen.

Es ist eine merkwürdige Sache, wie bei allen großen Unglücksfällen an Ort und Stelle, noch während denselben oder

doch unmittelbar darauf, Dinge erzählt werden, ob denen Einem die Haare zu Berge ſtehen, die lauter Lug ſind, erzählt, geglaubt werden von Mann zu Mann, und woher ſie kommen, wird nie ergründet. Es verzehrte einmal das Feuer ein ganz Städtlein. Um die Mitternachtſtunde hatte der Blitz eingeſchlagen, um fünf Uhr Morgens erzählte man ſich an Ort und Stelle folgende Dinge: Ein einzig Kind ſei verbrannt, man wiſſe nicht wo und wie; ein Weib ſei erſchlagen worden von einer zu einem Fenſter herausgeworfenen Kommode; ein durch viele Brandwunden ſcheußlich zugerichtetes Weib hätte einen Mann dringend um den Tod gebeten, der habe unb'ſinnet ſein Sackmeſſer genommen und es dem Weibe in die Bruſt geſtoßen; der Pfarrer ſei ganz feurig ſeinem Hauſe entronnen, und in einem Wirthshauſe ſei eine große Kammer ganz voll Handwerksburſche geweſen, die ſeien alle mit Haut und Haar verbrannt. Und von allem dieſem war keine einzige Sylbe wahr.

So wie dieſes geſchieht, wird auch ſelten ein bedeutend Unglück ſich ereignen, deſſen Ankündigung man nicht durch beſondere Zeichen will vernommen haben. Als am Abend der großen Waſſernoth die Leute bei ihren Schoppen zuſammenſaßen, die Neuigkeiten alle verhandelt waren, und die Nacht mit ihrem geheimnißvollen Schauer näher und näher ihrer Mitte zurückte, ſagte Einer: Man hätte es eigentlich wiſſen können, daß es etwas Furchtbares geben werde. Ein Holzhändler hätte ihm erzählt: er ſei in den letzten Tagen auf den Bergen hinter Röthenbach geweſen, und hätte dort Kröten oder Fröſche auf Tanntſchuplene angetroffen; und wenn dieſe Thiere in die Höhe ſich flüchteten, ſo ſei dies ein untrüglich Zeichen, daß ſie nicht mehr ſicher auf der Erde ſeien, das fühlten ſie lange voraus. Das komme ihm curios vor, ſagte ein Anderer, doch hätte auch er es beſtimmt voraus gewußt, daß die Emme groß kommen würde, nur auf eine andere Art. Er habe nämlich letzthin um Mitternacht an der Emme Pfähle

ſchlagen hören, auch in Rüederswyl habe man es deutlich vernommen, und das ſei das gewiſſeſte Zeichen von einer nahen außerordentlichen Waſſergröße. Davon hatten die Meiſten auch gehört, äußerten ihren Glauben an dieſe Vorbedeutung, aber auch ihre Neugierde: was eigentlich denn dieſes Pfähleſchlagen ſei, und woher es rühren möge? Einer, dem man es anſah, daß ſein Geldſeckeli bei weitem nicht ſo groß ſei wie ſein Durſt, ſagte: wenn man ihm einen Schoppen zahle, ſo wolle er erzählen, was das ſei. Er hätte es oft von ſeiner Großmutter erzählen hören; die hätte aber auch mehr gewußt als andere Leute, und es allemal vorausſagen können, wann die Emme groß kommen würde. Des Handels wurde man bald einig, und folgendes vernahm man: Vor vielen tauſend (hundert, wollte er wahrſcheinlich ſagen) Jahren iſt das Schloß Brandis nicht da geſtanden, wo das, welches im Uebergang 1798 verbrannt iſt, ſondern auf dem darüber liegenden Hügel ob dem Burgacker, wo man weit hinaus ſah in's Land und in viele Gräben hinein. Zur ſelben Zeit wohnte in dem Schloſſe ein gar grauſamer Zwingherr, der ſeine Leute ärger behandelte als das Vieh. Das ganze Jahr durch mußten ſeine Lehensleute oder Leibeigenen für ihn bauen, jagen, pflügen, fiſchen, holzen u. ſ. w. Er war grauſam reich und alles Land weit und breit gehörte ihm. Er ſaß ganze Tage auf hohem Thurme und ſchaute über all ſein Land weg, wie ſeine Bäuerlein arbeiteten für ihn; und wenn er eins nicht emſig genug glaubte, ſo geißelte er es Abends im Schloßhofe mit eigener Hand oder ſprengte flugs auf ſeinem fuchsrothen Hengſt an ihn's hin und ſchlug es, daß die Steine hätten ſchreien mögen. Nicht halb genug gab er ihnen dazu zu eſſen; ſie mußten dann noch zu Hauſe den Weibern und Kindern wegeſſen, was dieſe mit Noth und Mühe für ſich gepflanzet hatten. Selten einen Tag hatte ein Mann, um für ſich zu arbeiten, und doch ſind ſie ihm das, laut ihren alten Pergamentbriefen nicht ſchuldig geweſen.

Aber wenn Einer ein Wort nur redete von diesen Briefen oder daß ihm sonst etwas nicht recht sei, so warf ihn der Zwingherr in's Thurmloch und ließ ihn dort unter Kröten und Schlangen verrebeln. Man soll diese Gefangenen oft bis in's Thal hinab haben schreien und lamentiren hören. So hatten die armen Leute auch einen ganzen Winter nichts für sich arbeiten können, nicht einmal holzen, geschweige denn schwellen an der Emme; und doch sei die Schwelle ganz weg gewesen und schon im vergangenen Herbst hätte die Emme großes Unglück angerichtet und den Leuten alle ihre Erdäpfel verderbt (der nimmt, wie Viele, die Erdäpfel auch als eine Naturnothwendigkeit an, die so wenig je hätten fehlen können als die Sonne). Das sei gerade obenher gewesen, wo jetzt die Farb und Bleiche sei.

Da hätte der Müller eines Abends gemerkt, daß der Flühluft komme über die Berge vom warmen Italien her, und daß der Steigrad von oben bis unten sein schwarz Wegli bekommen hätte, das sicherste Vorzeichen hilben Wetters. Marei, habe er seiner Frau gesagt, morgen soll ich für den Herrn Steine führen von Oberburg, aber das darf ich nicht. Schon schmilzt der Schnee, grausam viel liegt in den Flühnen; wenn nicht geschwellt wird, so nimmt die Emme mir Haus und Mühle weg. Ich will auf's Schloß und es dem Herrn sagen, so viel Verstand wird er doch haben, daß er das begreift, ist die Mühle doch soviel sein als mein. Uli, habe seine Frau gesagt, dahin gehe mir bei Leib und Sterben nicht; es ist besser, die Emme nehme dir die Mühle weg, als der Herr schlage dir den Gring ein. Mühlene giebt es noch viele, aber Kopf bekömmst du keinen andern mehr.

So disputirten sie die halbe Nacht mit einander, aber der Müller gab der Frau nicht nach. Am Morgen zeitlich machte er sich auf und betete noch in der Kirche zu Lützelflüh zwei Vaterunser; denn zur selben Zeit beteten nicht nur die Müller noch, sondern sogar die Wirthe. Der Müller war ein

mächtiger Mann mit Achseln wie Tennsthore, aber doch wurden ihm die Beine schwer, als er den Schloßberg aufging. Im Hofe bellten die Hunde, Pferde wieherten; die Knechte waren gerüstet mit Spieß und Schwerdt, und ein Bäuerlein stund unter ihnen. Der hatte Bericht gebracht, daß er zwei Bären gesehen hätte in der Nacht beim Mondenschein, draußen auf der Egg, wo jetzt Neuegg, nicht weit von der Hölle, liegt. Der Herr war aufgefahren aus dem Bette, hatte Jagd befohlen, befohlen, so viel Bäuerlein zusammen zu treiben, als in der Eile möglich wäre: denn er lechzte nach Bärenstreit und Bärenfleisch, und an Bauernfleisch war ihm nicht viel gelegen.

Zugleich mit dem Müller kam er in den Hof, rasselnd mit Schwerdt und Sporen, fast sieben Schuh hoch und mit rothen Augenbraunen fingerslang. Mit seinen grauen Augen blitzte er durch den Schloßhof, und mit seiner Löwenstimme ließ er manches Donnerwetter erkrachen über die Knechte, die ihm zu langsam geschienen hatten in seiner Bärenbrunst.

Da trat ihm bescheiden der Müller in's Gesicht und bat drungelich: daß der hohe Herr ihn doch an diesem Tage möchte zu Hause lassen mit noch Einigen, um zu schwellen, der Flühluft gehe, und der Steigrad habe ein schwarzes Wegli, breit fast wie der Schloßweg, und schon regne es warm von den Bergen her, und Schwelle sei keine mehr, wie der gnädige Herr wisse.

Mit dem eisernen Handschuh schlug der Ritter dem Müller auf's Maul und befahl ihm, statt Steine zu führen, die Bären treiben zu helfen. Der Müller wollte einreden demüthiglich, aber der Ritter, schon zu Roß, schlug ihn auf den Kopf mit der Eisenfaust, trieb ihn mit bäumendem Roß zum Thor hinaus, und voran durch den schmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaub wischte der Müller sein blutend Gesicht ab, aber sein wuthblutendes Herz konnte er mit keinem Laub abwischen.

Die Bärenspur war bald gefunden, sie führte gerade in die Hölle. Die Schlucht war umgangen, die Jäger verstellten sich, die Bäuerlein fingen an zu treiben; die Hunde blieben gekoppelt. Der Ritter wagte lieber Bauern als Hunde an die gefährliche Jagd. Die Bären hielten hart, wie kein Wild gerne ein trocknes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich stürzten ganz nahe vor den Treibern beide aus dem finstern Schlund und beide schnurstraks auf den Ritter zu. Der stellte sich ihnen entgegen wie eine Mauer, und wehrte sich handlich mit Schwerdt und Spieß. Aber zwei wüthende Bären sind doch mehr als ein Ritter, der abgesessen vom Pferd, darhalten muß. Der Müller sah des Ritters Drangsal, und als biederer Schweizermann gedachte er nicht an das Vergangene, sondern nur, daß ein Mensch in Bärennoth sei; er sprang dem Ritter zu Hülfe, und schnell waren die Bären gefällt.

Der Ritter saß wieder hoch zu Roß; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerlein zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte ihm der Ritter gesagt. Sie hatten ein mühselig Ziehen; der mit warmem Winde gekommene Regen hatte nicht nur den Schnee geschmolzen, sondern auch den Boden aufgeweicht, und des Müllers Kraft war nöthig. Als sie diesseits Schaufelbühl hervor gegen die Hochwacht kamen, sahen sie wüthend die Emme und bereits eingebrochen durch den Farbschachen niederfluthen. Da ließ der Müller ungefragt seinen Schlitten fahren, stürzte durch den Wald in's Thal nieder, den nächsten Weg seiner Mühle zu. Aber schon fand er seine Mühle nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelnde Weib, das in die Fluthen sich stürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos, mit gerungenen Händen stund der Müller an der Halde Rand über dem wilden Wasser. Da kam auf fuchsrothem Hengst der Ritter angesprengt und drang mit Toben

und harten Reden auf den Müller ein, daß er unbefugt den Schlitten verlaſſen. Der aber hob ſeine geballten Fäuſte zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftigen Sohn. Da ſchmetterte des Ritters Streitaxt auf ſeinen Retter nieder, und rücklings mit geſpaltenem Schädel ſtürzte dieſer die Halde hinab in die wilde Fluth.

Da hob die Müllerin ihre Hände zum Himmel auf und verfluchte den Ritter: daß er keine Ruhe im Grabe haben ſolle, ſondern Emme auf und ab ſchwellen müſſe in dunkler Nacht bei drohender Waſſergröße, und ſtürzte ſich dann ihrem Mann und ihrem Kinde nach in die Wellen. Lange noch ſah die betäubte Menge blutige Kreiſe von des Müllers geſpaltenem Schädel das Waſſer niederziehen, und neben ihnen hoch aufgeſtreckt die fluchende Hand der Müllerin.

Aber trotzig, würdig ſeines trotzigen Geſchlechtes, ritt der Ritter heim, und trotzig geberdete er ſich je einen Tag wie den andern. Aber eine unſichtbare Gewalt ſchien den mächtigen Leib zu verzehren, er fiel alle Tage ſichtbarlich zuſammen, und ehe das Jahr um war, und der Flühluft wieder kam von den Bergen her, ward der trotzige Freiherr von Brandis begraben zu Lützelflüh. Dort liegt er, tief in der Kirche Chor, ſein Grabmal ſieht man nicht. Aber wenn der Flühluft über die Berge weht, wenn der Steigrad den ſchwarzen Streifen zeigt, wenn heiße Dünſte wettern wollen in den Bergen, ſo regt es ſich und ſtöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß faſſen mit ſeiner knöchernen Hand die ſchwere Streitaxt, muß in ſeinem eiſernen Gewande die Emme auf und ab, die rothen Augenbraunen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle ſieht, da muß er hämmern mit ſeiner Streitaxt, muß neue einſchlagen, wo die Noth es will, der Menſch ſie nicht gewahrt; muß durch ſein Hämmern, das ſchauerlich widerhallt an den Felſen durch die Nacht, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigenthum; und muß dann ſtehen da, wo er den

Müller erſchlagen, bis er wittert Morgenluft, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht, dann erſt darf er wieder in ſeines Grabes Moder.

Die Familie ſchmerzte dieſer Bann; um ſchwer Geld ſollte ein kundig Mönchlein ihn löſen, denn der Glaube, daß mit Geld und Gewalt alles zu machen ſei, hatte ſie ſo trotzig gemacht. Der aber ſprach nach langem Forſchen: Dieſer Fluch löst ſich nicht, bis die Emme zahm wird, bis ſie keine Schwellen mehr braucht, bis kein Herr einen Müller drückt, bis kein Müller ſich ob fremdem Mehl vergißt.

Da erſchrak die Familie, verkaufte Haus und Hof und verließ das Land; ſie wollte den grauenvollen Ahnherrn nicht ſchwellen und hämmern hören von hohem Schloß in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren ihrer Leibeigenen. Aber da bleiben mußte der Alte und ſchwellt fort und fort, denn wann wird wohl der Fluch ſich löſen?

So ſprach der Burſche, der unterdeſſen mehr als einen Schoppen getrunken hatte, aber viel weitläufiger, als es hier zu leſen iſt. Seinen Zuhörern war mancher kalte Schauer über die Haut gelaufen, aber doch gar wohlig war's ihnen um's Herz geworden, und die Schoppen, die ſie bezahlten, zählten ſie nicht. Wenn nur der Burſche die ganze Nacht durch erzählt hätte, die ganze Nacht durch hätten ſie Schoppen bezahlt ungezählt. Aber er endigte, die Thüre ging auf, und den alten Ritter glaubten ſie zu ſehen, die rothen Augenbraunen flatternd im Nachtwinde; da ward ihnen gar ſchaurig zu Muth, und weit weg von der Thüre floh jeder. Doch es war nur ein Poſtillon, der zu der zurückgebliebenen Poſt ſehen wollte.

Da eilten ſie nach Hauſe, aber Manchem fröſtelte es den Rücken auf, bis er heim war und den Kopf auf dem Hauptkiſſen hatte. Der Schlaf fehlte keinem, wohl aber Allen ſchwamm bald das Bett in der Emme, bald kam die Bäurin auf dem Wägeli dahergefahren, bald ein ungeheurer Tannen-

baum; oder er jagte Bären, fühlte des Ritters Handſchuh im Geſicht, oder gar deſſen Streitaxt auf ſeinem Schädel. Alle konnten ſchlafen in weichem Bette, keine Schuttſtatt war ihr Bett, keinem war ein theures Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel Gottes an der Haupteten wachte, deſſen ſelbſteigene Schuld war es.

Am folgenden Morgen zeigte die Sonne ihr Antlitz nicht am Himmel, ſie verbarg es hinter dichtem Wolkenſchleier; ſie wollte das Elend nicht ſehen, welches der geſtrige Tag gebracht, nicht ſehen den Jammer aller Art, der zu Tage trat in dem dreizehn bis vierzehn Stunden langen Thale, welches die Waſſerfluth durchtobt hatte. Dieſes Thal, durch welches die Emme fließt, bis ſie in die Aare ſich mündet, alſo das eigentliche Emmenthal, iſt eines der ſchönſten und lieblichſten im Schooſe der Schweiz, und gar manches Kleinod des Landes erhebt ſich auf den mäßigen Emmenhügeln und luegt freundlich über's Land, oder ſteht keck auf der Emme abgewonnenem Schachen oder Moosgrunde und erntet in reicher Fülle da, wo ehedem die Emme Steine geſäet und Steine gewäſſert. Wer kennt nicht die üppige Waſſervogtei im Solothurnergebiet mit ihren ſchönen Matten, dem fruchtbaren Ackerland, den herrlichen Bächen, den ſchönen Kirchthürmen, ſtattlich und ſtolz über den finſtern Strohdächern, der Dörfer kothigem Weſen, dem luſtigen aufgeräumten Völkchen, das vor lauter Aufgeräumtheit nicht immer alles ſieht, was noch aufzuräumen wäre? An der Emme liegt Landshut, erniedrigt vom hohen Altisberg, wo es ehedem ſtund, auf niedern Felſen in's ebene Land, dem Ritterthum eine fünfhundertjährige Vorbedeutung. Auf dem jenſeitigen Ufer erheben zwei Thürme ſich aus der Bätterkinder reichem Dorfe. Der eine weiſet nach dem Wirthshauſe mitten im Dorfe, wo bei beſchränkter Ausſicht es laut hergeht unter den vielen Leuten; der andere nach dem einſamen Kirchlein auf dem einſamen Hügel, wo endlich des Dorfes Bewohner lautlos ſchlafen um das Kirch-

lein herum, um sie eine der schönsten Ebenen der Schweiz. Begränzt von niedern Bergen, hinter ihnen die hehren weißen Häupter, über Allem weit und tief der unergründliche Himmel.

An die Emme stößt der Utzenstörfer großes Gebiet und ihr in weitem Gefilde liegendes, unendliches Dorf, in welchem der Fremdling alles findet, was er sucht (doch selten den rechten Weg), nicht nur Heu und Stroh, Eier und Tauben, sondern auch Gutes und Böses, den Sinn, das Herz zu schmücken und die Sucht nach eitelm Narrenwerk.

Auch Fraubrunnen läßt sein Moos bis an die Emme gehen, und die Emme hörte deutlich der Gügler Fluchtgeschrei, aber auch das unglückliche Treffen Anno 1798, wo die in Schußweite unbedeckt vor einem Walde hirnlos aufgestellten Schweizer sich tapfer wehrten gegen die übermächtigen Franzosen, doch umsonst. Dort rannte ein hochgewachsenes Mädchen heldenmüthig drei Franzosen an und fand, Pardon verschmähend, den Tod. Dort lief aber auch ein arm Mannli über Hals und Kopf davon, und, auf dem Moose über einen Maulwurfhügel stolpernd, rief es fallend aus: Ach, meine armen Kinder! Es glaubte in seiner Herzensangst von einer Kugel zum Tode getroffen niedergeworfen zu sein.

Ueber die Emme hin auf Fraubrunnen nieder sieht das wohlbekannte Kirchberg, dessen Kirchthurm schön und schlank weit umher gesehen wird in der reichen Genteinde, ein Finger Gottes, aufgehoben den reichen Magnaten zur Erinnerung: von wem der Segen komme in Feld und Haus.

Wo Burgdorf liegt, oberhalb Kirchberg, weiß jedes Kind im Lande. Der Demant des Thales, erhebt es sich auf seinen Hügeln, das alte von Bern hartbedrängte, bezwungene, das neue Bern hartbedrängende, ihm übermächtig gewordene Burgdorf, Schloß und Kirche einander gegenüber, verbunden durch die dazwischen liegende Stadt, beide die Hüter der Stadt, das Schloß mahnend an einen freien, die Kirche aufrufend zu einem frommen Sinn. Der fromme Sinn hat das Bürger-

thum erhoben zu einem freien Sinn, der das Schloß, hoher Grafen hoher Sitz, in seine Hand gebracht. Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder thun vereint; aber flieht die Frömmigkeit, besteht die Freiheit nicht, die holde Maid verwandelt sich in ein zottig grauenvoll Ungethüm. Ein Unfrommer ist ein Knecht, darum haßt er die Freiheit Anderer; in die Fesseln, in denen er liegt, will er die Andern schlingen. Möglich, daß er seine Sklaverei Freiheit heißt, daß er zu seinem Stroh Heu sagt, Schlitten seinem Schleiftrog. — Und was sollte die Burgdorfer hindern, fromm zu sein? Hat nicht der Herr sie mit einem Garten umgürtet wie ein Eden, und in diesem Garten Menschenwerke aufrichten lassen, die Zeugniß reden, daß der Mensch nicht bloß aus Staub geboren, sondern zu einem höhern Leben bestimmt sei? Hat er sie nicht umgürtet mit einem freien Lande, und was hilft dem Menschen frei sein, wenn er aus Staub für den Staub geboren ist? Was hilft frei werden dem Hund, dem das Fressen des Lebens Höchstes ist, und das Fressen aus des Herrn Hand das Kommodste? Was hilft frei werden ihm, der als Hund geboren ist, als Hund leben soll, als Hund sterben wird? Freiheit ist der Hunde Elend, ein Herr ihnen Nothwendigkeit.

Wenn doch die Menschen alle die Augen aufthäten und in den Garten Gottes schauten, statt nur in Bücher, besonders in welsche, es würde mancher mehr sehen, als er sieht.

Während in einem schönen, ziemlich ausgerundeten Emmenbecken mild und freundlich Oberburg und Hasle liegen, Oberburg mit seiner alterthümlichen Kirche auf Felsengrund, Hasle mit seiner leichtgebauten, auf nicht viel ertragendem Moosboden, strecken Heimiswyl und Rüegsau aus tiefen Gräben hervor, Heimiswyl seinen Thurm, Rüegsau sein Thürmchen, schicken ihre Bäche der Emme zu, und bewachen auf hohen Bergen von mächtigen Höfen weg aus den hier beginnenden glitzernden Emmenthalerhäusern, den appetitlichsten Bauern-

häusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt, der Emme Grillen. Mit sonnigen Augen, den Fuß spülend in der Emme Wellen, sieht Lützelflüh hinauf an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, sieht nieder an den blauen Berg, wohin sie fließt, sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüederswyl, wo ein dunkler Berg frühe Schatten wirft, aber die Menschen nicht verfinstert, nur einen Vorhang zu ziehen sucht vor den Nesselgraben.

Nachdem der Rahnflüher goldenes Gelände die Emme in halbem Bogen umspannt, streckt der Klapperplatz an derselben lang sich hin, repräsentirt durch das Zollhaus, und jenseits liegt lustig auf sicherem Boden und sicher vor der Abendsonne Brand das alte Lauperswyl, mit prächtigen Kirchenfenstern weit hin funkelnd.

Durch den fruchtbaren Langnauerboden, wo g'wirbige Leute wohnen, hervor, stürzt sich bei Emmenmatt die wilde Ilfis in die Emme, die dann, bei Schüpbach noch freundliche Blicke in die schönen Signauermatten sendend, in's enge Eggiwylerthal hinauf sich beugt. Zwischen tannichten Hügeln oder Bergen strömend, bewässert sie manchen schönen Hof an der Berge Fuß; und wie gut vieles Land am Fuße der Berge ist, ahnet man nicht im unteren Lande, wissen es doch manchmal selbst die Besitzer nicht.

Heimelig steht im Winkel, wo der Röthenbach in die Emme sich mündet, Eggiwyl mit seinem kleinen Kirchlein am Thalrande. Ein schmal, aber liebliches Thälchen hat der Röthenbach sich ausgegraben, und von allen Bergen mußte jeder Regenguß die beste Erde schwemmen in dasselbe, während fetter Mergel an vielen Stellen in der Tiefe liegt. Schöne Heimwesen, Säzen, Mühlen liegen in dem schönen Grunde, doch nach Röthenbach zu auch ärmliche Häuschen, deren Bewohner aber dort an der Sonne behaglicher leben, als viele Palastbewohner Schattseite. Das Thälchen schien so friedlich, daß

weder Menſchen noch Natur hier den Frieden ſtören, daß man Unfriede und Aufruhr hier nur träumen zu können ſchien.

Dieſes ſchöne Thal, das zu unterſt in ein Becken ſich mündet, worin vor grauen Jahren die Aare und die Emme ihre Gewäſſer, nach raſchem Lauf vom Gebirge her, an der Sonne raſten ließen, das nach oben immer enger wird, in ungezählte Seitenthäler hineinſieht und in Klüften und Felſenſpalten hoch an den Bergen ausläuft, war's, welches ſo traurigen Anblick darbot. Oben im Thale bebte der Menſch vor den Thaten der Waſſer, der verwüſtenden Gewalt der Natur; aber das Thal hinab trat aus der Menſchheit heraus noch erſchütternderes Elend zu Tage. Doch unmöglich iſt's, das graue, graſſe Bild jenes Montag Morgen auf irgend eine Weiſe lebendig andern Menſchen vor die Augen zu zaubern, unmöglich, das lang gewundene Thal und die darin wimmelnden Menſchen darzuſtellen in wahren Treuen. Der Anblick eines Schlachtfeldes, einer zerſchoſſenen Stadt oder Feſtung, iſt furchtbar und mannichfach, aber es ſind alles Zerſtörungen von Menſchenhänden. In allem dieſem liegt nur etwas Kleinliches, Unzuſammenhängendes, Zufälliges; aber wo ein Element tobte, von Oben angeregt, da iſt in der Zerſtörung eine großartige Einförmigkeit, ein Ungeheures, welches auszudrücken alle Buchſtaben zu klein ſind. Wer einen Schauplatz geſehen, wo die Elemente ungezähmt wütheten, wird ihn nie vergeſſen, aber auch nie darſtellen können.

Es möchte jemand wähnen, gegen der großen Donau ungeheuren Ausbruch verſchwinde der kleinen Emme kurzer Zornanfall. Er täuſcht ſich. Der Donau Anſchwellen war Folge eines fatalen Stockens des Eiſes; der Emme Größe erzeugte ein ſchreckliches Gewitter, das mit Waſſer und Feuer die Thäler erfüllte, die Feſten der Erde erſchütterte. Der Donau Fluthen waren unendlich größer, aber wilder war der Emme Strom. Menſchen verſchlang die Donau mehr als die Emme, aber feſter als die Peſther ihre Häuſer hat Gott ſeine Berge ge-

baut, die Zuflucht der Thalbewohner. Viel mehr Häuser begruben in Ungarn die Wellen, unendlich mehr Eigenthum ging verloren als bei uns; aber Ungarn ist ein weites Land und doch nur ein Theil des noch weitern Oestreichs, da geht in der Masse der Einzelne verloren, und ein großes Unglück wird klein in so weitem Lande. In einem kleinen Lande aber hat jede zerstörte Hütte Bedeutung, und die Gesammtheit sieht nicht nur den Schaden jedes Einzelnen, sondern fühlt auch dessen Schaden. O es ist gar heimelig in kleinem Lande, wo das Weh des einen Theiles das ganze Ländchen durchzittert! Im weiten Oestreich legen einige Landes-, einige Handelsfürsten Hunderttausende in Conventionsmünze zusammen; im kleinen Ländchen steuert der Bruder dem Bruder sein Scherflein, wie er es eben hat, in verdächtigem Luzernergeld oder in schlechten Neuenburger Batzen, und die schlechten Batzen heilen den Schaden besser, als die Hunderttausende in Conventionsmünze. Und wenn ein armes Bäuerlein mehr geben würde, als der Schultheiß oder der Landammann, was ja leicht möglich sein könnte, so wäre kein Metternich da, der das Bäuerlein des Hochmuths bezüchtigen, sondern vielleicht ein ehrlicher Schweizer, der dem Landammann oder Schultheiß Kargheit vorwerfen würde, denn man giebt hier eben nicht deswegen viel, um der Größte zu sein, sondern um dem Bruder am beßten zu helfen.

Die alten treuen Hüter des Thales, die schützenden Berge, sahen traurig und düster in die Verwüstung nieder. Sie waren fest gestanden, die alten Berge, in der Wuth der Wasser, aber furchtbar waren ihre Seiten zerrissen, sichtbar Stunden weit waren ihre tiefen Wunden. Sie werden vernarben diese Wunden, aber die Narben werden den Nachkommen noch lange reden von der Noth am dreizehnten August 1837, wenn im Thale auch jede Spur derselben längst verschwunden ist. Freilich viel grausiger als die Berge sah am ersten Tage das Thal aus. Was in demselben abgelagert, was weggenommen worden, hatte es in eine lange Schutt- und Sandbank umgeschaffen,

auf welcher Bäume zu tauſenden herum und über einander lagen. Bald hatte der Strom das Thal mit Geröll und Steinen übergoſſen, bald Schlamm und Sand aufgehäuft bis hoch an die Bäume, an die Häuſer hinauf, bald über Land und Straßen verſchlungen, einen tiefen breiten Abgrund geriſſen in den ſchönen Boden.

Auf dieſem Felde der Verwüſtung ſchwankten zerſtreut menſchliche Wohnungen, untergraben hier oder dort, bald eine Seite, bald den Hinter- oder Vordertheil hinaushängend in den Bergſtrom, umlagert von Holz, Schlamm oder Steinen. Eingeſchlagen waren die Fenſter und aus ihren leeren Fenſterlöchern ſahen ſie Einen an wie erblindete Menſchen aus leeren Augenhöhlen; und aus ſolchen Fenſterlöchern ragten ungeheure Tannen heraus, wie vor Zeiten nach wilder Schlacht Speere aus Menſchenaugen. Die reinliche Nettigkeit der Stuben war verſchwunden, grauer Schlamm füllte ſie an, klebte rings an den Wänden; aufgeſpühlt war der Boden, hie und da guckte ein Hausgeräthe, ein Bettſtück aus der übelriechenden Maſſe, und verſchüchterte Hühner ſtunden neugierig auf der Schwelle, drehten den Kopf bald links, bald rechts, und konnten gar nicht faſſen, wo die Tiſchdrucke hingekommen und die Menſchen, die ſonſt rings ſie umſaßen. Hie und da ſah man ein Haus, das Front gemacht hatte gegen den Strom, faſt unverſehrt ſtehen und glänzen mit wohlerhaltenen Fenſtern. Eine Baumgruppe vor dem Hauſe hatte es gerettet, den Strom gebrochen, den Sturm der Tanne gewehrt. Die treuen Bäume ſahen traurig und zerſchlagen aus, denn gar mannlich hatten ſie feſt gehalten und geſtritten, für die treue Hand, welche ſie beſorgt und gepflegt hatte in geſunden und kranken Tagen. Wie ein Held im Sturme des wildeſten Kampfes mächtig und ungebeugt, wenn ringsum die Schwächern fallen, hielt oberhalb der Luchsmatt ein gewaltiger und ſchlanker Saarbaum einſam den toſenden Wogenſchwall, ganzer Wälder Andrang, feſten Fußes aus, und zeigte am folgenden Tage, wie hoch im Thale Tags zuvor

die Wellen ſchlugen, und wird es noch den Enkeln erzählen, wenn er von ſeinen Wunden heil wird.

Keine Mühle klapperte mehr im Thale, keiner Säge Pochen hallte an den Bergen wieder, auf keinem Baume zwitſcherte ein luſtig Vögelein, die Stille des Grabes lag ſchauerlich über dem verödeten Gelände. Nur hie und da, bei dämmerndem Morgen, ſpazierte eine Krähe über die Trümmer, wühlte eine Elſter im Kothe; aber die Krähe krähte nicht, ſelbſt die Elſter ſchwieg, wie vom Graus ergriffen.

Da erſchienen nach und nach Geſtalten der flüchtig Gewordenen zwiſchen den Trümmern. Lange, lange war den Armen die kurze Sommernacht geworden. Das Erlebte, das Verlorne, die Zukunft wälzten ſich ſchwer über ihre Gemüther, unterbrachen alle Augenblicke den Schlummer, oder ängſtigten ihn mit furchtbaren Traumgebilden. Aber Mancher konnte, wollte nicht ſchlafen, wenn ſchon die freundlichen Bewohner der Berge ihr weichſtes Bett ihm anboten. In der Angſt der plötzlichen Flucht, wo keine Abrede möglich war, jedes von dem Orte aus, wo es in ſelbem Augenblicke ſtund, fliehen mußte, waren die Familien auseinander gekommen. Der gleichen Bergſeite waren der Bewohner eines Hauſes zugelaufen, aber nicht am gleichen Punkte ſie erreichend, waren ſie bald durch weite Gräben getrennt und wußten nichts mehr von einander. Der Mann wußte nicht, war ſeine Frau im naſſen Grabe oder ihm zur Rechten oder zur Linken, die Mutter vermißte ihre Tochter, der kühnere Sohn war vielleicht auf einem Baume geblieben, und hatte erſt, nachdem er den ganzen Graus geſehen, eine Zufluchtsſtätte geſucht. Es waren am Sonntage Viele ihrem Strich oder ihren Geſchäften nachgegangen. Dieſe wußten nicht, wie es ihren Leuten gegangen, ihre Leute bangten, die Waſſer möchten auf dem Wege die Wanderer übereilt haben; ſie fanden ſich an dieſem Abend nicht wieder zuſammen. Da nun war Jammer und Wehklage, und ferne blieb der tröſtende Schlaf. Man kann ſich denken, wie mit

dem erſten Morgenſchein die Unglücklichen ſich aufmachten und nicht warteten, bis das z'Morgeneſſe z'weg war, ſo dringlich ihre freundlichen Wirthsleute ſie baten, nur einen Augenblick noch darauf zu warten, weil ſie drunten doch nichts erhalten würden.

Wie ſie geflohen waren am Abend, jedes nach ſeiner Kraft, ſo eilten ſie jetzt am Morgen dem Thale wieder zu, jedes ſo ſchnell es mochte; und wo jedem zuerſt der Anblick in die Tiefe ward, da wurzelte ein jein Fuß, die Hände rang er über dem Kopf zuſammen, und ein namenloſes Weh erfaßte ihn; dann riß er ſich los, ſtürzte in's Thal, zu ſehen, was ihm genommen worden, was geblieben ſei.

Wie die Alten ihre zitternden Glieder anſtrengten, wie der Stock zitterte in ihren ſchwachen Händen, den Rüſtigen nachzukommen, wie dann der Huſten ſie überfiel, Herzklopfen ſie ſtille ſtellte, wie ihre Seele vorwärts ſtrebte, aus den Augen hervorzubrechen ſchien, den Voraneilenden nach, und wie der träge ſchlaffe Leib die Seele bannte, das war ein herzbrechend Lugen.

Aber noch hinter dieſen Alten, die vorwärts ſtrebten und nicht vorwärts kamen, nicht einmal Athem fanden zu gegenſeitigem Jammer, wankte eine jugendliche Geſtalt, ohne Stock aber mit gebrochener Kraft, auch ſie hatte keinen Athem zum Gehen, keinen zu Worten, nur zum Weinen, und um auch den zu finden, mußte ſie alle Augenblicke niederſitzen an des Weges Rand. Wie naß der Boden ſei, merkte ſie nicht. Es war ein Bäbi, das einen Hans gar zu lieb hatte, dem nun die Angſt das Herz zuſammendrückte: ob Hans nicht treulos es verlaſſen würde, da es nichts mehr beſitze als die Fetzlein an ſeinem Leibe.

Als Bäbeli ſo ſaß in naſſem Jammer und im naſſen Graſe, da fragte es eine Stimme: He, biſt du's Bäbi, was hocksch da und thuſt ſo nöthli? Es war Hans. Aber Bäbi konnte ihm nicht antworten, es ſchluchzte, daß es ihn's über

und über erſchütterte. Thu doch nicht ſo wüſt, tröſtete Hans, d's Pläre trägt dir nichts ab, komm du gleich zu uns, wir haben dir z'werche und z'eſſe, und verkünden können wir dann ja laſſen, ſo bald es uns anſtändig iſt. Da wohlete es Bäbi auf einmal, ſeine Augen glänzten, die Beine wurden ihm wieder leicht, der Athem kam wieder zum Reden, es gab Hans die Hand und ſagte: Ih hah glaubt, du ſygiſch o ſo ne wüſte Hung wie mänge Angere u layiſch mih hocke, wil ih nüt meh hah, u das het m'r faſt welle d's Herz abdrücke. Du biſch geng e Göhl, ſagte Hans, wed ſelligs vo m'r glaubt heſch, warum heſch mih de yche glah? Zürn doch recht nüt, ſagte Bäbi, aber es macht's jetzt aſe gar Mänge e ſo, es iſch gar e böſi Welt, es iſch aſe nüt meh d'r by z'ſy. Glücklich und leicht, Hand in Hand, zogen beide den Andern nach und man ſah es Bäbi gar nicht an, daß es ihm übel ergangen.

Vereinzelt kamen die Unglücklichen herab zum Grabe ihrer Habe. Der Mann ſtund troſtlos bei dem zerſtörten Land, an deſſen Verbeſſerung er Jahre lang gearbeitet hatte, bei dem untergrabenen, verſchlammten Hauſe, das erſt neu unterzogen oder zurecht gemacht worden war; das Weib ſah zu Thüre und Fenſter hinein nach ihrem Hausgeräthe, dem Bette, das erſt mit neuen Federn gefüllt, mit neuen Faßenen geziert worden war. Der Anblick wollte ihnen faſt das Herz zerreißen. Da hörte der Mann oder das Weib hinter ſich ein: „Gottlob, daß du da biſt!“ — es war die Stimme des Vermißten. Und ſiehe, aus dem Herzen war ſchon der halbe Jammer gewichen, und ein Plätzchen war frei geworden für den Troſt, daß es doch vielleicht nicht ſo gräßlich kommen werde, als man es ſich gedacht, daß Gott wohl noch alles zum beßten leiten werde, da er ja bereits ſo Theures wiedergegeben, das man verloren geglaubt.

Andere ſtunden da, lautlos, zerſchlagen, nur eines Gedankens voll. Geſtern waren ſie geſeſſen in dieſem Hauſe, es war ganz geweſen, ſie hatten Hausgeräth gehabt, Vorräthe,

fruchtbringendes Land, muntere Kinder, ſie waren da geſeſſen, waren aber nicht zufrieden geweſen, hatten gemurrt und geklagt über mancherlei, hatten geglaubt, der liebe Gott hätte Allen gegeben, nur ihnen genommen, hatten das gering geſchätzt, was ſie empfangen, über das ſich gehärmt, was ſie nicht hatten, ſo hatten ſie geredet geſunden Leibes, der zu eſſen und werchen ſattſam hatte. Mitten in dieſem Grollen hatten die Waſſer ſie aufgejagt und in die Flucht — und jetzt, wie fanden ſie ihr Beſitzthum wieder, als ſie wieder kamen? Da gedachten ſie der am geſtrigen Tage geführten Reden. Ach in den Boden hinein hätten ſie ſinken mögen über derſelben Vermeſſenheit; ach, wie gerne wären ſie jetzt zufrieden geweſen mit ihrem geringen Zuſtande, wie gerne wollten ſie jetzt Gott danken für ſeine Güte, wenn es noch wäre wie geſtern! Aber er war dahin, dieſer Zuſtand, den ſie mit ſo undankbarem Herzen genoſſen hatten, und Gott hatte ihnen einen andern gegeben, um an demſelben ſie Dankbarkeit zu lehren, denn wer im Glücke ſie nicht lernt, den unterrichtet Gott durch Unglück. Der verlorne Sohn war bei ſeinem Vater auch nicht zufrieden, erſt als er mit den Schweinen ihre Träber theilte, wußte er, wie gut er es vorher bei ſeinem Vater gehabt. Tauſenden von Menſchen, denen der Geier der Unzufriedenheit, der Ungenügſamkeit am Herzen frißt, deren Mund beſtändig von Klagen überſtrömt, möchte ich dieſes Beiſpiel vor Augen aufrichten und daran ſchreiben: Wer die Gegenwart unzufrieden verachtet, dem kommen ſelten Tage des Friedens, jeder kommende Tag macht den vergangenen gut, nimmt einen Theil des Glückes, das man nicht geſchätzt, bringt eine neue Laſt, an die man nicht gedacht, und wo das Leben eitel Jammer war, da iſt das Ende der größte. Und an die Rückſeite möchte ich ſchreiben: Aus dem Herzen kömmt nicht nur alles Böſe, ſondern auch alles Elend, für welches der Menſch keinen Troſt bei Gott ſucht, oder keinen bei ihm findet.

Am traurigſten aber geſtaltete das Unglück ſich, wo Un-

friede unter der Familie war; hier gab man ſich auch in der Noth nicht freundliche Blicke. Gerne hätte das Eine das Andere ſchuld gegeben an dem ganzen Ereigniß, nun ärgerte man ſich wenigſtens durch gegenſeitige Vorwürfe, daß nicht mehr gerettet worden; und neben dem Gram niſtete ſich der Groll noch tiefer in die Herzen hinein.

Wo aber Friede war in den Gemüthern, Friede mit Gott und Friede untereinander, da fand ſich auch der Muth wieder und das Vertrauen vielleicht noch am gleichen Tage, und der Sinn breitete ſich in ihren Herzen aus, der zu dem Beten führt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt." Aber man kann ſich nicht vorſtellen, wie ſchwer ein armes Weib hat, zu dieſem Sinn zu kommen, ein armes Weib, das mit ſechs Kindern z'Hus war und jetzt mit blutendem Jammer das Stücklein Erdäpfel ſucht, welches es im Frühjahr mit ſo ſaurem Schweiß bepflanzt hatte, das Stücklein, welches ihm alles in allem war, ſeine Kuh, ſeine Schweine, ſeine Metzg, ſein Kornfeld, ſein Kabisplätz, ſein ganzer Wintertroſt. In einem Stübchen wohnt es mit ſeinen Kindern, um den Hauszins dient oder taunet der Mann, und wenig bleibt von ſeinem Lohn für die ſogenannten Hauskoſten; wenn er noch gehörig für die Kleider ſorgen kann und für etwas Brod, ſo ſtellt er ſich ſchon wacker.

Und ſo ein arm Weib, das Geld für die Haushaltung aus ſeiner Kunkel ziehen, die Kinder warten, ſpeiſen und lehren muß, das bei anbrechendem Tage hinaus muß, ſeinen Erdäpfelplätz zu ſäubern, die Erdäpfel zu ſetzen, zu putzen: welches das ganze Jahr hindurch zu jedem Hämpfeli Miſt Sorge getragen hat, wie zu Zuckerbröcklene, die Zeit dazu kaum ſeinem Rade, ſeiner Haushaltung abſtehlen konnte, den ganzen Sommer durch rechnete: ob es wohl genug Erdäpfel erhalten werde und ob auch gute, denn ſie ſind ja ſein Alles in Allem, Voreſſen, Bratis und Deſſert, — ach, ſo ein armes

Weib, was muß das fühlen, wenn all ſein Schweiß, ſeine Noth umſonſt war, wenn es ſeine ſechs Kinder ſieht und keine Erdäpfel!

Und ſo ein altes ſchitteres Mutterli, das nichts auf Erden mehr hat als ein Bett, ein Rad, ſieben Bohnenſtauden, ſechs Kabislöcher und zwanzig Zeilen Erdäpfel, dem die Gemeinde den Hauszins zahlt, wie muß dem ſein, wenn es vor ſeinem nahen Tode ſein Bett, ſein Rad, ſeine Plätzchen verliert; ſein Bett war ſein Troſt, ſein Rad der einzige Freund, die Plätzlein ſein Brodkorb, ſeine Freude, wenn es dieſe alle verliert, und nun gar nichts mehr hat auf Erden, wie muß wohl dem armen Mutterli ſein um's Herz? Kann ſich wohl eine junge Frau mit Roſen im Geſichte, Gold um den Hals, Seide am Leibe und ringsum die Hülle und Fülle, vorſtellen, wie es ihr wäre, wenn Roſen, Gold und Seide verſchwunden, ſie nichts mehr hätte, als um einen ſchittern Leib einen böſen Kittel, ein Bett, ein Rad, ſieben Bohnenſtauden, ſechs Kabislöcher und zwanzig kurze Zeilen Erdäpfel, und wie ihr dann wäre, wenn noch Bett, Rad, Plätzlein dahin gingen? Die junge Frau kann vielleicht dunkel ahnen, wie ihr wäre, wenn Roſen, Gold und Seide ſchwänden, aber das zweite vermag ſie nicht zu fühlen. Sie meint vielleicht, wenn ſie nichts mehr hätte als ein Bett, ein Rad und ſechs Kabislöcher, ſo wäre ihr dieſer Verluſt gleichgültig und würde mit dem Andern gehen. Sie irrt, die junge Frau, das kann ſie nicht faſſen, wie lieb man am Ende das gewinnt, was man einzig noch beſitzt — wohl ihr, wenn ſie es nie erfaſſen muß!

So ſtund Gruppe um Gruppe im wüſten Thale, rathlos, muthlos die erſten Stunden. So ungeheuer ſchien die Verwüſtung, ſo maßlos der Schade, daß niemand zur Arbeit Muth faßte, weil niemand durch Arbeit dem Greuel zu Boden zu kommen hoffte, kein Ende, keinen Nutzen der Arbeit ſah. Es waren furchtbare Stunden und die Sonne ſchien

nicht in's Thal, darum ſah es noch grauenvoller in demſelben aus, darum waren noch muthloſer die Menſchen, denn Unendliches vermag die Sonne über die Erde und über die Gemüther, und die, welche am meiſten an der Sonne ſind, kennen den letzten Theil ihrer Macht am wenigſten.

Von Eggiwyl das Thal nieder ſah es ebenfalls traurig und verſchlammt aus. Häuſer waren beſchädigt, Pflanzungen verdorben und mühſam errungenes Vermögen, die Frucht vieljähriger Arbeit, hart mitgenommen in der Holzmatt. Seltener ſah man hier das Land mit Steinen überführt, ſah Steine meiſt nur da, wo kein Holz, Unterholz und Stämmiges, auf und hinter den Schwellen ſtund, an welchem der Stoß der Emme ſich brach. Wo ſie ungehindert floß, in Zug kommen konnte, da riß ſie Steine hinein; wo aber Holz die Strömung hemmte, ſchwebte ſie nur und ließ bloß Sand fallen und Schlamm. Lebholz an der Emme und beſonders auf den Wehren, wo deſſen Wurzeln die ſtärkſten Bänder werden, iſt der beſte Schutz; wo kein Holz iſt, da taugen auch die ſonſt ſo nützlichen Tentſche wenig, denn in die Länge vermöchten ſie den ungebrochenen Anprall nicht auszuhalten.

Da oben waren freilich keine Tentſche, wie unten im Lande, da oben lebte man vertraulicher mit der Emme, oder traute mehr auf Gott, ich weiß nicht welches von beiden. Aber die Emme mißbrauchte furchtbar das leichtſinnige Vertrauen, und Gott zeigte, daß man auf ihn nicht trauen dürfe, wo der Menſch ſich ſelbſten helfen kann. Nun werden die Menſchen wohl klug werden und Tentſche bauen; in frechem Muthwillen hat ihnen die Emme ſelbſt das Material dazu freigebig geliefert.

Auch hier ſah man Gruppen jammern und Verlornes ſuchen; ſah ſie die Stellen ſuchen, wo ihr Korn geſtanden, und wo aus dem Schlamme hie und da eine Aehre trübſelig mit verſandeten Augen aufblickte, ſah ſie an Zäunen und an Bäumen weggeſchwemmtes Korn ſuchen, ſah ſie dort zuſam-

menleſen Flachs und Hanf, die auf der Spreite weggeſpühlt worden.

Flachs und Hanf, ſo mühſelig gepflanzt, ſo ſehnſüchtig erwartet, um ein Zinslein daraus zu berichtigen, um aus Kuder und Knöpfen Leintücher machen zu laſſen am Platz der alten verlöcherten, wo bald der Mann der Frau, bald die Frau dem Mann des Morgens helfen mußte, die in die Löcher gerathenen Beine ohne Schaden für die Tücher in's Freie zu bringen; Korn, auf das man ſich ſo gefreut hatte, um doch einmal ſelbſt in die Mühle geben, einmal ſelbſt backen, einmal aus eigenem Mehl einen Weißbrei machen zu können an einem Sonntage, nun war das meiſte verſchwunden oder verdorben.

Wohl las man zuſammen, was man an Häägen und Bäumen fand, riß aus dem Schlamm, was man konnte, oder ſchnitt bloß die Aehren ab, wuſch mühſelig in Bächen und Brunnen Korn und Haſer, Hanf und Flachs, aber bei aller unendlichen Mühe trug es doch wenig ab. Was ſo ein arm Mannli fühlen mochte, während es am Bache ſein verdorbenes Korn wuſch? Der Ertrag eines Jahres verloren, verloren alle gehabte Mühe und Arbeit, neue Arbeit, neue Mühen vor Augen, nur um ſpäter mit Mühe wieder ſäen zu können; ob auch ernten? das eben trug es mit bitterem Gemüthe. Das arme Mannli hatte Jahre lang bös gehabt, hatte am letzten Neujahr keinen Wein gehabt über Tiſch, ſeit langem, langem keinen Schoppen getrunken, um einige Neuthaler zu erübrigen, weil es ſein Stallwerk neu mußte machen laſſen, wenn es nicht einfallen, ſein Kühlein nicht erfrieren ſollte. Oder es wollte einige Kronen abzahlen, die es in der theuren Zeit hatte aufnehmen müſſen und ſeither noch nicht erſchwingen konnte. Oder es ſollte Bodenzinſe und Zehnten abkaufen helfen, und entlehnte nicht gerne Geld dazu auf wucheriſchen Zins. Dafür hatte es geraggeret und gedarbt, und jetzt alles dahin, und es zurückgeſchlagen für viele Jahre, vielleicht

für ſein ganzes Leben! Wie mühſelig geht es einem ſolchen Mannli nicht, bis es zum nöthigen Kreuzer kömmt, geſchweige denn zu einem übrigen, wie beengt iſt ihm ſein Weg dazu? Es muß ihn herausſchlagen aus magerm Lande, deſſen Verbeſſerung ihm über Verſtand und Kräfte geht, auf zufälligen Nebenverdienſt kann es nicht rechnen, iſt abhängig von jeglichem Wetter, iſt ausgeſetzt einer Menge Unglück und Mißgeſchick, — ſein Kuhli iſt ſterblich, ſeine Ziege vergänglich.

Wer will es dem armen Mannli verargen, wenn ihm weh ward am Bache, das Weinen ihm im Herzen kochte, der Muth ausgehen wollte, die Kraft mit dem Zweifel zu ringen begann, ob denn auch ein Gott für ihn's im Himmel wohne? Ein Herr hat ſchwer es zu faſſen, was ſolche Striche durch die Rechnung für ein arm Mannli ſind. Wenn einem Herrn ein Zins nicht eingeht zur Stunde, ſo wird er unwirſch und redet von böſen Zeiten und Abzwacken in der Haushaltung; und wenn ein Apotheker- oder Doktor-Conto über ſein Budget hinaus geht, ſo giebt er eine Mahlzeit, eine Soiree weniger, kauft ſich keine neue Kaleſche. Wird ein Kaufmann mit einer Spekulation hart geſchlagen, wie viele neue Hoffnungen zu neuen Spekulationen breiten ſich nicht vor ihm aus? Er verſagt ſich deswegen keine Ausfahrt, keine Badefahrt, höchſtens unterſchreibt er zu irgend einem wohlthätigen Zweck einige Franken weniger. Sie wiſſen nicht, wie dieſem armen Mannli zu Muthe iſt. Es iſt vielleicht eine einzige Art von Herren, die das Mannli in etwas begreifen können. Die ſtehen freilich nicht am Bache, ſchmutziges Korn zu waſchen, aber ſie ſitzen am Bureau und erleſen Conto's, rechnen zuſammen, rechnen wieder zuſammen, aber wie ſie auch rechnen mögen, ſie ſind in dieſem Jahre wieder ärmer, der unbezahlten Conto's mehr geworden; wieder ein Kapital iſt aufgezehrt, wieder die Einnahme kleiner und die Ausgaben wollen nicht abnehmen, wollen kein Ende nehmen. Ein ſolcher Herr ſieht,

daß in dieſem Jahre es wieder mehr zurückgegangen als im vorigen, er ſinnet, wo das wohl hinaus ſolle? Der arme Herr ſieht keinen Ausweg. Sie leben bereits ſo ſchlecht als möglich; wenn es niemand ſieht, nehmen ſie für acht Perſonen zwei und ein halb Pfund Rindfleiſch und ein halb Schöppli vierbatzige Nidle per Mal. Aber Aufwand vor der Welt müſſen ſie doch machen um der Kinder willen; der Frau darf die Toilette nicht geſchmälert, verſtändiger kann ſie nicht gemacht werden, und auch er hat nicht die Kraft, ſich dieſes oder jenes zu verſagen. Es fühlt der arme Herr, wie er tiefer und tiefer rutſcht einem böſen Ausgang zu. Er kann ſich nicht zurückhalten, ſo wenig als ein Bube den fliegenden Schlitten an der mit Eis belegten Schütte; da macht er es wie der Bube, er macht die Augen zu. Er thut das Bureau zu, zieht den unbezahlten Rock an, ſtäubt noch einige Stäubchen ſorgfältig mit dem Finger weg und geht in die große Societät zu einer Parthie Wiſt, oder zum Diſtelzwang etwas Soliderers zu eſſen, als er zu Hauſe findet.

Trübſelige Mannleni ſah man das ganze Thal hinab, ſo weit die Emme übergelaufen war, und wüſt und grau ſah es aus durch die Schächen und an den Rändern der Emme.

Und doch wimmelte es von frühem Morgen an wieder ſo luſtig durch die Schächen an den Rändern der Emme, auf dem Bette der Emme ſelbſt und bei den Brücken. Von den Höhen aus allen Winkeln ſtoben Leute, die Holz witterten an der Emme, Leute die Holz wittern wie Raben das Aas. Sie hatten nichts verloren oder Unbedeutendes, darum waren ſie ſo luſtig bei der Arbeit. Sie gedachten nicht an die Unglücklichen oben im Thale, ſie gedachten nur an das Glück, ſo viel Holz umſonſt zu erhalten, ſo viel Geld zu Branntewein zu erſparen. Und dieſen Branntewein begannen ſie zu trinken, Flaſche um Flaſche ſich zutragen zu laſſen und Geſundheit zu machen auf das viele Holz, das gute Geſchick.

Unter ihnen freilich waren auch Leute, die dieſen Sinn nicht hatten, die arbeiteten um Brücken frei zu machen, das gewonnene Holz als Lohn ihrer Mühe betrachteten und ſpäter die milde Hand gegen die Unglücklichen aufthaten. Es arbeiteten auch Leute, die gar kein Holz wollten, ſondern nur um der Emme freie Bahn zu machen, weiteres Unglück zu verhüten; aber dieſe beiden Arten waren in weit geringerer Zahl.

Ungeheure Holzhaufen waren überall aufgetaucht, Tannen lagen umher wie Kieſelſteine und darauf ſtürzte die Menge ſich. Es wimmelte auf und an der Emme, wie in einem Bienenkorbe, der ſtoßen will. Aber ſie trugen das Holz nicht zuſammen, wie fleißige Bienen den Honig, die neidlos um die Blumen luſtig ſurren, friedlich in die Blumen ſich theilen und in den Korb es ablegen zu allgemeinem Gebrauch. So viel des Holzes auch war, ſo hätte doch jeder alleine alles mögen. Wer kennt nicht die Fabel von jenem Hunde, der mit einem Stück geſtohlenen Fleiſches im Maul über einen Steg ging und unten im Waſſer ſein eigen Bild erblickte mit dem Fleiſch im Maul, wie er nun das Fleiſch fallen ließ, in's Waſſer ſprang, um ſeinem Bilde das Fleiſch zu entreißen, weil er nicht dulden mochte, daß ein Anderer auch Fleiſch habe, oder weil er deſſen Stück größer glaubte als das ſeine. So waltete giftiger Neid zwiſchen den Wimmelnden, keiner gönnte dem andern auch nur ein kleines Stück, geſchweige denn ein größeres, jeder ſuchte das Beſte für ſich und glaubte doch ſich übervortheilt. Die Beſchädigten meinten, ihnen gehöre das Holz, die Unbeſchädigten gehe es nichts an. Die Unbeſchädigten, Hergelaufenen, die größere Menge meinte dagegen, ſie hätte das nächſte Recht dazu, ſie erhielte bei dieſem ganzen Unglück nichts als Holz, während, wenn alle Ueberſchwemmten entſchädigt würden wie an einem gewiſſen Ort, wohin bei geringem Schaden wahrſcheinlich die erſte und reichlichſte Steuer gekommen (Spatzvögel meinten, die dazige

Bittſchrift müßte ſchon am Abend vor der Ueberſchwemmung gemacht worden ſein): ſo hätten die Beſchädigten großen Profit, ſie rühmten ſich ja ſelbſten deſſen, und um dieſen Preis würde ſie (die Menge) ſich recht gern alle Jahr ein paar Mal überſchwemmen laſſen.

Ja in Vielen wohnte der teufliſche Sinn, der über jedes Unglück, aus dem ſie den kleinſten Nutzen ziehen, ſich freut, deſſen Wiederholung alle Tage ſich wünſcht, unbekümmert um die, welche dabei zu Grunde gehen. So wie Beſchädigte und Unbeſchädigte ſich giftig anſahen, ſo machten die Armen auch nicht ſüße Augen denen, die vermöglich waren und doch Holz ſammelten. Der mangelte es nicht, hieß es, aber er iſt der wüſteſt Hung, er gönnt armen Leuten nichts, man ſollte ſolche bei den Beinen aufhängen, die nie genug ſehen, aber das wird ihm kein Glück bringen, er wird hoffentlich nichts deſto mehr haben, ſo redeten ſie. Der Neid zwang ſie endlich zu gemeinſamem Arbeiten, und bei dieſem Arbeiten tranken ſie Branntewein und waren ſo preußiſch, ſtolz und böswillig, daß, wer durch ſie hinging, nicht nur keinen Dank auf einen Gruß erhielt, ſondern froh ſein mußte, wenn er ungeneckt von ihnen weg kam. Jeder Bettelbub ſtreckte ſeinen Kopf holzgrad auf und machte der ganzen Welt ein trotzig Geſicht. Hintendrein klagten dann alle bitterlich, daß ihre Ausbeute die Mühe nicht gelohnt, daß ſie allein mehr geſchafft hätten, daß die Obern den beſten Theil vorweg genommen, wurden gar noch böſe über die Eggiwyler und Röthenbacher, daß ſie für die Emme nicht mehr Holz zweg gehabt hätten. Und doch ſammelte mancher zwei bis drei Klafter und beklagte ſich noch bitterlich. Und wo waren alle die, die für den ganzen Winter mit Holz ſich verſehen hatten, als es eine Steuer galt für die zu Grunde Gerichteten? Welche gaben? Wie Viele hatten keinen Kreuzer für ſie, ſie waren freilich arm, aber das Unglück hatte ihnen doch für Franken Holz zugeworfen. Ach es giebt Leute, mit denen man Mitleid haben ſollte, und es faſt gar nicht kann,

Leute, die meinen, ſie ſeien nur da um zu fordern, zu nehmen, unverſchämt zu ſein; andere Leute ſeien nur da für ſie, wie die Kirſchbäume für die Spatzen; die aber ſelbſt für niemanden da ſind, ſich aller Menſchenpflichten enthoben glauben, die höchſtens einem Saufbruder ſechs Kreuzer leihen für einen Schoppen Branntewein. Das ſind meiſt Leute ärmerer Art, doch nicht Alle; o nein, auch Reiche haben Kieſelſteine in der Bruſt ſtatt Menſchenherzen. Gab es nicht auch ſolche, die mit eigenen Roſſen das erbeutete Holz zum eigenen Hauſe führen konnten, und welche wirklich die Aermern vom Holzſammeln ganz ausgeſchloſſen wiſſen wollten, aus dem Grunde, daß ſie auch nicht ſchwellten; oder welche das geſammelte Holz gerne auf die Rechtſamenen vertheilt hätten?

Gab es nicht Einen, der ſchon nach der erſten Ueberſchwemmung, am verhängnißvollen Sonntag Morgen, während dem Gottesdienſt, von armen Leuten in ſeinem Schachen geſammeltes, zugeſchwemmtes Holz zu ſeinem Hauſe führen ließ, wahrſcheinlich um ſeine mit Wedelen verpalliſadirten Fenſter noch beſſer zu verſchlagen? Und dieſer Mann beſitzt Hunderttauſende und Wälder, aus denen er für mehrere Tauſende Holz ſchlagen laſſen könnte, zum größten Vortheil des Waldes; rings um ſein Haus läßt er Scheiterbygen unten abfaulen, und für etwas Gutes hat er nie einen Kreuzer, traut nie einem Menſchen, nicht einmal unſeres Herrgotts ſchöner Sonne, ſonſt würde er ſie doch in ſeine Stube gucken laſſen. Er behauptete das Recht dazu zu haben, weil die Emme ihn geſchädigt habe und nicht die armen Leute. Und hätte ihm die Emme noch hundert Fuder mehr ſogenannten Sand, der aber mit Mergel an den meiſten Orten reich geſchwängert iſt, auf ſein ſchattig Moos getragen, wo er ſich nicht ſatt wäſſern kann, weil ihn das Waſſer reut, das er nicht aufreiſet, ſo hätte er noch lange keinen Schaden, ſondern großen Nutzen gehabt. Und hätte er wirklich großen Schaden gehabt, ſo hätte er nicht am Schweiße armer Leute ſich erholen, ſondern bedenken ſollen,

daß es Gott der Herr sei, der ihm eine Mahnung gegeben habe: daß wem viel gegeben worden, von dem viel gefordert werden werde. Und wenn der Herr dein Gott Rechnung von dir fordert über das anvertraute Gut, was willst du antworten, Mann?

Doch es gab noch Andere, die höher stehen, die einsehen sollten, daß ihre Existenz von der Achtung, in welcher sie bei dem Publikum stehen, abhange, die das Strandrecht auf die unverschämteste Weise in Anspruch nahmen, die Arbeiter bezahlten und tränkten, um Holz ans Land zu bringen und Holz aller Art zu zerstückeln, zu verstümmeln.

Diesem Zerstückeln von Bauholz trat endlich ein Verbot entgegen, wirkte aber nicht schnell genug. Ach du mein Gott, wer führt denn eigentlich die Befehle der Regierung aus? Wenn ich sie wäre, ich würde extra Belohnungen aussetzen für alle die, welche mir zu Willen wären und an die Hand gingen. Hintendrein kam ein anderer Befehl, daß alles aufgefischte Holz zum Besten der Beschädigten verkauft werden solle. Und wie wurde jetzt dieser Befehl ausgeführt? Wie suchte man an Orten dieses Holz auf, und wer suchte es auf? Ich bin wieder überzeugt, die Herrn von Roll werden aus extra Gründen besser bedient. Ach wenn ehrliche Leute im eigenen Hause so sicher wären, als jenes aufgefischte Holz vor den Häusern, und Bettler auf den Straßen, sie wären glücklich. Welche unverschämte Rechnungen wurden nicht für das Herausziehen und Führen dieses Holzes eingegeben! Die Ortschaften und Gemeinden, die dieses thaten, und ihre Rechnungen verdienten billigermaßen bekannt gemacht zu werden, und besonders die Ortschaften, die reich entschädigt wurden, viel Holz vermeukt hatten und für das wenige Holz, welches sie zur Hand stellten, unverschämter Weise eine Rechnung machten, welche den Werth des Holzes überstieg.

Wahrhaftig, man muß wenig Ehre im Leibe haben, um so handeln zu können, und sich ganz des Grundsatzes trösten:

wer unverſchämt iſt, der lebt deſt bas. Und wenn man ſolche Menſchen bei jeder Gelegenheit öffentlich ſtempelte, beſſerte es nicht? Und wenn Beamtete mit dem nöthigen Ernſt, mit gehöriger Schärfe ſtatt Schwäche, Hand ob hielten, beſſerte es wieder nicht?

Es heißt, und wenn es wahr iſt, ſo iſt es merkwürdig, dieſer Befehl ſei auch auf die Gemeinden Eggiwyl und Röthenbach ausgedehnt worden, dieſe hätten ſich aber widerſetzt, und mit Recht. Sie wollten nicht das eigene Holz (denn wem war es weggenommen worden, als ihnen?) verkaufen laſſen, um den Erlös mit allen Schächleren, denen die Emme kein Holz genommen, aber viel gebracht, trotz dem Befehl, zu theilen. Und wie unbillig wäre es geweſen gegen die Beſitzer der Klaſſe, die keine Entſchädniß erhielt, denen es vielleicht das meiſte Holz genommen und die das auf ihrem Lande liegende hätten verkaufen müſſen laſſen für Andere, die entſchädigt wurden bei weit kleinerem Schaden?

Durch die Holzfiſcher eilten die Holzhändler, die Trämel gehabt bei den geſchädigten oder weggeriſſenen Sägen, oder Flöße an der Emme, und ſuchten das verlorene Holz auf. Jeder wollte ſein Holz kennen und zeichnete das erkannte an mit ſeinem Zeichen; und ſolcher Zeichen fand man viere von vier verſchiedenen Holzhändlern an einem einzigen Trämel. Es wollte halt keiner zu kurz kommen.

So ging es Emme auf und ab, als ob Banden hungriger Irländer in unſer Land eingebrochen wären, das bei ihnen übliche Strandrecht geltend zu machen. O es waren gräßliche Gegenſätze zwiſchen den betrübten Geſchädigten und den ſo gierig Haſchenden. Während die Ueberſchwemmten ihre Hütte jammernd reinigten, machten Unbeſchädigte jubelnd Beute. Betäubter ward der Menſchenfreund am erſten Tage in dem Toſen der Emme, aber betrübter am zweiten Tage, als die Menſchen losbrachen in ihrer thieriſchen Gier.

Aber wenn der Menſchenfreund ſein Angeſicht verbergen

will, ſo trittet ihm wieder das Aufrichtende entgegen; wenn das Häßliche im Menſchengeſchlecht am grellſten ſich darſtellt, ſo taucht gegenüber ſeine Herrlichkeit leuchtend auf; wenn die Schuld, die den Menſchen vor Gott verwerflich macht, am gewaltigſten hervorbricht, ſo ſtellt ſich ihr entgegen eine reine verſöhnende That, die das Bewußtſein uns erhält, daß denn doch noch etwas Göttliches in uns ſei trotz allen widrigen Erſcheinungen.

Bei Kirchberg war man mit dem Freimachen der Brücke beſchäftigt. Man war ſo erſchreckt, daß nun alle Abende ein Anlauf der Waſſer erwartet wurde, man ſuchte daher in der größten Eile das hemmende Holz wegzuſchaffen. In die trübe und noch nicht kleine Emme fiel ein Knabe und wurde fortgeriſſen. Die Gefahr, in welcher ein Menſchenleben ſchwebte, durchzuckte wie ein elektriſcher Schlag fünf wackere Männer, daß ſie vergaßen jede Bedenklichkeit, jede Bedächtlichkeit, ſich ſelbſt, und über ſie kam einer der göttlichen Augenblicke, ein Augenblick, in dem der Menſch aus ſich heraustrittet und zum Boten Gottes wird. Lebendig ward der Emme der Knabe entriſſen, aber Einer der Fünfe, Jakob Zingg, geachtet und Vater, verlor das eingeſetzte Leben und Waiſen wurden ſeine Kinder. Er ward ein Opfer ſeiner Menſchenliebe, aber war er nicht auch ein ſühnend Opfer, das er Gott und Menſchen für ſeine irrenden Brüder brachte, die aller Liebe vergaßen; ein Opfer, den Bitten zum Siegel: Vergebet, ſo wird euch vergeben! Vater vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun!?

Die Kunde von dem fürchterlichen Gewitter und der Emme Wüthen durchflog das Land, und die Schrecken des Augenblicks mit der Größe des Schadens, den grauſen Anblick des Thales mit gänzlicher Zerſtörung verwechſelnd, redete man von zu Grunde gegangenen Millionen, und je weiter vom Thale, deſto größer wurde der Millionen Zahl. Der Wunſch, den Schauplatz des Unglücks zu ſehen, drängte ſich Tauſenden

auf, und, wenn man ſagt, Tauſende führten ihn aus, ſagt man nicht zu viel. Dieſer Wunſch drängte ſich den mittleren und beſonders den unteren Ständen auf, und ſie führten ihn aus. Die obern Stände ſind Sklaven der Mode, ſie ſpazieren und reiſen nach dem Zuge der Mode. Ein neues Naturereigniß kömmt nicht alſobald in die Mode und ehe es darein kömmt, iſt ſein Charakter verwiſcht, doch giebt es auch Ausnahmen, wie z. B. Goldau.

Um ſolche Ereigniſſe aufzufaſſen, braucht es ein offenes Gemüth, einen geſunden Sinn; auf den Anblick deſſelben kann man ſich in keinem Handbuche vorbereiten, darum getrauen ſich Viele nicht hin. Goldau ſteht aber in jedem Handbuch, darum wandern dort die meiſten Wanderer. Zudem iſt man in höhern Ständen zu vornehm, um neugierig zu ſein, zu gleichgültig für alles, was außer den eigenen Kreiſen liegt, zu bequem für einen beſchwerlichen Tag.

Möglich auch, daß es Menſchen giebt, die nicht gerne dahin gehen, wo eine überirdiſche Macht ſo Ungeheures vollbracht. Ein dunkles Gefühl ſagt ihnen, daß in der Nähe Gottes jede irdiſche Größe verſchwinde, und zwiſchen dem Bettler und dem Kaiſer kein Unterſchied mehr ſei, und welcher Unterſchied dann zwiſchen irgend einem Knecht und irgend einem Schreiber, meinethalben Gemein- oder Staats- oder Kompagnieſchreiber?

Es gibt ja Menſchen, die nicht dahin zu bringen ſind, wo ſie nicht allein reden können, oder wo nichts von ihnen geredet wird, ſondern vielleicht nur von Gott. Menſchen, die um ihre theure Perſon eine ſolche Blaſe von Dünkel aufgetrieben haben, daß ſie ſich unendlich groß vorkommen und möglicherweiſe Andern auch. Begreiflich wagen ſich ſolche nicht in ein ſo enges Thal, an deſſen ſchroffen Seiten die theure Blaſe zerſpringen könnte, ſie verſtummen müßten. Sie gehen nicht dahin, wo Gott ſo nahe war, müßten ſie doch da zuſammenſchrumpfen wie Käfer an der Sonne; ſie fühlen es doch, daß

Gott Einen nicht für das nimmt, für was er sich selbst ausgiebt, oder was der Schneider aus ihm gemacht. Solche Kreatürchen fliehen Gott oder läugnen ihn gar.

Es giebt aber auch eine Menge Menschen, und besonders in der sogenannten ungebildeten Klasse denen die Aufregung ihrer Gefühle wahre Wonne, eigentliche Wollust ist, und wenn sie zur tiefsten Demüthigung führen sollte. Ein Instinkt läßt sie die hohe Bedeutung ihrer Gefühle ahnen, und daß ein kindlich Gemüth sehe und vermöge, was dem Verstand der Verständigen unsichtbar, unmöglich bleibt. Zur Aufregung ihrer Gefühle haben sie keine künstlichen Anstalten, wo der Grad der Erwärmung am Thermometer haarscharf abgemessen wird; Gott sorgt ihnen aber für lauter natürliche, und zu denen drängen sie sich: zu Krankenbetten, Leichenbegängnissen, Brandstätten, Naturereignissen überhaupt; ja ich glaube, das Strömen zu Hinrichtungen sei bei sehr Vielen eine Folge dieses Instinktes. Wenn nur diese Gefühle nicht Nebel blieben, nicht zu Rauchwolken würden, sondern zu Hebeln des Lebens sich gestalteten! Der ist ein Herr der Menschen, der diese Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger, sicherer Hand sie meisternd, in Thaten zu verwandeln weiß. Aber ein niederträchtiger Schuft, ein verachtungswürdiger Pinsel ist, wer diese Erregbarkeit mißbraucht zu eitlem Spiel, zu eigner Ehre, zu selbstischen, sündigen Zwecken. Ach und solcher Schufte oder Pinsel, die es thäten, wenn sie es könnten, ist voll die Welt!

Aber am Sonntag den 20. August sah man solche Pinsel nicht in dem unglücklichen Thale, oder nur verstummte; da redete Gott selbst zu den geöffneten Herzen. Eine feierliche Stimmung hatte eine große Menge Menschen ergriffen weit umher und schwebte die ganze Woche durch über ihren Gemüthern. Früh am Sonntag machten sie sich auf, und immer feierlicher ward ihnen um's Herz, je näher sie dem Schauplatz der Thaten Gottes kamen. Es ward ihnen im Gemüthe wie

manchmal, wenn sie in verhängnißvollen Augenblicken des Lebens, mit ergriffener Seele, im Klang der Glocken, ein hehres Gotteshaus betraten, in welchem volltönend die Orgel rauschte. Und wie zu einem berühmten Gotteshaus an heiligem Feste, wallfahrteten von allen Seiten her Menschenmassen und drängten sich in's Thal.

Diesmal war die Sonne über dem unglücklichen Gelände heiter aufgegangen, sie freute sich, den andächtigen Seelen zu beleuchten das Walten des Allmächtigen und dem Allmächtigen zu zeigen die andächtige Menge. Wie mit heiligem Schauer wehte es die Besuchenden an. Mit leisem, bebendem Schritt wandelten sie dem Brennpunkte der Zerstörung entgegen, und hemmten in tiefem Staunen ihn oft; es verstummte das Schwatzen, und nur in einzelne Ausrufungen brach ihre Ehrfurcht aus. Ein kindlicher Glaube kam über sie, und keine Zweifel an das Wunderwürdigste, was die betäubten Bewohner ihnen erzählten, selbst es glaubend, stiegen in ihnen auf; daß große Kommoden und Schränke zu kleinen Thüren und Fenstern herausgeschwommen, wurde mit dem gläubigsten Vertrauen angenommen und weiter erzählt. Wo die Verwüstung am gewaltigsten hervortrat, stunden die Wanderer in tiefer Ehrfurcht still wie an Altären Gottes und beugten in tiefer Ehrfurcht ihre Herzen vor des Herrn unendlicher Macht.

Die andächtige Menge sammelte sich in und um die beiden Kirchlein im obern Thale, und offene Ohren und offene Herzen fanden die Worte der Diener Gottes; aber eigentlich war das ganze Thal ein Gotteshaus geworden, eine heilige Kirche, jeder Wandelnde ein Beter und jeder Beter unaussprechlicher Seufzer voll. Es zog der Mann mit dem Weibe, die Braut mit dem Bräutigam, der Schatz mit dem Schätzchen, der Spaßvogel mit seinen Kumpanen, aber im Gefühl ihrer Niedrigkeit in der Nähe Gottes, waren alle anderen Gedanken untergegangen, der Spaß vertrocknet, das Lachen verstummt

und alles eins geworden im Bewußtsein: Staub zu sein in des großen Herrn Hand.

Es war ein heißer Tag, der Wein Bedürfniß geworden, aber seine sonstige Gewalt hatte er nicht; er weckte weder Scherz noch Streit, vertrieb die Andacht nicht. Niemand vergaß den heiligen Boden, auf dem er wandelte.

Die Schaaren wogten feierlich wie Welle auf Welle das Thal auf und nieder, unübersehbar, ungezählt. Wahrlich, die Herzen des Volks sind noch nicht flach und hart getreten, sind noch für die schönsten Gefühle empfänglich; aber leider verflüchtigen sich diese gar zu gerne in luftigen Dunst, werden nicht genährt und groß gezogen, um als Thaten die Herzen zu verlassen.

Aber wie im menschlichen Leben mitten in das Leid die Freude trittet, mitten in die Freude das Leid, so sprudelt oft in den tiefen Ernst hinein das Lächerliche, und umgekehrt. Hier erschien auf einmal mitten in der andächtigen Menge ein Engländer, über seinen glotzenden Augen den bekannten Strohhut, und in den bekannten Armlöchern der Weste die glacirten Daumen. Woher er kam, und wohin er ging, ist bereits zur Sage geworden, denn nach den Einen soll er das Thal hinauf, nach Andern hinabgegangen sein. Er erschien in Röthenbach, wollte zu Fuß nicht weiter und verlangte nun in schwer zu beschreibender Sprache Transportmittel für seinen theuren Leib. Schwer war ihm begreiflich zu machen, daß man weder fahren noch reiten könne.

Nun forderte er eine Sänfte; verdutzt sah man einander an, aber man besann sich lange nicht, was das eigentlich sei. Endlich fiel es jemanden ein, aber was half das, da man in Röthenbach keine Sänfte hatte. Aber der Engländer wollte getragen sein, möge nun eine Sänfte da sein oder nicht. Die Leute waren zum Glück nicht auf den Kopf gefallen, sie stellten sich vor, jeder Sessel, auf dem man jemanden trage, werde zum Tragsessel, also zur Sänfte. Sie dachten an einen alten

Lehn- oder Nachtstuhl und zogen den aus seinem Winkel hervor; sie rissen von einem Mistbückli die Stangen weg und befestigten sie mit guten Seilen an den Nachtstuhl.

Um diese Anstalten versammelte sich eine bedeutende Menge, vergaß die Andacht, ergötzte sich an dem eigenthümlichen Wesen des Engländers. Lachen war auf allen Gesichtern, und Witzworte flogen hin und her, reichlich und lustig. Er aber stund mitten in der lachenden, spottenden Menge mit den Daumen in den Armlöchern da, ächt lordmäßig, stumpf oder erhaben; daß die gemeine Menge über ihn lache, daß er ihnen vorkomme wie den Spatzen ein Kauz am Tage, was kümmerte ihn das? O so ein Engländer hat es in seiner Erhabenheit unendlich weiter gebracht, als alle unsere vornehmen Söhnchen zusammen genommen; die begehren auf wie Rohrspatzen und Frösche im Teiche, wo so ein Engländer unbewegt bleibt wie ein Gott über den Kreaturen. Endlich unter großem Jubel setzte er sich mit hängenden Beinen und verschränkten Armen in den alten Sessel. Von zwei handfesten Burschen aufgehoben, von spaßtreibenden Schaaren begleitet, begann er die Reise, und der Spott zog hinter ihm drein, kam auf allen Gesichtern ihm entgegen. Er aber blieb unbewegt, versuchte nur zuweilen seine ihm schwer werdenden Beine in eine andere Lage zu bringen, und theilte hie und da ein Geldstück aus. Er verschwand, wie er kam, man weiß nicht mehr recht, wohin, aber hinter ihm blieb das Gerücht, er hätte gesagt: er verreise jetzt nach England, und wolle es dort seinem Vetter sagen, wie übel es ihnen hier ergangen, und der müsse ihnen dann eine Million schicken; und diese Million wird noch heut zu Tage und in allem Ernst erwartet.

War er verschwunden, so verschwand mit seinem Anblick auch der Scherz, und stiller Ernst begleitete die Besuchenden bis in ihre Heimath. Mit dem Verschwinden des erschütternden Anblicks des Thales trat an die Stelle der Ehrfurcht und Demuth die Theilnahme und das Mitleid mit den unglückli-

chen Beschädigten. Nicht satt wurde man im Erzählen, wie übel es dem und diesem ergangen, wie Gräßliches diese und jene hätten ausstehen müssen. Ihre Theilnahme verbreiteten sie wie Missionärs über das ganze Land, und die meisten derer, welche zu geben und zu helfen gewohnt sind — und bei uns zu Lande ist diese Klasse weit größer, als in Fürstenländern, sie geht von oben herab bis zum Tauner — griffen an ihre Säcke und durchstöberten Spycher und Schnitztröge. Freilich giebt es auch eine Klasse, die nie giebt. Diese beginnt auch weit oben, geht aber dann hinab bis auf die Hefe der Menschheit. Da ist's, wo mancher Hochgeborne, der für nichts Gefühl hat, als für das Steigen und Fallen der Staatspapiere, oder etwas von Trüffeln, und mancher Hochgewordene, der gerne viel verthut und ungern etwas bezahlt, am ungernsten Ehrenschulden, Bruderherz sagen sollte zum schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohlthat. Viele warteten nicht, zu geben, bis auf den angesetzten Tag des Sammelns, der von uns gerne auf den angesetzten Bettag gesetzt wird, im Glauben: der Christ, der bei einem milden Gott Versöhnung suche, wisse wohl, daß nur ein mildes Herz sie finden könne. Und als der Tag kam, fielen die Gaben reichlich und willig, sogar im Bisthum etwas, heißt es. Es ist sehr schön von den Brüdern da hinten, daß sie uns auch andere Lebenszeichen geben, als die Sucht zu regentelen, zu despöteln und uns ehrliche Altberner über das Kübli zu lüpfen. Es gab mancher reichlich, der selbst beschädigt worden war; man gab reichlich ohne Unterschied der Farben; Schwarze und Weiße, getrennt durch Ansichten, wurden vereint durch Mitgefühl. Es wollte allerdings hie und da der Grundsatz auftauchen: Aug um Aug, Zahn um Zahn, und Stimmen wurden laut: Thorheit sei's, den nach allem Bernergut, Stadt- und Partikulargut lüsternen Bauern, die mit Gewalt oder Agentenkniffen ihrer Lust den Weg zu bahnen suchten, noch freiwillige Gaben auf das Land hinaus zu werfen; bei denen sollten sie

jetzt Hülfe suchen, die stets so große Worte schwallswels hätten für's Volk, und mit Anweisungen auf fremdes Gut so freigebig wären, und mit hohlen Versprechungen so verschwenderisch, so schändlich und schäbig aber, wo es gelte, einen Kreuzer aus dem eigenen Sack zu geben.

Aber diese verdüsterten Stimmen verhallten an dem ächt republikanischen Sinn, der Meinungsverschiedenheit in einer Republik als nothwendig anerkennt; an dem klugen Sinn, der wohl weiß, daß Härte keine Versöhnung bringt; an dem schlauen Sinn, der die Laster nicht annimmt, die seinen Gegner verhaßt machen; an dem billigen Sinn, der Augen hat für die Fehler auf beiden Seiten; an dem christlichen Sinn, der den armen Verwundeten nicht frägt, ob er ein Jude sei oder ein Samariter, ehe er Balsam schüttet in geschlagene Wunden.

Wo Politik nicht trennte, nicht verhärtete, da that es sogenannte Religion. Du lieber Gott, was mag das für eine Religion sein, die Unglücklichen Hülfe versagt, weil sie wohl den gleichen Gott anbeten, aber nicht mit den gleichen Geberden, mit dem gleichen Augenspiel! Schon lange wußte man, daß viele sogenannte Fromme kein Herz hätten, keine Hand öffneten für christliche Zwecke, wenn man diese nicht mit ihren Farben übertünche; aber daß man Hungernde nicht speisen, Nackte nicht kleiden wolle, weil sie nicht von „üse Lüte" seien, und daß Lehrer diese Lehre öffentlich predigten, das wußte man nicht. Und jetzt weiß man nicht, auf welches Evangelium sich diese Menschen stützen. Menschen, habt ihr des Herrn Worte? Der Buchstabe tödte, sagt ihr. Habt ihr denn den Geist dessen, der für seine Feinde betete? O Menschen, bedenkt, aus den Werken erkennt man den inwohnenden Geist; im Segnen oder Fluchen auch giebt er sich kund! O Menschen, bedenkt, von welchem Geiste seid ihr besessen!

Ueber sechszigtausend Franken flossen zusammen im Ländchen, über sechs Franken per Kopf. Will Oestreich seinen Ungaren in gleichem Maaße steuern freiwillig, ohne die Hülfe

des Staates zu rechnen, so muß es über fünf Millionen zusammenlegen. Wo Viele geben, wird die Summe leicht größer, als wo Wenige viel geben; und wo der Mensch frei und leicht athmet, da nur hat er Luft und Muth zum thätigen Mitgefühl.

Zur Vertheilung dieser Steuer wurde ein Grundsatz aufgesucht, sorgfältig berathen, und folgenden fand man:

Wer reich war und blieb, erhielt keinen Antheil an der Steuer; wer empfindlich geschädigt wurde, aber Vermögen behielt, zwei Zehntel seines Schadens; wer fast alles verlor, mit Mühe sich erhielt, drei Zehntel; die, welche ohne Vermögen waren, denen vielleicht der weggenommene Raub ihr einziges Besitzthum war, fünf Zehntel. Bei Aufstellung dieses Grundsatzes dachte man sich in den Willen der Geber, die ganz sicher einem reichen Mann, der vielleicht reicher war und reicher blieb, als sie, nichts gesteuert hätten, sondern den Bedürftigen, und auch diesen nach dem Maaße ihres Bedürfnisses oder ihres Elends, dem ganz Entblößten mehr, als dem nur hart Geschädigten. Und der, dem die Steuern zur Austheilung anvertraut worden waren, hatte volles Recht, eine Norm aufzustellen, und die gerechteste war sicher die, daß er so viel möglich nach dem Willen der Geber sich richtete.

Ueber den Grundsatz waren Einige unzufrieden, sie hatten Unrecht. Dem armen G'husmann, der seinen Zins geben mußte und alle seine Pflanzungen verlor, dem Schuldenbürli, dem der ganze Ertrag seines kleinen Heimwesens vernichtet worden, ging es sicher tiefer in's Leben, als dem, der Tausende verlor, aber doppelt so viel Tausende behielt, oder dem reichen Bergbesitzer, der nur einige Kühe weniger sömmern, oder selbst auch, wenn er fortan nur Schafe statt Kühe auf seine Alp treiben kann. Und doch giebt es Arme, die klagen, die Reichen erhielten alles, und sie nichts. Allerdings erhalten Besitzer, die um die Hälfte ihres Eigenthums geschädigt worden, vielleicht tausend Fr. verloren und fünfhundert Fr. behielten, mehr

als der, welcher nur ein klein Stücklein Land bepflanzt hatte, und alles darauf verlor; aber ist's nicht recht so? Doch wer will dieses Leuten, die nie fassen konnten, daß zweimal zwei vier sei, begreiflich machen?

Eine größere Unzufriedenheit noch entstund über die Schatzungen des Schadens in den verschiedenen Gemeinden. Gar Viele hielten alle Schatzungen für zu hoch, nur die ihre zu niedrig. Eine Schatzung, welche man am Morgen nach der Ueberschwemmung machte, vielleicht noch mit der Laterne, mußte natürlich ganz anders ausfallen, als eine andere, die Tage oder Wochen später vorgenommen worden. Daß später Schätzer an einigen Orten in die Schatzung einen bleibenden Schaden einrechneten, während andere Schätzer nur den verlornen Raub anschlugen, weil sie glaubten, das Land selbst hätte eher gewonnen, als verloren, konnte nicht vermieden werden.

An einigen Orten nahm man die Schätzer aus den Gemeinden, weil ihnen der vorige Zustand am besten bekannt war; denen wirft man Parteilichkeit vor. An andern Orten wurden sie aus fremden Gemeinden genommen, damit man ihnen nicht Parteilichkeit vorwerfen könne, die nun beschuldigt man, daß sie das, was sie geschätzt, nicht gekannt hätten, indem ihnen der frühere Zustand nicht bekannt gewesen sei.

So findet der Unzufriedene Stoff zu Klagen, man mag es machen, wie man will. Vielleicht wäre eine unparteiische Revision aller Schatzungen nicht übel gewesen; aber wer hätte sie mit Sachkenntniß machen wollen der ganzen Emme nach?

Die Austheilung der Steuer begann so schnell als möglich, und wenn es schon Manchem lange zu gehen schien, so bedachte er nicht, daß an andern Orten in ähnlichen Fällen es noch weit länger ging, daß hier doch nicht, wie an andern Orten in ähnlichen Fällen, Korn, Schnitze, Erdäpfel schmählich verdarben bei solcher Zögerung, ohne einem Menschen zu gut zu kommen,

und daß für Viele dieſe Zögerung eine große Wohlthat war, denn ſonſt hätten ſie längſt alles gebraucht, ſchon für den Maien nichts mehr gehabt, geſchweige denn für den langen Brachet, der vor der Thüre iſt.

Daß die Austheilung eine treue iſt, daran zweifeln nur Mißtreue, und es behaupten z. B. nur Niederträchtige, es kämen geſchenkte Hammen vor der Austheilung ab Handen. Wer wird wohl die Million müſſen geſtohlen haben, die nicht kömmt aus England? Wird ſie vielleicht ein ehrlicher Polizeier in ſeiner Ledertäſche verkräzt haben müſſen? Wenn ſchon ein ſolcher, den die Gemeinde in allem Wind und Wetter herumpoſtet und ihm ſeine Kutte nie plätzen läßt, in Verſuchung käme, etwas für einen ganzen Rock bei Seite zu ſchaffen, z. B. eben die Million aus England, ſo würde den armen Schelmen ſicher niemand deshalb hängen wollen.

Wie Regen auf vertrocknetes Land floſſen die Steuern aller Art in die bedürftige Thalſchaft, thaten wirklich unſäglich wohl, hielten die Leute aufrecht, hielten ferne dringende Noth, und mildthätige Gläubiger machten mit Warten und Schenken ihren Schuldnern neuen Muth. Aber wie die Steuern den Leib erquickten, ihn nährten, geſund erhielten, ſo ſollten ſie auch das Herz erwärmen zur Dankbarkeit, es begeiſtern, die empfangenen Zeichen der Liebe an Gott und Menſchen zu vergelten mit Liebe und Treue. Sie ſollten Allen ſchreiben in's Herz hinein, der Herr, der den Waſſern ihre Kammern geöffnet zur Wohlthätigkeit, dieſer Herr habe damit auch ihre Herzen öffnen wollen der Erkenntniß: daß er der Herr ſei, nehmen und geben könne nach ſeinem Wohlgefallen, daß er der Herr bleiben, die Kammern ſeiner Herrlichkeit öffnen werde, je nachdem die Geprüften ihm ihre Herzen aufgethan, ihn kindlich aufgenommen in dieſelben, und kindlich ſeinem Walten ſich ergeben.

Wo die erhaltenen Gaben aufgenommen werden mit Freude und Dank, da thun ſie nicht nur dem Leibe wohl, ſon-

dern gereichen auch der Seele zur Seligkeit; wo sie aber ein ungenügsames Herz finden, Neid und Mißgunst, da bringen sie den Unsegen in's Haus, und in die Seele hinein neue Schuld.

Eine süße Sache wird bitter im Munde, wenn gallicht die Zunge belegt ist; so erzeugt die schönste Gabe in sündigen, verbitterten, eigensüchtigen Herzen nicht reine Freude, nicht lautern Dank, sondern ganze Heeresschaaren von bittern, sündigen Gefühlen, und diese Gefühle brechen dann aus in Vorwürfe aller Art, in harte Worte gegen Geber und Mitbeschenkte. Es giebt wahrhaftig nichts, das wohlthätige Menschen schwerer prüft und sie dringlicher vom Geben abschreckt, als die Art und Weise, wie bei großen Unglücksfällen reich gespendete Steuern empfangen, besprochen, gebraucht werden. Solche Steuern fallen oft wie eine wahre Haderaat unter die Besteuerten, und die Geber hören nicht sowohl Dank für das Empfangene, als Klagen über das, was die Besteuerten zu wenig erhalten, mehr Aeußerungen des Mißvergnügens, als der Freude; ja manchmal scheint es den Leuten kaum der Mühe sich zu lohnen, die Geschenke abzunehmen; und am Ende wird gar nicht, oder erst nach Jahren Bericht gegeben: ob man die Geschenke habe verfaulen lassen, ob sie vertheilt worden, oder sonst ab Handen gekommen seien. So eine ehrliche Frau, wenn sie tief in Seckel und Schnitztrog greift, ergötzt sich wohl in Gedanken, wie die armen Leute liegen würden, wenn ihre Gabe komme, wie sie mit thränenden Augen den Wagen umstehen, Gott und der Geberin mit gerührtem Herzen danken, und jede herausgehobene Gabe auf's neue preisen und loben würden.

Hie und da mag ihr Traum in Erfüllung gehen, aber wenn sie andere Male sehen könnte, wie die Leute sich zanken um den Wagen herum, wie sie nur darin eins sind, die Gaben auszuführen, wie man sie fast nicht abnehmen mag, und doch Keins dem Andern seinen Theil gönnt, und wie leichtsinnig

man damit umgeht, es würde der guten Frau ein ander Mal sicher eine schwere Ueberwindung kosten, eben so tief in Seckel und Schnitztrog zu greifen.

Für den eigentlichen Menschenfreund ist es wahrhaftig ein erschütternder Anblick, zu sehen, was die Herzen von Unglücklichen gebären, nicht sowohl in der Stunde des Unglücks, als wenn die Hülfe kömmt von guten Leuten. Es ist da, als ob der Bodensatz jedes Herzens aufgerührt würde und Zeugniß ablegen müßte auch über das innere Elend. Ich will nicht näher das traurige Thun bezeichnen, nicht mit einzelnen Zügen es belegen, nicht sagen, daß es gerade jetzt in Eggiwyl und Röthenbach so zugehe, aber bei dieser Gelegenheit möchte ich den Beschädigten aller Art und aller Orten dringend zu Gemüthe führen: daß sie ja doch ihre Herzen bewahren möchten vor Neid, Ungenügsamkeit, Mißtrauen, Selbstsucht, Unredlichkeit. Denn wo diese zu Tage treten, verurtheilen sie nicht nur die Herzen und bringen den Unsegen über die Gaben, sondern sie tödten bei Vielen das Mitleid, oder es bildet sich wenigstens das Urtheil, daß die Begabten keine Gabe verdient hätten. Ich kenne einen verunglückten Ort, wo das wüste Betragen der Leute am Betrage der Steuern mehrere tausend Franken schadete, und die meisten Geber reuig wurden, daß sie die milde Hand aufgethan.

Unglückliche hätten doch so dringende Ursachen, ihre Herzen zu bewahren, denn der Herr, der ein Unglück gesendet, kann ein zweites zum ersten fügen, kann seine Blitze schleudern alle Tage, kann seine Wasserkammern öffnen zu jeder Stunde, und wie würde ihnen dann sein, wenn ihr Streit und widerwärtig Hadergeschrei der Geber Herzen verschlossen hätte, milde Hände sich ihnen nicht mehr öffnen wollten?

Von ganzem Herzen sollte jeder dem Herrn danken, fröhlich sein über seine Gabe und sich freuen über die Gabe seines Nächsten. Was der Eine erhalten, was der Andere, beides kömmt aus des Herrn Hand; er hat es geordnet, wie viel,

nicht mehr, nicht weniger, jeder erhalten solle. Darum sollte niemand mit Neid sich versündigen gegen den Herrn. Und wenn bei weitem die Steuer den Verlust nicht deckt, den Erwartungen nicht entspricht, warum das Murren und Klagen? Wer ist schuld an zu hoch gespannten Erwartungen? Betrachte man doch nicht das Verlorne, sondern das Empfangene, das niemand schuldig war zu geben, bedenke, wie Einem wäre, wenn man gar nichts erhalten hätte, worüber man niemanden mit Recht Vorwürfe machen könnte, dann erst kann man dankbar werden, kann sich freuen über seinen Gott, der uns nicht vergessen, freuen über die Geber alle zu Stadt und Land, die um Gottes und der Liebe willen so viel gegeben, freuen, daß der Nachbar nicht vergessen worden in seiner Noth.

Dann wäre Segen in jeder Gabe, und in jedem Herzen duftete ein köstliches Blümelein als köstlicher Weihrauch dem Herrn, das Blümelein der Liebe, und aus ihm wüchse die goldene Frucht der Treue, der Treue in guten und bösen Tagen durch's ganze Leben bis in den Tod. Dann würde erfüllt an den Bedrängten die Verheißung, daß Allen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, Geben und Nehmen, Unglücklichsein und Unglücklichen helfen.

Alles thut der Herr, damit jede Schickung an den Seelen gedeihe, zu ihrer Läuterung diene, und der Mensch hat Ohren und höret nicht, Augen und siehet nicht und sein Verstand will nicht fassen des Herrn lebendige Predigt.

Traurig, graufig sah im letzten Herbst das Thal aus, alle Tage schien es düsterer zu werden, so wie die Tage trüber wurden; eine Wüste schien es Vielen, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, und sie hoben die Hände jammernd auf und frugen Gott: wo sie nun Speise pflanzen, Nahrung suchen sollten, da der Boden, zum Pflanzen der Nahrung ihren Vätern gegeben, verwüstet sei?

Schweigend antwortete der Herr auf diesen Jammer. Er deckte mit Schnee die Erde, das ganze Thal der Verwüstung

zu, damit auch es ſchweige und ſein Anblick nicht fort und fort jammernd rede zu den Thalbewohnern, und ſie ſich ſammeln möchten, um mit beſonnenem Muth ihre Kräfte walten zu laſſen, wenn zur Arbeit die Sonne rufe.

Aber wie unter dem Schnee hervor im Winter die Thiere des Waldes ihre Nahrung ſcharren, ſo giebt es Menſchen, die auch unter dem Schnee hervor Nahrung kratzen für ihr mißvergnügtes Herz, das keine andere Arbeit kennt, keine andere Luft, als Klage ausſtrömen zu laſſen gegen Gott und Menſchen. Ein feuerſpeiender Berg ruht doch noch zu Zeiten, ſeine Feuerſtröme verglühen, ſelbſt das Grollen in ſeinem Schooſe ſchweigt; ein ſtolzes Herz aber ſchweigt nimmer, ſeine Ausbrüche ſtrömen fort und fort; ſelbſt wenn die Emme austrocknet in den heißen Sommern, ſtocken dieſe nicht; ſelbſt wenn Fluß und See zuſammenfrieren in hartem Winterfroſt, bleibt flüſſig der Klageſtrom mißvergnügter Herzen. Was doch wohl für Materie ſein mag in einem ſolchen Herzen?

Doch hat ſicher auch manches Herz den Winter durch ſein Gleichgewicht wieder gefunden; hat Muth gefunden und Zutrauen zu der Zukunft, hat den Glauben neu gefaßt, daß Gott nur den verlaſſe, der ſich ſelbſt verläßt.

Lange ſchwieg der Herr, lange ließ er bedeckt die Erde, lange Zeit, Muth und Glauben zu faſſen, gab er den Menſchen.

Endlich zog er die Decke weg, hauchte neue Kräfte der Sonne ein und redet nun laut und immer lauter von Tag zu Tag. Es knospen die Bäume, luſtiges Grün drängt ſich allenthalben aus Schlamm und Sand hervor; und wo eine fleißige Hand dem Schlamm oder Sand Samen anvertraute, da ſteigt zu Tage eine üppige Saat.

Wohl ſind noch wüſte Stellen im Thale, ſind tiefe Furchen an den Bergen, die einen werden nie, die andern lange nicht vergehen, aber bald wird der größte Theil des Thales neu geboren ſein, wunderbarlich, wird aller Welt verkünden, wie groß des Herrn Werke ſeien und wie herrlich über der

Erde seine Güte, wie seine Allmacht Nacht in Tag verwandle und wüste Zerstörung in helle Pracht.

Ein Thor möchte sagen, die gepriesene Weisheit und Güte komme ihm vor wie muthwilliges Kinderspiel, das auch zerstöre, um wieder von vornen beginnen zu können. Der arme Thor kennt Gottes Walten nicht, weiß nicht, daß in der Zerstörung immer der Keim einer herrlicheren Schöpfung liegt, daß alles, was Gott schaffet, sichtbarlich ein Spiegel des Unsichtbaren ist, ein Spiegel dessen, was vorgeht in des Menschen Seele, dessen, was vorgehen sollte in derselben. Der gute Gott findet es nöthig, selbst zu predigen und durch seine eigene Predigt selig zu machen, die daran glauben. Er redet leise, meist im Säuseln des Windes, aber er redet auch gewaltig, harte Ohren aufzusprengen. Und wenn er laut redet über Berg und Thal, dann zittern Berg und Thal, und das blasse Menschenkind schweigt in tiefem Schauer, es weiß, wer redet. Und wenn des Herrn Predigt Berge gespalten, Thäler verschüttet, Menschen-Glück und Arbeit zerstört hat durch feurige Blitze, durch der Wasser Gewalt, so hat der Herr dem Menschen gezeigt seine Majestät und die Haltlosigkeit dessen, was am festesten scheint auf der Erde, und mit den empörten Wassern macht er ihm verständlich empörte Leidenschaften, und daß sie es seien, die Häuser brechen, Leben tödten, Länder verzehren.

Und wenn der Herr jetzt redet im Frühlingswehen, im grünen Grase, das dem Schlamm entsprießt, in den Blüthen der Bäume auf dem Schuttfelde, so ruft er auf zu frohem Muth, zu heiterer Hoffnung, die in tiefster Nacht nie an dem kommenden Tag verzagt, so will er weisen auf versandete, verschlammte, versteinerte Herzen, will sagen: daß es auch da grünen und blühen sollte und könnte; daß wie graus, wie hoffnungslos ein Herz aussehen möge beim ersten Anblick, bei dem Herrn alle Dinge möglich seien; wie mit des Herrn Hülfe der Mensch das trostlos scheinende Thal wieder blühend machen

werde und reich, so könne und solle jeder Mensch, so unfruchtbar und versteinert er auch scheinen möge, neu geboren werden zum Grünen und Blühen, zum Fruchtbringen in Liebe und Treue.

Es klingt im Frühlingswehen die Verheißung: wie lieblich das Thal sich gestalte im warmen Hauche des Herrn, wie schauerlich es gewesen nach der Wasser wildem Wüthen, so schauerlich sei anzusehen das von Leidenschaften zerrissene, so unfruchtbar das mit sündigen Gelüsten überschlammte Herz, so lieblich werde es aber allgemach auch in diesem zerrissenen und überschlammten Herzen, wenn des Herrn Lüfte wehen, seine Sonne leuchtet in diese Herzen, und in diesen Herzen die alles vermögende, gebärende Kraft hervorrufe, die Liebe. Da rege sich dann das Gute und Schöne, baue und treibe auf dem verödeten Boden himmlische Pflanzen und Blumen, deren Duft nicht vergeht, deren Grün nicht verwelkt, die keine Wasserfluth wegspült, die dann aus dem Leben in den Himmel wachsen und dort Kronen werden Allen, die hier treulich bauen und säen, aber nicht nur Waizen und Korn auf ihres Ackers Boden, sondern auch des Herrn mündlich und schriftlich Wort auf ihres Herzens Grund.

So, ihr Emmenthaler, predigt euch der Herr mit selbsteigenem Munde. Thut eure Ohren auf und hört des Herrn Predigt, erkennet sein gütig Leiten, die Wunder seiner Allmacht im Thale; verstehet ihn aber auch, den Herrn, der durch das Sichtbare erwecken, beleben, beseligen will eure unsichtbaren Seelen. Bauet und säet munter, unverdrossen in den Schoos des neubelebten Bodens, freuet euch, wie die Saat gedeiht in des Allmächtigen Segen; aber dieses Sichtbare sei euch nur der Spiegel, in dem ihr erblickt das Unsichtbare: wie an den Herzen Arbeit noth thue, wie auch da bei dem Muthigen, Unverdrossenen der Segen des Herrn sei, und auf dem wüstesten Herzensboden herrlich gedeihen könne, was mit des Herrn Hülfe gesäet wird. So werden dann euer Thal

und eure Herzen wetteifernd grünen und blühen zur Ehre des Herrn, herrlicher von Jahr zu Jahr, und jede wüst gebliebene Stelle im Thale und in den Herzen ist nur ein neuer Sporn zu neuer Arbeit, ein neuer Trieb, die Hülfe des Herrn zu suchen und mit dieser Hülfe zu bauen und zu säen auf irdischen und geistigen Boden. Ein glückliches Leben geht dann über dem Thale auf, das kein Donner erschüttert, keine Lawine begräbt, keine Emme zerstört; jedes Herz wird zum blühenden Baum, und zwischen den Herzen klemmt nichts mehr trennend sich ein, sondern eins sind alle im Wetteifer, zu säen und zu bauen dem Herrn zu Lob und Ehre; und von oben nieder senkt dann die unsichtbare Himmelsleiter in's Thal sich nieder, auf der alle Tage alle Herzen in den Himmel steigen, bis sie der Vater reif erfindet für den Himmel und sie behält in seinem Schooße. So wird zum Heil, was man mit blutigen Thränen empfangen, wird zum Born der wahren Kraft, was zuerst eine Quelle von Noth und Verzweiflung schien.

Nun gilt aber des Herrn Predigt nicht den Thalbewohnern allein, sein Wehen säuselt um alle versandeten, verschlammten Herzen. Wie der Donner seiner Stimme in den Tagen des Augusts Tausende aufrief und Tausende versammelte im unglücklichen Thale, über sie ergoß das Gefühl ihrer Ohnmacht und seiner Allmacht, daß sie ihre Herzen beugten in unaussprechlicher Ehrfurcht und zitternd baten, daß er sie nicht zertreten möchte; so ladet er nun wieder jeden ein mit lauen Lüften, warmen Sonnenstrahlen, zu kommen und zu schauen, wie lebengebend er sei, wie er aus dem Graus der Verwüstung hervorrufe neues Grün, neue Blumen, Früchte verheißend, und immer reichere und schönere, je weniger der Mensch Muth und Vertrauen verloren, damit jeglichem der Glaube aufgehe, daß auch auf seines Herzens Boden es grünen und blühen könne, wenn er ihn ausbreite der Sonne des Herrn und mit Glauben und Vertrauen zu pflanzen versuche auf demselben.

So kommt denn und höret auf des Herrn Frühlingsrede und empfanget mit ihr in öden Boden den Samen, der zur Seligkeit reifet. Und könnt ihr nicht kommen, so schauet eure Matten, eure Bäume, wie reich und wunderschön des Herrn Frühlingswehen sie gemacht, und lasset dann das gleiche Wehen auch an eure Herzen dringen, daß auch da ein neues Leben auferblühe, ein unvergängliches, wunderliebliches, wunderkräftiges Leben. Schauet jeden Tag, jetzt und wenn die Sonne höher steigt, und wenn sie wieder tiefer sinket rings um euch erkennet, was der Herr thut, höret, was er predigt, dem Leibe zum Heil, der Seele zur Seligkeit. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Ausdehnung verkündet seiner Hände Werk, und je ein Tag nach dem andern quillet heraus mit seiner Rede, und je eine Nacht nach der andern zeiget Weisheit an. Sie haben zwar keine Rede und keine Worte, doch wird ohne diese ihre Stimme gehört. Ihre Schrift gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an das Ende des Erdkreises." Würden so unsere Augen den Herrn schauen, so würden auch unsere Grundsätze des Herrn voll, dann würde jeder Ort, den unser Fuß betrittet, zur Kirche, jeder Tag zum heiligen Fest, das ganze Land zum großen Gotteshaus, gläubiger Beter voll, horchend auf die Stimme des Herrn. Dann würde aber auch eines Jeden Leben ein Loblied auf den Allerhöchsten, jedes Herz ein Dankaltar, und jeder Mund würde beten aus Herzensgrund: Herr, wie du willst, und was du giebst, ist unserer Seelen Seligkeit. Und die Engel des Herrn, die Freude, die nie verglüht, der Friede, der über allen Verstand geht, die Freiheit, die keine irdische Gewalt erzwingt, der Glaube, der Berge versetzt, die Liebe, die Alles überwindet, würden Wohnung machen in unserm Ländchen in allen Hütten, und Ländchen und Hütten würde erfüllen des Herrn Segen und unaussprechliche Wonne.

Darum lasset die Predigt des Herrn euch zu Herzen gehen. Ich habe sie zu deuten versucht auf meine Weise in der Liebe;

ich wollte zeigen, wie des Herrn Thun zu verſtehen ſei dem verſtändigen Gemüth. Möglich, daß ein Anderer des Herrn Predigt beſſer verſtanden, dann rede er; und ſeine Rede wird ein neues Zeugniß ſein, wie reich des Herrn lebendig Wort zu jeder Stunde über die Menſchenkinder ſich ergießt, wie noth es thäte dem, der Ohren hat zu hören auf dieſes nie verſtummende Wort.

Doktor Dorbach, der Wühler

und

die Bürglenherren

in der

heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847.

Die Sage von den Bürglenherren, welche vor vielen hundert Jahren am Bachtelenbrunnen im Uhenstorfer Walde in der heiligen Weihnachtsnacht ihre eigene Schwester, arme Weiber und Kinder sammt einem frommen Mönch erschlagen, ist bekannt und bereits gedruckt in Durs Ii dem Branntweinsäufer.

Als die wilden Brüder in die Schaar der Armen brachen, warf die Schwester, welche heimlich hier Wohlthaten spendete, sich ihnen entgegen, ward geschossen mit einem Pfeile, niedergeritten, und über die Armen kam blutig der Tod. Da sprach der Pfaffe, der an der Eiche beim Brunnen stand, folgenden Fluch mit weitschallender Stimme, daß er vernommen ward im Himmel da oben und in der Hölle da unten: Ueber euere Seelen komme das unschuldige Blut, brenne sie von Ewigkeit zu Ewigkeit, daß sie zur Ruhe nicht kommen. Aus dem Grabe sollt ihr steigen alle Jahre in dieser Nacht, sollt jagen hier mit Jagdgeschrei und Hundegeheul, so lange hier der Brunnen fließt, so lange der Mond am Himmel wandelt. Da hatte sich aus ihrem Blute die Schwester gehoben und gefleht mit leiser Stimme: O wende den Fluch von meinen Brüdern, wende ihn um Maria's willen, der Himmelskönigin! Und leise hatte sich ihr Haupt zur Erde geneiget und aus der zerrissenen Brust rann ihr Leben. Da hatte der Mönch gesprochen: Den Fluch wenden kann ich nicht, das gesprochene Wort geht alsbald zu Gott, wird lebendig in seiner Hand. Aber wenn auf wilder Jagd die wilden Männer in zehn Jahrhunderten zehn verwilderte Männer trostlosen Weibern, wim-

mernden Kindern zurückführen, den hier gemordeten Müttern und Kindern zur Sühne, dann mögen ſie ruhen im Grabe. Das Fernere walte Gott! Da traf ein Pfeil des Pfaffen Herz, er ſtarb alsbald; aber lebendig blieb ſein Fluch. Ueber neunhundert Jahre reiten nun die ſieben wilden Brüder, die Bürglenherren. Neun Männer haben ſie aus ſündigen Banden gelöst, Weibern und Kindern wieder zugeführt.

Durſli, der Branntweinſäufer, war der Neunte, nun fehlt noch der Zehnte. Da reiten ſie nun wilder noch in grauſiger Haſt, wilder wird ihre wilde Jagd, den Zehnten ſuchen ſie, nach Ruhe dürſten ſie nach bald tauſend Jahren wilder Jagd.

In den kürzeſten Tagen des Jahres 1847 wanderte ein Männchen in ziemlicher Morgenzeit die unendliche Straße von Biel nach Solothurn. Seine Kleider waren nicht für den Winter eingerichtet, doch ſchien er nicht zu frieren, ſein Geſicht blühte, abſonderlich die Naſe. Er ſchien ſehr lebhaften Gemüthes, ſchüttelte den Kopf, focht mit den Händen in der Luft, ſchnellte keck und kühn die dünnen Beine auf die Straße nieder. Reich mit Wirthshäuſern iſt dieſe Straße geſegnet; wer ein weich Gemüth hat, für freundliche Winke empfänglich, und angenehme Bekanntſchaften liebt, dürfte mit ſeinen Beinen in Verlegenheit kommen, wenn er jedem freundlichen Zuge entſprechen wollte. Lengnau liegt auch dort, unter welchem Breitengrade wiſſen wir wirklich nicht, aber zwiſchen Biel und Solothurn ſo ungefähr in der Mitte. Lengnau darf auf keiner Karte vergeſſen werden. In Lengnau iſt nicht bloß die berühmte Huppergrube mit dem ſeltſamen Lehm, wie weder im Himmel noch auf Erden keiner mehr zu finden ſein ſoll, aus welchem man das Kachelgeſchirr macht, welches nie ſpaltet; in Lengnau iſt nicht bloß ein Schulhaus, welches an den Tagen, an welchen es darum herum aufgeräumt iſt, die Zugänge wirk-

lich auch gangbar ſind, prächtig genannt zu werden verdient; in Lengnau wächſt nicht bloß ein Wein, der ſeines Gleichen nicht hat in Europa (derſelbe verglaſurt die Magen, nämlich die, welche ihn ertragen mögen: ſo, daß ſie fürder verdauen und verwerchen können an Speiſe und Trank, was unter dem Himmel auf Erden iſt, hundertjähriges Kalbfleiſch, franzöſiſchen Branntwein in Nidau oder Biel gemacht, ja Speckſalat von Schierling und Erbsmuß mit Blauſäure gekocht), ſondern dort iſt noch ein ehrwürdiges Denkmal alter Weisheit und landesväterlicher Huld: dort vor dem Gaſthofe iſt nämlich noch eine von den ſchönen ſteinigen ausgetretenen hölzernen Treppen, Jakobs Himmelsleiter, auf welcher nur die Engel, welche neben den Beinen noch Flügel hatten, ordentlich auf- und niederſteigen konnten, vollkommen ähnlich. Eine ſolche Treppe iſt eine wunderſchöne wohlthätige Vorrichtung. Beinen, welche bereits ſturm ſind, vergeht die Luſt ſich hinauf zu wagen, Beine, welche endlich oben ſind, müſſen Vorſicht brauchen, beim Verſtande bleiben, um ungebrochen wieder hinunter zu kommen, und jedem Chriſten muß es einfallen, wie es geſchrieben ſteht: Du ſollſt Gott nicht verſuchen und einem vermeſſenen Menſchen geht es endlich übel aus! Unſer Freund wagte es, kletterte die Treppen hinauf und trat in die Gaſtſtube, welche nicht leer war. Zwei Männer ſaßen hinter Schnapsgläſern, zwei andere hinter einer Suppe und einer Flaſche Wein, den ſie aber hauptſächlich in die Suppe goſſen, und auf dem Ofentritte ſaß der Wirth, dem man es von weitem anſah, daß er nicht an Waſſerſuppe auferzogen worden. Unſer Freund war gewohnt, ſeine Zeit zu nutzen, jede Gaſtſtube konnte er zu ſeinem Ackerfelde machen, wo er wenigſtens ſäete, wenn auch nicht erntete. Er hatte die Gabe der Anſprache und verſtand es, auch Andere zum Reden zu bringen. Er hatte eine Zeitung ergriffen, welche auf dem Tiſche lag, fragte nach dem großen Hauſe mitten im Dorfe, und an Schulhaus und Zeitung knüpfte er ſehr paſſend ſeinen Faden an. Es war aber ſtru-

bes, wüſtes Garn, welches er abwickelte, war gezwirnt aus Ungenügen, Unzufriedenheit, Bosheit, Lüge, geſchmiert mit dem allerneuſten Ichthum und grober Fleiſchesluſt, odentlich in Theorie gebracht, welche, von Kathedern herab in feine anſtändige Worte gekleidet, ſich ſehr elegant ausnimmt, in den Gaſtſtuben dagegen gar liederlich und handgreiflich lautet, einem abgegriffenen, vertrunkenen Menſchen ähnlich wird. Das iſt eben das Allergrößte an dieſer Lehre, daß ſie für Alle verſtändlich lautet, für die Unmündigen und die Weiſen der Welt, für Stallknechte und Schiffzieher, für Profeſſoren und Rathsherren, und allenthalben hinpaßt, in Hörſäle und Gaſtſtuben, nur daß man ihr andere Röcke anzieht, je nach dem Klima. Die Zeitung bot ihm Stoff, über das Beſtehende zu ſchimpfen, über die Tyrannen, welche trotz aller Freiheit noch immer dem Volke auf dem Nacken ſößen, viel ärger als die alten Landvögte, das Volk unendlich zu bedauern, nicht bloß wegen dem Elend, in welchem es ſchmachte, dem Joch, unter welchem es ſich zu Tode keuche, ſondern darüber, daß es ſo in der Dummheit gehalten werde, daß es Joch und Elend gar nicht merke, ſondern meine, es ſei frei und glücklich! Das ſei das Schrecklichſte am ganzen Handel! Was ſie mit dem Schulhaus wollten, ſo lange ſie noch eine Kirche hätten und einen Pfaffen! Das Volk werde nie geſund, ſo lange man noch Kuttenſtinker habe, welche dem Volk alle Tage friſch die Augen verkleiſterten. Dieſe müſſe man ausrotten, wie die Wanzen, wie ſein Freund, der große S. in B., zu ſagen pflege. Die meiſten Lehrer taugten nichts. Viele ſeien Pfaffenknechte oder ſonſt zahme Schafe, andere hätten wohl guten Willen, ſeien aber kreuzverflucht dumm, hörten wohl zuweilen was läuten, wüßten aber nie wo, blieben ihr Lebtag Kameele und Philiſter. Natürlich war da der Kreuzweg, der auf ſeine Perſon führte. Er glaube, das Volk wäre hier ſo dumm nicht, wenn es die rechten Leute hätte, welche ihm die Augen öffneten und das wahre Heil verkündigten. Er wollte nicht ein Jahr da

ſein, ſo müßte es anders werden. Vor allem würde er ein Blatt gründen, wo das Volk unverfälſcht zu leſen bekäme, was Freiheit ſei, was es alles noch nicht habe, was ihm gehöre und was alles noch auf ihm liege, welches von Grund aus vernichtet werden müſſe. Dann würde er auch Abendſtunden halten, Vorleſungen, in welchen er dem Volke erkläre, wie es gehe in der Welt und wie es gehen ſollte, was es für Rechte hätte und wie die wahre Sittlichkeit gerade darin beſtehe, daß es alles thue, was die Pfaffen verböten, und nicht thue, was ſie geböten, wie die Güter und die Arbeit vertheilt werden müßten. Der Bauer müſſe zum Herrn werden und der ſchweren Arbeit enthoben, man könne es machen ohne dieſe, wenn man es recht anfange.

Da war's, wo das Männchen falſch griff. Der Wirth hatte mehr oder weniger die Bieler Farbe und Art. Er half gerne räſoniren und glaubte leicht, was Fremde ihm aufſchwatzten, er war radikal, ohne eigentlich zu wiſſen, warum und wozu, hörte gerne über die Herren am Brette räſoniren, und um wegen Pfaffen und Kirche zum Märtyrer zu werden, dazu aß er die Bratwürſte zu gerne. Er hatte ſeinem Gaſte mit vergnüglichem Lächeln zugehört, ſo lange er in den angedeuteten Schranken blieb. Als derſelbe aber auf die Eigenthumsfrage kam, ja da verging dem Wirthe das Lächeln. Es waren Menſchen in der Gaſtſtube, welchen der Wirth die Lehre vom Theilen für ein gefährlich Gift hielt. Er hielt es für ſeine Pflicht, ſeine Gäſte vor Schaden zu wahren, ihren Nutzen zu fördern. Nebenbei war er ſehr vermöglich und nicht ſo dumm wie jene Krämerin, welche im Glauben ſtund, bei einer allfälligen Theilung würde ſie an den reichen Peurtales von Neuenburg gewieſen und ſie beide hätten unter ſich allein ihr Vermögen zu egaliſiren; er wußte, daß er bei einer ſolchen Gelegenheit jedenfalls ein Beträchtliches abzugeben hätte. Mit Schein, ſagte daher der Wirth, ſeid ihr auch einer von den fremden Fötzeln, welche anrichten und freſſen wollen, was ſie

nicht gekocht. Ja das wäre kommod für Halunken und Landſtreicher, wenn ſie, nachdem ſie alles verlumpet, am Ende mit denen theilen könnten, welche fleißig gearbeitet, böſe gehabt, um für ihre eigenen Kinder einen Nothpfennig zu erſparen. Solche Leute ſind nichts als Unglückmacher, man ſollte ſie mit Knitteln todtſchlagen wie tolle Füchſe. Wenn ihr nichts Geſcheuteres zu reden wißt, ſo trinkt und macht daß ihr fortkommt, von wegen die Treppe iſt ſtotzig und ſchon mancher Beſſere als ihr iſt ungeſinnet unten angelangt. Das Männchen hatte keinen Muth, aber eine gewaltige Portion Frechheit im Leibe, welche bellt den Spitzhündchen ähnlich, bis ſie einen Stock ſieht, dann heulend und geußend, den Schwanz zwiſchen den Beinen, ſich zurückzieht. Er glaubte in den Augen der Schnapsbrüder Beifall zu leſen und entgegnete dem Wirth, es werde doch hier nicht verboten ſein, ſeine Gedanken frei auszuſprechen, er werde doch nicht etwa nach Rußland oder China verirrt ſein, wo die Menſchen mit Maulkörben am Maul zur Welt kämen, oder gar unter die Jeſuiten, welche nach Belieben in jede Haut fahren könnten, ſogar in Wirthshäute. Ja, ſagte der Wirth, der an ſtarken Tubak nicht gewöhnt war, frei ſei man hier, aber nicht bloß die fremden Fötzeln und Halunken, ſondern auch die ehrlichen Landeskinder, die ſeien doch einſtweilen noch nicht die Sklaven und geſetzlichen Baſteſeln fremder Spitzbuben. Er ſolle nur frei reden, er werde dann ſo frei ſein, ihn die Treppe hinunter zu werfen, daß er Tagsheitere brauche, um ſeine Gliedchen zuſammenzuleſen. Wolle er aber ganz dieſelbe hinunter, ſo ſolle er ſeine Zeche mit vier Batzen zahlen, kein Wort mehr reden und zur Thür hinaus, ſo ſchnell ihn die Beine tragen möchten. Das Männchen ſah ſich um nach Beiſtand, aber die beifälligen Blicke waren verſchwunden bei des Wirths energiſcher Rede. Er faßte ſich raſch, duckte ſich und war unten auf der Straße, er wußte kaum recht wie. Oben ſetzte der Wirth, den übeln Eindruck zu verwiſchen, ſeine Rede fort. Ich habe dieſes Hundegeſchlecht

kennen gelernt zu meinem Schaden, sagte er. Anfangs glaubte ich, was das für Leute seien und wie gut sie es meinten, die kennten die Wahrheit und sagten sie aus lauter Wohlmeinen, die müsse man hören. Ich rechnete es fast für eine Ehre, wenn ich ihnen einen Schoppen aufstellen konnte; und wenn sie nicht zahlten, dankte ich noch — ich Lümmel — den D—. Aber wohl, die lernte ich kennen, ich war da gerade auf dem rechten Platz dazu zwischen Biel und Solothurn, und glücklicher Weise ehe mein ganzes Weibergüt dahin war. Doch war das Lehrgeld immer noch groß genug, aber der Zorn noch größer über die dumme Gutmeinenheit, welche meint, es sei Schuldigkeit, solchem Gesindel alles zu glauben, die Hände unter die Füße zu legen und sie zu halten für die von Gott gesandten Engel, uns aus dem Diensthause Egyptens zu führen, und wohin? Möchte doch wissen, wohin wir sollten? Ich kenne jetzt ihr Gebrüll von Freiheit und weiß was es bedeutet, es ist die Diebslaterne, mit welcher sie leuchten, wo was zu stehlen ist, Geld und Gut, Weiber und Töchter, und zuletzt die Freiheit selbst, von der sie so wenig wissen, als ein Esel vom Singen, wie laut er auch brüllen kann.

Der Wirth redete nicht dumm, doch seine Weisheit wollen wir ihm nicht zu hoch anschlagen, er hatte sie gar zu theuer bezahlt, er hatte aber auch gar zu viele Gelegenheit dazu. Das Haus, welches Geschäfte macht in der Freiheit, hat gar viele Reisende, die alle kehren begreiflich in Wirthshäusern ein, legen da ihre Waare aus und zwar mit einer unerhörten Frechheit. Gegen sie sind die Badenser, Würtemberger, Frankfurter Reisenden, welche in Schnupftabak, Blau oder Cichorien machen, schüchterne Jünglinge. Sie sind die Herren des Hauses, wo sie einkehren, sie nehmen sich die Frechheit zu allem, in ihren Gelüsten liegen ihre Rechte; wer ein Wort gegen ihre abgegriffenen Muster der Freiheit wagt, der wird angedonnert, durchgeblitzt in souverainer Verachtung, moralisch todtgeschlagen. Es wäre ihm besser gewesen, er wäre in die Hände eines tür-

kischen Paschas oder eines alten Landvogts gefallen, als in die Klauen eines neumodischen Herrgöttleins oder eines Reisenden, der in Freiheit macht. Es wäre auch an der Zeit, daß man sich von diesen Herrgöttlein und ihrer übel versetzten unächten Waare emancipirte.

Nun ungefähr wie ein Pascha, der aus seinem Paschalik, oder ein alter Zwingherr, der aus seiner Burg unrechtmäßig vertrieben worden, stößelte unser Männchen weiter und sah alsbald Gränchen vor sich, Gränchen das wunderliche! Wie in uralten Zeiten zwei feindliche Brüder oder Schwestern auf zwei sich gegenüberstehenden Hügeln sich anbauten, jeder aus seinem Sitze dem andern das Leben verkümmerte, aus seinem Sitze ihn zu treiben suchte, fast so stehen in Gränchen Kirche und Schulhaus sich gegenüber. Beide sind neu erbaut, die Kirche etwas früher, an beiden sparte die Gemeinde nicht, auf beide war sie stolz; denn beide zeichnen sich aus weit umher, beide erbauten die gleichen Menschen, und doch, wie oft Kinder aus gleichem Blute entsprossen, war es eine Zeit, wo beide sich haßten, weil in beiden nicht der gleiche Geist wohnte. Die ältere Schwester, die Kirche, liegt höher, besser zum Beschießen geeignet, die jüngere tiefer, vortheilhafter gelegen zum nächtlichen heimlichen Miniren. Unser Männchen kannte dieses Verhältniß. Denn accurat wie jedes Haus seine Reiserouten hat, seine Notizen über die Lage der verschiedenen Ortschaften, ihre Gebräuche und Abgaben, die verschiedenen Abnehmer, ihren Charakter und Geldsäckel, accurat solche Landkarten hat auch das große Haus, welches in der Freiheit macht: Landkarten über die Stimmungen, Verhältnisse, Hauptknoten u. s. w., nur sind sehr viele Personen-Namen dabei, welche bei den gemeinen Landkarten fehlen. Indessen ist bei diesen Karten das Fatale wie bei den gemeinen Landkarten auch, daß Veränderungen entstehen, welche man nicht vernimmt oder nachzutragen vergißt. Es ist alles auf der Welt dem Wechsel unterworfen, die Gränzen der Länder, aber noch viel mehr die Stimmung der

Menschen. Ja wie manchem Reisenden ist es nicht schon begegnet, daß er an Orten, wo er den größten Absatz gehabt, das nächste Mal mit großer Schmach und Schande sich schieben mußte, dieweil plötzlich den Leuten über die Sünden des Hauses die Augen aufgegangen, ohne daß das Haus es wußte. Es zählte mit Sicherheit darauf, die Abnehmer, welche es seit zehn Jahren betrogen, noch wenigstens neunzig andere Jahre ohne Aufstand fürder betrügen zu können auf dem gleichem Fuße. Ungefähr ähnlich geschah es unserm Geschäftsreisenden des großen Hauses, welches in der Freiheit machte. Das Wort Freiheitsapostel brauchen wir nicht, wir wollen das heilige Wort nicht mißbrauchen da, wo das Wort Geschäftsreisende oder Commis voyageurs vollkommen paßt.

Seiner Karte nach konnte das Männchen hier ein einstweilig Unterkommen zu finden hoffen, wenigstens als Station, von welcher aus es sich orientiren könnte. Seine Umstände waren so, daß er aus Vorgängen hoffen konnte, sie würden große Theilnahme finden, und die gleichen Vorgänge ließen die Station als sehr geeignet erscheinen, auf die Umgegend sehr bedeutend einzuwirken, namentlich die verfluchten Aristokraten im gegenüberliegenden Büren total todtzuschlagen. Er verstund das Ding, indessen fehlte ihm doch das Ding. Er nahm an, alles sei geblieben, wie es vor wenig Jahren gewesen; statt nach dem berühmten Gränchenbade abzulenken, welches wenige Minuten vor dem Dorfe seitwärts liegt, und dort den Stand der Dinge zu recognosciren, marschirte er kühn in's Dorf und in's Wirthshaus hinein. Er dachte nicht, daß in Ortschaften, welche früher Flüchtlinge aufgenommen, der Geist so gut sich ändern könne, als der Geist in den Menschen, welche ehedem als Flüchtlinge aufgenommen worden. Das ist das Gute im Solothurner Gebiete, daß man in den Wirthshäusern fast allenthalben und zu allen Zeiten Gäste antrifft, von welchen man vernehmen kann, was die Glocke geschlagen. Die Betriebsthätigkeit muß im Solothurner Lande sehr groß sein,

dem Verkehr in den Wirthshäusern nach. Nun kennen wir wohl unsern Dorbach, denn so heißt unser Männchen, dagegen aber die herrschende Stimmung in Gränchen viel zu wenig, um mit Sicherheit zu behaupten, die dortige Stimmung habe total umgeschlagen.

Es ist möglich, daß Dorbach in ein unrechtes Wirthshaus gekommen oder zufällig die unrechten, d. h. konservative Gäste angetroffen. Wir können bloß so viel sagen, daß es keine halbe Stunde ging, so war er in den bittersten Händeln. Wahrscheinlich knüpfte eben Dorbach an Rückerinnerungen an und winkte mit dem Holzschlägel, was Gränchen Fremden zu verdanken hätte, weil natürlich so ein Herr Doktor und Professor meint, man müsse mit Bauern, wenn man verstanden sein wolle, laut und deutlich sprechen. Von den Leuten in der Gaststube mußte er sich sagen lassen, man habe hier des fremden Lumpenpackes satt. Man habe Erbarmen mit ihm gehabt und ihm zu Kleidern, Brod und Ehren geholfen, aber kaum sei es erwarmt gewesen, habe es den Meister spielen wollen im Hause, habe Streit und Zank angerichtet, den Leuten die Haare zusammengebunden, die ehrbaren Leute verlästert, der Väter Sitten und Religion verhöhnt, die Leute angeschmiert, das Beste vorweg gefressen, die Schweizer Kühe geheißen. Wenn diese Leute irgendwo zur Macht kämen, wäre es das Erste, daß sie die Schweizer unterdrückten und über's Land kämen nicht wie Landvögte, sondern wie die Läuse über die Bettler, die Mäuse über den Speck, die Füchse in den Taubenschlag.

Dorbach war gar nicht in der Stimmung, zu begütigen, er sparte sein Maul auch nicht, und man machte bereits Anstalt, ihm einen Begriff beizubringen, wie man Spatzen vom Acker jage, als der Wirth von der Jagd heimkam. Er mittelte, wies seine Mitbürger zurecht, nahm den Fremden in Schutz. Er übte eine schöne Pflicht; was ihn dazu bewog, wissen wir nicht; es sind halt oft unsere besten Werke mit Sünden be-

fleckt, und Wirthe machen in dieſer Beziehung ſicherlich keine Ausnahme. Er ſagte; den Fremden hätte man viel zu verdanken, ſie hätten den Schweizern das Licht angezündet; jetzt da es brenne, ſolle man es ihnen nicht ſo gröblich verdanken. Sie ſeien halt wie ſie ſeien, anders könne man ſie nicht machen, aber man ſolle ſie doch reden laſſen, damit würden ſie wenig zwingen, und kommod ſeien ſie allweg, um das zu verrichten, was man ſelbſt mit keinem Finger anrühren möchte. Das ſagte er leiſe und im Dialekt ſo kauderwelſch als möglich, damit die ſeltſame Entſchuldigung der Betreffende nicht verſtehen möchte. Der Wirth hatte aber Mühe mit ſeinen Mitbürgern, er überzeugte ſie nicht, ihre Gegenreden fertigte er mit einem kurzen „Abah" ab, bis ſie endlich gingen mit den Worten: Warte du nur, du wirſt witzig werden vor dem letzten Faſtnachtsmarkt.

Dorbach erkannte im Wirthe einen Freund und machte ihm Mittheilungen. Ich bin der Doktor Dorbach, war Profeſſor, habe mitgewirkt an der Freiheit der Schweiz. Dem Namen nach werden Sie mich kennen, meine Verdienſte können Ihnen nicht unbekannt ſein. Aber es iſt verflucht, daß in der Schweiz die Reaktion beginnt, ehe in Monarchien das Signal zur Freiheit gegeben iſt. Im Sonderbund hat es nur gepfuſcht, der Hyder der Ariſtokraten und Jeſuiten iſt der Hals nicht abgeſchlagen, die Köpfe haben ſich verdoppelt. Ich war Profeſſor in H., Pfaffen und Patrizier brachten mich um meine Stelle. Sie witterten, daß ich freiſinnige Blätter in Deutſchland und in der Schweiz fütterte mit der wahren Koſt; ſie rächten ſich, ſie ſtießen mich mit meinen acht Kindern auf die Gaſſe in dieſer Jahreszeit. Das konnten nur Pfaffen und Jeſuiten thun. Er wiſchte ſich die Augen, ſie waren aber eigentlich nicht naß. Ich, ich Doktor Dorbach, Profeſſor, ich muß wie ein gemeiner Bettler dem Brode nachwandern auf der Straße. Ich ſage nichts, aber da brennt's! Er ballte die Fauſt und legte ſie auf's Herz, mit der andern Hand rückte

er die Brille zurecht, mit welcher er behaftet war. Ich war in Biel, dort war kein Platz für mich, nicht einmal im Postwagen als blinder Passagier fand ich Raum. Ich erhielt Anweisungen nach Solothurn, man sprach mir aber auch von Lengnau, besonders von Gränchen, wo vielleicht Beschäftigung sei für mich und ein gehörig Auskommen. Ach Gott, ich brauche so wenig; essen thue ich wie ein Kind und der Wein ist hier so wohlfeil. In Lengnau ist aber nichts, da ist nicht einmal der Wirth freisinnig, da kann man sich denken, wie es in den andern Strohköpfen aussieht und was die für einen Pfaffen haben müssen. Den Ort habe ich mir notirt, den Hund von Wirth werde ich zeichnen seiner Zeit. Wenn ich nur ein warm Obdach hätte einstweilen! Wo wir nichts als Fußtritte kriegten und Stockschläge und Weisungen, in vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen, da wird bald nur für uns gekocht und gebraten werden, und Ihr Gnaden wird es vornen und hinten heißen.

Lieber Mann, ich sage es Ihnen im Vertrauen, die Mine ist gegraben und gefüllt, die Schwefelfaden sind gelegt, die Lunte anzuzünden wird bereits Feuer geschlagen. Bis dahin könnte ich Unterricht geben, in welchen Fächern man will; könnte ein kleines Blatt herausgeben, ein wahres Bedürfniß für diese Gegend, eine Handdruckerei wäre mir versprochen; könnte des Abends Vorlesungen halten über Geschichte, Naturlehre, Physik, Chemie, Pfaffenthum, Freiheit und Menschenrechte, alles unentgeltlich, versteht sich, nur für den gehörigen Unterhalt, versteht sich. Gränchen ist berühmt, man kennt in Deutschland diesen Ort; ich habe meine Hoffnung hierher gestellt, Sie werden nicht wollen, daß ich mich getäuscht, mein lieber Mann! Bei Ihnen möchte ich bleiben und zwar nicht umsonst, Sie als freisinniger Mann sollen bezeichnet werden in allen Blättern, in welche ich schreibe. Kein Freisinniger Deutschlands soll hier durchpassiren, ohne bei Ihnen einzusprechen. Herr Wirth, ein Verdienst sollen Sie sich um Ihre

Gemeinde erwerben, welches Kinder und Kindeskinder Ihnen nicht vergessen werden. Mit den Lehrern werde ich mich in Verbindung setzen, dann an den Pfaffen hin da oben, wollen ihn ängstigen, wie man mit Rauch den Fuchs, der sich in seinen Bau verkrochen, ängstigt bis zum Tode. Chömet lose! rief eine Nase zur Thüre hinein. Der Wirth mußte die Nase kennen, denn alsbald stand er auf und ging. Als er wieder kam, sagte Dorbach: Nun, nicht wahr, Herr Wirth, hier kann ich bleiben, einstweilen mein Haupt zur Ruhe legen, bis der Schlag losgeht und Europa mich anderswohin ruft? Es würde mich freuen, sagte der Wirth, wenn es Sommer wäre, aber für den Winter bin ich nicht eingerichtet, ich habe kein warmes Zimmer. Vielleicht wäre drüben im Bade Platz, aber im Winter müssen sie das Holz auch sparen; daneben bis die Zeitung im Gange wäre, wäre ja der Sommer da, und mit den Vorlesungen weiß ich es nicht, man hört ganz umsonst so viel neues berichten, daß niemand gerne mehr um was neues einen Kreuzer giebt, es müßte denn gar was Rares sein. Am besten wäre es, Ihr ginget auf Solothurn, Ihr seid gleich dort; wenn an einem Orte, so kommen dort Leute wie Ihr an Platz. Dort haben sie immer Geld für was Narrs, darum ist das Land so arm. Sie haben dort an der lateinischen Schule Lehrer, sie sagen ihnen auch Professor und zahlen ihnen ein Sündengeld, fünf-, sechshundert Gulden und noch mehr. Das ist ja ein bloßes Almesen und kein Geld, sagte Dorbach, ich hatte schon Stellen von mehr als tausend, ja von fünfzehnhundert Gulden, und damit läßt sich kaum anständig leben. Fünfzehnhundert Guldi! sagte der Wirth, Donnerwetter, fünfzehnhundert Guldi! mehr als ein Rathsherr! Warum seid Ihr nicht da geblieben? Pfaffen und Patrizier haben mich ja vertrieben, wie ich es schon gesagt, antwortete Dorbach. Fünfzehnhundert Guldi, sagte der Wirth, verflucht viel Geld. Wäre ich an Eurer Stelle gewesen, mit denen Pfaffen und Patriziern hätte ich gesucht nachzukommen. Abah! hätte dabei den-

ken können, was ich gewollt. Fünfzehnhundert Guldi sind ein Geld, um das kann man schon was thun!

Was Dorbach dachte, wissen wir nicht, er murmelte etwas von Dreckseele, Gesinnung und Grundsätzen, und frug dann deutlicher den Wirth: ob er meine, daß in Solothurn was für ihn sei? Er glaube es, sagte der Wirth, doch versprechen könne er nichts. Es sei in Solothurn wie an andern Orten; wo ein Pöstlein sei, da paßten Zehne darauf, wie die Katzen vor den Mäuselöchern. Jedenfalls sei da nichts von fünfzehnhundert Gulden; wo so Viele vom Kuchen wollten, da könne man so groß die Stücke nicht machen. Sie vermöchten nicht mehr so viel in die Stadt zu geben, sie hätten mit sich selbst mehr als zu viel zu thun, sollten den ganzen Tag die Hand im Sacke haben, daß es ihm, wenn er schon Wirth sei, allemal Angst mache, wenn er ein fremd Gesicht gegen sein Haus kommen sehe, weil er fürchte, der wolle was von ihm.

Dorbach's Freundschaft zum Wirth hatte beträchtlich abgenommen und schwand endlich ganz. Dessen Benehmen schrieb er aber einem kurzen Husten zu, der hinter der Thüre vernehmbar war, aus einem weiblichen Halse zu kommen schien und ihrer jungen Freundschaft die galoppirende Schwindsucht an den Hals brachte. Der Abschied war kurz und so vertrocknet, daß der Wirth, als er den Rücken seines Gastes zehn Schritte von seinem Hause sah, einen ganzen Schoppen den Hals hinuntergoß ohne abzusetzen. Er schien ihm besonders wohl zu machen, den ganzen Tag war er äußerst aufgeräumt und sang den ganzen Tag das einzige Lied, welches er in seiner Gewalt hatte, nämlich: Mys Herz isch Trures voll vo wege Babi's, es het der Esel use glah, er isch im Kabis!

Unser Dorbach aber hatte es anders, der sang nicht und pfiff nicht. Singen und pfeifen werden aber auch den Meisten vergehen das Aarthal hinunter nach Solothurn im Winter bei dünnen Kleidern und starkem Bysluft. Zudem ist der Weg

von Gränchen weg nach Solothurn schauderhaft, accurat als ob es der Weg wäre in die lange Ewigkeit, welche bekanntlich kein Ende hat. Es war ein schrecklicher Zorn, den der kleine Mann den langen Weg, der sich auseinander zu schieben schien, wie man Maßstäbe hat, bei welchen sich dieses thun läßt, verwerchete. Er gehörte, wie der Leser, der nicht im Fortschritt begriffen ist, den man bekanntlich, je schneller es vorwärts geht, desto weniger sieht (vide Exempel an den Eisenbahnen), zu der Sorte von Menschen, welche als erstes Menschenrecht das Recht in Anspruch nehmen, zu leben nach ihrem Belieben. Können sie das nicht, schreien sie über Ungerechtigkeit und verderbene Zustände; wer ihnen nicht dazu verhelfen, all ihrem Begehren nicht entsprechen will, den verschreien sie als Aristokrat, Jesuit, Geldmensch, suchen ihn der Rache des Pöbels zu überliefern. Diese Menschen suchen nie die Ursache ihres Mißgeschickes in ihrem Herzen und eigenen Verhalt, sondern allezeit in andern Menschen und den bestehenden Verhältnissen. Was das Menschenkind die Gränchner und namentlich den Wirth, der freisinnig sein wollte und ihn, den Doktor Dorbach, gewesenen Professor, so schnöde laufen ließ, seinerseits liegen ließ, dürfen wir nicht einmal auf's Papier bringen, es könnte Händel geben, und im Solothurnerbiet ist das Prozediren so wenig gut als im Bernerbiet, wo es bekanntlich ein grundschlecht Gewerbe ist.

Weit, weit vor sich, scheinbar ganz am Himmel oben, schien ihm ein Busch Häuser zu stehen: er hielt ihn für die Stadt Solothurn, da er trotz seiner Brille kurzsichtig war. Er steuerte mit Macht darauf los, aber je mehr er steuerte, desto mehr schienen die Dächer sich zu retiriren, accurat wie die Tessiner, wenn sie Kanonen in der Ferne hören oder gar eine wirkliche Flinte von weitem sehen. Das machte ihn ungeduldig und das Maul ganz trocken; er kehrte rasch links ein, wo ihm ein fast unmerklicher Besen was Nasses andeutete. Man muß wirklich die Humanität preisen, welche so großartig dafür sorgt,

daß kein Reisender mit einem trockenen Maule geplagt wird, sondern wie er von ferne dran denkt, alsbald links eine Tränke findet, freilich böse und gute beideweg. Beideweg jedoch eine große Wohlthat auf diesem Wege, wo die Sonne direkt vom Himmel brennt, den Jurakalk pulverisirt, der im Sommer bei leichtem Winde pfundweise dem Reisenden in den Mund fliegt.

Das Lokal, in welches Doktor Dorbach trat, war nicht großartig, die innere Ausstattung nicht prächtig, die Aufwärterin nicht elegant, doch die Hauptsache war gut, ein scharfer Schnaps, und was will man mehr? Ein Gespräch mit der Wirthin wollte nicht recht laufen. Ka nit weltsch, antwortete sie anfangs. Nun verschweizerte Dorbach sein Hochdeutsch etwas mehr, was er sehr gut konnte, da er sich lange genug in der Schweiz herumgetrieben hatte, und es ging, d. h. die Wirthin wußte nun, daß er deutsch redete. Aber es ging doch nicht, denn Dorbach behandelte diese gemeine Wirthin grob und barsch, wie es diese Freiheitshelden im Brauch haben, wo sie nichts zu fischen finden oder sonst glauben, es gehe ihnen an. Solche Sprache liebte aber auch diese gemeine Wirthin nicht, es kam keine Zärtlichkeit in ihre Unterhaltung, welche sie flüssig erhält, wie die Wärme den Honig, sie trocknete daher alle Augenblicke ab. Dorbach fand Zeit zur Selbstbeschäftigung, er machte seine Kasse. Seine Baarschaft trug er verzettelt in allen Taschen; was er empfangen, hatte er immer in die erste beste gesteckt und zumeist nicht nachgesehen, was es war. Auf's Geld an sich setzte er keinen Werth und für den folgenden Tag sorgte er nicht, dafür ließ er Andere sorgen, machte, wie gesagt, den Anspruch an die Menschheit als erstes Menschenrecht, daß sie ihn, den Doktor Dorbach, erhalte. Er zog nun seine gesammte Macht in einen Sack zusammen, ungefähr wie Windischgrätz aus den verschiedenen Provinzen Oesterreichs seine Truppen vor Wien sammelte, und hielt Heerschau darüber. Hunderttausend Stücke und darüber brachte

er freilich nicht zusammen, doch mehr als er gedacht. Ohne Noth konnte er sicher bis Solothurn vordringen, ja ein ziemliches darüber hinaus, auch wenn ihm dort keine Verstärkungen zufleſſen. Wir können aber nicht sagen, daß dieſes ihm beſondere Freude gemacht hätte, das Bangen des Fleißigen, woher Brod nehmen und den Seinigen Brod schaffen, wenn er kein Geld hätte, kannte er nicht, er ward bloß zornig über die verfluchte Welt und die beſtehenden Verhältniſſe, daß ein Mann, wie er, der Doktor Dorbach, an ſolchen Kleinigkeiten Mangel leiden müſſe, nicht im Ueberfluß ſitzen könne. In der neuen Weltordnung, welche er ſich ausgedacht, da kam es anders, da ward die Arbeit nach den Talenten ausgetheilt, da machte man die Reichen, die Grafen und Banquiers, die Edelleute und Fabrikanten zu Packeſeln und Holzhackern, die Lichter der Welt aber, er, Dorbach und andere, ſaßen an der Sonne auf dem Johannisberg, theilten den Andern die Arbeit zu, regierten überhaupt die Welt und hielten alle Tage Heerſchau über das weibliche Geſchlecht, um Aufruhr und Revolution zu verhüten. Jetzt machte ihn auch das Geld, mit welchem man ihm wahrſcheinlich in Biel auf die Beine geholfen, zornig, von wegen er wäre dort lieber ſitzen geblieben, als wieder auf die Beine zu müſſen. Er betrachtete ſeine Baarſchaft als eine Art von Loskaufgeld, mit welchem man ſich z. B. mißbeliebige Einquartirung oder gar Plünderung vom Leibe hält. Daß man ihn ſo behandelte, machte ihn wild; er glaubte nicht bloß allenthalben eine erfreuliche Erſcheinung zu ſein, ſondern auch das Recht zu haben, zu jedem ſeiner Freunde zu ſagen: Bruder, ich bleibe bei dir, und mit ihm Dach und Fach zu theilen, wie man zu ſagen pflegt. Seine Freunde ſchienen es aber accurat gehabt zu haben wie jene Krämerin, ſie theilten auch lieber mit dem Pourtales als mit dem Dorbach. Er trank im Zorne ſeinen Schnaps und machte mit großer Bitterkeit ſich wieder auf den Weg. Er muſterte ſeine Freunde und Kampfgenoſſen, verglich ihre Errungenſchaften und Lage mit

seinen dünnen Hosen und müden Beinen, seine Kenntnisse, seine Leistungen im Dienste des großen Hauses, welches in Freiheit machte, mit den ihrigen, fand überall das verkehrte Verhältniß der Leistungen zum Lohne. In dem Hirse, den er, Dorbach, gesäet hatte, saßen Andere, kochten den Brei für sich, während er nichts zu kochen hatte als Gift und Galle, Groll und Rache über den Undank der Menschen. Er brütete lange über den fürchterlichsten Plänen. Doch wie im Allgemeinen der Geist nicht ganz unabhängig von der Materie ist, wurden auch die Wallungen seines Gemüthes sanfter, seine Pläne milder in dem Maaße, als der Schnaps verdampfte. Er nahm sich vor, in Solothurn von seiner Stimmung gar nichts merken zu lassen, ganz ruhig und gefaßt aufzutreten, vielleicht daß doch dort der Ort sei, wo seine Feigen reifen, die Orangen ihm blühen würden.

Unterdessen schritt er vorwärts und kam doch nicht vorwärts auf der heillosen Straße in die Ewigkeit. Eine halbe Ewigkeit schien es ihm zu gehen, bis er zur vermeintlichen Vorstadt von Solothurn kam, und als er dort war, war es wiederum nicht die Vorstadt, sondern bloß einige Häuser, und die Straße lief weiter, glich einem langen, langen unendlichen Darme, und am Ende desselben sah er etwas liegen als wie so eben hinaus gewurstet, was vielleicht Solothurn sein mochte. Er suchte sich darüber Gewißheit zu verschaffen und hatte die beste Gelegenheit dazu. Links wieder stand ein prächtiger Gasthof mit hohem Balkone; Ritter und Edelfrauen waren zwar nicht darauf zu schauen, wahrscheinlich wegen dem Bysluft, aber unter demselben sah er einen halb vollen Fuhrmann stehen, der ihm nicht bloß die gewünschte Auskunft gab, sondern auch die sicherste Garantie, daß, wenn er etwas verlange für den Hunger, absonderlich für den Durst, es da innen zu finden sei. Dorbach war ein Mann, der viel auf Garantien hielt, er überzeugte sich alsbald, daß sie diesmal richtig seien, fand eine warme Gast-

ſtube, ſah trinkende und eſſende Leute. Er hatte ebenfalls Hunger und Durſt, und da der Finanzminiſter keine Einwendungen machte, ſanctionirte der König die Begehren der beiden Kammern.

Der Wirth war ein geſprächiger, zuthätiger Mann, der ſeinen Gäſten ſich ſehr intereſſant machen konnte, abſonderlich mit einem guten Glaſe Wein. Die Wirthin war kaum als Wirthin geboren, hatte mehr den Bauernſchlag, ſchien gutmüthig und ganz glücklich, wenn ſie mal was Ordentliches aus der Pfanne auf den Tiſch geſchroten und bugſirt hatte wohlbehalten. Allerlei Kinder liefen herum zwiſchen Tiſchen und Beinen. Dorbach nahm an, es ſei des Wirths Nachkommenſchaft, und behandelte ſie mit einiger Rückſicht, d. h. er ſtieß ſie nicht mit den Stiefeln von ſich, wie er es den Hunden machte, wenn ſie ſeinen Beinen zu nahe kamen.

Es ſchien Dorbach, der dafür eine gute Naſe hatte, wie auch für alle Gerüche aus der Küche, es herrſche hier eine bedeutende Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, er athmete ſympathetiſche Lüfte, er witterte Bruderherzen. Der Wirth ließ anfangs nur ſo hier und da was fallen. Wie er aber zutraulich wurde, kam Zuſammenhang in die abgebrochenen Brocken. Er klagte über zu viel Zahlen, zu theure Regierung, wie man nicht wiſſe, wo das viele Geld hinkomme, über den Hochmuth der Regenten, gäb wie niederträchtig man ſie nehme. Kaum habe Einer die Füße unter einem grünen Tiſche, mache er den Junker und thue als ob der Kaiſer von Rußland ſein Vater ſei. Er ſei Waffenkamerad von Vielen, aber wer an der Regierung ſei, kenne ihn nicht mehr, ſelbſt ſolche, welchen er für Muſterungen Strümpfe und Hoſen geliehen, weil ſie zu arm geweſen, ſolche ſelbſt anzuſchaffen. Aber je ärmer Einer geweſen, deſto verfluchter thue er und habe gar keine Achtung mehr für die Landleute. Im Sommer und manchmal auch im Winter kämen viele Herren aus der Stadt und ſeien ſchrecklich freundlich, man warte ihnen aber auch recht

auf, und den Wein fänden sie nirgends wie hier, er fahre aber selbst in's Weltschland. Sie sagten, sie wüßten nicht, wie ich es auch mache, in der Stadt bekäme man nirgends solchen Wein wie bei mir, wenn man ihn auch zahlen wollte. Ich könnte es ihnen sagen; aber ich möchte es den Wirthen drinnen nicht zu leid thun, es ist mancher ein guter Freund von mir. Aber komme ich einmal in die Stadt, ist's als ob die Herren ganz andere Augen hätten, sie kennen mich nicht, geschweige daß mir einer die Hand giebt. Da lupfe ich die Kappe, wie es üblich ist bei uns herum, sage: gute Obig, Herr Rathsherr, Herr Stadtvogt, Herr Kaplan, aber keiner giebt mir den Namen und reicht mir die Hand und sagt: gute Obig Wirth, wie stoht's mit de Fische oder händ d'r süst was Guts? es glust mich neue mol wieder euere Wy z' versuche, de Sexedryßiger oder de Zweievierziger oder Sexevierziger, welcher besser sei; Vieredryßiger händ d'r doch keine meh? Sie hebe kaum die Hand an den Hut und göhnd wyter, grad als wenn sie mich gar nicht kennten, als wenn ich aus dem Schwarzbubenland wäre, oder gar aus dem Schwarzwald.

Das waren Redensarten für unsern Dorbach, accurat was Karrensalbe ist für ein Wagenrad. Seine Goldader sprang ihm auf, seine Rede ward flüssig, er redete, was die Gaststube fassen mochte, vom Verderben der Welt durch Jesuiten und Aristokraten, durch Pfaffen und Philister, von der Dummheit der Menschen, welche dieses duldeten, welche in der Mehrzahl doch sich knebeln, die Augen verbinden, sich berauben ließen von dieser verfluchten privilegirten Ränber- und Mörderbande. Wenn das Elend am größten sei, sei auch die Hülfe am nächsten. Mitten in den Feigen und Schlechten wachten Solche auf, welche das Heil der Menschen wollten und trotz Undank und Verrath an den Fesseln feilten, die Bande sprengen, die Morgenröthe der Freiheit bringen wollten. Das seien die Rechten, treu wie Gold, könnten wie Prinzen wohnen in gol-

denen Paläſten, ſtatt herum zu pilgern in kalter Winterzeit, wenn ſie ihre Liebe zur Freiheit, ihre Treue am Volke verleugnen, Grundſätze und Prinzipien opfern wollten dem angebotenen Golde. Auch er gehöre zu dieſen, auch er ſei ein Opfer der Tyrannei, welche die Welt beherrſche; ſtatt in Schwanenfedern zu liegen, wiſſe er nicht, wo der Stein ſei, auf welchen er dieſe Nacht ſein Haupt hinlegen könne. Aber ſo lange er Haut an den Füßen habe und ein Hemd am Leibe, wandere er der Freiheit nach und der Gleichheit, und ſollte er darob zum ewigen Juden werden, oder die Tyrannei ihn in einem Mörſer zerſtoßen.

Er war ganz herrlich anzuſehen, als die Begeiſterung ihm ſo rundweg vom Munde floß. Dem Wirthe verging darob das Herz, wie ein Stück Zucker im Waſſer, er machte auch ein Geſicht, als ob er ſelbſt zu einem Glas voll Zuckerwaſſer werden wollte. Das ſei jetzt geredet mit Wahrheit, ſagte der Wirth, ſo hätte er es nie gehört; er ſpreche da eine Geſinnung aus, mit welcher man jede Verfaſſung pflaſtern ſollte von oben bis unten, dann hätte es doch einmal eine! Es werde viel geredet in dieſer Stube, beſonders im Winter; im Sommer führe er die Herrſchaften aus der Stadt und Kapläne, und, wenn ſie es begehrten, auch die Herren Aerzte hinauf in den Saal, wo der Balkon ſei, aber ſo feſt habe er doch die rechte Sache noch nie gehört. Er wollte gerne eine Flaſche Sechsunddreißiger oder gar Vierunddreißiger holen, ſie ſollte keinen Kreuzer koſten und er habe doch guten, er habe ihn ſelbſt geholt, er möge mit denen Weinherren nichts zu thun haben, wenn das, was der Herr geſagt, ein Rathsherr oder zwei gehört hätten. Die hätten eine Naſe voll nehmen können. Er nehme auch kein Blatt vor den Mund, habe ſchon oft ihnen die Wahrheit geſagt, ſo gut er es verſtanden, daß ihn gedünkt, es ſollte ihnen die Haut abgehen. Aber es mache ihnen alles nichts, was er ſage: Hör du, ſagten ſie ihm gleich, du biſt immer der gleiche und nie zufrieden. Wenn

unser Herrgott vom Himmel käme und die Mutter Maria mit ihm, sie würden es dir nicht recht machen, du räsonnirtest doch immer fort. Ja, sage ich ihnen dann, ich bin alleweil der gleiche, es wäre gut, es hätten es Andere auch so und änderten nicht die Haut, sobald sie an die Regierung kämen. Da haben sie schon manchmal gesagt: wart du nur, das nächste Mal mußt Rathsherr werden. Da habe ich gesagt: Wählt mich nur, es ist dann die Frage, ob ich's annehme. Aber sie haben mich noch nie zum Rathsherren gemacht, sie wissen wohl warum, daß ich nur der gleiche bliebe, und das käme gar curios, wenn ich so wäre und die Andern alle anders. Wenn nur die Herren kämen, was sie zu solchem sagten, nimmt mich gar zu wunder; aber bei solchem Bysswind kommen sie nicht.

Doktor Dorbach liebte solche Anerkennungen. Er fand, er habe selten einen Wirth gefunden, der so gut ihn gefaßt, so tief in seinen Sinn eingedrungen. Er machte dem Wirth Komplimente über seinen tiefgehenden politischen Sinn. Er könne sich nicht aussprechen, wie wohl es ihm thue, hier auf dem Lande einmal jemand gefunden zu haben, der ihn verstehe. Er sei nicht pressirt; wenn es dem Wirthe recht sei, bleibe er einige Wochen hier; gelegentlich könnte er den Herren den Text lesen, auf die Landleute wohlthätig einwirken, in der Zwischenzeit Hauslehrer sein. Er wollte die Kinder in einigen Wochen weiter fördern, als sie in einer gewöhnlichen Schule in zwei Jahren kämen. Bei der Nähe der Stadt, wo er Freunde habe, finde er schon literarische Beschäftigungen und könne zugleich seine Ansichten über Elend und Nothstand im Solothurnergebiet im freisinnigsten Blatte ausdrücken. Was sagt ihr dazu, Herr Wirth? Das gefiele mir, sagte der Wirth. Den Kindern könnte man die Schuhe sparen; schlaft ihr nicht gern in einem kalten Zimmer, so könntet ihr beim Stallknecht schlafen, er hat ein Bett für drei. Was würdet ihr Kostgeld zahlen? Ja potz Himmel,

was da Doktor Dorbach für Augen machte! Kinder unterrichten, beim Stallknecht schlafen und Kostgeld zahlen? Kostgeld? sagte Dorbach, was Kostgeld? welche Besoldung gebe ihr mir dann als Hauslehrer? Ja, sagte der Wirth, Hauslehrer, den er bezahlen müsse, begehre er keinen, er hätte bloß geglaubt, er könnte die Schule ersparen, thäte ihm einen Gefallen, wenn er ihn behielte für ein anständig Kostgeld; ein großes hätte er nicht einmal begehrt, bloß so wie es für einen solchen Herrn anständig sei.

Curios, auf einmal war es ander Wetter, die Brüderlichkeit zu Ende. Die Gesinnungen gingen auseinander und Dorbach ohne viele Komplimente weiter. Der Wirth leckte noch einmal so wohl an seiner Pfeife und rühmte schmunzelnd, wie wohlfeil er den hätte verbrauchen können. Der Wirth war allerdings ein ganz vortrefflicher Patriot, aber aus der Klasse, welche man Sackpatrioten nennt. Dorbach nahm das aber nicht so kaltblütig, er lief in heiligem Zorne der Stadt zu und fluchte bitterlich über die Bauern, von denen man nie wisse: ob der Esel im Schelm stecke, oder der Schelm im Esel. Es war aber auch Zeit, daß er lief und zwar tapfer, es ging gegen Abend, die Sonne rückte immer rascher dem Untergang zu, und Dorbach glaubte nur weniger zu rücken, je strenger er lief. Er kam sich vor wie ein Hund in einer Tretmühle. Solothurn wollte gar nicht nähern.

Er hätte gerne noch Freunde aufgesucht, Empfehlungen abgegeben, Quartier gefunden, aber längst war es Nacht, als er endlich durch das ehrenfeste Thor humpelte und mit Mühe die ihm im Falle der Noth bezeichnete Herberge fand. In seinem Gemüthe war er wiederum so mit der Welt zerfallen, daß er es mit dem schnäuzigsten Metzgerhund aufgenommen hätte. Nicht gewohnt, früh zu Bette zu gehen, suchte er, so müde er auch war, doch die Gleichgesinnten auf. Ob Dorbach Freimaurer ist, wissen wir nicht. Freimaurerei ist dato der große Bettelbrief, gültig auf zwei Welttheile, mit welchem

die Ruh- und Friedlosen, die Weltbeschmerzten, Europamüden, Zerrissenen, die Märtyrer der Gesinnung, die Bürger eines kommenden Jahrhunderts wandern durch Europa nach Amerika, durch Amerika nach Europa und zwischen Amerika und Europa hin und her. Dorbach trat, so klein er war, doch mit ganz besonderem Selbstbewußtsein in den Versammlungsort, man sah, er hatte sich um das Imponiren vielfach bemüht. Er glaubte, das gehöre zu einem Doktor, welcher in sieben Fächern Professor sein zu können glaubte. Wir müssen sagen, der Glaube hat nicht bloß viel für sich, sondern die Kunst des Imponirens ist auch viel werth. Nur ist hier wie an andern Orten das Mögen und nicht Können äußerst fatal. Wir können nicht sagen, daß sein Empfang, als man endlich den Unerwarteten erkannte, sehr stürmisch gewesen sei, die Kunde von seiner Ankunft mehr angezogen als fortgestoßen hätte. Indessen das hinderte nicht, daß in einer Zeitung folgende Nachricht stand, mit einer großen Hand bezeichnet: Den 23. December hatten wir das Glück, den berühmten Doktor und Professor Dorbach bei uns zu sehen. Unerwartet trat er bei uns ein, die Ueberraschung war groß und innig. Der Jubel, den hochgefeierten Mann auch einmal in unserer Mitte zu sehen, stieg von Minute zu Minute, lief wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Dorbach ist da! tönte es in die dunkelste Spelunke hinein. Die freisinnigen Bürger strömten zusammen, den Kämpfer für Freiheit und Recht zu sehen, zu begrüßen. Wer ihm die Hand geben, sein Kleid berühren konnte, war glücklich, aber Tausenden versagte das Gedränge dieses Glück. Unser großes Lokal war zum Ersticken voll. Das Gedränge hinderte ruhige Besprechung. Dorbach war sehr müde, doch sprach er herrliche begeisterte Worte aus der Tiefe seines göttlichen Gemüthes, sie gruben sich mit eherner Schrift in die Herzen. Der Abend wird uns unvergeßlich bleiben. Am folgenden Tage sollte ein großes Essen stattfinden. Der Storchenwirth hatte bereits unaufgefordert große Anstalten getrof-

fen, aber unaufschiebbare Angelegenheiten zwangen den Theuren, schon am folgenden Tage abzureisen. Uns tröstet nur das Versprechen seines baldigen Wiederkommens, ihm folgen unsere besten Wünsche auf seiner ruhmvollen, segensreichen Bahn.

Uebersetzt man diese Ankündigung in den einfachen Styl, so lautet sie ungefähr so: Was zum — ist schon einer wieder da, hätten deren doch bald genug gesehen, wenn der — nur schon wieder weg wäre! Der Jubel reduzirte sich auf ein eigenthümlich Zucken im Gesichte, ungefähr wie man es macht, wenn eine Schröpferin uns ihre Hörnchen in den Nacken setzt. Die Bekannteren frugen verblüfft kraus durch einander Woher, Wohin, nahmen ihn dann zum Tische und setzten sich zu einer Flasche. Dabei blieb es. Zudrang war ferner keiner sichtbar. Im Gegentheil zwischen dieser Gruppe und den andern Gästen blieb ein ziemlicher Zwischenraum. Wer konnte, rückte bas abe, und Mancher trank seinen Schoppen rascher aus und ging früher heim, als er sonst gewohnt war. Die nähern Freunde waren daher bald ungestört und Dorbach konnte ausrücken mit allem, was er auf dem Herzen hatte, mit allgemeinen und Privatangelegenheiten. Was die letztern betraf, so gab er sich nicht mit Fragen ab, sondern er machte seinen Freunden Eröffnungen. Er sagte, er gedenke hier zu bleiben, eine Professur zu übernehmen, oder wenn keine Stelle offen sei, einstweilen Privatunterricht zu geben, eine Zeitung zu gründen oder die Redaktion einer bereits bestehenden zur Hand zu nehmen, seine vermischten Schriften zu sammeln und herauszugeben, einen Handwerkerverein zu stiften, dort Stunden zu geben und die üblichen Vereinsbücher herbeizuschaffen. Er sprach mit großer Bestimmtheit, nahm durchaus keine Notiz von der Verlegenheit, welche sich auf einigen Gesichtern sichtlich genug herausstellte. Schüchterne Einreden überhörte er eben so, wie er die Gläser nicht zählte, welche er hinunterlaufen ließ.

Die Herren rutschten ungeduldig auf den Stühlen, obschon man sonst in Solothurn nicht der Meinung ist, man müsse immer mit den Hühnern zu Bette gehen, und den Solothurnerinnen muß man nachreden, daß nicht bald Bürgerinnen so gut einsehen und begreifen können, wie man eine Flasche über den Durst trinken kann, als sie. Endlich brauchte man Kunst und es kam wirklich zum Aufbruch. Zwei machten sich hinter den Andern weg und zu dem Einen sprach der Andere: „Hör' du, wer ist der kleine Teufelskerl, der säuft als wäre er das Heidelberger Faß und spricht als wäre er der alte Goliath und ist doch nur ein ganz kleiner Knirps, der jedenfalls durch ein Nadelöhr geht, daher wahrscheinlich ins Himmelreich kommt?" „Ach," sagte der Andere, „das ist eben einer von den fatalen Kerls, welche Einem immer auf der Haube sind, wenn man unglücklicherweise einmal mit ihnen angebunden. Es sind wahre Kinder des Teufels, denn ließ man sich einmal von ihnen am kleinen Finger anrühren, so wollen sie nicht bloß die ganze Hand und Haut und Haar, sondern den ganzen Leib sammt der Seele. Ich kenne leider die Kerls, aber ich meide sie. Das sind die Kerls, welche man braucht, um die Revolution zu machen, d. h. um das Bestehende zu zersetzen, alle Institutionen, Ehe, Eigenthum u. s. w., selbst Gott für veraltet zu erklären, das Fleisch auf den Thron zu setzen. Das sind die Kerls, welche sobald man etwas von Freiheit sprach, herbeiliefen, wie ehemals das Volk zu einer Kaiserkrönung nach Frankfurt, um von dem gebratenen Ochsen zu kriegen und das Maul an die Brunnen zu setzen, aus welchen der Wein sprudelte. Haben sie sich irgendwo durch eigene Schuld und heillose Frechheit um's Brod gebracht, so erscheinen sie unerwartet vor der Thüre, fordern was ihnen beliebt als Märtyrer ihrer Gesinnung, gleich Verwundeten, die als Freiwillige im ersten Feuer gestanden, und legt man ihnen nicht die Hände unter die Füße und behandelt sie wie türkische Paschas, so erheben sie ein Zetergeschrei, als ob man sie abstechen wolle wie ein

altes Huhn, und predigen einen Kreuzzug gegen uns arme Teufel.

„Hoffentlich werden wir dieser Zehntherren bald los, es giebt Loch für sie anderwärts. Der Zehnten auf meinem Gute, der nun abgeschafft ist, kam mich bei weitem nicht so hoch zu stehen, als ich an diese Bursche seit einiger Zeit ausrichten muß. Das ist ein Kerl, der schwer Geld verdienen könnte, bringt sich um alle Stellen, läßt Weib und Kinder im bittersten Elend, schlüge den nächsten Verwandten, den größten Wohlthäter leiblich oder moralisch todt um dreißig Kreuzer, wenn er zufällig Durst hätte. Ist er im Unglück durch eigene Schuld, sollen es Aristokraten und Jesuiten gethan haben, brüllt die Welt voll über die verfluchten Schweizerkühe und steigt doch im ganzen Lande den Kühen nach, um sie zu melken. Die Kühe sollen sich melken lassen in aller Demuth und noch Gott dafür danken, daß er ihnen einen solchen Melker von Gottes Gnaden geschickt, sollen ihm schaffen Fischeli z'Morge und Krebseli z'Nacht, alles bei Androhung der allerhöchsten Ungnade. Ich bin aber dessen satt und entschlossen, mir das Geschmeiß ein für alle Male vom Leibe zu halten, gehe es mir wie es wolle. Gute Nacht, schlaf wohl, und wenn man am Morgen nach mir frägt, so sage, es sei ein Expresser gekommen und habe mich auf's Land gerufen."

Am andern Morgen finden wir unsern Dorbach auf der Straße ziemlich spät, er flucht bereits wieder innerlich. Er trifft die Freunde nicht. Der eine mußte unerwartet verreisen, und wann er heim kommt, weiß man nicht; ein anderer ist sonst nicht daheim, und wo er ist, weiß man ebenfalls nicht. Endlich erwischt er einen, vielleicht daß an diesem eben die Reihe war, das Wetter über sich ergehen zu lassen. Dorbach spritzt erst die bereits gesammelte Galle los und frägt: was für Aussichten für ihn da seien und was die Freunde gethan, die ihnen gestern gemachten Eröffnungen zu verwirklichen? „Höre du," sagte der Freund, und schenkte ein, wahrscheinlich

weil man Pillen gewöhnlich in etwas Flüssigem einnimmt, „du bist hier ganz am unrechten Orte, hier ist nichts für dich, das ist wohl bekannt, und ich begreife gar nicht, wie man dich hierher weisen konnte. Es war wohl eine Zeit, wo man hier auch das Fieber hatte, ein Pole mit schwarzen Augen zum Mittagsessen eingeladen, ein Fremder angestellt wurde, aber das Fieber ging rasch vorüber, das Klima ist ihm nicht günstig. Man liebt hier eigentlich nur die Fremden, welche Geld austheilen, wie Kosciusko es that, wo, wenn der Mann nicht den Verstand hat, das Pferd stille steht. Das Geld fließt hier nicht in Strömen, und wenn es fließt, haben die Einheimischen das Maul an der Röhre, es ist ihnen eigentlich nicht zu verargen, sie haben es nöthig. Es ist auch eine sehr große Beschränktheit hier. Man sagt: wenn man Brod übrig habe, so gebe man es am liebsten den Einheimischen, und möchten es die Menschen nicht, den einheimischen Hunden. Bitte, werde nicht böse, es sind ja keine Anzüglichkeiten, sondern bloß Berichte über die hiesige Stimmung. Begehre nicht auf, es sind nicht Geldmenschen hier, man sammelt nicht Schätze, aber was man braucht, braucht man am liebsten für sich. Ja ich weiß wohl, was du meinst, jeder zahle an das Gemeinewohl das Seine, du mit deinen Talenten, der Philister mit Geld; aber diesen Kalkul hat man einstweilen hier noch nicht begriffen. Man ist hier durchaus nicht pfäffisch, ja man ist sogar freisinnig, aber nur im Geiste, nicht im Gelde, der Geist ist halt unendlich, das Geld endlich. Diesen Satz fassen die Solothurner ganz klar. Hier ein anständig Brod zu finden auf die Dauer, kann ich dir also durchaus keine Hoffnung machen. Sieh im Bernbiet oben, da ist Geld und Dummheit viel, und was die Fremden nicht machen, das machen die Tochtermänner. Die Berner erfahren es wie die Juden, wohin es führt, wenn fremde heidnische Weiber eingeführt werden. Im Bernbiet sind viele unserer Leute, sind Sekundarschulen und Privatlehrer und Handwerksvereine, ein ausgesäet Feld,

wo man nur zu ernten braucht, sind Knoten, von wo aus viele Fäden laufen, ist viel Arbeit und sicher mancher froh über einen Gehülfen, wenn ihm eine höhere Bestimmung weiter ruft, wenn er z. B. Herold der Republick in Baiern oder Sachsen werden soll. Dahin gehe, aber nicht heute, heute bleibst bei mir."

„So, ist das dein Rath?" sagte Doktor Dorbach, „theuer ist der nicht. Aber meinst du denn eigentlich, du verflucht Vieh, ich sei es nicht satt, mich so von Einem zum Andern schubsen zu lassen, wie die Buben die Bälle sich zuwerfen? Meinst du, ich lese die Galgenfreude nicht an Euren Schweinsköpfen, wenn einer von euch meiner los wird; mich einem Andern auf den Hals wirst und dabei denkt; einem recht, dem andern billig, habe ich blechen müssen, kannst du auch! Ihr Luder, die ihr warm sitzt, was habt ihr für die Freiheit gethan? Nichts! Im Nest seid ihr gesessen mit Behagen und habt euch gewärmt, während Andere froren. Um's Brod habt ihr geheuchelt, geschmeichelt, den Katzenbuckel gemacht, seid gekrochen wie die Hunde und freßt es nun wie die Hunde. Klopft ein Bruder, der im Vortreffen gestanden, bei euch an, will sich wärmen und sättigen, knurrt ihr wie die Hunde, legt die Tatzen auf das Bein, an welchem ihr nagt, zeigt dem Bruder die Zähne und weiset ihn weiter, ihr Hunde!" So redete Dorbach. Der Kleine konnte schrecklich sein trotz dem Allergrößten.

Der Andere erschrak aber nicht, redete ihm gelassen zu. „Sieh," sagte er, „das ist eine grobe Rede und noch dazu eine dumme, ungerechte. Du warst angestellt, so gut oder besser als ich, warum führtest du dich nicht auf, daß du deine Stelle behalten konntest? Ich habe sichere Nachricht, daß du dich durch eigene Schuld darum gebracht. Ich kenne keine Verpflichtung, daß die Sparsamen und Fleißigen die Verschwender und Tollköpfe erhalten müssen. Ich will dir aufrichtig noch eines sagen. Ihr mit euerm unsinnigen Treiben, mit

enerm unverschämten Betragen gefährdet die Lage aller Deutschen, welche hier ihr Brod gefunden und im Frieden es essen möchten. Ihr seid schuld, wenn man am Ende alle Deutschen haßt und an einem schönen Morgen uns sammt und sonders zum Teufel jagt. Ihr geberdet euch hier im fremden Lande, als wäret ihr die Herren, die Schweizer die Knechte, wollt sie lehren, was Freiheit ist, und übt die schändlichste Tyrannei, stiftet Streit und Zank, gefährdet die Ruhe des Landes, setzt dessen Lage auf's Spiel und verleumdet alle Schweizer, welche ihr nicht an der Leine führen könnt, auf das niederträchtigste. Sieh, das kriegt man dann endlich auch satt, und was ihr gesündigt, werden zuletzt die Unschuldigen büßen müssen."

„Du wagst es, so zu mir zu reden?" rief Dorbach, „du, der du ohne mich nichts wärest, als ein Wurm, der längst zertreten worden? Bist also ein Abtrünniger geworden, ein Jesuiten- und Pfaffenknecht, verrathest die Brüder um Silberlinge, stößest sie hungrig von deiner Schwelle. Warte, du Judas, das müssen die Brüder wissen, du verfluchter Philister, das sollst du büßen. An den Dorbach sollst du denken dein Lebtag", und fort polterte er in vollen Zornesflammen, hörte auch die begütigenden Worte des Freundes nicht.

Also ging es ihm in Solothurn, wohin er so fest seine Hoffnung gestellt; bleibende Stätte fand er nicht. Pilgrim und Fremdling mußte er bleiben und begriff doch nicht warum? Aber so geht es in der Welt sehr oft und bei den Gelehrtesten am häufigsten, daß sie alles begreifen, alles lesen können, Gedrucktes, Geschriebenes, ja sogar die Hieroglyphen der Egypter und Babylonier, nur nicht was Gott mit eigener Hand in gewaltigen Buchstaben vor der Nase an die Wand schreibt. Dorbach war groß in seinem Zorne, in seiner Seele brannte die gründlichste Verachtung aller Lumpenseelen, die ihr Brod selbst essen, nicht zu ihm sagen wollten: Bruderherz, theure Seele, nimm, was ich habe, nimm meine Stelle, ich

habe mich warm gesessen, kann nun wohl auf die Strümpfe, eine andere zu suchen. Er wälzte eine namenlose Verachtung vor sich her gegen das ganze Gezüchte der gemeinen, principien- und ideenlosen Hunde, welche Ruhe und Frieden liebten, nicht alles aufboten, Revolutionen und Krieg zu machen, und zwar recht gründliche Revolutionen, recht blutigen Krieg. Ihn schauderte vor der niederträchtigen Gesinnung der Dreckseelen, die behalten wollten, was sie hatten, und es nicht zum Opfer bringen wollten für die gute Sache, sobald er es begehrte. Solche alle sollten im Dreck erstickt werden, denn nie brächte man die auf die freie Höhe der neuen Zeit. Im ersten Zorne rannte er gegen das Baselthor. Da fiel ihm ein, daß zu viele Spatzen auf einem Kirschbaume die Kirschen rar machen, er schwenkte daher beim Münster der Fußbrücke zu, gegen das Bernthor. Nicht nach Bern wollte er, er kannte Bern und wie viele Spatzen dort hinter den Kirschen waren. Er hätte am liebsten einen Kirschbaum gefunden, auf welchem noch gar keine Spatzen gewesen, solche Bäume sind aber rar in unserer bevölkerten Zeit. Indessen kannte er einen Bruder, der im Bernbiet auf einem Kirschbaume saß und das Handwerk aus dem Fundament verstand, pfiffig, geil, anmaßlich, kriechend, falsch war, als wäre er aus dem allerbesten Galgenholz geschnitten, wo es ihm anging, den Richter machte, als wäre er einer der von Gott über Israel geordneten Richter. Er wußte wohl, daß dieser Spatz ihn nicht begehrte auf dem Kirschbaume, auf welchem er selbst saß, aber er konnte ihm vielleicht einen anweisen, auf dem noch kein Spatz saß, eine Spätzin hätte ihn weniger genirt. Begreiflich kehrte er aber noch ein, ehe er Solothurn verließ. Es war bald Mittag und der Zorn macht bekanntlich trocken. Es war der Tag vor Weihnacht, es war ein schöner Tag. Es läutete viel in Solothurn an diesem Tage, und es läutet schön in Solothurn, wenn es recht angeht und nicht bloß die kleinen Glöcklein klingeln und bimmeln. Aber dem armen Dorbach war alles nicht recht, die

Sonne nicht, sie verdarb ihm den Weg, die Glocken nicht, die machten ihm Ohrenweh. Wenn es einmal wüst in der Seele ist, so scheint der wüsten Seele alles wüst, was vor sie kömmt. Es war keiner der ersten Gasthöfe, in welchem er einkehrte, sein Zeichen war ein verdorreter Busch. Verdorrete Büsche, seien es Tannen-, Dorn-, Palm- oder andere Büsche, sind merkwürdige witzige Schilder für solche Häuser: sie bezeichnen den Menschen, der da aus- und eingeht, das Ende seines Aus- und Eingehens, das Verdorren. Aber so dumm sind die Menschen, absonderlich da, wo Sekundarschulen sind, d. h. Schulen, welche aus Bauern sekundäre Herren machen, d. h. Halbherren, daß sie so was durchaus nicht begreifen noch verstehen. Hinter dem dürren Busche fand Doktor Dorbach wirklich auch das dahin gehörende Publikum, welcher dem Sinnbilde Ehre machte: halbverdorrete Bürger, halbvertrocknete Handwerker und ganz verdorbenes Weibervolk. Man schöppelte und räsonirte gewaltiglich. Die Einen schimpften über die Herren, die Andern über die Bauern, die Dritten über die Regierung, die Vierten über die Pfarrherren, kurz es schien da die allertüchtigste Gesinnung, wahrer Vollblut-Patriotismus zu herrschen, d. h. eine totale Unzufriedenheit mit allem, was im Himmel und auf Erden ist.

Hier fühlte sich Dorbach in seinem Elemente, wohlig als wie das Fischlein auf dem Grunde, hier war es ihm, als sollte er Hütten bauen. Er half räsoniren, und was Andere in die Kreuz und in die Quer sagten, ließ er aufmarschiren mit geschlossenen Gliedern in förmlicher Schlachtordnung mit Artillerie und Cavallerie, ließ alle Waffen spielen und blitzen schrecklich. Aber es ging ihm wie den Eidgenossen im Sonderbundskriege, er schoß zu hoch über die Köpfe und gab so sich selbst bloß. Er schimpfte nicht bloß über Herren und Bauern, Regenten und Pfarrherren, wie die Andern, er schoß bis zum Himmel hinauf, lästerte alles Heilige, namentlich den Weihnachtstag und dessen Bedeutung.

Ja da kam er auf einmal auf ganz andern Boden. Katholiken sind wunderlich, namentlich Luzerner und Solothurner. Sie können sehr leichtfertig reden, namentlich im Bernbiet, können thun, als ob sie alles Glaubens baar seien, aber sie sind sehr oft nicht, was sie scheinen. Sie können schimpfen über Gebräuche, können gegen Heilige muthwillig sein, aber lästern über das Hochheilige, besonders an heiligen Festtagen in der Nähe ihrer Kirchen, wo sie noch deren Glocken vernehmen, und besonders von Fremden, das wollen sie nicht hören. Hinter dem leichtfertigsten Muthwillen ist zumeist doch noch eine heilige Scheu verborgen, sie fürchten die Bären noch, welche die muthwilligen Spötter fraßen. Anfangs hörte man auf das Männchen und dessen Rede, so lange sie sich auf irdische Dinge und Personen bezog; als sie aber höher sich verstieg, das Allerheiligste lästerte und lächerlich zu machen versuchte, da gab es saure Gesichter und Widerspruch. Dorbach konnte auf fremdem Terrain sonst sehr vorsichtig sein, gehörte nicht zu denen, welche mit der Faust gleich die Fenster einschlagen, um besser durchzusehen, und in jedes Haus mit der Thür fallen. Er achtete sonst auf die herrschenden Winde, stellte nach ihnen seine Segel, jedoch nur seinem Ziele zu. Er gehörte unter die verruchten Lehrer, deren Hauptaugenmerk es ist, nicht bloß allen positiven Glauben, sondern auch jedes religiöse Gefühl zu tödten, den jüdischen Fleischessinn einzuführen, die Materie auf den Thron zu heben, aber alles auf verblümte, unmerkliche Weise. Man kann sie bei keinem Worte fassen, die Worte haben keine Handhabe, weder Nasen noch Ohren, sie tödten nach und nach, stibitzen Stücklein um Stücklein unbemerkt, impfen in kleinen Portionen das Gegentheil ein, träpfeln die Aqua toffana ein, die geruch- und farblose, welche die geschicktesten Aerzte nicht zu erfassen vermögen, geschweige denn einfältige Papas und Mamas und am allerwenigsten eine hohe Stadtbehörde oder andere schulheitliche Weisheitsbüchsen. Das sind gewöhnlich die allerkreuz-

dümmsten Choristen oder Statisten. Es giebt immer Worte, welche man Stadt- und Staatsbehörden in die Hand stößt, accurat wie die Wartmütter in den Kleinkinderschulen Fahnen, Stecken, Zeichen den Kindern in die Hände stoßen, wenn sie dieselben spazieren treiben. So stieß man solchen Behörden zu einer Zeit in die Hände die Worte Neolog, Rationalist, Freimaurer, Freidenker, damit schlugen sie verflucht um sich und klopften die Rücken aus in die Kreuz und Quer. Plötzlich stieß man ihnen die Worte Humanität, Liberalität, Fachwissenschaft, Gründlichkeit, System in die Hände. und damit hätschelten und tätschelten sie die Betreffenden, bis sie stinkend wurden, entweder davon liefen oder sonst erkniffen mit den papiernen Sternen an der Brust, accurat wie in Kleinkinderschulen, d. h. mit löschpapiernen Zeugniffen, mit denen sie sich brüsteten, als wären es goldene Kronen. Dorbach wußte mit diesen Statisten, d. h. Staats- oder Stadtbehörden, sonst umzugehen wie der Schiffer mit den Winden und segelte, bis Sturm ausbrach, sehr gut mit ihnen. Aber wenn der Wein wirkte, vergaß er Vorsicht und eigentlich war er sehr hochmüthig. Er benutzte wohl das Pack, aber wenn es sich ihm entgegensetzte, konnte kein alter Zwingherr gröber sein und es verächtlicher behandeln als er. Er verstand es dann zu demonstriren, daß Alles außer ihm Nichts sei und sein Ich die einzige wirkliche Existenz oder das einzige Wesen, welches eine wirkliche zu beachtende Existenz hätte. So that er es auch jetzt, es blitzte und donnerte als meinte er, er sei Jehova und sitze auf Sinai. Aber so wenig er Jehova war und auf Sinai saß, so wenig hatte er Juden um sich, die sich gerne ducken, wenn es wettert, sondern Solothurner, und zwar nicht bloß Schneider und Handschuhmacher, das sind jedenfalls eine andere Art von Krebsen.

Sie waren noch dazu vom gröbsten Korne, welches man in der dortigen Steingrube findet, ergrimmten über den Fremdling, der so unbescheiden und lästerlich ihr Bestes im Kothe

herumzog, und begannen nun in groben und hohen Tönen das beliebte Lied über die Fremden, welche den Landeskindern nicht bloß das Brod vor dem Maule wegfressen thäten, sondern noch dazu im Lande herumführen mit Schnauben und Toben, Glauben und Leute verlästerten, Streit und Zank anzettelten, als wären sie nicht bloß Kinder des Teufels, sondern zweimal ärger als er selbst. Aber nur Geduld, nach Weihnacht komme der Sylvester, da läute man nicht immer und ewig nur das alte Jahr aus, da läute man auch einmal die neue Landplage zu Thor und Land hinaus und zwar unsanft, die Schnäuzler, die verfluchten, das fremde Pack allzumal, vor welchem kein Pföstlein und kein Meitschi sicher sei. Allen mache man es wie den Käfern, man schüttle sie von den Bäumen, werfe sie in ein Loch, schütte Kalch dazu, daß sie weniger stinken thäten. Kurz, die thaten jetzt, daß es Dorbach ward, als höre er bereits das Hep, Hep, er machte, daß er das Thor fand; aber noch lange war es ihm, als käme ihm der Landsturm nach, als tönte es Hep, Hep hinter ihm her. Seine Haut war ihm nicht feil, so wüst sie war; er konnte beispiellos frech sein, so lange es anging, und beispiellos feig, sobald es an die Haut ging, er gehörte durchaus in das Geschlecht der Tauchenten. Er marschirte also straks zur Stadt hinaus, den Berg hinauf auf der Bernstraße. Er sah mehr als einmal zurück, ob ihm der Troß nicht folge. Sah er dann niemand, so schüttelte er sein Fäustchen über die Stadt, als wie zum Fluche, als ob er sagen wollte: Warte du nur, bis ich wiederkomme, wahrscheinlich als Attila, so gleichsam als Geisel Gottes. Wie schön der Blick über Stadt und Thal war, das sah er nicht. Wie der fromme Glaube durch ein frommes Leben, zog die schöne Aar ruhig und klar durch's schöne Thal, und wie ein frommer Mensch in Gottes Gnade und Segen, glänzten Thal und Fluß in der Sonne Licht.

Nachdem er das Fäustchen geschüttelt hatte, bereitete er die Präliminarien zur Verwirklichung der Drohung, schnitt

die Ruthe, probirte die einzelnen Reiser, d. h. er schmiedete Zeitungsartikel, schnitzelte Bannstrahlen, spitzte Pfeile und tauchte die Spitzen in indianisches Gift. Dieses Handwerk verstand er aus dem Fundament und trieb es mit Freuden, es war seine wahre Bürgerlust. Es ist dieses ein grauenvolles Handwerk, ein eigentliches. Es ist das Handwerk der Schlange im Paradiese; die, welche es treiben, sind der Schlange Abkömmlinge. Sie streuen Gift in alle Verhältnisse, säen Mißtrauen, und wie die Schlange Gott verdächtigte der Eva, untergraben sie den Glauben an Gott, den Glauben an gute Menschen, verdächtigen und verleumden dem Volke die Besten im Volke, schieben den edelsten Zwecken die niederträchtigsten Absichten unter und ersinnen Lüge auf Lüge, wie Kanoniere Lage auf Lage geben. Die Zahl dieser Sünder ist Legion und gut dressirt sind sie, scharf eingeschult, ganz wie von Sulzberger die Milizen. Ein Pfiff von der Wacht ertönt, das ganze Rudel, Meilen weit zerstreut, spitzt die Ohren und paßt auf weitere Losung, giebt die Losung weiter, und in Hunderten von Zeitungen widerhallen die Lügen und Verleumdungen, wiederholen sich hundert-, ja tausendfältig, bis Bresche geschossen ist, bis Sturm gelaufen werden kann. Diese Legion hat Siege erfochten, an die keine Seele gedacht, sie wird aber auch ihr Moskau finden, so gut als Napoleon; durch Niederlagen wird man siegen lernen, wenn man sich einmal von der Verblüffung erholt und den gehörigen Muth wieder sucht und um den Geist bittet, der unserer Schwachheit aufhilft.

Als Dorbach auf die Höhe kam, lag im röthlichen Lichte der untergehenden Sonne ein reiches Land, mit dunklem Walde reich durchzogen. In tiefem Hintergrunde standen in stiller Majestät hell und klar unsere Berge, noch blühten sie nicht in der Abendrötheglut, sie glichen Rosenknospen, harrend auf den Kuß der scheidenden Sonne, um zu Rosen zu erblühen. Doch Doktor Dorbach sah das nicht, er sah selten etwas, was ihn nicht geradezu anging oder in sein Handwerk einschlug.

Er fühlte nichts als die Befriedigung über die betitete Arbeit und ergötzte ſich, indem er ſich vergegenwärtigte, wie die Betroffenen aufſchreien würden wie getretene Hunde, oder in tödtlichem Schmerze ſich winden, wie von vergifteten Pfeilen, welche aus ſicherm Verſtecke verruchte Buſchmänner abgeſchoſſen, die unerwartet Getroffenen. Arbeit macht aber auch durſtig, daher ſtreckte Dorbach ſeine Beine immer ſchneller und länger nach dem Dorfe, welches vor ihm lag. Er wollte dieſen Abend noch weiter, näher ſeinem gedachten Freunde auf den Leib, doch wäre er einſtweilen auch in Bibriſt geblieben, wenn dort ein Kirſchbaum ohne Spatzen geweſen wäre, eine fette Schulſtelle z. B. oder ein freiſinnig Blatt ſich hätte gründen laſſen. Bis dahin iſt dort keines erſchienen, und das Klima ſchien bis dahin dieſer Produktion nicht günſtig: indeſſen ſcheint auf der Welt alles möglich zu werden. Es bedarf z. B. in Bibriſt nur 'n Kopion, ſo ein rechter lieber Junger, ſo kann der Kukuk für nichts mehr ſtehen, ein Blatt iſt im Umſehen geſichert; kaufen es die Männer nicht mit Geld, zahlt es das Weibervolk mit Eiern und Enten. Es war ſtille im Dorfe und in der Gaſtſtube, die Wirthsleute nicht geſprächig, es war als ob eine Art von Bann auf der Welt und ihrem Treiben liege, eine unſichtbare Kraft bewältige die ſinnlichſten Gemüther, aufſprenge eine lang verſchloſſene Kammer, und aus derſelben ſchritten drei ernſte lang gefangene Geſtalten: die heilige Scheu, die inbrünſtige Andacht, die gläubige Demuth. Das machte Dorbach Langeweile und ſpotten mochte er doch nicht. Der Erfolg konnte hier noch derber ausfallen als in Solothurn, er trank haſtig, die Wärme wirkte, er ſchlief ein. Sein Schlaf war anfangs ruhig, was Angenehmes ſchien ihn zu beſchäftigen. Nach und nach ward er unruhig, wild, dann krampfhaft ängſtlich.

Es träumte ihm, er hätte irgendwo die Gemüther bearbeitet, Gährung ſei gekommen, die Revolution in Ausſicht geſtanden, den Tyrannen habe er mit giftigen Pfeilen

durchlöchert wie ein Sieb, daß derselbe auf dem letzten Löchlein geblasen, da habe derselbe plötzlich sich aufgerafft und ihn abfassen lassen. Er erschrak innerlich, that stark äußerlich, protestirte gegen die Gewaltthat, rief Himmel und Erde um Rache an gegen die Verletzung aller Bürgerrechte, gegen diesen rechtlosen Zustand, wo ein Tyrann sich nicht bloß vertheidige gegen einen Bürger, sondern sogar Repressalien gebrauche, räche, was gegen ihn geschrieben worden, während doch Preßfreiheit sei, jeder schreiben könne was ihm beliebe ohne Störung, und nur das souveräne Volk allein das Recht habe zu schinden und zu hängen, wer etwas ihm Mißliebiges geschrieben. Aber an das Protestiren kehrte man sich nicht. Er rief das Volk zusammen, und das Volk kam nicht, ja er sah zum Himmel auf, aber stille blieb es da oben. Er sollte gehängt werden, er wand sich wie ein Wurm, aber der Strick kam ihm um den Hals trotz alles Wehrens. Er versprach Eröffnungen, aber man hörte ihn nicht. Es fing an zu läuten, jämmerlich wimmerte das Armensünderglöcklein. Er war in Gedanken so oft ein Held gewesen, hatte sich in die Brust geworfen, Reden an das Volk gehalten, das es Steine aus dem Boden sprengte, das Volk in Thränen aufgelöst ward, war dann gestorben wie Stephanus, und tausend Hände fuhren mit Schnupftüchern in sein Blut und färbten sie roth für Kinder und Kindeskinder. Als nun das Armensünderglöcklein wimmerte so jämmerlich, da ward es ihm auch jämmerlich im Herzen, an Kühnheit und Rede dachte er nicht, gebrochen warf er sich in die Kniee. Da entstand ein heftiges Klirren, er hörte einen schrecklichen Schrei, er sprang auf, riß die Augen auf, das schreckliche Glöcklein wimmerte noch immer, aber er sah kein Schaffott, keinen Henker, nichts als eine dunkle Stube und eine verschlafene Stubenmagd. Sie schien mit ihm in sonderbarem magnetischen Rapporte zu stehen. Als er einschlief, schlief auch sie ein, und als er gehängt werden sollte, schrie sie schrecklich auf, aber eigentlich nicht

wegen dem Hängen, ſondern weil Dorbach in ſeinen Todeskrämpfen Glas und Schoppen an den Boden geworfen hatte. Mit dem Traum war auch die Gefahr vorüber, aber wohl war es ihm doch nicht da. Man kann es auch begreifen! Er trank raſch noch einen Schoppen und ging. Wie lange er geſchlafen, wußte er nicht.

Er ſchlug nicht die große Heerſtraße in's Bernbiet ein. Das war auch ſo eine lange, lange, wie die, auf welcher er ſich geſtern die Beine faſt abgelaufen, und die nichts beſſer gleichen als einer amerikaniſchen Rede, welche zuweilen ſieben Tage fortlaufen ſollen. Man hatte ihm noch eine andere gezeigt, welche noch dazu ſchneller zu ſeinem Ziele führen ſollte, dieſe ſchlug er ein. Die Straße führte alsbald in den Thalgrund, über eine magere lange Emmenbrücke auf ein weites Feld, eigentlich in eine ſehr große Ebene, in welcher unendlich viel liegt an Aeckern, Häuſern, Mühlen, Schmieden, Wald und Wieſen, unendlich viel läuft von Haſen und Menſchen, Waſſer und Weibern, Zinſen und Klappereien, Prozeſſen und Politik, Kittbuben und Volksmännern, Rathsherren und Bettlern. Es war nicht finſter, gegen Oſten ſchwebte eine eigenthümliche Helle am Horizonte, es war, als wolle mitten in die Nacht hinein ein junger Morgen kommen. Dorbach kümmerte ſich aber nicht darum, ſah es wahrſcheinlich nicht einmal. Er lief, als wenn das Armeſünderglöcklein Beine bekommen hätte und ihm nachliefe. Beſonders unheimlich kam es ihm in die Beine auf der langen Brücke über den weißen breiten Grund, durch welchen kaum ſichtbar der vertrocknete Fluß ſich wand. Es giebt aber auch nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Lande das breite Emmenbett faſt ohne Waſſer, wenn hell der Mond ſcheint. Es iſt als wären die hellen Kieſel gebleichte Todtenbeine, der weiße Grund die große Todtenſtraße, auf welcher der Tod wandert mit den Todten durch's Land nach der dunkeln Ewigkeit.

Träume ſind ſehr merkwürdig und oft von Gott geſandt.

Sie bringen aus den Tiefen der Seele herauf, was da unten auf dem Grunde verborgen liegt, sie bringen dem Menschen, welcher sich ihrer achtet, zum Bewußtsein beides — verborgene Kräfte und verborgene Schwächen. An so was dachte aber Doktor Dorbach nicht. Er ärgerte sich bloß über das heillose, unnütze Läuten, welches er einmal noch gänzlich abzustellen hoffte sammt den verfluchten Tyrannen, welche die Menschen nicht bloß nicht in Ruhe leben ließen, sondern noch im Traume molestirten. Er that schwere Gelübde, das müsse anders werden, füllte auf's neue Bomben und Granaten, überschlug das Terrain, wo die Batterien am zweckmäßigsten aufzufahren hätten, das feindliche Lager zu beschießen.

Darüber ging der Mond auf, groß, klar, herrlich, in wahrhaft himmlischer Majestät. Aber Dorbach, der eben nichts mehr haßte als alle und jede Majestät, throne sie, wo sie wolle, sah ihn nicht einmal verächtlich an. Das verdroß die Geister, welche in den Tiefen wohnen und über den Wassern schweben, aber doch verehren in aller Demuth, was am Himmel ist. Sie woben aus den Dünsten, über welche sie Macht haben, einen Schleier, ließen ihn leise, unmerklich von der Erde weg zum Himmel auf, daß es seltsam wunderbarlich wurde, als wandere man in einer Seele voll Ahnungen, als gehe man zwischen Geheimnissen und Räthseln und überall in den Räthseln drehten die Schlüssel sich in den Schlössern. Es ist ein Wandern wie in einer andern Welt, es ist als nahe man sich den Thoren des Himmels, hinter welchen der Pilgrim, der endlich auf der rechten Straße die Thore gefunden, findet Gottes unaussprechliche Herrlichkeit.

Aber davon merkte Doktor Dorbach nichts. Als er Bomben und Granaten in hinlänglicher Zahl gefüllt glaubte mit Mord und Brand von allen Sorten, sah er den Nebel und es fiel ihm ein, ob er verirrt sei oder noch auf dem rechten Wege? Dorbach war ein Culturmensch, kein Naturmensch. Wenn schon nach einer Seite hin beide sich berühren, wie alle

Extreme, ſo iſt doch dies durchaus nicht der Fall, wenn ſie irgendwo im Nebel ſtehen. Ein Culturmenſch vom feinſten Schlage wird, wenn er einmal merkt, daß er in wirklichem Nebel ſteht, nicht bloß verlegen, er kriegt recht eigentlich Angſt. Giebt man ſo Einem eine alte Schwarte in die Hand, in Schweinsleder eingebunden, oder einen Verfaſſungsentwurf für ein Land hinter den Himalayabergen, er iſt alsbald zu Haus, die tiefſten und kühnſten Auslegungen ſtehen ihm zu Gebote. Oder weiſe man ihm die Fußtritte eines Menſchen an, den er moraliſch todt beißen ſoll, er verliert die Fährte, hat er ſie einmal aufgenommen, nicht mehr, er iſt ihm auf der Ferſe durch Dick und Dünn, durch Laub und Gras, bis er ihn todt gebiſſen. Aber im Nebel, ja, da iſt's ganz anders! Im Nebel, und wenn derſelbe ſo leicht iſt, daß man in aller Bequemlichkeit noch ſehen kann, wo der Mann im Monde ſein Maul hat, da iſt ſo Einer wie ein Kind, iſt halt weg. Vor ſeinen Geiſt ſtellt ſich alles, was er von Kindesbeinen an gehört und geleſen, das im Nebel paſſirt ſei: von Menſchen, welche in's Meer gefallen oder in Flüſſe gerannt und lebendig ertrunken, von Andern, welche über Felſen hinaus geſtürzt, im Walde ſich verwickelt, daß ſie ihr Lebtag nicht herauskommen konnten, oder in unendlichen Ebenen ſich verlaufen, in Moräſte gerathen, da erfroren, mit Sand und Schlamm bedeckt erſt nach tauſend Jahren wieder gefunden worden, annoch ganz jung und ſchön. Dann kommt es ihm aber auch in Sinn, was er gehört und geleſen, wie Viele durch Ruhe und Beſonnenheit ſich gerettet hätten, und namentlich durch folgende drei Dinge, welche jeder Menſch im Nebel zu beachten, überhaupt kein Menſch zu vergeſſen habe, denn eigentlich wiſſe kein Menſch, ob er nicht auch in Nebel kommen könne ganz unerwartet und unvorbereitet, ſo daß er gar nicht Zeit habe, heimzugehen und nachzuſchlagen, was ein Menſch im Nebel zu thun habe.

Die drei Dinge ſeien nämlich die, und ſeien untrüglich.

Man ſolle ſcharf um ſich ſehen, ob man nirgend ein Licht bemerke. Wo ein Licht ſei, da ſei meiſt auch ein Haus. Irrlichter im Nebel ſeien nicht gebräuchlich; man ſolle ſcharf aufpaſſen, ob man keinen Hund bellen höre; wo ein ſolcher belle, da ſei ebenfalls gewöhnlich auch ein Haus, und höre man mehrere ſich antworten, ſo ſei anzunehmen, da ſeien auch mehrere Häuſer oder gar ein Dorf; höre man aber eine Uhr die Stunde ſchlagen, ſo ſei mit Gewißheit anzunehmen, daß da ein Kirchthurm ſei, und wenn auch nicht allemal ein Dorf, ſo doch beſtimmt ein Küſter, welche zumeiſt der Wege ſehr kundig ſeien und ſehr bereit ſie zu weiſen, weil ſie zumeiſt ein Trinkgeld ſehr nöthig hätten.

So ging es unſerm Dorbach. Der ſah ſich im Nebel die Augen aus dem Kopf nach Licht, hörte ſich die Ohren wund nach Hundegebell und Stundenſchlag, ja er that noch mehr, er ſperrte weit die Naſe auf. Er erinnerte ſich, wie oft er etwas gerochen, was die Mutter oder ſonſt eine Köchin gebacken, was er ſein Lebtag weder geſehen noch gehört hätte. Er dachte, wie leicht eine Luftwelle ihm den Duft von geröſtetem Kaffee, einem Eierkuchen oder geröſtetem Speck zutragen könnte, oder einer tapfern Mehlſuppe, oder ſelbſt von etwas Angebranntem, was ihm diesmal ebenfalls willkommen geweſen wäre. Mit großer Spannung ſperrte er wirklich Augen, Naſe und Ohren auf, mehr konnte er nicht. Aber nichts wollte ihm durch eins der Löcher eingehen von dem, was er brauchte, wie auch oft ein Fiſcher alle ſeine Reuſen ſetzt nach edeln Fiſchen, und er findet nichts als unbrauchbares Gezüchte darin, oder gar Fröſche und Kröten.

Während er ſo alle ſeine Pflichten verübte zu ſeiner Lebensrettung, vergaß er Eines, nämlich auf den Weg zu ſehen; daran hatte er gar nicht gedacht, davon ſtand aber auch in keinem Buche etwas. Drei Tage nach dem Vollmond, auch wenn Nebel zwiſchen Himmel und Erde iſt, ſieht man freilich nicht, ob man auf dem rechten Wege iſt, d. h. auf dem, wel-

cher uns an unser Ziel führt, aber man sieht doch immer, ob man auf einem Wege ist oder gar keinem, auf einem breiten oder schmalen, ja man sieht selbst die Scheidewege. Achtet man sich dessen aber nicht, so kann es leicht geschehen und selbst ohne Nebel, daß man aus einem breiten Wege in einen schmalen kömmt, und aus einem schmalen in gar keinen, und eben dieses passirte auch unserm Doktor und Professor Dorbach, dem in Hegel und Aristoteles viel Bewanderten, leider aber nicht im Nebel; aber wohl verstanden, wenn auch oft benebelt, wanderte er doch nicht gerne im Nebel, er saß lieber. Was halfen ihm aber jetzt der Hegel und der Aristoteles, als er auf einmal keinen Weg mehr unter den Füßen hatte, in Schlingpflanzen stand, die sich wie Schlangen um seine Füße wanden, gewaltige Gestalten vor ihm standen, gewaltiges Geäste über ihn hereinragte, das er halb sah, von dem er halb ahnete, daß es Eichen sein möchten! Jetzt ging ihm wohl ein Licht auf, aber bloß in der Seele, daß er vom Wege abgekommen: er wußte nicht wie und wo? Er begriff, daß er in einem Walde sei, aber er wußte weder in welchem, noch nach welcher Seite zu die Straße liege. Da ward ihm bang im Herzen und jämmerlich im Gemüthe, wie er es lange nicht erlebt hatte. Im Walde ohne Ausweg, in kalter Weihnachtsnacht in dünnen Kleidern, so kalt und schaurig der Tod, wenn er als Frost an den Menschen kömmt, ihn umfängt, bis das warme Blut kalt geworden, steht in den Adern wie im Flusse das Wasser, wenn es zu Eis werden will! Sterben wollte er ja nicht, auf keinerlei Weise, ernten wollte er noch, was er ausgesäet, wohl und herrlich leben davon. Unkraut, Dornen, Disteln hatte er ausgesäet, Trauben erwartete er zu ernten, so groß war die Weisheit des Thoren. Er schüttelte sich auf aus der Angst, er faßte sich. Er war glücklicherweise nicht müde, nicht schläfrig. Er war an diesem Tage nicht zwei Stunden weit gegangen, hatte so eben erst geschlafen, selben Tags keinen Schnaps getrunken, er dachte, wenn er sich bewege mit Mäßigung, wo

möglich in der gleichen Richtung, so könne er sich warm erhalten und es aushalten bis zum Morgen, wenn er nicht früher das freie Feld oder einen Weg finde. Der Wald, so viel er merkte, bestand aus uralten Eichen mit sehr dünnem Unterholz, unter welchem die Brombeersträuche die fatalsten waren, so daß der Wald kein amerikanischer Urwald war, sondern ein bequemes Spazieren erlaubte. Er setzte sich also in Bewegung, aber vorschriftsgemäß nach Licht spähend, horchend auf Hundegebell und Glockenschlag, die Nase hoch zur bequemen Witterung von allfälligen Eierkuchen oder sonst was in Butter Gebackenem.

Es ging aber nicht lange, so fing sich sein Fuß in einem der vielen festgespannten Brombeerzweige, er stolperte und fiel. Schaden nahm er keinen, aber es wackelte ihm der Muth in seinem Gemüthe, und hoch hob er die Beine, um den ausgespannten Schlingen zu entgehen. Da fand ein Bein keinen Boden, er stürzte; ein Schrei wie der Todesschrei eines Rosses, welches von Wölfen zerrissen wird, entfuhr ihm. Er dachte an einen unergründlichen Gletscherschlund, wo die Ewigkeit ertrohlet, wer da hinunterfällt. Aber es war kein Abgrund, er platschte bloß, so lang er war, in seichtes Wasser, es war ein breiter Bach mit nicht sehr hohen Ufern, welcher sich gemüthlich durch den Wald bewegte. Er nahm keinen Schaden, er ward bloß naß, was indessen um diese Zeit eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Er zitterte wie Espenlaub, es war nicht zu unterscheiden, ob von innerm oder äußerm Frost, wahrscheinlich von beiden. Es war aber auch immer mehr Ernst dabei, um diese Jahreszeit in Nebel und Wald ohne Weg und Richtung, von Gott und Menschen verlassen zu stehen, rathlos und jetzt noch naß dazu. Als Josephs Brüder in fremdem Lande in die Klemme kamen und verlassen den Tod gewärtigten, denn damals machte man wenig Komplimente mit den Menschen, sprachen sie: das haben wir an unserm Bruder Joseph verdient. Unser Doktor Dorbach hätte

füglich auch sagen können: das habe ich an Weib und Kindern verdient, aber er sagte es nicht, er dachte es nicht einmal, denn er glaubte an die Sünde nicht, weder an die wirkliche noch an die angeborne. Natürlich, wer nicht an Gott glaubt, hat's mit der Sünde kommod, sie fällt ihm weg ganz von selbst, wie dem Kinde ein Milchzahn.

Indessen ward ihm doch immer übler zu Muth, er wußte selbst nicht, war es Angst, oder fing es ihm an im Kopf zu fehlen, es schwirrte ihm gar seltsam vor den Augen. Plötzlich zuckte es ihm durch alle Glieder, als wären sie von elektrischem Schlage getroffen, er war auf etwas getreten, das bog sich auf und lag ihm eisig kalt und feucht um die Beine. Es war eigentlich nur ein Ast und das Kalte kam von den nassen Hosen, aber er meinte, es sei eine Schlange, die sich ihm um die Beine gelegt so schlüpfrig, naß und kalt. Es schien ihm, als raschelten noch mehrere um ihn her, glitten kalt und grausig ihm an den Beinen auf. Eine plötzliche Schlangenangst ergriff ihn, als ob die Welt voll Schlangen wäre, ward es ihm. Er fühlte Schlangen am ganzen Leibe sich schlingen und drängen, so schaurig kalt, so grausig! Doch dieser Anfall ging vorüber, der Nebel senkte sich, er sah Sterne, im Mondlicht glänzten die Wipfel der Eichen, auf der Erde aber lag noch eine dichte Nebeldecke über Manneshöhe. Da schlug weit und dumpf ein Hund an, ein Windstoß fuhr durch die Wipfel der Eichen, seltsam rauschte es in dem Gebüsche. Da fuhr Dorbach auf, das waren ihm himmlische Töne. Kraft kam wieder in seine Glieder, Angst und Schlangen schwanden vollends, hastiger strebte er vorwärts, den himmlischen Lauten zu, die doch so unhimmlisch lauteten für den, der unbefangen gewesen und auf Hundelaute sich verstanden hätte. So tief, hohl und zornig, wie ein Ungewitter in tiefem Felsenthale, heulen sonst Hunde nicht. Immer mächtiger schwoll es an, immer näher kam es, es war, als heule das ganze Hundegeschlecht in Weh und Wuth.

Da fiel der Nebel ganz, klar ward es zwiſchen den Eichen, die hier ſehr dünn ſtanden auf freiem weiten Platze ohne Unterholz, nur hier und da ein Wachholderſtrauch. In der Mitte des Platzes quoll aus der Erde herauf ein Brunnen und floß alsbald als breiter Bach, im Mondlicht glänzend wie ein reicher, reiner Silberſtrom, durch den Wald. Ueber dem Brunnen ſtand die größte der Eichen, gewaltig, vielhundertjährig, ſeltſam regte es ſich unter derſelben und um den Brunnen. Es waren nicht Wolken, nicht Weſen, nicht Schatten, es war etwas, für welches Dorbach keinen Namen wußte. Der ganze Himmel ſchien voll Hundegeheul, wie nah, wie fern es war, wußte Dorbach nicht, aber weit, weit oben, wo eine ausgehauene Waldſtelle war, kam es ihm vor wie eine ungeheure ſchwere ſchwarze Wolke, die ſich auf die Erde geſenkt. Hinter der Wolke herauf ſchien das Geheul zu brechen und die Wolke wälzte ſich wie eine Meereswelle den ausgehauenen Wald herunter dem Brunnen zu. In der Welle funkelte und flimmerte es, als führen ſchlängelnde Blitze durch ſie hin, als wäre ſie mit funkelndem Edelgeſteine beſetzt. Und funkelnde Punkte blitzten von ihr aus, fuhren vor der Welle her, ſchoſſen auf Dorbach zu, der verſteinert ſtehen blieb. Es waren glitzernde Schlangenaugen, welche auf Dorbach zufuhren, wie in dürren Steppen Flammen fahren durch's dürre Gras, und hinter den Augen waren dünne gelbe Schlänglein, welche blitzſchnell hinter den glitzernden Augen glitten und ringelten. Da war es Dorbach, als fahre ihm eine glühende Hand über das Geſicht, reiße ihm die alten Augen aus und ſetze ihm neue ein. Plötzlich erkannte er mit Grauſen die Schlänglein allzumal. Es waren ſeine verkörperten Jugendſünden, die auf ihn einfuhren und züngelten. Es waren die Lügen, mit welchen er Vater und Mutter bedient, die Verleumdungen, mit welchen er Brüder und Schweſtern gequält, die Afterreden, mit welchen er Streit und Zank erhalten in jeder Schule, in welcher er war, die Lehrer und Schüler feindſelig auseinander gehalten zu ge-

genſeitiger Pein und Qual. Sie ſchoſſen daher, Pfeilen gleich, die grün und giftig glitzernden Aeugelein, offen der langgeſpaltene Mund, weit vorgeſtreckt und zornig züngelnd die zweizackige Zunge. Er wollte fliehen, aber ringsum glitzerte es zornig, züngelte es giftig. Er wollte die gelbe Brut zertreten, aber ſie glitſchte unter den Füßen weg, umwand ihm die Beine in gereizter Wuth gleich glühendem Eiſendraht, und im innerſten Mark fühlte er in unnennbarem Weh die Spitzen ihrer Zungen. Von der ſchwarzen Welle hatte ein ſchwarzes Stück ſich losgeriſſen, war vor ihr weggerollt, zerplatzt in tauſend und abermal tauſend ſchwarze Schlangen, die, den glühenden Rachen aufgeſperrt, die Zunge weit vorgeſtreckt einem flammenden ſprühenden Eiſen gleich, in weiten wilden Sprüngen auf ihn einſetzten, und er war gebunden, fliehen konnte er nicht. Er kannte ſie auch alle, dieſe ſchwarzen wilden Schlangen, es waren auch ſeine Kinder, Sünden, die er gezeuget. Es waren die Sünden des Neides, der Bosheit, des Undankes, der Sinnenluſt von jeglicher Art, mit welchen er von je und gegen Alle geſündigt, mit denen er je gelebt, und am ſchwerſten gegen ſeine Allernächſten. In zorniger Haſt bögelten ſie ſich an ihn heran, an ihm auf, biſſen ſich in ſein Fleiſch Blutſaugern gleich, ſtießen das flammende Eiſen ihm in's Herz, umwanden ſeinen Leib wie mit eiſernen Ringen, und immer gräßlicher, betäubender füllte den Himmel das Hundegeheul.

Aber gräßlicher, weit über das gräßliche Geheul hinaus, ſchrie plötzlich Dorbach auf. Hinter den ſchwarzen Schlangen her und mitten unter ihnen waren andere Schlangen geglitten unbemerkt. Sie waren farblos, nicht grau, nicht weiß, augenlos, lang, ſchlüpfrig, zahllos. Ohne Bewegung glitten ſie an ihm auf, glitſchten ihm zum Mund hinein, in ſeinen Leib hinunter, ſpielten mit ſeinen Eingeweiden, ſtreckten zu ſeinen Augenhöhlen heraus die augenloſen Köpfe, krochen hinein in zahlloſen Schaaren, ſchwellten ihn auf zum unkennbaren Ungeheuer, peinigten ihn mit tauſendfacher Höllenpein. Er kannte

sie alle, diese schrecklichen, greulichen, farblosen Schlangen ohne Augen, die unbemerkt gleiten in den Menschen, das hölliſche Weh ihm bringend: es waren seine eigensten Kinder, in unzählbaren Mengen gezeuget. Es waren die Worte, die Redensarten, Bemerkungen, Erläuterungen, wie zufällig, unabsichtlich, zwecklos hingestreut, mit welchen ein Lehrer die Seelen der Kinder vergiftet, den Glauben an Vater und Mutter, an Gott zersetzt, Tugend und Treue lächerlich macht, die sinnlichen Lüste wecket, das Streben allein auf das Diesseits richtet, die heillosesten Selbstsucht nährt und den alten Menschen, der Gott und Nächsten, Alles hasset außer sich selbst, den eigenen Gott und die verfluchte Schlange, welche ihn verführt. In unnennbaren Zahlen war die Brut seinem verruchten Munde entglitten, hatte Seelen vergiftet, und ein Strom von Vater- und Mutterthränen, glühend und heiß wie der Lavastrom, der, brennendem Schlunde entflossen, sich zischend und brausend in's Meer stürzt, daß es hoch auf sich bäumt, stauchte sich auf vor den Thoren des ewigen Gerichtes und schrie um Rache über den, der da die Kleinen geärgert und von dem sonst so ein unendlich Aergerniß gekommen, wie über keinen, dem ein Mühlstein an den Hals gehängt und der da versenkt wurde, wo das Meer am tiefsten war. Diese Schlangen alle nun, die ganze zahllose Brut, kamen zurück, giftgeschwollen, genährt von der Unschuld der Seelen, suchten ihren Vater. Sie kamen daher unzählbar, wie die Heuschrecken des Morgenlandes, suchten die Höhle, welcher sie entstammt, und füllten sie mit tausendfacher Höllenpein, mit dem Lohne, den Höllenkinder Höllenvätern zahlen. Dorbach hörte kaum das nahende Hundegeheul, von welchem der Boden bebte, die Eichen krachten, aber er sah durch die augenlosen Schlangen die schwarze Welle schwarz und mächtig nahen, und aus ihr ragten schreckliche Zacken auf, wie aus schaumgepeitschtem Meere Felsenspitzen. Es waren aber nicht Felsen, es waren die Häupter riesiger Schlangen, welche die riesigen Leiber in einander geschlungen hatten, die Köpfe hoch

empor aus dem Knäuel streckten und mit weit klaffenden Rachen nach der Beute sich dehnten, die sie witterten, näher und näher, und diese Beute war ihr Erzeuger.

Und unter ihnen reckte eine ihr Haupt weit über die andern auf, trug eine Krone, gewunden aus tausend Schlangen; der Schlund war eine Feuereſſe, die Zunge ein zweischneidig Schwerdt, die Augen große Keſſel, in welchen Neid und Bosheit, Geiz und Gift, Liſt und Frechheit brannten und ſiedeten. Dorbach kannte ſie auch, dieſe ſchauderhaften Rieſenſchlangen, ſo giftig als gewaltig, alles begeifernd, zermalmend, verſchlingend. Es waren die ungeheuern Verleumdungen, mit welchen er ſeit Jahren fort und fort mit eiſerner Beharrlichkeit in den mannigfaltigſten Tonarten und den verſchiedenartigſten Blättern ganze Stände, die beſten Männer, die tüchtigſten Säulen eines freien, aber chriſtlichen Volkslebens umwunden und begeifert hatte, daß ſie Ekel erregend, Abſcheu erweckend niemand mehr zu berühren wagte, die mit Schlangen-Schaum und Gift Begeiferten. Die in der Mitte mit dem hölliſchen Haupte und der Schlangenkrone, die hatte die fürchterlichſte Arbeit gethan. Das war die, welche die Sprache verfälſchte, mit der verfälſchten Sprache den Menſchen bethörte, mit chriſtlichen Worten hölliſche Begriffe in ſeine Seele impfte, und niemand wußte wie, und niemand verſtand ſich mehr, und niemand wußte wie ihm geſchah; die Fleiſchesluſt Sittlichkeit nannte, Selbſtſucht Religion, die Ehe eine Unſittlichkeit, den Uebergang zum thieriſchen Leben ſittlichen, entſchiedenen Fortſchritt, Rebellen gegen göttliche und menſchliche Ordnung Volksfreunde; Eigenthum Diebſtahl; Treue, Wahrheit, Gerechtigkeit veraltete Begriffe, deren ſich die Culturfreunde zu ſchämen hätten, entſchiedene Frechheit tüchtige Geſinnung, Unglauben Aufklärung, wilde, freche Zuchtloſigkeit edles Unabhängigkeitsgefühl; die mit den verfälſchten Begriffen eine ganz andere Anſchauungsweiſe und Würdigung aller Zuſtände und Verhältniſſe vorbereitete, liſtig, frech, beharrlich, darum glücklich, den

großen Abfall herbeiführen, zum Vorhof der Hölle die Erde machen wollte. Er kannte sie auch, diese alle, es waren seine Lieblingskinder, sein Stolz; das Haupt mit der Schlangenkrone war der Sohn, der ihm das Reich erobern, ewigen Ruhm erfiegen sollte, den Thron in der Republik der Wühler. Die kamen jetzt in wildem Ringen den Vater zu verschlingen, den von Schlangen schon Umsponnenen, von Schlangen innen und außen in tausendfache Höllenpein Getauchten.

Da waren sie alle wieder, seine Kinder, die ganze heillose Brut, am Vater selbst zu versuchen Gift und Geifer und alle ihre Kraft und Macht. Grausenhaft in Gier und Gewalt fuhr nach ihm aus die große Schlange mit dem Höllenrachen und der Schlangenkrone, aber die Beute sollte sie nicht fassen. Die andern Schlangenköpfe fuhren in giftigem Eifer und Zorn auf die große Schlange ein, bissen und rangen sich an ihr heran, sie beugte sich zum zornigen Kampfe, tausend und abermal tausend Schlangenköpfe fuhren giftgeschwollen aus der Krone, zu streiten für ihre Königin. Aber das Wild kann nicht jagen auf eigene Faust und sich beißen und streiten um die erreichte Beute, wenn an seinen Fersen die Hunde hängen, hinten her die Jäger tosen in donnerndem Rosseslauf mit Peitschenknall und Jagdgeschrei, wie auf wilder Jagd die wilden Jäger reiten. Von oben her stürmte das ganze Heer schwarz und schrecklich dem Brunnen zu, der silbern und friedlich floß in hellem Mondesscheine. Da flatterte es von der Eiche weg ängstlich, wie Tauben flattern, wenn auf sie der Habicht stößt; dunkel wurde es über dem Brunnen, in wildem Winden ließen die Schlangen sich los, als gehetztes Wild schossen sie weiter. Aber den Vater ließen sie nicht, sie nahmen ihn mit, sie faßten ihn, rollten ihn in ihren Knäuel hinein, rollten mit ihm weiter in immer rasenderer Jagd, tosend und ächzend durch den weiten Wald.

Nacht war es um Dorbach, Nacht aus Schlangen gewoben voll Gift und Geifer, eingewickelt war er in die grausi-

gen, kalten, ſchlüpfrigen Rieſenleiber, gleich einem Wickelkinde. Das Bewußtſein verlor er nicht, er fühlte alle Schlangen, fühlte vieltauſendfache Höllenpein, und er kannte ſie alle, dieſe ſeine ſchrecklichen Kinder, fühlte ihr Gift im Mark, ihren Brand im Fleiſche, das kalte zerreißende Gewinde in den Eingeweiden, die Rachen, die nach dem Vater ſchnappten.

Aber ſchrecklicher als alles war ihm der Tod. Sterben wollte er nicht, grauſenvoller als alle die tauſend und tauſend Schlangen, welche Gift und Geifer an ihm verſchwendeten, war ihm das Nichts nach dem Tode, welches er ſo viel und ſchön gepredigt denen, die er verführen wollte. Er ſuchte Gedanken, Liſten, wie er entrinnen möchte, er ſpannte ſeine Seele auf die Folter um Gedanken, wie nie ein Leib um Bekenntniſſe gefoltert wurde; aber ſie hatte keine mehr, konnte keine geben, nichts war mehr in ihr als Galle und Gift, Angſt und Pein, das Gefühl der unausſprechlichen Qual, in der er gerollt ward in Mitte ſeiner Kinder, gehetzt von wilder Jagd.

Plötzlich, wie wenn ein Schiff, das mit vollen Segeln fuhr, von einer Windsbraut erfaßt, an einen Felſen geworfen wird, in tauſend Trümmer fährt, prallte der ſcheußliche Knäuel an einen feſten Gegenſtand, zerplatzte, und am Brunnen bei der Eiche in freundlichem Mondeslicht ſtand Dorbach, unſichtbar waren die Schlangen, ſilbern plätſcherte der Brunnen, aber vor ihm ſtanden zwei Hunde, die Haare geſträubt, die Zähne blank, und weit heraus hingen lechzend die Zungen, und um ihn hielten auf ſieben ſchnaubenden Roſſen ſieben geharniſchte Geſtalten, ſchwer gewappnet, offen die Helme, wild und ſchauerlich die Geſichter; hinter ihnen auf ſchwarzem Roſſe höher als alle hielt eine dunkle Geſtalt, regungslos, aber gewaltig. Dorbach, ſobald er die Geſtalten erblickte, wenn auch in uralten Weſen, Fleiſch und Bein vor ſich zu haben glaubte, hatte er die alte Frechheit wieder, und vergeſſen war die ausgeſtandene Pein ſammt allem, was an ihm vorübergegangen.

Aber plötzlich ſtand auch ſein Weib neben ihm, und ſeine

acht Kinder alle umgaben ihn. Da erbebte Dorbach wieder bis in's Herz hinein; was da werden ſollte, begriff er nicht, und zornig wollte es ſich regen im Gehirne gegen Weib und Kinder. Doch dazu war nicht Zeit, der nächſte der Hunde ſprang auf Dorbach ein, unwillkürlich ſchob dieſer das Weib ihm dar. Dem erſten der Hunde ſprang der zweite nach, ein Kind theilte des Weibes Geſchick. Hinter den Hunden her ritten die Ritter an. Kind um Kind warf Dorbach hin zum Schutz und Löſegeld, dem letzten der Brüder das jüngſte der Kinder. Als er allein nun ſtand, das Geſchrei der Geopferten Wald und Himmel füllte, da ſchritt auf ſchwarzem Roſſe die ſchwarze Geſtalt aus dem Hintergrunde und wie tiefer Donner rollten die Worte über des Sünders verfallenes Haupt: Jetzt biſt du mein, dem Zehnten gehört der Zehnte. Und wie das geſprochen war, waren alle Schlangen lebendig und wieder da, ringelten ſich um ſeine Füße, biſſen ſich im Körper ein, glitten ihm zum Mund hinein, umſchlangen ihn mit ihren Rieſenleibern, wälzten ihn auch in den ſchauerlichen Knäuel hinein, und los ging wieder die ſchreckliche Jagd. Aber alsbald hieben die Jäger mit Schwerdtern und Peitſchen in den grauſigen Knäuel ein, hieben ihn in Stücke, und die Stücke verſchlangen die Hunde, zerſtampften die Roſſe, und in vieltauſendfacher Höllenpein fühlte Dorbach, wie er von Hunden gefreſſen ward, und erſt als das letzte Stück verſchlungen war, ward es Nacht über ſeiner Seele einſtweilen.

Verſchwunden war der mitternächtliche Greuel, vor den Mond hatte ſchwarzes Gewölke ſich gelegt, einſam war es am Brunnen, in tiefem Schweigen ſtanden die Eichen, ſtille war es im ganzen Walde. Eine Weile nach Mitternacht war es, als ein langſames dumpfes Geräuſch vernehmbar ward. Es war als kämen langſam Wagen daher, aber man hörte weder Peitſchenknall, noch des Fuhrmanns ſonſt ſo weithallende ſalbungsvolle Töne. Unheimlich wäre es jedem geworden, der es vernommen, und wer das Frühere gehört, hätte geglaubt,

es kehre wieder nach vollendeter Jagd das wilde Gejäge, aber müde und matt, die Jagdbeute auf Karren geladen nachführend.

Den Wald herauf am Bachtelenbrunnen vorbei führte keine Straße, Waldwege wohl kreuzten sich hier, bewachsen mit Gras, bloß von Hasen, Jägern und Holzschelmen betreten und ordentlich befahren am Tage nur dann, wenn da herum alle zehn Jahre etwa einmal Holz geschlagen ward. Diesmal waren es wirkliche Wagen oder Wägelchen, es war eine Schmuggelei von Weingeist, der von Solothurn ins Bernbiet, ohne Ohmgeld zu zahlen, geführt werden sollte. Der Weg war ganz gut gewählt, und um das Unternehmen vollständig zu sichern, hatte der Weinhändler die Nacht, in welcher der Heiland der Welt geboren ward, ausgewählt als die passendste. So gefährlich, wie in Spanien und Frankreich, ist bei uns das Schmuggeln nicht, auch nicht so großartig, aber doch immer Schlauheit und Vorsicht nöthig. Wird man ertappt und hat keine Heiligen im Himmel, welche die Sache als einen bloßen unschuldigen Verschuß darzustellen wissen, kostet es mörderlich Geld. Ohne Laterne und ohne Gerede führten die mit den Wegen wohlbekannten Fuhrleute den Zug den Wald herauf, wollten an Brunnen und Bürgeln vorbei gegen Kirchberg oder Erfigen zu. Da stolperte der vorderste Fuhrmann, daß ihm trotz aller Instruktion ein lauter Fluch entfuhr. Er untersuchte mit dem Fuße, worüber er gestolpert, und als er endlich merkte, daß es ein Mensch war, fluchte er noch einmal und hielt die Wagen an. Die Fuhrleute hielten Kriegsrath. Aeußerst verdächtig kam es ihnen vor, an diesem abgelegenen Orte und um diese Zeit einen Menschen zu finden, und noch dazu schlafend. Es konnte kaum anders sein, als daß Einer ihnen hier aufgelauert und darüber entschlafen war. Am kürzesten und sichersten ward gefunden, ihn todtzuschlagen, sei er wer er wolle, so verrathe er sie doch dann nicht mehr. Die Ausführung schob aber einer dem andern zu, denn aus bloßer Vor-

ficht mit kaltem Blute einen Menſchen todtſchlagen, iſt nicht jedermanns Sache. Allweg ſchade es nicht, ſagte einer der Fuhrleute, wenn man ſehe, wer es ſei und ob man ihn nicht kenne? Er ſtrich ein Zündhölzchen an, inſpizirte und ſagte, er glaube nicht, daß der viel mache, es ſei ein Fremder, wahrſcheinlich ein Handwerksburſche, werde oben im Felde verkaufen und hierher gerathen ſein. Er rathe, ihn ſchlafen zu laſſen, erwache er, ſo könne er ſehen, wie er hinweg komme; erwache er nicht mehr, ſo ſeien ſie doch nicht ſchuld daran.

Vom Schein des Zündhölzchens und dem Gerede ſchreckte aber Dorbach auf, es war ihm, als fühle er Hunde und Schlangen wieder über ſich. Als er die Augen aufriß und natürliche Menſchen um ſich ſah, ſchrie er erbärmlich um Gnade und Erbarmen. Da ward ihm verdeutet, er ſolle inne halten mit dem Gebrüll, ſonſt ſchlage man ihn todt, ſolle ſagen, wer er ſei und wie er hierher gekommen. Dorbach war voll Schrecken noch und erzählte ziemlich wahr, wie er hierher gekommen und was alles über ihn gekommen, wahrſcheinlich bloß im Traume, aber im ſchrecklichſten, ſcheußlichſten, den er ſein Lebtag gehabt. Die Fuhrleute horchten erſchrocken und ſtarker Schlotter kam über ſie, denn ſie kannten die Sage von den Bürglenherren wohl, aber ſie hatten vergeſſen, daß jetzt die Nacht war, in welcher ſie reiten müſſen, die heilige Nacht. Das iſt Fuhrleuten allfällig zu verzeihen, vergeſſen dieſes doch noch ganz andere Leute. „Dir wäre nützer, du wäreſt nicht mehr erwacht," ſagte Einer, „jetzt mach, daß du zum Walde hinaus kömmſt, und probire zu beten, vielleicht daß dir das noch helfen kann." Dorbach trat darein nicht ein, ſondern fragte, ob ſie nicht was zu trinken hätten, ihn friere und dürſte entſetzlich, und ob er ſie nicht begleiten dürfe, er kenne ja den Weg nicht. „Nicht um tauſend Gulden," ſagte einer der Fuhrleute, „ginge ich mit dir durch den Wald. Gehſt hier gerade aus dem Bache nach, ſo biſt in fünf Minuten aus dem Walde, in einer halben Stunde im Dorfe. Du kannſt trinken, ſo

ſtirbſt wenigſtens nicht vor Durſt, ehe er dich nimmt.“ Man reichte ihm eine halb angetrunkene Flaſche. Er nahm einen tüchtigen Schluck, wollte ſie dann zurückgeben. „Behalte ſie nur,“ ſagte einer, „die rührt keiner von uns an, und wäre ein Trunk vom allerbeſten darin. Jetzt mach', daß du fortkommſt, fieh, da gehſt durch und kannſt nicht fehlen.“ Dorbach mußte gehen und ſchweigen, wie ſehr ſich in ihm der Verſucher rührte, den Fuhrleuten eine Vorleſung zu halten. Aber die Glieder wackelten ihm doch zu ſehr und Lokal wie Perſonal waren ihm doch zu unheimlich und unrichtig. Die Fuhrleute hielten, bis er weiter war, lenkten dann in einen andern Weg, um ſo raſch als möglich auf der andern Seite aus dem Walde auf das Feld zu kommen, und ſuchten das alte Wagenſträßlein trotz größerer Gefährlichkeit, kam ſie aber doch nur von Menſchen.

In einer gewiſſen Betäubung, wahrſcheinlich eine Miſchung von alter Angſt und neuen Schlücken, kam er durch den Wald und bald ins Dorf. Unterwegs verwerchete er einen ſchrecklichen Zorn über die Dummheit und Inhumanität der Fuhrleute, über den herrſchenden Aberglauben im Volke und die verfluchten Pfaffen, welche denſelben nicht mit Stumpf und Stiel längſt ausgerotttet, die Menſchheit, ja alle Fuhrleute vom erſten bis zum letzten human und liberal gemacht hätten und dafür geſorgt, daß die als Engel gebornen Kinder Engel blieben, bis ſie von Würmern gefreſſen und vom ewigen Tod verſchlungen würden. Aber ſolche Gedanken ſchoſſen nur ſo wie Blitzſtrahlen durch den Kopf, hielten nicht feſt. Einmal im Dorfe angelangt und in der warmen Stube, verſank er alsbald in einen ſchändlichen Katzenjammer an Leib und Seele. Er mochte das Erlebte drehen wie er wollte an dem Drehſtuhle moderner Anſchauungsweiſe und es klopfen mit pſychologiſchem Hammer, er kam doch nicht durch. Es graute ihm wohl vor Schlangen, aber er hatte weder an Schlangen gedacht, ehe er in den Wald kam, noch viel weniger an ſeine Sünden. Je mehr er darüber denken wollte, deſto

wunderlicher ward ihm zu Muthe, ihn fieberte, es that ihm alles weh, er glaubte ein Nervenfieber im Anzuge oder eine Gehirnentzündung, betrachtete das Erlebte als ein Vorspiel dessen, was er noch erleben müsse, legte in dieser Erwartung mühsam und in banger Angst sich zu Bette und schlief trotz der Angst bald ein. Er schlief, bis der andere Morgen am Himmel stand, erwachte bei vollem Bewußtsein und bei ganz gesundem Leibe und zwar seit langen Jahren zum ersten Mal ohne sturmen Kopf. Seine Voraussetzungen waren also irrig gewesen, von seinen Muthmaßungen paßte keine.

Nun kam es doch über ihn, wenn auch nicht wie Reue, doch wie ein Schatten von Reue. Trotz allen seinen abgerundeten und in einander abgeschlossenen Ansichten dachte er daran, daß wenn eigentlich trotz seinen Ansichten ein höheres Wesen sei und gegenüber demselben eine Verantwortung, die seinige schwer werden müsse. Es kam ihm vor, wenn er gegen die Ehe gewesen, so hätte er keine eingehen sollen; jetzt, da er doch eine eingegangen und zwar nicht bloß ungezwungen, sondern unter großem Hasten und Drängen von seiner Seite, und jetzt Kinder habe, so habe er doch einigermaßen wenigstens die thierische Pflicht, für ihren Unterhalt zu sorgen, bis sie ihn selbst fänden, wie es auch bei einigen Thieren der Fall sei. Es waren doch einmal seine Kinder und einige derselben waren ihm sogar nicht unangenehm, ja sie hatten ihm manchmal Freude gemacht, selbst Hoffnungen erregt. Er hatte sein Lebtag so viel von Bildung gesprochen, von ihrem Werthe in dieser Zeit, wer sollte seine Kinder bilden, wenn er es nicht that, ja nicht einmal für ihre Nahrung sorgte, geschweige denn für ihre Bildung? Nun da sagte er sich freilich, dafür sei der Staat da, der habe alle Kinder gemeinsam zu erhalten und zu erziehen, die Last müsse gleichmäßig vertheilt sein. Größere Last gebe es keine, als acht Kinder aus bloßem Vergnügen zu erziehen, und ungerechtere Ungleichheit gebe es ebenfalls nicht, als daß Andere bei großem Vermögen keine Kinder

und also auch keine derartige Last hätten. Indessen die Sorge, daß diese Ungerechtigkeit egalisirt, die Kinder wirklich vom Staate übernommen und dazu gesehen werde, daß ihnen besondere Sorgfalt zu Theil werde in dem Maaße, als er auch besondere Verdienste hätte, das schien ihm denn doch eigene Pflicht — so kalkulirte er.

Indessen glauben wir denn doch an einen väterlichen Zug, eine aufgerüttelte Wehmuth, welche dem Kalkul zu Grunde lag. Man täusche sich nicht. Was der bloße Verstand verarbeitet, seien es Begriffe, Ansichten, Grundsätze, in Regeln gebrachte Gesinnungen und wie die Dinge alle heißen mögen, es sind doch nichts anders als blank geschmiedete Gefühle, Regungen, Triebe, gerade wie in einer Schmiede, wo, was der Schmied verarbeitet zu scharfem Stahl und festem Eisen, als unlautere Schellen aus dem Schooße der Erde kommen. Zu dem kam noch Eines: ihm fehlte der Muth, was weiteres zu versuchen, er hatte das Bedürfniß nach einem Obdach, nach Ruhe für einige Zeit, ihm graute vor allen Wegen, Stegen, absonderlich vor allen Wäldern. Er dachte, wenn er daheim fleißig sei und schaffe nach seinem Vermögen, bringe er in alle Wege einen erklecklicheren Verdienst heraus, als wenn er wandere auf den verfänglichen Straßen selbstsüchtigen Freunden nach.

So ging er heim, jedoch nicht etwa bußfertig und gleich wie der verlorene Sohn mit den Händen im Haar und dem Bekenntniß auf den Lippen: ich habe gesündigt vor Gott und Menschen, bin nicht werth dein Mann zu sein! O nein, er kam heim als der Herr des Hauses, freilich ohne Donner und Blitz, wie sonst oft, sondern bloß mit dem einfachen Bewußtsein, er sei der Dokter Dorbach, hier Herr und Meister.

Weib und Kinder waren überrascht, als er bei ihnen eintrat, man kann es sich denken. Doch faßte sich sein Weib alsbald und kehrte ihm nicht den Rücken, sondern gab ihm freundliche Worte; einige Kinder wurden blaß, andere gaben ihm die Hand, je nach dem Verhältnisse, in welchem sie zusammen

ſtanden. Was das Weib hatte, gab es her, aber der überall hervortretende Mangel ärgerte ihn doch, und an allem, was ihn ärgerte, war natürlich nicht er, ſondern jemand anders ſchuld nach moderner Anſicht. Es war ihm ſehr unbehaglich da, unheimlich, begreiflich nicht wegen ſeiner Art und Weiſe, ſondern weil nach moderner Anſicht niemand wohl ſein kann bei Weib und Kindern, beſonders wenn nicht von allem die Fülle und mehr als genug für Alle vorhanden iſt. Indeſſen überwand er ſich anfänglich und that ſo ziemlich manierlich; doch in dem Maaße, als die Eindrücke am Bachtelenbrunnen ſich verwiſchten, ſtellte ſich die alte Häſſigkeit und üble Laune wieder ein. Sein Weib fing wieder an zu zittern und es ſtellte ſich der Angſtſchweiß ein, und die Kinder krochen in Winkel oder wo ein Verſteck war, wenn ſie des Vaters Tritt oder Stimme hörten. Von wegen der kleine Freiheitsmann, der ward wieder zum gewaltigen Hausdespot, bei welchem der Kaiſer von Rußland noch hätte Lehrgeld geben können. Er war der Anſicht, daß Haus und Staat, die politiſche Freiheit und die häusliche Freiheit ganz verſchiedene Arten von Krebſen ſeien; war wahrſcheinlich kein Germane, ſondern ein Slave, ein Polack vielleicht, der Doktor Dorbach. Die Frau aß mit Zittern einen Biſſen, ſie mußte immer fürchten, es ſei nicht der rechte oder dem Manne einer zu viel. Es war, als ob das trübſeligſte Regenwetter eingebrochen ſei über dieſe Familie, kein Sonnenblick fiel mehr auf die Geſichter, geſchweige in ihre Seelen, es war ein Leben als ob ein Sauerteig, gemiſcht aus Galle, Eſſig und Teufelsdreck, in daſſelbe gerührt worden ſei. Wenn Dorbach weiſe Nachbarn gehabt, konnten ſie an ſeiner Familie die Zukunft eines Staates ſehen, an welchem Dorbach etwas zu regieren kriegte, oder wenigſtens ſein Geiſt andern Geiſtern eingeimpft wurde.

Dorbach arbeitete. Wie der Jäger ſeine Pfeile, ließ er die zubereiteten Artikel fliegen, aber was er verdiente, brauchte er für ſich und es reichte nicht hin, und immer trüber war

das Wetter, es war faſt, als ob Gott das Zeichen des Regenbogens vergeſſen hätte. Da fand er einmal einen Brief daheim, der lautete:

Bruder!

Gleich nach Empfang von Gegenwärtigem reiſe nach X. Dort iſt das Terrain günſtig, der Freiheit Bahn gebrochen, nur einige Steine ſind noch zu ſprengen, welche im Wege liegen, das thut ſich mit einigen Centnern Löſchpapier, man braucht für ſolches Geſchiebe, wie du weißt, nicht einmal Schießbaumwolle. Du begreifſt, es müſſen einige ſogenannte brave Männer, Reſpektsperſonen, Zöpfe und jeſuitiſche Luder todt gemacht werden, dazu biſt du der Mann, in dieſem Handwerk biſt du bewährt. Zugleich freut es uns, dir für einſtweilen unter Dach zu helfen, ſpäter findet ſich ſchon was Beſſeres. Du begreifſt, daß es um die Redaktion eines neuen Blattes in X. zu thun iſt, welches unter deiner Leitung ſtehen ſoll. Deine wie des Blattes Exiſtenz ſind vollkommen geſichert. Nähere Inſtruktionen und Notizen findeſt du an Ort und Stelle, melde dich nur bei dem dir bekannten Rothen. Es wird ſehr vortheilhaft einwirken, wenn du mit Anſpruch, in patentem Wix aufmarſchiren würdeſt. Die Ausgaben werden dir erſetzt. Wäre das Geld nicht ſo rar, es würde dir gleich das Nöthige geſchickt. Die letzte Zeit hat gar zu verflucht viel konſumirt, nicht bloß die Kaſſen ſind erſchöpft, ſondern die Quellen ſcheinen ſich ruiniren zu wollen. Haſt du nicht Geld, ſo haſt du doch ſicher noch Kredit, nimm auf Pump; haſt du dabei noch den reſpektabeln Vortheil, daß du es erſetzt kriegſt und es nicht zu bezahlen brauchſt. Dort biſt du außerhalb Schußweite deines Weibes, und Gevatter Schneider und Handſchuhmacher reiſen dir nicht nach. Eile!

Dein

T.

Dorbach lebte neu auf, war doch dies wieder eine Stellung. Nebenbei hatte er freilich einen schändlichen Zorn zu verarbeiten, erstlich, daß man ihm nicht Geld geschickt, und zweitens, daß ihm niemand Kredit machen wollte. Nun am Ende, wenn es sein muß, weiß ein Mann wie Dorbach sich immer zu helfen. Er versetzte die besten Kleider seiner Frau, versilberte die noch vorhandenen Sparpfennige der Kinder und einige alte noch vergessene Familienstücke, reiste ab und ist bis jetzt nicht wieder erschienen bei Weib und Kindern, hat um sie sich nicht gekümmert.

Brüder!

Die sieben Bürglenbrüder oder Bürglenherren werden ihre Erlösung kaum mehr suchen in der Bekehrung eines verlaufenen Literaten und Professoren. Ob man es wohl vernimmt, an wem sie in diesem Jahre ihr Heil versuchen, und ob ihnen endlich Erlösung wird? Ruhe im Grabe wollen wir den wilden alten Jägern wünschen von Herzensgrund; um Ruhe in die friedlosen Gemüther, die da herumirren in der Welt, Streit und Hader säen und daher nirgend ein Genügen finden, wollen wir beten von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe. Der Gott des Friedens möge sich der Armen erbarmen, welche, von Unzufriedenheit gegeißelt fort und fort, eine verbitterte Seele Spießruthen jagt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; er möge sich ihrer erbarmen, ehe der Tod sie faßt, das Grab verschlingt!

Eines

Schweizers Wort

an den

Schweizerischen

Schützenverein.

Vorwort.

Herr von Fellenberg, Alt-Landammann, trug dem Fest-Comite zu Chur bei Ueberſendung ſeiner Gaben an: auf einer von ihm gegebenen Baſis ein feſtliches Wort verfaſſen zu laſſen, und ſchlug dazu den Unterzeichneten vor.

Das Comite ging in den Vorſchlag ein und das Anſuchen gelangte an den Verfaſſer. Derſelbe unterzog ſich der Aufgabe um ſo williger, weil er die hohe Bedeutung des Schützenvereins anerkennt und die gegebene Baſis ſeinen Anſichten nicht widerſprach. Sollte Vielen die Ausführung der dargeſtellten Ideen wie ein frommer Wunſch erſcheinen, ein ſchöner Traum, ſo ſtreiten wir nicht, ſondern fragen: Fromme Wünſche, hat ſie nicht oft Gott erhört? ſchöne Träume, traten ſie nie in die Wirklichkeit?

J. G.

Nachwort.

Von mehreren Seiten aufgefordert, übergiebt der Verfasser nachstehendes sogenanntes Manifest, welches bis jetzt nicht im Buchhandel war, dem Publikum.

Einige Auslassungen, zu denen er berechtigt war, einen Beisatz, der gewünscht ward und der ihm von Herzen ging, ausgenommen, glaubte er an dessen ursprünglicher Gestaltung nichts ändern zu sollen, nicht sowohl aus dem Grunde, weil nichts zu ändern gewesen, sondern weil es so, wie es ist, von denen, welche es hervorgerufen, anerkannt und gebilliget worden.

J. G.

Gottes Rathſchläge ſind unerforſchlich, Welten ſind ſeine Gedanken. Wie dieſe Gedanken ſeinem Willen entſtrömten — zu einer eigenthümlichen Welt ein jeder ward, zahllos, maaßlos den Raum bevölkerten, das hat keines Menſchen Auge geſehen.

Wiederum erzählt uns keines Menſchen Mund die Läuterungen alle, durch welche Gott die Erde gehen ließ, ehe Menſchen ſie bewohnen, bebauen, verklären konnten.

Was Gott gethan, ahnen die Weiſen; aber Einer anders als der Andere. Ob wogenden Waſſern, ob feurigen Wellen die Berge entſtiegen, wie langſam, wie ſchnell ſie ihre Häupter enthüllten, ſie badeten im reinen Blau des Himmels; wie langſam, wie ſchnell des Feuers Wellen erloſchen, die wogenden Waſſer zu der Berge Füßen verrauſchten: das berichtet keine Geſchichte.

Aber über die ſprühenden Feuerquellen, die gährenden Fluthen hob ſich dem Himmel nahe eine Feſte, gegen dieſelben mit Bergen gegürtet; auf dieſer Feſte ruhte des Herrn Liebesblick und mit väterlicher Hand weihte er ſie durch ſeinen reichſten Segen zu ſeiner Feſte. Und dieſe Weihe blieb bis auf den heutigen Tag, und dieſe Feſte heißt das Schweizerland.

Ueber manchem Lande wölbt klarer der Himmel ſich, ſtehet wärmer die Sonne und wehen mildere Lüfte; in manchem Lande iſt ein üppigeres Wohnen, fruchtbarer iſt der Erde Schoos, und Gold und Diamanten ſind die Eingeweide der Berge. Aber über keinem Lande ſteht ſo unverrückt des Herrn Liebe; ſie iſt unſer Polarſtern, der nie untergeht, während über jedes

andere Land die Nacht kömmt, welche ſeine Sonne verſchlingt. Ueber keinem Lande träuft ſo ſtetig des Herrn Segen und wehen ſeine Warnungen ſo milde, iſt ſo ſicher, wird ſo treu bewahrt, was der Herr gegeben; iſt ſo ſtärkend dem Leibe, ſo heilbringend dem Lande, was die Erde bringt, was die Berge gewähren. — Was hier ausgeſprochen iſt, liegt nicht in den Gefilden des Ahnens, iſt nicht den Zeiten entnommen, deren Geheimniſſe keines Menſchen Auge geſchaut; die Liebe des Herrn, ihre ſtetigen Segnungen liegen dieſſeits jener dunkeln Gebiete, einem Strom des Himmels gleich ſchlängeln ſie ſich klar und herrlich durch alle bekannten Jahrhunderte, ſtrömen ja in reicher Fülle an unſern eigenen Augen vorüber in goldenem Wellentanze, ſo daß wir es glauben müſſen, weil wir es ſelbſt ſehen: unſer Vaterland iſt des Herrn Feſte, ſein eigener Blick hat es geweiht zu ſeinem eigenen Lande, und mit ſelbſt eigener Hand hat er es behütet in der Fluth der Völker, in den Strömungen der Jahrhunderte.

Als des Herrn allmächtige Hand immer feſter ſchnürte die Bande der Elemente, floß grollend das Feuer in dunkle Kammern, die Waſſer ſchäumend in ihre weiten Becken; aber noch lange bebte die Erde in Zorn und Groll und fand das ſichere Gleichgewicht nicht. Und es war, als ob in dieſem Beben auch die Völker nicht Ruhe fänden, der Erde Zittern ſie aufjagte aus ihren Sitzen; ſie wirbelten auf der Erde herum wie der Wind die Welle aufjagt aus des Meeres Schoos, ſie peitſcht, bis ſie verrinnt an ödem Strande, bis ſie zerſchellt an zackigtem Felſenriff.

So tobten, als eine neue Fluth, die Völker über die Erde; aber über unſere Berge ſchienen nur einzelne Wellen geſchlagen zu haben und bald wieder Ruhe und Stille eingewohnt zu ſein in des Herrn Feſte. In Stille und Ruhe vom Herrn geſchirmt, wuchs hinter den Bergen ein Völklein auf, der Geſchichte unbekannt, bis es auf einmal heldenkräftig und zornes-

muthig, einem Sohne des Himmels gleich, als ein mächtig gefürchtetes Volk gegen Rom, die Weltbeherrscherin, in des Kampfes Schranken tritt. Einem Strome iſt es vergleichbar, den ein geheimnißreicher Quell geboren, in der Berge Schoos groß genährt, der aber dann als eine mächtige Fluth aus deſſen durchbrochenen Seiten ſtrömt und Schrecken verbreitend in die Ebene ſich ergießt. Aber auch es widerſtand der Sünde des Uebermuthes nicht, dem Verderben des Helden, welches die Kraft der Meiſten brach, wenn ſie am üppigſten ſchien, ehe die Reife des Alters ſie ſchmückte und feſtigte. Das jugendliche Heldenvolk, auf ſeine Kraft vertrauend, verachtete des Herrn Feſte, brach hervor aus der Berge Ring, ſuchte eine wärmere Sonne, ſuchte ein üppigeres Land; aber des Herrn Segen war nicht mit ihm, ſeinen Schirm fand es nicht; es fand Noth und Grab, fand, ſeinen Enkeln zu Nutz und Frommen, des Herrn Zeugniß: daß des Herrn Hand und Liebe über ſeiner Feſte ſei und über jedem, der wohnet in dieſer Feſte und treu ſie wahret in Zucht und Furcht; daß ſie aber nicht ſei über dem, der muthwillig ſie verläßt um einer andern Sonne, eines reichern Landes, eines üppigeren Lebens willen, nicht über dem, der im Vertrauen auf die von den Vätern ererbte Kraft vergißt, was den Vätern die Kraft gegeben. Dieſes Zeugniß prägte der Herr in Blut und Graus durch fünf Jahrhunderte der Geſchichte ein; denn was Menſchen nicht vergeſſen ſollen, muß tiefer als in Erz gegraben ſein, in manch' auf einander folgendes Geſchlecht, und ſchaurig und grauſenvoll müſſen den Enkeln vor Augen ſtehen die Trümmer der väterlichen Thorheit.

Es war, als ob die ausgezogenen Helvetier die Häupter ihrer Berge gebeugt hätten; denn alſobald ſchlugen neu aufgewühlte Völkerfluthen wieder über dieſelben herein, das Land ward eine Wüſte, das Volk ohne Hirt eine Heerde, die zerſtreut in der Irre geht, eines jeglichen Beute!

Wie aber kein Erdbeben ewig dauert und jeder Sturm

zu Ende geht, das Athemſchöpfen nothwendig wird, nach allen gewaltigen Anſtrengungen im weiten Gebiete der Lebendigen, ſo ſänftigte ſich allmählig die Völkerfluth, wenn auch noch lange einzelne Wellen hoch hereinſchlugen über's Land, aber ſie kürzten ſich immer mehr und der zerſchellten folgte immer ſeltener eine andere.

Aber wie nach Waſſerfluth, nach Erdbeben oder Bergſtürzen mit Schutt und Steinen das Land bedeckt iſt, war Europa überſäet mit Trümmern von Völkern, war eine zerbröckelte Welt, und bunt durch einander lag Gleiches und Ungleiches und auch das Gleiche war vom Gleichen getrennt, wie man noch jetzt auf Goldau's Grab Bergblock neben Bergblock ſieht, und jeder ſteht für ſich alleine und zwiſchen allen ſind öde Räume und leere Klüfte.

So bleibt es durch Jahrhunderte im wüſten Felſenthale, wo der Tod wohnet, wo keine Pflanze blüht, kein Vogel niſtet, das Geſtein zu hart, die Lüfte zu rauh ſind für des Mooſes erweichende Kraft, aber ſo bleibt es nicht, wo Leben wohnt, ſo bleibt es nicht auf Goldau's Grab, wo die Pflanze blüht, der Vogel niſtet; die Klüfte, zwiſchen Stein und Stein, alle laſſen ſich ebenen, ſo daß Leben über dem Tode zuſammen wächst. So bleibt es noch viel weniger unter den Völkern, da gährt das Leben fort, auch wenn es ſtille ſcheint, während dem tiefen Athemholen, nach langer Erſchöpfung.

Bald tritt das Leben wieder ſichtbarlich zu Tage, es verzehrt den Tod, es ſcheidet vom Ungleichen ſich das Ungleiche, ſtößt das Widerſtrebende aus, und das Gleiche ſucht das Gleiche und mit dem Gleichen bindet ſich das Gleiche und bildet zu einem neuen eigenthümlichen Weſen, zu einer eigenen Geſtaltung ſich.

Die Revolutionen gebären die Organiſationen, aber Mutter und Töchter haben oft ſo ähnliche Naturen, daß man ſie faſt nicht zu ſcheiden weiß.

Die Revolutionen todten zuerſt in der Erde; ihre Töch-

ter sind unsere Berge, die so frei und frank zum Himmel strebten. Sie tobten unter dem Geschlechte der Menschen; ihre Töchter sind die Völker, wie sie nach und nach sich gestalteten, nach der großen Völkerfluth, und zum Verwandten das Verwandte sich gesellte, das gleiche Leben Trümmer mit Trümmern band.

So bildete sich allmählig aus dem großen Trümmerhaufen die Eidgenossenschaft heraus und durch's gleiche Leben verbunden, stellte sie sich dem Betrachtenden als ein Ganzes dar, wie von Rigi's Kulm hinweg Goldau's Grab, trotz den Trümmern, immer mehr zum blühenden Thale wird; denn zwischen den Blöcken keimet Gras, an den Blöcken herauf schleicht das Moos und wie verschieden das grün gefärbte Leben in der Nähe scheinen mag, ein Leben scheint es doch. So ward auch wieder ein Leben in unserem Lande; das Ungleiche, welches sich nicht binden ließ, ward ausgestoßen, floh, und zur Feste des Herrn ward wiederum unser Land.

Das geschah in den großen Tagen der Eidgenossenschaft, die wir Alle kennen, den Tagen, in welchen der Schweizer es bewährte, daß eine Kraft in seiner Seele glüht, welche in ihrer Art nicht schwächer ist, als die Kraft, welche seine Berge gen Himmel trieb; daß die Kraft auch in seinen Adern rollt, welche in so eigenthümlicher Stärke durch alle Erzeugnisse seiner Länder strömt.

Das waren die Tage, die wie Sterne leuchten in unsere Geschichte hinein, wo der Schweizer Ehrenfestigkeit leuchtete in die treulose Zeit hinein wie ein Gestirn in dunkle Nacht, wo ihre Heldenkraft thronte über den Schlachtfeldern, ihr Name wie ein zweischneidend Schwerdt in die Herzen der Völker fuhr. Das waren die Tage, in denen die Männer lebten, deren Namen schweizerisches Gemeingut sind, zu denen auf, wie zu Ahnenbildern, jeder Schweizer die Augen seiner Söhne richtet, deren Namen aber auch unter den hehrsten glänzen in der Weltgeschichte, am hellsten und herrlichsten

aber wohl — da, wo alle Namen aufgezeichnet stehen, die Großes thaten, weil sie sich selbst vergaßen.

Es waren die Tage, wo Tell vor leerem Hut sein Haupt nicht beugen wollte, sein Kind es aber auch nicht beugte — vor des Vaters Pfeil; wo kühn und fest die Häupter standen, wo Winkelried sich selbst vergaß, seines Weibes und seiner Kinder gedenkend, sein Leben warf in den Speergrund hinein, zur Rettung der Freiheit und des Vaterlandes; wo Erlach Fürstenkraft bezwang, und trotziger Bürger Ungehorsam — durch die Macht seines Namens und die Macht seines Willens, und jegliches Mißtrauen der trotzigen Bürger und feindlichen Fürsten — durch nie getrübte Ehrenfestigkeit, weil auf seinen Namen nie ein Schimmer der schändlichen Lehre fiel, daß, um geträumten Parteivortheils willen Alles erlaubt sei; wo Adam der Camogasker mit kaltem Schwerdte des Kastellans geiles Blut kühlte und Chaldar dem Freiherrn von Fardün, dem Verhöhner seines Hausrechtes, den Uebermuth in heißem Brei erstickte; wo die Helden im Burgunderkriege ihre Schwerdter flammen ließen, daß vor deren Blitzen Kaiser und Könige bebten und der Kühnste derselben vor deren Schärfe sein stolzes Haupt senkte in ein nasses Grab. Ja, das waren die Tage, deren Andenken jeder Schweizer heilig hält, deren Andenken sein Herz erwärmt, seine Seele erhebt, in dieser kalten niedern Zeit!

So entstand in rauchendem Blute allmählig die Eidgenossenschaft; zu einem Volke wurden wieder die, welche des Herrn Feste bewohnten, wie es die Helvetier waren, aber größer, bedeutsamer in der Weltgeschichte, enger in sich selbst verbunden. Wie ein Berg in ebenem Lande erhob sie sich hellstrahlend unter den Völkern der Ebene, ward weithin gesehen, aber von niemand ohne Zorn oder ohne Ehrfurcht; und fremder Herren Knechte sah man herumkriechen an des Berges Fuß und Seiten, und herum um den Gipfel, um mit Zauberspruchen von allerlei Sorten des Berges zornige Kraft zu

ſänftigen oder zu entzünden, und das Eine oder das Andere nach ihrer Herrn Luſt und Nutzen.

Feſt, breit, einem Berge gleich, erhob ſich die Schweiz, und alſo ſtehet ſie noch unter den Völkern Europa's; aber jedem Berge gleich iſt ſie geklüftet mannigfach durch manchen Schlund und Grund, einzelne Zacken und Hörner ſtreben empor, zerriſſene Wände, überhängendes Geſtein drohen den Einſturz. Wer nur von weitem den Berg geſehen in ſeiner Majeſtät, erſchrickt und bebt, wenn er in deſſen Mitte kömmt, die Zerriſſenheit ſieht und wie locker und ſchroff und ſcheinbar unverbunden Vieles durch einander liegt; er fürchtet den Einſturz, er wendet ſich zur Flucht. Doch unverzagt bleibet und bebet nicht, wer die Gebirgswelt kennt; er weiß, daß andere Geſetze walten im Gebirg als am Meeresſtrande, daß ohne Spur Jahrhunderte lang über die Fluh der Wind geht, daß Wind und Wellen alle Tage durcheinanderwerfen den Meeresſtrand.

Nach dieſen großen Tagen kamen die ſtillen Tage. Wie nach gewaltiger Hitze der Regen kömmt, nach ſchwerer Arbeit der Schlaf, nach mächtigem Ausbruch des Feuerberges ſeine Donner ſchweigen, das Feuer ſich legt, die Lava ſteht, erſtarrt, einem Gürtel des Todes gleich, um den Berg ſich legt: ſo kam auch Aehnliches über die im Mittelalter ſo regen Völker, ſo kam Aehnliches ganz beſonders über unſere Eidsgenoſſenſchaft.

Ueber ſie kam es wie Erſtarrung, und das ſtarre Todtenweſen ward Gewohnheit, ſchien Geſetz, daß wenn bloß ein Stein zum andern rollte, männiglich über das ungewohnte Leben erſchrak und des Berges zornigſten Ausbruch fürchtete.

Wir nennen dieſe Zeit eine öde, traurige Zeit, ſie war es; wir nennen ſie eine böſe, verderbliche Zeit, wir irren.

Wie der Winter nicht des Sommers Kraft verzehrt, ſon-

dern des Sommers Kraft bereitet, wie unter des Schnees Leichentuch zur Auferſtehung die Natur ſich rüſtet, geheimnißvoll und unſichtbar die junge Saat ein fröhliches Leben beginnt, und wie die Lava ein ſchaurig Todtengewand iſt, aber verwittert der Schoos des üppigſten Lebens wird, ſo ward jener Zeit eine ähnliche Bedeutung im Völkerleben. Das neue Leben kam nicht wie ein Wirbelwind über die Völker; es regte ſich auch nicht in ſeinen äußern Verhältniſſen, trieb ſie daher auch nicht aus ihren Sitzen; es regte ſich in den Tiefen des Geiſtes; es war ein Bewußtſein der Bande, die dieſen umſchlangen, der Klüfte, die Menſchen von Menſchen trennten, ein Sehnen nach einer freiern Welt, nach einer innigeren Vereinigung des Bruders mit dem Bruder.

In die mittelalterlichen Gewohnheiten hinein brachen die Strahlen der alten Sonne wieder, weckten Geiſter zum Leben, brachen aber auf die ſeltſamſte Weiſe ſich an der nach und nach zum Leben erwachenden Maſſe. Was vom Geiſte ausging, drang in die ſichtbare Welt, ergriff um körperlicher Dinge willen auch die, welche vom Geiſtigen nichts wiſſen, und ein neuer Sturm kam über die Völker und in grauſenhafter Schlacht ſchlug durch manch Jahrzehnt das Alte mit dem Neuen ſich. In Rauch und Dampf war die Welt gehüllt; Organiſationen wechſelten mit Organiſationen, jede entſchwand unter Rauch und Staub, und jede entſtand unter Donner und Blitz; und durch Staub und Rauch drangen die herrlichſten Strahlen des erwachten Menſchengeiſtes. Je mehr die Kriege die Völker zerriſſen, deſto näher kamen ſich die Menſchen, deſto beſſer verſtanden ſich die Geiſter, und je freier die Geiſter wurden, um ſo ſtärker wurden ſie, errangen ſich die lang geträumte Herrſchaft über die Elemente, ſchmiedeten Ketten für dieſe und zwangen ſie, als gefeſſelte Geiſter zu wunderbarem unterthänigem Dienſte.

Der allgemeinen Regung konnten wir nicht fremd bleiben; was Europa durchzuckt, empfinden auch wir. Ein eigen-

thümlich Leben keimte auch unter uns, entfaltete ſeine Schwingen, einzelne Wellen von außen her ſchlugen über unſere Berge, und was die Wellen nicht brachten, das trugen ſpäter die Winde uns zu, die über die Berge wehen.

Die Geſchichte dieſer Zeit näher zu berühren, liegt außer dem Kreiſe dieſer Schrift; wie andere litten und ſtritten, litt und ſtritt auch die Schweiz, was andere fanden, fand auch ſie: aber über das Allgemeine hinaus, ward ihr vor andern eine Gabe, ein Zeichen eines eigenthümlichen Lebens und der beſondern Huld des Herrn, ward ihr ein Born des reichſten Segens; und von dieſem zu reden iſt Zweck dieſer Schrift.

In der Zeit der geiſtigen Aufregung, in dieſen Tagen des Erfindens waren es nicht die Schweizer, deren Geiſte die hellſten Funken entſprühten, die Kräfte des Dampfes ermaßen ſie nicht: die Geſetze der Maſchinen erſannen ſie nicht: aber das Sehnen nach Vereinigung mit getrennten Brüdern glühte im reinſten Feuer in ihren Seelen, weckte das Streben, verwandte Geiſter zu ſuchen, und Klüfte und Schlünde, die zwiſchen Menſchen liegen, zu ebnen, ſie auszufüllen mit brüderlicher Liebe; und wenn auch kein Schweizer einen neuen Stern entdeckte oder des Mondes Beſchaffenheit ergründete, ſo waren es doch Schweizer, die zuerſt in trautem Vereine zu höherem Streben ſich zuſammenfanden. Aber was dieſes Sichfinden damals war, ermiſſet man nimmer.

Wer hat nicht ſchon ein grünes Kornhälmchen geſehen, deſſen Häuptlein durch den Schnee brach, deſſen lieblich Grün ſo ſeltſam abſtach gegen das weiße Schneefeld, dem ſo allein der Tod drohete in der nächſten Nacht und der rauhen Luft; und wo die weite Schneefläche war, breitet nach wenig Tagen ein großes grünes Saatfeld ſich aus; und wiederum fällt ſo ſeltſam auf der wenige Schnee, der an der Sonne ſerbet und nach wenigen Tagen gar nicht mehr ſein wird.

Auf ödem, ſchwarzem Lavafelde wächst ein Pflänzlein auf

das erſte in ſchwarzem Steingerölle; man möchte weinen um das arme Pflänzlein, das ſo lieblich ſteht in der ſchwarzen Oede. Aber wenige Jahre, ſo haben Menſchen und Gott im wüſten Graus eine neue Welt geſchaffen, und einzelne mächtige Steine nur geben Zeugniß, wie es war vor Zeiten und wie es ward durch Menſchenfleiß und Gottes Macht im Laufe der Zeiten.

In wilder Felſenkluft ſproßt eingeklemmt in hartes Geſtein unſcheinbar und dürre ein klein Geſträuch. Des Herrn Vögel oder des Herrn Winde hatten den Samenſtaub hingetragen, oder es war entſtanden nach des Herrn Willen und über der Menſchen Verſtand. Aus dem unſcheinbaren Geſträuche wächst ein klein Röslein empor ſo wunderlieblich, ſo wunderzart, trotz des harten Geſteines, an deſſen Bruſt es liegt trotz der rauhen Lüfte, die es tränken. Die Sterne koſen mit ihm, der Mond wirft ſeinen lieblichſten Schein auf daſſelbe; aber keines Menſchen Auge ſah daſſelbe, keines Gärtners Hand pflegte es. Und lange blieb das Röslein alleine und manch Röslein verblühte alleine. Aber die Wurzeln verwittern nicht, Jahr um Jahr — wenn die Sonne höher ſteiget, blüht es neu, aber nicht immer alleine. Rings um daſſelbe ſproſſen neue Geſträuche auf, und aus den neuen Geſträuchen blühen auch neue Röslein und nach Jahren, welche der Herr zumißt, deren Zahl er alleine kennt, iſt zu einem blühenden Garten das ganze Felsbeet geworden. Röslein reiht an Röslein ſich und hoch und herrlich preiſen ſie **Den,** deſſen Hauch ſie erſchaffen, deſſen Hand auch über ihnen waltete.

Einundachtzig Jahre ſind es, daß eine ſolche Pflanze ſproßte im harten Geſteine unſeres Vaterlandes, in den rauhen Lüften der damaligen Zeit. Alle Jahre blühte ſie, manches Jahr alleine, aber nicht immer; wo ſie alleine war, iſt jetzt eine Blumenwand und ihr Duft ſteiget auf zum Himmel.

In den begabteſten eidgenöſſiſchen Geiſtern, in ſolchen, in welchen vor allen das Walten Gottes ſich offenbarte, entſtand ein Sehnen nach einer Vereinigung, welche nicht abhängt vom

Gebirg oder Waſſer, von längſt geſetzten Gränzen oder geſtrenger Herren Willen, ſondern von der Stimmung der Geiſter, dem gleichen Wünſchen und Sehnen, dem gleichen Willen und Ringen.

Das aber war ein verwegen Sehnen, vermeſſener als des zarten Kornhalms Beginnen, welcher der erſte den Schnee durchbricht. Aber wie dieſen eine unwiderſtehliche Kraft, die nicht frägt nach Gefahr und Noth, zu Tage trieb: ſo iſt auch das rechte Sehnen in des Menſchen Bruſt eine Gewalt, welche ihre Wünſche durch alle Gefahren ins Leben ſetzet, durch das Eis der Zeit und ins harte Geſtein hinein ihre Wurzeln ſchlägt.

Schüchtern und geheimnißvoll verabredeten die edelſten Eidsgenoſſen eine Zuſammenkunft im Bade Schinznach. Ein beiſpielloſes Unternehmen war es vor einundachtzig Jahren, daß ſonder Geſchäfte und Krankheit, ſonder obrigkeitliche Sendung oder Erlaubniß, erleuchtete Männer in einem Bade zuſammentraten. Als ſie es unternahmen, ſchlug wohl Allen das Herz, es umwehte ſie geheimnißvoll, wie die Blätter liſpeln, ehe der Sturm beginnt. Sie werden geglaubt haben, es umwehe ſie der obrigkeitliche Zorn; ſie dachten nicht, daß es die Stimmen der Altvordern waren, die ſich freuten ob ihrer Enkel Beginnen. Ein Grauen mochte ſie wohl alle durchrieſeln, als ſie auf die geheimnißvolle Fahrt ſich wagten, die nicht viel weniger war, als ein neues Sichſuchen auf Grütlis geheimnißreicher Matte. Als ſie das Blümchen pflanzten, mögen wohl Ahnungen ihre Herzen geſchwellt haben; aber was es werden ſollte, ſeine Fülle, ſeine Bedeutung, das träumten ſie doch wohl in ihren kühnſten Träumen nicht.

So quillt das Größte und Herrlichſte, durch Gottes Kraft hervorgetrieben, aus den Tiefen der Seele faſt bewußtlos; der Menſch ahnt, was er thut; aber weit über ſeinen Geſichtskreis hinaus wachſen die Folgen ſeiner That, und nicht ſelten bleibt unbedeutend und verkümmert elendiglich, was der Menſch mit

großem Pompe in die Welt ſtellt, als das Größte in Rechnung bringt.

Die meiſten der Männer, welche dieſe Zuſammenkunft verabredet hatten, verbargen ihre Reiſe, nachdem ſie vielfach gewarnt worden, verließen heimlich die Mauern der Städte, ſchlichen halb verkleidet geheime Wege. Die Freunde zagten, die Weiber weinten, auf die Stirnen der ſchlafenden Kinder fiel eine heimliche Thräne des Vaters, welche weder Freund noch Feind ſehen ſollte; der Abſchied wurde genommen, faſt wie auf Leben und Tod, faſt wie Zwingli ihn nahm, als er ritt nach Kappels verhängnißvollem Grunde. Aber verſchieden ſind des Herrn Wege und unerforſchlich ſeine Rathſchläge; hier führt er zum Tode, dort zum Leben, und es weiß es der Eine nicht, und es weiß es der Andere nicht.

Es iſt ſchon geſchehen, daß da, wo man vor Zeiten ſteile Wände ſich ſenken ſah in finſtern Abgrund, wo man kühne Kletterer klimmen ſah über dem Abgrunde, ihres Todes jeden Augenblick gewärtig, man jetzt breite Heerſtraßen ſich ziehen ſieht in bequemer Beugung, kühne Brücken ſieht in mächtiger Wölbung, und eine ſorgloſe frohe Menge, welche hinüber und herüber wandelt in mannigfachſtem Verkehr.

Gerade ſolche Kletterer waren die, welche im Jahr 1761 unter Bangen und Sorgen nach dem Bade Schinznach ſich ſtahlen, Schinznach zu einem neuen Grütli weihten. Was auf dem Grütli am Vierwaldſtättерſee vorberathen ward, das ſetzten am nächſten Neujahrsmorgen die Rather ins Werk; was im Grütli an der Aare Strand gepflanzt wurde, das brauchte ein Jahrhundert, um zu keimen und zu reifen.

„Helvetiſche Geſellſchaft“ nannte ſich dieſer Verein. Sie blieb lange das einſame Blümlein im Gebirge und blühte in Demuth fort; ſie wurzelte alle Jahre feſter trotz rauhen Lüften und hartem Geſteine, und weit umher erquickte ſie mit dem Hauche kräftigen Lebens die Seelen, aber unbemerkt, ſich ſelbſt faſt unbewußt.

Der Tag des Zuſammentrittes der Geſellſchaft war der Wonnetag der Männer, die ſie bildeten. Jeder ſog ſich die Bruſt voll Schweizerſinn, voll Begeiſterung für Vaterland und Menſchenwohl, trug den gewonnenen Sinn heim hinter ſeine Berge, in ſeine Thäler, ſtrömte ihn dort befruchtend aus im Kreiſe ſeines Wirkens. Wenn ſie ſo einzeln kamen aus dumpfen Städten, abgelegenen Thälern, einſamen Berghalden, wo jeder ſein beſſeres Leben kaum zu friſten, den Muth nach etwas Beſſerem zu ſtreben kaum zu erhalten vermochte, und nach und nach groß ward der Ring der Männer, und jedem einzelnen es ging wie dem ganzen Verein, jeder ein hartes Ringen hatte mit der ſchweren Zeit, und doch alle bewahrten den heiligen Glauben an die höhere Beſtimmung des Menſchen und an den Willen des Herrn, daß es beſſer werde im Vaterlande, und in Allen der Muth feurig loderte, dem Herrn in Treue zu dienen, zum heiligenden Werke beizutragen, jeder an ſeinem Orte und nach ſeiner Kraft; ſo ward jeder wieder zuverſichtlich in ſeinem Geiſte, und ſtärkte den Glauben an die beſſere Zukunft des Vaterlandes. Er wußte nun, daß ſein Thun kein vereinzeltes ſei, daß ſein Wille, ſein Sehnen noch in hundert Herzen glühe, daß wenn es auch nur Sandkorn um Sandkorn bringe zum großen Werke, hundert und hundert Hände ebenfalls Sandkörner brächten, daß was jeder an ſeinem Orte ſchaffe, zuſammenwachſen und ſich wölben werde zu einem neuen Himmel überm Vaterlande.

Wohl weiß der, welcher die ewigen Wahrheiten in's Leben führen will, daß ſein Helfer im Himmel nicht ſchläft und den guten Willen anerkennt, ſeinem Streben ein Gedeihen giebt, früher oder ſpäter. Aber wenn er ſo einſam ſich fühlet auf Erden, niemand freundlich dieſen Willen anerkennt, noch weniger ihn theilt, dann faßt ſo gerne Muthloſigkeit den armen Sterblichen; er wird irre an Gott und ſich ſelbſten fährt dahin mit dem Strome.

Den vereinzelten Männern tagete es, als ſie ſich in

Schinznach zuſammen ſahen. Neu belebt, einer bereichert durch den andern, kehrten ſie heim, legten die gewonnenen Schätze an, ein jeder an ſeinem Orte, und was ſie ſchafften und wirkten, vermag nur der auszuſprechen, der dem Thau des Himmels nachzurechnen weiß, die Leben, die er enthält, die Labungen, die er ſpendet, die Kräfte, die er erweckt.

Dieſer ſegensreiche Verein, einſt unſers Landes köſtlichſter Edelſtein, emporgetragen aus den reichen Schachten des ſchweizeriſchen Gemüthes, an Werth durch die glänzendſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes nicht übertroffen, war unter allen Vereinen der Erſte. Lange blieb er es, bis ſein Vorbild noch andere erweckte, nicht in der Schweiz nur, ſondern auch in Europa.

Wo in einem Zweige der Wiſſenſchaft, oder in einer Richtung des Lebens friſcher Athem wehte, da traten eidgenöſſiſche Männer zuſammen, theilten brüderlich ſich mit, was jeder erfahren oder erſonnen. Sie fühlten, wie in der Einheit unbezwingliche Kraft liegt, ſie legten die Probe ab, daß je tüchtiger Einer für ſich iſt, er um ſo mehr die Vereinigung mit Andern ſucht und in der Einheit ſeine Kraft geſteigert findet. Sie gewannen Alle an Wiſſen, an Einſicht; die Vereine mochten eine Richtung haben, welche ſie wollten, ſo brachten doch alle einen Gewinn, und der war der größte: ſie brachten die Ueberzeugung, daß überall zu Berg und Thal wackere Männer wohnen, ſie brachten den Glauben der Schweizer an den Schweizer, ſie brachten das Ahnen eines Schweizerlandes, in welchem alle innern Schranken gefallen, alle Klüfte ausgefüllt, alle Zacken verſchwunden, weil über allen irdiſchen Spalten die Geiſter ſich gefunden.

Dieſe Vereine zogen ihre Kreiſe vorzugsweiſe unter den Männern, welche einen Zweig der Wiſſenſchaft oder der Kunſt mit Liebe pflegten (dieſe Vereine wurden hauptſächlich im übrigen Europa nachgeahmt), oder aber unter denen, welchen das Volk der Gegenſtand ihrer reinſten Liebe war, die Förde-

rung seines Wohles das Ziel ihres Strebens. Die Männer aus beiden Klassen fanden sich zumeist unter den gebildeten, vorzugsweise unter den mittlern Ständen. Es giebt eine Klasse überall und auch bei uns, die aus dem Volke herausgewachsen ist, sich daher nicht mehr zum Volke rechnet, wo ein verschrobener Sinn eine Kluft zwischen ihr und dem Volke gegraben, so daß das Wohl des Volkes ganz außer ihrem Gefühlskreise liegt, das Volk ihr nur erscheint, bald wie ein Brodkorb und bald wie ein Fußschemel. Es giebt einen engen Sinn, der nur nach Kronen und Batzen zu rechnen weiß, nur die Scholle kennt, welche die Hand bearbeitet.

Hieher drang der Sinn der Vereine nicht, in der zu hohen und der zu niedren Brust weckte der neue Hauch kein neues Leben.

Noch aber lag eine große Masse in Schlummer und harrte des Hauches, der sie in's Leben rief; in den Seelen ruhte der ächte Schweizersinn, aber die besondere Richtung, in welcher die vorhandenen Vereine sich bewegten, berührte sie nicht.

Die Gegenstände, mit welchen sich dieselben befaßten, lagen den meisten zu hoch oder zu ferne, außer dem Bereiche ihrer Kräfte, banden also nur die zusammen, welche in der gegebenen beschränkten Richtung sich bewegten, waren aber nicht ein Bindungsmittel für die Masse, für die Nation; auf die Nation träufelte ihr Segen; die Mehrzahl aber wußte nicht, woher dieser Segen kam, so wenig, als sie weiß, woher und auf welche Weise der Thau auf die Pflanzen kömmt.

So waren die Vereine wohl National-Eigenthum, aber national waren sie nicht, d. h. die Nation genoß ihre Frucht, aber ihren Werth kannte sie nicht. Das geschieht wohl oft, daß der eigentliche Nationalschatz mitten in der Nation vorhanden liegt, ja vor ihren Augen liegt; aber ihre Augen sehen ihn nicht, sie sind gehalten, bis Gottes Finger sie berührt, bis er den Schlüssel zu der Kammer, die ihn birgt, der Nation in die Hände legt.

Da fand der Zufall, der Instinkt, ein glücklicher Einfall zu guter Stunde, so pflegen nämlich die Menschen zu nennen, was Gott an uns thut, das wahre, das einzige Bindungsmittel, um welches die Nation sich sammeln konnte, zum großen Vereine, welcher die Masse umschlang, die keiner besondern geistigen oder künstlerischen Richtung sich hingab, aber doch den ächten Schweizersinn schlummernd trug in ihrer Brust, sich sammeln konnte zu einer Einheit, trotz Flüssen und Gebirgen, sich sammeln konnte in dem Bewußtsein, daß sie alle Söhne eines Vaters, Kinder einer Mutter sein, trotz der verschiedenen Redeweisen, trotz der verschiedenen Beinamen, sammeln konnte um die Ueberzeugung, daß überall, so weit schweizerische Marchen gehen, schweizerische Männer seien, ihres Namens würdige Träger, Segen spendend im Frieden in stiller Demuth, todesmuthig im Kriege in alter Heldentapferkeit.

Was konnte aber dieses Bindungsmittel anders sein, als die Nationalwaffe, als der Stutzer?

Noch ist dem Schweizer die Freiheit sein höchstes irdisches Gut, noch lebt in ihm der Sinn, es zu wahren, und die Kraft dazu, und darum liebt er auch und ehret, was sie ihm soll wahren helfen, was seiner Kraft zur Hand sein muß; er liebt seine Waffe. Diese Waffe ist ihm jetzt das schwere Feuerrohr, zu welchem ein klares Auge, eine sichere Hand gehören, beide des Schweizers angebornes Eigenthum. In dieser Waffe liegt zugleich etwas Geheimnißreiches, Wunderbares, welches zu jeder Zeit seine besondere Gewalt üben wird über der Menschen Gemüther; ein fernes Ziel zu treffen, den Tod in die Weite zu senden mit sicherer Hand, daß das erzielte Opfer fällt, wie vom Blitz aus Gottes Hand getroffen, unerwartet und ohne Abwehr, hat etwas Götterhaftes. Darum ergreift auch das Wunderbare dieser Kunst fast jedes Knaben Herz mit unwiderstehlicher Gewalt: darum fesselt auch in Ehrfurcht unsern Blick, wer dieser Kunst Meister ist.

In hohen Ehren stand diese Kunst schon im Alterthum,

ein Vorrecht der Götter war es, zu treffen mit immer sicherer Hand. Jupiter schleuderte seine Blitze, die Götter und Göttinnen schossen ihre Pfeile ab und fehlten ihre Opfer nicht.

Gepflegt wurde die Kunst, besonders vom deutschen Stamme; ausgezeichnet in derselben blieben seit Tell's Zeiten die Schweizer, die Tellenhand, das Tellenauge vererbten sich.

Es wechselte das Geschoß, aus der Armbrust ward der Stutzer; es blieb die Lust und die Kunst, es wechselte das Ziel: bald war es die flüchtige Gemse, bald der Scheibe Mittelpunkt, allenthalben bewährte sich die gleiche Fertigkeit.

Arme und Reiche zu Stadt und Land wetteiferten in dieser Kunst, denn bei uns dämmte oberkeitliche Furcht sie nicht in einer Gilde enge Schranken. Den Werth dieser freien Kunst erkannte und erprobte man an Unterwaldens Gestaden, am Rothenthurm, zu Neuenegg, in Zürich's Rebbergen und vor allem an der Aare Strand, als wenige Schützen ein ganzes Heer von des Stromes Ufern trieb.

Auch ist sie keine Kunst, die einsam, verborgen getrieben werden kann. Der Schütze kann sich nicht einschließen wie der Alchimist, der in verborgener Werkstatt den Stein der Weisen sucht, wie der Mathematiker, der an die Quadratur des Zirkels den gesunden Verstand setzt. Die Schützenkunst ist eine freie, frohe, eine gesellige Kunst, sie treibt einen Schützen zu dem andern, nicht um einer dem andern etwas abzulernen, sondern um einer mit dem andern zu wetteifern; denn da steht jeder für sich, und auf des Mannes selbsteigenem Geschick, das nicht vom andern zu erlernen ist, ruht eines Jeden Kunst.

Darum erloschen unter uns die Schützenkünste nicht. Die Schützen fanden sich auch sonder Schützenhaus und Schützengesetze, öffentliche Schützenfeste (Schießeten) wurden ausgeschrieben fast an jedem Orte und zu jeder Zeit. Mancher alte Mann, wenn er eine glückliche Stunde haben will, schließt seinen Schrank auf, holt die bunten Säckelein hervor, durch

welche schimmert das blanke Gold, legt daneben die silbernen Gaben, die gewonnenen Waffen, nimmt eins nach dem andern zur Hand, legt eins nach dem andern wieder hin, schaut träumend auf sie nieder. An seinem Auge ziehen vorüber die Tage seiner Jugend, seiner Kraft, seiner Liebe, im feuchten Glanze seines Auges schwimmt seine ganze Vergangenheit. Und immer dunkler wird sein Auge, er muß es abwenden, er hat in seinen Lebenslauf gesehen, wie ein Anderer in die untergehende Sonne; noch ist das Auge geblendet, aber bald wird es dunkel, finster; denn am Rande des Thores steht die Sonne, und hinter dem Thore ist das Grab. Die Pforte aber, die aus dem Grabe führt, sieht keines Sterblichen Auge, daß aber eine sei, zeuget an jedem Morgen die aufsteigende Sonne.

Darum aber war die Waffe tausend Herzen lieb, die Schützenkunst geehrt durch's ganze Volk, bei Reich und Arm, zu Stadt und Land, und der Stutzer die bedeutungsvollste Zierde eines Schweizerhauses. Wo man einen Stutzer hängen sah an der Wand, da wohnte auch ein Schweizer, das wußte man.

Der Gedanke, einen schweizerischen Schützenverein zu stiften, einen Schützenbund, gehört daher unter die Gedanken, von denen der Mensch nicht weiß, woher sie kommen, noch viel weniger, wohin sie führen. Der, welcher zuerst ihn aussprach, wußte sicher wohl, was er sagte, aber das Bäumlein, welches er pflanzte, kannte er kaum.

Aber auch nur in eine Schweizerseele konnte dieser Gedanke kommen und nur in schweizerischem Boden Wurzel fassen. Wer in einer Monarchie geboren wurde, dem lag der Gedanke eines Vereines, welcher das ganze Volk umfaßte und bewaffnete, außerhalb seiner Gedankenreihe, er lag ihm im Gebiete des Wahnsinns.

In keinem Lande hätte man harmlos den Gedanken aufgefaßt und Wurzel schlagen lassen, das Volk bewaffnet zu

verſammeln, ohne Führer und nur in der Ordnung, welche es ſich ſelbſten gab. Kaum hätte in einer Monarchie das Gefühl für Ordnung und Anſtand die Maſſe ſo durchdrungen, daß ſie frei und froh, unbewacht und unbezwungen, in den Schranken des Geſetzes ſich bewegt hätte, während die Macht in ihren Händen lag, der Wein in Strömen floß. Wie wäre es erſt in Amerika gegangen, wo die Repräſentanten des Volks ſich wie Buben am Boden wälzen oder wie Spitzbuben auf einander ſchießen!

In jedem andern Lande wäre ein ſolcher Verein entweder unterdrückt worden, oder er hätte ſich ſelbſt zerſtört.

Bei uns aber ſchlug dieſer Gedanke Wurzel und wuchs herrlich auf, doch nicht raſch und auf einmal. Im Schweizerlande iſt der üppige Boden nicht, der über Nacht Pflanzen treibet, unter deren Schatten am folgenden Tage Menſchen ruhen können; wir haben ein ſteinern Land, und was wurzelt, wurzelt langſam. Aber ſind die Wurzeln einmal getrieben in's harte Geſtein, dann werfen Sturmwinde den Baum nicht um, dann ſplittern die Aexte, welche an die Wurzel wollen.

Mehr als zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit der Verein begonnen, die großen Nationalſchießeten, die Schützenfeſte ihren Anfang genommen; aber erſt jetzt durchdringt die Theilnahme das Volk, umfaßt in immer weitern Kreiſen die Schweizer allzumal mit magnetiſcher Kraft, einem lebendigen Mittelpunkte gleich, zieht die Nation trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, trotz Cantonsnamen und Vorurtheilen an, und gründet durch Erweckung des ächten Schweizerſinnes die wahre Einheit, welche über allen Formen und Gewalten ſteht, in Friede und Noth die gleiche iſt, nicht untergeht, mögen Gränzen ſich ändern oder Verfaſſungen. Ja, dieſe magnetiſche Kraft reicht nicht bloß bis an des Landes Gränzen, ſie geht weit über die Gränzen nach Süd und Nord, in heiße und kalte Länder, geht über weite Meere hin, geht ſo weit als Schweizer wanderten, weckt in der fernſten Ferne

das Sehnen der Söhne des Landes nach der Mutter, fesselt also die entfernten Söhne neu an's alte Vaterland, und aus allen Gegenden der Welt und über die breiten Meere her kommen Pfänder der Liebe und Treue und bringen Kunde, daß die Kinder die Mutter nicht vergessen, die Mutter auf ihrer Kinder Treue zählen könne zu jeglicher Stunde.

Anfangs zogen die Schützenfeste nur die Schützen an, und außer den Schützen höchstens die, welche gern einen lustigen Tag mitmachten, wo nur die Gelegenheit sich bot, und wer unter diesen letztern einen bekannten Namen hatte, verbarg ihn, wenn er konnte.

Nicht unbedeutend waren schon anfangs die Preise; aber sie kamen zumeist aus der Schützen eigenen Säcken: die wenigen Ehrengaben kamen von den Behörden des Ortes und des Staates, in welchen der Schießet abgehalten wurde, und waren oft nur die Früchte mühseliger Berathungen. Jetzt strömen an die Feste Männer und Frauen aus allen Gauen, Ehrengaben aus allen Cantonen, aus allen Ländern, in denen Schweizer wohnen. Zur Ehre des Festes sein Scherflein beizutragen, öffnet sich so manche Hand, welche nie den Stutzer getragen. Des Festes Herrlichkeit zu sehen, zieht so manchen Mann nicht nur, sondern auch so manches Weib, die nichts wissen von Schützenkrauch und Sitte. Dem Feste ein Wort zu weihen, Zeugniß zu geben von dem, was im Herzen brennt, treibt so manchen Mann auf die Rednerbühne, dessen Name einen guten Klang hat im Vaterlande, der weder ein Schütze ist noch die eigene Rede nöthig hat zu eigener Verherrlichung. Aber des Tages begeistertes Weben öffnet den lebendigen Quell in seiner Seele, und aus derselben strömt über die Tausende durch seine Rede ein begeisternder Hauch.

Und warum sollten nicht so viele Tausende dieses Festes Herrlichkeit zu sehen trachten, und wem das Trachten gelingt, glücklich gepriesen werden? Wird das, was hier zu sehen ist,

anderswo geschaut im Schweizerlande, anderswo in der weiten Welt?

Hier sieht man flattern alle Fahnen unter einer Fahne, sieht über allen Schweizern den gleichen Geist, den Geist des Festes, den Geist des Vaterlandes, und dieser bringt über alle eine Einheit, die man so sehnlich wünscht und nirgends sieht, so sehnlich sucht und nirgends findet.

Man sieht keine Klüfte mehr, welche die verschiedenen Meinungen ziehen zwischen den Menschen. Man sieht nicht Schwarze, nicht Weiße, nicht Rothe, nicht Städter, nicht Länder, nicht Zürcher, nicht Berner, man sieht Schweizer, von einer Freude erfaßt, von einem Gefühl gehoben und getragen, und dieses Gefühl ist das Nationalgefühl. Was sonst in des Herzens tief unterstem Grunde schlummert, jetzt kömmt es zu Tage hell und klar: es ist der Brudersinn, der im Volke ruht, wenn auch die Leiter uneins sind, es ist die Freude des Schweizers am Schweizer, der Glaube des Schweizers an den Schweizer, wenn auch Bitterkeit und Groll durch die Wipfel der Spitzen rauschen; es ist die Gewißheit, daß das Volk in Liebe und Treue, seinem innersten Wesen nach — über allen Parteien steht, daß die Zeugnisse, welche man dagegen anführen will, die Organe der öffentlichen Meinung, wie sie sich selbst zu nennen belieben, die Zeitungen voll Streitigkeit und Schmähung nichts sind als Abzugsgräben, durch welche das Unreine fließt vom Reinen weg, so daß, je häßlicher der Koth ist, den sie wälzen, um so reiner der Acker wird, aus dem sie fließen.

Hier sieht man ein wahrhaft mannhaft Volk, jedes Glied desselben in sich das Bewußtsein tragend, daß in seiner Hand die Sicherheit seines Vaterlandes liege, in seiner Hand dessen Ehre. Daher die Ehrenfestigkeit eines Jeden, der Anstand, mit welchem die Massen durch einander strömen, die Mäßigkeit mitten im Jubel, die Sicherheit ohne Polizei und Staatsgewalt. Man sieht, was bei uns (allenthalben, z. B. in Amerika, wäre es nicht so) aus dem Menschen wird, wenn man

ihn als ehrenwerth ehrt; wie der Niedrigste gehoben wird, wenn man in ihm den Menschen achtet, ihm Kreise öffnet, deren Rechte er nicht hatte, deren Pflichten er daher auch nicht kannte. Wer an einem solchen Schützenfeste als ein Mann einhergeht, der sich zu meistern weiß, von dem darf man auch hoffen, das er als ein Mann stehen werde in der Schlacht, daß er ein Mann in seinem Hause sein werde, der sich selbsten ehret, wie er von Andern geehret ward.

Man sieht, was man sonst nirgends sieht, als theilweise in unsern Verfassungen auf dem Papiere, hier veranschaulicht im Leben. Man sieht den Reichsten wie den Aermsten, das Standeshaupt und den Hirten Theil nehmen an einer Sache mit dem gleichen Rechte, der gleichen Freude, der gleichen Einigkeit; mit dem gleichen Rechte stehen sie im Schießstande, mit dem gleichen Rechte sitzen sie hinter der Flasche am Tisch; wie mit Seinesgleichen geht der Schütze mit dem Lader um, aus einem Glase trinken sie, aus einem Stutzer schießen sie. Es wird Einem, als sei man an einem altschweizerischen Freudentag, wo in ächter Brüderlichkeit die zusammen sich freuen, die eingeschmolzen haben in heißer Schlachtenglut alle Unterschiede, und einer dem andern sich bewährt als Freund und Retter.

Dieses Schauen geht über jedes andere, es gewährt nicht nur eine Nationalfreude, sondern eine allgemeine, eine rein menschliche. Hier kann man sehen, wie ein Volk ein Herz und eine Seele wird, auf welchem Felde es eins werden kann und einer dem andern gleich, und zwar ohne chartistische Greuel, ohne kommunistische Träume.

Das Fest, welches wir hier vor Augen hatten, ist das Solothurner Schützenfest im Jahr 1840.

Dort war es, wo so manches Schweizerherz aufjauchzte in lauter Freude, so Mancher von einer Erhebung sich erfaßt fühlte, die er nicht gekannt. Auch unter grauen Haaren füllte sich manches Auge mit Thränen, und es dankte Gott, der solche Tage heraufgeführt, die man nicht zu schauen gehofft

hatte auf Erden, die man nicht gehofft hatte in einer Zeit, welche so sturmbewegt war, in welcher die Herzen so zerklüftet schienen.

Aber wie Gott — und Gott ist es ja doch, der jeden Tag heraufbringt mit allem, was darinnen ist — Todte auferwecken kann, so kann er auch mitten unter Schutt und Graus hervor die schönsten Blumen ziehen, kann auftauchen lassen mitten im Weltengebrause eine liebliche Insel, kann sie schützen mit Felsenriffen, kann sie schmücken mit Herrlichkeiten aus seiner Hand. Aber nicht nur dankte der Greis dem, dessen Huld die Tage ihm noch heraufgeführt in sein Leben, sondern er gedachte auch der Gründer des ersten Vereines, die vor einundachtzig Jahren zu demselben zogen in dunkler Nacht auf verborgenen Wegen mit bebenden Herzen, während zu Hause die Weiber weinten, die Freunde zagten.

Und sie schlichen zu keiner Verschwörung, nicht ein tollkühnes Unternehmen zog sie zusammen, es war nur ein stilles Weh, ein Sehnen nach Trost, nach Hoffnung, daß das Schaffen an einer bessern Welt keine Thorheit sei.

Wenn der Herr, so dachte der Greis, ihnen allen öffnete die Feste des Himmels, in allen ihren Beziehungen zu schauen die Herrlichkeit dieser Tage, wie müßten ihre Herzen in seliger Wonne schlagen, wenn sie die Ernte erblickten, die aus ihren treu gepflegten Saaten emporwachsen und reifen wird; wie würde es ihnen ums Herz werden, wenn sie sehen könnten, wie mit dem Stutzer bewaffnet, unter Kanonendonner und Trompetenklang die Tausende, in stets wachsender Zahl zum freien Feste ziehen, wie brüderliche Grüße die Brüder ab den Bergen und aus allen Thälern bewillkommnen, wie die freie Rede sich ergießt nach Herzenslust über alles, was eines Schweizers Brust bewegen kann, und wie die Standeshäupter dabei weder zürnen noch beben, sondern mit dem Volke sich brüderlich einen! Wenn sie in den Tausenden erkennen würden den gleichen Sinn, der die ersten Stifter in Schinznach zusam-

mentrieb in Gefahr und Angst, einen Sinn, der seit ihrer Zeit zu einem Gemeingut geworden, das in mannigfacher Form hervortritt, aber in jeder Gestaltung anerkannt, geehrt wird als die Blüthe des Vaterlandes, als die Frucht einer bessern Zeit: wenn sie dieses erkennen könnten, müßte diese Erkenntniß nicht der schönste Schmuck ihrer Krone werden?

Als der Greis dieses dachte, dachte er an den Wandel der Zeit, und was in derselben dem Herrn möglich sei, wie, was er vor achtzig Jahren für unmöglich gehalten, eine Thorheit gescholten worden, jetzt frei und frank, wie von selbst in nie gesehener heimischer Pracht vor seinen Augen stehe; da drang sein Blick sich noch in die fernere Zukunft hinein, jetzt ihm wohl noch ein etwas dunkles Land, welches ihm aber bald die Sonne, welche über der Ewigkeit steht, erleuchten wird. Er gedachte, daß nach den vergangenen achtzig Jahren achtzig neue kommen werden, in welchen des Herrn Kraft und Liebe eben so mächtig sein werden, als in den vergangenen. Er gedachte, wie in diesen neuen Jahren die wohlgepflegten Bäume sich gestalten, und welches Wachsthum gewinnen werde der Baum gesammter Eidsgenossenschaft, so wunderbar behütet in den vergangenen Jahren; daß er in den Schützenfesten jetzt schon ausgewachsen sei, die volle Fülle gewonnen hätte, das konnte er nicht glauben. Was er zu Solothurn ahnte, das ward ihm zur unwandelbarern Ueberzeugung, als die Theilnahme am Schützenfest zu Chur nicht bloß inniger ward durchs ganze Schweizerland, als sie je noch gewesen, sondern auch in immer weitern Kreisen ihre Kraft äußerte, und Pfänder und Zeichen dieser Theilnahme aus allen Weltgegenden herbeiströmten, so daß die Ehrengaben eine nie erlebte Höhe erreichten. Die volle Pracht des Baumes auf Erden zu schauen, ist dem Greisen freilich nicht vergönnt, und die volle Zukunft durchschaut er nicht, über ihr steht ihm die Sonne der Ewigkeit noch nicht unumwölkt; aber er ahnet sie, er ahnet sie um so heller und klarer, je deutlicher des Schützenfestes, des Schützenbundes Be-

deutung und Verbindung ſich ihm vor die Augen ſtellt. Daß dieſe Bedeutung und Verbindung zum allgemeinen Bewußtſein gebracht werde, ſchien ihm nothwendig; denn von dieſem Bewußtſein hängt die Herrlichkeit des eidgenöſſiſchen Baumes ab, wie er ſie ſah in ſeinem Geiſte.

Was er erkannte, was er im Geiſte ſah, das ſoll ausgeſprochen werden; aus ödem Träumen wächst keine ſchweizeriſche Frucht; ſoll ausgeſprochen werden, ſonder Kümmern über das Deuteln der Menſchen; was aus einem Schweizerherzen kömmt, wird doch wohl noch zu Schützenherzen dringen ſonder Deuteln.

Der Schützenverein iſt entſtanden auf dem Boden des ſchweizeriſchen Gemüthes, welches nach der Einheit ſich ſehnt; das Schützenfeſt iſt ein Sinnbild nationaler Einheit nicht nur, ſondern auch der brüderlichen Gleichheit. Was es jedem Schützen insbeſondere, was es der Nation noch werden ſollte damit immer reicher die Fülle ſeines Segens über unſerm Lande werde, dieſes trat auf folgende Weiſe vor die in des Feſtes Freudigkeit gebadeten Augen des Greiſen.

Darum, welches Auge kein ſolches Bad empfangen, wer die Dinge mit dürrem Verſtande zu werthen und ihren Werth in Zahlen zu berechnen gewohnt iſt, der ſieht die Preiſe, rechnet die Koſten, bringt die verſäumte Zeit in Anſchlag, die Unwahrſcheinlichkeit des Gewinnens, bringt auf dieſe Weiſe einen Nationalverluſt heraus und erſchrickt, wenn derſelbe von Feſt zu Feſt größer werden ſollte, wünſcht, hofft deshalb ein gleichſam Zurückwachſen des Feſtes in ſeine urſprünglichen Schranken.

Wie dieſe Augen das Ganze, ſo faſſen andere die einzelnen Theilnehmer ins Auge, eines Jeden beſondere Verhältniſſe, erkennen ſolche, denen Arbeiten nothwendiger wäre als Schießen, die ihren Kredit feſtigen ſollten zu Hauſe, ſtatt zu zielen nach ſo ſelten getroffenen Zwecken, ſtellen ſich ſo manchen geſtörten Hausfrieden vor, ſo manches weinende Weib, verwahrloſete Kinder, ein bitteres Darben daheim, während überflüſſigem

Schwelgen der Väter am Feſte. Auch die, welche ſo ſehen und rechnen, werden einen verdammenden Schluß am Ende ihrer Rechnung finden.

Das, was dieſe ſehen, wollen wir nicht in Abrede ſtellen, gegen die Richtigkeit ihrer Rechnungen nicht Einſprache machen; aber wie es viele Seiten giebt im Menſchenleben, ſo giebt es auch verſchiedene Rechnungen, und wie in jedem Gemüthe die Dinge einen andern Werth haben, ſo giebt es auch verſchiedene Schlüſſe in den Rechnungen.

Allerdings iſt auf Erden nichts rein; das Edelſte wird mit Schwäche gemiſcht, das Reinſte mit Sünde, das Höchſte mit dem Niedrigſten. Allerdings mag manches Weib weinen, wenn mit allem Gelde der Mann zum Feſte zieht, mit Schulden wiederkehrt; allerdings mögen Kinder weinend nach dem Vater fragen, wenn der Hunger ſie plagt und das Brod fehlt; allerdings mag des Hauſes Friede fliehen, wenn ohne Preis in ſtiller Bitterkeit der Vater wiederkehrt und in der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſten mit niemand anderm zufrieden iſt, den Groll über ſich ſelbſt an Andern auslääßt, zur Arbeit den Muth nicht hat; allerdings mag eine tiefe Kluft die Herzen dauernd ſcheiden, wenn in Unzufriedenheit die Eheleute geſchieden ſind, der Mann einen beſſern Sinn heim bringt, das Weib denſelben nicht aufnimmt, ſo daß deſſelben Groll einem Pfeile gleich in Gift getaucht zurück in des Mannes Seele fährt. Allerdings mag eine ungeheure Summe aufgehen und was mit ihr hätte vollbracht werden können, wenn man ſie zuſammengethan, hätte etwas Großartiges zu leiſten vermocht, welches alle Menſchen mit den Augen ſehen, mit den Händen hätten faſſen können.

Das alles geben wir gerne zu. Möchten weinen mit dem armen, verlaſſenen Weibe, den hungernden armen Kindern, weinen um den geſtörten Frieden, welcher jedes Hauſes köſtlichſter Hausrath iſt; wir geben zu, daß dieſes des Feſtes düſtere Seite iſt, und daß des Geldes viel gebraucht wird,

und daß das Geld heut zu Tage keiner Familienhaushaltung mangeln darf: aber daß das Geld alles werth, daß es das Höchste sei, das glauben wir nicht, da gehen unsere Rechnungen auseinander. Wir glauben namentlich in unserm Schweizerlande sollte etwas theurer und werther sein, als das Geld. Zudem ist es nicht das Geld, womit wir unsere Freiheit wahren, den Himmel gewinnen, sondern mit dem, was ich meine. Drum, wenn wir es mit unsrer ganzen Habe erkaufen könnten, so hätten wir einen guten Kauf gethan, und nicht nur zum Heile des Vaterlandes, sondern auch Weib und Kindern zu Nutz und Frommen, zu Nutz und Frommen ihres Leibes und ihrer Seele; sie würden nicht mehr weinen, weder aus leiblicher noch aus geistiger Noth, welche vom schlechten Vater kömmt.

Wo aber sollte dieses Eine der Schweizer eher finden und heim kramen können, als im Ländchen da hinter den Bergen, wo das Eine duftet und wohnet, als da, wo das Land der Treue und des besten Kramens ist? Keinem Sohne eines andern Cantones steht der Bündner an Tapferkeit nach, von der Römer Zeiten weg bis zu den Franzosenzeiten hat er sie im Kriege bewährt; er hat sie aber auch im Frieden erprobt bis auf diesen Tag. Wer streitet wohl so tapfer mit dem Leben, als des rauhen Graubündens rauher Sohn? Er legt nicht die Hände in den Schoos und erwartet das Manna vom Himmel; er streitet mit wilder Erde, wilden Wassern, wilder Luft und gewinnt ihnen den spärlichen Unterhalt ab. Und wer seine Kraft an dieser wilden Dreiheit erprobt hat, zieht in die weite Welt, ringt dort mit der menschlichen Thorheit und gewinnt ihr ab mit unermüdlichem Fleiße des Geldes die Fülle. Aber er erringt es nicht um seinetwillen und verbraucht es nicht wieder in eigener Thorheit; es vergißt der Bündner seines Landes nimmer, er ringt und kämpft im Schweiße seines Angesichtes Jahre lang, um seines Landes willen, und was er erworben, bringt er heim in's nie vergessene Vaterland, der

Biene gleich, die ihre ſüßen Schätze zurückträgt in den Korb, dem ſie entflogen iſt. Und wie mancher Sohn anderer Berge hat es in fremden Landen erfahren, daß der Bündner nicht bloß ſeine Berge kennt, ſondern daß ihm theuer ſind alle Schweizerberge und deren Söhne, daß er die Treue des Schweizers am Schweizer kennt; denn wie mancher fand in der Noth einen Bündner und ſeine Noth hatte ein Ende!

Darum iſt das Feſt gerade am rechten Orte, von woher jeder heimkramen kann den rechten Schweizerſinn, in welchem unſere Einheit liegt und unſere Kraft, in welchem die Gewalt und die Majeſtät liegt, welche uns ſouverän gemacht hat und einzig uns ſouverän erhält. Man täuſche ſich aber nicht über unſern Sinn und meine, wir glauben, der Schweizer Kraft ſei bloß eine blutige, Raum zur Tapferkeit gewähre nur das Schlachtfeld; ihre Treue erprobe ſich nur im Heldentode. Alles was auf Erden reift, muß gepflanzet ſein vorerſt und wachſen der Reife entgegen; vollendet, wie vom Himmel herab, ſpringt nichts zu Tage: ſo entſtand im elterlichen Hauſe jegliche Bürgertugend, und wären die alten Schweizer nicht ſo treu im Vater- und Mutterhauſe geweſen, ſo groß in ihren blutigen Schlachten wären ſie nicht geworden.

Tell iſt der Vater der Schützen, Tells Söhne nennen ſie ſich, zum Vorbild nehmen ſie ihn. Darum Schützen, vergeſſet Eines nicht: Tell hätte ſeinen Schuß, der als der erſte gilt, ſo lange geſchoſſen wird, nie gethan, wenn er nicht ein Tellenkind, einen Buben gehabt hätte, ſeiner würdig, der den Glauben zu ihm hatte, dem Glauben an Gott gleich, daß des Vaters Hand ſein Kind nimmer verletzen werde. Dieſer Glaube iſt größer noch als der Schuß, ehret höher Vater und Kind; aber im Winde kömmt dieſer Glaube nicht, gepflanzet muß er ſein und gepflegt, je einen Tag um den andern vom erſten Bewußtſein des Kindes an.

Du Schütze! haſt du keinen muntern Buben daheim, einen kühnen und trotzigen, einen lieben und treuen? Haſt du ſo

einen, was meinſt du, hat er Glauben an dich, kannſt du ihn auch ſtellen, wohin du willſt, wie Tell ſeinen Buben ſtellte, und ſtünde er dir, wie Tells Bube ſtand, ſonder Wanken und Zagen, weil er den Glauben an dich hat, daß du ihm kein Weh anthun werdeſt! Ohne dieſen Glauben des Kindes wird kein Vater ein Tell. Was meinſt du, hat dein Bube dieſen Glauben? Hat er ihn, ſo freue dich, Vater! Er ſei dir das ſchönſte Zeugniß, daß du ein biederer, ehrenfeſter Vater biſt; denn ſolcher Glaube kömmt eben nicht im Winde, er iſt nur eine Frucht der Vatertreue. Weißt du aber, daß dein Bube einen ſolchen Glauben nicht hat, ſo weine, du biſt ein armer Vater! Forſche nach in deinem Leben, was das Vertrauen dir geraubet, des Vaters ſchönſte Zierde — du wirſt es finden: es iſt die mangelnde Treue. Krame nun den Vorſatz heim, ein treuer Vater zu werden, der das Vertrauen ſeiner Kinder feſſelt. Vermag einer als Vater das Vertrauen ſeiner Kinder nicht zu gewinnen, wie will er es denn fordern dürfen als eidgenöſſiſcher Mann?

Schütze! es iſt doch ſchön, einen Buben zu haben, welchen der Vater ſtellen kann, wohin er will, unter den eigenen Schuß oder unter fremden Schuß, und wie ihn der Vater heißt, geht der Bube froh und keck zum Leben, zum Tode, weil ſein Herz es weiß, daß der Vater das Rechte will, gehe es zum Leben, gehe es zum Tode. Was meinſt du, Schütze, wärs nicht ſchön, ſolche Buben daheim zu haben? Darum bringe heim als Feſtgeſchenk und Preis die altſchweizeriſche Vatertreue, werde ſolcher Buben werth, ſie werden dann auch deiner werth.

Staufacher, den Ehrenfeſten und Milden, der nicht an eigener Noth litt, aber ſchwer an der des Landes, den kennt ihr Alle. Er zagte vor gewaltſamer Abwehr der Noth, er kannte des Verſuches Ausgang nicht, und ein ſolcher bringt gar oft engere Bande und größeres Verderben in's Land und Haus, über Weib und Kind. Wer verſcheuchte ſein Zagen, hieß ihn Gleichgeſinnte ſuchen, wollte mit eigener Hand den

Brand werfen in's eigene Haus, aber nicht mehr dulden die bisher erduldete Ungebühr? — Es war Staufachers edles Weib, welches nicht nur mit dem Mann theilte den Sinn für das Vaterland, sondern ihn kräftigte zur Hingebung, sein Weh zu einem Entschlusse reifte, ihn aussandte, die That zu beginnen. Wäre sie nicht in der Treue und Biederkeit des Mannes ein glückliches Weib gewesen, sie hätte dieses nicht gethan, sie hätte nicht an die Noth des Vaterlandes gedacht, sondern nur an die eigene, sie hätte statt Muth Thränen gehabt, hätte nur Groll gehabt gegen den Mann und darum keinen Sinn für das Vaterland. Nur des biedern Schweizermannes Weib ist eine biedere Schweizerin, nur wo der Mann des Weibes Herz gesund erhält, hat dasselbe für etwas mehr Platz, als seinen eigenen Jammer, hat Platz für die Freude, daß der Mann ein Schweizer sei, und sieht mit Freuden ihn ziehen zu den schweizerischen Tagen, sei es zu freudigem Spiele, sei es zum blutigen Schlagen.

Nur wo in einem Hause eine solche schweizerische Mutter waltet, da ist ein ächt schweizerisches Ehrenhaus; Schweizerblut strömt durch die Adern der Kinder; der Kinder freudiger Sinn wächst zu frohem Muthe auf, erstickt nicht im Grame der Mutter; der Mutter ähnlich werden die Töchter, schweizerische Ehrenmänner die Söhne.

Schütze! hast du ein solches Weib daheim? Hast du es durch Treue dir so gezogen, gestärket zu solchem Sinne durch deine Ehrenfestigkeit: dann Schütze, freue dich, dein Haus ist in guter Hand, steht auf festem Grunde — in deiner Brust ist der Muth nicht bloß ein flüchtiger Schein, er ist eine stätige Flamme, die hier und zu Hause in gleicher Fülle brennt, die im Frieden nicht erlöscht, im Kriege zum verzehrenden Feuer wird.

Freudig bist du zum Feste gezogen, wirst freudig heimkehren; freudig harret deiner dein Weib, freudig empfängt es dich, denn es ehrt und kennt die Gabe auch, die du heim

bringſt, trägt es ſie ja auch in treuer Bruſt, deinen neu geſtärkten Schweizerſinn, den friſch entbrannten Muth zu allem Schönen und Guten.

Haſt du aber kein ſolches Weib daheim, keines das deine Freuden theilt, dich mit Freuden ziehen ließ; hinterließeſt du Groll und Thränen, weißt du, daß ſolche dir noch warten, wenn du heimkehrſt, miſcht dir dieſes Bewußtſein bittere Tropfen in den Becher der Freude, trübt dir ſelbſt den Blick, wenn du den Zweck faſſen willſt, macht unſicher deine Hand: ſo frage dich ſelbſt: verdienſt du es beſſer? Biſt du ein Staufacher, daß an deiner Seite eine Staufacherin gedeihen könnte? Biſt du der Treue und Ehrenwerthe, der Biedere und Fromme, der das Vertrauen ſeines Weibes feſſelt, ſeine Seele erhebt, dem Haushalte Vorſorge thut, den Kindern voranleuchtet in jeder guten Sitte?

Weinen und darben ſie um deinetwillen — warum kömmſt du auf's Feſt? Das hätte kein rechter Schweizer gethan; du biſt ein ungetreuer Mann, und wer im Kleinen nicht getreu iſt, wie ſollte der getreu im Großen ſein; und wer es mit dem eigenen Hauſe nicht gut meint, wie ſollte der es gut meinen mit dem Vaterlande; und wer Weib und Kindern keine Freude opfern kann, wird der wohl Leib und Leben opfern dem Vaterlande?

Man laſſe ſich nicht verleiten durch ödes irres Geſchwätz: Im Hauſe muß beginnen, was leuchten ſoll im Vaterlande; aus dem Hauſe ſtammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater iſt, dem fehlet des alten Schweizers Art und Weiſe, dem fehlet der Heldenmuth, der aus der Seele ſtammt, und was nützet in den Tagen der Gefahr der, welcher nur im Munde liegt? Darum Schütze, wenn der Wein im Becher bitter iſt, von der Heimkehr dein Auge ſich wendet, kein ſchweizeriſches Weib freudig deiner wartet, ſo greife in deine Bruſt, ſuche deine Schuld; du wirſt ſie finden; tilge ſie, ſonſt wird in den Tagen der Freude dir immer bitter der

Wein sein und die rechte Freudigkeit hast du auch nicht in den Tagen der Noth. Hier am Feste gehe der Sinn dir auf für die eigentliche Manneswürde und den Willen trage heim, zu versöhnen die Vergangenheit durch Treue, ein rechter Mann zu werden. Am Feste ward jeder als Mann geehrt, es flog manchen Schützen das Gefühl einer Würde an, das er nie empfunden, und diesem Gefühl entstammte die Würde, und Mäßigung am Feste weiht dasselbe durch wunderbare Männerwürde. Dieses Gefühl nimm heim, Schütze, als die höchste Ehrengabe, und bleibe daheim ein Mann!

Mann sein heißt aber nicht Tyrann sein, nicht leben von des Andern Schweiß, sondern heißt der Stamm sein, an welchem das Weib sich aufrecht erhält, die Kinder sich aufranken, bis sie eigenen Halt erlangen, der Stamm sein, der des ganzen Hauses Bau in Ehren trägt, demselben einen guten Klang gewinnt im Lande, der Kinder reichstes Erbe.

So gekräftigt und erhoben, sollst du heimkehren, Schütze, sollst also bleiben; dann ist das Fest zum häuslichen Segen geworden.

Kommt dann wieder ein solches Fest, so wird diesmal Freude dein Weib ergreifen, es wird dich gehen heißen, wie die Staufacherin ihren Mann nach Freunden sandte, wird freudig deiner Heimkehr harren, die Freude dir gönnen aus Herzens Grund, weiß sie doch, du bringst die rechte Weise des Hausvaters wieder mit, die in erhöhter Lebensfreudigkeit über alle Glieder des Hauses strömt.

Und wenn statt den Tagen der Freude blutige Tage kommen sollen, wenn auf den Bergen Flammenzeichen den Feind verkünden, wenn Tod und Brand in's Land dringen, dann ist es dieses Weib, welches nicht vergeht in Jammer, den Stutzer von der Wand dir reicht, dich gehen heißt zum Schutze des Vaterlandes, einen Kuß dir giebt auf Leben und Sterben, den Buben dir nachschickt, dein treuer Tellbube zu sein, im Streite dir zu helfen, im Tode bei dir zu sein, —

das ſtark, muthig und Gott ergeben Haus und Kinder hütet, aber den Brand werfen würde mit eigener Hand in's eigene Haus, wenn es dem Vaterlande frommen, dem Feinde ſchaden würde. Schütze! was meinſt du, ein ſolches Weib, eine ſolche Schweizermutter, wäre ſie etwas werth? Nur ein Land, welches ſolche Mütter heget, nur ein Haus, in welchem eine ſolche Mutter waltet, ſtehen feſt in des Lebens Brandung; der Friede verzehrt ſie nicht, der Krieg zerſtört ſie nicht. Darum, Schütze, haſt du eine ſolche, ſo freue dich und danke Gott; haſt du ſie nicht, ſo ſchaffe ſie dir. Es iſt der Mann, aus dem das Weib gebildet wurde und noch wird. Bringe den ächten Schweizerſinn heim, werde ein ächter Hausvater, ſo wird dir eine ächte Hausmutter werden; kannſt dein Haus umſchaffen zu einem ächt ſchweizeriſchen Ehrenhaus, auch wenn es nur eine kleine Hütte iſt, die Thüre niedrig, die Scheibe blind.

Schütze! meine nicht, das ſolle eine Kapuzinerpredigt ſein, wie man heut zu Tage Jeſuitenpredigten macht, es ſeien die Worte eines Halbnarren, da auch Worte eines ganz Tollen an dich gerichtet wurden; ein ächter Schütze kümmere ſich nicht um ſolches Zeug, er lache darüber. Schütze, meine dieſes nicht. Der, welcher dieſes geſchrieben, iſt weder ein Kapuziner, noch ein Jeſuit, auch toll iſt er nicht, weder ganz noch halb; er iſt ein ſo ächter Schweizermann, als du einer biſt, hat den Stutzer auch zur Hand gehabt, freilich kaum ſo gut als du geſchoſſen; aber es iſt ſein heiliger Ernſt. Ohne häusliches Glück kein ſchweizeriſches Glück, ohne häusliche Tugend keine Schweizertugend. Es iſt ja eine Quelle, aus welcher beide ſprudeln, es iſt ein Himmel, welchen beide ſuchen.

Nicht landloſes Geſindel war es, welches die Männer auf Grütli's dunkle Matte rief; es war Walter Fürſt, der um ſeine Enkel bebte, es war Stauffacher, der um ſeines treuen Weibes willen kam, es war Melchthal, dem des Vaters

verlornes Augenlicht zum Brand im Herzen ward, ihn spornte zu kühner Wagethat. Es war nicht landloses Gesindel, welches ihrem Rufe folgte; es waren ehrenfeste Männer mit treuem Sinn, welche Väter, Enkel und Weiber liebten, und darum das Kühnste wagten.

Als Winkelried auf Sempachs heißem Felde den Tod wählte zur Rettung der bedrängten Brüder, war es etwa deswegen, weil sein Dasein ein verlornes war, weil er nichts zu verlieren hatte, niemand an ihm verlor? Wer kennt nicht seine großen Worte, mit welchen er aus dem Leben schied, Worte, die so groß als sein Tod sind, welche Zeugniß reden, daß er aus des Hauses stillem Frieden die rechte Schlachtenfreudigkeit brachte in's blutige Feld, daß er erst ein getreuer Vater war, ehe er seine Treue bewährte am Vaterlande. Weib und Kinder vergeßt mir nicht! rief er, als er seine Brust in die Speerwand warf. Darum glänzt sein Name so helle im schweizerischen Heldengestirn, darum aber auch soll sein Zeugniß glänzen über die Enkel hin: daß der rechte Held aus dem rechten Vater wächst.

Ja, es ist des Verfassers heiliger Ernst, wenn er sagt: daß vom Hause aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse, daß wiederkehren müssen in's Haus die alte Tugend und die alte Frömmigkeit, wenn in Rath und Feld der alte Schweizersinn wieder glänzen soll.

Ein neu Geschrei ging durch die Welt und Winde wehten es auch zu uns her, von einer Freiheit, welche die Freiheit des wilden Thieres ist, das Heiligthum des Hauses durchaus zerstört; das Geschrei von einer Freiheit, welche die des Sklaven ist, wenn er seine Kette bricht, in Blut und Graus und jegliche Lust sich stürzt, und nicht die des freien Mannes, welcher seiner Würde sich bewußt, seine Freiheit nicht darin sucht, daß er sich von allen Gesetzen los macht, sondern daß er sich frei macht von jeglicher Leidenschaft, und mit freiem Willen also waltet, wie es der Ehre seines Hauses wohl an-

ſteht, wie er möchte, daß jedes ſeiner Kinder wandeln würde, wie es Leib und Seele glücklich macht.

Es wehten die Winde nicht nur dieſe unglückliche Lehre zu uns herüber, ſondern auch Vorbilder in derſelben. Aber, Schweizer, ſchaut auf die alten Ahnenbilder, nicht auf die neuen Gaukelbilder. Nicht aus Kneipen und Kaffeehäuſern holten ihre Weiſen und Helden die Alten, ſie holten ſie aus ihren Häuſern oder vom Pfluge her, nicht die Schweizer allein, ſondern auch die Römer. Am Pfluge fanden dieſe ihren Cincinnatus, am väterlichen Heerde die Berner ihren Bubenberg; fanden in beiden das treue Herz, das Unbill nicht rächt am Vaterlande, ſeinen eigenen Sinn dem Geſammtwillen unterwirft, und mit des Landes Rettung erlittenes Unrecht vergilt. Das iſt ein ganz anderer Sinn als der, der wegen abgeſchlagenen oder vereitelten Gelüſten Zetermordio ſchreit in allen Blättern, Schmach und Schande häuft über's ganze Land.

Des Herrn Feſte ſei die Schweiz, haben wir geſagt, mit Bergen habe ſeine Hand ſie gegürtet. Aber nicht bloß deswegen gürtete er ſie zu ſeinem Lande, daß ſie frei bleibe von königlichen Ketten, von nachbarlicher Uebermacht, daß ſie bleibe ein Sitz bürgerlicher Freiheit, ſondern daß ſie ſich auch frei bewahre vor den Laſtern der Zeit und ihrer ſchauerlichen Verſchrobenheit, daß ſie bewahre reinen Sinn und reine Sitten, daß ſie bleibe ein Sitz einfacher froher Häuslichkeit. Draußen in der Welt verliert der Reichthum ſeinen Boden, die Armuth das Brod, die Bedürfniſſe des Reichen wachſen über ſeinen Reichthum, die Gelüſte der Armen über alle Schranken; wie die Schlange mit dem Löwen, ringt mit dem Reichthum die Armuth; Laſter und Leidenſchaft kochen immer wilder, ſpritzen bereits hoch auf in Blut und Graus, eine Höllenquelle ſcheint aufgebrochen, zerſtörende Ströme wallen empor. Aber über unſere Berge ſollen ſie nicht ſchlagen, auch gegen dieſen Feind hat der Herr ſie gegürtet; hier ſoll bleiben der Sitz des Genügens, welches übrig haben und Mangel leiden kann, und

beides unbeschwert; es soll der Vater Meister bleiben über die Bedürfnisse des Hauses, wie über die Triebe des Herzens, soll nicht die Bedürfnisse Meister werden lassen über Haupt und Glieder; es soll bewahrt werden neben edler Einfachheit christliche Brüderlichkeit im Geben wie im Nehmen, der Reiche soll nicht zu hoch sein, damit er dem Armen ein Vorbild sei in jeglicher Tugend, während er anderwärts nur zum Verführer in jeglichem Laster sich verdüstert; der Arme soll nicht so tief sein, daß er nicht dem Vorbilde nachzustreben, tapfer mit dem Leben zu ringen vermöge, während er anderwärts, einem Ertrinkenden gleich, jedem Retter an die Beine sich hängt, um in den gleichen Tod ihn zu ziehen.

Das Schweizervolk soll ein lebendiger Spiegel sein, in welchem die Völker der Erde schauen können die Wirkungen von Biedersinn und Frömmigkeit, den Abstand zwischen alten Sitten und neuen Lastern, die Möglichkeit, wie Arme und Reiche, Vornehme und Niedere eines Sinnes sein, brüderlich leben können, trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, und wie dieser Sinn ein Volk auf freie Höhe zu heben vermöge, wo jegliche Kluft schwindet, die Liebe alle Glieder bindet, einem Manne gleich die Nation nach einem Ziele ringt. Klar und weithin soll es gesehen werden können, daß Zwist und Zank nicht kommen von den verschiedenen Färbungen und Ansichten, daß diese nichts sind als Nebel, die aufsteigen aus tieferem Grunde, daß Zwist und Zank steigen aus verdorbenem Herzen herauf, als Leidenschaften brechen in die Welt hinaus, eine die andere hassend und ihre Vernichtung suchend, wie es Sitte ist unter den Höllenkindern; daß Eintracht und Friede nicht kommen, auch wenn man jegliche Färbung tilgen, über einen Leisten alle Meinungen schlagen könnte, wie es vielleicht Franzosenmeinung sein mag, sondern wenn er wiederkehrt der alte, biedere Sinn, die Ehrenfestigkeit, jeder ein treuer Mann wieder wird, dem Pflicht das Thun regelt, nicht Träume und Grillen, der den Glauben

zum Bruder wieder hat, daß er ihm die Führung seines Streites überläßt, welchen er mit ihm vor dem Richter führt, daß in der Heilung des Einzelnen die Einheit des Ganzen liege, so wie in der sittlichen und religiösen Nichtmündigkeit des Einzelnen die feindselige Zerfallenheit des Ganzen.

Darum hat der Herr seine Feste so hoch gestellet, daß sie so weithin gesehen wird, aber nicht nur, daß ihre gewaltigen Berge in die Augen der Völker fallen, sondern daß auch des Volkes Bild erhebend leuchte in alle Gemüther. Darum tränket er die Kinder seiner Feste so rein und kräftig mit seiner Berge Luft. Darum läßt er ihnen sprudeln so rein und kräftig der Berge Quell, damit von Kindesbeinen an der Sinn in ihnen erwache für Reinheit des Leibes und der Seele, damit in kräftigem Körper die reine Seele ein muthig Werkzeug finde zu ihres reinen Willens Vollbringung, so daß, wenn ein siecher Leib den Fremdling treibt, Stärkung zu suchen in der Luft der Berge am reinen Bergquell, er auch seine sieche Seele stärken könne an der Sitten Lauterkeit, an des Volkes Männlichkeit.

Wie der Herr die Ströme unserer Berge sendet nach Süd und Nord, nach West und Ost, die Völker zu verbinden und zu tränken, Leben zu bringen in ihre Länder, so soll strömen aus dem Volke, aus nie versiegendem Urquell, ein reiner, freier, starker Sinn, der die Welt überwältigt und nicht von ihr überwältigt wird, der einem reinen Bergstrom gleich die faulen Dünste in den Niederungen vertreibt, zu einem gesunden Leben die Völker tränket. Aber die Quelle, wie mächtig auch die Wasser strömen durch die Länder, die Quelle, die bleibt im Lande, weiter strebt sie nicht, eine Quelle läßt sich nicht versetzen von einem Lande in's andere Land.

Dieses ist die Bestimmung der Schweiz, dieses die Waffe zum Siege, welche neu der Herr in des Schweizers Hand gelegt; zu derselbigen führen durch Erweckung und Läuterung eines bessern Sinnes Schützenbund und Schützenfest.

Wer kennt nicht die schönen klaren Seen, die Schwestern der Berge, die holden Augen unseres Landes; sie sind es, welche die wilden Söhne des Gebirges, die dunkeln Kinder des Waldes, die Bergströme und Waldbäche läutern, zähmen; was sie den Strömen und Bächen sind, das sollen die Schützenfeste sein dem wilden Sohne des Gebirges, dem trotzigen Thalbewohner.

Der wilde Waldbach läßt im See sein zerstörend Wesen, sein verderbliches Geschiebe klärt sich ab, fließt weiter in besonnener Kraft, wird ein Segen des Landes: so soll der wilde Schweizersohn, dem die alte Kraft in den Adern sprudelt, die neue Zeit ihr aber nicht das rechte Bewußtsein giebt, der den Drang zu mächtigen Thaten in sich fühlt, daher so leicht zu thorrechtem Thun sich hetzen läßt, an's Schützenfest, in des Festes Freude sich läutern und sänftigen. Hier gehen ihm die Augen auf, er sieht eine neue Welt, hier keimt ihm die Demuth auf, unter den Tausenden ist er nur Einer und vielleicht ruht nicht einmal ein einziges Auge auf ihm; wie laut er daheim auch redet, hier lernt er verstummen vor andern Majestäten, hier muß er sich zusammen fassen in die Schranken, in denen alle andern gehen, hier muß er dahinten lassen, womit er sonst groß gethan, was ihm hier aber Schande brächte, und dazu schlägt der Funke, der in jedem Schweizerherzen schlummert, fester und leiser, in Flammen auf, er fühlt, daß er ein Schweizer ist, und stolz hebt sich seine Brust; es ist aber nicht der Eigenstolz, der sie hebt; es ist der Nationalstolz; es ist das Gefühl, daß er das Glied eines Ganzen geworden, daß die Ehre des Ganzen die seine ist, so wie sein Betragen das Ganze ehrt oder schändet. Er fühlt, etwas Großes hat er gefunden, Wächter eines theuren Schatzes ist er geworden, darum faßt er sich zusammen, darüber zu wachen mit offenem Auge, besonnenem Sinn. Er reifet in wenig Tagen, wie daheim in Jahren nicht, vielleicht sein Lebtag nicht; als ein anderer kehrt er heim, bringt neuen Muth in's Haus,

frische Kraft in alle Verhältnisse, Ehrenfestigkeit in jedes Beginnen; der Waldbach hat im See sich abgeklärt.

Darum können um das Fest keine Schranken gezogen werden, frei einem Jeden muß die Theilnahme bleiben, eine Beschränkung läge ohnehin nicht im Kreise der Möglichkeit, ein Versuch dazu würde in's Gebiet gehässiger Willkür führen.

Wohl wirft der Gedanke, daß mancher daheim sein sollte, daß Trauer in manchem Hause ist, während auf dem Feste so große Freude, einen trüben Schein in des Festes Glanz hinein; aber wen sein Gewissen nicht abhält, den halte keine andere Macht ab, denn wer weiß, ob da nicht ein Strahl hineinschlägt in seine Finsterniß, den Funken eines besseren Lebens zur hellen Flamme wecket! Gott faßt auf gar verschiedene Arten den Menschen, führt ihn auf gar verschiedenen Wegen zur Einsicht seiner Schuld; sollte er den Schützen nicht auch fassen können am Schützenfeste?

Wenn ein Elender, dessen Weib darbet, dessen Name Brandzeichen trägt, auch auf dem Gesichte des Unbekannten so leicht bemerkbar, das frohe Wesen, die Ehrenhaftigkeit, die Ehren, die den Ehrenhaften werden, sieht, wenn wie Pfeile Worte aus treuer Schweizerbrust fliegen in seine Brust, wenn er hört, was ein Schweizer soll, wer ein wackerer Schweizer ist, kann da nicht sonder Zaudern und Säumniß hervorbrechen das Bewußtsein seiner Versunkenheit? Vor den Augen stehen ihm Weib und Kinder, heben die Finger ihm auf, schreckliche Zeiger, welche Stunde warte dem ungetreuen Vaterherzen. Da wird es ihm übel, es schwingt der Geist, der den Kain gejagt, seine Geisel; es brennen ihn die Kinderaugen im Herzen, wie ein anderer Blick den Petrus brannte; es duldet ihn nicht mehr, es jagt ihn aus frohen Kreisen; er setzt sich hinter eine Hecke; er lehnt sich an einen Baum, es quillt ihm heiß herauf, wie manchem der Blutstrom quillt aus zersprengten Gefäßen. Aber es ist nicht Blut; es ist die Reue, es ist die Scham, es ist das Leid, es ist die Furcht, die alle drängen

sich herauf, einer schwarzen Wolke gleich, über seine Seele. Wohl ihm, wenn die Wolke in Thränen sich entladet, und aus den Thränen hervor, wie nach dem Gewitter das Gnadenzeichen die Wolken röthet, der Entschluß über seine Seele sich wölbet, ein treuer Vater, ein Ehrenmann zu sein von jetzt an bis in's Grab! Dann hat ihn ja Gott gefunden. So hat er aber schon manchen gefunden, und wem es in Chur so ginge, der wäre nicht der Erste; ja schon mancher Schütze hat ein anderes Herz vom Feste heimgetragen, als er an das Fest gebracht. Damit wollen wir nicht sagen, daß nicht auch andere heimgehen mit dem gleichen verhärteten Herzen, das sie hingebracht. Doch eins konnten sie nicht von sich abwehren, es ist das Gefühl der Scham. Es war ihnen immer, als gehörten sie nicht hieher. Und wenn sie schon zum Schießstande gingen, so duldete es sie doch nicht lange in der Festhütte, sie verkrochen sich bald, wie der Uhu sich verkriecht in des Waldes Dunkel, wie die Schlange sich birget in's moosigte Gestein. Manche besuchten einmal dieses Fest und nicht wieder; sie hatten gefunden, was sie nicht begehrten, und was sie suchten, war nicht da.

Dagegen ist so Mancher nie an dem Schützenfeste gewesen, welcher dessen würdiger Theilnehmer gewesen wäre, dem es so wohl gethan hätte, die Brust sich zu füllen mit des Festes Geist, den ein heißes Sehnen zu dem Feste trieb, aber zu eng waren die Schranken ihm gezogen, zu ernste Pflichten schoben den Riegel ihm vor die Freude.

Es geschieht oft im Leben, daß Gott Einem das Liebste versagt, daß Verhältnisse die schönsten Kräfte zu binden scheinen, aber der Herr will es so, und seine Rathschläge sind unerforschlich und wenn der Herr Kräfte zu binden scheint, so ist es nur, damit andere und bedeutsamere sich entfalten. Es liegt daher auch hier nicht im Reiche der Möglichkeiten, durch Gesetze und Einrichtungen diese Verhältnisse zu lösen, die Theilnahme am Feste jedem möglich zu machen. Aber wo ein

Schweizer einem andern Schweizer die Mitfeier möglich machen kann, ohne daß der Eine oder der Andere eine Pflicht verletzt, wo Einer die Fülle hat, während der Andere nichts hat, da führe er den Bruder an die Quelle, wo heiß und hoch Schweizersinn sprudelt, daß dessen Seele sich stärke an den heilsamen Fluthen, sein Wesen sich läutere in des Festes Wehen; er sei der mitleidige Bruder, der den dürstenden Wanderer in der Wüste führet an die Quelle der Labung. Wer weiß, ob der, welchen du erquickt hast, nicht hundertfältig dir vergilt, was du an ihm gethan in deiner Fülle? Wenn rings um dein Haus Flammen wirbeln und im Hause schläft dein Bube, dein Tellenkind, und er holt es dir, er bringt es dir — hat er dich bezahlt? Wenn ihr neben einander steht im Blitzen der Schwerdter, im Regen der Kugeln, du fällst getroffen, es strömt dein Blut, es schwinden deine Kräfte, der Rosse Huf schwebet über dir, er aber hält aus bei dir, hebt dich auf, schlägt sich aus dem Gedränge, erquickt dich, stillt dein Blut, rettet dich — hat er dich bezahlt?

Darum sei am Feste die Gleichheit beibehalten, es stehe offen dem Armen, wie dem Reichen, es werde nicht gefraget, wer es vermöge, wer es nicht vermöge; aber wo einer es nicht vermag, und das Fest wäre ihm von hoher Bedeutung, da ebne die freie Bruderliebe die Kluft, breche die Schranken, sorge dafür, daß der Schützenbund sich mehr oder weniger verbreite über das Volk, damit abgeklärt, geläutert werde jedes Glied des Volkes.

Dieses soll des Schützenbundes Heil, die Wirkung des Festes sein auf jeden Einzelnen. Senken soll sich ein neuer Geist in die Herzen, und jeder soll ihn tragen heim in sein Haus und hier soll er Wurzeln schlagen und aus den Wurzeln heraus soll des Hauses Friede wachsen und des Hauses Segen, und vom Hause weg soll Friede wachsen und Segen über das ganze Land, Rath und Muth im Kriege, in jeglicher Noth.

So sollen die Wurzeln des Festes sich senken in jedes Herz, solche Frucht sollen sie jedem Einzelnen bringen. Denn nimmer und nimmer dürfen wir es vergessen, und das ist ein Unterschied, der sein soll zwischen uns und andern Völkern, so lange wir Schweizer sein wollen, zwischen der Weisheit unserer Väter und der Lehre, welche in der Welt gilt; daß die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus ist, während andere Völker die Kraft in der Masse suchen und der Masse Kraft in ihrer Größe und ihrer Verkittung. Um den Einzelnen kümmert sich keiner und von keinem wird ein Heil erwartet. Die Folgen dieses Uebelstandes, welcher im weitesten Sinne auch persönliche Freiheit heißen soll, werden einst blutig leuchten über Europa und über Amerika vornehmlich; denn er ist ein unchristlicher und ist geradezu aller brüderlichen Liebe, allem sittlichen Ernste feindselig. Wir Schweizer verwerfen noch solche Lehre trotz mancherlei thorrechtem Geschrei aus zwei entgegengesetzten Enden, wo aus dunkeln Höhlen die Thorheit predigt; uns ist der Einzelne Augenmerk und Hauptsache; jeder für sich soll der Rechte sein, dann wird auch das Volk in Masse als das Rechte sich darstellen.

Dieser Grundsatz ist mehr oder weniger festgehalten in unserer Erziehung und in unserer Gesetzgebung, so weit letztere nicht tollen neumodischen Theorien hat weichen müssen; diese Lehre ist bildlich dargestellt gerade in diesem Feste. Der Stutzer ist die Waffe des Einzelnen, seine Wirkung hängt ab von des Einzelnen Geschick und Tüchtigkeit. Was nützt es, wenn Tausende um ihn stehen, und keiner hat ein gesundes Auge, keiner einen guten Arm, ein gefaßtes Herz, in allen ist der Muth verwelket, des Auges Kraft vergeudet; der Stutzer mit seiner Last hemmt nur die Flucht, überliefert seinen Träger dem Tode.

Der Stutzer will einen Mann, Männer bedarf die Schweiz; darum ist das Fest ein nationales und schlägt doch seine Wur-

zeln bis in's Haus hinab, in's Herz hinein, in jede Hütte, ja, in die Wiege des Säuglings, der zum Tellenbuben erwachsen soll.

Das Fest hat aber noch seine zweite Bedeutung und wie die erste tief hinunterreicht, ja bis in des Säuglings Wiege hinab, so treibt die zweite des Festes Krone über's ganze Land und ihre Spitzen weit über menschlichen Gesichtskreis hinaus, tief in der Zukunft dunkeln Grund.

Dieses Fest zieht die Augen der Masse an, ja zieht die Augen der Landesfehne über's weite Meer herüber und ihre Seelen weilen bei dem Feste; an allen Bergen hallt der Stutzer wieder; zum eigenthümlichen Volksfeste, zum eigentlichen Nationalfeste ist es geworden, denn es zieht nicht nur Schützen an, sondern das ganze Volk, ja selbst die, welche sonst vom Volke sich nicht berühren ließen, zu ihm sich nicht zählten, fühlen durch dasselbe sich bewegt, es ziehet Gaben an weit her aus Schützenhänden, aber auch aus solchen Händen, die nie einen Schuß geschossen.

Darum auch darf seine höhere Bedeutung, welche es ganz besonders durch seine innere Verwandtschaft mit den andern schweizerischen Vereinen hat, nicht länger vergessen scheinen, sie muß wenigstens ausgesprochen werden; ihre Anerkennung kann die edelste Frucht des diesjährigen Festes werden.

Der schweizerische Schützenverein ist nicht der einzige Verein unseres Landes; aus dem gleichen Geiste, der ihn erzeuget hat, sind ältere und jüngere Brüder erzeuget worden, und unter Weh und Angst geboren die ersten, Alle zu des Landes Heil und Ehre.

Wie scheinbar verschiedene Richtungen sie auch haben, wie verschieden die Gegenstände sind, mit welchen sie sich beschäftigten, Eins haben Alle gemein, etwas Wunderbares, Geheimnißvolles. Wer sie besucht, dem wird es, als liege er an der Mutter Brust, als werde er mit süßer Labung genährt und gekräftigt zu einem andern und bessern Wesen. Ja wem ist

nicht oft gewesen in eines solchen Vereines Mitte, wenn die Wellen des Festgeistes über ihm zusammenschlugen, als müßte er seine Brust lüften in kühnem Heldenkampfe, als möchte er den Teufel schlagen mit des Wortes glühender Geisel bis in der Hölle hinterste Ecke, als möchte er weinen und lieben einem Kinde gleich!

Es ist Ein Grundgefühl, welches durch alle diese Vereine strömt, wie aus einem Stamme der gleiche Saft in alle Aeste. Aber diese Kinder einer Mutter, diese Zweige eines Baumes, diese Zeugen eines Geistes — stehen vereinzelt da, kennen einander nicht einmal dem Namen nach, stehen vereinzelter da als die Cantone selbst, denn diese haben doch noch eine Bundesverfassung und eine Tagsatzung und gegenseitige gesetzliche Besuche und vorgeschriebene Komplimente.

Unter diesen Vereinen aber ist unstreitig der größte und stärkste der Schützenverein, wie Hektor unter seinen Brüdern ragt er hervor. Er gehört seiner Natur nach dem Volke an, daher ist er der Verein des Volkes im Allgemeinen, er gehört aber insbesondere allen Schweizern an: die Einen führen den Stutzer, die Andern erwarten Schutz und Schirm von dem Stutzer. Der Scharfschützenverein ist unbestritten der bedeutsamste unter allen andern, denn so wie die Freiheit des Schweizers höchstes irdisches Gut ist, so ist der Stutzer das Sinnbild des Entschlusses, die Freiheit zu wahren Mann für Mann bis in den Tod. Er ist es, welcher seine Anziehungskraft ausströmt, so weit Schweizerherzen schlagen; er ist den Schweizern, was in gewisser Beziehung der Tempel auf Moria den Juden war, derselbe, welcher ihnen das Nationalgefühl erhielt; es war der nationale Mittelpunkt, welcher das zerstreute Volk zusammenhielt, um welchen es sich immer wieder sammelte. So ist es das Schützenfest, auf dessen Altar des Landes zerstreute Söhne die Zeichen und Pfänder niederlegen, daß sie die gemeinsame Mutter nicht vergessen.

Wie schriftliche Kapitulationen, von denen man aber nicht

weiß, ob sie werden gehalten werden, die in fremdem Dienste gebundenen Schweizersöhne verpflichten und berechtigen, in's Vaterland zurückzukehren, wenn Krieg ihm droht, so zieht der Schützenbund freiwillig, unwillkürlich, sonder Kapitulation und Vertrag, die Söhne zum Schutze der Mutter herbei, wenn die Gefahr kömmt. In diesen Tagen würden aus allen Gegenden der Welt Tausende zurückströmen in die Feste des Herrn, würden wetteifern in der Treue mit den eingebornen Söhnen, würden freudig an der Mutter Rettung ihr Leben setzen. —

Darum ist es auch an diesem Vereine, die andern Vereine zu sammeln um sich, mit brüderlichem Bande sie zu umschlingen, in einen Strom zu leiten die einzelnen Kräfte, zu vereinigen das große, aber zersplitterte Nationalgut, die edlen Kräfte seiner Kinder, eine Einheit zu stiften über allen Verfassungen. Es soll der Schützenverein der Vereine Vorort sein, ihr alleiniger Vorort, als der mächtigste und leuchtendste, und eben deswegen ziemt es ihm, vorauszugehen mit dem Bekenntnisse: daß nur in der Vereinigung der vaterländischen Kräfte des Vaterlandes Kraft und Macht liege, daß jede Kraft für sich nichts sei, verrinne wie ein dürftig Bächlein in heißem Sande, daß daher auch nicht im Schützenvereine Alles liege, weder die Einheit noch die Gesammtheit der Kräfte, daß er ohne die andern nur ein vereinzelt Wesen sei; daß er schwach sei nach allen Seiten, wenn nicht die andern um ihn sich schaaren, ihn ergänzen; daß er nur ein zerstückelter Körper sei, wenn nicht alle Aeste des Stammes, alle Kinder der Mutter, alle Vereine mit ihm zur Einheit zusammen wüchsen.

Täuschen wir uns nicht. Die Schwäche der Eidgenossenschaft, ihre Zerklüftung, die daherige gegenseitige Mißkennung, wenn man nicht sagen will Anfeindung, rühren nicht her von der Bundesverfassung, nicht von den Cantonalverfassungen; die Zerklüftung wird bleiben, wenn auch die Verfassungen fallen,

wie die Zeit der Helvetik es gelehrt, und die Menschen werden sich um ihretwillen nicht näher kommen. Neben den bereits angeführten sittlichen Gründen liegt die Ursache der Zerrissenheit der Schweiz in der Zerklüftung der Stände und den dadurch entstandenen Vorurtheilen, den also möglich gewordenen Mißbräuchen der Macht, den fremdartigen Einflüssen insbesondere, in dem Uebermuthe der Zeit im Allgemeinen. Zur Zeit, in welcher eine Republik sich erhob, waren wohl auch Arme und Reiche, Führer und Geführte, aber einer kannte den andern, wußte um dessen Thun, einer ward Freund des andern, einer bedurfte des andern, einer suchte des andern Theilnahme, sie war sein Schutz, jede Kraft ward geschätzt und hochgeachtet, weil jede nöthig war zur Erhaltung des allgemeinen, des höchsten Gutes, der Freiheit. Die meisten Republiken fielen nicht fremder Uebermacht wegen, sondern weil die Glieder auseinander rissen, alle Kräfte nicht mehr nöthig schienen, daher man die übrigen zu beseitigen suchte, während sich die einen am höchsten zu stellen, alles auf sich zu stellen suchten. Weil man auf den Schlachtfeldern sich nicht mehr zusammenfand, so blieb man auch im Frieden gesondert, und immer mehr kam es dahin, daß Viele einen Einzelnen nöthig zu haben schienen, der Einzelne aber die Vielen nicht.

So entstunden entweder Königreiche, wenn ein Einzelner die verlassene, verstoßene Menge zu ködern wußte, oder die Republik wurde eine Beute der Feinde, weil man sich nicht mehr zusammenfinden konnte, ihr Dasein zu behaupten, und jeder das Seine erst zu retten suchte, ehe er an das Allgemeine dachte, weil die Republik aufgelöst war im Geiste, lange ehe ein Feind an ihren Gränzen stand. Und wenn man endlich auch dem Feinde sich entgegen warf, so geschahen einzelne Heldenthaten, aber dem längst zerrissenen Staate brachten sie nicht Rettung: er fiel zusammen, fast einem Leichnam gleich, der im verschlossenen Grabe ganz sich

erhält, bei der ersten Berührung in freier Luft aber in Moder zerfällt.

Unter den Republiken Europa's wurden wir einzig erhalten; aber täuschen wir uns nicht, nicht durch unsre Schuld, sondern durch Gottes Huld. Wenn irgend wer es war, so waren und sind wir noch zerklüftet im Geiste.

Es wehte über unsere Berge her ein fremder Geist und drängte uns aus einander, es entstanden Herren, größere und kleinere; und die Größern verachteten die Kleinern, die Kleinern verachteten die, welche nicht Herren waren, und der städtische Handwerker verachtete den Bauern, und der Bauer verachtete den Tauner und der Tauner verachtete den Hintersäß und haßte nebenbei alle die, welche nicht Tauner waren.

Es entstanden größere und kleinere Cantone, und die größern verachteten die kleinern, weil sie kleiner waren, und die kleinern verachteten die größern, weil sie jünger waren; beide verachteten die zugewandten Orte, weil diese nicht eigentliche Cantone — gleichsam Hintersäßen — waren, und die zugewandten Orte haßten große und kleine Cantone, weil diese, je mehr sie von Freiheit redeten, um so weniger Andern sie gönnten.

So war es in der Schweiz; so ist es nicht mehr, wird man sagen; — so ist es noch, wird hier behauptet, und zwar besteht nicht nur theilweise die angeführte Zerklüftung noch, sondern neue Winde über unsre Berge her versuchen, mit nur zu gutem Erfolge eine neue uns noch aufzudrängen.

Der unbärtige Junge verachtet das Alter, mit Schnauben und Gebahren will er das Vaterland erretten, wie Goliath die Israeliten bestehen wollte mit seinem Weberbaum; der Student will bevorrechtet sein, weil er Simsonskraft habe in seinen langen Haaren und Salomons Weisheit in seinen Heften; der Soldat fühlt seine Kraft, kennt aber keine andere neben sich; der Lehrer setzt auf seinen dreibeinigen Stuhl als

wie auf einen Thron ſich und winket mit der Ruthe, daß es jetzt für Andere Zeit zum Schweigen wäre, weil ein Anderer predige; der Staatsmann macht ſchauerliche Augen und giebt mit bedenklichen Achſeln zu verſtehen, daß er am Machen einer Phraſe ſei, welche die Welt aus ihren Angeln heben werde; der Großrath ſtrengt ſich an zu einem wichtigen Geſichte, auf welchem männiglich leſen könne, daß er vieles wiſſe, was andre nicht, und vieles ſagen könnte, wenn er es eben ſagen könnte. Der Pfarrer ſagt, wenn er nicht noch den Wagen hielte, ſo läge er längſt, wo niemand ihn mehr aufſtellte; der gemeine Mann runzelt die Stirne, ballt die Fauſt, brummt: Macht nur, aber wenn ich komme, ſo mache ich's! So geberden ſich alle, und keiner ſteht zum andern, hilft dem andern, es ſei denn im Bunde gegen einen Dritten. So ſtehen die Einzelnen zu einander, und wie die Cantone zu einander ſtehen, kann man alle Tage friſch leſen im erſten beſten Blatte.

Dieſes unheilvolle Weſen weht auch mehr oder weniger zwiſchen den Vereinen, die doch von einem Geiſte erzeuget, von einem Geiſte beſeelet ſind; jeder ſchafft für ſich, einer kennt den andern nicht, ja leicht kann einer mißbraucht werden gegen den andern.

Oder, Schütze! kennſt du die Vereine, in welchen vaterländiſche Kräfte thätig ſind zu des Vaterlandes Heil, vom gleichen Geiſte entſproſſen, nach dem gleichen Ziele ſtrebend? Du kennſt ſie nicht, viele nicht einmal dem Namen nach. Ihr Kinder einer Mutter ſeid euch fremder, als die Stände, als die Cantone einander ſind, denn wie viele haben nichts von dir gehört, als der Stutzer Knallen, lauter Freude Ausbruch, reicher Gaben Verzeichniß. Wo man aber einander nicht kennt, da kömmt auch die Einſeitigkeit und der Hochmuth, in welchem man nur ſich ſchätzt und ſein Treiben, Andere aber und ihr Thun verächtlich über die Achſel anſieht.

So iſt wiederum hier eine ſeltſame Zerklüftung, welche keine Verfaſſung ausgleicht, und dichter Nebel füllt die Kluft und kein Auge dringet hindurch und ſieht rings um ſich der Andern ſchweizeriſche Züge.

Wäre es nun nicht herrlich, wenn es endlich tagete, einem herrlichen jungen Morgen gleich, wenn Gottes Sonne über die Berge kömmt, wenn du, Schützenbund! als Sonne aufſteigen würdeſt aus der eidsgenöſſiſchen Nacht, deine Strahlen ſenden würdeſt über's ganze Gelände, die Nebel zu zerſtreuen, und in deinem Lichte um dich ſammeln würdeſt die Brüder, alle von gleichem Stamme und gleichem Sinne?

Wie wäre es, wenn du, der mächtigſte unter allen, der Vereine natürlicher Vorort, den Hochmuth der Zeit auf die Seite würfeſt und laut es verkündigteſt: Im Vaterlande dürfe fürder keine Kraft vereinzelt ſein, keine ihm verloren gehn, jede ſolle geehrt werden und alle zuſammengeſtellt?

Wie wäre es, wenn du der Zerklüftung der Geiſter ein Ende machen würdeſt, damit jeder Schweizermann, wer es auch ſei, in welcher Richtung er ſich auch bewege, in dir den Mittelpunkt der Nation finde, ſich ihm anſchließe, mit ſeiner Kraft deſſen Kraft, mit ſeiner Ehre deſſen Ehre vermehre? Meinſt du nicht, dann würde unſre Nation wieder eine Eine und Untheilbare, und ihre Macht würde als eine gewaltige weithin leuchtende über die Völker, ohne Worte und ſonſtiges Geklingel? Meinſt du nicht, wenn in deinem Schooſe eine Einheit entſtünde, in welcher die Vorurtheile der Stände und Cantone untergingen wie die Geſchiebe der in klaren Seen geläuterten Waldwaſſer, wenn die Hochgeſtellten ſich mit den Maſſen verbrüderten, die Maſſen von dem höhern Walten ihrer Erleuchtetſten ſich durchdrungen fühlten wie von einem Sauerteige, die Weisheit zur Kraft träte, die Jugend unter das Alter, der geiſtig Begabte zu dem in den Waffen Mächtigen, wie letzterer zum erſten — es müßten Klüfte ſich ebnen, Zacken ver-

ſchwinden, ein ſchweizeriſches Vertrauen entſtehen, ein ſchweizeriſches Bewußtſein ſich erheben, welches nicht mehr von jeglichem Winde, der über die Berge weht, hin und her gewieget würde?

Meinſt du nicht, wenn einmal dieſer Geiſt des Vertrauens und des ſchweizeriſchen Bewußtſeins unter uns wäre, es würde dieſer Geiſt eine ſchweizeriſche Einheit, die Bundesverfaſſung finden, über die man ſich ſchon ſo viele Jahre lang umſonſt die Köpfe zerbrochen, eben weil der Geiſt dazu nicht da war?

Wo der Geiſt des Betens fehlt, iſt alles Beten eitel, und wo der einige Geiſt fehlt, iſt alles Streben nach Einheit eitel.

Darum ſollte im Schützenbunde berathen und erforſcht werden, auf welche Weiſe alle Vereine, in welchen vaterländiſche Kräfte thätig ſind, in Verbindung gebracht, — berathen und erforſcht werden, ob nicht das Schützenfeſt erweitert werden könnte zu einem Nationalfeſte, an welchem jede Schweizerkraft und Kunſt ihre Stelle einzunehmen hätte.

Solche Feſte hatten die Griechen, und dieſe Feſte waren es, welche die verſchiedenen griechiſchen Völkerſchaften zu einer Nation verbanden und die Nationalkräfte alſo ſteigerten, daß ihre Erzeugniſſe die Bewunderung der Welt geblieben und bis auf den heutigen Tag nicht erreicht worden ſind. Ohne dieſe Feſte wäre Griechenland längſt auseinander gefallen geweſen, als Xerxes ſeine Horden über den Helleſpont trieb, ohne ſie wären die Kräfte der Einzelnen nie ſo ausgebildet worden, wie es in keinem andern Volke geſchah. Und in dieſer Ausbildung der Einzelnen liegt wiederum der Grund, warum die ganze Nation ſo hell leuchtet in der Geſchichte.

Im Schweizerland iſt harter Boden, und das Meiſte, was Leben gewinnt, geht nur langſam auf, noch langſamer reift es zur Ernte.

Der Gedanke im Jahre 1761, einen Verein zu ſtiften,

war viel kühner und größer als im Jahre 1842 der Gedanke die entstandenen Vereine zu verbinden. Was seit jenem Jahre, langsam, aber stätig aus jenem Gedanken hervorwuchs, ist überraschender, wunderbarer, als die Verbindung der vereinzelten Aste wäre. Die edlen Eidgenossen bebten, wie vor jenem auf dem Grütli beschwornen Bunde, als sie den Gedanken auszuführen begannen; aber den Ihnen gleich überwanden sie das Beben, das auch in dem Helden webt, ehe er die Heldenthat vollbringt; sie wurden gewarnt; in ihren kühnsten Träumen ahnten sie nicht, was er geworden.

Darum verlache man auch den geäußerten Gedanken einer Verbindung nicht, erschrecke nicht ob der Schwierigkeit seiner Ausführung, man nehme ihn auf in's treue, besonnene Gemüthe und berathe ihn; er ist der Berathung werth; über wie viel Unbedeutenderes ist berathschlagt worden.

Der Vorschlag enthält freilich ein Neues, welches wider das Gewohnte streitet. Eben daß nicht alles Neue Einem widerlich sei, ist etwas, welches wir lernen müssen. Denn veraltet nicht alles auf der Erde? und das Alte hindert neues Leben; und ist es nicht eben der Weisheit Aufgabe, zu vermitteln, wie aus dem Alten das Neue sich entwickeln und wie das letztere sonder Störung an des erstern Stelle treten soll? war es nicht eben das Gewohnte, welches den Stiftern des ersten Vereins so gefährlich war, und was die damaligen Herren so erbitterte gegen das Neue? sie bedachten nicht, daß, weil niemand vermittelte mit dem Alten das Neue, und weil sie den durch die göttliche Weltregierung eingeleiteten neuen Nothwendigkeiten hartnäckig Trotz boten, das Alte ihnen zum eigenen Sarge werden müßte.

Ein solches Gewohntes überschatte aber den Schützenbund nicht, werde ihm nicht zum finstern Dache, welches nichts Neues mehr durchläßt. Noch ist so reges Leben in ihm; aber jedes Leben erstarret, wenn dem Alten nicht Neues, Vollkommneres zugeführt wird. Der Schützenbund schwinge sich

zu höherm Leben auf; er ſchlinge die verſchiedenen vereinzelt in's Weite ſtarrenden Aeſte zuſammen zu einer mächtigen Krone, zu einer Krone, wie kein anderes Land ſie hat.

Es herrſcht der Glaube, Künſte und Wiſſenſchaften gedeihen nur im Schatten einer Krone, nur eine königliche Hand vermöge im dunkeln Schachte der Seele die Kräfte der Einzelnen zu wecken, nur ſie ſei der Zauberer, der mit goldenem Stabe an der Berge Seiten ſchlägt, bis ſie ſich öffnen zu weitem Thor und an den Tag tritt die verborgen geweſene Herrlichkeit.

Mehrentheils iſt es einzelner Menſchen und ganzer Völker Art und Weiſe, daß in tiefem Schlummer die beſten Kräfte in ihrem Schooſe verborgen und unbethätigt liegen bleiben, und daß ſie geweckt werden müſſen von außen her, daß ſie rege gehalten werden müſſen von andern ihres Gleichen, wenn Großes ihnen gelingen ſoll! Nur wenig Hochbegabten ſprudelt ein lebendiger Quell in der Bruſt, welcher zu jeder Zeit und in jeder Umgebung zu Tage bricht. Die Meiſten harren ihres Moſes, der den Fels zerſchlägt, unter welchem eingeſchloſſen der Quell verborgen liegt — die Meiſten harren umſonſt. Darum zaubern große Zeiten große Männer aus ihrem Schooſe, darum zaubern große Könige um ſich her große Kräfte aus ihres Volkes Schooſe. Und eben in dieſer Zauberkraft liegt ihre Größe, ſie ſind Moſes, der ſprudelnde Quellen aus Felſen ſchlägt, der Helden aus Sklaven ſchlägt und eine Jahrtauſenden trotzende Volksſeele aus dem rohen Kern eines verwahrloſten verwilderten Volkes.

Wir wollen keinen König. Im Schatten einer königlichen Krone würden ſchweizeriſche Kräfte verwelken und ſterben, aber eines Moſes bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke ſchlägt, die Quelle aus des Schweizers Bruſt. Einer Krone bedürfen wir, aber vom Volke ſelbſt muß ſie geflochten ſein, in deren Schatten die ſprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht verſiegen, nicht zerfließen, ſich ſammeln

zum gewaltigen Strome, der Leben hat und wiederum Leben ſpendet, der des Landes Mark iſt.

Der Vorort der Vereine, der Schützenbund, ſoll mit den andern Vereinen zuſammengeflochten, zum ſchweizeriſchen Moſes werden, ſoll die Krone der Aufmunterung hoch halten über das Schweizervolk, mit dieſer Majeſtät ſoll er ſich ſchmücken, ſoll ſtrahlen in ihr über die Nation und dieſe Majeſtät würde ſein gegen jede andere irdiſche Majeſtät, was Altſilber gegen Neuſilber iſt, was ächtes Gold iſt gegen Laufegold.

Wenn alſo geſtaltet der ſchweizeriſche Scharfſchützenverein, an Königs Statt und Stelle, Aufgaben würfe in's ganze Volk hinein, für den Landwirth, den Mechaniker, den Mathematiker, den Künſtler, den Dichter, den Staatsökonomen, wenn die Eingaben aufgeſtellt, beurtheilt würden am Schützenfeſte; wenn das Schützenfeſt Ort und Stelle würde, wo der Schweizer ſeiner Nation zeigen könnte ſeines Fleißes, ſeines Geiſtes Frucht; wenn er Hoffnung hätte, daß die Nation Kenntniß nehmen würde von ihm irgendwie, daß er nicht verkümmern müßte unbeachtet nicht nur, ſondern auch ohne Brod: dann würde das Schützenfeſt zum eigentlichen königlichen Nationalfeſt, dann würde es der Magnet der Nation, der Moſes, der über die ſchlummernden Quellen gebietet und Ströme hervorbrechen läßt in der Wüſte.

Bei dem Sonderlingsgeiſte (Partikularismus) welcher dem Schweizer eigen iſt, — noch mehr als dem Juden, denn derſelbe durchzieht nicht nur Cantone, Stände, ſondern ſelbſt die Familien und um ſo ſondernder, je kleiner Dörfer oder Städte ſind, in denen er hauſet, — mag dieſe Zumuthung an den Schützenverein allerdings auffallend und ſeltſam ſcheinen. Das Schützenfeſt iſt des Schützen Feſt. Warum ſoll er es mit Andern theilen? warum ordnen andere Vereine nicht auch ſolche Feſte und laſſen den Schützen mit dergleichen Zumuthungen ruhig?

Das große Moos zwiſchen Waadt, Freiburg und Bern

lag zwiſchen dieſen Ständen lang im Streite, jeder ſprach ſeinen Feſten an, und keiner konnte mit ſeinem Feſten was machen ohne Theilnahme von Seite der andern und vor allen bedurfte Bern der Uebereinſtimmung, wenn es daran denken wollte, aus ſeinem Theile das zu machen, was er ſeiner Größe und Bedeutung nach werden konnte. Das Schützenfeſt hat den weiteſten Boden gewonnen; aber der andern allen bedarf es, wenn es werden ſoll, was es werden kann.

Dabei verliert auch der einzelne Schütze nichts, ſein Vortheil wird nicht gefährdet, ſein Genuß nicht getrübt. Bis dahin war er allerdings der ſcheinbar allein Thätige, aber der allein Gewinnende war er lange ſchon nicht mehr, denn ſchon lange waren noch andere Kräfte auf den Feſten lebendig, und dieſe gewannen theilweiſe ſo viel, als der Schütze; ja ſie gewannen mehr, wenn man es auch nicht in Zahlen ausſetzen konnte, — ſie gewannen eidgenöſſiſche Begeiſterung. Schon lange beſtund alſo eine Macht neben des Schützen Macht, und große Erquickung hatte an derſelben der Schütze und neidete ſie nicht; ſie war ihm gleichſam, was der Leuchter im Hochzeitſaal iſt dem Hochzeitgaſt. Und wo hat wohl ein fröhlicher Hochzeitgaſt zu viele Leuchter? je heller es iſt, während er tanzet, um ſo beſſer tanzet er. Je heller es um den Schützen iſt, um ſo beſſer ſchießet er; ja er empfindet nicht Neid, ſondern Ehrfurcht gegen den, welcher beſſer ſchießt als er, warum ſollte er Neid empfinden gegen den, der wie eine Hochzeitfackel leuchtet in ſein Feſt hinein?

Die Redner zahlte der Schütze ſelbſt nach Gefallen und Verdienen und meiſt reich mit dem Ausdruck ſeines Dankes, und ſelbſt wo die Rede ſo leicht war, daß der Wind ſie nahm, ertrug er ſie mit Geduld. Sollten aber für Schüſſe in andere Scheiben als die ſind, in welche der Schütze ſchießt, Ehrengaben ausgeſetzt werden, das würde der Schütze ebenfalls nicht beneiden; es würde ſein Herz erweitern.

Zudem würden auch der Schützen Ehrengaben ſich nicht

mindern, ſondern ſteigern. Denn je weiter der Kreis des Feſtes gezogen wird, deſto größer wird auch der Boden, auf welchem als Feſtblumen die Gaben wachſen; je mehr Kräfte in Thätigkeit gerufen werden, deſto mehr Hände öffnen ſich, je königlicher das Feſt wird, um ſo königlicher werden auch die Opfer, welche die Nation auf des Feſtes Altar legt; denn es beginnen der Nation die Augen aufzugehen für die Nation, und das iſt das Gleiche, als wenn einem Menſchen die Augen aufgehen über ſich ſelbſten und zwar während er noch bei Kraft iſt, ehe er im Sterben liegt.

Ja, wenn auch keine Preiſe geſtellt würden, als allfällig ein ſchön Röslein in eines lieben Mädchens Hand, oder ein Denkzeichen aus würdiger Frauen Hand, wenn nur einmal der Mittelpunkt geſtellt würde der Anerkennung ſchweizeriſchen Fleißes und Geiſtes, wenn nur einmal die Ehre wirken würde, vor die Nation treten zu dürfen mit dem, was im Geiſte bedeutend ſich regt, aber des Lockens von außen bedarf, — (und dieſes bedarf der Schweizer vor Allen, denn ebenſo wie Kugel und Säbel kräftig ſein müſſen, wenn ſie dringen wollen in der Schweizer Bruſt oder Kopf, eben ſo hart hält's, wenn das was drinnen iſt, hinaus ſoll an's Licht) es würde manch Herrliches zu Tage brechen, das ſchlummert und ſchlummernd bleibt, wenn nicht Moſes mit ſeinem verklärten Stabe, oder ſchöner Frauen Hand, von denen namentlich die Turner viel zu rühmen wiſſen, an den harten Felſen ſchlägt.

Rechne, Schütze, — denn der Schweizer rechnet nicht ungerne, — wie viel Freude du ſchon an den Rednern gehabt, wie viel Freude an jedem tüchtigen eidsgenöſſiſchen Mann, den du da ſehen konnteſt, auch wenn er nicht redete, und wie viele Freuden dir noch würden zu dieſen werden, wenn du ziehen könnteſt in deine Mitte den Vater Peſtalozzi, wenn er noch lebte, oder Gott uns wieder einen ſchenken würde, den Künſtler, welcher den Winkelried in Stein gehauen, auf Leinwand gehaucht, den Dichter, der mit einem Schlachtgeſang

dich begeistert, mit einem hellen Schweizerlied dich gehoben hat, daß du meintest, dein Kopf sei im Himmel, den lustigen Turner, den mächtigen Schwinger?

Siehe, Schütze, solche Männer wären dir in diesen Tagen, was den Tauchern Perlen sind auf des Meeres Grund und dein Lebtag hättest du deine Freude daran, wenn deine Augen die eidsgenössischen Männer alle gesehen, deren Namen guten Klang im Lande haben. Die Würde, welche du an ihnen gesehen, würde mehr oder weniger auf dich überfließen, ihre Ehre würde deine Ehre sein, würde dich heben über manchen Stein, an den sonst dein Fuß sich gestoßen, ein Fall dir gedroht. Dies eben ist das Nationalgefühl, wie es würdig sich gestaltet, nicht unter einem windbeutligen, sondern unter einem würdigen Volke. Das Andenken an die Wägsten und die Besten unterm Volke, die dein Auge gesehen, würde dein Stern dir sein in der Nacht der Zeit.

Wenn aber auch an solchen Tagen die Wägsten und die Besten, wenn diese, wenn gleichsam die ganze Nation sich durch's treue Auge bis auf den Herzensgrund voll wahrhaften eidgenössischen Schweizersinnes schauen würde, es müßten Groll und Vorurtheile wüsten Nebelbildern gleich schwinden; ganz anders, als man aus der Ferne sich erschienen, würde man in der Nähe sich finden, Schranken würden fallen zwischen Herzen zuerst, dann zwischen Ständen und Cantonen; und wenn auch jeder sich selbst bliebe, so würde er doch der Bruder des andern sein und wissen, daß er ohne den andern nichts wäre, und die Einheit wäre da, wie eine Republik sie bedarf, und diese hätte sich gebildet im Frieden, während sonst die Republiken im Frieden die Kriege verloren, im Frieden des Krieges Kräfte verzehrten, weil im Frieden sie die Einheit einbüßten.

Wenn die Kriegessonne blutroth über unserm Ländchen aufgehen sollte, dann, ihr Schützen, werdet ihr auch kriegerischer Vorort sein, werdet schützen das Land, werdet Feuer

ſpeien laſſen, von den Bergen nicht nur, ſondern aus Thalründen auch und Wäldern, werdet den Tod ſenden mit ſichrer Hand in's weite Feld, werdet die Bruſt dem Tode bieten unverzagt, werdet kaltblütig bieten das eigene Blut, als Löſegeld für das Vaterland.

Aber Schützen, allein vermögt ihr doch nichts. Wenn eure Buben den Stutzer euch nicht laden, die Weiber die Hütten nicht wahren, nicht Speiſe bringen in's heiße Feld, die Greiſe nicht die Wehren hüten, der Reiche nicht ſeine Schütze öffnet, der Vornehme nicht zum Niedern ſteht, die geiſtige Kraft der körperlichen ſich nicht beigeſellt, der Schwinger nicht für den Schützen ringt, ſo vermögt ihr Schützen nichts, des Sieges Palme erreicht ihr nicht, das Vaterland rettet ihr nicht. Verloren geht es trotz ſeiner Berge, Klüfte und Gründe, eben weil Berge, Spalten und Schründe zwiſchen den Herzen waren; dir würde es gehen, Schütze, wie dem Ulrich Rotach aus dem Dorfe Appenzell; mit ſeiner Hellbarde, im Rücken an eine Viehhürde geſtützt, ſtritt er allein wider zwölf Mann, deren erſchlug er fünfe; andere aber drangen in die Hütte und ſteckten ſie in Brand: wider Flammen hilft kein Muth, und wo einer ſtreitet allein, kann er wider Flammen und Waffen zugleich ſich nicht wehren; ſo ſtarb er dann, weil er den Tod dem Uebergeben vorzog!

Wann blutroth aufſteigen wird des Krieges Sonne, weiß Der, der Alles weiß; auf ſie wartet nicht, Schützen, um zu zeigen, wie man ſterben könne; zeiget, wie man ſiegen könne, zur rechten Zeit. Gehet im Frieden voran, ebnet die Klüfte, bindet die Kräfte, wecket Kräfte, dann bereitet ihr im Frieden den Krieg. Wenn dann der Herr Feinde ſenden ſollte, ſo werden der kommenden Zeit ihre erſchlagenen Leiber Zeugniß reden, daß bei den Schweizern die alte Eintracht wieder war, und bei der Eintracht die alte Kraft, daß der Herr des Schweizers Land nicht umſonſt gegürtet, daß ſeine Hand noch ſchützend und ſegnend über ihm iſt, die Schweiz noch ſeine

Feſte iſt, ſo lange deren Söhne Treue halten im Großen und Kleinen, Gott fürchten und eins ſind unter einander.

Ueber zwei Jahre ſoll auf St. Jakobs Feldern der Schützenbund ſein Feſt feiern, wo ſechszehnhundert Eidsgenoſſen im Frieden ruhen. Sie fielen dort, als ſie vierzig Tauſende beſtehen wollten, allein, ohne ihre Brüder. Sie zagten nicht, nach der Zahl der Feinde fragten ſie nicht, des Löwen Stolz, der höchſte Schlachtenmuth loderte in ihnen, jeder glaubte ſich Hunderten gewachſen; die Pfeile aus ihren Wunden ſandten ſie todbringend den Feinden wieder zu, ja aus dem Tode weckte ſie die Schlachtenwuth, wenn ſie des Feindes Stimme hörten, und eher als ſie dem Feinde den Tod wieder geſandt, ſtarben ſie nicht. Aber ſie ſiegten nicht, ſie ſtarben, weil ſie trotzig nur ihrer Kraft getraut, der Brüder Kraft nicht nöthig geglaubt; ſie gewannen nicht den Sieg, wohl aber den Tod!

Wäre es nun nicht herrlich, ein Feſt, des Alterthums würdig, wenn nach vierhundert Jahren auf den Feldern von St. Jakob vereint die ſchweizeriſchen Kräfte, vereint die Herzen ſtünden, den Geiſtern der Väter, den Geiſtern der hier ruhenden Eidsgenoſſen Zeugniß zu bringen: daß der Väter Tod den Enkeln Weisheit gebracht; den Feinden an den Marchen Zeugniß zu bringen, daß bei der ererbten Kraft gewonnene Weisheit wohne, daß Keiner ſtark ſich glaube ohne den Andern, Keiner in ſeine Kraft alles ſetze, daß fürder, ſo lange der Herr ſein Land erhalten, ſeine Feſte ſchirmen wolle, Einer zu dem Andern, Einer für den Andern, Alle für Einen ſtehen wollen und jeder für Alle im Frieden, im Kriege, im Leben, im Tode.

Warum kamen die Feinde, warum bluteten an den Waſſern der Birs die Eidsgenoſſen? Ein Zankapfel war unter die Brüder gefallen, die unglückſelige Erbſchaft Friedrichs von Toggenburg. Zwei Stände wollten Miterben ſein, jeder glaubte das beſſere Recht auf ſeiner Seite. Zürich und Schwyz

waren die Erben; sie haderten mit einander, die übrigen Stände waren auf Seite von Schwyz. Zürich war die Minorität; ein blutiger, ein ruchloser Streit entbrannte. War die Erbschaft des Streites werth? Nein! Aber an der Spitze beider Parteien standen Männer, welche Persönliches rächen wollten, deren Hochmuth jeder Schemel recht war zur eigenen Erhebung, deren Eigensinn jegliches Nachgeben ein Frevel schien an der eigenen Person. Diese Männer besäßen unseliger Weise die Gabe, das Eigne darzustellen als das Allgemeine, des Volkes einfach Gemüth zu blenden, daß es seine Ehre verletzt glaubte in der Ehre seiner Führer und ergrimmt im Blute der Brüder sie rein zu waschen strebte.

Zürich war die Minorität; hart ward es bedrängt von der Majorität; es vermochte sich nicht zu rächen, kaum der Brüder Rache sich zu erwehren, glühend fühlte es seine Ohnmacht, glühender war der Rache Durst — da suchte es fremde Hülfe. Freudig ward sie ihm gewährt, Hülfsgesuche an mächtige Nachbaren, fremde Einmischung, war von je die Falle, in welcher man freie Völker fing. Die Hülfe kam, mächtig, und vor dem Siege siegsgeschwollen; sechszehnhundert Eidsgenossen warfen sich vierzig Tausenden entgegen, fielen als blutiges Opfer gegenseitigen Mißkennens, als Sühne des Volkes, daß es dem Parteisinn der Häupter unterthan ward, statt dem brüderlichen Geiste im eigenen Herzen zu gehorchen. St. Jakob war der Altar, auf welchem das Sühnopfer blutete. St. Jakob ist das blutige Denkmal dessen, was geschehen muß, wenn der Brudersinn weicht unter den Eidsgenossen und rücksichtslos die Majorität herfährt über die Minorität, sie zerdrücken will, wie der wilde Knabe die Biene zwischen seinen frechen Fingern.

Eidsgenossen! auch wir haben eine Erbschaft empfangen, aber nicht erst vor vierhundert Jahren und nicht eine von einem tückischen Toggenburger Grafen. Die, die ich meine, ward der Menschheit vor 1844 Jahren, und der, von dem

wir ſie haben, iſt zwar kein Graf, aber er iſt des Allerhöchſten Sohn. Die Erbſchaft läßt ſich nicht vermeſſen mit Schuhen und Schritten, nicht berechnen an Zehnten und Gülten, die Erbſchaft iſt ſo groß als der Himmel iſt, ſie iſt ſo reich als Gott ſelber iſt.

Um dieſe Erbſchaft, die volles Genügen für jeden hätte und Platz genug für jeden, der frommen Herzens iſt, um dieſe Erbſchaft erhebt ſich unſer Streit, um dieſe Erbſchaft drängen ſich die Majoritäten und Minoritäten, um ſie beginnt der Streit. Es iſt ein ſeltſamer Streit; was einer hat, ſcheint er dem andern in die Hände ſtoßen zu wollen, um ihm unvermerkt zu entreißen, was er bereits beſitzt; er gleicht faſt dem Treiben des Heuchlers, der einem Bethörten ſein Betbuch aufdringt, ihn zu emſigem Beten zwingt, um unbemerkt ihm aus der Küche die Würſte zu ſtehlen zu eigenem Gebrauch. Es iſt ein heuchleriſcher Streit; Freiheit und Religion heißen die Loſungsworte, aber die Selbſtſucht iſt des Streites Wurzel, Knechtung aller Andersdenkenden das Ziel. Aber wie ehedem, ſo auch jetzt, nicht aus dem Volksherz heraus lodern des Streites Flammen, es ſind die Führer die Fackeln, welche ihn zu entbrennen ſuchen im Volke, in Rauch und Flamme zu erſticken ſuchen des Volkes beſſern Sinn; Rauch und Flamme zu verbreiten ſuchen durch lügneriſche Schriften und lügneriſche Menſchen von allen Farben und Sorten. Auf dem Punkte ſteht der Streit, daß die Minorität nach fremder Hülfe ſich umſieht, um gegen die Brutalität der Majorität ſich zu ſichern.

Eidsgenoſſen! wo Friede werden ſoll zwiſchen Brüdern, da läßt er ſich nie auf dem Gebiete des Rechts vermitteln, Recht und Unrecht wiegt keine menſchliche Hand ſicher ab, daß der Stachel aus allen Herzen genommen wird; im Brudersinne alleine iſt der Friede zu finden, in dem Sinne, der den Balken ſieht im eigenen Auge und ſiebenzig mal ſieben mal des Tages dem Bruder vergiebt. Wägen das Recht, wollen wir alſo nicht, ſondern mahnen an St. Jakob, den Altar,

auf welchem eidsgenössisch Blut rauchte als Sühnopfer eidsgenössischen Bruderzwistes, das Blut eidsgenössischer Majorität, als Denkmal, daß unter Brüdern das Ende des Haders nicht in der Uebermacht liegt.

Nach einer Hülfe sieht die Minorität sich um, welche unendlich fürchterlicher ist als der Dauphin es war mit seinen vierzigtausend Armagnaken, denn diese Hülfe ließe sich nicht fassen in eines Feldes enge Schranken, in jedem dunkeln Winkel tauchte sie auf, ließe sich nicht bestehen in offener Schlacht mit ehrlichen Waffen, ihre Zeit ist die Nacht, hinter jegliches Versteck birgt sie sich, aus denselben streitet sie mit jeglichen Waffen in seltsamsten Gewändern; nicht mit dem Blute von sechszehnhundert Eidgenossen wäre die Freveltat am Vaterlande, der Bruderzwist gesühnt, aber Seelen in die Tausende würden als unglückliche Opfer gen Himmel schreien, weil vergiftet von den Pfeilen, welche nicht aus dem Köcher der Indianer kamen, sondern von dem Bogen der Jesuiten.

Eidsgenossen! lernt aus der Geschichte der Väter, wie es Sünde sei, zum Zorn den Bruder zu reizen, welche Buße der Herr verhänge, wie das beste Blut vergossen werden müsse zu solcher Sühne. Meidet der Väter Sünde, ihr Söhne des Landes, laßt zum Zorne euch nicht reizen, und ihr, Väter des Landes, reizet zum Zorne nicht dessen Söhne. Wie in des Sees Tiefen Ruhe ist, so ist Friede auf dem Grunde der Herzen des Volkes, und Katholiken und Reformirte sind Brüder noch heute in der Tiefe ihres Sinnes. Nur auf der Oberfläche toben Wellen, aber fast scheints nur ein muthwillig Ruderspiel zu sein, die Schiffer Wasser sich in's Gesicht spritzen, einer den andern in's Wasser tauchen zu wollen.

Eidsgenossen! trachtet nach dem Frieden, zum thorrechten Spiele laßt euch nicht verleiten, den Sinn der Väter laßt aufblühen in euren Seelen, laßt das Tagesgeschwätz bei Seite, glaube ein Schweizer an die Treue des andern Schweizers

und wer zum Streite mahnt, wer aufweiſet, ſtelle man als böſen Feind vor die Thüre; dann iſt fremde Hülfe nicht nöthig, dann mißbraucht der Starke ſeine Kraft nicht; dann fällt der Starke nicht unter den Streichen fremder Hülfe, denn ſtatt Hülfe gegen ihn zu ſuchen, hat der Schwächere dem Starken in Liebe ſich angeſchloſſen; dann werden unſere Enkel nicht auf einem Schlachtfeld, nicht auf den Trümmern des Vaterlandes weinen, weil ihre Väter das Vaterland geſchlachtet ihren Götzen, der Selbſtſucht und der Parteiwuth.

Wenn wir ſolche Gelübde brächten, wie die Söhne der hier verbluteten Väter, wäre dann ein ſolches Feſt nicht herrlich, würde es nicht leuchten im Feſtglanze, wie der blutige Tod der Sechszehnhundert leuchtet durch Jahrhunderte?

Würde nicht jeder heimkehren mit vollem Herzen und voller Seele, freudig begeiſtert ſchaffen jeder ſein Werk? Hat er doch der Eidsgenoſſen einigen Sinn geſehen, weiß er doch, daß er eines Landes Sohn iſt, das Gott mit den reichſten Kräften geſegnet; darf er doch glauben, daß er ſein Werk nicht für Fremdlinge ſchafft, daß Kinder und Kindeskinder noch lange leben werden im Lande, das Gott ihnen gegeben, weil Feinde weichen von einem ſolchen Lande, an deſſen Marchen ſie einen ſolchen Sinn geſehen, in dem ſie nur den Tod finden und nichts gewinnen könnten! Edle Eidsgenoſſen! ſchaffet ein ſolches Feſt, eine ſolche Weihe ſchweizeriſcher Herzen! Großes thut ihr! Der gleiche Dank wird euch lohnen, der gleiche Segen, wie auf den Stiftern des erſten Vereins, wird auf euren Namen ruhen, ſo lange der Baum ſtehet, den Jene gepflanzet, deſſen Kräfte ihr zur ſchweizeriſchen Krone zuſammen gebunden.

Wenn dann aber eines ſolchen Feſtes Sonne ſinket, des Landes Söhne heimkehren, des Feſtes Segen tragend in voller Bruſt, dann ſollen ſie noch Eines thun. Dem Orte, welcher ihnen dieſen Segen bereitet hat, ſollen ſie ein Andenken weihen,

das nicht vergeht, nicht todt iſt, ſondern wachſen ſoll und groß werden, dem Segen gleich, den ſie nach Hauſe tragen.

Ein Andenken ſoll es ſein, daß in Liebe und Eintracht Eidsgenoſſen hier geweilet; ein örtliches und doch ein eidgenöſſiſches ſoll es ſein, ein Wahrzeichen des Sinnes, der an einem Orte wohnet wie in Allen, ein Sinnbild der Theilnahme Aller am Wohle der Einzelnen, ein Pfand, daß die Liebe zum Orte die gleiche bleiben ſolle, ſowie in Liebe und eidgenöſſiſchem Sinn gepflegt wird, was eidgenöſſiſche Liebe geſtiftet. Eine Stiftung ſollte es ſein, wie der Ort ſie wünſcht und bedarf, und eine ſolche aus ſchweizeriſcher Hand zu nehmen, ſoll niemand ſich ſchämen, der Reiche nicht, der Arme nicht, ſoll niemand ſich weigern, auch der nicht, dem Eidsgenoſſen wehe gethan. Es ſoll ihm und ihnen ein Denkmal ſein, dauernder als Erz, daß das Vergangene vergeſſen, die alte Liebe neu geworden.

Wenn des Feſtes Rauſch verflogen, der Feſtplatz leer geworden iſt, ſo werden ſo gerne öde und leer die Herzen der Zurückbleibenden; ſo ſoll es nicht ſein. Der geſchiedenen Brüder Stelle ſoll der Pflegling füllen, den ſie an des Bruders Herz gelegt: in die Sorge für ihn ſoll des Feſtes Freude übergehen. Und wie das Feſt wandert von Ort zu Ort, ſoll ein ſolches Andenken bleiben an jedem Ort. Ein jeder ſoll eine eidgenöſſiſche Feſte ſein, gewahret und gehütet von eidgenöſſiſchem Sinne.

So würden in ſechsundvierzig Jahren dreiundzwanzig eidgenöſſiſche Bundesfeſtungen entſtehen, ſtärker als aus Stein gebaute; die Liebe, die ſie gebaut, die Liebe, die ſie erbaut, die Liebe, die ſie bewahret, ſie würde der Hort ſein des Schweizerlandes. Wenn dann die Reihe, die Feſte zu halten, an unſre Kinder kömmt, und dieſe wandern von Ort zu Ort, tragen die alte Liebe an jeden Ort, und finden an jedem Orte, als heilig gehaltenes Pfand, das lebendige Denkmal,

welches ihre Väter aufgerichtet, den alten durch ſie neu gewordenen Sinn: dann wird es ihnen warm werden um's Herz, und heiß wird es ihnen in die Augen kommen, und mit bebenden Lippen werden ſie ſagen: Unſere Väter haben Großes gethan; unſrer Väter laßt uns würdig ſein!

Brüder bedenkt's!

Erklärung

der ſchwierigern

dialektiſchen Ausdrücke

in

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

geſammelten Schriften.

Zuſammengeſtellt

von

Alb. von Rütte,

Pfarrer.

Berlin, 1858.

Verlag von Julius Springer.

Vorbemerkung.

Obschon Jeremias Gotthelf sich in seinen spätern Werken wie in den zweiten Ausgaben der frühern bestrebt hat, einem größern Leserkreise mundgerecht zu werden, indem er in Ausdrücken, Redensarten und Satzbildung sich genauer an die allgemein übliche Schriftsprache anschloß: so war er doch der Meinung, das speciell Bernische in der Sprachweise dürfe nicht allzusehr preisgegeben werden, wenn nicht um der Form willen der Inhalt über Gebühr leiden solle.

Es rechtfertigt sich hieraus von selbst der Gedanke, der Gesammt-Ausgabe seiner Schriften ein kleines Wörterbuch beizugeben, auch wenn der Wunsch nach einem solchen nicht so allgemein, wie in der That der Fall, laut geworden wäre. Vorliegende Arbeit, zu welcher ich durch die nahe Verbindung mit der Familie des Verfassers veranlaßt wurde, wird zwar nicht im Stande sein, alle feinern Schattirungen der einzelnen Begriffe zu klarer Anschauung

zu bringen. Alle Eigenthümlichkeiten eines Dialektes diplomatisch genau wiederzugeben, ist aber auch ein Ziel, das entweder unerreichbar ist, oder aber nur mit solcher Weitschweifigkeit in den Umschreibungen erreicht werden kann, daß die Arbeit schaal und langweilig, und für die Mehrzahl der Leser fast ungenießbar wird. Suum cuique, — lasse man jedes Land und Ländchen in dem ungestörten Besitze seines eigensten Eigenthums in Sprache und Sitte! Wer einen Dialekt — und nach dem Zeugniß eines der ersten deutschen Sprachforscher ist das Schweizerdeutsch sogar mehr als ein bloßer Dialekt — gründlich kennen lernen will, muß ihn auf Ort und Stelle studiren und aus dem frischen Leben selber schöpfen.

Diese Arbeit kann daher nur dem Zwecke dienen, den Leser im Großen und Ganzen mit dem Sprachschatze des Emmenthals bekannt zu machen, in dessen Dialekte die Gotthelf'schen Werke geschrieben sind; auf gänzliche Vollständigkeit kann sie nicht Anspruch machen, schon darum nicht, weil in den Gotthelf'schen Schriften bei weitem nicht die Hälfte des ganzen Wortvorrathes des Emmenthals erschöpft worden ist.

Die Richtschnur bei der Ausarbeitung ist im Allgemeinen der vortrefflichen Vorrede zu dem Wörterbuche der Gebrüder Grimm entnommen. Nächstdem habe ich mich, soweit nicht die Deutlichkeit beeinträchtigt wurde, der möglichsten

Kürze befliſſen. Manche ſpeciell berniſche Wendung und Sprechweiſe, auch einzelne Ausdrücke, blieben weg, als entweder auch in weitern Kreiſen bekannt, oder doch dem aufmerkſamen Leſer leicht verſtändlich. Namentlich mußte, um Schwerfälligkeit zu meiden, mit vorſichtiger Zurückhaltung verfahren werden in der Aufnahme geringfügigerer Einzelnheiten, vieler Wortbeugungen und mancher eigenthümlichen Satzbildungen, obſchon derſelben ein großer Reichthum in den Gotthelf'ſchen Schriften ſich findet, namentlich im Bauernſpiegel, Uli, Geltstag, Anne Bäbi u. A. — Ebenſo verbot die anzuſtrebende Kürze die Aufnahme kleinerer Abweichungen, wie Abe für Abend, Afflikat für Advokat, oder vieler mit „ver-" ſtatt mit „zer-" zuſammengeſetzter Thätigkeitswörter u. dgl., oder Verdrehungen, welche eher dem Individuum als dem Volke zuzuſchreiben ſind, wie Gaggeladig für Chokolade, akkidire für akkordiren. — Das nämliche Streben, den Raum möglichſt zu ſparen, veranlaßte, daß da und dort zuſammengeſetzte Wörter unter die Stammwörter eingereiht ſind.

Ueber die innere Oekonomie des Wörterbuches bleibt Weniges zu erläutern. — Bei den Erklärungen der einzelnen Wörter wurden nur die dem Emmenthale eigenthümlichen Bedeutungen aufgenommen, die in der allgemeinen Schriftſprache üblichen dagegen weggelaſſen, ſofern ſie auch bei uns Geltung haben; ſo bei bös, giftig, ſchießen u. A.

Fehlen sie dagegen unserm Dialekte, so ward es stets ausdrücklich bemerkt, vgl. einmal, lustig, taub, toll u. s. w. Die Bemerkung „nie im schriftdeutschen Sinn" will übrigens nicht sagen, daß die schriftdeutsche Bedeutung dem Volke unbekannt sei; es versteht sie wohl, macht aber keinen Gebrauch davon, sondern setzt an deren Stelle bei seinen eigenen Reden die ihm eigenthümlichen Ausdrücke.

Wo zur Erklärung eines Wortes mehrere, durch bloße Commata getrennte, Ausdrücke verwendet sind, stellt das Wort meist ein Gemisch derselben dar, — ein Ausweg, welchen einzuschlagen noth that, da die schriftdeutsche Sprache kein völlig erschöpfendes Wort besitzt; so namentlich bei den in reichem Maaße vorhandenen Schimpfwörtern. Trennung durch Ziffern bezeichnet dagegen mehr als bloße Schattirungen des Begriffes, eigentliche Verschiedenheiten im Sinn.

Die oft vorkommenden Verdrehungen von Schimpfnamen und Schwüren, Donstig für Donner, Tütschel für Teufel u. s. w., sollen nach der Volksmeinung die Kraft des ursprünglichen Wortes abschwächen, und bald für den Beschimpften minder verletzend sein, bald für den Beschimpfenden oder Schwörenden die Sünde geringer machen.

Besondere Sorgfalt ward der Aufnahme der hie und da in Gesprächen vorkommenden außercantonalen Wörter und Wortformen zugewendet, da oft gerade in dem richtigen Erkennen und Verstehen derselben der Schwerpunkt liegt.

Die Citate endlich sollen zur Erläuterung der Ausdrücke dienen, deren mehrere an den citirten Stellen erklärt sind, wie hurnuſſen, andere durch den Zuſammenhang leichter als durch ſelbſt weitläufige Erläuterungen verſtändlich werden.

Zum Schluſſe noch einige Bemerkungen in Betreff der Rechtſchreibung. Die Wörter ſind, wie in den Werken ſelbſt, ſo zur Erleichterung des Leſers auch im Wörterbuche, bald mehr berndeutſch, bald mehr ſchriftdeutſch geſchrieben. Wo bei den Endungen der Thätigkeitswörter das n fehlt, iſt das Wort dialektrein, z. B. abherde, abrathe; wo das n dagegen ſteht, iſt das Wort vom Verfaſſer bereits an die Schriftſprache accomodirt, z. B. ankommen, anreiſen, aufreden, ausreiten, während ſie im reinen Dialekt acho, areiſe, ufrede, usryte lauten würden. Wäre die Arbeit für Sprachforſcher beſtimmt, ſo hätte ich die reine Dialektform überall beigefügt; für die Leſer der Gotthelfſchen Schriften glaubte ich darin nicht ſo ängſtlich verfahren zu ſollen, um nicht zu ermüden, zumal die Ausdrücke in den Schriften ſich meiſt in der verdeutſchten Geſtalt vorfinden, und durch die ſtreng dem Dialekte nachfolgende Schreibweiſe das Auffinden zu ſehr erſchwert worden wäre.

Ferner findet ſich bei den Vorſchlagſylben der ſchwache Laut bald geſetzt, wie bei Bekleidung, geſpregelt, bald weggelaſſen, wie bei brichte, bſchlage, Gſatz,

gſpräch. Unſer faſt ausſchließlich geſprochener, ſelten geſchriebener Dialekt nöthigt beinahe zu dieſer Inconſequenz; feſte Regeln, die mancherorts, namentlich in der Satzlehre, von den ſchriftdeutſchen ziemlich ſtark abweichen würden, fehlen noch. Hat dies nun zwar Nachtheile im Gefolge, ſo auch wiederum ſeine Vorzüge, inſofern dieſe dem Gefühle des Sprechenden anheimgeſtellten Abweichungen in Betonung, Dehnung, Verkürzung der Wörter und gegenſeitiger Stellung derſelben manche feine Schattirung ermöglichen, die ſonſt unmerkbar wäre, — eine Freiheit, welche ſich Jeremias Gotthelf oft geſtattet hat, und welche nicht am wenigſten dazu beiträgt, ſeinen Schriften, inſonderheit den Reden, eine ſo rege Lebendigkeit einzuhauchen. Feſten, allenthalben gleichförmigen Regeln wäre ſomit theilweiſe wenigſtens entweder der Dialekt oder das leichte Verſtändniß zum Opfer gefallen. Man wolle daher manche Inconſequenzen in den Schriften ſowohl als im Wörterbuche der Schwierigkeit, das zum Schreiben eben noch ungefüge Idiom zu handhaben, zuſchreiben und zu gute halten, daneben aber auch nicht überſehen, daß ſie gleichfalls ihre Berechtigung haben.

A. v. R.

A.

Ab ſein, — abgeneigt ſein. XVI, 125. **Vielem ab ſein**, — viel Unangenehmes hinter ſich haben, deſſelben fortan überhoben ſein. VI, 145. **Es nicht ab ſein**, — nicht läugnen wollen, zugeſtehen. XXI, 351.

Abdruck, — Abſchluß, Ende.

Abenangere, — entzwei.

Aber, — abermals, wieder einmal.

Aberbo, — à propos.

Abeſchlah, das Eſſen, — das Eſſen in aller Eile hinunterwürgen.

Abeſitz, — Abendſitz, Abendbeſuch.

Abferggete, — barſche Abfertigung, Abweiſung.

Abflachſe, — abprügeln.

Abgänd, — 1) ſchwindend, ſich verderbend (Speiſen); 2) dem Verfall entgegen gehend (alte Kleider); 3) werthlos; 4) abnehmend (der Mond von Voll bis Neu).

Abgeben, abgäh, — 1) nachgeben, ablaſſen; 2) ſeine Stelle niederlegen.

Abgekarrt, — zu Schanden gefahren. XV, 29.

Abgeſchweizt, — mit Butter geſotten.

Abgſymt, — wohlerfahren, kundig (ſelten: abgeſeimt).

Abhabere, — abprügeln.

Abhange cho, — abhanden kommen.

Abherde, — verſchärft zurechtweiſen, eine begründete Forderung rundweg abweiſen (eigentlich von ſeinem Grund und Boden verdrängen). XVIII, 143.

Abkuſt, f., — unangenehmer Beigeſchmack.

Abnehmen, — den Handwerkzeug zuſammenpacken und weggehen. X, 206; — hinten abnehmen, — zu kurz kommen, nachgeben und von ſeinen Forderungen abſtehen müſſen.

Abputzen, — 1) von Staub, Erde und dergl. reinigen; 2) ausſchelten.

Abrathe, — rathſchlagen.

Abſchaffe, — 1) eine Rechnung bezahlen; 2) durch Verkaufen wegſchaffen.

Abſchieße, — abſcheinen, die Farbe verlieren.

Abſchnelle, — mit Einem Ruck abreißen.

Abſchüſſele, Einen, — unter irgend einem Vorwand ablehnen, indirect von der Hand weiſen.

Abſchynig, — von ſchlechter Geſichtsfarbe, blaß ausſehend.

Abſprenge, — 1) abfertigen; 2) Einen aus der Gunſt eines Andern verdrängen; 3) (ein Pferd) zu Schanden reiten oder fahren.

Abſtecke, — ein Ziel ſetzen, verbieten.

Abſüfere, — ohne Umſtände von ſich ſtoßen, abweiſen, abtrümpfen, ausſchelten, abputzen (der Höhere den Niederern).

Abtrybe, eine Sache, — zu Ende bringen.

Abweg, — beiſeite, abſeits.

Ache, — herunter, hinunter.

Acherum, — Unterholz, lichter Buch- oder Eichwald, wohin die Schweine zur Mäſtung getrieben werden. XX, 393.

Aecht, — ob, wohl, etwa (wird nur in Fragſätzen gebraucht).

Aecke, — Nacken.

Afah, — anfangen.

Afange, afe, — vorerſt, vorläufig, einſtweilen, nachgerade.
Afüre, — auf dem Heerde Feuer machen.
Aegerſte, — Elſter.
Aegerte, — ödes, culturunfähiges größeres Stück Land.
Ahah, Einem, — anhalten, flehentlich und anhaltend bitten.
Ahänke, ahäyche, — 1) anhangen, anhängen; 2) Grund faſſen. XVII, 236; 3) von Speiſen: den Magen belaſten, das Athmen erſchweren. XX, 167.
Aeißter, — ſtets, immerfort (ſolothurniſch, dafür im Canton Bern „geng").
Akaret, — unſchön angemalt.
Aeken, — ohne rechten Nachdruck und doch ohne Aufhören fordern oder bitten. VII, 431.
Albe, albez, — 1) ehedem, früherhin; 2) je, ſo oft, z. B. wenn er mer albez das ſeit, ſu wirde n ih höhn = ſo oft er mir das ſagt, werde ich böſe.
Albeneiniſch, — hie und da, zuweilen.
Alegig, — (Anlegung), Anzug, Kleidung (meiſt vom Sonntagsſtaat oder wenigſtens beſſern Kleidern).
Allmacht, — idiomatiſche Nachläſſigkeit für Ohnmacht; in die Allmacht liegen, — ohnmächtig werden. XIII, 147.
Allmend, — 1) Gemeindetrift, welche jeder Ortsbürger zu benutzen das Recht hat; 2) jedes unverhältnißmäßig große Stück von irgend etwas.
Amaal, — Muttermaal.
Ammeli, — Milchfläſchchen für kleine Kinder.
Ammermehl, — Stärkemehl.
Aenderig, — Veränderung entſcheidender Natur.
Ane, — heran.
Anechneue, — (niederknieen) — ſich tief demüthigen, ſich fügen.
Anegäh, — hingeben, zuſchlagen (an Steigerungen).
Anehah, — darhalten.

Aene, — dort, jenſeits; bis äne n uſe, — 1) bis zuletzt, bis an's Ende; 2) hartnäckig, z. B. etwas bis äne n uſe bhärte, etwas hartnäckig behaupten.

Aenefert, äneſür, — jenſeits.

Aenenumecho, — von einer Anſicht zurückkommen, ſich nach und nach herbeilaſſen. I, 202.

Anfechtig, — anfechtungsluſtig, kampfluſtig.

Angänds, — 1) angehend, beinahe, woran wenig fehlt; 2) nächſtens, ſofort; 3) anfangs, z. B. Februar.

Angränne, — 1) Einem eine Fratze ſchneiden; 2) Einen ſchief, übelwollend anblicken.

Angſte, — etwas haſtig betreiben, aus Furcht, nicht fertig zu werden. III, 210.

Anhange, — Partner ſein im Kartenſpiel, beſonders am Ende des Spiels, um zu entſcheiden, wer alles zu bezahlen habe.

Anke, m., — Butter; anken, — buttern.

Ankeballe, — größeres rundliches Stück Butter, mehrere Pfund ſchwer.

Ankommen, — gelüſten, z. B. es chunt mih a = das Gelüſte wandelt mich an.

Anläſſig, — kokett, üppig, buhleriſch.

Anreble, — 1) anfahren, rauh anreden; 2) frech ſich jemanden nahen.

Anreiſen, — 1) Anleitung geben, in Gang bringen; 2) anhetzen; 3) eine Falle ſtellen.

Anſchicksmänner, — Abgeſandte (gewöhnlich zwei) eines Beſchädigten an den Beleidiger zum Behuf eines außergerichtlichen Vergleichs.

Anſchießen, — 1) anſtoßen (körperlich); 2) ſich verſtoßen, ſich eine Blöße geben. I, 188.

Anſtellen, eine Frau, — heirathen, nicht aus Neigung, ſondern um das Hausweſen unter weibliche Leitung zu ſtellen.

Anſtößer, — der Beſitzer des nachbarlichen Grundſtücks.

Anſtrengen, — anſpornen, nach Kräften ermuntern.
Anwenden, — ſich anſtrengen, Allem aufbieten.
Anziehen, — 1) mäſten; 2) in der Rede ſich auf etwas beziehen, darauf anſpielen; davon: anzüglich.
Arſel, — (Armvoll), was man unter oder in einen Arm nehmen kann.
Arig, — ſonderbar, auffallend, vom Gewohnten abweichend.
z'Armen Tagen gerathen, — verarmen, herunterkommen, X, 333.
Armüthig, — ärmlich, armſelig. VI, 223.
z'Aerſtem, — ernſtlich.
Art haben, keine, — unerhört ſein, über's Bohnenlied gehen.
Artefüfi, — Schwarzwurzel, Scorzonera hispanica L.
As, — als.
Aeſigs Zeug, — Nahrungsmittel, Speiſen.
Aſtänger, — anſtändiger, d. h. angenehmer, bequemer.
Ateige, — den Teig zum Kneten zurecht machen.
Aetti, — Vater.
Ane, — Mutterſchaf.
Auf, — nach, z. B. auf Bern = nach Bern.
Aufbegehriſch, — trotziger, widerbelfernder Gemüthsart.
Aufgabeln, — herankriegen, gleichſam auf die Gabel bekommen.
Aufgedonnert, — übermäßig herausgeputzt.
Aufgeheitert, — 1) aufgeklärt; 2) geiſtvoll, witzig. IV, 245.
Aufgeſtrüßt, — im Bewußtſein des angezogenen Putzes ſich brüſtend.
Aufreden, — einen begründeten Zorn in Reden losbrechen laſſen. I, 25.
Aufreiſen, — aufreizen, Zwietracht ſäen.
Aufrüche, — nach dem Eſſen von einem bittern oder ſcharfen Nachgeſchmack geplagt ſein; davon tropiſch: auf unangenehme Weiſe in der Erinnerung aufſteigen. XIII, 272.

Aufſchneiden, einen Baum, — die unteren Aeſte abſchneiden.

Auf ſein, — aufgeſtanden ſein, nicht mehr — oder noch nicht — zu Bette ſein.

Aufſtiefeln, — zum Aufbrauſen reizen.

Aufwart, — 1) Bedienung bei einem größeren Eſſen; 2) die dabei aufgetiſchten Gerichte.

Aufweiſen, — Zwietracht ſäen, Einen gegen jemand einnehmen.

Aufzug geben, — Düngmaterial für vernachläſſigtes Land herbeiſchaffen. XIII, 278.

Augenwaſſer, — Thränen. II, 83.

Augſte, — Auguſtmonat.

Ausbälgle, — ausbäuten.

Ausbringen, — ausplaudern, verrathen.

Aeuſe, — luzerniſch für **üſe**, unſer.

Ausführen, — lächerlich machen, ausſpotten, verhöhnen. I, 37.

Ausgſchirren, — gründlich aufbegehren, mit vollem Nachdruck ausſchelten, poltern.

Ausgſorret, verſorrt, — ausgedörrt.

Ausmachen, — 1) **etwas** a., beendigen; 2) ausfechten, gütlich zum Abſchluß bringen; 3) **Einen** a., jemand verhöhnen, verleumden, herabwürdigen.

Ausreiten, — ausfahren.

Ausrichten, die Milch, — die eben gemolkene Milch von Schaum und etwaigen Unreinigkeiten ſäubern, filtriren.

Ausſchwingen, — an einem Schwingfeſte alle Mitkämpfer, einen nach dem andern, beſiegen.

Ausſpintiſiren, — 1) einer Sache aus Neuzier nachſpüren und das dunkel Bleibende durch eigene Muthmaßungen ergänzen oder erſetzen, meiſt in übelwollendem Sinne; 2) ausförſchen; 3) ausklügeln; 4) aushecken.

Austrappen, — einen eigenen oder fremden Fehler 1) gutmachen, 2) entgelten.

Austrätſchen, — darhalten, ausmachen, überall das Schwerſte machen. XIV, 12.

Aeyne, äyš, — jener, jenes.

B.

Bäägg, der, — Schrei.

Bääggeli, — Lämmlein in der Kinderſprache.

Babi, — einfältiges Weib (von Barbara); nicht mehr Babi ſagen können: auf dem Grad von Trunkenheit angekommen ſein, wo man das leichteſte Wort nicht mehr ausſprechen kann.

Bachtele, — Glockenblume, Narcissus pseudonarcissus L.

Bäcklifarb, — Schminke.

Baggeli, — ein Gläschen Branntwein.

Bahre, m., — Raufe; der Gring i Bahre ueche binge, — einem wilden Pferd oder Kuh den Kopf ganz nahe an die Raufe binden, damit ſie ihre Unarten nicht treiben können; im gleichen Sinn tropiſch von Menſchen.

Bähre, — 1) Tragbahre; 2) Karren mit niedrigen Seitenwänden; 3) Fiſchreuſe von Weidenzweigen; Bährli kleines Fangnetz von Garn, um aus einem Behälter Fiſche herauszunehmen.

Bal für nache, — dem Ende nahe, bald vorbei; — b. f. n. für's Heirathen, faſt zu alt für's Heirathen, faſt drüber hinaus; b. f. n. mit dem Aeſige, wird mit den Lebensmitteln nächſtens auskommen.

Balgen, — ſchelten.

Bäni, — Bendicht.

Bank, der, — die Bank.

Bänne, die, — Karren mit höhern Seitenwänden.

Bannisirt, — wegen Vergehen landesverwiesen.
Bärebreck, — Lakrizienſaft.
Barille, — Aprikoſe.
Bart, — Schimmel am Brod und andern Eßwaaren.
Barte, — raſiren.
Bas, — beſſer; deſch bas, — deſto beſſer.
Baſchi, — gutmüthiger, nicht ſonderlich begabter Menſch. VI, 224.
Batzen, — Schweizerſcheidemünze, an Werth 14 Pf. pr. Cour., 4 kr. rh.
Bauchen, — die ſchwarze Wäſche mit Aſchenlauge auskochen.
Bauelig, — 1) von Baumwolle; 2) ſchlecht, unhaltbar.
Bauernfünfe, — römiſches Fünf.
Bäumele, — auf die Fußſpitzen treten, um etwas beſſer zu ſehen oder ſich groß zu machen; tropiſch: ſich überheben. XX, 407.
Bäunde, — Hanfpflanzung.
Bäziwaſſer, — Branntwein aus Obſtabfällen und geringerem Obſte.
Bchyme, ſich, — 1) von kränklichen Pflanzen: wieder anwachſen; 2) davon tropiſch: wieder zu Kräften, zu Anſehen kommen. XVIII, 202.
Beel, das, — einfältige, dumme Perſon.
Beere, — Erdbeeren, Heidelbeeren ꝛc. zuſammenleſen.
Beeteln, — eine Art Kartenſpiel.
Beidſame, — beide zuſammen.
Beimann, — Knochenſammler.
Beißig, — beißend, ſchneidend, meiſt tropiſch von Reden.
Beite, — mit Ungeduld warten müſſen, harren.
Beize, Einem etwas, — Einem mit etwas eine Falle ſtellen.
Bekleidung, Bchleidig, — eine vollſtändige Kleidung.
Belli, — ein allzeit zum Bellen bereiter Hund, dann auch tropiſch von Menſchen.
Benggle, — kleinere Gegenſtände werfen.

Berſette, — Eſparſette, Onobrychis sativa Lam.

Berze, — ächzen, ſtöhnen, aufſeufzen, meiſt vor Mühe und Anſtrengung, ſelten vor Schmerz. I, 122.

Bethli, Betli, — Eliſabeth.

Bettag, — der gemeineidgenöſſiſche Buß-, Bet- und Danktag, fällt auf den dritten Sonntag im September.

Bette, — die Betten des Morgens in Ordnung bringen.

Bettlergemeinde, — jährliche Gemeindsverſammlung, an welcher arme Kinder an den Mindeſtfordernden verdingt, gleichſam verſteigert werden. I, 63. (iſt jetzt allenthalben abgeſchafft).

B'hah, — behalten.

B'hange, — hängen bleiben.

B'hütis, — 1) (Gott) behüte uns; 2) hie und da mit dem Nebenbegriff: da iſt kein Kummer zu hegen.

Bickel, — 1) eine kleine, vorn zugeſpitzte, ſtarke Hacke an kurzem Stiel; 2) gefühlloſer Menſch; 3) ein rechter Bickel, — ein tüchtiger Kerl.

Biecht, das, — Baumreif.

Biet, im Biet haben, — auf etwas ausgehen, im Schilde führen.

Bigger, — kleines unanſehnliches Pferd.

Birlig, — kleiner Heuhaufen, gleichbedeutend mit Schöchli. VIII, 253.

Bis, — ſei. (imper. von ſein.)

Blampe, — 1) ſich perpendikelartig bewegen, baumeln; 2) ſchwanken, bummeln.

Blange, adj., — wehmüthig geſtimmt, von einem unbeſtimmten Unbehagen oder Sehnſucht ergriffen. XIV, 5. Davon

Blange, nach Einem, — ſehnlich erwarten. IV, 184.

Blaß, — Name für einen Hund, der auf der Stirn einen weißen Fleck hat.

Blaſt, — 1) Bläſung; 2) Windſtoß; 3) Blaskraft.

Blatere, — 1) Blaſe überhaupt; 2) Schweinsblaſe, der althergebrachte Geldbeutel älterer Bauern.

Blatſch (Milch), — 1) klatſchend zu Boden gefallene kleinere Quantität Milch; 2) das Klatſchen ſelbſt beim Ausgießen einer Flüſſigkeit. XX, 117.

Blättere, — grobe, faule Weibsperſon, die geſchäftslos und aufdringlich herumſitzt. VII, 135.

Blättern, — ſäuſelnd die Blätter bewegen. XVI, 120.

Blaue, das, — eine Abtheilung des berniſchen Zuchthauſes für minder ſchwere Verbrecher, von der blauen Kleidung der Sträflinge ſo genannt.

Blegi, — 1) breiter Saum von ſcharlachfarbigem Tuch unten an der berniſchen Weibertracht; 2) Unterfutter überhaupt.

Bletſchi, Blötſchi, — der ſchwer und plump niederſitzt oder einhergeht.

Blicken, Einem, — einen Blick des Einverſtändniſſes oder des Befehls geben. V, 168.

Blinzlige, — blindlings, mit geſchloſſenen Augen, oder in der Finſterniß.

Blodere, — fette Weibsperſon, an der bei leiſer Wendung oder Bewegung Alles in Bewegung geräth. XXI, 335.

Blütig, — wirklich, wahrhaftig, ſelbſteigen (ſelten anders als von Herz, Menſch u. dgl.). XXI, 117. 118, ſich in's blütige Herz hinein ſchämen.

Blutt, — 1) nackt, entblößt; 2) ganz arm, I, 10; **blutt machen**, — Einen um Hab und Gut bringen, XIX, 334; **ſich blutt machen**, all ſein Vermögen weggeben, durch Schenkung — aus Schwäche, — oder durch geheimen Verkauf, — damit der Gläubiger nichts mehr finde; **auf dem Blutten hocken**, Gegenſatz von in der Wolle ſitzen; **in's Blutte donnern**, im Frühling donnern, bevor die Wälder belaubt ſind, was man als ein Vorzeichen wiederkehrender herber Kälte fürchtet. XXI, 437.

Blütterlüpf, — 1) ein unbedeutender, ſchwächlicher, geringer

Menſch, XIII, 323; 2) ein im Bewußtſein ſeiner Schwächlichkeit furchtſamer und feiger Menſch. XI, 306.

Boden, — Thalgrund.

Bodige, — im Zweikampf, Ringen ꝛc. zu Boden werfen; dann auch tropiſch gebraucht.

Bogen, Grasbogen, — ein Netz von Stricken zum Transport eines kleinen Quantums Heu oder Gras.

Bögle, ſich, — ſich biegen, krümmen, drehen, vor Schmerz oder Selbſtgefälligkeit. XVIII, 279.

Bollaugen, — Glotzaugen.

Böllimann, — eine Art Rübezahl, Popanz.

Borge, Einem, — ſchonen, I, 162. (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Bort, — 1) Rand; 2) Abhang.

Borze, — ſich herumwälzen oder drehen, ſich mühſam bewegen, — z. B. kleine Kinder, oder an Schlafloſigkeit Leidende im Bett. XVIII, 197.

Bös auf oder in etwas, — 1) ſtark, geſchickt in etwas; 2) begierig, lüſtern.

Böſe, — ſchlimmer, leidender, kränker werden. I, 351.

Böſere, — ſchlimmer machen, verſchlimmern.

Bösdings, — zur Noth.

Bot, — Angebot.

Bott, nur in der Verbindung all' Bott, — jeden Augenblick.

Bouſchirter Wein, — Flaſchenwein, im Gegenſatz zu offener Wein, Faßwein.

Boutike, — Werkſtätte (boutique).

Brachet, — Brachmonat, Juni.

Bradle, — ſchwatzen, plappern.

Bräme, — Bremſe.

Brämi, — Rußflecken im Geſicht, an der Hand oder an den Kleidern.

Bränte, — größeres Milchgefäß, das am Rücken getragen wird.

Bränte, — ſchwarze, rußige Weibsperſon, von

Bränte, — beim Kochen angebrannt und einen daherigen Beigeſchmack haben.

Branze, — lärmend und grollend und doch ohne Nachdruck ſich über etwas beſchweren oder zanken. I, 24.

Bräter, der, — ein altes, der Form wegen aus der Mode gekommenes, doch noch brauchbares, aber nach den jetzigen Begriffen zu großes Stück Hausrath. XVIII, 47.

Brattig, — der Kalender.

Bräuchig, — viel brauchend, unhaushälteriſch.

Brav, — tüchtig in körperlicher Beziehung, groß, gut beſchaffen, woran nicht viel auszuſetzen iſt, — ſeltener im Sinn von rechtſchaffen; brav Sachen, reichliche Vorräthe.

Breche, — Hanf oder Lein brechen; davon

Brechete, — das Hanfbrechen in Geſellſchaft.

Brechhütte, — der Verſchlag, worin der Hanf mittelſt Feuers zum Brechen geröſtet wird.

Breiammle, — 1) ſchwatzen, ohne zur Sache zu kommen, ſo ſchwatzen, daß der Hörer nicht weiß, was man ſagen will; 2) immer der Erſte ſein wollen mit Reden und Plaudern; XVIII, 282; von praeambulum (priamein).

Breiche, — treffen.

Brichte, — 1) erzählen; 2) belehren; 3) ſich um eine Stelle bewerben (ambire); erbrichten, — 1) mit Erfolg belehren; 2) durch emſige Bewerbung an ſein Ziel kommen. I, 303.

Briegge, — weinen.

Bring, — ſchmächtig.

Bringe, es Einem, — Einem ein Glas kredenzen; etwas an Einen bringen, — 1) Einen zu etwas vermögen; 2) Einem mit Recht oder Unrecht etwas Arges vorhalten oder ihn zu Schaden bringen.

Britſche, — kleine Schleuſe zum Wäſſern der Wieſen.

Brönz, — Branntwein.

Brösele, — 1) brudeln; 2) heimlich etwas Ausgesuchtes für sich insbesondere kochen.

Brösmeli, — Brosamen, eines Brosamens groß.

Brümmele, — 1) leise, undeutlich sprechen; 2) sich mit unterdrückter Stimme beklagen.

Brummelsuppe, — Brummbär, mißlaunige Person.

Brunge, — gebracht.

Brunst, — Feuersbrunst (nie in anderm Sinn).

Brütig, — 1) brüten wollend (Geflügel); 2) unreif (Obst, tropisch auch junge Leute).

B'schysse, — 1) schmutzig machen, in jeder Beziehung; **bschisses Züg**, — schwarze Wäsche; 2) betriegen; — das gleichlautende Particip: 1) betrogen; 2) betrüglich.

B'schlage, — Einem antworten können; im part.: nie um eine Antwort verlegen. XXI, 194.

B'schüße, — reichlich darhalten, eintragen, abwerfen, vortheilhaft sein. XII, 213.

B'schütte, — begießen.

B'sunderbar, — außerordentlich, ungewöhnlich, absonderlich.

Bübbi, das, — die weibliche Brustwarze.

Bubig, — kokett, mannsüchtig, buhlerisch (stärker als: **anläßig**). VII, 43.

Bücki, — 1) Jauchefaß; 2) Bottich zu eingemachtem Gemüse.

Buffert, — Schrank zum Aufbewahren des feinern Tischgeräthes und allerlei Schaugegenstände, daher meist mit Glasthüren versehen (im Gegensatz zum **Genterli**). I, 18.

Buggel, — 1) Höcker; 2) Rücken; 3) Hügel.

Bummer, — Spitzhund, Pommer.

Bunge, — 1) gebunden; 2) verbindlich gemacht. XXI, 293.

Büntel, — 1) Bündel; 2) munteres, wohlaussehendes, dann auch schalkhaftes Kind (in letzterer Bedeutung bloß als Scherzwort gebraucht).

Burde, — 1) Bund (Stroh); 2) Wurf (Junge).

Burſami, — Bauernſchaft, Bauernwelt, Geſammtheit der Bauern. I, 148.

Burſcht, — die Claſſe der jungen erwachſenen Burſche.

Bürzi, — der Hintertheil des größeren Geflügels, der Hühner, Gänſe u. ſ. w.

Buſch auf, — wohlgemuth, guter Dinge.

Buſen, — Buſentaſche (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Buß, — Kleinigkeit, Atom, Jota, meiſt bildlich gebraucht.

Butele, — in den Armen wiegen, ſchaukeln.

Büzi, n., — 1) Zitze, Euter; 2) zuſammengerolltes Stück gehechelten Hanf's oder Lein's.

Byge, Bygete, — ein ſorgſam geſchichteter Haufe Holz oder anderer Dinge.

Byſe, Byswind, — Nordoſtwind.

Byſtal, Byſtel, — Fenſterpfoſten bei der ältern Bauart, die je zwei naheſtehende Fenſter durch ein Byſtal ſchied.

Byſte, — puſten, keuchen. I, 122.

C.

Cantönler, — Einwohner der drei Urcantone Uri, Schwyz und Unterwalden.

Cärlisbof, — große Feſtlichkeit, rauſchende Beluſtigung, lebhafte, ſchäkernde Unterhaltung zwiſchen beiden Geſchlechtern. XVIII, 10; XXIII. Der Ausdruck iſt hergenommen von der Hofhaltung Carls des Großen, von der noch mancher Zug im Munde des Volkes lebt.

Chäfle, — hörbar nagen (meiſt von Mäuſen, die in Holzwerk nagen).

Challi, Kalli, — Grobian, Lümmel, Tölpel (von Challe, Glockenſchwengel). I, 140; VIII, 190.

Chare, kare, — ſchmieren, ſalben.

Charebank, — Bankwagen, worin ſeitwärts gefahren wird (char à banc, char à coté).
Cha's, — kann es.
Chätſche, — kauen, nagen.
Chauſt, — kannſt.
Chech, — 1) geſund, rüſtig, ſtark; 2) keck.
Chennbar, — ſachkundig.
Chiere, — verdrehen, ſchief hängen.
Chilchelüt, — die zum Gottesdienſt Gehenden oder davon Zurückkehrenden. X, 277.
Ching, — Kind, Kinder.
Chlütterle, — 1) Lockruf für die Hühner, insbeſondere der der Glucchenne für ihre Küchlein; 2) liebkoſen; 3) durch Liebkoſen etwas zu erlangen ſuchen. X, 213.
es Chlyſeli, — ein klein wenig.
Cho, — kommen.
Chorgericht, — Sittengericht einer Kirchgemeinde, Kirchenvorſtand; davon
Chorrichter, — Mitglied dieſer Behörde.
Chriſtoffel, — eine alte 40 Fuß hohe hölzerne Bildſäule des hl. Vincentius, Schutzpatrons von Bern, welche ſchon vor der Reformation aus dem Münſter entfernt, und als Chriſtophorus auf einen eigenen Thurm verſetzt wurde.
Chuchbüchli, — Leſebüchlein nach der Lautirmethode eingerichtet (von chuche, hauchen), ein Spottname. I, 216.
Chuchiföſel, — Aſchenbrödel, doch nur als Schimpfname.
Chum, chunſt, — komm, kommſt Du?
Chumlig, — 1) von Sachen: bequem, gelegen, brauchbar; 2) von Perſonen: mit denen leicht auszukommen iſt, dann auch: hülfreich, dienſtfertig.
Chüſchele, — flüſtern. I, 147.
Chutzlig, — kitzlig (eigentlich und bildlich).
Chyſterig, — heiſer.
Couſin, — Stechmücke (cousin).

D.

Dä, — dieſer, der (als pronomen, nie als Artikel).

Däche, — 1) Dekan, Superintendent; 2) der Höchſte, Hervorragendſte in einer Geſellſchaft, Ausbund.

Dädere, — 1) eintönig und dabei raſch, den Hörer ermüdend, ſchwatzen; 2) wiederſagen, ausplaudern, Letzteres meiſt: umedädere. IX, 189.

Daherkommen, — ausſehen (in Bezug auf die Kleidung). VII, 325.

Dampe, — ſchwatzen. IV, 71.

Dängele, — mit Hammer und Ambos die Senſe ſchärfen. Davon

Dängelſtock, — ein großer Block, auf dem der Ambos befeſtigt iſt.

Dankeigiſt, Dankeiget, — habe, habet Dank.

Dänne, — hinweg, von da weg; dänne decke, — das Eſſen beiſeits, an die Wärme ſtellen. XIII, 316.

Daſcheli, n., — eine vernachläſſigt ausſehende, verkommene, liederlich gewordene Weibsperſon. VIII, 258.

Däſele, — 1) mit ungewöhnlicher Sorgfalt pflegen; 2) liebkoſen, zärtlich thun. I, 212.

Datere, — Torte.

Davonbeinle, — mit eiligen Schrittchen ſeiner Wege gehen.

Däyche, — denken.

De, du, — dann; (de in Verbindung mit dem fut., du in Verbindung mit dem perf.)

Deuk, — wahrſcheinlich, vermuthlich.

Dick, — dicht, häufig.

Dieli, — Zimmerdecke. I, 168.

Dienſtagsſchleipfe, — eine ohne Noth regelmäßig den (Dienſtags-) Wochenmarkt in Bern beſuchende Weibsperſon.

Dienſte, — Dienſtboten.

Difig, — anſchlägig, klug, mit dem Beiſatz von behend, rührig, thätig. XV, 106.

Dilters, — Verdrehung für Donners.

Dinggeläri, — 1) Ding, Gegenſtand; 2) allgemeine Bezeichnung eines Gegenſtandes, für welchen man den rechten Namen nicht gleich findet.

Dings, — auf Borg. X, 220.

Dir, — Ihr, Sie (in der Anrede).

Ditti, — Puppe.

Dobe, — droben.

Doggel, — 1) ſchlechtgemachte Puppe; 2) unförmliche Weibsperſon; davon

Doggeli, — das Alpdrücken, das nach der Volksmeinung darin beſteht, daß ein kleines, ſchweres, ſonderbar geſtaltetes, geſpenſtiſches Weib ſich dem Schlafenden auf die Bruſt ſetzt. XVIII, 341.

Dokterzüg, — Arzneimittel. I, 11.

Dolder, — Verdrehung für Donner.

Dole, — dulden.

Dolgg, — 1) Klecks; 2) ſchwerfällige Weibsperſon.

Donnergueg, — Hirſchkäfer, Lucanus cervus L.

Donſtigs, — Verdrehung für Donners.

Dopple, döppele, — laut, leiſe anklopfen oder ſonſt klopfen.

Dorf, — Beſuch; z'Dorf gehen, — beſuchen. I, 17; dorfen, — auf Beſuch bei jemanden ſein; auf Einen z'Dorf gehen, — Einen angreifen, auf ihn losgehen. XX, 126.

Dorfmuni, — 1) Zuchtſtier, der auf Koſten der Gemeind gehalten wird; 2) Dorfmagnat.

Dörnere, — Dornengebüſch.

Döſele, — zuwarten, Zeit darüber hingehen laſſen. XVIII, 33.

Dötzi, — Knipps, Schlag auf die Fingerſpitzen (Disciplinarmittel).

Dräthung, — saumseliger Mensch (stärker als Dreißi). I, 149.
Drausstellen, — 1) eilig gehen; 2) durchgehen, entrinnen.
Dreiße, — säumen, zögernd und langsam etwas abthun. VIII, 166.
Dreizinke, — dreieckiges, einen Zoll dickes Backwerk aus Spanischbrodteig, nach jeder Seite eine Spanne lang.
D'rglyche thun, — 1) den Schein tragen, sich stellen, simulare; 2) über eine Sache etwas verlauten lassen, leicht andeuten, daß man um etwas weiß.
D'rnah, — 1) darnach, hernach; 2) so und so beschaffen, öpper d'rnah, — so und so Einer.
Drucke, — Schachtel.
Drungelich, — dringend.
Drüßel, — grober, roher Mensch. XIII, 343.
D'rwyle, — unterdeß, unterweilen.
Düderle, — verblümt auf etwas anspielen. XII, 170.
Düeche, — bedünken, vorkommen.
Duggemäusler, — hinterlistig, harmloses Wesen als Deckmantel seiner Tücke brauchend.
Dühle, — muldenförmige Vertiefung, im gebrauchten Bett, oder auf dem Lande, von zwei kleinen parallelen Bergausläufern gebildet.
Dümpfi, das, — Spur, die der in einen weichen Gegenstand eingedrückte Finger zurückläßt.
Dunder, — St. Gallische Verdrehung für Donner.
Düpfe, — 1) im Eierspiel die Eier auf einander zerschlagen; 2) überhaupt leise auf etwas klopfen; — auch bildlich gebraucht: auf etwas anspielen.
Durchstieren, — etwas auf unverständige, blinde Weise durchsetzen, erzwingen.
Durchziehen, — laxiren. VII, 21.
Dure, — absichtlich oder unabsichtlich bei jemanden Bedauern mit sich erwecken; davon
Dureli, — weinerliches Gesicht (bei Kindern).

Dürenänderle, — ein Gemiſch von allerlei Gerüchen. X, 70.
Dürgänt, — durchgehend, z. B. eine Hausflur, die durch das ganze Haus geht.
Dürluft, — Zugwind.
Durriebe, — abgefeimt, ſchwer zu hintergehen.
Duße, — draußen.
Dütſchi, — ein kleiner Holzblock. X, 296.
Duttere, — klopfen, pochen (vom Herz, vom Küchlein im Ei und dergl.).
Dutzis ſein, — mit jemand auf Du und Du ſtehen.
Dyri däri machen, — ſchön thun, den Hof machen, ſcharwenzeln. VII, 49.

E.

Eben treten, — es Einem zu treffen wiſſen; eben treten müſſen, — alle erdenklichen Rückſichten für Einen haben müſſen. IX, 81.
Eben, dem Tüfel, — 1) dem Teufel gleich, teufelmäßig; 2) angeſtrengt (z. B. dem Tüfel eben arbeiten).
Ebe ſo mähr, — eben ſo lieb, eben ſo gut. XVIII, 232.
Ebenrecht, das, — die Mittelſtraße.
Ebha, — zurückhalten, in Schranken halten.
Ebſieh, — einholen. VIII, 258.
Egg, — Bergrücken im Emmenthaler Dialekt.
Egli, — Barſch, Perca fluviatilis L.
Ehrig, — aus Erz gemacht.
Ehtage, — Ehevertrag.
Eidigen, — einen Eid ſchwören.
Eiertätſch, — Eierkuchen, Pfannkuchen.
Eigelich, — 1) genau, pünktlich; 2) wähleriſch, ſich abſondernd, Complimente machend.

Eigends, — insbesondere, ganz besonders.

Einbund, — Pathengeschenk bei der Taufe. IV, 100.

Eingenterlen, — beeugen, unter Schloß und Riegel halten. XVIII, 177.

Eingericht, — 1) Einrichtung; 2) Eingeweide, dann das Innere des Körpers überhaupt; 3) körperliche Beschaffenheit, Constitution. X, 219.

Eingrasen, — für den täglichen Bedarf Gras mähen.

Eingruppen, — 1) sich ducken; 2) sich unterziehen, in die Sache schicken; 3) den Muth verlieren. XXI, 269.

Einisch, — 1) einmal, im Gegensatz zu mehrmals; 2) endlich, z. B. chunst einisch?

Einmal, emel, — wenigstens (nie im schriftdeutschen Sinn).

Einmannen, sich, — sich an einen Ort hin oder in eine Familie hinein verheirathen. VIII, 243.

Einmetzgen, — einen Verwandten zum Aufenthalt in der Familie oder im Hause nöthigen, um ihn deste sicherer beerben zu können. IV, 328.

Einschlirggen, — 1) beibringen, z. B. den Kindern Brei, Arzneimittel u. dergl.; 2) unvermerkt einschalten, mit unterlaufen lassen, Einen zu einer Meinung bringen, ohne daß er es merkt. XIII, 330.

Einscheppen, — vollstopfen.

Einstandmeitli, — Ersatzmagd während Krankheit oder sonstiger Entbehrung der eigentlichen Magd.

Eintreiben, — zu fühlen geben, eintränken.

Einurben, — einverleiben; davon eingeurbet, — eingefleischt, unausrottbar, gleichsam was im Urbar (Grundbuch) eingetragen ist. VIII, 312.

Einzug haben, — Unterschlauf, heimliche Aufnahme finden, auf verdächtige Weise öfter einen Ort besuchen, — dann auch: den Platz hergeben zu unsittlichen oder sonst verdächtigen Zusammenkünften. X, 339.

Einzüger, — 1) Einzieher, Rentbeamter; 2) neu einziehender Hausbewohner.
Elb, — gelbe Naturfarbe der Schafwolle.
Emd, — Grummet; Embet, — die zweite jährliche Heu-Ernte.
Enaugerenah, — sogleich, alsbald.
Ender, — 1) eher, schneller; 2) leichter, lieber.
Entnachten, — 1) von der Nacht übereilt werden; 2) auswärts die Nacht zubringen.
Enzenewasser, — Enziankranntwein.
Erchrute, — abprügeln, zusammendreschen.
Erdäpfelröfti, — geröstete Kartoffelscheibchen.
Erdbeere, — Erdbeeren sammeln.
Erdbeeriſturm, — Erdbeeren mit Milch und Hafermehl.
Erheit, — erfunden, böswillig ausgesonnen, gewöhnlich in der Verbindung: erheit und erlogen. XVIII, 197.
Erhocket, — 1) aus dem Gange gekommen, in Stillstand gerathen; 2) eingewurzelt.
Erhuse, — ersparen durch haushälterisches Achtgeben auf jeden Vortheil.
Erklagen, sich, — 1) sich ernstlich beklagen; 2) sich satt klagen.
Erlaubniß, — Confirmation, Zulassung Seitens des Pfarrers zum künftigen Gebrauch des heil. Abendmahls, — davon
Erlaube, — confirmiren.
Erleide, — 1) überdrüssig werden. I, 109; 2) aushalten.
Ermanne, — durch Heirath erwerben.
Ernäsele, — ausschnüffeln, ausspintisiren.
Ernüchter, — hungrig und dadurch matt werden.
Errinne, — aufkeimen, sprossen.
Erscheinung, — Erscheinung vor Gericht.
Erschießen, — mit Schießen etwas gewinnen, z. B. an Schützenfesten.

Erſchütte, intrans. und reflex., — 1) Ekel bekommen; 2) innerlich ſtark aufgeregt werden, ob etwas ſchaudern; 3) ſich ſehr über etwas aufhalten, in heftigen Widerſpruch gerathen. VIII, 208. XVIII, 25.

Erſorge, — beſorgen, mit Bangigkeit erwarten.

Ertaubet, — heftig erzürnt; davon ertäuben, erzürnen. VII, 319.

Erwarten ſein, Einen, — jemand erwarten.

Erwerchen, — erarbeiten.

Erwilden, — wild werden. XV, 50.

Erworgen, — erſticken durch Würgen, intrans. — erwörgen, daſſelbe trans.

Exact, — 1) genau; 2) es genau nehmend, Genauigkeit fordernd.

Exgüſi, — um Verzeihung! (excusez).

F.

Faaggeli, — 1) unordentlich gekleidete Weibsperſon; 2) eine ſolche, die alles mit ſich machen läßt. XIV, 404. XXII, 27.

z'Fade ſchlah, — 1) vorläufig etwas niedernähen; 2) einfädeln, einleiten, vorbereiten.

Fädmen, — einfädeln, den Faden durch das Nadelöhr ziehen.

Fählen, — ringen. VII, 107.

Falſch, — zornig.

Fantaſcht, — Spiegelfechterei, Wunderlichkeit, Einbildungen.

Färech, — Pferch.

Fäſchi, — Bekleidung für ein Wickelkind. XIV, 492. Davon

Fäſchen, — das Kind einwickeln.

Faſel, — ein Wurf junger Schweine, dann auch ein Haufe kleiner Kinder.

Faſſi, — Ueberzug zu einem größern Bettſtück.

Fatzenetli, das, — 1) Fetzen, lumpicht Zeug, was bloß dem Scheine dient; 2) eine Weibsperſon, die dieſem Begriff entſpricht.

Fauſterli, — kleines Milchbrentchen, das in der Hand getragen wird.

Feckeln, — flattern, eigentlich und bildlich. XVIII, 225. — Von

Fecken, — Flügel.

Fecken, — prüfen, verſuchen, auf die Probe ſtellen. — Davon

Fecker, — amtlicher Aufſeher über Maaß und Gewicht.

Feger, — Kämpe, Recke, Raufbold.

Fegneſt, — der kein Sitzleder hat, unruhiger Geiſt.

Fehlbar, — kränklich, dem es oft an der Geſundheit fehlt.

Feiß, — fett, feiſt; öppis Feißes, — fettes Rindvieh.

Feldſpiegel, — Fernröhre, Teleſcop.

Fellade, — Fenſterladen.

Fenſtern, — am Fenſter Beſuche abſtatten (beim Kiltgang).

Fergge, — 1) mit Anſtrengung tragen, ſchleppen; 2) einen geſchehenen Kauf um Liegenſchaften gerichtlich ausfertigen. I, 12; 3) durch Ertheilung von Audienz die Leute abfertigen (z. B. ein Arzt).

Ferlimoore, — Mutterſchwein.

Ferm, — 1) tüchtig; 2) feſt, ſtandhaft, ohne Blatt vor dem Mund. VII, 433. (ferme.)

Figge und Mühle haben, — 1) gewonnen Spiel haben, im Mühlenſpiel; 2) zwiſchen zwei oder mehreren angenehmen Dingen die Auswahl haben. XII, 195.

Figgeſtiel, der, — eine wähleriſche, ſchwer zufriedenzuſtellende, an Allem eine ſchwache Seite entdeckende Weibsperſon. XIII, 297.

Finger aufhaben müſſen, die, — zu einer Eidesleiſtung genöthigt werden.

Fingerbeeri, das, — Fingerspitze.

Fingerle, — öfter betasten, zuweilen in dem Maaß, daß die Fingereindrücke sichtbar sind, z. B. bei Zwetschen, denen dadurch der blaue Hauch abgewischt wird; bildlich auch vom weiblichen Geschlechte: sich fingerlen lassen.

Finstrer Mond, — Neumond.

Firn, — 1) der nie schmelzende Schnee der Hochalpen; 2) die Schneekuppen.

Fisle, — mit irgend einer kleinern Handarbeit sich eifrig beschäftigen, ohne daß dabei etwas herauskömmt. VII, 318.

Fitze, — Kinder mit der Ruthe züchtigen. VII, 217.

Flachsere, — Leinpflanzung.

Flädere, — flattern, fliegen (eigentlich und trepisch); es flädern lassen, viel Geld verthun. XII, 137.

Fläre, — derbe Maulschelle mit der vollen Hand.

Fläthig, — flink, rasch, hurtig. VIII, 295.

Flattirigi, — Kunst oder Gewohnheit zu schmeicheln.

Flegel stellen, den, — 1) auf den Kopf stehen; 2) durch Aufstehen oder Handaufheben seine Stimme abgeben, ohne sich zuvor an der Discussion betheiligt zu haben.

Fleglete, — die Mahlzeit bei Beendigung des Dreschens.

Fleischtage, — die Tage in der Woche, an denen Fleisch auf den Tisch kömmt.

Flemme, — im Examen durchfallen lassen, dann überhaupt jemand hintansetzen.

Fleßig, — flußfiebrig, den Schnupfen habend.

Fletternaß, — so naß, daß kein Flitter trocken bleibt, pudelnaß.

Fleuge, — Fliege.

Fliśme, — flüstern. I, 147.

Flohne, — Flöhe fangen.

Flotschig, — kothig, naß (vom Wetter oder Weg).

Fluchen, — einen Eid leiſten (nur von ganz entſittlichten Menſchen gebraucht). XII, 189.

Flüſſig, — eiternden Hautausſchlägen unterworfen.

Föh, — 1. oder 3. plur. praes. von fangen.

Föhn, Flühluft, — heißer Südwind, der im Frühling Blätter und Blüthen verſengt, der äußerſte Ausläufer des Scirocco, oder ihm wenigſtens verwandt. XVIII, 268.

Förmen, — eine Form geben.

Forne, — Forelle.

per Forſcht, — mit Gewalt, ohne Widerrede, par force.

Fortbräuken, — 1) die ungeſunden Gerüche in einem Zimmer durch Räuchern vertreiben; 2) verjagen, vertreiben, meiſt durch beißende Reden. XIV, 318.

Föſel, — ein leiblich und geiſtig unbedeutender, ſchwacher Mann. III, 243.

Fötzel, — 1) zerfetztes Kleidungsſtück; 2) in zerfetzten Kleidern herumlaufender Menſch; 3) Lump, Proletarier.

Fragen, Fragenbuch, — Heidelberger Katechismus.

Frein, — wohlmeinend, gutherzig, friedliebend, harmlos. VII, 316.

Freundlichkeit, — außergerichtlicher Ausſöhnungsverſuch. I, 328.

Fromm, — treu, gutgeartet (Kinder, Dienſtboten, größere Hausthiere). I, 12. Biogr. S. 191.

Fry, — 1) wirklich, wahrlich; 2) recht; fry chuel, recht kühl, kalt.

Fuchs, — Verfaſſer einer populären Streitſchrift gegen die römiſch-katholiſche Kirche. XXI, 322.

Fuge, — 1) Poſſen, Schwänke; 2) geringerer Grad von Bosheit (von fougue).

Fuhren, — 1) trans. das Vieh füttern; 2) intrans. übermäßig ſättigen.

Ful, — 1) faul; 2) träge; 3) untaugtich, nichtnutzig; 4) liſtig, verſchlagen.

Füli, auf alle, — 1) mit aller Liſt; 2) hartnäckig aufs Aeußerſte; 3) alle möglichen Eventualitäten in's Auge faſſend. XIII, 123.

Fülli, — 1) Füllen; 2) ungehobelter, leicht das rechte Maaß überſchreitender, in Wort und That übermüthiger Menſch. VII, 121.

Fungge, — zerknittern; anfunggen, — unordentlich ankleiden.

Fungiſt, — finden würdeſt.

Für, — 1) vorbei; 2) übrig bleibend; für haben, — übrig haben, mehr als genug beſitzen; für machen, — erſparen.

Fürabe, — Feierabend.

Fürblatte, — Feuerheerd; Fürblattehuhn, — Aſchenbrödel.

Fürcho, — 1) vorkommen, ſcheinen; 2) zuvorkommen; 3) überſtehen, nicht zu Grunde gehen in einer Noth, nicht ſterben, aller Erwartung zum Trotz. XXII, 80.

Füre, — hervor; fürecho, — hervorkommen.

Füre machen, — 1) hervorkehren, herausholen; 2) bezahlen.

Füre müſſen, — bekannt werden, ans Licht treten.

Fure, — Furche; de muß e Fure gah, — 1) dann muß ein merklicher, entſcheidender Schritt geſchehen, alles angewendet werden; 2) dann muß es eine großartige Luſtbarkeit geben. XVIII, 260.

Fürfuß, — der untere Theil des Strumpfs.

Fürgſchauer, — Gemeindsbeamter zu Beaufſichtigung der Feuerſtätten.

Fürgſtüß, — weit vorſtehende weibliche Bruſt.

Fürig, — überflüſſig.

Fürige Ma, — Irrwiſch, zum Irrwiſch verdammte Seele eines Abgeſtorbenen. I, 10.

Fürnäh, — unternehmen.

Fürſi, — vorwärts.

Fürtaub, — ſchrecklich erzürnt, in lichterloh entbranntem Zorn. X, 91.

Fürtüfel, — Pulverſchwärmer.

Fürtuch, — Schürze.

Fuß, — der vierte Theil der Berechtigung, ein Stück Hornvieh den Sommer über auf einer Alp weiden zu laſſen; — die ganze Berechtigung heißt ein Küh- oder Bergrecht. IV, 256.

Fußete, — Fußende am Bett.

Fußſack, — Spritzleder an einem Fuhrwerk.

Futſch, — verloren; von dem franzöſiſchen foutu, dem Teufel zu.

Futtergang, — der zum Aufbewahren und Zurüſten des täglichen Bedarfs von Futter für das Vieh beſtimmte Raum zwiſchen Tenne und Stall.

Fygebitzli, — feines Dämchen, eine Frau, die nichts recht angreifen mag, was irgend Mühe koſtet.

Fyrtig, — katholiſcher Feiertag (ſolothurniſcher Ausdruck).

G.

Ga, — gen, hin, nach.

Gaagge, — 1) quaken (Krähen, Eiſtern); 2) ſtottern. I, 374.

Gäb, — 1) ob; 2) ehe, bevor.

Gabeln, wohin, — wohin gehen mit Bewegung des ganzen Körpers (von langen, ſchlanken Leuten).

Gablete, — eine Gabel voll.

Gaden, — Kammer.

Gaggle, — gackern.

i'Gäggels werden, — über Gewohnheit luſtig, aufgeräumt, munter werden. XXI, 142.

Gah, — gehen.

Gäh, — geben, gegeben.

Gahli, — ein unbedachtſamer, unüberlegt in den Tag hineinlebender Menſch.

Gällen, — bejahen, Recht geben. XVIII, 74. Meiſt nur in den Formen: gäll sing., gället plur., — nicht wahr? gelt!

Galpen, — das freundliche Gaukeln junger Hunde; 2) liebreich ſchäkern. VII, 320.

Gampel, — das Gaukeln junger Thiere, Kälber, Hunde, Katzen. VIII, 137.

Gang, — gehe!

Gängig, — 1) leicht gehend, aufgelegt zu gehen (Gegenſatz zu gſtabelig); 2) leicht Abſatz findend.

Ganz werden, — impers. verſchwimmen (der Anfang der Ohnmacht, wo man die Dinge nicht mehr mit ſcharfen Umriſſen ſieht). X, 17.

Garbenknebel, — das Stück Holz, womit die Kornzarben zuſammengedreht und gebunden werden.

Gaſtig, — Geſammtheit der Gäſte in einem Wirthshauſe.

Gattere, auseinander, — auseinanderklaffen, zerfallen.

Gattige, — 1) einer Sache einen guten Anſtrich geben; 2) eine Sache in's Reine bringen, bewältigen. XIII, 304.

Gattlig, — artig, wohlgeſtaltet, nett.

Gaumen, — das Haus oder die Kinder hüten oder beſorgen.

Gärnaſe, — Gelbſchnabel, vorlautes Ding (nur von Mädchen gebraucht). VII, 135.

Geben, es giebt ihn, — er fällt in die Schlinge. XXII, 324.

Geben, nichts daraus geben laſſen, — eine Ausrede nicht gelten laſſen. X, 211.

Geiſtlich, — 1) andächtig, mit erbaulicher Lektur beſchäftigt; 2) frömmelnd. I, 98.

Gelblächt, — gelblich.

Geng, — immer.

Genterli, — kleiner Schrank im innern Wohnzimmer, in welchem Kostbarkeiten und wichtige Papiere aufbewahrt werden.

Gepse, — niedriger Züber von zwei Fuß Durchmesser zum Aufbewahren der Milch.

Gepülver, — Schmähreden, Zornausbrüche.

Gern, — leicht (faciliter).

Gespregelt, — gesprenkelt, mehrfarbig.

Getätsch, — Geschwätz, Schwätzerei.

Getere, — Kamaschen.

Genzgel, — 1) der am Eiteln hängt; 2) ein Verblendeter, Kurzsichtiger.

Geußen, — vor Schmerz aufschreien, winseln.

Gfahren mögen, — mit etwas zu Ende kommen, es durchzuführen im Stande sein; nicht gfahren mögen, eine Sache nicht zu Ende bringen, stecken bleiben. IX, 359.

Gfätterle, — 1) sich mit Spielzeug, die Zeit verkürzen (von Kindern); 2) sich mit leichter Arbeit beschäftigen (Stricken u. dergl.), was auf dem Lande noch vielfach für bloße Spielerei träger Weiber angesehen wird; 3) die Zeit vertändeln.

Gfell, — Glück.

Gferg, — Fuhrwerk.

Gficht, — Geflügel. XIV, 513.

Gflauder, — 1) flatterhaftes, leichtes, nicht dauerhaftes Zeug; 2) was fest anliegen sollte und es nicht thut, z. B. die abstehenden Blätter des Weißkohls.

Gfleischet, — wohlbeleibt.

Gfräß, — 1) Gesicht (grober Ausdruck); 2) ordnungslos zusammenliegende werthlose Gegenstände, Auskehricht.

Gfußet, — 1) (gut, schlecht) zu Fuße; 2) gerüstet, gewappnet, mit solider Stütze versehen.

G'hah, ſich, — ſich beklagen, jammern.

Ghältli, — 1) Ort, wo etwas aufbewahrt wird; 2) kleiner Verſteck.

G'hebt, — erzwungen; er will's g'hebt hah, er will's erzwingen. VII, 100.

G'heie, das, — Lärm, Aufſehen. Von

G'heie, — 1) fallen, ſtürzen; 2) werfen. I, 77; 3) impers. bekümmern. XVIII, 305; 4) reflex. ſich entfernen (im Zorn gebrauchter grober Ausdruck). XXI, 386. XXII, 33.

Ghogerig, — 1) höckerig, uneben; 2) hüglig.

Ghüder, — Auskehricht. XII, 164.

Ghürſch, — verwickeltes Ding, eigentlich und bildlich (Faden, Rede). III, 277.

Ghuſme, — Miethsmann, Hausmann. I, 85.

Gjäg, — die in voller Jagd begriffene Meute.

Giblet, — geſtorben (grober, verächtlicher Ausdruck). XXII, 73.

Giecht, — Eiterung, Entzündung; d's Giecht chunt dry, die Wunde wird gefährlich (eigentlich und tropiſch). VII, 234. XVIII, 13.

Giftle, — giftige, böswillige Worte in die Rede miſchen. XXI, 431.

Giftlöffeli, — ein Weib, das aus angewöhnter Verbitterung giftlet.

Gilbricht, — Gelbfink, Emberiza citrinella L.

Girizi, — Kibitz, Fringilla vanellus L.; Girizimoos, das im Volkswitz den alten Jungfern dereinſt zu Theil werdende Paradies, bevölkert mit Katzen, Schoshunden, Klatſchweibern, Kaffeeviſiten u. dgl.

Gitzi, — Zicklein.

Gitzineſt, — abgelegener rauher Ort, hergenommen von den Ziegen, die im Sommer auf den rauheſten Bergen geweidet werden.

Gix, — ſchriller, abgeſtoßener Laut oder Schrei.
Gläck, — kleines Futter für die Kühe, Rüben, Möhren, Runkeln u. ſ. w., beſonders Kleie und Salz. X, 200.
Gläis, — Niklaus.
Glanz, — glänzender Himmel zur Nachtzeit, gefürchtet wegen des oft dabei eintretenden Froſtes.
Glare, — Glotzaugen, ſtiere Augen, ſelten Augen ſchlechthin; davon
Glare, — gleißen, grell in die Augen ſcheinen. VII, 74. X, 32.
Glarig, — von grellen, ſchreienden Farben. XIII, 164.
Gläſig, — gläſern.
Glätteiſeh, — Bügeleiſen.
Glauben, der, — das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß.
Gläus, — Geleiſe; im Gläus ebhah, — dafür ſorgen, daß die Sache nicht gar zu ſchief gehe.
Glegeheit, — 1) Sachlage; 2) Beſchaffenheit einer Liegenſchaft; 3) die Liegenſchaft ſelbſt. II, 143.
Gleich, — Gelenk; keis Gleich machen, kein Glied rühren oder biegen.
Gleitig, — flink, raſch, hurtig.
Gloſchli, — Unterrock.
Gluggere, — Brüthenne.
Glungge, — tiefere Pfütze, Lache, Tümpel, Weiher.
Gluntſche, — das Klatſchen bei'm Falle eines feſten Körpers in's Waſſer (Gegenſatz: platſchen). XXII, 204.
Gluſtig, — lüſtern.
Gly, — bald, nächſtens (eine ſpätere Zeit andeutend als „gleich", von dem es abſtammt).
Gmein, — herablaſſend, leutſelig, umgänglich.
Gmeine, — 1) gemeinſchaftlich beſitzen, genießen. I, 99. 2) mithalten. XIV, 77.
Gmeinsmanne, — Vorgeſetzte der Gemeinde.

Gmühe, — 1) impers. bemühen, es bemüht mich; 2) reflex. sich für etwas anstrengen, die Mühe nicht scheuen. III, 11.

Gnage, — benagen.

Gnamt, — verabredet, besonders ein zu einer Zusammenkunft vorausbestimmter Ort. VII, 55. es Gnamts, eine genannte, festgesetzte Zahl. XXI, 162.

Gnappe, — 1) wanken, wackeln. XVIII, 304. 2) hinken. III, 60. Davon

Gnäppeler, — aus Alter unsicher einhergehender Mann.

Gnepfe, — 1) schwanken, wackeln (eigentlich das iterativ. von gnappe, dann verstärktes gnappe); 2) schwerfällig oder affectirt gehen. I, 105. Davon

Gnepfi, — der kritische Augenblick, wo es sich darum handelt, ob der Geltstag vermieden werden könne oder nicht. XXI, 179.

Gnietig, — üble Laune und Ermüdung infolge zu schwer auf die Probe gestellter Geduld 1) empfindend, 2) verursachend; ich bin gnietig, und: ein gnietiger Mensch. XVIII, 188.

Gnippe, — großes, halbmondförmiges Hackmesser mit zwei Griffen.

Gnist, — Mischmasch ordnungslos durcheinander gewürfelter Gegenstände.

Gnüger, — beschwerlicher.

Gnürzi, — Einer, der meint, er müsse sich abarbeiten, und alles abdarben, um durch die Welt zu kommen, ohne es doch in der That nöthig zu haben, Knauser, Batzenklemmer. XVIII, 288.

ih Goh, — ich gehe.

Göhl, — 1) einfältiger Mensch, Tropf, Cretin; 2) Narr, Geck, Einbildischer.

Gohn, — an einem langen Stiel befestigter hölzerner Eimer, zum Schöpfen von Wasser, Jauche u. dgl.

Göller, das, — sammtene, vorn mit Korallen, Gold und

Silber gestickte Halsbekleidung der Bauernweiber im Canton Bern.

Göllerketteli, — silberne mit Haften von gleichem Metall an das Göller befestigte Ketten.

Gottel, — so Gott will.

Götti, Gotte, — Pathe, Pathin; Götti, Gotteli, — Pathenkind (Knabe, Mädchen); Götterti, — Pathenkinder.

Gottesträppeler, — Frömmler, Pietist.

Gottwilche, — willkommen in Gott.

Graagge, — kriechen, krabbeln.

Gräbd, — Leichenmahl.

Gräbel, — 1) unordentlich herumliegende oder über einander geworfene Holzstücke. III, 186. 2) das Geräusch beim Herunterfallen vieler derartigen Dinge.

Graben, — Thalschlucht.

Gragglych, — 1) gleichgültig (gerade gleich); 2) nicht unangenehm, nicht zuwider.

Grämpler, — Trödler, Höcker (von krämen).

Gramseln, — 1) krabbeln (Insekten, kleine Mollusken); 2) in allen Gliedern prickeln. IV, 17.

Granggelbei, — 1) knorpeliger Knochen; 2) magere Person.

Gränne, — 1) weinen, greinen. XXII, 146; 2) sauer sehen; 3) possirliche oder schadenfrohe Gesichter schneiden. II, 292. X, 174. Davon

Grännete, — Volksbelustigung, wobei Einer den Andern durch Gesichtsverzerrung zu überbieten sucht. XIV, 85.

Gränni, m., Gränne, f., — unfreundliche, sauer sehende, ein schiefes Gesicht ziehende Person.

Grasanken, — aus Grasmilch zubereitete Butter, Sommerbutter.

Gräubäsig, — zweideutig, anrüchig.

Grauech, — eine Aepfelsorte.

Gräuelig, — schimmlicht schmeckend oder riechend.

Grauene Sach, — eine Rede oder That, deren man später reuig wird. VIII, 165; ſich graue ſy, — reuig ſein.

g'Grechtem, — 1) regelrecht, in der Ordnung; 2) ernſtlich.

G'reis, — Gang, Geleiſe, Ordnung; (von reiſen, in Gang bringen). XXI, 142.

G'reſinïer, m. das, — das Raiſonniren, Schmähen, Widerreden.

Grichtſäß, — Beiſitzer am Untergericht.

Grieggel, — 1) verkümmertes, verwachſenes Obſt, Baum, Pflanze; 2) ſchmächtiger, ſchwächlicher, verwachſener Menſch. XII, 165.

Gring, m., — Kopf (Grind).

Griſp, n., — der unterſte Theil des Unterſchenkels, Riß.

Gritti, — ein aus Altersſchwäche oder einer andern Urſache mit, um nicht umzufallen, auseinandergeſtellten Beinen einhergehender Mann.

Grobane, — 1) gerade hin; 2) oberflächlich.

Grobäniſch, — 1) ungenau; 2) bäuriſch, altväteriſch.

Groblecht, — grob, gröblich, ungeſchlacht.

Gröggel, — ſchwächlicher, elend ausſehender, meiſt kleiner Menſch (verwandt und oft verwechſelt mit Grieggel). X, 60.

Gruchſe, — 1) nicht recht hörbare wehliche Töne ausſtoßen, ſtöhnen; 2) über ſeine ſchlechte Geſundheit ſich öfter beklagen, um nicht unbeachtet zu leiden. VII, 10.

Gruppe, — kauern.

Gruſam, — außerordentlich, über die Maaßen. I, 141.

Grüſel, — 1) grauſige Geſtalt; 2) abſcheulicher Menſch, Unmenſch.

Gruſt, — Prunk in Kleidern, zum Gebrauch zurechtgelegter Putz.

Gryßlig, — 1) gräulich; 2) hart (ſolothurn. Ausdruck für grüslich).

Gſäß, n., — der Sitztheil des Körpers. XI, 309.

Gſatz, n., — Vers.

Gſatzlich, — gemeſſen, gravitätiſch in Gang und Rede.
G'ſau, n., — 1) Unreinlichkeit, unreinlich gemachte Arbeit; 2) Unordnung.
Gſchände, — 1) unnütz verbrauchen; 2) verderben und zu Schanden gehen laſſen.
Gſchaui, — Brautſchau.
Gſchell, — Schellengeläute.
Gſchirr, — 1) Topf, Napf; 2) grober beſchimpfender Ausdruck für den Hintertheil des Körpers.
Gſchleipf, das, — 1) mühſeliges Ziehen oder Tragen; 2) anſtößiger Liebeshandel mit einer liederlichen Perſon (ſtärker als Zaagg u. Zöök). XX, 482.
Gſchlüder, — ſchaales, unſchmackhaftes Getränk. II, 118.
Gſchmöcke, — ſchmecken, behagen.
Gſchmuechte, — 1) ohnmächtig werden; 2) den Kopf verlieren.
Gſchmuslet, — etwas beſchmutzt, nicht mehr ganz rein.
Gſchweiggen, — zum Schweigen bringen.
Gſotten und braten irgendwo ſein, — viel und oft bei jemand einſprechen, gleichſam das tägliche Brod ſein. X 339.
Gſpane, — Gefährte, wo nur zwei Perſonen ſind.
Gſpäßig, — ſonderbar, auffallend.
Gſpräch, — redſelig, geſprächig.
Gſpünſt, — Spinnſtoff, gehechelter Hanf oder Lein.
Gſtabelig, — ſteif, ungelenk. Von
Gſtabi, — ſteifer, unbeholfener Mann.
Gſtaket, — gedrängt voll.
Gſtauch, — Geſtank.
Gſtieng, — würde ausſtehen.
Gſtocket, — vollgepfropft.
Gſtüdel, — 1) hohes, nicht feſtes, altes, wackliges Geſtell; 2) Rumpelkammergegenſtand; 3) zu ſchnell aufgewachſener, hagerer Menſch oder Thier. XVIII, 275; XX, 365.

Gſtümpel, — 1) kurze, zerzauste Holzreiſer; 2) oft unterbrochene Arbeit. IX, 355.

Gſtürchel, — Getümmel, Gewühl.

Gſüchti, n., — Gliederſucht, rheumatiſche Schmerzen.

Gſy, — geweſen.

Gufe, — Stecknadel.

Gugag, m., — 1) Einer, der Glotzaugen macht; 2) Gelbſchnabel, unbeſonnener Schwätzer, dummer Junge (vom männlichen Geſchlecht, wie Gäznaſe vom weiblichen).

Gugelfug, — Neckereien, laute, Lärm verurſachende Späße, Unfug. Von

Gugle, — laute Späße treiben, ſchäckern, wiehernd lachen.

Gugge, — ſehen; untere gugge, tief in die Augen ſehen; dimin. güggele. XII, 195.

Güggel, — Haushahn.

Güggelhaft, — 1) anſpringend wie ein Hahn, aufbrauſend; 2) ausgelaſſen, überluſtig.

Guggeli, — 1) Loch in einer Wand, um etwas Kleines hinzuſtellen; 2) Verſteck.

Gugger, — Kukuk.

Güzi, n., — 1) Grille; 2) Luſt, Begier.

Gülti, n. pl., — Gültbriefe, Zinsſchriften.

Gumi, plur. Gumene, — Kommis, Geſchäftsreiſender.

Gumpe, — hüpfen. Davon

Gumpi, — Springinsfeld. XXII, 173.

Gunträri, d's, — im Gegentheil (au contraire).

Gurli, das, — Hure.

Gurnigel, — Kurort, ſechs Stunden von Bern entfernt.

Gürten, — Herumſpringen (von Kindern).

Gurts, eis, — in Einem Lauf, auf Einen Schlag.

Güſchigut, n., — Plunder, Flittergold, nur ſcheinbar werthvolle Dinge oder Perſonen, bei Letztern mit dem Nebenbegriff des Zweideutigen. X, 34.

Guſel, — 1) Eifer, Hitze; 2) oft: blinder Eifer. VIII, 158. Von

Guſeln, — aufrühren, aufſtören, leicht ſtechen. I, 331. XII, 164.

Guſi, — Naturlaut u. Lockruf für das Schwein, wie Muh für Kuh, Bäh für Schaf.

Guſt, — längere Zeit ungemolken, vor dem Kalben.

Guſti, — junges Rind.

Gutdings, — 1) gutwillig; 2) nachdrücklich.

Guten, — gut, beſſer werden. III, 229.

Güterbub, Gütermeitſchi, — ein einem Bauernhof zur Erziehung zugefallenes armes Kind.

Gutjahr, — Neujahr, Neujahrsgeſchenk.

Guttere, — Flaſche; Gütterli, — Arzneifläſchchen.

Guttuch, — ganz wollnes Zeug; in's Guttuch gehen, — viel koſten; in's Guttuch fahren, — unbeſonnen dreinfahren.

Gux, — dumpfer, mühſam hervorgebrachter Laut.

Gwächs, — Getreide.

Gwadet, — mit tüchtigen Waden verſehen.

Gwane, — gewöhnen.

Gwinnen, — pflücken, einſammeln, Kirſchen, Erdbeeren u. a. kleine Früchte.

Gwirben, — rührig ſein, etwas eifrig betreiben. XII, 193. Davon

Gwirbig, — thätig, anſtellig, emſig im Erwerben.

Gwunder, — Neugier.

Gybe, — Mutterziege, dann Ziege überhaupt; auch Lockruf für Ziegen.

Gygampfi, das, — die Schaukel.

Gyt auf, — 1) quitt; 2) alſogleich (ſelten in dieſer Bedeutung).

Gythung, Gyzgnäpper, — Geizhals, Fitz.

H.

Haag, — Hecke. Vore Haag use kommen, wurſten, — aushauſen, vergeltstagen. XVIII, 106.

Haaghuri, n., — eine übel ausſehende, den Zäunen nach ſchleichende, vor den Blicken Anderer ſich hinter Zäune duckende Weibsperſon. X, 43.

Häägge, — durch überflüſſige Schnörkel unleſerlich gemachte Buchſtaben.

Haaren, — an den Haaren zauſen.

Habch, — Habicht, Hühnerweihe; Falco butio L.

Haben, auf Einem viel, wenig, — Einen hoch, gering achten. XII, 274. — Einen mit Einem oder Einer haben, — einen Tanz tanzen.

Haben, — vom Sauerteig durchdrungen werden und aufgehen (Brod). XXII, 338.

Haberſack, — Tornister.

Häftlimacher, — 1) Verfertiger von kleinen Schnallen und Häklein, ein armſeliges, verachtetes Gewerbe. XII, 173. XIII, 86. 2) Hauſirer, Vagabund, gering geachteter Menſch.

Häftlimöntſch, — aufbegehriſches, trotziges Weib. VII, 431.

Halbbatzig, — ſchlecht, werthlos, nicht dauerhaft.

Halblein, — das gewöhnliche Tuch der Winterkleider berniſcher Bauern, zur Hälfte aus Wolle, zur Hälfte aus Lein beſtehend, meiſt gelblich von Farbe.

Halbwitzig, — 1) einfältig, geiſtesſchwach; 2) halbverrückt. II, 363.

Halftern, — mit einer Halfter feſtbinden.

Hälſig, m., — kurzer Strick.

Halszäpfli, n., — Adamsapfel, Kehlkopf.

Hamme, f., — Schinken.

Hampfele, — Handvoll.

Handel, aller, — alles, was zu erlangen iſt. X, 217. —

Seine Händel haben, — ſeine Späße zum Beſten geben, guter Dinge ſein. XVIII, 128.

Handlich, — 1) groß, tüchtig, grob, ſtarr (eigentlich: was die Hand anfüllt); 2) was viel zu thun giebt, viel Pflege erfordert (kränkliche oder ungebetige Kinder z. B.). VI, 189.; IX, 364.

Hand ob ſich ſehen, — merken, daß ein Stärkerer über Einen gekommen iſt.

Händſche, — Handſchuh.

Handzwechele, f., — Handtuch.

Häpeli, — ſchmächtige, ſchwächliche Weibsperſon oder Kind.

Harniſchplätz, — aus kleinen eiſernen Ringen zuſammengeſetztes Küchengeräthe zum Reinigen der Pfannen u. ſ. w. VI, 33.

Harze, — Mühe, Arbeit koſten.

Häßele, — neidiſch, zornig, übellaunig reden oder antworten.

Häßigi, — böſe Laune, Keifſucht.

Hauderidau, — leichtſinniger, in den Tag hineinlebender Menſch, der ſich ſeine gute Laune durch nichts trüben läßt. XXII, 47.

Haupt, — Stück Rindvieh. XII, 249.

Hauptheilige, — aus voller Kehle. XIX, 137.

Hauptkäntiſch, — ausgezeichnet. VIII, 149.

Hausbaſte, — haſtig und mit unüberlegtem Eifer das Hausweſen beſorgen.

Hauſire, — handthieren, ſich zu ſchaffen machen. VII, 102.

Hausräuchi, — Einweihung eines neugebauten Hauſes durch einen Schmaus. XV, 84.

Haußet, f., — Hanfſamen.

Hausverbrauch, der, — das zur Beſtreitung der Haushaltung erforderliche Quantum von Lebensmitteln und Geld. X, 229.

Hebi, — Sauerteig.

Heilig, — gnädig (in den zwei Verbindungen: es iſt ihm

heilig ergangen = er iſt mit wenig mehr als dem Schreck davongekommen; — ſeine Heiligen erhalten: tüchtig geprügelt werden). XX, 264.

Heimath, Heimweſen, — Anweſen, Liegenſchaft im eigenen Beſitz.

Heiterloch, — kleine Oeffnung, um Luft oder Licht in ein finſteres Gelaß (Keller, Hausraum unter dem Dach u. dgl.) zu bringen.

Heiti, — Heidelbeeren.

Helblig, — der Länge nach in zwei gleiche Stücke geſägte Tanne.

Helfen, — rathen. IX, 23. vgl. Biographie S. 222.

Helge, — Bild, Zeichnung: urſprünglich Heiligenbild. II, 373.

Heli, — der Raum über der Feuerſtätte einer Küche, die keinen Rauchfang hat. I, 119.

Helig, — heilige Zeit, kirchliche Feſtzeit.

Helke, — necken, hänſeln, zum Beſten halten. X, 184.

Hell auf ſein, — 1) geſund, 2) wohlgemuth ſein. VIII, 245.

Hell nüt, — durchaus nichts.

Hemmliſtock, — das ganze Hemd außer Aermel und Kragen.

Herd, Verbot, ab ſeinem Herd zu gehen, — Eingränzung auf ſeinen eigenen Grund und Boden. VII, 244.

Herden, — ſich mit Erdarbeiten beſchäftigen; herdelen (von Kindern), in ähnlicher Weiſe ſpielen. I, 325.

Herdknecht, — in einem größern Bauerweſen derjenige Knecht, der vorzüglich auf den Aeckern beſchäftigt wird (die unterſte Stufe unter den männlichen Dienſtboten, im Unterſchied von Melker, Karrer u. ſ. w.). X, 46.

Herr, — Pfarrer; zum Herrn gehen, den Confirmationsunterricht beſuchen; vom Herrn kommen, — confirmirt werden. VII, 135.

d's Herrgotts ſein, — nur in der Redensart: bis mer nit d's Herrgotts, — thue mir das nicht zu Leide, ſonſt wirſt du es zu büßen haben. III, 429.

Herregäägger, Herrevogel, — Häher, Corvus glandarius L.

Herrſchelig, — in Kleidung oder Benehmen einem Stadtbewohner ähnlich. I, 10.

Herumfirmen, — herumtaſten, ſchnuppern, erförſcheln.

Herzkäfer, m., — Liebling. III, 103.

Heubeeri, — Heidelbeere, Vaccinium myrtillus L.

Heublümt, n., — die auf dem Heuſtock abfallenden Blüthen des Graſes.

Heuſchleute, — Gewohnheitsbettler. III, 44.

Heuſtüffel, — Heuſchrecke.

Hieß, — heiß.

Himmelsgüegli, — Sonnenkäfer, Coccinella septempunctata L.

Hinderzthun, — verhaften, einthürmen, hinter Schloß und Riegel ſetzen. X, 36; XV, 281.

z'Hinderfür, — verkehrt, das Hintere vorn, das Letzte zuerſt; z'hinderfür im Kopf, — geiſteskrank, wahnſinnig in nicht hohem Grade.

Hinecht, — heute Nacht (in der vergangenen oder kommenden).

Hineinfliſme, — 1) hineinſchwatzen, Einen unvermerkt zu etwas vermögen; 2) einflüſtern, durch falſche Vorſpieglungen zu thörichten Handlungen veranlaſſen. XVIII, 105.

Hineintrappen, — in eine Schlinge gerathen. VII, 323.

Hingerache, — hinten herunter, abwärts.

Hingerzi, — rückwärts.

Hintenabnehmen, — den Kürzern ziehen, einlenken müſſen.

Hintenume, — hinten herum, hinterrücks.

im Hinterlig bleiben, — im Rückſtand bleiben; in Hinterlig kommen, — in ſeinen Geſchäften rückwärts kommen. I, 41; VI, 198.

Hinternklopfer, — Rockſchoß eines bäuriſchen Fracks.

Hinterſäß, — Einſaſſe.

Hinterſetzt ſein, — gut bei Gelde ſein, in der Wolle

sitzen, Garantie darbieten für alles, was kommen mag. II, 342.

Hinterſinne, ſich, — vor lauter Nachſinnen einer wichtigen Angelegenheit den Verſtand verlieren. III, 8.

Hirni, — Gehirn.

Höck, — kleiner, ſchwächlicher, unbehelfener Menſch.

Hocke laſſen, — bleiben laſſen, unterlaſſen. IV, 107.

Höcklein, — Häufchen.

Hoger, — Höcker.

Hoggisboggis, — drunter und drüber, bunt durcheinander. X, 65.

Höhn, — böſe, übellaunig, zornig. I, 84.

Hohwacht, weithin ſichtbare Punkte auf höhern Hügeln, auf denen früher in Kriegszeiten Wachtpoſten ſtanden, die bei einbrechender Gefahr Tag's ſchoſſen, Nacht's Feuer anzündeten. VII, 359.

Holderboggel, — 1) Hollundermännchen, ein Kinderſpielzeug; 2) ein ſchwacher, keinen Widerſtand leiſtender Mann.

Holzböckiſch, — ſteif und ungelenk wie ein Sägebock.

Holzböden, — Holzſchuhe oder ſchwere Lederſchuhe mit zolldicken Holzſohlen.

Hoppe, — auf nur einem Fuße gehen. X, 53. Davon

Höpperle,—1)hapernd, ſchwankend gehen; 2)im Gehen hüpfen.

Höre, — aufhören, ein Ende machen.

Hoſche, — klopfen, um Einlaß zu begehren. VII, 346.

Hoſen, — das Stadium im Wachſen des Getreides, wo die Aehren eben aus den Scheiden treten wollen. VIII, 169.

Höſeler, — Feigling, Einer, der gleichſam Höslein ſtatt Hoſen anhat, alſo kindiſch-furchtſam iſt. IV, 163.

Hotſch, — eine in Kleidung und Führung des Hausweſens nachläſſige Weibsperſon. I, 16.

Hozle, — auf und nieder ſchütteln, hart ſchaukeln. XVIII, 268.

Hübſchi, — Schönheit.

Hübſchli, — 1) leiſe, ſachte; 2) allgemach. I, 138.

Hudel, — 1) Lappen; 2) Lump, liederlicher Menſch.

Hudle, — 1) zauſen; 2) Einen immerfort ausſchelten, zum Schuhwiſch machen. I, 1; 3) in liederlichem Leben Geld verthun, vornämlich im Wirthshauſe.

Hulli, das, — die Höhlung in der Mitte eines unordentlich gemachten Bettes. XII, 139.

Hültſche, — Hülſe, Schale.

Hündligürte, — knauſern. VII, 154. Hündligürter, — Knauſer.

Hundshäärig, — knauſerig, namentlich bei Kauf und Verkauf, und in Behandlung der Dienſtboten. III, 409.

Hung (mit ſtummem g). — Hund, beſchimpfend oder bedauernd von Menſchen gebraucht, z. B. Freßhung, Faulhung, arme Hung. Davon

Hungs, — ungewöhnlich, ſehr, z. B. hungsbös, hungsgroß.

Hung (mit härbarem g), n., — Honig.

Hunghäfeli, n., — Honigtopf, eigentlich und bildlich.

Hungſteck, m., — Bienenkorb.

Hüntſchi, — Hühnchen, Küchlein.

Hupf, — von hüpfen (das ſelber nicht vorkömmt), wie Sprung von ſpringen. IX, 158.

Hupperſand, — Glaſurerde.

Huppi, n., — gerade auf gerichtete Haare oder Federn, beſonders auf dem Kopfe einiger Vögel. X, 282.

Hurlibus, der, — der ſtets fröhlicher, ſpaßhafter Laune iſt. XXII, 47.

Hürlig, — junger Barſch vom laufenden Jahre.

Hürmehi, — heutzutage.

Hurnigle, — durcheinander regnen, ſchneien, rieſeln, winden; Hornungwetter machen.

Hurnuſſe, — ein Jünglingsſpiel; ſiehe die Erklärung II, 47.

Hurſche, hürſche, — verwirren, untereinanderwerfen. IX, 81.

Huſche, — mit der Fauſt beohrfeigen. IV, 227.

Huſe, — 1) haushalten; 2) ſparen. I, 42.

Huslich, — haushälterisch, sparsam.

Hüsli, — aus dem Hüsli bringen, kommen, — aus der Gemüthsruhe aufstören, sie verlieren. I, 201.

Hustage, — Frühling. VI, 20.

Hustäglich, ustäglich, — 1) frühlingsartig; 2) im Frühling stattfindend.

Hüst, hott fahren, — links, rechts fahren. III, 234.

Hüstere, — 1) mit Zuruf, Poltern und Peitschen die Pferde antreiben; 2) irgend ein Geschäft auf ähnliche Weise abthun. Verwandt mit

Hustere, — 1) unter Lärm seine Arbeit verrichten; 2) sich abarbeiten, um nicht am Hungertuch zu nagen, auf den kleinsten Vortheil und Nachtheil zu achten genöthigt sein.

Hütig, — von heute, frisch, jung.

Hutte, f. — Tragkorb, der am Rücken angehängt wird.

J.

Jagen; merken, wo es düre jage, — 1) merken, wo hindurch das Wild seinen gewohnten Weg nehme; 2) merken, was eine verblümte Redeweise sagen wolle; oder wie man es anzufangen habe, um die rechten Mittel anzuwenden, an's Ziel zu gelangen. XXI, 198.

Jaggi, — Jakob.

Järb, — hölzerner runder Rahmen, um den eben gesottenen Käs zu formen. XX, 96.

Jäsen, — gähren.

Jast, m., — Eile, Hast, Ueberstürzung. Davon

Jasti, m., Jaste, f., — hastige, alles übereilende Person.

Jemer, — Verdrehung von Jesus.

Jg, — ich.

Immi, — Viertelmääß.

Inefert, — inwendig. VII, 113.

Jocheli, — Interjection des ſchmerzlichen Erſtaunens.
Joggi, — 1) Jakob; 2) ungeſchliffener Menſch.
Johle, — eine Melodie jauchzen.
Irren, — 1) aus dem Geleiſe bringen; 2) unbequem, unangenehm ſein. IX, 364.
Irrtig, — Mißrechnung, Mißverſtändniß, Irrthum.
Jung hah, — Junge zur Welt bringen (von Hunden, Katzen, Kaninchen u. ſ. w.).
Jungfrau, Jumpfere, — Dienſtmagd.

K.

Kabis, — Weißkohl; bei'm Kabis nehmen, — bei'm Schopf ergreifen XIX, 212.
Kacheler, — Hauſirer mit irdenem Geſchirr. Von
Kachle, — irdener Napf; Kacheli, — kleiner Napf, Kaffeetaſſe.
Kädere, — 1) ſchreien (von den Elſtern gebraucht); 2) ſchreiend zanken, grollend ſchwatzen. IX, 279; neckend ſtreiten. XXII, 274.
Käfer, — Maikäfer, Scarabaeus melolontha L.
Kaffe, das, — ein Eſſen, deſſen Hauptbeſtandtheil Kaffee ausmacht und das im Laufe des Nachmittags oder Abends genoſſen wird.
Kafle, — 1) ſchmieren; 2) ohne Ordnung dreinfahren; 3) in irgend etwas ohne Sachkenntniß herumhandthieren. XIX, 135. Davon
Kafli, — 1) der eine Sache unordentlich macht, z. B. Kinder bei'm Schreiben, Erwachſene bei einem Handwerke, Pfuſcher; 2) der ſich unberufen in etwas miſcht.
Kaib, — Aas (meiſt als Schimpfwort gebraucht, ſolothurniſch für das berniſche Keib).

Kalberochtig, — 1) wie ein Kalb; 2) von ungestümen, ungeschlachten Manieren.

Käpper, — Verdrehung für Ketzer.

Kär, Gekär, — weitschweifiges, oft wiederholtes und doch nicht zum Ziel führendes, unmuthiges Reden, Bitten oder Murren (milder als Gekeife). I, 132; XII, 174.

Karrer, — der Knecht, der Roß und Wagen zu besorgen hat.

Karsumpel, — bunte Gesellschaft. XVIII, 337.

Käs, einen Käs geben, — aus einer Sache etwas werden. VIII, 245.

Kaselt, — die bei'm Käsen das Scheiden der Milch bewirkende Substanz. XX, 97.

Käule, — kauen.

Kaum, — schwierig, mühselig, kümmerlich. VII, 430.

Käusi, — 1) Schleicher und Keicher; 2) boshafter Kauz, Schlaukopf.

Kauz, — struppiges, zerzaustes, ungekämmtes Haar; verchnzet, — zerzaust, ungekämmt.

Kefi, — Kerker (ein Käfig).

Kegelries, — Kegelbahn.

Kehr, der, — Reihenfolge. III, 415. Davon kehrum, — der Reihe nach. I, 288.

Kehrumthürli, — Wendepunkt; zum K. kommen, — zur Besinnung kommen, von einer hartnäckig festgehaltenen Meinung zurückkommen. XVIII, 330.

Kemi, — Rauchfang.

Kernigs Mehl, — Mehl von Dinkel oder Spelz.

Ketzis, — Verdrehung für ketzers, mildere Bezeugung des Unwillens. X, 44.

Kiesle, — zanken in Scherz und Ernst, keifen.

Kilbi, — 1) Kirchweihe; 2) jede übermäßig lärmende Lustbarkeit.

Kilcher, — Kirchgänger; Kilcher und Märitlüt zelle's, — jedermann spricht davon.

Kindbetti, die, — 1) Niederkunft; 2) Taufſchmaus.
Kirſiſturm, — Kirſchbrei mit kleingewürfelten Brodſtückchen.
Kittel, — 1) der weibliche Oberrock für den untern Theil des Körpers; 2) Bezeichnung für die weibliche Landestracht im Allgemeinen.
Klack, m., — Spalte; plur. **Kläcke** und **Klecke**, Letzteres Bezeichnung der Riſſe u. Sprünge in der Hand, die von der Kälte erzeugt werden.
Kläffele, — 1) belfern (von kleinen Hunden); 2) ausplaudern, wiederſagen. I, 86.
Klapf, — 1) Knall; 2) ſtarke Ohrfeige.
Klappere, — ſchwatzen, klatſchen. II, 26 (nie im ſchriftdeutſchen Sinn, wofür **kläffele**).
Kleb, m., — Namen einer rothen Kuh mit weißem Fleck auf der Stirn.
Kleblaus, — Blattlaus.
Klepfe, — 1) knallen; 2) es **klepft Einen**, — er wird bankerott.
Kloben, m., — 1) ein ſtarker, hölzerner oder eiſerner Nagel; 2) ein zuſammengedrehtes Stück ungeſponnenen Hanfs; 3) ein Neuthaler, Kronthaler, Brabänterthaler.
Klöhne, — jammern, ächzen, klagen, ſich öfter über etwas beſchweren, ohne ſich darein ſchicken oder die Urſache davon überwinden zu können. III, 12.
Klöti, m., — Klotz (von Menſchen).
Klungele, die, — der Knäuel.
Klupf, — plötzlicher Schrecken. XIX, 142. Davon
Klüpfig, — leicht zu erſchrecken, leicht ſtutzig werdend. IV, 25.
Knautſchen, — 1) ſchmatzend eſſen (Obſt u. dgl.); 2) zur Reinigung in Waſſer eingedrücktes Zeug walken oder ſchlagen.
Kneuäcke, der, — Kniekehle.
Kniepe, — 1) die Schuhe hinten heruntertreten; 2) bei'm Gehen die Kniegelenke nicht brauchen, mit eingeknickten

Beinen gehen; 3) nicht vorwärts kommen im Gehen. XXI, 267.

Knipſe, — unbedeutende Gegenſtände entwenden. I, 329.

Knopf, — Knoten. XVIII, 304.

Knöpfe, — Hanf geringſter Qualität, Hanfabgang.

Knorze, — eine leichte Fingerarbeit, Stricken u. dgl., ſtatt mit Gewandtheit, mit Kraftaufwand verrichten. VII, 64.

Knubel, — 1) ein kleiner, nach allen Seiten ſchroff abfallender, etwas rauher, aber doch bebauter Hügel; 2) grober, rauher, roher Menſch.

Knüble, — klauben.

Knüder, — 1) eingedrückter, etwas verwachſener Menſch (von knüderig, — knorrig); 2) Spottwort für Mann, ohne gerade einen beſtimmten beſchimpfenden Nebenbegriff zu haben. XXI, 227.

Knupe, m., — 1) Eiterbeule, Beule; 2) weicher Auswuchs am Körper.

Köbi, — 1) Jakob; 2) mildernder Ausdruck für Kerl: tüchtiger, witziger, ſchlauer, nichtsnutziger Köbi.

Köch, — Gemüſe.

Kochete, eine Kochete über haben, — 1) ein Gericht über dem Feuer haben. I, 103. 2) Einem etwas Unangenehmes bereiten.

Köhle, — 1) im Garten Gemüſe holen. I, 91; 2) an Hecken und Wegen Gras einſammeln.

Kolder, — 1) Koller, aufbrauſendes Weſen; 2) jähzorniger Menſch.

Költſch, — dunkelblau und weiß gewürfelter Kattun oder Leinzeug, in Bauernhäuſern meiſt zu Bettvorhängen verwendet.

Kommen, es kommt ihm, — es geht ihm ein Licht auf, er fängt an einzuſehen. IV, 272; an etwas kommen, — an etwas leicht anſtoßen. XVIII, 304; an Einen kommen, — bei jemand Hülfe in der Noth ſuchen, jemand

um etwas Wichtiges anſprechen. II, 131; kommen mögen, — mit einer Arbeit fertig werden, ſeinen Obliegenheiten nachkommen, mit etwas ausreichen. VI, 278.

Köpfig, — eigenſinnig, widerſpänſtig.

Korben, — 1) Körbe flechten; 2) aushecken, zuſammenſchmieden.

Koſte, — bei einer naſſen Arbeit ohne Noth ſich beſchmutzen. VII, 325.

Koſt, an obrigkeitliche Koſt kommen, — in's Zuchthaus kommen. IX, 83.

Köſtlich, — koſtſpielig, theuer (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Kötze, — ein Geſchäft, Waſchen z. B., unreinlich abthun.

Kötzere, impers., — Ekel empfinden, zum Erbrechen gereizt werden.

Krächelig, — altersſchwach, gebrechlich. VII, 163.

Krachen, — düſtere Waldſchlucht.

Kramen, — 1) ein Geſchenk machen; 2) etwas einkaufen.

Kräſchle, — raſcheln, rauſchen wie dürres Laub oder ſteife Gewänder. Davon

Kräſchlig, — lebhaft, zu Allem aufgelegt, leicht elektriſirbar.

Kratten, — kleinerer hoher Korb. Davon: 1) Einem im Krättli ſein, — der Gewogenheit jemandes ſicher ſein; 2) Einen im Krättli haben, — einer Perſon, namentl. eines Liebhabers, ſo ſicher ſein, daß man ſich auf ſeine Koſten manches erlaubt. XXI, 195.

Krauch, m., — die Kraft, Athem zu ſchöpfen oder eine leichte Bewegung zu machen; keinen Krauch mehr thun können, — nicht einmal mehr zu kriechen, viel weniger zu gehen im Stande ſein. XIII, 311.

Krauen, — kratzen, krabbeln. Davon

Kräuel, der, — die Kralle.

Krauſi Mauſi, — Quodlibet, Durcheinander, Gewäſche. V, 173.

Krautkuchen, — Spinatkuchen.

Kräze, — Krätz.

Kräzen, — 1) auf dem Rücken tragen; 2) etwas mühſam ſchleppen. I, 27.

Kräzete, — 1) eine auf dem Rücken getragene Laſt von großem Umfang; 2) Zuträgerei.

Krebeln, — kratzen.

Kribel, das, — Geſchreibſel.

Kries, das, — Tannnadeln.

Krös, das, — Gekröſe.

Krügeli, — 1) kleine Kugel; 2) kleine Fleiſchklöße.

Krummen, — Behälter im Keller.

Krump, der, — Krümmung.

Krüpfe, — Krippe; **Krüpfedrücker**, — ein am ſtillen Koller leidendes Pferd, das ſtets ſeinen Kopf hoch in die Raufe oder in die Krippe ſteckt.

Krüſchler, — ungetreuer Verwalter anvertrauter Gelder. IV, 257.

Krüſele, — 1) kraus machen, werden; 2) impers. es wird mir wunderlich, übel.

Kruſelhaar, — gekräuſelte Haare, Lockenkopf.

Kübel, — hoher Züber, meiſt mit nur einem Griff. **Kübli**, dimin.; **über's Kübli lüpfen**, — über den Löffel balbiren, wie ein Kind behandeln. XIX, 142.

Kuchimutz, der, — Aſchenbrödel, verächtlicher Ausdruck für die Köchin oder eine andere ſich viel in der Küche aufhaltende Perſon.

Kuchipulver, — Miſchung von verſchiedenen der gewöhnlichern Gewürze.

Küchli, das, — dünne in Butter gebackene Kuchen. Davon **küchlen**.

Kuder, der, — Lein geringſter Qualität, Abgang des Leins; **Kuderbütz**, — 1) zuſammengerolltes Stück ungeſponnenen ſolchen Leins; 2) ſtruppig ausſehende und dabei un-

anſehnliche, kleine, dicke Weibsperſon. XVIII, 24. Kudermannli, — unanſehnlicher Mann.

Küderle, — 1) ſchön thun, den Hof machen; 2) vorſpiegeln; 3) kirre zu machen ſuchen.

Kuh, von der tauben Kuh freſſen, — 1) verblendet ſein; 2) durch Schaden klug werden, eine Schwindelperiode von Anfang bis zu Ende durchmachen, und erſt auf dieſem Wege zur richtigen Einſicht kommen. VII, 145.

Kuhlen, — kühl werden.

Kühn, — groß, ungewohnt. X, 33.

Kummern, — ſich der Bekümmerniß hingeben, ängſtlich ſorgen. IV, 72.

Kunde, Kundius, — Geſelle, Kerl, Pfiffikus.

Künden, ſich, — 1) im Vorbeigehen Einen beſuchen, bei Einem einſprechen; 2) von Todten, Einem erſcheinen oder anderswie ſeine Nähe zu erkennen geben. IV, 322.

Künd's, — bekannt.

Küng, — König.

Küngeli, — Kaninchen.

Kunſt, die, — der Ofentritt des Zimmerofens, der durch das Kochen in der Küche erwärmt wird. XII, 93.

Kupen, — ſchmollen, mürriſch ſein. I, 26.

Kuppele, — ordnungsloſer Trupp.

Kurlig, — ſonderbar, auffallend, komiſch, zum Lachen reizend. VII, 86.

Kurzi Zyti, — Kurzweil.

Kuſch machen, — ſich ducken (von couche), vom Hunde, bildlich auch von Menſchen.

Kuſt, die, — Geſchmack. Davon küſtig, — ſchmackhaft.

Kuten, — ſtark winden, ſauſen, brauſen. I, 395.

Kutte, — Oberkleid der Bauern.

Kuttefecke, — Rockſchoß.

Kuttle, — Kaldaunen. VII, 7.

Kuttlerugger, — herber, saurer Wein, der gleichsam die Eingeweide ertönen macht, ein Spottname. VIII, 75.

Kutter, — Tauber, männliche Taube. I, 173. Davon

Kuttern, — buhlen.

Kyb, m., — grollendes, zänkisches Wesen, verbissener Zorn. VII, 212.

L.

Lächerlich, — aufgeräumt, heiter, lachlustig. V, 109 (sehr selten im schriftdeutschen Sinn, wofür eher **kurlig**).

Laden, m., — langes Brett.

Lädi, — Pinsel, schwachsinniger Mensch. XII, 177.

Lafere, — plappern, ohne zu denken. XVIII, 282. Davon

Laferi, m., — Plappermaul.

Laid, — spitzhurnisch für Leid.

Lalimeitschi, — ein Mädchen, das 1) in den Tag hinein lebt; 2) seinen Vortheil nicht zu erhaschen weiß; 3) das sich nicht zu helfen weiß. XXI, 435.

Lälle, — der offne Mund mit herausgestreckter Zunge. XX, 106. Davon

Lällekönig, — das alte jetzt beseitigte Wahrzeichen von Basel auf der Rheinbrücke, die hölzerne Bildsäule eines Königs, der bei jedem Stundenschlag die Zunge weit herausstreckte. VII, 64.

Lampe, — welken, schlaff herabhängen. X, 85.

Länder, — Bewohner des Entlibuchs im Canton Luzern.

Landfaß, — Weinfaß zum Transportiren, im Gegensatz zum **Lägerfaß**, das stets im Keller liegen bleibt, und meist größere Dimensionen hat.

Landjäger, — Gerichtsdiener, Constabler.

Landschäftler, — Bewohner des Cantons Baselland.

Ländti, — Landungsplatz.

Lange, länge, — 1) reichen, darreichen. II, 394; 2) länger werden. XIX, 150.

Längs Stück, — eine geraume Weile.

Läntwylig, — langweilig.

Larpi, — gutmüthiger Mensch, der sich zu allem herziebt, Waschlappen. IV, 325.

Lärmidire, — lärmen, teszieben.

Laschi, das, — dummes, gedankenloses Weib. XIII, 313. XVIII, 302.

Lätsch, — 1) Masche bei'm Stricken; 2) Schleife an Bändern, Halstüchern; 3) Schlinge.

Lätschmaul, — schiefer, hängender Mund, infolge Naturanlage oder Unzufriedenheit.

Läz, — 1) unrichtig, unwahr; 2) fatal, nachtheilig; lätze Seite, — Rückseite, Kehrseite; lätzer Hals, — Luftröhre. IV, 272; öppis Lätzes machen, — einen Selbstmord begehen. XXI, 45. (Stammwort von „verletzen").

Lauene, — Lawine; es lauenet, — Lawinen stürzen; glauenet werden, — unter einer Lawine umkommen. VIII, 215.

Läufterli, — Schiebfensterchen. I, 51.

Laufer, — 1) Kamm mit nahe beisammen stehenden Zähnen; 2) ein Kind, das Possen nicht ganz unschuldiger Art im Kopfe hat. IX, 28.

Laz, — lasse. (3 praes. conj.)

Lebhaag, — lebendiger Zaun, Dornhecke, im Gegensatz zu Lattenzaun, die früher gebräuchliche Art von Einfriedungen durch Holzstangen.

Lebtig, — Leben, Lebtage.

Lecktäsche, — lederne Tasche mit Salz für die Küche.

z'Leerem, — 1) mit leeren Händen; 2) grundlos, umsonst, mit Unrecht. VII, 157.

Lefzge, — 1) Lefze, Lippe; 2) Lektion (von sehr ungebildeten Leuten gesagt statt Lezge). X, 60.

Leibhaft, — Verhaftsbefehl.

Leicht eine hoffährtige Magd thäte das nicht, — es brauchte eine Magd nicht einmal sehr eitel zu sein, um das nicht thun zu wollen. XIII, 42.

Leid, — 1) physisch: schwächlich, elend; 2) moralisch: verächtlich, feig. I, 341; X, 189. Davon

Leide, — abnehmen, schwächer, kränker werden. VIII, 314.

Leist, — legst (2 praes. indic.).

Leistung, — 1) zeitweilige Verbannung; 2) in die Leistung liegen, — nach einer Schlägerei infolge Verwundung auf Kosten des Schlägers auf dem Kampfplatz oder im Wirthshause liegen bleiben, und sich ärztlich behandeln lassen. II, 60.

Leset, — Weinlese.

Leslade, — Leihbibliothek.

Letzi, — 1) die letzten Lebenstage. XIII, 84; 2) Narbe, üble Folgen, bleibende Nachwehen von einer Krankheit oder Verwundung. XX, 311; 3) Landesgränze, Landesmarke, durch eine einfache Mauer bezeichnet. XVI, 379.

Leuen, — ausruhen. I, 116.

Liechten, — 1) leichter werden; 2) Licht anzünden. II, 319.

Liegen lassen, — Einen im Mund der Leute herumziehen, seinen guten Namen gleichsam im Kothe liegen lassen. VII, 97.

Linger, m., — Lineal.

Lische, — grobes Gras, Binsen, Simsen, Seggen.

Lisme, — stricken.

Litze, — 1) falten; 2) seinen Aerger auslassen. XVIII, 280.

Lodele, — wackeln, sich bewegen (angenagelte Gegenstände).

Löffel, — Laffe.

Logeli, — kleines Weinfäßchen von vier bis acht Maaß.

Löhl, — Dummkopf, Pinsel. IV, 238.

Losament, — Wohnung (logement).

Lose, — aufhorchen, mit Aufmerksamkeit anhören, lauschen.

hig, — vollwichtig, vollkommen, rein, z. B. löthiges Kind, löthiger Eſel. X, 340.

Löy, löht, — (wir) laſſen, (ihr) laſſet.

Luege, — 1) mit Aufmerkſamkeit hinblicken; 2) ſich verwundern; lue — ſiehe.

Lueg ins Land, — Wachpoſten, Lauerpoſten. VII, 262; XVI, 104.

Lueglöcher, — Augen.

Luenz, — freche, feile Straßendirne.

Luft, — Wind; lüften, — 1) friſche Luft in's Zimmer laſſen; 2) einen Gegenſtand der friſchen Luft ausſetzen. Lüftete, die daherige Handlung. I, 23.

Lüftig, — 1) leichtſinnig, in den Lüften ſchwebend; 2) den Freuden nachjagend.

Lugethaft, — lügneriſch.

Lugg, — 1) loſe; 2) kraftlos; lugg laſſen, — nachgeben. I, 331.

Lulli, — Sauglappen kleiner Kinder, um ſie zum Schweigen zu bringen. XXI, 22.

Lumpete, — Anlaß zu Verſchwendung und tollem Leben.

Lünig, — launenhaft.

Lüpfe, — 1) einen ſchweren Gegenſtand in die Höhe heben; 2) es lüpft ihn, — er macht Geltstag, fallirt. XIII, 24.

Lurgge, — 1) behaglich, langſam ſaugen, bedächtig trinken. XVIII, 191; 2) reden, und doch mit der Sprache nicht recht herausrücken. XXI, 226.

Lüſchi, n., — Geld.

Luſſe, — lauern. VII, 155.

Luſtig, — hübſch, zierlich (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Lützel, — 1) klein, ſchmächtig; 2) elend; 3) tropiſch: eitel, unbedeutend (von Menſchen). XV, 283.

Lycht, — 1) Leiche; 2) Leichenzug.

Lylache, — Betttuch. I, 207.

Lyre, — 1) wickeln, auf einen Knäuel winden; 2) mit einer Arbeit nicht vorwärts kommen. XVIII, 21. Davon
Lyri, — ein nie zur Sache kommender Menſch. XVIII, 299.
Lyſt, — (du) liegſt.

M.

Machen, es machen können, — 1) eben genug haben; 2) nichts bedürfen; 3) ſatt ſein. II, 107.
Mädi, — Magdalena.
Mägerlig, m., — magere Perſon.
Mahle, — kauen, wiederkauen. IX, 187.
Mähre, der Mähre zum Aug luege, — den Schaden nicht länger anwachſen laſſen, retten, was noch zu retten iſt. XVIII, 181.
Mämmi, — Puppe.
Mänge, — mancher; mängiſch, — manchmal; mängem d'wege, — aus mancherlei Urſachen.
Mannen, — heirathen. XII, 322.
Mannetoggeli, — ein leicht zu beherrſchender, nicht imponirender, gutmüthiger Mann. III, 65.
Mantel, — Trauermantel, gebraucht bei Leichenbegängniſſen, auch früher von den Vorgeſetzten als Auszeichnung allſonntäglich beim Gottesdienſt, jetzt nur noch bei der Abendmahlsfeier getragen. IX, 159.
Mänteli, n., — Vorhemdchen der Bauernweiber. I, 185.
Märitbigger, — Marktläufer, der meint, kein Markt könne ohne ſeine Theilnahme abgehalten werden; vgl. Dienſtagsſchleipfe. VII, 54.
Märten, — 1) markten; 2) handeln.
Mäßſtryche, — ein kleiner Cylinder von Holz zum Abſtreichen der zu voll gehäuften Kornmeße. I, 134.
Maſtig, — übermäßig nahrhaft.

Maudi, — Kater.

Mäuele, — die Speiſe im Munde herumwälzen, vor Verlegenheit, Ueberſättigung oder Feinſchmeckerei. XIII, 275.

Mauggere, f., — übellauniges Geſicht.

Mayi, d's Mayi ſingen, — 1) eine Unart heftig tadeln; 2) Schadenfreude bezeugen; 3) den Garaus machen, moraliſch todtſchlagen. XXI, 194.

Mehbeſſer, — 1) beſſer (ſpaßhaft); 2) ſchlimmer, ärger (ſpöttiſch).

Meierysli, — Maiblümchen, Convallaria majalis L.

Meine, — ſeine Meinung dahin abgeben. XVIII, 209; ſich meine, — großthun, prahlen. VI, 187.

Meiſter, Meiſterfrau, Meiſterleute, — Dienſtherr, — herrin, — herrſchaft.

Meiſterhaft, — herrſchſüchtig. XXII, 205 (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Meiſterloſig, — verwöhnt, namentlich im Eſſen. Meiſterlos, — 1) Mutterſöhnchen. I, 12; 2) in Zuchtloſigkeit aufgewachſener Menſch.

Meitſchi, — Mädchen.

Melchig, — 1) milchreich (Futter); 2) leicht zu melken. X, 8.

Melchtere, die, — ein hölzernes ovales Milchgefäß zum Tragen.

Melker, — der Knecht, der die Kühe zu beſorgen hat.

Menſch, das, — Weibsperſon, meiſt, doch nicht immer in dem verächtlichen Sinn von Dirne, z. B. es werchbar's Möntſch oder Menſch, — ein arbeitſames Weib.

Menſchelen, — menſchlich ſich benehmen (im Guten und Böſen), menſchliche Schwachheiten theilen. VIII, 188. XXI, 290.

Metzgete, — das jährliche Schlachten von ein bis zwei Schweinen für die Haushaltung. I, 81.

Meu, — (wir, ſie) mögen.

Meuſi, n., — Meiſe, Parus L.

Meye, der, — sing. Blumenſtrauß; plur. Blumen; Meyeli, — Blümchen. I, 22.

Meyeli, — Maria.

Mi, — man.

Miech, miechiſch, — (ich, er) würde machen, (du) würdeſt machen.

Mieſch, — Moos.

Mih, — mich.

Milch herunterlaſſen, — nachgiebig, demüthig werden (ein von der Kuh hergenommenes Bild). VI, 44.

Mira, — meinetwegen.

Mißtreu, — mißtrauiſch.

Mitteli, — Geldmittel, etwas flüſſiges Vermögen. IV, 301.

Mocke, m., — 1) das größte Stück Fleiſch eines geſchlachteten Rindes, am Hintertheil; 2) ein großes klumpenartiges Stück überhaupt; 3) ein großer ſchwerer Menſch. Möckli, — Stückchen. VIII, 161. XIII, 53.

Möff, — gefühlloſer, beſchränkter Menſch. IV, 35.

Möffele, — 1) das langſame und mühſame Kauen eines zahnloſen Mundes; 2) munkeln; 3) ſich unberufen in etwas miſchen.

Mögge, — 1) dumpf, widerlich und ängſtlich ſchreien (gebundene Kälber z. B.); 2) unverſtändlich reden, wodurch der Hörer übellaunig gemacht wird. XXI, 334.

Mörde, — radebrechen.

More, — 1) Mutterſchwein; 2) Schimpfname für eine Weibsperſon, die Einen erzürnt hat; 3) Tropf (bedauernd). II, 95.

Morgeneſſe, — 1) Frühſtück; 2) Mittagseſſen.

Morn, — morgen.

Morndriſch, — am folgenden Tage.

Möſch, — Meſſing.

Moſe, — Beule, Quetſchung.

Mucht werden, — matt werden infolge Enthaltung von Speisen. XXI, 5, 216.

Muckeln, muggle, — munkeln.

Muderig, — unwohl, krankhaft unbehaglich.

Mueste, — etwas fette, runde, muntere, fröhliche, harmlose Frau.

Muffi, — unappetitlicher Mensch (eigentlich von der doggenartigen Gesichtsbildung hergenommen); 2) allgemeiner Schimpfname ohne besondere Beziehung. XXI, 235.

Mugge, — 1) Schnake; 2) das Korn am Gewehr; auf der Mugge haben, — auf dem Korn haben, ungern sehen. I, 85.

Muggi, m., — mürrischer Mensch. Davon

Muggig, — von Natur böser Laune, niedergedrückt, barsche und kurze Worte gebend. XIII, 328; (muggen Naturanlage, kupen momentaner Ausbruch).

Muheim, der, — Hausgrille, Heimchen (Gryllus domesticus L.). VII, 214.

z'Mühle, das — das zu acht- oder vierzehntägigem Mehlbedarf hinreichende in die Mühle gegebene Getreidequantum. IX, 81.

Mulch, n., — die Summe der in einer Käserei im Verlauf eines Halbjahrs gemachten Käse. XX, 30.

Müller, — Motte, kleiner Nachtschmetterling. V, 250.

Mündschi, n., — Kuß.

Muni, — Zuchtstier.

Munizehn, — Ochsenziemer.

Mupf, m., — Stoß, Puff; davon müpfen, — puffen.

Mürme, — murmeln, in den Bart reden, brummen.

Muse, — Mäuse fangen.

Muß, — dicke Suppe von Erbsen, Bohnen u. dgl.; Wortspiel: Muß geit über Suppe, — hat den Vorrang, d. h. Noth kennt kein Gebot. I, 330.

Müſterler, — Spottname für Geſchäftsreiſender in kurzer Waare oder Colonialwaaren.

Muſtere, — 1) eine Heerſchau im Kleinen abhalten; 2) zur Ordnung weiſen. VII, 187.

Mutech, m., — geheimer Vorrath. I, 97.

Muth haben, — zu etwas Luſt haben, aufgelegt ſein. X, 249.

Mütſchli, — kleines Brod von Weißmehl.

Mutt füüre, — Branderde machen durch Verbrennen von Grasſchollen. XVIII, 145.

Mutte, — Scholle. Davon

Mutteſtüpfer, — 1) der Rekrut im erſten Stadium der Marſchirübungen; 2) Spottname für einen an der Scholle klebenden, an altväteriſchen Sitten hartnäckig feſthaltenden Bauern. VII, 319.

Mutz, — 1) kurz; 2) durch Abnutzung kurz geworden. VII, 323; 3) kurz angebunden, von wenig Worten; z'mutz, — einer Sache oder einem Menſchen nicht gewachſen. XXI, 217.

Mutzli, — 1) Unterleibchen; 2) Oberkleid ohne Rockſchöße.

Myte, — kurze Aermel für den Vorderarm.

N.

Nachbeineln, — mit kleinen zimpfern Schrittchen raſch nacheilen. VIII, 157.

Nachtbuben, — junge Burſche, die Abends und Nachts einzeln auf den Kiltgang oder gemeinſam auf tolle Streiche und Abenteuer ausgehen.

Nächtſami, Nächſemi, — Nachbarſchaft, Nachbarn.

Nadiſch, — wahrlich, wahrhaftig. I, 202.

Nagel, den Nagel ſtecken, — den Riegel ſtoßen, ein Ziel ſetzen. X, 218.

Näggis, — Schade, üble Folge, meiſt ein ſichtbares Maal

am Körper (geringer und minder ſchmerzhaft als Letzi). IV, 272.

Nah di nah, — nach und nach.

Näht, — nehmet.

Nähyere, — Näherin.

Namenbuch, — Fibel, ABCBuch.

Narrochtig, — 1) närriſch (von Dingen und Geberden). I, 115; 2) überluſtig.

Näthlig, — ein Stück Faden, ſoviel man gewöhnlich einfädelt.

g'Natürt ſein, — geiſtig beſchaffen ſein. III, 9.

Ne, — 1) ein, einen; 2) ihn; 3) ihnen.

Nebenushah, — ausweichen, nebenausgehen oder fahren. VIII, 190.

Neftebacher, — ein Wein aus dem Canton Zürich, unter den Bauern ganz unbekannt.

Nehmen, etwas vor ſich nehmen, — ſich etwas vornehmen.

z'Neuders gah, — zu Grunde gehen. XXII, 136.

Neue, — 1) irgendwo; 2) ein oft gebrauchtes, unüberſetzbares Adverbium, das dem Satze eine etwas unbeſtimmte Haltung giebt, die Ausſage nicht als unbedingte Wahrheit gelten , z. B. er iſch neue nit ufrichtig, — ich halte ihn nicht für ganz zuverläſſig.

Neuer, neuis, — jemand, etwas.

Neuery, — in etwas hinein. XVIII, 356.

Neuni, das, — die bei ſchwerern Landarbeiten um neun Uhr gereichte Erquickung. XII, 198.

Neuthaler, — eine alte Bernermünze, an Werth einem Kronthaler ungefähr gleich.

Nidle, f., — Rahm, Sahne; Nidle wellen, — Rahm ſieden; gſtoßne Nidle, — zu Schaum geſchlagner Rahm. I, 9; XI, 118.

e Niedere, — ein Jeder.

Niederlaſſen, ſich, — 1) ſich beſänftigen; 2) ſich ducken, unterziehen. XXI, 231.

Niederſinget, der, — die Tanzbeluſtigung, die der Bräutigam an der Hochzeit in Gemeinſchaft mit dem Gaſtwirth hie und da veranſtaltet. X, 192.

Niederträchtig, — herablaſſend, leutſelig (wie weithin auch ſonſt in Deutſchland, aber nie im ſchriftdeutſchen Sinn). V, 155.

Niedſig, — abwärts.

Niemerlistag, — calendae graecae, der Tag, der nie erſcheint. VI, 323.

Niene, — nirgends.

Nienerum, — aus keinem Grunde (meiſt nur als ausweichende Antwort auf die Frage: warum?)

Niete, — an ſteilen Abhängen Vorſpann nehmen oder geben.

Niggel, — 1) Niklaus; 2) ſchmutziger, widerwärtiger Kerl. XII, 33.

Niggele, — ſich mit den Fingern an etwas Unnöthigem oder an ganz kleiner feiner Arbeit beſchäftigen. I, 339.

Nöggeli, das, — niedliches Ding.

Nöthe, — zwingen, drängen. IX, 258.

Nöthig, — bedürftig. VIII, 7; XIII, 22.

Nothknopf, — an den Nothknopf kommen, — Noth an Mann kommen, zum letzten Mittel greifen müſſen. VII, 185.

Nöthlich, — dringend, eifrig. IV, 326.

Notti, nüſti, — nichts deſtoweniger, gleichwohl, doch. I, 82.

Nüechte, müechte, — ſchimmlig riechen. XXI, 96.

Nuefere, — zunehmen, ſich erholen (von Krankheit u. dgl.). XXII, 119.

Nünizieh, — Mühlenſpiel, zu dem neun Steine gebraucht werden.

Nuſche, — (in etwas) herumſtöbern, wühlen. XXI, 405.

Nüßlikraut, — Feldſalat, Valerianella olitoria Moench.

Nütgrecht, — 1) werthlos; 2) unbedeutend, unanſehnlich.

O.

O, — auch.
Oben, — Abend.
Oben einnehmen, — umarmen, um den Hals faſſen. VII, 329.
Oberarm, adv., — 1) von oben herab; 2) mit voller Kraft. XVIII, 211.
Obſig, — aufwärts.
Oeſch, — Eſche.
Oepper, öppis, — jemand, etwas; öppe, — 1) etwa; 2) irgendwo. XXI, 77.
Offenire, — offenbaren.
Offnig, — offen ſtehend.
Ordelich, — liebenswürdig. VI, 353 (nie im ſchriftdeutſchen Sinn von ordentlich). Davon
Ordelithun, das, — Sittſamkeit, Manierlichkeit, Freundlichkeit. X, 170.
Ordinäri, das, — das aus ſechs bis zehn Gerichten beſtehende Mittageſſen der hablichern Bauern an Markttagen im Wirthshaus. VIII, 184. XII, 202.
Ordnung, in der, — 1) ordentlich; 2) gehörig, gebührend.
Ort, ab, — 1) an der unrechten Stelle; 2) abgethan; ab Ort gehen, — ſeinem Ende nahen. VI, 103; ab Ort treiben, — zu Ende führen. XIII, 318.

P.

Päckle, — 1) einpacken (kleinere Gegenſtände, namentlich Scheidemünze in Rollen verpacken); 2) bethören, umgarnen, gefangen nehmen. XIV, 541.
Pantſche, — 1) ſpielend herumwerfen, Puppen, Katzen;

2) kleine Kinder auf den Schoos nehmen, ſtreicheln u. ſ. w. VII, 101.

Pariſol, — Regenſchirm.

Perſche, — natürlich, ohne Zweifel (per se).

Pfausbackig, — bausbäckig.

Pfiffi, das, — Pips, Zungenkrankheit der Hühner. V, 126.

Pflänne, — weinen, jammern, ſchluchzen, greinen, meiſt mit Verzerrung des Geſichts. XIV, 44.

Pflanzungen, — die größern Gemüſepflanzungen zu Wintervorräthen, wie Kohl, Bohnen, Hanf u. dgl., im Gegenſatz einerſeits zum Garten, anderſeits zu den Getreide- und Kartoffeläckern. XXI, 170.

Pflartſch, — 1) großer Flecken im Zeug; 2) unthätige, überall im Wege ſtehende, unbrauchbare, meiſt große und ſtarke Weibsperſon. II, 220.

Pflegel, — 1) Dreſchflegel; 2) Grobian. I, 148.

Pflicht, — ſchwere Aufgabe. XX, 22.

Pflodern, — gleichbedeutend mit blodern.

Pfnüſel, — Schnupfen. I, 327.

Pfoſle, — durch dick und dünn raſch und unbedenklich gehen, ohne auf Weg und Wetter zu achten. I, 392.

Pfoſten, — Anſtellung, Poſten im Staatsdienſt.

Pfote, — hohle Hand. IX, 61.

Pfund, — eine imaginäre Bernmünze, im Werth eines halben Guldens.

Pfüpfe, — verſtohlen ſtoßweiſe lachen. VIII, 322.

Pfyfolter, — Schmetterling. IV, 313.

Platſche, — klatſchend zu Boden oder in's Waſſer plumpſen. XXIII, 182.

Plätz, — Stück (Land, Tuch u. ſ. w.); Plätzen abmachen, — wundreiben. I, 85. V, 137.

Plätze, — flicken.

z'Platz kommen, — einen Stein im Brett bekommen, jemandes Gunſt erwerben. VIII, 171.

Plötſche, blötſche, — 1) ſchwer, tönend niederfallen; 2) im Gehen ſchwerfällig auftreten. XII, 192.

Polete, — 1) bramarbaſiren, das große Wort führen; 2) mit Reden niederſchmettern wollen. XIV, 464.

Poſte, — Aufträge ausrichten. I, 130.

Poſterli, n., — Vogelſcheuche. Vielleicht von

Poſtur, — Haltung, Körperbau.

Prägelwürſtli, — Bratwürſtchen.

Pralatzgen, — prahlend plappern, mit Bombaſt reden. III, 162.

Praſten, — geringfügige Dinge mit wichtiger Miene anrühmen, prahlend ausplaudern, mit dem Nebenbegriff des ſchnell und undeutlich Redens (wird nur auf ganz bornirte Leute angewendet). VII, 10; XX, 352.

Prätſchen, — 1) praſſelnd auffallen (Hagel, ſchwerer Regen); 2) Kinder mit der flachen Hand züchtigen. I, 168.

Preſſire, — eilen (ich preſſire und: es preſſirt mir).

Preußiſch, — 1) aufbrauſend. I, 109; 2) befehlshaberiſch.

Prezis, — gerade, eben, genau (weniger ſcharf als punktum, mehr in ruhiger Erzählung gebraucht). I, 350.

Pukt, — barſch, kurz angebunden, trotzig. I, 109; II, 237.

Pülvere, — losziehen, ſchmähen, in kurzen, abgebrochenen Sätzen ſeinen Zorn kundgeben. I, 195; VIII, 75.

Punktum, — gerade, genau, auf's Düpflein ſo (im Befehl oder lebendiger Erzählung). I, 348.

Putſch, m., — 1) Anſtoß, Zuſammenſtoß; 2) eine kleine, friedliche, raſch vorübergehende Revolution, Verfaſſungs- oder Regierungswechſel bezweckend, wie ſie in der Schweiz von 1840 bis 1848 oft vorkamen. IX, 70.

R.

Räägge, — krächzen (von Vögeln und Menſchen).

Rächelig, — ranzig; **rächele,** — ranzig riechen, ſchmecken.

Räf, n., — 1) hölzernes Gestell, um schwere Gegenstände am Rücken zu tragen; 2) boshaft redendes Weib, Reibeisen. II, 82.

Raggere, — knausern, zusammenscharren.

Rahn, — schlank, mager. XXII, 79.

Ramisiren, — zusammensammeln, raffen (ramasser).

Ramsen, — eine Art Kartenspiel.

Rangge, — 1) sich reiben; 2) sich drehen, wenden. XXI, 90; dim. ränggle. XIII, 249.

Rank, m., — scharfe Wendung der Straße. Davon

Ränke, — den Wagen wenden.

Räs, — gesalzen, scharf (eigentlich und bildlich). VIII, 15.

Räth und Burger, — der versammelte große und kleine Rath der ehemaligen Stadt und Republik Bern, der zu den wichtigern Angelegenheiten einberufen wurde.

Rathsame, — 1) besorgen, pflegen; 2) etwas zu Ehren ziehen, nicht zu Schanden gehen lassen. VII, 149.

Raue, — 1) rauchen (von Katzen). XXI, 157; 2) rauhe Worte geben, seine innere Verbitterung durch entsprechende Reden an den Tag legen. XIV, 302.

Rauft, m., — Brodkruste, im Gegensatz zum Linde, — Brodkrume. I, 76.

Rauh, — roh, ungekocht (nie im schriftdeutschen Sinn).

Räukelig, — nach Rauch schmeckend oder riechend.

Raume, der, — Bodensatz in nicht ganz rein gehaltenem Kochgeschirr.

Rauzig, — bärbeißig.

Raxe, — 1) schrill knarren, im Unterschied von rugge; 2) knausern.

Re, — 1) ihr (dativ von sie); 2) einer (dat. von eine), nur im Fluß der Rede gebraucht.

Rechnung machen, dem Maul, — seine Zunge im Zaum halten. XVIII, 10.

Reckholter, — Wachholder; Reckholterwaſſer, — Wachholderbranntwein.

Redi, m., — 1) gewandt im Reden; 2) der ſich gern und viel hören läßt.

Rees, — Andreas.

Regeluft, — Weſtwind.

Regemeli, n., — Molch.

Regieriger, — geringſchätziger Ausdruck für Regierungsſtatthalter, der oberſte Regierungsbeamte des Bezirks.

Reiben, — den Hanf zwiſchen Mühlſteinen walken, damit er weicher und zum Spinnen tauglicher werde. IX, 98.

Reiche, — holen, kommen laſſen. I, 332.

Reiggle, — zuſammenſchnüren. XXI, 195,

Rein, — 1) fein (z. B. Faden); 2) klein (Druck in Büchern), nie im ſchriftdeutſchen Sinn.

Reiſe, — 1) rüſten, zurechtlegen, in Ordnung bringen; 2) leiten (einen Wagen, Schlitten u. dgl.); Einem es reiſen, — Einem eine Falle ſtellen. I, 39.

Respe, f., — Reiſig, Tannzweig.

Reutern, — viel im Lande umherfahren. X, 159.

Reyte, — dicke Hanfſtengel brechen, zur Hanfgewinnung zu Seilen. XXI, 153.

Reyti, — Kornboden in der Scheune, zum Aufbewahren der Garben. XXI, 373.

Rieble, — einen Gegenſtand nachdrücklich reiben, um ihn zu reinigen. VII, 64.

Riefel, der, — keckes, unbeſonnenes Mädchen, das furchtlos und raſch in den Tag hineinredet, oder ſeinem Ziel zuſteuert, ohne zu bedenken, ob ihm Schaden erwachſe. XXI, 357.

Riegeldick, — bürſtendicht. V, 284.

Rinderſtrahl, m., — Staar, Sturnus vulgaris L.

Ring, — leicht, mühelos.

Ringen, Schweine, — den Schweinen Naſenringe von

dünnem Draht anlegen, um ſie am Wühlen zu hindern. III, 34.

Ringge, m., — Schnalle.

Ringgi, — Hundsname.

Ringgle, — züchtigen, den Meiſter zeigen, in Zucht halten. I, 235.

Ringsumgehen, Einem, — ſchwindlicht werden. II, 271.

Ripfen, — 1) reiben, ſchaben; 2) ſich abreiben, z. B. verripfete Kleider, — abgeſchabte Kleider; die Axe am Wagen ripſet und verderbt ſich, wenn ſie nicht geſchmiert wird. XXI, 90.

Riſpi, im Riſpi haben, — auf dem Korn haben, im Wuf haben, beabſichtigen. XVIII, 357.

Rodel, — größeres Verzeichniß von Namen oder Dingen, Regiſter, z. B. Taufrodel, Zinsrodel, — Taufregiſter, Regiſter der ausgeliehenen Kapitalien.

Rönnle, f., — Maſchine, um das eben gedroſchene Getreide von Hülſen, Staub u. dgl. zu reinigen. I, 212.

Rooſſi, — Hanf- und Flachsröſte.

Röſt, — 1) ſtark geröſtet; 2) ſpröde. VIII, 155.

Röſti, Erdäpfelröſti, f., — geröſtete Kartoffeln.

Rothbrächt, — röthlich, von düſterm oder unreinem Roth. XII, 136. XV, 4.

Rothen, die, — Schweizerſoldaten in franzöſiſchem Dienſt vor 1830.

Rothe Schaden, der, — Ruhr.

Rübis und Stübis, — mit Stumpf und Stiel, ganz und gar. XIX, 62.

Rübli, n., — Möhren, gelbe Rüben, im Gegenſatz zu den weißen.

Rübſtücki, — geräuchertes Stück des Rückgrates eines Schweins.

Ruch, — rauh.

Rüchele, — freundlich wiehern oder ſchnuppern (von Pferden). XIII, 319.

Rücken, — vorwärts kommen, gehen. X, 48.
Rugge, — 1) in tiefen Tönen girren. VIII, 138; 2) dumpf knarren. XXII, 14.
Rühyigs, n., — Mittagsschläfchen. VII, 37.
Rumpelrurrig, — der böſen Laune ſtoßweiſe Luft machend.
Rundelle, f., — Windlicht auf hoher Stange zum Dienſt bei nächtlich ausbrechenden Bränden. I, 167.
Rune, — 1) zuraunen; 2) einen Floh hinter's Ohr ſetzen. XIII, 179.
Rung, der, — eine Weile.
Rurren, — knurren, grollend brummen; zunächſt von dem zornig werdenden oder ſich wieder beruhigenden Hunde, dann auch von Menſchen.
Rußen, — den Rauchfang reinigen. XIV, 510.
Ruſtig, f., — 1) Arzneimittel; 2) Zaubermittel. I, 99.
Rütti, — ausgereutetes Stück Waldboden.
Ryſte, f., — gehechelter, zum Verſpinnen fertiger Hanf. I, 102.
Ryte, — in einem Fuhrwerk fahren. II, 385.
Rytere, f., — das Sieb auf der Rönnle. I, 212.

S.

Sä, — nimm, da haſt du, tiens, voilà; ſät, — nehmt. Sä ſä machen, — einem Kinde die Ruthe geben.
Saanenkäſe, — im Saanenland, Canton Bern, bereiteter Käſe, der ſich durch Härte und feinen Geſchmack auszeichnet.
Sackgumpet, — geiſtloſes Volksſpiel, wobei die Wettkämpfer bis zum Halſe in einem oben zugebundenen Sacke ſtecken und ſo nach dem Ziel hüpfen. XIV, 85.
z'Sädel gehen, — ſich zur Nachtruhe begeben (Vögel, beſonders Hühner); 1) ſich ſädle, — ſich mit den erforderlichen Bequemlichkeiten verſehen an einen Ort hinſetzen, in der

Absicht einige Zeit da zu verweilen, sich lagern; 2) sich haushäblich niederlassen, ansiedeln. X, 178, 326. XXII, 242.

Sagmehl, n., — Sägespäne.

Sakerdie, — sacre Dieu!

Salb, im Salb leben, — in der Wolle sitzen, sich nichts abgehen lassen, sich gütlich thun. XIX, 145.

Salben, — 1) schmieren; 2) bestechen. IX, 16.

Samstag machen, — Haus und Hof auf den Sonntag aufräumen. VIII, 175.

Satt, — 1) gemächlich, gelassen; 2) nach und nach.

Satz, — Bodensatz, Niederschlag, Rest.

Sau, — Aß im Kartenspiel.

Säublume, — Löwenzahn, Leontodon Taraxaci L.

Säubrägel, m., — Schweinsbraten.

Sauen, — eine Arbeit unreinlich oder unordentlich verrichten.

Säuerlen, — säuerlich schmecken oder riechen (von Gegenständen, bei denen es nicht der Fall sein soll).

Sauft, — wohl, leicht. I, 94.

Säugfuchs, — reizbare, mißlaunige, bissige Person X, 35.

Säumelchter, f., — hölzerner Züber, worin den Schweinen ihr Futter getragen wird.

Schabab, — 1) gestorben, erstorben; 2) dem Tode verfallen; 3) in Ungnade gefallen, der Gunst beraubt. XXII, 418.

Schachen, m., — die nächste Umgebung der wilden Bergflüsse und Bäche, zur Verhütung von Durchbrüchen, gewöhnlich zwanzig bis hundert Schritte vom Bach weg auf beiden Ufern mit Buschwerk oder Wald bepflanzt und überdies mit einem Damm oder Tentsch versehen.

Schafffüstli, n., — Hammelekeule.

Schaft, — Schrank. I, 23 (nie im schriftdeutschen Sinn).

Schale, — mit Steinen eingefaßte Rinne in Ställen oder auf Straßen (nie im schriftdeutschen Sinn).

Schalten, — das Feuer im Ofen durch Aufstören und Holzzulegen brennend erhalten. IV, 76.

Schätzele, — 1) liebkosen; 2) liebeln. II, 98.

Schatzung, — Werthung; in die Schatzung geben, — das zum Betrieb der Landwirthschaft Erforderliche an Geräthschaften, Vieh, Vorräthen u. s. w. dem Pächter vorstrecken. I, 39.

Schaube, — 1) ausmerzen, ausstoßen; 2) zurückstellen. XX, 170. XXI, 16.

Schaubhütli, — mit Schwefel getränkte kleine Hütchen, die alte weibliche Bernertracht. XI, 121.

Schäyche, — schenken, zum Geschenk machen; yschäyche, — einschenken.

Scheiterbyge, — zum Brennen im Ofen zugerüsteter, ordentlich geschichteter Holzstoß.

Schellenwerk, — Zuchthaus.

Schelm, mit dem Schelmen sich davon machen, — mit Hinterlassung von Schulden, gleichsam wie ein Dieb, heimlich das Weite suchen. VII, 350. XI, 374.

Schenur, — Scheu, Zurückhaltung, gêne.

Scherm, Schirm vor Regen und ungestümer Witterung; davon schermen. XII, 218.

Scheube, — Schürze.

Scheyche, Schyche, — Schenkel.

Schick, m., — Glücksfall. IV, 314. Davon

Schickig, — passend, erwünscht. XXI, 39.

Schießen, — 1) stürzen (Wasser); 2) hastig laufen; 3) unbesonnen dreinfahren. IV, 263.

Schießig, — 1) unbesonnen; 2) Einen ärgerlich machend.

Schiß, all' Schiß, — jeden Augenblick, alle Fingerlang.

Schitter, — gebrechlich, altersschwach; davon schittere, gebrechlich werden. III, 356.

Schläberig, — 1) klebrig, wie mit Schleim bedeckt; 2) fett, so daß alles daran kleben bleibt. XVIII, 206.

Schlabi, m., — gutmüthiger, verstandesschwacher Mensch. VII, 119.

z' Schlag kommen mit etwas, — 1) mit einer Arbeit fertig werden; 2) einer Aufgabe gewachsen sein. XII, 168.

Schlagen, von Haus schlagen, — sich dem Hause, der Familie, entfremden; lieber anderswo sein als daheim. XIV, 15.

Schlämperlig, m., — 1) schmutziger Anhängsel; 2) Anzüglichkeit; 3) beschimpfende Nachrede. I, 153.

Schlarpe, — mit den Schuhen schlürfen, ermüdet gehen. Davon

Schlarp, Schlärpli, — 1) abgenutzte, hinten herunter getretene Schuhe; 2) unthätige, schwächliche, wenig brauchbare Weibsperson. II, 94. VII, 432.

Schlecke, — 1) lecken; 2) naschen. I, 224.

Schleiftrog, m., — Radschuh.

Schleipfe, — unsittlich lebende Weibsperson. III, 397. vgl. Gschleipf.

Schleiß, m., — lebenslängliche Nutznießung von Geld und Naturalien. XIII, 80.

Schlieferig, — 1) schleimig, schmierig; 2) schlüpfrig (eigentlich und trepisch).

Schliffel, — Schlingel, ungeschliffener Mensch. III, 270.

Schlimm, — schlau, listig, verschlagen, klug (bedeutet nie schlecht).

Schlirpe, — schleppend gehen. XXII, 357. Davon

Schlirpi, — phlegmatischer Mensch, dessen ganzes Auftreten den Stempel davon trägt, daß er alles gehen läßt, wie es mag. VII, 321.

Schlitten lassen, — es gehen lassen, wie es mag. V, 242.

Schloßhund, — Kettenhund, angeschlossener Hund.

Schlottergötti, — Stellvertreter des Pathen bei der Taufhandlung.

Schlüfen, schlüüffen, — 1) schlüpfen; 2) triechen. Davon

Schlufi, — 1) gedrückt einhergehender, 2) ehrlicher, 3) leicht zu bethörender Mensch. XII, 211.

Schlune, — leiſe ſchlummern, in Halbſchlummer befangen ſein. XVIII, 325.
Schlürfi, — 1) träge einhergehender Menſch; 2) Leimſieder.
Schlürmig, — ausſchnüffelnd, auswitternd. XVIII, 359.
Schmäderfräßig, — wähleriſch im Eſſen, verwöhnt. VII, 302.
Schmahle, — ſtarker langer Grasbalm (Festuca pratensis, Molinia coerulea u. A.).
Schminggel, — Zierbengel. I, 284.
Schmöcke, — riechen.
Schmürzelen, — karg zumeſſen.
Schmutz, — zerlaſſenes Schweinefett (nie im ſchriftdeutſchen Sinn). Dagegen
Schmutzgüggel, — unreinlicher Menſch. III, 203.
Schmüzworte, — anzügliche Reden. XII, 188.
Schnaagge, — kriechen.
Schnädere, — unbedacht unnützes Zeug ſchwatzen, ſchnattern wie Enten. III, 117.
Schnädergätzi, n., — Plappermaul. XXI, 405.
Schnapple, — 1) ſich im Reden überſtürzen; 2) eilfertig reden, überſchnell herſagen. XIV, 406.
Schnauſe, — 1) ſtöbern; 2) Näſchereien oder andere Kleinigkeiten entwenden.
Schnauz, Schnuz, — 1) Schnurrbart; 2) Hundsname; 3) rauhe Abfertigung. Davon
Schnauze, — ſcharf anfahren, böſe Worte geben. VII, 60.
Schneckentänze, — Umſtände, Komplimente, leere Ausreden. IV, 115.
Schnefle, — ſchnitzeln. I, 90. Davon
Schnefeli, — kleines Schnittchen oder Stücklein, Brod, Fleiſch, Käſe und dgl. VIII, 178.
Schneite, — einen gefällten Baum der Aeſte und Zweige entledigen. I, 51.
Schnelle, — 1) mit raſchem Ruck ziehen; 2) plötzlich beißen (von Hunden). VII, 137.

Schnetzle, — in kleine Stückchen zerschneiden. X, 56.
Schnitzig, — sehr bereitwillig, hastig zugreifend. XIII, 160.
Schnobere, — schnuppern.
Schnopfe, — mühsam athmen infolge in die Luftröhre eingedrungener Flüssigkeit I, 28.
Schnuderbub, — 1) ein Junge, der noch nicht die Nase selbst putzen kann; 2) Gelbschnabel; 3) ein Bursche ohne Autorität, über den man ungescheut die Achsel zucken kann; 4) verachtungswürdiger Mensch. I, 25. XXI, 69.
Schnupe, — schnaufen.
Schnupfdrucke, — Tabacksdose.
Schnüpfe, — das mühsame Athemholen nach längerm Weinen, schluchzen (das iterativ. von schnupen).
Schnüre, — lange und breite, schwarze Seidenbänder, welche an die Haarflechten befestigt werden und hinten herabhängen.
Schnürfle, — mühsam und hörbar Athem schöpfen. VIII, 166. Davon
Schnürfli, — 1) ein durch die Nase undeutlich redender Mensch; 2) unbedeutender Mensch, dessen Reden der Beachtung nicht werth sind. II, 321.
Schnurpfe, — schlecht, unordentlich nähen. I, 38.
Schöchli, n., — kleine Heuhaufen (Emmenthaler Ausdruck für Birlig). VIII, 253.
Schopf, m., — Schuppen (nie im schriftdeutschen Sinn).
Schoppe, — stopfen.
Schorre, — auf Wegen den Schnee oder Straßenkoth wegschaffen; wegsam machen. XIV, 519.
Schreggli, — solothurn. Ausdruck für schröckli, — schrecklich.
Schreißen, — reißen, ziehen, zupfen.
Schrote, — 1) beschneiden; 2) schröpfen (bildlich). IV, 246.
Schryß haben, — gesucht, gefeiert sein (meist von Mädchen, die viele Anbeter haben). X, 165. Schryß sein, — Bedürfniß nach Tänzerinnen vorhanden sein, so daß

auch die ſonſt Ueberſehenen viel zum Tanzen kommen. XIII, 247.

Schübel, — Haufen kleiner Gegenſtände; Schübeli, — eine Handvoll (z. B. Geld), ein kleines Quantum. XVIII, 94.

Schüch, — ſcheu, ſchüchtern.

Schüche, — ſcheuen.

Schuderös, — ſchauderhaft, entſetzlich.

Schultheiß, — Regierungsraths-Präſident, die oberſte Würde im Canton Bern.

Schüßig, — wildreich, günſtig gelegen (Ort und Zeit), um viel zu ſchießen. VII, 199.

Schüttſtein, — Rinnſtein in der Küche.

Schutz, — 1) Schuß; 2) Stoß. (Nie oder höchſt ſelten im ſchriftdeutſchen Sinn.)

Schützele, — ſchaudern, anwidern, Abſcheu erregen. XII, 150.

Schützig, — haſtig, voreilig, unbeſonnen. XII, 195.

Schützlig, — ſcheußlich.

Schützlig, der, — Schoß, Reis. IX, 269.

Schutzgatter, m., — 1) Fallgitter in den Thoren alter Städte; 2) voreiliger Menſch. IX, 203.

Schwarz, weiß, — konſervativ, radikal, Spitzname der Parteien im Canton Bern. Anſpielung darauf XII, 254.

Schwende, — Geſtrüpp ausrotten und den Boden urbar machen. II, 344.

Schwenke, ſchwäyche, — ſpülen, durch bloßes Eintauchen in Waſſer reinigen. VII, 323. XVIII, 197. (Nie im ſchriftdeutſchen Sinn.)

Schwick, im, — im Hui, im Umſehen. I, 95.

Schwirre, die, — kleiner Pfahl. XII, 15.

Schwüng, — Bogen, Arabesken, Schnörkel. X, 33.

Schwyne, — ſchwinden, unmerklich abnehmen. Davon

Schwyni, f., — 1) Schwindſucht; 2) allmähliges Abſterben, Hinſchwinden eines Gliedes.

Schwynigs, n., — Schweinefleiſch.

Schwytig, — heißhungrig, gierig, haſtig bei Eſſen und Trinken. I, 285.

Schyßer, — Feigling, Haſenherz. I, 361.

Seh, — laß ſehen.

Seie, — ſie.

Sein, ein wenig, — ſich einige Zeit aufhalten, nicht ſogleich wegeilen. XVIII, 118. Es iſt mir, — 1) es kömmt mir vor; 2) mein Wunſch oder Bedürfniß wäre..... Für Einen ſein, — 1) Einem angenehm, lieb ſein, zuſagen; 2) Einem günſtig ſein, ſeine Partei nehmen. XVIII, 88. Jemanden ſein, — jemand angehören und auf deſſen Schutz und Liebe rechnen können. II, 281; IV, 305, 323.

Seinigen, deinigen, meinigen, — rückſichtslos, oft auf unrechtem Wege zu ſeinem, deinem, meinem Eigenthum machen. VI, 285.

Seit, ſeyt, — (er) ſagt.

Selbander, — ein Tanz, wobei nur ein Paar tanzt und die Muſik zahlt, ſo lange es tanzt; da alle andern Tänzer unterdeß warten müſſen und dieſer Tanz meiſt aus Uebermuth und als Herausforderung getanzt wird, ſo giebt er in der Regel Anlaß zu blutigen Händeln. VIII, 164.

z'Selbiſt, — zur ſelben Zeit, dannzumal, damals.

Sellig, ſettig, — ſolcher.

Serbe, — welken, ſiechen. VI, 333.

Setti, — Eliſabeth.

Setze, Einen, — 1) Einen mit harten Worten zur Ordnung weiſen, zum Schweigen bringen; 2) Einem ſich überhebenden Untergeordneten kurz und barſch ſeine Stellung in Erinnerung rufen. XVIII, 218.

Seu, — (wir, ſie) ſollen.

Sichlete, — Erntefeſt. I, 120.

Sider, — ſeither.

Sieg, ſiegiſch, ſieſt, — (ich, er) würde ſagen, (du) würdeſt ſagen, (du) ſagſt.

Sigriſt, — Küſter.

Sinne, — 1) nachdenken; 2) erwägen. I, 350.

Sinzel, — 1) Fenſterſimſe; 2) Brett, das zum Aufſtellen oder Wegſtellen von irgend etwas beſtimmt iſt. XV, 103.

Sittig, — angenehm, behaglich, wohlthuend (von einem Pferd, das leicht und gleichmäßig zieht, oder von einem Wagen, der ſanft und ohne Geräuſch rollt). XVIII, 267. (Nie im ſchriftdeutſchen Sinn.)

So, — gleichwohl.

Sode, — aus einem Sod (Ziehbrunnen) Waſſer pumpen. VIII, 341.

Söhniswyb, — Schwiegertochter.

Sonne, — 1) an die Sonne bringen; 2) mit etwas prahlen. II, 50.

Sörger hah, — mehr Sorge tragen.

Sotſch, ſöttiſt, — (du) ſollſt, ſollteſt.

Sövli, — ſo viel, ſo ſehr.

Spatte, — 1) nachhelfen; 2) ſich eifrig für etwas verwenden. X, 273.

Speiche, — in die Räder greifen, um den Pferden das Ziehen des Wagens zu erleichtern. IX, 306.

Spennen, — dehnen, auseinanderzerren. XXII, 120.

Sperrlig, m., — kleines Stück Holz zum Verſperren.

Sperze, — 1) gewaltſame Anſtrengungen mit den Füßen machen; 2) ſich gegen etwas ſtemmen oder ſperren. VII, 198.

Spicke, — 1) die kleinen Marmorkügelchen der Knaben werfen; 2) mittelſt eines Blasrohrs treffen. XVIII, 241.

Spiegel, — Brille.

Spienzle, — prahlend ſehen laſſen, ſpiegeln. VI, 58. VII, 11.

Spinnhubbele, ſ., — Spinnengewebe.

Spitz, — genau; es ſpitz nehmen, — es haarſcharf nehmen. IX, 28.

Sporre, — mit den Füßen ſich unruhig geberden (kleine Kinder im Bett).

Spöttiſch, — ſchmählich, unwürdig, ſchlecht. I, 294.

Sprache, — lange und ernſthaft über eine Sache ſich hin und her beſprechen. VIII, 276.

Spreißen, m., — Splitter.

Spretzle, — ſprühen, praſſeln (vom Feuer). I, 147.

Sprützig, — 1) übermüthig, Kiekindiewelt; 2) kurze, ſpitze, abgeſtoßene Worte gebend. VII, 68.

Spyri, n., — Rauchſchwalbe, Hirundo rustica L.

Staadiſch, — ſtattlich ausſehend, namentlich in der Kleidung.

Staatskalbete, die, — ſtattliches Kalb.

Stabelle, f., — altväteriſcher, einfacher hölzerner Stuhl mit kunſtloſer Lehne.

Stafel, der, — Sennhütte.

Stämpeneien, — 1) leere Ausflüchte; 2) Spitzfindigkeiten. I, 146.

Stand, — 1) Marktbude; 2) Bezeichnung des Cantons in ſeiner Eigenſchaft als politiſcher Körper, Staat (in eidgenöſſiſchen Verhandlungen vorkommender Ausdruck, Stand Bern, Stand Neuenburg u. ſ. w.)

Ständlige, — ſtehend (adverb.).

Staunen, — 1) träumen; 2) gedankenlos vor ſich hinblicken. II, 4.

Stecher, — 1) kleiner Rauſch; 2) der ſehr ſorgfältig gearbeitete Viſierpunkt an einem Stutzer.

Steckle, — raſch und dabei ſchwankend an einem dünnen Stocke trippeln. II, 316.

Stelle, gſtelle, — 1) zum Stillſtehen bringen; 2) Einen unterwegs aufhalten. IX, 11; 3) zur Ruhe bringen; 4) erſtaunen machen. XIII, 384.

Stèntibus, — 1) ſtehend (pedibus stantibus); 2) ohne Säumniß. XX, 238.

Sterbet, m., — das Dahinſterben vieler Leute an einer Seuche.

Steuerholz, — Bauholz, das Brandbeſchädigten geſchenkt und unentgeltlich zugeführt wird. I, 2.

Stiefelſinnig, — 1) trübſinnig, melancholiſch; 2) auf der höchſten Stufe der Ungeduld. I, 340.

Stieng, — (ich, er) würde ſtehen.

Stini, — Chriſtina.

Stober, — verſtört, ſcheu, ſtier, unfreundlich dreinblickend. I, 338.

Stock, — ein niedliches Wohnhäuschen neben dem großen Bauernhaus, wohin ſich oft die Alten zurückziehen, wenn die Kinder heirathen.

Stöcke, — Baumſtränke ausgraben. I, 34.

Stöckle, — mit einem flachen Steine nach einem kleinen Stocke als Ziel, worauf der Preis liegt, werfen, ein Kinderſpiel. XXI, 14.

Stögeliſchuh, — Schuhe mit hohem Abſatz.

Stogli, m., — der müßig herumſteht, eigentlich auf hohen ungefügen Beinen wie ein Storch. XXI, 408.

Stopfe, — 1) ſtolpernd, ſchwerfällig gehen, aus Trägheit die Füße nicht heben mögen; 2) müßig umherſtehen und dadurch Andern unangenehm oder im Wege ſein. VIII, 320.

Stör, — die Arbeit im Hauſe des Arbeitgebers; — auf die Stör nehmen, — einen Handwerker auf einige Zeit in's Haus nehmen, um die benöthigte Arbeit billiger zu erhalten. I, 3. — Zahn-, Kopfwehſtör, — Anfall von Zahn- oder Kopfſchmerzen.

Storze, f., — Strunk von einjährigen größern Gewächſen, Kohl u. dgl.

Stoße, — ſchwärmen (von einem jungen Bienenſchwarm, der aus dem Mutterſtock ausfliegt).

Stößli, — Vorärmel, wie ſie Schulknaben und Schreiber zum Schutze der Kleider tragen. X, 52.

Stotze, — müßig umhergehen und jeden Augenblick ſtillſtehen, um alles zu begucken, pflaſtertreten. VII, 319.

Stotzig, — 1) ſteil; 2) ſtutzig.

Stötzlige, — Kopf voran, bolzgerade. VII, 149.

Strähle, — 1) kämmen; 2) mit beißenden Worten Einen dermaßen ausſchelten, daß nichts Gutes mehr an ihm bleibt. I, 3.

Straplizire, — übermäßig anſtrengen. IX, 366.

Straße, — eine Straße erbauen oder bedeutend verbeſſern.

Streitbar, — ſchwierig, mühſam zu behandeln. VIII, 223.

Streng, — ungewöhnlich oft, viel, ſtark, ſchwer. VII, 206.

Strub, — 1) ſtruppig; 2) unlieblich, widerlich; 3) unordentlich, ungeſtüm; 4) mühſelig, unangenehm (Arbeit z. B.). I, 342. XIV, 449.

Strublete, f., — 1) Züchtigung der Kinder, indem man ſie an den Haaren zaust; 2) Rauferei, heftiger Streit; 3) heftiger, raſch vorübergehender, nicht viel Schaden ſtiftender Sturm. XXI, 177.

Strübli, n., — in Butter gebackene Spritzkuchen.

Strupf, m., — zerzauste, unordentlich gekleidete oder ausſehende, unanſehnliche Weibsperſon. XXI, 296. Von

Strupfe, — unordentlich ziehen, reißen, zupfen.

Stüber, — kleiner Rauſch.

Stübli, — 1) Schlafzimmer der Meiſterleute, das zugleich zum Empfange eines werthen Gaſtes, oder zu wichtigen den Dienſtboten vorzuenthaltenden Verhandlungen dient; 2) abgeſondertes Zimmer in einem Wirthshaus.

Stud, die, — Pfahl.

Stüdi, — Chriſtina.

Stumphoſen, — der obere Theil des Strumpfs, im Gegenſatz zum **Fürfuß**; erſterer wird von ſparſamen Weibern oft im Sommer getragen. XXI, 234.

Stümplete, f., — die unbedeutendern oder nebenbei gepflanzten Produkte eines Bauernhofes. III, 76.

Stündeler, — Beſucher von beſondern Bet- oder Erbauungs-Stunden.

Stündelikappe, — Weiberkopfbedeckung, beſcheidener in der Form als die altherkömmliche; ſie wurde anfänglich von einer religiöſen Sekte zur Unterſcheidung getragen, ihre Wohlfeilheit brc ihr bald vielerorts Bahn.

Stungge, — 1) voll ſtopfen; 2) weiche Gegenſtände mit einer hölzernen Keule zuſammenkneten oder ſtoßen, gekochte Kartoffeln, Trauben in der Kelter u. ſ. w. XVIII, 77. Davon

Stungg, m., — verwachſene oder im Wachsthum zurückgebliebene Perſon. XII, 152.

Stünggeli, — kleines dickes Kind.

Stüpfe, — Fußtritte geben; das stüpft sich da nicht, — es iſt bei uns nicht der Brauch, ſich mit Fußtritten oder grob zu behandeln. VII, 139.

Stürchle, — ſtraucheln, taumeln.

Sturm, — 1) betäubt, ſchwindlicht, nicht recht bei Sinnen; 2) etwas betrunken; 3) ein wenig geiſteskrank; sturm an der Leber, geiſteskrank. II, 1. Davon

Sturm (vom Thun oder Gehen), Stürmi (vom Reden), — unſtäter, unbedachtſamer Menſch, verwirrt im Reden und Handeln, der ziellos von etwas ſchwatzt, oder ſich mit etwas beſchäftigt. II, 281; VII, 10.

Stürme, — 1) ohne Zuſammenhang, ſinnlos ſchwatzen. IV, 76; 2) Sturm läuten.

Stutz, — Rain, ſteil anſteigender Weg.

Styf, — 1) ſteif, XXII, 51; 2) allen nicht allzuhoch geſpannten Anforderungen entſprechend; 3) körperlich wohlgebildet. VII, 54.

Südelmagd, — die unterſte Magd, die alles machen muß was die andern nicht mögen, Aſchenbrödel; parallel dem Herdknecht. X, 46.

Südeltrögli, n., — die kleinere Abtheilung eines Bauern-

Brunnens, in welcher die ſchmutzigern Gegenſtände gewaſchen werden. IX, 40.

Sufer, — 1) ſauber, reinlich; 2) gründlich, vollends. XIII, 73. Davon

Süfere, — ſauber machen, reinigen.

Süferli, — 1) ſäuberlich; 2) langſam; 3) mit Bedacht; 4) ruhig, ſtill. I, 60.

Sugge, — iterat. von ſaugen.

Sünd...., viel, groß, z. B. Sündegeld, ſchrecklich viel Geld, — ſündwüſt, entſetzlich häßlich. VII, 34.

Sundi, Sunde, — Sonntag. Davon g'ſuntiget, — ſonntäglich gekleidet.

Surémus, — Spottname für ſauern Wein. XI, 438.

Sürfle, — 1) ſchmatzend trinken; 2) langſam, bedächtig, prüfend oder ſchläfrig trinken. XVIII, 188.

Sürggele, — 1) langſam ſchlürfen, nippen; 2) ängſtlich abtheilen. I, 355.

Sürme, — halb weinen, halb ſeufzen.

Surrmummle, — 1) Hummel, Brachſtiege; 2) mißſtimmter Menſch. Davon

Surrmummlig, — böſer Laune. XIX, 157.

Suſch, ſüſch, ſüſt, — ſonſt.

T.

Tagen, — 1) Tag werden, dämmern. X, 203; 2) zuſammenkommen auf einen Tag, um die Angelegenheiten des Landes zu berathen.

Tagheiteri, — Dämmerung. X, 9.

Taig, — weich, überreif (Obſt).

Talpe, — Tatze; den Talpen geben, — mit Undank lohnen. I, 137.

Tanggle, — 1) kneten; 2) kleineres Backwerk machen.

Tannbuſchli, — drei- bis fünfjährige Tanne, oder der obere abgeſchnittene Theil einer größern Tanne. XXI, 59.

Tanngrotzli, — etwas verkümmertes, niedriges, breites Tannlein.

Tanntſchupli, — größeres Tannlein. XXIII, 88.

Täſche, — 1) Arbeitsbeutel, Waidſack; 2) ſchlaue, boshafte, klatſchſüchtige Weibsperſon. IV, 281.

Tätſch, der, — leichter klatſchender Schlag; den Tätſch geben, — 1) den Ausſchlag geben; 2) den Garaus machen, den Gnadenſtoß verſetzen. XI, 380.

Tätſch, der, — faule, unthätige Weibsperſon. VII, 148.

Taub, — 1) toll (nie: gehörlos); 2) böſe, zornig. Davon: taubelen, bei Kindern täubbelen, ſeinen Zorn auslaſſen; taubſüchtig, zornſüchtig, jähzornig. I, 115.

Taubendruck, m., — Gnadenſtoß, eigentlich der Druck hinter den Flügeln, vermittelſt deſſen Tauben können getödtet werden. XIV, 167.

Tauen, — im Taglohn auf dem Feld arbeiten. XV, 104. Davon

Tauner, — Taglöhner. Taunergſchickli, — ein kleines, ärmliches Heimweſen. Taunergrechtſami, — ein ärmliches Beſitzthum, an deſſen Eigenthum jedoch das Recht an einen Wald zur Beholzung und an Weidrechte geknüpft iſt. IX, 365.

Taufend, ein, — tauſend Haspelumgänge, ein Maaß für geſponnenes Garn.

Taveller, — feiner franzöſiſcher Rothwein.

Tellerete, die, — 1) ein Teller voll; 2) aufgehäufte, vollgeſtopfte Teller.

Tellerkräze, f., — Geſtell zum Aufbewahren von aufrecht darin geſtellten Tellern, Platten u. dgl. XVIII, 318.

Tentſch, — 1) Damm zur Verhütung des Ausbrechens wilder Bergwaſſer; 2) dammartiger Erdaufwurf im Allgemeinen. XII, 202.

Thädigen, — mit Scheintroſt, oberflächlich beſchwichtigen. XVIII, 204.

Thau, — das Thau iſt mir ab dem Magen, — ich fange an Hunger zu empfinden. VII, 113.

Theure, my armi Thüri, — Schwur für: auf meine arme theure Seele.

Thran, Thräneli, — 1) Thräne; 2) einer Thräne groß, ganz wenig von einer Flüſſigkeit. XVIII, 259.

Thun, — 1) ſich geberden (ſchön, wüſt thun); 2) zunehmen, fett werden (bei Schweinen, gleichſam das geſammte Thun, die einzige Thätigkeit derſelben). VII, 119. Es thut es mir, — es genügt mir, befriedigt mich, thut mir den Dienſt, ich bedarf nichts Beſſeres. XIII, 178. Z'weinen thun, — zum Weinen bringen. XIII, 57. Es iſch ſih nit z'thue, — es lohnt ſich nicht der Mühe. XXI, 243.

Thürli, hinter'm Thürli gyge, — unter der Decke ſpielen, die Fauſt im Sacke machen. XXII, 117.

Thürliſtock, — Thürpfoſten einer Garten- oder ſonſt freiſtehenden Thüre oder Gitterthors.

Tibi, das, — Stichelei (vom latein. tibi, für dich). XXII, 241.

Tilders, — Verdrehung für Donners oder Teufels.

Tiſchdrucke, — Schieblade im Eßtiſch, worin Brod, Gabeln, Löffel u. dgl. aufbewahrt werden.

Tiſchlache, — Tiſchtuch; gelöchertes Tiſchlache, — mit einer durchbrochenen Nath verſehenes Tiſchtuch. I, 18.

Todtenbaum, — Sarg.

Toll, — 1) tüchtig, von tüchtiger Beſchaffenheit; 2) von anſehnlicher Größe. I, 117. (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Tolpochtig, — ungewandt, ſchwerfällig, Tolpatſch.

Tonen, — drainiren. II, 230.

Tönigelb, — quittengelb (meiſt von ungeſunder Geſichtsfarbe gebraucht).

Totſch, m., — unbehülfliche Weibsperſon. I, 152.
Trable, — mit kurzen Schritten traben, paradiren (von Pferden).
Trämel, — Sägeblock, behauener Balken.
Trappe, — treten. Davon
Trapp, — 1) langſamer, ſchwerer, gleichförmiger Gang; 2) hergebrachte Ordnung oder Gewohnheit, namentlich in Beſorgung des Hausweſens, der Feldarbeit u. dgl. XII, 237.
Trätſche, — 1) (Lehm, Erde, Dünger) feſt treten oder ſchlagen; 2) ſchläfrig, unſchlüſſig und ziellos umherſchlendern; 3) klatſchen, plaudern, Neuigkeiten auskramen und weitſchweifig erzählen; 4) keifen, II, 301; III, 237.
Trauche, — getrunken, von treyche, trinken.
Triftig, f., — ruhige Stätte, Sicherheit. I, 31.
Tröckni, — trockener, kalter, ſchweigſamer Menſch.
Trögli, — Schrein, Lade zum Aufbewahren von Kleidern oder Wäſche.
Trohlen, — fallen, kollern. Davon das activum
Tröhlen, — 1) wälzen, rollen; 2) einen Prozeß in die Länge ziehen. Davon Tröhler, Prozedirſüchtiger, der nur in Rechtshändeln lebt.
Trom, das — Ende (eines Fadens, Strickes u. dgl.); am lätzen Trom ergreifen, — eine Sache falſch angreifen. I, 199.
Tromſig, — in die Quere.
Troßel, der, — Brautſchatz, Ausſteuer namentlich in Kleidern, Bett und Wäſche (trousseau). I, 23.
Troſtlich, — getroſt, zuverſichtlich.
Trüech, — träge und ſinnliche Weibsperſon. VII, 432.
Trülle, — 1) drehen, drillen; 2) einprägen (eine Lektion) VI, 275; 3) einexerciren (iterativ. v. tröhlen). Davon
Trülle, die, — Eichhörnchenkäfig mit einer krahnartigen beweglichen Abtheilung.

Trümel, m., — Lippe (grober Ausdruck).

Trybe, — betreiben, um einer Schuld willen gerichtlich belangen.

Tſchädere, — klappern, raſſeln. Es tſchädere laſſen, — eine Sache gehen laſſen, wie ſie kann und mag. VIII, 75. Davon

Tſchäder, das, — 1) Geklapper; 2) Geplauder, Klatſcherei. X, 155.

Tſchaggeli, — gutmüthige, wenig vorſtellende Weibsperſon, die einer nicht ganz untergeordneten Stellung nicht gewachſen iſt, keine Rolle zu ſpielen im Stande iſt. XVIII, 24.

Tſchalpi, — ein unſelbſtſtändiger Menſch, der dem allgemeinen Gang folgt, ohne zu wiſſen, warum, Nachtreter. XXII, 95.

Tſchämele, — zu Gevatter bitten. I, 10.

Tſchänzle, — ſchön thun, ſchmeicheln, den Hof machen. X, 335.

Tſchöpli, — weibliches Oberkleid, Kamiſol.

Tſchuep, der, — 1) Blindekuhſpiel; 2) Spiel, Handel, Treiben. XIII, 101.

Tſchure, — 1) ſchnurren (von der Spule am Spinnrad). III, 227; 2) rauſchen, ſauſen, brauſen. XX, 199.

Tubacken, — Tabak rauchen.

Tuble, — grollend, trotzig ſchweigen. I, 87.

Tubetänzig, — wirbelſinnig, zum Tollwerden gereizt.

Tuchen, — 1) zu Tuch verweben; 2) Tuch weben laſſen. VII, 189.

Tüfel, vom Tüfel, — 1) teufelmäßig, arg. IV, 166; 2) übermäßig, außerordentlich. IV, 209.

d's Tüfels machen, — ſchrecklich zornig machen, mit beißenden Worten bis auf's Blut plagen. XI, 312. — d's Tüfels werden, vor Zorn und Unmuth vergehen, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig ſein.

Tüfelſüchtigi, — 1) Sucht, Unheil zu ſtiften, Bosheftigkeit; 2) Wunderlichkeit. VI, 180.

Tuft, — Tuffſtein; Tuftmannli, — Hauſirer mit gepulvertem Tuffſtein. VII, 98.

Tüpfi, — 1) kleiner metallener Kochtopf mit drei Füßen; 2) einfältiges Mädchen. Hingegen Glückstüpfi, — Glückskind, Sonntagskind. VII, 166.

Tütſchel, — Verdrehung für Teufel.

U.

Ueberall, — überhaupt, in allen Stücken (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Uebergang, der, — die Eroberung des Cantons Bern durch die Franzoſen im Jahr 1798. XII, 203.

Ueberhaupts yche, — im Großen, im Allgemeinen, en gros, im Gegenſatz zu ſtückweiſe, en détail. XXI, 11.

Ueberkindet, — mit Kindersegen überreich bedacht. XII, 151.

Ueberlegen, — überläſtig.

Ueberlüpfen, ſich, — durch das Heben einer zu ſchweren Laſt ſich Schaden zuziehen. XVIII, 239.

Uebermachten, — übermächtig werden. Uebermachtet werden, — überwunden werden. XIX, 10.

Uebernächtig, — was über Nacht gekommen iſt; 1) übernächtiger Gedanke, — plötzlich auftauchender, oft unüberlegter, unausführbarer Gedanke oder Plan; 2) übernächtiges Geſicht, — das matte Ausſehen deſſen, der eine Nacht nicht geſchlafen hat; 3) altersſchwach (der über Nacht unverſehens, ſterben kann). VI, 147.

Ueberort, — 1) von der normalen Richtung abweichend, überhängend; 2) ſchief, krumm; ein Wagen, Haus hängt überort, — iſt ſo ſchief geſtellt, daß er, es umfallen wird oder kann. Es iſch überort gange,

— es hat fehlgeschlagen, ist in die Brüche gegangen. XII, 189.

Ueberstrümpfe, — Kamaschen.

Ueberfünigi, — Uebermuth, Anmaßung (mit dem Nebenbegriff des dadurch Andern lästig Fallens). XX, 357.

Uebertreiben, die Augen, — Thränen hervorlocken, weinen machen. V, 217.

Ueberziehen, — das Gleichgewicht verlieren machen. IX, 210.

Ueche, uehe, — hinauf.

Uerti, die, — Zeche.

Uf oder nieder, — mehr oder weniger. XXI, 242.

Ufbinge, — 1) aufbinden; 2) losbinden, lösen; 3) aufpacken; 4) abbrechen, aufhören. XIII, 284.

Ufere, — auf ihr.

Uff sein, — auf den Sand gerathen, auf dem Trockenen sein. X, 205.

Ufgeiste, — den Geist aufgeben, sterben; sich ufgeiste, — sich ermuntern, ermannen. XVIII, 91, 230.

Ufhaß, — 1) aufheben; 2) aufhalten; 3) einen Vertrag aufheben, das gegebene Wort zurücknehmen.

Umarsle, — um etwas die Arme schlagen, umfassen.

Ume, umme, — 1) herum; 2) nur; 3) wieder; des ume, — umher; ume und ane, — hin und her. I, 266.

Umehaß, — entgelten, herhalten. I, 153.

Umerytе, — herumreiten, herumfahren.

Umeweg, — in der Nähe, bei der Hand.

Umgänger, — ein beschwerlicher, ganz oder theilweise arbeitsunfähiger Armer, den Niemand verpflegen, und der deshalb auf Weisung des Gemeindraths hin jeden Tag in einem andern Hause ißt. XVIII, 207.

Unantwort, — böse Antwort, Widerrede. VIII, 150.

Unbsinnt, — 1) ohne langes Nachdenken, rasch antwortend oder thuend; 2) gedankenlos. VII, 135.

Uneise, — uneins werden, sich ernstlich entzweien. VIII, 263.

Unerchant, — ungeſchliffen, roh, rückſichtslos. I, 72.

Unflath, — grober Menſch ohne Manieren, Ungethüm (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Ungattlig, — ungefüge, grob, nicht ſauber gearbeitet.

Ungere, — hinunter; ungere recke, — 1) antaſten, beleidigen (am Leibe oder an der Ehre). XXI, 266.

Ungerecht, — 1) nicht wie es ſein ſoll; 2) unpäßlich, krank. XII, 256.

Ungerneche, — von unten herauf.

Ungfähr, ungfährt, — zufällig.

Ung'hürig, — nicht geheuer, unheimlich, geſpenſtig. I, 220.

Unglanz, — 1) Verluſt des Anſehens; 2) Mißachtung, Verkennung. XX, 340.

Ung'nannte, das, — Eiterbeule. XVIII, 152. XX, 148.

Ung'ſchämt, — 1) ſchamlos; 2) ungeſchent. V, 92.

Ung'ſchlafe, — 1) ſchlaflos; 2) ohne geſchlafen zu haben.

Ung'ſchoche, — ungeſchent, freimüthig. I, 186.

Ung'ſinnet, — unerwartet.

Ung'ſumt, — ohne zu ſäumen.

Ungut, es Einem nicht für ungut ſagen, — Einem die Wahrheit ohne Schonung in's Geſicht ſagen; nicht für ungut nehmen, — nicht übel nehmen, nicht mißverſtehen. XXII, 121.

Ungwahnt, — ungewohnt.

Unmuße, — Beſchwerde, Beſchwerlichkeit, Unannehmlichkeit.

Unternährer, Anton, — der Stifter der Antonianer, einer den Anhängern des Thomas Münzer im ſechszehnten Jahrhundert, den Mormonen in der Gegenwart nahe verwandten Sekte. Er ſtarb Anfangs der Zwanziger Jahre.

Unterweiſung, — Confirmationsunterricht.

Unterziehen, — den Unterbau eines Hauſes neu machen. X, 172. Daron

Unterzug, — 1) Unterbau; 2) der Balken längs der Decke eines Zimmers zur Unterſtützung derſelben. XIX, 154.

Unwerth, — unwillkommen, nicht gern gesehen.
Urfel, — verschnittener Widder. VIII, 319.
Uerfi, — Ursula.
Uschafelig, — 1) roh, mit dem nicht leicht auszukommen ist. VII, 96; 2) unanständiger, ekelhafter Mensch.
Use, — hinaus.
Usführisch, — spottlustig, satyrisch.
Usgleues Geld, — angelegte Kapitalien.
Uesi, — Unsre, d. h. Vater, Mutter, Sohn, Tochter.
Uslah, — 1) schmelzen, (Butter, Metall); 2) das Gerücht ausbreiten, die Kunde von etwas unter die Leute kommen lassen. XXII, 2.
Ußefert, ußefür, — auswendig, außerhalb.
z'Ußerist, — zu äußerst.
Usumm, — sehr große Summe. X, 221.
Utüfel, — Teufel, eigentlich ärger als ein Teufel (das „u" oder „un" ist verstärkend, wie bei Usumm, Uhung u. dgl.). IV, 66; Utüfel im Arbeiten, ausgezeichneter, unermüdlicher Arbeiter.
Uwatlig, — 1) ungeberdig, ungeschickt im Angreifen einer Arbeit oder eines Werkzeugs; 2) unanständig, unschicklich im Betragen (milder als uschafelig). I, 366.

V.

Vaterländisch, — tüchtig, stark, währhaft, im Stande, etwas auszuhalten.
Verbändelt, — umsäumt; rothverbändelte Augen, — rothgeränderte Augen. I, 276.
Verbunst, Verbunst, — Mißgunst.
Verblitzge, — verschleudern, verschwenden, völlig nutzlos und rasch verbrauchen. IX, 20.
Verbönne, — mißgönnen.

Verbrauchen, Einen, — auf jegliche Weise sich eines Zudringlichen zu entledigen suchen. XIX, 338.
Verbringe, — 1) es über's Herz bringen, vermögen; 2) innerlich verarbeiten. I, 391; III, 139.
Verbrüllen, — verlästern, verleumden.
Verbybbäpelet, — verweichlicht, verzogen. VII, 62.
Verchare, — 1) beschmutzen; 2) unabsichtlich und unachtsam zerdrücken (von zarten saftigen Früchten). IX, 264, 279.
Verchreble, — zerkratzen.
Verchrose, — zermalmen. XXI, 176.
Verding, ein, — schwere Arbeit, mühsame Aufgabe. X, 89. Von
Verdingen, — Einem eine Arbeit im Ganzen, nicht im Tagelohn, zur Ausführung übergeben, was gewöhnlich bei schwer zu beaufsichtigenden Arbeitern geschieht.
Verdrecke, — beschmutzen.
Verfallnigs, — geerbtes, zu freier Verfügung stehendes Gut. VII, 79.
Verflöken, — heimlich entfremden, kleinere Gegenstände verstohlen verkaufen (geschieht nur von Hausgenossen). I, 98.
Verflümert, — Verdrehung für verflucht.
Verganggle, sich, — sich leichtsinnig mit Schwatzen oder Gaffen versäumen. XXI, 242.
Vergeben, Einem, — vergiften.
Vergebe, — 1) umsonst; 2) unentgeltlich.
Vergitzle, — vor Ungeduld sterben. XX, 214.
Verhah, — 1) versperren; 2) vorenthalten; 3) die Erlangung von irgend etwas verhindern. XXI, 209.
Verheime, — verheimlichen.
Verherrge, — 1) verheeren; 2) verderben, unbrauchbar machen.
Verheye, — 1) zerbrechen; 2) verderben, verziehen (Kinder). I, 366.
Verhürsche, — verwirren, verwickeln, durcheinanderwerfen. Davon verhürschet, — geistesfrank.
Verirrt sein, — in Fieberphantasien sein, irre reden. XXI, 241.

Verknorzet, — 1) verkrüppelt; 2) ſchlecht gemacht.

Verköſtigen, ſich, — ſich in Koſten verſetzen, ſich's koſten laſſen (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Verkußt, — verworren, wirr, unordentlich (namentlich von Haaren).

Verleide, — 1) überdrüſſig werden; 2) gerichtlich verzeigen, anklagen. I, 291.

Verleuchten, — zu leuchten aufhören (wie verhallen von hallen).

Verloche, — vergraben, verſcharren.

Verlyre, — verwirren. X, 297.

Vermache, — 1) verſchließen, zuſchließen, verſtopfen; 2) den Riegel ſtecken. II, 363.

Vermeukt, — heimlich, verſtohlen. X, 68.

Vermoleſtire, — verdächtigen, heruntermachen, kein gutes Haar an Einem laſſen. II, 159.

Vern, — voriges Jahr; vorvern, — vorvoriges Jahr.

Verniſte, — verlegen, ſo daß man den Gegenſtand an ſeinem gewohnten Orte nicht findet. I, 346.

Vernütige, — geringſchätzig von Einem oder etwas reden, heruntermachen, herabwürdigen. IX, 79.

Verrätſche, — verrathen, verklagen, hinterbringen. I, 128.

Verraxet, — verkümmert, verwachſen.

Verreden, ſich, — ſein Ehrenwort geben. VII, 126.

Verripſe, — durchreiben, abſchaben.

Verrumpfe, — zerknittern. X, 44.

Verſatz, im, — der Ort, wo ein aufgejagtes Wild ſich verſteckt hält, bis die Hunde ſeine Spur verloren und ſich entfernt haben. VII, 423. Im Verſatz laſſen, — als Unterpfand geben.

Verſchämen, ſich, — ſich unrechter Weiſe einer Perſon, Sache, Arbeit ſchämen. VII, 43.

Verſchieren, — verſchoſſen, abgeblaßt (Farben, dann auch ein abgehärmtes Geſicht). II, 253.

Verſchießen, ſich, — 1) einen Mißgriff thun. XXI, 15. 2) zu raſch zufahren. VIII, 175. Davon: im Verſchuß, — aus Verſehen, in der Zerſtreuung. VII, 428.

Verſchlängge, — verſchleudern, verpraſſen. XIV, 381.

Verſchleipfe, — 1) verlegen; 2) heimlich entfremden.

Verſchlumpe, die Zeit, — die Zeit mit Herumlungern zubringen. XIX, 73.

Verſchmeiet ſein, — vor Schreck oder Erſtaunen ſprachlos daſtehen, aus den Wolken fallen. X, 222.

Verſchmuslet, — beſchmiert, ſchmutzig gemacht.

Verſchnurpft, — 1) unordentlich vernäht; 2) verzerrt, voll Narben.

Verſchüpft, — verſtoßen, übel angeſehen. I, 16.

Verſchwere, ſich, — mit einem Schwur eine Ausſage oder Vorſatz bekräftigen.

Verſpreche, — entſchuldigen. I, 176.

Verſpringe, — zerplatzen; verſpränge, — platzen machen.

Verſtaunen, — betroffen werden, vor Verwunderung verſtummen. IV, 287.

Verſtelle, — verſperren.

Verſtoße, — bei Seite ſchieben, verbergen. X, 331. Oft mit dem Nebenbegriff der Unredlichkeit. XVIII, 94.

Verſtrupft, — 1) zerpflückt; 2) zerzaust, unordentlich ausſehend. II, 248.

Verſurre, — 1) verſtummen, nachlaſſen (ſtechender Schmerz); 2) aufhören, das Tagesgeſpräch zu bilden. I, 371.

Verthunlich, — verſchwenderiſch, unhaushälteriſch.

Vertragen, ein Kind, — ausſetzen.

Vertrappen, — zertreten.

Vertſchäggiere, — verſchachern.

Vertubeln laſſen, Einen, — Einen den Unmuth über eine Sache in ſich ſelber verarbeiten laſſen; zuwarten, bis er ſich von ſelber wieder zufrieden giebt. VII, 126.

Verunguete, — 1) übel nehmen. X, 10; 2) Einen anschwärzen, unwerth oder schlecht machen.

Verwache, — überwachen, nicht aus den Augen verlieren (z. B. Kranke, Leichen).

Verwerche, — in sich selbst verarbeiten, durch- und niederkämpfen. I, 18.

Verwettert, — verwittert.

Verwetzt, — abgewetzt, abgenutzt, abgeschabt.

Verworge, — in sich selbst mit aller Anstrengung verarbeiten, hinunterwürgen (weniger siegreich als verwerche; oft bleibt dabei Groll zurück). VIII, 248.

Verzattere, — verzetteln, zerstreut fallen lassen, herumwerfen (kleinere Gegenstände, Holz, Späne, Speisen beim Essen). I, 285; XVIII, 152.

Verzinsen, der Obrigkeit den Strick, — einen geheimen Mord mit Geld sühnen. VII, 170.

e Vesper und e Fürabe, — einen Abend aushaltend, nicht dauerhaft (meist von Kleidungsstücken). VII, 429.

Vettere, — als Verwandten anreden.

Viergeggetig, — viereckig.

Visitle, — seine Zeit mit Besuche machen und empfangen vertändeln.

Vogel, — Hühnervogel, Habicht, Sperber.

z'Völmig, — vollends.

Vor, — vorn.

Vor und eh, — vorher, bevor.

Vorcheue, — vorkauen, mundgerecht machen, eigentlich und bildlich.

Vorfer, — auf der vordern Seite.

Vorfresse, — auf die Zukunft hin leben, zum voraus brauchen, was man erst zu erwerben hofft. XI, 135.

Vormähen, — beim Mähen der Vorderste sein, und dadurch die Andern in ihren Bewegungen leiten, eine Auszeichnung.

Vorſchlagen, — fürſparen, Erſparniſſe machen; davon Vorſchlag, Erſparniß.
Vorſchußbranntwein, — Branntwein erſter Qualität.
Vorſchützig, — 1) vorſchnell, vereilig; 2) vorwitzig.
Vorſtänds, — bevorſtehend, in Erwartung, in Ausſicht.
Vorſtuhl, — die lange freiſtehende Bank vor einem Bauern-Tiſch, um welchen zwei Bänke an der Wand befeſtigt ſind, eine bis zwei frei ſtehen. VII, 338.
Vörthel, — 1) Kunſtgriff, Handwerksvortheil; 2) Kniff.
Vorumehaben, — behutſam ausweichen, den Wagen umlenken. VIII, 176.
Vrenle, — verächtliche Verdrehung von Verena.
Vrſünge, — verſündigen.

W.

Wachſen, an Einen, — jemand um etwas erſuchen, wozu man ſelbſt nicht die Kraft oder Competenz hat (alter Kanzleiſtyl). VI, 110.
Wädele, — raſch mit kurzen Schrittchen eilen (von einem fetten Manne). X, 37.
Wäger, — wirklich, wahrlich.
Wäggele, — behaglich ſich wiegend einhergehen. XVIII, 226.
Wagle, — Wiege.
Wählig, — 1) wähleriſch; 2) tadelſüchtig.
Währſchaft, — dauerhaft, ſolid, ſtark, feſt. IV, 301.
Warm's, — warmes Eſſen, meiſt Kaffee. IV, 62.
Wartlef, n., — eine Art Netz zum Fiſchfang. VIII, 106.
Wartſäckli, — kleiner Sack von farbigem Zeug, der an der Hand getragen wird.
Waſche, — derbe Ohrfeige.
Waſfürig, — welcherlei. X, 299.

Watlig, — freundlich im Benehmen, ordentlich, von guter Aufführung.

Wätſchge, — Zwetſche.

Webere, — wimmern. XVIII, 272.

Wedel, — das erſte Mondsviertel; von Neu bis Wedel, — vom Neumond bis zum erſten Viertel. X, 14.

Wedele, Welle, — Reiſigbündel.

Weg, dä, — auf ſolche Weiſe, auf dieſem Wege; mit Einem machen wele Weg, — mit Einem um den Sieg ringen. XXI, 389.

Wegge, der, — 1) Weckbrod; 2) Keil zum Holzſpalten.

Wegknecht, — zum Unterhalt eines Stücks Straße ſtändig angeſtellter Straßenarbeiter.

Wegſtelle, — 1) ſich raſch von etwas entfernen; 2) ſich fern halten. XVIII, 359.

Weiben, — heirathen.

Weibli, die, — die Frau eines Weibels.

Weihern, ſich, — ſich anſammeln, aufſtauchen, äufnen (eigentlich von Waſſer, dann auch von Geld). XVII, 209.

Weinen, wyne, — Wein einkaufen. IV, 280 (nie im ſchriftdeutſchen Sinn).

Weinwarm, das, — warmer Wein, mit Eiern, Zucker und geröſtetem Brod gekocht.

Weißen, — winſeln,

Weißlochtig, — weißlich.

Weite, — Raum, Spielraum. VIII, 312.

Wellig, — welcherlei Art, wie beſchaffen.

Weltſche, — 1) franzöſiſch reden; 2) in unverſtändlichem deutſchem Dialekte ſprechen; 3) unbekannte Ausdrücke gebrauchen, philoſophiſche über die Faſſungskraft der Leute gehende Reden führen. IV, 260.

Weltſcher Wein, — Wein vom Ufer des Genferſees, im Gegenſatz zu Seewein, Wein vom Bielerſee.

Weltſchland, — die franzöſiſche Schweiz; ins Weltſchland gehen, — ſich abſchleifen, feine Sitten lernen. I, 274.

Wentele, — Wanze.

Werch, n., — 1) Hanf; 2) irgend eine der Hauptarbeiten auf dem Lande, ſäen, heuen, ernten u. dgl. I, 37.

Werchader, — ſehr arbeitſame, unermüdliche Perſon, die ſchwere Arbeit nicht ſcheut. VII, 325.

Werchbar, — arbeitſam. VIII, 245.

Werche, — ſchwere Arbeit verrichten. I, 4.

Werklich, — abſonderlich, auffallend, lächerlich (ohne den tadelnden Nebenbegriff, der in arig liegt). XXI, 268.

Wertheli, — Schooskind.

Werthe, — 1) ſchätzen, einer Sache den ihr zukommenden Werth beilegen; 2) überhaupt: einen Werth oder Preis machen.

Werweiſe, — hin und her rathen, überlegen, ohne ein Reſultat zu erzielen; unſchlüſſig ſein. I, 134.

We's, we'd, — wenn es, wenn du.

Wespere, — Wespenneſt.

Wetterluft, — Regenwind, Südweſtwind.

Wettig, — welcherlei Art, wie beſchaffen.

Wid, — Band von Weidenruthen.

Wiegle, — in der Wiege ſchaukeln.

Wiggle, — Steineule, Strix ulula L.

Willwanke, — zu keinem Entſchluſſe kommen. V, 261.

Winde, — 1) es geht der Wind; 2) wittern, ſchnüffeln. X, 65.

Wirbelſinnig, — 1) betäubt durch Lärm, vielſeitigen Widerſpruch u. dgl.; 2) von Sinnen, halb wahnſinnig. II, 237.

Wirſen, ſich, — ſich verwunden, verletzen, namentlich durch ſtarke Reibung.

Wirſer, — ſchmerzlicher.

Wiſtelach, — die Gegend um den Murtenſee im Canton Freiburg.

Wittere, — ein Gewitter geben. VII, 126 (nie im schriftdeutschen Sinn).

Wittig, Wittwyb, — Wittwer, Wittwe.

Witzig, — weise, verständig. IV, 270 (nie im schriftdeutschen Sinn).

Wolle, ja, — warum nicht gar! VII, 398.

Worbe, — das frischgemähte, am Abend zum Schutz vor dem Thau zu Birligen zusammengehäufte, Gras des Morgens wieder zerwerfen, damit es völlig dürr werde. VIII, 150.

z'Wort haben, — zum Vorwand nehmen. VII, 76.

Worte, — 1) eine Zwiesprache verlängern, um zu einem Resultate zu kommen, das der Andere hindert; 2) disputiren; 3) wortwechseln überhaupt. XIII, 50.

Wottsch, — willst du?

Wui, vo wege wui u nesbah (oui und n'est ce pas), — 1) aus triftigen, aber nicht zu nennenden Gründen; 2) ein oft alles mögliche sagen oder vertuschen wollender Lückenbüßer, so XVIII, 218, wo es etwa sagen will: weil man wenig davon zu verstehen brauche und doch dabei gut versorgt wäre.

Wunderligi, — 1) Launenhaftigkeit; 2) Schwindel, halbe Ohnmacht.

Wurmerde, — durch Würmer aufgewühlter Boden, besonders in Wiesen.

Wusche, — schlagen, zausen, beohrfeigen durcheinander. XVIII, 71.

Wüst, — 1) unschön, häßlich; 2) unsauber, unreinlich; 3) unangenehm, beschwerlich (nie im schriftdeutschen Sinn). **Wüst sagen**, — schmähen, schelten; **wüst thun**, — 1) aufbegehren, zanken; 2) wüthen.

Wüthisheer, — die wilde Jagd.

Wybig, — Brautschau; **auf die Wybig gehen**, — auf Freiersfüßen gehen, sich eine Frau suchen. VII, 125.

Wydli, — Weidenruthen.

Wygumi, — Weinreiſender.
Wyhengſt, — Spottname für einen zudringlichen Weinreiſenden.
Wyl, d'r Wyl haß, — Muße genug haben.
Wyle, ſich, — 1) eine Zeitlang dauern; 2) abwechſeln, eine Sache einige Zeit ſo, dann wieder anders abthun. XXII, 120.
Wyltſchi, ein, — eine kleine Weile.

Y.

Y, — ein, hinein.
Yche, yne, — hinein.
Ygüdere, — durch eine enge Oeffnung einſtößen. XXII, 120.
Yſchlag, — eingehegtes Stück Land.
Yſewegge, — eiſerner Keil.
Yzieh, — 1) einziehen; 2) erwieſene Gutthat oder Gaſtfreundſchaft ſich vergelten laſſen, Gegenrecht halten. IX, 301.

Z.

Zaagg, das, — 1) das Zurückbleiben in etwas, womit man doch ſtets beſchäftigt iſt; 2) geheimer Umgang, verbotener Liebeshandel. XX, 482.
Zaagge, — eine Arbeit verrichten, ohne darin vorwärts zu kommen (milder als dreißen). IV, 170.
Zägg, — 1) Zecke; 2) zudringlicher, unabtreiblicher Menſch.
Zahlen, ſich, — ſich vergelten, ſich rächen. XII, 204.
Zahmkirſchen, — ſaure Kirſchen, Weichſeln.
Zänne, — 1) die Zähne weiſen; 2) grinſen, das Geſicht verzerren.
Zäpfle, — indirekt oder heimlich auslachen, ausſpotten. I, 7.

Zapfenwein, — Flaschenwein, im Gegensatz zu offner Wein, der je beim Gebrauch aus dem Fasse gezogen wird.

Zatten, — die langen Zeilen des eben gemähten Getreides, bevor es in Garben gebunden wird. VI, 331.

Zaunen, — 1) einen Zaun machen oder gründlich ausbessern; 2) nützen, darhalten, ausreichen. IX, 365.

Zaunsteckler, — Kirchthurmspolitiker. XVIII, 21.

Zeche, m., — Zehe; an die Zechen recken, — die Schuhriemen auflösen. XXI, 11.

Zehnde, — 1) den Zehnden geben oder nehmen; 2) decimiren, aussaugen, plündern. XVI, 129.

Zeichnung, — jährliche amtliche Prüfung und Auszeichnung der vorzüglichsten Pferde und Kühe mittelst eines aufgebrannten Zeichens, verbunden mit einer Preisvertheilung an ihre Besitzer. VII, 64.

Zeit, die, — Uhr, Stunde; das Zeit, — 1) Thurmuhr, 2) Schwarzwälderwanduhr.

Zeithäusli, — das Schränkchen zum Schutze der Gewichtsteine einer Schwarzwälderuhr. VII, 38.

Zentum, — Ringsherum. XII, 191.

Zette, — 1) im Weben den Zettel machen; 2) den Dünger auf dem Acker zerlegen.

Zeug, Züüg, — 1) Leibwäsche; 2) Kleider; 3) Arzneimittel; 4) verächtlicher Ausdruck für: Leute. VII, 157. Dürres Zeug, — Backobst.

Zickeln, ziggle, — zupfen, necken. XII, 139.

Zieche, f., — Ueberzug eines größern Bettstücks. II, 285.

Zieger, m., — die nach bereitetem Käse noch zurückbleibenden festen Bestandtheile der Milch, welche zu derselben Ausscheidung nochmals gesotten wird.

Ziehen, — 1) aus etwas Nutzen haben. XX, 268. 2) es zieht mir sich, — es steht mir an, es nützt mir, es mag es erleiden. XXII, 4. 3) in einem kleinen Nachen

zu zwei Rudern heißt das vordere Zieh-, das hintere Fahr- oder Steuerruder, welches letztere zu führen mehr Erfahrung und Anstrengung erfordert. Davon das Wortspiel: er cha besser zieh wann (als) stüüre, — er versteht besser, Steuern einzutreiben als selbst zu entrichten, er nimmt lieber am Genuß als an der Arbeit Antheil. X, 74. Zusammenziehen, — das gleiche Werk mit vereinten Kräften betreiben, einträchtig sein und handeln. X, 285.

Ziehfecken, m., — eine hemmschuhartig Andere in emsiger Arbeit versäumende Weibsperson. VII, 327.

Zimmiß, n., — Mittagessen. I, 125.

Zipperyuli, das, — eine schwächliche oder arbeitsscheue Weibsperson, die nichts aushalten kann, und dessen kein Hehl macht oder gar sich dessen rühmt, so schwere Arbeit übersteige ihre zarten Kräfte. X, 11.

Zitterlig, — 1) zitternd; 2) in steter Bewegung sich befindend wie die Blätter der Espe: 3) in banger Erwartung lebend. XVIII, 306.

Zmitts, — inmitten.

Zogelich, — 1) gesittet, wohlanständig; 2) sanft; 3) vorsichtig. XXII, 307.

Zööf, — 1) unordentliches Herumliegen von allerlei Gegenständen; 2) verdächtiger Umgang mit einer Person des andern Geschlechts. X, 339.

Zopfe, — Zipfel; Zöpfli, — Endchen.

Zottel, m., — Troddel.

Zottle, — 1) bärenartig, 2) schwankend, 3) ermüdet einhergehen, watscheln, humpeln. IV, 114. Davon

Zötteler, — geistloser Nachbeter, Jasager, der ohne eigene Denkkraft nachmacht, wo Andere ein übles Beispiel geben. XI, 249.

Zsämefüßlige, — mit beiden Füßen zugleich. VII, 152.

Zueche, — herzu, herbei.

Zuechecho, — 1) Raum finden, um mit Handanzulegen; 2) die gewünschte Anstellung erlangen. XIII, 161.

Zuechehocke, — sich zu Tische setzen. VII, 338.

Zuechestah, — 1) in den Riß treten; 2) zu Gevatter stehen. XXII, 66.

Zuehah, — zuschieben.

Zug, — ein bis zwei Paare Zugvieh, Rindvieh oder Pferde. I, 34.

Zügeli, — 1) ein verborgener Hahn oder Oeffnung an einem Fasse; 2) Pflästerchen.

Zügig, — dem Zugwind ausgesetzt.

Züpfe, — 1) Haarflechte; 2) ein in solcher Form geflochtenes feines Brod aus Weißmehl, Eiern und Butter, oft mehrere Pfund schwer und bis zwei Fuß lang.

Züribiet, — Canton Zürich, Zürchergebiet.

Zusammenbaggeln, — einen Gegenstand unordentlich verfertigen, obenhin zusammenschlagen. IX, 350.

Zusammengeben, — ein Ehepaar einsegnen.

Züsi, — Susanna.

Züttel, — geistig armseliger Mensch, Tropf. III, 214.

Zuversicht, — 1) graulicher Anblick; 2) grobe Unordnung, Durcheinander. XIII, 338.

Zwängigi, — Herrschsucht, Eigenwille.

Zwängisch, — eigenwillig, rechthaberisch, herrschsüchtig. IV, 114. Davon

Zwänggrind, — eigenwilliger Kopf.

Zweck, — der handgroße schwarze Kreis im Mittelpunkt der Schützenscheibe. XXIII, 227.

Z'weg sein, — 1) wohl, gesund sein; 2) wohl daran sein; 3) heiter, aufgeräumt sein; übel z'weg, — 1) schwer krank; 2) in großer Verlegenheit; z'weg fahren, — überrascht auffahren XVIII, 17; z'weg legen, — 1) zum voraus bereiten, rüsten, bereit halten; 2) vorrücken, vor Augen stellen. VI, 193.

Zweiſylbig Wort, — kurzer Beſcheid, trockene Antwort. II, 275.
Zwick, — 1) Peitſchenſchnitze; 2) Zwickel am Strumpf.
Zwirble, — wie ein Kreiſel ſich bewegen, kollern. XI, 179.
Zwirre, — vor den Augen wirbeln, kraus werden. XIII, 260.
Zwitzere, — ſchimmern. V, 184.
Zwure, zwuriſch, — zweimal.
Zybe, zybere, — auf dem Eis gleiten. XXI, 14.
Zyberli, — kleine blaue Pflaume, Frucht der Prunus spinosa L. und insititia L. Davon
Zyberligränne, — ſauertöpfiſch dreinſehende, mißmuthige Antworten gebende Weibsperſon. VII, 319.
Zylete, — Zeile.
Zyſte, — Dienſtag.
Zytig, — reif.
Zytig, — Zeitung.

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßstr. 8.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Vierundzwanzigster Band.

Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf),
sein Leben und seine Schriften.
Dargestellt von Dr. E. Manuel.

Berlin, 1858.
Verlag von Julius Springer.

Albert Bitzius

von

Dr. C. Manuel.

His life was gentle: and the elements
So mix'd in him that Nature might stand up
And say to all the world, This was a man!

Shakspeare.

Sanft war sein Leben und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!

Shakspeare.

I.

Das Leben von Bitius.

Civis erat qui libera posset
Verba animo proferre et vitam impendere vero.
Juvenalis.

Das Leben des trefflichen Mannes, welches wir darzustellen versuchen wollen, ist kein durch äußere Schicksale ausgezeichnetes, durch wechselvolle Ereignisse merkwürdiges Leben. Es hat vielmehr dasselbe einen so geebneten, ruhigen Verlauf, es ist, möchten wir sagen, von so einfacher Composition, so aus Einem Stücke, daß wir, um den Reichthum desselben zu entdecken, uns nach innen wenden müssen, und daß dieser große innere Reichthum uns oft durch seinen Contrast mit den bescheidenen und stetig einförmigen äußern Verhältnissen in Verwunderung setzt. Wir haben da von keinen pikanten, romantischen Wendungen in dem Lebensschicksal des Dichters, von keiner der Welt durch seltsame Vorbedeutungen kund gewordenen Vorherbestimmung zu künftigem Ruhm zu erzählen. Alles ist normal, von realer Färbung, von nüchterner Physiognomie, möchten wir sagen. Es ist ein heiteres glückliches Leben, das uns entgegen tritt, ein Leben, das lange in sich selbst den großen Schatz verschloß, der plötzlich der Welt offenbar wurde, ohne daß sie begriff, wie es gekommen sei, daß der Schacht sich so unerwartet geöffnet, daß die reiche Metallader sich nicht schon früher gezeigt habe. Denn

in der That, der schriftstellerische Beruf von Bitzius, der so spät und zugleich so entschieden hervortrat, der gleich bei den ersten Werken nicht den geringsten Zweifel übrig ließ an der großen geistigen Kraft, die sich da entfaltete, könnte mit einer Quelle verglichen werden, die auf einsamer Bergeshöhe plötzlich hervorsprudelt, die aus eigener geheimnißvoller Gewalt die Decke der Erde sprengt, die sie bisher verbarg, oder mit einer Pflanze von seltner Gestalt und lieblichem Duft, die in stillem Waldesgrunde emporwuchs, von welcher man nichts ahnte, bis man sie in ihrer Schönheit erblickte. Es war eine geistige Pflanze, die ohne fremde und äußerliche Antriebe,

aus der Seele mütterlichem Boden
Freiwillig sproßt' und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen trieb.

Wir sehen in seinen mannigfachen Schöpfungen den reichsten Naturtrieb walten, wir sehen je... instinktive und intuitive Produktion, welche dem Genie eigen ist, und diese Produktionskraft war so groß, breitete sich so weit aus, daß wir bei Bitzius nicht, wie bei Schriftstellern, die nur wenige spärliche Denkmale ihres Geistes hinterließen, mühsam in seinem Leben forschen müssen, um seine Schriften zu enträthseln. Wir finden vielmehr sein Leben, seine ganze Form und Anschauungsweise, sein ganzes Sein und Streben bereits in seinen Werken, die sich gegenseitig auf's reichlichste ergänzen, auf's klarste erläutern, und das volle Bild des Mannes geben, den ganzen Mann uns darstellen. Der Biograph kann daher hier wenig leisten. Bitzius ist selbst sein bester und ausführlichster Biograph gewesen. Seine Werke enthalten zugleich sein Leben, wenigstens den Kern, das Eigenthümliche desselben. Wir können nur einige Umrisse beifügen, das Zerstreute sammeln und in Zusammenhang bringen, hier und da Mißverständnisse aufhellen, Einzelnes erläutern und das Ganze in einen möglichst einheitlichen Rahmen fassen. Und wenn wir auch nichts vernachlässigen oder übergehen dürfen, was zur helleren Beleuchtung dieses

Geſammtbildes beitragen kann, ſo müſſen wir auf der anderen Seite auch ſtets die Vorausſetzung feſthalten, daß wir über den Mann und ſeine Schriften als über einen alten guten Bekannten des Leſers ſprechen, der nicht mit der gleichen Förmlichkeit, wie etwa ein ganz Fremder, bei ihm einzuführen iſt. Ohne Ceremonie, wie Bitzius ſelbſt der Leſerwelt ſich vorſtellt, verlangt auch dieſe letztere ergänzende Nachricht über ſein Leben, das ſie zwar in ſeinem wichtigſten Inhalt, aber der äußern Form nach nur fragmentariſch kennt, ſie verlangt über einiges Aufſchlüſſe, über anderes Ergänzungen. Sie möchte dem Lebenslauf des ihr lieb gewordenen Mannes folgen. Sie will ihn zu Hauſe, in der Heimath aufſuchen, und dann ſein möglichſt treues, vollſtändiges Bild in eines Jeden eigener Heimath, im eigenen Hauſe, als das Bild eines heimgegangenen Freundes aufſtellen, welcher zum eigenen geiſtigen Leben des Einzelnen in ſo reichen Beziehungen ſtand. In dieſem Sinne möge unſre Darſtellung aufgenommen, nach dieſem Beſtreben, deſſen Erfolg oft genug der Nachſicht bedürfen wird, möge ſie gemeſſen werden.

Die Familie Bitzius iſt ein älteres Geſchlecht Bern's, welches ſchon zur Zeit der Reformation in der Stadt Burgrecht hatte. Der Name ſelbſt iſt urſprünglich der Taufname Sulpicius, der in der Abkürzung „Bitzius“ im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert häufig vorkömmt und im gewöhnlichen Leben auch mit „Bitzi“ ausgeſprochen wird (wie Landi ſtatt Alexander, und andere mehr). So lieſt man in Anshelm's Bernerchronik von einem Bitzius Haller, Bitzius Streler, Bitzius Archer, Bitzius Wyßhan u. ſ. w. Mehrere der Familie Bitzius bekleideten vor Jahrhunderten wichtige Aemter in der alten Republik. So war im ſechszehnten Jahrhundert ein Bitzius Großweibel des ſouveränen Raths, ſpäter Vogt zu Aarwangen, Hofmeiſter zu Königsfelden, was jetzt Oberamtmann heißen würde (das aufgehobene Kloſter wurde eine Bernische Amtei), dann Zeugherr und Mitglied des

kleinen Raths. Von den Söhnen desselben, durch welche das Geschlecht sich in zwei Stämme spaltete, die noch heute dasselbe repräsentiren, war der eine, Hans, ebenfalls Mitglied des großen Raths, Castlan zu Wimmis, der andere, Ulrich, wie sein Vater Großweibel, dann Vogt zu Brandis (dem einst stolzen, nun selbst in seiner Ruine verschwundenen Schlosse bei dem Dorfe Lützelflüh in der Höhe, welches wir im „Ritter von Brandis" kennen lernen und in der „Wassernoth") und endlich ebenfalls Mitglied des kleinen Raths. Von diesem Ulrich stammt unser Bitzius im sechsten Grade ab. Sein Vater war Sigmund Friedrich Bitzius, geboren 1757, welcher sich, dem Beispiele des Großvaters folgend, dem geistlichen Beruf widmete, und im Jahre 1786 die Pfarrei Murten erhielt. Er hatte drei Frauen. Die dritte derselben war Elisabeth Kohler, aus einem ansehnlichen Geschlecht der Stadt Büren, unsers Bitzius Mutter, welcher am 4. October 1797 als erster Sohn geboren wurde und in der Taufe den Namen Albert bekam. Seine Geburt fiel in einen für die Geschichte Bern's verhängnißvollen Zeitpunkt, denn gerade fünf Monate später zogen die Franzosen unter Schauenburg in seine Vaterstadt ein, welche seit ihrer Gründung, seit sechs Jahrhunderten, den ersten Feind in ihren Mauern sah. In Murten hatten die vorbeimarschirenden feindlichen Schaaren das alte sogenannte Beinhaus zerstört, in welchem zum Andenken an die für die Schweizer glorreiche, für die Stadt Bern rettende Schlacht gegen Carl von Burgund die Gebeine der gebliebenen Burgunder moderten; eine späte Revanche an der sonderbaren charakteristischen Trophäe! Einen classischern Boden giebt es kaum in der Schweiz als dieses Murten mit seinem überaus lieblichen und fruchtbaren Gelände und dem herrlichen See, dessen Einfassung zwar weniger pittoresk als diejenige manches andern Schweizersees, aber von mildem, südlichem Colorit. Von der Mitte des östlichen Ufers desselben erhebt sich die freundliche Stadt, welche mit ihren Ringmauern und Thürmen noch

ganz ihre alterthümliche Physiognomie beibehalten hat und vom See aus gesehen mit der sie umschließenden hüglichten Landschaft von der reichsten Vegetation einen reizenden Anblick gewährt.

Auf diesem schönen Fleck Erde voll großer Erinnerungen verlebte der Knabe Bitzius seine ersten Jahre und empfing die ersten Natureindrücke. Wir kennen Alle die Macht solcher Kindheitseindrücke. Besonders haften große früh empfangene Naturbilder, wie Seen, Ströme und dergleichen tief in unsrer Einbildungskraft, und Bitzius war ein überaus erregbarer phantasiereicher Knabe. Wenn in den Schriften des Mannes später so oft Gleichnisse vorkommen, die aus dem Leben des „bald lächelnden und zum Bade ladenden", bald brausenden und in Sturm gehüllten Sees entlehnt sind, so mag wohl der See seiner Kindheit seine Bilder ihm geliehen haben und wohl mochte sein Geist gerne jene ersten dämmerhaften und träumerischen Tage in der Erinnerung aufsuchen und mit dem zauberischen Schimmer der Poesie vergolden und verklären. Der Knabe war bald sieben Jahre alt und besuchte bereits die Schule, in welcher der Lehrer ihm das Zeugniß gab, der Kopf sei gut, aber die Füße wollten sich nicht stille halten, als im Jahre 1804 sein Vater zum Pfarrer in Utzenstorf gewählt wurde und aus dem städtischen Leben Murten's in dies große Dorf übersiedelte. Utzenstorf, nicht gerade pittoresk in einer großen Ebene liegend, ist ausgezeichnet durch die Fruchtbarkeit des ganzen Geländes und den Wohlstand seiner Bewohner. Nicht weit von der in breitem Bett aber oft mit geringem Wasser der Aare zuströmenden Emme, zwischen den beiden Hauptstraßen nach Aarau und nach Solothurn, von Bern etwa fünf Stunden entfernt, ist dieses Dorf mit seinen herrlichen Wiesen, die von zahlreichen Bächen des klarsten Wassers gewässert werden, mit seinen fruchtbaren weiten Aeckern, mit seinen prächtigen Obstgärten, die im Sommer den stattlichen Ort beschatten, und mit seinen schönen Umgebungen, dem von Wasser rings umgebenem Schlosse Landshut, dem reichen und

fruchtbaren Nachbardorf Bätterinden, — der wahre Typus eines ſtolzen und geſegneten Bernerdorfes, wie ſie in dieſem Canton der „freiherrlichen Bauerſame“, und des agricolen Reichthums zu finden ſind. Bitzius ſagt irgendwo, auf die vielen Kreuz- und Queerwege der großen Ortſchaft anſpielend, der Fremdling finde hier Alles was er ſuche, doch ſelten den rechten Weg. Bitzius hat mehrmals in ſeinen Erzählungen die Scenerie nach dem ihm ſo wohl bekannten Utzenſtorf verlegt. Das ganze große Gebiet landabwärts gegen Solothurn und den Aargau zu gleicht einem fruchtbaren Garten. Der Werth des Bodens ſteigt hier auf's Höchſte, und die agricole Phyſiognomie des Bernerlandes entfaltet grade in dieſen Gegenden ihren größten Reichthum. Hier, im ländlich behaglichen Utzenſtorf, brachte nun Bitzius ſeine Knabenjahre zu, und es kann als ein für ſeine Entwicklung nicht ganz unwichtiger Umſtand angeſehen werden, daß zur Pfarre Utzenſtorf ein bedeutendes Stück Land gehörte, welches eine eigentliche Bewirthſchaftung zuließ. Der Pfarrer übernahm dieſe zuweilen ſelbſt als wichtige Quelle ſeines Einkommens, da der Pachtzins an den Fiskus nur gering war. Der Knabe Albert, der für die Außenwelt früh ein ganz offenes Auge hatte und einen ſcharfen Beobachtungsgeiſt für alle kleinen und neuen Erſcheinungen des täglichen Lebens zeigte, fing bald an, ſich in dieſe landwirthſchaftlichen Verhältniſſe des Hauſes einzuleben. Er griff, nach der Art lebensvoller Knaben, ſelbſt zu, legte Hand an, wo er konnte, ward vertraut mit den Werkzeugen und der Ausführung der ländlichen Arbeiten. Er hielt früh Thiere, die er mit großer Sorgfalt und Liebe behandelte; er machte ſich mit Pferden und Kühen zu ſchaffen. Reiten wurde ſpäter ſein Vergnügen, und er unterrichtete ſogar einmal in dieſer edlen Kunſt einen ältern Freund und Vetter, der ihn in den Schulferien beſuchte. Das Pfarrhaus in Utzenſtorf vereinigte für den Knaben die Vorzüge eines Hauſes von ſtädtiſcher Bildung mit denjenigen eines freyen, ungezwungenen, heitern

Landlebens. Da sein Vater mehr die ökonomische Oberleitung sich vorbehielt, um das Detail dagegen sich weniger kümmerte, so beschäftigte sich der Sohn mit solchen Einzelnheiten und zeigte bald Anlage, ein kundiger Landwirth zu werden. — Der junge rührige Albert war übrigens, wie sich denken läßt, ein schlauer Knabe, dem allerlei Schliche zu Sinne stiegen. So versteckte er einmal eine der Hennen, die seiner Mutter gehörten, zu einem geheimen Nest, und als nun Ostern herannahte, fragte er, im Bewußtsein des Besitzes eines den übrigen unbekannten Eierschatzes, mit schalkhafter Miene seine Mutter, wie viele Eier er und seine Geschwister bekommen würden, indem er bedeutsam und geheimnißreich hinzusetzte, er könne dann auch einen mäßigen Beitrag dazu liefern. Diese praktische und wirthschaftliche Richtung that indessen andern mehr den Geist fesselnden Beschäftigungen keinen Eintrag. Albert Bitzius las sehr gern und Vielerlei. Seine Lieblingslektüre war Schweitzergeschichte, Chroniken und dergleichen. Auch Romane las er ziemlich früh in nicht geringem Maaß. August Lafontaine und Andere waren gute Bekannte und eifrig aufgesuchte Freunde. Diese Romanlektüre schadete indeß dem kerngesunden Geist wenig und bereicherte seine Phantasie, die von außen wenig Nahrung erhielt. Dieselbe muß indessen schon früh ziemlich aufgeregt gewesen sein. Er hatte namentlich viel mit Räubergeschichten zu thun, und wenn sein Vater abwesend war und bei Tage nicht heimkehrte, wollte er ihm Leute mit Laternen entgegenschicken, aus Furcht er sei in die Hände von Räubern gefallen, ja er stellte sich vor, sein Vater sei selbst Räuberhauptmann und dergleichen. Diese Vorstellungen gestand er zwar erst in viel späteren Jahren seiner Familie ein, wenn er auf seine Jugendzeit zu sprechen kam, allein des Knaben Betragen bei solchen Gelegenheiten verwunderte schon früh seine Familiengenossen.

Der Knabe wurde übrigens zwar streng und einfach, jedoch stets liebreich erzogen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst,

besonders im Lateiniſchen, um ihn auf die Literarſchule in Bern vorzubereiten, da er Theologie ſtudiren ſollte. Er tummelte ſich auch wacker mit den Dorfknaben herum und machte dieſe erſte Lebensſchule des Verkehres mit Gleichaltrigen in vollem Maaße durch. So lernte er namentlich frühe die ländlichen Spiele wie „Hurnußen“ u. ſ. w. und zeichnete ſich dabei aus. Er war kameradſchaftlich und verträglich. In ſeinem Charakter traten bald zwei Haupteigenſchaften mehr und mehr hervor und gaben ihm die beſtimmenden Umriſſe: eine große Gutmüthigkeit, ein ſehr gutes Herz, wie man ſagt, deſſen Grundton neidloſes Wohlwollen war und keine lang dauernden oder tief haftenden Mißgefühle gegen Andere zuließ, zugleich aber ein ſtarkes Rechtsgefühl, welches überall und für Alle Parthei nahm, die nach ſeiner Anſicht Unrecht litten. Dieſes Rechtsgefühl äußerte ſich mit Rückſichtsloſigkeit und wurde zu einem gewiſſen Oppoſitionsgeiſt, der leicht widerſprach und der Neutralität nicht leiden konnte. Er war derb und freimüthig, wenn er für irgend Jemand den Fürſprecher machte, und gewöhnte ſich ſchon als Knabe, ſein Urtheil über Recht und Unrecht in einem gegebenen Fall nicht zurückzuhalten. „Du nimmſt für jeden Lump Parthei!“ ſagte ihm einmal bei Tiſche ſein Vater, als er ſich für ein Individuum, das gerade, und wie es ſcheint nicht in günſtiger Weiſe, beſprochen wurde, warm verwendete. Ohngeachtet dieſes Oppoſitionsgeiſtes war Bitzius ein disciplinirter und folgſamer Knabe, der zwar oft über das Befohlene und Aufgetragene murrte und raiſonnirte, es aber doch ausführte und nach dem Befehl that, während ſein etwas jüngerer Bruder Fritz, von ungleichem Charakter, zwar beſſere Worte gab und dem Befehlenden nicht widerſtrebte, aber aus Trägheit das Aufgetragene nicht that. Die Mutter Bitzius pflegte daher zu ſagen, ſie wolle lieber das Raiſonniren von Albert, weil ſie ſicher ſei, daß die Sache doch gemacht werde, als die Scheinfolgſamkeit und Bereitwilligkeit von Fritz, bei welcher dann nichts herauskomme. Albert war überhaupt der

rauhere und derbere der Beiden, und wie das zu gehen pflegt, waren dieſe Eigenſchaften nicht geeignet, ihm den Vorrang vor ſeinem Bruder zu verſchaffen. Von Verzogenheit und Verzärtelung konnte alſo bei ihm keine Rede ſein. Die etwa zehn Jahre ältere Stiefſchweſter Marie war, wie der Altersunterſchied es mit ſich brachte, weniger Geſpielin des Knaben, als ſchweſterliche Schutzpatronin. Die Mutter Bitzius war eine heitere, freundliche, lebhafte Frau, welche ſchlicht und recht, ohne Prätenſion, nach einfachen Grundſätzen die Erziehung ihrer Kinder leitete. Sie war weder barſch, noch allzu zärtlich gegen ſie, und wurde von ihnen ſtets als eine liebevolle, treffliche Mutter verehrt.

In dieſem ſeinem elterlichen Familienkreiſe hatte Albert Bitzius etwa acht Jahre verlebt und ſtand im fünfzehnten Altersjahr, als er die Literarſchule in Bern (von dem grünen mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagenen Schulrock die grüne genannt) bezog, um ſpäter in die theologiſche Fakultät einzutreten. Der Zeitpunkt ſeines Eintritts in die öffentliche Schule war in ſofern ein beſonders günſtiger, als gerade damals ein neuer vorzüglicher Lehrer an das obere Gymnaſium berufen wurde, welches ſich in etwas anarchiſchem Zuſtand befunden hatte und energiſcher Leitung bedurfte. Dieſer Lehrer war Prof. Samuel Lutz, ſpäter als theologiſcher Lehrer an der Hochſchule ausgezeichnet, eine imponirende Perſönlichkeit von würdevollem Ernſt, gründlicher Bildung und edlem Charakter, ein Mann, der mit großer Autorität auf ſeine Schüler wirkte und ihnen in ſeinem ganzen Weſen wie eine römiſche Geſtalt erſchien. Seine Penſen am Gymnaſium waren die alten Sprachen. Die Art ſeines Vortrags und ſeine Methode, ſelbſt die Auswahl der zu interpretirenden Schriftſteller und Stücke waren faſt eben ſo ſehr als auf ſtreng philologiſches Wiſſen, auf Charakterbildung und Geſinnung gerichtet. Er übte auf die in ſeinen Penſen mit Vorliebe arbeitenden Schüler einen gewiſſen Zauber aus, der ſeinen Namen unter den Lehrern jener Periode zum gefeiertſten

machte, und der allen ſeinen beſſern Schülern unvergeßlich geblieben iſt. — Unter dieſem Lehrer, der zugleich Direktor des Gymnaſiums war, machte Bitzius die reglementariſchen zwei Gymnaſialjahre durch. Indeſſen waren die alten Sprachen und die Sprachen überhaupt nicht ſein Lieblingsfach, und ſcheinen ihn auch ſpäter nie ſonderlich angezogen zu haben, woran zum Theil Lehrmethode und Manier ſpäterer Lehrer Schuld haben mögen.

Im Jahr 1814 trat er in die ſogeheißene Akademie (Hochſchule) ein und wurde Student. Nach der damaligen Einrichtung erforderte der theologiſche Lehrkurs ſechs Jahre, von welchen die letzten drei den ſpeciellen theologiſchen Disciplinen, die drei erſtern mehr den propädeutiſchen Fächern, wie Sprachen, Phyſik, Mathematik, Philoſophie, gewidmet waren. Dieſe ältere Einrichtung hatte das Eigenthümliche, daß die Univerſitätszeit und die damit verbundene Freiheit zwei Jahre früher eintraten, etwa nach der Tertia der heutigen Gymnaſien. Dieſe frühe Freiheit mochte zwar hier und da bei vorgeſchritteneren Köpfen Entwicklung und Selbſtſtändigkeit fördern, wurde aber manchem Studirenden gefährlich, der ſchon im fünfzehnten oder ſechszehnten Jahre ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Wohl demjenigen daher, deſſen Studien in ſolchem Zeitpunkt durch den Rath älterer Freunde, befreundeter Lehrer oder des eigenen Vaters jener Klippe entgingen und der nothwendigen Leitung und Disciplinirung nicht entbehrten.

Bitzius wurde auch hierin von den Verhältniſſen begünſtigt und genoß das Glück, ſeine innere Entwickelung durch keinen deſpotiſchen Zwang gehindert, auf Abwege gedrängt zu ſehen, und doch ſeiner Unerfahrenheit nicht gänzlich überlaſſen zu bleiben. Es wurde ihm wohlwollender Rath, reifere Einſicht und Leitung gebildeter Geiſter zu Theil, die, ohne über ihn herrſchen zu wollen, ſeine Studien beſtimmten und auf ſeine Fragen Antwort und Weiſung geben konnten. Er wohnte nämlich während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts

in Bern im Hauſe ſeines Oheims Studer, Profeſſor der Theologie, deſſen Söhne, Bitzius' Vettern, zugleich ſeine vertrauten Freunde waren. Ein beſonderes Vertrauensverhältniß beſtand zwiſchen Bitzius und ſeinem Vetter Bernhard Studer, dem ſpäterhin ausgezeichneten Mathematiker und berühmten Geologen. Dieſer, einige Jahre älter als Bitzius, wurde bald ſein vertrauter Rathgeber, gleichſam ſein Studiendirektor, und als der ältere Freund Bern verließ und ſpäter nach Göttingen abreiſte, gab ihm Bitzius in Briefen, in welchen er ihm ſeine ganze Seele offenbarte und ihm alle Zweifel und Gedanken über ſeine Studien, ſeinen Beruf oder allgemeine Gegenſtände, die ihn gerade intereſſirten, mittheilte, Rath und Aufſchluß wünſchend, über ſein inneres Leben getreulichen Bericht. Das Verhältniß zwiſchen beiden Freunden iſt ein ſehr ſchönes, wir möchten ſagen, ideales. Bitzius beichtet dem Freunde Alles, was er in wiſſenſchaftlicher Beziehung treibt, bald in ernſtem, bald in humoriſtiſchem Ton. So berichtet er einmal (1814) als Student über die Fächer, mit denen er ſich beſchäftige. Welche Wiſſenſchaft er als die erſte ſetzen ſolle oder wolle, wiſſe er nicht, aber er wiſſe ſehr wohl, welche zuletzt komme in ſeinen Augen. „Es iſt wieder das arme Griechiſche, klagt er; was es verſchuldet hat, weiß ich nicht. Ich kann ihm gar keinen Geſchmack abgewinnen. Vielleicht iſt Hr. R. (Bitzius' Lehrer) ſelbſt etwas daran Schuld, der, ohne ſich darum zu bekümmern, ob man es verſteht, ohne auf die Eigenheiten und Schönheiten der Sprache aufmerkſam zu machen, drauf los überſetzt, um das vorgenommene Penſum zu vollenden. Auf dieſe Weiſe machen ſeine Stunden dem Schüler Langeweile; dieſer glaubt und muß glauben, es ſei die Sprache, die ſie hervorbringe, und bemüht ſich denn auch bei Hauſe nicht, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, daß er der Collegien entbehren könnte. Mir wenigſtens geht es ſo." — Bitzius fühlt hier ziemlich richtig den Hauptfehler einer Methode heraus, welche nur zu oft aufſtrebenden Knaben und Jünglingen die

Freude an den Schriftstellern der Alten verkümmert, die willige Begeisterung ertödtet und ihnen Lust und Möglichkeit abschneidet, die alten Classiker, was sie doch sein sollten, zu Begleitern durch's Leben zu wählen. Doch scheint er sich nachher mit dem Griechischen etwas besser befreundet zu haben, da er (1817) an Studer schreibt, sein Fleiß in diesem Fach habe ihm, nebst der Physik, bei der Promotion in die eigentliche Theologie zum Rang des Tertius verholfen. (Der Erste war der spätere treffliche Philologe Rauchenstein, nun in Aarau.) Schon vorher hatte er einmal gemeldet, er habe den letzten Winter viel Griechisch studirt und Döderlein (der bekannte Philologe, der auch in Bern als Lehrer trefflich wirkte), habe ihm selbst seine große Zufriedenheit bezeugt.

Die liebsten Fächer waren ihm Mathematik und Physik, die er bei Prof. Trechsel hörte. Gleich nach jenem ersten Stoßseufzer über das Griechische sagt er, er habe heute den Pythagoräischen Lehrsatz bewiesen und ein gutes Lob bekommen. Doch graue ihm vor der Repetition der bereits erklärten drei und dreißig Lehrsätze. Später forderte ihn einmal Hr. Trechsel auf, sich an die mathematische Preisaufgabe zu machen, welcher Mahnung er jedoch nicht nachkam.

Auch mit der Philosophie wolle es nicht recht vorwärts, schreibt er im gleichen Brief. Hingegen fange er an, sich um Geschichte zu bekümmern und lese unter Andern Machiavell's Florentinische Geschichte (in der deutschen Uebersetzung). Was die Philosophie anbetrifft, so war die Art und Weise, in welcher zu Bitzius' Studienzeit diese Disciplin in Bern gelehrt wurde, mehr geeignet, die Studirenden zur Lektüre von Popularphilosophen, als zum strengen Studium eines Systems hinzuleiten. Man las Schriftsteller, die durch schöne Form den Geschmack zu bilden und die Jugend für philosophische Bildung zu begeistern suchten, und wagte sich nicht in die Tiefe. Fries, Engel und Andere waren der Jugend damals bekannter als Kant, Fichte, Reinhold, Schelling. So

ſchreibt Bitzius an Studer (1817): „Julius und Evagoras“ (von Fries) wirken lebhaft auf mich. Es iſt unter allen Büchern, welche ich kenne, dasjenige, welches, obwohl nicht makellos, am fähigſten iſt, den Nebel der Vorurtheile zu zerſtreuen, den Eigennutz zu bekämpfen und für Ideen zu begeiſtern. „Glauben, Wiſſen und Ahndung“, auch von Fries, das ich darauf wollte folgen laſſen, verſtand ich nicht und mußte es wieder bei Seite legen. Gegenwärtig leſe ich Schleiermacher über die Religion, zwar mit Anſtrengung, die aber der Genuß reichlich vergütet. Auch mit der Literatur fange ich an, mich als Bibliothekar der Studentenbibliothek bekannt zu machen, da ſie mir bisher ziemlich gleichgültig geblieben. Die Literatur-Zeitungen machen mir die Gelehrſamkeit vieler Leute begreiflich, die über Alles Beſcheid wiſſen, ohne Etwas recht zu verſtehen.“

Bitzius war nun in jene wichtige und folgenreiche Lebensperiode getreten, in welcher der vorwärts ſtrebende Jüngling über ſich ſelbſt und die Welt nachzudenken anfängt, ſein Wiſſenstrieb rege wird, der Zweifel über ſo Vieles in ſeine Seele einzieht und in welcher die Vernunft, von bedeutender Lektüre, ſyſtematiſcheren Studien, Geſprächen mit Freunden und älteren Männern angeregt, die Schwingen zum erſten Fluge verſucht. Ein Schriftſteller, der damals vor Andern auf den jungen Theologen wirkte, war Herder, deſſen „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ ein Lieblingsbuch von Bitzius war, wie überhaupt ſeine geſchichts-philoſophiſchen Schriften, welche er gleichzeitig mit Müller's Schweizergeſchichte beſonders fleißig ſtudirte. Auf ſeine theologiſchen Anſichten, ſeine Anſchauungsweiſe über Geſchichte und ihren Zuſammenhang, worüber er das Intereſſe am Einzelnen, namentlich an den handelnden Individualitäten, nie verlor, haben ohne Zweifel die Herder'ſchen Schriften großen Einfluß gehabt. Wie gewaltig es in dem jugendlichen Kopfe gährte und ſprudelte, ſieht man aus der Korreſpondenz mit E. Studer, in welcher er die wichtigſten Materien auf

ſeine Weiſe behandelt. Da ſpricht er über die Religionen und ihre Geſchichte, über den Einfluß der verſchiedenen Volkscharaktere, Climate, Sitten auf dieſelben, über die Entſtehung des Chriſtenthums und deſſen ſchnelle Verbreitung, ſodann über die Reformation und die ſie vorbereitenden Urſachen, ſo wie über die Gründe, welche ihrem weitern Fortſchritt entgegenſtanden. Neues und Ueberraſchendes findet ſich natürlich in dieſen Excurſen nicht, wie denn in ſolchem Alter die Reminiscenzen aus Schriftſtellern, die man gerade ſtudirt, unwillkürlich die Hauptrolle ſpielen und tiefer Begründetes hier noch nicht erwartet werden darf. Allein das iſt von Intereſſe dabei, daß Bitzius von allen dieſen bedeutungsvollen Fragen, die aus dem Studium der Geſchichte und der Philoſophie der Geſchichte hervorgehen, mächtig bewegt wurde, daß ſeine erwachte Vernunft ſich über Alles das Rechenſchaft geben wollte, und nach dem Zuſammenhang der Dinge in den wichtigſten Phaſen der Weltgeſchichte, nach der Einheit und Stetigkeit forſchte, die denkenden Köpfen ein Bedürfniß iſt in das Geſchehende zu bringen. Er geht dabei von einem höhern Rationalismus aus, den er auch ſpäter nie verläugnete, von einem Geſetz der Entwicklung welche der ſelbſtdenkenden Vernunft des Menſchen den größten Spielraum geſtattet. Allein er hatte zugleich ſchon damals den Inſtinkt, daß die Religion das ſtärkſte aller Bande ſei, um die menſchlichen Verhältniſſe zuſammenzuhalten und zu einer höhern Cultur zu führen, und daß es leichter ſei, die religiöſen Begriffe eines Volkes zu erſchüttern und zu untergraben, als ſie durch richtigere und fruchtbringendere zu erſetzen. Er fühlt es, wie ſchmal die Grenze zwiſchen dem Gebiet freier Forſchung und demjenigen der Achtung vor feſtſtehenden ehrwürdigen Glaubensformen iſt, und er möchte dieſe Grenze nicht verwiſchen, er möchte jedem von beiden ſein Recht widerfahren laſſen. Beſonders aber graut ihm vor deſpotiſchem, zwingendem Proſelytismus in der einen oder andern Richtung. Die Ueberzeugung ſoll von innen aus durch gewiſſenhafte Prüfung

reifen. Zwang kann nur verderblich wirken. Bitzius dankt daher förmlich ſeinem ältern Freund, daß dieſer mit ihm anders verfahren, daß er ihn nicht in blindem Eifer zum Proſelyten habe machen wollen, ſondern ihn dem eigenen Nachdenken überlaſſen und ihn dadurch vor den bei lebhaften Köpfen faſt unausbleiblichen Rückſchlägen aufgedrungener Anſichten bewahrt habe. Zuweilen iſt Bitzius, wie denn bei ſtrebſamen Jünglingen Ebbe und Fluth abwechſeln, in etwas hypochondriſcher Stimmung und klagt, daß es doch nicht recht vorwärts wolle. So ſchreibt er unter anderem dem Freund: „So wie ich war, bin ich noch immer, um nichts vollkommner, nur ſehr wenig meiner unabſehbaren Bahn entlang dem fernen Ziel entgegengerückt. Mit jedem Tage fühle ich mehr, daß mir die Gaben und die Kraft fehlen, mich über die Mittelmäßigkeit zu erheben und den Beſten gleich zu werden. Nur mit der größten Anſtrengung kann ich mich zur Gründlichkeit gewöhnen, ohne welche alle Studien vergeblich ſind, man mag noch ſo viel leſen, interpretieren und ausziehen. Es iſt ein Fehler, durch die Art meiner Erziehung erzeugt, der ſich nicht mehr wieder gut machen läßt. Es war ſchon zu ſpät, als du mich zu erziehen anfingeſt und in mir Kräfte aufweckteſt und Grundſätze pflanzteſt, die ich ohne dich nie hätte kennen lernen."

Wir ſehen hier den Jüngling jene, begabteren Naturen ſelten erſparte, Kriſe durchmachen, die vom Inſtinkt zum Denken, vom bloß Angewöhnten und Ueberlieferten zum vernünftig Begründeten hinüberführt und die, gewaltſam beſchleunigt oder gewaltſam zurückgedrängt, die ſchlimmſten Folgen hat, und die ſchlimmern noch im letztern Falle. Oder läßt ſich nicht mit Recht behaupten, daß namentlich die kurzſichtige und ängſtliche Unterdrückung jenes geiſtigen Gährungsprozeſſes, das Niederſchlagen deſſelben durch Autorität und äußeren Zwang ſo oft die verſtümmelte Bildung erzeugen, von welcher die falſch behandelte in der wichtigſten Entwicklungszeit niedergehaltene und in ſich zurückgeſcheuchte Seele nicht mehr geſunden kann, und

daß dadurch eine Verkrüppelung des Charakters entſtehe, die in ſo manchen traurigen Beiſpielen vor unſern Augen liegt, und zwar in einer Zeit, wo das Gegentheil ſo Noth thäte und wo Bildung des Charakters und Wahrheit deſſelben das wichtigſte Augenmerk uneigennütziger Erzieher ſein ſollten?

Der Freund, den ſich Bitzius in glücklicher Wahl damals zum Mentor erkoren hatte, behandelte ihn in dieſem Zeitpunkt geiſtiger Entwicklung auf ſehr einſichtige Weiſe. Er gab bloß Anhaltpunkte, leitete etwa ſeine Lektüre und überließ ihn im weitern ſeiner eigenen Kraft, überzeugt daß eine geſunde Natur ſich ſelbſt am beſten helfe und daß bei ſolchen Naturen dergleichen Kriſen nicht nur unſchädlich ſeien, ſondern den nothwendigen Durchgangspunkt zu der rechten geiſtigen Geſundheit bilden. Wo er fehl gehen möge, konnte er denken, da werde die zweite, die längere und ſtrengere Schule des Lebens das Ihrige thun. Es war in der That ein Glück für eine ſo empfängliche und zugleich ſo anſchmiegende und vertrauensvolle Natur, wie Bitzius war, daß ihm von Seite ſeines Freundes dieſe Einſicht und Milde, dieſe Schonung ſeiner Freiheit zu Theil wurde. Eine entgegengeſetzte Behandlung, wie ſie in unſern Tagen nur zu häufig iſt, hätte den ſchüchternen, ſich noch mißtrauenden Jüngling zwar für den Augenblick in eine beliebige Form von Glauben und Weltanſchauung überhaupt preſſen können, aber die heftigſten Rückſchläge wären kaum ausgeblieben, der innere Friede, der nur aus einer völlig zwangloſen auf ſtetige und natürliche Weiſe gewachſenen und gereiften Ueberzeugung quillt, wäre ſpäter geſtört und am künftigen Bildungsgang des jungen Mannes eine große, vielleicht nicht wieder gut zu machende Sünde begangen worden.

Das akademiſche Leben in Bern war in den Studienjahren von Bitzius ein ſehr mannigfach angeregtes. Viele talentvolle Köpfe, unter ihnen manche von Bitzius nächſten Freunden, fanden ſich da zuſammen. Eine literariſche Geſellſchaft war ins Leben gerufen worden, die in Sektionen, in eine mathe-

matiſche, deutſche, hiſtoriſche, philoſophiſche, deklamatoriſche Klaſſe u. ſ. w. eingetheilt war, und an welcher ſich auch, wie natürlich, unſer Freund betheiligte. In der deklamatoriſchen Sektion wurden auch Schauſpiele aufgeführt, unter andern Wallenſtein's Lager und Wilhelm Tell, welche Stücke mit großem Applaus vor einem vollen Hauſe im Stadttheater gegeben wurden. Bitzius ſpielte im Wilhelm Tell den Melchthal. Auch Körner's Zriny (Körner war wie Schiller ein Hauptliebling der ſtudierenden Jugend Berns) wurde aufgeführt. Bitzius hatte auch in dieſem Stück eine Rolle, und es mag ihn ziemlich in Anſpruch genommen haben. Denn er ſchreibt an Studer: „Das leidige Schauſpiel, das mir obendrein nichts als Verdruß und Aerger gemacht, hat mich am Arbeiten ſehr viel gehindert. Eine philoſophiſche Preisfrage, die ich auf Anſuchen des Herrn Profeſſor Wyß zu löſen unternommen, mußte wegen deſſelben unvollendet gelaſſen werden, wenn ich nicht in allem Andern zurückbleiben wollte, ſo gern ich ſie auch gemacht und ſo ſehr es den Herrn Profeſſor ärgerte."

Es war zudem die Zeit der, wenigſtens in Bern ſehr harmloſen, Bünde unter den Studierenden. Auch Bitzius ſpricht von einem ſolchen, in den er eingeweiht ſei, und der ſeine meiſten nähern Freunde einſchloß. Vaterländiſche Dinge und die engere Cantonalpolitik wurden da beſprochen und Bitzius erwähnt einmal einer politiſchen Petition, die dort vorgeleſen und dann einem Rathsmitglied überreicht worden ſei.

Dieſe Vereine und Geſellſchaften hatten für den jungen Bitzius den Vortheil, ſeinem Beobachtungsgeiſt Stoff und Nahrung zu geben und ihm bereits ein Bild genoſſenſchaftlichen und gemeinheitlichen Lebens vorzuführen, welches im Großen und im Kleinen daſſelbe iſt. Bitzius berichtet ſeinem Freund Studer getreulich nach Göttingen über das Treiben, die Zuſtände und kleinen Wechſelfälle beſonders der literariſchen Geſellſchaft. Es gab da, wie überall, Reibungen, Zwiſtigkeiten, Verſöhnungen, Austritte, Zeiten der Blüthe und des Verfalls

durch den Wechsel der Vorsteher und dergleichen. Bitzius wurde einmal zum Vorsteher der vereinigten literarischen Gesellschaft gewählt. Seine Neigung zum Praktischen und seine kameradschaftliche Geselligkeit machten ihn zum nützlichen und gern gesehenen Glied dieser akademischen Vereinigungen.

Auch an Damengesellschaft fehlte es dem jungen Theologen nicht. Schon seine verwandtschaftlichen Verhältnisse in Bern führten ihn in manches Haus ein, und daneben besuchte er auch andere Damenkreise, in welchen er sich ganz behaglich fühlte, obwohl er nicht tanzte, da ihm hierzu Anlage und Neigung, wie zu Musik und Gesang, fehlten.

Bitzius betrachtete das gesellige Leben auch als werthvolles Bildungsmittel, das mit den Studien Hand in Hand zu gehen habe. Er schreibt an Studer, daß er zwar manche Stunde, in welcher sich vortrefflich arbeiten ließe, auf's gesellige Leben verwende, dafür aber die freie Zeit desto besser benutze. „Allein auch die in Gesellschaft verlebten Stunden," — fährt er dann, dem Freund seinen künftigen Lebensplan entwickelnd, fort — „achte ich keineswegs für verloren, seit ich mich gewöhnt, den Menschen in zwei Theile zu theilen, in einen gelehrten und einen gebildeten (die Eintheilung ist allerdings nichts weniger als erschöpfend, der Sinn jedoch deutlich) und jenem nicht so das Uebergewicht einzuräumen, wie sonst geschehen, sondern sie einander zu coordiniren. Denn, fügt er in richtigem Vorgefühl seines spätern wahren Lebensberufes hinzu, ich fühle daß ich nun einmal zu einem Gelehrten durchaus untüchtig bin, theils durch meine Erziehung, theils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zu viel Ehrgeiz, um als ein gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als so viel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüch-

tiges Glied eingreifen, ſchaffen und wirken könne. Dies iſt dieſem nach mein Studien- und Lebensplan, über den du vielleicht lachen oder mich bemitleiden wirſt. Welches von beiden nun geſchehen mag, ſo bitte ich dich, mir mit deiner gewohnten Freimüthigkeit es kund zu thun, und wenn es nach deinen Anſichten meinen Fähigkeiten nicht angemeſſen wäre, mich eines Beſſern zu belehren.

Ich will das Predigerfach wählen, wozu ich freilich nicht die beſten Organe beſitze, welche ſich aber, wie Demoſthenes lehrt, ausbilden laſſen. Den nächſten Sommer, den ich in Utzenſtorf zubringe, und vielleicht auch noch den Winter dazu, will ich den philologiſchen Wiſſenſchaften, beſonders dem Griechiſchen widmen, nebenbei einige Mal predigen. Erſt in der Philologie vorgerückt, will ich mich auf Theologie, Philoſophie und Geſchichte werfen, und jene hierbei als Hülfswiſſenſchaft anwenden, nebenbei aber die Geſellſchaft keineswegs vernachläſſigen, nicht um Ton und Styl zu lernen (dieſes wirſt du als Nebenſache erkennen), ſondern um die Menſchen zu ſtudieren, welche man durch und durch begreifen und durchſchauen muß, um mit Glück ihr Beſtes zu befördern.

„Kann ich, ſo ſchließt dieſer Lebensproſpectus, nach vollendeter Laufbahn auf unſerer Akademie eine Univerſität beziehen, ſo werde ich es mit Freuden thun. Iſt es aber nicht möglich, ſo gräme ich mich nicht deswegen, da ich im Grunde hier auf einem Vikariat mich zu meinen Zwecken eben ſo gut bilden kann. Bildung der Menſchen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erſte und einzige Pflicht ſein. Sollte ich ſo hoch mich heben können, daß ich in mir Macht genug fühlte, ein veränderliches Publikum auf immer an mich feſſeln zu können, ſo werde ich eine Stelle in der Stadt nicht ausſchlagen, beſonders wenn die Frömmelei zunehmen ſollte, welcher man mit Macht entgegenzuarbeiten hat, wenn ſie nicht alles ergreifen

ſoll, beſonders jetzt da beinahe alle Geiſtlichen der Stadt auf ihre Seite ſich hängen." (Dieß ward im März 1817 geſchrieben.)

In dieſer letzten Stelle erkennen wir ſchon den immer ſtärker hervortretenden Zug in Bitzius' Charakter, nicht blos ſeine Meinungen und Grundſätze unverblümt und unumwunden auszuſprechen, ſondern auch für dieſelben in den Riß zu ſtehen und nöthigenfalls dem Kampf entgegenzugehen. Er entwickelte ſpäter als Schriftſteller dieſe Energie in vollem Maaße und ſie trug nicht wenig zu ſeinen Erfolgen bei.

Von den drei Jahren des theologiſchen Lehrcurſes haben wir nichts zu melden, da uns die Correſpondenz mit Studer verläßt. Nur ſcheinen ihm die damaligen theologiſchen Vorleſungen in Bern im Ganzen wenig gemundet zu haben.

Am Ende des Sommerſemeſters 1820 wurde Bitzius als Candidat des Predigtamtes promoviert und erhielt die Conſecration. Er hatte die Prüfung gut beſtanden, und wurde ſofort als Vikar bei ſeinem Vater in Utzenſtorf angeſtellt. Im Frühjahr 1821 bezog er nach erhaltenem Urlaub die Univerſität Göttingen, damals unter den deutſchen Hochſchulen die von Schweizern beſuchteſte, und beſonders in Bern in traditionellem Anſehn ſtehend, welches ſich von Vater auf Sohn vererbte. Uebrigens zählten die Fakultäten dort in jenem Zeitpunkt treffliche Lehrer. Juriſten und Mediziner ſtrömten beſonders dahin. Auch die Theologen wurden durch Männer wie Plank angezogen. Es lehrten damals dort Bouterweck, Dißen, Ottfried Müller. Auch der alte Heeren hatte als Docent großen Ruf, und kein Berner kam in jener Zeit aus Göttingen zurück, ohne die eine oder andere ſeiner Geſchichtsvorleſungen angehört zu haben. Der Naturforſcher Blumenbach und ein paar große mediciniſche Namen lockten die Studierenden dieſer Fakultät herbei. Kurz, Göttingen war damals in Bern die faſhionable Univerſität, und die Göttinger in allen Fakultäten die weitaus zahlreichſten. Dieſelben bildeten gewiſſermaßen eine Genoſſenſchaft, die durch ihren oft ſtark

ausgeprägten Gegenſatz deutſcher Bildung gegen franzöſiſches Weſen und franzöſiſche Lebensanſchauung im ſpäteren Leben vielfach wirkſam wurde. Schon Viktor von Bonſtetten hatte in der Zeit ſeiner Jugend, lange vor der franzöſiſchen Revolution, dieſen ſtark markierten Contraſt deutſchen und franzöſiſchen Sinnes in ſeiner Vaterſtadt wahrgenommen und als bedeutſam bezeichnet.

Wir bemerken hier zu unſrer Rechtfertigung, daß wir der Bernerſtudienzeit von Bitzius dieſen etwas größern Raum in unſerer Darſtellung theils deswegen geſtattet haben, weil für dieſen Zeitabſchnitt der erwähnte Briefwechſel mit Studer eine Quelle war, die auf die innere Entwicklung des Jünglings ein helleres Licht wirft, theils weil dieſe Studienjahre Momente enthalten, die ganz entſcheidend auf ſein Leben und ſeine ſpätere Denkweiſe wirkten.

Zu dieſen Momenten rechnen wir ſchon die allgemeine Phyſiognomie jener Zeit. Es war eine Zeit äußerer Ruhe, welche den jungen Gemüthern vollen Spielraum zur Richtung der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und auf geiſtige Dinge geſtattete. Gewaltige Völkerbewegungen, Kriege, Revolutionen ſchienen auf lange Zeit aufgehört zu haben und eine, wie man ſich jetzt ausdrücken würde, ganz conſervative Epoche zu beginnen. Die jugendlichen Geiſter waren damals bei uns, wie anderswo, noch voll der großartigen Eindrücke der Befreiungskriege und des Sturzes der coloſſalen Napoleoniſchen Weltherrſchaft. Zugleich aber blickten ſie vertrauend in die Zukunft, von welcher ſie eine vernünftige Verſöhnung des Alten mit dem Neuen, des hiſtoriſch Begründeten mit den berechtigten Ideen der Neuzeit hofften. Man freute ſich des Friedens. Die Gegenwart erſchien nicht zerriſſen und zerklüftet. Die ſtudierende Jugend wurde durch keinen Bewegungsſtrudel um ſich her gewaltſam nach außen geriſſen und dem Sammeln von Kenntniſſen, den Studien von allgemeiner oder beſonderer Richtung entzogen. Wer im Mannesalter Revolutionen und

große öffentliche Kriſen erlebt, kann denſelben als bereits vollendeter und beſtimmter Charakter entgegentreten, ſie vermögen ſeinen innern Kern, wenn dieſer anders geſund iſt, nicht zu zerſetzen. Die Jugend hingegen, welche frühe durch die Zeit, in die ſie fällt, in die Bewegung hineingeſtoßen wird, und eine Periode ruhigen Sammelns und geiſtigen Erwerbens nie kennen lernt, wird zwar früh klug und geſchult, früh des Lebens kundig, aber auch früh ungläubig und zu früh auf das Poſitive der Dinge, auf die ernüchternde und erkältende Betrachtung der wirklichen Welt und ihrer unabweislichen Colliſionen gerichtet. Der heitere, innere Grund, auf welchem das ſpätere Leben ruhen ſollte, das Ideale, die Begeiſterung, die es ſtärken und halten müſſen, werden verdunkelt oder ganz zerſtört. Wenn daher Plato es für ein vorzügliches Glück der Jugend, für die Bedingung eines künftigen tüchtigen Mannesalters hält, ſpät zur Erkenntniß des Schlimmen, zur Einſicht des Ungerechten in der Welt zu kommen, ſo genoſſen Bitzius und ſeine Mitſtudierenden vor andern Generationen dieſes Vorzugs, daß ſie ſich in aller Ruhe und Freiheit entwickeln konnten und daß für ſie wenigſtens jene Zeit eine hoffnungsreiche und gläubige war.

Zu dieſem allgemeinen Faktor kamen noch beſondere. Bitzius war als Bürger einer alten Republik aufgewachſen und verbrachte ſeine Studienjahre in einer durch und durch proteſtantiſchen Stadt, unter einem ganz proteſtantiſchen Unterrichtsſyſtem. Wenn auch die damalige Verfaſſung Berns eine ariſtokratiſche war, ſo trat man doch von oben herab den geiſtigen, namentlich den literariſchen Einflüſſen der Zeit nirgends hemmend entgegen. Deutſche Bildung war in Bern vorherrſchend und drang gleichſam zu allen Poren ein. Die großen deutſchen Claſſiker waren in den Händen aller Studenten, die ſich für Literatur intereſſirten. Schiller, ſchon ſeines Wilhelm Tells wegen in der Schweiz hochgefeiert, war bei uns, wie in Deutſchland, der Liebling aller Jugend. Göthe, Wie-

land, Herder, Leſſing, Voß wurden ſtark geleſen und ſtudiert. Man ließ die akademiſche Jugend gewähren. Weder Staat noch Kirche tyranniſirten ſie. Wo Beſchränkung eintrat, galt ſie mehr dem Aeußerlichen, Disciplinariſchen. Das innere Leben genoß größtmöglicher Freiheit. Die Jugend war daher weder revolutionär noch ſervil und kriechend. Sie war liberal im guten Sinne des Worts. Es lag in der Zeitrichtung, wenigſtens bei uns, etwas Vertrauendes, dem Zwieſpalt Abgeneigtes. Wir ſehen daher bei Bitzius und ſeinen Altersgenoſſen und Mitſtrebenden aus jener Epoche den doppelten Charakter einerſeits des Poſitiven, Affirmierenden, des Glaubens in weiterem Sinne gegenüber der Negation und der mißtrauiſchen oft aus Blaſiertheit entſpringenden Skepſis ſpäterer Perioden, und andererſeits den Charakter einer im Ganzen rationellen, freien Entwickelung der Perſönlichkeit ohne maſchinenmäßige Dreſſur und ſektenartigen Zwang. Dieſer Doppel-Charakter tritt uns ſpäter in Bitzius' Schriften ſo zu ſagen auf jeder Seite entgegen.

Als Bitzius im Frühling 1821 nach Göttingen reiſte, zählte die Univerſität bei zwölfhundert Studierenden und entfaltete nach allen Richtungen ein reges Leben. Es ſtudierten damals etwa vierzig Schweizer dort, welche, ohne eine landsmannſchaftliche Verbindung im deutſchen Sinn zu bilden, ſich wöchentlich vereinigten und auch ſonſt in vielfachem Verkehr zuſammen ſtanden. Bitzius nahm an allen kameradſchaftlichen Vergnügungen Theil, doch waren ihm die kleinen intimen Kreiſe lieber als die großen geräuſchvollen. Die großen Commerſe ſagten ihm nicht zu. Er hielt auch nicht wie einige ſeiner Kameraden zur Burſchenſchaft, ſondern lebte ſo ziemlich eingezogen ſeinen Studien. Er beſuchte weder die Reitſchule noch den Fechtboden, kam auch nie zu Paukereien, machte aber zuweilen einen kameradſchaftlichen Ritt mit Freunden. Er war, nach dem Zeugniß ſeiner Studiengenoſſen, ziemlich fleißig und eifrig in ſeinen Studien. In der Theologie hörte er bei Plank,

dem berühmten Kirchenhiſtoriker, Kirchengeſchichte und dieſes Fach war ſein liebſtes, welchem er die meiſte Zeit widmete. Bei Heeren hörte er Geſchichte und Aeſthetik bei Bouterweck, und auch dieſes Colleg ſchien ihn ſehr zu intereſſiren. Er las daneben ziemlich viel, und zu ſeinen Erholungen gehörte auch ein Leſeverein mit einigen Freunden, in welchem namentlich Walter Scott beliebt war. Wir haben von Univerſitätsfreunden von Bitzius die Behauptung gehört, daß die Vorzüge dieſes Schriftſtellers, die Feinheit der Charakteriſtik, die pſychologiſche Wahrheit, nicht ohne Einfluß auf Bitzius' Geiſt geweſen und auch in ſeinen Schriften noch nachgewirkt hätten, was leicht möglich iſt.

Bitzius war bei ſeinen Kameraden und vertrauteren Freunden ſehr beliebt. Er galt bei Allen für einen zuverläſſigen, ehrenfeſten Charakter und ſein Betragen gegen Alle war ſtets das, was der Engländer mit dem Wort „gentlemanlike" bezeichnet. Er war offen, von heiterer Laune, und wenn auch zuweilen ſeine Sarkasmen und ſeine Satyre verletzten, ſo machte er das Uebel gleich ſelbſt wieder gut, und die Gutmüthigkeit, welche den Grundton ſeines Weſens bildete, hatte den Verletzten ſchnell wieder verſöhnt. „Er war," ſagte uns einer ſeiner vertrauten Univerſitätsfreunde, „eine noble Natur. Er hielt ſtets auf Anſtand und Sitte. Rohheit und Gemeinheit im Betragen wie im geſellſchaftlichen Verkehr waren ihm auf's Aeußerſte zuwider."

Im Frühjahr 1822 verließ Bitzius Göttingen, machte mit zwei Freunden, dem ſpäteren eidgenöſſiſchen Kanzler Amrhyn und Rytz, jetzt Pfarrer in Utzenſtorf und bis zu Bitzius' Tod einer ſeiner Vertrauteſten, eine größere Reiſe durch Deutſchland, welche durch Preußen und Sachſen ging und über deren Epiſoden und kleine Abenteuer er ſich auch in ſpäteren Jahren, wenn er mit ſeinem Reiſegefährten Rytz zuſammenkam, mit vielem Behagen unterhielt.

Nach ſeiner Heimkehr trat Bitzius wieder in das Vikariat

bei seinem Vater in Utzenſtorf ein und blieb hier bis zum Tode des Letzteren, welcher im Jahr 1824 erfolgte. Dieſes Vikariat war ſeine erſte praktiſche Schule und gab ihm vielfache Gelegenheit, ſeinen ganz auf's Thun und Wirken gerichteten Sinn zu bethätigen. Wo er helfen konnte, ſtund er ein, handelte mehr als er raiſonnirte, trat dem Unrecht entgegen, wo er es zu finden glaubte, und griff ohne Abſichtlichkeit und eigennützige Berechnung da ein, wo er nützen und beſſern konnte. So gelang es unter Anderem einmal ſeinen Bemühungen, einen Partheieid in einem giftigen Streithandel zwiſchen Vater und Sohn zu verhindern und einen Vergleich zu Stande zu bringen. Der alte Bauer ſagte nachher ſeinem Vater, dem Pfarrer, er hätte nicht geglaubt, daß der Herr Vikar ſchon ſo viele Lebenserfahrung hätte und ſich der Dinge ſchon ſo warm annähme. Ganz beſonders lag ihm das Schulweſen am Herzen. Er beſuchte nicht nur ſehr fleißig die Schulen, ſondern er half oft ſelbſt dem Schulmeiſter, wenn dieſer der großen Laſt nicht gewachſen ſchien oder eine Theilung der Arbeit die Sache fördern konnte, ganze Tage ſchulmeiſtern und Schule halten.

In dieſer frühen, ſelbſtthätig pädagogiſchen Wirkſamkeit haben wir wohl den Schlüſſel zu jener intimen Detailkenntniß des Primarſchulweſens zu ſuchen, die wir in den „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters" ſo vielfach entwickelt finden. Wir begreifen nun, wie dort der wackere Pfarrer ſeinem Käſer ſo treffliche ins kleinſte praktiſche Detail eingehende Räthe über Zeiteintheilung, Methode, Stoff, Folge und Plan in Betreff ſeines Unterrichts ertheilen konnte, als ob das Schulehalten ſein, des Rathenden, eigener langjähriger Beruf geweſen wäre. Wir erklären uns vollſtändig die in jenem Buch zu Tage tretende Sicherheit des Blickes und des Urtheils, die nur aus eigenſter Anſchauung und Erfahrung entſpringen kann. Seine überaus ſcharfen Sinne, verbunden mit dem natürlichen ſtets lebendigen Beobachtungsgeiſt, mochten dem jungen Vikar in der Schulſtube bald einen großen Reichthum von Erfah-

gen zuführen, und als nun später die Zeit durchgreifender Reformen im Volksschulwesen gekommen war, mochte er im Bewußtsein dieser Erfahrungen und bei seiner großen Liebe zur Sache hinreichende Berechtigung fühlen, seine Stimme als Sachverständiger laut und unumwunden zu erheben. Die Gemeinde Utzenstorf, mit welcher er als Vikar überhaupt im allerbesten Vernehmen stand, war auch so sehr dankbar für seine Bemühungen im Schulwesen, daß sie ihn, als er beim Tod seines Vaters von Utzenstorf schied, mit einer goldenen Repetieruhr beschenkte, eine gewiß seltene Auszeichnung, welche die Geber und den Beschenkten gleich ehrt.

Das Kirchdorf Herzogenbuchsee, wohin Bitzius im Jahr 1824 als Vikar versetzt wurde, ist ein großes, fast städtisches, industrielles und reiches Dorf an der großen Aargauerstraße, in dem Landestheile Berns, welcher von seiner Angrenzung ans Aargau, mit dessen Landesphysiognomie er vielfache Aehnlichkeit hat, den Namen Oberaargau führt. Hier, in einer schönen Gegend, ähnlich derjenigen von Utzenstorf an Fruchtbarkeit und natürlichem Reichthum, brachte Bitzius, der nun sieben und zwanzig Jahre zählte, fünf Jahre zu, eine Zeit, die vollkommen genügte, um ihn dort ganz heimisch zu machen. Wir finden später in seinen Schriften die mannigfachsten Erinnerungen an diese Jahre, an die Landschaft und die Sitten ihrer Bewohner wieder. Bitzius war „in den Dörfern", wie der Emmenthaler so oft bei ihm das oberaargauische Land nennt, so gut zu Hause, wie er es nachher in seinem Emmenthal war. In der kleinen Erzählung „der Besuch" hat er uns einzelne Züge des Contrastes zwischen beiden Landschaften und ihren Sitten aufbewahrt; „die Käserei in der Lehfreude" spielt offenbar im Oberaargau, und im „Sylvestertraume" werden wir an jenem Sylvesterabend, der dort so schön und so feierlich beschrieben wird, ganz in das weit ausgedehnte und herrliche Aarthal versetzt, welches links begrenzt wird „von jenem heimeligen blauen Berg, halb Berner, halb Solothurner,

hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigne Hand aufgemauert hat als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserm Sinn, zwischen ihrem Lande und unserm Lande."

Diese Zeit in Herzogenbuchsee, an welche sich Bitzius stets so gerne erinnerte, wurde ein wichtiger und bedeutsamer Abschnitt in seinem Leben besonders dadurch, daß er hier noch mehr als in seiner frühern Station sich in das Leben des Volkes, in dessen Sitten, Gebräuche, Anschauungsweise einlebte und sich keine Zeit und Mühe verdrießen ließ, es von allen Seiten kennen zu lernen und die Menschen, in deren Mitte er lebte, zu studieren. Er hatte von der Natur jenen Sinn erhalten, der sich gerne um die Angelegenheiten der Menschen bekümmert und die kleinen Interessen, Sorgen, Hoffnungen des Einzelnen, auch des Aermsten und Geringsten kennen zu lernen nicht unter seiner Würde hält, und dabei weder aus eitler Neugierde, noch aus der gefährlicheren Absicht handelt, aus dem Besitz fremder Geheimnisse Vortheil zu ziehen und die Leute durch ihr Bewußtsein von dieser Kenntniß ihrer Mysterien von sich abhängig zu machen. Bitzius kam ihnen vielmehr, wo er sie traf, mit der offenen und unbefangenen Seele des Dichters entgegen, der das menschlichr Herz, das unter jedem Kleide, unter jedem Dache mit gleichen Schlägen pulsirt, in seinen Falten und verborgenen feinern Regungen zu belauschen sucht, auch wo er nicht unmittelbar als Rather oder als hülfreicher und bereitwilliger Freund erschien. Er besaß die Eigenschaften, welche ihm die Herzen des Volkes aufschloffen und den Docht vertraulichen Gespräches nie ausglimmen ließen, das freie uneigennützige Wohlwollen für jeden Einzelnen und die aus diesem Wohlwollen hervorgehende Geduld, Jeden anzuhören und eines Jeden Angelegenheit, wie geringfügig sie auch für einen Fremden war, momentan zu der seinigen zu machen. Er hatte Zeit für Alle, und seine behagliche Umgangsweise mahnte weder zur Eile und Kürze, noch zum vorschnellen Abbrechen eine ange-

sponnenen Unterhaltung. Als ihm späterhin einst ein Amtsbruder über langweilige und ermüdende Audienzen und so viele unabweisbare, unnütze Gespräche klagte, antwortete er ihm, gerade das seien seine glücklichsten Stunden, man müsse nur so ein Mütterchen nicht stören und es recht sich ausreden lassen, dann schließe es sein ganzes Herz auf und lasse in sein Innerstes blicken.

Diesen Trieb seines Herzens, der, ihm unbewußt, zugleich seine dichterische Anlage und das Streben seines Geistes nach Wahrheit und Erkenntniß beurkundete, ließ Bitzius in Herzogenbuchsee, schon selbstständiger und zuversichtlicher geworden, frei walten. — Seine dortige Lebensweise schildert uns ein Landmann, der schon damals mit ihm genau befreundet wurde und stets mit ihm im vertraulichsten Verkehr geblieben ist, mit folgenden schlichten und treffenden Worten: „Er machte," sagt er, „überhaupt viel Hausbesuche, und wußte sich dabei so zu benehmen, daß er gleich das Vertrauen der Leute erwarb. Er hatte immer viel zu fragen und bekam oft die naivsten Antworten, die ihn tief in das Innerste der Menschen blicken ließen. Wenn er zwei oder drei Male in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung los bis in's Kuchigenterli und die sämmtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntniß des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volksschriftsteller hatte. Er war überhaupt unermüdlich thätig, bei den Schulen, bei den Gemeindsverhältnissen und dem Armenwesen, sogar bei den Gesangvereinen, obschon er selbst kein Sänger war. Kurz, er mischte sich in alle Angelegenheiten, er konnte mit einem Mädchen scherzen oder mit einer Hausfrau über ihren Kabisplätz sprechen und handkehrum mit einem ältern Mann ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte Jedem das zu sein, was er glaubte das ihm am besten entspreche. Er sagte mir selbst, daß er oft am Samstag Abend nicht gewußt habe, was er

am Sonntag predigen wolle. Am Sonntag Morgens stund er bei Tagesanbruch auf, nämlich im Sommer, und machte einen Kehr nach Niederönz, Oberönz und Bethenhausen u. s. w. (kleine Ortschaften in der Nähe von Herzogenbuchsee). Auf diesem Kehr faßte er sich dann die Grundidee zu seiner Predigt. Im Winter machte er solche Reisen am Samstag Abends. Ich erinnere mich (so erzählt der nämliche Freund), daß er mich auf einem solchen Kehr besuchte, und am Sonntag erschienen Bruchstücke aus unserer Unterredung in seiner Predigt. Damit er nicht etwa zu viel sitzen müsse, ging er zur Herbstzeit mit einigen Freunden auf die Jagd. Sein Sylvestertraum rührt aus der Erinnerung an jene Jagdabenteuer her."

Dieser Freund, durch Bitzius selbst an die größte Freimüthigkeit gewöhnt, sagte ihm seine Meinung, auch wo er zu widersprechen und zu tadeln hatte, immer gerade heraus und bemerkte ihm einmal, um seine Meinung über eine Predigt des Vikars gefragt, in welcher dieser, wie es dem Freunde schien, auf allzu satyrische Weise den Leichtsinn und die Eitelkeit der jungen Leute gegeißelt hatte, — „daß er auf diese Weise die Leute kaum bessern, sondern nur gegen sich aufbringen werde. Wenn er ihnen auch nachher eine Hutte (Hängekorb) voll Gutes bringe, so werden sie ihm nichts mehr abnehmen."

So lebte Bitzius als Vikar in Herzogenbuchsee mehr und mehr dem praktischen Leben und seinen Anforderungen zugewandt, den hellen Blick stets auf's Nächste, auf die ihn umgebende Welt, auf die Wirklichkeit der Dinge gerichtet. Seine Beziehungen waren vielfach, aber das größte Interesse nahm er, dem Landmann nahe stehend und dessen Leben selbst mitlebend, an Land und Leuten selbst. Dort schon lernte er jene großen Bauernhäuser, jene „freiherrlichen Bauern" kennen, jene Familien von „alt-adelicher Ehrbarkeit" und wahrhaft patriarchalischer Gastfreiheit, die er mit so vieler Liebe und Wärme in seinen Schriften schildert, deren Sinn und Sitten er in so manchem farbenvollen Bild verewigt hat.

In dortiger Gegend war der Stammsitz jener Familie Friedli, von Brechershäusern genannt, welcher bis über den Rhein nach Deutschland hinüber den wandernden Handwerksgesellen bekannt war, weil keiner von ihnen aus dem gastfreien Hause nach dem Nachtlager ohne einen Zehrpfennig entlassen wurde. Dort lernte Bitzius jenen andern Bauer kennen, von dem er erzählte, er sei so gewissenhaft gewesen, daß er, wenn er Päckchen von Scheidemünze zu Zahlungen zurechtlegte, stets ein Halbbatzenstück mehr, als der Betrag des Päckleins ausmachen sollte, in dasselbe that, aus Besorgniß, er möchte durch Mißzählen der Stücke den Gläubiger in Schaden versetzen. Solche Züge entgingen Bitzius nie. Sie waren ihm etwas Typisches, eine ganze Zeit und Denkweise Kennzeichnendes. Er verwebte sie dann später in seine dichterischen Erzählungen und drückte ihnen so ein unvergängliches Gepräge auf.

Wenn das Privatleben mit seinen vielfachen Seiten und Richtungen gleichsam das Hauptstudium von Bitzius ausmachte, so hatte er doch nicht weniger für die öffentlichen Verhältnisse, die politischen Zustände und Symptome einen richtigen klaren Blick und einen offenen Sinn, der sich nicht durch den Schein täuschen ließ und auf eigener Beobachtung und Wahrnehmung ruhte. Die Epoche, die man die Restaurationszeit nennt, neigte sich ihrem Ende zu. In Bitzius' Heimathcanton Bern herrschte zwar, wie fast überall, die tiefste Ruhe. Der Himmel schien ganz heiter und gleichwohl glaubte Bitzius nicht an die Dauer der damaligen aristokratischen Verfassung; er hielt das Bestehende für prekär, den Boden, auf welchem es stand, für hohl, die Zukunft für ungewiß. Er sprach diese Ansicht einmal im Jahr 1829 gegen einen vertrauten Jugendfreund in Bern, welcher Staatsbeamter war, offen aus und theilte ihm seine Gedanken über die Lage der Dinge mit, die äußerlich eine vollkommen ruhige war. Er hatte aus seinem vielfachen und unbefangenen Verkehr mit einflußreichen Landleuten und Bürgern der kleinen Städte entnehmen können, daß

man auf dem Lande zwar nicht mit der Regierung, den regierenden Personen und ihrer Verwaltungsweise, aber mit der patricischen Verfassung unzufrieden sei, und er glaubte, wie er seinem Freunde sagte, nicht, daß diese Verfassung einer oppositionellen Bewegung, die durch äußere Constellationen möchte herbeigeführt werden, zu widerstehen im Stande sein würde. Der Erfolg hat diese Ansicht bestätigt, die er übrigens dem Freund ohne alle eigene Leidenschaft, lediglich als wahrgenommene Thatsache, mittheilte. Er selbst stand der Politik ferne und war persönlich weder über Personen noch über Sachen erbittert. Er hatte zwar mit dem damaligen etwas selbstherrlichen Oberamtmann des Bezirks Wangen, zu welchem Herzogenbuchsee gehörte, allerlei amtliche Späne. Sein Rechtsgefühl war leicht verletzt, und dann wurde er rücksichtslos und schonte auch seine Oberen nicht. Auch lag etwas Oppositionelles überhaupt in seinem Charakter. Diese amtlichen Reibungen ließen indeß keine Bitterkeit in dem jungen Vikar zurück. Jene spätere Erzählung: „der Oberamtmann und der Amtsrichter", in welcher jener Beamte vorkömmt, und die uns treue Reminiscenzen aus der Zeit seines Aufenthalts in Herzogenbuchsee zu enthalten scheint, ist durchaus heiter und humoristisch gehalten, und bezeugt wahr und treffend in ihren Hauptzügen die Gerechtigkeitsliebe und unpartheiische strenge Haltung der Regierung ihren Beamten gegenüber, wenn dieselben zu Beschwerden und Klagen Anlaß gaben.

Im Jahr 1829 wurde Bitzius als Vikar nach Bern berufen und predigte an der Auffahrt dieses Jahres zum ersten Mal in der Heiligen Geist-Kirche daselbst. Sein Vorgesetzter war Herr Pfarrer Wyttenbach, bereits in sehr hohem Alter, auch als Gelehrter und Liebhaber der Naturwissenschaften in seiner Vaterstadt rühmlichst bekannt. Bitzius blieb in diesem Vikariat nur etwa anderthalb Jahre. Seine Hauptbeschäftigung neben den Funktionen seines Amtes bezog sich auf das Armenwesen seines Sprengels, dem er mit großem Eifer oblag.

Das Schulwesen nahm ihn ebenfalls in Anspruch. Er war in seinem Kirchspiel Schulinspektor. Als Prediger hatte er, obgleich der Inhalt seiner Predigten sehr gut war, nicht besonders großen Zulauf. Sein Redeorgan und seine Aussprache waren ihm in dieser Beziehung hinderlich. Bei aller Gedankenfülle und richtiger Betonung der Worte und Sätze fehlte ihm jenes Feuer und der leichte und mächtige Fluß der Rede, welche den geistlichen wie den weltlichen Redner ausmachen und den Zuhörer zu ihren Vorträgen locken. Seine Stärke lag, wenigstens gegen seine großen andern Erfolge gehalten, nicht in dieser Richtung.

Besonderes Interesse bietet übrigens sein Aufenthalt in Bern nicht dar. Zeit zu Studien fand er nicht. Er hatte einen großen Sprengel zu besorgen, und die Zeit, die er von seiner amtlichen Thätigkeit erübrigen konnte, war der Erholung gewidmet. Er besuchte damals besonders oft Damengesellschaften, und geselliger Verkehr sagte seiner Neigung am meisten zu. Witz und fröhliche Laune, Offenheit und Zuverlässigkeit machten ihn zum beliebten Gesellschafter und stets willkommenen Freund.

Zum letzten Male sollte er nun auf eine Station als Vikar berufen werden, und am Neujahrstag 1831 reiste er als solcher, nachdem er mit Mutter und Schwester den festlichen Tag nach alter Sitte gefeiert, in das von Bern etwa fünf Stunden entfernte Lützelflüh ab . . .

sedes ubi fata quietas ostendunt . . .

welches ihm zum bleibenden Sitz für das Leben beschieden war und dessen Kirchhof einst, nach einer Reihe glücklicher und thätiger Jahre, nach rastlosem Tagewerke auch seine irdische Hülle umschließen sollte.

Das Bernische Emmenthal ist durch Bitzius' Schriften der lesenden Welt fast so bekannt geworden, als das Berneroberland der reisenden Welt längst war. Seine Physiognomie ist freundlich und heimathlich, wie die des Oberlands

erhaben und pitoresk. Was dem Emmenthal, von welchem das eigentliche Flußgebiet der Emme nur den kleineren Theil bildet, ſeinen Charakter giebt, ſind die zahmen nur ſelten von Felspartheien unterbrochenen koniſchen Hügel der Hauptthäler mit einer Menge kleinerer Seitenthäler, der Reichthum der Vegetation und des Waſſers, die ſich immer weiter nach den Höhen ziehende Cultur des Landes, daher die vielen Berg-Heimathgüter mit immer neuen Ausſichten, der ganz germaniſche oder alemanniſche Charakter der zerſtreuten Bauernhöfe, von denen die größern mit dem Complex ihrer Gehöfte wie kleine Ortſchaften ausſehen, endlich der thätige aber mehr ernſte und innerliche Charakter der Bewohner dieſer Landſchaft, deren ſtattliche Dörfer von regem Fleiß und glücklichem Wohlſtand zeugen, ſowie die ſchmucken Häuſer mit den geordneten zierlichen Gärten jenen ächt germaniſchen Sinn für Nettigkeit, Reinlichkeit, häusliche Ordnung beurkunden. Einen eigenen ariſtokratiſchen Anſtrich geben den größeren und bedeutenderen Emmenthalerdörfern ihre Schächen, d. h. eine Art Vorſtädte, vom ärmern Volke bewohnt, oft nach verſchiedenen Seiten hin das Dorf verlängernd, deſſen Kern mit den reichern Wohnungen wie eine kleine City in der Mitte liegt. (Schächen bedeuten eigentlich die Thalſohlen, die Ufer eines Fluſſes im weiteren Sinn, bei der Emme gewöhnlich mit Wald und Geſtrüpp bedeckt, auf denen die kleinen Häuschen der Armen liegen, die ſich gleichſam den Augen der Menſchen mit ihrem Elend entziehen). Daher die Benennungen: Schächler und Dörfler, die in den Gemeindeangelegenheiten oft eine Rolle ſpielen, da ſie verſchiedenartige Intereſſen bezeichnen. Reiſende, die auch England gut kannten, haben in dieſer eigenthümlichen Phyſiognomie mancher Emmenthaliſchen Dörfer Aehnlichkeit mit derjenigen in einigen engliſchen Grafſchaften finden wollen.

Das Dorf Lützelflüh nun liegt im eigentlichen Emmenthal, auf den Höhen des rechten Flußufers, etwa anderthalb Stunden oberhalb Burgdorfs und iſt eines der größern des

Emmenthals. Gegen Nord und Ost ist es von grünen Hügeln umgeben, die schöne Buchenwälder bekränzen. Auf einem derselben stand das herrschaftliche Schloß Brandis, welches im Jahre 1798 bei der französischen Invasion von den Bauern zerstört wurde. Tief unten fließt die Emme, über welche die große Luzern-Bernstraße auf altersgrauer Brücke führt. Das Dorf breitet sich oben parallel mit dem Flusse aus. Stromaufwärts erblickt man, über die weitern oberemmenthalischen Höhen wegsehend, ein paar Gletscherfirnen des Oberlandes, während dem stromabwärts gerichteten Blick zwischen den anmuthigen Haslebergen und den Hügeln des rechten Ufers ein Stück von „Jura's blauer Wand" begegnet. Die Pfarrgemeinde Lützelflüh ist weit ausgedehnt, so daß sie an nicht weniger als dreizehn andere Kirchgemeinden grenzt. Sie zählt etwa 3,600 Einwohner und so viele auswärts wohnende Bürger, daß einmal in einem Jahr 136 Taufen von Kindern solcher Absentees eingeschrieben wurden. Diese vielen auswärts wohnenden machen auch hier, wie überall im Emmenthal, eine starke Correspondenz nöthig, und die Pfarrgeschäfte sind bedeutend. Auch kann sich der Pfarrer von Lützelflüh bei der sonderbaren geographischen Lage des Sprengels, dessen einzelne Ortschaften sehr weit aus einander liegen und durch die mannigfachsten Einschnitte anderer Gemeinden getrennt sind, hinreichende Bewegung machen, um an die verschiedenen Peripheriepunkte zu gelangen.

Der neue Vikar Bitzius hatte daher im Jahre 1831 vollauf zu thun mit Besorgung seiner Amtsgeschäfte; er hatte sich in ganz neue Verhältnisse einzustudieren, die Gemeinde kennen zu lernen. Diese gewann den thätigen, immer rasch angreifenden, dabei runden und frohen jungen Mann bald lieb, und es war ihr daher sehr erfreulich und erwünscht, als nach dem ein Jahr darauf erfolgten Tod des alten Pfarrers, Bitzius im März 1832 an dessen Stelle zum Pfarrer er-

nannt wurde und im April bereits das neue wichtige Amt antrat.

Das Jahr 1832 wurde auch noch in anderer Beziehung ein Schicksalsjahr für Bitzius, indem er in dieß um die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Gattin machte, der Großtochter seines Vorgängers im Amt, des Pfarrers Faßnacht, und Tochter des Professors Zeender, eines bekannten akademischen Lehrers in Bern. Fräulein Zeender kam zuweilen in die Pfarre Lützelflüh auf Besuch, woselbst sie Bitzius kennen lernte. Die Herzen kamen sich entgegen und am 8. Januar 1833 feierte der glückliche Pfarrer seine Hochzeit, von seinem vertrauten Freund Farschon, dem Pfarrer in Wynigen bei Burgdorf, eingesegnet.

Eine neue Lebensepoche voll Thätigkeit und Glück geht nun für Bitzius auf. Er hat einen selbstständigen Wirkungskreis gewonnen. Das Loos eines Vikars gleicht so ziemlich demjenigen eines Wallensteinischen Soldaten. Auch er muß ohne Heimath

Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Kann sich am eigenen Herd nicht wärmen.

Dies ist nun für Bitzius überwunden. Er hat einen sichern Stand und eine bleibende Stätte. Das Δός μοί ποῦ στῶ (gieb mir einen Ort, wo ich stehen kann) ist für ihn in Erfüllung gegangen, und neben einer Zukunft reicher Berufsthätigkeit und bürgerlicher Wirksamkeit steht die Hütte häuslichen Glückes aufgerichtet, welche jene krönt, ergänzt und frisch und lebendig erhält. Beide Sphären griffen von nun an für ihn in einander, und Haus und Familie sind der feste Ausgangspunkt, wie der stets erfrischende Ruhepunkt für das öffentliche und amtliche Wirken geworden.

Die Vorsehung meinte es gut mit Bitzius, daß er auch hierin seinem innersten Triebe nachgehen konnte. Ein so ungetrübtes Familienglück, wie es ihm zu Theil ward, gab dem von jeher heitern und hellen Grund seiner Seele jene Klarheit

und Tiefe, die uns in seinen Schriften so wohl thun, die seinen persönlichen Umgang so anziehend machten und die neidwerthe Sicherheit seines Wesens in allen Beziehungen zu Tage treten ließen.

Bitzius lebte nun in der ersten Zeit ganz seinem Amte und seiner Gemeinde. Außer der eigentlichen Seelsorge waren es wieder das Schulwesen und die Armenpflege, welche ihn beschäftigten, und welche immer mehr Hauptziele seiner Bestrebungen wurden. Es war allerdings für diese Bestrebungen eine fruchtbare Zeit, in welcher die Gedanken der Einzelnen den öffentlichen Wünschen entgegenkamen und das Bedürfniß von Reformen gerade hier am tiefsten gefühlt wurde.

Der Canton Bern hatte im Jahre 1831 eine neue demokratische Verfassung erhalten, auf die lange Ruhe des öffentlichen Lebens war plötzlich eine gewaltige oft fieberhafte Bewegung gefolgt. Es sollte in allen Richtungen reformirt werden. Wichtige Gesetzesprojekte der verschiedensten Art wurden ausgearbeitet und votirt oder wenigstens vorbereitet. Es war eine Zeit des Werdens und Schaffens, die darum auch unvermeidlich den chaotischen Charakter solcher Perioden an sich trug und in der brausenden Gährung der Elemente noch wenig feste Gestaltungen erblicken ließ. In keinem öffentlichen Verwaltungszweig aber regte sich's stärker und allseitiger, als im Schulwesen, namentlich im Primarschulwesen. Man sah die Sorge für dasselbe nicht mit Unrecht als die eigentliche Grundsteinlegung einer bessern Zukunft an. Die ersten Fachmänner des Cantons, voraus Fellenberg, der längst in Hofwyl seinen Landsleuten durch praktisches Beispiel über Primarschule, Armenerziehung und Landwirthschaft predigte und nun voll großartiger Pläne war für die Schulreform des Cantons, wendeten sich mit Energie dieser Seite des öffentlichen Wohles zu. Die früher sehr vernachlässigte Bildung von Primarschullehrern schien das nothwendigste Fundament des neuen Gebäudes, dessen Werkmeister freilich bei Zeiten über Grundrisse

und Ausführung uneins wurden, so daß Fellenberg und seine Collegen in der Staatsbehörde, dem Erziehungs-Departement, bald ganz verschiedene Wege einschlugen. Es entstanden Reibungen, Rivalitäten, heftige Meinungskämpfe, und der Ausführung der reformatorischen Ideen traten bald überall Hindernisse aller Art entgegen, wobei viel Menschliches zum Vorschein kam, große Namen kleinliche Seiten zeigten und das Iliacos intra muros peccatur et extra vielfach seine Anwendung fand. Bitzius hat diese Entwicklungsgeschichte des Berner-Primarschulwesens in jenen Jahren in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" vortrefflich geschildert. Er konnte das als Kundiger und Mitleidender thun. Denn er wurde früh in jene Kämpfe verflochten. Es wurden nämlich in Folge der Spaltung zwischen Hofwyl und dem Bernischen Erziehungsdepartement rivale Normalkurse für Schullehrer, einerseits in Hofwyl, andrerseits auf verschiedenen Punkten des Cantons gehalten (das cantonale Schullehrerseminar war eine spätere Schöpfung), und an den Letztern betheiligten sich vorzüglich fähige Geistliche der betreffenden Landesgegend. Auch Bitzius bot seine Dienste an für den Normalkurs, der in Burgdorf abgehalten wurde, und trug hier Schweizergeschichte vor, wobei er von den Schulblättern, die in Hofwyl erschienen und die Staats-Normalkurse einer scharfen Kritik unterwarfen, gleich andern viel zu leiden hatte, wie wir aus Aeußerungen in seinen Briefen sehen. Er saß auch zu jener Zeit in einer größern Schulcommission, wo indeß seine Stimme von den Tonangebern wenig beachtet wurde, da, wie Jedermann weiß, das Mitreden jüngerer wenn auch ganz competenter Sachverständiger bei Scholarchen nicht weniger als bei andern an die „gloria obsequii" gewöhnten Majestätspersonen leicht als Unbescheidenheit und Zudringlichkeit ausgelegt wird.

Neben dem Volksschulwesen waren es die Armenverhältnisse, welche die Blicke gemeinnütziger Männer auf sich zogen und ihre vielseitige Thätigkeit in Anspruch nahmen. Das

Erſte und Dringendſte, was auf dieſem Gebiet zu unternehmen war, beſtand in einer beſſern Erziehung armer Kinder, die bis dahin gänzlich dem Zufall preisgegeben war und unter der größten Verwahrloſung zu leiden hatte. Dieſe Verwahrloſung hatte beſonders in Landesgegenden, die, wie das Emmenthal, aus hier nicht zu erörternden Urſachen mit Armen ſchwer belaſtet waren, die traurigſten Folgen.

Auch auf dieſem Gebiet nun war Fellenberg vorangegangen, und Bitzius zollt ihm in ſeiner „Armennoth“ die vollſte Anerkennung dafür, daß er „den Gedanken, arme Kinder aus der Schwüle der Armenſtuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und ſie durch eine tüchtige Erziehung für ein ſelbſtſtändiges Leben zu befähigen, dadurch der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Ausſätzige zu nehmen, zuerſt auf ſeinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Hrn. Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben hat.“

Es entſtand, da man Fellenberg's Muſteranſtalt vor Augen hatte, ein „Verein für chriſtliche Volksbildung,“ deſſen eifriges Mitglied auch unſer Bitzius wurde. Dieſen Verein drängte bald, wie ſich Bitzius ausdrückt, „die Noth der Sache, wie eine unſichtbare Macht, vom allgemeinen Zwecke weg auf den beſondern der chriſtlichen Armenerziehung,“ ſo daß dieſe Aufgabe ſeine ausſchließliche wurde. Als Früchte der Anſtrengungen dieſes Vereins entſtanden mehrere Anſtalten im Canton Bern, welche die Erziehung armer Kinder zum Zweck hatten, und Bitzius, deſſen Pfarrgemeinde im volkreichen und vom Pauperismus ſtark heimgeſuchten emmenthaliſchen Amtsbezirk Trachſelwald lag, war ſofort, in Verbindung mit den gemeinnützigſten Männern des Amtsbezirks, darauf bedacht, auch hier eine ſolche Erziehungsanſtalt für arme Knaben zu gründen. Der richtige Grundgedanke dieſer Anſtalten, der nie genug beherzigt werden kann, iſt der, daß man der Bevölkerung in der Nähe, vor Aller Augen zeigen müſſe, wie arme Kinder zu erziehen ſeien, daß man durch dieſen lokalen, auf einen nur mäßig

großen Bezirk berechneten Charakter solcher Anstalten alles Mißtrauen heben und die Einsicht, die selbst sehen und prüfen kann, spornen müsse. Mit welchen Schwierigkeiten die Anstalt von Trachselwald, diese so bescheidene als nützliche Schöpfung, von Privaten gegründet und auch von ihnen erhalten, bis zu ihrem gesicherten Bestand zu kämpfen hatte, welche Ausdauer nöthig war, um nicht zu verzagen, und wie endlich der beste Erfolg das Werk krönte, welches sich seither einer stets steigenden Blüthe erfreute, das Alles hat Bitzius in seiner „Armennoth" vortrefflich geschildert. Die Beschreibung des schlichten und herzlichen Einweihungsfestes am ersten Juni 1835, welchen Tag Bitzius einen eigentlichen Hochzeitstag nennt, ist eine seiner wärmsten und innigsten Scenen, an denen seine Schriften so reich sind. Die Anstalt wurde für ihn ein zweites Familienleben. Bis an seinen Tod wirkte er in derselben und für dieselbe. Dieses Jahr 1835 war für ihn auch in anderer Beziehung ein sehr glückliches. Im November wurde ihm ein Sohn geboren, nachdem er gerade ein Jahr vorher mit einem erstgeborenen Mädchen erfreut worden war.

So erweiterte sich der Kreis von Bitzius' Thätigkeit immer mehr. Er schien mit jeder neuen Aufgabe, die er sich stellte, neue Kraft zu gewinnen zur Ausführung derselben, und doch füllten diese verschiedenartigen Thätigkeiten seinen rastlosen und gährenden Geist bei weitem nicht aus. Denn wir sind nun an dem merkwürdigen Zeitpunkt seines Lebens angelangt, da er eine ganz neue Bahn zu durchlaufen beginnt, eine Bahn, auf welcher ihm so viel Preise winken und die er mit der Rüstigkeit eines ächten olympischen Wettkämpfers durchmißt, nur des Zieles eingedenk und unbesorgt darüber, ob die Anstrengung, dahin zu gelangen, sein Leben schneller aufzehren und sein Tagewerk früher schließen werde, als wenn er sich von den Mühen und Gefahren dieser neuen öffentlichen Bahn ganz fern gehalten hätte.

Im Jahr 1836 trat nämlich Bitzius zum ersten Male

und zur Ueberraschung seiner Freunde und Bekannten, welche das in ihm glimmende Feuer nicht von ferne ahnten, als Schriftsteller auf. Die Erscheinung des „Bauernspiegels" oder der „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" fällt in den Spätsommer dieses Jahres. Ehe wir aber von diesem Buche und dessen Entstehung selbst sprechen, begegnen wir unabweislich der Frage: Wie ist Bitzius Schriftsteller geworden? welche Motive lagen diesem seinem ganz neuem Beruf zum Grunde? was determinirte sein Schriftstellertalent zur Produktion und weckte diese schlummernde Kraft in ihm? und wie ist es ferner gekommen, daß eine so entschiedene Anlage zu schriftstellerischer Darstellung, zu dichterischen Schöpfungen erst so spät und gerade jetzt hervorbrach, ohne ein bestimmendes Ereigniß oder besondere äußere Impulse?

Der Schriftsteller von Beruf, d. h. der Männer, welche aus der Schriftstellerei ihren Lebenszweck machen, giebt es in der Schweiz wenige, am wenigsten im Fach der sogenannten schönen Literatur, deren Zweck Unterhaltung und Ergötzung ist. In unsern kleinen Freistaaten, wo Alles auf's Leben gerichtet ist und vom Leben in Anspruch genommen wird, wo das Nüchterne, Praktische, Reelle überall vorwaltet, kann es fast nur gelegentliche Schriftsteller geben, oder dann Fachgelehrte, Männer der Wissenschaft, die über ihr Fach schreiben und Bauleute sind am großen universellen Gebäude des Wissens. Eigentliche Literaten, sogeheißene Belletristen als Zunft, als besonderer Stand im Staate, wie sie sich in den großen Nachbarstaaten der Schweiz so zahlreich finden, giebt es in der Schweiz überhaupt nicht, am allerwenigsten im Canton Bern.

Zürich hatte einst, im vorigen Jahrhundert, eine Zeit literarischer Blüthe und besaß ein wahres Literatenthum. Es lieferte ein starkes Contingent Mitstreiter in jenen unblutigen aber hitzigen literarischen Fehden Gottschedischen Angedenkens. Diese Zeit wird aber nie wiederkehren. Die Industrie hat seitdem dort und anderswo weit realere und lockendere Felder

eröffnet. Die Schriftstellerei wird in unsern kleinen Gemeinwesen Liebhaberei bleiben oder ganz praktischen Nützlichkeits- und Staatszwecken dienen. Selbst Zschokke, bei weitem der fruchtbarste und bekannteste schweizerische Schriftsteller dieses Jahrhunderts, kann nicht dagegen angeführt werden. Auch er war ein Mann des praktischen Lebens, war stets in Staatsgeschäften verschiedener Art, und seine Thätigkeit so wenig eine blos schriftstellerische, daß seine Schriftstellerei weit mehr wie eine großartige Liebhaberei, denn als ausschließlicher Lebensberuf erscheint. So schrieb Pestalozzi, um seinen praktischen Zielen und Bestrebungen Eingang zu verschaffen. Literarische Motive können bei uns nicht leicht Schriftsteller erwecken. Das Lesebedürfniß wird, wo es vorhanden ist und über die Tagespublicistik hinaus geht, durch das Ausland mehr als befriedigt. Wir beziehen unsre Lesewaare von den großen nahen Weltmärkten germanischer und romanischer Zunge, und es ist noch nicht vorgekommen, daß unser Lesebedürfniß so ungeheuerlich gestiegen wäre, daß man nach einheimischer Fabrikation geschrieen und nach einem eigenen Literatenthum geseufzt hätte. Es wird also bei uns Niemand Schriftsteller, um zu leben, wie man Arzt, Jurist, Industrieller wird. Die Schweiz, besonders aber Bern, wäre für ein Literatenthum, welches außerhalb der Wissenschaft und Fachgelehrsamkeit, wie außerhalb der nationalen Nützlichkeitsbestrebungen in Technologie, Landwirthschaft, Industrie u. s. w. stände, ein unwirthlicher, ja sibirischer Boden. Durch außerordentliche Ereignisse, wie Revolutionen und dergleichen, können wohl einzelne Literaten wie seltene Zugvögel zu uns verschneit, an unsere Küste verschlagen werden. Dies bestätigt aber nur unsre Behauptung, daß für Schöngeisterei unser Clima viel zu rauh ist, und dergleichen Pflanzen hier nur ein ärmliches Daseyn fristen können.

Bitzius konnte also nicht, wie dieß in den großen Staaten der Fall ist, auf ein unterhaltungsbedürftiges und emotionssüchtiges Publikum spekuliren. Er konnte überhaupt nicht spe-

kuliren wollen. Denn eben jener Verhältnisse wegen will es in der Schweiz etwas heißen, für neue, in's belletristische Fach schlagende Werke, wie Romane, Dramen u. dgl., Verleger und Absatz zu finden. Aus Spekulation hätte Bitzius nie die Feder ergreifen können und, wenn er es gekonnt, nicht ergreifen wollen. Er war dazu ein viel zu ernsthaft angelegter Charakter, ein viel zu sehr, man könnte sagen, ausschließlich auf's Leben, auf's Wirken, auf die Gestaltung der wirklichen Welt um sich her gerichteter Mann. Zur Unterhaltung des Publikums mit neuen überraschenden Dingen, mit neuen Caleidoscopen voll schimmernder Künstlichkeiten, zum Vorsetzen neuer künstlicher auf Wiederbelebung eines erschlafften Appetits berechneter Gerichte wäre Bitzius der untauglichste Mann gewesen und die ländliche Einsamkeit seines Pfarrdorfes die ungeeignetste Stelle und Umgebung zur Errichtung einer solchen Garküche.

Die gewöhnlichen literarischen Motive konnten es also nicht sein, welche Bitzius zum Schriftsteller machten. Eben so wenig waren es ökonomische. Bitzius hatte seinen Beruf, sein ganz genügendes Auskommen. Seine äußeren Verhältnisse enthielten weder eine Aufforderung noch einen Sporn dazu, sich in die schriftstellerische Laufbahn zu werfen. Auch ist bei ihm wie bei andern ganz praktischen Naturen diese Laufbahn, besonders in ihren Anfängen, nicht Zweck, sondern nur Mittel gewesen. Seine Ziele waren ganz praktischer gemeinnütziger Art, wie sie einem ernsthaften auf die öffentlichen Zustände aufmerksamen Bürger natürlich sind. Er empfand das Bedürfniß zu reformiren, gewisse Zweige des öffentlichen Lebens, deren Gebrechen ihm genau bekannt waren, wie das Armenwesen, das Schulwesen, verbessern zu helfen, hineinzuzünden mit der Leuchte vernünftiger Einsicht in die Krankheitszustände der Zeit und durch rückhaltlose Darlegung der Thatsachen auf Abhülfe hinzuwirken. Dieser Zweck erscheint als das determinirende Motiv von Bitzius' Schriftstellerthum und kein anderer. Er wollte Belehrung und Aufklärung über des Volkes

Zustände, besonders über die innerlichen, dem Auge mehr verborgenen Seiten derselben verbreiten. Er fühlte in sich das Geschick und die Wahrheitsliebe dazu. Er wollte als Experter seine Stimme erheben auf die einzige Weise, die ihm nicht von offizieller Seite verkümmert werden konnte. Nur als Schriftsteller konnte er frei, von der Leber weg sprechen. Die parlamentarische Freiheit in irgend einem Collegium oder einer Behörde, die übrigens nur durch die Zufälligkeit einer vorausgehenden Wahl verliehen wird, ist ein armseliges und beschränktes Ding, gegen die Freiheit des Schriftstellers gehalten. Wer daher aus voller Brust über wichtige Gegenstände reden will, muß schreiben. Wer über solche Gegenstände sich Gehör verschaffen will, muß darauf verzichten, sie in dieser oder jener Stube, wo diese oder jene Gesellschaft von Leuten sitzt, zu erörtern, er muß *vor dem ganzen Volke* und *zu dem ganzen Volke* sprechen. Bitzius hatte dieses Gefühl der Beschränkung, des Gehemmtseins, das Gefühl mit seiner auf innerste Erfahrung gegründeten Ansicht in diesen oder jenen Dingen nirgends wohl anzukommen und auf das Anhören Anderer verwiesen zu werden, in vollem Maaße. Ohnehin lassen sich große Fragen, die nach allen Seiten zu beleuchten sind, in Collegien, wo Zeit und Geschäfte drängen, nicht erschöpfen. Bitzius muß vor der Erscheinung des Bauernspiegels eine Zeit großer innerer Gährung durchgemacht haben. Er fühlte sich von einer dunkeln Kraft beherrscht, die nirgends zum Durchbruch kommen konnte und welcher die gewöhnliche Thätigkeit seines Lebens nicht genügte. Er fühlte, einer noch schlummernden Produktionskraft sich bewußt, jenen unwiderstehlichen Trieb,

Herauszutreten in das Leben,
In Wort und That, in Bild und Schall.

Er hat selbst diesen Zustand geistiger Geburtswehen in einem spätern Brief an einen intimen Freund auf höchst naive und kraftvolle Weise geschildert. „Es kömmt mir je länger je mehr vor," schreibt er (nach dem Erscheinen der „Leiden und Freu-

den eines Schulmeisters", 1838), daß man eigentlich nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; daß man daher auch mein Schreiben und meine Schriften, die ich beide nur pſychologiſch rechtfertigen kann, von einem durchaus falſchen Standpunkt aus beurtheile.

„Die Bernerwelt iſt eine eigene. Sie macht ein feſtgegliedertes Ganzes aus. In's vorderſte Glied zu kommen, iſt der Hauptſpaß, und ſobald ein Berner zum Bewußtſein kömmt, ſo drängt er ſich in die Glieder und ſucht ſich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von dieſem Allem und keinem Menſchen iſt es je weniger in Sinn gekommen, ſich einen Weg machen zu wollen. Hingegen ſprudelte in mir eine bedeutende Thatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organiſirte ich. Was mich ergriff zum Reden oder zum Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das ſich unwillkürlich in mir regte, laut ward, ſchien Vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbeſcheiden vorlaut Weſen, und nun ſtellten ſich mir Alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin ſie allein gehören.... So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Thun ſprudeln laſſen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geſchrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem Niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen los ſich rangen, ſo nahm man ſie halt als freche Worte. Dieſes Leben mußte ſich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weiſe. Es that es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte ſagen, der Ausbruch eines Bergſee's iſt, das bedenkt man natürlich nicht. Ein ſolcher See bricht in wilden Fluthen los, bis er ſich Bahn gebrochen, und führet Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er ſich und kann ein ſchönes Wäſſerchen werden.

So iſt mein Schreiben auch geweſen ein Bahnbrechen, ein wildes Umſichſchlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnothwendigkeit, auf der andern Seite mußte ich wirklich ſo ſchreiben, wenn ich einſchlagen wollte in's Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtſein gekommen. Wie mein früheres Thun kein anderes Ziel hatte, als das Schaffen ſelbſt, ſo hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben.... Du wirſt vielleicht lachen über meine Klagen über Unterdrückung, aber ſieh, erſt jetzt fällt mir ſo recht auf, Jeremias und Käſer ſind unterdrückte Naturen. Der Eine ſchlägt ſich frei, der Andere kann nicht. Und dieſer Zug, die Helden auf dieſe Weiſe zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftſtellers."

Auf ähnliche offene Weiſe drückt er ſich in einem Brief an ſeinen Freund Maurer- v. Conſtant (in München) aus: „Meine glücklichſte Gabe war eine negative, nämlich Mangel an Ehrgeiz. Ich wollte nichts werden, ſtrebte keine ſogenannte Stellung in der Welt an; aber was Gott mir zu ſchaffen vorlegte, arbeitete ich friſch vor weg und fragte nicht: Was trägt es ein? oder: Was ſagt die Welt? Eine faſt kindiſche, aber jedenfalls gutmüthige Rückſichtsloſigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde, auch Freunde, veranlaßte aber oft meine beſten Freunde, Zeter über mich zu ſchreien, mir alles Weh und Unglück zu prophezeien. So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung, und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftſteller zu werden, Volksſchriftſteller. Aber das Armenweſen, die Schule ſtunden in Frage!... So ſprang erſt der „Bauernſpiegel", dann der „Schulmeiſter" hervor, mit der gewohnten Rückſichtsloſigkeit, die nach nichts frägt, als ob es ſo gut und recht ſei."

Wenn wir uns aus dem Angeführten, aus Bitzius' eigenen

Bekenntniſſen das Räthſel ſeines unerwarteten plötzlichen Auftretens als Schriftſteller löſen können, wenn er nur als der Mann der praktiſchen Ziele und Beſtrebungen erſcheint, der es unternehmen wollte, das Volksleben zu ſchildern, weil er es kannte und ſich der Macht bewußt war, durch naturgetreue Darſtellung auf daſſelbe in beſonderm Sinne wirken zu können, ſo wird es uns auch ganz klar werden, warum Bitzius erſt jetzt, bald ein Vierziger, zu ſchreiben anfing und nicht in früheren Lebensperioden ſich in ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verſuchte. Nur der gereifte Mann, nicht der erſt werdende, nicht der Jüngling, der noch Weniges beobachtet und verglichen hat, konnte es unternehmen, das Volk, oder wenn man ſich genauer ausdrücken will, das ländliche Volk, das Volk auf dem Land und in den Dörfern in ſeinen mannigfachen Beziehungen, in ſeinen reichen und feinen Schattirungen zu ſchildern. Erſt der Mann, der ſchon eine große Summe von Erfahrungen geſammelt, der aus reichhaltiger Anſchauung heraus ſich bereits ein feſtes Urtheil, einen ſicheren Maaßſtab gebildet hatte, an welchen er das Treiben der Menſchen halten konnte, erſt ein ſo geſchulter und feſtſtehender Mann konnte zum Entſchluſſe kommen, auch ſeine Stimme vernehmen zu laſſen vor allem Volke, Zuſtände aus einander zu breiten, in deren dunkle Falten man bisher nicht geſchaut, und zerſtreute und deshalb unbeachtete Züge in lebensvolle große Gemälde zu ſammeln. Erſt jetzt mußte es ihn drängen, mit ſeinem Schatz hervorzutreten; erſt jetzt, da die rechte, fruchtbare Stunde gekommen war, wurde der innere Schaffenstrieb ein unwiderſtehlicher und ſprengte, um uns ſo auszudrücken, ſein Gefäß.

Aus dieſen Motiven und Stimmungen ging der „Bauernſpiegel“ hervor. Das Buch entſtand in kurzer Zeit und aus Einem Guß. Plan und Grundidee mögen den Verfaſſer ſchon lange beſchäftigt haben, da er in der Vorrede ſagt, er habe „ſeine Arbeit lange in ſtiller Bruſt getragen, ſorgfältiglich.“ Das Manuſcript hatte er bloß einem oder zwei Freunden mit-

getheilt. Selbſt ſeine Frau wußte nichts darum, bis er ihr einmal die erſten Bogen vorlas und ſie um ihre Meinung darüber befragte. Er hatte zuerſt ſeinen Helden Jeremias Getterbarm taufen wollen. Einer jener Freunde rieth zum Namen Gotthelf, welcher dann auch Bitzius beſſer gefiel und ſpäterhin ihm ſelbſt als gefeierter Autorname bleiben ſollte. — Das ganze Buch nun, das müſſen wir bekennen, ſein Grundgedanke und ſeine Ausführung, die gewählte Form einer Selbſtbiographie, alles bis auf den prägnanten und originellen Titel „Bauernſpiegel", war ein höchſt glücklicher Wurf des Verfaſſers. Dieſer Titel ſchon weiſt die Vorſtellung eines gewöhnlichen Roman's von ſich ab und deutet zugleich die Derbheit und Rückſichtsloſigkeit an, die in dem Buche vorwalten würde. Das Buch ſelbſt erſcheint uns als der wahre Prototyp des Geiſtes und Talentes ſeines Verfaſſers. Es iſt das Urbild und Vorbild, wir möchten faſt ſagen das Programm aller ſeiner ſpätern Schriften. Seine wichtigſten ſpätern Bücher ſind gleichſam ſchon in nuce in dieſem erſten enthalten. Aus einzelnen wichtigen Kapiteln des Bauernſpiegels wuchſen ſpäter größere einzelne Werke hervor. Wir finden in dieſen ſpäteren Büchern, die meiſt ſolchen einzelnen wichtigen Verhältniſſen gewidmet ſind, keine Lebensſeite, keine Beziehung, die nicht ſchon im Bauernſpiegel wenn auch nur mit ein paar Strichen ſkizzirt oder angedeutet worden wären. So führen z. B. die „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters" das, was uns Jeremias Gotthelf im Bauernſpiegel über das Schulweſen erzählt, in einem eigenen großen Gemälde aus; die „Armennoth" illuſtrirt das Kapitel von der Verdingung armer Kinder, von den „Güterbuben" und den Mißbräuchen im Armenerziehungsweſen überhaupt. Die beiden „Uli" ſind ein herrlicher Commentar zum Verhältniß zwiſchen Meiſter und Dienſtboten wie es ſchon im Bauernſpiegel in meiſterhaften Zügen ſkizzirt iſt. „Anne Bäbi Jowäger" erläutert die wichtigen Kapitel über Pfuſcherei in der Medicin und in der Seelſorge. Der

„Geltstag" führt den Unfug des Wirthshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere davon berührte Verhältnisse aus. „Geld und Geist" zeigen die erhebende, patriarchalische Seite des reichen Bauernhauses, während der „Schuldenbauer" gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühvolle und vergebliche Ringen des ärmeren ehrlichen Landbesitzers. Die „Käserei in der Vehfreude" läßt uns einen tiefen Blick in die genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im „Zeitgeist und Bernergeist" sehen wir den Conflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stillleben der Familie. In „Käthi" endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gottvertrauender Armuth im täglichen Kampf mit Noth und Bedrängniß, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem, bald in jenem Stück. Im Bauernspiegel nun ist das ganze Zeug zu diesen spätern Schöpfungen schon vorhanden, Einzelnes schon ziemlich ausgeführt, anderes angedeutet. Das Buch ist daher, um uns eines Bildes aus der Industrie zu bedienen, das ausgelegte Probestück eines neuen und seltenen Fabrikats, an welchem der Kenner auf den ersten Blick das Auszeichnende in Stoff und Gewebe erkennt, welches demselben, jemehr Stücke davon ausgegeben und ausgelegt werden, desto reißendere Nachfrage sichert.

Das Buch bleibt seinem doppelten Titel getreu und hat auch in diesem Titel nicht mehr und nicht Anderes versprochen, als es zu halten willens ist. Als Bauernspiegel verzichtet es von vorn herein auf eine strenge künstlerische Einheit und verspricht nur eine Reihe von Scenen aus dem Bauernleben. Als Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf knüpft es zwar diese sonst vereinzelten Bilder in ein Ganzes zusammen und giebt denselben durch diese Anknüpfung an das Schicksal eines Hauptheldens, einer Hauptfigur, ein fortlaufendes Interesse; zugleich aber erhält das Buch durch seine autobiographische Form, dadurch, daß der Held derselben seine Geschichte selbst erzählt,

überall ſeine innerſten Empfindungen und individuellen Betrachtungen, die ihm ſeine vielfachen Colliſionen mit den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen abnöthigen, als eigenſtes Erlebtes ausſpricht und mittheilt, eine Wärme, eine Farbenfriſche und Wahrheit, die eine bloße objective Erzählung kaum erreicht haben würde. Allein gleichwohl geht er über die Forderung, die man an eine ganz beſcheidene Lebensgeſchichte ſtellen kann, nicht hinaus. Dieſe Geſchichte drängt nicht, wie von einem eigentlichen Roman, noch mehr freilich von einem Drama verlangt werden kann, in Anlage und Fortgang auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang, auf eine Beglückung oder eine Cataſtrophe hin, als auf ein vorgeſtecktes Ziel. Der Weg iſt dem Verfaſſer wichtiger als das Ziel. Dies iſt ein Criterium für alle ſeine Schriften. Bitzius der Schriftſteller iſt wie ein aufmerkſamer, für Alles empfänglicher aber ſorgloſer Reiſender. Der Weg iſt ſo ſchön, ſo merkwürdig, ſo tauſenderlei Dinge ſind zu ſehen, wahrzunehmen, aufzuzeichnen, ſo viele Blumen zu pflücken, daß er gar nicht daran denkt, wo er am Abend einkehren, nicht einmal wo er Mittag machen werde. Er wandert fort, er weiß nicht wie weit. Es wird Abend, der Tag iſt plötzlich zu Ende. Er muß gerade da bleiben, wo die Nacht einbricht. Gleichviel! der Tag war ſo ſchön, ſo reich. Jeremias Gotthelf hätte ſein Leben noch weiter erzählen können. Wir hätten ihm mit Intereſſe zugehört. Wir müſſen es ihm Dank wiſſen, daß er uns ſo viel erzählt, daß er ſo weit mit uns gewandert iſt.

Groß iſt die Kunſt und dichteriſche Erfindungsgabe, mit welcher ganz zwanglos die verſchiedenſten Verhältniſſe des ländlichen Lebens mit dem Lebenslauf von Jeremias in Beziehung gebracht werden, um ſie nach einander beleuchten zu können. Die an ſich einförmige Geſchichte eines armen verwaiſ'ten Bauernknaben, die ohne romantiſche Epiſoden und wunderbare Schickſale dem Leben ſo nahe bleibt, daß es uns vorkommt, wir müßten ſchon manchen ſolchen Jeremias in der Wirklichkeit

angetroffen haben, erweitert ſich unter der phantaſiereichen Hand des Verfaſſers zu einem Panorama des Lebens auf dem Lande, zu einem wahren, großen Spiegel, in welchem der ganze Menſch, wie er in dieſen Lebenskreiſen iſt, denkt, empfindet und handelt, ſich abſpiegelt, das ganze Leben dieſer Sphäre in helles Licht geſetzt wird.

Das poetiſche Intereſſe des Buches knüpft ſich an den Charakter Gotthelf's, deſſen gute, kerngeſunde Natur gegen die ſchlimmen Seiten der Welt, die hintereinander ihn bedrängen und beſtürmen, kraftvoll und erfolgreich reagiert und aus dem Kampf als Sieger hervorgeht. Der Name Jeremias bezeichnet vortrefflich das Charakterbild des Helden. Er iſt ein Klagender, Gedrückter, mühſelig Ringender, ein über das Böſe dieſer Welt, das ihn ſo vielfach in Mitleidenſchaft zieht, Trauernder und Zürnender, aber er geht unverſehrt mitten hindurch und der Geſchlechtsname Gotthelf deutet ſinnbildlich an, daß er ſich mit Gottes Hülfe und auf Gott vertrauend, freilich die eigene Kraft anſtrengend, durchſchlagen und nicht unterliegen werde. Dieſer Charakter Gotthelf's bildet die Lichtſeite des Buches, welches nach des Verfaſſers ausdrücklicher Abſicht im Ganzen mehr die Schattenſeite des Bauernlebens zeigen ſollte, und derſelbe ſöhnt uns in ſeiner Kräftigkeit und Naturwüchſigkeit mit vielem Schlimmen aus, welches das Buch uns offen darlegt, und läßt uns zum Volksgeiſt Vertrauen faſſen, welcher noch ſo viel Geſundheit und Urſprünglichkeit erzeugt und dem Schlimmen entgegenſetzen kann.

Der „Bauernſpiegel," deſſen Verfaſſer nicht lange ſein Incognito bewahren konnte, ſo bald auch nur einige Freunde in das Geheimniß der Autorſchaft eingeweiht waren, machte wie billig bedeutendes Aufſehen und wurde als ein literariſches Ereigniß betrachtet. Doch war anfangs des Tadels faſt mehr als des Lobes. Zwar konnte ſich das öffentliche Urtheil keinen Augenblick darüber täuſchen, daß das Buch ein wahres Originalwerk ſei, eine ganz neue Schöpfung, daß ein ganz unge-

meines Talent der Darstellung sich in demselben offenbare, daß ein seltener Reichthum von Beobachtung und Kenntniß der Einzelnheiten des Lebens mit einem großen sichern Blick in die Tiefen des Menschenherzens Hand in Hand gehe. Die scheinbar am weitesten aus einander gehenden Eigenschaften, Weichheit und Derbheit, lagen in diesem merkwürdigen Buche überall neben einander. Es war da eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung, ohne welche es keinen großen Schriftsteller giebt, ein hoher Sinn für die großen Naturerscheinungen, wie für das Freudige und Traurige, für das Liebliche und Ergreifende im Menschenleben, und dann wieder eine Schärfe der Zeichnung, eine Derbheit und Rücksichtslosigkeit da wo es galt, große Gebrechen und schlimme Zustände durch recht grelle Züge anschaulich und fühlbar zu machen, daß man eine Meisterhand nicht verkennen konnte und die neue Erscheinung als eine höchst bedeutende begrüßen mußte. Aber in Vieles, was man im Buche fand, woran der Verfasser gerade fest hielt und worauf er großen Werth legte, konnte sich ein Theil der Lesenden, besonders des städtischen, die ländlichen Verhältnisse nur aus der Ferne kennenden Publikums nicht schicken. Man fand, das ganze Buch sei ein eigentliches Nachtstück, eine zu grell in's Schwarze malende Farbe herrsche darin vor. Man warf ihm vor, daß es nur Wunden und Schäden blos lege, ohne die Heilmittel zu zeigen, daß es wegen dieses einseitigen Hanges zum Pessimismus der bezweckten Belehrung verlustig gehen würde und nur erbittern müsse; daß namentlich auch das christliche Element als ein Tröstendes und Heilendes zu wenig hervortrete, ihm zu wenig Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte Gotthelf's vergönnt sei; endlich wurde rügend bemerkt, es sei viel Böses zu nackt und unverhüllt dargestellt, und die zu treue Schilderung gewisser Dinge, wie z. B. des Kiltgangs, könne eher reizend als abschreckend und warnend wirken. In einzelnen Partheien, besonders der zweiten Hälfte des Buches, wie z. B. in der Erzählung vom fremden Militairdienst und

in der Schilderung des Treibens ländlicher Sektirer, wollte man Uebertreibung und bloße Satyre finden. Das Buch wurde, besonders vom Standpunkt kirchlicher Kritik aus, als eine Speise angesehen, die nur für die allerkräftigsten Mägen verdaulich sei, schwächern Naturen aber schädlich werden könne.

Bitzius hatte zwar schon in der ganz kurzen Vorrede die meisten dieser Vorwürfe anticipirt und sich darüber erklärt. Er hatte gesagt, sein Spiegel zeige nur die Schattseite, nicht die Sonnseite des Bauernlebens, und zwar nicht zum Spott, sondern zur Weisheit, da man diese Schatten kennen müsse, um sie tilgen und verwischen zu können, und der Zeiten Ruf, weiser und besser zu werden, in alle Hütten dringe. Er hatte ferner bemerkt, daß, da er ein Schattenbild habe geben wollen, auch der Wiederschein, den andere Stände auf das Leben des Landmanns werfen, als ein dasselbe trübender und verwirrender erscheinen müsse, da eine Mitschuld auch diese Stände treffe. Endlich hatte er ausdrücklich für schwächere Naturen beigefügt: „Sollte einer zarten Seele dies Buch zur Hand kommen, so wird sie Gänsehaut bekommen ob seiner Derbheit; warte nur, liebe Seele, vielleicht komme ich auch einmal expreß für dich in zarter Zärtlichkeit; dieses ist aber auch nicht für dich geschrieben, darum lege es weg."

Bitzius fand es jedoch für nöthig, auch nach der Erscheinung des Buches der Kritik direkt zu antworten, da dieselbe im Uebrigen eine ganz wohlwollende und überzeugte war. Diese Antwort bestand in einem Gleichniß aus der Landwirthschaft. „Jeremias Gotthelf, sagt er, sah wilde Aecker pflügen, hacken, besäen; sie sahen einen Augenblick recht schön und glatt aus. Das Erforderliche schien in Einer Operation abgethan, aber die alte Wilde war nur bedeckt, war bald wieder da und für edlere Pflanzen ward der Acker nie tauglich. Da sah er einmal im August schon über einem wilden Acker einen Schälpflug gehen. Der ging wie zum Spiel über den Acker, hieb nur über den Boden den Wasen ab, kehrte ihn um und alle

wüſten Wurzeln aufwärts gen Himmel. Dann ging der Pflüger heim und ließ den Acker liegen. Viele, die vorüber gingen, ärgerten ſich über den wüſten Anblick der aufgedeckten, aufwärts ſtarrenden Wurzeln, die durch Herbſt und Winter unbedeckt liegen blieben, während rings die andern Aecker ſo ſchön grün und glatt wieder waren. Aber im Frühjahr kam der Pflüger wieder mit einem andern Pfluge, riß das Erdreich von Neuem auf und begann dann zu pflanzen. Die aufgedeckt gebliebenen Wurzeln vermochten Hitze und Kälte nicht zu ertragen, erſtarben allmälig, und nachdem der Pflüger dieſe Operation mehrere Male auf ähnliche Weiſe wiederholt hatte, da ward ſein Acker gezähmt und fähig, die edelſten Pflanzen zu tragen in ſeinem geläuterten Erdreich."

„Der Verfaſſer wunderte ſich oft, warum ſo viele Volks- und andere Bücher ſo wenig nützen. Er verglich ſie mit jener Erfahrung und glaubte darin wenigſtens einen Schlüſſel zu dem Räthſel gefunden zu haben."

„Er kannte ein Buch, betitelt „die Welt in einer Nuß". Solcher Art ſind ſo viele Volksbücher; ſie wollen Alles enthalten, Alles auf einmal machen, und am Ende vom Liede wird das tauſendjährige Reich nicht nur verheißen, ſondern wirklich vorgeſtellt oder an deſſen Stelle durch einige Taſchenſpielerkünſte ein ſchönes, befriedigendes Ende herbeigehext. Der Leſer lieſt, wird ſehr erbaut, legt das Buch befriedigt aus den Händen; denn da iſt ja Alles abgemacht und weiter nichts mehr zu thun."

„Darum hat Jeremias Gotthelf nur den Schälpflug gehen laſſen durch einen Theil des Volkslebens, hat die wilden Wurzeln aufwärts gekehrt und nicht wieder zugedeckt. Sie liegen da zur Beſchauung, und dieſe Beſchauung befriedigt allerdings nicht; aber eben deswegen weckt ſie zum Nachdenken, giebt die Ueberzeugung, daß dieſe verdorren müſſen, ehe es beſſer kommen kann, daß da eine längere Arbeit nöthig iſt, als man gewöhnlich wähnt. Dies der Grund, warum der

Verfaſſer ſein Buch alſo ſchrieb. Er weiß wohl, daß ſeine Arbeit nicht einzig bleiben darf, daß ſie nur eine Vorarbeit iſt. — Ob er ſelbſt einſt mit einem andern Pfluge noch kommen kann, weiß Gott; aber das weiß er, daß Tüchtigere die Hand an den Pflug legen werden zu dieſem Werke. Er wußte, daß es Muth brauche, ſo zu ſchreiben, aber er vertraute auf die gutmüthige Ehrlichkeit des Bernervolkes, das gutmüthig aufnimmt, was gutmüthig gegeben wird. In dieſem Glauben hat er ſich auch nicht getäuſcht."

„Ob nun aber dieſer Gang ein chriſtlicher ſei? das will der Verfaſſer nicht erörtern. Er hätte zwar Luſt, gerade aus der Bibel, auf die er hingewieſen wird, und ganz beſonders aus den Evangelien und den Epiſteln es zu beweiſen."

„Daß er leichtfertig über Sündigende und namentlich über den Kiltgang geſchrieben, muß denn doch ein Irrthum des verehrten Recenſenten ſein, der nicht beachtet hat, auf welche Weiſe ſelbſt die unſchuldigſte Art des Kiltgangs in Aenneli's Tod ſich gerächt hat."

„Der Verfaſſer glaubte es ſeinem wohlmeinenden Recenſenten, der ihn in anderen Dingen überſchätzt hat, ſchuldig zu ſein, zu erklären, warum er abſichtlich gegen allgemeine aeſthetiſche Regeln geſündigt hat. Möglich, daß er ſich geirrt. Die Zeit wird es lehren. Bis dahin noch glaubt derſelbe in der Aufnahme, die ſein Buch im Kanton Bern gefunden hat, eine Beſtätigung ſeiner Anſicht zu finden." —

So rechtfertigte Bitzius ſeinen Bauernſpiegel gegen die Kritik und verſtand ſich nicht dazu, der Letztern Conceſſionen zu machen, auf der Anſicht beharrend, daß größere Glätte und Politur der Wahrheit ſeines Buches Eintrag thun würde. Später noch, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, ſpottete er der Aengſtlichkeit ſeiner Freunde, die für ihn wegen der rückſichtsloſen und derben Sprache des Buches in Furcht geweſen ſeien, und ſagte rund heraus, wenn er ſchon keine politiſche Perſon ſei, ſo habe er das Recht gleichwohl ſein Ländchen zu

lieben. Diese Liebe sei es, welche ihn stark gemacht; ein Schwacher hätte den Bauernspiegel nicht geschrieben. Dieses ist ganz wahr. Die ungewohnte Freimüthigkeit und das Charaktervolle, das aus dem Buche sprach, sicherten demselben neben dem poetischen Werth seinen Erfolg, und es wird immer ein in seiner Art classisches Buch bleiben.

Wir möchten den Bauernspiegel, wenn solche Vergleichungen ganz heterogener Werke überhaupt angiengen und nicht immer als sehr gewagt erschienen, in gewissen Beziehungen mit dem Gil Blas von Le Sage vergleichen. Beide Bücher sind wahre Spiegel der Welt, nur verschiedener Stücke derselben. In Gil Blas wird die sogenannte große Welt, zwar mit der Physiognomie und Farbe der Zeit, aber so wie sie stets ist und sein wird, mit allen ihren Irrgängen, Leidenschaften, Miseren und Nichtswürdigkeiten, gerade so scharf oder vielmehr noch schärfer und schonungsloser geschildert, als im Bauernspiegel die Welt des Landvolkes. Der Franzose geißelt alle Stände und Lebensberufe, vom Minister bis zum Eseltreiber, vorzüglich aber die städtische Gesellschaft. Die vornehme und die bürgerliche Welt, die großen Herren und Damen, die Geistlichen, die Aerzte, die Gerichts- und Polizeileute, die Schauspieler, Bedienten, Gewerbsleute u. s. w. werden mit unerbittlicher Lauge übergossen. Die Schattenseite der Dinge herrscht überall vor. Man glaubt sich in einer wahren Spitzbubenwelt herum zu treiben. Von edlen Charakteren, die uns mit diesem starken Schattengemälde aussöhnten, ist keine Rede. Und doch ist dies Buch ein classisches geblieben, unübertroffen in seiner Weise, geschätzt von Allen, welche Weltkenntniß suchen, weil es eben ein Spiegel ist, in welchem wir die Welt, wenn auch zuweilen etwas grell gemalt, wiederfinden. Es ist freilich die Welt, wie sie dem nüchternen Blick des Weltmannes erscheint, Illusionen eher zerstörend als weckend, ohne verschönernden Schleier, eigennützig, schlimmgeartet, für den Unerfahrenen gefährlich, eine Welt, mit welcher man in

unabläſſigem Kampf ſteht, vor welcher man ſich ſtets vorſehen muß und wo man ſeinen Platz nur durch Anſtelligkeit und Zuverſicht zu ſich ſelbſt zu behaupten im Stande iſt, und auch ſo noch des guten Glückes bedarf. Gil Blas (wie Don Quixote) iſt ein wahrer Herrenſpiegel für ſeine Zeit und mutatis mutandis für alle Zeiten, wie Jeremias Gotthelf ein Bauernſpiegel unſrer Zeit mit ſtark lokaler Färbung. Aber des deutſchen Schweizers Buch iſt ganz anders ernſt und warm, wie es der Volksgeiſt, die Zeit und ſein eigener Sinn mit ſich bringen. Der Verfaſſer des Gil Blas, vom Standpunkt des kühlen, franzöſiſchen Weltmann's aus, nimmt die Dinge nicht allzuſchwer, findet es natürlich, daß die Welt ſo ſchlimm ſei wie er ſie ſchildert, während der Bauernſpiegel überall einen tiefen Schmerz, trauernden Ernſt und Zorn über das viele Böſe an den Tag legt und ausdrücklich nur deßwegen „die wilden Wurzeln aufwärts kehren möchte", damit der Acker nachher um ſo beſſer für guten Samen tauge. Beide Bücher ſcheinen peſſimiſtiſch und ſatyriſch, und doch wird weder das eine noch das andere einen geiſtig geſunden Leſer gegen die Welt verbittern oder zum Hypochondriſten machen. Vielmehr ſind es gerade ſolche Schriften, welche, indem ſie die Dinge dieſer Welt von manchem erborgten Schimmer und allerlei unwahren illuſeriſchen Vorſtellungen entkleiden, den reifen, bereits urtheilsfähigen Leſer (nicht allzuſchwache Seelen) anſpornen, auch aus dieſer realen für Berührung rauhen und ſtachlichten Welt das möglichſt Gute zu ziehen und alle ſeine Kräfte zu gebrauchen, um auf dem gefährlichen Meere das Steuer nicht zu verlieren.

Noch ehe der Bauernſpiegel herausgekommen war, wurde Bitzius von einem Familienunglück betroffen, das ihn tief erſchütterte. Seine Mutter, bereits in hohem Alter, ſtarb im Sommer 1836. Sie hatte mit ihrer Stieftochter Marie Bitzius, der bereits erwähnten ältern Schweſter von Bitzius, jeden Sommer im Pfarrhaus zu Lützelflüh zugebracht, und im Hauſe

ihres Sohnes ereilte sie der Tod, welchen das stets heitere und freundliche Wesen der liebevollen Frau die Ihrigen als unersetzliche Lücke empfinden ließ. Sie hatte den Bauernspiegel nicht erlebt, und sie hätte das Buch, wenn sie es gelesen haben würde, wohl nicht ohne Besorgniß wegen der allzugroßen Keckheit des Sohnes im Tadeln und im Darstellen aus der Hand gelegt. Ihr Grab ist auf dem Kirchhof zu Lützelflüh, da wo nach achtzehn Jahren eines unermüdeten treuen Tagewerkes auch ihr lieber Sohn in die Gruft gesenkt werden sollte. Bitzius war von nun an durch eine geheiligte Erinnerung mehr an Lützelflüh gefesselt. Die stillen Höhen, welche auf die Grabstätte seiner Mutter niedersehen, hätte er nur mit wundem Herzen verlassen, und es gehört auch dieß zu dem einfach ruhigen, wir möchten sagen idyllischen Verlauf seines äußern Lebens, daß er bis an seinen Tod da bleiben konnte, wo die Hülle seiner Mutter ruhte, und daß beide im gleichen ländlichen Kirchhof schlummern.

Auf dieses Leid folgte im Hause bald eine Freude. Im Mai 1837 wurde Bitzius ein zweites Mädchen geboren, welches den Namen Cecilia erhielt (die ältere Schwester heißt Henriette) und das jüngste Familienglied im Pfarrhause zu Lützelflüh geblieben ist, da keine jüngeren Geschwister nachfolgten.

Bald darauf, am 13ten August 1837, wurde das Emmenthal, besonders das obere, von jenem furchtbaren Gewitter heimgesucht, welches uns Bitzius in seiner „Wassernoth im Emmenthal“ mit der ergreifenden Naturwahrheit und zugleich mit einer Macht und einem Reichthum der Phantasie geschildert hat, die einem deutschen Gelehrten, der als großer Physiker einer der competentesten Urtheiler war, den Ausruf entlockt haben sollen, so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden! Von dieser Seite, als Beschreibung und Darstellung eines großen Naturereignisses, ist das kleine Büchlein, „die Wassernoth“, welches im Jahr

1838 herauskam, eines der merkwürdigsten und meisterhaftesten Produkte des Verfassers geblieben. Man kann es nicht ohne Schauern lesen, und alle diejenigen, welche selbst gleich nach dem Ereigniß die Hauptschauplätze der Verwüstung besucht (und deren waren Tausende), müssen über die Präcision in der Schilderung, über die lokale Wahrheit erstaunen, die in Bitzius' Erzählung bis in's kleinste Detail vorwaltet. Das Büchlein hat aber noch andere bemerkenswerthe Seiten. Bitzius machte bei dieser Gelegenheit, da er auch zu den Rathenden und Helfenden gehörte, da auch die Uferbewohner seiner Gemeinde Schaden litten und er überhaupt Vieles persönlich sah oder sonst in Erfahrung brachte, was dabei vorging, Erfahrungen von mancherlei Art, aber auch sehr betrübende. Er sah die Selbstsucht, den unerhörten Eigennutz und die Herzlosigkeit der Menschen, die das Unglück Anderer ausbeuteten, eine Art Strandrecht geltend machten oder habgierig bei kleinem Schaden sich an die Steuern drängten, welche vor allem dem großen Schaden, der tiefen Noth der Aermeren galten. Diese Erfahrungen wollte er nach seiner Weise, damit aus der Wahrheit Besserung komme, der Welt nicht vorenthalten. Er legte sie in seinem Büchlein nieder, und „die Wassernoth" enthält in dieser Beziehung einen Schatz von Menschenkenntniß zur Belehrung und Rüge. Zugleich aber weht in der kleinen Schrift jener religiöse Sinn, welcher die großen Naturereignisse als providentielle Schickungen deutet, die den Menschen ernst und bescheiden machen sollen, ohne deßhalb seine Kraft zu lähmen und ihn zum müßigen Fatalisten zu machen. Es wird, wie das Vorwort so schön erinnert, jene Gottesfurcht gepredigt und an dem Ereigniß gleichsam entzündet, für welche „die ganze Natur eine Gleichnißrede ist, die der Christ zu deuten habe", eine ungeschriebene Offenbarung, die täglich zu uns spreche „in Sonnenschein und Sturm", und wenn wir auf sie merken, nicht minder zu Gott führe, als das geschriebene Wort, die im Sichtbaren das Unsichtbare enthalte und auch im Gewohn-

ten und Alltäglichen ein Höheres und Bedeutendes erscheinen lasse. „Das Ereigniß, setzt Bitzius bescheiden hinzu, war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Thor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen ins Gedächtniß geschrieben den Bewohnern des Emmenthals."

„Die Wassernoth" ist ein Büchlein voll einfacher Größe, in welchem Bitzius, wie jene alttestamentlichen Männer, seinem Volke „die Predigt des Herrn deutet, auf seine Weise, in der Liebe, auf daß es Weisheit in's Herz bringe."

Aber Bitzius' Feder, die von nun an nicht mehr rasten sollte, hatte gleichzeitig mit der „Wassernoth" ein weit größeres Werk unternommen, das in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet wurde. Im Jahr 1838 kam von dem Buch, betitelt „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", von Jeremias Gotthelf, der erste Band heraus. Der zweite erschien im Jahre 1839. Dies Werk war das erste von jenen größeren, reichhaltigen, breit und tief angelegten Einzelgedichten, möchten wir sagen, welche, jedes für sich, ein großes wichtiges Verhältniß im Staat oder in der Gesellschaft auf erschöpfende Weise darstellen und gleichsam die Laterne des Diogenes in dessen dunkle, verborgene Seiten leuchten lassen sollten. Hier war es, wie der Titel sagt, das Primarschulwesen, welches mit der eindringenden Sonde des Beobachters, des Psychologen, des genauen Kenners der bestehend.n thatsächlichen Zustände zu untersuchen war. Wir müssen hier zum Verständniß der ferner Stehenden Etwas in's Historische eingehen.

Der Zustand der Volksschule, namentlich der Volksschule vor der politischen Reform des Kantons Bern im Jahr 1830, war schon im Bauernspiegel ganz plastisch und dramatisch, aber kurz und knapp, wie der Zweck des Buches es mit sich brachte, beregt und angedeutet und durch ein paar grelle Schlaglichter beleuchtet worden. Dieß war nun weiter auszu-

führen, und zugleich waren die Schicksale und wechselvollen Erlebnisse des Schulwesens seit der Neuzeit und dem Neubau desselben, den diese Neuzeit anbahnte, in den Kreis der Darstellung zu ziehen. Diese letztere Seite des Buches ist eine sehr wichtige, und wir haben keine bessere, lebendigere und plastischere Geschichte und Berichterstattung über das Bernische Primarschulwesen jener Jahre, als in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" enthalten ist. Die Einkleidung ist die nämliche wie im Bauernspiegel. Ein armer Schulmeister erzählt seine Lebensgeschichte und berichtet vorerst von seiner völlig verwahrlosten Erziehung, wie er aus einem armen Weberjungen zum Schulmeister geworden. Er erzählt die Zufälligkeiten und Schwankungen seines früheren Lebens, dann seinen Kampf mit bitterer Noth, seine Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die der durchgreifenden Reform eines so sehr durch positive und bestehende Verhältnisse bedingten Verwaltungszweiges, wie es das Volksschulwesen ist, entgegenstehen, werden uns hier an dem Lebenslauf eines einzelnen Mannes anschaulich gemacht, welcher, mitten in diese Crisen und Gährungen einer reformbedürftigen Zeit mit seiner ärmlichen sich kaum über dem Wasser haltenden Existenz hineingeworfen, nahe daran ist, in diesen Stößen und Rückstößen unterzugehen. Das höhere Schulwesen des Kantons war schon lange vor 1830 auf liberale Weise gepflegt und mit Sorgfalt entwickelt worden. Im Primarschulwesen hatte zwar die äußere Reform hier und da mit dem Bau neuer Schulhäuser begonnen, sonst aber war da fast noch Alles zu thun übrig. Die Reformbestrebungen aber bewegten sich zwischen zwei Klippen, indem sie auf der einen Seite die Gefahr liefen, durch zu energisches Durchgreifen, wie z. B. durch unerbittliche Entfernung aller den neuen Forderungen nicht gewachsener Primarlehrer, gegen Viele ungerecht und hart zu werden, auf der andern Seite die andere Gefahr, durch zu große Nachsicht und Schonung bestehender Verhält-

nisse den Zweck der Reform entweder gar nicht oder nicht in dem gehofften Umfang zu erreichen und das Resultat derselben zu verkümmern. Alle diese Versuche, Bewegungen und Phasen der Schulreform schildert Bitzius vortrefflich. Sein Buch, welches wie der Bauernspiegel ursprünglich einzig auf den Kanton Bern berechnet war und sich mithin, wie jener, ein engeres patriotisches Ziel gesteckt hatte, sollte durch die Eindringlichkeit und die in's kleinste Detail gehende Sorgfalt dieser Schilderung durch die Beleuchtung der Nothzustände des Schullehrerstandes überhaupt, die Reformer ermahnen, ja nicht stille zu stehen und mit dem bereits Erreichten sich zu begnügen, sondern sich mit unausgesetztem Ernst der weitern Durchführung des Bessern hinzugeben. Dieser Zweck des Buches springt überall hervor, und nur arger Mißverstand konnte Anderes darin finden wollen. Das öffentliche Urtheil täuschte sich auch gar nicht darüber. Ein späterer deutscher Recensent in den „Berlinischen Nachrichten" sagt daher mit Recht: „Leset den Schulmeister, und wenn ihr dabei nicht mit Erbarmen erfüllt werdet ob dem unsäglichen Leid des Lehrers, der früh bis spät mit über hundert ungezogenen Landbuben und Mädels sich plagt, dann Nächte durch am Webstuhl arbeitet, und doch nicht der säugenden Mutter und den halbnackten Kindern genug Schwarzbrod, den Hunger zu stillen, zu erarbeiten vermag, und der den eigenen Hunger vergißt ob dem peinigenden Harm des Anblickes seiner hinwelkenden Lieben, ja, dann seid ihr freilich viel beklagenswerther noch als jener unter den gesellschaftlichen Mißverhältnissen fast erliegende, da euer Herz dann härter als Stein sein müßte."

Bitzius stellt die Armseligkeit des Schullehrerstandes jener Zeit, die Noth desselben in ihrer ganzen realen Größe dar, er verschweigt und verkleinert nichts, er bringt nichts hinzu, um das Bild, gegen das Zeugniß der Wirklichkeit, weniger düster zu machen. Er zeigt unter anderen Dingen, wie der Eigennutz des Staates und der Gemeinden, welcher den Dorf-

schulmeister fast nur zu einem verachteten Steuern- und Almosenempfänger machte, sich durch den daraus entspringenden Eigennutz der Schulmeister rächte, welche ein Interesse dabei fanden, die Bauernkinder und Bauern selbst möglichst unwissend zu erhalten, damit sie ihnen, den Schulmeistern, als den einzigen Clericis, den einzigen Verwaltern des Wissens (und welches Wissens!) einer Dorfgemeinde, zinsbar und ganz von ihnen abhängig blieben. Aber indem der Verfasser hier wie im Bauernspiegel die ganze Wunde aufdeckt, hütet er sich gleichzeitig wohl, bei dem durch die neue Zeit und deren Verheißungen gewaltig aufgeregten Lehrerstande ungemessene Erwartungen und Hoffnungen zu erwecken. Er warnt überall nachdrücklich vor der Illusion, daß das Gute und Bessere in der Welt einzig vom Staate aus, durch Gesetze und Zusicherungen von oben herab, ohne unser eigenes Zuthun, ohne eigene Anstrengung und muthigen Kampf geschaffen werden könne. Er lehrt die Gedrückten Maaß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maaß halten könnten im Verzagen und Verzweifeln. Nach seiner Weise will er nicht verwöhnen, die Leute nicht bequem und faul machen, ihnen nicht schmeicheln, nicht nach dem Mund reden, nicht Wünschen Raum geben und sanguinische Erwartungen wecken, die nie verwirklicht werden könnten. Hätte Bitzius sich durch sein Buch nur bei den Lehrern und Schulfreunden populär machen wollen, hätte er es darauf angelegt, die Erwartungen von der Reform des Schulwesens so hoch als möglich zu spannen, er hätte mit der ihm eigenen Gewalt der Darstellung eine ungeheure Aufregung in dieser Richtung bewirken können, aber dann hätte sein Buch nur dem Augenblick gedient und wäre bald wie andere Agitations- und Partheierzeugnisse ohne Nachhall verschollen. Bitzius hatte einen höhern Ehrgeiz. Er bleibt nüchtern, lakonisch und sparsam im Rühmen und im Verheißen, er geht auf's Innere los, er will jeden Nerv des Menschen zur Verbesserung seines Zustandes selbst angespannt wissen. Daher ist das Ende „der

Leiden und Freuden eines Schulmeisters" nichts weniger als romantisch, oder nach Art gewöhnlicher Romane „beseligend und enthüllend," indem das Buch mit der zwar erfreulichen aber prosaischen, gar nicht hochfliegenden Wendung schließt, daß der arme Käser die Staatszulage von 150 Schweizerfranken (100 Gulden) ohne Bedingung erhält, und so von der drückendsten Noth und dem bittersten Mangel befreit wird und wieder aufathmen kann.

Diese Nüchternheit und Mäßigkeit des Buches mochte ein Grund sein, warum dasselbe Viele, namentlich aus dem Schullehrerstande, nicht befriedigte. Manche mögen ihre Erwartungen getäuscht gesehen haben, indem sie keine Befürwortung höher gesteigerter Ansprüche darin fanden; einige, noch oberflächlicher urtheilend, fanden Spott und Satyre gegen den Schullehrerberuf da, wo die ernste Theilnahme an dessen Wohl und besserer Zukunft vorhanden war und aus jeder Zeile sprach. Das Buch hatte von vorn herein Mühe gehabt, unter Dach zu kommen und einen Verleger zu finden. Mehrere schweizerische Verlagshandlungen lehnten den Druck des Werkes aus ängstlichen, kleinlichen Rücksichten ab, besonders wegen einzelner freimüthiger Urtheile über große Autoritäten im Erziehungsfach, deren Gunst man nicht verscherzen wollte, bis endlich eine (radikale) Buchhandlung in Bern, die sich dadurch ein wirkliches Verdienst um das Land erwarb, die Herausgabe übernahm. Bitzius sagt in einem Brief an einen Freund in Bern: „daß überhaupt der „Schulmeister" kälter aufgenommen wird als der Bauernspiegel, obgleich er höher steht, glaube ich. Das Leben, das in beiden geschildert wird, ist ein ähnliches und im Schulmeister ein fast ereignißloses, und eine Menge darin enthaltener Vorfälle haben nur für den Schulmann Reiz. Zudem war übrigens das ganze Leben nicht mehr neu, der Bauernspiegel hingegen eine ganz neue Erscheinung."

Doch wurde das Buch von der großen Mehrzahl der Leser, von allen einsichtsvollen Schulmännern und Freunden der

Schulreform mit großer Theilnahme und Wärme begrüßt. In Deutschland, wo es später bekannt wurde und wo es vielfach, selbst in Ländern wie Preußen, auf ähnliche Nothzustände der Primarschullehrer stieß, wurde es mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen und Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" an allgemeiner Wichtigkeit und Wirkung an die Seite gestellt. „Selbst in dem des Schulwesens wegen gepriesenen Preußen," bemerken die „Berliner Nachrichten" (November 1843), die allgemeine Beziehung des Buches hervorhebend, „habe es, während Peter Käser doch noch gegen 40 Thaler jährlichen Gehalts gehabt, womit er Frau und Kinder vor dem Verhungern schützen sollte, — vor wenigen Jahren noch 1180 Volksschullehrerstellen mit weniger als 20 Thaler, und 5104 Stellen mit 20 bis 60 Thaler jährlichem Gehalt gegeben, wenn solches Almosen Gehalt zu nennen sei." —

Durch den Schulmeister wurde Bitzius erst recht in Deutschland bekannt, namentlich im protestantischen Norden. Im Süden bahnte schon die größere Wahlverwandtschaft der beiden Volkssprachen das leichtere Verständniß an.

Man hat dem Buch in Betreff des Charakter's des Peter Käser den nicht unbegründeten Vorwurf gemacht, derselbe enthalte Ungleichheiten und Widersprüche, indem er einerseits ein Weiser sei, wie Wenige auf Lehrstühlen und Kanzeln stehen, während er andererseits an Vorurtheilen und Schwächen kleben bleibe, deren Vorhandensein durch den Grad seiner in der Leidens- und Freudenschule des Lebens erworbenen Erkenntniß fast unwahrscheinlich werde. „Wer, so fährt derselbe Bernische Rezensent fort, ein so tiefes und richtiges Gefühl hat, wie Peter Käser, wen der Geist so mächtig zum eigenen Denken antreibt, wer so über Liebe schreiben kann, wer so richtig, wie dieser Schulmeister, seine Umgebungen auffaßt und sie mit den Fühlhörnern eines angebornen psychologischen (seelenkennerischen) Talents bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens verfolgt, — dem werden „die Haare nicht mehr zu Berge stehen,"

wenn er vom Pfarrer vernimmt, daß es beſſer ſei, die Kinder lernen daheim auswendig, als in der Schule."

Es iſt wahr, Käſer ſpricht oft über ſeinen Verſtand, über die beſchränkte Geiſtesſphäre eines ſo erzogenen, ſo gedrückten Schulmeiſters hinaus, er iſt nicht immer der Gleiche, er iſt oft voll Weisheit und überlegener Einſicht und dann wieder voll Kurzſichtigkeit und Beſchränktheit. Bitzius hat das ſelbſt gefühlt und er hat den deshalb zu erwartenden Tadel durch die beiläufige Anmerkung des Umſtandes einigermaßen abzuwenden geſucht, daß Käſer ſein Manuſcript dem Freund Wehrdi, dem gebildeteren Jägersmann, zum Ueberarbeiten nach Hauſe giebt und dieſer die Blätter auch dem Pfarrer zeigt, ſo daß es ſcheinen kann, das, was über Käſer's Einſicht in dem Buch geſprochen ſei, könne durch die Umarbeitung und Feile dieſer Perſonen hineingekommen ſein. Doch wir brauchen in dieſem Punkt nicht ſo ängſtlich zu ſein; wir können ganz gut zugeben, daß Käſer's Charakter, künſtleriſch oder äſthetiſch betrachtet, kein ſtetig gehaltener ſei, was übrigens auch von Jeremias Gotthelf im Bauernſpiegel gilt, indem auch dieſer über ſeinen Geſichtskreis hinaus und aus der höhern Einſicht des Schriftſtellers heraus ſpricht. Dieſer künſtleriſche (und nur künſtleriſche) Mangel läßt ſich bei einer ſolchen autobiographiſchen Form, wie die für dieſe beiden Bücher gewählte iſt, nicht leicht vermeiden. Der Schriftſteller, der dieſe Form bloß als Einkleidung benutzt, den es drängt, wichtige Dinge zu ſagen, wird öfter durch die Maske ſeines Helden hindurch brechen und über dem ihm weitaus wichtigeren Zweck das künſtleriſche Mittel vergeſſen. Er zieht ſeine Verkleidung aus und ſteht dann in eigener Perſon vor uns. Dennoch iſt Käſer, dieſe äſthetiſche Ausſtellung auch zugegeben, da wo er nicht Philoſoph iſt und ſeine natürliche Sphäre nicht überſchreitet, eine Figur von ſolcher Naturtreue, von ſo rührender Wirklichkeit, daß wir an ſeinem ganzen Daſein, an ſeinem ſo naiv erzählten Lebenslauf den innigſten Antheil nehmen und ſeinen wechſelnden Schick-

salen mit Spannung folgen. Diesen tiefen Antheil des Lesers bestätigt auf eine rührende Weise jene freundliche Thatsache, deren Richtigkeit uns verbürgt worden ist, daß nämlich ein katholischer Geistlicher aus einem der schweizerischen Urkantone, der die Erzählung Käser's für eine wahre Lebensgeschichte eines wirklichen Individuum's hielt, einen kleinen Geldbetrag zur Unterstützung desselben mit der Adresse „Peter Käser zu Gytiwyl im Kanton Bern" auf die Post gab. Der Brief blieb eine Zeitlang in Bern liegen, bis Bitzius davon benachrichtigt, denselben als zu seinen Handen gehörend reklamirte und den Betrag sofort zu einem gemeinnützigen Zweck deponirte und verwenden ließ. Dieser Zug ist ein beredtes Zeugniß zum Ruhm des Schriftstellers, der das Leben so zu schildern und Dichtung und Wahrheit so zu vereinigen weiß.

Aber neben Käser steht eine andere Gestalt, welche über das ganze Werk einen milden Glanz verbreitet und sogleich die Herzen aller Leser erobert. Es ist Mädeli, die Frau Schulmeisterin, eines jener herrlichen Frauenbilder voll Weiblichkeit und Zartheit und innerer Schönheit, von gleichgewogenen Gemüths- und Verstandeskräften, wie Bitzius uns noch mehrere in späteren Werken geschaffen, und wie sie als wahrhaft höhere und doch der Wirklichkeit so nahe verwandte Wesen uns, wo sie erscheinen, entzücken und erheben. Sehr schön bemerkt das bereits angeführte Berliner Blatt, wie „Mädeli uns zu lebendiger Anschauung bringe, daß der Beistand gottbeseligter Frauen auch für die Schule durchaus unentbehrlich sei. Deshalb stehe Mädeli dem Schulmeister zur Seite, durch ihren Beistand reife Käser erst zum echten Schulmeister empor, sie halte ihn aufrecht und leite ihn über die ihm auferlegten Prüfungen siegend hinüber. Denn sie, heißt es ferner treffend, die bei Anwesenheit der Kinder die Schulstube nicht betritt, viel weniger unterrichtet, wirkt dennoch als die Seele des Ganzen, so in ihrem Hauswesen wie in der Schule, gleichsam unabsichtlich und lediglich in Folge ihres in Liebe getauchten Ge-

müths. Ununterbrochen nur für Mann und Kinder thätig und sorgend, ist nur sie wie ohne Ahnung dessen, was sie Herrliches schafft. Die herbsten Opfer werden ihr durchaus nicht schwer; denn, was sie auch leiste, muß sie in Folge ihrer rein göttlichen Natur leisten; sie kann und weiß es nicht anders und so würde sie ihrer Natur zuwider handeln, wenn Spuren nur von Selbstsucht sie bestimmten; ähnlich wie Desdemona eines Weibes Untreue sich nicht als nur möglich denken kann. So auch thut Mädeli ohngeachtet eines durchdringend klaren Verstandes nur sich niemals genug; daher sie auch stets Gott preiset und danket für die ihr und den Ihrigen erwiesene unverdiente Gnade, selbst in Zeiten drückendster Noth. Denn, von Herzen demüthig und schuldfrei, beneidet sie Niemand, findet ihre Lage vielmehr um so glücklicher, als sie dem Willen Gottes sich unbedingt fügend weiß, daß die von ihm auferlegten Prüfungen nur heilsam sein *können*. Und dies wundersam einfach weibliche Gebilde ist nicht Dichtung, nein! Mädeli lebt wirklich, so gewiß der Geist lebt und ewig leben wird, der sie unmittelbar lebend erschaut und in untilgbarer Schöne darzustellen verstand. Dem Genius ist es verliehen, „in der Natur die höhere Natur schaffend zu gestalten."

Von Mädeli läßt sich das schöne und tiefe Wort von Salis sagen:

Bei Cypressen sproßten ihre Myrten;
Weil *sie viel geduldet, liebt sie viel.*

Ein Deutscher, der selbst Romane geschrieben hatte, war von „Mädeli" so entzückt, daß er anmuthig sagte, er gebe drei Kaiserinnen und sieben Königinnen, die Prinzessinnen ungezählt, aus *seinen* Romanen für diese fürstliche Schulmeisterin und für den Schulmeister ein halb Dutzend sehr schön geputzter Helden noch dazu.

Als Curiosum mag hier noch beigefügt werden, daß, wie wir gehört oder gelesen, eine Gräfin Schwerin mit dem Plane umgeht, aus „Mädeli" mit Weglassung von Allem, was in

den „Leiden und Freuden“ sich auf das Technische des Schulwesens, auf den praktischen Zweck des Buches bezieht, einen eigenen Roman zu machen, in welchem die Frau Schulmeisterin als einzige Hauptheldin noch größer erscheinen sollte. Wir andern möchten sie in ihrer bisherigen Umgebung wohl vorziehen.

Auch die um die Schulmeisterfamilie herum gruppirten Nebenfiguren sind treffliche Zeichnungen und Charakterbilder. Dahin rechnen wir besonders den alten Weber und seine mehr als wunderliche Ehehälfte, deren letzte Pflege eine so himmlisch schöne Seite in Mädeli's Leben ist, ferner den alten Schulmeister, Käser's Mentor, auch ein paar jüngere Collegen, die in leichten Umrissen vorkommen. Eine erfreuliche Erscheinung voll Kraft und überlegener Einsicht ist der spätere Pfarrer von Gytiwyl, der so treffliche Anleitung giebt, wie in einer Dorfschule mit Zeit und Stoff, dem lebenden und dem todten, Haus zu halten sei, der so frei und bewußt dasteht und seine Kenntniß der Welt und der Menschen dem Guten nutzbar zu machen weiß. Wehrdi, der Jägersmann, ist ein Charakter ganz besonderer Art, wie ihn Bitzius nur in ein paar seltenen Exemplaren und offenbar stets mit großer Vorliebe gezeichnet hat. Er ist eine durch fremde und eigene Schuld misanthropisch gewordene, aber in ihrem moralischen und intellektuellen Kern wie in der physischen Constitution ungeschwächte und unverwüstliche Natur. Er hat mit der Welt abgerechnet und sein Urtheil bleibt eben deswegen fest und sicher, wird aber doch von einem natürlichen Wohlwollen für diejenigen geleitet, denen er noch vertrauen zu können glaubt. Er ist eine Art von genialem Kraftmensch, von rauher Außenseite und harter, stachlichter Schale, aber trefflichem Kern. Die ganze Figur hat etwas fremdartig Abgeschlossenes und Ueberlegenes, das mit des Schulmeisters gedrücktem Dasein und unfreiem Wesen in einen sehr poetischen Contrast gesetzt ist.

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ werden

unter dem Ehrentitel, den ihnen ein Deutscher gab, als „wahres Erbauungsbuch für arme Schulmeister“ unvergänglich bleiben. Das Buch hat übrigens für des Verfassers Heimath als Geschichte des Bernischen Primarschulwesens einer bestimmten Zeit, wie wir bereits bemerkt, bleibenden historischen Werth. Es ist ein Zeugniß und eine Urkunde über den Primarunterricht, wie er war, und ein pädagogischer Leitfaden für diesen Unterricht, wie er werden sollte. Dabei ist der Reichthum allgemein menschlicher Beziehungen in dem Buche groß. Es enthält ein Bild des Lebens, in welchem Jedermann sich bespiegeln kann. Eine große Tiefe der Empfindung, eine stete Berufung an die sittlichen und religiösen Kräfte im Menschen treten neben den dichterischen Eigenschaften des Werkes mit Macht hervor, und die breitere Anlage desselben gestattet ein freieres Ergehen und tieferes Eindringen in dieser Richtung. Das öffentliche Urtheil hat auch längst dem Buche eine vorzügliche Stelle unter den Schriften des Verfassers angewiesen.

In den beiden nächstfolgenden kleineren Schriften, nämlich in der Erzählung: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen,“ die 1838, und in der anderen: „Durs li, der Branntweinsäufer oder der heilige Weihnachtsabend,“ die 1839 erschien, betritt Bitzius einen neuen Boden. Er geht hier dem Laster der Trunksucht, besonders dem Branntweintrinken, welches in einigen Berggegenden seines Heimathkantons zu einem verheerenden Fluche geworden war, zu Leibe. Behörden und Privaten hatten gerade damals diesem um sich greifenden Laster die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Sehr gute Gelegenheitsschriften waren erschienen, unter denen wir die „Branntweinpest“ von Dr. Lehmann nennen, vom medicinischen Standpunkt aus geschrieben, und so wollte auch Bitzius sein Scherflein einlegen zur Bekämpfung dieses Erbfeindes nationaler Wohlfahrt. Er that dieß in seiner Weise. Er predigte durch warnende Beispiele, die er wahrscheinlich nicht einmal sehr weit zu holen hatte, und stellte in den beiden ge-

nannten Schriften dieſe Branntweinpeſt in ihrer ganzen Furchtbarkeit dar.

Was das erſtere Büchlein: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen," betrifft, ſo iſt der Titel faſt noch ſchauriger als der Inhalt, und man könnte glauben, es ſei von einem wirklichen, nicht blos figürlichen Ertrinken oder Verbrennen im Branntwein die Rede. So furchtbar iſt freilich die Sache nicht. Die Mädchen kommen blos durch den Branntwein um. Aber des Schrecklichen bleibt freilich noch genug. Man hat dem Büchlein den Vorwurf einer allzugrellen und nackten bis in's Eklige gehenden Darſtellung gemacht. Auch fand man die Wiederholung der fünf ähnlichen Lebensläufe einförmig und von blos lokalem Nutzen, weil das Branntweintrinken in dieſem Maaße bei jungen Mädchen allzu ſelten ſei. Bitzius motivirt das Schriftchen in zwei Zeilen auf folgende Weiſe. Er habe, ſagt er, über das Branntweintrinken ein Luſtſpiel geleſen, welches mit einer Heirath und einem frohen Mahle ſchließe; er habe nun verſucht, über denſelben Gegenſtand ein Trauerſpiel zu ſchreiben, und zwar habe er daſſelbe nicht erfunden, ſondern nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten geordnet, die er einem Freunde verdanke. Mithin wären die fünf Lebensläufe wahre Geſchichten, die leider, nach Demjenigen zu urtheilen, was namentlich in gewiſſen Seitenthälern des Emmenthals und anderer Berggegenden des Kanton's Bern (und wohl auch anderswo) geſchieht, nicht iſolirt ſtehen mögen. Das Büchlein iſt in der That, wohl abſichtlich, ſehr grell und dunkel gehalten. Schon der Anfang deſſelben, die Beſchreibung der Wirthsſtube in jenem „Thälchen" und der Gäſte derſelben macht uns ordentlich bange, wir ſchnappen in dieſem Qualm nach friſcher Luft und ſehnen uns in's Freie. Doch giebt es auch einzelne Sonnenblicke in dieſen Schatten hinein, z. B. das Bild des alten Häftlimachers, wie er in der Sonntagsfrühe ſo ſorgfältig wäſſert und „jedem Gräschen das Maaß

Waſſer zukommen läßt, welches ihm heilſam iſt." Die fünf Lebensgeſchichten aber ſind, wie Bitzius verſpricht, eigentliche Trauerſpiele, in denen erſchütternde Scenen vorkommen, und von ganz tragiſchem Abſchluß. Dahin rechnen wir die Schilderung von Stüdeli's Wahnſinn, die Geſchichte von Bäbeli's Eid und deſſen Folgen, das gräßliche Ende der wüſten Marei und die erſchütternde Kataſtrophe Liſi's, womit das Büchlein ſchließt. Daß ſich dieſe Schickſale und die abſchüſſigen Wege dahin in Vielem gleichen müſſen, war natürlich. Doch hat Bitzius mit Kunſt und planvoll dem Beginn der Trunkſucht bei Jedem der unglücklichen Geſchöpfe eine andere Veranlaſſung und eine andere Art von Verführung zu Grund gelegt. „Alle waren in verſchiedener Lage und verſchieden packte ſie die Sünde an." Gerade dieſe ganz verſchiedenen Jugend- und Verführungsgeſchichten der fünf Mädchen machen das Büchlein wichtig und lehrreich. Denn unſer tiefes Mitleid mit den zwar nicht ohne eigne Schuld, aber doch durch die vorangegangene erſte Schuld Anderer dem ſchauerlichen Abgrund zuſchwankenden Mädchen verwandelt ſich ſofort in Zorn über die heilloſe Verwahrloſung von Seite der elterlichen Erzieher und Pfleger. Bitzius mußte dieſe Gewiſſenloſigkeit und Gottloſigkeit der Eltern, die bald direkt durch eigene Sorgloſigkeit um ihre Kinder, bald mittelbar durch Leichtſinn in der Wahl derjenigen Perſonen, welchen ſie dieſelben anvertrauen, an ihrem Unglück ſchuldig werden, an verſchiedenen Lebenslagen und Berufen dieſer Eltern zeigen, damit recht klar werde, daß der Grund des Uebels nicht in dieſer oder jener zufälligen Begangenſchaft oder Lebensweiſe der Eltern zu ſuchen ſei, ſondern weit tiefer in deren ruchloſem und ſtumpfem Sinn, der keinen Begriff von den Pflichten hat, die ſie an den Kindern erfüllen ſollen, von der Heiligkeit des ihnen anvertrauten Pfandes, von der Verantwortung, welcher dieſe Pflichtvergeſſenheit ſie ausſetzt. Die Verwahrloſung der Erwachſenen, der Eltern ſelbſt, der Pauperismus, der, theilweiſe wenigſtens, dieſe Frucht erzeugt,

erſcheinen dann hinwiederum als entferntere, den Kreis der Mitſchuldigen erweiternde Faktoren. Auf ganz verſchiedenen Wegen läßt daher Bitzius die fünf Opfer dem verderbenden Laſter entgegengeführt, dem Molech gleichſam in die Arme gebracht werden. So kommt die Bauerntochter Liſi auf ganz andere Weiſe zum Branntweintrinken, als das Bettelkind Marei und das Fabrikkind Liſabeth oder das Lehrmeitſchi Bäbeli und deſſen Meiſterin Stüdi. Nur das bleibt bei Allen außer Zweifel, daß ohne die Gewiſſenloſigkeit und den Leichtſinn ihrer elterlichen Vormünder keine von Allen vom Laſter ergriffen worden wäre. Hier liegt nach unſerer Anſicht der Schwerpunkt des Büchleins. Bitzius wollte die ſchlimme Wurzel des Uebels zeigen. In der „Armennoth" ſehen wir ihn ſpäter poſitiv heilend auftreten und durch beſſere Erziehung armer Kinder dieſe einem beſſeren Leben und ſittlich religiöſer Zucht zuführen. Die „fünf Mädchen" ſind übrigens, das geben wir zu, nicht eine Lectüre für Jedermann, ſondern das Büchlein ſcheint vorzugsweiſe an Pädagogen, Eltern, Vormünder, ferner an Perſonen, die im Staatsleben zu wirken haben, gerichtet. Da übrigens daſſelbe beſonders für die Heimath des Verfaſſers und die krankhaften Verhältniſſe einzelner Gegenden derſelben beſtimmt war, ſo hat der Vorwurf, den ein deutſcher Kritiker dem Schriftchen macht, daß es für Deutſchland Ueberflüſſiges enthalte, weil dort der Fall ſo junger Branntweintrinkerinnen etwas höchſt Seltenes ſei, wenig zu bedeuten. Das Büchlein iſt jedenfalls auch in Deutſchland eifrig geleſen worden. Es beſpricht und berührt ein weit verbreitetes Uebel und hat daher ſeine Bedeutung für alle, beſonders nördliche Gegenden, wo das „Feuerwaſſer" zu einer verheerenden Macht geworden iſt.

„Durſli der Branntweinſäufer" iſt eine Erzählung von ähnlichem Stoff, aber ungleichem, nämlich glücklichem, nicht tragiſchem Ausgang. Es iſt ein Säufer, der ſich bekehrt, nachdem er ſeine Familie in die bitterſte Noth verſetzt hat und

selbst auf dem Punkt moralischen und physischen Unterganges steht. Die Lage Dursli's ist von Anfang an eine andere, als diejenige in den „fünf Mädchen", und giebt der Hoffnung noch Raum. Dursli ist nicht von Jugend auf und von Haus aus verdorben. Er ist als ein tüchtiger, braver Bursche aufgewachsen. Er hat ein gutes Handwerk gut gelernt, ist an Arbeit gewöhnt und in derselben geschickt. Er wird erst spät als verheiratheter Mann und Familienvater von einem jener schlechten Subjekte und eigennützigen Aufhetzer verführt, die Bitzius besonders gern auf's Korn nimmt und später noch oft in seinen Werken schildert. Endlich hat er in seiner Frau einen Engel zur Seite, der sein guter Genius bleibt und in dessen liebevoller Nähe, wenn einmal das Eis seines Herzens gebrochen und die bessere Einsicht gekommen ist, die moralische Genesung rasch fortschreitet und vor Rückfällen sicher bleibt.

Die furchtbare Krisis, die Peripetie des Drama's, möchten wir sagen, aus welcher Dursli als ein anderer Mensch hervorgeht, wird scheinbar plötzlich herbeigeführt durch die zu Visionen, zu einer Art von Delirium führende Aufregung eines fürchterlichen Rausches, dessen Wirkung durch den Zorn der Enttäuschung verdoppelt wird, die der arg geprellte und ruinirte Dursli von seiner lumpigen communistischen Kameradschaft erfährt. Diese überschnelle Entwicklung ist getadelt worden. Ein Mediciner aus Bern schreibt hierüber an Bitzius: „Nur Eines habe ich als Mediciner, oder vielleicht mehr als Psycholog auszusetzen. Es ist kein Uebergang zu dem furchtbaren Teufelstraum vorhanden. In diesem Grade kommen sie bei Säufern wohl nie auf einmal vor. Oft Jahre lang gehen allerlei Sinnestäuschungen voraus. Der Traum selbst aber ist wahr. Ich könnte Ihnen Aehnliches aus dem Leben von Säufern mittheilen." In dieser Vision sehen wir die in's Ungeheuerliche gehende Phantasie des Verfassers wirken, der später die „schwarze Spinne" schuf und andere

Sagen. Die „Bürglenherren“ und die an sie geknüpfte Teufelssage kommen in Bitzius' Schriften noch mehrmals vor, so in „Doktor Dorbach“. Die Farbe ist außerordentlich stark aufgetragen; vielleicht ist aber dieses Phantastische und alles Maaßes Entbehrende gerade in der Volksvorstellung begründet und auf dieselbe am mächtigsten wirkend. Was Bitzius über die verschiedene Auffassung der Sagen sagt, ist bezeichnend. Er deutet damit an, daß diese Sagen, geistig und rein aufgefaßt, einem edlern Kern zur Schale dienen können und unter den Erziehungsmitteln der Menschheit ihre wichtige Bedeutung haben.

„Dursli“ machte sowohl in des Verfassers Heimath als im Auslande Sensation und erlebte mehrere Auflagen. Die Macht der Darstellung war in dieser kleinen Dichtung eine gewaltige. Riehl hat in seiner „Naturgeschichte des Volks“ folgendes treffende Urtheil darüber gefällt: „Die Fabel, sagt er, ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben in's Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Die Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den innern steigenden Verfall des Hauses blicken läßt; da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zu einer Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt, — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde — da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unseren Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir hielten's nicht länger aus! und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße thut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt und Friede und Segen wieder einzieht, da

möchten wir dem Verfaſſer ebenfalls zurufen, er möge inne halten, denn der ſtille Jubel wolle uns das Herz zerſprengen." Das iſt der Quell der Poeſie, der in dem deutſchen Hauſe verborgen iſt und nur des Poeten harrt, der den Moſisſtab beſitzt, um ihn heraus zu ſchlagen."

Daß Bitzius im Beſitze eines ſolchen Stabes ſei, ward immer allgemeiner anerkannt, und in „Durſli" bewährte ſich ſeine große Kunſt, die in „Käthi der Großmutter" ihren Höhepunkt erreichte, die Kunſt, aus Wenigem Viel zu machen, dem einfachſten Stoff ein dichteriſches Leben einzuhauchen und durch die Art der Darſtellung Bedeutung zu geben. Die Liebe und Treue im Kleinen, die wir an den Alten, beſonders den Griechen, bewundern, zeichnen Bitzius in hohem Grade vor Vielen aus. Eine ſolche Scene iſt Durſli's Heimkunft am Weihnachts-Frühmorgen und das Aufgehen eines neuen Tages in der Familie, dann Bäbeli's Kirchgang, das Mittageſſen und Durſli's Nachmittagsbekenntniß gegen ſeine Frau. Der ganze Tag enthält eine Reihe von Bildern von unnachahmlicher Zartheit und Innigkeit. Die zuletzt vom Großvater Sami erzählte Sage von den Bürglenherren ſchwebt dann nur noch wie eine ſchwindende, dunkle Wolke an dem helle gewordenen Himmel, und wir legen das Büchlein mit einer ſo freudigen Empfindung aus der Hand, als fühlten wir uns ſelbſt zu einem neuen Sein und einer freudigen Zukunft geſtärkt, und dürften keinen Augenblick verlieren, das gute Princip in uns zum leitenden und herrſchenden zu machen.

Dieſen beiden Erzählungen, den „fünf Mädchen," und dem „Durſli" folgte auf dem Fuße (1840) eine kleine Schrift verſchiedener Art nach, von allgemeinerem Charakter und anderer Form, die „Armennoth". Der Verfaſſer nimmt hier, ſtatt durch eine koncrete Erzählung, durch ein Beiſpiel ein ſociales Gebrechen zum Bewußtſein zu bringen und aus dem Thatſächlichen die Lehre zu entwickeln, die daran geknüpft wird, einen andern allgemeinern, überſichtlichen Standpunkt ein. Er

verfährt, um uns so auszudrücken, analytisch, nicht synthetisch. Er stellt den Grundsatz oben an und spricht die leitenden Gedanken aus, die er erst zuletzt an einem realen Beispiel erprobt und deren Fruchtbarkeit er an demselben nachweist. Er bezeichnet von vorn herein die Armenfrage als die große, brennende Frage unserer Zeit und der nächsten Zukunft. Er spricht von der Noth und ihren Quellen, den fernen, in der Vergangenheit der Geschichte liegenden und den nahen. Er tritt gegen unrichtige Heilmethoden auf, er bekämpft z. B. die Centralisation des Armenwesens, wie überhaupt die bloß äußerliche Abhülfe. Er geht in die Tiefe und spricht das schöne Wort aus: „Was kein Königswort vermag, vermag die Liebe." Er predigt Heilung von innen, er will „das Uebel in dem Zustande erfassen, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h. so früh als möglich." Dies führt ihn auf die Armen-Erziehung. Die Liebe, sagt er, soll dem Kind des Armen Gotte und Götti sein, die elterliche Pflege ersetzen. Er spricht von „der Hülfe in ihrer ideellen Gestalt," von der Idee, die dieser Armen-Erziehung zum festen Grund dienen müsse, und sieht einzig im Christenthum, in der christlichen Idee und Gesinnung, das belebende Princip, welches die Frage von der rechten, geistigen Seite aufzufassen vermöge und lehre. Er stellt sich auf die Höhe unserer Zeit, welche nicht minder als vergangene Jahrhunderte zu Großem berufen sei, nur zu einem andern, ihr eigenen Großen. Daher ermahnt er die Zeitgenossen, „vorwärts und in die Zukunft hinaus ein lebendig Denkmal, das himmelan strebe, ein lebendiges Münster zu bauen", und er nennt Pestalozzi den „Hochbegabten, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus ihnen Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende." Bitzius spricht in Pestalozzi's Geiste treffliche Worte; sein Büchlein erscheint, wie ein beredter Nachruf an den Greisen,

„den die Welt von seinen Kindern weggedrängt, mit welchem aber seine Idee nicht begraben wurde." — Er zeigt sodann der Hülfe Ausführbarkeit, wenn man nur die Hoffnung und Begeisterung nicht verliere, das scheinbar kleine Resultat nicht gering schätze und Neid und Egoismus überwinden lerne. Freilich giebt er zu, daß kleine Ländchen, wo das Familienleben noch am besten gedeiht und sich am lebendigsten erhalten, hier ungemein im Vortheil seien, während in großen Staaten die Riesengröße des Uebels fast den Muth lähme, ihm entgegen zu treten. Aber eben weil seine Heimath hierin vergleichsweise so günstig gestellt ist, wendet er sich mit doppeltem Nachdruck und edler Wärme an dieselbe und fordert alle politischen Partheien auf, ihren Hader über diesem gemeinsamen Werke zu vergessen und sich allseitig daran zu betheiligen. „Wenn Streit sein müsse," ruft er aus, „so solle ja nur der sein, wessen Liebe die größere, die aufrichtigere sei." Die Armennoth zu überwältigen, sie zu entsumpfen, so daß „das Pestartige derselben ausgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen werde," sei nicht nur ein nationales Werk, sondern ein bedeutender Theil der Aufgabe des Christen gegenüber seinen Brüdern.

Vieles ist schon zu Stande gekommen auf diesem Wege, und Bitzius weist uns auf das bereits Erreichte hin, welches bei redlicher Ausdauer in demselben Geiste noch reichlichere Früchte und größere Resultate hoffen lasse. Fellenberg ist durch seine treffliche Wehrlischule in die Fußstapfen Pestalozzi's getreten. Vereine und Anstalten entstanden und wirkten in verschiedenen Kantonen der Schweiz, so in Glarus, in Zürich, in Appenzell. In Bern gab, wie wir bereits angeführt haben, der Verein für christliche Volksbildung den Impuls. Erfreuliche und blühende Anstalten entstanden auch hier, und Bitzius kommt nun auf diejenige unter ihnen zu sprechen, zu deren Entstehung, Einrichtung, Werden und Wachsen er so treulich mitgewirkt, auf die Armen-Anstalt von Trachselwald, in

der Nähe von Lützelflüh. Er verweilt mit Liebe und Stolz bei dieser Schöpfung gemeinnütziger Männer aus seiner Nähe und weist an ihr die Ausführbarkeit der Pestalozzi'schen Idee nach, so bald ernster Wille und kluges Haushalten mit den vorhandenen Mitteln sich vereinigen. Dieser letzte Abschnitt der Schrift, gleichsam ihr Paradigma, enthält wahre Goldkörner in Betreff der Erziehung der Armen und deckt eine Menge irrthümlicher Ansichten auf. Man sieht es Bitzius hier so recht an, wie sehr die Armensache überhaupt seine theuerste Herzensangelegenheit war, wie die Armen-Anstalt zu Trachselwald eine seiner wichtigsten Sorgen. Er ruht mit der Liebe eines Familienvaters auf diesem Hause, dessen Wohl und Wehe er seit dem Tage seiner Gründung theilte. Es ist in Wahrheit seine zweite Familie. Ihre Angelegenheiten sind die seinigen. Hier geht er aus und ein, hier hat er gewirkt und gehandelt, als ob seine Ehre und sein Glück mit dem Gedeihen der bescheidenen Stiftung unauflöslich verbunden wäre. Er besuchte die Anstalt sehr fleißig und kannte, wie uns ein Freund des Verewigten schrieb, die Knaben fast alle mit Namen. Sein scharfes Auge bemerkte gar Manches, was Andern entging, wobei er bald mit Liebe, bald mit Ernst Uebelstände zu heben wußte. Er war lange Jahre Präsident des Vereins und der Verwaltungs-Commission und die Seele von Allem, was für die Anstalt geschah. Er that für sie Alles, was in seinen Kräften stand, und die Liebe und Anerkennung derselben wurde ihm auch in vollem Maaße zu Theil. Hier lag ein bedeutsamer Theil seines praktischen Wirkens, und in der „Armennoth" tritt der Schriftsteller gleichsam zurück hinter dem handelnden Mann, der hier seine liebste Idee und freudigste That vertheidigt. Die Anstalt in Trachselwald, die sich einer steigenden Blüthe erfreut und bei vierzig Knaben zählt, ist der lebendige beredte Commentar zur „Armennoth," so wie dies Büchlein der Anstalt Ausleger und Gedenktafel ist. Dies giebt der Schrift eine besondere Bedeutung. Sie ist entstanden aus

dem Drang des Verfaſſers, die Idee der Armen-Erziehung ſo populär als möglich zu machen, indem er ſie einerſeits an die höchſten Geſichtspunkte knüpfte und andererſeits die praktiſche Ausführbarkeit der Sache nachwies. Julian Schmidt hat die „Armennoth“ mit vollem Recht „ein goldenes Büchlein“ genannt.

Wir können von nun an (und konnten ſchon früher) die Jahre von Bitzius nach ſeinen ſchriftſtelleriſchen Werken zählen, da ſeine Produktionskraft ſich ſtets zu ſteigern ſcheint und Jahr um Jahr bedeutende Erzeugniſſe ſie beurkunden. Auch floß ſein Leben ſo ruhig und unbewegt, ſo von äußern Schickſalen ungeſtört und glücklich dahin, daß wir ſeine Schriftwerke die einzigen Ereigniſſe derſelben nennen möchten und ſeine Bahn nach dieſen geiſtigen Meilenzeigern zu bemeſſen und nach denſelben ihr zu folgen berechtigt ſind.

Das Buch, welches zunächſt aus Bitzius' Feder floß und welchem einige Jahre ſpäter eine Fortſetzung als zweiter, jedoch unabhängiger Theil folgte, war unter ſeinen zahlreichen Schriften diejenige, welche ihn auf den Gipfel des Ruhmes in der ihm eigenthümlichen Gattung erhob, und zu einem Liebling des Publikum's machte, welches erſt jetzt zum vollen Bewußtſein über ſeine großen Anlagen zu kommen ſchien. Wir ſprechen von „Uli dem Knecht“, der unter dem Titel: „Wie Uli der Knecht glücklich wird, eine Gabe für Dienſtboten und Meiſterleute“, im Jahr 1841 herauskam, und ſofort als die Krone ſeiner bisherigen Schriften proklamirt wurde. Kein ſpäteres Buch von Bitzius hat den Ruf von „Uli dem Knecht“, dem ſpäter „Uli der Pächter“ als würdige Fortſetzung zur Seite ſtand, übertroffen, wenn auch neben demſelben als gleichberechtigt „Geld und Geiſt“ und „Käthi die Großmutter“ erſchienen, und im öffentlichen Urtheil, das gewöhnlich bei ſo vielen Werken ſich eine Rangordnung nicht nehmen läßt, den gleich hohen Rang behauptet haben.

Dieses Urtheil über „Uli" war natürlich und gerechtfertigt. Die Eigenthümlichkeit von Bitzius' *Talent und Richtung* entfaltete sich hier in größter Breite und Tiefe. Alle Eigenschaften, die Bitzius als Schriftsteller einer eigenthümlichen Gattung auszeichnen, die genaueste Kenntniß ländlichen und bäuerlichen Lebens, der Sitte und Anschauungsweise, der Spiele und Arbeiten des Landmann's, der innern und äußern Oekonomie der großen Bauernhäuser, die Naturtreue der Schilderungen, die Farbenfrische und Wärme der Erzählung, scheinen erst hier den rechten Spielraum gewonnen zu haben. Der Verlauf im „Bauernspiegel" war zu rasch gewesen, zu Vieles mußte dort in schneller Folge dargestellt werden, um behaglich beim Einzelnen verweilen zu können und namentlich das Leben des Bauernhauses in seinen mannigfachen Beziehungen zu zeichnen. Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" hatten einen ganz speziellen Zweck, und viele Beziehungen dieser Schrift konnten nur die Schulmänner interessieren. Auch die kleineren folgenden Schriften hatten ihre eng umschriebenen Zwecke, und können als Gelegenheitsschriften angesehen werden. Einige, wie „die fünf Mädchen" und „Dursli" hatten überdieß düstere Sittengemälde zu entrollen. „Uli der Knecht" ruht auf einer allgemeineren, wir möchten sagen, behaglicheren Grundlage. Bitzius konnte hier freier als in den frühern Schriften, seinem Zuge folgen, die menschlichen Dinge in ihrer Ganzheit, in der Verbindung von Gutem und Schlimmem, mit ihrem Licht und Schatten darzustellen und die Breite des Lebens walten zu lassen. Er konnte, unbeschadet dem von ihm nie außer Acht gelassenen ethischen Zweck, der Dichtung ihr Recht geben, zu erfreuen und aufzumuntern und nach Gewittern die Sonne wieder leuchten zu lassen. „Uli" zeigt uns in einem großen, wahren, lebenswarmen Bilde das Leben des Landmann's, besonders aber die Verhältnisse zwischen dem herrschenden und dienenden Landmann, zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht, und führt uns in die vielfach bewegte

Welt ein, die innerhalb des Kreises, den wir mit dem allgemeinen Namen Dorfleben bezeichnen, ein complicirtes, abgestuftes, organisch gegliedertes Ganzes ausmacht. Es war in dieser Beziehung ein für Bitzius und seine Dichtungen höchst günstiges Moment, daß er in einer Gegend lebte, wo, wie im Emmenthal und Oberaargau, das aristokratisch-bäuerliche Element, der große Grundbesitz das Herrschende und Maaßgebende war, welchem die andern Theile der Gesellschaft, die Nichtbesitzenden oder nur in geringerem Maaß Besitzenden gleichsam hierarchisch eingefügt waren. Dieser große Grundbesitz, die großen ungetheilten Höfe mit ihren Rechtsamen und ihrer ausgebildeten Oekonomie, waren das Bild einer Welt im Kleinen, in welcher es Stände, Stufen und Rangordnungen giebt, wie in der großen Gesellschaft, patriarchalische, bürgerliche, proletarische Elemente, die sich bald freundlich unterstützen, bald feindlich gegenüber stehen. Bitzius' Dichtung, aus Gegenden geschöpft, in welchen das Eigenthum mehr nivelliert, Grund und Boden stark getheilt sind, wäre weit weniger reich und mannigfaltig geworden. Das große Bauernhaus hingegen ist wie ein Staat im Kleinen und hat seine Dimensionen als ein vielfach zusammengesetzter Organismus.

Dieses kleine Reich nun, das Reich des großen Bauernhofes, ist der Gegenstand von „Uli dem Knecht" (und später „Uli dem Pächter"). Bitzius hätte sein Buch auch überschreiben können: „der Bernische Bauernhof" oder so etwas, wenn er nicht schon in dem Titel hätte andeuten wollen, wohin seine Erzählung und dichterische Darstellung ziele. Er wollte demnach das Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten, Grundbesitzer und Lohnarbeiter beleuchten und Licht und Schatten dieses Verhältnisses zeigen. Das Buch hat daher diese Doppelseite und Doppelrichtung stets im Auge. Meister und Knecht sollen in demselben die vernünftigen Grundsätze finden, durch welche sie einzig als Theile eines Ganzen wirken, und die gegenseitige Wohlfahrt erstreben und fördern können. Bitzius

schreibt einem Freund darüber: „Uli ist eigentlich nur das erste Bild einer ganzen Reihe. Es ist ein eigenes Feld, Dienstboten durch vieler Meister Häuser zu führen. In den Memoiren einer Köchin läßt sich das ganze Leben einer Bürgerschaft aufrollen." — „Uli" war ein fruchtbares Thema zu einer Zeit der Bewegung, die ganz besonders diese Verhältnisse aufrüttelte, hier Neid und Trotz, dort Hochmuth und Härte erzeugte und begünstigte, und der Gegenstand war höchst zeitgemäß in einem vorzugsweise agricolen Land, wo zwischen herrschenden und dienenden Elementen, zwischen Grundbesitz und Tagelöhnerthum, Grundcapital und Arbeit, die Kluft sich erweiterte und Reibung überall zu Tage trat.

Das Buch hatte so einen trefflichen ethischen Stoff zu behandeln. Bitzius benutzte und entwickelte denselben auf die schönste und fruchtbarste Weise. Uli wird aus einem faulen liederlichen Knecht, ein fleißiger und arbeitsamer, er lernt aus einem gedankenlosen und rohen Zustande, dem nur die Spanne der nächsten Gegenwart etwas gilt, sich herausarbeiten zur Hoffnung auf die Zukunft, zum Glauben an sich selbst und an die Möglichkeit besserer Zustände und glücklicherer Tage. Ein langsamer Entwickelungsgang und Widerwärtigkeiten aller Art führen ihn bis zu diesem Punkt. Ein vortrefflicher Meister, der Bodenbauer Johannes, wird das erste Werkzeug seiner Umkehr, und bleibt von da an der uneigennützige Leiter und Rather seines schwankenden und unsichern Geistes. Die Operation geht langsam aber sicher vor sich. Bitzius erspart seinem Helden, wie er es auch im Schulmeister gethan, nichts. Er läßt ihn scharf arbeiten und der Leser empfindet es oft mit Uli, als ob dessen Kämpfe und Anstrengungen am Ende vergeblich sein dürften. Doch „Treue siegt", möchte man sagen. Uli arbeitet sich zu höhern Stufen empor, die zu erreichen ihm früher eine Unmöglichkeit geschienen. Er ringt sich aus dem geringeren Dienstverhältniß eines Knechtes zum freieren und selbstständigeren eines Pächters empor, bis seine Ausdauer, sein

unverdroſſener Muth und treues Streben durch die Liebe eines vortrefflichen Mädchens belohnt werden, an deſſen Hand ſeinem Leben eine ſchönere und freiere Zukunft aufgeht. Das Buch hat darum einen ungemeinen ſittlichen Werth, weil Bitzius in demſelben wie ein Schulmeiſter, ſeinem oberſten Grundſatz getreu, daß die Vorſehung unſre Kräfte erſt dann ſteigere und vermehre, wenn wir ſie zu benutzen verſtehen und in eigener Beſtrebung nicht läſſig ſind, ſehr mäßig im Lohnen der Anſtrengungen und Mühen des Uli verfährt. Ein vertrauter Freund von Bitzius, ſelbſt ein Landmann und trefflicher Meiſter in der Art des Bodenbauer's, machte ihm die Bemerkung, er laſſe ſeinen Uli hart ſchaffen und eine ſtrenge Schule durchmachen, ehe er ihn auf einen grünen Zweig bringe. Bitzius erwiederte, dies ſei allerdings richtig und er gebe abſichtlich einen andern Weg als viele Schriftſteller. Er könne die „Wunſchbütlein" nicht leiden, durch welche dieſelben ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Er halte dieſe Art von Schriftſtellerei für verderblich, weil ſie die Leute faul und träge mache. Sein Zweck ſei überall, die eigene Kraft zu wecken, und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen. Uli's Charakter war auch zu dieſem Zweck vorzüglich gut gewählt. Hätte Bitzius aus Uli einen genialen Knecht gemacht, der mit ſicherem Urtheil und Energie begabt, eben ſo ſchnell aus dem Sumpfe geſtiegen wäre, als er in denſelben hineingerathen, ſo wäre aus einem ſolchen Lebensgange einer begünſtigten Natur die große Lehre nicht zu ſchöpfen geweſen, daß Arbeit mit Treue im Beruf und ſchlichtem Gottvertrauen verbunden im Stande ſeien, ſich ein zufriedenes und glückliches Loos zu ſchaffen, auch bei ſehr mittelmäßigen Anlagen und einem beſcheidenen Maaß von Geiſteseigenſchaften, an welche ſo oft irriger Weiſe, als durch ſie bedingt, des Lebens höchſtes Gut geknüpft wird. Uli iſt ein Alltagscharakter von ſehr unſicherem Urtheil, und von einer Vornirtheit und Wankelmüthigkeit, die uns oft ungeduldig

macht, und gleichwohl erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue unsere Achtung, und wir müssen gestehen, daß Uli's Weg, wenn auch ziemlich sauer, noch Manchem offen steht, der ihn bloß aus Trägheit versäumt, und daß dieses Buch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes ist, indem es Vielen, sehr Vielen durch Thatsachen, die wir täglich selbst wahrnehmen können, den natürlichen Weg zeigt, sich aus mühvollen, dienenden Zuständen zu etwas Besserem und Erfreulicherem im Leben aufzuschwingen. Was die Figuren im „Uli dem Knecht" betrifft, und das was wir den Roman des Buches nennen möchten, so werden wir dies noch später besprechen können, bei „Uli dem Pächter", welcher erst 1849 erschien. Wir verweilen daher jetzt nicht länger bei dem köstlichen Buche, dem gelesensten vielleicht von allen Schriften von Bitzius und demjenigen, welches namentlich dem Landmann am meisten zusagte und lieb wurde. Ein rührendes Faktum bezeugt den Zauber, womit dasselbe den Leser fesselte. Ein kranker alter blinder Bürger im Canton Glarus ließ sich den „Uli" durch seine Tochter vorlesen, und das Buch entzückte ihn so, daß er sich äußerte, sie solle eilen, er wünsche nur noch so lange zu leben, bis er dasselbe zu Ende gebracht habe. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Uli wurde ausgelesen und zwei Tage nachher starb der Alte.

Ein Produkt ganz eigener Art, völlig verschieden von allen bisherigen Erzeugnissen von Bitzius, war das kleine Büchlein: „Ein Sylvestertraum", erschienen ein Jahr nach „Uli dem Knecht". Wir möchten dies seltsame Büchlein, wie auch sein Titel es zugiebt, eine Vision, eine Phantasie in Jean Paul's Manier nennen, etwa in der Art von des Letztern „Neujahrsnacht eines Unglücklichen". Bitzius versuchte sich hier in einem höhern, elegischen Styl, und seine Phantasie wagte den Flug in ein geheimnißvolles Gebiet. Er schrieb aus einer besondern Stimmung und für besondere, verwandte Stimmungen. Der Ton ist, wie gesagt, ganz lyrisch elegisch. Das Scheiden eines

Jahres, so wie der Abschied jedes einzelnen Tages, das Untergehen der Sonne, wecken diese Stimmungen in uns durch die nahe liegende Erinnerung an den vergangenen Zeitraum, an das was er nahm und brachte. Wenn uns dann, wie der deutsche Dichter schön sagt, „was verschwand, zu Wirklichkeiten wird, und ein längst entwöhntes Sehnen nach jenem stillen ernsten Geisterreich uns ergreift," so fühlen wir uns namentlich jenen Abgeschiedenen näher, die uns einst angehört haben und unter uns wandelten, und wir glauben an einen geistigen Verkehr mit ihnen. Solchen Gefühlen entsprang der Sylvestertraum. Seine Färbung ist daher eine wehmüthige und trauernde. Bitzius schreibt darüber seinem Universitätsfreund Maurer v. Constant, „die Wehmuth, das tiefe Leiden über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübten Seelenzuständen haben, liege dem Sylvestertraum zu Grunde." Dann sagt er: „Das Bild der Landschaft, den Abend, habe ich wirklich eingesogen am Sylvesterabend 1827, und zwar auf der Jagd. Zur ganzen Darstellung bewogen mich Begebenheiten aus dem Leben meiner Freunde, die meisten Bilder sind dem Leben entnommen, der Meisten Schmerz litt ich mit, und eine eigene Wehmuth, die oft gerade im Frühling über mich kommt, giebt das Ganze." Ein anderer vertrauter Freund von Bitzius, der gerade ein geliebtes Kind betrauerte, schreibt ihm sehr schön: „Deine Sylvesternacht hat seither schon öfter Ahnungen in mir geweckt, die ich für nichts nehme, als was sie sind. Ich weiß wohl, daß in diesen Phantasie- und Gemüthsspielen nicht der Grund unsrer Hoffnungen ruht; aber wo der Anker den Grund gefunden, da mag wohl auch das thränende Auge an dem Wellenspiegel der auf und nieder leuchtenden Bilder sich erfreuen."

Der Sylvestertraum zeichnet sich durch Schwung der Sprache, mächtige Phantasie und eine edle Gesinnung aus. Er hat eine sittlich religiöse Bedeutung durch den Causalzusammenhang, in

welchen das Leben des Menschen mit den Schicksalen der ihn Ueberlebenden gesetzt wird, die aus diesem Leben die gute wie die schlimme Frucht zu ernten haben. Es ist die Ausführung jenes Gedankens, der im „Schulmeister" ausgesprochen wird, wo es heißt: „So war der alte Weber im Boden, und doch web der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht Worte vor vierzig Jahren gesprochen, hallen fort in der Welt der Geister, sein Wirken spinnt seinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieser Erde, es webt der Weber fort und fort auf seinem unsichtbaren Webstuhle." — Am Ende des Büchleins, welches aus weichem Ton zu gefaßter und beruhigter Stimmung übergeht, wird der würdige Gedanke ausgesprochen, daß die beste Trauer um die Geschiedenen die Erhebung des eigenen Lebens zum Höheren und Besseren, zur Thatkraft, zum Wirken für Andere sei. „Das Grübeln ließ ich, heißt es dann, ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Todten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe . . . So erschienen mir die Todten im Wachen, im Traume, so sind sie mir nicht mehr todt, sondern leben mir." Diese Stelle erinnert uns an die ähnlichen tiefen Worte des deutschen Dichters:

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth;
Er kehrt in sich zurück und findet staunend
In seinem Busen das Verlorne wieder.

Der Sylvestertraum mit seinem Zug von Wehmuth und seinen vielfachen Anklängen aus verschwundenen Tagen und ernsten Lebensschicksalen hat begeisterte Leser und besonders Leserinnen gefunden, und es bewahren Viele im Herzen diese Elegie, die einzeln dasteht als ein ernstes Gedenkblatt eines

Träumers, der sonst so wenig Träumer war und so wachend und bewußt durch's Leben schritt.

Noch müssen wir erwähnen, daß der „Sylvestertraum" ein sonderbares Schicksal hatte. Das erste Manuscript ging nämlich, nachdem es bereits versendet und in den Händen desjenigen war, dem es anvertraut worden, durch Zufall verloren, und Bitzius erklärte später, es sei ihm unmöglich gewesen, den ursprünglichen Text zu restituiren, und die spätere Bearbeitung stehe der ersten weit nach.

Bitzius betrat um diese Zeit, aufgemuntert in seinem Schriftstellerberuf durch die Anerkennung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, ein anderes ganz neues Gebiet in seinen „Bildern und Sagen", welche in sechs kleinen, ziemlich rasch auf einander folgenden Bändchen in den Jahren 1842, 1843 und 1844 erschienen. Wir lassen nämlich die große Erzählung „Geld und Geist", die einen Theil dieser Sammlung ausmacht, als selbstständiges Werk vorerst bei Seite, und sprechen ein Wort von den Sagen und andern Erzählungen, wohin vorzüglich „die schwarze Spinne", „der Druide", „der letzte Thorberger", „Sintram und Bertram" und „Kurt von Koppigen" gehören, welch letztere Erzählung freilich erst später in den „Erzählungen und Bildern aus dem Volksleben der Schweiz" erschien, aber gleichwohl den Sagen beigezählt werden kann. Von diesen machen die „schwarze Spinne", und wiederum der „letzte Thorberger", eigene Kategorieen aus. Der letztere ist eine auf historischem Boden sich bewegende Erzählung, die erstere ist aus Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden, da hingegen Erzählungen, wie der Druide, Sintram und Bertram oder die Gründung Burgdorfs und auch Kurt von Koppigen als Gebilde der Phantasie gelten können, welche der Wirklichkeit keinen Raum übrig gelassen. Es war ein Wagstück von Bitzius, das Gebiet der Sage zu betreten, da er in einer im Gegensatz zum Berner-Oberland ziemlich sagenlosen Gegend schrieb. Der Emmenthaler ist nicht phantasie-

reich, und aus ferner Vergangenheit dämmert nur noch Weniges bis in unsre Zeit hinüber. Auch mag im Ganzen die Reformation zur Ernüchterung des Volkes das Ihrige beigetragen haben, da der Faden mit der früheren und noch mehr mit der uralten Periode in vielem abreißen mußte. Bitzius fand daher in seiner Nähe, im Volke selbst, zu dieser Art Dichtung wenig Stoff. Seine Phantasie konnte unumschränkt walten und lief Gefahr, sich oft ins Blaue zu verlieren.

Der „letzte Thorberger", die bedeutendste dieser Erzählungen, ist ein historisches Charakterbild aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit, da Coucy mit seinen Guglern in's Land fiel. Die Novelle kam ursprünglich als Beigabe einer Ansicht des Schlosses Thorberg im „Wandrer in der Schweiz" heraus. Sie wird angeknüpft an die historische Thatsache, daß der letzte der Thorberger im Jahre 1389 das Schloß, zwei Stunden von Bern äußerst romantisch gelegen, als Karthause Bern übergab und kinderlos starb. Bitzius, der seinen Stoff, von dem er einem Freund den Plan der Behandlung mittheilte, selbst einen tragischen und überreichen nennt, hat sich hier ein wenig in der Geschichte umgesehen. Doch fehlen die rechte historische Unterlage und gründliche historische Studien. Das Ganze hat einen novellistischen Charakter. Phantastisches und Geschichtliches ist durch einander gemengt. Ungeheuerliche Gestalten, Figuren, die sich in der Wirklichkeit nicht finden und nie finden konnten, umgeben uns, und wichtige historische Ereignisse treten in die Erzählung hinein, ohne daß wir sie näher kennen lernen. Den Mittelpunkt bildet die wie aus Eisen gegossene Figur Peter's von Thorberg, des letzten dieses mächtigen, in Bern's Geschichte oft eingreifenden Geschlechts. Sein Charakter ist, abgesehen von der historischen Wahrheit desselben, über die wir nicht urtheilen, vortrefflich gehalten und ragt über Alle colossal hervor. Es ist eine meisterhafte Studie. Neben mancher abenteuerlichen und überromantischen Episode, in welcher das Colorit der Zeit wohl

nicht immer getroffen ist, enthält der letzte „Thorberger" viel politische Weisheit, und Peters Lage an der Spitze mächtiger Dynasten und eines unlenksamen und unter sich hadernden Adels gegenüber der wachsenden Macht der Städte, denen immer mehr die Zukunft zuzufallen scheint, macht in ächt historischer Weise den Satz anschaulich, daß die große Einsicht, Schlauheit und Gewandtheit Einzelner nichts vermag und sich völlig unmächtig zeigt zur Aufrechthaltung von Institutionen und Zuständen, deren Stunde gekommen ist, und daß in solcher Zeit, wo ein altes Gebäude den Einsturz droht, Alles, womit man dasselbe wider die Gewalt der Verhältnisse zu stützen sucht, diesen Einsturz nur beschleunigt. Treffend sagt daher Bitzius von seinem Helden: „Er gedachte in bitterem Schmerze des alten Glanzes und rechnete nicht den Sünden des Hauses dessen Verdunkelung zu, sondern dem frechen bürgerlichen Uebermuth und dessen niedrigem Krämersinn;" und an einer andern Stelle bemerkt er, von Peter sprechend: „Er vergaß, daß nirgends ein gemeinsames Streben andauert, wo der Einzelne keiner höhern Gewalt sich beugt, jeder seine Natur ungezähmt will walten lassen, und daß man den Weg zu seinem Ziele gar oft sich selbst abgräbt, während man rücksichtslos zu seinem Zwecke das nöthig geglaubte Mittel sucht." — Nicht minder beziehungsvoll sind jene Worte: „Einzelne Menschen können wohl zeitlebens ihren Groll verbergen, können sterben, ehe er auf irgend eine Weise sich kund gegeben, so aber nicht der Groll zwischen Ständen und Völkern. Wie die Wetterwolke schwillt er auf, bis er sich entladet, wächst, bis er zur That wird. So ging es auch zwischen den Fürsten und Herren und den Städten und Ländern."

Der „letzte Thorberger" bleibt ein Versuch von Bitzius auf einem Gebiete, in welchem er vielleicht, wenn er Zeit und Geduld zu ernsten historischen Studien gehabt hätte, Tüchtiges hätte leisten können. Sein patriotischer Sinn, seine Liebe zur Geschichte seines Landes und seiner Vaterstadt Bern, die im

„Thorberger" überall stark hervortreten, hätten ihm auf diesem Wege zu ermunternden Leitsternen dienen können. Doch seine Stärke lag nicht auf diesem Gebiete.

Andere dieser Erzählungen, wie „der Druide" und „Sintram und Bertram", oder die Gründung Burgdorf's", könnte man in gewisser Beziehung Allegorieen nennen, durch welche uns irgend eine wichtige Lehre an's Herz gelegt werden soll. So wird im „Druiden" der Werth der Heimath anschaulich gemacht und die Liebe zu dieser Heimath gepredigt, und es hat die Erzählung die Bedeutung, vor muthwilligem Auswandern zu warnen. Bitzius selbst schreibt darüber einem Freund, der Eindruck des verlassenen Landes solle anschaulich gemacht werden, weswegen die Handlung in den Hintergrund gestellt worden sei. Ebenso will uns die „Gründung Burgdorf's" oder „Sintram und Bertram" die Bewahrung christlicher Cultur, die Bekämpfung der Barbarei jeder Art an's Herz legen und vor zwiespältigem, die gemeinsame Wohlfahrt zerfressendem Sinn zwischen Brüdern und Volksstämmen warnen. Die alte Sage des Drachenkampfes, die, einer alten Chronik entnommen, auch schon poetisch benutzt und in einem Gedicht in den schweizerischen Alpenrosen dargestellt worden, wird hier zum Mittelpunkt der Erzählung gemacht und derselben eine sinnbildliche Bedeutung gegeben. „Ihre Gräber," so schließt in ernstem und feierlichem Ton diese Novelle, die ebenfalls ganz auf wild romantischem, ungeheuerlichem Boden wurzelt, — „werden nicht mehr gefunden, es möchte aber Gott es wenden, daß ihre Kraft, ihre Treue, ihr Glaube gefunden werden mögen über ihren Gräbern, als die Blumen, welche aus dem Reich der Todten hinüberwachsen, um das Leben zu schmücken und die Lebendigen zu krönen mit den Kronen, welche grün bleiben und nicht abfallen in alle Ewigkeit. Es möge Gott es wenden, daß das begrabene Heidenthum nicht neu wieder geboren werde und ströme in die Welt durch tausend und aber tausend Thore, durch die Herzen der Menschen, daß der alte

Drache erschlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwischen Brüder sich legt und zur Wüste das Land legt, nicht wieder lebendig werde, daß aus den Gräbern nichts wachse als Treue und Glaube und Liebe, Blumen, die um das Kreuz sich ranken."

Diese Erzählungen von Bitzius sind in einem gehobenen, pathetischen Ton geschrieben, und auf den Gestalten derselben ruht ein gewisser urweltlicher Glanz und eine heroische Kraft spricht aus ihnen, während der Schluß, wie derjenige des „letzten Thorbergers" und „Kurt's von Koppigen" von einer verklärenden Glorie umgeben ist, die über das Ganze der Erzählung einen milden Schimmer zurückwirft, und von dem hohen Sinn des Verfassers Zeugniß giebt.

Die bekannteste von Bitzius Sagen ist „die schwarze Spinne". Diese ist, wie wir bemerkt, aus den Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden, allein die Phantasie des Dichters hat Alles umgestaltet und erweitert. Die Erzählung ist so schauerlich und grausig, Bitzius hat seine Einbildungskraft hier so maaßlos walten lassen, daß uns das Ganze einen der Wirkung ächter Dichtung ganz entgegengesetzten Eindruck machen würde, wenn nicht das dunkle Bild von einem so lieblichen Rahmen eingefaßt wäre, wie ihn die Beschreibung der sonntäglichen Feier, der Kindtaufschmaus und dessen behagliche Scenen bilden. Schon der Umstand, daß die furchtbare Sage als ein längst Vergangenes, von dem Großvater am Kindtaufmahl bloß erzählt wird, mildert das sonst Allzuschaurige, und giebt der Erzählung durch diese Einfassung, wie sie Hebel in seinen größeren Dichtungen, z. B. im „Karfunkel" und im „Statthalter von Schopfheim" liebt, den Charakter eines beim Spinnen oder beim Abendtisch erzählten Mährchens. Bitzius knüpft übrigens auch an diese mit glühender Phantasie und oft mit ergreifender Naturtreue geschriebene Erzählung die höchsten Ideen an, die schwarze Spinne soll uns zeigen, wie großes gemeinsames Unglück und der Fluch

früherer Schuld gewendet werden mögen durch wahre Opferfähigkeit, und wie groß die Kraft, wie gesegnet die Wirkung eines neuen gotterfüllten und begeisterten Willens sei. Dieser Wille, dieser Sinn sollen geweckt werden. Rechte Demuth, aber auch rechtes Vertrauen soll die schauerliche Sage in den Gemüthern erzeugen. Sie soll bessernd, stärkend wirken. — Gleichwohl mag ein gleichzeitiger Recensent dieser neuen Produkte von Bitzius nicht Unrecht gehabt haben, wenn er den Verfasser davor warnte, sich durch die „schwarze Spinne" in das Netz der Belletristerei verlocken zu lassen. Von Allem, was Bitzius schrieb, nähert sich nichts so sehr jener vielverbreiteten Gattung von Literatur, die besonders in Frankreich zu Hause ist, und die ein blasirtes und emotionsbedürftiges Publikum mit vorzugsweiser Beschreibung von Gräßlichem in Athem erhalten zu müssen glaubt.

In der großen Erzählung „Geld und Geist" oder „die Versöhnung", in drei Abtheilungen, zuerst in den Bildern und Sagen erschienen, später in Einen Band gesammelt, kehrte Bitzius wieder zu seinen Penaten, um uns so auszudrücken zur Dorfgeschichte und Gegenwart zurück, und war in der Wahl und Bearbeitung seines Stoffes so glücklich, daß eines seiner köstlichsten Gebilde entstand, ein Buch, welchem Viele den Vorzug vor allen andern von Bitzius geben, „Käthi die Großmutter" vielleicht ausgenommen, welch' letztere aber in anderer Weise als „Geld und Geist" ausgezeichnet ist. — Diese letztere Geschichte nämlich stellt, wie „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", das große Bauernhaus und sein Leben dar, aber in andern Beziehungen und Verhältnissen. Denn während dieses Bauernhaus in den beiden Uli als ein arbeitender, erwerbender Organismus erscheint, während dort das Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten, das empor sich ringen des Knechtes zum Pächter, des Pächters zum Bauer, in den Vordergrund tritt, und den Mittelpunkt der Geschichte bildet, sehen wir in „Geld und Geist" das Bauernhaus gleichsam als ein

Ruhendes, in sich Abgeschlossenes und Vollendetes, und es ist die Familie unter sich, ihr inneres Leben, das Walten in ruhendem Zustande, später auch die Beziehungen nach außen zu einem andern ganz verschiedenen Hause, welche uns hier sogleich entgegentreten. In den „Uli" ist Arbeit, Mühsal, Kampf mit widrigen Verhältnissen das Vorherrschende. In „Geld und Geist" sehen wir die Sonnseite, das patriarchalische, edle Element des Bauernhauses. Es steht gleichsam hier in seinem Sonntagsschmuck, während es dort ganz werktäglich aussieht. Und doch ist diese schöne Entfaltung des Lebens im ächten Bauernhause, welches von alt-adelicher Ehrbarkeit, wie Bitzius sich ausdrückt, von einer festen Ordnung und Regel, von alter Sitte und Tradition im guten Sinne gehoben und getragen wird, in „Geld und Geist" bloß der Grund, auf welchem eine höhere Dichtung aufgezogen wird. Das bloß rührige und wohl gelenkte Bauernhaus mit seinem Hofstaat verschwindet, und das menschliche Herz tritt zu Tage. Ihm gehört das Buch an. Bitzius steigt als Dichter in seine Tiefen, und bringt uns den wunderbaren Reichthum desselben, sein Fluthen und Ebben, seine innere Geschichte und Entwicklung, die oft an so unscheinbaren Fäden hinläuft, und so schwer zu verfolgen ist, aus dem Schachte herauf. Ein Familiengemälde von tiefster Anlage entrollt sich vor unsern Blicken. Ein glücklicher, auf gegenseitigem Vertrauen scheinbar fest ruhender Zustand, ein, wie man glauben sollte, auf die Dauer gesichertes Verhältniß zwischen wackern Eheleuten geräth plötzlich auf eine abschüssige Bahn, und wird, ohne daß bedeutende Fehler oder große Leidenschaften zu Tage träten, unbemerkt nach einer gefährlichen Tiefe gezogen. Das Glück des Hauses droht zu scheitern, wenn nicht eine innerliche Kraftanstrengung Rettung bringt, die in Zwiespalt verstrickten Gemüther noch rechtzeitig zum Frieden zurückführt, und die den Tag verhüllenden Wolken zerstreut. Die tiefste psychologische Wahrheit spricht aus jeder Seite. Keine große Irrung hat, wie gesagt, die Dinge einer

Katastrophe nahe gebracht. Das unbewachte Herz hat sich selbst getäuscht. Die Vernunft ist lässig geworden im Aufmerken, im Entdecken des gefährlich glimmenden Brandes. So wird das Uebel durch den Mangel eines freien ersten Entschlusses, durch die Zaghaftigkeit vor dem ersten Schritt edler Selbstüberwindung weiter und größer. Die Seele wird nach und nach von einer einzigen erst unscheinbaren Leidenschaft unterjocht. Da rafft sich endlich die gute sittliche Natur auf, die Binde fällt plötzlich von den Augen der entzweiten Eheleute, die alte Liebe erstarkt zu schnellem Sieg. Bitzius liebt die wunderbaren Entwicklungen nicht, und so lässt er auch hier nichts Uebernatürliches einwirken. Die Herzen mußten reif werden für die Versöhnung, und diese Reife mußte zuerst im weiblichen Herz, wo die größere Liebe wohnt, sich zeigen. Eine „unendliche Demuth" mußte nach Bitzius Ausdruck über Anneli kommen, und in das empfängliche und weichgewordene Herz die Predigt des Pfarrers wie ein befruchtender Regen fallen, um Alles wieder zum Bessern zu kehren. So weit die erste Erzählung, die mit dem ersten Theile schließt, und welcher in Betreff der Hauptfakten eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegt. Die Geschichte mit den fünftausend Pfunden hat sich wirklich in der Nähe von Bitzius ereignet, und es möchte der wackere Bauer von Liebiwyl noch zu finden sein, dessen stattliches und gesegnetes Haus die Scene und den Mittelpunkt der Erzählung bildet.

Dieser ersten Erzählung, an deren Fortsetzung Bitzius zuerst gar nicht dachte, ließ er eine zweite folgen, veranlaßt, wie er selbst im Vorwort zur zweiten Abtheilung (im vierten Bändchen der Bilder und Sagen) gesteht, durch den Aerger vieler Leser über den zu raschen Schluß, der in der That etwas sonderbar war und den Eindruck des schönen Bildes der wieder versöhnten Familie durch das plötzliche Erschallen der Feuerglocke störte. Diese zweite Erzählung, die Liebe Resli's und Anne Mareili's, wiederholt in gewisser Beziehung

das Thema der ersten in einer jüngern Generation. An dem beginnenden Zerwürfniß, welches zwischen die Liebenden sich legt, sind diese unschuldiger als Resli's Eltern an dem zwischen ihnen entstandenen. Der Druck und die Ungunst äußerer Verhältnisse thun das Meiste und der Eigennutz des Dorngrütbauers wird hier gleichsam zum Werthmesser und Prüfstein darüber, ob die Liebe der jungen Leute im Feuer gehärtet sei. Auch der Schluß dieser zweiten Handlung oder Erzählung befriedigt nicht. Das Ende wird ganz rasch herbeigeführt. Einzelnes bleibt unmotivirt und die Erklärung der Phantasie des Lesers überlassen. Dies gilt jedoch bloß von der äußern Geschichte. Denn was die innere Entwicklung angeht, so wird die Erzählung durch den Tod der Mutter und die durch sie (freilich weiß man nicht wie) herbeigeführte Auflösung des Mißverständnisses eben so schön abgeschlossen, als der erste Zwiespalt durch den wiederhergestellten Frieden zwischen den beiden Ehegatten.

Was „Geld und Geist" nach unserer Ansicht so sehr auszeichnet, ist die Reinheit und Innerlichkeit, welche diese ganze Erzählung beherrschen und durchdringen. Bei allem sinnlichen, ächt poetischen Reiz der Darstellung, bei aller Frische der Farben, in welcher uns die Außenwelt erscheint, und welche den Bauernhof von Liebiwyl und sein Leben wie im hellen Sonnenschein erglänzen läßt, sind doch die Herzen der Menschen, das innere Leben und seine Bewegungen der Mittelpunkt, um welchen die Erzählung sich bewegt, die von Anfang an in die Tiefe strebt, nach „des Herzens heilig stillen Räumen" und wiederum nach seinen Stürmen und Fluthungen hin. Bitzius hat hier wahre Meisterschaft entwickelt und steht in Betreff psychologischer Wahrheit auch den Vorzüglichsten unter den Dichtern nicht nach. Auch ist in diesem schönen Buch der poetische Eindruck vielleicht reiner als in irgend einem andern von Bitzius, weil es freier als andere von dem vom ästhetischen Standpunkt aus störenden Beiwerk, wie politischer Polemik,

trivialen Stellen oder allzu burleskem Witz ist, und sodann weil diejenige Dichtung uns den reinsten Eindruck giebt, welche, wie Göthe sagt, eine fröhliche Botschaft bringt und im Leser das Streben nach harmonischem Dasein befriedigt. Dies ist bei „Geld und Geist" in vollem Maaße der Fall, während z. B. bei „Uli" des Kampfes und der Mühsal fast zu viel wird und uns so das Erfreuliche gleichsam zu theuer erkaufen läßt. — Auch ist in diesem Buche, wenn wir die erste und zweite Erzählung getrennt auffassen, die Einheit der Handlung beobachtet und eine zerstreuende Vielheit von Episoden vermieden. Alle diese Vorzüge, so vereinigt, möchten sich kaum in einem andern größern Werk von Bitzius wiederfinden, und machen aus „Geld und Geist" eine Dichtung, auf welche Bitzius stolz sein konnte. Dennoch befriedigte ihn das Werk nicht, und er nannte es unvollendet.

Ein weniger zu Tage liegendes Motiv des Buches, doch im Titel angedeutet, war der Zweck Geiz und Habsucht, die Leidenschaften ungebildeter Geister, in ihren ersten Anfängen und unmerklichem Fortschritt zu zeichnen. Die tiefste Quelle des Zerwürfnisses in dem ersten Theil liegt allerdings darin, daß die sehr haushälterische Aenneli ihrem Manne den durch seine Nachlässigkeit erlittenen Verlust der fünftausend Pfund nicht verzeihen, die Sache nicht verschmerzen kann und diese Gedanken über ihre sonst so edle Seele Meister werden läßt.

Von ganz verschiedener Physiognomie und Anlage ist das in den Jahren 1843 und 1844 erschienene Werk in zwei Bänden: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht." Dieses Buch, dessen Titel so prosaisch als möglich und wenig einladend ist, hat im Ganzen (obwohl es theilweise auch begeisterte Anhänger fand) weniger als andere Glück gemacht und die Gunst desjenigen Publikums, welches Bitzius' Bücher am eifrigsten las, nur in geringerem Maaße erlangt. Man hat demselben nicht mit Unrecht und mehr als andern Schriften des Verfassers den Vor-

wurf allzugroßer Breite und Formlosigkeit gemacht. Dasselbe enthält eine Menge Discussionen und weit ausgesponnene Gespräche über Dinge, die nicht Alle gleich interessiren. Es enthält, wie der „Schulmeister", viele besondere Beziehungen auf bestimmte Lebensberüfe. Dieser Ausstellungen ohngeachtet gehört „Anne Bäbi Jowäger" zu den ernstesten und durchdachtesten, so wie zu den reichhaltigsten Produktionen von Bitzius, und man findet, wenn man nicht blos auf der Oberfläche haften bleibt, sondern das Buch gründlich durchstudiert, und von den strengen Forderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen hat, absieht, große und wichtige Seiten in demselben, die namentlich den Staatsmann und Psychologen, auch den Theologen, am meisten anziehen und interessiren müssen, und die Bitzius in keinem andern Werke darstellte. Sie durften gleichwohl in seiner reichen Bildergallerie aus dem Leben des Volkes nicht fehlen, und enthalten ganz neue Charaktere und Situationen. Wenn der Verfasser in der Vorrede zum Bauernspiegel „von dem Wiederschein anderer Stände in das Leben der Landleute" und von der Mitschuld solcher Stände an den Gebrechen ländlicher Zustände spricht, so hat er in „Anne Bäbi Jowäger" diese Mitschuld an wichtigen Verhältnissen und Berüfen gezeigt, und die Wechselwirkung zwischen solchen Zuständen, und dem Betragen der zur Belehrung des Volkes Berufenen in ihrem Verkehr mit dem Volke, sehr plastisch nachgewiesen.

Das Buch war zwar eine Gelegenheitsschrift, und die äußere Veranlassung dazu ein Wunsch der damaligen Bernischen Regierung, namentlich der oberen Sanitäts- oder Medicinal-Behörde, Bitzius möchte mit der Gewalt seiner Darstellungsgabe einem Krebsschaden des Landes, der stets üppiger aufschießenden und wuchernden Pfuscherei in der Medicin, dem Charlatanismus und dem tausendfachen Aberglauben auf diesem Gebiet recht ernstlich zu Leibe gehen und dem Volke eine Belehrungs- und Warnungstafel gegen diese Pest hinstellen.

Bitzius ging auf den Gedanken ein, blieb aber nicht dabei stehen, sondern erweiterte sich sogleich Ziel und Aufgabe und beschloß das Uebel in seiner Wurzel anzugreifen. Er unternahm es, durch sein Buch zu zeigen, wie der Hang des Landvolkes zur Pfuscherei und ihre häufige Vorliebe für Winkelärzte nicht als eine isolirte, für sich bestehende Erscheinung zu betrachten sei, sondern mit dem rohen, unwissenden und abergläubigen Sinn, mit kraß materiellen Vorstellungen, mit dem zähen Hang zur Festhaltung ererbter und traditioneller Vorurtheile und dem daraus entstehenden Widerwillen gegen Alles, auch das vernünftigste Neue, zusammenhänge und zusammengewachsen sei. Nur dadurch, daß man diese Wurzel ausschneidet, daß dieser unfreie Sinn aufgehellt, diese träge Gedankenlosigkeit überwunden wird, kann gründlich geholfen werden. Mit bloß äußerlicher Polizei, mit den strengsten Gesetzen gegen Pfuscherei ist wenig gethan, wenn nicht durch bessere Belehrung der Sinn vieler Landleute vom Aberglauben abgewendet und in die verdüsterten Gemüther wahres Licht gebracht wird. „Da Haushalten und Doktern, sagt Bitzius, genau verbunden sind, eins im andern sich spiegelt, so ist man erst dann im Stande, ein Anne Bäbi in seinem Doktern zu fassen, wenn man es in seinem Haushalt zu ergründen vermag."

Dies ist die eine Seite des Buches; sehen wir die andere. Mit der Sorge um den Leib und dessen Gesundheit, geht die Sorge um die Seele, das Geistige Hand in Hand, sie laufen parallel. Das Amt des Geistlichen hat sich mit diesem Gebiet zu befassen. Heißt er ja doch Seelsorger! Es giebt nun Pfuscherei, Charlatanismus in der Seelsorge, wie im Medicinren. Es war daher Bitzius nahe gelegt, die Pfuscherei in Beidem neben einander zu stellen und mit einander zu vergleichen. Wir sehen deßhalb in „Anne Bäbi Jowäger" neben der irrationellen auf Dummheit und Unwissenheit spekulirenden Heilungsart der medicinischen Pfuscher und Winkelärzte die leicht auf sektiererische Abwege sich verirrende Heilsmethode

einer gewiſſen theologiſchen Richtung geſchildert. Bitzius nennt Pfuſcher und Sektierer als ganz verwandte Richtungen neben einander, und zeigt die Beſtrebungen Beider, die er beſonders in ihren Folgen darſtellt. Sie wachſen auf dem gemeinſamen Boden geiſtiger Unkultur, begegnen ſich auf den Schleichwegen, die ſie wandeln und in den Mitteln, die ſie gebrauchen, in Betreff welcher ſie meiſt nach dem einfachen Satze verfahren, man müſſe den Leuten den Mund möglichſt ſüß machen. Doch ſehen wir bei der geiſtlichen Curmethode oft das entgegengeſetzte Princip einer von der Individualität ganz abſtehenden doktrinären Strenge. Dieſen Parallelismus in der Pfuſcherei alſo erläutert Bitzius durch Beiſpiele. Der wiſſenſchaftliche, rationelle Arzt ſteht gegenüber den gewiſſenloſen Winkelärzten, und die chriſtliche Seelſorge des vernünftigen Geiſtlichen, welcher nach dem Wahlſpruch: In omnibus charitas! handelt, wird der Art und Weiſe des verſchrobenen Methodiſten, ſeiner ſteifen Dogmatik mit großen Worten ohne Wärme, ſeinem Buchſtabenglauben ohne That entgegengeſetzt. Der alte Pfarrer, der milde und jovial iſt, und ohne Affektation, aber mit Treue und thätiger Liebe ſein Amt ausübt, und, „wenn er auch nicht um Glaubensformen zankte, doch in Glaubenswerken mit jedem wetteifert," ſteht neben dem Vikar, deſſen unerfahrener und im Feuer ſich nicht bewährender Zieneifer eben ſo ungeſchickt als verderblich wirkt.

Der Pfarrer ſtellt aber in einer andern Beziehung die wahre richtige Mitte dar zwiſchen zwei entgegengeſetzten Aeußerſten, nämlich zwiſchen dem Vikar und ſeinem eigenen Neffen, dem Doktor Rudi. Dieſer Letztere, ein von Bitzius mit ausgeſprochener Liebe gezeichneter Charakter, ſteht nicht blos als rationeller, gebildeter und gewiſſenhafter Arzt dem ſchmutzigen Eigennutz und Hocuspocus der Afterärzte entgegen, ſondern bildet auch als edler, ſtets hülfreicher, Alles, ſelbſt das Leben, ſeinem Beruf aufopfernder Mann den ſcharfen Gegenſatz zu dem mit chriſtlichen Redensarten übertünchten Egoismus des

Vikar's, der die Leute durch die heftigste Zerknirschung zu Christus führen will und das Reich Gottes durch seine methodistische Bekehrungsweise zu mehren meint, aber nicht leicht in ein Haus geht, wo die Rötheln regieren, weil ihm seine Mutter gesagt, es sei in ihrer Familie gar lebhaftes Blut, und er solle sich ja vor Ansteckung hüten, und der die Gnade Gottes dann am sichtbarlichsten walten sieht, wenn seine Bewerbung um ein reiches Frauenzimmer Fortschritte macht. Auf diesen Gegensatz des edlen Menschen, der kein Orthodoxer ist, gegen den rechtgläubigen und selbstgerechten Egoisten hat Bitzius offenbar großes Gewicht gelegt, wie er denn überall die „Treue" in dem einem Jeden gewordenen Beruf über Alles setzt, und von dem Satze nicht abläßt, daß nur an den Früchten der Baum zu erkennen sei.

Doch auch dieser tüchtige und sich aufopfernde Doktor, der den Vikar so sehr in Schatten stellt, ist noch nicht der Arzt, wie ihn der Pfarrer, sein Onkel, wünscht, dem Bitzius hier die höchsten Beziehungen in den Mund legt und dessen hohe Denkungsart durch die Tochter Sophie unterstützen läßt. Dem sonst trefflichen Arzt und Menschen fehlt noch die Weihe der höhern Liebe und der höhern Resignation. Ihm fehlt „der freudige Trost, der das Leben bald erklärt, bald verklärt." Er ist in seinem Thun noch zu einzig sich selbst und seiner Kunst vertrauend, er handelt nicht aus einem höheren Geist. Er ist daher oft unmuthig und Pessimist geworden. Er hat den Eigennutz, die Gleichgültigkeit und den Undank der Menschen in seinem Beruf nur zu sehr erfahren, und diese schlimme Seite der Welt hat sich tief in sein Inneres gegraben, und ist nicht gegen jene höhern Motive zurückgetreten und durch sie überwunden worden, welche einzig in den menschlichen Berufen volle Klarheit und Festigkeit geben. Diese Bitterkeit ragt wie ein schwarzer Schatten in sein Leben und läßt ihn nicht zu einer über sich selbst und die Welt beruhigten Heiterkeit kommen. Er ist daher ein Extrem wie der Vikar; er

will von Nichts als seiner Wissenschaft hören, wie der Vikar Alles perhorresciert, was von seinem dogmatischen Standpunkt abweicht. So ergänzt der Pfarrer die Standpunkte Beider auf eine schöne Weise, er vermittelt sie, er predigt Beiden durch sein Beispiel wie durch seine Rede das Höhere, das ihnen mangelt, die Duldung abweichender Meinungen, das wahre Christenthum, den humanen Sinn, das Vergessen seiner selbst beim Wirken für Andere, die Bescheidung in Betreff des eigenen Verdienstes. Freilich steht ihm der Doktor näher als der Vikar, denn er bethätigt als edler Menschenfreund die christliche Gesinnung. Nur ist diese noch nicht von den Schlacken stolzen Selbstbewußtseins und rauher Menschenverachtung gereinigt. Doch auch diesen Irrthum, „der sein Leben trüb und stürmisch machte", nimmt die letzte Krankheit hinweg. Sein Bild steht verklärt vor uns, und der letzte Schatten verschwindet mit dem beruhigten Scheiden des edlen Mannes. Erschüttert geben wir dem Heimgegangenen das letzte Geleite mit der trauernden Menge, und hören mit Rührung dem tief bewegten Wort des bescheidenen alten Pfarrers zu, der das Wirken des Neffen über das seinige setzt, und dessen Begräbnißtag als Ehrentag für dessen Andenken dem baldigen eigenen Begräbnißtag voranstellt, „weil ihm, dem Geistlichen, weniger Opfer und Entbehrungen auferlegt, weniger Gelegenheit zu augenscheinlichem Wirken gegeben worden." Treffend bringt auch dieser Schluß des Buches durch des Pfarrer's Rede den Hauptzweck in Erinnerung, dem Volke an's Herz zu legen, seiner pflichttreuen Aerzte Thun und Treue auch im Leben und nicht erst im Tode zu lohnen und anzuerkennen, ihnen das beschwerliche Loos nicht durch Bosheit und Unverstand noch beschwerlicher zu machen und wohlberedte Betrüger von treuen Wohlthätern unterscheiden zu lernen.

So erscheint uns „Anne Bäbi Jowäger" als ein tiefes, vielseitiges Buch, das in dieser Vielseitigkeit vielleicht noch nicht gehörig gewürdigt ist, und einen reichen Schatz von Kenntniß

des Volkes, sowie treffliche Lehren und Winke für die im Volk lebenden und wirkenden wissenschafftlichen Berufe enthält. Zwei Fakultäten, so möchten wir uns ausdrücken, können Bitzius für dieses Buch Dank wissen. Er hat eine schwierige Doppelaufgabe mit großem Geschick in demselben gelöst. Besonders wichtig ist dasselbe, um den religiösen Standpunkt des Verfassers als Pfarrer zu bezeichnen. In dieser Beziehung ist es eine Hauptquelle. Bitzius nimmt hier als Geistlicher eigentlich Position. Er stellt die wirksame, selbstvergessende christliche Liebe, die charitas, die „nicht um Glaubensformen zankt, aber in Glaubenswerken wetteifert," als das Höchste dar. Wo er diese findet, da ist ihm wahres Christenthum vorhanden, mögen diejenigen, die so thun, sich nennen oder von den Leuten genannt werden, wie sie wollen. Und wo diese Liebe nicht ist, da ist es ihm mit den religiösen Grundsätzen schlimm bestellt, ob man nun mit oder ohne Methode die wahre Frömmigkeit zu besitzen glaube. Die religiösen Parteibezeichnungen gelten ihm daher als ganz werthlos an sich, weil er einen ganz anderen Maaßstab anlegt. Der sogenannte Methodist wird ihm ganz recht sein, wenn er im Geist des helfenden Samariters handelt, aber dieser letztere wird ihm über demjenigen stehen, der „um des Glaubens willen einem Hülflosen nicht hilft" und die christliche Kirche zu einer kleinen, engen, geschlossenen Gesellschaft macht, in welcher man nach Art solcher geschlossenen Gesellschaften die Welt in zwei Hälften theilt, in die drinnen und die draußen, und natürlich über das Himmelreich nur zu Gunsten seiner Leute verfügt. Bitzius trifft hier mit dem Worte Lessing's zusammen, „daß der Mensch zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen sei, aber eben weil er nicht dazu erschaffen, dem letztern mehr als dem erstern nachgehe."

An Charakteren ist auch dieses Buch reich, und wir sehen ganz neue Charaktertypen auftreten. Anne Bäbi selbst ist ein trefflicher Originalcharakter, der zu den schwierigsten gehört, die Bitzius zu zeichnen unternommen. Sie steht mit ihrem gan-

zen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gutmüthigkeit, Verstand und Unverstand, unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da. Das weiche Meyeli erinnert uns in Vielem an Mädeli im „Schulmeister" und ist eines der zartesten, feinsten Frauenbilder von Bitzius. Den Vikar haben wir schon berührt. Auch dieser ist, von einigen Aeußerlichkeiten abgesehen, eine ganz typische Figur. Eine neue Erscheinung ist die Pfarrerstochter Sophie, ein schalkhaftes, aber vortreffliches Mädchen, welches den Doktor theilweise ergänzt, und dessen ungezwungenes, schlagfertiges und lebhaftes Wesen den Contrast zur Steifheit des Vikar's um so schneidender macht, und oft zu recht pikanten Situationen Anlaß giebt. Das Pfarrhaus und sein Leben nehmen in „Anne Bäbi Jewäger" eine bedeutende Stelle ein, und die Schilderung dieses Lebens in seiner Naivetät und Anspruchlosigkeit ist eine freundliche Seite des Buches und bildet einen heitern Gegensatz zu dem wundertlichen und verworrenen Haushalten Anne Bäbi's.

Das eidgenössische Freischießen zu Chur (1842) gab Bitzius die Veranlassung zu einer ganz kleinen, erst später im Buchhandel erschienenen Schrift: „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein", welches auch den Titel führte: „Manifest der schweizerischen Scharfschützen-Eidgenossenschaft." Fellenberg hatte nämlich bei Uebersendung seiner Gabe nach Chur, welche in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt bestand, gewünscht, daß das Festcomité auf einer von ihm gegebenen Basis ein festliches Wort verfassen lasse und dazu Bitzius vorgeschlagen, der den Auftrag annahm und eine kleine Schrift verfaßte, in welcher er mit patriotischem Selbstbewußtsein von diesen schweizerischen Schützenfesten, den großartigsten im Lande, spricht, zugleich aber denselben noch höhere Zwecke setzen will. Der „Schützenverein", der Vereine natürlicher Vorort, sollte, so wünscht Bitzius, die anderen Vereine als ihr Haupt und ihre Spitze sammeln, und an dieser

so concentrirten Vereinigung sollen Fragen gestellt, Aufgaben gegeben, Preise vertheilt werden. Es sollen diese Schützenfeste, die ohnehin schon wegen der Bedeutsamkeit ihres Gegenstandes und Zweckes als nationaler Mittelpunkt gelten können, das werden, was die olympischen Spiele in Griechenland gewesen, wo die Bestrebungen und die Preise gleich vielseitig waren. Die Vereine sind ihm ein ächt schweizerisches Produkt, das nur in einem freien Lande gedeihen kann, so wie auch die Schützenkunst als freie Kunst nur in einem Lande der Freiheit sich zur höchsten Blüthe entfalten kann. Diese nationalen Feste, in welchen das „Selfgovernment" der Schweizer so schön hervortritt, sollen so zugänglich als möglich gemacht werden auch für arme Schützen, zu deren Aussteuer Bitzius die reicheren Schützen auffordert. Nur soll keiner sie auf Kosten seiner Familie besuchen, weil ohne häusliche Tugend keine schweizerische, und weil die Wiedergeburt der Schweiz vom Hause, von der Familie ausgehen muß. Die Schützenfeste sollen Eintracht wecken, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Glieder beleben. Sie sollen als Pfand dieses Sinnes (hier spielt Bitzius auf Fellenbergs Festgabe an, die, wie gesagt, in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt auf der Rütte bestand) „an jedem Festort eine Stiftung niederlegen beim Scheiden, und für diesen Ort der geschiedenen Brüder Stelle der Pflegling füllen, den sie an des Bruders Herz gelegt." Ein glühend patriotischer Geist weht durch dieses Büchlein, und wenn auch die darauf folgende Zukunft mit ihren Stürmen und Zwisten die Wünsche des Verfassers mehr als zu jeder andern Zeit als Träume, als fromme Wünsche erscheinen ließ, und Bitzius selbst sie als solche bezeichnete, so kann man doch mit ihm ausrufen: „Fromme Wünsche, hat sie nicht oft Gott erhört? schöne Träume, traten sie nie in die Wirklichkeit?" —

In gleichem patriotischem Grunde, wie das „Wort an die Schützen" wurzelt eine andere kleine Schrift, die zwar erst im

Jahre 1846 erſchien, die wir aber des Gegenſtandes wegen gleich an die vorige anreihen, nämlich: „der Knabe des Tell, eine Geſchichte für die Jugend", das erſte Buch von Bitzius, welches im Verlag von Julius Springer in Berlin erſchien, der ſeither Bitzius' einziger Verleger wurde, der ſo großes Verdienſt um die Verbreitung ſeiner Schriften hat, und dem wir auch die gegenwärtige Geſammtausgabe verdanken. Dieß Büchlein wurde, wie der Titel ſagt, für die Jugend geſchrieben und athmet einen durchaus reinen und idealen Geiſt, wie er der Jugend nahe treten ſoll. Es iſt eine Ausführung der ſchönen Worte Uhland's:

Edler Geiſt des Ernſtes ſoll
Sich in Jünglingsſeelen ſenken,
Jede ſtill und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Wie das „Wort an die Schützen" die volle Gegenwart ergreift und in die Zukunft blickt, ſo geht der „Knabe des Tell" in die nationale Vergangenheit zurück, um von dorther Lehren und Vorbilder heraufzubringen. Die Tellengeſchichte iſt eine ſo allbekannte und wir möchten faſt ſagen, trivial gewordene, daß es kühn erſcheint, wenn Bitzius, nach Schiller's einzig ſchönem Dichterwerke, es wagt, aus derſelben eine Novelle zu machen und ſie in dichteriſcher Proſa noch einmal zu erzählen. Er erreichte gleichwohl ſein Ziel, weil er hier, wie überall, mit großer Freiheit zu Werke ging und ſich einen ganz eigenen Weg wählte. Er knüpft nämlich wie im „Wort an die Schützen" das Nationale und Allgemeine an das Häusliche, an's Familienleben an, weil ihm „das Haus" die Säule des Staates iſt. Wir ſehen daher Tell als muſterhaften Hausvater, ſeinen Knaben als muſterhaften Sohn, ehe wir Beide als patriotiſche Urner erblicken. Sie ſind das Letztere, weil ſie das Erſtere ſind. Die Familie macht ſie zu den idealen Figuren, wie ſie im Gedächtniß des Volkes geblieben. Der Knabe des Tell lebt, wie am Schluſſe geſagt wird, „für alle wackern Knaben,

zeigt ihnen die Wege zu Treu und Glauben, zeigt, was ein wackrer Knabe dem Vater iſt, wie er die Mutter liebt und wie er ſterben kann für's Vaterland." — Es war aus dieſen Gründen für den Dichter nothwendig, die Geſchichte bis zum Tode des edlen Knaben fortzuführen und der Erzählung einen tragiſchen Abſchluß zu geben, weil nur ſo die ganze Treue des Helden derſelben offenbar werden und ſein rühmlicher Tod den Tugenden des Jünglings zur letzten und höchſten Bekräftigung dienen konnte. Auch wird durch das Hereinziehen des Treffens am Morgarten das Intereſſe des Leſers erweitert, welches ſchon durch die Geſchichte der Befreiung der drei Länder vielfach rege geworden iſt.

Bedeutſam iſt auch die politiſche Seite des Büchleins. Es iſt ein Thema über den Text:

„Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren."

Die ſteigende Unzufriedenheit des Volkes, die Erbitterung gegen Gewalt und Willkürherrſchaft der Vögte wird treffend und pſychologiſch ganz wahr geſchildert. Dieſe Vögte werden zwar nicht als Ungeheuer, wohl aber als übermüthige, gewiſſenloſe Beamte dargeſtellt, die ihrem Herrn, wie es immer geſchieht, durch blinden Eifer und ſelbſtangemaaßte Willkür ſchaden. In der Erzählung iſt Bitzius dem Schiller'ſchen Stück am nächſten geblieben und zeigt, wie dieſes, große Lokalkenntniß. Wir finden herrliche Naturſcenen in dem Büchlein, darunter die nächtliche Fahrt auf dem Vierwaldſtädterſee von ganz Oſſianiſcher Färbung. Auch das Leben im Gebirg iſt ſchön geſchildert und mit Sagen und Mährchen geſchmückt.

Der „Knabe des Tell" iſt wie der „Sylveſtertraum" und die „Sagen" in gehobenem, pathetiſchen Styl geſchrieben und mag als Beleg für die Begeiſterung dienen, mit welcher Bitzius an der alten Schweizergeſchichte und dem Heldenzeitalter ſeines Landes hing, wie es ihm beſonders in Johannes v. Müller erſchienen war.

Zwiſchen den beiden letztgenannten Produkten von Bitzius

liegt der Zeit der Entstehung nach eine kleine anmuthige und humoristische Erzählung, eine Idylle, die zuerst in den Elsässischen Blättern erschien, nämlich: „Wie Christen eine Frau gewinnt". Der Charakter derselben ist ganz idyllisch; es ist ein kleiner ländlicher Roman, dessen heitern Eindruck keine Kämpfe und Drangsale stören, die in denselben hineinspielen; es ist eine der launigsten und jovialsten Geschichten von Bitzius, in behaglichster Stimmung geschrieben und mit den lustigsten Episoden gewürzt.

In diese Jahre fällt auch eine andere Art schriftstellerischer Thätigkeit von Bitzius, die ihm zwar mehr Feinde als Freunde gemacht, die aber doch nicht ohne Bedeutung war, weil sie eine neue Bahn brechen sollte, und von dem Bestreben der damaligen Zeit Zeugniß giebt, immer vielseitiger und unmittelbarer auf das Volk durch Schrift und Wort zu wirken. Wir sprechen von Bitzius' Theilnahme an dem neuen Berner Kalender, der auf Veranlassung und Anordnung der gemeinnützigen Gesellschaft in Bern herauskam, später Privatunternehmen wurde und sechs Jahrgänge (1840 bis 1845) erlebte. Bitzius war Hauptarbeiter an diesem Kalender. Er hatte sich schon lange mit der Aufgabe eines solchen bessern Volkskalenders beschäftigt, und sich über dieselbe an Freunde geäußert. So schreibt er z. B. (Dezember 1838) an einen Freund in Bern, wie er die Sache meine. „Der neue Kalender, sagt er, soll ein eigener Kalender sein, nicht „zusammengetragen aus Naturgeschichten und andern gemeinnützigen Langweilebehältern". Aus Recepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wie viel Junge die Steinböckin habe, macht man noch keinen vernünftigen Kalender. Das kömmt aus jener sogenannten gemeinnützigen Zeit, wo man im Ernste das Leben nicht tiefer nahm als zu Recepten, und in der jetzt noch unsere Staatsmänner taumeln. Ich möchte in den Kalender Predigten bringen, d. h. hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefaßt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht dul-

det." Ein ander Mal schreibt er an den gleichen Freund: „Im Kalender kommt es nicht sowohl auf den Stoff an, als daß die Volksseele in demselben wehe."

In dem neuen Kalender schrieb nun Bitzius die verschiedenartigsten Dinge. Vorerst finden sich darin kurze, ernst religiöse und moralische Aufsätze, z. B. über Glaube, Liebe, Sanftmuth, Demuth u. s. w. in der Art der „Stunden der Andacht", doch von mehr Schwung und Tiefe. Sodann sind Jahreschroniken in demselben, in welchen Bitzius seinem Witz und seiner Laune freien Spielraum gönnt, aber oft in der Sprache sich allzusehr gehen läßt und gemein und geschmacklos wird. Mit den hohen Herrschaften geht er so ungenirt und familiär um, daß, wie uns berichtet worden, der Kalender in Baiern verboten wurde. Endlich enthält der Kalender eine Menge Erzählungen von Bitzius, von welchen manche später in den „Erzählungen und Bildern" abgedruckt worden sind, wie z. B. die „Rabeneltern", der „Mordiofuhrmann", der „Mägde-Congreß in Bern", die „Ueberraschung", die „Jesuitenmission im Canton Luzern" u. s. w.

In wie fern nun der Kalender dem von Bitzius selbst aufgestellten Programm entsprochen, können wir nicht beurtheilen, da wir in diesen Dingen zu wenig bewandert sind, und eine abschließende Meinung hier nicht so leicht ist. Die gehoffte Wirkung scheint jedenfalls das Unternehmen nicht gehabt zu haben. Wirklich sind einige Geschichten wie z. B. das „arme Käthelí" und andere gar zu kraß, und konnten das Volk unmöglich erbauen. Auch ist die politische Satyre nicht derjenige Ton, den das Volk, welches den Kalender in die Hand nimmt, darin treffen will, da die Tagblätter dergleichen genug zu Tage fördern. Der Kalender erweckte daher Bitzius, der natürlich nicht unbekannt bleiben konnte, viele Feinde, ohne ihm in besonderm Maaße dafür Freunde zu gewinnen. Das Landvolk sah es übrigens ungern, daß Bitzius als Geistlicher einen Kalender schrieb, da auf dem Lande bei uns ein „Ka-

lendermacher" fast wie ein „Spaßmacher" gilt und den Nebenbegriff des Possenhaften für die Menge in sich schließt. — Als Versuch auf einem neuen Gebiet konnten wir diese Unternehmung von Bitzius nicht unerwähnt lassen. Das Kalenderwesen lag übrigens bei uns sehr im Argen und der Versuch des neuen Kalenders bewies die Schwierigkeit, hier zu reformiren. So lange freilich eine so jämmerliche Geschmacklosigkeit in den Abbildungen zu Tage tritt, wie wir sie noch häufig sehen, ist kaum viel Besseres zu erwarten, als man besitzt. Deutschland hat hierin ganz Anderes aufzuweisen.

Diese kleinern Schriften und Produktionen von Bitzius waren, um uns so auszudrücken, nur Zwischenakte und Pausen zwischen der Ausarbeitung größerer Werke. Die Zeit, die immer gährender und bewegter wurde, und von der sich blinzelnd und furchtsam abzuwenden Bitzius der Mann nicht war, veranlaßte ihn bald wieder zu Größerem. Da wir keine politische Geschichte des Kanton's Bern zu schreiben haben, so können wir dieselbe bloß in so weit berühren, als sie auf Bitzius Einfluß hatte und zum bessern Verständniß seiner Werke dient. Denn ohne die Kämpfe und Oscillationen des politischen Lebens in seiner Heimath begreift man Bitzius nicht, und kann sich nicht auf seinen Standpunkt und in seine Lage versetzen. Ein paar Worte müssen wir daher über jenen Zeitraum bemerken. Die Schweiz nahte sich immer mehr der Krisis der Sonderbundstage und den Begebenheiten, welche den Knoten mit dem Schwert zerhieben, die Bundesverhältnisse neu gestalteten, und auch in manchen Kantonen eine gänzliche Veränderung der politischen Zustände zur Folge hatten. In Bern war eine Staatsveränderung dem Jahre 1847 vorhergegangen und hatte, was in diesem Jahr geschah, erst möglich gemacht und vorbereitet. Es waren nämlich, wie jedermann weiß, auf die Jesuitenberufung im Kanton Luzern (1844) die wieder theilweise ein Rückschlag der aargauischen Klösteraufhebung von 1841 war, Freischaarenzüge gefolgt, und von dem Mißlingen des zweiten

dieſer Züge vom 31ſten März 1845 an war die Fluth der Bewegung immer geſtiegen bis zur Entſcheidung im Spätjahr 1847 und der Kriegserklärung gegen die ſieben Kantone vom 4ten November dieſes Jahres. In dieſen Zeiten war der Kanton Bern bewegter geweſen als andere. Der zweite Freiſchaarenzug, in welchem derſelbe eine Hauptrolle ſpielte, hatte den ſchon damals politiſch nicht unbedeutenden Anführer Ochſenbein trotz des ſchmählichen Scheitern's des Zuges, weit entfernt ihm zu ſchaden, an die Spitze der Kantonalangelegenheiten, und als Bern Vorort wurde, der eidgenöſſiſchen gebracht. Denn im Kanton Bern war durch den Freiſchaarenzug und Alles was vorher und nachher geſchah, die innere Fäulniß des Regiments zu Tage getreten, welches den Compaß gänzlich verloren hatte und ohne Steuermann war. Materielle, nie erledigte Fragen, wie die Zehntablöſungsfrage, kamen in's Spiel. Eine neue Generation, im demokratiſchen Fahrwaſſer einer exaltierten Zeit ſchwimmend, drängte nach oben, wollte mit den Perſonen, die am Ruder waren, aufräumen, und trieb zu einer neuen Verfaſſung, die einen radicalen Vorort Bern auf Neujahr 1847 ſchaffen ſollte, und auch nach allerlei Zuckungen und Bewegungen im Jahr 1846 zu Stande kam.

Bitzius lebte nun mitten in dieſen Gährungen und heftigen Fluthungen. Viele Freiſchaaren waren durch Lützelflüh gezogen, und nach dem Mißlingen des zweiten Zuges war das Emmenthal, weil an Luzern grenzend, am aufgeregteſten. Bitzius war dem Gang der Dinge zu aufmerkſam gefolgt, um ſich über ihre endliche Entwickelung und beſonders über die Wendung im Canton Bern zu wundern. Er konnte, ſo wie er war, der Mann keiner Regierung ſein. Die Freimüthigkeit in ſeinen Schriften, in welchen die Thorheiten und Schwächen ſeiner Obern nie geſchont und oft derb verſpottet wurden, hatten ihn längſt zu einer persona ingrata gemacht. Er war übrigens kein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Worts. Er machte nicht Agitation für oder wider dieſe oder jene Verfaſſungs-

bestimmung, für oder wider bestimmte Gesetze und Einrichtungen. Das ganz Positive und Spezielle, um welche das Regieren als Geschäft sich dreht, war ihm fremd und gleichgültig. Er schrieb daher nicht für oder wider eine Regierung, noch weniger für oder wider bestimmte Personen. Er faßte die Tagespolitik bloß in ihrem Totaleindruck, in ihrer Gesammtwirkung auf das Volk, auf das Leben der Einzelnen, der Familie, auf die Sitten und Zustände ganzer Classen auf, und je nachdem diese Gesammtwirkung ihm gut oder schlimm erschien, bekämpfte oder unterstützte er die Politik, aus welcher sie entsprang oder ihm von seinem Standpunkt aus zu entspringen schien. Er trat aus dieser von den Bestrebungen der Politiker vom Handwerk ganz verschiedenen Haltung auch da nicht heraus, wo er stark polemisch auftrat. Seine Kriegführung, um uns so auszudrücken, war eine prinzipielle und keine launische, von subjektiven Sympathieen und Antipathieen diktierte. Er verkehrte daher stets während der bewegtesten Zeit auf gleich offene und ungezwungene Weise, in amtlicher und privater Stellung mit Personen, deren politische Meinungen er bekämpfte, und die ihm in dieser Beziehung scharf gegenüberstanden. Sein Charakter blieb sich im Leben ganz gleich und die Bewegungen der Zeit, so tief sie ihn auch berührten, brachten ihn nie aus dem Gleichgewicht. Seine Schriften aber, die sich stets auf die lebendige Gegenwart bezogen, müssen allerdings nach der Zeit, in welcher sie entstanden, beurtheilt und aus derselben erklärt werden.

So war der „Geldstag" oder „die Wirthschaft nach der neuen Mode:", ein Buch, das im Jahre 1846 erschien, ein Kind der bewegten Zeit, und Bitzius spricht in demselben zornige und strenge Worte. Auch nennt er dasselbe in einem Brief an seinen Freund Maurer selbst ein unerquickliches und sagt Folgendes über dessen Motive: „Dieß Buch zeichnet die traurigste Seite unseres Volkslebens, das Wirthshausleben, hauptsächlich der Wirthsleute, theilweise auch das der Gäste. In solchen

Nestern und von solchen Leuten wird die Aufregung in unserem Vaterlande erzeugt und erhalten. Hier entstehen die politischen Ansichten und Richtungen, und zwar durch brodlose Agenten, verspudelte Krämer und aller Grundsätze baare Handlungsreisende. Die Zeitungsmacht ist bereits veraltet. Den meisten der Leute ist es zu beschwerlich, eine Viertelstunde Etwas zu lesen. Auf diese Cloaken einmal einen hellen, grellen Schein zu werfen, drängte es mich längst. Manchmal hilft es, wenn man eine Sache recht beleuchtet, welche man im Halbdunkel oder im Mondschein für recht schön oder wenigstens für anständig gehalten. Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt, um deßwillen du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar zu tief in Galle und Bitterkeit getaucht scheinen. Das Ding war dazu noch zwischen den zwei Freischaarenzügen geschrieben, als eben dieser Wirthshauslärm am größten war."

Der „Geltstag" ist, wie der Bauernspiegel, ein Schattengemälde. Alles ist dunkel gehalten, ohne daß der Kenner deswegen sagen könnte, es sei dem Leben nicht gemäß. Eine Wirthsfamilie geht durch unordentliches Haushalten, durch gedankenloses Großthun, Schlemmerei zu Grunde, und ohne die Großmuth des altväterischen Pathen der Frau Wirthin, wäre diese Letztere sammt ihren Kindern nach dem Tode des Mannes und der Versteigerung des Hauses und der Habe dem Elend verfallen. Der alte „Götti" aber nimmt sie auf und sorgt für die noch unverdorbenen Kinder. Die Mutter bleibt unverbesserlich, ihre Hoffahrt und Pflichtvergessenheit bleiben gleich, und sie geht zuletzt davon und läßt ihre Kinder im Stich, um einen Windbeutel zu heirathen.

Wir sehen, daß dieser „Geltstag" mit seiner nackten Lebensprosa sich himmelweit von den sentimentalen Geltstagen in Iffland's Familienstücken, die uns in der Jugend so sehr rühren, entfernt ist. Was hingegen dem Buche, namentlich für den Berner selbst, Interesse verleiht, ist die bis in's kleinste

Detail gehende Kenntniß des ländlichen Geschäftslebens, welches im Kleinen seine große Bedeutung hat. Diese Steigerungen, Inventarisationen, Gemeinderathssitzungen u. s. w. sind meisterhaft, wenn auch sehr breit. Die kleinsten Kniffe und Praktiken, wie sie etwa unter dem verhandelnden Personal bei solchen Operationen gang und gebe sind, werden an's Tageslicht gezogen. Namentlich ist die ganze lange Verhandlung der Versteigerung ein vortreffliches Lebensbild, so gemein und burlesk auch Alles zugeht. Bitzius hat in diesem Buche die amtlichen Schreiber, die Geschäftsleute und die Handlungsreisenden, seine zarten Freunde, ganz besonders auf's Korn genommen, und sie mit scharfer Lauge übergossen. Auch die Regenten, manche Gesetze und Gebräuche oder Mißbräuche, werden unbarmherzig mitgenommen. Dazwischen finden wir treffliche Bemerkungen und Discussionen über manches Verhältniß, über Kindererziehung, Hauswesen u. s. w. Doch wird das Buch, wenn sich auch Bitzius' Talent nicht verkennen läßt, zu denjenigen seiner Schriften gehören, die, schon ihres Gegenstandes wegen, weniger allgemein interessiren können.

Wenn der „Geltstag" sich ganz auf einheimischem Bernischem Boden bewegt und das Lokale vorherrscht, so war hingegen die Schrift, betitelt: „Jakob's des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", die im Jahre 1847 in Zwickau auf Kosten des Vereins zur Verbreitung guter Volksschriften erschien, ein neuer Beweis von Bitzius' Vielseitigkeit und von seiner dichterischen Leichtigkeit, sich in ungewohnte und seinem Lebenskreise ferner liegende Zustände nnd Verhältnisse hineinzuleben. Bitzius hatte bis dahin meist Landleute geschildert, deren Leben er durch und durch kannte. Nun sollte er die Wanderungen eines Handwerksburschen erzählen und hatte damit einen ihm ganz fremden Stoff zu bemeistern. Das Buch entstand nicht ohne äußere Veranlassung, und namentlich gaben deutsche Bekannte dem nun schon zu einem weit verbreiteten Ruf als Volksschriftsteller gelangten unermüdlichen „Jeremias

Gotthelf' den Anstoß dazu. Es war gegen eine Krankheit der Zeit, die freilich, wie so vieles Andere, mehr Symptom des Uebels, als die Krankheit selbst war, nämlich gegen das Clubbwesen der deutschen Gesellen gerichtet, welches sich besonders in der Schweiz, die bekanntlich weder ein Polizeistaat ist, noch einer sein kann, frei ausbilden konnte, und zuweilen so arg getrieben wurde, daß internationale Verlegenheiten entstanden, und die Schweiz ihr schnöde mißbrauchtes Gastrecht den Fremden zuweilen auf nachdrückliche und derbe Weise in Erinnerung bringen mußte. Es hat sich auch immer in der Geschichte gezeigt, daß dies Clubbistenwesen, namentlich unter Wandergesellen, Flüchtlingen u. s. w., weit entfernt, die Impulse zu großen Bewegungen zu geben, gegen solche letztern, wo sie als nothwendig und berechtigt auftreten, gehalten, zu armseligen und erbärmlichen Prellereien zusammenschrumpft, durch welche manche Tasche geleert, manch kleines Profitchen gemacht, auch einiger Schade gestiftet werden kann, aber nie etwas nur halbweg Dauerndes entstanden ist. Vor solchen Netzen die Ehrlichen und Klugen zu warnen und ihnen die Nichtigkeit und Hohlheit der ganzen Maschinerie zu zeigen, war der Zweck von Bitzius' Buch. Dasselbe ruht auf dem schönen und festen Grunde deutscher bürgerlicher Ehrenfestigkeit und Arbeitsamkeit. Es ist ganz im Geiste Riehl's geschrieben, der das Gesellenproletariat als Abart des kernhaften, tüchtigen Handwerkerstandes darstellt, und den letzteren wieder zu der alten Solidität und Standesehre zurückrufen will.

Gleich anfangs wird die traditionelle Ehre des Handwerkerhauses treffend dargestellt durch die an der Wand hängenden drei Familienfelleisen, das urgroßväterliche, großväterliche und väterliche. Der tüchtige Bursche soll als Zeichen gut angewendeter Wanderschaftszeit sein Felleisen zurückbringen, wie einst der Ritter seinen Schild aus dem Kriege. Die treffliche Großmutter, ein Bild deutscher bürgerlicher Kernhaftigkeit, entläßt den Großsohn in die weite Welt mit nicht minder weisen

Worten, als der Hofmann Polonius im Hamlet seinen Sohn Laertes. Allein Jakob ist kein Laertes. Von Natur zwar gutmüthig, aber von einer Weltunkenntniß und Selbstüberschätzung, die ihres Gleichen sucht, muß er auf weiten Umwegen und durch die Schule der herbsten Prüfungen zum Verstande kommen, und den Becher des Irrthums bis auf die Hefe leeren, ehe er den Werth vernünftigen und ehrenhaften Thun's einsehen lernt, und aus einem liederlichen, charakterlosen, jedem Winde preisgegebenen Gesellen ein mannhafter und achtungswerther Bursche wird, der mit Schiller's wackeren Gesellen sagen kann:

Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Der Schauplatz von Jakob's Irrfahrten und Querzügen ist, wie der Titel verkündigt, die Schweiz, und in derselben das damals grassierende Communisten- und Socialistenwesen in den von Fremden gestifteten und geleiteten Gesellenvereinen. Auf das Treiben dieser Clubbs, ihr boden- und grundsatzloses Wesen, werden grelle Schlaglichter geworfen, und am Beispiel des Gesellen Jakob auf treffliche Weise gezeigt, wie die Verführungskünste in diesen Eintagsgenossenschaften getrieben, die Dummen und Ehrlichen gefangen werden, und entweder elend zu Grunde gehen, oder erst durch großen Schaden gewitzigt werden. Jakob treibt sich in der ganzen westlichen Schweiz herum, in welcher dieses Gesellen-Clubwesen besonders blühte, und macht die demüthigendsten und trübsten Erfahrungen. Er ist aber von gutem Kernholz und kommt durch, und einmal durch eigene Erfahrung gewitzigt, geht er schnell vorwärts auf dem Weg der Vernunft. Der nackte sich selbst zerstörende Egoismus der communistischen Systeme wird an Jakob's Grundsätzen, die er aus den Gesellenvereinen als Weisheit eingesogen, treffend in's Licht gesetzt. Alle Systeme des Egoismus müssen sich gleichen und laufen auf Eins hinaus. Der vornehme Egoist in Bulwer's „Night and morning," Lord Lilburne, hat den

Satz: „Habt so wenig Bande als möglich!“*) zu seiner Lebensdevise erkoren, und der angehende Communist Jakob kommt aus seiner Umgebung, die zwar äußerlich eine ganz andere ist, mit dem gleichen Grundsatz zurück: Man muß nichts und Niemand lieb haben, denn wenn man sich von dem lieb gehabten trennen muß, so ist man wegen dieser Liebe übler d'ran, als wenn man sich um Niemand bekümmert. Dieß sogeheißene System wird durch Jakob's Erfahrung selbst widerlegt, und als er es zwar praktisch abgelegt, aber in der Theorie noch verficht, von dem Oberländermädchen Eiseli ad absurdum demonstriert. Eiseli findet es nämlich an dem sonst braven Burschen mit Recht widersinnig, wenn er alle Liebe im Interesse freier Bewegung im Leben abgethan wissen will und gleichwohl von Heirathen spricht und Anträge macht. Daher denn die kernhafte Großmutter dem rückgekehrten und belehrten Jakob gleich in's Gesicht sagt, „das müsse ein rechtes Mädchen sein, die möchte sie noch einmal sehen und ihr danken, daß sie ihn wieder zur Religion gebracht und nicht zum Manne genommen, da er vor ihr immer der dumme Jakob hätte bleiben müssen.“

Auch in diesem Buch zeichnet Bitzius meisterhafte Charaktere. Seine Hauptfigur, Jakob, ist mit einer Sicherheit angelegt und durchgeführt, die wir bewundern müssen. Der deutsche Handwerksgeselle, besonders der des Mittelalters, ist zwar längst in der schönen Literatur, besonders in der Almanach-Literatur, als poetische Figur benutzt worden und das Wandern der Gesellen bietet dem Dichter eine nie versiegende Quelle von Situationen dar. Bitzius aber läßt auch hier alles Romantische und bloß Pikante bei Seite. Es ist als hätte er sich selbst zu dem Kunststück herausgefordert, diesen Jakob als einen ganz trivialen Bengel, einen Alltagskerl, den man wegen seiner Dummheit oft mit Schlägen traktieren möchte, in die Welt hinaus marschieren zu

*) Have as few ties as possible.

lassen, und ihm das großmütterliche: „Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel!“ so recht an die Stirne zu schreiben und gleichwohl den Leser für ihn zu interessiren. Dies Kunststück ist ihm wirklich gelungen. Wir folgen dem prosaischen und aberwitzigen Gesellen, der uns durch das „wilde Leben“, oder vielmehr durch alles mögliche Triviale und Flache hindurchschleppt, durch die widerwärtigsten Liebschaften und schmutzigsten Kneipen, und dessen Abenteuer, wie dem Leser zum Verdruß, alle von der gemeinsten Sorte, und dem derbsten täglichen Leben entnommen sind, mit Interesse auf seinen Kreuz- und Querzügen und legen am Ende das Buch, das ganz in „hagebuchener Schweizerart“ geschrieben ist, mit dem Gefühl aus der Hand, überall die Prosa des Lebens wiedergefunden und doch aus dem Ganzen einen ächt dichterischen Eindruck empfangen zu haben. Es ist eine merkwürdige Mischung von Prosa und Poesie. Plattes und Tiefes, Liebliches und Abstoßendes, Zartes und Allergröbstes liegen dicht neben einander. Aber Bitzius hat hier wieder in's volle Menschenleben hineingegriffen, das ein Jeder lebt und nur Wenige kennen, und auf jedem Blatte finden wir das so trotzige und so verzagte menschliche Herz. Wir können die Gefühle des wandernden Burschen mitempfinden, wenn er als halber Bettler, düster und aussichtslos seine Morgenwanderung in der Kälte beginnt, oder von Neid und Genußsucht gequält die ganze Welt verwünscht, und doch, wenn auch nur dunkel, die Verkehrtheit und Nichtigkeit seines Treibens erkennt. Und wir empfinden wieder mit ihm, wenn Gefühle ganz anderer Art in ihm rege werden und fluthen, wenn sich ihm in Lauterbrunnen das Thal verengt, die Berge sich zusammenziehen und die Majestät der einsamen Gebirgswelt mit ihrem Tosen, Rauschen und Donnern sein ganzes Wesen ergreift und ihn seine Kleinheit und Unmacht erkennen läßt, oder wenn er mit hellem, geläuterten Geist und dem Bewußtsein, ein neues besseres Leben zu leben, in den frischen Morgen hinauszieht,

und die Stätten wieder aufsucht, welche Zeugen gewesen waren seiner thörichten Tage. Eine wunderbare Frische der Natur und Wahrheit der Empfindung ist überall in dem Buche, und der wandernde Bursche mit seinen Irrungen und Läuterungen wird uns ein lieber Geselle, weil wir in andern Lebenskreisen an dem gleichen bewegten und beweglichen Menschenherz gleiches erfahren. Die sonst ganz unzusammenhängenden Lebensbilder mit ihrem flüchtigen schnell vorüber rauschenden Inhalt knüpfen sich alle an Jakob und die Entwicklung seines Charakters und erhalten dadurch Werth und Einheit. Jakob's Wanderungen sind daher eines der gelesensten Bücher von Bitzius geblieben, und haben namentlich unter den arbeitenden Klassen des Volkes vielen Anklang gefunden. Auch schreibt er seinem Freund Maurer, es habe ihn besonders gefreut, daß sein Buch auch von den Soldaten viel gelesen werde.

Wir haben es ein Wagstück von Bitzius genannt, daß er einen so alltäglichen und ungeschlachten Gesellen wie Jakob zum Held einer Erzählung machte. Allein er that einen noch kühnern Wurf mit der darauf folgenden Schrift: „Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth," die im Jahr 1847 herauskam. Oder dürfen wir den Dichter nicht kühn nennen, der eine arme, alte Frau, die ihr tägliches Brod durch unausgesetzte Arbeit erkämpfen muß, die durchaus mit keinen Vorzügen des Geistes ausgestattet ist, und auch nicht durch das Interesse, das sich an ihre Umgebungen knüpft, fesseln kann, zur Heldin einer großen Erzählung macht und dabei gewiß ist, den Leser nicht einen Augenblick zu ermüden, sondern ihn fortwährend auf's Höchste zu interessiren? Dieß ist wirklich bei „Käthi" der Fall. Die Erzählung hat eigentlich keinen Knoten, der entwickelt werden soll; die Heirath des Sohnes liegt durchaus nicht in der Anlage des Buches als nothwendige Lösung. Die Großmutter absorbirt das Interesse der Lesenden so, daß die Schicksale des Sohnes Johannes nur als Nebensache in Betracht kommen und nur durch ihren Be-

zug auf Käthi Bedeutung erlangen. Ein altes Mütterchen, mit allen großmütterlichen und mütterlichen Schwachheiten, ein verwöhnter kleiner Junge und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes, das ist gleichsam die Staffage des Bildes, die Familie, um welche die Erzählung sich dreht. Wie Mancher würde verzweifeln, wenn ihm aufgegeben würde, aus diesem Stoff einen Roman oder auch nur eine halbwegs anziehende Erzählung zu machen! Bitzius hingegen weiß aus diesen Elementen, aus diesem Stoff, den man fast armselig nennen möchte, wenn es für den wahren Dichter etwas Armseliges d. h. zu Kleines gäbe, einen solchen Reichthum des Lebens zu entfalten, ein so großes psychologisches Interesse an denselben zu knüpfen, so tiefe Beziehungen aufzufinden, die Umgebung so poetisch zu gestalten, daß dieses Buch einer der großen Triumphe des Verfassers geworden, und, wenn es in andern Beziehungen neben „Uli", dem „Bauernspiegel" oder „Geld und Geist" genannt wird, in jener Rücksicht, nämlich als Beleg der Kunst, aus möglichst einfachem Stoff möglichst Viel zu schaffen, ganz einzig dasteht und den ersten Rang behauptet.

Auch „Käthi die Großmutter" wurde hervorgerufen durch die Bewegungen der Zeit. Bitzius correspondierte mit einem französischen Geistlichen über den Socialismus und dessen Folgen und die Discussion dieses Thema's brachte ihn auf den Gedanken, gegen diesen in Neid und Genußsucht wurzelnden und daher stets seines Zweckes verfehlenden Socialismus oder, wenn man will, Communismus zu schreiben, und zwar in seiner Weise, durch Aufstellung des Beispiels eines rechtschaffenen Armen, der ohne diesen Neid und diese Genußsucht, die dem Armen als Heilmittel zur Verbesserung seiner Zustände angepriesen werden, seinen ehrenwerthen Weg durch's Leben findet, und durch Beharrung überwindet. Bitzius verkennt gar nicht, daß an dem moralischen Zustand der Armen, an jenem neidvollen und begehrlichen Wesen, das oft ihre Kraft unfrucht-

bar aufzehrt, die Art und Weiſe, wie die ſogenannten unterſten Klaſſen im Staate behandelt werden, große Mitſchuld trage. Er ſagt im „Schulmeiſter“ mit tiefem Ernſt: „Die ganze Welt wiſche die Schuhe an dieſen Menſchen ab und laſſe ihre Laune an ihnen aus und man fordere eigentlich nur das Halten zweier Gebote von ihnen: daß ſie nicht ſtehlen und nicht tödten. Die vier erſten wende man gar nicht auf ſie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelberger's, daß ſie Meiſterleuten und Obrigkeiten getreu ſeien, über das ſiebente drücke man die Augen zu, zur Uebertretung des neunten fordere man ſie auf, und wenn ſie das zehnte halten wollten, würde man ſich über ſie luſtig machen, indem man ihnen den G'luſt von Herzen gönne und ſich ergötze an ſelbigem, wenn ſie nur die Sache ſelbſt nicht kriegen.“ Man kann dies auch im ganzen „Käthi“ zwiſchen den Zeilen leſen, wie es in der „Armennoth“ offen ausgeſprochen iſt, daß die übrigen Klaſſen der Geſellſchaft, wenn die Armen beſſer werden ſollen, ſich um ſie bekümmern müſſen, und daß mit Wohlthätigkeit allein noch Wenig ausgerichtet ſei. Von dieſem Geſichtspunkt aus erſcheint die ehrliche alte Käthi noch achtungswerther, und, wir möchten hinzuſetzen, für uns Andern noch beſchämender. „Der alte Gott lebt noch!“ iſt Käthi's Wahlſpruch; aber ſie legt dabei die Hände nicht in den Schooß, und der Grundſatz: Ich muß das Meinige thun! iſt die Ergänzung jenes Spruches. Ohne alle Sentimentalität, die oft bei innerer Kälte durch Schilderung der Zuſtände des Armen nur Effekt machen will, und zu dieſem Zweck noch Uebertreibung zu Hülfe nimmt, ſchildert Bitzius in dieſer beſcheidenſten Hülle ein edles Leben, das durch bittern Kampf hindurch ſein ärmliches Fahrzeug ſteuert, nie den Muth und den Glauben verliert und der nur am Glänzenden hängenden, und nur im Glänzenden das Große ſuchenden Welt zeigt, daß der wahre Werth in äußern Dingen nicht, ſondern in der eigenen ſittlichen Kraft und in der Geſinnung liege, die den Grundton unſers Lebens aus-

macht. Käthi ist die „alte Waschfrau" von Chamisso. Man könnte dieses herrliche Gedicht dem Buch von Bitzius als Motto oder Text vorsetzen. Auch Käthi

hat stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Das sittliche Interesse, der Respekt, den uns die alte Frau bei allen ihren kleinen Schwächen und trotz ihres unpädagogischen Verfahrens mit dem Jungen durch die ganze Erzählung einflößt, ist so groß, daß wir am Schlusse mit Chamisso ausrufen möchten:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.

Das Häuschen an der Emme, welches Bitzius mit einer so lebendigen Scenerie zu umgeben wußte, welches bald friedlich und im Sonnenschein uns entgegen lacht, bald von gewaltigen Naturkatastrophen bedroht wird, existirt wirklich. Auch hier, wie in der Wassernoth, treten uns diese Naturereignisse in überwältigender Anschaulichkeit entgegen. Um so trefflicher ist der Contrast derselben mit der Freiheit des Menschen, mit Käthi's ungebeugter sittlicher Kraft. Das ist die große Seite des Buches. In keinem andern von Bitzius ist eine so köstliche Frucht in so unscheinbarer Schale enthalten. „Käthi die Großmutter" ist daher außerordentlich beliebt und weit und breit bekannt geworden. Es wäre nach dem Gesagten eine Verkennung der tiefern Beziehungen des Buches, wenn man dasselbe nur als eine Art Aufruf an die Reichen zur Wohlthätigkeit und Unterstützung Nothleidender ansehen wollte. Es ist ein Buch, welches studiert werden muß, um den tiefen Gehalt ganz zu erkennen.

Käthi's Sohn, Johannes, stellt gegenüber seiner Mutter,

dem Bilde rechtſchaffener, neidloſer und thätiger Armuth, das unzufriedene Proletariat dar. Er iſt von Neid und Haß gegen die Beſitzenden erfüllt, unzufrieden mit ſich ſelbſt und Andern; immer anſpruchvoll und mißtrauiſch. Sein ſtörriſcher Sinn wird endlich durch die ſchwere Verletzung, die er von der nächtlichen Rauferei davonträgt, und die herben Prüfungen, die ihre Folge ſind, gebrochen, und er nachher durch die Liebe des tüchtigen Mädchens Bäbeli wieder mit dem Leben ausgeſöhnt, ſo daß er, wie Jakob der Wandergeſelle, ein ganz Anderer wird und ein neues Leben beginnt. Alle anderen Nebenfiguren, vom kleinen Johannesli bis zum geizigen und dabei mit Freiſinnigkeit prahlenden Grotzen-Bauer im G'ſtrüpp ſind wie immer aus vollem Holz geſchnitten. Die Baſe und die Wirthin ſind prächtige Bäuerinnen, zum Regiment geſchaffen und dabei richtig fühlend und wohlwollenden Sinnes. Die politiſchen Anſpielungen ſtören uns in Käthi mehr als ſonſt, weil ſie als ein Fremdartiges erſcheinen und wir den Eindruck Käthi's lieber ganz rein hätten. Doch ſind ſie nicht gehäuft.

Bitzius predigt uns auch in „Käthi" durch das Leben ſelbſt, was Noth thut. Seine Predigt iſt in ſeiner Dichtung enthalten. Er zeigt den Compaß durch Fluth und Stürme. Er iſt von der Zeit nicht verbittert. Ernſt und ruhig ſteht er in Käthi dem ſocialiſtiſchen Treiben entgegen. Die Sonne blickt überall bald aus den Wolken hervor. Der Horizont erheitert ſich, und die beiden Orkane, die Waſſernoth und die Erdäpfelkrankheit, die ſo bedrohlich in Käthi's Leben hineinragen, gehen vorüber. Das heimathliche Häuschen mit ſeiner traulichen Umgebung, der grünen Flachspflanzung und dem übrigen kleinen Anbau ſteht zuletzt geſichert vor uns, wie in hellem Abendglanze; außen und innen iſt Friede. Es iſt ein herrlicher Schluß, wie der Abend eines heißen langen Sommertages.

Auch für den religiöſen Standpunkt von Bitzius iſt „Käthi die Großmutter" wichtig, und wir werden ſie, wenn wir

denſelben beſprechen, nicht übergehen. Wir hätten an Käthi's Chriſtenthum wenig auszuſetzen. Sie iſt eine gottesfürchtige, gottvertrauende Frau, die ſchlicht und recht das thut, was ſie für Pflicht hält und damit Punktum. Sie ſpricht aber wie andere Leute, und geht in keine Verſammlungen, obwohl ſie im Emmenthal die beſte Gelegenheit dazu hätte. Vor dem Herrn Vikar in „Anne Bäbi Jowäger" würde ſie kaum gerecht erfunden werden. Sie aber, die einfältiglich und aufrichtig auf den alten Gott vertraut, der Alles zum Beſten wenden werde, könnte den Herrn Vikar, der, um ſie bei einem großen Unglück zu tröſten, damit anfinge, ſie zu einer todwürdigen Sünderin zu ſtempeln, eben ſo wenig begreifen als die ſchwermüthige Anne Bäbi, die ſich über der Zerknirſchungstheorie des jungen geiſtlichen Herrn „hinterſinnet".

Zwiſchen „Käthi der Großmutter" und „Uli dem Pächter", welche 1849 erſchienen, liegen zwei kleine Schriften von Bitzius, von einem unter ſich ganz verſchiedenen Stoff und Gepräge, die wir nur flüchtig berühren wollen. Die Eine davon: „die zwei Erbvetter" hat zwei mit einander contraſtirende Genrebilder zum Gegenſtand. Das Thema derſelben, ein paar tauſend Jahre alt, ſind zwei reiche Männer ohne Notherben und nahe Verwandte, deren letzte Tage und Lebensſchluß durch ihren Charakter und den Geiſt bedingt ſind, in welchem ſie als Reiche handeln, in welchem ſie ihr Gut verwalten. Der Eine, der geizige Harzerhans, verhaßt und verachtet, erfüllt uns durch ſein einſames, von aller Welt verlaſſenes Sterben mit wahrem Grauſen, während uns der Andere, der treffliche und wohlwollende, aber weiterfahrne und ſchlaue Kilchmeier durch das ſchöne Bild ſeines heitern und ſonnigen Lebensabends und durch die Harmonie erquickt, in welche ihn ſein edler Charakter mit ſeiner ganzen Umgebung bringt. Die Charakterzeichnung dieſes „Erbvetters" iſt eine der meiſterhafteſten von Bitzius. Es iſt unmöglich, aus ſo wenigen und einfachen Zügen ein treueres und wahreres Bild zu geben, als dieſe einzige Figur des reichen

und milden und dabei so bewußten und consequenten Emmenthalers.

Die andere Schrift: „Doktor Dorbach, der Wühler" ist eine Art Gegenstück oder vielmehr Nebenstück zu „Jakob's Wanderungen" und schildert den verkommenen und durch seine Verkommenheit zum Wühler gewordenen Literaten, so wie Jakob den bloß verführten und durch Schaden klug gewordenen Handwerksburschen. Doktor Dorbach, der in vielen Zügen Porträt sein soll, ist eine unendlich widrige, nur in seiner Anmaaßung und seinem Bettelhochmuth oft höchst komische Figur. Das Burleske ist freilich hier gehäuft, und der Schluß, in welchem wieder die im Dursli vorkommende Sage der sieben Bürglenherren und ihrer wilden Jagd zum Besten gegeben wird, läßt wegen des allzu Phantastischen kalt. Sonst aber ist das Büchlein eine nach dem Leben gezeichnete und durch nahe liegende Erfahrungen veranlaßte Satyre auf die Gemeinheit und Nichtsnutzigkeit dieser specifischen Art von Demagogie, und auf die Leichtgläubigkeit und Flachheit Derer, welche einem so lächerlichen Apostolat mit offenen Mäulern zuhören, und solche Bauchrednerei im unsigürlichsten Sinne für Freisinnigkeit nehmen.

Im Jahr 1849 erschien „Uli der Pächter", als Fortsetzung und zweiter Theil von „Uli dem Knecht." Beide Bücher sind trotz der großen Verschiedenheit der Zeit, in welche jedes derselben fällt, wie aus einem Guß geschrieben und an Geist, Gehalt und Physiognomie einander völlig gleich. „Uli der Pächter" entstand in einer außerordentlich bewegten Zeit, in welcher die Welt im Großen auf den Ausgang gewaltiger Katastrophen gespannt war, und in Bitzius' Heimathkanton Alles auf einen erneuerten Partheikampf und heftige Krisen hindeutete. Gleichwohl fühlen wir „Uli dem Pächter" die Aufregungen der Zeit durchaus nicht an. Bitzius läßt hier alle Politik bei Seite und führt uns in das Bauernhaus in der Glungge zurück, wo das große Weltschicksal nicht hinauf-

reicht und nur der Lebensgang der uns aus „Uli dem Knecht“ bereits bekannten Personen sich aus ihren Handlungen und der frei gewählten Bahn nach unumstößlichen Gesetzen entwickelt.

Uli geht in seiner neuen „socialen Stellung“ als Pächter neuen und bittern Kämpfen entgegen, aber er hat in dem „feldherrlichen“ und doch so liebevollen Vreneli den schützenden Engel gefunden, der sein strauchelndes Leben immer wieder aufrichtet und ihm den Kopf über dem Wasser hält. Auch genügt Vreneli's liebevolle Leitung noch nicht. Die härtesten Prüfungen müssen dazu kommen, um Uli, der ganz in Erwerbsucht, der Klippe unermüdlich arbeitsamer Naturen, aufgeht, und dadurch in allerlei Versuchung und Stricke fällt, auf den bessern Weg zurück zu bringen. Denn selbst einen höchst ungerechten Handel hat er sich zu Schulden kommen lassen, auf welchen die härtesten Schläge wie ein Gottesgericht folgen. Doch Uli's „Treue“ siegt, und während die Familie Joggeli's, die durch den Tod der trefflichen Glunggebäurin ihres einzigen Haltes beraubt wird, dem unvermeidlichen Ruin zueilt, und aus schlimmem Samen die schlimmere Erndte entsteht, wendet sich endlich Uli's Geschick mitten aus neuen Bedrängnissen, die für ihn aus Joggeli's Tod entstehen, unerwartet zum Bessern und der Tag und Nacht arbeitende Pächter hat Aussicht in nicht ferner Zeit ein reicher Bauer zu werden. Bitzius, der sonst die unerwarteten Entwickelungen nicht liebt, giebt hier eine solche und Hagelhans im Blitzloch erscheint als ein wahrer deus ex machina, welcher den Knoten von Uli's Schicksal auf so romantische Weise löst, wie der an solche Wendungen durch Romanlektüre gewöhnte Leser es nicht besser verlangen kann. Bitzius soll übrigens diese Episode des Hagelhans nur widerstrebend aufgenommen haben. Freuen wir uns jedoch, daß er nicht allzu streng gewesen. Wir wären dadurch um einen seiner genialsten Charaktere gekommen. Denn ein ganz competenter Urtheiler sagt von Hagelhans mit Recht, „er bleibe trotz seinem Gesicht und seinem Hund, eine unge-

heuer tiefe, großartige Zeichnung, und es sei eine der genialsten Figuren, die je in einer Novelle vorgekommen."

Die übrigen Personen in „Uli dem Pächter" sind uns sämmtlich schon bekannt. Nur Vreneli entwickelt erst als Frau den ganzen Reichthum und die tiefe Seite ihres Wesens und in Uli's Krankheit steht sie in voller Glorie da. Ihr Charakter ist von schönstem Ebenmaaß, ohne Härte und ohne Schwäche; sie ist von großem Verstand und zugleich von lebendigster Empfindung. Alles steht ihr wohl an. Ein herrliches Bild!

Ihr gegenüber, wie dem Licht der Schatten, steht die verwöhnte, in jeder Beziehung falsch erzogene Bauerntochter Elisi, die schon in „Uli dem Knecht" eine bedeutende Rolle spielt und dem Charakter Vreneli's gleichsam zur Folie dienen muß. Es ist eine burlesk-widrige Figur, die sich zum Adeptixmädchen Vreneli so verhält, wie ihr Vater Joggeli zum Bodenbauer Johannes. Kein Leser von „Uli dem Knecht" wird jene komische Scene vergessen, da Elisi mit dem Sonnenschirmchen auf's Heufuder steigt und nicht mehr herunter kann, bis Uli sie herabholt. In „Uli dem Pächter" erfüllt sich ihr trauriges Schicksal, welches man längst ihrer warten sah. Man hat diesem Charakter Verzerrung vorgeworfen. Leider aber ist dieß widrige, verkehrte und verkrüppelte Wesen nur zu sehr der Wirklichkeit entnommen. Bitzius schreibt daher einem Freund, der ihm diesen Vorwurf machte, Elisi sei zu sehr Carricatur, zu seiner Rechtfertigung ganz lakonisch: „Du hast am Solothurner-Schießen die Bauerntöchter nicht gesehen, welche ihre goldenen Ringe über die Handschuhe trugen, einen Regenschirm offen trugen, in der andern Hand ein elegantes Sonnenschirmchen und mit grünen Schleiern behaftet waren." „Ich hätte sie anspucken mögen", setzt er derb hinzu.

Eine noch wichtigere Figur ist Elisi's Vater Joggeli, der eigentliche Thersites des Buches, von meisterhafter Zeichnung und der unnachahmliche Typus von Charakterlosigkeit

mit all den hundert Zügen, die sie in ihrem Gefolge hat. Die ganze Wirthschaft auf der Glungge sieht nach dem Meister aus, und was ihn einzig noch hält, ist seine Frau, die treffliche Base, Vreneli's Erzieherin. Nach ihrem Tod bricht Alles zusammen, was schon lange den Einsturz drohte. Diese Glungge-Bäuerin ist eine jener regierenden Bäuerinnen, die Bitzius so sehr liebt, verständig, klug, gewiegt im Hauswesen, von geradem Sinn und Gefühl, resolut im Handeln, einsichtig im Rathen und Ueberlegen, ein mittlerer Charakter von großer Tüchtigkeit und Wahrheit.

Von den Nebenfiguren sind der Baumwollenhändler und Johannes, Elisi's Bruder, von Bedeutung. Der erstere ist ein windiger Prahler und Industrieritter, dessen Bild ebenfalls nicht aus der Luft gegriffen ist, einer von jenen Leuten, die nur auf Abenteuer und Prellereien ausgehen und dumme eitle Mädchen von Elisi's Schlag in ihr Garn zu jagen suchen, was ihnen auch gewöhnlich gelingt. Johannes, der Bauernsohn aus der Glungge, ist die bessere Natur von den Beiden, von ursprünglich gutem Kern, aber ganz falsch erzogen, den Bitzius nicht ohne Absicht den Bauernstand aufgeben, das väterliche Erbgut verlassen und das zwar in verständiger und fähiger Hand gewinnreiche, aber für halt- und gedankenlose Leute gefährliche Gewerbe eines Wirths ergreifen läßt. Auch kömmt er in wenig Jahren so herunter, daß er bei'm Tode des Vaters die Glungge in fremde Hände übergehen lassen muß. —

Ein anderer Wirth, Uli's eigennütziger Freund, bei dem es einmal einen Gevatterschmaus giebt, spielt keine ganz sekundäre Rolle und ist ebenfalls eine von jenen Personen, welchen wir im Leben oft begegnen, die „mit schlauem Verstand, kaltem Herzen und holdseligem Wesen sich ein schön Stück Geld zu verdienen wissen." „Er war, sagt Bitzius drollig und sarkastisch, ein dicker, schweter Mann, jeder Zoll an ihm ein Centner Holdseligkeit, mit welcher man eine große Stadt voll saurer Engländer hätte süß machen können."

Alle diese Figuren gruppieren sich sehr gut um Uli und Vreneli herum, und diese Letztern heben sich aus so vielen halben oder zweideutigen Elementen mit ihrem tüchtigen Willen und bessern Sinn um so schöner hervor. Ob Uli indessen, wie der Verfasser im Vorwort sagt, als jener Meister gelten könne, „welcher in den Banden der Welt lag, und welchen der Geist wirklich frei gemacht," könnte bei dessen vorwiegender und rastloser Erwerbbegierde noch in Zweifel gezogen werden. Doch wäre vielleicht eine andere Bekehrung, als die uns Uli darstellt, in seinen Verhältnissen eine gesuchtere und weniger wahre gewesen. Das ganze Buch hat einen gewissen alttestamentlichen Duft und ist gleichsam ein Commentar über den Text: Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen.

„Uli der Pächter" ist seines Vorgängers vollkommen würdig und eine der schönsten Schöpfungen von Bitzius. Uli und Vreneli erfreuen uns als unvergängliche Typen und müssen dem Berner insbesondere wegen ihrer Heimathlichkeit und der in ihnen liegenden Darstellung des trefflichen Kernes seines Bauernwesens stets lieber werden.

Die Produktionskraft unseres Bitzius schien unerschöpflich zu sein und stand immer noch in voller Blüthe. Denn ein Jahr nach „Uli dem Pächter" trat er schon wieder mit einem neuen größern Buche hervor, welches den Titel führt: „Die Käserei in der Behfreude, eine Geschichte aus der Schweiz". Diese größere Erzählung, die einen ziemlich starken Band ausfüllt, ist nicht nur in mancher Rücksicht seinen bedeutenden Schriften beizuzählen, sondern steht in einigen Beziehungen einzig unter seinen Werken da. Bitzius tritt nämlich hier aus dem engern Kreise einer Familiengeschichte oder einer Erzählung, die sich an die Schicksale eines Einzelnen oder eines Hauses knüpft, heraus, und giebt uns eine Dorfgeschichte im weitesten Sinne, eine Geschichte nicht aus dem Dorf, sondern

des Dorfes, der Gemeinde und ihres genossenschaftlichen Lebens selbst. Denn die Käsereigesellschaft, deren Stiftung und erste Blüthe der äußere Gegenstand der Erzählung ist und an welcher alle Viehbesitzer des Dorfes Theil nehmen, spiegelt die Gemeinde und ihr Leben selbst ab. Die Dorfgemeinde selbst, aus den gleichen Hauptpersonen bestehend, wird ganz dieselben Erscheinungen zeigen, wie die Käsereigesellschaft, die gleichen Zufälligkeiten, Menschlichkeiten, Intriguen und Lächerlichkeiten, wie das sociale Leben sie überall, auch in Collegien von sogenannten Hochgebildeten, gelehrten und ungelehrten Senaten und dergleichen aufweist, und zwar deswegen, weil, wie Bitzius im Vorwort treffend sagt, „das Leben der Luft gleicht, die oben und unten gleich ist, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt, und weil sich die Menschen von Natur in sittlicher Beziehung viel näher stehen, als man ihrem Aeußern nach glauben sollte." — Den „communistischem Treiben einer schweizerischen Landgemeinde mit seinen Tollheiten und seinem Trotz," wie ein deutscher Literat es in der „Vehfreude" dargestellt finden will, haben wir in dem Buche nichts entdecken können. Es ist eine Aktiengesellschaft, deren Gegenstand Käserei ist, und die ihrer Natur nach zu allerlei Mißbräuchen und Malversationen Anlaß giebt; nichts weiter. In derselben spiegelt sich allerdings das ganze Dorfleben.

Und in der That, wie bewegt und vielgestaltig ist dieses Leben, das uns die „Vehfreude" darstellt! wie reich an Charakteren, Lagen, Verwicklungen, Krisen, Episoden! wie sicher ist die Zeichnung der Figuren, auch der unbedeutendsten! wie gut sind alle gegriffen! Der Humor des Verfassers ist unerschöpflich, sein Witz wahrhaft verschwenderisch, und dessen Derbheit wird feinen Nerven oft zu stark. Und welchen Sprachreichthum, welchen Schatz von Sprüchen, Wendungen, plastischen Provincialismen findet der Sprachkundige und Sprachforschende in diesem Buche! Die heiterste Jovialität herrscht überall, das Komische und Burleske ist oft fast zu gehäuft, allein wir

staunen über diesen Naturreichthum, diese üppige Vegetation, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Wir gehen deswegen über die Mängel, besonders der Form, über die Grobheit einzelner Ausdrucksweisen leichter hinweg, weil wir einen gleichsam ungezähmten Naturtrieb walten sehen und eine solche wilde Kraft mit ihren Auswüchsen uns als das Seltenere erscheint gegen die Zahmheit und Glätte so vieler Erzeugnisse gehalten, denen kein produktives und schaffendes Talent zum Grunde liegt. Es wäre uns bei der Nothwendigkeit, den reichen Stoff, den uns Bitzius bietet, zu beschränken und uns nicht zu weit führen zu lassen, nicht möglich, die vielen Charaktere, die in dem Buche vorkommen, einzeln zu durchgehen. Ein paar Worte mögen genügen. Eine Dame von Urtheil und Geschmack hat die Bemerkung gemacht, daß man die bessern Figuren in der „Vehfreude", wie Felix und Aenneli, lieber herausnehmen und in eine bessere, weniger schmutzige Umgebung versetzen möchte. Es ist wahr, die Farben sind grell aufgetragen; allein diese Hauptcharaktere träten weniger in's Licht, wenn sie nicht gerade durch Nebenfiguren und Umgebungen von so niedriger Art contrastirt würden, wie sich auch im Leben das Gute neben dem Bösen findet. Auch sind Felix und Aenneli nebst ein paar Andern nöthig, um dem Gemälde, das sonst gar zu Rembrandtisch ausfiele und gar zu viel des Trivialen, Gemeinen und eigentlich Schlechten enthalten würde, sein Licht und seine Sonne zu geben. Ein vertrauter Freund von Bitzius schrieb ihm von der „Vehfreude", es sei ihm denn doch etwas zu viel Dreck und Gestank in diesem Buch. Dagegen könnte wieder die Bemerkung eines ausgezeichneten Künstlers gehalten werden, welcher sich gegen den Verfasser dieser Biographie äußerte, er habe in keinem andern Buch von Bitzius so reichen Stoff zu Genrebildern gefunden.

Eine ganz eigenthümliche Seite der „Käserei in der Vehfreude" ist die staunenswerthe technische Kenntniß, die Bitzius in Betreff der Käsebereitung, aller bei derselben vorkommenden

Manipulationen und des ganzen Geschäftes an den Tag legt. Diese Darstellung des Technischen wurde ihm lächerlicher Weise von Einigen sehr übel vermerkt, als ob er die Eleusinischen Geheimnisse ausgeplaudert oder sonst eine Geheimlehre der Welt verrathen hätte. Wäre dieß der Fall, so müßten die vielen Schweizer-Sennen, die im Ausland zur Käsefabrikation angestellt sind, noch gefährlichere Leute sein. Es werden wohl andere Dinge sein, die diesen Zorn über die „Behfreude" erregt haben. Jedenfalls war er ein ziemlich komischer.

Das kleine Büchlein „Hans Jakob und Heiri, oder die beiden Seidenweber" (es erschien 1851), war eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch den Wunsch einiger einsichtiger Freunde aus Basel, bei den dortigen Seidenwebern, besonders auf dem Lande, das so nützliche Institut der Sparkassen beliebt zu machen und dessen Einführung zu befördern, gegen welche noch manches Vorurtheil obwaltete, obwohl einzig dadurch, besondere Fälle ausgenommen, der fleißige Arbeiter in den Stand gesetzt wird, sich eine Zukunft zu bauen und aus dem Zurückgelegten einen verhältnißmäßigen Wohlstand zu sichern. Bitzius war wirklich ein trefflicher Commentator und Ausleger dieser Einrichtung. Sein Büchlein ist ganz in der Art von Hogarth's fleißigem und unfleißigem Lehrling angelegt, wenn auch Hans Jakob nicht Bürgermeister und Heiri nicht gehängt wird. Zwei Webergesellen in Baselland beginnen nämlich ihre Laufbahn unter gleichen Verhältnissen, aber mit ungleichem Sinn. Der Eine erntet nach vielen Mühsalen und Anstrengungen die Früchte seines Fleißes, der andere diejenigen seines Leichtsinns und seiner Trägheit. Das Thema ist, wie man sieht, ein alltägliches; allein Bitzius weiß die Lebensläufe der beiden Weber in ihrem natürlichen Verlauf so gut aus einander zu halten, so mit kleinen Episoden zu schmücken und anmuthig zu machen, der Ton des Ganzen ist so sehr in Franklin'scher Weise gehalten, indem Sparsamkeit und Arbeitsamkeit verbunden mit moralischen und religiösen Grundsätzen, wie vom großen Ame-

rikaner, als das Alpha und Omega vernünftigen Lebensglückes dargestellt werden, daß wir uns sagen müssen, so müsse man schreiben, wenn man dem Volk wahrhaft nützen, dasselbe über seine Bedürfnisse und Zustände aufklären und im Kleinen anfangen wolle, zu bessern und zu helfen, damit es im Großen möglich werde. Auch hier erhalten wir belehrende Aufschlüsse über das Verhältniß zwischen Seidenherren und Seidenarbeitern, über die ganze innere Oekonomie dieses für Basel, Stadt und Land, so wichtigen Gewerbszweiges. Der eigentliche Zweck des Büchleins, die Empfehlung des Sparkassensystems in Baselland, wird ganz unmerklich und fast nur beiläufig eingeführt und erreicht, indem Hans Jakob oder vielmehr dessen Frau durch vernünftigen Rath zur Einlegung vermocht wird; aber die Erzählung drängt so in allen Theilen auf diesen Kern, die Einprägung haushälterischer Grundsätze, besonders für solche Gegenden von Fabrik- und Hausindustrie, hin, daß sich das Resultat wie von selbst ergiebt und wieder das Beispiel selbst den Prediger macht. Das Büchlein, wir wiederholen es, ist ganz im Geiste eines Franklin, und dieser würde es ein vortreffliches genannt haben.

Bitzius' Geist rastete nimmer, und hätte er auch eine Pause in seinem Schaffen machen wollen, die Bewegungen der Zeit hätten ihm keine Ruhe gegönnt. So sind die „beiden Seidenweber" wieder nur ein kleines Intermezzo, welchem bald ein größeres Werk folgte, das unter seinen Schriften eine besondere Stelle einnimmt, weil es, um mit Bitzius selbst zu sprechen, „wie kein anderes seiner Bücher von sogenannter Politik strotzt" und dem politischen Kampf eigentlich gewidmet ist, während in den meisten andern Schriften das Politische nicht Zweck sondern nur Beiwerk ist. Wir sprechen vom „Zeitgeist und Berngeist" der 1852 erschien. Auch dies Buch muß aus der Zeit, in welcher es geschrieben ist, erklärt werden, wenn man es richtig verstehen und dem Verfasser, der hier mehr als je als Parteimann auftritt, nicht Unrecht thun will.

Der „Zeitgeist und Bernergeist“, der wirklich seiner politischen Polemik wegen dem Verfasser, außer seiner Kalender-Wirksamkeit die meisten Feinde erweckte, wurde nämlich in der Zeit der heftigsten Parteiung im Kanton Bern geschrieben. Im Jahre 1850 hatte dort ein Umschwung der Dinge in conservativem Sinne stattgefunden. An die Stelle der radikalen Regierung war eine conservative getreten, und nun begann von Seite der Partei, welche als radikale die Opposition bildete, ein Angriff und Kampf innerhalb und außerhalb des Rathsaales, wie ihn der Kanton Bern in dieser Heftigkeit und Zähigkeit noch nie gesehen hatte. In diese Zeit fällt der „Zeitgeist und Bernergeist“. Wir werden später bei der allgemeinen Beurtheilung von Bitzius als Schriftsteller seinen politischen Standpunkt überhaupt näher erörtern und discutieren, so daß wir hier, wo wir bloß von einem bestimmten Buche sprechen, kürzer sein können und nur das zur Erklärung des Buches Nöthige zu sagen brauchen.

Der „Zeitgeist und Bernergeist“ ist allerdings eine Gelegenheitsschrift oder, wenn man will, eine politische Parteischrift. Nur müssen wir die Bemerkung wiederholen, daß Bitzius die Politik nicht vom gewöhnlichen Standpunkt ansah, daß er nicht Politiker vom Fach, Staatspolitiker, um uns so auszudrücken, war und auch nie als solcher sich hervorthun wollte, sondern bloß als Republikaner auch in Betreff der Politik sich berechtigt und verpflichtet hielt, für seine Grundsätze, für Dasjenige was er im Staat für recht und heilsam hielt, mit Rede und Schrift einzustehn und nach dem Solonischen Grundsatz, welcher der wahre ist, Partei zu nehmen. Er war demnach nicht Politiker aus Lust und Leidenschaft, sondern blos nothgedrungen, wo er sagen zu müssen glaubte: „Ich kann nicht anders!“ Und wenn er die Offensive ergriff, so war es stets blos diejenige die, nach militärischen Grundsätzen, von einer guten Defensive unzertrennlich ist. Er sagt daher im Verwort zum „Zeitgeist und Bernergeist“ so offen als mög-

lich: „Der Hauptgrund, warum der Verfasser auch bei'm besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radikalismus oder der radikalen Politik, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligthum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zersetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europa's." In einer frühern Stelle dieses Vorworts sagt er ferner „die Liebe zu der wahren, christlichen Freiheit, die ihm als gebornem und nicht gemachtem Republikaner nicht nur lieb, sondern, da er in derselben aufgewachsen, Bedürfniß sei, habe ihn gedrängt Schriftsteller zu werden, und zwar als er bald vierzig Jahr alt gewesen. Er habe gewußt, was er wollte. Er sei für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen in die Schranken getreten." — So müssen wir den „Zeitgeist und Bernergeist" im Sinn des Verfassers als eine Art Vertheidigung pro aris et focis ansehen, gerichtet gegen Principien und Tendenzen, die Bitzius gefährlich schienen und die grade damals in seinem Heimathcanton sich besonders geltend machten.

Der Titel „Zeitgeist und Bernergeist" lautet etwas sonderbar und ist nicht ganz klar. Frägt man sich, was unter Zeitgeist und wieder unter Bernergeist zu verstehen sei und was Bitzius dabei vorgeschwebt habe, so würde die Umschreibung etwa so lauten: das Schlimme des Zeitgeistes gegenüber dem Guten des alten Bernergeistes. Wir haben gesehen, daß Bitzius nirgends ein eigentlicher laudator temporis acti, ein Verfechter starrstabiler Grundsätze ist, vielmehr als eifriger Reformer (wie im Schul- und Armenwesen) und, wenn man eine nun veraltete Bezeichnung wählen will, als so geheißener Altliberaler gelten kann, wenn er auch nicht für Verfassungen schwärmte und allen neuen Dingen und Leuten nachlief. Er konnte daher im „Zeitgeist und Bernergeist" nur das Erhaltens-

werthe, Tüchtige des alten Geistes dem Verderblichen des Neuen, des „Zeitgeistes", entgegensetzen wollen. Diesen Gegensatz nun stellt er dar durch zwei angesehene Bauernfamilien, die durch mancherlei Bande verknüpft sind, deren Häupter aber entgegengesetzten politischen Partheien angehören und in Folge dieser verschiedenen politischen Richtung auch im Regiment und Leben der Familie getrennte Wege einschlagen. Die mehr altväterischen Lebensgrundsätze und die damit verknüpfte Lebensweise und Familienleitung des Ankenbenz gereichen ihm und seinem Haus zum Heil und bringen Wohlstand und Blüthe, während umgekehrt Hunghans, in den Strudel des politischen Lebens gerissen, jene Grundsätze verläßt und dem ökonomischen und moralischen Ruin entgegengeht, wobei der in seiner eigenen Familie vorhandene Gegensatz zwischen altem und neuem Leben das Bild noch greller macht. Wenn man aus dieser Darstellung den allzu raschen Schluß zöge, Bitzius habe mit diesen Parallelbildern die so geheißenen Radikalen in Bausch und Bogen als Lumpen, die so geheißenen Conservativen aber als die Gerechten und Gesegneten des Landes darstellen wollen, so würde ihm ein Vorwurf gemacht, der, wenn er wahr wäre, kaum entschuldigt werden könnte. Denn abgesehen davon, daß in allen Partheien, wie in allen größern Genossenschaften, sich Gut und Bös ziemlich gleich gemischt findet, wird auch der politische Grundsatz des Hausvaters nicht nothwendig auf dessen Lebensweise und Hausregiment absolut bestimmend einwirken, und es wird im Kanton Bern, wie in der übrigen Welt, eben so wohl ganz solide radikale und ganz liederliche conservative oder antiradikale Hausväter geben, als umgekehrt. Dessen ungeachtet kann man dem Lebensbild, welches uns Bitzius in Hunghans und seiner Familie gegeben hat, die volle Wahrheit und Treue nicht absprechen und es bleibt ganz fest stehen, daß, wer so wie Hunghans Politik treibt, den Radikalismus so versteht wie er, auch die nämlichen Erfahrungen machen und, wie er, erst durch traurige Erlebnisse und mit großem

Schaden werde klug werden müssen. Da es aber viele so unselbstständige Naturen giebt wie Hunghans, und da nicht zu leugnen ist, daß in der radikal demokratischen Lebensansicht die Versuchung zur Zügellosigkeit und zu flottem, der Zukunft vergessendem Leben größer ist, so konnte Bitzius sein Buch ganz passend und zweckmäßig für diese Vielen geschrieben haben, die ihm der Warnung und der Aufklärung zu bedürfen schienen, weil sie aus Beschränktheit freiwillige Sclaven eines zügellosen, unordentlichen Wesens wurden, das mit rein politischen Grundsätzen nichts mehr zu schaffen hat. Diesen Eindruck hat uns der „Zeitgeist und Bernergeist" gemacht. Er schien uns geschrieben für die Unselbstständigen und leicht Verführbaren unter den begüterten Landleuten und gegen das Aufgeben einer grundsätzlichen und geordneten Lebensweise gerichtet, ohne welche weder für den Einzelnen noch für die Familie Gedeihen ist. Die frivole und grundsatzlose Lebensweise ist es, die Bitzius bekämpft und perhorresciert, und wenn er unter den Ursachen dieser Lebensweise ein gewisses politisches Treiben, ein Nachwirken einer bestimmten Art von Politik findet, so wird er unerbittlich dagegen zu Felde ziehen, Haus und Familie gegen das Einreißen so loser Maximen zu schirmen suchen, ohne deshalb das Unrecht begehen zu wollen, eine ganze politische Partei auch als Privatleute an den Pranger zu stellen.

Bitzius sagt es übrigens im Vorwort, daß er nur das bekämpfe, was er „die Sekte des Radikalismus, das eigentlich propagandistische und zersetzende Wesen desselben" nennt, und daß er darauf rechne, alle diejenigen Radikalen, deren radikale Politik nicht über die Grenzen der eigentlichen Politik gehe, denen sein Kampf nicht gelte, und die bloß (irriger Weise) sich an diese übertreibenden und destruktiven Tendenzen anschließen zu müssen glaubten, um ihrem politischen Grundsatz nicht untreu zu werden, auf *seiner* Seite zu sehen, so bald sie dieses Sektenartige und mithin Tyrannische erkannt haben würden. Da das Buch, wie gesagt, während des heftigsten Parteistrei-

tes geſchrieben wurde und Bitzius gleichſam den Feind vor den Thoren ſieht, ſo konnte es nicht fehlen, daß das politiſche Raiſonnement, Reden und Betrachtungen, die dahin zielen, vorwiegen und auch in Betreff von Sprache und Form Vieles auszuſetzen iſt, was dem Verfaſſer den ſarkaſtiſchen Vorwurf eines oſtſchweizeriſchen Recenſenten zuzog, daß er von jeder Bohnenſtange den Weg zur Regierung, Staatskaſſe, Verfaſſung, kurz zur Politik zu finden wiſſe, daß ſogar das „Salatanni“ über Tourte und Almeras (die Genfer Nationalräthe) ſchimpfe und das Ganze nur wie eine politiſche Flugſchrift zu betrachten ſei. Es hieße jedoch den poetiſchen und pſychologiſchen Werth des Buches bedeutend unterſchätzen, wenn man nicht mehr darin finden wollte. Trotz aller Politik, die dem „Zeitgeiſt und Bernergeiſt“ allerdings ſeine Färbung giebt, wie ſie damals auch das Leben des ganzen Kantons faſt ausſchließlich beherrſchte, iſt das Buch voll poetiſchen Reizes und von der friſcheſten Lebensfarbe und ſteht darin anderen Schriften von Bitzius wenig nach. So iſt Ankenbenz eine der erfreulichſten und ſchönſten Figuren von Bitzius, voll Maaß und Kraft, freilich mit jenem Zuge von Klugheit, die einem energiſchen Handeln für eine feſte Ueberzeugung meiſt im Wege ſteht, aber ganz dem Charakter des ehrenfeſten Berniſchen Bauers entnommen iſt. Benz wird übrigens hierin mehr als ergänzt durch ſeine Frau, Liſi, die Bäuerin, „die Kartätſchen im Munde führt, und deren Worte nicht bloß durch Mark und Bein, ſondern durch Dorf und Gau und über Berg und Thal gehen“, die übrigens da ſie ſelbſt die Sachen nicht auszufechten hat und ruhig zu Hauſe bleiben kann, die diplomatiſche Weiſe ihres Mannes gut ausſchelten und über Läſſigkeit reden hat. Zu Liſi's imperatoriſcher Natur ſteht dann wieder in trefflichem Gegenſatz ihre Freundin Gritli, Hunghanſen's Frau; wie rührt uns das Seelenleiden, der verzehrende Kummer dieſer nicht zum ſiegreichen Beſtehen täglich wiederkehrender Kämpfe und Verdrießlichkeiten geſchaffenen Natur! wie wohl mögen wir dieſem Gemüthe, das

„manches Jahr auf den Wellen gereizter Empfindungen unstet und ruhelos auf dem Meere des Lebens umhergetrieben worden", die endliche Ruhe und den Frieden der Versöhnung gönnen! Gritli's sanftes, einem Abendhauch ähnliches Sterben und die nachfolgenden Scenen sind Bilder von unendlicher Tiefe und Wahrheit. — Das junge Gritli und der junge Ankenbenz sind auch ein recht stattliches Paar, doch stehen sie mehr im Hintergrund und ihre Liebe muß sich vor dem Getöse des politischen Treibens verstecken. Hunghans selbst ist ebenfalls sehr gut gehalten. Weder von Uebertreibung noch von politischer Schadenfreude ist eine Spur bei dessen Zeichnung zu finden, so daß er uns fortwährend großes Interesse einflößt.

Der „Zeitgeist und Bernergeist" wird, in den Rahmen seiner Zeit gestellt und aus derselben erklärt, immer ein bedeutendes Buch bleiben, wenn auch mehr für den Berner selbst, für den es geschrieben ist, als für fern stehende Leser. Für den Berner ist es deswegen von Wichtigkeit, weil es Zustände und Erscheinungen fixirt und plastisch darstellt, die wieder verschwinden und die für die Geschichte des Landes und für Politik und Psychologie überhaupt interessant sind. Wir erinnern nur beispielsweise an die Großrathswahl und die komischen Zufälligkeiten und Mysterien derselben.

Wie den „Zeitgeist und Bernergeist", so traf auch das letzte größere Werk von Bitzius, nämlich „die Erlebnisse eines Schuldenbauers", welches mit dem Jahr 1854, dessen Ende der Verfasser nicht mehr erlebte, herauskam, der Vorwurf, daß die Parteipolemik zu sehr darin vorherrsche und daß die Conservativen stets als die einzig Gerechten und Frommen, die Radikalen hingegen als Lumpen und Taugenichtse hingestellt würden, die nur den Schatten zum Gemälde hergeben müßten und die Ersteren einzig an ihrem, wie Bitzius meine, doch wohlverdienten irdischen Floriren hinderten, also gleichsam die Rolle der bösen Geister spielten. Das wäre nun wirklich eine schlimme Sache, allein wir haben in dem Buche etwas ganz

Anderes gefunden. Vorerst hat dasselbe nicht wie der „Zeitgeist" einen ausgesprochenen politischen Zweck. Die Politik ist gar nicht Hauptsache, sondern wird nur beiläufig hineingezogen, in so fern Bitzius gegen die Staatseinrichtungen eifert, welche wegen zu weit getriebenem Formalismus und strenger Trennung aller Befugnisse und Gewalten und wegen der daraus entstehenden Scheu aller Staatsbeamten, sich durch die kleinste Ueberschreitung dieser so abgezirkelten Befugnisse verantwortlich zu machen, den Ehrlichen aber Unbehülflichen, namentlich den kleinen Besitzer, nicht mehr nachdrücklich in seinem Eigenthum und seinen Rechten schützen und namentlich gegen Prellereien und Umgarnungen aller Art sich machtlos erweisen, welche ihm von Seite jener gefährlichen und in aller Herren Länder zahlreichen Klasse von gewissenlosen Spekulanten, habgierigen Geschäftsmäklern und Auftreibern drohen. Diese Klasse, die keinen Stand oder Beruf ausmacht, aber leider überall zu finden ist, und von den Verlegenheiten bedrängter Schuldner, von dem Aufspüren und Ausbeuten fremden Unglücks oder dumm-gutmüthigen Vertrauens lebt, hat Bitzius im Schuldenbauer aufs Korn genommen und zu zeichnen versucht. Solche Leute werden auch in bewegter und zwiespältiger Zeit am sichersten ihr Wesen treiben, und da sie sich die herrschenden Meinungen und Phrasen aneignen und sich in den Mantel der jeweilen geltenden politischen Redensarten hüllen, so werden sie hie und da zu einiger Bedeutung gelangen, und wer dann ihr Treiben entlarvt und aufdeckt, den werden sie für einen Volksfeind und Aristokraten und „Störer des Freundschaftsbundes" ausschreien, während er bloß die Thorheit vor der Arglist warnen und den Ehrlichen und Fleißigen die Schlingen und Gefahren zeigen will, die auf die Früchte ihres Fleißes und auf ihre Zukunft lauern. Der Zweck des „Schuldenbauers" ist also, auf diese häufige Quelle von Verarmung und Unglück aufmerksam zu machen und den Staat auch auf diesem Gebiete zum Aufsehen zu mahnen und seine Unterstützung zu verlangen, die er da-

durch leisten solle, daß er „ein klar Recht über dem Volke aufstelle, einfach, ähnlich Gottes Wort, verständlich auch den Unmündigen, und daß dieses Recht von einer wackeren Hand verwaltet werde, die allen sichtbar, allen fühlbar sei." (Forderungen, die freilich leichter zu stellen als zu erfüllen sind.) Das Buch hat demnach einen allgemein patriotischen, gemeinnützigen Zweck, und Männer aller Parteien können aus demselben lernen und zu fruchtbaren und ernsten Betrachtungen angeregt werden.

Der „Schuldenbauer" ist eine Art Gegenstück zu „Uli", der aus einem Knecht Pächter und zuletzt Bauer wird, während Hans Joggi von einem freilich mit Schulden belasteten Bauer wieder zum Pächter heruntersteigt, wenn man dieß ein Heruntersteigen nennen will, da seine Lage in der Wirklichkeit dadurch gebessert wird. Bitzius hat uns anderswo einen Schuldenbauer anderer Art vorgeführt. Sepp, der Nägelibodenbauer in der „Wehfreude", ist in ähnlichen Umständen gewesen, wie Hans Joggi, aber ihn bringt seine ganz andere Persönlichkeit, seine Klugheit, Zähigkeit, Ausdauer, sein selbstständiges Urtheil in allen Dingen über die Gefahren hinweg und hält die Schlingen von ihm fern, in welche Hans Joggi durch seine Blödigkeit, seinen gänzlichen Mangel an Menschenkenntniß, seine geistige Beschränktheit und Nichtanstelligkeit überhaupt verstrickt wird. Hans Joggi hätte sich jenen Sepp zum Muster nehmen können. Man ärgert sich vielfach über seine gar zu große Einfalt. Denn da ist schwer helfen und behüten. Wider den Unverstand und die Urtheilslosigkeit und ihre Folgen ist nun einmal kein Kraut gewachsen. Wer, um sich Raths zu erholen, aus Blödigkeit oder weil er einen Gang scheut, statt zu soliden und rechtlichen Berufsleuten, zu Spitzbuben und Betrügern geht und den sich aufdringenden Winkelgeschäftsmann allen andern vorzieht, der hat am Ende den erlittenen Schaden sich selbst beizumessen. Goethe sagt zwar sehr schön in seiner „natürlichen Tochter":

Was iſt Geſetz und Ordnung, können ſie
Der Unſchuld Kindertage nicht beſchützen?

Allein keine Staatsordnung hat noch eine Panacee erfunden gegen dieſen täglichen und kleinen Krieg der Schlauen und Eigennützigen mit den Einfältigen und allzu Vertrauenden, und wer es unternehmen wollte, die Staatsgewalt ſo weitreichend und überall hin eingreifend zu machen, daß alle Hans Joggi vor dem Uebel bewahrt werden könnten, müßte eine Polizeigewalt und einen Apparat von väterlichen Zwangsmaßregeln herſtellen, deren Nachtheile den gutgemeinten Zweck wirkſameren Schutzes der Beſchränkten und geiſtig Unmündigen bei Weitem überwiegen und des Uebels mehr ſchaffen würden, als vorher war, nur in einer andern Richtung. Geſetze können hier ſo wenig Alles thun, als deren Vollzieher. Sie müſſen den Bürger ſeiner eignen Klugheit, dem Inſtinkt der Selbſterhaltung überlaſſen. Sie können nicht für ihn ſehen, wachen, rathſchlagen.

Der „Schuldenbauer" iſt ſeiner Anlage und ſeinem Zweck nach, wie der Bauernſpiegel, Durs li, der Geltstag und andere Schriften von Bitzius, ein Schattengemälde. Der Verfaſſer ſagt es im Vorwort ſelbſt, das Buch ſei geſchrieben aus Erbarmen für die Ehrlichen und Fleißigen, und zwar mit Pein geſchrieben, denn wohl werde es einem nicht in dieſer trüben Luft. Hierin liegt der Hauptcharakter und die ernſte Bedeutung deſſelben. Bitzius giebt zwar die Heilmittel für die „in den Erlebniſſen eines Schuldenbauers" geſchilderten Gebrechen im Staatsleben nicht an, und könnte dies auch nicht. Denn von Vielem, welches da gerügt wird und was wir beklagen, können wir doch nur mit dem engliſchen König Heinrich ſagen:

Sind dies Nothwendigkeiten,
Ertragen wir ſie als Nothwendigkeiten!

Gleichwohl müſſen wir gerade in dieſem Buche von ſehr unerquicklichem Inhalt den Freimuth bewundern, mit welchem

Bitzius gegen diese mehr in der Tiefe liegenden Uebel und Zustände zu Felde zieht, er, der Einzelne, nur in privater Stellung stehende, der nur seinem Drange folgt, Ungerechtigkeit zu bekriegen, wo sie auch sich zeige. Wir können dem Dichter unsre Hochachtung und unsre herzliche Theilnahme nicht versagen, der hier fast mehr als in einem andern seiner Werke zum wirklichen Jeremias wird, „den des Volkes jammert", der ein so warmes Herz für das Volk hat und der besonders die Armen, die Schutzbedürftigen, die Einfältigen, die der Versuchung und der Betrügerei allerwärts Ausgesetzten durch die ungeschminkte, wahre Darstellung ihres von so vielen Seiten umlauerten und bedrohten Lebens warnen oder die Macht des Staates zu ihrem wirksameren Schutz aufrufen möchte. Bitzius ist ernst, wie der alt-testamentliche Prophet, er zürnt wie ein Jeremias oder Jesaias, aber dieser Zorn ist zugleich ein klagender, ein Zorn des tiefsten Mitgefühls, einer Liebe zum Volke, die sich nicht erheucheln läßt, und zwar zum lebendigen, handelnden, duldenden, arbeitenden Volke.

Es ist rührend, ihm zu folgen, wenn er uns die Schicksale und Erlebnisse dieser braven aber gedrückten Familie schildert; mit wie liebevoller Sorgfalt hat er alles Einzelne ausgespäht und die tausend kleinen Züge aufbewahrt, die auch dem Leben dieser Menschen Physiognomie und Farbe verleihen! Wie greift nicht z. B. der Tod des kleinen Hans Ueleli in das Leben dieses Hauses ein! wie gut weiß Bitzius diesen unverdrossenen Muth und die felsenfeste Ehrlichkeit zu schildern, welche die Familie dieses Schuldenbauers durch die Klippen und Stürme ihres oft so trost- und aussichtslosen Lebens hindurchsteuern, eines Lebens, von welchem fürwahr auch „was köstlich daran war, Mühe und Arbeit gewesen".

Es ist als ob Bitzius in diesem letzten Buch den Aermern und Gedrückten im Volke ein Vermächtniß seines warmen Herzens für sie hätte hinterlassen wollen. Das Buch ist in der That wie mit seinem Herzblut geschrieben, und des Trau-

rigen iſt weit mehr als des Erfreulichen. Doch mildert der Schluß der Erzählung, die beſſere Ausſicht für des tüchtigen und fleißigen Hans Joggi's Zukunft, die trübe Empfindung, die uns das Ganze wohl zu geben geeignet iſt.

Die „Erlebniſſe eines Schuldenbauer's" haben eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft mit dem „Geltstag", der ein ähnliches Thema behandelt und eben ſo unerquickliche Dinge beſchreibt. Doch iſt zwiſchen Beiden der große Unterſchied, daß im „Geltstag" der ſelbſtverſchuldete Ruin auf der Gnepfi unſer Mitleid nicht gewinnen kann und daß man von Steffen und Eiſi ſagen muß: Ihr habt es ſo gewollt! während dies bei'm Schuldenbauer ganz umgekehrt iſt, indem er unſre Sympathie in hohem Maaß durch ſeine Tüchtigkeit und Beharrlichkeit in Anſpruch nimmt, wenn wir uns auch vielfach über ſeine Leichtgläubigkeit und Blödigkeit ärgern.

Wir ſind nun unerwartet und allmählig an's Ende der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn von Bitzius gekommen und ſtehen leider auch dem Ende ſeines reichen Lebens nahe, von deſſen letzten Tagen uns einzig noch zu erzählen übrig bleibt. An dieſer Stelle angelangt, gewärtigen wir wiederholt den Vorwurf, daß wir von ſeinem Leben (außerhalb des ſchriftſtelleriſchen Wirkens), das man nicht kenne, zu wenig, von ſeinen Schriften, die man ja ſchon kenne, zu viel geſprochen. Allein wir wiederholen es auch hier: ſeine Schriften ſind ſein Leben ſelbſt, ſind wenigſtens das einzig Merkwürdige in demſelben, da deſſen ebener Verlauf dem klaren Bache gleicht, in welchem man jeden Kieſel zählen kann, und welcher nie trübe oder aus ſeinem natürlichen Fluſſe hinaus gedrängt oder verſchüttet wird. Der Mann ſelbſt wird durch ſeine Schriften vollkommen durchſichtig, und der eingeſchlagene Weg rent uns ſo wenig, daß wir bezeugen können, wie es uns oft viel gekoſtet, bei einzelnen Schriften nicht länger zu verweilen. Wir mußten uns von Einzelnem mit Gewalt losreißen und haben auch, um nicht zu weit geführt zu werden, eine Menge kleinerer

schriftstellerischer Produkte nicht erwähnt, über die noch Manches zu sagen gewesen wäre. Um diese Letzteren jedoch nicht ganz zu übergehen und ihre Bedeutung nicht zu gering anzuschlagen, werfen wir am Schlusse noch einen flüchtigen Blick auf die „Erzählungen und Bilder", die, aus verschiedenen Zeitepochen herstammend, in fünf Bänden gesammelt worden sind, von welchen der letzte erst nach des Verfassers Tode herauskam. Diese Erzählungen sind vom verschiedensten Inhalt und Gepräge, bald sehr ernst, bald heiter und burlesk, mithin auch sehr ungleich an Gehalt und Tiefe, viele unbedeutend, einige von großer Bedeutung. Frische Lebensluft weht in Allen. Wir werden nur einige aus der Masse herausheben, die uns zu den vorzüglichsten zu gehören scheinen und den meisten dichterischen Werth haben.

In dieser Beziehung verdient zuerst „des Großvaters Sonntag" genannt zu werden, in welcher Erzählung Bitzius den kühnen Gedanken zu verwirklichen schien, die ernsteste der Scenen, die des Sterbens, mit dem ruhigen Glanz und der Heiterkeit einer Idylle zu umgeben. Alles ist unvergleichlich schön. Herrlicher kann die Sonne des Lebens nicht untergehen. Es ist der lange nachklingende, letzte Ton einer Glocke, und wir lauschen sinnend diesem letzten Verklingen zu. Wer des „Großvaters Sonntag" einmal gelesen, kann ihn nie wieder vergessen. — In anderer Weise ist „das Erdbeeri-Mareili" ein so duftiges, so ätherisches Bild, daß wir fast nicht mehr auf der Erde zu weilen glauben und die höhere Liebe dieser beiden Frauenseelen, das stille und ungekannte Leben der Einen für die Andere, als das reinste Glück empfinden, welches zwei so reinen Herzen, wie diese Mädchen, zu Theil werden kann.

„Elsi, die seltsame Magd" ist wiederum eine Erzählung anderer Art, so tief und doch so einfach angelegt und von so poetischen Momenten durchzogen, daß Gottfried Keller mit Recht sagen konnte, sie sei werth, an innerem Gehalt „Herr-

mann und Dorothea" an die Seite gesetzt zu werden. Nur ist hier der Ausgang ein tragischer. Der Untergang des alten Bern im unglücklichen Kampf gegen die französische Republik ist der große Hintergrund der erzählten Geschichte, in dessen greller Beleuchtung wie in einem blutrothen Schein das Bild sich verliert. Elsi ist eine wahrhaft tragische Heldin und ihr Christen nicht weniger ein ihrer würdiger Held.

Im Gegensatz zu „Elsi" athmen die Erzählungen „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Michel's Brautschau" (die Geschichte: wie Christen eine Frau gewinnt, die ebenfalls hieher gehört, haben wir schon früher genannt) den heitersten und schalkhaftesten Humor, sind durch und durch erquicklich und im muntersten Volksgeist eingetaucht. Die erstere Erzählung: „Wie Joggeli eine Frau sucht", ist sogar zu einem höchst lächerlichen und das Zwerchfell erschütternden Operntext benutzt worden, den man der Merkwürdigkeit wegen hinter der Erzählung abdrucken sollte, um den Unterschied zwischen reiner Natur und reiner Unnatur recht in die Augen springen zu machen. Die Thatsache beweist übrigens, wie sehr „Jeremias Gotthelf" und sein „Genre" in die Mode gekommen waren, und wir wundern uns nur, daß es keine Damenkleider „à la Jeremias Gotthelf" gegeben hat. Die Derbheit seiner Schreibart scheint ihm übrigens bei'm schönen Geschlecht durchaus nicht geschadet zu haben. Sie war eben neu und saftig.

Von großer psychologischer Feinheit ist „der Besuch", welcher ein wegen Lumpereien beginnendes Zerwürfniß zwischen jungen Eheleuten zum Gegenstand hat, welches dann von der klugen Mutter der jungen Frau noch zeitig gehoben wird und in der lokalen Verschiedenheit der Sitten zwischen den Heimathgegenden der Eheleute wurzelt. Bitzius schaut hier wieder recht in's menschliche Gemüth, namentlich in's weibliche. Das Thema dieser höchst anmuthigen Erzählung enthält einige leichte Züge von „Geld und Geist," und ist demjenigen dieses Buches ähnlich, aber das aufsteigende Gewölk im „Besuch" ist nur leicht

und wird glücklich wieder zertheilt, ehe es drohend und schwer am Horizonte sich sammelt.

Der „Besenbinder von Rychiswyl“ und „Bartli der Korber“ sind vortreffliche Zeichnungen von Originalcharakteren und namentlich rechnen wir den Letztern, Bartli, unter die schwierigsten und gelungensten Charaktere, die auf Bitzius' unendlich reicher Bühne sich tummeln. Beides sind Sonderlinge aus der streng arbeitenden und erwerbenden Klasse, denen ihre Berufs- und Lebensweise ein ganz originelles Gepräge aufgedrückt hat. Sie werden als Muster von ausharrendem Fleiß und unermüdlicher Arbeitsamkeit hingestellt, und das Leben eines Jeden, besonders Bartli's, wird uns von Bitzius in seinen kleinsten und tiefsten Falten meisterhaft auseinander gelegt.

Sehr ernste und erschütternde Erzählungen sind „Segen und Unsegen“ und „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern u. s. w.“, während „der Oberamtmann und der Amtsrichter“ und „die Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler“ aus leichterem Stoff gewebt sind und als politische Genrebilder aus ganz verschiedenen Zeiten gelten können und als solche Bedeutung haben, weil Bitzius auch hier wie überall die Leute und Dinge in ihre wahre natürliche Umgebung versetzt und die Zeit durch kleine Züge plastisch und wie sie wirklich war, darzustellen weiß, ohne seine dichterische Freiheit allzu sehr zu beschränken.

Auch „der Besuch auf dem Lande“ und „der Ball“ sind, wenn auch unbedeutender, doch charakteristische und besonders für den Berner interessante Lebensskizzen. Der „Ball“ zog dem Verfasser von Seite eines deutschen Kritikers den lächerlichen Vorwurf zu, er habe durch diese Erzählung die Städterinnen persiflieren wollen und seine Rosalie Geiblächt höchst ungerechter Weise zu deren Repräsentantin gemacht, ein Vorwurf, der kundigere Leser des „Balles“ gewiß sehr belustigen wird.

Wir können an dieser Stelle nicht umhin, es zu bedauern,

daß Bitzius uns nicht mehr ſolche Genrebilder aus früherer Zeit, wie „der Oberamtmann und der Amtsrichter“ eines iſt, geliefert hat, weil man aus ſolchen Erzählungen die Phyſiognomie einer beſtimmten Zeit weit beſſer kennen lernt, als aus allen officiellen Staatsberichten und Protokollen. Für ein paar ſolche mit Sorgfalt geſchriebene Lebensbilder würden wir viele unbedeutendere Produkte hingeben, die er im Drange von Beſtellungen und Nachfragen zu Tage fördern mußte. Es iſt in mancher Beziehung als eine Calamität zu betrachten, daß Bitzius, als er einmal in die Mode gekommen war und Jedermann einen Artikel von ihm in ſeiner Bude haben wollte, durch dieß allſeitige Drängen, dem er nicht widerſtand, ſich oft in einen wahren Nothzuſtand verſetzen ließ, in welchem von ruhigem Schaffen und ſorgfältiger Behandlung des Stoffes nicht mehr die Rede ſein konnte. Da wurde er für Almanache, Zeitſchriften, Kalender aller Art in Requiſition geſetzt. So lieferte er Aufſätze in die Elſäſſiſchen Neujahrsblätter, in das „Deutſche Leben“ von Pröhle, in die Volkskalender von Rieritz, Steffens, Hofmann, ferner in die ſchweizeriſchen Alpenroſen, in die illuſtrierte Zeitſchrift für die Schweiz, in Reithard's Kalender, in den Bernerkalender, ſo lange dieſer erſchien, und in das Berner Taſchenbuch. Da mußte es wohl oft etwas fabrikmäßig zugehen. Er hätte wohl beſſer gethan, ſolche Zudringlichkeit zuweilen zurückzuweiſen und „Herr ſeiner Zeit und König ſeiner Stunden“ zu bleiben. Der Vorwurf eines ſchweizeriſchen Kritikers in einem Tagblatt, daß Bitzius, der immer von der ſoliden guten alten Zeit ſpreche, ſo mit beiden Füßen in dieſe leichtfertige, moderne Buchmacherei hineinſpringe, wäre dann auch in Bezug auf dieſe kleinern literariſchen Produkte unverdient geweſen, wie er es, was die größern Werke anbetrifft, jedenfalls iſt. Die Gewöhnung des Arbeitens auf Beſtellung und Termine iſt für Produkte, die etwas mehr als Handwerksarbeit ſein ſollen, ſehr nachtheilig, was ſchon große Genies durch Minderung ihres ſchriftſtelleriſchen Ruhmes er-

fahren haben. Auf der andern Seite wollen wir aber auch nicht verkennen, daß wir solchem äußern Sporn vielleicht manche anmuthige oder ernste Erzählung verdanken, welche sonst ungeschrieben geblieben wäre.

Wir erwähnen zuletzt noch der „Frau Pfarrerin," dieses einfachen Lebensbildes, das uns gerade durch seine Harmlosigkeit und sein unschuldiges Genügen rührt. Da diese Erzählung die letzte schriftstellerische Arbeit von Bitzius war, die sich bei seinem Tod im Manuscript vorfand, so hat man darin Bezüge auf die Seinigen und das Vorgefühl eines nahen Todes finden wollen; und es war natürlich, daß man die wehmüthige Stimmung, in welcher man dieses kleine Vermächtniß des gefeierten Mannes, dessen Mund nun für Alle verstummt war, durchflog, in die Erzählung selbst hineintrug. Wir glauben indessen nicht, daß Bitzius dabei solche bestimmte Vorgefühle gehabt, und sein Freund Fröhlich, der schweizerische Dichter in Aarau, hat wohl recht, wenn er in seinem trefflichen Aufsatz „Aus Jeremias Gotthelf's Leben" (der den fünften Band der „Erzählungen und Bilder" einleitet, und den wir allen Freunden des Verstorbenen empfehlen möchten) sagt, er habe die „Frau Pfarrerin", so viel sich aus den Umständen schließen lasse, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftstellerarbeit sei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen geschrieben, und dieselbe sei zunächst für die „Alpenrosen" bestimmt gewesen. Doch könne er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im Allgemeinen an das Loos einer Prediger-Wittwe zu denken. „In der Erzählung scheint uns noch ganz Bitzius' munterer Geist zu weben, aber das stille Genügen, das harmlose Leben der guten Frau und besonders ihre Vereinsamung nach dem Tode des Mannes hat etwas an sich Rührendes und bekundet, wie ein Deutscher sich schön ausdrückt, von Neuem das große Talent des Verstorbenen, „der sich so gerne in das Leben Verlassener und Armer versenkte, um es mit dem Zauber der Poesie zu schmücken."

Nachdem wir nun mit dem Schriftsteller die eilende Bahn, die mit seinem Leben Eins war, durchlaufen, haben wir von diesem Leben selbst noch zu erzählen. Einzelne Bilder aus demselben sind der lesenden Welt schon bekannt. Wir nennen hier vorzüglich den bereits angeführten Aufsatz von Fröhlich: „Aus Jeremias Gotthelf's Leben" und die kleinere Skizze: „die Pfarre in Lützelflüh", erschienen im „Magazin für die Literatur des Auslandes", 4. u. 7. Mai 1850, ein ebenfalls höchst anmuthiges und getreues Bild aus dem Leben von Bitzius, das namentlich seine patriarchalische Seite schildert.

Wir begegnen in der That vor Allem dem schönen Familienleben von Bitzius, dessen Wiederschein überall in seinen Schriften zu finden ist, und in demselben nimmt seine treffliche und liebenswürdige Gattin die erste Stelle ein. Die bescheidene Frau möge uns verzeihen, wenn wir hier ihrer erwähnen, allein das Bild von Bitzius' Leben würde eine wesentliche Lücke enthalten, wenn wir die stille aber mächtige Wirkung übersähen, welche sie auf ihre Umgebung, besonders aber auf ihren Mann ausübte, eine Wirkung, die, da sie an seinem ganzen Leben den innigsten Antheil hatte, auch in seinen Schriften nicht zu verkennen ist. Dieser Einfluß ist zwar nicht von der Inspiration der Gedanken und Gesichtspunkte zu verstehen, die ihm einzig angehören, allein er machte sich geltend in der Beurtheilung so manchen Verhältnisses, indem das heiße Feuer des für Recht und Volkswohl glühenden Schriftstellers temperiert, gemildert wurde durch die der Wärme nicht im Geringsten entbehrende Besonnenheit der Gattin, die in zurückhaltender und doch bestimmter Weise auf scheinbare Widersprüche aufmerksam zu machen, zu schroffe Kanten weicher zu machen, Uebersehenes hervor zu heben wußte. Frau Bitzius war keine gelehrte, aber eine gebildete, sehr richtig fühlende Frau von feinem Urtheil und schöner Weiblichkeit, ganz dazu gemacht, die stete und treue Rathgeberin eines solchen Mannes zu sein, der auch auf ihr Urtheil ungemein viel gab

ihren ganzen Werth erkannte, so daß wohl kein Werk von ihm ohne ihre Billigung den Lauf in die Welt angetreten haben mag. „Die innige Verbindung zwischen beiden Gemüthern," (so schreibt uns ein dem Hause sehr nahe Stehender) „wie sie inniger zwischen Mann und Frau nicht gedacht werden kann, machte sie Beide eben so fähig, Rath zu ertheilen, als Rath anzunehmen, und bewirkte, daß Keines seine eigene Ehre suchte. Sie waren eben so durch und durch Eins, hatten sich so sehr Eins in's Andere hineingelebt, daß ein Klang des Einen sofort das entsprechende Echo im Andern fand. Niemand hat daher Jeremias so völlig, so durch und durch verstanden in all seinem Dichten und Trachten, als gerade seine Frau, und er selbst würde, wenn er noch lebte, ihr diese oberste Stelle unter allen Verwandten und Freunden vindicieren. Auch verrathen ihre Urtheile über Jeremias Gotthelf's Schriften im Ganzen und Einzelnen, ihre Bemerkungen über diesen oder jenen Passus, ihre Aufschlüsse über den Grund dieser oder jener Ansichten, daß sie nicht nur eingeweiht, oft ausschließlich eingeweiht in Alles und Jedes war, sondern auch ein klares Verständniß und Einsicht in alle diese Dinge hatte." — Ihr Einfluß, der vielleicht ein um so größerer war, je mehr ihr zurückhaltendes und sich bescheidendes Wesen ihn verbarg, darf daher ein sehr bedeutender genannt werden. Und hätten wir kein anderes Zeugniß von der stillen Wirkung, die von ihr ausging, so würden diese Wirkung jene zarten und tiefen Frauengestalten bezeugen, die wir in Bitzius' Werken antreffen und von denen wir fürwahr mit dem Dichter sagen können:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte.
Ich weiß es, sie sind ewig; denn sie *sind*.

Wie hätte unser Dichter diese tiefen und seelenvollen Bilder schaffen können, wenn er nicht ihre urbildliche Gestalt in lebendiger Nähe hätte schauen und aus den Tiefen derselben immer neu hätte schöpfen können! Wenn uns daher diese edlen Frauengestalten von Bitzius als verhältnißmäßig höher

ſtehend und idealer als die Männer erſcheinen, wenn das Schönſte, Erhabenſte, Chriſtlichſte durch den Mund von Frauen ausgeſprochen wird, ſo ſeien wir auch der würdigen Frau eingedenk, die unbewußt an dieſen Geſtalten einen ſo großen Antheil haben mochte. Denn Bitzius wußte ſolchen Reichthum zu ſchätzen und ſich anzueignen. Er gehörte zu den Männern,

die erkennen konnten,
Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren mag.

Unter ſolcher Eltern Leitung mußten auch die Kinder wohl gedeihen. Bitzius war ein guter Pädagog und ein ſehr einſichtiger Vater. Er führte ſie mit Ernſt, aber liebevoll. Sie waren ſeine Freude, und er begleitete all' ihr Thun und Treiben Schritt für Schritt, es ſelbſt gleichſam mitthuend und mittreibend, aber ohne ihre freie Entwicklung zu hemmen. Die Kinder waren unter ſich ſehr ungleich. Er ließ jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit gewähren und that dem Naturell von Keinem Gewalt an. Milde und Freundlichkeit war der herrſchende Ton dieſes Hauſes, ohne daß die Zucht im Geringſten darunter litt. Sein einziger Sohn Albert, jetzt ein eifriger und hoffnungsvoller Studioſus der Theologie, mußte früh das väterliche Haus verlaſſen und das Waiſenhaus im benachbarten Burgdorf beziehen, weil der Vater von der Anſicht ausging, daß ein Knabe nur unter Knaben zur rechten Geſundheit gelange. Die beiden Töchter hingegen wurden zu Hauſe behalten und erzogen. Die jüngere war beſonders lebhaft, und ihr Vater ergötzte ſich oft an ihren witzigen Einfällen und naturwüchſigen Bemerkungen und ſchrieb einmal ſeinem Freund Maurer, wie er die Kritik ſeines ganzen Hausſtandes über ſich müſſe ergehen laſſen, wie auch ſeine Kinder daran Theil nähmen und „wie ſein Jüngſtes Präſident in dieſem Gerichtshof ſei."

Auch Bitzius' bereits erwähnte ältere Schweſter Marie brachte jeden Sommer in Lützelflüh zu und war ihm eine

liebe Hausgenoſſin, die den freundlichen Familienkreis vergrößerte und verſchönerte, von dem Jeder, der ihm nahe kam, ein heiteres, unvergeßliches Bild bewahren wird. Ein Geiſt gegenſeitiger Liebe, fröhlicher Geſelligkeit, maaßvoller Ordnung ohne Pedanterie durchdrang Alles, und wenn Bitzius in ſeinen Schriften Haus und Familie mit einem ſo ſchönen und freundlichen Glanz umgiebt, ſo war eben ſein Haus und ſeine Familie von ſolchem Glanze häuslicher Tugend erhellt und das Leben in dieſem Pfarrhauſe ein wahrhaft köſtliches, glückliches Leben.

Die Lebensweiſe von Bitzius war eben ſo geordnet als einfach, und wie ſelten er dies eingewohnte und einförmige Geleiſe verließ, beweiſt am beſten die für ſeine Gewiſſenhaftigkeit als Pfarrer rühmliche Thatſache, daß er während fünfzehn Jahren ein einziges Mal für ſich predigen ließ, wie denn auch ſeine ſeltenen und kurzen Ausflüge und Reiſen meiſt in die ſpätere Zeit fallen. Seine Tagesordnung war geregelt, jedoch ohne die geringſte Pedanterie. Er war ein eben ſo vortrefflicher Benutzer der Zeit für ſich, als freigebig mit der Verwendung derſelben für Andere. Er ſtand des Morgens ſehr früh auf, frühſtückte ſchon um ſechs Uhr und bereitete den Kaffee für das Familienfrühſtück ſelbſt, ſo daß, wenn er Beſuch hatte, der Gaſt, der etwa früh Morgens abreiſen wollte, immer ſeinen heitern Wirth ſelbſt bereits im Eßzimmer mit dieſer patriarchaliſchen Operation beſchäftigt fand. Die guten Morgenſtunden aber bis eilf Uhr waren der Arbeit gewidmet und Bitzius liebte es nicht, vor dieſer Stunde in ſeinem Tagewerk geſtört zu werden, wenn er auch nie eine Audienz abwies. Bei'm Mittageſſen liebte er behaglich zu verweilen. Der Nachmittag war leichteren Amtsgeſchäften, oder den Gängen in Schulen und Häuſer oder nach der ihm ſo ſehr am Herzen liegenden Armen-Anſtalt zu Trachſelwald, ferner Beſuchen oder während der „Saiſon" dem Empfangen von ſolchen gewidmet. Auch der Abend, welchen nach alter Bernerſitte ein

späteres Nachteſſen ſchloß, blieb der Geſelligkeit, dem Leſen von Zeitungen oder Zeitſchriften oder anderer Lektüre vorbehalten. Bitzius arbeitete am Abend grundſätzlich nicht, indem er behauptete, die künſtliche Aufregung und die geſteigerte Nerventhätigkeit, die dieſe Zeit mit ſich bringe, ſeien dem ſchriftſtelleriſchen geſunden Schaffen nicht günſtig. Man kann daher mit Wahrheit ſagen, die Werke von Bitzius ſeien alle in der Friſche des Morgens geſchrieben, vom friſchen Morgenhauch durchweht. Bitzius hat dieſen Grundſatz im Leben ſtets feſtgehalten. Er durchwachte auch nie Nächte zum Arbeiten. Seine Werke ſind demnach auch in dieſem Sinn in unbegreiflich kurzer Zeit entſtanden, indem er nur beſtimmte Stunden darauf verwendete. Nur ſeine ſtaunenswerthe Leichtigkeit im Producieren hat dies möglich gemacht. —

Seine Erholungsſtunden wurden, namentlich in der ſchönen Jahreszeit, reichlich ausgefüllt durch ſein liebevolles Intereſſe für Haus- und Landwirthſchaft, für Feld und Garten, Obſtwachs und Blumenflor und für alle die tauſend kleinen Dinge, die das Leben auf dem Lande und in ländlicher Umgebung für den zufriedenen und genügſamen Geiſt ſo anmuthig, belebend und fruchtbar machen. Beſonders galt den Blumen ſeine Pflege und Aufmerkſamkeit, er nahm großes Intereſſe an der Cultur neuer Blumen und Gartengewächſe. Auch die Thiere liebte er ſehr. Er hatte eine Lieblingskatze und fütterte ſeine Fiſche und auch ſeine Hühner täglich ſelbſt. Alles war ſtets in beſter Ordnung, die Wirthſchaft in Scheune und Feld ließ nichts zu wünſchen übrig. Er war, wie der griechiſche Dichter ſich wünſcht, im Kleinen klein und bewahrte ſich ſo den Sinn dafür, im Großen groß zu ſein. Bitzius war früher ein ſehr rüſtiger Mann, der die Gänge aller Art, weitere und kürzere, ſehr liebte. „Er war, wie es in dem Aufſatz: „die Pfarre von Lützelflüh“ heißt, eine markig gedrungene Geſtalt von mehr als mittlerer Größe, kerngeſundem, durch keine Lucubration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher Stirn. So war auch ſeine Rede:

ernſt und gewichtig, ohne Wortreichthum, wie eines Mannes Rede, auf deſſen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, biederherzig, anregſam, Vertrauen um Vertrauen tauſchend." — Beſonders hell und klar war ſein Auge, das die Menſchen und Gegenſtände zu durchdringen ſchien, ohne im Geringſten etwas Lauerndes oder Auskundſchaftendes zu haben. Man könnte ſagen, es ſei klar geweſen wie ſeine Seele. — Auch ſein Kopf mit den ſchwarzen krauſen Haaren war ein männlich ſchöner. Bitzius liebte das Einfache und Prunkloſe in Allem was ihn umgab. So war auch ſein Studierzimmer ſo einfach als möglich ausgeſtattet. Fröhlich beſchreibt daſſelbe in dem angeführten Aufſatz: „Aus Jeremias Gotthelf's Leben". „Es war ein Zwiſchenzimmer im erſten Stock des Pfarrhauſes, mit einem einzigen Fenſter gegen Mittag, von welchem aus man zwiſchen den Bäumen hindurch in's nahe Pflanzland, über einige Häuſer weg auf jenſeitige Hügel und Wälder ſieht, über welche mit ſeinem leuchtenden Schnee und ſeinen ſchwarzen Felswänden der Eiger hereinblickt. Jeremias einfacher Arbeitstiſch war von der Ausſicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte ſich der Arbeitende von dem Reiz der Ausſicht nicht zerſtreuen und von andern ihm vor der Seele ſchwebenden Bildern nicht abbringen laſſen." Auf einem Stuhl neben ihm lagen Parochialbücher und Fröhlich bemerkt, „daß unter dieſen eins mit beſonders glänzendem Goldſchnitt geweſen, das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbniſſe verkündete; durch dieſe freilich unbedeutende Aeußerlichkeit habe er wohl zu verſtehen geben wollen, es ſei dieß auch ein Buch des Lebens und es ſei nicht eine leere Förmlichkeit, in daſſelbe aufgeſchrieben und aus demſelben verkündet zu werden." Auch lag neben ihm die Bibel aufgeſchlagen, „durch und durch, aber beſonders auch in ihren Propheten viel geleſen" (wie Fröhlich bemerkt). — So war das ſchlichte Studierzimmer beſchaffen.

Bitzius liebte am meiſten die kleinen, vertrauten Kreiſe und nichts ging ihm über ein trauliches Geſpräch mit einem

guten Freund. Ein solches fehlte ihm nie. Lützelflüh selbst bot ihm solchen befreundeten Umgang. Besonders waren es die Brüder Geißbühler, angesehene, höchst einsichtige und wackre Männer, mit denen er, namentlich mit Herrn Ulrich, fortwährend im vertraulichsten Verkehr stand und so manche freundliche Stunde verplauderte. Beide waren, wie Bitzius, Freunde und Kenner des Volkes, in Geschäften erfahren und theilten Bitzius' Ansichten und Gesinnungen. Er unterhielt sich auch oft, namentlich mit Herrn Ulrich Geißbühler, über seine Schriften, theilte ihm alle Manuscripte seiner Werke mit und wußte seine Bemerkungen, seine genaue Kenntniß des Volkslebens und der Volkszustände gehörig zu würdigen. Sein Tod ließ beiden Brüdern eine nie zu ersetzende Lücke zurück. — So war ihm Freundesgespräch eine liebe Erholung, und wer das Pfarrhaus zu Lützelflüh kennt, weiß, wie viele Schattenplätzchen in der schönen Jahreszeit sich für solche engste Kreise und Gespräche darboten. Die Stunden, die Bitzius entweder im Kreis seiner Familie zubrachte oder mit einem oder zwei Freunden des Hauses, waren wohl seine glücklichsten. — Allein sein Haus war längst nicht mehr die stille, abgeschlossene Pfarrerswohnung, sondern es war eine auch so vielen ferne in der weiten Welt Wohnenden und Fremden bekannte Stätte geworden, nach welcher in der Reise-Jahreszeit so Mancher pilgerte, um den Mann kennen zu lernen, der durch seine Schriften sein Vertrauter, der Erheiterer seiner freien Stunden, der Mitdenkende seiner Gedanken und der Mitfühlende seiner Gefühle geworden war. Die Gastfreiheit, die in diesem Hause wohnte, die schöne, freie, wohlwollende Simplicität, die dort den Eintretenden empfing, ist einer der schönsten Züge in Bitzius' Wesen. Sie fließt von jenem innern Wohlwollen aus und zeigt die freie harmonische Natur an, welche der Welt und den Menschen einen Reichthum von Wärme und Leben entgegenbringt, den die Einsicht des Schlimmen in der Welt nicht verkümmern, nicht mindern oder erstarren lassen kann. Der Besuch von Fremden und Bekann-

ten war im Sommer ein sehr häufiger, und Bitzius war Allen ein so freundlicher Wirth, man fühlte sich in diesem Pfarrhause so heimisch, die Unterhaltung war so belebt, so geistreich und ungezwungen, daß Mancher, der, aus weiter Ferne kommend, die Heimath von Jeremias Gotthelf nicht leicht wieder zu sehen hoffen konnte, mit bewegtem Herzen diese gastliche Schwelle verließ. Man konnte an jenes Haus von Stauffacher denken, das, Jedem offen, an der Straße stand und in welchem Friede, Freiheit und Mannlichkeit wohnte. Der Verfasser dieser Biographie gedenkt noch der Scene eines solchen Fremdenbesuches, die zu seinen anmuthigsten Erinnerungen gehört. Es war ein herrlicher Sommersonntag vor etwa sechs Jahren, einer jener Sonntage, wie sie so oft in Bitzius' Schriften geschildert werden, im ganzen Glanze der Natur und der feiernden Menschenwelt. Bitzius hatte schön über die pharisäische Anschauung des Sonntags gepredigt, und ein schönes Gellertlied, vom gemischten Chor der Jugend gesungen, hatte die kirchliche Feier beschlossen. Nach schnell verflogenem Morgen saßen wir am Mittagsmahle, als ein Fremder sich meldete, der sogleich herein beschieden wurde. Es war ein junger Maler aus Lübeck, der auf einem Ausflug nach Süden die Schweiz durchwanderte und sich sofort bei Bitzius als einen seiner eifrigen Leser einführte. Er sprach die lebhafte Befriedigung aus, den Schriftsteller persönlich zu sehen, dessen Schriften er, wie er sagte, so oft an den langen Winterabenden in befreundetem Kreis in der fernen Ostseestadt vorgelesen habe, und der durch diese Schriften ein lieber Bekannter geworden. Man besprach dann allerlei, deutsche und schweizerische Zustände. Nach einer Stunde entfernte sich der anspruchlose Besucher wieder, und dem Verfasser dieser Biographie wurde die große geistige Macht des Schriftstellers klar, der so in die Ferne zu wirken versteht, weil er den Schlüssel zu den Gemüthern von Tausenden gefunden.

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Iſt es der Einklang nicht, der aus dem Buſen dringt
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt?

Dieſe Gaſtfreiheit, dieſe herzliche Freude des Mittheilens an Andere, welche der Engländer „Kind heart and open hand" nennt, veranlaßte einmal Bitzius' Schweſter, ſcherzend zu ſagen, es ſei Schade, daß er nicht ein Prinz ſei, um ſeiner Freigebigkeit und Splendidität volles Genüge leiſten zu können.

So große Empfänglichkeit für geſellige Freuden und ſo viele Anſprüche auf ſeine Zeit hinderten indeſſen Bitzius durchaus nicht, den Pflichten ſeines Amtes auf's pünktlichſte nachzukommen. Seine Pfarrgemeinde hatte an ihm einen treuen Seelſorger, einen zu jeder Stunde bereiten Rathgeber und Freund. Nie hat er, weil er etwa gerade im Zuge war zu ſchreiben, eine Audienz abgewieſen oder Ungeduld bei einem zu langen Verweilen eines Rathſuchenden gezeigt. Im Gegentheil hielt er dieſe vertraulichen Audienzen für einen wichtigen Theil ſeiner Seelſorge, und es iſt uns erzählt worden, daß Bitzius einmal, als er gerade nach Burgdorf an ein Turnfeſt gehen wollte, um über Mittag dort zu bleiben, an dieſem Gange durch eine alte Frau aus der Gemeinde verhindert worden, welche ſchon frühe gekommen, den ganzen Vormittag geblieben ſei und ihm über wichtige Familienangelegenheiten das Herz ausgeſchüttet habe, ſo daß er ſpäter geäußert, er hätte nicht um Alles in der Welt die Audienz abgebrochen, da er dadurch dieſe von ſchwerem Seelenleiden gedrückte Frau vielleicht vor geiſtiger Zerrüttung habe bewahren können. Wir haben ſchon früher bemerkt, daß Bitzius der Menſchen Vertrauen gewann, weil er ein Herz zu ihnen hatte und ſich die Zeit nicht verdrießen ließ, ſie anzuhören und ihnen zu rathen; ſo wurde er der Vertrauensmann Vieler, und die Herzen ſchloſſen ſich ihm bereitwillig auf. Er legte auch um ſo mehr Gewicht auf dieſen geräuſchloſen Theil ſeines Wirkens, als ſeine Wirkſamkeit

als Prediger wegen seines von Jugend auf etwas undeutlichen Sprechens in Folge eines mangelhaften Sprachergans, wodurch namentlich in späterer Zeit das Verständniß seiner Predigten wesentlich erschwert wurde, eine geringere war, obwohl seine Vorträge gehaltreich und nichts weniger als unbedeutend gewesen. Wir sehen dies letztere schon aus den vielen Bruchstücken aus Predigten und andern Reden in seinen Werken, die meist wirklich gehaltenen Vorträgen entnommen sind. Auch fanden einige seiner Predigten, die gedruckt wurden, großen Beifall. Er war in seinen Kanzelvorträgen stets reich an Gedanken, von großer Klarheit und oft von gewaltiger Stärke. Nur das Organ fehlte zu ihrem vollen Wirken. Gleichwohl war ihm das Predigen, wie Fröhlich bemerkt, stets eine liebe Aufgabe, die er nie vernachlässigte.

Aber auch in der Seelsorge ging er seinen eigenen Weg. Er suchte die Leute nicht in ihren Häusern auf und vermied gern das Absichtliche solcher Besuche. „Er kannte, so schrieb uns ein Bitzius sehr nahe stehender Amtsgenosse, seine Emmenthaler zu gut, um nicht zu wissen, daß solche förmliche Besuche selten das gewünschte Resultat haben, da entweder der zu Besuchende wegen mangelnder Beweglichkeit des Geistes nicht eben aufgelegt ist, seine Aufmerksamkeit rasch von der Außenwelt auf sein Inneres zu wenden, oder derselbe die Horcher scheut oder von Natur in seinem eigenen Hause viel weniger sein Herz ausschütten kann als außerhalb desselben." Er packte daher die Leute draußen bei der Arbeit, auf dem Felde, kurz wo er sie fand, an, und suchte Allen die Verlegenheit zu ersparen, die man bei der Wahrnehmung besonderer Absicht des Besuchenden leicht empfindet. Bei Vielen durfte er nicht einmal auf solche Weise verfahren, indem sie ihn in seinem eigenen Hause aufsuchten, wo sie ebenfalls ungestört waren. Ermunternd und tröstend gegen Trostbedürftige, liebreich gegen Rathholende, war er strenge gegen träge Arme, trat mit Kraft dem Bösen und Unlautern entgegen. Aber wo

etwas Gutes, Heilſames, Gemeinnütziges im Werke war, befand er ſich unter den Urhebern oder eifrigſten Beförderern. Er war der Freund ſeiner Gemeinde und verkehrte ſtets in ungezwungener Weiſe mit den Gemeindegenoſſen, indem er überhaupt von dem Verhältniß des Geiſtlichen zu dieſen alles Feierliche, Steife, Gemeſſene zu entfernen ſuchte und in der Seelſorge das allzu Methodiſche und Förmliche vermied, weil er glaubte, daß Beides dem Wirken des geiſtlichen Amtes Eintrag thue und die Herzen oft durch den Schein von Kälte und Theilnahmloſigkeit und allzu große Rückſicht auf den offiziellen Charakter entfremde. Wie er in der Religion das allzu ſtarr und ſtraff Dogmatiſche nicht liebte und den Geiſt über den Buchſtaben ſetzte, ſo verfuhr er auch in der Seelſorge, wie ſein alter Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger, mit chriſtlicher Milde und Humanität. So wird er im Andenken ſeiner Gemeinde fortleben und ſo hat er, durch natürliches Wohlwollen Vertrauen erweckend und von Welterfahrung und Klugheit unterſtützt, in ſo manche Wunde Balſam gegoſſen, ſo manche bekümmerte Seele erleichtert und in den wichtigſten und zarteſten Privat- und Familienſachen Rath und Ausweg gewußt. Er bethätigte jene ſchöne Mahnung des Dichters:

Edel ſei der Menſch,
Hülfreich und gut.

Wir haben ſchon früher bemerkt, wie hülfreich er von Jugend auf war, wie es ſeiner energiſchen Natur entſprach, überall anzugreifen, wo es Etwas zu thun, zu rathen und zu thaten gab, beizuſpringen wo Hülfe erwartet wurde, mit dem Beiſpiel voranzugehen, wo es neue Einrichtungen, Verbeſſerungen, Organiſationen galt. Er lebte für das, was ihm am Herzen lag, und entzog ſich im täglichen Leben keiner Pflicht, die der Menſch vom Menſchen, der Genoſſe vom Genoſſen, der Bedürftige und Nothleidende von dem Hülfefähigen, vom Unglück nicht Heimgeſuchten erwarten zu dürfen glaubt. Wie bei dem täglich Vorkommenden, ſo war Bitzius auch bei großen Un-

glücksfällen schnell zum Handeln entschlossen und von seinem muthigen und ausdauernden Benehmen in solchen Augenblicken wissen Viele zu erzählen. So arbeitete er bei'm großen Spitalbrande in Lützelflüh im Jahr 1848 die ganze Zeit an der Spritze oder in der Eimerreihe. Man fürchtete damals für das Leben mehrerer im Hause noch zurückgebliebener Kranker, deren Rettung zweifelhaft war. Bitzius wich nicht vom Platze, bis diese Rettung gelungen und er sich von derselben überzeugt hatte. Ein ander Mal, bei einem Brande zu Toggenbrunnen, stand er während mehreren Stunden im Wasser des Weihers, um löschen zu helfen, und bei einer dritten Feuersbrunst rettete er durch einen genialen Einfall ein Nebengebäude, welchem man sich wegen allzugroßer Hitze nicht nähern konnte, indem er mit großer Mühe einen ungeheuren Laden herbeischleppte, und denselben an das zunächst stehende Haus so anstellte, daß man, hinter demselben vor der entgegenströmenden Hitze geborgen, das Spritzen gegen das bedrohte Gebäude mit Erfolg vornehmen konnte.

Ein so thatkräftiges Wesen wurde bei Bitzius freilich durch einen starken, robusten Körper unterstützt. Er war eine von jenen gedrungenen Gestalten, die auf gute Constitution, auf Kraft und Zähigkeit schließen lassen. Da seine Lebensweise im Ganzen geregelt und einförmig war und auch keine gewaltsamen oder langsam aufreibenden Leidenschaften an seinem Leben nagten, schien er noch auf lange Jahre zählen zu können. Dennoch war seine Gesundheit bereits erschüttert und seit längerer Zeit nicht mehr die alte. Vieles mag dazu mitgewirkt und endlich die Entwickelung seiner letzten Krankheit herbeigeführt haben. Schon der Gebrauch des Jodins, welches angreifende Mittel er gegen ein Halsübel, einen dicken Hals, gebrauchte, wirkte nachtheilig auf seine Constitution. Dazu kam, daß Bitzius bei reichlicher Nahrung sich zu wenig Bewegung machte und in späteren Jahren wegen Herzbeklemmungen seltener zu Fuß ging. Diese Herzbeklemmungen entstanden aus

einer Hypertrophie des Herzens, an welcher er litt, so wie auch an Leberhypertrophie, und seine Lebensweise war, namentlich in Betreff dieser Uebel, die häufig Bedingungen zur Wassersucht sind, undiätetisch. Schon im Jahre 1851 hatte er geschwollene Füße. Auch wurden Katarrhe häufiger als früher. Zu diesen letztern mag auch der Umstand beigetragen haben, daß Bitzius im Winter bei sehr starkem Kaminfeuer arbeitete, welchem er, an seinem Pulte sitzend, den Rücken kehrte, und dann oft stark durchwärmt, um Bescheid zu geben oder dies und jenes zu besorgen, von der glühenden Kaminhitze an die kalte Luft hinausging, welcher plötzliche Temperaturwechsel sich alle Tage einige Male wiederholte und katarrhalische Affectionen leicht erzeugen konnte.

Endlich müssen wir zu Allem diesem auch die unausgesetzte geistige Anstrengung von Bitzius als einen Faktor, der lebensverkürzend wirkte, aufzählen. Alle seine so zahlreichen Werke sind in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von achtzehn Jahren entstanden, neben andern Thätigkeiten, die den Verfasser vielfach in Anspruch nahmen, und dieser Geistesanstrengung setzten keine periodischen Erholungen und Zeitabschnitte gänzlicher Abspannung ein Gegengewicht zur Seite. Das Reisen, diese herrliche Panacee bei starker geistiger Arbeit, wurde ihm nur selten und auf ganz kurze Dauer zu Theil. Die wenigen Ausflüge und Reisen, die er machte, behagten ihm stets vortrefflich. So machte er im Sommer 1846 eine Reise durch die Ostschweiz über Schwyz und Graubündten. Im Jahre 1850 besuchte er die Predigerversammlung in Neuenburg und im Jahr 1851 nahm er an der gleichen Vereinigung in Liestal Theil und reiste von da auch nach Straßburg und Baden. Es war das einzige Mal seit so langer Zeit, daß er aus der Schweiz herauskam. Von einem Ausflug nach Selisberg in Unterwalden im August 1852 hat uns Fröhlich einige Züge aufbewahrt. Sonst war er nie abwesend, als höchstens ein paar Tage im Kanton selbst, wozu auch seine Pastoralwürden

ihm Anlaß gaben. Er war nämlich in seinem Kapitel Kammerer (zwei Mal war er im ersten Vorschlag als Dekan, allein die Regierung bestätigte den Vorschlag nicht, was ohne Zweifel dem „Jeremias Gotthelf" und seiner oft so unbequemen Feder galt;) und präsidierte zwei Male die Kantonalpastoral-Vereinigung. — Diese allzuseltene Abspannung von der stets gleichförmigen Anstrengung des Geistes hat ohne Zweifel auch ihre nachtheilige Wirkung geäußert. Bitzius selbst mochte fühlen, daß seine Gesundheit schwächer geworden. Eine Stelle im Schlußwort zur ersten Ausgabe von „Geld und Geist" deutet auf solche Vorgefühle eines nicht sehr langen Lebens. „Die Bitzius werden nicht alt," sagte er zu seiner Frau; „ich muß schaffen so lange es Tag ist. Vielleicht, daß mir die Vorsehung deßwegen erhöhte Kraft zum Produciren gab, weil ich in kürzerer Frist, als man glaubt, nicht mehr da sein werde."

Im Sommer 1853 besuchte Bitzius auf den Rath seiner Aerzte das Gurnigelbad, von welchem er jedoch eher schlimme als gute Wirkung verspürte. Ein fast beständiger Husten half auch die Kräfte aufreiben. So kam der Sommer 1854, in welchem zu Bitzius Zufriedenheit, der Badekuren nicht liebte, keine solche an Ort und Stelle verordnet wurde, da die Symptome fortschreitender Wassersucht schon deutlicher hervortraten. Eine Trinkwasserkur zu Hause mit Kissingerwasser wurde oft unterbrochen und nicht diätetisch gemacht. Es gab in diesem letzten Sommer noch allerlei Festivitäten für Bitzius. So wurde ihm die unerwartete große Freude eines Besuches seines Verlegers, des Herrn Julius Springer, zu Theil, welchem er auf einer kleinen Tour im Wagen durch's Emmenthal gleichsam die Honneurs seiner Heimath in ganz freudiger Stimmung machte. Andere Besuche blieben natürlich auch nicht aus. Der Husten wollte unterdessen nicht weichen, und auch das öftere Einschlafen in voller Conversation und besonders bei Tische war kein gutes Symptom. Im Spätsommer schien jedoch seine Gesundheit wieder besser zu sein.

Denn während des Besuches eines lieben Freundes mit seiner Gemahlin, der Ende Augusts stattfand, fühlte er sich so wohl, daß er mit seinem Gast eine kleine Bergexcursion ohne Beschwerde machte und ihn versicherte, er glaube eine recht gute Kur gemacht zu haben. Auch predigte er wieder, ohne davon ermüdet zu werden. Diese Besserung war jedoch nur scheinbar und die Krankheit im Wachsen.

Am 4. Oktober 1854 feierte er noch seinen achtundfünfzigsten Geburtstag mit den Seinigen, nachdem er einige Zeit vorher die herzliche Freude erlebt, daß seine ältere Tochter Henriette sich mit seinem jungen Collegen im nachbarlichen Dorfe Sumiswald, dem Pfarrer Rüetschi, verlobte.

Am 10. Oktober zog sich Bitzius durch einen Krankenbesuch bei einem gefährlich darnieder liegenden Unterweisungsknaben eine Erkältung zu, die sogleich einen entzündlichen Charakter annahm, indem sich Blutspeien mit starker Oppression einstellte. Gleichwohl schonte sich der Erkrankte nicht, legte sich trotz der Mahnung seiner Aerzte nicht einmal zu Bette und ging noch am 14. Oktober Abends in die Armencommission, die sich im benachbarten Schulhaus versammelte, bei kalter, feuchter Oktoberwitterung. Ein wegen des immerwährenden Blutspeiens unternommener, jedoch nur ganz schwacher Aderlaß hatte zwar, wenigstens dem allgemeinen Befinden nach, anfangs günstigen Erfolg. Allein es trat nun rasch allgemeine Wassersucht ein, gegen welche die angewandten Mittel nicht mehr wirksam sich zeigen wollten. Dabei blieb der Zustand sehr fieberhaft, besonders der Schlaf. Der Kranke war indessen noch ziemlich muntern Geistes und hatte auch noch Appetit. Er nahm Antheil an Allem, ließ sich die Zeitungen vorlesen und interessirte sich lebhaft um die Nachrichten von der eben damals beginnenden Belagerung Sebastopols, die ihn auch im Schlaf beschäftigte. Auch empfing er Besuche von Freunden, die ihn jedoch ziemlich müde machten. Noch in den letzten Tagen besprach er sich mit seinem aus Lausanne her-

beigetheilten Sohn Albert über die Collegien, die dieſer im Winterſemeſter hören ſollte. Er ſtellte ſogar noch am 20. Oktober pfarramtliche Scheine aus und ſcherzte dabei. Sein Befinden war überhaupt leidlich. Noch am 21. Oktober, dem Tage vor ſeinem Tode, unterhielt er ſich mit den Seinigen wie gewöhnlich und ſcherzte mit den beiden ihm ſehr befreundeten Aerzten (der Eine war ſein Univerſitätsfreund Dr. Dür in Burgdorf, der Andere Dr. Maret, ebenfalls ein alter, langjähriger Freund, beides treffliche Praktiker), die ihn Nachmittags beſuchten. Abends ſpeiſte er noch Etwas wie gewöhnlich und beſprach ſich mit ſeiner Frau wie die früheren Abende. Die Nacht war auch nicht ſchlimmer als gewöhnlich und verlief ohne beſondere Unruhe, als Morgens um 5 Uhr plötzlich ein Stickfluß eintrat, der ſein Leben ſtill und ohne Schmerzen endigte. Es war gerade Sonntag und ſein Scheiden ſo ſanft, wie dasjenige, das er ſelbſt in dem „Sonntag des Großvaters“ ſo rührend ſchildert. Die Trauerkunde verbreitete ſich ſchnell und erſchütterte nah und fern die Herzen. Ueber ſein Haus kam ein unbeſchreiblicher Schmerz. Nur das konnte mildernd wirken, daß ſeiner, wenn ihn nicht ein ſchneller und ſchmerzloſer Tod jetzt erlöſte, ein langes Siechthum gewartet hätte und dem lebhaften Geiſt durch das Bewußtſein des Dahinſchwindens phyſiſcher und geiſtiger Kraft zum bittern Quäler geworden wäre. „Ein Leben im Lehnſtuhl“ ſchreibt uns treffend ein vertrauter Freund des Verſtorbenen, „wäre eben auch ſein geiſtiger Tod geweſen. Draußen bei den Menſchen und ihrem Getriebe, bei ihrem äußern und innern Leben, bei den armen gedrückten Gemüthern und Herzen, bei dem jovialen „urchigen“ Humor, bei dem ehrenhaften, ernſten Hofbauer und dem arbeitſamen, zähen, gottergebenen Tagwerer, in der ſchönen Natur, unter Bäumen und auf Feldern, da war das Medium, in dem er leben konnte und mußte.“ So hatte es die Vorſehung milde gefügt, und ihn nach dem heißen Tagewerke eines in Treue und Ernſt und Kraft verlebten Daſeins ohne ſchmerzvollen Uebergang abge-

rufen. Und so konnte auch auf seinen Tod das eigene schöne Wort im „Sonntag des Großvaters" bezogen werden: „Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum Bewußtsein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt, und sein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen steht."

Sein Begräbniß fand am 25. Oktober statt. Eine große Menge Volkes folgte dem Sarge. Die Amtsgenossen waren zahlreich vertreten, eben so die Gemeinde, die Armenanstalt von Trachselwald, die einen so liebevollen Pfleger verloren. Es war ein großer Trauertag. Auch die studierende Jugend Bern's fehlte nicht. Viele Freunde des jungen Bitzius fanden sich ein, zum letzten Geleite des Mannes, der so sehr der Freund der Jugend gewesen war, der sie gern heiter und jovial, aber auch maaßvoll und kräftig wünschte. Dekan Farschon, ein intimer Freund von Bitzius, hielt die Leichenrede, in welcher er der vielen Beziehungen gedachte, in denen der Tod von Bitzius eine unersetzliche Lücke mache, und namentlich von seinen Schriften sagte, „sie seien nicht eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen, sondern enthielten Schätze von Belehrung, Ermahnung und Warnung, dem Volk zum Frommen, wenn es darauf achte."

Auf dem Kirchhofe zu Lützelflüh, in der Mitte der abgeschiedenen Geschlechter seiner Gemeinde, in der Nähe der Ruhestätte seiner Mutter, ist sein Grab, welches ein einfaches Grabmal schmückt, das ihm seine Gattin errichten ließ. Dasselbe ist ein Stein von gothischer Form, mit Ciselirung oben, und trägt die Inschrift: Hier ruht im Frieden Gottes Albert Bitzius, Jeremias Gotthelf, aus Bern, während 22 Jahren Pfarrer dieser Gemeinde, geb. den 4. Oktober 1797, gest. den 22. Oktober 1854.

I. Corinther XV. 54, 55. Der Tod ist verschlungen von dem Sieg. Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?

Sprichwörter XII. 17, 19. Wer wahrhaftig iſt, der ſagt frei, was recht iſt; aber ein falſcher Zeuge betrügt. . . Wahrhaftiger Mund beſtehet ewiglich, aber die falſche Zunge beſteht nicht lange.

Das ſchönere Grabmal jedoch hat er in den Herzen der Menſchen gefunden. Ihm wird, wie Allen, von denen eine große Wirkung ausging, zu Theil werden, was der griechiſche Geſchichtsſchreiber einen großen Bürger ſeinen rühmlich Geſtorbenen nachrufen läßt: „Ausgezeichneter Männer Grabmal iſt der ganze Erdkreis, und nicht bloß der Denkſäulen Inſchrift in der Heimath verkündet ihren Ruhm; auch in fremdem Lande lebt ohne Schrift ihr Andenken, nicht ſowohl im Werke des Künſtlers als in den Gemüthern fort.“

Und dieſes Andenken wird, davon ſind wir überzeugt, mit den Generationen wachſen. Die alles läuternde Zeit wird auch ſein Bild dem Betrachtenden, wenn die Gemüther ruhiger und die Tage in Betreff unſerer Kämpfe partheiloſer geworden, größer und deutlicher erſcheinen laſſen und zum Gemeingut des ganzen Volkes machen. Wer in heftig bewegter Zeit, im „ungeſchlichteten Zwiſt der Völker“ ſeine Stimme erhebt, und am Kampfe ſich betheiligt, der wird den Bedingungen dieſes Kampfes, dem ſtarken Widerſpruch, der bittern Anfeindung nicht entgehen. Aber wenn was Rechtes an ihm geweſen, wenn er von probehaltigem Metall war, wenn er der Welt Bleibendes und Wahres zum Bewußtſein brachte, ſo wird ſein Ehrentag nicht ausbleiben. Das Volk wird mit Liebe dieſes Bild hervorſuchen und ſich an ſeinen Zügen erfreuen. Es wird gutes Gold finden und Mancher wird ſich wundern, daß er früher dieß nicht erkannt und den Werth des Metalls zu gering geachtet. Dieſe Genugthuung wird auch Bitzius werden, oder vielmehr ſie iſt ihm ſchon geworden. Als im Sommer nach ſeinem Tode ſein vortreffliches Bildniß in Oel, von unſerm Dietler gemalt, auf das Verlangen einiger Freunde nach Burgdorf geſchickt wurde, um den Saal der damaligen Induſtrie-

Ausſtellung zu zieren, ſammelten ſich die Landleute beſonders um das Bild und Viele erinnerten ſich bewegt des Geſchiedenen und riefen ſich ſein Leben und Wirken in's Gedächtniß zurück. So wird für ſo Manchen der Todte ein Anderer werden, als der Lebende ihm war. Wie manchen Haß hat ſchon die Zeit begraben! wie manche Leidenſchaft löſcht ſie täglich aus! Der Inſtinkt des Volkes ſagt ihm, daß nicht oft die Männer unter ihm erſcheinen, die ſeine beſſern wie ſeine ſchlimmern Züge ſammeln und ihm einen wahren Spiegel vorhalten. Es wird den Mann lieben, dem es das Bild dieſer Züge verdankt, und, je beſſer es ſich ſelber kennen wird, deſto mehr lieben. Dem Volksgeiſt ſelbſt hat der Schriftſteller dieſe Züge entnommen und giebt ſie dem Volke, in welchem er ſie ſchaute, zu ewigem Gedächtniß zurück. Er hat das leicht Verſchwindende, im Lebensfluß Dahinrollende bleibend gemacht und die dahineilende Zeit ihm ſtille zu halten gezwungen, um Zeugniß von ihr zu geben Denen, die eine andere ſehen werden. Und als er dieß Werk vollbracht, iſt er zur Ruhe gegangen. Seine Miſſion war erfüllt. Was er leiſten ſollte, hat er geleiſtet. Er legte ſeinen Griffel nieder und folgte ſelbſt, wie der Letzte eines verſchwindenden Geſchlechtes, dieſer ſeiner Zeit nach, die er uns noch im Bilde zeigen konnte. Es war ein richtiges und allgemeines Gefühl, welches bei ſeinem Tode dieſen Gedanken ausſprach. „Er war ein Barde, der gehen mußte, ſo bald er die abgelaufene Zeit beſchrieben und beſungen." Dieß treffende Wort eines Freundes drückt jenes Gefühl aus, und gerade das, daß er Zeiten und Zuſtände fixiert hat, die nicht mehr wiederkehren, die andern und neuen Erſcheinungen, einem anders denkenden Geſchlecht Platz machen, muß ihm beſonders in den Augen ſeiner Heimathgenoſſen einen höhern Werth geben, weil doch jedes Volk ſich gern im Spiegel ſeiner Vergangenheit beſieht und gern im Geiſt das Bild früherer Tage zurückruft. Es iſt ein Anſpruch mehr, den er auf ſeiner Landsleute Zuneigung hat, denn wenn er auch als Schriftſteller der

Bürger vieler Länder und vieler verſchiedenen Volksſtämme geworden, ſo lag doch ſeine Virtuoſität eben in ſeiner Nationalität, und er wurde ein ächter Dichter, ein Schriftſteller von ſolchem Gepräge und Metall, weil er ein ächter Schweizer, ein ausgeprägter Berner war. Denn ohne einen ſolchen beſtimmten und ausgeprägten Volkscharakter kann ſich ſo wenig ein großer und wirkſamer Schriftſteller bilden, als wir uns einen Baum denken können, der groß und mächtig würde, ohne recht in ſeinem Boden zu wurzeln.

II.

Die Schriften von Bitius in ihren Hauptzügen.

Greift nur hinein in's volle Menſchenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen iſt's bekannt.
Goethe.

Mit der Aufgabe der Darſtellung des Lebens von Bitius iſt uns auch diejenige einer Charakteriſtik ſeiner Schriften geworden. Es möchte nun Vielen ſcheinen, als hätten wir dieſen Theil des Penſums ſchon in der Biographie wenigſtens zum großen Theil erfüllt, da wir in derſelben ſo viel und mehr als manchem, noch zahlreichere Züge aus dem Leben ſelbſt verlangenden Leſer lieb geweſen ſein mag, von Bitius Schriften geſprochen haben. Gleichwohl iſt eine Darſtellung der Hauptcharakterzüge ſeiner Schriften unerläßlich und durch das früher über die einzelnen Werke Geſagte ſo wenig entbehrlich, daß wir vielmehr erſt jetzt durch den Abſchluß des ganzen Lebens den überſichtlichen Standpunkt gewonnen haben, von welchem wir wie von einer erſtiegenen Höhe herab die Ausſicht auf die weite Landſchaft haben und aus ſo mannigfaltigen einzelnen Parthieen ein einheitliches Bild uns ſchaffen können. Die Werke des Verſtorbenen ſind indeſſen ſo reich an Geſichtspunkten und können in ſo verſchiedener Abſicht und zu ſo verſchiedenen Zwecken ſtudiert werden, und zudem kann jede bedeutende Erſcheinung in der Literatur durch das Eingehen in's

Hiſtoriſche und durch Vergleichung mit Geiſteswerken des gleichen oder ähnlichen Gebietes in einen ſo weiten Rahmen gefaßt werden, daß, bei dem bereits bedeutenden Umfang unſerer Darſtellung, Beſchränkung als erſte Pflicht erſcheint. Wir werden daher nur die wichtigſten Charakterzüge, welche ſeinen Schriften ihr individuelles Gepräge aufdrücken und ihnen ihre Stelle anweiſen, beſprechen, wobei wir oft genug der Verſuchung zu widerſtehen haben werden, bei ſo vielen wichtigen Fragen mehr in die Tiefe zu gehen, als es die eigenen Kräfte des Schreibenden oder der Zweck der Arbeit ſelbſt geſtatten möchten.

Ein allgemeiner Charakterzug in Bitzius Werken, der uns überall entgegentritt und der gleichſam ihren Grundton ausmacht, iſt der religiöſe Gehalt in denſelben, das Vorherrſchen des religiöſen Moments, welches ſehr oft die bibliſche Ausdrucksweiſe liebt; es iſt der bibliſch-chriſtliche Gedanke, an den überall angeknüpft wird. Ueber dieſen ganz entſchiedenen Charakter in den Bitzius'ſchen Schriften waren die Urtheile verſchieden. Während die Einen ſeine Schriften geradezu unter die Erbauungsſchriften rechnen und, von dieſem Geſichtspunkt ausgehend und ihn überall ſuchend, dann wiederum viel Nichterbauliches und zu wenig Frommes finden, machen ihnen Andere gerade dieſes zu ſehr hervortretende Erbauliche zum Vorwurf, klagen darüber, daß der proteſtantiſche Prediger den Dichter oft in Schatten ſtelle, daß des raiſonnirenden Predigens und puritaniſchen Eiferns nur zu viel ſei und daß man oft durch dieſe Beimiſchung von Orthodoxie verſtimmt werde. Beide Anſichten halten wir für irrig und können uns daher eher dem ungefähr in der Mitte ſtehenden Urtheil des Grenzboten (November 1851) nähern, welcher zwar Bitzius zu den ſo geheißenen frommen Schriftſtellern rechnet, ihn jedoch für den beſten dieſer Richtung erklärt und ihn den vielleicht Einzigen nennt, in dem das Chriſtenthum und die Poeſie zu einem gleichmäßig kräftigen Ausdruck kamen, und der die Ten-

denz der Erbauung mit den höhern künſtleriſchen Zwecken auf das Glücklichſte vereinigt habe. Wenn dieſes Urtheil viel Richtiges enthält, ſo ſcheint uns doch der Ausdruck, daß Bitzius' Tendenz Erbauung geweſen ſei, leicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß zu geben, da der Sprachgebrauch uns gewöhnt hat, unter Erbauung nichts anderes zu verſtehen als die Erweckung frommer Gefühle als Zweck, und die ganze unermeßliche Erbauungs-Literatur, die dahin zielt, doch einen vom Gepräge der Bitzius'ſchen Schriften völlig verſchiedenen Charakter trägt. Es iſt nöthig, hierüber etwas tiefer einzutreten.

Bitzius iſt, wenn man den Geſammteindruck ſeiner Schriften auf den Leſer, ihre objektive Wirkung betrachtet, allerdings ein erbaulicher Schriftſteller, ein Prediger, dieſe Ausdrücke im weitern Sinn genommen, in jenem allgemeinen Sinn, in welchem jeder bedeutende Dichter „alle Welt erquickt und auferbaut," in welchem auch jedem großen Geſchichtsſchreiber, der durch die wahrhafte Darſtellung des Laufes der Welt und ſeines innern Zuſammenhanges predigt, dies Prädikat zu geben iſt. Aus den Werken großer Dichter wie großer Geſchichtsſchreiber wird und ſoll uns jener innige Zuſammenhang zwiſchen des Menſchen Handlungen und ſeinen Zuſtänden, oder mit andern Worten die ſittliche Weltordnung klar werden, die mit der religiöſen Eins iſt. Dichtung, ſo weit ſie den handelnden Menſchen darſtellt, und Geſchichte bringen uns bloß auf mehr plaſtiſche, wir möchten ſagen, greifbare, ſinnliche Weiſe das zur Anſchauung, was die raiſonnirende, die philoſophirende Vernunft, einzig an den Verſtand ſich wendend, dieſem zu beweiſen und fühlbar zu machen ſucht. So predigt uns Bitzius als wahrer, genialer Dichter, durch ſeine Erzählungen, durch das Leben ſeiner Menſchen und ihre Schickſale, am eindringlichſten und am ſchönſten. Hierin liegt die Haupterbauung, die er uns giebt, und was er uns beiläufig als eigentlicher Prediger predigt, rührt uns in weit geringerem

Maaße als die große Predigt, die wir durch seine Poesie uns an's Herz gelegt fühlten.

Möglich zwar, daß Bitzius sich dieser Wirkung nicht immer klar bewußt war. Er ist sehr oft in seinen Schriften didaktisch, mit ausgesprochener Absicht didaktisch. Er *will Volkslehrer* sein, und es drängt ihn überall diesen Beruf in unmittelbarer Weise, d. h. raisonnirend und argumentirend auszuüben. Diese Mission, die er als seinen Lebenszweck betrachtete und die er nie aus den Augen verliert, war, wie wir bei der Entstehung des Bauernspiegels bemerkten, die treibende Kraft, das spornende Motiv zu seinem Schriftstellerberuf. Das Didaktische mußte daher ein starkes Ingrediens seiner Schriften bilden, und die prosaische Form seiner Dichtungen gestattete ihm zu raisonniren und oft weitausholend zu deduciren, was ihm, wenn er in gebundener Rede gedichtet hätte, kaum vergönnt gewesen wäre.

Diesen didaktischen Zweck, dieses praktische Motiv seiner Dichtungen, das Motiv, zu bessern und, wenn man es so ausdrücken will, zu bekehren, überall die Zustände und zwar von innen heraus zu heben und umzugestalten und deshalb die Gebrechen und das Verderbliche schonungslos zu enthüllen, zugegeben, müssen wir aber sogleich erkennen, daß Bitzius, so bald er diesem Trieb Genüge that und die Feder ergriff, vom dichterischen Geist in ihm, seiner wirklichen und auszeichnenden Anlage, bemeistert wurde, daß sein Schaffen durch höhere Nöthigung zu einem dichtenden gerieth und so der Moralist und Religionslehrer unter die Gewalt des Dichters kam. Dieß möchten wir seinen eigenthümlichen Charakter nennen. Bitzius war nicht bloß ein dichterischer Religionslehrer, ein Religionsredner, dessen Raisonnements mit blühender Sprache geschmückt sind, er war ein religiöser, christlicher Dichter. Das Moralisiren verhielt sich bei ihm zum eigentlichen Dichten, wie das Prädikat zum Subjekt, möchten wir fast sagen, wenn diese Vergleichung nicht zu sehr pedantisch erschiene. Dieses, die

Dichtung, iſt der Stamm, an den jenes ſich anſchließt. Bitzius wird daher in der Literaturgeſchichte ſtets unter den Dichtern genannt werden, und nicht etwa unter den religiöſen Moraliſten, wie z. B. Reinhard, Georg Müller und ſo viele Andere, und wenn er auch manche ſchöne Seele mehr durch ſeine moraliſchen und religiöſen oder politiſchen Excurſe, als durch die Lebensbilder, die ſeine Dichterphantaſie ſchuf, gerührt haben mag, ſo liegt doch ſein Ruhm unzweifelhaft auf dem letztern Gebiet, und ſein religiöſer, zum Mahnen und Strafen, zum ernſt prophetiſchen Auftreten ihn hinziehender Sinn wird mehr dem Gewebe zu vergleichen ſein, auf welchem ſeine Dichtungen aufgezogen ſind, als daß dieſe letztern umgekehrt nur jenem didaktiſchen Zweck des Lehrens und Beſſerns zur Unterlage dienten.

Wir nennen alſo Bitzius einen religiöſen, einen poſitiv chriſtlichen Dichter. Daß er affirmativ und nicht verneinend war, lag theilweiſe ſchon in ſeinem Dichterberuf ſelbſt. Als Dichter, und als epiſcher Dichter, deſſen Stoff der Menſch, der handelnde und empfindende Menſch war, mußte er den Menſchen eben in dieſer ſeiner Totalität auffaſſen, in allen ſeinen Beziehungen, in der ganzen Fülle ſeines Weſens. Eine ſkeptiſche, zweifelnde, negierende Denkweiſe paßt nicht zur wahren Dichtkunſt. Der große Dichter wird zwar auch ſkeptiſche Charaktere, wie ſie ſich in der Welt vorfinden, vermöge ſeiner dichteriſchen Kraft zu ſchildern wiſſen. So hat Shakſpeare als großer Dichtergenius, dem deshalb keine Seite des Lebens fremd war, ſeinen ſkeptiſch-philoſophirenden und zweifelnden Hamlet darſtellen können, aber mit dieſer raiſonnirenden und ſpekulativen Anlage eines Hamlet wäre er ſelbſt nie ein Dichter geworden. So war auch Bitzius ſchon als geborner Dichter aller Negation und der ſie erzeugenden Skepſis feind, und immer der Totalität des Menſchen ſich zuwendend, konnte er das religiöſe Moment in deſſen Natur, das eben ein Theil dieſer Totalität iſt, ſchon deßhalb nicht ignoriren. Er mußte reli[gi]ös im weitern Sinn,

ſein, weil er Dichter war, weil er in gewiſſer Weiſe epiſcher Dichter war, weil er als ſolcher in's volle Menſchenleben hineingriff, und die höchſten und ſtärkſten Motive deſſelben von ſelbſt in ſeinen Dichtungen ſich geltend machen mußten.

Zu dieſem allgemeinen in Bitzius Dichteranlage begründeten Faktor ſeines poſitiven und religiöſen Geiſtes treten noch beſonders beſtimmende hinzu. Der Stoff und Inhalt von Bitzius' Werken iſt das Volk, und zwar das Landvolk. In dieſem Kreis bewegt er ſich ausſchließlich, hier iſt ſeine Heimath, ſeine Wurzel. Er ſchrieb nicht nur ganz aus dem Volke heraus, ſondern man kann ſagen, er ſei ſelbſt ein ſolches naturwüchſiges Stück Volk geweſen, er war Fleiſch von ſeinem Fleiſche und Gebein von ſeinem Gebeine. Wenn er als Dichter das Volk und ſein Leben darſtellen, wenn er dem Volke ſein eigenes Weſen klar machen, demſelben zum Bewußtſein über ſich ſelbſt verhelfen wollte, ſo mußte er das religiöſe Moment im Volksleben nicht bloß zu ſeinem Begleiter, ſondern zu ſeinem Ausgangspunkt machen. Er hätte das Volk nicht geſchildert, wie es iſt, nicht wahr und der Wirklichkeit entſprechend dargeſtellt, wenn er ſeine Landsleute, ihren Charakter verzerrend, zu ſogeheißenen ſtarken Geiſtern oder zu philoſophirenden Skeptikern gemacht hätte. Schon als Volkslehrer traf er den rechten Ton, in welchem man zum Volk ſprechen muß, wenn er überall mit Feſtigkeit und entſchiedener Ueberzeugung ſprach. Noch mehr mußte er als getreuer Darſteller des Volkes und ſeines Charakters das religiöſe und zwar ganz poſitiv religiöſe Moment gelten und walten laſſen, und da Bitzius, wir wiederholen es, ſelbſt ein Stück Volk, aus ſeinen Lenden war, ſo iſt dieſer religiöſe Glaube bei ihm ſo ſehr Natur, ſo wenig bloße Berechnung oder dichteriſches Talent, welches der Wahrheit des Lebens gerecht zu werden ſucht, daß wir es vielmehr als die äußerſte Unnatur, als Erkünſtelung und Schein anſehen müßten, wenn in ſeinen Schriften das Religiöſe weniger zu Tage träte, als dieß der Fall iſt.

Denn Bitius gehört zu denjenigen Dichtern, deren Dichtung uns eben ſo erfreut wie ihr Leben, weil das Eine wie das Andere ſich zu einem Ganzen rundet und keine Spur von Zerriſſenheit, unbefriedigter Sehnſucht, innerem Zwieſpalt ſichtbar iſt. Der Mann und ſein Leben ſind' aus Einem Guß und ſo ſind es auch ſeine Schriften. Das Horaziſche in se totus teres atque rotundus paßt ganz auf ihn. Er ſteht mit markigen Knochen auf der Erde und er hat zugleich eine ſo feſte Ueberzeugung, eine ſolche Sicherheit der Anſchauung und des Zieles, daß er nirgends ſtraucheln und der Zweifel ſeinem Geiſte nicht nahe kömmt. Der religiöſe Geſichtspunkt iſt der vorherrſchende, er iſt mit ſeinem Denken und Fühlen ſo verwachſen, daß er überall ohne Zwang und ohne falſchen Schein, ohne alle Affektation in ſeinen Schriften ſich geltend macht. Dieſe Sicherheit und Feſtigkeit kommt dem Dichter zu gute, der, wenn ſeine Werke eine frohe Botſchaft bringen, die ſtürmiſchen Wellen unſrer Seele beſänftigen und beruhigen ſollen, nicht zweifeln darf; dem die Freudigkeit der Erſcheinungen nicht getrübt werden darf durch eine Zerriſſenheit des Gemüthes, in welchem die Sonne nur durch Wolken ſchimmert. Unſer Jeremias fühlt ſich überall in einer durch höhere nie ausbleibende Vorſicht geordneten Welt. Die Herrlichkeit der Natur iſt ihm wie allen religiöſen und lebendig empfindenden Gemüthern überall ein Zeuge des Schöpfers. Alle ihre durchgängig großen, durch ihren Totaleindruck imponirenden oder durch ihre Geſetzmäßigkeit Erſtaunen erweckenden Erſcheinungen führen ihn zu Gott, zu deſſen Allmacht, Größe und Liebe zurück. Er fühlt ſich und ſein Streben im Einklang mit dieſer göttlichen Einrichtung der Welt, dieſer ewigen Ordnung der Dinge. In ſeinem Herzen iſt Ruhe, unerſchütterliche Ruhe, und in dieſer epiſch-religiöſen Weltanſchauung, die ihm kein Zweifel trüben kann, erfüllt er ſeinen dichteriſchen Beruf, und hier liegt das Geheimniß der Wirkung, deren ſeine

Schriften sich erfreuten. Von ihm kann jenes Wort des Dichters und Criterium wahrer Dichtung gelten, das wir schon citirt:

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Diese Allgegenwart des religiösen Gedankens in Bitzius' Schriften, um uns so auszudrücken, erscheint aber nirgends als Etwas Gezwungenes, in die Personen und Zustände Hineingetragenes, weil Bitzius, wie wir bemerkten, uns eine Welt beschreibt, einen Kreis von Menschen vorführt, in welchen gerade diese einfach religiöse Denk- und Anschauungsweise die natürliche ist und alles Leben tränkt und durchwirkt. Und wie könnte es auch anders sein? Der Landmann lernt mehr als der Städter von der Wetterseite des Lebens kennen. Er lebt von rauhen Winden durchweht, von der Hitze des Tages mitgenommen, in beständigen Kämpfen mit den Elementen der Erde, der natürlichen Welt. Er lebt einsamer, den Feinden des Lebens mehr preisgegeben als der Städter, er ist hülfsbedürftiger, schutzloser, er hat mehr zu fürchten als dieser. Sicherheit und Ordnung sind seine Schutzgeister. Er liebt eine mächtige Hand, die ihm Beides gewährleistet, und er fühlt täglich die übermächtige, die allmächtige Hand des Himmels, die in ihm stets das Gefühl der Demuth wach erhält und titanischen Uebermuth nicht aufkommen läßt. „Er hat alle Tage Gottes Macht und die eigene Ohnmacht vor Augen, wie Bitzius sich ausdrückt, er erfährt, wie Gott unerwartet nehmen, aber eben so unerwartet geben kann. Dieses Bewußtseins, dieser demüthigen Anerkennung, daß mit aller Weisheit der Mensch nichts machen könne an Regen und Fruchtbarkeit, an guten und bösen Jahren, bedarf der Landmann aber auch bei seiner schweren Arbeit, damit er bei derselben ausharre, wenn auch der Erfolg zweifelhaft, im Vertrauen auf den, „der da seine milde Hand öffnet zu seiner Zeit und mit Wohlgefallen sättigt Alles was da lebet." —

Der Landmann begehrt daher mit den überirdiſchen Mächten, mit der Gottheit, im Frieden zu leben. Auf ſeiner rauhen, äußerlich ſtürmiſchen Schiffahrt muß er öfter als andere nach den Sternen des Himmels blicken. Das thätige Leben überhaupt kann nicht ohne Compaß ſein. Der thätige Menſch blickt nach oben. Der Müßige zweifelt leichter. Wenn „das Wunder des Glaubens liebſtes Kind“ iſt, ſo iſt der Glaube das Kind natürlicher Verhältniſſe und Bedürfniß einer beſtändig vom Leben umgetriebenen Generation. Dieſe religiöſe Stimmung und Weltanſchauung nannten wir eine epiſche, weil der Gedanke eines nach großen Zwecken geordneten und nach göttlichem Plan geleiteten Ganzen in poetiſcher Beziehung ein epiſcher iſt, in welchem das Subjektive untergeht und das Gemüth Beruhigung ſchöpft, da die Vorſehung gleichſam immer ſiegt, und des Einzelnen Schickſal, auch wo es als Mißton erſcheint, in der Harmonie des Ganzen aufgeht.

Dazu kam noch das beſondere kirchliche Element im Bernervolk, unter welchem Bitzius lebte, ſchrieb, lehrte. Der reformirte Berniſche Landmann hat ein ſtark ausgeſprochenes kirchliches Gepräge. Die Reformation wirkte hier wie überall entſcheidend. Die Bibel, durch dieſelbe bei'm Landvolk eingeführt, wurde und blieb während Jahrhunderten nicht bloß das Hauptbuch für den Bauer, ſondern ſie war faſt das einzige Erziehungs- und Unterrichtsmittel auf dem Lande, bildete mit Pſalmenbuch und etwa einem oder zwei populären Erbauungsbüchern ſelbſt des wohlhabenden Landmann's ganze Bibliothek und ward deſſen faſt ausſchließliche geiſtige Nahrung. Und wiederum war es beſonders das alte Teſtament, welches die tiefſte Wurzel faßte. Die einfache bildliche Sprachweiſe ſagte dem kindlichen Sinn zu, der Schwung der Poeſie, das orientaliſch Ueberſchwengliche erhob ſeine Einbildungskraft und haftete in der Tiefe des Gemüthes; die lakoniſche Weisheit, die gnomiſche Tiefe ſeiner Sprüche kam dem wenige, aber ſtarke und kräftige Speiſe verlangenden geiſtigen Bedürfniß entgegen, und die

Bestimmtheit und das Absolute seiner Gebote und Regeln, das Diktatorische und Imperatorische in der religiösen Leitung des Hebräischen Volkes ließ ihn Halt und Sicherheit für das eigene Leben finden. Das Positive und Feste war seinem allem Zweifel abholden Geist angemessen und das manigfaltige Historische erweckte sein Interesse und prägte sich durch den feierlichen Ton, in welchem die Geschichte des auserwählten Volkes geschrieben ist, um so tiefer seinem Gedächtniß ein, so daß man behaupten kann, unser Bernisches Volk sei bis zu den Zeiten der französischen Revolution einzig an der Bibel groß gewachsen. Sie bildete den Inhalt seines geistigen Lebens, war seine Erzieherin, seine Bildnerin und Begleiterin durch's Leben.

Auf diesem biblischen Grunde hatte Bitzius weiter zu bauen, und da er selbst in diesem Element, in dieser Luft aufgewachsen und erzogen und später als Religionslehrer auf dieses Gebiet zum Wirken angewiesen war, so mußten auch seine Schriften von diesem Hauche ganz durchweht sein und in einer religiösen Weltanschauung, wie in ihrem heimathlichen Boden, wurzeln. Durchgehen wir nun seine Werke in dieser Beziehung, so können wir nicht verkennen, daß er nicht bloß den religiösen Gehalt im Volksleben, die religiöse Vorstellungs- und Empfindungsweise seines Heimathvolkes überall mit höchster Treue und Wahrheit darstellte, sondern auch dieselbe zu veredeln, das Gegebene fruchtbar zu machen, den noch rohen Stoff zu bilden, umzugestalten, in eine edlere Form auszuprägen suchte. Er geht überall darauf aus, die religiösen Begriffe zu vergeistigen und von den Schlacken des Allzusinnlichen und Materiellen zu reinigen. Er kannte das Volk zu gut, um nicht zu wissen, wie viel auf diesem Gebiet zu thun übrig war, wie sehr selbst nach dem Verlauf von drei Jahrhunderten die läuternde Kraft der Reformation nur die Oberfläche geritzt hatte, wie wenig sie in die Tiefe gedrungen war. Er suchte überall das Todte zu beleben, dem Materiellen einen geistigen Inhalt zu geben, dem Körperlichen Seele einzuhauchen. Er führt bei jedem

Anlaſſe das Aeußerliche auf ein Inneres, das Symboliſche auf den Geiſt, dem es als Hülle dient, das Sinnliche auf das Ueberſinnliche und einer höhern Welt und Ordnung Angehörende zurück. Auf jedem Blatt in ſeinen Schriften tritt uns, möchten wir behaupten, dieſes Streben, dieſer Sinn entgegen. So ſind ihm die Erſcheinungen der Natur „allezeit ſtrömende Offenbarungen Gottes, von denen der Menſch umfloſſen iſt.“ So nennt er in der Waſſernoth große Naturkataſtrophen „lebendige Predigten Gottes, wie überhaupt alle Naturereigniſſe Offenbarungen, Sprache des Himmels ſeien.“ „Gott, ſagt er an der nämlichen Stelle, ſtellt im Sichtbaren das Unſichtbare dar; die ganze Natur iſt eine Gleichnißrede, die der Chriſt zu deuten hat. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm ſchickt, verliert nimmer das Vertrauen und alle Dinge müſſen zur Seligkeit ihm dienen.“ So verlangt er in Anne Bäbi Jowäger, „daß der Menſch nicht nur in dem Einen großen Buch, der Bibel leſe, ſondern auch in dem andern wunderbaren, weltalten und doch jeden Tag neuen Buch der Natur, der Welt, des Lebens, welches aus göttlichem Quell entſprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom, genährt wird durch Quellen aus jedes Menſchen Bruſt, das Gott mit lebendigem Athem durchhaucht und Blatt um Blatt beſchreibt vor der Menſchen ſelbſteigenen Augen.“ Das eine Buch wirft Licht auf das andere Buch, beide ſtrömen Leben ſich zu, und halbdunkel bleibt eines ohne das andere, wie ein Auge nur halb ſo gut ſieht als zwei. Aber „wo der Menſch mit beiden Augen in beide Bücher ſieht, da nahen ſich Himmel und Erde, da iſt der Himmel offen, ſtrömende Offenbarungen Gottes erklären das Leben, heiligen die Zuſtände, dem Leben giebt die Bibel ſeine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig.“ Er verlangt daher namentlich vom Religionslehrer, vom Geiſtlichen, daß er nicht bloß in der Exegeſe der Schrift, die jeder Chriſt ſolle verſtehen können, ſondern noch mehr in der Exegeſe des Lebens bewandert ſei, und nicht bloß auf den einen Rythmus,

ſondern auch auf den andern größern achte, ſo wie Shakspeare ſeinen armen Richard II. in jenem ergreifenden Gefängnißmonolog klagen läßt, daß er in der Muſik auch den kleinen Mißton habe entdecken können, aber in der größern und wichtigern Muſik ſeines königlichen Lebens auch die gröbſten Disharmonieen nicht wahrgenommen habe.

In gleichem Geiſte faßte Bitzius das Chriſtenthum und die chriſtliche Lehre auf. Er ſah in demſelben einerſeits das große Bindungsmittel der Menſchen durch Liebe und Brüderlichkeit, das Erziehungsmittel zu aller höhern Cultur, und anderſeits das Erweckungsmittel aller Kräfte im Menſchen und den Sporn zu allen Thätigkeiten. So erklärt er im Schulmeiſter das Chriſtenthum als die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menſchlichen Kräfte und hinwiederum einzig vermögend, die Kräfte in Liebe zu verbinden zu mächtiger Anſtrengung und gegenſeitiger Hülfeleiſtung. „Dieſes Einſtehn in der Liebe für Schwache und ihre Rechte, ſagt er anderswo, der Barmherzigkeit gegen die Unbarmherzigen, heißen ſie wie ſie wollen, halten wir für den wahren chriſtlichen Muth, und den chriſtlichen Muth für den höchſten unter allen Arten von Muth.“ — Er will daher, daß beſonders der Seelſorger von dieſem Geiſt der Liebe durchdrungen ſei und, wie wir bei Beſprechung von Anne Bäbi Jowäger bemerkten, ſtets nach dem Grundſatz in omnibus charitas, handle. Er will das Werk der Liebe, der Hülfeleiſtung ſtets im großherzigſten Sinne geübt wiſſen, und er fragt ſehr ſcharf in der Waſſernoth, „was das für eine Religion ſein möge, die, wenn Hungernde zu ſpeiſen, Nackte zu kleiden ſeien, erſt unterſuche, ob dieſe zu „ihren Leuten“ gehören oder nicht, und nur im erſtern Fall ihre Hand öffne.“ So ſagt er in der Armennoth, wo er zum gemeinſamen Handeln ermahnt: „Der Ruf gilt jeder Anſicht, jeder Farbe, allen Separatiſten, politiſchen und religiöſen, und namentlich den ſogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube ſich feſtſtellt, und der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß

es Sünde sei, denen zu helfen an einem gemeinsamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Ansicht seien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man denn auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jesus verläugnet, der in seinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erst bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengesetzte Lehre so scharf ausdrückt?" Er will vom christlichen Sinn alles Kleinliche, Ausschließliche, Engherzige entfernt wissen und den Baum ächter Frömmigkeit stets nur an den Früchten erkennen, und nicht an äußerlichen Abzeichen. Daher sagt er von dem alten Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger: „Wie fromm er war, wußte Gott. Die Menschen hätten es ihm nicht angesehen." Der Glaube muß ihm That und Handlungsweise werden, wenn er über dessen Werth urtheilen soll. Bloßer Schein und Geberde gelten ihm nichts. Das Christenthum soll nicht niederdrücken, sondern zu Muth und Freude erheben, eine frohe Botschaft sein.

Bitzius nimmt ferner für das Christenthum die größte Entwicklungsfähigkeit, ein stetiges Fortschreiten in Anspruch. Sehr schön sagt er im Schulmeister: „Das Christenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Dem in der Zeiten Wechsel wechselnden Menschen tritt es immer reiner, erklärter, geistiger entgegen. Das will der Mensch nicht fassen, er sieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt sich Gott und läßt ein neues Wehen des Geistes wehen über den Erdboden. Dann gehen verschlossene Augen auf, und was todt getreten schien, das steht nun herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf." Als großes Culturmittel soll ferner das Christenthum alle Verhältnisse durchdringen und auch der staatlichen Ordnung Festigkeit und Halt verleihen. „Das Christenthum allein," sagt Bitzius im Zeitgeist, „heiligt die Staatsformen und garantiert die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Persönlichkeit, sichert alle Güter, verbindet die

Bürger durch Liebe zu Brüdern und hat den obersten Grundsatz: Was Du willst, daß Dir die Leute thun, das thue auch ihnen."

Das Christenthum endlich, und darauf wird überall besonderer Nachdruck gelegt, ist nach Bitius nicht da, um die Kräfte im Menschen einzuschläfern, sondern um sie zu wecken und in Thätigkeit zu setzen, und hier nimmt Bitius mit aller Entschiedenheit und mit dem größten Nachdruck den reformierten Standpunkt ein. „Das Christenthum, heißt es in der Armennoth, enthält durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen." Und im Schulmeister sagt Bitius: „Wo der Mensch das Gute will, soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen." Das Wort Lessing's in seinem Aufsatz über die Herrnhuter, daß der Mensch zum Thun, und nicht zum Vernünftlen erschaffen, aber eben deswegen dem Letzern mehr nachhänge als dem Erstern, kehrt hundertfach in seinen Büchern wieder. Am derbsten spricht er sich darüber im Zeitgeist aus, wenn er sagt: „Der Glaube, den ich habe, ist nicht der Glaube jener Sekte, die den Tisch deckte, sich daran setzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Essen in schönen Schüsseln wohlgekocht auf den Tisch fallen lassen, sondern mein Glaube ist der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, ob ich das Erstrebte damit ausrichte oder nicht, sondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Erndte. Ueber das, was ich thue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott." Bitius wollte daher von einem Gnadenschatz, welcher ohne Zuthun, ohne eigene Anstrengung des Menschen, auch dem trägsten Bittenden sich öffne, nichts wissen. Er drang überall auf ein freilich immer gläubiges und gottvertrauendes Thun, auf thätige Liebe, auf Arbeit, Nüchternheit, Selbstverläugnung. Der Glaube darf ihm nicht

ein todter, paſſiver, nur innerlicher ſein; er ſoll ſich ſtets verkünden durch das Leben, durch die ſtete innere Umgeſtaltung deſſelben, durch Treue, Muth, Geduld, Kraft, die dem Böſen widerſtreitet und den Wechſel der Tage zu ertragen weiß. Was zum Quietismus führt und träge macht, iſt ihm nicht die rechte Geſinnung im Religiöſen, daher ſeine wahrhaft frommen Charaktere ſich weniger durch Myſtik und bloße Seligkeit des Empfindens als durch Kraft und Ausdauer im Leben, durch ſchlichte und einfache Erfüllung ihrer Pflicht auszeichnen und vor Allem dieſem Pflichtgebot nachkommen. So iſt Käthi, die Großmutter, ein rauher und keineswegs ſentimentaler Charakter. Es iſt nichts von Schönſeligkeit und ſchwärmeriſch gläubiger Empfindung in ihr. Sie thut ſchlecht und recht, was ſie für Pflicht hält, was ihr Gewiſſen ihr gebietet, ſie hält was ihr unumſtößliches Gebot iſt, ſie iſt treu in Allem, ſtrengt die eigene Kraft auf's äußerſte an und vertraut, daß der alte Gott noch lebe und aus Kampf und Streit und Mühſal ihren Weg geleite. Sie iſt ein kräftiges, aber gerade durch dieſe Kraft rührendes Bild thatkräftiger Frömmigkeit. So ſind auch das welſche Mütterchen in Jakobs Wanderungen und Babette, Meiſter Pierre's Frau, ächt fromme, ihre Handlungsweiſe ganz auf Gott und ihren Glauben beziehende Frauen, aber dieſer Glaube wird für die Andern bloß ſichtbar durch ein ganz der nächſten Pflicht geweihtes Leben. Es iſt ein beſcheidener und wirkſamer Glaube. Sie gehören keiner Sekte an, ſie haben keine Methode in ihrer Frömmigkeit, keine Zeichen für dieſelbe in Sprache und Geberde. Ihr Bekenntniß macht ſie evangeliſch duldſam und mild gegen Andere, wie ſtreng gegen ſich ſelbſt. So erſcheinen uns jene eigentlichen Dulderinnen in Bitzius, wie Mädeli im Schulmeiſter, Bäbeli im Durſli, nicht als bloß paſſive, ſondern als aktive jeden Nerv anſtrengende Dulderinnen, und jene liebliche, in ihrer Reinheit und Unſchuld faſt nicht mehr irdiſche Geſtalt, das Erdbeeri-Mareili, iſt ein einfaches Mädchen, dem

Pflicht und Glaube, treues Handeln und Gottvertrauen immer in Eins zusammenschmelzen. Wenn Mädeli, die Schulmeisterin, ihre unerträgliche Schwiegermutter mit unermüdlicher Geduld erträgt und pflegt, und ihre Liebe mit der Alten Undankbarkeit wächst, so ist dieß ein Zug reinsten Christenthums, wie es nicht eindringlicher gepredigt werden kann; und unvergleichlich schön, Bitzius innersten Gedanken über den Prüfstein alles Glaubens ausdrückend, sagt der Schulmeister selbst: „So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch sie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, wir lernten sieben und siebenzig mal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns reich." „Worte, sagt er anderswo im Schulmeister, können kein Leben sühnen, sondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth."

Diese religiöse Anschauungsweise von Bitzius, dieser stete Bezug der Gesinnung auf Leben und Handeln, ist in confessioneller Hinsicht ganz dem reformirten Geiste, in seiner Reinheit, entsprossen und ein Kenner beider protestantischen Confessionen hat daher die feine Bemerkung gemacht, daß die genannten weiblichen Charaktere, daß namentlich Käthi und Babette, die Frau des Waadtländer-Patrioten, anders hätten ausfallen müssen, wenn sie einer Lutherischen Feder entflossen wären. Namentlich, bemerkte der gleiche Beurtheiler, sei dieß bei der letztern Frau der Fall, deren eigentliches, inneres Glaubensleben ein in sich verborgenes sei, wovon bloß die Früchte sichtbar würden, Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit, Friede und ein unverbrüchliches Halten der Gebote Gottes. Dieses Thema könnte gewiß von Kundigen leicht weiter ausgeführt und auch in Betreff anderer wichtiger Unterschiede in den Anschauungen beider protestantischen Confessionen mit vielen Beispielen aus Bitzius' Schriften belegt werden. So viel bleibt gewiß, daß Bitzius den praktischen, reformatorischen Gedanken, der seinen Schriften überall zum Grunde liegt, auch durch

ſeinen religiöſen Standpunkt entſchieden bezeichnete und ſehr ſcharf betonte. Er läßt ſich nirgends in theologiſche Streitigkeiten und in die Subtilitäten der Wiſſenſchaft ein, war auch keineswegs gelehrter Theologe. Er dogmatiſirt nicht und ſtreitet nicht über Glaubensſätze. Es kommt ihm mehr auf die Treue und die Reinheit der Geſinnung an, die eines Jeden Glaube bei ihm wirkt und in's Leben heraustreten läßt, und der Grad dieſer Treue und dieſer Reinheit bedingt auch das Urtheil von Bitzius über den Werth dieſes Glaubens. Treue iſt ihm überhaupt eine Kardinaltugend, die er weit über confeſſionelle Formen ſtellt, und ſo läßt er in „Sintram und Bertram" die edle Heidin Emma nicht etwa zur Erbauung eifriger und frommer Leſer durch Bertram bekehren, ſondern ſie erklärt Dieſem ſehr bedeutſam: Was meine Väter gelobt, dem bleibe ich treu, aber wenn dein Gott Treue liebt und einen Himmel für die Treuen hat und nicht bloß für beſondere Geberden und eigenthümliche Worte, ſo begrabe mich auf deine Weiſe und pflanze ein Kreuz auf mein Grab, zum Zeichen, daß ich auch in den Himmel möchte, in den Himmel der Treue, wo meine Väter ſein werden, wo auch du hinkommen wirſt. Meines Glaubens habe ich gelebt, treu, ſo weit ich es vermochte, und wo ich treulos war und ſchwach, da trägſt du die Schuld. Bedarf es mehr als ich geweſen, um in deinen Himmel zu kommen, ſo ſorge du für das Mangelnde." Bertram aber widerredet nicht, weil er es ſich bewußt war, „daß ſie um ihrer Liebe willen auch der göttlichen Liebe theilhaftig werden würde."

So faßte Bitzius das Chriſtenthum und die chriſtliche Lehre auf. Er will ſittliche Freiheit wecken, überall auf's Innere wirken und von innen heraus bauen und beſſern. Die äußerlichen Formen des Kultus, die Kirche mit ihrem poſitiv Beſtimmten, mit ihren Inſtitutionen ſind ihm Mittel, nicht Zweck. Das bloß Formale, Starre, im Aeußerlichen die Hauptſache Suchende, was man gewöhnlich dem Judenthum vorwirft,

und was in mancher christlichen Sekte immer wieder oben auf kommen will, war ihm in tiefster Seele zuwider. In allen seinen Schriften bleibt er sich gleich, und überall finden wir diese Grundsätze. Eine höchst interessante Stelle, die ein ganzes Religionsbekenntniß in sich faßt, ist in dieser Beziehung das dreizehnte Kapitel des zweiten Theiles des Schulmeisters: „Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt." Käser spricht hier unter anderem von seinem frühern todten Glauben, der ihm nicht mehr geholfen, als eine Brille in stockfinsterer Nacht, der ihn im Glück nicht demüthig, im Unglück nicht geduldig gemacht, ihm seine Fehler nicht gezeigt, Gott nicht gezeigt, ihm nicht Liebe gegeben, den Haß nicht gelöscht, nicht Frieden und Muth gebracht habe, der ihm bloß wie ein Hausschlüssel gegolten habe, den man Morgens früh bei'm Ausgehen in die Tasche stecke, um am Abend in's Haus hineinzukommen und nicht draußen zähneklappern zu müssen, um den man sich aber den ganzen Tag über als um etwas Unnützes und sogar Lästiges weiter nicht bekümmere. „Christus, sagt Käser ferner, war mir damals noch nicht die eigentliche Himmelsleiter, an der wir hinansteigen sollen zu sittlicher Freiheit, zu geistiger Schönheit, zu himmlischer Liebe — zu Gott; er war mir nur das geschlachtete Opferlamm, dessen Blut mich rein wäscht von allen Sünden, so bald ich für wahr annehme, daß er wirklich gestorben und sein Blut auch für mich vergossen sei."

Wenn Bitzius so die christliche Religion im Geist und in der Wahrheit aufzufassen suchte und sich innerhalb seines positiven reformirten Bekenntnisses frei und geistig bewegte, so war er gleichwohl, oder vielmehr eben deßhalb, seiner Landeskirche sehr zugethan und allem Sektenwesen abhold, welches sich außerhalb derselben stellt und sie fortwährend offen oder im Stillen bekämpft. Er fand nämlich in der positiven Institution der Kirche, welche die allgemeine, die größte Genossenschaft religiösen Lebens darstellt und so dem universalen Geist

des Christenthums am besten entspricht, noch Lebensfähigkeit und Kraft genug, um in ihr das religiöse Leben neu anzufachen, und er betrachtete allen Separatismus, alles Ausscheiden von dieser Gemeinschaft, und die Geringschätzung des Allgemeinen als einen sehr nachtheilig auf das Ganze rückwirkenden Sonderbund, einen Staat im Staate, der nur auflöse, trenne, zersetze, dem gesunden Volksleben zuwider sei und vom Volk in seiner großen Mehrheit auch entschieden perhorresciert werde. Ihm war die Kirche das Organische und Organisatorische, das Erhaltende und Sammelnde, dessen Zerstörung durch den individualisierenden Sektengeist, der zuletzt so viele Religionsbekenntnisse statuire als es Köpfe gebe, nur ein Vorbote allgemeiner Zerrüttung und Zerbröckelung wäre. Er bekämpft daher diese Tendenzen unablässig und mit großer Energie und verlangt, wie z. B. im letzten Kapitel des Bauernspiegels, daß der Staat die Kirche dagegen schütze und Zucht und Ordnung in kirchlichen Dingen wieder herstelle. Da wir hier auf ein Gebiet kommen, welches uns ferner liegt, und da an den eben berührten Punkt des Sektenwesens die wichtigsten Fragen sich knüpfen, so können wir unmöglich tiefer eingehen. Die Sache hat, wie andere große Principienfragen, zwei Seiten. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Zug der Zeit auf Glaubensfreiheit geht, daß die Reformation, so weit sie reichte, den kirchlichen Autoritäten zu Grabe läutete und dem Princip des Sektenwesens, welches so gut als die Reformation selbst, sich auf die Freiheit der Forschung, auf gänzliche Unabhängigkeit des Individuums von Tradition und Kirchendoktrinen beruft, seine Berechtigung gab, daß endlich die Tyrannei und Verfolgungssucht von Staatskirchen, die hölzern und knöchern geworden waren, das Dissenterthum nothwendig in's Leben rufen und ihm Kraft und Energie verleihen mußten, da der Mensch nach einem ihm inwohnenden Gesetz sich stets gegen ungerechten und plumpen Zwang, komme er woher er wolle, auflehnt. Auch wird das Princip der Association, das

bereits so mächtig geworden und hie und da über den Staat selbst hinauszuwachsen droht, sich unvermeidlich auch in der Kirche und ihren Verhältnissen geltend machen. Allein Bitzius behandelte die Frage aus dem Standpunkt der Erfahrung und zwar seiner Erfahrung. Er fand, daß der Separatismus in seiner Heimath bis jetzt wenig gute und viele schlimme Früchte getragen. Auf dem Lande und in einer dem Sektirerwesen ziemlich zugänglichen Gegend lebend, beobachtete er, daß dasselbe in seinem höchsten Paroxismus den abscheulichsten Fanatismus erzeuge, der sich bis zum Morden verirren kann, in seinen gewöhnlichen Stadien aber Zwiespalt, Partheisucht, Haß und Unduldsamkeit in die Familien und Gemeinden bringe, der ärgsten Heuchelei Vorschub leiste, bei den Meisten nicht bessernd auf das Leben wirke, und durch die wirkliche oder zur Schau getragene religiöse Exaltation, die es mit sich führe, gerade den Gegensatz des Indifferentismus und der Spötterei belebe und stärke. Er schildert daher den Sektengeist, wie er ihn in der Wirklichkeit kennen lernte, an vielen Stellen mit den grellsten Farben, und geht ihm schonungslos zu Leibe. So stellt er im Vikar in Anne Bäbi Jowäger den Typus eines Geistlichen auf, der zwar äußerlich noch in der Landeskirche steht, aber, ganz vom Sektengeist ergriffen, seine kirchliche Stellung zur Ausbreitung seiner kleinen Kirche in der Kirche, die ihm als die einzig rechtgläubige gilt, benutzt, mit der Anmaßung und der Ausschließlichkeit eines Sektengliedes auftritt und für gutgemeinte, nach seinem Sinn christliche Zwecke oft ganz widrige Mittel braucht. Da nach Bitzius' Erfahrung dieses Sektenwesen, welches in den Städten zuweilen bloßer Gesellschafts-Ton ist und unter Gebildeten mildere Formen hat, auf dem Land hingegen meist verderblich wirkt, etwas „Ungesundes, dem Volkssinne nicht Gemäßes", „ein fremder Tropfen in seinem Blute" ist, so sind auch die gesunden und vorzüglichen Charaktere, von denen sich in Bitzius' Schriften ein so großer Reichthum findet, Alle zwar sehr kirchlich,

aber keineswegs sektirerisch oder separatistisch gesinnt. So treffen wir unter seinen vielen wackern und kernhaften Bäuerinnen, die an jedem Tag „mit rascher Wirkung ihre Pflicht thun, wie ihr Gewissen sie ihnen zeigt", keine einzige Separatistin oder Pietistin im gewöhnlichen Sinne des Worts an. Keine von ihnen besucht z. B. statt des Gottesdienstes besondere Versammlungen oder bedient sich im Gespräch einer besondern Ausdrucksweise. Es sind schlichte, zum Theil auch derbe Naturen, deren einfachem Sinn dergleichen widersprechen würde. Und doch sind dieß sämmtlich fromme, gottesfürchtige Weiber, wenn man nicht mit diesem Begriff eine gewisse religiöse Exaltation verbindet, die unter so aktiven und gebieterisch für jede Stunde ihr Thun fordernden Lebensverhältnissen nicht zu finden ist und nur aus Ausnahmszuständen entspringt. Käthi, die Großmutter, würde sich gewiß das Prädikat der Frömmigkeit nicht absprechen lassen und das Erdbeeri-Mareili erscheint vollends wie ein Engel auf Erden, aber bei beiden ist fromm sein und recht thun so unzertrennlich, daß sie im Letztern auch das Erstere zu erfüllen glauben, wie denn auch der Ausdruck „fromm" auf dem Lande oft noch für gleichbedeutend mit „treu und ehrlich" genommen wird. Eben so ist es mit den Männern. Ankenbenz, der Bodenbauer in Uli, der alte Götti im Geltstag und Andere, die als Mustercharaktere, gegen die übrigen gehalten, gelten können, sind gewiß recht wackere und gottesfürchtige Männer, aber sie gehen alle zur Kirche und sprechen wie andere Leute. Der Großvater in „des Großvaters Sonntag" stirbt mit der Ruhe und der Freudigkeit eines alttestamentlichen Patriarchen, alt und lebenssatt, nach einem thätig frommen Leben, aber ohne methodistisch strenge Anschauungen, ohne das Leben und das Diesseits gering zu schätzen. Seine Frömmigkeit ist, wie die Engländer es nennen würden, a cheerful piety. Der kindlich reinen von aller Eitelkeit entfernten, demüthigen und duldsamen Frömmigkeit wendete Bitzius seine ganze Liebe zu und läßt sie in

herrlichen Lebensbildern vor uns treten. Er legte um ſo mehr Gewicht darauf, dieſelbe in ihr gebührendes Licht zu ſetzen, als er, wenn er gegen das Sektenweſen und den kirchlichen Sondergeiſt, auftrat, am wenigſten dahin mißverſtanden ſein wollte, als ob er dem Tagesgeſchrei, welches zu Zeiten in Jedem, der überhaupt noch poſitiv glaubt, einen Pietiſten zu ſehen vorgab und ſelbſt nur auf der craſſeſten Frivolität beruhte, irgend welche Conceſſionen zu machen gedächte. Dazu wäre er am wenigſten der Mann geweſen. Er ſtellt vielmehr einen ächten, wir möchten ſagen, idealen Pietismus, wie ihn die Welt noch immer hochverehrt hat, der ſich durch Thaten und ſegensreiche Wirkungen verkündigt, einem falſchen, hohlen, äußerlichen Pietismus entgegen, der den Schein für das Weſen nimmt, von wahrer Demuth und ächter Liebe ſich entfernt und eine ſklaviſche, enge und unduldſame Sinnesart erzeugt. Bitzius hat, wie jeder warm Fühlende, die größte Ehrfurcht vor jenen ausgezeichneten Frauen, die, das Evangelium in ſeiner höchſten Bedeutung auffaſſend, ſich der Krankenpflege widmen und der Engländerin Fry nacheifern, vor jenen Männern, die als Aerzte mit ſtiller, nie ermüdender Aufopferung die Wohlthäter ganzer Bezirke ſind oder als Seelſorger und in anderen Berufen in gleichem Sinne und mit gleicher Beſcheidung wirken. Ein ſolches Leben iſt ihm das höchſte Leben, und in „Anne Bäbi Jowäger" läßt er den alten Pfarrer am Begräbniß ſeines Neffen, des Arztes, in wahrhaft chriſtlicher Demuth von ſich ſagen: „Sein Tag werde kein ſolcher Ehrentag ſein, wie dieſer für das Andenken ſeines Neffen ſei, er verdiene ihn auch nicht, da er ſein Gutes im Leben genoſſen, da ihm Gott ſolche Opfer und Entbehrungen nicht auferlegt, ſolche Gelegenheiten zu augenſcheinlichem Wirken nicht gegeben habe." Bitzius predigt eine Religion der That und er könnte ein Mann „der innern Miſſion" im beſten Sinne genannt werden, obgleich er in der Armennoth den Dünkel derjenigen rügt, welche, weil ſie das neue Wort der alten Sache

gegeben, ſich aufſtellten, als ob die Sache ſelbſt erſt durch ſie in's Leben getreten ſei. Sein religiöſer Standpunkt iſt daher ein äußerſt reicher und fruchtbarer, ſeine Werke begünſtigen das Quietiſtiſche in der Religion, die bloße Beſchaulichkeit nicht; ſie geben zwar, wie das natürliche Leben ſelbſt, Ruhepunkte und Stunden der Sammlung oder der behaglichen Freude, aber ſie rufen zum Schaffen, zum Handeln, zur Arbeit, zum Thun auf. Die religiöſe Geſinnung muß dieſe Impulſe geben, wenn ſie ächt ſein ſoll. Bitzius bekämpft daher vorerſt alles Verneinende, Frivole, Antireligiöſe, auf Materialismus, perſönlichen Eigennutz und Sinnengenuß Ausgehende, welches dieſe Geſinnung gar nicht aufkommen läßt und geradezu zerſtört, ſodann aber auch das Sektireriſche, Separatiſtiſche und Eitle, welches dieſer Geſinnung eine falſche Richtung giebt und die Schaale für den Kern zu nehmen in Gefahr kommt. Die Landeskirche mit ihren gegebenen, von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferten und tief im Volksbewußtſein wurzelnden Inſtitutionen ſcheint ihm zwiſchen dieſen Aeußerſten die rechte Mitte zu halten und die beſte Entwicklerin und Bewahrerin des religiöſen Lebens im Volke zu ſein. Das Rütteln an dieſen Inſtitutionen ſcheint ihm daher verderblich, auch für das Staatsleben verderblich, komme es von welcher Seite es wolle. Das einfache Wegdekretiren der Kirche zu Gunſten einer bloßen Verneinung ſcheint ihm eben ſo unvernünftig, als eine Zerbröckelung derſelben in eine Menge ſich willkührlich gruppirender kleiner Genoſſenſchaften, und wenn Bitzius auf der einen Seite dafür hielt, daß mit dem Zerſtören des Kirchlichen auch die Grundpfeiler des Staatslebens und aller bürgerlichen Verhältniſſe wanken und einſinken müßten, ſo würde er andrerſeits, wenigſtens für ſeine Heimath, das neuliche Urtheil eines ſchweizeriſchen welterfahrenen Politikers unterſchrieben haben, welcher ſagte, die ſogeheißene freie Kirche habe bisher in der Schweiz nur desorganiſatoriſch gewirkt und

ſei ein Paraſit, der, zum eigenen ſelbſtſtändigen Leben unfähig, nur dem Mutterſtamm die beſten Säfte entziehe. —

Bitzius drückt ſeine eigene religiöſe Sinnesweiſe in folgender Stelle in einem Brief aus ſeiner ſpätern Lebenszeit an einen vertrauten Freund aus, die das, was wir über ſeinen religiöſen Standpunkt ſagten, beſtätigt. „Nun will ich Ihnen gerne geſtehen, daß auch ich religiöſer geworden bin, d. h. ich beziehe weit Mehreres auf Gott, erblicke weit öfter im Sichtbaren das Unſichtbare, betrachte mein jetziges Sein im Zuſammenhang mit dem Zukünftigen. Ob das aus innern Urſachen kommt, oder ob ich hingeriſſen werde durch die äußere Bewegung, wer will das entſcheiden? Daß ich in mir nicht todt war, weiß ich, aber hinwiederum bin ich auch ein Kind der Zeit und ihrem Einfluſſe unterthan. Aber darin bin ich verſchieden von Vielen, daß bei mir das religiöſe Element keine andere und beſondere Form ſucht als das Leben in Gott, und dieſes Leben durch mich und andere immer deutlicher darzuſtellen, und das nicht durch beſondere Geſellſchaften, Miſſionen u. ſ. w., ſondern eben durch das Leben ſelbſt.“

Eben ſo ausgeſprochen wie Bitzius' religiöſer Charakter iſt in ſeinen Schriften ſeine politiſche Denkweiſe, und ſie tritt in einigen Werken noch ſchärfer hervor als der erſtere, nämlich da wo er, wie z. B. im „Zeitgeiſt und Bernergeiſt“, der Politik und der Bekämpfung der einen Richtung derſelben den Vortritt läßt und Politik treiben will. Die Urtheile über ihn gehen in dieſer Beziehung wenigſtens zum Theil eben ſo aus einander, wie diejenigen über ſeinen religiöſen Standpunkt. Den Einen war er geradezu Parteimann und Parteiſchriftſteller, der nur einer Partei dient, und man hat viele ſeiner Schriften bloß zu großartigen Parteipamphleten ſtempeln wollen. Man ſchrie von der Seite der Gegner über arge Tendenzſchriftſtellerei und ſtellte ihn in die Reihen der ſo geheißenen Reaktion, wobei die aus der Ferne und in völliger Unkenntniß der Schweizerverhältniſſe Urtheilenden oft die lächer-

lichſten Lufthiebe und Zuſammenſtellungen machten. Andern hingegen war er viel zu liberal und zu wenig legitim. Schon ſeine bis dahin in ſeiner Heimath gar nicht erhörte Freimüthigkeit und Derbheit gab mannigfachen Anſtoß und bei näherem Durchgehen ſeiner Schriften fand man ſo wenig Reſpekt vor den hohen Herrſchaften aller Art, ſo ſtrenge Forderungen an Regierende und Hochſtehende, und ſo nicht die geringſte Spur von Schmeichelei und beſondern Rückſichten für gewiſſe Stände, ihre Anſchauungen und Liebhabereien, daß man ihn weit eher für einen mürriſchen, der principloſen Welt als grober Puritaner entgegentretenden republikaniſchen Trotzkopf als für einen Anhänger der ſo geheißenen Legitimität halten konnte. Wir wollen ihn einſtweilen als entſchieden conſervativ gelten laſſen, allein da mit ſolchen allgemeinen Parteibezeichnungen, die je nach Ort und Zeit ganz verſchiedene Dinge bedeuten und auf ganz verſchiedenartige Leute angewendet werden, nichts geſagt iſt, ſo müſſen wir auch hier ſeine politiſche Denkart und Anſchauungsweiſe aus den Faktoren, die ſie bildeten und ihr die beſtimmte Phyſiognomie gaben, aus ſeinen Antecedentien, ſeinem Charakter, ſeiner Stellung, aus Ort und Zeit und Umgebung ableiten, und wenn auf dieſe Weiſe ein thatſächliches, individuell richtiges Bild hergeſtellt iſt und ſein politiſcher Standpunkt als ein mit Nothwendigkeit gegebener und auf natürliche Weiſe entſtandener erſcheint, ſo wird es dann gleichgültig ſein, welche politiſche Nummer man ſeiner Perſönlichkeit gebe und in welche Klaſſe oder Familie man ihn als Politiker einreihe.

Wir haben bei der Jugendgeſchichte von Bitzius geſagt, daß ſeine reiferen Jugendjahre in die Reſtaurationsepoche fielen, daß die Jugend dieſer Zeit im Ganzen eine freigeſinnte und eine hoffende, für Reformen, freie Staatseinrichtungen u. ſ. w. begeiſterte, aber keine revolutionaire war, und daß auch Bitzius, auf der reformirten Bernerakademie erzogen und in Deutſchland vom ähnlichen freien Zeithauch angeweht, in ſein an-

gehendes Mannesalter diejenige Gesinnung brachte, die man damals liberal nannte. Da die Bernische Staatsveränderung vom Jahr 1830, die Umwandlung der aristokratischen Verfassung in eine gemäßigt demokratische, diesen Principien gemäß war, Bitzius übrigens auf dem Lande lebend, und durch seine ganz bescheidene bürgerliche Stellung zu scharfer Beobachtung des politischen Geistes im Volke befähigt, diese Staatsveränderung als unabweisbar und durch die Zeit geboten ansah und manche wichtige Reform in Verwaltungszweigen, die ihm am Herzen lagen, wie z. B. im Schulwesen, von der neuen Ordnung der Dinge hoffen konnte; so bekannte er sich zu den damaligen Reformern und Neuen und konnte den Freunden der neuen Verfassung oder, um einen gangbaren Berner-Ausdruck zu gebrauchen, den Liberalen der Dreißigerepoche beigezählt werden, wenn er auch außerhalb der politischen Dinge stand und ihm diese in ihrem Detail und ihrer concreten Gestaltung zu Verfassungs- und Gesetzesnormen fern ablagen.

Es konnte freilich nicht lange währen, bis Bitzius auch der neuen Zustände Schattenseite entdecken mußte. Wie es zu geschehen pflegt, so wurden auch hier oft bestehende Einrichtungen vom neuen System in ein Prokrustesbett gelegt oder alter Schlendrian unter neuen Formen beibehalten. Unbedeutende Leute, von denen nichts Consequentes, nichts Dauerndes zu erwarten war, kamen an's Regiment, und es zeigten sich vielfach erbärmliche Motive, Privateigennutz, Eitelkeit und hohler Schein. Daß Bitzius nicht der Mann war, der alles dieses, wo er es sah, ungerügt und ungegeißelt hätte durchgehen lassen, wissen wir bereits. Seine Wahrheitsliebe trieb ihn, nicht zu schmeicheln und nichts zu verhüllen, und es lag nicht in seinem Charakter stille zuzusehen und sich neutral und diplomatisch als abhängiger Beamter in sein Schneckenhaus zurückzuziehen. Er hatte sich bei gewissen Reformfragen selbst betheiligt; wir haben gesehen, wie er in der Schulfrage mit dem Beispiel voranging und in jeder Beziehung thätig war.

Er konnte aber in den Hauptſachen und bei den leitenden Behörden und Kreiſen nicht zum Worte kommen, und dies Gefühl, verbunden mit dem Bewußtſein, daß er ein Wort mitzuſprechen habe, beſtimmten ihn großentheils zum Schriftſtellerberuf. Seine erſten Werke, wie der Bauernſpiegel und der Schulmeiſter, haben daher bereits einen oppoſitionellen Charakter, ohne daß er ſich in denſelben gerade viel mit Politik zu ſchaffen machte. Die Gegenwart wird derb geſtriegelt, wie die Vergangenheit, welch' letzterer beſonders nichts weniger als geſchmeichelt wird. Ueber das Schulweſen in der alten Zeit läßt er manch bitteres Wort fallen und ſagt im Schulmeiſter bei Gelegenheit der alten Huldigungsſonntage und ihrer obligaten dorfſchaftlichen Prügeleien: „Es war die gute alte liebe Zeit, welche die Unverſtändigkeit der heutigen Zeit immer wieder als Muſter der Religioſität und guten Sitte vorhält, vorhält als eine Zeit, in welcher Ordnung und Einigkeit geherrſcht hätten. Die Buben, ſchon lange eingeweiht in dieſen Haß (da keine Gemeinde mit der andern gemeine Sache machte, außer etwa im Streit gegen eine dritte) mußten nun zeigen, daß ſie ihrer Väter würdig ſeien, treue Söhne der Obrigkeit, d. h. unfähig, unter ſich gemeinſchaftliche Sache zu machen." So werden im Bauernſpiegel einzelne Parthieen der frühern Zeit, das oberamtliche Regiment, die capitulirten Dienſte im Ausland u. ſ. w., ſo ſatyriſch geſchildert, daß Viele Uebertreibung und Partheilichkeit dem Verfaſſer vorwarfen, welcher jedenfalls von allem romantiſchen Idealiſiren vergangener Zeiten, namentlich der nächſtvergangenen, die in ſeine Lebenszeit noch hineinreichte, weit entfernt iſt. Seine Vorliebe, durch Johannes v. Müller und Andere erzeugt, galt der ganz alten, der heroiſchen, kämpfenden, nicht der ſpätern, bloß adminiſtrirenden Zeit, welche letztere übrigens Bitzius' Mitbürger Haller vor einem Säculum eben ſo ſtreng geſchildert hatte da er ſelbſt in derſelben lebte. An der frühern Heldenzeit hing Bitzius' mit ungetheilter Bewunderung, als dem beſten

Erbtheil unsrer Geschichte, und hielt die Kraft und die Treue, das vaterländisch Große in derselben, der Jetztzeit bei jeder Gelegenheit als Spiegel vor. Bitzius war ein ganz nationaler Schweizer und Berner. Da die Geschichte seines engern und weitern Landes eine im Ganzen ruhmwürdige war, so mochte er nicht leiden, wenn die Parteiwuth sie verkleinerte und in ein gehässiges Licht stellte, oder wenn fremde Flüchtlinge, zu Rathgebern erhoben, mit allem Frühern tabula rasa machen wollten oder in kindischer Anmaßung „politische ABC für große Schweizerkinder" schrieben. Der Haß gegen alles Fremde, wenn dasselbe nicht reformirend und bescheiden als Besseres sich anbot, sondern diktatorisch und absolut sich dem Volke oktroyiren wollte, wird ein immer mehr hervortretender Zug in Bitzius' Schriften, und allerdings mußte Alles was die Schweiz schon in den Dreißigerjahren an Fremden und durch Fremde erlebt hatte, diesen Zorn nur befestigen. Bitzius war übrigens, so sehr ihn das Unwesen besonders der deutschen Flüchtlinge, welchem er in „Jakob's Wanderungen" und in „Doktor Dorbach, dem Wühler", ein stark ausgeprägtes Gedenkzeichen gestiftet, erbitterte, eine ganz deutschschweizerische Natur. Das französische Wesen war ihm durch und durch zuwider, und mit dem Wort „Welsch" verband er nach alter deutscher Art meist einen verkleinernden Nebenbegriff. Auch mochte er, wie viele Alt-Berner, die Franzosen, als den alten Nationalfeind von 1798, nicht leiden, wie er denn auch die rühmliche Tapferkeit der Berner in der kleinen aber bedeutsamen Erzählung „Elsi die seltsame Magd" gebührend verherrlicht hat.

Es war daher natürlich, daß Bitzius in der Epoche der Dreißiger- und Vierzigerjahre, obwohl principiell liberal und der neuen Verfassung zugethan, doch, weil sein Nationalgefühl durch das Treiben der Fremden und das oftmalige schwächliche Gewährenlassen dieses Treibens verletzt wurde, und weil auch der Gang der Dinge im Heimathkanton Bern ihn keineswegs

befriedigte, in mannigfache Opposition gegen das herrschende System gerieth und schon in den Schriften dieser ersten Epoche die neue Zeit und die neuen Gewalten nicht schonte, wo sie ihm Gebrechen, Erbärmlichkeiten und Blößen zeigten. So verkennt er zwar im „Schulmeister" die Schwierigkeiten einer durchgreifenden Schulreform nicht, scheut sich aber eben so wenig, die Fehler und Irrthümer derer zu rügen, welche sie zu leiten hatten und oft weder Ziel noch Weg sich deutlich machen konnten. Bei seinem ganz auf's Praktische gerichteten Sinn galten ihm Gesetze und Reformen, so lange sie bloß auf dem Papier standen, nichts. Er mußte, um sie zu loben, erst sehen, ob und wie sie ausgeführt wurden. Auch manch Anderes was er in der Nähe sah, mußte ihn zu strenger Rüge der öffentlichen Zustände, wie sie sich im Einzelnen darstellten, bestimmen. Zudem wurde er schon damals durch die oft sehr ungerechten Angriffe gegen die Geistlichen im Allgemeinen, die z. B. oft als Feinde des Schulwesens bezeichnet wurden, während sie sich desselben am eifrigsten annahmen, in die Nothwendigkeit versetzt, sich seiner Amtsgenossen anzunehmen, obwohl er zuweilen, da er in seinen Schriften die Schwächen und Blößen und Menschlichkeiten dieses Standes so wenig als diejenigen eines andern schonte, auch hier Anstoß gegeben und allerlei Eifersüchtelei zu erfahren hatte. Er vindicirte, wie wir schon bemerkt, der kirchlichen Sphäre stets ihr Recht im Staate und suchte namentlich zwischen Kirche und Schule das gute Einvernehmen durch gegenseitiges Entgegenkommen herzustellen.

Was Bitzius im öffentlichen Leben am meisten der Rüge und der Satyre zu bedürfen schien, war das schlaffe und schwache Regiment im Allgemeinen, besonders aber in den Landbezirken, wo die Lokalbeamten in den Augen des Volkes die Regierung vorstellen. Daß hier oft Unfähigkeit, Energielosigkeit, Popularitätssucht, Oberflächlichkeit, Mangel an allem Selbstgefühl und Charakter, Frivolität an der Tagesordnung

waren und dann als Beispiel von eben um so schlimmer wirkten, konnte Jedermann wahrnehmen und diese Erscheinungen waren geeignet, gerade die aufrichtigsten Freunde der neuen Ordnung der Dinge zu erbittern, da solche Dinge sich bald selbst bestrafen. Bitzius übte sein Censoramt als Schriftsteller mit unbestechlicher Strenge aus, und wer etwa aus angewöhnter politischer Verweichlichung ihn im Tadel zu herbe finden möchte, der bedenke, daß es gerade eines ernsthaften Schriftstellers's, der öffentliche Zustände schildert, heiligste Pflicht ist, überall auf Charakter, Festigkeit und Consequenz im Handeln, auf Rechtlichkeit, Selbstgefühl und öffentliche Moralität hinzuwirken, und daß wer diesen Muth nicht hat, vielleicht für den Augenblick unterhalten, aber keinen Nutzen stiften und bald vergessen sein wird. Bitzius hat übrigens nirgends sich Uebertreibung des Schlimmen zu Schulden kommen lassen, sondern bloß mit ungewohnter Derbheit und Rücksichtslosigkeit geschildert, und die Erfahrung gab ihm vollständig Recht. Denn im Jahre 1846 erfolgte im Kanton Bern eine neue demokratische Bewegung, welcher die Verfassung und Regierungspersonen von 1831 widerstandslos erlagen. Diese neue Staatsveränderung war eigentlich mehr eine Palastrevolution, die keinen eigentlichen neuen politischen Grundsatz, sondern bloß die Erweiterung bereits bestehender, wie z. B. des Wahlrechts u. s. w. enthielt, neue Leute an's Ruder brachte, und welche ohne die Grundsatzlosigkeit, die kleinlich persönliche Richtung und den Mangel an Regierungsfähigkeit bei'm frühern Regiment kaum möglich gewesen wäre.

In dieser Krisis zeigte sich das Haltlose, Schlaffe, Eigennützige und Würdelose, welches zur Physiognomie der letzten Jahre geworden war, in vollem Maaße, und es ist schwer zu begreifen, daß die radikalen Nachfolger im Regiment sich durch das, was im Jahre 1846 geschah, so wenig warnen ließen, daß sie vielmehr die gleichen Fehler in noch größerem Maaße begingen und durch die Art und Weise ihres Regierens dem

neuen System von vorn herein den Lebensfaden abschnitten, welches sich ohne diese Mißgriffe bei der allgemeinen Apathie noch länger hätte halten können.

Zu dieser neuen Zeit und ihrem Charakter trat Bitzius in einen viel schärferen Gegensatz als zu der frühern Ordnung der Dinge. Während er in der letztern bloß Irrthümer und Schwächen bekämpfte, glaubte er mit der neuen Verfassung propagandistische Principien, gegen Kirchliches und Staatliches gerichtet, einziehen zu sehen, welche zersetzend und zerstörend bis in's individuelle Leben hineinwirkten und, über die Sphäre der bloß politischen Meinungen und Grundsätze hinaus gehend, dem Socialismus und Communismus die Hand reichten. Bitzius befand sich mit seinen Grundsätzen von Staatsordnung und Familienleben gegenüber dem überspannten Treiben Vieler, die den ächten Demokratismus in der völligen Emancipation des Individuum's von allem Ueberlieferten und sittlich Feststehenden suchten, in einer ähnlichen Lage, wie sich zu allen Zeiten in Republiken, namentlich in stürmisch bewegten Demokratieen, solche Männer befunden haben, welche von der Uebertreibung des herrschenden Staatsprincips den Umschlag in ein entgegengesetztes fürchteten, und deren ernster Sinn sich von der Zügellosigkeit abwendete, die sie in Staat und Leben mächtig werden sahen. So sehen wir im alten Athen die großen Schriftsteller, Staatsmänner, Dichter gegenüber der demokratischen Richtung der Zeiten fast auf Einer Linie, und die Bemerkung ist ganz richtig, daß sich Alle in diesem Gegensatz zur faktischen Demokratie oder Demagogie ihrer Zeiten zum Verwechseln gleichen, daß Aeschylos und Aristophanes, Thukydides und Isokrates, Platon und Demosthenes alle in bewußtem und bestimmtem Gegensatz zu ihrer Zeit stehen, bittere Klagen über die Gesunkenheit der Gegenwart und über die Fehler und Schwächen des Volkes führen und die in ein ideales Licht gerückte Vergangenheit der Gegenwart als Spiegel zur Beschämung und zur Nachahmung vorhalten. Ein sehr interessanter

Aufsatz (im Morgenblatt abgedruckt, Nr. 33 u. 34 des Jahres 1853) betitelt „Aristophanes Stellung zu seiner Zeit", sagt hierüber folgende treffende Worte, die uns zur Ausführung unsers Gedankens zu benutzen erlaubt sei. „Die großen Geister des hellenischen Alterthums, heißt es dort, sind alle Aristokraten. In dem Maaße, als sie sich geistig über die Menge erhoben, in demselben waren sie auch abgeneigt, sich an sie hinzugeben, sich von ihr verschlingen, oder auch nur beherrschen zu lassen. Und da andererseits die Eigenschaften der Masse zu allen Zeiten dieselben sind, trotzig und ungeberdig im Glück, verzagt, so bald es nicht nach Wunsch geht, leicht in Wallung zu bringen, aber noch schneller wieder erkaltend und in Thatlosigkeit zurücksinkend leichtgläubig, die willenlose Beute derer, die sie zu behandeln, ihr zu schmeicheln wissen, unfähig, abweichende Ansichten zu begreifen und Widerspruch zu ertragen, — da diese Merkmale, trotz aller dazwischen liegenden Erfahrungen und Ermahnungen mit vollkommenster Regelmäßigkeit immer wiederkehren, so war es unvermeidlich, daß auch diejenigen, welche sich zur Masse polemisch oder pädagogisch verhielten, immer wieder in dasselbe Geleise der Gedanken hineingeriethen."

Man könnte Bitzius, trotz der sonstigen großen Verschiedenheit, in Vielem mit Aristophanes vergleichen. Wenigstens war die Stellung Beider zu der Staats- und Zeitrichtung eine ganz ähnliche. Beide traten in einer Zeit auf, welche die Grenzscheide zweier Epochen machte, in welcher Altes und Traditionelles neuen Begriffen weichen mußte, in welcher der Einzelne mit seinem individuellen Streben und Egoismus gegen das corporative und staatliche Zusammengehörigkeitsgefühl ankämpfte, seine eigenen Wege suchte und von dem Aufgehen im Ganzen, von opferbereiter Pietät gegen dieses Ganze nichts mehr wissen wollte. Beide hielten mit aller Macht an dem erhaltenden Standpunkt der Unterordnung des Individuums unter das gemeine Beste, unter die Disciplin der Genossen-

ſchaft feſt und bekämpften Alles auf's Nachdrücklichſte, was ihnen dieſen Kitt zwiſchen den Bürgern aufzulöſen ſchien. Religion und Staat ſind Beiden auf's innigſte verbunden, und Bitzius ſteht der neuen Philoſophie, die ſich ihm in der Berufung Zeller's als aggreſſiv darſtellte und von welcher er Aergeres fürchtete, als ſie ihrer Natur nach hervorzubringen geeignet war, ganz ſo gegenüber, wie Ariſtophanes den Alles dialektiſch zerſetzenden Sophiſten und dem ſokratiſchen „Denkſtübchen"; Ariſtophanes und Bitzius kämpfen beide einen gewiſſermaßen tragiſchen und vergeblichen Kampf gegen ein hereinbrechendes und das Alte, Geſundes mit Ungeſundem, allmälig untergrabendes Neues. Der Geſchichtsſchreiber und Philoſoph, der keine Entwicklung der Geſchichte als willkührlich und zufällig annimmt, wird zwar einen andern Standpunkt einnehmen können, als der mitten in den Dingen und in der Bewegung Stehende und Kämpfende. Doch ſehen wir auch Plato die damalige Demagogie Athen's mit den grellſten Farben ſchildern und in ſeiner Republik, wo er von der Entartung der Verfaſſungen und vom Uebergang der einen in die andere ſpricht, das Volk warnen, „ſich nicht, indem es vor dem Rauch der Knechtſchaft unter freien Menſchen flüchten wolle, in die wüthende Flamme der Despotie zu ſtürzen;" dort ſpricht er auch von „ſchlechten Mundſchenken eines demokratiſchen Staates, welche die freiheitsdurſtigen Bürger den Becher ungemiſchter Freiheit unmäßig und bis zur Berauſchung ausleeren laſſen."

Dieſe Zügelloſigkeit des Privatlebens und die damit verbundene Schlaffheit und Schwäche im öffentlichen Leben werden von Ariſtophanes wie von Bitzius mit unerbittlicher Laune gegeißelt. Demagogen, Rabuliſten, Intriganten, Volksſchmeichler, Betrüger und Betrogene müſſen bei Beiden ohne Pardon herhalten. Nur greift der Athener, in der Hauptſtadt, am Sitz des Regiments wohnend und durch die Sitten der Zeit zu größerer Freiheit berechtigt, die regierenden Per-

sonen und ihr Leben selbst an und bringt sie auf's Theater, während Bitzius, auf dem Lande wohnend, mehr die Wirkungen der politischen Sitten in seinem Bereiche, in den Landbezirken schildert und das Treiben untergeordneter Demagogen und egoistischer Aufspürer und Ausbeuter enthüllt. Man könnte eine Menge Stellen in Aristophanes aufweisen, die ganz in Bitzius' Geist geschrieben sind, und umgekehrt, weil die Menschen und ihre Leidenschaften seit Jahrtausenden gleich bleiben. Bitzius erscheint jedoch gegen den Griechen ganz zahm und mäßig, wie denn Zeit und Stellung, so wie Zweck und Gattung seiner Dichtung ihm andere Behandlung und Weise vorschreiben mußten. Immerhin gleichen sich beide, trotz allen gewaltigen Divergenzen, in patriotischer Gesinnung, männlichem Geist, in Schärfe des Witzes und in der genialen Kühnheit, mit welcher sie in ähnlicher Lage ähnliche öffentliche Zustände und Gebrechen bekämpften. Hätte Bitzius den griechischen Komiker gekannt, so würde dieser vielleicht eine Lieblingslektüre für ihn geworden sein.

Wir müssen bei der Beurtheilung von Bitzius, wie bei den Alten und denjenigen unter den Neuern, die in freien Staaten geschrieben, vorzüglich das patriotische und republikanische Element in Rechnung bringen. Er nahm als Bürger und als Mann von Charakter nach dem alten solonischen Grundsatz stets Parthei und trat mit Kraft für seine Ueberzeugung auf. Er mahnt uns zuweilen, besonders im Zeitgeist, wo die politische Polemik am schärfsten hervortritt, an den Engländer Burke, der von dem Ueberfluthen der Principien der französischen Revolution für sein Alt-England Aehnliches fürchtet wie Bitzius vom Pantheismus und Communismus für die Schweiz, namentlich aber für seinen Heimathskanton Bern. Beide stemmen sich mit Macht für das den Staat im Großen und Kleinen Zusammenhaltende, in Sitte und Leben fest Begründete gegen ein Neues, Zersetzendes, Negatives, von dessen unbestimm-

ter Tragweite sie Zerrüttung und Auflösung des socialen Gebäudes fürchten.

Wenn nun Bitzius, wie dieß häufig in Kritiken einzelner seiner Schriften geschehen, der Vorwurf gemacht wird, er sei zu sehr Tendenzschriftsteller gewesen, so liegt hierin nach dem Gesagten, da jeder Schriftsteller von Charakter für eine bestimmte Ueberzeugung einstehen wird, entweder gar kein Tadel, sondern eher ein Lob, oder der Vorwurf trifft die großen Schriftsteller alter und neuer Zeit mit ihm, und er befindet sich jedenfalls in der besten Gesellschaft. Sehen wir z. B. unsre neuesten berühmten Romanschreiber an, und zwar nicht bloß Amerikaner und Engländer, sondern auch Franzosen und Deutsche, so finden wir, daß sie insgesammt Tendenzschriftsteller sind. Alle greifen gewisse sociale Gebrechen ihrer Staaten an, und ihre Dichtung muß diesem Zwecke dienen. Wir brauchen bloß Namen zu nennen, die Beecher-Stowe, die Dickens, die Bulwer, die George Sand, die Gutzkow, Auerbach u. s. w., so ist dieß ganz klar, und man kann sagen, daß Tendenzschriftstellerei gerade der Charakter der heutigen Literatur sei, weil es eben im Geist der Zeit liegt, überall den Uebelständen der Gesellschaft nachzuspüren und von den verschiedensten Standpunkten aus dieselben zu beleuchten und zu enthüllen. So ist z. B. das englische Gerichtswesen mit seinem Formalismus, seinen unerschwinglichen Kosten, seinen hundert Mängeln, die stehende Zielscheibe der berühmten englischen Romanschreiber, wie Dickens, Bulwer und Anderer, und, um nur ein Beispiel anzuführen, sehen wir in Dicken's „Bleak House" den englischen Kanzleigerichtshof und seine Praxis in Civilhändeln noch auf ganz anders unerbittliche und sarkastische Weise gegeißelt, als die Schreiber, Geschäftsleute und Rechtsagenten oder Richter bei Bitzius. Das Verhältniß war das gleiche. Jeder griff die Mißbräuche, die ihm vorlagen und zur Anschauung kamen, auf seine Weise an und suchte sie in's hellste Licht zu stellen. Bitzius hatte keinen Grund, sich weniger Freiheit zu nehmen

als Dickens; nur ist beim Letztern Scene und Objekt des Angriffs von größerer Dimension und hebt sich mehr hervor, als die lokalen in kleinerem Kreise wirkenden Verkehrtheiten und Mißbräuche, die Bitzius' Satyre trifft.

Bitzius kann nach diesem allerdings als Tendenzschriftsteller gelten, in dem Sinne wie die besten neuen und alten Schriftsteller es sind. Wenn ihm aber von Seite politischer Gegner, wenn namentlich einzelnen seiner Schriften, die, wie der „Zeitgeist", in der Periode des heftigsten Partheizwistes in seinem Kanton geschrieben worden, allzugroße Heftigkeit der Polemik, zu große Zügellosigkeit und Schärfe des Styls und ein zu schroffer Partheistandpunkt vorgeworfen wurde, so konnte er mit gutem Fug und Recht auf solche Beschuldigung antworten:

„Wer mag die Grachen hören, wenn sie über Aufruhr klagen!"

Fassen wir den politischen Charakter von Bitzius in seine Hauptzüge zusammen, so finden wir ihn vorerst ächt national schweizerisch und innerhalb dieser schweizerischen Gesinnung auch von ächt Bernischem Schrot und Korn. Wie er am schweizerischen Nationalgeist und Leben fest hielt, so war er auch durch und durch Republikaner. „Wir wollen keinen König," ruft er im „Wort eines Schweizers an die Schützenvereine" aus, „im Schatten einer königlichen Krone würden schweizerische Kräfte verwelken und sterben, aber eines Moses bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke schlägt, die Quelle aus des Schweizers Brust. Einer Krone bedürfen wir, aber vom Volke selbst muß sie geflochten sein, in deren Schatten die sprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht versiegen, nicht zerfließen, sich sammeln zum gewaltigen Strom, der Leben hat und wiederum Leben spendet, der des Landes Mark ist." Da Bitzius einen strengen Begriff vom Regieren hat, so setzt er Könige und Fürsten mit Volksregenten stets auf Eine Linie und fordert von Allen strenge Erfüllung ihrer Pflicht, ge-

wissenhafte Arbeit in ihrem Beruf, der, je höher er sei, desto mehr auferlege. „Es sei ein Fluch der Könige, sagt er bedeutsam in „der Gründung Burgdorf's," daß die Schatten ihres eigenen Lebens sich in's Völkerleben hinein erstrecken, daß sündiger Könige oder Volksführer sündlich Leben zum Zeugniß werde gegen das Königthum überhaupt, als ob bei demselben nicht bestehen könne des Volkes Heil und Wohlfahrt." Ferner: „Je mehr ein König sich erlaubt glaube, weil Niemanden angehe, was er treibe, desto leichter werden die Wurzeln des Thrones angefressen, da das alte Testament und die neue Geschichte lehrten, daß schlechte Bauern ihre Kinder um die Höfe bringen, und schlechte Könige ihre Kinder um ihre Throne." — Und trefflich kennzeichnet er wiederum den wahren Herrschercharakter mit den Worten: „Der ist ein Herr der Menschen, der diese höhern Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger sicherer Hand sie meisternd, in Thaten zu verwandeln weiß;" wie Joh. v. Müller aussprach, daß das Herz des Volkes in den Händen großer Männer sei. —

Auf die Schwierigkeiten des Herrscherberufes deutend, sagt er anderswo scherzhaft: „Bekanntlich sind überall die Kronprinzen besser daran als die Könige."

Freimüthigkeit gilt Bitzius als erste politische Tugend und dieselbe zeichnet auch seine Schriften in hohem Grade aus. Im Vorwort zur zweiten Auflage des Schulmeisters bittet er, nie zu vergessen, daß er ein Republikaner sei, in Freiheit geboren und mit Leib und Seele ihr zugethan. Das Volk sei seine Majestät. „Majestäten, fügt er bei, heißen sie nun so oder anders, die Wahrheit zu sagen, galt zu jeder Zeit als ehrenwerth und war nie ungefährlich. Schmeichelei ist allemal schlecht, gelte es, wem es wolle." Und im Vorwort zu Uli dem Pächter sagt er, „man werde ihm nie ein gedankenloses oder feiles Segeln mit herrschenden Winden nachweisen können." Humoristisch sagt er in einem Brief an seinen Freund Maurer

v. Conſtant in München, das Volk ſei ihm lieb, aber es trage zu Zeiten eine ſo häßliche Fratze, der er für alles in der Welt nicht: „Schatz!“ ſagen möchte, und ſein Hoftrompeter möchte er nie ſein.

Wenn Bitzius ſeiner Majeſtät dem Volke ſtets keck und unerſchrocken die Wahrheit ſagen darf, ſo fühlt er die innere Berechtigung hiezu in der Reinheit ſeines Willens und der Unbeſtochenheit ſeines Urtheils. Er iſt ſich bewußt, ſtets das Allgemeine, das Wohl der Geſellſchaft im Auge zu haben und keine Vorliebe für irgend einen Stand, irgend eine Geſellſchaftsgruppe zu hegen, ſo wenig als er gegen irgend einen Theil des Volkes verbittert war. Dieſes Gefühl, von allen Nebenabſichten und Sonderzwecken frei zu ſein, giebt ihm den Muth, Allen, dem Reichen wie dem Armen, dem Vornehmen und dem Geringen, dem Knecht wie dem Meiſter, den Regierenden wie den Regierten ſeine Meinung herauszuſagen, wo er ihre Handlungsweiſe zu rügen oder ihnen ihr Unrecht vorzuhalten hatte. Dieſe Reinheit und Unabhängigkeit ſeines politiſchen Charakters giebt ſeinen Urtheilen erſt den vollen Werth und iſt um ſo rühmlicher, als ſeine Stellung als geiſtlicher Beamter ſo wie ſeine äußere Lage dieſem Geiſt der Unabhängigkeit und Freiheit von ängſtlichen Rückſichten wenig förderlich erſchienen. Doch blieb Bitzius ſich ſtets gleich. Er wurde nie zum Partheigänger, er verfocht ſeine Principien für ſich, ohne einer Parthei dadurch gefällig werden zu wollen oder dabei etwas für ſich ſelbſt zu ſuchen, woran er in ſeiner beſcheidenen bürgerlichen Stellung nie dachte. Er ſchrieb daher nie für dieſen oder jenen Stand, noch weniger für einzelne Perſonen, und wir finden in allen ſeinen zahlreichen Schriften keine einzige Stelle, in welcher er irgend einem Führer oder hervorragenden Mann derjenigen politiſchen Partei, zu welcher er ſich zählte, Lob geſpendet oder beſondere Aufmerkſamkeit und Gunſt erwieſen hätte, wie er ebenfalls gegen keine Perſonen ſchrieb, wenn ihm auch oft dieſe oder jene Perſön-

lichkeit als Typus einer gewiſſen Geſinnungs- oder Handlungsweiſe dienen mußte. Bitzius war hierin ganz Puritaner. Er mochte das Rühmen überhaupt nicht leiden, hielt dafür, die Leute möchten's nicht vertragen und würden durch Weihrauch nur corrumpiert, und pflegte in ſeiner derben Ausdrucksweiſe zu ſagen, wenn Einer nöthig habe gerühmt zu werden und das Lob ihm Bedürfniß werde, ſo ſei er ſchon auf dem Punkt eine Dreckſeele zu werden. Wir ſehen in ſeinen Schriften, daß er ſich nicht viel aus politiſchen und andern Größen macht, und er hatte nach Zeit und Umgebung, in welcher er lebte, auch wenig Gelegenheit, große Charaktere zu bewundern und an wahrhaft edlen Naturen hinaufzuſehen. Er fand Alles um ſich herum in engern und weitern Kreiſen ganz alltäglich und von gewöhnlichem Schnitt, und da ihm Charakter mehr galt als Talent und er von Natur nicht leicht zum Bewundern hingeriſſen wurde, ſo geht durch ſeine Schriften eine Art puritaniſcher Gleichgültigkeit gegen Berühmtheiten und Götzen des Tages, welche Gleichgültigkeit oder Geringſchätzung durch die plötzlichen Wechſelfälle, die er an Perſonen und Inſtitutionen erlebte, nur verſtärkt werden mußte. Er haßte allen Schein und ſein ſcharfer Blick ließ ſich von nichts Aeußerlichem und Leerem imponiren, ſondern drang ſogleich durch die Umhüllung in das Innere. Sein Ideal von Größe ging, wie es einem ſo ernſten Sinn natürlich war, auf Tiefe und Feſtigkeit des Charakters, auf den Kern des Menſchen. So zeichnet er in „Geld und Geiſt", den Mann ſeiner Vorliebe, den wahrhaft königlichen Mann, wie ihn Plato nennen würde, mit folgenden klaſſiſchen Worten: „Der in allen genannten Lagen der gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbſtbewußtſein bewahrt, das Herz am gleichen Flecke behält, den Kopf auf gleiche Weiſe, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den beſten Mann. Der wäre wohl zu groß für des bairiſchen Königs Walhalla. Der gute König wüßte

nicht, in was für einen Sprachknäuel er ihn einwickeln, auf was für einen unghürigen Satz er ihn abstellen sollte."

Mit solcher Gesinnung war Bitzius wohl ein Demokrat im besten Sinne des Wortes zu nennen, im Sinne eines Franklin, der ganz wie Bitzius seinem Volke Religiösität, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Genügsamkeit predigte und diese bürgerlichen Tugenden als unerläßliche Bedingungen für die Dauer demokratischer Ordnungen aufstellte. Bitzius sagte seinen Mitbürgern, wie der große Amerikaner, nicht was ihnen angenehm zu hören war und sie berauschte, sondern was ihnen nützte, und wenn längst aller ohnehin mehr und mehr schwindende Parteihaß über seinem Grabe erloschen sein mag, wird man noch den Mann bewundern, der seinen Zeitgenossen, mitten unter ihnen lebend, mit solcher Kraft, mit solch unumwundener Derbheit den Spiegel vorzuhalten und die Grundsätze in's Gedächtniß zu rufen wagte, die er für die Säulen des bürgerlichen wie des Familienlebens hielt. Von ihm läßt sich jenes Wort des römischen Dichters in vollem Maaß aussagen:

. . . civis erat qui libera posset
Verba animo proferre et vitam impendere vero.

Wenn übrigens Bitzius, indem er seine politische Ueberzeugung ausspricht, oft hart und schneidend und absprechend erscheint, wenn er namentlich zuweilen durch allgemein gefaßte Redensarten und Witze sich über Wissenschaft und höhere Geistescultur lustig zu machen scheint und, gegen Gelehrte, Professoren und die Weisen dieser Welt eifernd, dieselben lächerlich macht, so müssen wir bedenken, daß Bitzius als Dichter das Leben in seiner Totalität gegen Abstraktion, Systemsucht, papierne Regel zu vertheidigen berufen war, so wie umgekehrt der Mann der Wissenschaft das Reich der Begriffe, der Ideen, der wissenschaftlichen Principien anzubauen und oft gegen Vorurtheil, Unkultur und das bloße Faktum zu kämpfen hat. Die Wissenschaft muß trennen und scheiden, das Leben einigt

und verbindet, obwohl in einem andern Sinn die Rollen auch umgekehrt ſein können. Es wird nun in Zeiten großer Bewegungen und Reformen, in Zeiten wo neue Begriffe und Ideen ſich Bahn brechen und in die Praxis eingeführt werden, leicht und beinahe immer geſchehen, daß die Doktrin das Leben mit ſeinen großen und freien Dimenſionen in das Bett des Prokruſtes zwingt und ihm Gewalt anthut. Ein ſolcher Despotismus kann unleidlich werden, wenn er auch immerhin unter der Firma der Vernunft ſich aufdrängt, er wird freie und friſche im Leben wurzelnde Naturen zum Widerſtand reizen, und wenn er noch dazu falſchen Prämiſſen und irrigen Principien entſpringt, ſich verdoppelten und wohl begründeten Angriffen ausſetzen. Auch Bitzius mußte ſeiner ganzen Natur nach gegen die Tyrannei von Doktrinen und Theorien ſich auf die Seite des Lebens und des ſo geheißenen geſunden Verſtandes neigen, und er war ſich dabei bewußt, keinem rationellen Princip, keiner vernünftigen Reform als ſolcher den Krieg zu machen, ſondern bloß gegen Anmaaßung und Uebergriffe ſich zu erheben und der Verkehrtheit in Anwendung und Durchführung des an ſich Rationellen entgegen zu treten. Er konnte daher, wie ſo viele Schriftſteller von unbeſtrittenem Gehalt, in den Schein von reaktionären Tendenzen kommen, weil er allerdings gegen den Despotismus der Theorie und gegen die hölzerne Alleinherrſchaft dürrer Regeln und Syſteme mit großer Energie reagierte. Am ſchlimmſten kommen die Juriſten bei ihm weg. Etwas muß man ſchon dem Theologen zu gute halten, da ſich dieſe beiden Fakultäten von Alters her in den Haaren liegen und eine Fuſion im Intereſſe Beider gar nicht zu wünſchen iſt. Er ſchlägt übrigens meiſt, wie man zu ſagen pflegt, auf den Sack und meint den Eſel, d. h. er will gegen Rabuliſterei und Chikane ausholen und ſpricht ſo allgemein, als ob ſein Bannfluch die ganze Fakultät treffen ſollte und als wollte er das Kind mit dem Bad ausſchütten. Da er von Juriſprudenz nichts verſtand und ſich daher das Sprich-

wort Ars non osorem habet nisi ignorantem so gut als Andere gefallen lassen mußte, so geschah es, daß er, von seinem ganz lokalen Standpunkt aus, die schlimmen Erfahrungen und Anschauungen, die er in seiner Nähe und in seinen Verhältnissen von Mißbrauch des Rechts, von Rabulisterei, von Mängeln des Gerichtswesens oder der Gerichtspersonen machte, auf die ganze Institution übertrug und zu voreilig und aus zu wenigen Daten schloß. Gerade energische und von starkem Rechtsgefühl beseelte Charaktere werden mit Zorn und Bitterkeit erfüllt, wenn sie sehen, daß oft die zum Schutz der Bürger eingeführten Formen des Rechts Betrügern und Spitzbuben zum Schild und zur Rettung dienen, während der ehrliche Unbehülfliche dem gewandten Schurken unterliegt oder Unwissenheit und Intrigue ihn um sein gutes Recht bringen. Wir können uns dann nicht wundern, wenn solche Naturen gegen diese Thatsachen die ganze Schärfe ihrer Satyre kehren, wenn sie die Trennung der äußern legalen Gerechtigkeit von der innern moralischen verwünschen und in ihrer Entrüstung das bloß innere Forum der Moral zu einem äußern machen und mit der zwingenden Macht ausrüsten möchten, die das Forum des Rechts umgiebt. Gleichwohl können wir aus der Geschichte tausendfältig lernen, daß nichts heillosser und für die bürgerliche Freiheit gefährlicher wirkt, als wenn die Staatsgewalt unter dem Schein väterlicher Fürsorge für Moral und Religion diese beiden Dinge in den Kreis der äußern Gerichtsbarkeit hineinzieht, Immoralität und Sünde wie Rechtsverletzungen behandelt und gegen dieselben mit Strafen und Correctivmitteln einschreitet. Um die Freiheit des Bürgers wird es immer mißlich stehen, wenn der weltliche Arm der Gerechtigkeit auch zum Werkzeug einer stets willkürlichen Staatscensur über Moral und Zucht der Bürger wird. Es ist dies ein anderes Gebiet, auf welches in anderer Weise einzuwirken ist und welches ein anderes Forum hat. Recht und Moral müssen in der Theorie getrennt bleiben und für den Staats-

mann ist die Einführung dieser Trennung in der Gesetzgebung und in seinen zur Ausführung dieser Gesetzgebung bestehenden Institutionen ein Gebot der Nothwendigkeit. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß diese Unterscheidung, wie denn Alles seine zwei Seiten hat, in der Welt viel Unheil stiften kann und gestiftet hat, weil beschränkte Menschen glauben und geglaubt haben, daß, was außerhalb des Rechtsgebietes stehe, ohne Gesetz und ohne Richter, mithin für sie machtlos und unverbindlich sei und daß die Rechtspflichten uns der Gewissenspflichten entheben, oder mit andern Worten, daß Legalität die Moralität entbehrlich mache, eine Auffassung, die dann den eigentlich Schlechten und Verdorbenen zu ihrem Gebrauch sehr einleuchtet. Gegen diese falsche Auffassung der Beschränkten und die unsittliche Handlungsweise der Verdorbenen streitet nun Bitius mit vollem Recht, und jeder Vernünftige wird auf seine Seite treten, wenn er der Moral und Religion ihr Gebiet und ihre Macht und Wirksamkeit vindicirt und die Alleinherrschaft des bloß äußerlichen Rechtsgebiets bekämpft.

Auch die Gelehrten im Allgemeinen, Professoren, Schul- und Kathederleute erfahren vielfach Bitius' Spott und Sarkasmus. Daß er die wahrhaft großen Männer der Wissenschaft, die Gelehrten, die ihr Wissen bescheiden und einfach machte und von Eitelkeit frei hielt, nicht meinte und nicht meinen konnte, beweist am klarsten die Thatsache, daß gerade solche Männer, wie z. B. Jakob Grimm und Andere, ihn am aufrichtigsten anerkannten, und daß er gerade mit vielen Männern von Gelehrsamkeit und Bildung stets in freundschaftlichstem Verkehr stand. Seine Satyre galt der Halbbildung, der Halbgelehrsamkeit und dem von diesen stets unzertrennlichen Dünkel. Er läßt übrigens hierin, da er selbst gleichsam ein Stück Volk war, den Volkwitz walten, der sich und den praktischen Lebensverstand von jeher auf solche Weise für das vornehme Herabsehen dünkelhafter Gelahrtheit auf das Volks-

mäßige und auf das sogenannte gemeine Leben rächte. Nicht nur Volksschriftsteller, sondern Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Koryphäen des Wissens sehen wir daher demjenigen, was man Katheder-weisheit und Professoreneitelkeit nennt, am schärfsten den Text lesen, wenn auch nicht in derbem, grobem Volksdialekt, und im ganzen Bitzius finden wir in dieser Beziehung keine einzige Stelle, die an Stärke und Ironie demjenigen gleich käme, was Göthe seinen Mephistopheles im zweiten Theil des Faust sagen läßt, wo er dem kopfschüttelnden hochgelehrten Kanzler antwortet:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Bitzius sah hier wie in andern Sphären um sich herum des Kleinlichen, Verkehrten und Erbärmlichen so viel, und des Imponierenden und Charaktervollen so wenig, daß auch er sagen konnte, es sei schwer, keine Satyre zu schreiben. Er hatte gegen Hochmuth und Ueberhebung aller Art zu kämpfen, und er bezahlte eine Generation, die in jugendlichem Uebermuth alle Vergangenheit über Bord zu werfen meinte und dem ältern Geschlecht, wie der superkluge Baccalaureus im Faust, in's Gesicht sagte:

Hat Einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen;

mit gleicher Münze, indem er der Eintagsweisheit spottete, welche die Weltgeschichte erst von da an zählte, da sie zu den Dingen Etwas zu sagen hatte.

Was aber Bitzius mehr als alles Andere haßte und mit der schärfsten Lauge überschüttete, war der hohle Schein überhaupt und besonders der Flitter großer Worte, hinter welchen

weder Gesinnung noch That sich zeigen und die um dieser innern Unwahrheit willen desto widerlicher erscheinen. Er ließ sich durch keinen falschen Nimbus blenden, durch kein noch so heftiges Geschrei übertäuben, sein ernster Sinn haßte alles Schaugepränge und Theatralische, und er mag oft hierin zu streng und puritanisch sein. Denn was wäre das Leben ohne Spiel und ohne Illusion? Doch war durchaus keine Gefahr, daß Bitzius die lebens- und vergnügungssüchtige Zeit und die festlustigen Bürger seiner Heimath durch zu große Strenge zu sauertöpfisch und grillenfängerisch gemacht hätte. Er theilte vielmehr die richtige Einsicht Franklin's, welcher, ebenfalls in demokratischer Zeit und unter demokratischen Einrichtungen lebend, es für nöthiger und heilsamer hielt, stets Maaß und Ziel und besonnenen Ernst und Genügsamkeit zu predigen, als durch ein charakterloses Segeln mit allen Winden der Begehrlichkeit die Neigung zu sorglosem Genießen und verderblichem Müßiggang zu nähren und zu steigern. Bitzius mochte, weder den Vielen noch den Wenigen zu gefallen, das Verderbliche und Ungesunde gesund, oder das Thörichte vernünftig nennen. Seine Politik glich seiner Religion auf ein Haar. Er haßte allen Schein und alles schön thun, er wollte Uebereinstimmung des Wortes mit der That. Er verlangte eine Liberalität, die sich in Allem gleich bleibt und die Probe aushält. Er ging bei der Beurtheilung der Menschen stets von der Schale auf den Kern, und ihm galt das glatte Wort und die schmeichlerische Farbe und Außenseite der Dinge, wie dem edlen und klugen Don Baßanio in Shakspeare, nur als

die trügerische Küste
Von einer schlimmen See, die Scheinwahrheit,
Womit die schlaue Zeit auch Weise fängt.

Wenn wir nun, nachdem wir den religiösen und den politischen Standpunkt, den Bitzius in seinen Schriften einhält, gewürdigt, zur Beurtheilung derselben nach ihrem dichterischen und künstlerischen Gehalt, mit andern Worten zur Untersuchung

ihres äſthetiſchen Werthes übergehen, ſo begegnen wir vorerſt einer Art von Proteſtation gegen eine Beurtheilung nach ſolchem Maßſtab, einer Rekuſation dieſes Forum's, um uns ſo auszudrücken. Solche Verwahrungen hat man häufig gehört. Bitzius, ſagt man, könne unmöglich unter das äſthetiſche Maaß geſtellt werden. Er ſei ein Weſen und ein Schriftſteller einzig in ſeiner Art. Er habe ſelbſt nie nach den Regeln der Aeſthetik, der Kunſt gerichtet ſein wollen. Es ſei zum Lachen, wenn man z. B. die Geſchichte von Uli beſpreche, wie Göthe's „Wahlverwandtſchaften", die „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters" wie Bulwer's „Pelham, „Käthi die Großmutter" wie George Sand's „Lelia", und „Durſli den Branntweinſäufer" wie die „Ritter vom Geiſt" von Gutzkow. Bitzius habe nie einen kunſtgerechten Roman geſchrieben, noch einen ſolchen ſchreiben wollen, und ähnliches mehr, was den praktiſchen und ethiſchen Endzweck von Bitzius hervorhebt und das Künſtleriſche als bloßes Mittel in den Hintergrund drängt. Von dieſem Urtheil laſſen wir allerdings das gelten, daß Bitzius ſo gut als Andere nach ſeiner ganzen Individualität zu beurtheilen, daß er nach allen ſeinen Merkmalen beſtimmt, ihm ſein eigenſter Platz nach ſorgfältiger Prüfung angewieſen und er nicht willkührlich in eine Gattung hineingepreßt werde, deren Repräſentant er nur zum Theil oder gar nicht wäre, daß man endlich nicht ungleichartige Werke vergleiche und durch ungehörige Zuſammenſtellungen ungerecht und parteiiſch werde. Aber jener Ausſpruch geht viel zu weit, wenn er Bitzius der äſthetiſchen Regel und Gerichtsbarkeit ganz entziehen und ein Privilegium, eine Immunität für ihn in Anſpruch nehmen will, die gar kein Schriftſteller, gar kein Künſtler irgend einer Art verlangen darf, weil wenigſtens in dieſer Republik das Geſetz für Alle gleich ſein ſoll und das anſtößige Princeps legibus solutus est hier noch anſtößiger wäre, als in der bürgerlichen Geſellſchaft. Man braucht gegen Bitzius bloß gerecht zu ſein, nichts mehr, und das Endurtheil wird günſtig genug lauten.

Die verſchiedenen Deficite in der Rechnung werden, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, in der Endbilanz ganz verſchwinden und der Saldo für Kunſt und Dichtung noch groß genug ausfallen. Wer in die Welt hinaus tritt, wer künſtleriſch oder in anderer Weiſe producirt, muß ſein Kunſtprodukt der Kritik unterwerfen, er muß ſich klaſſificieren, rubricieren, ſeine Stelle „im Syſtem“ [illegible] anweiſen laſſen, und dagegen läßt ſich ſo wenig proteſtieren, als gegen die wiſſenſchaftliche Beſtimmung irgend eines Naturprodukts der drei Reiche. So wird man auch Bitzius ſogleich ſeinen Platz als Schriftſteller anweiſen. Man wird ſagen: er iſt weder Geſchichtſchreiber, noch Philoſoph, noch Gelehrter; er iſt Dichter. Und zwar hat er in ungebundener Rede, in Proſa gedichtet. Er hat poetiſche Erzählungen geſchrieben und gehört demnach in die allerdings große Familie der Novelliſten, der Romanſchreiber, wenn es erlaubt iſt zu ſagen, und da giebt es ſehr gute, ſehr klaſſiſche Geſellſchaft. So geht man weiter und klaſſificiert und beſtimmt näher, als ob man irgend eine merkwürdige Alpina oder Subalpina oder Silvestris aus der Flora Helvetica vor ſich hätte. —

So viel mußten wir zur Rechtfertigung einer äſthetiſchen Beurtheilung von Bitzius und zur Aufrechthaltung der Gerichtsbarkeit der Kritik, die keine Rekuſation zuläßt, vorausſchicken. Das Wagniß einer ſolchen Erörterung wird übrigens um ſo kleiner ſein, da wir uns hier auf bereits völlig geebnetem Boden befinden, da wir auf das Urtheil competenterer Richter und Kenner der Literatur verweiſen können und Bitzius in der deutſchen Literaturgeſchichte, von dieſen Männern eingeführt, ſchon längſt ſeinen nicht mehr ſtreitig zu machenden Sitz eingenommen hat. Es wird ſich dann zeigen, daß das Horaziſche:

Ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis;

auf Bitzius ſeine volle Anwendung findet, und daß das Ganze ſeiner metallenen und gewürfelten Geſtalt an der Sonne der Kritik wohl beſtehen mag.

Die erste und allgemeinste Rüge, welche die Kritik gegenüber den Schriften von Bitzius in formeller Beziehung ausspricht, betrifft das äußere Gewand, die äußere Form derselben, die Sprache. Man wirft derselben und zwar begründeter Weise Mangel an Korrektheit, sogar an grammatikalischer Richtigkeit, Nachlässigkeit, Mangel an Sorgfalt und Wahl im Ausdruck, so wie an Concision und Präcision, unendliche Längen und Breiten im Einzelnen, abgesehen von der Technik, der Architektonik und dem Plan der einzelnen Werke (worüber später etwas zu sagen ist, und welches zu der innern Form derselben gehört), sodann eine oft fast unauflösliche Verquickung des Schweizer-Idioms mit der deutschen Schriftsprache, welche für den deutschen wie für den schweizerischen, heimathlichen Leser gleich störend ist, kurz einen Mangel an Aufmerksamkeit auf Alles, was zum sprachlichen Gewand eines Schriftwerkes gehört und dessen äußere Gestalt und ihren Eindruck bestimmt, vor und man fügt diesem Tadel bei, daß, da es sich um Werke der Kunst handle, wo die Form eine vorwiegende Rolle spielt, man sich nicht durch die Bemerkung abspeisen lasse, man könne diese äußere Form Preis geben und nur den Gehalt in Betrachtung ziehen. Wir sind daher genöthigt, auf diese Ausstellungen näher einzutreten, weil gerade diese Punkte mancher Erläuterung und Aufklärung bedürfen und unsers Wissens nie näher geprüft worden sind.

Allgemeine und besondere Faktoren haben nämlich zusammengewirkt, um die Sprache und den Styl von Bitzius in derjenigen Gestalt erscheinen zu lassen, in welcher sie der Kritik Stoff zu den angeführten Rügen gegeben hat. Vorerst hat der deutsche Schweizer, der als deutscher Schriftsteller auftritt, von vorn herein mit dem nachtheiligen Umstand zu kämpfen, daß seine Schriftsprache nicht zugleich seine Redesprache ist. Er schreibt, wie man sich in der Schweiz ausdrückt, in hochdeutscher Sprache (der Ausdruck ist hier gleichbedeutend mit deutscher Schriftsprache) und er spricht hingegen bloß sein be-

treffendes schweizerisches Idiom. Zur deutschen Sprache wird er geschult und kann sich in derselben später nur durch Schreiben, oder ausnahmsweise, z. B. als Prediger oder Professor, durch den mündlichen Vortrag, nicht durch das lebendige, bildende Wort des täglichen Redeverkehrs üben. Er denkt in seinem Dialekt und muß diesen, wenn er deutsch schreiben will, in die allgemeine Schriftsprache erst übersetzen; ein bedeutendes Mittel der Sprachbildung, die Uebung in den feinen Nuancen des Ausdrucks, die Flexibilität, die ihr die Rede giebt, geht so verloren. Und doch muß der Schweizer, wenn er schreiben will, sich der allgemeinen Schriftsprache bedienen, die auch seine Schulsprache ist und ihm in dieser Hinsicht, zum Schreiben, sogar geläufiger sein muß, als sein Heimathidiom, in welchem er eben nie schreibt. Das Letztere ist auch, ohngeachtet vielen partiellen Reichthums und eigenthümlicher Feinheiten, unvollkommener als die Schriftsprache. So hat z. B. der Bernerdialekt keinen Accusativ und kein Imperfectum und nur das unbestimmte Perfectum mit dem Hülfszeitwort. Auch bleiben solche Idiome stationär und entwickeln sich der Natur der Sache nach wenig, wenn sie sich nicht als Schriftsprache fortbilden können.

Zu dieser Schwierigkeit, die für Alle gilt, die in einer bloß eingeschulten Sprache zu schreiben haben, kam bei Bitzius noch ein mangelhafter Sprachunterricht und unzulängliche Bildung in diesem Punkt. Bitzius hat dies selbst sehr wohl gefühlt und unumwunden anerkannt. Wir haben solche Bekenntnisse bereits früher angeführt, als von der Motivirung seines Schriftstellerberufes die Rede war, und fügen noch ein paar ähnliche Stellen bei, die von seiner Selbstkenntniß hierin Zeugniß geben. Bei Anlaß „der Leiden und Freuden eines Schulmeisters" schreibt Bitzius einem vertrauten Freund: „Daß ich übrigens in formeller Hinsicht ganz besonders große Mängel habe, weiß ich wohl, ich habe durchaus keine schriftstellerische Bildung, werde fortgerissen und so in einen Zug hin-

eingeriſſen, daß ich wenig mehr ändern kann. Ich kann daher zu wenig planiren und ökonomiſiren mit Stoff und Worten u. ſ. w. Ich fühle das Alles wohl und will mich daher auch nicht gegen allen Tadel rechtfertigen." Und ein paar Tage darauf ſchreibt er dem nämlichen Freund über den gleichen Punkt noch deutlicher: „Mit dem Mangel ſchriftlicher Bildung iſt's mir vollkommen Ernſt. Die techniſche Fertigkeit, die Auswüchſe erkennt und das Ganze glättet, habe ich durchaus nicht, ich habe das Ganze zweimal durchleſen und hundert Seiten wenigſtens geſtrichen. Es fehlte mir gewiß an gutem Willen nicht. Aber man muß barmherzig mit mir ſein. Ich bin gleich in Bücher hineingeplumpſt, während die meiſten andern Schriftſteller an kleineren Arbeiten ſich verſuchen konnten. Aber wir haben kein literariſch Leben, ich lebte außer allem literariſchen Verkehr und keine Hand zog mich auf und nach. Was ich habe, iſt daher nur Natur, und wenn Etwas auch künſtleriſch gelingt, ſo iſt es Inſtinkt." — Ein paar Jahre ſpäter (1842) ſchrieb er wieder in Bezug auf den Sylveſtertraum dem gleichen Freund: „Da fühlte ich eben, wie ſchwach meine Darſtellungsgabe, wie mangelhaft die Sprache überhaupt und beſonders meine Sprache ſei zu Bildern in dieſem Gebiete."

Bitzius war nach allem dieſem, als er Schriftſteller wurde, verhältnißmäßig ungeſchult und ungeübt in Bezug auf Handhabung der Sprache und Sorgfalt des Styls, ſo wie ſelbſt in Bezug auf Correctheit und Sprachrichtigkeit. Nun aber trat ihm eine neue Schwierigkeit entgegen, die in dem Stoff lag, den er für ſeine Werke, ſeiner innern Beſtimmung und ſeinem äußern praktiſchen Zweck nach, wählen mußte, und in der durch dieſen Stoff gegebenen und bedingten Ausdrucksweiſe. Dieſer Stoff war nämlich das Volksleben des berniſchen, beziehungsweiſe des emmenthaliſchen oder oberaargauiſchen Landmann's, und die Ausdrucksweiſe dieſes Lebens konnte, wenn nicht ein ganz verſtümmeltes Bild

herauskommen ſollte, nur der heimathliche Dialekt, der Bernerdialekt ſein. Derſelbe wurde auch in Bitzius' Hand ein unvergleichliches Inſtrument, und er ließ denſelben, ohne welchen er das Volk gar nicht hätte mit Naturwahrheit auftreten laſſen können, in ſeinen erſten Werken, wie in dem Bauernſpiegel, dem Schulmeiſter, Uli u. ſ. w. ganz frei vorwalten und ſich ausbreiten. Daß Bitzius hierin vom glücklichſten Inſtinkt und vom ſicherſten Gefühl geleitet wurde, beweiſt die Freude, mit welcher die leſende Welt und in derſelben gerade die Urtheilsfähigſten dieſe Eigenthümlichkeit begrüßten, und beſonderes Gewicht hat hier auch die Stimme Jakob Grimm's. Dieſer ehrwürdige Vorſitzende am Schöppenſtuhl deutſcher Sprachkenner ſagt in ſeiner Vorrede zum Deutſchen Wörterbuch: „Von jeher ſind aus der Schweiz wirkſame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes ſchwände, wenn die leiſere oder ſtärkere Zuthat aus der heimiſchen Sprache fehlte. Einem Schriftſteller, bei dem ſie entſchieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Ausdruck in der Leſewelt heute wenig Andere gleich. In den folgenden Bänden des Wörterbuchs wird man ihn öfter zugezogen finden, und es iſt zu wünſchen, daß ſeine kräftige Ausdrucksweiſe dadurch weitere Verbreitung erlange."

Nun hatte aber das Verſtändniß dieſes in Bitzius' älteren Werken entſchieden vorherrſchenden Bernerdialekts für den nichtſchweizeriſchen deutſchen Leſer oft große Schwierigkeiten, und je mehr ſich der Leſerkreis von Bitzius erweiterte, je bedeutender ſein Ruf in Deutſchland wurde, je mehr man das Gold in ſeinen Schriften erkannte und zum Gemeingut der deutſchen Stämme zu machen wünſchte, deſto natürlicher war der Wunſch, dieſelben durch Beſchränkung des heimathlichen Idiom's allgemein zugänglicher zu machen. Es wurde daher zu dieſem Zweck an Bitzius die Forderung geſtellt, ſein Schweizerdeutſch in's Hochdeutſche, ſo weit thunlich, zu überſetzen und ſeine bereits erſchienenen Bücher in ſolcher Weiſe umzuarbeiten. Dieſe eigentliche

Umprägung der einen Sprachmünze in die andere war eine höchst mißliche, theilweise eine fast unmögliche Operation und hätte im günstigsten Fall eine so mühselige Arbeit und einen solchen Zeitaufwand erfordert, wie sie von einem Mann in Bitzius' Verhältnissen nicht zu fordern waren. Er konnte jedoch das Verlangte nicht ablehnen, und die Sache ging nun wie sie konnte und mochte. Wir dürfen zwar nicht verkennen, daß wir diesem für Bitzius' Schriftstellerruf sehr schmeichelhaften Ansinnen der deutschen Lesewelt vielleicht mehrere Schriften verdanken, die Bitzius ohne diesen Sporn aus dem großen deutschen Stammlande nicht geschrieben haben möchte, und daß sein Talent große Aufmunterung in dieser immer drängenderen Nachfrage finden mußte. Doch ist diese Sprachfusion keinem der beiden so zusammengeklötheten Theile vortheilhaft gewesen, und hat eine Sprachverwirrung erzeugt, in welcher der Geist des Berner-Idiom's wie derjenige der deutschen Schriftsprache gleichmäßig aufgehoben und verwischt erscheint. Aus der unnatürlichen Verquickung entstanden die wundertichsten und unverständlichsten Dinge. Wir wollen nur ein paar Beispiele anführen, um dieß zu belegen und deutlich zu machen. Der Berner-Landmann sagt: I hulf jitz hei gah! wenn er ausdrücken will: ich wäre der Meinung, wir gingen jetzt heim oder nach Hause. Wenn nun dieser sehr prägnante Volksausdruck so in's Deutsche übersetzt wird (wie wir es bei Bitzius gefunden haben): „Ich hülfe, wir wollten jetzt heimgehen" so ist dieß weder gut deutsch noch Berndeutsch. Die berndeutsche Redensart verlangt schlechthin den Infinitiv zum Hauptzeitwort „helfen" und die deutsche Sprache weiß mit dem Zeitwort „helfen" hier gar nichts anzufangen und drückt den Gedanken ganz anders aus, indem sie ihn umschreibt. Das: „Ich hülfe, wir wollten gehen" — hat streng genommen gar keinen Sinn und cumulirt pleonastisch ein Stück des Berner-Ausdrucks mit einem Stück der hochdeutschen Ausdrucksweise, ohne größere Deutlichkeit hervorzubringen. So sagt der

Berner: „I wett d'Chinder nit zwänge“ um auszudrücken: „Ich würde an Deinem oder an Eurem Platze die Kinder nicht zwingen.“ Ueberſetzt man nun dies einfach mit: Ich wollte die Kinder nicht zwingen, ſo muß der deutſche Leſer dieſes „wollte“ ganz poſitiv, als Imperfekt des Indikativ verſtehen, und die Wendung, das Conditionelle oder Optative, das im Berneraudruck liegt, geht ganz verloren. So macht ſich Gottfried Keller mit Recht luſtig über die Verdeutſchung des im Bernergeſpräch ſo anmuthig gebrauchten Wörtchens: „He nu ſo deh!“ in: „Je nun ſo dann,“ welches zwar gar keinen Sinn hat, aber gleichwohl von einem Herrn Roſenthal als Witz und Pointe eines Drama's (des „Sonnenwendhof's“) benutzt worden iſt. — Solche Dinge kommen natürlich in Menge vor, und die Sprachfuſion wird ſo buchſtäblich und conſequent durchgeführt, daß nicht bloß in der gleichen Satzperiode oft der eine Satz ein Berndeutſcher, der andere ein Hochdeutſcher iſt, ſondern ſogar im gleichen Satz Berndeutſche und Hochdeutſche Redetheile enthalten ſind (z. B. in dem Satz: ſo cha's doch übel gehen, oder in dem andern: Schon Manche, wo Gelt genug hatte, aber e Kung yo Ma, hat mich „gruſam duret“, und es hat mi düecht, i möcht dä Uſlath ung'ſpitzt dure Bode niederſchlah). Die Schwierigkeit, die Volksmundart und das Hochdeutſche ganz rein auseinander zu halten, war allerdings ſehr groß und hätte nur durch die angeſtrengteſte Sorgfalt und die dazu nöthige Muße überwunden werden können. Daß es möglich geweſen wäre, unter günſtigern Zeit- und Arbeitsverhältniſſen, beweiſen „die Erzählungen aus dem Ries“ von Melchior Meyr, ein in mancher Beziehung vortreffliches und dem Gotthelf'ſchen Geiſte verwandtes Buch, in welchem die Volksmundart häufig eingeflochten wird, aber ſtets von der Schriftſprache ſo ſcharf geſchieden, daß der eigenthümliche Eindruck jedes der beiden Sprachorganismen ein ganz reiner bleibt und durch keine verſtümmelnde Fuſion geſtört wird. Freilich bilden die Erzäh-

lungen aus dem Ries nur einen Band, während Bitzius, besonders seit er ein berühmter Mann geworden, immer in Eile war und von allen Seiten her zu neuen Produktionen gedrängt wurde, so daß wir weit mehr seine immer frische und bis an's Ende nie ermattende Produktionskraft und Leichtigkeit des Schaffens bewundern müssen, als uns über die aus Eilfertigkeit und aus absoluter Zeitbeschränkung, die größern Kunstfleiß hinderte, entstandenen Mängel und Fehler der Sprache zu wundern haben. Bitzius hätte, um einer vielleicht in den Augen Vieler zu strengen, doch vom Standpunkt der Sprachwissenschaft und der Sprachkunst nothwendigen Kritik gerecht zu werden, nicht nur auf seine Arbeiten selbst, auf die Redaktion und auch auf die Handschrift seiner Manuskripte den größten Fleiß und die größte Genauigkeit verwenden, sondern auch die sorgfältigste Correctur der Druckbogen sich nicht verdrießen lassen müssen. Bitzius konnte das Durchlesen seines Manuskripts, das Revidiren, Feilen und Abändern im Allgemeinen nicht leiden und seine Handschrift war oft sehr unleserlich. Die deutschen Setzer müssen wirklich zuweilen sehr in Noth gekommen sein, und bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem schweizerischen für sie oft ganz fremdartigen Idiom war es ihnen am wenigsten zuzumuthen, hier corrigirend einzuwirken und Schreib- und Sprachfehler zu tilgen oder Druckfehlern zuvorzukommen. Nur die sorgfältigste Correctur des ersten Druckes konnte hier noch Abhülfe bringen, allein auch an dieser scheint es in bedeutendem Maaße gefehlt zu haben, daher sich besonders in die verdeutschten Ausgaben eine Menge Fehler und Sprachunrichtigkeiten einschlichen, die unter solchen Umständen der allergewissenhafteste und sorgfältigste Verleger unmöglich hindern und vermeiden konnte. Ein paar Beispiele werden die Richtigkeit unserer Behauptung rechtfertigen. Der Berner sagt: er ist „brüüchig" (d. h. er braucht viel, er ist bräuchig, verschwenderisch, verthunlich). Wird nun das Wort, wie wir in Bitzius gesehen, nur mit einem „ü" geschrieben, so entsteht

für den deutschen Leser das Wort „brüchig", d. h. zerbrechlich, und auch der Schweizerleser legt ihm diesen Sinn bei und muß den eigentlichen bloß aus dem Zusammenhang errathen. Oder wenn das Bernerwort: „da dure" (da hindurch) mit „da durch" übersetzt, und dann in ein Wort zusammengeschmolzen wird, aus Unverständniß des Setzers, so muß die Correctur den Fehler entdecken und aufheben, wenn nicht etwas ganz Sinnloses stehen bleiben soll. So heißt es in den „beiden Seidenwebern" irgendwo: Zum abäpche hatten sie wohl Geld, aber Zebha (behalten) ist die Kunst. Nun ist das Zeitwort „ebha" ein ganz guter Berneraustruck, aber wenn der Infinitiv desselben substantivisch gebraucht werden soll, so muß geschrieben werden: ds' ebha, oder wenigstens: z'ebha, und das sinnlose Zebha (mit dem großen Z und ohne Apostroph) muß corrigirt werden. — Auch sinnentstellende Druckfehler wie Rudermännchen statt Kudermännchen (mit dem im Wort Kuder liegenden spöttischen Nebenbegriff) hätten durch genauere Correctur vermieden werden können, und Schreibfehler wie: „das giebt einmal ein rechter Bauer" und eine Menge andrer Verstöße lassen sich nur aus der Eile und Flüchtigkeit erklären, mit welcher diese Umprägung und Einschmelzung des Heimathdialekts (dieser sagt, da er den Nominativ zugleich als Accusativ braucht, ganz richtig: „Das git einist e rechte Buur") in die hochdeutsche Schriftsprache statt fand. Freilich ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Schriften von Bitzius durch diese Verdeutschung und Beschneidung des Schweizeridioms eine weitere Verbreitung besonders in Gegenden, wo dieses Idiom schlechthin nicht verstanden werden konnte, erhielten, als wenn sie ihre ursprüngliche Gestalt beibehalten hätten.

Die angeführten Mängel und Unebenheiten der Sprache, die zwar den Eindruck des Ganzen nicht stören und das poetische Interesse nicht mindern, allein dem sprachgebildeten Leser auffallen müssen, können sich selbstverständlich nicht auf

diejenigen Schriften beziehen, die Bitzius ganz in hochdeutscher Sprache geschrieben, wie den „Knaben des Tell", den „Sylvestertraum", die „Bilder und Sagen aus der Schweiz", und Anderes. Bitzius trat in diesen Erzählungen als deutscher Schriftsteller auf und konnte sich weit freier bewegen, als da, wo er seinen Schweizerdialekt deutsch zuzustutzen hatte. Indessen können auch diese Schriften, was die Sprache anbetrifft, wenn sie auch sonst immer den Stempel von Bitzius' Geist und Gesinnung tragen, nicht auf Classicität Anspruch machen. Das allgemeine Urtheil hat ihnen, gegenüber den Werken, deren Thema das heimathliche Volksleben ist, einen untergeordneten Rang angewiesen, und wir haben den Hauptgrund dieses Urtheils bereits angegeben, indem wir sagten, Bitzius habe in diesen Productionen sich auf ein ihm fremdes Gebiet gewagt, in welchem ihm zur Erringung der Meisterschaft Manches fehlte. Die historischen oder mythischen Stoffe, die da behandelt werden, erforderten zur Bewältigung, Durchdringung und Sichtung tiefere und weitergreifende historische und poetische Studien, als Bitzius je gemacht hat und machen konnte, und der Reichthum der Beobachtung, womit sein helles Auge die Welt der Gegenwart, die Welt, in welcher und mit welcher er lebte, durchdrang, konnte ihm hier nichts nützen, der feste Boden der Anschauung verließ ihn in so fernen Zeitgebieten und seine Phantasie, durch keine Wirklichkeit gezügelt, schweifte in's Grenzenlose. Trotz dem vielen herrlichen Einzelnen, das hier, wie in jedem Werk von Bitzius, vorkömmt, ist der Eindruck kein reiner, was Form und Composition betrifft, und der Stil ist ungleich, zuweilen schwülstig und in's Ueberschwengliche gehend. — Bitzius selbst sah übrigens diese für seine Anlage und seinen Geist mehr exotischen Produkte als Versuche und als Zwischenarbeiten zwischen seinen größern Werken an, durch welche er sich üben und zu neuem höherem Flug vorbereiten wollte. Er schreibt hierüber bei Anlaß des „Sylvestertraums" an einen Vertrauten Folgendes:

„Ich will nicht ſagen, daß ich ſolchen Dingen mich eigentlich zuwenden will. Zwei Gründe beſtimmten mich aber Zwiſchenarbeiten zur Hand zu nehmen."

„Nach Vollendung des Uli unternahm ich nicht gern etwas Aehnliches, bevor derſelbe erſchienen und beurtheilt war. Ich habe ſo wenig techniſche Bildung und möchte doch ſo gerne ſteigen in den Produktionen, daß ich nicht in's Blaue arbeiten mochte und eben ſo wenig ein volles Jahr ſtille liegen."

„Zweitens glaubte ich, an ſolchen Stoffen wie der „Traum" iſt und die ſind welche du in Händen haſt, an denen ich weit ſchwerer arbeite, meine Kraft zu ſchärfen, meinen Gedankenkreis zu erweitern, meine Sprache zu läutern, und wie mir ſcheint, war mein Beſtreben nicht ganz ohne Erfolg."

Dieſe Aeußerung beweiſt, wie ſtrebſam Bitzius und wie entfernt er von aller ſelbſtvergnüglichen Eitelkeit war. Zur ſtetigen Weiterbildung eines Schriftſtellers in Betreff der Sprache und des Stils, zur Erweiterung ſeines Ideenkreiſes iſt allerdings das unausgeſetzte Produciren und namentlich die Behandlung verſchiedenartiger Stoffe und aus einander liegender Gattungen ein treffliches Mittel, aber es reicht nicht aus, es muß vielmehr mit dieſer Gymnaſtik ein fortgeſetztes Studium der Sprache und namentlich ein anhaltendes Leſen der Claſſiker ihrer Literatur Hand in Hand gehen. Dazu fehlte Bitzius, deſſen Zeit durch ſo vielerlei Dinge in Anſpruch genommen wurde, ſchon frühe die Muße, und ſpäter bei ſeinem immer gebieteriſcher drängenden Produktionstrieb wahrſcheinlich auch die Luſt, und unter den deutſchen Claſſikern war Jean Paul, den er beſonders gerne las, gerade am wenigſten geeignet, ihm in Betreff ſtrenger Muſtergültigkeit der Sprache und der Reinheit und Mäßigkeit des Stils zum Vorbild zu dienen.

Wenn nach dem Geſagten die Werke von Bitzius, was

ihre äußere Gestalt, die Sprache, anbetrifft, in mancher Beziehung durchaus nicht untadelhaft zu nennen sind und die Kritik ganz berechtigt erscheint, ihren strengern Maaßstab gegenüber denselben wie gegenüber jedem andern Geisteswerk geltend zu machen, so müssen wir gleichzeitig, den Geistesreichthum des Mannes bewundernd, anerkennen, daß Bitzius gerade in sprachlicher Beziehung, in Betreff von Bildung, Entwicklung und Fixirung der Sprache sich ein außerordentliches Verdienst erworben, und daß gerade dies eine der wichtigsten Seiten seines schriftstellerischen Ruhms ausmacht. Denn nicht nur die hochdeutsche Sprache ist durch ihn um so manchen glücklichen Ausdruck, so manches kühne Bild, so manchen herrlichen und stark ausgeprägten wie in Metall gegrabenen Gedanken reicher geworden und besitzt durch Bitzius einen Schriftsteller mehr, der in seiner Ausdrucksweise das Männliche, Kräftige und Charaktervolle mit dem Weichsten und Lieblichsten zu vereinigen weiß, sondern er hat der deutschen Sprache im weitern Sinn nach einer andern Richtung hin dadurch einen wirklich unschätzbaren Dienst geleistet, daß er sein heimathliches Idiom nicht bloß zum ersten Mal (wenigstens in größern Werken) in die Schriftsprache einführte, sondern dasselbe in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, Originalität und Kraft enfaltete und in einer Zeit, in welcher übermächtige Verhältnisse aller Art den Provinzialdialekten und Idiomen von bloß landschaftlicher und lokaler Geltung ein allmäliges Erlöschen bereiten, auf immer fixirt hat. Das oben angeführte Urtheil eines Kenners wie Jakob Grimm bestätigt den hohen Werth, der den Schriften von Bitzius auch von dieser Seite zukommen muß. Der schweizerische Dialekt, der ein Theil des alemannischen ist und selber wieder in eine Menge unter sich bald mehr bald minder verschiedener Mundarten zerfällt, hat, neben manchem Unvollkommenen, Eigenthümlichkeiten und Schönheiten, die schlechthin unübersetzbar sind, auf welche aber im bloß mündlichen Verkehr nicht geachtet wird. Diese schweizerisch-alemannischen

Dialekte waren bis dahin nur als Volksſprache bekannt, und die Leſewelt kannte ſie höchſtens aus einigen Gedichten oder kleinern proſaiſchen Arbeiten, in welchen ſie benutzt wurden. Bitzius nun hat ſein heimathliches Idiom ſogleich in ſeiner ganzen Fülle an's Tageslicht gezogen, er hat ſeine Perſonen in demſelben ſich über eine Menge der verſchiedenſten Gegenſtände, faſt über alle Lebensverhältniſſe ausſprechen laſſen, und ſo das Idiom, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, gezwungen, alle ſeine Muskeln in Bewegung zu ſetzen und ſeine ganze Schärfe und Eigenthümlichkeit zu zeigen. Das Naive und Urnatürliche, gleichſam der Urgeiſt der Sprache, kann ſich ſo am beſten ausſprechen und Bitzius läßt dieſer Naturkraft der Volksſprache in allen Dimenſionen völlig ihren Lauf und dämmt ſie nirgends aus Rückſichten für die feine Welt und den guten Ton in ein ſchmales Bette ein. Man erſtaunt wirklich, wenn man Bitzius' Schriften mit Aufmerkſamkeit lieſt, über den nicht geahnten Reichthum dieſes bisher ſo viel als unbekannten Berniſchen Volksdialekts. Wie viel Anmuthiges und Schalkhaftes, Feines und Weiches, dann wieder Diplomatiſches, Verhüllendes und hinter dem Berg Haltendes enthält er in ſeinen Redeweiſen und Wendungen! und wie körnig, derb, ſchneidend und erzgrob kann er plötzlich auftreten! Wie groß iſt ferner nicht die Menge trefflicher, höchſt plaſtiſcher Sprichwörter! Wie groß iſt die Flexibilität und doch wieder die Kraft der Sprache in demſelben! Wir ſehen alle dieſe Eigenſchaften bei Bitzius zu Tage treten. Er hat dieſen Sprachſchatz erſt gehoben, da er vorher im Dunkel der Erde ruhte. Erſt die ruhige Betrachtung und Vergleichung, die ein Schriftwerk uns möglich macht, ſetzt uns in den vollen Beſitz deſſen, was zerſtreut umher lag und im Fluß des Lebens vorüberrauſchte. Bitzius' Werke ſind durch dieſe Seite für die Entwicklung und Geſchichte der deutſchen Sprache von großer Wichtigkeit geworden, und dieſer Werth derſelben wird mit der Zeit noch ſteigen und von der Sprachforſchung immer

deutlicher erkannt werden. Bitzius, kann man sagen, hat seinen Heimathdialekt recht eigentlich ausgeschöpft. Wir glauben, es würde schwer halten, Wörter und Redensarten aus demselben anzuführen, die in Bitzius nicht vorkommen. Der Reichthum an Produktionen wirkte auch hier sehr glücklich. —

So viel glaubten wir in sprachlicher Beziehung über Bitzius' Werke bemerken zu müssen. Wir gehen nun zum poetischen Gehalt derselben über.

Da Bitzius als Dichter bereits seinen festen Sitz in der deutschen Literaturgeschichte eingenommen hat und das öffentliche Urtheil ganz entschieden und übereinstimmend über seinen Werth sich ausgesprochen, so könnten wir uns hier lediglich auf die Stimme competenterer und geschulterer Kenner, wie z. B. Julian Schmidt's (in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert, einem Buch von gediegenem Wissen, gesundem und kräftigem Geist und strengem Geschmack) und Anderer berufen und uns des eigenen Urtheils ganz bescheiden. Wir müssen aber doch, indem wir jene Kennerurtheile zur Richtschnur und Grundlage nehmen, etwas tiefer eingehen, namentlich durch Beispiele im Einzelnen die Richtigkeit jener Beurtheilungen unterstützen, die verschiedenen Merkmale wahrer Dichtung hervorheben und seine Werke an dieselben halten, endlich auch den Dichter mit dem Menschen und Bürger zusammenhalten und so das Charakterbild des seltenen Mannes vollenden, der wie ein Meteor an unserm heimathlichen Himmel aufgestiegen und nach verhältnißmäßig kurzer Bahn doch so wundersamen Glanz und so tiefe Nachwirkung zurückgelassen hat.

Bitzius hat in Betreff des Planes, der Composition in seinen einzelnen Werken, in Betreff Alles dessen, was man in der technischen Sprache das Architektonische heißt, sehr oft den Vorwurf hören müssen, daß er sich um diese Dinge zu wenig bekümmere, daß seinen Erzählungen oft die nothwendige Einheit fehle, die Alles auf Einen Zielpunkt hindrängen lasse und

man kann es als allgemeines Urtheil gelten laſſen, daß, wie Julian Schmidt ſagt, Jeremias Gotthelf ſo unbefangen produciert, daß er ſich an kein Maaß und Geſetz bindet, daß ſeine Bücher nach dem Ausdruck Riehl's „ohne Form und Maaß, bald zu breit und bald zu lang ſeien", und daß ſeine Geſchichten oft aufhören, wo man es am wenigſten erwartet, und wiederum oft noch fortgeſponnen würden, wo man den Schluß natürlicher gefunden hätte. Bitzius hat ſich auch dieſem Tadel nicht entzogen und voreſt immer erklärt, daß er andere Zwecke als künſtleriſche verfolge und von dieſen ſtrengen Regeln nicht Notiz nehme. Wir haben ihn früher mit einem Wanderer verglichen, der an das Reiſeziel weniger denkt, weil das Wandern ſelbſt ſeine höchſte Luſt iſt, und der über dem Reiz und Reichthum des Weges das Nachtquartier aus den Augen verliert, und Bitzius würde dieſem Gleichnis nicht widerſprechen. Im Schlußwort von „Geld und Geiſt" (welches ſich nur in der erſten Ausgabe findet) rechtfertigt er ſich über dieſen Punkt und namentlich darüber, daß der Schluß ſeiner Erzählungen oft zu abrupt ſei oder eigentlich fehle (wie er denn gerade bei „Geld und Geiſt" zu einem zweiten Theile vom Publikum eigentlich gedrängt worden war und auch die Nichtbefriedigung mit dem allerdings auch etwas jähen Schluß des Ganzen vorausſah), auf folgende bezeichnende und zugleich den wahren Dichter beurkundende Weiſe: „Der Verfaſſer, ſagt er, iſt unterthan einem eigenen Geiſte, der in jeder Erzählung lebendig wird, ſie leitet und ſchließt; der Verfaſſer kann eine Erzählung beginnen, aber dieſer Geiſt iſt es, der ſich ihrer bemächtigt und ſie geſtaltet nach ſeinem Willen. Es iſt dieſer Geiſt ein eigenthümlich Weſen, er war es, der mit Aenneli's Tod einen freundlichen Schlußſtein ſetzte der Erzählung „Geiſt und Geld", welche die Leſer ſo freundlich aufgenommen .... Die Leute ſind manchmal wunderlich, klagen bald über Kürze, bald über Länge; theilweiſe iſt es mir ſchmeichelhaft, theilweiſe wohl peinlich. Es läßt ſich Holz nach Schuhen meßen, Co-

piſtenarbeit nach der Seitenzahl, aber wie lang ſein Kind werden wird, weiß kein Vater, und wenn daſſelbe über Gebühr aufwächſt, z. B. ein Mädchen über ſechs Schuh hinaus, ſo wird kein Vater zu finden ſein, der den natürlichen Wachsthum künſtlich oder gewaltſam hemmt, unten oder oben abhaut. Freilich mögen Körpertheile zu kurz oder zu lang ſein; aber wo iſt der Vater, der vollſtändiges Ebenmaaß in ſeiner Gewalt hat? und wo iſt der Vater, der Verkürzungen und verunſtaltende Verlängerungen immer richtig erkennt? erkennen es doch die Leſer ſelbſt nicht; denn wenn man ihnen das Urtheil überließe, wo abzuſchneiden, wo zuzuſetzen ſei, ſo würden ſie vielleicht nach langem Reden einig werden, das Ding ſein zu laſſen, wie es von Anfang geweſen." Ferner ſagt Bitius, „ſein Kopf ſei ungeordnet, treibe Allerlei, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, deſſen wilde Triebe nicht gezähmt, noch geregelt worden," und fügt, mit einem unverkennbaren Zug von Wehmuth, bei: „die Zeit des Ausführens wird kaum lange mehr dauern, denn ſpät ward der Acker aufgebrochen, eine beſchränkte Zeit hat jede Jahreszeit."

Dieſer Geiſt, dem Bitius ſich unterthan erklärt, wenn er producire, iſt eben der wahre Dichtergenius, der vorwärts von Geſtaltung zu Geſtaltung treibt, ohne der ordnenden und das Techniſche und Architektoniſche beſorgenden Reflexion den gehörigen Spielraum zu laſſen. Der Meiſter der Kunſt wird Beides in glücklicher Harmonie vereinigen, aber es iſt jedenfalls ſtets ein Fehler des Reichthums und nicht der Armuth, wenn das Wogen und Fluthen des dichteriſchen Geiſtes, der übermächtige Geſtaltungstrieb der Dispoſition und architektoniſchen Einheit des Materials über den Kopf wächſt. So ſagt die Schriftſtellerin Paalzow von ſich, ihre Arbeit ſei nicht ſchwer. Alle ſtünden um ſie her und diktirten ihr, ſo daß ſie oft nicht ſchnell genug ſchreiben könne, und ihr Biograph fügt bei, daß ſie dabei nur den äußern Umriß des Ganzen im Kopf gehabt und das Uebrige ſich unter ihrer Feder habe entwickeln laſſen,

ſo daß ganze Situationen und Scenen ſo entſtanden ſeien, ihr ſelbſt zur Ueberraſchung, und ſie neugierig auf das gemacht haben, was noch kommen würde. Daher auch die Friſche und Urſprünglichkeit ihrer Werke und das nie erlahmende Intereſſe der Dichterin bis zum Ende der Arbeit. Dieß paßt ſo vollſtändig auf Bitzius, als ob es auf ihn geſchrieben wäre. Auch er arbeitete ſo, daß er nicht zum Voraus wußte, wie ſich die Dinge und die Schickſale der einzelnen Perſonen entwickeln würden. Wenn ihn ſeine Frau oder ein anderes Glied ſeiner Familie, welchem er den Anfang einer Erzählung mitgetheilt hatte, nach dem fernern Verlauf fragte, ſo antwortete er, daß er das nicht ſagen könne, weil er es noch nicht wiſſe. Noch weniger beſprach er ſich über Plan und Anordnung des Ganzen mit Andern. Gegen alles dieſes eigentlich Techniſche hatte er die größte Abneigung. Deſſen ungeachtet (und darin liegt die beſte Erwiederung auf die Ausſtellungen in dieſem Punkt) wurden ſeine Dichtungen ſtets mit dem größten Intereſſe geleſen und (man mag ſagen was man will) trotz ihrer theilweiſen Länge und Breite bis zu Ende geleſen. Der Leſer, einmal von der Erzählung angezogen, wird, ſo ungeduldig er manchmal wird, feſtgehalten, und, wie Riehl ſich ausdrückt, wie mit dämoniſcher Fauſt gepackt und in des Verfaſſers Ideengang hineingeriſſen, er mag wollen oder nicht. Sein Intereſſe bleibt rege und er iſt, wie wir an „Geld und Geiſt“ geſehen, öfter unzufrieden über das Aufhören, als über das Fortſpinnen der Erzählung. Er legt das Buch ohne das geringſte Gefühl von Müdigkeit oder Sattheit aus der Hand. Gottfried Keller ſagt daher vortrefflich, es ſei der ſeltene Vorzug von Bitzius, daß er ſeinen Stoff immer erſchöpfe und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer ſtarken Genugthuung zu krönen verſtehe, mit einer Befriedigung von ſolcher urſprünglicher, beſeligender Tiefe, daß ſie mit der Erkennungsſcene zwiſchen Odyſſeus

und Penelope aus einem und demſelben Quell zu perlen ſcheine."

Gehen wir nun zu der Frage über, welcher Gattung von Poeſie die Werke von Bitius angehören, oder nach welchem vorherrſchenden Element in denſelben wir ihren Gattungsbegriff im Ganzen beſtimmen können, ſo begegnet uns ſogleich das Urtheil des ſo eben citierten Gottfried Keller, eines der geiſtreichſten Beurtheiler von Bitius, der in ſeinem Nachruf geradezu ſagt, „er ſei ohne alle Ausnahme das größte epiſche Talent geweſen, welches ſeit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit gelebt." Er motiviert dies Urtheil folgendermaßen. „Man nennt ihn (Bitius), ſagt er, bald einen derben niederländiſchen Maler, bald einen Dorfgeſchichtenſchreiber, bald einen ausführlichen, guten Copiſten der Natur, bald dieß, bald das, immer in einem günſtigen beſchränkten Sinne; aber die Wahrheit iſt, daß er ein großes epiſches Genie iſt. Wohl mögen Dickens und Andere glänzender an Fernbegabung, ſchlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Thun ſein: die tiefe und großartige Einfachheit Gottheif's, welche in neueſter Gegenwart wahr iſt und zugleich ſo urſprünglich, daß ſie an das gebährende und maßgebende Alterthum der Poeſie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtauſende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gottheif's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea", aber in keinem nimmt er auch nur den leiſeſten Anflug, ſeinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verſchaffen, die der künſtleriſche, gewiſſenhafte und ökonomiſche Goethe ſeinem einen, ſo zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte."

Und ſpäter führt Keller dieß noch weiter aus und ſagt Folgendes:

„Zu den erſten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen geſättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwiſchen der

registrirten Schilderung und der Geſchichte hin und her geſchoben zu werden, d. h. daß die Erſcheinung und das Geſchehende in einander aufgehen. Ein Beiſpiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er ſich in die moderne Landſchafts- und Naturſchilderung mit den Düſſeldorfer- und Adalbert-Stifter'ſchen Malermitteln (welche uns anderen Allen mehr oder weniger ankleben, und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müſſen) und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenſchein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der ſchönen Thäler und ſehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen. Und wo er das Naturereigniß an ſich ſelbſt zum Gegenſtande epiſcher Dichtung machte, wie in der „Waſſernoth im Emmenthal", da wird es zur lebendigen Perſon und in ſeinem gewaltigen Einherbrauſen Eins mit den Leidenſchaften der Menſchen, über welche es hereinbricht, ſo wie überhaupt dieß kleine Büchlein ein wahres Muſter- und Lehrbüchlein zu nennen iſt für unſere heutigen Pfuſcher und Producenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegenſätzen alle Momente eines reichen Stoffes ſelbſt mit trefflich eingeſtreutem ſachgemäßem Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmiſche Gewand im engern Sinne (im weiteſten Sinne iſt Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum claſſiſchen, muſtergültigen Gedicht zu machen. Man leſe es, und man wird uns Recht geben, erſtaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen ſind, die uns alle Tage auf den Tiſch regnen, mit und ohne Firma."

„Auch mit der behaglichen Anſchaulichkeit des Beſitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der feſt- und werktäglichen Gewandung, des Eſſens und Trinkens, weiß Gotthelf überall ſeine einfachen Schöpfungen ſattſam zu durchtränken, ohne in das einſeitige Schildern zu verfallen."

„Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath, Hülfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert."

Wir möchten diesem sehr wohl motivirten Urtheil eines Kenners nicht entgegentreten, sofern nur hier das Wort „Episch" in einer weitern und nicht in der strengen Kunstbedeutung gebraucht wird, nach welcher eine epische Dichtung jedesmal auch einen großen Hintergrund oder auch Vordergrund, eine historische Begebenheit oder Katastrophe verlangt, die das Schicksal ganzer Völker oder größerer Genossenschaften wie Städte u. s. w. bestimmt, oder eine ganze Weltlage veranschaulicht und ein größeres Weltleben so darstellt und in ihren Kreis zieht, daß die handelnden Personen gleichsam stets nur im Wiederschein dieses größern, wir möchten sagen, massenhafteren Interesse's auftreten und ihr eigenes Schicksal vor diesem größern und ergreifenderen zurücktritt. Dieser größere Hintergrund der Erzählung fehlt meist bei Vitzius. Sein Kreis ist beschränkt. Man könnte zwar sagen, daß überall in seinen größern Werken der Zwiespalt der Zeit, der Conflikt verschiedener Principien in Kirche und Staat in die Geschichte der Hauptpersonen hineinspielen, und daß diese Conflikte sogar hier und da, wie in „Jakobs Wanderungen" und im „Zeitgeist" Hauptzweck der Darstellung sind. Allein zum Epos im engern Sinn gehört stets eine große, in die Augen fallende, sinnliche Begebenheit, wie z. B. der trojanische Krieg,

die Kreuzzüge, die franzöſiſche Revolution. Ein Beiſpiel aus Bitzius ſelbſt wird dies noch deutlicher machen. Die kleine Erzählung „Elſi, die ſeltſame Magd", von welcher, wie wir bereits angeführt, Gottfried Keller geſagt hat, ſie ſei werth, an innerem Gehalt „Hermann und Dorothea" verglichen zu werden, iſt, wie ſchon dieſer Ausſpruch andeutet, ein ächt epiſcher Stoff, weil in die Geſchichte Elſi's und Chriſten's der Fall des alten Freiſtaates Bern, der Krieg mit Frankreich, die Kataſtrophe der Uebergabe der Stadt, welche ſeit ſo manchen Jahrhunderten keinen Feind geſehen hatte, alſo eine Begebenheit, an welche ſich das Schickſal eines ganzen Landes knüpfte, hereinſpielt. Hätte nun Bitzius dieſen wirklich großen Hintergrund, den wir erſt am Ende der Erzählung wahrnehmen, mehr hervortreten laſſen und in die ganze Geſchichte verwebt, ſo wie in Hermann und Dorothea die franzöſiſche Revolution uns ſtets, wenn auch oft nur in der Ferne, als weltbewegende Macht und determinirendes Ereigniß gegenwärtig bleibt, hätte er ſeiner Erzählung dieſe größere, umfaſſendere Anlage gegeben, ſo hätte dem poetiſchen Inhalt nach ein wahres Epos entſtehen können. Der Conflikt entgegengeſetzter Principien, wie er in gährenden Zeiten vorkommt, genügt, ſo bald er nicht durch eine große anſchauliche Begebenheit gleichſam plaſtiſch gemacht und in ein, wenn auch großes, doch faßbares Bild concentrirt wird, ſondern bloß in der Erzählung durch Raiſonnements oder durch das Betragen der handelnden Perſonen ſich reflektirt, wie dieß im „Jakob" und im „Zeitgeiſt" der Fall iſt, zum ſtreng Epiſchen nicht. Wir werden alſo den Dichtungen von Bitzius in dieſem ſtrengen techniſch-wiſſenſchaftlichen Sinn den Namen von epiſchen Dichtungen nicht geben können. Im weiteren Sinne hingegen, wie ihn auch Keller gemeint haben wird, iſt Bitzius allerdings Epiker. Denn wir finden bei ihm die Hauptſache epiſcher Darſtellung, daß nicht einzig die Handlung des Helden, ſondern Alles, was ſich mit ihm und um ihn begiebt, die gelegentlichen Zufälle und Abenteuer

die Umstände und Umgebungen der Menschenwelt und Naturwelt in breitester Entfaltung uns vorgeführt und sinnlich anschaulich werden. Jede seiner großen Erzählungen gleicht einem breiten Strom des Lebens, der tief und ruhig dahinfließt und dem wir behaglich und stets durch neue Bilder angeregt in seinem Laufe folgen. Das Kleine verschwindet nicht neben dem Großen, die Nebenfiguren nicht neben den Hauptpersonen, die unbedeutendste Persönlichkeit hat Charakter, überall ist feste Zeichnung, und jeder kleinste Zug verräth den treuesten und schärfsten Beobachter der Natur, der wirklichen Dinge, ein Vorzug, den wir bei den Alten so bewundern. Das menschliche Leben erscheint in breiter sinnlicher Anschaulichkeit, und diese Anschaulichkeit wird, wie es die Kunstregel verlangt, durch ruhige, umständliche, nach außen gerichtete Entfaltung der Gegenstände erreicht. Die Darstellung ist plastisch, Alles hebt sich vollkommen deutlich ab, jede Person, jede Handlung und Bewegung, jeder Gegenstand wird für die Phantasie körperhaft eindringlich. Gerade das ist, nach der Wissenschaft, das Kennzeichen des Epischen. Einige Erzählungen von Bitzius spielen auch auf weniger beschränktem Raum und haben, wie z. B. der „Bauernspiegel" und „Jakob's Wanderungen" manches Odysseische.

Wenn Bitzius nach dem Gesagten die epische Darstellungsweise in seinen Hauptwerken hervortreten läßt, jedoch, einen engern Kreis sich ziehend, das eigentliche Epos nicht erreicht,

weil nur der große Gegenstand vermag,
den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,

so schreitet er dagegen nicht nur weit über die Idylle hinaus, sondern steht dem Wesen seiner Dichtung nach im geraden Gegensatz zu derselben, wenn auch viel einzelnes Idyllisches in seinen Schriften vorkömmt. Der Gegenstand der Idylle ist die Schilderung ruhiger, in ihrer Beschränkung glücklicher und behaglicher Zustände, dargestellt meist in bewußtem Gegensatze

gegen ein unruhiges und üppiges Zeitalter. Ihr Charakter iſt Ruhe, ſie führt uns bloß Zuſtände vor, während die epiſche Erzählung umgekehrt Bewegung und Handlung verlangt. Sie iſt, nach Schiller, Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit, ſie will den Menſchen im Stand der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtand der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und mit der Außenwelt darſtellen, daher ſie aus den künſtlichen Verhältniſſen der größeren Societät und einer verfeinerten Welt, aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens zu Hirten und Fiſchern, zu einfachen Naturmenſchen flüchtet, in eine ideale Zeit vor aller Cultur, in das ſogeheißene kindliche Alter der Menſchheit, alſo in Zeiten, die ſo fern als möglich von der Wirklichkeit der Jetztzeit gedacht werden. Heftige Leidenſchaften, Mühſal, äußere und innere Kämpfe, das Verhängniß durch Schuld herbeigeführt, oder das ſchnell ſchreitende Unglück, das den friedlichen Zuſtand vernichtet, alles das darf das ſelige, ewig klare und heitere Leben, das in der Idylle lebt, nicht ſtören; ſelbſt angeſtrengte Thätigkeit, die ſtets erwerbende und nie raſtende, die Freiheit und Leben täglich ſich erobern muß, würde als ein ſtörendes, faſt feindliches Element in dieſer ideellen Welt erſcheinen, die nur von den ſanfteſten Winden bewegt werden darf. Dies iſt das Recht der Idylle, dieß ihr Gebiet, welches ihr nicht geſchmälert oder entriſſen werden darf. Denn jeder Dichtungsart gehört das Ihre. Allein wir ſehen ſogleich, daß Bitzius im Ganzen und ſeinem Hauptcharakter nach (idylliſche Epiſoden und idylliſche Scenen kommen hier nicht in Betrachtung und bilden eben nur das Kleine im Großen) von der Idylle ſo weit als möglich entfernt war, oder vielmehr ſich im beſtimmteſten Gegenſatz gegen ſie verhielt. Bitzius' Dichtung behandelt die wirkliche Welt, iſt aus ihr gezogen. Sie iſt nichts mehr, wo dieſe Unterlage der Wirklichkeit ihr entzogen wird. Ihr Stoff iſt dieſe friſche, reale Wirklichkeit, möchten wir ſagen, die er freilich mit dem Zauberſtab der Dichtung berührt und ſo in

ein Bild verwandelt. Bitzius, der ernste Reformator, Bußprediger, wenn man will, der das Leben bewegen, aus einer, wie ihm scheint, verderblichen Ruhe aufschütteln, auf neue Bahnen weisen und durch neue Kräfte von innen heraus umgestalten und bestimmen will, der aus dem Leben heraus für's Leben schreibt, der mußte dieses Leben in seiner Bewegung, in seinem Einherschreiten, in seinen Wirkungen und Gegenwirkungen erfassen; er mußte sich einen ganz andern Farbentopf wählen, als derjenige ist, der für die Idylle passen würde; er mußte alle Daphnisse und Chloeen, alle Phyllis und Damone weit wegscheuchen und alle Schäferflöten mit sammt dem Gemurmel der Quellen und Gießbäche und dem Säuseln der Zephyre nach Arkadien verweisen, oder, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, seine Dichtung mußte nicht malerisch oder musikalisch, sie mußte plastisch sein, sie mußte mehr einer Laokoonsgruppe, als einer reizenden Landschaft von Claude Lorrain gleichen. Bitzius folgte auch hier nur seinem Dichterberuf und der auch den Dichter bestimmenden Zeit, welche ihm, selbst wenn er Lust und Anlage dazu verspürt hätte, die Idylle nicht erlaubt haben würde. Bitzius und Geßner, der Idyllendichter, stehen sich daher in gleich diametralem Gegensatz entgegen, wie die Zeit, in welcher Bitzius schrieb, derjenigen Geßner's, oder, wenn man hyperbolisch sprechen wollte, wie die absolute Bewegung der absoluten Ruhe. Geßner's Hirten stehen gegen Bitzius' Landleute an poetischer Gebrechlichkeit wie irdene Töpfe gegen eiserne, oder um ein poetischeres Bild zu wählen, wie die Heldenschatten, denen Odysseus in der Unterwelt begegnet, gegen die lebensvollen Helden der Ilias selbst. Keiner zerstört entschiedener als Bitzius den Wahn, als ob das Leben am einen Ende der Gesellschaft idyllischer sei als am andern, als ob die Luft oben und unten nicht gleich sei, wenn auch oben und unten etwas anders, gröber oder feiner gemischt. Er zeigt uns vielmehr, daß die Welt, deren Verhältnisse wir für ganz einfach halten

mochten, die unſre Unkenntniß für harmlos, ſpiegelhell und unſchuldig hielt, die gleiche iſt, wie die complicirte unſrer bürgerlichen Societät, daß die gleichen Leidenſchaften hineinſpielen, die gleichen Feinde ſie umlauern, die gleiche Anſtrengung unſrer Kräfte nöthig wird, um uns oben zu halten, daß die Stürme des Lebens ſie gleich durchziehen wie die Welt der ſogenannten Gebildeten, und die Ruhe einer goldnen Zeit, wie die Idylle ſie, rückſchreitend hinter die Cultur, dichtet, dort wie hier ein Traum iſt. — Auch dieſes können wir durch ein Beiſpiel aus Bitzius auf's ſchlagendſte nachweiſen.

Wenn irgend ein Stoff ſeiner Einfachheit und Begrenzung wegen ſich zur idylliſchen Behandlung eignen konnte, ſo war es gewiß „Käthi, die Großmutter". Die Scenerie und die auftretenden Figuren konnten zu einem Genrebild voll wenn nicht ſchäferiſcher doch ländlicher Ruhe einladen. Was hätte ein Geßner aus dem Mütterchen mit dem Großkinde in dem alten Häuschen für ein friedliches Morgen- oder Abendgemälde machen können! Und wie hoch hat hingegen Bitzius dieſen Stoff über die Idylle und ihre ruhenden Zuſtände emporgehoben, ſo daß dieſe enge und ſcheinbar ſo dürftige Welt als ein ewig Bewegtes erſcheint, als ein Stück Natur- und Menſchenwelt, voll des eigenthümlich Großen in beiden Gebieten. Dieſe Käthi ſteht wie eine Heldin in ewigem Kampf, ihr Schifflein treibt auf den empörten Wogen des Lebens auf und nieder und iſt oft dem Verſinken nahe. Große Naturkataſtrophen ſtürmen auf ſie ein; ſie erfährt die ſchlimme Seite, den Egoismus, die Habſucht der Menſchen, und, was ihr Bild von Seite der poetiſchen Gerechtigkeit noch erhöht, eigene Schuld, wenn auch nur die Schuld falſcher mütterlicher und großmütterlicher Zärtlichkeit, wirft ein paar Gewichtſteinchen in die Wagſchale ihres Geſchickes. Es fehlt in dieſer einfachen Erzählung weder die ſinnliche Größe und liebevolle Breite der äußern Erſcheinung, noch die ſittliche Tiefe, die im Konflikt mit der Naturwelt und dem äußern Schickſal den

geiſtigen Sieg erringt und uns ſo mit dem Gefühl der innigſten Befriedigung entläßt, an welchem Phantaſie und Vernunft gleich großen Antheil haben. Dieß iſt eine Meiſterſchaft der Kunſt, die nicht Viele erreichen und die ſo weit als möglich vom bloßen Malen und Schildern, oder vom bloßen Erwecken rührender und ſanfter Empfindungen ſich entfernt.

So greift Bitzius ſtets in's volle Menſchen- und Naturleben hinein und wird durch ſeine plaſtiſche Darſtellung, durch die Fülle und Sinnlichkeit ſeiner Geſtalten, wie Gottfried Keller ſagt, wahrhaft epiſch. Alles hat bei ihm Naturwahrheit und Individualität, ſeine Welt iſt voll ringender Kräfte, und die ſinnlichen Erſcheinungen ſind von feſtem Umriß und richtigem Colorit. Wenn man daher der poetiſchen Erzählung von Bitzius, weil der Kreis, in welchen ſie ſich gleichſam geographiſch einſchließt und abgrenzt, das Landleben und zwar das Landleben des Landmann's, das Dorf- und Bauernleben iſt, den Gattungsnamen der Dorfpoeſie geben will, wie er bereits ſprachgebräuchlich wurde, ſo darf in dieſen Begriff nicht das hineingelegt werden, daß dieſe Gattung Poeſie noch in anderer Weiſe eine beſchränkte, unvollkommene ſei als darin, daß ſie einen gegebenen Kreis von Lebensverhältniſſen nicht überſchreitet und daher das Stück Menſchheit, das ſie ſich zum Gegenſtand gewählt, gerade ſo erſcheinen laſſen muß, wie es in dieſem gegebenen Kreiſe iſt. „Denn, wie der Verfaſſer der „Erzählungen aus dem Ries" im Vorwort treffend ſagt, wenn ſich auch das Leben des Landvolks — und nun gar eines beſtimmten Landvolks! — in genau begrenzter Sphäre bewegt, findet ſich gleichwohl innerhalb derſelben alles Menſchliche — alle Tugenden und Schwächen des Menſchen und eine reiche Bethätigung derſelben — wenn auch in eigenthümlichen, nach gewiſſer Seite hin beſchränkenden Formen. Wer das Alles nun klar zu ſehen — wer die Tugenden und Fehler in Aufdeckung ihrer Quellen treu zu ſchildern und in das Licht wahrer poetiſcher Gerechtigkeit zu erheben, wer dem vorgeführten Kon-

flikt in Handhabung dieſer Gerechtigkeit einen befriedigenden Schluß zu geben vermag — wie ſollte der abgehalten ſein, in Darſtellung ſolchen Lebens ein poetiſches Werk hervorzubringen?"

„Freilich, ſagt der gleiche Verfaſſer, iſt von dem Erzähler, der auf dieſem Gebiet dem Ideal ſich nähern ſoll, außer der poetiſchen Begabung Eines unabweislich gefordert: er muß unter dem Volke, das er zu ſchildern unternimmt, gelebt und Leid und Freude mit ihm getheilt haben, und mit der Kenntniß des Geſammtlebens, wie ſie nur der Mitlebende ſich erwirbt, muß der Autor zugleich jene Liebe zum Volk verbinden, ohne die es unmöglich iſt, das Schöne und Gute in ihm zu ſehen und herzgewinnend hervorzubilden. Allein die wahre Kenntniß und die Liebe gehen immer Hand in Hand; denn nur die Liebe iſt im Stande, wahre Kenntniß zu erlangen."

„Sind dieſe Bedingungen vorhanden, ſo giebt der Stoff und Gegenſtand dieſer Dorfpoeſie dem Dichter auch den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß er (wir führen immer die treffenden Worte Melchior Meyr's ſelbſt an) „Menſchen ſchildert, die entſchieden ausgeprägt ſind und doch in einer Sphäre der Naivetät ſich bewegen, die ihren Aeußerungen den Reiz des Kindlichen verleiht und auch bei den ergreifenden uns ein Lächeln entlocken kann. Das unmittelbare Sinnen- und Gemüthsleben, das in der Sphäre unverdorbener Landleute herrſchend iſt, giebt auch der hier bewußteſten Perſönlichkeit und den von ihm entfernteſten Eigenſchaften noch etwas von ſeinem Gepräge. Die Natur in ihrer Kraft, in ihrem quellend friſchen Leben, das uns umfließt, wie das Waſſer des lebendigen Stromes die Glieder des Badenden, ſie, die nährende Trägerin alles Lebens iſt es, die ihr Füllhorn ausgießt, wenn der Darſteller nur den Geiſt hat, dem ſie liebend und mittheilend entgegenkommt!" —

Und dieſen Geiſt, den Geiſt des wahren Dichters, hatte

Bitzius in reichstem Maaße. Bitzius thut den Forderungen des dichterischen Ausdrucks und der dichterischen Charakteristik in seinen Werken überall volles Genüge; eine tiefe Psychologie tritt überall zu Tage und ein männlicher Charakter, ein gesundes und gerades Urtheil über das Leben und die menschlichen Dinge hindert nirgends tiefe und wahre Gefühle, erzeugt sie vielmehr und so läßt er Ernst und Scherz, wie sie im Leben neben einander sind, in seinen Büchern wechselnd an uns herantreten. Er hat jene empfängliche, leicht bewegliche Seele, die Goethe vom Dichter verlangt, „die das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mitfühlt, wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fortschreitet und die Harfe des Dichters mit leisen Uebergängen zu Freude und Leid stimmen läßt." Und so wächst aus seiner Dichtung „auch die schöne Blume der Weisheit hervor," und er wird, wie jeder wahre Dichter, „der Lehrer, Wahrsager und Freund der Götter und Menschen," um mit dem deutschen Dichtermeister zu sprechen.

Was vorerst den poetischen Ausdruck bei Bitzius betrifft, so strebt derselbe stets nach der höchsten Anschaulichkeit, die er auch erreicht; der Gegenstand wird von der möglichst sinnlichen Seite gefaßt. Wenn z. B. Bitzius sagt: „die ermattenden Bäume streuten schon ihre ergelbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde aus" so ist der Herbst durch diesen einzigen Satz ganz so anschaulich gemacht, als durch die Worte Bürgers:

„Als der Herbstwind über die Flur
Und über die Stoppeln des Haders fuhr."

Eben so anschaulich wird uns der Reif, Frost, durch die wenigen Worte: „Wo die Sonne nicht hinkam, da lag es schneeig weiß; wo sie aber auffiel, da begannen einige Pflanzen zu welken, schwarz sich zu färben, und die Blüthen an den Bäumen sahen aus, als ob sie in heißem Wasser gebrüht worden wären."

Bitzius' Meisterschaft in diesem Punkt zeigt sich besonders in der Erzählung großer Naturereignisse, wie Gewitter, Ueberschwemmungen u. s. w. Von den Größten und Besten wird er hierin nicht übertroffen. Wenn er von der Emme sagt (in der Wassernoth): „Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichentuche hervor und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertcentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut" — so steht das Bild der Naturerscheinung, die dargestellt werden soll, sogleich vor unsern Augen und zwar in seiner Bewegung, und die Vergleichung mit einer Schlange erhöht die Wirkung. Oder wenn bald darauf von einem Haus erzählt wird, welches die Ueberschwemmung wegzureißen droht, und es heißt: „Ein Stück des Bodens, welcher die Bewohner vom Bache trennte, nach dem andern verschwand. Die Fluth wühlte sich um ihre Füße, untergrub des Hauses Seiten, warf Tannen durch die Fenster, erschütterte mit Trümmern den ganzen Bau, alles in wenig Augenblicken" — so ist es für den Leser unmöglich die Gefahr nicht zu sehen, mit den geängstigten Bewohnern nicht mitzuempfinden. Das Geschilderte trifft uns mit seiner vollen Wirkung. Eben so kann man sagen, daß wir in Bitzius die nahenden Gewitter in allen Gliedern fühlen, ehe er sie in ihrer ganzen furchtbaren Erhabenheit auf uns hereinbrechen läßt. So z. B. in Uli dem Pächter. „Wie zwei Ringer," heißt es dort, „einander drängen auf dem Ringplatze ringsum, bald hierhin bald dorthin, rangen die Gewitter am Himmel, rangen höher und höher am Horizonte sich hinauf, und je wilder es am Himmel war, desto lautloser war es über der Erde. Kein Vogel strich mehr durch die Luft, bloß ein Lämmlein schrie in der Ferne. Uli ward es bang'. „Das kommt bös'," sagte er, „ich habe es noch nie so gesehen." Welcher Leser wird hier nicht Uli's

Bangigkeit theilen und die Schwüle des Gewitters ſelbſt empfinden.

Eben ſo glücklich iſt Bitzius im Individualiſiren und im Perſonificiren ſeiner Gegenſtände. Auch hier dienen beſonders die großen Naturereigniſſe als Beiſpiel. Die gigantiſchen Naturkräfte treten wie unwiderſtehliche, in wilder Leidenſchaft und im Gefühl der Uebermacht Alles vor ſich her niederwerfende Individuen auf. Die ganze „Waſſernoth", die Erzählung des emmenthaliſchen Hochgewitters vom 13. Auguſt 1837 iſt, eine ſolche großartige Individualiſirung. Das Ereigniß tritt in allen ſeinen ſucceſſiven Momenten auf und die Perſonifikation des wilden Emmeſtromes und ſeiner Fluthen, die überall wiederkehrt, vollendet den überwältigenden Eindruck dieſer Naturſcenen. Dieſe Emme wird hier zum beſeelten Dämon und „reißt bald mit gewaltigen Armen Brücken weg, die ſie ſpielend fortträgt, bald geht ſie in nie geſehener Fülle über die Ufer, trägt die höchſten Tannen über die höchſten Tentſche und jagt ſie mit raſender Gewalt durch die Schächen" oder „ſie durchbricht die Straße und ſtürzt, die heute mattere ſchweſterliche Iſis bei Seite ſchiebend, der Zollbrücke zu, um dort das geſtern angefangene Werk zu vollenden." Ueberall wird die Waſſergewalt zur Perſon, und der wilde Eggiwylfuhrmann, wie das Volk die Emme ſcherzweiſe nennt, iſt nie in ſo gewaltiger Sprache verewigt und in ſeiner verheerenden Wirkung ſo treu dargeſtellt worden.

Bitzius' Sprache iſt unendlich bilderreich. Seine Metaphern und Gleichniſſe ſind ſtets richtig gewählt, ſtark ausgeprägt, den Gedanken ſogleich klar machend, oft kühn und groß. Wir können uns nicht verſagen, einige Beiſpiele anzuführen.

Im Schulmeiſter ſagt er: „Wenn einmal das Eis der Selbſtſucht ſich über das Herz gelegt, und es kalt geworden iſt in demſelben wie in Lappland's unermeßlichem Schnee, da weiß man nicht mehr, was ein Kind

fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter, kein bekanntes Geſicht ſieht, und es ſich verlaſſen glaubt, alleine fühlt.

Das alte: Sursum corda! wird treffend verſinnlicht durch folgendes Bild: „Menſch, willſt du, daß die Thränen dir verſiegen und es heiter werde in deinem Gemüthe, ſo mußt du deine Augen nicht an den Schooß der Erde drücken, du mußt ſie aufwärts kehren."

Im „Schulmeiſter" ſagt Käſer von ſeinem geſtorbenen Vater, dem alten Weber: „Ach, ich ſah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er ſah ſo klein und ſpitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menſchliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menſchlichen Träume."

Wie ſtark ergreift uns folgendes Bild: „Das Weh der Verſchmähung ging wie ein zermalmend Wagenrad über Aenneli's Herz." (Vehfreude.)

Wie treffend wird der Zauber des liebevollen Blickes dieſer nämlichen Aenneli ausgedrückt, wenn es heißt: „So wie dieſer Blick zu leuchten begann, verzehrte er die böſen Dünſte, all den Zorn, die Bitterkeit, die Rachgierigkeit; es war ihm (Felix) ſo ſtille und ſo wohl im Herzen, er wußte nicht wie, ein ſüßes Träumen kam über ſeine Seele."

Eben dieß Bild wird (in Geld und Geiſt) vom plötzlichen Wechſel der Leidenſchaften und Gefühle gebraucht: „Wie das Feuer das Waſſer verzehrt und das Naſſe trocknet, ſo verzehrte der Zorn das Leid und trocknete die Thränen."

Voll großer Bilder iſt folgende herrliche Stelle in „Geld und Geiſt": „Die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem verſöhnenden Hausgeiſt bekannt gemacht, hatte ſie das Unſer Vater ſo recht gelehrt, daß ſie es nicht gedankenlos beteten; daß es ihnen auch war erſt wie ein tiefer See, in den ſie allen Groll verſenkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher ſie in's Land

des Friedens, in den Himmel stiegen. Besonders bei den Brüdern, welche bei einander schliefen und meist zusammen beteten, hatte dieses die Frucht, daß sehr selten die Sonne des Morgens den Schatten noch sah, der bei ihrem Untergang das Herz des Einen oder des Andern verdunkelt hatte."

Schauerlich ist das Bild nächtlicher Oede (Dorbach, der Wühler): „Es giebt aber auch nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Lande das breite Emmenbett fast ohne Wasser, wenn hell der Mond scheint. Es ist als wären die hellen Kiesel gebleichte Todtenbeine, der weiße Grund die große Todtenstraße, auf welcher der Tod wandert mit den Todten durch's Land nach der dunkeln Ewigkeit."

Erhaben ist jenes andere Bild einer mondbeleuchteten Landschaft: „Wie Ahnenbilder im großen Rittersaale standen im Hintergrund, einem guten Auge sichtbar, die alten großen Berge in stiller Majestät. Mit reichem Mondlicht war die niedere Welt übergossen, Feld und Wald, Thal und Hügel ohne Unterschied, der Liebe Gottes gleich, die ohne Unterschied schwebt über Niedern und Höhern, Greisen und Kindern."

Unser Jahrhundert wird in folgenden energischen und doch vollen Zügen geschildert: „Dreißig gewaltige Jahre donnerten über den Erdboden, von Strömen Bluts umrauscht". . . . „Kriege, die Europa durchtoben, brechen wohl am hohen Bergeswall, den Gott um uns gethürmt; aber des Geistes Wehen, den Flug der Ideen abzuhalten, sind keine Berge hoch genug, auch die unsern nicht. Es drängt sich Einem immer deutlicher der Gedanke auf, als ob den Völkern nur Eine Seele gegeben worden und diese Seele Weh und Wohl, Lust und Leid, welches im fernen Amerika, im tiefen Asien ihr angethan worden, in jedem Thälchen Europa's empfinden und immer inniger empfinden solle, je mehr eben allenthalben diese Seele zum Bewußtsein komme, fühlen lerne. Vor dieser le-

bendig werdenden Menſchenſeele ſollen dann ſchwinden des Meeres Weiten, des Leibes Beſchränktheit."

Noch lebendiger iſt folgendes Bild: „Die Fluth des Geiſtes, die in Frankreich wogte, ſtrömte durch unſer Ländchen und ſpritzte hoch an Herren und Untergebenen auf, erſchreckte die Einen, regte die Andern auf." Bitzius überſtiegt ſich zuweilen in der Kühnheit ſeiner Bilder. Wenn er z. B. im „Schulmeiſter" von dem ſchlafenden Kind Käſer's, welches „vom Jammer der Mutter nichts gehört hatte, das Leid des Vaters nicht ſah," ſagt: „Der Stern des Schmerzes und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über ſeinem Haupte, leuchtete noch nicht in ſeinen Schmerz hinein;" — ſo iſt dieſe Metapher zwar glänzend, aber bei näherer Prüfung unrichtig, weil das Bild eines Sternes nicht gebraucht werden kann, um etwas Trübes, Dunkles, Trauriges zu bezeichnen und auszudrücken. Man kann ſagen: Die Wolke des Kummers, der Schatten des Kummers verfinſterte oder verhüllte ſein Leben u. dgl. Aber „der Stern des Kummer's, welcher über unſerm Haupte aufgeht," enthält widerſprechende Vorſtellungen.

Zart und lieblich wiederum iſt das Bild, mit welchem in „Geld und Geiſt" Anne Mareili eingeführt wird: „Der Glanz der Züchtigkeit und Reinlichkeit, in welchem das Mädchen gleichſam gebadet war, gab ihm faſt etwas Stolzes, daß keiner der Burſche, die da waren, ſich an ihn's machten."

Wenn Bitzius den Juraberg, wie er vom Bernbiet aus ſich zeigt, „die lange, blaue Wiege nennt, in welche des Abends die Sonne zu Bette geht," — ſo werden wir ganz an Hebel's anmuthige Perſonifikationen erinnert, an jenes Trauliche z. B.:

Der Samſtig het zum Suntig g'ſeit:
Zip da-n-i alli ſchlafe g'leit.

Doch wir müſſen inne halten, da wir keine Anthologie zu

geben haben, und führen nur noch einige Ausdrücke als Muster scharfer schlagender Bezeichnung an. So heißen die Schneeflocken die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die auf tüchtigem Sturm um Augen und Ohren daher brausten. Die Bysenebel werden die Kinder des kühlen sauren Windes genannt. — Von Bethi, der Nägelibodenbäurin in der Behfreude, heißt es: Sie fühlte nicht Neid, aber des Neides Schatten (der Schwester Aennli gegenüber). „Jetzt bist du (so Etwas sagte sie zu ihr) die Vornehmere und Reichere, schämst dich wohl meiner, wirst mit der Frau eines Schuldenbüürleins nichts mehr zu thun haben wollen." — In den paar Worten: „Da faßte Pipin (Sintram und Bertram) des Mahles Zügel" u. s. w. sehen wir den beginnenden Tafelstreit der Großen vom Fürsten gleichsam in die Hand genommen und gestillt. — Das Wort in der Armennoth: „Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben wie Maaß und Gewicht, wie König Friedrich der Potsdamergarde die Zöpfe" — bezeichnet uns sofort schlagend das steif Formale in gewissen religiösen Erziehungsmethoden. Nicht minder scharf sagt Bitzius in Anne Bäbi: „Gar viele Frömmigkeit ist nichts als ein Sprühregen bei vielem Staub; in den Boden dringt er nicht, sondern dämpft eben nur den Staub, und wenn es feucht ist über dem Boden, so schleicht eben dann das wüste Gewürm um so lieber hervor." Wir sehen sofort die Leute vor uns, die Bitzius bezeichnen will. — Von gleicher Schärfe ist das Wort: „Trotz stampft das Unglück aus dem Boden." Und schön bezeichnet in „Geld und Geist" das höchste Wonnegefühl der versöhnten Eltern der herrliche Ausdruck: „Auf ihr Glück senkte sich erst die Krone, als sie ihrer Kinder gedachten."

Von treffendem Lakonismus endlich und zugleich höchst burlesk, wenn auch so unakademisch als möglich, ist der Ausdruck:

Er himmeldonnerte durch das ganze Land, und: er himmelsappermenterte im ganzen Hause herum. Das einzige Zeitwort zeigt uns den renommistischen Flucher, der seine Armseligkeit und Hohlheit hinter Flüchen und wilden Geberden versteckt.

Wenden wir uns nun von der dichterischen Ausdrucksweise von Bitzius zu seinem Gestaltungsvermögen, zur Zeichnung seiner Figuren, zur Charakteristik, so hat sich Bitzius auch hierin als ächten Dichter bewährt. Wir wollen aber hier einem competenteren Urtheiler, Herrn Julian Schmidt, das Wort lassen, welcher in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert," einem in Form und Gehalt ausgezeichneten Buche, sich in folgender trefflicher Weise ausspricht: „Unter allen deutschen Naturdichtern ist derjenige, der am meisten an Dickens erinnert, der Schweizer Jeremias Gotthelf. Es kommt ihm keiner in der Kraft der Charakteristik, keiner in der humoristischen Freiheit gleich, mit der er über seine Gestalten verfügt. Er hat es nicht nöthig, sich seine Charaktere vorher auszuklügeln, sie nach allen Seiten hin zu durchforschen und sich jeden Augenblick zu fragen, wie sie in dem bestimmten Fall sich benehmen müssen, um ihrer Anlage getreu zu bleiben; sie gehen ihm vielmehr unmittelbar in ihrer Totalität auf, und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, er wird nie vom richtigen Weg abirren. Es sind nicht bloße Abstraktionen, die er darstellt, sondern concrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleich kommen, während diese ihm in Sicherheit des Blicks bedeutend nachstehen. Es ist lächerlich, wenn man behauptet, er gebe nur Naturzeichnungen und sei kein Dichter, sondern nur Referent. Schon um eine solche Masse kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines ächten Dichters nöthig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Er weiß sich

in gute, tüchtige, wenn auch einseitige und hartköpfige Naturen jeder Art darum mit so großer Leichtigkeit zu versetzen, weil er selber eine solche Natur ist. Den Reichthum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und behagliche Sicherheit des Verstandes und den Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren leiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft, und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermuth aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein eben so scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen; seine kerngesunde Natur ist des leidenschaftlichsten Zornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß, in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen. Das alles sind herrliche poetische Gaben, und es wäre an sich kein Hinderniß für die künstlerische Entwicklung, daß der Horizont, den er allein umfaßt, ziemlich enge begrenzt ist. Innerhalb desselben ist noch so viel Leben, so viel freie Originalität und so viel feine Nüancen, daß seine Dichtung innerhalb dieses Kreises den reichsten Spielraum findet; ja es ist ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht, wie die meisten andern Dichter seiner Zeit, durch künstliche Standpunkte und durch Riesenteleskope seinen Horizont erweitert hat. Was nützt es, die kühnsten Hamlet- und Faust-Ideen durcheinander zu werfen, wenn man nicht die sichere eiserne Hand besitzt, aus dieser glänzenden aber verworrenen Trümmermasse wieder ein selbstständiges Gebäude aufzurichten?"

Diesem Urtheil wird Jeder beipflichten, der in den Werken von Bitzius zu Hause ist. Wer dieselben aufmerksam gelesen und die einzelnen unter sich verglichen hat, muß in der That über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner stets so trefflich gezeichneten und gehaltenen Personen erstaunen und hat eine Gallerie von Figuren vor sich, die nur noch eines genialen Maler's bedürften, um in einer Menge der

köſtlichſten Situationen noch bleibender, auch für's Auge, fixirt zu werden. Seine Charakterbilder treten auch meiſt durch Contraſtirung mit gegenſätzlichen Perſonen, wie durch die trefflichſte Beleuchtung, in ihr volles Licht und ſind auch ſtets ſo gezeichnet, daß die volle Wirkung ihrer ſie ſo oder anders beſtimmenden und formenden Umgebung ſichtbar wird. Wir ſehen, um uns ſo auszudrücken, das Leben ſelbſt die Charakteranlage eines Jeden in die Hand nehmen und zu einem beſtimmten und ſcharfen Gepräge entwickeln. Freiheit und Nothwendigkeit verrichten ihr Erziehungsgeſchäft an den Leuten wie vor unſern Augen. Allen determinirenden Momenten wird ſo gewiſſenhaft und ſtrenge Rechnung getragen, daß wir in voller Wirklichkeit ſtehen und mitten im Fluß des Lebens uns befinden. Das Alles iſt Meiſterſchaft poetiſcher Kunſt und erklärt vollkommen das Wort Riehl's, welcher Bitzius ein Stück von einem Shakſpeare als „Berniſcher Dorfpfarrer" genannt hat.

Man hat Bitzius vorgeworfen, daß er ſich in ſeinen häufiger auftretenden Charakteren, wie z. B. in ſeinen Bauern und Bäurinnen im engern Sinn zu ſehr wiederhole und abſchreibe. Dieß haben wir nun nach ſorgfältiger Vergleichung durchaus nicht finden können, indem zwar viele Aehnlichkeiten in der gleichen Kategorie von Perſonen vorkommen, aber eigentliche Copieen nicht. Wir werden bei näherer Prüfung je zweier einander am nächſten liegender Charaktere immer einen oder ein paar Züge finden, welche ſie von einander unterſcheiden und ihnen Eigenthümlichkeit geben. Dieß läßt ſich ſofort an den zwei angeführten Hauptkategorieen von Charakteren, den Bauern und den Bäurinnen, klar machen. Wir fangen mit den Erſtern an.

Der Bodenbauer Johannes im „Uli" und der Ankenbenz im „Zeitgeiſt", zwei treffliche Typen des tüchtigen, ehrenhaften, arbeitſamen, klugen und geſetzten Bernerbauernſtandes, wären ſich ſehr, zum Verwechſeln vielleicht, ähnlich. Allein Benz be-

kümmert ſich auch um Politik, um die allgemeinen Landesangelegenheiten, Wahlen und dergleichen. Der Bodenbauer hingegen iſt bloß Bauer und Meiſter, weil der Zweck von „Uli dem Knecht" gerade die Hervorhebung dieſer Seite verlangt. Beide, Benz und Johannes, haben ferner große Aehnlichkeit mit dem wackern Chriſten, dem Vater, in „Geld und Geiſt„. Allein ihn unterſcheidet von Jenen der Zug von Gleichgültigkeit, Indolenz, Gehenlaſſen, Paſſivität, der dann die erſte Veranlaſſung des Zerwürfniſſes unter den Eheleuten wird und Aenneli's rühriges, ängſtliches, allzu ſorgenvolles Weſen bedingt und durch daſſelbe ſelbſt wieder zum Theil determinirt wird. Wiederum gleichen die beiden Erſtgenannten dem reſoluten Simmen Sämi im „Beſuch auf dem Lande". Dieſer aber iſt viel imperatoriſcher, raſcher, derber und ſouveräner in ſeinem Weſen und macht ſich gar nichts daraus, dem erſten, beſten Regierungsrath, den er antrifft, „wüſt zu ſagen", wenn ihm das Regiment in dieſem oder jenem Punkt mißfällt. Simmen Sämeli hat das höchſte Selbſtbewußtſein des unabhängigen großen Bauern, welcher der ganzen Welt nichts nachfrägt und Niemanden ſo hochgeſtellt findet, daß er ſich ſelber mit ſeinem freiherrlichen Bauernhof nicht neben ihn ſtellen dürfte. Dieſer Zug charakteriſirt ihn und kommt bei keinem andern in dieſer Ausprägung vor.

Eine ganz beſondere Figur iſt der Ammann in der „Käſerei", ebenfalls ein höchſt verſtändiger, ehrenfeſter Mann, bei welchem aber das angeſtammte Anſehn in der Gemeinde, die Würde des Ammann's, die er bekleidet, und die traditionelle Autorität des Beſitzes, die zuſammen ſeinem Hauſe den Charakter eines regierenden Hauſes geben, den hervorſtechenden Zug bilden und ihn ſo als die regierende Perſon der Erzählung in Contraſt mit der ganzen übrigen Umgebung ſetzen.

Der Bauer Hansli, Anne Bäbi Jowäger's philoſophiſcher Ehemann, gleicht in Paſſivität dem Chriſten in „Geld und

Geiſt", nur iſt ſie bei Hansli unter dem eigenwilligen, tyranniſchen Regiment Anne Bäbi's zu einer Art ſokratiſcher Reſignation geworden, und ſein „he nu ſo deh!" iſt die ſtoiſche Formel, um ſeine Reſignation auszudrücken und zugleich anzudeuten, daß einer Anne Bäbi gegenüber paſſiver Widerſtand, wie unter gewiſſen politiſchen Verhältniſſen, das einzig Mögliche und Räthliche, und nur ſo noch etwas auszurichten ſei. Uebrigens kommt Sami, der Meiſterknecht, mit ſeiner thätigen und handelnden Schlauheit dem Phlegma des Meiſters zu Hülfe, ſo daß die Sache im Ganzen noch recht ordentlich geht und die Kirche, wie man ſagt, mitten im Dorfe bleibt.

Auch die ganz meiſterhaften Therſitesfiguren, wie Joggeli im „Uli" und Peterli im Dürluft in der „Wehrreute", haben eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einander in ihrem ſchiefen, ſclaviſchen, durch und durch erbärmlichen Weſen. Aber Peterli iſt ſo geworden als Sclave eines abſcheulichen Weibes, einer eigentlichen widrigen Hexe, während Joggeli, ein Therſites ſeiner ganzen Anlage nach, auch in der beſten Umgebung ſeinen niederträchtigen, bis zum Ekel armſeligen und verkehrten Charakter nur um ſo freier entwickelt. Er iſt der geborne, Peterli der gewordene Therſites, und der reiche Gumpgebauer wird uns viel widerlicher, als der gedrückte und verſchuldete Dürluft-Peterli, der ſeine Charakterloſigkeit in und außer dem Haus zehnfach abbüßt. Peterli's trefflicher Gegenſatz iſt der Nägelibodenbauer Sepp, der mit ſeiner gleichgearteten Hausfrau Bethi zeigt, was ein einträchtiges und energiſches Wollen, mit Einſicht und zäher, unermüdlicher Arbeitſamkeit verbunden, auch über die ungünſtigſten Verhältniſſe vermag.

Der Dorngrütbauer in „Geld und Geiſt" und der Grozenbauer in „Käthi die Großmutter" ſind beides vollendete Typen bäuerlicher Habſucht und des häßlichſten Eigennutzes. Aber der Dorngrütbauer iſt eine ganz anders eiſerne Figur als der Grozenbauer. Er iſt der bewußte vollendete

Despot, deſſen Frau es z. B. nie hätte wagen dürfen, ihrem Manne, wie die Grozenbäurin dem ihrigen, mit geballter Fauſt zu erklären, ſie ſei dann auch noch da und habe was zur Sache zu ſagen. Der Grozenbauer mit ſeinem Aberglauben und ſeinen vielen ſchwachen Seiten erſcheint uns mehr lächerlich, während der Tyrann im Dorngrüt etwas Furchtbares hat, das uns das Blut gefrieren macht.

Bei dem kinderloſen Geizhals Harzerhans (der Erbvetter) iſt wieder eine andere Seite des Geizes hervorgehoben, nämlich die nach außen gerichtete, die Härte gegen die weitere Umgebung, während im Dorngrütbauer der habſüchtige Familienvater erſcheint, dem ſelbſt ſeine Kinder nur Waare ſind, aus deren Erlös er ſich bereichern könne.

Eben ſo ſind die regierenden Bäurinnen von Bitzius, jene wackern, tüchtigen Geſtalten, die er mit ſo vieler Vorliebe zu zeichnen ſcheint, die er als die Sonnſeite des Bauernhauſes darſtellt, die aber zugleich, wenn's Noth thut, Kartätſchen im Munde führen, unter ſich oft ähnlich, aber nie ganz gleich. Irgend ein individueller Zug, ein beſonders hervortretendes Verhältniß unterſcheidet und individualiſirt ſie. So ſind die Baſe in Uli dem Knecht und die Bodenbäurin ziemlich ähnlich, allein die Baſe muß weit mehr als die Letztere das Regiment in die Hand nehmen, weil ſie einen Joggeli zum Mann hat und genöthigt iſt, ihn zu ergänzen oder ihn zu neutraliſiren. — Noch imperatoriſcher und reſoluter iſt Liſi im Zeitgeiſt. Sie iſt von Natur zum Regiment geboren und adminiſtrirt vortrefflich. Sie hat ein feuriges und tiefes Gemüth, eine energiſche Seele und weitern Blick als Andere. Aber ſie weiß das Gebiet ihres ebenfalls tüchtigen und einſichtig thätigen Mannes zu reſpectiren, thut ihrem Herrſchertrieb Gewalt an und bleibt im rechten Verhältniß einer Mitregentin. Es iſt eine claſſiſche Figur, dieſe Liſi, dem Dichter ſo recht aus dem Herzen geſchrieben und in noch helleres Licht geſetzt durch ihre weiche, zu weiche und paſſive Freundin

Gretli, die durch dieſes zu wenig nach außen gekehrte und auf die Dinge nicht einwirkende Weſen die Zerrüttung ihres Hauſes theilweiſe mitverſchuldet.

Noch imperatoriſcher als Liſi, und doch in ihrer Sphäre bleibend, iſt endlich Simmen Sämeli's Frau (der Beſuch auf dem Lande). Sie iſt ein Typus von Derbheit, Raubigkeit und ächtem Bauernſtolz und läßt den armen Scharfſchützenlieutenant aus der Stadt, der zu ihrem Sohn auf Beſuch kömmt, ihre ganze Geringſchätzung des armſeligen Stadtlebens empfinden, wo man Alles kaufen und genau abmeſſen müſſe, und wie Hungerleider lebe.

Eine ganz beſondere Figur und höchſt feine Zeichnung iſt wiederum die Frau Ammännin in der „Behfreude". Sie iſt eben die Frau Ammännin. Damit iſt Alles geſagt. Sie iſt die erſte im Dorfe und hat das behagliche Gefühl, daß ihr niemand dieſen äußern Rang ſtreitig machen werde. Sie regiert zu Hauſe und durch ihren Mann ein wenig in der Gemeindſtube, aber ſie hat nichts Herbes und Herriſches, ſie iſt eine verſtändige, geachtete und höchſt kluge Frau, aber ohne das Innerliche und die Gemüthstiefe, die mehr den Emmenthalerinnen eigen ſind, als ihren mehr der Außenwelt zugekehrten Nachbarinnen im Oberaargau.

Dieſe Innerlichkeit und Gefühlstiefe, ein Zug der Gebirgsbewohner, tritt hingegen in ihrem ſchönſten Licht hervor bei der Bäurin Aenneli in „Geld und Geiſt", einem unvergleichlich ſchön angelegten Frauencharakter, der durch den Zug des Kindlichen und ſanft Menſchlichen noch rührender und bewegender wird.

Eine andere Klaſſe weiblicher Charaktere, außer den regierenden Bäuerinnen, ſind diejenigen Frauencharaktere, die bei Zeiten dienen gelernt, und durch ſtrenge Jugend und gedrückte Verhältniſſe zu Beſcheidenheit und Aufopferungsfähigkeit erzogen worden, zarte, liebevolle Organiſationen, die Bitzius gleichſam nur hingehaucht, um uns das Edelſte und Unver-

gänglichſte darzuſtellen, die thätige Liebe und das Vergeſſen ſeiner ſelbſt um Andere. Es ſind dieß meiſt jüngere Frauen, wie Mädeli im Schulmeiſter, Meyeli in Anne Bäbi Jowäger und Bäbeli in Dursli. Alle dieſe Frauen haben gemeinſame Züge, und ſind doch vortrefflich nüancirt und zu eigenthümlichen Charakteren geworden. Bäbeli in „Dursli“ iſt unter den drei Bildern das ergreifendſte, weil hier die äußere Noth am größten und die Probe für die ſtille Dulderin die ſtrengſte iſt. Von Mädeli der Schulmeiſtersfrau haben wir bei Anlaß der „Leiden und Freuden“ geſprochen. Auch ſie iſt eine herrliche Erſcheinung, die im Glanz des liebevollſten Weſens wie eine Sonne ſtrahlt. Meyeli, Anne Bäbi Jowäger's Schwiegertochter, hat äußerlich ein beſſeres Loos, ſie iſt die junge Bäurin und ihr Jakobli iſt freundlich und gutmüthig. Aber auch dieſes zart empfindenden Weibes reine Seele wird von mancherlei Kummer bewegt, auch ſie ißt oft ihr Brod mit Thränen und ſteht von kummervollen Nächten auf. Des Kindes Tod, der Mutter Trübſinn, das zarte Gefühl ihrer Lage als des arm in's Haus gekommenen Mädchens, das ſich nie genug thun kann, und die Weichheit ihrer Empfindungen überhaupt, endlich ihre Kränklichkeit, die Gefühle gegen den Arzt, welcher der Wohlthäter des Hauſes wird, laſſen ihr Herz nicht zur Ruhe kommen. Auch ſie iſt eine Dulderin, auch ihr Leben iſt ein treues Hingeben an der Ihrigen Wohl, und „was köſtlich daran war, iſt Mühe und Arbeit geweſen.“

Gegenſätzlich zu dieſen höhern Naturen, immer aber wohlwollend, das Gute fördernd und mit Energie die Welt um ſich her behandelnd ſind die lebensvollen und witzigen Wirthinnen, beſonders diejenige zum geldnen Krebs im „Schuldenbauer“, ein Muſter von Anſtelligkeit, charaktervollem Weſen und natürlichem Witz. Auch die Baſe in „Käthi“ gehört hierher. Es ſind alles praktiſche Weiber mit dem Herz auf dem rechten

Fleck, aber durch's Leben zur Schlauheit geſchult und zur Diplomatie.

Zu den widrigen, ſchlimmgearteten und gleichſam das böſe Princip repräſentirenden Weibern gehört vor allem Eiſi im Dürluft (Bohfreude) ſammt ihrer Mutter, ein wahrer Satanas, dann Eiſi, die Wirthin auf der Gnäpfi, im Geltstag, ebenfalls eine durch und durch widrige Figur, die am Ende von ihren Kindern wegläuft, um einen Windbeutel zu heirathen, nachdem ſie durch ihren Unverſtand und ihre Thorheiten ihren erſten Mann hat ruiniren helfen.

Die Dorngrütbäurin erweckt unſer Mitleid, weil ſie im eigenen Hauſe Sklavin iſt und ein eingeſchüchtertes freudloſes Leben leben muß. Eiſi, die Frau des Schuldenbauer's, hingegen erfreut uns als die ehrliche, alle Kräfte zum Erwerb anſtrengende muſterhafte Hausfrau, deren redliche Mühe endlich mit Erfolg gekrönt wird.

Geben wir nun vom ältern Geſchlecht zu den heitern Jugendgeſtalten über, ſo begegnen uns unter den Mädchen vorerſt die lieblichen und rüſtigen Bauerntöchter Vreneli in „Uli", Anne Mareili in „Geld und Geiſt", Gretli im „Zeitgeiſt" und Andere, anmuthige und ſonnige Geſtalten, im vollen Glanz unſchuldiger und aufblühender Jugend ſtrahlend. Anne Mareili und Gretli ſind ſtattliche Mädchen aus reichen Bauernhäuſern, von vielem Selbſtgefühl und ariſtokratiſchem Weſen. Vreneli iſt zwar bloß Adoptivtochter im Hauſe des Glunggenbauers und eine Uneheliche, allein der angeborne Seelenadel des Mädchens, das charaktervolle und das Selbſtgefühl, das ſie von ihrem Vater geerbt hat, und die ehrenvolle Stellung im Hauſe der Baſe, welche ſie als Tochter behandelt und das innere Regiment des großen Bauernhofes führen läßt, erſetzen dieſe Mängel und geben ihr, wie Bitzius ſagen würde, etwas Alt-adeliges und Regimentsfähiges, ſo daß ſie mit Recht das feldherrliche Vreneli heißt. Und dieſe ſpröde, bewußte, nicht leicht zu handhabende Natur entwickelt dann

wieder als Frau und Mutter, als Pflegerin und Versorgerin der Ihrigen und Fremder so zarte Eigenschaften, alles ist bei ihr so in's Gleichgewicht gesetzt, ihr Verstand und ihr Urtheil über Menschen und Dinge sind so scharf und ihr Herz dabei so rein, daß sie eines der köstlichsten Bilder von Bitzius bleibt, ein Charakter voll Rhythmus und Schönheit, hell und entzückend, wie ein schöner Sommermorgen. — Gretli, Lisi's Tochter im „Zeitgeist", ist Vreneli ähnlich, doch weniger bewußt, von der Mutter, welche die Zügel selbst führt, weniger an's Befehlen gewöhnt, kindlicher und von weniger festem, metallnem Stoffe. Anne Mareili hingegen, die Hauptheldin von „Geld und Geist", ist ein merkwürdiger, ganz ideeller Mädchencharakter, dessen tief angelegtes Wesen der rauhe Despotismus im elterlichen Hause nicht auf die Oberfläche treten läßt, sondern in sich zurückdrängt, so daß es nur bei großen Krisen zum Vorschein kommt. Sie ist eine ganz concentrirte vortreffliche Natur, aus dem wüsten Dorngrüt emporgewachsen, wie eine herrliche Blume mitten aus faulem Sumpf, ein fremder Tropfen im Blut ihrer Familie, ganz wahlverwandt hingegen mit dem Geiste, der in Resli's elterlichem Hause herrscht. Sie kennt ihren eigenen Werth und unterschätzt sich nicht, aber wenn sie einmal liebt, so liebt sie mit allen Fasern ihres Herzens und mit der vollsten Hingebung. Für den Psychologen ist Anne Mareili eine herrliche Studie.

Ganz anders, von viel leichterem Gehalt ist Anne Lisi, Resli's Schwester, in vollem Gegensatz zur zukünftigen Schwägerin. Auch wird sie von Bitzius mit den humoristischen Worten eingeführt: „Anne Lisi war stets aufgedonnert und machte Ansprüche an die Welt." Sie ist lauter Beweglichkeit und Impressionabilität, schalkhaft und schnippisch, wie die Jungfer Sophie in „Anne Bäbi Jowäger", fröhlich in's Leben schauend, um die Zukunft unbekümmert, ein anmuthiger Mädchencharakter von frischer Natürlichkeit und gutartigem Grund, aber leicht entschlüpfend.

Die zarteſte von Bitzius' Mädchengeſtalten iſt Aenneli (Käſerei in der Vehfreude), ein herrliches Bild weiblicher Innigkeit und Unſchuld, welches ſich von der rohen, ſpitzbübiſchen und harten Welt, die es umgiebt, trefflich abhebt. Wenige Romanheldinnen können größeres Intereſſe einflößen, als dieſes liebliche engelreine Kind mit ſeinem demuthsvollen, dankbaren und liebenden Herzen. Es iſt ein köſtliches Paar, dieſer Felix und dieſes Aenneli, er ganz Mann, ſie ganz Weib, Typen ihrer Geſchlechter in der ſchärfſten Ausprägung.

Ein ganz eigenthümliches Bild iſt Eiſeli, das Oberländermädchen in „Jakob's Wanderungen". Die religiöſe Denkweiſe beſtimmt hier den ganzen Charakter und giebt ihm Halt und Ausdruck, ohne daß er im Mindeſten dadurch an Naivetät und Witz verlöre oder kopfhängeriſch wäre. Im Gegentheil zeigt Eiſeli die ſchärfſte Intelligenz und die größte Lebendigkeit, und die armſelige Dialektik des mit communiſtiſchen Lehren wie mit einem Beſenwurf übertünchten Handwerksburſchen ſcheitert an der kerngeſunden Logik Eiſeli's, die ſie bei keinem Profeſſor philosophiae gehört hat und die des armen Burſchen ſpottet, der über Tiſch immer predigt, man müſſe kein Ding in der Welt lieb haben, weil Einen dieß nur geniere, und der dann gleichwohl auf das Vertrauen und die Liebe eines Mädchens Anſpruch macht, welches um ſeinetwillen die Heimath verlaſſen und mit dem neuen Ariſtipp in die weite Welt hinausziehen ſollte.

Unter den widrigen und ſchiefen Mädchencharakteren ſteht Eliſi im „Uli" obenan, die leider, wie wir früher bemerkt, nicht Carrikatur iſt. Sie kann als Repräſentantin eines überaus zahlreichen, übrigens in den Städten ſo gut wie auf dem Lande zu findenden Geſchlechts gelten, welches ſich von Natürlichkeit und Geradheit in Sinn und Leben bereits einige Stadien entfernt, bis zu wahrer Bildung aber, die nicht bloß in ſchöneren Kleidern und ſogeheißenen beſſeren Manieren zu ſuchen iſt, noch lange Tagereiſen zu machen hat und auf dieſem Wege nie hinkommt.

Als Bild von einer Erzgemeinheit, die fast Carrikatur wird, mag die Bauerntochter Liſi auf dem Ziberlihoger in „Anne Bäbi Jowäger“ gelten, die den unerfahrenen Jakobli zum Ehemann preſſen will.

Umgekehrt ragt hingegen an Gehalt und poetiſcher Größe Elſi, die ſeltſame Magd, über die Andern hervor und wird zu einer tragiſchen Heldin.

Nun ein Wort von Bitzius' Bauernburſchen! Von denſelben ſagt wieder Julian Schmidt treffend: „Was ſind das für köſtliche Figuren, denen wir in dieſer engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Burſche, die, wenn ſie in der Leidenſchaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus verletzter Scham den erſten Beſten prügeln, den ſie nicht leiden können, die Händel anfangen, wie Mercutio, wo ſie es am wenigſten nöthig hätten, die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taſchen klimpern, tyranniſiren, was von ihnen abhängig iſt, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, und die ſich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menſchen von dem allerrealſten Fleiſch und Blut, mit denen ſich leben läßt und über die man ſich freuen kann. — Es iſt eine Freude zu verfolgen, wie der ausgeprägteſte, beinahe ſpitzbübiſche Egoismus, die knöchernſte bäuriſche Convenienz, wie Roheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige, harte Natur auch in ihren Auswüchſen in keiner Weiſe unverträglich iſt mit den ſchönen, warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtſchaffenen Herzens.“

Solche kräftige und zugleich warm fühlende, aufopferungsfähige, zuverläſſige Naturen ſind in der That die tüchtigen Burſche von Bitzius. Sie ſind ihm auch aus der Seele geſchrieben, und man könnte ſie ſeine Lieblinge nennen, wenn man nicht geſtehen müßte, daß er als ächter Dichter alle ſeine Kinder mit gleicher Liebe liebt und auf Alle gleiche Sorgfalt wendet.

Von „Jeremias Gotthelf", seinem ersten Helden, und „Uli" ist schon das Nöthige gesagt worden. Beide sind arme Bursche, die sich durchschlagen müssen und nur, indem sie jeden Nerv anstrengen, sich eine bessere „sociale Stellung" erringen. Es sind die ehrenwerthen Parvenüs, die der Jugend als Beispiele einer guten Anlage und beharrenden Fleißes gegeben werden.

Gegenüber und neben diesen und ähnlichen stehen nun die gebornen Bauernsöhne, die Söhne der Landesaristokratie, aufgewachsen im Ueberfluß des großen Bauernhofes, die sich nicht um ihre Zukunft zu bekümmern haben, denen das Leben, wenn sie auch zu tüchtiger Arbeit angehalten werden, doch in Vergleichung mit den Aermern und Nichtbesitzenden seine Freudenseite zugekehrt hat, herrliche, lebensvolle Bursche voll Unmittelbarkeit und Natur. Unter ihnen zeichnen sich vor Allen aus Felix in der „Käserei" und Resli in „Geld und Geist", zwei eigentliche junge Recken in der ländlichen Welt, von gleicher Anlage, doch in Vielem wieder unter sich verschieden.

Felix ist „des Ammann's Sohn" und mithin der princeps juventutis, der Erste unter den Jungen, wie sein Vater der Erste unter den Alten, der stattliche, wohlregierende Ammann ist. Es ist ein prächtiger Geselle voll Uebermuth und Genialität, ein wahrer Shakspeare'scher Prinz Heinrich, bei aller Wildheit und Ueppigkeit vom trefflichsten Naturell und sehr gesundem Herzen. Er ist thätig, schlau, verwegen, herrisch, ein Rosse- und Mädchenbändiger, der Mutter Liebling und ganz dazu angethan, in der Lehrfreude den Ton anzugeben und die erste Rolle zu spielen. Er haßt die krummen Wege und fährt am liebsten mit der Faust dazwischen. Sein ganzes Auftreten bildet besonders den schneidendsten Kontrast mit dem widrigen, in jeder Beziehung schmutzigen Eglihannes. Des Ammann's Sohn ist ein Sonntagskind, das Glück lacht ihm

nach allerlei merkwürdigen Episoden und er hält mit seinem geliebten Aenneli glücklich Hochzeit.

Resli, in „Geld und Geist" ist ein gleich wackerer Charakter, aber ernster, tiefer, in sich gezogener. Er hat nicht den Uebermuth von Felix, er ist nicht des Ammann's Sohn. Er ist im elterlichen Hause bescheidener geworden, wenn er auch viel Selbstgefühl hat, und als jüngster Sohn den Hof erben wird. Er ist ein musterhafter Sohn, wie er ein treuer Liebhaber ist, von edler Gesinnung in Allem, kernhaft, männlich, entschlossen, dabei lebenslustig und jovial, ein harmonischer Charakter voll Wärme und Kraft. Resli ist die ideellste Gestalt unter den jungen Burschen von Bitzius.

Zu den weniger bedeutenden und leichter gehaltenen, doch in manchem Zug den beiden Genannten ähnlichen Charakteren gehören Michel (Michel's Brautschau), Christen in „wie Christen eine Frau gewinnt", Benz der jüngere im „Zeitgeist", Joggeli in „wie Joggeli eine Frau gewinnt", welchem sogar die Ehre widerfahren ist, als „Tabuletkrämer" in einer Berliner Oper zu figuriren. Bei Bitzius stellt er sich bloß als Kesselflicker. Die Burschen seiner Brautschauen sind überhaupt von ausgezeichneter Humoristik, und diese Erzählungen gehören zu denjenigen Produktionen, wo die heiterste Dichtung ohne alle Lehrzwecke vorwaltet.

Ein ziemlich ausgeführter und höchst gelungener Charakter ist Christeli, Resli's Bruder, dessen Kränklichkeit seine besondere Lebensweise und sein originelles Wesen bedingt. Er gehört daher unter Bitzius' Originalcharaktere, er ist in der Erzählung der beobachtende und reflektirende, dabei aber wohlwollende nicht verbitterte Philosoph, oder wenn man lieber will, Sonderling.

Ihm nahe verwandt, doch weit unselbstständiger und unmündiger ist Jakobli, Anne Bäbi Jowägers verzogener, dann ärztlich verpfuschter und einäugig gewordener Sohn, ein gutes Kind von natürlichem Verstand, aber durch absurde und

ängstliche Erziehung unentwickelt. Die Jakobli sind auf dem Lande weniger selten als man meint. Ein einziges Kind reicher Eltern wird fast nur in Ausnahmsfällen richtig erzogen, und Bitzius hat alle Nachtheile einer solchen Mißerziehung von Lieblingen mit meisterhafter Kunst an Jakobli in's Licht gesetzt. Er kann's sein Lebtag nicht verwinden, von der wunderlichen Anne Bäbi auferzogen worden zu sein, und wir mögen es daher dem armen, herzbraven Burschen doppelt gönnen, daß er noch zu einer Frau wie Meyeli kömmt.

Jakob, der Geselle, steht als einzelne Erscheinung auf der Seite, und hat in seiner Art Aehnlichkeit mit Jeremias im „Bauernspiegel". Die bestimmenden Züge an ihm sind Leichtgläubigkeit, Unselbstständigkeit im Urtheil und gänzliche Unkenntniß der Welt. Die gute deutsche Natur und der Hausschatz braver häuslicher Erziehung schlagen am Ende durch, und die Großmutter muß ihren Wahlspruch: „Jakob ist und bleibt ein Esel!" zurücknehmen.

Alle diese Charakterbilder lediger Bursche stellen die Lichtseite der Landjugend dar. Bitzius hat wenig Gegenstücke zu denselben, eigentlich schlechte Bauernsöhne gezeichnet. Er nimmt seine schlimmgeartetsten Figuren meist aus andern Klassen der Gesellschaft, aus den Schreibern, den mindern Geschäftsleuten, den sogenannten Geschäftlimachern, den feilen Mätlern höherer und niederer Art. — So ist Johannes, der Sohn des Glunggenbauer's, nicht von ursprünglich schlimmer Anlage, er ist bloß ein „Brülli", wie man sagt, ein roher Mensch, der nach und nach durch allerlei Lebensverhältnisse, besonders durch ein seiner Schwester Elisi ähnliches Weib, Trinette, dem völligen Ruin zugeführt wird.

Eben so finden sich bei'm jüngern Hunghans im „Zeitgeist" gute Elemente. Er ist in achtbarer Umgebung erzogen und geht durch Prahlsucht, Eitelkeit, Militäromanie und Politik zu Grunde, woran sein kurzsichtiger und selbst eitler und ehrgeiziger Vater große Schuld mitträgt. Bitzius hat

hier gar nicht in's Schwarze gemalt und uns in dem in den Strudel gerissenen Bauernsohn lediglich die Gefahren der Verführung von Seite eigennütziger Spekulanten und Aufhetzer für jüngere reiche Männer dargestellt.

Zum Ganzen des Großbauernhauses gehören neben diesen Hauptpersonen, neben dem herrschaftlichen Theil der Familie, auch die Knechte und Mägde aller Art. Auch hier ist Bitzius nicht karg in Zeichnungen gewesen, und alle diese dienenden Personen, von den Jungfrauen und Meisterknechten bis zum Karrer und Melker, sind lebendige mit sicherer Hand geschaffene Gestalten und behaupten den ihnen zukommenden Charakter bis in's kleinste Detail. Es giebt mitunter sehr Burleskes und Cynisches, aber dieß gehört meistens zum vollen Bild dieser Lebenssphäre und kommt auch im Leben dort am häufigsten vor. Bitzius weiß besonders auf ganz treffende Weise an diesen untergeordneten Personen darzuthun, daß auch der äußerlich unscheinbarste Beruf ein ganz ehrenwerther ist und seine Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft mit Berechtigung ausfüllt, wenn er sich nur zu einem Ganzen abrundet und nichts in sich Zerrissenes und Zerfahrenes zeigt. Diese Knechte und Mägde sind, mit wenigen Ausnahmen, solche ganze, mithin zufriedene Menschen, und der Stallknecht in der „Vehfreude" z. B., der weitberühmt ist wegen der guten und treuen Behandlung der Pferde, ist eine wahre Respektsperson, vor welcher man den Hut abziehen kann, und dessen Verschwinden vom Schauplatz eine Lücke zurücklassen würde, weil er in seinem Beruf ein ganzer Mann und ein getreuer Arbeiter ist.

Die bedeutendsten Rollen in diesem untergeordneten Kreis spielen Sami und Mädi in „Anne Bäbi Jowäger" und ihr hervorragender Antheil am Hausregiment deutet vortrefflich an, daß in dieser Haushaltung nicht Alles in der Ordnung sei und keine feste Hand die Zügel führe. Sonst sind die sogenannten Vertrauten-Rollen, in denen, wie uns die Lustspiele aus der höhern bürgerlichen Gesellschaft lehren, die Söhne und Töchter

des Hauses mit den Dienstboten gemeine Sache machen, bei Bitzius nicht vorhanden. Er bleibt auch hier dem Leben getreu, und sein Bauernhaus hat ein gewisses aristokratisches, abgemessenes Wesen, eine abgegrenzte und feste Sitte, welche im normalen Zustande der Dinge kein Verhältniß aus seinem Kreis heraustreten läßt.

Es ist die Bühne von Bitzius, wenn uns dieser von ihm zwar ziemlich verpönte Ausdruck erlaubt ist, erstaunlich reich an Nebenfiguren aller Art. Sie ist so voll besetzt, wie das Leben selbst. Eine ganze Welt quillt verschwenderisch in seinen großen Erzählungen auf und die unbedeutendste Gestalt, die nur vorübereilt, prägt sich unserm Sinn durch richtige und charaktervolle Skizzirung ein. So ist z. B. der raisonnirende Schuljunge in der „Käserei", den Bitzius späterhin nur den „Großrathscandidaten" nennt und der nur ein paar Male erscheint, schon das erste Mal so gut gezeichnet, daß wir uns allemal freuen, wenn der unverschämte Junge das Maul braucht, und daß uns die kecke Figur nicht aus dem Sinn kommt. Das heißt aus vollem Holz geschnitten. Bitzius gleicht darin Dickens, der ebenfalls seine Nebenfiguren, besonders aus der untern Volksklasse, mit ein paar Strichen so zu zeichnen weiß, daß sie wie in Stein gehauen sind. Was haben nicht bei Bitzius alle die Zwischenträger, Gelegenheitsmacher, Hausirer und dergleichen Volk für Leben und Charakter! wie originell sind die Gespräche und die Anschauungen dieser Leute! Sie vermitteln den Verkehr im Kleinen, wie Post und Zeitung ihn in der größern Welt vermitteln. Sie sind die Telegraphen des Dorfes und der einsamen Bauernhöfe.

Auch die Personen andrer Stände, die nicht aus dem engern Kreis des Dorflebens genommen sind, wie Aerzte, Pfarrer, Beamte u. dgl. sind treffliche Lebensbilder und nirgends verzeichnet, wenn gleich Bitzius oft seiner heitern Laune die Zügel schießen läßt und die burleske und komische Seite der Situationen herauskehrt, oder, wie Julian Schmidt sagt, hinter

seinen Schöpfungen selbst schelmisch hervorlauscht. Er schont allerdings keinen Stand, auch den seinigen nicht, weil auch im Leben kein Stand von Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten frei ist. Doch scheint uns, seine Amtsbrüder z. B. hätten sich nicht sehr zu beklagen. Denn seine Pfarrer sind meist ganz wackere Leute. Besonders scheinen der Pfarrer im „Schulmeister", nämlich der später auftretende, und der alte Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger seine eigene Gesinnung und Handlungsweise in Schule und Kirche darzustellen, und der letztere besonders, der freundliche und milde Greis in „Anne Bäbi" ist uns ein herrliches Vorbild schlichter und bescheidener pastoraler Wirksamkeit. Eben so setzt er im Doktor Rudi in „Anne Bäbi" dem Opferleben, der sich hingebenden Berufstreue des Arztes und besonders des Landarztes ein unvergängliches Denkmal, wie er hinwiederum den gewissenlos eigennützigen Arzt im „Bauernspiegel" mit ein paar derben Strichen kennzeichnet.

Bitzius ist allerdings oft Satyriker, oder vielmehr in so fern er darstellt (nicht raisonnirt), Komiker. Es kommen eine Menge Personen in seinen Schriften vor, die man geradezu als Portraits bezeichnet hat, und so bald man einmal auf diesen Gedanken kam, fand man dergleichen Conterfeie weit mehr als Bitzius wirklich solche hat darstellen wollen. Viele fürchteten sich sogar vor ihm und argwöhnten bei jeder zufälligen Begegnung in seine Schreibtafel notirt zu werden, um in der nächsten Erzählung zu erscheinen. So kleinlich war Bitzius nicht. Persönliche Feindschaften hatte er keine, und diese oder jene an sich unbedeutende Persönlichkeit lächerlich machen zu wollen, lediglich um ihr Eins zu versetzen, wäre zumal, da es meist Leute betraf, die nicht etwa als Mächtige eine pikante Zielscheibe des Spottes abgaben, eben so trivial als unfruchtbar gewesen. Die Zwecke von Bitzius gingen höher, und der unbefangene Leser wird hier etwas ganz Anderes als persönliche Satyre finden. Bitzius erfüllte vielmehr in den

meiſten Fällen die Forderung der guten ächten Satyre, welche verlangt, „daß der Dichter ſelbſt von höherer Weisheit erfüllt, die allgemeinen Schäden in der Darſtellung individueller Perſönlichkeiten und ihres Treibens zu zeichnen verſtehe.“ Bitzius greift aus dem Leben die Züge von Verkehrtheit, Frivolität, ſchlimmer oder lächerlicher Handlungsweiſe auf und verkörpert ſie in Bildern, die dann gewiſſe Züge mit lebenden Perſonen gemein haben, aber ſo wie ſie Bitzius erſcheinen läßt, Gebilde und zwar typiſche Gebilde des Dichters ſind. So kann die Habſucht, der Geiz, der brutale Eigennutz, die hohle Renommiſterei perſonificirt werden, und die Familienähnlichkeit ſolcher Charaktere mit Lebenden, die ihnen gleichen, wird ſich nicht verläugnen können. Allein die Geſchilderten werden immer etwas im weitern Sinn Ideelles an ſich haben, was in der Wirklichkeit nicht anzutreffen iſt, ſo wenig auch die idealen Geſtalten im guten Sinne in dieſen oder jenen wirklichen Individuen gefunden werden können. Möglich, daß Dieſer und Jener, Dieſe und Jene Bitzius geſeſſen ſind. Er hat jedenfalls Alle mit dichteriſcher Freiheit behandelt und bei dem Aufgreifen dieſer oder jener perſönlichen Züge für ſeine Charakterbilder ſtets ſeine allgemeinen Zwecke gehabt, die über perſönliche Satyre oder Spottſucht weit hinaus gehen. Bitzius hat dabei nicht mehr und nicht weniger gethan als andere wahlverwandte Schriftſteller. Wer z. B. alle perſönlichen Beziehungen und ſocialen Umgebungen eines Bulwer oder eines Dickens kennte. würde wohl in einem „Pelham“ oder in einem „Bleak House“ manches Portrait zu finden glauben, aber gleichwohl würde ſich bei allen jenes X finden, was der Dichter hinzugethan, und was dem aus der Wirklichkeit Herübergenommenen ſeinen idealen Gehalt giebt. So viel hierüber.

Neben den normalen Charakteren, ſei es nun daß dieſe die Lichtſeiten oder die Schattenſeiten des ländlichen Lebens oder des Lebens überhaupt darſtellen, hat Bitzius auch manche Originalcharaktere oder Sonderlinge in ſeinen Werken

geſchaffen und vorgeführt, in welchen er noch meiſterhafter erſcheint als in den Erſtern. Zu ſolchen Originalfiguren von ganz abnormem Gepräge rechnen wir vorerſt Anne Bäbi Jowäger, die ganz einzig daſteht und mit der größten Genialität in all ihrem ſeltſamen und widerſprechenden Weſen entwickelt iſt. Ein anderer weniger bekannter Charakter iſt Bartli, der Korber, eben ſo vollendet und ausgeführt, vom größten Reichthum an kleinen Zügen, die, wenn Bartli eine dramatiſche Perſon wäre, eines Garrik's nicht unwürdig ſein möchten. Auch der „Beſenbinder von Rychiswyl" gehört hieher, wiewohl er nicht ſo tief angelegt iſt. Ein herrliches Original iſt auch der Kilchmeier, der „Erbvetter", der ſchon bei ſeiner Wette mit dem Stadtmetzger unſer ganzes pſychologiſches Intereſſe gewinnt.

Zu den merkwürdigſten Charakteren in dieſem Gebiet gehören endlich die bereits an den betreffenden Stellen erwähnten Miſanthropen Hagelhans und Wehrdi. Vom Erſtern haben wir das Urtheil eines competenten Richters angeführt, dem wir vollkommen beiſtimmen, daß es eine der großartigſten Conceptionen von Bitzius ſei. Der Jäger Wehrdi im Schulmeiſter iſt von gleichem Metall und findet ſich wie ein Fündling von Granit mitten in einer mehr der weichen, leicht zu bearbeitenden Molaſſe ähnlichen Welt. Er ſtellt dem gedrückten von eingelernten Syſtemen und Methoden verwirrten Schulmeiſter gegenüber den ſichern ganz freien Blick des Weltmann's dar, und wenn irgendwo Bitzius „hinter ſeinen Schöpfungen ſchelmiſch hervortauſcht", und ihnen ſeine Gedanken leiht, ſo iſt das der Fall bei dem kernhaften, praktiſchen und doch wieder humanen und warmen Waldmann. Da das Charakterloſe in den Menſchen, das dieſelben von den Winden oberflächlicher, unklarer und unerprobter Meinungen hin und her ſchaukeln läßt, Bitzius gerade von allen Dingen das Verhaßteſte war, ſo hat er mit einem beſondern Wohlgefallen ſolche freie und ernſte Menſchen hingeſtellt, die ſich von

dem wirren Strom dieſer Meinungen, Rückſichten und Vorurtheile nur beſpülen, nie fortreißen laſſen. Ein ſolcher Mann iſt Wehrli, der Jäger, und man freut ſich ſeiner trotz des Dämoniſchen in ſeinem ganzen Weſen, weil er eine naturwüchſige, unbeugſame Kraft darſtellt und den geſunden Menſchenverſtand oft an dem Prokruſtesbette der Doktrin und der tyranniſchen Regel rächt.

Wer ſolche Charaktere ſchaffen, wer ſo verſchiedenartigen Geſtalten ſtets ihr eigenthümliches, durch ihre ganze Anlage vorgezeichnetes Leben geben, wer überhaupt, wie Julian Schmidt ſagt, über alle ſeine Figuren mit ſo humoriſtiſcher Freiheit, ſolcher Kraft der Charakteriſtik verfügen konnte, mußte gewiß ein großer Pſycholoye ſein. Allein Bitzius blieb nicht bei mäßig ſchwierigen Aufgaben ſtehen. Er wagte ſich mit glücklicher Kühnheit an pſychologiſche Räthſel, in die dunkeln Gebiete geiſtiger Pathologie, an denen ſo oft die Kunſt, die nicht Meiſterſchaft iſt, ſcheitert, und er hat vielleicht hier für den Pſychologen das Größte geleiſtet und ſeinem Talent die Krone aufgeſetzt. Zu dem Vorzüglichſten auf dieſem Felde zählen wir die Entwickelung des Trübſinn's bei Anne Bäbi Jowäger, die Geſchichte dieſer Seelenſtörung, die ſich bis zum Selbſtmorde ſteigert. Wir blicken da ſo recht ins Seelenleben und in das Gewebe der Vorſtellungen hinein, welche den innern Sinn der alten Frau beherrſchen und verwirren. Die geiſtigen Vorgänge finden gleichſam vor unſern Augen ſtatt, und eine geheimnißvolle Werkſtätte öffnet ſich. Wir werden zu Zeugen dieſer heftigen Kriſis gemacht, die in dem befangenen Gemüthe ſcheinbar plötzlich entſteht, im Grunde aber ſchon lange ſich vorbereitet und den Tod des Großkindes nur zur determinirenden Veranlaſſung hat.

Nicht weniger tief iſt der Seelenzuſtand Durſli's, des Branntweinſäufer's, gegriffen, wie er aus eigentlicher Trunkenheit und den einſtürmenden Empfindungen von Schaam, Zorn, Reue entſteht und die Kriſe zum Ausbruch bringt, von welcher

Sein und Nichtsein abhängt, und aus welcher der Arme zwar todesmatt aber gereinigt hervorgeht. Wie meisterhaft sind die Wahnvorstellungen und das Traumleben in dem Gehirn des delirierenden Säufers dargestellt! Wie spielt das ganze Leben und die Stimme des Gewissens da hinein, und wie fein ist der Faden, an welchem uns Bitzius aus diesem dunkeln Labyrinth wieder hinauszuführen weiß!

Eine Scene von bewundernswerther psychologischer Tiefe und Wahrheit ist auch die Scene in „Geld und Geist" zwischen den beiden Liebenden Resli und Anne Mareili im Dorngrüt, wo der habgierige Dorngrütbauer dem künftigen Schwiegersohn dessen väterlichen Hof als unbedingte Aussteuer abpressen will, dann an der Pietät des jungen Burschen scheitert, aber die Verzweiflung des zum Tode geängsteten Mädchens veranlaßt, welches in dem Abbrechen der Unterhandlungen seine Hoffnungen geknickt, sein Glück untergehen sieht. Wie sehen wir da nicht die Bewegung und Spannung in Anne Mareili's Seele sich steigern, wie plötzlich und doch motivirt und natürlich ist der gewaltsame Umschlag der Empfindungen, der Wechsel zärtlichster Liebe mit dem heftigsten Zorn, weil Resli's Widerstand gegen ihren Vater ihr den Glauben an die Opferfähigkeit und mithin an die Aechtheit seiner Liebe raubte, während sie sich bewußt war, das verlangte Opfer in ein bloß scheinbares durch ihre reine Liebe verwandeln zu können! Und wie ergreifend ist dann wieder Resli's harter Kampf zwischen treuer Liebe und dem Gefühl dessen, was er den Eltern und der Zukunft des väterlichen Hauses und seinen Geschwistern schuldig zu sein glaubte! Es ist rührend zu sehen, wie die Härte des Dorngrütbauer's und das Gefühl unbilliger Behandlung ihm die Thränen auspreßt, und doch in dem durch und durch edlen Jüngling das Pflichtgefühl und was er für seines Hauses Ehre hält, über die Liebe siegt und dieses Bewußtsein schlichten, ungekünstelten Rechtthuns ihm in den folgenden trüben Tagen der Trauer um die „versunkene

Liebeszeit" als einziger Troſt erſcheint, und der verwundeten Seele Balſam wird. Es iſt eine der größten, herrlichſten Scenen, die in Bitzius vorkommen. Er hat ſich, möchten wir ſagen, hier ſelbſt übertroffen und das menſchliche Herz, das trotzige und verzagte Ding, in ſeinen wunderſamſten Tiefen belauſcht.

Mit ſo großem pſychologiſchem Talent begabt, hätte Bitzius, wenn er gewollt, uns wohl auch intereſſante Criminalgeſchichten geben können. Es hätte ihm des Stoffes genug zu Gebote geſtanden. Er hat dieß nicht gethan, und wir wollen ihm Dank dafür wiſſen. Da, wo an große Verbrechen nicht das Intereſſe der Wiſſenſchaft oder der Geſchichte ſich knüpft, dürfte der Nutzen ſolcher Geſchichten höchſt zweifelhaft ſein. Bitzius hatte bei ſeinen Schriften nicht den Zweck, den Leſer aufzuregen und ermattete Phantaſieen durch concentrirte und furchtbare Bilder aufzuſtacheln, oder der Ueberſättigung durch das Außerordentliche und Geheimnißvolle, das in den Annalen des Verbrechens vorherrſcht, neue Spannung zu verſchaffen. Er hielt es für nöthiger und weiſer, ſtatt nur die jähen Abgründe zu zeigen, wo glücklicher Weiſe von Tauſenden kaum ein Paar hinabſtürzen, die Geſellſchaft auf die oft nur unſcheinbar ſchiefen Flächen aufmerkſam zu machen, auf welchen wir an den Rand jener Abgründe hinuntergleiten können, wenn wir nicht entſchloſſen und bei Zeiten umkehren. Das Verbrechen iſt bloß das letzte Produkt, ein letztes Stadium von Fäulniß, dem die Verkehrtheiten, die ſchlimmen Neigungen, die innere und äußere Zuchtloſigkeit, das ſich Gehen laſſen, und die Trägheit des Willens vorarbeiten. Dieſe bereiten jenem erſt den Boden und wühlen in dem von ihnen erfaßten Menſchen lange, bis es zu jenem Aeußerſten kommt. Die größere Gefahr iſt die weiter verbreitete. Bitzius deckte lieber dieſe mildern, aber in ihrer allmäligen Wirkung verderblicheren Schäden auf und blieb auch darin wahr, daß er nicht durch Anhäufung von Criminalgeſchichten die ſocialen Zuſtände ſeines

Volkes und Landes ſchlimmer darſtellen wollte, als ſie wirklich ſind. Er unterſucht die Quellen des Pauperismus, der ſo oft in Verbrechen ausmündet, und er ermahnt, dieſe Quellen zu verſtopfen zu ſuchen und mit der Abhülfe ſogleich in den erſten Stadien anzufangen. In gleichem Sinne ſpricht er für die nothwendige Verbeſſerung des Schulweſens, um der Rohheit und dem Eigennutz entgegenzuarbeiten, die er ſo üppig wuchern ſieht. Er will, daß der Staat ſelbſt an alle dieſe Gebrechen, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, Hand anlege durch zweckmäßige ausführbare Geſetze, durch gerechte, unpartheiſche Juſtiz, durch Polizei, durch Ordnung in der Verwaltung. Er bekämpft daher vor Allem Schlaffheit, Schwäche, Feigheit in öffentlichen Dingen, falſche Humanität, Volksſchmeichelei, Alles, wodurch er das Regiment entarten und den ſchlimmen Neigungen im ſtaatlichen Leben Vorſchub leiſten ſieht. Aber er wendet ſich noch weit eindringlicher an alle Theile der Geſellſchaft, mögen ſie ſtehen wo ſie wollen, er will den Willen der Einzelnen kräftigen, dem Individuum die Richtung zum Guten geben, die Menſchen aus der Faulheit des Leibes und der Seele herausreißen. Hier wird ſeine Predigt und Lehre, ſei es daß er ſie mittelbar durch die Erzählung oder ſelbſt raiſonnirend giebt, am ſchärfſten. Es iſt ihm bitterer Ernſt, man fühlt ſeinen Zorn über uns kommen. Er geißelt ohne Schonung und iſt mit vollem Herzen dabei. Daher ſchreibt er ſo ſchön an ſeinen Freund Maurer-v. Conſtant (1845), wie er ein Doppelleben führe, ein heiteres ungetrübtes Privatleben, und dann wieder ein gram- und zornerfülltes, wenn ihm die öffentliche Schlechtigkeit und Faulheit unter die Augen komme. Das könne er nicht verwinden. Da müſſe er drein reden und habe ſchon mehrmals das Abgeſetztwerden riskirt.

Dieſer Punkt iſt für die Beurtheilung von Bigius' Schriften wichtig. Seine Poeſie wird überall von ſeinem Charakter, von der ſtarken Ueberzeugung einer männlichen Seele getragen. Er zweifelt nicht, er giebt Gewißheit, und

dieſe Gewißheit, dieſe Feſtigkeit iſt ein Zauber, der Viele zu ſeinen Schriften hinziehen mag, die in einer ſo zwieſpältigen und controverſen Zeit loſe und haltungslos auf dem Strome des Lebens ſchwimmen. Seine Anſchauung der Welt und des Lebens iſt eine ſichere, abgerundete, in ſich ſelbſt ruhende, ſein Urtheil meiſt geſund, klar, auf Erfahrung ſich gründend. Er legt uns die Motive, die dies Urtheil beſtimmen, offen dar, hüllt ſich nicht in myſtiſches Dunkel. Er diskutirt. Man kann ihn beſtreiten, man kann zuweilen die Richtigkeit ſeiner Prämiſſen in Abrede ſtellen, aber man kann ihm niemals vorwerfen, daß er ſich dem Gedränge zu entziehen ſuche, daß er nicht den vollen Kampf ausfechte oder die Anſtrengung deſſelben ſcheue. Es iſt ſeine Natur, ganz dabei zu ſein, ſich nicht zu ſchonen und ſtets im Vordertreffen auszuhalten. In ſeinen Büchern herrſcht dieſes mannhaft Feſte, Sichere und Starke, und zugleich die Heiterkeit und Freiheit, die wie die Sonne über Gewittern ſteht und aus der feſten Ueberzeugung entſpringt.

So wird uns Bitzius in ſeinen Schriften ein erfahrener, zuverläſſiger und ernſter Freund, wir ſchätzen ſein Urtheil, weil er ein Kenner des Lebens iſt. Wir hören ihn gern über ernſte und heitere Dinge, über die verſchiedenſten Scenen im Menſchenleben, über Tod und Leben ſprechen. Er begleitet uns überall hin, wo es menſchliche Empfindungen zu wecken, menſchliche Verhältniſſe darzuſtellen giebt. Er „ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid". Wie ergreifend wahr ſind die Scenen am Krankenbett, ſeine Sterbeſcenen, ſeine Begräbniſſe! wie weiß er uns die ſtillen Tage der Trauer vorzuführen, die Tage der Leere, der unerſetzlichen Lücke, oder die ſtillen heiligen Tage, da der Todte noch im Hauſe iſt. Wir kommen tief ergriffen von ſeinen Begräbniſſen, als ob uns ſelbſt ein lieber Todter wäre beſtattet worden, und dann führt er uns ernſt und freundlich in's volle Leben zurück. Da iſt er wieder mit den Freudigen

froh, wir feiern mit ihm die ſchönen Feſttage des Bauernhauſes, wir ſitzen behaglich an ſeinen Kindtaufſchmäuſen, an ſeinen Hochzeiten, an ſeinen „Sichleten“ und er zeigt uns die Bedeutung dieſer Mahlzeiten, welche die wichtigſten Zeitpunkte des Lebens begleiten. Was ſind das für ſonnige, ſtille und feierliche Sonntage, die wir mit ihm durchleben! Wie friſch und glanzvoll ſind ſeine Sommermorgen, wie ſtrahlend und glühend ſeine Abende, die mit ihrem milden, lieblichen Schimmer auch die düſterſten Gemüther verklären! Wie zauberiſch ſeine Mondnächte, oder die ſtille Majeſtät des ſternbeſäeten Himmels!

Man hat Bitzius vorgeworfen, daß Scherz und Ernſt, Komik und Tragik des Lebens, oft zu dicht bei einander liegen, und in der That kann ein guter oder ſchlechter Witz, der gleich auf eine ſchöne Stelle folgt, uns die Stelle ſelbſt verderben. Allein Bitzius erwiedert, „daß, wie im menſchlichen Leben mitten in das Leid die Freude tritt, mitten in die Freude das Leid, ſo oft in den tiefſten Ernſt hinein das Lächerliche ſprudle und umgekehrt.“ Oder er läßt ſeinen Pfarrer im „Schulmeiſter“ in ſchöner Gleichnißrede ſagen: „Es ſei am Himmel ſo und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernſt ſei Alles, aber über die ernſte Unergründlichkeit zucke der Sonnenſtrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: ſo ſolle es im Leben, ſo ſolle es im Menſchen ſein. Was die Menſchen bei ihm Spaß nennten, ſei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in deſſen Schein das Tiefe und Unergründliche erſt bemerkbar werde. Wo keine ſolche Lichtlein ſichtbar würden, da lebe man in grenzenloſer Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe Einen nicht zur Ehrfurcht, ſondern ſie erſcheine Einem nur als wüſte Leere.“ —

Bitzius iſt überall ein ſcharfer Beurtheiler der Menſchen, ein feiner Kenner und richtiger Schätzer ihrer Motive. Er kennt ihre Leidenſchaften und Vorurtheile, die „als Prisma des Gemüths, die Handlungen Anderer, je nach Gunſt oder

Unsumst, wie Lichtstrahlen anders färben und brechen." Er weiß die Leidenschaften bis zu ihren unscheinbaren Quellen zu verfolgen, und er zeichnet am schärfsten gerade diejenigen dieser Leidenschaften, welche in seiner Welt am häufigsten erscheinen, wenn sie auch in ihrem äußern Auftreten nicht zu den furchtbarsten gehören. Dahin gehört besonders jener kurzsichtige Eigennutz der Beschränktheit, der den Tag im Tag verthut, mit gieriger Hand nach dem kleinsten augenblicklichen Vortheil von heute greift, ohne sich um die Größe des Schadens zu bekümmern, der ihn morgen treffen wird, und der von bleibenden, zukünftigen Interessen wenig Begriff hat, sondern wenn ihm der Zufall die Besorgung solcher öffentlichen Interessen in die Hand giebt, nach dieser gleichen Privatmaxime unbedenklichen Zugreifens verfahren wird. Und dahin gehört auch jener Hang zur Trägheit, der alle Entschlüsse vertagt, aus lauter Indifferentismus und Schwäche nicht zum Handeln kommt und seine Feigheit stets hinter seine Vorsicht versteckt, welche ihm, wie dem würdigen Fallstaff, der Tapferkeit besseres Theil ist. Diese Unentschlossenheit, diese Aufschiebungssucht in allen Fällen, die einen Entscheid verlangen, schildert Bitzius vortrefflich in der schwarzen Spinne mit den lakonischen Worten: „Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel Allen wohl."

Gegen diese Leidenschaften der Trägheit und des Eigennutzes, wie gegen den verzehrenden Neid, den dünkelhaften Hochmuth, die unersättliche Begierde, ruft Bitzius mit starker Stimme die bessern, höhern Kräfte des Menschen in's Feld, und sucht gegen die trennenden, zwiespältigen, verderbenden Gewalten stets das Bindende, Zusammenhaltende, Erhaltende und Schaffende auf und zeigt die Macht dieser affirmativen Kräfte, wenn man sich ihnen hingiebt und an sie glaubt. Hier wird Bitzius immer warm und begeistert und spricht goldne Worte. „Vor der rechten Kraft beugt sich Alles. Wo der

Mensch das Gute will, da soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen, in dessen Hand er steht. Worte sind Münzen. Worte können kein Leben sühnen. Die große erhaltende und verknüpfende Macht im Leben ist die Liebe, die aus religiösen und sittlichen Grundsätzen entspringt und nicht das Ihre sucht. Diese Liebe, das muß auch der in Egoismus Vereinsamte gestehen, ist doch süß, ist dem Leben mehr als Sonne. Ohne sie ist auch der Glaube eitel, und diese Liebe ist die, welche den Samariter helfen lehrte, den der Priester um des Glaubens willen hülflos gelassen. Wer Liebe ernten will, muß auch Liebe pflanzen. Denn wie Liebe die Liebe zahlt, so Selbstsucht die Selbstsucht. Diese Liebe richtet aber ihren Thron am liebsten im Gemüthe des Weibes auf, und so wirkt sie am mächtigsten im Haus, in der Familie. Die rechte Hausfrau ist des Hauses Priesterin. Auf ihrem Heerde bewahrt sie den Segen desselben. Eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebot, alle Empfindungen weiht und heiligt sie, und aus der Empfindung, nicht aus den Gedanken entspringt des Weibes ganzes Wesen. „Die Macht des Hausgeistes kam über ihn", sagt Bitzius vom Gesellen Jakob, der zum ersten Mal nach wilden Tagen diese mütterlich waltende Liebe und Zucht bei dem alten welschen Paare empfindet und auf sich wirken läßt.

Bitzius trifft hier, wo er dem Haus und der Familie ihre Rechte vindicirt gegenüber den socialistischen Tendenzen der Zeit, mit Riehl zusammen. Beide gehen auf ganz verschiedenen Wegen dem gleichen Ziele zu. Sie verfahren synthetisch, sie wollen die Gebrechen der socialen Zustände von der Basis aus bessern, den Staat und das gesunde Leben desselben vom Individuum, von der Familie, von der Gemeinde, von den elementaren Faktoren aus, wiederherzustellen versuchen. Riehl hat daher in seiner „Naturgeschichte des Volkes" die Stellung und Wirkung von Bitzius als Schriftsteller gerade von dieser Seite hervorgehoben. Dieß zeigt folgende Stelle, die uns zwar in den aufgestellten Gegensätzen nicht ganz klar

iſt, aber den Hauptpunkt richtig trifft. Riehl ſagt: „die ideelle Bedeutung der Kunſt und verfeinerten Geſittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verſtanden, er will ſie gar nicht verſtehen. Er iſt ein eben ſo großer Barbar gegenüber dem äſthetiſchen Humanismus wie die äſthetiſchen Humaniſten unſers klaſſiſchen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und dieſer derbſte Realiſt voll unbändiger Naturkraft, dieſer zürnende Bußprediger in ſeiner groben, hagebuchenen Schweizerart kann nicht Bücher genug ſchreiben für das gebildete deutſche Publikum! Es bewundert ihn, wenn es nicht vor ihm erſchrickt. Das iſt nicht blos ein literariſches, das iſt auch ein kulturgeſchichtliches Phänomen.“ — Daher ſpielt bei Bitzius die Hausfrau, ſpielen die Frauen überhaupt verhältnißmäßig die größere Rolle. Wenige Schriftſteller haben die Macht des Weibes, die Wirkung die von ihm ausgeht, ſtärker und zarter dargeſtellt als Bitzius, der zugleich auch hier ganz einſtimmig mit Riehl dieſen gerechten Einfluß weiblicher Natur auf Geſittung und Geſellſchaft an die Bedingung knüpft, daß die Frau ihre Sphäre nicht überſchreite und an derſelben ſich genügen laſſe. Dieſe wichtige Seite in Bitzius' Schriften iſt am treffendſten durch ein höchſt ſinniges Geſchenk ſymboliſirt, welches Bitzius von einer hohen deutſchen Frau erhielt, und welches den Betrachtenden ſogleich deſſen Deutung finden läßt. Vorn in der bronzenen Gruppe ſteht nämlich ein Pflug mit andern Geräthſchaften des Ackerbaues. Hinter demſelben ſieht man in einem Baumſtamme ein Neſt voll Brüteier, über welchen in der Nähe der mütterliche Vogel wacht, während eine Schlange ſich gegen daſſelbe zu bewegt. Dieß bezeichnet Haus und Familie, durch Arbeit und Liebe gegen den lauernden Feind, den auflöſenden und zerſetzenden Socialismus und Communismus, geſchützt.

Auch da, wo Bitzius einen allgemeineren Standpunkt nimmt, wo er in die Zeiten ſchaut und vom Beruf der Gegenwart, von den Pflichten der verſchiedenen Stände, von den

Hoffnungen der Zukunft spricht, ist sein Urtheil scharf und sicher und weder durch Vorliebe für eine vergangene Zeit, noch durch haßerfüllte Verbitterung gegen dieselbe, am wenigsten aber durch trost- und thatlosen Mißmuth über die Gegenwart getrübt. Jede Zeit soll, wie jedes Individuum, das Möglichste aus sich selbst machen, und „wie sie selbst, die heutige Zeit, von einer frühern geboren, wie ihre Erscheinungen Kinder der Vergangenheit sind, so zeugt sie selbst fort und fort an dem Kommenden und die Zukunft wird Zeugniß ablegen, ob das was unsere Zeit geboren und der Zukunft überliefert, nicht edlerer Art sei, als was die letzte Vergangenheit uns als Erbtheil übermacht hat und was jetzt in der Masse hervortritt." Bitzius wiederholt das Wort von Zschokke, daß die Zeit kein Sumpf, daß sie ein Strom sei, daß es nirgends Stillstand gebe, aber fortwährende Wandlung und Verwandlung der Dinge. Er warnt vor der Gefahr des unbefriedigten Reformbedürfnisses. Daher will er, daß diejenigen, denen in jeder Gemeinschaft die Aufrechthaltung der Ordnung anvertraut ist, auch für fortdauerndes, stetiges Reformiren sorgen, damit Revolution nie nöthig werde, die nur da entsteht, wo man das Reformiren vergißt. Er sagt sehr schön in einem Brief an Maurer, von Deutschland sprechend, daß die Liebe zum Volke, dem man angehört, trotz aller Verschiedenheit der Landespolitiken, die Einheit sei, die über den Marchsteinen stehe und auch zerstreut wohnende gleichartige Volksstämme verbinden könne. Er ruft im „letzten Thorberger" seinen Schweizern zu, „daß in einer treuen Familie sich wohl Zwiste erheben können, aber das das Zeichen der Treue sei, daß der Zwist nicht nach außen breche, nicht Fremde herbeigezogen werden, sondern derselbe im eigenen Schooße gekämpft werde, keine äußerlichen Zeichen das Andenken an denselben und somit auch den Groll verewigen."

Eben so eindringlich predigt Bitzius gegen den Hochmuth der verschiedenen Stände, gegen die seltsame Zerklüftung der

Klaſſen, welche keine Verfaſſung ausgleicht, und welche gemeinſames Handeln und das Zuſtandekommen großer Schöpfungen hindert. Er ſucht die Motive zum Hochmuth ſtets mit der Wurzel auszuſchneiden; er läßt das Scheingroße neben dem wahrhaft Großen immer recht winzig erſcheinen und ſagt ganz lakoniſch und derb, ſo wie die Erde rund, daher eigentlich nirgends oben oder unten ſei, ſo ſei es im Grunde auch mit der Menſchheit. Da ſei nichts oben, nichts unten, nichts hinten, nichts vornen, ſondern ſie ſei überall gleich und man kriege immer, drehe man wie man wolle, die gleichen Menſchen unter die Finger. Er mahnt zur Beſcheidenheit, zur gegenſeitigen Annäherung, zum Aufgeben hohlen Formenweſens und nichtiger Unterſchiede. „Man ſpricht viel von gutem Ton, ſagt er in „Käthi", der wahre gute Ton für Alt und Jung, für Reiche und Arme und für alle fünf Welttheile wäre doch der milde Ton, der freundliche Ton, in welchem die Liebe liegt, welche aus dem Herzen kommt." Es ziemt daher Keinem, ſich ſeiner Stellung im Leben, ſeines äußern Glückes zu überheben. „Der Menſch, der zwar oft ein Joſua ſein möchte, wenn die Freude wie eine Sonne über ſeinem Haupte ſteht und ihn Glück, wie der Sonne Licht, umfließt, kann ein ungetrübtes Glück nicht ertragen. Was würde das (ruft Bitzius aus), für ein nichtsnutziges Menſchengeſchlecht geben! Er kann es ſo wenig ertragen, als Pflanzen das ewige Sonnenlicht." Schlimme Beiſpiele wirken ſtets mit großer Wucht, aber zehnfach verderblich iſt das ſchlimme Beiſpiel, welches die Erſten, die Hochgeſtellten im Staate geben. Sie tragen die Schuld an der Zerrüttung beſtehender Zuſtände. „Ein Mann in hoher Stellung kann zur Galle werden, welche ein Land verbittert, kann Urſache werden, daß es ſich lagert über's ganze Land, wie ſchweres, trübes Regenwetter bei wallenden, reifen Aehren."

So hat Bitzius ſtets warnende, weiſe Worte, wenn er die Bewegungen der Zeiten betrachtet, und ſtets ermunternde

und ſtählende, wenn er der Menſchheit an's Herz legt, mit ihrem Pfunde zu wuchern und dem kommenden Geſchlecht was Rechtes zu hinterlaſſen, ein tüchtiges Erbtheil wohl angewendeter Kräfte. Aber worauf Bitzius vor Allem dringt, worauf er immer und immer wieder zurückkommt, das iſt die Forderung an die Einzelnen, daß man es wage, für ſeine Ueberzeugung einzuſtehen und zu ſeiner Fahne zu ſchwören, daß man nach dem für richtig erkannten Grundſatz reden und handeln dürfe. Einſtweilen ſcheint ihm zwar für ſolche Tugend wenig Ausſicht zu ſein. Denn er ſagt bitter, die Race von Menſchen, die einſt „aus Furcht vor den Juden" nicht widerredeten, werde nicht ſo bald ausſterben, im Gegentheil, in dem Maaße, als die Leute zu klein würden für das Militär, ſchienen ſie auch zu ſchwach zu werden zu einem offenen Stehen zu dem, was ſie für recht und wahr halten." Bitzius ſelbſt aber ging mit dem löblichſten Beiſpiele von ſolchem Muthe voran, ſeine Schriften geben davon überall Zeugniß. Andere Rückſichten mußten immer ſchweigen, wenn er es für Pflicht hielt, ſich über dieß oder jenes Thema derb und unumwunden auszuſprechen. Seine Lage war äußerlich keineswegs unabhängig, und wenn er der Bedenklichkeit und der Furcht zugänglich geweſen wäre, ſo hätte er ſich, wie Andere, hinter eine Menge ganz plauſibler Dinge verſchanzen können. Allein er iſt in allen ſeinen Schriften der Gleiche geblieben, er iſt keinen Schritt abgewichen von dem Weg, den er ſich von Anfang an vorgezeichnet. Er ſchrieb einſt, im Anfange ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, an einen vertrauten Freund folgendes wahrhaft große Wort: „Es giebt eine innere Nöthigung, die zur Treue zwingt, welche die Wahrheit niederlegt in ein Buch, daß um der Wahrheit willen das Buch lebe, wenn auch der Verfaſſer nicht mehr iſt." Nach dieſem Wort hat er gehandelt. So war der Schriftſteller, ſo war auch der Menſch. Niemand hat ihn je anders gekannt.

Wir finden daher in den zahlreichen Schriften von Bitzius

außer dem poetiſchen Gehalt derſelben noch einen andern, der für Manche ſogar den größern Werth haben mag, und der jedenfalls mächtig dazu beitrug, Bitzius den wirklich großen Ruf zu verſchaffen, der ihm geworden. Es weht ein friſcher, charaktervoller Geiſt in dieſen Büchern. Es ſpricht aus ihnen die Ueberzeugung einer freien Seele, welche die Erlaubniß zu ſprechen nicht erſt hier oder dort einholt, ſondern aus ihrem innerſten Berufe ſelbſt nimmt und in keinem andern Dienſte ſteht, als in demjenigen dieſes Geiſtes, welcher den höhern Menſchen treibt, ſich der Welt mitzutheilen und ſein Scherflein dazu beizutragen, daß dieſelbe immer mehr zum Bewußtſein und Verſtändniß ihrer ſelbſt gelange. Bitzius war hierzu vorzüglich begabt. Seine Geiſteskräfte waren im glücklichſten Gleichgewicht. Keine derſelben tyranniſirte die andere. Sein helles Auge, ſein ſcharfer Verſtand, die ihn die ungetrübte Wirklichkeit, das Thun und Treiben der Menſchen wie in einem Spiegel ſehen ließen, thaten ſeiner Phantaſie nicht den mindeſten Eintrag, wenn ſie ihr dichteriſches Amt verwaltete und ſich dabei ihrer vollen Freiheit bediente. Und wiederum ging ſeine mächtige Phantaſie nicht mit ſeinem Urtheil durch. Die vernünftige Reflexion behält ihre Rechte und tritt das Steuerruder nicht ab. Bitzius, kann man ſagen, wird nie zum phantaſtiſchen Schwärmer, wie er nie zum bloß dürren Verſtandesmenſchen wird. Die Harmonie in ſeiner geiſtigen Anlage erweckt bei'm Leſer das ähnliche Gefühl von Beruhigung und Geſundheit, welches wir nur bei denjenigen Geiſteswerken empfinden, welche den ganzen Menſchen darſtellen und zum ganzen Menſchen ſprechen. Wir können deshalb dem Urtheile Gottfried Keller's beiſtimmen, welcher ſagt: „daß Bitzius' Werke nicht nur für ihr ganzes Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens und durch zweckmäßige Anwendung und Uebertragung, welche die Zeit früher oder ſpäter erlauben wird, auch für die weiteſten Grenzen ſein werden, ſondern daß auch die Freunde der Literatur an ihnen ein bleibendes Gut,

ein ganz solides und werthvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung, einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen, poetischen Ur- und Grundstoffes, wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist, und daß selbst seine Mängel, die neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und in der Leidenschaft oder im tiefern Volksgeschick wurzeln, uns lebendiger predigen was wir thun oder lassen sollen, als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens."

Bitzius bietet so großen Reichthum und der Gesichtspunkte so manchen dar, daß wir überzeugt sind, seine Werke werden nicht nur immer mehr *gelesen*, sondern auch immer aufmerksamer *studiert* werden. Wenn die Mehrzahl von dem Reiz angezogen wird, den ächte Poesie giebt, so werden Andere für ihre besondern Zwecke reiche Ausbeute finden. Der Theologe, der Staatsökonom, der Psycholog und Philosoph, der Sprachforscher endlich werden Jeder für sein Gebiet in diesen Schriften Studien machen können, die ihr Wissen, ihre Erfahrungen mannigfach bereichern und ergänzen, und werden immer freudiger den hohen Werth empfinden, den solch ein geistiges Gemeingut für die Gegenwart sowohl als für eine ferne Zukunft geschaffen hat.

Viele möchten nun vielleicht am Schlusse dieser unsrer Charakteristik der Schriften von Bitzius eine Vergleichung zwischen ihm und andern verwandten Schriftstellern wünschen. Doch liegt es aus manchen Gründen nicht in unsrer Absicht, in eine solche Erörterung weitläufiger einzugehen. Wer die Schriften von Bitzius kennt und sonst auch in der deutschen Literatur zu Hause ist, wird von selbst hier und dort Aehnlichkeiten oder Contraste mit Andern entdecken, er wird aber auch finden, daß mit solchen Vergleichungen, wenn sie über einzelne Züge hinausgehen, die den Einen dem Andern nahe bringen oder von diesem unterscheiden, wenig gewonnen ist.

Denn markirte Persönlichkeiten in der Literatur wie im Leben können unmöglich mit Andern in Reihe und Glied gestellt und so gleichsam in corpore gemustert werden. Wir wollen uns daher in Betreff dieses Punktes nur einige wenige Bemerkungen und Andeutungen erlauben, die dazu dienen können, das Charakterbild des Schriftstellers in noch helleres Licht zu setzen und den Totaleindruck desselben zu schärfen. Diese Bemerkungen mögen indeß bloß als unser subjektives Urtheil gelten, welches Andere vielleicht zu neuer Prüfung veranlassen und in Folge derselben zu andern Resultaten führen mag, wie denn in solchen Dingen überhaupt höchst verschiedene Standpunkte und Anschauungen natürlich sind.

Bitzius ist ein reicher Geist, der eben deßwegen, weil er unter viele Gesichtspunkte gestellt werden kann, einzelne Züge mit vielen unter sich wieder ganz unähnlichen Schriftstellern gemein haben wird und dessen Wahlverwandtschaften sich daher auf ganz verschiedene Gebiete erstrecken werden, ohne daß er mit dem Einen oder Andern solcher partieller Geistesverwandter im eigentlichen Sinn zu vergleichen wäre.

So hat er z. B. mit Claudius, dem Verfasser des Wandsbecker-Boten, die positiv religiöse und christliche Denkweise gemein, welche bei Beiden Ausgangs- und Zielpunkt ist. Nur spricht sich dieselbe nach Zeit, Bildung, Umgebung, Volksgeist und eigenem Naturell anders in dem Einen aus als in dem Andern. Der Berner ist, als Schriftsteller wenigstens, eine weit derbere und auch polemischere Natur, als der begeisterte Jünger Klopstocks und der Freund des Göttinger Hainbundes. Bitzius würde, wie weiland Doctor Luther, dem Teufel selbst das Tintenfaß an den Kopf werfen, wenn er ihm in die Queere käme. Diese Derbheit, verbunden mit einem edlen, humanen Charakter, drückt Julian Schmidt in seinem Urtheil über Bitzius sehr gut mit folgenden Worten aus. „Er grübelt, sagt er, nicht viel darüber nach, wie es im Himmel aussieht, er zerfließt nicht in Thränen der Reue, verdreht nicht die Augen

in brünstigem Gebet, aber es wurmt ihn, wenn so ein Lump von Schulmeister von heute und gestern über seinen Herrgott die Nase rümpfen will, der es nun schon seit so vielen Jahrhunderten mit den Eidgenossen so wohl gemeint hat, und er würde nicht abgeneigt sein, das Discite justitiam moniti et non temnere Divos mit einem derben Prügel auf den Rücken der Ungläubigen zu bläuen, *obgleich der nämliche Ungläubige, wenn er in ernste Noth geriethe, keinen hilfreichern Freund finden könnte.*" — Dieß Letztere bezeichnet treffend Bitzius' wahre Humanität, worin er Claudius ganz gleicht, wenn auch dieser seine religiösen Anschauungen weniger derb ausdrückt und nicht so, wie Bitzius, nach allen Seiten hin mitten im Leben und im Kampfe steht.

So ist ferner Bitzius in Betreff seiner Heimathlichkeit und Gemüthlichkeit, seiner Liebe zu seiner besondern Landschaft dem Dichter *Hebel* ähnlich, der ihm und Claudius auch in dem Vorwalten eines positiv religiösen und sittlichen Geistes nahe verwandt ist. Beide, Bitzius wie Hebel, prägen den landschaftlichen Charakter ihrer engern Heimath auf's Stärkste und Lebendigste aus. Nur ist Bitzius auch Hebel gegenüber weniger dem Stillleben und der Beschaulichkeit desselben zugewendet; er tritt vielmehr aus dessen Frieden heraus in die Kämpfe der Zeit, während Hebel diese größern Konflikte meidet, und keine polemische, rücksichtslos auftretende Natur ist.

In Rücksicht auf patriotische Gesinnung hingegen, auf ächt republikanisches, das Große und Tüchtige im Volk in Vergangenheit und Gegenwart aufsuchendes Streben kann Bitzius mit *Johann Heinrich Voß* verglichen werden, so verschieden sonst ihre Bildung und ihr Gesichtskreis waren. Beide hingen unerschütterlich am Nationalen, und zwar am deutsch Volksthümlichen, an Sitte und Charakter des eigentlich germanischen Stammes, wie sie sich nach dem Heimathland und den Heimathverhältnissen eines Jeden von Beiden modificirten,

feſt und waren abgeſagte Feinde des Fremden, ſo bald es dieſen Volksgeiſt zu unterjochen drohte. Namentlich war Beiden das welſche Weſen, welſcher Charakter und Sitte, als das Widerſpiel deutſcher Art und Anſchauungsweiſe, durch und durch zuwider. Uebrigens iſt auch Voß, wie Bitzius, in ſeinen Liedern und Idyllen ganz Heimaths- und Naturdichter, und Beide zeigen überall einen mannhaften Ernſt, einen offenen, geraden Sinn; Treuherzigkeit und Biederkeit gehen ihnen über Alles. Sie zielen ſtets auf Charakter und Beſtändigkeit in Geſinnung und Leben. Beide ſind ſcharfkantige, aber höchſt körnige und probehaltige Naturen. Beide ſind voll Vaterlandsliebe und aufrichtige Freunde freier bürgerlicher und politiſcher Zuſtände. Sie wollen Freiheit mit bürgerlicher Ehrenfeſtigkeit gepaart. Das herrliche Lied von Voß, „Vaterlandsliebe" wäre Bitzius aus dem Herzen geſprochen geweſen, und er hätte mit ganzer Seele in jenen Ausruf des trefflichen Deutſchen eingeſtimmt, womit jenes Lied ſchließt:

Glückſelig, wem Geſchick und Tugend
Der Erſtlingspflege Dank vergönnt,
Wen Greis und Mann daheim der Jugend
Zum Beiſpiel guten Bürger nennt.
Nicht eigenſüchtig wirbt er Seines;
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verſchwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Wiederum hat Bitzius Etwas von dem Geiſte Juſtus Möſer's. Wer des Letztern „Patriotiſche Phantaſieen" kennt und mit den Schriften von Bitzius vergleicht, wird finden, daß Beide gleich vortrefflich das Leben und die Sitten des Volkes kennen, daß ſie die Kenntniß ſeiner Bedürfniſſe, des Detail's aller ländlichen Einrichtungen und täglichen Verkehrsverhältniſſe aus gleich intimen Quellen ſchöpfen, daß Beide Volksmänner im beſten Sinn des Wortes ſind. Bitzius möchte als praktiſcher Mann, dem es darum zu thun iſt, daß etwas

Tüchtiges geſchehe und daß man ohne viel Gerede zum Beſſern Hand biete, gleich dem trefflichen Möſer, im Kleinen und Einzelnen reformiren, und nicht auf das Weltausſehende und Glänzende warten, welches dann oft bloße Theorie bleibt. Nur hat Möſer als eigentlicher Staatsmann und Staatsökonom einen überſichtlicheren und zugleich viel poſitiveren Standpunkt. Er faßt alle Verhältniſſe im Staate in ihrem Zuſammenhang auf, und da in der Wirklichkeit jedes durch das Andere beſchränkt wird, ſo iſt er ſtets ſehr nüchtern und mäßig in ſeinen Reformvorſchlägen, meiſt auf ganz praktiſche und, wenn man will, äußerliche Dinge gerichtet, die aber für den betreffenden Kreis von Wichtigkeit ſind. Bitzius hingegen iſt zugleich Volksprediger, er will den Volksgeiſt im Allgemeinen höher heben und vom Innern jedes Einzelnen aus durch Belebung ſeiner moraliſchen Kraft reformiren. Beide Männer gleichen ſich übrigens auch in der geſunden Friſche, Unmittelbarkeit und Sicherheit ihres Urtheils, welches einen köſtlichen Humor und derben Volkswitz in ſeinem Dienſte hat. Sie reden beide überall dem geſunden Menſchenverſtand und den natürlichen Gefühlen gegen die dürre Regel, die Alles in ihr Prokruſtesbett zwingen will und dann oft am Leben und an der Praxis kläglich ſcheitert, und gegen verſchrobenes, verbildetes und bloß conventionelles Weſen das Wort und machen der Chikane, der Pedanterie und Sophiſtik, ſo wie dem Schlendrian und hergebrachten Mißbräuchen einen unermüdlichen Krieg. Beide Männer ſchrieben, in ganz verſchiedenen Zeiten und Verhältniſſen lebend, im Geiſt einer edlen Gemeinnützigkeit, und Möſer war für ſeine Zeit und ſeine Verhältniſſe nicht minder muthig und kühn, als Bitzius in einer freiern Zeit und in ſeinem bewegten demokratiſchen Freiſtaate.

Hier ſchließt ſich Bitzius auch an Männer wie Franklin und Peſtalozzi an. Er gleicht Franklin, wie wir bereits früher angedeutet, in der vernünftigen Auffaſſung der Demokratie, indem er, gleich ihm, Arbeitſamkeit und Religiöſität

als die Grundpfeiler demokratiſcher Ordnungen und als unerläßliche Bedingungen ihrer Dauerhaftigkeit aufgeſtellt und dem Volke Sparſamkeit, Mäßigkeit und Beſonnenheit predigt. Peſtalozzi dann, der von den gleichen Grundſätzen beſeelt iſt, gilt Bitzius, wie wir bei Gelegenheit ſeiner „Armennoth“ bemerkten, als der große Bahnbrecher für beſſere Volkserziehung, beſonders für Erziehung der Armen. Er tritt in dieſer Richtung ganz in ſeine Fußſtapfen, und geht von Peſtalozzi's leitenden Gedanken aus. Ihm gehen daher, wie dem großen Zürcheriſchen Landsmann, die moraliſchen und religiöſen Endzwecke ſeiner Bücher über das literariſche und künſtleriſche Verdienſt derſelben. Beide ſtehen ſich hierin ganz gleich. Das Schreiben iſt ihnen nur Mittel, nicht Zweck. Sie wollen vor Allem nützen, beſſern, lehren. Hingegen hat Bitzius die weitaus größere dichteriſche Begabung. Peſtalozzi iſt weniger Dichter als Philoſoph und Pädageg. Daher fehlt z. B. in Lienhard und Gertrud, ſo ſchön das Ganze angelegt iſt, ſo herrliche Grundſätze, ſo freundliche Bilder das Buch uns entgegenbringt, die ſinnliche Fülle und Anſchaulichkeit, die den Dichter ausmacht. Wir befinden uns bei Peſtalozzi nirgends in einer in jeder Rückſicht beſtimmten und lokal wirklichen Umgebung von Haus, Dorf, Landſchaft, Perſonen. Die moraliſche Handlung, der Dialog, iſt die Hauptſache. Bei Bitzius hingegen iſt Alles in ſinnlicher Fülle vor uns. Perſonen und Dinge, der jeweilige Ort der Handlung, Zimmer, Lage und Umgebung des Hauſes, die Landſchaft rings herum, die Phyſiognomie der Natur, alles das wird in feſten Umriſſen und in voller Lebensfarbe, in wahrhaft epiſcher Vollſtändigkeit und Breite uns dargeſtellt. Wir ſind bei ihm ſtets in der beſtimmteſten und reichſten Umgebung, und Bitzius war eine ſo phantaſiereiche Natur, daß ſeine Feder hinter ſeiner Einbildungskraft zurückblieb und er ſich nicht genug thun konnte. So fand er in ſeinen Manuſcripten nie ſo viel als er ſich bei'm Schreiben gedacht hatte. Er ſagte oft bei dieſer oder

jener Stelle: „Hier hatte ich ein prachtvolles Bild vor Augen, und nun ſind bloß einige Pinſelſtriche davon da. Wie dürftig giebt die Feder wieder, was der Kopf denkt, das Herz fühlt!“ — Die Scenerie bei Bitzius hat daher ſtets den Reichthum der Wirklichkeit, den ihm dieſe ſelbſt geliehen hat. Seine Bauernhöfe, Landſchaften u. ſ. w. exiſtiren alle irgendwo.

Auf ſolche Weiſe ließe ſich noch mancher einzelne Zug finden, durch welchen Bitzius dem einen oder anderen Schriftſteller unſerer oder auch einer frühern Zeit ähnlich ſein möchte. Wir erwähnen nur noch Jean Paul, der, gleichwie Walter Scott, ein Lieblingsſchriftſteller von Bitzius war. Ihm gleicht Bitzius, wie ſchon Julian Schmidt bemerkt, durch die Fülle des Detail's, durch die liebevolle und treue Ausmalung kleiner Züge, die uns das Leben der handelnden Perſonen anſchaulicher und plaſtiſcher machen. Auch in Betreff der Formloſigkeit ſeiner Geſchichten vergleicht ihn Julian Schmidt mit Jean Paul. Wir möchten noch einen andern Zug hervorheben, den Bitzius mit dem berühmten deutſchen Manne gemein hat, nämlich den ſchönen, menſchlichen Zug, die geringen und beſcheidenen, die dürftigen und niedrigen Exiſtenzen aufzuſuchen und ihr Leben mit dem Zauber der Poeſie zu ſchmücken. Beide waren vorzugsweiſe die Dichter der Armen, der Verlaſſenen und Gedrückten. Kein Leben war ſo unſcheinbar, daß ſie ihm nicht Bedeutung und Würde zu verleihen, die Welt für daſſelbe zu intereſſiren wußten, und wenn Börne von Jean Paul ſagt, er habe im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer und unter jedem Dache jedes Herz gezählt, ſo iſt dieß auch von Bitzius ganz wahr. Wenn Jean Paul die Werke von Bitzius erlebt und kennen gelernt hätte, ſo würde er Erſcheinungen, wie „Käthi die Großmutter,“ oder „das Erdbeeri-Mareili“ oder die Schulmeiſterin Mädeli oder Durſli's Frau, Bäbeli, als Geſtalten begrüßt haben, wahlverwandt mit denjenigen ſeiner eigenen Gebilde und Perſönlichkeiten, an welche

er gerade ihres bescheidenen und unscheinbaren Daſein's willen ſeine ganze dichteriſche Liebe wendete.

Wir möchten hier die Behauptung wagen, und wir glauben, das ganze Leben von Bitzius ſo wie der Ton ſeiner Schriften rechtfertige dieſelbe, daß Bitzius mit jedem der genannten Männer und mit anderen ähnlichen Geiſtern weit mehr Wahlverwandſchaft habe, als mit den zahlreichen Schriftſtellern derjenigen Gattung, zu welcher man ihn ſelbſt zählt, mit den ſogeheißenen Dorfnovelliſten. Mit dieſen hat er nicht viel mehr als die Stoffe, die Darſtellung des Lebens des Volkes, gemein. In allem anderen bietet er keine Vergleichungspunkte mit ihnen dar. Wir bekennen zwar, daß wir in dieſer, wie es heißt, ungemein reichen Gattung von Literatur nicht beſonders bewandert ſind, aber was uns aus derſelben bekannt iſt, hat uns dieſe Anſicht beſtätigt. Bitzius ſelbſt hat in einem Brief an Maurer-v. Conſtant (2. Januar 1846), aus dem wir bereits früher Stellen angeführt, ſein Verhältniß zu dieſer zahlreichen ſchriftſtelleriſchen Genoſſenſchaft mit Laune und nicht ohne Selbſtgefühl bezeichnet. Nachdem er erwähnt, wie er ohne alle Vorbereitung zum Schreiben gekommen, und ohne daran zu denken, Schriftſteller, Volksſchriftſteller zu werden, fährt er ſo fort: „Nun als ich auf dieſem Felde halte und munter mein Rößlein tummle, kommt hinter mir her die Mode der Volksſchriftſtellerei gezogen. Des alten Hofweſens und der Ritter war man ſatt geworden: es zog nicht mehr recht, was da einſchlug. Da ward eine neue Loſung gegeben. Volk, o Volk! hieß es, und ſchrie es von allen Seiten! Schriftſteller von allen Sorten ſprengten dem Felde zu, ließen ſich eine Volksfahne von Seide oder Packtuch ſticken ..... Vereine entſtanden, mit offenem Munde ſammelte ſich das Publikum. Derweilen tummle ich friſch mein Rößlein auf dem weiten Plan, und achte das ankommende Getümmel nicht, und die da einherreiten mit Selbſtbewußtſein und vorſichtig gewähltem Rüſtzeuge, achten ebenfalls den einſamen Reiter

nicht oder ignoriren ihn wenigstens vornehm. Allgemach beginnt das herangezogene Publikum seiner zu achten, sich seiner anzunehmen. Das Ignoriren geht nicht mehr an, die Existenz muß man anerkennen, ja! das Publikum in seiner Launenhaftigkeit wirft Preise und Kränze ihm zu, ohne daß er sie suchte, ohne daß er daran dachte. Muß man nun nicht ein wirkliches Glückskind sein, so ohne alle Mühe und Sorgen, ohne Clique und Intriguen, ohne daran zu denken, bis es geschehen ist, zu Ruf und Ansehen zu gelangen und zwar wirklich hauptsächlich deswegen, weil der launenhafte Zeitgeist etwas in Mode gebracht, das man eben gerade im Besitz hatte! So ungefähr ist's mir ergangen, ich täusche mich darüber nicht."

Bitzius konnte allerdings in Betreff dieser neuen Gattung der sogeheißenen Dorfpoesie die Priorität für sich vindiciren, da sein Bauernspiegel schon 1836 erschien und gleichsam den Reigen eröffnete, da es das erste Buch von Bedeutung war, das diese Stoffe behandelte. Bitzius war aber nicht nur der Erste der Zeit nach, sondern auch bei weitem der Fruchtbarste und Poesiereichste unter Allen, die man zu dieser Gattung rechnet. Werke wie die beiden „Uli", „Geld und Geist", „Käthi" und andere zeigen eine dichterische Fülle und einen Geistesreichthum, die wir nur bei Bitzius finden. Sein Strom ist stets im Begriff, über seine Ufer zu treten, während so Mancher Mühe hat, sein Bächlein nicht allzu seicht werden zu lassen. Und doch ist er bei diesem Reichthum wieder der Einzige, der sich aus dem literarischen oder künstlerischen Werth seiner Bücher nicht viel macht und andere Zwecke weit höher stellt, während bei allen Anderen umgekehrt das eigentlich Literarische und Künstlerische Hauptsache und Endzweck ist. Man spürt bei ihm stets ein Streben, das über die Literatur hinausgeht und direct auf's Leben zielt. Das blos Belletristische in Mittel und Wirkung liegt ihm ferne. Er schätzt es gar nicht, oft nur zu wenig, kann man beifügen. Er schreibt, wie er selbst erklärt, um zu nützen, nicht um zu amüsiren und

den Leuten die Zeit zu vertreiben. So ſagt er im Schluß zu „Geld und Geiſt“ ganz rund heraus, er glaube weit mehr zu des Publikums Nutzen zu ſchreiben als zum eigenen. Seine Schriften ſind daher mehr als Unterhaltungslectüre im gewöhnlichen Sinn. Es weht in denſelben noch ein ganz anderer Geiſt, der ihn von den eigentlichen Dorfnovelliſten, auch wenn er ihnen als Dichter näher ſtände, ſcharf unterſcheidet. Seine Dichtung aber iſt, wie wir bemerkt, weitaus die reichſte und am meiſten entfaltete, was durch Vergleichung mit ein paar Schriftſtellern aus dieſer Gattung leicht nachzuweiſen iſt.

So ſind z. B. die „Bilder und Geſchichten aus dem Schwäbiſchen Leben“ von Ottilie Wildermuth ſehr anziehend und es findet ſich manches höchſt Poetiſche und Innige darin. Einige Erzählungen, wie „Dörtchen von Rebenbach“ und andere haben mit Recht Intereſſe erweckt. Allein es ſind doch Alles nur kleine Genrebilder und Skizzen, die uns allerdings bei dem Talent der Verfaſſerin nach Größerem lüſtern machen können. Von Entwicklung und Ausführung der Charaktere kann bei ſolcher Miniaturanlage keine Rede ſein. Sie rauſchen zu ſchnell an uns vorüber. Die größeren Dimenſionen von Tiefe und Breite fehlen ganz. Es iſt viel Anmuth und Friſche darin, aber mit den Büchern von Bitzius, ſelbſt mit ſeinen kleinern Bildern, iſt gar keine Vergleichung denkbar. Von wie ganz anderem Gepräge iſt z. B. „Elſi die ſeltſame Magd“ oder „Segen und Unſegen“, gegen Genrebilder, wie „die ſchwäbiſchen Pfarrhäuſer“ und Aehnliches gehalten!

Auf weit breiterer Grundlage und Bitzius' großen Erzählungen näher ſtehend, ſind Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“. Hier iſt die Anlage eine ſolche, daß der Entwicklung der Charaktere genügender Raum vergönnt iſt, und Anne Marei in der Erzählung „Ludwig und Anne Marei“ ſowie Chriſtine und ihr eitler und hohler Forſtner in der „Lehrerskraut“ können als vorzüglich gute Charakterbilder gelten. Auch iſt der Grundton der Ruhe und Heiter-

keit, die genaue Kenntniß des Volkslebens und der Volkssitten, so wie die Liebe zum Landmann und zum Lande bei Meyr, wie bei Bitzius vorhanden. Aber der Deutsche, der an Reinheit und Correctheit der Sprache, an Vollendung der Form weit über Bitzius steht, kann dann wiederum mit dem Letzteren nicht verglichen werden, in Betreff der Kraft und Gewalt der Darstellung, der Impulse, die die Bücher von Bitzius geben, der Gesinnung, die sie in Andern wecken sollen. Meyr hat sich seine Sphäre streng abgegrenzt, er bleibt immer Erzähler, und gleichsam unpartheiischer Zuschauer der größeren Dinge der Welt, die er in seine Erzählung nie hineinragen läßt. Bitzius hingegen ist eine Art von Ecclesia militans, ein Schriftsteller, der durch seine Bücher energisch in's Leben eingreifen will und die Besprechung aller Dinge in seinen Bereich zieht, die zu besprechen ihm von der Zeit, von den Umständen und von der Liebe zu seinem Land und Volk geboten zu sein scheinen. Der Eindruck von Meyr's Erzählungen, die übrigens nur Einen Band ausmachen, allein wie gesagt an Wahrheit und Psychologie in Darstellung des Lebens und der Charaktere mit Bitzius' Büchern Verwandtschaft haben, ist daher der ästhetisch reinere, derjenige von Bitzius' Schriften der praktisch wirksamere und bewegendere, ergreifendere.

Mit Berthold Auerbach ist Bitzius oft verglichen worden, und man hat Beide meist als Coryphäen verschiedener Art einander gegenübergestellt, und je nach dem Gesichtspunkt, den man festhielt, dem Einen den Vorzug vor dem Andern gegeben. Wenn wir unsere individuelle Ansicht aussprechen und nach dem Eindruck urtheilen sollen, den wir von Jedem von Beiden empfangen (in Betreff Auerbach's sprechen wir natürlich nur von seinen „Schwarzwälder-Dorfgeschichten"; alles Uebrige geht uns hier nichts an), — so müssen wir gestehen, daß uns als einziger Vergleichungspunkt zwischen ihnen lediglich die Behandlung ähnlicher Stoffe, die Schilderung ländlichen Lebens und der Welt des Dorfes, erscheint. In allem Uebrigen

haben wir zwischen den Beiden nicht nur Grundverschiedenheiten, sondern diametrale Gegensätze gefunden. Ohne der Berechtigung eines jeden besonderen Standpunktes zu nahe treten zu wollen, möchten wir diese Gegensätzlichkeit beinahe durch folgende Formel ausdrücken, daß sich Bitzius zu Auerbach verhalte, wie Natur zu Kunst, wie Heimathlichkeit und festes in einem bestimmten Staate tief wurzelndes Bürgerthum zu Kosmopolitismus und Universalität, Religion zu Philosophie, endlich in politischer Beziehung wie Reform zu Revolution. Wir erlauben uns, da diese Gegensätze in Beiden interessante Gesichtspunkte darbieten, und wir eine gründliche und einläßliche Besprechung und Motivirung so starker Contraste nirgends gefunden haben, etwas tiefer in die Sache einzugehen, in der Hoffnung, dabei noch Manches für die richtige Beurtheilung von Bitzius und das Verständniß seiner Schriften zu gewinnen.

Der scharfe Gegensatz zwischen beiden Schriftstellern tritt uns schon in der äußern Form ihrer Schriften entgegen. Bei Auerbach ist alles reinste Diktion, maßvollste, oft lakonische Kürze; Alles ist auf den künstlerischen Effekt berechnet, jeder Satz wohl abgewogen. Er hat seine schwäbische Bauernwelt ganz salonfähig und hoffähig gemacht in Betreff ihrer Ausdrucksweise. In dem feinen Kleid, welches er seinen Landleuten giebt, kann er sie überall produciren. Die strengste ästhetische Kritik vermöchte nicht eine unziemliche oder ungehörige Silbe in seinen Gesprächen zu entdecken, und diese Dorfgeschichten könnte man in ihrem zierlichen Bau eigentliche Dramen nennen, die nur durch einzelne Scenen ausgeführt werden. So effektvoll und knapp ist Alles geordnet, und so sehr ist der Erzähler darum besorgt, seinen Lesern jede Ungeduld und jede Ermüdung zu ersparen. Gegen diese Fertigvollendung und Glätte der Sprache nimmt sich Bitzius mit seiner Nachlässigkeit in der Schreibart, mit seiner Breite und Länge, seiner naturwüchsigen Derbheit fast so aus, wie ein Bauer mit

Holzschuhen und in der werktäglichen Arbeitsjacke neben einem Tänzer in feinen Escarpins und seidenen Strümpfen. Auerbach hebt seine Schwarzwälder Bauern zu sich in seine feine Gesellschaft herauf, und bürstet sie heraus, damit diese so überaus delikate Gesellschaft nicht bei ihrem Anblick sich entsetze oder unbehaglich fühle. Bitzius hingegen steigt zu seiner Welt herab, oder vielmehr bleibt ganz mit ihr auf gleichem Fuß und setzt seinen Stolz darein, seine Landleute nicht anders zu produciren als sie sind, was das Aeußerliche und ihre Erscheinung anbetrifft, weil er glaubt, daß sie sich in dieser Erscheinung gegenüber der sogeheißenen gebildeten Welt nicht zu schämen brauchen. Allein noch weit größer ist der Contrast zwischen beiden Dichtern, wenn wir auf den Inhalt, auf die Behandlung ihrer Stoffe, auf die Bildung, die Antecedentien, die Lebensanschauungen und die Zwecke Beider sehen. Fast sämmtliche Lebensfaktoren, die auf Jeden von Beiden einwirkten, mußten sie zu Antipoden machen, und gerade deshalb ist es vielleicht Schade, daß die beiden Männer sich nie gesehen und über ihre gegenseitigen Standpunkte und deren Motivirung gegenseitig haben aussprechen können, wiewohl wir glauben, daß eine Annäherung bei der Divergenz ihrer Gesichtspunkte kaum möglich gewesen wäre. Beide haben offenbar gleiche dichterische Begabung, das Leben des Volkes mit all seinen kleinen kennzeichnenden Zügen, die Sitten und Gebräuche, die Arbeiten und Feste, die werktägliche und sonntägliche Welt des Dorfes darzustellen, und Auerbach hat hierin noch gegen Bitzius den Vortheil, daß er selbst als eigentliches Dorfkind (nicht nur mit den Dorfkindern) aufgewachsen war, mithin dem Gefühl und der Anschauungsweise des Landmann's noch näher stand. Hingegen schrieb Auerbach bloß aus der Erinnerung seiner Jugendzeit, da er seit derselben in ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen lebte, während Bitzius fortwährend mitten im Volke stand und bis an seinen Tod sich täglich unter demselben bewegte, so daß er selbst mehr Volk

blick, um uns so auszudrücken, als Auerbach. Man muß ferner als günstigere Bedingung für Auerbach anerkennen, daß das Schwäbische Volks- und Dorfleben ungleich poesie- und gemüthreicher ist, als die rauhere, derbere und nüchternere Volksnatur in Bitzius' Heimath. Daher konnte Auerbach so viele sinnvolle und dem ächtesten Volksgeist entsprossene Volkslieder, Sinnsprüche und dergleichen in seine Dorfgeschichten einstreuen und diesen dadurch einen Reiz mehr geben, den wir bei Bitzius vergeblich suchen. Alles dies fehlt bei Bitzius, weil er es im Volk selbst entweder gar nicht, oder nur in ganz roher Form fand. Es mag auch geschehen, daß bei unserer Neigung zu dem Ferneren und Unbekannteren wir Schweizer zuweilen mehr von Auerbach, der Deutsche von Jeremias Gotthelf angezogen wird. Allein dies sind alles Nebengesichtspunkte. Von denselben ganz abgesehen, wird der Totaleindruck eines Jeden der beiden Schriftsteller auf den Leser, ein völlig verschiedener, ja ein entgegengesetzter sein. Bitzius stärkt, beruhigt und besänftigt, Auerbach regt auf und verdüstert. Bitzius scheint uns eine fröhliche, Auerbach eine traurige Botschaft zu bringen. Bei allem einzelnen Schönen, bei den vielen hellen Sonnenblicken in Auerbach's Erzählungen lassen uns dieselben doch im Ganzen ein trauriges Gefühl, eine Zerrissenheit zurück, die, wie wir glauben, daraus entstehen, daß Auerbach uns stets die heftigsten Conflikte und die unversöhnlichsten Gegensätze vorführt, die nur mit den grellsten Katastrophen und im besten Fall mit trüben Aussichten auf die Zukunft schließen können. Er trägt die großen Collisionen der Geschichte und der Gegenwart in ihrer bittersten, extremsten und feindseligsten Gestalt in die Gemüther seiner Dorfbewohner über, und seine hervorragendsten Figuren, die Hauptheldeu seiner größeren Erzählungen scheinen uns oft Pulverfässern zu gleichen, die jeden Augenblick auffliegen können, und zwischen denen umher zu wandeln, nicht ganz geheuer ist. Wir sind zwar weit entfernt, diese Leidenschaften und

Verbitterungen, dieſe verdüſterten und tief grollenden Stimmungen regieren zu wollen, und es wäre Manches von ihrer Berechtigung zu ſagen. Sie exiſtiren ohne Zweifel in der Wirklichkeit, aber nicht da, wohin Auerbach ſie verpflanzt, und nicht ſo, wie er ſie darſtellt. Sie ſcheinen vielmehr in ſeine Charaktere nicht ohne Zwang und Berechnung hineingetragen zu ſein, auch zugegeben, daß ein Schriftſteller unter dem Einfluß der Geſchichte und der gegenwärtigen Zuſtände und Verhältniſſe ſeines Landes und Volkes ſteht, und daß demnach Bitzius in Deutſchland und Auerbach in der Schweiz lebend, in Manchem anders geſchrieben haben möchten. Wir glauben, daß Auerbach's ſtarkgeiſtige und meiſtens tief tragiſch angelegte Helden des Dorfes ſich von Wahrheit und Natur entfernen, und daß das Leben, welches doch der wahren Dichtung Quelle ſein muß, Bitzius Recht giebt, wenn er dieſe Conflikte, wo ſie in die Welt des Landmann's hineinſpielen, weit milder, die Leidenſchaften, wenigſtens bei normaler Temperatur des Lebens, die der Dichter wiederum als Grundton annehmen muß, weniger grell, dieſe Gegenſätze verſöhnlicher darſtellt. Dieſe Probe der Vergleichung des Lebens mit dem Bild, der wirklichen Perſonen mit den dargeſtellten dichteriſchen würde zu Bitzius Gunſten ausfallen. Dieß wenigſtens bleibt unbeſtritten, und wir andern, die wir Bitzius' Heimathgenoſſen ſind und dieſe Probe hundertmal haben anſtellen können, müſſen es bezeugen, daß Bitzius ſeinen eigenen Zorn, den er als Schriftſteller oft genug ausſpricht, durchaus nie gezwungener Weiſe in die Charaktere hineinträgt, die den Schatten des Gemäldes, die ſchlimmere Seite der Dinge verſtellen. Er übertreibt und verzerrt ſie nicht, um dann aus ihrer größern Gehäſſigkeit deſto ſchärfer argumentiren zu können, dem Leſer einen um ſo tiefern Eindruck des Unwillens zu hinterlaſſen. So ſind z. B. im „Zeitgeiſt und Bernergeiſt", alſo in demjenigen Buch von Bitzius, welches am meiſten tendenziös und polemiſch iſt, Hunghans, der Vater und der Regierer

gewiß nicht ſeine Lieblinge, und doch iſt bei Keinem von Beiden Uebertreibung und abſichtliche, zu grelle Färbung vorhanden. Hunghans ſtößt uns nichts weniger als Haß ein, und vom Regierer nehmen wir den Eindruck mit, daß, wenn er auch in der Pinte „zur hintern Tugend“ bei einer Flaſche „bouchiertem“ allerlei friwoles Zeug ſchwatze, doch unter vier Augen oder in der Audienzſtube wohl ein vernünftig Wort mit ihm zu reden und er der allerſchlimmſte nicht ſei. Auch deutet der ſcheinbar ganz kleine Umſtand, daß beide Freunde, die ſpäter die Politik trennt, im gleichen Taufwaſſer getauft worden, auf vortreffliche Weiſe an, daß der Zwieſpalt wieder ausgeglichen, Friede und Freundſchaft neu werden befeſtigt werden, und daß zwiſchen ehrenwerthen und geſetzten Naturen die politiſche Meinungsverſchiedenheit, wenn ſie nicht durch andere Dinge ſich vergiftet, keinen unverſöhnlichen Krieg zu ſtiften brauche, und ſtifte. — Man hat Bitzius oft den Vorwurf gemacht, er ſei in der Schilderung des Volkes, ſeines Volkes, Peſſimiſt, er male zu ſehr in's Schwarze. Dieß haben wir nun nie finden können. Er weiß uns im Gegentheil recht lebhaft für das Volk und deſſen ſchätzenswerthe Seiten zu intereſſiren, und ſeine Schriften ſchienen uns auf alle Unbefangenen den Eindruck machen zu müſſen, daß es ſich mitten unter ſeinen Emmenthalern und Oberaargauern nicht etwa nur erträglich, ſondern recht behaglich, ſicher und glücklich leben laſſe, während wir in Auerbach's Dorfgeſchichten ſehr oft das Gefühl haben, als ob wir unter Vulkanen oder gefüllten Pulverfäſſern umherwandelten. Wir erlauben uns, das Letztere an einigen Beiſpielen auszuführen.

So ſtellt in Auerbach's großer Erzählung „Lucifer“ der Bauer Lucian, eine Art von Uriel Akoſta, von welchem man aber weit weniger als vom wahren hiſtoriſchen oder von Gutzkow's poetiſchem Akoſta begreift, wie er ein ſolcher geworden, den ſchärfſten Gegenſatz philoſophiſcher Aufklärung und Freidenkerei gegen die hiſtoriſche Kirche mit ihren poſi-

tiven Institutionen und Traditionen dar, welche Letztere dann der Pfarrer vertritt. Beide stehen sich von Anfang an mit ihren Principien so feindselig, mit so unerbittlicher Unversöhnlichkeit gegenüber, daß an Vermittlung nicht zu denken ist, und wir fortwährend Aussicht auf die heftigsten Conflikte haben. Nach einer Menge solcher Collisionen, von der Unterbrechungsscene in der Kirche bis zur nächtlichen Mißhandlung des Pfarrers im Freien und deren Folgen, wandert Lucian nach Amerika aus. Der wackere und philosophische Mann mag sich aber auch dort wohl vorsehen, daß er keinen solchen Mordspektakel in der Kirche und während des Gottesdienstes anfängt; denn es könnte ihm sonst als „Infidel“ trotz aller anglo-amerikanischen Freiheit wohl noch schlimmer ergehen, als in seinem ehrlichen Schwabenland. Wie ganz anders harmlos und von köstlicher Komik, wie natürlich und innerlich wahrscheinlicher als die forcirte Kirchenscene in Auerbach ist jene heitere in Bitzius, da Felix in der „Behfreude“ in der Kirche einschläft und auf einmal im Traum laut ausruft: Aenneli, gieb mir es Müntschi (einen Kuß)! zur großen Erbauung der Zuhörer und besonders des anwesenden Vaters, des gestrengen Herrn Ammann's. — Gerade bei solchen Erzählungen, wie Auerbach's „Lucifer“ ist, haben wir das Gefühl, daß uns der erschütternde, gewaltige Zusammenstoß großer Gegensätze und feindlicher Principien, wie die Geschichte sie von jeher aufgewiesen hat und stets aufweisen wird, hier in einer Sphäre und zwischen Personen geschildert wird, wie wir es dem Leben und unserer Erfahrung gemäß nicht natürlich finden. Die Geschichte sollte auch hierin unsere Lehrerin sein. Wenn z. B. ein Arnold von Brescia der römischen Hierarchie, oder wenn ein Luther einem Leo X. gegenüber steht, so erscheint uns da Alles wohl motivirt und von innerer Nothwendigkeit getragen, während uns dieser philosophische Lucian in Nordstetten eher kalt läßt, weil wir die Naturwahrheit des Charakterbildes be-

zweifeln müſſen und das Colorit für dieſe Sphäre und Umgebung weitaus zu ſtark und grell finden.

Auch „Ivo der Hairle“ giebt uns dieſe Empfindung des unverſöhnlich Zwieſpältigen, und auf dieſem Gebiet des Religiöſen und Kirchlichen ſtehen ſich Bitzius und Auerbach überhaupt am ſchroffſten entgegen, da Letzterer außerhalb aller chriſtlichen Confeſſionen und eigentlich außerhalb aller und jeder Confeſſion ſteht, Bitzius hingegen ganz im Proteſtantismus wurzelt, und von philoſophiſchem Spinozismus ſo weit als möglich entfernt iſt.

Die „Frau Profeſſorin“ zeigt eine ähnliche Zerklüftung und unverſöhnliche Mißverhältniſſe, dem ſpröden Steine gleich, der unter dem Schlag des Hammers nur in Stücke ſpringt, nie zu meißeln iſt. Das Thema dieſer berühmt gewordenen Erzählung ſcheint uns in der „Lehrersbraut“ von Melchior Meyr (Erzählungen aus dem Ries) weit natürlicher und mit mehr innerer Wahrſcheinlichkeit behandelt. Lorle und Reinhard bei Auerbach ſind ſolche Extreme, daß eine Verknüpfung derſelben weit unnatürlicher erſcheint als das Zurückſpringen eines Jeden in ſeine alte gewohnte Lage. Wenn wir die Emmenthalerinnen von Bitzius mit der Naivetät der Lorle vergleichen, ſo ſcheint uns dieſe letztere etwas forciert. Bitzius hätte z. B. keines ſeiner Landmädchen einem Prinzen gegenüber ſo naiv und überkindlich erſcheinen laſſen, wie die Frau Profeſſorin, als ſie dem Prinzen vorgeſtellt wird, weil es ihm der Wahrheit zuwider geſchienen hätte, daß in ſolchem Fall die natürliche Schüchternheit und Blödigkeit nicht das vorherrſchende und übermächtige Gefühl geweſen wäre, ohne daß man deßhalb auf orientaliſchen Sklavenſinn hätte ſchließen dürfen. Der Schweizer hätte aber auch keine ſeiner Anne Mareili, Breneli oder Mädeli ſo bloß ſtellen mögen, wie Auerbach ſeine Frau Profeſſorin bei dieſem Anlaß und zwar ohne Compenſation für den Leſer bloß ſtellt, da das herablaſſende Compliment des Prinzen an Reinhard, daß er da einen wahren Naturſchatz beſitze, uns nur

noch mehr über die dumme Rolle ärgert, welche des Malers Eitelkeit seine Frau spielen läßt. Die Scene mag daher für die Lesewelt als etwas ganz Ueberraschendes und Pikantes vortrefflich ausgedacht sein, aber der Wahrheit und dem Leben entnommen ist sie nicht. Dieser Reinhard erscheint übrigens als eine so haltlose Persönlichkeit, daß die Bekehrung Lorle's zur „Bildung" durch jeden Andern leichter hätte geschehen können als durch ein solches Exemplar von Zerfahrenheit. Allein sein Charakter mußte eben so angelegt werden, um den Gegensatz recht unversöhnlich und die Kluft zwischen natürlichem, ursprünglichem Leben und städtischer Verfeinerung, zwischen Land und Stadt so groß und unübersteigbar als möglich zu machen.

Die Charaktere von Bitzius haben daher mehr innere Nothwendigkeit, sie können nur so und nicht anders handeln, als sie handeln; ihr ganzer Charakter ist stets aus Einem Guß, ist mit seiner ersten Anlage gegeben, während Auerbach, wie Julian Schmidt richtig bemerkt, in seinem Schaffen etwas Mosaikartiges hat, nie aus vollem Holze schneidet, nie in's Große malt, von einzelnen Bildern, Motiven und Situationen beherrscht wird und jenen Zauber nicht besitzt, wie Bitzius, über seine Schöpfungen souverain zu gebieten. Bei Auerbach wissen wir selten zum Voraus, wie seine Personen im gegebenen Falle handeln werden, und man könnte oft seine Charaktere und Situationen verändern und umbiegen, ohne ihrer Wirkung wesentlich zu schaden. Dieß ließe sich bei Bitzius schlechterdings nicht thun. Auerbach's Hauptfiguren könnten, wenn man ihnen den Bauernrock auszöge, noch ganz gute Romanhelden sein, während Bitzius' Landleute, wenn sie aus ihrer Umgebung, aus ihrem Leben weggenommen würden, in ihren Charakteren geradezu vernichtet und aufgehoben würden. Dieß eben zeugt für die weitaus größere individuelle Wahrheit und Naturtreue derselben. Wir ziehen daher auch bei Auerbach diejenigen Charaktere, die wie der Tolpatsch, der

geweſene Sträfling Jakob und Andere, zwar ganz beſcheiden aber dafür auch wahrer, treuer, originaler angelegt ſind, ſeinen Haupthelden und Kraftmenſchen weit vor und der einzige Tolpatſch iſt uns poetiſch lieber, als Luzian, Alban und Florian zuſammen genommen.

In den Schwarzwälder-Dorfgeſchichten erſcheinen überhaupt die allgemeinen Zuſtände faſt unheilbar und haben etwas Deſperates. Nur die größten Revolutionen ſcheinen da helfen zu können. Die Repräſentanten der beſtehenden Staatsordnung erſcheinen meiſt im widerlichſten und gehäſſigſten Licht. Es ſind meiſt herzloſe, ſchlimme Leute, und die Ausnahmen dann wieder zu ſentimental. Da iſt Bitzius ganz anders, weil er gegen Niemand verbittert iſt und ſeine Figuren nie die eigene Stimmung oder Verſtimmung entgelten läßt. Sein Oberamtmann z. B. (im „Oberamtmann und Amtsrichter") iſt ein Regierungsbeamter der alten Zeit, aus der Reſtaurationsepoche. Derſelbe iſt vorzüglich gut gezeichnet, weder geſchmeichelt noch in zu gehäſſiges Licht geſtellt. Die Zeichnung iſt ein ganz treues Zeitbild. Eben ſo der Rathsherr in Bern, der dann den Zwiſt beider Männer auf kluge und freundliche Weiſe ausgleicht. Von ähnlichem Schlag iſt der alte Junker Oberamtmann im „Schuldenbauer", der wunderliche und eigenſinnige, aber höchſt ehrenwerthe und gerechtigkeitsliebende Schloßherr, bei welchem Hans Joggi zuletzt Pächter wird. Alle dieſe Charaktere ſind nicht pikant; man bewundert, aber man verwünſcht ſie auch nicht. Sie ſind wahr und natürlich.

Diejenigen Perſonen, die bei Auerbach das Alte und Herkömmliche vertheidigen und darſtellen, ſind meiſt ſtarre, eiſerne Naturen, hie und da eigentliche Unmenſchen, die Alles und Alle einem Vorurtheil opfern. So iſt der alte Furchenbauer im „Lehnhold" eine wahrhaft dämoniſche Figur, gegen welche gehalten der härteſte Bauerncharakter von Bitzius, der Dorngrütbauer in „Geld und Geiſt", als ein wahres Lamm erſcheint. Dieſer Furchenbauer hat einmal dem einen Sohn mit

dem Peitschenstiel ein Auge ausgeschlagen, und sperrt den Andern in den Keller ein, um ihn mürbe zu machen und ihm die Unbeschränktheit seiner väterlichen Gewalt zu zeigen. Dem einzigen Hauptgedanken, der seine ganze Seele füllt, daß nämlich sein großes Bauerngut nicht getheilt werden dürfe, opfert er schonungslos Glück und Frieden seiner Kinder auf, von denen der älteste und zum Majorat berechtigte Sohn, Alban, der Hauptheld der Erzählung, der Märtyrer der Idee des Theilungsrechts oder der Hofmetzgerei, wie sie die Anhänger der Untheilbarkeit nennen, wird. Diese Theilung der großen Höfe ist das Argument der Erzählung, die, wie viele andere von Auerbach, auch den Kampf zwischen unversöhnlichen Principien darstellen soll und mit einer grausigen Katastrophe schließt. Solche Katastrophen nun an diese bäuerlichen Verhältnisse zu knüpfen, scheint uns gegen Natur und Wahrheit. Dergleichen Familientrauerspiele, wie Auerbach im „Lehnhold" eines darstellt, hätte Bitzius, der sich für seine Charakterbilder und Geschichten immer bei der Wirklichkeit und innern Wahrheit Raths erholte, in seiner Heimath nicht einmal aus Kriminalakten schöpfen, noch weniger aus dem Leben in seiner Umgebung selbst erfahren können. Und doch hätte das in Bitzius' Heimathkanton noch jetzt geltende und im Emmenthal besonders heimische und früher oft auf unbillige Weise benutzte und ausgeübte Vorrecht des jüngsten Sohnes auf den väterlichen Hof hier nicht weniger, als die Untheilbarkeit der Höfe in deutschen Landen, dergleichen Familienkatastrophen mit Begleitung von Mord und Todtschlag veranlassen müssen, wenn die menschliche Natur so geneigt zu solchen wäre und die logische Entwicklung solcher Institute wie Majorate und Minorate (die allerdings ihre starke Schattenseite auch haben und angegriffen werden können, aber so lange sie bestehen, einen Theil der Landessitte ausmachen, die allgemein respektirt wird) so heftige Kollisionen unmittelbar mit sich brächte.

So scheint uns bei Auerbach das Unheil stets vor der

Thüre zu lauern. Alle Verhältniſſe haben etwas Verbittertes und Zerriſſenes. Giftige Leidenſchaften kochen überall im Innern. Alles droht aus ſeinen Fugen gehen zu wollen. Was ſeiner Stellung nach untergeordnet erſcheint, iſt mit Neid erfüllt und die übergeordneten ſocialen Stellungen enthalten faſt nur herzloſe Kälte, Despotismus, mißtrauiſche Furcht. Der Himmel, der über dieſer Welt ſich wölbt, iſt entweder trübe und ſonnenleer, oder ſelbſt wenn die Sonne ſcheint, wenn Landſchaft und Perſonen in duftigem Glanze ſchimmern, iſt ſchon am Horizont jenes Wölkchen ſichtbar, welches den Schiffern auf dem Ocean baldigen abendlichen Sturm verkündigt Der Reiz dieſer Erzählungen voll Durchſichtigkeit, Klarheit und Beſtimmtheit, voll Sinn für das Schöne in der Natur und voll Gefühl für das, was das menſchliche Herz bewegt und aufregt, wird durch die denſelben inwohnende Tragik momentan vielleicht erhöht, allein der Zwieſpalt des Lebens wird in unſre Bruſt getragen und nicht wieder hinweggenommen, wir wandeln in heißer, ſchwüler Luft und möchten tief aufathmen, als ob uns eine bange Stunde bevorſtände. Die Empfindung, die uns Auerbach giebt, iſt das was man gemeiniglich Weltſchmerz nennt.

Auerbach huldigte bei großem dichteriſchem und vielleicht noch größerem philoſophiſchem Talent, ganz dem Geſchmack der durch Romanenlektur aller Art überſättigten Zeit, deren ekler Gaumen nach immer ſtärker Pikantem verlangt, und überall, im Dorf wie in der Stadt, in der Hütte wie im Palaſt die heftigſten ſpannendſten Kolliſionen, die furchtbarſten überraſchendſten Kataſtrophen fordert und auf jede Weiſe ſich aufregen will. Bitzius hingegen weiſ't alle ſolche Dinge auf's Entſchiedenſte ab, und hat ſich von den Forderungen des herrſchenden Geſchmacks völlig emancipirt, vielmehr den letztern durch ſeinen Gegenſatz oft förmlich herausgefordert, und gleichwohl hat er ſein Publikum gefunden, und wird von Alt und Jung und in den verſchiedenſten Kreiſen geleſen. Dieſe Widerſprüche in den

Stimmungen der so geheißenen gebildeten Welt, die das Ungleichartigste mit gleichem Appetit zu verschlingen scheint, könnten uns wundern, wenn wir nicht täglich an noch größere und schlagendere gewöhnt würden. Was die lesende Welt zu Bitzius hinzog, war das Bedürfniß nach frischer Luft und geistiger Gesundheit. So bleibt er in der Literatur unsrer Zeit und namentlich in Vergleichung mit den zahlreichen Schriftstellern, welche gleiche oder ähnliche Stoffe behandelten, eine höchst hervorragende und einzige Erscheinung, an welcher wir, wenn wir nur nicht Unmögliches oder Widersprechendes von ihr verlangen und sie in ihrer Sphäre festhalten, eine ungetheilte Freude haben können. Denn wir werden uns so wenig darüber täuschen, ob ein Schriftsteller, sei er alt oder neu, unsre geistige Gesundheit fördere, unser Lebensgefühl erhöhe, unserm innersten Wesen gemäß sei, mithin unsern geistigen Reichthum mehre, als wir im Zweifel darüber sein können, ob uns bestimmte Temperatur- oder klimatische Verhältnisse, eine bestimmte Lebensweise oder Diät zusagen oder nicht, uns Gesundheit oder Krankheit bringen. Bitzius gehört nun zu denjenigen Schriftstellern, von welchen man behaupten kann, daß sie uns nicht nur innerlich gesund und geistig frisch erhalten, sondern daß ihnen auch eine Heilkraft inwohne, um uns von krankhaften Stimmungen und Bestrebungen zu befreien, denen wir leider so vielfach ausgesetzt sind. Ueber diese heilende Wirkung seiner Schriften liegen uns merkwürdige Zeugnisse in Briefen vor, die von fern lebenden Lesern, die nur den Schriftsteller kannten, mit dankendem Gefühl an Bitzius gerichtet wurden. Wenn Zimmermann in seinem Buch über die Einsamkeit von einer Dame spricht, die er mit Plutarch's Lebensbeschreibungen von hysterischen Zuständen kurirt und dem Hauswesen und der Küche wieder gewonnen habe, so läßt sich in gleicher Weise auch von den Schriften von Bitzius sagen, daß sie uns nicht nur wie reine Bergluft und herrliche Natur mit erhöhter Lebens- und Strebelust erfüllen, sondern daß sie uns

wichtige Impulſe für's Leben geben, daß wir von ihrer Lektüre weg nicht bloß mit Luſt an jede Arbeit gehen können, was immer ein Kennzeichen geſunder Bücher iſt, ſondern daß wir auch, von ihnen angeregt, gleichſam neue Fittige fühlen, unſer Leben mit friſchem Sinn neu zu ordnen und zu geſtalten, mit dem Pfunde zu wuchern, welches Jedem, dem Kleinſten wie dem Größten, anvertraut iſt, und die mannigfachen Kräfte in uns zu entwickeln, deren Uebung und Entfaltung zu möglichſter Vollkommenheit wir als unſre höchſte Beſtimmung erkennen müſſen.

Druck von Brandes & Schulze in Berlin, Roßſtraße 7.

Inhalts-Verzeichniß

zu

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelten Schriften.

Ausgabe letzter Hand.

Erſter Band.

Mit dem Bilde Jeremias Gotthelfs in Stahlſtich und einem Facſimile.

Der Bauernſpiegel, oder Lebensgeſchichte des Jeremias Gotthelf.

Zweiter Band.

Uli der Knecht.

Dritter Band.

Uli der Pächter.

Vierter Band.

Käthi die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth.

Fünfter Band.

Leiden und Freuden eines Schulmeiſters. Erſter Theil.

Sechster Band.

Leiden und Freuden eines Schulmeiſters. Zweiter Theil.

Siebenter Band.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Erſter Theil.

Micheli Brautſchau. S. 1. — Der Oberamtmann und der Amtsrichter. S. 173. — Die drei Brüder. S. 257. — Servaz und Pankraz. S. 295. — Wie Jeggeli eine Frau ſucht. S. 313. — Elſi, die ſeltſame Magd. S. 415. — Der Notar in der Falle. S. 387. — Die Schlachtfeier. S. 469. — Das Liſebethli. S. 425.

Achter Band.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Zweiter Theil.

Kurt von Koppigen. S. 1. — Wie Christen eine Frau gewinnt. S. 143. — Die beiden Raben u. der Holzdieb. S. 197. — Die Rabeneltern. S. 209. — Der Nettis-Ruhrmann. S. 221. — Der Besuch. S. 241. — Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung. S. 281. — Das arme Käthli. S. 300. — Die Jesuiten und ihre Mission im Canton Luzern. S. 327.

Neunter Band.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Dritter Theil.

Der Besuch auf dem Lande. S. 1. — Segen und Unsegen. S. 67. — Ein deutscher Flüchtling. S. 103. — Wurst wider Wurst. S. 145. — Wahlanglen und Nöthen des Herrn Böhneler. S. 171. — Sage vom Meyer auf der Mutte. S. 223. — Das Erdbeeri Marelli. S. 249. — Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken. S. 303. — Der Besenbinder von Rychlswyl. S. 343.

Zehnter Band.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Vierter Theil.

Der Ball. S. 1. — Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht. S. 93. — Niggi Ju. S. 125. — Barthli der Korber. S. 143. — Hans Berner und seine Söhne. S. 235. — Der Sennntag des Grebrauers. S. 253. — Die Frau Pfarrerin. S. 303.

Elfter Band.

Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz.

Zwölfter Band.

Durs li der Branntweinsäufer. S. 1.

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. S. 131.

Hans Jeggeli, der Erbvetter, und Harzer Hans, auch ein Erbvetter. S. 223.

Dreizehnter Band.

Geld und Geist, oder die Versöhnung.

Vierzehnter Band.

Zeitgeiſt und Bernergeiſt.

Fünfzehnter Band.

Bilder und Sagen der Schweiz. Erſter Theil.
Die ſchwarze Spinne. S. 1. — Das gelbe Vögelein und das arme Margritli. S. 101. — Der letzte Thorberger. S. 115. — Ein Bild aus dem Uebergang 1798. S. 269.

Sechszehnter Band.

Bilder und Sagen der Schweiz. Zweiter Theil.
Der Druide. S. 1. — Die Gründung Burgdorfs, oder die beiden Bruder Sintram und Bertram. S. 73.
Der Knabe des Tell. S. 199.

Siebenzehnter Band.

Die Armennoth. S. 1.
Hans Jakob und Heiri, oder die beiden Seidenweber. S. 199.

Achtzehnter Band.

Der Geltstag, oder die Wirthſchaft nach der neuen Mode.

Neunzehnter Band.

Erlebniſſe eines Schuldenbauers.

Zwanzigſter Band.

Die Käſerei in der Vehfreude.

Einundzwanzigſter Band.

Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Erſter Theil.

Zweiundzwanzigſter Band.

Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Zweiter Theil.

Dreiundzwanzigster Band.

Ein Sylvestertraum. S. 1.
Die Wassernoth im Emmenthal. S. 53.
Dr. Derbach der Wühler und die Bürgenherren in der heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847. S. 136.
Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein. S. 199.
Erklärung der schwierigern dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs gesammelten Schriften. Zusammengestellt von Alb. v. Rütte, Pfarrer.

Vierundzwanzigster Band.

Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), sein Leben und seine Schriften. Dargestellt von Dr. E. Manuel.

Alphabetisch geordneter Inhalt

der

einzelnen Erzählungen

in

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelten Schriften.

Ausgabe letzter Hand.

	Band	Seite
Anne Bäbi, s. Wie Anne Bäbi.		
Armennoth, die	XVII.	1
Ball der	X.	1
Barthli der Korber	X.	143
Bauernspiegel, der, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf	I.	
Besenbinder, der, von Rychiswyl	IX.	343
Besuch, der	VIII.	241
Besuch, der, auf dem Lande	IX.	1
Bild, ein, aus dem Uebergang 1798	XV.	269
Brüder, die drei	VII.	257
Dr. Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847	XXIII.	136
Druide, der	XVI.	1
Durstli, der Branntweinsäufer, oder der heilige Weihnachtsabend	XII.	1
Elsi, die seltsame Magd	VII.	335

	Band	Seite
Erdbeeri Mareili, das	IX.	249
Erlebnisse eines Schuldenbauers	XIX.	
Flüchtling, ein deutscher	IX.	103
Frau, die, Pfarrerin	X.	303
Geld und Geist, oder die Versöhnung	XIII.	
Geltstag, der, oder die Wirthschaft nach der neuen Mode	XVIII.	
Geschichte, eine alte, zu neuer Erbauung	VIII.	281
Gründung, die, Burgdorfs oder die beiden Brüder Sintram und Bertram	XVI.	73
Hans Berner und seine Söhne	X.	225
Hans Jakob und Heiri, oder die beiden Seidenweber	XVII.	199
Hans Joggeli der Erbvetter und Harzer Hans, auch ein Erbvetter	XII.	223
Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz	XI.	
Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht	X.	93
Jesuiten, die, und ihre Mission im Canton Luzern	VIII.	327
Käserei, die, in der Vehfreude	XX.	
Kätheli, das arme	VIII.	309
Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth	IV.	
Knabe, der, des Tell	XVI.	199
Kurt von Koppigen	VIII.	1
Leiden und Freuden eines Schulmeisters. 2 Bände.	V. u. VI.	
Lisebethli, das	VII.	425
Michels Brautschau	VII.	1
Mordio-Fuhrmann, der	VIII.	221
Niggi Ju	X.	123
Notar, der, in der Falle	VII.	367
Oberamtmann, der, und der Amtsrichter	VII.	173
Pfarrerin, die Frau, s. Frau.		
Raben, die beiden, und der Holzdieb	VIII.	197
Rabeneltern, die	VIII.	209
Sage vom Meyer auf der Mutte	IX.	223

	Band	Seite
Schlachtfelder, die	VII.	409
Schweizers, eines, Wort an den schweizerischen Schützenverein	XXIII.	199
Segen und Unsegen	IX.	67
Servaz und Pankraz	VII.	295
Sonntag, der, des Großvaters	X.	255
Spinne, die schwarze	XV.	1
Sylvestertraum, ein	XXIII.	1
Thorberger, der letzte	XV.	115
Uli der Knecht	II.	
Uli der Pächter	III.	
Vögelein, das gelbe, und das arme Margritli	XV.	101
Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler	IX.	171
Wassernoth, die, im Emmenthal	XXIII.	53
Wege, die, Gottes und der Menschen Gedanken	IX.	303
Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. 2 Theile	XXI. u. XXII.	
Wie Christen eine Frau gewinnt	VIII.	143
Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen	XII.	131
Wie Joggeli eine Frau sucht	VII.	313
Wurst wider Wurst	IX.	145
Zeitgeist und Bernergeist	XIV.	

Bitzius, Albert (Jeremias Gotthelf), sein Leben und seine Schriften, dargestellt von Dr. E. Manuel XXIV.

Erklärung der schwierigern dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs gesammelten Schriften. Zusammengestellt von Alb. v. Rütte, Pfarrer. XXIII.